Kleine
geſammelte Schriften

des

Herrn von Kotzebue,
Präſidenten des Gouvernements-Magiſtrats
in der Provinz Ehſtland.

Erſter Band.

Mit Kupfern.

Reval und Leipzig,
bey Chriſtian von Glehn, und in Commiſſion bey
Paul Gotth. Kummer. 1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An den

Herrn Staatsrath

von **Alopeus**,

Ruſſiſch-Kaiſerlichen Miniſter am
Biſchöflich-Lübeckiſchen Hofe, Ritter
des Ordens des heiligen Wladimer.

Theureſter Freund,

Nehmen Sie dieſes öffentliche Zeichen meiner Liebe, meiner Achtung, meiner Dankbarkeit, mit eben dem Herzen auf, mit welchem ich es Ihnen darbringe; und wenn Ihre ernſteren Geſchäfte Ihnen eine Stunde für dieſe Lektüre übrig laſſen; ſo beurtheilen Sie dies Buch mit freundſchaftlicher Nachſicht. Ich weiß recht gut, daß dergleichen Produkte in der litterariſchen Welt einen ſehr geringen Werth haben, daß ſie entſtehen und verſchwinden, ehe noch der Verfaſſer ihres Daſeyns froh geworden; ich bilde mir nichts darauf ein, es ſind Kinder meiner Laune und meiner

Nebenſtunden, geſchrieben für die Laune und Nebenſtunden anderer Menſchen. Ich bin daher auch nicht ſo kühn zu hoffen, daß dieſes Ihnen gewidmete Produkt, Ihrem Ehrgeiz auch nur im geringſten ſchmeicheln werde; aber Ihr Herz, Ihr vortrefliches Herz, wird fühlen, was ich eigentlich damit ſagen wollte. Ich bin ſtolz darauf dieſer Schrift Ihren Namen, als den Namen meines Freundes vorſetzen zu dürfen.

Der Verfaſſer.

No. I.

Zaide

oder

die Entthronung Muhamed des Vierten.

Hiſtoriſche Novelle.

Mächtig iſt die Triebfeder der Ehre! nicht Gefahr noch Schreckbild des Todes vermag zu feſſeln die Hand, die nach dem Zepter ſich ſtreckt; aber tauſendfach unerſchütterlicher iſt der Plan den die Liebe entwarf. Nur ſie ſtürzt ſich lächelnd in brauſende Fluten; nur ſie ſpielt muthwillig mit Felſen und Bergen; nur ſie macht, wenn ſie will, die Sonne am Mittage blind, nur die Liebe iſt ſtark wie der Tod, und nur Liebe und Tod machen uns einander gleich.

Das Unglück, das die ottomanniſchen Waffen in dem Kriege mit dem deutſchen Kaiſer verfolgte, war nicht die einzige Urſach des Sturzes Muhamed des Vierten.

Wahr iſts, der türkiſche Pöbel hält den Mann, den das Schickſal haßt, für einen Feind Gottes und ſeines Propheten; und glaubt ſich, ſonderbar genug! berechtigt, den Unglücklichen dem Staate zu opfern, der nichts verbrach, als daß er unglücklich war. Doch was auch dieſe Gährung des Pöbels zu der Enttrohnung Muhamed des Vierten beytrug; ſo ſpann doch nur die Liebe den Faden, und ließ ihn verſteckt durch andre verweben.

Sultan Ibrahim, Muhameds Vater, der bis zum Jahr 1648. das türkiſche Reich beherrſchte, war der flatterhafteſte Wollüſtling, der je auf einem Throne ſaß. Seine, mit Spiegeln getäfelten Wände, ſeine mit Zobelfellen belegten Betten, ſeine Kunſt, die erſchöpfte Natur durch Arzeneyen zu unterſtützen,

ſtützen, ſeine Sammlung muthwilliger Gemählde, der Widerſtand, den die Damen ſeines Serails ihm oft auf ſeinen eigenen Befehl thun mußten; — alles dies, und tauſend andere kleine Anekdoten, bey deren Erzählung mir die Ehrbarkeit die Feder aus der Hand reißen würde, ſtellen ihn hinlänglich als den feinſten. in der Schule der Wolluſt graugewordenen Kämpfer dar. Natürlich daß eine Speiſe ihm nie lange behagte; daß eine Blyme ihm nur wenig Augenblicke Wohlgeruch duftete. Ein Weib, das er Sukir Para, das iſt ein Stückgen Zucker nannte, ſchon zu alt um ſelbſt Liebe zu erwecken, kuppelte nun für ihren ehemaligen Buler, und ſammelte die erſten Roſenknoſpen für die unerſättliche Weſpe. Doch bald waren die Fluren leer, und Ibrahim wagte es, ſein kühnes Auge auf Morads, ſeines Bruders Wittwe zu werfen. Hohn war die Antwort, Verachtung der Lohn ſeiner Brunſt. Sukir Para, um die üble Laune zu zerſtreuen, die der Gedanke, dieſe einzige Luſt nicht gebüßt zu haben, nothwendig hervorbrachte; berichtete Ibrahim, daß der Mufti eine ſchöne Tochter habe.

Der Mufti, der Pabſt des türkiſchen Reiches, iſt eine heilige Perſon, vor der ſelbſt der Kaiſer zittert; in ſeiner Hand ſteht nicht ſelten das Schickſal des Thrones, ſein Fetſa *) iſt gleich dem römiſchen Bannſtral. Es wäre Unſinn geweſen ſeine einzige Tochter zur Beyſchläferinn zu rauben; Ibrahim warb um ſie als Sultaninn. Der verſchmitzte Alte, der ſeinen Mann kannte, und wußte, daß er ſchon verſchiedene Söhne hatte, ſchüttelte ſein graues Haupt, und gab ehrerbietig zur Antwort: „Mir verbietet der Koran „meine Tochter zu zwingen, ihre Wahl iſt „die meinige.“ Stolz und voller Selbſtvertrauen wandte ſich Ibrahim an das Mädgen, das, vom Vater unterrichtet, gern oder ungern, die Ehre Sultaninn zu heiſſen,

aus-

---

*) Fetſa, ein Decret des Mufti.

ausſchlug. Unbefriedigte Wolluſt iſt gleich einem gereizten Tiger; der Mufti ward verbannt, das Mädgen gewaltſam entführt, geſchändet, und ſo dem armen, alten Vater zurückgeſandt, in deſſen Bruſt von dieſem Augenblick an die glühendſte Rache kochte. Er verband ſich mit Mehemet Paſcha, einem angeſehenen Mitgliede des Divans, und mit dem Aga der Janitſcharen, ja er wußte ſogar die Mutter des Sultans in ſein Intereſſe zu ziehen.

Am ſiebenten Auguſt 1648. erdroſſelten die Janitſcharen den Vezier, und zwangen den Kaiſer das Reichsinſiegel dem Mehemet Paſcha zu übertragen. Tages darauf ertheilte der Mufti ein Fetſa, kraft deſſen Ibrahim vor den verſammelten Divan gefordert wurde, ſeine bisherige Regierung zu verantworten. Ibrahim ſpottete der Ladung und zerriß das Fetſa. Ein zweytes noch ſchärferes erſchien, des Inhalts: „daß der „Sultan, durch Zerreißung des Fetſa der

„Macht Gottes geſpottet; daß er alſo kein „Gläubiger, ſondern ein Gawr ſey, unwerth „den Thron der Ottomannen länger zu bekleiden."

Ibrahim befahl dem Vezier, den Kopf des Mufti zu holen, aber umſonſt! Schon drangen die Janitſcharen von allen Seiten ins Serail, und der unglückliche Sultan floh in die Arme ſeiner Mutter. Er ward in ein Zimmer geſperrt und bewacht. Wütend rannte er mit dem Kopf gegen die Wand, um ſich das Leben zu nehmen. Dieſer letzte Wunſch ward gewährt, vier Stumme erdroſſelten ihn.

Er hinterließ drey Söhne: **Muhamed** in einem Alter von zehn Jahren, Sultan unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter; Solimann ein Jahr jünger, und den fünfjährigen Achmet.

Muhamed ward bald ein Mann, ſchön und geiſtreich, geſchickt in Leibesübungen, tapfer, höflich, großmüthig, freygebig, brauſend in der Liebe, warm in der Freundſchaft, und nie kalt gegen wahres Verdienſt. Der Karakter Solimanns hingegen trug das Gepräge der Verſtellung und der Melancholie. Er ſprach wenig aus Politik; er ſtudierte den Koran aus Politik; auch er war kein Feind der Liebe; aber ſeine Leidenſchaften giengen nie ohne Mantel. So waren die Brüder beſchaffen, deren Einen Landesſitte und der Sturm der Janitſcharen auf den Thron ſeines Vaters rief; indeß der andere im Serail, unter Weibern und halben Männern, im Taumel des Ueberfluſſes, vergebens nach ſeiner Freyheit ſchmachtete. Den jüngern Bruder Achmet, hatte die Natur ſo übel geformt, und ſeinem Verſtande ſo enge Grenzen geſetzt, daß er in dieſer Geſchichte keine Rolle weiter ſpielt.

Hundert Beyſpiele ſeiner Vorgänger würden Muhamed entſchuldiget haben, wenn er ſeine Brüder aus dem Wege geräumt hätte: Er that es nicht, ſelbſt dann nicht, als ſein Horizont von Jahr zu Jahr ſchwärzer zu werden begann, und Jeder der ein Recht zum Throne hatte, dem gährenden Pöbel eine willkommene Puppe war, mit der er eine Zeitlang ſpielte, und ſie in Purpur kleidete, oder wegwarf, nachdem es den Janitſcharen gefiel. Muhamed begnügte ſich, ſeine Brüder immer mit ſich zu führen, und nicht immer mit ſcharfen Augen über ihr Betragen zu wachen, denn Argwohn war ſeiner Heldenſeele fremd.

Aus der Nacht eines tiefen Kerkers zog die Sultaninn Mutter den Baſſa Cuproli hervor, machte ihn zum Vezier, übergab ihm das Siegel des Reichs, und ſtellte ihn an die Spitze des Divans. Sein Vater war ein franzöſiſcher Renegat, gebohren in Champagne ohnweit Chalons, in einem Dorfe das Cyperli hieß, daher ſein Name, den er auf die Nachwelt pflanzte. Ein Mord aus Uebereilung, zwang ihn zur Flucht. Das Schiff, welches ihn trug, ward von türkiſchen Freybeutern genommen, und Cuproli wankte keinen Augenblick in der Wahl zwiſchen Turban oder Sklavenwamms. Er kam nach Conſtantinopel, nahm Dienſte unter den Janitſcharen, ſeine Geſtalt und ſein Muth zeichneten ihn aus, er ſchwang ſich ſchnell empor, erhielt ein Timar *), nahm Weiber, und ſah bald ſeinen Sohn in ſeine Fußtapfen treten, der endlich, nach manchem Wechſel des Glücks, zur höchſten Ehrenſtelle des Reichs hinauf klimmte, ſich in dieſer ſchwindelnden Höhe erhielt, und dem — ohne Beyſpiel im ottomanniſchen Reiche — zwey Söhne und zwey Schwiegerſöhne, in der glänzenden Würde eines Veziers folgten.

Sein älteſter Sohn, ohngefähr im Alter des neuen Sultans, ward unter deſſen Edelknaben erzogen; der jüngſte mit dem Prinzen Solimann, deſſen liebſter Geſpiele er wurde, und ſo wußte der ſchlaue Vater

---

*) Timar, ein Lehn auf Lebenszeit.

zu dem Herzen beyder Fürſten ſich einen Weg zu bahnen.

Er ſtarb; ſeine Lorbeern folgten ihm ins Grab, und ſein älteſter Sohn in der Veziers Würde. Doch auch dieſen entriß ein frühzeitiger Tod ſeinem wachſenden Glücke, und Kara Muſtafa trat in ſeine Stelle.

Damals ſchlummerte das ottomanniſche Reich in lang erſeufzter Ruhe. Ein Waffenſtillſtand mit den chriſtlichen Mächten, gab ihm Zeit neue Kräfte zu ſammeln. Muhamed genoß im Schooße ſeines Serails die Früchte ſeiner Siege in Polen und Ungarn; auch die väterlichen Freuden hatte ihm die Sultaninn Favorite durch das Geſchenk eines hoffnungsvollen Sohnes kennen gelehrt. Doch nicht ſelten überließ er ſich, ausſchweifend dem wilden Vergnügen der Jagd, und — troz der Eiferſucht der Sultaninn — der Wolluſt heimlicher Liebe.

Kara Muſtafa, unwerth ſeines blinden Vertrauens, bewog ihn, den Stillſtand mit dem

dem deutſchen Kaiſer zu brechen, die Folgen waren anfangs glänzend, doch nur zu bald verſtummte das Siegesgeſchrey, und Boten des Unglücks verfolgten einander auf der Ferſe. Wien ward belagert, die Macht der Ottomannen ſchien die Standarte Mahomeds auf die Trümmern des Reiches im Occident pflanzen zu wollen; nur Einen Tag noch konnte Wien ſich halten; da erſchien plötzlich der König von Polen und der Prinz Carl von Lothringen; vor ihnen her gieng der Engel des Todes und der Sieg trug ihnen die Palmen nach. Umſonſt ließ Kara Muſtafa den Abend vor der Schlacht, dreyßig tauſend Gefangene niederhauen; umſonſt ſtellte er ſein ganzes Heer von hundert und neunzehn tauſend Mann, gegen fünf und ſechzig tauſend Chriſten; umſonſt wurde zu gleicher Zeit die Stadt wütend beſtürmt; ſchon ertönte der Kalemberg vom Donner der Kanonen; ſchon rückte Carl von Lothringen mit dem linken Flügel ſeines Heeres muthig auf den Feind ein; ſchon eroberte der Prinz von Sachſen - Lauenburg den Poſten bey Holſtadt; der König von Polen und der Prinz von Waldeck drangen gegen ſieben Uhr des Abends ins türkiſche Lager, und gleich darauf bemeiſterte ſich Carl von Lothringen der Contreſcarpe und der Vorſtädte von Wien. Die Türken flohen, die Nacht deckte ihre Flucht. Jauchzend, mit empor gehabenen Händen, ſtanden die Bürger auf den Mauren ihrer befreyten Stadt. Dem König von Polen ward das reiche Gezelt des Veziers zu theil. Er bot dem teutſchen Kaiſer die Hälfte der Beute; aber Leopold ſchlug ſie aus. Der Biſchof von Wien riß den halben Mond vom Thurm der Hauptkirche und pflanzte das Kreuz an ſeine Stelle.*)

---

*) Der halbe Mond ward im Jahr 1529. errichtet, als Solimann die Stadt belagerte, und die Türken machten ſich anheiſchig, nicht nach dieſem Thurme zu ſchießen.

Keiner dieſer Schläge des Unglücks unterbrach die Freuden des Serails in Muhameds Reſidenz. Er ſcherzte, küßte, jagte und liebte gerade wie vorher; je ſchlimmer die deutſchen Nachrichten klangen, je brünſtiger ſtürzte er in die Arme ſeiner Weiber, je rauſchender ergötzte er ſich im Kreis ſeiner Lieblinge.

Unter dieſen war Einer Namens Sollimann Baſſa, erzogen in der Weichlichkeit des Serails, und doch männlich, tapfer, großmüthig und beherzt. Sein Turban deckte eine erhabene Stirn, an die ſich eine Adlernaſe ſchloß, das Feuer ſeines Auges war wie der Bliß der Diamanten, ein einnehmendes Lächeln zierte ſeinen Mund wenn er ſprach, und friſche Röthe glühte auf ſeiner Wange. Mit dieſer Geſtalt verband er einen durchdringenden Geiſt, mit allen Intriguen des Serails genau bekannt. Der Sultan liebte ihn, und — was mehr iſt — wer ihn kannte liebte ihn, nicht um des Sultans willen. Sein Buſenfreund war der Kislar Aga, das Haupt der Verſchnittenen. Der Kaiſer ſelbſt hat kaum mehr Macht im Serail, als dieſer ſchwarze Halbmann, ſeiner Wachſamkeit iſt das Heer der Sklavinnen der Liebe anvertraut, ohne ſeinen Willen ſtiehlt ſich kein Sonnenſtral durch ihre Gitter, er lenkt die Gunſt des Sultans wie Phöbus ſeine Roſſe; die ihn zum Feinde hat, iſt lebendig begraben, und wäre ſie die Göttin der Schönheit ſelbſt. Daher fließt ſo manches Geſchenk, das der Sultan den Weibern macht, in ſeinen Schatz zurück; daher iſt ſein Vorgemach jeden Morgen mit Bittenden aller Art gefüllt, die nie mit leerer Hand vor ihm erſcheinen, daher werden allein zu ſeinem Dienſt auf Koſten des Staats ſechshundert Pferde gefüttert.

Der Günſtling des Sultans, der Buſenfreund des Kislar Aga, war natürlich keine kleine Perſon. Der erſte Beweis des Zutrauens den Muhamed der Vierte ihm gab, war die Ernennung zum Seraskier *) der Armee in Polen.

Solimann reißte ab; und zu einer Zeit, wo der Fluch auf den ottomanniſchen Waffen zu ruhen ſchien, wo die braven Deutſchen den Heldenmuth ihrer Väter — aufs höchſte geſpannt durch den Gedanken, daß Gott es ſey, für den ſie kämpften — in jede Schlacht mit ſich brachten: ſiegt nur Solimann, trotz der Verrätherey des Fürſten Cantemir, ſchlug die Polen in der Moldau im Jahr 1685., und warf eine anſehnliche Verſtärkung in Kaminieck. Jeder Bote, den er nach Konſtantinopel ſandte, brachte einen neuen Lorbeerzweig mit ſich; jeder Bote der aus Deutſchland kam, war entronnen und beſprützt mit dem Blute ſeiner Brüder.

Eines Tages befand ſich Solimann an der Spitze von zweyhundert Reutern, um ein Defilee zu recognoſciren; als fern aus einem hohlen Wege Waffengetös in ſeine

Ohren

---

*) Seraskier iſt ein General.

Ohren ſchlug. Zu gleicher Zeit ſagte mit verhängtem Zügel ein Tartar auf ihn zu, der ihn benachrichtigte, das ein Hauſe von vier bis fünfhundert Polen, zweyhundert Tartarn umzingelt habe, welche geſandt waren, einige bedeckte Wagen zu begleiten.

Kaum war der Seraskier der Noth der Seinigen verſtändigt worden, als er ſeinen Trupp theilte, und mit der einen Hälfte gerade auf den hohlen Weg zuſprengte, indeß die andere durch einen Umweg den Polen in den Rücken fiel. Der ſolchergeſtalt überraſchte Feind, dem auf allen Seiten der Tod entgegen grinzte, und der einen vielleicht noch ſtärkern Hinterhalt fürchtete, zog ſich unordentlich in den nahen Buſch zurück, und hinterließ den Wahlplatz mit Todten bedeckt. Die Nacht brach ein und Solimann hinderte die Flucht der Polen nicht. „Wen geleiteſt du da in den bedeckten Wägen?“ frug der Seraskier den Führer der Tartaren.

Der Tartar. Ein Mädgen Herr, wohl ſchwerlich des Blutes werth, das um ihrentwillen vergoſſen worden. Verſtand ich recht, ſo iſt ſie dem Großherrn zum Geſchenke beſtimmt.

Solimanns Neubegier ward rege, er ritt zum Wagen, zog den Vorhang weg, und Himmel! — ihm war es als hätt' er die Sonne enthüllt. Der Zügel entfiel ſeiner Hand, ſtummes Erſtaunen mahlte ſich auf ſeinem Geſichte, die Zunge ſtockte und der Hofmänniſche Gruß, mit dem er ſie zu bewillkommen gedachte, zerſchmolz in ein unvernehmliches: Ha!

Ihrer Sinne durch den Schrecken beraubt, lag vor ihm ein ſechzehnjähriges Mädgen aus Roſenglut und Lilienſchnee gewoben. *) Noch waren ihre langen Augenwimper geſchloſſen, und der Schleyer, der

---

*) Sollte es wohl ein Fehler ſeyn, einem Mann wie Wieland Gleichniſſe abzuborgen?

Geſicht und Buſen decken ſollte, zu ſchön verſchoben, um dem Wunſch, in ihr Auge zu blicken, nicht gern noch Anſtand zu geben. Der muthwillige Zephyr ſpielte mit dem neidiſchen Schleyer und lößte die blonde Locke von der Diamantnen Nadel gefeſſelt. Schon färbte ſich die berſtende Lippe mit friſcherem Roth, ſchon drängte ſich ein balſamiſcher Seufzer, wie das Liſpeln des Abendwindes, wenn er kaum die Spitze des Halmes bewegt, aus der geregten Bruſt. — Zaide ſchlug die Augen auf, und mit dieſem erſten Blick feſſelte ſie das Herz des Seraskiers auf ewig. „Allah!“ liſpelte das ſüße Mädgen; ihr Thon war gleich dem Hauch von Vanhalls Flöte. Den Sieger der Polen durchbebte eine fremde Empfindung, das Blut trat in ſeine Wange, das kriegeriſche Feuer ſeines Auges verloſch, der männliche Ton ſeiner Stimme verlohr ſich in unartikulirtes Stammlen.

Solimann (mit zur Erde geſenktem Blick). Geſegnet ſey die Stunde! Du Engel aus Mahomeds Paradieß, die mich zu deiner Rettung herbeyführte.

Zaide. Wer biſt du? in weſſen Gewalt bin ich?

Solimann. Alles was dich umgiebt, iſt in Deiner Gewalt, und Solimann Baſſa der Erſte deiner Sklaven.

Zaide. Biſt du Solimann, der Schrekken der Polen?

Solimann. O nie war mein Durſt nach Ruhm heiſſer, als nun, da ich weiß, daß der Ruf meinen Namen dir nannte.

Zaide. Du verſtehſt zu ſchmeicheln, wie zu ſiegen?

Solimann. Du verſtehſt zu quälen, wie zu bezaubern.

Zaide. Solimann, ich ſchätzte dich ehe ich dich ſah; ich verdanke dir gern meine Rettung. — Doch du kennſt die Sitten deines Landes.

Sie warf einen Blick voll Seelengüte auf ihren Befreyer, und ſchlug den Schleyer über.

Ehrfurchtsvoll zog ſich der Seraskier zurück, ließ den Wagen der unbekannten Schöne durch ſeine Reuter bis zum Nachtlager geleiten, und nachdem er dem Führer der Tartaren auf die Seele gebunden, des andern Morgens in aller Frühe, in ſeiſtem Zelt zu erſcheinen, und Nachricht zu bringen: wer dieſes Mädgen ſey?, woher ſie komme? wohin ſie gehe? wem ſie angehöre? — ſo kehrte er ganz allein, Schritt vor Schritt ins Lager zurück, und bemerkte nicht eher daß er da war, bis ſein Pferd mit der Naſe an das Zelt ſtieß.

„Was iſt das?“ hub er an, nachdem er ſich mißmuthig auf das Polſter geworfen: „welch' eine unbekannte Empfindung tobt „in mir? — iſt es das erſte ſchöne Weib „das ich ſah? — war ich nicht oft beym „Anblick der ſchönſten Circaſſierinn, ja ſelbſt

„gegen die Reize des ganzen Serails unempfindlich und kalt? — ſpottete Muhamed nicht oft dieſer Schwäche, die im Grunde mich werther ihm machte? — ertheilte er nicht oft in meiner Gegenwart der Sultaninn Favorite lächelnd den Befehl; den Schleyer fallen zu laſſen, weil ich ein Menſch ſey, der eben ſo wenig Sinne habe, als ein büßender Fakir? — Was war es denn, das mich beym Anblick dieſer Unbekannten ſo gewaltſam erſchütterte?“ —

Alle dieſe Fragen, mit denen er ſich Stundenlang marterte, dienten im Grunde zu nichts, als ihm zu beweiſen, daß die Liebe ſein Herz beſchlichen, ehe er ſelbſt daran dachte. Er hätte ſich ehrlich und aufrichtig geſtehen ſollen: „ich bin verliebt“ und ohne ſich weiter über dieſe alltägliche Erſcheinung zu wundern, wäre er zu der Frage gekommen: „was iſt anzufangen?“ ſtatt deſſen quälte er ſich mit der pſychologiſchen Grille: „ob nicht vielleicht das, was er empfinde,

„dem ſchnellen Uebergang von einem ſo verſchiedenen
„Gegenſtand auf einen Andern
„zuzuſchreiben ſey?“

„Wenn ich ins Serail gieng;“ monologirte
er weiter: „ſo wußte ich vorher, im
„Serail ſind ſchöne Mädgen, du wirſt ihre
„zauberiſche Muſik hören, du wirſt ihre
„wollüſtigen Tänze ſehn, und wenn der Kaiſer
„bey Laune iſt; ſo befiehlt er ihnen auch
„wohl, den läſtigen Schleyer wegzuwerfen.
„Alles das wußte ich mir auf den Fingern
„vorzuſagen, und eben das ſchwächte den
„Eindruck. Aber heute — ich komme gegen
„die Polen zu kämpfen, und finde ein
„ſchönes Mädgen; ich eile meinen ſchmuzigen
„Tartaren zu Hülfe, und rette einen
„Engel. Beym Bart meines Vaters! und
„wäre das Mädgen nur halb ſo ſchön — in
„der Aufwallung meines Blutes, das Kampf
„und Sieg durcheinander peitſchen, würde ſie
„mir gefallen haben. Und endlich — war
„ich nicht ihr Retter? war ſie nicht gewiſſer-

„maßen mein Geſchöpf? — verbreitet ſolch „ein Gedanke nicht unendliches Intereſſe über „die Kreatur, die ohne unſern Schutz ein „Raub des Elends worden wäre?“

Guter Solimann! ſo wahr oder falſch auch deine Schlüſſe ſeyn mögen, du ſuchteſt dich ſelbſt zu täuſchen. Verrieth dirs nicht die Röthe, die dir ins Geſicht ſtieg, als man dir entdeckte — deine Reuter ſeyen heim gekommen? Verrieth dirs nicht die wollüſtige Bangigkeit, die durch deine Adern ſtrömte, als der Führer der Tartaren in dein Zelt trat?

Solimann (ihm entgegen). Nun, was iſt das für ein Kleinod, das man dir anvertraute?

Der Tartar. Herr, das Mädgen — heißt Zaide und iſt eine Rußin von Geburt. Wie man mich verſtändigte, ward ſie in einem Alter von ſechs Jahren bey einer Streiferey meiner Brüder geraubt, und an einen Sklavenhändler verkauft, der ſie ſeit zehn

Jahren aufs ſorgfältigſte erzogen. Man ſagt, ſie ſey eines Bojaren Tochter.

Solimann. Und die Beſtimmung ihres Schickſals?

Der Tartar. Murza führt ſeine Sklavinn dem Vezier Kara Muſtafa zu, der ſie als eine würdige Zierde des Serails dem Sultan überliefern ſoll.

Solimann (erſchrocken). Dem Sultan?

Der Tartar. Der Zug geht durch Siebenbürgen nach Belgrad. Von da mit Empfehlungsſchreiben des Veziers, geraden Wegs nach Adrianopel.

Solimann. Und ihr habt ſie geleitet — wohin?

Der Tartar. Nach Rolenko, einem Schloſſe zwey Meilen vom Lager. Die armen Dinger werden Morgen Raſttag halten, denn der Schrecken hat ihnen gewaltig zugeſetzt.

Solimann. Sie iſt dem Großherrn beſtimmt — ein heiliges Kleinod! — daß man ihr mit Ehrfurcht begegne, und es an nichts mangeln laſſe! — Genug! — Laß mich allein!

Der Tartar gieng, und Solimann blieb allein, mit ſeinem Gram und ſeiner Liebe. Nein, länger konnte er ſichs nicht verheelen, daß Zaide einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als alle Schönheiten Circaſſiens; und gerade dieſes Mädgen muß dem Sultan beſtimmt ſeyn, der für ihn nicht blos Sultan, der zugleich ſein Freund iſt; ihn mit Wohlthaten überhäuft — zwar — noch hat Muhamed dieſen Engel nicht geſehn, und ein Gut, das man nicht kennt, iſt kein Gut. — Solimann iſt Befehlshaber der Truppen, Meiſter auf den Grenzen von Polen, Herr der beyden Ufer des Dnieſters — wie, wenn er die Reiſe der ſchönen Zaide hinderte? wenn er ſie bald hie, bald da aufhielte? und unterdeſſen Mittel ſuchte, ſein Herz zu befriedigen. — Aber welche Mittel? — ſeine Untergebne lieben ihn; doch, wer unter einer

Armee von ſiebenzigtauſend Mann keinen Feind hat, der muß mehr ſeyn als ein Menſch. Wird nicht der Neid mit ſeiner rußigen Schwinge, der Haß, die Schadenfreude, die Kabale, werden ſie nicht vereint das Geheimniß auswittern? mit hämiſcher Tücke dem Kaiſer hinterbringen? und Muhamed iſt feurig, pflegt nicht lange zu unterſuchen, würde ſich als Sultan und Freund doppelt beleidigt finden — ach! Alles nur zu wahr! niederſchlagend genug, um Hoffnung und Schlummer von dem Lager des armen Solimanns zu verſcheuchen.

Das Zimmer der Zaide, im Schloſſe Kolenko.

Zaide (auf einer Ottomanne, in ſüßer Schwermuth begraben). Julima, (ihre Wärterinn und Vertraute, ſitzt zu ihren Füßen und beobachtet ſie ſchweigend. Halberſtickte Seufzer heben den ſchönen Buſen ihrer Gebieterinn, und eine umſonſt

ſonſt zurückgezwungene Thräne, fällt auf den güldenen Saum des Schleyers. Länger hält ſich Zulima nicht). „Wie lange iſt es nun,“ hebt ſie mit gerührtem Tone an: „wie lange iſt es nun, Zaide, daß ich dir diene?“

Zaide. Wie kommſt du jetzt auf die Frage?

Zulima. Beantworte mir ſie.

Zaide. Als ob du dir ſie nicht ſelbſt beantworten könnteſt. Ward ich dir nicht anvertraut, ſobald ich in das Haus des Murza trat? Ich war damals ſechs Jahr alt, und nun (mit einem Seufzer) bin ich ſechszehn.

Zulima (lächelnd). Daß du nun ſechszehn biſt, verräth dieſer Seufzer. Zehn Jahr habe ich dir alſo gedient?

Zaide (etwas ärgerlich). Ja doch, ja! was willſt du damit?

Zulima. Zürne nicht. Ich wollte nur nachrechnen, wie oft ich in dieſen zehn Jahren deine Liebe mit Undank belohnt? wie oft ich dich verrathen? wie oft ich deine kleinen Geheimniſſe verkauft?

Zaide. Schwärmſt du?

Zulima. Nicht? — hab' ich das nie? (ſie nimmt ſie bey der Hand) und Zaide hätte alſo heute zum Erſtenmal ein Geheimniß vor mir?

Zaide (verlegen). Ich? ein Geheimniß?

Zulima. Woher dein feuchtes Auge? woher dein ſtarrer Blick? woher das ängſtliche Wallen deines Buſens?

Zaide. Der Schrecken —

Zulima (mit inniger Güte). Die Hand aufs Herz! belüge mich nicht.

Zaide (ihr Geſicht verbergend). Ach Zulima! ich bin ein Kind.

Zulima. Nein, liebe Zaide, du haſt aufgehört ein Kind zu ſeyn, und dieſe Empfindung iſt dir ſo neu — du liebſt.

Zaide (weint).

Zulima. Und liebſt ſtark, wie ich ſehe, denn du liebſt zum Erſtenmale.

Zaide. Er iſt liebenswürdig.

Zulima. Du ſahſt der Männer wenige, was Wunder, daß der Erſte dir als ein Gott vorkömmt.

Zaide. Ach Zulima —

Zulima. Nun ja doch, er iſt ſchön, er iſt einnehmend, dein Retter, dein Befreyer, ein Mann voll Muth und Stärke — auch das wirkt auf das Herz eines Mädgens — aber doch nur Solimann Baſſa; doch nur der Unterthan Muhameds, der Sklave deſſen, der bald dein Sklave ſeyn wird.

Zaide. Schweig! Dieſer Gedanke —

Zulima. Iſt dir zum erſtenmal läſtig? O ich kenne das. Die erſte Liebe kleidet jeden Gegenſtand in eine andere Farbe, roth wandelt ſich in ſchwarz, und ſchwarz nimmt die Farbe des Lichtes an. Doch nur Geduld! der Rauſch verſchwindet, und Alles wird wieder, wie es war. — Indeß plaudere mir ſo viel du willſt von deiner Liebe vor, ich will dich anhören, und dir wird leichter werden. — Ich höre kommen. Faſſe dich, und nimm eine andere Stellung an.

Murza tritt herein.

Julima. Noch ſo ſpät Murza? was bringſt du?

Murza (mürriſch). Immer wollt ihr, daß man euch bringen ſoll. Nichts bring' ich.

Julima. Nu, nu, alter Murrkopf! was willſt du denn holen?

Murza. Bleib mir mit deinem Wortſpiel vom Halſe! nichts will ich holen. Sehen will ich, was ihr macht? wie euch der Schrecken bekommen?

Julima (ſchalkhaft). Ich befinde mich Gott Lob wohl.

Murza. Seht doch! ſie befindet ſich wohl; nun, dem Himmel ſey Dank! — Neſſgen! deine Roſen haben abgeblüht, nach dir fragt man nicht mehr, wenn der Sturm vorüber iſt. Zaide, wie iſts?

Zaide. Recht gut.

Murza. Potz Element! da ſteht ja noch das ganze Abendbrod, das ich dir ſchickte, unangerührt.

Julima. Um Verzeihung, ich habe etwas davon genoſſen.

Murza (brummend). So wollt' ich, daß es Gift geweſen wäre! — iß doch, liebe Zaide! du wirſt mir ſonſt mager.

Julima. Und trägſt mir einen Beutel weniger ein.

Murza. Wirſt du ſchweigen? — Höre Zaide! ich habe etwas mit dir zu reden. Solimann Baſſa hat uns von der Gewalt der Polen befreyt; wir ſind ihm Dank ſchuldig —

Julima (ſpöttiſch). Den du doch wohl nicht bezahlen wirſt?

Murza (ohne auf ihr Geſchwätz zu hören). Ich werde deßhalb morgen mit dem frühſten ins Lager reiſen, und ihm einen Turban bringen, den köſtlichſten, den ich habe. Doch das iſt nicht genug! Du ſollſt mir ein Briefgen mitgeben, und ein klein Geſchenk, ſo etwas von deiner eigenen Hand.

Zaide. Ich, Murza? wo denkſt du hin?

Murza. Ja du, du. Iſt's etwa zuviel, ſich zu bedanken, wenn man einem Helden wie Solimann Glück und Ehre ſchuldig iſt? — Sieh nur, ich wünſchte ein Empfehlungsſchreiben an den Vezier von ihm zu bekommen; auch ſagt man, er ſey ein großer Freund des Kislar Aga.

Julima. Aha! dacht' ichs doch, daß etwas dahinter ſteckte.

Zaide (mit heiterm Geſicht). Wenn du meynſt Murza? — ich habe eine Leibbinde, die ich ſelbſt geſtickt — und — und ich will ſchreiben.

Julima (ſchalkhaft). Ey ja doch, das würde ſich ſchicken. Zaide, die künftige Beherrſcherin des Serails, ſchreibt an Solimann Baſſa —

Murza. Ich laſſe dir den Mund zunähen, wenn du nicht ſchweigſt. — Schreib, liebe Zaide, ſchreib! recht höflich, recht rührend! in einer Stunde komme ich zurück, den Brief und die Binde zu holen.

Murza gieng und Zaide ſchrieb:

Zaide an Solimann Baſſa den Seraskier.

„Murza befiehlt mir, dir zu ſchreiben, „und ich gehorche ihm mit Vergnügen. „Nimm als ein Zeichen meiner Achtung dieſe Leibbinde, die ich ſelbſt geſtickt, ohne zu „wiſſen, daß ich ſie einſt ſo gerne verſchenken „würde. Trage ſie und denke zuweilen an „Deine

dankbare Zaide.“

Tages darauf.

(Das Gezelt des Solimann. Nicht unwichtige Geſchäfte und Berathſchlagungen ſind der Gegenſtand ſeiner Frühſtunden; einige ſeiner geſchickteſten Offiziere ſtehen um ihn her, als man ihm die Ankunft des Murza meldet. Seine Farbe verändert ſich, ſein Blick wird heller; Dinge, die er ſonſt wohlbedächtig zu überlegen pflegte, werden in einer Minute abgethan, die Umſtehenden entfernt und Murza hereingelaſſen. Ein Sklave, mit Geſchenken belaſtet, folgt ihm).

Murza (wirft ſich vor Solimann nieder, und berührt mit dem Geſichte die Erde). Der große Prophet wolle dich ſegnen, gleich dem Palmbaum am fruchtbaren Ufer! ſey deinen Feinden ein freſſendes Feuer, deinen Freunden ein wärmender Sonnenſtral. Dich grüßt durch mich Zaide, die ſchöne Sklavinn des glorreichen Kaiſers der Ottomannen; die Schrecken des entwichenen Tages haben den Empfindungen des Dankes Raum gegeben, der dir Unüberwindlicher gebührt. Sie ſendet dir dieſen Brief und dieſe Leibbinde, denen dein unterthänigſter Sklave dieſen unwürdigen Turban beyzufügen wagt.

Solimann (entreißt dem Sklaven den Brief, durchläuft ihn mit glühendrother Wange, und widerſteht gewaltſam der Begierde, ihn an ſeine Lippen zu drücken). „Sey mir willkommen!“

ruft er mit dem gleichgültigſten Ton, den ſein bewegtes Herz ihm vergönnt: „Wenn „gedenkeſt du abzureiſen?“

Murza. Morgen oder übermorgen, wenn die Geſundheit der Weiber es verſtattet.

Solimann. Und welchen Weg wirſt du nehmen?

Murza. Ich gedenke die grade Straße nach Adrianopel zu ziehen, wohin die Befehle des Veziers und des Kislar Aga mich rufen. Dein Knecht weiß, daß der mächtige Kislar Aga und der tapfre Solimann Baſſa Freunde ſind; er wagt es daher in tiefſter Unterwerfung, dich um ein Empfehlungsſchreiben anzuflehn.

Solimann (zu ſeinen Sklaven). Man bewirthe ihn aufs beſte! — Geh, Murza! folge ihnen ins nächſte Zelt; ich ſchreibe indeſſen an Zaide, ihr für das niedliche Geſchenk zu danken. — Morgen wollteſt du reiſen, ſagſt du? — Nicht Morgen, beſſer daß die Weiber ſich ganz erholen. Und dann

Murza,

Murza, ein Mädgen, meinem Sultan beſtimmt, kann ich nicht ziehen laſſen, ohne für ſie zu thun, was Eile, Verwirrung und Geſchäfte mir zu thun verſtatten. Ich veranſtalte ein kleines Feſt auf morgen; unterdeſſen ſende ich meine Befehle vor euch her, damit ihr nirgends aufgehalten werdet. Auch den Brief an den Kislar Aga werde ich nicht vergeſſen.

Murza warf ſich zur Erde, ſtammelte in hochtrabenden, orientaliſchen Ausdrücken ſeinen Dank, und folgte darauf den Sklaven, die ihn aufs köſtlichſte bewirtheten. Bey ſeiner Rückkehr erhielt er folgenden ofnen Brief:

Solimann an die ſchöne Zaide.

„Nie hat ein Sterblicher lieber ſeine „Pflicht erfüllt, als Solimann, da er die „ſchöne Zaide rettete; nie ward erfüllte „Pflicht ſchöner belohnt, als heute durch „dein köſtliches Geſchenk. Vergönne mir, rei-

„zendes Mädgen! das vielleicht bald meine „Gebieterinn ſeyn wird, morgen zu deinen „Füßen den Dank zu ſtammeln, den weder „mein Mund, noch meine Feder auszudrükken vermögen. Der große Prophet nehme „dich in ſeinen mächtigen Schutz!“

Solimann.

„Aber was ſoll am Ende daraus werden?“ frug ſich der beſiegte Held. „Bin „ich thöricht genug zu hoffen? den Beſitz „eines Mädgens zu hoffen, das meinem Kaiſer beſtimmt iſt? Ha! jedem andern würde „ich ſie mit dem Säbel in der Fauſt abtrotzen! „— Erſticke dieſe unbeſonnene Leidenſchaft, „weil es noch Zeit iſt! — und iſt es denn „noch Zeit? — O nein, nein! ich liebe, „ich liebe heftig! Wäre ich elend genug, um „nicht einmal hoffen zu dürfen? Kehre zurück, holde Göttinn! in dies wunde Herz; „ſie ſoll es wiſſen, daß ich ſie liebe, vielleicht „bleibt ſie nicht ungerührt, und wie viel tau-

„ſend Zufälle können, ohne daß ichs ahnde, „meine Neigung begünſtigen? Der Kislar „Aga iſt mein Freund, er iſt Herr des Se„rails, Muhamed liebt mich; iſt es denn ſo „etwas unerhörtes, daß ein Sultan ſeinem „Liebling ein Weib ſeines Serails zugeſteht? „Die Sultaninn Favorite iſt eiferſüchtig, ſie „wird es gern veranſtalten, daß die ſchöne „Zaide dem Kaiſer unbemerkt bleibt. — „Liebe, ich rettete dein ſchönſtes Ebenbild! „ſende mir nun deinen Gefährten, die Liſt, „der beherzt durch dich, keine Kluft zu „groß, kein Riegel zu feſt iſt.“

Mit dieſen Worten oder Gedanken, die in der Einſamkeit eines ſchattigen Wäldgens geſprochen oder gedacht wurden, warf er ſich unter den nächſten Baum, und genoß eines Schlummers, den das Traumbild der Geliebten ihm zehnfach verſüßte.

◆ ◆ ◆

Auch Zaide wiegte ſich in wachenden Träumen jugendlicher Einbildungskraft;

und haſchte nach jedem Schimmer der Hofnung. Die Stelle in Solimanns Brief: „Reizendes Mädgen! das vielleicht bald „meine Gebieterinn ſeyn wird“ gefiel ihr nicht ganz. Sie meynte, der Seraskier hätte dieſen gehäßigen Umſtand entweder gar nicht, oder doch ſchmerzhaft erwähnen ſollen. So ſchien es als habe ihm nur Eigennutz die Feder geführt, und als wolle er ſich bey der zukünftigen Gemahlinn ſeines Sultans einſchmeicheln. Doch alles dies wird und muß der morgende Tag aufklären, dem ſcharfen Blick der Liebe wird ächte Redlichkeit oder unächter Flitter nicht entgehn. Jetzt hüpfte Zaide zu ihrer getreuen Julima, um den wichtigen Kriegsrath wegen der morgenden Kleidung, und wegen der Wahl der Farben zu halten. Was darinn abgemacht worden, weiß ich nicht, genug, daß all der äußere Tand von Juwelen und Bändern ihr nichts nahm und nichts gab. Nur der Buſch von Straußenfedern in ihrem Haar, durch eine diamantne Agraffe gefeſſelt, lieh ihrem runden Geſicht ein ſo ſieghaftes Anſehn, daß als freyer Mann ſich nahte, und als Sklave von ihr gieng, wer in das ſüſſe Blau ihres Auges zu blicken wagte.

Aber auch Solimann hatte an dieſem Tage die männliche Wange von kriegeriſchem Staube gereinigt, ſein Kaftan, ein Wettſtreit der Pracht und des Geſchmacks, der Grif und die Scheide ſeines Säbels wichen an Glanz nur dem Auge der Geliebten, der Turban des Murza deckte ſeine ſtolze Stirn, und — brauch' ich es zu erwähnen? — die Leibbinde Zaidens, mit Perlen durchwürkt, war das koſtbarſte Stück ſeiner Kleidung. Damit es ſcheine, als gelte der Beſuch blos der künftigen Gemahlinn des Sultans, und um keinen Verdacht im Lager zu erwecken, nahm er zwanzig der vornehmſten Offiziere mit ſich. Das Mahl war herrlich. Die türkiſchen Tänzer, die Laute, die Cymbel, der Wettlauf, und tauſend andere Luſtbarkeiten,

keiten, flohen raſch mit den Stunden davon bis zum Untergang der Sonne. Ein prächtiges Feuerwerk erwartete den völligen Einbruch der Nacht; im Schatten der Dämmerung luſtwandelte indeſſen der frohe Haufe.

Noch hatte Solimann keinen günſtigen Augenblick gefunden, der ſchönen Zaide zu entdecken, was in ihm vorgieng; aber ſeine beredten Blicke hatten das Geſtändniß ſeines Mundes vorbereitet. Jezt wandte ſich die reizende Sklavinn nach einer Laube, und warf ſich, um auszuruhen, auf den ſammtnen Raſen. Solimann folgte ihr, und Murza ſtand in beſcheidner Ferne, in der er das liebende Paar wohl ſehen, aber nicht hören konnte. Das Erſtere hielt er für nothwendig, das Letztere ſchien ihm gleichgültig.

Der Seraskier ergrif mit Freuden dieſe Minute, um ſie zum Vortheil ſeiner Liebe zu nützen. „Wie theuer, ſchöne Zaide!“ rief er: „wie theuer kommt mir das Glück zu „ſtehen, dich aus den Händen der Polen ge-

„rettet zu haben. Sieh, ich zittre, und noch „habe ich nie vor einem Feinde gezittert. „Dein majeſtätiſcher Blick, die Größe, zu der „man dich beſtimmt, und deren du ſo würdig biſt; das was ich dem Kaiſer als Unterthan, dem Freunde als Freund ſchuldig „bin; Alles, Alles legt mir ein ehrerbietiges „Stillſchweigen auf. Aber welcher Sterbliche widerſtand noch je dem ungeſtümen „Pochen ſeines Herzens? Reizende Zaide, „ich kann nicht ſchweigen. Ach! dieſer Augenblick iſt vielleicht der Erſte und Letzte „meines Lebens, in dem es mir vergönnt iſt, „mit dir zu reden. — Schönſte deines Geſchlechts, ich liebe dich.“ —

Er ſchwieg, und erwartete heftig bewegt ſein Urtheil. Zaide, glühend roth, den Blick auf den Boden geheftet, antwortete mit leiſer, bebender Stimme:

„Herr, ich geſtehe es dir ohne weibliche „Ziererey, daß du mir nicht gleichgültig biſt. „Deine Tapferkeit erwarb dir meine Achtung,

„dein Muth meine Dankbarkeit, dein Blick
„meine Liebe. Aber du weißt es, der Him-
„mel frägt nicht unſere Herzen, wenn er un-
„ſere Schickſale regiert. Ich ward gebohr-
„ren, ein Opfer des Eigennutzes eines tar-
„tariſchen Sklavenhändlers zu ſeyn, und
„weſſen Arm vermag das eiſerne Geſchick zu
„lenken? Wenn du mich wirklich liebſt; ſo
„verdoppele meine Quaalen nicht! Ach! erſt
„ſeit geſtern empfinde ich die ganze Schwere
„meiner Feſſeln, doch nur eine nahe, ewige
„Trennung, konnte mir dies Geſtändniß
„entlocken.“

Ich kürze dies Geſpräch ab. Sauer ward unſerm Helden ſeine erſte Anrede; doch kaum war die Bahn gebrochen, kaum hatte Zaide durch ihre unſchuldvolle Freymüthigkeit ſeine glimmende Hofnung aufs neue angefacht, als er Worte genug fand, ſie von allen ſeinen Wünſchen, allen ſeinen Entwürfen zu unterrichten. Er verſprach ihr, zu Ende des Feldzugs ſelbſt in Adrianopel zu erſcheinen; er bat ſie, ſich unterdeſſen gänzlich auf den Kislar Aga zu verlaſſen, und auf ſeine Treue, als auf einen unerſchütterlichen Felſen zu bauen. Auch Zaide gelobte ein Herz ohne Wankelmuth, Augen, blind für den Glanz des Thrones; Ohren, taub für die Schmeicheleyen eines Kaiſers. Der Himmel weiß, wie lange das Geſpräch der beyden Liebenden gedauert haben würde, denn man pflegt in ſolchen Fällen nicht mit den Stunden zu geizen; hätte ſich nicht Murza mit geziemender Ehrerbietung genähert, und in Unterthänigkeit erinnert, daß das Feuerwerk bereits ſeinen Anfang genommen.

Es war bereits ſpät in der Nacht, als Soliman mit ſeinem Trupp ins Lager zurückkehrte, verliebter als jemals, glücklicher als ein Gott, und ſo voll der ſchmeichelhafteſten Hofnungen, als ein junger Dichter. Der Brief, welchen er dem Murza an den Kislar Aga mitgab, lautete ſo:

Solimann an ſeinen Mehemet.

„Der dir dieſen Brief überreicht, iſt der
„tartariſche Sklavenhändler Murza; er führt
„mit ſich eine Sklavinn, Namens Zaide, die
„er dem Großherrn zum Geſchenk beſtimmt.
„Wenn deines Freundes Leben dir lieb iſt;
„ſo verhindere, daß Muhamed eher ſie nicht
„ſehe, bis mein Fuß Adrianopel betritt.
„Erwarte dann die Aufklärung dieſes Räthſels,
„die meine Feder keinem Briefe anvertraut.
„Die reinſte Flamme der Freundſchaft
„lodert für dich in dem Herzen deines

Solimanns."

Murza reißte am andern Morgen in aller Frühe mit ſeiner ſchönen Begleitung ab. Aber je froher er war, mit Befriedigung aller ſeiner Wünſche von dannen zu ziehn, je ſchwermüthiger wurde die reizende Zaide, wie ſich mit jedem Schritt ein weiterer Raum zwiſchen ihr und dem Geliebten verbreitete.

„Ach! nur noch Einmal wünſchte ich ihn zu „ſehn!“ wimmerte ſie am Buſen ihrer Zulima: „nur noch Einmal in ſeinen Armen das „Entzücken des erſten Kuſſes zu ſchmecken, „ehe ich zum Opferaltar geführt werde.“

Zulima. Liebe Zaide, es bleibt nicht bey Einemmale. Ich kenne das ungeſtüme Wünſchen der Liebe; ſie will die Stunden zu Jahren ausdehnen, und ſchmollt, wenn der alltägliche Gang der Natur ihren ſtürmiſchen Launen nicht gehorcht.

Zaide. Nein, Zulima, nur noch Einmal auf wenige Augenblicke; aber freylich ohne dieſen unleidlichen Zwang, der in Kolenko mich feſſelte, fern von dem Spürhund Murza, der meine Zunge und meine Augen belauret.

Zulima. Und wenn ich nun dieſe Freude dir gewähre?

Zaide (umarmt ſie feurig). Ach meine Zulima!

Zulima. Es ſey! Sobald wir dieſen Abend unſer Nachtlager erreichen, ſtelle dich krank. Das übrige nehme ich auf mich.

Der Plan ward glücklich ausgeführt. Zaide ſtieg krank und abgemattet aus ihrem Wagen, und bat Murza um einen Raſttag, den ihr dieſer voller Angſt auf der Stelle gewährte. Ein getreuer Sklave flog mit einem Billet von Zulimas Hand, bey nächtlicher Weile ins türkiſche Lager. Solimann eilte auf dem Fittich der Liebe, der Einladung zu folgen, und hinterließ am Eingang ſeines Zeltes einen Diener, auf den er ſich verlaſſen konnte, welcher unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, allen Beſuch für heute entfernen mußte.

Die einzige Schwürigkeit war, die Wachſamkeit des Murza zu hintergehn, und unbemerkt bey Zaiden einzuſchleichen; aber auch dafür hatte die verſchlagene Zulima bereits geſorgt.

Auf dem Gipfel eines Felſen, ohnfern der Burg, in der Murza eingekehrt, haußte ein alter Derwiſch, der im Geruch der Heiligkeit ſtand, und zwanzig Meilen in die Runde abgöttiſch verehrt wurde. Durch das Murmeln einiger Kapitel des Alcorans, vermochte er die hartnäckigſten Krankheiten zu heilen; wer den Saum ſeines Kleides berührte, war rein von allen Sünden. Zulima, unter dem Vorwand der Krankheit ihrer Pflegetochter, hatte dem mißtrauiſchen Murza die Erlaubniß entlockt, nach dieſem Derwiſch zu ſenden, und es verſteht ſich, daß Solimann ihm untergeſchoben wurde. Gehüllt in ein Mönchsgewand, durch einen langen ſchneeweiſſen Bart verſtellt, einen rieſenförmigen Alcoran in beyden Händen, den er aufgeſchlagen über die Stirn emporhielt, um ſein Geſicht noch mehr zu bedecken, nahte ſich der Seraskier mit all dem hochmüthigen Gepränge eines abergläubiſchen Pfaffen. Murza warf ſich zur Erde, als er ihn von ferne erblickte, und wagte es nicht, ſeine Augen bis zu dieſem Heiligen zu erheben. Solimann gieng Gebete murmelnd vorüber, und trat ungehindert in Zaidens Zimmer. Hier nahm Zulima den Alcoran, ſammt dem falſchen Bart, auf eine Zeitlang in Verwahrung, und die beyden Liebenden erneuerten den Schwur ewiger Treue. Zugleich unterrichtete Solimann die gelehrigen Weiber in den Kabalen des Hofes, den Kniffen des Serails, den Intriguen der Harems-Damen untereinander, dem Anſehn des Kislar Aga, und der Nothwendigkeit, ſeine Freundſchaft zu ſchonen.

„Dieſer Freundſchaft, rief er aus: verdanke ich es, liebenswürdige Zaide, daß du „dem Kaiſer vor meiner Rückkunft aus dem „Felde nicht vorgeſtellt wirſt. Und dann — „laß mir immer die ſüße Hofnung! — mir „hilft die Liebe kämpfen und ſiegen; einer „Leidenſchaft, der meinigen gleich, iſt es „Spielwerk, Lorbeern zu erfechten. Und

„wenn ich nun die hartnäckigen Polen geſchlagen, und in ihre Löcher zurückgetrieben; wenn ich mit den eroberten Fahnen an der Spitze meines Heeres in Konſtantinopel meinen Einzug halte; wenn meine Janitſcharen jubelnd vor mir herziehen, und die Pferde meiner Spahis unter der Laſt ihrer Beute keuchen: wenn dann mich Muhamed mit ofnen Armen empfängt, und der laute Zuruf des Volkes auf Belohnung des Siegers dringt; dann will ich mich zu meines Sultans Füßen werfen, und mit der mächtigen Stimme der Empfindung um das einzige Kleinod flehen, das meinen Lorbeer mir werth macht — um Zaiden! O ich kenn ihn, er wird mich nicht hofnungslos von ſeinem Throne zurückſtoßen; er wird den, der für die Ehre der ottomanniſchen Pforte tauſendmal Blut und Leben wagte, durch die Liebe belohnen. Was ein Held für die Ehre thut, kann nur durch Ehre oder Liebe vergolten werden. Die Erſtere

„begehre ich nicht; das Entzücken der Letz„tern gewährt mir Zaidens Beſitz.“

Julima, (bedächtig ihr Haupt ſchüttelnd). Verzeiht mir, Herr, wenn ich dem Dinge nicht ganz traue. Ihr ſeyd zu raſch, und wenn ihr mit dem nämlichen Feuer zu dem Sultan ſprecht, mit dem ihr uns ſo eben die Skizze eures Entwurfs vorgezeichnet; ſo fürchte ich, daß der Kaiſer, eben dadurch aufmerkſam gemacht, begehren wird, Zaiden zu ſehn, und wer Zaiden ſieht — ihr wißt es wohl — der ſieht ſie nicht ungeſtraft.

Zaide. Weg mit dieſem quälenden Gedanken! Solimann, hier haſt du meine Hand, nur der letzte Schauer des Todes trennt mich von dir!

Solimann, ſtatt aller Antwort, drückt ſie heftig an ſeine Bruſt. Die beyden Liebenden vergaßen, daß in ſolchen Augenblicken die Stunden Flügel haben. Sie hatten ſich noch immer ſoviel zu ſagen, und ſagten ſich immer wieder das Nämliche. Endlich erinnerte die kalte Zulima wohlbedächtig, daß es Zeit ſey, den falſchen Bart wieder anzuheſten, und daß Murza, des langen Wartens müde, leicht auf den Einfall gerathen könnte, den frommen Derwiſch zu belauſchen. Der Seraskier ſah trotz ſeines Taumels wohl ein, daß ſie Recht habe. Er war im Begrif, ſich von Zaiden zu trennen, als die liebenswürdige Sklavinn drey Miniaturgemälde hervorzog, und ihn bat, Eines davon zu wählen. Er wählte dasjenige, welches die meiſte Aehnlichkeit mit der ſchönen Gebieterinn zu haben ſchien, und ſogleich warf Zaide die übrigen beyden ins Feuer. „Was machſt du?“ rief Solimann beſtürzt: „warum zerſtörſt du das Ebenbild des reizendſten Geſchöpfes?“

Zaide. Ich habe nur ein Herz, es iſt dein! für wen ſoll ich dieſe beyden Gemälde aufbewahren?

So ſchieden ſie. Eine warme Thräne befeuchtete den Kuß der Trennung.

Zulima empfieng mit Wohlbehagen aus den Händen des Seraskiers ein Käſtgen mit prächtigen Juwelen, die ihren alternden Wangen den Reiz der friſcheſten Jugend wiedergaben. Murza geleitete den frommen Derwiſch in tiefſter Ehrfurcht bis an das Thor der Burg. Im nächſten Wäldgen warf Solimann die Mummerey von ſich, beſtieg ſeinen flüchtigen, arabiſchen Gaul, und war mit Aufgang der Sonne wieder an der Spitze ſeines Heeres.

Murza fand zu ſeinem Erſtaunen Zaiden völlig hergeſtellt. Er pries die Kräfte des Wundermannes, und dankte dem großen Propheten für die gute Wirkung der Alcoransſprüche. Ein Jeder war zufrieden, Murza mit dem Derwiſch, Zaide mit Solimann und Zulima mit ihren flimmernden Steinen. Sie durchſtrichen in kleinen Tagereiſen Siebenbürgen, wo Michael Apafi, Fürſt dieſes Landes, und getreuer Anhänger der ottomanniſchen Waffen, ihnen allen möglichen Vorſchub that. Bey ihrer Ankunft zu Belgrad, trafen ſie, nach Murzas Wunſch, den Vezier Kara Ibrahim Muſtafa, mit deſſen Empfehlungsſchreiben ſie glücklich zu Adrianopel anlangten. Schon ſeit dem Frühling befand ſich der Großſultan in dieſer Stadt, wo er bequemer ſeine Befehle an die türkiſchen Heere in Deutſchland ertheilen, und von allen ihren Bewegungen ſchneller unterrichtet ſeyn konnte.

Der habſüchtige Murza ermangelte nicht, am Tage nach ſeiner Ankunft, dem Kislar Aga ſeine allerunterthänigſte Aufwartung zu machen, und den Brief des Solimann Baſſa, mit der allerunterwürfigſten Demuth zu überreichen, wobey er den Oberſten der ſchwarzen Verſchnittenen mit Sonne, Mond und Sterne verglich, und der Dauer ſeines koſtbaren Lebens noch einige Weltalter hinzuzuſetzen wünſchte. Mehemet, ſolcher hochtrabenden Dinge gewohnt und überſatt, nahm lächelnd den Brief ſeines Freundes und las. „Es iſt gut!“ ſagte er ganz trocken, indem er nachläßig mit dem Kopfe nickte, „ich werde dich rufen laſſen.“

Murza ſchob ſich nicht ganz zufrieden zur Thür hinaus, und harrte vergebens zwey Monate lang auf den Ruf des Kislar Aga. Während dieſer Zeit brummte er ſeinen Weibern täglich die Ohren voll, und rechnete ihnen die Zechinen vor, die er bey dem koſtbaren Aufwande in der Reſidenz umſonſt verſchwende. Zaide und Zulima liehen ihm geduldig ihre Ohren, denn ſie wußten ſich Mehemets Zögern ganz gut zu erklären.

Endlich glaubte der Freund Solimanns, daß er es nicht länger wagen dürfe, ein dem Sultan beſtimmtes Geſchenke zu vernachläſſigen. Er ſtellte die bebende Zaide dem Sultan vor; aber er that dies nicht allein in Geſellſchaft von acht bis zehn andern Mädgen, die verſchiedene Baſſen von Zeit zu Zeit geſandt hatten; ſondern er wählte auch einen Augenblick, in dem der Sultan in der übelſten Laune war, weil er kurz vorher die Eroberung von Neuhäuſel, die aufgehobene Belagerung von Gran, und die verlohrne Schlacht, zwey Meilen von dieſem Orte, erfahren hatte. Zaide, die weder durch ihre Kleidung, noch durch ihre Blicke hervorzuſtechen ſuchte, ward auf dieſe Weiſe leicht überſehn, und der Kislar Aga wieß ihr einige abgelegene Zimmer zur Wohnung an.

Bis hieher ſchien Alles die Hofnungen des Seraskier zu begünſtigen; aber plötzlich entſtand der Sturm aus einem Winkel, wo kein Auge eine drohende Wolke zu ſehen glaubte.

Prinz Solimann, der liſtige Heuchler, des Kaiſers Bruder, aber nicht der Nacheiferer ſeiner Heldentugenden, befand ſich damals im Serail zu Adrianopel. Er ward fürſtlich bedient, wie es einem der erſten Prinzen vom Geblüte zukam; aber er entbehrte das, was dem Menſchen die Strohhütte reizender macht, als den Pallaſt; das, was nicht Gold bezahlt, nicht Ehre aufwiegt; das edelſte Geſchenk der Natur: die **Freyheit.** Es giebt nur ein Gefühl in dem weiten Gebiete der Empfindungen, vermögend den ſtürmiſchen Wunſch nach Freyheit, wo nicht ganz zu unterdrücken, doch dann und wann zum Schweigen zu bringen: das Gefühl der Liebe. Im Arm der Wolluſt vergißt der Sklave ſeine Ketten, oder tändelt mit ihnen, als wären es Blumenfeſſeln. Auch dieſer beruhigende Selbſtbetrug ſtand nicht in des Prinzen Gewalt. Man hielt es für gefährlich, die Zahl derer zu mehren, denen ihre Geburt ein Recht auf den Thron geben konnte; der Sultan ſelbſt hatte bereits Söhne; die Politik ſcheute die Kinder ſeiner Brüder, und ſchuf ein verhaßtes Geſetz, kraft deſſen der Harem der Prinzen von Geblüte, nur aus betagten Weibern beſtand, allenfalls noch ſchön genug, um im Dunkel der Nacht ihr Alter zu vergeſſen; aber nicht jung genug, um ihre Gebieter zu Vätern gefürchteter Erben zu machen. Natürlich daß dieſe Einrichtung dem wollüſtigen Prinzen äußerſt mißbehagte; daß er ſelten genoß, wo er genießen durfte, und oft ſtahl, wo Riegel, Schloß und Wachſamkeit der Schwarzen ſeinen ſtürmiſchen Begierden das kleinſte Schlupfloch übrig ließen. Eines ſeiner Weiber hieß Marama, alt und plauderhaft, verſchlagen und eingedenk der Freuden ihrer Jugend. Prinz Solimann theilte mit ihr, was man ihm gab, unter der einzigen Bedingung, daß ſie Verzicht thue auf das, was er nicht geben wollte. Sie war dagegen ſo gefällig, ſeine Streifereyen in die verbotenen Grenzen der jugendlichen Liebe zu begünſtigen. Der ganze Schatz von Erfahrungen, den ſie auf dem Meere der Haremskabalen ſeit funfzig Jahren ſammelte, diente ihr nun, den Nachen mit kontrebander Liebe durch alle Klippen und Gefahren hindurch zu ſteuern.

Die Zimmer dieſer Marama ſtießen an die Zimmer Zaidens. Am zweyten Abend ihrer Ankunft im Serail, erhielt Zaide bereits einen Beſuch von dieſer gefährlichen Nachbarinn, der einige Tage nachher wiederholt, und in kurzer Zeit ſehr oft vervielfältigt wurde. Zaide litt ſie gern, denn ſie plauderte viel, ohne immer zu verlangen, daß man ihr antworten ſolle; und der Kislar Aga begünſtigte Alles, was Zaiden zerſtreuen konnte, weil er, mit der geheimen Geſchichte ihres Herzens unbekannt, immer befürchtete, ſie werde nach der Ehre geizen, nicht blos dem Namen nach ein Weib des Sultans zu ſeyn.

Marama bemerkte bald, daß Muhamed als Mann und als Kaiſer Zaiden ſehr gleichgültig ſey. Sie hielt das für einen vortheilhaften Wink, das Netz im Namen ihres Gebieters auszuwerfen, und vielleicht einen Fang zu thun, den alle Kaiſer der Welt ihm beneiden würden. Es hielt nicht ſchwer, die

Einbildungskraft des Prinzen zu entflammen. Maramas Beſchreibung ließ in Zaiden das Ideal der höchſten Schönheit erwarten, und der Gedanke: „es iſt verbotne Frucht! nur mit Gefahr des Lebens zu pflücken möglich!“ gab dem unbekannten Gegenſtande ſeiner Begierden den unwiderſtehlichſten Reiz.

Nicht alſo bey der ſchönen Zaide. Marama hatte gut loben, ſie mochte hundertmal des Tages den Prinzen als den ſchönſten, vollkommenſten Mann herausſtreichen; dem Ideal in Zaidens Herzen entſprach das Bild nicht, und das Einzige, was ihr an Muhameds Bruder gefiel, war ſein Name, den er mit ihrem Geliebten gemein hatte.

Indeß wünſchte Zaidens verſchlagene Nachbarinn dem Prinzen Gelegenheit zu verſchaffen, die ſchöne Fremde zu ſehn. Sie erhielt von dem Kislar Aga die Erlaubniß, ſechs oder ſieben ihrer Freundinnen in den Gärten der Sultaninn Mutter ein Frühſtück zu geben, und es verſteht ſich, daß auch Zaide eingeladen wurde. Man ſetzte die Tafel an das Ende einer Allee, auf welche ein Fenſter des Prinzen ſtieß, der auf dieſe Art zwey Stunden lang, ſoviel die herabgelaſſenen Jalouſieen ihm vergönnten, Zaiden ſah, und im erſten Augenblicke dieſes Sehens, Zaiden brünſtig liebte.

Doch wozu ſollte dieſer erſte Schritt führen? Marema wußte es ſelbſt nicht recht, und der Prinz wußte nur, daß er nicht leben könne, ohne den Beſitz der ſchönen Sklavinn. Mit Hofnungen ſchmeichelte ihm ſein Stolz, mit Ausſichten ſeine Kupplerinn. Der Erſtere rief ihm zu: „du biſt ein Prinz der „Ottomannen! kein Weib des Harems kann „dir widerſtehen!“ Die letztere überredete ihn, was ſie freylich ſelbſt glaubte: daß Zaidens Herz leer von Liebe, und für die Bewerbungen eines ſo ſchönen und geſchmeidigen Mannes gewiß offen ſeyn werde. Beyde erwarteten Alles von der Zeit und ihren Ränken; der erſteren wünſchte Prinz Solimann die Flügel ſeiner Einbildungskraft, und den letztern, den Segen des liſtigen Propheten, dem er diente.

O wie oft ſtand er ſchwermüthig, gelehnt an das Fenſter, aus welchem er in den Gärten ſeiner Mutter Zaiden zum Erſtenmal ſah! Da ſaß ſie, da gieng ſie, da lächelte ſie, da pflückte ſie eine Blume! O wie oft wünſchte er, daß ein nächtlicher Sturm die hohe Mauer niederreißen möchte, welche die orientaliſche Vorſicht durch den Hof des Serails gezogen hatte, um die Prinzen vom Geblüte, durch den Anblick der gegenüberwohnenden ſchönen Weiber, nicht zu Gefährten des Tantalus zu machen.

Sultan Amurat baute einſt dieſe zwey Flügel des Harems, den rechter Hand bewohnte er mit der Sultaninn Favorite; der linker Hand war mit reizenden Sklavinnen bevölkert. Um dem lauſchenden Auge der eiferſüchtigen Sultaninn zu entwiſchen, ließ Amurat insgeheim einen unterirrdiſchen

Gang wölben, durch den er oft, in den Schleyer der Nacht gehüllt, mit der Furchtſamkeit eines Diebs ſchlüpfte; (denn auch Kaiſer fürchten ſich vor Weibern) indeß die betrogene Favorite, in der Nähe ſeines Schlafgemachs ſorglos ſchlummerte. Dies ehemalige Zimmer Amurats, war nun die Wohnung des Prinzen Solimann, und der gewölbte unterirrdiſche Gang führte in ein Kabinek der Marama. Verſchloſſen, verriegelt, vernagelt und verſiegelt, waren zwar ſeit einer Reihe von Jahren die beyden eiſernen Pforten dieſes Ganges; aber was iſt Schloß, Riegel, Nagel und Petſchaft gegen die Gewalt entflammter Liebe? Marter und Tod erwarteten den, der es wagte, einen verſchloſſenen Eingang des Harems eigenmächtig zu öfnen; aber die Liebe ſpielt mit der Folter, und lächelt des Todes. Aller Gefahren ſpottend, zerriß Solimanns kühne Hand das Siegel, und ſprengte die Pforten.

Das

Das Kabinet der Marama.

(Sie ſelbſt und Zaide, auf ſammtnen Polſtern, mit weiblicher Arbeit beſchäftiget.)

Marama. So jung, ſo ſchön, und ſo leeres Herzens.

Zaide. Vielleicht deſto beſſer für mich.

Marama. So jung, ſo ſchön und ſo wenig eitel? Kein Verlangen, bewundert zu werden? kein emporſtrebender Wunſch, die Favorite eines Kaiſers und die Beherrſcherinn des Serails zu ſeyn? Ein Frauenzimmer, liebe Zaide, und keine Herrſchſucht?

Zaide. Das blendet mich nicht.

Marama. O ich kenne unſer Geſchlecht! Das Alles iſt reizend genug, den Kopf eines Mädgens zu verwirren; aber daß der groſſe Prophet den Muſelmännern verſtattete, mehr als ein Weib zu nehmen; daß wir immer nur ein getheiltes Herz beſitzen, und daß wir jeden Augenblick fürchten müſſen, ſelbſt dies getheilte Herz zu verlieren: Das iſt es, wenn ich nicht ſehr irre, warum uns oft der Sklavenwamms reizender dünkt, als der Purpur; die Bewohner der Hütte neidenswerther, als die Halbgötter in Palläſten.

Zaide. Du kannſt Recht haben. (Sie verſinkt in Träumerey).

Marama. Gewiß habe ich. Mein eigen Beyſpiel iſt deſſen Beweiß. Der Prinz, ſo ſchön er iſt — aber Zaide, du hörſt mich nicht? warum ſtarrſt du ſo vor dich hin?

Zaide (ihre Verlegenheit verbergen wollend). So? iſt der Prinz ſchön?

Marama. Als ob er dein Bruder wär. Nur die Naſe etwas erhabener, und die Stirn mehr gewölbt. O daß er Kaiſer wäre! ich wette, gegen ihn würdeſt du nicht ſo gleichgültig bleiben.

Zaide (höchſt untheilnehmend). Vielleicht.

Marama. Wahrhaftig! ihr ſcheint recht für einander geſchaffen. Eben das ſanfte Einnehmende in ſeinem Betragen, eben die ſtille, leidende Mine, die mehr Herzen erobert, als der Blick an Sieg gewöhnter Zuverſicht.

Zaide. Wirklich?

Marama. Wärſt du nicht neugierig, Solimann zu ſehn?

Zaide (auffahrend.) Solimann? O ja!

(Der Prinz ſtürzt zu ihren Füßen. Zaide fährt mit einem lauten Schrey empor; Marama blickt lächelnd auf ihr Werk).

Der Prinz. Hier iſt er, dieſer unglückliche Solimann, dem das Recht der Erſtgeburt Zaiden und den Thron entriß. Verzeih — verzeih es deinen eignen Reizen, die mich zum Verbrecher machen! Blick ohne Furcht, ohne Abſcheu auf mich: mein Herz und mein Leben ſind in deiner Gewalt!

Zaide ſah auf ihn ohne Furcht und ohne Abſcheu, aber mit Unwillen. Er ſchlug die Augen nieder. Eine Pauſe. „Herr!“ hub ſie endlich an, mit unnachahmlicher Würde in Blick und Ton: „Herr! ich zittere für „dich und Marama. Du wagteſt einen „Schritt,

„Schritt, eben ſo verwegen, als zwecklos. „Uns ſchieden nicht blos Riegel und Mauern; uns ſcheidet Schickſal, Beſtimmung „und mein Herz. — Mein Herz, wenn es „deinen Werth fühlt, wird mit Achtung dir „huldigen. Fodere nicht mehr von mir, „und iſt dir meine Freundſchaft werth; ſo „verlaß mich!“

Der Prinz. Ich dich verlaſſen? Nein! ganz fruchtlos darf das fürchterliche Wageſtück nicht bleiben. Woher dies fühlloſe Herz? — Wenn du die Sprache der Liebe kennſt, woher dieſe Befremdung? und wenn du ſie nicht kennſt, woher dies ſanfte Schmachten in deinem Auge? — Oder bin ich dir verhaßt? Liebſt du den Sultan?

Zaide. Ich liebe den Sultan nicht, und werde auch dich nicht lieben. Erſticke eine Leidenſchaft, die dich fruchtloſen Gefahren ausſetzt. Ich verzeihe dir deine Verwegenheit, und Marama ihren unartigen Betrug; ich werde verſchweigen, was ich ſah und hörte; doch jetzt befehle ich dir, mich zu verlaſſen!

Und Prinz Selimann wagte es nicht, dieſem Befehl ungehorſam zu ſeyn. Er gieng — freylich nicht ganz zufrieden, aber auch nicht ganz unzufrieden. Seine Eitelkeit ſchmeichelte ihm mit dem Gedanken: daß Zaide verſprochen zu ſchweigen; daß dies Schweigen kein Mißfallen vorausſetze; daß die erſte Schüchternheit eines unerfahrenen Mädgens ſehr natürlich ſey, und daß die Zeit das angefangene Werk gewiß vollenden werde. Nicht alſo die liſtige Marama. Sie ſah ſehr wohl ein, daß der Weg, den ſie gewählt, nicht der Weg zu Zaidens fein fühlendem Herzen ſey. Ihr Falkenauge hatte, als der Prinz gegenwärtig war, in dem Auge der ſchönen Sklavinn nichts geleſen, als Gleichgültigkeit, Unwillen und Verachtung. Auch noch ſtrafte Zaidens Blick, ſprechender als Worte, den geſpielten Betrug. Marama entſchuldigte, vertheidigte, bemäntelte ſo gut ſie konnte, verſprach Beſſerung, nahm ſich vor, nicht Wort zu halten; und die verdachtloſe Zaide vergab.

* * *

Hinweg aus dem Irrgarten der Liebe, auf das Schlachtfeld der Ehre! wo Muhameds halber Mond und Leopolds Kreuz um Sieg und Leben kämpften! wo Hut und Turban gleich verzweifelte Starrköpfe deckten; wo das Schwerdt der Deutſchen und der Säbel der Ottomannen gleich blutig flimmerten.

Prinz Karl von Lothringen hatte zwey Jahr vorher Ofen vergebens belagert. Seine Feinde im Kabinet des Kaiſers, die, neidiſch über Glück und Ruhm des Helden, es dem Heere oft am Nothwendigſten mangeln ließſen; die plötzliche Annäherung des Seraskiers Schaytan Ibrahim Baſſa, der ſich mit der ganzen ottomanniſchen Macht an ſeiner Seite lagerte, und das chriſtliche Heer durch beſtändige Scharmützel aufrieb; die Stärke der Beſatzung, die ſich auf zehntauſend Mann erſtreckte; der Vorrath von Lebensmitteln, der die Stadt vor Hunger ſicherte; die Unmöglichkeit, dem Feinde die Gemeinſchaft mit der Donau abzuſchneiden; die zweckwidrige, und dem Feinde verrathene Anlage ſeiner Minen; Alles dieſes zuſammen genommen zwang den Prinzen Karl, mit einem Verluſt von fünf und zwanzigtauſend Mann, am erſten November 1684. die Belagerung aufzuheben. Im Jahr 1685. umzingelten die Kaiſerlichen Neuhäuſel, des feſten Entſchluſſes, als Sieger durch ſeine Thore einzuziehn, oder am Fuß ſeiner Mauern zu ſterben. Der Seraskier Schaytan Ibrahim Baſſa folgte ihnen auf der Ferſe, und ſchlug ein Lager von ſechzigtauſend Mann im Angeſichte von Gran auf. Da er ſich aber noch immer zu ohnmächtig fühlte, die ſtarkverſchanzte Macht der Deutſchen anzugreifen; ſo ſuchte er durch Umſchweiſe ihren Vorſatz zu erſchüttern, das heißt: er belagerte Gran und Viſſegrad zu gleicher Zeit. Seine Hofnung, die feindlichen Truppen durch dieſen Kunſtgrif von Neuhäuſel wegzuziehn, ſchlug ihm nicht ganz fehl; denn da er in wenig Tagen Viſſegrad wirklich eroberte, Gran aber aufs äußerſte trieb; ſo ließ der Herzog von Lothringen nur ſechzehntauſend Mann zur Fortſetzung der Belagerung von Neuhäuſel zurück, brach eilig mit dem übrigen Heere auf, und erſchien am zweyten des Monats Ramazan im Angeſicht des türkiſchen Lagers. Das war es eben, was der Baſſa wünſchte. Er hob ſogleich die Belagerung von Gran auf, und poſtirte ſeine ganze Macht auf das vortheilhafteſte. Die reißende Donau ſchützte den rechten Flügel, eine Meilenlange Reihe von Felſen und Bergen deckte den linken, breite Moräſte ſicherten die Fronte vor feindlichem Ueberfall. Unbeweglich ſtand ſo das ottomanniſche Heer vier Tage lang, zufrieden, den raſchen Lauf der Entwürfe des Feindes zu hemmen; oder — wenn er verwegen genug es wagen ſollte, den Moraſt zu durchwaten — bereit, ihn ohne Rettung zu vernichten. Prinz Karl ſah und erwog die Gefahr, der er bey einem ſo tollkühnen Angrif, ſeine Deutſchen bloß ſtellen würde; ſchon ertönte die Trompete zum eingebildeten Rückzug, das ganze Lager ſetzte ſich in Bewegung und ſchien zu fliehen. Haufenweiß, mit wildem Kriegsgeſchrey, in blutgieriger Unordnung, krochen nunmehro die betrogenen Muſelmänner aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und verfolgten den Feind, der mit furchtſamer Haſt die eilenden Schritte zu verdoppeln ſchien. Doch plötzlich wandte ſich der muthige Deutſche, und bot in geſchloſſenen Gliedern, den einzelnen Haufen der Türken die Spitze. Da ſtutzten die bärtigen Anhänger Mahomets, als die Söhne Teuts ihnen ſo plötzlich die Palme des Sieges aus der Hand riſſen, die ſie halbtändelnd und nur mit Chriſtenblut gefärbt, um ihre Säbel zu winden hoften. Aus Verfolgern wurden nunmehro Verfolgte; die Muſelmänner flohen über die Moräſte zurück, die Kaiſerlichen ſtürmten mit funkelnden Schwerdtern hinter ihnen her. Zu gleicher Zeit und von verſchiedenen Seiten, drangen Karl von Lothringen und der Churfürſt von Bayern in das Lager des Feindes; paniſcher Schrecken und zügelloſe Verwirrung griffen um ſich, wie das Feuer in einer Pulvertonne; die Janitſcharen warfen die Spahis von den Pferden, ſchwangen ſich darauf und flohen; was das Schwerd der Chriſten verſchonte, das ward von ſeinen eignen Brüdern zerhauen, zerſchoſſen, zertreten; und Sieg und reiche Beute krönten den Muth der Ueberwinder.

Um Theil am Ruhm ihrer tapfern Mitbrüder zu nehmen, beſchloſſen die zurückgebliebenen Kaiſerlichen, einen Hauptſturm auf Neuhäuſel zu wagen. Es war früh des Morgens, am neunzehnten des Monats Ramazan, als die Sonne ihre erſten Strahlen auf den muthvollſten Eroberungsgeiſt, und die hartnäckigſte Vertheidigung warf. Schon hatten ſich die Deutſchen eine Brücke von den Leichen ihrer Feinde gebaut; ſchon drangen die blitzenden Schwerdter durch die Sturmlücke herein; ſchon würgten dreytauſend Chriſten in der Stadt umher; als endlich die übermannten Muſelmänner die weiſſe Fahne aushiengen. Aber zu ſpät! wer hält den Arm des wütenden Kriegers, der vor Gott und ſeinen Kaiſer ficht? wer ſtillt den Rachedurſt des ſiegenden Streiters, den tapferer Widerſtand bis zur Unmenſchlichkeit erhitzt; dem vielleicht an der Seite Freund oder Bruder fielen, und der Gott und ihren Seelen ein Todtenopfer zu bringen wähnt? Das Schwerd der Deutſchen fraß um ſich mit Wuth, verſchonte nicht den wimmernden Säugling an der Bruſt der zagenden Mutter, riß die jammernde Gattin aus dem entnervten Arm des in Blut ſchwimmenden Mannes, durchbohrte den wankenden Greis, der am Altar der Moſchee ſein Leben zu friſten ſuchte. Der tapfere Kommendant von Neuhäuſel ſtarb des folgenden Tages an ſeinen Wunden, und eine Beſatzung von dreytauſend ſtreitbaren Männern war bis auf zweyhundert zuſammengeſchmolzen.

Das blutige Schreckensgerücht verbreitete ſich bald von Stadt zu Stadt; die Beſatzungen von Novigrad und Viſſegrad flohen bey Annäherung des Feindes; der ſonſt unerſchütterliche Seraskier Ibrahim Baſſa, ließ ſich herab, zweymal einen Offizier mit Friedensvorſchlägen an den General der Kaiſerlichen zu ſenden, aber umſonſt! Der Graf **Lesley** verwüſtete mit achttauſend Mann Sklavonien, ſchlug den Baſſa **Siavus**, verbrannte ein Stück der Brücke, die über die weitläuftigen Moräſte der **Drau** führt, eroberte **Eſſeck**, berannte das Schloß, plünderte die Stadt und verließ ſie. — General Schulz focht mit gleichem Glücke in Nieder-Ungarn, eroberte, nach einer monatlichen

Belagerung, Eperies, eine Stadt, die des Tekeli Parthey hielt, Tockay und andere Feſtungen mehr. — Die Generale Merci und Häusler nahmen mit vereinten Truppen Zolnock, Ibraini, Kalo, Kleinwaradein, St. Niclas-Kirche und Saraiſa weg. Wo die Anhänger des Tekeli ſich blicken ließen, da wurden ſie geſchlagen, bis ſie ſich endlich nach Kaſchau zurückzogen, welche Stadt ſie furchtbar befeſtigten, entſchloſſen, die Hülfe der Türken zu erwarten, entſchloſſen, eher zu ſterben, als ſich dem deutſchen Kaiſer zu unterwerfen.

Am dritten des Monats Silkaadeh begann Graf Caprara die Stadt zu belagern. Tekeli ahndete die Gefahr der Seinigen. Er ſandte häufige Boten an den Baſſa von Waradein, flehend um Beyſtand und Schutz. Der Baſſa verſprach Alles, und begehrte Tekelis perſönliche Gegenwart, um zu überlegen und einen reifen Entſchluß zu faſſen. Der Verdachtloſe Tekeli, im Vertrauen auf ſein Wort, zog hin gen Waradein, mit ſiebentauſend ſeiner Landsleute. Ohnfern der Stadt empfieng ihn der Baſſa, und geleitete ihn ehrenvoll zum fröhlichen Mahle. Kaum aber waren die Becher geleert, und das Tiſchgebet geſprochen, als ein roher Haufe Janitſcharen, Ketten hinter ſich ſchleppend, in den Saal ſtürmte, den betrogenen ungariſchen Fürſten feſſelte, und den Befehl des Großſultans vorzeigte, ihn ſchleunig und in harter Verwahrung nach Konſtantinopel zu führen. „So iſt das der Lohn meiner Treue!“ rief der unglückliche Tekeli ſeinen, vor Entſetzen ſtarrenden Mitbrüdern zu: „ſagts meinen gutherzigen Ungarn, wie mirs ergangen, berechnet euer eignes Schickſal, und ſeyd weiſe!“ Man ließ ihn nicht vollenden, man riß ihn fort; aber ſeine letzten Worte hatten Wurzel geſchlagen in den Herzen der nach Freyheit dürſtenden Edlen. „Spielt ſo die ottomanniſche Macht mit uns, die uns Freyheit und Ruhe gelobte: was läßt die

„Zukunft uns hoffen? Der Muſelmann kennt
„kein höheres Geſetz, als den Willen ſeines
„Sultans; das Wort Freyheit iſt ihm lächer-
„lich, das Gefühl dafür, ein Unding. Was
„harren wir! was zögern wir! was bindet
„unſere Vernunft, daß ſie blind iſt, für Vor-
„theil und Frieden! Auf! laßt uns ergrei-
„fen die Hand, die ſchon oft zur Verſöhnung
„ſich bot."

„Auf! auf! zu den Füßen des deut-
„ſchen Kaiſers!" ſo rief das ganze Heer, und ſiehe Petrozzi erſchien an ſeiner Spitze, im Angeſicht des Grafen Caprara, und legte den Eid der Treue in ſeine Hände.

So verlohren, durch dieſe letzte, unbeſonnene That, durch Verleumdung und Kabale gebrütet, die Türken Alles, was ihnen das Schickſal der Waffen in Ungarn übrig ließ, und Sultan Muhamed ließ ſich zum Werkzeug der ſchnöden Feigheit mißbrauchen.

Was that unterdeſſen der gedemüthigte Vezier Kara Ibrahim? Sein taubes Gewiſſen begann endlich mit ſchrecklicher Stimme, ihm ſeine Bubenſtücke vorzurücken, ſein geängſteter Geiſt mahlte mit Farben der Nacht das Schickſal, das ihm bevorſtand. Doch noch war das Maaß ſeiner Greuel nicht voll; die errungene Würde zu behaupten, war der Zweck ſeiner raſtloſen Anſchläge, und ſollte er die Trophäen ſeines Sieges, bis an die Spitze in die Leichen ſeiner Brüder wurzeln. Demüthig, mit über die Bruſt gefaltenen Armen, nahte er ſich dem Sultan, ſein Haupt berührte die Stufe des Thrones: „wehe dem! rief er: wehe dem, „der Unglück bringt über das Erlauchte „Haus der Ottomannen!“

„Wehe dann dir!“ donnerte die erzürnte Stimme Muhameds: „du haſt meine „Rechtgläubigen zur Schlachtbank geführt!“

Kara Ibrahim. Nicht ich, Herr! vergönne deinem alten, treuen Diener, daß er ein Wort der Vertheidigung rede. Wer war es, der den Befehl gab, Gran und Viſſegrad zu belagern? wer war es, der dadurch den Herzog von Lothringen zwang, den Kern ſeiner Truppen von Neuhäuſel wegzuziehn? wer war es, der dem Heere der Ottomannen ein Lager anwieß, das ſelbſt die Söhne der Himmelsſtürmer anzugreifen gezittert haben würden? war es nicht dein eifriger Knecht, der den ſichern Plan des Sieges, mit bedachtſamer Hand vorzeichnete? Beym Bart meines Vaters! nicht der Kopf hat geſündigt, der dieſen Plan ſchuf! wohl aber der Arm, der ihn ausführen ſollte. Warum ließ Schaytan Ibrahim Baſſa der Seraſkier, ſich täuſchen, durch eine ſo alte, ſo oft gebrauchte Liſt? warum fiel er in ein ſo plump gewobenes Netz? warum tauſchte er ungewiſſen Sieg gegen gewiſſen Vortheil? Er, nur Er fühle die ganze Schwere deines Zorns! Er werde das Opfer deiner gerechten Rache!

Und Muhamed — mit Widerwillen zeichnet meine Feder die Ungerechtigkeit des edlen

Verblendeten auf — und Muhamed; uneingedenk der mannichfaltigen Siege, die Ibrahim Baſſa in Polen mit ſeinem Blute erkauft; uneingedenk der weiſen Maaßregeln, die dieſer entſchloſſene Feldherr, noch vor wenig Jahren zum Entſatz von Ofen ergrif, und tapfer ausführte, Muhamed ließ den unglücklichen Helden berufen, und ihm ſein graues Haupt vor die Füße legen.

Traurige Pflicht des Geſchichtſchreibers! wenn er den Mann liebt, deſſen Thaten er zeichnet, warum kann er nicht jeden ſchwarzen Fleck wegwiſchen aus ſeinem Leben! warum nicht ausrotten den verdorrten Stamm, der hämiſchen Schatten auf den Glanz ſeiner beſſern Werke wirft! Doch nein! ſie ſtehe da, die raſchbegangne That, zur Warnung guter Fürſten! ſie ſtehe da als Zeugniß, daß oft auch der blühendſte Baum ein vom Wurm zerfreſſenes Blatt trägt.

„Wer iſt nun noch der Verwegene?“ ſo ſprach Kara Ibrahim mit Wohlgefallen zu ſich ſelbſt: „der Anſpruch machen könne, auf die Veziers-Würde? Gefallen ſind ſie um mich her, die ſtolzen Baſſen, die mich neideten; jeder Kopf, der mir gefährlich ſchien, liegt blutend zu meinen Füßen. Sultan Muhamed ſelbſt — und ſollt er auch im Brauſen ſeines Zornes mich verſtoßen — er wird umſonſt unter den Großen ſeines Reiches einen Mann ſuchen, der ihm Kara Ibrahim Muſtafa erſetze.“

Halt! flüſterte ſein Dämon ihm zu: Solimann Baſſa, der Seraskier gegen die Polen, iſt ein tapferer, ein kluger Mann; ſeine Siege in der Moldau haben ihn zum Abgott des Volkes erhoben; Er, nur Er allein kehrt mit Ruhm bekränzt, aus dem Schlachtfeld zurück. — „Nun wohl, er ſterbe!“ — Nein, Ibrahim! vergebens ſpitzeſt du deine Pfeile gegen eine Bruſt, der des Sultans Freundſchaft zum Schilde dient. Solimann, der Geſpiele ſeiner Jugend, der Gefährte ſeiner Luſtbarkeiten; Solimann, der ihm als Heerführer die Palme des Sieges um die Schläfe wand; erhält von Muhamed ſeinen ſeidnen Strick zum Lohne. — Ja, Solimann, der Geliebte des ſchönſten Weibes im Harem, im Harem eines wollüſtigen Kaiſers; der wäre ſchon leichter zu ſtürzen: aber dem Himmel ſey Dank! der plaudernde Dämon des Veziers war nicht allwiſſend, der Name Zaido ſtand nicht im Lehrbuch ſeiner Politik.

„Wohl dann! ſo fall' er durch die Ehre! In Ungarn hat ſich ſchon mancher den Kopf zerſtoßen, er gehe und fechte gegen die Deutſchen! mir liegt es dann ob, zu verkleinern, was er thut; zu vergrößern, was er leidet. So entwurzele ich nach und nach ſein Andenken in der Bruſt des Sultans, und der ſtolze Baum fällt beym erſten Brauſen des Nordwindes."

Das Kabinet des Sultans.

Muhamed und der Vezier.

Muhamed (ihm Papiere reichend). Da! ſchon wieder böſe Nachrichten aus Ungarn.

Der Vezier. Das wolle die Macht des Propheten verhüten!

Muhamed. Das hätteſt auch du verhüten können, ohne eben eine höhere Macht ins Spiel zu ziehn; denn, was du auch ſagen magſt, Ibrahim Baſſa — freylich, er war dein Freund nicht — aber er war ein braver General. Zu kriechen verſtand er nicht, der achtzigjährige Greis; aber er that mehr, als er ſprach. Er ſchlug die Deutſchen und blieb unbelohnt; er wurde geſchlagen und verlohr Ehre und Leben. Geſteh es Vezier, daß, wenn der Zufall ſo mit Köpfen ſpielt, der deinige um kein Haar ſicherer iſt.

Der Vezier. Das graue Haupt deines Knechtes beugt ſich willig unter deine Befehle. Das Wort, das deine Hoheit von

Feindſchaft gegen Ibrahim Baſſa fliegen ließ, ſchmerzt deinen ehrlichen Diener, der keine Feindſchaft kennt, ſobald Intereſſe des Staates, Privatleidenſchaften ſchweigen heiſſt. Auch ich erkannte und ſchätzte die Verdienſte des Seraskiers, und meine Anklage ſtützte ſich nur, auf Zeugniß und Unterſuchung des Aremzadeh *), des weiſeſten Mannes in deinem Reiche.

Muhamed. Schon gut! ich mag nichts weiter davon hören! Könnt' ich dieſer innern Stimme, eben ſo als dir gebieten, mir nie wieder ſeinen Namen zu nennen. Aber nun — erſetze mir ſeinen Verluſt! Nenne mir einen Mann, der tapfer wie ſein Säbel, kalt in Gefahren, entſchloſſen in der Noth, meine Muſelmänner anführe gegen den deutſchen Kaiſer.

---

*) Aremzadeh, ein vornehmer Offizier, der wirklich damals nach Ungarn geſandt wurde, um Streitigkeiten zu ſchlichten, die zwiſchen den Janitſcharen und Spahis entſtanden waren.

Der Vezier. Herr! ich kenne einen ſolchen, der das raſche Feuer der Jugend mit der kalten Weisheit des Greiſes verbindet; der dir bereits Proben gab ſeines Muthes und ſeiner Tapferkeit. Aber ich zittere, ihn zu empfehlen, wenn du meine Seele der Partheylichkeit fähig glaubſt; denn er iſt mein Freund, ich liebe ihn, wie meinen Bruder.

Muhamed. Nenne ihn.

Der Vezier. Solimann Baſſa, der Seraskier gegen die Polen.

Muhamed (ſtutzend). Solimann Baſſa? Iſt er dein Freund? du liebſt ihn wie deinen Bruder? — Wahrlich! es iſt mir lieb, dies von dir ſelbſt zu hören; einem andern würde ich ſchwerlich geglaubt haben. Wiſſe! auch ich bin ſein Freund, kenne und ſchätze ſeine Verdienſte, liebe ſein offenes Herz, (nachdrucksvoll) und wenn ich recht ſehe — doch, was geht das mich an. Berufe Solimann zurück aus der Moldau, ich will ihn ſprechen.

Der Vezier. Ich eile, deine Befehle zu vollziehen. Wollte der Himmel, daß mein Alter und meine Geſundheit mir Kräfte genug übrig ließen! wie gern würde ich ſelbſt in Ungarn an die Spitze des Heeres mich ſtellen, um für die Ehre der ottomanniſchen Pforte zu ſiegen oder zu ſterben.

Der ſchlaue Heuchler gieng, und Solimann Baſſa erſchien wenig Wochen nachher an den Stufen des Thrones.

Sultan Muhamed, Solimann Baſſa, der Kislar Aga.

Muhamed. Sey mir willkommen! Freund meiner Jugend und meiner reiferen Jahre. Wollte der Himmel, ich hätte dich rufen laſſen, wie ehedem, einer Jagd oder einer Gondelfahrt beyzuwohnen. Aber Freud' und Leid zu theilen, iſt ja Freundes Pflicht. Solimann, ich brauche deinen Arm — nicht mit Wurfſpeil und Ruder, — nein, mit Säbel und Feuerrohr bewaffnet.

Solimann. Gebiete Herr! mein Leben iſt dein.

Muhamed. Zeuch hin nach Ungarn, und ſchlage die Deutſchen, ſo wie du die Polen geſchlagen.

Solimann (betroffen). Herr —

Muhamed. Welchen größern Beweiß meines Zutrauens kann ich dir geben, als wenn ich dich zum Nachfolger des tapfern Schaytan Ibrahim Baſſa ernenne?

Solimann. Auch ſchreckt ſein unglückliches Schickſal mich nicht. Ich eile, wohin mein Sultan mir zu gehen befiehlt. Aber Herr — du litteſt es ehedem, daß mein Mund freymüthig ſprach, was mein Herz dachte —

Muhamed. Und liebte dich drum, und werde auch noch jetzt dich drum lieben.

Solimann. Wohlan! Wir haben in Ungarn Alles verlohren; um Alles wieder zu gewinnen, muß der Bogen aufs höchſte geſpannt werden. Macht, Geld und Anſehn, Alles mußt du aufbieten, wenn du hoffen willſt, daß das Glück ſeine Kugel wieder drehen werde. An Macht fehlt es uns nicht; aber unſere Muſelmänner ſind ſcheu geworden durch ſo manche verlohrne Schlacht; die ſtolzen Deutſchen hingegen rücken ins Feld als zum gewiſſen Siege. Wo nicht ein Mann an die Spitze unſers Heeres tritt, der durch ſeinen Muth jedem Soldaten Zutrauen, durch Rang und Anſehn Ehrfurcht einflößt; ſo führt er nur zitternde Schafe gegen reiſſende Wölfe, und unſere Niederlage iſt gewiß. Bin ich aber wohl der Mann, der dieſe Eigenſchaften in ſich vereinigt? Zwar wage ich es zu hoffen; das Heer kennt meinen Muth, um die Ehre meines Kaiſers, iſt mir mein Leben jeden Augenblick feil; aber ich bin doch nur Seraskier, und das Volk will einen tönenden Titel, eine Puppe, mit der ſeine Einbildungskraft ſpielen kann. Nur du ſelbſt, oder der Großvezier, ſind im Stande, dem gährenden Pöbel blinden Gehorſam, unterwürfige Ehrfurcht einzuflößen.

Muhamed. Ich fühle, daß du Recht haſt; doch Kara Muſtafa ſchützt ſeine Geſundheit vor, und ich —

Der Kislar Aga. Deine Hoheit bedient ſich da des rechten Ausdrucks: „er ſchützt vor.“ Beym Grabe des Propheten! ſo iſts. Zu feige, ſeinen zweydeutigen Ruhm gegen die Deutſchen aufs Spiel zu ſetzen, ſchiebt er unter dem Vorwand der Krankheit einen Dritten an ſeine Stelle. Gehts gut, nun wohl; ſo bringt das ſeiner Empfehlung Ehre, und ihm Belohnung. Gehts ſchlimm, auch gut; die beſte Gelegenheit, einen vielleicht furchtbaren Nebenbuhler zu ſtürzen.

Muhamed (nachdenkend). Wenn du Recht hätteſt —

Solimann. Es ſey ferne von mir, ſelbſt meinen Feinden ſchaden zu wollen. Doch wenn ich Wahrheit reden, und Gutes befördern ſoll; ſo erlaube mir Herr, dir zu ſagen, daß es nicht wohlgethan war, den ungariſchen Fürſten Tekeli in Verhaft zu nehmen. Wirf einen Blick auf ſeine geprüfte Treue! ein ſcharfer Blick Muhameds iſt genug, um die Verleumdung zu entlarven. Seinen Feſſeln verdankt die ottomanniſche Pforte, Ungarns gänzlichen Verluſt, und ich wage es frey, wehe auszurufen, über das Haupt, das dieſen unſeligen Plan entſpann.

Muhamed. Wehe dann über Kara Muſtafa! Solimann, ich mache dich hiemit zum Vezier, und übergebe dir das Reichsinnſiegel, deinen Feind aber deiner Willkühr.

Und Solimann beugte ſein Knie, küßte den Kaftan des Kaiſers, und gieng, mit befriedigtem Ehrgeiz und unbefriedigter Liebe im Herzen. Doch ſchien ihm dieſe neue Würde vielleicht eine Staffel zu Zaidens Beſitz. Er ſchonte das Leben des Kara Ibrahim Muſtafa, er begnügte ſich, ihn nach Rhodes zu verweiſen. Er zerbrach die Feſſeln des ungariſchen Fürſten Tekeli, ſetzte ihn wieder ein, in die geraubte Würde, und erſetzte ihm Alles, was die plündernden Janitſcharen ihm genommen hatten. Er ließ alle ſeine goldene und ſilberne Gefäße zu Gelde prägen, weil die Schatzkammer Mangel litt, und harrte nun des wiederkehrenden Frühlings, um an der Spitze der Truppen in Ungarn zu erſcheinen.

* * *

Genug der blutigen Scenen des Schlachtgetümmels und der Hofkabalen. Zurück in den Irrgarten der Liebe, wo verſchwiſterte Herzen, gezogen durch das mächtige Band der unerklärbaren Sympathie, ſich fanden, ohne ſich zu ſuchen — ſich an einanderketteten, um nie wieder von einander zu ſcheiden.

Die geſchwätzige Zunge der Marama hatte ſchon längſt das beflügelte Gerücht von Solimanns Ankunft und ſeiner Erhebung zum Vezier, im Serail verbreitet. Auch bis zu dem Ohr Zaidens war die fröhliche Mähr gedrungen, und nur mühſam verſchlang ihr Mund die Freude, die das blitzende Feuer ihres Auges verrieth. Wie horchte mit leiſem Athem, am erſten Tage dieſer frohen Cataſtrophe, die reizende Sklavinn auf jeden Fußtritt, der vorüberſchlich vor ihrer einſamen Zelle; wie gierig blickte ſie, wenn die emſige Zulima die Thür öfnete, auf die Hand ihrer Vertrauten, ob nicht ein Zettel der Liebe, zwiſchen ihre knöchrigten Finger gedruckt, daraus hervorſchimmere. Umſonſt! der Tag verſtrich, ſchon warfen die hohen Mauern des Harems, einen langen Schatten auf das Gitter Zaidens, und noch keine Nachricht von Solmann. Beſchuldige ihn nicht des Kaltſinns, holdes, ſchwermüthiges Mädgen! Der neue Günſtling ſchmachtet unter den Feſſeln des bleyernen Wohlſtandes. Da haben ſich gefräßige Schranzen um ihn gelagert, und erſticken ihn mit neidiſchen Glückwünſchen: da wimmelt ſein Vorgemach von kriechendem Geſchmeiße und dürftigen

Elenden, die den Staub von ſeinen Füßen lecken. Doch ſiehe! ſchon entwindet er ſich dem herzloſen Getümmel, und ſchlüpft an der Hand ſeines Freundes, des Kislar Aga, in den geheimſten Winkel des Pallaſtes. Da wirft er ſich ſeufzend auf die ſchwankende Ottomanne, und wiſcht den ungewohnten Schweiß des Bückens, von der glühenden Heldenſtirn.

Der Kislar Aga. Glück auf! Glück auf, mein Freund! Der Druck meiner Hand ſage dir mehr, als das Gewäſch jener Miethlinge.

Solimann (reicht ihm die Hand). Ich fühle und begreiſe dich. — Laß mich zu mir ſelbſt kommen — nein, es iſt kein Traum! — ich danke dir Allah! Du erhobſt mich zu einer ſchwindelnden Höhe; laß unerſchütterlich ſeyn meinen Muth, unwandelbar die Treue gegen meinen Kaiſer! gieb mir Scharfblick für den Betrug, und ein Herz für das Elend! verſtopfe meine Ohren für die Syrenenſtimme der Beſtechung, und öfne ſie für die Klagen des Dürftigen! ſtähle mich für Gefahr, und mache mich weich für die Noth! Soll es anders ſeyn — o Allah! ſo tödte mich ein deutſches Schwerd in der erſten Schlacht!

Der Kislar Aga. Edler Mann! Heil dem Throne Muhameds! Dank dem Propheten, der dich zur Stütze ihm gab.

Solimann. Bin ich nun glücklich? — Der Glanz, der das Auge des Pöbels blendet, füllt er auch mein Herz? (er ſtürzt in die Arme des Aga) O Freund! wie gehts Zaiden?

Der Kislar Aga. Zaiden? — Doch, ehe ich deine Frage beantworte: was iſt dir dieſes Mädgen? woher die ſeltſame Empfehlung des Schweigens, die der tartariſche Sklavenhändler mir brachte?

Solimann. Ach Mehemet! (er blickt ſchüchtern umher) ich liebe ſie.

Der Kislar Aga (fährt zurück). Du liebſt ſie? haſt du auch bedacht —

Solimann. Alles, Alles. Kein Rath, keine Warnung, beſter Mehemet! ich bin unfähig ſie zu nutzen. Meine Kühnheit, die Gefahr, die halbe Unmöglichkeit; Alles ſchwebt nur zu hell vor meiner Seele. Aber umſonſt haben Pflicht und Treue das feſteſte Band gewürkt, die Liebe zerreißt es wie Flachs. Iſt dirs zu hoch, Halbmann? o ſo verſchone mich mit deiner Philoſophie, die du der Schärfe eines Meſſers verdankſt.

Der Kislar Aga. Ruhig, ruhig, lieber Solimann. Hier haſt du meine Hand, trotz der Gefahr, die meinem Kopfe dräut, ich thue, was ich kann. Aber vergönne mir zum mindeſten kalt zu denken, wenn du nur brauſend handeln willſt.

Solimann (umarmt ihn feurig). O Freund! mir gebrichts an Worten —

Der Kislar Aga. Schon gut, wer verlangt ſie? Jetzt will ich dir Rechenſchaft geben, wie ich die Bitten meiner Freunde zu erfüllen pflege. —

(Hier erzählte er ihm die Liſt und Vorſicht, deren er ſich bedient, Zaiden vor den Augen des Sultans zu verſtecken, und wie es ihm bisher gelungen).

Aber, fuhr er fort: nothwendig müſſen wir auf andere Mittel denken, wenn der Faden des frommen Betrugs noch länger geſponnen werden ſoll. Du weißt es, in kurzem feyert man das Feſt der Sultaninnen, dann erſcheinen alle Weiber des Harems in der geheimen Moſchee, gehüllt in die reichen Gewänder, die der Sultan an dieſem Tage unter ſie austheilen läßt. Auch Zaide darf nicht wegbleiben — es wäre denn, daß eure Herzen ſich ſchon verſtünden; daß ſie einen Wink zu rechter Zeit nutzte, daß willkommene Kopfſchmerzen ſie von der Nothwendigkeit entbänden, dem Kaiſer unter die Augen zu treten.

Solimann. So iſt es, theuerſter Mehemet. Zaide liebt mich mit gleichem Feuer, ſie wird jeden unſerer Entwürfe begünſtigen, und die Allmacht der Liebe wird das übrige thun. Meynſt du, ſie ſey zu kühn, die reizende Hofnung, Zaiden vom Sultan ſelbſt zu erflehen? meynſt du, Muhamed werde ſeinem Freunde, ſeinem Günſtling ein Mädgen verſagen, das er als den einzigen Preis ſeiner Dienſte von ihm begehrt?

Der Kislar Aga. Freund, bey dem heiligen Grabe zu Mecca beſchwöre ich dich! hänge dieſem tollkühnen Gedanken nicht nach. Muhamed darf es durchaus nicht wiſſen, daß du Zaiden liebſt. Trau mir, einem alten Sklaven der Lüſte des Throns. Ein Kaiſer wird dir eher ſeine eigene Tochter zugeſtehn, als ein Weib ſeines Harems. Laß Zufall und Glück dich ſorglos in den Hafen der Liebe ſteuern; beſſer, als wenn du dich auf das lecke Boot der Fürſtengnade wagſt. In allen Fällen rechne auf meinen Eifer und meine Treue.

Der Kislar Aga gieng, und Solimann warf ſich mißmuthig zurück auf den Polſter.

Zerplatzt, wie eine bunte Seifenblaſe, war der ſchöne Entwurf, ſeine Geliebte, ohne Gewiſſensrüge, ehrlich von der Hand des Sultans zu erflehen. Tauſend niederſchlagende Gedanken nagten ihm das wunde Herz — horch! da huſchelte etwas an der Thür des Kabinets, und einen Augenblick nachher erſchien ein Stummer, der, ſich tief beugend, ihm einen Zettel übergab, und verſchwand. Bebend erbrach der Vezier das Siegel, erkannte mit frohem Entzücken die Hand Zaidens, und las folgendes:

Die Getreue an den Einzigen.

Als Länder und Meere uns trennten, da pochte voll banger Erwartung, Geliebter! mein Buſen nach dir; verlohren ſchien jede Minute, außer deinem Arm verlebt. Doch mehr noch, tauſendmal mehr noch, klopfet voll zärtlicher Sehnſucht das Herz, das dir ſich ergab, ſeitdem es ſo nahe dich weiß. Einen ganzen, langen Tag, hat die Ehre der

Liebe geraubt; o mach das Unmögliche möglich! komm bald, daß mein Kuß dir verzeihe!

Und könnt' ich meine Feder in das Entzücken himmliſcher Geiſter tauchen, ſie würde umſonſt es wagen, Solimanns Wonnetrunkenheit zu mahlen. Wie ſchnell jagte Amor den Mars, mit ſeinem ganzen Gefolge von Blutdurſt, Ruhm und Ehre, aus dem ſchwindelnden Kopfe des beſiegten Helden. Der ſtolze Heerführer, der Sieger im Schlachtfeld, ein Sklave der Liebe; der erhabene Vezier, ein Menſch, wie wir alle; der Herrſcher im Divan, ein Unterthan der Natur. Tauſend mögliche und unmögliche Entwürfe, durchkreuzten das brennende Gehirn des edlen Muſelmanns, und der Schlummer floh von dem ſibaritiſchen Polſter.

Die ſchlaue Marama hatte indeſſen nicht unterlaſſen, zu lauren, zu ſpähen, zu heucheln, zu ſchmeicheln, jeden Blick der ſchönen

Zaide zu beobachten, und Hofnung oder Furcht für die Liebe des Prinzen daraus zu ſaugen. Am nämlichen Tage, als die Getreue an den Einzigen ſchrieb, entgieng es nicht ihrem Scharfblick, daß eine gewiſſe Unruhe Zaidens Buſen hob; daß ihr Auge oft ängſtlich umherirrte, und einen Gegenſtand zu ſuchen ſchien, den es nicht fand. „Was „mag ſie haben?“ ſprach das liſtige Weib zu ſich ſelbſt: „dieſer Blick iſt der Blick der „Zärtlichkeit; dieſe Unruh iſt die Unruh der „Liebe. Sollt' es mehr ſeyn als Unempfindlichkeit, die ſie taub macht für das Flehen „des Prinzen?“ Huſch! war ſie mit dieſem Selbſtgeſpräch auf den Lippen im Kabinet ihres Gebieters, und nun wurde ein Dialog daraus, der für den ſchmachtenden Prinzen eben nicht viel tröſtliches hatte. Doch wer wohl der Gegenſtand von Zaidens geheimer Unruh ſeyn möchte; darüber zerbrachen ſie ſich vergebens die Köpfe. Genug, ſeine Eiferſucht erwachte; er ergrif die Feder und ſchrieb:

Solimann, Prinz der Ottomannen, an Zaiden, Königinn aller Herzen.

Ich habe es nicht gewagt, dich wieder zu ſehen. Die Furcht vor deinem Zorn iſt mächtiger, als die Furcht für mein Leben. Du liebſt mich nicht; aber ich liebe dich trotz deines Verbots. Wäre dein Herz noch frey; ſo würdeſt du fühlen, was ich leide. Wer iſt der Verwegene, der zu meinem Nebenbuhler ſich aufwarf? Ich poche nicht auf Rang und Verdienſte; Liebe macht uns alle gleich, aber gewiß iſt ſeine Liebe der meinigen ungleich. Laß die milde Güte, die ich in deinen Blicken las, ſich in ſanfte Zärtlichkeit verwandeln. O Zaide! der Schritt iſt klein; thu ihn, und rette vor Verzweiflung

Deinen

treuen
Solimann.

Marama verſprach, dieſen Brief richtig zu überliefern. Da ſie aber Zaidens ſtrengen

gen Ernſt fürchtete, und vorausſah, daß die ſchöne Moſcowitinn, den Zettel vielleicht nicht einmal würdigen werde zu erbrechen; ſo nahm ſie ihre Zuflucht, wie gewöhnlich zur Liſt, beſuchte Zaiden mit unbefangener Mine, ſchwatzte und plauderte von tauſend gleichgültigen Dingen, und ließ das Billet beym Abſchied, unvermerkt auf dem Nachttiſch zurück. „Findet ſies nun,“ philoſophirte die ſchlaue Verrätherinn, „ſo wette ich tau„ſend gegen Eins, die weibliche Neubegier „wird es erbrechen; und hat ſie es einmal „erbrochen, ſo wird ſie doch wiſſen wollen, „was darinn ſteht. Geleſen iſt es dann, und „mehr wollen wir vor der Hand nicht. „Meinem Blick wird die Wirkung nicht ent„gehn, und des Mädgens ſchuldloſe Seele, „wird eine geheime Leidenſchaft umſonſt mir „verheelen.“

Indeſſen hatte die allmächtige Beredſamkeit der Liebe, in dem Munde des Veziers, die Freundſchaft des Kislar Aga erwärmt.

Der gutherzige Halbmann wagte die Gefahr ſeines krauſen Kopfes, machte durch gleiſende Schwärze ſeinen Freund dem Ethiopier ähnlich, kleidete ihn in das Wamms der Verſchnittenen, gab ihm einen Korb unter den Arm, und führte ihn bey nächtlicher Weile in den Harem. Die Lampen in der Gallerie waren verloſchen, eine blinde Leuchte verrieth ihnen den Weg. Bebend, mit klopfendem Herzen, ſchlich Solimann leiſe hinter dem Aga her, kaum berührte ſein Fuß das moſaiſche Pflaſter. Sie giengen und giengen, der Gang ſchien immer länger zu werden; endlich ſtand der Aga vor der letzten Thür, und öfnete ſie ohne Geräuſch.

Kaum ward Zaide den Aga gewahr, ſo ſpät, bey nächtlichem Dunkel; als der Gedanke der Hölle in ihr aufſtieg: „Er kömmt, „ein Bote des Sultans! Er kömmt, dich zum „Opferaltar der Unſchuld zu führen!“ Ohnmächtig fiel ſie Zulimen in die Arme. Der Kislar Aga entfernte durch einen Wink die umſtehenden Gaffer, weil ein Blick auf ſeinen Freund ihn belehrt hatte, daß Solimann ſeiner nicht mehr mächtig ſey. Zaide wurde auf ein Ruhebette gelegt, der ſchöne Eunuch kniete zu ihren Füßen. Noch blieb ihr himmliſches Auge geſchloſſen; noch drängte kein Seufzer ſich aus der geengten Bruſt empor. „Geh, Freund!“ rief die geſchäftige Zulima dem knieenden Solimann zu: „geh und „hole mir das goldene Fläſchgen mit dem „ſtärkenden Lebensgeiſt! dort auf dem Nacht„tiſch wirſt du es finden.“ Solimann flog, erblickte das Fläſchgen, und darunter einen verſiegelten Brief. Raſch nahm er beydes, brachte nur Eines, und ſchob den Brief in den Buſen. Scheltet ihn nicht, ihr feinen Grübler! Deutſche oder Franzmänner. Solimann der Morgenländer iſt heiß wie ſein Klima, und ſprudelnd wie die warme, geiſtige Quelle. Gebt ihm einen Augenblick Zeit, und der Brief bleibt unangerührt auf dem Nachttiſch liegen; aber der Muſelmann, der einen verſiegelten Zettel bey dem Weibe ſeines Herzens erblickt, empfindet mehr als ihr, wenn ihr einen fremden Hut auf dem Sofa eurer Schönen findet.

Zaide ſchlug die Augen auf, und Solimann lag in ihren Armen. Wer je ein geliebtes Geſchöpf, nach Jahre langer Trennung, an ſeinen klopfenden Buſen drückte: o gewiß, der verſteht mich! Wer aber immer den Gang ſeines Lebens, ununterbrochen an der Hand einer Gattinn fortſchlenderte, die aus einer heißen Geliebte, eine ruhige Freundinn wurde; der verſucht es umſonſt, das rührende Gemälde ſeiner Seele lebhaft zu machen, das der glühendſte Pinſel des Dichters nicht zu ſchildern wagt. Zulima und der Kislar Aga zogen ſich beſcheiden zurück; die Erſte trocknete Freudenthränen, der Letzte lauſchte an der halboffenen Thür. Daß die Verliebten ſich viel ſagten, und nichts ausmachten, iſt der gewöhnliche Gang der Natur; kaum dachte Solimann an die nothwendigen Kopfſchmerzen Zaidens, für das Feſt der Sultaninnen. Die koſtbaren Minuten flogen pfeilſchnell vorüber, und nur zu bald näherte ſich, mit ängſtlichem Geflüſter, der ſorgſame Aga, berichtend den Anbruch des Tages, und das erſte Hahnengeſchrey. —

Wer feſſelt den raſchen Flug der Zeit? Ihr Götter der Erde! mit all' eurem Golde, und all' eurem Höflingsgeſchmeiße, vermögt ihr nicht aufzuhalten ein Sandkörngen, das aus dem ewigen Stundenglaſe rinnt. Die Liebenden ſchieden, ſo wie Liebende immer ſcheiden, mit manchem Weh, zurückgeworfenen Blick und Kuß. Solimann begleitete den Kislar Aga in ſeinen Pallaſt, wuſch den Ethiopier vom Geſicht, nahm ſeine Kleider, und entſchlüpfte durch die geheime Thür von Mehemets Bädern. Kaum war er fern von lauſchenden Blicken, als er in den Buſen fuhr, den Brief zu entſiegeln. Aber Himmel! welche Sprache leiht mir Worte für ſein Erſtaunen! Prinz Solimann liebt Zaiden,

den, er hat ſie geſehen, ſie geſprochen, hat Verräther im Solde, die bis in ihr Zimmer mit Briefen ſchleichen, und — was das grauſamſte iſt — Zaide hat ihm nichts davon entdeckt; ihr Schweigen ſcheint willig das ſträfliche Geheimniß zu bemänteln.

„Laß die milde Güte, die ich in deinen „Blicken las, ſich in ſanfte Zärtlichkeit verwandeln.“

Alſo milde Güte war in ihren Blicken, da der Prinz zu ihren Füßen lag? vortreflich! nur weiter!

„O Zaide! der Schritt iſt klein, thu ihn.“

Freylich! freylich! iſt der Schritt nicht groß; und ach! Zaide wird ihn früh genug thun. Wäre ſie unſchuldig, warum ſchwieg ſie? „Ha!“ rief er mit Zähneknirſchen: „fort zum Sultan! er wiſſe die Verräthe„rey ſeines Bruders, und die Treuloſigkeit „ſeines Weibes.“

Doch nein, ſo kann Solimann Baſſa nicht handeln; der beſſere Menſch trat bald in die Stelle der blinden Leidenſchaft. „Wo iſt das Verbrechen des Prinzen? Er liebt Zaiden, das Meiſterſtück wohlthätiger Schöpfung, lieb' ich ſie nicht auch? und ſehe ich nicht ſelbſt die Blicke jener fühlloſen Halbmänner mit Entzücken auf ihr ruhn? Aber wo nun ein Ausweg aus dieſem Labyrinth? Das Geheimniß dem Kislar Aga entdecken? das hieße Aufruhr in den Harem ſtreuen. — Zaiden verſchweigen was ich las? das hieße den Entwürfen meines Nebenbuhlers die Hand bieten. — Ihr meine Eiferſucht enthüllen? das hieße das vielleicht unſchuldige Mädgen quälen, und mich ſelbſt einer ſtrafbaren Neubegier anklagen.“

So ward von bangen Zweifeln, der betrogene Vezier, bis an den Mittag umhergetrieben; bis er endlich auf das ſichere und einfache Mittel fiel, die Gegenwart der Zulima vom Aga zu erbitten.

Indeſſen hatte die laurende Marama, den nächtlichen Beſuch des Aga ausgewittert. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß er Zaiden auf die Befehle des Sultans vorbereitet habe. Zitternd für die Liebe des Prinzen, und für das Schickſal ſeines Briefes, begab ſie ſich früh des Morgens in Zaidens Schlafgemach. Sie fand die reizende Sklavinn in ſchwermüthiger Stellung und nachläßigem Gewand, ein Beweis mehr für ihre Vermuthung. Zaide erwähnte nicht des ungewöhnlichen Beſuches, noch ein Beweiß. Aber Zaide ſprach auch nichts vom Prinzen, ſo künſtlich man auch das Geſpräch auf ihn zu lenken wußte. Marama fieng an unruhig zu werden. Sie ſchielte nach dem Nachttiſch, der Zettel war verſchwunden, und doch keine Spur auf Zaidens Geſicht, die zu ſagen ſchien: „ich habe den Brief geleſen.“

„Ha! wenn er in die Hände des Aga „gefallen wäre!" Dieſer Gedanke fuhr wie ein Blitzſtrahl durch Maramas Seele. Länger vermochte die geübte Betrügerinn ſich nicht zu halten. „Zaide! rief ſie: vergieb „mir! haſt du den Brief des Prinzen ge„leſen?"

Zaide (erſtaunt). Den Brief des Prinzen? ſchwärmſt du?

Marama (außer ſich). Gott, wir ſind verlohren! Geſtern bracht' ich ihn, hier auf dieſe Stelle legt' ich ihn. Er iſt fort!

Zaide. Welchen Brief? rede.

Marama. Was weis ichs! Es war ein wiederholter Verſuch ſeiner unbezwingbaren Liebe. — Zaide, ſieh mir ins Geſicht! Du verſchweigſt mir den nächtlichen Beſuch des Kislar Aga — du errötheſt? — nur zu gewiß iſt es, er nahm den Brief, und Prinz Solimann wird ein Opfer ſeiner Liebe und der Rache ſeines Bruders.

Zaide. So unbeſonnen deine That war; ſo zittere ich doch für euer beyder Leben.

Marama. Hier ſind nur zwey Fälle möglich. Entweder du weißt darum, und dann iſt der Prinz verlohren; oder du weißt nicht darum, und dann biſt auch du verlohren. Rede!

Zaide (mit Würde). Ich bin unfähig zu verrathen, wen es auch ſey. Der Prinz hat wider meinen Willen mich geſehn, und du weißt es, ich ſchwieg. Von dem Beſuch des Aga glaubt' ich Niemand Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn; doch ſteh' ich in keiner Verbindung mit dem Sultan. Macht die Entdeckung des Briefes, mich und dich, und den Prinzen unglücklich; ſo rufe wehe über dich ſelbſt. Doch es geſchehe was da wolle; ſo befehle ich dir, von nun an, mich nie wieder mit der Liebe des Prinzen zu beunruhigen.

Marama entwich beſchämt, und erwartete in banger Furcht ihr Schickſal. Doch kaum hatte ſie ſich vom erſten Schrecken wieder erholt; als ſie anfieng, mit gewohnter Grübeley, dem Dinge weiter nachzudenken, und plötzlich auf Klippen ſtieß, die ihr bisgen Verſtand nicht zu umſegeln vermochte. „Alſo war es nicht in Angelegenheiten „des Sultans, daß der Kislar Aga ſeinen „ſeltſamen Nachtbeſuch abſtattete? was „wollt' er denn? warum ſchlich er durch den „dunklen Gang, als ob er nicht in den Harem gehöre? warum in Begleitung eines „einzigen Schwarzen, da er doch ſonſt immer „den Pomp ſeiner Würde auszukramen pflegt? „was hat er drey oder vier Stunden in Zaidens Zimmer begonnen? geflüſtert und geziſchelt haben ſie genug; aber mein horchendes Ohr hat nichts erlauſcht. Sollte „vielleicht der mürriſche Krauskopf, eine „fremde Liebe begünſtigen? Sollten der ſorgloſe Prinz und die wachſame Marama, ein „Spott des ſiebenzehnjährigen Mädgens „werden? Weh euch, wenn ihr einen Faden „geſponnen ohne mich; Marama wird ihn

„plötzlich zerſchneiden. Man hintergeht mich „auf Augenblicke, um Jahre lang zu büßen.“ Sie ſprachs und ſchwur, Wachſamkeit und Liſt zu verdoppeln, um wo möglich den Schleyer wegzureiſſen, der den geheimnißvollen Nachtbeſuch deckte.

Indeſſen ward auch Zaide auf dem Meere der Angſt im Nachen banger Erwartung umhergetrieben. Kaum hatte die ſchlaue Kupplerinn das Zimmer verlaſſen, als ſie ihre gutherzige Vertraute herbeyrief, ihr den verdächtigen Handel mit dem Briefe kund that, und die fürchterlichen Vermuthungen der unglücklichen Folgen, in ihren Buſen ausſchüttete. Zulima ſchüttelte ihr weiſſes Haupt, und wollte eben eine Strafpredigt beginnen; als ſie durch die Ankunft eines Verſchnittenen unterbrochen wurde, der ihr donnernd zurief: „Folge mir zum Kislar „Aga!“ Zitternd empfieng Zulima die Botſchaft. — Ach! nur zu offenbar betrift der eilige Ruf den verwünſchten Zettel des Prinzen;

der Aga wird ihn gefunden haben, wird ſich und ſeinen Freund für betrogen halten, und nun den Mißbrauch ſeiner Güte, an der Buhlerinn rächen wollen, die nicht zufrieden, den Sultan zu hintergehen, ein betrügeriſch Netz um zwey der edelſten Muſelmänner ſchlingt, um beyde zu täuſchen.

Gutes Weib! wohl dir, daß dein weiſſagender Geiſt für diesmal fehl ſchoß. Der beſchäftigte Aga überſah die tödtliche Unruhe, mit der du vor ſeinem Antlitz erſchienſt; mit heiterer Mine befahl er dir, ſeinem vertrauteſten Sklaven zu folgen, der dich ſchweigend und höflich, durch die geheime Thür von Mehemets Bädern, zum Vezier Solimann geleitete.

„Gut, daß du kömmſt!“ rief der gemarterte Liebhaber ihr mit glühenden Augen entgegen: „gut, daß du kömmſt, du Mitſchuldige von Zaidens Verrätherey!“

Julima (ſich faſſend). Gilt mir das, Herr? oder ſoll ich vielmehr fragen: gilt das Zaiden?

Solimann. Dir und Zaiden! O verſtelle dich nicht, graugewordne Betrügerinn! weg mit der ſcheinheiligen Ruhe! weg mit dem Mantel der Unſchuld! eure Bosheit iſt klarer, als die unbewölkte Mittagsſonne.

Julima. Herr, ich verſtehe dich nicht; und erwartee duldend die Erklärung einer Sprache, die mir und Zaiden gleich fremd ſeyn muß.

Solimann (zieht den Brief des Prinzen aus dem Buſen). Kennſt du dieſen Zettel?

Julima. Nein.

Solimann. Nein? — und das ſo trocken? — geh, Schlange! nun iſt es offenbar: ihr ſpottetet meines Herzens, und lachtet meiner Treue. Mir aus den Augen!

Julima. Uebereile dich nicht, Herr! Zaide iſt unſchuldig. Der Brief des Prinzen —

Solimann. Alſo weißt du doch, daß dieſer Brief von der Hand des Prinzen kömmt? genug! —

Julima. Ich weiß es; aber weder Zaide noch ich, haben ihn geſehn. Wenn du im Stande wärſt, mich einige Minuten gelaſſen anzuhören —

Solimann. Ich bin es. Rede!

Zulima unterließ nicht, mit ſchimmernden Farben, doch der Wahrheit getreu, Zaidens unwandelbare Liebe zu ſchildern. Daß der Prinz ſie geſehn und geſprochen, wer wagt es, das zu leugnen? aber daß ſie die Liebe des Prinzen erwiedere, wer wagt es, das zu behaupten? Iſt es Zaidens Schuld, daß er durch kühne Kabale ſich in den Harem ſchlich? was konnte ſie thun, als nachſichtsvoll ſchweigen, da auf einer andern Seite, ſie ſelbſt der Nachſicht ſo ſehr bedurfte? und warum einen gefangnen Prinzen noch unglücklicher machen, dem Muhamets Edelmuth und Bruderliebe, die blenbende Sklaverey bis jetzt erleichterte? Ein Wort aus Zaidens Munde, und der Prinz wird in ewige Feſſeln geſchmiedet, oder wohl gar in die Nacht des Todes hinabgeſtoßen. Könnte das ſanfte Mädgen ſich das verzeihen? gegen einen Mann, der nichts verbrach, als daß er ſie liebte? und den Vernunft und Zeit, auch ohne gewaltſame Mittel, in den engen Kreis zurückweiſen mußten, den ſein Schickſal um ihn her zeichnete. Würde nicht ſein blutiges Bild ſie verfolgt haben, ſelbſt bis in den Arm des Geliebten? „Mein Herr!“ fügte Zulima mit Wärme hinzu: „der Buſen meiner Gebieterinn hegt edle Geſinnung „und feines Gefühl. Bey der Aſche meines „Vaters! ſelbſt mir, ihrer Vertrauten, ſeit „ſie dem Flügelkleide entwachſen, hat Zaide „die Liebe des Prinzen verheimlicht; und erſt „dieſen Morgen entlockte der verſchwundene „Brief, ihr das Geſtändniß ſeiner fruchtloſen Leidenſchaft.“

Solimann. Sprichſt du wahr? — Die die Liebe des Prinzen verheimlicht? O ſo iſt mein Unglück gewiß! warum verheimlicht, wenn ſie nichts dabey empfand? warum geſchwiegen, wenn ſie deinen Blick in ihr Herz nicht ſchaute? Geh, geh, wir ſind beyde betrogen, und Solimann, mit all dem Glanz ſeiner Würde, iſt unglücklicher, als der geringſte ſeiner Waſſerträger.

Mit dieſen Worten ſtürzt' er, durch die Thür ſeines Schlafgemachs, in die anſtoßenden Gärten, und warf ſich ſinnlos auf den nächſten Raſen. So erfindſam iſt Eiferſucht, ſich ſelbſt zu martern; ſo ſpinnt ſie oft ſelbſt das täuſchende Gewebe, und zieht es zwiſchen ſich und die Wahrheit. — Schon ließ die Sonne ihre Strahlen ſenkrecht auf die Wipfel der Kaſtanienbäume fallen, unter deren Schatten der Vezier in dumpfer Betäubung, ſein ſelbſtgeſchaffenes Leiden wiederkäute; ſchon lauerte mit gierigen Blikken und hohlen Bäuchen, das Heer der

Schmarutzer im Vorgemach, auf den frohen Wink zur reichbeladenen Tafel: als endlich Solimann aufſprang, durch die lange Reihe der geſchmeidigen Sklaven, mit Kopfnicken hindurch ſchlüpfte, in ſein Kabinet lief, und folgendes Billet an Zaiden entwarf:

Der Getreue an die Ungetreue.

Weh mir, wenn du dieſen Namen verdienſt! vergieb mir, wenn du ihn nicht verdienſt. Aber warum entſchuldigt mein Herz noch immer? was bedarf es weiter Zeugniß? — Dieſer unſelige Brief — hätte mein Auge ihn nie erblickt! durch ihn ward in einer Minute die ſüße Täuſchung zerſtört, die mich Betrogenen feſſelte; der Nebel iſt zerronnen, die Truggeſtalten blenden nicht länger. O vergieb, vergieb Zaide! wenn ich dir Unrecht thue. Nicht der Rang meines Nebenbuhlers ſchreckt mich, Liebe kennt keinen Rang; aber dein Schweigen, dein geheimnißvolles Verheelen gegen mich und Zulimen, wie ſoll ichs auslegen? ſprich! vertheidige dich, wenn du kannſt, mein Herz iſt geneigt, dir zu glauben. Doch ſollteſt du auch das Todesurtheil meiner Liebe ſprechen; ſo ſey verſichert, daß dein Getreuer zu groß denkt, um Gebrauch von einem Briefe zu machen, den der Zufall in jener glücklichen Stunde der Mitternacht in ſeine Hände ſpielte.

Solimann.

Dieſen Zettel vertraute er dem Kislar Aga, welcher, ſobald es dunkel wurde, einen ſeiner getreuen Schwarzen damit in den Harem ſandte.

Indeſſen hatte der ſchadenfrohe Dämon der Kabale, Zaidens Blut mit der Geißel der Angſt ſo durcheinander gepeitſcht, und der Kummer über den ungerechten Verdacht ihres Geliebten, die kranke Phantaſie durch trübe Bilder ſo erſchüttert; daß das arme Mädgen gegen Abend von einem heftigen Fieber befallen, und kraftlos und matt auf das einſame Lager getrieben wurde. Die weinende Zulima ſaß zu ihren Füßen, und netzte mit Thränen der Angſt die heiße, trockene Hand, ihrer ſtilleidenden Gebieterinn.

Marama, eingedenk ihres Schwurs, kroch indeſſen mit verdoppelter Emſigkeit, die Gallerie des Harems auf und nieder; beſchnifſelte jede Mücke, die in Zaidens Zimmer ſich ſtahl, und lauerte an ihrer Thür, wie der Dieb am Portal des Heiligthums, deſſen Altar er mit verwegener Hand, im Schoos der Mitternacht zu berauben gedenkt. Ein untrügbarer Karakter der Bosheit, iſt: Widerwille gegen Mittheilung, Verſchloſſenheit und tückiſches Schweigen; da hingegen der unbefangene Edle ſein Herz immer auf den Lippen trägt. Auch Marama bediente ſich, bey Ausführung ihrer Schelmſtücke nie eines Gehülfen; ſie zog, gleich der Spinne, alle Fäden ihres Netzes aus ſich ſelbſt, und bedurfte ſie ja einmal die Unterſtützung eines Dritten; ſo blieb es ihm ſicher verborgen, weſſen Werkzeug er wurde. So hatte ſie dießesmal, zu der Rolle des nächtlichen Spürhundes, das Gewand einer Sklavinn entlehnt, unter dem Vorwand einer ſchuldloſen Neckerey.

Die letzten Strahlen der Sonne vergulbeten den Saum des weſtlichen Horizonts, und flimmerten noch in den Fenſtern der hohen Burg; aber in der neidiſch verbauten Gallerie des Harems herrſchte bereits tiefe Nacht, und lieh allen Gegenſtänden umher ihre Farbe. Die lauſchende Marama ſaß auf der Bank der Sklavinnen, zwey Schritt von Zaidens Gemach. Horch, da trappelt etwas am äußerſten Ende des Ganges, die Mauren gaben den Schall zurück. Immer näher und näher ſchlurfte eine unkenntliche Geſtalt an den Wänden daher. Marama hielt den Athem zurück, und glaubte, ſoviel die Dunkelheit ihr verſtattete, einen Schwarzen zu erblicken. Als er noch zehn Schritt von ihr war, räuſperte ſie ſich. Die Geſtalt ſchien zu ſtutzen, verweilte einen Augenblick, und klatſchte darauf leiſe dreymal in die Hände. Marama, der es nie an Gegenwart des Geiſtes mangelte, gab das Signal zurück, und ſogleich näherte ſich der Verſchnittene. „Biſt du Zulima?“ wiſperte er ihr zu. Ja, antwortete ſie. „Nun ſo gieb deiner Gebieterinn dieſen Zettel.“ Er ſprachs und verſchwand. Hämiſch lächelnd erhub ſich die befriedigte Lauſcherinn von ihrem Sitze, eilte mit beflügelten Schritten in ihre Zelle, und klingelte nach Licht. Es ward gebracht, der Zettel entfaltet, und ihr gieriges Auge laß:

Der Getreue an die Ungetreue ꝛc.

„Ha!“ rief ſie aus, nachdem ſie die Zeilen verſchlungen: „ha! ſo betrog mich meine Vermuthung nicht: Zaide liebt und wird „geliebt. Wer iſt der glückliche Verwegene? „Die Züge dieſer Schrift ſind mir unbekannt;

„aber gewiß Einer der Erſten des Staates,
„denn der Aga ſelbſt iſt ſein Kuppler.“

Mit dieſer wichtigen Neuigkeit ſchlich ſie ſich am andern Morgen in aller Frühe zum Prinzen. Mit Todtenbläſſe auf den Wangen und zitternden Lippen, ſtand Muhameds Bruder eingewurzelt, den unglücklichen Zettel in ſeiner Hand. Er las ihn, und las ihn wieder; aber wer verräth ihm den Schreiber? Auch Er kennt dieſe Züge nicht. Was ihm allein ſchrecklich gewiß bleibt, iſt das: daß ſein Gegner ein Mann von Wichtigkeit iſt; daß der Kislar Aga ſelbſt den Betrug ſpielen hilft, und daß der verlohrne Brief, in den Händen ſeines Nebenbuhlers, für ihn zu Strick und Beil werden kann.

Zwo Stunden lang ſchlug ſich der Prinz mit dieſem quälenden Gedanken, als man ihm den Baſſa Muſtafa Cuproli meldete.

Muſtafa Cuproli, Baſſa der Inſel Chio, Enkel des berühmten, franzöſiſchen Renegaten, Sohn und Bruder zweyer Veziere, war ein liſtiger, verwegener, ehrgeiziger, Ränkeſchmiedender, unerſchrockener Mann, ein großer General, und von Kindheit auf Freund und Geſpiele des Prinzen. Seine Schweſter war die Gemahlinn des Siavus Baſſa, Anführer der Spahis, und alle dieſe Vorzüge, die er ſeiner Geburt und dem Ohngefähr verdankte, waren in ſeinen Augen ſo viele Rechte auf die Vezierswürde, was Wunder, daß Neid und Feindſchaft gegen Solimann, in dem Buſen des Ehrgeizigen kochten. Er war ſeit wenigen Tagen aus dem Archipelag zurückgekommen, und das Geſchäft, das ihn anjetzo zum Prinzen trug, war das Nichtsbedeutendſte auf Gottes Erdboden: — er kam, ſeine Aufwartung zu machen.

Nachdem die erſten Bewillkommungsgrüße, und das erſte Schmiegen, in die fernere Gnade ſeines erlauchten Freundes vorüber waren; zog der Prinz ihn geheimnißvoll bey Seite, entfaltete den aufgefangenen Brief, und frug mit ſichtbarer Unruhe: „kennſt du „vielleicht von ohngefähr dieſe Hand?“

Cuproli. Wie meine eigene. Es iſt die Hand des Veziers Solimann. Ich kenne ſie genau, denn er war der Kiaja meines Bruders, als jener noch die Vezierswürde bekleidete.

Jedes Wort ein Blitzſtrahl für den armen Prinzen, der ihm den fürchterlichſten Abgrund erleuchtete. Er brauchte einige Minuten, um ſich wieder zu ſammlen, Cuproli ſtaunte ihm ins Geſicht. Endlich ermannte er ſich. „Folge mir!“ rief er, und öfnete die Thür ſeines geheimſten Kabinets. Sie traten hinein. Der Prinz zog den Baſſa nach ſich auf die Ottomanne, klemmte Cuprolis Hand in die ſeinige, ſah ihm ſtarr in die Augen, und hub an, wie folget:

„Liebſt du mich noch wie ehemals, in „jenen ſchuldloſen Jahren der Kindheit, da „kein Intereſſe uns band?“

Cuproli. Prinz, wenn die Ehrfurcht mir auch nicht geſtattet, mich für beleidigt zu halten; ſo darf die Freundſchaft ſich doch gekränkt fühlen.

Der Prinz. Nun wohl! gieb mir deine Hand Muſtafa. — Sieh, unſere Hände ſind nervigt worden; es gilt nicht mehr Spiel und Tändeley, es gilt Leben und Ehre. — Du ſtaunſt mich an? Nur noch einen Augenblick, und du wirſt mich verſtehn. — Wer iſt dieſer Solimann, den mein Bruder ſo über Hals über Kopf zum Vezier erhoben? ein Sklave ſeiner Lüſte, ein Knecht ſeines Willens, ein Inſekt, das ſich vom Staube nährt, den man aus den Polſtern des Thrones klopft. Wo ſind ſeine Thaten? iſt es genug um Vezier zu werden, daß man einen unordentlichen Haufen von Polen überwinde? Iſt er der Mann, der mit gewaltigem Arm, den gefallenen Ruhm der Ottomannen, in Ungarn wieder herſtellen ſoll? — Hingegen du Muſtafa — ich vergeſſe, daß du der

Freund meiner Jugend biſt, und ſehe in dir nur den Helden und Staatsmann. Iſt das der Lohn der Verdienſte deiner Ahnen, und deiner eigenen? Hat man vergeſſen, was der Thron meiner Väter den Cuprolis ſchuldig iſt? hat man vergeſſen, daß das Reich dem Cuproli Mehemet Baſſa die Eroberung von Kandia verdankt? daß durch die Weisheit dieſes Veziers der öffentliche Schatz wieder angefüllt wurde, den Ibrahims Wollüſte verſchwendeten? hat man vergeſſen den rühmlichen Frieden, den Achmed Cuproli Ogli von den treuloſen Polen erzwang? — aber was will ich? Tage lang könnte ich reden von den Heldenthaten deiner Ahnen, in deren Fußtapfen du trittſt. Und du ſchlummerſt ruhig im Arm deiner Weiber, indeß der heuchelnde Chriſtenſohn *) das Inſiegel des Reichs dir ſtiehlt? auf Muſtafa! auf zu Gerech-

---

*) Solimann war ein Bosnier, und von chriſtlichen Eltern gebohren. Cantemir.

Gerechtigkeit und Rache! Laß uns vereint die Schlange zertreten, die meinen leichtgläubigen Bruder umwindet, und giftige Rathſchläge in ſein offenes Ohr ziſcht. Wiſſt, daß ich für mein Leben zittere, ſeit dieſer Solimann den Sultan beherrſcht. Geheime, aber ſichere Nachrichten, haben mir ſeinen Blutdurſt verrathen. Auch dich und Siavus Baſſa, und hundert edle Muſelmänner, die ſich heute ruhig auf ihr Lager werfen, weckt vielleicht um Mitternacht, der Chauſch mit dem Strick in der Hand. Auf! alſo, ihr meine Brüder und Freunde, auf, weil es noch Zeit iſt. Laßt den Drachen nicht ausbrüten ſeine hölliſchen Entwürfe, erſtickt ihn in ſeinem eigenen Gifte.

Es hätte weit weniger gebraucht, den ehrgeizigen Cuproli zu einer Verſchwörung zu überreden. Die reizende Lockſpeiſe der Vezierswürde allein, war hinreichend, ihn Gefahr und Tod verachten zu lehren. Er ſchwur in die Hand des Prinzen-Treue und

Verſchwiegenheit, und verſprach, mit ſeinem Schwager, dem Siavus Baſſa, das Unternehmen reiflich zu überlegen. Er hielt Wort. Cuproli und Siavus kamen darinn überein, daß es unthunlich ſey, den Vezier geradezu anzugreifen. Ihre Argliſt entwarf einen ſicherern Plan. Auf Solimanns Empfehlung, hatte der Sultan den Baſſa Cuproli aus ſeiner Inſel anhero berufen, um in Ungarn unter den Befehlen des Sultans zu fechten. Siavus hingegen, war Anführer der türkiſchen Reuterey, und daher beyder Anſehen auf das Heer von dem mächtigſten Einfluſſe. In ihrer Macht ſtand es natürlich, die weiſeſten Entwürfe des Veziers ſcheitern zu laſſen, und ſo das Zutrauen in dem Herzen des Sultans nach und nach zu untergraben. Selbſt, wenn Muhameds Liebe unerſchütterlich bleiben ſollte; ſo wird doch endlich der gährende Pöbel, mit Ungeſtüm Solimanns Kopf heiſchen, und der Monarch muß willfahren, oder für ſein eigenes Leben zittern.

Indeß die verſchmähte Liebe des Prinzen, Rache ſchnaubend, dem ſorgloſen Feldherrn Abgründe der Hölle grub; harrte der liebende Solimann vergebens auf Widerlegung und Beſtrafung ſeiner Eiferſucht von Zaidens Hand. Vergebens ſchwur er ſich reuig, auch der kleinſten, unwahrſcheinlichſten Entſchuldigung Glauben beyzumeſſen. Kein Bote erſchien, und ſeine Unruhe verdoppelte ſich. Als endlich auf ſein Begehren, der Kislar Aga Zulimen zum zweytenmal ihm ſandte; hörte er mit Beſtürzung, daß Zaide krank, und der Brief des Getreuen an die Ungetreue nicht in ihre Hände gekommen. Der Sklave ward herbeygerufen. Er warf ſich zur Erde und ſchwur, daß er den Zettel einer Perſon eingehändigt, die an Zaidens Thür geſeſſen, und ſich für Zulimen ausgegeben. Die Vertraute errieth ſehr leicht, daß Niemand als Marama eines ſolchen Betrugs fähig ſeyn könne, und Solimann erhielt vom Aga unter dem Vorwand der öfteren,

ren, läſtigen Beſuche dieſes verſchmitzten Weibes, daß ſie aus Zaidens Nachbarſchaft verwieſen, und ihr ein Zimmer in einem entlegenen Theil des Harems eingeräumt wurde.

Noch am ſelbigen Abend ward der Vezier zum Sultan gerufen. „Reiſe morgen mit „dem früheſten nach Belgrad!“ herrſchte ihm der Kaiſer zu: „ſchon ſind die Ungläubigen „zu deinem Empfang gerüſtet. Eile und „rette die Ehre der Muſelmänner!“

Man erinnere ſich, daß Solimann ſchon damals, als Muhamed ihm die Vezierswürde antrug, ein Wörtgen fliegen ließ, daß er es für würkſamer halte, wenn der Sultan ſich entſchließen wolle, in Perſon an der Spitze ſeines Heeres zu erſcheinen, und den geſunkenen Muth durch ſein Beyſpiel wieder aufzurichten. Hof und Stadt wunderten ſich, und gloſſirten über dieſen uneigennützigen Rath des neuen Veziers, der, wenn er befolgt wurde, ſein eignes Anſehn bey der Armee vernichten mußte; aber Hof und

Stadt ahndeten nicht, daß die geheime Triebfeder dieſer Selbſtverleugnung, aus Liebe und Eiferſucht zuſammengeſetzt ſey. Kam Muhamed zum Heere; ſo ſchleppt' er auch ſeine Brüder hinter ſich her, und folglich blieb Sollimann vor beyden Nebenbuhlern geſichert. Auch jetzt, da der Sultan ihm abzureiſen befahl, wiederholte er alle die Gründe, die nach ſeiner Meynung, die perſönliche Gegenwart des Kaiſers nothwendig machten. Aber Muhamed ließ fruchtlos ihn ſeine politiſche Redekunſt verſchwenden, ſchlang den Arm um die Sultane Aſſeki, und ſprach lächelnd: „Freund, du kennſt die „Welt. Wer würde den tapfern Solimann „bewundern, wenn der Kaiſer im Lager wäre? „Du würdeſt Ruhm und Ehre ausſäen, und „ich würde ſie erndten. Dein Arm fechtend, „meine Hand im Schooße liegend; deine „Stirn mit Heldenſchweiß, meine mit Lor„beern geziert. Fern ſey von mir derglei-

„chen Ungerechtigkeit gegen die Dienſte mei„ner Freunde. Reiſe glücklich!“

Mit dieſen Worten entließ er ihn, und Solimann flog zum Kislar Aga, ihn um Zaidens Abſchiedskuß zu bitten. Die Nachricht von ihrer Krankheit, und der unerwartete Befehl, zur Armee zu reiſen, hatten den letzten Verdacht aus ſeinem unruhigen Herzen verbannt, ſo wenig beydes auch, mit der geargwohnten Untreue in Verbindung zu ſtehen ſchien; denn verliebte Zänkereyen werden oft nur deshalb ausgeſöhnt, weil es an Zeit mangelt, ſie fortzuſetzen. Der Aga war ſo gefällig, ihn als Arzt verkappt, zum zweytenmal in den Harem einzuführen. Er ſah Zaiden, Einer ihrer Blicke rechtfertigte ſie, Einer ihrer Blicke ſtrafte ihn, und Einer ihrer Blicke verzieh ihm. Die ſchreckliche Stunde des Scheidens rückte nur zu bald heran. Die kaum geneſene Zaide ſank ohnmächtig in ſeinen Arm, mit beklommener Bruſt legte er ſie auf die naßgeweinte Ottomanne, drückte den letzten, bitterſüßen Kuß auf ihre blaſſen Lippen, und verſchwand.

Am andern Morgen in aller Frühe, trat er ſeine Reiſe nach Belgrad an, und der Hof begab ſich, wenige Tage darauf, nach Konſtantinopel zurück.

Der Pfeil der Liebe, den Solimann im zerfleiſchten Buſen trug, war gefährlicher als der Pfeil der Ungarn, dem er entgegen gieng. Dieſem auszuweichen iſt möglich, jenem entgeht kein Sterblicher. Wer du auch ſeyſt; du warſt, biſt, oder wirſt ein Unterthan der Liebe. Er flog die Straße nach Belgrad hinab auf den Flügeln des Windes; ſein Geiſt blieb zurück auf den Flügeln der Einbildungskraft. Verliebte reiſen immer ſchnell, ſie mögen kommen oder gehen; denn ſie tragen einen Stachel im Herzen, der ſie wild umhertreibt, wie der Sporn des kühnen Reuters das andaluſiſche Roß. Zaide vermag nicht den Bund zu brechen, den ſie in nächtlicher Stille ſchwur, und mit bebender Lippe verſiegelte; nein Zaide denkt das, was die Liebe in ihr Auge ſchrieb, ihr Herz iſt ein unentweihtes Heiligthum. Aber der Sultan, der Prinz — dieſer liebt, denn er hat ſie geſehn; jener wird lieben, denn er wird über kurz oder lang ſie ſehn. Stoff genug zu Seufzern und Grillen. Solimann glaubte den Plan einer Schlacht zu entwerfen, und dachte an Zaiden; er glaubte die aufgehende Sonne zu bewundern, und dachte an Zaiden; er glaubte zu beten, und dachte an Zaiden.

Doch was ſind die Empfindungen unſers Helden, gegen den Kampf der Leidenſchaften in der Bruſt des Prinzen? Eine gekräuſelte See gegen ein ſtürmiſches Weltmeer. Traurig gewiß, daß Zaide ihn nicht liebt; ſchrecklich gewiß, daß ſie einen Andern liebt; und dieſer Nebenbuhler iſt der Günſtling eines mißtrauiſchen Bruders; und der Kislar Aga iſt ſein Freund, ſein Kuppler; und die ſchlaue Marama hat man entfernt, und mit ihr jedes Mittel, Zaiden zu ſehn, oder doch von

Zaiden zu hören. Was hilft es ihm, daß Cuproli und Siavus giftige Entwürfe drücken? Der Ehrgeiz eines Greiſes braußt nicht, wie die Liebe eines Jünglings; Weltklugheit heißt ihn kriechen auf Schneckenbäuchen.

Es war ein ſchöner Frühlingstag, im Jahr 1686, als Muhamed, der Wollüſtling in Krieg und Frieden, ſich mit ſeinem ganzen Hofe, drey Meilen von Konſtantinopel, in den Gärten des Serails beluſtigte. Die Natur hatte durch ihren allmächtigen Hauch Bäume und Stauden belebt; der Boſtangi Baſchi *) hatte durch manchen Peitſchenhieb, tauſend Sklaven-Arme in Bewegung geſetzt. Alles blühte, die Gänge waren gereinigt vom herbſtlichen Laub, junges Gras bog ſich unter dem leichten Fußtritt der ſchäkernden Sultaninnen. Muhamed lag ausgeſtreckt in wollüſtigem Schlummer, ange-

---

*) Boſtangi Baſchi, Oberaufſeher der Palläſte, Gärten und Gebäude des Sultans.

angeweht vom balſamiſchen Frühlingshauch; er lag am Geſtade des Meeres, auf der berühmten Terraſſe, die Achmet zum Vergnügen ſeiner Weiber bauen ließ. Die goldnen Thürme von Konſtantinopel blinkten von Ferne in ſein halbgeſchloſſenes Auge, die See lag vor ihm, glatt wie die Spiegelwände in ſeinen Bädern. Zaide ſuchte den dunkelſten Gang und entzog ſich dem Auge ihres Gebieters.

Plötzlich wandelte den Sultan die Luſt an, auf dem Rücken des Meeres in ſeine Reſidenz zurückzuſchwimmen. Ein Wink, und eine prächtige Gondel, verguldet und bebändert, wie Aphroditens Muſchelwagen, landete zu ſeinen Füßen. Muhamed ergrif die Sultane Aſſeki bey der Hand, und ſtieg hinein, der Boſtangi Baſchi regierte das Steuer, die Weiber des Serails vertheilten ſich in die bunten Gondeln, die zu ihrer Ueberfahrt bereit ſtanden. So ſchwankte die niedliche Flotte beym Schall der Flöten und

Cymbeln, dem nahen Hafen zu, den ein kleiner Golf, in Form eines Kanals, am Fuß der Mauern des Serails bildet.

Nur noch eine Viertelmeile von dieſem prächtigen Kerker entfernt, erhub ſich plötzlich ein Wirbelwind, der die Gondeln wie Kreiſel auf der See herumdrehte, die flatternden Bänder herabriß, das dünne Steuer, das nicht auf die Gefahr eines Sturmes gearbeitet war, in Splitter zerbrach, die Schleyer der Sultaninnen muthwillig zerriß, und den alten Bart des Boſtangi Baſchi zerzauſte. Die Flöten und Cymbeln ſchwiegen, die kreiſchenden Stimmen der Weiber heulten in das Pfeifen des Windes. Muhamed, deſſen Geiſt immer gegenwärtig blieb, warf den zitternden Boſtangi Baſchi unter die Bank, ergrif eine zerbrochene Ruderſtange, und ſteuerte mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit, ſeine Gondel glücklich in den Hafen.

Kaum erblickte der Schwarm der Zurückgebliebenen den Sultan in Sicherheit, als das Geſchrey ſich verdoppelte. Denn ſo lange der Sultan noch auf der See war, ſo lange hofte man noch immer, der Wirbelwind werde aus Ehrfurcht für ſeine geheiligte Perſon, die Backen nicht allzuvoll nehmen. Jede der Gondeln wollte die Erſte ſeyn, man ruderte aus allen Leibeskräften, man ſtieß aneinander, einer der Kähne ſchlug um, und drey oder vier der reizendſten Sultaninnen wurden in den Fluten begraben. Die Matroſen, die alle gute Schwimmer waren, retteten ſich ohne Zeitverluſt, weil ihr eigenes Leben ihnen doch immer das Koſtbarſte ſchien.

Prinz Solimann ſtand am Ufer, als dieß geſchah. Er ſah, daß eines der Weiber, von den Wellen verſchluckt, noch dann und wann einen Arm aus dem Waſſer streckte, als wolle ſie einen Balken zu ihrer Rettung ergreifen. Der Prinz war ſelbſt ein vortreflicher Schwimmer. Er warf ſein Oberkleid auf die Erde und ſich in die See. In wenig Augenblicken ergrif er das ohnmächtige Weib bey den Haaren, und zog ſie triumphirend nach ſich, bis ans Ufer. Da lag ſie blaß und mit geſchloſſenen Augen, das Kleinod des Serails, die liebenswürdige Zaide. Mit einem „Alla!“ bebte der Prinz zurück, als er erkannte, weſſen Leben er gerettet. „Zaide!“ rief er, und kniete neben ihr: „Zaide, erwache! der große Prophet „hat deinen Solimann zum Glücklichſten der „Sterblichen gemacht.“

Bey dem Namen Solimann ſchlug Zaide die Augen auf. „Mein Solimann!“ liſpelte ſie, ihrer Sinne noch unbewußt. Der Prinz war entzückt über dies erſte, ſüſſe Wort, das über die kalten Lippen des Mädgens ſchlüpfte. Im Taumel ſeiner Gefühle vergaß er den Namen ſeines Nebenbuhlers. Aber Zaidens Geiſter ſammelten ſich wieder, ſie erinnerte ſich mit Schaudern alles deſſen, was mit ihr vorgegangen, ſie erblickte mit Schaudern den Prinzen zu ihren Füßen. „Wem verdank'

„ich mein Leben?“ ſprach ſie leiſe. „Mir,“ rief der Prinz: „und ich rettete das Meinige.“ In dieſem Augenblick ſtürzte Zulima herbey: „Alla ſey gelebt! und der Name „des groſſen Propheten! Zaide, du lebſt!“ Sie warf ſich über ihre Gebieterinn, und erwärmte ihren bleichen Mund mit Küſſen der innigſten Freundſchaft.

Der Prinz war beſcheiden genug, zu fühlen, daß es in dieſem Zuſtande der Verwirrung unſchicklich ſeyn würde, von ſeiner Liebe zu ſprechen. Er geleitete das kraftloſe Mädgen bis zur nahen Wohnung eines Boſtangi*), er ließ den Kislar Aga von dem Zufalle benachrichtigen, und der alte Krauskopf eilte ſogleich herbey, das ihm anvertraute Kleinod wieder in Verwahrung zu nehmen.

Dieſer ſonderbare Zufall, der die Wünſche des Prinzen zu begünſtigen, und ihm einen Weg zu dem Herzen der ſchönen Sklavinn zu bahnen ſchien, war von Folgen, die er nicht erwartet hatte. Muhamed wußte zwar von alle dem nichts, denn er hatte die erſchreckene Sultane Favorite ſogleich nach ihren Zimmern begleitet. Aber der Boſtangi, in deſſen Wohnung Zaide einige Augenblicke verweilt hatte, machte dem Boſtangi Baſchi eine ſo orientaliſche Beſchreibung von ihrer Schönheit, daß dieſer, der im Serail doch ziemlich bekannt zu ſeyn glaubte, ſich höchlich verwunderte, nicht einmal ihren Namen zu wiſſen. Er lief ſogleich zum Sultan, der eben gähnte: eine Aufforderung mehr, Seine Hoheit mit einer Neuigkeit zu unterhalten. Muhameds Neugier ward rege, er ſandte nach dem Kislar Aga.

---

*) Boſtangi ein Gärtner.

„Was iſt das für ein Mädgen?“ herrſchte er ihm entgegen: „das mein Bru„der den Wellen entriſſen?“

Der Kislar Aga (ſucht ſeine Beſtürzung zu verbergen). Herr, ſie ward vor wenig

Monden von einem tartariſchen Sklavenhändler deiner Hoheit verkauft.

Muhamed. Iſt ſie ſo ſchön, als der Boſtangi Baſchi vorgiebt?

Der Aga. Sie iſt ſchön.

Muhamed. Man führe ſie zu mir.

Der Aga. Vergieb Herr! das iſt für jetzt unmöglich. Die Todesgefahr und der Schrecken, haben ihr ein heftiges Fieber zugezogen; ich fürchte ſogar für ihr Leben.

Muhamed. So ſende nach meinem erſten Arzt, dem Juden Zedekias, er biete ſeine ganze Kunſt auf, dies Mädgen zu retten. Ihr Gehalt ſey unterdeſſen täglich um zweytauſend Aſper vermehrt, und ſobald es ſich mit ihrer Geſundheit beſſert, erwarte ich Bericht von dir.

Der Aga küßte den Kafftan des Großherrn und gieng. Unter dem Vorwand, Zaiden von der Groſmuth des Kaiſers zu unterrichten, trat er in ihr Gemach; ſeine Botſchaft war Donner im Ohr des treuen

Weibes. Was bleibt ihr übrig ſich zu retten? Zwar, für den erſten Augenblick der Gefahr iſt geſorgt, und die Liebe wird ihr Verſtellungskunſt genug leihen, vor dem Juden Arzt noch zehnmal kränker zu ſcheinen, als ſie wirklich iſt. Aber wer enthüllt die bange Zukunft? welche wohlthätige Hand reicht ihr den Faden, ſich loszuwickeln aus dieſem Labyrinth? Der gutherzige Halbmann ſchüttelt ſein krauſes Haupt, und benachrichtigt in Eile den Vezier, von der Donnerwolke, die am Horizont ſeiner Liebe heraufſtieg.

Einige Wochen war es leicht, die Begierden des Sultans durch den Kunſtgrif der vorgeblichen Krankheit zu dämmen, aber dieſe Wochen verſtrichen, Muhamed ward dringender, Zedekias zählte achtzig regelmäßige Pulsſchläge in einer Minute, und erklärte die Roſe ihrer Schönheit würdig, von der Sonne ſeiner Majeſtät beſchienen zu werden. Umſonſt hofte man, den Großherrn in die traurigen Geſchäfte des Kriegs verwickelt zu ſehen; denn obgleich er die Nachricht früh genug erhielt, daß der deutſche Kaiſer, im Kriegsrath zu Neuſtadt, die Belagerung von Ofen beſchloſſen, obgleich Prinz Karl von Lothringen und der Churfürſt von Bayern, an der Spitze von achtzigtauſend muthigen Männern, bereits zu dieſer Unternehmung eilten: ſo wiegte doch Muhamed ſich mit dem tröſtenden Gedanken, daß ſchon vor zwey Jahren der Feind dieſer Stadt umſonſt gedroht, daß ſie mit Kriegsammunition und Mundvorrath hinlänglich verſehn, daß der Kommendant ein entſchloſſener Renegat, und endlich der Vezier Solimann Befehlshaber eines zahlreichen Heeres ſey, mit Muth, Scharfſinn und Gewalt begabt. dem Throne der Ottomannen ſeinen alten Glanz wieder zu geben, welchen Kara Ibrahim Muſtafa durch Feigheit und giftige Bosheit verdunkelt hatte. Dem Krauskopf Mehemet blieb daher nichts weiter übrig, als noch eine vierte Perſon in dieſe Geſchichte zu verwickeln, die ihres eigenen Vortheils wegen, Alles thun mußte, um die Wirkungen von Zaidens Schönheit zu hintertreiben; das heißt: er gieng zur Sultane Favorite.

„Sonne der Schönheit! flimmernder „Stern der Liebe! unwiderſtehlicher Magnet „der Wünſche unſers glorreichen Kaiſers! „Segen des großen Propheten beträufle dein „reizendes Haupt, wie der Thau des Himmels die duftende Roſe. Dein unwürdiger „Knecht wagt es, von ehrfurchtsvoller Liebe „angefeuert, dir eine dringende Gefahr zu „verkünden, welche deinem Scheitel droht. „Schon zweymal hat der Beherrſcher der „Gläubigen, mir, dem Staube unter ſeinen „Füßen befohlen, die Moſcowiter-Sklavinn „Zaide ihm zuzuführen. Sie, die an Schönheit dir gleicht, wie der welke Grashalm „der Pfirſichblüte, darf ſie es wagen, mit „Fatimen um Muhameds Gunſt zu buhlen?“ ....

So ſprach der ſchlaue Wächter des Harems, und zog ſich tiefgebückt ins Vorgemach zurück, die Flamme erwartend, die der Sturm der Eiferſucht aus dieſem hingeworfenen Funken hervorblaſen ſollte.

Prinz Solimann ſchmeichelte ſich indeſſen mehr als jemals, mit der Hofnung, Zaiden zu rühren. Der Retter ihres Lebens, konnte ihr unmöglich gleichgültig bleiben, und wenn Glück oder Zufall ihm nur einen Weg bahnen, ſeine zärtlichen Bewerbungen fortzuſetzen; ſo wird die Liebe vollenden, was die Dankbarkeit gründete. Aber welcher Dämon der Liſt leiht ihm ſeine ruſſige Schwinge? Marama iſt entfernt, und Alles, was ſie bisher hat erlauren können, iſt die Nachricht von Zaidens Krankheit. Doch dank ſey es dem Golde! dem Beherrſcher der Gläubigen und Ungläubigen, der Weiſen und Thoren, unter deſſen Szepter Alles ſchmachtet, nur wahre Liebe nicht — eine Sklavinn Zaidens ward gewonnen, ein Brief des Prinzen in ihrem verſchwiegenen Buſen geſchoben, den eines Morgens Zaide, ohne zu wiſſen wie, unter ihren Händen fand.

Solimann, Prinz der Ottomannen, an Zaiden, Königinn aller Herzen.

Ich rettete dein Leben, und du nimmſt mir das Meinige; ich riß dich aus dem Arm des Todes, und du ſtürzeſt mich in die Nacht der Verzweiflung. Ich bin dir ſo nahe und leide ſoviel; der Vezier iſt fern und iſt glücklich. Laß ab ſo grauſam zu ſeyn, als du ſchön biſt! mach mich ſo glücklich, als ich jetzt elend bin! An einem deiner bezaubernden Blicke, hängt Ruhe und Leben

Deines

Solimanns.

Die Sklavinn Zaide, an Solimann, Prinzen der Ottomannen.

Du retteteſt mein Leben, und verbitterſt es mir; du riſſeſt mich aus dem Arm des Todes, und willſt mich hinabſtoßen in das Grab meiner Unſchuld. Deine Leiden kenne ich nicht, das Glück des Veziers iſt mir ein Räthſel. Laß ab, mich zu verfolgen! Deine Freundſchaft iſt mir werth, deine Liebe iſt der Störer meiner Ruhe.

Zaide.

* * *

Hinweg aus dem Irrgarten der Liebe, auf das Schlachtfeld der Ehre! wo die Flamme der Tapferkeit mächtig empor lodert, und die Kohle der Verrätherey unter der Aſche glüht. Zurück in das entwichene Jahrhundert! zurück in das Kriegsgetümmel zwoer Völker, die ſich beyde die Rechtgläubigen nannten, und nur um der Sinnbilder ihrer

Propheten willen, mit fanatiſcher Wuth verfolgten.

Den Feldzug des Jahres 1686. eröfnete General Heusler, mit der Wegnahme von zweyhundert mit Lebensmitteln beladenen Wägen, die aus Siebenbürgen nach Ofen wollten. Abdi Baſſa, Seraskier an die Stelle des Schaytan Ibrahim, ſandte Alles, was zur hartnäckigſten Vertheidigung erforderlich iſt, in die Grenzfeſtungen. Caprara belagerte Mongatz. Die tapfere Prinzeſſin Ragotsky, Gemahlinn des Tekeli, und werth, eine ungariſche Fürſtinn zu ſeyn, vertheidigte dieſen Ort mit männlichem Muthe. Sie erſchien ſelbſt an der Spitze ihres Heeres: „Kinder!“ rief ſie: „gebt eure Fürſtinn „nicht Preis der Willkühr eines übermüthi„gen Feindes. Theilt mit mir die Hofnung „und Freude, euren rechtmäßigen Fürſten, „meinen Gemahl, bald wieder zu ſehen. „Seine Feſſeln hat eine wohlthätige Hand „zerbro-

„gebrochen; er eilt herbey zu unſerm Entſatz. „Die Liebe zu Euch, die Liebe zu mir, die „Liebe zu dieſem unmündigen Kinde wird „ſeine Schritte beflügeln.“ So ſprach ſie unter lautem Zuruf des Volkes, und ließ einen neuen Eid der Treue ſich ſchwören. Bis zur Schwärmerey erhitzt, ſchwur ein Jeder laut, Mongatz bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und den feigen Mitbruder ſelbſt von den Wällen hinabzuſtoſſen. Umſonſt wütete der ſtolze Caprara vor den Mauern der Stadt, die er im Fluge zu erobern hofte. Auch der Himmel kam den Belagerten zu Hülfe; ein ſtarker Platzregen, der viele Tage lang anhielt, machte den Boden ſo weich, daß die Kaiſerlichen ihre Werke nicht behaupten konnten, und in der Mitte des Aprils ſich zurückziehen mußten. Caraffa berannte unterdeſſen St. Job, eine Bombe traf den Thurm mitten in der Veſtung, und die Türken ergaben ſich.

Am ſechs und zwanzigſten des Monats Rajeb (der ſiebente Jun.) belagerte endlich das ganze kaiſerliche Heer Ofen, die beyden Verräther Siavus und Cuproli, ſahen mit hämiſcher Tücke, auf die vortreflichen Anſtalten herab, die der Vezier Solimann, zum Entſatz dieſes wichtigen Poſtens, allenthalben traf. Beyde waren feſt entſchloſſen, Ofen und die Ehre der Pforte aufzuopfern, um den verhaßten Günſtling zu ſtürzen. Siavus, General der Reuterey, tapfer und unerſchrokken, hatte den mächtigſten Einfluß auf das Heer. Cuproli, ſeit kurzem zum Kommendanten der Dardanellen ernannt, konnte von da aus, die nöthigſten Verſtärkungen, Gelder und Lebensmittel, leicht aufhalten. Der Baſſa von der Wallachey und Michael Apafi, Fürſt der Siebenbürgen, wurden in dies ſchändliche Komplott gezogen. Auf ihre Veranlaſſung erklärte ſich der letztere abtrünnig von der Pforte, und beraubte dadurch den Vezier zweener wichtigen Hülfsmittel;

mittel;

mittelſt ſeiner Kriegsmacht und der Zufuhr aus Siebenbürgen.

Vierzigtauſend Mann Fußvolk, zwanzigtauſend Reuter, ſechzig große Kanonen und vierzig Mörſer lagen unterdeſſen vor Ofen. Am zweyten des Monats Shaaban bemeiſterte ſich das Heer der untern Stadt, und wagte ſchon am ein und zwanzigſten deſſelben Monats einen Hauptſturm. Da aber der tapfere Abdi Baſſa, mit dem beſten Erfolg eine Mine ſpringen ließ, zogen ſich die Kaiſerlichen zurück, nachdem ſie die türkiſchen Wälle mit Chriſtenblut gefärbt hatten. Am vierten des Monats Ramazan, wiederholten die Belagerer den Angrif, und nach der tapferſten Gegenwehr, die ihnen dreytauſend ihrer Brüder koſtete, machten ſie ſich endlich Meiſter vom erſten Wall. Sogleich wurden die Kanonen gegen den zweyten Wall gerichtet, und auch der größte Theil deſſelben eingeſchoſſen.

Doch nun erſchien Vezier Solimann, an der Spitze von ſechzigtauſend Türken, und ob er ſich gleich nicht ſtark genug glaubte, das feindliche Lager anzugreifen; ſo hofte er doch, friſche Truppen in die belagerte Stadt zu werfen, die Kaiſerlichen durch Scharmützel abzumatten, und endlich, wenn die langwierige Belagerung ihre Tapferkeit ermüdet, ſie plötzlich zu überrumpeln. Am zwey und zwanzigſten des Monats Ramazan ſandte er vier Baſſen, mit tauſend Reutern und zweytauſend Janitſcharen, um durch den Feind zu brechen, und ſich in die Stadt zu werfen. Aber Siavus ſandte einen verkappten Deſerteur an den Prinzen Karl von Lothringen, der ihm den Anſchlag verrieth. Es wurden Völker in den Hinterhalt gelegt, welche die ſorgloſen Türken überfielen. Siavus kommandirte die Reuterey, vertheidigte ſich nachläſſig, und floh nach einem kurzen Gefecht. Solimann argwohnte Verrätherey, aber zu redlich, ſeinen Verdacht vielleicht auf einen

Unſchuldigen fallen zu laſſen, ſchwieg er lieber, und beſchloß, in Zukunft ſeine Entwürfe ſelbſt vor den Baſſen geheim zu halten.

Am letzten deſſelben Monats ſandte er unvermuthet zweytauſend Janitſcharen, und eben ſo viel Spahis in der nämlichen Abſicht. Die Kaiſerlichen ſchlummerten ſorglos. Die Janitſcharen überrumpelten die Vorpoſten, griffen mit Löwenmuth das brandenburgiſche Lager an, überſtiegen die Linie und waren an den Thoren der Stadt, als Caprara und Heusler zur Hülfe herbey eilten. Sie fielen den Türken in den Rücken, richteten ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an, konnten aber doch nicht hindern, daß ein Theil derſelben ſich in die Stadt warf. Gleich darauf wagten die Kaiſerlichen einen neuen Sturm, in welchem die Baiern den Thurm der Hauptfeſtung eroberten.

Am zehnten des Monats Shawal verſuchte der Vezier zum drittenmal, der Stadt zu Hülfe zu kommen, und wurde durch einen tapfern Ausfall der Belagerten unterſtützt. Aber umſonſt! Die Muſelmänner waren muthlos geworden, theils durch ihre öftern Niederlagen, theils durch das ausgeſtreute Gift des Siavus, der öffentlich murrte: „die Stadt ſey nicht zu retten, und wenn „der Feind erſt Ofen gewonnen habe, ſo wer„de er die Türken in ihrem Lager angreifen.“

Das Heer des deutſchen Kaiſers wurde unterdeſſen mit achttauſend Mann unter dem Grafen Scherffenberg verſtärkt, das Heer der Ottomannen verringerte ſich mit jeder Stunde. Umſonſt ließ Solimann einige aufrühriſche Spahis ſpießen, umſonſt einigen ihrer Pflicht ungetreuen Baſſen den Kopf abſchlagen; die Spahis gehorchten nicht mehr, die Janitſcharen liefen davon, und Solimann, mit all ſeiner Kriegs-Erfahrenheit, all ſeinem Muth, all ſeiner perſönlichen Tapferkeit, fühlte wie ohnmächtig der Arm eines einzelnen Mannes iſt, wenn ſein Wink tauſend andere Arme nicht mehr in Bewegung

gung zu ſetzen vermag. Mit unausſprechlicher Bitterkeit im Herzen, zog er ſich mit dem Reſt ſeines Heeres, bis an die Brücke von Eſſeck zurück, und überließ die unglückliche Stadt ihrem Schickſale.

Am dreyzehnten des Monats Shawal ward ſie zum letztenmal beſtürmt; zum letztenmal raffte Abdi Baſſa alle Kräfte der ausgemergelten Beſatzung zuſammen; zum letztenmal fochten Belagerer und Belagerte mit gleicher Wuth, mit gleicher Verzweiflung: von einer Kanonenkugel getroffen, ſtürzte der tapfre Kommendant zu den Füßen ſeiner treuen Gefährten, und ſogleich hingen die Türken die weſſie Fahne aus.

So verlohr Muhamed, durch die gefährlichen Reize eines Mädgens, den Ruhm ſeiner Waffen, die wichtigſte der Städte in Ungarn, und — ein trüber Blick in die Zukunft verräth mirs — einen Freund, einen Thron und das Leben.

Ich faſſe die folgenden, traurigen Scenen des blutigen Feldzuges im Jahr 1686. kurz zuſammen. Dieſer Feldzug — er war der glorreichſte des Prinzen Karl von Lothringen — und endigte ſich mit eben dem Glücke, als er begann. Nach der Eroberung von Ofen, ergaben ſich die Beſatzungen von Hatmann und den umliegenden Oertern, ohne Schwerdtſtreich. Das Heer, welches nirgends mehr Widerſtand antraf, theilte ſich. Der Prinz von Baaden gieng nach Niederungarn, Caraffa und Heusler nach Oberungarn. Der Prinz von Baaden eroberte Simonthorn und Raposwiwar, vereinigte ſich mit dem Grafen Scherffenberg, und zog gen Fünfkirchen. Die Beſatzung glaubte, das ganze Heer des deutſchen Kaiſers unter ihren Mauren zu ſehn, ſteckte die Stadt in Brand, und zog ſich in die Feſtung zurück. Der Prinz ließ dreyhundert Reuter abſteigen, um das Feuer zu löſchen; der Ort ward gerettet, die Soldaten plünderten ihn.

Als die Beſatzung ihres vergeblichen Schreckens inne ward, that ſie einen Ausfall, um die Stadt wieder zu gewinnen, aber umſonſt! Schaam und Wuth folgte dieſer mißlungenen Unternehmung. Man pflanzte eine ſchwarze und ſechs rothe Fahnen auf die Wälle, um anzudeuten, daß man ſiegen, oder ſich unter den Ruinen der Citadelle begraben wolle. Kindiſche Drohung! die Kanonen des chriſtlichen Heeres, ſchonten weder Wälle noch Fahnen. In wenig Tagen erbot ſich die Beſatzung zur Uebergabe, wenn man ihr verſtatten wolle, mit klingendem Spiel und gezückten Waffen abzuziehen. Der Sieger ſchlug auch dieß ab, und die Belagerten ergaben ſich auf Gnade und Ungnade. Graf Scherffenberg flog nunmehr mit einem Theile des Heeres nach Syklos, welches er berannte und wegnahm. Der Prinz von Baden rückte gegen die Drau, und verbrannte die Brücke von Eſſeck. Caraffa und Heuse ſchlugen unterdeſſen die Tatarn, und oberten Segedin.

Sokmann war nach Belgrad geflüchtet, wo täglich neue Boten des Unglücks bey ihm eintrafen; doch keiner von allen goß freſſenderes Feuer in ſeine Wunden, als der, welcher ihm den Brief des Kislar Aga überbrachte.

* * *

Hinweg vom blutigen Schauplatz des Würgens! zurück in den Irrgarten der Liebe! wo die ſchadenfrohe Hand eines tückiſchen Dämons, die Fäden immer mehr und mehr verwirrte; Bruder gegen Bruder, Freund gegen Freund aufhetzte, und Bruderliebe und Freundſchaftsgefühl, im Meere der Leidenſchaften erſäufte.

Die Zeit war gekommen, da der treue Krauskopf Mehemet, den lang geahndten Schlag, nicht mehr aufzuhalten vermogte. Umſonſt hatte er die Eiferſucht der Sultane

Favorite in Flammen geſetzt, umſonſt aus allen Winkeln ſeines Gehirns, bald dieſen, bald jenen nichts bedeutenden Vorwand hervorgeholt, um Aufſchub zu gewinnen; der Sultan ward immer dringender, die Gefahr immer unvermeidlicher.

„Morgen,“ ſprach er endlich eines Abends mit beklommenem Herzen: „morgen „wird deine Hoheit Zaiden auf der Terraſſe „der Sultaninnen treffen.“ Muhamed, entzückt und voll der feurigſten Einbildungskraft, fand ſich mit Anbruch des Tages auf der Terraſſe ein.

Zaide erſchien; mit ihr acht bis zehn der ſchönſten Sklavinnen des Serails, im wollüſtigſten Geſchmack gekleidet, Zaide ſo einfach, als der Wohlſtand es nur immer verſtattete. „Du biſt es!“ rief Muhamed ihr entgegen: „du biſt Zaide, die Perle meines „Harems.“ Das zitternde Mädgen ſchlug die langen Augenwimpern nieder.

Ein

Ein herrliches Frühſtück war zubereitet im untern Garten, der der Garten der Waſſerkünſte heißt. Man ſtieg hinab, und lagerte ſich in eine Grotte, mit Muſcheln und Corallen verziert, von tauſend Lampen erleuchtet, deren Strahl in der murmelnden Quelle tanzte. Mit gelben und bleichen Geſichtern, ließen nach kurzer Friſt, die übrigen Sklavinnen, Zaiden mit dem Kaiſer allein, und flohen, vom Neide gepeitſcht, zurück in ihre einſamen Zellen.

Muhamed. Wie Zaide! du zitterſt?

Zaide. Ich zittere, Herr.

Muhamed. Doch nicht vor dem Titel Sultan?

Zaide. Nein Herr. Man ſagte mir, du habeſt nie vergeſſen, daß du auch ein Menſch ſeyſt.

Muhamed. Man ſagte dir die Wahrheit. Aber was fürchteſt du?

Zaide. Ich fürchte Herr — ich zittere, undankbar zu werden.

Muhamed. Undankbar?

Zaide. Du haſt mich ſchon mit Wohlthaten überhäuſt — ich fürchte, dir ſie nicht vergelten zu können.

Muhamed. Fürchte nichts! Einer deiner Blicke, wiegt das Geſchenk eines Königreichs auf. Weg mit der trüben Wolke, die mir den heitern Blick der Sonne deckt! Meine Wohlthaten — wie es dir gefällt, ſie zu nennen — habe ich Luſt dreyfach zu vermehren, wenn ich hoffen darf, Eindruck auf dein Herz zu machen.

Zaide. Auf welches Herz?

Muhamed. Auf das Deinige. (lächelnd) oder haſt du mehr als Eines?

Zaide. Ich habe Eines für die Freundſchaft und Eines für die Liebe.

Muhamed. Nun wohl, ſo gieb mir ſie beyde.

Zaide. Keines von beyden iſt in der Gewalt des Menſchen. Freundſchaft gründet ſich auf Achtung und Gleichheit der

Geſinnungen; Liebe — ich weiß nicht, worauf? Achtung haſt du mir eingeflößt, und unſere Geſinnungen ſind gleich, denn ich leſe die Güte deines Herzens, ſelbſt in deinem erhabenen Blicke. Nimm alſo das Herz, das der Freundſchaft gewidmet iſt, uneingeſchränkt für dich; aber — aber laß mir das Andere! (eine rührende, bittende Thräne, ſchwamm in ihrem ſchönen Auge, als ſie ſprach: der Ton ihrer Stimme war der biegſamſte, einſchmeichelndſte, den je ein menſchliches Organ hervorbrachte.)

Muhamed. (erſtaunt und wider Willen bewegt.) Hör' ich recht? Zaide, was iſt das? Hundert deiner Schweſtern ſchmachten nach einem Glücke, das du verächtlich von dir ſtößeſt.

Zaide. Verächtlich? — (bittend) nenn' es nicht ſo!

Muhamed. Verachtung, liebe Zaide! Verachtung oder weibliche Ziererey. Dir winken Glanz und Ehre. —

Zaide. Machen Glanz und Ehre denn immer glücklich? Du biſt Kaiſer der Ottomannen, zu deinen Füßen zittert eine halbe Welt, Glanz und Ehre umſtrahlen deinen Thron, biſt du ganz glücklich? und welcher Menſch war es wohl je?

Muhamed (höchſt erſtaunt.) Mädgen! —

Zaide. Freyheit iſt das höchſte Gut. Ohne Freyheit verwandeln ſich ſelbſt die Blumenfeſſeln der Liebe in klirrende Ketten. Auch wollen die Männer wohl keine wahre Liebe von uns: wozu ſonſt Riegel und Wache? Wahre Liebe bedarf weder Riegel noch Schloß, weder Verſchnittene noch Stumme; und ein trugvolles Herz bahnt ſich einen Weg zum Laſter, ſelbſt durch Feuerfluten.

Muhamed (deſſen Erſtaunen von Minute zu Minute wächſt.) Zaide!

Zaide. Was empfindeſt du Herr, wenn du ein Mädgen in deinen Armen hältſt, das dein Befehl dir bebend zuführte? das ſich als ein Opferthier betrachtet, und eine Thräne des Kummers in deinen Becher der Freude weint? Ich leſe Erſtaunen in deinen Blicken. Du hörſt dieſe Sprache vielleicht zum Erſtenmal; aber gewiß! ſie wird dein Herz nicht verfehlen. Tauſende geizen nach der Ehre, dein Bett zu theilen; überlaß das alberne Mädgen ſeinen romantiſchen Grillen!

Muhamed. Du haſt Recht, ſo etwas hörte ich noch nie aus dem Munde eines Weibes; aber warum muß dieſer Mund gerade der ſchönſte ſeyn, den mein Auge je erblickte? warum muß dies Herz, das mich zurückſtößt, die feinſten, anziehendſten Gefühle in ſich ſchließen? Wer biſt du, Mädgen mit dem Zauberblick und Honigmunde? Spotteſt du des Throns, den ich dir anbiete? Wohlan! Muhamed weiß herabzuſteigen; weiß zu entfernen den läſtigen Glanz, in deſſen Nähe die Liebe ſo ſelten und ungern verweilt. Vergiß, daß ich Kaiſer bin! ſieh in mir nur den Mann, deſſen Herz allein um deine Gegenliebe wirbt — und vielleicht verdient.

Zaide. Ach Herr! ein Kaiſer zu den Füßen eines Mädgens, bleibt doch immer ein Kaiſer. Hundertmal verſcheucht man den Gedanken an ſeine Größe, und hundertmal verräth ihn einer ſeiner majeſtätiſchen Blicke. Zeit und Umgang allein, ſetzen die ſchüchterne Menſchheit wieder in ihre Rechte ein; Zeit und Umgang allein, decken tauſend kleine Blößen auf, die endlich den Gott wieder zu uns herabbringen, den der Nebel der Entfernung, und unſre geſpannte Einbildungskraft, in die Claſſe höherer Weſen erhoben hätte. Bis dahin ehrt man ihn nur, und überläßt ſich in ſeiner Gegenwart keinem der natürlichen Gefühle; aber dann — dann erſt, kann man ihn lieben.

Muhamed. Verſteh ich dich recht Zaide; ſo willſt du durch dieß feine Gewebe weiblicher Sophiſterey, mir die Bahn vorzeichnen, die ich wandeln ſoll; willſt mich vorbereiten auf Griſlen und Launen; mir den ſchönſten Sieg erſchweren, vielleicht Monden lang.

Zaide. Vielleicht Jahre lang.

Muhamed (ſtutzig.) Wie! du vergißt, daß ich befehlen kann, wo ich bitte.

Zaide. Das habe ich nie vergeſſen. Du kannſt mir freylich befehlen, mich — wäre es auch in Thränen ſchwimmend — in deinen Arm zu werfen; aber du kannſt mir doch nicht befehlen, dich zu lieben. Glaube mir Herr, wäre die Liebe ein Ding, das gehorchen muß: ſie würde nicht halb ſo reizend ſeyn.

Muhamed. Unwiderſtehliches Geſchöpf! es ſey darum! ich will deine Liebe verdienen. Aber vergieb dem Neuling, wenn er noch nicht weiß, wie er das Herz eines Mädgens belagern muß.

Zaide (lächelnd.) Das kommt eben daher, weil der Neuling ein Kaiſer iſt. Doch jetzt bitte ich dich, mich zu verlaſſen, ich bedarf der Ruhe.

Muhamed (feurig) Ich dich verlaſſen —

Zaide. Sieh Herr! ſchon wieder guckt der Sultan durch.

Muhamed (lächelnd.) Unbegreifliches Geſchöpf! ich gehe verſchmäht, und doch ohne Zorn von dir. (Sie bey der Hand faſſend.) Schreib meinen Gehorſam auf die Liſte der Prüfungen, die du mir zugedacht haſt.

Muhamed gieng, und Zaide erleichterte durch einen tief geholten Seufzer ihre beklommene Bruſt. Für dießmal hatte die weibliche Feinheit den Schlag abgewandt, der dem Heiligthum der Liebe unvermeidlich zu drohen ſchien. Auf wie lange? — das war Zaidens geringſter Kummer, die Liebe denkt nicht weiter, als ein blindes Auge ſieht. Fröhlich hüpfte ſie in den düſtern Harem zurück, und warf ſich in den Arm ihrer treuen Zulima.

Am andern Morgen in aller Frühe, erſchien im Schlafgemach Zaidens, der Kislar

Aga, mit einer goldenen Kapſel, auf einem Purpurſammtnen Kiſſen. Ihm folgten ſechs Verſchnittene, deren jeder ein goldenes Körbgen mit reichen Geſchenken trug. Der Aga ließ ſich auf ein Knie nieder, küßte die Kapſel, und überreichte ſie ehrfurchtsvoll der lächelnden Schöne. Die Schwarzen ſetzten ihre Körbe zu Zaidens Füßen, und verſchwanden. Zulima, neugieriger als ihre Gebieterinn, eröffnete die Kapſel, und fand darinn einen Brief, geſchrieben mit Purpurfarbe auf weiſſen Taffent, deſſen Ränder eine goldene Stickerey trugen, gewickelt in ein auserleſenes oſtindiſches Tuch. Sie reichte den Brief Zaiden, welche ihn entfaltete.

Sultan Muhamed an die Sultanin Zaide.

Meine Feder giebt dir dieſen Titel, ehe du ihn noch aus den Händen der Liebe empfangen willſt. Dieſe Liebe iſt gleich deiner

Schönheit. Bedürfte die Erſtere eines Beweiſes, und die Letztere einer Zierde; ſo würde ich dich bitten, die goldenen Körbgen, welche der Aga dir bringt, eines günſtigen Blickes zu würdigen. Ich empfehle dich nicht in den Schutz des großen Propheten; Alla's Auge wacht über ſein Meiſterſtück.

Muhamed, Sultan.

Die Sklavinn Zaide, an Muhamed, Sultan.

Hätte Muhamed an Zaiden geſchrieben; ſo hätte der Sultan Wort gehalten; aber der Sultan ſchrieb an die Sultaninn, und Muhamed ward Wortbrüchig. Goldne Körbgen — mit allem was darinn liegen mag — ſind freylich kein Beweis der Liebe, und keine Zierde der Schönheit. Liebe und Schönheit ſind Kinder der Natur. Ein Sultan iſt kein Kind der Natur, und nur dieſe thront unverfälſcht in dem Herzen der

Sklavinn Zaide.

„Da nimm das!“ ſprach ſie zum Kislar Aga: „lies, und ſchreib deinem Freunde, „was du geleſen. O Mehemet! die Anbetung eines Kaiſers dem Geliebten zum Opfer „bringen, iſt ſüß, obſchon dieſes Opfer mich „wenig koſtet.“

Mehemet empfahl ſich, nach abermaligem Kniebeugen. Zaidens Worte ſchienen ihm räthſelhaft. „Sie die Liebe des Sultans aufopfern? ja, wenn ſie nicht zwo „Stunden mit ihm ganz allein in der Grotte „geweſen wäre. Nein, mein guter Solimann, das liſtige Weib hat dich hintergangen: Zaide war leichter zu erobern als Ofen, „beyde hat man dir genommen.“ So dachte und ſprach ein Mann, der in einer beynahe vierzigjährigen praxis, manchen wollüſtigen Sultan, mit manchem ſiebenzehnjährigen Mädgen, in eine Grotte hatte ſchlüpfen ſehn, und den die Vermuthung noch nie trog, daß man da wohl nicht zwo Stunden verweile, um einen Spruch des Alcorans zu erklären.

Auch würde Zaide — welcher hinwiederum ein ſolcher Argwohn des Aga gar nicht in den Sinn kam — ihm umſonſt ihre Unſchuld mit Schwüren betheuert haben; hätte nicht der Kaiſer ſelbſt, den oberſten Wächter ſeines Harems zum Vertrauten gemacht, ihm Zaidens Widerſtand, ſeine feurige Liebe, und ſeinen Entſchluß, ſie nie zu zwingen, entdeckt. „Was dünkt dir von dem liebens„würdigen Geſchöpf?“ frug der Beherrſcher der Gläubigen, den alten Sklaven ſeiner Lüſte.

Der Aga. Eine reizende Geſtalt.

Muhamed. Und ihre Geſtalt iſt der Spiegel ihrer Seele. Beym Bart meines Vaters! böteſt du mir die Zurückgabe Ungarns, oder den Beſitz dieſes Mädgens, die Wahl wäre entſchieden.

Der Aga. So feurig hörte ich deine Hoheit wohl ſchon oft vor dem Genuß, aber noch nie nach dem Genuß ſprechen.

Muhamed. Was ſchwärmſt du von Genuß? Das Mädgen iſt keuſch, wie die Mutter des Propheten. Ihr unbegreiflicher Widerſtand iſts ja eben, der ihr in meinen Augen einen Reiz giebt, den ich noch nie fand, bey jenem gehorſamen Haufen, der allzugefälligen, immer zuvorkommenden Sklavinnen meiner Lüſte.

Der Aga (lacht in den Bart.)

Muhamed. Was bedeutet dieß Schmunzeln? rede!

Der Aga. Deine Hoheit war zwo Stunden in der Grotte.

Muhamed. Nun, was weiter?

Der Aga. O ich kenne die Grotte recht gut. Die Quelle murmelt ſo leiſe. Die Kühlung iſt ſo angenehm, der Raſen ſo weich, Zaide ſo ſchön — und deine Hoheit war zwo Stunden darinn.

Muhamed. (ungeduldig.) Aber wenn ich dir zuſchwöre, daß ich in dieſen zwo Stunden,

den, kaum ein Einzigesmal ihre Hand berührt habe, was ſagſt du dann?

Der Aga. Dann ſage ich nichts. Dann hemmt das Erſtaunen meine Zunge.

Muhamed. Das Mädgen hat Grillen; ſonderbare, aber liebenswürdige Grillen. Ich könnte befehlen als Sultan, doch ich verſprach zu bitten als Mann. Ich will nicht ihren Körper allein, ich will ihr Herz. Ach Mehemet! ich habe noch kein weibliches Herz beſeſſen. Gehorſam oder Eigennutz, führen zitternd oder gierig ſo manches Mädgen mir in den Arm. Keine von allen würde meinen Verluſt betrauren. — Mehemet! — wenn ich einſt ſterben ſollte; ſo wünſchte ich, daß Zaide eine Thräne auf mein Grab weinen mögte.

Der Aga. Ich merke, deine Hoheit iſt zum Erſtenmal würklich verliebt.

Muhamed. Es kann ſeyn! wenigſtens ſind meine Empfindungen nicht mehr dieſelben. Ein unbekanntes Streben engt meinen

Buſen. Ich ſitze im Divan und höre nicht; ich komme zerſtreut in die Moſchee. O wäre doch mein Vezier Solimann hier! ich fühle, daß es mir mangelt an einem Freunde. — Geh Alter! laß Zaiden feſtlich bedienen, komm ihren kleinſten Wünſchen zuvor. Doch ſey verſchwiegen! noch muß die Sultane Aſſeki nichts davon wiſſen. Sie iſt ein gutes Geſchöpf, das ich ungern kränken würde.

Der Kislar Aga gieng. Je verdächtiger ihm die zwo Stunden in der Grotte geweſen waren, je gerührter und entzückter war er nun über Zaidens Treue. Ueberzeugt, daß der Sultan ſie nicht zwingen werde, den Schwur zu brechen, welcher an ſeinen Freund ſie feſſelte, ſandte er ſogleich einen Boten mit dieſer frohen Nachricht nach Belgrad.

Prinz Solimann — Einer der eigenſinnigen Leute, welche einen einmal gefaßten Entwurf, Jahre lang hegen und pflegen, allen Stürmen Trotz bieten, nach neun und neunzig mißlungenen Verſuchen, doch noch den hundertſten wagen, und allenfalls ihren Kopf mit aufs Spiel ſetzen — Prinz Solimann, als er ſah, daß das Innere des Harems ganz vor ihm verſchloſſen war, beſtach durch vieles Gold, und noch mehr Verſprechungen, einen Boſtangi, der ihm Zaidens einſame Abendſpaziergänge, in einem kleinen Labyrinth, der weitläuftigen Gärten verrieth. Abermals Geſchenke und Verſprechungen; der alte Boſtangi ließ ſich überreden, dem Prinzen ein Wamms zu leihen, nach dem dritten Gebet mit ihm in den Garten zu ſchleichen, und ihn hinter einer dicken Hecke zu verbergen, welche einen runden Platz umſchloß, wo Zaide oft auszuruhen pflegte.

Alles gieng erwünſcht von ſtatten. Zaide erſchien am Arm ihrer Zulima, ließ ſich auf dem Raſen, kaum zwey Schritt von dem Prinzen entfernt, nieder, und begann ein trauliches Geſpräch. Aber das, was der Horcher hier aus Zaidens eigenem Munde erfuhr, war eben nicht tröſtend für ſeine Lei-

deuſchaft.

denſchaft. Sie ſprach von ihrer unbegränzten Liebe für den Vezier, (das war ihm nicht unbekannt) von den Bewerbungen des Sultans, (das war ihm eine ſchreckliche Neuigkeit) von ſeiner Großmuth. ihr keine Gewalt anzuthun, (das tröſtete ihn) und von ihrem Widerwillen gegen die Liebe des Prinzen, (das jagte ihm eine unwillige Röthe ab.) Sie bedauerte, ihm das Leben ſchuldig zu ſeyn, (das ſchmerzte ihn) ſie beweinte das Unglück des tapfern Veziers, (das freute ihn) ſie ſchwur, eher einen Dolch in ihren ſchönen Buſen zu ſenken, als treulos zu werden, (das jammerte ihn.)

Schon war er im Begriff, aus ſeinem Hinterhalt hervor zu ſchlüpfen, und ſich noch einmal zu ihren Füßen zu werfen; als das Geräuſch vieler Stimmen, ihn die Ankunft des Sultans vermuthen ließ. Muhamed, von Zaidens Spaziergange benachrichtigt, erſchien in der That wenig Augenblicke nachher, ſetzte ſich neben ſie, ſeinem Bruder ſo nahe, daß dieſer gezwungen wurde, den Athem zurück zu halten, und ſagte ihr — ohngefähr eben das, was er ihr ſchon geſagt hatte; ſie antwortete ihm — ohngefähr eben das, was ſie ihm ſchon geantwortet hatte. Das Geſpräch dauerte lange, denn ein Verliebter ſchwatzt ſich ſo leicht nicht aus. Daß der Prinz Todesſchweiß ſchwitzte, und daß ihm dieſe halbe Stunde länger als ein Jahrhundert vorkam, läßt ſich leichter fühlen als beſchreiben. Endlich erhuben ſie ſich, der Sultan nahm Zaiden bey der Hand, und führte ſie aus dem Labyrinth.

So bin ich denn der Unglücklichſte von uns dreyen; rief der Prinz, nachdem ſie ſich entfernt hatten: „der Vezier wird geliebt; „mein Bruder — obgleich nicht geliebt — „darf Zaiden täglich ſehn, täglich ihr Herz „beſtürmen. Mir allein — mir allein verſagt das Schickſal jeden Balſam für meine „Wunde!“ dieſe Betrachtungen, die freylich nicht tröſtend waren, verleiteten ihn zu vergeſſen, daß er dem alten Boſtangi verſprochen, nicht vor Sonnenuntergang das Bosquet zu verlaſſen. Er durchſtrich ohne alle Vorſicht den Garten, und rannte wie ein Unſinniger auf ſein Zimmer. Ein anderer Boſtangi ſah ihn, und obgleich der Sklavenwamms ihn den Prinzen nicht errathen ließ, ſo blieb es doch immer eine Mannsperſon, die bey Strafe des Todes, die Gärten des Serails nicht beſuchen darf: Er eilte daher zum Boſtangi Baſchi und dieſer meldete pflichtgemäß, den Vorfall an den Kaiſer.

Muhamed erſchrack. Er zitterte vor dem Gedanken, eiferſüchtig werden zu müſſen, denn jeder Argwohn war ihm verhaßt. Zaidens Gleichgültigkeit für Glanz und Ehre, Zaidens Kälte für ſeine Liebe, ließen ſich freylich durch einen begünſtigten Nebenbuhler leicht erklären; aber nein! weg mit dieſem quälenden Gedanken! Muhamed will nicht eiferſüchtig ſeyn, er will den Gegenſtand ſeiner Liebe, nicht durch Argwohn herabwürabwürdigen, er will nicht — — und doch befiehlt er, ohne es zu wollen, Zaiden in das ſogenannte Serail von Calcedonien, jenſeit der Meerenge zu bringen.

Dieſer Befehl war dem alten, treuen Mehemet ſo unerwartet als ſchrecklich. Sein Amt band ihn an die Perſon des Sultans, das Serail von Calcedonien ſtand unter den Befehlen des Kislar Kiaſi *), Zaide ward des Troſtes beraubt, ihren Kummer dann und wann in den Buſen des Freundes ihres Solimanns auszuſchütten. Indeß mußte man gehorchen, und alles was der Aga zur Erleichterung ihres Schickſals thun konnte, war, ihr ſeine treuſten Verſchnittenen mitzugeben, und Weiber zu ihrer Bedienung, auf deren Ergebenheit man zählen konnte.

Prinz Solimann war nicht der letzte, der die traurige Neuigkeit, von Zaidens Entfernung, erfuhr. Er wütete und ſchäumte.

„Was

---

*) Kislar Kiaſi, ſoviel als Lieutenant des Kislar Aga.

„Was bleibt mir übrig!“ rief er aus: „als einen verhaßten Bruder, von dem Throne herabzuſtoßen, auf den ein Ohngefähr ihn warf. Zu Hülfe! allmächtige Leidenſchaft, Keim jeder großen That! zu Hülfe ſchleichende Liſt! zu Hülfe Religion und Ulemma*)! laßt uns kriechen im Dunkeln! uns winden auf Schlangenbäuchen, bis zu den Säulen des Thrones; ſie krachend zuſammenſtürzen, und dieſen glücklichen Erſtgebohrnen unter ihren Ruinen begraben!“

Es iſt eine eben ſo traurige, als richtige Bemerkung, daß jeder große Aufruhr, der in der Geſchichte der Völker mit blutigem Glanze flimmert, der Throne umſtürzte, das Diadem vom grauen Haupte eines Greiſes riß, die Tugend in den Kerker warf, und das Laſter auf ihren Trümmern emporhob; — kurz! daß jedes große Denkmal menſchlicher Schande, immer von einem Pfaffen

---

*) Ulemma, die türkiſche Geiſtlichkeit.

entworfen, ausgebrütet, eingeleitet, ausgeführt, unterſtützt, oder begünſtigt worden. „Kein Uebel auf der Welt," ſagt der unſterbliche Haller: „das nicht ein Pfaffe that." „Der heilige Bernhard," ſagt der liebenswürdige Voltaire: „predigte den Potenta-
„ten die Kreuzzüge, und hat Frankreich mehr
„Schaden gethan als der Teufel. Blut, La-
„ſter und Abſcheulichkeiten, waren die Früch-
„te der Lehren des Stifters der Abtey Clair-
„vaux."

Ob nun gleich Prinz Solimann lange vor Voltairs und Hallers Zeiten lebte; ſo war doch die Sache immer die nämliche; das heißt: die Geiſtlichkeit (in der Türkey die Ulemma) miſchte ſich ungebeten in Alles, beſchnüffelte Alles und machte keinen Wurm auf dieſem Erdenrund glücklicher. Der Prinz, wie wir beym Anhub dieſer Geſchichte bemerkt haben, ſtudierte von Jugend auf den Koran; er war ein Vertrauter des Muffti, beſchenkte jeden Iman, beallmoſete jeden Derwiſch, und die Ulemma erhob ihn bis an die Sphären: So warf er zuerſt Saamen der Zwietracht und Keime des Aufruhrs, in die Herzen des Pöbels; die Ehre des Veziers wurde in den gemeinſten Bädern geſchändet, und ſelbſt gegen Muhamed den Gerechten, erhub ſich ein Murren, wie der ferne Donner, und die einzelnen großen Tropfen, welche die Annäherung des fürchterlichen Wetters verkünden. Ruhig ſchlummerte der Sultan im Schoos der Sorgloſigkeit, nährte ſeine Liebe, oder zerſtreuete ſich auf der Jagd.

Doch nun erſchien Solimann, der Vezier, in den Mauern von Conſtantinopel, die Augen der Großen waren auf ihn gerichtet. „Wie wird er ſich vertheidigen, wie wird er „den ſeidnen Strick abwenden, der ſeiner „Gurgel zu drohen ſcheint?“ Der Vezier trat vor den Kaiſer, mit derjenigen ſanften Ruh im Auge, welche das Symbol eines guten Gewiſſens iſt. „Ach! Solimann,“ rief Muhamed ihm mehr ſchmerzhaft als zornig entgegen: „iſts möglich, daß ich dich überwunden wieder ſehe!“ Der Vezier, ſtatt aller Antwort, überreichte ihm ein Zeugniß, von den vornehmſten Officiers der Arme und ſelbſt von Siavus unterſchrieben, der vergebens verſucht hatte, gegen den Strom zu ſchwimmen. Dieß Zeugniß erklärte den Großvezier für den tapferſten, vorſichtigſten und erfahrenſten Feldherrn, deſſen unüberwindlicher Feind allein das Schickſal geweſen.

Des Sultans Auge funkelte Freude, als er ſeinen Freund gerechtfertigt ſah, und, ohne ſchwach zu ſcheinen, ihn in ſeine Arme ſchlieſſen durfte. „Laß uns vergeſſen und hoffen!“ rief er froh, und zog den Günſtling neben ſich an die volle Tafel. Da lagen ſie, aßen und tranken, vergaßen und hofften, indeß der blaulippige Aerger, und der blaßwangige Neid, wie Harpyen um ſie herflatterten. Gleich nach der Tafel ſchlenderte Muhamed am Arm ſeines Freundes, in den

Gärten des Serails umher, und ſuchte das einſame Bosquet im Labyrinth, das ihm aus gewiſſen Urſachen ſehr lieb war. „Hier laß „uns verweilen!“ rief er: „hier laß uns — „nicht mehr von dem Verluſt Ober- und Niederungarns — nein, von dem Verluſt meines Herzens reden. Ach Solimann! ſeitdem du mich das letztemal am Buſen der „Sultane Aſſeki verließeſt, iſt eine unbegreifliche Veränderung mit mir vorgegangen. „Aber ehe ich weiter rede, beantworte mir „eine Frage: haſt du je wahrhaft geliebt?“

Solimann wünſchte in dem Lager vor Ofen zu ſtehn und das Donnern des kaiſerlichen Geſchützes zu hören; das Feuer, das in ſeine Wange trat, war brennender, als die Flamme der Brücke von Eſſeck. „Herr!“ ſtotterte er endlich heraus: „du kennſt mein „unempfindliches Herz; ſo warm es für die „Freundſchaft ſchlägt, ſo langſam klopft es „für die Liebe.“

Muhamed. Ach! dann wirſt du mich nicht verſtehn. Ich liebe ein Mädgen — doch die Beſchreibung ſchenken wir Seiner Hoheit, ſie würde manchem Dichter mißlingen. Auch konnte er Zaiden keinen Reiz leihen, den Solimanns Einbildungskraft nicht zehnfach erhöht hätte. Kurz, die Unterhaltung dauerte lange, war für Muhameds volles Herz ſehr erleichternd, und für Solimann höchſt peinlich.

Der Prinz, Siavus und Cupreli, verſammelten ſich indeß bey nächtlicher Weile, verkappt, an einem einſamen Orte. Umſonſt war alſo das Opfer vieler tauſend braver Männer, umſonſt das verrätheriſche Geſpinnſt, welches den Verluſt der Hauptſtadt in Ungarn nach ſich zog; noch herrſcht der verhaßte Günſtling in dem Herzen des Sultans und ſpottet der ohnmächtigen Wuth ſeiner Feinde. Ihn herabzuſtürzen von dieſer Höhe, es koſte auch was es wolle; über Laſter und Leichen ſich einen Weg zum Raube des Reichsinnſiegels zu bahnen, das waren die ſchwarzen Entwürfe der Ruhmſüchtigen Baſſen. Prinz Solimann dachte noch weiter. Der Thron und Zaide lagen vor ihm in ſchmeichelnder Ferne; über den Günſtling ſeines Bruders ging nur der Weg. Alle drey kamen darinn überein, daß der Großvezier nur durch Gewalt zu ſtürzen ſey, und daß man daher den künftigen Feldzug abwarten müſſe, um Unzufriedenheit, Mißmuth und Aufruhr unter das Heer zu ſtreuen; die ehrwürdige Ulemma, werde unterdeß in der Reſidenz das Ihrige thun, der aufgebrachte Pöbel endlich den Kopf des Veziers fodern — und dann muß Muhamed dem Geſchrey der Menge gehorchen, wenn ſein eigenes Leben ihm lieb iſt. Man ſchwur ſich unverbrüchliche Treue und Verſchwiegenheit, in der Abſicht einander zu verrathen, ſobald nur ein Vortheil daraus zu ziehen ſeyn werde, und ſchied aus einander.

Einige Wochen verſtrichen leer an merkwürdigen Vorfällen. Der Kaiſer war verliebt, und ſprach viel; Zaide war gleichgültig und ſprach wenig; der Prinz und ſeine Gefährten brüteten, und Solimann hieng in der Einſamkeit ſeinen Grillen nach. Die Hofnung, Zaiden, wär' es auch nur Minuten lang, zu umarmen, war verſchwunden ſeit ſie im Serail von Calcedonien ſchmachtete; dem Kislar Kiaſi das Geheimniß anzuvertrauen, war gefährlich, und ſein treuer Mehemet konnte nichts mehr für ihn thun, als dann und wann ein Briefgen durch ſichere Hände beſtellen. Auch das war Troſt für die Liebenden, der Briefgen wurden ſehr viele gewechſelt, da aber immer in allen das Nämliche ſtand; ſo unterdrücke ich ſie wohlbedächtig.

Muhamed, deſſen gutes Herz zwar noch immer ſcheute, die bisherige Sultane Aſſeki, durch Offenbarung ſeiner neuen Liebe zu kränken, machte doch oft genug Beſuche jenſeit der Meerenge; und da ihm das Murren des Pöbels, das Flüſtern der Großen, und das Hetzen der Ulemma zu Ohren gekommen; ſo nahm er ſeine eigene Sicherheit zum Vorwand, welche er, im Serail von Calcedonien, weniger Gefahren ausgeſetzt zu ſeyn, vorgab. Um dies Alles noch glaublicher zu beſchönigen, berief er oft den Divan daſelbſt zuſammen, und an ſolchen Tagen war der Großvezier ſein Begleiter.

Es war an einem heitern Herbſtabend des Jahres 1686., da Muhamed, in Begleitung ſeines Freundes, über die Meerenge fuhr, um die Nacht im Serail von Calcedonien zuzubringen, und am andern Morgen in aller Frühe Staatsgeſchäfte zu überlegen. Sie ſaßen noch bey der Tafel, als plötzlich ein wildes, ängſtliches Geſchrey, die Gallerie herauf, an ihre Ohren ſchlug. Beyde ſprangen auf, rannten an's Fenſter, und erblickten das Hauptgebäude — Zaidens Wohnung — in

Flammen. Außer ſich rannte der Sultan zu Hülfe, drang durch Rauch und Dampf bis zu den Zimmern der Geliebten; aber die Flamme ſchlug ihm entgegen, und er fiel ohnmächtig nieder. Solimann, der ihm auf dem Fuße folgte, achtete weder Rauch noch Flamme, ſtürzte hindurch, fand Zaiden auf der Erde liegend, ihrer Sinne beraubt, nahe dem Erſticken, raſte ſie in ſeinen Arm, und eilte zurück mit der ſüßen Beute. Aber im nämlichen Augenblicke ſtürzte die Decke des Vorzimmers zuſammen, durch deſſen Flammen er hineingedrungen und verſperrte ihm die Rückkehr. Verzweifelnd irrte er umher, fand endlich jenſeits eine Thür, riß ſie auf, tappte durch den dicken Rauch, erreichte eine zwepte Thür, die ihn auf eine Gallerie führte, wohin die Wuth der Flammen noch nicht gedrungen war. Leicht wie ein Vogel, flog er beladen mit dem ſchönen Raube, die Gallerie hinab, wo er ein abgelegenes, ſicheres Zimmer fand. Hier legte er die ohnmächtige

Zaide auf eine Ottomanne, kniete neben ihr, und ſuchte ſie durch ſeine Küſſe zu wecken.

Das holde Mädgen ſchlug die Augen auf, und — wer mahlt ihr Erſtaunen! — ihr erſter Blick fiel auf den Geliebten. Entzückt warf ſie ſich in ſeinen Arm, frug nicht, wie es möglich ſey, ihn hier zu finden, genoß ungetheilt das ſüße Glück des Wiederſehns, und nur Sylben entſchlüpften ihrem ſchönen Munde. Der erſte Rauſch gieng vorüber, Solimann rief ſeinen Geiſt aus der Trunkenheit der Leidenſchaft zurück, und fieng an zu überlegen, welcher Vortheil aus einer ſo unerwarteten, vom Himmel geſandten Begebenheit zu ziehen ſey.

„Laß uns fliehen!“ rief er in einer Art von Begeiſterung: „der Gott der Liebe bietet uns ſelbſt die Hand zur Flucht. Dies „iſt der Zeitpunkt unſerer Vereinigung oder „wir werden ihn nie erleben.“ Hier war freylich keine Zeit, zu Schaam oder weiblicher Ziererey. Solimann, ohne Zaidens

Antwort abzuwarten, flog pfelſchnell in den großen Hof hinab, wo noch immer das fürchterlichſte Getümmel herrſchte, und Einer gegen den Andern rannte. Unter der Menge erblickte er einen ſeiner Sklaven; wie der Wind riß er ihm das Wamms vom Leibe, die Mütze vom Kopfe, raffte einen verlohrnen Mantel aus dem Kothe auf, und ſchnell wie ein Gedanke, war er wieder bey Zaiden. In wenig Minuten ſah ſich das ſüße Mädgen zum Sklaven umgeformt, und zur Flucht bereit. Aber wohin? — mitten durch den großen Hof? das wäre, trotz des Tumults, zuviel gewagt. Doch das Glück hatte nun ſchon einmal ſeine Flügel über die beyden Liebenden ausgebreitet; eine Tapetenthür entdeckte ihnen eine gewundene Treppe, welche hinab in die Gärten führte; die herzugelaufenen Boſtangis hatten in der Verwirrung eine Pforte offen gelaſſen, und in weniger als fünf Minuten, lieferte Solimann ſein theures Kleinod, in die Hände ſeines treuſten

Verſchnittenen, der ſich mit ihr in einen Fiſchernachen warf, und luſtig auf die Reſidenz zuſteuerte.

Alles obige war das Werk einer Viertelſtunde. Mit verſengten Haaren und Kleidern, kam Solimann zurück zum Sultan, der ſich nur eben aus ſeiner Ohnmacht erholt hatte. Zaidens vormalige Wohnung war unterdeſſen ganz zuſammen geſtürzt, und nur einige ihrer Weiber, worunter auch Zulinia war, hatte man der Wuth der Flammen entriſſen. Muhamed ſchlug ſeine Arme kreuzweis über die Bruſt, ſah gen Himmel und weinte bitterlich.

Solimann, als er ſeinen Monarchen, ſeinen Freund ſo troſtlos ſtehen ſah, verſuchte umſonſt eine innere Stimme zu unterdrücken, die ihm zurief: „du handelſt unedel an dieſem Manne! er hat dich mit Wohlthaten „überſchüttet, er liebt dich wie ſeinen Bru„der, er würde ſeinen Thron mit dir thei„len, nur nicht Zaiden.“ Der gefolterte

Vezier verhüllte ſein Antlitz, und floh in eine entlegene Grotte, wo er die traurige Wahrheit beweinte, daß jedes Glück hienieden, immer das Unglück eines Andern iſt, und ſeyn muß. . . . . . .

Das Feuer war verloſchen, und nur die Flamme der Verzweifelung wüthete in Muhameds Herzen. Er ließ die Aſche durchwühlen, man fand eine Menge Knochen. Mit tauſend glühenden Thränen netzte der unglückliche Monarch dieſe Gebeine, und hielt ſich nunmehr überzeugt, daß Zaide, ſeine theure, liebe Zaide, ein Raub des fürchterlichen Todes in den Flammen geworden ſey.

Zaide ſchwamm indeſſen, im Bauche eines elenden Fiſcherbootes, der Küſte Europens zu. Der vollwangigte Mond hatte zu ihrer Flucht geleuchtet, und nun begann der Tag bereits anzubrechen. Auch ſie dachte nicht ohne Rührung an den Schmerz des guten Sultans, von deſſen wahrer, inniger Liebe ſie tauſend überzeugende Beweiſe hatte, Doch der ſüße Gedanke, bald am Ziel ihrer Wünſche zu ſeyn, verdrängte mit Macht jede andere Empfindung.

Es war um Mitternacht, als die Sultane Aſſeki, jenſeit der Meerenge, die Nachricht von der heftigen Feuersbrunſt erhielt. Da im Serail von Calcedonien der größte Theil ihres Schatzes verwahrt lag, und zweytens auch ihrem Gemahl leicht ein Unglück zugeſtoßen ſeyn konnte; ſo ſprang ſie haſtig auf von ihrem Schwanenlager, warf ſich in Begleitung des Kislar Aga in die nächſte beſte Gondel, und begab ſich auf den Weg nach Aſien, als Phöbus erſter Strahl den Saum der öſtlichen Wolke verguldete. Kaum waren ſie einen Kanonenſchuß weit gefahren, als das Fiſcherboot ihnen unſeligerweiſe in den Wurf kam. Die Sultaninn, erfreut, Nachricht vom jenſeitigen Ufer einziehen zu können, ließ das Boot näher kommen, und beſprach ſich ſelbſt mit Solimanns Sklaven. Die Schönheit Zaidens, ſo ſehr ſie auch ihr Geſicht zu verbergen ſuchte, entgieng der weiblichen Aufmerkſamkeit nicht. „Ein reizender Sklave!“ flüſterte ſie dem Kislar Aga zu: „ich habe Luſt, ihn mit mir „zu nehmen. Der Vezier iſt galant, er wird „mir dies Geſchenk nicht abſchlagen. Laß „deinen Kammeraden,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen den Verſchnittenen wandte, „herübertreten in die Gondel! ich ſelbſt werde deinem Herrn Rechenſchaft von ihm geben.“

Da half kein Widerſtreben. Zaide, todtenblaß, trat in die Gondel der Sultaninn.

„Warum zitterſt du Sklave?“ frug die bezauberte Fatime in ſchmelzendem Ton: „zittre nicht! in Kurzem wirſt du dein Schickſal ſegnen. Der Vezier Solimann, dein „Herr, mag ein guter Herr ſeyn, doch das „Männliche und Rauhe vertauſcht man immer gern gegen weibliche Sanftmuth. — „Meynſt du nicht auch? Rede!“

Zaide. Einen Beweis weiblicher Güte, gab mir meine Gebieterinn ſo eben, da ſie ihrem Sklaven zu reden erlaubt. Aber doch — wenn ich ſo kühn ſeyn dürfte —

Die Sultaninn. Du ſtockſt? — Rede!

Der Kislar Aga, der unterdeſſen im Vordertheil der Gondel geſtanden, und über das Meer hin, nach dem noch immer emporſteigenden Rauch des kaum erloſchenen Brandes geſchaut hatte, kehrte ſich, als er Zaidens bekannte Stimme hörte, neugierig um, und ſah dem verkappten Sklaven ins Geſicht. Ein Blick war genug, ihn zu belehren, worauf es hier ankomme. Er, kein Neuling in Harems[*]-Intriguen, entfernte ſogleich die Umſtehenden, ergrif das bebende Mädgen bey der Hand, drückte ſie leiſe, um ſie vorzubereiten auf das, was er thun wollte, trat mit ihr herzhaft der Sultane Aſſeki unter die Augen, und ſprach:

„Ebenbild jener majeſtätiſch heraufſteigenden Sonne! Tochter der Liebe! und „Mutter der weiblichen Klugheit! Dieſer „junge Sklave, dem deine Hoheit das Glück „beſtimmt, unter die deinigen gezählt zu werden, iſt — Zaide; die nämliche Zaide, für „deren ſchwächere Reize das Herz des Sultans brennt. Sie wußte, wem ſie vorgezogen werden ſollte, erkannte ihre Unwürdigkeit, und hat den Beherrſcher der Gläubigen jedesmal zu der ſüßern Pflicht zurück „gewieſen, den Reizen deiner Hoheit zu huldigen. Heute — vermuthlich im Getümmel — entzog ſie ſich ganz den Nachſtellungen dieſes erhabenen Verblendeten. Sie „flieht, um in ruhiger Einſamkeit ihre Tage „unbemerkt zu verleben. Sollteſt du, meine Gebieterinn! dieſe Flucht hindern? oder „nicht vielmehr begünſtigen?“

Die Sultaninn war klug genug, einzuſehn, daß der Brand des Serails von Calcedonien ein Glück für ſie ſey, welches ſie von einer gefährlichen Nebenbuhlerinn befreye. Sie ſtimmte mit Freuden in den halbausgeführten Entwurf; da ſie aber von dem Verſtändniß Zaidens, mit dem Großvezier nichts argwohnte; ſo glaubte ſie dem ſchönen Flüchtling einen Gefallen zu erzeigen, wenn ſie ihn auf Eines ihrer Landhäuſer, nahe bey Konſtantinopel ſende, wovon ſie unumſchränkter Herr war. Weder der Kislar Aga, noch Zaide ſelbſt, wagten es, Vorſtellungen dagegen zu thun; dieſe hielt eine falſche Schaam, jenen die Furcht zurück, in den Augen der Sultaninn zu verlieren, wenn ſie ſehen werde, daß er eben nicht aus Eifer für ihre Ruhe, ſondern aus Freundſchaft für Solimann, die Gefahrvolle Rolle eines Verräthers übernommen habe. Die Sultaninn las weder das Eine noch das Andere, weder in ihren, noch in ſeinen Blicken, umarmte Zaiden mit Inbrunſt, gab ihr einen fremden Namen, und ſandte ſie, unter dem Schutz eines getreuen Sklaven, an den Ort ihrer Beſtimmung. Sobald ſie Zaiden aus den Augen verlohren, beſchenkte ſie den Aga mit einem Dolch, deſſen Grif von Diamanten flimmerte, und ſetzte ihren Weg nach Aſien fort.

Sie fanden den Sultan in der Mitleidswerthen Lage eines Menſchen, der keinen Troſt will, keine Thräne für ſeine Leiden, und nur ſtarren Blick für ſeinen Kummer hat. Man hätte glauben ſollen, die Ankunft der Sultaninn werde ihn verdrüßlich oder verlegen machen; aber er vergaß Alles um ſich her, lag, das trockne Auge auf den Boden geheftet, und begehrte nicht zu leugnen, daß er in Zaiden die Hofnung ſeines Lebens verlohren.

Aber auch Solimann erſchrack nicht wenig, als Mehemet ihn bey Seite zog, und von dem Streiche unterrichtete, den das verkehrte Schickſal ihm — ſo nahe dem Hafen ſeiner Wünſche — geſpielt hatte. Troſt blieb es freylich, daß Zaide nicht mehr unter der Gewalt des Sultans, ſondern unter dem Schutz einer Nebenbuhlerinn ſtehe, der ſelbſt daran gelegen ſeyn mußte, ſie ſeinen Blicken zu entziehen; und er überließ es der Allmacht der ſchlauen Liebe, die ihn bisher unter manchen Dornen auch manche Roſe pflücken laſſen; ſeine geprüfte Treue endlich zu krönen.

* * *

Doch ſchon lockte der freundliche Lenz, mit warmen, balſamiſchen Hauche, die ſchlummernden Kinder der Natur, zu neuem Leben hervor; und nur der Menſch — dieß vorgegebene Meiſterſtück der Natur — rüſtete ſich von neuem zu morden, und das freſſende Schwerdt zu färben, mit dem erkauften Blute ſeiner zur Schlachtbank geführten Brüder.

Solimann reiſte ab nach Belgrad, mit dem Verräther Siavus in ſeinem Gefolge. Trotz der unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe, ſtellte er die Brücke von Eſſeck wieder her, und erſchien mit Jünglingsfeuer und Greiſesklugheit an der Spitze ſeines Heeres. Prinz Karl von Lothringen war entſchloſſen, das glückliche oder unglückliche Loos dieſes Feldzuges, auf eine Schlacht ankommen zu laſſen, das heißt: auf das Leben von dreyßig- oder vierzigtauſend Menſchen. Er gieng über die Drau; aber der Großvezier kam ihm zuvor, lagerte ſich mit achtzigtauſend Mann im Angeſicht des chriſtlichen Heeres, die Drau zu ſeiner Rechten, einen undurchdringlichen Wald zu ſeiner Linken, Eſſeck im Rücken, und eine ſtarke Verſchanzung, mit vierzig Fuß breiten Gräben an der Spitze. Aus dieſer kleinen Feſtung ermüdete er die Kaiſerlichen durch beſtändige Scharmützel, und zwang endlich den Herzog von Lothringen, dem es an Lebensmitteln gebrach, zurück über die Drau zu gehen, und ſich bey Mobarz zu lagern.

Der Vezier folgte ihm auf der Ferſe, und lagerte ſich wiederum mit ſeinem Heere im Angeſicht des Feindes zwiſchen Eſſeck und Pardo, wo die Donau den rechten Flügel, und unzugängliche Moräſte den linken deckten. Umſonſt ſuchte Prinz Karl ihn heraus ins Blachfeld zu locken. Er, der reichliche Lebensmittel aus Eſſeck zog, konnte die Bewegungen des Feindes anſehen, ohne den Verluſt der Seinigen zu wagen.

Siavus und Osmann Baſſa, eine ihm untergeordnete Natter, begriffen leicht, daß bey dieſem vorſichtigen Verfahren des Veziers, alle ihre giftigen Entwürfe ſcheitern würden. Eine Schlacht mußte geliefert, und dieſe Schlacht mußte verlohren werden, wenn es ihnen gelingen ſollte, das Heer aufzuwiegeln. Das Letztere war leicht, denn Siavus kommandirte die Spahis, und konnte alſo dem beſten Plan eine ſchiefe Wendung geben; das Erſtere zu erhalten, mußte man eine günſtige Gelegenheit abwarten. Dieſe herbey zu führen, zögerte der tückiſche Dämon der Schadenfreude nicht lange.

Die Kaiſerlichen machten einen verſtellten Rückzug, durch ein Defilé, um die Ebene bey Syklos zu gewinnen. Solimann, eingedenk des traurigen Schickſals, des tapfern Schaitan Ibrahim Baſſa, der durch eine gleiche Liſt getäuſchet wurde, gab Befehl, die Chriſten ungehindert ziehen zu laſſen, und nur durch kleine Scharmützel ihre Arriergarde zu beunruhigen. Dies war der Augenblick, nach welchem Siavus ſo lange geſchmachtet hatte. Er murrte laut, daß man den ottomanniſchen Waffen einen offenbaren Sieg entreiße, er flog von Zelt zu Zelt, flüſterte von Verrätherey, wiegelte die Janitſcharen auf, machte alle Köpfe wirbelnd, und plötzlich ſtürmte der ganze rohe Haufe, in das Gezelt des Veziers, und verlangte eine Schlacht zu liefern. Zugleich drohete man, ihm den Gehorſam aufzukündigen, wenn er ihr Begehren unerfüllt laſſe.

Solimann rückte daher mit dem ganzen Heer ins Feld. Eine Wolke banger Ahndung deckte ſeine Heldenſtirn, ſchweigend und düſter zog er ſeinem Schickſal entgegen. Nicht lange, ſo ſtanden ſie Auge im Auge, Mordgier in jeglichem Blicke. Solimann, den Geiſtesſtärke und Scharfſinn nie verließen, bemerkte ſogleich, daß die Fronte der Deutſchen viel zu ausgedehnt ſey; auf dieſen Fehler bauete er den Plan der Schlacht. Er ließ einen verſtellten Angrif auf den rechten Flügel machen, und fiel plötzlich mit der ganzen ottomanniſchen Macht, den linken Flügel an, welchen der Churfürſt von Bayern kommandirte. Die Schlacht war blutig, Solimann ſtürzte ſich allenthalben in das dickſte Gefecht, ſein Blut, mit Schweiß und Staub vermiſcht, rieſelte aus drey Wunden, er fühlte ſie nicht; ſeine treuen Janitſcharen fielen hundertweiſe um ihn her, er ſah es nicht. Die Hand des Herzogs von Lothringen ward zerſchmettert; aber auch dieſer unvergeßliche deutſche Held wich nicht aus dem Schlachtgetümmel, wollte Tod oder Sieg. Die Standarte Mahomeds wehte, das Alla! der Muſelmänner ſtieg Himmelan, die Janitſcharen fochten und mähten Köpfe, als ob ſie Diſteln vor ſich hätten, warfen die Kroaten über den Haufen, und hieben das Regiment von Commerci in Stücken; ſchon wandte ſich der Gott des Sieges auf die Seite der Ottomannen, Siavus ſah es, zitterte — und plötzlich kehrten die Spahis dem Feinde den Rücken. Die Deutſchen ermannten ſich, drangen mit verdoppelter Wuth auf die nun nicht mehr von der Reuterey unterſtützten Janitſcharen ein, brachten ſie in Unordnung, die Tartarn begannen zu fliehen, zogen die Janitſcharen nach ſich, und in wenig Minuten ſahen ſich die Kaiſerlichen Meiſter des Schlachtfeldes. Sie verfolgten den fliehenden Feind, und drangen mit ihm zugleich in die Linien des verſchanzten Lagers, was ſich widerſetzte ward niedergemetzelt, oder in die Donau gejagt, das ganze Lager, ſammt Gezelten und Rüſtungen, ward eine Beute des Ueberwinders. In dieſer Schlacht — gewöhnlich die Schlacht bey Mohatz genannt — blieben achttauſend Janitſcharen nebſt ihrem Aga, dreytauſend erſoffen, und zweytauſend wurden gefangen genommen. Die Deutſchen zählten nur tauſend Todte. Man fand in dem Lager ſieben und ſechzig Kanonen, tauſend Centner Pulver, vierhundert Centner Lunten, achttauſend Kanonenkugeln, dreytauſend Bomben und Carcaſſen, zehntauſend Granaden, Waffen von allerley Gattung, zweytauſend Ochſen, fünfhundert Pferde und anderes Vieh nebſt einem großen Vorrath von Lebensmitteln.

So verliert oft der tapferſte Krieger Ehre, Ruhm und Leben, wenn Er die Ausführung ſeiner weiſeſten Entwürfe, Feigen oder Verräthern anvertrauen muß; denn das Heer ſammelt eigentlich die Lorbeern, der Feldherr flicht ſie nur in einen Kranz. Bitterkeit der Hölle hatte die Hand des eiſernen Schickſals in den Becher des braven Solimarns geträufelt. Seine Pflicht treu und gewiſſenhaft erfüllt zu haben, und dann ſtatt Belohnung und Ehre, ſeinen Namen gebrandmarkt zu ſehen — das iſt hart! — das nagt das Herz eines Biedermanns ſchmerzlicher, als der Verluſt ſeiner Güter, ſeines Weibes und ſeiner Kinder — das führt ſo oft zum ſchrecklichſten Menſchenhaß, oder zum Selbſtmord. Solimann, in dumpfer Betäubung ſeiner Sinne, ſammelte zu Peterwaradein die traurigen Ueberreſte ſeines Heeres, und da er Nachricht erhielt, daß Erla, wegen Mangel an Lebensmitteln, ſich nur kurze Zeit gegen den Feind halten könne; ſo befehligte er tauſend Janitſchaaren, und einige hundert Spahis, eine Anzahl Wägen dahin zu geleiten. Die Janitſcharen hatten nach der Schlacht bey Mohatz, den Spahis die bitterſten Vorwürfe über ihre feige Flucht gemacht, beyde Theile wären beynahe zum Handgemenge gekommen, doch Siavus und Osmann Baſſa, wußten ſie geſchickt zu vereinigen, indem ſie den unglücklichen Erfolg jenes blutigen Tages, ganz auf die Rechnung des Großveziers ſchrieben; beyde Theile murrten daher laut, und verſagten ihm den Gehorſam. Nunmehr hatte Siavus ſeinen Zweck erreicht, und ſtellte ſich an die Spitze der Aufrührer. In ihrem Namen foderte der Aufgeblaſene von dem Vezier die zwo Kiſt*) rückſtändigen Sold. Solimann gab Alles her was er hatte, aber es reichte nicht zu; er verſicherte, ihr Sold ſey unterwegens, aber man glaubte ihm nicht. Siavus trat hohnlächelnd in ſein Zelt, und verlangte im Namen des Heeres, die Standarte Mahomets und das Reichsinnſiegel. Der Vezier würdigte ihn keiner Antwort; er ergrif mit der einen Hand die Standarte, und mit der andern das Siegel. So trat er vor das verſammelte Heer; auf ſeiner Stirn glänzte jene Hoheit des Geiſtes, gleich dem Felſen in Ungewittern.

---

*) Kiſt, ein dreymonatlicher Sold. Ulyuſe ein monatlicher, und Nawaka ein eintägiger Sold. Die Janitſcharen bekommen ihren Sold alle Vierteljahr.

„Meine Brüder!“ hub er an: „hier „iſt, was ihr von mir begehrt. Ohne weibiſches Klagen, lege ich dieſe Zeichen der „höchſten Würde an eurer Spitze nieder. Mir „gab ſie mein Sultan, ſie waren mir ein „theures Zeichen ſeines Vertrauens, und „mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich deſſen werth „war. Viele unter Euch begleiteten mich „ſchon, als ich noch Seraſkier in Polen und „glücklich war. Erinnert ihr Euch noch der „häufigen Siege, die damals jeden Tag unſers Lebens bezeichneten? Erinnert ihr Euch „noch, daß ich manchem unter Euch das Leben gerettet, wenn er im Gedränge der Ungläubigen ſeinen Säbel verlohren hatte? „Das launige Glück hat mir den Rücken gedreht, aber meine Liebe für Euch und das „Vaterland, iſt noch immer dieſelbe. Lebt

„wohl! ich nehme nichts von Euch mit, als
„Euren Undank! — und dieſe Wunden.“

Indem er die letzten Worte ſprach, riß er ſeinen Kafftan auf, und die Binde von einer der drey Wunden, die er in der Schlacht bey Mohatz empfangen hatte. Das Blut rieſelte den Körper herab, die bärtigen Muſelmänner wurden gerührt. Siebenhundert Janitſcharen, die in Polen unter ihm gedient hatten, umringten ihn, und erbeten ſich, ihn mit Blut und Leben zu vertheidigen. Siavus bebte bey dieſer unerwarteten Wendung, und vielleicht wäre in dieſem Augenblick ſein ganzer hölliſcher Anſchlag mißlungen, hätte nicht der Blutverluſt Solimann eine Ohnmacht zugezogen. Er ward in ſein Zelt getragen, und alſo das herzerſchütternde Schauſpiel, dem Auge des rohen Volkes entzogen. Die ſiebenhundert Janitſcharen berauſchten ſich in Opium, und vergaßen ihren guten Vezier.

Seli-

Solimann ſah wohl ein, daß er dem Sturme, der über ihn daher braußte, nicht widerſtehen könne. Er floh nach Belgrad, heilte ſeine Wunden, und gieng ſodann insgeheim nach Konſtantinopel. Siavus hatte unterdeſſen ein Arzmahzar*) an den Sultan geſandt, worinn das Heer den Kopf des Großveziers foderte, vom Teſſterdar**) die Auszahlung des rückſtändigen Soldes verlangte, und widrigenfalls ſelbſt nach Konſtantinopel zu kommen drohte.

„Herr! ich bringe dir meinen Kopf,“ ſprach Solimann Kniebeugend, als er ſich dem Throne des Sultans näherte: „Vertil-
„ge einen Elenden, deſſen Unglück ſein Ver-
„brechen iſt. Stille die Wut des raſenden
„Pöbels,

---

*) Arzmahzar, eine Bittſchrift von einer ganzen Landſchaft, oder dem geſammten Heere überreicht. Arzuhal, Bittſchrift einer einzelnen Perſon.

**) Teſſterdar, Großſchatzmeiſter.

„Pöbels, nur laß mir den ſüßen Glauben, „daß Muhamed, mein Kaiſer — und ehe„mals mein Freund — mich ſeines Be„dauerns werth halte.“

Muhamed. Du unglücklich? du mein Freund? und ich ſellte dich tödten? das ſey ferne von mir! Komm in meine Arme, du, dem ich vielleicht durch das Uebermaaß meiner Freundſchaft, tauſend Neider erweckte, die nun deinen Fall ſuchen. Komm in meine Arme! mein Herz verkennt dich nicht.

Solimann ſtürzte betäubt zu des Sultans Füßen, wehmüthige Zähren drangen in ſein Auge. Muhamed ließ ihm nicht Zeit zu Dankſagungen. Er ſandte ihn in das Haus eines reichen Griechen, mit Namen Manolaki, nur wenig Schritte vom Pallaſte entfernt; hier blieb er ſieben und zwanzig Tage lang verborgen, und nur der Sultan und der alte, ehrliche Aga Mehemet wußten um ſeinen Aufenthalt.

Das Heer näherte ſich indeſſen in ſtarken Märſchen Adrianopel, und doch blieb Muhamed feſt entſchloſſen, eher das Aeußerſte zu wagen, als ſeinen Freund aufzuopfern. Eine neue Geſandſchaft erſchien. Ihr Anführer überreichte dem Sultan eine Liſte, auf welcher die Namen aller derjenigen ſtanden, deren Köpfe das aufrühriſche Heer begehrte. Die Namen Solimanns, des Kislar Aga, des Kaimakan *) Redgeb, und des Tiffterdar, ſtanden oben an. Muhamed blickte verächtlich auf den feilen Abgeordneten herab. „Ehe, ſprach er, ſollt ihr mir jedes Haar „aus meinem Barte einzeln ausraufen, ehe „ich zugebe, daß einem meiner treuen Diener der ſeidene Strick zu Theil wird. Die „Zeit meiner Leichtgläubigkeit iſt vorüber, „das Blut des tapfern Schaytan Ibrahim „Baſſa brennt noch auf meiner Seele. — „Ich bin euer Kaiſer, ich führe euren Szepter

---

*) Kaimakan, Gouverneur der Stadt.

„ſeit acht und dreyßig Jahren *), ich habe „in dieſen acht und dreyßig Jahren nur die „Geſetze und den Rath meines Divans be„folgt. Mein Heer hat mir jederzeit ge„horcht, und nun ſoll ich anfangen, meinem „Heere zu gehorchen? Geh! ſag ihnen, was „du gehört. Iſt's dem muthwilligen Pöbel „um Geld zu thun? wohl! meine Schatz„kammer ſteht dir offen; Geld kann ich ent„behren, aber keinen meiner Freunde.“

Bey den letzten Worten gab er dem erſtaunten Boten ein Zeichen ſich zu entfernen, ließ den Teffterdar rufen, und befahl ihm, Alles herzugeben, was die Schatzkammer vermochte. Auch die Sultane Aſſeki war großmüthig genug, zweytauſend zuſammengehäufte und ſeit langen Jahren wohl verwahrte Beutel, zu Rettung der Unglücklichen darzubieten. Der Bevollmächtigte des Hee-

res

---

*) Muhamed wurde Anno 1649. als ein Kind von ſieben Jahren auf den Thron geſetzt.

res reiſte ab. Am ſelben Abend ſtahl ſich Muhamed ſelbſt verkappt, zum Griechen Monolaki. „Flieh!“ rief er ſeinem Freunde zu: „flieh! du biſt hier nicht länger ſicher. „Geh auf die Grenze von Perſien, bis das „Wetter vorüber gezogen, das über deinem „Haupte ſich aufthürmt. Noch dieſe Nacht „mußt du abreiſen! mein Gebet und meine „Wünſche begleiten dich.“

Der Vezier verſprach zu gehorchen. Aber abreiſen — ohne Zaiden das letzte Lebewohl geſagt zu haben? und wäre es auch nur ein ſchriftliches? Zaide, die ſeit ſieben Monaten ſo manche Thräne um ihn geweint, ſo manche Angſt um ihn gelitten; Zaide, die ſelbſt von ihrer Zulima getrennt iſt, die in ihrer Einſamkeit keinen andern Troſt kennt, als den Er ihr giebt — könnte er, troz ſeines mannigfaltigen Unglücks, ihrer geprüften Liebe und Treue vergeſſen? Nein! mitten aus den Ruinen ſeiner vormaligen Größe ſteigt der Phönix der Hofnung hervor, und flattert dem Stern der Liebe zu; troz der dringenden Gefahr, ſchob er ſeine Reiſe noch um einen Tag auf, und ſchrieb folgenden Zettel:

Der unglückliche Vezier Solimann an ſeine Zaide.

Ich habe Alles verlohren, nur dein Herz nicht. Ich habe nichts verlohren, wenn Zaide bleibt, was ſie war; wenn ſie nie vergiſt, daß ich ſie den Armen des Sultans entriſſen; wenn ſie die zudringliche Leidenſchaft jenes andern gehäßigen Nebenbuhlers, mit eben der Strenge wie bisher zurückweiſt. Ich reiſe, und nehme nichts mit mir, als das folternde Gefühl meines Elends, und jenes theure Bildniß, das du mir in einer glücklichen Stunde, zum Pfande deiner Liebe gabſt. Lebe wohl! mein Herz will mir berſten, meine Augen ſchwimmen in blutigen Thränen.

Solimann.

Der Kislar Aga übernahm die Beſtellung dieſes Briefes, Zaide las, der Zettel entfiel ihrer Hand, ſie ward ohnmächtig. Gulru, eine Mohrenſklavinn, welche Zaiden nu[illegible]ter dem Namen Moslemma kannte, ein falſches Afrikaniſches Geſchöpf, mit einer Stumpfnaſe, und breitem Maule, hob den Zettel auf und beſchniffelte ihn. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie fand, die ſchöne Moslemma, der ſie nun ſeit ſieben Monaten diente, ſey keine Andere, als eben die Zaide, welche dem Gerücht zu folge, in den Flammen des Serails von Calcedonien umgekommen, von deren Schönheit ſie ſoviel Wunder gehört, um deren Verluſt der Sultan ſo unmäßig getrauert. Stracks warf ſie ihr Regentuch um, und eilte in den Pallaſt. Durch alle Wachen drang ſie keichend hindurch, nahm die Mine der höchſten Wichtigkeit an, und begehrte mit dem Sultan zu ſprechen. Muhamed glaubte, ſie habe Kundſchaft überkommen, von irgend einer Verrätherey, die man gegen ſein Leben anſpinne, und ließ ſie vor ſich. Eulru überreichte den Zettel, und — Himmel! — wer leiht mir die Farben, zu mahlen den Ausbruch der fürchterlichſten Wuth! das Zucken jeder Muſkeln, das Schäumen ſeines Mundes, das Knirſchen ſeiner Zähne, das Funkeln ſeiner Blicke.

„Alla! Alla!“ rief er nach einer ſchrecklichen Pauſe: „Sende mir Quaalen der Hölle, zu martern dieſen Abſchaum der Böſewichter! Er, mit dem ich gern die Hälfte meines Reichs getheilt hätte — er, um deſſen Rettung willen, ich ſelbſt Thron und Leben aufs Spiel ſetze — in deſſen Buſen ich meinen Kummer über Zaidens Verluſt ausſchüttete — er, der im Serail von Caſcedonien ſeinen Kaiſer und Freund weinen ſah — fürchterlich! ſchändlich! er hat mich betrogen! nun ſo ſteig herauf aus der Unterwelt, Geiſt der glühendſten Rache! weg Großmuth! aus dieſem leichtgläubigen Herzen. Undank! das teufliſchſte aller Laſter!

„ſter! wo iſt in der Hölle und auf Erden ei-
„ne Marter groß genung, für dieſen ſchänd-
„lichſten der Verräther! — und Mehmet,
„der nichtswürdige Sklave, den ich aus den
„Feſſeln, zum Großen meines Reichs empor-
„hob — Ja! ihr ſollt büßen mit eurem
„verruchten Blute!“

Nachdem er auf dieſe Weiſe eine Zeitlang fortgetobt hatte, fiel ihm der räthſelhafte Innhalt einer Stelle jenes unſeligen Briefes wieder bey. „Wer iſt der Andere zudring„liche Nebenbuhler, von dem der Vezier „ſpricht?“ Das war eine Frage, die nur Solimann oder Zaide ihm löſen konnten, und deren Beantwortung er von der letztern durch Martern zu erpreſſen beſchloß.

Der unglückliche Held ward alſo gefeſſelt, da er eben ſeine Reiſe nach den Grenzen von Perſien antreten wollte. Erſtaunt frug er den Cauſch, der mit dem ſeidenen Stricke zu ihm kam, welches Verbrechen er begangen? der Cauſch nannte ihm den Namen Zaide — und Solimann erbebte. „Nein!“ rief er nach einer kurzen Pauſe: „dann darf ich keine Verzeihung hoffen! der „Wille Gottes geſchehe! Aber nur noch eini„ge Minuten wünſchte ich vorher mit dem „Sultan zu reden.“ Sein Verlangen ward dem Sultan hinterbracht; Muhamed wollte ihn nicht ſehn.

„Das habe ich vermuthet!“ ſagte Solimann ſeufzend, als man ihm des Kaiſers Antwort meldete. „Muhamed hat Recht, ich verdiene mein Schickſal.“ Hierauf bat er ſeine Henker, ihm nur noch ſoviel Zeit zu verſtatten, einen Brief an den Sultan zu ſchreiben. Es ward ihm bewilligt, und er ſchrieb:

Solimann an Muhamed, den Beherrſcher der Gläubigen.

Du, der mich einſt Freund nannte, vergieb dem ſterbenden Solimann, den Liebe zum Verbrecher machte. Du ſelbſt fühlteſt die Allmacht von Zaidens Reizen — Doch freylich, das entſchuldigt mich nicht. Alles, was ich ſagen kann, um das Verbrechen des ſchwärzeſten Undanks von meinen Schultern zu wälzen, iſt nur das: ich ſah Zaiden, ehe du ſie ſahſt, ich liebte Zaiden, ehe du ſie liebteſt. Laß mich die ſüße Hoffnung mit ins Grab nehmen, daß mein Tod dich verſöhnen wird. Fluche meinem Andenken nicht, ich bin mehr unglücklich als ſtrafbar. Willſt du mir eine letzte Bitte gewähren; ſo ſchenke allen meinen Sklaven die Freyheit. Verbiete, daß man ſie nicht martere, Schätze zu entdecken, die ich nie hatte. Das wenige, was ich ſammelte, habe ich in dem letzten Feldzuge eingebüßt. Mein Haus zu Skutary, mit dem darinn befindlichen Geräthe, iſt Alles, was mir übrig blieb. Ich hoffe zu deiner Großmuth, daß du dieſes Haus meinem Neffen Ibrahim laſſen wirſt, als ein Andenken an ſeinen unglücklichen Oheim. Der große Prophet nehme dich in ſeinen mächtigen Schutz, und gebe dir in Zaidens Armen, an Zaidens unbeflecktem Buſen, die Tage der Wonne, die er mir abkürzte. Er verleihe dir Sieg über deine Feinde, und Glanz und Ruhm in Europa und Aſia. Ich ſterbe willig, mein Herz iſt voll des innigſten Dankes für deine Wohlthaten. Alla ſegne dich!

Solimann.

Er legte den Brief zuſammen, ſtand auf, trat an's Fenſter, blikte gen Himmel, dachte an Gott und an Zaiden, und ſuchte in dieſer letzten Stunde all die männliche Entſchloſſenheit zu ſammeln, die ihn in jeder Epoche ſeines Lebens ausgezeichnet hatte. Plötzlich kehrte er ſich zu den wartenden Henkersknechten: „ich bin bereit!“ ſprach er mit kuhiger Miene. Der Chauſch bedeutete ihn, daß er noch vor ſeiner Hinrichtung Befehl habe, ihm den Namen des unbekannten Nebenbuhlers abzufodern. Solimann weigerte ſich ſchlechterdings, ihn zu verrathen. Er ward gefoltert, umſonſt! Vier Stumme erdroſſelten ihn endlich, ohne auch nur einen Laut aus ihm herausgepreßt zu haben.

Man brachte dem Sultan ſeinen Brief, eine Thräne trat in Muhameds Auge. Er befahl die Sklaven frey zu laſſen, und das Haus zu Skutary dem Neffen Ibrahim einzuräumen. Den Kopf des unglücklichen Veziers und den gefeſſelten Kislar Aga, ſandte er an das Heer zu Adrianopel. Der alte, ehrliche Krauskopf ward in Stücken zerhauen, ſobald der wilde Haufe ihn erblickte.

Zaide, als man ihr die Schreckenspoſt hinterbrachte, fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und endlich in Raſerey. In dieſem traurigen Zuſtande, ward ſie von dem neuen Kislar Aga abgeholt, und zurück in das Serail von Calcedonien gebracht. Der Sultan kam ſie zu ſehn, ſein Herz ward durch ihren Anblick zerriſſen, ſie kannte ihn nicht.

Prinz Solimann, zu deſſen Ohr die Enthauptung des Veziers, und Zaidens unverhoffte Erſcheinung gedrungen war, fühlte ein ſchadenfrohes Entzücken über beydes. Die Hoffnung, das Mädgen zu beſitzen, das er ſo lange als todt beweint hatte, erwachte von neuem lebhaft in ihm, und gab ſeinen übrigen ſchwarzen Entwürfen einen mächtigen Sporn. Er beſprach ſich ſogleich mit dem Baſſa Cuproli, der unterdeſſen Kaimakan, an die Stelle des entſetzten Redgeb geworden war. Beyde erneuerten den tückiſchen Bund, und beſchloſſen, Alles in Bewegung zu ſetzen, den durch den Tod des Veziers nur halb gedämpften Aufruhr, in neue Flammen ausbrechen zu laſſen. Cuproli, der als Kaimakan, in Abweſenheit des Siavus, das Erſte Glied des Divans war, wußte die Großen des Reiches nach und nach alle in ſein Intereſſe zu ziehn, und ſuchte vorzüglich das Vertraun des neuen Kislar Aga zu erſchleichen, von deſſen Freundſchaft, im Fall eines Aufruhrs im Serail ſelbſt, er ſich die ſtärkſte Hülfe verſprach.

Einige Wochen waren indeſſen verſtrichen, einige für Zaiden glückliche Wochen, (denn leider iſt der Menſch dann am glücklichſten, wenn er ſeinen Verſtand verlohren hat.) Die geſchickteſten Aerzte des Sultans waren täglich um ſie verſammelt, redeten viel, thaten wenig, waren immer verſchiedener Meynung, verſchrieben täglich eine neue Arzeney, und brachten Zaiden an den Rand des Grabes. Die Zeit, der große Arzt, in deſſen Beſitz allein, die Univerſalmedicin, der lapis philoſophorum und das Aurum potabile ſeit Jahrtauſenden ſich befindet, ſchuf endlich die Raſerey des unglücklichen Mädgens in eine düſtre Schwermuth um; ſie kannte wieder die Gegenſtände um ſich her, ſie fand wieder Thränen in ihrem heißen Auge, die ſie am Buſen ihrer Zulima verweinte, und nur beym Anblick des Sultans verließen ſie Bewußtſeyn und Vernunft.

Eines Morgens trat der neue Kislar Aga in ihr Zimmer, der mit dem Entwurf des Prinzen vertraut, Zaidens Herz zu ergründen kam. „Wer biſt du?“ rief ſie ihm entgegen: „ich will allein ſeyn, allein mit „meinem Kummer! Ach! nicht einmal weinen darf man ungeſtört.“

Der Aga. Vergieb mir, reizende Zaide! ich komme nicht, deiner Schwermuth zu ſpotten, ich komme, den lindernden Balſam der Freundſchaft in deine Wunden zu gießen.

Zaide (ſpöttiſch.) Du? — würklich? — und wer biſt du Lamm unter den Tigern!

Der Aga. Ich bin Haſſan, der Kislar Aga.

Zaide (fährt erſchrocken zurück) Ha! — wo iſt mein guter Mehemet? habt ihr ihn auch hingerichtet? auch erdroſſelt? — ſchon recht! was ſollen auch die ehrlichen Leute auf der Welt? ſie ſind ja doch nur den Schurken im Wege, und nun braucht keiner von Euch mehr die Augen niederzuſchlagen.

Der Aga. Du verkennſt mich. Ich ſelbſt bin mit Entſetzen ein Zeuge der Grauſamkeit des Sultans geweſen.

Zaide. Biſt du? — ha! ha! — und biſt doch der Nachfolger Mehemets? nicht wahr? — Geh, Böſewicht! trage deine Schande anderer Orten feil! Zaide verachtet dich.

Der Aga. Aber wenn ich dir nun ſage, daß ich den Tag, an welchem Muhamed mir dieſes ehrenvolle Amt anvertraute, nur darum ſegne, weil ich hoffen darf, einſt der reizendſten Sterblichen und dem großmüthigſten Prinzen zu dienen; wenn ich dir ſage, daß dieſer Prinz, deſſen reine Flamme Zaide nicht erſt ſeit heute kennt, mich abſendet. —

Zaide. Dich abſendet? — der Prinz? — Ach ich verſtehe. Geh, ſag ihm, daß ich ihn haſſe, ihn verabſcheue. Hat er nicht mit Muhamed eine Bruſt geſogen? iſt er nicht der Bruder des Mörders? — Fort! und laß mich dein tückiſches Geſicht nie wieder ſehn! — doch halt! — warte! — ſagteſt du nicht, daß der Prinz mich liebe?

Der Aga. Das kann Zaide noch fragen? Nicht der Thron der Ottomannen iſt es, den er ſeinem Bruder beneidet, nein, nur Zaidens Beſitz.

Zaide. Und iſt er auch bereit, mir einen Beweis dieſer Liebe zu geben?

Der Aga. Bereit, ſelbſt mit Gefahr des Lebens, Alles zu thun, was du von ihm fodern wirſt.

Zaide. So räche er mich an Muhamed! und ich bin die ſeinige. Mit dieſen Worten, im nachdrücklichſten Tone geſprochen,

chen, verſchwand ſie in ihr Kabinet, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Der Prinz, entzückt über die frohe Bothſchaft des Aga, beſchleunigte nunmehr die Ausführung des ſchwarzen Entwurfs. Das Heer, durch die Erfüllung ſeines Begehrens noch trotziger gemacht, kam in Konſtantinopel an. Siavus, voll aufgeblaſenen Hochmuths, ward vor den Sultan zur Audienz geführt. Er dankte ihm ſo obenhin, für die ertheilte Vezierswürde, und warf ihm vor, daß er das Verlangen der Truppen nicht ſogleich erfüllt habe, daß daher ein Aufruhr entſtanden ſey, der immer weiter um ſich greife, und vor deſſen Folgen er pflichtgemäß warne.

„Ich bin nicht gewohnt,“ verſetzte Muhamed: „Rechenſchaft zu geben, von dem, „was ich thue. Sind die Ottemannen eines „Beherrſchers müde, durch deſſen Szepter „ſie mehr als dreyßig glückliche Jahre durch-

„lebten; ſo ſey es darum! es iſt mir lieb, „daß ſie mich entbehren können, ich habe ge„lernt, den Thron und Euch zu verachten.“

Mit dieſer ſtolzen, dem erhabenen Geiſte Muhameds ſo anpaſſenden Antwort, begab ſich Siavus frohlockend in die Mitte der Janitſcharen, welche ſich in dem Orta Jami *) verſammelt hatten. In wenig Minuten griff der Aufruhr um ſich wie Feuer auf einer dürren Steppe. Die Soldaten liefen wütend durch die Straßen, und riefen laut: „der „Sultan ſey ein ſorgloſer Mann, den die „Rache des Himmels verfolge. Solimann, „ſein frommer Bruder, werde durch ſein „Gebet den göttlichen Zorn ſtillen.“ Den letztern

---

*) Orta Jami, ein Tempel, der in der Mitte der Janitſcharenwohnungen ſteht, wo ſie ſich über wichtige Dinge berathſchlagen. Wenn der Sultan einen Aufſtand beſorgt; ſo beobachtet er hauptſächlich, was in dem Orta Jami vorgeht.

Cantemir.

letztern Grund unterſtützte beſonders die Ulemma, die in den Häuſern umher kroch. Das Volk griff zu den Waffen, und ſtürzte haufenweis in die St. Sophienkirche. Der Nakib *) und Scheikh **) warfen ſich zu Anführern auf. Man ließ den Kaimakan Cuproli rufen, der Scheikh trat auf, und hielt eine kurze Rede.

„So viele Länder,“ ſprach er unter andern: „ſind während der Regierung Muhameds, und beſonders in den letzten unglücklichen Jahren ein Raub der ketzeriſchen „Chriſten geworden, die das, was unſere „rechtgläubigen Brüder, im Schweiß ihres „Angeſichts erwarben, liederlich verpraſſen.

---

*) Nakib, Verwahrer der heiligen Standarte, das Haupt der Amiren, das iſt: der Nachkömmlinge von der Fatema, Mahomets Tochter. Er iſt im Range gleich dem Mufti.

**) Scheikh, Prälat, oder Vorſteher der St. Sophienkirche, der den Rang über alle andere Scheikhen hat.

„So viele Städte ſind verheeret, ſo vieles
„Blut vergoſſen, ſo vieles Geld verſchwendet,
„indes der Sultan ſeine Hunde und
„Falken überzählt, oder im weichen Arm
„einer Buhlerinn ruht. Aber noch nicht genug!
„Ich verkündige euch im Namen des
„erzürnten Propheten, Hunger und Peſt, eurer
„Feinde Triumph, eurer Weiber Schande,
„eurer Kinder Tod, ſo lange dieſer Schatten-Sultan
„euren Thron beſudelt. Hinweg
„mit ihm! — zur Ehre Allas und des
„großen Propheten! hinweg mit ihm! —
„Erhabener Kaimakan! edler Cuproli! So
„viele Ahnen du zählſt, ſo viele Stützen des
„Thrones zählt das Reich der Muſelmänner;
„auf dich vertraut dies hier verſammelte
„Volk — gebiete! viele tauſend Arme
„ſind bereit, dir zu gehorchen.“

Cuproli. Eine ehrenvolle Auffoderung, welche zu verdienen, ich um den Beyſtand des Propheten flehe. (Er ſchwieg einige Au-

„genblicke, und ſchien zu beten) „Meine „Brüder!“ fuhr er fort, „ich ſehe in eurem „Auge eine Wuth blitzen, die dem Leben des „Sultans zu drohen ſcheint. Doch beſinnt „euch! legt eure Hand nicht an den, der acht „und dreyß[illegible]ahre euer Herrſcher war. „Der Zorn der himmliſchen Mächte wird „geſtillt ſeyn, ſobald Solimann, ſein frommer Bruder, die erſte Stufe des Thrones „berührt. Auf meinen Befehl bewachen die „Boſtangis die Zimmer der Prinzen, ihr theures Leben iſt in Sicherheit, und keine dringende Gefahr würde eine raſche That entſchuldigen. Laßt uns eine Bothſchaft an „den Sultan ſenden. Der ehrwürdige „Scheikh und der edle Nakib, mögen ihm „im Namen der Ulemma, der Truppen, und „des geſammten muſelmänniſchen Volkes verkünden, daß der Thron erledigt; ihn bitten, „ohne fruchtloſe Weigerung, den Szepter ſeinem Bruder zu übergeben, und den Pallaſt

„zu verlaſſen. So erfüllen wir den Wink „des Propheten, und handeln ohne ſtraf„bare Uebereilung im Angeſicht von Europa, „welches Millionen Augen auf uns hef„tet.“

Ein Höfling nach dem Andern ſtürzte indeſſen in das Zimmer des unglücklichen Sultans, ihm berichtend, wie nahe die Donnerwolke über ſeiner Scheitel hänge. Sie riethen ihm, in Eil ſeine Brüder umbringen zu laſſen, und den tödtlichen Streich durch einen kühnen Entſchluß abzuwenden. Aber Muhamed blieb ſich gleich, im Unglück wie im Glück. „Ich will meine Hände nicht mit „dem Blute meiner Brüder beſudeln; ich „will kein Kaiſerthum durch eine Schand„that erkaufen.“ Die Höflinge ſchlichen davon, Muhamed blieb allein.

„Vergieb mir!“ ſprach der eintretende Nakib: „daß ich der Ueberbringer einer „ſchlimmen Botſchaft ſeyn muß.“

„Ich vergebe dir,“ verſetzte der Sultan: „ich weiß, warum du kommſt. Schon „lange ahndete mir der Jammer des heutigen Tages, denn ich kenne die Ulemma. Es „wäre vergebens, mich auf meine gerechte „Regierung — ich darf hinzuſetzen: auf „meine Thaten zu berufen. Ich eroberte „Kandien, ich entlarvte den falſchen Meſſias Sabatay Seva, ich ſchloß einen rühmlichen Frieden mit den Venetianern, ſchlug „die Polen und nahm ihnen Kaminiek. Ich „endigte den Krieg mit den Ruſſen als Ueberwinder, ich belagerte den deutſchen Kaiſer in ſeiner eigenen Reſidenz, kurz! ich „ſuchte überall durch Aufopferung meiner „Ruhe und meiner Schätze, das Beſte dieſes Reichs zu befördern. Was iſt nun mein „Verbrechen? kann ich dafür, daß in den „letzten vier Jahren der Zorn Gottes auf den „ottomanniſchen Waffen ruhte? War ich es, „der den Krieg mit dem deutſchen Kaiſer

„anrieth? Hat nicht der nämliche Mufti,
„der heute mit kaltem Blute meine Entſetzung
„unterzeichnet, damals durch ſein Fetſa dieſen Krieg für gerecht erklärt? O ihr heuchleriſches Gezüchte! ihr unbändigen Pfaffen!
„Den Zorn des Propheten durch Faſten und
„Beten zu ſtillen, das war Eures Amts;
„ſtatt deſſen tretet ihr göttliche und menſchliche Geſetze mit Füßen, und ſtellt euch an
„die Spitze eines tollen verblendeten Haufens. Gott ſey mein und euer Richter!“

Der Nakib. Ich ſtehe nicht hier, Muhameds Vertheidigung zu hören, ich bin gekommen, ein Bote des Volkes.

Muhamed (verächtlich.) Und ich ſtehe nicht hier, mich gegen den Nakib zu vertheidigen. Er gehe, der Bote des Volkes, und verkünde meinem Bruder, daß der Rathſchluß des Höchſten, ihn auf den Thron des Ali othmanniſchen Reiches rufe.

So legte Muhamed der Gerechte — der freylich in acht und dreyßig Jahren auch dann und wann ein Menſch war — am dritten des Monats Mobarram, im tauſend und neunundneunzigſten Jahre der Hegira, den kaiſerlichen Szepter nieder *). Er ward eingeſperrt, verlebte noch fünf Jahr in düſterer Einſamkeit, von dem ganzen Gewicht ſeines Kummers zu Boden gedrückt, und flehte täglich um den Tod, der endlich im Monat Jomaziolawel des Jahres 1104 **), ſeine kalte Hand nach ihm ausſtreckte.

Als die Großen des Reiches kamen, dem Prinzen ſeine Erhebung auf den Thron ſeiner Väter zu melden, heuchelte der Böſewicht ein erſchrockenes Geſicht, faltete ſeine Arme über die Bruſt, heftete ſeinen Blick an den Himmel und ſprach: „Ferne ſey es von mir, „meinen Bruder des Thrones zu berauben!

---

*) Das iſt: Sonnabends, den 29ſten October, 1687.

**) 1692.

„er iſt zur Regierung gebohren, ich zur Betrachtung des ewigen Lebens“ Endlich ſchien er den Bitten des Volkes nachzugeben, und folgte dem Boſtangi Baſchi in das Thronzimmer, welches er jedoch nicht eher betrat, bis ihn dieſer verſichert hatte, ſein Bruder ſey bereits entfernt. So ſcheut der Blick des Böſewichts das Auge des redlichen Mannes, ſelbſt wenn dieſer ihm nicht mehr ſchaden kann.

Während der Huldigung ſchwebte nur Zaidens Bild vor Solimanns Augen. Kaum hatte er ſich des läſtigen Ceremoniels entſchlagen, als er den Kislar Aga rufen ließ, und ihm folgenden Brief an die erklärte Sultane Favorite einhändigte.

Solimann, Sultan, an Zaiden, die Sultane Aſſeki.

Du biſt gerochen, ſchöne Zaide! mein Bruder beſtraft, und ich Beherrſcher der

Ottomannen. Komm, theile mein Reich, wie du ſchon längſt mein Herz getheilt haſt; erfülle meinen heißeſten Wunſch, wie ich den deinigen erfüllt habe. Nur noch wenig Stunden, ſo entreiſſe ich mich dem läſtigen Gewühl der Höflinge, und eile in deinen Arm, den Lohn meiner Treue zu empfahen.

Solimann, Sultan.

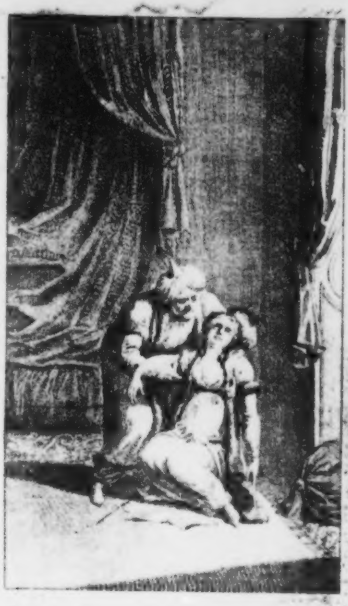
„So iſt Muhamed geſtürzt!“ rief Zaide mit einer Freude, die nur der ihr verzeihen kann, der begriffen hat, wie ſehr ſie den Vezier liebte. „Iſt er todt?“ frug ſie den Aga.

Der Aga. Er lebt, in ein enges Zimmer geſperrt, verlaſſen von ſeinen Freunden und Kindern.

Zaide. Er iſt nicht todt? — und warum nicht todt? — Der Mörder meines Solimann lebt, und man glaubt mich gerochen? — Doch ja! ſagteſt du nicht, er ſey verlaſſen von Freunden und Kindern? in keiner andern Geſellſchaft als dem qualvollen

Andenken ſeiner ehmaligen Größe? ohne einen andern Zeitvertreib, als dem ewigen Wiederkäuen ſeines Kummers? — O das iſt mehr als todt! das iſt tauſendfacher Tod! — Recht! recht! er muß leben! ich bin gerochen! — Geh! danke deinem Herrn, daß er ſo ſehr Teufel war, ihn leben zu laſſen. Sag ihm, daß Zaidens nach Rache dürſtender, und nun geſättigter Geiſt, ſich hinauf ſehnt in die Wohnungen des ewigen Friedens, wo ihr Solimann ſchon ſo lange ohne ſie wandelt. Sag ihm, was du gehört, was du geſehn.

Bey den letzten Worten zog ſie einen Dolch aus ihrem Buſen, ſenkte ihn tief in ihr treues Herz, und fiel todt zu den Füßen des Kislar Aga.



No. II.

Die ſchöne Unbekannte,

eine dramatiſirte Erzählung.

Perſonen.

Sir Heinrich.

Sir William.

Sir Karl.

Lady Kunzel.

Die alte Betty, ihre Kammerfrau.

Tom, Sir Heinrichs Kammerdiener.

Eine junge, unbekannte Dame.

Einige Nebenperſonen.

Die Scene iſt, wie man ſchon aus dem Klang der Namen hört, auf engliſchem Grund und Boden, und zwar in London.

Sir Heinrich und ſein alter Kammerdiener.

Sir Heinrich.

Ach ehrlicher Tom! ich danke dir für deine treuen Dienſte; aber ich kann dich nicht mehr brauchen.

Tom. Mich nicht mehr brauchen?

Sir Heinr. Ich thu dir unrecht. Brauchen wohl; aber nicht mehr bezahlen.

Tom. Sie ſcherzen, gnädiger Herr.

Sir Heinr. Frag meine ungeſtümen Gläubiger, ob ich ſcherze? durchblättre ihre Papiere, wenn ſie mit jedem Morgen mein Vorzimmer beſtürmen; geh auf meine verwüſteten Güter, durchſtreiche meine Felder voll Unkraut, frage meine ausgeſaugten Bauern; blick in mein leeres Haus, meine leeren Taſchen; — und beantwort' es dir dann ſelbſt, ob ich Luſt habe zu ſcherzen?

Tom. Freylich, freylich iſt es nicht mehr ſo wie es war! Ihr gutes Herz, gnädiger Herr, hat ihrem Beutel manchen Streich geſpielt; auch hat Ihr alter Diener ja ſelbſt ſchon oft ganz unvorgreiflich von Einſchränkungen geſprochen: aber warum wollen Sie denn eben bey mir den Anfang machen? eben bey mir, der ich nun in's zwölfte Jahr ehrlich und redlich gedient? Glauben Sie mir, Sir, wenn Sie mich verſtoßen; ſo geh' ich eben ſo nackend aus Ihrem Hauſe, als ich hineinkam. Doch nein, ich irre: zwölf Jahr mehr nehm' ich mit heraus; ſchwarzes Haar bracht' ich mit, nun iſt es grau geworden, und wer wird dem alten Taugenichts ein Bett geben, worauf er ruhig ſterben könne?

Sir Heinr. (nimmt ihn gerührt bey der Hand). Ich, ſo lange ich eins habe.

Tom. O das wußt' ich wohl, daß Sie den kahlen Tom nicht verſtoßen würden; aber Sir, es jammert mich, daß — (er ſtockt).

Sir Heinr. Nun?

Tom. Daß es Ihnen auch nur einfallen konnte, eben bey mir den Anfang zu machen. Alle Ihre andere Bediente ſind junge unbändige Wüſtlinge, ſie ſpielen und laufen den Dirnen nach; ſie würden Ihnen auch das letzte noch geſtohlen haben.

Sir Heinr. Ehrlicher Tom! du thuſt mir Unrecht. Ich unterſcheide dich ſehr wohl von jenen Tagedieben, die jeden Monat ihre Herren wechſeln, und kaum ihre Namen wiſſen; aber jene ſind mir unentbehrlich, wenn ich die Rolle noch eine Zeitlang fortſpielen will, die meine Geburt und meine ehemaligen Reichthümer mir zu beſtimmen ſchienen. Ich kann mich allein ankleiden; aber ich kann mir nicht die Wagenthür ſelbſt aufmachen: ich kann mich mit einem Stück

Roſtbeef und einem Trunk Schmalbier ſättigen; aber ein Schweizer an meiner Pforte muß dafür ſorgen, daß mich niemand dabey überraſche. Kurz Tom! Armuth drückt nur in Geſellſchaft reicher Leute. Ich muß entweder ihre Zirkel fliehen — und das kann, das darf ich noch nicht — oder ich muß lernen das entbehren, was ich unbemerkt entbehren kann.

Ein Bedienter. Die Wittwe Frank, gnädiger Herr, ſie bittet um ihr Monatsgeld.

Sir Heinr. Sie ſoll warten. (der Bediente ab) Da Tom, gieb ihr das. Sag' ihr — daß ſie nicht wiederkommen ſoll. Du weißt, ich gebe gern; aber ich habe nichts mehr zu geben. (Tom ab).

Sir Heinrich (wirft ſich auf einen ſeidenen, hin und wieder zerriſſenen Sofa, und blättert ohne Aufmerkſamkeit in einem Buche, das ihm eben zur Hand liegt).

Ein Bedienter. Ein Fremder wünſcht Sie zu ſprechen, Sir.

Sir Heinr. Ein Fremder? mich? wer iſt er? wie heißt er?

Bediente. Er wollte uns ſeinen Namen nicht ſagen.

Sir Heinr. Habt ihr ihn ſonſt nie hier geſehn?

Bedienter. Nein, gnädiger Herr.

Sir Heinr. Doch keiner von —

Bedienter. Nein, gnädiger Herr.

Sir Heinr. Worauf antworteſt du mir?

Bedienter. Ich glaubte, Ew. Gnaden wollten fragen: doch keiner von denen, die alle Morgen hieher kommen.

Sir Heinrich (finſter). Laß den Fremden hereintreten.

Sir William (ſtürzt in ſeine Arme).

(William und Heinrich waren Jugendfreunde. Sie liebten ſich aufrichtig und warm, denn kein Intreſſe, ſondern ſchon die Kindheit knüpfte ſie aneinander. Geſpielen ohne Zank, Schulkammeraden ohne Neid, bald darauf beyde die Zierde aller glänzenden Zirkel, beyde oft Nebenbuhler, doch immer Freunde; beyde ſehr reich geweſen, und muthwillig Alles verſchwendet, nur William noch einige Jahre früher als Heinrich. Damals bot Heinrich dem verarmten Gefährten ſeiner kindiſchen und Jünglingsfreuden, alles an, was Spiel und Pracht ihm noch übrig gelaſſen hatten. Damals zitterte eine dankbare Thräne in Williams Auge. Er grub ſeines Freundes Großmuth mit tiefen Zügen in ſein Herz; aber er nahm nichts an. Zu ſtolz, von der Großmuth anderer zu leben; zu ſtolz, ſeinen Neidern den Herabgeſunkenen zu zeigen, der noch vor wenig Wochen Tauſende verſchwendete; entſchloß er ſich nach Indien zu gehen, um wieder zu gewinnen, was er verlor, oder auch arm, aber doch unbekannt und unverſpottet die Straße ſeines Lebens zu wandern. Länger als ein Jahr lebt' er in Dürftigkeit, von einem kleinen Amte, das ihm die oſtindiſche Kompagnie anvertraute. Endlich riß der ſchwarze Wolkenſchleyer, der den Horizont ſeines Schickſals deckte; die Sonne lächelte, die Liebe winkte ihm. Eine junge, ſehr reiche Kaufmannswittwe bemerkte gerade zu rechter Zeit, daß er ein ſchöner Mann ſey, offen, thätig, unterhaltend und zuvorkommend. Ihre Augen theilten ihm dieſe Bemerkung mit, er verſtand ſie, ſie verſtand ihn, und in ſolchen Fällen, pflegt das Verſtändniß gemeiniglich auf eine Heirath hinaus zu laufen. Das war auch hier der Fall, Hymen jagte den Amor vor ſich her, und hatte den Pluto in ſeinem Gefolge. Sir William ſetzte ſich mit dem jungen Weibe zu Schiff, und ſegelte luſtig nach Engelland. Es verſteht ſich, daß Einer ſeiner erſten Beſuche, den Gefährten ſeiner Jugend gewidmet war; und wer jemals Jahre lang von einem Buſenfreunde getrennt zubrachte, wird fühlen, ohne daß ichs ihm mahle, was die beyden Jünglinge in der erſten Umarmung empfanden, was ſie in halbartikulirten Sylben ſtotterten, und ſo weiter).

William. Und nichts bliebe dir übrig?

Heinrich. Nichts. Alle meine Güter ſind verſchuldet, keinen Ziegel auf dem Dach kann ich den meinigen nennen, bald werden meine

Gläubiger, des Vertröſtens müde, zugreifen, und mir wird kaum ein Stab bleiben, an dem ich betteln gehen kann.

William. Pfuy Heinrich! ein Freund bleibt dir immer. Ich hab' es nicht vergeſſen, was du einſt für mich thun wollteſt; vergiß du nicht, was ich jetzt für dich thun kann.

Heinrich. Ich hab' es vergeſſen, was du einſt nicht annehmen wollteſt; vergiß du nicht, was ich jetzt nicht annehmen kann.

William. Jener Fall iſt nicht der jetzige. Was du noch hatteſt, war wenig; was ich jetzt habe iſt viel. Es war ohne prophetiſchen Geiſt voraus zu ſehen, wohin es in einigen Jahren mit dir kommen würde. Das Glück warf mir dreytauſend Pfund jährlicher Einkünfte zu, und ich kann mit der Hälfte leben. Meine Freundſchaft bleibt der deinigen noch weit nach, denn du boteſt mir mehr, als du entbehren konnteſt.

Heinrich. Sophiſterey! das Gefühl meiner Ehre empört ſich dagegen.

William. Nun wohl, ich ſchweige, und werde nicht eher wieder reden, bis es wirklich ſo weit mit dir gekommen iſt. Aber giebt es denn kein Mittel, dir noch wieder aufzuhelfen?

Heinrich (mit einiger Bitterkeit). Und welches?

William. Kannſt du nicht hier in London thun, was ich in Indien that? eine reiche Heirath.

Heinrich. Du ſpotteſt. Welche Frau würde das Schickſal eines ruinirten Verſchwenders theilen? Es wäre lächerlich, von mir, ſolch' einen Antrag zu thun, und noch lächerlicher von ihr, ihn anzunehmen.

William. Oho! nicht ſo lächerlich als du glaubſt. Zum Beyſpiel: ich komme geſtern Abend hier an; ich beſuche dieſen Morgen in aller Frühe meinen Banquier, oder vielmehr ich will ihn beſuchen, finde ihn aber nicht, denn er iſt todt. Man führt mich zu ſeiner Wittwe, die, weil ſie Millionen und ein reich möblirtes Hotel beſitzt, ſich Lady ſchelten läßt. Auch will ſie vor ihr Geld noch jung ſeyn, und es wäre albern, ihr den ſüßen Wahn zu rauben. Der Hauptumſtand iſt, daß ihr ſeliger Gemahl, ein ärgerer Schelm als Judas, dich als ſeinen vornehmſten Schuldner hinterläßt. —

Heinrich. Doch nicht —

William. Lady Runzel, ganz recht.

Heinrich. Was! du könnteſt mir zumuthen, die Hexe zu heyrathen?

William. Ja, ja, warum nicht? hier iſt nicht von der Hexe die Rede, ſondern von ihrem Gelde. Was kümmern dich ihre Falten, wenn eine reizende Mätreſſe dir die deinigen verſcheucht? Was kümmert dich ihr zahnloſer Mund, wenn ein Roſenwangiges Mädgen dich in die Lippen beißt? was kümmern dich ihre triefenden Augen, wenn du ſie nie berührſt, als um ſie zuzudrücken?

„Madam, Sie wohnen auf dieſem Flügel,
„und ich auf dieſer. Madam, Sie wählen
„ſich ihre Geſellſchaften, und ich mir die
„meinigen. Madam, Sie geben mir ihr
„Geld, und ich Ihnen meinen Namen.“
Da haſt du in wenig Worten die ganze Ehſtandsgeſchichte.

Heinrich. Du haſt Luſt zu ſcherzen.

William. Zum Henker nein! und ich rathe dir ſelbſt, bald Ernſt zu machen. Bald ſage ich; denn obgleich das ganze Viertel der Stadt über die alte Lady Runzel lacht; ſo ſchwärmen doch beynahe ein Dutzend junge Herren um ſie herum, eben ſo vornehm und eben ſo ruinirt als du. Doch im Vertrauen, ſie iſt nicht gleichgültig gegen deine Figur, und willſt du dir nur eine Woche lang den gehörigen Zwang anthun, ſo ſchnappſt du deinen Mitbuhlern die reiche Beute weg.

Heinrich. Nun ja William, deine Gründe überzeugen mich, mein Kopf ſpricht ja, aber mein Herz —

William. Dein Herz hat keine Stimme.

Heinrich. Weit gefehlt! es überſchreyt meinen Kopf. Ach William! ich liebe.

William. Du liebſt? Das iſt ein ſchlimmer Streich. — Und wen liebſt du? wenn es erlaubt iſt zu fragen?

Heinrich. Das weiß ich nicht.

William. Gehorſamer Diener! die Reihe zu ſcherzen, kommt, wie es ſcheint, an dich?

Heinrich. Auf Ehre! ich weiß es nicht.

William. Du haſt ſie doch geſehen?

Heinrich. Ja.

William. Geſprochen?

Heinrich. Ja.

William. Wo?

Heinrich. Geſehen in der Kirche, geſprochen im Park. Ich ſchmeichle mir ſogar ihr nicht gleichgültig zu ſeyn, aber ihren Namen, ſelbſt ihre Wohnung habe ich nicht erforſchen können.

William. Und ſie läuft ſo ganz allein in der Welt herum?

Heinrich. Oft allein, zuweilen in Begleitung einer Kammerfrau. — Aber ich ſage dir William, und wenn ich ſie mitten unter den Töchtern der Freude fände; ich würde den Gedanken für Gottesläſterung halten, der dieſen reizenden Engel —

William. Schon gut, das übrige ſchenke ich dir, es ſteht in jedem Roman. Uebrigens thu was du willſt. Die Geſchichte ſcheint mir ein wenig verdächtig, doch was hindert dich der ſchönen Unbekannten nachzulaufen, und jenen vernünftigen Entwurf dennoch auszuführen. Nur daß Lady Runzel nichts davon erfährt, denn die Wittwen haben Luchsaugen, und ſind ſchwer zu betrügen. Auch flattert da ein junges Närrgen um ſie herum, ein Sir Karl, den Niemand kennt, der aber viel von ſeinen Gütern im nördlichen Theil der Inſel ſchwatzt, windig, wie ein Fächer, fade wie Zuckerwaſſer, und ſchmeichelnd, wie ein Poet. Nimm dich in Acht, Heinrich! ſolche Nebenbuhler ſind bey einer Lady Runzel gefährlich. Ich glaube noch obendrein bemerkt zu haben, daß er ſich mit ihrer alten Kammerfrau verſteht. Thu dein Beſtes, und ich will das meinige thun. Du lächelſt? — verlaß dich auf mich! Lady Runzel beehrt mich mit ihrer Freundſchaft.

Scene, St. James Park.

(Sir Heinrich durchſtrich, vorwärts gebogen, mit auf den Rücken geſchlagenen Händen und finſterer Miene, die dunkelſten Gänge. Die Sonne ſchien warm, er fühlte ſie nicht; die Nachtigall ſchlug, er hörte ſie nicht. Was that er denn? — Er wog bedächtig den Rath ſeines Freundes auf der Waagſchale der Vernunft, und obgleich ſtatt alles Gegengewichts nur ein leerer Beutel darauf lag; ſo wußte doch dieſer leere Beutel das volle Herz in ſein Intreſſe zu ziehn, und das Züngelgen ſtand mitten inne.

Ein weibliches Nieſen ſcholl aus dem nächſten Gebüſch; er blickte auf, und ſiehe die ſchöne Unbekannte ſaß nur zehn Schritt von ihm auf einer Raſenbank. Ob ſie mit Fleiß genießt, oder ob ſie eben in die Sonne geſehn, das iſt ein Punkt, den ich unentſchieden laſſe. Nun iſt es mit dem Nieſen, und mit dem Geſundheit wünſchen dabey, eine eigne Sache. Der hohe Adel bückt ſich ſchweigend, aber mit einer ſüßen Mine; der neue Adel und die Roturiers ſagen: à vos ſouhaits; der Bürger: zur Geſundheit! und der Bauer: Gott helf! Sir Heinrich gehörte ohnſtreitig zum hohen Adel, er hätte alſo mit einer bloßen Verbeugung vorübergehen können; aber da ſein Nutzen es erheiſchte, ſich für dieſesmal zu den Roturiers zu rechnen, und in ſolchen nutzbaren Fällen der hohe Adel es ſo genau nicht nimmt; ſo trat er zehn Schritt näher, und liſpelte ſeln: à vos ſouhaits Mademoiſelle.)

Sir Heinr. Ich danke es dem Zufall und dem ſchönen Wetter, Sie ſo unverhoft hier zu finden. Ueberall ſuche ich Sie, und überall fliehen Sie mich.

Die Unbekannte. Ich fliehe Sie nicht, Sir.

Heinrich. Immer dieſe niedergeſchlagenen Augen, wenn ich vor Ihnen ſtehe? verdien' ich keinen Blick?

Die Unbek. Ich kann Sie ſehen Sir; aber warum ſoll ich Sie denn eben zu viel ſehen?

Heinrich. Unbekannter Engel! darf ich eine Auslegung dieſer Worte wagen? haſſen Sie mich nicht?

Die Unbek. Ich haſſe Sie nicht.

Heinrich. So enthüllen Sie mir das Geheimniß Ihres Namens, Ihres Standes! Wo ſoll ich meine verlohrne Ruhe wieder ſuchen?

Die Unbek. (lächelnd.) Weder in meinem Namen, noch in meinem Stande. Nur da, wo Sie ſie verlohren haben.

Heinrich. In Ihren Augen?

(Die Unbek. wirft einen zärtlichen Blick auf ihn. Er ergreift ihre Hand und drückt ſie feurig an ſeine Lippen).

Die Unbek. (ſich losreiſſend). Gemach Sir! Sie vergeſſen ſich. (Er trat ehrerbietig zurück). Iſt Ihre Liebe aufrichtig; ſo habe ich Ihnen nur wenig Worte zu ſagen. und Sie werden mir gehorchen. Suchen Sie nicht mich zu kennen, ich verbiete es Ihnen. Genug, ich kenne Sie, und haſſe Sie nicht. Ich kenne auch den Verfall Ihrer Glücksumſtände, ſie ſind den meinigen gleich. Beyden aufzuhelfen, ſey meine Sorge; Ihre Neubegier noch einige Tage zu unterdrücken, die Ihrige. Noch eins Sir, Sie vernachläßigen eine gewiſſe Wittwe, deren beträchtliche Forderungen ſie zum Meiſter Ihres Schickſals macht. Gehn Sie zu ihr, ich befehle es Ihnen, und ſuchen Sie ihr zu gefallen. Sie ſtutzen? — Denken Sie was Sie wollen; aber gehorchen Sie mir! Ich gebe, und verbiete Ihnen, mir zu folgen. Vielleicht ſehen wir uns bald wieder.

(Sie ſprachs und gieng, und ließ den armen Heinrich in der ſonderbarſten Gemüthsbewegung, die ihn jedoch nicht hinderte, ſie mit den Augen zu verfolgen, um vielleicht den Weg zu beobachten, den ſie nehmen würde. Die ſchöne Unbekannte ſah ſich einigemal um, bemerkte es, und kam ſchleunig zurück.)

Die Unbek. Ach Sir Heinrich! ich bin verlohren! wenn ich es nicht wieder finde!

Heinrich. Was, meine Theure?

Die Unbek. Das Portrait meines Vaters — es hieng an meiner Uhr — es hat ſich losgeriſſen — in jener Allee muß ich es verlohren haben — Ums Himmelswillen! helfen Sie mir ſuchen!

(Sir Heinrich flog davon wie ein Pfeil vom Bogen, Allee auf, Allee nieder, die Blicke bald rechts, bald links gekehrt, das Gras durchtappt, den Sand durchwühlt, aber alles umſonſt! Mit geſenkten Blicken kehrte er zurück, und hub jammernd an: „es iſt nicht zu finden!“ — ſchlug die Augen auf, und ſah, daß auch ſie nicht mehr zu finden war. Nun merkt' er erſt, warum ſie das Portrait ihres Vaters verlohren hatte. „Sonderbar!“ dacht' er bey ſich ſelbſt: „Alles, „was ſie ſagt, alles, was ſie thut, iſt ſonderbar. „Verbieten, befehlen und wieder verbieten, immer ums dritte Wort. Das iſt ihr ſo geläufig, als wenn ſie ihr Lebenlang nur mit Sklaven umgegangen wäre. Und was verbietet „ſie? — nicht zu erforſchen, wer ſie iſt. Und „was befielt ſie? — der alten Lady Runzel die „Cour zu machen. Sonderbar!“ murmelte er noch einmal in den Bart, gieng aber doch ſogleich, den Befehl der ſchönen Unbekannten zu erfüllen.)

Zimmer der Lady Runzel.

Lady Runzel, die eben von einer Spazierfahrt zurückgekommen, zu der alten Betty:

Es iſt heute gewaltig warm, Betty, ich bin triefend naß über den ganzen Leib.

Betty. Mylady haben ſich erhitzt, große Perlen ſtehen Ihnen auf der Stirn.

Lady R. Du kennſt ja meine alte Paſſion. (Sie tritt vor den Spiegel, indem ſie die Handſchuh auszieht). Ach wie ich ausſehe! Geſicht und Hände —

Betty. Wie blauangelaufener Stahl.

Ein Bedienter. Sir Heinrich will aufwarten.

Lady R. Wer? Sir Heinrich? Haſt du auch recht gehört?

Der Bediente. Ich kenne ſeine Equipage genau.

Lady R. Betty! geſchwind! ein wenig Puder! hier iſt er mir ganz weggeſchmolzen. Die verdammten grauen Haare! — Die

Schminkdoſe! — ein Pflaſtergen auf dieſe Warze. — So — nun zieh die rothen Fenſtergardienen halb zu, das verbreitet ein ſo ſchönes Licht. — So — nun gieb mir ein Buch! gleichviel was für eins, nur kein Geſangbuch. — So — (zum Bedienten) Laßt ihn hereintreten!

(Sie warf ſich in ſtudierter, nachläßiger Stellung auf den Sofa, ſchlug das Buch auf und ſchielte nach der Thür. Sir Heinrich trat herein, in einem ſehr eleganten Frack, das Haar in ſchöner Unordnung, mit aller Grazie der groſſen Welt. Ich übergehe die erſten gewöhnlichen Komplimente. Sir Heinrich, von Natur geſchaffen zu gefallen, kam der Natur durch die ungezwungenſte Höflichkeit zu Hülfe. Er legte ſo viel ſüßes in ſeinen Ton, ſo viel Anſtand in ſeine Bewegungen, ſo viel Feinheit in ſeine Schmeicheleyen, daß die alte Dame bald aus der Glut der Sonne in die Glut der Liebe gerieth, und ihre naſſen, ſtahlblauen Lippen, nach Heinrichs Kuſſe ſchmachteten. Doch wollte ſie ihn vorher noch ein wenig dafür beſtrafen, daß er ſie ſo lange vernachläßigt hatte).

„Wiſſen Sie auch, Sir Heinrich," hub ſie an, „daß ich Braut bin?"

Heinrich (erſtaunt). Braut?

Lady X. hielt ſein Erſtaunen für Schrecken, und fuhr lächelnd fort:

Der gute, ſelige Lord Runzel war freylich ein braver Mann, aber unter uns geſagt, ſchon ein wenig bey Jahren. Meine Eltern zwangen mich, ſeiner Reichthümer wegen, zu dieſer Verbindung, und ſo bin ich nun in der Blüte meines Lebens zur Wittwe geworden. Es iſt billig, daß das Herz auch ſeine Meynung ſage, wenn man der Vernunft lange genug geopfert.

Heinrich. Und ihr Herz hat gewählt?

Lady X. Hat gewählt, Sir, einen jungen, liebenswürdigen Mann von zwey und zwanzig Jahren, Sir Karl Baronet, reich und ſchön. Vielleicht kennen Sie ihn?

Heinrich. Ich habe nicht die Ehre.

Lady R. Aber was iſt Ihnen? Sie werden ja mit einemmale ſo finſter?

Heinrich. Ich muß geſtehen, Mylady, dieſe Erklärung hat mich überraſcht. Ich kam hieher — die Wahrheit zu ſagen — in einer ganz andern Abſicht, als Ihnen Glück zu wünſchen.

Lady R. Sollten Sie mir irgend ein Glück mißgönnen?

Heinrich. Keines, wenn es mir erlaubt wäre, es mit Ihnen zu theilen.

Lady R. Allerliebſt! Sie haben doch wohl nicht erwartet, daß ich Ihnen nachlaufen ſoll? Wahrhaftig! und wäre man gleich bis zum ſterben in Sie verliebt geweſen; man würde nicht einmal Gelegenheit gefunden haben, es Ihnen merken zu laſſen. Sie waren ja unſichtbarer als ein Sylphe.

Heinrich. Wie wenig kannten Sie mein Herz! wie unrichtig beurtheilten Sie mein Betragen! Sie wiſſen es Mylady, Ihr ſeliger Gemahl hinterläßt mich als ſeinen großen Schuldner. Würde es nicht eigennützig geſchienen haben, wenn ich mich jetzt um Ihre Hand beworben hätte? Erſt wollte ich dieſe Schuld tilgen, und dann würd' ich es gewagt haben, Ihnen ein Herz anzubieten, das durch Ihre eben gethane Erklärung zerfleiſcht worden.

(Die gerührte Lady Runzel ſuchte es wieder zu heilen, indem ſie geſtand, daß es zwiſchen ihr und Sir Karl noch nicht ſo weit gekommen. Sie gab ihm alle mögliche Aufmunterung, und bekannte ſogar, in der Ergießung ihres alten, überſprudelnden Herzens, daß ſie, gekränkt durch ſeine anſcheinende Verachtung, ihrem Sachwalter bereits Befehl gegeben, Sir Heinrichs Schuld gerichtlich beyzutreiben; daß ſie aber dieſen Befehl noch am ſelben Abend zurücknehmen wolle. Ihr Geſicht war beym Erguß dieſer Zärtlichkeit ſo allerliebſt mumienhaft, ihr graues Auge ſo einladend matt, daß es vielleicht nur auf Sir Heinrich ankam, Ausſöhnung und Verlöbniß in einer Stunde zu feyern. Er begnügte ſich indeß mit einem feuchten Kuß, und Sommer und Winter trennten ſich für dieſesmal. Die alte Betty, ein getreuer Spion in Sir Karls Solde, ermangelte nicht, ihn ſogleich von der Annäherung eines fürchterlichen Nebenbuhlers zu benachrichtigen. Indeß ſie über die Straße trippelte, und mit ſich ſelbſt plappernd von Wort zu Wort wiederholte, was ſie am Schlüſſelloch erlauſcht hatte, wiegte ſich Lady Runzel in ſüßen Träumen, wählte bereits das Negligee ihrer Brautnacht, und ordnete die Schüſſeln beym Hochzeitmahl. Plötzlich ward ſie auf eine ſehr unangenehme Art unterbrochen. Die ſchöne Unbekannte trat ins Zimmer.)

Die Unbek. Ich komme vielleicht ungelegen, Madam —

Lady R. Ja wohl ungelegen Miß! zudringliche Perſonen ſind nie willkommen.

Die Unbek. Es thut mir leid Madam. Freylich mag die unterdrückte Wayſe kein erwünſchter Anblick ſeyn, für den unterdrückenden Wucherer.

Lady R. Verdammt will ich ſeyn, wenn ich aus Ihrem Wiſchiwaſchi klug werden kann! Kommen Sie mir nur nicht wieder mit ihrer alten Geſchichte, in der kein Menſchenverſtand iſt.

Die Unbek. Sie haben Recht Madam, nicht Menſchenverſtand, Menſchenbosheit, iſt darinn, und ich wünſchte, daß Sie Menſchengefühl dabey hätten.

Lady R. Was? ich kein menſchlich' Gefühl? wovon leben Sie, Miß? wer giebt Ihnen Penſion? wer ſorgt vor Ihren honetten Unterhalt? wären Sie nicht längſt ein Raub des Hungers geworden, wenn dieß unverdiente menſchliche Gefühl nicht für Sie ſpräche?

Die Unbek. Geben Sie mir mein Vermögen zurück, und Sie ſollen mich nie wiederſehn.

Lady R. Ha! ha! ha! ihr Vermögen! und immer ums dritte Wort Ihr Vermögen. Sehn Sie, meine ſchöne Miß! Sie ſprechen mit keinem Kinde. Was geht mich Ihr Vermögen an? wenn Sie anders je welches hatten.

Die Unbek. Wuſten Sie nichts davon, daß mein Vater, als er ſeine rühmliche Laufbahn endete, ſterbend mich Ihrem Gemahl, ſeinem treuloſen Freunde anvertraute? — Sehen Sie mir ins Geſicht! — wuſten Sie nichts davon, daß er zehntauſend Pfund Sterling als mein Erbtheil empfing? — Haben Sie nichts unter ſeinen Papieren gefunden? — ſehen Sie mir ins Geſicht! — Sie wollten eine junge, unerzogene Waiſe, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Schutz, im Elend verſchmachten laſſen; ihr Gewiſſen überſchrie endlich ihre Habſucht, Sie ſetzten mir eine kleine Penſion aus. Können Sie meinen Blick ertragen? — O allzuleichtgläubiger Vater! wüßteſt du, daß ich deine Aſche mit Thränen benetze, indeß Wucherer deine mit Schweiß errungene Habe verpraſſen! — Zum letztenmal Madam! werfen

Sie einen Blick auf Ihren Ueberfluß und auf meinen Mangel! zwingen Sie mich nicht —

Lady X. Was! mir drohen? — Hören Sie Miß! ich weiß von Ihrem ganzen Roman nichts, und will nichts davon wiſſen.

Die Unbek. Nun wohl Madam! Die Seufzer der unterdrückten Unſchuld bleiben nicht immer ungehört und ungerochen. Zittern Sie vor den meinigen. —

Lady X. Ah Ciel! dieſe inſolence — Verdammt ſey mein weiches Herz, daß es den Bettlern ſo gern verzeiht! — Hier Miß! (ſie reicht ihr einen Beutel) Bewundern Sie meine Großmuth, und betreten Sie meine Schwelle nie wieder!

Die Unbek. (ihr den Beutel vor die Füße werfend.) Behalte dein Gold! wer weiß, wie viele Flüche der Wittwen und Waiſen noch auſſer den meinigen daran kleben. Gieb mir, was du mir ſchuldig biſt! Noch drey Tage gebe ich dir Bedenkzeit! du verachteſt eine hülfloſe Waiſe — aber es kommt eine Zeit, wo du vor ihr zittern wirſt.

Auf der Straße.

(Sir Heinrich ſteht in einer Bude und kauft Handſchuh.)

Die ſchöne Unbekannte wird in einer Sänfte vorbeygetragen. Heinrich bemerkt es, läßt Hut, Stock und Handſchuh in der Bude liegen, eilt ihr nach und hält die Träger an.)

Die Unbek. Sir, ich verbitte mir das!

Heinr. Zürnen Sie nicht, holder Engel! verzeihen Sie der Heftigkeit meiner Leidenſchaft —

Die Unbek. Ey Sir, die Liebe berechtigt zu keiner Unbeſonnenheit. Träger, geht zu!

Heinr. Nur noch einen Augenblick! — Ich kam blos, Ihnen zu ſagen, daß — daß ich bey der Wittwe geweſen — daß ohne Ihren freundſchaftlichen Rath, meine Güter vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon ein Raub meiner Gläubiger wären. Ich wagte es, Ihre Sänfte anzuhalten, nur um Ihnen zu danken. Sehen Sie, Miß, die Dankbarkeit machte mich verwegen, und der verzeiht man ſchon eher etwas.

Die Unbek. (lächelnd.) Nun ja, ich verzeih Ihnen, wärs auch nur um der Wendung willen. Doch jetzt verlaſſen Sie mich! Meine Geſchäffte rufen mich hier in der Nähe zu Mylady Squanderfield. Ich verbiete Ihnen, mir zu folgen, ich verbiete Ihnen, meine Rückkunft zu erwarten.

Heinr. (betreten.) Miß! — dieſe grauſame Behandlung —

Die Unbek. (im muthwilligen Ton,) Still! ſtill! Sir Heinrich, die Liebe befiehlt. — Apropos, da wir doch eben von Liebe reden: wenn es Ihnen mit der liebenswürdigen Lady Runzel nicht Ernſt iſt; ſo unterhalten Sie ſie von nun an blos in ihrem ſüßen Wahn, verſtärken Sie ihn aber nicht, und das übrige ge bleibt meine Sorge. Leben Sie wohl! (bey dieſen Worten ſchlüpfte ſie aus der Sänfte.) Ehe drey Tage vergehen, ſollen Sie mich wiederſehn und kennen lernen.

(Huſch! war ſie in Lady Squanderfields Pallaſt, und Sir Heinrich kehrte gedankenvoll in ſeine Handſchuhbude zurück. „Sie hat mir „verboten, ihr zu folgen? nun gut, ich bleibe. „Aber auch ihre Rückkunft nicht zu erwarten? — „nein, meine ſchöne Miß! und ſollt' es mir den „Hals koſten, ſo wie es mir bereits das Herz „gekoſtet hat; ich will wiſſen, wer Sie ſind, „wo Sie wohnen, was Lady Squanderfield „Ihnen angeht, kurz! Alles, Alles will ich „wiſſen, und ſollte ich bis zum erſten Hahnen„geſchrey auf Sie lauren.“

Eine Stunde verfloß, die ſchöne Unbekannte kam nicht zurück. Die zweyte Stunde und Sir Heinrichs Geduld liefen mit einander zu Ende. Er beſchloß, der Lady Squanderfield, als einer alten Bekanntſchaft, einen Beſuch zu machen, und klopfte keck an ihren Pallaſt.)

Der Schweizer. Was beliebt Sir?

Sir Heinr. Zu Lady Squandenfield.

Der Schweizer. Niemand zu Haus. Die Lady iſt ſchon ſeit zwey Monaten auf dem Lande.

Sir Heinr. Auf dem Lande? — Aber die junge Dame, die vor einigen Stunden —

Der Schweizer. Paſſirte nur durch zur Hinterpforte hinaus.

Sir Heinrich (im Weggehn.) Daß ich mir auch einbilden konnte, ein Weib zu überliſten.

Tages darauf.

Zimmer der Lady Runzel.

(Die alte Dame an ihrer Toilette. Sir Karl um ſie herflatternd, ſucht durch tauſend ſüße Schmeicheleyen, den Eindruck zu verlöſchen, den Sir Heinrichs Beſuch den Abend zuvor, in dem Herzen der jungen Mumie zurückgelaſſen hatte. Er reicht ihr die Haarnadeln; er lieſt ihr ein Gedicht aus dem neuſten Almanach vor;

er bewundert ihren Geſchmack; er ſchielt nach ihrem welken Buſen; er macht der Alten weiß, daß ſie roth geworden ſey, und ſo weiter. Ein Bedienter meldet Sir Heinrich. Die Eitelkeit der Lady Runzel weidet ſich an der erſten Verlegenheit der beyden Nebenbuhler.)

Sir Heinr. Mir deucht Sir, ich hätte Sie ſchon ſonſt wo geſehn; aber ich kann mich nicht beſinnen, wo?

Sir Karl. Leicht möglich! vielleicht im Specktackel, bey Hofe, im Park —

Sir Heinr. Nein, nein.

Sir Karl. Ach! jetzt fällt mirs bey. Mein Gott, beſinnen Sie ſich nicht? bey Lady Courtwillf, Miſtriß Commons, Miß Lower, und noch bey zehn andern Damen, wo Sir Heinrich mich verdrungen hat.

Sir Heinr. (erröthend.) Einer von uns irrt ſich, und ich getraue mich zu behaupten, daß Sie es ſind.

Sir Karl. Und wenn es auch wäre; aber warum werden Sie roth über eine ſolche

Lumperey? iſt Sir Heinrich nicht überall als der unbeſtändigſte, und doch als der beliebteſte Held der Damen bekannt?

Sir Heinr. (kalt.) Es gab eine Zeit, wo Sie vielleicht Recht hatten, und das, was Sie eben ſagen, iſt mir ein neuer Beweis, wie ſchwer es iſt, die Fehler der Jugend, der Welt vergeſſen zu machen.

Sir Karl. Sie erbauen mich Sir, und wenn ich Sie nicht beſſer kennte —

Sir Heinr. (etwas hitzig.) Und ich ſage Ihnen, daß ich Sie gar nicht kenne, und daß alle meine Bekanntſchaften das nämliche Unglück haben.

Sir Karl. Zum Henker! deſto ſchlimmer für Sie! Sie mögen freylich ihre Urſachen haben, ſich für einen Schüler der Weisheit auszugeben, und ich wünſche im Voraus derjenigen Dame Glück. —

(Sir Heinrich ſtand im Begriff, bitter zu antworten, als Lady Runzel ihn durch ein brüllendes Gelächter unterbrach, und ihn bat, Scherz zu verſtehen.)

Sir Karl. Ja wohl Scherz Mylady! denn hätte ich Luſt, ernſthaft zu reden, ich könnte Dinge berühren, die in der Nacht des tiefſten Geheimniſſes ſchlummern.

Sir Heinr. Heraus damit!

Sir Karl. Sie wollen es?

Sir Heinr. Heraus damit! ich werde Sie entlarven, Sir.

Sir Karl. Und ich werde den Anfang machen, bey einer gewiſſen ſchönen Unbekannten, die —

Sir Heinr. (verwirrt.) Eine Unbekannte? —

Sir Karl. Ja, eine Unbekannte, der Himmel weiß woher? ſchön iſt ſie, das iſt wahr, ſchön und liebenswürdig, das wiſſen Sie; beſcheiden und tugendhaft, das weiß ich. Sie hat Ihnen ſchon manchen artigen Streich geſpielt.

Sir Heinrich. (höchſt verlegen) Streich geſpielt?

Sir Karl. Ja, ja Sir! und leicht möglich, daß ſie ſich blos luſtig über Sie macht. Aber trotz dieſer ſonderbaren Maskerade, iſt Sir Heinrich leichtſinnig genug, ihr ein Opfer bringen zu wollen, das

Sir Heinr. Genug Sir!

Sir Karl. An wem iſt nun die Reihe, zu entlarven? — Ich weiß noch mehr. Ueberall folgen Sie ihr, und überall entwiſcht ſie Ihnen. Indeß erfüllt Sir Heinrich aufs gewiſſenhafteſte alle Befehle dieſer unbekannten Zauberinn. „Sie vernachläßigen eine „gewiſſe Wittwe, ſprach ſie einſt, deren be„trächtliche Forderungen ſie zum Meiſter ih„res Schickſals machen. Gehn Sie zu ihr, „ich befehle es Ihnen, und ſuchen Sie ihr „zu gefallen.“ Und ſiehe, noch am ſelbigen Tage liegt Sir Heinrich zu Lady Runzels Füßen, und iſt glücklich genug, ihr zu gefallen.

Sir Heinr. (in unbeſchreiblicher Verlegenheit) Mein Herr —

Sir Karl. O ſo wohlfeil kommen Sie nicht ab. Alles, Alles weis ich! auch das, daß ſeit geſtern die Verhaltungsbefehle etwas anders lauten. „Unterhalten Sie die Dame „in ihrem ſüßen Wahn, verſtärken Sie ihn „aber nicht! das übrige ſey meine Sorge.“ So ſchieden Sie geſtern.

(Sir Heinr. ſteht verſteinert, ſeine Lippen zittern, er verſucht es umſonſt, ein Wort hervorzubringen; auch war er nicht frech genug, mit dreiſter Stirn zu läugnen.)

Lady R. (indem ihr der Geifer aus dem Munde ſprudelt.) Ich hoffe, daß Sir Heinrich mich ins künftige nicht mehr mit ſeinen Beſuchen beehren wird, und daß er ſogleich —

Sir Heinr. (einfallend.) Gehen wird Madam, ja das wird er. Was Sie betrifft, Sir Karl, ſo hoffe ich, Sie bald anderswo zu treffen.

Sir Karl. (ihm nachruſend.) Nach Belieben Sir! ich werde Sie nicht lange fliehen.

(Wer mahlt die ſchmerzlichen Empfindungen des armen Heinrichs? Vor den Augen der Lady Runzel durch einen Nebenbuhler entlarvt zu werden, war freylich ſchon unangenehm; doch war es nichts, gegen folgende Betrachtungen, die in ihm aufſtiegen.

„Wer iſt Sir Karl? — in welchen Verbindungen ſteht er mit der ſchönen Unbekannten? „— wie innig müſſen dieſe Verbindungen ſeyn, „da er ihre intereſſanteſten Geheimniſſe weiß? „— oder iſt es vielleicht kein Geheimniß? — „wird meine Liebe vielleicht zur Anekdote gemacht, mit der man ſich in der halben Stadt „herumträgt? — hat die Unbekannte meines „offnen Herzens geſpottet?“ Tauſend ſolche niederſchlagende Gedanken durchkreuzten ſeinen Kopf, und er kam nicht in der beſten Laune zu ſeinem Freunde Sir William.

Wie belohnte unterdeß die alte Dame ihren jungen Ritter? — Sie fuhr geraden Weges mit ihm nach der Fleet *) und machte ihn in der nämlichen Viertelſtunde zum Herrn ihrer Perſon und ihres Vermögens.

Am andern Morgen in aller Frühe, erſchien in Sir Williams Vorzimmer, der Laufer der Lady Runzel, mit einer Karte, die ihn aufs dringendſte einlud, ſich ſogleich zu ihr zu begeben. Sir William, der noch nichts von ihrer geſchehenen Verbindung muthmaßte, ließ anſpannen, und fuhr hin.)

Lady Runzels Zimmer.

(Die Neuvermählte, in der nachläßigſten Morgenkleidung, alle ihre Reize auf einer Bergere ausge-

---

*) Die ſogenannte Fleet iſt eine privilegirte Kapelle, wo man ſich vor einer Parlamentsacte, ohne viele Ceremonien, in der Geſchwindigkeit trauen ließ. Eine ſolche Verbindung war leicht wieder zu löſen, und wenn man ſich von einer Heyrath nicht viel Gutes verſprach, pflegte man im Sprüchwort zu ſagen: das iſt eine Fleetsheyrath.

ausgeſtreckt, ihre welken Wangen ohne Roth, auſſer was in einigen Fugen kleben geblieben; ihre grauen Haare ohne Puder, ihr Auge voller Thränen. Sir William tritt herein.)

Lady X. (ihm entgegen brüllend.) Ach, Sir William! tröſten Sie das unglücklichſte Weib unter der Sonne!

Sir William. Was zum Henker Madam! kann Ihnen ſeit geſtern wiederfahren ſeyn?

Lady X. Ich bin ohne Rettung verloren! und wahrſcheinlich auf immer!

Sir William. Ein Räthſel für mich. Wenn Sie die Gnade haben wollen, ſich näher zu erklären —

Lady X. Dieſer Bube — dieſer Sir Karl — iſt ſeit geſtern —

Sir William. Nun?

Lady X. Mein Gemahl.

Sir William. (erſtaunt.) Ihr Gemahl?

Lady X. Ja Sir! Ich Unglückliche! und doch bin ich Wittwe!

Sir William. Ich weiß nicht, Mylady — ob nicht vielleicht der Schmerz — Ihren Verſtand —

Lady X. Ach Sir! Sie ſollen Alles wiſſen. Der Schändliche ſchilderte mir Ihren liebenswürdigen Freund mit den häßlichſten Farben, ich Leichtgläubige wurde hintergangen; ich gab nur ſeinen Schmeicheleyen und dem Wunſch nach Rache Gehör — er bediente ſich dieſer tumultuariſchen Stimmung meines Herzens — überredete mich, mit ihm nach der Fleet zu fahren, — und ich hatte die Schwachheit —

Sir William. Genug Madam! das übrige verſteht ſich von ſelbſt. Im Dunkel der Nacht hat er vermuthlich ihre Kleinodien und baaren Gelder zuſammen gepackt, und iſt damit verſchwunden.

Lady X. Ach! noch weit ſchlimmer als das.

Sir William. Wie! — wär' er im Stande geweſen, Sie zu mißhandeln?

Lady R. Ueber alle Beſchreibung! Er hat ſeit geſtern nicht eine einzige Sylbe mit mir geſprochen. Er hat ſich in ſein Zimmer geſchloſſen, meine Gegenwart vermieden, meinen Anblick geflohen —

Sir William. (lächelnd.) Ach ja! jetzt verſteh ich. Das iſt eine impertinente Beleidigung.

(Ein Bedienter kam, Sir Heinrich zu melden, und einen Augenblick nachher öffnete ihm Sir Karl die Thür.)

Sir Karl. Nur hier herein, Sir! nur hier herein! Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn Sie meiner Frau dann und wann die Cour machen wollen, damit ſie doch nicht ganz aus der Mode kommt.

Sir Heinr. (betroffen.) Ihrer Frau?

Lady R. (heulend.) Leider, Sir! zur Strafe, daß ich Sie verkannte, bin ich an dieſes Ungeheuer vermählt, das mich in wenig Tagen zu tode martern wird.

Sir Heinr. (mit Unwillen.) Wär' es möglich? Sir Karl —

Sir Karl. (mit leichtem Ton) Ohne Komplimente, meine Herren! Meynen Sie, daß ich, trotz meiner Jugend, mich nicht auch ein wenig auf die Menſchen verſtehe? Auf Ihr Gewiſſen Sir Heinrich: waren Sie verliebter in Madam, als ich? Ohne ihre Schulden, und ohne den Rath der ſchönen Unbekannten, würden Sie ſie je eines Blickes gewürdiget haben; ihr Geld gefiel uns beyden, ich habe Sie überliſtet, Sir. Madam hat eine Figur geheyrathet, und ich einen Geldkaſten. Was iſt dagegen zu ſagen?

Sir Heinrich. Zum mindeſten das: daß Ihr Betragen mir nicht großmüthig ſcheint.

Sir Karl. O was die Großmuth betrifft, ſo iſt ſie meine Frau, und ich habe niemand Rechenſchaft zu geben. Aber ſollte Madam unzufrieden mit mir ſeyn; ſo will ich ſie nicht geniren. Ihr herannahendes Alter und ihre ſchwache Geſundheit, erzeugen vielleicht in ihr den Wunſch, ihr Leben in der Schweiz zu beſchließen. Dort iſt die Luft weit reiner, als im neblichten London; das Geld iſt rar, die Lebensmittel wohlfeil, kurz! ſie wird mit den funfzig Pfund Sterling, die ich ihr als Penſion ausſetze, wie eine Prinzeſſinn leben können.

Lady X. Ha Barbar! — O meine Herren! vertheidigen Sie mich gegen dieſen Unmenſchen!

Sir William (ihr ins Ohr). Der unbeſonnene Schritt, den Sie gethan haben, giebt ihm in der That große Rechte über Sie.

Sir Heinr. (bey dem das gute Herz den Meiſter ſpielt). Mylady, ich nehme mich Ihrer an.

Sir Karl. (mit feſtem Ton). Halt mein Herr! Sie iſt mein Weib, und wer wagt es, meinen Hausfrieden zu ſtören. Bin ich nicht der Herr meines Weibes; hat ſie mir nicht geſtern an heiliger Stätte Gehorſam gelobt? worein miſchen Sie ſich, Sir? ich erlaubte Ihnen, meiner Frau die Cour zu machen; aber nicht ſie gegen mich aufzuwiegeln.

Sir Heinr. Ich würde Ihnen mit dem Degen in der Fauſt antworten, wenn ich Sie für einen Edelmann hielte; aber Sie ſind ein verkappter Betrüger, der —

Sir Karl. Ehe ich Ihnen als Edelmann antworte — eine Frage an Sie Madam. Antworten Sie mir mit aller der Unterwürfigkeit, die Sie Ihrem Gemahl ſchuldig ſind. Sie ſind unzufrieden mit mir: was wollen Sie mir geben, wenn ich Sie ohne Lärm Ihrer Verbindlichkeit entlaſſe?

Lady R. Fordern Sie, Sir! fordern Sie!

Sir Karl. Nun wohl, ich verlange wenig. Zehntauſend Pfund Sterling, und Sir Heinrichs Schuldverſchreibung.

Sir Heinr. Ich proteſtire gegen den letztern Punkt. Auch wird mich Madam keinem ſolchen Gläubiger Preiß geben. Doch vor allen Dingen, Sir Karl, folgen Sie mir auf einen Augenblick.

Sir Karl. Nicht von der Stelle, bis Madam ſich erklärt hat. Noch eine Viertelſtunde geb' ich ihr Bedenkzeit, wo nicht, ſo mache ich unſere Verbindung öffentlich bekannt.

(Mit dieſen Worten ſchlüpfte er zur Thür hinaus, und Lady Runzel willigte ein, ehe noch eine Viertelſtunde verlaufen war. Doch hatte dieſer kleine Roman die traurige Wirkung für London, daß die alte Dame dieſer Reſidenz, ihre

Gegenwart auf immer entzog. Sie begrub ſich und ihre Reize auf einem kleinen Landgut, wo ſie ſammt der alten Betty ihr Seelenheil einmal wieder hervorſuchte, und in wenig Jahren das Muſter der Frommen im ganzen Kirchſprengel wurde.)

Tages darauf.

Zimmer Sir Heinrichs.

(Gedankenvoll ſtüzt er ſein Haupt, das von der ſchönen, treuloſen Unbekannten, und von ſeinen Schuldverſchreibungen in Sir Karls Händen, durchkreuzt wird. Ein Bedienter tritt herein und meldet Sir Karl, welcher gleich darauf ſelbſt die Thür öfnet.)

Sir Heinr. Nun wahrhaftig! Sir Karl hier zu ſehen, iſt eine Ehre, deren ich nicht vermuthen war.

Sir Karl (lächelnd.) Ich komme als Abgeordneter, Sir; als Bevollmächtigter der ſchönen Unbekannten, Krieg oder Frieden mit Ihnen zu ſchließen. Die erſte Frage, die ich in ihrem Namen thun muß, iſt: Lieben Sie ſie noch? und wenn Stand, Sitten und Vermögen ihrer Schönheit entſprechen, werden Sie den Beſitz ihrer Hand wünſchen?

Sir Heinr. (verächtlich.) Da Sie mein Herr, ſich ihr Bevollmächtigter zu ſeyn rühmen; ſo finde ichs nicht der Mühe werth, darauf zu antworten.

Sir Karl. Sir Heinrich ſollte doch wenigſtens bedenken, welche Gewalt ich als Gläubiger über Ihn habe. Doch nur von ihr wollt' ich reden; erlauben Sie mir alſo nur eine Frage, nur eine Einzige. Ehe Sie wußten, daß ich mit der ſchönen Unbekannten in Verbindung ſtehe, liebten Sie ſie aufrichtig?

Sir Heinr. Ja; ich glaubte ſie damals meiner Liebe werth.

Sir Karl. Sie iſt es noch, und wird es ewig ſeyn. Als den erſten Beweis ihrer Neigung für Sie, ſendet ſie Ihnen durch mich ein Bündel Papiere, mit der Bitte es zu verbrennen.

(Er überreicht es ihm, Sir Heinrich durchläuft es flüchtig, und findet mit größtem Erſtaunen, ſeine Schuldverſchreibungen.)

Sir Heinr. (in großer Bewegung.) Mein Herr — dies Anerbieten — Ihre anſcheinende Verbindung mit der ſchönen Unbekannten —

Sir Karl (lächelnd.) Nicht anſcheinend, lieber Sir! dieſe Verbindung iſt wirklich, und wird hoffentlich nie aufhören.

Sir Heinr. (kalt.) So nehmen Sie Ihre Papiere nur wieder mit.

Sir Karl (öfnet die Thür.). Nun Miß Fanny! haben Sie genug gehört?

(Die ſchöne Unbekannte tritt herein. Sie ſchlägt den Schleyer zurück, und macht dem Sir Heinrich eine tiefe Verbeugung. Nachdem die erſte Beſtürzung, und die erſten Komplimente vorüber, das Mißtrauen aber aus Sir Heinrichs Blicken noch nicht ganz verſchwunden war, nahm die Unbekannte das Wort:)

Es möchte ſcheinen mein Herr, als ob ich mich Ihnen ſo ziemlich leichtſinnig in die Arme würfe, und wer weiß, ob ein Gericht von ſtrengen Matronen mich nicht verurtheilen würde. Hier haben Sie in wenig Worten meine Geſchichte, ganz kurz, um Ihnen keine Langeweile zu machen; ohne Schmuck, um Sie mit dem Stempel der Wahrheit zu ſchmücken. Ich bin eine Schottländerinn und heiße Fanny Norton. Mein Vater war

Obriſter, gieng mit nach Amerika, focht gegen die Rebellen und ſtarb mit dem Degen in der Fauſt. Vor ſeiner Abreiſe vertraute er ſein Vermögen dem Wucherer Runzel, und mich, ſeine einzige Tochter, den Händen einer armen, aber an Tugend und Herzensgüte reichen Verwandtinn. Kaum erſcholl der Ruf ſeines Todes, als der ehrloſe Wucherer das Depoſitum ſeines Freundes ableugnete, und mich dem Elend zum Raube ließ. Sir Karl nahm ſich meiner an, und wie er es angefangen, mein und Ihr Vermögen den Klauen der alten Wittwe zu entreißen, das wiſſen Sie Sir, ſo gut als ich.

Sir Karl. Und dieſer Sir Karl —

Fanny (lächelnd.) Iſt mit Ihrer Erlaubniß, meine Kammerjungfer. — Sind Sie nun zufrieden? — und bin ich Ihnen als Miß Fanny Norton, mit einer Ausſteuer von zehntauſend Pfund Sterling noch eben ſo werth, als ich Ihnen zu ſeyn ſchien, arm und unbekannt; ſo —

(Doch, was brauchts da weiter Erzählung, wo ſich das Ende von ſelbſt verſteht).

No. III.

No. III.

Greuel des Fanatiſmus zu Thorn, im Jahr 1724.

Kein Winkel unter der Sonne, über welchen das Ungeheuer Fanatiſmus nicht wenigſtens Einmal ſeine eyternde Beulen ausdrückte, und durch einen Tropfen ſeines freſſenden Giftes den blühenden Garten der Toleranz in eine ſeiner dürren Wüſten verwandelte; keine Familie auf der Welt, in der die Religionswut nicht wenigſtens Einmal den Säugling von der Mutter Bruſt riß, und ſein blutiges Gehirn an den Wänden umher verſprützte; kein König in der Geſchichte, der von Religionsunſinn umnebelt, nicht wenigſtens Einmal blutige Fußtapfen auf ſeinem Throne zurückließ; keine Obrigkeit auf Erden,

den, in deren Mitte der Fanatiſmus nicht wenigſtens Einmal der Gerechtigkeit das Schwerdt aus den Händen gewunden hätte. Fanatiſmus! du Schandfleck der Religion! du ihr Gefährte vom Orient zum Occident, der du ihr die Fackel vortrugſt, als ſie eine neue Welt ſuchte; du Bewohner der niedrigſten Hütten! du Herrſcher in den Palläſten! Unſchuld iſt deine Speiſe und Blut iſt dein Trank, Heucheley dein Gewand und Marter deine Freude.

Thorn, eine bekannte Stadt des polniſchen Preußen, wurde von den Rittern des deutſchen Ordens erbaut. Kraft ihrer beſtätigten Rechte, wählt ſie ihre Obrigkeit ſelbſt, richtet und beſtraft ſelbſt jeden Verbrecher. Als die Oberherrſchaft des deutſchen Ordens anfieng, ihr läſtig zu werden, begab ſie ſich im Jahr 1454. unter den Schutz der Krone Polen, mit feyerlicher Beſtätigung aller ihrer Rechte und Privilegien. Die Fackel der Reformation begann zu leuchten;

auch Thorn folgte ihrem Lichte und Luthers Lehre. König und Pabſt ſuchten umſonſt den Strom zu dämmen, der unaufhaltſam daherrauſchte, ſich oft zwiſchen Felſenklippen verbarg, oft ungeſehen unter der Erde fortſtrömte, und dann plötzlich wieder ſprudelnd hervorſtürzte.

Ein päbſtlicher Legat, der im Jahr 1520 Doktor Luthers Bildniß, nebſt ſeinen Schriften, auf dem St. Johannis Kirchhof verbrennen wollte, wäre faſt vom Pöbel geſteinigt worden, und floh, indem er den Bannſtral hinter ſich zurückließ. Sigismund der Erſte ließ vergebens ein Edikt ergehen, indem er das Einführen lutheriſcher Bücher verbot. Die neue Lehre grif um ſich, wie die Flamme auf den Steppen, bis endlich im Jahr 1557. Sigismund Auguſt die lutheriſche Religion mit Privilegien verſah. —

Weh uns! daß wir ein Privilegium haben müſſen, um den Lehren der Vernunft folgen zu dürfen! — und die Lutheraner im dem Beſitz von vier Kirchen beſtätigte. Sternberg, Biſchof zu Culm, brachte es aber im Jahr 1593. durch tauſend Jeſuiterſtreiche, ſo weit, daß die St. Johanniskirche den Lutheranern genommen, und den Katholicken eingeräumt wurde.

Gleich der Schlange, die bey nächtlicher Weile, in die Hütten der ſorgloſen Erdbewohner, bis zu ihrem Lager ſchleicht, und nur dann erſt bemerkt wird, wenn der nackte Fuß des Schlummernden ihre naßkalte Haut berührt, und er ſchaudernd zurückbebt; ſo niſtelten die Jeſuiten ſich nach und nach in Thorn ein, erhielten im Jahr 1605. Erlaubniß, Schulen zu errichten, und wagten es ſchon im Jahr 1606., eine öffentliche Prozeſſion auf dem St. Johannis Kirchhof zu halten. Der Rath und die Bürgerſchaft hielten ſich für berechtigt, die Jeſuiten mit ſammt ihrer Schule aus der Stadt zu jagen. Sie thaten es, aber deſto kränkender war es, daß der König ſie ſogleich wieder einſetzte, auch bey hoher Strafe gebot, daß Niemand die Jeſuiten und ihre Schüler in ihren heiligen Gauckeleyen hindern ſolle.

Im Jahr 1611. waren ſie frech genug, ſich mit einem Privilegio zu verſchanzen, welches der Biſchof von Culm, der 1577. geſtorben war, 1593. unterſchrieben hatte, und welches natürlich um ſo mehr Kraft haben mußte, weil es aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den elyſäiſchen Feldern ausgefertigt worden. Im Jahr 1614. wagten ſie es nunmehro, ihre Prozeſſionen bis auf die Straßen zu erſtrecken, da doch bisher nur der St. Johannis Kirchhof der Schauplatz ihrer frommen Poſſen geweſen war. Der Rath, welcher die Feſſeln der Vernunft nicht mehr für ſtark genug hielt, die Geſellſchaft Jeſu im Zaum zu halten, ließ die Gaſſenketten vorziehen, worauf die Prozeſſion, in Gegenwart ſämmtlicher Heiligen, die Kette in den Bann that, die Stadt mit einem Hagel von Schimpfworten überſchwemmte, ſich aber doch endlich ſich zurückverfügte, ohne daß es für diesesmal zu Prügeln gekommen wäre.

Dieſer unſinnige Prozeſſionsſtreit währte bis um das Jahr 1643, wo man ſich dahin verglich, den Katholicken am Frohnleichnamstage zu vergönnen, in gewiſſen Straßen der Stadt die Faſtnachtsnarren zu ſpielen.

Als die Benedictinernonnen ſahen, daß eine dreiſte Stirn zwar nicht beſſer kleidet, als eine Wange mit roſenfarbener Unſchuld geſchmückt, daß aber eine dreiſte Stirn ſchwelgt, wo die Unſchuld verhungert; ſo brachten auch ſie einen alten Schenkungsbrief vom Jahr 1345. zum Vorſchein, den ſie von Rudolph König, Heermeiſter des deutſchen Ordens, der lange vorher ſchon wahnwitzig war, erhalten zu haben vorgaben, und Kraft deſſen ihnen die St. Jakobs Kirche unwiderſprechlich zugehörte, in deren Beſitz ſie auch im Jahre 1667., trotz aller Gegenvorſtellungen geſetzt wurden. Nun beſaß die Stadt nur noch die Marien Kirche, und da derjenige

Biſſen

Biſſen immer reizender ſcheint, der den Gaumen noch nicht gekützelt, als der, den man ſchon verſchluckt hat; ſo war es ſehr natürlich, daß das lüſterne Pfaffenauge nun auch dieſen noch zu ergieren ſuchte.

Schandfleck der Geſchichte unſers Jahrhunderts! meine Hand zittert, dich zu mahlen. Könnte ich die Finſterniß zu Farben reiben, und meinen Pinſel in die Glut der Hölle tauchen, was wären Finſterniß und Höllenglut gegen die ſchwarze Nacht eurer Seelen!

Am 16ten Julius, im Jahr 1724. hielten die Katholicken auf dem Kirchhof der St. Jakobs Kirche eine feyerliche Prozeſſion. In Unſchuld und Einfalt ſtanden einige lutheriſche Bürgerskinder, mit ihren Hüten unter dem Arm, außer dem Kirchhof und ſperrten das Maul auf. Ein Jeſuiterſchüler vermahnte ſie mit kräftigen Schimpfworten, und noch kräftigern Ohrfeigen, auf die Kniee zu fallen. Im Getümmel machte dieſe Begebenheit wenig Aufſehn; die lutheriſchen Knaben hatten ihre Ohrfeigen mit nach Haus genommen, ohne ſich gegen irgend Jemand zu beſchweren, und Alles wäre ruhig abgelaufen, hätte nicht der Jeſuiterſchüler, durch den guten Erfolg ſeiner Tapferkeit, kühn gemacht, zwey Stunden nachher, nebſt einigen ſeiner Geſellen, alle ihm begegnende Lutheraner auf der Straße anzufallen, und der Jungfrau Maria zu Ehren auszuprügeln beliebt. Der Zulauf wurde immer ſtärker, und Koth und Steine ſaußten um die Köpfe der ſtreitenden Partheyen. Was war wohl natürlicher, als daß die Stadtſoldaten ſich endlich zu Friedensmittlern aufwarfen, und den Rädelsführer auf friſcher That in Verhaft nahmen. Der ungezogene Hauſe der Jeſuiterſchüler ward dadurch noch mehr in Harniſch gejagt. Zügellos ſchwärmten ſie Tages darauf durch die Straßen, verfolgten einen Bürger bis in ſein Haus, drangen mit Ungeſtüm auf die Loslaſſung ihres Kammeraden, und als endlich wieder die Bürger zuſammenliefen, um dem Verfolgten beyzuſtehn, zogen die Polacken zur Ehre Gottes ihre Säbel und drohten einzuhauen. Die Stadtwache hielt es für Pflicht, auch hier zu zeigen, daß ſie Stadtwache ſey, und nahm den Urheber dieſes zweyten Unfugs abermals in Verhaft. Den erſten Gefangnen hatte der ehrliche Präſident Köſtner, ein gerechter, aber auch ein zum Verzeihen geneigter Mann, bereits ohne einige Strafe entlaſſen, und ſich begnügt, an dem Buben einige väterliche Lehren und Warnungen zu verſchwenden. Ein mehreres glaubte er für dieſesmal überflüßig, weil er den ganzen Unfug für nichts mehr noch weniger hielt, als einen unbeſonnenen Jungensſtreich. Da aber dieſer zweyte Tumult ihn fürchten ließ, daß allzugelinde Ahndung nur Oel ins Feuer gießen möchte, und daß die rohe Brut ihn endlich für eine Bildſäule der Gerechtigkeit und nicht für ihren Miniſter halten würde: ſo ließ er den zuletzt aufgefangenen jungen

Frevler einſperren, um vom Pater Rektor des Jeſuiterkollegii eine angemeſſene Genugthuung zu fodern. Man hätte glauben ſollen, eine ſo vorſichtige Behandlung, mit Ernſt und Milde verbunden, würde in den Köpfen der unruhigen Jünglinge Ebbe hervorbringen — vergebens! die Sonne ſchimmerte durch die Wolken, und der Sturm braußte noch immer fort.

Nachdem die zügelloſen Knaben fruchtlos den tollen Verſuch gewagt hatten, ihren gefangenen Kammeraden mit Gewalt zu befreyen; ſo verfolgten ſie wüthend mit bloßen Säbeln einen lutheriſchen Bürger, der ſich fliehend in den Pallaſt des königlichen Burggrafens rettete. Nun ſchwärmten ſie von Straße zu Straße, fanden einen deutſchen Studenten im Schlafrock vor ſeiner Hausthür, der, weil er Krankheit halber einige Wochen das Zimmer hüten müſſen, herabgekommen war, um friſche Luft zu ſchöpfen, und von allem, was bisher vorgegangen, ſo wenig wußte, als der Mufti; mißhandelten ihn, ſchleppten ihn über Hals und Kopf nach dem Jeſuiterkollegio, und warfen den kaum Geneſenen, unter Bedrohung ihn gar todt zu ſchlagen, in ein ſtinkendes Loch. Hier ließen ſie ihn liegen, überſchwemmten von neuem die Straßen, fielen mit bloſſem Säbel Alles an, was ihnen aufſtieß, und wurden endlich auf Befehl des Präſidenten, von den Stadtſoldaten verfolgt, und in das Jeſuiterkollegium zurückgejagt.

Nun ließ der alte Röſſner die Bürgerſchaft zuſammenrufen, befahl ihnen bey ſchwerer Strafe, ſich ruhig zu verhalten, und ſchickte einen Sekretär an den Pater Rektor, um den unſchuldig gefangenen, deutſchen Studenten loszubitten. Der Herr Pater Rektor aber meynte: ſeine Jeſuiterſchüler hätten wohl eben ſo viel Recht, den erſten beſten mit ſich fortzuſchleppen, und in ein Loch zu werfen, als die ordentliche Obrigkeit der Stadt; er drang daher auf die Auswechſewechſelung der beyden Gefangenen gegen einander.

Es war gerade ein Feſttag; die Einwohner ſchleuderten müßig auf den Straßen herum und ſammelten ſich endlich haufenweis, jedoch ohne irgend Jemand das geringſte Leid zuzufügen, auf dem St. Johannis Kirchhof, um die Rückkunft des Sekretärs, und den Ausgang der Sache abzuwarten. Unter dieſen wehrloſen Haufen, beliebten die großmüthigen Jeſuiterſchüler, aus den Fenſtern ihres Kollegiums mit Steinen zu kanoniren, welches höchſt natürlicherweiſe den verſammelten Bürgern ſo ungezogen und heimtückiſch vorkam, daß ſie ſich endlich entſchloſſen, ihnen alle ihre Steine ohne Umſtände zurückzuſchicken, wodurch es denn geſchah, daß kein Fenſter im ganzen Kollegio unzerbrochen blieb.

Während dieſes neuen Lärms, erſchien der Sekretär, beſänftigte durch gütliches Zureden die Vernünftigſten unter den Bürgern, die auch ſogleich ihre Steine von ſich warfen; und die Härtnäckigern ließ er durch die Wache auseinander ſtöbern. Hierauf beſetzte er das Thor des Jeſuiterkollegii mit Soldaten, um einen Einbruch des Pöbels zu verhindern, und gieng ſeiner Wege.

Die Ruhe ward durch dieſe vorſichtigen Anſtalten auf einige Augenblicke wieder hergeſtellt; die Herren Jeſuiterſchüler aber hatten an der Steinkanonade Geſchmack bekommen, und fiengen von neuem an, ihre Batterien aus den zertrümmerten Fenſtern ſpielen zu laſſen. Jetzt ſtand das Volk im Begrif, das Kollegium in ſeiner gerechten Wut zu ſtürmen; als der Sekretär zum zweytenmal erſchien; und den Pöbel durch die Erklärung beruhigte: „der deutſche Student „ſey in Freyheit geſetzt.“ Ein frohes Gemurmel folgte auf dieſe erwünſchte Nachricht; man drängte ſich haufenweis um den Sekretär, um es aus ſeinem eignen Munde zu hören, und dann ſich ruhig nach Hauſe zu begeben; als mitten unter den dickſten Haufen der Steinhagel von neuem ſo groß und dicht herabflog, auch ſogar von Flintenſchüſſen begleitet wurde, daß weder die königlichen Soldaten, welche der Hauptmann der königlichen Garde zu Hülfe ſchickte, noch auch die Stadtwache ſich nähern konnten, wenn ſie nicht, wie die alten Griechen, unter einem Dach von Schilden anrücken wollten. Der Pöbel gerieth daher endlich in die heftigſte, und nun nicht mehr zu zähmende Raſerey. Das Kollegium wurde mit ſtürmender Hand erobert, alle Zimmer erbrochen, alle Möbeln zerſchmiſſen, alles vorgefundene Holzwerk heraus auf den Platz getragen, und ein großes Feuer angezündet. Die Wache drang endlich durch und machte dem Tumult ein Ende.

Unwahr und unerwieſen iſt aber die Behauptung der nachmaligen Herren Inquiſitoren, als hätte das Volk die ſämmtlichen Bilder der Heiligen, als des heiligen

Ignatius, des heiligen Antonius, der sehr heiligen Buhlschweſter Magdalena u. ſ. w. ins Feuer geworfen; oder als habe der Rath, an dieſem unglücklichen Tage die Stadtthore eine Stunde früher als gewöhnlich zu ſchlieſſen befohlen. Erſt Tages darauf wurden die Thore geſchloſſen, um den Rädelsführern den Weg zur Flucht abzuſchneiden.

* * *

Kaum hatte die Nacht ihren Schleyer über die Greuel des entwichenen Tages gegoſſen, kaum hatte die kommende Sonne die Spitze der Kirchen verguldet, in denen Büberey den Altar ſchändete; als die Jeſuiten mit vereinter Tücke, ihr ſchreyendes Bubenſtück begannen. Gleich einem eyternden Geſchwür, das ſo lange um ſich frißt, bis der Brand es ſchwärzt, ſuchte die Geſellſchaft des duldenden Jeſu durch die bitterſten Klagen, die dicken katholiſchen Köpfe in Flammen zu ſetzen. Reſidenz und Provinz ertönten von der Erzählung der Greuel, die die Ketzer in Thorn verübt; jeder rechtgläubige katholiſche Chriſt ward aufgefordert, die Ehre Gottes zu rächen — als ob kleine, winzige Menſchen Einen Gott beleidigen, oder einen Gott rächen könnten. — Die Diſſidenten durften ſich an den meiſten Orten nicht mehr öffentlich ſehen laſſen, den Deputirten der Stadt Thorn wurde es auf die Seele gebunden, auf dem bevorſtehenden Reichstage, die Sache ſcharf zu betreiben, und der polniſche Hof, des Pfaffengeſchreyes müde, verordnete endlich eine Kommiſſion zu Unterſuchung der Begebenheiten des 16ten Julius. Zugleich ward auf allerhöchſten Befehl, der Kommendant von Thorn in Verhaft genommen, und die Beſatzung mit zwey Kompagnien von der Garde verſtärkt.

Dies Betragen der Krone Pohlen war ungerecht; da ſie vermöge des Traktats, den dieſe Stadt freywillig mit ihr gemacht, nur Majeſtätsverbrechen zu rügen befugt war, die ordentliche Obrigkeit aber zu jeder Zeit die peinliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hatte.

Am 16ten September ward die königliche Kommiſſion eröfnet. Die erwählten Richter wohnten zuerſt dem Gottesdienſt in der St. Johannis Kirche bey, und riefen den höchſten Richter unſer aller um Beyſtand und Erleuchtung an, welche ihnen Gott aus weiſen, aber unerforſchlichen Gründen verſagte. Hierauf ward der Anfang mit Abhörung der Zeugen gemacht. So lange der Biſchof von Plocko, und der Woywode von Culm, ein Paar würdige Männer, zugegen waren; ſo lange hatten auch Gerechtigkeit und Billigkeit Sitz und Stimme in der Verſammlung. Als aber dieſe beyde — leider nur allzufrüh! — das unglückliche Thorn ſeinem Schickſale überlieſſen, erlaubten ſich der Biſchof von Cujavien, und der Kronkämmerer, Fürſt Lubemirsky, beyde geſchworne Feinde dieſer Stadt, jeden Greuel einer entflammten Rachſucht. Der Gerechtigkeit entfiel die

Wage; die Religion weinte, und die Menſchenliebe entfloh verhüllt vielleicht zu den Küſten der Antropophagen. Gebrandmarkt ſey Euer Andenken, ihr Henker der Unſchuld! verflucht von euren Zeitgenoſſen! verflucht von der Nachwelt! Hinkend verfolgt Euch die Geſchichte, aber ſie erhaſcht Euch früh oder ſpät, und hängt Eure Namen an die Schandſäule, die über dem Grabe Eurer Gemordeten ſteht. Der Geſchichtſchreiber ſchaudert, indem er euch nennt, und wirft die Feder weg, die er mit euren Namen beſudelte.

Jeder Zeuge, den der angeklagte Rath vor Gericht ſtellte, ward als Mitſchuldiger verworfen; wer aber gegen einen Bürger der Stadt zeugen wollte, ward mit Frohlocken bewillkommt, wäre es auch nur ein erkaufter Landſtreicher, eine mißvergnügte Magd, oder ein geſchwätziges altes Weib geweſen. — Der Schuſter Wunſch ward aus Rachſucht von ſeiner katholiſchen Magd angegeben, und ſogleich in Verhaft genommen; da aber bald darauf das Nagen ihres Gewiſſens ſie quälte, lief ſie bleich und zitternd zum ſehr ehrwürdigen Pater Marczewsky, und zeigte die Unſchuld ihres Herrn an. Der liebreiche Mann empfieng ſie mit den Worten: „Je du H**! haſt du Einmal deine Ausſage beſchworen; ſo packe dich fort!“ (Man hat nicht erfahren, woher der ehrwürdige Pater Marczewsky wußte, daß die Magd eine H** ſey). — Der Nadler Schultz hätte ſich mit zwölf polniſchen Gulden loskaufen können, weil er ſich aber mit ſeiner Unſchuld loskaufen wollte, mußt' er ſterben. — Eben ſo der Weisgerber Hetzel, dem ſeine Freyheit fünf Ellen holländiſches Tuch koſten ſollte. Am 26ſten September ſaßen bereits bis achtzig Perſonen gefangen, und unter dieſen einige, welche augenblicklich beweiſen konnten, daß ſie am ſelben Tage gar nicht in der Stadt geweſen.

Wer die katholiſche Religion annahm, war frey, wäre er auch der verruchteſte Böſewicht geweſen. Die Rathsdiener wurden mit der Tortur bedroht, weil ſie nicht gütlich bekennen wollten, was ſie nicht bekennen konnten: „daß der Präſident Röſſner ſelbſt „Befehl zum Aufruhr ertheilt.“ Nachdem dieſe ſaubere Kommiſſion zwey Monat alſo gewirthſchaftet, ließ ſie ſich noch zum Schluß für ihre gehabte Bemühung 2950 Dukaten auszahlen, und zog mit Hinterlaſſung von ſechs und ſechzig Gefangenen von dannen.

Die Stadt ſandte zwey Deputirte an den Hof — umſonſt! — ſie lud die Jeſuiten, wegen falſcher Zeugen Ausſage, vor das königliche Hofgericht — umſonſt! ihr Untergang war beſchloſſen. Der Reichstag übertrug die Entſcheidung dem königlichen Aſſeſſorialgericht, welches einſeitig folgendes Urtheil ſprach. — Damals tauchte der protokollirende Engel ſeine Feder in Blut, und zog einen Strich durch das Wort Bruderliebe.

Urtheil.

„Da die Ketzer in Thorn die ihnen verſtattete Religionsduldung ſchon oft gemißbraucht; da nunmehro ſogar ein gewiſſer Heyder ſich unterfangen, ſich an einen katholiſchen Studenten zu vergreifen,“ (welcher ihm doch nur im gottſeligſten Eifer von der Welt, einige wohlgemeynte Ohrfeigen gegeben, weil er den Hut vor dem allerheiligſten Skapulier der Mutter Gottes nicht abgenommen) „da man dieſen katholiſchen Märtyrer ſogar in die Wache geworfen,“ (weil er ein unnützer Bube war) „und der Präſident Röſſner ihn trotz alles Bittens nicht losgelaſſen,“ (weil er ſonſt noch mehr dumme Streiche hätte machen können) „da der Präſident Röſſner ferner dem daher entſtandenen Tumult nicht geſteuert, ſondern ruhig zugeſehen, daß man den heiligen Ignatius, den heiligen Antonius und mehrere andere Heilige, auf die

„ſchändlichſte Weiſe gebraten, und da endlich der Vicepräſident Zernecke ſich gleiches „Verbrechens ſchuldig gemacht; ſo ſollen die „Herren Ankläger zuförderſt ihre Anklagen „beſchwören, ſo wahr ihnen Gott und das „Leiden Chriſti helfen wolle, zeitlich und „ewiglich! und darauf ſollen dem Präſidenten und Vicepräſidenten die Köpfe abgeſchlagen, und die Güter des Präſidenten „Röſſner confiſcirt werden. Die vornehmſten Rädelsführer (hier folgen ihre Namen) „ſollen gleichfalls ihrer Köpfe verluſtig ſeyn; „denenjenigen aber, die den heiligen Ignatius, zuſammt dem Skapulier der Mutter „Gottes gebraten, ſoll, ehe ſie ihre Köpfe „verlieren, noch die rechte Hand abgehauen „werden. **Karvis** aber ſoll“ (weil er ſich auch nicht geduldig hat maulſchelliren laſſen) „geviertheilt, und ſein Körper außer „der Stadt verbrannt werden. Noch viele „andere ſoll man ihrer Aemter entſetzen, auf „ein Paar Jahr ins Gefängniß werfen, und

„wenn ſie lebendig wieder herauskommen, „mit anſehnlicher Geldbuße belegen. Von „dieſem Gelde ſoll man alsdann der heiligen „und unbefleckten Jungfrau und ihrem gebratenen Skapulier zu Ehren, eine marmorne Säule errichten, gerade auf dem „Platze, wo es gebraten worden. Die Kaufdiener und Jungens, die an dem Tumult „Theil gehabt, ſoll man mit Hundepeitſchen „züchtigen. Ferner ſoll, zur Strafe der „Stadt, inskünftige die Hälfte ihres Raths „und ihrer Schöppen katholiſch ſeyn, wie „auch die Hälfte der Stadtſoldaten; damit „die rechtgläubigen Jeſuiterſchüler Schutz „finden“ (wenn ſie dumme Streiche machen wollen). „Die St. Marienkirche ſoll man „den ſehr ehrwürdigen und liebreichen Vätern Bernhardinern des Franciſcanerordens „ſammt der Bibliothek und dem Kirchengeräthe einräumen. Wenn in Zukunft ſich „Jemand unterfängt, die Rechtgläubigen „auf einige Weiſe zu hindern, wenn ſie das

„Skapulier der Mutter Gottes herumtragen; ſo ſoll er fünf hundert Dukaten Strafe „zahlen. Schließlich ſoll ſich Niemand unterſtehen, zu ſagen, oder zu denken, daß „dieſes Urthel ein dummes Urthel ſey, bey „Vermeidung des Scheiterhaufens, und das „Alles von Rechts wegen!“

Dieß, mit dem Stempel der Gerechtigkeit und Menſchenliebe geſchmückte Urtheil, ward am 16ten November in Warſchau öffentlich publicirt. Der ruſſiſch kaiſerliche, der römiſch kaiſerliche, und der königlich preuſſiſche Miniſter machten Vorſtellungen dagegen — umſonſt! Der Rath zu Danzig ſchrieb an den König — umſonſt! Die Könige von Preußen, England, Dännemark und Schweden ſchrieben an den König — umſonſt! Auguſt wiegte ſich im Arm ſeiner Buhlerinn, und Wollüſte erſtickten jeden Keim menſchlicher Empfindung. Der Fürſt Lubomirsky wurde zum Executor ernannt, mit tückiſchem Lächeln ſchlurfte er bereits im Geiſt das Blut der Unſchuldigen, und aus Furcht, der König werde endlich ſich rühren laſſen, langte er über Hals und Kopf in ſechs und zwanzig Stunden zu Thorn an.

Die beyden ehrlichen Greiſe Röſſner und Zernecke, waren eben in der Kirche und wurden vom Altar weggeriſſen. Der Rath appellirte an die Gnade des Königes, der dieß erſte heilige Recht, das den Monarchen zum Vater ſeines Volkes macht, nicht kannte. Die zum Tode verurtheilten Bürger ließen folgende Bittſchrift an den König abgehn:

Gnädigſter König und Herr *)!

Ew. Majeſtät vertreten hienieden Gottesſtelle, und wie kann ein König Gott ähnlicher werden, als durch Gerechtigkeit und Gnade. Gottes Barmherzigkeit hält das Schwerdt ſeiner Gerechtigkeit in der Scheide, und der armen Weiber und Kinder Thränen,

Seufzer

---

*) Ich habe an dieſer Bittſchrift mit Vorbedacht keine Sylbe geändert.

Seufzer und Winſeln, waren immer kräftig, die Strenge derſelben zu mildern.

Gnädigſter König und Herr! wir arme Unglückliche und unſchuldig Verurtheilte, fallen mit unſern Weibern und Kindern in tiefſter Unterthänigkeit zu Ew. Majeſtät Füſſen, und bitten um Gnade und um Gerechtigkeit. Man höre uns, ehe man unſer unſchuldiges Blut vergießt; man richte uns nach deutſchen Rechten und preuſſiſchen Gewohnheiten; man überführe uns durch unverwerfliche Zeugen. Der göttlichen Allwiſſenheit iſt es bekannt, und wir ſind es zu beweiſen erbötig, daß die gegen uns aufgeſtellte Zeugen, theils nicht einmal in der Stadt geweſen, theils ihr Zeugniß nachher ſelbſt bereut haben, theils durch Drohungen verleitet, und nie mit uns confrontirt worden. Mägde und alte Weiber können unmöglich gegen Ew. Majeſtät treue Bürger und geſchworne Unterthanen zeugen. Wir appelliren daher mit Vertrauen und Zuverſicht an

Ew. Königl. Majeſtät Gnade und Gerechtigkeit, und berufen uns auf unſere jederzeit geleiſtete Treue, wie wir oft mit duldender Ergebung in Ew. Majeſtät Willen es angeſehn, daß man unſere Häuſer in Steinhaufen verwandelt, unſer Rathhaus verbrannt, unſere Thürme geſprengt, unſere Mauern und Wälle geſchleift, und uns ſelbſt mit harten Brandſchatzungen belegt hat. Gnädigſter König und Herr! laſſen Sie ſich rühren durch unſere in Blut und Thränen wallende Herzen und Augen! laſſen Sie ſich um Gottes und Chriſti willen rühren, durch das Winſeln und Seufzen unſerer armen Weiber und unmündigen Kinder, die nach unſerm Tode ihr Brod würden betteln müſſen. Wir ſind bereit, mit Gut und Blut zu erweiſen, daß wir bis in den Tod ſind und bleiben wollen,

Ew. Majeſtät getreuſte Unterthanen.

Vergebens! die armen Unglücklichen wurden keiner Antwort gewürdigt.

* * *

Am 5ten December verſammelte ſich das Blutgericht. Als Kläger erſchienen, der ſehr fromme und ſehr liebreiche Pater Wolensky, und der Kronsfiſcal. Die Gefangenen wurden herbeygeführt und das Urthel verleſen. Da es lateiniſch abgefaßt war, die meiſten Verurtheilten aber kein Latein verſtanden; ſo war der Pater Wolensky ſo gefällig, ihnen mit ſeiner Sprachkunde behülflich zu ſeyn. Hierauf traten die unglücklichen Schlachtopfer wieder ab, und es blieb nun nichts mehr zu beobachten übrig, als die kleine Formalität des Eydes, den der Kläger ſchwören ſollte. Der Pater Wolensky verdrehte höchſt andächtig die Augen, faltete die Hände über ſeinen Schmerbauch, ſtieß einen frommen Seufzer aus, und verſicherte die Herren Richter:

ter: „daß er als ein Geiſtlicher keinen Ge„fallen am Blutvergießen habe.“ So ſprach ſein Mund; aber ſein rollendes Auge ſchoß aus dem linken Winkel des linken Augapfels einen ſchielenden Blick auf einen ſeiner Ordensbrüder. So ſteigt eine Rakete im Schlachtfeld empor, und eilend ſtürzt dann zu Hülfe herbey, der tückiſch gelagerte Hinterhalt. Der Jeſuit, und mit ihm ſechs beſtochene Zeugen, fielen nieder auf die Kniee, erhuben ihre Finger und ſchwuren den verlangten Eid: „ſo wahr ihnen Gott und das „Leiden Chriſti zeitlich und ewiglich helfen „wolle!“

„Aber ums Himmelswillen!“ — ſo ſprach einige Tage nachher ein Freund zum andern — „wie haſt du ſolch ein Zeugniß „ablegen können, da du doch am Tage des „Tumults nicht einmal in der Stadt warſt?“ „Ey zum Henker! verſetzte der ehrliche Schurke: Die Ketzer ſind ja ohnedieß verdammt,

„und der Pater Wolensky ſagt, daß wir ein „verdienſtliches Werk gethan haben.“

O du liebenswürdiger und ſehr aufgeklärter Pater Wolensky! vermuthlich ſitzeſt du anjetzo zur Rechten des heil. Ignatius, mit dem allerheiligſten Skapulier um den Hals, und erndteſt den Lohn deines ſanftmüthigen Eifers.

Noch am ſelben Abend wurde den beyden Bürgermeiſtern ſowohl, als den übrigen Verurtheilten angekündigt, ſich zum Tode zu bereiten, und Tages darauf ſahen die Bürger mit ſtarrem Blick und ſtummen Schaudern auf öffentlichem Markt eine Blutbühne errichten. In der Nacht des 7ten Decembers wurden noch einige polniſche Fahnen in die Stadt gelaſſen, und der Markt ringsum beſetzt.

Der Morgen brach an, die Sonne blieb verhüllt, dicker Nebel lag um die Stadt, giftig und kalt, wie die Herzen der Blutrichter. Schweigend verließ jeder Bürger die ſchlafloſe Ruheſtätte, die er in der vergangenen Nacht naß weinte; ſchweigend kniete mancher Hausvater in eine Ecke ſeines Zimmers, um für die Seelen ſeiner unglücklichen Brüder zu beten. Niemand weinte, denn Angſt feſſelte die Thränendrüſe. Still und ſchwer athmend öffnete hin und wieder Einer das Fenſter und blickte nach der Sanct Johanniskirche — Der Nebel machte das Kreuz auf dem Kirchthurm unſichtbar. Es herrſchte eine fürchterliche Stille in der ganzen Stadt, die Straßen waren leer, die Häuſer verſchloſſen. Wenn ein einzeler Dragoner über die Straße gieng; ſo klang es dumpf und hohl bis zu dem entfernteſten Thore. Sieben Frauen und ſechs und zwanzig Kinder, die nun bald ſieben Wittwen und ſechs und zwanzig Waiſen werden ſollten, wimmerten zu den Füßen ihrer Männer und Väter, die halb wahnſinnig auf ſie herabſahen. Der Pater **Wolensky** ſchlurfte eine Taſſe Chokolade und ſahe nach der Uhr.

Es war fünf Uhr des Morgens, als ein Hauptmann mit funfzig Mann den alten Präſidenten Röſſner aus ſeinem Hauſe abholte. Der ehrwürdige Greis wankte ein wenig, als er auf die Straße kam, doch wollt' er ſich nicht führen laſſen. Sein Antlitz war heiter, der kalte Nordwind ſpielte mit ſeinen weiſſen Haaren. So wie die Gipfel der Alpen in Schnee gehüllt, auf die Wetterwolken unter ſich blicken, ſo ſah er herab auf ſeine Henker.

Aengſtlich lauſchend, mit zurückgehaltenem Athem und bleichen Geſichtern, ſtanden die Bürger hinter den Vorhängen ihrer Fenſter, und ſahen den ſechs und ſechzigjährigen Greis zum Tode führen, der ihnen und ſeiner Vaterſtadt vierzig Jahre lang die treuſten Dienſte geleiſtet hatte. Er war von Jeſuiten und Bernhardinern umgeben, die ſeit der Bekanntmachung des Urtheils alles verſuchten, ihn von ſeinem Glauben abtrünnig zu machen. „Begnügt euch an meinem Kopf!“

verſetzte der ſtandhafte Biedermann: „die „Seele ſoll mein Jeſus haben!“ So wurde er bis in den innern Platz des Rathhauſes geführt, und ihm ſein altes, graues Haupt vor die Füße gelegt.

Friede! Friede! ſey mit deiner Aſche!
Troſt des Himmels ward dem Duldenden gewährt,
und die Friedenspalme eines Engels
wand ſich, Kühlung duftend um dein Henkerſchwerdt.
Friede! Friede! ſey mit deiner Aſche!
Jener letzte Richter wird dein Rächer ſeyn!
Heiße Thränen weint die ungetäuſchte Nachwelt
auf dein moderndes Gebein.

Um acht Uhr begann das Trauerſpiel auf dem Markte. Das Blutgerüſt war mit polniſchen Soldaten umgeben, kein Bürger ließ ſich blicken. Zitternd und mit aufgehabenen Händen wurden die unglücklichen Schlachtopfer

opfer herbeygeſchleppt. Sie hatten kaum die Kraft, die Lippen zu bewegen; die lutheriſchen Prediger beteten für ſie. Ihre Weiber hiengen an ihnen und blieben ohnmächtig liegen, als ſie die Blutbühne betraten; die kleinen Kinder wimmerten. Man bot ihnen Gnade an, wenn ſie zur katholiſchen Religion übertreten wollten — keiner nahm ſie an. Der Henker lächelte tückiſch, und fieng an zu metzeln.

Kein Kopf flog auf den erſten Hieb vom Rumpfe, jeder Ketzer ſollte die Bitterkeit des Todes tauſendfach ſchmecken. Erſt ward die Hand abgehauen — dann ließ man dem Verſtümmelten Zeit, das zuckende Glied zu betrachten — dann brüllte er heulend ſeinen Brüdern den Schmerz entgegen, der auch ihrer harrte, und das war Muſik in den Ohren der heiligen Henkersknechte — dann ward ihm der Kopf abgeſchlagen — aber nicht auf einmal. Einer, namens Gutbrodt, empfieng drey Hiebe, und richtete ſich dreymal wieder in die Höhe, um den letzten, tödtenden Hieb zu erflehen. Sein Weib wurde wahnſinnig, mußte weggeführt werden, und ſtarb zwey Tage nachher unter den Anfällen der ſchrecklichſten Raſerey. Man hatte die Bühne nicht mit Sand beſchüttet, das Blut floß auf nackter Erde, und tröpfelte durch die Fugen der Bretter herab, wo es von den Hunden aufgeleckt wurde. Die zuletzt Herbeygeführten glitſchten in Blut, knieten in Blut und legten ihr Haupt auf den blutigen Block. Karwis wurde geviertheilt und ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen, welches der Henker rauchend und zuckend emporhielt, und dabey ausrief: „Sehet da. ein lutheriſches Herz!“ Darauf wurden die Körper unter den Galgen geführt und verbrannt. Die lutheriſchen Prediger mußte man mit Wache nach Haus begleiten, um ſie vor der Wuth des hohen und niedern katholiſchen Pöbels zu ſchützen.

Der Vicepräſident Zernecke wurde aus höchſtköniglicher Milde begnadigt, um, wie es in dem Gnadenbriefe heißt, ſeine väterliche zärtliche Liebe gegen die gute Stadt Thorn zu erkennen zu geben. Sein eigentliches Verbrechen aber war, daß ſein Haus zu nahe an der Jeſuiterſchule, und den Herren Patribus ſehr bequem lag. Er verſprach freywillig auszuziehen, und ſechzig tauſend polniſche Gulden zu bezahlen; und ſo ſchenkte man ihm das Leben, hätte er auch die Bildſäule des heiligen Ignatius an den Galgen gehängt.

Schaudere Menſchheit! weint ihr guten Seelen! knirſcht ihr gefühlvollen Männer! Alle dieſe Gräuel geſchahen in dem erleuchteten achtzehnten Jahrhundert.

IV.

IV.

Maria Franciſca Victoria Salmon,

oder

der Triumph der Unſchuld.

Das Publicum hat in den Zeitungen die Geſchichte der unglücklichen Salmon geleſen; doch ich bin überzeugt, daß eine ausführliche Erzählung der intereſſanten Schickſale dieſes Mädgens ihm nicht unwillkommen ſeyn wird. Denn was ein Zeitungsſchreiber in dem ihm eigenen Tone, in gedrungener Kürze herplappert, iſt nicht genug für das Herz des mitfühlenden Menſchenfreundes.

Maria Salmon, ein liebenswürdiges Geſchöpf von zwanzig Jahren, aus deſſen

Blicken eine gute, ſchuldloſe Seele ſprach, kam im Monat Auguſt 1780 nach Caen, um Dienſte zu ſuchen. Schon am Abend ihrer Ankunft ward ſie in einem Hauſe aufgenommen, welches von ſieben Perſonen bewohnt wurde, unter [illegible] ein Greis von ſechs und achtzig Jahren. Am fünften Tage ſtarb der alte Mann, die Leiche ward geöffnet, und man glaubte Spuren von Gift zu finden, der ihm in einem Glaſe Wein beygebracht worden. Den Morgen darauf klagten auch die übrigen Hausgenoſſen über heftiges Reißen im Leibe, glaubten ſich ſämmtlich vergiftet, und übergaben ihre neue Magd, als Urheberinn dieſer Schandthat, dem Gerichte. Der Procureur des Königs ließ ſie ins Gefängniß werfen, die Sache ward unterſucht, und die unglückliche Salmon verurtheilt:

> „mit einer Kette an einen Pfahl geſchmiedet, und lebendig verbrannt zu werden; vorher aber noch die Tortur auszuſtehen.“

Dieſe Sentenz ward am 17ten May 1782 durch das Parlament von Rouen beſtätigt. Das verurtheilte Mädgen, welches von Caen nach Rouen war geſchleppt worden, wurde nun wieder zurückgebracht, um die Strafe eines nie begangenen Verbrechens zu leiden. Die ſchreckliche Pforte der Torturkammer öffnete ſich, der Henker ergriff mit kaltem Blute die Werkzeuge der Marter, der Scheiterhaufen war bereit, die Fackel angezündet, die ihn in Flammen ſetzen ſollte. — Da entriß die Todesangſt der leidenden Maria eine Lüge: „ich bin ſchwanger!" rief ſie aus, und ſank in Ohnmacht. Auf dieſes Bekenntniß wich der Henker zurück, die Pforte der Marterkammer ſchloß ſich wieder, und die Fackel ward ausgelöſcht. Der Richter verſchob die Execution bis auf den 29ſten Julius, im Fall nämlich ihre Schwangerſchaft ſich in dieſer Zeit nicht veroffenbaren würde.

Armes Mädgen! rein an Körper und Seele, was wird es dir helfen, deine Unſchuld verläugnet zu haben? nur für den ſchleichen die Tage im Schneckengang, der auf ein Glück hofft; ſie eilen aber Wetterſchnelle vorüber für den, der ein fernes Unglück fürchtet. Der ſchreckliche 29ſte Julius kam, die Unſchuld, ohne Rettung verzehren, warf ſich in den ſchweſterlichen Arm der Religion, welche tröſtend die Verzweiflung von ihr ſcheuchte, den Vorhang wegzog, und ſie hinüberblicken ließ in eine beſſere Welt. Zum zweytenmal öffnete ſich die ſchreckliche Pforte der Marterkammer, zum zweytenmal ſchwang der Henker die Fackel, den aufgethürmten Holzſtoß anzuzünden. Salmon wankte zum Tode. Siehe da ſtürzt ſich ein Reuter athemlos durch das Gedränge: „Halt! im Namen des Königs!“ Die gaffende Menge ſtuzt, Alles drängt ſich um ihn her, er zieht ein Papier aus ſeinem Buſen, naß von ſeinem eigenen Angſtſchweiß; es enthält einen

Befehl an das Parlament von Rouen: „mit „der Execution inne zu halten, und den Proceß noch einmal zu unterſuchen.“

Mir ſagts mein Herz, ich glaub' und fühle was ich glaube;
die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
läßt uns dem Elend nicht zum Raube;
und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
ſo laſſ' uns feſt an dieſem Glauben halten:
Ein einzger Augenblick kann Alles umgeſtalten.

Oberon.

Wer war der großmüthige Schutzengel der unterdrückten Unſchuld? Geſang des Dichters, nenn' ihn der Nachwelt! Pinſel des Malers, verewige ſeine Züge! Meiſel des Künſtlers, grabe ſeinen Namen in Marmor. Le Cauchois, Advokat des Parlaments zu Rouen, ein junger Mann voll der hervorſtechendſten Geiſtesgaben, überzeugt von Mariens Unſchuld, nutzt die kurze Friſt, welche die vorgegebene Schwangerſchaft dem unglücklichen Mädgen verſchaffte, fliegt nach Paris, wirft ſich dem Großſiegelbewahrer zu Füßen, miſcht heiße Thränen des Mitleids in die Stimme der Wahrheit, und dringt bis zum Herzen des Miniſters. Er war es, der athemlos ſich unter die Menge ſtürzte, und das wankende Mädgen den Klauen ſeiner Henker entriß.

Das Parlament zu Rouen unterſuchte die Sache nunmehro zum zweytenmale, vernichtete zwar die Sentenz der Gerichte zu Caen, verhängte aber eine neue, weitläuftigere Unterſuchung, während welcher Maria Salmon im Kerker bleiben ſollte. Le Cauchois, auch damit noch nicht zufrieden, und zitternd vor der Partheylichkeit derjenigen Richter, die ſchon einmal die Unſchuld zum ſchmählichen Tode verdammt hatten, wandte ſich zum zweytenmal an den Hof, der

König caſſirte das Arret des Parlaments zu Rouen, und verwieß die ganze Sache an das Parlament zu Paris.

Am 20ſten May 1786 verſammelten ſich die Richter zum Erſtenmale des Morgens um ſieben Uhr, die Sitzung dauerte bis zwey Uhr Nachmittags. Das nämliche geſchah am 21ſten und 22ſten. Der 23ſte ſollte endlich der entſcheidende Tag ſeyn. Ganz früh des Morgens ward Maria zum letzten Verhör geführt, und darauf in die ſogenannte Kammer des heiligen Ludwig gebracht, um dort ihr Urtheil zu erwarten. Hier blieb ſie allein mit dem Vertheidiger ihrer Unſchuld von halb acht bis eilf Uhr. In dieſer Zwiſchenzeit, ſo ſchrecklich für den Verbrecher, ſo ſchrecklich ſelbſt für die Unſchuld; wer hätte nicht glauben ſollen, daß die grauſamſte Angſt im Herzen des armen Mädgens wüthen werde? aber nein! ein edles, beſcheidnes Bewußtſeyn, ein Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Richter, ſchimmerte aus ihren ſanften Zügen. Viele der Räthe traten wechſelsweiſe in die Kammer des heiligen Ludwig, um zu beobachten, ob in dieſer kritiſchen Stunde, das Geſicht der Unglücklichen, wenn ſie würklich Verbrecherinn ſey, nicht ihr Verräther ſeyn werde. Umſonſt! alle kamen zurück, bewundernd die ruhige Zuverſicht, die gewiß nur Tugend und Unſchuld mittheilen. Ein Beyſpiel davon wird den Leſer in Erſtaunen ſetzen.

Maria hatte noch nie ſchwimmende Mühlen geſehn, wie man ſie in Paris auf Fahrzeuge erbaut. Sie ſaß mit Le Cauchois an einem Fenſter, wo ſie die Ausſicht nach dem Fluſſe hatte, einige ſolche Mühlen fielen ihr ins Auge. „Was ſind das für Fahrzeuge?“ fragte ſie neugierig: „man ſollte „wahrhaftig denken, es ſtünden Mühlen „darauf.“

„So iſt es auch,“ antwortete Cauchois: „es ſind Kornmühlen.“

„Wie? ſchwimmende Mühlen? o das iſt „einzig, das ſah ich noch nie.“

Greift in euren Buſen, ihr Männer, die ihr mit Standhaftigkeit prahlt! Ein Mädgen, zweymal zum Feuer verdammt, in dieſem Augenblicke erwartend, den letzten, fürchterlichen Ausſpruch über Leben und Tod; hat noch Beſinnungskraft genug, einen Gegenſtand außer ſich ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen, iſt noch fähig eine Art von Freude zu äußern, über eine nützliche Erfindung, die ſie zum Erſtenmale ſieht.

Um eilf Uhr trat endlich Herr Chupin, einer der Richter, in die Kammer des heiligen Ludwig, und brachte der harrenden Unſchuld folgendes Urtheil:

„Das Parlament erkennt die ergriffene „Appellation der Maria Franciſca Victoria „Salmon für gültig, vernichtet den Spruch „der Gerichte zu Caen und des Parlaments „zu Rouen vom 18ten April 1782, ſpricht die „Beklagte von allen gegen ſie gemachten Be-

„ſchuldigungen los und ledig, befiehlt dem Parlament zu Rouen alle jene Anklagen aus ihren Regiſtern auszuſtreichen, und an den Rand derſelben die Unſchuld der Beklagten zum ewigen Gedächtniß niederzuſchreiben, auch ihr Alles das Ihrige ſogleich wieder auszuliefern. Der Maria Franciſca Victoria Salmon bleibt das Recht offen, ihre Ankläger gerichtlich zu belangen, und Erſatz ihrer Ehre und ihrer Leiden von ihnen zu fodern. Gegenwärtige Sentenz ſoll gedruckt und öffentlich angeſchlagen werden, zu Rouen, zu Caen und in dem Kirchſpiel von Meautis, in der Stadt, den Vorſtädten und dem Weichbild von Paris, wie auch überall, wo es vonnöthen ſeyn wird. Gegeben im Parlalament, am 23ſten May 1786. Collationirt, Gallien. Unterzeichnet, Le Couſturier."

Kaum hatte Chupin geendigt, als Maria ihrem Vertheidiger in die Arme fiel, und ihm mit Thränen für ihre Rettung dankte.

Das Volk, das ſich in Menge verſammelt hatte, und die Straße und den Vorhof anfüllte, hörte kaum das geſprochene Urtheil des Parlaments, als ein ausgelaſſenes Freudengeſchrey in die Lüfte emporſtieg. Der Enthuſiasmus war unausſprechlich, der Zulauf unbeſchreiblich. Alles drängte ſich herbey, um die losgeſprochene Unſchuld zu ſehn. Die Wachen wurden verdoppelt, und doch ſah man ſich genöthigt, Marien in das Innere der Schranken treten zu laſſen, wo ſie ſicher blieb vor dem Gedränge, und doch von jedem geſehen werden konnte.

Dionis de Sejour, ein ehrwürdiger Greis, der in Mariens Proceß den Rapport abgeſtattet, oder, wie wir uns in Deutſchland ausdrücken, die Relation gemacht hatte; näherte ſich ihr, um ihr Glück zu wünſchen. Sogleich ſchrie das ganze Volk: „Salmon, umarme ihn! umarme ihn!“ Maria that es, mit der nämlichen liebenswürdigen Beſcheidenheit, die während ihres Unglücks ſie nie verlaſſen hatte.

Nun ergriff Einer der Richter ſein Barret (eine Art viereckter Mützen, ohngefähr wie in Deutſchland die Doctorhüte) warf zwey ſechs Livresthaler hinein, und übergab das Barret an Cauchois. Sogleich regnete es Geld von allen Seiten, die Mütze war voll, ehe Cauchois noch fünf Schritte damit gethan hatte.

Es iſt der Gebrauch im Parlament, daß ein Gefangner, der für unſchuldig erklärt worden, durch die ſogenannte Ehrenpforte wieder zurück, die große Treppe hinab geführt wird. Dieſe Pforte öfnete ſich auch heute für die unſchuldige Maria. Kaum aber hatten die Wachen ſich in Bewegung geſetzt, ſie zu begleiten, als die ganze frohe Menge ſich vor ihr her ſtürzte, und ihren Weg ſo engte, daß ſie über eine Stunde Zeit brauchte, um bis auf die unterſte Stufe der großen Treppe zu gelangen, wo eine Miethkutſche

kutſche ſie erwartete. Tauſend Arme ſtreckten ſich aus, um ſie hinein zu heben; aber da ſtand der Wagen und konnte nicht aus der Stelle, denn der Zulauf vergrößerte ſich von Minute zu Minute. Die Vorübergehenden, die von der ganzen Sache noch nichts wußten, ein einfach gekleidetes Mädgen mit Blumen geſchmückt, in der Mitte von Soldaten und Parlamentsgliedern erblickten, und das ſchallende Freudengeſchrey der zahlloſen Menge hörten; drängten ſich neugierig herzu, frugen ihre Bekannten, was hier vorgehe? Ein Jeder wollte erzählen. „Es iſt „ein junges Mädgen, das zweymal zum „Feuer verdammt worden, zweymal auf dem „Wege zum Richtplatz geweſen, und der „König hat die Sache an das Parlament zu „Paris verwieſen, und das Parlament hat „ſie eben für unſchuldig erkannt, und hat „ſie durch die Ehrenpforte zurückführen laſ„ſen. Es lebe der König! es lebe das Par„lament!“

Endlich hatte die Wache für Mariens Wagen ſoviel Platz gemacht, daß er ſich in Bewegung ſetzen konnte; aber länger als zwey Stunden brachte ſie zu, um vom Palais bis zu der Straße la Harpe zu kommen. Das Volk fiel den Pferden in die Zügel, hielt ſie bey den Mähnen zurück, um die gerettete Unglückliche noch einen Augenblick länger zu betrachten. Die Proceſſion von St. Euſtache kam die Straße herab. Der Prieſter, welcher ſie führte, erkundigte ſich nach der Urſache dieſes ungewöhnlichen Zuſammenlaufs, und kaum war er davon unterrichtet worden, als er ſogleich eine Collecte veranſtaltete, und ſieben hundert vier und zwanzig Livres, vierzehn Sous in Mariens Schooß ſchüttete. Unter dieſer Summe fanden ſich nachher beynahe funfzehn Livres an Pfennigen, ein Beweis, daß auch die ärmſten Bürger mit Freuden ihr Scherflein dazu gegeben hatten. — Es mag wahr ſeyn, daß die franzöſiſche Nation oft leichtſinnig und läppiſch iſt, aber gewiß öfter iſt ſie liebenswürdig. Wem dringt der frohe Enthuſiasmus dieſes Volkes nicht an's Herz!

Cauchois führte Marien zu dem Großſiegelbewahrer. „Gnädiger Herr!“ redete er ihn an: „ſehen Sie da Ihr Werk. Ohne „Sie wäre dieſe Unglückliche ein Raub der „Flammen geworden.“ Maria warf ſich zu den Füßen des Greiſes, und ſtammelte ihren Dank. Er hob ſie auf: „danke Gott, „meine Tochter!“ ſprach er mit freundlicher Herablaſſung: „vergiß nie den Schutz ſeiner „Allmacht. Ehre deine Richter! ſie ſind „Menſchen und konnten ſich irren.“ Mit dieſen Worten umarmte er das beſcheidene Mädgen, und machte ihr ein anſehnliches Geſchenk. Auch der Erzherzog und die Erzherzoginn, die Herzoginn von Valliere und der Graf von Eſtaing, der Bailli von Suffren und der Graf von Aranda, der Erzbiſchoff von Paris und beynahe alle Große des Reichs, widmeten der geretteten Unſchuld eine

Thräne der Theilnehmung, dünkten ſich nicht zu groß, eine Magd auf ihrem Sofa neben ſich zu ſehn, und überhäuſten Marien mit Wohlthaten; die Herzoginn von Orleans übernahm ihre Ausſtattung. Auch zu Belle-Chaſſe ward ſie dem Prinzen von dem Hauſe Orleans vorgeſtellt, die ſie als eine Schweſter empfiengen. Die berühmte Madame de Genlis ſchloß ſie mit Thränen in ihre Arme, und ſchrieb kurz nachher folgendes an Cauchois: „Ich bitte Sie der Maria Sal-
„mon zu ſagen, daß ſie in meinem Herzen
„einen tiefen Eindruck zurückgelaſſen hat, und
„daß es eine der größten Freuden meines Le-
„bens ſeyn würde, wenn ich dazu beytragen
„könnte, das grauſame Unrecht, welches
„ſie vom Schickſal erlitten, wieder gut zu
„machen.“

Allenthalben wo Maria ſich blicken ließ, ward ihr zugejauchzet. Selbſt die Fiſchweiber von Paris, zogen mit Blumen geſchmückt, beym Schall der Trommeln vor ihre Wohnung, ihr Glück zu wünſchen. Die franzöſiſchen und italiäniſchen Schauſpieler ſandten ihr funfzig Louisd'or, und ein Freybillet auf immer. Maria betrat alſo am Donnerſtag den achten Auguſt zum Erſtenmal in ihrem Leben ein Schauſpielhaus. Sie hatte ſich auf die Gallerie geſtellt, die Schauſpieler aber baten ſie und Cauchois, herab in eine der erſten Logen zu kommen. Sie that es unter lautem Händeklatſchen der verſammelten Menge. Man gab an dieſem Tage Muſtafa, und zum Nachſpiel den mürriſchen Liebhaber. Im letzten Stück ſpielte Mlle. Contat die Rolle der Gräfinn. In der dritten Scene des dritten Acts, richtete ſie folgende Worte an das Publikum:

Die Wahrheit dringt mit Müh' ans Licht,
doch nur ein günſtger Augenblick,
und ihr Triumph iſt deſto größer! *)

Die

---

*) La Verité perce mal aiſément,
mais elle n'a beſoin que d'un jour favorable,
et ſon triomphe en eſt plus eclatant.

Die Zuſchauer verſtanden ſogleich, was ſie ſagen wollte, aller Augen richteten ſich auf Marien und ihren Erretter, das Händeklatſchen dauerte einige Minuten, und die Schauſpieler auf der Bühne ſelbſt ſtimmten mit ein. Als das Stück zu Ende war, blieb Maria noch lange in ihrer Loge, um ſich dem Gedränge zu entziehen; aber umſonſt! die Menge erwartete ſie bis zehn Uhr im Corridor, und ſtieg unter unaufhörlichem Jauchzen in ihren Wagen.

Einige Tage nachher ward Paris Zeuge einer Feyerlichkeit, die Marien nicht weniger Ehre machte. Während Maria noch im Gefängniß litt, brachte man ihr eine Gefährtinn, welche wegen konterbanden Handel in Verhaft genommen werden; ein wildes, ausſchweifendes Mädgen, durch Wolluſt und Liederlichkeit an den Rand des Grabes geführt; an ihrem ausgetrockneten Buſen hieng ein Kind von fünf Monaten. Wenige Tage nachher ſtarb die Mutter, und Maria nahm ſich des unſchuldigen Knabens an. Der Prediger des Fündelhauſes beſuchte ſie einſt im Gefängniß, er wollte ihren Kummer erleichtern, ſie in ihrer Noth unterſtützen. „Ich „brauche nichts, ehrwürdiger Herr!“ antwortete die gute Maria: „Herr Cauchois „verſorgt mich mit Allem, was ich bedarf. „Aber ſehen Sie dieſes Kind! es ſoll nicht „büßen die Miſſethat der Mutter. Nehmen „Sie ſich ſeiner an, ich kann ihm hier nur „wenig Hülfe leiſten.“ Der gerührte Geiſtliche nahm das Kind mit ſich ins Fündelhaus. — Als nun Mariens Unſchuld offenbar wurde; als der mildthätige Enthuſiasmus des Volkes ſie in den Stand geſetzt hatte, wiederum Wohlthaten erzeigen zu können; da gedachte ſie des hülfloſen Kleinen, der durch ſein unſchuldiges Lächeln ihr einſt manche Stunde ihrer Leiden verſüßt hatte. „Ich „wünſchte,“ ſprach ſie: „einen immerwährenden Zeugen meines ehemaligen Jammers „zu haben. Er war mein Gefährte im Ge-

„fängniß, er ſoll der Gefährte meines Lebens „werden. Ich nehme ihn an Kindesſtatt „an."

Cauchois billigte ihren Vorſatz, und entſchloß ſich ſogar Vaterſtelle bey dem Knaben zu vertreten. Die Ceremonie der Annahme dieſes Kindes geſchah in Gegenwart von zwölfhundert Perſonen. Es ward zugleich getauft, und Maria nannte es zum Andenken an ihre unverſchuldeten Leiden: Innocent.

Ihr Herz, fünf Jahre lang von Kummer und Leiden geplagt, öfnete ſich nun wieder jeder ſanften Empfindung. Ein Mädgen mit ſo feinem Gefühl ſollte nie die Allgewalt der Liebe empfunden haben? O ja! ſie hatte geliebt, ſie liebte noch und geſtand es gern. Kurz vor ihrer Gefangennehmung warb um ſie ein ofner, junger Menſch, ſeines Handwerks ein Tiſchler. Die unglückliche Epoche ihrer Leiden kam, der Jüngling, überzeugt von der Unſchuld ſeiner Geliebten, aber ganz außer Stande ſie zu retten, ward aus Verzweiflung Soldat. Maria, im Triumph ihrer Unſchuld, mit einem Vermögen von dreyßigtauſend Livres, welches der Enthuſiasmus der Tugend ihr zugeworfen hatte, erinnerte ſich nach einer fünfjährigen Trennung mit dem ganzen Feuer der Liebe ihres guten Charles. Sie kaufte ihm ſeinen Abſchied, und erhielt von dem Herzog von Orleans für ihn die Stelle eines Schleuſenaufſehers bey dem Kanal von Briare. Nun glaubte ſie das Ziel ihrer Wünſche erreicht, und im Arm der Liebe tauſendfachen Erſatz für fünfjährige Leiden zu genießen, als ſie plötzlich in Cauchois Zügen eine Melancholie bemerkte, die im Antlitz ihres Erretters ihr jede Freude verbitterte. Oft ward ſein Auge feucht, wenn es an ihr hieng, und ſtiller Kummer ſprach aus ſeinen Blicken.

„O Mann! dem ich Leben und Ehre „ſchuldig bin," ſprach ſie einſt mit inniger Theilnehmung: „ein verborgener Gram nagt

„an Ihrem Herzen. Es wäre grauſam, mir „ihn zu verheelen, und kann ich gleich nicht „helfen; ſo kann ich doch mit weinen.“

Bewegt ſchloß Cauchois das gute Mädgen in ſeine Arme, und ſeine zitternde Lippen ſtammelten das Geſtändniß ſeiner Liebe. Maria ſtutzte, ſah errötend auf ihren Retter herab, duldete einige Augenblicke den Kampf zwiſchen Liebe und Dankbarkeit, widmete ihrem Charles eine Thräne, und — reichte Cauchois ihre Hand. Wer verdiente auch wohl mehr an Mariens Buſen den Lohn ſeiner Großmuth zu erndten, als Cauchois, der edle, junge Mann, der einſt ohne Intereſſe, ohne Hofnung der Vergeltung, ohne das Mädgen, für deſſen Unſchuld er kämpfte, auch nur geſehen zu haben, ſich zu ihrem Befreyer aufwarf, mit männlichem Muth und Jünglingsfeuer das ſchöne Werk begann, und ſo herrlich hinausführte. Maria Salmon war das ſechſte Schlachtopfer der blinden Gerechtigkeit, durch ihn der Hand des

Henkers entriſſen. Schon im Jahr 1774. rettete er einen Jüngling, namens le Canut, vom Tode. Im Jahr 1779. befreyte er zwey unſchuldig Leidende von der Galeere; im Jahr 1780. vertheidigte er mit dem glücklichſten Erfolg eine Hebamme, welche des Mißbrauchs ihres Standes beſchuldigt, und zum Galgen verurtheilt worden war. Im Jahr 1781. rettete er einen Chirurgus zu Dieppe vom Feuer, den man der Giftmiſcherey beſchuldigte; und endlich krönte er alle dieſe Thaten, durch die muthvolle Vertheidigung der unſchuldigen Maria. Darf ein ſolcher Mann nicht auf Belohnung Anſpruch machen? Kann ein Mädgen wie Maria, einem Mann wie Cauchois ihr Herz verſagen? Nein, mit liebenswürdiger Schaam ſank ſie in ſeinen Arm, und drückte den erſten, jungfräulichen Kuß der dankbaren Liebe, auf den Mund, dem ſie Glück, Ehre und Leben ſchuldig war. Ganz Paris jauchzte dieſer Verbindung ſeinen Beyfall, und weinte ſüße

Thränen der Freude, als Maria, am Altar vor tauſend verſammelten Zeugen, den feyerlichen Schwur ehelicher Liebe ablegte. Sie erſchien beſcheiden in ihrer gewöhnlichen Tracht, einem kurzen Kamiſol und einer kleinen Haube; und ſiehe! am andern Morgen zeigten ſich die erſten Damen von Paris der Madame Cauchois zu Ehren, in einem kurzen Kamiſol und einer kleinen Haube. Noch im October des vorigen Jahres hieß die Modetracht zu Paris à la Cauchoiſe.

No. V.

Der Schein trügt,

ein altes Sprüchwort durch ein neues Beyſpiel beſtätigt.

„Fahrt nach der Kirche!“ rief die Gräfinn Emilie von Z** ihrem Kutſcher beym Einſteigen zu. Es war am Abend vor Allerheiligen, und die fromme Emilie wollte beichten.

Ein junges, liebenswürdiges Weib, verbunden mit einem raſchen, feurigen Gatten, der Wahl ihres Herzens; von ihm angebetet; durch einen reizenden Knaben zur glücklichen Mutter gemacht; in ihrem Schooße tragend das zwote Pfand der ehelichen Liebe; dankbar pflückend jedes Blümgen, aus dem Füllhorn der Freude auf ihren Pfad geſtreut; gern erfüllend jede Pflicht der treuen Gattinn und der zärtlichen Mutter: was kann ein ſolches Weib zu beichten haben? — mit einem Herzen ohne Falſch, einem Gewiſſen ohne Mackel, was ſoll ſie im Beichtſtuhl? — was wird ſie (denn Emilie war katholiſch) was wird ſie dem Pfaffen antworten, wenn er mehr will, als das vorgeſchriebene, allgemeine Bekenntniß: ich bin eine arme Sünderinn.

So plauderte Graf Guſtav von Z** mit ſich ſelbſt, als er am Fenſter ſtehend, Emiliens Befehl hörte: „fahrt nach der Kirche!“

„Soll ich ihr nachſchleichen?“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort: „ſoll ich mich „in irgend einen Winkel der Kirche verſtecken, „und den bekennenden Mund meiner lieben „Sünderinn belauſchen? Iſt es Neubegier? „— nein; iſt es Mißtrauen? — Pfuy! „nun was iſt es denn? — Neckerey und „weiter nichts. Ich bin ihr Mann, und „habe doch wohl eben ſo viel Recht, ihre „kleinen Geheimniſſe zu wiſſen, als der Pa-

„ter Anſelmo. Ich werde ſie necken, ſie
„wird ſich wundern, ich werde lachen, und
„das iſt es alles.“

Er gieng, die Kirche war nicht weit, er ſchlich ſich unter dem Mantel der Dämmerung hinein, und ſo nahe dem Beichtſtuhl, als ohne bemerkt zu werden möglich war. Er lauſchte mit ofnen Ohren, Emilie ſprach ziemlich laut; hier iſt das Fragment ihrer Beichte, von welchem ihr unglücklicher Gemahl kein Wort verlohr.

Ja, Ehrwürdiger Pater, die Geſtalt des Jünglings war liebenswürdig. Länger als ſechs Monat hat er täglich manche Stunde in meinem Schlafzimmer zugebracht. um die Schäferſtunde zu erwarten. Während ich des Abends mit meinem Gemahl ſpeiſte, ließ meine Kammerfrau ihn durch eine heimliche Thür entwiſchen. Ich habe bis jetzt meinem Manne die Urſache verſchwiegen, warum ich dies Mädgen aus dem Dienſte jagte.

O all ihr Ehemänner! wer unter Euch ein ſchönes Weib beſitzt, das er aus der ganzen Fülle ſeines Herzens liebt, in deſſen Arm er ſorglos ruht, an deſſen keuſchen Buſen er ſich ein Gott wähnt; der denke ſich, wenn er es vermag, an die Stelle des horchenden Grafen. Seine erſte Bewegung war mit der Fauſt an den Degen; aber der Gedanke, den Tempel Gottes zu entweihen, und ſeinen Boden mit Blut zu färben, ſchreckte ihn zurück. *) Er verließ die Kirche, für ihn das Grab

---

*) Warum das? der fromme König Salomo, ſandte ſeinen Henkersknecht Benaja, den unſchuldigen Bruder des Königs zu ermorden. Dieſer floh zu den Stufen des Altars, und umfaßte die Hörner deſſelben Benaja — ſelbſt Benaja ſtutzte, zog zurück die Hand zum Morde ausgeſtreckt, und frug den König: „Herr! was ſoll ich thun? dein Bruder hat „die Hörner des Altars umfaßt.“ „Ey was!“ ſprach der fromme Salomo: „ſchlag ihn am „Altar todt!“ und Benaja ſchlug ihn am Altare daß er ſtarb. Wenn das Salomo thun durfte,

Grab ſeiner Ruhe, kam ohne zu wiſſen wie, nach Haus, und foderte Poſtpferde. Ein leichter Wagen ward angeſpannt, der Graf ſchrieb einen Zettel an ſeine Gemahlinn, in welchem er ihr ſehr lakoniſch meldete; „daß „nothwendige Geſchäfte ihn nöthigten, auf „eines ſeiner Landgüter zu reiſen,“ warf ſich in den Wagen, und flog davon.

Emilie kam zurück aus dem Tempel, mit einer Heiterkeit, der frommen Einfalt ſo eigen, wenn ſie mit Gott liquidirt zu haben glaubt. Der Zettel ihres Gemahls befremdete ſie nicht wenig; auf eine ſo ſonderbare Art hatte er ſie noch nie verlaſſen — ohne Abſchiedskuß, ohne Beſtimmung ſeiner Wiederkunft, ohne einmal zwo Stunden vorher an die Reiſe gedacht zu haben. Das beunruhigte die ſanfte Emilie. Sie ließ den Haushofmeiſter

---

durfte, Salomo der Liebling Gottes, warum denn nicht der Graf von Z**?

Anmerkung des Setzers.

hofmeiſter rufen — „Hat er den Grafen „vor ſeiner Abreiſe geſprochen?“

Der Haushofmeiſter. Geſprochen nicht, aber geſehen.

Emilie. Nicht geſprochen? keine Aufträge? keine Beſtellungen? ich meyne nur in Anſehung der Wirthſchaft?

Der Haushofmeiſter. Nicht das geringſte.

Emilie. Das iſt doch ſonderbar.

Der Haushofmeiſter. Ja wohl iſt es ſonderbar. Ich kenne den gnädigen Herren von klein auf; ich habe mannichmal die Ehre gehabt, ihn auf meinen Armen zu tragen; aber ſo wie heute habe ich ihn noch nicht geſehn. Zwanzigmal hatte er die Gnade mich rufen zu laſſen, zwanzigmal hatte ich die Ehre zu erſcheinen, aber da ſtand ich, er ſah mich nicht einmal an. Ich nahm mir einigemal die Freyheit zu huſten, umſonſt! der gnädige Herr beliebten an den Nägeln zu kauen und ſahen dabey ſo roth aus, wie

Dero Herr Vater ſeligen Andenkens, wenn dieſelben des Mittags fünf Flaſchen Wein zu ſich genommen hatten. Endlich warf ſich der Herr Graf in den Wagen, ohne einmal zu ſagen: Leb er wohl Alter! wie er doch ſonſt wohl die hohe Gnade für ſeinen treuen Diener zu haben pflegt.

„Unbegreiflich!“ murmelte Emilie: „gewiß hat ihn ein höchſt unangenehmer Zu„fall meinen Armen entführt“ Sie war weit entfernt, die eigentliche Urſache zu muthmaßen.

Der Graf ſetzte unterdeſſen Tag und Nacht die Reiſe fort; es war Nacht in ſeiner Seele, kein Strahl der Hofnung warf Dämmerung hinein. Am Abend des dritten Tages erreichte er die Grenzen ſeines Gutes. Ein altes Schloß aus dem neunten Jahrhundert, mit Thürmen, Gräben, Zugbrücken und Palliſaden verſehen, fieng eben den letzten Sonnenſtrahl auf, und warf einen langen Schatten auf das blühende Waizenfeld.

feld. Es war zum Erſtenmal, ſeit der junge Graf Erbe ſeines Vaters wurde, daß er dies entlegenſte ſeiner Güter beſuchte; ein Verwalter und ein betagter Gärtner mit ſeinem Weibe, waren die einzigen Bewohner des Schloſſes. Alle drey hatten nichts weniger vermuthet, als einen Beſuch ihres jungen, gnädigen Herrn; ſie umringten ihn ſo fröhlich, bewillkommten ihn ſo treuherzig; aber er ſah ſie kaum, ſein Blick war ſtarr und verworren, er warf ſich auf ein Ruhebett, und begehrte allein zu ſeyn. Das ganze Dorf kam in Bewegung, der Schulze und die älteſten Bauern zogen ihre Sonntagskleider an, und trabten nach dem Schloſſe, indem der Schulze unterwegens auf eine zierliche Anrede ſtudirte, mit welcher er den gnädigen Herrn zu überraſchen gedachte. Aber an der Pforte des Schloſſes ward ihnen angedeutet, daß der Herr Graf müde von der Reiſe ſey, und Niemand ſehen wolle. Die guten Leute kehrten traurig zurück. „So vornehm that

„der ſelige Herre nicht!“ ſagte Einer zum Andern: „wenn der einmal der Jagd wegen
„ſich hier aufhielt; ſo ließ er uns alle vor
„ſich, und ſprach: Guten Tag Kinder!
„und ſo und ſo, und dies und jenes: Wie
„ſteht euer Korn? wie iſt die Heuerndte
„ausgefallen? was macht euer Vieh? Gott
„habe ihn ſelig! den braven Herrn.“

Am andern Morgen in aller Frühe beſah der Graf von Z** das Schloß, durchſtrich alle Winkel, und ſtieg bis in die tiefſten Keller hinab. Am Ende eines einſamen Ganges, in welchem der Fußtritt des Gehenden hohl wiederhallte, ſtieß er auf eine eiſerne Pforte, welche den Eingang zu einem der vier Thürme verwahrte, die an den vier Ecken des Schloſſes emporſtiegen. Die Pforte ward geöfnet, ein fauler Geruch lang eingeſchloſſener Luft ſtieg ihm entgegen. Er trat hinein, fand vier nackte, kahle Mauren, und etwas vermodertes Stroh. Zum Erſtenmal verzog ſich der Mund des Grafen zum Lächeln; aber es war ein grinſendes, teufliſches Lächeln. Schweigend verließ er den Thurm, ſchrieb einen Zettel, und fertigte den Bedienten, der ihn begleitet hatte, damit an ſeine Gemahlinn ab. Auf ſeinen Befehl ward indeſſen ein Tiſch, ein hölzerner Stuhl, und ein friſches Bund Stroh in den Thurm gebracht.

Emilie empfieng mit Entzücken, Bothſchaft von dem geliebten Gatten, deſſen Umarmung ihr klopfendes Herz ſchon zu lang entbehrte. Mit jener ſchönen Röthe des brünſtigſten Verlangens auf ihrer Wange, öfnete ſie den Zettel und laß:

„Ueberbringer dieſes hat Befehl dich zu „mir zu bringen.

Guſtav Graf von J**“

So ſehr auch der trockne, lakoniſche Ton ihres Gemahls Emilien in Erſtaunen ſetzte; ſo zögerte ſie doch nicht einen Augenblick dem Boten zu folgen. Die Reiſe war höchſt beſchwerlich

ſchwerlich für eine Frau, im ſiebenten Monat ihrer Schwangerſchaft; doch Emilie, mit der Sehnſucht der Liebe im Herzen, vergaß ihre Bürde, erlaubte ſich kaum des Nachts einige Stunden Schlaf, und langte am vierten Abend glücklich auf dem Schloſſe an. Ihr Gemahl erwartete ſie in den Mauern jenes einſamen Thurmes, ſitzend auf dem hölzernen Stuhl, wiederkäuend ſein Unglück. Emilie flog an ſeinen Hals, er ſtieß ſie mit der geballten Fauſt vor die Bruſt, ſie ſank zur Erde. „Gott! was iſt das!“ rief das unglückliche Weib, und kroch auf das Bund Stroh. Der Graf ſtieß mit dem Fuße nach ihr: „Ungeheuer!“ ſchrie er im Ton der äußerſten Wut: „du biſt entlarvt! Hier — „hier ſollſt du ein Leben endigen, das ich „nicht Muth genug habe dir zu entreißen.“

„O Gott!“ wimmerte Emilie: „ſchone „doch zum mindeſten das Kind, das ich unter meinem Herzen trage.“

„Verflucht ſey dies Kind! der Schimpf „meines Hauſes und der Zeuge deiner Schande!“ mit dieſen Worten verließ er die Unglückliche, und verriegelte die Thür.

Allein mit ihrem Elend und ihrer Unſchuld, allein mit der grauſamſten Strafe und dem reinſten Gewiſſen, ſank Emilie auf ihre Knie, und flehte zu dem, der in unſere Herzen ſieht, wie in ein offenes Buch, ihrem Gatten, ihrem noch immer geliebten Gatten, die Binde von den Augen zu reißen, aus hölliſcher Verleumdung gewoben. Die Eulen krächzten in ihr Gebet, und das Ohr des unerbittlichen Schickſals, ſchien taub zu ſeyn, für die Seufzer der jammernden Unſchuld.

Am andern Mittag ward ihr durch ein Loch Brod und Waſſer gereicht; ſie ſalzte das Brod mit ihren Thränen, und das Herz wollte ihr vor Wehmut zerſpringen, ſo oft das Kind in ihrem Leibe ſich rührte. Um ein Schreibzeug hatte ſie gebeten, aber es war ihr verſagt worden. Durch einen Zufall fand ſie einige Faden blauer Seide, und eine Nähnadel in ihrer Taſche; ſie wuſch ihr Schnupftuch und nähte mit der Seide folgende Worte darauf:

Ich bin unſchuldig, rette mich und unſer Kind!

Sie ſandte das Tuch dem Grafen, der Verblendete zerriß es, und ſandte es ihr zurück; Emilie ließ eine brennende Thräne darauf fallen.

Als die Zeit herannahte, daß ſie gebähren ſollte, ward das Weib des alten Gärtners zu ihr gelaſſen, und Emilie auf Stroh ſich krümmend, genaß einer Tochter. Das erſte Weinen des Kindes, der erſte Laut, den ſie nach zwey Monaten in dieſen fürchterlichen Mauern hörte, half ihr ihr Elend ertragen. Sie drückte das Kind feſt an ihr mütterliches Herz, und empfahl es dem Schutze der Vorſicht. Sie reichte ihm ihre Bruſt, glaubte es lächeln zu ſehn, und vergaß ihren Jammer. Aber ach! kaum hatte ſie ihre Kräfte wieder etwas geſammelt, als das Weib des Gärtners das Kind aus ihren Armen riß und den Kerker verſchloß.

„Jeſus Maria!“ wimmerte die arme Emilie! „laß mir doch wenigſtens mein „Kind!“ Ohnmächtig ſank ſie zur Erde, und als ſie erwachte, flehte ſie zu Gott um den Tod.

Ihr unerbittlicher Gemahl wollte das Kind nicht ſehn; er ließ es zu einem Bauerweibe bringen, und als eine Wayſe erziehn. Das Gärtnerweib verließ Emilien, zwey Wochen nach ihrer Niederkunft, der Graf kehrte in die Stadt zurück, und die Unglückliche blieb allein, ihrem nagenden Gram überlaſſen, länger als drey Jahr.

Um dieſe Zeit war es, als der Baron T... ihr Bruder, Major in Braunſchweigſchen Dienſten, aus America zurückkam. Er liebte ſeine Schweſter ſehr, Graf Guſtav von Z** war ſein Jugendfreund; er nahm daher ſogleich nach ſeiner Wiederkehr auf einige Monat Urlaub, und eilte den Umarmungen der Seinigen entgegen. Gewohnt in dem Hauſe ſeines Schwagers den Sammelplatz der Freude zu ſehn; gewohnt immer einen unterhaltenden Zirkel von Freunden und Freundinnen, daſelbſt anzutreffen, durch Bedürfniß des Vergnügens, und heitere Laune des Wirthes zuſammen geführt: erſtaunte er nicht wenig, die ſonſt immer offene Pforte verſchloſſen zu finden, und muthmaßte auf eine Luſtreiſe. Er klopfte an, ein grämlicher Schweizer that ihm auf.

„Iſt der Herr zu Haus?

Der Schweizer. Ja.

Der Major. Zu Haus? — Nun deſto beſſer!

Er ſprang aus dem Wagen, und eilte die Treppe hinauf. Kein Bedienter öfnete ihm die Thür, keine Zofe trippelte ihm entgegen, kein Schooshund bellte, kein Papagey krächzte, alles ledt wie in der Wohnung eines Geizhalſes. Er trat in das Zimmer des Grafen, der auf einem Sofa, mit ſtarrem Blick, Emiliens Bilde gegenüber ſaß. Auffahrend, wie aus einem ſchweren Traume, taumelte er ſeinem Schwager entgegen, ſtürzte ſich ſprachlos in ſeinen Arm, und drückte ihn heftig an ſeine Bruſt; in demſelben Augenblick ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, denn die Zeit hatte ſeine Wut in Schwermuth verwandelt.

Der Major. Bruder! was iſt das! welch' eine ſeltſame Veränderung? dein Haus iſt nicht mehr daſſelbe — und du — kaum erkenne ich dich. Wo iſt das Männliche Roth, das ehemals deine Wange ſchmückte? du biſt entſtellt, dein zerſtörter Blick läßt mich ein Unglück ahnden. Wo iſt meine Schweſter?

Der Graf. Ach! —

Der Major (haſtig). Iſt ſie todt?

Der Graf. Für mich todt.

Der Major. Erkläre dich!

Der Graf. Ach! das Grab Ihrer Ehre, war auch das Grab meiner Ruhe.

Der Major (unwillig). Ihrer Ehre? — wär' es möglich! — Nein! das kann nicht seyn!

„Und doch iſt es ſo!“ rief der unglückliche Verblendete, ein neuer Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen, ſchluchzend erzählte er dem Freunde ſeiner Jugend, dem Bruder ſeiner — noch immer geliebten Emilie,

die

die Begebenheit jenes unſeligen Tages, ſeinen Schmerz, ſeine Wut, ſeine Rache.

Finſter in ſich gekehrt, ſtand Baron T... ſprachlos, ſchaudernd vor der Ueberzeugung ſeine Schweſter ehrlos zu wiſſen, und doch umſonſt Gründe ſuchend ſie zu vertheidigen.

„Verflucht ſey dann dies heuchleriſche „Geſchlecht,“ rief er endlich aus: „wenn „das Geſicht meiner frommen Emilie lügen „konnte, welcher Blick iſt der Blick der Unſchuld, wenn dieſer es nicht war. Auf Bruder! ermanne dich! vergiß ein Weib, deiner Liebe unwerth! und kein Gedanke an „jene Treuloſe verbittre die Freuden der Jugend, die von allen Seiten dir winken. — „Du haſt die Sache verſchwiegen, du haſt „die Ehre meiner Familie geſchont, dafür „danke ich dir, und nun — von dieſem Augenblick an iſt Emilie todt, ihr Name verbannt aus unſerem Gedächtniß.“

Baron T… hielt Wort, der Name Emilie kam nicht mehr über ſeine Zunge, und obgleich auch ihn ein geheimer Kummer nagte, obgleich die blaſſe, leidende Geſtalt, ſeiner ehemals ſo geliebten Schweſter, ihm oft vor Augen ſchwebte; ſo log er doch Heiterkeit in ſeinem Blicke, und ſtürzte ſich in Geſellſchaft ſeines Schwagers, aus einem Wirbel der Zerſtreuung in den andern.

Eines Morgens ſchlenderten beyde durch eine große Lindenallee, einen öffentlichen Spaziergang der Stadt, der immer von Ordensbändern und Bettlern, Damen und Freudenmädgen wimmelte. Plötzlich erblickte der Graf einen Geiſtlichen, blaß und abgezehrt an einem Stabe daher wankend. „Ach „Gott!“ rief er aus: „ſiehe da Emiliens „Beichtvater!“ Baron T… ſtutzte, blickte ſchüchtern nach ihm und ſchwieg.

Der Graf. Wohl an, lieber T***t laß uns die Wunde noch einmal aufreißen! ich will ihn anreden, ich will ihm merken laſſen, daß ich Alles weiß, er wird nichts geſtehen; aber ſein Blick wird ihn verrathen. — Er faßte den Major beym Arm, und zog ihn halb wider Willen nach ſich. „Ehrwürdiger „Greiß,“ redete er den Geiſtlichen an: „wo„her der Kummer, den ich auf Ihrer blaſſen „Wange leſe?“

Der Geiſtliche. Nicht Kummer, gnädiger Herr! ich ſtand am Rande des Grabes; doch es hat der Vorſehung gefallen, mir das Leben wieder zu ſchenken, ich ward beſſer, und gieng heute, auf Befehl meines Arztes, zum Erſtenmal aus, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Der Graf. Wozu ich Ihnen Glück wünſche. — Kennen Sie mich?

Der Geiſtliche. Wie ſollt' ich nicht? Ich habe die Ehre mit dem Grafen Z** zu ſprechen.

Der Graf. Ganz recht! Sie reden mit dem unglücklichen Grafen Z**, deſſen Elend nur Ihnen allein kein Geheimniß iſt.

Der Geiſtliche. Herr Graf — verzeihen Sie — ich verſtehe Sie nicht.

Der Graf (bitter). Freylich, Sie dürfen mich auch nicht verſtehen. — Haben Sie ſich nicht gewundert, meine Gemahlinn ſeit drey Jahren nicht im Beichtſtuhl zu finden?

Der Geiſtliche. Nein Herr Graf, ich habe mich nicht gewundert; vermuthlich hat ſie einen Mann gefunden, ihres Zutrauens würdiger. Weh hat es mir gethan, das will ich nicht leugnen; denn ſie iſt eine brave, vortrefliche Dame.

Der Graf. Vergebens, mein Herr, vergebens! Ihre Verſchwiegenheit iſt überflüßig. Wiſſen Sie, daß ich — ich ſelbſt, an jenem unſeligen Abend vor Allerheiligen, ungeſehn Ohrenzeuge der Schande war, die Emilie

Ihnen bekannte; ich bin unterrichtet von dem ſchändlichſten der Bubenſtücke; ich weiß daß jener liebenswürdige Jüngling ſechs Monate lang täglich in meiner Frauen Schlafzimmer geweſen; ich weiß daß er jedesmal während der Abendmahlzeit entwiſcht; Sehn Sie, Alles, Alles weiß ich; Sie haben ihr im Namen Gottes verziehen, aber ſo wahr Gott mir verzeihe, ich kann das nicht.

Der Geiſtliche (Hände und Augen gen Himmel emporhebend). Heilige Vorſehung! nun weiß ich, warum du mein Leben gefriſtet! nun weiß ich, warum du meinen Wunſch nicht erhört, mich eingehen zu laſſen, in die Wohnungen des Friedens! Ach Herr Graf! was haben Sie gethan! Ihre Gemahlin iſt unſchuldig. — Erinnern Sie ſich des jungen Wildmann, den Sie als eine Waiſe erzogen, und vor drey Jahren einen Dienſt beym Zollamt verſchafften? Zwiſchen ihm und Ihrer Kammerfrau hatte ſich ein verbotener Liebeshandel angeſponnen, ihre Zuſammenkünfte waren im Schlafzimmer Ihrer Gemahlinn. Die Frau Gräfinn kam endlich hinter das Geheimniß, ſie jagte die Kammerfrau aus dem Hauſe, und ſchwieg, weil Sie Ihre Hitze fürchtete, und den jungen Menſchen nicht unglücklich machen wollte. Mir entdeckte ſie den ganzen Handel, weil ihr zartes Gewiſſen ihr den Verwurf machte: die Kammerfrau möchte nachdem ſie von ihr verſtoſſen worden, ſich noch mehreren Ausſchweifungen überlaſſen.

Wie vom Donner zu Boden geſchlagen, zerknirſcht, zermalmt durch jedes Wort, das aus dem Munde des Geiſtlichen gieng, ſtand der Graf, und bebte an allen Gliedern. Er erinnerte ſich in der That, daß der junge Wildmann die geweſene Kammerfrau ſeiner

Gemahlinn vor wenig Monaten geheirathet, und daß er ein Kind von einigen Jahren für das Seinige anerkannt. Die Schuppen fielen von ſeinen Augen, der Nebel theilte ſich, er ſah ſeine geliebte, ſeine unſchuldig leidende Emilie, und ſank ohnmächtig an einen Baum. Der Bruder, beynah eben ſo gewaltſam erſchüttert, ſtand eingewurzelt, ſprachlos. Der fromme Geiſtliche winkte in Eil einem Miethkutſcher, und brachte die beyden Schwäger in des Grafen Pallaſt.

Kaum war der Graf wieder zu ſich ſelbſt gekommen, als er nach Kurierpferden ſchrie. Alle ſeine Bediente mußten auf die Straße, zehn Louisd'or verſprach er dem, der zuerſt mit Pferden zurückkehren würde. Während der wenigen Minuten, die dazwiſchen verlieſen, gieng er händeringend und heulend auf und nieder. Umſonſt verſuchten der Major und der Geiſtliche ihn zu tröſten; er ſah ſie nicht, er hörte ſie nicht. Die Pferde ſtanden vor der Thür, er ſtürzte die Treppe hinunter, ſchwang ſich auf das Eine, und gallopirte davon, ohne ſich umzuſehn, oder zu fragen, ob ſein Schwager nachkommen wollte oder nicht. Baron T... folgte ihm. Fort gieng es über Stock und Stein, über Graben und Hügel, Tag und Nacht, ohne länger zu raſten als nöthig war, die Pferde zu wechſeln. Um Mitternacht des folgenden Tages klopften ſie an die Pforte der Burg.

Emilie, auf ihrem Strohlager, entwand ſich eben einem ſchweren Traume, und hörte den Lärm am Thore, hörte wie die Pforte aufgethan, und wieder verſchloſſen wurde. Horch! da ſchallte hohl der Fußtritt vieler Männer, im dunkeln, einſamen Gange, der zu ihrem Kerker führte; horch, da klapperte der Schlüſſel im Schloſſe der eiſernen Pforte, der Riegel ward weggeſchoben, die Thür öfmte ſich. Der Schimmer von zwanzig Fackeln blendete Emiliens Auge: ſiehe, da lag zu ihren Füſſen ein ſich krümmender Mann, und ſie erkannte ihren Gemahl; ſiehe da lag in ihrem Arm ein weinender Jüngling, und ſie erkannte ihren Bruder. Gott! wer mahlt das Entzücken einer reinen Seele, deren Unſchuld endlich anerkannt; eines zärtlichen Herzens dem auf einmal Alles wiedergegeben wird, was ihm theuer iſt.

Noch lag der Graf zu ihren Füßen, und ſchluchzte: ob es möglich ſey, daß ſie ihm vergeben könne? Sie umarmte ihn, vergab ihm, und wollte ihn aufheben. Umſonſt! er ſah ihr blaſſes, entſtelltes Geſicht, und wand ſich vor ihr im Staube Emilie kniete endlich neben ihn, umfaßte ihn mit herzlicher Innbrunſt, und miſchte ihre Thränen mit den ſeinigen; ihr Bruder ſah tief bewegt dem rührenden Schauſpiel zu.

Nachdem der erſte Sturm vorüber war, und die drey glücklichen Menſchen den finſtern Kerker verlaſſen hatten, ſchmiegte ſich Emilie an ihren Gemahl, und frug mit zärtlichem Verlangen: „wo ſind meine Kinder? „leben ſie noch? es ſind nun wohl ſchon „drey Jahr, daß ich nichts von ihnen gehört „habe.“ Reuig und zermalmt ſank der Graf von neuem zu ihren Füßen, und ſchwur, daß er ihre Verzeihung nicht verdiene. Das jüngſte Kind, ein holdes Mädgen von drey Jahren, ward ſogleich von dem Bauerweibe abgeholt, Emilie ſchloß es in ihre Arme, jedes mütterliche Gefühl erwachte, und färbte ihre blaſſe Wange zum Erſtenmale wieder mit ſanftem Roth.

Am andern Morgen, kurz vor ihrer Abreiſe, befahl der Graf ſeinem Verwalter, jenen verhaßten Thurm nieder zu reißen, und der Erde gleich zu machen. „Nein,“ ſprach Emilie lächelnd, indem ſie ihren Arm um ſeinen Nacken ſchlang; „der Thurm muß bleiben wie er iſt, wo hätte ich denn ſonſt einen Zeugen gegen dich? dieſe eingefallene „Wange wird wieder voller werden; dieſer „blaſſe Mund wird ſich röthen, dies erloſchene Feuer meiner Augen wird wieder „aufglimmen; aber der Thurm — der „Thurm bleibt wie er iſt. Er diene jedem „Vorüberreiſenden zur Warnung, ſein Weib „nicht auf den Schein zu verdammen.“

No. VI.

Alles Glück iſt Täuſchung, wehe dem, der ſie uns raubt.

Dramatiſirte Anecdote *)

*) und zugleich ein Rechtshandel, der in Eiſenhardts und Pittavals Sammlungen zu prangen verdient.

Perſonen:

Der Juſtizrath Bauch.

Baron Hurra, eine Art von Caglioſtro.

Caſpar Simplex, und

Franz Simplex, zwey Brüder.

(Der Schauplatz iſt in irgend einer großen oder kleinen Stadt, und zwar im Speiſezimmer des Juſtizraths Bauch. Er ſelbſt an einer runden Tafel, von der man bereits die Speiſen abgetragen; vor ihm nur noch ein Parmeſankäſe und eine Flaſche Cyperwein. Im Nebenzimmer ein l'Hombretiſch, um den ſich zwey harrende Schmarutzer gelagert. Juſtizrath Bauch mit über den Bauch gefaltenen Händen, ein Stück Käſe kauend und halb ſchlummernd, hielt folgenden Monolog; jedoch nicht laut, denn er war kein Liebhaber vom lauten Sprechen:)

„Soll ich noch eine Flaſche Wein, oder ein „paar Taſſen Kaffee trinken? — ſoll ich „aufſtehn oder einſchlafen? ſoll ich l'Hombre „ſpielen oder Fliegen fangen? — Um fünf

„Uhr habe ich wichtige Geſchäfte — da kommt „der Paſtor A** und bringt mir ein paar „Tulpenzwiebeln — und der Paſtor B** „hat mir einen Surinamſchen Schmetterling „verſprochen — und der Paſtor C** wollte „mir ein Pfeifenrohr drechſeln — und (hier „gähnt' er mit weit aufgeſperrtem Schlunde) „und mein Secretair wird mir, Gott weiß „was für Schriften bringen, die ich unterſchreiben muß.“ —

Dieſe letztere Betrachtung hatte ſolch' eine narcotiſche Kraft für den weiſen Richter, daß ihm der halbgekaute Käſe entſchlüpfte, und ſein Kopf, ſo ſchwer als eine zwanzigpfündige Bombe, auf ſeine Achſel fiel.

Guter Juſtizrath! wüßteſt du, welch' eine Prüfung deiner harrt! Nicht Fliegen noch Tulpenzwiebeln; nicht Schmetterlinge noch Pfeifenröhre werden dich aus deinem ſüßen Schlummer wecken. Schon ſchallt es die Straße herauf, ein wildes Gemurmel, wie das Brauſen gebrochener Wellen; ſchon klingelt es an deiner Pforte, als ob es Sturm läuten wolle; ſchon ſtürmt es die Treppe herauf, ein dumpfes Gemiſch von Männerſtimmen und Bachanteuraſerey; ſchon ſtürzen ſie in dein Speiſezimmer, dieß Heiligthum deiner Gottheit, und du Sohn der Themis fährſt taumelnd empor.

Die Gebrüder Simpler ſchleppen den Baron Hurra beym Kragen herein.

Franz. Gerechtigkeit, Herr Juſtizrath!

Caſpar. Gerechtigkeit und Rache!

Baron Hurra. Ueber Euch! über Euch ihr undankbaren Buben!

Franz. Mach mich wieder blind!

Caſpar. Mach mich wieder taub!

Baron Hurra. Ihr ſeyd Narren, die man ins Hoſpital ſchicken muß.

Sie ſchreyn noch eine Weile fort, ſo daß keiner den andern verſteht. Juſtizrath Bauch nimmt ſein richterliches Anſehn zuſammen, und gebietet Stillſchweigen.

Juſtizrath. Einer nach dem andern, meine Herren! Einer nach dem andern! Langſam und deutlich!

Franz. Dieſer Menſch hat mich unglücklich gemacht. .

Caſpar. Mich auch.

Baron Hurra. Glücklich hab' ich ſie beyde gemacht, und Undank iſt mein Lohn.

Juſtizrath. Da werde mir Einer klug daraus; das iſt ein verwickelter Handel.

Baron Hurra. Ganz und gar nicht verwickelt. Geſtrenger Herr Juſtizrath, ich bitte um geneigtes Gehör.

Juſtizrath. Es ſey ihm gewährt.

Er rüttelt ſich mit einer Amtsmine auf ſeinem Seſſel zurecht, und Baron Hurra beginnt:

„Dieſe beyden Herren ſind Brüder; beyde erkennen die Natur für ihre Stiefmutter, „denn beyde wurden an Leib und Seele ver

„wahrloßt. An der Seele — denn woher ſonſt die Schwärze ihres Undanks? am Leibe — denn noch vor wenig Tagen war der Eine blind und der andere taub; beyde zuſammen genommen hatten nicht mehr als zwey offene Augen, und zwey brauchbare Ohren. Nun urtheilen Sie! — hier ſteht der Blinde; er ſieht ſo gut als wir — hier ſteht der Taube; er hört ſo gut als wir. Und wer war es, der ihnen dieſe Wohlthat erwieß? der dieſen eingewurzelten Staar heilte? dieſe verſtopften Ohren öffnete? der war ich! Alle meine Kenntniſſe, meine ganze Kunſt hab' ich aufgeboten, es iſt mir geglückt, und was hab' ich verdient? Belohnung oder Scheltworte?“

Juſtizrath. Belohnung, das verſteht ſich.

Franz. Halt! nicht ſo ſchnell, geſtrenger Herr Juſtizrath, ich werde Ihnen mit wenig Worten das Gegentheil beweiſen. Blind wurd' ich gebohren, das iſt wahr, und ach!

wäre ich es noch; ſo würde ich nicht in dieſem Augenblicke mit dem tiefen Gefühl meines Schmerzes vor ihnen ſtehn. Was man nie hatte iſt leicht zu entbehren; was man verlohr vergißt man nie. Ich liebte ein Mädgen, ſie war mein ganzes Glück. Ich ſah ſie nicht; aber ich hörte ſie doch. O welch' ein ſüßer Ton der Stimme! welch' ein einnehmendes Liſpeln! Tage lang konnt' ich ſie hören, und mir war wohl. Wenn vollends ihre weiche Hand mich berührte, wenn ich an ihrem vollen Buſen ſchlummerte, o ſo vergaß ich mein Gebrechen, und nichts mangelte meinem Glücke. Schon war der Tag unſerer Hochzeitfeyer beſtimmt; als ein feindſeliger Dämon mir die Bekanntſchaft dieſes Wundermannes verſchaffte. Er drang mir ſeine Hülfe auf, ich ließ mich beſchwatzen, und wurde unglücklicher Weiſe geheilt. Mein erſter Blick fiel auf Amalien. O Himmel! welch eine Geſtalt! von den Blattern zerfreſſen, mit triefenden Augen, runzlichten Wangen, rothen Haaren und Säbelbeinen. Sie ſprach, es war wohl noch immer der ſüße Ton ihrer Stimme, aber er ſtieg aus einem gähnenden Schlunde herauf. Sie berührte mich, es war wohl noch immer der ſanfte Druck ihrer Hand; aber ſie ſchielte mir dabey durch Mark und Bein. Kurz! verſchwunden war meine Liebe, und unausſtehliche Leere, nie gefühlte Unbehaglichkeit füllt nun mein Herz. Ich bin unglücklich, und wem verdank ich es? dieſem ungebetenen Arzte, der mir ſeine Hülfe an den Hals warf. Hätte er mich in meiner ſeligen Blindheit gelaſſen, Amalie wäre nun mein Weib, und in meinen verſchloſſenen Augen eine Grazie.

Juſtizrath. Kurios! ſie haben alle beyde Recht.

Caſpar. Hören Sie nun auch mich, geſtrenger Herr Juſtizrath! Taub wurde ich gebohren, das iſt wahr, und mein halbes

Vermögen gäbe ich darum, wenn ich die ſelige Zeit meiner Taubheit zurück erkaufen könnte. Ich liebte ein Mädgen, ſie war mein ganzes Glück. Ich hörte ſie nicht, aber ich ſah ſie doch. O welch eine himmliſche Geſtalt, welch' ein ſchlanker Wuchs! welch' ein ſchmachtendes Auge! welch' ein muthwilliges Grübgen in der Wange! Tage lang konnte ich vor ihr ſtehn, und ihre Reize mit vollen Zügen in mich ſaugen. Ich blickte in ihr blaues Auge, und glaubte darinn zu leſen, was ich nicht zu hören vermogte. Schon hatte, troz meiner Taubheit, die Glut meiner Liebe ſie beſiegt; ſchon war der Tag unſerer Verbindung nahe, als dieſer Räuber meines Glückes mich kennen lernte, viel von ſeiner Kunſt ſchwatzte, mir ſeine Hülfe aufdrang, und mich endlich unglücklicherweiſe heilte. Ich flog zu meiner Henriette, ich bat ſie zu reden, und ſagte ihr, daß ich ſie hören könne. Sie redete — aber o Himmel! es war ſo dummes Zeug, Alles was ſie vorbrachte,

brachte, war ſo abgeſchmackt, trug ſo ſichtlich den Stempel der Albernheit, daß ich ihr leblos in ihr ſchönes Geſicht ſtaunte. Es war wohl noch immer der ſchöne Mund; aber es ſprudelte Unſinn heraus. Es war wohl noch immer das ſüße Grübchen in der Wange; aber dieſe Wange lächelte ewig, wo nichts zu lachen war. Kurz! ihre Reize ſchwanden in meinen Augen, ich ſah nur eine dumme Dirne, und meine Liebe verloſch. Eben die unausſtehliche Leere, eben die nie gefühlte Unbehaglichkeit, über die mein Bruder klagt, empfinde ich doppelt ſtark. Ich bin unglücklich! und wem verdank ich es? — Dieſem unberufenen Arzte, der mich wider meinen Willen heilte. Hätte er mich in meiner ſeligen Taubheit gelaſſen, Henriette wäre nun mein Weib, und in meinen verſchloſſenen Ohren klüger als die Göttinn der Weisheit.

Juſtizrath. Kurios! ſie haben alle drey Recht.

Alle drey auf einmal. Nein, ich habe Recht!

Juſtizrath: Silentium meine Herren! das iſt ein ſehr verwickelter caſus. — Jeremias! hole mir einmal das Corpus Iuris herunter. Jeremias trabte nach des Juſtizraths Studierſtube, bließ den Staub von ein paar Dutzend Büchern, und brachte, weil er nicht leſen konnte, ſtatt des Corpus Iuris, irgend einen alten heidniſchen Philoſophen, in unſere Mutterſprache überſetzt.

Der Juſtizrath Bauch ſchlug auf gut Glück den Folianten auf, und das Erſte was ihm in die Augen fiel, war das Sprüchelgen: „Alles Glück iſt Täuſchung; wehe dem, der ſie uns raube!“

No. VII.

Spaziergang des Arabiſchen Philoſophen Al-Raſchid.

Am Hofe des Kalifen Muſa-Al-Hadi lebte ein Greis, mit Namen Al-Raſchid, ein Mann, an welchem die kleinen Geſchöpfgen von Höflingen ihren Witz übten, den die Damen ungern litten, und der in ſechs und ſiebenzig Jahren, vierzehnmal aus dem Antlitz ſeines Beherrſchers war verbannt worden, weil er immer irgend eine unangenehme Wahrheit auf der Lippe trug. Er lächelte ſeiner Verbannung, denn im Garten der Natur war er in der beſten Geſellſchaft, und der Hof berief ihn vierzehnmal zurück, weil man ſah, daß er den Hof entbehren konnte.

In einer von jenen Strafepochen, da er in der Einſamkeit dem Pfade der Weisheit nachſpürte, gelang es ihm, die Sprache der Thiere zu ergründen, und von dieſem Augenblicke an, war es ſein liebſtes Vergnügen, die mancherley Gattungen der Thiere zu belauſchen. Er fand, daß ſie oft vernünftiger plauderten, als ein Kammerjunker.

Eines Tages bemerkte er auf den Blättern eines Buſches, eine Kolonie jener Inſekten, Ephemeren genannt, welchen der Schöpfer das Ziel ihres Daſeyns neben die Stunde ihrer Geburt ſteckte, denn ſie werden gebohren und ſterben an einem Tage. Al-Raſchid näherte ſich lauſchend einem Trupp dieſes kleinen Gewürms, und bemerkte, daß ſie heftig unter einander diſputirten; da ſie aber alle zugleich ſprachen, ſo dauerte es lange, ehe er den Gegenſtand ihres Streites erlauerte. Endlich, nachdem ſich die größten Schreyer unter dem Haufen müde geſchrien, hörte er, daß die Rede von zwey fremden, nur eben angekommenen Virtuoſen ſey, einer Hummel und einer Mücke, über deren Vorzüge die Stimmen der Ephemeren ſehr getheilt waren. Die Eine behauptete, die Hummel ſinge den ſchönſten Baß, den man je im Reiche der Inſekten gehört, die andere vertheidigte den einnehmenden Diſcant der Mücke.

„Glückliches Volk!“ rief Al. Raſchid: „das trotz der wenigen Stunden, die es zu „leben hat, ſich doch am Hummelbaß und „Mückendiſcant zu ergötzen vermag.“

Lächelnd wandte er ſein Ohr zu einem Greiſe der Ephemeren, der allein auf einem Blatte ſaß, und folgendes Selbſtgeſpräch hielt:

„Die berühmteſten Weiſen meines Volkes, die viele Stunden vor mir gelebt haben, behaupteten ſchon, daß dieſe Welt nicht länger als achtzehn Stunden dauern könne, und mich dünkt, ſie hatten Recht. Denn wenn ich bedenke, wie ſehr zu meiner Zeit das große Sonnenlicht, aus welchem die Natur ihr Leben ſchöpft, ſich gegen das Meer geneigt hat, welches dieſen Erdenball begränzt; ſo kann ich nicht anders vermuthen, als daß es ſeinen Lauf dort endigen, ſeine Fackel in den Fluthen auslöſchen, und ſo die Erde in ewige Finſterniß hinabſtoßen wird, welche natürlich eine allgemeine Zerſtörung hervorbringen muß. Ich habe von dieſen achtzehn Stunden ſieben durchlebt, das ſind vier hundert und zwanzig Minuten. Ein hohes Alter! wie wenige unter uns errei-

„chen dieß Ziel! Ich habe ganze Generationen entſtehen, blühen und verſchwinden ſehn. Meine jetzigen Freunde ſind die Kinder und Großkinder der Freunde meiner Jugendtage, die mir ſchon lange voran gegangen ſind, und ach! — nur zu bald werde ich ihnen folgen. Zwar befinde ich mich bey meinem hohen Alter, Gott ſey Dank! noch ziemlich wohl, doch kann ich nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur auf nichts mehr als höchſtens noch acht Minuten rechnen. Was helfen mir nun alle meine Mühe und Arbeit? was hilft es mir, daß ich unter tauſend Sorgen, einen Vorrath von ſüßem Thau auf dieſem Blatte geſammelt, welchen das herannahende Ende meiner Tage mir nicht zu verzehren verſtattet? Umſonſt habe ich mich oft für mein

„Volk ins Schlachtgetümmel gewagt; umſonſt habe ich fern vom Geräuſch der Welt, „dieſe Kolonie durch weiſe Geſetze zu bilden „geſucht. — Zwar meine Freunde ſchmeicheln mir, daß ich einen großen Namen „nachlaſſe; aber wo bleibt mein Nachruhm, „wenn am Ende der achtzehn Stunden die „Sonne verliſcht, und die Welt in ewiges „Nichts zurück kehrt? Ja wenn ich auf einen „dauernden Ruhm von dreyßig bis vierzig „Stunden rechnen könnte.“ —

Al-Raſchid lächelte — und erſchrack gleich darauf, daß er gelächelt hatte; denn Stunden oder Jahre — läuft das nicht am Ende auf Eins hinaus?

Kleine geſammelte Schriften

des

Herrn von Kotzebue,

Präſidenten des Gouvernements-Magiſtrats
in der Provinz Eſthland.

Zweiter Band.

Mit Kupfern.

Reval und Leipzig,
bey Chriſtian von Glehn, und in Commiſſion bey
Paul Gotthelf Kummer. 1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Meiner lieben Schweſter

Amalie

gewidmet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ildegerte,

Königin von Norwegen.

Hiſtoriſche Novelle.

Wer biſt du Heldin! begabt mit Odins Geiſt und Freyas Liebreiz? wer biſt du, deren Bild ſo glänzend ſchimmert durch den Nebel, der auf den Wundern der Vorwelt liegt? Herauf! herauf kühner Geiſt Ildegertens! herauf aus den ſeligen Wohnungen Wingolfs! du, vor deren Namen mein Knie ſich beugt, als Heldin, als Weib und als Mutter.

Swend hieß der Prinz, den Thora gebahr, einſt über Norwegen zu herrſchen. Noch war die Wiege ſein Thron, eine Roſenknoſpe ſein Scepter; noch kannte er keinen Schmerz als den Hunger, keine Ruhe als den Schlaf. Mit weiblichem Scharfſinn und männlichem Geiſte regierte Thora die rauhen Norweger; mit weiblicher Sanftmuth und männlicher Feſtigkeit, führte ſie ihren geliebten Sohn aus dem engen Kreiſe der Kindheit auf die allumfaſſende Bahn des Jünglings, er wuchs heran, auf ſeinem Antlitz blühte die Hofnung des kommenden Morgens und grau gewordene Krieger, wenn ſie ihn ſahen, ſtrichen ſich wohlgemuth die langen Bärte.

Nicht ſeidene Gewänder und koſtbarer Schmuck, nicht ſtudiertes Lächeln und erborgte Roſen, füllten damals die Morgenſtunden der Weiber in Norden: das Mädchen, das einem Norweger gefallen wollte, mußte die Weiblichkeit verleugnen, nachäffen die kriegeriſchen Uebungen der Männer, tummeln mit unbedeckter Hand den kleinen isländiſchen Gaul, das fliehende Wild mit dem ſichern Wurfſpieß tödten, den glänzenden Schild dem drohenden Schwerdte ihrer Geſpielin entgegen werfen. Thora, ſelbſt Meiſter dieſer ernſteren Spiele, verſammelte um ſich her einen Kreis von Mädchen, die, von ihr geführt, bald in dunkeln Wäldern den Wolf und Bären jagten, bald auf der freundlichen Ebene die ſchwächere Lanze brachen.

Oft ſaß die Königin auf einem erhöhten Raſenplatz, ſich ergötzend am bunten Gewühl ihrer Amazonen: doch immer ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen auf Ildegerten, Thoras liebſter Gefährtin, denn ſo leicht flog keine auf dem muthigen Gaule dahin, ſo gewiß warf keine ihren Spieß, ſo zierlich brach keine die Lanze. Und wenn ſie nun das Viſier niederließ, ſich den Schweiß von der majeſtätiſchen Stirn zu trocknen; wenn ihr großes blaues Auge, ſiegender als ihr Schwerdt, umher blickte; wenn ſie gieng, und der blaue Federbuſch auf ihrem Helm langſam auf und nieder wallte; wenn ſie ſprach und vor dem ſüſſen Ton ihrer Stimme die ſanfte Flöte verſtummte; o d[illegible] regte ſich im Herzen des jungen Prinzen ein unnennbares Gefühl, welches die ſchlaue Mutter bald im glühenden Auge, auf der glühenden Wange las. Sie las es und lächelte zufrieden; denn floß gleich nicht königliches Geblüt in Ildegertens Adern, ſo war ſie doch der lezte Zweig einer edlen Familie, und auch als Bäuerinn würdig des erſten Thrones der Welt. Wer beſaß mehr die Kunſt mit einem Blick die Herzen zu feſſeln, als Ildegerte? wer ſchien es weniger zu wollen als ſie? ihre Geſpielinnen ſahen ſie — es regte ſich der Neid; ſie ſprachen mit ihr — der Neid verſtummte.

Damals ſchwärmte Ranfried, der junge König der Schweden, von einem nordiſchen Hofe zum andern. In ſeiner verſteckten Seele brüteten ehrgeizige Anſchläge, der Durſt nach

Hoheit und Macht füllte ſein flammendes Auge. Nicht zufrieden, die ſeufzenden Unterthanen ſeines Reichs mit eiſernem Scepter zu beherrſchen, faßte er den kühnen Entſchluß, einſt durch das Glück räuberiſcher Waffen, drey Kronen auf ſeinem Haupte zu vereinigen. Darum durchſchweifte er Dännemark und Norwegen; darum drängte er ſich lauſchend zum Thron ihrer Fürſten, ausſpähend ihre Stärke und Schwäche. Er war ſchön, wie Utgarda-Locke *), aber ein tückiſcher Böſewicht wie er, grauſam wie der Wolf Fenris, giftig wie der Midgardiſche Wurm. **)

Ihrem Gaſte zu Ehren veranſtaltete Thora, ritterlich Spiel- und Lanzgefecht. Als nun der Tag ſich zu neigen begann, und die Ritter, müde der kriegeriſchen Kurzweil,

---

*) Utgarda-Locke, nach der Edda, der Bibel der alten nordiſchen Völker, ein böſer Geiſt, ohngefähr wie unſer Teufel.

**) Der Wolf Fenris, und der Midgardiſche Wurm, Kinder des Utgarda-Locke.

ſich von ihren Knappen die Helme lüften lieſſen; da erſchienen — ſo wollt' es die Königin — die jungen Heldinnen Norwegens in den Schranken, neigten ſich nach ritterlicher Weiſe vor den Kampfrichtern, und begehrten, daß Ranfried eine Lanze mit ihnen brechen ſolle. Ranfried ergrif lächelnd den Speer, denn er war wohl geübt in ritterlichem Kampf auf Schimpf und Ernſt; lächelnd ſchwang er ſich auf den ſtampfenden Gaul, und ritt in die geöfneten Schranken. Keine der Amazonen vermochte es, ſeinen nervigten Arm zu beugen, ihre Lanzen zerſplitterten an ſeinem Schild, wie die leichte Gondel am höhnenden Felſen. Doch nun erſchien Ildegerte, der rothe Strahl der Abendſonne ſpiegelte ſich im blanken Helm, ihr Roß bäumte ſich ſchnaubend gegen den Sporn der kühnen Reuterin. Pfeilſchnell flog ſie auf den Prinzen zu, ihre Lanze zerſplitterte, aber Ranfried war bügellos und hielt ſich mit Müh im Sattel.

„Du biſt ſtark!“ rief der erſtaunte Schwede: „laß mich ſehen das Antlitz der „Siegerin.“ Ildegerte ſchwang ſich behend vom Pferde, warf den Helm ab, und ihre blonden Haare wallten in ungekünſtelten Locken den weißen Nacken hernieder. Der Blick, den ſie auf Ranfried warf, ſchmiegte ihn in ihre Feſſeln. Es war ein Blick voller Würde, durch ein halbes Lächeln verſüßt; aber auch nur ein halbes Lächeln auf Ildegertens Wangen, vermochte den Stein ins Leben zu zaubern. Der ſtolze Beherrſcher Schwedens ſtammelte ſeine Bewunderung, und gleich einem einſamen Blümchen auf einer dürren Steppe, wurzelte die Liebe in ſeinem unbezwungenen Herzen.

Schon hatte das Licht des Tages ſich in die Fluten getaucht, ſchon ſtieg am weſtlichen Himmel der Vollmond heiter herauf, als die frohe Schaar, erquickt durch das gefüllte Trinkhorn, im kühlen Hayn luſtwandeln gieng. Dort lag ein Ritter im Grünen, und flehte das ſchäckernde Mädchen, um Sold der treuen Minne; dort tönte die Harfe des Barden, ſie ſang die Thaten der Vorzeit, die ſeligen Geiſter Walhallas; die Nachtigall flötete lieblich in den erhabenen Geſang; dort wandelten Arm in Arm, zwey Freunde im traulichen Geſpräch; dort ſcherzte ein Chor von Nymphen muthwillig am murmelnden Bach.

Im dickſten Gebüſche des Haynes ergoß ſich ein Waſſerfall, und bildete unten am Hügel einen See. Nahe am grasreichen Ufer lag ein bemooſter Stein, von der Hitze des Tages durchwärmt. Hier pflegte Ildegerte zuweilen bey nächtlicher Kühlung zu baden, entkleidet ſaß ſie dann auf dem Rücken des Steines, und die kleinen Wellen küßten ihre ſchönen Füße. Auch heute ſtahl ſie ſich heimlich, nur — wie ſie meynte — vom Strahl des keuſchen Mondes belauſcht, hinweg vom bunten Gewühl des Hofes, hin zu ihrem Lieblings-Plätzchen. Doch da des Lärmens im Walde, des Laufens und Jubilirens ſo viel war; ſo wagte ſie nicht wie ſonſt, von ſich zu werfen das läſtige Gewand, ſie ſchürzte nur bis ans Knie den ſchleppenden Jagdrock, warf die Sandalen ins Gras, und hüpfte ins Waſſer, da wo auf leichtem Flugſand es kaum ihre Knöchel beſpülte.

Dich ſchützte, keuſches Mädchen, Geſion *) mit unſichtbarer Hand, denn von wilder Brunſt beſeelt, ſchlich Ranfried auf der Ferſe dir nach, brach frech durch Gebüſch, und raubte mit brüllendem Gelächter die Sandalen, welche du dem Ufer anvertrauet hatteſt. Ildegerte wandte ſich. „Prinz!“ rief ſie, indem ſie aus dem Waſſer ſprang, und den aufgeſchürzten Jagdrock niederließ: „Prinz! „das iſt nicht Sitte bey uns.“

Ranfried. Wie? nicht Sitte, ein ſchönes Mädchen im Bade zu belauſchen? dann — vergib mir! — dann verdienen die Norweger nicht, ſchöne Mädchen unter ſich zu haben.

---

*) Geſion, die Göttin der Keuſchheit.

Ildegerte. Und wenn die Mädchen deines Landes ſich ſo gern belauſchen laſſen, dann freylich, verdienen ſie auch belauſcht zu werden. Jetzt gieb mir meine Sandalen und geh.

Ranfried. Das iſt eben ſo viel, als ſprächeſt du: „jetzt verliere deinen Verſtand!“

Ildegerte. (entrüſtet) Wenigſtens die Sittſamkeit haſt du ſchon verlohren, und Verſtand ohne Sittſamkeit, iſt ein Baum ohne Blätter.

Ranfried. Allerliebſt! du ſpielſt mit Worten wie mit Herzen. Doch deinem Verſtande und deiner Sittſamkeit unbeſchadet, erlaube mir, dieſe Sandalen ſelbſt wieder um deinen Fuß zu binden.

Ildegerte. Ich befehle dir zu gehen.

Ranfried. Glaubſt du dich in Gefahr?

Ildegerte. (verächtlich) O nein.

Ranfried. Du wirſt bitter. Nicht einmal für gefährlich hältſt du mich? — Laß ſehn! — weg mit dem Witzeln und Spötteln! Ildegerte, ich liebe dich.

Ildegerte. Wirklich? eine Bekanntſchaft von zwey Stunden, und ſchon liebſt du mich?

Ranfried. Deſto ſchmeichelhafter für dich.

Ildegerte. Das ich nicht wüßte. Höchſtens dankt dir mein Geſicht dafür.

Ranfried. Nein Ildegerte, du haſt mich tief verwundet; du biſt ſchön wie Noſſa [*]) und klug wie Wora. [**]) Ich hab' ein Weib, das ich nicht verſtoßen darf, denn ihr Vater iſt ein mächtiger Fürſt, auch biſt du ſelbſt nicht aus fürſtlichem Geblüt; aber komm in meine Arme! du ſollſt königlich gehalten werden wie jene! Komm, theile mein Herz und mein Bett.

---

[*]) Noſſa, die ſchöne Tochter der Göttin Freya.

[**]) Wora, die Göttin der Weisheit.

Jldegerte. Auf ſolch einen Antrag hat Jldegerte nur **Eine Antwort.**

(Sie ſchlägt ihn ins Geſicht und flieht.)

Racheſchnaubend ſtürzte Ranfried hinter ihr her; aber mit leichtem Fuß, der kaum die Spitzen des jungen Graſes bog, ſchlüpfte Jldegerte durch den Wald, dem Getön der Hörner nach, welche die nahe Gegenwart der Königin verkündeten. Hier ſchmiegte ſie ſich zu Thoras Füßen und ſchwieg. Auch Ranfried, der bald nach ihr herbey keuchte, hatte nicht Luſt den erlittenen Schimpf in Gegenwart fremder Zeugen zu ahnden. Doch das Auge der Königin bemerkte bald den entblößten Fuß Jldegertens. „Warum biſt du „ohne Sandalen?“ frug ſie ihren Liebling.

„Ich gieng, mir die Füße zu waſchen,“ verſetzte Jldegerte mit unbefangenem Blick: „ich warf meine Sandalen am Ufer ins „Gras: irgend ein Thier muß mir ſie geſtohlen haben.“

„Das Thier war ich!“ verſetzte Ranfried mit grimmiger Geberde: „daß die Sandalen dir zugehörten, wußte ich nicht; „denn (ſpöttiſch) hätte ich es gewußt, warlich! „ſie lägen noch dort.“ Mit dieſen Worten warf er die Sandalen zu Idegertens Füßen.

„Prinz!“ ſprach Thora mit hohem Ernſt: „wenn du wieder in mein Land „kommſt: ſo vergiß nicht daß es mein Land „iſt.“ Ranfried ſchwieg, Swend ſah ihn ſcheel an, die Hofleute murmelten, Idegerte lächelte, dieſer Augenblick ward die trübe Quelle mancher Unthat, mancher kummervollen Stunde. Der ergrimmte Schwede, deſſen Herz aus den Schlacken der Bosheit zuſammen geſetzt war, brach noch in derſelben Nacht auf in ſein Vaterland, und trug das ſchwarze Gift der Rache mit ſich hinweg.

Langſam und traurig nahte indeſſen die Stunde, in welcher Thora, die Mutter des Volkes, der Natur ihre Schuld abtrug, und hinüber wallte zu den ewigen Freuden

Wingolfs.*) Sie ſtarb in den Armen Ildegertens und ihres Sohnes, ſie ſtarb indem ſie beyde ſegnete. Unter dem lauten Jammer vieler Tauſende ward der Grabhügel aufgeworfen, der ihre Aſche decken ſollte. Schweigend und mit rothgeweintem Auge, nahte ſich auch der Aermſte, darbringend eine Gabe, welche, nach der Sitte des Landes, mit der Entſeelten begraben wurde. Kein Ritter ſchämte ſich der Thräne im Auge, Swend verhüllte ſchluchzend ſein Geſicht, Ildegerte warf ſich auf den Grabhügel, und wuſch ihre langen Locken in Zähren. In dumpfer Betäubung lag ſie noch da, als ſchon die Mitternacht mit ihrem ſchwarzen Fittig Wald und Meer deckte; nur das Murmeln der Wellen, nur das Rauſchen der hohen Tannen, nur Ildegertens Seufzer unterbrachen die Todtenſtille. Endlich verkündete die Dämmerung den kommenden Morgen,

---

*) Wingolf, der Pallaſt der Freundſchaft.

gen, aber es war ein trüber, regnigter Tag. Die Sänger des Waldes ſchmiegten ſich in ihr Neſt, nur der räuberiſche Geyer krächzte hoch in den Lüften.

Ildegerte ſprang auf, blickte noch einmal mit unausſprechlicher Wehmuth auf den Hügel, vom Thau und ihren Thränen naß, warf eine abgeſchnittene Haarlocke darauf, und floh — floh von ihren Geſpielinnen begleitet, in das Innerſte des Waldes, wo im Schatten bejahrter Eichen, eine feſte Burg die Verwaiſten aufnahm, deren Mauren noch lange die Seufzer um Thora wiederhallten.

Swend, der neunzehnjährige Jüngling, beſtieg nunmehr den mütterlichen Thron, befolgend die Lehren der Entſchlummerten, beglückend ſein Volk, öffnend ſein Ohr jedem Unglücklichen, warm für Freundſchaft und Ritterpflicht. Aber auch die Liebe nahm er mit auf den Thron. Unter der Laſt der Staatsgeſchäfte, im Kreiſe der Ritter, im Tempel der Gerechtigkeit, an Odins Altare, ſuchte ſein ſpähendes Auge Ildegerten, ſein Herz vermißte ſie beym frohen Mahle, beym Lanzenſpiel und Rundgeſang. „Welch unbehagliches Gefühl!“ ſo rief er einſt, als er von der Tafel ſich wegſtahl, wo das Trinkhorn umſonſt ihm entgegen duftete, wo der Barde auf ſilbernen Saiten ihm umſonſt die Thaten ſeiner Väter ſang: „welch unbehagliches Gefühl, macht mir den Thron zum öden Grabe, mein Herz ſtumpf für die Freuden des Wohlthuns und der Freundſchaft! hinweg mit dieſer drückenden Bürde! hinweg mit dieſer glänzenden Sklaverey! das ſelige Entzücken **Walhallas** *) würde mir kein Lächeln abtrotzen, ſo lange im Arm der Liebe, es doppelt zu genieſſen, das Schickſal mir verſagt. Was bindet meine Zunge, daß ſie nicht wagt das Bekenntniß, das auf meinen Lippen ſchwebt? was feſſelt meine Hand, daß ſie nicht Kron' und Scepter zu

„den

---

*) **Walhalla**, das Paradies der Krieger.

„den Füſſen derjenigen legt, für welche Kron' „und Scepter geſchaffen ſcheinen? — Fort! „fort zu Ildegerten! Ich ſpotte der Ahnen! „macht königlich Geblüt einen Narren weiſe? „einen Böſewicht gut? Ach! nur in ihr „kann Thora wieder aufleben; ach! nur an „ihrer Seite reizt mich der Thron.“

Er ſprachs und ging zu opfern im Tempel der Göttin der Liebe und Gegenliebe. *) „Ehrwürdiger Greis!“, ſo redete er den Prieſter an: „mir haben Odins Diener das „Schickſal meines Thrones geweiſſagt. Ihre „Worte waren dunkel, doch ich bin ruhig, „denn nur der Tyrann fürchtet die Zukunft. „Weiſſage du mir das Schickſal meines Herzens, es iſt mir nicht minder werth; aber „laß deine Worte ſeyn klar wie das Licht der „Sonne, denn jeder Liebende fürchtet die „Zukunft.“

Ehrerbietig

---

*) Sie hieß Lofn.

Ehrerbietig beugte der ſilberhaarige Greis ſein Knie, und ging zu befragen, die Göttin der Liebe und Gegenliebe. Die Flamme auf ihrem Altare, das Feuer in Swends Herzen, loderten rein und keuſch empor. Mit ernſtem Angeſicht kehrt' er zurück, eine Wolke hing auf ſeiner Stirn; doch unterſchied das Auge des Sterblichen nicht, ob dieſe Wolke die Sonne der Hofnung, oder einen drohenden Stern decke. Nach kurzem, feyerlichen Schweigen redete er alſo: **„Du Liebling der „Götter und deines Volkes, ein guter „Fürſt findet ſeinen Lohn im Arm einer „Walkyrie.**[*]

Das iſt ſie! das iſt ſie!“ rief der junge König entzückt: „welches ſterbliche Mädchen „in meinem Reiche, könnte der Göttin der „Liebe das Bild einer Unſterblichen leihen?

---

[*] **Walkyrie**, ſo hießen die Jungfrauen Walhallas, welche Odin in die Schlachten ſandte, den Kämpfenden anzufeuern, und dem Sterbenden die Quaalen des Todes zu verſüßen.

„— nur ſie — nur Ildegerte — ich danke „dir Greis! bald ſollſt du von mir hören! „bald ſollen die Stufen dieſes Tempels unter der Laſt der Geſchenke ſeufzen, mit denen „ich eure Altäre überſchütten will. Leb wohl! „gieb mir einen traulichen Handſchlag! leb „wohl! bete für mich!“

„Prinz!“ ſtotterte der Alte, indem er ſein graues Haupt bedächtig hin und her wiegte — aber Swend hörte ihn ſchon nicht mehr, Swend flog durch den Hayn, nur ſeine Gedanken eilten ſchneller als er, vor ihm her ſchwebte Ildegertens Bild, Ildegertens Name ſchwamm auf ſeinen Lippen, die angenehme Deutung, welche er dem täuſchenden Orakelſpruch gab, ſchien ihm die einzig mögliche. Keuchend gelangte er an die Stufen des Pallaſtes, keuchend befahl er ſeinen Knechten, ihm das ſchnellſte Roß vorzuführen, glühend entwarf ſeine Phantaſie ihm die Wonne des erſten Anblicks nach einer jährigen Trennung. Aber ihn riß aus dem ſüſſeſten Traume die Stimme der kriegeriſchen Trompete. „Ja!“ rief Tott ſein Feldherr ihm zu: „ja laß vorführen das ſchnellſte Roß, „ſammle deine Reuter und Kriegsknechte, und „zieh aus gegen Ranfried den Verräther. „Siehſt du dort den weinenden Haufen der „Vertriebenen, der von Minute zu Minute „ſich mehrt? dieſer verließ ſein Haus in „Flammen, jener mußte ſein Weib ſchänden „ſehn; dieſer floh über ſeine verheerten „Aecker, jener war Zeuge der Ermordung „ſeines wehrloſen Vaters. Mit einem Heer „von Buben verwüſtet Ranfried dein Reich. „Ja, laß vorführen dein ſchnell'ſtes Roß! „ſammle die tapfern Norweger! auf! auf „ihm entgegen! daß er fühle der Ehrloſe, „daß das Blut deiner Väter in deinen Adern „rollt, daß der Arm deiner Ritter ſtark iſt „und nervigt, und daß der alte Tott noch „lebt.“

Wie wenn den Sanftſchlummernden ein Dolchſtoß weckt, ſo bebte Swend bey der

Schreckenspoſt zurück. Aber ein Blick auf ſeine weinenden Bürger, vertrieb den liebenden Jüngling und rief mit mächtiger Stimme den Ritter und Helden hervor. Er ſandte eilende Boten ins Land an ſeine Getreuen, und ſiehe aus Weſten und Oſten ſammelten ſich bey Haufen die Lehens-Männer gerüſtet, im zahlreichen Gefolge wohlbewehrter Knappen. Mit wallendem Herzen ſah Swend in wenig Tagen unter den Mauren ſeiner Burg ein ſtolzes Heer, an deſſen Spitze den unerſchütterlichen Tott. „Zu Hülfe den Meinigen!“ flüſterte mächtig die Stimme der Tapferkeit in des edlen Jünglings Bruſt: „mich rufen „ihre Seufzer! auf mich harrt ihr gebrochenes „Auge. Sie ſchweige, die ſanftere „Stimme der Liebe, bis ich den Lorbeer des „Sieges, den jubelnden Dank des geretteten „Volkes zu Ildegertens Füßen legen kann.“

In glänzender Rüſtung beſtieg der junge König ſein Kampfroß, ihm zur Seite ritt der erfahrne Tott, die Kriegsknechte ſchlugen an ihre Schilder, die Barden ſangen feyerliche Lieder in die Harfe, das Heer brach auf. Weiber, Kinder und Greiſe, gelagert am Wege, den es zog, ſegneten ihren Beherrſcher, der freundlich ſie alle begrüßte, erhoben Augen und Hände und flehten zum Sitze der Götter, um Schutz und Sieg und Leben.

So zogen die Krieger dahin, dürſtend nach Kampf und Rache. Immer neue Boten, verkündend den Jammer der Fliehenden, verkündend des Räubers Mordſucht, fachten die Hitze der Krieger zur lodernden Flamme an. Nur noch eine halbe Tagereiſe trennte die feindlichen Heere; da verſammelte Swend um ſich her, die Hauptleute und Obriſten des Volkes, und ſprach im Feuer der Jugend, ſtehend auf einem Sandhügel, der zur Rednerbühne ihm diente: „Morgen, meine Ge-
„treuen! morgen ſey der entſcheidende Tag!
„Laßt opfern an Odins Altare, daß er Sieg
„unſern Waffen verleihe, Sieg der gerechten
„Rache. Dann zieht in nächtlicher Stille,

„mit euren Schaaren entgegen, dem ehrloſen „Mörder und Räuber. Es treff' ihn mit „Anbruch des Tages, meiner Völker gezücktes „Schwerdt, und ſende den Böſewicht „ſchlafend, in Hela's *) Arm hinab!"

„Nicht alſo!" ſprach Tott, der kältere Greis: „man gehe ehrlich zu Werke, nach „Kriegesſitte und Ritterbrauch. Man ſende „einen Herold hinüber ins ſchwediſche Lager, „zu erkunden des Streites Anlaß, ob nicht „unſchuldigen Blutes vielleicht noch zu ſchonen „ſey. Iſt Ranfrieds Foderung gerecht, „und will er dagegen erſetzen, was hier ſein „zügelloſes Volk verwüſtet; ſo wähle, o König! „die Palme des Friedens, ſtatt dem „gezückten Mordſchwerdt."

Swend. Fodern? was kann er fodern? — Erſetzen? was kann er erſetzen? — Iſt er ein Gott, daß er vermag meine Getreuen ins Leben zurück zu rufen?

---

*) Hela, der Tod.

Tott. Leider nein! hin iſt hin, und todt iſt todt! nie ſahen unſere Augen den Sterblichen wieder, der einmal hinter den geheimnißvollen Vorhang getreten war. Aber noch leben die unmündigen Kinder der Erſchlagenen; noch ſeufzt manche Wittwe fern vom Wohnſitz ihres ermordeten Gatten. Für dieſe öfne Ranfried ſeine Schätze, und erſetze ihnen dreyfach den mit Blut befleckten Raub.

Swend (mit edler Hitze). So ſoll ich mir das Blut der Meinigen bezahlen laſſen? O Ranfrieds Königreich nehme ich nicht für einen Blutstropfen des geringſten unter meinem Volke!

Tott. Richtig und wahr, wenn er erſt vergoſſen werden ſoll, falſch und unwahr, wenn er ſchon vergoſſen worden iſt. Oder willſt du die Schaaren der Deinigen ohne Noth zur Schlachtbank führen? hunderte haſt du verlohren, und willſt vielleicht noch tauſende opfern?

Swend. Wohlan, es ſey! ich ehre deinen Rath als den Rath eines Vaters.

Dieſem Entſchluß zufolge erſchien mit der Morgenröthe ein Herold vor Ranfrieds Gezelt, und begehrte zu ſehen das Antlitz des Königs. Zwiſchen ſtolzen Reihen höhnender Trabanten, ward er bis zum Sitze des Wütrichs geleitet, der umgeben von einer bewaffneten Schaar, in jedem Auge Verrätherey zu ahnden ſchien, und mitten im Kreis der Seinigen, vor dem Raſcheln eines dürren Laubes zitterte.

Ranfried zum Herold. Sage an! was iſt dein Begehr?

Der Herold. Höre mich Ranfried! König der Schweden! durch mich redet Swend, der mächtige König der Norweger. Warum haſt du mich überfallen als ein Räuber den ſchlafenden Wanderer? warum haſt du die Meinigen ermordet, und meine Länder verwüſtet? warum haſt du verletzt das Völkerrecht, und nicht ehrlich die Fehde mir angekündigt? Siehe, das Blut meiner Unterthanen ſchreyt um Rache! ich bin ausgezogen mit Heeres-Kraft, und Odin wird dich züchtigen durch meinen Arm. Willſt du aber, wie es einem ehrlichen König und Ritter zuſteht, mir zu wiſſen thun, den Grund deines frevelnden Beginnens, wieder aufbauen die Hütten der Meinigen, ſtillen das bange Klagen der durch dich Verwaiſten; ſo will ich die Obriſten und Hauptleute meines Volkes zuſammen berufen, mit ihnen ohne Gefährde über deine Forderung zu Rathe gehn, und falls ſie geziemend und rechtlich befunden wird, dir darinn zu Willen leben, bey meinem königlichen Wort! Verſchmähſt du aber dieß ehrliche Anerbieten; ſo ſey Odin Richter zwiſchen mir und dir, und über dich komme das Winſeln der Sterbenden! über dich das Blut der Erſchlagenen!

Der Herold ſchwieg, **Ranfried** zog die borſtigen Augenbraunen zuſammen, ſchoß einen drohenden Blick auf den Boten, und entwortete wie folgt:

„Geh! ſage dem Jüngling Swend, daß „Ranfried, der König der Schweden, der „Herr eines mächtigen Reiches, vor dem „ganz Norden zittert; der Länder und des „Goldes genug hat, daß er vom Fürſten der „Norweger, keine Handbreit Erdreichs be„gehrt; daß er aus königlicher Milde, Alles „zu vergüten bereit iſt, was ſeine Tapfern „erbeutet. Nur Ildegertens Beſitz, war „das rühmliche Ziel ſeiner Waffen. Sie „liefere in dreyen Tagen Swend in mein kö„nigliches Brautbett; ſo ſoll dieß drohende „Heer Norwegens Gränze verlaſſen. Wo „nicht, ſo wird Ranfried mit dem Schwerdt „in der Fauſt ſich einen Weg durch Swends „Heer zu bahnen wiſſen.“

Unter einer bejahrten Eiche ſaß zu den Füßen Totts der junge König, ablauſchend von den Lippen des erfahrnen Greiſes, jedes unterrichtende Wort, gierig horchend auf die belehrende Erzählung mancher gelieferten Schlacht, manches erfochtenen Sieges. Da trat vor ihm der Herold, und brachte nicht ohne Zittern, ihm Ranfrieds gebieteriſche Antwort. Kaum hatte der Bote geendigt, als Swend knirſchend aufſprang; der alte Tott blieb ruhig ſitzen.

Swend. Ehe ſoll der Hopfen unterſinken! und ehe die Ströme zu ihren Quellen zurücklaufen, ehe ich dieſe ſchimpfliche Bedingung erfülle.

Tott. Gemach Jüngling! Gemach! laſſ' uns kalt unterſuchen Ranfrieds Begehren; laſſ' uns bedächtig von einander ſcheiden, das, was du verlieren ſollſt, und das, was du verlieren kannſt. Du ſollſt verlieren ein Mädchen, du kannſt verlieren ein Königreich.

Swend. Aber dies Mädchen war meiner Mutter Liebling.

Tott. Segen über dich, daß du ehreſt das Andenken deiner Mutter! doch ſelbſt Thora würde dieſen ihren Liebling dem Heil ihres Volkes geopfert haben.

Swend. So ſoll ich Ildegerten unglücklich machen? ſie, die mich nie beleidigte, für die jeder unſerer Ritter mit Freuden kämpfen würde, ſoll ich in die Arme eines Barbaren liefern? Nimmermehr!

Tott. Aber wäre es denn ſo unbezweifelt gewiß, daß ſie eben unglücklich ſeyn würde? wie manches Weib hat durch Klugheit und Sanftmuth den blutdürſtigen Tiger zum Menſchen umgeſchaffen. Beſitzt Ildegerte nicht Vorzüge genug, den rauhen Mann, den Feind Norwegens, in den liebevollſten Gatten und Norwegens Bundesgenoſſen zu verwandeln?

Swend. Aber iſt denn unſere Niederlage nicht eben ſo zweifelhaft, als Ildegertens Glück in Xanfrieds Armen? — Tott ich verkenne dich! du ſtehſt an der Spitze eines kraftvollen Heeres, du ſollſt fechten für die gerechte Sache, und du zagſt?

Tott (lächelnd). Wenn du einſt nach Walhalla kömmſt, und dein Vater und deine Mutter dich empfangen; ſo ſollen ſie Zeugniß geben, ob ich je gezagt habe? Nein Jüngling! an dieſer Gränze habe ich ſchon drey Schlachten geliefert. Als ich in der letzten den Sieg davon trug, da gab ich Dir den Kranz den dein Vater mir aufſetzte, und du ſpielteſt damit in deiner Wiege. Damals ſchüttelte dein Vater mir die Hand, und — noch höre ich ihn! — lieber Tott! ſagte er zu mir: wenn einſt Odin über mich gebietet, ehe noch dieſer Knabe herangewachſen iſt; ſo wache dein Schwerdt für ihn, wie für mich! aber lehre ihn, daß man nie kämpfen muß, nur um mit ſolchen Kränzen ſpielen zu können.

Swend (gerührt.) Vergieb mir ehrlicher Alter! aber auch du thuſt mir Unrecht. Mich ſtrafe Wara,*) wenn tollkühne Ruhmſucht in meinem Buſen lodert! Aber ſchimpflich dünkt es mir um dieſen Preis den Frieden zu erkaufen; ſchimpflich, Ildegerten einen ſolchen Antrag zu thun.

---

*) Wara, die Göttin der Schwüre.

Tott. Das letztere übernehme ich. (Swend erſchrack, Tott fuhr fort:) Ich kenne Ildegertens erhabene Denkungsart; ſie iſt immer mehr als ein Weib, oft mehr als ein Mann. Ihr Vater war mein Freund, der Geſpiele meiner Jugend; er fiel im Kampf an meiner Seite, ſein letzter Händedruck empfahl mir Ildegerten. Ich habe Wort gehalten, und ſie verdient es. In ihr wohnt der Geiſt ihres Vaters, Freude wird aus ihren Augen blitzen, wenn ich ihr verkünde, daß das Opfer, zu welchem ſie auserſehn werden, das Leben vieler Tauſende, vielleicht auch das Leben ihres Königs rettet. (Er ſteht auf.) Ich eile zu ihr. Schließe du unterdeſſen mit Manfried einen Waffenſtillſtand auf ſechs Tage. Ehe noch dieſe Friſt verläuft, führe ich Ildegerten ins Lager. (Er will gehn.)

Swend (in heftiger Bewegung.) Noch einen Augenblick! lieber Tott! — nur noch einen Augenblick! — du meynſt alſo würklich, daß — daß —

Tott (ihn mit Verwunderung betrachtend.) Ich meyne, daß ich dich nicht begreiſe, und ſchäme mich, dich zittern zu ſehn.

Swend (in ſeinen Armen.) Ach mein Vater! ich liebe Ildegerten!

Tott (nach einer Pauſe.) So? — ja nun begreiſe ich es! — O nun iſt mir Alles ganz klar; nun verzeihe ich dir auch, daß du mich vorhin zaghaft ſchalteſt. Du liebſt Ildegerten? was denkſt du denn aus ihr zu machen?

Swend (mit Würde.) Das kann Tott mich fragen?

Tott. Alſo deine Gemahlin. (ſein graues Haupt ſchüttelnd.) Jüngling! Jüngling! ich billige das nicht. Doch einen Verliebten überreden, iſt mehr als drey Schlachten gewinnen. Ich ſchweige. Komm laſſ' uns fechten!

Swend (feurig.) Ja fechten! fechten! eine Schlacht an deiner Seite iſt nur Lanzenſpiel.

Sie gingen. Swend flog von Zelt zu Zelt, umarmte jeden Ritter, ſchüttelte jedem Kriegsknecht die Hand, goß das Feuer ſeines Auges in jeden Buſen, ſteckte mit ſeiner jugendlichen Hitze das ganze Heer an, und in wenig Minuten erſcholl an dieſem und jenem Ende des Lagers Feldgeſchrey! Ihm folgte langſam Tott der Greis, überſchauend mit denkendem Ernſt das vor ihm liegende Schlachtfeld, jedem Ritter den Platz andeutend, den er nur als Sieger oder als Leiche verlaſſen ſollte. Mitten im lärmenden Getümmel der erhitzten Schaaren, durch welches der Kriegsgeſang der Barden kaum hörbar tönte, ſah Swend in jedem blanken Schild nur Ildegertens Bildniß, wähnte er, trotz des wilden Geſchreys, nur Ildegertens ſanftliſpelnde Stimme zu hören. Im Innern ſeines Zeltes warf er ſich auf einen Teppich, und hielt folgendes Selbſtgeſpräch:

„Mein Leben und mein Reich für Ildegerten zu wagen, mein Leben und mein Reich um Ildegerten zu verlieren, der Gedanke hat keine Bitterkeit für mich. Aber wenn nun Odin beſchloſſen hat, den Nichtswürdigen noch länger zu ſchonen; wenn das Schickſal mich auserkohr, ein warnendes Beyſpiel, daß auch gerechte Waffen nicht immer ſiegen; wenn morgen vielleicht, ſtatt mit Lorbeern gekrönt in Ildegertens Arm zurückzukehren, in Walhalla mich meiner Mutter Arm aufnimmt; wer wird ihr berichten, was Swend für ſie that, für ſie, die nichts von dem Opfer ahndet, das mein Herz ihr zu bringen bereit iſt, für ſie, die das Geſtändniß meiner Liebe, vielleicht noch nie in meinem Auge las. Sterben will ich gern, aber nicht unbeweint von ihr. Sie ſoll es wiſſen, das Geheimniß, dem mein treuer Buſen bis jetzt zum Kerker diente; und dann gebiete Odin über meine Tage! ich nehme das Bewußtſeyn von Ildegertens

„Bedauren mit mir hinauf zu den Freuden „Walhallas.“

Er ſprachs, ergrif eine Pergamentrolle, und ſchrieb:

Swend der König der Norweger an Ildegerten.

Erinnerſt du dich, du holde Geſpielin meiner Jugend, der ſeligen Tage der Unſchuld und Freude, wo unter Thora's Augen uns jeder Abend zu ſchnell herbey eilte? Lallt noch deine Zunge zuweilen den ſüſſen Namen **Bruder**, durch den du mich damals ſo oft entzückteſt? gedenkſt du noch des heiligen Segens über uns Beyde, mit welchem meine Mutter dieſe Welt verließ? Wenn jede der traulichen Stunden, mit dir in brüderlicher Eintracht verlebt, noch ein ſchwaches Bild in deiner Seele zurückließ; ſo ſchilt mich! mich, der ich einſt kein Geheimniß vor dir hatte; daß Mondenlang ich Wünſche und Hofnungen in

meinem

meinem Buſen verſchloß, ohne ſie deinem Richterſtuhl zu unterwerfen; daß auch heute meine Hand zittert und meine Wange glüht, als hegte Thora's Sohn ein unedles Gefühl. — Ich habe geopfert im Tempel der Liebe und Gegenliebe — hier haſt du mein Bekenntniß! — Ildegertens Beſitz — hier haſt du meine Wünſche und meine Hofnungen. Dich mir zu rauben, brach Ranfried mit Heeres Macht in mein Reich. Die entſcheidende Stunde naht, welche richten wird zwiſchen mir und ihm. Wenn Liebe und Glück meine Waffen begünſtigen; ſo legt Swend in wenig Tagen ſeine Krone zu Ildegertens Füßen, und Ildegerte wird erfüllen den Segen, den meine Mutter ſterbend über uns ausſprach. Triumphirt aber mein Nebenbuhler — und nur mein letzter Augenblick iſt der Erſte ſeines Triumphs — ſo falle eine Thräne auf mein frühes Grab, und es wehklage Ildegertens Mund über den Verluſt ihres Bruders, ihres Gatten.

Nachdem er dieſen Brief mit dem Knopfe ſeines Schwerdtes verſiegelt hatte, übergab er ihn einem treuen Boten, dem ſein verlangender Blick folgte, bis er auf einer Anhöhe verſchwand. Heiterer kehrte der junge König in ſein Zelt zurück, der Knappe trat herein, ihn zu wappnen, heiter und froh ſah er auf die glänzende Rüſtung, die bald mit dem Blute ſeines Feindes, oder mit ſeinem eigenen gefärbt werden ſollte; ihm dünkte leichter zu tragen der ſchwere eiſerne Helm, ihm dünkte minder drückend der ſtählerne Bruſtharniſch. Er beſtieg ſein Kampfroß, und eilte mit gezücktem Schwerdt an die Spitze ſeines Heeres. Ihm jauchzten die Schaaren entgegen. „Ein blauer Federbuſch!“ murmelte Einer dem Andern zu: „laßt uns ihn nicht aus den Augen verlieren! „Es iſt des jungen Helden erſte Schlacht, er „wird zu kühn ſeyn, das ſagt uns ſein Feuer-

„blick. Herbey, ihr alten, geprüften Rit-
„ter! herbey, und ſammlet euch um ihn!“
Und ſiehe, eine Schaar von dreyßig oder vierzig der Tapferſten unter dem Heere, umringten den jungen König, eines jeden Bruſt war ihm ein neuer Schild, und dieſer kleine entſchloſſene Haufe mehr werth, als die gedungene Leibwache um Ranfrieds Thron. Der alte **Tott** ſchwang ſein blitzendes Schwerdt mit jugendlicher Kraft über dem Haupte, und horch! es ertönte an beyden Enden des Heeres die kriegeriſche Trompete, die Barden ſangen feurige Lieder, die Ritter ſchloſſen die Viſiere, die Waffen klirrten, die Roſſe ſtampften, die Fahnen flatterten, das Herz des jungen Königs ſchlug hoch empor. „Was zaudern wir!“ rief er dem zögernden Greiſe zu: „Auf! mit Blitzes Schnelle!
„Sieh, wie der nervigte Arm meiner Ritter,
„kaum den Zügel des wiehernden Roſſes noch
„hält.“ „Wir zaudern um zu ſiegen!“ ſprach **Tott**: „laß immerhin verlodern dieſe

„erſte Flamme, die hoch aufſprüht, aber zu „wenig um ſich greift.“ Langſam und mit geſchloſſenen Gliedern, zog er, wie eine dunkle Wetterwolke, den Blitz im drohenden Buſen tragend, dem bebenden Feinde entgegen. Uffo, Totts würdiger Sohn, der bereits in mancher Schlacht den Lorbeer mit dem Vater theilte, Uffo führte eine Schaar auserleſener Reuter, durch den niedrigen Buſch, hinter dem Hügel herum, horchend auf das Zeichen zum Angrif, um durch plötzlichen Ueberfall die Furcht der Miethlinge in paniſches Schrecken zu verwandeln.

Ranfried ſprengte indeſſen, umgeben vom Kern ſeiner Ritterſchaft, von einem Flügel ſeines Heeres zum andern, brüllte einem Jeden ſeine Pflicht ins Ohr, und ſuchte den ſinkenden Muth der Seinigen, durch die nahe Hofnung zum Plündern wieder anzufachen. Doch was vermag der kriechende Geiz, wenn er gegen den ſtarken Arm der Vaterlandsliebe kämpfen ſoll? Schon drang das Schwerdt der Völker **Swend's** in die geſchloſſenen Reihen der Schweden, ſchon verbreitete Tott Schrecken und Niederlage um ſich her, ſchon hatte ſich Swend, mitten unter dem Feinde, eine Burg von Leichen errichtet, ſchon waren **Uffos** Waffen mit ſchwediſchem Blute beſpritzt, ſchon ſtieg das Winſeln zahlloſer Sterbenden in die Lüfte empor; **Ranfried** ſah es und zitterte und knirſchte. Umſonſt ſchrie er ſich heiſer, um die fliehenden Miethlinge zu ſammeln; umſonſt fluchte er der Stunde ſeiner Geburt, verfluchte Odin und den Sitz der Götter. Bald ohne Rettung verlohren, ſpannte Verzweiflung ſeinen Arm, beſchattete ihn mit ihrem rußigen Flügel, ſaugte gleich einem Vampyr das Blut aus ſeinem Körper, und goß Galle in ſeine Adern. Wütend ſtürzte er ſich in den dickſten Haufen der Norweger, ihm folgte ein Geſchwader tollkühner Jünglinge, dem das freſſende Schwerdt den Weg bahnte, bis dahin, wo **Swends** blauer Federbuſch hoch in den Lüften wallte. „Biſt du es," rief er ihm donnernd entgegen: „du kaum den Windeln Entwachſener! der du es wagſt, gegen Ranfried zu „kämpfen? Auf, du muthiger Knabe! verbirg dich nicht hinter dem Schilde deiner „Ritter, verſuch' es, dich mit einem Manne „zu meſſen!"

„Sey mir willkommen!" ſprach Swend: „du, den ich im Getümmel der Schlacht „ſchon lange vergebens ſuchte. Herbey du „Mädchenräuber! daß der kühne Knabe dich „züchtige."

Mit verhängtem Zügel ſtürzte er auf Ranfried los; aber ſeine Getreuen, die ſchon manchen gefährlichen Streich von ihm abwandten, und deren Zahl bis auf die Hälfte geſchmolzen war, warfen ſich, ihn umringend, zwiſchen die Kämpfenden. „Nein! du ſollſt „dein Leben nicht wagen gegen einen Nichtswürdigen, der ſeine eigene Krone ſchändet, „und die deinige dir ſtehlen will. Er iſt kein „Ritter mehr! laß herbeyrufen einen unſerer

„Troßbuben, daß er mit der Zeltſtange ihn „zu Boden ſchlage.“ Wütig ſchäumend brüllte Ranfried den Seinigen zu: „Auf! „und rächt die Schmach eures Königs!“ Sogleich drang der wilde Haufe von einigen Hunderten, ein auf die Tapfern zwanzig, deren Bruſt ihrem König zur Mauer diente. Nicht Einer wich, und Keiner fiel, ohne fünf ſeiner Feinde zur Bedienung *) mit hinüber nach Walhalla zu nehmen. Doch endlich erlag auch der letzte, unter der immer anwachſenden, und mit blinder Verzweiflung fechtenden Menge. Swend blieb allein, da, wohin jugendliche Tollkühnheit, zu weit entfernt von ſeinem Heere, den jungen Helden irre geleitet hatte. „Ergieb dich!“ rief Ranfried ihm zu: „daß ich an meinen Triumph„wagen dich ſpanne, und ſo meinen Einzug „halte in der Burg Ildegertens.“ Ein Schwerdtſtreich war Swends Antwort.

Ranfried

---

*) So lehrte der Aberglaube der alten nordiſchen Völker.

Ranfried fing behend ihn auf, und that einen gewaltigen Hieb nach ſeinem Gegner, der am blanken Harniſch herabglitſchte. Ein wütender Kampf begann zwiſchen dem Herrſcher Schwedens, und dem Vater Norwegens. Die Jünglinge in Ranfrieds Gefolge ſtürzten herbey, den unvertheidigten Swend vom Pferde herab zu reißen; aber zwey alte Ritter, die einzigen in deren Bruſt noch Ritter-Ehre glühte, drohten denjenigen zu durchbohren, der Hand an ihn legen würde. Sie ſchloſſen einen Kreis um die Kämpfer, beſtraften mit grimmiger Geberde die ſcheelſehenden Jünglinge, und wachten über die Geſetze des Kampfes. Blitzend flimmerten die Säbel der fechtenden Nebenbuhler, Ildegerte und ein Königreich ſollte der Preis des Siegers ſeyn, Ranfried ſah beydes, Swend nur Ildegerten. Lange blieb der Kampf zweifelhaft, denn Heldenmuth und Geſchicklichkeit, fochten gegen verzweifelnde Raſerey. Doch nun, als Ranfried ſein Schwerdt mit beyden Fäuſten emporhob, um durch einen mächtigen Streich den Kampf zu enden, erlauſchte Swend eine Blöße, da wo die Armſchienen ſich an den Bruſtharniſch ſchließen, geſchickt wich er dem drohenden Hiebe aus, ſchon ſuchte die Spitze ſeines Schwerdts den Weg zu Ranfrieds Herzen — da ſchlug ein meuchelmörderiſcher Bube ihn von hinten mit einem Streitkolben aufs Haupt, daß er vom Pferde ſtürzte, und Ströme von Blut aus ſeinem Halſe quellen. Einer der alten Ritter ſtach den Buben nieder, bückte ſich über Swend und öfnete ihm das Viſier. Sein Geſicht ſchwamm in Blut, ſein Auge war gebrochen. „Ein guter König," ſtammelten ſeine letzten Seufzer: „findet ſeinen Lohn „im Arm einer Walkyrie." Er wurde quer über ſein Roß gelegt, und langſam aus dem Schlachtgetümmel geführt; aber er ſtarb, ehe er noch die nahe Quelle erreichte, aus welcher der alte Ritter ihn zu erquicken gedachte.

„Swend iſt todt!“ ſchrie Ranfried den Seinigen zu: „der Sieg iſt unſer! zurück in „die Schlacht!“ „Swend iſt todt!“ ſo jauchzten die flüchtigen Schaaren der Schweden, und wandten ſich plötzlich; „Swend iſt „todt!“ erſcholl es von einem Ende des Heeres zum andern: „mit ihm fiel der Muth der „Norweger.“ Ach nur zu wahr! „Swend „iſt todt!“ murmelte halb leiſe, ein Kriegsknecht dem andern zu: verſchwunden iſt der blaue Federbuſch, der ſiegend vor uns herwallte. „Swend iſt todt!“ raunte ein Ritter dem andern ins Ohr; bald erreichte die Schreckensbotſchaft den alten, braven Tott, deſſen Haufe noch immer unter dem Feind wütete. „Folget mir Kinder!“ rief er mit erſtickter Stimme: „rächet den Tod „eures Königs, eures Vaters!“ Aber umſonſt ſtürzte er ſich von neuem in das Gewühl der Schlacht, nur ein kleiner Haufe von wenig hunderten folgte ſeinem Panier. Schrecken und Betrübniß hatten ſich des ſchon ſiegenden Heeres bemeiſtert, die Norweger flohen in unordentlichen Haufen, und tauſende fielen unter dem freſſenden Schwerdt des verfolgenden Feindes. Nur Tott allein hielt ſich mit ſeiner kleinen tapfern Schaar, zog ſich auf einen Hügel zurück, und vertheidigte Leben und Ehre gegen die ganze ſchwediſche Macht. „Wo iſt **Uſſo** mein Sohn?“ rief er dem nächſten Ritter zu: „iſt mein Sohn **Uſſo** „auch unter den Flüchtlingen?“ „Nein, ehr„würdiger Greis!“ verſetzte der Kriegsmann: „er fiel in der Hitze des Gefechts, er „fiel von Wunden bedeckt.“

Tott. Haſt du ihn geſehen? waren ſeine Wunden vorne?

Der Ritter. Alle in der Bruſt, und auf dem Haupte.

Tott. Nun Gott Lob! heute wollen wir fechten, morgen wollen wir weinen.

Er ſprachs und öfnete ſein Viſier um Luft zu ſchöpfen, und Schweiß und Staub von der Heldenſtirn zu wiſchen. Da ſchwirrte ein feindlicher Pfeil ziſchend durch die Luft, fuhr dem Greis ins rechte Auge, und warf die letzte Stütze Norwegens entſeelt zu Boden. Ein dumpfes Ach! der Seinigen begleitete den Fall des Helden, das Schwerdt entfiel der ſchlaffen Hand, jeder Arm ſank kraftlos nieder. Doch Keiner wollte ſein Leben dem ſiegenden Räuber danken, und Ranfrido thürmte mit Leichen den Hügel himmelan.

* * *

Fliehe, mein Geiſt! hinweg von den blutigen Gefilden! mit Menſchenopfern gedüngt. Was weilſt du noch unter den Leichen? nicht tapfere, erhabene Thaten, bezeichnen das rauchende Schlachtfeld, denn Tott und Swend und Liſſo ſind todt. Leite mich, du holde Phantaſie, leite mich an deinem Gängelbande, hin zu jener ſtillen Laube, wo in der Dämmerung grüner Schatten Ildegerte den Boten empfing, der die Liebe ihres Königs ihr zu verkünden kam. „Biſt du ein „Bote des Friedens?“ rief ſie ihm haſtig entgegen, als das Knie beugend, er ehrerbietig zu ihr trat.

Der Bote. Aus des Königs Händen, empfing ich dieſes Schreiben, es treulich zu überliefern in Ildegertens Hände.

Ildegerte. Sag an! wie ſtands im Heere, als du das Lager verließeſt? iſt Ranfrieds Räuberſchaar zerſtreut? hat Odin den Frevler gezüchtiget?

Der Bote. Als ich das Lager verließ, da ſangen die Barden Lieder, mir ſelbſt ward warm ums Herz. Die Ritter ſchloſſen die Viſiere, es klirrten die Waffen, es ſtampften die Roſſe, es flatterten die Fahnen, der Schall der Trompete rief laut zum Angrif.

Ildegerte. O ſo iſt vielleicht ſchon jetzt unſer König Sieger, und mit der Hölle des fehlgeſchlagenen Bubenſtücks im Herzen, hat Ranfried Norwegens Grenze verlaſſen.

Mit dieſen Worten entfaltete ſie den Brief. Sie las, ihre Wange röthete ſich; ſie las weiter, ihre Wange glühte; ſie legte den Brief zuſammen, eine Thräne zitterte in ihrem ſchönen Auge. „Laß mich allein!“ ſagte ſie freundlich zu dem Boten.

Der Bote. Recht gern, holde Jungfrau, doch zaudert nicht zu lange, mir eure Antwort zu ertheilen, mein harrt der König mit Sehnſucht.

Ildegerte (erröthend.) Mit Sehnſucht? — woher weißt du das?

Der Bote. O er befahl mir hundertmal zu eilen mit Windesſchnelle, er ſagte, die Botſchaft ſey wichtig, jede Minute ihm theuer. Und als ich ſchon auf dem Gaule ſaß, der muthig mit mir dahin trabte, hörte ich noch ſeine Stimme, die mir zu eilen gebot. Und als ich ſchon ziemlich fern im Thale hinter mich blickte, da ſah ich am Zelte ihn ſtehen, wie er mit der Hand über den Augen, noch immer mir nachſah.

Ildegerte (bewegt.) Genug! genug! — Geh, füttre dein Roß, thue dir gütlich; morgen, wenn der erſte Sonnenſtrahl die Gipfel der Berge erleuchtet, kehrſt du ins Lager zurück.

Der Bote ging, Ildegerte fiel auf ihre Knie und betete: „Thora, du Verklärte! die
„einſt ſterbend mich Tochter nannte! wenn
„mitten unter den Freuden **Wingolfs** du noch
„gedenkſt der Freuden einer glücklichen Mut-
„ter, wenn der Name Swend dir noch theuer
„iſt; o ſo offenbare dich der betenden Ilde-
„gerte. Unterdrücke die keimende Liebe in
„dieſem Herzen, wenn ich unwerth bin, das
„Ehebette deines Sohnes zu beſteigen! laß
„mich fliehen in eine Einöde, und weinen
„über mein Schickſal, das keinen König mir
„zum Vater gab.“

Sie ſchwieg, und ſah mit bethräntem Blick nach dem heraufſteigenden Vollmond. Horch! da flüſterte ein leiſer Abendwind in den Blättern der Buche, der Duft der Lindenblüte goß ſich herab, und die Nachtigall klagte in einzelnen, ſchmachtenden Tönen. Ildegertens Buſen ward enge, die ſchauerliche Dämmerung um ſie her, füllte ihr Herz mit bangen Ahndungen, ſie floh mit ängſtlich umherirrenden Blicken durch den Hayn, und verſchloß ſich im einſamſten Zimmer der Burg.

Indeß hatte der geſchwätzige Bote, im Kreiſe der Weiber, die ihn neugierig umzingelten, die Mähr von Swends Briefe verbreitet, hatte alles erzählt, was er wußte und nicht wußte, was Swend ihm geſagt und nicht geſagt; hatte die Sehnſucht ſeines Königs noch hundertmal gröſſer gelogen, hatte hundertmal wiederholt, wie dringend ihm Swend die baldige Rückkehr empfohlen, und folgerte endlich mit der Mine der Weisheit: „es müſſe ein Entwurf den jungen Monar„chen beſchäftigen, den zu ergründen, ſein „Gänſekopf zu ſchwach ſey; doch werde viel„leicht Ildegerte den Damen nähere Aus„kunft geben.“

Himmel! welch ein Geflüſter! welch ein Plappern! welch ein Widerſprechen erhub ſich unter den gereizten Schönen. Sie machten endlich aus, daß ſie nichts wüßten, und beſchloſſen einmüthig bey der Abendtafel Ildegerten das Geheimniß zu entlocken, oder, wenn ihrer Verſchwiegenheit nirgends beyzukommen wäre, es doch wenigſtens auf ihrem Geſichte zu leſen. Die ſehnlich etharrte Stunde der Mahlzeit erſchien, aller Augen hingen an Ildegertens Antlitz, als dieſe mit ihrer gewöhnlichen, majeſtätiſchen Freundlichkeit in den Saal trat. Sie hatte ſich ermannt, der ſanfte Schimmer einer frohen Hofnung deckte ihre lächelnde Wange; man lagerte ſich um die Tafel, Alles ſchwieg lauſchend, Alles gaffte horchend nach ihr, die ohne dies Lauſchen, dies Gaffen und Horchen zu bemerken, gleichgültig mit ihrer Nachbarin ſchwatzte. O es war luſtig, wie die eine ſich räuſperte, die andere mit dem Fuße anſtieß, die dritte der vierten zuwinkte, und keine zu reden wagte. Doch gegen das Ende des Mahles, hub Ildegerte freundlich an, und jeder Arm, begriffen den Biſſen zum Munde zu führen, fiel unthätig in den Schooß.

„Ihr meine lieben Geſpielinnen!“ ſo ſprach das holde Mädchen: „habt Mondenlang in dieſer einſamen Burg, **Thoras** Verluſt mit mir beweint. Ich hoffe von euch geliebt und eurer Liebe werth zu ſeyn. Vernehmt dann eine Botſchaft der Freude, die **Swend** mir Unwürdigen ſandte: ſein Wunſch hat mich erkohren zu ſeinem ehelichen Gemahl.“ Sie ſchwieg ſanft erröthend, und blickte vor ſich nieder.

Erſtaunen feſſelte die Zunge der überraſchten Mädchenſchaar. Doch bald ſprangen ſie jubelnd auf, eine drängte ſich der andern vor, umgaben Ildegerten liebkoſend, und huldigten der neuen Königin. Zwar fehlte es nicht, daß mancher der Neid mit ſeinem Geflüſter ins offne Weiberohr ziſchte;

die Eine ſah ſcheel in den Bach, der ihr Bild ihr vorſpiegelte, und konnte nicht begreifen, was Swend an Ildegerten gefunden; die Andere rümpfte die Naſe, die Dritte lächelte höhniſch; doch Ildegerte verſtand die ſchwer zu erlernende Kunſt, ſelbſt auf den Stufen des Throns, ſich immer gleich zu bleiben, und ſo feſſelte ihr freundlicher Blick, ihre ſtille Würde, das ſtolzeſte Herz an das Ihrige; zwar ſagt die läſternde Chronik, daß in den erſten der Ruhe gewidmeten Stunden, keines der Weiber vermocht, das müde Auge zu ſchließen; doch war es nicht der Neid, der mit dem Fledermausfittig den Schlaf vom einſamen Lager verſcheuchte; es war der Reiz des Wunderbaren, der in der ganzen Geſchichte lag, das Wiederkäuen einer Kette von Begebenheiten, aus welchen ſich dieſe letzte entſpann, Entwürfe und Träume für die Zukunft, das Alles wirbelte auf und nieder in den glühenden Phantaſien der Mädchen, warf ſie ſchlaflos von einer Seite zur andern, und verſtieß die Hand des Schlummers, die den Balſam der Ruhe zu reichen erſchien.

Wohl euch, ihr guten Geſchöpfe! wozu die kurze Ruhe! ſchon nahet, die Lüfte durchſchneidend, ein kreiſchendes Gewinſel den Thoren eurer Burg; ſchon ſtören laute Seufzer die mitternächtliche Stille; ſchon hallet Zetergeſchrey fern her durch den Hayn. Der Zwerg auf der Warte der Burg ſtieß dreymal in das Horn, die Wächter rieben den Schlaf erſchrocken aus den Augen, und eilten zur geſchloſſenen Pforte, an welcher die Kommenden donnerten. „Wer ſtört die nächtliche Ruhe?“

Thut auf! thut auf euren Brüdern!

„Sagt an, wer ſeyd ihr?“

Fliehende, Geſchlagene, Verwundete.

„Woher im Dunkel der Mitternacht?“

Entronnen aus dem Schlachtgetümmel, zeichneten wir mit dem Blute, das aus unſern Wunden rieſelt, jene Straße, die wir kamen. Odin, Odin hat Verderben über dieſes Land geſprochen. Swend iſt todt, Uffo fiel, Tott iſt im Walhalla.

„Verderben! Verderben über Euch! ihr „kreiſchenden Unglücksboten!“ die ganze Burg gerieth in Aufruhr, Alles lief durcheinander und widereinander, man fragte, erkundigte, weinte, fluchte, man ſchrie nach Waffen — nur Ildegerte ſchlummerte ſüß im Arm der Hofnung, das ſanfte Lächeln der belohnten Tugend ſchmückte ihre jungfräuliche Wange. Da ſtürzten mit flatternden Haaren die Jungfrauen herein: „Auf! auf „aus der Ruh! du ſchlummerſt dem Tode „entgegen.“ Ildegerte fuhr erſchrecken empor; „was iſts! haben Flammen die Burg „ergriffen? oder hat irgend ein Verräther „unſere Thore dem Feinde geöfnet?“ Umſonſt wiederholte ſie dieſe Frage hundertmal, auf dem Fittig des Schreckens, waren die Sinne der Weiber entflohn, Heulen, Winſeln und Haarausraufen ihre ganze Antwort.

Ildegerte ſprang auf, warf ein leichtes Nachtgewand um ſich, ergrif eine Kerze, und eilte mit beflügelten Schritten durch die gewölbten Gänge, aus denen ein wüſtes Geſchrey ihr fernher entgegen tönte. Bald ſtieß ihr Fuß an einen Leichnam, bald erblickte ihr umherirrendes Auge, hingeſtreckt auf den Boden, einen ſchwer Verwundeten, der mit beyden Händen die blutende Wunde hielt, und den die kalte Hand des Todes ſchon gefaßt hatte. „Wer biſt du?“ rief Ildegerte bebend. „Ein Sterbender, der „mit dem Tode um die Freuden Walhallas „kämpft.“

Wie kömmſt du hieher? weſſen Hand ſchlug dieſe tödtliche Wunde?

„Die Hand eines Schweden. Swend „iſt todt, Uffo fiel, Tott iſt in Walhalla.“

Ihr ſtrafenden Götter! ſeufzte Ildegerte gebrochen, die Kerze entfiel ihrer Hand, ſie ſank kraftlos an der Mauer hin. Doch bald weckte ſie das Aechzen des Sterbenden an ihrer Seite, ſie ſchwankte nach ihrem Zimmer, ſchloß ſich ein, und warf ſich auf den Boden. Da lag ſie lange ohne eine Thräne zu vergieſſen, ohne einen Laut von ſich zu geben. Dieſer erſte, fürchterlich ſtumme Schmerz gieng vorüber, ſie zog Swends Brief aus dem Buſen, ihr Blick traf die Worte: — „ſo fall eine Thräne auf mein „frühes Grab, und es wehklage Ildegertens „Mund über den Verluſt ihres Bruders, ihres Gatten.“ Plötzlich ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen. Mein Bruder! mein Gatte! wimmerte ſie ſchluchzend, mein Bruder! mein Gatte! mehr vermochte ſie nicht zu ſtammeln; aber mit dieſen beyden Namen verband ihr zerriſſenes Herz die Bilder der entflohenen Freuden, die lächelnden Bilder der Zukunft, mit welchen vor wenig Stunden ihr kurzer Schlummer ſie täuſchte. Zerſchmolzen in Bitterkeit und Wehmuth, die immer neue Thränen hervorpreßte, lag Ildegerte verhüllt, bis die erſte Morgenröthe die

Zinnen der Burg blutroth färbte. Da erwachte ſie aus dem ſchrecklichen Taumel, als die heraufſteigende Sonne ihre erſten Strahlen auf Lanze und Schwerdt warf, die, ſeit Thora entſchlummerte, im einſamen Winkel roſteten. „Hervor du Spielwerk meiner „Jugend! einſt nur dem Scherze geweiht; „hervor! und werde in meinen Händen ein „Werkzeug der glühenden Rache! beſeele mich „Thor! *) mit dem kriegeriſchen Feuer, daß „Waffenklang meinem Ohre lieblicher ſey, als „die weichen Töne der Laute. Gieße Kraft „in dieſen Arm, daß kein weibiſches Zittern „ihn entnerve! Weiche von mir Freyr, **) „du Sohn Niords! ſtähle meine Bruſt, „Wodan, du Vater der Götter! und du „Frigga! der dieſes Herz ſo manches ungeheuchelte Opfer brachte, ſende mir deine

---

*) Thor, der vornehmſten Götter Einer, der um den Sieg angerufen wurde.

**) Freyr, der ſanftmüthigſte unter den Göttern.

„Lyna; *) daß ſie mich leite durch Gefahren,
„bis Aug' in Auge, Ranfried, der Wüte-
„rich, hohnſprechend vor mir ſteht; daß ihn
„hinabſtoße der Arm eines Weibes zu den
„ewigen Quaalen Niflheimurs. **) Herbey
„ihr Barden! und ſtimmt den Kriegsgeſang
„an! es iſt mein Gemahl für den ich kämpfe,
„mein Bruder! mein Gatte!“ —

Hochroth färbte ſich Ildegertens Wange, ihr Auge ſprühte Feuerfunken, ihr Arm bebte, aber es war nicht das Zittern der weibiſchen Furcht, es war das Beben der männlichen Wuth. Sie deckte das ſeidene Haar mit dem bebuſchten Helm, den einſt Thoras Hand mit drey Schlangenköpfen zierte; kerkerte den widerſtrebenden Buſen in den ſtählernen Harniſch, gürtete das Schwerdt um ihre Hüften, ergrif Schild und Lanze, und trat in den gewölbten Saal, wo die betäubten Jungfrauen, das Antlitz zur Erde gekehrt, noch jammernd über das Vergangene und zitternd vor der Zukunft, ſich heulend die Brüſte zerfleiſchten.

---

*) Lyna wird von Frigga oder Freya geſandt, ihre Lieblinge zu beſchützen.

**) Niflheimur, die Hölle.

„Was jammert ihr? was winſelt ihr?
„hin iſt hin, und todt iſt todt! eure Thränen
„werden ihn nicht zurückbringen aus
„Helas kalten Armen, eure Thränen werden
„den Räuber nicht zurück ſcheuchen von den
„Thoren unſerer ehemals friedlichen Burg.
„Hat **Thora** umſonſt unſern Arm bewafnet,
„unſerer Hand die Spindel entriſſen und ſie
„zum männlichen Kampfe gewöhnt? laßt
„weinen und ſeufzen die Weiber deren Waffen
„nur Thränen und Seufzer ſind; laßt
„zittern die feigen Seelen, die ihr Leben nicht
„um die Freuden **Walhallas** verkaufen würden.
„Auf, ihr meine Geſpielen! welche
„unter euch kennt eine Wahl zwiſchen Tod
„oder Schande? — was zaudern wir! —
„auf! ihm entgegen, dem Räuber, der unſerer
„Unſchuld

„Unſchuld mit ſchimpflichen Feſſeln droht;
„auf! ihm entgegen, dem Mörder, der mei-
„nen Bruder, meinen Gatten mir raubte!
„Er fühle, daß der Heldenmuth der Söhne
„Norwegens, auch in den Töchtern dieſes
„Landes wohnt; er fühle, daß der Arm ei-
„nes Weibes nicht blos geſchaffen ward, um
„den Säugling an die Bruſt zu legen. Auf!
„auf! rettet die Ehre eures Vaterlandes!
„rächet den Tod eures Königs! ſiegt oder
„ſterbt mit Jldegerten!“

Wuth und Wehmuth, im Kampfe mit ihren Organen, erſtickten hier ihre Stimme. Aber mächtig drangen des Mädchens Worte in die Herzen der lauſchenden Jungfrauen; ehrfurchtsvoll ſtaunten ſie der Heldin ins flammende Auge, Jldegerte lehnte ſich erſchöpft auf ihren Spieß, ein tiefes Schweigen herrſchte einige Minuten lang. — Gerade in dieſem Augenblicke wankte ein alter, verwundeter Ritter, geſtützt auf zwey ſeiner Knappen, langſam in den Saal, ſeine Hand hielt einen verbogenen Helm, mit einem blauen blutigen Federbuſch. Schweigend nahte er ſich Jloegerten, den wehmüthigen Blick auf den Helm geſenkt. Ein geheimer Schauer durchbebte des Mädchens Glieder. „Ach!“ rief ſie zitternd: „das iſt Swends Helm!“

„Ja,“ ſprach der alte Ritter: „das iſt
„Swends Helm! das Blut, das an dieſem
„Federbuſch klebt, iſt das Blut meines Kö-
„nigs. Dieſer Helm koſtet mich mein Leben,
„ich habe ehrlich um ihn gekämpft. Das iſt
„alles, was ich euch zurückbringen konnte.
„— Siehſt du hier, wo die Beule iſt? da
„ſchlug ihn ein gottloſer Bube von hinten —
„pfuy! von hinten.“ —

Jloegerte ward ohnmächtig. „Laß ab!
„laß ab!“ riefen die Weiber und umgaben die Unglückliche. Der alte Ritter ließ ſich einen Seſſel reichen, legte den Helm vor ſich nieder, betrachtete ihn mit gefaltenen Händen, und ohne auf das Gewinſel um ihn her zu achten, fuhr er in ſeiner Rede fort:

„ja von hinten haben ſie dich gemeuchelmordet! du warſt ein tapferer Jüngling! noch ſehe ich dieſen Federbuſch, wie er im dickſten Gedränge vor uns herwallte, wie die muthwilligen Winde, hoch in der Luft mit ihm ihr Spiel trieben. Nun hat dein Blut ihn durchnäßt, und er hängt ſchlaff herab. Sie ſchreyt um Rache, die ehrvergeſſene That; aber vergebens ſucht dein abgeſchiedener Geiſt einen Rächer. Uffo fiel mit ſeiner Schaar; Tott der Greis, vergoß ſein Blut, das nur noch Vaterlandsliebe erwärmte. Alle die Tapfern unſers Volks hat das freſſende Schwerdt erwürgt. Nur mir friſtete Odin um wenig Stunden das Leben, zu ſichern die köſtliche Beute, und aufzufodern einen Bluträcher, der in dieſe kalte Hand mir ſchwöre — mir ſchwöre den fürchterlichſten Eyd! daß ich ihn weyhe zur Blutrache durch dieſen Helm, und den Schwur mit mir hinübernehme nach Walhalla, und mit dem erſten ritterlichen Händedruck

„bedruck ihn Swend überliefere — Meine „Kraft erliſcht, mein Auge bricht — herbey! „herbey Bluträcher! ehe ich ſterbe."

Er ſah rings um ſich her. Jldegerte hatte ſich ermannt. Klagend hub der alte Ritter von neuem an: „hat der Engel des „Todes nicht Einen verſchont? nicht einen „Jüngling, wäre er auch kaum der Ruthe „entwachſen, daß dieſe erkaltende Hand noch „einmal das blutige Schwerdt zücke, und „zum Ritter ihn ſchlage. — Herbey! her„bey Bluträcher! ehe ich ſterbe."

Jldegerte (mit heftiger Bewegung ſeine Knie umfaſſend:)

„Weihe mich, ehrwürdiger Greis! „weih mich zum Bluträcher! (ſie ſchleudert „ihren Helm von ſich) mir — mir Swends „Helm! daß er auf meinem Haupte werde „ein Schrecken der Feinde! daß bey ſeinem „Anblick das Blut in Ranfrieds Adern er„ſtarre! daß mein Schwerdt es wieder flüßig „mache, und ich das Blut meines Königs

„mit dem ſeinigen von dieſem erſchlafften Fe„derbuſch abwaſche!“

Der alte Ritter. Iſt es ſo weit mit Norwegen gekommen, daß nur noch der ohnmächtige Arm eines Weibes für Freyheit, Ehre und Vaterland ficht? — Vater der Götter! haſt du nur darum meine Tage gefriſtet, nur darum dies erloſchene Auge offen erhalten, daß es ſehe, wie der Sturm den Baum aus der Wurzel reißt, unter deſſen Schatten ich achtzig Jahr ruhte, an deſſen Zweige ich manchen erkämpften Lorbeer aufhing? Ich habe nur geweint auf dem Arm meiner Mutter, es waren kindiſche Thränen — und heute muß ich alter Mann dies graue Haar mit Thränen der Verzweiflung netzen! — Bringt mich hinab ins freye, und laßt mich ſterben! —

Ildegerte. Bleib! ich beſchwöre dich bey deiner ritterlichen Ehre! — du verachteſt das kühne Mädchen, und ſpotteſt des ohnmächtigen Weiberarms! wiſſe Greis! das

Weib, das Swend zu ſeiner Gemahlin erkohr, iſt nicht unwerth, ſein Bluträcher zu werden. Hat der Fittig des Todes noch nicht dein Auge beſchattet; ſo lies dieſen Brief. Ich bin deine Königin — deine Königin umfaßt deine Knie; und fleht mit heiſſen Thränen: weihe mich! weihe mich zum Bluträcher meines Gemahls!

Der alte Ritter nahm mit zitternder Hand das Blatt, ſein gebrochenes Auge durchlief mühſam Zeile um Zeile, und verweilte endlich nachdenkend auf dem Worte Gatte. „So ſey es denn!“ rief er bewegt: „ich erkenne dich ſterbend für meine Königin. „Schaudere nicht für dieſer kalten Lippe, küſſe „mich, daß ich deinen Kuß mit mir hinüber „nehme in den Ort der Freude, wo Swend „im Vorhof der Krieger, unter Odins verguldeten Schilden wandelt.“

Ildegerte drückte ihren glühenden Mund auf die blaſſen Lippen des ſterbenden Kriegers: „bringe dieſen Kuß meinem Gemahl,

„und mit ihm den feyerlichen Schwur, zu
„rächen ſeinen Tod, oder zu ſterben ſeiner
„Liebe würdig."

Der alte Ritter. So ſchwöre mir!

Ildegerte. Ich ſchwöre.

Der alte Ritter (entblößt ſein Schwerdt.) Lege deine Hand auf dieſes Schwerdt. Gottes Auge ſieht uns! Sprich mir nach den Eid. Gottes Ohr hört uns! — „Ich
„ſchwöre zu rächen mit Feuer und Schwerdt
„den Tod **Swends**, des Königs der Norweger.
„In meinen Gebeinen vertrockne
„das Mark! die Hand verdorre, die eher das
„Schwerdt ſinken läßt, ehe die Blutrache
„vollbracht wurde. Ich ſchwöre zu verfolgen
„mit Feuer und Schwerdt, Ranfried,
„den Mörder meines Gemahls! und wenn
„ich dieſen Schwur breche; ſo werde mein
„Name ein Spott der Säuglinge, ein luſtiges
„Ammenmährchen. Kein Hügel decke
„mein Gebein! keine Thräne waſche meinen
„Leichnam! unbegraben liege er ein Raub

„der Geyer, und jeder Biedermann gehe mit „einem Fluch vorüber! Verflucht ſey die „Stunde meiner Geburt! verflucht ſey die „Stunde meines Todes! Fluch über die Ge„beine meines Vaters! Fluch über die Ge„beine meiner Mutter! Den Namen Ildegerte leſe die Nachwelt an einer Schandſäu„le, als den Namen einer unehrlichen Jung„frau! Mir fluche Odin, der Vater der „Götter, und ſtürze mich hinab in die Quaa„len Niflheimurs! Er zeige mir das Bild „meines ermordeten Gemahls in tauſendfa„chen Geſtalten, daß es tauſendfach mich „tödte! und dieſer Schwur bleibe kräftig, „wenn auch von hundert Sühnopfern die Al„täre rauchten! er bleibe kräftig, wenn auch „gleich ein Prieſter zu mir ſpräche: gehe hin, „deine Schuld iſt dir vergeben!“

So ſchwur Ildegerte. Die umherſtehenden Jungfrauen bebten mit offenem Munde, und ſtarrten ihr Bildſäulen gleich ins glühende Antlitz.

Der

Der alte Ritter (ſein Schwerdt von ſich werfend, und mit beyden Händen Swends Helm ergreifend.) So wecke dich der Anblick dieſes Helms mit jedem Morgen zur Erneuerung deines Schwurs! Immer ſehe dein Auge das Blut, das an dieſem Federbuſch klebt, wenn auch ſchon längſt der Regen es abwuſch. Dieſe Beule, die des mörderiſchen Bubens Streitkolbe ſchlug, drücke deinen Schädel, und werde nicht eher geebnet, bis Ranfrieds quaalenvoller Tod den ſchändlichen Mord büßte. Verſprichſt du mir das?

Ildegerte. Ich verſpreche es.

Der alte Ritter. So nimm hin das Kleinod, das ich mit meinem Blute erkämpfte. (Er ſetzt den Helm auf Ildegertens Haupt.) Rüſte dich, und beſteige dein Roß, du biſt geweiht zum Bluträcher. — Mein Auge wird dunkel, meine Kraft verliſcht. — Ich danke dir Odin! nicht vergebens geboteſt du der Sichel des Todes, den ſchwachen Faden meines Lebens nun erſt abzuſchneiden, und ihn anzuknüpfen an jene frohe Ewigkeit. — Meine letzte Stunde naht — mein Tagewerk iſt vollbracht — bringt mich hinab ins Freye, daß ich ſterbe im Angeſicht der Sonne. — — Kraftlos lehnte er ſich auf ſeine Knappen, ſie trugen ihn hinab ins Freye, und er ſtarb im Angeſicht der Sonne.

* *

Den Mann ſchuf die Natur, ein Mittelding auf der Leiter der Vollkommenheit; nie erklettert er die höchſte Sproſſe, nie ſinkt er bis zur letzten herab; er iſt nie ganz ſo ſchlecht, und nie ganz ſo gut als das Weib. Nicht von euch rede ich, ihr plappernden Geſchöpfe! von denen Plato zweifelt, ob er ſie zu den Menſchen zählen ſolle; euch meyne ich, ihr ausgebildeten Seelen, um derer willen Leſſing der Natur den Vorwurf macht: ſie habe ſich im Thon vergriffen. Seyd ihr gut: ſo ſteht ihr zwiſchen dem Mann und dem Engel; ſeyd ihr ſchlecht, ſo ſteht ihr zwiſchen dem Mann und dem Teufel!

Noch nie hatte Heldenmuth ſo feurig in der Bruſt eines Mannes geglüht, Ildegerte fühlte ſich ein neues Weſen, unnennbare Kraft war über ſie ausgegoſſen, die Rache hatte der Liebe das Weibiſche genommen, die Liebe würzte die Rache. „Ihr ſeyd Zeugen,“ rief ſie, als der alte Ritter den Saal verlaſſen hatte: „ihr ſeyd Zeugen, daß ich geweiht „wurde zum Bluträcher! noch heute ziehe ich „hin meinem Verhängniß entgegen. Ich „habe Niemanden, der mich begleitet, als „Gott und die gerechte Sache; ich habe Nie„manden, der mich ſchützt, als dieſen Helm „und mein gutes Schwerdt. Gefallen ſind „ſie, die muthigen Krieger Norwegens, kein „ſtolzes Heer wird meinem Fußtritt folgen. „— Ihr Gefährtinnen meiner Freuden! iſt „Eine unter euch, die auch meinen Kummer „getheilt hat, die auch meine Rache theilen „will; ſo komme ſie an dieſen ſchweſterlichen „Buſen, daß ich ſie feſt an mein klopfendes „Herz drücke, und ihr die Glut einhauche,

„die mich verzehrt.“ (Traurig umherblickend.) Iſt keine unter Euch?

„Wir alle! wir alle wollen mit dir ziehen!“ riefen die Jungfrauen vereint, ergriffen von der liebenswürdigen Schwärmerey, die wie ein elektriſcher Schlag das reizbare Weiberherz traf. Sie umringten Ildegerten: „Sey unſer Feldherr! unſere Königin! weihe uns durch deinen Kuß zu Dienern der Rache!“ Ildegerte umarmte ſie alle, und huſch! flog eine nach der andern in ihre einſame Zelle, hing Leyer und Harfe an die Wand, warf Sticknadel und Spindel auf den Boden, und eilte ihre Waffen zu putzen. Der kriegeriſche Enthuſiasmus blieb nicht in den Ringmauern der Burg, er durchtönte den Hayn, er kam mit beflügelten Schritten zur nahen Stadt, wo noch ſo manches Weib über der Aſche ihres Gatten, ſo manche Mutter über den Gebeinen ihres Sohnes weinte. Alle trockneten die Thränen, entriſſen den geliebten Erſchlagenen Helm, Panzer und Schwerdt, und wapneten ſich zu fechten unter Ildegertens Fahnen. Schnell wie der Wind eilte der Ruf tiefer ins Land, aus Süden und Norden, aus Oſten und Weſten ſtürzten die Weiber in Schaaren herbey, und ehe noch der Abendthau ſich mit dem Blute der Erſchlagenen miſchte, ſtand Ildegerte an der Spitze von ſechstauſend Amazonen, welche auf einer weiten Ebne verſammelt, unter dem Gewölbe des Himmels ihr den fürchterlichſten Eid ſchwuren, zu rächen den Tod ihrer Gatten, ihrer Söhne, ihrer Brüder. So brachen ſie auf im Schatten der Nacht, das Geſtirn des Orions war ihr Führer.

Am andern Morgen lagerte ſich das kleine Heer am Fuße eines Hügels, und ſiehe, es ſammelten ſich zu ſeinen Fahnen die Flüchtlinge, die der Schlacht entronnen waren, zwölftauſend an der Zahl. Von der Spitze des Hügels überſchaute das kühne Mädchen mit denkendem Ernſt das kriegeriſche Gewühl unter ihren Füßen. „Das iſt die letzte Kraft „des entnervten Vaterlandes!“ ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „wehe ihm! wenn dieſe tauſen„de ſeine Schlachtopfer werden. Und das „müſſen ſie, wenn nicht der Arm eines Got„tes für uns ficht. Ein übermüthiges Heer „das den Kern der Norwegiſchen Ritterſchaft „beſiegte zertritt dieſe kleine, ungeübte „Schaar wie ein Bär den Ameiſenhaufen. „— Ich lache des Todes, ich habe mich ihm „geweiht, und jeder meiner Getreuen wird „lieber frey ſich in ſeine kalten Arme ſtürzen, „als die ſchändlichen Feſſeln des Tyrannen „tragen. Aber was ſoll aus den unſchuldi„gen Kindern werden, die wir ſorglos ſpie„lend auf der Straße zurückließen? ſollen „unſere Greiſe in Ketten zum Grabe wanken, „und unſre Nachkommenſchaft aufwachſen „unter dem eiſernen Joche?“ —

Schwermüthig ſank ihr Haupt auf die Bruſt, vor ihrer Phantaſie ſchwebten die Bilder einer ſchauervollen Zukunft. — Doch

plötzlich fuhr ein Lichtſtrahl durch ihre Seele. Theodorich der König der Dänen, Thora's Schweſterſohn, war nach Swends Tode der nächſte Erbe der Norwegiſchen Krone. Ihn mahlte der hundertzüngige Ruf mit ſchimmernden Farben, gab ihm Schönheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. „Thora's Blut,“ ſo rief ein jeder Fremdling, der nur wenig Tage an ſeinem Hofe verweilte: „Thora's
„Blut wallt in den Adern dieſes jungen Hel-
„den.“

Ildegerte entſchloß ſich ſchnell, ſandte Eilboten an Theodorich, und ließ ihm kund thun: „König Swend, dein Vetter, iſt nicht
„mehr. Xanfrieds bübiſche Hand hat ihn
„ermordet. Alle die Edlen Norwegens ſind
„gefallen. Nur noch ein Weib ſteht an der
„Spitze von Weibern und Flüchtlingen, zu
„rächen ihr verwüſtetes Vaterland und den
„Tod ſeines Beherrſchers. Sammle deine
„Krieger, laß aufſitzen deine Lehensmänner,

„eile, eile! Ein Land zu vertheidigen, das ſich nunmehro als ſeinen König erkennt.“

Auf flüchtigen Roſſen flogen die Boten der Grenze von Dännemark zu, indeß Ildegerte mit ihrem Heere dem ſichern Feinde ſich nahte, der, auf dem platten Lande zerſtreut, die Felder verheerte, die Häuſer plünderte, und Kinder und Greiſe ermordete. Spöttiſch lächelnd empfing Ranfried die erſte Botſchaft von der Annäherung der kühnen Amazonen. Mit einem Blick, wie der Blick des Teufels, wenn er den Frommen ſündigen ſieht, hörte er, daß Ildegerte ſelbſt an der Spitze dieſes Haufens zu fechten heranrücke. „Wohl „mir!“ rief er mit einem Schalkslachen, „der Vogel hüpft ſelbſt in den Käficht. Willkommen! willkommen ſchöne Braut! Umſonſt eilſt du mir drohend entgegen; ich zog „mein Schwerdt für dich, aber nicht über „dich. Unter Waffengeklirr will ich dich in „meine Kammer führen, mit wollüſtiger „Hand den Panzer löſen, mich weiden an

„deinem jungfräulichen Sträuben, mich einwühlen in die volle Bruſt, die nicht geſchaffen ward, um in einen Harniſch gekerkert „zu werden.“ So wiegte er ſich auf ſammtenen Polſtern mit geilen Bildern, und — weil Ildegertens Beſitz noch außer den Grenzen ſeiner Gewalt lag — ließ er die erſte beſte Dirne kommen, und warf ſich in ihren Arm.

Nicht lange ſo kehrten die zerſtreuten Haufen, die plündernd und mordend den Krieg wider Kinder und Greiſe führten, erſchrocken ins Lager zurück. Ergriffen hatten die ausgeſandten Schaaren Ildegertens einen Theil der berauſchten Räuber, die übrigen waren entflohn, zu melden des Feindes Ankunft. „So biſt du mir ſchon ſo nahe?“ rief Ranfried mit tückiſcher Freude: „wahrlich! dir gelüſtet nach der Umarmung eines „Königs. Doch ehe ich mit dem Schwerdt „in der Hand die Braut heimführe, laß uns „noch einmal verſuchen, die künſtlich geſchmiedeten Waffen, vor denen die Wuth

„der Weiber ſchmilzt wie Frühlingsſchnee, „wenn die Sonne des Maymonds ihn aufleckt — die Waffen der Schmeicheley.“ Er ſprachs, ergriff den Kiel, und bot ſein bisgen Gehirn, vertrocknet durch Uebermaaß der Wolluſt, zu folgendem Briefe auf:

Ranfried, König der Schweden und Norweger, an die tapfere Ilvegerre.

Ich bin nicht gekommen, wider dich zu fechten, ich bin gekommen, dein Sclave zu werden. Wirf von dir die drohende Rüſtung, der Sieg war längſt ſchon dein. Seit jener mondhellen Nacht, als mißverſtandener Scherz uns entzweyte, trägt Ranfried das Bild deiner Schönheit überall mit ſich umher. Für dich zog er das Schwerdt, für dich opferte er tauſende, für dich ſetzte er ſein eignes Leben aufs Spiel. Und du wollteſt kämpfen gegen den, der ſeine Lorbeern zu deinen Füßen legt? Edler wäre es, einem Ueberwundenen, der ſchon lange deine Feſſeln trug, großmüthig die Hand zu reichen. — Wie, oder wähnſt du liebenswürdiger Trotzkopf! weil deine Weiber zuweilen mit Lanzen ſpielten, ſie werden es wagen zu kämpfen gegen den Arm meiner ſiegreichen Ritter, durch den Tott und Uffo fielen? — Entſchlage dich der romantiſchen Grille! ich biete dir Frieden und mein Herz. Laß nicht weiter vorrücken deine reizenden Schaaren, mir geziemt es, zu dir zu kommen; mir, der ich entſchloſſen bin, dich zu beſitzen als Freundin oder Feindin.

Unter einem offenen Zelte, ſtolz auf ihre Lanze gelehnt, empfing Ildegerte den Herold, der dieſen Brief ihr brachte. „Verdank' es „dem Völkerrecht!“ ſprach ſie mit hoher Mine, nachdem ſie das Blatt durchlaufen: „daß ich nicht räche am Boten die Unverſchämtheit deſſen, der ihn ſandte. — Man „bringe einen Sack herbey, werfe einen ſchä-

„bigten Hund hinein; und überliefere ihn „dieſem Manne. — Wenn du dann ſtehſt „vor deinem Herrn, und den Sack ausſchüttelſt, und der ſchäbigte Hund herausläuft; „ſo ſprich: das iſt Ildegertens Antwort, „und zugleich ihr Brautgeſchenk." *) Mit dieſen Worten wandte ſie dem zitternden Boten den Rücken, und ging, ihre Getreuen auf die entſcheidende Stunde vorzubereiten.

„Ha! noch nicht gedemüthigt!" ſchrie Ranfried knirſchend: „noch immer den ſtolzen Hohn, mit dem du mir einſt den Raub „der Sandalen vorrückteſt? — So werde

„dann

---

*) Ich zweifle nicht, daß manche verfeinerte Deutſche an dieſem eckelhaften Geſchenke Ildegertens Anſtoß nehmen wird. Aber ſie verſetze ſich zurück in jene rohen Jahrhunderte, wo Wildheit zur Tugend erhoben, und zartes Gefühl Weichlichkeit geſcholten wurde Die Ueberſendung eines ſchäbigten Hundes kömmt öfter in der alten Geſchichte vor, und war oft nur kindiſcher Troz. Der Leſer denke ſich in den Geiſt jener Nationen, ſo wird Ildegerte in ſeinen Augen nichts verlieren.

„dann ein Opfer deines Trotzes! Lebendig „will ich dich fangen, und meine Knechte ſollen dich ſchänden!“ Der Abend brach herein. Ranfried ſandte einen zweyten Herold ins Lager:

„Morgen,“ ſo klang ſeine Botſchaft: „morgen ſoll die aufgehende Sonne Zeuge „meines Triumphs werden! Rüſte dich, „Weib! und ſprich Muth ein deinen Weibern! Morgen will ich meine Troßbuben „gegen dich ausſenden, die deinen tollkühnen „Haufen an die Schweife ihrer Pferde binden, „und ſo zu mir herüber ſchleppen ſollen.“

Ein Lächeln war Ildegertens Antwort, ein erzwungenes Lächeln auf ihrer Wange, und traurige Ahndungen der Zukunft in ihrer Seele. Sie konnte ſichs nicht verhehlen, daß ihr kleiner Haufe zu ſchwach ſey, gegen einen dreymal ſtärkern Feind zu kämpfen und daß Muth und Tapferkeit einer zuſammen gelaufenen Schaar, Geſchicklichkeit und Kriegszucht nicht erſetze. Zwar haben ſich ihre

Amazonen dem Tode geweiht, und ſie ſelbſt findet Süßigkeit in dem Gedanken, für den zu ſterben, der für ſie ſtarb: nicht der Tod iſt es, vor dem ſie zittert: aber hinüber zu gehn nach Walhalla, wo vielleicht der alte Ritter ihr in den Weg tritt, fragend: Haſt du deinen Schwur vollbracht? und ihm dann antworten zu müſſen: Nein! wenn auch eine offene Wunde in der Bruſt, dieſes Nein entſchuldigt — das, nur das — „O Vater „der Götter!“ rief Ildegerte mit bethräntem Blick: „dieſer Abend iſt vielleicht der „letzte meines Lebens! ſoll die morgende „Schlacht über die Sclaverey meines Vaterlandes auf immer entſcheiden; o ſo laß zum „mindeſten im Getümmel des Kampfes mich „finden den Wüterich, der meinem Gatten „das Leben ſtahl; daß mein Arm ſuche den „Weg zu ſeinem verruchten Herzen! laß uns „zuſammen fallen! ſtürze ihn nicht hinab in „das ewige Dunkel Niflheimurs! gönne ihm „nicht den kleinen Troſt, in Geſellſchaft vie-

„ler Tauſende zu leiden. — Nimm ihn „hinüber zu dir nach Walhalla, wo er allein „der Leidende iſt; daß er im Glück derer, die „er verfolgte, in den Freuden derer, die er „ermordete, das höchſte Maaß der Quaalen „empfinde.“ So betete Ildegerte, in deren Herzen der Durſt nach Rache erſtickt hatte die mildern Gefühle der weiblichen Sanftmuth. Schon flimmerten die Sterne am Himmel, da ſandte Ildegerte von Zelt zu Zelt: „Thut „euch gütlich“ ſprachen ihre Boten: „laßt „herumgehen den Becher der Freude, und „ruhet im Arm des Schlafs bis zur kommenden Morgenſonne. Dann rüſtet euch, betet zu Gott, und rückt heraus auf die Ebne, „denn Morgen iſt der entſcheidende Tag.“ Die Völker vernahmens, füllten das Trinkhorn, und tranken ſichs muthig zu, auf Wiederſehen in Walhalla. Ildegerte beſtieg indeſſen den Hügel, ſchaurig vom Strahl des Mondes beleuchtet, ließ aufrichten einen kleinen

nen Altar, und opferte dem Gott der Schlachten. Da trat zu ihr Helga, eine ihrer liebſten Geſpielinnen.

„Vergönne mir,“ ſprach ſie mit ſchweſterlicher Liebe: „dir unverborgen zu halten „meine Zweifel und meine Ahndungen. Du „haſt nicht weiſe gehandelt, da du Ranfrieds „Boten ſo ſchimpflich ziehen ließeſt.“

Ildegerte. Und was hätte Helga an meiner Stelle gethan?

Helga. Du haſt Boten geſandt an Theodorich, König der Dänen. Man rühmt dieſen jungen Helden, doch unſere Rache iſt nicht ſeine Rache, unſere Ungedult nicht die ſeinige. Aber geſetzt, er williget in dein Begehren; angenommen, daß die Ausſicht eines leeren Thrones ihn reizt, und daß er ſich rüſtet, eine zweyte Krone zu holen, wenn die erſte ihn nicht ſchon genug drückt; — was erwarteſt du von ſeiner Hülfe? die entſcheidende Stunde rückt heran. Bete zu Odin, daß er Theodorichs Heere Flügel gebe. Wir ſiegen ohne ihn, oder wir ſterben ohne ihn, der König der Dänen kömmt immer zu ſpät.

Ildegerte. Und was folgerſt du aus dem allen?

Helga. Daß Ildegerte beſſer gethan hätte, die männlichen Waffen auf einige Tage wegzuwerfen, und ſich der angebohrnen Waffen unſers Geſchlechtes zu bedienen; Liſt und Verſchlagenheit! — Ranfrieds Boten einige Tage mit Verſprechungen getäuſcht — und dann eine zweydeutige Antwort — ein Strahl der Hofnung — Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Ildegerte. Pfui! du haſt recht; aber für den Mörder ihres Gemahls hat Ildegerte nur einen Dolch. Ranfried in dem Wahne zu laſſen — wär es auch nur der Wahn eines Augenblicks — als ſey mein Ohr offen für ſeine niederträchtigen Bewerbungen; wäre Bruch meines Schwurs, wäre Hochverrath am Schatten unſers Königs. — Nein!

ſprich mir nicht mehr davon! Laſſ' uns der Ehre treu bleiben und ſterben.

Helga. Ich bewundre deinen Muth, aber nicht deine Politik.

Ildegerte. Wie du willſt. Als Freundin habe ich deine Einwürfe gehört und beantwortet; als Feldherr gebiete ich dir, zu ſchweigen. — Die Morgendämmerung bricht an, unſere Augenblicke ſind gezählt, geh, laß mich beten! Erklettere dort die Spitze des Hügels, beobachte das feindliche Lager, und merkſt du, daß es rege darinn wird; ſo ruf mir zu, daß wir hinabſteigen und die unſrigen wecken. — Helga gieng, Ildegerte opferte und betete. Der Saum der öſtlichen Wolke vergoldete ſich. „Helga, „ſiehſt du nichts?“

Helga. Noch liegen in Todesſtille die Felder ringsumher. Ich höre nur das Zwitſchern der frühen Lerche.

Ildegerte betete brünſtig, der Rauch ihres Opfers ſtieg empor, der äußerſte Rand der Sonnenſcheibe erſchien am öſtlichen Horizont. „Helga, ſiehſt du nichts?“

Helga. Ich ſehe einzelne Männer im feindlichen Lager zerſtreut. Sie führen die Roſſe zur Tränke.

Ildegerte. Bald, bald wird es Zeit ſeyn. -- Sie hob ihre Augen und Hände gen Himmel, und betete laut und mit Inbrunſt. Die Sonne ſtieg majeſtätiſch herauf. „Helga, ſiehſt du nichts?“

Helga. Ich ſehe fernher in Weſten eine dicke Wolke von Staub. Ich ſehe Speere blinken ſo weit mein Auge reicht.

Ildegerte. In Weſten? trügt dich deine Phantaſie?

Helga. Komm ſelbſt und ſchaue. — Ildegerte ſtieg hinauf, da wimmelte vor ihren Blicken, ein zahlloſes Heer, die Sonne warf ihre Strahlen auf die blanken Helme, ſchon ſchlug an ihr Ohr das Wiehern der Roſſe und das Geklirre der Waffen.

Ildegerte. Gott! wir ſind verrathen! die Steine hat Odin zum Leben erweckt, um unſer elendes Vaterland zu unterjochen.

Helga. Sieh, ſieh! wie ſie ſich ausbreiten. Der Wald ſcheint zu leben, immer neue Schaaren brechen hervor.

Ildegerte. Hinab! hinab! Donnere auf unſere Krieger! laß' uns nicht ſterben ohne das Schwerdt in der Fauſt.

Sie eilten den Hügel herunter, da keuchten ihnen entgegen die ausgeſandten Boten, die Dännemarks Hülfe ſuchten. „Woher? „woher ſo ſchleunig? iſt noch nicht genug „des Jammers! was verkündet dieſe athem„loſe Eile? wer ſind die zahlloſen Schaaren, „die aus Weſten heranziehn?“

Die Boten. Das iſt der König der Dänen, er kömmt, unſer Befreyer! unſer Rächer! er ſteht an der Spitze von dreyßigtauſend verſuchten Kriegern, ſo fanden wir ihn eine Tagreiſe jenſeit des Waldes. Schon längſt hatte der Ruf ihm verkündet die Gefahr, in welcher dieſes Reich ſchwebt; doch war der Tod unſers Königs ihm eine unwillkommene Nachricht, die Thränen ins Auge ihm lockte. Er iſt ein freundlicher Fürſt und hat ein ritterlich Anſehn. Er entbietet Euch ſeinen Gruß, ihn verlange, ſprach er, Euch kennen zu lernen. Ihr ſollt ſogleich das Heer in die Waffen rufen, und euch halten linker Hand, indeß er rechter Hand am Fluſſe hinabzieht. Dann ſollt ihr horchen auf den erſten Trompetenſtoß, ſo iſt es ein Zeichen, daß Theodorichs Heer den Fluß durchwadet, der zweyte Trompetenſtoß ſoll Euch verkünden den glücklichen Uebergang des Heeres, und beym dritten fallt ihr dem Feinde links und rechts in die Flanken. Gott verleihe Sieg euren Waffen! — Sie beugten ſich zur Erde, und hüpften munter den Hügel hinab, zu verbreiten die frohe Mähr, und mit ihr neuen Muth von Zelt zu Zelt. O welch ein lauter Jubel erfüllte das ganze Lager! die Boten wurden umringt, auf Händen empor getragen, Theodorich ward geſegnet; es lockte das Freudengeſchrey den Feind heraus auf die Ebne: da ſah er mit ſtummer Beſtürzung das Blinken der zahlloſen Speere, das Flimmern der Sonnenſtrahlen in hellpolirten Waffen. Ildegerte ſtand lange unbeweglich, und ſah mit gefalteten Händen, und einer dankbaren Thräne im himmelblauen Auge, hinauf zum Sitz der Götter. Dann warf ſie ſich in Helgas Arm: „Siehſt du liebe Helga, Odin „iſt gerecht! Sein Donner ſcheint zu ſchlummern, doch plötzlich weckt den Frevler das „ſtrafende Verhängniß — die Stunde der „Rache iſt da!“

Sie ſprachs und eilte hinab. Das fröhlich wimmelnde Heer empfing ſie mit lautem Zuruf; ſchon ſaßen alle zu Pferde, auf ihren Geſichtern verbreitet ein mächtiges Vertrauen, begierig verlangend nach dem dritten Trompetenſtoß, der zum Angrif ſie rufen ſoll. Ildegerte an ihrer Spitze, führte linker Hand, wie Theodorich geboten, ihre muthigen

Schaaren, die ſingend ihr folgten, als gieng' es zu Kurzweil und Spiel. Ohnfern von Ranfrieds Lager ließ Ildegerte halten, und hörte mit Entzücken den erſten Trompetenſtoß.

Indeſſen tobte wütend der Tyrann von Zelt zu Zelt. Umſonſt! gefallen war der Muth der Räuberſchaaren, zitternd faßte ein Jeder, ſtatt nach dem Schwerdt zu greifen, die geraubte Beute und ſah mit ängſtlichen Blicken ſchon nach der Flucht ſich um. In dieſer gefährlichen Lage, und der Verzweiflung nahe, ſandte Ranfried einen Herold an Theoderich, König der Dänen: „warum „kommſt du, mich anzugreifen? der ich mit „dir in Frieden lebe. Laß deine Schaaren „zu den meinigen ſtoßen, daß wir ſie alle „vertilgen, die kühnen Weiber, der Spindel „entlaufen. Dann wollen wir brüderlich „theilen das Erbe Norwegens, von meiner „tapfern Fauſt erobert."

„Geh, ſage deinem Herrn," ſo klang Theoderichs Antwort: „er ſoll mit Gott ſich

„verſöhnen," denn gekommen iſt ſeine letzte „Stunde. Norwegen iſt mein ererbtes Reich, „ich theile es mit keinem Räuber."

Der Herold meldete treulich, was ihm befohlen war, und Ildegerte hörte den zweyten Trompetenſtoß. Da breitete über den Tyrannen die Verzweiflung ihren ſchwarzen Fittig aus. Es ſchlichen ſeine Wachen ſich einzeln vom Throne hinweg, und er, an deſſen Winke noch geſtern das Leben von tauſenden hing — blieb allein. „So iſt es denn „beſchloſſen!" ſchrie er fürchterlich grinſend: „es bleiben unvollendet alle meine ſtolzen „Entwürfe. Ha! ſo ſoll zum mindeſten mein „Tod mich unterſcheiden von dem gemeinen „Haufen, jener feigen Flüchtlinge. Bleich „ſoll die Nachwelt zittern, wenn ſie ſtaunend „hört, wie einſt Ranfried fiel. Herbey ihr „Geiſter der Hölle! umnebelt meine Sinne, „daß ich tollkühn in die Schwerdter mich ſtürze, und ſuche das übermüthige Weib, das „den Lorbeer des Sieges mir vom Haupte

„riß. — Wie iſt mir! was wühlt in meinen Gebeinen! — Ha! ihr peinigt mich umſonſt, ihr nie gekannten Regungen, die der Knecht Gewiſſensbiſſe nennt. Umſonſt ſchreyet um Rache das Blut derer, die mein Schwerdt mordete. Phantom, das man Tugend nennt! ich ſterbe ohne dich zu kennen! — Vergebens foltert mich die blutige Rückerinnerung meiner Thaten! O wie elend iſt man, wenn man es durch das Laſter geworden! mein Herz iſt mein Mitſchuldiger und mein Henker! Aber ich will nicht fühlen daß ich elend bin! meine Hofnung iſt der Tod, meine Quaal iſt das Leben! — Ich fluche dir Odin! ich haſſe die Menſchen und mich! fort! fort in den Tod! hinab zur Hölle!“ — So ſtürzte er heraus, und ſah die Hälfte des fliehenden Heeres ſchon weit entfernt.

„Da laufen die Schurken! iſt denn keiner der mit ſeinem König ſterben will?“ Er ſah ringsumher, da fiel ſein Blick auf einen alten Ritter, der den Stamm einer abgehauenen Eiche nachdenkend betrachtete. Es war der nemliche, der Swends Mörder niederſtieß, und mit dem letzten Trunk Waſſer des ſterbenden Jünglings lechzende Zunge labte.

Ranfried. Biſt du noch hier? was machſt du hier?

Der Ritter. Ich beſehe dieſen abgehauenen Baum.

Ranfried. Iſt er denn ſo merkwürdig, daß du drüber deiner eigenen Sicherheit vergiſſeſt?

Der Ritter. Er iſt ſehr merkwürdig. Noch geſtern höhnten ſeine Wipfel den Sturmwind.

Ranfried. Ich verſtehe dich — aber auch fallend wird Ranfried ſich gleich bleiben. Geh, lauf! und laß mich allein!

Der Ritter. Ich laufe nicht.

Ranfried. Du ſiehſt, wir ſind verlaſſen.

Der Ritter. Ich bin nicht verlaſſen.

Ranfried. Worauf hoffſt du noch?

Der Ritter. Auf Gott und meinen Arm.

Ranfried (erſchüttert.) Auf Gott?

Der alte Ritter (mit einem muthigen Blick gen Himmel.) Ja auf Gott!

Ranfried (ſich faſſend.) Und deinen Arm? ein einzelner Arm gegen zwey Heere?

Der Ritter. Ich weiß zu ſterben.

Ranfried. Auch ich! ich will die ſchreckliche Stunde nicht erleben, die meinen Ruhm zertrümmert; ich will es nicht erleben, daß man lebendig mich fange, und in ſchimpfliche Ketten geſchmiedet, vor den Thron eines Weibes mich ſchleppe. (Er zieht ſein Schwerdt.) Da! nimm! erfülle den letzten Befehl deines Königs! durchbohre mich!

Der Ritter. Nimmermehr!

Ranfried. Von Freundes und Ritters Händen will ich ſterben. Nimm! ſtoß zu!

Der Ritter. Da ſey Gott für! daß ich meine alten Hände mit dem Blute meines Königs beflecken ſollte. So weit iſt es noch

[illegible]

nicht mit uns gekommen! Laſſ' immerhin fliehen die Miethlinge, die beſſere Hälfte deines Heeres ſteht noch unbeweglich. Und iſt ſie auch an der Zahl dem Feinde nicht gewachſen, ſo iſt doch noch mancher biedere Ritter darunter. Fort, Herr! zeige dich muthig an ihrer Spitze, und wenn du ſterben mußt, ſo ſtirb kämpfend, wie es einem Ritter ziemt.

Ranfried. Wohlan folge mir! Jeden Tropfen meines Bluts will ich gegen Ströme verkaufen, und wenn Odin mir diesmal Sieg verleiht, will ich einen Tempel bauen, und laut bekennen: Es iſt ein Gott!

Haſtig beſtieg er ſein Roß und eilte zu ſammeln die zerſtreuten Schaaren, die Feigheit und Schrecken ihm übrig ließen. Indeß ertönte zum drittenmal der Schall der kriegeriſchen Trompete, Idegerte vernahm es mit klopfendem Herzen, ſchwang muthig das Schwerdt, und ſtürzte an der Spitze ihrer Amazonen in die feindlichen Geſchwader. Im nemlichen Augenblick drangen jenſeits, gleich

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

einem dicken Wald, Theodorichs Lanzen herein. An ihrer Spitze fochten mit loderndem Jünglings Feuer, Theodorich, der König, und Prinz Harald, ſein Liebling. Eine Wolke von Pfeilen verfinſterte die Sonne, vor dem Kriegsgeſchrey verſtummte der nahe Waſſerfall. Umſonſt kämpfte Ranfried verzweifelnd, und that Wunder der Tapferkeit. Immer größer ward der Haufe der Erſchlagenen um ihn her, immer neue Schaaren riſſen ſich von ihm los, und erbettelten fliehend ihr Leben. „Es iſt aus!“ rief der Tyrann: „ich bin am Ziel meiner Laufbahn. „Ihr Götter der Hölle! euch weih' ich mich „ſterbend! zu Hülfe! zu Hülfe! laßt mich „finden das Weib, nach deſſen Beſitz ich „einſt ſchmachtete. Meine Liebe hat ſich in „Wuth verkehrt! Sie verſchmäht das Bette eines Königs, ſie ſey mein Gefährte auf „dem Bette des Todes!“ wild rollte ſein Auge umher und ſuchte Ildegerten, Ildegerte ſuchte ihn, beyde fanden ſich bald. Ein

unwillkührlicher Schauer durchbebte Ranfrieds Glieder, als er auf Ildegertens Haupte an dem gekrönten Löwen Swends königlichen Helm erkannte. „Hat dich die Hölle zum Le-
„ben erweckt!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, faſſend ſein breites Schwerdt, um mit Einem zerſchmetternden Hiebe den Kampf zu enden. Ildegerte, ihm ungleich an Stärke, aber behender als er, entwich dem drohenden Streiche, der Säbel glitſchte hernieder an der glattpolirten Rüſtung. Und als zum andernmale Ranfried den Arm hob; da ſpähte ſie aus die Blöße zwiſchen dem Arm und dem Bruſtharniſch, kam dem Hiebe zuvor, und rannte bis an das Heft das Schwerdt ihm in die Bruſt. Brüllend ſtürzte er nieder unter des Roſſes Füße, ſchwarze Ströme von Blut färbten ſeinen Harniſch, rieſelten auf den Boden, und das Gras verdorrte. Mit dem gräßlichſten Fluche gegen Ildegerten, und einer Gotteslästerung auf der erſterbenden Zunge, ſpie er ſeinen Geiſt

aus. Dieſer Kampf entſchied den Sieg und Norwegens Freyheit. Was fliehen konnte floh, und wer keinen Weg zur Flucht mehr übrig ſah, der warf ſich auf die Knie, die Waffen von ſich ſchleudernd, um von der Großmuth des Ueberwinders ſein Leben zu erflehen. Nur jener Greis, von deſſen Händen Ranfried ſterben wollte, hatte ſich an den nemlichen abgehauenen Stamm gelehnt, der ihm vor wenig Stunden das Schickſal ſeines Königs weiſſagte, und vertheidigte noch allein mit dem Säbel in der Fauſt, ſein Leben gegen die immer wachſende Menge. Ihn ſah von ferne Theodorich, ſprengte herbey und zerſtreute den Haufen der Seinigen, der ſchaamlos gegen einen einzelnen Mann focht. „Ergieb dich!“ rief er dem faſt erſchöpften Alten zu: „blicke um dich! du biſt „allein. Wie kommt jugendliche Tollkühnheit in die Bruſt eines Greiſes?“

Der Ritter. Eben weil ich ein Greis bin, junger Mann! wünſche ich den Verluſt dieſer Schlacht nicht zu überleben. Doch ich ergebe mich dir unter einer Bedingung.

Theodorich. Sprich! welche?

Der Ritter. Laß mir ausliefern den Leichnam meines Königs, daß ich hingehe in Frieden, und ihn ehrlich begrabe.

Theodorich. Liebteſt du deinen König?

Der Ritter. Er war mein König, ich that meine Pflicht.

Theodorich (gerührt.) Deine Bitte ſey dir gewährt.

Der Ritter. Ich habe nichts gebeten. Ich habe nur von dir begehrt, was ich, wenn deine Leiche zu meinen Füßen läge, einem deiner Ritter nicht verſagen würde.

Theodorich. So ziehe hin in Frieden! (er zieht ſeinen eiſernen Handſchuh aus.) Doch nicht eher bis du den König der Dänen deines ritterlichen Handſchlags gewürdigt haſt.

Der Ritter (ſchüttelt ihm die Hand.) Nun dank ich dir gern! und — junger Held! — nimm zur Belohnung den ehrlichen Rath eines Greiſes: laß dich deinen Sieg nicht übermüthig machen! Immer ſchwebe Ranfrieds Beyſpiel vor deiner Seele, und achte höher als Harniſch und Bruſtwehr — die **Liebe deines Volkes!**

Theodorich. Das verſpreche ich dir mein Vater. Sey der Erfüllung Zeuge, komm und folge mir an meinen Hof!

Der Ritter. Nein, ich habe ein Vaterland und zwey unmündige Enkel.

Theodorich. So laß mir zum mindeſten deine Freundſchaft hier.

Der Ritter. Die bleibt bey dir. — So trennten ſie ſich. Ranfrieds Leichnam ward auf einen Wagen gelegt, und langſam der Grenze ſeines Reichs zugeführt. Kein Wehklagen füllte die Städte, durch welche er zog; der Sand, der ſeinen Grabhügel deckte, wurde von keiner Thräne benetzt.

Kaum hatte Ildegerte ihren Schwur als Bluträcher erfüllt; kaum ſah ihr umher rollender Blick, daß dieſer Tag ihr nichts mehr übrig ließ, als den Kranz des Sieges um ihre Schläfe zu winden; da entzog ſie ſich dem Schlachtgetümmel, eilte, nur von Helga begleitet, zurück in ihr Lager, beſtieg den Hügel, der in der entwichenen Nacht von ihrem Opfer rauchte und brachte Odin die Erſtlinge ihres Dankes. Als ſie nun ging, ſich zu entwaffnen, da näherte ſich Theodorich mit den Vornehmſten ſeines Hofes, unter ihnen Prinz Harald. Ehrerbietig ſtieg er vom Pferde und begrüßte Ildegerten mit dieſen Worten: „Euch, tapfere Jungfrau, gebühret mein Dank und der Dank eures Vaterlandes! Empfanget ihn im Angeſicht des ganzen Heeres und vergönnet mir und meinem Gefolge zu ſchauen Euer Antlitz.“ Ildegerte gegenredete beſcheiden: „Mein Herr und mein König! Euerer Großmuth gefällt es, auf meine Rechnung zu ſetzen, was ich ohne Eure mächtige Hülfe nicht auszuführen vermochte. Ihr ſeyd der Retter meines Vaterlandes, verſtattet daß Ildegerte die

„Erſte ſey, die Euch huldigt." Sie öffnete das Viſier und ließ züchtiglich auf ein Knie ſich nieder. — Es war reizend zu ſehn, wie ſie mit niedergeſchlagenen Augen da kniete, welch ein ſieghaftes Anſehn Swends Helm ihr gab, unter dem ſich einzelne Locken hervorgeſtohlen hatten, wie nachläßigſchön das ſchwarze Wehrgehänge mit goldenen Franzen über ihre Schulter herabwallte. Es war luſtig zu ſehn, wie Theodorich und ſein Hofſtaat ihr ins Geſicht gaften, der König beynahe des Wohlſtands vergaß, ihr eine zitternde Hand reichte, ſie aufzuheben, und einige Silben ſtammelnd ſie auf die Stirn küßte. Doch Ildegerte ſchien auch nicht mit halbem Auge den Eindruck zu bemerken, den ihr Anblick auf die Verſammlung gemacht hatte; ſie zog ſich zurück in das Innere ihres Zeltes, um ihre Waffen gegen weibliche Kleidung zu vertauſchen.

* * *

Wähnet nicht, betrogne Sterbliche! zu entfliehen jenen reizenden Gefahren, die ſo oft euch Glück und Ruhe koſten; es ſind die Einzigen, vor welchen nicht Entfernung vieler Jahre, vieler Meilen ſchützet. Euer Feind iſt euer Herz, und habt ihr nie gekämpft, ſo hattet ihr keinen Feind. In unſerm Buſen tragen wir alle einen mächtigen Zauberer, der aus Greiſen Jünglinge, und aus Bettlern Könige macht. O hätten wir nicht Liebe und Tod, was würde den Hoffärtigen erinnern, daß er ein Menſch iſt wie wir? — Theodorich betrat ſein Zelt, nicht wie er es verlaſſen hatte. Blühend dünkte ihm der Boden, auf dem er wandelte, ſchimmernd die Wände, die ihn umgaben, denn auf Boden und Wänden ſah er nur Ildegertens Geſtalt. — Prinz Harald betrat ſein Zelt, nicht wie er es verlaſſen hatte. Unbegreifliche Leere fand er überall, ſeit das Herz ihm ſo voll war, ſo voll von Ildegertens Bildniß. Es iſt Zeit, mit einzelnen, flüchtigen Zügen zu ſchildern den Karakter dieſer beyden Fürſtenſöhne. Theodorich, jung und unerfahren, ſein Herz jedem Eindruck offen, leicht zu hintergehen, leicht zu verführen, Gefühl für alles Gute und Schöne, aber oft auch nur äuſſern Prunk für gut und ſchön haltend, in jedem freundlichen, zuvorkommenden Lächeln einen Freund erblickend, dem er ſich ohne Bedenken in die Arme warf. Harald, älter und verſchlagener, geſchmeidig und zurückhaltend, ehrgeizig und wollüſtig, ein ruhiger Blick und ein kochendes Herz, ein Geſicht, dem nach Bedürfniß der Zeiten jede Larve anpaßte, der mit dem Frommen frömmelte, und mit dem Freygeiſt ſpöttelte. Er hatte einſt verjährte Anſprüche auf die Krone geltend zu machen geſucht und in den Grenzen des Vaſallen hielt ihn nur ſeine Ohnmacht zurück. Umſonſt rieth dem jungen König mancher in die Zukunft ſehende Greis, dieſen gefährlichen Mitbuhler von ſeinem Throne zu entfernen; Politik war nicht Theodorichs Sache, er glaubte, ſie liege zu ſehr mit der Menſchheit im Streite und Harald wußte ſo gleisneriſch ihm jeden Verdacht zu benehmen, wußte ſich ſo geſchmeidig in jede Laune zu fügen, daß er dem ſorgloſen Jüngling bald unentbehrlich wurde.

Auf ſeine Hand geſtützt, ſaß der junge König, mit Wolluſt ins Gedächtniß zurückrufend jede Bewegung, wiederkäuend jedes Wort, das Ildegerte ſprach. Mit ineinander geſchlagenen Armen maß mit großen Schritten Harald die Länge ſeines Zeltes, Entwürfe ſchmiedend, in welchen Liebe und Ehrgeiz die Hauptrolle ſpielten. Laßt uns beyde belauſchen! laßt ſchnell wie ein Gedanke von Zelt zu Zelt uns eilen. Leiht euer rechtes Ohr den liebevollen Seufzern Theodorichs und euer linkes öfnet für Haralds raſche Entwürfe.

Theodorich. Ich liebe Ildegerten, umſonſt ſuch ich mirs zu verheelen.

Harald. Das Weib iſt ſchön! zum raſendwerden ſchön.

Theodorich. Ich wünſche, ſie zu beſitzen.

Harald. Ich muß ſie beſitzen.

Theodorich. Ich bin König, aber nicht dem Glanz meiner Krone mag ich meinen Sieg verdanken; ihr Herz iſts, um das ich buhle.

Harald. Ich bin Prinz, entſproſſen aus königlichem Geblüt und der Weg zum Throne iſt mir noch nicht verſperrt. Ihre Eitelkeit wird mir gewähren, was vielleicht ihr Herz mir verſagt.

Theodorich. Wenn ſie eitel genug wäre, ſich blenden zu laſſen durch den Schimmer einer Krone — o ſolch einen Beſitz! — lieber entbehre ich ihn ganz.

Harald. Ob Liebe oder Ehrgeiz das Mädchen in meine Arme führt, das gilt mir gleich.

Theodorich. Soll ich es wagen, ihr einen Antrag zu thun?

Harald. Noch heute will ich Gelegenheit ſuchen, ihr meine Liebe zu entdecken.

Theodorich. Ich werde kein Wort hervorbringen können.

Harald. Meiner hinreiſſenden Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.

Theodorich. So heftig lieb' ich zum Erſtenmal.

Harald. Ich kenne die Mädchen nicht ſeit geſtern.

Theodorich. Mein Herz ſehnt ſich nach Mittheilung, Harald ſoll alles wiſſen.

Harald. Aber verſchloſſen bleibe das Geheimniß in meinem Buſen, daß kein fremder Blick es ausſpähe.

Theodorich. Noch nie, noch nie empfand ich eine ſolche Bangigkeit, eine ſolche Beklemmung. Ich muß mich herausreiſſen aus dieſem quälenden Zuſtand der Ungewißheit.

Harald. Nichts übereilt! ſey mein Wahlſpruch. Ein kluger Mann liebt und ſchläft ruhig; er läßt reif werden ſeine Entwürfe, denn die ſchönſte Blüte iſt weniger werth, als die geringſte Frucht.

So monologirten beyde; aber Theodorich ſandte einen Edelknaben an Ildegerten, zu erkunden, ob ſie von der Schlacht ermüdet, der Ruhe pflege; oder ob es ihm vergönnet ſey, ein Geſpräch mit ihr zu halten. Harald hingegen hatte Spione gedungen, zu belauern jeden Zuſtritt, der ſich Ildegerten näherte.

Indeſſen brachte der Knabe dem Könige die erwünſchte Antwort: es werde ſein Beſuch der Dame willkommen ſeyn. Mit hochaufklopfendem Herzen, die Farbe der Liebe auf der Wange, trat Theodorich in ihr Zelt und ward mit züchtigem Anſtand auf einen Teppich genöthigt. Der Jüngling ſtaunte ihr ſprachlos ins große blaue Auge. Sie hatte von ſich geworfen Harniſch und Waffenrock;

ſenrock; ihr langes, blondes Haar, in Flechten und Locken gewunden, war nicht mehr unter dem Helm begraben, der ihre majeſtätiſche Stirn verbarg. Ein weißes, langes Gewand, dem ihre volle Bruſt die ſchöne Wellenform gab, mit einem hellblauen Gürtel den ſchlanken Leib umwunden, links in einen Knoten geſchürzt, deſſen Enden mit ſilbernen Franzen verbrämt, die Hüfte herniederwallten; eine Hand, ſo weiß und voll, nur für den **Druck** der Liebe, nicht für den Säbel geſchaffen, ſo ſaß ſie reizend wie Moſſa, die Göttin der Jugend und Schönheit, dem Prinzen gegenüber, die noch vor wenig Stunden die Göttin des Krieges ſchien. Es war eine redende Pauſe, mit welcher das Geſpräch anhub, Theodorichs Blicke ſprachen, und unwillkührlich ſchlug Ildegerte die Augen nieder. — Es iſt ſeit Anbeginn der Welt üblich geweſen, wenn man gar nichts, oder etwas ſehr wichtiges zu reden hatte, beym ſchlechten oder guten Wetter den Anfang zu machen, die Materie ſey welche ſie wolle, der Uebergang geſchieht durch ein Räuſpern und iſt immer paſſend. Auch Theodorich ſuchte ſtotternd Ildegerten aufmerkſam zu machen auf die ſchönen Herbſttage, die noch ſo ungewöhnlich ſpät der zehnte Monat im Jahr ihnen gönne. Ildegerte gab ihm Recht und das Geſpräch war zu Ende. Nun erfolgte das Räuſpern, als der Uebergang; eine Purpurröthe auf der Wange meldete das Geſtändniß an, niedergeſchlagene Augen führten es herein, und Finger, die ohne es zu wollen, mit dem Zipfel von Ildegertens herabhängendem Gürtel ſpielten, begleiteten es als Dollmetſcher. Das unſchuldigſte Mädchen hat ein inneres Gefühl für dieſe Symptomen, das ihm zuruft: ſey auf deiner Hut! der Feind iſt da.

Theodorich. Schöne Jungfrau! ihr habt Freund und Feind beſiegt; den Feind durch euren Arm, den Freund durch euer Auge.

Ildegerte (erröthend und ſich, wie gewöhnlich, das Anſehn gebend, als habe ſie den Sinn dieſer Worte nicht verſtanden.) Herr! ihr ſprecht Räthſel mit mir.

Theodorich. Solltet ihr allein die Macht eurer Reize nicht kennen? (er ergreift ihre Hand) ihr hattet ein Herz für die Rache — habt ihr keines für die Liebe?

Ildegerte (ihre Hand zurückziehend.) Ihr ſcherzet mit mir, oder ihr vergeßt euch.

Theodorich. Das Erſtere wäre Beleidigung, das Letztere bey euch ſehr möglich.

Ildegerte. Und wäre das würklich, wie Euer Mund mir ſchmeichelt, ſo lieſſe ſichs doch ſchwer von einem Manne vermuthen, der eben aus einer Schlacht kömmt.

Theodorich. Freylich nicht, ſobald du Wallung des Blutes nicht für Liebe nimmſt; denn was hätte ſonſt die Stimmung unſerer Seele nach einer Schlacht mit jener ſüßen Empfindung gemein! — Aber ſprich! was nenneſt du Liebe?

Ildegerte. Geh und frage die Prieſter im Tempel ihrer Göttin; ich bin eine Ungeweihte, und kenne ſie nur aus den Liedern der Barden.

Theoderich. Kann Unwahrheit auch in einem ſolchen Auge wohnen? iſt es mir etwa unbekannt, daß Swend —

Ildegerte. Ich weiß, was du ſagen willſt. In Swends Armen hofte ich ſie kennen zu lernen. Bis jetzt empfand ich für ihn nur Dankbarkeit, ſie war die Triebfeder deſſen, was ich that; aber bis zur Liebe, hat man mir geſagt, ſey nur noch ein Schritt übrig, und ich geſtehe es ohne Erröthen, mein Herz war entſchloſſen, dieſen Schritt zu thun.

Theoderich. Ildegerte! darf ich auf deine Freundſchaft rechnen?

Ildegerte. Was an meiner Freundſchaft ſchätzbar iſt, ſchenke ich dir gern.

Theodorich (ſie nochmals bey der Hand ergreifend.) Da wollte ich dich haben. Von der Freundſchaft bis zur Liebe iſt auch nur Ein Schritt.

Ildegerte. Ein Schritt, der dir und mir unanſtändig ſeyn würde.

Theodorich (empfindlich.) Auch du ſcherzeſt, oder du vergiſſeſt dich. Auf Kälte war ich vorbereitet, aber nicht auf Verachtung.

Ildegerte. Höre mich aus. Es wäre weibliche Ziererey, dich länger nicht verſtehen zu wollen. Ich begreife deine Blicke und deine Worte. Aber geziemt es dir, dem Könige der Dänen und Norweger, mitten im Lauf deiner Siege, mitten auf der Bahn der Gröſſe, um das Herz eines Mädchens zu werben, das keinen andern Brautſchatz dir zubringen würde, als ihre Tugend? Du biſt Herr deiner Staaten, dein Herz iſt ihr Sclave und muß nie dein Rathgeber werden. Bekämpfe dieſe flüchtige Empfindung! Dein harren Fürſtentöchter, Könige wünſchen dich, zum Eidam. Du wirſt mächtige Bündniſſe ſchlieſſen, der Name Theodorich wird deinen Nachbarn ehrwürdig werden, und unerſchütterlich die Grundfeſte deines Thrones.

Theodorich. Mein Thron ſtützt ſich auf die Liebe meines Volkes, und mir dieſe doppelt zu gewinnen, wer vermöcht' es beſſer als **Ildegerte**? — Wahrlich! mir dünkt es, wenn ich dich reden höre, ich ſäße in der Mitte meiner alten Räthe. Gerade das iſt ihre Sprache, gerade das ſind ihre Gründe.

Ildegerte. Du ſagſt mir die größte Schmeicheley, vielleicht ohne es zu wollen.

Theodorich. Errathen! — Nein, Ildegerte, du haſt Schwerdt und Panzer von dir geworfen; ſey wieder ganz Weib! Dieß Auge, ſo tief es auch in die Herzen zu dringen vermag, ward nicht geſchaffen, mit ſpähenden Blicken den politiſchen Horizont zu durchlaufen. Wähnſt du, das Gewicht der Krone drücke mein Haupt nicht ſchwer genug? ſoll es auch mein Herz preſſen?

Ildegerte. Du gehörſt ganz deinem Volke.

Theodorich. Wohlan dann! ich nehme dieß Volk zum Richter zwiſchen mir und dir. Es entſcheide, ob es eine Würdigere kennt? ob es eine andere Königin wünſcht?

Ildegerte. Nicht alſo. Dein Auge muß hell ſehen, wenn auch der Blick des Volkes geblendet iſt. Und glaube mir, Freund! — ſo will ich gern dich nennen — dein Auge würde einſt nur zu hell ſehen, wenn der erſte Rauſch der jugendlichen Liebe vorüber — Gott! wie elend wäre ich dann! — Ich bitte dich, Theodorich, laß dir genügen an meiner Freundſchaft!

Theodorich. Was du jetzt ſagteſt — ich hoffe nicht, daß du es gedacht haſt — war Läſterung der Göttin der Liebe und Gegenliebe, war Läſterung deiner Reize. Nein nimmermehr — Hier war der gute König eben im Begriff, eine feyerliche Liebeserklärung, mit Schwüren, Seufzern, Thränen, Betheurungen und ſo weiter, vor Ildegerten auszuſchütten, und meine Leſer würden ohne Barmherzigkeit ſie von Wort zu Wort anhören müſſen, träte nicht wie gerufen Prinz Harald ins Zelt, dem Könige zu berichten, daß jenſeit des Fluſſes ein großer Haufe von Schweden ſich habe ſehen laſſen, und daß er es für nöthig halte, die Wachen zu verdoppeln. Eigentlich war es nur Vorwand, denn der große Haufe der Schweden ſchmolz nach und nach bis auf zwanzig irrende Flüchtlinge zuſammen; ihm hatten ſeine Lauerer gemeldet, man habe Theodorich nachdenkend und allein zu Ildegerten wandeln ſehn, das Geſpräch dauere bereits eine halbe Stunde, und kein Dritter ſey Zeuge deſſelben. Schon genug für ein argwöhniſches Herz, ſchon genug, um den Keim der Eiferſucht zu wecken; Harald eilte, einen Beſuch zu unterbrechen, deſſen Zweck ihm verdächtig ſchien. Der König, ſo unangenehm es ihm auch ſeyn mochte, in dieſem entſcheidenden Augenblicke überfallen zu werden, gehorchte den Pflichten des Wohlſtandes, verließ nebſt dem Prinzen das Zelt, und Ildegerte blieb allein, mit einer Unruhe, einer Bangigkeit im Herzen, die nicht ganz mit ihren politiſchen Rathſchlägen zu ſtimmen ſchien.

Harald ſuchte indeſſen durch allerley krumme Wege dem Könige ſein Geheimniß zu entlocken. Aber mit Theodorich bedurfte es ſolcher Umſchweife nicht, ſein offnes Herz trug dem Verräther entgegen was dieſer nur als Frucht ſeiner Liſt erwartete: „Vetter!“ ſprach er mit einem Händedruck: „du haſt mich oft gleich einer Biene, von Blume zu Blume ſchwärmen ſehn; ich wähnte mich glücklich und war es vielleicht — aber meine Stunde iſt gekommen, ich liebe. Ich liebe mit einer nie gefühlten Heftigkeit, die mein Herz ſonderbar ausdehnt — ich möchte die ganze Welt glücklich machen.“

Harald. Beinahe dünkt es mir überflüßig, dir einen Namen abzufragen, den dein Beſuch mir ſchon verrathen hat.

Theodorich. Recht Harald! nur Ildegertens Reize vermochten dieß unbeſtändige Herz zu feſſeln. Sie, die Odin einer beſſern Welt entzog, um uns einen Vorſchmack jener himmliſchen Freuden zu geben —

Harald. Halt! halt! das mußt du ihr ſelbſt ſagen, ehe dieß dichteriſche Feuer verraucht; oder — vermuthlich haſt du es ihr ſchon geſagt?

Theodorich. Was ich ihr geſagt, weiß ich kaum, viel kluges war es wohl nicht. Was ſie mir geantwortet weiß ich beſſer. Das edle Mädchen verſchmäht eine Krone. —

Harald. Wie? wäre es möglich, daß die Liebe dich ſoweit irre geführt, der Tochter eines Ritters deine Krone anzubieten?

Theodorich. Der Tochter eines Ritters? was willſt du damit ſagen? dieſer Ritter konnte eben ſo gut König ſeyn, wenn das blinde Schickſal aus dem Topfe des Glückes ein anderes Loos für ihn ergrif; er konnte eben ſo gut Bettler ſeyn, und Ildegerte bliebe doch Ildegerte.

Harald. Aber — verzeihe mir! — wäre es nicht deine Pflicht, auch den Wunſch des Volkes, den Vortheil des Staates zu Rathe zu ziehn?

Theodorich. Auch du ſprichſt wie meine alten, jedem Gefühl abgeſtorbenen Räthe. Der Wunſch des Volkes? — das Volk betet Ildegerten an; der Vortheil des Staates — was kann dem Staate mehr Nutzen bringen, als wenn ich ihm eine Königin gebe, deren Klugheit die Laſt der Regierungsgeſchäfte mit mir zu theilen vermag? deren Tapferkeit mir einen geprüften Feldherrn erſetzt? Wahrlich! unſer Vetter Swend dachte wie ich, ihn hatte Thora gebildet, und mit verbundenen Augen folge ich gern ſeinem Beyſpiel.

Harald. Doch nicht wenn die Liebe die Binde um die Augen knüpfte. Einſtimmen würde ich gern in deinen Plan, wenn es der Einzige wäre der zum Zweck führte. Aber warum denn gerade eine Königin aus ihr machen? —

Theodorich. Schweig! ich zittere das zu denken, was du eben ſagen wollteſt. Schäme dich!

Harald. Aber —

Theodorich. Kein Wort weiter! mein Entſchluß iſt gefaßt. Morgen, ſobald es der Wohlſtand erlaubt, begieb dich zu Ildegerten, biete deine ganze Beredſamkeit auf, ſchildere ihr mit glühenden Farben, was ich fühle, und nicht auszuſprechen vermag, ein dritter kann das beſſer. Morgen muß ſie ſich erklären — und ſie wird es, ihr Herz iſt mir Bürge dafür. Geh, und ſprich als Freund für mich, ich werde indeß handeln als Liebender.

Harald ſchwieg, denn er fürchtete durch längern Widerſtand ſich zu verrathen. Er ging — ihm war zu Muthe, wie es einem Habicht ſeyn würde, wenn er das ergriffene Täubgen wieder ins Neſt legen ſollte. Er warf ſich aufs Ruhebett, und — ſchlief wenig. Gern hätte er die gefallenen Schweden, deren Leichen das Schlachtfeld bedeckten, wieder zum Leben erweckt, um das lodernde Feuer der Liebe in der Bruſt des Königs, wo möglich im Schlachtgewühl zu erſticken. Gern hätte er die Fliehenden zurückgerufen, ihre zerſtreuten Haufen geſammelt, ſie mit Tollkühnheit beſeelt, und zum nächtlichen Ueberfall gereizt. Doch da des entkräfteten Feindes Flucht ihm auch dieſe thörichte Hofnung verſagte; da er umſonſt bis zur Morgenwache, ſein Gehirn um eine Ausflucht marternd, auf ſeinem Lager ſich hin und her warf: was blieb ihm übrig, als auf der Folter zu lächeln, der Vergangenheit zu fluchen und von der Zukunft zu erwarten, was der jetzige Augenblick ihm entriß. „Warum „quäle ich mich?“ rief er aufſpringend; „Ildegerte kann nicht meine Buhlerin wer„den, wohlan! ſo werde es die Königin von „Dännemark und Norwegen. Laß Thoren „ſich weiden am närriſchen Wahn, als ſey „die erſte Umarmung eines Mädchens die rei„zendſte. Was erzeugt dieſen albernen „Wunſch? nur der eitle Gedanke: ich bin der „Erſte, der dieſe Empfindungen in ihr er„weckt. Sey es immerhin! wenn ich nur „der erſte bin, bey deſſen Anblick der Wunſch „nach dieſen einſt unbekannten Empfindungen „in ihr aufſteigt. Es iſt ein großer Sprung „vom Stammeln eines Kindes bis zum Liede „eines Barden, und doch mußte ich erſt ſtam„meln lernen, um den Bardengeſang zu ver„ſtehen. Glück zu, Theodorich! lehre das „Mädchen ſtammeln, ich ſtimme unterdeß „meine Harfe.“

So tröſtete ſich der übermüthige Thor mit Bildern die ſein verbranntes Gehirn ausbrütete, indeß der junge König, beſeelt von Liebesgluth, die ganze Nacht hindurch im Lager Anſtalten machte, die ich euch nicht verrathen werde, um, wenn ihr euch lange genug vergebens die Köpfe zerbrochen, euch plötzlich zu überraſchen, wie Theodorich die Geliebte.

Als nun der Morgen anbrach, zu ſpät für die Ungeduld des Königs, zu früh für die Eiferſucht des Prinzen, da ſchlich ſich Harald langſam zu Ildegertens Zelte, erkundend von den Weibern, die außen Wache hielten: ob ihre Gebieterin ſo früh ſich ſprechen laſſe?

„Ob von dir, Prinz!“ verſetzte Eines der Weiber: „das weiß ich nicht; doch ihre „Freundin Helga iſt ſchon bey ihr ſeit Tages „Anbruch.“

„O ſehr natürlich!“ murmelte Harald: „Ildegerte mit all ihrer Tapferkeit, bleibt „doch immer nur ein Weib. Sie mußte eine „Vertraute haben, ein Sieg über Herzen „ſchmeichelt wenig, wenn der Mund ihn nicht

„auspoſaunen darf: oder zum mindeſten dieſem und jenem unter der Verſchwiegenheit Siegel ins Ohr raunen. — Geh, Mädchen! und meide mich.“ Die Amazone ging, indeß der Prinz voll Unmuth die unſchuldigen Grasblumen, die um das Zelt her wuchſen, in die Erde ſtampfte. Nicht lange, ſo trat Helga im leichten Morgengewand heraus, und gab ihm mit der Hand ein Zeichen, daß er näher kommen dürfe. Er fand Ildegerten, den Kopf auf ihren Arm geſtützt; ſie ſah ein wenig überwacht aus, und das kranke Lächeln auf ihrer Wange ſchien beynahe erzwungen zu ſeyn.

Harald (mit freymüthigem Anſtand zu ihr tretend.) Wie glücklich wäre der König, wenn an dieſer denkenden Stellung ſein Bild Antheil hätte.

Ildegerte (lächelnd.) Daß doch immer das erſte Wort eines Mannes zu einem Weibe eine Schmeicheley ſeyn muß. Welch' einen kleinen Begriff müßt ihr Männer euch von uns machen! — Nun ja, ich dachte an den König.

Harald. So wollte ich wetten, daß reizende Bilder der Zukunft deine Phantaſie beſchäftigten.

Ilorgerte. Du würdeſt deine Wette verlieren.

Harald. Wie? nach Allem, was Theoderich für dich zu thun bereit iſt?

Ilorgerte. Es iſt wahr Prinz, du ſprichſt mit einem Mädchen — mit einem Mädchen, das nicht frey iſt von Schwachheiten ſeines Geſchlechts; aber Ehrgeiz hat mich nie gefoltert.

Harald. Du haſt Recht. Reizender iſt eine Krone aus den Händen der Liebe.

Ilorgerte. Die Liebe des erſten Augenblicks iſt nur der Sonnenſtrahl, der den Keim weckt. Ob eine vergängliche Blume oder ein dauernder Stamm darein verborgen liegt — wer vermag das jezt ſchon zu beſtimmen? und wer wollte es wagen, eine Hütte zu bauen, in der Hofnung, es werde aus dem Keim ein Baum hervorwachſen, ſeine Hütte zu beſchatten?

Harald. Nun wahrlich! wenn du ſo philoſophiren kannſt, ſo liebſt du auch nicht.

Ildegerte. Wer hat dir geſagt, daß ich liebe?

Harald. So viele Tapferkeit ohne Ehrgeiz? ſo viele Schönheit ohne Liebe? Seit ich anfing, mich ſelbſt zu fühlen, habe ich dieſe beiden Leidenſchaften für die einzige Würze des Lebens gehalten. Eine Krone und ein ſchönes Weib — wer ſolch ein Ziel mir bietet, der mag Felſen vor mir aufthürmen, und aus jedem Regentropfen einen Strom ſchaffen, ich höhne die Felſen und lache der Ströme! ich erklimme das Ziel oder ſinke zum mindeſten ſterbend daran nieder.

Ildegerte. Wenn du ſo denkſt, bedaure ich dich. Hoch hebt der Ehrgeiz empor; aber tief iſt der Abgrund, an den er dich führt.

Süß iſt der Trank, den die Liebe reicht, aber das Bittre bleibt auf dem Boden.

Harald. Nun, ſo läßt mans darin. Den Becher ganz austrinken, wäre Uebermaaß, und Uebermaaß erweckt Ekel.

Ildegerte. Wahr iſts, wäre ich gezwungen, in den Stürmen des Lebens mich einer von dieſen beyden Leidenſchaften anzuvertrauen, ich würde die Liebe der Ehrſucht vorziehn.

Harald. Würdeſt du? den Blumenkranz der Liebe dem goldenen Reif der Ehre! Dank, Ildegerte! daß du den Stab nicht ganz gebrochen, daß es nur der Thron iſt, den du verſchmähſt, und nicht der Mann, der darauf ſitzt. Ein Herz, das dich liebt, ein Herz, das keinen andern Wunſch kennt als deinen Beſitz, ein treues Herz darf endlich hoffen, dich zu rühren. Ich lebe wieder auf! ohne Kron' und Scepter darf ich ringen um den Vorzug mit dem, der Kron' und Scepter trägt; ich darf hoffen —

Ildegerte. Nichts hoffen, weder du, noch irgend ein Anderer. Ich bin frey und liebe die Freyheit. Prinz! kamſt du in deinem eigenen Namen, mich zu erforſchen, ſo iſt unſer Geſpräch zu Ende; kamſt du aber im Namen des Königs, ſo ſage ihm, daß ich ſeinen geſtrigen Antrag überdacht, daß ich ihn verehre, wie meinen König, ſchätze, wie meinen Freund, und liebe, wie meinen Bruder. Es gnüge ihm an dieſem Geſtändniſſe der freyen Ildegerte, die gefeſſelte Ildegerte würde ihre Feſſeln lieben, und wehe! wehe! wenn ſie ſie einſt zerreißen müßte. Theodorich iſt ein vortreflicher Jüngling, mit einem Herzen ohne Falſch, aber weich, wie das Wachs der Biene. Wer wäre mir Bürge für ſeine Treue? —

„Ich!“ rief der König, der plötzlich zu ihren Füßen ſtürzte: „ich, der ſein Leben um „einen zerbrochenen Pfeil, ſeinen Thron um „einen Trunk Gift verkauft, wenn Ildegerte „ſich weigert, beydes mit ihm zu theilen.

„Wie, reizendes Mädchen! woher dieß Mißtrauen, dir und mir ſchimpflich? haſt du nur Ein Band, mich an dich zu knüpfen auf ewig? iſt es nur deine Schönheit, die dieß Herz in Feſſeln ſchlug? Tugend und Verſtand! ihr mächtigen Bande gefühlvoller Seelen, immer neu, immer anziehend, wenn längſt ſchon dieſe volle Wange Runzeln decken, und dieß goldne Haar in grau ſich wandelt. — Süßes Mädchen! widerſtrebe länger nicht! verachte meine Krone, aber nicht mein Herz!“ —

Ildegerte war überraſcht, und fühlte ſich wohlwollend hingezogen zu dem ſchönen Jüngling, der zu ihren Füßen lag. Mit einem ſanften, halbzärtlichen Blicke reichte ſie ihm die Hand, ſtammelnd ſprach ſie: „Steh auf, **Theodorich**! und laß mich allein!“

Theodorich. Nicht eher, bis ich dieſe Hand mein nennen darf! nicht eher, bis ich den Kuß der Verlobung auf deinen Mund gedrückt.

drückt. Herbey **Eskill**! die Stunde iſt da. — Siehe, da trat herein **Eskill**, Einer der vornehmſten von **Theodorichs** Feldherren, auf beyden Händen trug er ein purpurſammtnes Kiſſen mit goldnen Franzen verbrämt, auf dem Kiſſen lag eine Krone, ſtrahlend von edlen Steinen. **Eskill** beugte ſein Knie, und im ſelbigen Augenblick erſcholl die Feldmuſik, Pauken und Trommeln und Pfeifen, die Wände des Zeltes ſtürzten nieder, es ſah die ſtaunende Ildegerte das ganze Heer in Schlachtordnung, mit flatternden Fahnen und blinkenden Speeren, ſie hörte ein lautes Jubelgeſchrey: **Es lebe die Königin** Ildegerte! Nein, länger vermochte ſie nicht ihrem Herzen zu gebieten! ſie ſank in **Theodorichs** Arm, und verbarg ihre glühende Wange an ſeinem klopfenden Buſen. Feſt umſchlang er das Mädchen, ergriff die blitzende Krone und drückte ſie ihr auf das Haupt. Nicht fern zur Rechten ſtand ein Triumphwagen mit Blumen und Bändern geſchmückt. Vier ſchneeweiſſe Zelter bäumten ſich an ſeiner Deichſel, und gehorchten ſchnaubend dem vergoldeten Zügel, den der rüſtige Arm des bärtigen Fuhrmanns lenkte. Theodorich, der Neidenswerthe, hob die Beute der Liebe entzückt in den Wagen, und fuhr langſam die Fronte herunter, um Jedem ſeiner Lehensmänner zu zeigen, wie glücklich er ſey. Ihn empfingen mit lautem Jubel die Schaaren, es donnerte die Pauke, es ſchmetterte die Trompete; aber lauter als beyde erſcholl der frohe Zuruf: Es lebe die Königin Ildegerte! Und als ſie dem kleinen Heere der Amazonen ſich nahten, da ward der Wagen umringt, die Zelter abgeſchnitten, und tauſendmaltauſend Arme trugen die Liebenden bis hin zu dem Altare, der Göttin Siofna *) geweiht. Hier ſtand ein ſilberhaariger Prieſter, das Meſſer in ſeiner Hand triefte noch vom Blute des geſchlachteten Opferthieres, er betete zu Odin, ſegnete die Verlobten, und empfing den

Schwur

---

*) Siofna, die Göttin der Ehen.

Schwur der ewigen Liebe und Treue. Ein fröhliches Banquet beym Schimmer von tauſend Fackeln folgte dem feſtlichen Tage, das ſchöne Lächeln der Freude glänzte auf jeder Wange, und nur Haralds Blick blieb trübe und in ſich gekehrt. Die Nacht mit ihrem Schleier nahm auf die Glücklichen, Theodorich der Jüngling, fand Seligkeit und Himmel in Ildegertens Armen.

* * *

O! wär' es mir vergönnt den Kiel hier wegzuwerfen! o! dürft ich euch nicht wecken aus dem ſüßen Wahne, daß die reine Tugend in der Belohnung Genuß, umringt von ungetrübten Freuden, bis an das Grab gewandelt ſey! Ach! unſere Leiden, unſere Freuden, Alles, Alles iſt ein Traum! und Ildegerte ward beſtimmt, aus dem wonnereichen Taumel, ſchrecklich! ſchrecklich zu erwachen!

(Die Fortſetzung im dritten Bande.)

Der
Eremit auf Formentera
ein
Schauſpiel mit Geſang
in zwey Aufzügen.

An
Fräulein Maria von Roſen.

Gewiß, liebenswürdige Freundin, erinnern Sie ſich noch jener fröhlichen Stunden, in denen vor zwey Jahren, der Eremit in Ihrem Hauſe entworfen, und auf Ihrer eigenen Bühne zum Erſtenmal geſpielt wurde. Ihre ſanfte, rührende Stimme gab damals meiner Selima dasjenige Intereſſe, welches der Dichter umſonſt in die Worte zu weben ſucht, wenn der ſchmelzende Ton jugendlicher Unſchuld ſie nicht begleitet. Ihnen widme ich anjetzt dieß kleine Stück; nehmen Sie es aus meinen Händen, mit jenem gefälligen Lächeln, das Ihnen ſo eigen iſt. Sie und Ihre vortrefliche

Eltern, haben mich zu dem ſüßen Bruder-Namen berechtigt, wenn alſo auch dieß Kind meiner Muſe Ihrer Eitelkeit nicht ſchmeichelt; ſo betrachten Sie es wenigſtens als einen Beweis meiner brüderlichen Liebe, als einen Beweis, wie oft und gern ſich mein Herz mit Ihnen beſchäftigt, wie oft und gern ich Ihnen zeigen möchte, daß ich es nie vergeſſen werde, wie einſt die wohlthätige Hand Ihrer guten Eltern, die Dornen wegriß, die das Schickſal auf meinen Weg geſtreut hatte, und mir das erhielt, was mir das theuerſte auf der Welt iſt. Nie werde ich ohne innige Rührung Ihren Namen nennen, nie wird es meinem Auge, ſo lange es offen ſteht, an einer dankbaren Thräne mangeln.

K.

An den Leſer.

Dieß kleine Schauſpiel iſt von dem berühmten Kapellmeiſter Wolff in Weimar in Muſik geſetzt worden, und hat auf einigen Bühnen Beyfall erhalten. Freylich beſcheid ich mich gern, daß dieſer Beyfall größtentheils der vortreflichen Muſik gebührt; da aber einige meiner Freunde mir ſchmeicheln, daß das Stück ſelbſt nicht ganz ohne Intereſſe ſey; ſo hoffe ich für die Bekanntmachung deſſelben Verzeihung zu erhalten.

Perſo

Perſonen:

Der Eremit.
Fernando, ſein alter Diener.
Selima, eine Türkin.
Haſſan Machmut, ein Algieriſcher Seeräuber.
Dom Pedro Oliveiro, ein junger Spanier.
Pedrillo, ſein Diener.
Chor der Türken.
Spaniſche Sklaven.

Der Schauplatz iſt auf Formentera, bekanntlich eine Inſel, unfern der ſpaniſchen Küſte, die wegen der Menge der Schlangen unbewohnbar iſt.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Im Hintergrunde der Ocean. Noch brauſt das Meer und die Wellen brechen ſich am ſteilen Ufer. Doch vorüber zog das Wetter, das in der vergangenen Nacht wüthete, und ſchon beginnt ruhiger zu werden die tobende See. Die Sonne ſteigt heiter empor, ihr Strahl zerreißt das Gewölke. Alles dies kündigt die erſte Symphonie an, in deren erſten Hälfte der Vorhang ſich öffnet. — Die Hütte des **Eremiten** mit Mooß gedeckt, auf einem Felſen an der See. — Eine Raſenbank. — Am Ufer des Meeres liegt **Selima** ohnmächtig, von den Wellen ausgeworfen. Der **Eremit** tritt aus der Hütte, doch ohne **Selima** zu bemerken.)

Stolze Siegerin der Schatten!
Morgenſonne ſey gegrüßt!
Ha! wie auch in mich, den Lebensſatten,
Dein Erſcheinen Wonne gießt.

Die Donner verſtummen,
die Sturmwinde ſchweigen,
auf Blumen und Zweigen
lebt Alles und flattert
und zwitſchert und ſchnattert
der kommenden Sonne den Morgengruß zu.

Stolze Siegerin der Schatten!
Morgenſonne ſey gegrüßt!

Wieder eine lange Nacht durchwacht finſter und grauenvoll, wie das Loos meines Lebens. — Und nun die kommende Sonne, wie ihr Bild auf den Wellen zittert; wie ſie ſich ſpiegelt in jedem Thautropfen, neues Leben gießt in Myriaden Geſchöpfe, hervorlockt jeden Wurm, und aufrichtet jede vom Sturm gebeugte Pflanze. Die ganze Natur lächelt ihr entgegen, und nur ich verzog mein Geſicht zum Weinen? und nur ich öffnete meinen Mund zum Seufzen? — Sie trocknet auf die Spuren des Ungewitters, und könnte nicht auftrocknen die Thräne, die in meinem Auge ſchwimmt? — Faſſe Muth! alter, graugewordener Pilger! es ward dir ein trüber Tag beſchieden; aber eben ſo herrlich wird dir einſt die Sonne am Morgen eines beſſern Lebens hervorgehen, wird dir nicht ſeyn wie heute, ein Bote des verlängerten Jammers — (Pauſe. Er blickt ſtarr in die Kuliſſe, nach einer entfernten Gegend.) Für wen beleuchten deine Strahlen ſo hell jenen Marmor? Ich bin ja der einzige Bewohner dieſer Wüſte, und trage ein Denkmal in meinem Herzen, ewig und ſtark wie die Liebe. — Leonore! Leonore! das Schickſal grub deinen Namen tiefer in dieſe Bruſt; als dieſe zitternde Hand ihn in jenen Stein zu graben vermochte! Ströme von Thränen verwiſchen nicht eine einzige Spur der Vorzeit, hemmen nie das tobende Hinſtreben, nach alle dem, was einſt war, und nun nicht mehr iſt. — Achtzehn elende Jahre der Reue und Buße, und noch o Schickſal! zerſchneideſt du nicht den Faden meines jammervollen Lebens! Gott! du ſchufſt dieſe Einöde nur, um von Schlangen bewohnt zu werden; warum geboteſt du ihnen, meiner zu ſchonen? ſie fliehen vor mir, denn deine Hand hat mich gezeichnet, wie ſie den erſten Mörder zeichnete.

Zweyter Auftritt.

Fernando aus der Hütte. **Der Eremit. Selima.**

Fernando. Herr! das Frühſtück wartet euer.

Der Eremit. Das beſte genieß ich ſchon, den Anblick dieſes heitern Morgens.

Fernando. Und nun will ich ein wenig auf dem Felſen herumklettern. Ein paar Möwenéyer zur Mittagskoſt, nicht wahr Herr?

Der Eremit. Wie du meynſt, lieber Fernando.

Fernando. Und dann will ich hinab in die Bucht. Ich hörte geſtern gegen die Nacht ſtark ſchießen. Was gilts, unſer ehrlicher Seeräuber iſt auf der Fahrt. Die gewöhnliche Zeit ſeines Kommens rückt näher.

Der Eremit. Iſt faſt vorüber, willſt du ſagen. Ich bin beſorgt um ihn.

Fernando. Ich nicht. Er iſt ein braver Kerl, obgleich nur ein Türke, Gott wird ihn ſchützen.

Der Eremit. Aber wo bleibt er? unſer Vorrath geht zu Ende! Wir haben uns gewöhnt an ſeine Hülfe.

Fernando. Ihr wißt, wie er euch vorm Jahr erzählte, daß unſere Landsleute Algier beſchoſſen und er ſich wacker mit ihnen herum gebiſſen. Kam er nicht auch zwey Wochen ſpäter als gewöhnlich? — Lebt wohl Herr! ich ſuche nach Möwenenyern. Wollt ihr nicht unterdeſſen die Gartenthüre ausbeſſern? und einen neuen Korb flechten? Binſen habe ich zurecht gelegt.

Der Eremit. Gut Fernando, geh nur.

Fernando. Auch hat es dieſe Nacht durch geregnet. Wenn ihr ein wenig Moos nähnet und die Spalten mit Harz verſchmiertet. —

Der Eremit. Gut, gut Fernando! ich werde nachſehen.

Fernando. Holz muß auch gefällt werden; doch das hat Zeit bis auf den Abend. (Er geht und erblickt Selima) Heilige Jungfrau! was iſt das!

Der Eremit (fährt zuſammen.) Ein Leichnam? — (er tritt näher) eine Beute des Sturms der entwichenen Nacht.

Fernando (faßt ſie bey der Hand.) Kein Leichnam! das iſt nicht das Starren eines todten Körpers. Hier iſt noch Leben. (Er lauft in die Hütte.)

Der Eremit (ſie betrachtend.) Kein Blutstropfen auf ihrer Wange — kein Blutstropfen in ihrer Lippe — ihre Nägel ſind blau — und doch — ein reizendes Geſchöpf! — Faſt wäre es Grauſamkeit ſie zu wecken aus ihrem Todesſchlummer. Sie hat den ſchweren Kampf einmal überſtanden.

Fernando (der unterdeſſen mit Hülfsmitteln zurückgekommen und beſchäftigt iſt, Selimen zu erwecken.) Chriſten Pflicht, Herr! wer weiß, wozu es frommt! — ſie hat vielleicht Eltern, die uns ſegnen werden, ſie hat vielleicht einen Geliebten, der um ihren Verluſt jammert! —

Der Eremit. Recht, Fernando! ſie hat vielleicht einen Geliebten! ich fühle die Gewalt dieſer Worte.

Fernando. Triumph! Herr! ſie athmet — ihr Buſen hebt ſich — ihr Herz klopft —

Selima (ſchlägt die Augen auf.) Allah! (erhebt ſich langſam, blickt ſchüchtern umher mit leiſer Stimme) Wo bin ich? — Großer Prophet! was iſt mit mir vorgegangen! — Wer ſeyd ihr?

Der Eremit. Menſchen, wie du, nur anders gekleidet, als du vielleicht gewöhnlich ſie ſahſt. Faſſe Muth! arme Unglückliche! ſcheue dich nicht für dieſem grauen Bart! erſchrick nicht für dieſem härenen Kittel! es ſchlägt ein fühlbares Herz darunter. Was mein iſt, iſt dein. Meine Hütte und mein Herz ſtehen jedem Unglücklichen offen.

Selima. Wer ihr auch ſeyn mögt, gute Menſchen! ihr verbindet euch ein dankbares Herz. Das iſt alles was das Schickſal mir übrig ließ.

(Der Eremit und Fernando führen ſie auf die Raſenbank — ſie ſtützt den Kopf ſchwermüthig auf die Hand.)

Duett.

Duett.

Der Eremit und Fernando.

Faſſe Muth! faſſe Muth!
Dich prüfte die Vorſicht,
ihre Wege ſind dunkel,
ihre Wege ſind gut.

Der Eremit.

Das Gewebe ſeines Schickſals
iſt dem Menſchen unbekannt;
aber über unſern Tagen
waltet eine höh're Hand!
Milde Hofnung! Himmels Tochter
Die kein Leiden ganz dir raubt!
O gewiß der Ewge zählte
jedes Haar auf deinem Haupt!

Beyde.

Faſſe Muth! faſſe Muth!
Dich prüfte die Vorſicht,
ihre Wege ſind dunkel,
ihre Wege ſind gut.

Fernando. Munter, junges Frauenzimmerchen! Wir ſind ſchon zwölf Jahr auf dieſer Inſel, und Gottlob! wir haben uns noch keinen Abend hungrig zu Bette gelegt. Am nothdürftigen ſolls euch nicht fehlen. Ein Bett von friſchen Binſen, und weichem Moos; ich leihe euch meine wollene Decke dazu — fette Milch, ſüße Pomeranzen, ſaftige Melonen —

Selima. Wo bin ich denn?

Der Eremit. Auf der Inſel Formentera, nahe an der ſpaniſchen Küſte.

Selima (mit einer Bewegung der Freude.) An der ſpaniſchen Küſte? — iſt es weit dahin?

Der Eremit. Nur wenige Meilen.

Selima (dringend.) Gute Männer! könnet ihr mich nicht hinbringen?

Fernando. Junges Frauenzimmerchen, das geht nicht! unſere ganze Flotte beſteht in einem Boot ohne Steuer, mit einem Stück Segel daran, womit wir in der Bucht fiſchen.

Selima. Seyd ihr denn die einzigen Bewohner dieſer Inſel?

Fernando. Die Einzigen. Die Inſel wimmelt von Schlangen, und zu holen iſt auch nicht viel. Es wagt ſo leicht keiner, ſeine Hütte hier aufzuſchlagen.

Selima (zum Eremiten.) Und Du? —

Der Eremit. Der Unglückliche fürchtet keine Schlangen.

Fernando. Wir haben ein gut Gewiſſen, Frauenzimmerchen, das iſt unſere Leibwache.

Selima. Ach! dann darf ich noch weniger bey euch bleiben.

Fernando. Nu, nu, wer ſich ſelbſt anklagt, iſt nur halb ſtrafbar.

Selima. Landen denn keine Schiffe an dieſer Inſel?

Der Eremit. Selten oder nie.

Fernando. Doch ſind wir nicht ganz verlaſſen: jährlich beſucht uns ein ehrlicher Türke, und dann wird in dieſer Hütte, ſo klein ſie iſt, hoch geſchmauſt; dann holen wir unſern Maderawein aus dem Keller und pflücken unſere beſten Früchte im Garten. Dann würzen wir die Speiſen mit Freundſchaft, und den Nachtiſch mit Freude — — Aber ihr hört mich nicht Frauenzimmerchen? Muth! Muth! ſaht ihr den Himmel rabenſchwarz in der vergangenen Nacht und nun ſcheint doch die Sonne wieder — — Kommt, trocknet eure Kleider an der Sonne! ich geh unterdeſſen und ſchlacht' ein Hühnchen, und koche euch eine Suppe, wie ſie der Prinz von Aſturien nicht auf ſeiner Tafel hat.

Zufriedenheit iſt unſer Koch!
und Hunger unſre Würze!

Dreymal ſüßer iſt die Frucht,
die wir ſelbſt gepflücket,
ſüßer iſt der Beere Saft,
die wir ſelbſt zerdrücket,
kräftiger iſt unſer Brod,
das wir ſelbſt gebauet,

kühlen.

kühlender iſt unſer Trank,
den wir ſelbſt gebrauet.

Zufriedenheit iſt unſer Koch
und Hunger unſre Würze!

(geht in die Hütte.)

Dritter Auftritt.

Selima. Der Eremit.

Der Eremit. Wie iſt Dir?

Selima (mit gefälligem Lächeln.) Beſſer!

Der Eremit. Wie nenn ich dich?

Selima. Selima.

Der Eremit. Du biſt eine Türkin?

Selima. Aus Algier.

Der Eremit. Welcher Zufall führte dich an dieſe Küſte?

Selima. Mich führte die Liebe. — Ehrwürdiger Greis! dein Blick flößt dem ſcheuen Mädchen Zutrauen ein. Laß mich meinen Kummer ausſchütten in deinen Buſen! laß mich Troſt ſuchen in jener heiligen Religion, die mein Geliebter mir ſo oft anprieß. Gewiß biſt du ein Diener des Gottes der Chriſten?

Der Eremit. Ja, liebe Selima, ich bin ein Diener Gottes, ein Chriſt gebohren; ein Freund jedes Biedermanns, ein Beſchützer jeder frommen, ſchuldloſen Seele, ſie lebe im Kloſter oder im Serail.

Selima. Fromm und ſchuldlos war ich einſt (mit einem Seufzer.)

Der Eremit. Und biſt es noch; oder dein ſanftes Auge lügt.

Selima. Ach! ich bin ſtrafbar! Felſen liegen auf mir! Feuer tobt in mir! Ach! ich bin ſtrafbar! und doch habe ich nur einen Fehltritt gethan! Gewiſſensbiſſe zerfleiſchen mein Herz! Jammer und Elend folgen mir auf der Ferſe — und doch hab ich nur einen Fehltritt gethan!

Der Eremit. (ſehr bewegt, zu ſich:) Nur einen Fehltritt! — o wie das jede ſchlummernde Empfindung meines Herzens weckt! (zu Selima:) ſprich weiter.

Selima. Ich bin meinem Vater entflohen, (mit unterbrochenem Schluchzen) der mich über alles liebte — der dem kleinſten meiner Wünſche zuvorkam — und der jezt vielleicht, mir fluchend, ſeine grauen Haare ausrauft! —

Der Eremit. Faſſe dich! du zitterſt.

Selima. Vergieb die Verwirrung meiner Sinne! (ſie ſucht ſich zu faſſen.) Mein Vater iſt ein angeſehner Mann in Algier. Als wir Nachricht erhielten, daß die ſpaniſche Flotte gegen unſere Stadt in Anzug ſey, lief er mit zwey Schiffen aus, um zu kreuzen. Nicht lange nach ſeiner Abreiſe, brachte eines ſeiner Kanonenböte gefangene Spanier nach Haus, die zur Arbeit in unſern Gärten vertheilet wurden. Unter dieſen Sklaven war einer — ein Jüngling — ach! ſo hatte ich noch keinen geſehen, (feurig) das Grabſcheit ward in ſeiner Hand zum Scepter, der Sklavenkittel zum Purpur! ſein Auge — ſein Mund — ſein Haar — (ſanft) haſt du je geliebt?

Der Eremit (blickt ſchwermüthig nach der Gegend des marmornen Denkmals.) Ich habe geliebt!

Selima. Nun, ſo verſtehſt du mich ja?

Der Eremit. Ich verſtehe dich.

Selima. Und entſchuldigſt mich?

Der Eremit (höchſt gerührt.) Ich entſchuldige dich!

Selima. Und Allah wird mich auch entſchuldigen! —

Nein! der Prophet kann dieſes Herz nicht ſtrafen!
weil es klopfte für den liebenswürdigen Mann.
Seine Feſſeln kündigten den Sklaven
und ſein Auge einen Sultan an.

Ach! unverdient war ſein Geſchick ſo bitter!
Er, der in ſeinem Blick der Liebe Himmel trägt,
auf deſſen Stirn den Biedermann und Ritter
ſo unverkennbar die Natur geprägt: —

Er in Feſſeln! unter niedern Sklaven —
Ha! wie er ſo ſchnell mein Herz gewann!
Nein, der Prophet kann dieſes Herz nicht ſtrafen,
weil es klopfte für den liebenswürdgen Mann.

Der Eremit. Und was thateſt du Mädchen, um dieſes Herz zu befriedigen?

Selima. Was ich that? — ich liebte. — Mir blüheten ſchöner meines Vaters Gärten, mir lächelte reizender die aufgehende Sonne — denn ich liebte! — Ich war herablaſſend und freundlich gegen meine Sklavinnen, ich war fromm und gut, denn ich liebte! — und endlich — eine behagliche Schwermuth ſchlich ſich in mein Herz —

mein Auge war oft feucht — mein Buſen eng — denn ich liebte.

Der Eremit. Und wurdeſt geliebt?

Selima (feurig.) Und wurde geliebt! — O gewiß! ich werd es noch! Ich wollte dir gern erzählen, wie ſehr wir uns liebten; aber du weißt ja ſchon — nicht wahr, es iſt einem ſo eng und wohl! das Herz iſt einem ſo voll! man ſieht und hört, man denkt und fühlt nichts als den theuren Gegenſtand unſerer Zärtlichkeit! — und wenn man auch nicht beyſammen iſt — und wenn man wieder zuſammen kömmt — und wenn man ſich trennt — ach! wenn man ſich trennt —

Der Eremit. Schone meiner! — (er ſucht ſeine Rührung zu verbergen.)

Selima. Du biſt gewiß auch nicht glücklich?

Der Eremit. Frage mich nicht! mein Glück iſt ein längſt verſtorbener Freund, du mußt mich nicht an ſeinen Tod erinnern — Fahre fort! Wie entkamt ihr aus Algier?

Selima. Unter dem Fittig der Liebe, im Dunkel einer regnigten Nacht. Jubelnd nahm uns die Flotte der Spanier in Empfang, jubelnd trug mich mein Geliebter in ſeinem Arm an Bord des Admiralſchifs; zum erſtenmal ſtand ich entſchleyert vor Männern eines fremden Landes; ich ſchlug meine Augen nieder, und ſchmiegte mich an meinen Pedro. Dom Barcelo nannte mich die Retterin ſeines Freundes. Aber um eben dieſen Freund nicht im kriegeriſchen Getümmel, durch die Angſt eines Weibes zu entnerven; befahl er mir, mich auf eine Fregatte zu begeben, die voraus nach Carthagena ſegelte, und dort meinen Geliebten zu erwarten. So mußten wir uns trennen! verlange kein Gemählde der Abſchiedsſtunde, ſie war bitterer als die Todesangſt der entwichenen Nacht.

Der Eremit. Und dieſe Fregatte —

Selima. Scheiterte an dieſer Küſte. Tauſende kamen um in den Fluten, nur mich allein erhielt ein ſtrafendes Verhängniß, um zu weinen über den Verluſt meines Geliebten — über den Verluſt meines alten Vaters! — — (Sie verhüllt ihr Geſicht.)

Der Eremit. Faſſe dich, liebe Selima! komm zurück von der Verirrung deines Herzens! Wer ſeine Unſchuld rettet, hat nichts verlohren. Ich habe einen redlichen Freund in Algier, der mich jährlich zu beſuchen pflegt; ich erwarte ihn täglich. Dieſem werde ich dich anvertrauen, er wird dich zurück führen in die Arme deines Vaters.

Selima (ängſtlich.) Ach! nein! nein! guter Alter, ich hatte einen zärtlichen Vater; aber er iſt ein harter Mann gegen Undankbare, und ich war ein undankbares Kind. Nein du kennſt nicht die rauhe Denkungsart der Männer unſerer Nation. Ich will bey dir bleiben, will dir dienen, ſo weit es meine Kräfte erlauben. — Noch lebt ein Strahl der Hofnung in meiner Seele! ich bin ſo nahe der ſpaniſchen Küſte, mich umfließt die

Luft, die mein Geliebter athmet! — Ohne ihn — ach! — ohne ihn —

Der Eremit. Wer ſagt denn das? — nicht ohne ihn — Vertraue meinem Freunde! Haſſan Machmut wird —

Selima (auffahrend.) Gott! welchen Namen nannteſt du?

Der Eremit. Haſſan Machmut. Kennſt du den Mann?

Selima. Haſſan Machmut iſt mein Vater! — (Pauſe.)

Der Eremit (entblößt ſein Haupt mit gerührtem Blick gen Himmel.) Der Finger Gottes! ſeine Wege ſind dunkel; aber ſie ſind gut — Und du zagſt Mädchen? — Ich werde dich deinem Vater wiedergeben.

Selima (zu ſeinen Füßen.) Bey allem was dir heilig iſt; thue es nicht! verbirg mich! verbirg mich!

Der Eremit (ſie aufhebend.) Unglückliche! Verblendete! was foderſt du?

Siehe wie dein alter Vater
jammernd in die Grube ſinkt!

Selima.

Ach, ich ſeh nur den Geliebten,
wie er ſeine Hände ringt!

Der Eremit.

Höre! höre in den Lüften
deines Vaters Klageton!

Selima.

Ach, der Jammer des Geliebten
tönt in meine Ohren ſchon.

Der Eremit.

Siehe, Vaterthränen fließen!
Gute Tochter, trockne ſie!

Selima.

Jede Thräne will ich küßen;
doch ſie trocknen kann ich nie!

Beyde.
Der Eremit. Armer Vater! von der Tochter umgebracht!
Selima. Liebe! Liebe! was haſt du aus mir gemacht!

Der Eremit.

Eile! eil in ſeine Arme!
eile, lindre ſeinen Schmerz!
Daß ſein mildes Vaterherz
ſich der Reuigen erbarme!

Selima.

Ach! von Gott und Welt verlaſſen,
muß der Redliche mich haſſen!
Der du hier im Herzen wohnſt,
ich bekämpfe dich umſonſt!

Beyde.
Der Eremit. Armer Vater! von der Tochter umgebracht!
Selima. Liebe! Liebe! was haſt du aus mir gemacht!

Der Eremit. Wie oft hat er mir von ſeiner Selima, ſeiner guten, folgſamen Tochter, dem einzigen Troſt ſeines Alters, erzählt! und das wäre Selima? dieß Mädchen mit der ſtörriſchen Leidenſchaft?

Selima (verhüllt ſich.) Du zermalmſt mein Herz!

Der Eremit. Zermalmen kann ich es — aber nicht rühren.

Vierter Auftritt.

Fernando. Vorige.

Fernando (noch in der Hütten Thür.) Herein, Frauenzimmerchen! das Waſſer kocht, das Huhn ſteckt im Topf, die Binſen ſind aufgeſchüttelt, das Zimmer gefegt, der Tiſch gedeckt, die Gläſer geſchwenkt und das ganze Haus mit friſchen Blumen beſtreut — das thun wir ſonſt nur am erſten Oſtertage.

Der Eremit (lächelnd.) Biſt du toll Fernando? (zu Selimen) Komm liebes Mädchen! folge mir in meine ruhige Einſiedeley!

dort wird dein Geiſt wieder in ſich kehren; wird ſich losreiſſen von den trüben Bildern, die ihn umnebeln, und wieder finden die entflohene Hofnung im Gedanken an deine Pflicht.

Selima (ſich langſam erhebend.) Meine Füſſe wanken — mein Kopf iſt ſchwer — O warum ſpiet ihr mich aus, unfreundliche Wellen? — O warum wecktet ihr mich aus meinem glücklichen Schlummer, grauſame Männer? (ſie wankt, geſtützt auf den Eremiten, der Hütte zu.)

Fünfter Auftritt.

Fernando allein. (ihnen nachſehend.)

„Biſt du toll Fernando?“ — das nun wohl eben nicht; aber etwas muß doch mit mir vorgegangen ſeyn, denn warum hätte ich ſonſt Blumen geſtreut, da ich es nur am erſten Oſtertag zu thun pflege? und warum verrichte ich heute mehr in einer Stunde, als ich ſonſt in drey Tagen verrichte? — Heilige Magdalena! es krabbelt einem ſonderbar ums Herz, wenn man nach zwölf Jahren wieder einmal ein Mädchen ſieht — Weiber! Weiber! wollt ihr unſere Unbeſtändigkeit feſſeln, ſo macht euch rar — Was wollt ich thun? — Möweneyer ſuchen — nein, das dauert mir zu lange. Hinunter an die Bucht? — nein, das iſt zu weit. Aber wenn ſie nun inskünftige mit Möweneyer ſuchte, und mit hinunter an die Bucht ginge — dann würde es nicht zu lange dauern, und auch nicht zu weit ſeyn. — Ein närriſcher Gedanke! es wird mir ganz warm dabey.

(Er geht in die Hütte.)

Geſang der rudernden Sklaven hinter der Scene, erſt in der Ferne, dann immer näher.

Triumph! Triumph! der Chriſtenſchwarm
Hat Mahomet zerſtört!
Geſiegt hat Haſſan Machmuts Arm,
Der Muſelmänner Schwerdt.

Ha! Chriſtenblut hat ſüßen Reiz!
Fluch dem, der ſeiner ſchont!
Herab! herab das heilge Kreuz!
Hinauf den halben Mond.

Ihr Muſelmänner auf mit Muth!
Beginnt den Siegeslauf!
Es dampf' empor der Chriſtenblut
Zu Alla's Thron hinauf.

Erfüllt was der Prophet gebot!
Erfüllet ſein Geſetz!
Färbt Brüder eure Säbel roth
Zu Ehren Mahomets.

Sechſter Auftritt.

(Die Schaluppe ſtößt ans Land. Dom Pedro und Pedrillo ſpringen heraus. Die Schaluppe kehrt zurück.)

Pedrillo.

Hohl euch der Teufel! hohl euch der Teufel!
Sammt eurem Schlingel von Mahomet!
Ein frommer Pilger hat mir verſichert,
Der Kerl war ein Lügenprophet.
Bald war er toll, da verbot er den Wein,
Bald war er klug, da nahm er drey Weiber;
Bald war er grob wie ein Mauleſeltreiber,
Bald war er wie ein Miniſter ſo fein!
Bald war er toll, bald war er klug,
Bald war er grob, bald war er fein,
Das mag mir der letzte Prophete ſeyn.

Dom Pedro (der langſam vortritt.)

Was war ich! und was iſt aus mir geworden?

Pedrillo. Sie waren Lieutenant von der Flotte, und jetzt reiſen ſie als Paſſagier auf einer türkiſchen Galere.

Dom Pedro. Keinen unzeitigen Scherz, wenn ich bitten darf.

Pedrillo. O Sie haben zu befehlen; aber mit Ihrer Erlaubniß, ein Scherz kann nie unzeitig ſeyn. Ein Scherz erregt Lachen, Lachen iſt Ausdruck der Freude, Freude iſt Glückſeligkeit des Menſchen, Glückſeligkeit kommt nie ungelegen, alſo kann ein Scherz nie unzeitig ſeyn.

Dom Pedro (wirft ſich ſeufzend auf die Raſenbank.)

Pedrillo. Da haben wirs! ſchon wieder ein Seufzer. Ich glaube, Sie leben vom Seufzen. Geſtern Abend ließen Sie des verwünſchten Seeräubers erwünſchten Braten unangerührt vorüber gehen, obgleich der Korſar Sie nach ſeiner Art recht freundlich nöthigte.

Dom Pedro (ohne auf ſein Geſchwätz zu hören.) O Schickſal! der Kelch meiner Leiden iſt voll! Mit Kummer geboren, mit Jammer geſäugt, eine Vater- und Mutterloſe Waiſe — und nun noch beraubt der heiligſten Rechte der Menſchheit — O Schickſal! der Kelch meiner Leiden iſt voll!

Ach! daß ich zum Ritter einſt gebohren!
In den Adern dieſe Heldenglut,
Doppelt fühl ich nun, was ich verlohren,
Freyheit! Freyheit! unerſetzlich Gut!
Warum täuſchte Lieb und Ehre
Meines Lebens Morgenroth!
O Madonna! höre! höre!
Sende Rettung oder Tod!

Ach! daß ich zum Ritter einſt gebohren
In den Adern dieſe Heldenglut, ꝛc.

Pedrillo (der ſich unterdeſſen ein wenig umgeſehn.) Dort iſt ein dicker Wald, und dort eine Höhle. Unmaßgeblich wollte ich wohl rathen, daß wir uns auf die Beine machten, und huſch! in den Wald oder in die Höhle. Wir hungern ein paar Tage, bis wir merken, daß der Korſar wieder abgeſegelt iſt, und dann ſuchen wir gelegentlich nach Spanien zu kommen.

Dom Pedro. Und ſo ſollte ich das Zutrauen belohnen, das er auf meine Ehre ſetzte? ſo die Güte und Milde, mit der er mich vor allen meinen Brüdern behandelte.

Pedrillo. Er iſt ja nur ein Türke.

Dom Pedro. Und wär er ein Heide; er war unſer Sieger, und blieb Menſch.

Pedrillo. Ja ein ſehr menſchenfreundlicher Menſch; bey meiner armen Seele! das hat er bewieſen, da er unſere Schiffsequipage erſt entwafnen, und dann niedermetzeln ließ.

Dom Pedro. Dieſe Grauſamkeit bleibt mir ſelbſt unbegreiflich, ſie ſtimmt nicht mit dem Edelmuth in ſeinem Blick. Aber noch unbegreiflicher iſt mirs, warum er eben uns zu ſchonen gebot.

Pedrillo. Um uns noch einmal nach Algier zu ſchleppen, und den Sklavenwams anziehen zu laſſen. Wir ſind ein Paar junge, breitſchultrigte Leute, wir ſollen hacken und graben, und ſäen und pflanzen, und begieſſen, und die Raupen von den Bäumen ſuchen, und das Unkraut jäten —

Dom Pedro. Schweig! dann würde er mich nicht mit derjenigen Achtung behandeln, die der Würde eines Ritters ziemt.

Pedrillo. Lockſpeiſe! ein Regenwurm an der Angel. Mein Herr! mein Rath iſt der beſte.

Duett.

Fort! fort! fort!
was hilft das lange Zaudern!
wozu das ewge Plaudern!
fort! fort! fort!

Dom Pedro.

Ich gab mein Ehrenwort!

Pedrillo.

Ey ja doch ja, das wäre fein!
bey ſolchen Türken Hunden
iſt man an nichts gebunden!
fort! fort! fort!

Dom Pedro.

Nein! nein! nein!

Pedrillo.

Ey ja doch ja, das wäre fein!
geſchwinde! geſchwinde!
das Räuberaſyle
iſt hinter uns drein.

Dom Pedro.

Der Ehre treu zu bleiben
iſt inneres Gebot!
mich ſchreckt Verluſt der Ehre
mehr als ein naher Tod.

Pedrillo.

Zum Henker! das wäre!
was iſt denn die Ehre?

ich ſchmecke ſie nicht, ich fühle ſie nicht,
ich ſehe ſie nicht, ich rieche ſie nicht —
Zum Henker! das wäre!
was iſt denn die Ehre?
ſo ſagt mirs doch! erklärt mirs doch!

Dom Pedro.

Die Ehre —

Pedrillo.

Nun —

Dom Pedro.

Sie iſt —

Pedrillo.

Nun weiter!

Dom Pedro.

Kein Ding für einen Bärenhäuter,
und kurz! ſie iſt für dich zu hoch.

Pedrillo (mit offenen Maule.)

Zu hoch —

(Pauſe.)

So hohle der Henker die lumpigte Ehre,
Ach! wenn nur Pedrillo in Sicherheit
wäre.

Beyde.

Pedrillo. Ich haſſe die Ehre, ich
liebe das Leben!
das kann mir Frau Ehre
nicht wieder geben.

Dom Pedro. Ich liebe die Ehre, ich
haſſe das Leben,
es kann mir die Ehre
nicht wieder geben.

(Türkiſche Muſik in der Ferne.)

Pedrillo. Nun, da haben wirs! da kömmt er ſchon! — Lieber Herr! noch iſt es Zeit zu laufen.

Dom Pedro. Schweig, Schurke! haſt du mich je laufen ſehn?

Siebenter Auftritt.

(Die Schaluppe landet.)

Haſſan Machmut. Dom Pedro.

Haſſan Machmut (ſpringt ans Ufer.) Nun, hier bin ich. Munter Jüngling! die Luft deines Vaterlandes weht von jener Küſte.

Pedro. Der Sklav muß vergeſſen, daß er ein Vaterland hatte.

Haſſan. Wo du Freunde findeſt, da geht dirs wohl, und wo dirs wohl geht, da iſt dein Vaterland. Jüngling! ich könnte dein Freund ſeyn.

Pedro. Aber ich nicht der deinige.

Haſſan. Trotzkopf! haſt du vergeſſen, daß dein Leben an meinem Winke hängt?

Pedro. Klopft mein Herz drum ſchneller? — Seh ich dir drum weniger ſtarr ins Auge? — Warum haſt du mich verſchont? warum willſt du mich mehr martern als meine Brüder? — Sklaverey iſt härter als Tod.

Haſſan. Höre, Jüngling! Auch dich würde ich meiner gerechten Rache geopfert haben, hielt ich dich nicht für Einen von den wenigen Edeln, die man unter allen Nationen findet. — Als wir fochten, Bord an Bord, als du mit funkelnden Augen durch die Reihen meiner Muſelmänner wüteteſt, als dein Säbel den Kämpfenden niederſtieß —

und den Verſtümmelten ſchonte — da, Jüngling! da gewannſt du mein Herz — das Schickſal machte mich zu deinem Sieger, deine Unerſchrockenheit, dein Muth, machten mich zu deinem Freunde. — Stolzer Spanier! hier haſt du meine Hand!

Pedro. Weg! ſie trieft vom Blut meiner Brüder.

Haſſan. O dieß Blut komme über den, der Haſſans Tochter raubte! (Pedro ſtutzt.) Menſch, was gaffſt du mich ſo wild an? du hältſt mich für einen Barbaren, du liebſt das Vorurtheil deiner Brüder. Ihr Europäer zittert, wenn ihr den Namen Algier hört; ihr ſchaudert, wenn ihr unſere Flagge ſeht: und in Algier wohnt doch auch Tugend und Großmuth, und Haſſan Machmut iſt auch ein Menſch mit warmen Gefühl für Ehre und Schande, für Liebe und Rache.

Pedro. Vom letztern gabſt du Beweiſe.

Haſſan. Die gab ich, und wer von euch wagt es, mich grauſam zu nennen? — Ihr kultivirten Barbaren! iſt das unſchuldige Blut ſchon vertrocknet, mit dem ihr einſt in Mexico die Felder düngtet? Was thaten euch jene elende Schlachtopfer eures Geizes und eures heiligen Wahnſinns.

Pedro (bitter.) Was thaten dir meine Brüder? — waren Sie nicht überwunden? — hatten ſie nicht ihre Waffen weggeworfen? — waren ſie nicht wehrlos? gebunden? — ſchäme dich Haſſan!

Haſſan. Höre Menſch! ich hatte eine Tochter. Sie wurde mir von einem Weibe geboren, das ich zärtlich liebte. Die Mutter ſtarb. Ich konnte nicht weinen, aber mein Herz wollte mir ſpringen. Das Kind hing an mir und lächelte — und lächelte grade wie ſeine Mutter, das erhielt mich beym Leben. Das Mädchen wuchs heran und wurde ſchön und gut, wie ſeine Mutter; das Mädchen war meine einzige Freude, mein einziger Troſt. Hatt ich Monate lang herum geſchwärmt, im Kampf mit Sturm, Wellen und Menſchen, und warf nun endlich meinen Anker im Hafen, ſo hüpfte Sie mir immer ſo liebvoll entgegen, und lächelte jede Falte aus meinem Geſicht. — Merk auf, Spanier! — Vor wenig Wochen kam ich zurück; ich warf meinen Anker im Hafen, und Niemand kam mir entgegen; ich blickte nach dem Gitter meines Serails, und Niemand ſah hernieder; ich betrat mein Haus — da warf ſich ein zitternder Sklave zu meinen Füßen — ach! — Selima war entflohen! —

Pedro (höchſt betroffen.) Ha!

Haſſan Einer deiner Landsleute, den meine Kanonenböte zum Gefangenen machten; dem mein Guardian ſeine Feſſeln erleichterte, weil ich ihm Menſchlichkeit befahl; der von meinem Tiſche geſpeiſt und getränkt wurde; der keine Wache hatte, als ſeine eigene Ehre; — der verführte mir meine Tochter; machte ſie ihrer Pflicht untreu, entriß ſie dem väterlichen Hauſe und deckte meinen grauen Kopf mit Kummer und Schande. — Ueber ihn komme das Blut deiner Brüder! über ihn die glühende Thräne eines gebeugten Vaters! über ihn die Rache der verführten Unſchuld! daß er im Arm der Wolluſt den Fluch höre, den Haſſan Machmut als Vater und Menſch über ihn ausſpricht.

Pedro (außer ſich.) Halt ein!

Haſſan. Nun Jüngling! bin ich noch der grauſame Algierer, der zum Zeitvertreib ſeinen Säbel in Blut taucht? oder ſoll der warme Afrikaner weniger fühlen, wenn man ihm das Herz aus dem Leibe reißt? — Menſch! wäre das Mädchen deine Geliebte geweſen, du würdeſt gemordet haben, ſo lange noch eine Sehne deinen Arm geſpannt hätte. — Biſt du ſtumm geworden? — Vertheidige, wenn du kannſt, die That des ſchändlichen Mannes!

Pedro. Jugend und Liebe —

Haſſan. Vertheidgen nur meine Selima, das unerfahrene funfzehnjährige Mädchen, nicht einen Ritter, der mit Dom Barcelo vor Algier zog, um Säbel klirren und Kugeln pfeifen zu hören.

Pedro (bey Seite.) Mein Gewiſſen glüht auf meiner Wange.

(Fernando tritt aus der Hütte. Da er Haſſan erblickt, ruft er erſchrocken, Haſſan, und kehrt eilig zurück.)

Haſſan. Nun, was läuft der Narr? flieht denn alles vor Haſſan, ſeit ſeine Tochter ihn floh? — — Edler Spanier! noch auf ein Wort! Deine Seele brütet, ich weiß nicht was. Iſt es Haß oder Liebe; gleich viel! Haſſan Machmut dringt ſeine Freundſchaft nicht auf. Junger Held! jetzt ſpricht dein Feind mit dir. Du ſchenkteſt zweyen meiner verſtümmelten Muſelmänner das Leben, und kannſt mein Sklave nicht ſeyn. Du biſt frey! Wir ſind auf Formentera, wir ſind auf der ſpaniſchen Küſte. Meine Schaluppe ſoll dich auf Yvica ans Land ſetzen, von da kehrſt du leicht in dein Vaterland zurück.

Pedro (umarmt ihn feurig.) Haſſan!

Haſſan. Endlich klopft dies ſtolze Herz an dem meinigen. Mein Sohn! — Zieh hin in deine Heymath! Vielleicht haſt du einen Vater, der um deinen Verluſt die Hände ringt. Geh! wirf dich in ſeine Arme! und ſag ihm, daß Haſſan Machmut, dem man ſeine Tochter nahm, ihm ſeinen Sohn wieder giebt.

(Er geht ab in die Hütte.)

Achter Auftritt.

Dom Pedro. Pedrillo.

Dom Pedro (nach einer Pauſe.) Warum bebſt du Chriſt? — dieſer edle Bidermann, dem du zum Dank für ſeine Wohlthaten die Freude ſeines Alter raubteſt, iſt ja nur ein Mahomedaner, ein Räuber — jeder Bettelmönch ſpricht dich von der Sünde loß. „Pedrillo! iſt das Chriſtlich gedacht?

Pedrillo. Wahre Chriſtenpflicht, gnädiger Herr! wir kehren nach Spanien zurück, das Mädchen wird getauft, wir retten eine verlohrne Seele, bringen eine Kezerin in den Schooß der Kirche, die ohne uns zeitlich und ewig verdammt wäre, und bauen uns eine Stufe in Himmel.

Einſt ſagt ein Kapuziner mir:
„ein Heide, Freund, iſt nur ein Thier,
„und Thiere darf man ſchlachten.
„Gieb ihm von hinten einen Stich!
„im Beichtſtuhl abſolvier' ich dich
„für einen Maravedis.

„Bet täglich einen Roſenkranz
„mach allen heilgen Firlefanz;
„ſo haſt du meinen Segen;
„dann geh und ſchlachte auf mein Wort,
„die ganze Ottomann'ſche Pfort!
„was iſt daran gelegen?

„Es krähet weder Huhn noch Hahn
„nach einem türkiſchen Sultan,
„der Kerl iſt nur ein Ketzer,
„er wälzt ſich in verbotner Luſt;
„Drum ſtoß den Dolch ihm in die Bruſt,
„und bring uns ſeine Weiber.

Was ſagen Sie dazu? das iſt Kapuziner-Philoſophie.

Dom Pedro. O daß es nur die Sprache des Pöbels und der Kapuziner wäre! — Wach auf Pedro! du haſt ehrlos gehandelt! du ſchämteſt dich nicht der That, ſchäme dich nun auch nicht des Bekenntniſſes.

Zaghafter Jüngling erwache!
Zittre! die göttliche Rache
Folgt auf der Ferſe dir nach!
Zu des Beleidigten Füßen
Sterbend den Frevel zu büßen —
Beſſer als innere Schmach!

Kniet er auch nicht an dem Altare,
Dem du Offenbarung ſchuldig biſt;
O ſo ehre ſeine grauen Haare!
Denke daß er Menſch und Vater iſt!
Beide waren eher als der Chriſt.

Zaghafter Jüngling erwache!
Zittre die göttliche Rache
Folgt auf der Ferſe dir nach. ꝛc.

Pedrillo. Mit Gunſt, gnädiger Herr! verſparen Sie dieſe ſchöne Entdeckung wenigſtens, bis Haſſans Schaluppe ihren unterthänigſten Knecht auf Yvica ans Land geſetzt haben wird. Sie mögen Ihre Haut zu Markte tragen; aber ſoll auch ich mich Ihrer verliebten Schelmſtücke wegen lebendig ſpieſſen laſſen?

Neunter Auftritt.

Fernando aus der Hütte. **Die Vorigen.**

Fernando. Tretet herein Fremdling! ein Eremit, euer Landsmann, bietet euch ſeine Hütte. Was Garten und Keller vermögen, wird der gute Wille euch auftiſchen.

Pedrillo. Ein höflicher Mann. Aber der gute Wille, und ein hungriger Magen ſind ſelten groſſe Freunde. Laß doch hören alter Graubart! was dein Keller vermag?

Dom Pedro. Schweig! — Guter Alter! biſt du der Bewohner dieſer Hütte?

Fernando. Der Mitbewohner, ja. Seit zwölf Jahren theil ich ſie nunmehro mit meinem unglücklichen Herrn, den Kummer und Elend in dieſe Einöde verſtießen.

Dom Pedro. Aus welchem Lande ſeyd ihr? wie heißt ihr? was zwang euch dieſe Wohnung der Schlangen zu der eurigen zu machen?

Fernando. Wir ſind Spanier. Es ſind nun achtzehn Jahr ſeit wir unſer Vaterland verließen. Sechs Jahre durchſtrichen wir raſtlos die vier Theile der Welt; mein armer Herr ſuchte Ruhe und fand ſie nicht; er ſuchte den Tod und fand ihn nicht. Lebensſatt floh er endlich in dieſe ſchauervolle Einöde, wo ſelbſt die Schlangen, von denen es hier wimmelt, aus Mitleid oder Grauſamkeit ihn mit ihrem Biß verſchonen. Ich wünſchte, euch mehr ſagen zu dürfen.

Dom Pedro. Ich ehre dein Schweigen. Aber du? —

Fernando. Ich Herr? ich konnte mich nicht entſchließen, meinen alten Herrn zu verlaſſen, da ihn Alles verließ. Ich war eine hülfloſe Waiſe, als er mich in ſeine Dienſte nahm; ich will bey ihm bleiben, bis Gott ihn oder mich zu ſich ruft.

Dom Pedro (reicht ihm die Hand.) Ich freue mich, daß ich dein Landsmann bin. — Aber wie kommt ihr zu der Bekanntſchaft des Türken.

Fernando O Herr! wäre dieſer Türke nicht, wir hätten oft verhungern müſſen. Es ſind nun zehn Jahr, als er zum erſtenmal auf dieſer Küſte landete, um friſch Waſſer einzunehmen. Ohne die Gefahr zu kennen, trennte er ſich von ſeinen Leuten auf jener Ebene, und wurde plötzlich von einer ungeheuren Schlange verfolgt. Mein Herr, der eben aus dem Walde kam, hatte das Glück ſein Retter zu werden, und dieſer Augenblick war der erſte ihrer innigen Freundſchaft. Der Chriſt vergaß den Türken, der Türk vergaß den Chriſten, beyde liebten den Menſchen, Haſſan weiß meines Herrn unglückliche Geſchichte. Er würde Dieſe Hütte längſt zum Pallaſt umgeſchaffen haben, wenn mein

Herr mehr annehmen wollte, als er bedarf, um ſein elendes Daſeyn fortzuſchleppen. — — Doch — vergebt dem alten Schwätzer! — Tretet herein Fremdling! das ländliche Frühſtück meines Herrn erwartet euch.

Dom Pedro. Ich will allein ſeyn — ich will meinem Herzen Luft machen! — Haſſan — Freyheit — Vaterland — Liebe — Ehre — Gott! hilf mir kämpfen.

(Er will gehen.)

Fernando. Wohin Jüngling? — ich warne euch.

Dom Pedro. Sollten die Schlangen mehr Mitleid für mich fühlen als für deinen unglücklichen Herrn? — oder meynſt du Schlangenbiß ſchmerze mehr, als Gewiſſensbiß?

(er geht ab nach der Gegend des Denkmals.)

Zehnter Auftritt.

Pedrillo. Fernando.

Pedrillo. Laß ihn gehen! der Menſch hat ſeine eigene Grillen. Unter uns! er hat einen Streifſchuß am Hirnſchädel bekommen und ſeitdem — du verſtehſt mich. — Laß uns von wichtigern Dingen reden Kamerad! Ich habe vor kurzem einen Schuß in den Magen bekommen, der ſo ſchlecht kurirt worden, daß ich immer eſſen muß. Du ſprachſt von einem Frühſtück. —

Fernando. Und werde Wort halten.

Pedrillo. Noch eins! du erwähnteſt auch eines Kellers.

Fernando. Richtig.

Pedrillo. Thuſt du vielleicht Kellermeiſters Dienſte.

Fernando. Könnte wohl ſeyn.

Pedrillo. Theilſt du auch einem durſtigen Landsmann einen Trunk mit?

Fernando. Warum nicht? wenn er mich höflich darum bittet.

Pedrillo. O wenn es nur daran liegt (er zieht den Hut ab) dein Landsmann Dom Pedro los Burgos los Patados el voltila magno ventoſo bittet dich ſehr höflich um einen Trunk.

Fernando. Haſt du ſonſt keine Namen?

Pedrillo. O ja, wenn ich nicht durſtig bin.

Fernando. Deine Familie iſt eine der angeſehenſten in ganz Spanien. Ich habe viel gehört von den magno ventoſo's.

Pedrillo. Da haſt du mehr gehört als ich.

Wer meine Mutter war, das weiß ich,
Mein Vater iſt mir unbekannt;
Los Burgos los Patados heiß ich
Pedrillo werd ich nun genannt,
Weg mit Wappen, Helm und Schwerdt!
Iſt die Eſſensluſt drum größer?
Schmeckt etwa der Wein mir beſſer,
Wenn der Bauch mit Sechſen fährt?

Nein, nein mein Freund! Pedrillo heiß ich,
Was kümmert mich der Adelſtand!
Wer meine Mutter war, das weiß ich,
Mein Vater iſt mir unbekannt:

Fernando. Nun ſo gedulde dich einen Augenblick, ich werde gleich wieder bey dir ſeyn. (er geht.)

Pedrillo (ihm nachrufend:) Du darfſt dich eben nicht überladen; ich bin ein ſehr mäßiger Trinker. Drey bis vier Flaſchen werden vollkommen hinreichen, den erſten Appetit zu ſtillen. (ſich auf den Wanſt klopfend.) Freue dich Bauch! ſeit fünf Wochen haſt du mit verſteinertem Zwieback und lebendigem Waſſer vorlieb nehmen müſſen, das Ziel deiner Leiden nahet heran (nach dem Walde blickend.) Mein armer Herr! wer weiß, an welchem Lindwurm er nun ſchon zum Ritter geworden iſt. Meinethalben! wenn ihn die Schlangen freſſen, ſo iſts nicht meine Schuld, und beym

Licht beſehn, wär' es noch immer beſſer, als einen Don Quichotts Streich zu machen, und es dem alten Haſſan unter die Naſe zu reiben, daß wir ihn geprellt haben.

(Fernando kömmt zurück mit zwey Flaſchen Wein und etwas zum Anbiß.)

Pedrillo. Sey mir gegrüßt, du Blume der Kellermeiſter! du Krone der ſpaniſchen Gaſtfreyheit! vergönne mir einen Zug, aus dieſer kräftig duftenden Flaſche, um meine dürren Sprachorgane zu deinem Lobe geſchmeidig zu machen.

(Er trinkt und frißt, ſpricht während dieſer Scene immer mit vollen Backen, und ſäuft die beyden Bouteillen aus.)

Fernando. Ohne Komplimente!

Pedrillo. Recht ſo, Kammerad! Weg mit der ſpaniſchen Etikette.

Fernando. Welch ein Zufall führt euch auf dieſe Inſel?

Pedrillo. Ein allerliebſter Zufall, beym heiligen Stephan! der Zufall heißt Haſſan

Machmut, und ſieht einem Seeräuber ſo ähnlich, als meine Naſe Pedrillos Naſe.

Fernando. Wo kommt ihr her?

Pedrillo. Blitz Kammerad! wir kommen von der Expedition gegen das verdammte Raubneſt, das wir beſtürmen mußten, als hätten die eilftauſend Jungfrauen ihre Jungferſchaften drinn verwahrt. Wir nahmen vor einem Jahre Dienſte, weil wir glaubten, daß es noch lange Friede bleiben würde, und da muß eben irgend ein Kobold, ſeiner Allerkatholiſchſten Majeſtät das Projekt einhauchen, eine chriſtliche Flotte gegen einen unchriſtlichen Felſen zu ſchicken, um uns durch glühende Kugeln aus der Welt naſenſtübern zu laſſen. Was halfs! Wir nahmen den herzbrechendſten Abſchied von unſern Donnas, ließen geſalzene Fluthen in Strömen über unſere Wangen rollen, hängten ein Amulet um den Hals, und ſetzten uns zu Schiffe — O Kammerad! welch' ein Löwenmuth, welch' ein Bärenherz, welch' ein Hundemagen gehört dazu, dergleichen Strapazen zu ertragen! Kein Ragout fin, keine Fricaſſee, kein gebraten Hühngen, kein Pudding und ſo weiter. Wenns hoch kommt, ein Stück Pöckelfleiſch, das man mit dem Säbel zerhauen muß, getrocknete Erbſen und Speck, mit dem ich in Madrit meine Schuh ſchmiere.

Fernando. Armer Pedrillo! Wunder daß du noch lebſt!

Pedrillo. Ja, was thut man nicht um der Ehre willen.

Fernando. Du haſt dir alſo wahrſcheinlich Lorbeern erfochten?

Pedrillo. Was Lorbeern! davon wird nicht einmal mein Pudel ſatt. Mein Kamerad! wenn mir der König nicht wenigſtens den Calatrava Orden, und ein Dutzend Landgüter in den Bart wirft, ſo iſt keine Gerechtigkeit mehr in Spanien.

Fernando. Vermuthlich haſt du irgend ein algieriſches Schiff erobert?

Pedrillo. Das nicht.

Fernando. Oder warſt der Erſte beym Sturm laufen?

Pedrillo. Das auch nicht.

Fernando. Oder wurdeſt in irgend einem Scharmützel ſchwer verwundet?

Pedrillo. Nichts weniger!

Fernando. Oder du wußteſt die Bomben mit einer beſondern Geſchicklichkeit in die Stadt zu werfen?

Pedrillo. Keinesweges.

Fernando. Oder haſt als Spion wichtige Dienſte geleiſtet?

Pedrillo. Ganz und gar nicht.

Fernando. Nun, was haſt du denn gethan?

Pedrillo.

Ich? — habe gehungert, habe gedurſtet, habe gezittert.
Glühende Kugeln haben mir jeden Biſſen verbittert,
habe gekämpfet gegen die heidniſchen Ungeheuer,
Kugeln und Säbel, Türken und Mohren, Waſſer und Feuer.

Wenn ich mit dem beſten Magen
ſorglos in der Küche ſtand,
ſchlug mir eine grobe Kugel
meine Kalbskeul' aus der Hand!
Ungebetene Kartetſchen
zapften unſer Weinfaß an.
Süße Hofnung trockner Kehlen,
die in ſchmutz'gen Staub zerran.

Ich? — habe gehungert, habe gedurſtet, habe gezittert.
Glühende Kugeln haben mir jeden Biſſen verbittert,
habe gekämpfet gegen die heidniſchen Ungeheuer,
Kugeln und Säbel, Türken und Mohren, Waſſer und Feuer.

Fernando. Und dafür denkſt du den Calatrava-Orden zu erhalten?

Pedrillo. Warum nicht? die größten Offiziers haben das nemliche gethan. Ueberdies bin ich ſammt meinem Herrn gefangen worden. Wir haben vier Wochen Reiß freſſen müſſen, und keinen Tropfen Wein zu ſehen bekommen. Mein Genie zog uns endlich aus der Patſche. Dom Barcelo machte den geſcheiteſten Streich von der Welt, und hob die Belagerung auf. Ich ſah mit herzlichem Vergnügen die Anker lichten, und ſaß bereits im Geiſt den Fleiſchtöpfen meines

Vaterlandes gegenüber, als plötzlich ein ungebetner Sturm unſre Flotte trennte. Am Ende wäre noch Alles gut gegangen, wir hätten den Weg wohl allein nach Hauſe gefunden, hätte uns der Teufel nicht den Algieriſchen Seehund über den Hals geführt, mit dem gar kein Auskommen war.

Fernando. Dankt Gott! lieben Landsleute! daß ihr in ſo gute Hände gefallen ſeyd, Haſſan Machmut beſitzt ein ehrliches, gefühlvolles Herz.

Pedrillo. Eine ſeltſame Art von Gefühl, bey meiner armen Seele! Mit dem gefühlvollſten Herzen von der Welt, ließ er am andern Tage die ganze Equipage über die Klinge ſpringen, und auch wir würden in dieſer zahlreichen Geſellſchaft in die Felder des ewigen Friedens gewandelt ſeyn, hätte ich nicht durch meine Tapferkeit und Heldenmuth während des Gefechts ſein Herz gewonnen, wie er mir noch vor wenig Minuten ſelbſt verſichert hat.,

Fernando. Hat er das?

Pedrillo. Und hätt' ich nicht zwey entwaffneten Türken das Leben geſchenkt.

Fernando. Thateſt du das?

Pedrillo. Ja Kammerad, das that ich, ſo wahr dieſe Flaſche leer iſt! und weil du mich nun ſo gaſtfrey geſpeiſt und getränkt haſt, ſo erlaube mir Freund (er legt ſeine Hand auf Fernandos Schulter) dir eine ausgemachte Wahrheit zu entdecken.

Fernando. Die ich begierig zu hören bin.

Pedrillo. Du biſt ein Narr!

Fernando. Herr Dom Pedro Magno Ventoſo —

Pedrillo. Ein Erznarr!

Fernando (ſpuckt in die Hände.) Der aber auch Fäuſte hat.

Pedrillo. Sage mir Kammerad! wie kannſt du Anſpruch machen auf ein Quentchen geſundes Gehirn, und wohnen auf Formentera? in dieſem verwünſchten Schlangenneſt?

Fernando. Kerl! das verſtehſt du nicht, das fühlſt du nicht.

Duett.

Pedrillo.

Nein ich habe einen guten Magen,
Aber Schlangen kann ich nicht vertragen.

Fernando.

O aus Liebe zu dem beſten Herrn,
Reiſ' ich bis zum Abendſtern,
Fürcht ich keine Schlangen-Wache,
Schrecket mich kein feuerſpeynder Drache,
Sterb ich unter Martern gern.

Pedrillo.

Nein beym heil'gen Holofern!
Sterben iſt nicht meine Sache,
Und ein feuerſpeynder Drache,
Guter Freund, der ſpaßt nicht gern.

Fernando.

Sind Pflichten des Dankes ein Unding für dich?

Pedrillo.

Was kümmern mich andre? ich lebe für mich.

Fernando.

Menſchlicher fühlt der Korſar,
Deſſen Herz das Mitleid lenkte,
Der dir Klotz das Leben ſchenkte.

Pedrillo.

Er iſt ein Narr, du biſt ein Narr,
Narren ſeyd ihr alle mit einander.

Fernando.

Sind Pflichten des Dankes ein Unding für dich?

Pedrillo.

Was kümmern mich andre! ich lebe für mich.

(Beide ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Akt.

Erſter Auftritt.

Pedrillo (betrunken, mit einer Weinflaſche unter dem Arm, aus der er die letzten Züge thut.

Mein Herr König von Spanien,
wie theuer ſein Königreich?
Hunderttauſend Millionen Scudi,
wenn er will, die zahl ich gleich;
und dann laß ich mit Piaſtern,
in Madrit die Straßen pflaſtern,

ſperre mich ein,
trinke fein fleißig
Malaga Wein,
eſſe für dreyßig,
fahre mit ſechſen,
ſchlafe bey jungen niedlichen Hexen,
und laſſe regieren Land und Stadt,
wer Luſt dazu hat! wer Luſt dazu hat!

Es iſt doch ein närriſches Ding ums Regieren! Bey meiner Treu! ich wollte die ganze Welt regieren, ſo leicht kommt mirs vor. Ich habe zwar noch keinen Unterthan gehabt, als meinen Pudel; aber der Pudel und ein Königreich — ob ich ein Königreich ſchere, oder den Pudel, das kömmt auf eins heraus.

(Er taumelt auf die Raſenbank, und ſpricht die letzten Worte halb im Schlaf.)

Meine Herren Schlangen! ſeyd ſo gut und laßt mich ungeſchoren! ich bin ein Gaſt auf dieſer Inſel, und will meine Sieſte halten.

(Er entſchlummert.)

Zweyter Auftritt.

Fernando, der Selimen nach ſich zieht. Beide kommen aus einer Hinterthür, die auch in die Einſiedeley führt.

Fernando.

Frauenzimmerchen, friſch!
ſie ſitzen bey Tiſch,
ſie trinken und zechen,
ſie ſchwatzen und ſprechen,
und hören uns nicht,

Selima.

Ach! es wanken meine Füße!
Gott! wie bitter ich ihn büße,
erſter Liebe ſüßen Rauſch.

Pedrillo (halb ſchlafend.)

Rauſch? — wer ſpricht von Rauſch?

Fernando.

Laßt das ewge O und Ach!
Nur getroſt und folgt mir nach!

Selima.

Einſt ſo ſelig wonne trunken?
nun ſo tief, ſo tief geſunken!

Pedrillo.

Denkt ihr denn, ich ſey betrunken?

Fernando (zu Selimen.)

Folget mir in jene Höhle!
dort bewach ich euch aufs beſte.

Pedrillo.

Groſen Dank!
nicht von der Stelle!
ſeht, ich halte die Sieſte
hier auf dieſer Raſenbank.

Fernando (zu Selimen.)

Folget mir!

Pedrillo.

Ich will nicht!

Fernando (zu Selimen.)

Fort von hier!

Pedrillo.

Ich mag nicht!

Fernando.

Schweig, beſeſſnes Ungeheuer!

(zu Selimen:)

Wickelt euch in eure Schleyer,
laßt das ewge O und Ach!
nur getroſt und folgt mir nach!

Selima.

Vater! Vater! haſt du mir verziehen!
Fluche deiner Tochter nicht!
Ach ich kann, ich kann nicht fliehen!
Wo verberg ich mein Geſicht!

Pedrillo.

Welch verteufeltes Gewinſel,
das die Ohren mir zerreißt!
wohnen Hexen auf der Inſel?
oder ſonſt ein Poltergeiſt?

Fernando (zu Selimen.)

Hört ihr nicht?

Pedrillo.

Was beliebt?

Fernando (zu Selimen.)

Folgt mir nach!

Pedrillo.

Geh zum Teufel!

Fernando.

Horcht! wie man die Stühle ſchiebt!
aufgeſtanden ſind ſie ohne Zweifel.
Frauenzimmerchen, friſch!
man rücket den Tiſch!
auf, folget mir!
gleich ſind ſie hier.

Selima.

Ja, ich folge!
meiner Sinnen unbewußt;
O! es wühlen tauſend Dolche
mir in dieſer bangen Bruſt!

Der Eremit (inwendig.)

Fernando!

Fernando.

Fort, man ruft!

Selima.

Gieng ich ſo zu meiner Gruft!

Beyde.
Fernando:
Welches Zaudern! fort, man ruft!
Selima.
Ging ich ſo zu meiner Gruft!

(Beide gehen ab.)

Dritte Scene.

Pedrillo allein. (fährt aus dem Schlafe auf.)

Nein, es iſt nicht auszuſtehen,
wie ſie beide Ohren voll
mir mit dem Gewinſel krähen!
Was zu toll iſt, iſt zu toll!
und den Hiob will ich ſehen,
der dabey noch ſchlafen ſoll.
Fühlt mein lieber armer Bauch
nicht bereits ein Schneiden, Krümmen,
weil man ſeine Ruh geſtöhrt?
Wer war der verwegne Gauch?
waren es nicht Weiberſtimmen,
die mein Ohr allhier gehört? —

Hella!! mein Herr Eremit!
der das Maul ſo fromm verzicht!
Nein, ich ruh und raſte nicht,
das muß an das Tages Licht!
ich will gehen, ich will ſuchen,
ich will ſchelten, ich will fluchen,
ich will bitten, ich will dräuen,
ich will lermen, ich will ſchreyen,
auf den Felſen, in den Schlünden,
in den Höhlen, in den Wäldern,
in den Häuſern, auf den Feldern.
Endlich werd ich ſie doch finden,
endlich werd ich ſie doch finden!
(Läuft ab.)

Vierter Auftritt.

Haſſan und der **Eremit** aus der Hütte kommend.

Der Eremit. Noch einmal Haſſan! ſey mir herzlich willkommen! Dein Beſuch iſt mein einziges Labſal in dieſer Einöde.

Haſſan. Danke dir Alter! danke dir! Aber es iſt nicht mehr der muntre muthwillige Haſſan, der es ehedem verſuchte, deinen Kummer wegzuſcherzen, deſſen Fröhlichkeit deiner ewig gerunzelten Stirn zuweilen ein Lächeln abtrotzte. (mit beklemmener Bruſt) Tröſte du mich nun! die Hand des Schickſals liegt ſchwer auf mir.

Der Eremit. Soll ich dir Muth einſprechen? — Wie oft haſt du mir vorgepredigt, daß alle unſere Schickſale im unveränderlichen Rath der Vorſehung beſchloſſen ſind?

Haſſan. Schaler Troſt! vergib mir, wenn ich dich je ſo dürftig getröſtet habe. — Großer Prophet! was habe ich geſündiget, daß du mich ſo hart züchtigeſt? — Du warſt ja auch Vater! — Soll ich nun allein ſeyn in der Welt? — an nichts mehr hangen? — an nichts mehr Freude haben? Soll mein Herz bey dem Namen Selima — nicht höher klopfen, als bey dem Namen eines Algieriſchen Waſſerträgers? — Sollen Miethlinge meine Augen zudrücken, und erkaufte Klageweiber meinen Tod beweinen? — Alter! mit mir iſts aus! ich bleibe auf Formentera, du ſollſt deinen Freund Haſſan begraben.

Der Eremit (bittend.) Haſſan.

Haſſan. Widerſprich mir nicht! — Soll ich zurück in meine öden Wohnungen, wo ich jeden Polſter kenne, auf dem Selima ſaß? — in meine Gärten, wo jede Staude mit meiner Tochter empor wuchs? —

Der Eremit. Aber lieber Alter! welch ein Dämon hat dich mit der Hofnung entzweit?

Iſt ſies nicht, die milde Hofnung?
die, wenn alles dir den Rücken weißt,
noch am Rande der Verzweiflung,
dich zurück in ihre Arme reißt?

Wenn dir alle Stützen brechen,
leiht ſie dir nicht ihren Stab?
iſt ſie nicht dein Freund und Führer,
bis in deine Gruft hinab?

Ja ſie iſts die milde Hofnung,
die, wenn alles dir den Rücken weißt,
noch am Rande der Verzweiflung,
dich zurück in ihre Arme reißt.

Haſſan. Umſonſt! Umſonſt!

Der Eremit. Unbegreiflich deine Zaghaftigkeit. Iſt denn Selima todt?

Haſſan. Beſſer, ſie wäre todt.

Der Eremit. Ich verkenne dich ganz. Wo iſt der entſchloſſene Muſelmann? Iſt denn deswegen alles verlohren, weil die Liebe in der Bruſt eines funfzehnjährigen Mädchens ſtärker war, als kindliche Pflicht?

Haſſan. Sage das nicht Alter! du marterſt mich — Wen könnte ſie mehr lieben als ihren Vater? — ihren Vater, deſſen einzige Freude ſie war! — Nein, verführt hat man mir mein liebes ungehorſames Mädchen; verführt hat ſie der Bube, durch glatte Worte, europäiſche Lügen. — Meine unerfahrne Selima wußte nicht, was ſie that.

Ich bitte dich Alter, ſprich daß man ſie verführt habe!

Der Eremit. „Nun deſto beſſer! lieber Haſſan. Deſto eher wird der Taumel zerrinnen, und Selima in deine väterlichen Arme zurück kehren.

Haſſan. Ach nein! wer weiß, wohin der Bube mit ihr gelaufen iſt, in welchem Winkel der Welt er in dieſem Augenblick über ſeinen Raub frohlockt. — Ihr ſchwarzen Bilder der Hölle! weg aus Haſſans Kopfe! — Da kann ich den ſchrecklichen Gedanken nicht loß werden, daß der Schurke die Unſchuld des Mädchens rauben, und ſie alsdann verſtoßen wird. — Da ſeh ich ſie herum irren, meine unglückliche Selima, vielleicht mit einem Baſtart auf dem Arm, das Brod vor den Thüren gutherziger Leute betteln. — Da hör ich wie ſie ihrem Verführer flucht, und ihren alten Vater um Verzeihung anflehend, ihren letzten Seufzer hülflos auf einem Bund faulen Strohes aushaucht! —

Ach Mädchen! Mädchen! komm zurück in meine Arme! ich habe alles vergeſſen! ich bin dein Vater!

Der Eremit. Beruhige dich Haſſan! Gewiß beweint Selima ſchon in dieſem Augenblick einen Fehltritt, den Liebe und Unerfahrenheit entſchuldigen. Vielleicht ſtand ſie ſchon im Begrif, ſich zu deinen Füßen zu werfen. — (bedeutend) Vielleicht fürchtet ſie nur deinen väterlichen Zorn — — deine Wuth — deine Rache —

Haſſan. Kennt ſie mich etwa nicht? haben dieſe Augen ſie je anders, als mit väterlicher Liebe angeblickt? haben dieſe Lippen ſie je anders als liebe Tochter genannt?

Der Eremit. Ja, weil ſies verdiente. Aber nun — wirſt du bey ihrem Anblick nicht zu hart mit ihr verfahren?

Haſſan. Bey ihrem Anblick? Ach! Freund! ich würde in ihre Arme ſtürzen! ich würde von Sinnen kommen! beym großen Propheten! ich glaube ich würde weinen.

Der Eremit. Und verzeihen?

Haſſan. Verzeihen! Alles verzeihen!

Der Eremit. Verſprichſt du mir das?

Haſſan (ſtutzig.) Was willſt du damit ſagen.

Der Eremit. Du ſollſt deine Tochter ſehen.

Haſſan (auffahrend, zwiſchen Angſt, Zweifel und Freude.) Was?

Der Eremit. Als ich dieſen Morgen aus meiner Hütte trat, die Sonne zu grüßen: da fand ich ein Mädchen am Ufer liegend, die der Sturm der vergangenen Nacht an dieſe Küſte geworfen hatte.

Haſſan (gierig horchend.) Ein Mädchen?

Der Eremit. Sie ſchien ohne Leben.

Haſſan. Was! — todt?

Der Eremit. So ſchien es, doch ſchlummerte ſie nur in einer Ohnmacht, der meine Bemühungen ſie bald entriſſen. Und dieſes Mädchen Haſſan —

Haſſan. War — war!

Der Eremit. Deine Tochter.

Haſſan (außer ſich.) Meine Tochter! — meine Selima! — meine Selima! — Höre du lügſt! — wo — wo? — meine geliebte Tochter! — Höre Alter, es wäre ſchrecklich, wenn du gelogen hätteſt! — — Zeig mir meine Selima! — gieb mir mein Kind wieder! — Selima! — Selima! —

(er läuft mit ausgebreiteten Armen nach der Hütte.)

Der Eremit. Halt Haſſan! ich habe deiner Tochter verſprochen, dich vorzubereiten, und ſie zu benachrichtigen, ob ſie deine Verzeihung hoffen dürfe.

Haſſan. Was vorbereiten! was verzeihen! — hab ich dich wieder gottloſes Mädchen! Komm nur! komm nur, du ſollſt deine Freude daran ſehen, wie ich mit ihr umſpringen will. Aber nicht wahr Alter, ein ſchönes, ſanftes Mädchen?

Der Eremit. Ein einnehmendes Geſchöpf.

Haſſan. Nun ſo komm, ewiger Plauderer! komm, daß ich ſie in meine Arme ſchlieſſe, und ihr meinen Fluch gebe.

Der Eremit. Laß mich vorangehen Haſſan! ich bitte dich, deine Tochter hat viel gelitten, ihre Geſundheit iſt ſchwach. Wenn du ihr ſo plötzlich unter die Augen träteſt; ſo möchten Freude — Furcht — Schaam —

Haſſan. Ich verſtehe, ich verſtehe. — Nun ſo geh nur, aber bey allen deinen Heiligen beſchwöre ich dich: laß mich nicht lange warten!

Der Eremit. Ich bin gleich wieder bey dir.

(Er geht nach der Gegend, wohin ſich Selima geflüchtet.)

Fünfter Auftritt.

Haſſan (allein.)

Habe ich dich wieder Mädchen! Iſt mirs doch auf einmal ſo leicht, — ſo anders, — ſo wohl — Ich hätte doch die Spanier nicht ſollen hinrichten laſſen. Pfuy Haſſan! das war nicht recht. So ein alter Graukopf, und braußt noch als hätt' er zu viel Opium genommen. — Aber warum reißt ihr mir auch das Herz aus dem Leibe? Nur Trunkene ſollten den Trunkenbold richten.

Sechſter Auftritt.

Dom Pedro (ſtürzt auf die Bühne, wild um ſich blickend, doch ohne Haſſan zu bemerken.)

Dom Pedro.

Trügen meine Augen?
trügt mein klopfend Herz?
ſträuben meine Haare,
ſich nicht himmelwärts?

Warum dieſes Beben,
das mich ſchnell ergreift?
und der kalte Schauer,
der mich überläuft!

(Er erblickt Haſſan und wirft ſich um ſeinen Hals.)

Haſſan! Haſſan!

Haſſan. Menſch! was iſt dir?

Dom Pedro. Gott! was hab ich geſehen!

Haſſan. Das mag der große Prophet wiſſen.

Dom Pedro. Wie iſt mir! ich träume doch nicht?

Haſſan. Das nicht, aber du raſeſt.

Dom Pedro. Ach Haſſan vergieb, vergieb meinen verworrenen Sinnen!

Ich ſchlich auf dieſem Fußpfad nach dem Walde, mit geſenktem Haupte, und ohne um mich zu ſehen. Plötzlich ſtand ich vor einer Marmorſäule von Roſenſträuchen umzäunt — ſieh dorthin. Der weiſſe Marmor ſchimmert dir in die Augen!

Haſſan. Ich kenne, ich kenne die Säule. Nur weiter!

Dom Pedro. Am Fuße derſelben ein weinender Genius, mit einer verloſchenen Fackel, und weiter oben der Name — Gott! der Name Donna Eleonora della Torre — Der Name meiner Mutter!

Haſſan (ſtutzt und betrachtet ihn neugierig.) Deiner Mutter!

Dom Pedro. Meiner Mutter! — und weiter unten die Worte:

> Traurende Liebe widmet dieſes Denkmal der leidenden Unſchuld. Sie iſt nicht mehr! ſie ging hinüber zu ihren Schweſtern, den Engeln.

Ach! wer kann dieſes Denkmal geſtiftet haben, als mein Vater, den ich nicht kenne, und dem mein Herz ſchon lange vergebens entgegen klopft.

Haſſan. Jüngling, darf ich deinen Namen wiſſen?

(mit aufmerkſamer Verwunderung.)

Dom Pedro. Pedro Oliveiro.

Haſſan (bey Seite.) Unbegreiflich! (laut) iſt die Geſchichte deines Lebens kein Geheimniß?

Dom Pedro. Für dich nicht. — Mein Vater liebte die Tochter eines Grands von Spanien. Er wurde wieder geliebt, aber er war arm, und hatte, ſo wie ich, nichts als ſeine Ehre und ſeinen Degen.

Er wagte es endlich, um die Hand des Mädchens zu bitten; man verſagte ſie ihm. Titel und Reichthum — einzige armſelige Empfehlung in dieſer elenden Welt. Du weißt Haſſan, wie die Großen denken.

Haſſan. Nicht in Algier, junger Mann, nicht in Algier. — Aber weiter!

Dom Pedro. Die beiden Liebenden waren untröſtlich. Sie ſchwuren ſich wechſelſeitig ewige Treue, und beſchloſſen einen günſtigen Zeitpunkt abzuwarten. Indeß ſahen ſie ſich zuweilen heimlich des Nachts, und ſo ſehr auch beide die Tugend ehrten, ſo iſt doch Liebe ſtärker als Tugend —

Haſſan. Das iſt auch in Algier ſo.

Dom Pedro. Die verführeriſche Dämmerung einer Mondhellen Nacht riß ſie hin, und eine einſame Laube wurde Zeuge verbotener Freuden, denen ich mein Daſeyn verdanke.

Haſſan (bey Seite.) Von Wort zu Wort.

Dom Pedro. Je näher die Entbindung meiner Mutter rückte, je mehr zitterte ſie vor der Wuth ihres Vaters, und dem Elend ihres künftigen Schickſals. Als aber die entſcheidende Stunde nahe war, da warf ſie ſich bebend zu ſeinen Füßen, und geſtand ihr Verbrechen. Seine Wuth war ohne Grenzen. Er würde ſie ermordet haben, hätte man ſie nicht ſchleunig ſeinem Anblick entriſſen. Er verſtieß und verfluchte ſie. Die Zärtlichkeit ihrer Mutter vergab ihr, und bereitete ihr einen verborgenen Zufluchtsort auf einem einſamen Landhauſe, wo ſie die Stunde ihrer Niederkunft erwarten ſollte. Dieſe unglückliche Stunde kam. Meine arme Mutter, durch Kummer entkräftet, brachte mich zur Welt — — und ſtarb. (Er ſchluchzt.)

Haſſan (ſeine Thränen verſchluckend.) Nu, nu, weine nicht! Pfui! Schäme dich! weine nicht.

Dom Pedro. Meine gute Großmutter ließ mich in ein Kloſter bringen, wo ich bis in mein ſechzehntes Jahr erzogen wurde. Um dieſe Zeit verſchaffte man mir eine Lieutenantsſtelle; man verſah mich mit allem, was ein Jüngling bedarf, um in die große Welt zu treten, und ich frug vergebens nach dem Namen meines unbekannten Wohlthäters.

Endlich, da ich kommandirt wurde, mit der Flotte des Dom Barcelo vor Algier zu gehen, wurde ich einige Tage vorher um Mitternacht von einer alten Duenna zu meiner Großmutter geführt. Mein Anblick machte den lebhafteſten Eindruck auf ſie, denn ich ſoll meiner Mutter ſehr ähnlich ſehen. Sie ſchloß mich mit tauſend Thränen in ihre Arme, und entdeckte mir — was ich dir eben wieder entdeckt habe. Das ehrliche Weib hatte all ſeinen Schmuck verkauft, um mir eine anſtändige Erziehung geben zu laſſen. — Wo mein armer Vater geblieben, wußte ſie mir nicht zu ſagen. Er verſchwand gleich nach der unglücklichen Kataſtrophe, und man hält ihn für todt.

Haſſan (bey Seite.) Ach, daß ich nicht herausplatzen darf! (laut) Aber wie, wenn er noch lebte!

Dom Pedro. Unglaublich Haſſan! würde er in einer Zeit von achtzehn Jahren, ſich nicht ein einzigesmal um das unglückliche Geſchöpf bekümmert haben, dem er das Daſeyn gab?

Haſſan. Aber wie, wenn er dich für todt hielt? wie, wenn deine Großmutter, um dich für den Verfolgungen ihres barbariſchen Mannes zu ſichern, dich für todt ausgab?

Dom Pedro. Guter Haſſan! du möchteſt mich ungerne ohne Troſt laſſen, und ſuchſt mich mit Hofnungen zu täuſchen. — Zwar auf dieſer Inſel muß mein Vater geweſen ſeyn! — Gewiß! Gewiß! jenes Denkmal iſt ſein Werk; dieſen Boden hat er betreten. — Welch eine fremde, enge Empfindung! Ich muß weinen! — Haſſan, noch einmal will ich den Namen meiner Mutter leſen, und meine friſche Thränen auf die vertrockneten Thränen meines Vaters weinen.

Mutter! du, auf deren Armen
ich als Knabe nie gelallt!
Mutter! deren ſüßer Name
nimmer in mein Ohr geſchallt!
Blick hernieder! blick hernieder!
von des Ewgen Strahlenthron!
Segne, du verklärter Engel,
deinen ganz verwaiſten Sohn!

(Geht ſchwermüthig nach der Gegend des Denkmals.)

Siebenter Auftritt.

Haſſan allein. (ihm nachſehend.)

Freue dich, Haſſan! du wirſt heute eine Scene ſehn, wie dir noch keine vorgekommen! — Alter Pedro! wie er ſeine alten Arme ausbreiten — wie er da ſtehen wird — Worte ſuchend — und kaum Silben findend — Siehſt du alter Hitzkopf! hätteſt du die armen Spanier verſchont; wer weiß, wie mancher ſehnlich erwartete Sohn noch darunter war; wie mancher gebeugte Vater dich in dieſem Augenblick als einen Unmenſchen verflucht. — Aber Selima — wo bleibt der Alte? — fürchtet ſich das Mädchen vor dem Anblick eines zürnenden Vaters? — ich bin ja doch ihr Vater! — oder iſt ihr ein Unfall begegnet? — — ich muß ſie ſehn.

(Er will in die Hütte, der Eremit kommt ihm entgegen.)

Achter Auftritt.

Haſſan, der Eremit, bald hernach Selima.

Der Eremit. Bleib Haſſan! das arme Mädchen zittert vor deinen Augen zu erſcheinen.

Haſſan. Schon recht! Sie ſoll auch zittern.

Der Eremit. Fahre ſie nicht zu hart an.

Haſſan. Mit deiner Erlaubniß Alter! in meine häuslichen Angelegenheiten mußt du dich nicht miſchen. — Ich muß wiſſen, wie ein beleidigter Vater mit ſeiner Tochter reden darf. Beym Bart des Muffti! das Mädchen ſoll mir nicht umſonſt ſo viel Kummer gemacht haben. Ich will ſie ſehn.

(er macht eine Bewegung nach der Hütte zu gehen.)

Der Eremit. Du ſollſt ſie ſehn, aber bedenke was du mir verſprachſt; Sie iſt deine Tochter, Fatime ihre Mutter.

Haſſan. Schon gut, ſchon gut, laß ſie nur kommen.

Der Eremit (winkt Selimen.)

Selima (zu Haſſans Füßen.) Mein Vater!

Haſſan (umarmt ſie heftig.) Selima! — böſes Mädchen! — geh mir aus den Augen! — haſt deinen alten Vater umbringen wollen.

(Streit zwiſchen Liebe und Zorn: Er will ſich von ihr kehren.)

Selima (lehnt ſich halb ohnmächtig an einen Baum.)

Haſſan (nimmt ſie in ſeine Arme, und fährt unter beſtändigen Liebkoſungen fort:)

Was hab ich dir gethan? — hab ich dir je einen deiner Wünſche verſagt? — hab ich dir je unfreundlich begegnet? — hab ich dich nicht tauſendmal gebeten, den alten mürriſchen Vater zu vergeſſen, und in mir nur den Freund, den Vertrauten zu lieben? — So lohnſt du mir meine Liebe? — So lohnſt du mir meine Sorgfalt? — heimlich entlaufen,

— deinen armen alten Vater im Stich laſſen — deſſen einzige Freude du biſt

Selima.

Laſſ ab! Laß ab mein Vater!
mich tödtet deine Güte! —
Als die Gewiſſensangſt
auf meiner Wange glühte;
Der Schlaf vorüber gieng
vor meinem Augenliede;
als mir im kurzen Schlummer
dein blaſſes Bild erſchien,
mit zorniger Geberde,
mich zu verdammen ſchien;
da ward ich tief erſchüttert!
und Lieb und Pflicht im Streit!
doch dieſes Herz erzittert
mehr noch vor deiner Zärtlichkeit.
Nicht dieſen Blick der Liebe!
gerechte Rache wüte!
Laß ab! Laß ab mein Vater!
mich tödtet deine Güte!

Der Eremit. Genug Haſſan! keine Vorwürfe, die zärtlichſten ſind am bitterſten für ein fühlendes Herz. Vergieb ihr!

Haſſan (gerührt.) Nimmermehr kann ich dir das vergeben! Bedenke ſelbſt! hätte dich das Glück nicht wieder in meine väterlichen Arme geliefert, was würde aus mir geworden ſeyn? — Wer hätte mir in der letzten Stunde die Augen zugedrückt? ich würde meine Hand ausgeſtreckt haben und Niemand hätte meinen Segen empfangen. Hungrigen Sklaven zum Raube. — Pfui, böſes Mädchen, hab ich das um dich verdient?

Selima. Um Gottes Willen! mein Vater! ſie zermalmen mein Herz.

Haſſan. Haſt du das meinige nicht auch zermalmt? Gott vergebe dir die Thränen, die du aus den Augen deines armen Vaters gepreßt haſt. — Wie du blaß ausſiehſt! Biſt du krank?

Selima. Nein, mein Vater!

Haſſan. Nu, nu, es wäre dir ſchon recht, wenn du krank wärſt; mit einem jungen Laffen davon zu laufen, den man vor acht Tagen zum erſtenmal geſehen hat, — konnte das meine Tochter? Pfui der Schande!

Selima. O ein liebenswürdiger Jüngling!

Haſſan. Und wär' er ein Engel geweſen, iſts drum recht? — hätteſt nicht warten können, bis der Vater nach Hauſe kam? weißt doch, daß ich kein Brumbär bin? Wenn er ein ehrlicher Kerl war, konnte er dem Vater das Maul nicht gönnen?

Selima. Ach mein Vater! er fürchtete, weil er ein Chriſt —

Haſſan. Chriſt hin! Chriſt her! es giebt auch hin und wieder ehrliche Chriſten. — Wie du ausſiehſt — Biſt ja ſo ſchwach, kannſt kaum auf den Beinen ſtehen. — Fort in die Hütte, du haſt der Ruhe von nöthen.

Selima. Ich bin ganz geſund, mein Vater, wenn nur deine Verzeihung —

Haſſan. Lüg nicht Mädchen! Du biſt krank. Dein Blick iſt matt. Deine Wange iſt bleich. Aber verzeihen kann ich dir nicht, und will es auch nicht. Fort in die Hütte!

(In die Kuliſſe rufend.)

He, Muley! Spring aufs Schif! koch Reiß, leg ein indianiſch Hühnchen drein, mach es fein kräftig, und bring es hieher! —

(Zu Selimen.)

Fort Mädchen! in die Hütte! daß Gott erbarm, wie du ausſiehſt. Ich dir verzeihen? nein nimmermehr!

(Er führt Selimen halb mit Gewalt in die Hütte.)

Neunter Auftritt.

Der Eremit (allein.)

O dieſer Turban deckt das Haupt eines Biedermanns, und iſt mehr ehrwürdiger als eine dreyfache Krone auf dem Schädel eines Fanatikers. — Menſch, wie lange wirſt du deine Brüder verkennen, und nicht die Menſchheit ehren, fändeſt du ſie auch in der Hütte eines Tunguſen.

Zehnter Auftritt.

Haſſan zurückkommend, der Eremit.

Haſſan (ſchüttelt dem Eremiten die Hand.) Das ſoll dir Haſſan Machmut nicht vergeſſen. Beym heiligen Grab zu Mecca! Das ſoll dir nicht unvergolten bleiben!

Der Eremit. Verzeih deiner Tochter, ihre Zufriedenheit ſey mein Lohn.

Haſſan. Verzeihen? Nein Alter, das geht nicht an; das kann ich durchaus nicht über mich gewinnen. Du haſt geſehen wie ich ſie angefahren habe. Im Grunde that mirs in der Seele weh, aber Strafe muß ſeyn. Nein ich will dich beſſer belohnen.

Der Eremit. Ich danke dir Haſſan! Du meynſt es gut, aber du weiſſt ich brauche nichts.

Haſſan (in ſich lachend.) Ha! Ha! Du wirſt es ſchon brauchen, es wird dich glücklich machen.

Der Eremit (trübe lächelnd.) Glücklich machen? Hat Haſſan mein Schickſal vergeſſen? — Hat Haſſan vergeſſen, daß nur ein naher und ſanfter Tod —

Haſſan. Nichts Tod! nichts Tod! iſt voller Leben! voller Leben durch dich.

Der Eremit. Du ſprichſt ſehr räthſelhaft.

Haſſan (ſchmunzelnd.) Kann wohl ſeyn. — Kein Glück mehr für dich auf dieſem Erdenrund? — Guter Alter! Zaghafter Alter! nährſt gar keine Hofnung mehr in irgend einem Schlupfwinkel deines Herzens?

Der Eremit. Keine.

Haſſan. Gut. So ſollſt du glücklich werden, ohne es gehoft zu haben. Der Durſtige, der den kühlenden Apfel in der Sandwüſte findet, labt ſich mehr am Apfel als der, der ihn im blühenden Garten vom Baume ſchüttelt.

Der Eremit. Erkläre dich Haſſan.

Haſſan. Glücklich ſollſt du werden! hier auf Formentera ſoll dein Glück beginnen. Dann wirſt du in deine Heimath ziehen oder nach Algier zu deinem Freunde Haſſan, wann es dir beliebt.

Der Eremit. Du träumſt.

Haſſan. Du wirſt dieſes Gewand ausziehen, dieſen Bart abſcheren und Kindes-Kinder auf deinem Schooße wiegen.

Der Eremit (ernſtlich.) Haſſan! ſpotte nicht meiner Leiden!

Haſſan. Du wirſt unwillig? beym Bart des großen Propheten, ich ſpotte nicht (in die Scene) Pedrillo! Schurke Pedrillo! wo biſt du?

Der Eremit. Ich begreife dich nicht.

Haſſan. Sollſt mich ſchon begreifen: — Pedrillo! Schlingel Pedrillo! Soll ich dich herpeitſchen laſſen?

Eilfte Scene.

Pedrillo. Vorige.

Pedrillo. Keineswegs, gnädiger Herr Haſſan! Mein Ohr hat ſich nur noch nicht an die türkiſchen Ehrentitel gewöhnt.

Haſſan. Komm her Vollwanſt!

(Er ſpricht heimlich mit ihm, und deutet nach der Gegend mit dem Finger, wo Dom Pedro abgegangen.)

Pedrillo. Ich verſtehe. Aber gnädiger Herr Haſſan es iſt weit, und die Schlangen ſollen nicht die geringſte Lebensart auf dieſer Inſel beſitzen.

Haſſan. Lauf Schurke! oder ich laß dich niederſtrecken und auf den Bauch padoggiren.

Pedrillo. Auf meinen Bauch?

Haſſan. Auf deinen Bauch?

Pedrillo. Mein Bauch iſt mein Gott, wer ſich an meinem Bauch vergreift, der vergreift ſich an Gott!

Haſſan. Unzeitiger Spaßmacher!

(Er faßt ihn beym Kragen und ſtößt ihn fort.)

Zwölfte Scene.

Vorige ohne Pedrillo.

Der Eremit. Was willſt du mit mir? du peitſcheſt mir das Blut zum Herzen. Löſe mir deine Räthſel.

Haſſan. Werden ſich wohl von ſelbſt löſen. Laß uns indeß von etwas anderm ſprechen. — —

Ich habe eine anſehnliche Priſe gemacht: bringe dir allerley artige Sächelgen mit.

Gebrannte Wäſſer, Schiffszwieback, ein bequemes Feldbett für dich, und eins dito für deinen Fernando; ſpaniſche Weine, engliſch Bier, franzöſiſche wohlriechende Pommade, die dem Schiffskapitain zugehörte. Ja wären ſie alle ſolche Hundsfütter geweſen, als der Kapitain; die Priſe hätte mich nicht ſo viel Blut gekoſtet.

(Zum Eremiten, der in Gedanken verſunken iſt:)

Hörſt du mich nicht?

Der Eremit (erwachend.) Ich höre, ich höre, aber ich trinke kein engliſch Bier.

Haſſan (lächelnd.) Nu, nu, vielleicht bekommſt du Gäſte. Alter ich ſprach vom Türkenblut, das geſtern vergoſſen worden, und nicht vom engliſchen Bier.

Der Eremit (zerſtreut.) War dein Verluſt anſehnlich?

Haſſan. Beym Alcoran! das war er. Zwey und zwanzig meiner bravſten Leute, die zur Schlacht gingen, als ſetzten ſie ſich zu einer Schüſſel mit Reiß. Mahomed gebe ihnen die ſchönſten Hurien im Paradies dafür. Deine Landsleute fochten mit unbändiger Wuth. Beſonders war da ein junger naſeweiſer Menſch, der führte den Säbel ſo flink, als habe er ſeit ſeinem vierten Jahre mit Säbeln geſpielt. Wann ihm eine Kanonenkugel um die Ohren pfiff, ſo ſchüttelte er mit dem Kopfe, als wolle er eine Stechfliege von ſich jagen; und wenn meine bärtigen Muſelmänner bey halben Dutzenden auf ihn einſtürzten: ſo lagen ſie in einer Minute geſtreckt; als wärens Diſtelköpfe geweſen. Bey meinem Bart! ich zitterte am Ende ſelbſt für das Leben des jungen Wagehalſes. Du ſollſt ihn kennen lernen. Sieh, dort kommt er her. Du möchteſt denken, er trüge die Sanftmuth im Blicke; aber gieb ihm einen Säbel in die Fauſt, und es iſt kein Auskommen mit ihm.

Dreyzehnte Scene.

Dom Pedro, Pedrillo, die Vorigen.

Der Eremit (als er ihn erblickt, fährt heftig zuſammen.)

Gott, was war das!

Dom Pedro (ſchwermüthig.) Was willſt du, Haſſan?

Haſſan. Dich bekannt machen mit deinem Landsmann. Ihr ſeyds beide werth, einander zu kennen.

Der Eremit (für ſich.) Die Vergangenheit ſchwebt vor meiner Seele, wie der gegenwärtige Augenblick — Dieſe Aehnlichkeit — dieſer Ton der Stimme — ich ertrage ſeinen Anblick nicht!

(Er will abgehen.)

Haſſan. Wohin Alter? ſeit wenn verleugneſt du die Gaſtfreundſchaft? Sieh, hier ſtell ich dir einen Jüngling vor, einen Edlen deines Volkes.

Der Eremit (beklemmen.) Ich freue mich ſeiner Bekanntſchaft.

Haſſan. Weiter nichts? — Sieh ſcharf ihm ins Geſicht! — Wie gefällt er dir? — Sollt er wohl verdienen, die Zahl deiner Freunde zu mehren?

Der Eremit. Die Freundſchaft eines Unglücklichen, den ſein Schickſal aus der Welt verbannte. — —

(Er nähert ſich unwillkührlich dem Dom Pedro, auf den er bald hin, bald wieder wegblickt.)

Dom Pedro. Was klopft in mir? — Warum bewegt mich der Anblick dieſes Greiſes ſo mächtig? — ſollte — jenes Denkmal —

(Auch er nähert ſich unwillkührlich dem Alten, auf den er bald hin, bald wieder wegblickt.)

Haſſan. Sieh Jüngling! dieſer redliche Greis rettete mir das Leben! — Alter! wir ſind quitt! Ich gebe dir deinen Sohn wieder.

Der Eremit. } (zugleich.) Sohn!
Dom Pedro. } Vater!

(Beide heben zitternd die Arme empor, und betrachten ſich mit funkelnden Augen.)

Der Eremit (läßt die Arme ſinken und ſchlägt ſich vor den Kopf.)

Nein, es kann nicht ſeyn!

Dom Pedro. Haſſan! welch ein grauſamer Scherz!

Haſſan (ungeduldig.) Nun, da haben wirs! Höre Knabe, wer war deine Mutter?

Dom Pedro (ängſtlich nach dem Alten hinſtarrend.)

Donna Eleonora della Torre.

Haſſan. Hatteſt du keinen Vater? oder wenn du einen hatteſt, wie hieß er?

Dom Pedro (ſeine Augen immer auf den Eremiten geheftet.)

Dom Pedro Oliveiro. Er verließ ſein Vaterland vor achtzehn Jahren. Man hält ihn für todt.

Haſſan. Wer ſagte dir das?

Dom Pedro. Donna Diana della Torre. Meine Groſsmutter, meine Erhalterin, meine Wohlthäterin.

Der Eremit. So iſt es denn keine Täuſchung! (an ſeinen Hals) Mein Sohn!

Dom Pedro (in ſeinen Armen. Sprachloſes Entzücken.)

Haſſan (mit einem Blick gen Himmel.) Lächelt, ihr Engel!

(Eine lange Pauſe.)

Der Eremit. O Sohn! Sohn! Kind des Kummers! wie viele Thränen habe ich um dich geweint! Hofte erſt dort den ſüßen Namen Vater von deinen Lippen zu hören. — Noch wanke ich zwiſchen Traum und Wachen — Gott! Gott! deine Wege ſind dunkel, aber ſie ſind gut. — Stütze mich Sohn! der Freude war zuviel für mich.

(Dom Pedro führt ihn auf die Raſenbank.)

Dom Pedro. Mein Vater! Mein Vater! Mein Gefühl hat keine Worte — Laßt mich eure Knie umfaſſen, und gebt mir euren Segen.

(Er kniet nieder.)

Der Eremit (legt die Hand auf ihn.) Gott ſegne dich! Sey glücklicher als dein Vater! — Doch halt, ich läſtere.

Verzeih mir Allerbarmer!
wenn mir der Muth entfiel;
du gabſt mir hohe Freude
an meines Lebensziel.

So wank ich nicht verlaſſen
bis an mein nahes Grab!
So trocknet noch das Schickſal
mir meine Thränen ab!

Verzeih mir Allerbarmer!
wenn mir der Muth entfiel;
du gabſt mir hohe Freude
an meines Lebensziel!

Pedrillo. Kurios!

Haſſan. Nun Alter! hab ich nicht wahr geſprochen? — Weg aus dieſer dürren Einöde! zu mir, zu mir, nach Algier! Laß uns Hand in Hand dem Ziele zuwandeln, das wir beide nicht kennen. Ich verkaufe mein Schif, ich bin reich genug für uns Alle. Sey mein Bruder! und du (zu Dom Pedro) ſey mein Sohn!

Dom Pedro (ergreift ſeine Hand feurig.) Willſt du das?

Haſſan (umarmt ihn.) Von ganzem Herzen!

Dom Pedro (im Kampf mit ſich ſelbſt.) Haſſan! du weißt nicht, an wen du deine Güte verſchwendeſt.

Haſſan. An einen guten Jüngling; an den Sohn deſſen, der mir einſt — und noch heute das Leben rettete.

Dom Pedro. An einen Undankbaren, der von deinem Tiſche geſpeißt und getränkt wurde; dem dein Guardian ſeine Feſſeln erleichterte, weil du ihm Menſchlichkeit befahlſt, der keine Wache hatte, als ſeine eigne Ehre, und der dir zum Dank für alle deine Wohlthaten — dein einziges Kind ſtahl.

Haſſan. Menſch! raſeſt du!

Dom Pedro. Räche dich beleidigter Vater! du haſt die Unſchuldigen ermordet, und den Schuldigen verſchont! (er kniet nieder mit ſteigendem Affekt) Zücke den Dolch! — durchbore dieſen verrätheriſchen Buſen! der Nichtswürdige der ſich einſchlich in das unbefangene Herz deiner Tochter, der war ich! der Bube der ſie entführte, war ich! der Unmenſch, der dein Vaterherz brach, und mit glühenden Thränen dein Auge netzte, war ich! der Fluch, den du unwiſſend über mich ausſprachſt, liegt ſchwer auf mir! nimm deinen Fluch zurück, und ſtoß mir den Dolch in die Bruſt!

Haſſan (zückt den Dolch.) Knabe! — doch für dich war er nicht geſchliffen — für dich wäre der Tod keine Strafe.

(Er geht mit verſtellter Wuth auf und nieder. Mienenſpiel zwiſchen ihm und dem Eremiten. Dom Pedro noch immer knieend mit vorwärts geſenktem Haupt.)

Pedrillo (kniet neben ſeinen Herrn heimlich und zitternd.)

Ach gnädigſter Herr! erbarmen Sie ſich meiner! erzählen Sie dem geſtrengen Herrn Haſſan, daß ich an der ganzen Geſchichte ſo unſchuldig bin als ein ungebohrnes Kind! auf Ihren hohen Befehl habe ich das Boot aus dem Hafen bis an die ſpaniſche Flotte gerudert, wovon mir noch die Blaſen in den Händen nachgeblieben ſind. Auch habe ich, ſo wahr ich ehrlich bin! in unſerm letzten Scharmützel, keinem einzigen Türken das geringſte Leid angethan. Bekennen Sie zur Ehre der Wahrheit, daß ich im unterſten Raum hinter einem Stückfaß lag!

Hilf heiliger Franz von Aſſiſi!
Eine Wallfahrt will ich thun,
hin wo deine Knochen ruhn,
eine dicke Kerze kaufen,
und nach Compoſtella laufen,
Aves plappern ſpät und früh,
Hilf heiliger Franz von Aſſiſi!

Haſſan (öffnet die Hüttenthür.)

Letzter Auftritt.

Selima und **Fernando** treten heraus.

Haſſan (ergreift Selimen bey der Hand, führt ſie einige Schritte vorwärts und ſieht ihr ſtarr ins Geſicht.)

(Pauſe.)

Selima. Mein Vater ergrimmt? — — und dort ein knieender Europäer?

Haſſan. Deſſen Beleidigung nur Blut abzuwaſchen vermag! —

Doch dieſer Tag — er gab dich mir wieder. — Heute ſoll kein Blut fließen —

(er läßt ihre Hand loß) geh und kündige ihm ſeine Verzeihung an!

Selima. Das ſüßeſte Geſchäft! (ſie nähert ſich Dom Pedro) Sey getroſt armer Unglücklicher! Mein Vater verzeiht dir! ſtehe auf!

Dom Pedro (als er ihre Stimme hört, fährt erſchrocken auf, und breitet die Arme aus.)

Selima!!!

Selima. Pedro! — Gott!

(Sie fällt ihm um den Hals.)

(Pauſe.)

Haſſan (tritt zwiſchen ſie und ergreift beyder Hände.)

Du nahmſt ſie mir — ich gebe ſie dir!

(wirft Selimen in Pedros Arme.)

Dom Pedro und Selima (an ſeinem Halſe.)

Mein Vater!

Pedrillo (ſteht auf.) Der heilige Franz hat ein Wunder gethan.

Der Eremit. Ich ſollte dir Vorwürfe machen, mein Sohn! aber auch mich machte die Liebe zum Verbrecher.

Selima. Dieſer redliche Alte dein Vater? — (zum Eremiten) alſo haſt du deiner Tochter das Leben gerettet?

Haſſan. Aber Menſch! wenn deine Liebe je erkaltete —

Dom Pedro. Meine Liebe iſt ohne Grenzen, wie deine Großmuth! deine Tochter einem Chriſten —

Haſſan (halb unwillig.) Nicht dem Chriſten gab ich meine Tochter! ich gab ſie dem biedern Jüngling, der das Mädchen, und in dem Mädchen den Vater glücklich machen wird.

Dom Pedro (betreten.) Du willſt alſo nicht, daß ſie aufgenommen werde in den Schooß unſerer Kirche?

Haſſan (lächelnd.) Habe ich ſchon von dir begehrt dich beſchneiden zu laſſen? biſt du ein Maltheſerritter, daß du dich aufwirfſt zum Fahnenträger der Chriſtenheit?

Dom Pedro. Aber — mein Weib eine Türkin, — unſere Prieſter —

Haſſan (hitzig.) Hört Menſch! Gott ſieht nicht auf deinen Hut, und nicht auf meinen Turban! Gott ſieht unſere Herzen! willſt du ſo das Mädchen, ſo nimm ſie hin!

Dom Pedro. Wer wird den Segen ſprechen über unſern Bund?

Haſſan (legt ihre beiden Hände ineinander.) Den ſprech ich! (mit hoher Rührung) Euch ſegne der Gott der Türken! Euch ſegne der Gott der Chriſten! Euch ſegne unſer — unſer Gott!

Dom Pedro und Selima (knien nieder.) Mein Vater!

Haſſan (legt die Hände auf ſie.) So weih ich Euren Bund! ſo vermählt der Vater ſeine Tochter! die Natur ſey Zeuge! Ihr ſeyd Eheleute vor Gott! vor dem Gott, vor dem der Caraibe und der Kamtſchadale ſein Knie beugt! Er lohne eure Liebe! Er räche euren Meineyd! (er hebt ſie auf) Jüngling, brauchſts mehr?

Dom Pedro (in ſeinen Armen.)

O nein, mein Vater!

Haſſan (zum Eremiten.)

Alter, brauchts mehr?

Der Eremit. Muſelmann, ich bewundre dich!

Haſſan. Nun, ſo ziehet hin in Frieden! wenn Euch das nicht bindet; ſo bindet Euch weder Pfaff noch Iman.

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unſer aller Gott mit euch!
unſer Glaube iſt verſchieden,
unſre Herzen ſind ſich gleich.

Der Eremit.

Ja die Prieſter unſers Volkes
lehrten mich zu plappern nur,
aber deinen Namen lallen,
lehrt mich beſſer die Natur.
Vater! Vater! du biſt wahrlich
auch der Muſelmänner Gott!
und ſo ehr' ich dich im Staube,
Allah oder Zebaoth!

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unſer aller Gott mit euch
unſer Glaube iſt verſchieden
unſre Herzen ſind ſich gleich!

Selima.

Wer vermag es zu vereinen
Liebe und Religion?
Eh noch Chriſt und Türke waren,
Ach da war die Liebe ſchon!
und vergehen wird, vergehen
Pfaffenthum und Mahomet!
rauchen werden ihre Trümmer,
wenn die Liebe noch beſteht.

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unſer aller Gott mit Euch!
unſer Glaube iſt verſchieden,
unſre Herzen ſind ſich gleich.

Dom Pedro.

Süße Geberin der Freuden!
wie allmächtig iſt dein Ruf!
Liebe bringt die Herzen näher,
die ſie für einander ſchuf!

wer von euch hat noch erfahren,
daß die Liebe jemals frug
ob in Süden, ob in Norden
dieſes Herz am erſten ſchlug?

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unſer aller Gott mit euch!
unſer Glaube iſt verſchieden,
Liebe macht uns alle gleich.

Fernando.

Alſo ſuch ich Möveneyer,
ſäe, pflanze, ſpät und früh,
hacke, trage Holz zum Feuer,
euch inskünftge ohne ſie?
Nein, ich muß ein Mädel haben!
ohne das kein Königreich!
hat man euch zwölf Jahr entbehret,
O ſo ſehnt man ſich nach Euch!

Chor.

Ziehe hin! ziehe hin in Frieden!
Lieb iſt einer Gottheit Ruf!
Such ein Mädchen, das der Himmel,
dir zum Lohn der Treue ſchuf.

Pedrillo.

Alſo wären wir einander
Alle, alle gleich?
alſo kämen auch die Türken
mit ins Himmelreich?
Nun, ich will in Gottes Namen
nicht zuwider ſeyn!
zwar ſie nehmen uns die Weiber!
doch ſie laſſen uns den Wein.

Chor.

Ja gewiß! wirs ſind einander
Alle, alle gleich!
Juden, Türken, Chriſten, Heiden,
wandeln, ohne ſich zu neiden,
Hand in Hand ins Himmelreich!
Drum ſo ziehet hin in Frieden!
unſer aller Gott mit euch!
unſer Glaube iſt verſchieden,
unſre Herzen ſind ſich gleich.

Nicolaus Ortenberg,

Bruchſtück aus dem noch ungedruckten zweyten Theil der Leiden der Ortenbergiſchen Familie.

(Der biedere Abentheurer ſitzt zwiſchen dem Pfarrer und dem alten Konrad, denen er auf ihr Verlangen ſeine Geſchichte erzählt.)

Wer nicht in den väterlichen Mauern
ißt und trinkt, und ſich beweibt;
wer von einem Pol zum andern
ſich auf dieſem Erdenrunde treibt:
O dem fallen von den Augen
ſeiner Vorurtheile Schuppen ab,
und ihm ſcheint die Welt kein Paradieß des Himmels,
aber auch kein übertünchtes Grab.

Duldend lernet er die Menſchen tragen,
ohne Uebermuth und ohne Zagen
ſieht er, wie das Schickſal ſeine Faden ſpinnt;
ſtaunend hört und wägt er hundert Religionen,
ſieht Verfolgungsgeiſt in Hütten und auf Thronen,
und des Nebels Truggeſtalt zerrinnt.

Ihr wißt es Kinder, wie ich bey Nacht und Nebel Holland verließ. Das Schiff welches mich trug, war beſtimmt, nach Batavia zu ſegeln, der Kapitän war ein ehrlicher Kautz, der mir verſprochen hatte, mich bey einem ſeiner Freunde auf Java unterzubringen. Mich quälten keine Gewiſſensbiſſe, alle Gegenſtände um mich her waren mir noch zu neu, meine romantiſche Einbildungskraft noch zu hoch geſpannt.

*) Eines Morgens, an einem heitern Tage — wir waren ſchon vier Wochen in See, die Sonne ſchien freundlich und die See war ſpiegelglatt — was geſchah? Ich ſtand mit dem Kapitän auf dem Deck, wir nahmen die Höhe; plötzlich hörten wir Feuer! Feuer! ſchreyn. In einem Augenblick war die ganze Equipage auf den Beinen, der Kapitän ſtürzte hinunter in den Raum, ich hinter ihm drein, mein Herz ſchlug mir bis an den Hals.

„Wo iſt Feuer?“

Hier! hier Kapitän! riefen die bleichen Matroſen, und zeigten auf eine Tonne. Wir

---

*) Die hier folgende, fürchterliche Erzählung eines Schiffbruchs iſt buchſtäblich wahr. Sollte Einer oder der Andere ſie vielleicht ſchon in einer fremden Sprache geleſen haben; ſo bin ich doch überzeugt, daß ſie ihm keine Langeweile machen wird. Die Einkleidung iſt ein Eigenthum des ehrlichen Seemannes, der das Ding auf ſeine Manier erzählt.

legten die Hand auf die Tonne, die Tonne war kalt, keine Hitze zu ſpüren.

„Ihr Haſen! was lärmt ihr? was wollt ihr mit eurem Geſchrey?“

Alle auf einmal wollten erzählen, man konnte ſein eigen Wort nicht hören. Paff! hier ein Ribbenſtoß; Klatſch! dort eine Ohrfeige; alles ſtill:

„Steuermann erzähl du.“

Nun was wars? der Blitz-Kajütenjunge war hinabgeklettert, um Brandtewein zu hohlen, und hatte ſeine Lampe an das Faß gehängt, das über dem lag, aus welchem er zapfte, ein Funken vom Dacht muß gerade ins Spundloch fallen, die beyden Fäſſer platzen, und der brennende Brandtewein läuft bis an die Schmiedekohlen. Was zu thun? die Kerls hatten ein Paar Eymer Waſſer drauf gegoſſen, die Flamme ſchien geloſchen, war nichts zu ſehn, nichts zu riechen.

„Waſſer! noch mehr Waſſer! gießt eine Sündflut drüber her!“

Die Kohlen ſchwammen. „Es hat nichts zu ſagen!“ rief mir der Kapitain zu. Wir ſtiegen wieder aufs Deck, ſchwatzten von dieſem und jenem, und rauchten eine Pfeife.

Was geſchah? eine halbe Stunde darauf hörten wir wieder Feuer ſchreyen. Der Kapitain hinunter, ich hinter ihm drein. Sapperment wie! das war eine ſchlimme Geſchichte. Die Flamme ſchlug uns entgegen, der Brand war unter die Kohlen gerathen, und die Gefahr deſto dringender, weil noch drey Reihen Fäſſer Brandtewein über einander lagen. Es wurden wieder viele Eymer mit Waſſer herbeygeſchleppt und drüber hergeſtürzt. Ein neues Unglück! die halbgelöſchten Kohlen verurſachten einen ſo dicken, ſchweflichten, ſtinkenden Rauch, daß wir in Gefahr waren zu erſticken. Indeß hielten wir uns tapfer, ſo thaten wir. Der Kapitain ging nicht von der Stelle, kommandirte wie ein braver Kerl, die Leute lößten ſich ab, um Luft zu ſchöpfen. Was halfs?

ein Paar erſtickten, ehe ſie an die Oefnung kamen. Ich ſelbſt mußte meinen Kopf von Zeit zu Zeit an eine Tonne lehnen, und das Geſicht gegen die Oefnung kehren, um nur einen Augenblick zu Athem zu kommen.

Endlich konnten wir beide nicht mehr aushalten, wir mußten heraus, und ich rieth dem Kapitain, das Pulver in die See werfen zu laſſen. Er hatte noch keine Luſt dazu. „Was Teufel ſollen wir anfangen, wenn uns ein Feind attakirt?“ Ich dachte, beſſer gefangen als in die Luft geſprungen, er dachte nicht ſo, es blieb beym Alten.

Das Feuer kniſterte und knaſterte, der ſtinkende Dampf wurde immer dicker, kein Menſch konnte mehr im Raum aushalten. Die Kerls griffen zu den Beilen, hieben Löcher in das untere Deck nach hinten zu, und goſſen ohne Aufhören Waſſer hinunter. Was weiter? Seit drey Wochen war die große Schaluppe in See, das kleine Boot wurde gleichfalls ausgeſetzt, weil es die Leute am ſchöpfen hinderte. Das allgemeine Schrecken war fürchterlich, kein Land, kein Schiff in der Nähe, nichts als Waſſer und Feuer. Die Leute marſchirten Einer nach dem Andern davon, glitſchten heimlich über Bord, warfen ſich ins Waſſer, und ſchwammen nach der Schaluppe oder nach dem Boot, wo ſie ſich unter die Bänke verkrochen, in der Abſicht uns im Stich zu laſſen, ſobald ihre Anzahl groß genug ſeyn würde.

Der Steuermann tritt von ohngefähr auf die Gallerie und ſieht den Haufen Leute in der Schaluppe, ſie rufen ihn, ſie winken ihm, die Angſt macht ihn zum Verräther, huſch! iſt er hinüber. Aber laßt uns wenigſtens den Kapitain mitnehmen. „Ey was Kapitain, das Kommando hat ein Ende.“ Pratſch! kappen ſie das Thau, und rudern mir nichts, dir nichts in die offene See hinein. Ich konnte ihnen das nicht verdenken, wie? Ein Jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte, mein Seel ſo iſt er.

Nun was weiter? Ich ſtehe noch immer mit dem Kapitain auf dem untern Deck, wir arbeiten daß uns der Schweiß von den Backen trieft, und denken an nichts Arges. Plötzlich ſchreyen unſere zurückgebliebenen Leute: Ach Herr Jeſus, Kapitain! wir ſind verlohren! Die Schaluppe und das Boot in der See. Potz Blitz! was machten wir für Augen, als wir aufs Oberdeck kamen, und die Flüchtlinge dahin rudern ſahen. Was zu thun? unſere Segel waren auf dem Maſt, und das Sturmſegel am Geytau. „Holla Jungens!“ rief der Kapitain: „friſch die „Hand an's Werk! laßt uns verſuchen ſie „einzuholen, und wenn ſie ſich weigern uns „aufzunehmen, ſo ſegeln wir die Beſtien in „den Grund.“

Wir thaten unſer möglichſtes, aber Gott wollte es anders. Wir waren kaum noch drey Schiffslängen von ihnen, als ſie den Wind gewannen, und wir ſie ſchnell aus den Augen verlohren.“

„Kinder,“ ſagte der Kapitain: „em-
„pfehlt eure Seele Gott, verdoppelt eure
„Kräfte zur Arbeit, für uns iſt keine andere
„Rettung. Lauft und werft das Pulver in
„die See, ehe die Flamme es ergreift.“

Alles lief durcheinander, ein Theil nach der Pulverkammer, ein Theil ſchöpfte Waſſer, und die Zimmerleute mit Hohlbohrern und Meiſeln, verſuchten Löcher in das Schiff zu machen, um es anderthalb Faden mit Waſſer zu füllen; aber die Kerls konnten nicht durchdringen, denn die Schiffsverkleidung war mit Eiſen gefüttert. Als auch dieß letzte Rettungsmittel fehlſchlug, entſtand ein Heulen und Kreiſchen auf dem Schiff, daß mir alle Haare auf dem Kopfe himmelan borſteten.

„Verliert nicht den Muth Kinder! nur
„mehr Waſſer! noch kann Gott helfen.“

Waſſer kam, die Todesangſt ſpannte unſere Kräfte aufs höchſte, aus jeder Hand ſtürzte ein Fluß auf die Flamme, und ſiehe, die Wuth des Feuers ſchien ſich zu mindern.

Die Freude dauerte nicht lange. Was geſchah? Die Flamme ergrif das Oel. Sapperment wie! das war eine ſchlimme Geſchichte. Jemehr Waſſer wir hinein goſſen, je heftiger loderte es empor, grif immer weiter um ſich, Feuer und Waſſer, Heulen und Beten, Kreiſchen und Fluchen. Meine Paar Sinne waren auf der Flucht, und ein eiskalter Schauer deckte meinen Körper. Indeſſen was zu thun? Die Arbeit wurde mit gleichem Eifer fortgeſetzt, Waſſer in das Schiff, Pulver in die See. Schon ſechzig Fäßgen Pulver waren über Bord gewandert, aber dreyhundert blieben noch zurück, die Flamme ergrif ſie — Prdautz! flog das Schiff in die Luft, und ward in einem Augenblick in viele Millionen Stücke zerſchmettert.

Ich befand mich damals auf dem Deck neben dem großen Maſt, und kommandirte drey und ſechzig Menſchen, welche Waſſer ſchöpften, denn unſerer waren in allem noch hundert und neunzehn. Wie der Blitz waren wir in die Luft. Ich breitete meine Arme aus, dachte noch einmal an Gott — wie man gewöhnlich erſt dann zu thun pflegt, wenn zum Abmarſch geblaſen wird — und ſo fiel ich Platſch in's Waſſer, mitten unter die Schiffstrümmer.

Die Liebe zum Leben gab mir meine Handvoll Sinne wieder, ich ſcheute um mich, und erblickte den großen Maſt zu meiner Rechten, und den Fockmaſt zu meiner Linken. Ich ſchwang mich auf den großen Maſt, und betrachtete ſeufzend die traurige Verwüſtung um mich her. Keine lebendige Seele außer mir! ich war nahe der Verzweiflung, mein Seel ſo war ich! Ich verfluchte die Stunde meiner Geburt um der Stunde meines nahen Todes willen. Ich dachte an meinen Vater ohne Thränen, an Gott mit Murren; ſchon wollt' ich verkürzen meine Todesangſt,

angſt, und mich ſelbſt in den Fluten begraben, ſiehe da ſteckte mein Pudel den Kopf aus den Wellen, und ſchwamm auf mich zu. Meine Empfindungen, in dem Augenblicke als ich den Pudel erblickte, kann ich nicht beſchreiben. Es ward mir ſo wehmüthig um's Herz, zum Erſtenmale ſeit den Jahren meiner Kindheit, ſchwammen Thränen in meinem Auge. „Guter Junge!“ rief ich: „komm und hilf deinem Herrn ſterben!“

Der Pudel ſchwamm näher und kletterte an dem Maſt in die Höhe, aber der Maſt drehte und rollte ſich unter mir ſo oft, daß ich mich nur mit Mühe erhielt, und der Pudel verſchiedenemal zurück plumpte. Ich ſuchte daher ein plattes Stück von des Steuermanns Kajüte zu erwiſchen, worauf ich mich ſammt meinem Pudel rettete.

Die Todesangſt hatte bisher die Empfindungen des körperlichen Schmerzens verdrängt, aber nun meldeten ſich die Folgen meines Luftſprunges. Das Rückgrad war mir wie gebrochen, und am Kopfe hatte ich zwo tiefe Wunden. Ich fiel in eine Art von Sinnloſigkeit und Betäubung, der Pudel leckte meine Wunden.

Gegen Abend kam ich wieder zu mir ſelbſt; ich warf meine Augen um mich her, in der Hofnung die Schaluppe zu erblicken, ſah ſie auch wirklich, aber ſie war ſehr weit. Die Sonne ging unter, und mit ihr meine letzte Hofnung. Ich fing an mich zum Tode zu bereiten, und Kinder! — wenn es nun ſo auf die Neige geht — Sapperment wie? das iſt kein Spaß. Da kommt das Gewiſſen, und ſpricht auch ein paar Worte mit. Dinge, von denen es Jahre lang geſchwiegen, die bringt es in der letzten Minute alle zu Markte, und verkauft ſie theuer, theuer! Das iſt fürchterlich! Bey jeder Handlung ſollte man ſich fragen: würdeſt du das auch wohl in der letzten Stunde deines Lebens thun? und dann geſchähe nichts Böſes.

Mir ſtieg das Alles auf einmal zu Herzen, mir ſchwebet mein alter Vater vor den Augen, und meine Mutter — es war eine bittere, bittere Nacht! mein Seel ſo war ſie! — aber ich danke dir Gott! jene Nacht hat mich zum guten Menſchen umgeſchaffen. Ich war ein roher Wüſtling, derb mußte es kommen, wenn ichs fühlen ſollte. — Nun wie weiter? ich ließ mich die ganze Nacht von den Wellen herumtreiben, mein Pudel winſelte an meiner Seite. Endlich brach der Tag an, und Kinder — denkt euch meine Freude! die Schaluppe war kaum einen Büchſenſchuß von mir entfernt. Ich ſchrie was ich ſchreyen konnte: rettet den armen Ortenberg!

Einige Matroſen hörten mich. Ortenberg lebt noch! riefen ſie, und näherten ſich. Da aber das Kajütenſtück worauf ich ſaß, noch immer zwiſchen den übrigen Trümmern herumtrieb; ſo wagten ſie es nicht, näher zu kommen, aus Furcht an den großen Stücken zu ſcheitern. Sie lockten meinen Pudel, mein Pudel wich nicht von mir. Sie verlangten, ich ſollte hinüber ſchwimmen, meine Wunden hatten mir nicht ſo viel Kräfte gelaſſen.

Endlich warf ſich der Trompeter ins Meer, und brachte mir ein Tau, das ich um meinen Leib wand. So kam ich glücklich in die Schaluppe, wo ich van Hoorn, den erſten Steuermann antraf. Sie betrachteten mich lange mit ſchweigender Verwunderung, und erlaubten mir, mich hinten in der Schaluppe in eine Art von Kämmergen zu begeben, worinn zwey Menſchen ſitzen konnten. Hier erholte ich mich etwas vom Schmerz und Schrecken.

Was war zu thun? ich rieth van Hoorn bis zum völligen Anbruch des Tages bey den Trümmern zu bleiben, um einige Lebensmittel zu retten (deren man in der Eil nur ſehr wenige mit ſich genommen) und vielleicht einen Kompaß zu finden, erfuhr aber, daß der zweyte Steuermann den Kompaß aus dem

Schranke genommen, als er gemerkt, daß die Schiffsequipage ſich zur Flucht bereite; dieſe hatten ihr Vorhaben ausgeführt, und der Steuermann war mit ſammt dem Kompaß in die Luft geflogen.

In Anſehung der Lebensmittel hielt van Hoorn nicht für gut, meinen Rath zu befolgen, ohngeachtet ich ihm verſicherte, daß ich am Abend, als ich auf dem großen Maſt ſaß, von Speck und Käſe umringt geweſen. Wir ruderten immer drauf los, in Hofnung bey Sonnen-Aufgang Land zu erblicken. Die Sonne ging auf, die Trümmer des Schiffes waren uns aus dem Geſichte, und Land ſuchten unſere Blicke vergebens. Den Leuten entfiel der Muth. Sie machten mich zu ihrem Kapitain, weil ſie wußten, daß ich der Schiffarth kundig. Ich ſchleppte mich aufs Verdeck, wo ich die Equipage überſah, welche kraftlos die Ruder ſinken ließ. Ich frug nach dem Vorrath von Lebensmitteln, man zeigte mir ſieben oder acht Pfund Zwieback, und das war es auch Alles.

Sogleich verbot ich zu rudern, denn womit ſollten ſie ihre Kräfte auffriſchen, da wir nichts zu eſſen hatten. Ich befahl ihnen ihre Hemden auszuziehn, um Segel daraus zu machen. Aber wo Zwirn hernehmen? Raſch griffen wir zu den Seilen, die auf Nothfall in der Schaluppe liegen, und wickelten Fäden daraus los, aus dem was übrig blieb, machten wir Schoten und Smeyte. So hatten wir bald alle unſere Hemden zuſammengeflickt, und kleine Segel daraus verfertigt; eben das thaten auch die Andern im Boot.

Unſerer waren in allem noch zwey und ſiebenzig, nemlich ſechs und vierzig in der Schaluppe und ſechs und zwanzig im Boot. In Rückſicht meines zerſchmetterten Körpers verſorgte man mich mit einem blauen Matroſen Mantel und einem Kiſſen, der einzigen Bedeckung, die wir vorräthig hatten. Der Schiffschirurgus war mit uns, aber ohne einiges Medikament. Er legte gekauten Zwieback auf meine Wunden, und mit Hülfe der Natur, und meiner geſunden Säfte, beſſerten ſie ſich von Tage zu Tage. Ich hatte mein Hemde auch zu den Segeln hergeben wollen, aber man ließ es nicht zu.

Nun was geſchah? wir ſegelten mit friſchem Winde drauf los, unſere Wegweiſer waren die Sterne, deren Auf- und Untergang ich ſo ziemlich kannte. Wir hatten den zwanzigſten November, die Hitze des Tages war unerträglich, denn die Sonne ſtand gerade über unſern Köpfen, und während der Nacht klapperte die Kälte in unſern Zähnen, wofür nur mich allein mein Pudel ſchützte. Den ein und zwanzigſten, und die beyden folgenden Tage, beſchäftigten wir uns, einen Jakobsſtab zuſammen zu ſtoppeln, um die Höhe zu nehmen. Ich zeichnete einen Quadran auf das Deck, und ließ den Stock mit dem Kreuze, ſo gut es gehen wollte, zuſammen ſtümpern. Der Schiffs-Tiſchler beſaß auch einige Kenntniß vom Kompaß, und indem wir uns ſo wechſelſeitig die Hand boten, brachten wir endlich ein Ding zu ſtande, deſſen man ſich noch ſo ziemlich bedienen konnte. Ich zeichnete eine Seekarte auf ein Bret und mahlte Java und Sumatra, ſammt der Meerenge zwiſchen dieſen beyden Inſeln, darauf.

Am erſten Tage unſers Elends hatte ich die Höhe genommen, und gefunden, daß wir unter dem 5ten oder 6ten Grade ſüdlicher Breite, und alſo nur einige zwanzig Meilen vom Lande entfernt waren. Dieſe Beobachtungen wiederholt' ich täglich, aber wie weiter? die ſieben oder acht Pfund Zwieback hatten wir in gleiche Theile getheilt, und jeder bekam das ſeinige ſo lange es dauerte, ob wir gleich des Tages nicht mehr als eines Fingers groß zu uns nahmen. Zu trinken hatten wir auch nichts, wo ſollten wirs hernehmen? Wenn es regnete ſpreiteten wir die Segel aus, bis ſie ſich ganz voll geſogen hatten, und ließen hernach das Waſſer in zwo kleine Tönngen laufen, die einzigen die wir hatten. Sie dienten uns an trocknen Tagen unſern Durſt zu löſchen, ein alter Schuh war unſer Becher, unſere Schöpfkelle.

Trotz dieſes äußerſten Mangels, wollte man mich dennoch zwingen, zu eſſen und zu trinken bis zur Sättigung, weil, wie man ſagte, man meiner Hülfe benöthigt, und die Verringerung der Lebensmittel, auf eine ſo große Menge Menſchen unmerklich ſey. Aber ich nahm nichts mehr als die übrigen; der einzige Betrug, den ich mir erlaubte, war, daß ich meinem Pudel dann und wann ein klein Stück Zwieback zuſteckte. Das Boot war in der nemlichen verzweifelten Lage, und fürchtete noch überdieß durch Sturm, oder andere Zufälle, einmal plötzlich von uns weggetrieben zu werden, beſonders da die Schaluppe beſſer ſegelte, und Niemand im Boot war, der das Seeweſen hinlänglich verſtand. Sie baten uns daher oft und inſtändig, ſie aufzunehmen, aber unſere Leute wollten nicht, aus Furcht uns ſämmtlich der äuſſerſten Gefahr auszuſetzen.

Endlich erreichten wir den Gipfel unſers Elendes, der Zwieback war zu Ende, und noch kein Land. Der Hunger wütete in unſern Eingeweiden — ich mußte ſehn — daß man meinen Pudel — der mir meine Wunden geleckt — meine Füſſe gewärmt hatte —

Hier ſteckte Ortenberg, eine unwillkührliche Thräne drängte ſich mit Gewalt in ſein Auge, er wollte ein paarmal wieder anfangen, der Hals war ihm zugeſchnürt, allen ward weh ums Herz.

„Hört einmal Kinder!“ platzt' er endlich heraus: „ich darf von dem Pudel nicht „mehr ſprechen, mein Seel nicht!“ — Eine Pauſe. —

Nun was geſchah? Die Leute murrten; ich ſuchte mein bischen Beredſamkeit hervor, um ſie zu überreden, daß wir unmöglich mehr weit vom Lande ſeyn könnten, umſonſt! ſie ſagten mir ins Geſicht, daß ich ſie und mich ſelbſt betröge, und daß ich gerade in's offene Meer hinausſegelte, ſtatt die Küſte zu ſuchen.

In unſerer äußerſten Noth führte das Ohngefähr eine Schaar Möwen herbey, die ſo langſam über unſerer Schaluppe ſchwankten, daß jeder mit leichter Müh einige ergrif. Sie wurden ſogleich gerupft und roh verzehrt. Welch ein Leckerbiſſen! Honig ſchien uns Wermuth gegen dieſe Speiſe. Aber was iſt eine Mahlzeit, für zwey und ſiebenzig ausgehungerte, kraftloſe Menſchen? Zwey bleyerne Tage verſtrichen, und der Hunger kehrte doppelt wütend zurück.

„Da wir einmal ſterben müſſen," rief van Hoorn: „ſo laßt uns alle zuſammen „ſterben! Laßt uns unſere Brüder aus dem „Boot herübernehmen!"

Der Vorſchlag fand dießmal keinen Widerſpruch, wir nahmen Menſchen, Ruder und Segel aus dem Boot, und überließen es den Wellen. Nun hatten wir dreyßig Ruder in der Schaluppe, die wir auf die Bänke vertheilten. Wir beſaßen auch ein großes Segel, einen Fockmaſt, einen Beſansmaſt und ein Bogſpriet. Die Schaluppe hatte ſo viel Raum, daß ein Menſch unter den Rudern ſitzen konnte. Ich theilte die Matroſen in zwey Theile, die eine Hälfte ſaß, während die andere arbeitete, und ſo löſten ſie einander ab.

Noch einmal führte der Himmel, zu Friſtung unſers Lebens, eine Menge fliegende Fiſche, ſo groß als die größten Weislinge herbey. Sie quollen gleichſam aus dem Meere hervor, und einige flogen ſogar bis in die Schaluppe. Gierig warfen wir uns drüber her, und verſchlangen ſie roh. Wieder nur eine kurze Hülfe! doch hatten wir keine Kranke unter uns, worüber ich um ſo mehr erſtaunte, da einige meinen Rath verachtet, und Seewaſſer getrunken hatten; einige nagten an Flintenſteinen und Kugeln, andere tranken ihren eigenen Urin.

So wuchs unſer Elend von Stunde zu Stunde, ſo ſahen wir den Tod Schritt vor Schritt ſich nähern. Der Himmel ſandte weder Regen, noch Möwen, noch fliegende Fiſche mehr zu unſerer Hülfe, und die gräßlichſte Verzweiflung verzerrte unſere hagern Geſichter. Die Leute betrachteten ſich untereinander mit einer Art von Wildheit, ihre gierigen Blicke ſchienen das Fleiſch ihrer Nachbarn zu verſchlingen. Einige fingen ſchon an zu murmeln, daß kein anderes Mittel mehr übrig ſey, und daß man bey den jungen Leuten den Anfang machen müſſe. Ich ſchauderte, mein Muth ſank — ich richtete meine Augen gen Himmel, und bat Gott, uns nicht über unſere Kräfte zu verſuchen. Ich flehte in den beweglichſten Ausdrücken um Gnade für die jungen Leute, ich zeigte ihnen meine Seekarte und Beobachtungen eines jeden Tages, und brachte es endlich mit van Hoorns Hülfe ſo weit, daß ſie mir noch eine Friſt von drey Tagen zugeſtanden, zugleich

gleich aber einen gräßlichen Fluch darauf ſetzen, ihren abſcheulichen Vorſatz auszuführen, wenn ich ihnen binnen dieſer Zeit kein Land zeigen würde.

So verſtrichen die Stunden unter den grauſamſten Quaalen des Leibes und der Seele. Mich ſelbſt hätte beynahe die Verzweiflung übermannt, dem mörderiſchen Entſchluß beyzuſtimmen; aber am andern Morgen hatte die letzte Kraft uns verlaſſen. Die meiſten vermochten nicht mehr von ihren Plätzen aufzuſtehn, van Hoorn konnte ſich weder regen noch bewegen. Ohngeachtet meine Wunden mich ſehr geſchwächt hatten; ſo war ich doch noch Einer der ſtärkſten, und konnte mich von einem Ende des Deckes bis zum andern ſchleppen.

Nun wie weiter? es war der zweyte December und der dreyzehnte Tag ſeit unſerm Schiffbruch. Der Himmel bewölkte ſich, es fiel ein ſtarker Regen, der uns ein wenig erfriſchte. Die Luft war ſtill, ſo daß wir die

Segel ausbreiten konnten, jedermann ſchleppte ſich darunter und trank nach Belieben, die beyden Tönngen blieben noch überdieß gefüllt.

Ich ſtand eben damals am Steuer, beobachtete meine Karte, und urtheilte, daß wir unmöglich weit mehr vom Lande ſeyn könnten. Ich hofte ſogar, daß der Himmel ſich aufklären würde, während ich dieſen Poſten behauptete, und ich beſtand lange darauf, mich nicht ablöſen zu laſſen. Aber Nebel, Regen und rauhe Luft vertrieben mich endlich. Einer der Quartiermeiſter nahm meinen Platz, und ich verkroch mich unter der Menge, um mich wieder zu erwärmen.

Kaum war eine Stunde verfloſſen, als es heller wurde, und der Quartiermeiſter am Steuer plötzlich „**Land!**“ rief. Potz Blitz! wie ſprang ein Jeder auf ſeine zwey Beine; das Wörtchen **Land** ſchien uns neue Kraft einzuhauchen, alle wollten ſelbſt ſehn, Einer kletterte über den Andern weg, und es fehlte nicht viel, ſo wären vor lauter Drängen, und Drücken, und Stoßen, ein Paar über Bord gepurzelt. Der Kerl hatte recht geſehn, Gott ſey Dank! es war Land. Die Leute weinten wie die Kinder, Einer rannte wider den Andern, aus purer, klarer Freude waren ſie alle verblüfft wie die Ochſen, mein Seel ſo waren ſie! Ich hatte Müh genug, ſie zur Arbeit zu bringen, aber nun ging es auch ſo raſch, als hätte Jeder einen Hammelsbraten zum Frühſtück verzehrt. Wir liefen mit vollen Segeln gerade auf die Küſte los, aber die Brandung war ſo ſtark, daß wir nicht wagen durften uns zu nähern. Zum Glück hatte die Inſel eine kleine Bucht, wo wir endlich Anker warfen, und leicht wie die Gemſen an's Ufer ſprangen.

Sogleich verſtreuten wir uns in die Wälder, um Nahrung zu ſuchen. Ich warf mich auf die Erde, die ich mit thränenden Augen küßte. Es iſt ein ſüßer, unausſprechlicher Augenblick, der Erſte nach überſtandener Gefahr. Ich war ſo froh und fröhlich, vergaß Alles was ich verlohren hatte, dachte nicht bebend an die Zukunft, verweilte ſelbſt zufrieden bey der Gefahrvollen Vergangenheit, that mir in meinem Sinne was darauf zu gute, ließ mich gern an den oder jenen Umſtand erinnern — — nur nicht an den Verluſt meines Pudels.

Nun wie weiter? da war nichts auf der Inſel als Cocos-Nüſſe, und nicht ein Tropfen ſüß Waſſer. Wir labten uns an dem Saft, den die friſchen Nüſſe in ſich haben, und ſpeiſten den harten Kern der ältern. Der Saft ſchmeckte uns damals beſſer als Kapwein, und wäre heilſam geweſen, hätten wir nur mäßig davon genoſſen. Aber Leuten, die dreyzehn Tage gehungert hatten, war es ſchwer die Mäßigkeit zu predigen, hab' ich nicht Recht Patron? — Noch am ſelben Abend lagen wir ſammt und ſonders hingeſtreckt in den Sand, krümmten uns wie die

Würmer, und das dauerte bis an den Morgen.

Darauf machten wir die Runde um die ganze Inſel herum, da war keine menſchliche Seele. Hin und wieder wohl Merkmale, daß dann und wann Menſchen da geweſen, aber übrigens Cocos-Nüſſe und damit Holla!

Was war zu thun? wir füllten die Schaluppe mit alten und friſchen Nüſſen, und lichteten gegen Abend den Anker, des Vorſatzes, die Inſel Sumatra zu ſuchen, die wir auch am andern Morgen erblickten, denn die Inſel, von der wir herkamen, lag nur wenige Meilen davon. Wir fuhren an der Küſte von Sumatra gegen Weſten hin, ſo lange unſer Proviant dauerte, bis uns endlich die Noth zwang zu landen. Aber das iſt nicht ſo leicht als es ausſieht, wie? die Brandung iſt teufelmäßig wild. Fünf unſerer beſten Schwimmer kamen glücklich hinüber und liefen längs der Küſte hinab, einen bequemen Ort zu ſuchen, und da ſie endlich einen Fluß fanden, gaben ſie uns Zeichen näher zu kommen.

Wir thatens. Gerade vor der Mündung des Fluſſes lag eine Bank, gegen welche das Meer ſich wütend brach. Mir kam das Ding nicht kauſcher vor, wenigſtens wollte ich nichts wagen, ohne die Einwilligung Aller. Ich ſtellte die Leute ſämmtlich in zwo Reihen, und frug einen Jeden um ſeine Meinung; die Teufels Kerls meynten alle, man müſſe der Gefahr trotzen. Nun in Gottes Namen! ich bin auch dabey. Ich ſtellte zwey Matroſen mit Ruder, zu jeder Seite des Hintertheils, um nöthigen falls abzuſtoßen, van Hoorn nahm das Steuer in die Hand, um die Brandung gerade zu durchſchneiden. Aber was geſchah? Die erſte Welle füllte die Schaluppe halb mit Waſſer, da mußte ſchöpfen wer ſchöpfen konnte, mit Hüten und Schuhen, und was bey der Hand war. Platſch kam die zwote Welle, und bedeckte uns ſo, daß wir vom hellen lichten Tage nichts mehr wußten, und weder ſteuern, noch rudern, noch ſchöpfen konnten. Kinder! ſchrie ich: haltet die Schaluppe im Gleichgewicht, und ſchöpft mit Händen und Füßen, ſonſt ſind wir verlohren. Da kam die dritte Welle — ich befahl meine Seele Gott, ſo that ich; aber die Brandung war ſchon ſo kurz, daß wir nur wenig Waſſer bekamen, und da die Flut im Augenblick wieder ablief, ſo half uns Gott endlich durch.

Wir koſteten das Waſſer, Heyſa! es war ſüß. Ueber dieſer Entdeckung vergaßen wir alle unſere Leiden. Wir landeten zur Rechten, wo das Ufer mit ſchönen Kräutern bedeckt war, worunter wir auch eine Art kleine Feigen fanden, die ich ſchon in Holland gegeſſen hatte. Potz Blitz! wir ließen uns nicht lange nöthigen; ſaftige, reife Feigen, und ſüßes klares Waſſer, ſo gut war es uns lange nicht geworden.

Einige unſerer Leute, die ein wenig umhergeſchweift waren, fanden auf einer Landeſpitze

ſpitze Toback und Feuer. Wo Feuer iſt, da ſind auch Menſchen nicht weit. Wir holten unſere beyden Beile aus der Schaluppe, hieben Bäume um, und zündeten von Strecke zu Strecke große Feuer an. Die Matroſen ſetzten ſich darum, und dampften nach Herzensluſt den gefundenen Toback. Gegen Abend verdoppelten wir unſere Feuer, und aus Vorſicht ſtellte ich drey Schildwachen an die Zugänge unſers kleinen Lagers, hatt' ich nicht Recht Patron, wie?

Der Mond war im Abnehmen, die Hälfte der Nacht verſtrich ohne andere Zufälle, als ein heftiges Schneiden im Leibe, denn wir hatten zu viel Feigen gegeſſen. Mir fing aber an etwas beſſer zu werden, und ich wollte ein Stündchen ſchlafen, als die Schildwache rapportirte, daß die Landes-Bewohner ſehr zahlreich anrückten.

Was konnten ſie vorhaben, wie? Stockpech-Rabenfinſter war es, ich ſchloß daraus, ihre Abſicht ſey eben nicht die freundſchaftlichſte.

lichſte. Der ganze Vorrath unſerer Waffen, beſtand in obbemeldeten zween Beilen, und einem alten, verroſteten Degen, dazu befanden wir uns alle ſo übel, daß wir uns kaum rühren konnten.

Was zu thun? wir wollten wenigſtens nicht unvertheidigt ſterben. Wir halfen einander auf die Beine, riſſen Jeder einen Brander aus dem Feuer, und ſtürzten damit auf den Feind los. Die Funken flogen weit umher, der Anblick war fürchterlich, auch liefen die Indianer wie gejagte Haſen. Sehr natürlich, wie? ſie konnten ja nicht wiſſen, wie viel unſerer ſeyn; und daß wir nicht mehr als einen verroſteten Degen bey uns hatten, das konnten ſie auch nicht riechen.

Sie zogen ſich ins Gebüſch zurück, und wir lagerten uns wieder um unſer Feuer, wo wir den Ueberreſt der Nacht dumm genug zubrachten, denn wir fuhren in die Höhe, wenn eine Eidechſe im Graſe ziſchelte. Van Hoorn

hatte

hatte ſich in die Schaluppe retirirt, um uns auf allen Fall, den Rücken zu decken.

Nun wie weiter? Am andern Morgen bey Sonnen-Aufgang, ſahen wir drey Inſulaner aus dem Holze auf uns zukommen. Ich ſchickte ihnen drey von unſern Leuten entgegen, welche die Reiſe nach Indien ſchon einmal gemacht hatten, und in der Sprache und den Landesgebräuchen ein wenig bewandert waren.

Von welcher Nation ſeyd ihr? war die erſte Frage.

„Arme, verunglückte Kaufleute aus Holland, deren Schiff verbrannt, und die um einige Lebensmittel bitten.“

Während ſie ſo mit einander kapitulirten, gingen die Indianer gerade auf die Schaluppe los, und gluptcn, und wollten wiſſen, ob wir auch mit Waffen verſehen wären? Proſt die Mahlzeit! ich hatte den Braten gerochen, und die Segel über die Schaluppe breiten laſſen.

„Frey-

„Freilich haben wir Waffen,“ hieß es:
„Muſketen genug, und Kugeln und Pulver
„mehr als wir verſchießen können.“

Da zogen ſie wieder ab, mit dem Verſprechen, Reiß und junge Hüner zu bringen. Sie hielten Wort, und wir gaben ihnen ungefähr achtzig Schilling, die wir aus allen unſern Taſchen zuſammen ſtoppelten, damit ſchienen die Kerls vollkommen zufrieden.

„Nehmt eine barſche Mine an,“ ſagte ich zu meinen Leuten: „und thut als ob ihr zu Hauſe wäret.“

Wir ſetzten uns mir nichts dir nichts ins Gras, und fingen an einzuhauen. Die drey Inſulaner ſtanden dabey und bewunderten unſern Appetit. Wir frugen ſie, wie das Land heiße? ſie ſprachen einen Haufen kauderwelſches Zeug, aber das Wort Sumatra war nicht darunter. Indeß blieben wir doch bey unſerer Vermuthung, denn ſie nannten Java und zeigten mit der Hand nach der Gegend, wo es unſerer Rechnung nach liegen mußte.

Wer war froher als wir! denn weil ſichs nun einmal ohne Bouſſole nicht gut in die Welt hineinſchifft, ſo waren wir immer in Furcht, auf der großen Steppe des Meeres, von Morgen gegen Abend und wieder von Abend gegen Morgen getrieben zu werden, ohne jemals unſern Zweck zu erreichen. Und was war denn unſer Zweck? einen holländiſchen Hafen zu finden, und unter Chriſten zu gerathen. Dummkopf der ich war! mir iſts nie hundsfüttiſcher ergangen, als unter den Chriſten, und die ſchönſte Zeit meines Lebens habe ich mit einem Heiden zugebracht, mein Seel ſo hab' ich!

Nun was geſchah? Alles war gut, die Leute waren friſch und geſund, einem Jeden zappelte das Herz, wieder in See zu ſtechen, aber an Lebensmitteln litten wir Mangel. Wir erblickten in der Ferne eine Art von Dorf, ich entſchloß mich, nebſt noch vier andern, in einem kleinen Boot die Fahrt den Fluß hinauf zu wagen, um für den Reſt unſers Geldes ſo viel Mundproviſion zu kaufen, als wir nur immer würden fortbringen können.

Wir landeten glücklich. Ich ſandte ſogleich an van Hoorn Reiß und Hüner, um es ſammt der Schiffsequipage zu verzehren. Was mich betrift, ſo hielt ich mit meinen vier Geſellen eine vortrefliche Mahlzeit. Auch ihr Getränke, das ſie Gott weiß aus welchem Baume zapfen, behagte nicht übel, und wäre mir beynahe zu Kopfe geſtiegen. Während wir ſo offene Tafel hielten, ſtanden die Inſulaner um uns herum; wenn wir in die Schüſſel fuhren, fuhren ſie mit gierigen Blicken hinterdrein, und ehe wir noch den Biſſen in den Mund ſteckten, hatten ſie ihn ſchon mit den Augen verſchlungen. Nach der Mahlzeit erhandelte ich einen Büffel, aber die Beſtie war ſo wild, daß wir ihn weder greifen, noch vor uns hertreiben konnten.

Die Zeit verſtrich, es war Abend. Ich wanderte nach dem Boote zu, in der Abſicht, lieber am andern Morgen zurück zu kommen, aber meine Leute baten mich inſtändigſt, ſie die Nacht über im Dorfe zu laſſen, unter dem Vorwand, ſie würden den Büffel im Finſtern beſſer greifen können. Ich warnte ſie, aber ſie gaben nichts drauf, und ſo ließ ich ſie thun was ſie Luſt hatten.

Als ich nicht weit mehr vom Ufer des Fluſſes war, fand ich einen Haufen Inſulaner, die ſich, nach ihren Geberden zu urtheilen, unter einander zu berathſchlagen ſchienen, ob ſie mich ſollten ungehindert reiſen laſſen, oder nicht. Was war zu thun? ich nahm zwey davon bey den Armen, und ſtieß ſie mit der Mine eines Befehlshabers, der nicht gewohnt iſt Widerſpruch zu hören, auf das Boot zu. Sie ſahen mich wild an, ſtiegen aber doch ein, ſetzten ſich, der Eine hinten. der Andere vorne, und fingen luſtig an zu rudern. Ich bemerkte einen Dolch, oder

Creid, wie die Kerls es nennen, an ihrer Seite, und folglich waren ſie Herrn meines Lebens.

Nach einer kleinen Weile kam der hinterſte zu mir, in die Mitte des Bootes, wo ich ſtand, und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß er Geld haben wolle. Ich zog eine kleine Münze aus meiner Taſche, und reichte ſie ihm hin. Er betrachtete ſie Anfangs mit ungewiſſen Blicken, wickelte ſie aber doch endlich in das Stück Leinewand, das er um den Leib trug. Natürlich wollte der Vorderſte nicht leer ausgehn, er kam und machte mir die nemlichen Zeichen. Ich reichte auch ihm ein Stück Geld, das er hin und her drehte, und auf beyden Seiten betrachtete, aber noch weit ungewiſſer ſchien, als der Erſte, ob er es nehmen, oder mich über den Haufen ſtoßen ſollte. Das wäre ihm ein Leichtes geweſen, denn ich war unbewaffnet.

Sapperment wie? das war kein Spaß. Ich fühlte die Größe der Gefahr, mein Herz ſchlug mir bis unter die Kinnlade. Indeß ruderten wir luſtig den Fluß hinunter, um ſo ſchneller, da die Ebbe uns hob. Als wir ohngefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fingen meine beyden Führer an, ziemlich hitzig mit einander zu ſprechen, und alle ihre Bewegungen ſchienen die freundſchaftliche Abſicht anzudeuten, mich zu gleicher Zeit von vorne und hinten zu durchbohren. Ich kanns nicht leugnen Patron, ich zitterte an allen meinen Gliedern, wie die Spitze einer Flagge wenn der Wind zweydeutig iſt, kurz und gut! ich fing in der Angſt meines Herzens an zu ſingen, mein Seel ſo that ich, und ſang mit ſo heller, kreiſchender Stimme, daß die Wälder an beyden Ufern davon wiederhallten. Die Kerls lachten aus vollem Halſe, und ſperrten das Maul dabey ſo weit auf, daß ich ihnen bis in den Schlund hinabſehen konnte. Aus ihren Geberden ſchloß ich, daß ſie nicht die geringſte Furcht oder Mißtrauen bey mir vermutheten, und ſo erfuhr ich an meinem eigenen Beyſpiel, was ich oft gehört, aber nie geglaubt hatte: daß ein hoher Grad der Furcht den Menſchen zum ſingen bewegt.

Da ich merkte, daß das Mittel anſchlug, ſo blöckte ich immer fort, während das Boot mit großer Schnelligkeit den Fluß hinabfuhr, ſo daß ich in kurzem unſere Schaluppe zu Geſicht bekam. Sogleich gab ich meinen Leuten unvermerkt ein Zeichen mit dem Schnupftuche, ſie ſahen es und liefen herbey.

Nun ſuchte ich den Inſulanern begreiflich zu machen, daß, um zu landen, ſie beyde am Schnabel des Bootes ſtehen müßten; weil mir bange war, Einer würde mich beym Ausſteigen von hinten attakiren. Hatt' ich nicht Recht Patron, wie? Sie gehorchten ohne Widerrede, und ſo kam ich endlich wohlbehalten wieder zu den Meinigen.

Ehe die beyden Indianer ihren Rückweg wieder antraten, zogen ſie ſorgfältige Erkundigung ein, wo wir Alle die Nacht zubrächten? wir zeigten auf einige Zelte, die wir aus Zweigen und Blättern zuſammen geflickt hatten. Sie frugen abermals, wo van Hoorn und ich ſchliefen? weil wir ihnen die angeſehenſten unter dem Haufen zu ſeyn ſchienen. Wir antworteten ihnen: „in der Schaluppe unter den Segeln,“ worauf ſie wieder in ihr Boot marſchirten und abſtießen.

Ich erzählte den Leuten Alles was mir dort begegnet war, und machte ihnen Hoffnung, unſere vier Zurückgebliebenen, ſammt dem erhandelten Büffel, am andern Morgen bey uns zu ſehn. Die Nacht verſtrich in Todtenſtille, die Sonne ging auf, aber Niemand ließ ſich ſehn. Uns ward bange um die armen Kerls.

Nicht lange ſo erblickten wir zwey Inſulaner, die einen Büffel vor ſich hertrieben; aber ich ſah bald daß es nicht der war, den ich Tages vorher gekauft hatte. Einer unſerer Leute, der ſo halb und halb die Sprache kauderwelſchte, frug um die Urſache dieſes Tauſches, und wo unſere vier Gefährten geblieben? Sie wandten vor, der erſte Büffel ſey allzu wild und unbändig geweſen, und unſere Leute kämen mit einem zweyten nach. Das Ding kam mir etwas verdächtig vor, denn der Büffel, den ſie uns da herbey geſchleppt hatten, war eben ſo toll und unbändig als der Geſtrige. Ich ließ ihn deshalb ſogleich vor den Kopf keulen, bis er fiel.

Als die beyden Schwarzen ihn fallen ſahen, brachen ſie in ein fürchterliches Geheul aus. Auf dieſen Lärm ſtürzten zwey- bis dreyhundert Inſulaner aus dem Walde hervor, und liefen nach der Schaluppe zu, vermuthlich um uns den Weg zur Flucht abzuſchneiden, und uns alsdann mit mehrerer Bequemlichkeit Stück vor Stück zu maſſacriren. Drey der unſrigen, die in einiger Entfernung ein Feuer gemacht hatten, wurden es zuerſt gewahr, und gaben uns ein Zeichen. Ich hob meine Augen auf, und ſah von einer andern Seite vierzig oder funfzig neue Feinde auf uns zuſtürzen.

Was war zu thun? ich ſprach meinen Leuten Muth ein: „es ſind nackte Lumpenhunde, ſo ſind ſie!“ rief ich ihnen zu: „laßt uns fechten auf dem Blachfeld, ich gebe euch mein Wort, wir ſtöbern ſie auseinander.“ Aber dießmal hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das Geſchmeiß mehrte ſich von Augenblick zu Augenblick, die meiſten waren mit Schilden bewaffnet, und trugen in der Fauſt eine Art von kurzem Degen.

Fort in die Schaluppe! rief ich den Meinigen zu; denn es wäre Unſinn geweſen, ein unbewaffnetes Häuflein gegen die zahlloſe Menge fechten zu wollen, ein Sandkorn gegen eine Meereswelle. Wir liefen aus allen Kräften auf die Schaluppe zu, und diejenigen, die ſie nicht geſchwind genug erreichen konnten, ſtürzten ſich in's Waſſer, und ſchwammen an Bord. Der Feind hitzig hinter uns her.

Unglücklicherweiſe waren wir gar nicht auf die Abfahrt vorbereitet, und alle Segel, in Form der Zelte, über die Schaluppe geſpreitet. Was zu thun? ein Theil von uns arbeitete aus allen Kräften, um flott zu werden, indeß wir Andern uns mit den beyden Beilen. und dem alten verroſteten Degen vertheidigten ſo gut wir konnten. Was halfs! die Letzten wurden dennoch von den Schwarzen, mit ihren Zagayen, einer Art Lanzen mit Wiederhaaken, durchbohrt, ſo daß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe hiengen.

Der Schiffsbecker, ein großer, wohlgemachter Kerl, haute mit dem Degen um ſich herum, daß es eine Luſt war. Ich ließ das Ankertau kappen, und ſo wurden wir endlich flott. Die Inſulaner wadeten uns noch eine Zeitlang im Waſſer nach, aber bald verlohren ſie Grund unter den Füßen, und mußten ihren Raub fahren laſſen. Wir gaben uns alle Mühe, den unglücklichen Reſt unſerer Leute aufzufiſchen, die noch hin und wieder im Fluſſe herumſchwammen. Wer nicht tödtlich verwundet war, kam glücklich an Bord, und ſiehe da erhub ſich ein Landwind, der uns wohlbehalten durch Sandbänke, Klippen und Brandungen hindurch führte.

Unſere Feinde hatten wohl vermuthet, wir würden da Schiffbruch leiden, und waren auf der äußerſten Spitze des Kaps verſammelt; aber Proſt die Mahlzeit! wir ſchwenkten unſere Hüte, machten ein Freudengeſchrey, und ſegelten mit vollem Winde von dannen.

Kaum waren wir außer Gefahr, als ich bemerkte, daß der ehrliche Becker, der ſich ſo brav gehalten, von einer vergifteten Lanze verwundet worden, die Wunde war über dem Nabel, die umgebenden Theile begannen bereits ſchwärzlich zu werden. Ich fing an in das Fleiſch hinein zu ſchneiden, um das Weiterfreſſen des Giftes zu hindern, aber die Schmerzen, die ich dem armen Kerl machte, waren umſonſt, er fiel todt zu meinen Füßen, und wir gaben ſeinen Leichnam der See.

Ich überzählte meine Gefährten, es fehlten ſechzehn, eilfe davon waren am Ufer getödtet worden. Ueber das unglückliche Schickſal, der vier im Dorfe Zurückgelaſſenen, blieben wir in Ungewißheit, aber wahrſcheinlich wurden ſie das Erſte Opfer, der Grauſamkeit der Schwarzen.

Wir fuhren längs der Küſte hinab, unſer Mundvorrath beſtand in acht Hünern und ein wenig Reiß, davon ſollten funfzig Menſchen ſatt werden, wie? das konnte nicht lange dauern, ſo jagte uns der Hunger wieder an's Land. Ein Haufen Leute am Ufer nahm bey unſerer Landung die Flucht, Was zu thun? Lebensmittel von ihnen zu bekommen, war ſchlechte Hofnung, nach der ungünſtigen Aufnahme, die wir ſchon einmal erfahren müſſen. Indeß fanden wir doch ſüßes Waſſer, und die benachbarten Felſen trugen Auſtern und kleine Meerſchnecken, die wir mit großem Appetite verzehrten, und mit Pfeffer würzten, wovon ich, bey der Verproviantirung im Dorfe, einen ganzen Hut voll eingekauft und gerettet hatte.

Nachdem wir alle ſatt waren, belud ein Jeder ſeine Taſchen mit Auſtern und Meerſchnecken ſo viel er tragen konnte, die beyden Tönngen wurden mit ſüßem Waſſer gefüllt, und ſo marſchirten wir wieder in unſere Schaluppe.

Als wir abſtießen, ſchlug ich vor, ein wenig weiter in See zu ſtechen, um ein größer Stück Weges zu machen. Man befolgte meinen Rath, aber was geſchah? die einbrechende Nacht führte uns einen derben Sturm über den Hals, der uns weidlich herumwarf. Wir zitterten, alle Augenblick von einer Welle verſchlungen zu werden, entrannen aber dadurch mancher andern Gefahr, denn wären wir längs der Küſte hinabgefahren,

gefahren, mein Seel, der Sturm hätte uns an eine Klippe geſchleudert, oder wir hätten in der nächſten Bay landen müſſen, wo, wie wir hernach erfuhren, abgeſagte Feinde der Holländer wohnten, die unſere Nation mit Feuer und Schwerdt verfolgten.

Bey Tages Anbruch legte ſich der Wind, und drey Inſeln lagen vor unſerer Naſe. Wir beſchloſſen auszuſteigen, weil wir hoften einige Nahrung zu finden, ob ſie gleich unbewohnt ſchienen. Wir ruderten auf die erſte die beſte zu, und fanden ſie voll Bambus-Rohr, ſo dick als mein Bein. In der Noth lernt man Alles brauchen. Wir höhlten eine Menge davon aus, bis auf den Boden, füllten ſie mit ſüßem Waſſer und verſtopften ſie oben. Auf dieſe Weiſe hatten wir unſre beyden Tönngen multiplicirt. Wir trafen auch Palmbäume an, deren Frucht uns zur Speiſe diente, das wars aber auch Alles. Wir liefen von einem Ende der Inſel bis zum andern, aber hier Palmbäume, und dort Bambusröhre, und damit Holla!

Am andern Morgen bey Sonnen-Aufgang, erſtieg ich den Gipfel eines hohen Berges, der vor uns lag, mir ahndete irgend eine Entdeckung. Nun da ſtand ich und gafte, und konnte lange nichts herausgaffen; mein Blick verlohr ſich in Gottes großer, unermeßlicher Schöpfung. Endlich nachdem ich lange genug geblinzelt, und aus meiner Hand ein Sehrohr gemacht hatte, kam mirs vor, als ſähe ich in unendlicher Ferne, zwey große blaue Berge. Es fiel mir bey, daß mein ehemaliger Principal, Hans Heinrich van Schouten, Gott gebe ihm einen guten Tag! der zweymal in Oſtindien geweſen war, mir oft erzählt hatte, daß auf Java zwey große Berge ſeyen, die in der Ferne blau ſchienen. Ich calculirte weiter: „wir ſind „auf dieſe Inſel gekommen, indem wir die „Küſte von Sumatra links liegen ließen, dieſe Berge ſind zur Rechten, zwiſchen beyden

„ſchweift mein Auge hindurch, ohne Land zu „entdecken, zwiſchen Sumatra und Java iſt „eine Meerenge — Holla! wir ſind auf der „rechten Fahrt!“ hatt' ich nicht Recht Patron, wie?

Ich ſprang vom Felſen herab, wie eine Gemſe, und holte van Hoorn, aber ehe wir den Gipfel wieder erreichten, hatten die Wolken meine beyden blauen Berge verſchlungen. Indeß die Berge exiſtirten doch, ich hatte ſie geſehn. Van Hoorn fand meine Conjecturen nicht unwahrſcheinlich, und wir klimmten herab, um dieſe Entdeckung unſern Gefährten mitzutheilen.

Heyſa! das war eine Freude. Die Leute trugen ſingend und tanzend Palmfrüchte und Bambusröhre in die Schaluppe. Der Wind war gut, wir lichteten die Anker, und ſteuerten gerade auf die beyden blauen Berge loß.

Um Mitternacht erblickten wir Feuer, wir hielten es lange Zeit für ein Schiff, aber es war eine Inſel am Eingang der Meerenge. Kaum waren wir da vorbey, ſo ſahen wir wieder Feuer auf einer andern Seite, und erkannten daß es Fiſcher waren. Bey Anbruch des Tages wurden wir durch eine Windſtille aufgehalten, aber — Gott ſey gelobt! ohne es zu wiſſen, waren wir bereits an der Küſte von Java, mein Seel ſo waren wir!

Ein Matroſe, der am Maſt hinaufgeklettert war, ſchrie plötzlich daß er eine Flotte entdeckte, und zählte bis drey und zwanzig Schiffe. Unſere Freude war unausſprechlich, wir hüpften und ſprangen und umarmten einander mit Thränen. Sobald ſich ein Lüftchen erhub, ſteuerten wir auf die Flotte zu. Gütige Vorſicht! (Ortenberg nahm den Hut ab, und eine Thräne blinkte unter ſeinen dicken Augenbraunen) es war eine holländiſche Flotte, und wir warfen uns in die Arme unſerer Landsleute und Freunde.

Der Admiral van Ternaer mußte eben mit ſeinem Sehrohr in der Gallerie ſtehn, und da das Sonderbare unſerer Segel, und übrigen Equipage ihm auffiel, ſo ſchickte er uns ſeine Schaluppe entgegen. Lieber Gott! es waren Bekannte von uns, wir waren im Teſſel zuſammen unter Segel gegangen, und hatten uns nachher getrennt.

Sie nahmen mich und van Hoorn in die Schaluppe und brachten uns an Bord des Admiralſchiffes. Wir wurden angeſtaunt, und van Ternaer empfing uns wie Brüder. Er mochte wohl merken, daß wir guten Appetit hatten, denn er ließ ſogleich die Tafel decken, und ſetzte ſich mit uns zu Tiſche. Als ich nun zum Erſtenmal wieder Brod ſah — guter Gott! da war es mir ſo eng ums Herz, daß mir die Thränen in die Augen traten, und ich lange Zeit nicht zu ſchlucken vermochte. Unſere übrigen Leute kamen bald nach, und wir wurden ſämmtlich auf die Schiffe vertheilt.

Ja, das war Alles recht gut, aber nun wie weiter? Die romanhaften Grillen waren mir ſo ziemlich vergangen, meine Begierden nach Abentheuern geſättigt, wo nun Brod hernehmen, und Dach und Fach?

Wir kamen nach Batavia, die Leute drängten ſich um mich und meine Kameraden her, und ſtaunten uns an, und horchten mit offenem Maule, und ſchauderten bey unſerer Erzählung; aber das wars auch Alles! unſere Blöße zu decken, unſern Hunger zu ſtillen, daran dachte Keiner; und Allmoſen betteln — pfui! lieber verhungern.

Zum Glücke hatte ich mich in meiner Jugend ſtark aufs Zeichnen gelegt, und konnte, wenn man mir ein Stück Pergament, und rothe und ſchwarze Kreide gab, leicht etwas hin ſudeln, das einem Menſchengeſichte ähnlich ſah. Dergleichen Köpfe zierte ich nach meiner Phantaſie, bald mit einem Hut, bald mit einem Turban, und verkaufte ſie für römiſche und türkiſche Kaiſer. Auf dieſe jämmerliche Weiſe ſchleppte ich mich von einer Stadt zur andern, beſuchte Balambuan, Panarucan, Tuban, und kam endlich nach Bantam im Meerbuſen von Jacatra.

Nun müßt ihr wiſſen, daß Bantam ein anſehnlicher Ort iſt, der großen Handel treibt. Da verſammeln ſich des Morgens um neun Uhr die Nationen der halben Welt auf dem Markte. Portugieſen, Araber, Türken, Malayen, Abyſſinier, Chineſer, Peguaner, Bengalen, Guzurater, Malabaren, das wimmelt untereinander, wie in Gottes großem Himmelreich, ſo ſtell' ich mir vor. Da werden keine unnütze Diſpüten gepflogen, über Glauben oder Unglauben, ein Jeder dient ſeinem Gott im Stillen, und hält das Maul, wie ſichs gebührt.

Wie ich nun ſo da ſtehe und gaffe, und mich nach irgend einem Brod-Erwerb umſehe, höre ich plötzlich hinter mir deutſch reden. Sapperment wie? das war Janitſcharenmuſik in meinen Ohren. Wie eine

Nürnberger Puppe am Drath gezogen, drehte ſich mein Kopf nach der Gegend, wo der liebliche Schall herkam, und ich erblickte einen Mann von mittlerem Alter, mit einem offenen, Zutrauen einflößenden Geſichte, in eifriges Geſpräch mit einem Andern verwickelt, der, wie ich hernach erfuhr, ein Hamburger Schiffer war.

Als ſie geendigt hatten, und der Hamburger ſeine Straße ging, faßte ich mir ein Herz, trat an den Mann mit dem guten Menſchengeſichte, und ſprach: „Herr ich bin „ein armer Deutſcher, Euer Landsmann, „Ihr ſeyd ein biederer Geſelle, das ſagt mir „Euer Blick; ſo thut denn ein Werk der „Barmherzigkeit, und ſchaft ehrliches Brod „einem Schiffbrüchigen, der all ſeine Haabe „verlohr. Arbeiten wollt' ich gern, ſo fehlt „es mir an Mitteln, und Niemand hat Zu„trauen zu einem Nackenden, betteln aber „mag ich nicht, und kann ich nicht.“

Der Mann begaffte mich vom Kopfe bis zum Fuße.

„Sey mir willkommen, Landsmann!“ ſprach er endlich: „ich thue gern ein Werk „der Liebe. Ich bedarf deiner Dienſte nicht, „aber ich will dir helfen wie ich kann.“

Drauf nahm er mich mit ſich in ſein Haus, ſpeiſte und tränkte mich, und enthielt ſich aller läſtigen Fragen, bis ich ſatt war. Aber am Ende der Mahlzeit, da hub er an mir auf den Zahn zu fühlen, und ſich zu erkundigen um meine Heimath. Ich gab ihm ehrlich Beſcheid, und erzählte ihm alle meine dummen Streiche treuherzig, mein Seel ſo that ich! Beſſer iſt es ſeine Schuld bekennen, wir ſind doch alle arme Sünder, und vergraben oder verpraſſen das Pfund, das uns der große Schatzmeiſter dort oben geliehen hat, um die Entree in eine beſſere Welt damit zu bezahlen. Durch mein freymüthiges Betragen, gewann ich das Herz des Deutſchen.

„Sie ſind ein ehrlicher Mann Ortenberg,“ ſagte er zu mir: „den Kummer, den „Sie ihrem alten Vater machten, hat die „Verſehung Sie früh durch Kreuz und Elend „büßen laſſen. Sie haben nun ausgebraußt, „ihre romantiſchen Grillen ſind verflogen, „hören Sie meinen Vorſchlag. Ich bin ein „Thüringer, Chriſtian Schwarz iſt mein „Name. Ich lebte zwanzig Jahr auf dieſer „Inſel, Gott hat meinen Fleiß geſegnet, ich „bin ein wohlbehaltner Mann. Die Meinigen lieben mich, meine Mitbürger hegen „Achtung für mich. Aber was iſt Liebe, „Achtung und Reichthum, wenn man es nicht „da genießt, wo man gebohren ward, wenn „die Geſpielen der Jugend, mit denen man „heranwuchs, unſern Wohlſtand nicht ſehen „und theilen. Die Stimme des Vaterlandes iſt allmächtig in meiner Bruſt erwacht, „ich habe meine Plantagen zu Gelde gemacht, „und reiſe in wenig Wochen mit dem Hamburger Schiffer, in Gottes Geleite zurück

„nach meinem lieben Deutſchland. Wollen „Sie mich begleiten, ſo ſollen Sie auf der „Reiſe für nichts zu ſorgen haben. Ich brin„ge Sie zu Ihrem Vater und er wird Sie „mit offnen Armen empfangen.“

Das war wohl ein guter, geſunder Vorſchlag aus dem Munde eines Biedermannes, aber konnte ich ihn annehmen? wie? In die Erde hätte ich ſinken müſſen für Schaam, wäre ich meinem Vater als ein Bettler wieder unter die Augen getreten.

„Nein!“ ſprach ich: „ſo wahr mir „Gott verzeihe! das kann ich nicht. Erſt „muß ich ſuchen ein Kerl zu werden, deſſen „mein Vater ſich nicht zu ſchämen hat. Es „gehe mir wie Gott will, ſo betrete ich den „deutſchen Boden nicht wieder.“

Das Zureden des ehrlichen Chriſtian Schwans, fruchtete nichts bey mir. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, in meiner Vaterſtadt mit Fingern auf mich weiſen zu ſehn, und ziſcheln zu hören: das iſt der

Narr, der in Indien ſich goldne Berge träumte, und nun froh iſt, daß er ſeine Füße wieder unter des Vaters Tiſch ſtecken darf. Die armen Eltern! würde es heißen, was erleben ſie nicht für Jammer an dem Taugenichts von Sohne. Nein, lieber der Sklave eines Malayen, lieber hier mit meinem Schweiße eine Zucker-Plantage begoſſen, als dort das Ziel des Spottes meiner Landsleute.

Als der ehrliche Thüringer ſah, daß nichts mit mir anzufangen ſey, ſo zählte er mir — — es klingt fabelhaft, aber bey Gott! ſo that er — er zählte mir tauſend Ponnes, in lauter goldnen und ſilbernen Fanons auf den Tiſch. *) „Nehmen Sie,“ ſprach

---

*) Der Ponne gilt 10 Fanons, goldne oder ſilberne, wie ſie im Lande gäng und gebe ſind. Ein Fanon wird ohngefähr 25 Kopeck ruſſiſches Geld betragen, daß alſo das Geſchenk des Thüringers 2500 Rubel ausmachte. Freilich wird man das in Europa kaum glauben wollen.

ſprach er mit einem Tone, als ob er mir ein Glas Waſſer gereicht hätte: „und danken „Sie mir nicht. Ich bin ein reicher Mann, „ich reiſe mit Schätzen in mein Vaterland zu„rück, die mir allenfalls erlaubten eine Graf„ſchaft zu kaufen, wenn ich ein Liebhaber „von Grafſchaften wäre. Ich dachte ſo vor „meiner Abreiſe, der holländiſchen Kirche „allhier, ein paar goldene Becher, goldene „Leuchter, ein reiches Altartuch, und der„gleichen zu ſchenken; der Menſch glaubt „durch ſolche Lappalien ſich gewiſſermaßen „mit Gott abzufinden, aber ich denke es iſt „beſſer gethan, einen würdigen Nothleiden„den mit der Summe zu unterſtützen, die da„zu beſtimmt war. Gott nimmt das höher „auf als einen goldenen Becher, mein Seel „ſo thut er! Nehmen Sie, und wenn ich „Ihnen rathen ſoll, ſo gehen Sie mit dem „Gelde auf die Küſte von Coromandel, dort „hat man mir geſagt, giebt es tauſenderley „Nahrungszweige mehr als hier. Reiſen

„Sie glücklich! die einzige Bedingung die „ich mache, iſt die: wenn Sie einſt zurück „nach Deutſchland kommen; ſo beſuchen Sie „den alten Chriſtian Schwarz.“

O meine Freunde! ſiebenzehn Jahr ſind nun verfloſſen, ſeit Chriſtian Schwarz Indien verließ. Noch ſehe ich ihn im Hafen von Bantam, wie er das Hamburger Schiff beſtieg; noch fühle ich ſeinen letzten, redlichen Händedruck, mein Seel ſo thu ich! noch höre ich, wie er mir vom Deck herab zurief:

„Leb wohl Ortenberg! und wenn du „nach Deutſchland kommſt, ſo vergiß nicht „einzukehren, im Städtlein Wernigerode im „Thüringer Land.“

Das Schiff entfernte ſich immer weiter und weiter, endlich ſah ich nur noch einen weiſſen Punkt in der See. Da ſtand ich und flennte, bis es Abend ward, und die Nacht über ſchlief ich auch nicht viel. Doch nun weiter, wie?

Tauſend Ponnes hatte ich in der Taſche, auf Java zu bleiben war mir verboten, auch hatte ich ſelbſt keine Luſt dazu. Ich verdung mich auf eine Jonke, welche Ananas von der Inſel nach dem feſten Lande brachte, (denn ihr müßt wiſſen, daß auf Java die beſten Ananas in ganz Indien wachſen.) Ich paſſirte Sumatra und kam in den Meerbuſen von Siam, wo ich nur kurze Zeit blieb, und ſodann nach Ceylon überſchiffte. Von da ging ich auf die Küſte von Coromandel, beſuchte Negapatnam, Karikal, Pondiſchery, Madras, Maſulipatnam, und näherte mich ſo dem Golf von Bengalen.

Ich war noch immer unſchlüßig, wie ich meine tauſend Ponnes anlegen, ob ich mit Pfeffer, Gingans oder gemahlter Leinewand handeln ſollte.

Eines Tages wandelte ich ganz allein dem nahen Gehölze zu. Ich hatte ſo allerley Gedanken an meinen ehrlichen Vater, an meine alte Mutter, an meine verlaſſene

Heimath. Es ward mir ganz weich ums Herz. Das Flöten der Grasmücke von Pondiſchery, das Klagen des Bulbul, das wilde Geſchrey des Buſſard, das Zirpen der kleinen Wachtel aus Gingi, und der Geſang der malabariſchen Haubenlerche, machten wider meinen Willen einen ſonderbaren Eindruck auf mich. Ich wiſchte mir von Zeit zu Zeit eine wehmüthige Thräne aus den Augen, ſo that ich. Meine Seele ſchweifte in mein Vaterland, hinüber über das Meer, an den Ort meiner Geburt, wo ich Gottes Luft zum Erſtenmal einſog; zurück in jene ſeligen Tage der Kindheit, wo der Teich an dem ich ſpielte, mir größer dünkte, als die See, die nun vor meinen Augen lag; wo Breslau meine Welt war und ich mit ſtarrem Auge an dem Munde meines Vaters hieng, wenn er mir je zuweilen nach dem Abend-Eſſen vom fabelhaften Indien und ſeinen Schätzen vorerzählte.

Ach! alles Gold der Nabobe Indiens hätte ich in dieſem Augenblicke darum gegeben, meinem Vater ſeine Pfeife ſtopfen zu können, mich neben ihn zu ſetzen auf den kleinen Strohſtuhl, der immer im Winkel am Ofen ſtand, und das nur beſchreiben zu hören, was ich jezt wirklich vor mir ſah. Noch höre ich meinen alten, ehrlichen Kautz von Vater, mein Seel ſo thu ich! wie gütig und herablaſſend er ſeine kunſtloſen Erzählungen unſerm kindiſchen Verſtande anpaßte, bis nun endlich die Uhr im braunen Gehäuſe, in der Ecke rechter Hand, zehne ſchlug, und er ſeine Pfeife ausklopfte, ſeinen letzten Tropfen Bier auf die Kohle goß, uns ſeine Hand zum Küſſen reichte, den Hausſchlüſſel vom Tiſche nahm, und in ſeine Schlafkammer wanderte.

Hier wurde der ehrliche Seemann ſehr bewegt — er verſuchte umſonſt weiter zu ſprechen — —

„Nehmen Sie mirs nicht übel Patron!“ ſtotterte er endlich heraus: „Du haſt ihn gekannt Konrad Spiller.“

Eine feierliche Pauſe. Allen ward weh ums Herz.

„Guter alter Vater!“ rief Ortenberg, indem er Hände und Augen emporhob: „du „haſt mir meine dumme Streiche verziehen, „ja gewiß ſo haſt du! und wenn wir uns „einmal wiederfinden, es ſey auch wo es ſey; „ſo wirſt du mich empfangen, mit eben dem „treuherzigen Handſchlag, mit dem du von „mir ſchiedeſt; mit eben der liebevollen, väterlichen Stimme, mit der du mir zuriefeſt: „leb wohl mein Sohn! wirſt du mir dann „entgegen rufen: willkommen mein Sohn! „Ja gewiß ſo wirſt du! — und nun Kinder,“ fuhr er fort, indem er ſeine Augen trocknete, „denkt mir nicht mehr an meinen „Vater, wenn ihr wollt, daß das Glas „Kapwein mir ſchmecken ſoll.

Eine abermalige Pauſe. Ortenberg hatte ſich gefaßt.

Alſo wie geſagt, kurz und gut! ich ging ſpazieren und damit Holla! Unvermuthet hatte ich mich in den Wald hinein verfitzt, daß ich weder aus noch ein wußte. Nun was geſchah? Ich höre ſo ein Murmeln von Waſſer, und merke daß eine Quelle in der Nähe iſt. Mich dürſtet, ich gehe darauf zu. Siehe da hüpft mir ein Mädchen entgegen, mit einem Waſſerkrug am Arm, ſo ſchön als ich noch keine ſah. Sie hatte ihren ſchlanken Leib in ein Stück Leinwand gewickelt, trug eine Schürze von der Wolle des Hammels aus Tibet, zwölf goldne Ringe an jedem Arm, und über den Knöcheln der Füße. Ihre flache Hand war mit Mindi-Blättern roth gefärbt, und um die Augen hatte ſie ſich einen ſchwarzen Cirkel gemahlt. Goldne und ſilberne Ketten ſchmückten ihren ſchönen Hals, in den Ohren trug ſie Diamanten, ihre Haare waren mit Cocosöl geſalbt, geflochten, und um eine goldene Nadel gewunden.

Als ſie vor mir vorüberhüpfte, betrachtete ſie mich wohlgefällig vom Kopf bis zu den Füßen, und entblößte ihren vollen Buſen. Das Mädchen iſt gewiß eine lüderliche Dirne, dachte ich bey mir ſelbſt, und ich betrog mich; denn ich wußte nicht, daß eine junge Indianerinn von Lebensart, wenn ſie einer Perſon aus einem angeſehenen Stamme oder einem Europäer begegnet, verbunden iſt, den Buſen zu entblößen. Das iſt eine Höflichkeitsbezeugung, bey welcher die Schönheiten Indiens nichts mehr und nichts weniger denken, als unſere Damen, wenn ſie Knickbeinen; und aufrichtig geſprochen, kömmt mirs noch immer anſtändiger vor als das Knixen, wobey das Frauenzimmer eine ganz ſonderbare Poſitur macht, die uns aber nicht mehr auffällt, weil wirs gewohnt ſind.

Des Mädchens ſtrotzender Buſen, durch kein Korſet emporgehalten, machte einen ſo angenehmen Eindruck auf mich, daß ich vergaß meinen Durſt zu löſchen, und taub wurde für das Flöten der Grasmücke von Pondiſchery. Ich blieb ſtehen, das Mädchen auch. Wir ſahen einander an, wir ſchienen beyde Luſt zu haben mit einander zu reden. Ich, der aufgeklärte Europäer, mit Begriffen von Schicklichkeit und Unſchicklichkeit im Kopfe, ſchwieg; ſie, die Tochter der Natur, that was ihr Herz ihr gebot.

„Willſt du trinken, Fremdling?“ ſprach ſie mit zauberiſcher Stimme.

„Ich will trinken, ſchönes Mädchen,“ verſetzte ich mit einer Art wollüſtiger Bangigkeit.

Sie kam und reichte mir ihren Krug, ich trank. Der Kapwein hier iſt wahrlich nicht ſchlecht; aber nie hat ein Trunk mir wieder ſo geſchmeckt, als jener, aus den Händen der lächelnden Unſchuld.

„Hab Dank!“ ſtotterte ich gebrochen heraus: „wer biſt du, ſchönes Mädchen?“

„Ich bin **Welli**,“ erwiederte ſie: „die „Tochter des frommen Braminen Akbar, der „nicht fern von dieſer Quelle in einem „**Scholtre** *) hauſt. Komm mit mir, ich „will dir **Cange** **) vorſetzen.“

Was konnt' ich wohl beſſers thun, als der ſchönen **Welli** folgen, wie? „Du gefällſt „mir,“ ſagte ſie unterwegens zu mir: „ge„fall ich dir auch?“

Ich drückte ihr die Hand, das iſt eine Sprache, die man in allen Ländern verſteht. Ich hatte eine Weſte mit Glasknöpfen an, **Welli** bat mich um Einen davon, ich gab ihn ihr, und ſie wollte mir dagegen einen Diamantnen Ohrring aufdringen.

Warum

---

*) **Scholtre**, ein Ruhegebäude, zur Bequemlichkeit der Reiſenden aufgeführt.

) **Cange, gekochtes Reißwaſſer.

Warum nimmſt du nicht? ſprach ſie.

„Weil es zehnmal mehr werth iſt, als „mein Glasknopf.“

Du lügſt, dein Glasknopf iſt größer, ich werde mir einen goldnen Reif dazu machen laſſen, und ihn auf dem Finger tragen.

Ich mußte das Ohrgehänge wider Willen zu mir ſtecken, denn ſie drohte mich zu ſchlagen.

So gelangten wir endlich an die Pforte des Ruhegebäudes, welches einer Pagode, dem Dienſte des Wiſchnu heilig, ganz nahe lag. Ihr Vater Akbar kam uns entgegen, ein ehrwürdiger Greis mit geſchornem Haupt, und einer Leinewand um ſeinen Leib geſchlagen. Seine Schultern waren mit Kuhmiſt-Aſche beſchmiert, und auf ſeiner Stirn trug er drey Striche mit Sandelholz und Saffran gemahlt.

„Sey mir gegrüßt, Fremdling!“ ſprach er: „tritt herein zu dem alten Akbar, ſetze

„dich mit ihm zu Tiſche, iß von ſeinem Reiß „und trinke von ſeinem Cange.“

Ich ließ mich nicht lange nöthigen, denn ich war hungrig wie eine indiſche wilde Katze. Die ſchöne **Welli** hüpfte geſchäftig um mich her, ſtreichelte mir zuweilen die Haare zurück, und ſpielte mit meinen Glasknöpfen. Der Abend brach an, es war zu ſpät nach meiner Wohnung zurückzukehren, man bereitete mir ein Lager, worauf ich wenig ſchlief, denn das Bild der ſchönen **Welli** war um mich, neben mir, und in mir, mein Seel ſo war es!

Am andern Morgen ſah ich den alten Akbar zur Quelle gehn, er ſchöpfte Waſſer in der hohlen Hand, ſprützte es vor ſich, hinter ſich, und gegen die aufgehende Sonne. Brama ſey gelobt! rief er dabey einigemal, und badete ſich. Dieſe ganze Ceremonie, die jeden Morgen beobachtet wird, heißt Sandiwane, und kommt mir dreymal vernünftiger vor, als das Räuchern vor einem Marienbilde; hab' ich nicht Recht Patron, wie?

Welli erſchien köſtlicher geſchmückt als Tages vorher, der Cirkel um ihre Augen war ſchwärzer, das Inwendige ihrer Hände röther, ich war ſo eitel zu glauben, es ſey um meinetwillen geſchehn.

„Schöne Welli," ſprach ich zu ihr: „ich liebe dich."

Wenn du mich liebſt, erwiederte ſie, ſo heirathe mich.

„Wie kann ich dich heirathen, da ich ein Fremdling bin in dieſem Lande?"

Heirathen in deinem Lande die Fremdlinge nie?

„Aber dein Vater wird ſein Kind nicht „anvertrauen einem Unbekannten?"

Aber ich liebe dich.

„Von einer fremden Religion."

Biſt du ein guter Menſch?

„Das bin ich."

Nun ſo liebe ich dich, und mein Vater wird wollen.

„Es ſey darum, ich will hingehn und „reden mit dem alten Akbar.“

Thu das, verſetzte die ſchöne Welli: ich will unterdeſſen den Lingam bekränzen. *)

Wenn man in Indien um ein Mädchen freyt, ſo nimmt man ein und dreyßig Ponnes in die Hand, geht zu dem Vater und ſpricht mit lauter, vernehmlicher Stimme: das Geld iſt euer und das Mädchen mein. Antwortet nun der Vater darauf: das Geld iſt mein und das Mädchen euer; ſo iſt die Sache richtig. Von dieſem Gebrauch war ich ſchon in Maſulipatnam unterrichtet worden, ich zählte daher ein und dreyßig Ponnes ab, trat vor den Braminen und ſprach:

„Ehr-

---

*) Dürfte ich unſern deutſchen Schönen dieſe Ceremonie erklären, eine Jede würde den Fächer vor die Augen halten. Und doch iſt es bey den Indianern ein heiliger Gebrauch, wo die Andacht jede ſtrafbare Empfindung verdrängt. O allmächtige Gewohnheit! Sollte ein Indianer, wenn er in einen unſerer Tempel käme, nicht auch über Manches lächeln? Aber freilich, dann wird er geſteinigt.

„Ehrwürdiger Greiß! das Geld iſt euer
„und das Mädchen mein."

Der Alte ſtutzte, ſah mir zweifelhaft ins Geſicht, und ſchob meine Hand ſanft zurück.

Gemach Fremdling! ſprach er: liebt dich meine Welli?

„Sie liebt mich."

Wirſt auch du mich lieben?

„Ich werde."

Wirſt du wohnen bey mir? meines Alters pflegen? meinem Gotte dienen?

Ich ſtutzte. „Deinem Gotte dienen?" ſtotterte ich. Akbar lächelte. Jüngling! ſprach er feierlich: es iſt nur ein Gott! weg mit den Täuſchungen des Vedams und der Bibel! Er, der Millionen Welten ſchuf, Er, der ſie erhält, Er, der ſie einſt zerſtören und wieder hervorrufen wird, Er iſt es den ich anbete! Fürchte und lobe den Schöpfer, thue nichts Böſes, thue Gutes wo du kannſt, forſche nach Weisheit, verdamme Keinen, richte Keinen, ehre den

Greiß, warne den Jüngling, hilf dem Fallenden, ſtütze den Strauchelnden, gib dem Armen, denk was du warſt, und was du einſt ſeyn wirſt. — O mein Sohn! haſt du ſo gelebt, ſo ſtirb ruhig! dich wird in jener letzten, ernſthaften Stunde kein Gewiſſensbiß foltern, und dort wird dirs nicht übel ergehn. Das iſt mein Glaubensbekenntniß, iſt es auch das Deinige?

Der feierliche Ton, mit dem der ehrwürdige Greiß ſprach, erſchütterte mein Herz, ſo that er. Ich ſchloß ihn in meine Arme, trotz des Kuhmiſtes auf ſeinen Schultern. „Leite „mich auf der Bahn der Weisheit!“ rief ich bewegt: „ſey doppelt mein Vater!“

„Wenn ich dein Vater ſeyn ſoll,“ erwiederte Albar, „ſo mußt du dich unterwerfen, „den Sitten und Gebräuchen unſers Landes. „Es iſt nur Eine Religion auf der Welt, vom „Nadir bis zum Zenith beugt der Sterbliche „ſein Knie vor Einem allmächtigen Gott. „Aber die Thorheit der Menſchen, hat die

„Art dieß höchſte Weſen zu verehren, welche „doch nur die einfachſte ſeyn ſollte, tauſendfach vervielfältigt. Um der Schwachen „willen, verachte keine dieſer Arten, ſchilt „Keinen deiner Brüder einen Ketzer, ſpotte „über Keinen. Willſt du meine gute Welli „beſitzen, ſo kleide dich als ein Tamuler, ich „werde dich zween Monden lang unterweiſen, „in der Sprache und den Gebräuchen meines „Volkes. Dann komm, und wirb in Gegenwart meiner Verwandten um die Braut, „ſprich: das Geld iſt euer und das Mädchen mein; ſo werde ich dir antworten: „das Geld iſt mein und das Mädchen dein.“

Ich willigte gern in jede Bedingung, die mich in den Arm der reizenden Welli führen konnte. Die zween Monden wurden mir freilich zu Jahren, aber ein Blick meiner künftigen Gattin, machte mich zum gelehrigen Schüler. Albar richtete oft ein forſchendes Auge auf mich, doch mein offenes Herz erwarb mir ſein Zutrauen.

Ich lernte in kurzer Zeit, mit eben ſo vieler Fertigkeit den Lingam waſchen, und das Sandiwane verrichten, als ein junger Pfaff den Heiligen räuchern, und die Litaney herbeten. Die Prüfungszeit verſtrich — Welli war mein!

Den Tag nach der Hochzeitsfeier zog mich Albar bey Seite und ſprach: „Jüngling, ich habe deinen Händen vertraut den „größten Schatz den ich beſitze, es iſt billig, „daß ich dir auch den überliefere, der mir „weit minder theuer iſt. Komm und folge „mir!“

Wir gingen ſchweigend dem nahen Walde zu, der Greiß vor mir her, ich voller Erwartung hinter ihm. Er führte mich auf ungebahntem Pfade, durch wild verwachſenes Buſchwerk, hielt oft die Zweige zurück, daß ſie mir nicht ins Geſicht ſchlugen, und ſtand endlich ſtill vor einer Höhle, deren Eingang niedrige Stauden deckten.

Wir traten hinein, ich ſah in der Vertiefung eine kleine Lampe brennen, mein Führer hieß mich ſtehen bleiben, holte das Licht, und zündete noch einige andere hin und wieder in der Höhle hängende Lampen an. Himmel! welch ein Schauſpiel für einen gierigen Europäer. Groſſe Haufen Gold und Silber, Diamanten und Perlen lagen vor mir in buntem Gewühl. Ich ſtand verſteinert. Ich hatte mich reich gedünkt, mit meinen tauſend Ponnes in der Taſche, und hier lagen tauſendmal tauſend Goldſtücke, die das Gepräge aller handelnden Nationen trugen.

„Du ſtaunſt?“ ſprach der alte Akbar: „dieſer Schatz iſt freilich nicht die Frucht „meines Fleißes, aber auch nicht die Frucht „eines Verbrechens. Wir Braminen dürfen „nur von Allmoſen leben, mit denen uns der „Aberglaube des Volkes verſorgt, oft ſparſam, „oft reichlich, nachdem wir uns beliebt „zu machen gewußt haben. Wir ſollen — „ſonderbar genug! — nicht arbeiten, das

„Volk bezahlt uns unſern Müſſiggang, und „das iſt, wie man mir geſagt hat, auch bey „euch ſo der Gebrauch.“

„Ich bin nun ſeit vier und vierzig Sonnenumläufen Diener der Pagode, aus welcher wir herkommen. Ich hatte einen Vater — er iſt nun ſchon lange in den ſeligen „Wohnungen des Wiſchnu — der mich früh „einführte auf der Bahn der Weisheit und „Tugend. Er lehrte mich den Umlauf der „Geſtirne, die Kunſt Kalender zu machen, „und die Kenntniß der heilſamen Kräuter „und Wurzeln.“

„Alles dieß machte mir einen Namen in „dieſer Gegend, das Volk wallfahrtete häufig zu meiner Pagode, bald um den Schleier „der Natur zu durchblicken, bald um von „dieſer oder jener Krankheit ſich heilen zu laſſen, oft auch nur um mich zu begaffen. „Keiner kam mit leeren Händen. Die Reichern brachten mir Diamanten und Gold,

„von den Aermern nahm ich einen Strauß „Blumen.“ *)

„Hier iſt, was ich in vier und vierzig „Jahren für meine einzige, liebe Welli geſammelt, und was ich den Händen meines „Eidams nunmehr anvertraue. Doch mußt „du mir verſprechen, mich nicht eher zu verlaſſen, und dieſen Schatz nicht eher anzurühren, bis meine Augen geſchloſſen ſeyn „werden. Schwöre es bey deinem und meinem Gott!“

Ich ſchwur, ſo that ich. Alvar umarmte mich, löſchte die Lampen aus, und wir gingen zurück nach der Pagode. Hier habe ich in Wellis Armen, und an der Seite jenes ver-

---

*) Eine Sitte die bey uns wenig Beifall finden würde, wo der Prieſter ſich nicht ſchämt, ſelbſt von dem ärmſten Bauer ſich das Abendmahl bezahlen zu laſſen; und die Landesobrigkeit den Prieſter, durch ſchmale Beſoldungen, zu dieſem Unfuge gleichſam berechtigt.

vortreflichen Greiſes, die ſchönſten Jahre meines Daſeyns verlebt, hier lernt' ich den Menſchen ſchätzen nach ſeinem Innern, und nicht nach den Gebetsformeln, die er ſo oder ſo herplappert. Wir bedurften des Schatzes in der Höhle nicht, wir brauchten wenig und hatten einen Schatz in uns, köſtlicher als das Gold beyder Indien.

Oft ging ich damit um, einen Theil dieſer modernden Reichthümer meinem alten Vater zu ſenden; aber wie? und durch wen? das blieb ein unüberſteigliches Hinderniß. Ich hätte mich wohl an einen Holländer in Maſulipatnam wenden können, doch Albar ſetzte ſich mit ſeinem ganzen väterlichen Anſehn dagegen, weil er die Verfolgungswuth der europäiſchen Miſſionäre, denen ich dadurch vielleicht entdeckt worden wäre, beſſer kannte als ich.

„Ich bin alt und lebensſatt,“ ſprach er oft zu mir: „gewiß werde ich bald vorüber„gehn“ (ſo drücken die Indianer das Wort ſterben aus) „und dann kannſt du, wenn „Welli Luſt hat, mit Welli in dein Vaterland ſchiffen.“

Ich mußte gehorchen, und gehorchte gern, denn auch Welli hing mit ganzer Seele an ihrem Vater. Endlich erſchien die traurige Stunde, in welcher der Geiſt des redlichen Akbar zu dem zurückkehrte, der ihn angehaucht hatte; ein ruhiges Lächeln blieb auf dem Antlitz der verlaſſenen Hülle zurück.

Es war ein trauriger Tag, mein Seel ſo war er! Welli zerraufte ſich das aufgelöſte Haar, zerſchlug ihre Bruſt und wälzte ſich auf der Erde. Alles das iſt ſo Sitte in Indien, aber bey ihr war es nicht Sitte. Die Weiber kamen und ſangen Sterbelieder, mir ward verdammt weh ums Herz. Die Bramanen verrichteten allerley Ceremonien, und legten den Erblaßten endlich auf einen Palankin mit Blumen geſchmückt, vor dem zween Blaſer mit langen Taren, die einen dumpfen Trauerton von ſich gaben, und eine

Menge gedämpfte Trommeln herzogen. Ich ſtützte meine Welli, wir folgten in Thränen ſchwimmend. Als wir zum Scheiterhaufen kamen, der von Sandelholz errichtet war, mußte ich ihn anzünden, denn ich wurde als der Vornehmſte aus der Familie betrachtet; eine traurige Pflicht, deren ich mich mit zermalmten Herzen entledigte.

Als die Flamme emporloderte, fiel Welli ohnmächtig zur Erde. Ich trug ſie in meinen Armen nach Haus, wir verlebten einige traurige Monden, ſcheren uns das Haar ab, und verhüllten unſer Angeſicht, wie es bey den Indiern Sitte iſt.

Endlich gab uns der lindernde Balſam der Zeit einen Theil unſerer Ruhe wieder, doch länger in dieſer traurigen Gegend verweilen, war weder Wellis, noch mein Wunſch. Aber ach! — meine Freunde! — ich komme auf eine Epoche meines Lebens, die meine Ruhe unwiederbringlich zerſtört hat.

Laßt mich weinen, und wenn ihr könnt, ſo weint mit mir, ja ſo thut! und es wird mir leichter werden. Meine Welli, meine liebe, gute, ſanfte Welli, wurde auf einem Spaziergange von einer Kappenſchlange geſtochen, und ſtarb wenig Stunden nachher in meinen Armen.

Gott! du haſt mir das Bitterſte aus dem Kelch der Leiden trinken laſſen! was mir nun noch aufgehoben ſeyn mag — es ſey auch noch ſo herbe — ſind gewiß nur ſüße Tropfen, gegen jenes namenloſe Schmerzensgefühl. Unſer eifrigſter Wunſch war ſeit wenig Monden erhört — Welli war ſchwanger. — — — Ach! ach! weint mit mir! Laßt mich nicht allein weinen! — — — ſie war eine ſo gute, liebevolle Seele, ja, ſo war ſie! — — Ach! ach! weint mit mir, laßt mich nicht allein weinen!

Ortenberg brach in einen bittern Strom von Thränen aus, alle weinten mit; es war ein Todtenopfer, wie es Keinem der Götter dieſer Erden gebracht wird. Endlich ermannte er ſich: Nun Kinder! fuhr er fort: nun wißt ihr meine Geſchichte. Ich erzeigte meiner Welli die letzte Ehre, und hätte keinen Tag länger an einem Orte verweilen können, wo jeder Gegenſtand der mich umgab, mir die verlohrenen, und nie wieder zurückkehrenden Freuden ins Gedächtniß rief. Ich raffte meine Schätze zuſammen; ſetzte mich auf das erſte beſte Schiff, und kam zurück in mein Vaterland.

Hier bin ich nun, auf die Aſche meiner Eltern zu weinen, meinen Bruder glücklich zu machen, und den ehrlichen Chriſtian Schwarz im Städtlein Wernigerode zu beſuchen. Hab' ich das vollbracht, ſo will ich gern mein Haupt niederlegen, und hinüberſchlummern zu meiner Welli, zu meinem ehrlichen Akbar.

Nachricht

Nachricht

von einem theatraliſchen Inſtitut zu Reval, welches der Welt bekannt zu werden verdient.

Wenn irgend ein gutherziger Schwärmer einen unreifen Entwurf auspoſaunt, der, ſo wohlgemeynt er auch ſeyn mag, noch mit tauſend Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ehe er in die Reihe der Thatſachen treten darf, ſo verdient jener Voreilige Tadel. Hoffentlich aber iſt dieſer Grundſatz nicht anwendbar auf einen Mann, der ſeit beinahe vier Jahren, einem wachſenden, immer feſter ſich gründenden Inſtitut in der Nähe zuſah, der ſelbſt Zeuge war, gegen wie manche Cabale ſich daſſelbe erhalten, wie manche Albernheit, wie manches ſchiefe Urtheil es ertragen, wie manche hämiſche Antaſtung es überwunden. Das Liebhabertheater zu Reval macht der Menſchheit Ehre, und um deßwillen kann die Geſchichte ſeiner Entſtehung, ſeines Fortgangs, dem Leſer nicht unintereſſant ſeyn. Daß ich ſelbſt ſo ſtolz ſeyn darf zu behaupten, Eines der erſten Werkzeuge geweſen zu ſeyn, wird mir Niemand für Prahlſucht auslegen. Ich geſtehe es frey, daß ich mir keiner beſſern That in meinem Leben bewußt bin, und wenn der geringe Werth meiner Schriften vielleicht dieſem Buche ſehr bald den Untergang droht, ſo wird mein Name noch in der Reihe jener Edlen leben, die meinen Entwurf ſo herzlich unterſtützten.

Ich ziehe die Nachrichten, welche ich hier zu liefern gedenke, aus dem Journal der Geſellſchaft, ich wähle nur das Intereſſanteſte, um nicht weitſchweifig zu werden, obgleich das Ganze leicht mehr Intereſſe haben möchte, als eine Geſchichte von der Akademie der Arkadier,

kadier, oder irgend eine ähnliche. Das Journal hebt folgendergeſtalt an:

1784.

„Da dieſe Stadt zu klein iſt, um eine ſtehende Schauſpieler-Geſellſchaft zu unterhalten; ſo wünſchten die Freunde der Bühne ſchon lange ein geſellſchaftliches Theater zu errichten, das in den langen nordiſchen Winterabenden eine angenehme Unterhaltung gewähre, und deſſen Zweck zugleich Bildung des Herzens und des Verſtandes ſey. Tauſend Vorurtheile waren zu bekämpfen, tauſend Albernheiten zu widerlegen. Umſonſt wurden die Schönen unſerer Stadt eingeladen, an dieſem ſchuldloſen Vergnügen Theil zu nehmen, keine wollte es wagen, die Bahn zu brechen, und ſich der Kritik ihrer Mitſchweſtern auszuſetzen. Kurz! ohne Beihülfe der Liebhabergeſellſchaft im baltiſchen Port,*) würde der ganze

---

*) Eine kleine Kreisſtadt ſechs Meilen von hier.

„ganze Plan in ſein erſtes Nichts zurückgeſunken ſeyn. Ihrer Unterſtützung verdanken wir den jetzigen Flor der Geſellſchaft."

„Um zu gleicher Zeit den Zweck der Wohlthätigkeit mit dem Zweck geſelliger Freude zu verbinden, und da, wo das Glück uns nicht vergönnt hat, aus eignen Mitteln zu helfen, wenigſtens durch vereinte Bemühungen dem Nothleidenden beyzuſtehn; wie auch, um dem hämiſchen Verurtheil einen unverletzbaren Schild entgegen zu halten, verband ſich die Geſellſchaft dahin, ihre Vorſtellungen für Geld zu geben, die jedesmalige Einnahme aber unter die Armen zu vertheilen."

Dieß war alſo der geringe Anfang eines Inſtituts, das nunmehro in einer Zeit von drey Jahren, bereits über fünftauſend Rubel unter die Armen vertheilt hat. Aber o Himmel! was war nicht Alles zu bekämpfen, ehe die Geſellſchaft zu derjenigen Dauer und Feſtigkeit gelangte, deren ſie ſich nun erfreut.

Bey Eröfnung der Bühne war durchaus keine Dame zu bewegen, eine Rolle zu übernehmen, und man ſah ſich gezwungen, die einzige Frauenzimmer Rolle in dem erſten Stücke welches gegeben wurde, durch einen jungen Herrn von Krüdener zu beſetzen. Heute, da ich dieſes ſchreibe, zählen wir die liebenswürdigſten Damen unſerer Stadt zu dieſer wohlthätigen Geſellſchaft, deren Einrichtung folgende iſt:

Jährlich verſammelt ſich am drey und zwanzigſten Januar die ganze Geſellſchaft, und wählt durchs Ballettiren aus ihrem Mittel einen Directeur. Dieſem werden auf gleiche Weiſe vier Aſſiſtenten zugegeben, welche fünf Perſonen, ſammt einem Sekretär, die Kommiſſion ausmachen, und die Geſellſchaft repräſentiren. Dieſe Kommiſſion ernennt aus den übrigen Mitgliedern ſich einen Kaſſirer, welcher von Einnahme und Ausgabe ihr ſtrenge Rechnung ablegt. Ferner übergiebt ſie verſchiedenen Mitgliedern die

Beſorgung der Garderobe, der Dekorationen u. ſ. w. Sie wählt die aufzuführenden Stücke, und vertheilt die Rollen, welcher Vertheilung ſich jedes Mitglied willig unterwirft.

Wenn nun eine Vorſtellung gegeben worden, ſo verſammelt ſich Tages darauf die Kommiſſion, der Kaſſirer berechnet derſelben ſeine Einnahme und Ausgabe, worauf nach Abzug der letztern, die Einnahme unter die Armen ausgeſpendet wird. Doch iſt bey der Beſtimmung dieſer Gelder, die Kommiſſion dahin eingeſchränkt, daß ſie zum Vortheil Eines Subjects über nicht mehr als zwanzig Rubel diſponiren darf. Soll aber an einen Hülfsbedürftigen eine gröſſere Summe ausgezahlt werden — wie der Fall oft vorgekommen — ſo wird die ganze Geſellſchaft zuſammen berufen, der Sekretär trägt die Noth desjenigen vor, welcher Anſpruch auf eine gröſſere Hülfe macht, und das Ballotiren entſcheidet ſodann, ob man ihn deren würdig befindet [illegible]r nicht. Die Namen derjenigen, welche man auf dieſe Art unterſtützt —, in ſo fern ſie pauvres honteux ſind — werden verſchwiegen, nicht das Publikum, nicht einmal die ganze Geſellſchaft erfährt ſie, nur die Kommiſſion weiß darum, und iſt von Amts wegen zur ſtrengſten Verſchwiegenheit verpflichtet. Uebrigens ſteht es jedem Mitgliede der Bühne frey, den Namen Eines oder mehrerer Nothleidender, für welche ſich daſſelbe vorzüglich intereſſirt, in einem verſchloſſenen Zettel der Kommiſſion zu überſenden, und dieſe iſt gehalten, auf dergleichen von Mitgliedern der Geſellſchaft empfohlene Subjecte vorzüglich zu achten, und ihnen vor allen andern Hülfe angedeihen zu laſſen. Auch iſt die Kommiſſion nicht befugt zu unterſuchen, ob die auf ſolche Art Empfehlenen wirklich durch ihre Dürftigkeit den Vorzug vor andern verdienen; ſondern man überläßt es dem Gewiſſen eines jeden Mitgliedes, in der Zuverſicht, daß Keines derſelben durch ſeine

Empfehlung Hülfsbedürftigern die Unterſtützung rauben wird.

Im erſten Jahre als dieſes Inſtitut entſtand, hielt man für nöthig, die Beſtimmung der jedesmaligen Einnahme zwar ſelbſt feſtzuſetzen, die Gelder aber an das kaiſerliche Kollegium der allgemeinen Fürſorge zu überſenden, mit der Bitte dieſelben im Namen der Geſellſchaft auszutheilen. Durch dieſe Einrichtung wollte man jeder möglichen hämiſchen Vermuthung vorbeugen, als würden vielleicht die Gelder nicht ganz dem Vorgeben der Geſellſchaft gemäß verwandt. Auf dieſe Weiſe erhielt das Kollegium der allgemeinen Fürſorge durch die Hände der Geſellſchaft eintauſend dreyhundert und achtzehn Rubel, und belohnte uns durch folgendes Schreiben:

„Das kaiſerliche Kollegium der allgemei-
„nen Fürſorge hat mit freudiger Empfindung
„den, von der Geſellſchaft des Liebhaber-

„theaters von neuem erhaltenen Beitrag zur „Minderung der Armuth angenommen, wird „die, von derſelben gethane Bitte, in Abſicht „der Vertheilung, prompt erfüllen, und kann „nicht unterlaſſen, dieſe Geſellſchaft angelegentlich zu ermuntern, in ihrer rühmlichen, „ihr wahre Ehre bringenden Unternehmung „fortzufahren, in der Ueberzeugung, daß ſie „ſich dadurch den Beifall der Verſehung, „und aller aufgeklärten Rechtſchaffenen gewiß „erwerben werde.“

Reval, den 24. Decemb. 1784.

Präſident v. Grotenhielm
(damaliger Gouverneur von Ehſtland.)

Tidebökl Secr. Coll.

Im zweyten Jahre ſchienen die oben erwähnten Gründe gehoben, und daher unnöthig, das Kollegium der allgemeinen Fürſorge länger zum Mittler zwiſchen der Geſellſchaft und der Armuth zu machen. Von jener Zeit an werden die Einnahmen auf oben beſchriebene Art vertheilt.

Am ſechſten Januar 1786. erhielt unſer würdiger damaliger Gouverneur einen Brief von Sr. Erlauchten, dem Herrn General en Chef, Rigiſchen und Revalſchen General-Gouverneur und Ritter, Reichsgrafen von **Browne**, deſſen Inhalt die Geſellſchaft ſo ſehr intereſſirte, daß ſie verordnete, die Kopie ihren Annalen einzuverleiben. Die Veranlaſſung dieſes Schreibens erhellt ſogleich aus den erſten Zeilen.

Hochwohlgebohrner,

Inſonders Hochzuehrender Herr Gouverneur, Generallieutnant und Ritter.

Man hat mich benachrichtigt, daß vor einiger Zeit eine Truppe franzöſiſcher Komödianten nach Reval von Moſcau gekommen iſt, welcher allda zu ſpielen, und ein Theater, wozu aber vermuthlich das Geld zuſammen geborgt und kolligirt wird, daſelbſt zu erbauen, auch bereits die Erlaubniß ertheilt werden ſeyn ſoll. Da aber ſeit dem achten December 1784. ſich eine Geſellſchaft karakteriſirter edeldenkender Perſonen, zur Ehre Ehſtlands und der Stadt Reval vereinigt hat, um zur Minderung des Elendes und der Armuth Schauſpiele aufzuführen, und die Einnahme derſelben, theils durch das dortige Kollegium der allgemeinen Fürſorge, theils ſelbſt unter Arme zu vertheilen, und auch von dieſer edeldenkenden Geſellſchaft, die ihrer Abſicht wegen die Hochſchätzung und Unterſtützung jedes rechtſchaffenen Mannes verdient, bereits mehr denn zweytauſend Rubel ausgeſpendet worden, gegenwärtig aber mit Grund zu beſorgen ſtehet, daß das dortige, ſo wie jedes andere Publikum, dem Reiz der Neuheit folgen, die franzöſiſche Truppe bereichern, und die daſigen Armen und Unglücklichen hingegen um einen Theil ihres Unterhalts bringen wird; ſo belieben Sie, mein werthgeſchätzter Herr Gouverneur, wenn die

Umſtände ſich ſolchergeſtalt verhalten, gefälligſt die Verfügung zu treffen, daß erwähnten Komédianten das fernere Spielen ſofort unterſagt werde. ꝛc.

Ew. Hochwohlgeb.

gehorſamer Diener
Georg Browne

Wer hätte nicht glauben ſollen, daß nach zwey ſo rühmlichen Zeugniſſen der erſten Vorgeſetzten unſerer Provinz, die hämiſche Tadelſucht ſchweigen, alle Stimmen des Publikums zu unſerm Vortheil ſprechen würden? Und doch — es thut mir weh, daß ich das von meinem zweyten Vaterlande ſagen muß. — und doch gab es noch immer einen groſſen Theil des Publikums, beſonders unter dem Adel, welcher ſpöttelte, und unſere Unternehmung mit Anmerkungen begeiferte, die ihm warlich nicht zur Ehre gereichen.

„Aber was konnte man, hört ich fragen, „gegen eine Sache einwenden, die ſo ſehr „für ſich ſelbſt ſpricht?“

Man leſe nachfolgendes Avertiſſement, welches die Geſellſchaft am 15ten September 1785. drucken zu laſſen, ſich genöthigt ſah.

Das Liebhabertheater zu Reval, an das Publikum.

Die Freuden des Sommers ſind vorüber, die Luft wird rauh, der Abend lang, der Winter iſt nah. Sollen wir nichts thun als Whiſt ſpielen? oder ſollen wir des Vorurtheils ſpotten, das im verwichenen Jahre unſere friedliche Geſellſchaft zu unterdrücken ſtrebte? ſollen wir mit neuem Eifer, mit neu angefachtem Gefühl für die Noth der Armen, unſere geſellſchaftliche Bühne betreten, und ruhig und kalt abwarten, was man auch in dieſem Jahre von unſerer Unternehmung denken und ſagen, tadeln und loben wird?

Wir geſtehen es aufrichtig, ſchon war unſer Eifer erkaltet, unſer Feuer erloſchen; denn die mancherley ſchiefen Urtheile, die wir darüber hören mußten, hatten warlich kein Oel dazu gegoſſen. Unſere Abſicht ward oft mißgedeutet, unſer Spiel hämiſch getadelt, und ein Theil des Publikums, ſtatt uns zu danken, höhnte unſern Eifer, und lächelte zweydeutig über unſern wohlthätigen Zweck. Es giebt viele unter uns, denen dieſer Tadel, dieſes Höhnen und dieſes Lächeln ſehr gleichgültig ſind, und die das Bewußtſeyn einer guten Handlung für jede Afterkritik entſchädigt; aber ſo denken wir nicht Alle. Wir wünſchen, das Publikum zu überzeugen, daß das, was wir thun, anſtändig und gut ſey. Gott Lob! der größere Theil des Publikums iſt ſchon lange davon überzeugt, hat unſer Spiel mit Nachſicht getragen, und unſern Zweck mit Rührung gebilligt, dafür bringen wir hier öffentlich den innigſten Dank! —

Nur gegen den unaufgeklärten Theil der Bewohner dieſer Stadt und dieſes Landes wollen wir uns anjetzo freywillig vertheidigen, denn wir möchten uns ſo gern die ganze Welt zu Freunden machen.

Der Haupteinwurf unſerer Gegner iſt der:

„Wie? ich ſollte für Geld die Bühne betreten, und mich vom niedrigſten Pöbel kritiſiren laſſen?“

Für Geld alſo? das findet man anſtößig? das findet man unanſtändig? Man erlaube uns ſtatt aller Antwort eine kleine Anekdote zu erzählen.

Eine Waſſerflut überſchwemmte einſt eine Gegend in Italien, und zwar ſo ſchnell, daß nur wenige ſich zu retten vermochten. Mitten in den Wellen ſtand ein einzelnes Haus, aus welchem ein Vater mit fünf Kindern hülflos ſeine Hände ſtreckte. Der Herr des Orts, der am Ufer ſtand, ſah es, weinte, und zog einen Beutel mit hundert Dukaten hervor, welchen er demjenigen bot, der die bedrängte Familie retten würde. Umſonſt bot er ihn dreimal. Endlich warf ſich ein armer Fiſcher in die Fluten, und ward Retter der Unglücklichen. Der Herr des Orts umarmte ihn, und warf ihm den Beutel zu. — Nahm der Fiſcher den Beutel? — ja er nahm ihn, um ihn dem geretteten Vater zu reichen, der außer dem Leben Alles verlohren hatte. — Weſſen Herz wäre wohl ſo ſehr von Stein, weſſen Kopf ſo ſehr voll Grütze, daß er behaupten könne, der Fiſcher habe ſich um der hundert Dukaten willen in die Fluten gewagt? und ihr könntet es tadeln, daß wir für Geld ſpielen? Die Wellen verſchonten das Leben jenes Großmüthigen, und ihr wolltet unſere Ehre nicht verſchonen? Bürger, jener Lieblingsdichter der Deutſchen, widmete dem braven Manne ein Lied, und ihr lohnt uns mit Schmähworten? iſt es möglich unſere Abſicht mißzudeuten? iſt es möglich daß man darum noch Worte verlieren muß?

„Recht gut, redet ihr weiter; aber ſich „vom niedrigſten Pöbel kritiſiren zu laſſen — “

O wie armſelig muß der Kopf ſeyn, der ſich durch die Kritik des geringen oder vornehmen Pöbels aus der Faſſung bringen läßt! wie ſchwach das Gehirn, das der Tadel eines andern Schwachkopfs zu verrücken im Stande iſt! zu geſchweigen, daß der ſogenannte Pöbel oft inniger und herzlicher fühlt, als der ſogenannte Vornehme; daß oft auf der letzten Bank eine Thräne geweint wird, wenn man auf der erſten nur klatſcht, oder Apfelſinen ſpeiſt.

Seht dieſe Waagſchaale in unſerer Hand! legt, wenn ihr wollt, in die linke Schaale das Hohnlächeln und die Kritik aller Schuſter und Schneider auf der Welt, und wir legen dagegen in die rechte, die fromme Thräne einer armen Wittwe, das dankbare Gebet einer verlaſſenen Waiſe. Welche Schaale ſollte wohl die ſchwerſte werden?

Und iſt denn unſere Handlung ein unerhörtes Beiſpiel? ſind wir etwa die erſten die es wagen, gerade auf dieſe Art die Noth unſerer ärmern Brüder zu mildern? Schon ſeit einigen Jahren exiſtirt in Zerbſt eine Geſellſchaft, die der Oberconſiſtorialrath Sintenis, ein Prediger, ein Mann der durch ſeine Schriften und durch ſein Gefühl für fremde Noth gleich berühmt iſt, errichtete. Dieſes Liebhabertheater beſteht größtentheils aus dem Adel der Stadt, und ſpielt für Geld, für die Armen, denen es im Winter Holz und Brod austheilt. Wir ſind alſo nicht die erſten, ob wir gleich ſtolz darauf ſeyn würden, uns deſſen rühmen zu können.

Und nun erlaube man uns noch eine Frage hinzu zu ſetzen, die vielleicht ruhmſüchtig klingt, die uns aber die abſichtliche Blindheit unſerer Gegner abnöthigt.

„Welches Armeninſtitut dieſes Landes vermag das zu thun, was wir gethan haben?“

Wir gaben im verwichenen Winter nur neun Vorſtellungen, und doch waren wir im Stande, über dreyzehnhundert Rubel auszutheilen. Wie mancher Dürftige ſegnet uns noch dafür! und dieſer Segen ſollte uns nicht mehr ſeyn, als das ſchiefe Urtheil einiger Schwachköpfe, die Alles tadeln, was ſie nicht ſelbſt erfinden, Alles zu zerſtören ſuchen, was ſie nicht ſelbſt in Schutz genommen haben, Alles verwerfen, was nicht ihre Väter thaten, und den beſten, frömmſten Abſichten einen Anſtrich von Unanſtändigkeit geben?

Hinweg Vorurtheil! unſere Köpfe ſollſt du nicht ſchwindeln machen! Muthig wollen wir von neuem die Bahn betreten, die unſer beſſeres Gefühl uns vorzeichnete, und das Ziel zu erreichen ſtreben, das die Menſchenliebe uns aufſteckte. Sollte unſer Spiel auch nicht den Beifall der Kenner verdienen, ſo hat unſere lautere Abſicht doch gewiß den

Beifall Gottes! des Gottes, der uns alle gleich ſchuf, deſſen allſehendes Auge über Reiche und Arme wacht, der gewiß mit belohnender Hand unſere That in das Buch des Lebens ſchreibt. In ſeinem Namen eröfnen wir unſere Bühne! Kommt herzu ihr edlen Seelen! die ihr ſchon im verfloſſenen Jahre unſere Abſicht rühmlich unterſtützet, lohnt uns durch euren Beifall für den Tadel der blödſinnigen Menge, tragt unſere Fehler mit Nachſicht, und ſeyd unſere Freunde.

* * *

Dieſe Apologie, welche in den hieſigen öffentlichen Blättern eingerückt wurde, würkte wenig oder nichts. Man fand zuviel Bitterkeit darinn, diejenigen, die ſich getroffen fühlten, ärgerten ſich, daß man ſie ſo gerade zu vornehmen Pöbel und Grützköpfe geſcholten hatte, endlich fand man es auch ſehr lächerlich, eine Bühne im Namen Gottes zu eröfnen.

Doch würde der Leſer ſich irren, wenn er den Argwohn hegte, als habe vielleicht auch der geiſtliche Stand zu dieſen Poſſen mit gewürkt. Die folgenden beyden Briefe, deren Einer der hieſigen Geiſtlichkeit zur wahren Ehre gereicht, mögen das Gegentheil beweiſen.

An die verſammelten Mitglieder des Ehſtländiſchen Miniſterii, von dem geſellſchaftlichen Theater zu Reval.

Ohngeachtet des guten Zweckes, den unſere Geſellſchaft unermüdet zu erreichen ſtrebt; ohngeachtet des lauten und ſtillen Dankes, mit dem uns mancher Nothleidende, und mancher Rechtſchaffene unſere nicht immer angenehme Bemühung lohnt; fehlt es unſerer Bühne doch nicht an Feinden, die — wir wollen es zur Ehre der Menſchheit hoffen — nicht aus Bosheit, ſondern aus Vorurtheil, welches ſie mit der Muttermilch eingeſogen, unſere Unternehmung in ein falſches Licht ſtellen, und die Schwächern mit ſich fortreißen. Um ihres edlen Zieles willen, wünſchen wir unſerer Bühne immer mehr Feſtigkeit und Dauer zu geben; um bedrängter Wittwen und Waiſen willen, wünſchen wir den Nebel ganz zu zerſtreuen, durch welchen die Sonne Gott Lob! ſchon ſo häufig blickt. Und wie könnten wir am ſicherſten hoffen, dieſen Wunſch zu erreichen, als indem wir uns an diejenige ehrwürdige Verſammlung wenden, deren Mitglieder, vermöge der Aemter die ſie tragen, Berather der Wittwen und Väter der Waiſen ſeyn ſollen, und ſind.

Ihr Beiſpiel wird jeden Zweifler überzeugen, Vorurtheil und Verleumdung werden ſchüchtern zurückbeben. Wir wagen es daher, ehrwürdige und vorurtheil freye Männer! Sie zu bitten und aufzufodern, unſere geſellſchaftliche Bühne mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Theilen Sie mit uns den Segen der Armen, flößen Sie uns durch Ihre Unterſtützung Stolz und Muth ein, und rechnen Sie auf unſern innigſten, aus der Fülle unſerer Herzen ſtrömenden Dank.

Reval, am 21ſten Januar, 1786.

Friedrich, Freyherr von Roſen,
p. t. Directeur der Geſellſchaft.

Auguſt von Kotzebue,
p. t. Sekretair der Geſellſchaft.

Am ſechs und zwanzigſten Januar erhielten wir folgende Antwort:

An die Mitglieder des geſellſchaftlichen Theaters in Reval, von dem verſammelten Ehſtländiſchen Miniſterio.

Das gütige Vertrauen, womit Sie, hochzuehrende Mitglieder des hieſigen geſellſchaftlichen Theaters, uns in Ihrem Schreiben vom 21ſten dieſes beehrt haben, fodert uns zu einer lebhaften Dankbarkeit auf, welche wir ſo verpflichtet als bereit ſind, bey jeder ſich uns darbietenden, ſchicklichen, und unſerer ganzen Situation angemeſſenen Gelegenheit,

legenheit, an den Tag zu legen. In dieſer Hinſicht iſt es uns ſehr angenehm, überzeugt zu ſeyn, daß Ihre Bühne die Vorurtheile wohl meiſt alle glücklich überwunden hat, welche ſich an andern Orten ſolchen Anſtalten, wie die Ihrige iſt, vielleicht widerſetzen mögen. Auch freut es uns, daran nicht zweifeln zu dürfen, daß dieß hauptſächlich Ihrer Sorgfalt für die Ehre der Schaubühne, durch Entfernung Alles deſſen, was auch der gewiſſenhafteſten Sittſamkeit anſtößig ſeyn könnte, zuzuſchreiben iſt. Daß Sie es ohne Uebernehmung mancher Beſchwerde ſo weit nicht haben bringen können, iſt leicht zu begreifen. Aber dafür haben Sie nun auch, außer der Belohnung Ihres eignen Herzens, den lauten Beyfall, ſowohl des Publikums, dem Sie eine angenehme Unterhaltung verſchaffen, als auch der Armen, deren Wohlthäter Sie dadurch zugleich geworden ſind.

Wenn auch hie und da noch einige wenige Ihre Unternehmung unrichtig beurtheilen, und in einem falſchen Lichte ſehn; ſo iſt das das Schickſal aller menſchlichen Dinge, und wird Sie nicht hindern, Ihren Weg getroſt fort zu wandeln, da der uneingeſchränkte Beyfall des bey weitem gröſſeren Theils unſers Publikums, nebſt dem freudigen Bewuſtſeyn menſchenfreundlicher Abſichten, eine reichhaltige Quelle iſt, aus welcher Sie dagegen Beruhigung und Aufmunterung ſchöpfen können.

So zuverlößig wir dieß wiſſen und glauben, ſo offenherzig müſſen wir aber auch geſtehn, daß wir uns nicht überzeugen können, wie unſere perſönliche Gegenwart in Ihrem Schauſpielhauſe, zu der gänzlichen Vernichtung jener Vorurtheile und ungleicher Beurtheilung etwas beytragen kann. Dagegen aber verſichern wir, daß ein Jeder von uns, welcher nicht nach ſeiner gewiſſenhafteſten Einſicht, durch beſondere Verhältniſſe, oder durch andere Gründe, welche etwa aus ſeinen Amtsverbindungen herzuleiten ſeyn möchten, davon abgehalten wird, Ihrer gütigen Aufforderung zu Beſuchung Ihrer Bühne folgen könne, ohne von irgend Jemand unter uns einigen Tadel befürchten zu dürfen.

Dieſe unſere freymüthige Erklärung, werden Sie, hochzuehrende Mitglieder des geſellſchaftlichen Theaters, als einen Beweiß davon anſehn, daß wir die Ehre Ihres gütigen Vertrauens gehörig zu ſchätzen wiſſen, und daß es uns ein angelegentliches Geſchäft ſeyn wird, uns derſelben durch perſönliche Hochachtung gegen Sie, und durch ein in jeder Rückſicht pflichtmäßiges und billiges Betragen gegen Ihre Bühne, immer würdiger zu machen. Reval, am 24ten Januar, 1786.

Im Namen des verſammelten
Ehſtländiſchen Miniſterii.

Philipp Chriſtian Moier,
Oberpaſtor der Ritter und Domkirche.

Es war alſo nicht die Geiſtlichkeit, welche den Mantel der Religion über verjährte Vorurtheile deckte, wie das vielleicht an manchen Orten Deutſchlands der Fall geweſen ſeyn würde; es war auch nicht der Bürgerſtand, welcher, im Ganzen genommen, dieſes Inſtitut mit dem lauteſten Beyfall aufnahm; nein, gegen uns erhob ſich derjenige Stand, welcher in den europäiſchen Staaten der Ausgebildeteſte zu ſeyn pflegt, oder zum mindeſten ſeyn ſollte: der Adel. Ich weiß, daß dieſe meine freymüthige Erklärung von neuem Oel ins Feuer gießen wird; aber ſie iſt wahr! es widerlege mich wer da kann! und Thatſache iſt es, daß man nirgends ſo hämiſche Urtheile — nicht über unſer Spiel — ſondern über das Mittel, deſſen wir uns zu Erreichung des Zweckes der Wohlthätigkeit bedienten, gemacht hat, als eben in adlichen Geſellſchaften. Ich appellire an das deutſche Publikum, und wiederhole die Auffoderung, mich zu widerlegen, wenn man kann. Einige unſerer Mitglieder von Adel, wurden ſogar durch dieß unaufhörliche Geſchwätz wankend gemacht, und trennten ſich von der Geſellſchaft.

Abgeſchmackt wäre es, wenn ich behaupten wollte, dieß Betragen unſers Adels ſey allgemein geweſen. O nein! wir haben viele Männer in dieſer Klaſſe aufzuweiſen, welche mit richtigem Geſchmack und geſunder Beurtheilungskraft ein fühlbares Herz verbinden, welche das Gute an einer Sache ſchätzen, wenn ſie auch nicht den Stifter lieben, und laut und öffentlich die wohlthätigen Bemühungen der Geſellſchaft preiſen; aber doch haben es nur wenige gewagt, ſich über das Urtheil ihrer irrenden Brüder hinweg zu ſetzen, und ſelbſt Mitglieder einer Verbindung zu werden, welcher ſie ihren ſtillen Beyfall nicht verſagen können. Indeſſen beſteht die Geſellſchaft ſeit beynahe vier Jahren bis auf den heutigen Tag, und ich glaube, daß ihre Mitglieder es verdienen, genannt zu werden. Ihre Namen ſind folgende:

Regierungsrath, **Freyherr von Roſen,** Directeur.

Fräulein **Maria von Roſen.**

Friedrich, Freyherr von Roſen.

Herr Official **Hueck.**

Madam **Hueck.**

Herr von **Glehn.**

Frau von **Glehn.**

Herr Rath **Nottbeck.**

Herr **J. J. Nottbeck.**

Madam **Nottbeck.**

Sekretär **Nottbeck.**

Demoiſell **Claybills.**

Madam **Höppener.**

Rath **Albaum.**

Rath und Anwald von **Roskull.**

Kollegenaſſeſſor **Blier.**

Anwald **Kiölbergh.**

Präſident **Kotzebue.**

Frau von **Kotzebue.**

Regierungsprotokolliſt **Gerber.**

Sekretär **Rieſenkampf.**

Demoiſell Harpe.
Sekretär Strahlborn.
Sekretär Arvelius.

* Die Bühne wird gewöhnlich im Oktober oder Anfangs November eröfnet, und beym Eintritt der Faſten wiederum geſchloſſen. Die Stücke, welche vom achten December 1784. an, bis heute, da ich dieſes ſchreibe, aufgeführt worden, ſind folgende:

Jeder Narr hat ſeine Kappe. Poſſe im Manuſcript.
Die Juden und die beyden Billets.
Der Mann den ſeine Frau nicht kennt.
Nicht mehr als ſechs Schüſſeln.
Der Poſtzug und *le financier par St. Foix.*
Der Edelknabe.
Der Eheprokurator.
Verbrechen aus Ehrſucht.
Hans von Zanow.
Der Strich durch die Rechnung.

Julius von Tarent.
Die Mündel.
Der dankbare Sohn.
Gianetta Montaldi.
Der Fähndrich.
Das Räuſchgen.
Das Fündelkind.
Der Betrüger, von J. M. d. K. v. R.
Das Liebhabertheater vor dem Parlement.
Le Français à Londres.
Gerechtigkeit und Rache.
Der Eremit auf Formentera. Singſpiel.
Die Brandſchatzung.
Der argwöhniſche Liebhaber.
Adelheid von Wulfingen. Trauerſpiel in Manuſcript.

Man wird ſich wundern, keine längere Liſte von aufgeführten Stücken hier zu finden, allein da die Geſellſchaft aus Männern beſteht, die alle ihre angewieſenen Geſchäfte haben, ſo wird oft in drey Wochen nur Eine Vorſtellung gegeben; und dennoch waren wir im Stande, nach Abzug aller Unkoſten für Dekoration, Beleuchtung u. ſ. w. fünftauſend Rubel unter die Armen zu vertheilen. Das rührt daher, weil das Schauſpielhaus vier bis fünfhundert Zuſchauer faßt, und immer voll iſt. Auf den Einlaßbilletten ſteht der Wahlſpruch der Geſellſchaft:

Conſacré à la bienfaiſance.
Honny ſoit qui mal y penſe!

Wie oft Scherz und Ernſt angewandt worden, die Feinde unſerer Bühne zu bekehren, mag auch folgendes Nachſpiel beweiſen, welches am achten December 1786. aufgeführt worden.

Das

Liebhabertheater

vor dem Parlament

ein Nachſpiel mit Geſang,

aufgeführt auf dem

Liebhabertheater zu Reval

am

Stiftungsfeſte deſſelben.

Perſonen:

Präſident von Güldenkalb.

Weibermund. Jaja. Olim. Klatſchſich. Selten. Herz.	Parlaments-Räthe.

Der Sekretär.
Der Fiſcal.
Ein Advokat.
Der Wachmeiſter.
Der Ofenheizer.
Die Göttin der Mildthätigkeit.
Thalia.
Nymphen und Genien.

Der Schauplatz iſt der Gerichtsſaal. In der Mitte eine lange Tafel für die Parlamentsglieder, an der Seite ein Pult für den Sekretär.

Erſter Auftritt.

Der Wachmeiſter, welcher beſchäftigt iſt, die Stühle zurecht zu ſetzen, und **der Ofenheizer.**

Der Wachmeiſter.

Es iſt heute verdammt kalt.

Der Ofenh. Ja im December iſts hier zu Lande ſelten warm.

Der Wachm. Weißt du ſchon, was heute paſſirt?

Der Ofenh. Ne.

Der Wachm. Unſere geſtrengen Herren ſollen in Sachen des Liebhabertheaters und der geſunden Vernunft, contra das Vorurtheil Recht ſprechen.

Der Ofenh. Das Liebhabertheater? was iſt das für ein Ding?

Der Wachm. Das iſt kein Ding Peter, das ſind Leute, die andern Leuten ins Handwerk pfuſchen, es alle Augenblicke verpfuſchen, und ſich noch obendrein dafür bezahlen laſſen.

Der Ofenb. Nu, was das bezahlen betrift, ſo finde ich das eben gar nicht dumm. Heutzutage trägt das Pfuſchen mehr ein als das Handwerk, wenn nur der Pfuſcher brav zu ſchwadronniren verſteht.

Der Wachm. Du haſt Recht Peter, aber ſie wollen den Leuten weiß machen, daß ſie das Geld nicht für ſich behalten, ſondern unter die Armen vertheilen.

Der Ofenb. Ho ho! das glaubt ihnen doch kein Menſch.

Der Wachm. Den Henker auch Peter! es giebt Leute die's glauben, andre zweifeln daran, noch andere machen ſich drüber luſtig, und meynen, es ſey unanſtändig. Kurz der Fiſcal hat ſich der Sache ex officio angenommen, und nun werden wir ſehn —

Der Ofenh. Hm! da will ich ihm auf ein Haar voraussagen, wie das Ding ablaufen wird.

Der Wachm. Nun?

Der Ofenh. Wenn der Sekretär will; ſo will der Präſident auch, und die andern ſagen Ja.

Der Wachm. Pſt!

Zweyter Auftritt.

Klatſchſieb. Die Vorigen.

Kl. Nun, bin ich wieder der Erſte? Guten Morgen Kinder! wie ſtehts? was giebts Neues in der Stadt? keine Hochzeiten? keine Todesfälle? keine Geburten?

Der Wachm. Daß ich nicht wüßte.

Kl. Keine Beförderungen? keine Unglücksfälle?

Der Ofenh. Gar nichts.

Kl. Keine Anekdoten aus der Chronique ſcandaleuſe, die man ſo wieder weiter tragen könnte?

Der Wachm. Auch nicht.

Kl. Hör' er doch, mein Freund! wo war geſtern Abend Spielgeſellſchaft?

Der Wachm. Geſellſchaft war beym Geheimde Rath Reibezahn, ob geſpielt worden iſt, weiß ich nicht.

Kl. Gewiß! gewiß! wer mag gewonnen oder verlohren haben?

Der Wachm. Das weiß ich nicht.

Kl. Ich höre das gar zu gern. Ich profitire zwar nicht einen Heller dabey; aber wenn ſo Einer recht tüchtig hat Haar laſſen müſſen, ſo rechne ich gleich nach, ob er auch ſoviel im Vermögen hat, daß er es präſtiren kann, und finde ich nun das Gegentheil, ſo wundere ich mich in allen Geſellſchaften drüber. (Zum Ofenheizer) Hör' er doch, mein Freund! wie viel Schüſſeln mag der Geheimde Rath geſtern auf ſeinem Tiſche gehabt haben?

Der Ofenh. Das weiß ich nicht zu ſagen.

Kl. Einfaltspinſel! ihr wißt ja auch gar nichts, wofür ſeyd ihr denn da?

Der Ofenh. Um die Oefen zu heizen, Herr Parlaments Rath.

Kl. Dummkopf! es iſt nicht genug, ſeinen Beruf zu thun, es gehört mehr dazu, in der Welt und mit der Welt zu leben. Ich bin Parlaments-Rath, aber das iſt das wenigſte. Ich weiß Alles, was in der Stadt vorgeht, ich bekümmere mich um Alles, um Alles. Es läuft keine Katze durch die Pforte meines Nachbars, ich muß wiſſen, was ſie da zu ſuchen hat. Ich bin Jedermanns Freund, denn ich umarme einen Jeden. Ich halte ein genaues Regiſter über die Vermögensumſtände meiner Bekannten. Ich weiß, wer bald banquerout machen wird; ich weiß wer ſpielt und wer nicht ſpielt; ich weiß wer gewinnt und wer verliert; ich weiß was ein Jeder des Mittags auf ſeinem Tiſche hat; ich weiß wer ein Amt, oder einen Titel, oder eine Frau ſucht; alle Liebeshändel in der ganzen Stadt weiß ich auf dem Nagel her zu erzählen, und was ich nicht errathen kann, das erfinde ich: kurz! ich weiß Alles, Alles! (Parlaments-Rath Weibermund tritt herein) Ach mein ſcharmanter Freund! laſſen Sie ſich umarmen.

(Der Wachmeiſter und Ofenheizer gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Weibermund und Klatſchſieb, gleich darauf Olim und Jaja.

Weiberm. Meine Frau hat mir geſagt, daß es heute verzweifelt kalt ſey, und ich finde, daß ſie Recht hat.

Kl. Wiſſen Sie ſchon, daß geſtern beym Geheimde Rath Reibezahn Spielgeſellſchaft geweſen?

Weiberm. So?

Kl. Ja wohl, wiſſen Sie das nicht? Es ſind entſetzliche Summen gewonnen und verlohren worden, die Tafel war aufs prächtigſte ſervirt — wo das endlich hinaus will?

Weiberm. Ja das ſagt meine Frau auch.

(Olim und Jaja treten herein.)

Kl. (ihnen entgegen) Aha meine ſcharmanten Freunde!

(Sie umarmen ſich.)

Olim. Iſt es doch wahrhaftig beynahe ſo kalt, als Anno 40, damals hatten wir einen verzweifelten Winter.

Weiberm. Meine Frau ſagt, daß das Thermometer, oder wie das Ding heißt, fünf und zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt ſtehe.

Jaja. Da hat Dero Frau Gemahlin ganz Recht.

Weiberm. Ja ſie hat immer Recht.

Kl. Ich hörte geſtern, daß ſchon verſchiedene arme Leute erfroren ſeyn ſollen.

Jaja. Ja wer kann ihnen helfen? ich habe mit meinem Bau alle Hände voll zu thun.

Kl. Und mir koſtet meine neue Equipage ſechs hundert Thaler.

Weiberm. Die Garderobe meiner Frau kommt mir weit höher zu ſtehen.

Olim. Und ich muß ſparen auf die Zukunft.

Kl. Wo bleiben denn unſere Herren Kollegen, Selten und Herz? das ſind ein Paar empfindſame Närrgen, die würden —

Vierter Auftritt.

(**Selten** und **Herz** treten herein.)

Kl. (ihnen entgegen) Aha meine ſcharmanten Freunde! laſſen Sie ſich umarmen. Ein Paar junge Herren aus der beau Monde, die werden uns viel Neues zu erzählen wiſſen.

Selten. Nicht das Geringſte, lieber Herr Kollege.

Kl. Nur nicht ſo hinterm Berge gehalten! wo haben denn die Herren geſtern Abend geſteckt? nicht wahr, beym Geheimde Rath Reibezahn?

Herz. Getroffen.

Kl. O ich weiß Alles, Alles. Es iſt ſtark geſpielt worden.

Selten. Nein, da irren Sie, es wurde gar nicht geſpielt.

Kl. Nicht? aber deſto höher geſchmaußt?

Herz. Kalte Küche.

Kl. So, ſo? — Nun, wie befindet ſich denn Dero wehrte Familie?

Selten. (verdrüßlich) Ganz zu Ihrem Befehl.

Herz. Meine Herren, wir haben heute eine wichtige Sache zu entſcheiden.

Jaja. Ja, das haben wir.

Kl. Daß ich nicht wüßte.

Weiberm. Meine Frau hat mir nichts davon geſagt.

Mun. Laſſen Sie doch hören.

Jaja. Kann ich mich doch auch nicht beſinnen.

Herz. Das Liebhabertheater ſoll ja heute vernommen, und über deſſen Zuläßigkeit oder Unzuläßigkeit entſchieden werden.

Jaja. Jaja, das iſt wahr.

Kl. Richtig, nun das wird kein langes Kopfbrechen koſten.

Jaja. Nein, das wird es nicht.

Weiberm. Meine Frau ſagt, daß die Leute Narren ſind.

Jaja. Da hat Dero Frau Gemahlin ganz Recht.

Weiberm. Ja Sie hat immer Recht.

Olim. Vor dreyßig Jahren dachte man an dergleichen gar nicht.

Jaja. Nein vor dreyßig Jahren war ſo etwas gar nicht gebräuchlich.

Herz. Aber man muß doch auch die andern hören.

Jaja. Ja, das muß man freylich thun.

Selten. Und mir deucht doch, daß die Sache auch ihre gute Seite hat.

Jaja. Ja, eine gute Seite hat ſie.

Kl. Die aber ſchwerlich zu ihrer Vertheidigung hinreichen wird.

Jaja. Schwerlich, ſchwerlich.

Selten. Mir deucht es rührend und ſchön, den Hungrigen zu ſpeiſen, und den Nackenden zu kleiden.

Jaja. Ja, das iſt recht ſchön, recht rührend.

Weiberm. Aber meine Frau ſagt, es ſchicke ſich nicht.

Jaja. Freylich ſchickt es ſich nicht ſo recht.

Herz. Und warum nicht? wenn ich fragen darf.

Jaja. Weil — weil —

Olim. Weil es vor dreyßig Jahren gar nicht Mode war.

Jaja. Nein, es war nie gebräuchlich.

Selten. Aber das iſt ja noch kein Beweis, daß die Sache darum eben ſchlecht ſey.

Jaja. Nein, das beweiſt noch gar nichts.

Weiberm. Meine Frau hat mir noch andere Gründe angeführet, die habe ich aber wieder vergeſſen.

Jaja. Da hat Dero Frau Gemahlin ganz Recht.

Weiberm. Ja ſie hat immer Recht.

Kl. Was mich betrift, ich pflege meinen Mantel dahin zu hängen, wo der Wind herbläſt. Bin ich mit einem Mitgliede des Liebhabertheaters in Geſellſchaft, je nu ſo lobe ich; merke ich aber, daß Jemanden ein Gefalle mit dem Gegentheil geſchieht, je nu ſo tadle ich.

Fünfter Auftritt.

Präſident Güldenkalb tritt herein.

Kl. (ihm entgegen) Ach mein ſcharmanter Gönner, der Herr Präſident.

(Alle verbeugen ſich.)

Güldenk. Guten Morgen, guten Morgen meine Herren! wohl geſchlafen? wohl geruht? Ich für mein Theil habe dieſe Nacht eine häßliche Kolick ausgeſtanden. Der Pachter **Brummer** — der da die fatale Affaire

aht

hat — ſchickte mir geſtern eine ſüperbe Lachsforelle und da mag ich wohl dem Dinge ein wenig zuviel gethan haben. Prr! es liegt mir noch immer im Magen wie Bley, ohngeachtet ich mir dieſen Morgen vom Italiener Tivoli einen Sardellenſalat bringen ließ, und eine Bouteille alten Malaga dabey ausſtach.

Kl. Aber ſollten nicht vielleicht die Auſtern Schuld daran ſeyn, die der Herr Präſident geſtern Mittag zu ſich nahmen?

Güldenk. Poſſen! zweyhundert funfzig Stück Auſtern verlohnt auch wohl die Mühe davon zu reden; und trank ich denn nicht vier Flaſchen engliſch Bier dabey? Nein, ich ſage Ihnen, die Lachsforelle iſt einzig und allein Schuld daran. Ich hatte ſie laſſen mit einer braunen Brüh zurichten — Ah! ſie war delikat. Man kann ſie auch mit einer Eierſauce eſſen; da nimmt man ein Stück Butter, knetet ein wenig Mehl und Muſcatenblumen darein, legt es hernach in eine Caſſerolle, mit drey Dottern vom Ei, etwas Zitronenſaft, Zucker nach Belieben und Citronenſchale in Würfeln geſchnitten. Wenn es nun auf dem Feuer ſteht, ſo muß man es mit einem Quaſt ſchlagen, daß es nicht zuſammen rinnt.

Jaja. Freylich, freylich, darf es nicht zuſammen rinnen.

Weiberm. Meine Frau pflegt eine Anjovis-Sauce zu machen, die recht lieblich ſchmeckt.

Jaja. Die Anjovis-Sauce iſt eine der lieblichſten Saucen.

Olim. Ich ziehe die Auſtern-Sauce allen andern vor.

Jaja. Ja die Auſtern-Sauce ſchmeckt vortreflich.

Kl. Ey die Butter-Sauce iſt auch nicht zu verachten.

Jaja. Nein, zu verachten iſt die Butter-Sauce gar nicht.

Güldenk. Aber was fehlt denn der Meerrettig-Sauce?

Jaja. Ey der Meerrettig-Sauce fehlt gar nichts.

Selten. (unwillig) Meine Herren, es wird wohl Zeit ſeyn, daß wir unſere Geſchäfte vornehmen.

Jaja. Ja, es wird wohl Zeit ſeyn.

Güldenk. Ich befinde mich wirklich ſo übel, daß ich nicht erſchienen ſeyn würde, wenn wir nicht die närriſche Sache, wegen des Liebhabertheaters zu entſcheiden hätten. Setzen Sie ſich meine Herren. (Alle ſetzen ſich um den langen Tiſch.)

(Der Präſident klingelt, der Wachmeiſter tritt herein.)

Güldenk. Laß' er den Herrn Sekretär herein kommen.

(Wachmeiſter ab.)

Ich glaube, meine Herren, daß wir in dieſer Sache alle einerley Meinung ſeyn werden; die Leute ſind Narren, daß ſie dahin treten, und für Geld ſpielen, ſo was kann in einem wohlpolizirten Staate nicht geduldet werden. Ich habe alſo ſchon vorläufig von dem Sekretär ein Urthel anfertigen laſſen.

Herz. Wie? ungehört?

Güldenk. Nun was iſt da viel zu hören? die Sache iſt klar.

Jaja. Ganz klar.

Selten. Indeſſen kann man doch nicht wiſſen —

Jaja. Freilich, man kann nicht wiſſen —

Güldenk. O wir wiſſen ſchon Alles. Kurz und gut, um der Formalität willen, werde ich den Advokaten herein kommen laſſen, da mag er ſich meinethalben die Lunge aus dem Leibe reden; aber was ich beſchloſſen habe, dabey bleibts. (Der Sekretär tritt herein.) Guten Morgen Herr Sekretär, haben Sie das Bewußte angefertigt?

Der Sekret. Alles zu Befehl.

Güldenk. Wohl. (er klingelt, der Wachmeiſter kommt) Laßt die Parten hereintreten.

(Der Wachmeiſter öfnet die Thüre.)

Sechſter Auftritt.

Der Fiſcal. Der Advokat. Die Vorigen.

(Der Fiſcal ſtellt ſich zur Linken vor den Tiſch, der Advokat zur Rechten. Der Sekretär ſetzt ſich an ſeinen Pult.)

Güldenk. Nun, meine Herren, Sie wiſſen warum Sie hier ſind, faſſen Sie ſich ſo kurz als möglich, denn der Mittag rückt näher. Kläger, macht den Anfang.

(Während der folgenden Reden ſchlafen die Parlamentsglieder, Güldenkalb, Weibermund, Ollm, Jaja und Klatſchſieb nach und nach ein.)

Der Fiſcal. Erlauchter und erleuchteter Richterſtuhl! Es wäre unverantwortlich, wenn ich mit einer Sache, die ſo wenig Zweifeln unterworfen iſt, das Ohr meiner Richter ermüden wollte; denn Erſtens iſt es klar und bewieſen, daß ſchon das Theater an und für ſich ſelbſt, eine ſchlechte und zweydeutige Sache iſt, und bleiben wird. Schlecht — denn die Sinne werden gereizt, die Leidenſchaften mit angenehmen Farben geſchildert, die Liebe in junge, unerfahrne Herzen gegoſſen, die edle Zeit verſchleudert, und das noch edlere Geld verſchwendet. Ich könnte hierüber ſo manchen, dicken Kirchenvater anführen; ich könnte mich auf das Zeugniß des heiligen Cyprianus, Athanaſius, Baſilius, Gregorius von Nazianz, Ambroſius, Chryſoſtomus u. ſ. w. berufen, ja ſogar die uralte Sitte, vermöge deren man einem Schauſpieler nicht einmal ein ehrliches Begräbniß verſtattete, würde meinen Satz hinlänglich erweiſen. Ich könnte, was die Verſchwendung anlangt, erzählen: daß die Aufführung von drey Trauerſpielen des Sophocles den Athenienſern mehr koſtete, als der Peloponneſiſche Krieg; daß Aeſopus, ein berühmter tragiſcher Schauſpieler, und Zeitgenoſſe des Cicero, bey ſeinem Tode anderthalb Millionen hinterließ, welche er zuſammen agirt hatte, und die ſein Herr Sohn, nach dem Zeugniß des Horaz und des Plinius, bald wieder unter die Leute zu bringen wußte. Ich könnte ferner anführen, daß der berühmte Roſcius, der Freund des Cicero, funfzigtauſend Thaler Gehalt hatte, indeß ich kaum dreyhundert genieße, und doch offenbar dem Staate weit erſprießlichere Dienſte leiſte; daß Julius Caeſar dem Laberius zwanzigtauſend Thaler bot, wenn er in einem ſeiner Schauſpiele ſelbſt eine Rolle übernehmen wolle. Kurz! ich könnte mit leichter Müh, von heute als dem achten December an, bis zum Erſten Weihnachtsfeyertage ununterbrochen fortreden, ich könnte einen Curſum der Moral, der Theologie, der Politik, der Oekonomie, der Litteratur und der Hiſtorie mit ihnen durchgehn, wenn ich nicht befürchten müßte, die Geduld meiner aufmerkſamen Zuhörer zu ermüden, und meinen Gegner allzuſehr niederzuſchlagen.

Ich wende mich daher zu meiner zweyten Behauptung, nemlich, daß das Theater zweydeutig ſey; und da bin ich im Stande, eine Autorität für mich anzuführen, die unwiderleglich iſt. Man beliebe darüber nachzuleſen, das Buch: über die Sklaverey und Character der Bauern in Lief- und Ehſtland, da ſteht es mit klaren Worten, daß das Liebhabertheater allhier, beſſer thun würde, den Ehſtniſchen Kalender zu ſchreiben, bey welcher löblichen Unternehmung es von einem erlauchten Richterſtuhle aufzumuntern und zu unterſtützen wäre.

Wozu ſoll auch ein Liebhabertheater wohl taugen? ſie wenden zwar ein, daß den Armen und Nothleidenden dadurch geholfen werde; aber dieſen Zweck kann man auch auf andere Art erreichen. Man darf zum Beyſpiel nur eine Kollecte machen, und einen Jeden auf ſein Gewiſſen fragen: „ob er nicht lieber auf „zwanzig ſchlecht geſpielte Komödien Verzicht „thun, und ſeine zwanzig Rubel gleich be-

„zahlen wolle?“ Was gilt die Wette, ein Jeder wird ausrufen Ja! denn es iſt ja offenbar, daß man nur ins Schauſpiel geht, um den Armen ſeinen Rubel zu geben; nicht aber um das Stück zu ſehn. Hieraus folgt, daß das Liebhabertheater, auch von dieſer Seite betrachtet, als unnütz zu verwerfen iſt. Ueber dieß ſpielen ſämmtliche Mitglieder ſehr ſchlecht, man hat es hier tauſendmal beſſer geſehn, und wer weiß es nicht, daß wir noch im verfloſſenen Winter Schauſpieler in unſern Mauern hatten, denen ein Jeder mit Vergnügen ſeinen Rubel zutrug, weil Niemand etwas davon verſtand; Schauſpieler, welche durch die Vortreflichkeit ihres Spiels ſowohl, als durch ihre guten Sitten, ſich beym Publiko beliebt zu machen wußten. *)

Was

---

*) Die Schauſpielergeſellſchaft, von welcher der Fiſcal hier ſpricht, beſtand aus zween franzöſiſchen Friſeurs, und einer Hure. Sie ſpielten les deux chaſſeurs, le tonnelier, la Serva padrona (welches ſie die Magd Patronin überſetzten Ariadne auf Naxos u. ſ. w. oft mit allgemeinem Beyfall.

Was ſoll man ferner von der Schicklichkeit dieſes ganzen Unternehmens ſagen und denken? Eine Geſellſchaft angeſehener Männer, die ſämmtlich in ehrbaren Dienſten ſtehen, treten, nachdem ſie des Morgens ihre ehrwürdigen Pflichten mit einer Amtsmine erfüllt, des Abends auf die Bühne, und beluſtigen einen Jeden, der Belieben trägt, einen Rubel, oder einen halben Rubel für ſein Billet zu bezahlen. Wie unanſtändig das ſey, erhellt auch daraus, daß nur wenige vom Adel dieſes Landes, ſich ſo tief erniedrigt haben, und auch in Zukunft nicht erniedrigen werden. Denn ein Jeder, der bezahlt hat, erlangt dadurch unſtreitig das Recht, zu kritiſiren, zu gloſſiren, zu mocquiren, zu ridiculiſiren und zu recenſiren, das müſſen ſich die Herren gefallen laſſen, und dürfen nicht dazu mukſen, wenn auch der Kritikus ein Schuſter wäre. Beym Jupiter! dergleichen Beginnen iſt unerhört!

Ich weiß zwar wohl, daß auch in Deutſchland das leidige Schauſpielweſen eingeriſſen, daß in Freyburg ein Liebhabertheater exiſtirt, welches größtentheils aus dem Adel beſteht; daß die Frau von Ulm und das Fräulein von Goldegg, ſich ſogar nicht geſchämt haben, an der Kaſſe zu ſitzen, und das Geld einzunehmen; daß die Garniſon in — für die Armen Komödien ſpielt; daß der Adel in Zerbſt das nemliche thut; daß der Fürſt von Leiningen ſich nicht entblödet hat, ein gleiches in ſeiner Reſidenz einzuführen, und ſelbſt mit zu agiren; daß in Dürkheim ſogar die Prediger aller Religionen vor der Thür geſtanden, die Entree zu empfangen, und daß die deutſchen Monatsſchriften alle dieſe ſchöne Sächelgen auspoſaunen, als wären es Heldenthaten. Aber dergleichen thörichte Beiſpiele ſind keinesweges nachzuahmen, ſondern als neumodiſch empfindſam, und wider die Sitten laufend zu verwerfen. Was liegt auch am Ende daran, ob ein Paar Dutzend Arme mehr oder weniger erfrieren oder verhungern? ſie ſind ja doch ſonſt ohne das Liebhabertheater zurechte gekommen, und werden auch wohl in Zukunft ſehn, wie ſie ſich durchhelfen.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe meinen Satz hinlänglich erwieſen zu haben glaube, trage ich bey dieſem erleuchteten Richterſtuhl darauf an:

> „Das Liebhabertheater aus unſern
> „Mauern gänzlich zu verbannen, und
> „die Glieder deſſelben dahin zu kondemniren,
> „daß ſie gehalten ſeyn ſollen,
> „in Zukunft den Kalender für die Ehſtniſchen
> „Bauern zu ſchreiben, wie ſolches
> „der vortrefliche Verfaſſer des
> „obenerwähnten Buches, mit vielem
> „Scharfſinn dargethan.“

Der Advokat. Weit entfernt, meine Vertheidigung durch Allegate aus der Geſchichte, die gar nicht hieher gehören, aufſtutzen zu wollen; räume ich vielmehr meinem Gegner ein, daß ich nicht im Stande wäre, bey dieſer Veranlaſſung, ſo wie er, einen Curſum der Moral, der Theologie, der Politik, der Oekonomie, der Litteratur und der Hiſtorie mit meinen Zuhörern durchzugehn. Es iſt mir ſehr gleichgültig, was der heilige Cyprianus von der Sache [illegible]t: es iſt mir ſehr gleichgültig, ob Aeſopus bey ſeinem Tode Eine Million oder einen leeren Beutel hinterlaſſen; ob Roſcius als ein großer Künſtler beſoldet worden, oder als ein ſchlechter Advokat; ob Julius Caeſar dem Dichter Laberius zwanzigtauſend Thaler oder eine taube Nuß geboten. Wäre ich dazu aufgelegt, mich in unnütze Streitigkeiten einzulaſſen; ſo könnte ich meinem Gegner vielleicht beweiſen, daß alle die Beiſpiele aus der Geſchichte, die er ſo mühſam und unzweckmäßig zuſammen klaubt, vielmehr der redendſte Zeuge ſind, in wie großem Anſehn die Schauſpielkunſt von jeher geſtanden.

Daß man in den finſtern Zeiten der Barbarey, Dummheit und Intoleranz, dem Schauſpieler ein ehrliches Begräbniß verſagte, gehört mit unter die traurigen Wahrheiten, die man beſeufzen, und wo möglich aus der Geſchichte wegſtreichen muß.

Das Buch, welches mein Gegner anführt, um ſeine Behauptung von der Zweideutigkeit des Theaters darauf zu gründen, iſt mir nicht bekannt; dagegen kenne ich die Schriften der größten Geiſter aller Nationen, aller Länder, aller Jahrhunderte, die entweder ſelbſt für das Theater arbeiteten, oder doch der Bühne mit warmen Lob erwähnen. Rom und Griechenland, denen wir Alles verdanken, was wir ſind, und was wir im Felde der Wiſſenſchaften und Künſte aufzuweiſen haben, waren, wie mein Gegner ſelbſt eingeſteht, enthuſiaſtiſche Verehrer der Schauſpielkunſt. Ich weiß wohl, daß Titus Livius, in ſeiner Schrift „vom Urſprung und Fortgang der „Schauſpiele in Rom,“ über die ausſchwei-

ſende

fende Verſchwendung klagt; aber was geht das uns an? Unſer Theater iſt klein, es gleicht weder dem Theater des Pompejus, noch dem des Marcellus, noch dem neuen Opernhauſe in Paris oder Petersburg. Unſere Kleidung beſtreitet ein Jeder aus ſeinem eigenen Beutel, und nach ſeiner eigenen Phantaſie. Unſer Orcheſter beſteht aus Dilettanten.

Daß übrigens die Bühne eine Schule der Sitten ſey, wenn die Auswahl der Stücke mit gehöriger Beurtheilungskraft getroffen wird, hat noch kein vernünftiger Mann geleugnet. Doch ich wende mich zu den übrigen, kraftloſen Beſchuldigungen meines Gegners.

Er glaubt, daß unſer Zweck eben ſo leicht durch eine Kollekte erreicht werden könne; und ich nehme mir die Freiheit, daran zu zweifeln. Ich weiß zwar wohl, daß Einige der unverſöhnlichſten Feinde unſerer Bühne, die wir doch nie beleidigten, dieß Projekt oft entworfen, und mit vieler Beredſamkeit unterſtützt haben; aber es wäre zu wünſchen, daß es nicht immer beym projektiren bliebe, ſondern daß man einmal verſuchen möchte, einen ſolchen Entwurf auszuführen. Gelingt er in der That; nun ſo fällt das Liebhabertheater von ſelbſt in ſein Erſtes Nichts zurück, und die Glieder deſſelben werden beſchämt zurückweichen und geſtehen müſſen, daß ſie ſich ſehr geirrt. Wohlan dann! ihr, die ihr dieſen Entwurf ſo redneriſch anzupreiſen wißt, verſucht es Einmal! wir erwarten den Erfolg ruhig und mit Reſignation. Bis dahin aber werdet ihr uns erlauben, bey der ſchmeichelhaften Meinung zu verharren, daß die Menge der Zuſchauer, die wir oft verſammelt ſehn, nicht blos gekommen iſt, um den Armen einen Rubel zuzuwenden; ſondern um einige Abendſtunden angenehm zuzubringen.

Daß wir keinen Reinecke, keinen **Schröder**, keinen **Brockmann** unter uns haben, wiſſen wir recht gut; aber daß wir nicht ganz ſchlecht ſpielen, wiſſen wir auch. Ich habe doch ſchon manches Auge in unſerm Schauſpielhauſe naß geſehn; manche Dame kam mit rothen Augen wieder heraus; manche Thräne floß in den Mündeln, in Verbrechen aus Ehrſucht, in den ſechs Schüſſeln, in Julius von Tarent, im Fähndrich.

Was die Schicklichkeit unſers Unternehmens anlangt, ſo freut es mich, daß mein Gegner ſelbſt viele Liebhabertheater in Deutſchland anführt, die alle aus dem vornehmſten Adel, ja ſogar aus Fürſten und Prinzen beſtehn. Es freut mich, daß er der würdigen Frau von Ulm, und Fräulein von Goldegg vorwirft, an der Kaſſe geſeſſen zu haben. Gott ſegne ſie für dieſen Beweis ihres fühlbaren Herzens, und ihrer Vorurtheilfreyen Denkungsart! Es freut mich, daß er ſich über die Ehrwürdigen Prieſter der Religion luſtig macht, welche ihr graues Haar und ihr Ordenskleid nicht zu ſchänden glaubten, indem ſie die Entree ſelbſt an der Thür des Schauſpielhauſes empfiengen. Alles das bedarf Gott Lob! keiner Widerlegung, es widerlegt ſich von ſelbſt. So viel muß ich meinem Gegner nur ſagen, daß er aus dieſen verehrungswürdigen, in ganz Deutſchland bewunderten Beiſpielen ſchließen kann, was man daſelbſt ſagen würde, wenn man wüßte, daß es einen Winkel der Erde gäbe, wo man eine ſolche Abſicht noch verkennt. Gewiß würde man nie auf den Einfall gerathen, dieſen Winkel der Erde unter dem Szepter unſerer großen philoſophiſchen Monarchin zu ſuchen.

Daß wir des Morgens unſere Pflichten erfüllen, und des Abends uns und Andere beluſtigen, dünkt uns keineswegs anſtößig zu ſeyn. Noch hat uns Niemand die ſchuldige Achtung verſagt, weil wir öffentlich die Bühne betreten, im Gegentheil kenne ich Männer, deren Achtung für uns eben darum geſtiegen iſt. Freilich erhält ein Jeder für ſeinen Rubel das Recht, uns zu beurtheilen, wie es ihm beliebt, auch ein Schuſter, wenn er Luſt dazu hat, und nicht bey ſeinem Leiſten bleiben will; aber ein unvernünftiges Urtheil achten wir nicht, und ein vernünftiges — wär es auch von einem Schuſter gefällt worden — iſt uns jederzeit willkommen.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe die Scheingründe meines Gegners widerlegt habe, wage ich es mit gebührender Beſcheidenheit, noch etwas zu unſerm Vortheil anzuführen, das mir Niemand wird wegdemonſtriren können, wenn er gleich die Beredſamkeit des Demoſthenes mit der Bosheit des Beelzebub vereinigte. Wir wollen nicht prahlen mit dem, was wir gethan haben; es ſteht in unſern Herzen geſchrieben, unſere linke Hand wußte nicht, was die rechte gab: aber unſere Bücher mögen zeugen, wie manche Thräne wir abgetrocknet, wie manchen verborgenen Seufzer wir geſtillt, wie manch heimliches Murren gegen die Vorſehung, wir in Segen und Dank verwandelt haben.

Nein, das kann mir kein Witzling wegdiſputiren, kein grübelnder Moraliſt verdrehen, kein hämiſcher Spötter belächeln. Gott! du weißt es, daß ich ſtolzer darauf bin, ein Mitglied dieſes Liebhabertheaters zu ſeyn, als ob die Petersburger und Berliner Akademien der Wiſſenſchaften mich zu ihrem Ehren-Mitgliede ernannt hätten. Ich habe Thränen des Dankes geſehn, deren Andenken nie aus meinem Herzen verſchwinden wird; ich habe heiße, dankbare Seufzer zu deinem Throne ſteigen hören, die gewiß in deinem Ohre geltender ſind als gleißneriſches Gebet, wenn auch gleich hin und wieder ein vornehmer Schuſter über uns kritiſiren ſollte. Ich ſchweige, und überlaſſe es dem Gefühl meiner Richter, uns zu verdammen, oder vom Kalendermachen los zu ſprechen.

(Der Sekretär ſteht auf und ſtößt den Präſidenten an.)

Die Herren ſind fertig.

Güldenk. (gähnend.) So? nun ſo treten Sie ab. (Advokat und Fiſcal ab.)

(Der Sekretär geht herum und weckt die andern auch auf.)

Güldenk. Nun meine Herren, ich denke wir ſind alle einerley Meinung. Die Menſchen ſind Narren, dabey bleibe ich, und weil es bald Mittag ſeyn wird; ſo wollen wir die Partheien nur geſchwind wieder hereinrufen, und ihnen das Urtheil publiciren laſſen.

Jaja. Ja das wird wohl das Beſte ſeyn.

Olim. Ich trete dieſer Meinung bey.

Al. Auch ich.

Weiberm. Auch ich.

Herz. Aber ich nicht.

Selten. Ich auch nicht.

Herz. Meine Herren, ich möchte Ihnen wie dem Magiſtrat zu Glarus zurufen: hüten Sie ſich, dem Publikum ein Lachen zu bereiten.

Selten. Der Enthuſiasmus dieſer Leute ſcheint mir ehrwürdig und wäre es auch nur

Schwärmerey; ſo iſt es doch gewiß eine liebenswürdige Schwärmerey.

Güldenk. Ach was! wir brauchen keine Schwärmer in unſerm Lande. Die Armen ſind vor zwey Jahren ohne das Liebhabertheater zurechte gekommen, und werden auch in Zukunft nicht verhungern. Kurz und gut! Herr Sekretär, laſſen Sie die Parten vorfodern und verleſen das Urtheil.

Herz. Ich proteſtire.

Selten. Auch ich.

Güldenk. Proteſtiren Sie ſo lange Sie wollen, fünf Stimmen gelten mehr als zwey, und folglich hat es dabey ſein Bewenden.

Herz. Wohl, ſo bleibt uns nichts weiter übrig, als unſere gegenſeitige Meinung niederſchreiben zu laſſen; damit unſere Nachfolger dereinſt nicht glauben mögen, daß wir einem Entſchluß beygeſtimmt, der das Vorurtheil auf den Thron hebt und die Menſchheit unter die Füße tritt.

Güldenk. Thun Sie was Sie wollen. (Er klingelt. Der Wachmeiſter kommt.) Laſſ' er die Parten hereintreten!

(Der Wachmeiſter öfnet die Thüre.)

Siebente Scene.

Der Fiſcal. Der Advokat. Die Vorigen.

(Der Fiſcal und Advokat ſtehen beyde auf einer Seite, der Sekretär ihnen gegenüber, und lieſt.)

„Nachdem in Sachen des Liebhabertheaters und der geſunden Vernunft, contra das Vorurtheil, ſowohl die Anklage des Fiſcals, als die Vertheidigung des gegenſeitigen Bevollmächtigten in gehörige Erwägung gezogen worden; ſo erkennt ein hochanſehnliches Parlament hiemit für Recht: daß, da der Zweck dieſer Geſellſchaft eben ſo leicht durch eine Kollekte zu erreichen, ein ſolcher Unfug und Scandalum in unſern Mauern nicht zu dulden,

„den, ſondern das Liebhabertheater gänz„lich aus unſerer Stadt zu verbannen, und „die Glieder deſſelben, in Zukunft dahin „anzuhalten, den Kalender für die Ehſt„niſchen Bauern zu ſchreiben, bey welchem „nützlichen und nothwendigen Geſchäft, ſie „von Seiten einer hohen Obrigkeit die mil„deſte Unterſtützung zu genieſſen haben ſol„len. Auch iſt, das Liebhabertheater in „die durch dieſen Proceß verurſachten Un„koſten zu condemniren. Alles von „Rechtswegen.“

Der Advokat Gott! ich appellire an den Richterſtuhl der Vorurtheil freyen Wahrheit.

Achte Scene.

(Es wird plötzlich finſter, ein Donnerſchlag, die hintere Gardine fällt, man erblickt den Tempel der Mildthätigkeit ſtark erleuchtet, in der Mitte ein brennender Altar. Die Göttin ſelbſt ſteht auf den Stufen, und hält bey der Hand die Muſe des Schauſpiels, welche die

Attribute der Schauſpielkunſt, Dolch und Maske trägt. Zu beyden Seiten Genien und Nymphen mit Blumen-Guirlanden. Die Parlamentsglieder taumeln von ihren Stühlen.)

Chor der Genien und Nymphen.

Selig wer die Wonne ſchmeckt
Thränen zu verſüßen;
Selig wer den Nackten deckt,
Hoch ſey er geprieſen!

(Die Göttin ſteigt herab und führt die Muſe auf den Vorder Grund der Bühne, wirft einen Blick voller Unwillen auf die Verſammlung und beginnt mit Würde:)

Entflohen ſind die goldnen Zeiten,
Als Knecht und Ritter noch ſich gern
Dem Dienſte meines Tempels weihten;
Der müde Pilger nah und fern
Immer eine offne Hütte,
Immer offne Arme fand;
Als ein Ja, ein warmer Druck der Hand,

Mehr noch galt als Hofes-Sitte.
Entflohn ſind ſie, jene goldne Tage,
Das Mitgefühl bey fremden Schmerz iſt todt;
Und ach! mein Ohr hört manche bittre Klage,
Mein Auge ſieht ſo manche unverſchuldte Noth.
So ſoll ich ſelbſt in unwirthbare Wüſten
Mit einem Herzen wie das meine ziehn?
Soll ich auf unbewohnte Küſten
Um blinder Vorurtheile willen fliehn?
Soll ich verlaſſen, dieſes Land verlaſſen?
Wo Catharina, eure gute Mutter, thront?
Nein! mögen Spötter meinen Namen haſſen,
Ich hab' ein Herz, das mehr als Opfer mich belohnt.
Da ſitzen ſie, mit Bändern und mit Schüſſeln
Am Kartentiſche lebloß, ſtumm,
Und bitten ſich zu zwanzig Schüſſeln,
Und volle Becher gehn herum.
Gaſtfreyheit nennen ſie's, indeß der Arme ſchmachtet,
Niemand ſeines Hungers, ſeiner Blöße achtet,

Denn man ſcheuet ihn, als ruh' auf ihm der Bann,
Ungehöret ſteigt ſein Seufzer himmelan,
Und dann ſpotten ſie bey ſchwelgeriſchen Mahlen
Der Empfindung, die kein Geld bezahlen,
Und kein Titel jemals überwiegen kann.

(mit Nachdruck.)

Nun, ich zernichte Euren Spruch!
Euch trift gekränkter Menſchheit Fluch!
Das Band der wen'gen Edlen knüpft ſich feſter,
Thalia hier iſt meine Schweſter;
Ja, meine Schweſter — ſie, an deren Hand,
Ich den Weg zu Eurem Herzen wieder fand.

Thalia.

Wie ehrenvoll iſt mir dieß Band,
Minna hör den Schwur, es nimmer zu entweihn;
Dir widm' ich meine Kunſt, den Kiel des Schauſpiel-Dichters,
In deinem Arm lach' ich des Spötter-Richters,
Die Sitten ſollen mein Gefolge ſeyn.

Chor.

Chor.

Heil dem ſchweſterlichen Paar!
Laßt in bunten Reihen,
Uns am rauchenden Altar
Ihrer Eintracht freuen.

Die Göttin. *)

Heiliges Streben gefühlvoller Seelen,
Zu helfen dem Armen, den Sorgen quälen
Ungeheuer ohne Herz,
Fühllos bey des Nächſten Leid;
Fühlt ihr nicht ſie weiche Wonne
Ihr von Gott erſchaffen ſeyd?

D. C.

Chor.

Selig wer die Wonne ſchmeckt
Thränen zu verſüßen!
Selig wer den Nackten deckt,
Hoch ſey er geprieſen!

Selig

---

*) Dieſer Text ward einer italiäniſchen Arie untergelegt, weshalb er etwas holprigt gerathen.

Selig wer bey fremder Noth
Gern zu Hülfe eilet!
Und den letzten Biſſen Brod
Mit dem Armen theilet.

Was iſt arm und was iſt reich?
Was iſt Stand und Würde?
Wer iſt ſicher unter Euch
Vor der Armuth Bürde?

Doch das Elend ſchändet nicht,
Es verdient Erbarmen;
Selig wer von Herzen ſpricht:
Gebt o gebt den Armen!

Heil dem ſchweſterlichen Paar!
Laßt in bunten Reihen
Uns am rauchenden Altar
Ihrer Eintracht freuen.

(Während der letzten Strophe, umſchlingen die Nymphen und Genien die Göttin und die Muſe mit Guirlanden, und führen ſie zurück in den Tempel. Der hintere Vorhang fällt, und man hört die letzten Worte in der Ferne ſingen.)

(Die Parlementsglieder kommen nach und nach von ihrem Erſtaunen wieder zu ſich.)

Güldenk. Was war das?

Olim. Eine Erſcheinung von der ich in meinem Leben nichts gehört habe.

Jaja. Ja ein ganz beſonderer Vorfall.

Kl. Den ich ſogleich in der ganzen Stadt erzählen werde, und der nicht wenig Aufſehn machen wird.

Jaja. Gewiß das wird er.

Güldenk. Was bildet ſich denn die Frau Göttin ein, daß ſie unſern Spruch zernichten will?

Jaja. Ja ſie bildet ſich viel ein.

Güldenk. Ventre plein! wenn es nicht ſo kurz vor Tiſche wäre; ſo hätte ich groſſe Luſt, mich zu ärgern. Aber das Eſſen wartet. Ich gehe, und was ich geſagt habe, dabey bleibts, wenn auch zehn Göttinnen, und zwanzig Muſen darüber närriſch würden. (ab.)

Kl. Ich eile, damit mir Niemand mit dieſer Neuigkeit in der Stadt zuvorkomme.

(ab.)

Olim. Die Frau Göttin mag ſagen, was ſie will, ich bleibe dabey, daß man vor dreyßig Jahren gar nicht an dergleichen dachte. (ab.)

Wolbern. Ich muß doch gehn und meine Frau fragen, was ſie dazu meynt? (ab.)

Jaja. Wer hat denn nun eigentlich Recht behalten?

Herz. Wie es ſcheint: Alle.

Jaja. Ja ſo ſcheint es. Ey, ey, das iſt der erſte Proceß den ich erlebe, in welchem Alle Recht behalten. Nun das iſt mir von Herzen lieb! ſie haben Alle Recht, Alle Recht!

(Geht ſehr vergnügt ab)

Selten zu Herz. Kommen Sie, lieber Herr! Wir wurden überſtimmt; aber es giebt einen Richterſtuhl, wo Eine Stimme der Wahrheit, mehr gilt, als tauſend Stimmen der Verläumdung. (Beide ab)

Der Fiſcal. Mir gilts gleichviel. Ich habe die ganze Anklage nur einer ſchönen Dame zu gefallen gemacht. (ab.)

Der Sekretär. Mir iſt's auch einerley. Ich habe einmal bey der Theatergeſellſchaft geſpeiſt, und es hat mir recht wohl geſchmeckt. Wenn ich nur wüßte, was ich in mein Protokoll ſchreiben ſoll. (ab.)

Der Advokat. Laß ſie bellen! es giebt doch noch immer der Edlen viele, die nicht über uns ſpotten, die unſere Fehler mit Nachſicht tragen, unſern guten Zweck mit Beifall belohnen, und mit uns wünſchen, daß wir den achten December noch oft feyern mögen.

Die Weiber der Indianer, an den Ufern des Oroonocko.

Die Völker, welche die Ufer dieſes berühmten Fluſſes bewohnen, deſſen Nachbar der brennende Equator iſt, kannten vor der Ankunft der Europäer, weder Kleidung noch irgend eine Regierungsform. Frey, unter dem Joch der Armuth, lebten ſie größtentheils von der Jagd, der Fiſcherey und wilden Früchten. Der Ackerbau lag in der erſten Kindheit, da man nur Baumäſte hatte, um die Erde zu durchwühlen, und Beile aus ſcharfen Steinen verfertigt, um Bäume zu hauen, deren Aſche oder Moder fähig geweſen wäre, ein fruchtbares Feld zu ſchaffen.

Die Weiber an den Ufern des Oroonocko waren Sklavinnen, wie ſie es denn überall ſind, wo noch der Druck der Barbarey herrſcht.

Der Wilde kennt kein anderes Bedürfniß, als ſein Daſeyn zu erhalten und fortzupflanzen. Der Wilde iſt überzeugt, daß nur Muth und Gewalt ſeiner Achtung werth ſind, und daher tyranniſirt er das ſchwache Weib. Den Schutz, den er ihr gewährt, läßt er ſich durch ihre Schmach und knechtiſche Arbeiten bezahlen. Fäuſte, nur gewöhnt, den Bogen oder das Ruder zu führen, würden durch Hacke und Grabſcheit ſich entehrt glauben. So denkt der Wilde vom Kap Horn bis Neu-Seeland; doch nirgends iſt er mehr Tyrann ſeines Weibes, als an den Ufern des Oroonocko. Daher ſind jene blühenden Gegenden beynahe Menſchen leer; und da, wo die Natur überall Mutter geweſen, will kein Weib Mutter ſeyn. Bringt ſie eine Tochter zur Welt; ſo tödtet ſie ſie gleich nach der Geburt, und nur ſelten ſiegt mütterliche Zärtlichkeit über dieſen grauſamen Gebrauch. Selbſt das Chriſtenthum hat ihn nicht ausrotten können.

Der Jeſuit Gumilla erzählt, daß, als eine ſeiner Neubekehrten ihr Kind ermordet, er ihr dieß Verbrechen mit den lebhafteſten Farben geſchildert, um Reue und Zerknirſchung in ihrem Buſen zu erwecken.

Die junge Indianerin hörte ihn mit einer Ruhe an, und ſah ihm mit einem Blick ins Geſicht, den nur ein gutes Gewiſſen der Unſchuld zu leihen pflegt. Als er geendigt hatte, nahm ſie das Wort.

„Wollte Gott! rief ſie aus; wollte Gott! „ehrwürdiger Vater, daß meine Mutter, als „ſie mich auf die Welt ſetzte, Liebe und Mitleid genug mit ihrem Kinde gehabt hätte, „ihm alle die Quaalen zu erſparen, die ich „erduldet habe, und erdulden werde, bis an „das Ende meines elenden Lebens. Hätte „ſie damals mit wohlthätiger Hand meine „Hirnſchale zerquetſcht; ſo wäre ich geſtorben, ohne es zu fühlen.“

„Ehrwürdiger Vater, du kennſt nicht alle „Martern, die das Weib eines Indiers dul-

„det. Mit dem erſten Morgenroth verlaſſen
„wir unſer mit Thränen benetztes Lager und
„unſere dürftige Hütte, ein Kind auf dem
„Rücken und das andere an der Bruſt.
„Unſere Männer tragen Bogen und Pfeil,
„ſchlendern müßig umher, tödten einen Vogel,
„oder angeln einen Fiſch; indeß wir
„im Schweiß unſers Angeſichts die Erde bearbeiten,
„und oft dürren Sand mit unſern
„Thränen begießen. Es wird Abend und
„wir kehren zurück, mit Wurzeln und Mais
„belaſtet, zum Abendbrod für unſere Männer;
„auch ſie kehren zurück, ohne eine andere
„Laſt, als die ſie mitnahmen. Da
„werfen ſie ſich in die aufgeſchüttelten Binſen,
„plaudern mit ihren Freunden und rauchen
„Tabak, indeß wir Holz und Waſſer
„herbeyſchleppen, und ihnen den Tiſch bereiten.
„Sie eſſen und ſchlafen ein. Wir
„aber wachen den größten Theil der Nacht,
„um den Mais zu mahlen und Chica zu

„machen. *) Und was belohnt unſere Mühe „und unſer Nachtwachen? Sie trinken, be„rauſchen ſich, ſchleppen uns dann bey den „Haaren herum, und treten uns mit Füßen.“

„Wollte Gott, ehrwürdiger Vater, daß „meine Mutter mich in der Geburt erſtickt „hätte! Die Leiden, die ich dir mahle, ſind „ſchwer zu tragen, und doch habe ich dir „unſerer Leiden gröſtes noch nicht erzählt. „Es iſt freylich für die arme Indianerin „ſchon traurig genug, ihren Mann als eine „Sklavin zu bedienen, ſich auf den Feldern „im Schweiß der Arbeit zu baden, und in

---

*) Chica, ein ſehr beliebtes Getränk in dieſen Gegenden. Der Mais wird ins Waſſer geworfen, und wieder herausgenommen, wenn er zu keimen anfängt. Darauf wird er an der Sonne getrocknet, ein wenig geröſtet, und alsdann gemahlen. Das Mehl wird mit Waſſer in große Krüge gethan, wo es in drey Tagen gährt und ausgährt. Dieß Getränk berauſcht ſehr ſtark, wird aber in ſieben oder acht Tagen ſauer. Sein Geſchmack gleicht einem ſchlechten Cyderwein.

„ihrer Hütte vergebens nach Ruhe zu ſchmachten; aber tauſendfach ſchmerzhafter iſt es, „nach einer Ehe von zwanzig Jahren, ſich, „um eines jüngern Weibes willen, verſtoßen „zu ſehen. Sie beherrſcht uns als ihre Sklavinnen — ach! ſie ſchlägt unſere Kinder! „und wenn wir einen Augenblick murren; ſo „ergreift ſie den nächſten, beſten Aſt eines „Baumes, und — — O ehrwürdiger Vater! wollte Gott! meine Mutter hätte mir „die Hirnſchale zerquetſcht, ehe ich zu fühlen „und zu denken vermochte!“

Hier unterbrach heftiges Schluchzen ihre Stimme. Sie bückte ſich über das ermordete Kind, küßte es mit Inbrunſt und rief:

„Wenn dieſes Kind, wie du mich lehrſt, „einen unſterblichen Geiſt beſitzt; gewiß! gewiß! ſo wird es in einer beſſern Welt die „wohlthätige Hand ſeiner Mutter ſegnen!“

Und der Jeſuit verſtummte.

Fragment

aus dem Tagebuche eines ſehr verdienten Ruſſiſchen Offiziers.

Im Jahr 1770. belagerten die Ruſſen Lemnos, und zwangen in Kurzem die Feſtung, zu kapituliren. Acht Geißeln wurden, zur Sicherheit der Kapitulation, in das Lager geſandt. Die Türken aber, welche mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen abziehen ſollten, und nicht Transportſchiffe genug hatten, ſich ſogleich wegzubegeben, zögerten unter dieſem Vorwand mit der Uebergabe ſo lange, bis plötzlich ein anſehnlicher Succurs, unter Commando des Aſpan Baſcha erſchien, vor welchem die Ruſſen ſich

zurück

zurückziehen mußten, da ihre ganze Macht nur aus zweyhundert Mann beſtand, (die Griechen ungerechnet, welche bey Anſicht des überlegenen Feindes ſogleich den Rücken wandten.) Graf Alexis Orloff überließ alſo die Feſtung den Türken, ging mit der Flotte wiederum in See, und nahm die Geißeln mit ſich. Bald nachher erhielt er einen Brief von dem Türkiſchen Befehlshaber, welcher in einer getreuen Ueberſetzung alſo lautet:

Aus der Feſtung Lemnos,
d. 28ſten Sept. 1770.

Großer Wohlthätiger! Leutſeliger! von Gott beſtimmt zur Ausübung des Guten; Innhaber aller Helden-Tugenden! Bevollmächtigter Ihro Kaiſerlichen Majeſtät von Rußland! Graf Orloff.

Gott ſegne Euch bis an's Ende Eurer Tage! was uns anlangt, wir befinden uns wohl.

Die Feſtung, die von Euch belagert geweſen, und die ihr durch Kapitulation zu Ausſteckung der weißen Fahne gezwungen, auch zur Sicherheit der von beyden Seiten eingegangenen Bedingungen, acht Geißeln von ihr genommen, befindet ſich jetzt in meiner Gewalt, und alle Bedingungen hören auf, da ich von meinem Sultan geſchickt worden, dieſen Ort zu entſetzen, auch die rothe Fahne wieder ausgeſteckt habe. Könnten die Einwohner, und ihre bisherigen Befehlshaber, nach Willkühr handeln; ſo würden ſie ſicher ihr Wort halten, denn noch nie brach ein Türke die Kapitulation. Was alſo die Geißeln betrift; ſo hoffe ich mit Zuverſicht, daß Euer großer Name und Heldenmuth, ſo berühmt in der weiten Welt, Euch verbinden wird, ihnen ihre Freyheit zu ſchenken.

Aſpan Baſcha,
Kapitän von der Kapitäne
des Sultans.

◆

Und Graf Orloff ſandte die Geißeln zurück.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Anekdoten.

Almanſur, ein vornehmer und reicher Araber, aß, trank, ſpielte, und wälzte ſich in allerley Wollüſten. Einſt, als die Langeweil ihn marterte, und Ueberdruß und Ekel ihn angriffen, kam er auf die ſonderbare Grille, die Gräber ſeiner Voreltern zu beſuchen. Er ſtieg hinab, und wandelte zwiſchen den modernden Gebeinen, nicht mit dem ernſthaften Gedanken, daß auch er einſt ſeinen Staub mit dem ihrigen miſchen werde; ſondern mit der Idee eines Wollüſtlings: „Daß es hier ſchön kühl ſey, und das Geſchäft der Verdauung gut von ſtatten gehe.“

Plötzlich ward ſeine Aufmerkſamkeit, durch eine halbverloſchene Inſchrift gereizt. In dieſem Grabe, hieß es, iſt ein größerer Schatz verborgen, als Kröſus je beſaß. Almanſur, deſſen Reichthümer ſchon ziemlich erſchöpft waren, ließ voll freudiger Begierde das Grab ſogleich öffnen, und fand — eine Hand voll Staub, darunter ein Marmortäfelgen, worauf folgende Worte gegraben:

> Ehe du, verblendeter Sterblicher! mit verwegener Hand dieſe Gruft entweihteſt, herrſchte hier eine ununterbrochene Ruhe, ein Schatz, den Kröſus ſelbſt nicht beſaß.

* * *

Ein perſiſcher Schach kam einſt auf den Einfall, inkognito ſeine Staaten zu durchwandern. An einem ſchwülen Sommertage, fand er im Schatten eines Baumes einen jungen Hirten, der auf der Flöte bließ. Seine Geſtalt gefiel dem Beherrſcher Iſpahans. Er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und fand ſo viel geſunden Menſchen-Verſtand, ſo viel richtige Beurtheilungskraft — freylich ohne Kultur — daß er beſchloß, den jungen Hirten mit ſich an ſeinen Hof zu nehmen, und zu verſuchen, was durch Erziehung, aus einer ſolchen Anlage ſich bilden laſſe.

Abdallah, ſo hieß der Jüngling, folgte ungern, erfüllte zwar jede Erwartung ſeines Fürſten, ward väterlich von ihm geliebt, und vom ganzen Hofe beneidet; ſehnte ſich aber oft zurück in die ſtillen Hütten der Ruhe, und blickte ſeufzend auf die einfache Hirtentracht, die er gegen den purpurnen Kaftan und den blitzenden Turban vertauſcht hatte.

Der Schach hob ſeinen Liebling von einer Stufe der Ehre zur andern, und machte ihn endlich zum Bewahrer der Reichskleinodien.

Umſonſt bleckte der Neid die Zähne, umſonſt kroch die Verläumdung zum Throne. Abdallah, der Redliche, ſpottete ihrer Mißgunſt, ſein Monarch kannte zu gut den Werth von Abdallahs Herzen. Aber endlich ſtarb der gerechte Fürſt, und hinterließ einen zwanzigjährigen Sohn, deſſen Ohr der Schmeicheley, und alſo auch ſein Herz dem Verderben offen ſtand. Sogleich hob aus dem Schlamme des Neides, die Verleumdung ihr giftiges Haupt empor, und ziſchte laut: „Abdallah hat ſich auf Koſten der Krone bereichert! er hat den Schatz, welchen dein Vater ihm anvertraute, zu dem Seinigen gemacht; er hat die Reichskleinodien zerſtückt; ja er hat in ſeinem Hauſe ein verborgenes Gewölbe, mit drey Schlöſſern verwahrt, wo er oft ganz allein manche Stunde verweilt, und die geſtohlnen Reichthümer überzählt.“

Der leichtgläubige, junge Monarch traute dem Wort ſeiner Höflinge. Er überraſchte

Abdallah eines Morgens, als dieſer ſich eines ſolchen Beſuchs am wenigſten verſah. „Gieb mir den Schlüſſel zu dem verborgenen „Gewölbe, das am Ende jener Gallerie ſich „befindet!“ herrſchte er ihm entgegen: „wo „du ſo oft und ſo lange verweilſt, wohin der „Fuß deiner Freunde noch nie drang.“

Abdallah durchſchaute das Gewebe der Bosheit. Lächelnd ſah er auf ſeine Ankläger, und überreichte dem Schach die Schlüſſel. Das Gewölbe ward eröffnet — man fand einen Schäferſtab, eine Hirtentaſche und eine Flöte. — „Sieh hier Monarch! „die Zeichen meines ehmaligen, glückſeligen „Standes. Ich verwahrte ſie hier, und beſuchte ſie oft, um mich an jene ſtillen „ländlichen Freuden im Kreis der Meinigen „zu erinnern. Nimm Alles zurück, was „dein Vater mir gab, aber laß mir meinen „Hirtenſtab.“

Der junge Fürſt, gerührt, wirft einen unwilligen Blick auf ſeine Höflinge, umarmt Abdallah und will ihn zum Erſten ſeines Reichs erheben. Aber Abdallah warf von ſich den purpurnen Kaftan, ergrif Schäferſtab und Hirtentaſche, und floh in die ländlichen Hütten.

Etwas aus der Geſchichte der Märtyrer.

Die erſten Jahrhunderte des hervorſproſſenden Chriſtenthums, ſind mit Beyſpielen der entſchloſſenſten Selbſtverleugnung angefüllt, vor denen wir heutzutage ſtaunen, ſie bewundern, und nicht nachahmen würden. Die alten Deutſchen glaubten, jeder in der Schlacht gebliebene Held, werde im Augenblick ſeines Todes nach Walhalla verſetzt, wo ewig jugendliche Freuden ſeiner warteten. Dieſer Glaube machte unſere heidniſchen Väter rüſtiger zum Gefecht, als den Türken ſein

Opium; ein ähnlicher Glaube gab unſern chriſtlichen Vätern Muth, ohne Murren ihre Köpfe dem Beile des Henkers darzubieten.

Unter dem Heere der Römer, zu den Zeiten des Kaiſers Maximian und Diocletian, befand ſich eine Legion, die thebaniſche genannt, welche — an der Anzahl jeder andern Legion gleich — aus ſechstauſend ſechshundert Chriſten beſtand. Dieſe Legion war die tapferſte im Felde, die pünktlichſte im Dienſt, die exemplariſchſte im Lebenswandel. Dem Befehl ihres Geſetzbuches getreu: ſeyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat! gehorchte ſie willig ihrem heidniſchen Beherrſcher, und war zufrieden, dem Gott der Chriſten im Stillen dienen zu dürfen. Ihr Anführer hieß Mauritius, grau geworden unter den Waffen, ein Greis ohne Tadel.

Als aber der Kaiſer Maximian dieſe Legion einſt zu Ausrottung der Chriſten brauchen wollte, verſagte ſie ihm den Gehorſam. Der Kaiſer gerieth in Wuth, und befahl den zehnten Mann hinzurichten. Die Legion ſtand, mit den Waffen in der Hand, ſah ihre Brüder Einen nach dem Andern zum Tode führen, machte keinen Verſuch, ſie zu befreyen, und prieß ſie glücklich, Märtyrer der guten Sache zu werden. Neuer Befehl zu fechten, neue Weigerung. Maximian knirſchte, und gebot zum zweytenmal den zehnten Mann hinzurichten. Es geſchah ohne Widerſtand, wie das Erſtemal. Neuer Befehl zu fechten, neue Weigerung, von folgender Vorſtellung an den Kaiſer begleitet:

„Herr! wir ſind deine Kriegs„knechte! aber auch die Knechte Got„tes, des Gottes, den wir freudig be„kennen. Dir iſt unſer Arm, ihm un„ſer Herz geweiht; du giebſt uns „Brod, er gab uns das Leben. Du „biſt unſer Herr, Gott iſt auch der dei„nige. Wir haben dir gehorcht, und „wir wollen dir gehorchen; gebieteſt „du uns aber, was mit ſeinen Geſetzen „ſtreitet; ſo gehorchen wir Gott mehr „als dir. Gezückt ſind unſere Säbel „gegen deine Feinde, doch verlange „nicht von uns, daß wir ſie mit dem „Blute unſerer Brüder färben ſollen.

„Wir ſchwuren Gott unſere Treue, „ehe wir dir ſie ſchwuren; wir würden „ſie brechen gegen dich, wenn wir ge„gen ihn ſie brechen könnten. Du „willſt Chriſtenblut, warum wirfſt du „dein Auge auf Fremde? hier ſtehen „wir, und bekennen ohne Furcht Gott „den Vater, und ſeinen einzigen Sohn „Jeſum Chriſtum; hier ſtehen wir „mit den Waffen in der Hand, könn„ten uns retten und wollen es nicht, „denn beſſer iſt es, ſchuldlos zu ſter„ben, als ſchuldig zu leben.“

Die Wuth des Kaiſers war Grenzenloſs. Er befehligte Truppen, die ganze Legion in Stücken zu hauen. „Du brauchſt dazu „keine Truppen,“ ſagte Mauritius mit heiterer Gelaſſenheit. „Ein Henker, deſſen „Arm nicht ermüdet, iſt genug.“ Die Legion legte ohne Widerſtand die Waffen nieder, und ging zum Tode, als in die Arme eines Freundes.

Druckfehler des erſten Bandes.

Seite 8 Zeile 9 ließ Auge ſtatt Augen.
— 13 — 15 hinter Diamanten, füge hinzu: am Griff ſeines Säbels.
— 18 — 11 ließ geengten ſtatt geregten.
— 18 — 15 — Ton ſtatt Thon.
— 22 — 14 — ſinde ſtatt ſinde.
— 22 — 20 — peitſchten ſt. peitſchen,
— 23 — 9 ſtreich den Gedankenſtrich weg. Eben ſo Zeile 17.
— 38 — 12 ließ dem ſtatt der.
— 40 — 21 — Tänze ſtatt Tänzer.
— 65 — 10 — Kabinet ſtatt Kabineck,
— 89 — 10 — Ehrfurcht ſtatt Ehrfurcht.
— 99 — 1 ließ bunte ſtatt bunke.
— 115 — 10 — erwarte ſtatt erwartes,
— 130 — 10 — werfen ſtatt werſen.

Seite 131 Zeile 10 ließ Veziers ſtatt Sultans;
— 159 — 15 — weiſſe ſtatt weiſie.
— 220 — 17 — Liebe ſtatt Lirbe.
— 223 — 15 ſtreiche weg: von der letztern.
— 253 — 12 ließ dem ſtatt den.
— 297 — 16 iſt die ſprechende Perſon Sir Heinrich und nicht Sir Karl.
— 302 — 3 ließ Stembeck ſtatt Sternberg.
— 310 — 4 — ſchlenderten ſt. ſchleuderten.
— 338 — 5 ſetze nach aber, mit.
— 352 — 10 ſetze nach und, ſie.

Kleine geſammelte Schriften

des

Herrn von Kotzebue,
Präſidenten des Gouvernements-Magiſtrats
in der Provinz Eſthland.

Dritter Band.

Mit Kupfern.

Reval und Leipzig,
in Commiſſion bey Paul Gotth. Kummer, 1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der
Frau Collegienräthin
von Gernet,
gebohrne von Rehbinder,
aus Achtung, Lieb' und Freundschaft gewidmet

von dem Verfaſſer.

Ildegerte
Königin von Norwegen.

Zwote Abtheilung.

O wie ſelig ſind die erſten Tage des Genuſſes reiner Liebe! o wie himmliſch das Entzücken der belohnten Treue! unſer Herz, das ſelbſt im Taumel des befriedigten Ehrgeizes, immer neue Wünſche noch gebiert, ſchweigt ſo ruhig, ſcheint ſo ganz zufrieden, als ob nie ihm wieder etwas mangeln werde, und als habe des veränderlichen Glückes Laune, jene runde Kugel, die ſo trügeriſch über unſern Häuptern dahin rollt, mit Blumenfeſſeln angeſchmiedet. Wonnereicher Traum! nur um deiner gaukelnden, ſchön gefärbten Bilder willen, hat das Leben Reiz für den fühlbaren Erdenſohn. Und gewiß, es ſteht in unſerer Macht, jene ſüße Täuſchung zu verlängern und zu unterhalten, bis einſt der

Tod, der allmächtige Zerſtörer aller Täuſchungen, aus dem Arm der Liebe uns führt in jener höhern Freuden Schoos, welche zu genießen, feinere Organe uns des Schöpfers Hand unzerſtörbar weben wird. Ja, es ſteht in unſerer Macht, aber nur die Weisheit, jene Himmelstochter, vermag das ewge, eckelhafte **Einerley** des zuckerſüßen Liebelns, in eine reine Quelle nimmer verſiegender Freuden umzuſchaffen. Haſt du deinen Pflichten, und der Göttin **Weisheit** dein Tagewerk gewidmet, o ſo wird am Abend die Umarmung deines Weibes dir immer reizend ſeyn, und mit freygebiger Hand wird über dich die Liebe unverwelkte Blumen aus ihrem Füllhorn ſchütten. Aber nicht an glänzenden Höfen, nicht in prächtigen Palläſten, findeſt du dieß reizende Bild, der bürgerlichen Eintracht. Dort iſt Alles nur Zerſtreuung, auch die Liebe nur Zerſtreuung, nicht Erhohlung, nicht die ſanfte Feyerſtunde, die zum Dienſt der Weisheit unſre Geiſteskräfte neu belebt.

Die erſten Wochen nach der Hochzeitfeyer eilten auf der Freude Flügel zu der Liebe Götterſitz, dort zu verkünden, das Glück des jungen Paares, ſein Entzücken, ſeinen Dank. Täglich wechſelten Banquet und Ringelrennen, und froher Reihentanz. Von nah und fern wallte die Jugend des Landes, der Kern der Ritterſchaft, zur glänzenden Königsſtadt, man drängte ſich zum Throne der ſchönen Königin, und wer Ildegerten nur einmal lächeln ſah, der kehrte froh zurück in ſeine Heimath, ſich weidend an dem ſüßen Vorgenuß, einſt den Enkeln erzählen zu können, welch' eine gute Zeit, die Zeit ſeiner Jugend war.

O welch' ein liebliches Weſen! welch eine reizende Anmuth belebte Blick' und Worte der jungen Königin; da war kein Herz, das nicht gefeſſelt von ihr ſchied.

Wenn ein geſchwätziger Greiß, den oft alltäglichen Gang ſeines Lebens — nur ihm merkwürdig — lang und breit, wie das Alter pflegt, ihr vorerzählte, wenn ſeiner Jugend Feuer, indem er ſprach, noch einmal ihn beſeelte, und im eingefallnen Auge glühte; ſo ſtand Ildegerte beſcheiden, aufmerkſam horchend, ihn nie unterbrechend, als ob die Erzählung des Angenehmen und Lehrreichen noch ſo viel enthalte. Der Greiß gieng von ihr, und prieß laut: **die Königin iſt ein vortreffliches Weib! ſie ehrt das Alter.**

Wenn eines Ritters ehrliche Hausfrau, von dem Himmel mit mehr Kindern als Verſtand geſegnet, an ihrer Seite ſaß, und gähnend der Erzählung von Schlachten und Abentheuern ein halbes Ohr nur lieh; ſo wußte Ildegerte bald die Zunge der Blöden zu löſen, frug nach ihren Söhnen, ihren Töchtern, ließ ſich von der Wirthſchaft unterrichten, und im Geiſt in Küch' und Keller führen. Wohlgemuth kehrte dann am Abend das Weib in ſeines Gatten Arm zurück, und rief heiter ihm entgegen: **unſere Königin iſt eine vortreffliche Frau! eingedenk deſſen was ſie war und was ſie iſt.**

Wenn die frohe Schaar der Jugend ſich auf dem Tanzplatz herumtummelte, und im Ausbruch des Wohlbehagens den Zwang des Hofes vergeſſend, von wilden Tönen der Freude die Luft erzittern ließ; ſo miſchte ſich Ildegerte mitten unter ſie, und weit entfernt durch Kronenglanz den ſcherzenden Muthwillen zu verſcheuchen, gab ſie einem der beſten Fürſten *), der in ſpätern Jahrhunderten auf Dännemarks Throne ihr folgte, die Lehre: „daß man auch von einem Throne zuweilen „herabſteigen darf, um durch ein Schauſpiel, „welches die goldenen Zeiten Saturns zurückzubringen ſcheint, ſich mindeſtens auf Augenblicke zu täuſchen.“ Die Schaar der Ju-

---

*) Friedrich II. König von Dännemark pflegte zu ſagen, wenn er zuweilen das läſtige Etikette aus ſeinen Aſſembleen verbannen wollte: „der „König iſt nicht zu Hauſe.“ Sogleich überließ ſich Alles der ungezwungenen Freude. Doch ſobald Friedrich ausrief: „der König iſt wieder „nach Hauſe gekommen:“ ſo war der ganze Hof auch augenblicklich wieder in den Schranken der Ehrerbietung.

Jugend kehrte zurück, und rief laut und einſtimmig: **unſere Königin iſt ein liebenswürdiges Weib! ſie mildert den Glanz des Diadems.**

Dem ſpähenden Auge Theodorichs, das Liebevoll ihr nachirrte, entgieng keine ihrer Vollkommenheiten; er ſehnte ſich an jedem Morgen nach dem Abend, der ihn wieder in ihre Arme führen ſollte.

Dem ſcheelſehenden Auge Haralds, das raſtlos an ihr hieng, entgieng keiner ihrer Reize; er warf an jedem Abend ſich unmuthiger auf ſein Lager, und begrüßte jeden Morgen mit einer neuen Verwünſchung.

Ob Harald noch hinlängliche Kraft beſeſſen, dieſe aufkeimende Leidenſchaft zu unterdrücken, das entſcheide Meiners der Philoſoph, der vermuthlich an einem kalten Wintertage, in einem ungeheizten Zimmer an ſeinem Schreibtiſch ſaß, und indem er uns mit der philoſophiſchſten Kälte bewieß, daß es in jedes Menſchen Macht ſtehe, ſich zu verlieben oder nicht *), vergaß, daß das Bild der unſeligen Folgen, die wir nach ſeiner Meynung uns vormahlen ſollen, nie ſo ſtark und lebhaft in unſerer Seele wird, als das Bild der Freuden, die wir im Beſitz des geliebten Gegenſtandes hoffen.

Harald unterdrückte ſeine Leidenſchaft nicht, und wollte ſie auch nicht unterdrücken. Es war nicht mehr Liebe allein, ihn folterten Brunſt, Ehrgeiz, Neid und gekränkter Stolz. Er haderte mit Zufall und Schickſal — dieſe Worte hatten bey ihm gleiche Bedeutung — daß beyde ihn dem Throne ſo nahe hingeworfen, und doch die Macht ihm benommen, hinauf zu klimmen: „ward ich gefragt, als „ich in die Welt trat, welche Rolle ich ſpielen „wollte? Was kann ich dafür, daß meine „Mutter keine Bäuerin war? Dieſer kochende Durſt nach Ruhm, würde ſich auf den „beſſern Anbau meiner kleinen Flur einge-

---

*) Siehe Meiners vermiſchte philoſophiſche Schriften.

„ſchränkt haben. Zahlreichere Heerden, ein
„blühenderes Feld, fruchttragendere Bäume
„als die meiner Nachbarn, das wäre das
„Ziel von Haralds Ehrgeiz geworden. Eine
„flinke, gute Bauerdirne hätte mein hartes
„Lager getheilt, und Arbeit und Fleiß den
„Saamen der Ruhmgier zerſtört, den die
„Natur in dieß ſtolze Herz legte. — Was
„bin ich nun! — ein unſeliges Mittelding
„zwiſchen Hoheit und Niedrigkeit, der erſte
„Sklave des Thrones, ein Zierrath, der den
„Glanz des Hofes vermehren, ein dienſtwil-
„liger Diener, der die Gäſte empfangen und
„ihnen zutrinken muß. Bey Gott! ich will
„nicht länger dieſe erniedrigende Rolle ſpie-
„len, es muß anders werden, ſo oder ſo! —
„Wallt nicht in meinen Adern daſſelbe edle
„Blut, dem Theodorich ſein Szepter ver-
„dankt? Waren nicht meine Väter Könige?
„— iſt es meine Schuld, daß Einer derſel-
„ben ein ſolcher Narr war, das Diadem frey-
„willig niederzulegen, um in der Einſam-
„keit —

„keit — den Göttern zu dienen — ſo gab „er vor; ſeine Thorheit zu beweinen — ſo „ſprechen ſeine Zeitgenoſſen. Konnt' er durch „jene Entſagung dem Rechte ſeiner Enkel die „Gültigkeit benehmen? — warlich nein! nur „auf das Recht des Stärkern iſt jeder Thron „gebaut, den wir durch Gottes Gnade zu „beſitzen wähnen. Gebt eine Leibwacht mir, „und eine gefüllte Schatzkammer, ſo rechte „ich mich zum Herrn der halben Welt.“

Dieſe Grundſätze wurden bald Mutter eines Entwurfs, der nur in einer ſo ruchloſen Seele keimen und reifen konnte. Der ſchlaue Böſewicht wußte recht gut, daß man mitten unter aufgehäuften Reichthümern darben, und in der bitterſten Armuth mit einem fühlbaren Herzen, nie ganz elend ſeyn kann. Daher der ſataniſche Anſchlag, gebaut auf Theodorichs Wankelmuth, die Ruhe ſeines Herzens zugleich mit ſeinem Throne ihm zu rauben.

Indeſs verſtrich ein Jahr in glücklicher Einförmigkeit. Haralds Blicke ſprachen oft mit wilder Zärtlichkeit, Theodorich bemerkte es nicht, und Ildegerte ſchien es nicht zu bemerken. Sie wollte den Mann nicht kränken, der ihres Gatten Freund war, ſie wollte nicht durch Geringſchätzung das Bittre ſeines Looſes ihn doppelt fühlen laſſen. Und wehe euch ihr Weiber! wenn ihr den, der ohne es zu wollen, aus euren Reizen Gift für ſeine Ruhe ſaugte, mit Verachtung von euch weiſt. Ihr habt ja tauſend andere Waffen, in den Grenzen die ihr ſelbſt gezogen, ihn ehrfurchtsvoll zurück zu halten; ihr habt ja tauſend andre Arzeneyen, von der Thorheit ihn zu heilen; Hohn und Verachtung aber verrathen einen kindiſchen Stolz, eine ungebildete Seele.

Ildegerte betrug ſich ganz mit Tauben-Sanftmuth und Schlangen-Klugheit. Sie empfieng den Prinzen immer freundlich, immer heiter, vermied es nie mit ihm allein zu ſeyn, wußte aber, wenn das Geſpräch in entfernten Anſpielungen eine zweydeutige Wendung nahm, immer ſo geſchickt auf die grade Bahn zu lenken, daß ſie der Erklärung, die oft ſchon auf ſeiner Lippe ſaß, ohne geſuchte Aengſtlichkeit entſchlüpfte, und wenn Harald ihr mit ſtummer Zärtlichkeit ſtarr ins Auge blickte, pflegte ſie nicht es niederzuſchlagen, ſondern ſah ihm gerade ins Geſicht, mit der Miene der frommen Einfalt, die nichts ſtrafbares ahndet.

Der Prinz mußte geſtehen, daß ihr ſo nicht beyzukommen ſey, und daß der Blick der unbefangenen Unſchuld der Zunge des Verführers ſtärkere Feſſeln anlege, als das Auskramen und zur Schau-tragen einer Tugend, deren Verdienſt erkannt und geehrt ſeyn will.

Schon blühten die Roſen zum zweytenmale, ſeit das glücklichſte Paar im Norden den Thron beſtieg, da genaß Ildegerte eines Sohnes, der Mutter Ebenbild. Sein erſtes, kindiſches Lächeln, ward ein neues, feſteres Band, das ſtärkſte das je die Natur gewoben, fühlende Herzen an einander zu knüpfen. Mit einer Freudenthräne empfieng Theodorich das theure Pfand der Liebe aus den Händen der Wehemutter, mit der zärtlichſten Sorgfalt durchwachte er die erſten Nächte an Ildegertens Lager, zürnend auf jede Fliege, die ihren Schlummer zu unterbrechen ſich erkühnte. Stadt und Land theilte die Vaterfreude, und ſegnete mit frohem Jubel die Geburt des jungen Prinzen.

Nur Harald ſah in dieſem Knaben den Räuber eines Diadems, das, wie er wähnte, ſeine Stirn zu zieren geſchaffen ſey, und an einem Tage, an welchem eine ganze Nation der frohen Hoffnung ſich ergab, im kleinen Haldan (ſo nannte man den Prinzen) die Tugenden des Vaters und der Mutter wieder aufblühen zu ſehn, verſchloß nur er ſich in das Innere ſeines Pallaſts, eine Unpäßlichkeit vorſchützend, die ihn hindere, am Hofe zu erſcheinen; denn er war klug genug zu fühlen, wie ſehr ſein grämliches Geſicht mit der allgemeinen Freude kontraſtiren müſſe, und wie gefährlich ſeinen Entwürfen der Blick irgend eines Höflings werden könne, der ſcharfſichtig genug, bis auf den Grund ſeines Herzens ſchaue.

Doch wenn Hof und Stadt und Land einige Wochen froh verſchwelgten, ſo brachte auch er ſeine Zeit nicht müßig zu.

Nach Ranfrieds Tode, hatte **Herrmannfried**, ſein Bruder, den Thron der Schweden beſtiegen, ein brauſender, leicht zu reizender Jüngling, den nur die ſanfte **Luitgardis**, ſeine ſiebenzehnjährige Schweſter, von mancher Thorheit noch zurückhielt. Schon lange ſah er mit ſcheelem Auge der wachſenden Größe Dännemarks zu, doch die Niederlage ſeines Bruders, in welcher der Kern von Schwedens Krieges Macht mit aufgerieben wurde, hatte dieſes Reich in Ohnmacht hingeſenkt, und band für jezt ihm noch die Hände.

Harald war durch ſeine Spione mit der Denkungsart des jungen Fürſten bekannt, er ſäumte nicht, ihm als ein Mißvergnügter Entwürfe an die Hand zu geben, welche begierig ergriffen wurden. Er bot ihm ſeine Dienſte, ſeinen Beyſtand an, mahlte die Eroberung von Dännemark ihm leicht, und erbot ſich, die erfochtene Krone, als ein Lehn aus des Siegers Händen anzunehmen. Es gelang ihm, Heremannfried zu überreden, der nun mit Macht ſich rüſtete, indeß Theodorich im Schoos des Friedens ſorglos ſchlummerte.

Doch ihr würdet euch betrügen, wenn ihr jenen Zweck des Böſewichts, welchen er dem König der Schweden unterſchob, für ſeines Herzens wahre Geſinnung nehmen wolltet. Nur um ein Mittel war es ihm zu thun, ſein Vaterland in Bande zu verſtricken, welche zu löſen, ein kräftiger Hieb erfodert werde, und dieſer Hieb ſollte das Herz des Königs treffen.

Nachdem nun Alles vorbereitet, die Gemüther geſtimmt, die Köpfe ſo verſchoben waren,

ren, wie ſein Vortheil es erheiſchte, trat er eines Morgens, mit geſenktem Haupt und umwölkter Stirn, ins Gemach des Königs.

„Ich habe, hub er an, eine ſchlimme Nachricht dir zu bringen.

Theodorich. Auch dafür dank' ich dem Schickſal! wer allzuglücklich iſt, wird leicht übermüthig. Laß hören!

Harald. Der König der Schweden, Herrmannfried, rüſtet ſich gegen dich zum Kriege.

Theodorich. Und das iſts Alles?

Harald. Alles, und wie mir deucht, genug.

Theodorich. Ich glaubte, die Schweden heilten ſich noch die Wunden, die ihnen mein Schwerdt unter Ranfrieds Herrſchaft ſchlug. Zum mindeſten iſt ihr Toben doch nur der Wuth des kaum Geneſenen gleich, der mit dem Geſunden ringen will.

Harald. Und wäre es, auch den ſchwächern Feind darf die Staatskunſt nie verachten. Doch meine Nachrichten lauten anders. Herrmannfried, ſo melden meine ausgeſandgeſandten Spaͤher, kann den Schimpf noch immer nicht verdauen, der unter ſeines Bruders Szepter, den ſchwediſchen Waffen wiederfahren, er iſt entſchloſſen, mit Blut ihn abzuwaſchen, und da er ſeine eigene Ohnmacht fuͤhlt, ſo hat er die Fuͤrſten der Tatarn, von Nowogorod, von Twer, von Aſtrachan und Kaſan, in ſein Intereſſe gezogen, theils als eifrige Bundesgenoſſen, theils haben ſie ihre Voͤlker ihm um hohen Sold verbungen. Zugleich iſt zwiſchen ihnen feſtgeſetzt, daß in dem Lande des Beſiegten, zu pluͤndern, zu morden, zu rauben, zu ſchaͤnden, den Huͤlfsvoͤlkern frey ſtehn ſoll, daß alle Beute, und dein koͤniglicher Schatz, unter die tatariſchen Fuͤrſten vertheilt, deine Unterthanen in ihre Feſſeln geſchmiedet werden. Nur Ildegerten ausgenommen, die Herrmannfried, um ſeines Bruders Tod an ihr zu raͤchen, im Angeſichte ſeiner Voͤlker, den wilden Thieren Preis zu geben gedenkt.

Theodorich. Der Uebermüthige! er mag den Weg zu ihr durch meine Bruſt ſich bahnen.

Harald. Und wird es. Ich geſtehe dir, daß Harald für das Schickſal deines Thrones zittert.

Theodorich. So eile, meine ganze Macht zu ſammeln, ſie ſoll an Schwedens Grenze ſich vereinen, ich werde ſelbſt an ihrer Spitze fechten.

Harald. (die Achſel zuckend) Deine ganze Macht Herr? — ſie wiegt nicht den zehnten Theil der wider dich Verbündeten auf. Du weißt, daß auch der Sieger ſeinen Lorbeer nicht umſonſt erkauft. Die Niederlage Ranfrieds hat manches Helden Leben uns gekoſtet, mancher verſuchte Krieger ward nach Walhalla geſandt, und die Menſchen wachſen nun einmal nicht wie die Pilze hervor.

Theodorich. So rathe mir. — Soll ich durch meine Schätze das Uebel von uns wenden?

Harald. Ein Mittel deiner unwerth, und überdieß — was leicht, auch ohne den Geiſt der Weiſſagung vorauszuſehen, vom ſchlimmſten Erfolg. Es würde unſere Schwäche nur verrathen, und Herrmannfried will Rache, ſein Durſt iſt nicht mit Gold zu ſtillen, er überläßt die Beute ja den Tatarn.

Theodorich. So laß uns Bundsgenoſſen ſuchen.

Harald. Wo? wen?

Theodorich. Unter den deutſchen Fürſten.

Harald. O die leben mit ſich ſelbſt im ewigen Hader und Zwietracht. Dort iſt jeder Baron ein unumſchränkter Fürſt, der von der Zinne ſeiner Burg herab, Hohn dem Lehnsherrn ſpricht, von Straßenraub und Plündern Weib und Kind ernährt.

Theodorich. Nun dann, unter den Britten.

Harald. Ja, wenn die dringende Gefahr nicht ſchon an unſere Thüren klopfte. Der Britten Hülfe iſt zu weit entfernt, und welch Intereſſe möchte auch ſie binden, den Kriegszug übers Meer um eines fremden Volkes willen zu wagen, mit dem ſie nie verbrüdert waren?

Theodorich. (ängſtlich) So ſprich, was ſoll ich thun? — mich und die Meinigen der Wuth des Feindes unvertheidigt Preis geben?

Harald. (nach einer Pauſe) O warum vereinigte das Schickſal ſo viele Liebenswürdigkeit in einem Weibe wie Ildegerte? und verſagte ihr den Titel einer Königstochter?

Theodorich. Vetter, deine Ideen machen ſeltſame Sprünge.

Harald. Keineswegeſ, ſie ketten ſehr natürlich ſich aneinander. Wäre Ildegerte eines mächtigen Fürſten Tochter oder Schweſter, ſo ſtünden wir nicht hier, und zerbrächen uns die Köpfe, wo wir einen Bundsgenoſſen ſuchen ſollen.

Theodorich. (von der Wahrheit dieſer Bemerkung getroffen) Freilich nicht.

Harald. Und hätte mein feuerfangender Vetter den kältern Rath der Staatskunſt nicht verſchmäht, ſo könnte er nun ſeiner Völker Glück durch ein ſanftes Bündniß gründen, könnte durch Ein Wort den aufgehobenen

Arm entwaffnen, das ſchon gezückte Schwerdt zurück in ſeine Scheide ſenden.

Theodorich. Und dieſes Wort? —

Harald. Ich weiß aus ſicherer Hand, daß Herrmannfried nicht abgeneigt, durch ſeiner Schweſter Bündniß mit der Dänen König, die nordiſchen Reiche freundſchaftlich an einander zu knüpfen.

Theodorich. (zerſtreut) Seine Schweſter? — wußt' ich doch kaum, daß er eine Schweſter hat.

Harald. Ein ſchönes, ſanftes Mädchen, das kaum ſiebenzehen Sommer zählt. Luitgardis iſt ihr Name.

Theodorich. So? — und Ranfrieds Bruder, der, wie du ſprichſt, nur nach Rache ſchnaubt, ſollte ſich ſo willig finden laſſen, ein Mädchen, wie du Luitgardis mir beſchreibſt, in ſeines Feindes Arm zu liefern?

Harald. Ich denke ja. Man trägt am Hofe ſich mit einer geheimen Anecdote. Dein Bildniß kam, Gott weiß durch welchen Zufall, in der Prinzeßin Hände, und ſeit der Zeit — ſo flüſtert man — ſoll ſich das gute Mädchen in Gedanken oft verlieren, ſoll die Einſamkeit in düſtern Hainen ſuchen, und die Bewerbung manches mächtgen Fürſten, ſchnöde von ſich gewieſen haben. Ja, man will ſogar aus dem Munde einer ihrer Zofen wiſſen, daß ſie das geliebte Bild, in edle Steine gefaßt, auf ihrem Herzen trage, und oft mit einer Thräne es befeuchte.

Theodorich. (deſſen Eitelkeit ſich geſchmeichelt fühlt) Wäre es wahr, ſo würde ich ſie bedauren.

Harald. Nun wirſt du leichtlich dir erklären, wie Herrmannfried, der ſeine Schweſter innig liebt, und dem ihres Herzens Leiden nicht verborgen bleiben konnte, doch lieber ſeine Rache aufgeben, und Luitgardis glücklich ſehen möchte.

Theodorich. (zerſtreut) Das iſt ſehr begreiflich.

Harald. Mir iſt ſogar unter der Hand zu verſtehen gegeben worden — — aber ich hab' es abgelehnt.

Theodorich. Sprich! was?

Harald. Du möchteſt, Blutvergießen, und Zerrüttung deines Reichs zu hindern, mit Luitgardis der Ehe Bündniß ſchließen.

Theodorich. Ausſchweifender Gedanke! wie kann ich das? — iſt nicht Ildegerte —

Harald. Das iſt es eben, das war auch meine Antwort. — Zwar glaubte man, die Wohlfahrt deiner Staaten, werde dich bewegen, das Einzelne dem Ganzen aufzuopfern—

Theodorich. Nimmermehr!

Harald. Das ſagt' ich auch. — Man meynte, du könnteſt ihr die Trennung von dir auf hundertfache Art verſüßen, du könneſt in ihr Vaterland ſie ſenden, einen Hof ihr zugeben, unter dem Titel Königin, und was weiß ich, was man noch Alles ſchnackte, um den Entwurf annehmlich dir zu machen.

Theodorich. Nein lieber will ich im Elend untergehn! ich und mein Volk.

Harald, welcher glaubte, für dieſes mal genug gethan zu haben, da er nur allzudeutlich ſah, daß der erſte Funken, nachläſſig hingeworfen, den Zunder ſchon ergriffen, daß Mißmuth und Zerſtreuung Theodorichs Stirn in finſtre Falten legten; überließ es der Zeit die Flamme anzublaſen, und endete das Geſpräch, indem er noch einmal hämiſch das Bild des Jammers mahlte, welcher unvermeidlich den König bedrohe, wenn er den einzigen Faden nicht ergreife, der aus dieſem Labyrinth ihn retten könne.

„Wahr iſts, ſprach er mit Achſelzucken: „man braucht nur zwey geſunde Augen, — „ſollten ſie auch eben nicht allzuſcharf in die „Ferne ſehn — um der blutigen Fehde Ausgang zu errathen. Du wirſt vom Throne „deiner Väter herabſteigen — über die Leichen deiner Unterthanen fliehen — kümmerlich dein Leben retten! — doch Ildegerte

„und dein treuer Harald folgen dir überall, „mit unſerer Hände Arbeit wollen wir irgend „eine Wüſte urbar machen, ſo den täglichen „Biſſen im Schweiß des Angeſichts erringen. „Und wenn die Geiſter der geopferten Dänen „dir fluchen, wenn ihr Blut an Odin's Throne um Rache ſchreyt: ſo mag das ſchuldloſe Gebet des unmündigen Haldan, die „Herzen der Götter wieder zu dir wenden.“

Mit dieſen Worten verließ er den ſchwachen Fürſten, in einer Beklemmung, die gleich der Gondel auf ſtürmiſchen Meereswogen, ihn Steuerlos auf und nieder trieb.

Zwar hätte ſelbſt der Untergang einer Welt, zu keiner Verrätherey ihn je bewegen können, wäre ſeiner Liebe Feuer dem noch gleich geweſen, das einſt auf dem Schlachtfeld ihn beſeelte; aber — wir müſſen es nur geſtehen — der ungeſtörte Genuß hatte jene Glut gedämpft, eine ruhige Achtung, wo nicht ganz von Zärtlichkeit entblößt, doch in den ſtillen Grenzen eines ungehinderten Beſitzes,

ſitzes, war allein in ſeiner Bruſt zurückgeblieben. Er erlaubte ſich ſchon manche kleine Untreu, konnte wieder Vergleichungen anſtellen, zwiſchen Ildegertens und fremden Reizen, fand die erſteren zwar noch immer überwiegend, doch auch die leztern des Genuſſes werth, kurz, er war ein ſchwacher Jüngling, keiner ſeiner Leidenſchaften Meiſter, um ſo minder, da der ſchlaue Harald jede anzufachen, jede zu befriedigen wußte. Und wer hat es überſehen, wie geſchickt dieſer Böſewicht auch die Eitelkeit des Königs mit ins Spiel zog? Dieſe Mine war unter allen die er ſpringen ließ, warlich nicht die unwürkſamſte. Die gute Luitgardis hatte nie daran gedacht, ſich in ein Gemählde zu verlieben; ſie hüpfte leicht und ſorgenfrey von einer jugendlichen Freude zur andern, in eben dem Augenblicke, da Theoderich wähnte, ſie hänge blaß und leidend dem Kummer einer unglücklichen Liebe nach.

Einige Tage verſtrichen, die Nachricht eines nahen Krieges verbreitete ſich am Hofe, und auf Haralds Anſtiften ward die Gefahr vergrößert, der Untergang des Reichs an einem Faden ſchwebend vorgeſpiegelt, wohin der König ſein Auge wand, da traf er auf einen düſtern, Unglückahnenden Blick, das Volk ächzte und weinte, die Reicheren vergruben ihre Schätze, die Prieſter opferten den Göttern, heulten Tag und Nacht Gebetsformeln, Theodorich wußte nicht mehr wo ihm der Kopf ſtand.

Mitten in dieſer peinlichen Lage, als er eines Morgens mit geſenktem Haupte ſeinen Zuſtand abwog, meldete man ihm ſeine Räthe, die von dem Günſtling, theils durch Worte, theils durch Gold beſtochen, ſich zu ſeinen Füſſen warfen, und im Namen der geängſteten Unterthanen, des Staates Rettung von ihm heiſchten.

„Was ſoll — was kann ich thun? — aus „Steinen Menſchen euch hervorzaubern? das „ſteht nicht in meiner Macht.“

Einer der Räthe. Aber mindeſtens dem Staate die erhalten, die jezt leben, und den Acker bauen, und der innern Wohlfarth erſte Stützen ſind.

Theodorich. Was wollt ihr von mir? bin ich es, der den Frieden brechen will?

Einer der Räthe. Nein, aber du biſt es, der durch ein kleines Opfer ihn nicht erkaufen will.

Theodorich. Welches Opfer? ſprecht!

Einer der Räthe. Dir iſt nicht unbekannt, welch' einen Preis der Schweden König auf ſeine Freundſchaft ſetzt. Er hat ſie ſeiner Schweſter zur Morgengabe beſtimmt.

Theodorich. Und das Opfer nennſt du klein?

Der Rath. Klein, ſo groß es deinem Herzen auch immer ſcheinen mag, klein im Verhältniß mit dem größern Uebel, dem du vorbeugſt. Wir ſtehen hier im Namen deines Volkes, wir reden nicht zu dir als Vater und als Gatte, der König iſts von dem wir

Troſt begehren. Der Landmann fleht um Sonnenſchein, ſeiner Saaten Blüthe zu entfalten, wenn auch hin und wieder eine Blume an dem heißen Strahl verdorrt.

Theodorich. Wie, ihr könntet eure Stimme geben zur Verbannung eines edlen Weibes, dem Vergrößerung eurer Macht ihr dankt?

Einer der Räthe. Eben um dieſes Dankes willen nähren wir die ſüße Hoffnung, ſie werde nicht ihr eigen Werk zertrümmern wollen. Wenn wirklich ganzer Völker Wohl, das edle Triebrad ihrer großen Thaten war — und wer unter uns wagt es daran zu zweifeln! — ſo dürfen wir von dem erhabnen Geiſte Ildegertens kühn erwarten, daß er des Volkes Stimme billigen, und in dem Segen einer geretteten Nation, Belohnung jenes Opfers ſuchen — warlich nicht vergebens ſuchen werde.

Was ließ dagegen ſich einwenden? Theodorich, der eine Trennung von Ildegerten ſich ſchon als möglich dachte; der mit der gleißenden Entſchuldigung ſein ſchwaches Herz ſo ſchimmernd überkleiſtern konnte; „daß er die Pflichten eines guten Königs, „eines Vaters ſeines Volkes nur erfülle;“ der keinen öffentlichen Vorwurf zu befürchten hatte, da ſeine Unterthanen ſelbſt dies Opfer von ihm heiſchten; dem zwey Stimmen nur noch fürchterlich ſeyn konnten: die Stimme des Gewiſſens, die er nach Gefallen übertäubte, und dann die Stimme der leidenden Unſchuld, die zu weit entfernt, in Norwegens Wäldern verhallte, ohne ſein Ohr zu erreichen — was mögt von einem ſolchen Manne ihr erwarten? — Wunder, daß es ihm noch Kampf zu koſten ſchien, Wunder, daß er nicht gleich unbedingt in Alles willigte.

„Geht, fragt das Orakel! ſein Ausſpruch „ſoll entſcheiden.“ Mit dieſen Worten entließ er ſeine Räthe, die ihres Sieges gewiß, ſchon in den nächſten Tempel eilten, nur allzuſicher, daß die Geheimnißvolle Hülle, die jeden Orakelſpruch umfließt, dem Scharfſinnigen verſtatten werde, ihn nach Belieben auszudeuten.

Nachdem ſie eine reichliche Gabe auf die Stufen des Altars gelegt, hub der Prieſter an, ſeine heiligen Fratzen ihnen vorzugauckeln. Zuckungen des Geſichts, empor geſträubtes Haar, wild umherrollende Augen, Schaum vor dem Munde, alle dieſe Symptomen ſollten die Nähe der Gottheit bezeichnen. Endlich hub er an, von Odin's Geiſt getrieben:

Zwo Königinnen ſtehn vor meinen Blicken, die Eine trägt in ihrer Hand das Schwert, die Andere einen Palmenzweig. Die Schlange, welche Theodorich in ſeinem Buſen nährt, wird Ildegertens Fuß zertreten.

Mit dieſem unverſtändlichen Gewäſch zogen die Räthe befriedigt von dannen.

„Was iſt natürlicher, ſprach Einer zu dem „Andern, als daß der Gottheit Ausſpruch „unſern Rath genehmigt? Zwo Königinnen, „nun, wo wären denn die beyden, wenn

„Luitgardis nicht darunter verſtanden würde?
„die mit dem Schwerdt iſt Ildegerte, weil ſie
„der Fehde Anlaß gab; die mit dem Palmenzweig
„iſt die Prinzeſſin Schwedens, weil ſie
„den goldnen Frieden zurück auf unſere Fluren
„führt.“

Die Schlange in des Königs Buſen, machte den guten Leuten am meiſten zu ſchaffen, aber auch da halfen ſie ſich heraus.

„Die Schlange bedeutet, (ſo ſprachen ſie)
„den Starrſinn, den Theodorich den Wünſchen
„ſeines Volkes noch immer entgegen
„ſetzt; und wenn nun Ildegerte ſich willig in
„ihr Verhängniß fügt, ſo tritt ſie ja der
„Schlange auf den Kopf. Nie war wohl
„ein Orakelſpruch minder einer Mißdeutung
„unterworfen, mit einem kleinen Aufwand
„von Scharfſinn läßt ſich Alles leicht erklären,
„ein Kind begreift den Sinn, der offen
„in des Gottes Worten liegt.“

So wanderten ſie wohlgemuth wieder in den Pallaſt, dem Könige zu berichten, des

Schickſals unabänderlichen Rathſchluß, dem ſich zu unterwerfen er feyerlich angelobt.

„Wer mag den Göttern widerſtreben!“ ſprach Theodorich nach einer Pauſe: „es iſt „beſchloſſen! ich gebe meinem Volke den Frie„den, um vielleicht in ewgem Kriege mit mir „ſelbſt zu leben.“

Mehr wollte Harald nicht. Es wurden ſogleich in aller Stille, ehe der wankende König zu wiederrufen Zeit gewann, Geſandten nach Schweden abgefertigt, um Luitgardis Hand zu werben. Sie kehrten in wenig Wochen zurück, mit der erwünſchten Bothſchaft: daß Herrmannfried nicht abgeneigt, auf dieſe Bedingungen einen ewigen Frieden zu ſchließen.

Nun war der erſte Schritt geſchehen. Zurücktreten hieße einen fürchterlichen Feind noch mehr erbittern, man mußte alſo mit dem Strome ſchwimmen.

Es folgte eine zweyte Geſandtſchaft, mit hinlänglicher Vollmacht ausgerüſtet, um wegen der Morgengabe, des Witthums, und ſo weiter, das nöthige zu verabreden. Wer ſieht nicht auf den erſten Blick, wohin der ſchlaue Verräther durch alle dieſe Maſchinerieen einen Weg ſich bahnen wollte? Ildegerte, aufs höchſte durch ein Verfahren erbittert, das — ſo muß ihr ſtolzes Herz jeden Augenblick ihr zuflüſtern — ſie ſo wenig verſchuldete; Ildegerte, ihres Gemahls, und mit ihm eines Thrones beraubt, wird nach Rache dürſten, wird ein Werkzeug ſuchen, und in Harald finden, was ihr gekränkter Ehrgeiz, ihre verſchmähte Liebe, ihr zum Bedürfniß macht. Um dieſen Ehrgeiz, dieſe Liebe, unheilbar zu verwunden, muß ſie Zeuge des Triumphs ihrer Nebenbuhlerin ſeyn. Darum überredete er den König, der ſeit jener unauflöslichen Zuſage, im ew'gen Wirbel ſeiner Quaalen ſich herumtrieb, und den man leicht zu Allem überreden konnte, Ildegerten eher nicht vom Hofe zu entfernen, bis Luitgardis den Thoren ſeiner Reſidenz ſich nähere, „Denn, ſprach er, wie leicht kann irgend ein

„unvorgeſehner Zufall, ein Sturm, eine „plötzliche Krankheit, dir die Braut entführen, und dann würdeſt du trauren über den „Verluſt der Einen, ohne im Beſitz der andern Troſt und Erſatz zu finden.“

Theodorich ließ ſich das Alles wohl gefallen, unangenehme Dinge verſchiebt man gern, ſo lange man nur kann, und immer that es ſeinem Herzen weh, von Ildegerten ſich zu trennen; auch konnte Luitgardis Ankunft, wenn dieſe Trennung bis dahin verzögert wurde, eine Zerſtreuung ihm gewähren, welche in der Einſamkeit, ſich ſelbſt und der Folter ſeines Gewiſſens überlaſſen, er nicht hoffen durfte. Alles reifte daher den Wünſchen Haralds entgegen, und er überließ ſich ganz dem ſchmeichelnden Gedanken, bald ſeiner Arbeit Frucht zu erndten.

Bis jezt hatte Ildegerte von allen den ſchwarzen Entwürfen, die gegen ihre Ruhe ein hämiſcher Teufel brütete, nicht eine Sylbe erfahren. Sie überließ ſich ganz der reizenden Neuheit der Mutter-Freuden, vertändelte ihre meiſten Stunden, indem ſie den kleinen Haldan auf ihrem Schooße wiegte, bald die Bruſt ihm reichte, bald an ſeinem kindiſchen Lächeln und Lallen ihr Auge und Ohr ergötzte. Der König nahm ſich wohl in acht, den ſüßen Wahn des Glückes ihr zu rauben, und Harald hatte dafür geſorgt, daß, von ſeinen Kreaturen umringt, ſie vor der Zeit nichts ahnden könne. Doch nun, da von der nahen Ankunft der jungen ſchwediſchen Prinzeſſin er Bericht überkam, dünkt' es ihm Zeit zu ſeyn, das Unbild plötzlich zu entſchleyern. Er ſtattete einen Beſuch bey Ildegerten ab, und wußte in Blicke und Worte des Geheimnißvollen ſo viel zu weben, die Mine der ſich umſonſt verbergenden Verlegenheit ſo geſchickt nachzuäffen, daß endlich die Königin ſich nicht entbrechen konnte, zu fragen:

„Warum heute ſo einſylbig Prinz? Welche „Wolke hat ſich auf eurer Stirn gelagert?“

Harald. (bedeutend) Wagt nicht, o Königin, die Wolke zu zertheilen, es könnt' ein Blitz daraus hernieder fahren, der euch zerſchmettern würde.

Ildegerte. (lächelnd) Wollt ihr mich verſuchen, ob ich auch ein Weib ſey? ob ich mich durch Worte ſchrecken laſſe?

Harald. Worte? — ja Worte, deren Eines, dieß Lächeln ſanfter Freude auf ewig von euren Wangen jagen würde.

Ildegerte. So ſprecht es aus, dieß eine ſchreckliche Wort. — Ihr wißt, daß der, der ſeines Unglücks ganzen Umfang überſieht, weit minder zu beklagen iſt, als der, der zweifelhaft an einem Abgrund ſteht, deſſen Nähe man ihn nur errathen läßt.

Harald. (ſich ſtellend, als verſuche er umſonſt zu ſprechen.) Nein — vergebens! — nicht aus meinem Munde — verzeiht! — ich habe keine Worte für das Verbrechen ſchwarzen Undanks.

Ildegerte. Ihr macht mich unruhig Prinz. Was kann das ſeyn? — welch' ein Streich des Schickſals kann im Arm der Liebe mich bedrohen? — Auch der König ſcheint ſeit wenig Wochen mir ſo tiefſinnig, ſo zerſtreut — ſprecht, welcher Gram — Sollte Ildegerte unwiſſend ihn beleidigt haben?

Harald. Wie könnte Ildegerte, die Krone ihres Geſchlechts, dem Trübſinn einen Vorwand leihen, ſich auf der Stirne des Gemahls zu lagern? — Nicht ihr habt ihn beleidigt, ſein Gram iſt der, daß er das beſte Weib unausſprechlich bitter beleidigen will.

Ildegerte. Er mich? unmöglich!

Harald. Nur zu wahr! — Ach Königin! Schönheit, Verdienſt und Tugend feſſeln freylich jedes Herz, doch Schönheit, Verdienſt und Tugend, vermögen nicht den flatterhaften Wollüſtling in ihren ſanften Banden auf ewig feſt zu halten. Unausſprechlich ſind die Dienſte, die ihr dem Staate einſt geleiſtet, eure Tugend iſt die Bewunderung der Völker, und erhebt euch hoch über die Krone die ihr tragt. Warum ward die Erſte der Sterblichen dem zügelloſen Leichtſinn eines trunkenen Verräthers Preiß gegeben.

Ildegerte. Halt Prinz! ihr geht zu weit, rechtfertigt eure Worte.

Harald. Ihr wollt es? nun wohlan! Faßt, wenn ihr könnt, mit eurem guten Herzen, die ſchwärzeſte der Bübereyen. Ihr wart einſt Königin — vergeßt das — ich kenne euch, ihr werdets bleiben, wo nicht auf dem Throne, doch in den Herzen Aller die euch lieben. Ihr wart einſt Gattin — vergeßt auch das — ihr träumtet — reibt euch die Augen und erwacht. Ihr ſeyd Mutter — vergeßt das nie! — was hat er verbrochen, der ſchuldloſe Säugling, daß man ihm raubt ſein rechtmäßiges Erbe, um einer Laune des Vaters willen? wer wird ihn ſchützen, wenn auch ſeine Mutter ſchüchtern zurückweicht?

Ildegerte. Nun bey Odins goldnen Schildern! nie war ein Orakel in den Hainen von

Asgard ſo räthſelhaft. Ich war Königin? ich war Gattin? ſeitwan bin ichs denn nicht mehr?

Harald. Seit dem der ſeines Glückes überſatte Theodorich den hölliſchen Entſchluß faßte, von Thron und Ehebette euch ſchimpflich zu verjagen; ſeitdem er Geſandten abſchickte, an Schwedens Beherrſcher, ein Bündniß zu ſchließen auf ewig, und der Knoten dieſes Bundes, iſt Luitgardis, des Königs Schweſter. — Wißt ihr genug? oder wollt ihr den Becher mit Wermuth gefüllt ausleeren auf einen Zug? — ſeitdem er verſprochen, Ildegerten, der er ein Königreich verdankt, Ildegerten, die Mutter ſeines erſtgebohrnen Sohnes, nach Norwegen ins Elend zu ſenden, doch nicht eher, bis ſie des Triumphs, und der Krönung ihrer Nebenbuhlerin Zeuge geweſen.

Ildegerte — doch warum ſoll ich die abgebrochenen Sylben des Erſtaunens, des Unwillens, der Verachtung, die herausgepreßten Seufzer des Jammers, der gekränkten Liebe, der verſchmähten Zärtlichkeit, ihr nachſchreiben?

Zwar

Zwar im erſten Augenblicke, als ihre Seele noch unbekannt war mit der Idee einer Verrätherey, die ſie weder glauben konnte noch wollte, im erſten Augenblicke kam ihr das Bubenſtück ſo ungeheuer vor, wie dem ſanftern Europäer die Erzählung von Völkern, die mit kaltem Blute die Keule aufheben. ihre alten Väter ins Grab zu ſenden. Sie verſagte den Worten des Prinzen ihren Glauben. Aber Harald ſchwur ſo feyerlich fügte, der Erklärungen ſo manche hinzu, machte bald auf Theodorichs wachſende Kälte ſie aufmerkſam, bald auf die Anſtalten am Hofe, welche die Herannäherung eines feſtlichen Tages verriethen, (und zwar ihrem Auge nicht entgangen waren, doch ihre erhabne Seele zu wenig beſchäftigt hatten, um eine neugierige Frage ihrem Munde zu entlocken) er wußte ſo künſtlich Schlüſſe an Schlüſſe zu reihen, ließ ihr aus jedem Blicke ihres Gemahls unvermerkt Argwohn ſaugen, und ſo gelang es ihm endlich, in ihre Seele zu pflanzen, die traurige

Gewißheit des über ſie verhängten Elends. Starr ſah die Unglückliche vor ſich nieder, und hatte keine Thräne, war keines Entſchluſſes fähig, kaum ihrer Sinnen mächtig.

Hier hatte Harald ſie erwartet, auf dieſe erſte Betäubung ſeinen Plan gegründet.

„Du ſiehſt, o Königin!“ ſo fuhr der Heuchler fort: „daß ich mein Leben wage, „indem ich ein Geheimniß dir enthülle, vor „deſſen Ausbruch ſelbſt der König zittert. „Doch lange ſchon wars unverborgen dir, „wie wenig ich mein Glück und Leben achte, „wenn in deinem Dienſt es aufzuopfern, das „Schickſal mir vergönnt. Schwer iſt es, „die Verrätherey Theodorichs zu hintertreiben, doch nicht unmöglich. Faſſe Muth! „— Ich habe Freunde genug, und deine „Amazonen ſind auf den erſten Wink zu Hülfe „und Rache bereit. Bewaffne ſie! ergreife „wieder das Schwerdt, das einſt der Heldenthaten ſo viele ſchon verrichtet, drück' auf „das Haupt den Helm des braven Swend —

„ach! er würde ſo dich nicht mißhandelt haben! — ertroze deinem Haldan eine Krone, „die das Recht der Erſtgeburt ihm zuſpricht, „jage den Verräther, ſammt der Dirne, um „deren Beſitz er eine Ildegerte verſtößt, jage „ihn ins wohlverdiente Elend, und ſchwinge „dich auf ſeinen Thron. Mein Arm, und „tauſend Arme meiner Freunde, ſind bereit „für dich den Säbel kühn zu zücken, meine „Stimme ſoll des Aufruhrs Loſung ſeyn, unter deinen Fahnen ſoll der Heldenmuth durch „Harald Wunder thun, und an deiner Seite „will ich den Thron beſteigen, oder ſterben!“

Ildegerte. Nein Prinz! das ſey ferne. — Zwar ſeht ihr meine Thränen, und ich vermag es nicht, ſie zurück zu halten, aber wähnet nicht, als fließen ſie dem eingebildeten Verluſt der Krone, die einſt im Taumel des Entzückens, Theodorich mich anzunehmen zwang. Sie fließen dem Verluſt des Herzens, das theurer mir war, als Glanz der Königs-Würde, und könnt' ich auch durch Waffen dieſe mir erhalten, was würd' in ſeinem Herzen ich gewinnen? nein, ich habe keine Waffen gegen ihn, als meine Thränen.

Harald. So kann denn auch die überſpannte Tugend zum Fehler werden! Ihr vergeßt, daß nicht die Rede von euch und euren Rechten iſt, gebt ihr heute eurer Schwachheit nach, ſo bereitet aus des Sohnes Munde ihr einſt euch bittern Vorwurf. Sein Glück hängt an dem eurigen, und ſeine Rechte ſinds, die ihr mit Blut und Leben vertheidigen müßt, wenn ihr die Heiligkeit der Mutterpflichten fühlt. Oder wollt ihr, daß er einſt ſein Leben von der Gnade der Kinder eurer Nebenbuhlerin erbetteln ſoll?

Ildegerte. Prinz, ihr beſtürmt mein armes Herz vergebens. Wird Haldan einſt auch keinen Thron von ſeiner Mutter erben, ſo mag er die Zufriedenheit in dem Gefühl der Tugend finden, welches früh in ſeine junge Bruſt zu pflanzen, die heiligſte der Mutterpflichten iſt.

Harald. Ihr ſchwärmt — verzeiht mir ſchöne Königin — ihr ſchwärmt in einer beſſern Welt umher, und vergeßt, daß ihr noch immer Bewohnerin von einer Erde ſeyd, auf welcher eure ſchönen Phantaſieen ſich nie verkörpern. Ich verlaſſe euch, denn eure jetzige Stimmung begünſtigt nicht den Plan der kalten, aber hellſehenden Vernunft. Ich bin gewiß, der Nebel wird von euren Augen fallen, ihr werdet den Gedanken nicht ertragen, das Ziel des Spottes einer Nebenbuhlerin zu ſeyn. Bis dahin, Königin, lebt wohl! (er ergriff Ildegertens Hand, die er zärtlich drückte) lebt wohl, und haltet euch verſichert, daß Harald, deſſen Treue ſo lang' ihr ſchon verkannt, um Einen eurer Blicke ſein Leben tauſendmal wagt.

Er gieng, und ließ Ildegerten in einer Betäubung zurück, die euch der Dichter umſonſt darzuſtellen verſuchen würde. Endlich erleichterte ein heftiger Thränenguß ihr gepreßtes Herz, ſie warf ſich in den Arm ihrer treuen Helga, konnte wieder weinen und klagen.

„So hatte nur darum mir zween mächtige „Könige das Schickſal zum Gemahl beſtimmt, „um mir den Einen zu entreißen, ehe ich ihn „noch beſaß, und ſchmählich verſtoßen von „dem Andern, in der Irre eine Liebe zu beweinen, deren erſten Genuß ich ſo theuer „erkaufte!“

Tauſend Entwürfe durchkreuzten ihr Gehirn, bald wollte ſie zu Theodorichs Füſſen ſich werfen, flehen um ſeine Liebe, oder den Tod von ſeiner Hand. Bald wollte ſie mit der Würde der beleidigten Tugend ihm unter die Augen treten, durch einen ſtrafenden Blick ſein Herz in Reue zermalmen, und dann mit Verachtung ihm den Rücken wenden. Aber immer verwarf ſie Helgas gutgemeynten Rath, welche mit ihrer ganzen Beredſamkeit Haralds Entwurf unterſtützte.

„Man könne, meynte ſie, den König mindeſtens dadurch in Schrecken jagen, von

„ſeiner Furcht erzwingen, was ſeine Liebe „verſage.“

„Nein, ſprach Ildegerte, nur von ſeinem Herzen verlang' ich Gerechtigkeit, und wird „ſie mir vor dieſem Richterſtuhl verſagt — „nun ſo will ich ſchweigen, bis wir einſt „vor jenem höchſten Richter ſtehn, dort, „dort wird Ildegerte — ihm verzeihen.“

Helga. Schweigen willſt du? auch alsdann noch, wenn übermüthiger Hohn einer glücklichen Nebenbuhlerinn, dir das Herz zerreißt?

Ildegerte. Nein Helga, ich will ihren Triumph nicht ſehen, ſie ſoll an meinen Schmerzen nicht ſich weiden — auch der König nicht — es iſt beſchloſſen! in meine Bruſt verſenken will ich das ſchreckliche Geheimniß, und am Hofe, wo doch Alles lügt, ſoll auch mein Geſicht zum Lügner werden. Lächelnd will ich bey der Tafel erſcheinen, lächelnd will ich das Trinkgeſchirr zur guten Nacht ihm reichen, mit feſtem Schritt und unverwandtem Haupt, den königlichen Saal verlaſſen, mich in das Gewand einer Sklavin hüllen, und fliehen, freywillig in Norwegens Einöden mich begraben, daß am Tage, der ſeine zweyte Liebe krönen wird, er mindeſtens den Triumph vermiſſe, Ildegerten weinen zu ſehn. — Eile, liebe Helga, wirf dich auf mein Roß, nimm von meinem Schmuck ſo viel dir von nöthen dünkt, eile an den Strand der See, und kaufe mir ein Schiff, das auf meinen erſten Wink bereit ſey, mich von dieſen verhaßten Ufern zurück ins rauhe Vaterland, unter weniger rauhe Menſchen zu bringen.

Bey dieſem Entſchluß verharrte ſie, was auch Helga ſagen mogte, einen gelindern Ausweg ihrer Gebieterin vorzuſpiegeln.

„Du verſuchſt umſonſt, ſprach Ildegerte „zu ihr, mich durch Träume zu täuſchen. „Was bleibt mir übrig, mich von der Schmach „zu retten, und eine Denkungsart zu behaupten, die immer mein Stolz war? ſoll ich

„zu ſeinen Füſſen um ſeine Liebe betteln:
„oder berechtigt mich die Untreu des Gemahls,
„zu vergeſſen, daß dieſer Gemahl
„mein König iſt? — Nein! er allein trage
„die ganze Bürde eines befleckten Gewiſſens,
„fern ſey es von mir ſie theilen zu wollen. —
„Doch Helga, treue Geſpielin meiner glücklichern
„Jugend, Gefährtin meiner nur zu
„ſchnell entſchwundnen Größe, wirſt auch
„du den Reizen des Hofes entſagen, um einer
„Verſtoßenen ins Elend zu folgen?“

Helga weinte an ihrem Buſen, ſchwur ihr ewige Treue, unverfälſchte Freundſchaft bis ins Grab, und eilte hinweg, um Alles zur heimlichen Flucht ſchleunig zu veranſtalten. In wenig Tagen kehrte ſie zu ihrer Gebieterin Füßen zurück, mit der frohen Botſchaft, daß in einer Bucht, welche der Wald umkränze, ein ſegelfertiges Schiff auf ihre Befehle harre.

* * *

Schwacher Theodorich! du wurdeſt nicht zum Böſewicht geboren! nicht als Dolch fand man das Eiſen in der Gebürge erzeugendem Schooſe, häßliche Leidenſchaften haben es zum Dolche geſchmiedet. Schon wich die Tugend aus deinem Herzen, und doch iſt's minder haſſenswürdig als Mitleid werth; welche Gefühle hätten wir willig dir gezollt, wäre dieß Herz geblieben ein Tempel der Tugend verſchwiſtert mit Weisheit und Liebe. Seht ihr ihn wanken, ein Spiel der Winde das ſchwache Rohr? ſeht ihr ihn ſchlaflos neiden den Trabanten, der an des Pallaſtes Thoren mehr auf Gewiſſensruhe als auf die Hellebarde geſtützt, dem Schlummer unterliegt? — Rings um ihn her wiegt erquickende Ruhe die ganze Natur in den Schlaf, nur Er, der König, der vor keinem Richter bebt, (den ausgenommen, der mit unerbittlicher Strenge im Innern ſeines Buſens der Tugend Herrſchaft übt,) nur Er ſchleicht wie ein Dieb aus einem Zimmer ins Andere, und weder Sammt noch Seide gewährt ein Ruhepflaſter dem quälenden Gewiſſen.

Er blickt durchs offne Fenſter hinauf an's Firmament, ihm flimmert in die Augen der ſanfte Abendſtern, der einſt beleuchtete den Blumenpfad der Liebe, als in die Hochzeitkammer er Ildegerten führte, den Gürtel ihr zu löſen. Ach! eine ſüße Thräne ſchwamm damals in dem Auge des entzückten Bräutigams, Wolluſt war ihr Name, und in ihr ſpiegelte ſich der Stern der Liebe mit Luſt. Auch nun hieng eine Wolke von Thränen der Reue ſchwer vor ſeinem düſtern Blicke; in allen ſeinen Staaten war die hereinbrechende Dämmerung der nahen Ruhe Loſung, und ach! nur ihm die Nacht ein Bote neuer Qualen. Dann floh ihn die Zerſtreuung, die im Kreis der Höflinge, bald im Gewühl der Jagd, bald unter Ritterſpielen, er zu erhaſchen ſtrebte. — Du lächelnder Gefährte des

Weiſen Einſamkeit! wie fürchterlich biſt du dem Laſterhaften! —

Solch eine Nacht war es, als von Gefühlen überwältigt, die Liebe von der Reue zur Marter umgeſchaffen, Theodorich aus ſeinem Zimmer ſtürzte, zu folgen des Herzens unwiderſtehlichem Zuge, der zu Ildegerten ihn trieb. Der Zufall wollte, daß der Trabant, der des Königs Schlafgemach hütete, vom Schlummer überwältigt, auch nicht einmal beym ſchnellen Aufrauſchen der beyden Flügelthüren erwachte.

Es iſt ſo ſchwer, bey eignem Leiden, anderer Ruhe ohne Mißgunſt anzuſchauen, und iſt der Leidende ein König, ſo iſt er nah dabey auch ein Tyrann zu werden. Unwillig ergriff Theodorich des Trabanten Arm, und rüttelte ihn heftig. Taumelnd rieb der Arme den Schlaf ſich aus den Augen, und ſah beym Schimmer der Lampen, die in des Pallaſtes Hallen brennen, mit ſtarrem Schrecken den König vor ſich ſtehn.

„Wie, du wagſt es, ſo rief Theodorich „ergrimmt: das Leben deines Königs dem „erſten Mörder Preiß zu geben, der kühn genug, ſich in des Dunkels Hülle zu ſeinem „Lager ſchleicht? — fort aus meinen Augen! du haſt das Leben verwürkt! dich „treffe der Morgenröthe Strahl nicht unter „den Lebendigen.“

Zitternd fiel der Trabant auf ſeine Kniee und ſprach: „Mich wolle der König hören, „mir wolle der Menſch verzeihen! Ich habe „ein liebes Weib, und ſieben unmündige Kinder, ſie rufen täglich um Brod, und Herr „— du weißt es — unſer Sold iſt klein. „Da hatt' ich in der Noth, um Weib und „Kind zu ſpeiſen, ſeit dreyen Tagen mich an „einen Herrn verdungen, dem um geringen „Lohn ich den Acker pflügte, mit meinem „Schweiß ihn düngte, und ſo den Unterhalt „mir kümmerlich erwarb. Geſtern Abend „kehrte ich, von ſaurer Arbeit müde und „matt, mit dem gefüllten Brodſack zurück in

„meine Hütte, und ſättigte die Kleinen, und „glaubte auszuruhen in meines Weibes Armen. Da hatte mich, o König! die Reihe „getroffen, vor deinem Schlafgemach die „nächtliche Wache zu halten, ich mußte wieder fort, und weil in dreyen Tagen, von „Arbeit ich ermattet der Ruhe ſo wenig genoſſen, ſo überwältigte mich in dieſer Nacht „der Schlaf. — Ich habe das Leben verwürkt, doch vertrau' ich deiner Gnade, — „nicht um der Narben willen, in deinem „Dienſt erworben — nein, ſchone meines „Weibes! ſchone meiner Kinder!“

„O du Glücklicher!“ murmelte zwiſchen den Zähnen der raſtloſe Theodorich: „wie „gern ſpräch ich zu dir, komm! komm und „laſſ' uns tauſchen!— Wirf dich auf ſeidne „Polſter, gieb mir die Hellebarde, und laß „an die Mauer gelehnt, von ſüßer Ueberzeugung erfüllter Pflichten eingewiegt, an deiner Statt mich ſchlummern. — Steh auf! „ich verzeihe dir. Geh heim zu deinem

„Weibe, ich bedarf dein nicht, ich wache für „euch alle! Geh heim und lehre deine Kin„der für ihren König beten.“

Er ſprachs, und wandelte mit ungewiſſen Schritten zum Schlafgemach der Königin, leiſe anklopfend, zitternd das Schloß öffnend, mit bebenden Knieen und lichtſcheuenden Augen hereintretend.

Es war die nämliche Nacht, in welcher Ildegerte, der unverdienten Schmach auf immer zu entfliehen, die Burg verlaſſen wollte. Sie lag auf einem Ruhebette, ihr Antlitz gegen das Fenſter gekehrt, und erwartete den Aufgang des Mondes, um im Geleite ſeiner Strahlen, die nahe Bucht zu ſuchen, welche das Schiff verbarg, das ihrer Ankunft harrte. Zu ihren Füßen ſaß die treue Helga, beyde ſchweigend und verlohren in trüber Gedanken Labyrinth.

Horch! da raſchelte etwas außen an der Thür, — nun war es wieder ſtill — nun ſchien ſichs zu entfernen — nun kam es wieder näher — nun klirrte es am Schloſſe — und leiſe öffnete ſich die Thür, furchtſam die Schlummernde zu wecken.

Der König! rief Helga beſtürzt, als ſie den Hereintretenden erkannte.

Zum Glück warf eine düſtre Lampe nur ſchwachen Schimmer auf das Ruhebette, und breitete Dämmerung über Ildegertens glühende Wange; auch wagte Theodorich es kaum ſie anzublicken, und ſo entgieng ihre Verwirrung ſeinem an den Boden gehefteten Auge.

„Mein Gemahl —“ hub ſie ſchüchtern an, ahndend man habe ihren Entwurf ihm verrathen: „woher ſo ſpät in der Geiſterſtunde?“

Theodorich. Verzeihe mir Geliebte, mich hat ein böſer Traum vom Lager aufgeſchreckt. Mir deuchte, du lagſt in meinen Armen, und man entriß dich mir, und ich — ich wollte helfen, retten, wollte aufſpringen, dir nacheilen — und konnte nicht, und fühlte gefeſſelt meinen Arm mit unzerſprengbaren Ketten — ich mußte dein Winſeln, deine Vorwürfe hören, ich ſchäumte, ich wütete — und ach! je mehr ich mit Gewalt die Feſſeln zu zerreiſſen ſtrebte, je dichter ward ich verſtrickt von unſichtbarer Macht. — Ich erwachte endlich — kalter Schweiß träufelte mir von der Stirn — ich ſprang auf, und eilte hieher.

Ildegerte. Es war ein Traum, und nur der Aberglaube ſucht Würklichkeit in Schatten. Wie konnte Herr, ein ſolches Traumbild wohl dich ängſtigen? was könnte deinen Armen mich entreißen, ſo lang' ich deinem Herzen unentriſſen bin?

Nur mit einem Seufzer antwortete Theodorich, und ſchmiegte ſich ſo liebevoll in ihren Arm, und deckte ihren Mund mit ſo viel heißen Küſſen, und ſchwazte ihr des Zärtlichen ſo viel, ſo lange vor, daß Ildegerte, die All das doch nur für Gauckelſpiel und teufliſche Verſtellung nahm, in ihrem Herzen bittre Wehmuth fühlte. Es ward ihr ſchwer vom

Böſewicht, den ſie mit einem Wort entlarven konnte, ſich, wie ſie wähnte, noch gehöhnt zu ſehen. Sie ſchwieg, doch ſie vermogte nicht, die Liebkoſungen zu erwiedern, mit denen der Verräther an ihrem Halſe hieng.

Der Mond gieng auf, mit ihm die Loſung der beſchloſſenen Flucht. Ildegerte entwand ſich den Armen des treuloſen Gemahls, ſchüzte Müdigkeit vor, und bat um Ruhe.

Er gieng —

Ach! da erwachten, wie durch einen elektriſchen Schlag geweckt, alle die Erinnerungen entflohner Freuden der Liebe, vor ihren Augen ſtand die Ausſicht trüber Zukunft.

„Vielleicht zum leztenmale“ ſo flüſtert' ihr Herz ihr zu: „vielleicht zum leztenmale „ſiehſt du den lieben Verräther, den Vater „deines Kindes.“ Sie flog mit offnen Armen, entſchleyertem Buſen ihm nach, ſchlang um ihn die Lilienhände, und ſtammelte **Lebe wohl!** vergieb, daß ich noch einen Augenblick der Ruhe dir entreiße, ich vergaß die zu zeigen, den lieben kleinen Schläfer, das Pfand unſerer Zärtlichkeit.

Mit dieſen Worten zog ſie den König, deſſen Verwirrung ſichtbar ſtieg, halb mit Gewalt zur Wiege, in welcher die Unſchuld ſchlummerte.

„Schau her! es iſt dein Sohn — küſſ'
„ihn und ſegne ihn — daß mit des Vaters
„Segen und der Mutter Liebe, er Trotz biete
„allen Stürmen, die vielleicht das Schickſal
„über ihn verhängte.“

Da bückte ſich der König über ſeinen Erſtgebohrnen, und küßte ſeine Wange, und eine Thräne fiel herab auf die kleine Hand.

„Um dieſer Thräne willen“ rief Ildegerte aus: „verzeih ich dir! —“ Sie ſprach es und entſchlüpfte ins innere Gemach.

Das fiel dem guten König wie ein Stein aufs Herz. Er blickte ſtarr ihr nach, und hätte ihre Worte gern anders ſich gedeutet, als ſein Gewiſſen ihm nur allzuklar die Deutung gab. Noch lange ſtand er unentſchloſſen, ihn zog ſein Herz zu Ildegertens Füſſen, ihr zu bekennen ſein Verbrechen, und von ihrer Liebe Verzeihung zu erflehen. Doch da flüſterte der Dämon Politik mit rauher Stimm' ihm zu: ſie iſt zu weit gediehen, die unſelige Verhandlung, ſchon trägt des Meeres Rücken die Fürſtin Schwedens dir zu. Nur vorwärts darfſt du ſchauen, ein Schritt zurück iſt Krieg und Tod.

Er wandte ſich beklommen, kam, ohne zu wiſſen wie bis in ſein Schlafgemach, und ſuchte Ruhe außer ſich, die nur der Biedermann in ſeines Buſen Innerm findet.

Als nun Alles wieder ſtille war, und in des Pallaſtes öden Gängen kein Fußtritt mehr am hohen Gewölbe wiederhallte, da trocknete Ildegerte ihre Thränen, und trat heraus an der Geſpielin Hand.

„Helga, ſprach ſie, iſts ſchon Mitternacht?“

Helga. Mitternacht, Alles öde, Alles tod, ſieh es flimmert hoch über uns der Stern des Bären.

Ildegerte. Nun wohlan! — ſo laſſ' uns ziehen. — O mein Herz — o wie beklommen! — wo iſt mein Sohn?

Helga. Er ſchlummert.

Ildegerte. (trat an ſein Lager, und blickte mit mütterlichem Wohlgefallen auf ihn herab.) Er ſchlummert, ja, und ſo ſüß — Helga ſieh, ſo ſchlummert nur die Unſchuld. — Ob ſein Vater auch wohl ruhig ſchläft? — O es iſt ſo leicht, in einem Schlummernden die Spuren des Gewiſſens zu erkennen. Wenn das müde Auge ſich geſchloſſen, ſchlüpft aus dem geheimſten Herzenswinkel die Erinnerung des Böſen oder Guten, lagert ſich behende auf der Wange, und wird offenbar im gichteriſchen Zucken, oder ſanften Lächeln. — Schade, daß wir ihn vielleicht aus ſüßen Träumen wecken müſſen. — Doch auch ſeine Mutter ward nur allzuſchrecklich aus dem ſüßeſten der Träume, aus dem Traum der Liebe, durch die Hand des Jammers aufgeweckt — und darf nicht murren. —

Fort! fort! ich höre Hahnengeſchrey! fort ehe der Morgen dämmert!

Da nahm Helga den kleinen Schläfer in ihren Arm, und er erwachte nicht. Ildegerte tappte durch unbeleuchtete Gänge vor ihrer Gefährtin her, und gelangte endlich an eine kleine Pforte der Burg, welche durch einen beſtochenen Wächter für ſie nur offen war. Sie warf noch einen bethränten Blick zurück.

„Durch jene Thore zog ich einſt im Triumph, „und heute muß ich wie eine Verbrecherin „durch dieſes Pförtchen fliehen. Damals „ſpiegelte ſich die Sonne in einer wollüſtigen „Freudenthräne, und heute ſpiegelt ſich der „Mond in einer Thräne des Jammers. Treuloſer Gemahl! — Fort! fort! daß ich „nicht ſeinem Andenken fluche.“

So ſprach ſie, und nahm den kleinen Haldan auf ihre Arme (die ſorgſame Mutterliebe wollte ihn ſelbſt der treuen Helga nicht anvertrauen) und trug ihn behutſam bald durch unwegſame Wälder, bald über ſchroffe Klippen, bald durch bodenloſe Moräſte. Die Nacht war kalt, aber große Schweißtropfen träufelten von Ildegertens Stirn, miſchten ſich mit dem Blute, das die Dornenhecken ihr aus Geſicht und Händen rizten, und ſcharfe Felſenſtücke verwundeten ihre Sohlen, daß die blutigen Fußtapfen im weißen Sande kenntlich wurden. Schon zwey Stunden waren ſie umher geirrt.

„Biſt du müde, arme Helga?“

Ich darf nicht lügen, Königin, ich bin ſehr müde.

„Freylich, dir beſtreut keine geliebte Bürde „den Pfad mit Roſen. — Vergieb mir „treues Weib!“

Helga. Du beſchämſt mich, ich folge dir in den Tod.

Sie giengen und giengen, noch wehte keine Seeluft ſie an, das Geſträuch wurde immer verwachſner, der Pfad immer unbetretener.

„Mir dünkt, ſprach Helga, der Morgen
„graut. Siehſt du den rothen Streifen in
„Oſten? Weh uns! wenn die Sonne an uns
„zur Verrätherin wird.“

Muth! Muth! es kann nicht lange mehr währen. Die Nacht hat uns zu weit linker Hand irre geführt, der erſte Tagesſtrahl wird unſer Wegweiſer ſeyn.

Die Flüchtlinge verdoppelten ihre Kräfte, — ihr Sporn war die Angſt, ſie hüpften Gemſen gleich von Klippe zu Klippe, ſie wanden ſich wie Schlangen durch ſtechendes Tannengebüſch, ſie keuchten wie gejagte Rehe durch Bäche und ſchlammigte Sümpfe.

Plözlich ſtieg rings um ſie her ein dicker Nebel auf, und lagerte ſich vor der Morgenröthe, und ſchuf eine zweyte Nacht, weit undurchdringlicher als die, die von des Mondes Strahl und unbewölktem Sternenſchimmer beleuchtet, hinabgeſunken war, der Königin des Tages Platz zu machen. Die arme Ildegerte wickelte den kleinen Haldan in Alles was von ihren Kleidungsſtücken ſie irgend nur entbehren konnte, um für der rauhen, feuchten Morgenluft ihn zu verwahren. Sie raſte allen ihren Muth zuſammen um der Beſchwerlichkeiten Laſt nicht ganz zu unterliegen, und hatte noch ein Wort des Troſtes für ihre Helga übrig.

Doch was hilft es euch, blutig, athemlos, ſchwitzend und in Thränen länger noch umher zu irren! wißt ihr auch wohin ihr flieht? läßt der Nebel euch den nächſten Baum erkennen? ſeyd ihr ſicher, daß euch nicht ein feindſeliger Dämon im Zirkel dieſes Labyrinths herum, bis wieder vor das Burgthor führe? daß gerade dann vielleicht die Nebelwolken dem warmen Strahl der Sonne weichen werden, und eure zerrüttete Geſtalt, den Burgbewohnern und der Hölle, zum Spottgelächter Anlaß gebe?

„Ach Königin!“ rief Helga aus, und ſank an einem Steine nieder: „vergieb, ich „kann nicht weiter.“

„Ihr Götter, das iſt zu viel!“ wimmerte Ildegerte: „bürde, Odin! mir nicht mehr „der Leiden auf, als ich zu tragen vermag. „Zieh dieſe Nebeldünſte in eine Donnerwolke „zuſammen, und ſende aus ihr Helas Pfeil „in meine Bruſt!“

Sie warf erſchöpft ſich neben ihrer Freundin auf den naſſen Boden, ein kalter Schauer lief ihr den Rücken herab, ſie drückte den kleinen Haldan ohnmächtig an ihre Bruſt, und wärmte ihn mit ihren Thränen.

Jezt öffneten ſich des Himmels Schleußen, und es ſtürzte ein Platzregen hernieder, mit Hagel vermiſcht. In wenig Minuten waren die Fluren überſchwemmt, die unglücklichen Flüchtlinge durchnäßt, die Bäche des Waldes ſchwollen an, die Ströme rauſchten um ihre Füße, von jedem Baume ſchien in groſſen Tropfen ein Fluß auf ſie herabzuträufeln. Der kleine Haldan, der bis jezt im mütterlichen Arm, unter dem Gewölbe des erzürnten Himmels, ſo ruhig geſchlummert hatte, als auf den weichen Daunen in ſeines Vaters Pallaſt, erwachte nun, da endlich bis zu ihm, trotz aller Vorſicht der beſorgten Mutter, ſich der Regen durchgeſogen hatte; er erwachte, und bediente ſich der einzigen Waffen, mit welchen die Natur, freygebig gegen alle Thiere, nur gegen den Menſchen karg, den Hülfloſen ausgerüſtet, das heißt, er ſchrie ſo laut und jämmerlich, daß ſeine Stimme das geängſtete Mutterherz blutiger zerriß, als des Waldes Dornenhecken ihre Füße und Hände. Umſonſt liebkoßte ſie ihn, vergebens reichte ſie ihm die Bruſt, in welcher Jammer und Elend die Nahrung vertrocknet hatte — endlich wich ihr Muth, ihr Glaube an Unſchuld ſchützende Vorſicht, ſie rang verzweiflungsvoll die Hände und fluchte ihrem Daſeyn! —

Horch! da bellte ein Hündlein, ganz nahe im Gebüſch, nur wenige hundert Schritte ſchien entfernt der Schall. —

Neues Leben, neue Hoffnung, neue Kraft, goß in die ermüdeten Gebeine ſich, ſie ſprang behende auf die Füße, reichte der erſchöpften Freundin ihre Hand, half ihr auf, befahl ihr ſich auf ſie zu ſtützen, räumte mit der linken Hand das verwachſene Geſträuche aus dem Wege, indem ſie mit der rechten den Säugling an ſich drückte, und verfolgte ſo den Laut, der immer näher und näher an ihre Ohren ſchlug.

Plözlich ſtand ſie vor einer niedrigen Hütte, die unter dicht verſchlungenen Aeſten jedem Ungewitter Troz bot. „Ich werde Menſchen „finden, ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, ich werde „mit der ungekünſtelten Erzählung meiner „Leiden die Herzen der Waldbewohner rüh„ren, ihre Hülfe wird mir nicht entziehen, „und mißlingt mirs, nun ſo ſey mein lezter „Retter — dieſer Dolch!“ — So auf Alles vorbereitet klopfte Ildegerte kühn an die Thür der kleinen Hütte.

Doch wer mahlt ihr Erſtaunen, als eine Weiberſtimme von innen rief: Geſegnet ſeyſt du, Königin der Dänen und der Norweger! Herein! herein! an meinem Feuer zu erwärmen, dich und den Prinzen Haldan, und die treue Helga.

Plözlich ſprang aus ihren Angeln die Thür der Hütte, und das Auge unſerer Heldin erblickte, an einem praſſelnden Feuer ſitzend, ein altes, graues Müttergen, das mit zitterndem Haupte ihr entgegen watſchelte, ſie bey der Hand ergriff, und zu einer Art von Ruhebette führte, von weichem Moos bereitet und geflochtnem Schilf. Mit gutmüthiger Emſigkeit nahm ſie den kleinen Prinzen ihr aus dem Arm, bettete ihn nahe an's Feuer auf Blumen und wohlriechende Kräuter, gieng ihre Ziege zu melken, ſtillte des Kindes Hunger, holte Früchte und Brod, und einen geiſtigen Trank, den ſie ſelbſt aus dem Safte der Waldbeeren mit Honig vermiſcht zubereitet hatte. Dabey ermunterte ſie durch freundliche Geſpräche, und nöthigte ihre Gäſte ſich zu laben an den einfachen Speiſen, nicht zu verſchmähen ihre Armuth, denn ſie gebe, ſo gut ihr kleiner Garten und Keller es vermöge.

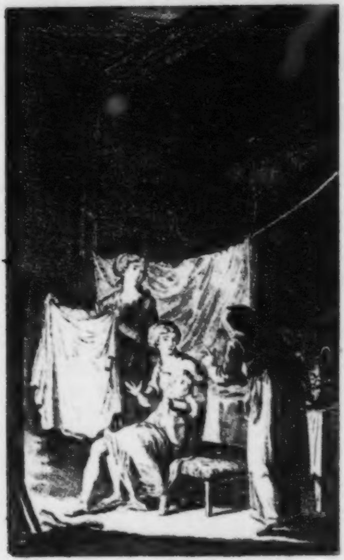
„Wenn ihr," ſo fuhr ſie fort, „von „Schrecken und Beſchwerden der entwichnen „Nacht euch wiederum erholet, ſo will ich „den kürzeſten Weg zum Seeſtrand euch geleiten. Zwar habe ich lange ſchon die Hütte „nicht verlaſſen, das Alter und die Schwäche „ſind, wie du weißt, Geſchwiſter; doch heute ſchleich' ich wohl an meinem Stabe mit, „es iſt der Mühe werth einer ſo guten Königin die lezten Kräfte aufzuopfern. Sey „unbeſorgt, man wird euch nicht verfolgen, „das Schiff liegt unbemerkt in einer ſichern „Bucht, der Wind iſt gut, und ehe die Sonne ihren Lauf nur halb vollendet hat, wird „Dännemarks Küſte ſchon aus den Augen „dir verſchwunden ſeyn."

Die gute Königin ſchaut ihr beſtürzt ins triefende Auge, und weiß nicht, wie ſie ſich das Räthſel löſen ſoll? Das alte Müttergen thut ſo bekannt, iſt im geheimſten Winkel ihres Herzens ſo zu Hauſe, als ſey ſie die Geſpielin ihrer Jugend, und nie von ihrer Seite gewichen.

„Wer biſt du, Unbegreifliche?“ ſo ſtotterte Ildegerte mit einem Ton des Mißtrauens, „wer biſt du, vor deren Blicken „das Buch des Schickſals offen zu liegen „ſcheint?“

„Ich bin,“ verſetzte die Alte, „Suanhilda, die hundertjährige Wahrſagerin, „deren Nahmen vielleicht der Ruf dir nannte.“

Ein heiliger Schauer der Ehrfurcht ergriff die Königin. Sie hatte von Suanhildas Zauberkünſten, und ihrer Gabe, in der Zukunft Verborgenheit zu ſchauen, am Hofe ihres Gemahls der Wunderdinge genug gehört, ſie war vor wenig Augenblicken, durch eigene Erfahrung überzeugt, daß nicht zuviel der Ruf von ihr geſprochen. Einem ſolchen Götterliebling gegenüber, iſts unnütz ein Geheimniß zu verwahren, ſie ergriff daher ſehr weislich den Entſchluß, der guten Alten zu vertrauen,



Wo biſt Du Unbegreifliche!

trauen, was dieſe längſt ſchon wußte, und um ihre Hülfe anzuflehen.

Das Müttergen verſprach und hielt Wort; denn als die Flüchtlinge ihre Kleider getrocknet, ihre naſſen Haare ausgerungen, ihre Wunden geſalbt und ihren Hunger geſtillt hatten, da ergriff ſie einen Dornenſtab, und führte ihre Gäſte, ſo ſchnell als eine Laſt von hundert Jahren, die ihr Rücken trug, verſtatten wollte, durch einen ſanften Fußſteig, der nur ihr bekannt, bis an den Strand des Meeres, wo das Schiffsvolk ſeiner Beute entgegen jauchzte, ein friſcher Landwind die Segel aufbließ, und der Strahl der entwölkten Morgenſonne in den unruhigen Wellen tanzte. Suanhilda umarmte Ildegerten.

Leb wohl! ſprach ſie mit feyerlichem Ernſt, indem ſie ſtarr ihr in die Augen ſah, und eine überirrdiſche Begeiſterung in ihren Blicken glühte: Leb wohl! bis dich und deine Tauſende der Rücken des Meeres zurück auf Dännemarks Küſten trägt, wo die verwüſteten Felder den milden Thau des Himmels nur mit Strömen von Blut geſchwängert in ſich ſaugen; wo der geängſtete Landmann ſeufzend deinen Arm um Hülfe und Rettung herbey wimmert, und die Verrätherey ihren ſchwarzen Fittig über den Pallaſt breitet. — Sey willkommen o Heldin! unter dem Jauchzen der Menge; triumphire und ſiege! gebenedeyte Mutter der Könige! deinen Nahmen werden ſpäte Jahrhunderte nennen, ſieh, deine Enkel gehen in Purpur gekleidet vorüber, reichen ſich Norwegens Szepter mit ewig blühendem Lorbeer umwunden, den Ildegerte pflanzte.

Noch prophezeyte die Alte von einem Hügel des Ufers, und ſandte der Fliehenden Segen nach, als ſchon ein weiter Raum von einem Lande ſie trennte, das mit ihrer Verbannung ſich ins Verderben ſtürzte. Die Fahrt war glücklich, das Wetter heiter, in wenig Tagen erreichte Ildegerte die Küſten ihres Vaterlandes, und floh in die nemliche Burg, die in der Mitte der Wälder, einſt ihre Klagen um Thora hörte, ihren Schmerz um Swend verbarg.

* * *

Zurück in den Pallaſt des armen betrogenen Königs, wo, um Montesquieu ein Gemählde abzuborgen, Alles lebloſe lächelt, und Alles was Leben hat düſter umherſchleicht. Kaum hatte Theodorich einem kurzen Schlummer ſich entwunden, der mehr ihn abmattete als erquickte, da meldete man ihm, daß eine von den Frauen der Königin im Vorgemache ſey, und begehre eingelaſſen zu werden.

„Sie kommen!“ rief Theodorich erſchrocken, ahndend etwas ungewöhnliches; eine Röthe flog in ſein Geſicht, er heftete ſein Auge auf die Thür, indem er ſich mit halbem Leibe von ſeinem Ruhebette hob, und auf den Ellenbogen ſtüzte. Da trat herein mit niedergeſchlagenen Blicken Ingibert, die Schweſter unſerer Helga. Sie gieng einher in Trauerkleidern, ein langer Flor floß von dem Haupte bis zu den Füßen herab, ihr wankender Schritt, ihr ſtummer Schmerz, waren der bangen Erwartung des Königs fürchterlicher, als habe ſie mit Angſtgeheul die Hände gerungen, das Haar zerrauft. Sie näherte ſich ihm beſcheiden, und übergab ihm ſchweigend einen Brief. Theodorich entfaltete zitternd das Blatt und las. Ingibert entfernte ſich.

Ildegerte an Theodorich, König von Dännemark und Norwegen.

Deine Großmuth — du nannteſt es Liebe — zwang mich einſt aus deinen Händen eine Krone anzunehmen, als meinen Harniſch noch das Blut der Schweden färbte. In jener kriegeriſchen Rüſtung gefiel ich dir, im beſcheidenen Gewand der Hausfrau hört' ich auf dir zu gefallen. Mir öfnete einſt Ranfrieds Blut den Weg zum Throne, und Ranfrieds Blut ſtößt heute mich herab. Deine und meine Feinde triumphiren,

phiren, doch fern von mir ſey die Erniedrigung, die feigen Seelen anzuklagen. Nimm hin das Diadem, das warlich nicht der Ehrgeiz mir um die Stirne wand, freywillig leg' ich es zu deinen Füſſen nieder, mir die Beſchimpfung zu erſparen, die unverſchuldet meiner harrte. Der Rang, zu dem dein Wille mich erhoben, hat nicht in mir verlöſcht die Rückerinnerung an jenen, in den ich wieder treten werde. Keine Klage folge mir dahin, nichts wird meinem Herzen fehlen, als das Deinige das ich verlohr. Lebe glücklich und zufrieden, wenn du das vermagſt in dem Zuſtand dem ich dich zum Raube laſſe. Ich eile, in den Wäldern meines Vaterlandes Ruhe zu ſuchen, die ich nicht auf deinem Throne fand. Kannſt du dann und wann dich meiner noch erinnern, ohne doch zu ſtören deiner neuen Liebe Freuden, ſo denke daß ich nie vergeſſen werde, du ſeyſt der Vater meines Kindes. Ildegerte.

Ich überlaſſe es eurer Einbildungskraft, euch den Eindruck zu ſchildern, den dieß feyerliche Lebewohl Ildegertens, auf ſein von allen Seiten beſtürmtes Herz hervorbrachte. Ihr kennt ihn, er war kein Böſewicht, obgleich ſeine Schwachheit, ſeine allzugefällige Lenkſamkeit, zu mehreren Verbrechen ihn hinriſſen, als Harald, mit all ſeiner Tücke, zu begehen fähig war. Seine ganze Zärtlichkeit erwachte in dieſem Augenblicke, er ſah in Ildegerten wieder das liebenswürdige Weib, die Mutter ſeines Sohnes, die unterdrückte Unſchuld, die erhabne Tugend, er beſchloß, zu handeln als ein Mann, und — weinte als ein Kind. Statt ohne Aufſchub zu wollen, was der Schutzengel der Tugend ihm zuflüſterte, ergrif er den kühnen Entſchluß, über alle Bedenklichkeiten der Staatskunſt ſich hinwegzuſetzen, und — — fürs Erſte Harald zum Vertrauten ſeiner Sinnesänderung zu machen. Der Günſtling ward gerufen.

„Ließ, Harald! ließ!“ rief ihm der König entgegen, indem er mit zitternder Hand den offenen Brief ihm hinreichte: „ließ und „rathe mir, und ſtille, wenn du kannſt, den „Aufruhr der in meinem Herzen tobt.“

Harald nahm und las. Ildegertens Flucht war ihm ein Donnerſchlag, der ſeine ſchönſten Hoffnungen durch einen Streich zerſchmetterte. Doch las das geübte Auge des Seelenkenners zugleich in dieſem Briefe, dieſer edlen Entſagung, das würkſamſte Mittel, das wankende Herz des Königs wieder an ſie zu knüpfen. Dem mußte vorgebeugt werden, hier war mehr als jemals das Gift der Verſtellung nöthig.

Harald ſuchte mühſam ein Lächeln hervor zu lügen, legte das Blatt zuſammen, ſchob es in den Buſen, und frug mit angenommener Gleichgültigkeit: „was denkt der König „zu thun?“

Theodorich. Was er thun muß, wenn er ſeinem Herzen gehorchen will, was er thun muß, wenn er Anſpruch machen will auf einen Titel, der mehr werth iſt, als der Königstitel, auf den eines rechtſchaffenen Mannes.

Harald. Aber ein rechtſchaffner König und ein rechtſchaffner Privatmann ſind zween verſchiedene Begriffe. Was dem leztern anſtändig, davon iſt hier nicht die Rede, auch iſt ein ſolcher Fall für ihn wohl ſchwerlich denkbar. Der erſtere aber muß nicht ſein Herz, er muß die Stimme des Volkes zu Rathe ziehen.

Theodorich. Und freywillig auf der Folterbank des Gewiſſens ſeine Tage verſchmachten?

Harald. Wenn nur ſeine Einbildungskraft ihn darauf ſchmiedet, ja.

Theodorich. So thut mirs leid, daß ich ein Sklave der meinigen bin. Spare deine Worte, rüſte ein leichtes Schiff aus, das den geliebten Flüchtling mir zurückbringe; ſende ſogleich einen Herold nach Schweden, ich will die Prinzeßin nicht ſehen, ihren Nahmen nicht mehr hören.

Harald. Das Kriegsgeſchrey des Feindes wird ihn laut genug dir ins Ohr brüllen. Welchen Herold ſoll ich ſenden? — welchem deiner Unterthanen magſt du zumuthen ſich von gerechter Wuth in Stücke reißen zu laſſen? — Herrmannfried würde raſen, Luitgardis durch ihre Thränen jeden Arm bewaffnen, jeder edle Schwede lieber tauſendfachen Tod leiden, als ſolch' einen Schimpf ungerochen laſſen. Schon ſeh' ich, wie ſie gleich losgeriſſenen Felſenſtücken auf uns herabſtürzen, dein blühendes Reich verwüſten, deine Unterthanen morden, ihre Kinder zu Sklaven machen — ſchon hör' ich, wie deine Getreuen wehe! über den ſchwachen König rufen, der um eines Weibes willen zum Opferaltare ſie ſchleppt. — Die Wohlfahrt des Staates iſt dein erſtes Geſetz, das erkannte ſelbſt Ildegerte durch ihre freywillige Entſagung. Du ſollteſt ihr danken, daß ſie den Schritt dir erleichtert, der, wie ich ſehe, deinem Herzen ſo viel koſtet.

Theodorich. Ach! was ſoll aus ihr werden! — iſt das der Lohn ihrer Liebe, ihrer Tapferkeit, in Norwegens Wäldern Bären zu jagen, und Elende zu zähmen?

Harald. Nicht doch. Wer wehrt es dir, durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten ihr Schickſal zu lindern? Sie führe wie bisher den Titel Königin, das wird ihrem Ehrgeiz ſchmeicheln; ſie genieße ein anſehnliches Jahrgeld, das wird die Bequemlichkeiten des Lebens ihr verſchaffen.

Theodorich. Und ihr Herz?

Harald. Das öffne ſich den Mutterfreuden, das kette näher ſich an ihren Sohn, das finde Belohnung in dem Gedanken, zum Glück einer ganzen Nation die Hand geboten zu haben.

Theodorich. (mit einem tiefen Seufzer) Und ich? —

Harald. (ihm ein kleines Bild hinreichend) Auf dieſe Frage mag das Original antworten, welches eine ſolche Copie veranlaßte.

Theodorich. (neugierig) Was iſt das?

Harald. (lächelnd) Das ſchöne Conterfey eines ſchönern Mädchens.

Theodorich. Und das Original? —

Harald. Darf ich dir nicht nennen, denn du haſt den Namen von deinem Ohr verbannt.

Theodorich. Luitgardis?

Harald. Errathen.

Theodorich (den Blick feſt auf das Gemählde geheftet) Sie iſt ſchön! — (eine Pauſe) ſie iſt ſehr ſchön! — (eine Pauſe) ſie iſt entzückend! —

Harald. Und doch will man, es ſey dem Mahler ſchlecht gelungen, die ſanfte Seele auszudrücken, welche dieſen Zügen Leben giebt. Auch habe ſein Pinſel ihr das Lächeln um den Mund nicht abzulauſchen vermocht, welches ſie der Göttin Frigga geſtohlen zu haben ſcheint.

Theodorich. Wer brachte dirs?

Harald. Ein Eilbote, der zugleich die nahe Ankunft der Prinzeſſin dir verkündet.

Sie habe, meldet er, als er den Hof verlaſſen, drey Tage nur noch dort verweilen wollen, und da ein Zufall auf der Reiſe ihn gehindert, vermuthet er, ſie werde auf dem Fuße ihm folgen.

Theodorich. So ſchleunig? und noch ſind wir nicht auf den Empfang bereitet? —

Harald. Beſorge nichts, bereite nur dein Herz, im übrigen verlaß auf deinen treuen Harald dich.

Theodorich. So eile, laß' an Pracht und Aufwand nichts gebrechen. Man ſagt, der Hof des Königs, ihres Bruders, ſey glänzend; ich wünſchte nicht, daß ſie bey mir etwas von dem vermißte, was die Gewohnheit ihr vielleicht nothwendig machte.

Harald. Was dein königlicher Schatz an Schmuck und Koſtbarkeit vermag, ſoll ſie in ihren Zimmern finden; rechne dazu den Werth, den ein ſolches Geſchenk aus deiner Hand empfängt, (ſchalkhaft) und ich denke, Luitgardis wird zufrieden ſeyn. (er will gehn.)

Theodorich. Noch Eins, wo ließeſt du den Brief?

Harald. Welchen Brief?

Theodorich. Ildegertens.

Harald. Beſſer, lieber Vetter, daß du ihn nicht zum zweytenmale lieſeſt.

Theodorich (bewegt) Er iſt doch mindeſtens der Antwort werth.

Harald. Das iſt er, und ich rathe dir, der deinigen Geſchenke beyzufügen. Auch mußt du ja nicht unterlaſſen, ſie Königin zu nennen, und den Edelleuten, welche du mit dieſem Auftrag ſenden wirſt, diene der Befehl zur Vorſchrift, mit gebognem Knie ſich ihr zu nähern, wie es der Gemahlin ihres Königs ziemt.

Theodorich. (ſeinen Blick auf das Gemählde heftend) Und mit der ganzen Macht der ſchmelzendſten Beredſamkeit, die traurige Nothwendigkeit begreiflich ihr zu machen — den Zwang, dem mein getreues Herz —

Harald. Und ſo weiter, ja, das mögen ſie beyher. — Doch vergönne mir, mich noch eines Zweifels zu entladen. Hab' ich Unrecht, nun, ſo muß mein Eifer mich entſchuldigen. Wäre es kluger Vorſicht nicht gemäß, einen Theil der Truppen dieſes Reichs an den Grenzen Norwegens zu verſammlen?

Theodorich. Wozu das?

Harald. Wie leicht — vergieb! es iſt nur ein Vielleicht, doch gründet ſichs auf Kenntniß eines Weiberherzens, das ſich verachtet wähnt, und nach Rache dürſtet — wie, wenn Ildegerte, die in ihrem Vaterlande eines großen Anhangs ſich verſichert hält, Aufruhr, Meuterey —

Theodorich. Schweig! deſſen iſt ihr edles Herz nicht fähig.

Harald. Weißt du auch, wozu die Wuth der Leidenſchaften fähig macht? Wen hat Vorſicht noch gereut? — und wer braucht die Beſtimmung der Soldaten denn zu wiſſen, die dein Befehl an jenen Grenzen lagern wird?

Theodorich. Nein! nein! das kann nicht ſeyn! ich will nichts weiter davon hören! und nicht ein einziger Mann ſoll ſich der Grenze Norwegens nähern, und die etwa in jener Gegend verſtreut noch ſind, die ſollen ſich zurück ins Innere des Landes ziehen, daß Ildegerte nicht des kleinen Argwohns meine Seele fähig halte.

Harald. Wie dirs beliebt. Ich that nur meine Pflicht.

Der Heuchler ging, und ſein betrogner Freund, der Schatten gegen Würklichkeit ſo oft ſchon eingetauſcht, ſuchte Troſt in den gemahlten freundlichen Blicken der jungen Schwedin, wähnt' aus ihnen Vergeſſenheit zu ſaugen der Thräne, die vielleicht in dieſer Stunde in Ildegertens Auge ſchwamm. Er überredete ſich, er habe Alles gethan, was Lieb' und Edelmuth von ihm gefodert. „Sey „er blos Unterthan geweſen, o dann habe „keine Macht auf Erden ihn bewegen ſollen, „Ildegerten aufzuopfern! in eine Wüſte wäre

„er mit ihr geflohen, wilde Wurzeln wären „an ihrer Seite ihm zu Leckerbiſſen geworden, „und friſches Quellwaſſer zum Göttertrank." Aber das Schickſal hatte ihn nun einmal zum Wächter eines Platzes erſehn, den wir andern Erdenſöhne um die Wette als den beſchwerlichſten, verdrußreichſten zu ſchildern uns bemühn, den aber unter tauſenden nicht Einer freywillig verläßt, und den keiner von den Spöttern ausſchlagen würde, wenn man ſeiner Obhut ihn anvertrauen wollte. Was bleibt ihm übrig? — nur zween Wege ſtehn ihm offen. Entweder muß er freventlich dem Flehen ſeines Volkes, der Götter Willen widerſtreben; oder den Purpur von ſich werfen, und in Norwegens Wäldern arm und unbekannt, jedoch an Ildegertens Seite, ſterben. Das Erſtere wagt kein Sterblicher, das Letztere — ſo gern er auch dem Winke ſeines Herzens folgen mögte, das Letztere darf er nicht, denn eine Heerde ohne Hirten laſſen, wäre Grauſamkeit und ſeiner Lenden Frucht das väterliche Erbe muthwillig zu entreißen, wäre Wahnſinn.

So fügt ſich, der Sophiſt geduldig in ſein Schickſal, ſchreibt einen lauwarmen Brief, voll gedrechſelter Entſchuldigungen, an die Verſtoßene, wähnt durch Pracht der Geſchenke zu erſetzen, was dem Briefe etwa an Herzlichkeit abgeht, und wundert ſich, als Ildegerte die Geſchenke zurückſendet, und das Schreiben keiner Antwort würdigt. Uebermüthig nennt er ihr Betragen, glaubt ſich berechtigt von Beleidigungen zu ſchwatzen, die man ohne ſein Verſchulden gethan, und iſt heimlich froh, einen neuen Deckmantel ſeiner Verrätherey erwiſcht zu haben.

Wohl dem Böſewicht, der ſein Gewiſſen ſo in Schlaf zu wiegen vermag! ſelbſt Theodorich beneidet ihn, denn nicht immer iſt er aufgelegt, mit Sophiſtereyen ſich zu täuſchen.

Tauſendmal iſts geſagt worden, und tauſendmal hat man gelogen: „die Bahn der

„Verführung ſey nur mit Blumen beſtreut.“ Freylich, je weiter man ſchreitet, je ſanfter ſcheint der Pfad zu werden, je häufiger findet man jene vergänglichen Blumen. Nicht alſo da, wo man zuerſt die Bahn betritt, da wo ſie von dem Pfad der Tugend abweicht. O dort hat die Tugend noch immer ihre Dornen eingeſtreut, die von Zeit zu Zeit des leichtſinnigen Wanderers Fuß wohlthätig ritzen, ihn aufmerkſam zu machen, auf den Weg den er gewählt.

Luitgardis kam. Man hatte überall ihr Ehrenpforten gebaut, man hatte die Straßen mit Bäumen, die Fenſter mit Teppichen geſchmückt, feſtliche Kleider, ein prunkvoller Einzug, verkündeten die Fröhlichkeit des Tages, aber die Geſichter des verſammelten Volkes ſtraften die feſtlichen Kleider Lügen, kein froher Zuruf tönte dem jungen Paare entgegen, Alles ſtill, als erwarte man einen Leichenzug — und Theodorich an Luitgardis Seite fühlte den bittern Verweiß.

Er befahl dem Volke Fleiſch und Brod, und berauſchende Getränke Preiß zu geben; aber das Volk berührte weder Speiſe noch Trank, ſondern wallte hin zum Tempel Odins, wo Ildegerte ſeit der letzten Schlacht ihren Helm und ihre Lanze aufgehangen hatte, und benetzte beydes mit ungeheuchelten Thränen. Theodorich hört es, und ſein Herz blutet.

Alles ſcheint an dieſem Tage ſich zu vereinigen, ſeine Bruſt mit tauſend Nadelſtichen zu durchbohren. Ritter Siggurd, ein alter Schwede, der nemliche der Ranfrieds Leichnam aus dem Schlachtfelde führte und Swends Mörder niederſtieß, kam jetzt in Luitgardis Gefolge, die junge Prinzeſſin in des Königs Arm zu liefern. Kaum aber hatte er dieß Geſchäft vollbracht, als er ſich ſchon auf ſeinen Rappen ſchwang, um in ſein Vaterland zurückzueilen.

„Wohin?“ rief Theodorich beſtürzt: „willſt du mich ſo beſchimpfen, an meinem

„Hochzeitfeſt den Freudenbecher nicht zu leeren?“

„Herr,“ ſprach der alte Siggurd, „erinnerſt du dich noch des ritterlichen Handſchlags, der auf dem Schlachtfeld einſt die „Freundſchaft dir gelobte? — Mir befahl „mein König die Prinzeſſin zu geleiten, ich „übergab ſie dir, — und meine Freundſchaft „— nehm' ich wieder mit.“

Ohne Theodorichs Antwort abzupaſſen, ſetzt' er die Sporn dem Rappen in die Seite, und entſchwand den Blicken des Erſchütterten, dem ſein Gewiſſen laut genug zuruft: er ſey der Freundſchaft eines ſolchen Biedermannes nicht werth. So benagte des böſen Bewußtſeyns Schlangenzahn jeden Biſſen, den er aß, vergiftete jeden Tropfen, den er trank, begeyferte jeden Liebeskuß, den er auf den Mund der neuen Gattin drückte.

Und Luitgardis? — o ſie war ein gutes, harmloſes Geſchöpf, immer luſtig, immer frohes Muthes, ſah nicht weiter, als man ſie ſehen laſſen wollte, und genoß die Freuden dieſer Stunde, unbekümmert um die folgende.

Und Harald? — es iſt Zeit zu ihm zurückzukehren, zu ihm, dem Ildegertens Flucht den wohlausgeſonnenſten Entwurf vereitelt hatte, und den ihr vielleicht zufrieden wähnt bey dem Gedanken, ſeine ſo oft verſchmähte Liebe aufs empfindlichſte gerochen zu haben, entſchloſſen dieſer Rache Frucht ruhig zu genießen? — Nichts weniger. Harald, gleich einem guten Schachſpieler, der ſeinen Entwürfen immer eine andere Geſtalt zu geben weiß, wenn ein Zug ſeines Gegners den erſten Plan ihm verrückt, Harald dachte nunmehr ernſtlich darauf, den Thron ſeiner Väter — ſo nannt' er ihn — auch ohne Schwedens Beyhülfe, zum Ruhebett ſeines Ehrgeizes zu machen. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß alsdann auch die Liebe an ſeiner Seite ſich lagern werde, wenn er nur erſt im Stande ſey, ihr von einem Throne herab die Hand zu bieten. Trotz ſeiner Schlauheit und Menſchenkenntniß fiel er doch zuweilen in einen Fehler, der auch uns andern armen Sterblichen nicht ſelten anzukleben pflegt, das heißt: er lieh demjenigen Charakter, welchen er beurtheilte, ohne es zu wollen, eine Miſchung von ſeinem eigenen, wodurch es denn geſchah, daß, da er falſche Urſachen vorausſetzte, auch falſche Würkungen erfolgen mußten. Die gelaſſene, duldende Ildegerte konnt' er ſich eben ſo wenig denken, als der Grieche die uneiferſüchtige Juno.

„Bin ich nur einmal König, vernünftelte „er, ſo wird ſie begierig jede Gelegenheit ergreifen, ihrem Verräther zu zeigen, daß ſie „auch ohne ihn Königin ſeyn kann.“

Allmächtiger Regierer der Welten! iſts nicht genug, daß ein verwegener Deſpote, das Triebrad republikaniſcher Staaten, den edlen Ehrgeiz entweiht, und ſeine tolle Ruhmſucht darein hüllt! muß auch noch die Liebe, jene ſanfte Himmelstochter, nur zum Troſt der leidenden Menſchheit erſchaffen, einen Vorwand ihm reichen?

Schon war Harald der Günſtling, Beſitzer eines blinden Vertrauens, Herr über die Einkünfte des Reichs, Herr über die wichtigſten Feſtungen, Gebieter im däniſchen Heere; denn überall hatte er den verdienſtvollen Getreuen, den ſeinem Vaterlande Ergebenen von den Stufen des Thrones verdrängt, den Platz mit einer ſeiner feilen Creaturen beſetzt. Und wer mag es leugnen, daß Theoderich ſelbſt den Entwürfen des Verräthers Vorſchub that? hatte er nicht die Liebe ſeines Volkes verloren, indem er Ildegerten, die Angebetete, verſtieß? war er ſeit jener unſeligen Stunde mehr als ein Ziel des Spottes, der Verachtung? O nur zu leicht fand Harald Eingang in den Herzen der Bürger! Er klagte mit dem Unzufriedenen, murrte mit dem Mißvergnügten, täuſchte den Ehrgeizigen durch blendende Verſprechungen, und ſah ſich bald an der Spitze einer mächtigen Parthey, welche mit beyden Ohren der Loſung zum Aufruhr entgegenhorchte. Nur eine günſtige Gelegenheit mangelte noch, und der Dämon der Kabale ſäumte nicht, auch dieſe herbeyzuführen.

Theodorich im Beſitz eines ſchönen Weibes, einer doppelten Krone, eines ungeſtörten Friedens, war elend, denn nicht die Freuden des Ehebettes, nicht der Kronenglanz, nicht das Lächeln des Friedens, vermogte Stillſchweigen zu gebieten, ſeinem Ankläger, dem Gewiſſen. Er floh ſich ſelbſt und die Welt, berauſchte ſich gierig in jeder Zerſtreuung, ſuchte Vergeſſenheit des Vergangenen im lärmenden Gewimmel des Hofes — umſonſt! umſonſt! Ekel und Ueberdruß begleiteten ihn bis in den Arm der ſchönen Luitgardis.

Bald wurde mancher kleine Geiſt, manche alberne Schranze, nur darum ihm unentbehrlich, weil das Gehirngen täglich eine neue

Zerſtreuung ausheckte. Harald bediente ſich dieſer Stimmung ſeines Gemüths, und ließ ihn durch einen Vertrauten, als von ohngefähr, auf den Einfall lenken, eine Reiſe durch ſeine Staaten zu thun. „Herrlich! „herrlich!“ rief der arme betrogene König: „wir werden uns beluſtigen, täglich neue Gegenſtände ſehn, wir werden beyher den Unterthanen der entfernteren Provinzen Gehör „geben, und ihre Bittſchriften — in unſere „Taſchen ſtecken. Macht ſchleunige Anſtalten, ehe die ſchöne Jahreszeit verrinnt.“

Seine Ungeduld war ausſchweifend, jedes Zaudern ihm unerträglich, alles was Hände hatte, mußte das Reiſegeräthe zubereiten helfen, in wenig Tagen wandte er ſeiner Reſidenz den Rücken, und hinterließ den Prinzen Harald — als unumſchränkten Befehlshaber.

Dieſen Augenblick hatte der Günſtling erwartet, täglich erhielt er Boten vom Könige, die ihm den Fortgang der Reiſe meldeten, und kaum wußte er ihn weit genug auf den entfernteſten Grenzen, als er plötzlich die Larve abzog, ſeine Anhänger um ſich verſammelte, die junge Königin in Verhaft nahm, ſich der wenigen Getreuen bemächtigte, und vom blinden Volke jubelnd zum Könige von Dännemark ausgerufen wurde.

Er beſtieg den Thron mit erlogener Beſcheidenheit, hörte und richtete ſelbſt jede Beſchwerde, ſchaffte einige Auflagen ab, welche dem Volke läſtig waren, verdoppelte den Sold des Heeres, opferte den Göttern, beſchenkte die Pfaffen, beluſtigte die Menge durch gedungene Gaukler, ſandte ein wohlgeſchriebenes Manifeſt in die Welt, welches ſeine Rechte auf die däniſche Krone unwiderſprechlich bewieß, und ſo verſicherte er ſich ſeines Raubes ohne Widerſtand.

Unauflöslich — ſo wähnte er — war nun die Schlinge zuſammengezogen, und ihm blieb auf dem Gipfel ſeiner Hoheit kein Wunſch mehr übrig, als der, nach Befriedigung ſeiner Brunſt. Er ergriff die Feder und ſchrieb.

Harald, König von Dännemark, an die Königin Ildegerte.

Du biſt gerochen, ſchöne Ildegerte, der Treuloſe beſtraft, und Harald König. Von deinem Schwur hat jener Blödſinnige ſelbſt dich entbunden, eile o eile ein neues Band zu knüpfen! Komm und herrſche überall wo Harald herrſcht.

Eine glänzende Geſandſchaft machte ſich auf nach Norwegen, dieſen Brief zu überbringen, und Ildegerten im Triumph auf Dännemarks Küſten zurückzuführen.

* * *

Unbeweglich, wie von Odins Donnerkeulen getroffen, ſtand der ſchwache Theodorich bey der Schreckenspoſt, die ein entronnener Getreuer ihm zu verkünden kam. Lange war die Zunge ihm gelähmt, und der erſte Ausruf, der auf ſeiner Lippe ſchwebte: „Ildegerte! Ildegerte! das hab' ich um dich verdient! wer ſein eignes Weib verrieth, darf der über eines Freundes Untreu murren?“

Gönnt dem Armen euer Mitleid, er hört in dieſem Augenblicke auf, euren Haß zu verdienen. Seht und bejammert ſeine verzweiflungsvolle Lage! ſeht wie die Hofſchranzen ſich von ihm wegſtehlen, im Schatten eines blühendern Baumes ſich zu lagern, da dieſer ſeiner Früchte beraubt, entblättert vor ihnen ſteht. Verlaſſen von Freunden und Unterthanen, ohne Heer, ohne Geld, ohne Rath, Gemahl zweyer Weiber, ohne am Buſen eines derſelben Troſt ſuchen zu dürfen; das iſt das Bild des Unglücklichen, der von tauſendfachen Leiden zerriſſen, den Unwillen in unſern Herzen auslöſcht, den ſeine Schwachheit erregte.

Er irrt von Stadt zu Stadt, überall ſchließt man die Thore vor ihm zu; er flüchtet von Dorf zu Dorf, kaum theilt ein gutherziger Bauer ſein ſchwarzes Brod mit ihm. So ſtiehlt er ſich endlich durch tauſend Lebensgefahren, bis in die entfernteſte Provinz ſeines Reichs, die einzige, die ihm getreu geblieben war. Hier rafft er einen kleinen Haufen von einigen Tauſenden zuſammen, ſtellt ſich an deſſen Spitze, geht kühn dem Räuber ſeiner Krone entgegen, und da er den Sieg nicht hoffen darf, beſchließt er verzweiflungsvoll ſich in die feindlichen Schwerdter zu ſtürzen, und auf dem Schlachtfelde ſein elendes Daſeyn zu enden.

Harald lacht des Verwegenen, läßt ſeinen Harniſch ſich reichen, verſammelt ein zahlloſes Heer und rückt hoffärtig ins Feld, die Unterjochung des Reichs zu vollenden, und ſeinen Mitbuhler in Feſſeln geſchmiedet, an den Triumphwagen zu ketten, der ihn und Ildegerten zum Hochzeitaltar führen ſoll. Schon erwartet er täglich die Abgeſandten aus Norwegen, und kann ihr langes Außenbleiben ſich nicht erklären. Doch tröſtet er ſich mit dem Gedanken, daß, wenn nun Alles vor dem Szepter des Ueberwinders das Knie beugen werde, er dann um deſto ſüßer im Arm der Liebe ruhen könne.

Es hatten indeſſen die beyden Heere — wenn anders der Name eines Heeres für Theodorichs kleinen Haufen ſchicklich iſt — einander ſich genähert. Theodorich wollte fechten, und Harald vermied eine Schlacht; nicht als habe er am glänzendſten Siege im mindeſten gezweifelt, nein, er wollte die Aufrührer — ſo nannte er ſie — lebendig fahen, er wollte mit überlegener Macht ſie umzingeln, durch Hunger und Durſt ſie zwingen, die Waffen wegzuwerfen, und ihren Schattenkönig ſelbſt in ſeine Hände zu liefern.

Alles ſchien dieſen Entwurf zu begünſtigen. In einem öden Thale, von keinem Bache durchſchnitten, hatte der unvorſichtige König ſich gelagert, in kleinen Scharmützeln wurden die Seinigen aufgerieben, jeder Zugang war von dem Feinde beſetzt, das Brod begann ganz zu mangeln, den brennenden Durſt ſtillte nur der Thau des Himmels. Man wagte einige Ausfälle, jedesmal kehrte geſchwächt der kleine Haufe zurück. Die Leute murrten, betrachteten ſich als Schaafe, die man zur Schlachtbank führe, der Trieb der Selbſterhaltung erwachte, und behauptete leicht die Oberhand über die ſchöne Schwärmerey, einer unwandelbaren, dem König geſchwornen Treue. Täglich ſandte Harald verkappte Betrüger ins Lager, die den Wankenden Gnade anboten, wenn ſie freywillig ſich unterwerfen, und ihren König gebunden ſeiner Gewalt überliefern wollten.

„Was zaudert ihr? hieß es: ſeht! alle „eure Brüder ſind der Uebermacht gewichen, „und befinden ſich wohl dabey. Der neue „König iſt gnädig, er wird ein Vater euch „ſeyn, aber hütet euch ſeinen Zorn zu reizen! „— Oder wähnt ihr, mit einer Handvoll „Bewaffneter dem Hunger, dem Durſt und „einem zahlloſen Heere zu widerſtehen? Lan-

„ge ſchon hätte Harald euer Häuflein zer„ſchmettern können, wenn er eure Blindheit „nicht bemitleidete, und das Blut ſeiner Un„terthanen — dafür hält er euch noch im„mer — ſchonen wollte. Ergreifet und „küſſet die Hand, die ein Vater euch dar„reicht, ehe ihr zu ſpät euren Muthwillen be„ſeufzt.“

Natürlich machten dergleichen Reden einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Man rottete ſich zuſammen, man beſchloß dem neuen Könige das verlangte Opfer zu bringen, um ſich ſelbſt vom unvermeidlichen Untergange zu retten.

So hülflos war die Lage des armen Theodorich. Das Murren ſeines Volkes blieb ihm nicht unbekannt, und er erwartete jeden Augenblick, in Feſſeln geſchmiedet, zu den Füßen des Verräthers geſchleppt zu werden, den er einſt mit Wohlthaten überhäufte. Dieſer Gedanke war ihm unerträglich! noch einmal erwachte in ſeiner Bruſt der männliche

Muth. „Lieber ſterben als Haralds Triumph vergröſſern!“ ſo ſprach er zu ſich ſelbſt, und bereitete eine Schaale mit Gift, die er eben im Begriff war, hinunterzuſchlürfen.

Da trat Eskill ins Zelt, und meldete ihm ein Weib, welches mit einem Korbe voll Früchte, ſich durch den Feind geſchlichen, und ihn zu ſprechen begehre. Kaum hatte er ausgeredet, als das Weib ſchon auf dem Fuße ihm folgte.

„Helga! rief der König: Helga biſt du „es?! iſts möglich!“ Helga begrüßte ihn ſchweigend, und überreichte ihm einen Brief.

Ildegerte an Theodorich, König von Dännemark und Norwegen.

Ich lande in dieſem Augenblicke an Dännemarks Küſte, mich begleiten ſechs tauſend Amazonen, und acht tauſend ſtreitbare Norweger, ich eile zu deinem Entſatz, in wenig Tagen bin ich bey dir, und wenn das Kriegsgeſchrey meiner Völker meine Ankunft dir verkündet, ſo brich hervor aus deinem Lager, greiſe muthig die Fronte des Räubers an, indeß ich von hinten ihm in den Rücken falle. Mein Blut und mein Leben ſind dein.

Ildegerte.

„Gott!“ rief Theodorich, indem er einen Strom von Thränen vergoß, und ohne zu wiſſen was er that, die gute Helga in ſeine Arme drückte: „Gott! iſts kein Traum! — „ſo viele Großmuth — ſo unverdient — wie „werd' ich ihr ins Auge ſehen dürfen! — „ihr, der beleidigten Gottheit — “

„Davon, verſetzte Helga, iſt anjetzo nicht „die Rede. Verzeiht mir Herr, ihr habt „das Gegenwärtige ſo oft der Zukunft auf„geopfert, daß ich euch bitten muß, für die„ſesmal die Sache umzukehren. Habt ihr „Ildegertens Brief begriffen und beher„zigt?“

Theodorich. Vollkommen, und werde ihren Willen aufs pünktlichſte befolgen.

Helga. So wär' ich meines Auftrags ledig. Lebt wohl!

Theodorich. Nur noch ein einziges Wort! erkläre mir, wie iſt es zugegangen? wie wurdet meiner Noth ihr kundig?

Helga. Man war ſo gütig uns von des Feindes Seite mit einem Zutrauen zu beehren, daß meine Gebieterin von euch erwarten durfte. Doch um es kurz zu machen — die Zeit iſt karg mir zugeſchnitten — Prinz Harald, euer würdger Vetter, hatte ſchon ſeit lange ein Auge voller Liebe auf Ilbegerten geworfen, und da er den Reizen ſeiner Perſon die Reize eines Thrones beyzufügen vermogte — geraubt oder geerbt, das dünkt ihm einerley — ſo wagt' er es, zu ſeinem Unglück ein wenig allzufrüh, durch eine Geſandſchaft förmlich um die Hand meiner Gebieterin zu werben. Was nun geſchah iſt leicht zu rathen. Die ſaubern Geſandten wurden eingeſperrt, auf daß der Räuber in der Ungewißheit bleibe; ein kleines Heer in Eil zuſammengezogen, ein günſtiger Wind trug unſere Schiffe übers Meer, und ſehet, wir ſind hier, mit euch zu ſiegen oder zu ſterben.

Der gute König konnte ſeine Thränen nicht verhalten, den ſchnellen Glückeswechſel nicht ertragen. „Sage ihr,“ rief er ſchluchzend: „daß ſie von Schande und Tod den Undankbaren rettet — daß dieſe Schaale mit Gift „ſchon meine Lippen berührte —“

Er winſelte noch immer der treuen Helga nach, als dieſe lange ſchon das Zelt verlaſſen hatte, mit ihrem Fruchtkorb ſich durchs feindliche Lager ſtahl, auf das behende Roß ſich ſchwang, das im Gebüſche ihrer harrte, und ſchnell zurück in der Gebieterin Arme eilte, die unterdeſſen an der Spitze ihrer Norweger um eine Tagereiſe ſich genähert hatte.

Der neubelebte König eilte, die Anführer ſeines kleinen Heeres zu verſammlen, die freudige Botſchaft ihnen mitzutheilen, die ſich ſchnell von Zelt zu Zelt verbreitend, das Murren und den Hunger ſtillte, Muth in jedes Herz, Kraft in jeden Arm goß, mit neuer Treue die Bruſt, mit kriegeriſchem Feuer das Auge beſeelte. Ildegerte! wurde das Feldgeſchrey, frölicher Taumel wälzte ſich durchs Lager, man putzte die Helme, man wetzte die Schwerdter, man ſang im Voraus ein Siegeslied. Auf die nächſte Felſenſpitze ward eine Wache geſtellt, um dreymal an das Schild zu ſchlagen, wenn ſie das kommende Heer erblicke. Dieſe Wache wollte jeder ablöſen, denn jeder wünſchte der Freudenverkünder zu ſeyn.

Harald hörte mit Befremden das Jubelgeſchrey im Thale, von wannen die Luft bis jetzt nur Seufzer ihm zugeweht hatte. Ein Ueberläufer kam ihm zu verkünden, den Streich mit welchem das Schickſal ihn bedrohe. Er ergrimmte und beſchloß, am andern Morgen mit Anbruch des Tages, das enge Thal zu ſtürmen, das kleine Häuflein aufzureiben, damit wenn Ildegerte erſcheint, ſie vorgethane Arbeit finde, und unverrichteter Dinge in ihre Wälder zurückkehren möge. Er beſchloß — aber die Götter hatten es anders beſchloſſen.

Die Sonne neigte ſich, und ihre erſten Strahlen küßten ſchon das Meer, als die Wache auf der Felſenſpitze dreymal an das Schild ſchlug. Alles was Füſſe hatte, kletterte den Hügel hinan, und ſah mit ſtummen Entzücken, wie aus der dicken Staubwolke die blinkenden Schaaren hervorgingen, ſich in geſchloſſenen Reihen auf der Ebene verbreiteten, und in unbeträchtlicher Entfernung vom Lager des Tyrannen ihre Zelte aufſchlugen.

Harald knirſchte, und ſchwur dem übermüthigen Weibe den Tod! — nicht Furcht war es, welche ſeine Stirn mit Falten deckte, ſein ſtieres Auge an den Boden heftete, ſeine Zähne an einanderſchlug, ſeine Hand zur Fauſt ballte; was hat Harald zu fürchten?

ten? — Jldegertens Heer, vereinigt mit dem ſchwachen, entkräfteten Haufen Theodorichs, wiegt noch nicht die Hälfte ſeiner Macht auf, und die Hälfte von Jldegertens Heere beſteht aus Weibern. Nein, nicht Furcht, verſchmähte Liebe verkehrte ſeine Brunſt in Wuth, trieb ſein heiſſes Blut ihm in den Kopf, daß er dem feuerſpeyenden Püſtrich ähnlich wurde, und heulte den Schwur durch ſeine Gurgel: „zu vertilgen dieß hoffärtige Ge„ſchöpf mit ſeinem ganzen unbärtigen An„hang!“

Mit blitzenden Augen verließ er ſein Zelt, um das Heer auf den folgenden Morgen zur Schlacht vorzubereiten. Aber ach! — — welch ein ſchneller Wechſel! —

Wähnteſt du Blödſinniger, der Name Jldegerte ſey vergeſſen? ihr Andenken erloſchen in den Herzen der Dänen? „Wer ſind die „Kommenden?“ rief Einer dem Andern zu: „ſinds Freunde oder Feinde?“ — und bald erſcholl es laut: „es iſt Jldegerte, unſere „Kö-

„Königin! die tapfere, die gute, die erhabe„ne Seele! Wer wagt es gegen ſie zu fech„ten! — nimmt ſie ſich Theodorichs an, ſo „iſt Theodorich ein Gerechter, und wir ſind „Rebellen. Fort zu ihren Füſſen! durch „willige Unterwerfung die Heldin zu verſöh„nen.“

Und ſiehe, ſchon verläßt hier eine Schaar und dort eine Schaar ihre Anführer, immer größer wird der Haufe indem er ſich fortwälzt, immer lauter tönt himmelan durchs Lager der Zuruf: es lebe die Königin Ildegerte! Einer reißt den Andern mit ſich fort, hunderte folgen, ohne zu wiſſen warum? noch wohin? ſie brechen im Fliehen zum Zeichen des Friedens grüne Reiſer von den Bäumen, legen ihre Waffen zu den Füſſen der von Ildegerten ausgeſtellten Wachen, welche anfänglich den Hinzuſtürzenden ſich widerſetzen wollen, dringen mit Jubelgeſchrey ins Lager, und verlangen die Königin zu ſehn.

Ildegerte tritt aus ihrem Zelt, mit erhabener Majeſtät auf der Stirn, die Menge ſtürzt aufs Knie, hebt hoch empor die grünen Reiſer, ſegnet Ildegerten, und fleht um ihre Verzeihung.

Die Heldin winkt — Todtenſtille lagert ſich umher, ängſtliche Erwartung auf allen Geſichtern. „Ich danke euch,“ ſo ſpricht ſie, „für dieß Zeichen eurer Liebe, mein Herz „fühlt deſſen Werth, und als Weib iſt mirs „vergönnt, dieſe Thräne der Rührung, die „ihr in meinem Auge blinken ſeht, ungehindert fließen zu laſſen. Aber ich habe euch „nichts zu verzeihen, euer König iſts, den „ihr beleidigt habt, euer König iſts, zu deſſen Füßen ihr durch euer Flehn verſuchen „müßt, das Schwerdt der Gerechtigkeit ihm „aus der Hand zu winden. Alles was ich „euch verſprechen darf, iſt, meine Bitten zu „vereinen mit den eurigen. Jetzt geht! vertheilt euch unter meine Völker, erwartet ruhig den nächſten Morgen, die kommende

„Sonne wird den Zauber löſen, der bis jetzo „eure Sinne band.“

Sie ſchwieg, und ehrerbietig gehorchten ihrer Stimme die immer ſich mehrenden Schaaren, das Lager war zu klein, die Ankömmlinge alle zu faſſen, ſie übernachteten unter dem geſtirnten Himmel, herbeyſeufzend den Anbruch des Tages.

Die Sonne ging auf, und umſonſt ſuchten Ildegertens Blicke einen Feind. Troz Haralds Wüten und Zähneknirſchen, troz dem warnenden Beyſpiele von hundert Ermordeten, die er ſelbſt im Fliehen mit eigner Hand durchbohrte, verminderte ſich von Augenblick zu Augenblick das furchtbare Heer, auf welches er pochte. Wandte er ſich links, ſo flohen ſie rechts, und eilte er drohend dieſen nach, ſo hatten die linker Hand ihm ſchon den Rücken gekehrt. Verzweiflungsvoll blieb er allein, keine Ausſicht ihm übrig, als ſchimpfliche Gefangenſchaft oder Tod. Zu feige ſich in ſein Schwerdt zu ſtürzen, floh er durch Nacht und Nebel bis an das Ufer der See, warf ſich in eine Fiſcherbarke, ſuchte Deutſchlands Küſten, und verbarg in einem elenden Dorfe ſeine Schmach, ſeine Gewiſſensbiſſe. —

Niemand verfolgte ihn — in wenig Jahren ſtieg er ausgemergelt von den Quaalen ſeines Gewiſſens zu den Quaalen Nifleihmurs hinab. —

Wehmüthig dankte Ildegerte dem Gotte der Schlachten für den herrlichen Sieg, den er ohne Schwerdtſtreich ihr verliehen, und als ſie den Opferaltar verließ, meldete man ihr des Königs nahe Ankunft, der mit dem Haufen ſeiner Getreuen das Thal bereits verlaſſen, und durch das leere feindliche Lager ihr entgegengezogen war. Sie eilte ihn zu empfangen. —

Doch welche Gottheit begeiſtert meinen Kiel, euch zu mahlen dieſes Wiederſehen! — Theodorich ſprang von ſeinem Roſſe, und fiel vor Ildegerten auf die Kniee nieder, und wandte ſich im Staube, und ſeine Thränen floſſen, und ſein Schluchzen erſtickte ſeine Worte. Ildegerte hob ihn auf, und bat mit ſanfter Stimme, um Vergeſſenheit des Vergangenen, und um Verzeihung für die Aufrührer. Sie führte ihn ins Innere ihres Zeltes, um dem gaffenden Volke die Beſchämung ſeines Beherrſchers zu verbergen.

Welch' ein Triumph für die Verſtoßene! dem Undankbaren eine Krone wieder aufzuſetzen, ihn fühlen zu laſſen, wie noch immer, trotz ſeiner Ungerechtigkeit, ſie in den Herzen ſeiner Unterthanen herrſchte.

Jubelnd näherte man ſich nun der Reſidenz des Königs, alle Thore ſtanden den Kommenden offen, alle Herzen wallten ihnen entgegen, Luitgardis ward befreyt, von Ildegerten ſchweſterlich umarmt, und durch keinen Vorwurf, durch keinen ſtolzen Blick gekränkt. Was der arme Theodorich dabey für eine verlegene Rolle geſpielt, iſt, dünkt mich, leicht zu fühlen. Er liebte Ildegerten mehr als jemals, das Heer betete ſie an, die Herzen aller Dänen waren ihr Eigenthum, der ganze Hof hieng ehrfurchtsvoll an ihren Blicken, und der Name Mutter eines unſchuldigen, aus ſeinen Rechten verſtoßenen Kindes, gab der Liebe und Achtung für die Heldin einen rührenden Zuſatz von Mitleid.

Niemand zweifelte, ſie werde nach Allem, was ſie für das Vaterland gethan, die ehrenvollſte Wiedereinſetzung in alle ihr entriſſenen Rechte, begehren und erhalten. Der König war von ganzem Herzen willig, ſein Verbrechen wieder gut zu machen, und Luitgardis — obgleich zitternd vor dem Gedanken — konnte ſichs doch nicht verbergen, daß Ildegerte des Vorzugs würdig ſey. Man ward in dieſer Erwartung beſtärkt, als Ildegerte eine Verſammlung aller Stände heiſchte, um in deren Mitte öffentlich zum ganzen Volke zu reden.

Der Tag zu dieſer Feyerlichkeit ward anberaumt, von jedem Dänen mit neugieriger Sehnſucht erwartet, und Wochen lang vorher über die Punkte geſtritten, welche Ildegerte den verſammelten Ständen in ihrer Rede vortragen werde.

Willſt du, Leſer, jenes feyerlichen Schauſpiels Zeuge ſeyn, ſo folge mir, ich führe dich auf einen Hügel, von dem du Alles überſchauen kannſt.

Der Morgen brach an. Die Strahlen der kommenden Sonne beleuchteten heiter die Ebene, die vor dem Auge des Sehers, in unabſehbarer Weite, mit zahlloſen Blumen prangend, von Bächen durchſchnitten dahinfloß. Schau, dort wo die weite Entfernung die Grenze dir dunkelblau lügt, dort thürmt ſich den Wolken entgegen von hohen Tannen ein Wald; und rechter Hand ſchleicht ein Fluß ſanft über Kieſel und Flugſand, in deſſen murmelnden Wellen der Strahl der Sonne flimmert und Diamanten dir vorblitzt;

und ſiehe linker Hand ſteigt majeſtätiſch empor ein Berg, um deſſen Scheitel ſich oft die Wolken kränzen, der oft des Donners Brüllen zu ſeinen Füßen höhnt. Doch heute iſt ſeine Spitze von jedem Wölkgen entblößt, ſie trägt den Opferaltar, von dem der Rauch in Wirbeln ſich in die Lüfte ſchwingt. Der Prieſter der dort oben am Fuße des Altars kniet, und mit geweihten Händen der Flamme Nahrung giebt, ſcheint dir von jener Höhe nur ein Zwerg.

Doch was ſchimmert und flimmert in der Mitte der Ebene wie Sonnenglanz dir entgegen? welch ein blendend Gemiſche von Gold- und bunten Farben?

Es iſt der Thron des Königs, zu dem fünf Stufen führen, mit rother Seide belegt. Von Goldſtoff ſind die Umhänge, die, zu beyden Seiten aufrauſchend, den hohen Stuhl dir zeigen, künſtlich gearbeitet aus weiſſem Elfenbein. Da liegt auf ſammtnen Polſter die ſtrahlenblitzende Krone mit edlen Steinen beſät, und neben ihr der goldne Szepter des Königs; und hundert Straußenfedern, roth, weiß und perlenfarbe, nicken von des Thrones Himmel ſanft auf den Seſſel herab.

Doch was ſchimmert und flimmert zu beyden Seiten des Thrones wie Mondlicht dir entgegen?

Es ſind die Thronen der Königinnen, zu denen drey Stufen führen, mit blauer Seide belegt. Vergoldet ſind die kleinern Seſſel, mit mancherley Schnitzwerk verziert, von Silberſtoff die Himmel, auf denen hin und wieder ein Büſchel blauer Straußenfedern an Zephyrs Buſen ſich wiegt.

Doch was tönt in der Ferne dir ſo kriegeriſch rauſchend in die horchenden Ohren?

Es ſind die Paucken und Zinken, es ſind die Trommeln und Flöten, es ſind die Cymbeln und Hörner, die vor dem fröhlichen Zuge mit feyerlichem Marſche einherziehn. Es iſt das Jubeln der Völker, die den Triumphwagen umringen, welcher den König trägt.

Zu ſeiner Rechten ſitzt in kriegeriſcher Rüſtung mit offnem Helm die Heldin Ildegerte. Auf ihrer Stirn ſchwebt Bewuſſtſeyn großer Thaten, in ihrem Feuerblicke glüht hohe Majeſtät. Zu ſeiner Linken ſitzt im weiſſen Gewande der Unſchuld die ſanfte Luitgardis, in ſich geſchmiegt und trübe, gefoltert von der Ahndung ihres künftigen Schickſals.

Sieh wie die zahlloſen Völker durch die geöffneten Thore wallen, wie ſie in dichten Reihen buntfarbig die Straße decken, wie ſie um den Wagen ihres Königs ſich drängen, wie ſie jubelnd die geſchmückten Zelter losſchneiden, ſtatt ihrer an die Deichſel ſich ſpannen; und die geliebte Bürde jauchzend weiter rollen.

Schon nähert ſich der prächtige Zug. Sechstauſend ſtolze Amazonen, von der treuen Helga angeführt, reiten in geſchloſſenen Gliedern mit gezücktem Schwerdt an ſeiner Spitze, theilen ſich behende auf der Ebene, und umringen ihres Herrſchers Thron. Ihnen

folgt

folgt der muſchelförmige Triumphwagen, der das königliche Kleeblatt trägt, von der glänzenden Schaar der Leibwache, und Männern, und Weibern, und Kindern umgeben.

Ihnen folgen die Edlen des Landes, Dännemarks und Norwegens Stände, Ritter, Lehensträger und königliche Räthe. Ein Jeder führte hinter ſich, ſeiner Würde oder Reichthum gemäß, einen größern oder kleinern Trupp berittener und bewaffneter Knappen, Herrendiener, Schildträger, Lanzenknechte, und was des Geſindels mehr war. Der Zug iſt endlos.

Doch blicke hinter dich. Schon hat der König ſeinen Thron beſtiegen, Ildegerte ihren Sitz zu ſeiner Rechten eingenommen, und Luitgardis den zu ſeiner Linken. Auf den Stufen des Thrones haben die Stände des Reichs ihre Plätze gewählt, vier Herolde ſtoßen in die Trompete, und gebieten der Verſammlung ein ehrerbietiges Schweigen. Alles ſtill, als habe ein Gott plötzlich eine halbe Million Menſchen entſtelt. Keiner wagt es zu athmen, keiner von dem Platze zu weichen auf welchen der Zufall ihn führte. Die hinterſten heben ſich auf den Zehen empor, und gaffen mit offenen Augen und Mäulern, den Vorderſten über die Köpfe und Schultern.

Da erhub mit hoher Würde Ildegerte ſich von ihrem Sitze, und begann, wie folget, die Verſammlung anzureden.

„Mächtiger König der Dänen, mein Herr „und Gemahl! ihr Stände des Reichs, und „du zahlloſes Volk, deſſen Blicke mit neugie„riger Erwartung an meinem Munde hän„gen; wähnt nicht als habe meine Bitte, „und der Befehl Theodorichs euch verſam„melt, um Zeugen einer Handlung abzuge„ben, die meines Herzens Werth verringern „würde. Das Unglück, das mich unver„ſchuldet traf, hat weder meinen Muth ge„beugt, noch meiner Seelen Adel mir ge„raubt. Fern ſey es darum von Ildegerten,

„in einer Unſchuldigen Elend die Rückkehr
„ihres Glückes zu ſuchen! Ich komme nicht,
„im Ehebett des Königs den Platz zurückzufodern,
„den einſt mir ſeine Liebe gab. Der
„Wille meines Herrſchers, und ihr, erhabene
„Stände! habt zum Wohl des Staates
„erſprießlich es geachtet, durch jenes ſanfte
„Band die nordiſchen Reiche zu verknüpfen,
„Krieg und Zwietracht zu hemmen. Ich ehre
„eure Weisheit, begehre nicht zu trüben die
„Quelle bürgerlicher Ruh und Eintracht,
„welche dieſe Staaten wäſſert. Ich erkenne
„Luitgardis — zwar nicht für meine Königin
„— doch für die eurige. Sie liebe
„Theoderich, wie ich ihn liebte — liebe —
„Ildegerte will ihre Schweſter ſeyn; nicht
„ihre Nebenbuhlerinn. — So hab ich dann
„für mich nichts, gar nichts von euch zu
„bitten. Bitten ſagt' ich? — Ildegerte
„bittet nie! denn was der Rechte heiligſtes
„im Himmel und auf Erden ihr zuerkennt,
„das fodert ſie. Ich fodere von euch, ihr
„Stände

„Stände beyder Reiche, daß ihr dem Kinde „erſetzt, was euer König der Mutter nahm, „daß nie mein Haldan ſich erinnern müſſe, „er ſey der Sohn einer Verſtoßenen. Erkennet laut und öffentlich: Prinz Haldan „iſt des Königs erſtgebohrner Sohn!

Das Volk. Er iſts! er iſts!

Ildegerte. Und wenn ers iſt, ſo ſprecht! wo ſucht er ſein väterlich Erbe?

Das Volk. Er iſt der Erbe beyder Reiche.

Ildegerte. Ich danke euch. (Sie läßt ſich auf ein Knie vor dem Könige nieder.) Und du Theodorich, ſprich! hältſt du auch genehm, was deiner Stände lauter Zuruf deinem Erſtgebohrnen heute wiedergiebt?

Der gute König, der an dieſem Tage eigentlich wohl nur ein Schattenkönig war, und der auf ſeinem Stuhl von Elfenbein verlegen hin und her ſich ſchiebend, in den Blicken ſeiner Unterthanen laß, daß, gelinde ausgedrückt, man ihn für einen Menſchen halte, der Gold und Silber nicht zu unterſcheiden wiſſe; der gute König hub erröthend die Knieende in ſeinen Arm.

„Verdank' ich dir nicht dieſe Krone? dieſen „Szepter? und die ſchönſten Stunden meines Lebens? iſt dein Sohn nicht auch der „meinige? frägſt du nur um einen Sünder „zu beſchämen?“

„Wohlan! ſprach Ildegerte: mir fehlt „nur deine Stimme noch, beſcheidne Luitgardis.“

Das ſanfte Weib, dem lange ſchon die Thränen aus den blauen Augen auf den ängſtlich klopfenden Buſen träufelten, ſtand auf, und warf der Heldin ſich zu Füßen.

„Du, der an Großmuth keine gleich! vergönne mir, dir nachzueifern, nimm ihn zu„rück, den Platz, von dem ich ohne mein „Verſchulden dich einſt verdrängt, ach! er „gebührt nur dir. Laß in der Einſamkeit „den Namen deiner Freundin mich verdienen.

Ildegerte. Nicht alſo, du biſt Königin, du biſts, und ſollſt es bleiben. Ich gab als Weib alle meine Anſprüche auf, ich ſpreche nur als Mutter, daß einſt mein Sohn, in mein Geſchick verwickelt, nicht meiner Schwachheit fluche. Nur ihm die Bahn der Ehre wieder aufzuthun, die durch der Mutter Schmach ihm in der Wiege ſchon verſchloſſen wurde, nur darum ſteh' ich heute hier. — Erkläre dich!

Luitgardis. Hörts ihr Völker! laßt meine ſchwache Stimme zu euren Ohren dringen! Und du, allſehende Wara! du Göttin reiner Schwüre! du Rächerin des Meineids! dich ruf' ich auf zum Zeugen, daß ich an dieſer Stätte, den Prinzen Haldan erkenne für den einzigen rechtmäßigen Erben der beyden nordiſchen Kronen. Und wenn Siofna mir das Ehebette ſegnet, ſo ſey verflucht der Knabe, der ſeiner Mutter Schwur frevent lich zu brechen wagt.

Die Halb-Inſel jenſeit des Ganges.

Sie iſt für uns noch immer eine Art von Feenland, und die Erzählungen der wenigen Reiſenden, die bis dahin gedrungen, füllen unſere Einbildungskraft mit wunderſamen Bildern. Doch die Wahrheit iſt nie ſchöner, wenigſtens nie willkommener, als wenn ſie ein wenig mährchenhaft erſcheint; darum iſt zu hoffen, der Leſer werde gern — keine geographiſche Beſchreibung — aber einige auffallende Züge aus dem Gemälde jenes indiſchen Paradieſes hier zuſammen geſtellt finden. Die Bürgen ſind glaubwürdige Männer.

Wir ſtoßen da gleich zuerſt auf einen König von Butan. In Europa bilden wir uns ein, daß wir, in der Ehrfurcht für unſere Fürſten zum Muſter dienen können, und in der That, wir haben es hie und da ſehr weit darin gebracht, aber gegen die Unterthanen des Königs von Butan ſind wir noch bloße Schüler. Dieſe braven Leute begnügen ſich nicht damit, nur auf der Erde vor ihm liegend, mit der Stirn am Boden, ihm ihre Bitten zuzumurmeln und dann rückwärts gehend ſich zu entfernen; nein, ſie bewachen auch mit löblicher Gierigkeit den Augenblick, wo Se. Majeſtät ihre natürlichen Bedürfniſſe abthun, ſie fangen, nach vollbrachter königlicher Arbeit, die conſiſtenten Spuren davon ſorgfältig auf, trocknen ſie und machen ſie zu Pulver. Dann werden ſie in kleine Doſen gefüllt und auf den Märkten verkauft. Man kann denken, wie viel Unterſchleif damit getrieben werden mag, wie bey uns mit dem Tabac de ferme. Allein als Tabak brauchen die Butaner dieſes Pulver nicht, ſondern ſie beſtreuen ihr Fleiſch damit als mit einer Würze. Zwey Kaufleute von Butan, welche dem Reiſenden Tavernier Moſchus verkauft hatten, zeigten ihm ihre Doſen voll dieſes köſtlichen Pulvers und boten ihm auch eine Priſe davon an. Hier mag wohl mancher Leſer die Naſe gewaltig rümpfen, allein die Butaner ſind doch wohl zu entſchuldigen; denn erſtens werden ſie von ihren Prieſtern belehrt, daß ihr König ein Gott auf Erden iſt, und zweitens mögte es doch wohl auf Eins herauskommen, ob man phyſiſchen oder moraliſchen Unrath verehrt; ob man mit jenem die Speiſen oder mit dieſem das Gewiſſen beſtreut; das leztere iſt vielleicht noch ekelhafter, und doch kann nicht geleugnet werden, daß es bisweilen in andern Welttheilen Tirannen gegeben, deren glänzende Verbrechen man in Erz und Marmor gegraben, welches weit ſchlimmer iſt, als pulveriſirten Koth in Doſen zu verwahren. Hatte man gleich keine Prieſter, welche predigten, der Tirann ſey ein Gott: ſo fehlte es doch nicht an andern Leuten von mancherley Gattung, welche dieſe Behauptung auf mancherley Weiſe an den Tag legten, und folglich ihre Seelen täglich mit Unrath beſtreuten. Man denke nur an einen Nero, oder in neuern Zeiten an den grauſamen Philipp von Spanien u. ſ w., ſo wird man der Spöttereien über die Butaner ſich beſcheiden enthalten müſſen.

In den Gebirgen von Butan giebt es dreierley Arten von Laſtthieren, Pferde, Böcke und — Weiber. Sie ſtehn in gleichem Preiſe. Nämlich für zwey Rupien kann man zehn Tage lang einen Bock oder eine Frau miethen. Die Böcke tragen bis 150 Pfund, vermuthlich die Frauen nicht weniger; denn ſie tragen auch die Männer auf dem Rücken, nicht wie die Weiber von Weinsberg aus Liebe und Treue, ſondern gleichfalls für zwey Rupien. Zu dieſem Behuf hängt ihnen ein großes Kiſſen an zwey Tragriemen über die Schultern auf den Rücken hinab, auf dieſes läßt der Mann ſich ganz gemächlich nieder, und die Frau läuft mit ihm davon. Ihr folgen zwey andere Weiber, um ſie dann und wann abzulöſen. In Europa, wo die Damen nur gewohnt ſind, die Männer vor ſich knien zu ſehen, wird dieſe Gewohnheit gleichfalls beſpöttelt werden; doch giebt es auch manche Frau, die an den Unarten ihres Mannes ſo viel zu ertragen hat, daß ſie wohl manchmal lieber mit einer Butanerin tauſchte und ihn auf dem Rücken trüge. Es iſt zu verwundern, daß noch kein ſpeculativer Kaufmann in Preußen auf den Einfall gerathen iſt, eine Ladung Bernſtein nach Butan zu ſchicken. Er könnte durch eine einzige glückliche Reiſe unermeßlich reich werden; denn die Butaner ziehen im Handel ihn dem Golde vor. Würde man vollends in Königsberg allerley Götzenbilder daraus ſchnitzen laſſen, ſo könnte man den Preis des Bernſteins nach Belieben erhöhen, und oft für ein kleines Ungeheuer Schätze eintauſchen. Warum zieht Preußen ſo wenig Vortheil von dem ihm eigenthümlichen Producte? warum verſchifft es daſſelbe nicht in Gegenden, wo es mit den Diamanten faſt in gleichem Werthe ſteht? — vermuthlich weil eine ſolche Reiſe abentheuerlich ſcheint, und weil nur auſſerordentliche Menſchen das Abentheuerliche in Begebenheiten des Tages verwandeln können. Vollbringt deren Einer etwas dergleichen, ſo umringen ihn die zuvor ſpöttelnden Gaffer, und ſchreien: Ey das hätten wir auch gekonnt! —

Zu Taverniers Zeiten kamen vier Armenier nach Butan, geradesweges aus Danzig, mit Bernſtein beladen, aus welchem ſie allerley zu Butan verehrte Figuren hatten drechſeln laſſen. Sie brachten ſie dem Könige, um die Zahl ſeiner Hausgötter zu vermehren. Sie gewannen ungeheure Summen dabey, und beklagten nur, daß ſie in Danzig kein ſo großes Stück Bernſtein hätten finden können, um ein Götzenbild mit ſechs Hörnern, vier Ohren und vier Händen daraus zu ſchnitzen, für welches Se. Majeſtät mit Vergnügen Dero Schatzkammer würden ausgeleert haben.

Wir glauben uns in Tauſend und Eine Nacht verſetzt, wenn wir die Beſchreibung leſen, welche Daniel Sheldon, ein Factor der engliſchen Compagnie, von einem Saale im Pallaſte des Königs von Arrakan macht. Dieſer Saal heißt mit Recht der goldene, denn ſeine Wände ſind wirklich über und über mit Goldplatten belegt. Dann ſteht ein Thron von purem Golde darin, und um dieſen Thron hängen ungefähr hundert Goldklumpen, jeder zu 40 Pfund ſchwer, in Geſtalt von Zuckerhüten. Ferner iſt der Thron von einer Menge goldener Bildſäulen in Lebensgröße umgeben, die zwar hohl, aber doch wenigſtens zwey Zoll dick, und mit Rubinen, Smaragden, Saphiren und Diamanten von auſſerordentlicher Größe bedeckt ſind. Dieſe koſtbaren Steine hängen den Bildern an Stirn, Bruſt, Gürtel und Aermen. Mitten im Saale ſteht noch ein goldener Tiſch und auf demſelben ein goldenes Käſtchen, in dem zwey berühmte Ohrgehänge aufbewahrt werden. Es ſind zwey Rubinen, jeder ſo lang als der kleine Finger und am untern Ende von der Dicke eines Hühner-Eies. Dieſe Ohrgehänge haben ſchon manchen blutigen Krieg veranlaßt, nicht allein wegen ihres hohen Werths, ſondern auch wegen der Volksmeynung, die ein Palladium aus ihnen macht und dem Beſitzer derſelben den Vorrang über alle ſeine Mitfürſten beilegt. Darum führt auch der König oder Pakda von Arrakan unter anderm den Titel:

„Beſitzer des weiſſen Elephanten und der beiden Ohrgehänge, folglich Beherrſcher der zwölf Könige, die ihre Köpfe unter ſeine Fußſohle beugen.“ Dieſe koſtbaren Ohrgehänge trägt er aber nur an ſeinem Krönungstage, vermuthlich weil ſie ihm ſonſt die Ohren zerreiſſen würden. — Man ſieht, der goldene Saal von Arrakan wäre einer militairiſchen Expedition werth. —

Nicht weit von Orietan, in demſelben Königreiche, befinden ſich ein Berg und ein See, die beide Nauma heißen, eine furchtbare Einöde, von wilden Thieren und von einigen Verbrechern bewohnt, welche leztere dahin verbannt werden, um den erſteren Geſellſchaft zu leiſten. Hiebey iſt merkwürdig, daß man dieſen Verbrechern die Fußſohlen abhauet, damit ſie nicht fliehen können. Ein ſo ſicheres Mittel, die Flucht zu verhindern, wäre in der neuern Kriegskunſt zu empfehlen. Eine ganze Armee mit abgehauenen Sohlen würde Wunder der Tapferkeit thun; denn auch der Feigſte iſt tapfer, wenn ihm nichts anders übrig bleibt. —

Die Begriffe der Arrakaner von Schönheit ſind auch von den unſrigen ein wenig verſchieden. Sie lieben eine breite platte Stirn, und um dieſen Vorzug zu verſchaffen, binden ſie den neugebornen Kindern Platten von Bley vor die Stirn. Wenn ein Arrakaner ſeine Geliebte reizend finden ſoll, ſo müſſen ihre Augen recht klein, ihre Naſenlöcher recht weit ſeyn, und ihre Ohren bis auf die Schultern hängen. — Es wäre in der That ein luſtiges und zugleich ſehr merkwürdiges Schauſpiel, wenn man einmal in einem einzigen Saale alle die Mädchen verſammeln könnte, die bey ihren Nationen für die Schönſten gelten. Himmel! welche Geſtalten würde man zu ſehn bekommen! und wie würde eine jede dieſer Damen über alle die übrigen ſpotten! —

Die Götzenbilder von Arrakan werden im Winter bedeckt, damit ſie nicht frieren ſollen. Jährlich wird Einer derſelben, Kiay-Pora genannt, an einem gewiſſen Feſte auf einem Triumphwagen herum gefahren und von 90 Prieſtern in gelben atlaſſenen Gewändern begleitet. Dann legen ſich die frömmſten Arrakaner queer über die Straße und laſſen ſich von dem Wagen zerquetſchen. Andere rennen in eiſerne Spitzen, die an dieſem Wagen hervorragen und beſpritzen den Kiay – Pora mit ihrem Blute. Die weniger Herzhaften ſuchen mindeſtens einige Tropfen von dieſem koſtbaren Blute aufzufangen, und die Prieſter verwahren die eiſernen Spitzen als Reliquien. Dieſer Gebrauch iſt uns nicht ſo fremd, als er auf den erſten Anblick ſcheint. Es haben zu jeder Zeit auch die cultivirteſten Natjonen ihre kalten Götzen mit ihrem Blute beſprengt, nur hält man es nicht der Mühe werth, dieſes Blut aufzufangen; es düngt den Boden. —

Die Art und Weiſe, wie Seine Arrakaniſche Majeſtät Allerhöchſt Dero Beiſchläferinnen wählen, iſt eine der ſeltſamſten auf Gottes Erdboden, obgleich nicht ganz verwerflich. Die

Gemurmel des Beyfalls unter dem Volk.

Ildegerte. Haſt du auch bedacht, was dieß Gelübde in ſich faßt? kennſt du auch ſchon die Mutterliebe? was wirſt du deinen Söhnen hinterlaſſen?

Luitgardis. Ein dankbares Herz. Werden ſie nicht dir, ſelbſt ihr Daſeyn ſchuldig ſeyn?

Ildegerte. Gutes Weib, du verdienſt mehr, als ich für dich zu thun vermag. Beyde Kronen deinen Söhnen rauben, um dem Meinigen ſie auf die Stirn zu drücken, wäre nicht mehr mütterliche Zärtlichkeit, wäre ungezähmter Ehrgeitz. Odin wolle einſt ihm Kraft verleihen, nur die Eine ſo zu tragen, wie es einem guten König ziemt. — Norwegens Diadem iſts, das ich für ihn begehre, der Szepter Dännemarks bleib' in den Händen deiner Kinder. —

Dieſer Wettſtreit tugendhafter Seelen lockte Thränen aus Millionen Augen, Ildegerte

Statthalter in den Provinzen, deren zwölfe ſind, ſuchen jährlich zwölf Mädchen aus, die in demſelben Jahre geboren worden und laſſen ſie, auf Koſten des Hofes, bis zum zwölften Jahre erziehen. Dann werden ſämmtliche, zu einer ſolchen Conſcription gehörige Mädchen nach der Reſidenz gebracht, wo ſie, mit einem baumwollenen Gewande bekleidet, ſo lange in der heiſſen Sonne ſitzen müſſen, bis ihre Gewänder ganz von Schweiß durchdrungen ſind. Dieſe Gewänder bringt man dem Könige der eins nach dem andern beriecht, und diejenigen auswählt, deren Geruch ihm am wenigſten zuwider iſt. Die übrigen verſchenkt er an ſeine Höflinge. — Unter allen Völkern dieſer Halb-Inſel legen die Peguanerinnen den geringſten Werth auf die Sittſamkeit. Sie gehn faſt nackend; nur um die Lenden tragen ſie einen Gürtel, aber von ſo durchſichtigem Zeuge und ſo nachläſſig vorgebunden, daß er oft dem Blicke nichts entzieht. Sie entſchuldigten ſich bey Sheldon damit, daß eine ihrer vormaligen

Königinnen es ſo verordnet habe, um gröſsere Unordnungen zu verhüten und — die Begierden der Männer ſtets zu reizen. Das leztere betreffend, ſo bringt gewöhnlich ein ſolches zur Schau Stellen der weiblichen Reize gerade die entgegengeſezte Wirkung hervor. Das wiſſen die europäiſchen Damen ſehr gut, darum verhüllen ſie auch, wie Jedermann weiſs, ihre Reize ſo auſſerordentlich ſorgfältig. — Die peguaniſchen Heirathen werden ohne Umſtände auf beliebige Zeit geſchloſſen. Auch den Fremden bitten die Väter ihre Töchter ſehr dienſtfertig an, und laſſen ſich einen Preiſs bezahlen, der von der Dauer der Verbindung abhängt. Reiſen die Fremden wieder ab, ſo kehren die Mädchen unbeſchimpft in das väterliche Haus zurück, und finden darum nicht minder wackere Männer. Kommt aber der Fremde wieder ins Land, ſo kann er die während ſeiner Abweſenheit verheirathete Geliebte zurück fordern, und dann leiht ſie ihm der Mann für die Zeit ſeiner Anweſenheit. —

Es giebt eine Gattung von Bettelmönchen in Pegu, die einſiedleriſch in den Wäldern wohnen, und zwar auf den höchſten Bäumen, in einer Art von Käfizt; doch geſchieht dieß nicht, um dem Himmel näher zu ſeyn, ſondern nur um ſich von der Erde, die mit reiſſenden Thieren bedeckt iſt, etwas zu entfernen. Das Volk hegt für dieſe Menſchen eine ſo abgeſchmackte Ehrfurcht, daß es ſogar mit großer Begier das Waſſer trinkt, in welchem ſie ihre Hände gewaſchen haben. Wir vormaligen Pantoffelküſſer des Pabſtes haben dieſem Volke nichts vorzuwerfen. —

Ueber Cochinchina hat ein portugieſiſcher Jeſuit uns allerley Seltſames berichtet. Er wurde, vor etwa 200 Jahren, vom Pabſte zum Miſſionair in Japan beſtimmt. Am Cap Comorin beſuchte er die reiche Perlenfiſcherey, und macht die Bemerkung, daß, da man einſt den Jeſuiten an dieſer Küſte ein ſchönes Collegium entzogen, auch ſogleich die Perlen verſchwunden ſeien; als aber der König von Portugall den Seelenfiſchern ihr Collegium wieder gegeben, ſo hätten auch die Perlenfiſcher wiederum reiche Beute aus dem Schooße des Meeres hervorgeholt. Das erinnert an die vormalige Gazette de France, welche im Jahr 1774 aus Schweden berichtete: „Jedermann fühle „den wohlthätigen Einfluß der neuen Regie„rung, und die Heringe wären nie ſo häu„fig an den Küſten geweſen.“

Da in Japan damals die große Chriſtenverfolgung ausbrach, ſo gieng der Jeſuit nach Cochinchina, wo das Pfund Zucker — wie wir in unſern Tagen ſeufzend bemerken — zwey Pfennige koſtete. Er bemühte ſich vor allen Dingen, die Sprache zu erlernen, die, beſonders in dem Munde der Frauen, wie ein Gezwitſcher von Vögeln klingen ſoll. Von einem kleinen Knaben lernte er ſie ſo fleißig, daß er nach vier Monaten ſchon darin predigen konnte.

Der Chriſtenverfolgung in Japan leiht er einen ganz andern Urſprung, als den bekannten Uebermuth der portugieſiſchen Pfaffen. Der

König von Spanien war Herr der philippiniſchen Inſeln und beſaß auch Macao als König von Portugall. Dieſen Umſtand ſollen zwey Holländer benuzt, eine Weltkarte entworfen, und ſelbige dem Kaiſer von Japan mit der Bemerkung gezeigt haben, daß Spaniens Herrſchaft bereits in Oſten und Weſten ſeine Grenzen berühre, folglich ſein Reich in der größten Gefahr ſchwebe, verſchlungen zu werden. Hierauf habe der Kaiſer geſchworen, alle Miſſionaire zu vertilgen.

Auf einer Ueberfahrt von Mallaka nach Java begegnete dem frommen Reiſenden ein ſonderbarer Zufall. Das Schiff ſtieß auf eine Klippe, die kaum ſichtbar über die Oberfläche des Waſſers hervorragte; es blieb feſt ſitzen, ein Schiffbruch ſchien unvermeidlich; ſchon löſten ſich einzelne Planken vom Untertheil des Schiffes und ſchwammen rings umher. In dieſer äuſſerſten Noth wandte ſich der Jeſuit betend an den Kopf des heiligen Andreas, des erſten Märtyrers von Cochinchina, den er bey ſich hatte, um ihn nach Rom zu bringen; und ſiehe, alſobald löſte ſich das Schiff vom Felſen und ſchwamm luſtig dahin, ohne auch nur einmal ein Leck bekommen zu haben. Einige Ungläubige meynten, es könne auch wohl mit rechten Dingen zugehen, denn das Schiff ſey an vielen Stellen doppelt gefüttert, und die losgeriſſenen Breter mögten alſo wohl nur von dieſer Fütterung geweſen ſeyn. Das verhielt ſich freilich ſo, allein das Wunder offenbarte ſich dennoch, als man im Hafen zu Batavia anlangte; denn der ſpitze Felſen hatte allerdings ein großes Loch in den Bauch des Schiffes geſtoßen, war aber abgebrochen, und das Bruchſtück füllte ſo genau die Oeffnung, daß kein Tropfen Waſſer eindringen konnte. Schade nur, daß in unſern Zeiten der Himmel daſſelbe Wunder für einen Ketzer, den Capitain **Cook**, wiederholt hat.

In Batavia wagte der eifrige Jeſuit, für einige Franzoſen und Portugieſen Meſſe zu leſen, welches die Holländer fünf Monate lang geduldig mit anſahen, doch endlich ihn beim Kopf nahmen, ins Gefängniß warfen, verbannten, und — was ihm das Schmerzlichſte war — ihn zuvor zum Zeugen eines gräßlichen Schauſpiels machten, indem ſie ſein Crucifix durch Henkers Hand verbrennen und zugleich zwey Spitzbuben hängen ließen.

Cochinchina war vormals nur eine Provinz von Tunkin, einem Reiche, von welchem der Engländer Baron uns beſſere Nachrichten liefert, als die jener abergläubigen Jeſuiten. Baron war in Tunkin geboren, brachte einen großen Theil ſeines Lebens daſelbſt zu und war ein ehrlicher, wahrheitliebender Mann. Die Tunkineſer ſind halbe Chineſer, deren Beſchränkung auf ihr Vaterland, deren Eitelkeit, Regierungsform und Schrift ſie nachahmen, ob ſie gleich übrigens dieſe ihre Nachbarn von ganzem Herzen haſſen. Ihre Hauptſtadt, Caſcho, iſt, beſonders an Markttagen, ſo volkreich, daß, trotz der ſehr breiten Straßen, man Mühe hat, in einer halben Stunde 100 Schritt vorwärts zu kommen. — Das Volk ſeufzt unter harten Auflagen. Die Armen, welche dieſe nicht bezahlen können, müſſen Gras für die königlichen Elephanten mähen, und ſelbiges nach der Hauptſtadt ſchleppen, wenn ſie auch noch ſo weit davon entfernt wohnen. — Die Adoption der Kinder iſt unter den Tunkineſern ſehr gewöhnlich, und ſelbſt Fremdlinge ſuchen adoptirt zu werden, um dadurch mancherley Bedrückungen zu entgehen. Durch viele Geſchenke war es auch Baron gelungen, ſich von einem Prinzen adoptiren zu laſſen, welches ihm aber keinen Vortheil brachte, weil dieſer Prinz unglücklicherweiſe närriſch wurde. — Die Untreue der Damen wird in Tunkin härter beſtraft als in Europa; man läßt dort nämlich die Schuldigen, ſie mögen ſo ſchön oder vornehm ſeyn als ſie wollen — von Elephanten zertreten. —

Alle Beſuche werden nur des Morgens abgeſtattet; es würde ſehr unhöflich ſeyn, eine ſpätere Tageszeit zu wählen. Im Geſpräch müſſen alle traurige Gegenſtände ſorgſam vermieden werden. Sogar wenn einem Kranken der Tod ſchon auf den Lippen ſizt, ſo hütet man ſich ſehr, ihn an ſeinen lezten Willen zu erinnern, weil das unhöflich wäre. Sie fragen ſich auch niemals. „wie befindet Ihr Euch?“ ſondern: „wo kommt Ihr her? was habt Ihr gemacht?“ Sieht es einer dem andern an, daß er ſich nicht wohl befindet, ſo erlaubt er ſich durchaus keine Bemerkung darüber, ſondern erkundigt ſich blos: „wie viel Taſſen Reis eßt Ihr zu Mittag?“

Eine ganz neue Gattung von Schmeicheley, die dem Könige viel Geld einbringt, iſt der *Hahnenkampf*, von dem die Tunkineſer große Liebhaber ſind. Die Großen des Reichs laſſen ihre Hähne mit den Hähnen des Königs kämpfen, und wetten große Summen; die leztern *müſſen* aber immer Sieger bleiben. Viele vornehme Herren ruiniren ſich auf dieſe Weiſe. Es wäre ſchon der Mühe werth, die tunkineſiſche Hof-Sitte in manchen Ländern nachzuahmen. — Wenn am Neujahrstage die Europäer ſich die Füße wund laufen, um ihren Gönnern zu gratuliren, ſo verſchließen hingegen die Tunkineſer an dieſem Tage ſorgfältig ihre Häuſer, und gehen nicht über die Schwelle derſelben, um keiner üblen Vorbedeutung zu begegnen. Erſt am andern Tage ſtatten ſie ihre Glückwünſche ab. — Baron berichtigt viele Irrthümer, in welche Tavernier verfallen iſt, der z. B. die Tunkineſer als ein arbeitſames Volk rühmt; Baron nennt ſie faule Leckermäuler, und geſteht höchſtens den Weibern jenes Lob zu.

In den Wiſſenſchaften bedürfen ſie vor allen Dingen des Gedächtniſſes, denn ihre größte Weisheit beſteht in der Kenntniß einer großen Anzahl von hieroglyphiſchen Schriftzügen. Daher giebt es auch Leute unter ihnen, die 20 oder 30 Jahre, und bisweilen ihr ganzes Leben lang ſtudiren, ohne es zu wagen, ſich einer Prüfung zu unterwerfen. In der Mathematik, Aſtronomie, Naturgeſchichte u. ſ. w. ſind ſie die größten Ignoranten, ihre Dichtkunſt iſt ein dunkler Schwulſt, gleich dem unſrer Myſtiker: ihre Muſik iſt ohrzerreiſſend; es iſt daher gerte und Luitgardis wurden wechſelsweiſe Gegenſtände der Liebe und Bewunderung. Man wünſchte Beyden Alles geben zu können, weil Beyde mehr verdienten als Alles was man geben konnte. Doch da Ildegerte auf der großmüthigen Entſagung von Dännemarks Krone feſt beſtand, ſo beſchloſſen die Stände beyder Reiche einmüthig, dem Prinzen Haldan, als König von Norwegen zu huldigen, und feſtzuſetzen: daß wenn in einem oder dem andern Reiche der Königsſtamm ausſterbe, ſein Nachbar das Erbe in Beſitz nehmen ſolle.

Ildegerte hatte nichts für ſich begehrt, doch aller Herzen neigten ſich zu ihr, und wünſchten das Andenken an jene trüben Tage des unverſchuldeten Leidens, durch Beweiſe der Liebe aus ihrer Bruſt zu tilgen. „Ildegerte, ſo ſprachen die Stände, führe, ſo „lange ſie lebt, den Titel: Königin von „Norwegen und Befreyerin von Dänne„mark, unbegreiflich, wie Tavernier ſie zu einem der aufgeklärteſten Völker des Orients hat machen können. Von den Chineſern werden ſie Barbaren genannt. Sie waren noch halbe Wilde, als jene ſie unterjochten und einen Vicekönig dahin ſandten, der die chineſiſchen Geſetze einführte, und — nach Gewohnheit der meiſten Sieger — die Ueberwundenen durch Uebermuth empörte. Ein tapferer Mann ſtand auf, er hieß Ki, unter deſſen Anführung griffen die Tunkineſer zu den Waffen, ermordeten den Vicekönig ſammt allen ſeinen Chineſern, und führten einen glücklichen Krieg gegen des Kaiſers Waffen, der ſie natürlich Empörer ſchalt, aber doch endlich nachgeben mußte, und einen Tractat mit ihnen ſchloß, welcher ſeit 450 Jahren treulich beobachtet wird. (Europa hat keinen einzigen ſo lange beobachteten Tractat aufzuweiſen.) Kraft deſſelben ſchicken die Tunkineſer alle drey Jahre Geſchenke nach Peking, die als ein Tribut betrachtet werden, und die Geſandten erklären, daß ihr Volk die Freiheit des

Kaiſers Gnade verdanke. Unter den Koſtbarkeiten, die ſie mitbringen, müſſen ſich jederzeit auch Bildſäulen von Gold oder Silber befinden, welche Verbrecher vorſtellen, die um Gnade flehen, zum Andenken an jenen, an einem chineſiſchen Vicekönige verübten Mord. Die prahlenden Chineſer empfangen die Geſandtſchaft mit großem Pomp. Wenn ſie ſelbſt bisweilen einen Geſan[illegible] dahin ſchicken, ſo wird er gleichfalls prächtig ausgerüſtet, und tritt zu Caſcho mit einem ſolchen Uebermuthe auf, daß er nicht einmal dem Könige ſeine Aufwartung macht, ſondern dieſer ihn beſuchen muß. Auch empfangen die Könige ihr Siegel von den chineſiſchen Kaiſern.

Man kann leicht denken, daß Ki, der tunkineſiſche Held, der Befreier ſeines Volks, auch deſſen erſter König wurde. Zwey Jahrhunderte regierten ſeine Nachkommen, wurden dann durch einen Rebellen vom Throne geſtürzt, und durch einen tapfern Räuber wieder darauf gehoben, aber nur als Schattenbilder; denn obgleich ihr Retter ſich mit dem Titel eines Reichs-Feldherrn begnügte, ſo war doch alle Macht in ſeinen Händen; und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Schowa — ſo lautet der beſcheidene Titel, unter welchem der Reichs-Feldherr herrſcht — macht nach Gefallen Krieg und Frieden, giebt und vernichtet Geſetze, verdammt und begnadigt Verbrecher, verleiht die Aemter und entſezt derſelben, verordnet Auflagen u. ſ. w. Die Europäer nennen ihn König und geben den Nachkommen des Ki den Kaiſertitel, in der Landesſprache Bowa. Dieſe leztern bringen ihr Leben im Innern des Pallaſtes zu, von den Spionen des Schowa umgeben. Nur ein- oder zweimal im Jahre, an gewiſſen Feſten, erſcheinen ſie öffentlich. Man hat ihnen das eitle Vorrecht gelaſſen, die Decrete des Schowa durch eine Unterſchrift zu beſtätigen, die ſie nicht verweigern dürfen. Auch die Würde des Schowa iſt erblich geworden. Sie gleichen ganz unſern alten Major Domus.

Die chineſiſchen Geſetze ſind zwar eingeführt, doch beſitzen die Tunkineſer auch viele eigene, alte und neue, die oft beſſer und menſchlicher ſind als jene. Kinder z. B. dürfen nicht ausgeſezt werden, wenn ſie auch noch ſo ungeſtaltet wären, da hingegen dieſer barbariſche Gebrauch in China, dem Hungerlande, ſogar durch ein altes Geſetz verordnet iſt. Hingegen herrſcht die Beſtechlichkeit der Richter in Tunkin wie — in andern Ländern.

Der Schowa unterhält jederzeit eine Menge Beiſchläferinnen, bisweilen bis 500. Diejenige, welche ihm den erſten Sohn gebiert, genießt vor Allen eine große Auszeichnung; die übrigen, ſammt ihren Kindern, führen den Titel Dueba und Ducong, ſo viel als unſer Excellenz. Nur im Alter, wenn die Hoffnung, Kinder zu zeugen, verſchwunden iſt, vermählt ſich der Schowa mit einer Frau von königlicher Abkunft, die alsdann Landesmutter genannt wird. Bey der Wahl ihrer Gattinnen ſehen die vornehmen Tunkineſer weniger auf Schönheit, als auf Talente in der Muſik, im Tanz, Geſang und allem, was zum Zeitvertreib dient.

Die Großen des Reichs dürfen vor dem Schowa nur mit nackten Füßen erſcheinen. Sie überreichen ihre Bittſchriften knieend. Auſſer einer zahlreichen Garde, iſt er auch von 4 bis 500 Verſchnittenen umgeben, meiſtens junge Leute, aber ſo übermüthig, daß ſie vom ganzen Volke verabſcheut werden. Wenn ſie ſieben oder acht Jahre gedient haben, ſo werden ſie nach und nach zu den höchſten Reichswürden erhoben, oft mit Zurückſetzung der verdienſtvollſten Männer, eine Sitte, deren ſich auch wohl europäiſche Höflinge zu erfreuen haben. Nun häufen ſie Schätze durch Erpreſſungen, wenn ſie aber ſterben, ſo iſt der Schowa ihr einziger Erbe, und Baron meynt, das ſey wohl die politiſche Urſache, warum ſie ſo begünſtigt werden. Man könnte vielleicht noch die hinzufügen, daß ein phyſiſch (oder moraliſch) entmannter Menſch immer ein beſſerer Sklave iſt.

Der Eid der Treue wird von den Großen zu Anfang jedes Jahres erneuert, und wenn die Ceremonie vorüber iſt, ſo begiebt ſich ein Jeder nach Hauſe, um da die gleiche Huldigung von ſeinen Weibern, Kindern und Hausgenoſſen zu empfangen.

Alle, die ſich auf Wiſſenſchaften legen oder ein Handwerk verſtehen, ſind — ſo wie vormals bey uns — frey von Recrutirung. An ſchön gewachſenen Soldaten trägt der Schowa eben ſo großen Gefallen, als vormals der König von Preußen. Die tunkineſiſchen Potsdamer dienen gleichfalls unter der Garde.

Die Reichen, wenn ſie alt werden, verſchwenden große Summen für koſtbare Särge. Ein Mann, welcher ſtirbt, wird mit ſieben ſeiner beſten Kleider angethan, eine Frau gar mit neun. Die Särge werden nicht zugenagelt, das wäre eine Beleidigung für den Todten; ſie werden verkittet. Bey der Beerdigung erſcheinen die Söhne des Verſtorbenen in ſehr groben Kleidern, und ſtützen ſich auf Stöcke, zum

Zeichen, daß der Schmerz ſie nieder zu werfen droht. Der älteſte — wenn er ſeine kindliche Liebe recht auffallend beweiſen will — muß ſich in der That von Zeit zu Zeit niederwerfen, und den Leichnam über ſich weg tragen laſſen. Wenn er wieder aufſteht, ſo muß er verſuchen, mit beiden Händen den Sarg rückwärts zu ziehen, gleichſam als wolle er den Vater wieder unter die Lebendigen zurück führen. Ihre Trauerkleider ſind aſchfarbig; ſie ſchneiden ſich die Haare ab, und tragen eine Art von Strohmützen, alles das drey Jahre lang, während welcher Zeit ſie auch kümmerlich leben müſſen, und nicht einmal heirathen dürfen, wenn ſie nicht ihre Anſprüche auf die Erbſchaft verlieren wollen. Kein Begräbniß zu erhalten, ſcheint ihnen ein eben ſo großes Unglück, als vor alten Zeiten den Griechen.

Die Blinden ſtehen in hohen Ehren, denn ſie ſind ſämmtlich Wahrſager, und man bedarf alſo zu ihrem Unterhalt in Tunkin keiner Inſtitute, wie das der Quinze-vingts zu Paris.

Bey uns ſind die neueſten Wahrſager auch blind, aber nicht an den Augen. — Der größte Reichthum der Tunkineſer iſt die Seide. Ihre würzreichen Vogelneſter ſind bekannt.

Ein Körbchen voll Blumen muß deren von allen Gattungen und von keiner zu viele enthalten; darum werde dieſe Skizze hier abgebrochen, um künftig in Siam fortgeſezt zu werden.

Die Göttin Magada und der Gott Schwerdt.

Es exiſtirt in Paris eine ſogenannte celtiſche Academie, welche monatlich ihre Abhandlungen heftweiſe mit Kupfern herausgiebt, alſo ſehr fleißig arbeitet, was ihr übrigens nicht ſchwer fallen kann, da der ungeheure, von den Deutſchen aufgeſpeicherte Vorrath von Alterthumskunde — meiſtens den Franzoſen noch unbekannte Schäze — für viele Jahre hinreichen wird. In einem der neueſten Hefte hat Herr Johanneau ſeinen Landsleuten erzählt, daß die alten Sachſen eine Göttin Magada verehrt haben, deren Tempel zu Magdeburg Carl der Große zerſtörte. Sie ſtand (nach Schedius) nackend auf einem Wagen, das Haupt mit Myrthen gekrönt, eine brennende Fackel auf der Bruſt, die Weltkugel in der rechten, und drey goldene Aepfel in der linken Hand tragend. Drey junge nackende Mädchen mit verſchlungenen Händen, eine Art von Grazien, umringten ſie und boten ihr gleichfalls Aepfel dar. Ihr Wagen erſchien mit Roſſen, Schwänen oder Tauben beſpannt. Alſo eine Venus, und fürwahr ein weit lieblicheres Bild, als ein St. Lorenz auf dem Roſte oder ein St. Stephan mit Pfeilen geſpickt.

Der Name Magada öffnet dem Verfaſſer ein weites Feld zu dem beliebten Etymologiſiren. Faſt in allen nordiſchen Sprachen ſoll es ein Mädchen, eine Jungfrau bedeuten. (Das gilt doch nur von der deutſchen Sprache und ihren Töchtern.) Magdeburg wäre alſo das Parthenopolis des Nordens, die Jungfrauenſtadt; der Name Magdalena käme her von Mägdlein, Magd, Magada. Die Reiſe der heil. Magdalena in einem Schiffe ohne Segel, ſoll eine Allegorie von dem Himmelslaufe des jungfräulichen Mondes ſeyn. Die ſchöne Magellone (wer kennt nicht den gehörnten Siegfried)? verdanket gleichfalls ihren Nahmen der Göttin Magada, ſo wie eine alte Stadt Magalona, der Sitz eines Biſchoffs, die von den Saracenen zerſtört und der biſchöffliche Sitz nach Montpellier verlegt wurde. Selbſt dieſes Montpellier heißt eigentlich Mons puellaris, Mont puellier, Jungfrauenberg.

Mit ähnlicher Kunſt zu finden, was man finden will, hat Herr Louis de Musset über den Gott Schwerdt geſchrieben. Herodot erzählt, daß die Scythen ein Schwerdt göttlich verehrten, ihre Menſchenopfer ſchlachteten, mit deren Blute es beſprengten. Wenn die Gottesdienſtlichen Feyerlichkeiten vorüber waren,

„mark, ſie gehe an feſtlichen Tagen dem Kö„nige zur Rechten, ſie verwalte unumſchränkt „die Regierung während der Minderjährig„keit ihres Sohnes, ſie herrſche über Nor„wegen, wie ſie in jedem Herzen ſeiner Be„wohner herrſcht, und ein Denkmal in Erz „verkünde der Nachwelt Ildegertens Tha„ten.“

Im Auge der Heldin ſchwamm eine Thräne der Wonne. Sie neigte ſich gegen das Volk, das jauchzend mit frölichem Jubel ihren Namen zum Sitze der Götter tauſendſtimmig emporſandte. Es lärmten die Paucken und Trommeln, es tönten die Hörner und Zinken, doch lauter tönte das Jubelgeſchrey: es lebe Ildegerte! Der Feyer dieſes Tages folgte ein fröliches Mahl. In tauſend geſchmückten Zelten ward das gefüllte Trinkhorn dem Volke Preiß gegeben; in taumelnden Kettentänzen wälzte ſich die Freude durch die bunten Reihen, und die Morgenſonne fand

die

ſo verwahrte der Fürſt des Stammes oder ein Prieſter das heilige Schwerdt. Lucian beſtätigt dieſe Ausſage Herodots. Alle die Barbaren, welche das römiſche Reich überſchwemmten, verehrten dieſe oder iene Waffe. Die Deutſchen nannten den Gott Schwerdt Herr of land, Herr der Erde, (Ja wohl!) und daraus ſollen die Franzoſen gemacht haben Erouland, Rouland, Roland (!) Zu Carl des Groſſen Zeiten machte man den bravſten jungen Ritter zu dieſes Kaiſers Schwerdtträger und nannte ihn Roland. In der Folge erfand man alle die bekannten Fabeln, verſetzte ihn unter die Heiligen und bewahrte ſein eignes Schwerdt als eine Reliquie. Sogar die Türken ſollen im 16ten Jahrhundert einem gewiſſen Peter Balon ein Schwerdt gezeigt haben, welches ſie Roland nannten und große Ehrfurcht dafür bezeigten.

Wie iſt aber Roland, Carl des Großen Neffe, ein türkiſcher Prinz geworden? — Unſer Roland, ſowohl als der der Türken, iſt keinesweges der, von welchem Eginhard ſpricht, ſondern jene Gottheit der Scythen.

Wenn alles dieß gleich nur Vermuthungen ſind, ſo kann man hingegen mit Gewißheit verſichern: daß die chriſtlichen Europäer noch bis jetzt dieſe höhern Gegenſtände ihrer Verehrung kennen, als die Göttin Magada und den Gott Schwerdt; beſonders muß dem letztern jede andre Gottheit weichen.

Hiſtoriſches Gemählde der Nationen.

Unter dieſem Titel hat ein Herr Jondot eine ſynchroniſtiſche Univerſalhiſtorie geliefert, die höchſt mittelmäßig iſt, und von ſehr beſchränkten Anſichten zeugt, von der aber die franzöſiſchen Recenſenten, die oft bis zur Lächerlichkeit unwiſſend ſind, mit vielem Prunk behaupten, ſie ſtelle eine ganz neue, vortreffliche Manier dar, das Gemählde ſämmtlicher Nationen in Einem Rahmen zu vereinigen, und dieſe Manier ſey ſo neu, daß es bißher kein Wort dafür gegeben, und der Verfaſſer ſich genöthigt geſehen habe, ein neues Wort zu erſinden, nemlich das Wort Synchronismus. Herr Jondot iſt zu bedauern, daß er ſich mit dieſer Enſindung ſo viele Mühe gegeben; er hätte es in der erſten beſten deutſchen Schule erlernen können; ja, er hätte fürwahr beſſer gethan, wenn er, ſtatt ſein angegebenes Werk zu ſchreiben, die vortreffliche kleine Weltgeſchichte von Pölitz überſetzt hätte, die jedem Lehrer der Geſchichte empfohlen zu werden verdient. Da würde er mit Erſtaunen ſeine Erfindung benutzt geſehen haben, noch er ſie der Welt mitgetheilt hatte. Uebrigens wandelt er freylich nicht mit Pölitz auf gleicher Bahn. Er hält ſich beſonders an die Geſchichte der Juden, die er ſo lange als möglich zum Mittelpunkte nahm, weil — ſie die aller gewiſſeſte ſey, denn, die erſten Menſchen lebten viele Jahrhunderte hindurch, die Generationen hatten freylich Zeit, ſich mit einander zu beſprechen und einander die Begebenheiten mitzutheilen. Von Adam bis zur Sündfluth zählt man nur 1656 Jahre. Adam ſelber wurde 930 Jahr alt. Wie leicht iſt es möglich, daß Einer ſeiner Söhne noch zur Zeit der Sündfluth lebte, und wohl gar in derſelben umkam. Natürlich wären Er und Noah gute Bekannte geweſen, folglich konnte Noah ſehr wohl von den Begebenheiten der Schöpfung unterrichtet ſeyn. Sonder Zweifel lebte er auch wieder ſo lange, daß er das Vergnügen genießen konnte, ſeiner neunten oder zehnten Generation die Weltgeſchichte mitzutheilen. Von da bis auf Moſes iſt nur noch ein Schritt, und folglich erwieſen, daß Moſes ſeine Geſchichte höchſtens aus der vierten oder fünften Hand empfangen hatte.

In der Folge hat es dem Herrn Jondot unmöglich geſchienen, die Geſchichte aller Völker auf die Juden zu beziehen, und er hat alſo nach und nach die Perſer, die Griechen, die Römer in den Mittelpunkt geſtellt. Von den Römern thut er aber einen gewaltigen Sprung auf die Franzoſen, um die ſich, ſeit dem Sturz des römiſchen Reichs, alles drehen muß, gleich als wäre dieſer Sturz vor 20 Jahren erfolgt.

Eine alte Vertheidigung der Juden.

Gleich nachdem Carl I von England Krone und Leben verlohren hatte, entwarfen einige Juden den Plan, ſich wieder in England niederzulaſſen, von welchem Lande ſie durch alte Geſetze auf das Strengſte ausgeſchloſſen waren. Cromwell hörte ſie geneigt, wagte aber doch nicht, ſchnell zu entſcheiden, denn es gab große Vorurtheile zu überwinden. Man ernannte Commiſſarien um den Plan zu prüfen, und bey dieſen wurden Schriften eingereicht, die für die Juden ſehr herabwürdigend waren. Ihr Abgeſandter, der die Sache am eifrigſten betrieb, war ein gewiſſer Rabbiner, Manaſſeh Ben Iſrael, ein Gelehrter und braver

Mann. Er ſchrieb eine Schutzſchrift; Vindiciae Judaeorum oder a letter in Answer to certain objections u. ſ. w., die in unſern Tagen, wo man die Juden ſo hoch erhebt, ein neues Intereſſe gewinnt, theils weil man die abgeſchmackten Beſchuldigungen daraus kennen lernt, die damals mitunter den Juden gemacht wurden (1656) theils weil ſich Vorwürfe darunter finden, welche den Juden noch heute gemacht werden.

Die erſte Anklage behauptete, daß die Juden am Oſterfeſte Chriſten-Kinder ſchlachteten, um das Blut als Sauerteig bey ihrem Brodte zu gebrauchen. Manaſſeh glaubt, dieſes alberne Gerücht ſey daher entſtanden, daß irgend ein Mörder, um ſeine That zu verheimlichen, den Ermordeten in das Haus eines Juden geworfen, und dann den leichtgläubigen Pöbel verhezt habe. Er führt an, daß es im jüdiſchen Geſetz ausdrücklich verboten iſt, das Blut irgend eines Geſchöpfes zu eſſen. Das geht ſo mit, daß, wenn ſie ein Ey fänden, in dem ſich ein Blutstropfen befinde, ſie das Ey wegwürfen; auch wenn ihnen, beim Abbrechen eines Stück Brodtes, ein wenig Blut aus dem Zahnfleiſch trete, und an dem Brodte ſichtbar werde, ſchnitten ſie das befleckte Stück ſorgfältig ab. Wie könne man alſo glauben, daß ſie Menſchenblut genöſſen? — Ferner: Du ſollſt nicht tödten, ſey eins ihrer ſtrengſten Geſetze, und Rabbi Moſes ſage ausdrücklich: „fremde Völker betreffend, haben die Alten uns geboten, ihre Todten zu begraben wie die unſrigen, ihren Armen beizuſtehn wie den unſrigen, um des Friedens willen, und weil Gott ſeine Barmherzigkeit über alle Creaturen erſtreckt.“ — Ich kann vor Gott bezeugen, fügt Manaſſeh hinzu, daß meine Brüder zu Amſterdam einträchtig und brüderlich mit den Chriſten leben; ich habe dreimal geſehn, daß ſie ſich ins Waſſer geſtürzt haben, um Chriſten das Leben zu retten.

Das Geſez Moſes verordnet: „Wer ſeinen „Knecht oder ſeine Magd mit einer Ruthe

„ſchlägt, daß ſie unter ſeiner Hand ſterben, „der wird mit dem Tode beſtraft; leben ſie „aber noch einige Tage, ſo bleibt er unge„ſtraft, weil ſie ſein Geld ſind" das heißt ſeine Sklaven. Im erſten Falle wurde vorausgeſezt, daß der Herr die Abſicht gehabt habe, ſeinen Sklaven zu tödten. Wenn es einem Juden alſo nicht einmal erlaubt war, einen heidniſchen Sklaven umzubringen, den er gekauft hatte, der ſein Geld war, um wie viel weniger einen Fremdling, mit dem er in Friede lebte? — und geſezt, es wäre anders, warum ſollte er des Ermordeten Blut verzehren? und geſezt er thäte es, warum gerade zu Oſtern? wo bekanntlich alles ſo rein zubereitet werden muß; wo man ſich gar keines Sauerteigs bedienen darf?

Wären die Juden fähig, durch ſolchen ſchändlichen Mord ſich der gerechten Rache auszuſetzen, ſo würden ſie es doch gewiß nicht ohne ein ausdrückliches Gebot ihrer Geſetze thun? man zeige uns ein ſolches Gebot! (Dieſer Grund war ſchwach, denn die Chriſten haben oft die abſcheulichſten Greuelthaten im Nahmen Gottes verrichtet, ohne auf irgend ein Gebot ſich berufen zu können.) Jeremias empfiehlt ausdrücklich allen, unter fremden Völkern zerſtreuten Iſraeliten, fleißig für die zu beten, unter welchen ſie wohnen, welches auch jezt noch geſchieht; folglich (ſo fährt er fort) kann es uns nicht einfallen, die Kinder unſerer Mitbürger zu erwürgen. Man ſagt, wir thäten es aus Haß gegen Jeſus von Nazareth! Man ſagt auch, wir entwendeten Kreuze und heiligen Bilder um ſie zu ſchlagen, darauf zu ſpeyen und ſie auf alle Weiſe zu mißhandeln? iſt es wohl nöthig, auf ſolche alberne Vorwürfe zu antworten? unſere Geſetze drohen den Fluch allen denen, die ein Bild in ihre Häuſer bringen, welches von fremden Nationen verehrt wird. —

Matthias Paris erzählt, daß im Jahr 1240 die Juden von Norwich ein Chriſtenkind beſchnitten und ihm dem Nahmen Jürnin beilegten, um es nachher zu kreuzigen, welches zur Folge hatte, daß eine Menge Juden unter den grauſamſten Martern ſterben mußten. Aber warum beſchnitten ſie es denn? dadurch wurde es ja ein Jude! — Mein Volk trägt unter den Mahomedanern ein ſehr viel ſchwereres Joch als unter den Chriſten. es wird gehaßt und mißhandelt; dennoch haben die Türken ihnen nie den Vorwurf gemacht, daß es ihre Kinder erwürge. Wie käme es denn, daß ſie dieſe Greuelthat blos an Chriſten-Kindern verübten? —

Unter dem Kaiſer Friedrich war zu Wien ein Teich gefroren, drey junge Leute ſtürzten hinein und ertranken. Da ihre Verwandten nicht wußten, wo ſie geblieben waren, ſo hieß es, die Juden hätten ſie zu Oſtern geſchlachtet, und auf dieſe bloße Vermuthung wurden 300 Juden verbrannt. Als der Teich aufthaute fand man die drey Leichname und erkannte zu ſpät die Unſchuld der Hingerichteten.

Vor etwa 30 Jahren lebte zu Raguſa eine Chriſtenfrau, zu der einſt das Kind eines Edeldie berauſchten Schläfer in dem bethauten Graſe.

Doch ſchon treibt das Mutterherz Ildegerten ans Geſtade des Meeres, ſiehe ſchon windet das Schiff im Hafen ſeine Anker auf, welches die Heldin hinüber an die Küſten ihres Vaterlandes, in die Arme ihres Säuglings tragen wird. Nur noch eine Umarmung, eine Thräne der Trennung, ein banges Lebewohl! — und die Ruderknechte ſchlagen die ſchäumenden Wellen, luſtig wehen die Wimpel, ein Landwind ſchwellt die Segel, und ſchon verliert ſich die Küſte in einer Nebelwolke, nur den lauten Segen des gerührten Volkes, tragen die Flügel des Windes an Ildegertens Ohr.

So hab' ich nichts mehr euch von jener Heldin verzulallen. Sie ward ein Weib wie Thora, und ſuchte aus dem Sohne ſich einen Swend zu bilden. Doch daß ſie nicht

unmannes kam, welches einige Diamanten trug. Um dieſe zu haben, ermordete die Frau das Kind, und verbarg den Leichnam unter ihrem Bette. Er wurde gefunden. Sie ſagte aus, ein Jude, Nahmens Iſaac Jeſchurun, habe ſie zu der That verleitet um mit des Kindes Blute das Oſterfeſt zu feyern. Sie wurde gehangen, der Jude in den Kerker geworfen und auf die aller unmenſchlichſte Weiſe gemartert. Als man kein Bekenntniß von ihm erpreſſen konnte, verdammte man ihn dennoch zu 20 jährigem Gefängniß in Ketten, nackend, zwiſchen vier Mauern, wo er verfaulen ſollte. Er hat einen Bruder, Joſeph Jeſchurun, der noch zu Hamburg lebt. Nach drey Jahren rührte das Gewiſſen ſeinen Richter, er wurde losgelaſſen, und gieng durch Italien, wo man dieſen Martyrer bewunderte, nach Jeruſalem, wo er vor kurzem geſtorben iſt.

Im Jahr 1632 wurde zu Madrit bey einem Auto da fé eine ganze jüdiſche Familie verbrannt, auf die Ausſage einer unzufriednen

Magd, nach welcher dieſe Leute ein Bild ſollten gegeiſſelt haben, aus welchem endlich Blut gefloſſen und eine Klagſtimme erſchollen ſey: „warum geiſſelt Ihr mich ſo grauſam?"

In Liſſabon wurde im Jahre 1631 ein ſilbernes Hoſtiengefäß aus einer Kirche geſtohlen. Jemand hatte in derſelben Nacht einen jungen Juden, Nahmens Solis, auf der Straſſe begegnet, der eine Dame beſuchte. Auf dieſe Anzeige warf man ihn in den Kerker, folterte ihn, hieb ihm die Hände ab und verbrannte ihn endlich. Nach einem Jahre bekannte ein Spizbube unter dem Galgen, daß Er jenes Gefäß entwendet habe. Der Bruder des unſchuldig Hingerichteten lebt noch jezt zu Amſterdam.

Daß manche Juden auf der Folter alles ausgeſagt haben, was man verlangte, beweißt gar nichts. Der Arzt eines portugieſiſchen Grafen, ein guter Chriſt, geſtand auf der Folter, daß er ein Jude ſey und wurde verbrannt. Der Graf, der ſich vergebens für ſeine Rechtgläubigkeit hatte verbürgen wollen, dürſtete nach Rache. Er ſtellte ſich krank, und ließ den Inquiſitor zu ſich bitten. Als dieſer erſchien, befahl er ihm, auf der Stelle ein jüdiſches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen, wo nicht, ſich der Tortur zu unterwerfen, deren Inſtrumente er herbey bringen, und alle Anſtalten machen ließ, ſeine Drohung zu bethätigen. Da bekannte der Inquiſitor, daß er ein Jude ſey. Siehſt du nun? ſagte der Graf: „meinem Arzt hat die Folter das Geſtändniß ausgepreßt, und dir die bloſſe Furcht vor der Folter.„

Wie viel auf Gerüchte zu trauen ſey, weiß jeder vernünftige Mann. Und wären ſie Tauſendzüngig, und lebte man auch zu gleicher Zeit, in derſelben Stadt, ſo wird man dennoch getäuſcht. Ein Beyſpiel liefert der jetzige Augenblick. Ganz London erzählt, die Juden hätten die Paulskirche gekauft um eine Synagoge daraus zu machen; natürlich iſt gar nicht daran gedacht worden. Noch im vorigen Jahre hat ein gewiſſer Samuel Brett drucken laſſen, die Juden hätten im Jahr 1650 am 12ten October, in den Ebenen von Agreda in Ungarn, eine Verſammlung gehalten, um zu entſcheiden, ob der Meſſias würklich gekommen ſey oder nicht. Samuel Brett ſelbſt will gegenwärtig geweſen ſeyn nebſt dreißig tauſend Perſonen; und doch iſt kein wahres Wort daran.

Die ganze Fabel von dem Erwürgen der Chriſten-Kinder, iſt durch den Grammatikus Apion zuerſt erfunden worden (wie aus dem zweyten Buche des Joſephus erhellt) der den Antiochus dadurch entſchuldigen wollte, welcher die Juden ſchaamlos beraubte. Joſephus erzählt: nach jenes Apions Ausſage, habe Antiochus einſt im Tempel einen Menſchen gefunden, der, auf einem Bette liegend, eine Tafel mit köſtlichen Speiſen vor ſich gehabt, und den Antiochus knieend als ſeinen Befreyer empfangen habe. Auf Befragen, wer er ſey? und und was das Alles bedeuten ſolle? ſey die Antwort erfolgt, er ſey ein reiſender Grieche, man habe ihn plötzlich ergriffen und einſam in den Tempel geſperrt, doch ihn ſonſt mit Allem reichlich verſorgt. Sein Wärter oder Kerkermeiſter habe ihm endlich verrathen, daß die Juden, Kraft eines geheimen Geſetzes, jährlich einen Griechen entführten, denſelben ein Jahr lang köſtlich ſpeiſten, dann aber im Walde ermordeten ſeine Eingeweide verzehrten, und dabey den Griechen ewigen, blutigen Haß ſchwüren. Joſephus hat ſich die Mühe genommen, dieſe alberne Verläumdung gründlich zu widerlegen.

Es iſt merkwürdig, daß daſſelbe Mährchen von den erſten Chriſten erzählt wurde. Die Heyden beſchuldigten ſie, Kinder zu tödten und deren Blut zu ſchlürfen. Man leſe Tertullian, Euſebius und andere mehr. Der Grund dieſer Verleumdung iſt, bey einer wie bey der andern Nation, ſtets die Habſucht geweſen: die Heiden ſuchten Vorwand die Chriſten zu plündern, und eben ſo machten es wieder die Chriſten mit den Juden. Als ich kürzlich einen polniſchen Rabbiner, der nach Amſterdam kam, ſchalt, daß die Juden in Polen und Deutſchlend ſo ungeheure Zinſen von den Chriſten nehmen, da ſie doch in Holland und Italien ſich weit billiger zeigen; ſo antwortete er mir mit Achſelzucken: „wir müſſen es thun, weil man „uns beſtändig durch falſche Zeugen peinigt, „und uns in einer Stunde mehr wieder raubt, „als wir das ganze Jahr gewinnen können.“

Bisweilen hat die göttliche Vorſehung ſich unſerer Unſchuld angenommen und unſere Verleumder entlarvt. Man lieſt in dem Buche Scebet Jehuda: Ein König von Portugall konnte in einer Nacht nicht ſchlafen; er trat heraus auf den Balcon, und gewahrte im Mondſcheine zwey Männer, die einen Leichnam trugen, und ihn vor das Haus eines Juden legten. Der König ließ dieſen Mördern ſogleich nachſchleichen und ihre Wohnung aufſpüren. Am andern Morgen umringte der Pöbel des Juden Haus um ihn ſeiner Wuth zu opfern. Allein der König hatte bereits die Thäter verhaften laſſen, und legte ſelber Zeugniß von des Juden Unſchuld ab. Dann ließ er ein

paar ihrer Aelteſten zu ſich rufen, und fragte ſie: wie ſie den vierten Vers des 121ten Pſalms auslegten? die Antwort war: „ſiehe,
„der, welcher Iſrael bewacht, wird nicht ſchlum-
„mern und nicht ſchlafen.“ „Wenn er nicht
„ſchlummert“ verſezte der König, ſo wird er
„auch noch weniger ſchlafen. Ihr überſezt
„mangelhaft. Es muß heiſſen: „Siehe der
„Herr ſchlummert nicht, und wird auch nicht
„zugeben, daß der, welcher Iſrael bewacht,
„entſchlummere. Gott, der über Euch wacht,
„raubte mir den Schlaf.“

Endlich iſt noch zu erinnern, daß die ganze ungereimte Beſchuldigung ſchon einmal von einem Pabſte im Concilio geprüft und für grundlos erklärt worden, worauf dieſer Pabſt ſelber den Juden erlaubte, in ſeinen Staaten zu wohnen, auch die italiäniſchen Fürſten und den König Alphons den Weiſen von Spanien davon benachrichtigte. Geſezt nun auch, es ſey jemals geſchehen, daß ein Jude ein Chriſtenkind erwürgt habe, ſoll unſere ganze Nation dafür büſſen?

Zweytens beſchuldigt man uns des Götzendienſtes, weil wir in den Synagogen unſern Geſetzbüchern tiefe Ehrfurcht beweiſen; weil wir ſtehen, wenn ſie aus dem Schranke genommen, weil wir die Häupter neigen, wenn ſie zurückgetragen werden. Uns trifft dieſe Beſchuldigung! uns, denen die Geſetze alle Bilder-Verehrung ſo ſtreng verbieten, daß ſogar derjenige, der ſich einen Dorn in den Fuß träte in einem Augenblick, wo er vor einem chriſtlichen Heiligen-Bilde vorbey gienge, ſich nicht bücken dürfte, um den Dorn auszuziehen, damit es nicht ſcheinen mögte, er habe ſich vor dem Bilde gebücket. Die Chriſten küſſen die Bibel, warum ſollten wir uns nicht vor unſern Geſetzbüchern neigen? That es doch ſogar Ptolomäus Philadelphus, der ein Heide war, als die 72 Dollmetſcher ihm das Geſetzbuch brachten. Und wer weiß nicht, daß wir die Erſten waren, die da lehrten, es ſey nur ein einziger Gott?

Drittens wirſt man uns vor, wir verfluchten in den Synagogen die Chriſten täglich dreymal. Man beruft ſich dabey auf eine Stelle des Talmud, in welcher blos von Minim (Ketzern) die Rede iſt, welche zu Tabné, eine Stadt nicht weit von Jeruſalem wohnten. Alſo nicht Chriſten, oder ſonſt irgend fremde Religionsverwandte, ſondern einzig und allein die jüdiſchen Ketzer trifft jener Fluch, in welchem freilich auch von einem Reiche die Rede iſt, aber nur von dem Reiche des Hochmuths. Vermuthlich war das römiſche Reich damit gemeint, denn chriſtliche Reiche gab es noch gar nicht, als das Gebet verfertigt wurde. Auch haben wir die Worte Ketzer und Reich in unſern neu gedruckten Gebetbüchern längſt weggelaſſen, aber aus Furcht mißverſtanden zu werden, und haben ſtatt derſelben die Worte Angeber und Verleumder der Juden und alle Zodim (das heißt alle Uebermüthige) geſezt. So machten es einſt die 72 Dollmetſcher, als ſie, ſtatt des Wortes Arnebeth (ein Haſe) das Wort dasipoda, ein Thier mit breiten Füßen, ſetzten, weil des Ptolomäus Gemahlin Arnebeth hieß. Auch des griechiſchen Wortes Lagoon oder Lagon (ein Haſe) wollten ſie ſich nicht bedienen, weil des Ptolomäus Familien-Nahmen Aehnlichkeit mit demſelben hatte. Während Muley Zidan in Marocco regierte, wollte ein abtrünniger Jude ſeinen mahomedaniſchen Eifer beweiſen, und klagte ſeine geweſenen Glaubensbrüder an, daß ſie alle Zedim verfluchten, welches die Familie Zidan bedeute. Der Fürſt begnügte ſich zwar mit ihrer Erklärung, meinte aber doch, ſie würden beſſer thun, ein anderes Wort unterzuſchieben.

Weit entfernt den angeſchuldigten Fluch auszuſtoßen, beten vielmehr die Juden an jedem Sabbath und Feſttage für die Fürſten, unter deren Schutz ſie leben, wie auch ſchon Jeremias und der Talmud ihnen vorgeſchrieben haben. Als Alexander der Große nach Jeruſalem kam, um den Tempel zu zerſtören, gieng unſterblich war, und wie auch ſie einſt lebensſatt, in Helas Arm entſchlummerte; das mag euch die Cypreſſe verrathen, die an der Leyer ihres Dichters hängt.

* * *

Simeon der Gerechte ihm entgegen und ſprach: „willſt du den Ort zertrümmern, wo wir täglich für dein Glück beten?" — Als Nicanor gegen Jeruſalem zog, zeigten ihm die Prieſter das Opfer, welches ſie für die Wohlfahrt ſeines Fürſten brachten. Daſſelbe widerfuhr dem Heliodorus, einem Feldherrn des Seleucus. Selbſt die Juden in der Gefangenſchaft zu Babylon, ſchickten ihr durch eine Collecte geſammeltes Geld nach Jeruſálem, um für Nebuchadnezar und deſſen Sohn zu beten. Ein gleiches thaten die Juden in Aſien, um dem Gebete ihres Oberprieſters Hircan das Leben Cäſar Auguſts und des Antonius zu empfehlen.

Der Jude Philon, der in ſeinem Geſandtſchaftsbericht von einem Briefe redet, in welchem Caligula begehrte, die Juden ſollten ihm eine Bildſäule in ihrem Tempel errichten, erwähnt der Antwort des Agrippa: „die Juden bringen täglich Opfer für die Wohlfahrt „deines Reichs."

Dagegen verordneten auch Cyrus und Darius dankbarlich, daß man den Juden alles liefern ſolle, weſſen ſie zu ihren Opfern bedürftig wären; Artaxerxes unterſtüzte den Tempelbau; Alexander der Große ſtieg von ſeinem Wagen und warf ſich zu den Füſſen des Oberprieſters, ihn bittend, er wolle Opfer für ihn bringen; Ptolomäus Philadelphus ſchmückte den Tempel mit koſtbaren Geſchenken, und Antiochus unterſagte allen Fremden, das Heiligthum der Juden zu verunreinigen. Pompejus der Große wagte weder den Tempel zu plündern noch deſſen Schätze zu berühren. Cicero und nach ihm der heilige Auguſtin, haben zwar geſagt, Pompejus habe das blos unterlaſſen, um nicht für habſüchtig zu gelten, allein es geſchah aus Ehrfurcht für den Tempel. (?) Aus einem Schreiben des Agrippa, welches Philon mittheilt, lernen wir, daß Cäſar Auguſtus täglich auf ſeine Koſten ein Rind und zwey Lämmer in dieſem Tempel opfern ließ. Seine Gemahlin Julia ſendete goldene Schüſſeln und Becher zum Geſchenk. (Livia muß es heiſſen. Der gelehrte Rabbiner iſt nicht ſehr bewandert in der Geſchichte, wie ſich aus mehreren Stellen ſeiner Apologie ergiebt.)

Cleopatra bewieß ſich nicht minder freigebig. Tiber ließ, während der 22jährigen Dauer ſeiner Regierung, auf ſeine Koſten opfern und Nero folgte dieſem Beyſpiel, bis Eleaſars unkluger Eifer dieſen Fürſten erbittert und eine heftige Verfolgung veranlaßte. Unſer Tempel iſt zerſtört, unſere Opfer ſind aufgehoben, allein noch jezt beten wir täglich: „Herr! erfülle die Welt mit deiner Gnade, „denn alle Creaturen ſind das Werk deiner „Hände“ und wir, denen Gott ſelbſt gebot: „du ſollſt den Egypter nicht haſſen, denn du „warſt ein Fremdling auf Erden“ wir, die wir ein Volk nicht haſſen durften, welches uns ſo viele Drangſale angethan, wir ſollten Völker verfluchen, unter denen wir freundlich geduldet werden? und ſelbſt, wo wir zu klagen hätten, müſſen wir das Beyſpiel der tugendhaften Berurir befolgen, von welcher im Talmud erzählt wird, daß, als ſie ihren Mann, den Rabbi Meir Gott bitten hörte, ſeinen böſen Nachbar zu vertilgen, ihm zurief: „das „ſey ferne in Iſrael! Bitte Gott, daß er ihn „beſſere.“

Die vierte Anklage machte uns gar zu Gotteslästerern, weil wir beten: „wir „danken dir Gott, daß du uns nicht gemacht „haſt, wie die Völker der Erde, denn ſie beugen ihre Kniee vor Göttern, die ihnen nicht „helfen können: wir aber verehren nur den „König der Könige, der Himmel und Erde erſchaffen u. ſ. w.“ Wo iſt da Gotteslästerung? oder auch nur eine Läſterung anderer Götter?

Sultan Selim der Eroberer achtete dieß Gebet ſo hoch, daß er es überſetzen ließ, und zu ſeinem Arzt Moſes Amon ſprach: „wozu „habt Ihr ſo lange Gebete? Dieß Einzige wäre hinreichend.“ — Gott ſelbſt hat uns geboten: „Du ſollſt nichts Uebels reden von „fremden Göttern.“ Ueberdieß wurden alle die Gebete, welche Buxtorff in ſeiner rabbiniſchen Bibliothek uns vorrücket, zu einer Zeit verfertigt, wo Chriſtus noch gar nicht gebohren war, können alſo nicht auf ihn gedeutet werden.

Man iſt auch ſo unverſchämt zu behaupten, daß, wenn wir den Nahmen Chriſti in den Synagogen ausſprechen, wir dabei ausſpucken. Sind denn in Holland und Italien unſere Synagogen nicht oft mit Chriſten angefüllt, die uns genau beobachten? haben ſie je etwas dergleichen geſehen.

Man beſchuldigt uns fünftens, daß wir Proſelyten zu machen ſuchen. Ein leeres Gerücht. Berühmte Gelehrte aus ganz Europa haben mich beſucht und ſich oft mit mir unterhalten, ſie mögen zeugen, ob es mir je in den Sinn gekommen, ſie bekehren zu wollen. Caspar Barleus, der Virgil unſers Jahrhunderts, hat ſogar Verſe zu meinem Lobe gemacht, welches ich nicht aus Ruhmredigkeit, ſondern als einen Beweis meiner Unſchuld anführe. Ueberdieß verbinden uns die Geſetze, Jeden, der ein Chriſt werden will, zuvor ſtreng zu prüfen, ob er aus Armuth oder aus Leidenſchaft für eine Jüdin, oder ſonſt aus einem weltlichen Grunde dieſen Schritt zu thun begehre. Schon dieſe Vorſicht, und die Behutſamkeit, mit der wir es vermeiden, von der Religion zu ſprechen, erſchwert uns die Proſelytenmacherei. Ferdinand und Iſabella von Caſtilien gründeten freilich ihren Befehl uns zu vertreiben auf dieſe Anklage, allein ſie war ein leerer Vorwand, um ihre Tyranney zu beſchönigen.

Die ſechſte Beſchuldigung betrifft den Wuchergeiſt der Juden: man äuſſert die Befürchtung, daß die Juden, in England eingeniſtelt, allen Handel an ſich ziehen würden. Manaſſeh antwortet darauf, man ſolle bedenken, wie viel Zoll und Accife gewinnen würden, wenn die Juden ihre Habſeligkeiten nach England brächten; wie viel die Krämer, die einen beſſern Abſatz ihrer Waaren finden würden; wie viel das ganze Land durch die vermehrte Conſumtion! Die Juden, meint er, die in der ganzen Welt zerſtreut wären, könnten wichtige Dienſte leiſten, durch die Nachrichten, welche ſie mittheilten, (das klingt ja faſt als wären ſie Spione) und durch die neuen Handelsverbindungen, welche ſie eröffneten. England entbehre eine Menge der Marine nothwendige Dinge, auch Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Roſinen und aller indiſchen Gewürze. (Die Engländer haben ſich alles des ſehr reichlich ohne die Juden zu verſchaffen gewußt.) Freilich ſagt man, die Juden wären Betrüger, aber dieſer Vorwurf treffe nur letztere, wie unter allen Nationen. Er erzählt dabei eine Anecdote aus dem Talmud, welche wenigſtens beweiſet, daß die Juden wenige Nachrechnungen halten. Einige Einwohner von Alexandrien verklagten die Juden vor Alexander dem Großen, daß ſie von ihnen beraubt worden, und foderten Erſatz. Aber Guebria

Ben Pesria antwortete: „Als unſere Väter nach Aegypten kamen, waren ihrer nur 70 Seelen. Sie vermehrten ſich bis auf 600000, und waren Sklaven der Aegypter 210 Jahre lang. Nun wollen wir einmal gegeneinander rechnen, wie viel ihr für unſere Arbeit uns noch ſchuldig ſeyd.“ (Sie leugneten alſo den Diebſtahl nicht, ſondern ſchilderten ihn blos als eine Eincaſſirung des Arbeitslohnes ihrer Väter. Unter ſolchen Vorwänden kann man Alles in der Welt rauben. Wenn es wahr iſt, was der Talmud hinzu fügt, daß Alexander der Große mit dieſer Vertheidigung ſich begnügt habe, ſo war er wenigſtens als Richter nicht groß.)

Manaſſeh führt aus einem alten Buche noch ein Beiſpiel an, wo ein Jude von einem Heiden einen Eſel gekauft, deſſen Kappzaum ein Kleinod enthielt, wovon der Verkäufer nichts gewußt; das habe der Jude wieder zurückgegeben, weil er blos den Eſel und nicht das Kleinod gekauft. Das war freilich die Handlung eines ehrlichen Mannes, beweiſet aber nichts für die jüdiſche Nation.

Wahr iſt es, fährt er fort, unter Eduard I. wurden die Juden beſchuldigt, die Münzen zu beſchneiden, aber nur der Haß gegen ſie erregte dieſen Verdacht, (der doch noch immer ſo ziemlich allgemein iſt.) Er ſchließt mit der Erinnerung, daß er nun ſeit 7 Jahren daran arbeite, die Juden nach England zu verſetzen, weil Gott geſagt habe, ſie ſollten zerſtreut werden von einem Ende des Erdbodens bis zu dem andern, und weil er Großbrittannien für ein ſolches Ende des Erdbodens halte. Er habe ein Werk geſchrieben: die Hoffnung Iſraels, und ſolches dem Parlament und dem Staatsrath überreicht, worauf er einen Paß erhalten und ſich nunmehro an den Lord Protektor gewendet, den Gott erhalten wolle! Se. Durchlaucht habe zu Whitehall eine Verſammlung von Theologen, Juriſten und Kaufleuten veranſtaltet, (etwas ähnliches geſchah in unſern Tagen) und nun bitte er Gott ſie zu erleuchten, und ſein Volk ferner zu beſchützen, auch die engliſche Nation recht bald die, von Sophonius prophezeiten Tage erleben zu laſſen, wo alle Menſchen ihnen auf gleiche Weiſe dienen werden. Geſchrieben den 10ten April 1656.

Ueber die Stadt Nola und die Erfindung der Glocken nach Swinburn.

Nola liefert wenig Merkwürdiges, denn ſeine ſchönen Ruinen ſind faſt verſchwunden, bis auf zwei Amphitheater von Mauerſteinen. Doch einige Anecdoten geben der Geſchichte dieſer Stadt Intereſſe. Auguſtus ſtarb daſelbſt im 76ſten Jahre; auch St. Paulin, von Bordeaux gebürtig, Biſchoff von Nola, im Jahr Chriſti 431. Er war ein guter Dichter. Seine Gedichte ſind verhallt, nicht aber die Töne der Glocken, die er ſoll erfunden haben. Vielleicht führte er nur ihren Gebrauch ein. Vorher be-

Die

Geſchichte meines Vaters

oder

wie es zuging, daß ich gebohren wurde.

Ein Roman in zwölf Kapiteln.

dienten ſich die Chriſten, um ihre Verſammlungen anzukündigen, blos hölzerner Schnarren, (wie an vielen Orten die Nachtwächter haben) weil ſie noch keine Glocken läuten durften. (Am grünen Donnerſtage und Charfreitage werden dieſe Schnarren noch jetzt ſtatt der Glocken gebraucht, vermuthlich weil ſie mehr Frömmigkeit andeuten, denn die Glocken werden ja auch bei weltlichen Feierlichkeiten geläutet.)

Plinius und Strabo erzählen, daß ſchon die Alten Glocken hatten. Es hiengen deren um Porſenna's Grabmal. Die Töne in dem Tempel Dodona wurden gewiß durch eine Art von Glöcklein hervorgebracht. In Rom wurde durch eine Glocke die Badeſtunde angezeigt. Die Nachtwächter trugen deren; auch den Schaafen band man ſie um den Hals, um die Wölfe zu verſcheuchen, oder als Amulette. Heutzutage werden gleichfalls ſolche Glöcklein, unter Protection des heil. Antonius, eingeſegnet, und den Thieren um den Hals gebunden, um ſie vor Krankheiten zu ſchützen. Die Hirten glauden auch, daß das Geläute den Thieren angenehm ſey, und daß ſie beſſer dabei freſſen.

Lucian erzählt, daß die Prieſter der ſyriſchen Göttin die Freigebigkeit frommer Seelen durch ſolch Geklingel erweckten. In Italien thun die Einſiedler und Bittmönche daſſelbe. Zonaras berichtet, daß die Verbrecher, wenn ſie zur Hinrichtung geführt wurden, durch Glöcklein die Begegnenden erinnerten, ihnen auszuweichen, um ſich nicht zu verunreinigen. Daher kommt es vielleicht, daß man noch jetzt in England die Glocken läutet, wenn ein armer Sünder zum Richtplatz geführt wird.

Quintilian iſt der erſte Schriftſteller, der ſich des Wortes nola bedient, um eine Glocke zu bezeichnen, vorher nennte man ſie tintinnabulum; zur Zeit des heil. Hieronymus kam das Wort Campana in Gebrauch.

Im XVIten Jahrhundert machte ein gewiſſer Giordano Bonni, zu Nola gebohren, gröſſeren Lärm in der theologiſchen Welt, als alle Glocken zuſammen genommen. Er lehrte in einem Buche, spaccio della bestia trionfante, daß alle Religionen blos menſchliche Erfindungen wären; machte ſich luſtig über Offenbarung und Wunder, und behauptete, das Naturgeſetz ſey allen vernünftigen Geſchöpfen anſtändig und genügend. Er lebte lange am Hofe der Königin Eliſabeth unter dem Schutze vieler Großen, bis er im Jahr 1600 nach Italien zurückgieng, von der Inquiſition verhaftet und zu Venedig verbrannt wurde.

Welches Volk zuerſt Nola bewohnt habe, iſt nicht mehr auszumitteln. Die alten Münzen beweiſen, daß es eine Zeitlang durch Griechen bevölkert war.

Bruchſtücke aus Bayle's hiſtoriſcher Abhandlung über die Schmähſchriften.

(Geſchrieben vor 100 Jahren.)

Ich wünſchte wohl zu wiſſen, aus welchen Gründen der Kaiſer Auguſtus die Schmähſchriften unter die Majeſtäts-Verbrechen zählte? denn vor ſeiner Zeit — wie Tacitus bemerket — war blos der ein Hochverräther, der das Heer oder das Volk durch Aufwiegelung, oder die Majeſtät der Republik durch eine ſchlechte Amtsverwaltung ſchwächte. „Handlungen rügte man, Worte nicht.“ (Tacitus Annalen L. 1. C. LXXII.) Darum errinnert auch ein anderer Geſchichtſchreiber daß es unerhört in Rom geweſen, was einer Dame aus dem Geſchlechte der Claudier wiederfuhr. Sie kam aus dem Theater, das Gedränge war groß, ihr Wagen konnte nicht vorwärts, da wurde ſie ungeduldig und ſagte ſehr laut: „Wollte „Gott, mein Bruder käme wieder auf die Welt „und verlöhre noch eine Flotte — (er hatte „nemlich in einer Seeſchlacht großen Verluſt erlitten) — damit es in Rom weniger Volksgedränge gäbe.“ — Die Dame wurde deßhalb vor dem Volke als Majeſtätsverbrecherin angeklagt, welches doppelt auffallend war: Einmal weil der Wunſch von einem Frauenzimmer kam, und zweytens, weil es doch nur ein Wunſch war. (Sueton. im Leben des Tiberius).

Satyren, ſeine eigne Perſon betreffend, geſprochene oder geſchriebene, achtete der Kaiſer nicht, und antwortete dem Tiberius, der ſich heftig darüber beklagte: „Mögen ſie doch Böſes von mir reden, wenn ſie mir nur nichts Böſes zu thun im Stande ſind.“ (Sueton. im Leben des Auguſtus.)

* * *

Weit reizbarer über dieſen Punct war Tiber. Ein gewiſſer Cremutius Cordus hatte allerley geſchrieben, was ſeine Perſon antaſtete, und an ſehr empfindlichen Stellen verwundete, denn es war unter andern von ſeiner häuslichen Zwietracht die Rede, auch konnte er ihm nicht verzeihen, daß er des Caſſius und Brutus mit einigem Lobe erwähnt hatte. Nero hingegen, ſo ganz Nero wie er auch war, hatte nichts dagegen daß der Senat den Prätor Antiſtius — einen Satyrenſchreiber gegen den Kaiſer — blos verbannte und ſeiner

Güter beraubte, ja er ſtellte ſogar dem Senate frey, ihn gänzlich loszuſprechen. (Tacit. Annal.) Einen gewiſſen Fabricius Vejento, der den Senat und die Prieſterſchaft in Rom hart angegriffen hatte, verbannte Nero blos aus Italien. Seine Schriften wurden zum Feuer verdammt und (wie gewöhnlich) um ſo begieriger geſucht und geleſen, ſo lange es gefährlich war ſie zu beſitzen; ſo bald dieſe Gefahr aufhörte, bekümmerte man ſich nicht mehr darum. — Sueton bemerkt als einen auffallenden Zug in Nero's Character, daß er gerade gegen diejenigen am gutmüthigſten war, die ſich über ihn luſtig machten. Es erſchienen ſehr bittere Verſe auf ihn, er fragte nicht einmal nach dem Verfaſſer und litt auch nicht, daß er, entdeckt, gezüchtigt wurde; entweder — meint Sueton — weil er aller Schaam, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf abgebiſſen hatte, oder weil er ſich nicht wollte merken laſſen, daß es ihn ärgere, um nicht noch mehrere Spötter zu erwecken. Ein Cyniker verhöhnte ihn einſt auf offener Straße, ein Schauſpieler brachte ihn ſogar auf das Theater; er begnügte ſich, beide aus Italien zu verbannen.

* * *

Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt erheiſchen, daß ſchlechte Handlungen vor den Richterſtuhl des **Rufes** (de la renommée) gezogen und da gezüchtigt werden; aber man ſollte dieſes Strafamt der **Geſchichte** überlaſſen und die Geſchichte ſollten nur Männer ſchreiben, die von der Regierung dazu beauftragt wären. (Bayle vergißt hier, daß wir dann nie eine Geſchichte haben würden, es wäre denn, daß man wie der Sage nach in China geſchieht — die Blätter einer ſolchen Geſchichte in einen verſchloſſenen Kaſten ſchöbe, der nicht eher geöffnet werden dürfte, bis der regierende Monarch geſtorben wäre. Bayle hat wohl ſelbſt gefühlt, wie zweckwidrig ſein Vorſchlag ſey, denn er fügt hinzu: ich ſage nicht, daß eine ſolche Einrichtung nicht auch wieder ihre großen Unbequemlichkeiten haben würde, aber die größten würden doch vermieden. (Daran ſteht zu zweifeln.) Wir haben jetzt gar zu viele Schriftſteller, die mit unreinen Händen die hiſtoriſchen Thatſachen beſudeln und ſie ſo beſudelt auf die Nachwelt bringen. Der erſte Eindruck währt lange. Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu ſagte Horaz.

Das gilt beſonders von Begebenheiten, die ſchon in ihrer Geburt verdreht werden, von Zeitungsnachrichten, die man ſchnell und warm verbreitet. Alle Völker gleichen ſo ziemlich dem, von dem ein Kardinal einſt ſagte, indem er ihm ſeinen Segen ertheilte: „es will durchaus betrogen ſeyn, nun ſo werde es betrogen“.

Catharina von Medicis pflegte zu ſagen: „eine falſche Nachricht, wenn ſie auch nur drei Tage lang geglaubt wird, iſt im Stande einen Staat zu retten.“ (d'Aubigné) Die Häupter der Ligue erhielten ſich auf ſolche Weiſe lange in Paris. Ein Geſchichtſchreiber jener Zeit be-

richtet: „Als ihre Armee zertrümmert war,
„nahmen ſie ihre Zuflucht zu ihren gewöhn-
„lichen Ränken, ſie machten nemlich den Pari-
„ſern allerlei weiß, was in unzähligen Flug-
„blättern herumgetragen wurde. Bald hieß es:
„die Einwohner von Dreux hätten bei einem
„Sturme dem Könige 500 Mann getödtet, noch
„mehrere verwundet und der Marſchall Biron
„ſey dem Tode nahe; bald wiederum: man
„habe, in einer gewaltigen, lange zweifelhaft
„gebliebenen Schlacht einen großen Sieg davon
„getragen, und der Branner (Heinrich IV.)
„ſey entweder tod oder doch nicht weit davon.“

Man iſt in neueren Zeiten auch nicht ſehr gewiſſenhaft geweſen, wenn man ſchlimme Nachrichten zu erzählen hatte und die Gewiſſenhaftigkeit wäre da auch nicht an ihrem rechten Platze. — (Wenn Bayle hier als Politiker ſpricht, und, wohl zu verſtehen, die Politik für gänzlich unvereinbar mit der Moral hält, ſo mag er Recht haben; ſonſt aber iſt es ein abſcheulicher Grundſatz, daß es Fälle geben könne, wo das Gewiſſen überflüſſig und nicht an ſeinem rechten Platze ſey. Möge immerhin Gutes durch Gewiſſenloſigkeit bewürkt werden, der Zweck heiligt doch die Mittel nicht.) — Livius wirft mit Recht dem bei Cannae geſchlagenen römiſchen Conſul vor, daß er den Abgeordneten ſeiner Bundesgenoſſen den Verluſt nicht verheimlicht habe, denn die Folge war, daß ſie zum Hannibal übergiengen. — (Allerdings machte Livius dieſen Vorwurf mit Recht, aber ein anderes iſt, etwas verſchweigen, ein andederes, etwas falſches unterſchieben.)

Plutarch erzählt, daß ein Athenienſer grauſam gemartert wurde, weil er eine ſchlimme, obgleich ſehr wahre Neuigkeit verbreitete. Von einem, ſo eben im Hafen gelandeten, Fremden hatte dieſer Menſch erfahren, Nicias ſey geſchlagen; über Hals und Kopf lief er in die Stadt, es zu verkündigen. Woher haſt du die Nachricht? fragte man ihn; und da er keinen Gewährsmann nahmhaft machen konnte, ſo mußte er büßen als ein Unruhe-

ſtifter, ſo lange bis die Wahrheit ſich beſtätigte. (Plutarch im Leben des Nicias.) Hätte er einen Sieg fälſchlich verkündet, man würde ihm nichts gethan haben. Das mag des Stratocles Beiſpiel beweiſen, der, wohl wiſſend, die athenienſiſche Flotte ſey derb geſchlagen, die Bürger aufforderte, den Göttern für einen Sieg zu danken. Sie thaten es, und als ſie nachher den Betrug erfuhren, entwaffnete ſie alſobald die Antwort des Stratocles: „welches „Leid habe ich euch zugefügt? mir habt ihr drei „frohe Tage zu verdanken.“ (Eben daſelbſt.)

* * *

Aber im Grunde iſt ſolch ein Vortheil ſehr gering. Man fühlt, durch Freude getäuſcht, den Verluſt doppelt ſchmerzlich. Auch macht eine Nation ſich verächtlich und ihren Feinden lächerlich, wenn ſie eingebildete Siege feiert. Mag immerhin ein Privatmann wie Cicero ſprechen, als man ihm den unverbürgten Tod eines Feindes meldete: „ich glaube dem Gerüchte „nicht, aber ich will einſtweilen die Zinſen

„davon ziehen." (Quintil. Instit. Orat.) Ein Staat hingegen würde ſich oft großen Unfällen ausſetzen, wenn er auf Gerüchte bauen wollte. Die Aetolier büßten ſtrenge, als ſie, der falſchen Nachricht vertrauend, Scipio ſey gefangen und das römiſche Heer vom Antiochus geſchlagen, das Joch abſchütteln wollten. (Livius L. XXXVII.)

* * *

Man denke ja nicht, daß Catharina von Medicis habe ſagen wollen: ein falſches, drei Tage lang geglaubtes Gerücht könne immer den Staat retten. Solche Gemeinſprüche ſind nie allgemein anwendbar. Wahrer mag ſeyn, daß es allerdings von Nutzen iſt, den in einer Schlacht erlittenen Verluſt dem Volke zum Theil zu verbergen. Dieſe Täuſchung gehört gar nicht mehr unter die politiſchen Feinheiten, ſie iſt das ABC der Staatsklugheit. Man muß in Zeitungen der rhetoriſchen Figuren ſich bedienen, um den Verluſt des Feindes zu vergrößern, den eigenen zu verkleinern. Aber es wäre zu wünſchen, daß dieſe Zeitungen nur gehört würden, oder daß man ſie wenigſtens nicht druckte, denn der Druck verewigt ſie, und macht ſie zu Materialien für den Geſchichtſchreiber; dadurch wird die Geſchichte in ein undurchdringliches Chaos von Unzuverläſſigkeit gehüllt und der Nachwelt die Wahrheit entzogen. — Es iſt ſehr angenehm Zeitungen zu leſen, wer mag das läugnen? aber die meiſten ſind gleichſam Klagſchriften in einem Prozeſſe (plaidoyers), ſie zeigen nur was ihrer Sache günſtig iſt und den Feind verhaßt macht. Kluge Leſer werden freilich nicht getäuſcht, und ſehen wohl, daß man nicht Alles ſagt, daß man dem öffentlichen Wohl, oder auch bisweilen den häuslichen Verhältniſſen manches opfert. Zeitungsſchreiber, welche die feindlichen Nachrichten zu entkräften ſuchen, führen auch eine Art von Krieg mit Gänſewaffen, wie ein politiſcher Schriftſteller ſie nennt. (Arma anserina,) „Die Zeitungen", ſagt er, „kommen nicht aus den ſybilliniſchen Büchern,

„ſondern aus dem Gehirn der Menſchen und
„bethören die Leichtgläubigen. Siege werden
„ausgeſchrieen, der Feind wird geſchmäht.
„So z. B. ließ Pompejus Schreiben in alle
„Provinzen ergehen, prahlend mit einem gewaltigen
„Siege bei Dyrrachium, Cäſar ſey
„geflohen, ſein ganzes Heer vernichtet; wodurch
„die Pompejaniſche Parthei anſehnlich
„verſtärkt wurde. Die Welt will betrogen
„ſeyn. So machte es der Herzog von Mayenne
„nach der Schlacht bei Jvry u. ſ. w.“
(Arma anserina sive armatura epistolaris a doctore militari Tacito subministrata et in dissertatione politica diducta a G. C. W.) (Es iſt nicht zu leugnen, daß die Gänſe-Waffen noch immer im Gebrauche ſind; die Erfindung der Buchdruckerkunſt hat ihnen neue Stärke gegeben.) — Die Welt (ſo ſchrieb Bayle ſchon vor 100 Jahren) hat ſich ſo ſehr an Zeitungen gewöhnt, daß ſie das Verbot derſelben als eine Sonnenfinſterniß, als einen Gegenſtand der öffentlichen Trauer betrachten würde.

(Michael Herz in ſeiner bibliotheca germanica führt ein ganzes Heer von Zeitungen an, die damals ſchon verſchlungen wurden, und, wie er ſagt, nicht blos das Geſchehene, ſondern auch das zu Geſchehende verkündeten. ſo groß ſey die Eitelkeit der Schreibenden oder der Glaubenden. (Tanta enim scribentium vel credentium vanitas est.) Er nennt die Zeitungen von Jena, Leipzig, Nürnberg, Hamburg, Paris, Haag, Amſterdam, Brüſſel. Ein gewiſſer Fritſch ließ 1676 zu Jena eine Abhandlung vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen drucken.)

* * *

Ich habe irgendwo geleſen, es ſey zu wünſchen, daß am Ende jedes Jahres alle die falſchen Gerüchte geſammelt würden, die während des Jahres im Umlauf waren. Das wäre faſt überflüſſig, denn die Zeitungen widerrufen ja ſelbſt oft genug ihre Nachrichten. Nützlicher wäre ein ſolches Unternehmen geweſen zu der Zeit, als man noch nicht druckte, zum Beiſpiel damals, als die Türken die Inſel Rhodus einnahmen. Wir kennen, durch die von Ruſcelli geſammelten Briefe, einige der bethörenden Gerüchte, welche damals in Italien herum liefen. Am 10ten Dezember 1522 verſicherten die römiſchen Neuigkeitskrämer, die Belagerung ſey aufgehoben. Am 22ſten Dezember deſſelben Jahres wurde Rhodus würklich erobert, und noch am 23ſten Februar 1523 hieß es: es ſey noch gar nicht gewiß, daß Solimann die Stadt würklich eingenommen. (Trotz unſerer Buchdruckerkunſt ſind in neueren Zeiten oft ähnliche Dinge geſchehen.) Im Jahr 1500 erzählte man zu Padua, als ein unbezweifeltes, von Rom ſelbſt geſchriebenes Factum, der Pabſt ſey am Peterstage vom Blitz erſchlagen worden, und alle Bürger hätten die Waffen ergriffen. — Im Jahr 1580 hieß es in Holland zu gleicher Zeit: der König von Frankreich, der König von

Spanien und der Herzog von Alba wären geſtorben. (Lipsius Epist.)

* * *

Vigneul Marville macht in ſeinen Mélanges d'histoire folgende Bemerkung über die Zeitungsſchreiber: „Nur ein Umſtand iſt ihnen nachtheilig: ſie ſind nicht Herrn ihrer Feder, ſie ſind einer höhern Aufſicht unterworfen, ſie dürfen die Wahrheit nicht mit hiſtoriſcher Aufrichtigkeit bekennen. Dürften ſie das, ſo könnten wir die Geſchichtſchreiber entbehren.“ — Die leztere Behauptung iſt ſehr übertrieben, aber die Quelle des Uebels hat dieſer Mann allerdings entdeckt. Sie dürfen nicht, ſie ſtehen unter einer Ruthe: ſie laufen Gefahr beſchuldigt zu werden, daß ſie nicht vom beſten Geiſte beſeelt ſind (ils se feroient haïr comme des personnes mal intentionnées.) Man will nicht eben, daß ſie, zum Wohl des Vaterlandes grob lügen (qu'ils mentent grossiérement) aber feine, ſchmeichelnde, witzig-boshafte Bemerkungen liebt und bewundert man.

* * *

Es iſt fürwahr noch nicht genug, die feilen Zeitungsſchreiber mit Harppen zu vergleichen, die Alles beſudeln, was ſie anrühren, man muß ſie ſogar Henker und Scharfrichter nennen, die der Geſchichte Hals, Arme und Beine knebeln, auch wohl abſchneiden und falſche anſetzen, oft in demſelben Augenblick, wo eine Begebenheit aus dem Schooſe ihrer Urſachen hervorgeht. — Man ſagte vormals: die Muſen gäben ſich bisweilen ſogar Sklaven Preiß, das gilt am meiſten von Clio, der Muſe der Geſchichte; die iſt eine wahrhafte drey Pfennigs H** (Scortum triobolare) die an der Landſtraße ſizt, und ſich dem Erſten beſten für ein Stück Brodt an den Hals wirft. Ihr Handel mit den Buchhändlern iſt noch ſchlechter als der der Baudoins und der du Ryer, mit welchen verabredet war, daß ſie für 30 Sous einen Bogen überſetzen und das Hundert großer Verſe zu 4 Franken, das Hundert kleine zu 40 Sous liefern mußten. (Baillet Jugem.

des Savans) Lucian hat, ohne es zu wiſſen, unſer Jahrhundert geſchildert, erzählend, daß durch einen Krieg das Geſchichtſchreiben zur *Mode*, und eine epidemiſche Krankheit wie die der Abderiten geworden. (Lucian quomodo sit conscribenda historia) Jezt erkennen wir, fügte er hinzu, die Wahrheit des Sprüchwortes: daß der Krieg die Mutter aller Dinge iſt.

Die alten Römer hatten mehr Reſpect vor der Würde der Geſchichte, denn vor den Zeiten des Pompejus wagte Niemand Geſchichte zu ſchreiben, der ſich nicht durch Geburt und Verdienſte auszeichnete; und als der Lehrer dieſes großen Mannes die Geſchichte ſeines Zöglings ſchreiben wollte, fand man eine ſolche Neuerung bedenklich. Geiſt und Kenntniſſe konnte man ihm nicht abſprechen, aber — er war nur ein *Freigelaſſener* (Sueton de Clar. Rhetor.) (Mich dünket dieſe Bedenklichkeit war doch ſehr albern). — Was würden doch die Feinde des hiſtoriſchen Pyrrhonismus anfangen, wenn ſchon zu der Griechen und Römer Zeiten dieſes Uebel im Schwunge geweſen wäre? dann würde es ihnen ſchwer fallen, uns irgend etwas zu beweiſen, ſelbſt wenn ſie Inſchriften und Denkmünzen zu Hülfe nähmen; Denkmäler, welche die Neuern ungeſtraft mißbrauchen, ohne rechtlichen Grund, blos um ihre Launen zu befriedigen.

* * *

Von der Satyre kann man wohl ſagen, was Malherbe vom Tode: que la garde qui veille aux barrières du Louvre n'en defend pas les rois. Das beweiſet das berühmte Buch Histoire amoureuse des Gaules und les amours du palais royal. Es iſt bekanntlich von dem Grafen Buſſy Rabutin, wenigſtens das zuerſt genannte. Er wurde deswegen in die Baſtille, und) wie andere wollen, ſogar ins Narrenhaus geſetzt. Indeſſen gieng es ihm doch beſſer als dem Caſſius Severus, dem Satyriker am Hofe des Kaiſers Auguſtus, der in ſeiner Verbannung kaum einen Lumpen übrig behielt, um ſeine Schaam zu bedecken. Buſſy Rabutin

Vorbericht.

Vor ohngefähr einem halben Jahre, ſaß ich an einem trüben Herbſtabend, bey meinem Freunde, dem Herren Collegen-Aſſeſſor und Director **Tideböhl**. Wir ſprachen von boutrimés, mit deren Aufgabe wir uns zuweilen zu beluſtigen pflegten, und ich gerieth auf den Einfall, dieß Spiel des Witzes weiter als auf einige Zeilen auszudehnen. Ich bat meinen Freund, mir **zwölf Worte**, die erſten die ihm beyfallen würden, in die Feder zu dictiren, und machte mich anheiſchig, aus dieſen zwölf Worten, einen kleinen Roman zuſammenzuſetzen. Die Worte, welche er mir gab, waren folgende: **Feuerſpeyender Berg. Prieſter. Käfer. Strauß. Gewitter. Berg-**

ſtarb zwar auch vom Hofe verbannt, aber ruhig, auf einem Landgute, wo er aus Verzweiflung eine Abhandlung über den Nutzen der Widerwärtigkeiten ſchrieb und ein Frömmling wurde. Ganz Ernſt mogte es ihm wohl nicht damit ſeyn; er ſah lange noch hinter ſich wie Loths Weib, verſuchte alles Mögliche, um aus ſeinem kleinen Hafen wieder auf das ſtürmiſche Meer des Hofes geworfen zu werden, und benahm ſich ganz wie Ovid, deſſen Schickſal dem ſeinigen glich. Erſt als alles vergebens war, ſchrieb er: „Ich habe meinem Beichtvater lange „nicht glauben wollen, daß die Vorſehung zu „meinem Beſten dieſes Unglück über mich verhängt; erſt ſeit drei Jahren bin ich überzeugt, „daß nicht blos meine ewige, ſondern auch „meine zeitliche Ruhe davon abhieng. Gott „belohnt mich ſchon jetzt für meine Leiden durch „meine Ergebung und ich ſage nun von dieſem „guten Herrn, was ich, in meiner thörigten „Jugend von der Liebe ſagte:

„Il paye en un moment un siècle de travaux
„Et tous les autres biens ne valent pas ses maux.“

Buſſy Rabutin war auch Mitglied der Pariſer Academie. Als er ſtarb, wurde der Abbé Bignon an ſeiner Statt erwählt, der, (nach einer drolligen Gewohnheit, von der ſich ſchwerlich ein vernünftiger Grund angeben läßt) eine Lobrede auf den Verſtorbenen halten mußte, zu deren faſt einzigem Stoffe ihm die Reue diente, welche ſein Vorgänger als Verfaſſer der Histoire amoureuse empfunden, die doch bey weitem nicht ſo boshaft aus ſeiner Feder gefloſſen war, als ſie nachher durch die Zuſätze einer Dame wurde, der er die Handſchrift geliehen hatte.

Wie vielen Glauben ſolche Schriften finden werden, das hängt blos davon ab, wie ſie geſchrieben ſind. Wäre die berüchtigte Hiſtorie von der Donna Olympia eben ſo einfach und naif erzählt, als ein gewiſſer Burchard, Cermonien Meiſter am Päbſtlichen Hofe, die Greuel Alexander des Sechſten darſtellt, ſo würde man ſie leichter für wahrhaft halten. Dieſer Burchard war ein Deutſcher. (Ein Umſtand, den Bayle heraushebt, und die Treue der Erzählung dadurch zum Theil beweiſen will. Sehr ehrenvoll für die Deutſchen, nemlich für die damaligen.) Hier iſt eine kleine Probe aus ſeinem Journal:

„Am lezten October Abends ſpeiſten mit dem Herzog von Valentinois in ſeinem Zimmer im päbſtlichen Pallaſte, funfzig ehrbare Freudenmädchen, welche, nach der Mahlzeit, mit den Bedienten und andern Gegenwärtigen einen Ringeltanz anſtellten; anfangs in ihren Kleidern, nachher nackend. Dann wurden eine Menge brennender Lichter hingeſtellt, und Kaſtanien auf die Erde geworfen, welche die Freudenmädchen in ihrem paradieſiſchen Coſtume, zwiſchen den Lichtern hin und her wandelnd, aufſammeln muſten, wobey Seine Päbſtliche Heiligkeit, der Herzog und Lucretia, deſſen Schweſter, als Zuſchauer gegenwärtig waren. Zulezt wurden Prämien

„ausgeſezt, ſeidne Kleider, Schuhe, Barrets „u. dgl., für diejenigen, welche ſich an dieſen „Dirnen am ritterlichſten beweiſen würden. „Der Wettkampf geſchah ganz öffentlich auf dem „Hofe.“ Die obgenannten hohen Perſonen waren die Kampfrichter und ertheilten die Preiſe.

(Der ehrliche Deutſche erzählt weit naiſer, als es hier wieder erzählt worden und fügt ſogleich noch eine ähnliche erbauliche Anecdote hinzu von zwey Stutten, die einem Bauer weggenommen wurden, um in dem innern Hofe des päbſtlichen Pallaſtes zu einem infamen Schauſpiel zu dienen, welchem abermals Seine Heiligkeit nebſt Donna Lucretia aus dem Fenſter zuzuſchauen und ihre Ergötzung durch ein lautes Gelächter an den Tag zu legen beliebten.)

* * *

Flechier in ſeiner Geſchichte des Cardinal Ximenes erzählt: „damals liefen in ganz Spa„nien eine unzählige Menge Schmähſchriften „gegen den Hof von Flandern und ſelbſt gegen

„Ximenes herum. Die Flammänder, unge-
„wöhnt an witzige Satyren, klagten bitterlich,
„und der Cardinal erhielt Befehl, ſowohl die
„Verfaſſer als die Buchdrucker ſcharf zu züch-
„tigen. Er ließ auch pro forma bey einigen
„Buchhändlern Nachſuchungen anſtellen, aber
„ſo obenhin, daß Niemand dadurch beläſtigt
„wurde. Seine Meinung war: man müſſe den
„Leuten nicht wehren, ihren Schmerz in Wor-
„ten oder Schriften auszuhängen, die doch
„nicht länger dauern, als man ſich dadurch befrie-
„digt hält, und ſowohl ihren Stachel als ih-
„re Ergötzlichkeit verlieren, wenn man ſie ver-
„achtet. — Der Gouverneur von Madrid er-
„tappte einige ſolche Schriften, die gegen den
„Cardinal Hadrian, und gegen Kaiſer Carls
„Geſandten, La Chaux, gerichtet waren; beide
„ereiferten ſich gewaltig darüber, beſonders
„war Hadrian eine Zeitlang ganz untröſtlich.“

„Man ſagt, als dieſer Hadrian nachher
„Pabſt geworden, habe er befohlen, die Bild-
„ſäulen des Pasquino und Marforio

„(An welche bekanntlich alle Schmähſchriften angeheftet werden,) in die Tiber zu werfen, allein der ſpaniſche Geſandte, Herzog von Seſſa, habe ihn klüglich erinnert: was wollt Ihr thun, heiliger Vater? verzeiht lieber dieſen ſtummen Perſonen, damit nicht die ganze Stadt rede. Werft ihr ſie ins Waſſer, ſo werden die Fröſche ihre witzigen Einfälle herausquacken, und ſtatt zweier Steine, werden alle lebendigen Mäuler ſie verkünden.“ — Da gieng der Pabſt in ſich und bewieß in der Folge mehr Nachſicht und Geduld.“

* * *

Es gab vormals eine Menge Fürſten, die unempfindlich gegen ſolche Beleidigungen waren. Zwar, Alexander dem (ſogenannten) Großen giebt Seneka dieß Zeugniß nicht, wohl aber dem Antigonus, der ſeinen Soldaten verzieh, als ſie ſich Spöttereien über ihn erlaubten. Derſelbe Schriftſteller rühmt auch, im ähnlichen Falle, die Gutmüthigkeit Philipps von Macedonien, und die des Kaiſers Augufluß, der, ſammt Gemahlin und Kindern, von einem ſatyriſchen Geſchichtſchreiber, Timagenes, mit den Gänſe-Waffen angegriffen wurde, und um ſo gereizter hätte ſeyn können, da er wohl wußte, daß die witzigen Einfälle des Hiſtorikers von Mund zu Mund liefen; wobei Seneca ſehr weislich erinnerte, daß das Publicum gar zu gern beſonders ſolche Einfälle herumträgt, die dem Verfaſſer gefährlich werden können. (Man ſagt, Herr Zſchokke in Aarau werde eine Abhandlung über dieſe Bemerkung des Seneca ſchreiben und Herr Geoffroy in Paris werde Noten dazu machen.) Indeſſen widerfuhr dem Timagenes doch eben nichts Böſes.

* * *

Man kann nichts Vernünftigeres leſen, als die Gründe, durch welche Mäcen den Kaiſer überredete, ſeine Angeber ſatyriſcher Schriften zu dulden, und die Verfaſſer ſolcher Schriften nicht zu ſtrafen. Dio Cassius hat uns dieſe Gründe aufbehalten. Derſelbe Geſchichtſchreiber belehrt uns auch, warum Cäſar die

Schmähungen des Cicero und einiger Andern nicht beantwortete. Er glaubte nemlich, daß ſolche Leute ſich nur dadurch eben ſo berühmt zu machen ſuchten, als die, von denen ſie Böſes ſagten, welches man dadurch verhindere, wenn man ihnen gar nicht antworte. — (Wußte denn Cäſar nicht, daß bisweilen Dinge in der Welt geſchehen, die jedes rechtliche Gemüth dermaſſen empören, daß es gar keines weitern Antriebes bedarf, um dagegen zu ſchreiben, wenn man ſchreiben kann? Ich will hier nur an Ein ſolches Beyſpiel errinnern: die engliſche Expedition von Coppenhagen.)

* * *

Eine römiſche Dame wurde angeklagt, von Kaiſer Auguſtus, ſeiner Gemahlin Livia und dem Tiberius übel geredet zu haben. Man belangte ſie als Majeſtäts-Verbrecherin. Tiber ſagte: „was mich betrift, ſo verlange ich keine Unterſuchung, hat ſie ſich aber gegen Auguſtus vergangen, ſo ſtrafe man ſie.“ Wegen ſeiner Mutter verfügte er am erſten Tage nichts, und erſt am andern erklärte er: ſie wünſche, daß man auf den, gegen ſie gerichteten Satyren Niemanden ein Verbrechen mache. Doch hatte jene Dame (ſie hieß Apuleja Varilia) die Kaiſerin laut des Ehebruches beſchuldigt. (Tacit. Annal.)

Kaiſer Theodoſius verordnete gleichfalls in einem Edicte, daß Niemand, der ihn mit Worten oder Gänſewaffen angegriffen, mit einer Strafe belegt werden ſolle; denn, ſagte er, geſchieht es aus Leichtſinn, ſo iſt es zu verachten oder aus Albernheit (insania) ſo iſt es zu bemitleiden.

* * *

Die neuere Geſchichte liefert nicht weniger Beiſpiele von ſolcher Nachſicht. Balzac hat Einige derſelben in einem lateiniſchen Briefe aufbewahrt, doch nicht das von Ludwig XII. Caſtor erzählt: „wurde nicht unſer Ludwig, „der den Titel Vater des Volkes verdiente, auf „öffentlicher Schaubühne in ſeiner guten „Stadt Paris verſpottet? und wie ein un-

„erſättlicher Geizhals dargeſtellt, der aus ei-
„nem großen Becher flüſſiges Gold trank ohne
„ſeinen Durſt jemals löſchen zu können? Er
„lobte dieſen Einfall und ergötzte ſich daran.
„Vielleicht war es ihm ſogar nicht unangenehm,
„daß ſeine Liebe zu den Reichthümern, *wel-
„che nie dem Geringſten ſeiner Unter-
„thanen eine Thräne gekoſtet hatte*,
„ihnen etwas zu lachen gab und eine angeneh-
„me Unterhaltung gewährte.“ — Freilich,
wenn er das ſchöne Bewußtſeyn im Buſen trug,
daß ſeine Schätze keinem ſeiner Unterthanen ei-
nen Seufzer abgepreßt hatten, ſo mußte es
ihnen leicht werden mit zu lachen; ſo wie hin-
wiederum ſehr begreiflich iſt, daß derjenige,
deſſen Beſitzthümer mit Thränen und Blut be-
fleckt ſind, weit reizbarer gegen ſpottenden Ernſt
ſich zeigt.) — Eben ſo benahm ſich Ludwig,
als man ihm hinterbrachte daß die Advocaten,
die Schreiber und ſogar die Schüler, bei ihren
Spielen ſich über ihn und den ganzen Hof luſtig
machten. „In Gottes Nahmen, ſagte er,

werk. Ocean. Wolf. Bley. Feigherzigkeit. Hölle. Bestechung. Vor einigen Monaten fand ich dieſen beynahe vergeſſenen Zettel wieder unter meinen Papieren, erinnerte mich meines Verſprechens, entwarf einen Plan, und verſuchte die Ausarbeitung deſſelben. Ob es mir gelungen, mag der Leſer entſcheiden. So viel ſcheint mir indeſſen gewiß, daß dieſe Beſchäftigung des Witzes, jungen, angehenden Schriftſtellern ſehr nützlich werden könnte, denn ſie lehrt Jdeen an einander knüpfen, Verbindungen von Wahrſcheinlichkeiten erſchaffen, und Dinge zuſammenfügen, die beym erſten Anblick durch Berge und Thäler von einander getrennt ſchienen.

„ſie mögen ſich die Zeit vertreiben; nur meine
„Frau ſollen ſie nicht antaſten, ſonſt laſſe ich
„ſie ſämmtlich hängen.“

Durch Brantome wiſſen wir, daß Catharina von Medicis Alles las, was gegen ſie geſchrieben wurde, und ſelber die Erſte darüber lachte. Unter andern hatten die Hugenotten eine Kanone, die ſie Königin Mutter nannten. Sie fragte einen ihrer Höflinge, woher dieſe Benennung? Er erſchrack und wollte lange nicht mit der Sprache heraus, allein ſie drang in ihn, da ſagte er endlich zitternd: „Madam, „weil dieſe Kanone ein größeres Caliber hat, „als alle die andern.“ Die Königin Mutter lachte.

Eines Tages ſtand ſie mit dem König' von Navarra am offenen Fenſter in einem Zimmer des untern Stockwerkes. Da hörte ſie, daß einige Schildwachen, die ſich eine Gans an einem hölzernen Spieße brieten, die leichtfertigſten Dinge von ihr erzählten, und zuletzt die Hündin verfluchten, von der ſie ſo geplagt würden. Der König von Navarra wollte ſogleich hinaus gehen, um die Kerls hängen zu laſſen, aber ſie hielt ihn zurück, ſtreckte den Kopf zum Fenſter hinaus und ſagte ganz freundlich: „Was „hat ſie Euch denn zu leide gethan? wenn „ſie nicht wäre, würdet Ihr wohl jetzt eine „Gans braten?“ — Dann wandte ſie ſich gegegen den König, ſprechend: „Mein Couſin, „ſo tief darf unſer Zorn nicht herabſteigen, das „iſt kein Wildpret für uns.“ — Und doch war dieſe Frau aus einem Lande gebürtig, von dem man zu ſagen pflegte: Dort habe Gott die Rache, als einen Leckerbiſſen, ſich vorbehalten.

Von Franz dem Erſten erzählt Balzac, daß er gleichfalls Alles über ſich ergehen, auch auf dem Theater ſich und den Hof ungeſtraft perſiffiren ließ, nur durften die angegriffenen Perſonen nicht nahmentlich bezeichnet werden.

* * *

Die Römer duldeten nicht, daß die Luſtſpieldichter ihre Obrigkeiten verſpotteten, hingegen durften ſie mit den Göttern machen, was ihnen beliebte, worüber der heilige Auguſtin ihnen große Vorwürfe macht. (August. de civitate dei.) — Kaiſer Carl V. ahmte vermuthlich die Römer nach, als er im Jahre 1522 zu Augsburg drei lutheriſche Geiſtliche abſetzte, die übel von ihm geſprochen hatten, indeſſen er allen übrigen verſtattete, mit der heil. Jungfrau und allen Heiligen nach Gefallen umzuſpringen. Vielleicht erinnerte er ſich der Worte Tibers: „Ueberlaſſen wir den Unſterb„lichen die Sorge, die ihnen zugefügten Be„leidigungen zu rächen. Deorum injuriae diis „curae.“

* * *

Ein gewiſſer du Verdier Vau-Privas hat den Satyrikern die Ehre angethan, ſie zu Urhebern von Krieg und Aufruhr zu machen, allein mit Unrecht, wenigſtens in den meiſten Fällen. Gewiſſer iſt, daß die Zunge und die Feder eines einzigen Mannes einer Sache oft mehr Nutzen bringe, als ein Heer von 4000

Mann. Franz der Erſte geſtand, daß der Biſchoff von Sidon ihm durch ſeine Worte mehr Schaden zugefügt habe, als die ganze Schweitz durch ihre Waffen. (Paulus Jovius Elog.)

Bayle ſchließt mit der drolligen Bemerkung: Es giebt Thiere, welche ſtoßen, es giebt andere, welche beiſſen. Die leztern beiſſen, weil ſie Zähne haben, und ſtoßen nicht, weil es ihnen an Hörnern fehlt.

Reiſe des Grafen Johann Potozky nach Aſtrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahr 1797.

(Aus der franzöſiſchen Handſchrift Auszugsweiſe überſezt.) *)

Am 15ten Mai. Die vergoldeten Thürme von Moscau verlieren ſich in blauer Ferne.

---

*) Ich ſchmeichle mir, dem Publikum mit dieſen Auszügen ein ſehr angenehmes Geſchenk zu machen.

Ade! du verwirrtes Europa! ich will ruhen im ſtillen, friedlichen Aſien. — Heute ahme ich die Morgenländer noch, welche die erſte Tagreiſe eine Karawane ſo kurz als möglich beſtimmen. — Was ich dem Leſer verſpreche? nichts weiter, als daß ich die Augen nicht verſchließen will. Was ſich denn ſo gelegentlich auf meiner Netzhaut abbildet, das will ich erzählen, auch wohl bisweilen mit Bemerkungen verbrämen, von denen ich mir einbilde, daß ſie ſelbſt dem Kenner nicht unwillkommen ſeyn werden, denn ich habe ſie nicht obenhin gemacht, ſondern zu einer Zeit, wo ich noch glaubte,

---

Der Herr Graf Potozki iſt bereits durch ſein Werk über Aegypten u. a. m. rühmlichſt bekannt; er iſt ein eben ſo gelehrter als liebenswürdiger Mann, ein eben ſo ſcharfſinniger Denker als warm fühlender Menſch.

Die Handſchrift dieſer Reiſe habe ich der Güte des Herrn Probſt Heideke in Moscau zu verdanken, welcher dieſelbe auch bereits vortrefflich überſezt hatte, ſo daß mir nichts weiter übrig blieb, als diejenigen Abkürzungen zu machen, die für die Leſer dieſer kleinen Sammlung mir nothwendig ſchienen.

jede Wahrheit in der Menſchen- und Naturgeſchichte ſey ſo wichtig, daß man ihr gern Ruhe und Vergnügen opfern müſſe.

Am 16ten Mai. Ich folge dem Laufe der Moskwa. Die Gegend iſt lachend und ſo bevölkert, daß man ſtets mehrere Dörfer zugleich erblickt. In einem derſelben wurde ein Feſt gefeiert. Welche Pracht unter den Bäuerinnen! Mützen und Schleier mit Gold geſtickt und ſo ſchön gearbeitet, als kämen ſie aus Konſtantinopel. Manche Reiſende haben vom Elend der ruſſiſchen Bauern geſprochen; ich beſchreibe, was ich ſehe, nicht was Andere geſehen haben. Freilich werde auch ich gewahr, daß man der ſchönen Dörfer immer weniger findet, je weiter man von Moscau ſich entfernt, kleinere Häuſer mit Strohdächern und Löcher mit Glas ſtatt der Fenſter. Ich denke auch, das Loos der ruſſiſchen Bauern hänge ſehr von ihren Herren ab. Da liegt z. B. ein Dörfchen, es zählt kaum ein Dutzend Häuſer, hat aber nicht weniger als vier Herren. Dabei mögen ſich wohl die Leute nicht zum Beſten befinden.

Am 17ten Mai. Von dem letzten Dorfe vor Colomna muß ich loben, daß vor jedem Hauſe ein Wagen mit einer vollen Waſſertonne ſteht, um, bei Feuersgefahr, das Waſſer gleich bei der Hand zu haben.

Colomna zeigt noch Ueberbleibſel ſeines alten Glanzes. — Jenſeits der Occa betrete ich eine andere Statthalterſchaft und finde eine andere Natur. Tannen und Birken verſchwinden, und machen ſüdlichern Erzeugniſſen Platz. Auch die Einwohner des Gouvernements Riäſan unterſcheiden ſich in Tracht, Wohnung und Gebräuchen von denen im Moscowiſchen. Die Weiber tragen über ihren Kleidern weiſſe, rothverbrämte Leibröcke, und auf den Köpfen eine Art von Biſchoffsmützen, von welchen Glastroddeln herabhängen. Sie ſehen Prieſterinnen irgend einer alten Gottheit ähnlich. Ueberall treiben ſie ein Spiel, das den italieniſchen Bocetti gleicht, nur bedienen ſie ſich der Eyer ſtatt der Kugeln. Das ganze Land iſt wellenförmig und fruchtbar.

Am 18ten May. Jenſeits Riäſan ſcheinen die Weiber fliegende Drachen auf den Köpfen zu tragen; beſſer kann ich ihren Kopfputz nicht verſinnlichen. Ich wollte meine Wirthin abzeichnen, als ſie aber etwas davon merkte, kroch ſie auf ihren Ofen und in dieß boudoir konnte ich ihr nicht folgen. Im Dorfe gieng es mir nicht beſſer. Alle Mädchen und Weiber liefen davon, ſobald ich Mine machte, mich ihnen zu nähern.

Am 19ten. Riosk iſt eine kleine Stadt, wo ich eine Verſammlung von Edelleuten aus der Nachbarſchaft fand. Es waren manche darunter, von denen man nicht ſagen konnte, wie von Azor: il a l'air noble. Ihre treuherzige Aufnahme machte das vergeſſen.

Am 20ſten. Einen Aufenthalt von mehreren Stunden habe ich benutzt, um meine Reiſe-Bibliothek zu muſtern. Da fand ich dann zu meinem großen Bedauern, daß ich die Schriftſteller nicht bei mir habe, welche in dieſen Gegenden mir die brauchbarſten geweſen wären, als da ſind Deguignes, Herbelot, Petit, de la Croix, Abulgasi u. ſ. w. Zum Glück habe ich mir aus Allem einen Außzug, einen cyclographiſchen Atlas entworfen, auf den ich bisweilen mich berufen und deßhalb ihn hier beſchreiben werde. 2000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung hebt er an und führt, durch 37 hiſtoriſche Charten, bis auf unſere Zeiten. Jede Charte ſtellt den politiſchen Zuſtand der Welt am Ende jedes Jahrhunderts dar, am Rande ſind die regierenden Fürſten bemerkt. Je zwiſchen zwei Charten iſt eine Erzählung in chronologiſcher Ordnung eingeſchaltet. So hat jeder Welttheil ſeinen Band von 37 Charten. Der von Aſien allein iſt die Frucht einer fünfjährigen, unermüdeten Arbeit. Dieß Werk erwarb mir die Achtung des Abbé Barthelemy, deſſen Umgang meine Erhohlung war, und der mich jezt nach Aſien begleitet.

Am 21ſten. Auf dem ganzen Wege von Koslow bis Tambow ſah ich eine Menge alter Verſchanzungen, ohne Zweifel aus einer Zeit herrührend, wo die Nomaden noch bis hieher ſtreiften. Werke von Erde dauern Ewigkeiten. Der Grund iſt einfach. Wenn ſie unter einem Winkel von 45 Graden aufgeworfen ſind, ſo tragen ſie den Keim der Zerſtörung nicht mehr in ſich. Bei Kaffa z. E. findet ſich eine Verſchanzung, die ganz ſicher ſchon Herodot beſchrieben hat, (?) ſprechend: ſie rühre von den ſcythiſchen Sklaven zu den Zeiten des mediſchen Königs Cyaxares her.

Die Einwohner des Tambowſchen Gouvernements ſcheinen mir weniger lebhaft als die moſcowiſchen Bauern. Wenn man ſie und ihre Weiber zahlreich zu ſehen wünſcht, ſo muß man kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Heerden eingetrieben werden, in der Herberge ſeyn. Ich verſäume das nie. Es iſt der angenehmſte und lebhafteſte Augenblick im Dorfe.

Am 22ſten. Heute ſah ich die erſte Mogila oder Erdhügel. Es ſind die einzigen noch übrigen Denkmäler von ſo vielen Völ-

Erſtes Kapitel.

Der feuerſpeyende Berg.

Es war am Tage nach Faſtnacht, des Morgens um fünf Uhr, als mein Großvater, einer der angeſehenſten und dickſten Männer in der Provinz, wie gewöhnlich klingelte, ſich die Schokolade bringen ließ, und bey einer Pfeiſe Knaſter die Haupt- und Staats-Actionen längſt vermoderter Helden mit innigem Wohlbehagen durchblätterte, auch wohl zuweilen mit dem alten Kammerdiener Schrimps ein paar Wörtgen darüber philoſophirte. In meines Großvaters Leben glänzten nur eine Haupt- und eine Staats-Action. Seine Haupt-Action, wie er ſie kern, welche einſt hier wohnten, oder die Gegend durchzogen. — Weiterhin fand ich in der Steppe unzählige kleine Erdhaufen, etwa 2 Fuß hoch, 3 Fuß im Durchmeſſer, und wußte anfangs nicht, wem ich die Ehre ihrer Erbauung zuſchreiben ſollte, bis ich, auf vielen derſelben, ein gelbes Thierlein mit einer ſchwarzen Schnauze erblickte, welches auf den Hinterbeinen ſtehend, ſich in die Höhe reckte und aus allen Kräften pfiff. Meine Leute behaupteten einſtimmig, es wären Affen, und allerdings benahmen ſie ſich wie Affen; aber ich merkte nun wohl, es ſey der Baiback, oder das große Steppen-Murmelthier. Um die einzeln ſtehende Poſt von Panowa herum ſcheinen dieſe Thierchen ihre Hauptſtadt erbaut zu haben, denn weiterhin ſah ich kein einziges mehr.

Nowo Chorneskaja, eine Feſtung, iſt iſt die lezte ruſſiſche Stadt und die Pforte in das Land der doniſchen Koſacken. Am 23ten. Geſchrieben auf einer Poſtſtation. Das heißt mit andern Worten: geſchrieben unter freiem

Himmel, neben einem Feuer, an welchem die Koſacken ihre Fiſche kochen. Denn was ſie Poſtſtation zu nennen belieben, iſt abſichtlich von ihnen mitten in der Steppe, abwärts von der Straſſe, angelegt; ihre Dörfer ſieht man nur von weitem. Sie wenden vor, das geſchehe blos um ihre Pferde gleich bei der Hand zu haben, di in den Steppen dicht um ſie herum weiden könnten; im Grunde fürchten ſie ſich wohl vor den ruſſiſchen Courieren und Reiſenden, die, wenn ſie in die Dörfer kommen, aus einem hohen Tone zu ſprechen pflegen.

Am 24ten. Bey der Ueberfahrt über einige Flüſſe kam ich durch zwey Koſackendörfer. Es war Sonntag, die Einwohner ſpazierten ſämmtlich auſſer den Dörfern herum, die Männer gut gekleidet, ſingend und ſchon ein wenig benebelt, die Weiber ſehr geputzt. Ihre Tracht iſt ganz morgenländiſch, ihr größter Staat ſind die Hemdermel, bey Wohlhabenden von Seide, bey Aermeren von Leinwand, mit groſſen rothen Blumen bemahlt. Auf dem Turban erheben ſich zwey Hörner von ſeltſamen Geſchmacke. — Ich übernachtete hier, und ziemlich ruhig, denn um die läſtigen Mücken zu vertreiben, brachten die Koſacken einen großen Keſſel voll glühender Kohlen herein, warfen ein Kraut darauf, das einen dichten Rauch und gewürzhaften Geruch verbreitete, ließen es eine Zeitlang brennen, verſtopften dann alle Löcher, die ſie Fenſter nannten, und befreiten mich ſo, wenigſtens für einen Augenblick, von dieſen beſchwerlichen Gäſten. Solche Räucherungen veranſtalten die Koſacken an jedem Abend, auch im Freyen, und ſelbſt ihre Pferde, mit der Würkung wohl bekannt, ſtellen ſich im Kreiſe um das Feuer, als ob ſie ſich wärmen wollten. — Ich darf das Schauſpiel eines Wettkampfs nicht vergeſſen, welches junge Koſacken vor mir aufführten. Die kunſtreichſte Wendung dieſes Spieles beſteht darin, daß man den Gegner am Gürtel faßt, ſich dann mit aller Kraft zurück auf den Boden wirft, und Jenen dadurch über den Kopf wegſchleudert, daß man meinen ſollte, er breche Arme und Beine. Aber ein Koſack iſt nicht ſo zart. Ich ſah ſie, mir nichts dir nichts wieder aufſtehen, als ob ſie blos einen ſogenannten Burzelbaum gemacht hätten. Dieſes Spiel wird noch ſehr merkwürdig dadurch, daß vielleicht die Koſacken ihren Urſprung ihm verdanken. Als nemlich Wladimer Cherſon erobert hatte, gieng ſein Sohn Mſtislaw über den Bosphorus auf die Inſel Taman, damals der Hauptort des Königreichs Tmutarakan. Ein Fürſt der Schaſſen und der Kaſogen machte die Eroberung ihm ſtreitig. Man kam überein durch einen Zweikampf ohne Waffen die Sache zu entſcheiden. (Eine trefliche Auskunft, deren man ſich im Alterthume öfter bediente, die aber leider ganz auſſer Gebrauch gekommen, obgleich man denken ſollte, jeder Fürſt werde lieber das Blut Eines Unterthans wagen, als das Blut von hundert tauſenden, denn ein Wageſtück iſt doch jede Schlacht ſo gut, wie jeder Kampf.)

Mſtiſlaw trug den Sieg davon. Nun meine ich, die Schaſſen ſeien die Aſſen der Reiſenden des XIII. Jahrhunderts; (Man ſehe Ramuſio) ferner meine ich, Neſtors Kaſſogen, welche Nation ſie auch ſeyn mogten, bewohnten des Kaſſaſchia des Conſtantin Porphyrogeneta. Aber die beſiegten Kaſſogen, ohnehin halbe Nomaden, mußten Kaſſaſchia räumen, die Sclaven des Mſtiſlaw traten an ihre Stelle und nannten ſich Kaſacken; denn ſo, nicht Koſacken, ſprechen ſie das Wort noch jezt aus.

Am 25ſten fuhr ich wieder durch ein Koſackendorf. Die Feſttage währten noch, alles prunkte in Sonntagskleidern. Die jungen Mädchen ſpazierten truppweiſe herum, hielten ſich an den Händen und ſangen. Die Männer ſaſſen in Gruppen und gaben ſich ernhafte Mienen. Niemals grüßten ſie mich zuerſt, aber wenn ich es that, ſo ſtanden ſie alle zugleich auf und verbeugten ſich. — Die Ueberfahrt über die Medweditze hat etwas Wildes. Für

Reiſende giebt es Fähren, die Koſacken rudern in Böten hinüber und laſſen ihre Pferde durchſchwimmen. — Weiterhin wimmelte die Steppe von Susliks (Mäuſen) den gefährlichſten Feinden des Erndteſegens in jenen Gegenden.

Am 26ten beobachtete ich die Koſacken an einem Werktage, ich ſah aber Niemanden bey der Arbeit. Das edle Nichtsthun ſchien ſehr bey ihnen in Gunſt zu ſtehen. Die Frömmigkeit kann man ihnen nicht abſprechen, wenigſtens nach den vielen ſchönen Kirchen zu ſchlieſſen, die ich überall antraf. — Ich folgte jezt von Ferne dem Laufe des Dons dieſes Königs aller ſcythiſchen Flüſſe, jenes in den griechiſchen Dichtern ſo berühmten Tanais, über den ich ſo oft, mit Strabo, Herodot und Ptolomäus, hin und her gefahren bin. Endlich verließ ich die Ufer des Dons, um jene Erdzunge zu betreten, welche dieſen Fluß von der Wolga ſcheidet. Von jezt an führte der Weg, 30 Werſte lang, merklich aufwärts, woraus man ſchlieſſen kann, daß der alte Entwurf, einen Kanal hier anzulegen, Schwürigkeiten finden mögte. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſehr dieſe weite, durch ihre hohe Lage der Wuth der Stürme ausgeſezte, Ebene den Stempel der Verwüſtung trägt. Selten zeigt ſich auf dem trocknen Sande ein gelber Grashalm, deſſen ſchmuzige Farbe von dem ſchönen Grün in den Hohlwegen längs der alten Koſacken-Linie, widerlich abſticht. Auch trift man keine Spur von Anbau, nicht einmal in der Gegend der Kutars, welches eine Art von Schweitzer Sennhütten ſind.

Unfern Zaritzin ſah ich in der Ferne die Steppenziege, deren Oberlippe ſo lang iſt, daß ſie nur rückwärts ſchreitend graſen kann. — Plözlich eröffnete ſich mir auf einer Anhöhe die weite Ausſicht auf die Ueberſchwemmungen der Wolga, ein auſſerordentliches Schauſpiel, zu erhaben für jede Feder. Ich habe den Austritt des Nils geſehen, allein der gröſte Theil ſeiner Gewäſſer wird von Canälen ſo verſchlungen, daß man ſogar der

Maſchinen bedarf, um die mehrſten Reisfelder zu bewäſſern. Hier liegt ein weiter Archipel vor meinen Blicken; er hängt durch Wälder zuſammen, die aus dem Schooſe der Gewäſſer hervorragen. Fiſche ſpielen um die Bäume, wie in der Sündfluth, welche Ovid beſchreibt.

Die kleine Stadt Zarizin wurde vor drey Jahren faſt ganz ein Raub der Flammen, iſt aber herrlicher aus ihren Trümmern wieder hervorgegangen.

Am 27ten. Ich fuhr über den Fluß Zariza, und ſtand nun auf aſiatiſchem Boden; wenigſtens machen die beſten Erdbeſchreiber dieſen kleinen Strom zur Grenze beider Welttheile. Die Kalmucken ſchienen dieſe Meynung unterſtützen zu wollen, denn ſie hatten am jenſeitigen Ufer ihre Zelte aufgeſchlagen und dieſe mit ihren aſiatiſchen Figuren beſezt. Sie ſehen aus, wie gemahlte Chineſer, ihre Mützen gleichen Schwämmen. Von ihren Scheiteln hängen lange Haarzöpfe, bei den Männern, nur einer hinten, bei den Weibern zwei auf die Bruſt herab.

Nur drei Stunden brauchte ich, um von hier nach Sarepta zu kommen eine Pflanzſtadt, wo die friedlichen Herrenhuter ihren frommen Kunſtfleiß mitten unter jenen Wilden fortpflanzen, und zugleich einer der bequemſten Orte, um die Sitten und Geſchichte der Kalmucken kennen zu lernen. Alle Brüder verſtehen ihre Sprache, mehrere ſchreiben ſie ſogar, denn ſie folgen bisweilen Jahre lang den Horden; ja es macht Manchen Vergnügen, die Kalmuckiſchen Bücher umzuſchreiben. Dieſe Bücher enthalten weder die Sprache noch die Schriftzüge von Tibet, ſondern die gebräuchliche Mundart, und ſind mit mungoliſcher Schrift geſchrieben, welche in Europa faſt unbekannt, ſogar der Propagenda geblieben iſt. Eine Probe derſelben findet ſich in Thevenots Sammlungen (nicht deſſen Reiſen); ein ſehr rahr gewordenes Buch, beſonders der dritte Theil.

Die Kalmuckiſchen Horden nähern ſich gewöhnlich erſt im Spätjahre der Wolga, wenn die Waſſerpfützen der Steppen vertrocknet ſind. Diejenigen, die jetzt um Sarepta ihre Zelte aufgeſchlagen hatten, beſaßen nicht Vieh genug zu ihrem Unterhalte, und faßten daher den ſchwerſten Entſchluß, den ein Kalmuck jemals faſſen kann, nemlich den zu arbeiten. Die Handarbeit iſt hier ſehr theuer, wie in allen wenig bewohnten Ländern, ſie könnten folglich mit Leichtigkeit wohlhabend werden; das iſt aber nicht leicht für ſie, die nur die bitterſte Noth zur Arbeit ſpornen kann. Ich ſah ihrer viele den ganzen Tag in der Stadt herumſpazieren, oder auch wohl in der Sonne liegen. Andere trieben ſich im Waaren-Magazine herum, als ob ſie Alles kaufen wollten und könnten.

Mein Hund machte einen gewaltigen Eindruck auf ſie, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß ſie Ideen von Seelenwanderung an dieſes Thier knüpfen und es darum für eine große Ehre halten, nach ihrem Tode von ſelbſt mit vieler Gutmüthigkeit zu nennen pflegte, war die Vermählung, die er vor zwey Jahren an ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage, mit meiner Großmutter, einer neunzehnjährigen raſchen Dirne, gefeyert hatte. Sie ſelbſt, die da nicht wußte, was ihr Eheherr unter einer Haupt-Action verſtand, wurde nicht ſelten verlegen, und roth bis an die Fingerſpitzen, wenn er ihre Heirath mit dieſer Benennung beehrte. Sie pflegte bey der Sylbe Haupt immer nach ſeinem Kopfe zu ſchielen, und bey dem Worte Action ihn mit einem etwas ſpöttiſchen Blick bis zu den Füßen zu meſſen, ohne jedoch durch den Gebrauch ihrer ſonſt ziemlich geläufigen Zunge, zu entwickeln, was dabey in ihrer Seele vorgieng. Die Staats-Action meines Großvaters datirte ſich zwey und vierzig Jahr zurück. Es begab ſich nemlich zu der Zeit, da der jetztregierende Fürſt als Erb-Prinz von Reiſen zurückkam, daß der Adel der Provinz ihm einige Abgeordnete bis an die Grenze entgegen

Hunden gefreſſen zu werden. Sie haben dann auch dafür geſorgt, daß dieſe Ehre ihnen beſtändig wiederfährt; denn Troz ihrer Ehrfurcht für die Hunde laſſen ſie ſie brav hungern, weil ſie mit ihren Milchſpeiſen geizen. Nicht einmal die geſtorbenen Thiere werfen ſie ihnen vor, ſondern verzehren ſie lieber ſelber, folglich müſſen die armen Hunde wohl Kalmucken-Leichname freſſen, und wenn es deren keine giebt, ſo nähren ſie ſich kümmerlich von der Jagd der Susliks. Ein Einwohner von Sarepta, der mehrere Jahre mit einer Horde herumgezogen war, beſchrieb mir das gräßliche Schauſpiel, wenn die Hunde wüthend über einen Leichnam herfallen, ihn zerfleiſchen und ſich um die Stücke beiſſen.

An der Stelle, wo Strabo von den nomadiſchen Scythen redet, die ſich bei den Sogdiern und Bactriern erhalten haben, ſagt er: „In der Hauptſtadt der Bactrier hält man „Hunde unter einem ganz beſondern Nahmen, „der in unſerer Sprache ſo viel als Todten-

„gräber bedeutet. Dieſe Hunde müſſen alle „diejenigen freſſen, die des Alters Schwäche „oder Krankheit befallen hat. Daher ſieht „man um dieſe Hauptſtadt keine Gräber, wohl „aber zwiſchen den Mauern eine ungeheure „Menge von Knochen. Man ſagt, Alexander „habe dieſe Gewohnheit abgeſchaft.“

Cicero erzählt daſſelbe von den Hirkaniern. „Dort, ſagt er, hält das Volk öffentliche „Hunde, die Vornehmern haben Haushunde „— um von ihnen zerfleiſcht zu werden, und „das gilt ihnen für das herrlichſte Begräbniß. (Quaest. Tusc. I. 35.)

Am 28ten May. Heute ſah ich den Abzug einer Karawane von ruſſiſchen und tatariſchen Kaufleuten, die ſich in die Horde begeben, um den Kalmucken Brodt, Branntwein und Möbeln zu bringen. Dieſe Möbeln beſtehn aus niedrigen, ſchmalen Bänken, hölzernen mit Oelfarbe angeſtrichenen Kaſten und Thüren, die ſo eingerichtet ſind, daß man den Zelten ſie anpaſſen kann.

Dann folgte eine Karawane von mehr als 30 tatariſchen Wagen, welche Armenier aus Aſtrachan nach Sarepta geführt hatte, und ich hörte hier zum Erſtenmale das ſchreckliche Knarren der Räder ihrer ſogenannten Arabus, wovon einſt ein ganzer Stamm den Beinahmen die Lärmenden erhielt, ſelbſt bey den Griechen. Noch jezt rühmen ſich die Tataren des Geräuſches, welches ihre Wagen verurſachen, und ſprechen: „nur Feige ſchmieren ihre Räder, brave Leute fürchten ſich nicht, in den Steppen von einem Ende bis zum andern gehört zu werden.“

Ich ſchreibe dieß in einer Barke, die auf dem Rücken der Wolga ſchwimmt und mit mir nach Aſtrachan ſchwimmen wird. Mein Schiffspatron war ſehr bereitwillig den Handel abzuſchlieſſen, den man ſpricht viel von Flußräubern, und vier wohlbewaffnete Reiſende waren ihm folglich ſehr willkommen. Wir liegen am Fuße einer kleinen Kalmucken Uluſſe vor Anker, ich darf mich alſo rühmen, daß ich eine Nacht bey ihnen zugebracht habe. Sie laufen hin und her, balgen ſich, machen eine tolle Muſik auf allerley Inſtrumenten, ſind mit einem Worte ſehr muthwillig, faſt wie junge Hunde. Ihre Lebhaftigkeit ſticht ſehr ab gegen die tatariſche Unempfindlichkeit.

Am 29ten May. Mit Tagesanbruch waren wir ſegelfertig, allein der Herr Patron blieb auf dem Lande zurück, verſprechend, er werde in einer Schaluppe folgen. — Er hielt nicht Wort. Seine Abweſenheit machte die Bootsleute unachtſam und verurſachte uns in der Folge allerley Unannehmlichkeiten. — Während einer ärgerlichen Windſtille ſahen wir eine Menge Pelikane, deren einige ſehr nahe kamen. Von den Schwänen kann man ſie nur durch ihren gewaltig großen Schnabel unterſcheiden. — Um 2 Uhr trieb uns ein ſtarker Strom gegen eine überſchwemmte, mit Bäumen bedekte Inſel. Alle Anſtrengung, die Barke los zu machen, war eine Zeitlang vergebens, und wir hielten unſern Schiffbruch für gewiß. Glücklicherweiſe berührten wir die gröſſern Bäume nicht, die Kleinern bogen wir oder zerbrachen ſie, indem wir über ſie hinfuhren und ſo entgiengen wir endlich der Gefahr, mit Verluſt unſerer Schaluppe, die zwiſchen den Aeſten einer Weide ſitzen blieb.

Bald nachher kamen wir an ein Dorf, wo ich die Ufer mit Figuren beſezt erblickte, deren Tracht mir ganz neu war. Ich erfuhr, es ſey eine neue Kolonie von Tataren, Tſchuwaſchen und Mordwinen, die man hier verſchmolzen hatte. Meine Bootsleute giengen ans Land, um eine Schaluppe zu miethen, welche die ihrige nachhohlen ſollte. Ich benuzte die Gelegenheit, Völker zu ſehen, die ich nur dem Nahmen nach kannte. Die meiſten Einwohner waren Tataren ſehr nachläſſig gekleidet, die Weiber hingegen gepuzt, und weiß und roth geſchminket. Die leinenen Kleider der Tſchuwaſchen ſind reichlich mit farbigen Stickereien verbrämt, die beſonders Kreuze von allen Formen darſtellen, ſo daß man gewiß die Ordenkkreuze aller chriſtlichen Orden darunter finden wird. Die Weiber der Mordwinen, beſonders die Mädchen, kleiden ſich wild und biſarr. In den Ohren tragen ſie groſſe Büſchel von Wolle, in die Haare flechten ſie Glöckchen, um den Hals binden ſie groſſe kupferne Schellen. Sie ſelber ſcheinen eben ſo wild zu ſeyn als ihre Tracht. Kamen wir ihnen nur ein wenig zu nahe, ſo liefen ſie gleich in ihre Häuſer. — Zu dieſer ſeltſamen Miſchung von Nationen geſellten ſich auch noch ruſſiſche Fiſcher und Kalmucken, die ſich als Viehhirten vermiethen.

Nachdem ich in der Kolonie herum gegangen war, trank ich Thee bey einem Ruſſen, dem Director derſelben. Wir ſprachen von den Räubern auf der Wolga, und er ſchilderte mir die Gefahr als ſehr bedeutend. Es ſind keine Bootsleute oder feige Kerle, ſagte er, die nur ſo gelegentlich etwas erwerben und dann heimkehren wollen; es ſind wohlbewaffnete Ausreiſſer, ihr Anführer ein aus Sibirien entſprungener Verbrecher, von deſſen ſchon begangnen Thaten die aufgeriſſenen Naſenlöcher und die gebrandmarkte Stirn zeugen. Der Vogt (Upramitel) fügte hinzu: dieſe verwegene Freibeuter griffen nicht blos die größten Barken an, ſondern beunruhigten auch ſchon die Küſten, wo ſie landeten um zu plündern.

Indeſſen kamen meine Leute mit der Schaluppe zurück und wir ſetzten unſere Reiſe fort. In der Barke erzählte ich ihnen, was ich vernommen. Sie wurden ängſtlich. Wir muſterten unſere Vertheidigungsmittel. Die ihrigen beſtanden aus einer Batterie von zwey Kanonen, deren Eine nicht länger als eine Spanne, die andere um ein paar Zoll länger war. Zum Glück waren meine Muſketen mehr werth, als ihr grobes Geſchütz. Ich beſaß einen engliſchen Sturmak mit zwey Läufen und noch ſieben andere Feuerſchlünde, ſämmtlich in gutem Stande. Ich ließ ſie in eine Art von Wachthaus ſtellen, wie alle groſſe Barken auf der Wolga es haben, theils um den Compaß darin zu verwahren, hauptſächlich aber, weil es erhöht iſt, und weil der Steuermann die ſehr hohe Stange des Steuerruders nicht würde führen können, wenn er nicht einige Fuß höher ſtünde als das Verdeck.

Während wir mit dieſen Kriegsrüſtungen beſchäftigt waren, traf uns ein neuer Unfall. Wir blieben nemlich auf einer Untiefe ſitzen. Vergebens ſtrengten die Matroſen alle ihre Kräfte an, um die Barke wieder flott zu machen. Die Nacht wurde dunkel und ſtürmiſch; ſie ermüdeten und legten ſich ſo ruhig ſchlafen, als Cäſar einſt unter den ciliciſchen Seeräubern. Am andern Morgen (den 30ſten) wurde die Schwere der Ladung hie und da anders vertheilt, und nun gelang unſere Befreiung. Kaum waren wir aber flott geworden, als wir mit groſſer Beſtürzung eine Schaluppe voller Menſchen erblickten, die allerley verdächtige Bewegungen machte. Wir griffen zu den Waffen, wir feuerten einigemal, um zu zeigen, daß wir mit Vertheidigungsmitteln wohl verſehen, und auch vorbereitet wären. Endlich kamen wir an eine Krümmung des Fluſſes, wo die Gewalt des Stroms uns grade auf die Schaluppe zuführte. Wir kamen ihr ſo nahe, daß wir die Leute zählen konnten, es mogten ihrer zehn ſeyn. Schon zweifelten wir nicht mehr, daß es zur Schlacht kommen würde; aber zu unſerer groſſen Freude kehrten ſie plözlich um, und verlohren ſich in den ausgetretnen Waſſern. In unſerm Nachtquartier beſtätigte man mir alles, was ich von dieſen Flibuſtiers der Wolga ſchon gehört hatte, mit dem Zuſatze, man habe bereits zwey Truppen-Commando's gegen ſie ausgeſandt.

Am 1ten Juny erfuhren wir aus ſicherer Hand, daß wir die Räuber würklich geſehen hatten. Eine Barke, die uns folgte, war von ihnen geplündert und die Mannſchaft ſehr mißhandelt worden. Uns hatten ſie nicht angegriffen, weil ſie, nach ihrer Ausſage, zwei Wagen auf dem Verdeck und Bewaffnete daneben geſehen. Unſer Schiffspatron, der endlich heute nachkam hatte ſie gleichfalls auf einer Inſel erblickt, wo ſie kochten, und ſich nicht die Mühe gaben, ihm nachzuſetzen, vermuthlich weil ſein Fiſcherboot ſchlechte Beute verſprach.

Den zweyten Juny fuhren wir ziemlich ſpät aus, weil unſere Matroſen betrunken waren. Wir ſteuerten zwiſchen Inſeln auf überſchwemmten Ebenen herum. Die Schaluppe machte eine Spazierfahrt, und brachte einen Gefangnen der Wolga, einen Haſen mit zurück. Wir ſahen auch Pelikane und Waſſer-Raben, die ſich aber entfernt hielten. Eine Waſſerſchlange legte ſich auf unſer Steuer-Ruder, und mehrere Andere ſchwammen um die Barke. Fiſcher-Hütten, an welchen wir gegen Abend vorüberfuhren, und aus welchen ich Mundvorrath zu erhalten hoffte, ſtanden gänzlich unter Waſſer und waren leer.

In der Nacht kamen wir nach Wiellansky Gorodok, einer Art von militäriſcher Pflanzſtadt der Koſacken von Aſtrachan. Wir wollten landen, aber der Strom war zu reiſgen ſandte, Se. Durchlaucht pflichtſchuldigſt zu empfangen. Mein Großvater hatte ſich durch ſeine Pferdekenntniß viel Anſehn erworben, und ward daher zum Redner gewählt. Noch in ſeinem ſiebenzigſten Jahre verſüßte ihm manche Stunde ſeines freudeloſen Alters die Erinnerung, daß er jenes Meiſterſtück der Rednerkunſt, ohne Stocken herunterperorirt, und die goldne Doſe mit Brillanten, die er bey dieſer Gelegenheit aus den Händen des Prinzen empfing, kam nicht aus ſeiner Taſche, ſo ſehr auch die tyranniſche Mode über ihre plumpe, viereckigte Geſtalt hohnlächelte. Noch immer hiengen Fragmente dieſer Staats-Action hin und wieder in den Winkeln ſeines Gedächtniſſes, die er, wenn er recht bey Laune war, dem alten Kammerdiener Schrimps mitzutheilen pflegte. Auch war ſo leicht keine Materie, von der er nicht mit der ſcheinbarſten Ungezwungenheit, auf jene berühmte Zurückkunft des Prinzen in ſeine Erbländer übergeſprungen wäre. Wenn zum Exempel ſend und unſere Mannſchaft zu ungeſchickt, wir mußten wider unſern Willen weiter fahren. Am 3ten des Morgens verſuchten wir daſſelbe bei einem andern Städtchen, waren aber weder glücklicher noch geſchickter als geſtern. Die Matroſen fluchten, das half nichts.

Gegen Abend begegnete uns eine Barke von Aſtrachan, die wegen der Räuber bei uns Erkundigung einzog. Dann giengen wir endlich bei Tenolowa ans Land, aber nicht ohne Fiſchernetze zu beſchädigen, wobei es zu einem lebhaften Umtauſch von Schimpfworten kam. — Am 4ten ſah ich zum erſtenmale in meinem Leben das Kameel mit zwei Höckern, und fand, daß die Abbildungen, die wir in Europa davon haben, ſchlecht ſind. Die meiſten ſind von den Büffonſchen copirt, die auch nicht viel taugen. Die Höcker ſind ſehr ſpitzig und der hintere ſcheint ein ganz fremdartiger Körper zu ſeyn, der bald auf eine bald auf die andere Seite hängt. Ich trat bei dieſer Gelegenheit auf einige Minuten in eine Kalmuckiſche Niederlaſſung und ergötzte mich an ihrer Kindlichkeit die in der That einnehmend iſt.

Um **Tenoloma** herum zeigt die Steppe eine blauliche, oder vielmehr Meergrüne Farbe, die von einer gewürzhaften Pflanze herrührt, welche den Dunſtkreis mit Wohlgerüchen ſchwängert. Es ſoll eine Art von Wermuth ſeyn. **Springhaſen** giebt es hier genug und ihre Löcher ſind unzählig. Gern hätte ich einen gefangen, um zu ſehen, ob er dem afrikaniſchen gleiche, aber ſie laſſen ſich nur im Frühjahr leicht erhaſchen.

Am 5ten hatte ich das Vergnügen mit dem Grafen **Valerian Subow**, der aus dem Perſiſchen Kriege zurückkam, einige Stunden zuzubringen. Ich hörte ihm gern zu, aber mein Herz blutete, denn ich ſah mich gezwungen, vielen Begriffen zu entſagen, die mir lieb geworden waren. Ich verfolgte ſo gut ich konnte, die Märſche der ruſſiſchen Armee, auf einer Charte von dem morgenländiſchen Theile des Kaukaſus, die, während dieſes Feldzugs, mit großer Sorgfalt aufgenommen worden. Nachdem die ruſſiſche Armee über den Koaſar gegangen war, zog ſie in die Staaten des Shemkal, deſſen Hauptſtadt Tarku iſt. Dieſer Shemkal iſt ein, Rußland unterworfner, Fürſt, folglich fand Graf Subow keine Schwürigkeiten weiter vorzurücken. Die Einnahme von Derbent war die Folge. Derbent liegt faſt mitten in den Staaten eines kleines geiſtlichen Fürſten, der ſich Cadi von Tabüſcheran nennt. Der Graf ſezte ſeinen Marſch fort, und ſchlug endlich ſein Hauptquartier an der Gränze der Wüſte von Mugan auf. Auf dieſem ganzen Marſche hatten die Ruſſen eigentlich nur die Lesgier zu bekriegen, die einen ganz unzugänglichen Bergrücken bewohnen. Hinter dieſem hauſt ein Fürſt, Awar-Chan. Der Nahme Awar, eines alten hunniſchen Volkes, iſt wahrſcheinlich der Grund, warum in dem zu Petersburg erſchienenen Wörterbuche die Sprache dieſer Awaren, gleich nach der ungariſchen geſezt worden. Ich fand aber keine Aehnlichkeit zwiſchen beiden.

Nicht nur mit den Völkern des Kaukaſus, ſondern auch mit andern, viel weiter entfernten, blieb der Graf Subow in freundſchaftlichen Verhältniſſen, mit den Truchmenen, Bucharen und Afganen. Die Bucharen ſind die Sogdier des Alterthums, gemiſcht mit Turkomannen, vormals unter dem Nahmen der Usbecken bekannt. Ihr Chan, der neulich einen Geſandten und einen Elephanten nach Petersburg geſchickt hat, ſoll ſeine Staaten ſehr gerundet haben. Er hat ein kleines Korps europäiſcher Soldaten, welches beſonders aus Ruſſen beſteht, die von den Kirgiſen ſehr theuer an ihn verkauft worden ſind.

Die Afganen ſind jene kriegeriſchen Völker, welche an den perſiſchen Gränzen gegen Indien zu wohnen, und mehr als einmal jenes Land erobert haben. Die engliſche Academie in Bengalen hat verſchiedene, aber nicht genügende Schriften über ihren Urſprung herausgegeben.

Graf Subow ſagte mir, die Völker des Kaukaſus behaupteten, von dieſen Afganen abzuſtammen.

Endlich erfuhr ich auch, zu meiner großen Freude, daß es würklich eine Gegend, Nahmens Taliſcha, gebe, die von einem beſondern Chan beherrſcht werde, und wo man eine Sprache rede, welche die Perſer nicht verſtehen. Von der Exiſtenz dieſes kleinen Berglandes erfuhr ich zuerſt etwas durch ein deutſches Buch: Der allerneueſte Staat von Caſan, Aſtrachan, Georgien. Nürnberg 1724. Da ſteht folgendes: „In Ghilan giebt „es zweierlei Einwohner, die Ghilanier „und die Talier, jene in Ebenen, dieſe auf „Bergen wohnend. Jene reden eine Sprache, „die blos eine Mundart der Perſiſchen iſt, „dieſe hingegen eine ganz verſchiedene, ſo daß „beide Völker ſich nur wenig verſtehen. „Spaſch heißt in Taliſcha ein Hund, Perſiſch „und Ghilaniſch Sek.“ — Nun erinnere man ſich des einzigen mediſchen Wortes, welches Herodot uns aufbehalten: Spaze, Hündin, welches doch wohl die gröſte Aehnlichkeit mit Spaſch, Hund, hat? Die Talier wären alſo ein Ueberreſt der alten Meder? — Doch halt! ſchnell eingelenkt! ſonſt verliere ich mich auf den Steppen der Etymologie, und werde ausgelacht, wie ſo manche Andere. — Gmelin war ſehr nahe bei Taliſcha, wo nicht gar würklich dort. Aber Gmelin war Naturforſcher, die Geſchichte der Völker hatte nur ein Neben-Intereſſe für ihn. Daſſelbe gilt von Güldenſtädt und andern reiſenden Akademikern, ſo, daß man wohl ſagen darf, Rußland ſey, in Anſehung hiſtoriſcher Unterſuchungen, noch ſehr arm.

Am 6ten Juny kam Befehl aus Aſtrachan, einen Streifzug gegen die Flußräuber zu veranſtalten, die ſich auf der Achtuba gezeigt hatten. Die, welchen wir aufſtieſſen, waren alſo nur ein Theil der Bande.

Wir ſezten unſere Reiſe bey ſtürmiſchem Wetter fort, kamen wenig vorwärts, mußten in der Nacht an einer Inſel ankern und wurder geſchaukelt, wie auf offnem Meere. Am 7ten war das Wetter noch ſchlechter. Aus langer Weile ſtudierte ich in dem vergleichenden Wörterbuche von 4 Bänden. Da fand ich ungefähr 200 ſogenannte ſusdaliſche Worte, deren eine Hälfte rein ruſſiſch, die andere aber von keiner ſlaviſchen Mundart abſtammt. Einige dieſer leztern ſcheinen ganz griechiſchen Urſprungs zu ſeyn, manche unbezweifelt, z. B. **Chiria**, die Hand, **Galimo**, die Milch, **Gir** ein Greis u. ſ. w. **Mites** die Naſe, wie im Neugriechiſchen.

Abends warfen wir die Anker bey Tſchernoi Gorod. Ich wohnte bei einem wohlhabenden Fiſcher. Von ſeinem Hauſe aus konnte ich ganz deutlich jenſeits der Achtuba die Ruinen von **Seliternoi Gorod** (Salpeterſtadt) erkennen. Man nennt ſie ſo von einer dort angelegten Salpeterſiederei; den eigentlichen Nahmen dieſer alten Stadt weiß man nicht mehr, ſo wenig als die Nahmen vieler andern, deren Trümmer in der Steppe zerſtreut liegen.

Den 8ten fuhren wir an einer Inſel vorbei, auf welcher eine große Seltenheit uns in die Augen fiel, nemlich ein ſchönes Haus, welches von einem Kalmuckiſchen Fürſten unlängſt erbaut worden. Er heißt Thumen und iſt der erſte Kalmuck, der einen Widerwillen gegen die nomadiſche Lebensart gefaßt hat. Indeſſen bringt er doch einen Theil des Sommers noch unter Zelten zu, iſt auch der Religion des Lama treu geblieben.

Während eines Sturmes, der uns an das Ufer zu ſchleudern drohte und mitten im Fluſſe Anker zu werfen nöthigte, hohlten die Bootsleute Waſſer von einer benachbarten Inſel, und ich benutzte die Muſſe, um meine Bemerkungen über Herodot niederzuſchreiben; denn Herodot macht die Reiſe nach Scythien wieder mit mir, nachdem er ſie vor 2200 Jahren in Perſon gemacht hat. Seitdem haben hundert verſchiedene Völker hier gehauſt, die Trümmer ihrer Städte bedecken die Wüſte, ihre Nahmen ſind verſchwunden. Tauſende von mächtigen Fürſten und berühmten Kriegern haben auf dieſen Steppen ihre Gräber aufgeworfen. Wer kennt ſie? wer weiß noch von ihnen? Nur Herodot, der Geſchichtſchreiber, iſt noch vorhanden! von der blutigen Bahn der Schwerdter iſt keine Spur mehr übrig, was ſeine Feder aufzeichnete, iſt geblieben. Mich dünket, ein guter Schriftſteller dürfe ſchon ein wenig ſtolz ſeyn, wenn gleich der glückliche Feldherr jetzt auf ihn herabſieht. Es kommt eine Zeit, wo dieſer gleichſam nur noch von der Gnade des Schriftſtellers lebt.

Am 9ten verlohren ſich unſere Blicke in den Ueberſchwemmungen eines Arms der Wolga. Dörfer ſchienen im Waſſer zu ſchwimmen, Heerden blökten nach Fähren, um in höhere Gegenden zu kommen, die zu Inſeln geworden waren. Mich vergnügte die Lebhaftigkeit der Umgebungen, eine Reihe Kalmuckiſcher Niederlaſſungen am rechten Ufer, der Strom mit Fiſcherbarken bedeckt. Der widrige Wind trieb uns biſweilen an Inſeln, wo Millionen Krähen geniſtet hatten, deren abſcheuliches Gekrächz mich ganz betäubte. Einige kamen ganz vertraulich auf unſere Barken und ſtahlen was ſie konnten. Ich hatte große Luſt, den lieben Gott ein wenig zu verklagen, daß er ſo viele Krähen auf die Welt geſetzt, aber die Klage verwandelte ſich in Bewunderung der Vorſehung, als ein Einwohner von Aſtrachan mir ſagte, die verfaulten Fiſche würden mehrere Striche an der Wolga unbewohnbar machen, wenn die Krähen ſie nicht auffräßen.

Nachmittags erblickten wir endlich die Thürme von Aſtrachan, und landeten daſelbſt nach einigen Stunden. Die erſte Geſtalt, die mir beim Ausſteigen entgegen trat, war die eines Indiers, der eine goldne Blume auf der Stirn trug, und nun zweifelte ich nicht mehr, daß ich in Aſien ſey. Im Hafen hörten wir die Nachricht, man habe neun Fluß-Räuber gefangen.

Schrimps um fünf Uhr des Morgens vor das Bett trat, und die alten, Damaſtenen Vorhänge mit den Worten zurückſchlug:

„Es iſt heut ſchönes Wetter Ew. Gnaden,“

ſo pflegte mein Großvater den Kopf gegen das Fenſter hinzuſtrecken, und wenn auch nur ein Wölkgen, ſo groß als der Rauch der aus ſeiner Pfeife gieng, am blauen Horizonte ſich blicken ließ, mit Kopfſchütteln zu verſetzen:

„So einen Frühling, Schrimps, als vor „zwey und vierzig Jahren, erleb' ich nicht „wieder. Es war damals“ —

Schrimps wußte ſchon, was nun kommen würde, und weil er die ganze Staats-Action, ihrer Länge und Breite nach, bereits inne hatte; ſo durchkreuzte er geſchwind die Erzählung des gnädigen Herren mit einer neuen Frage:

„Haben Ew. Gnaden den engliſchen Reiſewagen ſchon geſehen, den die gnädige „Frau geſtern gekauft?“

(An dieſer Stelle hat der Herr Graf Potozki ſehr ſcharfſinnige gelehrte Unterſuchungen über das Land zwiſchen dem obern Don und der obern Wolga eingeſchaltet, wobei Herodot ſein Führer geweſen, die aber nur für einen ſehr kleinen Theil der Leſer Intereſſe haben mögten. Doch hebe ich die Stelle aus, wo Herodot von den Gelonen erzählt, daß ſie das Land bauen, vom Getraide leben und Gärten pflanzen; bei welcher Stelle der Herr Graf folgende Anmerkung macht:) Ich weiß aus dem Munde des Herrn Grafen Nicolai Romanzow, daß in einer ruſſiſchen Stadt — ob Roſtow oder Wladimer, iſt mir entfallen — ein Gärtner-Stamm lebte, der dieſes Gewerbe vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und überhaupt dem Lande, welches er bewohnt, fremd zu ſeyn ſcheint. Man kann hierüber noch ein, vor einigen Jahren in Petersburg gedrucktes, merkwürdiges Buch nachleſen. Der Verfaſſer, ein engliſcher Arzt, zeigt darin mehrere ſonderbare Aehnlichkeiten zwiſchen den Sitten der Ruſſen und des alten Griechenlandes, welche die Zerſtreuung der Gelonen bewürket haben kann, die, nach Zerſtörung ihrer Stadt durch den Darius, erfolgt ſeyn muß.

Aufenthalt in Aſtrachan. Am 15ten Juni. Die erſte Horde, auf welche man öſtlich von der Wolga ſtößt, ſind nogayiſche Tataren, denen von Aſtrachan ſehr ähnlich. Jenſeits des Urals oder Zaiks findet man drei Kirgiſenhorden, die, wie man behauptet, 150000 Reiter ſtellen können; ein Beweis, daß die Werkſtatt der Völker noch nicht ganz ſo erſchöpft iſt, als man in Europa zu glauben pflegt. Nach den Turkomannen ſind die Kirgiſen die ſchlimmſten Nachbarn, die man in Aſien nur immer haben kann. Zwar bekennt ſich die Nation Rußland unterworfen, aber einzelne Kirgiſiſche Abentheurer führen oft Krieg auf ihre eigene Hand. Mit zwei Pferden, die ſie am Stricke nach ſich ſchleppen, ſetzen ſie über die Wolga oder den Zaik, und wehe dem Ruſſen, den ſie erhaſchen! ſie führen ihn nach Chiwa, wo ſie ihn verkaufen. Freilich übt man ſogleich das Recht der Vergeltung, und ſo befinden ſich in dieſem Augenblicke 30 gefangene Kirgiſen in Aſtrachan. Ich habe ſie geſehen mit ihren eingedrückten Geſichtern, ſie halten das Mittel zwiſchen Tataren und Kalmucken, ſind aber größer und ſtärker gebaut als die letztern. — Die Karakalpacken oder Schwarzmützen ſind nur noch ein ſchwacher Stamm, der an den Ufern des Sees Aral gelagert iſt, und von Tagearbeiten in der Stadt Chiwa lebt.

Die Tataren von Chiwa ſind kein Nomadenvolk, ſondern haben Dörfer und eine Hauptſtadt. Ihre hölzernen, gut gebauten Häuſer ſind inwendig übertüncht und mit Mahlereien überladen. Der Chan von Chiwa iſt immer ein Gefangener in ſeinem Schloſſe und leiht nur ſeinen Nahmen der höchſten Gewalt. Iſt man unzufrieden mit ihm, ſo ſchickt man ihn nach Buchara und läßt einen andern hohlen.

Den Streifzügen der Kirgiſen verdanket faſt jedes Haus in Chiwa einen oder zwei ruſſiſche Sklaven. Werden ſie Mahomedaner, ſo ſetzt man ſie ſogleich in Freiheit. Es heißt, daß viele dieſe Parthei ergreifen, ſich verheirathen, und ſo die Volksmenge und Betriebſamkeit vermehren. Ich habe dieſe Nachrichten von einem Ruſſen, der länger als 20 Jahre Sklave in Chiwa geweſen war. Kaufleute von dort ſieht man hier beſtändig. Sie kommen ſo dreiſt nach Rußland, als ob ſie nie, durch den Ankauf ruſſiſcher Sklaven und die Begünſtigung der Kirgiſen, das Völkerrecht verletzten. Ich habe ihrer viele geſehen, aber ſie ſind grob und trokken; man erfährt wenig von ihnen.

Buchara giebt in ganz Turkoſtan den Ton an. Der Chan der Bucharei, der auch zuweilen in Samarkan reſidirt, iſt ein mächtiger Fürſt und ſo klug, daß er ſeine Macht auf etwas Theocratie ſtützt, indem er immer im Namen des Koran redet. Die Bucharen, die Sogdier des Alterthums, führen noch jetzt, wie damals, den Handel von ganz Hochaſien. Sie hohlen die indiſchen Waaren zu Multan, die chineſiſchen zu Kosgar, die ruſſiſchen zu Orenburg. Ihr alter Nahmen, Sogdier, hat große Aehnlichkeit mit Sogdager, welches im Perſiſchen einen Kaufmann bedeutet, und ich mögte faſt vermuthen, es habe nie ein Land Sogdiana exiſtirt, ſondern, als die Griechen nach dem Nahmen der Bucharen fragten, antwortete man ihnen vielleicht, ſie wären Kaufleute, woraus denn die Griechen ihre Sogdier machten. Ich finde freilich auf den Charten einen Fluß Sogd, was ſind aber unſere Charten vom innern Aſien?

Die Truchmanen oder Turkomannen an den Ufern des kaſpiſchen Meeres ſind bloße Nomaden wie die Kirgiſen; Rauben iſt ihr Hauptgewerbe; doch treiben ſie auch etwas Handel zu Mangiſchlag, wohin ruſſiſche Fahrzeuge kommen, ihre Waaren abzuhohlen. Aber niemand wagt ans Land zu ſteigen, bevor nicht Geiſeln gegeben worden, und ſelbſt dieſe Vorſicht iſt nicht immer hinreichend. Es wäre alſo ſehr gefährlich, die Bekanntſchaft dieſes Volkes in deſſen eigenem Lande zu machen, aber es giebt auch Truchmanen, die Rußland unterwürfig ſind.

Jenſeits Choraſſan liegt Candohar, wo die Afganen die herrſchende Nation ſind, unter ihrem Könige Zamam Schach. Sie haben ſeit kurzem wichtige Eroberungen gemacht, ſind nicht nur im Beſitz mehrerer perſiſchen Provinzen, ſondern auch, wie man ſagt, Herrn des Königreichs Kaſchemir, woher die, unſern europäiſchen Damen wohl bekannten und von ihnen ſehr verehrten Shawls kommen. Wir haben hier einen afganiſchen Prinzen, den Sohn jenes Aſſad Chan, den der Zaar Herakliuſ gefangen hielt, und deſſen Geſchichte Gmelin erzählt. Ich habe ihn aber leider nicht kennen lernen. Vielleicht würde er mir auch wenige Nachrichten von ſeinem Lande haben mittheilen können, da er ſein ganzes Leben in Perſien zugebracht hat.

Die in Aſtrachan angeſiedelten Indier ſind meiſt aus der Provinz Multan, Unterthanen der Afganen. Sie haben Braminen, Büſſende, Waſſer aus dem Ganges, kurz Alles, was zu ihrer Religion gehört, bei ſich. Ich wohnte ihren Abendgebeten bei, die an Wiſchnu gerichtet ſind. Ihr Gottesdienſt iſt nicht ohne äuſſeres Gepränge, ſo viel Ort und Umſtände erlauben. Man wird gewiſſermaßen religiös ergriffen von dem Einklang ihrer Kantilena mit den Tönen des Tamtam, und beſonders von dem Ausdrucke des hohen Vertrauens in ihren Geſichtern, auf die Macht der kleinen Fratzengeſtalten, die auf ihren Altären ſtehn. Die Indier zu Aſtrachan eſſen Fleiſch, aber kein Rindfleiſch aus Achtung vor den Kühen. Sie kaufen oft Vögel, denen ſie die Freiheit ſchenken, füttern die Hunde auf den Straßen und beweiſen ſich überhaupt ſehr wohlthätig gegen Thiere. Nach beendigtem Tagewerke ſpazieren ſie in einem Garten, den ſie gemiethet haben, rauchen ihren Ballian, eſſen Reis, gerathen über eine ſchöne Blume oder einen Grashalm in Entzücken, bewundern den Schöpfer in ſeinen kleinſten Werken, und kehren in ihre Karawanſerais (Herbergen) mit heitern Geſichtern zurück. Beſonders glücklich dünken ſie ſich, wenn ſie im Beſitz eines dunkelgrünen oder ſcharlachrothen Kleides ſind, zwei Farben die ſie ſehr lieben. Sterben ſie, ſo wird der Leichnam verbrannt und die Aſche nach Indien geſchickt. Vormals kehrten ſie gern noch bei Lebzeiten dahin zurück, aber jetzt fangen ſie an, den Werth der perſönlichen Sicherheit zu fühlen, und ich kenne deren zwei, Nahmens Kainamal und Moandos, welche in Aſtrachan Häuſer bauen wollen.

Am 8ten Juli. Ich erinnere mich, daß ich in dem Alter, wo der wißbegierige Geiſt alle Kenntniſſe auf einmal erringen möchte, in jenem glücklichen Alter voll Kraft und Feuer, die Bücher, die man damals über die Naturgeſchichte hatte, in einem einzigen Sommer verſchlingen wollte. Bald darauf führte mich der

Zufall in das Inſtitut von Bologna, wo ich mit Entzücken alle Gegenſtände meines Studiums aufgeſtellt und geordnet fand. Daſſelbe empfinde ich hier. Viele Jahre lang beſchäftigte mich die Geſchichte der Völker von Hochaſien, aber nur in Büchern. Jetzt ſehe ich ſie vor mir, dieſe Völker, mit ihren eigenthümlichen Zügen, ihren Verſchiedenheiten und Aehnlichkeiten, ihren Sprachen und Ueberlieferungen. Ich brauche mir nun nicht mehr ein künſtliches Gedächtniß zu erſchaffen, um ſo viele ſchwach zuſammenhängende Begriffe darin nieder zu legen. Alles, was ich darüber ſammelte, ſtellt ſich jetzt, bei der leichten Anſchauung meinem Geiſte dar, und prägt ſich unvergeßlich ein. Freilich ſtoße ich auch auf neue Schwürigkeiten. Ich ſehe platte Geſichter, ſie ſcheinen mir Einem Volke anzugehören, aber ſie reden verſchiedene Sprachen. Ich ſehe im Gegentheil ſehr verſchiedene Geſichter, die einerlei Sprache reden, und Alle behaupten, die ächten Tataren Gengis Chans zu ſeyn. (Hier

Mein Großvater. Ja Schrimps, ich habe ihn geſehn; aber unter uns, meine Frau verſteht ſich auf dergleichen Dinge nicht; der Wagen, in welchem unſer durchlauchtigſter Fürſt vor zwey und vierzig Jahren ſeine Reiſe that —

Schrimps. Hier ſind die Zeitungen Ew. Gnaden. Der König von Preußen zieht Truppen an unſern Grenzen zuſammen.

Mein Großvater. Sieh, ſieh Schrimps! hab' ichs nicht lang gedacht? ich weiß, was mir der Fürſt damals ſagte, als ich vor zwey und vierzig Jahren —

Und ſo mögte Schrimps von Kometen oder von Ameiſeneyern ſprechen, mein Großvater hielt ſich immer feſt im Sattel ſeines Steckenpferdes.

Nur ſelten hingegen erwähnte er ſeiner Haupt-Action, die er in den verfloſſenen zwey Jahren bereits ſiebenhundert und dreißigmal bereut hatte. Meine Großmutter — es wird ein wenig ſchwer halten, ein Bild noch mehrere Secten der ſogenannten Altgläubigen, welche von der ruſſiſchen Geiſtlichkeit als Ketzer betrachtet werden, und alle chriſtlichen Secten von Europa und Aſien.

Aber — ſo rühmlich und ſchön das auch klingt, ſo konnte ich doch einer fatalen Bemerkung mich nicht erwehren. In der Zeit, als ich zu leſen anfieng, ſchienen alle Philoſophen einen Bund geſchloſſen zu haben, um Toleranz zu predigen und zu ſchreien. Der Lärm wurde ſo arg, daß man hätte glauben ſollen, die Erde würde in demſelben Augenblicke ſich in ein Paradieß verwandeln, in welchem Moſcheen neben Kirchen errichtet würden, oder Bonzen mit Kapuzinern einträchtiglich ein Chor anſtimmten. Nun iſt aber würklich die liebe Toleranz überall im Gange, und die ganze Würkung, die wir davon verſpüren, iſt — daß die Menſchen ſich etwas häufiger todſchlagen als zuvor. Folglich ſind die Philoſophen keine Propheten. (Auch der Herausgeber kann hier ſich einer fatalen Bemerkung nicht erwehren: wie kommt es doch, daß Verſchiedenheit der religiöſen Meinungen jezt überall mit mehr Sanftmuth tolerit wird als die Verſchiedenheit der politiſchen Meinungen? hat es mit dem lieben Gotte weniger zu ſagen, als mit irgend einem Fürſten auf Erden? darf dieſer ſtrafen was Jener ſich gefallen läßt? ſind nicht alle die Grundſätze, auf welche man die religiöſe Duldung baute, nicht auch anwendbar auf die politiſche? und würde nicht die leztere noch weit heilſamere Folgen hervorbringen als die erſtere? nemlich: man würde ſich etwas ſeltner tod ſchlagen als zuvor.)

Meine Unterſuchungen über Alterthümer, Sprache und Urſprung der Perſer haben mich ſehr angenehm beſchäftigt. Im Neuperſiſchen fand ich die von Strabo angeführten Worte wieder, z. B. Paropaniſus, mit Schnee bedecket; Saropara, Kopfabhauer; Tigres, ein Pfeil. Das führte mich auf die Vermuthung, das Neuperſiſche ſey nicht der Einmiſchung des Parthiſchen zuzuſchreiben und folglich wären auch die zahlreichen europäiſchen Worte in dieſer Sprache nicht von den Parthern herſtammend. Auf Strabo geſtüzt halte ich die Perſer für einen abgeſonderten Zweig der Meder, der ſich aber vor Cyrus unterworfen hat. Hingegen konnte ich nicht begreifen, warum die Meder auf einmal aus der Geſchichte verſchwanden, um ihr Land den Mardern abzutreten? ich vermuthete, dieſe Marder mögten wohl die Meder ſelber ſeyn, und in dieſer Vermuthung beſtätigte mich Moſes von Chorenà, der im Armeniſchen einen Meder, Mar und die Meder, Marats nennt. Jezt hat die türkiſche Sprache faſt ganz Aderbitſchan eingenommen, man findet aber in den Gebürgen noch halb perſiſche Mundarten, vielleicht Ueberreſte der alten perſiſch-mediſchen Sprache. Moſes, der hebräiſche Geſezgeber, ſpricht gar nicht vor Perſern, ſondern nur von dem groſſen japhetiſchen Stamme Madai's. Sind aber die Perſer von einem japhetiſchen Stamme losgeriſſen, ſo wären ja die vielen europäiſchen Worte in ihrer Sprache kein Wunder mehr.

Ich führe den Moſes hier nicht als inſpirirten Schriftſteller, ſondern als einen, in den Wiſſenſchaften Egyptens unterrichteten Mann an, wo man, nach Diodors von Sicilien Zeugniß, die Geſchichte aller Länder kannte. Moſes ſelbſt ſagt, er ſey bey einer egyptiſchen Prinzeſſin erzogen worden, es iſt alſo ſehr natürlich, daß Strabo ihn für einen egyptiſchen Prieſter ausgiebt. Hätte Moſes ſeine Nachrichten mehr von den Chaldäern als von den Egyptiern eingezogen, ſo würde er, wie mich dünket, mehr mit dem Beroſus übereinſtimmen, der uns von den Jahrbüchern Babylons einen ziemlich richtigen Begriff beybringt.

Alles dieß ſoll keine Vorrede zu einem neuen Syſteme, nur ein Blick auf den Gang meiner Unterſuchungen ſeyn. Gelange ich durch ſie glücklich von den alten Sprachen und Völkern zu den neuen, ſo verdanke ich es beſonders dem unverhofften Glücke, einen vortrefflichen Lehrer in der Kenntniß der jetzigen Völkerſchaften und ihrer Sprachen gefunden zu haben. Dieſer Lehrer iſt **Abas-Chan**, ein vornehmer Perſer, durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichnet. Ihn ſchäzte **Aga-Mahmet-Chan** ſo ſehr, daß er ihn zum Gouverneur von Iſpahan und dann von Ghilan machte. In lezterer Provinz nahm ihn **Martuſa Kuli-Chan** gefangen und führte ihn nach Rußland als Geiſel für die Sicherheit ſeiner Familie, die in der Gewalt ſeines Bruders geblieben war. Beweiſes genug, welchen hohen Werth **Mahmet-Chan** auf meinen gelehrten Freund ſezte.

Als ich in Aſtrachan ankam, hatte der ruſſiſche Hof den **Abas-Chan** in Freyheit ſetzen laſſen. Er war auf der Rückreiſe zu ſeinem alten Herrn, wünſchte, mich mit dahin zu nehmen, und verſprach mir die gaſtfreieſte Aufnahme. Plözlich erfuhren wir, **Aga-Mahmet-Chan** ſey von ſeinen eigenen Sklaven ermordet worden. Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für Abas-Chan, er verſank in Schwermuth. Wenige beſuchten ihn, vielleicht aus Furcht, dem Martuſa zu mißfallen; meine Geſellſchaft war ſeine einzige Zerſtreuung. Ich erſtaunte, einen Mann von ſeinem Character ſo betrübt über das Schickſal eines ſo grauſamen Herrn zu ſehen; aber theils ſchäzte er deſſen Einſichten, theils betrachten alle Perſer die Grauſamkeit als ein unentbehrliches Hoheits-Recht: ſie meinen, wer nicht grauſam ſey, könne Perſien auch nicht beherrſchen, und Viele ziehen Tyranney der Anarchie vor. (Leider haben wohl die Perſer nicht ganz unrecht.) Ueberdieß hatte ſich die Menſchheit an Aga-Mahmet-Chan verſündigt, denn ein Feind ſeines Vaters machte ihn in ſeiner Kindheit zum Eunuchen. Seitdem blieb er ein Gefangener an Kherim-Chans Hofe, wo er in alle Ränke der perſiſchen Staatsklugheit eingeweiht wurde. Endlich ergriff er eine günſtige Gelegenheit, ſeine Talente an dem unglücklichen

Hedaſt-Chan zu entwickeln, und da man ihm keinen Nebenbuhler mehr entgegen ſtellen konnte, ſo herrſchte er faſt zehn Jahre lang über ganz Perſien. Der Titel Schach war das Ziel ſeines Ehrgeizes. Er wollte ſich die Kaukaſiſchen Fürſten und die von Choraſſan unterwerfen, um dann mit deſto größerem Glanze Nadirs Diadem um ſeine Schläfe zu winden. Der Tod ſetzte ſeinen ruhmſüchtigen Entwürfen ein Ziel, Perſien fiel in ſeine vorige Anarchie zurück, und, was jetzt da vorgeht (1797) wiſſen wir nicht.

Dem Abas-Chan verdanke ich, unter andern Kenntniſſen, auch die der Taliſcha-Sprache, die nur eine barbariſche Mundart der Perſiſchen iſt. Die Perſer ſagen Fader (Vater) Moder (Mutter) Buroder (Bruder), die Taliſchaner Far, Mur, Bue. Den Hund nennen ſie nicht Spack, wie ich oben anführte, ſondern Sepa, welches dann auch nicht ſehr von Herodots Spack verſchieden iſt. Uebrigens giebt es in dem kleinen Ländchen

Taliſcha mehrere Mundarten, mein geſammeltes Wörterbuch enthält die, nahe am Meeresufer, übliche und iſt mir von einem Kaufmann jenes Landes, Hudgi-Chiazem, dictirt worden. Abas-Chan, der ſelbſt zwei Jahre in Taliſcha zubrachte, war dabei gegenwärtig. — Wir haben jetzt in Aſtrachan einen Geſandten des Chans von Taliſcha; er iſt aber krank und ich habe ihn noch nicht geſehen.

Reiſe zu dem Kalmucken-Fürſten Tumenes. Am 13ten Auguſt war ich durch die Koſackenpoſt bis Zamian gekommen, wo ich die Leute des Fürſten antraf. Sie fuhren voraus, um ihrem Herrn meine Ankunft zu melden. Indeſſen fuhr ich auf einem Boote, von zwei Koſacken gerudert, die Wolga hinauf und landete nach einigen Stunden am Fuſſe der Horde, wo mich der Fürſt am Eingang des mir beſtimmten Zeltes erwartete. Es war mit chineſiſchem Damaſt tapezirt und mit einem guten Bette verſehen. Hierauf ſetzte man mir eine europäiſche Abendmahlzeit vor und unterhielt mich in ruſſiſcher Sprache, welche Tumen und ſein Sohn Serwegiab ſehr gut redeten; der letztere hatte ſogar in Aſtrachan ſtudirt und ziemlich viel begriffen.

Wenn ich, für die beweglichen Wohnungen der Kalmucken, mich des Wortes Zelt bediene, ſo iſt das eben ſo uneigentlich, als das Wort Kibitka, welches die Ruſſen gebrauchen; denn dieſe Wohnungen ſind aus Flechtwerk gemacht und mit Filz bedeckt. Man bricht ſie ab und ladet ſie auf Kameele. Das Gitterwerk kann man, wie die ſtählernen Zangen, die man die Foulen zu nennen pflegt, zuſammen legen. Die Kalmucken nennen eine ſolche Hütte Gir. Die Tatariſchen ſind faſt eben ſo gemacht, nur kleiner und laſſen ſich nicht abbrechen, ſondern werden ganz auf Wagen gepackt. Sie heißen bei den Tataren Kara-Tſchu.

Am 14ten Auguſt weckte mich chineſiſche Muſik. Ich ſtand auf und gieng, um die Gelongs beten zu ſehen. Ihrer 30 in einem Gir verſammelt, plärrten Hymnen unter Begleitung mehrerer Inſtrumente, die mir nicht ganz unbekannt waren, weil ich ſie häufig auf chineſiſchen Tapeten abgebildet geſehen hatte. Von Zeit zu Zeit machten ſie mit der Kehle eine Bewegung, als ob ſie ſich räuſperten, ſonſt unterbrach nichts die Einförmigkeit ihres Geſanges, der über eine Stunde dauerte. Am auffallendſten bei dieſer Möncherei war mir das fleiſchige, wohl genährte Ausſehn der Gellongs, welches, gegen die trockne, lohfarbige Haut aller Kalmucken, ſelbſt die Fürſten nicht ausgenommen, ſeltſam abſticht.

Wir ſtatteten hierauf einen Beſuch bei dem Lama ab, der, wegen ſeines hohen Alters, bei den Gebeten nicht mehr gegenwärtig iſt. Vielleicht verſtattet es ihm auch ſeine Würde nicht. Alles in ſeinem Gir ſah chineſiſch aus, und kam auch würklich aus China. Seine eigne Geſtalt harmonirte vollkommen damit, und erinnerte mich an die Pagoden, die man ehemals in unſern Sälen auf die Kamine ſtellte. Man von ihr zu entwerfen, denn ſie ſchien heute nicht das, was ſie morgen war, und war morgen nicht das, was ſie geſtern ſchien. Einige ihrer Charakterzüge, aus einer alten Handſchrift des Herrn van Doelen entlehnt, ſchreibe ich treulich ab. — Sie ſtammte aus einem ſehr neuen adlichen Hauſe, und hielt deswegen viel auf alten Adel, denn jeder Stand in der Welt, maßt ſich die Vorrechte des Standes an, der eine Stufe über ihm ſteht. Der Secretär uſurpirt die Rechte des Miniſters; der Miniſter die Rechte des Fürſten; und der Fürſt nicht ſelten die Rechte Gottes. Auch meine Großmutter unterſtand ſich zuweilen Gottes Schöpfung ein wenig zu meiſtern. Sie fand es ſehr einförmig, daß Adel und Bürgerpack einerley Naſen hätten, und der ganze Unterſchied nur darin beſtünde, daß der Adel ſeine Naſe höher trüge.

Sie beſaß eine edle Wißbegierde, (zu deutſch Neugier) eine bewundernswürdige Redſeeligkeit, (zu deutſch plauderhaft) einen forbetrachtet ihn als ein Muſter von Heiligkeit und die Quelle aller Weisheit. Ich überreichte Seiner Eminenz einen Band von Georgi's Werken. Hochdieſelben laſen das Tibetaniſche, welches darin vorkommt, mit der größten Leichtigkeit, wunderten ſich, daß man in Europa Bücher in dieſer heiligen Sprache beſitze, und erſtaunten noch mehr über das Privilegium, welches der große Lama ſelbſt der Propagenda ertheilt hat. Hierauf ſtellte ich ihm meinen jungen Zögling als einen Enkel Amur-Sana's vor. Anfangs ſchien er an dieſer Abkunft zu zweifeln, als ich ihm aber erklärte, Amur-Sana habe einen Sohn in Sibirien gehabt, dieſer ſey als Kind nach Polen geführt worden, habe ſich dort verheirathet und dieſen Knaben erzeugt, auch daß ich alle Barchane, oder Götzenbilder, beſäße, welche der letzte Tſchoung-Kar mit ſich genommen; ſo ſchien er tief nachzudenken, und geſtand endlich meine Erzählung ſey ſehr wahrſcheinlich. Die Erinnerung an den glänzenden

Hof des Konlaysch, wo er ſeine Jugendjahre verlebt hatte, bewegte den alten Mann ſo heftig, daß ich meinen Beſuch abkürzte; auch ſoll er würklich, gleich nach meiner Entfernung bitterlich geweint haben.

Nachdem ich das geiſtliche Oberhaupt begrüßt hatte, ſtellte mir der Fürſt Tumen die Fürſtin Nurgiana vor, ſeine junge und in ihrer Art ſehr ſchöne Gemahlin, mit einer blendend weiſſen Haut, welche durch zwei Haarzöpfe, ſchwarz wie Ebenholz, noch mehr erhoben wurde. Sie las eben in einem mongoliſchen Buche, welches von Gengis-Chans Thaten handelte. Dieß veranlaßte mich zu fragen, ob ſich von dem Volke Uigur, dem man die Erfindung der mongoliſchen Schriftzeichen zuſchreibt, irgend ein Andenken erhalten habe? — Tumen antwortete mir, bei den Kalmucken wiſſe man von dieſem Volke nichts, aber man habe noch ein Sprüchwort: „Ich verſtehe dieſen Menſchen nicht, er wird „wohl ein Uigur ſeyn.“

Dann erkundigte ich mich, ob noch Spuren von der hohen Achtung übrig wären, welche vormals die Mongolen den Thürſchwellen ihrer Häuſer bezeigten? und die ſo groß war, daß einige chriſtliche Mönche, welche das Unglück hatten, mit den Fußſpitzen daran zu ſtoßen, derb geprügelt und mit dem Tod bedroht wurden.

Tumen verſicherte, dieſe Achtung habe ſich erhalten. Man dürfe zwar die Schwelle berühren, halte es aber für ſündlich, ſich darauf zu ſetzen. Vielleicht rührt davon der Ausdruck hohe Pforte her.

Während wir dieſe hiſtoriſchen Fragen abhandelten, beſchäftigte ſich die Fürſtin mit ihrem vierjährigen Prinzen Huwaſcha. Tumen hat von Nuraiana kein anderes Kind; es verdient ſeine Zärtlichkeit, denn es iſt das liebenswürdigſte Kalmuckchen, das man ſehen kann. Vielweiberei iſt zwar unter den Kalmucken erlaubt, aber man hat ſehr wenige Beiſpiele davon.

Man bediente uns mit Branntwein aus Stutenmilch und mit Butter-Thee. Der Branntwein iſt ſchwach und hat eine gewiſſe Fettigkeit, die mir nicht behagte. Der Thee, den die Kalmucken beſonders für ſich aus China kommen laſſen, hat gar keine Aehnlichkeit mit dem unſrigen. Er beſteht aus großen Tafeln, faſt ſo hart wie Ziegelſtein, und mit feinem Papier überzogen, worauf viele Schriftzeichen ſtehen. Die Kalmucken kochen dieſen Thee mit Milch und Butter, und ziehen ein geſundes, kräftiges Getränk daraus, an welches man ſich leicht gewöhnt. Auch haben alle Tataren den Gebrauch deſſelben angenommen.

Nach und nach erſchienen wohl bis 30 ſeltſame Figuren, und ſetzten ſich um uns herum. Es waren Kundur-Tataren, die in der Gegend gelagert ſind, und uns ihre Ehrfurcht bezeigen wollten. Tumen ließ ihnen Kumis (Branntwein) geben, ſchien aber ſonſt nicht viel Umſtände mit ihnen zu machen. Sie hingegen bewieſen ihm große Ehrerbietung;

ich wunderte mich, daß die ſtolzen Muſelmänner ſich gegen einen Heiden ſo tief herabließen. Aber ſie ehren in ihm Gengis-Chans Blut, ſeinen Reichthum und ſeinen moraliſchen Character, der in der That ſchätzenswerth, auch von Ruſſen und Nomaden, vom Jaik bis an den Kuban, einhellig anerkannt iſt.

An der Mittagstafel gab ich aus Höflichkeit dem Pferdefleiſch den Vorzug, verlangte es ſogar. Ein Sänger, der zugleich auf einem Saiten-Inſtrumente, Jalgha, ſpielte, machte Tafelmuſik. Das Inſtrument klang nicht unangenehm. Weiter kann ich nichts davon ſagen, denn es hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit irgend einem europäiſchen Inſtrumente. Eine Arie glich ſehr dem bekannten Savoyarden-Liedchen: Ramonez-ci ramonez-là. Nach dem Eſſen langten zwei Fürſten von der Linie Dbadab-Ombo an. Der Eine hieß Nukuikin, den Nahmen des Andern hab' ich vergeſſen. Sie verſtanden kein ruſſiſch, hatten auch gar keine andere Begriffe, als die bei ihrer Nation einheimiſch ſind.

Eine glänzende Jagd wurde nun veranſtaltet. Die Kalmuckiſchen Fürſten ſprengten fort mit ihren Falken. Auch die Kundur-Tataren fanden ſich ein und die ganze Ebene war mit Reitern bedeckt. Man fieng ſo viele Reiher als man wollte, und Jeder kehrte zufrieden heim.

Den Morgen des 13ten brachte ich damit zu, die Burchem oder Zelt-Kapellen, nebſt Allem, was zum Lamaiſchen Gottesdienſte gehört, abzuzeichnen. Alles fand ich ſehr koſtbar, die Götzenbilder mit Perlen, die muſikaliſchen Inſtrumente mit Silber und feinen Edelſteinen beſetzt. Die Geiſtlichkeit iſt unverhältmäßig zahlreich. Dieſe Horde, die nur aus etwa 1000 Girs, das heißt, aus 3000 männlichen Seelen beſteht, hat 220 Geiſtliche von allerlei Gattung. Sie ſind aber doch kein unnützes Völkchen, wie wohl in manchen andern Staaten; denn zum Theil ſind ſie Jugend-Erzieher, zum Theil geſchickte Aerzte, beſonders in der

Kenntniß einfacher Heilmittel Auch brauchen dieſe Gellongs nicht zu betteln, das Volk bringt ungefodert was ſie bedürfen. Nachmittags wohnte ich einer andern, von der vorigen ganz verſchiedenen, religiöſen Ceremonie bei. Die Gellongs trugen reiche Biſchoffsmäntelgen, Schürzen von chineſiſchem Damaſt und koſtbare, mit Bildern verzierte Biſchoffsmützen. Die ganze Tracht glich der der chineſiſchen Bonzen. Kein Inſtrument ließ ſich hören, nur eine kupferne Schelle hatte jeder Mönch in der linken Hand, und in der rechten ein Werkzeug, deſſen Nahmen und Gebrauch mir unbekannt ſind. Ferner trug jeder eine kupferne Schale und Saamenkörner in ein Stück Tuch gewickelt. Ehe ſie zu beten anfiengen, legten ſie ein Stück Tafft vor die Augen. Dann murmelten ſie mit gedämpfter Stimme, faſt wie unſere Pfaffen, und krächzten dazwiſchen wie Tags zuvor. Bisweilen falteten ſie die Hände, gleich uns beim Gebet; dann warfen ſie wieder Hände voll Körner in die Luft. Einer erhob ſich, jündete Weihrauch auf dem Altare an, ergriff dann ein Gefäß, worin Pfaumfedern waren, zog eine gelbe Flüſſigkeit daraus, goß ſie in eine Muſchelſchale, und aus dieſer in die Taſſen der Mönche, welche davon tranken, ihre Stirn damit befeuchteten, das übrige den Göttern darbrachten. Dem Ganzen ſchien eine ſehr genaue Ordnung vorgeſchrieben zu ſeyn. Da die Ceremonie ziemlich lange währte, ſo hatte ich Zeit genug, jeden einzelnen Mönch, ſammt dem Local, ſo gut es gehen wollte, abzuzeichnen.

Am 16ten des Morgens beſuchten wir die Meierei, wo ich ziemlich hübſche Hirtinnen, welche die Stutten molken, ſah. Auf der Heimkehr wurden wieder einige Reiher gefangen, denn ohne ſeine Raubvögel thut der Kalmuck keinen Schritt. Jeder beſitzt Einen, den er ſelbſt füttert, und mit dem er ſich faſt den ganzen Tag beſchäftigt.

Nachmittags wurde Strafgericht über eine Liebesgeſchichte gehalten. Die Schuldigen waren ein ſchon ziemlich bejahrter Kundur-Tatar, und eine ſehr junge, aber auſſerordentlich häßliche Kalmuckin. Die Sache endigte damit, daß einige Kankruck-Hiebe auf die anſtändigſte Weiſe, und ich kann ſagen, zum Vergnügen Aller, ſowohl der Geber als der Empfänger, ausgetheilt wurden. Ich muß bemerken, daß der Tatariſche Verführer in der Meierei die Gefälligkeit gehabt, ein wildes Pferd zuzureiten, und dadurch die Herzen der Kalmucken gewonnen hatte. Er ſchien ſehr erfreut, ſo wohlfeilen Kaufs los zu kommen, denn er mogte wohl befürchtet haben, ſeine Helena behalten zu müſſen. Morgen ſpeiſen wir in der Horde des geſchlagenen und zufriedenen Liebhabers.

Am 19ten. In den erſten Tagen meines Aufenthalts in der Horde hatten ſehr kalte, nachher ein ſehr warmer, durchdringender Seewind geweht. Durch dieſe abwechſelnde Witterung bekamen mehrere Kalmucken den Schnupfen, was ihnen ſehr ſelten wiederfährt, Andere das Fieber. Auch Tumen wurde krank und ich litt natürlich noch mehr als die Andern. Darum verließ ich das Lager und bezog ein angenehmes Haus, welches mein Wirth zu ſeinem Winter-Aufenthalt hatte bauen laſſen. Dieß und die gute Pflege, deren ich mich zu erfreuen hatte, ſtellten mich bald wieder her, und morgen kann ich ſchon der Horde, welche aufbrechen wird, folgen. Wir werden auch einer Hochzeitsfeier beiwohnen. Din-Islam, der Reichſte unter den Kundur-Tataren, verheirathet ſeine Tochter, und man verſichert, daß die Pracht ſeiner Feſte alle Vorſtellungen übertreffen werde.

Am 20ſten begab ich mich früh zu der Horde, die ich ſchon auf dem Marſche fand. Eine zahlloſe Menge von Kameelen trug die Zelte und das Gepäcke. Sie wurden geleitet von Weibern zu Pferde, deren mehrere ein Kind vorne auf dem Sattel hatten. Die Habſeligkeiten der Aermſten waren früher aufgeladen. Niemand gieng zu Fuß, Niemand fuhr, Alle ritten, ſelbſt der alte Lama an der Spitze ſeiner betagten Synode.

ſchenden Prüfungsgeiſt (zu deutſch die Gabe, Alles zu behohnlächeln.) Sie war galant, (zu deutſch ....) und nie vergnügter, als wenn ſie ein Air de protection affectiren konnte. —

Doch halt! ich höre ſie die Treppe heraufkommen, und ziehe mich ehrerbietig in einen Winkel des Saales zurück.

Es war am Tage nach Faſtnacht, des Morgens um fünf Uhr, als meine Großmutter von der Maſkerade nach Haus fuhr, an der Seite eines feinen jungen Menſchen, der die Güte hatte, ihr zum Begleiter zu dienen.

Dieſer junge Menſch war kein Anderer, als der berühmte Herr von Süſſenhayn den jedermann ſchon kennt, weil er eine Kopie von hundert Originalen iſt, die täglich vor unſern Augen herumlaufen. Er hatte viele Taſchenuhren, viele Schulden, viele Liebſchaften, und genoß für jetzt das Glück, im Minneſold meiner Großmutter zu ſtehn.

Mein

Nachdem wir der Kolonne eine Zeitlang gefolgt waren, wandten wir uns rechts und betraten das Gebiet der Kundur-Tataren, wo unſere Schritte oft gehemmt wurden, denn mehrere hundert Flüßchen, die ſich in die Wolga ergießen mußten wir auf ſogenannten Fähren paſſiren und oft genug darin ſchwimmen. Wir zogen durch mehrere Kundurſche Auls, und kamen endlich zu dem des Din-Jslam, den wir ſchon von Ferne an der zuſtrömenden Menſchenmenge erkannt hatten.

Die erſte Ehre erwieſen wir einer Gruppe junger Dirnen, die ſich auf einem Hügel um eine Strickſchaukel verſammelt hatten Bei unſerer Annäherung verließen die ſcheuen Nymphen das Spiel, krochen zuſammen auf einen Haufen, und wir ſahen nichts als ſeidne Halstücher. Fürſt Tumen bekomplimentirte ſie in nogayiſcher Sprache, bittend: ſie mögten uns nicht ſcheuen, wir wären blos gekommen, um ſie tanzen zu ſehen. Die höflichen Worte und die Töne des Kabuz machten die jungen

Schönen gefälliger; ſie lüfteten ihre Schleyer ein wenig und lieſſen uns die Spitzen ihrer Stumpfnaſen ſehen. Zwey ſtanden ſogar auf und traten uns näher. Ein Muſikant entwandte ihnen die Schleier, und auf dieſes Signal fiengen ſie an zu tanzen, aber mit ſo züchtig niedergeſchlagenen Augen, daß ich ſie für ganz geſchloſſen hielt. Wenn ſie nichts ſahen, ſo hörten ſie wenigſtens den Tact ſehr gut, und bewegten ſich mit Grazie. Nach dem Tanze hielten ſie beyde Hände vor das Geſicht, um eine kindliche Verlegenheit zu verbergen. Der Muſikant warf ihnen die Schleier wieder über, und ſie zogen ſich beſcheiden zurück. Die Tracht dieſer Mädchen fiel beſonders auf, durch die Menge ſchweren Silbers an Ketten, Platten, Spangen, Knöpfen, Amuletten und dergleichen. In den Naſen trugen ſie Ringe mit koſtbaren Steinen beſezt.

Nun giengen wir zu den Frauen, die wir mit Ausſtattüng der Braut beſchäftigt fanden. Bei den Zurüſtungen zu dem Feſte herrſchte groſſer Ueberfluß. Man hatte 4 Pferde, 4 Ochſen und 4 Schöpſe geſchlachtet. Auſſerdem hatten die Eltern fette Schaafſchwänze, Kaldaunen, Köpfe und dergleichen Leckerbiſſen gebracht. Ich mußte an die Hochzeit des Gamaſch im Don Quixotte denken. Man hatte ein Zelt für uns bereitet, in welches ich mich begab, und mit einem Kundurſchen Mollah, Beg-Ali, mich unterhielt. Dieſer Mann beſizt, für einen Nogoyer, viele Kenntniſſe und, was bey ihnen noch ſeltner iſt, Begierde mehr zu lernen. Man hatte ihm geſagt, daß ich eine türkiſche Sprachlehre bey mir hätte, und er wünſchte ſehr ſie zu ſehen. Wir ſprachen Mancherley über die Geſchichte der Kunduren. Sie ſind wahre Nogayer, haben aber jezt den Gebrauch der Kalmuckiſchen Girs angenommen, wodurch ihre Auls ein ganz anders Anſehn erhalten. Im Winter leben ſie in Häuſern um Krosnojar. Doch bedienen ſie ſich noch ihre Gilderga's, einer Art von Karrn mit Gerbedeichſeln, die ſie neben ihre Zelte ſtellen und wie Schränke gebrauchen. Dieſe ihre Sitte iſt ſehr alt. Schon die Geſandtſchaften Menanders gedenken derſelben. Auch ihre Lager unterſcheiden ſich von den Aſtrachaniſchen dadurch, daß die Familien in denſelben in weiten Zwiſchenräumen wohnen.

Endlich wurde zu Mittag aufgetiſcht in großen und kleinen Trögen. In dem größten lag ein Stuttenviertel, in den andern Schöpſenfleiſch, Reis und Hirſe. Unmöglich konnte ich das Stück in der Mitte anſehen, ohne an all das Aas zu denken, welches ich an den Straßen liegen ſahe. Das Pferdefleiſch verliert dieſe Aehnlichkeit nie, auch nicht, wenn es in die kleinſten Stücke zerſchnitten wird, weil das Fett in demſelben auf eine, von den andern Fleiſcharten verſchiedene, Weiſe geſchieden iſt. Der übrige Theil der Mahlzeit war ziemlich ſchmackhaft, aber meine Geſundheit erlaubte mir noch nicht, ihnen gebührende Ehre zu erweiſen.

Nachmittags ſtieg Alles zu Pferde. Man gab ziemlich glänzende Wettrennen, worauf Wettkämpfe folgen ſollten. Da wir aber noch weit zu reiſen hatten, ſo beurlaubten wir uns.

Vor Sonnen-Untergang gelangten wir an die Achtuba, wo uns Kameele erwarteten, um die Vornehmſten in der Geſellſchaft überzuſetzen; die Uebrigen ſchwammen hinüber. Tief in der Nacht langten wir endlich bei der neuen Lagerſtatt der Horde an, und hatten an dieſem Tage mehr als fünf deutſche Meilen zurückgelegt; fürwahr genug für einen Geneſenden! Ich hielt mich nun ruhig, und war eben dabei den heutigen Tag zu beſchreiben, als Tumen mir ſeine Panzerhemden zeigte, deren jedes ſeinen eigenen Nahmen hatte, wie ehemals Rolands Schwerdt Derendad und der Säbel unſeres Königs Boleslaus, der Szezerbeck hieß Die merkwürdigſte Waffenrüſtung meines Wirths heißt Kitſchin-Kilintuck (das Hemd Kutſchin-Chans). Unter allen Tataren, ja ſelbſt im Kaukaſus, iſt es bekannt.

Den 22ſten zu Dgid-Hadgi, welches von den Ruſſen Seliterey Gorodok (Salpeterſtädtchen) genannt wird. Die Abſicht meiner Reiſe dahin war: Ruinen Tatariſcher Gebäude zu beſichtigen; aber meine Erwartung wurde gänzlich getäuſcht. Nur ungeheuere Haufen von Backſteinen ſind noch vorhanden, deren einige auf der einen Seite blau, grün oder weiß glaſirt ſind. Sogar Spuren von Moſaik findet man. Die vier Thürme, die noch da ſtehen, ſind neu, und, wie die Mauern von Aſtrachan, aus alten Backſteinen erbaut. Beweiſe ihrer Neuheit ſind: der Kitt, der nur ein ſchlechter Thon und dem alten tatariſchen Kitt gar nicht zu vergleichen iſt; der neue Geſchmack am Holzwerk der Fenſter, und die glaſirten Backſteine, die hier durcheinander gemiſcht ſind, da hingegen die Tataren ſie blos an Thüren und Karnießen gebrauchen. Es ſcheint, die Ruſſen haben ehemals einen ſchützenden Platz für ihre Schifffahrt auf der Achtuba daraus machen wollen, ſie hatten ſogar einen hölzernen Wachtthurm auf einem dieſer Thürme errichtet, der noch vorhanden iſt.

Einige Reiſende haben whol geirrt, wenn ſie von Gröbern aus Backſteinen gewölbt ſprechen. Unter den Ausdrücken, Magila, Kurgan, oder Buyor is Kirpitſch verſtehen die Ruſſen blos Ruinen, oder Hügel von Trümmern. Zwiſchen jenen vier Thürmen erblickt man auch noch neuere Ueberbleibſel von hölzernen Häuſern ohne Dächer, ohne Thüren und Fenſter, ohne Einwohner, auſſer Schlangen und Taranteln. Eine einzige arme, ruſſiſche Familie hat ſich noch da angeſiedelt, wegen eines kleinen Handels mit den benachbarten Nomaden. Von den Schlangen begreife ich nicht, wie ſie an einem ſo hohen, trocknen Orte leben können, aber gewiß iſt, daß man keinen Schritt thun kann, ohne dieſen angenehmen Kreaturen zu begegnen. Mehrere Tataren und Kalmucken, die ſich einfanden, ſchienen ſich ſehr zu verwundern, hier Fremde anzutreffen. Abends ließen andere Gäſte ſich vernehmen. heulende Wölfe, die unter der jetzigen Garniſon dieſer alten Feſtung, nemlich einigen Hunden, großen Schrecken verbreiteten. Ich mögte keinem Hypochondriſten rathen, lange in Dgid-Hadgi zu verweilen, denn dieſe Ruinen, dieſe armſeligen Bewohner derſelben, dieſe unabſehbare Wüſte rings umher, dieß Ziſchen der Schlangen und Heulen der Wölfe, machen es zu einem der grauenvollſten Aufenthalte auf Gottes Erdboden.

Drei Tagereiſen von Dgid-Hadgi liegt ein einzelner Berg in der Steppe, den die Ruſſen Bogda-Gora, die Kalmucken Bogda-Ula nennen. Das Wort Bogda iſt mungoliſch, und bedeutet ſo viel als groß, anſehnlich. Wenn alſo das Kabinet von Petersburg dem Chineſiſchen Kaiſer den Titel: Ew. Bogda-Chaniſche Majeſtät giebt, ſo heißt das nicht: der von Gott geſchenkte Chan, ſondern man bedient ſich blos eines alten Wortes, das in Rußland wahrſcheinlich zu der Zeit angenommen wurde, als die Mungolen über China herrſchten. Man erzählt hier vielerlei von dieſem Berge Bogda, unter andern: ſein Gipfel werde von einem Kalmuckiſchen Genius bewohnt, der Niemanden über eine gewiſſe Höhe hinauf ſteigen laſſe, und den, der ihm trotzen wolle, in Abgründe ſtürze. Ein ſo wunderbares Abentheuer wäre ſehr reizend für mich geweſen, aber die Nächte fangen an kalt zu werden, die Tage ſelbſt ſind nicht mehr ſo warm, daß man nach einem derben Regen, oder nach naſſen Uebergängen über Ströme, ſich wieder trocknen könnte. Das kaum bekämpfte Fieber iſt mir furchtbarer als der Genius; ich thue folglich auf den Ruhm Verzicht, die ätheriſchen Einöden, welche er bewohnt, zu erklimmen.

Am 23ſten trat ich meinen Rückweg an, kam ziemlich ſpät zu der Horde, und ſah noch, wie die Gellongs dem Volke mit vielen Ceremonien die Faſten, Matreg genannt, ankündigten. Abends fanden ſich Tſcherkaſſen ein, die man tanzen ließ. Daß ihr Tanz dem der Koſacken gleicht, iſt bei der Nachbarſchaft beider Völker eben nicht zu verwundern; allein wie kommt es, daß der Tanz der Norweger gleichfalls dem Koſackiſchen ähnlich iſt? das vermag ich nicht zu erklären, aber geſehen habe ich es, während meines Aufenthalts in Koppenhagen. Da ich eben von den Bewohnern des Kaukaſus rede, ſo will ich noch erwähnen, daß ich in Aſtrachan mehrere derſelben geſehen habe, unter andern eine Fürſtin der Tſcherſchnager; ihr dortiger Aufenthalt war eine Folge der Kriegsvorfälle. Sie iſt ziemlich ſchön und nach ihrer Art wohlerzogen, das heißt, ſie verſteht Türkiſch, wie man es in Perſien redet. Uebrigens kann ſie von ihren National Vorurtheilen ſich nicht losmachen. Ihr ſcheint ein Land ſehr langweilig, wo kein Straſſenraub begangen wird, und ein geſtohlenes Band iſt ihr lieber als eine gekaufte Perlen-

Mein Großvater rauchte ihnen beyden seinen Morgengruß mit vieler Herzlichkeit entgegen; aber das große, blaue Auge seiner Gemahlin war trübe, und die hohe, junoniſche Stirn verunzierte eine übellauniſche Falte. Man ſetzte ſich zum Theetiſch.

Mein Großvater. Was fehlt dir, mein Schatz? du ſiehſt ein wenig mürriſch aus. Haſt du Verdruß gehabt?

Meine Großmutter. Zum Sticken und Berſten!

Mein Großvater. Laß doch hören!

Meine Großmutter. Können Sie's glauben? die Hofräthin X. reiſt mit ihrem podagriſchen Manne nach Italien.

Mein Großvater. So?

Meine Großmutter. Ein Bürgerweib, das kaum halbſoviel zu verzehren hat, als wir! — Was wird ſie nicht dick thun, wenn ſie zurückkömmt! was wird ſie nicht Alles geſehn haben! was für neue Moden mitbringen!

ſchnur. Sie rühmte: ſeit dem Anfang der Welt hätten die Fürſten ihres Hauſes immerwährend auf den Straſſen von Tiflis und Tarku geraubt, und ſie mögte um Alles in der Welt nicht, daß ihre Verwandtinnen und Freundinnen erführen, ſie habe einen Mann geheyrathet, der nicht vom Raube lebt. Ich meynte, ſie übertreibe; aber Tumen, der ihr Vaterland ſehr gut kennt, weil er mehrere Feldzüge dahin gemacht hat, erzählte mir, daß wenn ein Fürſt das edle Handwerk des Straſſenräubers nicht eyfrig genug triebe, die Vorübergehenden vor ſeinem Hauſe eine Menge Steine auf eine beſondere Art zuſammen legten und ihn dadurch für ſeine Lebenszeit entehrten. Ueberhaupt ſtellen die Sitten des Kaukaſus ein ſeltſames Gemiſch von Wildheit und Edelmuth dar. Die Bewohner ſind räuberiſch, lügenhaft und treulos gegen Fremde, aber heldenmüthige Verächter des Lebens, biedre Verehrer der Gaſtfreundſchaft und die wärmſten, wahrhafteſten Freunde.

Am 24ten. Heute ſah man in der ganzen Horde, unter andern auch bey der Fürſtin Nurgiona, groſſe Andachtsübungen. Auf ihren Knieen lag ein Buch von einzelnen Blättern, welche ſie unter die Umſtehenden vertheilte, die ſelbige wie ein geiſtliches Lied abſangen. In den andern Girs wurde auch geſungen, oder man drehte Kurden. eine Art von Kräuſeln, von welchen man glaubt ſie beten, wenn ſie ſich umdrehen.

Ich gieng zum Lama um Abſchied von ihm zu nehmen und leitete das Geſpräch auf den Hof Galdan-Tſerm't, an welchem er in ſeiner Jugend gelebt hatte. Er ſagte mir: zu ſeiner Zeit habe man die Bevölkerung der vier Eleuthen-Stämme auf 300000 Girs angeſchlagen, das heißt, nach Rechnung der Ruſſen, auf eine Million und 800000 Seelen. Ueberdieß mögten die, den Kontayſchen unterworfenen Tataren in der kleinen Bucharey, auch wohl 400000 Seelen ſtark geweſen ſeyn. Dieſe Tataren gleichen in Allem den Aſtrachaniſchen, wohnen in Städten und bauen Gärten. Zu ſeiner Zeit habe Galdan-Tſerin eine Anzahl von ihnen kommen laſſen, um an den Ufern des Ili Gärten anzulegen. Auch in dieſem Lande gebe es einen Berg Bogda, auf welchem die Gellongs ihre Andacht verrichten. In der Gegend deſſelben habe er wilde Kameele geſehen, die ſich von den zahmen in nichts unterſcheiden, als daß ihre beiden Höcker wenig bemerkbar ſind. Diejenigen, welche man jung fange, wären leicht zu zähmen, die alten aber zu nichts tauglich.

Zuletzt gieng ich noch einmal zu der Fürſtin, trank Thee bei ihr, und nahm Abſchied von dem braven Tumen und ſeiner liebenswürdigen Familie.

Dieſen Reiſebericht will ich mit einer kleinen Predigt beſchließen: ich meyne es wäre endlich einmal Zeit, die Mungoliſchen und Tibetaniſchen Bücherſammlungen zu benutzen, ſowohl die, welche in den hieſigen Horden und in Sibirien gefunden werden, als auch die koſtbare Sammlung der Petersburgiſchen Academie. Pallas hatte hiezu einen gewiſſen Jahrig beſtimmt, einen Herrenhuter von Sarepta, der anfangs bei dem hieſigen alten Lama ſtudiert, dann zu den Buräten in Sibirien ſich begeben, und auch dort lange Zeit in einem Gellongskloſter gewohnt hat; allein man ſagt, er ſey geſtorben. Iſt das wahr, ſo ſollte man darauf denken, ſeinen Verluſt zu erſetzen, und das wäre nicht unmöglich, denn es giebt ſowohl zu Sarepta als in Aſtrachan Leute, die wohl im Stande ſind, Mungoliſche Bücher gut zu überſetzen. Mehr Schwürigkeiten macht das Tangit oder Tibetaniſche, denn nur die Gellongs verſtehen es, aber es mangelt ihnen die Kenntniß des Ruſſiſchen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Gallikſchen, einer Mundart, die, ſo wie ihr Alphabet, zwiſchen dem Mungoliſchen und Tangutiſchen in der Mitte ſteht. Doch ein Wort vom Hofe würde Wunder thun.

Uebrigens verlohnt es gewiß der Mühe, denn man findet philoſophiſche, aſtronomiſche, mediciniſche Schriften, Stamm-Regiſter, Geſchichten und Mährchen. Von der letztern Gattung habe ich einige Fragmente erhaſcht, ganz im Geſchmack der Tauſend und Eine Nacht, und man hat mir von einer Geſchichte Uſchunderi-Chans erzählt, die man nicht ohne Thränen anhören könne. Mögte doch ein neuer Herbelot für die Mungoliſche und Tungutiſche Sprache aufſtehen, und das für ſelbige werden, was der alte Herbelot für die Perſiſche und Arabiſche war! Amen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Bruchſtücke aus den Memeiren der Madam de Motteville.

Italien und Spanien fürchteten Erſchütterungen, wenn Frankreichs Ruhe getrübt würde. Dem vorzubeugen, ließ der Geſandte des Großherzogs von Toſcana am Hofe zu Madrit die erſten Worte von einem Doppel-Bündniß zwiſchen den beyden Prinzen und Prinzeſſinnen von Frankreich und Spanien fallen. Sie wurden wohl aufgenommen , und beſonders in Frankreich mit ſolcher Freude, daß man zu Paris , ſchon drey Jahre früher als die Vermählung würcklich vollzogen wurde, ein prächtiges Carrouſel veranſtaltete. Es war zu Burgos, wo die franzöſiſche Prinzeſſin Eliſabeth ihre Hand Philipp dem Vierten reichte (1615) und zu Bordeaux vermählte ſich Ludwig XIII. mit der Infantin von Spanien Anne von Oeſtreich, damals fünfzehn Jahre alt und fünf Tage älter als ihr Gemahl. Daß die Prinzeſſin auſſerordentlich ſchön war, habe ich von der alten Marquiſe von Moray, die, als ſie ihr zum erſtenmale vorgeſtellt wurde, ſie, nach ſpaniſcher Sitte, mitten unter ihren zahlreichen Damen auf einem Polſter ſitzend fand. Sie trug ein ſpaniſches Kleid von grünem Atlas mit Gold und Silber geſtickt, ihre hängenden Ermel waren auf der Schulter mit groſſen Diamanten aufgeknöpft; ein kleiner Hut, von gleicher Farbe wie das Kleid, ſchmückte ihr Haupt, und eine ſchwarze Reiher-Feder, die von dieſem Hute herab nickte, erhob die Schönheit ihres blonden, in groſſen Locken wallenden Haares. Der König, ein brünetter, wohl gebauter Jüngling, mißfiel der jungen Königin nicht, und ich habe ſagen hören, daß ſie ihn geliebt haben würde, wenn ein trauriges Verhängniß, dem beſonders Fürſten ſo ſelten ausweichen können, nicht über beyden gegewaltet hätte.

Bald naher entfernte man von ihr alle die ſpaniſchen Damen, ihre Begleiterinnen, das ſchmerzte ſie tief. Niemand blieb ihr übrig, als eine gewiſſe Donna Eſtefania, ihre Erzieherin, jezt ihre erſte Kammerfrau, und zärtlich von ihr geliebt. Auch an meine Mutter ſchloß ſie ſich mit Liebe, weil ſie lange in Spanien geweſen war, und das ſpaniſche ſehr gut ſprach und ſchrieb; denn in den erſten Jahren ihres Aufenthalts in Frankreich machte der Prinzeſſin nichts Freude, als was ſie an ihr

Vaterland erinnerte. Meine Mutter wurde ihre Vertraute in dem zwar unſchuldigen, aber doch geheimen Briefwechſel mit ihrem Bruder, dem Könige, der ihr einziges Vergnügen und auch ihr einziges Verbrechen war. Des Königs Günſtling, der Herzog von Luines, machte ihr auch trübe Stunden, in welchen ſie Troſt am Buſen meiner Mutter ſuchte. Man ſagt, er habe ſogar die Kühnheit gehabt, den König von ſeiner Gemahlin trennen zu wollen, um eine ſeiner Verwandtinnen auf den Thron zu ſetzen, die nachmalige Prinzeſſin von Guimené, das ſchönſte Weib am Hofe. Doch mag ihm der Gedanke wohl nur durch den Kopf geflogen ſeyn, denn die Herzogin von Luines, die ſehr gut mit ihrem Manne lebte, wurde bald darauf eine Favorite der Königin, die anfangs, wegen des Abſcheues gegen den Herzog, ſie wenig leiden konnte, und nur aus Gefälligkeit für den König an ihren Umgang ſich gewöhnte.

Wenn man damals am Hofe die Klugheit bisweilen vermißte, ſo fehlte doch die Luſtigkeit nicht, die ſich an Jugend und Schönheit ſchmiegte. Das beweißt der kleine Zufall, daß die Königin, welche ſchwanger zu ſeyn glaubte, ſich Schaden zufügte, weil ſie mit Frau von Luines um die Wette lief und ſie haſchen wollte. Dieſes Reich des Vergnügens endete mit dem Tode des Günſtlings, nach welchem Marie von Medicis, die mit ihrem Sohne entzweite Mutter, ſich mit ihm ausſöhnte, und dieſer Friede brachte Unfrieden in die königliche Ehe; denn die Mutter meynte, um ihren Sohn ganz zu beherrſchen, dürfe er ſeine Frau nicht lieben. Jetzt blieb der jungen fremden Fürſtin keine andere Freude als der Umgang mit der Herzogin von Luines — die ſich aufs Neue mit dem Herzog von Chevreuſe vermählt hatte — eine ſtets heitere Frau, welche den ernſteſten Dingen eine luſtige Seite abzugewinnen wußte.

Einige Jahre verſtrichen, ohne daß man eigentlich ſagen könnte wie? wenn man auch dabei geweſen wäre. Ich weiß davon weiter nichts, als was die Königin ſelbſt mir ſpäter bisweilen erzählt hat. Doch das darf ich ſagen: ſie wurde geliebt; die Ehrfurcht, welche die Majeſtät einflößt, wurde von dem Eindrucke überwogen, den ihre Schönheit machte, und es gab Leute, die es wagten, ihre Leidenſchaft nicht zu verbergen. Zu dieſem gehörte der Herzog von Monmorency, ein ſchöner, tapferer, prachtliebender Mann. Er hatte zuvor die Marquiſe de Sablé geliebt, eine der ſchönſten Damen des Hofes, ehe die Königin erſchien. Aber ſie wußte es auch, daß ſie ſchön und liebenswürdig war, und ihre Eigenliebe machte ſie ein wenig zu empfänglich für die Liebe der Männer. Damals gab es in Frankreich noch Ueberreſte von jener Artigkeit, welche Catharina von Medicis aus Italien dahin gebracht hatte. Alle die neuen Luſtſpiele und Gedichte, die aus Spanien kamen, athmeten eine ſo große Zartheit, daß ſie ſich eine hohe Idee von der Galanterie machte, welche die Spanier den Mauren gen! denn Italien liegt ja ganz nahe bey Paris.

Mein Großvater. Ja das iſt wahr.

Meine Großmutter. Und in allen Geſellſchaften wird ſie die erſte Rolle ſpielen, immer erzählen, immer beſchreiben —

Mein Großvater. Das iſt wahr.

Meine Großmutter. Und wenn ſie nur noch zu unterhalten verſtünde; aber Dinge, an denen ich zwey Stunden erzähle, die wird ſie in fünf Minuten abfertigen.

(Hierin hatte meine Großmutter vollkommen Recht. Sie wußte die geringfügigſte Kleinigkeit ſo zu recken und zu dehnen, daß alle ihre Erzählungen dem elaſtiſchen Harze gleich wurden, aus deſſen kleinſten Partikeln eine geſchickte Hand den längſten Faden zu ziehen vermag.)

„Ach!“ fuhr ſie fort: „es wirbelt mir „recht im Kopf, wenn ich an die Schönhei„ten Italiens gedenke, die Madonna von „Medicis, den Apollo mit ſeiner Keule, den

„Herverdankten. Sie war überzeugt, daß die Männer, ohne ein Verbrechen zu begehn, den Damen zärtlich huldigen dürfen; daß der Wunſch ihnen zu gefallen, große, ſchöne Handlungen erzeugt, den Geiſt erweckt, Freigebigkeit und manche andere Tugend einflößt; daß hingegen die Damen, geſchaffen um die Welt zu zieren und von den Männern angebetet zu werden, nur deren Verehrung dulden dürfen. Ich habe ſie ſagen hören, ihr Stolz gegen den Herzog von Monmorency ſey ſo groß geweſen, daß im erſten Augenblicke, als ſie deſſen neue Liebe bemerket, ſie allen Umgang mit ihm aufgehoben, und ſeine Huldigung auch mit keiner Königin theilen wollen. Die Letztere hat mir nachher geſagt, indem ſie ſich ſelbſt über ihre vormalige Eitelkeit luſtig machte, ſie habe über die Empfindungen des Herzogs für ſie nie nachgedacht, und gemeynt, ſein Betragen ſey blos ein ihrer Schönheit gebührender Zoll; auch ſey des Herzogs Leidenſchaft eben nicht heftig geweſen.

Den Herzog von Bellegarde, obgleich ſchon alt, zählte ſich auch zu ihren Liebhabern. Er war Günſtling zweyer Könige geweſen, und ſtand noch in ſo großem Anſehen, daß die Königin einen Weihrauch nicht verſchmähte, deſſen Dampf ihren Ruf nicht beflecken konnte. Sie litt es, daß er mit ihr umgieng, wie es zu ſeiner Zeit Mode geweſen den Damen zu huldigen. Er wagte es würklich ſeine Liebe zu erklären. Man ſagt, die Königin habe gezürnt, es wurde bald ein Scherz daraus gemacht, an dem ſelbſt der König Theil nahm, obſchon er ſonſt ziemlich eiferſüchtig war.

Nur der Herzog von Buckingham war ſo verwegen, einen Angriff auf ihr Herz zu wagen. Er kam im Nahmen des Königs von England, um Madame, des Königs Schweſter, für ſeinen Herrn ſich antrauen zu laſſen. Er war ſchön, wohl gebaut, prächtig, freigebig, beſaß Gröſſe der Seele und galt für den Günſtling eines groſſen Monarchen, deſſen Schätze er verſchwenden, mit deſſen Diamanten er ſich ſchmücken durfte. Was Wunder, daß er gefiel und ſich deſſen bewußt war. Allein die Königin hat mir erzählt, daß, ob ſie gleich nicht läugnen könne, Gefallen an ihm gefunden zu haben, ſie doch in aller Unſchuld geglaubt, es bedeute nichts mehr und nichts weniger als eine honnete Galanterie. Die ſpaniſchen Damen, ſagte ſie, leben am Hofe wie die Nonnen, und ſprechen mit Männern nur in Gegenwart des Königs und der Königin; dennoch rühmen ſie ſich recht gern ihrer Eroberungen, die, ſtatt ihrem Rufe zu ſchaden, ihnen Ehre bringen. Die Herzogin von Chevreuſe that freylich alles Mögliche für ſolche Zeitvertreibe ihrer erhabenen Freundin, deren Eitelkeit geſchmeichelt wurde, deren Tugend aber unbefleckt blieb. Man hat viel von einem Spaziergang der Königin geſprochen, als ſie ihre Schwägerin nach Amiens begleitete. Er geſchah mit ihrem gewöhnlichen Gefolge. Perſonen, welche ſich darunter befanden, haben mir die Wahrheit erzählt. Der Herzog von Buckingham ſprach mit ihr, Putange, ihr Stallmeiſter, entfernte ſich ein wenig, um nicht unbeſcheiden zuzuhören. Da führte ſie der Zufall in einen gekrümmten Gang des Gartens, wo ein Pfoſten ſie den Blicken des Publikums entzog. Die Königin, erſchrokken ſich allein zu finden, vielleicht auch durch die Leidenſchaft des Herzogs ein wenig gedrängt, rief den Stallmeiſter und verwies ihm ſeine Entfernung. — Als der Herzog ihr beim Abſchied den Rock zu küſſen kam, befand ſie ſich im Wagen neben der Prinzeſſin von Conti. Er verbarg ſein Geſicht hinter dem Vorhang, gleichſam um ihr einige Worte zu ſagen, eigentlich um ſeine Thränen zu trocknen. Die Prinzeſſin von Conti, eine geiſtreich ſcherzende Frau, ſagte nachher: ſie wolle dem Könige wohl die Tugend der Königin verbürgen, aber nicht ihre Grauſamkeit, denn es habe ſich, bey den Thränen des ſchönen Engländers, eine Spur von Mitleid in ihren Augen blicken laſſen.

Den Herzog verleitete die Liebe noch zu einem kühnen Schritt, den ich aus dem Munde der Königin habe, und den die Königin von England mir nachher beſtätigt hat. Er war ſchon von Amiens abgereiſt. mit Madame Henriette, die er ſeinem Könige zuführen ſollte, er war ſchon nicht fern mehr von Calais, als er — um die Königin noch einmal zu ſehen, wäre es auch nur ein Augenblick — plözlich vorgab, Befehle aus England erhalten zu haben, die ihn nöthigten nach Hofe zu gehen. Er ließ Madame Henriette zu Boulogne, eilte zurück, ſprach mit der Königin Mutter von ſeinen vorgeblichen Geſchäften, und begab ſich dann zu der jungen Königin, die er im Bette, ziemlich allein fand. Durch einen Brief der Herzogin von Chevreuſe, welche Henrietten begleitete, war ſie auf dieſen Beſuch vorbereitet und ſprach lachend davon. Aber ſie erſtaunte, als er nun herein trat, ſich neben ihrem Bette auf die Kniee warf, und mit allen Zeichen einer die Vernunft beſiegenden Leidenſchaft das Bettlaken an ſeine Lippen drückte. Die Königin hat mir ſelbſt geſagt, ſie ſey ſehr verlegen geworden, und habe lange nicht reden können. Die Gräfin von Lannoi, ihre alte, ſtrenge Ehrendame, die neben ihrem Kopfkiſſen ſtand, fand des Herzogs Stellung ſehr anſtöſſig, und ſagte ihm mit großem Ernſt, das ſey nicht Sitte in Frankreich. Er aber, ohne aus der Faſſung zu kommen, behauptete, er ſey ein Fremder, und brauche nicht alle Geſetze der franzöſiſchen Etikette zu beobachten. Dann wandte er ſich an die Königin und ſagte ihr ganz laut die zärtlichſten Dinge von der Welt. Im Grunde war ſie wohl nicht erzürnt darüber, allein ſie nahm ſich zuſammen, klagte über ſeine Kühnheit und befahl ihm zu gehen. Er gehorchte, und nachdem er ſie am andern Morgen noch einmal in Gegenwart des ganzen Hofes geſehen, reiſte er ab, feſt entſchloſſen, ſo bald als möglich wieder nach Frankreich zu kommen.

Dem Könige wurde alles dieß zum Nachtheil ſeiner Gemahlin hinterbracht. Er nahm es ſehr übel auf. Ihr Stallmeiſter, ihr Arzt und mehrere ihrer Höflinge wurden exilirt. Durch ſeinen Beichtvater ließ er ihr ſolches zu wiſſen thun, wobei Donna Epefania ſich nicht enthalten konnte, ihm dieſe Bitterkeiten zu ſagen.

Einige Zeit nachher wünſchte die Königin von England ihre Mutter zu beſuchen, allein ohne Buckinghams Begleitung konnte ſie die Einwilligung ihres Gemahls zu dieſer Reiſe nicht erhalten. Das ſchrieb ſie ihrer Mutter und bat um Erlaubniß den Herzog mitzubringen. Es wurde abgeſchlagen, und nun beſchloß die Wuth des Verliebten, beide Kronen zu entzweien, damit wenigſtens die Nothwendigkeit eines Friedens-Tractats ihn einſt nach Frankreich zurückführen mögte. Er wollte Siege erfechten; er kam dem, von Ludwig XIII. belagerten Rochelle mit einer mächtigen Flotte zu Hülfe; er berühmte ſich öffentlich ſeiner Leidenſchaft für die Königin; aber ſeine ſtolzen Entwürfe mißlangen.

Die Königin hat mir ſelbſt geſtanden, daß die Herzogin von Chevreuſe (vielleicht auch ihr Herz) ſie damals verleitet haben, ſich Wünſche für die engliſchen Waffen zu erlauben, doch meynte ſie, dieſe Wünſche wären nur aus Haß gegen den Kardinal Richelieu entſprungen, der, als eine Kreatur ihrer Schwiegermutter, ihren Gemahl gegen ſie einnahm.

Ein anderes, ernſteres Abentheuer begegnete der jungen Königin auf Anſtiften des Kardinals und ihrer Schwiegermutter. Der Ober-Garderobemeiſter, Chalais, wurde einer Verſchwörung gegen den Staat und gegen das Leben des Königs angeklagt, die Königin ſelber als deſſen Mitſchuldige genannt. Die, mit den Begebenheiten jener Zeit Vertrauten haben mich verſichert, Chalais ſey unſchuldig geweſen und habe höchſtens eine Intrigue gegen den Kardinal geleitet, an der des Königs Bruder Theil nahm, deſſen Vermählung mit Mademoiſelle Monpenſier man zu hindern wünſchte. Wahr iſt es, daß auch die Königin dieſe Vermählung gern hintertrieben hätte, wie ſie mir ſelbſt geſagt hat, aber nur weil ſie glaubte, wenn jene Prinzeſſin Kinder bekäme, ſo würde ſie, die Kinderloſe, nicht mehr geachtet werden.

Von andern habe ich gehört, gewiſſe Sterndeuter hätten dem Könige prophezeyt, er werde nicht lange leben, und, um das Mährchen zu verſchönern, habe man die Königin beſchuldigt, ſie wolle nach dem Tode ihres Gemahls, den Bruder deſſelben heyrathen, und darum ſey jene Verbindung ihr ſo mißfällig. Um ſie gänzlich zu verderben, ließ der Kardinal den Gefangenen Chalais, Begnadigung, wenigſtens Rettung ſeines Lebens hoffen, wenn er ausſagen würde, die Königin ſey mit ihm einverſtanden geweſen. Da er aber nicht Alles ſagte, was man zu hören verlangte, ſo erweiterte der Kardinal nach ſeinem Gefallen die mangelhafte Ausſage und hinterbrachte ſie dem Könige, der ſich darob entſezte. Er ließ ſeine Gemahlin im Geheimenrath erſcheinen, wo er ihr geradezu vorwarf, ſie habe gegen ſein Leben ſich verſchworen, um einen andern Mann zu nehmen. Die Königin — zwar vom tiefſten Schmerz über eine ſolche Anklage ergriffen, aber ſtark im Bewuſtſeyn ihrer Unſchuld — ſprach mit Feſtigkeit und edler Kühnheit: „warum ein ſo ſchwarzes Verbrechen? ſagte ſie ihm (wie ich von ihr ſelbſt weiß) „ich würde bey dem Tauſch zu wenig gewonnen haben.“ Dann wandte ſie ſich an ihre Schwiegermutter, und, mit dem ganzen Stolz einer ſpaniſchen Prinzeſſin beſchwerte ſie ſich über die Verfolgungen, welche ſie von ihr und dem Kardinal erdulden müſſe. Doch weder der König noch das Publicum würden von ihrer Unſchuld überzeugt worden ſeyn, wenn nicht glücklicherweiſe Chalais ſelbſt, da er, das Schaffot beſteigend, von Richelieu ſich betrogen ſah, es laut bereut hätte, durch zweydeutige Aeuſſerungen den Ruf der Königin in Gefahr geſezt zu haben. Er trug ſeinem Beichtvater auf, ſie in ſeinem Nahmen um Verzeihung zu bitten, und dem Könige

„Hercules mit der Leyer, die neun Furien, „und die drey Muſen, Tiſiphone, Alecto und „Megäre.“

Mein Großvater bewunderte im ſtillen die Beleſenheit meiner Großmutter, welche endlich die Mine ſpringen ließ:

„Wiſſen Sie auch mein Engel, daß ich in „der vorigen Nacht träumte, wir machten „eine Reiſe zuſammen nach Italien?“

Mein Großvater. So?

(Es war ein Hauptkunſtgriff meiner Großmutter, wenn ſie ihren Eheherrn zu etwas überreden wollte, daß ſie es die Nacht vorher träumte.)

„Wie wär' es mein Engel, fuhr ſie fort: „wenn du meinen Traum wahr machteſt, und „wir auf ein paar Monat nach Neapel reiſten?“

Mein Großvater, ſolcher koſtſpieligen Einfälle ſchon gewohnt, demonſtrirte ihr ganz kaltblütig, daß das eine Haupt-Action ſey, zu der ein ſiebenzigjähriger Greis ſo leicht ſich die Wahrheit zu hinterbringen. Auch Chalais's Mutter kam in gleicher Abſicht zu der Königin.

Indeſſen entfernte man doch die Herzogin von Chevreuſe von ihr, die Chalais Geliebte, und gewiß auch die einzige Urſach alles Unheils geweſen war. Allein die Königin, die mit großer Zärtlichkeit an ihr hieng, wurde durch dieſen Verluſt tief gekränkt und gegen ihren Gemahl erbittert.

Manche wollen, der Kardinal habe im Grunde mehr Liebe als Haß für die Königin gehegt, und, als er ſich verſchmäht geſehen, aus Rache gehandelt. Gewiß iſt, daß er ihr, bis an ſeinen Tod, keine andere Merkmale ſeiner Liebe gegeben, als Verfolgung und Störung ihrer Ruhe. Aber ſie ſelber hat mir erzählt, daß er eines Tages, in ihrem Kabinet, würklich ſehr galant und ſogar leidenſchaftlich mit ihr geſprochen; ſie ſey eben im Begriff geweſen, ihren Zorn und Verachtung zu äuſſern, als der König herein getreten und ihr Geſpräch unterbrochen. Nachher habe ſie ihre Empfindungen nicht wieder äuſſern wollen, weil ſie geglaubt habe, ihm zu viel Ehre anzuthun, wenn ſie zeige, daß ſie jenes Augenblickes ſich noch erinnere. Aber ihr verachtendes Stillſchweigen antwortete ihm hinlänglich. Sie gab ſich gar nicht die Mühe ihren Haß zu verbergen. und erwarb ſich dadurch eine Menge Anhänger, nemlich alle die Feinde des Kardinals, deren er unzählige hatte, (eigentlich wohl nicht Feinde ſondern Neider). Er verdiente dieſes Schickſal nicht, denn er war der gröſte Mann ſeiner Zeit und auch die verfloſſenen Jahrhunderte haben nichts, ihn Uebertreffendes, aufzuweiſen. Er hatte die Grundſätze aller berühmten Tyrannen; ſeine Entwürfe, Gedanken und Beſchlüſſe waren ſämmtlich auf Heil des Staates und öffentliches Wohl berechnet, nur daß er das leztere blos dann beförderte, wenn des Königs Anſehn und Schätze dadurch vermehrt wurden. Der König ſollte das Volk regieren aber Er wollte den König beherrſchen.

Leben und Tod der Menſchen intereſſirten ihn blos in Rückſicht auf ſein Vermögen und ſeine Gröſſe, von welchen beiden, nach ſeiner Meinung, Reichthum und Gröſſe des Staates abhiengen. Unter dem Vorwande, Eins durch das Andere zu ſchützen, trug er gar kein Bedenken, ſeiner eigenen Erhaltung Alles aufzuopfern, und die evangeliſchen Grundſätze waren ihm fremd, ob er gleich ein Buch geſchrieben hat, das Leben des Chriſten betitelt. Daß er jene nicht befolgte, brachte ſeinen Feinden Unheil, dem Staate Heil, ſo wie Kinder ein erwuchertes Vermögen froh genießen, für welches der Vater vielleicht in der Hölle brennt.

Die Königin war ſehr liebenswürdig, der König zur Frömmigkeit geneigt; es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn der Miniſter nicht als ein böſer Dämon zwiſchen ſie getreten wäre, Ludwig mehr Anhänglichkeit an eine Gemahlin bewieſen haben würde, die deren in jeder Rückſicht ſo würdig war. Manche behaupten, er habe ſie nie geliebt, und die Königin ſelbſt glaubte es, da er ſie ſo gleichgültig behandelte; allein ich weiß, aus dem Munde eines ſeiner Günſtlinge, daß er ſie ſchön fand, und daß er eines Tages, von ihrer Schönheit im Vertrauen ſprechend, hinzufügte: er wage es nicht, Zärtlichkeit gegen ſie zu äuſſern, aus Furcht ſeine Mutter und den Kardinal beleidigen, deren Rath und Dienſte ihm nöthiger wären, als das Vergnügen mit ſeiner Frau in zärtlicher Eintracht zu leben.

Der Königin Anhänglichkeit an das Vaterland und an ihren Bruder waren auch Gefühle, die man ihr zum Verbrechen machte. Sie hatte in der That Grund zu fürchten, daß ihr Gemahl ſie verſtoßen werde, und auf dieſen Fall hoffte ſie, nach dem Tode ihrer Tante, der Infantin Clara Eugenia, die Regierung der Niederlande zu erhalten.

Ich war 7 Jahre alt, als die Königin mir, um meiner Mutter willen, eine Penſion von 600 Livres gab, bald darauf fügte ſie einen

Gnadenbrief (brevêt) hinzu, durch welchen mein Schickſal auf immer an das ihrige gefeſſelt wurde. Ihre Freundſchaft für meine Mutter, und das Vergnügen, welches ich ihr zu machen ſchien, weil ich ſchon ſpaniſch mit ihr plaudern konnte, mißfielen dem Herrn Kardinal und ich erhielt einen königlichen Befehl, mich von ihr zu trennen. Schon hatte Madame du Fargis, ihre Dame d'atour, einen ähnlichen Befehl empfangen, und das war der Königin minder aufgefallen, aber daß man ihr nun gar ein Kind wegnahm, (denn ich war höchſtens zehn Jahre alt) das ſchmerzte ſie tief. Meine Mutter führte mich in die Normandie, von wo aus ich doch einmal mit einer Verwandtin zurückkam und der Königin insgeheim vorgeſtellt wurde.

Im Jahr 1624 hatte ſie die Abtei Val de Grace geſtiftet, um dort bisweilen, in Abgeſchiedenheit von der Welt, ſich zu erbauen. Der Kardinal, welcher wußte, daß ſie ſo oft als möglich an ihren Bruder ſchrieb, war ſo boshaft dem Könige zu rathen, daß er die Abtei plötzlich ſolle durchſuchen laſſen, weil man vermuthlich Beweiſe eines ſtrafbaren Einverſtändniſſes mit dem ſpaniſchen Hofe entdecken werde. Plötzlich erſchienen, auf königlichen Befehl, der Erzbiſchoff von Paris und der Kanzler Seguier an der Kloſterpforte; ſobald ſie eingetreten waren, geboten ſie den erſtaunten Nonnen, bei Strafe des Bannes, kein Wort miteinander zu ſprechen, dann foderten ſie alle Schlüſſel, durchſuchten alle Zellen und jeden Ort, wo ſich Papiere vermuthen ließen, vor allen Dingen die Zelle der Königin; aber ſie fanden nichts als Bußwerkzeuge, Gürtel mit eiſernen Spitzen, und härene Hemden, bei deren Anblick der Kanzler ſich nicht enthalten konnte, ehrfurchtsvoll auszurufen; wir haben gerade das Gegentheil von dem gefunden was wir ſuchten. Es hieß, ein Mädchen der Königin habe dem Kardinal hinterbracht, daß ein verſchloſſenes Käſtchen in der Zelle der Königin ſtehe. Dieß Käſtchen fand ſich auch, aber es wer angefüllt mit — engliſchen Handſchuhen, die ihre Schwägerin ihr geſchickt hatte. Es iſt ſehr begreiflich, daß ein ſolches Verfahren das Gemüth der Königin äuſſerſt empören mußte. Sie konnte noch lange nachher nicht ohne groſe Bewegung davon reden hören.

Gleich nach dem Tode des Kardinals Richelieu ſandte ſie mir einen Befehl zu, an den Hof zurück zukehren, den ich mit Freuden erfüllte. Ich eilte mit meinem Bruder nach Paris, die Königin empfing uns ſehr gnädig und ſagte: die Kinder meiner Freundin ſind zurück gekommen. Sie war noch immer ſo ſchön als irgend eine Dame von ihrer Umgebung. Damals, als ich ſie verlaſſen mußte, trug ſie, nach damaliger Mode, ein rundes klares Kopfzeug und viel Puder, nachher gieng ſie blos in Locken. Ihr ſehr ſtarkes Haar war ein wenig brauner geworden. Ihre Geſichtsfarbe war nicht zart, ihre Naſe auch wohl zu groß, und nach ſpaniſcher Sitte, ſchminkte ſie ſich ein wenig zu ſtark; aber ſie war weiß und nie gab es eine ſchönere Haut als die ihrige. In ihren ſchönen Augen vereinten ſich Sanftmuth und Würde. Die Farbe derſelben fiel etwas ins Grünliche, allein das machte ihren Blick nur lebhafter. Ihr Mund war klein und roſenroth, ihr Lächeln auſſerordentlich einnehmend und ihre Lippen hatten von dem Hauſe Oeſtreich nur ſo viel als nöthig war, um ſie zu verſchönern. Ihre Stirn war wohl gebildet, ſo wie der ganze Schnitt ihres Geſichts. Der Ruf der Schönheit ihrer Hände und Aerme iſt durch ganz Europa erſchollen; ſie waren würklich weiß wie Schnee und die Dichter konnten das Lob derſelben nicht übertreiben. Ihr Buſen war ſchön, obſchon nicht vollkommen, ihr Wuchs hoch, ihre Mine majeſtätiſch ohne Stolz. Ihre ganze, mit ſo vielen Reizen begabte, Geſtalt flößte Jedem, der ſie ſah Liebe und Ehrfurcht ein. Ihre Seele war nicht minder geſchmückt, und von ihrer Mutter hatte ſie den Hang zur Frömmigkeit eingeſogen.

Es gab der ſchönen Damen viele am Hofe. Eine der ſchönſten war noch immer Madame de Guiméné, zumal da ſie es kaum zu wiſſen ſchien. Die Königin hat mir lange nachher erzählt, daß ſie an Balltagen, mit ihrer Favorite, der Herzogin von Chevreuſe, alle mögliche Künſte der Toilette aufgeboten, um von der Prinzeſſin Guiméné nicht verdunkelt zu werden; wenn aber nun dieſe erſchien, und die eiferſüchtigen Damen ſich ſelber geſtehen mußten, ſie ſey doch die Schönſte, ſo giengen ſie, eine nach der andern, zu ihr hin und ſagten ihr: Ach mein Gott! wie ſehen Sie heute ſo übel aus! dann erſchrack die reizende Prinzeſſin, und ſtatt einen Blick in den Spiegel zu werfen, fuhr ſie nach Hauſe.

Unter Allen, die in ihrer erſten Jugendblüthe erſchienen, erwarb ſich Mademoiselle d'Hautefort, eine Hofdame der Königin, den Preis. Kaum ſah ſie der König, als er Neigung für ſie faßte. Die Königin bemerkte alſobald, was in dem Herzen dieſes Weiberfeindes vorgieng, und ſuchte den Funken anzufachen, weil ſie meynte, durch dieſe Gefälligkeit ihn zu gewinnen. Aber er war zu fromm, um ſich recht ernſtlich zu verlieben, und ich ſelbſt habe Mademoiselle d'Hautefort ſagen hören: er ſpreche von nichts als Hunden und Falken und Jagd mit ihr, und wage es gar nicht ihr nahe zu kommen. Er ließ ſich auch darum nicht öfter als ſonſt in den Zimmern der Königin blicken.

Marie von Medicis herrſchte damals unumſchränkt. Richelieu war ihre Kreatur, von ihr erhoben. Ich weiß nicht, warum ſie unzufrieden mit ihm wurde, und wenige Perſonen haben es erfahren; aber auf einer Reiſe nach Lyon, wo der König ſo krank war, daß man für ſein Leben fürchtete, und der Kardinal ſich verlohren glaubte, bat die Königin Mutter ihren Sohn, ihn zu verbannen. Ludwig verſprach es, nur wünſchte er noch einen kurzen Aufſchub wegen ſeiner italieniſchen Angelegenheiten. Dieſen gewährte die Mutter, auf des Sohnes Wort bauend, und dadurch wurde ſie nicht entſchließen könne. Er rechnete ihr vor, wieviel ihm die kleine Reiſe vor zwey und vierzig Jahren gekoſtet habe, die doch mit einer Reiſe nach Italien in gar keinem Verhältniß ſtehe. Er erinnerte ſie endlich an ihre fünf monatliche Schwangerſchaft, und die Gefahren, denen ſie ausgeſetzt ſeyn würde. Aber was halfs! Madame hatte ſich einmal das Ding in den Kopf geſetzt, und eher hätte der Alte den Flügel einer Windmühle im Sturm aufgehalten, als den Willen ſeiner Frau, wenn ihre Begierden kochten. Thränen und Liebkoſungen, dieſe Klippen des männlichen Muthes, waren es, an denen auch ſeine Standhaftigkeit ſcheiterte. Er entſchloß ſich zu der zweyten Haupt-Action in ſeinem Leben, das heißt: er gab nach.

Guter Großvater! Thau des Himmels befeuchte deine Aſche! ewiges Grün decke deinen Grabhügel! du warſt ein braver Mann; aber ein ſchwacher Ehemann. Du hatteſt nicht vor dem Prinzen geſteckt, als du vor ſelbſt ein Opfer von Richelieu's Ränken. Sie, die Frankreich einen König, Spanien und England Königinnen und Savoyen eine Fürſtin gegeben hatte, ſie, die Beherrſcherin des Reichs, mußte plötzlich alle ihre Größe verſchwinden ſehen. Nach vollendeter Reiſe erinnerte ſie den König an ſein Verſprechen, und war nicht wenig erſtaunt, Widerſtand zu finden, er bat ſie ſogar, dem Kardinal zu verzeihen. Vergebens machte ſie dem Sohne Vorwürfe, vergebens bot ſie Thränen auf, er war mit Richelieu einverſtanden, der in demſelben Augenblicke hereintrat, ſich an beide wandte und ganz kalt ſagte: er ſey gekommen, weil er vermuthet habe, daß man von ihm ſpreche. Die gereizte Königin, noch mehr erbittert durch ſeine unvermuthete, von ihr nicht bewilligte, Erſcheinung, nannte ihn, in Thränen ſchwimmend, einen Verräther, und überließ ſich dem heftigſten Ausbruche ihres Zorns. Noch bitterer behandelte ſie deſſen Nichte, die Herzogin von Aiguillon, die gegen das Ende der Unterredung dazu kam.

Richelieu, ohne aus der Faſſung zu kommen, warf ſich zu ihren Füßen und bat dringend um Verzeihung. Auch der König, den dieſer Auftritt ſehr zu bewegen ſchien, kniete vor ihr und vereinte ſeine Bitten mit denen des Günſtlings, allein vergebens. Der König, dadurch gekränkt, begab ſich nach Verſailles, der Kardinal folgte ihm dahin, und wußte ſich ſeiner ſo ganz zu bemächtigen, daß er ohne Zweifel ſchon damals beſchloß, was er nachher zu Compiegne gegen ſeine Wohlthäterin ausführte. Viele, die mit der Königin Mutter im Einverſtändniß waren, und auf den Sturz des Kardinals ganz ſicher gezählt hatten, empfanden die traurigen Folgen dieſer Täuſchung, und darum nannte man jenen Tag la journée des dupes. Marie von Medicis verdarb Alles dadurch, daß ſie in Paris blieb, wo die Feinde des Kardinals eine große Rathsverſammlung hielten, und nachher von ihm gerade ſo behandelt wurden, als ſie ihn ſelber hatten behandeln wollen. Der Marſchall von Marillac zum

Beiſpiel hatte für ſeinen Tod geſtimmt, ſobald der König ihn nicht mehr ſchützen würde; den ließ Richelieu ſehr ungerechterweiſe hinrichten; der Marſchall Baſſompierre hatte gemeynt, man ſolle ihn nur ins Gefängniß werfen; dafür brachte er ſelber 12 Jahr im Kerker zu. Kurz, dieſe Begebenheit war der erſte Grund aller der Verfolgungen und Proſcriptionen, welche damals ſo viele Perſonen von groſſem Anſehn ins Unglück geſtürzt haben.

Einige Zeit nach dieſer journée des dupes begab ſich der Hof nach Compiegne, die beyden Königinnen in der beſten Eintracht, denn beyde haßten nun den Kardinal, und ihr Schickſal fieng an ſich zu gleichen. Der König, der mit dem Vorſatz ſchwanger gieng, ſeine Mutter verhaften zu laſſen, war ſehr unruhig, weil ſein natürliches Gefühl ſich noch empörte. Der Miniſter bot alles auf um ſeine Rache zu vollſtrecken. Endlich — wenige Tage nach der Ankunft des Hofes — wurde plötzlich, ſehr früh des Morgens, an das Zimmer der jungen

Königin geklopft — (ſie ſelbſt hat mir das Folgende erzählt.) Erſchrocken fuhr ſie aus dem Schlafe und rief ihre Kammerfrauen. Sie meynte, der König ſey an der Thür, da ſonſt wohl Niemand ſich unterſtehen könne, auf dieſe Weiſe bey ihr einzudringen. Als ſie den Bettvorhang wegzog und ſah daß es kaum Tag wurde, durchkreuzten ſchnell trübe Ahndungen ihre Seele. Der Abneigung ihres Gemahls nur allzugewiß, fürchtete ſie, man komme ihr anzukündigen, daß ſie Frankreich verlaſſen ſolle. Sie raffte ſich zuſammen und bot alle ihre Standhaftigkeit auf. Die Thür wurde geöffnet. Da meldete ihr die erſte Kammerfrau den Groß-Siegelbewahrer im Nahmen des Königs. Dieſer ungewöhnliche Beſuch beſtärkte ſie noch in ihrer Vermuthung. Allein er kündigte ihr blos an, daß der König, aus gewiſſen Staatsurſachen, ſich genöthigt geſehen, ſeine Mutter hier, unter Aufſicht des Marſchalls d'Etrées zu laſſen; er bitte ſie aufzuſtehen, die Gefangene aber nicht zu beſuchen, ſondern zu den

Capuzinern zu kommen, wo er ſie erwarte. Man denke ſich die Beſtürzung der jungen Königin Sie ſtand ſogleich auf aber es war ihr unmöglich ſich hinweg zu begeben, ohne ihre Schwiegermutter noch einmal zu ſehn Um jedoch nicht geradezu den Gehorſam gegen ihren Gemahl zu verletzen, ließ ſie der Gefangenen ſagen, ſie wünſche ſehr ſie zu ſprechen, allein aus gewiſſen Urſachen könne ſie dieſelbe nicht beſuchen, ohne zuvor von ihr darum gebeten zu ſeyn. Die alte Königin ſchickte augenblicklich ihre erſte Kammerfrau mit der verlangten Bitte. Ihre mitleidige Schwiegertochter warf blos einen Schlafrock über das Hemd und eilte zu ihr. Sie ſaß im Bett, ihre Kniee umfaſſend, und rief der Kommenden entgegen: *Ach meine Tochter! ich bin todt oder eine Gefangene! was will der König mit mir machen?* Die junge Königin warf ſich ſehr bewegt in ihre Arme, und vergaß in dieſem Augenblick allen Verdruß, den ſie ihr vormals angethan. Sie trennten ſich als warme

Freundinnen, ſie hatten ſich zum leztenmal geſehn. Marie entfloh aus ihrem Kerker und gieng nach Flandern, wo die Infantin Clara Eugenia ſie ſehr wohl aufnahm, und wohin auch ihr Sohn, des Königs einziger Bruder ſich flüchtete, nachdem er Drohungen gegen den Kardinal ausgeſtoſſen. Nach dem Tode der Infantin ſuchte Marie eine Zuflucht in England, wo die damaligen Volksbewegungen ſie wiederum vertrieben. Sie gieng nach Holland und von da nach Cölln, wo ſie bekanntlich, zu Richelieu's ewigem Schimpfe, im tiefſten Elend ſtarb.

Nach dem Beſuche, den der jungen Königin ihr Herz geboten, begab ſie ſich zu den Capuzinern, wo ſie den König fand und mit ihm zurück nach Paris fuhr. Damals war es, daß er ihr Mademoiselle d'Hautefort präſentirte, und ſie bat aus Liebe zu ihm, dieſes ſchöne Mädchen zu lieben und gut zu behandeln. Solche Empfehlungen ſind nicht allen Gattinnen angenehm; die Königin zwang ſich zu einer freundlichen Aufnahme, liebte aber Mademe d'Hautefort bald um ihrer ſelbſt willen (denn ſie verdiente es) und wurde von ihr herzlich wieder geliebt. Als der König das bemerkte, erkaltete nicht allein ſeine Neigung, ſondern die täglich wärmer werdende Freundſchaft zwiſchen ſeiner Gemahlin und ſeiner Geliebten, war ihm ſo zuwider, daß die leztere endlich ganz in Ungnade fiel und in die Provinz zurückkehren mußte. Die erſtere hingegen empfieng jezt mehrere und freundlichere Beſuche von ihm als vormals, vielleicht um das Volk zu beſänftigen, dem die Gefangenſchaft der Königin Mutter ſehr anſtößig ſchien, ſo wie die gegen mehrere Perſonen verübte, grauſame Strenge. Hingegen liebte es die junge Königin ſehr, und ſah mit Vergnügen das beſſere Vernehmen zwiſchen ihr und ihrem Gemahl. Um ſie zu gewinnen, rief der Kardinal auch die Herzogin von Chevreuſe aus ihrer Verbannung zurück. Ohne Zweifel verſprach ſie ihm alles was er begehrte. Im Grunde hatte er ſie nie gehaßt, ihre Reize hatten Eindruck auf ihn gemacht, und ihr Schickſal war eigentlich nur eine Folge des Haſſes der Königin Mutter. Da er nun mit dieſer zerfallen war, ſo wünſchte er, durch Vermittelung der Favorite, ſich mit der jungen Königin auszuſöhnen. Auch den Chevalier de Jars, der gleichfalls ihretwegen entfernt worden war, ließ er aus England zurückkommen.

Madame de Chevreuse ſchien nunmehr in vertrauten Verhältniſſen mit dem Kardinal zu ſtehen, blieb aber darum nicht minder der Königin ergeben, und warb auch für ihre Parthey den Groß-Siegelbewahrer Chateauneuf, der in ſie verliebt war.

Der ſchlaue Miniſter merkte aber bald, daß eine neue Verſchwörung gegen ihn ſich entſpann. Er zerhieb den Knoten auf der Stelle. Madam de Chevreuse mußte abermals den Hof verlaſſen, und gieng nach Spanien, wo ſie Ehrenvoll aufgenommen wurde, und wo ſogar der König gegen ihre Reize nicht unempfindlich ſoll geweſen ſeyn. Der Groß-Siegelbewahrer wurde nach Angoulême geſchickt. Dem Chevalier de Jars gieng es am ſchlimmſten. Er iſt nachher einer meiner vertrauteſten Freunde geworden, und daher kenne ich ſein Schickſal genau, in welchem er einen ſo groſſen und biedern Character entwickelte. Eilf Monat ſaß er in der Baſtille in ein Loch geſpert. Es war im Winter als man ihn arretirte, und das ſchwarze Sammtkleid, welches er in dieſem Augenblicke trug, kam, während der ſchrecklichen eilf Monate nicht von ſeinem Leibe. Man verhörte ihn 50mal mit der größten Strenge; er antwortete ſtets mit Verſtand und Feſtigkeit, ohne ſich je zu verwickeln oder zu irgend Jemandes Nachtheil zu ſprechen. Man brachte ihn endlich nach Troyes wie einen Verbrecher, den man zum Tode führt. Als er durch den Hof der Baſtille geſchleppt wurde, erblickte er den Marſchall Baſſompierre und einige andere Gefangene, die man gelinder behandelte. Er rief ihnen zu: „Lebt wohl! ich weiß nicht wo„hin ich gehe, aber ſeyd verſichert, es möge mir

„auch begegnen was da wolle, ich bleibe ein „Mann von Ehre, und werde nie, weder an „meinen Freunden noch an mir ſelber, zum „Verräther werden.“ Zu Troyes fand er in einem gewiſſen Laſſemas denſelben Richter wieder, der ihn ſchon in der Baſtille gequält hatte, und den man nur des Kardinals Henkersknecht zu nennen pflegte. Man wollte falſche Zeugen erkaufen. Der Prévôt de l'Ile, der ihn auf der Reiſe von Paris nach Troyes begleitet hatte, ſollte ausſagen, der Chevalier habe unterwegs aufrühreriſche Reden gegen den Staat ausgeſtoßen, allein der ehrliche Mann verſtand ſich durchaus nicht dazu. Laſſemas wußte, daß Richelieu den Tod des Gefangenen nicht wollte, weil er ihn ſelber für unſchuldig hielt, und durchaus keine Beſchönigung eines Todesurtheils finden konnte, allein er hoffte durch die Furcht dafür, und durch alle ſonſt nur erſinnlichen Quaalen, ihm die Geheimniſſe der Königin und ihrer Vertrauten abzulocken. Der Kardinal pflegte zu ſagen; man gebe mir nur zwey und vierzig Jahren deine Staats-Action glücklich beendigteſt; aber dein Weib konnte durch einen Blick dich zum Schweigen bringen. Du warſt ein guter Wirth; in dir wohnte, bis zu deiner Haupt-Action, der Geiſt vernünftiger Sparſamkeit; und nun mußteſt du chriſtlichem und jüdiſchem Wucher zinsbar werden, um die Reiſekoſten zu beſtreiten. Du liebteſt die Ruhe, deinem Alter ſo angemeſſen; aber man riß dich aus deinem gepolſterten Seſſel, und ſchleppte dich nach Italien. Du liebteſt die Ehre, ſie ruhte auf dir und deinem Hauſe; aber ſeit deiner Haupt-Action ward ſie ein Spiel müſſiger Zungen. Unter Millionen Augen ſahen nur zwey nichts, und dieſe zwey waren die Deinigen. Was aber hielt dich ſchadlos für die Unbequemlichkeiten der Reiſe, wenn du Stundenlang herumgeſchüttelt wurdeſt, ehe du deine Schokolade und deine Pfeiſe Knaſter bekamſt? — Die Gefälligkeit meiner Großmutter, die dir erlaubt hatte, den Reiſewazwei Zeilen, die der unſchuldigſte Menſch geſchrieben, ſo will ich ihm den Prozeß machen, denn in zwei Zeilen kann man Alles finden, was Einem beliebt.

Eines Tages, am Feſte aller Heiligen, begab ſich ein ſonderbarer Auftritt. Laffemas hatte dem Chevalier erlaubt, die Meſſe zu hören, und ihn unter ſtarker Bedeckung zu den Jacobinern führen laſſen. Da erblickte der Gefangene den Herrn Intendanten Laffemas, nebſt ſeiner Frau, wie ſie am Hochaltar das Abendmahl empfiengen. Plötzlich riß er ſich los von ſeiner Wache, ſtürzte hin zum Altare, packte den Schurken bei der Bruſt und ſchrie: „Menſch! du haſt deinen Gott jetzt auf
„den Lippen! jetzt ſage die Wahrheit vor Gott
„und den Menſchen! bekenne meine Unſchuld
„und deine Verfolgungswuth! biſt du ein
„Chriſt, wie du in dieſem Augenblicke heuchelſt,
„ſo bekenne laut, daß du ein Schurke geweſen!
„ich nehme dieſe ganze Verſammlung zum Zeu-

„gen, daß ich dich nicht für meinen Richter er„kenne!“

Man denke ſich den bleichen, bebenden Sünder. Das Volk drängte herzu und ſieng an zu murren. Der Prévôt de l'Ile, der gegenwärtig war, wollte die Feinde trennen, aber der Chevalier ließ ſeinen Mann nicht los. „Du „ſollſt antworten!“ ſchrie er und ſchüttelte ihn. Da ermannte ſich Laffemas endlich und ſprach mit großer Kälte: „Mein Herr, worüber be„klagen Sie ſich? ich verſichere Sie, daß der „Herr Kardinal Sie liebt.“ Und als der Chevalier fortfuhr, auf eine Antwort wegen ſeiner Unſchuld zu dringen, ſagte er: „Sie werden „damit abkommen, nach Italien zu gehen. In„deſſen will ich Ihnen einige kleine Briefchen „von Ihrer Hand geſchrieben zeigen laſſen, „aus welchen Sie ſehen werden, daß Sie ſchul„diger ſind, als Sie ſich einbilden.“

Nach dieſer, in ihrer Art einzigen, Scene glaubte der Chevalier ſich verlohren, und beſchloß, ſeinem Tode muthig entgegen zu gehen.

In der That führte man ihn auf den Armen-Sünderſtuhl, wo er abermals den Laſſemas als ſeinen Richter verwarf, ihn wiederhohlentlich einen Böſewicht nannte, und den übrigen Richtern deſſen Schelmenſtreiche erzählte. Bei einem zweiten Verhöre ließ man ihn drei Stunden auf jenem beſchimpften Stuhle ſitzen, allein er vertheidigte ſich mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit und man hoffte vergebens, daß er einen ſeiner Freunde verrathen werde. Beim Weggehn näherte ſich ihm der Prévôt de l'Ile und flüſterte ihm zu: „faſſen Sie Muth, ich „hoffe das Beſte, denn man hat mir befohlen, „Sie in Ihr Gefängniß zurückzuführen, da „man ſonſt diejenigen, die man zum Tode ver„dammen will, an einen andern Ort bringen „läßt.“

Der Chevalier antwortete ihm in ſeinem gewöhnlichen Tone: „Mein Freund, dieſe „Spitzbuben werden mich hinrichten laſſen, ich „ſehe es an ihren Geſichtern. Man muß ſich „drein ergeben, und der Kardinal ſoll wüthend

„werden, wenn er hört, daß ich mich weder um ihn noch um ſeine Tortur bekümmere.“ —

Sobald der Chevalier abgetreten war, zeigte Laffemas den Richtern einen Brief vom Kardinal, oder vielmehr vom Könige ſelber, in dem es hieß: „wird er zur Folter verurtheilt, ſo ſoll man ihm die Inſtrumente zeigen, aber ihn nicht foltern. Wird er zum Tode verdammt, ſo ſoll das Urtheil aufgeſchoben werden.“ — Das leztere geſchah. Man führte ihn auf das Schaffot. Er erſchien mit all dem Muthe, der einem ſolchen Ehrenmanne geziemt. Er ſprach mit tiefer Verachtung von ſeinen Richtern und von ſeinen Feinden. Mir hat er nachher bekannt, daß er in ſeinem Innern viel gelitten habe, aber Gott habe ihm die Kraft verliehen, ſich ſelbſt getreu zu bleiben. Schon war er bereit, den Todesſtreich zu empfangen, als man ihm ſeine Begnadigung ankündigte. Von Andern hab' ich gehört, daß er lange nicht ſprechen konnte, und faſt ohnmächtig war; auch in dem Helden empört ſich das Leben gegen die Vernichtung. Er ging nach Italien, wo er ſeine Zeit angenehm verlebte. Nach dem Tode des Kardinals war er ſo billig zu bekennen, daß er ihm das Leben verdanke, „Denn“ ſagte er; „wenn „Er gewollt hätte, die Schurken hätten mich „wahrhaftig köpfen laſſen.“

Der König überließ ſich nun ganz ſeinem Günſtling, und führte mehrere Jahre lang ein trauriges, einförmiges Leben zu St. Germain, und, während ſeine Armeen Schlachten gewannen und Städte eroberten, fieng er Vögel. Er war ein unglücklicher Fürſt, denn er liebte Niemanden, auch ſich ſelbſt nicht einmal. Auf die Größe ſeines Miniſters war er eiferſüchtig und konnte doch nicht ohne ihn leben. Die Königin gewöhnte ſich an die Einſamkeit ſo gut ſie konnte, war fromm und zerſtreute ſich höchſtens durch einige Neuigkeiten, die ihre Vertrauten ihr zukommen ließen. Zwar verſuchte ſie noch mitunter gegen den Kardinal Intriguen zu ſpinnen, aber er machte ſich nur luſtig darüber und war mächtiger als jemals.

Aus langer Weile verliebte ſich der König aufs neue in Mademoiſelle Lafayette, auch eine Hofdame der Königin, eine hübſche Brünette, wiewohl nicht ſo ſchön als Madame d'Hautefort. Sie war ein ſtolzes und doch liebenswürdiges Mädchen. Ihr vertraute auch der König ſeinen Verdruß über Richelieu's allzugroße Macht. Sie beſtärkte ihn darin und ließ ihn fühlen, daß er ſich dadurch entehre. Der Kardinal that alles Mögliche um ſie zu gewinnen, aber ſie zeigte mehr Character als die übrigen Schranzen, die ihm treulich Alles zutrugen, was der König gegen ihn ſprach. Theils thaten ſie das aus Eigennutz, theils weil ſie befürchten mußten, daß der ſchwache König ſelber ſie verrathen werde, und es daher beſſer ſey, ihn zu verrathen. Mademoiſelle Lafayette hingegen trotzte Allem und war heimlich entſchloſſen, im ſchlimmſten Falle eine Nonne zu werden. Da der König ſie ſo zuverläſſig fand, ſo liebte und achtete er ſie wahrhaft, denn er hatte doch nun Jemanden auf der Welt, dem er ſich vertrauen konnte, und ich weiß, daß er Geſinnungen für ſie hegte, die ſich hoch über die gewöhnlichen Neigungen der Menſchen erhuben.

Mit der Königin gieng die Favorite, aus ähnlichen Gründen, ſehr zurückhaltend um. Des Königs ſittſame, keuſche Liebe verpflichtete ſie zur Dankbarkeit und treue Bewachung ſeiner Geheimniſſe. Der Königin mißfiel dieſe Liebe, obſchon ſie längſt an das Unglück gewöhnt war, von ihrem Gemahl nicht geliebt zu werden.

Als der Kardinal ſah, daß er die Favorite nicht gewinnen konnte, ſo ſuchte er das Glück der ſchuldlos Liebenden zu vernichten. Er bediente ſich dazu der Beichtväter, die in beyder Gewiſſen ſo viele Scrupel erregten, daß Mademoiſelle Lafayette ſich entſchloß in ein Kloſter zu gehen und der König es duldete. Im Grunde war es würklich ihr Beruf, wie ich aus den Memoiren erſehen habe, die der Pater Cauſſin, des Königs Beichtvater, hinterlaſſen, und die mir der Graf von Maure gezeigt hat. Aus dieſen erhellt, daß Cauſſin ſelber ihr gerathen, nicht ins Kloſter zu gehen, weil er ſich ihrer bedienen wollte, um die Zurückberufung der Königin Mutter zu bewürken, und den König zu bewegen, das Joch des Kardinals endlich abzuſchütteln. Aber ſie beſtund auf ihrem Entſchluß, und bat Cauſſin, ihr des Königs Erlaubniß auszuwürken. Cauſſin that es mit Widerwillen, und erzählt, wie betrübt der König bei dieſer Nachricht geweſen. Er warf ſich auf ſein Bett und weinte und klagte, daß ihn Jedermann verlaſſe. Doch die Frömmigkeit beſiegte endlich den Widerſtand ſeines Herzens. „Ja, ſie iſt mir ſehr theuer,“ ſagte er, „aber wenn Gott ſie ruft, ſo will ich nicht „widerſtreben.“

Mit großer Standhaftigkeit verließ ſie den Hof, nicht achtend weder des Königs Thränen, noch die Schadenfreude ihrer Feinde, das einzige — wie ſie mir nachher geſtanden — was ſie Ueberwindung koſtete. Beim Abſchied ſprach ſie lange mit dem Könige in Gegenwart des ganzen Hofes. Ihr Geſicht blieb unverändert, ſie war ſo ſtark, keine Thräne zu vergießen, indeſſen der König vor allen Zuſchauern laut weinte. Aber ſie war nicht unempfindlich; denn nachdem ſie auch von der Königin Abſchied genommen, und in ihr Zimmer kam, deſſen Fenſter auf den Hof giengen, hörte ſie des Königs Wagen vorfahren, und lief ans Fenſter, um ihn — der ſich zerſtreuen wollte — einſteigen zu ſehen. Als der Wagen fortrollte, wandte ſie ſich zu der Gräfin von Flex, die eben bei ihr war, und ſagte mit dem tiefſten Schmerz: „Ach! ich werde ihn „nicht wiederſehen!“

Doch ſie ſah ihn noch oft wieder, denn der König beſuchte ſie ſehr bald in ihrem Kloſter, und blieb die erſtenmale ſo lange an das Sprachgitter gefeſſelt, daß der Kardinal aufs neue unruhig wurde und Alles aufbot, um ihn ganz von der Geliebten zu trennen. Es gelang ihm endlich, ſeinem Könige die einzige Freundin, und mit ihr den einzigen Troſt zu rauben, den er auf der Welt hatte.

So unſchuldig nun auch dieſe ganze Liebſchaft endete, ſo hatte es doch einen Augenblick gegeben, wo die Tugend beider Liebenden wenigſtens ſtrauchelte. Mademoiſelle Lafayette, die nachher meine Freundin wurde, hat mir das ſelbſt in Chaillot erzählt. In den letzten Tagen nemlich ihres Aufenthalts am Hofe, und ehe ſie noch feſt entſchloſſen war, eine Nonne zu werden, wurde des Königs Leidenſchaft ſinnlich und er drang in ſie, ganz die Seinige zu werden, worauf er ſie in Verſailles einrichten wollte. Der Schrecken über dieſen Vorſchlag beſchleunigte ihren Entſchluß, im Kloſter Schutz vor dem Geliebten und vielleicht vor ihrem eigenen Herzen zu ſuchen. Auch der fromme König ſchämte ſich nachher ſeiner Sinnlichkeit, und, wäre dieſe Scene nicht vorher gegangen, er würde nie darein gewilligt haben, daß ſie den Schleyer nehme. Das ſewagen gerade ſo einrichten zu laſſen, wie der war, in welchem der Prinz vor zwey und vierzig Jahren zurückkam.

Und ſo gieng es denn über Stock und Stein! meine Großmutter und ihr Cicisbé ſaßen im fond; mein alter Großvater und ſein treuer Schrimps ihnen gegenüber. Sie beſuchten Mayland, Venedig und Rom. In dieſer Königin der Städte, erlebte mein Großvater ſeine zweyte Staats-Action, indem er die Ehre hatte, dem Pabſte vorgeſtellt zu werden. Meine Großmutter ſpielte die Kennerin, kaufte ſich Winkelmanns Buch von den Alterthümern, erhandelte vor zwey tauſend Thaler nachgemachte Antiken, und glaubte ſich nunmehr vollkommen im Stande, die Hofräthin X. zum Schweigen zu bringen.

Von Rom gieng es nach Neapel, und dieſer Reiſe verdanke ich mein Daſeyn: denn ſchon am zweyten Morgen nach ihrer Ankunft, bekam meine Großmutter Luſt, troß ihrer

Beiſpiel ihrer Tugend würkte ſo ſtark auf ihn, daß er nun ſelber die Frömmigkeit zu weit trieb, und wenn er im Sprachzimmer mit ihr ſich unterhielt, ſo erwähnte er oft eines Planes, der, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, ganz Europa würde in Erſtaunen geſetzt haben.

Es trug ſich aber nun eine Begebenheit zu, welche wohl fähig war ſeine Schwermuth zu zerſtreuen. Die Königin — mit der er ſeit 22 Jahren in einer unfruchtbaren Ehe lebte — wurde ſchwanger. Man ſagt, es ſey an einem Tage geſchehen, wo er bis zum ſpäten Abend im Kloſter geweſen war. Als er nach St Germain zurückkehren wollte, fand er das Wetter ſo ſchlecht, daß er ſich entſchloß, im Louvre zu übernachten, wo für ihn kein anderes Bett war, als das der Königin. Dieſer, für ganz Europa ſo folgenreiche, Zufall gab Ludwig dem XIV. das Daſeyn und das Volk nannte ihn den von Gott Gegebenen (Dieudonné).

Die Königin ſelbſt verdankte dieſem Zufall ihre Rettung, denn kurz vorher hatte ſich eine ſehr unangenehme Begebenheit zugetragen, wo ſie ihrem gänzlichen Verderben nur dadurch entrinnen konnte, daß ſie mit eigner Hand ein Bekenntniß ihrer Schuld niederſchrieb, den König in den demüthigſten Ausdrücken unter Thränenſtrömen um Verzeihung bat, und ſich ſelber deren unwürdig erkannte. Dennoch war ſie unſchuldig in Rückſicht auf den König, aber ſchuldig, wenn es anders ein Verbrechen war, daß ſie an ihren Bruder, den König von Spanien, und an Madame de Chevreuse geſchrieben hatte. La Porte, im Dienſt der Königin, hat mir ſelbſt alle Einzelheiten dieſer unangenehmen Begebenheit erzählt, und zwar zu einer Zeit, wo er bei ſeiner Gebieterin in Ungnade gefallen war, und keine Urſache hatte mit ihr zufrieden zu ſeyn, folglich ſprach er gewiß die Wahrheit. Er wurde zu der nemlichen Zeit verhaftet, da der Kanzler jenen berüchtigten Beſuch in der Abtey Val de Grace

- abſtattete; er war der Briefträger der Königin. Man verhörte ihn dreimal in der Baſtille, er leugnete ſtandhaft. Da wollte der Kardinal ihn ſelbſt verhören, und ließ ihn, in Gegenwart des Kanzlers, in ſein Zimmer kommen. Er blieb dabei, es ſey ihm unbewußt, daß die Königin nach Spanien, oder an Madame de Chevreuse, auf einem andern Wege als durch die Poſt geſchrieben, (denn das letztere war ihr erlaubt.) Umſonſt erſuchte man ihn zu beſtechen, umſonſt verſprach ihm der Kardinal groſſe Belohnungen, er erklärte, daß er lieber ſterben wolle, als eine falſche Anklage gegen ſeine Gebieterin auf ſein Gewiſſen laden. Richelieu, der gewiß wußte, daß er die Unwahrheit ſagte, bewunderte ſeine Treue, und rief aus: „mögte ich doch ſo „glücklich ſeyn einen ſolchen Menſchen zu be„ſitzen!“

Es trat noch ein ſchlimmer Umſtand ein. Man hatte einen Brief in Ziffern aufgefangen, den man der Königin vorwieß. Sie konnte ihn nicht ableugnen, kehrte ihn aber zum Beſten ſo gut es gehen wöllte. Nur war durchaus nöthig, daß Laporte von dem, was ſie ausgeſagt, unterrichtet wurde, damit er ihr nicht widerſpräche. Aber wie ſollte man ihm beibringen, was er wiſſen mußte? — Hier trat Madame d'Hautefort, die damals noch bei Hofe war, großmüthig dazwiſchen. Sie verkleidete ſich in ein Kammermädchen und gieng ſelbſt nach der Baſtille, um Laporte einen Brief zu bringen. Aber dieſen in ſeine Hände zu ſpielen, würde noch ſehr ſchwer geweſen ſeyn, wenn nicht glücklicherweiſe der Chevalier de Jars eben damals in der Baſtille geſeſſen und viele Leute zu gewinnen gewußt hätte. Kurz, Laporte erhielt den Brief glücklich und erſah daraus, was die Königin bekannt hatte. Als man ihn nun, beim nächſten Verhör, mit der Tortur bedrohte, auch die Werkzeuge derſelben ihm zeigen ließ, da ſtellte er ſich erſchrocken, und ſagte, wenn man ihm einen rechtlichen, zu der Dienerſchaft der Königin gehörigen, Mann zuführe, ſo wolle er dem Alles ſagen, was er wiſſe.

Laſſemas ermahnte ihn, ſelbſt einen ſolchen Mann zu wählen, zu dem er Vertrauen habe. Da wählte der ſchlaue Laporte einen gewiſſen La Rivière, einen Freund von Laſſemas und den er gar nicht für einen ehrlichen Mann hielt. Laſſemas, ſehr erfreut über dieſe Wahl, meldete es ſogleich höhern Orts; der König und der Kardinal lieſſen La Rivière kommen, und gaben ihm den Auftrag, Laporte's Geſtändniſſe anzuhören und zu berichten. Als La Rivière zu dem Gefangenen hinein trat, befahl er ihm, im Nahmen der Königin, Alles zu ſagen, was er von ihren Angelegenheiten wiſſe. Laporte ſtellte ſich, als glaube er an dieſe Botſchaft ſeiner Gebieterin, machte zum Schein noch einige Umſtände, und vertraute dann dem Abgeſandten nichts mehr und nichts weniger, als was die Königin bereits bekannt hatte. Da ſtand der Kardinal verblüfft und der König ſchien ſehr zufrieden.

Der ehrliche Laporte hat mich verſichert, daß es ihm noch immer unbegreiflich ſey, wie man aus dieſen Briefen, deren Inhalt er kannte, der Königin habe ein Verbrechen machen können, denn ſie hätten nichts weiter als Spöttereien über den Kardinal enthalten, aber durchaus keine Sylbe weder gegen den König noch gegen den Staat.

Der Sturm gieng alſo vorüber; doch ehe der König mit ſeiner Gemahlin ſich ausſöhnte, verlangte er noch, ſie ſolle eigenhändig an La Porte ſchreiben, und ihm befehlen, Alles zu ſagen, was er von ihr wiſſe. Sie mußte gehorchen, aber Laporte war ſchlau genug zu merken, daß dieſer Brief ihr war dictirt worden, und änderte nichts an ſeiner Ausſage. Der Königin antwortete er ſehr ehrerbietig, ſie könne aus dem Protokoll erſehen, daß er bereits ihre Befehle erfüllt habe, und daß weder der Verluſt ſeines Dienſtes noch ſeines Kopfes ihn bewegen könne, Unwahrheiten zu ſagen. Dieſe Antwort beſtätigte den König in der Meinung, daß ſeine Gemahlin nicht ſo ſchuldig ſey als er geglaubt, und das gute Vernehmen wurde wieder hergeſtellt. Es war zu Chantilli, wo dieſer große Zwiſt ſich ereignete, an den die Königin nie ohne Entſetzen zurückdenken konnte. Man ſagte, der Kardinal habe dadurch bewürken wollen, daß ſie entweder nach Spanien zurückgehen oder ſich mit ihm ausſöhnen müßte. Der Streich mißlang und da ſie vollends bald nachher ſchwanger wurde, ſo bezeigte ihr der König ſogar eine Art von Zärtlichkeit.

Leider währte das nicht lange. Als ſie entbunden war, mußte man ihm zureden, ſich ihr zu nähern und ſie zu umarmen. Man glaubte, nun, nachdem ſie einen Dauphin gebohren, werde ihr Einfluß ſich vermehren, aber es blieb beim Alten. Sie hatte das Glück, dem Könige noch einen zweiten Sohn zu ſchenken, deſſen Geburt ihn faſt noch mehr zu erfreuen ſchien, als die des Dauphin. Der letztere war kaum drei Jahr alt, als der König ſchon eine Art von Eiferſucht und Widerwillen gegen ihn zu verrathen ſchien. Die Königin hat mir ſelbſt erzählt, daß, als ihr Gemahl eines Tages von der Jagd zurückgekommen, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, der kleine Prinz, der nicht gewohnt war, ihn ſo zu ſehen, ſich vor ihm gefürchtet und geweint habe; über dieſe Kleinigkeit ſey der Vater ſehr erzürnt geweſen, und habe ihr vorgeworfen, ſie flöße dem Kinde Furcht und Widerwillen gegen ihn ein, habe ſie auch mit vieler Härte bedroht, ihr beide Kinder wegzunehmen.

Der Kardinal hatte ihm, in der Perſon des Oberſtallmeiſters Cinqmars, einen neuen Günſtling gegeben, gleichſam um ihm die entriſſene Geliebte zu erſetzen. Vielleicht geſchah es auf deſſen Rath, daß der König, als er nach Narbonne reiſte, ſich freundlicher benahm, und beim Abſchied zu der Königin ſagte: ſie ſolle ihre Kinder wohl in Acht nehmen und ſie nicht aus den Augen laſſen; ein Befehl, den er ihr nicht einzuſchärfen brauchte, da dieſe Kinder ihre einzige Freude waren.

Sobald der Oberſtallmeiſter würklich das Vertrauen des Königs gewann, ſobald wurde Richelieu eiferſüchtig auf ſein eigenes Geſchöpf, ſprach verkleinernd von ihm zu dem Könige, hinderte deſſen Erhebung zum Herzog und Pair des Reichs, wie auch deſſen Eintritt in den geheimen Rath. Dadurch wurde Cinqmars ſo erbittert gegen ſeinen Wohlthäter, daß er ſich zu deſſen Feinden geſellte und, wenn der König, nach ſeiner Gewohnheit, über des Miniſters Allmacht klagte, ſo ſtimmte Cinqmars ein, reizte ihn immer mehr, und ſoll ihn würklich beſtimmt haben, ſich des Kardinals zu entledigen. So entſtand denn abermals eine gefährliche Verſchwörung gegen dieſen groſſen Mann, eine der ſeltſamſten Verſchwörungen, denn der König ſelber ſtand ſchweigend an der Spitze, der Herzog von Orleans, des Königs einziger Bruder, lieh den Nahmen dazu, Cinqmars war die Seele und der Herzog von

Bouillon der Rath derſelben. Dieſer leztere beſtimmte Sedan zum Sicherheits-Platz, und es wurde ſogar ſchon ein geheimer Tractat mit Spanien geſchloſſen, im Fall der Cardinal, der alle Feſtungen in ſeiner Gewalt hatte, Widerſtand leiſten ſollte. Er war damals krank, das mehrte die Hoffnung der Verſchwornen; ſie meynten er habe nur noch wenige Tage zu leben, und vertheilten bereits die höchſten Würden unter ſich. Der König nahm von der Krankheit des Miniſters wenige Kunde und vernachläſſigte ihn. Jedermann glaubte ihn geſtürzt, ganz Frankreich jubelte darüber, theils aus Hang zur Veränderung, theils wegen vieler von ihm begangenen Grauſamkeiten.

Aber der kranke Löwe ſchüttelte plözlich ſeine Mähnen. Er hatte Alles erfahren was gegen ihn geſchmiedet wurde, auch den Tractat mit Spanien hatte Chavigni ihm verrathen Dieſen gewandten Unterhändler ſchickte er zum Könige, der damals zu Narbonne war, und ſich leicht überreden ließ, daß das Heil ſeiner Staaten achtmonatlichen Schwangerſchaft, den Veſuv zu beſteigen. Umſonſt ſtellte ihr mein Großvater vor, daß eine ſolche Haupt-Action, bey ihren jetzigen Umſtänden, von den ſchlimmſten Folgen ſeyn könne. Schrimps mußte fort, zwey Cicerones *) zu holen, in deren Begleitung meine Großmutter die kühne That unternahm. Mein Großvater und Schrimps blieben zu Hauſe.

Wer je den Veſuv beſtiegen, der wird wiſſen, daß das keine Sache iſt, für eine Frau, die eine achtmonatliche Bürde trägt. Je näher man der Spitze kömmt, je tiefer verſinkt man in Aſche, und mit einem Schritte vorwärts, glitſcht man oft zwey Schritte zurück. Meine Großmutter war noch nicht halb hinauf; als ſie bereits einſah, daß ſie einen albernen Streich gemacht. Weil es aber eine ihrer Hauptmaximen war, einen dummen Streich

---

*) So heißen diejenigen, welche die Fremden herumführen.

von dem Sturz der Verſchwornen abhänge. Der ſchwache Ludwig überließ ſeinen Günſtling der Strenge der Geſetze, und, was mehr iſt, dem Haſſe des Kardinals. In wenigen Stunden gieng eine gänzliche Verwandlung am Hofe vor. Cinqmars, zum leztenmale vom Könige kommend, der wie gewöhnlich mit ihm umgegangen war, erhielt einen Wink auf ſeine Sicherheit zu denken. Er ſchickte einen ſeiner Leute aus, um zu ſehen ob die Stadtthore offen wären; dieſer Menſch begnügte ſich, die Leute auf der Straſſe darum zu fragen, die ihm zufällig Nein antworteten. Das benahm ſeinem Herrn den Muth zu fliehen. Er verſteckte ſich bey einer Dame von ſeiner Bekanntſchaft im Heu, wo er einige Tage, man kann denken in welcher Pein, verlebte, bis man ihn fand, und im Nahmen des Königs verhaftete, auf deſſen Freundſchaft er noch immer ſeine Rettung baute. Er wurde in den Kerker geworfen nebſt ſeinem Freunde de Thou, der leztere blos, weil er um den Tractat mit Spanien gewußt, ihn zwar mißbilligt, aber nicht entdeckt hatte, eigentlich wohl nur, weil er den Miniſter haßte,

Richelieu lag noch immer krank zu Taraſcon, wenige Meilen von des Königs Aufenthalte, noch immer wurde er von Ludwig vernachläſſigt; aber, nach dem über ſeine Feinde errungenen Triumphe, wollte er nun auch über ſeinen König triumphiren, und zwang ihn würklich, obgleich er damals auch krank war, ſich zu ihm tragen zu laſſen. Sie brachten einige Stunden beieinander zu, dem Scheine nach erfolgte eine gänzliche Verſöhnung, ſogar vergaß der König ſich ſo weit, ihm ſeine eigenen Kinder als Geiſeln anzubieten; die Königin mußte ſie ihm ausliefern; ſie that es ſeufzend aber ſchweigend. Gleichen Uebermuth bewieß Richelieu gegen die Gefangenen, die nach Lyon geführt wurden. Er ließ an das Boot, auf dem er ſelber krank und faſt ſterbend die Rhone hinauf fuhr, dasjenige befeſtigen, auf welchem die Gefangenen ſich befanden, und ſo ſchleppte er ſie im Triumph hinter ſich her, wie vormals die römiſchen Conſuln beſiegte Könige. Beyde ſtarben auf dem Schaffot. Beym Anblick der Folter war Cinqmars ſo ſchwach zu bekennen, daß de Thou um den Tractat gewußt, wodurch er das Publicum ſehr gegen ſich aufbrachte, übrigens aber gieng er herzhaft zum Tode. Er war ein ſehr ſchöner Mann. An ſeinem Todestage kleidete er ſich ſo ſorgfältig, als ob er nach Hofe gehen müſſe. Er ſchrieb noch einen kindlichen Brief an ſeine Mutter, der er ſeine Leute, und ſich ſelbſt ihrem Gebet empfahl. Nachdem er ſein Todesurtheil angehört, wurde er noch ruhiger und beichtete mit vieler Andacht. Im Geſpräch mit ſeinem Beichtvater äuſſerte er, daß ihn nichts mehr in Erſtaunen geſetzt und gekränkt, als von allen ſeinen Freunden ſich verlaſſen zu ſehen, da er doch, während der Dauer ſeiner Gunſt, unaufhörlich bemüht geweſen ſey, ſich deren zu erwerben, allein er ſehe nun wohl, wie wenig man auf Dankbarkeit zählen könne. „O was iſt die Welt!" rief er öfter mit Bitterkeit.

Der König wünſchte in der That ihn zu retten, ſprechend, er ſey vom Herzog von Bouillon verführt worden, und nur dieſer habe den Tod verdient, aber Richelieu verlangte dieß Opfer und der König brachte es. Cinqmars wurde von ganz Frankreich bedauert, deſſen Wünſche ſeine Unternehmung begleitet hatten. Die Damen beſonders beweinten ihn als einen ihrer eifrigſten Verehrer, und eine groſſe Prinzeſſin, die ihn geliebt hatte, mußte ſich herablaſſen, von der Nichte des Kardinals die Zurückgabe ihrer Briefe zu erbitten.

Auch de Thou ſtarb ſtandhaft. Er war ein Mann von groſſen Verdienſten. Seinen Richtern ſagte er: ſein ganzes Verbrechen beſtehe darin, daß er Ohren gehabt habe. Aus Redlichkeit hatte er ſich aus allen Kräften dem Tractat widerſezt, aber aus Redlichkeit hatte er auch geſchwiegen da er nicht durchdringen konnte. Auf dem Blutgerüſte umarmten er und Cinqmars ſich brüderlich, de Thou umarmte auch ſeinen Henker als ein verzeihender Chriſt. Es war am 12ten December 1642 als ſie hingerichtet wurden.

Der Strafbarſte von allen war Fontrailles, der den Tractat in Spanien geſchloſſen hatte, aber ſchlauer als die übrigen entgieng er dem Tode. Den Tag vor dem Ausbruch der groſſen Begebenheit erfuhr er von dem Oberſtallmeiſter, daß Chavigni ſich mit dem Könige eingeſchloſſen habe und daß man nicht wiſſe wovon die Rede ſey. Da ſchüttelte Fontrailles den Kopf, ſprechend: „Mein Herr, „Sie müſſen am beſten wiſſen, wie weit Sie „dem Könige trauen dürfen. Mir iſt die „Sache verdächtig. Sie ſind ſchön gewachſen, „und wenn man Sie um einen Kopf kleiner „machte, ſo bleiben Sie immer noch groß genug; ich aber, der ich ohnehin klein bin, „kann nichts verlieren ohne ein Zwerg zu „werden. Erlauben Sie daher, daß ich meinen „Kopf vor den Beilen in Sicherheit bringe.“ Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf ſein

Roß und flüchtete nach Spanien, von wo er ſo eben erſt zurückgekommen war. Den Tractat ſoll er in der Taſche gehabt haben; es gab aber ſchon ſo viele Abſchriften davon, und die Theilnehmer giengen ſo unvorſichtig damit um, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn der wachſame Kardinal nicht auch eine derſelben zu erhalten gewußt hätte.

Die Verblendung aller, beſonders des Oberſtallmeiſters, war unbegreiflich. Während Chavigni mit dem Könige eingeſchloſſen war, vertrieb er ſich die Zeit mit einem Roman im Vorzimmer.

Kurz vor des Königs Reiſe nach Narbonne, hatte Monſieur, deſſen Bruder, der Königin die Verſchwörung entdeckt, ihr auch die Verſchwornen genannt und ſie zur Theilnahme überreden wollen. Allein obgleich ihr eigner Gemahl an der Spitze ſtand, ſo fürchtete ſie dennoch, durch Erfahrung weiſe geworden, die Macht des Kardinals, weigerte ſich Theil zu nehmen und bat ihren Schwager inſtändigſt, Niemanden zu verrathen, daß ſie darum wiſſe. Er verſprach es ihr und hielt Wort. Auch der Oberſtallmeiſter fragte ſie vor ſeiner Abreiſe, ob ſie keine Nachricht von ihrem Bruder habe? ſie merkte, daß er ein Geſpräch über die Verſchwörung einleiten wolle, und brach kurz ab, antwortend: ſie werde ſich wohl hüten mit ihrem Bruder Briefe zu wechſeln, da es ihr ſo ſtreng verboten ſey. Alles das hab' ich aus ihrem eignem Munde.

Während dieſes Trauerſpiel zu Narbonne aufgeführt wurde, war Monſieur zu Bourbon, ſich krank ſtellend, aber er täuſchte Niemanden. Man wollte ihn verhaften, er floh nach Auvergne, wo er ſich in den Gebürgen herumtrieb und den Ort ſeines Aufenthalts oft verwechſelte, um nicht gefunden zu werden. Den Abbé de la Rivière, einen feinen Unterhändler, ſchickte er zum Kardinal um eine Ausſöhnung zu bewürken. Der ſchlimmſte Punct war die Verabredung, welche Richelieu zu Ohren gekommen, daß Cinqmars ihn in Gegenwart von

Monſieur ermorden ſolte. Das leugnete aber der Abbé gänzlich und wußte ſeine Rolle ſo geſchickt zu ſpielen, daß der Kardinal, nachdem er weggegangen, zu ſeinen Freunden ſagte: „Ueberzeugt hat er mich nicht, doch wenigſtens „Zweifel in mir erregt.“

Als der Abbé zum Könige kam, und damit anfieng, ihn der Treue und Ergebenheit ſeines Bruders zu verſichern, unterbrach der König ihn zornig, und verbot ihm von Treue zu ſprechen, da ſeines Bruders Treuloſigkeit gegen ihn nur allzu bekannt wäre. Nachdem der Abbé ſeinen Herrn ſo gut als möglich entſchuldigt hatte, forderte der König, er ſolle alles, was er geſagt, ſchriftlich von ſich geben. Deſſen weigerte er ſich ſtandhaft. Vergebens bedrohte man ihn mit dem Gefängniß, vergebens hielt man ihn würklich eine Stunde lang eingeſperrt, er blieb dabey, er dürfe nichts niederſchrieben, weil er nicht einmal auf Befehl ſeines Herrn, ſondern nur auf den Rath des Kardinals eine Audienz bey Sr. Majeſtät erbeten habe; wie auch der Wahrheit gemäß war. Dieſe Ausflucht verwirrte den König, dem man für dieſen Fall keine Lection einſtudiert hatte, und ſo zog ſich der Abbé aus der Schlinge. Mit Richelieu legte er alles glücklich bey, obſchon dieſer ſich verlauten ließ: Monſieur habe eine Handlung begangen, die einen franzöſiſchen Prinzen beſchimpfe und den Tod verdiene. Erſtaunt fragte la Revière, welche Handlung das ſey?

„Der König ſelber wird ſie Ihnen ſagen“ antwortete der Kardinal, „gehn Sie noch einmal zu ihm, und ſeyn Sie eines gnädigen „Empfanges gewiß.“ Der König nahm ihn dießmal freundlicher auf, zeigte ihm den Tractat mit Spanien und ſprach ſonſt noch von Manchem, wodurch ſein Bruder ihn beleidigt hatte. Als Monſieur erfuhr, daß Alles entdeckt ſey, weinte er vor Verdruß oder Schaam, bat um Barmherzigkeit, und war froh, daß der Kardinal ihn in Ruhe ließ.

Der Herzog von Bouillon commandirte damals in Italien mit vielem Ruhme. Er erwartete täglich den Courier mit der Nachricht von der Ermordung des Miniſters, ſtatt deſſen ſollte er ihm die Botſchaft von dem Umſturz aller ſeiner Hoffnungen bringen. Der Courier ſprach unterwegs bey dem Vicomte de Turenne, des Herzogs Bruder ein, um die Pferde zu wechſeln, und, ohne zu verrathen warum er ſo eile, erzählte er dieſem blos, daß der Oberſtallmeiſter verhaftet worden ſey. Türenne, Richelieu's Freund, und nicht fern von dem Orte, wo dieſer krank lag, glaubte ihm ein Vergnügen zu machen, wenn er dieſe Nachricht ihm ſchnell mittheilte. Der Kardinal wußte ſie würklich noch nicht, errieth aber natürlich, daß Chavigni thätig geweſen, ließ gleich dem Courier nachſetzen (der auch eingehohlt wurde) und ſandte einen eigenhändigen Befehl des Königs an den Marquis dü Pleſſis-Praslin, in dem blos die Worte ſtanden: „Mein „Wille iſt, daß Ihr Euch des Herzogs von

Streich nie halb zu thun, weil ein halber dummer Streich, den man nur auf eine ſchiefe Art verbeſſern kann, die Leute immer aufmerkſamer macht, als ein ganzer; ſo kroch und keuchte ſie friſch drauf los, erreichte den Keſſel, ſah — nichts, kützelte ſich mit dem Gedanken, einſt ſagen zu können, daß ſie da geweſen, wollte umkehren, that einen Fehltritt, und — — gebahr meinen Vater.

Zweytes Kapitel.

Der Prieſter.

„Nun da haben wirs!“ rief Schrimps, als er meines Großvaters Thür öffnete: „die „gnädige Frau iſt in die Wochen gekom„men.“

Mein Großvater. Oben auf dem Veſuv?

„Bouillon lebendig oder tod bemächtigt.“ — Der Marquis war ſehr verlegen, wie er dieſen Befehl in der Mitte eines Heeres ausführen ſollte. Zu ſeinem Glücke machte der Herzog einen Spazier-Ritt nach Caſal, der Marquis folgte ihm insgeheim, und kam, als eben der Commandant dem Herzog die Feſtungswerke zeigte. Der Marquis ließ den Commandanten abrufen, wieß ihm des Königs Befehl vor und übertrug ihm deſſen Ausführung. Er übernahm es und wollte den Herzog, der bey ihm geſpeiſt hatte, in ſeinem Kabinet verhaften. Doch Bouillon hatte bereits Wind davon bekommen, er war auf ſeiner Huth, und umgab ſich mit fünf oder ſechs ſeiner getreueſten und entſchloſſenſten Edelleute. Der Commandant erſuchte ihn, das Kabinet zu verlaſſen, weil Jemand mit ihm ſprechen wolle. „Ich weiß ſchon, was es bedeutet,“ antwortete der Herzog, „allein ich „werde mich nicht eher gefangen geben, bis „ich des Königs Befehl ſehe.“ Der Kommandant gieng um dieſen zu hohlen. Der Herzog benutzte dieſen Augenblick, folgte ihm auf dem Fuſſe, bließ die Lichter aus, und ſuchte ſein Heil im Laufen, obgleich er hinkte. Am Tage hatte er, auf ſeinem Spaziergange, mit Einem Blicke den niedrigſten Ort der Feſtungswerke bemerkt, dort wollte er ſeine Rettung ſuchen, verfehlte aber die rechte Straße, kehrte um, hörte ſeine Verfolger ſchon hinter ſich, floh in das Wirthshaus einer kleinen Straße ohne Ausgang und verſteckte ſich im Heu. Hier fanden ihn Schweitzer, die ihn mißhandelten. Sobald Praslin erfuhr, daß er gefunden ſey, befreite er ihn aus den Händen der Schweitzer. „Ich habe mich ſehr übel un„ter dieſen Leuten befunden“ ſagte er ohne alle Verlegenheit. Er wurde nach Lyon geführt, wo er ſeinen Kopf nur durch Abtretung ſeiner Stadt Sedan rettete, noch mehr aber durch die Verwendung des Prinzen von Oranien, ſeines Oheims, dem Richelieu Verbindlichkeiten ſchuldig war.

Die beyden Unglücklichen, die mit ihrem Leben büßten, würden daſſelbe auch gerettet haben und nachher begnadigt worden ſeyn, ſo gut wie Bouillon und Fontrailles, wenn ſie ſich nur für einige Monate, oder höchſtens für ein Jahr der Gefahr entzogen hätten, denn der Kardinal ſtarb bald darauf und der König ein Jahr nachher. Richelieu war noch auf dem Todtenbette ſo erfreut, triumphirt zu haben, daß ſein Beichtvater ihn erinnern mußte, ſeinen Feinden zu verzeihen. „Ich habe keine „ander Feinde" antwortete er, „als die „Feinde des Staats."

Die Königin, die ſeinen Tod nicht beweinte, fieng jezt an ihre künftige Größe zu ahnden, denn alles drängte ſich zu ihr. Zwar behandelte ſie der König nicht beſſer als zuvor, aber ſie war die Mutter zweyer Prinzen und die Gemahlin eines kränklichen Monarchen; ſie ſtand einer Regentſchaft am nächſten, die lange dauern ſollte, und Jedermann bemühte ſich, auf dieſen Fall in ihrer Gunſt zu ſtehen. Der kranke König erklärte, er wolle nun ſelbſt regieren. Er begnadigte Verbrecher, öffnete Gefängniſſe, rief Verbannte zurück, und that alles, um das Volk zu überreden, daß die bisherigen Grauſamkeiten nicht auf ſeine Rechnung kämen. So hatte er wenigſtens das Vergnügen, geſegnet zu ſterben. Doch zuvor rief er den Cardinal Mazarin ins Miniſterium, einen Italiäner von Geburt, aber auch ein halber Spanier durch ſeinen langen Aufenthalt daſelbſt; ein Freund von Richelieu. Vermuthlich würde auch Er eine groſſe Gewalt über den König errungen haben, wenn dieſer länger gelebt hätte. Allein er unterlag ſeinem Kummer, ſeinen Mühſeligkeiten, ſeinen Arzneyen und ſeinen angreifenden Jagd-Parthieen. Das Leben war ihm zur Laſt, er warf dieſe Bürde gern von ſich, denn er war immer unglücklich geweſen. Jezt bereute er auch ſein Verfahren gegen ſeine Mutter, und bat Gott öffentlich deshalb um Verzeihung. Sterbend erklärte er ſeine Gemahlin zur Regentin. Sie wurde in den Geheimenrath eingeführt, wo der König, in Gegenwart des Parlaments und aller Groſſen des Reichs, dieſe Erklärung vorleſen ließ. Sie mußte ſchwören, alle Puncte derſelben getreulich zu beobachten; ſie ſchwur, aber mit geheimem Vorbehalt, diejenigen Perſonen, die ihre Freundſchaft oder ihren Haß verdient hatten, nach ihrem Willen zu behandeln. Zu den leztern gehörte Chavigni, der ſich, durch den Entwurf der königlichen Erklärung, ein groſſes Verdienſt um ſie erworben zu haben glaubte, und von einer Gunſt träumte, die er nicht gewann. Der König hatte verordnen wollen, daß der Groß-Siegelbewahrer, Chateauneuf, und Madame de Chevreuse, nie wieder an den Hof zurückberufen werden ſollten, allein es wurde ihm ausgeredet, weil Jedermann der künftigen Regentin gefallen wollte.

Als Ludwig den Herzog von Beaufort in ſeinem Zimmer erblickte, ſagte er zu ſeinen Vertrauten: „dieſe Leute kommen um zu ſehn, „ob ich nicht bald ſterben werde.“ Heftig fügte er noch hinzu: „wenn ich davon komme, ſo „ſollen ſie mir das Verlangen nach meinem „Tode theuer bezahlen.“

Seine Kinder empfahl er der Königin und ſtarb ſechs Wochen lang täglich. Es gab herzloſe Spötter, welche meynten, er mache den Zuſchauern lange Weile. Eines Tages ließ er die Fenſter nach der Seite von St. Denis öffnen, ſah hinaus und ſagte: „Dort werde ich „lange wohnen. Mein Körper wird verzweifelt „gerüttelt werden, denn die Wege ſind „ſchlecht.“ Seguin, der erſte Arzt der Königin, hat mir erzählt, daß der König, zwey Stunden vor ſeinem Tode, ihn an das Bett gerufen, und ihm geſagt habe: „Seguin, fühle „mir an den Puls, und ſage mir, wie viele „Stunden ich noch zu leben habe? täuſche „mich aber nicht.“ — Da der Arzt ihn ſehr gefaßt ſah, ſo antwortete er: „Sire, Sie ha„ben noch zwey oder drey Stunden zu le„ben.“ Da faltete der König die Hände, richtete ſeine Augen gen Himmel und ſprach ſehr gelaſſen: „Wohlan, mein Gott! ich bin es „von Herzen zufrieden.“ Er ſtarb am 14ten May 1643 im 42 Jahre ſeines Alters.

Die Betrübniß der Königin war unerkünſtelt. Man mußte ſie von ſeinem Bette weggeriſſen, wo ſie beſtändig auf ihren Knieen gebetet hatte. Sie ſelbſt hat mir geſagt, daß, als ſie ihn ſterben geſehen, ihr zu Muthe geweſen ſey, als ob ihr das Herz aus dem Leibe geriſſen würde. In ſolchen Augenblicken vergißt eine ſchöne Seele alle erlittenen Kränkungen. Sie begab ſich ſogleich zum Dauphin, der nun König geworden, und umarmte ihn weinend als ihren Sohn und Monarchen.

Ich kann von Ludwig XIII. nicht ſcheiden, ohne ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er hatte Fehler, die ihm die Herzen ſeiner Unterthanen und ſeiner Familie entfremdten, aber, er beſaß auch groſſe, zu wenig gekannte Tugenden. Er war fromm aber auch tapfer und einer der beſten Generale in ſeinem Reiche, wie einer ſeiner Vertrauteſten mich verſichert hat; in Gefahren furchtlos, den Muth ſchätzend und belohnend. Sein größter Verdruß über Richelieu war, daß dieſer, unter allerley Vorwand, ihn ſtets abhielt, ſeine Armeen ſelbſt zu commandiren. Er hatte viel Geiſt und Kenntniſſe. Der Kardinal ſelbſt bekannte, daß im Geheimenrath des Königs Meinung gewöhnlich die beſte wäre, und daß er oft in den ſchwürigſten Fällen die glücklichſten Auswege fände. Vom Herzog von St. Simon weiß ich, daß er, in den Händeln mit ſeiner Mutter den Kardinal blos aus Gerechtigkeitsliebe geſchützt habe. Zwar hatte ſie den König ſehr zu Unwillen gereizt, als ſie ihn vergebens vor ſich knieen ließ, dennoch ſagte er gleich darauf zu Verſailles, als der Kardinal ſich erbot, ſeine Würden nieder zu legen: „Nein, Herr „Kardinal, ich will das nicht, weil Sie gegen „meine Mutter ſich nicht vergangen haben; „hätten Sie das gethan, ich würde Sie nie „wieder ſehn. Da aber alles nur Kabale gegen Sie iſt, ſo würde ich nicht gerecht

„handeln, wenn ich Sie verließe.“ Damals hegte er noch keinen Gedanken von dem Auftritte zu Compiegne. Richelieu überredete ihn, ſeine Mutter auf einige Zeit zu verhaften, bis die Kabale gänzlich vernichtet ſey, dann könne er ſie zurück berufen. Als aber Marie nach Flandern entfloh, (wozu Richelieu ſelbſt die Hände ſoll geboten haben) da wurde es dem Miniſter leicht, den König zu überreden, daß die Abweſenheit ſeiner Mutter der Ruhe des Staates zuträglich ſey. Das iſt alles, was ſich zur Entſchuldigung dieſer böſen Stunde ſeines Lebens ſagen läßt. Er iſt drum doch der Gerechte zubenahmt worden. Auſſer ſeinen königlichen Eigenſchaften, der Tapferkeit und Gerechtigkeit, beſaß er auch Talente, die den Privatmann zieren. Er liebte die Muſik und alle mechaniſchen Künſte, die er ſelbſt mit groſſer Fertigkeit übte.

(Die Fortſetzung künftig.)

Turgots Werke

erſcheinen in 9 Bänden und mögten wohl eines der wichtigſten Geſchenke für unſere Litteratur ſeyn. Sie enthalten zugleich Memoiren und Bemerkungen über deſſen Leben, Verwaltung und Schriften. Welcher Freund der Menſchheit wird das Andenken eines Mannes nicht lieben und ehren, deſſen Character dem Horaz vorſchwebte, als er mit wenigen kräftigen Zügen ſeinen justum et tenacem propositi virum ſchilderte. Freilich giebt es noch immer hartnäckige Feinde aller Neuerungen, welche glauben und ſagen, Turgot habe die Revolution vorbereitet; in ſeinen Reglemens über den Getraide-Handel und über die Geſchwornen, habe er den Keim jener Ideen entwickelt, die man überein gekommen iſt, liberal zu nennen und von welchen nachher eine ſo ſchreckliche Anwendung gemacht worden; er ſey mehr der Mann einer Parthey als der Mann des Staats geweſen, habe die Sachen beſſer gekannt als die Menſchen; habe zwar Gutes

Schrimps. So wahr ich Jochen Schrimps heiße! oben auf dem Veſuv, wo der Rauch am dickſten iſt.

Mein Großvater. Nun ſo ſchlag doch auch das heilige Kreuz-Donnerwetter darein!

Das war das zweytemal in meines Großvaters Leben, daß ein Fluch aus ſeinem Munde fuhr. Man mußte ihn mit einer höchſt unangenehmen Nachricht überraſchen, und recht mit der Thür ins Haus fallen, wenn man ihn bis zum Fluchen bringen wollte. Vor ſeiner Haupt-Action war dergleichen nie vorgefallen; aber vor ohngefähr anderthalb Jahren fluchte er zum Erſtenmale, als ein Lieblingsaffe, den meine Großmutter hielt, nun aber ſeit der Bekanntſchaft mit dem jungen Menſchen, ziemlich vernachläßigte, das europäiſche Kriegs- und Staats-Theater zerriß, und Schrimps ihm dieſen ſchrecklichen Vorfall, eben ſo raſch und unbeſonnen meldete, thun wollen, aber doch nur zerſtört, ſich verhaßt und lächerlich gemacht. Solche Leute hätten ſchon aus dem, was er als Intendant von Limoges bewürkte, wohl ſchließen können, was ihm als Miniſter gelungen ſeyn würde, wenn er nicht die Schwäche des Fürſten und die niedrigſten Leidenſchaften zu bekämpfen gehabt hätte.

Die ſieben bereits erſchienenen Bände ſeiner Werke machen uns bekannt mit den Arbeiten in drei Hauptepochen ſeines Lebens, nemlich ſeiner Jugend bis zu der Intendanz von Limoges; ſeiner wohlthätigen Würkſamkeit in dieſer tief geſunkenen, durch ihn wiederum zum Flor erhobenen Provinz und ſeines Miniſteriums. Turgot widmete ſich anfangs dem geiſtlichen Stande, doch ſchon ſeiner Jugend verdanken wir ein ſehr tiefgedachtes Schreiben über Papiergeld und über das Lowſche Syſtem: ferner, Reden in der Sorbonne, wo die Betrachtung der, durch die chriſtliche Religion in der Welt verbreiteten Wohlthaten, und der fortſchreitenden Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, ihn ſchon veranlaßten, ſeinen politiſchen Geſichtskreis faſt prophetiſch zu erweitern. So zum Beiſpiel ſagte er in einer dieſer Reden: „Die Kolonien ſind nur „Früchte, welche nicht länger am Baume hängen, als bis ſie reif ſind. Das wird ſich einſt „in America beſtätigen.“

Hierauf folgen ſehr gründliche Bemerkungen über Büffons Irrthümer in deſſen Theorie des Weltgebäudes; eine kräftige Widerlegung der Träume des Herrn von Maupertuis über die Sprachen; Briefe über die Toleranz, wo man die Grundſätze wieder findet, auf welchen neuerlich die Beziehungen des Thrones zum Altare und die Gewiſſens-Freiheit feſtgeſtellt worden; dann die Artikel, welche Turgot für die Encyclopädie ſchrieb; eine Abhandlung über die Münzen u. ſ. w.

In ſeiner Schrift über das Papiergeld (ein Gegenſtand, der in unſern Tagen leider das höchſte Intereſſe erwecken muß) widerlegt er vorzüglich drei, zu Gunſten von Low's Syſtem geſchriebene Briefe des Abtes Terraſſon, in welchen dieſer zu erweiſen ſich bemühte, daß Münze nur ein Austauſchmittel ſey und nichts weiter, folglich Papier ein weit bequemeres als Metall; daß der Nahme oder der Stempel des Fürſten hinreiche, um dieſem Papiere die Eigenſchaft beizulegen, die Preiſe aller Waaren zu repräſentiren, und daß folglich ein Reich zwar Mangel am Gelde, aber nie Mangel an Münze haben könne.

Turgot bewieß die Abſurdität dieſer Behauptungen, (immer in Beziehung auf Low's Syſtem) und daß jenes Papier gar nichts repräſentire. Denn, wenn z. B. der Fürſt ſein Papier für Getraide geben wollte, ſo würde niemand es annehmen, wenn es immer und ewig Papier bliebe. Das war der Fall mit Low's Papieren, die, nach ihrer vollendeten Circulation, immer nichts weiter darboten, als ein Stück Papier. Doch iſt wohl die Meinung irrig, daß Turgots hier aufgeſtellte Grundſätze

Frankreich vor den Aſſignaten hätten bewahren ſollen, denn die Aſſignaten repräſentirten ja eigentlich die beſten Ländereien in ganz Frankreich und hatten folglich einen reellen Werth. Freilich mißbrauchte man ſie, zu einer Zeit, wo Alles mißbraucht wurde, und ſobald ihre Summe den Werth ihres Pfandes überſtieg, waren ſie nicht viel beſſer, als Low's Papiere; aber vor ihrer Herabwürdigung gewährten ſie einen Vortheil, der gar nicht zu berechnen iſt, und trugen kräftig bei, ſowohl die Contre-Revolution zu hindern; als auch die Fortſchritte der coaliſirten Mächte zu hemmen.

Der Herausgeber klagt mit Recht, daß mehrere von Turgots Schriften ganz verlohren gegangen ſind, unter Andern ſeine drei Briefe über den Getraide-Handel, die ſchon vor ſeinem Tode vermißt wurden; ferner ein großer Theil ſeiner verwaltenden Korreſpondenz, wie auch ſeine Schrift über die Abſchaffung der Frohnen, einer der vortreflichſten. Alles das hat die allgemeine

Plünderung verſchlungen. Vielleicht findet ſich noch Manches wieder; wenigſtens hofft es der Herausgeber, und bittet Jeden, der etwas davon entdecken mögte, es ihm mitzutheilen, um Supplemente liefern zu können.

Indeſſen iſt noch genug übrig geblieben, um daraus den Umfang von Turgots Anſichten, die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, die Gründlichkeit derſelben, und beſonders die überall vorherrſchende Neigung das Gute zu ſtiften, klar zu erkennen. Er, dem ſo oft das Schneidende ſeiner Urtheile vorgeworfen wurde, zeigt ſich in ſeiner ganzen Correſpondenz begierig nach Unterricht, genau unterſuchend, alle Gründe für und wider abwägend. Sehr oft äuſſert er den (jetzt ſo ganz vergeſſenen) Grundſatz „Zum Guten müſſe man langſam vor„wärts ſchreiten, beſonders wenn man an die „Stelle alter, eingewurzelter Mißbräuche es „ſetzen wolle."

Herr von Machaut wurde der Rache der Geiſtlichkeit aufgeopfert, welche durchaus ihren

Theil an den öffentlichen Laſten nicht tragen wollte. Dennoch ließ Bertin ſich dadurch nicht abſchrecken, ein neues Project zu einer gleichförmigen Vertheilung der Abgaben zu entwerfen, wobei der dritte Stand nicht mehr noch weniger belaſtet werden ſollte, als der Adel und die Geiſtlichkeit. Dieſe, von Turgot aufgefaßte Idee gebahr ſein Memoire über die Abgaben, in welchem, neben den gründlichſten Kenntniſſen, die Liebe zu dem Fürſten, verſchmolzen mit dem redlichſten Eifer für die Wohlfahrt des Volks athmet. Während er dieß Memoire verfertigte, unterlag ſchon Bertin den Kabalen; ein trauriges Prognoſticon für Turgot.

Es giebt wenige Zweige der öffentlichen Verwaltung, welche ſeine Feder nicht beſchäftigt hätten: Unterſuchungen über Natur und Würkung der indirecten Auflagen; über Ertrag der Bergwerke; über Manufacturen und deren Aufmunterung; über Geldanleihen; über Armen-Arbeitshäuſer u. ſ. w. Wir zeichnen hier beſonders ſeine trefflichen Betrachtungen über Entſtehung und Vertheilung der Reichthümer aus, welche claſſiſch genannt werden können. Auch iſt merkwürdig, daß Smith, in ſeinem ſpätern Werke, in den Hauptideen mit Turgot übereinſtimmt, und daß da, wo in Einzelheiten dieſe Uebereinſtimmung mangelt, er auch am leichteſten zu beſtreiten iſt.

Der Brief an den König, mit welchem der achte Band ſchließt, iſt auſſerordentlich merkwürdig: „Sire" ſagt Turgot, „ich habe geglaubt, meine Pflicht zu erfüllen, indem ich „Ihnen mit unbegränzter und beiſpielloſer Freimüthigkeit die Schwürigkeit meiner Lage, „und, was ich von der Ihrigen denke, dargeſtellt habe. Hätte ich es unterlaſſen, ſo „würde ich mich für ſtrafbar halten. Sie haben ohne Zweifel anders darüber geurtheilt. „Mögten Sie — das iſt mein innigſter Wunſch! „— mögten Sie immer glauben können, daß „ich falſch geſehen und Ihnen eingebildete

„Gefahren gezeigt habe. Mögte die
„Zeit mich nicht rechtfertigen! und
„Ihre Regierung ſtets ſo glücklich, ſo ruhig
„ſeyn, als Ihre Völker von Ihren Grundſätzen
der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit
„ſich verſprechen dürften.“

Geſchichte und Theorie der Sündfluth des Ogyges oder Noah und des Unterganges der Atlantis.

Unter dieſem Titel hat ein Schwärmer, Nahmens Fortia d'Urban, uns ſchon den 9ten Band ſeiner Träume von der Urgeſchichte des kleinen Balles geliefert, den wir zu bewohnen, und mit unſerm Blute zu düngen verdammt ſind Im Erſten bewieß er uns, daß die Salier Leute geweſen, die viel Salz aſſen, und ihr Leben damit zubrachten, in den liguriſchen Salzwerken zu arbeiten. Von da verbreiteten ſie ſich überall, eroberten Italien, gaben den Römern [illegible] Prieſter

u. ſ. w. Man erſtaunt über das Salz der Weisheit, welches Herr Fortia d'Urban hier verſchwendet. Im zweyten Bande dringt er in die Geheimniſſe der Schöpfung unſerer Erde. Hat Gott ſie erſchaffen und in den unermeßlichen Raum geſchleudert? iſt ſie ewig wie ihr Schöpfer? — Der Herr Verfaſſer weiß es nicht; nur daß ſie würklich da iſt, das weiß er. Seit wann iſt ſie vorhanden? wer hat ſie zuerſt bewohnt und beherrſcht? — es giebt Menſchen von allen Farben und Geſtalten; haben ſie einen gemeinſchaftlichen Urſprung? oder ſind es verſchiedene Racen? — Dieſe Erde iſt oft durcheinander geſchüttelt worden; Länder wurden zu Meeren, Berge zu Thälern; wie iſt das zugegangen? und wenn iſt es geſchehen? — Herr Fortia d'Urban iſt zwar ein Mitglied der Academie Celtique, aber drum nicht glücklicher in Löſung dieſer ſo oft aufgeworfnen und noch nie gnügend beantworteten Fragen. Er ſagt uns auch nicht einmal etwas neues darüber, er plündert bald Büffon, la Mettrie und de la Place, bald den Beroſus und den Plato. Nie bleibt er eine Antwort ſchuldig. Fragt man z. B. warum Einer unſerer Welttheile Afrika heiſſe? ſo erzählt er, daß in der Sprache der Belgier Afrecken, Affricken und Affrucken ſo viel bedeute als zertheilen, zerreiſſen. Nun ſey vermuthlich Afrika durch eine groſe Naturbegebenheit von Europa losgeriſſen worden, die Belgier hätten das vermuthlich erfahren, und folglich den losgeriſſenen Theil Afriken genannt. Vermuthlich ſprachen alle übrigen Völker von Europa das Belgiſche ſehr gut, und ſo wurde die Benennung allgemein.

Eben ſo macht er es mit Spanien. Das hieß vormals Heſperien, Celtiberien, aber nach deſſen Trennung von Afrika fand man für dienlich es umzutaufen. Da nun Afrika zuvor gleichſam die Amme von Spanien war, ſo wählte man das Wort Spaanen, welches in Halma's Wörterbuche Entwöhnen bedeutet, nemlich ein Kind von der Amme dete, als jetzt die Niederkunft meiner Groß-mutter auf der Spitze des Veſuvs.

„Was zum Henker ſollen wir nun anfan-„gen,“ ſagte mein Großvater.

Schrimps. Ich will ſogleich die Reiſe-kaleſche anſpannen laſſen. Der Kutſcher mag hinauffahren, und die gnädige Frau ſachte herunterholen.

Mein Großvater. Schrimps, ich glaube nicht, daß man ſo geradezu hinauffahren kann. In Hederichs Lexicon ſteht, man könne nur viertehalb italiäniſche Meilen hoch zu Pferde kommen; aber bis zum Gipfel müſſe man klettern.

Schrimps. Poſſen, gnädiger Herr! Ich bin auch ein wenig in der Welt geweſen, und weiß, was Berge ſind. Ich war einmal auf dem Blocksberge —

Mein Großvater. Ey, ey, Schrimps, biſt du dort geweſen? Nun ſo erzähle mir doch, wie es da ausſah.

Bruſt entwöhnen, und daraus wurde Spanien gemacht. Das nenne ich mir doch eine ſcharfſinnige und höchſt wahrſcheinliche Geſchichte des Alterthums.

Eines der größten Phänomene derſelben iſt die große Ueberſchwemmung, durch welche die Gipfel der höchſten Berge mit Waſſer bedeckt wurden. Die Traditionen aller Völker ſprechen davon. Wir haben die Sündfluth des Noah, die Griechen die des Ogyges, die Chineſer die des Yao u. ſ. w. Die erſtere ſoll allgemein geweſen und blos Noah mit ſeiner Familie entronnen ſeyn. Die des Ogyges war nicht allgemein, die Menſchen flüchteten auf die Berge und lebten ſo gut ſie konnten. Die des Yao währete ſehr lange und der Chineſiſche Kaiſer überlegte in einer großen Rathsverſammlung wie man ihr Einhalt thun könne, allein er war ſammt ſeinen Räthen genöthigt, ſo lange zu überlegen, bis die Gewäſſer ſich von ſelber zurückzogen. Der Herr Verfaſſer verwirft die noahitiſche Sündfluth gerade zu, und um nicht in den Verdacht der Ketzerey zu gerathen, ſo meynt er, man könne gar wohl ein guter Chriſt ſeyn, ohne eben an die Sündfluth zu glauben. (Der Pater Mabillon, der doch mit Pabſt Benedict XIV. correſpondirte, hielt auch dafür, die Allgemeinheit der Sündfluth ſey kein Glaubensartickel.)

Dann kommt er auf den Ogyges? wer war dieſer Ogyges? woher kam er? wann lebte er? wo herrſchte er? Alle dieſe Fragen unterſucht Herr Fortia d'Urban mit großem Eifer und Fleiß, und beantwortet ſie folgender Geſtalt: Homer ſpricht von einer Inſel Ogygien, wo die ſchöne Calypſo den ſchönen jungen Telemach empfieng; Homer verſichert, dieſe Inſel habe im Ocean gelegen; dieſer Ocean iſt offenbar das mittelländiſche Meer. Wenn man das Local genau in Erwägung zieht, ſo findet man, daß Ogygien nicht weit von Maltha lag — wenn man nun die Etymologie zu Hülfe nimmt, ſo iſt klar, daß die Inſel Gozo oder Gozzo darunter zu verſtehn ſey, eine nahe Nachbarin von Maltha, denn man darf ja nur, ſtatt Goz, Og leſen, und ſtatt Zo, Gygien, ſo hat man das leibhafte Ogygien. Dort alſo wohnte Ogyges, der, als die Sündfluth hereinbrach, ſich auf ein Schiff ſetzte, davon ſegelte, in Armenien auf dem Gebürge Ararat ein wenig ausruhte, von da nach Böotien gieng und ſich in Theben niederließ, welche Stadt bey den Alten oft die ogygiſche genannt wurde.

Das iſt das Reſultat von des Verfaſſers gelehrten Nachforſchungen. Dann ſchwazt er von der Bewegung der Erde, der Atmosphäre, des Meeres, von der Neigung der Axe, der Urſache der Winde und Ströme, der Völker Zerſtreuung, des Unterganges der Atlantis, des Durchbruchs der Meerenge von Meſſina, kurz von Allem, was in naher oder entfernter Verbindung mit Waſſerfluthen und Erdbeben ſteht; aber wir erfahren durchaus nichts neues von ihm.

Die Einwohner der Inſel Formoſa.

Große, kräftige, ſchwarzgelbliche Menſchen. Kraft eines alten Geſetzes gehn ſie im Sommer drey Monate lang nackend. Die Weiber ſind klein, dick und ſtark, waſchen ſich zweimal täglich mit warmem Waſſer vor ihrer Hausthür; ſind von Natur ſanftmüthig, ziemlich treu, bauen den Acker und ertragen alle Beſchwerden der Hauswirthſchaft. Die Männer jagen mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, haben Hunde, die das Wild aufſpüren, und hängen Glöcklein an ihre Lanzen oder Wurfſpieße, um zu vernehmen, wohin das getroffene Wild geflohen.

Sie heyrathen zwey bis drey Frauen, die ſie auch nach Belieben wieder verlaſſen können. Sie ſchlieſſen ihre Ehen nicht vor dem 20ten Jahre, müſſen ſich zu jedem Beſuche bey ihren Frauen melden laſſen, und dürfen nicht eher als im 50ten Jahre mit ihnen zuſammen wohnen. Die Kinder bleiben bis zum dritten oder vierten Jahre bey den Müttern, dann gehn die Knaben zu den Vätern. Das Geſetz — das allerſeltſamſte auf Gottes Erdboden — erlaubt den Frauen nicht eher in die Wochen zu kommen als bis ſie 36 Jahr alt ſind. Werden ſie früher ſchwanger, ſo müſſen ſie die Frucht abtreiben. (Vermuthlich iſt dieſes Geſetz das würkſamſte Mittel, um den Anwachs der Bevölkerung zu hindern.)

Ihre Häuſer ſind geräumig, von Bambusrohr, Weidenzweigen und Thon erbaut. Ihre Kleider beſtehn aus Hirſchhäuten. Die Erde bearbeiten ſie mit Hacken. Lanzen, Bogen, Pfeile, Säbel, Schilde ſind ihre Waffen, ihr koſtbarſter Schmuck Hirnſchädel, Knochen und Haare ihrer Feinde.

Sie ſind Götzendiener. Ihre vornehmſte Gottheit nennt ſich Tamagiſangal und thront im Süden. An ihn richten die Männer ihre Gebete, die Weiber an ſeine Frau, welche Tecaroepoda heißt und ihren Thron im Weſten aufgeſchlagen hat. Im Norden wohnt auch ein Gott, aber ein Unheilbringender.

Die Gottesdienſtlichen Ceremonien verrichten die Weiber. Sie beſtehen in Gebeten und Opfern von Schweinen. Die Prieſterinnen bekommen Krämpfe und Verdrehungen bis die Gottheit erſcheint; nemlich ihnen, denn Ungeweihten erſcheint ſie nicht. Dann kommen ſie nach und nach wieder zu ſich und erzählen, was ſie geſehen haben. Sie prophezeihen auch die Zukunft oder die Witterung; ſie reinigen entweihte Orte, veriagen die böſen Geiſter durch großen Lärm auf allerlei Inſtrumenten, oder zwingen den Dämon, durch Säbelhiebe, die ſie in die Luft thun, ſich ins Meer zu ſtürzen. (Woher mag es doch kommen, daß Pfaffentrug nicht allein überall gefunden wird, ſondern auch faſt überall dieſelben Formen annimmt? Der Inſulaner von Formoſa zum Beiſpiel und der alte heidniſche Preuſſe — wie viele Länder und Meere trennten ſie! und dennoch vertrieben dieſe, wie jene, ihre böſen Geiſter durch Schwerdtſtreiche in die Luft. Solcher Beiſpiele könnte man eine große Menge ſammlen.)

Ein Rath von 12 Männern beherrſcht die Inſel. Dieſe 12 heißen Quaty's, ſind Alle gegen 40 Jahre alt und werden alle zwei Jahr gewechſelt. Ihre Macht iſt ſehr beſchränket, ihre Beſchlüſſe muß das Volk beſtätigen. Sie müſſen die Befehle der Prieſterinnen in Erfüllung ſetzen und ſtrenge darüber wachen, daß den Göttern die gebührende Ehrfurcht erzeigt werde. Uebertreter dürfen ſie ſtrafen, doch nicht körperlich, auch der Freyheit ſie nicht berauben. Gewöhnlich legen ſie eine Geldbuße auf.

Gegen Räuber, Mörder und Ehebrecher ſchaft ſich ein jeder ſelber Recht ſo gut er kann. Der Beſtohlene, wenn er den Dieb weiß, geht mit ſeinen Freunden in deſſen Haus, nimmt weg, was ihm anſteht, oder vergleicht ſich um Schaden-Erſatz — (gerade wie zwei kriegsführende Mächte) — oder es kommt zu Säbelhieben und der Ueberwundene hat natürlich Unrecht. Ein gekränkter Ehemann nimmt dem

Galan gewöhnlich ein paar Schweine weg, und damit iſt die Sache abgethan.

Ihre Leichenbegängniſſe ſind einzig in ihrer Art. Sie legen den Todten zwar, wie andere Völker, auf einen Scheiterhaufen, allein ſo hoch, daß die Flamme ihn nicht erreichen kann, ſondern er nur gedörrt wird, welches, bei wohl unterhaltenem Feuer, in 9 Tagen geſchieht. Dann wickeln ſie ihn in eine Matte, legen ihn noch höher als zuvor in die freie Luft und laſſen ihn ſo drei Jahre liegen, worauf ſie ihn in ſeinem eigenen Hauſe begraben.

Sie glauben an ein künftiges Leben, an Strafe und Belohnung nach dem Tode. Ihre Hölle iſt ein Pfuhl voller Unreinigkeiten, in den die Böſen ſtürzen, den aber die Guten überſpringen und in ein Paradies eingehen. Manche Verbrechen können im Leben abgebüßt werden, manche nur nach dem Tode. Zu den letztern gehört das Lügen. Ein Glück, daß ſie keine Zeitungsſchreiber haben.

Das Schickſal.

Tavernier erzählt eine Begebenheit, die ſich vortrefflich eignet, um von einem unſerer neueſten Schickſals-Tragikern auf die Bühne gebracht zu werden. Der Strom bey Amadobath in Indien hat keine Brücke; die Bauern ſchwimmen hinüber, nachdem ſie ſich zuvor ein aufgeblaſenes Bockfell um den Leib gebunden haben. Ihre Kinder ſetzen ſie in große irdene Töpfe, die ſie vor ſich her ſchieben. Zu derſelben Zeit, als Tavernier in Amadobath war, wollte ein Bauer mit ſeiner Frau auf dieſe Weiſe über den Strom ſetzen. Sie hatten ein zweyjähriges Kind in einem Topfe bey ſich, und der Kopf des Kindes ragte nur eben über den Rand hervor. Ungefähr in der Mitte des Stromes fanden ſie eine kleine Sandbank, auf der ein dicker, von den Wellen angetriebner Baum lag. Sie ſchoben den Topf dahin um ein wenig auszuruhen. Kaum hatten ſie ſich dem Baume genähert, als zwiſchen deſſen

Wurzeln eine ſehr giftige Schlange hervorſchoß und ſchnell in den Topf ſchlüpfte. Vater und Mutter waren ſo erſchrocken, daß ſie den Topf fahren ließen, den die Gewalt des Stromes ſogleich mit fortriß. Zwei Meilen weiter unten badeten ſich ein Banian, ſein Weib und ihr Kind, nach Gewohnheit dieſer Völker, die nicht eher eſſen, bis ſie ſich gewaſchen haben. Sie ſahen von weitem den Topf auf dem Waſſer und den hervorragenden Kinderkopf. Der Banian ſchwamm ihm ſogleich entgegen und trieb den Topf ans Land. Seine Frau eilte mit ihrem Knaben auch herzu, um dem Kinde aus dem Topfe zu helfen. Die Schlange, welche ihrem kleinen Gefährten nicht das mindeſte Leid zugefügt hatte, kroch ſchnell heraus, umwand das Kind des Banian und tödtete es auf der Stelle durch ihren Biß. Die frommen Eltern ſahen dieſe auſſerordentliche Begebenheit für eine Fügung des Himmels an, der ihnen aus weiſen Gründen ihr Kind geraubt, um ihnen ein anderes wieder zu geben.

Schrimps. Du lieber Gott! wie ſoll'ts da ausſehn! Halbverbrannte Ofengabeln, zerbrochene Beſenſtiele, liegen umher zerſtreut im verdorrten Graſe. Ew. Gnaden wiſſen doch, welch eine Wirthſchaft jährlich in der Walpurgis-Nacht dort oben getrieben wird?

Mein Großvater. Freilich weiß ich es, Schrimps! Der Teufel giebt einen Schmaus, wobey alle Damen aus ſeinem Serail ſich einfinden müſſen. O ich habe deren ſelber gekannt. Als ich vor zwey und vierzig Jahren Se. Durchlaucht auf einigen Poſtſtationen begleitete, ſah ich unter andern auch die Hofdamen der Fürſtin. Die Eine war alt und rothaugigt, die Andere jung und blauaugigt. Der Kammerherr Boſewitz ſagte mir: die rothaugigte ſey eine Hexe, und die blauaugigte eine Zauberin.

Schrimps. Ach was! Zauberin und Hexe, das iſt einerley.

Mein Großvater. Ja, Schrimps, das denke ich auch, und in zwey und vierzig Jahren

Aber das Gerücht von dieſem Wunder verbreitete ſich ſchnell, die rechten Eltern foderten ihr Kind zurück, die Retter deſſelben, die ſein Leben mit ihres Kindes eigenem Leben erkauft hatten, wollten es nicht ausliefern; es entſtand ein hartnäckiger Prozeß, der bis vor den Kaiſer gebracht wurde. Dieſer gab den Eltern das Topfkind zurück und der arme Banian blieb kinderlos.

Ueber den Begriff von Zeitgeiſt.

In der Göttinger gelehrten Zeitung ſteht eine Recenſion meiner Preuſſiſchen Geſchichte, die von einem eben ſo gelehrten, als humanen, eben ſo warm empfindenden, als kühl abwiegenden Manne herrührt, deſſen Tadel mich belehrt, deſſen Lob mich ehrt und dem ich künftig zu beweiſen hoffe, daß ſeine Erinnerungen von mir beherzigt worden, und daß es mir, als Geſchichtſchreiber, ein hoher Ernſt iſt, ſeine Achtung [illegible]erdienen. Nur in Einem Punkte kann [illegible]icht mit ihm einſtimmen. Er wirft mir nemlich Partheilichkeit gegen den deutſchen Orden vor; er ſagt: ich ſtellte ihn im ſchlechteſten Lichte dar und wüßte die Farben kaum dunkel genug zu wählen; der Geiſt und die Eigenthümlichkeit des Zeitalters ſey von mir nicht beachtet worden u. ſ. w. — Es iſt wahr, ich ſtelle den Orden in einem ſchlechten Lichte dar, aber nur, weil ich überzeugt bin, daß er, mit Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, in keinem beſſern dargeſtellt werden kann; ich mahle ihn mit dunkeln Farben, aber dieſe Farben habe ich nicht gewählt, ſondern ſie ſind mir von der Geſchichte geliefert worden. Eine andere Partheilichkeit, als die für das Recht, läßt ſich bei mir gar nicht vermuthen; eine Partheilichkeit, die der Geſchichtſchreiber nicht allein haben darf, ſondern nach meiner Meinung auch haben muß.

Zwar übernimmt der Herr Recenſent auch die Vertheidigung der vom Orden verübten Greuel keineswegs; aber er meynt doch, ich ſey zu weit gegangen, ich hätte in dem *Zeitgeiſt* Entſchuldigung finden ſollen; und das führt mich eben auf die Frage: „Was verſtehen wir eigentlich unter Zeitgeiſt?" — Mich dünket: die Art und Weiſe zu denken und zu handeln, die, in einem gewiſſen Zeitraum, unter den *meiſten* Genoſſen dieſer Zeit im Schwange geht. Etwas Anders kann ich mir darunter nicht denken. Wenn nun dieſe Art zu denken und zu handeln *ſchlecht* iſt, *warum* ſollte ſie zur Entſchuldigung dienen? — weil die damaligen Menſchen ſie mit der Muttermilch eingeſogen haben? — Sehr wohl! das mag dieſe Menſchen vor Gott entſchuldigen, aber nicht vor dem Richterſtuhl des Geſchichtſchreibers.

Wenn ich, um mich eines gemeinen Gleichniſſes zu bedienen, einen mangelhaften Teppich betrachte, darf ich nicht ſagen: der Teppich iſt ſchlecht? ohne Rückſicht auf die einzelnen Fäden zu nehmen, welche kein beſſeres Gewebe liefern konnten, weil ſie ſchlecht geſponnen wurden? — Eine Geſchichte, die geſchrieben werden ſoll, iſt ein ſolcher Teppich; ich überſchaue ihn im Ganzen, und, ſo wie bei Jenem kein Werkmeiſter ſich damit entſchuldigen darf, daß es zu der Zeit, als der Teppich verfertigt wurde, keine beſſeren Spinnerinnen gegeben, eben ſo wenig kann es bei dieſer einem Gewebe von Greueln zu gute kommen, daß damals der Zeitgeiſt keine beſſeren Menſchen lieferte.

Ich weiß gar wohl, daß man ſchon lange und bei vielen Gelegenheiten, den Zeitgeiſt eine entſchuldigende Rolle hat ſpielen laſſen, aber man bedenke doch nur, was man eigentlich damit ſagt! im Grunde nichts Anders als: wenn Einer das thut, was ſeine meiſten Zeitgenoſſen thun, ſey es auch noch ſo ſchlecht, ſo handelt er ſehr verzeihlich, beſonders in den Augen der Nachwelt, die, weil ſie von den damaligen Uebeln nichts empfunden hat, auſſerordentlich langmüthig iſt.

Aber eben dieſer Umſtand ſollte behutſam in ſolchen Urtheilen machen. Iſt es nicht ſehr merkwürdig, daß alle gerechte und vernünftige Menſchen durch einen ſchlechten Geiſt ihrer eigenen Zeit empört worden, und denſelben ihren Zeitgenoſſen keineswegs für Entſchuldigung gelten laſſen; daß aber dieſe nemlichen, gerechten und vernünftigen Menſchen, wenn von einer Begebenheit der Vorwelt die Rede iſt, ohne Bedenken aus dieſem Grunde die damals ſchlecht handelnden in Schutz nehmen? Dieſe Nachſicht ſcheint mir einzig und allein daher zu rühren, daß ſie die Leiden jener Zeit nicht getheilt haben.

Mich dünket, der Geſchichtſchreiber müſſe ſich fragen: was würde ich von der Geſchichte, die ich darſtelle, geurtheilt haben, wenn ich Augenzeuge davon geweſen wäre? — Zu allen Zeiten haben die beſſeren Menſchen ihre Urtheile auf die ewig unwandelbaren Geſetze des Rechts gegründet; ſie mogten, Heiden oder Chriſten, im frömmſten Aberglauben erzogen ſeyn, der Zeitgeiſt hatte keine Macht über ihr Gefühl des Rechts. Daß ein Geſchichtſchreiber überall und in jedem Jahrhundert zu den beſſern Menſchen gehöre, darf ich vorausſetzen — und wehe wenn dieſe Vorausſetzung falſch iſt! — er würde folglich auch als Zeitgenoſſe über den Zeitgeiſt ſich erhoben haben, und dieſe Erhebung darf er ausſprechen.

Geſetzt den Fall, es käme eine Zeit, wo abermals ein erobernder Orden, jenem deutſchen Orden gleich, durch den abſcheulichen Grundſatz: was ich kann, das darf ich auch, Macht und Gewalt verleihen Recht, alle ſeine Zeitgenoſſen anſteckte, ſo daß große und kleine Fürſten ihm nachahmten, und die Welt in eine erbärmliche Sklaverey verſänke: dürfte da wohl nach Jahrhunderten ein Geſchichtſchreiber auftreten und ſprechen: es war eine ſchlimme Zeit, die Menſchen handelten wie Teufel, aber es war nicht ihre Schuld, der Zeitgeiſt riß ſie mit fort? — auf dieſe Weiſe lieſſe ſich Alles, Alles entſchuldigen, und jeder Böſewicht würde aus der Geſchichte eine Beſchönigung ſeiner Unthaten ſchöpfen.

Der Recenſent fragt: „waren denn Karls „des Großen Schlachtereyen, ſeine Verpflan„zungen in das ferne Frankreich, dem Ver„faſſer ganz unbekannt? hat er nie die Erobe„rung der wendiſchen Lande zwiſchen der „Saale und der Oder geleſen?“ — Jene waren mir bekannt, und dieſe habe ich geleſen, aber eben deswegen wird auch Karl der Große, und überhaupt nie ein Eroberer, von mir gerühmt werden. Der Beinahme des Großen, den die Welt ſo oft verſchwendet hat, blendet mich nicht. Hundert gewonnene Schlachten geben in meinen Augen keinen Anſpruch auf die Huldigung der Geſchichte. Wer, gleich dem deutſchen Orden, oder gleich Karl dem Großen, einem friedlichen Volke mit Feuer und Schwerdt ein neues, unbegehrtes Glück aufdränge, der wäre mir ein Ungeheuer, er mögte ſich übrigens mit zwanzig, von Furcht und Schmeicheley erſonnenen, Beinahmen brüſten. Das Gute und Schöne, was Karl der Große, und auch bisweilen der deutſche Orden, nachher gethan, kann die uſurpirte Gewalt nicht rechtlich machen, und die Millionen Seufzer, die er ſeinen Schlachtopfern auspreßte, weder erſticken noch aufwiegen. Wie verächtlich hat man oft von Menſchen geſprochen, die ein großes Vermögen durch unrechtliche Mittel erwarben, und nachher Kirchen und Klöſter davon bauten? iſt der Fall im Kleinen nicht ganz derſelbe? — Wohlthaten, die auf Koſten ganzer Generationen erzeigt werden, ſind ſehr zweydeutige Verdienſte.

Ja, ich bin ein partheyiſcher Geſchichtſchreiber, aber nur für das Gute, das Gerechte, und daß ich das bin, hoffe ich auch noch künftig zu beweiſen. Dem deutſchen Orden habe ich kein Unrecht zugefügt, denn ich habe nur mit Urkunden in der Hand ihn angegriffen. Habe ich würklich, wie der Recenſent meynt, mich hie und da der Uebertreibung ſchuldig gemacht, ſo iſt es doch ſicher nur Uebertreibung im Ausdruck geweſen, die freylich auch dem Geſchichtſchreiber fremd ſeyn ſoll, und die ich gern verbeſſern werde. Ach! es iſt ſchwer, wenn ſolche Greuel das Gemüth empören, die nöthige Ruhe feſt zu halten.

Und geſezt, ich wollte dem Recenſenten zugeben, daß der Zeitgeiſt die Anſicht des Ordens mildern müſſe; war denn würklich der Zeitgeiſt ſo verdorben? wurden denn würklich der Ritter Unthaten gegen die heydniſchen Preußen von den Zeitgenoſſen gebilligt? hat nicht ſelbſt der Pabſt, ihr Oberhaupt, ihnen eine chriſtliche Behandlung derſelben zur Pflicht gemacht? haben ſie ſich wohl daran gekehrt? hat nicht ſelbſt der Pabſt ſie oft genug als ausgeartete, nichtswürdige Menſchen geſchildert und mehr als Einmal in den Bann gethan? — es war alſo nicht der Zeitgeiſt, ſondern ihr eigner Geiſt, der ſie beſeelte, der furchtbare Geiſt einer unerſättlichen Eroberungsſucht, der leider in allen Jahrhunderten einzelne Menſchen oder Korps ergriffen und ſie zu Tygern gemacht hat.

Bagdad.

Ein Mann, der viele Jahre im Orient lebte, hat eine Beſchreibung der Paſchaliks (Statthalterſchaft) von Bagdad, nebſt einer hiſtoriſchen Notiz über die Wechabiten (die jetzt eine ſo große Rolle dort ſpielen) und mehrere Bemerkungen über die Geſchichte und Litteratur des Orients geliefert. Der Paſchalik von Bagdad, an den äuſſerſten Grenzen des Ottomanniſchen Reiches in Aſien, umfaßt einen Raum von 140 deutſchen Meilen in die Länge und 106 in die Breite iſt folglich gröſſer als das (vormalige) Frankreich. Das ſüdliche Meſopotamien, Kurdiſtan und Baſſora gehören mit dazu. Die Hauptſtadt, Bagdad, ren̄ kann auch wohl aus einer Zauberin eine Hexe werden.

Schrimps. Anno 52 war ich auch auf dem Rieſengebürge, wo der Rübezahl ſein Weſen treibt.

Mein Großvater. Ey, ey, Schrimps, hat er dich auch geneckt, ich höre ſo was vor mein Leben gern.

Schrimps. Ein paarmal kam er wie ein Wirbelwind, nahm mir den Hut vom Kopfe, und rollte ihn vor mir her den Berg hinunter, daß ich genug zu laufen hatte —

Mein Großvater (ſich den Bauch haltend.) Ha! ha! ha! ich hätte dich mögen laufen ſehn, Schrimps.

Schrimps. Aber weiter konnte er mir auch nichts anhaben, denn ich wallfahrtete eben zum Brunnen des heiligen Johannes. Das iſt ein Waſſer! Ew. Gnaden, ſo hell und klar, ſo ſtärkend und minderalſch —

Mein Großvater. Ja, ja Schrimps, als unſer Durchlauchtigſter Fürſt vor zwey iſt nicht — wie einige Reiſende irrig behaupten — auf die Trümmer des alten Babylon erbaut, weil Babylon am Euphrat lag, Bagdad hingegen am Tigris liegt. Der Kalif Manſur hat ſie gegründet, und im Jahr 763 den Sitz des Saracenen-Reichs dahin verlegt. So lange dieſes Reich währte, ſchwang ſich Bagdad zu einem glänzenden Flor auf, aber unter türkiſcher Herrſchaft iſt es ſehr geſunken, doch immer noch ein Grenzwall gegen die Perſer. Seine Feſtungswerke ſind zwar, ſelbſt im Orient, ziemlich unbedeutend, aber es hat einen breiten, tiefen Graben, den, im Fall einer Belagerung, die Gewäſſer des Tigris füllen. Auf der Oſtſeite des Stromes erblickt man den Pallaſt des Paſcha und die merkwürdigſten Gebäude, auf der Weſtſeite nur Hütten der Araber und Dattelgärten ſo weit das Auge reicht. Die Verbindung zwiſchen beiden Stadtthoren wird blos durch eine elende, oft zerbrochene Schiffbrücke und durch Böte unterhalten.

Die Zimmer im Serail ſind ſchön und mit aſiatiſchem Luxus möblirt; die Moſcheen und andere öffentliche Gebäude aber ſind mit denen zu Konſtantinopel, Damascus und Aleppo nicht zu vergleichen; die Straßen ungepflaſtert, eng und ſchmutzig; nur einige Märkte (Baſars) ziemlich geräumig und bedeckt, um Kaufleute und Handwerker gegen die Witterung zu ſchützen. Die auf der Weſtſeite von Ziegeln erbauten Häuſer ſind zwar nur ein Stockwerk hoch, aber bequem und angenehm, beſonders wegen der vielen Gärten, die zwiſchen ihnen liegen. Bei den vornehmen Bewohnern dieſer Häuſer ſieht man auch Proben von Perſiſcher Kunſt, theils in Mahlereien, theils in Kunſttiſchler-Arbeit.

Das Klima von Bagdad iſt ſehr geſund und frei von allen anſteckenden Krankheiten, trotz der ſchrecklichen Sonnenhitze, vor welcher die Einwohner ſich in die Keller flüchten müſſen. Die Nächte ſchlafen ſie auf ihren Terraſſen, und es iſt merkwürdig, daß dieſe beſtändige Abwechſelung von Temperatur ihnen gar nicht ſchadet.

In ganz Meſopotamien herrſcht der Samiel, dieſer giftige Südweſtwind, der einen Schwefelgeruch verbreitet, weil er über die, mit Schwefel und Harzen geſchwängerten Ufer des Euphrat und Tigris hinweg fährt; allein er iſt nur ſchädlich in der Wüſte, wo bekanntlich die Araber ſeinem Einfluß nur dadurch entgehen, daß ſie ſich platt auf den Boden werfen und in ihre Mäntel ſich hüllen. Ohne dieſe Vorſicht würden ſie erſticken, aber in Städten hat man nichts zu fürchten.

Der Boden um Bagdad iſt wenig fruchtbar, vermuthlich weil er ſchlecht angebaut wird. Korn, Weitze, Gerſte, Baumwolle Tobak, Seſamöl, gedeihen mäßig, Datteln hingegen im Ueberfluß, auch allerley andere Perſiſche Früchte. Vieh und Wild iſt reichlich vorhanden. Nach Maaßgabe ſeiner Größe iſt Bagdad ſchlecht bevölkert und zählt kaum 90 bis 100000 Einwohner (obſchon die Eitelkeit der Eingebohrnen von 300000 ſpricht) faſt lauter Janitſcharen, dabey Kaufleute oder in mechaniſchen Künſten erfahren. Die Secte der Sunnis iſt die herrſchende, aber es giebt auch viele Anhänger des Omar (Türken) und des Ali (Perſer). Sie werden von den Sunnis verketzert, aber, wegen ihrer Induſtrie, tolerirt. Viele Perſer wohnen auch in Bagdad und treiben, unter dem Schutz der Regierung, den ganzen Handel nach Iron und Kandahar. Auſſerdem finden ſich jährlich große Haufen Perſiſcher Pilgrimme ein, die zu den Gräbern verſchiedener Imams wollfahrten, und nebenher auch ſchachern.

Handel, Frömmigkeit und, vor allen Dingen die Gewißheit von der Regierung nicht gedrücket zu werden, locken ſonſt noch eine Menge Fremde nach Bagdad, Indier, Araber, Agwanen, Egyptier u. ſ. w. Der Chriſten findet man Wenige; Einige derſelben ſind Schismatiker und haben ihre eigne Kirche, Andere, Katholiken, die dem chaldäiſchen, ſyriſchen oder armeniſchen Ritus folgen, aber, auf Verhetzung der Schismatiker, ihrer Kirchen beraubt worden ſind. Sie hören die Meſſe bei den Carmeliten, die unter franzöſiſchem Schutze ſtehn. Sämmtliche Chriſten leben ärmlich, ſind Krämer oder Färber oder etwas dergleichen. Nur einige Armenier haben ſich, durch den Handel mit Edelſteinen und Schawls, bereichert. Die Juden leben, verachtet und von den Türken oft inſultirt, in einem entlegenen Stadttheile. Dieſer Stand der Erniedrigung macht ſie zu Heuchlern, Spitzbuben und kurz, zu den niedrigſten Handlungen fähig; aber trotz der Geringſchätzung, unter der ſie ſeufzen, finden ſie Mittel ſich im Serail, beym Zolle und in den Häuſern der Großen einzuſchleichen, wo es immer Leute giebt, die gewandter Spitzbuben bedürfen.

Seit undenklichen Zeiten reſidirt ein franzöſiſcher Conſul in Bagdad, wo ſeine Gegenwart in dieſem Augenblicke freylich von keinem großen Nutzen iſt, wenigſtens den Handel betreffend; aber ſein Poſten bleibt doch immer wichtig, weil die franzöſiſche Regierung durch ihn von den politiſchen Angelegenheiten Aſiens unterrichtet wird.

Das Gouvernement von Bagdad beſteht aus dreyerley Gewalten, der bürgerlichen, gerichtlichen und militairiſchen. Der Kiaya, Stellvertreter des Gouverneurs, der Deffterdar, Großkanzler, und der Diwan-Effendi, erſter Secretair, müſſen täglich dem Paſcha Bericht abſtatten, deſſen Hof zahlreich iſt. Die Verwaltung der Gerechtigkeit iſt in den Händen des Kazi, des Muffti und der Ulemma, die auch die Geſetze auslegt. Der jetzige Paſcha, er heißt Ali, rühmt ſich ſelbſt ein, in den Vorſchriften des Koran wohlerfahrner Molla zu ſeyn Er iſt in der That ein wackrer, verdienſtvoller Mann, vielleicht ein wenig zu bigott und fanatiſch, dagegen von aller Habſucht entfernt, ein muthiger Krieger; eine Eigenſchaft, die ihn um ſo mehr auszeichnet, da ſie jezt unter den übrigen Paſcha's ſo ſelten iſt. Der Janitſcharen Aga ſteht an der Spitze der Militair-Macht, und iſt Polizeymeiſter. Bagdad kann im Nothfall 30000 Mann, ſowohl Fußvolk als Reiterey ſtellen, und würde noch mächtiger ſeyn, wenn nicht mehrere arabiſche Stämme zu den Wechabiten übergegangen wären und einige Andere ſich empört hätten, z. E. die Kurden, welche die beſte Reiterey lieferten. Die Araber ſind blos mit Lanzen bewaffnet, aber muthig. Ali unterhält auch 500 Mann europäiſch diſciplinirt, und hat 30 Kanonen, die ziemlich gut bedient werden; er bezahlt aber ſeine Leute ſchlecht, deshalb nimmt nur Geſindel Dienſte bey ihm.

Die Einkünfte der Statthalterſchaft flieſſen aus den Zöllen, den jährlichen Contributionen der Unterbefehlshaber, dem Tribut der abhängigen Araber und mögen etwa 7 1/2 Million Piaſter betragen.

Auch dort leidet der Handel jetzt ſehr durch den Krieg zwiſchen Frankreich und England, welcher die Schiffarth auf dem mittelländiſchen Meere unſicher macht; durch die Fortſchritte der Ruſſen in Perſien und die innere Unruhen in dieſem Reiche, in Kandahar und in Indien; durch das Monopol der Engländer in Indien; durch die Räubereyen der Wechabiten; die ewige Unordnung in der Türkey; die Unſicherheit der Straßen; die Verringerung des Gehalts der Münzen; die Indolenz der ottomanniſchen Pforte, welche weder Ackerbau noch Induſtrie beſchützt. Die Producte Arabiens, Indiens und Perſiens werden nach Baſſora gebracht, von da auf dem Tigris nach Bagdad, von wo aus ſie ſich in der ganzen Türkey verbreiten. Die arabiſchen Producte ſind Kaffee, Weyhrauch, Harze und allerley koſtbare Arzneyen; die indiſchen, Indigo, Shawls, Wohlgerüche, Gewürze, ſeidene und baumwollene Waaren, Muſſeline, Aloe, Kampfer, Benzoe, Ambra Ammoniacſal; u. ſ. w.; die perſiſchen, ſeidene und wollene Waaren, ein wenig Baumwolle, Teppiche, Schawls, Lämmerfelle, Tobackspfeifen, Holz, Saffran, Toback, Nitrum, trockne Früchte, köſtliche Arzneyen. Bagdad ſelbſt liefert, auſſer Datteln, Toback und einigen wollenen Zeugen, gar nichts zur Ausfuhr, aber ſein Zwiſchenhandel reicht hin, um es zu einer der anſehnlichſten Handelsſtädte im Orient zu erheben.

Frankreichs alte Fahnen.

Die neuen Adler dieſes mächtigen Reichs ſind auf dem ganzen Erdboden bekannt genug, weniger deſſen alte Fahnen, die uns vor vielen Jahren Gallond in einer hiſtoriſchen Abhandlung hat kennen lernen. Die älteſte von der die Geſchichte Meldung thut, iſt das Panier mit den Lilien, deſſen Ruhm doch bald durch andere verdunkelt wurde, beſonders durch die ſogenannte Chappe, das heißt, den Mantel des heiligen Martin, der im Kriege vor den Königen hergetragen wurde. Martin war der Schutzpatron des Reichs; von ſeinem Tode zählten die Franzoſen ihre Jahre; an ſeinem Feſte eröffneten ſie ihre Parlamente und an ſeinem Grabe wurden die heiligſten Eide geſchworen. Sein Mantel war das Reichspanier der Franzoſen zu der Zeit Karls des Großen. Er wurde unter einem Zelte bewahrt, welches darum Chapelle hieß. (Daher unſer heutiges Wort Kapelle.) Diejenigen, die das Zelt bewachten, nannte man Chapelains (Kapellan.) Getragen wurde dieß Panier vom Groß-Senneſchall, (Dapifer) der den nächſten Rang nach dem Könige behauptete. Dieſe Würde war erblich in dem Geſchlechte der Grafen von Anjou. Dem Erſten dieſer Grafen, Ingelgerius, wurde ſie verliehen ſammt einer Pfründe in der Kirche des heiligen Martin, aus Dankbarkeit, weil er den Reliquienkaſten dieſes Heiligen, den man, aus Furcht vor den Normännern, nach Auxerre gebracht, dort wieder aufgefunden. Die Pfründe gieng auf ſeine Nachkommen über, Fouques-le-Bon hielt ſich dadurch und vierzig Jahren aus dem Bade kam —

Wer weiß, wie lange dieß Geſpräch noch gedauert hätte, denn ſowohl mein Großvater als ſein treuer Schrimps hatten meinen armen, auf der Spitze des Veſuvs in die Welt gekrochenen Vater, ſammt allem Zubehör rein vergeſſen. Doch eben als eine Beſchreibung der mineraliſchen Bäder, deren der Fürſt ſich vor zwey und vierzig Jahren bedient hatte, auf meines Großvaters Zunge ſchwebte, ward meine Großmutter in einer Sänfte ins Haus getragen, und halbtodt in ihr Bett gelegt. Mein Großvater ließ ſeinen Seſſel an den Fuß des Ruhebettes rücken, rauchte ſtillſchweigend ſein Pfeifgen Knaſter, und ſah der Kranken mit vieler Gemüthsruhe ins Geſicht, bis ſie nach einer halben Stunde ohngefähr, die Augen aufſchlug. Nun hub er ſehr gelaſſen an:

„Habe ich dirs nicht vorhergeſagt, mein „Schatz? Das Ding wird nicht gut gehn.“

Meine

geehrt, und am Feſte des Heiligen ſtand er im geiſtlichen Gewand unter den Sängern und ließ ſeine Stimme mit den ihrigen erſchallen. Der König machte ſich darüber luſtig, allein der Graf ſchrieb ihm die derben Worte: „wiſſet, „Sire, daß ein unwiſſender König nur ein gekrönter Eſel iſt.“ Bey Leſung dieſes Briefes weinte der König, ſprechend: „Wahrheit, „Weisheit und Beredſamkeit geziemen vor „Allem den Königen und Großen, und je höher ein Menſch im Range über Andere her„vorragt, je mehr müſſe er ſich auszeichnen „durch Sitten und Kenntniſſe.“ Ein Fürſt, der dieſe Bemerkung machte, war wohl nicht ſo unwiſſend, als der Graf von Anjou meynte.

Die Zeitgenoſſen nennen den Senneſchall, Dapifer, auch Marſchall und grand maitre de france. Sein hohes Amt vereinigte Pflichten, die ſonſt unvereinbar ſcheinen. Er ſorgte für die Beköſtigung des Königes und des ganzen Hofes; die geladenen Gäſte ſtanden unter ſeiner Aufſicht; allen königlichen Beamten war er ein Richter und — zugleich kommandirte er die Armeen. (Es ſcheint doch wohl, daß entweder der König ſchlecht geſpeiſt oder die Armee ſchlecht kommandirt worden.) Seit dem Tode des Grafen von Champagny, der bei der Belagerung von Acre im Jahr 1191 blieb, iſt dieſe bedeutende und bedenkliche Würde Niemanden wieder verliehen worden. Die auf derſelben haftenden Rechte und Vorzüge wurden getheilt zwiſchen dem Connetable, dem grand maitre des königl. Hauſes und dem erſten Haushofmeiſter.

Die Zeit, wo man aufhörte, den Mantel des heil. Martin als Fahne flattern zu laſſen, iſt unbeſtimmt. Vermuthlich wurde er verdrängt durch das Panier des heiligen Denis, Oriflamme genannt von der goldenen darauf gedrückten Flamme. Ueber den Urſprung dieſer Fahne ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Manche laſſen ſie ſchon bei der Taufe des Clovis erſcheinen, Andere erſt zu den Zeiten Dagoberts, noch Andere zu Karl des Großen Zeiten. Gleichviel! Gewiß iſt, daß die Könige nie in den Krieg zogen, ohne zuvor dieſes Panier mit frommer Demuth aus den Händen des Abtes von St. Denis zu empfangen. Die Grafen du Vexin, als erſte Vaſallen dieſer Abtey, hatten das Recht es zu tragen, und ſie haben dieſes Recht geübt bis zu der Vereinigung ihrer Grafſchaft mit dem Reiche unter Ludwig dem Dicken. Seit dieſer Zeit wählten die Könige den würdigſten Ritter zu deſſen Obhut. Derjenige, der dieſe Fahne empfieng, bewahrte ſie unaufgerollt auf den Nothfall. Bisweilen hieng ihm der König das Oriflamm um den Hals, dann trug er es als ein Ehrenzeichen, bis es etwa nöthig würde, daſſelbe an einer Lanze flattern zu laſſen. Die Ehre, es zu tragen, war ſo groß, daß zu Karl des V. Zeiten ein Herr von Andreſon die Würde eines Marſchalls von Frankreich niederlegte, um dagegen das Oriflamm zu empfangen. Peter de Villiers, Gui de la Tremouille, Hutin d'Aumont, Wilhelm Marcel, Herr von Bacqueville trugen es zu verſchiedenen Zeiten und es blieb im Gebrauch bis auf Karl VI. Seitdem war nicht mehr die Rede davon. Das weiſſe, mit Lilien beſtreute Kreuz, welches hernach mit der weiſſen Standarte vertauſcht wurde, blieb ſeitdem die königliche Fahne, und war das dritte Panier, unter dem die Franzoſen kämpften. Es wurde nicht blos im Nothfall aufgerollt, ſondern befand ſich ſtets im Heere, ſelbſt zugleich mit dem Oriflamm, wie z. B. in der Schlacht von Borines. Dieſes erſchien nur im dickſten Schlachtgetümmel, jenes ſtand dem Könige zur Seite. Die Standarte wurde gleichfalls nur treuen, geprüften Rittern anvertraut. Doch da ſie nie von der Perſon des Königs wich, ſo ſcheint es, daß der Vorſchneider (écuyer tranchant) ſie gewöhnlich getragen habe. Ein ſolcher war der Herr von Roddes, der in der Schlacht von Jovi unter den Augen Heinrichs IV. getödtet wurde.

Auch die Brüderſchaften, Kompagnieen, und beſonders die Kirchen hatten ihre eigenthümlichen Fahnen, deren Farben verſchieden, je nachdem ſie dieſem oder jenem Heiligen gewidmet waren. Die Farbe des heiligen Martin war blau, daher glaubt man, daß die Könige von Frankreich, als ſie die Lilien zu ihren Wappen wählten, ſelbige zu Ehren des heiligen Martin auf einen blauen Grund ſetzten.

Die Standarten der leichten Kavallerie ſollen, nach Brantome, unter Ludwig XII. aufgekommen ſeyn. Die Fähnlein (guidons) exiſtirten ſeit Errichtung der Ordonnanzcompagnien unter Karl IX. Als Heinrich IV. die Schlacht in den Ebenen von Ivri liefern wollte, zeigte er dem Heere ſeinen weißen Federbuſch und rief: „Kinder! wenn die Standarten verlohren gehn, ſo ſeht hier das Zeichen der Vereinigung; ihr ſollt es immer auf der Bahn des Sieges und Ruhmes erblicken!“— Der Federbuſch dieſes edlen Königs begeiſterte gewiß die Franzoſen mit höherm Muthe als der Mantel des heiligen Martin.

Die engliſche Seemacht.

Wir beſitzen eine Geſchichte von dem Urſprung und Wachsthum dieſer iezt ſo furchtbaren Macht. Als Cäſar die Eroberung von Britannien unternahm, hatten die Bewohner dieſer Inſeln noch keine Schiffe und wagten blos zu Lande ihre Waffen mit denen des Eroberers zu meſſen. Lange bedienten ſie ſich nur der Kähne von Weidenzweigen mit Leder überzogen, denen ſo ziemlich gleich, die jezt noch in Grönland gebräuchlich ſind.

Man glaubt, daß Offa, König von Murcia, damals der mächtigſte Fürſt in England, der Erſte geweſen, der eine Art von Anſpruch auf die Meeresherrſchaft gemacht. Er ſoll ſogar gewagt haben, ſie Karl dem Großen ſtreitig zu machen, der ſein Bundesgenoſſe zu werden ſuchte. Alfred, der ſeine Unterthanen vor den Räubereyen der nordiſchen Nationen ſchützen wollte, vermehrte nicht allein die Zahl ſeiner Schiffe, ſondern verbeſſerte auch deren Bauart. Eine Flotte von 120 Segeln bewachte ſtets die Küſten. Von den Frieſen lernte er die Kunſt der Schiffarth. Er ſchlug die Feinde zur See und vertrieb ſie gänzlich aus ſeinem Reiche, welches durch ihn von fremder und innerer Zwietracht befreit wurde. Sterbend wünſchte er noch, daß die Engländer ſtets ſo frey ſeyn mögten als ihre Gedanken. Fürwahr ein unbeſonnener, aber doch ein großherziger Wunſch.

Edgar, ſein Nachfolger, hatte drey bis viertauſend Schiffe, allein das Größte derſelben faßte nicht mehr als 50 Mann. Mehrere Jahrhunderte lang beſchränkte ſich die Geſchicklichkeit des Admirals blos darauf, den Wind zu gewinnen und Ebbe und Fluth zu benutzen. Die Schlachten wurden ſo ziemlich dem Zufall überlaſſen. Die Signale waren noch ſehr unvollkommen. Dennoch nannte ſich der ſtolze Edgar Kaiſer und Herr aller Könige des Oceans und aller Völker die er umſchließt. Als er eines Tages in Cheſter war, fuhr er auf dem Strome, und zwang acht tributbare Könige ſein Boot zu rudern, deſſen Steuer er ſelber führte. Edgars Nachfolger waren minder mächtig zur See, und darum ihre Anſprüche minder hoffärtig. Als Richard in das heilige Land kreuzfahren wollte, war England ſo arm an Schiffen, daß er deren fremde leihen mußte. Unter Eduard dem Zweyten war das Meer an den engliſchen Küſten mit franzöſiſchen Kriegsfahrzeugen bedeckt, die des ohnmächtigen Feindes ſpotteten. Eduard III. empfieng die Lehen wegen Guienne von Philipp von Valois, wollte ſich aber nachher nicht für deſſen Vaſallen erkennen, ſondern, durch den berüchtigten Ueberläufer, Robert von Artois, verleitet, maßte er ſich den Titel eines Königs von Frankreich an, und begann jenen langen, ſchrecklichen Krieg, der der Keim des unauslöſchlichen Haſſes zwiſchen zwey braven Nationen wurde. Kaum war dieſer Krieg erklärt, als Bahuchet und Borbevaire, zwey tapfere franzöſiſche Seemänner, Portsmouth angriffen und in Aſche legten. Dann landeten ſie zu Southampton, wo ſie die Einwohner in der Meſſe fanden, die Stadt plünderten, Mädchen und Weiber nothzüchtigten und hierauf zu Dieppe die Beute theilten. (So erzählt Froiſſard.)

Im Jahr 1340 ſchlug Eduard die franzöſiſche Flotte, die 200 Schiffe und 3000 Mann verlohr. Aber auch die Engländer hatten den Sieg durch den Verluſt von 4000 Menſchen erkauft. Wenige Jahre nach der Einnahme von Calais war Eduards Seemacht ganz geſchwunden. Unter Karl V. war die franzöſiſche Marine der engliſchen überlegen. Nach Eduards Tode erſchien der franzöſiſche Admiral Jean de Vienne mit der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte an den engliſchen Küſten, zerſtörte den Hafen Rye, plünderte die Inſel Whigt, und verbrannte mehrere Städte, ohne daß der Graf von Salisbury nnd Wilhelm Montaigu mit ihrer ganzen Macht es hindern konnten.

Richard II., Eduard des Dritten Nachfolger, konnte nimmer eine Flotte ſammeln, die im Stande geweſen wäre, jene Niederlagen zu rächen. Die Spanier beunruhigten alle engliſche Küſten. Franzoſen und Schottländer hatten ſich zu ihnen geſellt, nichts entgieng ihnen, was aus den engliſchen Häfen auszulaufen wagte. Fanden ſie keine Schiffe in der See, ſo machten ſie Landungen und griffen die vornehmſten Städte des Reiches an. Winchelſea legten ſie in Aſche.

Karl VI. wollte einen Einfall in England thun. Die Flotte, die er zuſammen brachte, ruinirte Frankreich. Man ſah da nichts als gemahlte Schiffe, vergoldete Maſten und ſeidne Segel. Truppen, Waffen und Lebensmittel waren im Ueberfluß. Man zählte 1500 Schiffe. Alle handelnden Nationen hatten de-

Meine Großmutter. Was für ein Ding?

Eine ſolche unerwartete Queerfrage konnte meinen Großvater ſehr leicht aus ſeiner Faſſung bringen. Er pflegte, der beliebten Kürze wegen, ſehr viele ſeiner Gedanken durch das Wort Ding auszudrücken, meine Großmutter war an dieſen Ausdruck gewöhnt, verſtand ihn auch recht gut; aber ſo oft das Ding ihr ungelegen kam, machte ſie durch die Antwort: was für ein Ding? einen Seitenſprung, durch den ſie nicht ſelten dem wohlgemeynten Dinge meines Großvaters entſchlüpfte.

„Wie du auch fragen kannſt,“ ſagte mein Großvater, indem er eine Priſe aus der Doſe nahm, die er vor zwey und vierzig Jahren aus der Hand des Fürſten empfangen hatte: „ich meyne die Wallfahrt nach dem Veſuv. „Ich ſagte dir vorher, daß es ſchlimm ablau„fen würde.“

Meine Großmutter. Und haſt dich wie gewöhnlich geirrt.

ren geliefert vom äuſſerſten Ende des baltiſchen Meeres bis zu der Meerenge von Gibraltar. In Bretagne erbaute man hölzerne Wälle für eine ganze Stadt, die Stückweis mitgenommen und nach einer Landung ſogleich zuſammen gefügt werden ſollten. Sie waren 3000 Schritt lang und 20 Fuß hoch. Von 12 zu 12 Schritten ſtand ein kleiner Thurm darauf, der 10 Mann faſſen konnte, beſtimmt dieſe tragbare Feſtung zu vertheidigen.

Die Engländer, erſchrocken über dieſe Zubereitungen, ſtellten Proceſſionen an. Nur ſolche, deren Vermögensumſtände zerrüttet waren, freuten ſich, und ſprachen zu ihren Gläubigern: „habt Geduld, das Geld zu eurer „Bezahlung wird jezt in Frankreich gemünzt.“ — Doch die Furcht der Engländer war eben ſo übel begründet als die Hoffnung der Franzoſen, welchen leztern die zu weit vorgerückte Jahreszeit keinen Verſuch erlaubte. Die Unternehmung wurde auf den nächſten Frühling verſchoben und dann ganz aufgegeben, weil alle Vorräthe verdarben und um geringe Preiſe verkauft werden mußten. Ein Theil der berühmten hölzernen Stadt fiel ſogar den Engländern in die Hände, und das übrige ſchenkte Karl ſeinem Oheim, dem Herzog von Bourgogne.

Die Freude der Engländer war groß. Der Graf Arundel nahm, an der Mündung der Themſe, franzöſiſche Schiffe mit Wein beladen. Das Treffen, welches bey dieſer Gelegenheit geliefert wurde, war Eines der erſten, in welchem man ſich der Artillerie bediente. Der franzöſiſche Admiral hatte drey große Kanonen. Die Einwohner von Rochelle, die das meiſte verlohren hatten, dürſteten nach Rache und Erſatz. Luis de Sancerre lief zu dieſem Zwecke mit ihren Galeeren aus, die mit Geſchütz wohl verſehen waren. Der Graf Arundel entfloh, zwey Meilen weit verfolgt und von Kanonenſchüſſen begleitet. Der allgemeine Gebrauch der Artillerie zur See fällt alſo in den Anfang der Regierung Karl des Sechſten.

Unter der unruhigen Regierung **Eduard** IV. war die engliſche Marine in einem ſo traurigen Zuſtande daß die Corſaren der Hanſeſtädte ihre Flaggen im Kanal und an der Mündung der Themſe wehen ließen.

Heinrich VII. zubenahmt der engliſche Salomon, legte den erſten Grund zu der Seemacht ſeiner Nation, indem er ihr die Augen für den innern Reichthum des Landes öffnete. Er errichtete Munufacturen, bahnte den Handelsweg nach der Levante, zog, während des Aufruhrs in den Niederlanden, Arbeiter aus Flandern nach England, und bevölkerte aufs neue ſein faſt verödetes Reich.

Heinrich VIII., grauſam und verſchwenderiſch, belaſtete ſein Volk mit Auflagen und mußte dennoch den Gehalt ſeiner Münze verringern. Unter ſeiner Regierung konnte die Marine ſich nur eines geringen Wachsthums erfreuen. Als er Frankreich den Krieg erklärte, mußte er Schiffe von Hamburg, Lübeck, Danzig und und Genua miethen. Damals lernte man zuerſt, eine Flotte in Linien formiren und ihre Bewegungen ordnen. Seit Ludwig XII. gerieth man auf den Gedanken, die Seitenwände eines Schiffes zu durchbohren um Kanonen hinter die Oeffnungen zu ſtellen. Vorher ſtanden nur dergleichen, von verſchiednem Kaliber, auf dem Verdeck, bald am Schnabel, bald am Hintertheil des Schiffes. Die Bedienung der Artillerie war gleichfalls noch ſehr mangelhaft, denn in einer hitzigen Seeſchlacht zwiſchen der franzöſiſchen und engliſchen Flotte (die erſtere unter dem Commando eines Barons de la Garde) wurden nicht mehr als 300 Schüſſe gewechſelt.

Während der kurzen Regierung Eduard V. machte der Handel Fortſchritte, die Marine wuchs, die großen Fiſchereyen wurden aufgemuntert, die Engländer begannen einen Handel an den afrikaniſchen Küſten. Doch die eigentliche Epoche des Wachsthums der engliſchen Seemacht fällt in die glücklichen Zeiten der Königin Eliſabeth, der man die Titel: Wie-

Herherſtellerin des Seeruhmes der Nation und Königin der nordiſchen Meere beylegte. Blos durch Zeit und Sparſamkeit erſchuf ſie eine Marine, die anfangs nur aus 42 Kriegsfahrzeugen beſtand, deren keines jezt in der Linie fehlen konnte, denn die ſtärkſten führten nur 40 Kanonen.

Damals rüſtete Spanien ſeine berüchtigte unüberwindliche Flotte aus, woran 7 Jahre gearbeitet wurde. Zwölf Schiffe derſelben trugen die Nahmen der zwölf Apoſtel, 20 andere die verſchiedenen Beynahmen der heiligen Jungfrau, ihrer Feſte oder der Kirchen, wo ſie beſonders verehrt wurde. Die frommen Spanier hatten verboten, daß irgend ein Frauenzimmer auf der Flotte ſeyn ſollte, aber Fahrzeuge voller Freudenmädchen folgten ihr. Bekanntlich wurde ſie durch einen heftigen Sturm zerſtreut und Philipp II. zu drey verſchiedenen Malen geſchlagen. Der Tod raubte England ſeine große Königin, ehe ſie noch Zeit hatte, die von ihr gegründete Seemacht durch einen ſichern Frieden zu befeſtigen.

Als Heinrich IV. ſeinen Freund Süllÿ nach England ſandte, um mit Jacob I. einen Tractat zu ſchließen, begegneten die franzöſiſchen Schiffe den engliſchen, von welchen ſie gezwungen wurden ihre Flaggen zu ſtreichen, unter der Drohung ſie in den Grund zu bohren. Jacob gab Genugthuung wegen dieſer Beſchimpfung. Unter ſeiner Regierung ſank die Marine. Er ließ die alten Schiffe verfaulen und baute keine neue. Das ſtärkſte Geſchwader, welches er ausſandte, war das des Admirals Manſel gegen die Algierer. Es beſtand aus 6 Schiffen von 600 Tonnen und 40 Kanonen, zwey Schiffen von 4 bis 500 Tonnen und 34 bis 36 Kanonen und 12 zum Kriege ausgerüſteten Kauffartheyſchiffen.

Der unglückliche Karl I. wollte ſeines Vaters Fehler verbeſſern und befahl die Erbauung von 18 Kriegsſchiffen. Seine Unterthanen beeiferten ſich, neue Colonien zu gründen, als da ſind Maſſachuſets, Maryland, Connecticut u. ſ. w. Dennoch ſah dieſer König ſeine Land- und Seemacht verringert durch die fruchtloſe Unternehmung gegen Cadix, die ihn 3000 Mann und mehrere Schiffe koſtete.

Die See-Expeditionen der Engländer zeigten den Franzoſen die Nothwendigkeit, eine Marine zu erſchaffen, deren ſie bis dahin entbehrten. Richelieu ſammelte Holz, baute Magazine und kaufte Schiffe. Er ließ auch deren mehrere erbauen, unter andern die Krone von 72 Kanonen, welches damals von den erſtaunten Seeleuten als das größte Kunſtwerk betrachtet wurde. In zwey Jahren bildete ſich ein Geſchwader von 23 Kriegsfahrzeugen auf der Rhede von Breſt, wo ſich zuvor nur einige elende Fiſcher zeigten. Dieſen Anſtrengungen verdankte Frankreich unter jener Regierung mehrere ausgezeichnete Vortheile, die es über die Spanier erfocht.

Seit Eliſabeths Tode war Neptuns Dreyzack in die Hände der Holländer gefallen;

Cromwell verſuchte es, ihn dieſen wieder zu entreiſſen und es gelang ihm. Der berühmte Admiral Black war ſein Werkzeug. Dieſer Mann, den blos die Natur zum Seehelden gebildet hatte, entriß den Spaniern Jamaica, griff die reichen Galioten von Mexico in der Bay von Santa Cruz an und verbrannte ſie, ob ſie ſchon durch ſechs oder ſieben mit Geſchütz wohl verſehenen Schanzen vertheidigt wurde. Cromwell ſtarb, nachdem er von den Franzoſen den wichtigen Platz Dünkirchen errungen, mit großen Entwürfen gegen Spanien ſchwanger. Er war der Mann ſie auszuführen, „ſchrieb Ludwig XIV. an den Grafen von Eſtrades, „denn er beſaß eine Flotte von 160 Schiffen."

Karl II. liebte die Marine, und hatte, für einen Souverain, würklich große Kenntniße davon. Er munterte den engliſchen Adel auf, Seedienſte zu nehmen, machte ſeinen Bruder zum Großadmiral, und ließ Einen ſeiner eignen Söhne als Matroſen auf der Flotte dienen. Er wünſchte den holländiſchen Uebermuth zu demüthigen und ſein Wunſch ward füllt, denn der Herzog von York trug einen vollſtändigen Sieg über die Holländer davon. Es wurden verſchiedene Medaillen auf dieſe Begebenheit geſchlagen, auf deren Einer man die Worte las: Quatuor Maria vindico, auf einer andern: Penes nos imperium und auf der dritten: Pontus serviet. Eine zweite Niederlage der holländiſchen Flotte bewürkte den zu Breda unterzeichneten Frieden, durch welchen Carl nicht allein Neu York und Neu-Jerſey erlangte, ſondern auch die holländiſchen Kriegsſchiffe genöthigt wurden, die engliſchen zu begrüßen, durch Niederlaſſung des großen Segels und der Flagge am großen Maſte.

Indeſſen trachtete auch Frankreich nach der Herrſchaft über das Meer. Colbert ſtellte die Marine wieder her, oder ſchuf vielmehr eine neue. Ludwig XIV. hatte den Ehrgeiz, Geſetzgeber der Meere zu werden. Sein Seecodex von 1681 wurde ſelbſt von den Engländern ſo bewundert, daß ſie die mehrſten Artikel deſſelden nach und nach in ihre verſchiedenen Reglements aufnahmen. Im Jahr 1690 ſchlug Tourville mit 65 Segeln die vereinte engliſche und holländiſche, 112 Segel ſtarke Flotte, die von Herbert und Ewertz kommandirt wurde. Nach dieſem Siege, der große Beſtürzung in England verbreitete, landeten die Franzoſen bei Tingmouth, ſchlugen den Feind in die Flucht, verbrannten 12 Kriegsſchiffe und 8 Kauffartheiſchiffe. Auch damals wurde eine Medaille in Frankreich mit der etwas voreiligen Zuſchrift geſchlagen: Imperium maris assertum; denn dieſe feſtgegründete Seeherrſchaft gieng ſehr bald darauf in der berühmten Schlacht von la Hogue verlohren, wo Tourville gänzlich geſchlagen wurde. Allein da er ſich zwei Tage vertheidigt hatte, ſo belohnte Ludwig XIV. ſeine Tapferkeit durch den Marſchallsſtab.

Die Schlacht von la Hogue iſt die Epoche des engliſchen Uebergewichts zur See, aber

Mein Großvater. Ich habe mich geirrt? ey! ey! Schrimps hat mir geſagt, du ſeyſt oben in die Wochen gekommen.

Meine Großmutter. Nun, iſt das nicht einerley? hier oder in Gottes freyer Luft? Ich muß dir ſagen, mein Engel, daß wenn Gott unſer Ehebette noch einmal ſegnen ſollte, ich durchaus nach Italien reiſen will, um auf dem Veſuv entbunden zu werden.

Mein Großvater. So, ſo. — Aber der beſchwerliche Weg? — und ohne Hebamme?

Meine Großmutter. Die Natur iſt die beſte Hebamme.

Mein Großvater. So, ſo. — Aber was quäckt denn dort im andern Zimmer?

Der Leſer wird leicht errathen, daß mein Vater es war, der mit heller Stimme die Welt anquäckte. „Bringt doch das Ding „einmal her! ſagte mein Großvater. Der kleine Weltbürger wurde gebracht, mein Großvater bließ ihm ein Maul voll Tobacksrauch nicht der Vernichtung der franzöſiſchen Marine, wie man gewöhnlich glaubt, denn ſchon im folgenden Jahre hatte Frankreich 71 Linienſchiffe und 29 Brander oder leichtere Fahrzeuge in See, welche letztere dem engliſchen Handel groſſen Schaden zufügten. Der Verfaſſer dieſer (zu Yverdon vor etwa 30 Jahren erſchienenen) Geſchichte, äuſſert bei dieſer Gelegenheit den Grundſatz, den Kaiſer Napoleon angenommen, daß die Feinde Englands vor allen Dingen deſſen Handel angreifen müſſen, weil, wenn ſie dieſen verſchonen, ſie ihm ſeine Hülfsquellen laſſen, und die Feindſeligkeiten verewigen.

König Wilhelm, der 1702 ſtarb, hinterließ die Marine in dem blühendſten Zuſtande. Sie beſtand damals aus 382 Kriegsfahrzeugen, unter welchen 130 Linienſchiffe, die zu bewaffnen 10469 Kanonen und 61119 Mann nöthig waren.

Nachdem 1704 die vereinte engliſche und holländiſche Flotte 55 Segel ſtark, unter dem

Kommando des Admiral Rook, Gibraltar genommen hatte, lieferte ſie dem Grafen von Toulouſe, der nur 49 Segel befehligte, ein hartes Treffen. Die Nacht trennte die Kämpfer. Ein franzöſiſcher, tödtlich verwundeter Offizier, de Relingue, rieth, am andern Morgen die Schlacht wieder anzufangen. Dieſer Rath blieb unbefolgt; zu großer Zufriedenheit des engliſchen Admirals, der ſchon beſchloſſen hatte, in dieſem Falle ſeine Schiffe in Brand zu ſtecken. Die Franzoſen zogen ſich nach Toulon zurück wegen der großen Anzahl ihrer Verwundeten. Im Jahr 1707 verſuchte der Admiral Schowal, mit einer Flotte von 46 Linienſchiffen und 29 Fregatten, Brandern u. ſ. w. in den Hafen von Toulon einzudringen, während der Herzog von Savoyen es zu Lande belagerte. Aber beide wurden genöthigt, die Belagerung aufzuheben. In demſelben Jahre nahm der berühmte Dugay-Trouin im Kanal eine engliſche, von fünf großen Schiffen eſcortirte Konvoi, und als er mit ſeiner Beute im Hafen von Breſt einlief, ſchrie das Schiffsvolk ſpottend, indem es die engliſchen Gefangenen zeigte: „Platz! Platz! für die Herren des Meeres!“ Trotz alles Verluſtes zählte die engliſche Flotte im Jahr 1707 doch noch 100 Linienſchiffe, unter welchen mehrere Dreidecker, die ſchönſten und ſtärkſten in Europa, von Harding, Lea und Andern erbaut, wodurch der Ruf der Engländer in dieſer ſchweren Kunſt ſehr hoch ſtieg. In Frankreich wetteiferte darin der Chevalier Renau mit ihnen.

Nach dem Tode Ludwig XIV. ſchloß der Regent ein Bündniß mit England, und ſein ganzes Benehmen befeſtigte das engliſche Uebergewicht zur See. Ihn ſelbſt trafen die erſten Folgen, da er gezwungen wurde, die Arbeiten von Mardick zu vernichten. Das Miniſterium von Verſailles, faſt ohne Marine, mußte Alles dulden. Spanien befand ſich ſo ziemlich in gleichem Falle. Der Kardinal Alberoni wollte die ſpaniſche Marine wieder in Anſehn bringen. Ein unglücklicher, gegen England geführter

Krieg, zerſtörte ſie in der Geburt, und die Engländer, auf dieſe Weiſe von allen Seiten ſicher, ſchrieben dem Norden Geſetze vor. Ihre Grauſamkeit wuchs mit ihrer Macht. (Wie das gewöhnlich auch unter Landmächten der Fall iſt.) Ein einziges Beiſpiel mag zum Beweiſe hinreichen. Ein engliſcher Seekapitain lud, unter dem Vorwand des Handels, zwei ſpaniſche Edelleute an ſeinen Bord, wo er ſie zwei Tage hungern ließ, um ein Löſegeld zu erpreſſen. Als ihm das nicht gelang, ſchnitt er dem Einen Naſe und Ohren ab, und zwang ihn, mit dem Meſſer auf der Bruſt, ſie aufzueſſen. Zur Ehre der Menſchheit mögte man dieſe Anecdote gern für ein Mährchen halten, allein ſie ſteht in einer, auf Befehl des brittiſchen Miniſteriums 1739 bekannt gemachten Schrift, mit der hinzugefügten Bemerkung: „Wenn alle unſere, in den amerikaniſchen „Meeren begangenen Räubereien bekannt wä„ren, die Nation würde erſtaunen, ſo viele „Böſewichter hervorgebracht zu haben, welche

„die heiligſten Völkerrechte mit Füßen treten.“ (Schade, daß das brittiſche Miniſterium, nach der Coppenhagner Expedition, nicht abermals eine ſolche Schrift publicirt hat.)

Als der Graf von Maurepas in Frankreich am Ruder ſaß, erzwang er Ehrfurcht vor der franzöſiſchen Flagge. Im Meerbuſen von Mexico und im mittelländiſchen Meere wurden die Engländer zurückgetrieben, und der Marquis von Roquefeuille, der im Kanal kreuzte, zwang alle engliſche Schiffe, ihn zuerſt zu begrüßen. Allein das Treffen bey Mahon war für die franzöſiſche Marine die einzige glückliche Begebenheit in dieſem Kriege. Die Franzoſen erlitten eine Niederlage nach der andern. Es ſchien damals (wie jetzt) daß man nur franzöſiſche Schiffe für die Engländer baue, denen keines entrann. Endlich verzweifelte der Miniſter Berryer, die Marine jemals wieder herzuſtellen und ließ alle Vorräthe verkaufen. Die Kolonien und die Küſten blieben ohne Vertheidigung, jene mußten ſich dem Feinde unterwerſen, dieſe erduldeten ungerochene Beleidigungen. Spanien verlohr Havannah und Manilla ſammt dem größten Theil ſeiner Schiffe und ſeine Marine war faſt eben ſo vernichtet, wie die franzöſiſche.

Die Begebenheiten des amerikaniſchen Krieges ſind noch in friſchem Andenken, ſowie die neueſten. Der Verfaſſer hat keinen Wahrſagergeiſt, denn er prophezeyht, daß die amerikaniſche Revolution dem Wachsthum der engliſchen Seemacht für immer Grenzen ſetzen werde. Das iſt nicht geſchehen; vielmehr hat das Uebergewicht derſelben zugenommen; doch wenn kein deus ex machina ins Mittel tritt, ſo werden unſere Jünglinge es noch erleben, daß die engliſche Flagge vor der franzöſiſchen wird geſtrichen werden.

Die Ausbreitung des Chriſtenthums ohne Wunder.

(Nach Gibbon bearbeitet.)

Zu ſchildern, wie die Religion in urſprünglicher Reinheit als eine Himmelstochter uns erſchienen, iſt ein ſüßes Geſchäft ihrer Lehrer; doch zu enthüllen, wie oft jene Himmliſche durch Nebel des Irrthums und Flammen der Leidenſchaft über die Erde habe ſchreiten müſſen, das iſt des Geſchichtſchreibers ernſte Pflicht. Jener zählt die Ausbreitung des Chriſtenthums ohne Bedenken zu den Wundern; dieſer muß dem Wunderglauben entſagen; nur in den Denkmälern der Geſchichte und in den Herzen der Menſchen darf er den Leitfaden ſuchen.

Fünf würkende Urſachen ſtellen ſich ihm dar. Die erſte: der Chriſten Unduldſamkeit, von den Juden auf ſie verpflanzt. Alle andere Völker des Erdbodens ſtritten nicht um den Glauben, ehrten ſelbſt den der Feinde, miſchten ihn wohl gar unbedenklich zu dem ihrigen. Nur Ein Volk, das jüdiſche, verabſcheute jeden, der deſſen Lehren verwarf. Unter dem harten Joche der Aſſyrer und Perſer hatten die Juden lange geſchmachtet; unter Alexanders Nachfolgern traten ſie aus der Dunkelheit hervor, und, ſchnell ſich ausbreitend in Morgen- und Abendländern, erregten ſie bald die ſtaunende Aufmerkſamkeit der Nationen. Ihre ſeltſamen, mit Hartnäckigkeit beobachteten Gebräuche und ihre Ungeſelligkeit, ſchienen ſie als Feinde des übrigen Menſchen-Geſchlechts auszuzeichnen. Auch lehrte würklich noch in ſpätern Zeiten Einer ihrer mildeſten Rabbinen, Maimonides, daß ein Jude nicht ſchuldig ſey, den Götzendiener aus Lebensgefahr zu retten. Weder des Antiochus Gewalt, noch des Herodes Schlauheit, noch der Nachbarn Beiſpiel, konnten ſie je bewegen, der Griechen zierliche Fabellehre mit dem Geſetz Moſes zu verbinden.

Die Römer, duldſam aus Grundſätzen, ſchützten den Aberglauben, den ſie verachteten. Auguſtus befahl ſogar, im jüdiſchen Tempel für ihn zu opfern. Welcher Abſcheu würde einen Enkel Abrahams getroffen haben, wenn er dem capitoliniſchen Jupiter geopfert hätte! — Allein des Siegers Mäßigung konnte den Geiſt des Aufruhrs in dieſem Volke nicht dämpfen. — Als Caligula in tollem Uebermuth begehrte, man ſolle ſeine Bildſäule im Tempel zu Jeruſalem aufſtellen, da wollten lieber alle Juden ſterben, als ſolche Abgötterey erdulden und die bloße Zumuthung warf ihren König, Agrippa, in eine dreitägige Ohnmacht. So lange der Himmel Wunder für ſie that, das Meer um ihretwillen in eine Mauer von Kryſtall verwandelte, den Lauf der Geſtirne hemmte, ſo lange hinkten ſie fremden Göttern nach; als aber der erzürnte Himmel den Undankbaren ſeinen Schutz entzog, da wuchs ihr eigenſinniger Glaube. Die Zeitgenoſſen eines Moſes, eines Joſua, waren gleichgültige Zeugen von den erſtaunlichſten Wundern; doch ihre Nachkommen bauten, um Widerſpruch mit eigenen Sinnen und dem menſchlichen Verſtande, ihre Beharrlichkeit auf jene Ueberlieferungen der leichtſinnigen Vorfahren. Ihr Nationalgott ſonderte ſie eiferſüchtig von den übrigen Menſchen ab. Sie zwangen die benachbarten Völker zu unverſöhnlicher Feindſchaft. Sie rotteten, auf göttlichen Befehl, mit blutiger Grauſamkeit ganze Stämme von Götzendienern aus. Kein Band der Liebe noch der Freundſchaft durften ſie mit Fremden knüpfen. Kein Geſetz machte ihnen zur Pflicht, den Heyden die moſaiſche Religion zu predigen. Sie allein waren die Erben des Bundes. Ihre Kenntniſſe mehrten ſich durch Berührung mit andern Völkern, doch ohne ihre Vorurtheile zu mindern. Selbſt nach Zerſtörung ihres Tempels beharrten ſie mit unbiegſamer Strenge auf allen den Gebräuchen, die den andern Nationen Eckel oder Widerwillen einflößten. Schon die ſchmerzhafte und gefährliche Beſchneidung mußins Geſicht, und gab ihm ſeinen Segen in folgenden Worten: „Du wirſt ein feuriger „Burſch werden, du biſt auf einem feuer„ſpeyenden Berge gebohren.“ Das war der erſte witzige Einfall, der ſeit ſeiner Haupt-Action bey meinem Groſsvater Quartier nahm. Er wiederholte ihn ſo oft, und mußte ſelbſt ſo herzlich darüber lachen, daß er endlich über der Geburt ſeines Witzes, die Geburt ſeines Sohnes, mit allen daraus entſpringenden Unbequemlichkeiten vergaß. Schrimps wurde geholt, der witzige Einfall ihm mitgetheilt, und der alte, treue Diener bot alle Kräfte ſeiner Lunge auf, um durch ein ſchallendes Gelächter dieſe Mittheilung zu vergelten.

Meine Groſsmutter hatte ſich ziemlich erholt, und ſchlief die folgende Nacht ruhig.

Am andern Morgen, früh um fünf Uhr, klingelte mein Groſsvater, und als Schrimps mit der Schokolade hereintrat, ſprach er gähnend: „Gehe Schrimps, und frage meine te ſonſt willige Proſelyten von der Pforte der Synagoge zurückſcheuchen.

Unter ſolchen Umſtänden kam das Chriſtenthum in die Welt, bewaffnet mit der Strenge des moſaiſchen Geſetzes, aber frey von ſeinen Feſſeln. Einheit Gottes lehrte es mit gleichem Eifer wie jenes, und gründete gleichermaſſen die Wahrheit ſeiner Lehren auf das göttliche Anſehn Moſes und der Propheten. Durch des Meſſias Opfertod wurden die unvollkommenen Opfer im Tempel aufgehoben. Ein reiner, geiſtiger Gottesdienſt, allen Ständen, allen Himmelsſtrichen zuſagend, trat an die Stelle der Vorbilder und Gebräuche; die blutige Einweihung wich der mildern durch Waſſer. Nicht blos den Nachkommen Abrahams, allen Völkern des Erdbodens, Griechen, Barbaren, Juden, Heiden, den Sklaven wie den Freyen wurde die göttliche Gnade verheiſſen. Doch nur durch das Chriſtenthum ſie zu erlangen, wurde eine Pflicht; wer ſie auf dieſem Wege verſchmähte, dem verſchloß ſich der

Himmel. Den Neubekehrten ward auferlegt, unter Verwandten und Freunden die heilbringende Lehre zu predigen, aber auch des Ungehorſams Strafen anzudrohen, wenn ſie ihre Ohren verſchlöſſen.

Freylich hiengen die bekehrten Juden noch immer feſt an ihren alten Gebräuchen, vorwendend, Chriſtus ſelber habe ſie nicht aufgehoben, ſondern treulich beobachtet und darum blieb das Chriſtenthum ſo viele Jahre mit den jüdiſchen Secten heimlich vermiſcht. Die funfzehn erſten Biſchöffe zu Jeruſalem waren ſämmtlich beſchnittene Juden, und ihre Gemeinden verbanden das Geſetz Moſes unbedenklich mit der neuen Lehre, und ſo blieb es auch, ſo lange die Kirche zu Jeruſalem als die Mutter aller übrigen betrachtet und verehrt wurde. Nachdem aber in den vornehmſten Städten des römiſchen Reichs begüterte Gemeinden entſtanden waren, minderte ſich jene Ehrfurcht. Die Zahl der Nazarener — ſo nannte man jezt die bekehrten Juden — wurde von der Zahl der getauften Heyden weit überwogen, und dieſe — das Joch der moſaiſchen Gebräuche mit Zuſtimmung ihrer eignen Apoſtel abwerfend — wollten die gewiſſenhaftern, halbjüdiſchen Brüder nicht mehr dulden. Aus den Trümmern von Jeruſalem flohen die Nazarener nach Pella, einer kleinen Stadt jenſeit des Jordans, wo dieſe älteſte chriſtliche Kirche länger als 60 Jahre in Dunkelheit ſchmachtete. Erſt als Kaiſer Hadrian auf dem Berge Sion eine neue Stadt, Aelia Capitolina, gründete und alle Juden mit harten Strafen bedrohte, wenn ſie deren Mauern ſich zu nähern wagten; dann erſt trat der zeitliche Vortheil mit der Wahrheit in Bund. Die Nazarener wählten den Marcus einen gebohrnen Heyden zu ihrem Biſchoff, und von ihm geleitet entſagten die meiſten dem, ſeit mehr als 100 Jahren beobachteten, moſaiſchen Geſetz, durch dieſes Opfer den Zutritt zu Hadrians Colonie erringend.

Die wenigen, noch übrigen Nazarener blieben zu Pella, breiteten ſich in Dörfern um Damaſkus aus, und errichteten eine kleine Kirche zu Aleppo in Syrien. Um ihrer Armuth willen an Geiſt und Vermögen, gab man ihnen den Spottnahmen Ebioniten, die Armen. Viele ſprachen ihnen die Seligkeit ab, viele achteten ſie unwerth, irgend eine Pflicht der Menſchenliebe an ihnen zu erfüllen. Die Juden verwarfen ſie als Abtrünnige, die Chriſten als Ketzer. Doch beharrten ſie bis ins vierte Jahrhundert bey ihren, durch den Druck nur ſtörriſcher gewordenen Meynungen, bis nach und nach ihre Spur aus der Geſchichte verſchwindet. Nur die abyſſiniſchen Chriſten erinnern noch an ihre Lehren. Dieſe Ebioniten veranlaßten ſonder Zweifel die erſte, feindſelige Abſonderung der Chriſten von den Juden, und die Erbitterung der Erſtern zeigte ſich um ſo heftiger, je kräftiger in der That die Vertheidigungsgründe der leztern waren.

Denn ſo ſprachen die Ebioniten: bekennt Ihr nicht ſelber den göttlichen Urſprung des moſaiſchen Geſetzes? iſt Gott nicht ewig derſelbe Gott? kann er ändern was er Einmal beſchloſſen? hat er nicht oft die ewige Dauer unſerer Religion verheiſſen? und geſezt er habe ſein Gebot widerrufen wollen, würde ein ſolcher Widerruf nicht eben ſo klar und feyerlich, als vormals die Offenbarung auf Sinai geſchehen ſeyn? und war nicht Chriſtus ſelber ein beſchnittener Jude? hat er nicht alle jüdiſchen Feſte und Gebräuche gewiſſenhaft beobachtet? —

Der damaligen Chriſten unvollkommene Weisheit vermogte nicht, ſolche Fragen genügend zu beantworten; darum bildete ſich eine neue Secte, die der Gnoſtiker, welche den Knoten zerhieb indem ſie lieber, aus der Unvollkommenheit der jüdiſchen Religion, den Schluß zog, ſie ſey nicht göttlichen Urſprunges. Als Feinde der Sinnlichkeit ſpotteten ſie über Davids Liebeshändel und Salomo's Vielweiberey. Sie nannten unmenſchlich die Eroberung des Landes Canaan, die Ausrottung der argloſen Bewohner deſſelben; ſie fanden jedes Blatt der jüdiſchen Annalen mit Blut beſteckt. Eine

Religion, ſo ſprachen ſie, die nur blutige Opfer, unbedeutende Gebräuche verordnet, deren Strafen und Belohnungen immer nur am Irrdiſchen haften, kann weder Tugend lieben noch Leidenſchaften zügeln lehren. Die Schöpfungsgeſchichte entgieng ihrem Spotte nicht. Ein Gott, der von einer ſechstägigen Arbeit ruhen muß, die Rippe Adams, des Paradieß, der Baum des Lebens, die verbotene Frucht, die redende Schlange, und endlich das Verdammungsurtheil über das ganze menſchliche Geſchlecht um eines Apfels willen, den die erſten Eltern geſpeiſt — Alles das bot ihm Stoff zu vernünftelndem Unglauben. Den Gott Iſraels ſchilderten ſie als Leidenſchaften und Irrthümern unterworfen, launenhaft in ſeiner Gunſt, unverſöhnlich in Strafen, eiferſüchtig auf abergläubiſche Verehrung und ſeine Vorſehung beſchränkend auf ein einziges Volk, auf ein irrdiſches Leben.

Dieſe Gnoſtiker — Weiſe, Aufgeklärte, ſo nannte ſie der eigne Stolz oder der Feinde Spott — waren in der That die reinſten, gelehrteſten und reichſten unter den Chriſten, faſt alle von heydniſcher Abkunft. In ihren neuen Glauben miſchten ſie erhabene, dunkle Lehren der orientaliſchen Philoſophen, wodurch ihre Einbildungskraft entzügelt wurde, und ſie nach und nach in mehr als 50 Secten ſich theilten. Jede derſelben rühmte ſich ihrer Biſchöffe, Gemeinden und Märtyrer. Sie breiteten ſich aus in Aſien und Aegypten; ſie hatten ihren Sitz in Rom und blühten das dritte Jahrhundert hindurch, bis im vierten oder fünften neue Meynungskämpfe und überlegne Macht ſie erdrückten.

Doch ſo verſchieden auch die Rechtgläubigen, die Ebioniten und die Gnoſtiker von der Verbindlichkeit des moſaiſchen Geſetzes denken mogten, ſo beſeelte doch ſie Alle derſelbe Abſcheu gegen Abgötterey, durch den die Juden vor allen Völkern der alten Welt ſich auszeichneten. Alle betrachteten den Teufel als den Urheber des Götzendienſtes. Aber dieſer Dienſt, deſſen unzählige Feſte und Gebräuche, waren ſo innig mit dem Privatleben, mit den Geſchäften und Vergnügungen des Volkes verkettet, daß der Nichtbeobachter derſelben gezwungen war, auf allen Umgang mit Menſchen, auf alle Aemter und geſellige Freuden Verzicht zu leiſten. Wenn auch die öffentlichen Schauſpiele — ein weſentlicher Theil von der fröhlichen Andacht der Heyden — mit frommem Abſcheu von den Chriſten vermieden wurden, ſo waren ſie doch bey jedem freundſchaftlichen Gaſtmahl den Verſuchungen des Satans bloßgeſtellt, wenn der Wirth, auf aller Gäſte Wohlergehn, den geheiligten Wein ausgoß. Wenn die zum Schein ſich ſträubende Braut, über die Schwelle der neuen Wohnung gezogen wurde, wenn Hochzeitlieder ertönten, oder Trauergeſang den Todten zum Scheiterhaufen begleitete, ſo mußten die Chriſten von Freunden und Verwandten ſich abwenden, um der Theilnahme an abgöttiſchen Gebräuchen ſich zu entziehen. Jede Kunſt, jedes Gewerbe, das nur von Ferne zu Darſtellung der Götzenbilder mitwürkte, war in ihren Augen befleckt. Selbſt Muſik, Mahlerey, Dicht- und Redekunſt floſſen für ſie aus unreinen Quellen. Apoll und die Muſen waren nur Werkzeuge, Homer und Virgil nur Diener des hölliſchen Geiſtes. Sogar in die Volksſprache der Griechen und Römer, hatten ſo viele gottloſe Redensarten ſich eingeſchlichen, daß ein Chriſt, dieſer Sprachen ſich bedienend, oder auch nur ſie anhörend, leicht ſündigen konnte. An öffentlichen Feſten, bey welchen ſich oft die Tugend mit dem Vergnügen paarte, wuchs die Gefahr der Gläubigen. Die Gewohnheit der Alten, an ſolchen Tagen ihre Hausthüren mit Lampen und Lorbeerzweigen, ihre Häupter mit Blumen-Kränzen zu ſchmücken, ſchien ein ſchuldloſer Gebrauch; aber — die Hausthüren ſtanden unter dem Schutz der Hausgötter, der Lorbeerbaum war dem Apoll geheiligt, und die Kränze wurden urſprünglich dem Aberglauben gewidmet. Wenn nun Landesſitte oder eine Verordnung der Obrigkeit, den Chriſten verleiteten, ſolche

Gebräuche mit zu machen, ſo ſtraften ihn ſein Gewiſſen, der Vorwurf ſeiner Kirche und die Furcht vor göttlicher Rache. Aus allen dem entſtand eine immer ſtrengere Abſonderung von den Heyden und ein Religionseyfer, der oft in unbeſonnene Widerſetzlichkeit ausbrach. Der Widerſtand befeſtigte den Glauben, vermehrte die Beharrlichkeit und immer leidenſchaftlicher führten die Chriſten den heiligen Krieg gegen das Reich der Dämonen.

Die zwote Urſache von der Ausbreitung des Chriſtenthums, war die beſtimmte Lehre von einem zukünftigen Leben. Die heydniſchen Weltweiſen, unter ihnen ſelbſt Cicero, ſchwankten in ihrem Glauben an Unſterblichkeit der Seele. Die Furcht vor dem Tode wußten viele blos durch den armſeligen Troſt zu entfernen, daß der letzte Augenblick das Ziel und Ende aller Leiden ſey. Nur wenige Philoſophen erhuben ſich über dieſe gemeine Vorſtellungsart, nur wenige erklügelten jene gewünſchte Unſterblichkeit; aber ſie blieben

„Frau, was aus dem Kindlein werden ſoll?" Schrimps gieng, und kam zurück mit der Antwort: der Knabe ſolle vors erſte getauft werden, und für das übrige werde Gott ſorgen.

„Ja Schrimps, ſagte mein Großvater: „das iſt auch wahr." Dabey blieb es, und es vergiengen zwo Stunden, ehe mein Großvater den Mund wieder aufthat. Er ſaß mit einer brennenden Pfeife, und einem Geſichte, auf welchem die innigſte Heiterkeit verbreitet war, am offenen Fenſter, und betrachtete die vor ihm liegende ſchöne Landſchaft. Schrimps putzte die Stiefeln, kehrte den Rock aus, ſchnitt Knaſter, und ſo weiter.

Gegen neun Uhr ließ die Wöchnerin meinen Großvater zu ſich bitten, er watſchelte hinüber. „Laß doch einen Prediger rufen," ſagte meine Großmutter: „das Kind iſt „ſehr ſchwach und muß die Nothtaufe empfangen."

Menſchen; ihre Weisheit konnte Schüler, doch ihr Anſehn nicht das Volk überzeugen. In Indien zwar, in Aſſyrien, Egypten und Gallien wurde jene große Wahrheit feſter geglaubt, denn die Prieſter bedurften ihrer, um für Tugend und Ehre die Herzen zu entflammen. Neu war ſie alſo nicht. Nur den Juden hatte Gott, aus unbekannten Gründen, ſie ganz verborgen. Erſt nachdem Cyrus ihnen vergönnt hatte, nach Paläſtina zurück zu kehren, entſtand die Secte der Phariſäer, welche von den Morgenländern Engel, Geiſter und Schickſal, auch Strafen und Belohnungen nach dem Tode lieh, da hingegen die Sadducäer nicht von dem Buchſtaben ihres Geſetzes wichen und folglich dieſe Lehren verwarfen. Unter ihren Anhängern gab es viele der reichſten und vornehmſten Juden, indeſſen die Phariſäer kräftiger auf das Volk würkten, und für den Glauben an ein künftiges Leben bey dieſer reizbaren Nation eine ſchnelle, warme Theilnahme erweckten. Doch blieb dieſe tröſtliche Lehre immer noch unbekräftigt durch ein göttliches Anſehn. Dieſes verlieh ihm Chriſtus. Wer die Gebote des Evangeliums erfüllte, der durfte eines ewigen Daſeyns ſich erfreuen. Was Wunder, daß in allen Provinzen des römiſchen Reiches die neue Religion eine günſtige Aufnahme fand? das irrdiſche Leben wurde von den alten Chriſten ſo gering geſchätzt, daß wir in unſern Tagen nur ſchwache Begriffe von ihrer Sehnſucht nach dem Himmel uns bilden können. Dazu kam noch der Glaube an das nahe, von Chriſtus und den Apoſteln verkündete Welt-Ende. Es ſollte erſcheinen, ehe noch das lebende Geſchlecht ins Grab geſunken wäre. Es iſt nicht erſchienen. Doch ſo lange jener Glaube währte, brachte er die heilſame Würkung hervor, daß die Chriſten — jeden Augenblick dem letzten Gericht entgegen ſehend — durch Furcht und Hoffnung um ſo feſter an ihre Religion gefeſſelt wurden.

Auch die faſt allgemein verbreitete Lehre vom tauſendjährigen Reiche beförderte den Wachsthum des chriſtlichen Glaubens. Nach den ſechs Schöpfungstagen ſollte die Welt, wie ſie damals war, 6000 Jahre zählen, und dann ein freudenvoller Sabbath von 1000 Jahren folgen, wo Chriſtus, in Geſellſchaft der Auserwählten, bis zu der letzten allgemeinen Auferſtehung, auf dem Erdboden herrſchen würde. Da erbaute die Einbildungskraft der Gläubigen ein neues Jeruſalem von Gold und köſtlichen Steinen, umgab es mit Korn und Wein im Ueberfluß und träumte ſich ein herrliches Leben; bis das vollendete Gebäude der Kirche der morſchen Stützen nicht mehr bedurfte. Dann erſt ſuchte man Allegorien in jenen Träumen der Kirchenväter und endlich nannte man ſie gar Ketzerei oder Schwärmerei.

Während den Jüngern Chriſti alle jene Herrlichkeiten verkündigt wurden, bedrohte man Rom — das myſtiſche Babylon — mit dem Untergang durch Feuer und Schwefel.

Hunger und Peſt; Cometen und Sonnenfinſterniſſe, Erdbeben und Ueberſchwemmungen ſollten vorausgehen, dann die Flammen Alles verzehren und das neue Jeruſalem aus den Trümmern hervorſteigen. Die Erfüllung dieſer Prophezeihung erwarteten die Chriſten mit Zuverſicht und betrachteten jedes, dem Reiche zugeſtoßene Unglück, als einen Vorboten von der Welt Ende.

Die Furcht vor den hölliſchen, unvermeidlichen Qualen, mit welchen die Chriſten alle Götzendiener bedrohten, mag auch Manchen derſelben ihren Gemeinden zugeführt haben. Sie ſchilderten dieſe Qualen oft mit rachgieriger Schadenfreude. „Ihr liebt die Schauſpiele“ rief Tertullian, „harret nur des letzten, größten Schauſpiels, des ewigen Weltgerichts! Wie werde ich denn lachen und mich hoch erfreuen, wenn die ſtolzen Fürſten und die falſchen Götter im Abgrund heulen und winſeln; wenn die Obrigkeiten, die uns verfolgten, in heftigerer Glut verzehrt

„werden, als ſie gegen die Chriſten angeſchürt; „wenn die Philoſophen und ihre betrogenen „Schüler in feuerrothen Flammen ſchamroth „brennen; wenn die berühmten Dichter, nicht „vor Minos, ſondern vor Chriſtus zittern „u. ſ. w.“ Mit der fühlloſeſten Witzelei wurden auf ſolche Weiſe die ehrwürdigſten, tugendhafteſten Heyden dem Teufel zur ewigen Marter überliefert. Mitleidige Chriſten ſuchten dieſe Qualen von heydniſchen Verwandten und Freunden abzuwenden, indem ſie die Ueberredungskraft der Liebe, der Furcht und des frommen Eifers zu ihrer Bekehrung aufboten. Mancher Heyde, dem ſonſt nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, vermogte den öftern Verſuchen zu Erſchütterung ſeines Glaubens nicht zu widerſtehen, und wenn er nur erſt einmal den Gedanken faßte: es ſey doch möglich, daß die chriſtliche Religion Wahrheit predige; ſo war er auch bald ganz gewonnen.

Die dritte Urſache des Wachsthums der Chriſtenheit, war der Glaube an die wunderthätige Macht der erſten Kirche. Die Gabe der Sprachen, der Geſchichte und Weiſſagungen, die Kraft den Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen, Todte zu erwecken, wurden von den Apoſteln und ihren Nachfolgern in Anſpruch genommen; göttliche Eingebungen und Erſcheinungen nicht blos Biſchöffen, ſondern allen Gläubigen, Weibern, Greiſen und Knaben zugeſchrieben. Die Austreibung der Teufel war ein ſehr gewöhnlicher Triumph der chriſtlichen Religion, und geſchah faſt immer in Gegenwart zahlreicher Zuſchauer. Man zwang den Teufel, ſelber zu bekennen, daß er Einer von den fabelhaften Göttern des Alterthums ſey. Selbſt die Auferweckung der Todten war, noch gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts, kein ganz ſeltnes Schauſpiel; es wurde durch ſtrenge Faſten und vereintes Gebet der Kirche bewürkt. Faſt ſcheint unglaublich, daß dennoch manche verſtokte Philoſophen in ihren Zweifeln beharrten. Ein edler Grieche verſprach dem Biſchoff von Antiſchien, Theophilus, alſobald ein Chriſt zu werden; wenn man nur einen, vom Tode würklich erweckten, Menſchen ihm zeigen würde. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Prälat der erſten morgenländiſchen Kirche, der um die Bekehrung ſeines Freundes ſo hoch bekümmert war, doch für beſſer hielt, eine ſo ehrliche, vernünftige Aufforderung abzulehnen.

Es hat auch in ſpätern Zeiten Zweifler genug an den gerühmten Wundern gegeben, aber die neugierigſten und leichtgläubigſten unter den Heyden traten gern zu einer Gemeinde, der dieſe Gabe verliehen war, und die erſten Chriſten — auf myſtiſchen Boden einherſchreitend und durch Uebung längſt gewöhnt, das Auſſerordentliche zu glauben — kämpften oft mit Dämonen oder wurden durch Erſcheinungen geſtärkt, oder erlebten noch größere Wunderdinge, welche ſie laut verkündeten und ihre eigne Ueberzeugung dem erſchütterten Zuhörer mittheilten.

Vielleicht nicht minder würkſam war die vierte Urſache: die reine, ſtrenge Moral der Chriſten. Sie entſprang freylich wohl zuerſt aus der göttlichen Lehre, die, den Verſtand erleuchtend, auch das Herz reinigte; aber es gab noch zwey Bewegungsgründe, die zu einem tugendhaften Leben ſie anreizen mußten: die Reue über begangene Sünden, und das löbliche Verlangen den Ruhm ihrer Gemeinde zu erhöhen. Es iſt ein alter Vorwurf, daß oft die ärgſten Verbrecher, die in den Tempeln ihrer Götter keine Verzeihung hoffen durften, zu den Chriſten flohen und die Schande ihres vorigen Lebens durch das Taufwaſſer abwuſchen. Viele der größten Heiligen waren vor ihrer Taufe die größten Sünder. Nach dem Beiſpiel ihres göttlichen Meiſters wandten ſich die Boten des Evangeliums oft an Männer, beſonders auch an Frauen, deren Gewiſſen unter der Laſt ſchwerer Verbrechen ſeufzte. Dieſe, bekehrt, widmeten ſich einem reuevollen Leben, und das Streben nach chriſtlicher Vollkommenheit wurde die Leidenſchaft ihrer Seele.

Eine kleine, von der herrſchenden Religionsparthey argwöhniſch beobachtete Gemeinde, mußte um ſo ſtrenger über die Reinigkeit des Wandels ihrer Neubekehrten wachen; ein Jeder theilte Ruhm oder Schande derſelben. Durch ihre Abſonderung gewöhnten ſich die erſten Chriſten an die ſtillen, häuslichen Tugenden; im Handel und Wandel ſuchten ſie (gleich unſern Herrenhutern) den Ruf der Redlichkeit zu erlangen. Die Verachtung der Welt übte ſie in Demuth, Sanftmuth und Geduld. Verfolgung knüpfte ſie nur feſter aneinander. Ihr argloſes Vertrauen blieb nicht unbemerkt und wurde nicht ſelten gemißbraucht. Mit edlem Bewußtſeyn durften ſie in Bithynien, vor dem Richterſtuhl des jüngern Plinius, ſich rühmen, daß ein feierliches Gelübde vor allen, die Ruhe ſtörenden oder das Eigenthum gefährdenden Verbrechen ſie behüte, und mit gerechtem Stolz durfte Tertullian, noch faſt 100

Jahre ſpäter, erinnern, daß, auſſer den Märtyrern, nur ſehr wenige Chriſten, durch Henkers Hand gefallen wären.

Die Kirchenväter — oft die ſtrengen Gebote Chriſti und ſeiner Apoſtel im buchſtäblichſten Sinne faſſend — trieben die Pflichten der Selbſtverleugnung, der Reinigkeit und Geduld, zu einer für die Menſchheit kaum erreichbaren Höhe. Alles das mußte nothwendig dem Volke Ehrfurcht einflößen.

Ein von der Vernunft geregelter Hang zum Vergnügen und Liebe zur Thätigkeit, ſcheinen vereint die Quelle des menſchlichen Glückes zu bilden; da hingegen ein unempfindliches, unthätiges Gemüth weder ſich noch andern Freude oder Nutzen ſchafft. Aber es war ja auch nicht dieſe Welt, in der die Chriſten jenes Glück ſuchten; darum verdammten ſie alle Ergötzlichkeiten, und verachteten jede weltliche Kenntniß. Der Gebrauch der Sinne wurde ſündlich, ſobald eine Spur von Vergnügen ſich dazu geſellte. Der fromme Chriſt muß-

Mein Großvater. Ja wärſt du nur nicht auf den Veſuw geklettert, das Ding wäre einen ganzen Monat ſpäter gekommen.

Meine Großmutter. Was für ein Ding?

Mein Großvater. Der Junge, mein Schatz, der die Nothtaufe empfangen ſoll.

Meine Großmutter. Nicht um eine Minute wär er ſpäter gekommen, das muß ich beſſer wiſſen.

Mein Großvater. Ja, du mußt es freylich beſſer wiſſen. Aber ſage mir, mein Engel, wenn das Kind nun auch getauft iſt, und Gott es am Leben erhält, wo ſollen wir hin damit? Eine ſo weite Reiſe bis in unſer Vaterland, mögte es wohl nicht aushalten, und auf der Spitze des Veſuvs, wo es zum erſtenmal in die Welt kukte, können wir es doch auch nicht laſſen.

Meine Großmutter. Gott wird wohl ſorgen.

te ſein Ohr der Harmonie der Töne verſchließen, und an vollendeten Kunſtwerken gleichgültig vorübergehen. Zierliche Kleidung, Wohnung oder Hausgeräth galten für verdammlichen Hochmuth. Nur ein weiſſes Gewand war vergönnt; falſches Haar erregte Unwillen; muſikaliſche Inſtrumente, ſilberne und goldene Gefäße, auch Federkiſſen wurden verbannt, die letztern weil Jacob auf einem Stein geruht. Weiſſes Brod, fremde Weine, blieben dem Chriſten verſagt; er mußte ſich der öffentlichen Begrüßung und des Gebrauchs der warmen Bäder enthalten; er durfte ſeinen Bart nicht abnehmen, weil ſolches, nach Tertullians Behauptung, eine Lüge gegen unſer eigenes Antlitz und ein gottloſer Verſuch iſt, die Werke des Schöpfers zu meiſtern. Freilich überließen in ſpätern Zeiten die höhern Stände ſolche Strenge den heiliger ſich Dünkenden, das hieß gewöhnlich den Aermern, die, was ſie entbehren *mußten*, ſich gern als Tugend anrechneten: Gleich den Sitten der erſten Römer, wurden die der erſten Chriſten durch Armuth und Unwiſſenheit geſchützt.

Aus dem Abſcheu der Kirchenväter gegen die Sinnlichkeit entſprang auch ihre oft unſinnige Keuſchheit. Wäre Adam dem Schöpfer gehorſam geblieben — meynten ſie — ſo würde der Stand jungfräulicher Unſchuld immerwährend ſein Loos geweſen und die Fortpflanzung auf eine minder bedenkliche Weiſe geſchehen ſeyn. Der Eheſtand war ihnen blos eine nothwendige Unvollkommenheit des gefallenen Menſchen, ein ſchwacher Zügel gegen Ausſchweifungen; ſie ſchrieben ihm die ſeltſamſten Geſetze vor, die ein Theil der Leſer nicht ohne Lächeln, ein Anderer nicht ohne Schamröthe würde leſen können. Nur eine erſte Ehe hielten ſie für erlaubt und unauflöslich, ſelbſt durch den Tod; die zweite nannten ſie geſetzlichen Ehebruch. Wer ſolches Aergerniß gab, dem wurden Ehrenſtellen und Allmoſen der Kirche verſagt. Eheloſigkeit wurde die nächſte Stufe zu einer himmliſchen Vollkommenheit.

Rom zählte nur ſechs Veſtalinnen und hatte noch Mühe genug ihre Keuſchheit zu bewachen, unter den erſten Chriſten hingegen gab es eine große Menge, die das Gelübde einer ewigen Enthaltſamkeit freudig ablegte, und, wie man verſichert, auch hielt. Einige wenige, unter ihnen der gelehrte Origenes, die der Herrſchaft über ihre Sinne nicht mächtig genug ſich glaubten, vertilgten für immer, trotz der Schmerzen und Gefahr, die Möglichkeit zu ſündigen. Aber Jungfrauen, unter dem warmen afrikaniſchen Himmelsſtriche, hielten es für ſchimpflich, der Verſuchung auszuweichen; ſie theilten ihr Bett mit Prieſtern und Diakonen, ſich rühmend, mitten in den Flammen unverſehrt geblieben zu ſeyn. Freilich behauptete bisweilen die verhöhnte Natur ihre Rechte zu großem Aergerniß der frommen Aſceten; ſo nannte man jene Märtyrer, die keinen andern Zweck des Lebens kannten, als ihr Fleiſch zu kreuzigen. Ihnen erſetzte der geiſtliche Stolz die Vergnügungen der Sinnlichkeit. Die unbefleckten Bräute Chriſti wurden in Reden und Schriften hoch erhoben und hier finden wir die erſten Spuren der Grundſätze, aus welchen das Mönchthum entſprang.

Das Gebot, welches den Chriſten auferlegt, alles Unrecht zu dulden und zu vergeben, machte ihnen jeden Krieg zum Greuel. Der Glanz obrigkeitlicher Aemter ſtand im Widerſpruch mit der chriſtlichen Einfalt. Sie gehorchten den heidniſchen Obrigkeiten, aber ſie wollten nimmer Theil an bürgerlicher Verwaltung oder bewaffneter Vertheidigung des Reiches nehmen, wodurch ſie freilich den Vorwürfen, auch wohl der Verachtung der Heiden ſich bloß ſtellten. Welches Schickſal würde das Reich bedrohen, fragten dieſe, wenn, von allen Seiten, durch Barbaren angegriffen, jeder Unterthan ſolche Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl bewieſe? — Aber wenn die Chriſten ſolche Fragen nicht genügend beantworten konnten, ſo tröſteten ſie ſich im Stillen mit der Ueberzeugung, daß ohnehin der letzte Tag bald anbrechen und allen Regierungen, wie allen Kriegen, ein Ende machen werde.

Endlich die fünfte Urſache, welche den Wachsthum des Chriſtenthums mächtig beförderte, war die Einigkeit und Kirchenzucht der chriſtlichen Republik, durch welche nach und nach ein Staat im Staate errichtet wurde. Die Thätigkeit, welche die erſten Chriſten in Weltgeſchäften zu üben verſchmähten, trugen ſie bald, ſammt allen daraus entſpringenden Leidenſchaften, auf die Regierung der Kirche über, mit der dann auch die zeitliche Regierung des chriſtlichen gemeinen Weſens verbunden war. Sicherheit, Ruhm und Vergrößerung ihrer Geſellſchaft erweckten auch in den andächtigſten Gemüthern einen Gemeingeiſt, dem der erſten Römer gleich, und bisweilen mußte der Zweck die Mittel heiligen. Das Trachten nach Aemtern und Ehrenſtellen verbarg ſich hinter dem Eifer für das allgemeine Beſte. Die empfohlene Schlangen-Klugheit verdrängte nicht ſelten die Tauben-Einfalt, und die Leidenſchaften der Führer der Gemeinde wurden oft noch bitterer und ſtörriſcher durch den Einfluß ihres geiſtlichen Stolzes oder Eifers. Unter den Apoſteln herrſchte völlige Gleichheit und Freiheit der Kirche. Nur durch das Band des Glaubens und der Liebe waren die verſchiedenen Gemeinden mit einander verknüpft. Den Mangel der Kirchenzucht und weltlichen Gelehrſamkeit erſetzten gelegentlich die Propheten, das heißt, Alle, ohne Unterſchied des Alters oder Geſchlechts, die ſich berufen fühlten, in den Verſammlungen aufzutreten, den Gottesdienſt plötzlich zu ſtören, und die empfangenen Gaben des heiligen Geiſtes mitzutheilen. Allein ihr Hochmuth und übelverſtandener Eifer veranlaßte nicht ſelten, z. B. in der Kirche zu Corinth, anſtößige Unordnungen. Da ſetzte man an ihre Stelle die Biſchöffe und Aelteſten, zwo Benennungen anfangs gleich bedeutend. Das Wort Presbyter bezeichnete Alter, Ernſt und Weisheit; der Titel Biſchoff die Aufſicht über Glauben und Sitten der Chriſten. Bald aber ſchien es nothwendig, die Biſchöffe zu Vorſitzern der Aelteſten zu ernennen und ihnen wenigſtens das Recht der Stimmenſammlung und Vollſtreckung der Beſchlüſſe einzuräumen. So erhoben ſich nach und nach die Biſchöffe über die Aelteſten und verwalteten Zeitlebens das anvertraute Amt; allein noch fern von dem Prunke, der in ſpätern Zeiten dieſe Würde umgab. Geiſtlich, doch auch mit unter weltlich, war ihre Gerichtsbarkeit. Sie verwalteten die Kirchenzucht und Sacramente; ſie wachten über die unendlich zahlreicher werdenden Religionsgebräuche; ſie weihten die Kirchendiener; in ihren Händen lag der öffentliche Schatz; ſie ſchlichteten alle die Streitigkeiten, welche man vor abgöttiſche Obrigkeiten zu bringen Bedenken trug. Doch waren ſie noch immer nur die Erſten unter ihres Gleichen, die geehrten Diener eines freien Volks; die ganze Gemeinde wählte ſie unter den Aelteſten.

Das währte länger als 100 Jahre nach dem Tode der Apoſtel. Jede Gemeinde bildete für ſich eine kleine, unabhängige Republik, nur durch Briefe oder Boten ſich freundlich beſchickend und beſprechend. Es gab noch keinen Mittelpunct, keine oberſte Macht, keine geſetzgebende Verſammlung. Als aber die Zahl der Gläubigen ſich mehrte, gewahrte man den Vortheil, der aus einer engern Verbindung entſpringen mußte. Da entſtanden zu Ende des zweyten Jahrhunderts die Provinzialſynoden in den Kirchen Griechenlandes und Aſiens, vermuthlich nach dem Muſter der Amphiktyonen oder des achäiſchen Bundes. Jährlich im Frühling und Herbſt verſammelten ſich die Biſchöffe der verſchiedenen Kirchen in der Hauptſtadt der Provinz; von den Aelteſten unterſtützt, von zahlreichen Zuhörern in Schranken gehalten, rathſchlagten ſie über wichtige Streitigkeiten in Sachen des Glaubens oder der Kirchenzucht. Man ſetzte mit Recht voraus, daß der heilige Geiſt über eine ſo ehrwürdige Verſammlung ſich in reichem Maaße ergieße; daher wurden ihre Beſchlüſſe, Canon's genannt, mit Ehrfurcht und Gehorſam aufgenommen. Die Einrichtung der Synoden, dem Wohl des Ganzen wie dem Ehrgeiz Einzelner günſtig, verbreitete ſich ſchnell im ganzen Reiche. Die Provincial-Concilien traten durch Briefwechſel in Verbindung mit einander, und die katholiſche Kirche gewann Form und Stärke einer großen, verbündeten Republik. Die Gewalt der Biſchöffe dehnte ſich willkührlich aus; ewig verbunden unter ſich, nach gleichem Ziele ſtrebend, griffen ſie die urſprünglichen Rechte der Gemeinden an, verwandelten nach und nach die Ermahnungen in Befehle, ſtreuten Saamen künftiger Anmaßungen aus, und erſezten die Vernunft durch Allegorien und Redekünſte. Die Macht der Fürſten und Obrigkeiten nannten ſie irrdiſch, vergänglich, nur die des Biſchoffs göttlich, ewig. Sie waren die Statthalter Chriſti, die Nachfolger der Apoſtel, die myſtiſchen Stellvertreter der Hohenprieſter des alten Teſtaments. Nicht mehr das Volk, nicht mehr die Geiſtlichen, nur ſie beriefen zum Prieſterthum. Wenn ſie auch noch bisweilen die Aelteſten zu Rathe zogen, ſo ließen ſie dabei bemerken, daß es freiwillig aus Herablaſſung geſchehe. Das höchſte Anſehn räumten ſie zwar den Kirchenverſammlungen ein, doch Jeder in ſeinem Sprengel foderte von ſeiner Heerde einen ſo blinden Gehorſam, als ob er würklich ein Hirt über Schaafe wäre. Alles das geſchah nicht ohne Widerſtand auf der Einen, nicht ohne Gewalt auf der andern Seite, aber die Biſchöffe ſiegten durch die Thätigkeit ſolcher Männer, die, ſo wie Cyprian zu Carthago, die Ränke des ehrgeizigſten Staatsmannes mit den Tugenden des Heiligen und Märtyrers zu verbinden wußten.

Aehnliche Urſachen führten nun auch eine Rangordnung unter den Biſchöffen, ein höheres oder geringeres Anſehn ihrer Gerichtsbarkeiten ein. Die Biſchöffe der Hauptſtadt wurden beſtändige Vorſitzer in den Concilien der

Mein Großvater. Ja das iſt auch wahr. — Eine Pauſe. Schrimps ward ausgeſandt, einen Prediger zu holen. Nach Verlauf einer Stunde trat in das Zimmer ein feiner Mann, ein holländiſcher Geiſtlicher, der ehemals Geſandſchafts-Prediger in Neapel geweſen war. Er hatte ſich ein kleines Vermögen erworben, und da Italien, jenes irrdiſche Paradieß, mehr Reize für ihn hatte, als die eingedämmten Fluren ſeines Vaterlandes, ſo kaufte er ſich eine anmuthige Meyerey am Golfo di Napoli, heirathete ein braves Mädgen, und verlebte den Reſt ſeiner Tage in ſüßer, ungetrübter Ruhe. Da Schrimps wußte, daß mein Großvater ein eifriger reformirter Chriſt ſey; ſo hatte er den Aufenthalt dieſes Mannes ausgekundſchaftet, und Herr van Doelen, ſo hieß der Prediger, war gefällig genug, ſeiner Einladung zu folgen, um durch dieſe Handlung der Menſchenliebe, den jungen, neugebohrnen Fremdling in den Schoos ſeiner Kirche aufzunehmen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9

KOTZEBUE, A.F.F.VON FN. 08022/069

Provinzen, und brüſteten ſich ſchon mit den Titeln Metropolit, Primas. Auch unter dieſen erhub ſich wiederum Einer über den Andern, je nachdem ſein Biſchöfflicher Sitz durch weltliche Ehre, durch Zahl und Wohlſtand der Einwohner, durch die Menge der gelieferten Heiligen und Märtyrer, oder durch eine lang bewahrte Rechtgläubigkeit ſich auszeichnete. Es war leicht vorauszuſehen, daß Rom in allen dieſen Hinſichten gar bald den erſten Rang und mit ihm Anſpruch auf Gehorſam behaupten würde. Die dort befindliche Gemeinde war die zahlreichſte und älteſte im Abendlande, von zweien der vornehmſten Apoſtel und Märtyrer geſtiftet. Man räumte ihrem Biſchoffe ohne Widerſpruch die erſte Stelle in der Verſammlung ein. Doch deſſen Oberherrſchaft über die Kirche wurde lange und heftig beſtritten, beſonders durch Cyprian, der, in Verbindung mit ſeinen morgenländiſchen Brüdern, ſtandhaft und glücklich gegen die Anmaßungen des römiſchen Biſchoffs kämpfte.

Wenn in dieſem Kampfe kein Blut vergoſſen wurde, ſo hinderte ſolches nur die Schwäche der ſtreitenden Partheyen. Scheltworte und Bannſtrahlen waren ihre Waffen, von beiden Theilen mit unchriſtlicher Wuth geſchleudert.

Aus dem Wachsthum des geiſtlichen Anſehns entſprang nun auch der den Griechen und Römern völlig unbekannte Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Layen. Zwar wurde die Herrſchſucht der Erſtern noch durch keine weltliche Macht unterſtützt, allein ſie hatten ſich ſchon der beiden ſtärkſten Hebel der Regierung bemächtigt, der Belohnungen und Strafen. Die Freigebigkeit der Gläubigen und ihre andächtige Furcht waren beider Quellen. Die Gemeinſchaft der Güter, Plato's ſchöner Traum, war der erſten Kirche Schmuck, doch nicht lange. Die Neubekehrten legten ihre irrdiſchen Güter fröhlich in die Hände der Apoſtel, und begnügten ſich, bei allgemeiner Spende, mit gleichem Antheil. Doch nur die Apoſtel konnten eine ſolche Einrichtung in ihrer

Reinheit erhalten. Mißbrauch war unvermeidlich. Darum blieben in der Folge die Neubekehrten im Beſitz ihrer Güter, und lieferten blos freiwillige Beiträge nach Maaßgabe ihrer Kräfte, doch fand man erſprießlich, das moſaiſche Geſetz vom Zehnten, als ein noch beſtehendes, einzuſchärfen, hinzufügend: daß es den Chriſten gezieme, auch in der Freigebigkeit die Juden zu übertreffen. Dieſe Ermahnung blieb nicht ohne Frucht, und manche Kinder wurden zu Bettlern, weil ihre Väter Heilige geweſen waren. Der Kirchenſchatz mehrte ſich. Zwar verbot ein römiſches Geſetz, liegende Gründe, ohne des Kaiſers oder des Senats ausdrückliche Erlaubniß, beſondern Geſellſchaften zu ſchenken oder zu vermachen, allein es wurde umgangen oder bisweilen aufgehoben, denn ſchon unter Alexander Severus durften die Chriſten Ländereyen im römiſchen Gebiet beſitzen, und noch vor Ablauf des dritten Jahrhunderts beſchenkte man ſie, in den großen Städten des Reiches, mit den anſehnlichſten

Gütern. Dieſe verwalteten die Biſchöffe, nur zu oft mit Untreue. Der Eine verſchwendete, der Andere wucherte. Wem aber ſeine Pflichten-Erfüllung am Herzen lag, der beſoldete zuerſt die Kirchendiener, beſtritt die Koſten des öffentlichen Gottesdienſtes und die der ſogenannten Liebesmahle (Schmauſereyen, die einen ſehr angenehmen Theil der Gottesverehrung ausmachten) und, was übrig blieb, war der Armen heiliges Eigenthum, wobei minder das Verdienſt als die Noth des Empfängers in Betrachtung gezogen wurde. Dieſe Wohlthätigkeit, ſelbſt von Heyden geprieſen, bekehrte Manche ſchneller als die neue Lehre.

Die Strafe der Kirche war ihr Bann. Der Chriſt, gegen den er ausgeſprochen wurde, gieng verluſtig aller Anſprüche auf die Gaben und Opfer der Gläubigen. Die Bande der Liebe und Freundſchaft wurden gelöſt, und das Paradieß verſchloſſen. Wenn man die Reuigen wieder aufnahm, ſo mußten ſie, durch Faſten ausgemergelt, mit einem Sack bekleidet, vor den Thüren der Verſammlung liegen, ihre Schuld laut bekennen, und mit Thränen um Vergebung flehen, oft mehrere Jahre lang. Wer einen Rückfall ſich zu Schulden kommen ließ, den traf der Ausſpruch einer ewigen Verdammniß. Um dieſes fürchterliche Urtheil zu verwürken, war es in Spanien unter andern ſchon genug, einen Prieſter verleumdet zu haben.

Zu dieſen fünf Haupturſachen, welche ohne alle Wunder die Fortſchritte des Chriſtenthums auffallend begünſtigten, mögen noch als mitwürkend gezählt werden: der laue Götzendienſt; die Zweifelſucht der heidniſchen Welt; der unter allen ihren Ständen eingeriſſene Unglaube; das Bedürfniß der zur Frömmigkeit Geneigten, den leeren Platz in ihren Herzen mit würdigern Gegenſtänden auszufüllen; die Leichtigkeit, mit welcher die Prediger des Evangeliums, auf den von den Römern gebahnten Straßen, von Einem Ende des Reiches bis zum andern reiſen konnten; die Sicherheit, deren ſie in einem ſolchen Staate genoſſen; und ſelbſt die Verachtung der aufgeklärteſten Römer, welche die neue Secte keiner Aufmerkſamkeit, daher auch keiner Verfolgung würdigten. Faſt mögte es alſo ſcheinen, daß nicht vonnöthen ſey, des Himmels Wunderkraft in einer Sache zu bemühen, die, aus der Verkettung aller Umſtände, ſich ſo genügend erklärt.

Quodlibet.

Unter den neueſten merkwürdigen Rechtshändeln, die jetzt heftweiſe in Paris erſcheinen, findet ſich auch Einer, der Schauder erregt. Ein Jüngling wird eines ſchwarzen, abſurden und phyſiſch unmöglichen Verbrechens angeklagt, und — zum Tode verurtheilt. Claude Vuillaume, aus dem Arrondiſſement von Toul, ſoll ſeine Frau umgebracht haben. Ein Pachter, bei dem er diente, und der ihm wohl wollte, hatte ihn mit einer reichen, aber ſchon ziemlich betagten Wittwe verheirathet. Die Ehe war freilich nicht glücklich, denn es gab Stürme der Eiferſucht, und man ſprach ſchon von Trennung, als Guillaume, wegen eines Jugendſtreiches, in Toul auf drei Tage ins Gefängniß geſetzt wurde. In der erſten Nacht, welche auf den erſten dieſer Tage folgte, wurde ſeine Frau, zu Bulligny, ihrem Wohnort, umgebracht. Die Umſtände ſind merkwürdig. Es war der 11te Februar; ſie hatte bei einer Nachbarin bis 11 Uhr gearbeitet. Als ſie nach Hauſe kam, brachte ſie ihre Tochter, ein Kind aus der erſten Ehe, zu Bette, und ſagte ihr, ſie werde gleich nachfolgen. Das Kind ſchlief ein. Bei ſeinem Erwachen ſah es die Mutter nicht, aber auch ſonſt nichts im Hauſe in Unordnung. Die Nachbarn werden herbei gerufen, ſuchen überall, erblicken in dem Brunnen eines benachbarten Hauſes ein Kopfzeug oben auf ſchwimmen, ſteigen hinunter und finden den Leichnam mit einer leichten Verletzung am Halſe, die aber gar nicht tödtlich war. Sie hat ſich alſo höchſt wahrſcheinlich ſelbſt erſäuft. Vuillaume war unterdeſſen im Gefängniß. Einer ſeiner Feinde beſchuldigt ihn des Mordes und nimmt das Publikum gegen ihn ein. Um ſeine Frau zu erwürgen, ſoll er aus dem Gefängniß entkommen ſeyn, in der Nacht, bei dem ſchrecklichſten Wetter, in 5 oder 6 Stunden 6 Meilen gemacht haben; man nimmt an, daß die Frau ſich gar nicht gewehrt, gar nicht geſchrieen, weder ihr Kind noch die Nachbarn aufgeweckt hat; man nimmt an, daß, ob ſie gleich ſehr groß und ſtark war, ſie ſich aus ihrem Hauſe bis zu dem Brunnen des Nachbars habe ſchleppen laſſen, ohne irgend eine Spur dieſer Gewaltthätigkeit zu hinterlaſſen.

Trotz aller dieſer Unmöglichkeiten, trotz der Beweiſe, daß Vuillaume das Gefängniß nicht verlaſſen; trotz des gänzlich mangelnden Verdachts der nothwendigen Mitwiſſenſchaft des Kerkermeiſters, wird der Unglückliche, auf zwei widerſprechende Zeugniſſe und die Klatſchereyen einiger Gevatterinnen, welche bisweilen Zeugen der ehelichen Zwiſtigkeiten geweſen waren — zum Tode verurtheilt. Er appellirte an eine andere Jury, und es iſt zu hoffen, daß dieſe weniger verblendet geweſen.

* * *

Der neueſte Band der Annales dramatiques erzählt: Der große Sänger Farinelli kam nach Spanien, als Philipp V. verrückt war, ganze Wochen und Monate im Bette lag, ſich den Bart nicht abnehmen ließ und mit Niemanden ein Wort ſprach. Vergebens hatte die Königin ſchon alle Mittel verſucht, um ihn zu heilen. Jetzt beſchloß ſie, die Macht der Tonkunſt an ihm zu prüfen, die ſonſt immer große Gewalt über ihn gehabt hatte. Farinelli wurde zu einem Concert geladen, und gebeten, ſeine ſchönſten, rührendſten Arien zu ſingen. Der König ſchien anfangs überraſcht, nach und nach bewegt, und, nach Endigung der zweiten Arie, ließ er den Sänger in ſein Zimmer kommen, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, erſuchte ihn noch einmal zu ſingen, wurde entzückt, Herr van Doelen verſtand ſich vortrefflich auf den Ton der großen Welt, wie alle diejenigen, welche bey Geſandſchaften angeſtellt waren, oder noch ſind. Er näherte ſich dem Bette meiner Großmutter mit einer zierlichen Verbeugung, und einem kurzen Glückwunſch, dem er gelegentlich eine hingeworfene Bemerkung über ihr munteres Ausſehn, ihre blühende Geſichtsfarbe beyfügte. Da ſeine Worte aus einem Munde kamen, der ſehr angenehm lächelte, und von einem ſanften, einnehmenden Blicke begleitet wurden; ſo gewann er in der erſten Viertelſtunde die Gunſt meiner Großmutter, und mit ihr ein Geſchenk von fünfundzwanzig Ducaten, für die Bemühung, meinen Vater zu taufen, und ihm den Namen Polycarpus beyzulegen, auf welchem Namen mein Großvater ausdrücklich beſtand, weil ſein Durchlauchtigſter Landesfürſt, welcher Polycarpus hieß, ihm vor zwey und vierzig Jahren verſprochen hatte, bey ſeinem erſten Kinde Gevatter zu ſtehn.

als Farinelli dieſesmal ſich ſelber übertraf, verlangte, er ſolle ſich eine Gnade ausbitten, verſichernd, daß er ihm nichts abſchlagen werde.

Da bat Farinelli, von der Königin unterrichtet, daß Se. Majeſtät geruhen wollen, ſich den Bart ſcheeren und ankleiden zu laſſen, um wieder im geheimen Rath zu erſcheinen. Der König folgte ihm. Seitdem verminderte ſich die Krankheit mit jedem Tage; der Sänger wurde dem Monarchen unentbehrlich; er machte ihn zum Ritter und gab ihm eine Penſion von 80000 Franken. (Dem Herausgeber iſt auch ein Beiſpiel bekannt, wo ein, die Muſik liebendes, Frauenzimmer, welches im Wochenbette wahnſinnig geworden, nach vielen vergeblich gebrauchten Mitteln, zum Erſtenmale wieder gleichſam aus einem tiefen Schlummer erwachte, als der Arzt im Nebenzimmer, bei offenen Thüren, eine ihrer Lieblingsſonaten auf dem Flügel ſpielen ließ. Sie hatte ſeit mehrern Wochen kein Wort geſprochen und immer vor ſich hingeſtarrt. Kaum vernahm ihr Ohr die erſten Töne, als Leben in ihre Augen kam, ſie ſich freundlich aufrichtete, ſtill zuhörte, und endlich ausrief: Ach! wie ſchön!)

* * *

Auf der Academie zu Pavia hat unſer Landsmann, Herr Hager, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen daſelbſt, eine Abhandlung über die orientaliſche Buſſole (memoria sulla Bussola orientale) vorgeleſen. Ueber die Erfindung des Compaſſes giebt es die widerſprechendſten Behauptungen. Einige wollen, ſie ſey im Orient ſchon ſeit 2000 Jahren bekannt geweſen; Andere, ſie rühre von einem Bürger von Amalfi her, und ſey bei weitem nicht ſo alt. Die Ehre dieſer wichtigen Erfindung wird wechſelsweiſe den Chineſern, Arabern, Italiänern, Engländern, Deutſchen und Franzoſen zugeſchrieben; die Beweiſe ſind aber lauter Vermuthungen, ausgenommen die für die Chineſer. Es erhellt, nach Hagers gelehrten Forſchungen, aus ihrer Geſchichte, Sprache, Philoſophie, Religion, Aſtronomie, ja ſogar aus ihren Sitten und Gebräuchen, daß ſie auf unſerm Erdboden die älteſten Beſitzer des Compaſſes ſind, ſo wie ſie auch das Schießpulver, die Buchdruckerkunſt und das Porcellain zuerſt erfunden haben. Von ihnen bekamen vermuthlich die Araber den Compaß, denn ſie handelten ſchon im IXten Jahrhundert nach China. Die Amalfitaner, die ſchon vor den Kreuzzügen in Syrien, Egypten und Paläſtina Handel trieben konnten ihn von den Arabern entlehnen. Er war anfangs ſehr unvollkommen, und beſtand noch im XIIIten Jahrhundert blos aus einer kleinen eiſernen, magnetiſirten Platte, welche auf dem Waſſer ſchwamm.

* * *

Ein Gelehrter, deſſen Fleiß und Beharrlichkeit man bewundern muß, hat einen Verſuch über das bekannte Hazardſpiel trente-un geſchrieben, wo er in tauſend und vier und zwanzig Taillen den Spieler lehrt, wie er gewinnen könne und werde. Um dieſe groſsen Wahrheiten zu begründen, hat er die ungeheure Geduld gehabt, 60000 Taillen auf ſeine eigne Hand durchzuſpielen, welche ungefähr aus einer Million und 360000 Abzügen beſtehen und einer Zeit von etwa vier Jahren bedürfen. Aus dieſen koſtbaren Materiallen hat er ſeine Berechnungen zuſammengeſetzt, und der Spielerwelt, durch ein Opfer von vier Jahren, eine der gröſsten Wohlthaten erzeigt. Wenn dieſer Mann einſt vor Gott erſcheint, um von dem Gebrauch ſeiner Zeit Rechenſchaft zu geben, ſo wird er ſonder Zweifel die Engel erſuchen, einen groſsen Spieltiſch vor den Richterſtuhl zu ſetzen, und dann, zum Erſtaunen der himmliſchen Heerſchaaren, ſeine ſechzigtauſend Taillen auskramen.

* * *

Wir haben Palliſots Werke erhalten. In den beigefügten Memoiren ſeines Lebens erklärt er den Haſs der Philoſophen gegen ihn, der durch ſein Luſtſpiel: die Philoſophen und durch ſeine Dunciade veranlaſst wurde.

„Der Rath zu Nancy,“ ſagte er, „verlangte von mir, zu Eröffnung eines neuen „Theaters, ein kleines Stück, welches als „Vorſpiel zu den Feierlichkeiten dienen ſollte, „die bei Gelegenheit der Einweihung der „Bildſäule Ludwig des XVten veranſtaltet wa„ren. Dieß Stück, es hieß der Cirkel, wur„de auf Befehl des Königs Stanislaus und in „deſſen Gegenwart aufgeführt. Es kam eine „Perſon darin vor, die den berühmten Bürger „von Genf (Rouſſeau) bedeutete. Man weiß, „daß zwiſchen ihm und dem Publicum, wegen „einiger ſeiner Paradoxen, eine Art von „Krieg ausgebrochen war. Dieſe Paradoxen „machte mein Luſtſpiel lächerlich, keineswegs „ſeine Perſon oder ſeine Sitten. Die nemli„chen Philoſophen, die nachher ſeine grauſam„ſten Feinde geworden ſind, waren damals „ſeine enthuſiaſtiſchen Verehrer. Sie ließen „dem Könige von Polen eine heftige Klag„ſchrift gegen mich einreichen, unter dem „Vorwand, Rouſſeau zu rächen. Ich erlaubte

„mir keine andere Vertheidigung, als die „Herausgabe meiner kleinen Briefe über „große Philoſophen, ich welchen ich die „Ränke aufdeckte. Dieſe Briefe wurden viel „und gern geleſen. Daher die Animoſität, „mit welcher dieſe Herren mich beehrt haben „und noch beehren. — Die kleinen ſchönen „Geiſter, die ſich an jene hochmüthige Secte „anlehnten, um doch auch eine Exiſtenz zu haben, erſchienen als Hülfstruppen. Auf dieſe „Weiſe entſtanden meine Luſtſpiele, die Philoſophen, 1760, und die Dunciade vier „Jahre ſpäter. — So viele Neckereyen und „Verdruß flößten mir endlich Geſchmack für „die tiefſte Einſamkeit ein. Schon in der „Stadt lebte ich als Einſiedler, jetzt zog ich „mich 1763 auf das Land zurück."

(Wohl iſt eine ländliche Einſiedeley der ſicherſte Aufenthalt, wo alle die ſtumpfen oder vergifteten Pfeile von der Bruſt desjenigen abprallen, der im Schatten eines Baumes unter ſeinen Kindern oder ſeinen Büchern ruht.)

* * *

Ein alter Reiſender, Cadamoſto, erzählt von den Azanaghis, einer afrikaniſchen Nation, einen ſonderbaren Gebrauch. Sie wickeln ſich ein Tuch um den Kopf, welches ihnen Naſe und Mund bedeckt, weil beide ſehr unreine Kanäle wären, und eben ſo ſorgfältig verſteckt werden müßten, als andere Theile des Körpers, die man in civiliſirten Ländern zu verhüllen pflegt. Faſt ſollte man glauben, die Europäer hielten das Herz für einen ſolchen Kanal, denn ſie verbergen es mit großer Sorgfalt.

* * *

Die afrikaniſchen Damen haben ganz andere Begriffe von der Schönheit als die europäiſchen, die ſich des Fiſchbeins und der Gürtel bedienen, um ihre Buſen ſo hoch als möglich unter das Kinn hinauf zu drängen. Jene hingegen, wenn ſie 16 oder 17 Jahr alt ſind, binden den Buſen an Stricke und ziehen ihn herunter, ſo daß er bisweilen bis auf die Kniee hängt. Ein Liebhaber folglich, der ſich ihnen zu Füßen wirft, kann zugleich ſeine Lippen auf ihren Buſen drücken.

Clio's
Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

II.

⁂

Darmſtadt,
bey Heyer und Leske.
1811.

Nach vollbrachter feyerlicher Handlung ward eine geheime Rathsverſammlung am Wochenbette gehalten, bey welcher meine Großmutter mit vieler Geſprächigkeit präſidirte, mein Großvater zu ihrem Haupte ſitzend, dann und wann ein wenig ſchlummerte, und Herr van Doelen am Fuß des Bettes ſehr aufmerkſam zuzuhören ſchien.

Meine Großmutter (nachdem ſie vorher beynahe ihren ganzen Lebenslauf, mit Weglaſſung der anſtößigen Stellen erzählt.) Ach! welch' eine unbeſchreibliche Empfindung iſt die mütterliche Liebe!

Van Doelen. Sie iſt die Erhalterin aller lebendigen Weſen.

Meine Großmutter. Wie es mich ſchmerzen wird, den kleinen Polycarpus hier laſſen zu müſſen.

Van Doelen. Ich vermuthe, daß die gnädige Frau es wegen ſeines zarten Alters für gefährlich halten, eine ſo weite Reiſe mit ihm zu unternehmen. Aber faſt möchte ich

Inhalt:

Seit.

Xenophons Feldzug 1

Bruchſtücke aus den Memoiren der Madame de Motteville. (Fortſetzung.) . . 177

Reiſe des Grafen Potozki. (Beſchluß) . 257

Fragmente aus der Geſchichte der Inſel Borneo 306

Die Amazonen 309

Aethiopien 317

Abentheuer eines Negerfürſten . . 321

Inhalt.

Seite

Gemälde menſchlicher Schwachheiten . 338

Rudbecks Träume 340

Hiſtoriſches Quodlibet 361

Clio's

Blumenkörbchen.

2.

Xenophons Feldzug. *)

Als Darius, der Monarch von Perſien, dem Tode ſich nahe fühlte, berief er die Söhne von

---

*) Gelehrte, der griechiſchen Sprache kundig, leſen das Original und ſind entzückt. Gelehrte, der griechiſchen Sprache unkundig, leſen die Borheckſche Ueberſetzung, die mehr treu als ſchön iſt. Die Bearbeitung welche hier geliefert wird, iſt ein Verſuch, von Xenophons berühmten Werken auch ſolchen Leſern einen hellen Begriff zu geben, die ſonſt durch trockene Weitſchweifigkeit und eine holprichte Sprache ſich abſchrecken laſſen. Dieſe werden verſichert, daß ſie weder etwas Weſentliches hier vermiſſen, noch etwas, dem Xenophon Untergeſchobenes finden ſollen.

Leſern, die etwa von Xenophon noch gar nichts wiſſen, und überhaupt mit der Geſchichte nicht vertraut ſind, diene zur Einleitung, daß der Feldzug des Prinzen Cyrus etwa 400 Jahr vor Chriſti Geburt unternommen wurde. Damals hatte bereits Athen ſeinen höchſten Flor erreicht und überlebt. Sparta eroberte es, und beherrſchte ganz Griechenland. Die Perſer waren in üppige, unkriegeriſche Weichlinge ausgeartet; ihre Könige ein Spiel der Weiber und Günſtlinge; ihre Satrapen deſpotiſirten; ohne griechiſche Miethlinge hatten ſie keine Soldaſein Krankenlager; Artaxerxes, den Aelteſten am Hofe gegenwärtig, und Cyrus, den Jüngſten, damals Statthalter von Lydien, Phrygien und Cappadocien. Der eilte zu dem ſterbenden Vater, in Begleitung des Satrapen der Joniſchen Städte, Tiſſaphernes, den Er für ſeinen Freund hielt. Darius ſtarb, Artaxerxes beſtieg den Thron, und öffnete ſein Ohr der Verleumdung jenes falſchen Tiſſaphernes, der den Bruder ihm verdächtig machte. Den ließ er fahen und wollte ihn tödten, allein der Mutter, Paryſatis, Bitten erhielten des Prinzen Leben; Er durfte grollend in ſeine Statthalterſchaft zurückkehren. Dort erwog Er den erlittenen Schimpf und die Gefahr, welcher

---

ten. Aegypten hatte ſich von Perſien losgeriſſen. In Thrazien war das Reich der Odryſer in zwey Staaten zerfallen. — Die Karducher ſind die heutigen Kurden. Die Chalyber waren vermuthlich Chaldäer, die Tarcher, Georgianer, die Skythier, kappadociſche Völker, wie auch die Makronen. Die Kolcher wohnten in Mingrelien, die Driler im Pontus, die Moſynöken in Cappadocien am ſchwarzen Meere, die Phaſianer an der weſtlichen Grenze von Armenien. Byzanz iſt bekanntlich das heutige Conſtantinopel.

kaum Er entronnen, und beſchloß die Gewalt des Bruders abzuſchütteln, ja, wo möglich, ihm die Krone zu rauben. Seine Mutter war einverſtanden, denn mehr als den König liebte ſie ihn.

Mit groſer Schlauheit ſpann er den Plan, wer vom Hofe zu ihm kam, wurde ſo liebreich aufgenommen, daß er ſein Herz dem Könige nicht zurückbrachte. Die von ihm regierten fremden Völker gewann der Prinz und machte ſie geſchickt zum Kriege. Bald insgeheim, bald unter dem Vorwand, der Städte Beſatzungen vollzählig zu machen, ließ Er griechiſche Truppen werben, die beſten Peloponeſier. Alle joniſchen Städte fielen ihm zu, nur in Miletos, der berühmteſten von allen, vereitelte Tiſſaphernes ein gleiches Vorhaben, durch Hinrichtungen und Verbannungen. Die Flüchtigen nahm Cyrus auf, und belagerte Milet mit einem Heere, das nur zum Schutz der Unterdrückten geſammelt ſchien. Dann bat er den König, ihn, als Bruder, auch über die joniſchen Städte zu ſetzen, und Artaxerxes, von der Mutter bewogen, bewilligte es; zumal da Cyrus deren Tribut nach wie vor entrichtete und ſeine Truppen vorgeblich nur den Tiſſaphernes bekriegen ſollten.

Damals war Klearch von Lacedämon vertrieben. Dem ſchmeichelte Cyrus und ſendete ihm 10000 Dariken. Mit dieſem Gelde warb er ein Heer in der Krimm und bekriegte die Thracier. So blieb es verborgen, daß ſeine Völker dem perſiſchen Prinz zu Gebote ſtanden. Gleiche Unterhandlungen trieb Er mit dem flüchtigen Theſſalier Ariſtipp, den Er mit 4000, von ihm beſoldeten Kriegern nach Theſſalonien ziehen ließ, bedingend, daß er ohne ſeinen Rath keinen Frieden ſchließen ſolle. Abermal ein Heer, das insgeheim nur ſeines Winkes harrte.

Vorwendend, er wolle die Piſidier, ein barbariſches Gebirgs-Volk, bekriegen, bot Er ſeinen Freund den Böoter Proxenos, und für die Mileſier noch andere ſeiner Gaſtfreunde auf, nach Kräften für ihn zu werben. Sie alle gehorchten mit Eifer. So vorbereitet dünkte es ihm Zeit, den großen Kampf zu wagen. Ein Wink, und von allen Seiten ſtrömten die bereit gehaltenen Völker in Sardes, der lydiſchen Hauptſtadt zuſammen. Es gelte die Pſidier, wurde noch immer vorgeſpiegelt, allein Tiſſaphernes, ungetäuſcht, zog eilig mit 500 Reitern zum Könige, der, jezt gewarnt, ſich rüſtete.

Cyrus brach auf. Als er im Thiergarten der königlichen Burg Kolänä die Griechen muſterte, beſtand ihre Zahl aus 11000 Mann und 2000 Leichtbewaffneten. Schon hatte er den Fluß Mäander auf Schiffbrücken überſchritten, und war 7 Tagmärſche bis in die ſogenannte Ebene des Kaiſers vorgerückt, da murrten die Soldaten wegen rückſtändigen Soldes, kamen häufig zu ſeinem Zelte und empfingen nur Hoffnungen von dem ſichtlich Verwirrten, der ſonſt ungern ſchuldig blieb. Aus dieſem Bedrängniß rettete ihn die Königinn der Cilicier Epyaxa, die Gold und, wie man ſagt, auch ihre höchſte Gunſt ihm brachte. Ihr zu Ehren ſtellte ſich das Heer in Schlachtordnung. Sie fuhr auf einem leichten Wagen durch die Reihen. Die Nichtgriechen, (Xenophon nennt ſie Barbaren) trugen kupferne Helme, rothe Waffenröcke, Beinharniſche und glänzende Schilde. An den Griechen bewunderte ſie den Glanz und die kunſtreiche Gewandheit. Mitten vor dieſen Kerntruppen ließ Cyrus den Wagen halten, und durch einen Dolmetſcher die Griechen auffordern, das Schauſpiel eines Angriffes darzuſtellen. Sie gehorchten. Die Trompeten ſchmetterten. Mit Eilſchritten, vorgeſtreckten Waffen und großem Geſchrey ſtürmten ſie gegen das Lager an. Die erſchrockenen Barbaren flohen, die Königin ſelbſt jagte auf ihrem Wagen davon, die Krämer, ihre Waaren im Stiche laſſend, miſchten ſich unter die Flüchtigen, die Griechen lachten laut und Cyrus freute ſich des Schreckens, den ihr ungeſtümer Angriff den Barbaren einflößte. Unter griechiſcher Bedeckung ſandte er die Königin auf dem kürzeſten Wege in ihr Land zurück. Er ſelber rückte vor, gab Lykaonien, ein feindliches Land, der Plünderung Preiß, und ließ zu Dara, einer blühenden Stadt, den Purpurbereiter des Königs, nebſt einem mächtigen Befehlshaber verrätheriſcher Nachſtellungen halber tödten.

In Cilicien einzudringen vergönnte nur ein ſteiler Paß, einer Wagenſpurbreit, und oben, hieß es, ſtehe der gerüſtete König Syenneſis, Eryagut dafür ſagen, daß ihm das Rütteln und Schütteln recht wohl bekommen wird. Man muß die Knaben von Jugend auf zu Abhärtung ihres Körpers gewöhnen. Die Kinder der Nordiſchen Völker laufen in der ſtrengſten Kälte, baarfuß, baarkopf, nur von einem Hemde bedeckt, im Ellenhohen Schnee herum, und jene Sprößlinge gedeihen. Die Weiber der Hottentotten tragen ihre jungen Säuglinge in einem Sack auf dem Rücken, und begleiten oft in unwegſamen Wüſten ihre Männer auf der Jagd.

Meine Großmutter (etwas empfindlich.) Ich bin aber keine Hottentottin.

Van Doelen. Um Verzeihung gnädige Frau, Sie ſind **Mutter**, und die Hottentottin iſt es auch. Mein Zweck war nur, Ihnen durch einige Beyſpiele zu beweiſen, daß es blos von der erſten Erziehung abhängt, aus dem Knaben einen Weichling oder einen Mann zu bilden. Ich wollte Ihr mütterliches Herz beruhigen, Ihnen die Freude nicht xa's ungleich geſinnter Gemahl. Cyrus ſtuzte und blieb einen Tag in der Ebene. Indeſſen war die Königin, mit ihrem griechiſchen Geleite, ſchon durch andere Wege über die Gebirge gekommen und eine griechiſche Flotte ſegelte herüber. Als Syenneſis dieß erfuhr, wich er von den Anhöhen und Cyrus folgte ihm ungehindert, eroberte deſſen Lager und ſtieg herab in eine weite, lachende Ebene, wo der Weinſtock prangte und mancherley Getrayde üppig wuchs. Bey ſeiner Annäherung verließ der König die Hauptſtadt Tarſos, und alle Einwohner mit ihm flohen in die ſichern Gebirge.

Epyaxa hatte Tarſos fünf Tage früher als Cyrus erreicht, aber von ihrem Geleite waren hundert Griechen verloren, vielleicht plündernd von den Ciliciern erſchlagen, vielleicht verirrt und umgekommen. Um dieſen Verluſt zu rächen, plünderten die Uebrigen Tarſos, ſelbſt das königliche Schloß nicht verſchonend.

Nachdem aber Cyrus in die Stadt eingezogen, ließ er den Syenneſis zu ſich entbieten. Nie — war deſſen Antwort — habe er in der Gewalt eines Mächtigeren ſich befunden, darum er zu erſcheinen ſich weigerte, bevor nicht die Königin ihm Sicherheit verbürgt. Das mag geſchehen ſeyn, denn er kam und ſpendete große Summen zu dem Feldzuge, und Cyrus beſchenkte ihn königlich. Auch ſollte ſein Land ferner nicht verheert werden und er die geraubten Sklaven, wo er ſie fände, wieder nehmen.

Zwanzig Tage blieb Cyrus hier, denn die Soldaten erriethen nun, der Zug ſey gegen den Perſiſchen Monarch gerichtet, und weigerten ſich ihn fortzuſetzen, weil ſie keineswegs dazu ſich verbungen. Klearch wollte ſeine Truppen Anfangs zwingen, allein ſie warfen mit Steinen nach ihm. Als er nun ſah, daß Gewalt hier nicht zum Ziele führe, ſo trat er weinend in ihre Mitte. Alle ſtuzten und ſchwiegen, er aber redete alſo: „Wundert Euch nicht, ihr Krieger, mich ſo bekümmert zu ſehen; war doch Cyrus mein Gaſtfreund, der mich, den Flüchtigen, gütig aufnahm und mir 10000 Dariken ſchenkte. Mit dieſem Golde habe ich weder mich bereichert noch ergözt, ſondern es auf Euch verwandt und mit Eurer Hülfe Griechenland an den Thraciern gerächt. Dann aber, von Cyrus gerufen, führte ich ſeinem

„ Dienſte Euch zu, weil ich des Guten viel von
„ ihm empfangen. Nun, wollt Ihr nicht weiter
„ ziehen, ſo muß ich entweder Euch oder meinen
„ Freund verlaſſen. Das wird mir ſchwer, doch
„ nun ſoll irgend Einer mich beſchuldigen dürfen,
„ ich hätte Griechen unter Barbaren geführt und
„ ſie dort verrathen. Ihr wollt mir nicht gehor-
„ chen? mir nicht folgen? Wohlan, ſo folge ich
„ Euch, und will, was über uns verhängt ſeyn
„ mag, mit Euch tragen und erdulden. Denn ihr
„ ſeyd mir das Vaterland, Ihr Freunde und Mit-
„ ſtreiter gewährt mir den Ruhm; von Euch ver-
„ laſſen kann ich weder mich noch andere ſchützen.
„ Darum, wohin Ihr ziehen möget, ich ziehe mit
„ Euch.“ So ſprach Er. Die Soldaten, eigene ſowohl als fremde, rühmten ſeinen Entſchluß; mehr als 2000 verließen andere Fahnen, mit Waffen und Gepäck in ſein Lager übergehend.

Cyrus, hoch bekümmert, ſandte nach Klearch, der zu kommen ſich weigerte, doch insgeheim durch einen Boten ihm Muth einſprechen ließ. Dann verſammelte er die Krieger aufs neue und redete ſie an: „Soldaten! Gegen uns iſt Cyrus geſinnt wie

„ wir gegen ihn. Wir ſind ſeine Krieger nicht
„ mehr, wenn wir von ihm weichen, und ſo wird Er
„ auch den Sold uns länger nicht bezahlen. Für
„ treulos hält er uns, das weiß ich; darum gieng
„ ich nicht zu ihm, als er mich berief, denn ich
„ ſchäme mich, weil ich ihn betrogen habe. Fürch-
„ ten mußt' ich, daß er mich verhaften, meine
„ Unredlichkeit ſtrafen würde. Ihr ſeht, wir dür-
„ fen jezt nicht ſchlummern noch unbekümmert ſeyn,
„ wir müſſen unſere Lage in ernſte Betrachtung
„ ziehen. Mögen wir bleiben oder gehen, ſo thut
„ Noth auf unſere Sicherheit zu denken, und wie
„ wir unſre Bedürfniſſe erlangen mögen; denn
„ was iſt ein Heer, wo dieſe mangeln?“

„Seinen Freunden iſt der Prinz ein treuer Freund,
„ aber auch ſeinen Feinden ein harter Feind. Ihr
„ kennt ſeine Macht zu Lande und zur See, unſer
„ Lager ſteht dem Seinigen nahe. So dünket es
„ mich hohe Zeit, daß Jeder ſeine Meinung ſage.“

Er ſchwieg. Einige redeten, andere, von ihm unterrichtet, erinnerten wie ſchwierig es ſey, ohne des Prinzen Willen zu bleiben oder zu gehen. Einer trat auf mit ſchlauer Verſtellung, der meinte, man ſolle zurück nach Griechenland eilen, und wenn Klearch ſie nicht führen wolle, flugs einen andern Feldherrn wählen; die Lebensmittel kaufen; — (der Markt war aber mitten unter den Barbaren) — das Gepäck zuſammen bringen; den Cyrus um Schiffe bitten; gäbe er dieſe nicht, um ſicheres Geleit zu Lande ihn erſuchen, und wolle er auch das nicht zugeſtehen, ſo müſſe man ſich ſchnell in Schlachtordnung ſtellen und die Gebürge beſetzen, ehe Cyrus oder die Cilicier zuvorkämen, denn auch der Letzteren Rache ſey zu fürchten, da man ſo viele Menſchen und Güter ihnen geraubt. Klearch nahm das Wort: „Ich kann und mag, aus vielen Gründen, auf dieſem Zuge Euer Führer nicht ſeyn; doch werde ich dem gehorchen, den Ihr wählt, damit ihr ſeht, daß ich ſo gut als irgend Einer zu gehorchen weiß.“

Da ſprach ein Anderer: es ſey thörigt Schiffe oder ein Geleit zu begehren, von dem Fürſten, deſſen Unternehmen man vereitle, und wolle man dieſem Geleite ſich vertrauen, ſo mögte Cyrus immer auch die Gebürge zuvor beſetzen. „Ich, fuhr er „fort, möchte ſeine Schiffe nicht beſteigen, aus

„ Furcht, er ließe uns alle verſenken. Ich möchte
„ ſeinem Geleitsmanne nicht folgen, aus Furcht,
„ er werde uns in die Irre führen. Beſſer wäre es,
„ heimlich zu entweichen; aber wo iſt die Möglichkeit? — Darum meyne ich, wir befragen ihn,
„ wozu er uns gebrauchen wolle? ob als Söldner wie
„ bisher? zu Unternehmungen wie die ſchon gelungenen? ſo mögten wir ihm muthig folgen. Ob
„ zu anderen, die mehr Gefahr und Mühſeligkeit
„ drohen? dann möge er uns überreden, oder abzuſtehn von uns ſich überreden laſſen, damit
„ wir als Freunde ihn freywillig begleiten, oder
„ ſicher heimkehren. Seine Antwort werde uns
„ gebracht, und dann, was frommt, beſchloſſen."

Dem Rathe ſtimmten alle bey. Klearch, an der Spitze auserleſener Männer, begab ſich zum Cyrus, und trug des Heeres Anliegen vor. Der Prinz antwortete: ſein Feind Abrokomes, ein Feldherr des Königs, ſtehe am Eufrat, noch 12 Tagmärſche entfernt. Gegen dieſen ſey der Zug gerichtet, ihn wolle er züchtigen, und, wenn er flöhe, dann weiter mit den Griechen berathſchlagen. Dieſe vernahmen die Antwort gerne, denn ſie war von dem Verſprechen einer ſechsfachen Soldes-Erhöhung begleitet, und obwohl ſie, durch ſein Vorgeben ungetäuſcht, vermutheten wohin er ſie führen wolle, ſo ſprachen ſie doch nicht mehr laut davon, ſondern rückten nun bereitwillig mit ihm vor.

Zu Iſſos, einer blühenden Seeſtadt an Ciliciens Grenze, fand Cyrus eine Flotte von 60 Schiffen, die der Lacedämonier Pythagoras, und auf ihr noch 700 ſchwer Bewaffnete ihm zuführte. Die Schiffe ankerten neben ſeinem Zelte. Hier empfieng er auch 400 griechiſche Söldner, die von Abrokomes abgefallen waren. Als er an die Päſſe kam, die aus Cilicien nach Syrien führen, fand er durch zwey Feſtungen ſie geſperrt; die eine hatte ciliciſche, die andere perſiſche Beſatzung; zwiſchen beyden floß ein Strom 100 Fuß breit, und man konnte durch den engen Zwiſchenraum mit Gewalt nicht dringen, denn die Mauern reichten bis ans Meer und lehnten ſich an unerſteigliche Felſen. Dennoch machte Cyrus Vorbereitungen zu Waſſer und zu Lande, um dieſen furchtbaren Paß zu überwältigen, denn er meynte, Abrokomes, der, wie es hieß, an der Spitze von 300000 Mann ſtand, habe nicht verſäumt die Pforte von Syrien zu beſetzen. Allein der hatte ſich zurückgezogen, und der Prinz kam ungehindert nach Myriandros, einer volkreichen phöniciſchen Seeſtadt, wo eben ein Jahrmarkt gehalten wurde, und viele Kauffahrer geankert hatten. Hier entflohen zu Schiffe einige griechiſche Feldobriſten mit ihrer beſten Haabe, vielleicht aus Eiferſucht, weil ihrer Soldaten viele zum Klearch übergegangen und es von Cyrus nicht mißbilligt wurde; es hieß, der Prinz laſſe die Flüchtlinge verfolgen. Des Heeres Stimmung war ungleich; ein Theil wünſchte deren Beſtrafung, ein anderer bedauerte ſie. Aber Cyrus berief die Feldherren und ſprach in ihrer Mitte: „Xenias und Poſion haben uns verlaſſen; „ ich weiß wohin ſie geflohen, meine Schiffe würden leicht ihre Nachen ereilen, doch das ſey ferne. Ich ſchwöre bey den Göttern, ſie ſollen unverfolgt bleiben, damit Niemand ſagen möge: „ daß ich der Gegenwärtigen mich bediene, dann „ aber, wenn ſie ſich entfernen wollen, ſie ergreife „ und beraube. Sie mögen fliehen mit dem Be-

„wußt ſeyn, daß ſie uns, nicht wir ſie, beleidiget haben. Sind doch ihre Weiber und Kinder in Lydien noch in meiner Gewalt; auch dieſe mögen ſie zurücknehmen zum Lohn ihrer vormals mir bewieſenen Tapferkeit.“

So ſprach er, und die Griechen, ſeinen Edelmuth preiſend, folgten ihm freudiger als zuvor. Am Eufrat endlich that er ihnen kund, der Zug gehe nach Babylon gegen den großen König. Da murrten die Griechen, warfen ihrem Feldherren vor, ſie hätten das längſt gewußt und verheimlicht, wollten auch nicht fürder ziehen, wenn der Prinz nicht abermals ihren Sold vermehrte. Cyrus verſprach fünf Silberminen jedem Krieger, der nach Babylon käme, dazu den ganzen Sold bis er die Griechen alle nach Jonien zurückgebracht. Das beruhigte die meiſten, und ehe ihr Entſchluß noch bekannt wurde, verſammelte Menon ſeine Haufen abgeſondert, ſprechend: „Laßt uns flugs über den Eufrat ſetzen, ſo werdet Ihr, wenn die Uebrigen folgen, als des muthigen Entſchluſſes Urheber betrachtet und vom dankbaren Fürſten ausgezeichnet werden. Auch dann, wenn Eure Brü-

„ der es anders beſchließen, wird er Euren guten „ Willen erkennen und vergelten.“ Sie thaten was er vorſchlug, und der erfreute Cyrus ließ ihnen entbieten: „Ich rühme Euch, wackere Männer, „ Daß Ihr mich wieder rühmen müſſet, ſey meine „ Sorge, ſo wahr ich Cyrus heiße!“

Da hofften alle und vertrauten ſeinem Glücke. Menon erhielt koſtbare Geſchenke. Das ganze Heer watete durch den Strom, deſſen Wellen nur die Brüſte der Krieger beſpülten, obgleich, nach Ausſage der Uferbewohner, man bisher nur zu Schiffe übergehen dürfen, weshalb Abrokomes die Schiffe verbrannt hatte. Darum ſchien des Stromes Seichtigkeit ein göttliches Wunder; es hieß, der Eufrat habe den Cyrus für ſeinen Beherrſcher erkannt. Der Marſch gieng nun durch Syrien neun Tage lang, dann durch Arabien den Eufrat zur Rechten, auf einer Ebene ohne Bäume, wo aber jede Pflanze würzhaften Geruch verbreitete, und wo die Reiter bald wilde Eſel, bald Strauſſe jagten, doch die letzteren nie erhaſchten. In einer Wüſte, ohne Gras und Bäume, durch die das Heer ſich dreyzehn Tage lang ſchleppend zog, verſchmachteten rauben, den kleinen Polycarpus auf Ihrer Reiſe um ſich zu ſehn.

Meine Großmutter. Das iſt wohl wahr, lieber Herr van Doelen, aber die Unbequemlichkeit wäre wahrhaftig allzugroß. Ein ſchreyendes Kind im Wagen —

Van Doelen (mit einem erſtickten Seufzer ſeinen Blick von ihr wendend.) Sie haben da einen recht ſchönen Mops.

Meine Großmutter. Nicht wahr, ein allerliebſtes Thier? Er kommt auch nicht von meiner Seite, er hat die ganze Reiſe auf meinem Schooße mitgemacht. — Aber wieder auf den kleinen Polycarpus zu kommen, ſollte es denn in Neapel keine Erziehungsanſtalt geben, welcher man ihn ſicher anvertrauen könnte?

Van Doelen. Für ſo junge Kinder wüßte ich wohl nicht.

Eine Pauſe. Meine Großmutter dachte hin und her, wo ſie meinen Vater laſſen ſollte, und fiel nicht darauf, daß ſie nur hätte den viele Laſtthiere. Auch den Menſchen gebrach es an Nahrung. Das wenige Mehl wurde im Lager der Barbaren um hohe Preiſe verkauft. Oft mußte ein Tagmarſch unmäſſig verlängert werden, um Waſſer oder Gras zu finden. Oft, wenn tiefer Koth oder enge Straßen die Fuhrwerke hemmten, mußten des Prinzen ungriechiſche Völker ſie vorwärts ſchieben, und wenn es ihm dünkte, es geſchehe ſäumig, ſo befahl er wohl gar den edlen, ihn umgebenden, Perſern, ſelbſt Hand anzulegen. Dann ſah man die Wirkung einer ſtrengen Kriegszucht: denn freudig warfen ſie die purpurnen Gewänder ab, erklimmten um die Wette, als gelte es einen Preis, ſteile Klippen, ſprangen mit koſtbaren Kleidern, bunten Schärpen, Hals- und Armketten in den Sumpf, und hoben die Wagen heraus.

Nirgends verweilte Cyrus, wenn nicht die Verſorgung mit Lebensmitteln es erheiſchte; denn er berechnete, je ſchneller das Heer dem Ziele nahe, je unvorbereiteter werde er den König finden, der zwar ein volkreiches Land, doch wegen des Reiches Größe, eine zu vertheilte Macht beſaß.

Jenſeits des Eufrat lag eine große Stadt, Karmanda, woher die Soldaten häufig Hirſenbrod und Palmwein hohlten. Die Häute, ihre Decken, füllten ſie mit leichten Kräutern, nähten ſie dicht zuſammen, und brauchten ſie als Flöſſe über den Strom zu ſetzen. Bey dieſer Veranlaſſung gerieth ein Soldat des Menon mit einem des Klearch in Streit, und, weil er Unrecht hatte, ließ Klearch ihn ſchlagen. Das erzählte der Geſchlagene unter ſeinem Haufen, der laut zu murren begann. Als nun Klearch am ſelbigen Tage, vom Markte zurückkehrend, durch Menons Lager ritt, warf einer, der eben Holz ſpaltete, ſeine Axt nach ihm, verfehlte ihn zwar, doch andere ließen Steine fliegen, und es entſtand ein Getümmel. Da floh Klearch erbittert zu den Seinen, ließ die Waffen ſie ergreifen, und mit thraciſchen Reitern ruckte er haſtig vor. Menon erſchrack. Die Seinigen wafneten ſich zitternd. Viele ſtanden, nicht wiſſend was zu thun.

Da warf zu rechter Zeit ſich Proxenos mit ſeinen Haufen zwiſchen beide Theile, den Klearch ermahnend, abzulaſſen. Doch der Zornige befahl ihm, ſich zu entfernen, bis endlich Cyrus ſelbſt erſchien, was geſchahe vernahm und die Erbitterten trennte, ſprechend: „Ihr wißt nicht was Ihr „ thut! Wollt Ihr gegen Euch ſelber fechten, ſo „ werden wir alle zu Grunde gehen, und die Bar„ baren, die mein Heer bilden, uns gefährlicher „ werden als des Königs Macht.“ Klearch kam zu ſich. Die Ruhe wurde hergeſtellt, man legte die Waffen nieder.

Das Heer brach wieder auf, und fand Roſſes Spuren. Einige tauſend feindliche Reiter zogen vor ihm her, alles verheerend und verbrennend. Da kam Orontes, ein vornehmer Perſer, mit dem Könige verwandt, ein tapferer Krieger, vormals des Prinzen Feind, nun aber mit ihm verſöhnt, der erbot ſich, wenn man 1000 Reiter ihm geben wolle, jene Schaar zu überfallen, zu vertilgen, oder doch zu hindern, daß ſie ferner den Zug beobachten, ihn dem Könige verrathen, oder alles vor ihm her vernichten könnte. Cyrus vertraute ihm und gab die nöthigen Befehle. Orontes aber ſchrieb an den König, ſeiner Treue ihn verſichernd, und meldend, er werde mit einer ſtarken Reiterey zu ihm übergehen, weßhalb er bitte, als Freund ihn zu empfangen. Der Bote, auf deſſen Treue er ſich verließ, brachte ſeinen Brief dem Cyrus, der den Verräther alſobald verhaftete, ſieben der Perſer zu ſich berief, und ſein Zelt mit griechiſchen Truppen umgab. Klearch, der in den Rath gezogen wurde, weil der Prinz vor allen Griechen ihn ſchätzte, erzählte nachher ſeinen Freunden was vorgegangen.

„Dieſer Mann“ ſo hatte Cyrus geſprochen: „war mein Unterthan durch den Willen meines Vaters. Dann hat er mich bekriegt auf meines Bruders Befehl. Ich bekämpfte ihn, wir ſchloßen Friede; ich reichte ihm meine Rechte und er gab mir die Seinige. Sprich, Orontes, habe ich dich beleidigt?“ Nein; antwortete dieſer. „Biſt du nicht dennoch zu den Myſiern abgefallen und haſt mein Gebiet verheert wo du konnteſt?“ Ja; bekannte Orontes. Und als ich meine Macht dich abermals fühlen ließ, haſt du nicht an Dianens Altare bereut, und mir Treue geſchworen?“ Ja; erklärte Orontes. „Was hab ich dir denn gethan, daß du zum dritten-

„mal mir nachſtellſt?“ Nichts; war die Antwort. „So bekennſt du dein Unrecht?“ Ich muß es wohl. „Wirſt du mir künftig „treu gegen meinen Bruder dienen?“ Wenn „ich es auch wollte, du wirſt es nicht „mehr glauben. Da wandte ſich Cyrus zu der Verſammlung: „So hat der Mann gehandelt, und „ſo ſpricht er. Jezt Klearch, ſage du zuerſt deine Meynung.“ Er muß fort, meynte der Grieche, damit wir länger nicht vor ihm uns hüten müſſen. Alle ſtimmten bey, auch ſeine Verwandten, und griffen, nach ihrer Sitte, an den Gürtel des Verräthers, dadurch ſein Todes-Urtheil ſprechend. Die Henker führten ihn hinaus. Wer ihn ſah, bezeigte ihm die gewohnte Ehrerbietung, obſchon man wußte, er gehe zum Tode. In dem Zelte eines treuen Höflings verſchwand er. Niemand hat ihn wieder geſehen, Niemand ſein Grab gefunden.

* * *

Nun gieng der Zug durch Babylonien drey Tage lang, und am dritten Tage muſterte Cyrus ſein ganzes Heer um Mitternacht auf einer Ebene, denn der König war ihm jetzt ſo nahe, daß er mit Tages Anbruch einen Angriff vermuthete. Auch kamen ſchon am Morgen Ueberläufer, nach deren Berichten der Prinz die Feldherren der Griechen zu ſich berief, und alſo ſprach:

„Nicht aus Mangel an Kriegsvolk habe ich Euch mir zugeſellt, ſondern weil Ihr tapferer ſeyd als die Barbaren. So beweiſet euch nun würdig der Freyheit die Ihr beſitzt, um die ich Euch ſo glücklich preiſe und die ich ſelber nicht für alle meine Schätze opfern würde. Hört welch' ein Kampf euch bevorſteht. Die Feinde ſind zahlreich und mit großem Geſchrey greifen ſie an. Doch wenn Euch dieſes nicht erſchüttert, ſo muß ich faſt mich ſchämen zu bekennen, wie Ihr meine Landsleute finden werdet. Seyd tapfere Männer, ſo will ich einem Jeden in ſeiner Heymath eine glückliche Zukunft bereiten. Doch hoffe ich, daß viele die Heymath vergeſſen und bey mir bleiben werden."

Da ſprach Gaulites, ein vertriebener Samier und treuer Anhänger des Cyrus: „Prinz, man fürchtet, du verſprecheſt viel, weil die Ge-

„ fahr droht; allein du werdeſt im Glücke deiner
„ Worte nicht gedenken. Manche ſagen: auch bey
„ gutem Willen fehle dir die Macht.

Da erwiederte Cyrus: „Meines Reiches Grenzen
„ erſtrecken ſich ſo weit, daß in Süden vor Hitze,
„ in Norden vor Kälte ſie Niemand bewohnen
„ kann. Von den Satrapen meines Bruders
„ werden die mittleren Provinzen regiert; ſiegen
„ wir, ſo tretet Ihr an deren Stelle. Mir wird
„ es nicht an Belohnungen, eher an Empfängern
„ derſelben fehlen. Jedem Griechen ſchenke ich
„ überdieß eine goldene Krone.

So entließ er ſie alle bereitwillig durch Hoffnungen
geſpornt. Und ſie ermahnten ihn nicht ſelber
zu kämpfen, ſondern hinter ihren Gliedern zu
halten.

„Glaubſt du wohl,“ ſprach Klearch, „daß
„ dein Bruder ein Gefecht wagen werde?“ —
„ Beym Zevs!“ erwiederte der Prinz, „wenn
„ er ein Sohn des Darius und der Paryſatis,
„ wenn er mein Bruder iſt, ſo wird er mir die
„ Herrſchaft nicht ohne Schwerdtſtreich überlaſſen.

Noch einmal wurden jezt die Griechen gezählt. Es waren deren 14400 mit großen Schilden, und 2400 leicht Bewaffnete, der Barbaren 100000, mit etwa 20 Sichelwagen. Dagegen hieß es, die Zahl der Feinde ſey eine Million und 200000 Mann mit 200 Sichelwagen. 6000 Reiter umgaben den König als Leibwache. Vier Feldherren befehligten jeder 300000 Mann. Doch wußte man durch Ueberläufer, daß Abrokomes nicht zugegen. Er kam zu ſpät aus Phönicien fünf Tage nach der Schlacht; es waren folglich nur 900000 Mann und 150 Sichelwagen im Gefecht. Doch vergebens rückte Cyrus noch einen Tagmarſch weiter in Schlachtordnung vor. Er fand keinen Feind, nur einen breiten tiefen Graben, der durch die Ebene bis an die mediſche Grenzfeſtung lief, und den der König, bey ſeines Bruders Annäherung, hatte aufwerfen laſſen, ſo daß ein enger Paß zwiſchen dieſem Graben und dem Eufrat blieb, aber unvertheidigt. Man gieng hinüber und ſah nur die Fußtapfen zurückſchreitender Mannſchaft und Roſſe. Ein Wahrſager hatte dem Cyrus prophezeyt, daß in den nächſten 10 Tagen keine Schlacht vorfallen werde, und der Prinz — vermeynend, wenn ſo viel Zeit verſtriche, ſo werde dann nie eine geliefert — hatte 3000 Dariken ihm verſprochen, im Fall ſein Wort ſich bewähre. Die Zeit war nun verfloſſen und das Geld wurde ausgezahlt.

Da der König ſeines Bruders Uebergang nicht gehindert, ſo ſchien es in der That, er wolle nicht fechten, weshalb Cyrus am folgenden Tage ſorglos hinzog, und am dritten auf ſeinem Wagen fuhr, unter geringer Begleitung von Bewaffneten. Das Heer marſchirte ohne Ordnung, Laſtthiere und Wagen trugen die meiſten Waffen. Aber gegen Mittag, ſchon nahe dem Lager-Platze, ſprengte plötzlich der Perſer Patagyas, ein treuer Freund des Prinzen, heran. Sein Roß triefte, und allen Begegnenden rief er auf Perſiſch und Griechiſch laut zu, der König ſey im Anzuge mit einem großen geordneten Heere. Da entſtand ein gewaltiger Lerm. Alle eilten zu den Waffen, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden. Cyrus ſprang vom Wagen, legte den Panzer an, beſtieg das Streitroß und faßte die Wurf-Pfeile. Eilig bildete Klearch mit ſeinen Griechen den rechten Flügel am Eufrat, 1000 Paphlagoniſche Reiter geſellten ſich zu ihm, und neben ihm ſtand Proxenos; auf dem linken Flügel abermals Griechen unter Menon durch Barbaren verſtärkt. Und Cyrus hielt in der Mitte mit 600 Reitern umgeben, alle gepanzert, Hüftharniſche tragend und Helme auf den Häuptern. Nur Cyrus ſtellte ſich mit bloßem Haupte zum Kampfe. Die Roſſe waren geſchützt durch Stirn- und Bruſtſchilde, die Reiter führten griechiſche Säbel. Es wurde Mittag und noch erſchien kein Feind. Aber bald nachher ſah man Staub wie weiße Wolken, die Ebene überzog ſich ſchwarz, und als die Feinde näher rückten, blitzten die kupfernen Schilde und Helme, die Lanzen blitzten und man konnte deutlich die Glieder unterſcheiden. Die Reiter auf dem linken Flügel waren weiß beharniſcht. Es hieß, Tiſſaphernes befehlige ſie. Dann folgten andere mit leichten perſiſchen Schilden, dann ſchwere Truppen, (man ſagte es wären Aegyptier) mit hölzernen, bis auf die Füſſe ragenden Schilden; dann Reiter und Bogenſchützen, alle Völkerweis und jedes Volk bewegte ſich in einem dichten Viereck. Die Sichelwagen, mit Zwiſchenräumen, zogen den Mops vom Schooße werfen, und den kleinen Polycarpus an deſſen Stelle nehmen können. Mein Großvater bediente ſich der herrſchenden Stille, auch ein Wörtchen darein zu ſchwatzen.

„Alſo,“ ſagte er: „gehn die Hottentotten „auch auf die Jagd? das iſt doch kurios. „Haben ſie denn auch hohe und niedere Jagd? „hetzen ſie die Haſen, oder ſchießen ſie ſie im „Lager? Ich muß Ihnen ſagen, Herr Paſtor, daß ich zu meiner Zeit ein großer Jäger war.“

Van Doelen wollte eben antworten, doch meine Großmutter unterbrach ihn mit der Frage: „ſind Sie verheirathet?“

Van Doelen. Ja.

Meine Großmutter. Haben Sie auch Kinder?

Van Doelen. Noch nicht, doch hoffe ich in wenig Monaten auf den ſüßen Vaternamen Anſpruch machen zu dürfen.

ſich längs der Fronte. An die Achſe waren die Sichel befeſtigt und bogen ſich zur Erde, um alles vor ſich wegzumähen. Sie ſollten die Glieder der Griechen trennen und niedermetzeln.

Unwahr hatte Cyrus berichtet, die Perſer thäten mit Geſchrey den Angriff, denn ſie rückten ſtill und langſam, wohlgeordnet heran. Der Prinz, an ſeiner Fronte hinab reitend, rief dem Klearch laut zu, er ſolle gegen die Mitte des feindlichen Heeres aufbrechen, dort ſey der König, und, dort ſiegend, ſey alles gewonnen. Aber Klearch, fürchtend umringt zu werden, wollte ſich vom Strome nicht trennen, und antwortete nur, er werde ſchon ſorgen, daß alles gut von ſtatten gehe.

Die Feinde rückten allgemach näher, die Griechen ſtanden noch und ordneten ſich; der Prinz ritt vor zwiſchen beyde Heere, doch dem ſeinigen etwas näher bleibend, und beobachtete beyde. Da folgte ihm Xenophon, fragend, ob er noch etwas befehle? „Sage Allen,“ war die Antwort, „daß die „Opferzeichen uns begünſtigen.“

In dieſem Augenblicke hörte er Lermen durch alle Glieder. „Was iſt das?“ rief er. Die Lyſung geht herum, erwiederte Xenophon. — „Wer gab ſie? und welche?“ — Zevs der Erretter und Sieg! — „Es ſey,“ ſprach Cyrus, „ich nehme die Loſung an.“ Mit dieſen Worten ſprengte er wieder an ſeinen Platz. Und als die Heere nicht ferne mehr von einander waren, da ſtimmten die Griechen ihren Schlachtgeſang an und ſetzten ſich in Bewegung. Alle ſtießen zu gleicher Zeit ein lautes Geſchrey aus, ſchlugen auch wohl die Spieße und Schilde aneinander, um die Roſſe ſcheu zu machen, und ſetzten ſich im vollen Lauf zum Angriff. Doch ehe noch ihr Bogenſchuß den Feind erreichen konnte, wichen ſchon die perſiſchen Reiter, von den Griechen verfolgt, die einander zuriefen, nicht zu laufen, ſondern in geſchloſſenen Gliedern den Fliehenden nachzuſetzen. Die Sichelwagen, ohne Ordnung, rannten hin und her, bald durch die Feinde ſelber, bald durch die Griechen, die aber ſtanden und ſie geſchickt vermieden. Nur einer wurde ergriffen, weil er verwundert, gleichſam wie bey einem Wagenrennen dem Schauſpiel zuſah; doch ſoll auch dieſer unbeſchädigt geblieben ſeyn, und von allen Griechen wurde nur einer auf dem linken Flügel erſchoßen. Als der Prinz gewahrte, daß die Griechen auf dieſer Seite ſchon ſiegreich den Feind verfolgten, wuchs ihm der fröliche Muth, und ſchon begrüßten, die um ihn waren, ihn als König. Doch die Freude machte ihn nicht ſorglos. Er wußte, daß ſein Bruder im Mitteltreffen ſtehe; was der jezt unternehmen werde beobachtete er mit 600 Reitern. Aber des Königs Heer war dem des Prinzen an Zahl ſo weit überlegen, daß eben dieſes Mitteltreffen noch immer dem linken Flügel ſeines Bruders gegenüber ſtand, und er mit ſeinem rechten, weit ausgedehnten Flügel durch eine Schwenkung, die er jezt befahl, die Griechen umringen konnte. Cyrus, die Folgen ſchnell überſehend, brach mit ſeiner Schaar mitten in den Feind, warf alles nieder, was den König deckte, trieb 6000 Reiter in die Flucht, und erlegte mit eigener Hand deren Obriſten Artagerſes. In der Hitze des Verfolgens hatten ſeine Begleiter ſich zerſtreut; nur wenige, faſt nur ſeine Tafelgenoſſen, blieben um ihn. In dieſem Augenblicke gewahrte er den König, vermochte nicht ſich zu halten, rief: Ich ſehe ihn! rannte auf ihn zu und ſtieß ihn durch den Panzer in die Bruſt, wie Kteſias, der Leibarzt, berichtet, der dieſe Wunde heilte. Doch zu gleicher Zeit empfieng auch Cyrus durch einen Wurfſpieß eine tiefe Wunde unter dem Auge. Beyde Brüder und ihre Leibwachen kämpften jezt miteinander. Viele ſtürzten um den König her, aber auch Cyrus fiel, und acht der Edelſten wurden auf ſeinem Leichnam niedergehauen. Artazares, der treueſte und geliebteſte ſeiner Höflinge, als er ſeinen Herrn fallen ſah, ſprang vom Roſſe, warf ſich über ihn, und wurde, auf des Königs Befehl, getödtet, oder wie andere wollen, ſtieß ſich ſelber das goldene Schwerdt in die Bruſt. So endete Cyrus, ein tapferer Prinz, den alle, die ihn gekannt, für den würdigſten hielten, jenes Erſten Cyrus-Krone zu tragen; der ſchon als Knabe vor Allen ſich hervorthat, befehlen und gehorchen konnte; ein Roſſebändiger, ein wackerer Kriegsmann und kühner Jäger, der einſt ſogar mit einem Bären kämpfte, und ihn tödtete, von welchem Kampfe er noch die Narben trug. Reich belohnte der Dankbare den Mann, der damals ihm zu Hülfe eilte. Als Statthalter wußte er allen

Städten Vertrauen einzuflöſſen, denn nie brach er ſein Wort, ſelbſt nicht gegen Feinde. Seine Freundſchaft war unwandelbar. Gutes oder Böſes vergalt er ohne Maaß, und wünſchte nur ſo lange zu leben, bis er an Freunden und Feinden ſolches erwieſen. Verſöhnung duldete er nicht, ſondern züchtigte unerbittlich. In ſeinen Staaten war jeder Reiſende ſicher, denn die Frevler lagen verſtümmelt an den Landſtraßen.

Die Tapfern, die Gerechten, ehrte er hoch, und machte ſie reich, darum hatte er das beſte Heer, die redlichſte Gerichtspflege, und die Feldherren der Griechen hiengen an ihm nicht um des Soldes willen, ſondern weil ſie für höheren Gewinn es achteten, einem ſolchen Fürſten zu gehorchen. Sah er Männer, die auf redlichen Wegen ſich Reichthum erwarben, ſo gab er ihnen noch mehr dazu; nur deren Gold benutzte er, die es verheimlichten. Seinen Freunden war er der treuſte Freund, und theilte gern empfangene Geſchenke mit ihnen. „Mich „können dieſe Koſtbarkeiten nicht ſchmücken“ pflegte er zu ſagen: „eines Mannes größte Zierde „ſind geſchmückte Freunde.“

Daß er, der Mächtige, im Wohlthun die Seinigen übertraf, iſt nicht ſeltſam; daß ſie aber auch in Liebe und freundſchaftlichem Eifer ihm nachſtanden, bringt fürwahr ihm Ruhm. Oft ſandte er dieſem oder jenem Wein von ſeiner Tafel, entbietend: „Dieſer Wein iſt ſüß, wie ich ſchon lange „keinen genoſſen, darum ſollſt du ihn heute trin„ken mit denen, die du am meiſten liebſt.“ Oder es waren Speiſen von ſeinem Tiſche, durch die Botſchaft gewürzt: „Hieran hat Cyrus ſich ver„gnügt, darum ſollſt auch du davon koſten.“ Alſo wurde er von allen geliebt, wie kein Grieche oder Barbar vor ihm, und keiner fiel von ihm ab, (den Orontes ausgenommen) wohl aber giengen viele zu ihm über, die der König für ſeine treueſten Freunde gehalten. Auch ſein Tod bewies, daß er tapfer war und die Tapferſten wohl kannte: denn Alle, die ihn umgaben, miſchten ihr Blut mit dem Seinigen.

Ihm wurde das Haupt und die rechte Hand abgehauen. Der König drang in ſein Lager, plünderte es, nahm auch des Cyrus Geliebte gefangen, Phokais, ein ſchönes kluges Mädchen. Mileſia, die Jüngere, fiel den Soldaten in die Hände, rettete ſich aber nackend zu den Griechen, die noch beym Gepäcke unter den Waffen ſtanden, viele der Plünderer tödteten, ſelbſt einige der Ihrigen verlohren, dennoch nicht zurück wichen, ſondern das Mädchen und ihre eigene Haabe ſchützten.

Der König plünderte und verfolgte, als ſey der Sieg bereits entſchieden; doch vernehmend, daß die Griechen ſeine Truppen geſchlagen, ſammelte er ſie wieder und erneuerte die Schlachtordnung. Da berieth ſich Klearch mit dem Proxenos, der ihm am nächſten ſtand, ob ſie vorrücken, oder das Lager vertheidigen ſollten? Artaxerxes ſchien die Griechen umgehen zu wollen; dem kamen ſie durch eine Schwenkung zuvor. Schon früher hatte Tiſſaphernes vor ihnen mit Verluſt ſich zurückziehen müſſen. Jetzt vereinte er ſich mit ſeinem Monarchen, und die Menge wollte den linken Flügel der Feinde umzingeln; der dehnte ſich aber, den Fluß im Rücken, aus, ſtimmte den Schlachtgeſang an, und ſchritt munterer als vorher zum Angriff. Die Perſer hielten nicht Stand, flohen in Unordnung und wurden von den Griechen verfolgt bis zu einem Flecken, hinter dem ein Hügel lag, auf dem die perſiſche Reiterey ſich ſetzte; doch nur ſo lange bis die Griechen ihr nacheilten; dann verſchwanden alle. Des Königs Fahne wollte man ſogar geſehen haben, einen fliegenden goldenen Adler, auf einer Lanze befeſtigt. Klearch ließ vom Hügel herab die Fliehenden beobachten, und, weil die Sonne ſchon zum Untergang ſich neigte, machten die Griechen Halt, entwaffneten ſich und ruhten aus. Es befremdete ſie, weder den Cyrus noch einen Boten von ihm zu ſehen, denn daß er gefallen war, wußten ſie nicht. Sie wähnten ihn noch im Verfolgen begriffen, oder zur Eroberung einer Feſte vorausgezogen. Sollten ſie nun bleiben wo ſie ſtanden und ihr Gepäck dahin tragen? oder in das Lager zurück kehren? das Letztere wurde beſchloſſen. Gegen die Zeit des Abendbrodes erreichten ſie die Zelte, und ſo endete dieſer Tag.

Im Lager fanden ſie alles geplündert, Speiſen und Getränke, 400 Wagen voll Mehl und Wein, die des Prinzen Vorſicht für den Nothfall geſpart hatte. Die Griechen, noch ungeſpeiſet — denn der Feind erſchien ehe das Heer zum Mittagesmahl ſich lagern konnte — mußten jetzt hungrig die Nacht zubringen. Bey Tages Anbruch als noch immer weder Cyrus noch ein Bote von ihm erblicket wurde, beſchloſſen die Feldherren ſich zu wappnen und vorzurücken, bis ſie mit dem Prinzen ſich vereinigen würden. Endlich, ſchon auf dem Zuge begriffen, erfuhren ſie durch Nachgeſandte, Cyrus ſey gefallen; nur Ariäos, der Obriſte von deſſen Reiterey, auf dem linken Flügel ſtehend, habe ſich fliehend mit dieſer gerettet als er des Prinzen Tod vernommen, und ſtehe jetzt, ſammt den Barbaren, in dem am vorigen Tage verlaſſenen Lager, harrend ob die Griechen ihm folgen würden. Doch am nächſten Morgen wolle er aufbrechen und nach Jonien zurückkehren.

Beſtürzt vernahm das Heer die Trauerbotſchaft, und Klearch ſprach: „Wollte Gott der Prinz lebte „noch! nun er aber gefallen, ſo berichtet dem „Ariäos, daß wir die Perſer beſiegt und kein Feind „mehr gegen uns ſicht. Wäret Ihr nicht gekommen, wir ſchritten noch immer vorwärts. Darum verkündet dem Ariäos: Er komme, wir

„ wollen ihn zum Könige erheben, denn dem Sieger gebührt die Herrſchaft.

Während die Boten, und mit ihnen Menon des Ariäos Gaſtfreund, dieſen Auftrag zu berichten giengen, machten die Griechen Halt und ſchlachteten zur Speiſe ihre Laſtthiere. Auf der Wahlſtatt ſammelten ſie die Pfeile und hölzernen Schilde und leeren Wagen, um bey dieſem Holze ihr Fleiſch zu braten. Gegen Mittag erſchienen Herolde von Tiſſaphernes, unter ihnen ein Grieche Phalinos, der viel bey dieſem Perſer galt, weil er in der Kriegskunſt erfahren zu ſeyn vorgab. Den verſammelten Feldherren wurde entboten: durch den Tod des Cyrus ſey der Sieg dem Könige verblieben, der nun den Griechen beföhle, ihre Waffen auszuliefern, und an ſeinem Hofe um Gnade zu bitten. Das hörten die Griechen unwillig. „Sieger“ ſprach Klearch, „pflegen ihre Waffen nicht auszuliefern. Doch antwortet ihr übrigen, wie es Euch am rühmlichſten dünkt.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich, um die Eingeweide der eben geopferten Thiere zu beſchauen.

Meine Großmutter. Wie wäre es, lieber Herr Paſtor, wenn Sie aus Freundſchaft und Gefälligkeit die Mühe über ſich nähmen, den kleinen Polycarpus einige Jahre in Ihrem Hauſe, unter Ihrer Aufſicht zu erziehen? Ich bin überzeugt, daß ich ihn keinen beſſern Händen anvertrauen kann, und was die Koſten betrift; ſo ſoll ein Jahrgeld von hundert Ducateen Sie in den Stand ſetzen, ihn der Welt als den Sohn des Baron von Bollenbach zu zeigen.

Ich will den Leſer nicht ermüden mit alle dem, was dafür und dawider geſprochen wurde. Van Doelen ſträubte ſich lange, aber die ſüße Beredſamkeit meiner Großmutter drang durch. Es ward feſtgeſetzt, daß der kleine Polycarpus die erſten zehn oder zwölf Jahre ſeines Lebens, die italieniſche Luft einſaugen, alsdann aber durch den getreuen Schrimps, oder irgend einen andern ſichern Mann, abgeholt werden, und wo möglich gleich eine Fähndrichsſtelle unter den Truppen

ſeines

Da antwortete Kleanor, ein Arkadier und der Aelteſte: „Lieber ſterben, als die Waffen ausliefern!“ und Proxenos ſprach: „Fodert der König unſre Waffen als Sieger, ſo komme Er ſie zu holen; erbittet er ſie als ein Geſchenk, was ſoll uns dafür werden?“ Phalinos erwiederte: „Der Monarch hat den Cyrus erlegt und hält ſich darum für den Sieger; denn wer mögte noch um die Krone mit ihm kämpfen? Euch hält Er für ſeine Gefangene, denn Ihr ſteht mitten in ſeinem Lande, zwiſchen undurchgänglichen Strömen, und er kann durch ein großes Heer Euch umzingeln.“

Da nahm Xenophon das Wort: „Wir haben nichts gerettet, als unſere Waffen und unſeren Muth. Beyde verbürgen uns Sicherheit. Darum wähne nicht, wir würden jemals unſer letztes Gut überliefern; es reicht wohl noch hin um Eure Güter damit zu erkämpfen.“

Lachend verſetzte Phalinos: „Junger Mann, du redeſt wie ein Philoſoph, doch thöricht iſt die Einbildung, durch Eure Tapferkeit der Macht des Königs zu widerſtehen.“ Andere ſprachen gelinder: ſie wären dem Cyrus treu geweſen, und, wenn der König nun ihr Freund ſeyn wolle, ſo könnten ſie auch ihm recht nützlich werden zu irgend einer Unternehmung, etwa Aegypten zu erobern. Hier kam Klearch zurück und fragte: ob die Antwort ſchon erfolgt?

„Erkläre du ſelber deine Meynung“ erwiederte Phalinos, „denn hier ſpricht Einer dieß, „der Andere das.“

Da ſprach Klearch: „Phalinos, ich und wir „alle ſehen dich hier gern, denn du biſt ein Grie„che und wir alle ſind es. So rathe du uns „nun. Bey den Göttern! du ſollſt uns rathen, „was dich am beſten und rühmlichſten dünkt, was „dir Ehre bringen mag, wenn in künftigen Zeiten „erzählt wird, Phalinos, der Grieche, habe einſt „im Namen des Perſiſchen Monarchen ſeinen Lands„leuten befohlen ihre Waffen auszuliefern, und, „auf ihr Verlangen, ihnen Rath ertheilt. Sprich! „du weißt, ganz Griechenland wird erfahren, „was du jetzt geſprochen.“

Der ſchlaue Klearch meynte, wenn Phalinos ſelber die Unterwerfung widerriethe, ſo würden die

Griechen um ſo muthiger bleiben; doch ſeine Erwartung täuſchte ihn, denn nach einigem Bedenken ſagte dieſer: „Dürft Ihr hoffen, wie 1 gegen 1000, „daß Ihr fechtend entrinnen werdet, ſo rathe ich „Euch zu fechten; iſt aber keine Rettung möglich „ohne des Königs Willen, ſo helft Euch, wie „Ihr könnet.“

„Das iſt deine Meynung“ erwiederte Klearch, „die unſrige hinterbringe deinem Monarchen „mit folgenden Worten: wir, ſeine Freunde, „können bewaffnet ihm nützlicher ſeyn als unbewaffnet; wir, ſeine Feinde, bedürfen der „Waffen um gegen ihn zu fechten, darum in beyden Fällen es unberathen wäre ſie auszuliefern.“

„Wohl“ ſprach Phalinos, „wir werden ſo „berichten. Doch Eines noch befahl der Monarch „zu ſagen: Bleibt wo Ihr ſteht, ſo werde Euch „Waffenſtillſtand vergönnet; ſchreitet Ihr aber „vor- oder rückwärts, ſo iſt Krieg die Loſung. „Was entſcheidet Ihr?“ „Sage deinem Herrn“ „antwortete Klearch, „wir ſind ſeiner Meynung.“

„Welcher?“ fragte Phalinos. „Waffenſtillſtand, wenn wir bleiben; Krieg, wenn wir vor

„oder rückwärts ſchreiten.“ Jener wiederholte die Frage, dieſer dieſelbe Antwort, denn ſeine Gedanken offenbarte er nicht, und die Herolde zogen ab.

* * *

Jetzt kamen die Boten aus dem Lager des Ariäos zurück, nur Menon war dort geblieben. Sie brachten die Antwort jenes Feldherrn: es würden die Perſer, deren viele eines höhern Standes als Er, ihn nicht für ihren König erkennen, darum wiederholte er den Vorſchlag, in der kommenden Nacht mit ihnen ſich zu vereinigen; geſchähe es nicht, ſo würde er doch am Morgen zum Rückzug aufbrechen. Da ſprach Klearch: „Thut was Euch „das Beſte dünkt.“ Doch was Er thun wollte, ſagte er nicht.

Aber am Abend berief Er die Obriſten und redete ſie alſo an: „Männer! ich habe geopfert, „ob wir gegen den König anrücken ſollten? die „Vorbedeutungen waren ungünſtig und mit Recht. „Denn ich weiß nun, daß zwiſchen uns und dem „Feinde der ſchiffbare Tigris ſtrömt, den zu überſchreiten uns Fahrzeuge mangeln. Hier dürfen

„ wir auch nicht verweilen, denn uns gebrechen
„ die Lebensmittel. Wollen wir uns aber zu des
„ Cyrus Freunden begeben, ſo weiſſagen die Opfer
„ es werde gelingen. Darum gehet und eſſet was
„ Ihr habt. Wird mit dem Horne das Zeichen der
„ Ruhe gegeben, ſo bereitet Euch zum Aufbruch.
„ Ertönt das Horn zum zweytenmale, ſo beladet
„ die Laſtthiere, und beym dritten Rufe ſetzt Euch
„ in Bewegung. Das Gepäcke zieht längs dem
„ Strome, die Bewaffneten decken es.“ Alle gehorchten ihm, nicht als dem Erwählten, ſondern als dem, der Feldherren-Pflichten am kundigſten. Sie waren aber von Epheſos in Jonien bis auf das Schlachtfeld bey Kunaxa, 93 Tage gezogen und von Babylon noch etwa 20 Tagmärſche entfernt.

Als es finſter geworden, gieng ein Thracier mit 40 Reitern und 300 Mann zum Könige über. Klearch brach auf und führte das Heer wie beſchloſſen worden. Um Mitternacht erreichte er das Lager des Ariäos. Hier ſchwuren ſich die Perſer und Griechen den Eid, einander nicht zu verrathen und treulich beyſammen zu halten. Sie fiengen das Blut der Opferthiere in den Schilden auf, die

Perſer tauchten ihre Spieße, die Griechen ihre Schwerdter in das Blut.

Dann befragte Klearch den Ariäos, welche Straße er zu ziehen geſonnen? dieſelbe auf der ſie kamen? oder eine beſſere? „Auf jener“ antwortete Ariäos, „müſſen wir verhungern, denn ſchon „in den letzten 17 Tagen litten wir Mangel und, „was noch da war, zehrten wir auf. Darum „ſtimme ich für einen längeren, doch mit allen Be„dürfniſſen wohl-verſehenen Weg. Wenn wir „in den erſten Tagen durch beſchleunigte Märſche „uns ſo weit als nöthig vom Feinde entfernen, „ſo wird er dann uns nie erreichen; denn mit ge„ringer Macht uns zu folgen, wagt er nicht, und „ein großes Heer bewegt ſich langſam, und iſt „ſchwer zu verſorgen.“

Dieſer Meynung folgend begann der Zug. Man hoffte, mit Sonnen Untergang babyloniſche Dörfer zu erreichen und man irrte nicht. Aber gegen Abend erſchienen Reiter in der Ferne. So kam es den Griechen vor, und ſie eilten ſich zu ordnen, und Ariäos, fahrend wegen einer Wunde, ſprang vom Wagen ſich zu rüſten. Doch ausgeſandte Kundſchafter berichteten: es wären nur Laſtthiere auf der Weide. Da merkten alle, das Perſiſche Heer ſey nahe, auch wurden rauchende Dörfer geſehen. Klearch wollte die ermüdeten, nüchternen Truppen nicht im Dunkel gegen den Feind führen, doch auch den Schein der Flucht vermeiden. Er lagerte ſich mit dem Vortrab in den nächſten, durch die Perſer verödeten Dörfern. Sogar die Balken hatten ſie fortgeſchleppt. Die Nachkommenden wählten im Finſtern eine Lagerſtatt, wie der Zufall ſie anwies, erhuben ein Geſchrey und riefen einander zu, daß die nächſten Feinde es vernahmen und erſchrocken aus ihren Zelten flohen. Am andern Morgen ſah man weder Lager noch Rauch, noch Laſtthiere mehr und den König ſelber hatte Furcht ergriffen.

Aber auch unter den Griechen verbreitete ſich in der folgenden Nacht ein paniſcher Schrecken, das Getümmel wurde groß, die Verwirrung nahm überhand. Da ließ Klearch durch einen Herold Stille gebieten und verkünden: Des Schreckens Urſach ſey nur ein Eſel, den irgend ein Uebelwollender in das Heer gelaſſen; wer den Thäter angeben könne, ſolle zur Belohnung ein Silbertalent empfangen. Das beruhigte alle.

Jetzt ſandte der König, der noch vor Kurzem die Waffen der Griechen ſo trotzig begehrt hatte, neue Herolde mit Vergleichs-Vorſchlägen. Die Vorpoſten meldeten ihre Ankunft, als eben Klearch das Heer muſterte. Sie ſollten warten, ließ Er ſagen, bis Er Zeit haben werde. Dann ſtellte Er das Heer in einen ſchönen, dichtgeſchloßenen Phalanx und als die Waffen überall blitzten, ließ er die Boten rufen und empfieng ſie an der Spitze ſeiner anſehnlichſten Krieger. Was wollt Ihr? fragte er. Sie ſprachen vom Vergleich, als des Königs Bevollmächtigte. „Sagt ihm" antwortete Klearch, „wir müſſen uns ſchlagen, denn wir haben kein „Brod. Wer mit Griechen vom Vergleich reden „will, muß zuvor ſie ſpeiſen."

Die Herolde giengen und kehrten ſo ſchnell zurück, daß wohl zu erkennen war, der König oder ſein Beauftragter, ſey in der Nähe. Der Griechen Forderung, hieß es, ſcheine dem Monarchen billig; Wegweiſer ſollten, nach geſchloſſenem Waffenſtillſtand, ſie an Orte führen wo Lebensmittel zu finden. „Sind wir alle in dieſem Vertrag begriffen?“ fragte Klearch, „oder nur die, an jene Orte Gehenden und von da zurück kehrenden?“ Alle, war die Antwort. Da ließ er ſie hinausgehen und hielt Rath. Es wurde beſchloſſen, eilig einen Waffenſtillſtand einzugehen, um Nahrungsmittel zu erlangen. Doch zögerte Klearch mit ſeinem Worte gegen die Boten, um ſie in Furcht zu erhalten; gab es endlich und befahl, das Heer verſprochener maſſen zu führen. Er ſelber folgte mit dem Nachtrab. Auf dieſem Wege fand er Gräben und Kanäle voller Waſſer, vermuthlich Ueberſchwemmungen vom Könige angeordnet, um die Straße zu verdecken, denn in dieſer Jahreszeit pflegte man die Felder nicht zu wäſſern. Es wurden Palmbäume umgehauen, Brücken und Stege daraus bereitet. Klearch, den Spieß in der Linken, den Stab in der Rechten haltend, war überall befehlend und hülfreich, ſprang ſelber in den Schlamm, arbeitete ſelber unermüdet und beſchämte Alle. Nur junge Männer hatte er angeſtellt, aber als die Alten ſeinen Eyfer ſahen, griffen auch ſie munter zu. So erreichte man die Dörfer, wo Erquickung bereit war. Getraide und Palmwein und Eſſig aus ſolchem Weine gekocht. Die ſchönſten Palmfrüchte dem Börnſtein ähnlich, wurden den Herren vorgeſetzt, die geringeren den Knechten, die getrockneten als Nachtiſch. Speiſe und Trank fanden die Griechen ſüß und kräftig, doch viele erkrankten von dem Genuß.

Drey Tage verweilten ſie hier, da kamen Tiſſaphernes und der Königin Bruder, und noch drey andere Perſer, mit großem Gefolge von Sklaven. Als die Feldherren ihnen entgegen giengen, ſprach Tiſſaphernes durch einen Dolmetſcher alſo:

„Griechiſche Helden! ich bin Euer Nachbar, und mich ſchmerzt es, Euch in dieſer verzweifelten Lage zu erblicken. Darum bat ich den Monarchen, um meiner treuen Dienſte willen mir zu vergönnen, daß ich nach Griechenland Euch zurückführe, wodurch ich Euren, und den Dank aller Griechen zu verdienen hoffe. Er verſprach mir, meine Bitte zu überlegen, doch ſollte ich zuvor euch befragen: Warum Ihr gegen ihn ausgezogen? ich rathe Euch zu einer milden ſeines Durchlauchtigen Herrn Pathen antreten ſolle. Meiner Großmutter fiel ein gewaltiger Stein vom Herzen, nachdem ſie dieſe Einrichtung getroffen. In wenig Wochen war ihre Geſundheit wieder hergeſtellt, und ſie erreichte glücklich ihr Vaterland an der Seite des Mopſes. Dort hatte ſie das Vergnügen, die Hofräthin X. in allen Geſellſchaften zum Schweigen zu bringen. Mein Großvater ſtarb kurze Zeit nach ſeiner zweyten Haupt-Action, und ſein Körper ward, wie er es in ſeinem Teſtamente verordnet hatte, in den nemlichen Scharlach Rock mit Golde gekleidet, den er vor zwey und vierzig Jahren trug, als er Se. Durchlaucht auf der Poſtſtation empfing. Schrimps erhielt die viereckigte Doſe zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte, und weinte ſo viel, daß meine Großmutter es für überflüſſig hielt, ihre Thränen mit den ſeinigen zu vermiſchen.

Der kleine Polycarpus war indeſſen dem Prediger van Doelen in ſeine friedliche Woh-

„ Antwort, damit ich um ſo leichter Gutes für
„ Euch wirken könne.“

Die Griechen traten ein wenig bey Seite um ſich zu berathen, dann brachte Klearch die Gegenrede: „Wir ſind nicht gekommen um den König
„ zu bekriegen. Mancherley Vorwand brauchte
„ Cyrus um uns herzuführen. Als Gefahr ihm
„ drohte, ſchämten wir uns vor Göttern und Men-
„ ſchen ihn zu verlaſſen, nachdem wir ſo manches
„ Gute von ihm empfangen. Nun iſt er tod, ſo
„ trachten wir nicht nach des Königs Herrſchaft
„ und Leben, oder nach Verheerung ſeines Landes.
„ Man vergönne uns nur, unbeleidigt heim zu
„ ziehen. Wohlthaten wiſſen wir zu vergelten;
„ doch, angetaſtet, werden wir, mit der Götter
„ Hülfe, uns vertheidigen.“

Tiſſaphernes verſprach, dieſe Antwort zu berichten. Bis zu ſeiner Wiederkunft ſollte der Waffenſtillſtand gehalten, und der Markt verſorgt werden. Am andern Tage erwarteten die Griechen ihn vergebens und wurden bekümmert. Allein am dritten brachte er des Königs Genehmigung, obſchon, wie er ſagte, viele widerſprochen hatten, der

Majeſtät verkleinerlich es darſtellend, Leute ziehen zu laſſen, die gegen den Monarchen die Waffen geführt. „Aber nun ſchwören wir Euch, ſo beſchloß er ſeine Rede, „Ihr ſollt im Frieden zie„hen und an Lebensmitteln keinen Mangel lei„den. Ihr ſchwört hinwiederum Haltung ſtren„ger Mannszucht und baare Zahlung für unſere „Lieferungen. Nur wenn dieſe nicht erfolgen, „mögt Ihr nehmen was Ihr bedürft.“ Dieſer Vertrag wurde beſchworen, und ſie reichten einander die Rechte. Dann begab ſich Tiſſaphernes wieder zum Könige. Sobald er ſeine Geſchäfte vollbracht, wollte er kommen, die Fremdlinge nach Griechenland führen und in ſeine Statthalterſchaft zurückkehren. Doch länger als zwanzig Tage ließ er auf ſich warten. Ariäos und die Griechen ſtanden während dieſer Zeit einander nahe im Lager. Zu jenem kamen ſeine Brüder und Verwandte, unter ſeine Soldaten miſchten ſich Perſer, ihnen zuſichernd, der Monarch werde des Vergangenen nicht gedenken. Das machte ſie kühler gegen die Griechen und dieſe merkten es wohl, giengen unwillig zu ihren Feldherren und ſprachen:

„ Warum ſollen wir noch warten? iſt nicht
„ klar, daß der König uns zu Grunde richten will,
„ damit alle Griechen ſich fürchten ſollen gegen ihn
„ ins Feld zu rücken? Noch ſucht er uns aufzuhalten,
„ weil ſein Heer zerſtreut iſt; hat er es geſammelt,
„ ſo wird er ungeſäumt uns überfallen.
„ Vielleicht daß er auch durch Graben oder Schanzen
„ uns die Wege ſperren läßt. Denn nimmer
„ werden wir mit ſeinem guten Willen in der Heymath
„ erzählen, wie unſre geringe Zahl ſeine
„ ganze Macht vor ſeinen Thoren überwunden,
„ und wie wir ſeiner ſpottend, heim gezogen."
„ Das ſind auch meine Gedanken" erwiederte
Klearch, „doch, brechen wir auf, ſo laden wir
„ auf uns den Schein gebrochener Verträge. Zufuhr
„ und Wegweiſer werden uns mangeln. Ariäos
„ wird ſich von uns wenden, kein Freund uns
„ übrig bleiben, die vormaliſche Zuneigung in
„ Feindſchaft ſich wandeln. Auch iſt mir unbekannt,
„ ob wir ſonſt noch Flüſſe antreffen werden. Daß
„ wir gegen der Feinde Willen den Eufrat nicht
„ überſchreiten dürfen, wißt Ihr alle. Kommt es
„ zum Gefecht, ſo mangelt uns Reiterey. Die

„ Perſer haben eine treffliche. Was konnte ſelbſt
„ der Sieg uns nutzen? doch geſchlagen wür-
„ de ſchwerlich Einer von uns entrinnen. Auch
„ dünket mich unwahrſcheinlich, daß der König,
„ eines zahlreichen Heeres Meiſter, geſchworen,
„ ſeine Rechte uns dargereicht, die Götter zu Rä-
„ chern des Meyneides würde angerufen haben
„ wenn er uns vertilgen, an Griechen und Barba-
„ ren meyneidig werden wollte."

Das und noch mehr dergleichen gab Klearch zu bedenken. Endlich kam Tiſſaphernes mit ſeinen Truppen, und des Königes Eydam, Orontes, mit den Seinigen, und der Rückzug begann, von Tiſſaphernes geführet, der auch mit Lebensmitteln die Griechen verſorgte. Ariäus und die Barbaren, die unter Cyrus gedient, zogen mit den Perſern, lagerten ſich auch unter ihnen, während die mißtrauiſchen Griechen ſtets entfernt ſich hielten und, als gegen Feinde, auf ihrer Huth blieben. Das verſtimmte die Gemüther. Bisweilen kam es auch, wenn Holz oder Futter geſammelt wurde, zu Thätigkeiten zwiſchen Einzelnen; das erregte Groll.

Nach drey Tagen ließen ſie die mediſche Grenzmauer hinter ſich. Sie war aus Ziegelſteinen erbauet, 20 Fuß breit, 100 Fuß hoch und reichte viele Meilen weit faſt bis Babylon. Zwey Tage ſpäter giengen ſie auf Schiffbrücken über Kanäle, die aus dem Tigris abgeleitet waren, und wiederum durch Nebenzweige, erſt große, dann immer kleinere, in die Felder ſich ergoßen, gleichwie in Griechenland die Hirſenfelder gewäſſert werden.

Dann kamen ſie am Tigris zu einer großen, volkreichen Stadt, Sitoke, wo die Griechen in einem ſchönen Garten unter dichten Bäumen ſich lagerten, die Barbaren hingegen über den Tigris giengen und nicht mehr geſehen wurden. Von ungefähr luſtwandelten Proxenos und Xenophon nach der Abendmahlzeit, da trat ein Fremdling ſie an, fragend, wo er den Proxenos und Klearch finden könne? Er kam vom Ariäos, Menons Gaſtfreunde, doch ſuchte er den Menon nicht. „Ich bin es" ſagte Proxenos, „den du zu ſprechen begehreſt." — Da hub der Fremdling an: „Mich ſenden Ariäos und Artabazes, des Prinzen Getreue und „Euch Gewogene; Ihr ſollt in dieſer Nacht Euch

„ hüten vor Ueberfall, denn es liegt viel Volkes „ in den benachbarten Gärten. Auch rathen ſie „ Euch die Brücke über den Tigris zu beſetzen, „ weil Tiſſaphernes damit umgeht, in der Nacht „ ſie abzubrechen, um zwiſchen dem Kanal und dieſem Strom Euch einzuſchließen.“

Alſobald wurde der Fremde zum Klearch geführt, welcher heftig erſchrack. Doch ein Jüngling nahm nach kurzem Bedenken das Wort. Ihm ſchienen Ueberfall und Zerſtörung der Brücke widerſprechende Entwürfe. „Denn,“ ſprach er, „wenn ſie „ bey jenem ſiegen, wozu dieſe vernichten? Gäbe „ es auch noch mehrere Brücken, keine würde uns „ Rettung ſchaffen. Werden ſie aber geſchlagen, „ ſo können, bey zerſtörter Brücke, ſie weder fliehen noch vom andern Ufer Hülfe erwarten.“

Klearch beherzigte das und fragte den Boten: „ Wie groß iſt das Land zwiſchen dem Tigris und „ dem Kanal?“ — „Sehr groß“ war die Antwort, „es liegen der Städte und Flecken viele „ darinn.“ — Da merkte man, er ſey von den Perſern abgeſchickt, die etwa fürchten mogten, wenn die Griechen auf der Inſel blieben, durch den Tigris auf der einen, den Kanal auf der andern Seite geſchützt, in einem Lande, welches reichlichen Unterhalt gewährte, ſo mögten ſie dort als Feinde ſich feſtſetzen. So legten es die Feldherren aus, begaben ſich zur Ruhe, ließen aber doch eine Wache auf der Brücke, wo, während der Nacht kein Feind ſich blicken ließ, auch wurden ſie nicht überfallen, ſondern zogen mit der Morgenröthe behutſam über den Strom. 37 Böte trugen die Brücke. Zwar hatten einige Griechen aus dem Gefolge des Tiſſaphernes berichtet, daß man bey dieſem Uebergang ſie angreifen werde; aber fälſchlich, denn nur einige Reiter beobachteten das Heer in der Ferne, und, von deſſen Zuge vergewiſſert, ſprengten ſie alſogleich zurück.

Die Griechen ſtießen, nach vier Tagmärſchen auf einen unächten Bruder des Königs, der von Suſa und Ecbatana herauf, ein mächtiges Heer ihm zu Hülfe führte. Er machte Halt. Sie zogen an ihm vorbey und Klearch wußte ſeine Haufen ſo zu ordnen und auszudehnen, daß ihre Zahl dem erſtaunten Perſer groß vorkam.

Nach ſechs Tagen gelangten ſie, durch mediſche Wüſten, an einige, der Paryſatis unterthänige Ortſchaften. Um den Cyrus noch in ſeiner Mutter zu verhöhnen, wurde den Griechen Plünderung verſtattet. Sie fanden viel Getrayde, Schaafe und andere Güter, nur Sklaven durften ſie nicht rauben.

Abermals 5 Tage zogen ſie durch eine Wüſte, den Tigris zur Linken. Jenſeits lag Känä, eine große, reiche Stadt, aus der die Perſer auf ledernen Böten Brod, Käſe und Wein zufuhren. Dann gelangten ſie an den Fluß Zabatos und ruheten drey Tage. Obgleich offenbare Nachſtellungen hier nicht zu fürchten ſchienen, ſo nährte man doch ſtets Verdacht, weshalb Klearch, um endlich alles aufzuklären, eine Unterredung mit Tiſſaphernes begehrte, die ihm augenblicklich zugeſtanden wurde. Da ſprach er alſo: „Wir haben einander geſchworen, uns nicht zu beleidigen. Doch ſiehſt du gegen uns auf deiner Huth wie vor Feinden. Dieß bemerkend, thaten wir ein Gleiches. Weil ich aber, ſtreng geprüft, nicht finde, daß du uns ſchaden wollen, ſo wenig als wir dir, ſo meynte

„ ich, eine Unterredung zwiſchen uns könne das
„ wechſelſeitige Mißtrauen zerſtören; denn ſchon
„ Manche, die ich gekannt, fürchteten einander,
„ durch Verleumdung oder Argwohn gereizt, und
„ fügten, um Uebel abzuwenden, Schuldloſen viel
„ Böſes zu. Darum komme ich freundlich zu dir,
„ und ſage dir: es iſt nicht recht, daß du dein
„ Vertrauen uns entzieheſt. Wir haben dir ge-
„ ſchworen, welcher Meyneidige findet Glück auf
„ Erden? Wie könnte er den Göttern entfliehen?
„ in welches Dunkel ſich verbergen? welche Frey-
„ ſtatt hoffen? überall herrſchen die Götter! be-
„ denke dieß Wichtigſte. Doch nicht genug: Du
„ biſt uns jetzt über Alles theuer. Mit dir wird
„ unſere Heimkehr gelingen, kein Mangel uns
„ drücken. Ohne dich ziehen wir im Finſtern, der
„ Wege unkundig; jeder Strom wird unſre Schrit-
„ te hemmen, jedes Volk uns furchtbar werden,
„ am ſchrecklichſten die Einöden! — Wollten wir
„ in blinder Wuth nach deinem Leben trachten,
„ das wäre Mord an unſerm Wohlthäter. Ich war
„ des Cyrus Freund, weil er die Macht, Gutes
„ zu thun, beſaß. Jezt ſehe ich dieſe Macht in

„ deinen Händen, und deine Herrſchaft iſt geſichert:
„ wer mögte denn ſo raſend ſeyn, dich
„ anzufeinden? — Allein auch du haſt Gründe unſer
„ Freund zu werden. Die Myſer, die Piſider,
„ vor allen die Aegyptier beweiſen euch Tücke;
„ mit unſerer Hülfe könnt Ihr leicht ſie demüthigen
„ oder züchtigen. Jedes benachbarte
„ Volk würden wir unter deinen Scepter beugen,
„ und nicht um Sold, nein, aus Dankbarkeit
„ für unſere Rettung, dir eifrig dienen. Darum
„ ſcheint mir ſeltſam, in Mißtrauen dich befangen
„ zu ſehen. Nenne mir den Mann, der ſolches
„ dir einflößen dürfte.“

Da antwortete Tiſſaphernes: „ Ich freue
„ mich, ſo weiſe dich reden zu hören. Wohl
„ würdeſt du dein eigenes Unglück ſchmieden, wenn
„ du mir nachſtellteſt. Allein auch Ihr hegt ungerechten
„ Argwohn. Wollten wir Euch verderben,
„ es wäre uns ein leichtes, und mit keiner
„ Gefahr verknüpfet. Uns ſteht ein mächtiges Heer
„ zu Gebote. Ihr zieht durch Länder, deren Bewohner
„ *unſere* Freunde; über Gebürge, die

nung gefolgt, wo ihn die wirthbare Hausfrau mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihre Arme nahm.

Drittes Kapitel.

Der Käfer.

Aus dem obigen Geſpräch des Herrn van Doelen mit meiner Großmutter, wird der Leſer ſchon ſelbſt die Bemerkung gezogen haben, daß er in ſeinen Grundſätzen von der Erziehung, jenem liebenswürdigen Sonderling Hans Jaçob Rouſſeau folgte. Mein Vater wurde fleißig gebadet, lernte ſchon in ſeinem vierten Jahre ſchwimmen, und ſchwamm in kurzer Zeit im Golfo di Napoli herum, wie ein Fiſch in ſeinem Elemente. Die erſten Begriffe von Gott und der Natur wurden ihm beym Spazierengehen beyge-

bracht,

„ wir beſetzen und für Euch ſperren; über manche
„ Flüſſe, wo wir nach Belieben die Zahl der
„ Eurigen, dem Tode Geweihten, beſtimmen
„ könnten. Andere Ströme würdet Ihr nimmer
„ ohne unſere Hülfe überſchreiten. Und geſetzt,
„ Ihr bliebet uns dennoch überlegen, ſo dürften
„ wir nur durch Feuer alle Früchte zerſtören, und
„ den Hunger für uns fechten laſſen, den auch Ihr
„ Tapferen nicht überwindet. Warum ſollten wir
„ denn, unter ſo vielen gefahrloſen Wegen, gerade
„ nur den erwählen, der ruchlos vor Göttern,
„ und ſchimpflich vor Menſchen iſt? der nur Verzweifelnden
„ geziemt, die in höchſter Noth durch
„ Meyneid und Treubruch ſich retten wollen?
„ Nein, Klearch, ſo feige, ſo vernunftlos ſind
„ wir nicht. Wir konnten Euch vertilgen, warum
„ geſchah es nicht? weil ich Euch liebe, Euch
„ Treue beweiſen, und die Völker, die dem Cyrus
„ um Sold dienten, durch Wohlthaten an mich
„ feſſeln wollte. Was Ihr einſt mir werden könnet,
„ haſt du ſchon berührt, doch ich weiß ein
„ Wichtigeres: nur dem Monarchen iſt vergönnet,
„ den Königs-Schmuck auf dem Haupte zu tra-

„ gen, allein in Eurer Mitte darf auch wohl ein „ Anderer ihn im Herzen tragen.“

Klearch, dieſen Worten vertrauend, ſprach: „ Wohlan! die härteſten Strafen gebühren den „ Verleumdern, die ſolche Freunde zu entzweyen „ ſtreben.“

„Kommt Alle zu mir, öffentlich“ erwiederte Tiſſaphernes, „Ihr Feldherren und Obriſten, ſo „ will ich den Mann Euch nennen, der Hinterliſt „ Euch aufgebürdet.“

„Mit Allen will ich kommen“ verſprach Klearch, „ und dann auch dir entdecken, woher ich den „ Verdacht geſchöpft.“ Nach dieſer Unterredung zeigte Tiſſaphernes ungezwungene Vertraulichkeit, bat den Griechen da zu bleiben, und zog ihn an ſeine Tafel. Als Klearch am folgenden Tage zurückkehrte, war es wohl zu merken, wie ganz der Perſer ihn gewonnen. Daß man auf deſſen Verlangen zu ihm gehen müſſe, erklärte er laut, und wer dort von den Griechen der Verleumdung überführt würde, der ſollte den Tod des Verräthers ſterben. Sein Argwohn traf Menon, ſeinen Feind, weil er wußte, dieſer ſtrebe nach der Perſer Freundſchaft, um der Erſte im Heere zu werden. Das war auch ſein Ziel, er ſuchte alle zu gewinnen und die Murrenden zu entfernen.

Einige Soldaten äußerten bedenklich, man ſolle dem Tiſſaphernes nicht trauen, und die Anführer der Griechen nicht alle zu ihm ſenden. Allein Klearch ſtritt heftig dafür, und bewog fünf der Feldherren, zwanzig der Obriſten mit ihm zu gehen. Unter dem Vorwand einzukaufen, folgten ihm noch etwa 200 Soldaten. Als ſie nun des Perſers Zelt erreichten, wurden die Feldherren hinein gerufen, Proxenos und Menon, Agios, Klearch und Sokrates. Die Obriſten blieben drauſſen. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, wurden die im Zelte verhaftet, die vor demſelben niedergehauen. Perſiſche Reiter ſprengten zugleich in die Ebene, alle Griechen tödtend, die ſie fanden. Die im Lager ſahen jene Reiter, und blieben zweifelhaft, was zu thun, bis der Arkadier Nikarchos fliehend kam. Ihm war der Unterleib aufgeriſſen, er hielt die Eingeweide mit den Händen, und erzählte was geſchehen. Da griffen die beſtürzten Griechen haſtig zu den Waffen, erwartend, daß man augenblicklich ihr Lager überfallen werde. Allein nur Ariäos erſchien mit noch Zweyen von des Cyrus Getreueſten, und einem Gefolge von 300 geharniſchten Perſern, unter denen der griechiſche Dollmetſcher auch des Tiſſaphernes Bruder erkannte. Sie foderten, es ſolle ein Feldherr oder Obriſter hervortreten, wenn einer vorhanden ſey, um des Königs Befehle zu vernehmen. Da trat behutſam der alte Kleanor mit einigen Andern hervor, unter ihnen auch Xenophon.

„Ihr Griechen!“ ſprach Ariäos: „um Meyn-
„eids willen iſt Klearch mit dem Tode beſtraft;
„Proxenos und Menon aber, die Entdecker ſeiner
„Hinterliſt, werden hoch geehrt. Von Euch fo-
„dert der Monarch die Waffen, denn Cyrus war
„ſein Knecht und dem gehörten ſie.“ Kleanor
nahm das Wort:

„Schändlichſter aller Menſchen! Du, Ariäos!
„und Ihr Andere, einſt Freunde des Cyrus!
„Ihr ſcheut nicht Götter noch Menſchen. Ge-
„ſchworen habt Ihr, unſere Freunde und Feinde
„ſollten auch die Eurigen ſeyn; jetzt verrathet Ihr
„uns dem Tiſſaphernes, dem ehrloſeſten, gottlo-

„ feſten Manne! und nachdem Ihr die ermordet, „ an die ein Schwur Euch band, wollt Ihr auch „ uns vernichten.“

Ariäos ſprach: „Klearch iſt zuerſt an uns Allen zum Verräther geworden.“ Da ſagte Xenophon: „Wenn dem alſo iſt, ſo litt er mit Recht „ des Meyneids Strafe. Doch Proxenos und Menon, die, Euch warnend, Eure Wohlthäter „ wurden, die ſendet uns zurück. Als Freunde „ beyder Theile können ſie uns am beſten rathen.“

Hierauf beſprachen ſich die Perſer eine Weile miteinander, und giengen endlich ohne Antwort. Aber die Gefangenen wurden nach Hofe geſandt und dort enthauptet. Klearch war, nach Aller Zeugniß, ein großer Feldherr, nur dem Kriege allzugeneigt. Einſt diente er den Spartanern gegen die Athenienſer. Nach dem Frieden wußte er jene zu überreden, die Griechen wären von den Thraciern beleidigt. Man ſandte ihn gegen dieſe. Doch als die Ephoren bald anderes Sinnes wurden, beriefen ſie ihn zurück. Er gehorchte nicht, und Sparta verdammte den Ungehorſamen zum Tode. Damals floh er zum Cyrus. Krieg war ihm lieber als ruhiger Beſitz ſeiner Güter. Wenn andere durch ihr Gold ſich Vergnügen ſchufen, ſo verwandte er das Seinige auf Soldaten, denn nur Krieg war ſein Vergnügen. Gefahren ſcheute er nicht; bey Tag und Nacht ſuchte er den Feind. Den Soldaten wußte er Vertrauen einzuflößen, er ſorgte für ihre Bedürfniſſe. Doch war er ſtreng, ſeine Miene ernſt, ſeine Stimme rauh. Er ſtrafte hart, auch wohl in der Hitze, das gereute ihn bisweilen. Die Kriegszucht hielt er für unentbehrlich, und pflegte zu ſagen: ein Soldat müße den Befehlshaber mehr als den Feind fürchten, damit er ſeine Pflichten treu erfüllte. Am liebſten gehorchten ihm die Seinen in Gefahren; dann ſchien ſein Ernſt ihnen Sanftmuth, ſeine Härte nur dem Feinde furchtbar. Konnten ſie aber, nach überſtandener Gefahr, zu andern Feldherrn übergehen, ſo thaten es viele, denn er wußte ihre Liebe nicht zu gewinnen; ſie waren gegen ihn geſinnt, wie Knaben gegen ihre Lehrer. Nur in der Noth folgten ſie ihm gerne. Er ſelber mogte ungern Andern gehorchen. Als er umkam, war er ein Mann von etwa 50 Jahren.

Proxenos, der Böoter, entbrannte ſchon als Knabe von der Begier nach großen Thaten, und ſchonte kein Geld um ſich Kenntniſſe zu erwerben. Nach Ruhm, Macht und Reichthum ſtrebte er, doch nur auf redlichen Wegen. Er wußte ein Heer gegen den Feind zu führen, nicht aber den Soldaten Ehrfurcht einzuflößen. Er ſcheute ihren Haß mehr, als ſie den Ungehorſam gegen ihn. Die Tapfern zu loben, die Feigen bloß nicht zu loben, ſchien ihm genug; darum liebten jene ihn, während dieſe ihm Fallſtricke legten, ſeine Leichtgläubigkeit mißbrauchend. Er fiel als er kaum 30 Jahre zählte.

Menon, der Theſſalier, herrſch- und habgierig, betrachtete den Ruhm nur als ein Erwerbsmittel, ſchloß ſich an Mächtige um ungeſtraft Böſes zu thun. Ihm waren Meyneid, Lug und Trug die kürzeſten Wege zu jedem Ziele; Aufrichtigkeit hieß ihm Einfalt. Niemand liebte er, ſeine Freundſchaft ſchützte nicht vor ſeinen Nachſtellungen. Der Feinde ſpottete er nur hinter ihrem Rücken. Ihre Güter zu rauben hatte er nicht den Muth, wohl aber die der Freunde, weil unverwahrtes Gut leichter genommen wurde. Böſewichter fürchtete er gleich Bewaffneten, Redliche hingegen hielt er für unmännlich und bequem zu ſeinem Dienſt. Menſchen ohne Argliſt ſchienen ihm ungebildet. Betrug, Erdichtung, Spott über Freunde vergnügte ihn. Durch Verleumdung ſuchte er ſich einzuſchmeicheln, die Soldaten zu gewinnen durch Theilnahme an böſen Streichen. Geehrt wollte er ſeyn, weil er ſchaden konnte. Solchen, die ihn verließen, rechnete er als Wohlthat an, daß er zuvor in ſeinem Dienſte ſie nicht umgebracht. Von dem Perſer Ariäos ließ er ſchon als Jüngling zu vertrautem Umgang ſich gebrauchen, während er ſelber mit dem bärtigen Tharypos der Wolluſt nachhieng. Er wurde nicht enthauptet, wie die Uebrigen, ſondern ſchleppte noch ein Jahr ſein verächtliches Daſeyn zur eignen Marter umher. Dann ward er hingerichtet.

Agios, der Arkadier, und Sokrates, der Achäer, fielen wie ihre Gefährten, beyde in einem Alter von 40 Jahren. Nie hat Jemand ihren Muth bezweifelt, noch ihrer Freundſchaft mißtraut.

* * *

Hoch bedrängt waren jezt die Griechen. Von Feinden umringt; ohne Zufuhr; vom Vaterlande mehr als 10000 Stadien entfernt; *) ohne Wegweiſer; durch tiefe Ströme abgeſchnitten; von den Perſern, die unter Cyrus dienten, verrathen; von allen Freunden dieſes Prinzen allein noch übrig; der Reiterey entbehrend, ohne welche nicht einmal ein Sieg nützen konnte. Alle waren tief bekümmert, aßen und tranken nicht; Wenige zündeten Feuer an, Wenige erſchienen bewaffnet in dieſer Nacht. Jeder legte ſich nieder wo er eben ſtand, keiner konnte ſchlafen. Der Gedanke an das Vaterland, an Eltern, Weiber und Kinder, die ſie nimmer wieder zu ſehen fürchteten, verſcheuchte den Schlummer. So verfloß die Nacht. Aber im Heere war auch Xenophon, der Athenienſer, ein Freywilliger nur, des Proxenos Gaſtfreund, von dieſem ſchriftlich eingeladen, mit dem Verſprechen, ihm des Cyrus Freundſchaft zu erwerben, die, mehr als ſein Vaterland, ihm nützen könne. Als Xenophon den Brief geleſen, fragte er den So-

---

*) 200 deutſche Meilen.

krates um Rath. Die Athenienſer, meynte dieſer, mögten ihm den Zug verübeln, weil Cyrus den Spartanern gegen ſie beygeſtanden; darum ſolle er lieber zu Delphi das Orakel befragen. Xenophon gieng hin um zu erfahren, welchem Gott er opfern müſſe, um Glück und Ruhm auf ſeiner Fahrt zu erringen. Das tadelte Sokrates. Er hätte fragen ſollen: ob zu bleiben oder heimzuziehen beſſer ſey? Doch mußte er nun, Apolls Befehl erfüllend, den angezeigten Göttern opfern. Dann ſchiffte er ſich ein und kam nach Sardes, wo Proxenos und Cyrus, eben aufbrechend, ihn wohl empfiengen, wetteifernd begünſtigten, und der letztere verſprach, nach geendigtem Feldzuge ihn heim zu ſenden. Man wolle gegen die Piſider fechten, wurde auch ihm vorgeſpiegelt. Doch täuſchte Proxenos ihn nicht, denn kein Grieche, außer Klearch, wußte um des Prinzen Vorhaben. Erſt in Cilicien merkten es Alle, ſcheuten den Weg und äußerten Unwillen, ſchämten ſich aber umzukehren; ſo auch Xenophon. Jetzt in Traurigkeit verſunken wie Alle, entſchlummerte er ein wenig und ſah im Traume, wie ein Blitzſtrahl ſein väterliches Haus entzündete. Erbracht, er ward nicht hinter einem mit Dintenflecken bemahlten Tiſche an den Katechismus geſchmiedet, durfte den ganzen Tag herumlaufen, ſpringen, ſich mit des Nachbars Kindern balgen, nach einem Ziele werfen, und ſo weiter. Er bediente ſich dieſer Freyheit nach Herzensluſt, und war ſelten anders zu Hauſe, als wenn der Hunger ihn zum Brodſchranke trieb.

Indeſſen blickte es doch aus allen ſeinen kindiſchen Handlungen oft hervor, daß die Natur ihn beſtimmt hatte, unter die kleine Zahl der guten Menſchen gerechnet zu werden. Wenn er zuweilen bey lärmenden Knabenſpielen einem ſeiner jüngern Kameraden unverdiente Kopfſtöße mitgetheilt hatte; ſo ſchämte er ſich nicht, ihm um den Hals zu fallen, und konnte oft, zürnend auf ſich ſelbſt, Stundenlang im Winkel ſtehn und weinen. Sein Frühſtück theilte er gern, wenn er ſah, daß ein ärmerer Knabe ihm hungrig in den Mund blickte. Auch für die Liebe ſchien ſein ſchrocken wachte er auf, zweifelnd ob der Traum ihm Gutes oder Böſes bedeute. Mancherley Gedanken ergriffen ihn. Warum liege ich hier? die Nacht verſtreicht. Sicher kommt der Feind mit Tages Anbruch. Fallen wir in des Königs Hände, ſo iſt, nach harten, erduldeten Beſchwerden, ſchimpflicher Tod unſer Lohn. Keine Rettungs-Anſtalt wird begonnen, keiner denket einmal daran; da liegen ſie alle in tiefer Ruhe. Welcher Feldherr wird ſich das erlauben? und ich, welche Zeit ſoll ich erwarten? muß ich heute mich ergeben, ſo ſind meine Jahre gezählet.

Er ſtand auf und berief die Obriſten des Proxenos. „Ich kann nicht ſchlafen“ ſagte er: „könnt Ihr es? ſchwerlich. Länger kann ich auch nicht liegen und dieſen Zuſtand betrachten. Daß die Perſer ſich entlarvten, beweiſet mir die Vollendung ihrer Zurüſtungen, und von uns denkt niemand auf eine rühmliche Vertheidigung. Welch Schickſal, meynt Ihr, ſtehe uns bevor? der Mann, der ſeines Bruders Leichnam verſtümmelt an das Kreuz ſchlug, wie wird er mit uns verfahren, die wir den Monarchen zum

„Sklaven machen, ihn tödten wollten? wir müſſen
„alles aufbieten um ſeiner Gewalt zu entrinnen."

„Immer ſchien der Waffenſtillſtand mir beklagenswerth.
„Die Feinde hatten alles, genoßen
„alles, während wir alles kaufen mußten, und
„nur wenige vermogten das; während Schwüre
„uns banden, auf andere Weiſe der Griechen Bedürfniſſe
„zu erlangen. Wahrlich, da ſchien die
„Waffenruhe mir furchtbarer als der Krieg, den
„wir jezt beginnen. Denn die Perſer haben den
„Vertrag gebrochen, ihr Uebermuth iſt offenbar,
„unſer Verdacht gerechtfertigt. So liegen nun
„alle ihre Güter als Sieges-Preiſe vor uns, den
„Tapferſten beſtimmt; die Götter ſind Kampf-Richter
„und werden mit uns ſeyn, die Meyneidigen
„nicht ſchützen. Wir haben unſern Schwur
„gehalten. Wir ſind abgehärteter und minder
„verwundbar als Jene, auch, ſo Gott will, beſſer
„als ſie. Sollen wir denn warten, bis andere
„zu rühmlichen Thaten uns ermuntern? Auf!
„gebt das Beyſpiel! beweiſet Euch als die Tapfer-

„ ſten und Würdigſten! ich will Euch folgen. Doch „ begehrt Ihr von mir, an Eurer Spitze zu „ fechten, ſo will ich meine Jugend nicht vorſchü„tzen, denn ich fühle Kraft in mir das Unglück „ abzuwehren.“ So ſprach er, und die Obriſten alle verlangten ihn zum Anführer. Nur Apolloni- des meynte, es ſey thörigt, eine andere Rettung zu hoffen als von des Königes Gnade. Schon hub er an die Schwierigkeiten aufzuzählen, da unterbrach ihn Xenophon mit den Worten:

„Seltſamer Menſch! deine Augen ſehen nicht; „ was du gehört haſt du vergeſſen. Der König, „ durch des Cyrus Tod ermuthigt, hat unſere „ Waffen gefodert, dann einen Vertrag mit uns „ geſchloſſen, drey unſrer Feldherren geſchlagen, „ verwundet, geſchmäht, daß ſie umſonſt den Tod „ ſich wünſchen. Das alles weißt du, und darfſt „ noch thörigt ſchelten, die zu Vertheidigung ra„then? und darfſt von Unterwerfung ſprechen? „ Dieſes Menſchen Seele beſchimpft ganz Grie„chenland. Nehmt ihm ſeine Würde und legt ihm „ Gepäck auf.“

Ein anderer ſprach: „Was kümmert ihn Griechenland? er trägt, wie ein Lydier, beyde Ohren durchbohrt.“ Hierauf ſtießen ſie ihn aus ihrer Mitte, und giengen durch das Lager, und beriefen alle Feldherren, alle Obriſten, die noch lebten, vor die Fronte; ihrer ſammelten ſich bey Hundert und es war gegen Mitternacht. Xenophon wurde aufgefodert, ſeinen Antrag zu wiederholen. Er that es und fügte hinzu: „Auf Euch ſind jezt die Blicke der Soldaten gerichtet. Zeigt Ihr Muth, ſo werden auch ſie ihn zeigen. Im Frieden habt Ihr Gold und Ruhm voraus, ſo ziemt Euch auch, daß Ihr, dieſes Vorzugs würdig, für ſie denkt und handelt. Wählt eilig andere Führer an die Stelle der Ermordeten, denn ohne Ordnung kann nichts Rühmliches gedeihen. Ermuntert die Soldaten durch kräftige Zuſprache. Nicht die Menge, Gott und Muth verleihen Sieg! Oft fallen unrühmlich, die ihr Leben ängſtlich zu erhalten ſtreben; doch wer dem Tode, dem unvermeidlichen, entſchloſſen unter die Augen tritt, erreicht oft ein hohes, glückliches Alter. So laßt uns denken, hievon Andere

„überzeugen.“ Er ſchwieg und Cheiriſophos redete:

„Ich wußte bisher nichts von dir, als, du ſeyſt ein Athenienſer. Nun kenne ich dich ganz, und rühme dich und wünſchte nur, daß alle dir glichen. Wohlan! ohne Zaudern, laßt uns die Anführer wählen, dann die Soldaten berufen, und, ſammt den Erwählten, mitten unter ſie treten.“ Es geſchah, und Xenophon wurde der fünf neuen Feldherren einer. Faſt war der Tag nun angebrochen. Es wurden Vorpoſten ausgeſtellt, das Heer verſammelt und Cheiriſophos ſprach, die bedenkliche Lage nicht verſchleyernd: „Wir müſſen ſiegen oder ſterben! denn fielen wir lebendig in der Feinde Gewalt, ſo würden wir erdulden müſſen, was ich von den Göttern ihnen wünſche.“ Und Kleanor erinnerte an der Perſer Meyneid; an den, den gaſtfreundlichen Zeus verſpottenden, Meuchelmord; an den Undank des Ariäos, den auf den Thron man heben wollen. Und Xenophon, im ſchönſten kriegeriſchen Schmucke trat auf, denn er meynte, es zieme ſich, geſchmückt zu ſiegen oder zu ſterben. Er bekräftigte Kleanors

Worte, vor neuer Leichtgläubigkeit warnend, und, wenn der Krieg muthig begonnen werde, der Götter Beyſtand verheißend.

Als er ſo ſprach, nießte Einer, und die Soldaten, für ein glückliches Zeichen es haltend, dankten einſtimmig den Göttern. Und Xenophon gelobte dem Zeus ein Rettungsopfer, ſobald ſie unfeindlichen Boden beträten, und auch andern Göttern Opfer nach Vermögen. „Wer ſo denket wie ich“ rief er aus, „der ſtrecke ſeine Hand empor!“ Da ſtreckten Alle ihre Hände empor und beteten und ſangen das Kriegslied.

Und Xenophon ſprach weiter: „Von unſern
„Hoffnungen will ich reden, die fürwahr nicht geringe ſind.
„Denn redlich haben wir unſern Schwur
„gehalten, jene den ihrigen gebrochen, darum
„werden mit uns die Götter ſeyn, denen es ein
„leichtes iſt, die Großen klein zu machen und
„die Kleinen aus Gefahr zu retten. Das haben
„ſie ſchon an unſern Vätern bewieſen; als mit
„zahlloſen Heeren die Perſer Athen zu zerſtören
„drohten, und beſiegt wurden. Damals hatten
„die Athenienſer Dianen für jeden erlegten Feind

„ das Opfer einer Ziege gelobt, weil aber ſo viele
„ Ziegen nirgend zu finden waren, ſo opfern ſie
„ deren noch jetzt jährlich 500. Noch einmal wagte
„ Xerxes Griechenland zu bedrohen, noch einmal
„ wurden die Vorfahren dieſer Perſer von unſern
„ Vorfahren beſiegt zu Waſſer und zu Lande.
„ Das bezeugen die Trophäen, und mehr noch die
„ Freyheit der Städte, in welchen Ihr gebohren
„ ſeyd. Denn keinen Herrn, nur die Götter betet
„ Ihr an. Von ſolchen Vätern ſtammt Ihr
„ ab, und habt noch vor wenigen Tagen dieſer
„ Abkunft Euch würdig bewieſen. Da fochtet Ihr
„ doch nur für einen Fremden und wußtet zu ſiegen;
„ welche höhere Zuverſicht muß Euch jetzt beleben,
„ da Ihr in den Kampf für eigene Wohlfahrt
„ geht. Zum erſtenmale erblicktet Ihr damals
„ ihre ungezählten Schaaren und drangt
„ unverzagt auf ſie ein; wie ſolltet Ihr jetzt ſie
„ fürchten, nachdem ihre Feigheit von Euch erprobt
„ worden? Meynt Ihr geſchwächt zu ſeyn
„ durch den Abfall der Barbaren, die dem Cyrus
„ gehorchten? O die ſind feiger noch als
„ jene Ueberwundenen, denn ſie konnten uns ver-

„ rathen, zu Jenen entweichen; und Flüchtlinge
„ mögen lieber uns gegenüber, als in unſern Reihen
„ ſtehn."

„Sollte es Euern Muth ſchwächen, daß Reiterey
„ uns mangelt? die Feinde hingegen auf die
„ Zahl der ihrigen trotzen? O ſo bedenket, daß
„ 10000 Reiter doch nur 10000 Menſchen ſind.
„ Durch Roſſes Huf oder Gebiß fiel noch keiner
„ in der Schlacht. Wir fechten zu Fuß
„ weit ſicherer. Sie müſſen nicht allein uns, auch
„ ihrer Roſſe Straucheln fürchten; wir ſtehen feſt
„ und ſchlagen ſicher zu. Nur Eines wird ihnen
„ leichter, die Flucht."

„Manche möchte es bekümmern, daß Wegweiſer
„ uns mangeln. Doch was dünket Euch beſſer?
„ daß der tückiſche Tiſſophernes uns führe?
„ oder Einer den wir zwingen, und der mit ſeinem
„ Leben die Treue uns verbürgen muß? —
„ Keine Zufuhr von den Perſern iſt mehr zu hoffen;
„ doch was dünket Euch beſſer? auf dem
„ Markte wenig für vieles Geld zu kaufen? oder
„ nach Belieben zu nehmen was wir brauchen?"

„Scheut Ihr die Ströme? Mögen ſie auch,
„ entfernt von ihren Quellen, nicht zu durchwaten
„ ſeyn, was hindert, eben dieſen Quellen uns zu
„ nähern, wo ſie kaum das Knie beſpülen? —
„ Geſetzt aber auch, die Ströme hemmten unſre
„ Schritte, wohlan, ſo bleiben wir mitten in
„ Perſien. Sind denn die Myſer und Piſider tapferer
„ als wir? und wohnen ſie nicht hier in
„ großen, reichen Städten, dem Könige zum Trotz?
„ Haben wir nicht ſelbſt geſehen, daß die Lykaonier
„ Feſtungen erobert und des Landes Früchte
„ geerndtet haben? — Ich meyne, wir müſſen uns
„ ſtellen, als wollten wir uns hier anbauen. Gern
„ würde der König den Myſern Wegweiſer und
„ Geiſeln geben, und all' ihr Gepäck auf ſeinen
„ eigenen Wagen fortſchaffen, wenn ſie nur gehen
„ wollten. Gern würde er auch Unſer auf ſolche
„ Weiſe ſich entledigen, wenn er ſähe, daß wir zu
„ bleiben Anſtalten treffen.“

„Doch ich fürchte, wenn wir im Müſſiggang
„ und Ueberfluß der Feinde Güter verzehren, mit
„ ihren Weibern und Mädchen in Wolluſt ſchwelgen,
„ ſo mögten wir dann, gleich jenen Lotoe-

„Eſſern beym Homer, den Weg nach der Hey-
„math vergeſſen. Drum dünkt mich rechtlicher,
„wir ziehen ins Vaterland, unſern Mitbürgern
„beweiſend, daß wir dort lieber freywillig arm
„ſind, als hier des Sieges Früchte genießen.“

„Nun noch ein Wort von unſerer Sicherheit
„auf dieſem Zuge. Alle Wagen, alle Zelte müſ-
„ſen wir verbrennen, kein Gepäck darf uns hin-
„dern. Nur Kriegsgeräth und was zur Speiſe
„und Trank wir nothwendig bedürfen, werde
„mitgeführt, auf daß der Unſrigen ſo Viele als
„möglich bewaffnet erſcheinen. Sieger finden überall
„was ſie brauchen, und ſiegen wir, ſo mögen die
„Feinde unſere Packträger werden.“

„Ihr habt geſehen, daß die Perſer dann erſt
„Muth gegen uns gefaßt, nachdem ſie der Feld-
„herren uns beraubt, wähnend, ohne Häupter,
„ohne Ordnung müßten wir verderben. Darum
„thut Noth, Kriegszucht und Vorſicht zu verdop-
„peln. Den Ungehorſamen darf nicht der Feld-
„herr allein, Jeder müſſe auf friſcher That ihn
„züchtigen, ſo wird der betrogene Feind am Mor-
„gen, ſtatt Eines Klearch, 10000 erblicken. — Ich

junges Herz empfänglich. Wenig Monate nachdem der Zufall ihn in das Haus ſeiner Pflegeltern geworfen hatte, ward dem Prediger van **Doelen** eine Tochter gebohren, die mit meinem Vater aufwuchs. Die kleine **Wilhelmine**, wie man ſie dem Prinzen von Oranien zu Ehren genannt hatte, war ein niedliches, brunettes Mädgen, mit einem Paar ſchwarzer feuriger Augen, und einem Grübgen in der Wange. Mein Vater kam ſelten von ihrer Seite. Die Natur lehrte ihn tauſend kleine Gefälligkeiten, und wenn er zuweilen mit ſeinen Kameraden die Obſtbäume in des Nachbars Garten beſtahl, ſo brachte er immer die reifſten Früchte der kleinen, ſüßlächelnden **Wilhelmine**.

So verſtrichen die erſten dreyzehn Jahre ſeines Lebens im Genuß ſchuldloſer Freuden, die keine Ruthe, und kein finſterer Scholarch ihm verbitterten. Doch die Zeit rückte heran, in welcher, nach dem Verſprechen meiner Großmutter, der alte, treue Schrimps-

lem-

„ habe geredet. Was Ihr gut gefunden, das ge-
„ nehmigt ſchnell. Wer das Beſſere weiß, der
„ trete auf und rede frey, wäre er auch nur ein
„ gemeiner Soldat, denn hier gilt es unſer aller
„ Rettung!“ Xenophon ſchwieg und Cheiriſophos hub an:

„ Laßt uns ſeine Worte ſchnell bekräftigen durch
„ Aufhebung der Hände.“ Und Alle reckten ihre Hände empor. Und Xenophon verglich die Perſer mit furchtſamen Hunden, die den Weichenden verfolgen und beiſſen, den Verfolgenden aber fliehen; alſo würden ſie auch jezt den aufbrechenden Griechen vermuthlich nachſetzen; darum ordnete er das Heer in ein Viereck, den Troß in deſſen Mitte, Den Spartaner Cheiriſophos an die Spitze, und zwey der älteſten Feldherren zu beyden Seiten. Er und Timaſion, als die Jüngſten, wollten den Nachzug decken. Zum leztenmale erinnerte er, daß nur der Tapfere ſiegen und leben, die Heymath wieder ſehen und mit des Ueberwundenen Gütern ſich bereichern werde.

Jezt wurden die Wagen und Zelte verbrannt. Wer noch mehr beſaß, als er bedurfte, theilte es dem Gefährten mit und warf den Ueberfluß ins Feuer. Dann hielten ſie eine Mahlzeit, nach welcher Mithridates mit etwa 30 Reitern erſchien, vorgebend, als ein Freund des Cyrus, lebe er in ſteter Furcht, und wolle gern mit allen den Seinen zu den Griechen übergehen, wenn ſie ihre Anſchläge ihm vertrauen wollten. Unverholen theilte man den gefaßten Beſchluß ihm mit, den er als unausführbar zu ſchildern ſuchte; wodurch er Verdacht auf ſich lud. Beſſer ein offener Krieg, meynten die Feldherrn, als dieſe tückiſchen Beſuche im Lager, die nur auf Verführung der Soldaten abzwecken. Wirklich gieng ein Obriſter, Nikarch aus Arkadien, mit etwa 29 Mann in der Nacht zu den Perſern über.

Die Griechen aber ſchritten in Schlachtordnung über den Fluß Zabatus. Nicht lange ſo erblickten ſie aufs neue jenen verrätheriſchen Mithridates, der mit einem Haufen Reiterey, Bogenſchützen und Schleuderern, erſt freundlich anrückte, dann in der Nähe durch Wurf und Geſchoß mehrere verwundete. Der Griechen Nachtrab litt und konnte nicht vergelten, denn es flogen der Kreter Pfeile minder weit, als die der Perſer, und ſie mußten, weil ſie ungeharniſcht waren, unter die ſchweren Truppen ſich bergen. Auch die Wurfſpieße erreichten die Schleuderer nicht. Da ſetzte Xenophon ſich an des Nachtrabs Spitze und verfolgte die Feinde, deren keiner gefangen werden konnte, weil er keine Reiter hatte, auch nicht zu weit vom Heere ſich entfernen wollte. Die fliehenden Perſer aber ſchoßen noch rückwärts von den Roſſen herab und die Griechen mußten fechtend ſich zurückziehen, Xenophon aber Vorwürfe hören, daß er ohne Nutzen ſich zu weit gewagt. So konnten ſie an dieſem Tage nicht mehr als 25 Stadien (wenig über 3000 Schritte) zurücklegen bis zu einigen Dörfern.

Hier bewies Xenophon aus dem Vorgefallenen, daß Schleuderer und berittene Mannſchaft den Griechen unentbehrlich wäre. Es gab Rhodier im Heere, die, beſſer als die Perſer, auch mit bleyernen Kugeln zu ſchleudern verſtanden, da jene nur der Steine ſich bedienten; dieſe, ſchlug er vor, auszuheben, reichlich zu beſolden und noch durch andere Freyheiten zu dem nöthigen Dienſte ſie willig zu machen. Auch Pferde waren vorhanden, Klearch hatte deren zurückgelaſſen, Xenophon ſelber beſaß einige, manche waren erbeutet, manche trugen Gepäck. Dieſe alle ſollte man eilig beritten machen. Es geſchah, und noch in derſelben Nacht erſtand ein Haufe von 200 Schleuderern, einer Schaar von 50 geharniſchten Reitern, deren Führer Lykios, der Athenienſer, wurde.

Die Griechen ruhten einen Tag und zogen dann durch einen Moraſt, früher als gewöhnlich aufbrechend, weil ſie Ueberfall befürchteten. Doch erſt als der Sumpf hinter ihnen lag, erſchien Mithridat mit 1000 Reitern und 4000 Bogenſchützen und Schleuderern. Uebermüthig durch ſein Glück beym letzten Angriff, hatte er dieſe Mannſchaft von Tiſſaphernes erbeten, ſich rühmend, jetzt wolle er die Griechen in ſeine Hände liefern. Aber kaum wurden dieſe ihn gewahr, als auf den erſten Trompetenſtoß, die Reiterſchaar, von leichten und ſchweren Truppen unterſtützt, muthig einhieb, den flüchtigen Feind bis in den Moraſt verfolgte, wo der Perſer viele den Tod fanden und 18 Reiter lebendig gefangen wurden. Die Sieger zerfetzten und verſtümmelten die Gebliebenen, um durch ihren

Anblick den Feind zu ſchrecken, und ſetzten ihren Marſch nun ruhig mehrere Tage fort. Den Tigris hatten ſie erreicht, auch eine verlaſſene Burg, Meſpilo genannt, und als ſie von da weiter giengen, erſchien plötzlich Tiſſaphernes mit ſeinem ganzen Heere. Doch ſcheute er ſich ſie anzugreifen; nur ſeine Bogen, ſeine Schleudern ſandten Steine und Pfeile herüber; als aber die Rhodier ihre Bleykugeln hinüber ſchleuderten und die ſcythiſchen Bogenſchützen keinen Fehlſchuß thaten, da zog er ſich zurück. Die Kreter ſammelten die perſiſchen, ſehr langen Pfeile, mit denen ſie weit ſchießen lernten, und in den Dörfern fanden die Schleuderer Bley und Riemen ſo viel ſie bedurften. So rückten die Griechen langſam fort, ruhten hie und da, wo ſie Getraybe fanden, brachen wieder auf und die Perſer folgten in der Ferne.

Aber Jene erkannten jezt, daß eine viereckte Schlachtordnung in dieſer Lage gefährlich ſey; denn durch Brücken, Berge oder enge Päſſe, wo Jeder zuerſt hinüber oder hindurch wollte, wurde ſie leicht getrennt und gerieth in Verwirrung. Da bildeten die Feldherren kleine Haufen von 10 bis 100 Mann, die überall bereit waren, entſtehende Zwiſchenräume auszufüllen. Am fünften Tage nach dieſer neuen getroffenen Ordnung erblickten ſie eine Burg auf hohen Felſen, und ſtiegen fröhlich hinan, weil die feindlichen Reiter dahin nicht folgen konnten. Doch zwiſchen den Bergen lagen Thäler, und Feinde ſtanden auf den höhern Felſenſpitzen, die durch ihr Geſchoß viele verwundeten. Tapfer und unermüdlich erſtiegen die Griechen einen Hügel nach dem andern, bis ſie endlich ſiegreich oben ſtanden, wo ſie der Satrapen gehäufte Vorräthe an Wein, Mehl und Gerſte erbeuteten, drey Tage ſich gütlich thaten, die Verwundeten, deren viele, durch acht Wundärzte pflegen ließen, und am vierten Tage wieder in die Ebene hinabſtiegen. Tiſſaphernes holte ſie ein. Viele Geneſende waren noch untauglich zum Gefecht, mußten, ſammt ihren Waffen, getragen werden, das verminderte die Streitkraft. Da nun der Marſch zugleich ein ſteter Kampf war, ſo beſetzten die Griechen, um davon zu ruhen, das erſte, von ihnen erreichte Dorf, wurden zwar auch dort vom Feinde beſchoſſen, trieben aber durch Ausfälle ihn leichter zurück. Der Abend befreyte ſie jedesmal ganz von ihnen; denn aus Furcht im Dunkeln überfallen zu werden, lagerten die Perſer ſich niemals näher als 60 Stadien. Und, welch ein Lager! die angebundenen Pferde mit den Füſſen gekoppelt, damit die etwa ſich losreiſſenden nicht entlaufen könnten. Bey entſtehendem Lerm ſie entkoppeln, ſatteln, zäumen, ſich harniſchen und aufſitzen, war im Dunkeln ſo beſchwerlich, daß man lieber fern blieb. Dieſe Gewohnheit benutzten die Griechen; ihre Herolde riefen laut zu den Waffen, als die Perſer abziehen wollten. Da machten Jene Halt und brachen ſpäter als gewöhnlich auf, denn die volle Nacht mogten ſie nicht erwarten. Sobald die Griechen deſſen vergewiſſert waren, zogen ſie alſobald noch 60 Stadien weiter, dadurch einen Vorſprung gewinnend, der, in den nächſten drey Tagen, des Feindes Anblick ihnen gänzlich erſparte.

Am vierten aber hatten die Perſer, in der Nacht zuvorkommend, einen hohen Berg beſetzt, der die Straße beherrſchte. Cheiriſophos meynte, es ſey nur ein einzelner Haufe, und rief den Xenophon vom Nachtrabe, daß er mit den leichten Truppen den Berg reinigen ſollte. Dieſer hingegen erblickte das ganze feindliche Heer, zugleich einen Weg, der auf des Felſens unbeſetzte Spitze führte, die zu erklimmen ihm nothwendig dünkte, weil, im Beſitz derſelben, man die niedriger Stehenden zwingen werde, ihre Stellung zu verlaſſen. Xenophon erbot ſich, es zu unternehmen, oder, wenn Cheiriſophos lieber wollte, an ſeiner Statt zu bleiben. Da ſein Waffengefährte ihm die Wahl ließ, gieng er, als der Jüngere, von auserleſener Mannſchaft begleitet, zum Sturme. In möglichſter Eile begann der Aufmarſch. Kaum ſahen die Perſer, dieſe, nach der Bergſpitze gerichtete Bewegung, als ſie vorzukommen ſtrebten. Beyde Theile um die Wette ermunterten ſich durch lautes Geſchrey. Xenophon ritt hin und her, den Seinen zuſprechend: „Denket es gienge nach Griechenland zu Weibern „und Kindern! Müht Euch nur noch eine kurze „Friſt, ſo werdet Ihr des Weges Ueberreſt ohne „Kampf zurücklegen.“

„Du haſt gut reden, ſprach Soteridas, ein Sikyoner, „du biſt zu Pferde, ich aber kann meinen „Schild kaum ſchleppen.“ — Da ſprang Xenophon haſtig vom Pferde, riß ihn aus dem

Gliede, nahm ihm den Schild, ſtellte ſich für ihn, und, obgleich ſein Reiter-Harniſch ihn drückte, ſo ſchritt er doch munter in der Reihe, die vor und hinter ihm Gehenden zur Schnelligkeit ermahnend. Da wurde Soteridas geſchlagen, geworfen, beſchimpft, bis er gezwungen den Schild ergriff, und ſeine Stelle wieder einnahm. Xenophon zu Pferde ſteigend, ritt ſo lange voran, als der beſchwerliche Pfad es vergönnte; dann verließ er ſein Roß und glimmte zu Fuß hinan. Alſo kam er den Feinden auf der Bergſpitze zuvor. Die Folge war der Perſer eilige Flucht, der Griechen ungehindertes Hinabſteigen in die Ebene am Tigris, wo ſie reiche Dörfer und große Heerden auf der Weide fanden.

Doch als, um Beute zu machen, die Soldaten ſich zerſtreuten, brachen die Feinde wieder auf der Ebene hervor, tödteten einige und ſteckten die Dörfer in Brand. Beſtürzt ſahen die Griechen die Hoffnung ihres Unterhalts von den Flammen verzehren. Xenophon wollte ſie ermuthigen. „Ihr „ſeht“ ſprach er, „die Feinde betrachten dieſes „Land ſchon als unſer Eigenthum, ſonſt wür-

„ den ſie es nicht verwüſten. Doch zu ihren Vorräthen ſteht auch uns der Weg offen.“ Seine Meynung war, man ſolle den Bauern löſchen helfen; Cheiriſophos aber wollte, den Feinden trotzend, die Flammen ſchüren. Doch alle fanden ihre Lage mißlich, eingeſperrt zwiſchen hohen Gebürgen und einem tiefen Strome, deſſen Grund ihre Spieße nicht erreichten. Es erbot ſich zwar ein Rhodier, 4000 ſchwer Bewaffnete über den Fluß zu führen, wenn man ein Talent ihm verſpräche. Die Häute von einigen tauſend Schaafen, Ziegen und Rindern wollte er zuſammen nähen, aufblaſen, mit hängenden Steinen als Anker ſie verſehen, im Waſſer zuſammenfügen, Strauch und Erde darauf legen, und ſo, meynte er, könne jeder Schlauch, ohne zu ſchwanken, zwey Männer tragen. Der Einfall ſchien den Feldherren nicht verwerflich, doch unausführbar, weil die Feinde am jenſeitigen Ufer den Uebergang hindern würden. Darum bogen ſie plötzlich von der bisherigen Straße ab und hemmten, durch angezündete Dörfer, des Feindes Verfolgung. Staunend ſahen die Perſer ihnen nach und begriffen ihr Vorhaben nicht. Sie aber forſchkommen ſollte, ihn abzuholen. Van Doelen und ſein braves Weib, konnten nicht ohne Wehmuth an die Stunde denken, welche von ihrem lieben Pflegeſohn ſie trennen ſollte. Es war ein trauriger Abend, an welchem der Prediger einen Brief von meiner Großmutter erhielt, des Inhalts, daß Schrimps bereits abgereiſt ſey, und in wenig Wochen zu Neapel eintreffen werde, um den kleinen Polykarpus aus ſeinen Armen in die mütterlichen Arme zu führen. Zugleich meldete ſie ihm den Verluſt ihres Mopſes, welcher alt und lebensſatt aus ihrem Schooße in den Schooß der Ewigkeit gewandelt ſey. Wilhelmine weinte, und mein Vater, ohngeachtet es ſeinem veränderlichen Knabenſinn behagte, neue Länder zu ſehn, und ſich Wunderdinge zu träumen, weinte herzlich mit. Der Bote ward mit wenig Verlangen erwartet, man zitterte, ſo oft man den Knall einer Peitſche hörte.

ten von den Gefangenen die Gegend aus. In Süden, ſprachen dieſe, woher Ihr gekommen, liegen Babylon und Medien; in Oſten Suſa und Ekbatana, des Königs Sommer-Aufenthalt; in Weſten Lydien und Jonien; über die Gebürge in Norden führt der Weg zu den Karduchern, einem freyen kriegeriſchen Volke, welches in ſeinen Bergen einſt ein perſiſches Heer von 120000 Mann vertilgte, daß auch nicht Einer entkam. Die Satrapen in der Ebene ſuchen durch Verträge den Verkehr zu unterhalten. Hinter den Karduchern liegt Armenien, ein reiches, offenes Land, wo man des Tigris Quellen durchwaten oder umgehen mag. Da beſchloſſen die Feldherren dieſe Straße zu wählen, opferten und geboten, wenn das Horn ertöne, zum Aufbruch ſich bereit zu halten.

* * *

Still zogen ſie ab, im Dunkeln durch die Ebene. Mit Tages-Anbruch erklimmten ſie bereits die Berge, ehe noch der Feind ihren Marſch bemerkte, und ergoſſen ſich in Thäler und Klüfte, wo die Karducher mit Weib und Kind aus ihren Dörfern flohen. In den verlaſſenen Hütten fanden die Griechen Lebensmittel, die zu rauben der Hunger ſie zwang; doch das kupferne Geräthe nahmen ſie nicht, verfolgten auch keinen Fliehenden, ſprachen vielmehr ihnen freundlich zu, hoffend, einen friedlichen Durchzug auf ſolche Weiſe zu erlangen. Allein die Karducher hörten nicht auf ihre Stimme, vermieden alle Gemeinſchaft mit den unwillkommenen Gäſten, und als es dunkel wurde, fielen ſie mit Waffen und Steinen den Nachtrab an, verwundeten und tödteten einige Griechen. Doch waren, zum Glücke, dieſer neuen Feinde nur noch wenige, denn die Ankunft der Fremdlinge überraſchte ſie. In den Dörfern übernachteten die Griechen, und rings umher auf den Gebürgen zündeten die Karducher ihre Feuer an.

Um den Marſch zu erleichtern beſchloſſen die Feldherren am Morgen, alle Gefangenen zu befreyen, und nur die ſtärkſten unentbehrlichſten Laſtthiere mitzuführen. Herolde verkündeten das Gebot und auf dem Zuge ließen die Führer bey einem engen Paſſe halten, forſchend, ob Ungehorſame noch etwas verborgen hielten? Doch alle hatten gehorcht, nur Einer hie und da von ſchönen Mädchen oder Knaben ſich noch nicht getrennt.

Bald unter Gefechten, bald in Ruhe, verſtrich dieſer Tag. Am folgenden mußten ſie weiter, troz eines heftigen Sturmes, denn ſie litten Mangel. In engen Schluchten wurden ſie hart vom Feinde bedrängt. Cheiriſophos eilte mit dem Vortrab, und gehorchte nicht, als Xenophon im Hintertreffen den Befehl zu ſtehen gab, wodurch dieſes gezwungen wurde, gleichſam flüchtig nachzueilen. Zwey tapfere Männer fielen, konnten nicht fortgetragen, nicht einmal begraben werden. Als darauf im Lager Xenophon alſobald den Cheiriſophos zur Rede ſtellte, deutete dieſer auf die ſteilen Gebürge und auf den einzigen, dahin führenden, aber ſchon von Karduchern beſetzten Weg. Dieſen, wo möglich, früher als die Feinde zu erreichen, ſagte er, mußt' ich ſo eilen, denn die Wegweiſer ſprachen, es gebe keine andere Straße. Da ließ Xenophon zwey Männer herbey führen, die er an dieſem Tage gefangen, und befragte Jeden insbeſondere. Troz aller Drohungen blieb der Eine trozig bey der Ausſage: jener Paß könne nicht umgangen werden. Da wurde er, vor des Andern Augen, getödtet. Und nun erbot ſich dieſer, einen Weg zu führen, der auch für Laſtthiere gangbar, und den der Getödtete nicht habe verrathen wollen, weil in der Gegend ſeine Tochter verheurathet ſey. Nur eine Stelle werde man treffen, wo unmöglich vorbey zu kommen, wenn der Feind den Berg früher als die Griechen beſetze. Da wurden Freywillige aufgefordert, dieſen Poſten während der Nacht zu ereilen. Viele erboten ſich und faſt 2000 zogen muthig hin, während eines ſtarken Regens, den gefeſſelten Wegweiſer in ihrer Mitte. Sie ſollten, wenn ſie den Gipfel erreichten, ihn behaupten, mit Tages-Anbruch in die Poſaunen ſtoſſen, und dann von oben herab fechten, während die Nachgebliebenen fechtend von unten herauf klimmten. Um ihren Zug zu decken und zu verheimlichen, machte Xenophon eine Bewegung gegen die offenliegende Straße. Die Feinde rollten Steine und Felſenſtücke von den Bergen; die ganze Nacht hindurch hörte man das Krachen.

Indeſſen umgiengen die Freywilligen den Paß, trafen Wachen beym Feuer, tödteten einige und beſetzten die Anhöhe, von welcher ſie am Morgen, durch einen dichten Nebel begünſtigt, ſtill auf den Feind herabrückten, dann in ſeiner Nähe plötzlich die Poſaunen erſchallen ließen, mit Geſchrey ihn angriffen und vom Wege verjagten. Als die Griechen den Schall der Trompete vernahmen, erklimmten ſie von allen Seiten die Berge, mit Hülfe ihrer Spieße. Nur Xenophon ſtand in Gefahr, von den übrigen getrennt zu werden, weil er, der Laſtthiere halber, einen Weg einſchlagen müſſen, der von einem, noch durch Feinde beſetzten, Hügel beherrſcht wurde. Aber den Seinen Muth einſprechend, gieng er gerade auf den Hügel los, und ohne einen Pfeil abzudrücken, flohen die Karducher. Um den langen Zug der Laſtthiere zu decken, ließ er eine Beſatzung auf dem eroberten Hügel zurück, und erſtürmte deren, mit gleichem Muth und Glücke, noch zwey andere. Doch hatten die Feinde indeſſen den erſten wieder genommen und manchen wackeren Krieger getödtet. Da foderte Xenophon durch einen Dollmetſcher die Gebliebenen. Man wolle ſie ausliefern, war die Antwort, wenn die Griechen keine Dörfer niederbrennen würden. Das verwilligte Xenophon, und, während dieſer Unterhandlung, vereinte ſich das griechiſche Heer.

Doch neue Gefahren harrten ſeiner beym Herabſteigen. Die Feinde beſetzten jeden, von den Griechen verlaſſenen Hügel, und rollten zerſchmetternde Felſenſtücke herab. Xenophon ſelber ſchwebte in Gefahr, wenn nicht Eurylochos aus Arkadien mit ſeinem Schild ihn deckte. Endlich fanden die Griechen Ruhe und Erquickung in einem wohlgebauten Orte, wo der Wein in gemauerten Kellern aufbehalten wurde. Hier entließen ſie den Wegweiſer und empfiengen dagegen ihre Todten, denen ſie nach Möglichkeit, was tapfern Männern gebührt, bewieſen.

Unter ſtetem Kampfe zogen ſie am folgenden Tage weiter und mußten auf- oder abſteigen, und jeden engen Paß mit Gewalt eröffnen. Die Karducher waren leicht zu Fuß, treffliche Bogenſchützen und Schleuderer, ihre Pfeile maßen mehr den zwey Ellen, Schild und Harniſch durchbohrten ſie damit. Die etwa aufgeleſeneu brauchten die Griechen als Wurfſpieße. Hier wurden die Kreter am nützlichſten.

Sieben Tage hatte dieſer gefährliche Zug gewährt, und mehr Uebel dem Heere zugefügt, als die ganze Macht des Tiſſaphernes. Jezt erreichten die Griechen einen Fluß, der Armenien vom Lande der Karducher trennt, ruhten auf einem angenehmen Lagerplaze, mit Lebensmitteln wohl verſehen, gedachten fröhlich der überſtandenen Mühſeligkeiten und erquickten ſich durch ſüſſen Schlaf. Doch ſchon am andern Morgen erblickten ſie ein Heer in Schlachtordnung am jenſeitigen hohen Ufer, bereit den Eingang in Armenien ihnen zu verwehren. Es waren die Söldner der Satrapen, auch Chaldäer, die als freye, ſtreitbare Männer geſchildert wurden. Die Griechen verſuchten den Uebergang, doch das Waſſer reichte bis unter die Arme; in des reiſſenden Stromes Grunde lagen ſchlüpfrige Steine; wurden die Waffen ins Waſſer gehalten, ſo drohten die Wellen ſie fortzureiſſen, wurden ſie auf den Köpfen getragen, ſo blieben dieſe den Pfeilen bloßgeſtellt. Da kehrten ſie zurück und lagerten ſich bekümmert am Fluße. Denn auf den Bergen hinter ihnen ſammelten die Kuzducher ſich mit Macht; vor ihnen lag der tiefe Strom, und am jenſeitigen Ufer lauerte ein neuer Feind.

Xenophon träumte in dieſer ängſtlichen Nacht, er ſey gefeſſelt und ſeine Ketten zerſprängen von ſelber. Dieſer Traum ermuthigte ſie Alle. Auch die Opferthiere gaben günſtige Zeichen. Xenophon ſetzte ſich zur Tafel, da keuchten zwey Jünglinge herein, (denn Jedermann durfte mit ihm ſprechen zu jeder Zeit, er mogte eſſen oder ſchlafen) die hatten einen Furth im Strome gefunden, wo jenſeits ein Felſenufer der Reiterey den Zugang ſperrte; ſie waren mit bloßen Dolchen hinüber und herüber gewatet, und kaum hatte das Waſſer ihre Lenden benetzt. Das hörend, goß Xenophon fröhlich den Opferwein aus, befahl den Jünglingen einzuſchenken, ermahnete ſie zum Gebet um ferneres Gelingen, berief die Feldherren und beſchloß den Durchgang, ſo, daß die Hälfte des Heeres, von Cheiriſophos geführt, hinüber gehen, die andere unter Xenophon zurück, der Troß in der Mitte bleiben ſollte. Die Jünglinge zeigten den, eine Stadie vom Lager entfernten Furth.

Kaum begann der Zug, als die Reiter jenſeits in Schlachtordnung erſchienen. Cheiriſophos, am bezeichneten Orte angelangt, legte ſein Oberkleid ab, und bekränzte ſich, und ordnete den Durchgang. Die Wahrſager ſchlachteten Opfer im Fluße, die Zeichen waren günſtig. Der Schlachtgeſang wurde angeſtimmt. Die Soldaten erhuben ein großes Geſchrey, die Weiber wiederholten es, denn es gab der Luſtdirnen viele im Heere. Die Feinde warfen und ſchoßen auf die Durchziehenden, doch ohne zu treffen.

Indeſſen machte Xenophon mit den leichten Truppen vom Nachtrabe eine Schwenkung, als wolle er vom Lager-Platze aus über den Strom gehen und dadurch die Reiter gegenüber von zwey Seiten umringen. Das brachte ſie zur Flucht, auf der die griechiſchen Reiter und das leichte Fußvolk, die ſchon jenſeits waren, bis in die Gebürge ſie verfolgten, und ſchöne Kleider und Trinkgeſchirre erbeuteten, indeſſen Cheiriſophos das vor ihm liegende hohe Ufer vom Feinde reinigte. Nun ſchwenkte ſich Xenophon gegen die Karducher, die ſchon in die Ebene herabſtürzten, um den Nachtrab anzugreifen. Er deckte, durch ſeine Schlachtordnung, den übergehenden Troß. Die Karducher brüllten ein unbekanntes Kriegslied und griffen an. Cheiriſophos, jenſeits ſchon ſicher, ſandte ſeine Schleuderer und Bogenſchützen zurück, die auf Xenophons Befehl, ſchußfertig im Strome ſtehend, den Rückzug erwarten ſollten. Die Seinen führete er zum haſtigen Angriff, gebietend, wenn der Feind fliehe und auf dem Fluße ein Trompetenſtoß erſchalle, ſich ſchnell zu wenden und laufend, doch in guter Ordnung, durch den Strom zu gehen. Der am erſten das jenſeitige Ufer erreichte, ſollte gerühmt werden. Und ſo wurde es vollbracht, denn es hielten die Karducher den griechiſchen Ungeſtümm nicht aus. Zwar kehrten einige der Fliehenden um, als ſie den Uebergang gewahrten, und im neuen Anlauf gegen den Strom, verwundeten ſie Manchen; allein ſchon hatte ſich das Heer jenſeits vereinigt, zog in Schlachtordnung durch die Armeniſche Ebene, erquickte ſich in einem großen Dorfe, wo eine Burg des Satrapen und auf den Häuſern Thürme prangten, überſchritt nach zwey Tagen die Quelle des Tigris und erreichte den Teleboas, einen Arm des Eufrat, der

Doch das Schickſal hatte nun einmal beſchloſſen, meinen Vater nicht zum Fähndrich im Dienſt ſeines durchlauchtigen Pathen zu machen, wie der Leſer aus dem Verfolg dieſer wahrhaften Geſchichte erſehen wird.

Eines Tages, trieb ſich der kleine Polycarpus auf einer bunten Wieſe herum, die mit Frühlingsſchmelz übergoſſen, tauſend Schmetterlingen und Millionen Würmgen zum Tummelplatz diente. Seine Beſchäftigung war den Diſteln die Köpfe abzuhauen, wobey er den Alexander vorſtellte, die Diſteln aber das perſiſche Heer. Plötzlich unterbrach ihn in ſeinen ſüßen Phantaſien das Sumſen eines Käfers, der ihm ganz nahe am Kopf vorbey ſchwirrte. Er blickte auf, und ſah ein glänzendes Thiergen, deſſen Flügel im Sonnenſtrahl verguldet mit purpurnen Streifen ihm ins Auge ſtachen. Sogleich warf er den Stecken von ſich, der ſeine Waffen gegen die Perſer geweſen war, riß den runden Hut vom Kopfe, und ſchleuderte ihn eine ſchöne, wohlangebaute Landſchaft wäſſerte. Hier begehrte Teribazos, der Statthalter von Weſt-Armenien, eine Unterredung mit den Feldherren, die ſich ihm näherten, bis ſie deſſen Stimme vernehmen konnten. Er verſprach, ſie ruhig ziehen zu laſſen, wenn ſie nicht brennen und plündern wollten. Das würde gerne zugeſagt; er folgte ihnen mit ſeiner Macht in einer Entfernung von 10 Stadien.

Nach drey Tagmärſchen erreichten ſie des Satrapen Wohnſitz, von vielen, mit Lebensmitteln reich verſehenen Dörfern umgeben. Als ſie da im Lager ſtanden, fiel in der Nacht ein tiefer Schnee. Darum vertheilten die Feldherren am Morgen ihre Truppen in die Dörfer, wo ſie Opferthiere, Getrayde, alte Weine von würzhaftem Geruch, Roſinen und mancherley Hülſenfrüchte, alles im Ueberfluße fanden, und ſich, des tiefen Schnees halber, für ſicher hielten. Als aber einige Herumſchweifende benachrichtigten, daß ſie ein Heer und in der Nacht viele Feuer geſehen, da zogen ſich die Griechen wieder zuſammen auf das freye Feld, und wurden dort, ſammt ihren Waffen, vom Schnee bedeckt, und die erſtarrten Laſtthiere konnten ſich kaum vom Boden erheben, und die Soldaten jammerten, liegend unter dem ungeſchmolzenen Schnee. Doch als Xenophon unbewaffnet aufſprang und Holz zu ſpalten begann, folgten ſie ermuthigt ſeinem Beyſpiele, zündeten Feuer an und ſalbten ſich. Dann rückten ſie, auf der Feldherren Gutbefinden, mit großem Freudengeſchrey wieder in die Dörfer. Nur Einige, die, beym Auszug, muthwillig die Häuſer in Brand geſteckt, mußten jetzt zur Strafe, alles Ungemach erduldend, unter freyem Himmel liegen.

Durch ausgeſandte Kundſchafter wurde ein Perſer von des Teribazos Heere gefangen. Von dem erfuhren die Griechen, es wolle der Satrap mit ſeiner ganzen Macht, in den Gebürgen ſie überfallen, wo nur ein enger Paß den Uebergang verſtattete. Sogleich mußte der Perſer zum Wegweiſer dienen. Sie überrumpelten das feindliche Lager, tödteten was nicht floh, erbeuteten 20 Pferde und das Zelt des Teribazos, wo ſie Betten auf ſilbernen Füßen, Trinkgeſchirre, Becher- und Wein-Kredenzer fanden. Dann giengen ſie ſchnell am folgenden Tage durch tiefen Schnee über die Berge, ehe der zerſtreute Feind ſich wieder ſammeln, und die Engpäſſe ſperren konnte.

Nach drey Tagmärſchen durch Wüſten erblickten ſie den Eufrat und durchwateten ihn glücklich. Dann zogen ſie, abermals drey Tage, durch eine beſchneyte Ebene, wo der Sklaven und Laſtthiere viele, auch wohl 30 Soldaten ihr Grab fanden. Ein heftiger Nordwind bließ, Alle erſtarrten. Ein Opfer, dieſem Winde gebracht, ſchien ihn zu beſänftigen. An Holz mangelte es nicht, in der Nacht loderten überall Feuer empor. Nur die Nachzüglinge hatten kein Holz, und mußten, wenn ſie kamen, den Platz am Feuer durch Mittheilung ihrer Lebensmittel erkaufen. Noch am folgenden Tage gieng der Zug durch tiefen Schnee. Viele ermatteten vor Hunger, die Xenophon am Wege liegend fand und ſie nach Möglichkeit erquickte; feindliche nachſetzende Haufen raubten die ermüdeten Laſtthiere. Manche vom Heere blieben mit erfrornen Füßen zurück, oder mit Augen vom Schnee geblendet. Wer dieſe ſchützen wollte, mußte im Gehen auf einen ſchwarzen Punkt ſie heften. Wer in der Nacht ſich der Schuhe nicht entledigte, dem drückten ſich die Riemen in die Füſſe und die Sohlen froren an. Wo um eine Quelle her der Schnee geſchmolzen war, dahin eilten die Soldaten, warfen ſich auf den Boden, wollten nicht weiter gehen, und vergebens bat, ſchalt und drohte Xenophon; lieber mögte er ſie tödten, war ihre Antwort, denn ſie könnten nicht weiter.

Damit nun die Ermüdeten nicht in des Feindes Hände fallen mögten, ſchwenkten ſich die noch Rüſtigen und griffen die Perſer im Dunkeln an, da ſie eben, der Beute halber, miteinander haderten. Sie wurden in das beſchneyte Thal getrieben, und man vernahm nichts weiter von ihnen. Doch je weiter Xenophon mit dem Nachtrab vorrückte, je mehr der erſtarrten Haufen fand er im Schnee begraben, und mußte endlich ſelber ſo übernachten ohne Feuer, ohne Speiſe. Indeſſen hatte Cheiriſophos ein bequemes Dorf erreicht; dieſe frohe Botſchaft vernehmend ermannten ſich Alle, und ehe noch 20 Stadien zurückgelegt waren, ſah das Heer ſich abermals vereinigt.

In den Dörfern rings umher, wo jetzt die Griechen ruhten, waren die Wohnungen unter der Erde, das Vieh gieng durch Graben hinein, auf Leitern ſtiegen die Menſchen hinunter; wo Raum genug für beyde, ſammt allem Vorrath an Futter und mancherley Lebensmitteln war; auch ſtarker Gerſtenwein (Bier) in Krügen, für die daran Gewöhnten angenehm zu trinken. Es ſteckte Rohr in den Krügen, und, wenn einem dürſtete, gieng er hin und ſog durch das Rohr. Xenophon ließ den Herrn des Dorfes mit ſich ſpeiſen, und ſprach ihm Muth ein: Er ſollte ſeiner Kinder nicht beraubt, das Verzehrte ihm erſetzt werden, wenn er nur den ſichern Weg zu andern Völkern zeigen könne und wolle. Er verſprach es und zum Zeichen ſeiner Aufrichtigkeit, verrieth er wo Wein vergraben worden. Da thaten die Gäſte in dieſer Nacht ſich gütlich, doch ließen ſie den Wirth ſammt ſeinen Kindern nicht aus den Augen. Am andern Tage gieng Xenophon mit ihm zum Cheiriſophos, und wurde unterweg, in allen Dörfern gaſtfrey aufgenommen, mit Fleiſch, Geflügel, Waizen- und Gerſtenbrod reichlich bewirthet. Wer dem Andern zutrinken wollte, führte ihn zu dem Gefäß mit Gerſtenſaft, wo er ſchlürfen mußte wie ein Thier. Dem Herrn des Dorfes bewieſen Alle große Achtung.

Auch die Truppen des Cheiriſophos thaten ſich gütlich, ſaſſen, mit dürren Kräutern bekränzt, zu Tiſch, und wurden von armeniſchen Knaben bedient, denen ſie durch Winke ſich verſtändlich machten. Hier forſchten die Feldherren von dem Begleiter Xenophons durch einen perſiſchen Dollmetſcher nach des Landes Nahmen und dem Eigenthümer der Stuttereyen, die ſie angetroffen hatten. Er nannte Armenien. Die Pferde, hieß es, würden für den König als Tribut erzogen. Die nächſten Nachbarn wären die Chalyber, zu denen er den Weg andeutete. Xenophon ſchenkte ihm ein altes, entkräftetes Beutepferd, um, nach dortigem Brauch, es der Sonne zu opfern. Hingegen nahm er junge Pferde für ſich und die übrigen Anführer. Sie waren kleiner als die perſiſchen, aber muthiger. Er ſollte ihnen die Füße dick umwinden, wurde ihm gerathen, denn ohne dieſe Vorſicht würden ſie im Schnee bis an den Bauch verſinken.

Sieben Tage verweilten die Griechen hier, am achten brachen ſie auf, jenen Dorfälteſten als Wegweiſer, und deſſen Sohn als Geiſel für ſeine Treue, mit ſich nehmend; denn ungefeſſelt gieng er vor ihnen her und führte ſie durch den Schnee. Als aber nach drey Tagmärſchen noch kein Dorf erſchien, wurde Cheiriſophos ungeduldig, und, obſchon der Mann ihm ſagte, es gäbe in dieſer Gegend keine Dörfer, mißhandelte er ihn dennoch, worauf er in der Nacht entlief, ſeinen Sohn im Stiche laſſend. Xenophon mißbilligte laut des Cheiriſophos Uebereilung, und es war das Einzigemal auf dem ganzen Zuge, daß beyde ſich entzweyten.

Neun ungehinderte Tagmärſche brachten die Griechen zu den Chalybern, welche ihre Gebürgspäſſe zu vertheidigen ſich anſchickten. Da mußte das Heer einen Phalanx bilden und Kleanor wollte ſogleich zum Angriff eilen, ehe jenes Volk an der Griechen Anblick ſich gewöhnte, oder deſſen Zahl ſich mehrte. Xenophon aber, um der Seinen Blut zu ſchonen, ſtimmte für heimlichen Uebergang bey Nacht. „Ihr Lacedämonier" ſagte er ſpottend zum Cheiriſophos, „übt Euch ja von

„ Kindheit an im Stehlen und nur der Ertappte „ wird gepeitſcht. So zeigt nun Eure „ Geſchicklichkeit, denn um hier ungeſchlagen durchzukommen, „ müſſen wir über die Berge uns ſtehlen.“

„Ihr Athenienſer“ antwortete Cheiriſophos empfindlich, „ſeyd geſchickt im Stehlen der „ öffentlichen Gelder, beſonders die Vornehmen unter „ Euch; darum iſt die Reihe an dir.“ Xenophon erklärte ſich bereit. Doch es ſchien nützlicher, daß er beym Hintertreffen bliebe. Freywillige erklimmten die unbeſetzten Höhen und zündeten das Feuer an. Der Morgen brachte ein hitziges Gefecht, in dem die Griechen der fliehenden Feinde viele erſchlugen, auf den Höhen opferten und ein Siegesdenkmal errichteten.

Fünf Tagemärſche führten ſie zu den Taochern, die zum Theil in feſten Städten ihre Vorräthe geſichert hatten, während die Landbewohner mit Weibern, Kindern und Vieh auf die Berge geflüchtet waren, von deren Gipfeln ſie unaufhörlich Steine herabwälzten, Manchen zerſchmetternd oder verſtümmelnd. Aber die Griechen wetteiferten in Muth und Schnelligkeit, trotzten den Felſenſtücken, eroberten einen ſolchen Zufluchtsort, von dem alſobald Männer und Weiber — ein ſchauderhafter Anblick! — die Kinder von ſich werfend, hinabſtürzten. Ein Grieche, der einen koſtbar gekleideten Taocher beym Gewand ergriff, wurde von dieſem mit in den Abgrund gezogen, wo beyde den Tod fanden. Nur einige Gefangene, aber eine Menge Vieh erbeuteten die Sieger.

Noch einmal mußte das Heer ſieben Tage lang durch die Chalyber ziehen, das ſtreitbarſte Volk unter allen, die dem Zuge ſich entgegen ſtellten. Sie trugen linnene Panzer, Stiefeln und Helme und am Gürtel ein Schwerdt, gleich einem lakoniſchen Säbel, und Spieße 15 Ellen lang mit eiſernen Spitzen. Jeder Gefangene wurde von ihnen getödtet, und deſſen abgehauener Kopf jauchzend im Angeſichte der Feinde herumgetragen. Stets fechtend mußten die Griechen ſich hier durchſchlagen und von dem den Taochern geraubten Viehe nähren; denn die Chalyber hatten alle Lebensmittel in ihre feſten Städte geſchaft. Gefälliger oder ſchwächer waren die Skythier, deren Dörfer in der Ebene das Heer nach vier Tagen, und dann, in gleicher

Friſt, eine volkreiche Stadt, Gymnios, erreichte, deren Statthalter einen Wegweiſer ſandte, doch, wie es ſich bald ergab, minder aus Geneigtheit für die Griechen, als aus Haß gegen Nachbaren, deren Land ſie mit Feuer und Schwerdt zu verwüſten gereizt wurden. Der Wegweiſer hatte ſein Leben verbürgt, daß ſie in fünf Tagen das Meer erblicken ſollten, und er hielt Wort, denn am funften erreichten ſie einen heiligen Berg, und als die Vorderſten den erſtiegen, vernahm Xenophon beym Nachtrabe ihr Geſchrey, hielt es Anfangs für ein Zeichen, daß neue Feinde ihnen aufgeſtoßen, ſchwang, bey zunehmendem Getümmel, ſich auf ſein Roß und ſprengte mit den Reitern zu Hülfe. Doch als er näher kam, hörte er deutlich das Wort Meer! Meer! und wie die Soldaten einander Glück wünſchten. Die frohe Nachricht verbreitete ſich ſchnell, Alles eilte den Berg hinan, und oben umarmten ſie ſich mit Thränen, errichteten ein Denkmal von Steinen und erbeuteten Schilden, und ſchenkten dem Wegweiſer ein Pferd, eine ſilberne Schaale, Perſiſchen Schmuck und 10 Dariken. Ehe er gieng, zeigte er ihnen noch den Weg zu den nach dem blitzenden Käfer, den er ſchon im Geiſt, das Bein an einen Faden geſchmiedet, an ſeiner Hand flattern ſah. Der erſte Streich mißlang, der ſchöne Käfer ſetzte ſeinen Weg ruhig fort, Polycarpus athemlos immer hinterdrein. Zuweilen ſetzte ſich der glänzende Flüchtling auf eine Feldblume, gleichſam um ſeinen herbeykeuchenden Verfolger zu necken, und wenn nun mein Vater ganz ſachte auf den Zehen herangeſchlichen kam, mit klopfendem Herzen ſeinen runden Hut in der Hand haltend, augenblicklich den kühnen Fang zu vollbringen hofte — huſch! ſumſte der Käfer wieder davon über Stock und Stein, über Graben und Hecken. Der kleine Jäger ward immer hitziger, immer erbitterter, er beſchloß den hohnneckenden Flüchtling in ſeine Gewalt zu bekommen, und ſollte er ihn bis an den Abend verfolgen. Schon hatte ihn der Käfer eine Stunde Weges von ſeiner Heimath gelockt, und nun verlohr er ſich plötzlich im nahen Walde, wo das ver-

Makranern, die, gleichfalls gerüſtet, dem Zuge ſich widerſetzen wollten. Aber unter den Griechen war Einer, der ihre Sprache verſtand. Er mußte fragen: warum ſie als Feinde erſchienen? — weil Ihr in unſer Land fallet, war die Antwort. Auf die Verſicherung, man kehre aus einem Kriege gegen die Perſer zurück, wolle Niemanden Leides zufügen, ſondern friedlich bis zum Meeresufer ziehen um nach Griechenland ſich einzuſchiffen, begehrten ſie Geiſeln. Man war bereit dazu, wenn es gegenſeitig verwilligt würde. Da wurden, nach ihrer Sitte, unter Anrufung der Götter, zwey Spieße ausgetauſcht, und nun halfen die Makraner Bäume fällen, damit die Griechen einen Fluß, an dem ſie eben ſtanden, überſchreiten könnten, brachten ihnen nach Vermögen Lebensmittel zum Verkauf und führten ſie drey Tage lang bis zu den kolchiſchen Gebürgen, auf welchen die Kolcher drohend in den Waffen ſtanden. Aber Xenophon ritt hin und her, den Griechen zuſprechend, es wären die letzten Feinde, die ihre Schritte nach der Heymath hemmen wollten, man müſſe ſie vertilgen. Nicht in Schlachtordnung, ſondern in 80

Haufen, jeder zu 100 Schwerbewaffneten, und mit den leichten Truppen auf den Flügeln, geſchah der Angriff, nachdem zuvor gebetet und das Kriegslied angeſtimmt worden. Die Feinde wichen bald, und die Griechen vereinten ſich auf den Bergen in vielen Dörfern wo Ueberfluß herrſchte, und, was ſie ſahen, ihnen nicht mehr fremd war. Viele Bienenſtöcke wurden da gefunden, deren gierig verzehrter Honig Erbrechen und Durchfall, ja eine Art von Wähnſinn erregte. Die, welche mäßig davon genoſſen hatten, taumelten gleich Betrunkenen, die Unmäßigen fielen in Raſerey. Einige ſtarben, viele krümmten ſich am Boden als nach einer Niederlage. Die Geſunden waren hoch bekümmert. Doch am folgenden Tage ſtarb keiner mehr, und der Wähnſinn wich. Am dritten oder vierten ſtanden ſie wieder auf, nur matt, als wären ſie vergiftet geweſen.

Nur noch zwey Tage, und endlich erreichten ſie das ſchwarze Meer und Trapezunt, eine von Griechen bewohnte Stadt, wo ſie, gaſtfrey aufgenommen, 30 Tage verweilten, und theils von Geſchenken, zum Theil aus der kolchiſchen Beute, Zevs dem Erretter, dem Herkules und andern Göttern, die angelobten Opfer brachten und bald am Wettrennen, bald an Kampf-Spielen ſich ergötzten.

* * *

Dann wurde berathſchlagt, wie am beſten des Weges Ueberreſt zurückzulegen ſey. Antileon trat auf und rief: „Ich bin der ewigen Beſchwerden „ müde; laßt uns Schiffe beſteigen, um, wie O- „ dyſſeus, ſchlafend in der Heymath zu landen.“ Ihm wurde Beyfall zugejauchzt, und Cheiriſophos, ein Freund des ſpartaniſchen Admirals Anaxibios, an dieſen abgeſendet, um zu der Ueberfahrt die nöthigen Schiffe zu erlangen. Bis er wieder käme, ſollten die Griechen hier im Lager bleiben, und durch Streifereyen in der Kolcher feindliches Gebiet ſich Unterhalt verſchaffen. Mit gewohnter Vorſicht brachte Xenophon dieß Plünderungs-Vorhaben in gewiſſe Ordnung. Wer auf den Raub ausgehen wollte, und wohin, mußte angezeigt, das Lager ſtets hinreichend bewacht werden. Auch ſchlug er vor, ſelbſt Schiffe zu bauen, weil doch des Cheiriſophos Hoffnungen zweifelhaft wären, oder er nicht genug der Fahrzeuge mitbringen mögte. Man ſollte ferner von den Trapezuntern einige Schnellſegler leihen, die an der Küſte vorbeyfahrenden Schiffe damit auffangen, ihnen die Steuerruder nehmen und ſie in Verwahrung bringen, doch den Schiffern die Fracht bezahlen, und, während ihres erzwungenen Aufenthaltes, auf gemeinſchaftliche Koſten ſie unterhalten. Das Alles wurde gebilligt. Als er aber meynte, auch die Küſtenbewohner ſollten erſucht werden die Wege zu beſſern, damit, wenn alles fehlſchlüge, der Zug landwärts könne fortgeſetzt werden; da ſchrieen Alle laut dagegen, und er durfte nur insgeheim die Städte willig dazu machen. Er hatte Recht zu vermuthen, ſie würden gern die Hand zum baldigen Abzug ihrer Gäſte bieten.

Das erſte, von den Trapezuntern geliehene Schiff mit 50 Rudern, wurde einem Verräther, Dexippos, anvertraut, der, die Griechen ihrem Schickſale überlaſſend, damit entfloh. Nun beſtieg der Athenienſer, Polykrates, ein zweytes Schiff mit 30 Rudern, und brachte redlicher die aufgefangenen Schiffe zum Lager, wo ſie ausgeladen und bewacht wurden.

Die Streifereyen zu Lande waren nicht ergiebig. Darum führte Xenophon die Hälfte des Heeres gegen die Driler, ein tapferes Gebürgsvolk, die ihre Dörfer ſelbſt in Brand ſteckten, den Feinden nur das, den Flammen entronnene Vieh zur Beute ließen, und auf ihre Hauptſtadt trotzten, die einen tiefen, breiten Graben, Wälle, Palliſaden und hölzerne Thürme hatte. Man hielt ſie für unüberwindlich, und leichte Truppen, die zu weit ſich vorgewagt, wurden umringt. Xenophon eilte zu Hülfe in wohlerſonnener Schlachtordnung. Die Trompete ſchmetterte, das Kriegslied ertönte, Pfeile, Wurfſpieße, Lanzen und Steine ſchwirrten durch die Lüfte, manche legten Feuer an; die bedrängten Driler wichen aus den Verſchanzungen, kühne Krieger warfen ihre Harniſche von ſich und erkletterten ſie; der Platz ſchien erobert, Alles drängte ſich zu den Thoren um zu plündern. Aber bald kehrten Verwundete zurück, denn mitten in der Stadt erhob ſich noch eine befeſtigte Burg, aus welcher eine tapfere Beſatzung blutige Ausfälle that; von den Dächern der Häuſer wurden Blöcke herabgerollt; es ſchien gefährlich in der Stadt zu bleiben und eben ſo gefährlich ſie zu verlaſſen. Die einbrechende Nacht mehrte die Beſtürzung. Da wurde Feuer angelegt und alles niedergebrannt, außer jenem feſten Schloße, deſſen Beſatzung durch die Flammen gehindert wurde, die mit Beute beladenen Griechen zu verfolgen. Nach einem unbedeutenden Gefecht erreichten ſie das Lager. Cheiriſophos wurde längſt vergebens erwartet; die Zahl der aufgebrachten Schiffe war zu gering; die Gegend umher durch Raub erſchöpft; folglich mußte endlich beſchloſſen werden, landwärts aufzubrechen. Kranke, Weiber, Kinder und Alte wurden eingeſchifft; die Uebrigen zogen, auf gebeſſerten Wegen, in drey Tagen nach Kerosunt, auch eine griechiſche Pflanzſtadt am Meere, wo ſie das Heer muſterten. 8600 waren noch übrig, die Fehlenden durch Krieg, Kälte, oder Krankheiten weggerafft. Hier verweilten ſie 10 Tage, theilten die Beute und vergaſſen die Götter nicht; denn in ſpätern Zeiten ſtellte Xenophon zu Delphi ein Denkmal auf, in welches neben ſeinem Namen, er den des ermordeten Gaſtfreundes, Proxenos, graben ließ. Der epheſiſchen Diane erbauete er Tempel und Altar und kaufte einen Acker, deſſen Früchte da geopfert wurden. In Kerasunt ſchiffte ſich abermals ein Theil des Heeres ein, die zu Lande Ziehenden ſtießen zuerſt auf die Moſinöker, deren Zwieſpalt unter ſich ſie benutzten, mit dem einen Theile ſich verbündeten, des andern feſte Stadt eroberten, plünderten, anzündeten und deſſen König in einem hölzernen Thurm verbrannten. Dann führte ſie ihr Weg zu den Völkern in dem heutigen Mingrelien und Georgien, deren Sitten ſie am meiſten abweichend von den griechiſchen fanden, denn hier geſchah öffentlich, was Ehrbarkeit zu nennen verbietet.

Friedlich zogen ſie, weil die Zeichendeuter es wollten, durch das Land der Tibarener, bis Kotyora, eine Pflanzſtadt von Sinope. Von dem Schlachtfelde in Babylonien bis hieher hatten ſie, in 122 Tagmärſchen, mehr als 1800 Stadien in 8 Monaten zurückgelegt. Nun verweilten ſie 45 Tage lang bey Opfern und Spielen, und, was ſie bedurften, mußte Paphlagonien liefern, denn Kotyora brachte keine Waaren auf den Markt der beſchwerlichen Gäſte, nahm auch die Kranken nicht auf, und von

Sinope erſchienen Abgeordnete, beſorgt für ihre Pflanzſtadt, und ſprachen alſo:

„Uns ſendet die Republik von Sinope um Euch Glück zu wünſchen, weil ihr Griechen, Ueberwinder der Morgenländer, unter großen Beſchwerden vielen Gefahren entronnen ſeyd. So bitten wir nun, Ihr wollet Gutes, nicht Böſes uns erzeigen, denn wir haben Euch nicht beleidigt. Kotyora iſt uns zinsbar, wie Keraſunt und Trapezunt, folglich, was Ihr Böſes den Bewohnern zufügt, betrachten wir als von uns erlitten. Nun vernehmen wir aber, daß Ihr mit Gewalt in die Stadt gedrungen, Häuſer beſetzt, und von ihren Aeckern die Früchte geraubet. Das dürfen wir nicht billigen, und wo Ihr ferner ſolches thut, ſo werden wir gezwungen, mit Korylas, dem Könige der Paphlagonier und andern Feinden uns gegen Euch zu verbinden.“

Xenophon trat auf und erwiederte: „Männer von Synope! kaum haben wir das Leben und die Waffen gerettet. So gelangten wir endlich zu griechiſchen Städten. Trapezünt brachte uns ſeine Waaren, wir kauften und bezahlten ſie.

„ Wir wurden geehrt und ehrten wieder. Selbſt
„ die Barbaren, ihre Freunde, ſchonten wir und
„ von ihnen geführt, bekämpften wir ihre Feinde,
„ fragt ihre Wegweiſer, die noch bey uns ſind.
„ Wo aber Griechen oder Barbaren nichts verkaufen
„ wollten, da nahmen wir, nicht aus Uebermuth,
„ ſondern aus Noth. So auch hier. Denn Kotyora
„ verſchloß uns ſeine Thore, brachte nichts auf
„ unſern Markt, gewährte nicht einmal unſern
„ Kranken ein Obdach, die Schuld auf Euren
„ Statthalter wälzend. Was blieb uns übrig als
„ mit Gewalt einzudringen? Doch haben wir nur
„ die Kranken in ihre Häuſer gelegt und deren Unterhalt
„ erzwungen; nur die Thore haben wir beſetzt,
„ damit jene nicht verlaſſen blieben. Wir
„ andern ſind unter freyem Himmel gelagert, wie
„ Ihr ſeht, und bereit, Gutes mit Gutem, Böſes
„ mit Böſem zu vergelten. Eure Drohungen achten
„ wir nicht. Haben wir doch oft gegen zahlreichere
„ Völker geſtritten. Können doch auch wir
„ mit dem Paphlagonier uns verbinden und ihm
„ die Seeküſte, nach deren Beſitz er ohnehin ſtrebt,
„ erobern helfen."

Hier ſchwieg Xenophon. Die Geſandten mißbilligten laut ihres Redners harte Ausdrücke, verſicherten dem Heere, wenn es nach Sinope käme, eine freundliche Aufnahme und befahlen den Einwohnern von Kotyora zu bringen was ſie vermögten. Man beſchenkte einander wechſelſeitig und die Eintracht war hergeſtellt. Xenophon benützte ſie um des Heeres weiteren Zug mit denen von Sinope zu berathſchlagen. Denn man mogte zu Waſſer oder zu Lande ihn fortſetzen wollen, ſo bedurfte man im erſten Falle ihrer Schiffe, im zweyten ihrer Wegweiſer durch Paphlagonien. Als Griechen foderte er ſie auf, andern Griechen beyzuſtehen. Da ſprach der Redner, nachdem er die geſtrigen Worte entſchuldigt: „Heil widerfahre mir, wenn „ich den beſten, Unheil, wenn ich üblen Rath ertheile. „Uns wird beſchwerlicher ſeyn, Schiffe „zu rüſten, um Euch zu Waſſer fortzubringen, „dennoch muß ich dieſen Weg rathen. Ich kenne „Paphlagonien, es iſt ein gebürgiges Land von „ſchönen Thälern durchſchnitten. Nur ein Engpaß zwiſchen ſteilen Felſen führt hinein. Von „Wenigen vertheidigt, iſt er undurchdringlich, wachſene Geſträuch ihn den gierigen Blicken ſeines Verfolgers alle Augenblicke entzog. Zwar wurde Polycarpus nicht müde im Nachſetzen, und achtete es wenig, daß die zuſammenſchlagenden Büſche ihm Geſicht und Hände blutig ritzten, aber ehe er ſichs verſah, ſank er bis an die Knie in einen Moraſt, und der Sieger der Perſer blieb hülflos ſtecken.

Vergebens war er bemüht, ſich aus dem Schlamme herauszuarbeiten, vom Laufen ermattet, konnte er weder hinterwärts noch vorwärts, und es blieb ihm zu ſeiner Rettung nichts übrig, als um Hülfe zu ſchreyen, welches Geſchrey er auch ſogleich aus vollem Halſe anſtimmte.

Nicht lange ſo hörte er ein Geräuſch im Geſträuche, das ſich ihm zu nähern ſchien, er ſchwieg und horchte. Plötzlich ſtand vor ihm ein Mann mit einem ſchwarzen, rauhen Antlitz, ſeine borſtigen Haare hiengen ihm wild in die Augen. Er war angethan mit einem ledernen Koller, umgeben mit einem

„ jenſeits alles eben und ihr findet eine Reiterey,
„ die ſelbſt die Morgenländer der Perſiſchen vorziehen.
„ Gelänge es Euch auch, den Engpaß in
„ der Stille zu beſetzen, ſo ſtoßt Ihr auf ein Heer
„ von 120000 Mann, Ihr ſtoßt auf Flüſſe, die nicht
„ durchwatet, zum Theil nur überſchifft werden
„ können; wo nehmet Ihr aber die Schiffe her?
„ Darum halte ich den Zug landwärts für ſchwer,
„ ja für unmöglich. Schifft Ihr hingegen nach
„ Sinope und von da nach Heraklea, ſo könnt Ihr
„ dann nach Belieben zu der Heymath Euch wenden.“

Einige meynten, er ſpreche ſo als Gaſtfreund des Korylas, Andere, er hoffe ein Geſchenk durch ſeinen Rath zu erſchmeicheln, oder fürchte, der Marſch zu Lande könne Sinope Schaden bringen. Indeſſen wurde ſein Rath doch gebilligt, unter der Bedingung, ſo viele Schiffe herbey zu ſchaffen, daß nicht Einer zurück bleiben dürfte; denn ehe das Heer ſich theilen mögte, wollte es lieber zu Lande ſich durchſchlagen. Auf Begehren der Geſandten wurden ſie von Abgeordneten nach Sinope begleitet.

Damals hegte Xenophon den Gedanken, mit der kriegserfahrnen Menge, die er befehligte, eine neue Stadt zu gründen, das ſchien ihm rühmlich und ein Zuwachs der Macht ſeines Vaterlandes. Doch ehe er ſein Vorhaben kund thäte, wollte er zuvor die Götter befragen durch Silanos, des Cyrus Opferdeuter. Allein dieſer, noch im Beſitz der 3000 Dariken, die der Prinz ihm ſchenkte, wünſchte bald nach Griechenland zu kommen, darum verlautbarte er, Xenophon wolle, um Macht und Ruhm zu erwerben, eine Stadt erbauen. Die wenigſten hörten es gerne. Sinope und Heraklea zitterten und beſtachen den Dardaner Timaſion, daß er das Heer, ihm hohen Sold verſprechend, zu überreden ſuchte, mit ihm nach Troja ſich einzuſchiffen; ein Anderer, Thorax, der um die Feldherrnwürde ſtets mit Xenophon geſtritten, wollte nach der Krimm es führen, die er reizend ſchilderte. Dann, ſagte er, könne nach Belieben Jeder bleiben oder gehen. Es ſey thörigt, ſo lange Griechenland die herrlichſten Ländereyen beſitze, deren in der Fremde zu ſuchen.

Xenophon ſchwieg, bis einige den Vorwurf er-

regten, er habe geopfert ohne das Heer zu befragen.
Da trat er auf und redete: „Ja, ich habe
„ geopfert für euch und mich, um zu erfahren,
„ was am meiſten Ruhm und Nutzen bringen mögte;
„ ob ich von der Sache mit euch reden oder
„ ſie nicht berühren ſollte? Silanos erklärte die
„ Opferzeichen für günſtig. Er mußte wohl, da
„ ich, ſolcher Dinge kundig, ſelbſt zugegen war.
„ Nur wollte er auch Zeichen von Trug und Hinterliſt
„ geſehen haben, und mit Recht, denn er
„ ſelber ſtreute verleumderiſche Gerüchte unter Euch
„ aus, als hätte ich ohne Euren Rath etwas beſchloſſen.
„ Wohl dünkte es mich erſprießlich, wenn
„ ich den Mangel im Heere ſah, zuvor eine Stadt
„ mit Euch zu beſetzen, wo Jeder ſich erwerben
„ könnte, was bey der Heimkehr den Seinigen
„ nützte. Nun aber Sinope und Heraklea Euch
„ Schiffe ſenden, und Einige ſogar Euch Sold
„ verſprechen, ſo ſtimme ich ſelber dafür, dieß Erbieten
„ anzunehmen und will meines Vorhabens
„ nie mehr gedenken. Nur müſſen wir beyſammen
„ bleiben, und wer das Heer verlaſſen wollte,
„ ehe es in Sicherheit iſt, der müſſe für treulos

„ gehalten werden. Iſt dieſe Geſinnung auch die „ Eurige, ſo hebt die Hände empor.“ Alle thaten es; nur Silanos wurde laut, und wollte beweiſen, es müſſe jedem frey ſtehen ſich vom Heere zu trennen. Aber die Soldaten unterbrachen ihn, drohend, wenn er entliefe und ertappt würde, ihn, jedem andern gleich, zu ſtrafen.

Die Schiffe kamen, aber das Geld kam nicht, mit welchem Timaſion und Thorax die Truppen zu beſolden verſprochen hatten; da fürchteten ſie des Heeres Unwillen, giengen mit ihrer Parthey zum Xenophen, bereuten was ſie gethan, und hielten nun für das beſte, den Phaſis hinaufzuſchiffen um des Landes der Phaſianer ſich zu bemächtigen. Xenophon begehrte, es dem Heere vorzutragen, ſie aber meynten, es ſey genug, wenn jeder Feldherr ſeine Obriſten zu überreden ſuche. Mit dieſem Vorſatz trennte man ſich. Aber Neon, der Stellvertreter des abweſenden Cheiriſophos, verrieth das Vorhaben den Soldaten, und verhetzte ſie gegen Xenophon, daß ſie Rottenweis heimliche Zuſammenkünfte hielten, und man fürchten mußte, es mögte ein blutiger Ausbruch erfolgen, wie ſchon zweymal geſchehen war. Um dem vorzubeugen, ließ Xenophon den Herold zur Verſammlung rufen, auch eilten alle gern herbey und Er ſprach:

„Soldaten! ich vernehme, daß von mir die verleumderiſche Rede geht, als wolle ich hinterliſtig den Phaſis Euch hinauf führen. Ich beſchwöre Euch bey den Göttern! hört mich! und werde ich ſchuldig erfunden, ſo laßt mich dieſen Platz nicht ungeſtraft verlaſſen. Sind aber meine Ankläger die Schuldigen, ſo ſtraft ſie nach Verdienſt. — Ihr Alle wißt, wo die Sonne auf- und wo ſie untergeht; daß man nach Griechenland gegen Abend, zu den Barbaren gegen Morgen ſchiffen müſſe; daß der Nordwind uns in die Heymath, der Südwind aber in den Phaſis führt; wer könnte Euch denn überreden, die Sonne gehe in Oſten unter? oder mit Südwind müſſe man zu Schiffe gehen? — und thäte ich das, ſo wäre ich doch nur auf Einem Schiffe, Ihr auf hundert andern; wie ſtünde es dann in meiner Macht, Euch mit Gewalt zu entführen? und gelänge es mir auch durch Betrug, Euch in den Phaſis zu bringen, ſo würdet Ihr

„ beym Landen doch gewahr werden, daß Ihr der
„ Heymath Boden nicht betretet. Dann wären
„ Eurer faſt 10000 Bewaffnete gegen einen einzelnen
„ Mann; wie könnte ich Eurem Zorn entrinnen?“

„ Es ſind alſo Thoren und Neider die mich
„ verleumden. Und warum beneiden ſie mich?
„ Wen hab' ich je gehindert zu reden oder zu thun
„ was Euch frommt? Wem trete ich in den Weg,
„ wenn Ihr zum Anführer ihn erwählen wollt?
„ Gern weiche ich einem Jeden, wenn er zu rühmlichen
„ Thaten ſich berufen fühlt. — Genug davon!
„ Wer ſich noch betrogen wähnt, der trete
„ hervor und rede. Jetzt aber laßt mich noch von
„ einem Unheil ſprechen, welches, ferner einreißend,
„ bey Göttern und Menſchen, bey Freunden
„ und Feinden uns Haß und Verachtung zuziehen
„ wird.“ Die erſtaunten Soldaten begehrten,
er ſolle ſich erklären. Da hub er wieder an:
„ Ihr wißt, in den Gebürgen wohnten Barbaren,
„ die, mit den Keraſuntern befreundet, zu uns
„ herabkamen, Opferthiere und allerley Bedürfniſſe
„ verkaufend. Manche von Euch ſind ſelbſt

„ um Handels willen dort geweſen. Da beſchloß
„ der Obriſte Klearatos insgeheim, einen ſolchen,
„ wegen vermeynter Sicherheit und Freundſchaft
„ unverwahrten, Ort bey Nacht zu überfallen und
„ zu plündern, dann auf Schiffen, mit deren
„ Beſatzung es verabredet war, mit dem Raube
„ zu entfliehen. Doch auf dem Zuge übereilte ihn
„ der Tag, es wurde Lärm, er fand heftigen Wi-
„ derſtand, wurde ſelber mit vielen der Seinigen
„ getödtet, und nur wenige entkamen nach Kera-
„ ſunt. Das geſchah an demſelben Tage, an dem
„ wir landwärts aufgebrochen waren. Drey alte
„ Männer von dem ſo feindlich behandelten Volke
„ kamen um mit uns Allen zu ſprechen, hörten es
„ gern, daß nur ein kleiner Theil der Unſrigen
„ das Böſe verübt ohne unſer Wiſſen, wollten zu
„ uns ſchiffen, was geſchehen erzählen und ſich er-
„ bieten unſere Todten auszuliefern. Jene Flücht-
„ linge, um zu hindern daß ihre That uns kund
„ würde, ſteinigten die drey alten Männer. Das
„ berichteten uns die Keraſunter. Wir Feldherren,
„ aufgebracht, rathſchlagten eben in ihrer Mitte,
„ wie das Begraben der Gebliebenen zu veranſtal-

„ten ſey; da hörten wir plötzlich ein Geſchrey: Schlag zu! Wirf zu! und ſahen viele mit Steinen in den Händen herbey eilen. Die Keraſunter flohen zu ihren Schiffen. Beym Zevs! auch Einige der Unſrigen wurden von Furcht ergriffen. Ich aber trat den Anſtürmenden entgegen, fragend, was das bedeute? Da waren Manche, die es gar nicht wußten, und doch in den Händen Steine trugen. Einer klagte über die Theurung der Lebensmittel, und als er eben den Zelarchos, Einer von den Vorraths-Meiſtern, nach dem Meere zuſchreiten ſah, ſchrie er laut, mit ſeinen Gefährten ihn verfolgend, als jage er ein wildes Thier. Die Keraſunter, fürchtend, es ſey der Angriff gegen ſie gerichtet, ſtürzten ſich ins Meer, wo, wer nicht ſchwimmen konnte, ertrank.“

„Urtheilt nun. Sie hatten nichts verbrochen, ſie flohen als vor tollen Hunden. In ſolchem Zuſtande iſt das Heer. Nicht Ihr Alle vereint, ſondern Jeder nach Belieben führt einzelnen Krieg, wo und wie es ihm gefällt. Geſandte fremder Völker werden umgebracht, ehe ſie noch

„ geredet haben. Den von Euch erwählten
„ Anführern verſagt man Gehorſam. Jeder gehorcht
„ wem er will, Jeder darf ſchreyen:
„ Wirf zu! und unvermuthet Jeden ermorden.“

„Bedenkt was Ihr begonnen. Hat der Vorraths-Meiſter
„ Unrecht gethan, ſo iſt er unbeſtraft
„ nun davon geſegelt, war er ſchuldlos, ſo mußte
„ er aus Furcht vor ungerechter Todesſtrafe entweichen.
„ Bey Keraſunt dürft Ihr nun, wegen
„ Steinigung der Geſandten, nur bewaffnet erſcheinen.
„ Selbſt kein Herold wird hin zu gehen
„ wagen, um die Auslieferung der Todten zu erbitten,
„ die man zuvor freywillig antrug. Indeſſen
„ werden, auf unſer Geſuch, die Keraſunter
„ ſie begraben. Iſt das nur recht, daß Jeder
„ von uns gezwungen wird, ſein Zelt zu einer
„ Feſtung zu machen? Ziemt das Menſchen oder
„ Thieren? Dürfen wir, mit ſolchen Unthaten belaſtet,
„ den Göttern opfern oder in irgend einen
„ Kampf uns wagen? wer wird, nach ſolchen verübtem
„ Frevel uns gaſtfrey aufnehmen? wer unſern
„ Markt verſorgen? und welchen Nachruhm
„ dürfen wir hoffen?

Da rieſen Alle, die Unruhſtifter ſollten beſtraft, künftig dergleichen bey Verluſt des Lebens nicht geduldet werden. Strenge Richter ſollten unterſuchen, was irgend Einer, ſelbſt die Feldherrn nicht ausgenommen, nach Cyrus Tode verbrochen. Zu ſolchen Richtern ſetzte man die Obriſten, und, auf Xenophons Ermahnung, auf den Rath der Prieſter, wurde eine Reinigung des Heeres beſchloſſen und veranſtaltet.

Die erwählten Richter ſchonten nicht. Den Einen verurtheilten ſie: unterſchlagene Schiffbaugelder zu erſetzen, ein Anderer mußte die Weigerung ein Geſchäft zu übernehmen, wozu die Wahl ihn berief, durch Strafgelder büſſen. Auch Xenophon wurde angeklagt. Einige beſchuldigten ihn des Uebermuthes und daß ſie von ihm geſchlagen worden. Er foderte ſogleich den Erſten auf, zu ſagen, wann und wo es geſchehen.

Damals, war die Antwort, als wir vor Kälte erſtarrten. „Ha!“ rief Xenophon, „wenn es damals geſchah, im harten Winter, als Brod uns „mangelte, und wir keinen Tropfen Wein mehr „hatten, um auch nur durch den Geruch uns da-

Gurt, in welchem zwo Piſtolen ſtacken, in der nervigten Fauſt trug er einen dicken, knotigen Stock. „Wer biſt du Schreyhals?“ donnerte er dem kleinen Polycarpus entgegen: „wie kömmſt du hieher?“

Mein Vater ſtammelte zitternd ſein Bekenntniß der Käferjagd, wie er vom Siege über die Perſer und vom Laufen ermüdet, endlich in dieſen Moraſt gerathen, aus welchem für ihn keine Rettung ſey, wenn der Signore nicht die Güte haben wolle, ihm ſeinen ſtarken Arm zu reichen.

Der Mann mit dem ſtruppichten Haar lächelte, und ſein Lächeln war wie ein trüber Sonnenblick im April, der die Scheitel des nackten Felſes trifft. Er trat einen Schritt näher, mein Vater mußte beyde Hände in ſeine Rechte legen, und ſo zog er ihn nach ſich, leichter als ein Kind eine hervorkeimende Erbſe mit ſammt der Wurzel aus der Erde reißt.

„ ran zu erquicken, als viele muthlos wurden und „ die Feinde uns auf den Ferſen folgten; wenn ich „ damals gewaltthätig war, ſo bekenne ich, daß „ mein Uebermuth den eines Eſels übertrifft. Aber „ ſage mir doch, warum ſchlug ich dich? was foderte ich von dir? warſt du mir ſchuldig? oder „ haderte ich um Ausſchweifungen? oder Trunkenheit?"

Der Kläger ſtockte. Da fragte Xenophon ihn weiter: „Bey welchen Truppen dienſt du? bey den „ ſchweren oder leichten?"

„Weder bey jenen noch bey dieſen" war die Antwort. „Ich bin ein freyer Mann, aber ich „ mußte, weil mich die Reihe traf, einen Mauleſel treiben." Jetzt erkannte ihn Xenophon. „ Biſt du der, dem ein Kranker, um ihn fortzuſchaffen, anvertraut war?"

„Ja der bin ich. Du zwangſt mich dazu"

„Die Begebenheit verdient, ſprach Xenophon, „ daß ich ſie umſtändlich erzähle. Ein Kranker „ konnte nicht mehr gehen. Die Feinde verfolgten „ uns. Damit er nicht umkomme, zwang ich dieſen Mann ihn fortzubringen. Iſt's nicht ſo?"

Der Kläger bekannte es. „Und als ich dich voraus geſandt, mit dem Nachtrabe dir folgend, „fanden wir dich nicht beſchäftigt für den indeß „Verſtorbenen ein Grab zu graben? Trat ich nicht „zu dir und lobte dich darum? Doch als wir ſo „da ſtanden, bewegte der vermeynte Tode das „Knie, und alle ſchrieen, er lebe noch. Du aber „bedienteſt dich leerer Ausflüchte und wollteſt „ſchlechterdings ihn nicht weiter ſchaffen. Da „ſchlug ich dich, das iſt wahr, denn ich mußte „vermuthen, dir ſey wohl bewußt, der Menſch „lebe noch."

„Iſt er nicht doch bald darauf geſtorben?" entgegnete der Soldat. „Freylich, ſagte Xenophon, „Wir alle müſſen einmal ſterben, doch ſollte man darum nicht uns lebendig begraben." Da ſchrien alle, die Züchtigung ſey noch zu gering geweſen. Nun ſolle ein Anderer auftreten und erzählen, warum er geſchlagen worden? Aber Alle ſchwiegen. Da nahm Xenophon noch einmal das Wort: „Ja, Ihr Männer, ich bekenne es frey, „viele habe ich geſchlagen, wenn ſie aus den Gliedern wichen, das Fechten uns überließen und

„ um zu plündern ſich zerſtreuten. Wären alle dieſem
„ Beyſpiel gefolgt, ſo lebte keiner mehr von
„ uns. Manchen Ermüdeten hab' ich auch wohl
„ geſchlagen, damit er nicht ein Raub der Feinde,
„ oder gar des Todes werden ſollte. Denn an
„ mir ſelbſt erfuhr ich bey ſtrenger Kälte daß,
„ nach kurzem Niederſetzen, ich kaum wieder aufſtehen
„ und die Füſſe bewegen konnte. Sah ich
„ nun einen ſitzen und erſtarren, ſo zwang ich ihn
„ zu gehen zu ſeiner Rettung. Bewegung bringt
„ das Blut in Umlauf, giebt Wärme und Munterkeit.
„ Ihr ſelber wißt, daß Vielen von Euch
„ im Stillſitzen die Zehen von den Füſſen gefroren.“

„Ich habe auch wohl Manchem, zur Unzeit Ruhenden,
„ wenn er im Marſche uns hinderte, mit
„ der Hand einen Schlag gegeben, damit kein
„ feindliches Schwerdt ihn erſchlagen mögte. Alle
„ dieſe Geretteten mögen nun mich ſtrafen, wenn
„ ich Unrecht that. Was hätten ſie aber in feindlicher
„ Gewalt erleiden müſſen ohne es rächen zu
„ können? — Ich will offen mit Euch reden. Soldaten!
„ hab' ich dieſen oder jenen unter Euch zu
„ ſeinem Beſten gezüchtigt, ſo verdiene ich wie

„ ein Vater von ſeinen Kindern, wie ein Lehrer
„ von ſeinen Schülern geſtraft zu werden. Auch
„ Aerzte ſchneiden und brennen wo es heilſam iſt.
„ Wollt Ihr Uebermuth es nennen, ſo ſeht doch
„ nur, wie viel mehr Vertrauen, mit der Götter
„ Beyſtand ich jetzt in meine Kraft ſetze, als damals;
„ wie viel mehr Wein ich jetzt trinke; und
„ doch ſchlage ich keinen, denn ich ſehe euch jetzt
„ in Ruhe. Aber im Sturme muß der Steuermann
„ mit Strenge über das kleinſte Verſehen
„ wachen, denn Aller Heil iſt an ſeine Obhut geknüpfet.“

„Habt Ihr nicht ſelber mein Verfahren gebilligt?
„ denn Ihr ſtandet ruhig dabey, nicht mit
„ Täfelgen, ſondern mit Waffen in den Händen
„ und hättet leicht mir wehren können. Aber beym
„ Zeus! ihr rührtet Euch nicht, ſchlugt auch nicht
„ ſelber auf die Strafbaren, und eben darum habt
„ Ihr deren Uebermuth geweckt. Unterſucht es
„ nur: die jetzt am lauteſten ſchreyen, waren ſicher
„ damals die Feigſten unter uns. Da ſeht jenen
„ Klopffechter aus Theſſalien! er ſchützte Krankheit
„ vor um ſein Schild nicht tragen zu dürfen;

„ nun hat er, wie ich höre, die Kotyoriter beraubt.
„ Seyd ihr klug, ſo thut mit ſolchen Leuten umgekehrt,
„ wie man böſen Hunden zu thun pflegt,
„ die man bey Tage ankettet, bey Nacht los läßt;
„ ſchmiedet ſie bey Nacht in Feſſeln und laßt bey
„ Tage ſie los.“

„ That ich Einem unter Euch zuviel, ſo nimmt
„ mich Wunder, daß er deſſen gedenket und nicht zugleich
„ in ſein Gedächtniß ruft: Wie ich vor Kälte
„ ihn geſchützt, in Krankheit und Mangel ihm
„ beygeſtanden, den Feind von ihm abgetrieben;
„ wie ich den Tapfern gerühmt und nach Vermögen
„ geehrt habe? — iſt es nicht gerechter und
„ frömmer, bringt es nicht mehr Ruhm und Vergnügen,
„ des Guten als des Böſen zu gedenken?“

Xenophon ſchwieg. Alle ſtanden auf und erinnerten einander an ſeine treue Vorſorge, und ſo endete dieſer Zwiſt ehrenvoll für ihn.

Während die Griechen hier die Schiffe erwarten mußten, raubten ſie die Lebensmittel oft aus Paphlagonien, deſſen ſtreitbare Bewohner nicht ſelten blutige Rache ſie empfinden ließen. Korylas entbot durch Geſandte, die koſtbare Geſchenke brachten: er wolle die Griechen ferner nicht beunruhigen, wenn ein Gleiches ihm zugeſagt werde. Die Geſandten wurden köſtlich bewirthet und mit mancherley Spielen unterhalten. Die Thracier hielten einen Waffentanz nach dem Schall der Flöte, ſprangen leicht und hoch, ſchwangen die Schwerdter, hieben aufeinander ein, ſtreckten ſich als tod zu Boden und der Sieger trug, ein Triumphlied anſtimmend, den Beſiegten fort. Andere Flöten ließen ſich hören und die Theſſalier tanzten den Ackertanz. Ein Unbewaffneter pflügte, oft ſchüchtern um ſich blickend, als fürchte er die Räuber. Sie kamen, er griff zu den Waffen, kämpfte für ſeine Ochſen, wurde überwunden und fortgeſchleppt, oder ſiegte und ſpannte den Räuber mit vor den Pflug. Ein Myſer tanzte mit einem runden Schilde und ergötzte durch Gaukeleyen. Die Mantineer und Arkadier zogen, unter Flötenſchall, wohl gerüſtet im Kriegsſchritt einher, tanzten und ſangen Kriegeslieder wie bey Götterfeſten. Die Paphlagonier ſtaunten über alle die leichten Tänze in ſchweren Waffen. Zuletzt trat eine Tänzerin köſtlich gerüſtet mit einem leichten Schilde auf und tanzte die Pyrrhichie, einen kunſtreichen Waffentanz, in welchem ihre Fertigkeit lauten Beyfall erndtete. Streiten auch Weiber unter Euch? fragten die Fremdlinge. Auch Weiber, hieß es, würden den König aus ſeinem Lager treiben.

Die Geſandten wurden friedlich entlaſſen und die Griechen ſchifften nun nach Sinope, wo ſie, im Hafen von Armene, Geſchenke der Gaſtfreundſchaft empfiengen, auch Cheiriſophos mit dreyrudrigten Schiffen zu ihnen ſtieß, doch wider Verhoffen mit leeren Händen. Nur daß der Admiral Anaxibios ſie rühme, und, nach ihrer Heimkunft ihnen Sold verſpreche, das erfuhren ſie durch ihn.

* * *

Doch je näher die Griechen ihrem Vaterlande kamen, je heftiger wurde ihr Verlangen, nicht ſo arm dort zu erſcheinen. Das brachte ſie auf den Gedanken, nur Einem Feldherrn die oberſte Gewalt zu vertrauen, damit er, durch das Stimm-Recht der Uebrigen ungebunden, wann und wie er wolle das Heer gebrauchen dürfe, auch ſeine Anſchläge um ſo geheimer blieben. Dem Xenophon trugen ſie den Oberbefehl mit dringenden Bitten an. Geneigt aber unſchlüßig opferte er den Göttern, und alle Opferzeichen widerriethen ihm den bedenklichen Schritt. Da weigerte er ſich ſtandhaft den gefährlichen Poſten zu übernehmen, und nach vielem Geſchrey, wählten ſie an ſeiner Stelle den Cheiriſophos, der ſie nach Heraklea führte. Auch hier wurden ſie gaſtfreundlich aufgenommen, meynten aber, von dieſen freywilligen Geſchenken könne man kaum drey Tage das Leben friſten, und beſchloßen, von den Einwohnern eine große Steuer zu fodern. Cheiriſophos oder Xenophon ſollten als Abgeordnete es bewirken, aber beyde lehnten den ſchwürigen Auftrag ab, überzeugt, es ſey Unrecht, eine griechiſche, befreundete Stadt auf ſolche Weiſe zu brandſchatzen. Andere giengen hin, foderten und drohten ſogar. Gleich brachten die Herakleoten alle ihre Güter vom Felde in die Stadt, legten auch den Markt hinein, verſchloſſen die Thore und beſetzten die Mauern. Da entſtand im Lager ein großes Getümmel. Das Mißlingen wurde den Feldherren beygemeſſen. Am lauteſten ſchrieen die Arkadier und Achäer, aus welchen des Heeres gröſere Hälfte beſtand. Sie wollten, hieß es, keinem Athenienſer folgen, der nicht einmal Truppen zum Heere gebracht; ſie allein hätten die Beſchwerden, andere den Gewinn: ſie hätten Alle errettet, die Uebrigen wenig oder nichts gethan. So tobend, wählten ſie Anführer aus ihrer Mitte, trennten ſich vom Heere und ſchifften nach Bithynien um dort beym Plündern die Erſten zu ſeyn. Ihrer waren mehr als 4500. Cheiriſophos, der den Oberbefehl kaum 6 oder 7 Tage geführt hatte, jezt kränklich und verdrüßlich war, zog, mit tiefem Groll gegen das Heer im Herzen, und einigen 1000 Mann zu Lande weiter. Xenophon wollte Anfangs die Arkadier begleiten, dann wieder ganz allein zu Schiffe gehen; als aber Herkules, dem er opferte, anzudeuten ſchien, daß er die bey ihm Gebliebenen nicht verlaſſen ſolle, ſo ſchiffte er mit 2000 Mann und etwa 40 Reitern nach der Thraciſchen Küſte und führte ſie dann mitten durch das Land.

So hatte ſich nun das Heer dreyfach getheilt. Die Arkadier landeten in dem Hafen Kalpe, machten Anfangs große Beute und trieben die Thracier in die Flucht. Dieſe aber ſammelten ſich wieder, tödteten viele Griechen bey wiederholten Angriffen, und umzingelten endlich die Uebrigen auf einer Anhöhe. Xenophon der indeſſen zu Lande ſich genähert hatte, erfuhr ſeiner alten Kriegsgefährten bedrängte Lage und überredete ſein kleines Heer, ihnen zu Hülfe zu eilen, uneingedenk ihres nun beſtraften Uebermuthes, und dann, im Hafen Kalpe auch mit Cheiriſophos ſich zu vereinen, der, an der Küſte heraufziehend, dort gefunden werden mögte.

Es wurde gebilligt. Sie brachen auf und ſteckten alles hinter ſich in Brand, wodurch ihr Heer dem Feinde zahlreich ſchien. Als der nicht mehr fern war, (denn ſie konnten in der Nacht ſeine Wachtfeuer ſehen) ſetzten ſie mit Tages-Anbruch ſich in Marſch, erreichten auch die Anhöhe, fanden aber weder Griechen noch Feinde mehr, nur einige zurückgelaſſene Alte von welchen ſie erfuhren, daß die Thracier in der Nacht gewichen und die Griechen am Morgen abgezogen wären; wohin? das wußte keiner. Schnell rückte Xenophon weiter. Auf der Straſſe nach Kalpe erblickte er bald die Spuren der Arkadier, endlich ſie ſelber, und die Freude war ſo groß, daß die Soldaten beyder Haufen als Brüder ſich um-

„Ich danke dir,“ ſagte mein Vater: „Gott „vergelts!“ mit dieſen Worten zog er ſeinen Hut tief ab, ſchwenkte ſich, und wollte flink davon hüpfen, aber die Donnerſtimme des wilden Mannes im ledernen Koller, rief ihm ein fürchterliches Halt! zu, und bannte den armen, kleinen Polycarpus dadurch ſo feſt an ſeine Stelle, wie der Blick der Klapperſchlange die zitternde Waſſerratte.

Der Räuber. Folge mir!

Mein Vater. Willſt du mich nach Haus bringen?

Der Räuber. Tiefer, tiefer in den Wald.

Mein Vater. Guter Freund, ich wollte dir wohl gern den Gefallen thun, aber wenn ich dieſen Abend nicht zu rechter Zeit nach Hauſe komme; ſo ſchmält Herr van Doelen.

Der Räuber (lachend.) Laß ihn ſchmälen!

Mein Vater. Und Minchen macht mir ein ſcheel Geſicht.

armten. Zu Kalpe fanden ſie auch die Schaar des Cheiriſophos, doch er ſelber war geſtorben, und Neon an ſeine Stelle getreten. Hier verweilten ſie mehrere Tage, begruben die Todten ſo prächtig als es die Umſtände vergönnten, und beſchloſſen, nie ſich mehr zu trennen; wer einen ſolchen Vorſchlag thäte, ſollte das Leben verwürkt haben. Die alte Ordnung wurde hergeſtellt, die alten Feldherrn traten wieder an ihre Plätze. Doch ob der Zug, aus Mangel an Schiffen, zu Lande fortzuſetzen, darüber wurden die Götter befragt, ein Opfer nach dem andern geſchlachtet, und immer verſagten die Götter ihre Zuſtimmung. Anfangs glaubten die Soldaten, es ſey von Xenophon alſo verabredet, um zu Erbauung einer Pflanzſtadt ſie zu zwingen; er aber ließ ſie alle um die Opfer verſammlen; damit ſie ſelber Zeugen wären. Die Götter blieben unerbittlich.

Der Mangel war im Lager groß. Neon bot Freywillige auf, mit ihm in die nächſten Dörfer auf Plünderung zu ziehen; faſt 2000 liefen ihm zu, wurden aber von den phrygiſchen Reitern des Pharnabazos, dem Bundesgenoſſen der Bithynier ſo übel empfangen, daß ihrer 500 auf dem Platze blieben. Als ein Flüchtling das dem Xenophon berichtete, ſchlachtete er den letzten Stier von ſeinem Wagen, aus Mangel an Opferthieren; endlich waren die Zeichen günſtig, er eilte den Geſchlagenen zu Hülfe, und führte ſie zurück ins Lager. Kaum hatten die Griechen ſich muthlos zur Tafel geſetzt, als ſchon die Bithynier aufs neue die Vorpoſten überfielen. Man durfte im Dunkeln, der waldigten Gegenden halber, das Lager nicht verlaſſen, und mußte die Nacht hindurch unter den Waffen bleiben.

Mit Tags-Anbruch verſchanzten ſich die Griechen. Ein Fahrzeug aus Heraklea brachte Mehl, Opfervieh und Wein. Günſtige Vorbedeutungen bewogen Xenophon mit dem Heere auszurücken, nur die Alten blieben im Lager zurück. Die Todten, die er bald auf ſeinem Wege fand, ließ er begraben. Den Feind erblickend in der Ferne, verordnete er einen Hinterhalt, den er ſelbſt befehligte, und gebot den Uebrigen, zum Angriff vorzudringen. Ein dichter Wald hemmte deren Schritte; ſie zagten und zauderten. Xenophon ſprengte vor: „Ohne Kampf" hub er an, „iſt keine Sicherheit für uns. Weichen wir, ſo verfolgen uns „ die Feinde. Weichen iſt unrühmlich, Angreifen „ giebt auch dem Feigen Muth. Beſſer mit geringer Macht angreifen, als mit einem großen „ Heere ſich zurückziehen. Ihr ſelber wißt, unſern „ Angriff halten die Feinde nicht aus, wohl aber „ haben ſie Herz genug uns zu verfolgen. Der „ dichte Wald wird euch den Rücken decken. Sind „ wir doch an weit gefährlicheren Orten kühn durchgedrungen. Ohne Sieg können wir weder vor- „ noch rückwärts. Wir haben weder Schiffe um „ zu gehen, noch Lebensmittel um zu bleiben. Jetzt „ ſind wir geſättigt, darum dünkt mich beſſer jetzt „ zu ſtreiten als morgen nüchtern. Auf Soldaten! „ die Opferzeichen ſind vortrefflich. Laſſen wir den „ Feinden nicht Zeit zu eſſen oder zu ruhen." Die Obriſten riefen: Vorwärts! Niemand widerſprach. Xenophon gieng voran. Schon lag der Wald hinter ihnen. Da ritt er noch einmal die Fronte hinab, ſprechend: „Jetzt gedenket unſerer „ Siege, und daß wir vor Griechenlands Thoren „ ſtehen. Herkules ſey unſere Loſung. Mun-

„tert einander männlich auf, damit ihr einſt an
„ dieſe Stunde Euch gern erinnern möget.“

Nach dieſen Worten ſtellte er ſich an die Spitze, griff an und ſiegte. Selbſt die Reiterey des Pharnabazos wich dem Ungeſtüm der Griechen. Doch da es Abend wurde, ſo verfolgte er die Fliehenden nicht, errichtete ein Siegesdenkmal und kehrte mit Sonnen-Untergang nach dem Meere zurück. Von hieraus wurden täglich eine Menge Lebensmittel erbeutet: Getrayde, Wein und Feigen, denn Alles lieferte das Land, außer Oehl. Die griechiſchen Städte brachten ihre Waaren zum Verkauf; die Vorbeyſegelnden landeten gern, weil ſie vernommen hatten, es werde eine Stadt hier gegründet. So herrſchte Ueberfluß im Lager. Auch die nächſten Einwohner des Landes warben ſchon um Xenophons Freundſchaft als ihres künftigen Nachbars.

Jetzt kam Kleander, ein Lacedämonier, mit zwey Dreyruderſchiffen; in ſeinem Gefolge jener Dexippos, der mit dem Schiffe der Trapezunter entwichen war. Bald nach ſeiner Ankunft geriethen die Griechen, geraubter Schaafe wegen, mit den Seinigen in Streit. Kleander befahl einen

Mann zu ergreifen; Agaſios, der Obriſte zu deſſen Haufen er gehörte, riß ihn wieder weg; die Soldaten griffen zu Steinen, die Schiffsleute flohen und Kleander ſelbſt. Xenophon entſchuldigte das Vorgefallene, doch Kleander gereizt, und vielleicht auch grollend mit ſich ſelber, daß er Furcht bewieſen, erklärte, er werde abſchiffen und alle griechiſche Städte gegen das Heer aufwiegeln, wenn man nicht den Mann ihm ausliefere, der den erſten Wurf gethan, ſo wie den, welcher den ergriffenen Soldaten wieder befreyte. Der letztere war Agaſios, Xenophons treuer Freund.

Manche verachteten Kleanders Drohungen; allein er war ein Spartaner und Lacedämon führte damals die Oberherrſchaft in Griechenland; deshalb achtete Xenophon den Handel nicht gering, die Seinen erinnernd, daß jeder Spartaner in jeder griechiſchen Stadt jetzt befehlen könne. „Werden uns die Thore von Byzant und anderer griechiſchen Städte verſchloßen" fuhr er fort, „ſchildert man uns dem Admiral Anaxibios als treulos gegen den Staat, der jetzt zu Waſſer wie zu Lande herrſcht; ſo möchten wir ſchwerlich we-

„ der hier bleiben noch abſegeln können. Sollen
„ wir, um zweyer Männer willen, die Rückkehr
„ in's Vaterland uns Allen verſperren? lieber laßt
„ uns gehorchen nach dem Beyſpiel unſerer Va-
„ terſtädte. Man hat dem Kleander Bothſchaft
„ hinterbracht, es habe Agaſios auf meinen Befehl
„ gehandelt. Ihn ſelber und euch alle fodere ich
„ auf, die Wahrheit zu erklären, bin ich ſchuldig
„ ſo ſtrafe man mich."

Agaſios trat auf und ſchwur, er habe aus eigenem Antriebe gehandelt, weil Dexippos, der verrätheriſche Flüchtling und Xenophons alter Feind, einen wackern Mann von ſeiner Schaar fortſchleppen wollen. Doch ſey unnöthig ihn auszuliefern, er ſelber wolle ſich ſtellen, und ſeine Gefährten weder in Krieg mit Sparta verwickeln, noch ihrer ſichern Heimkehr hinderlich ſeyn. Nur möge man ihm vergönnen einige Fürſprecher mit zu nehmen.

Die Wahl Solcher wurde ihm freygeſtellt. Da begleiteten ihn die Feldherren und ſprachen zu Kleander: Hier ſind wir, unterſuche und beſtrafe die Schuldigen. Jeder, den du forderſt, ſoll die ausgeliefert werden, Und Agaſios trat heran, auf den Mann deutend, welchen er gewaltſam befreyte: „Ich bin es“ ſprach er, der dieſen braven Sol„daten einem Verräther entriß; denn Derippos „entfloh mit einem, von den Trapezuntern erbete„nen, fünfrudrigen Schiffe, machte uns einen bö„ſen Namen und ließ ein Heer in der Noth, mit „dem er ſelber ſo weit gekommen. Ob wir Alle „verderben würden, das kümmerte ihn nicht. „Dieſer Menſch hat meinen Zorn gereizt. Hätteſt „Du, oder ein Anderer, den Soldaten ergriffen, „ich würde geſchwiegen haben. Tödteſt Du mich, „ſo tödteſt Du einen wackern Mann um eines „ſchlechten, feigen Menſchen willen.“

Kleander rühmte den Derippos nicht, doch meynte er, auch Böſewichter müſſe man nicht ungehört verdammen. Den Agaſios behielt er zurück ſammt jenem Soldaten, über den der Streit entſtanden, und der ſich auf den Beſchluß des Heeres berief, daß alle Beute gemeinſames Gut ſey, weshalb er die Schaafe, durch Derippos entführen zu laſſen, verhindern wollen; doch habe er Niemanden weder geſchlagen noch geworfen. Im Lager wurde eine Vorbitte für dieſe beyden beſchloſſen.

Die Feldherren kehrten zurück und Xenophon ſprach alſo: „Sie ſind nun in deiner Gewalt, o Kleander! und das Heer ſtellt dir frey, ſie zu ſtrafen nach deinem Gefallen. Jetzt aber bittet es, durch uns, dich flehentlich, du wolleſt zwey Gefährten ihm wieder ſchenken, die ſo lange für daſſelbe gekämpft und gelitten haben. Gewährſt Du den Soldaten dieſe Bitte, ſo wollen ſie hinwiederum, wenn Du ſie anführen willſt, Dir gern beweiſen, daß ſie den Gehorſam gegen ihren Feldherrn, nicht aber die Furcht vor Feinden kennen. So komm und werde ihr Feldherr, und prüfe dann einen Jeden, auch den Dexippus, nach Verdienſt.“

Da gab Kleander die Gefangenen zurück, wurde Xenophons vertrauter Gaſtfreund und übernahm die Feldherrenſtelle. Als aber die Opfer das letztere nicht zu billigen ſchienen, beſänftigte er die alten Anführer, ermuthigte ſie, den Zug anzutreten, und verſprach dem Heere, bey deſſen Heimkehr den freundlichſten Empfang. Dankbar beſchenkte es ihn mit Schaafen, die er annahm, doch als ein Gegengeſchenk ſogleich zurückgab und unter Segel gieng, worauf das Heer durch Bithynien zog, viele Sklaven und Vieh erbeutete, und nach ſechs Tagen Chryſopolis in Chalcedonien erreichte, wo es eine Woche verweilte, um die Beute zu verkaufen.

Der Admiral Anaxidios war eben zu Byzant. Ihn beſchickte Pharnabazos, der Griechen Einbruch in ſein Gebiet fürchtend, und erſuchte ihn dringend, das Heer aus Aſien überſetzen zu laſſen. Es geſchah, unter Verſprechung eines Soldes bey deſſen Ankunft. Allein der Admiral hielt nicht Wort, ſondern ließ mit Waffen und Gepäcke die Soldaten ausrücken, um ſie zu überzählen und heim zu ſenden. Kaum waren ſie, bis auf Wenige, aus dem Thore gezogen, als dieſes hinter ihnen verſchloſſen, und der Schlagbaum vorgeworfen wurde. Wegen ihres Unterhaltes verwies er ſie auf die Thraciſchen Dörfer und wegen des Soldes vertröſtete er ſie. Da murrten die Truppen. Einige griffen zu den Waffen, rannten gegen die Thore und drohten ſie zu ſprengen. Andere liefen nach dem Meere, erſtiegen die Mauern, über Schutt klimmend, und ſprangen in die Stadt. Als ihre Gefährten, die noch in ſelbiger ſich befanden, gewahrten was vorgieng, hieben ſie die Schlagbäume entzwey, öffneten mit Gewalt die Thore und Alle ſtürzten hinein. Die Byzantier flohen vom Markte in die Häuſer, auf die Schiffe; Anaxibios ſelber fuhr in einem Boote nach der feſten Burg, und ſchickte eilig nach Hülfstruppen von Chalcedonien. Xenophon, befürchtend, man werde Byzant plündern, der Stadt und ihm großes Unheil zubereiten, drang ſelber unter den dichten Haufen in das Thor. Als die Soldaten ihn erblickten, umringten ſie ihn und riefen: Jetzt zeige daß du ein Mann biſt. Die Stadt, die Schiffe ſind dein, du haſt Geld und Truppen. Jetzt kannſt du uns glücklich machen und wir wollen dich hoch erheben.

„Recht ſo!“ erwiederte Xenophon, „doch ſtellt „Euch zuvor in Schlachtordnung.“ Es geſchah oh- Widerrede auf einem freyen Platze. Hier redete er ſie an: „Gefährten! ihr murret über Betrug „und mit Recht. Doch wolltet ihr, um an den „gegenwärtigen Spartanern Rache zu verüben, „dieſe ſchuldloſe Stadt plündern, ſo bedenkt die „Folgen. Welch ein Krieg mit Lacedämon und „deſſen Bundesgenoſſen! Die Athenienſer, in blü-

Der Räuber. Sie wird ſchon wieder gut werden. Du darfſt nur ſagen, ich hätte dich nicht weggelaſſen.

Mein Vater. Ich darf wahrhaftig nicht.

Der Räuber (nimmt ihn beym Arm und ſchleudert ihn vor ſich her.) Fort Burſch!

Was war zu thun? das Recht des Stärkeren war offenbar auf Seiten deſſen, der eine nervigte behaarte Fauſt, und ein Paar Piſtolen im Gürtel hatte. Hätte auch mein Vater die Waffen nicht weggeworfen, deren er ſich mit ſo gutem Erfolg gegen die weichlichen Perſer bediente, dieſer Scythe mit ſeiner Keule würde ihrer nicht geachtet haben. Er hielt daher fürs beſte, zu leiden was er nicht ändern konnte, und befolgte unter heftigem Herzklopfen und erſtickten Seufzern den rauhen Pfad, den des Räubers ausgeſtreckte Hand ihm andeutete. Nachdem ſie ſich ohngefähr eine Stunde durch verwachſenes Geſträuch mühſam gewunden hatten, und mein

„ henden Zeiten ihrer Macht, vermochten nicht zu
„ widerſtehen, was dürft Ihr hoffen? Jetzt ſind
„ die Achäer und die Athenienſer Verbündete der
„ Spartaner; Tiſſaphernes und alle an der See
„ wohnenden Barbaren unſere Feinde, der perſi-
„ ſche Monarch unter allen der heftigſte. Wer iſt
„ ſo thörigt, daß er einen glücklichen Ausgang hof-
„ fen dürfte? — Bey den Göttern beſchwöre ich
„ Euch, ſeyd nicht unſinnig! laßt uns nicht ſchimpf-
„ lich ſterben als Feinde unſerer Eltern, Freunde
„ und Verwandten! Lieber möchte ich 10000 Schuh
„ tief unter der Erde liegen! Folgt meinem Rathe:
„ Gehorcht als Griechen der griechiſchen Obrigkeit!
„ Dieſer tragt Eure Beſchwerden vor, und wird
„ Euch auch das Recht verſagt, ſo dürft Ihr da-
„ rum das Vaterland doch nicht auf immer meiden.
„ Laßt dem Anaxibios wiſſen, Ihr ſeyd nicht in
„ die Stadt gekommen um Gewalt zu üben, ſon-
„ dern zu zeigen, daß Ihr zwar der Hinterliſt tro-
„ tzen, aber gehorſam ausziehen wollt.“

Es wurde verwilligt. Die Boten giengen ab, und brachten des Admirals freundliche Antwort: der Gehorſam ſolle ſie nicht gereuen, er werde es ſeinen Obern berichten, und, wo er könne, ihnen nützlich ſeyn. Indeſſen hatte ein Thebaner, Cyrotades, ein Kriegsluſtiger Abentheurer, dem Heere vorgeſpiegelt, er wolle es mit Speiſe und Trank wohl verſorgt, in das ſogenannte Thraciſche Delta führen, wo es reiche Beute finden würde. Da zog es ihm als Heerführer nach. Alſobald verſchloß Anaxibios die Thore wieder, und ließ ausrufen, wenn noch ein Soldat in der Stadt ſich fände, ſo ſolle er zum Sklaven verkauft werden. Mit großer Mühe erlangte Xenophon durch ſeinen Gaſtfreund Kleander die Erlaubniß, allein in die Stadt zu kommen, unter der Bedingung, daß er alſobald ſich einſchiffen wolle. Da nahm er Abſchied und trennte ſich vom Heere, welches, nach wenigen Tagen, auch den Cyrotades wiederum verjagte, weil er ſein Wort nicht halten und Lebensmittel genug herbey ſchaffen konnte.

Die noch übrigen Anführer entzweyten ſich. Einige wollten zu Seuthes, dem Könige der Thracier ziehen, der hatte durch ſchöne Pferde und ſchöne Mädchen ſie beſtochen; ein anderer wollte nach dem Chroſones, ein dritter nach Aſien hinüber. Die

Zeit verſtrich. Viele Soldaten verkauften die Waffen, ſchifften einzeln in ihr Vaterland oder ließen in den Pflanzſtädten ſich nieder.

Anaxibios hörte gern, daß die Truppen ſich zerſtreuten, denn er meynte Pharnabazos werde den geleiſteten Dienſt ihm reich vergelten. Er wurde bald darauf von ſeinem Poſten abgelöſt, begegnete unterwegs dem neuen Statthalter von Byzant, Ariſtarchos, und rieth ihm, gleich nach ſeiner Ankunft die zurückgebliebenen Kranken, nachher geneſenen Soldaten des Cyrus zu verkaufen. Bis dahin hatte Kleanders Mitleid es verhindert und für ſie geſorgt. Jetzt fielen an 400 Mann in Sklaverey. Aber Anaxibios erndtete nicht die Frucht ſeiner Tücke, denn als er, heim ſchiffend, den Pharnabazos an ſein Verſprechen mahnen ließ, vernahm dieſer kaum, er ſey nicht mehr Admiral, als er ſeiner auch nicht weiter achtete. Da bat der Gereizte den Xenophon, eilig zum Heere abzuſegeln, die noch vorhandenen Truppen nicht ferner zerſtreuen zu laſſen, die ſchon zerſtreuten wieder zu ſammeln und Alle zurück nach Aſien zu führen. Xenophon gieng und wurde von dem Heere mit Freuden aufgenommen. Der Thracier Seuthes verſuchte, unter mancherley Verheißungen, ihn anzuwerben, allein vergebens. Nur Neon mit 800 Mann trennte ſich von den übrigen Griechen, als ſie unter den Mauern von Perinthos angekommen waren. Doch zu der Ueberfahrt nach Aſien fehlte es an Schiffen und als Xenophon deren zu miethen ſuchte, erſchien Ariſtarchos, der neue Statthalter (gleich dem vorigen durch Pharnabazos gewonnen) verbot den Schiffern und Soldaten dieſe Ueberfahrt; und Xenophon, auf des Admirals Befehl ſich berufend, mußte von Ariſtarchos hören: „Er iſt nicht mehr Admiral. Fällt mir ein Ungehorſamer in die Hände, ſo laſſe ich ins Meer ihn verſenken.“ Mit dieſen Worten gieng er in die Stadt und ließ am folgenden Tage die Anführer zu ſich entbieten. Sie giengen und waren bereits den Thoren nahe, als dem Xenophon verrathen wurde, man werde in der Stadt ihn verhaften, auf der Stelle beſtrafen oder dem Pharnabazos ausliefern. Da ließ er die Gefährten voran gehen unter dem Vorwand noch zu opfern. Sie kehrten bald zurück mit dem Befehl am Abend wieder zu kommen. Xenophon merkte wohl, der Anſchlag ſey auf ihn gerichtet, darum erforſchte er jetzt durch Opfer, ob er zum Seuthes dem Thracier ziehen ſolle? denn des Statthalters Kriegsſchiffe machten die Ueberfahrt unſicher, und in Cherſones (der Krimm) fürchtete er Mangel und des Ariſtarchos Obergewalt.

Durch günſtige Opferzeichen ermuthigt, begab er ſich bey Nacht mit wenigen Getreuen in das nicht ferne Lager des Seuthes, wurde von den Thraciern jubelnd, und von ihrem Könige nach alter Sitte, mit einem vollen Trinkhorn empfangen, und befragte dieſen, ob er noch geſonnen, das Heer in Sold zu nehmen, wie er ſchon zweymal ihm entbieten laſſen? und wozu er es gebrauchen wolle?

„Um, war die Antwort, das Land wieder zu erobern, aus dem mein Vater vertrieben worden.“ Jedem Soldaten verſprach er einen Kyzikrant, den Obriſten doppelten, den Feldherren vierfachen Sold, dazu ſo viele Aecker und Vieh als ſie begehren würden, und einen feſten Platz am Meer.

„Allein geſetzt, fragte Xenophon weiter, „unſer Vorhaben würde durch die Furcht vor Spar-

„te vereitelt, würdeſt du denn wohl einen Flüchtling in dein Gebiet aufnehmen?“ Seuthes gelobte, jeden Fliehenden als Bruder zu empfangen. Dem Xenophon wollte er ſeine Tochter geben, und deſſen Tochter, wenn er eine habe, nach Thraciſcher Sitte kaufen, ſeine beſte Seeſtadt ihr zum Wohnſitz einräumen. Da reichten ſie einander die Hände.

Noch vor Tage kamen die Griechen zurück in das Lager. Einer neuen Vorladung des Ariſtarchos gehorchten die Anführer nicht, ſondern verſammelten das Heer, welchem Xenophon die bedenkliche Lage ſchilderte, und, troz Neons Abrathen es bewog ihm zu folgen. Seuthes kam entgegen, führte es am Mittage in wohlverſehene Dörfer, wiederholte ſeine Verſprechungen, und erklärte, daß er die Griechen weiter nicht als ſieben Tagreiſen führen wolle. Da gelobten ſie ihm Beyſtand. Er zog die Anführer an ſeine Tafel. Ein Höfling gieng zuvor von einem zum andern, Jedem zuflüſternd, die Sitte erheiſche, wenn man bey dem Könige ſpeiſe, ihn zu beſchenken. Das thaten viele als der Becher kreiſte. Der Eine verehrte ihm ein Roß, der andere einen Knaben, oder köſtliche Gewänder für ſeine Gemahlin; Timaſion einen ſilbernen Becher und koſtbare Teppiche. Gerſippos ein Athenienſer ſagte: wer es vermöge, beſchenke die Könige nach alter Sitte um ſie zu ehren, die Unvermögenden aber würden von den Königen beſchenkt.

Jetzt traf die Reihe den Xenophon, der, als der Geehrteſte, dem Seuthes am nächſten ſaß und durch dieſen Auftritt in Verwirrung gerieth, denn als er von Aſien überſchiffte, hatte er nichts als einen Knecht und ſein Reiſegeld. Jetzt that er einen ſtarken Zug aus dem Horne, und ſprach mit Zuverſicht: „Mich ſelber ſchenke ich Dir, o Seuthes! ich und Alle, die Du ſiheſt, wollen als „deine Freunde Gefahren und Beſchwerden mit „Dir theilen und, mit der Götter Hülfe, dein „väterliches Reich erobern helfen.“ Seuthes ſtand auf, leerte mit ihm das Horn und reichte es dem Nächſten. Spielleute und Gaukler traten herein, ergötzten die Verſammlung und der König ſelber tanzte fröhlich.

Um den, des neuen Bündniſſes noch unkundigen Feind unvorbereitet zu überfallen, traten ſie in derſelben Nacht, mit der Loſung: Die Athenienſer, den Zug über das beſchneyte Gebirge an, ſtürzten in die Ebene hinab, plünderten Dörfer, und erbeuteten gegen 1000 Sklaven, 2000 Ochſen, 10000 Schaafe. Die Dörfer ſteckten ſie in Brand, um die Feinde zu ſchrecken. Die ſämmtliche Beute hatte ſich der König vorbehalten, und ließ durch ſeinen Höfling Heraklides zu Perinthos ſie verkaufen, um den Sold der Griechen aus dem gelöſten Gelde zu entrichten.

Bey weiterem Vorrücken litten ſie viel durch heftigen Froſt. Naſen und Ohren erſtarrten und der Wein fror in den Schläuchen. Nun begriffen die Fremdlinge, warum die Thracier Fuchs-Kappen über Kopf und Ohren und lange, warme Kleider trugen.

Durch die Drohung, alle, durch die Flucht der Einwohner verödeten Dörfer zu verbrennen, bewog Seuthes die Greiſe, Weiber und Kinder zurück zu kehren, nur die junge Mannſchaft blieb auf den Gebirgen. Wer von dieſen gefangen wurde, den ließ der König durch Wurfpfeile tödten. Eben ſollte dieſes Schickſal auch ein ſchöner Jüngling erfahren, als Epiſthenes, der Knaben-Liebhaber, um deſſen Leben bat. „Willſt Du für ihn ſterben?“ fragte Seuthes. Alſobald rief Jener ſeinen Hals darbietend: „Schlag zu, wenn der Knabe es will, und Dankbarkeit gelobt.“

„Willſt du“ fragte Seuthes den Knaben, daß „dieſer an deiner Statt getödtet werde?“ — Demüthig bat der ſchöne Jüngling, ihrer beyder Leben zu ſchonen. Da umarmte ihn Epiſthenes, ſprechend: „Nun laſſe ich ihn nicht! Du mußt mit mir „Dich um ihn ſchlagen.“ Seuthes lächelte und gab nach.

Die Thracier aus den Gebürgen kamen herab, ſuchten Frieden, brachten Geiſeln, doch nur um den Feind zu verkundſchaften. Denn in der Nacht überfielen ſie die Dörfer, in welchen die Griechen der Ruhe pflegten, ſchoßen und warfen in die Häuſer, zündeten ſie an und riefen bey Nahmen den Xenophon, deſſen Haus ſchon brennte, er ſolle kommen um zu ſterben, wenn er nicht in Flammen den Tod finden wolle. Aber ein Jüngling ſtieß ins Horn und alle Griechen ſtürzten aus den Häuſern, die Thracier flohen, wurden Theils gefangen, kehrten doch einzeln im Dunkeln zurück, und verwundeten Manchen, den des Feuers Helle verrieth.

Erſchrocken eilte Seuthes mit ſeinen Reitern herbey. Die Geiſeln übergab er dem Xenophon. Es waren die Aelteſten und Angeſehenſten der Bergbewohner.

Man beſchloß die Berge zu erklimmen, denn ſchon war des Seuthes Macht durch Ueberläufer dreyfach verſtärkt worden. Als die Feinde das gewahrten, kamen ſie herab, baten demüthig um Frieden, verſprachen, ihren Gehorſam zu verbürgen. Seuthes verweigerte den Frieden, wenn Xenophon den Ueberfall noch rächen wolle. Aber dieſer ſprach: Die Rache ſey bitter genug, wenn ſie Sklaven würden. Nur ſollten künftig junge, rüſtige Männer als Geiſeln ausgehoben, die Alten daheim gelaſſen werden. So wurde der Vertrag geſchloſſen, das Heer rückte weiter und Heraklides kam zurück mit dem aus der Beute gelöſten Gelde, wovon doch nur der Sold auf 20 Tage beſtritten werden konnte. Xenophon machte ihm Vorwürfe, daß er nicht theurer verkauft, und im Nothfalle ſeine eigenen Kleider veräußert hätte. Da entrüſtete ſich Heraklides, Vater vor Mattigkeit ſeine beſudelten Füße nicht mehr heben konnte, gelangten ſie an den Eingang einer Höhle, welche die kreiſende Natur vermuthlich einmal durch eine Erderſchütterung hervorgebracht hatte. Mein Vater wurde hineingeſtoßen, mußte halb kriechen, halb gehen, und ſah ſich plötzlich in einem weiten, unterirrdiſchen Saale, vom Schimmer der Wachskerzen erleuchtet. Um eine runde Tafel mit Wein und Braten belaſtet, erblickte er ohngefähr zwanzig Männer an Geſtalt ſeinem Führer ähnlich. Einige leerten den vollen Becher, andere wiegten auf ihrem Schooße freche Dirnen, andere würfelten und ſpielten Karten. Mein Vater ward freundlich aufgenommen, man ſtrich ihm das Kinn, man klopfte ihn auf die Backen, man ſtopfte ihm das Maul voll Braten. Doch über ſeinem Auge hieng ein Schleyer trübes Unmuths, er dachte zurück an die Wohnung ſeines Pflegvaters und an Minchen. Die Nacht brach herein, man fürchtete auch wohl des Königs Gunſt einzubüſſen. Um dem vorzubeugen, verleumdete er den Xenophon bey ſeinem Herrn, und erregte deſſen Unwillen, weil Jener immerfort auf den Sold der Griechen drang, obgleich ſelber, bey der Theilung, für jetzt auf jeden Lohn verzichtete. Schon ſchwankte er, bey des Königs Kälte, ob er noch ferner ihm dienen ſolle. Schon wurden auch die übrigen Anführer, unter dem Verſprechen baldiger Zahlung eines mehr als zweymonatlichen Soldes, ermuntert, ſich an des Heeres Spitze zu ſtellen; allein ſie erklärten ſämmtlich: keine glänzende Zuſage werde ſie bewegen, den Zug ohne Xenophon fortzuſetzen. So kam alles wieder, dem Scheine nach, in das alte Gleis. Siegreich zogen ſie weiter, aber des Königs Vertrauen blieb geſchwächt. Von den Seeſtädten, die er dem Xenophon zu übergeben verſprochen, war nicht mehr die Rede, und wenn dieſer mit ihm ſprechen wollte, wandte er Geſchäfte vor. Auch die murrenden Soldaten äußerten Argwohn gegen ihren Feldherrn.

Zwey Monate mogten auf dieſe Weiſe verſtrichen ſeyn, als Spartaner anlangten um das Griechiſche Heer, in einem Kriege gegen Tiſſaphernes, für ihren Staat in Sold zu nehmen. Der Thracier, deſſen Macht indeſſen ſo angewachſen, daß er die Verbündeten entbehren zu können vermeynte, willigte gern darein, ſie abzutreten, theils um der Zahlung des Soldes dadurch enthoben zu werden, theils um mit Sparta ſich zu befreunden.

Gaſtfrey bewirthete er die Abgeordneten, doch weder den Xenophon noch die übrigen Feldherren lud er ein. Auf die Frage der Ankömmlinge: welch' ein Mann dieſer Xenophon ſey? ſchalt er ihn nicht, nannte ihn blos einen Soldaten-Freund, dem das Heer anhänge. Sollte er unſerm Auftrage zuwider ſeyn? fragten ſie weiter.

Verſprecht nur den Truppen Sold, erwiederte Heraklides, ſo werden ſie Euch zulaufen, ohne ſeiner zu achten. Wirklich führten am andern Morgen Seuthes und ſein Höfling die Geſandten zu dem Heere, welches, da es von Dariken hörte, ſogleich bereitwillig war. Auch trat alſobald ein Arkadier als Xenophons Ankläger auf. Seuthes, der das Griechiſche ziemlich verſtand, auch einen

Dollmetſcher bey ſich hatte, blieb, um den Ausgang zu erlauern.

Der Arkadier hub an: „Längſt ſchon wären wir „ bey Euch, Ihr Lacedämonier, hätte nicht Xenophon durch glatte Worte zu einem harten Winter-Feldzug uns verleitet, von dem wir allein „ die Beſchwerden getragen, er allein den Vortheil gezogen. Ihn hat Seuthes reich gemacht, „ uns nicht einmal den Sold gezahlt. Gern wollte ich dieſen entbehren und alle Beſchwerden vergeſſen, wenn ich nur den Xenophon ſteinigen ſähe.“ Aus gleichem Tone ſprachen Mehrere.

Da erhub ſich Xenophon: „Was muß der „ Menſch nicht erfahren! angeklagt werde ich für „ meine Wohlthaten. Schon war ich auf dem „ Heimwege, da kehrte ich plötzlich um zu Euch, „ nicht weil es Euch wohl gieng, nein, beym „ Zeus! weil ihr in Noth wart und ich helfen wollte wo ich könnte. Ihr wißt, wie dieſer Seuthes „ mich vergebens durch große Zuſagen gelockt; Ihr „ wißt, daß ich nach Aſien Euch führen wollte; „ Ihr wißt wie der Statthalter es gehindert; einmüthig beſchloßt Ihr, dem Thracier zu folgen.

„Was hab' ich denn nun verſchuldet? Hab' ich „ihn noch gerühmt, ſeit er um den Sold Euch „betrogen? dann mögt Ihr mich haſſen und verfolgen. Doch wenn ich meine Geſinnung gegen „ihn geändert, bin ich ſtrafbar, daß ich lieber „Euer Freund ſeyn wollen als der Seinige? — „Ihr meynt, ich wäre von ihm beſtochen und wolle das Eurige nun Euch vorenthalten? — Verſucht es, fodert Euern Sold von ihm, dann muß „er ja zurück fodern was er mir gegeben? Allein „er gab mir nichts. Ich ſchwöre bey allen Göttern! nicht einmal was mir gebührt hab' ich „empfangen. Da ſteht er und hört meinen Schwur. „Er bezüchte mich des Meyneids, wenn er kann. „Vernehmt's und erſtaunt noch mehr! nicht einmal gleich den übrigen Feldherren und Obriſten „bin ich von ihm bezahlt worden. Und warum begehrte ich nichts? um den Freund, deſſen Mangel ich theilte, mir im Glücke feſter zu verbinden. Jetzt iſt er im Glücke und ich erkenne ſein „Gemüth."

„Doch ſchämſt Du Dich nicht — hör' ich fragen — von ihm ſo hintergangen zu ſeyn? —

„Ja, beym Zevs! ich würde mich ſchämen, wenn
„es mir vom Feinde wiederfahren wäre, aber
„von Freunden betrogen zu werden, iſt min-
„der ſchimpflich als ſie zu betrügen. Euern Sold
„zu verweigern bleibt ihm kein gerechter Vor-
„wand, denn wir haben ihm treu gedient und ge-
„horcht. Man hätte, werdet Ihr ſagen, gegen
„ſeinen Betrug Euch ſicher ſtellen ſollen, damit
„er, auch mit böſem Willen, es nicht vollführen
„können? — Hört meine Antwort, die Euer Un-
„dank mir in ſeiner Gegenwart auspreßt. Ge-
„denket der Lage, aus der ich Euch errettet! Ari-
„ſtarchos verſchloß die Thore. Unter freyem Him-
„mel mußtet Ihr im Winter bleiben; wenig brach-
„te man Euch zu kaufen, und Ihr hattet kein
„Geld, auch dieß Wenige zu kaufen.“

„Wegſchiffen konnten wir nicht, und wenn wir
„blieben, ſo ſtanden wir in Feindes Gebiet, ohne
„Reiterey noch leichtes Fußvolk, die er in Men-
„ge uns entgegen ſtellte: wir konnten in die Dör-
„fer dringen; doch durch Schnelligkeit Sklaven
„oder Vieh erbeuten, das konnten wir nicht.
„Durch die Verbindung mit Seuthes hab ich alle

„ dieſe Schwierigkeiten; that ich denn Unrecht?
„ und hab' ich den Tod verdient, weil ich keinen
„ Sold Euch ſchaffen konnte?"

„Wie verlaßt ihr Thrazien? Ihr habt den
„ Winter im Ueberfluß auf fremde Koſten verlebt,
„ habt, von des Seuthes Gaben noch etwas er-
„ ſpart und von Euren Gefährten keinen ſterben
„ ſehen, keinen vermißt. Der alte, in Aſien er-
„ worbene Ruhm iſt Euch erhalten und in Europa
„ noch vermehrt worden. Mich dünkt, Ihr ſoll-
„ tet, ſtatt auf mich zu zürnen, den Göttern dan-
„ ken. Schaut hingegen auf mich, wie anders
„ meine Lage! Als ich zum Erſtenmal von Euch
„ nach Hauſe ſchiffte, war ich berühmt im Heere
„ und durch Euch bey allen Griechen; ſelbſt die
„ Spartaner vertrauten mir, denn ſie waren es,
„ die mich unter Euch zurückſandten. Jetzt gehe
„ ich zu Ihnen als ein Angeklagter, und Seuthes,
„ bey dem ich einſt für mich und meine Kinder ei-
„ ne Freyſtatt zu finden hoffte, iſt um Euretwillen
„ auch mein Feind geworden. Ihr aber, für die
„ ich leide, zu deren Vortheil ich noch jetzt nach
„ Kräften handle, Ihr hegt eine widrige Mei-

„ nung von mir! Habt Ihr doch nicht als einen
„ Flüchtling mich aufgerafft. Tödtet Ihr mich, ſo
„ raubt Ihr einem Manne das Leben, der viele
„ Nächte für Euch durchwacht, Mühſeligkeiten und
„ Gefahren mit Euch getheilt, oft mehr als ſeine
„ Pflicht gethan; der unter den Barbaren, durch
„ der Götter Gnade und mit Eurer Hülfe, Sie-
„ gesdenkmäler errichtet und endlich noch verhütet
„ hat, daß Griechen Eure Feinde würden. Ihr
„ dürft gehen wohin Ihr wollt zu Waſſer und zu
„ Lande; Ihr lebt im Ueberfluß und ſchifft nach
„ dem lange erſehnten Ziele; die mächtigen Lace-
„ dämonier nehmen Euch in Sold, ſtellen treffli-
„ che Feldherren an Eure Spitze, und — es dünket
„ Euch an der Zeit, mich eilig hinzurichten. So
„ wart Ihr nicht geſinnt in der Noth, Ihr, denen
„ das Gedächtniß ſo treu iſt. Damals nanntet Ihr
„ mich Vater, wolltet meiner ſtets als eines Wohl-
„ thäters gedenken. Welche Meynung ſollen dieſe
„ Spartaner von Euch faſſen? Sie mögen rich-
„ ten.“

Er ſchwieg. Chereminos, der Lacedämonier, trat auf, nannte den Haß der Soldaten ungerecht und bezeugte, daß Seuthes nichts an ihm zu tadeln gewußt, als daß er den Truppen zu ſehr ergeben ſey, wodurch er des Königs Neigung verſcherzt, und die der Spartaner nicht gewinnen würde.

Dann foderte ein Arkadier von dieſen, daß ſie, zum Erſtenmal als Feldherrn ſich beweiſend, vom Thracien den Sold mit Güte oder Gewalt zu erlangen ſtreben, und die Griechen eher nicht hinweg führen ſollten. Und der Athenienſer Polykrates nahm das Wort, auf den Heraklides deutend: „Dieſer Mann hat die von uns erkämpften Gü„ter empfangen, verkauft, und das gelöſte Geld „unterſchlagen. Von ihm allein müſſe es gefo„dert werden, denn er iſt kein Thracier, ſondern „ein Grieche, der Griechen betrogen hat.“

Heraklides, erſchrocken, flüſterte dem Seuthes zu, es ſey gefährlich hier länger zu verweilen. Beyde warfen ſich auf die Roſſe und flohen zu ihrem Lager. Von dort aus unterhandelte Seuthes noch einmal mit Xenophon. Die alten Zuſagen erinnernd, wollte er ihn bewegen, mit 1000 Schwerbewaffneten bey ihm zu bleiben, warnte ihn auch insgeheim vor den Lacedämoniern, die ihn würden hinrichten laſſen. Gleiche Warnungen empfieng er von mehreren Gaſtfreunden. Aber die Opfer entſchieden, daß er den Seuthes verlaſſen ſolle.

Dieſer entfernte nun ſein Lager von dem der Griechen, die, bis zu ihrer Einſchiffung, in Dörfern zehrten, welche Medoſades, einer ſeiner Günſtlinge beſaß. Der kam erbittert, ſammt einem mächtigen Odryſen aus dem Gebirge herab, ſtellte Xenophon zur Rede wegen Verwüſtung ſeiner Dörfer, und ſprach: „Wir deuten Euch an, ich im Namen „des Seuthes, und dieſer Mann im Namen des „Medokas, Königs von Oberthracien, daß Ihr „aus dem Lande weichet; wo nicht, ſo werden „wir Euch vertreiben.“

„Kaum mag ich Dir antworten“ ſagte Xenophon, „doch es geſchehe um dieſes Fremdlings „willen, damit er Euch und uns kennen lerne. „Ehe wir Eure Freunde wurden, durchzogen wir „dieſes Land und hauſten darin nach Gefallen. „Ihr zeigtet Euch nur verſtohlen, und bey Nacht „blieben Eure Pferde geſattelt als im Lande eines „Mächtigeren. Nun Ihr unſere Freunde gewor-

„ beſt, und durch unſere Waffen es beſitzt, nun
„ wollt Ihr uns heraus treiben. Statt mit Ge-
„ ſchenken uns zu entlaſſen, mißgönnt Ihr uns ſo-
„ gar den Lager-Platz.“

„ Du lebteſt nur vom Raube ehe wir dich reich
„ gemacht, und nun ſchämſt Du dich weder vor
„ den Göttern noch vor dieſem Manne, ſo zu re-
„ den? Warum wendeſt Du dich an mich? bin ich
„ doch kein Feldherr mehr; habt Ihr doch die Trup-
„ pen, ohne meine Zuſtimmung, den Lacedämo-
„ niern überlaſſen. Mir hätte dieß gebührt, um
„ dadurch die Liebe derer wieder zu erlangen, de-
„ ren Haß mich trifft, weil ich ſie zu Euch ge-
„ führt.“

Der Odryſer, das vernehmend, ſprach: „ Me-
„ doſades, ich ſchäme mich vor Dir. Hätte ich das
„ zuvor gewußt, nimmer würde ich Dich begleitet
„ haben. Jetzt ſcheide ich von Dir, denn mein
„ König mag ſeine Wohlthäter nicht vertreiben.“

Mit diſen Worten ritt er davon. Medoſades
wollte nun an die Spartaner ſich wenden; Xeno-
phon gab ihnen Nachricht davon und ermahnte ſie,
auf dem Solde zu beſtehen. Sie thaten es tra-

legte ihn in ein weiches Bett; aber er ſchlief nicht, er betete.

Viertes Kapitel.

Der Strauß.

Was der brave Herr van Doelen, ſein gutes Weib, und das ſchwarzäugigte Minchen empfanden, als die Sonne ſich neigte, und der kleine Polycarpus noch nicht zurückkam; als die Sonne wieder aufgieng und ihre Blicke vergebens ſich nach ihm umſahen; als die Sonne Wochenlang ſich neigte und wieder aufgieng, ohne Kundſchaft zu erhalten von dem verlohrnen Knaben; das wird zu einer andern Zeit dem Leſer offenbar werden.

Mein Vater war nicht mehr ſo ſehr Kind, daß er nicht leicht begriffen hätte, in welche hend. Da verſprach Medoſades demüthig, ihre Forderung zu unterſtützen, wenn ſie ſelber mit zum Könige ſich verfügen, oder den Xenophon abordnen wollten. Das Letztere geſchah. Und Xenophon ſprach zu Seuthes: „Ich komme nicht um zu bitten, ſondern um Deinen ungerechten Zorn durch Ueberredung zu entwaffnen. Denn ich habe für das Heer nur gefodert, was du freywillig verſprochen hatteſt. Dir würde es nicht minder vortheilhaft geweſen ſeyn, zu bezahlen, als den Truppen bezahlt zu werden. Sie und die Götter haben Dich auf einen glänzenden Thron erhoben. Deine guten oder böſen Thaten können da nicht verborgen bleiben. Einem großen Manne ziemt Undank nicht, am größten erſcheint er, wenn er nie ſein Wort verletzt. Ohnmächtig und verachtet ſind die Wort-Brüchigen; allein der Wahrhafte würkt durch ſein Wort mehr, als jene durch Gewalt; ſeine bloße Drohung iſt gefürchteter als die Strafen Jener; durch ein Verſprechen erlangt er mehr, als Jene durch Gaben. Du haſt uns nichts gegeben, ſondern nur verſprochen, und dadurch ein Heer bewogen,

„ Dir eine Herrſchaft zu erobern, die wohl von
„ höherem Werthe iſt, als die 50 Talente, welche
„ wir zu fodern haben. Auf Treu und Glauben
„ haben wir Dir beygeſtanden, und Treu und
„ Glauben verkaufſt Du jetzt für jene Summe.
„ Mögteſt Du die erworbene Herrſchaft dagegen
„ vertauſchen? oder ſcheint ſie Dir nicht wichtiger
„ als dieß Geld, wär' es auch noch mehr? — Sie
„ nicht zu behaupten wäre ſchimpflicher, als ſie nie
„ erlangt zu haben; ſo wie es leichter iſt, arm zu
„ ſeyn, als zu werden, leichter, nie geherrſcht
„ zu haben, als vom Throne herabzuſteigen. Nicht
„ Neigung, ſondern Zwang hat Dein Volk Dir
„ unterworfen, nur die Furcht erhält es Dir. Was
„ ſollen ſie aber fürchten, wenn Deine Treuloſig-
„ keit jetzt und künftig uns und Andere verſcheucht?
„ Ihnen mangelt nicht Muth, ſondern ein tapfe-
„ rer Anführer. Wie? wenn ſie Einen der von
„ Dir Beleidigten dazu wählen? oder wenn die
„ mächtigen Spartaner ihre neuen Söldner ver-
„ treten? — Lieber werden die Thracier gegen
Dich, als für Dich ſtreiten, denn als Deine Ue-
berwinder hören ſie auf Deine Sklaven zu ſeyn. —

„ Und liegt Dir nicht ob für das Land zu ſorgen,
„ deſſen Herr Du geworden? und meynſt Du, es
„ werde minder leiden, wenn die Griechen, das
„ Ihrige empfangend, friedlich abziehen, als wenn
„ ſie bleiben und feindlich es rauben? Du aber,
„ um mit Gewalt ihrer los zu werden, mehr
„ Truppen als ſie zählen beſolden mußt? — Heraklides
„ nennt die gefoderte Summe groß. Zahlen
„ beſtimmen das nicht, ſondern das Vermögen
„ des Gebers. Deine Einkünfte ſind in dieſem
„ Jahre größer, als der Werth aller Deiner
„ vorigen Beſitzungen, und Du kannſt die ganze
„ Summe jetzt leichter zahlen, als zuvor den zehnten
„ Theil. Ich rede als Dein Freund. Zeige
„ Dich der Götter Gaben würdig und ſtelle meinen
„ Ruhm beym Heere wieder her. Ich fodere Dich
„ ſelbſt und die Götter zu Zeugen, daß ich, was
„ den Truppen gebührt, nie für mich begehrt, ja
„ nicht einmal um das mir Verſprochene Dich gemahnet
„ habe. Nur zugleich mit Jenen wollt' ich
„ es empfangen, das ſchwör' ich Dir!

„Doch alles deſſen achtet Heraklides nicht,
„ wenn er nur Gold, gleichviel wie, zuſammen

„ ſcharren kann. Aber die höchſten Güter eines
„ Mannes, vor allen eines Königes, ſollen Tugend,
„ Gerechtigkeit und Edelmuth ſeyn. Mit
„ dieſen iſt er reich an Freunden Alle freuen ſich
„ ſeines Glückes, alle helfen ihm gern im Unglücke.“

„Daß ich Dein wahrer Freund geweſen, haben
„ meine Handlungen Dir bewieſen, und ſelbſt
„ die Klagen, welche, in Deiner Gegenwart, die
„ Soldaten gegen mich erhoben, ſind Beweiſe davon.
„ Denn würden ſie argwöhnen, du hätteſt
„ mich beſtochen, wäre nicht meine Neigung zu Dir
„ unverhohlen geweſen? Du, der Du mich ſo
„ freundlich aufgenommen mit Worten, Blicken
„ und Gaſtgeſchenken, ehe ich noch für Dich gefochten,
„ Du könnteſt jetzt, nachdem ich Deine
„ Größe, ſo viel in meinen Kräften ſtand, befördert,
„ der Verachtung meiner Kriegsgefährten
„ mich Preiß geben? Du könnteſt ungerührt die
„ Klagen Deiner Wohlthäter hören? – Nein, Du
„ wirſt Wort halten, und thuſt Du es, ſo bitte
„ ich Dich, ſo zu verfahren, daß ich die Ach-

„ tung wieder gewinne, in deren Beſitz ich war, „ als ich zu Dir kam."

Beſchämt ergrimmte Seuthes gegen den, der ihn verleitet mit dem Sold zu zögern. „Ich will „ ihn zahlen, ſagte er, „und war nie geſonnen „ Euch zu betrügen."

„So zahle durch mich," ſprach Xenophon, „ auf daß mein Anſehen im Heere wieder her„geſtellt werde." Seuthes gelobte ihm, ſeine Ehre nicht zu kränken, und wiederholte glänzende Erbietungen, wenn er mit 1000 Schwerbewaffneten bey ihm bleiben wolle, das auch wegen ſeiner Sicherheit, für ihn am gerathenſten ſey. Aber Xenophon lehnte es dankbar ab, und gelobte künftig ihm nützlich zu werden, wo ſein Anſehen es verſtatte.

Nicht mehr als ein Talent hatte Seuthes baar, das gab er, und 600 Ochſen, 4000 Schaafe und 120 Sklaven. Alles brachte Xenophon zu den Griechen, unter denen ſchon das Gerücht ſich verbreitet hatte, er bleibe dort und habe alles Verſprochene für ſich empfangen. Darum ſtrömten ſie jetzt freudig ihm entgegen, und er übergab, was er gerettet, den Lakedämoniern um es zu vertheilen. Das geſchah; doch nicht ohne Murren der Soldaten gegen die Beute-Verkäufer.

Xenophon, der nicht dabey erſchien, wollte nun heim reiſen, wurde jedoch von ſeinen Freunden überredet, das Heer nicht eher zu verlaſſen, bis er dem ſpartaniſchen Feldherrn Thimbro es übergeben hätte. Sie ſchifften nun nach Lampſakos, wo ein Wahrſager dem Xenophon zu ſeiner Rettung Glück wünſchte, und nicht glauben wollte, als dieſer ihm betheuerte, er könne nicht einmal heim reiſen, ohne ſeine Pferde und Gepäck zu verhandlen. Wirklich verkaufte er hier aus Noth ſein Lieblings-Roß, welches jedoch von ſeinen Freunden zurückgekauft und ihm geſchenket wurde. Er führte nun das Heer bis Pergamos, wo er in Erfahrung brachte, daß ein reicher, vornehmer Perſer, Aſiodetes, mit Weib und Kind und Schätzen, nicht fern hauſe und in der Nacht wohl könne aufgehoben werden. Dieſes letzte Abentheuer unternahm er mit den Getreueſten. Es mißlang zum erſtenmal, trotz der günſtigen Opferzeichen, glückte aber zum zweytenmale, und die Beute war ſo reich, daß er nun auch Andern wohlthun konnte. Zu Pergamos übergab er dann dem Thimbro die Truppen, der ſie zu dem, gegen Perſien verſammelten, Heere ſtoßen ließ. In 15 Monaten hatten ſie 215 Tagemärſche zurück gelegt.

Nachſchrift.

Als Geſchichtſchreiber mag Xenophon wohl groß erſcheinen, als Feldherr bleibt er nur ein Räuberhauptmann, dem *Gewalt* immer auch *Recht* war. Ob er eine Bande von 10, oder von 10000 Mann commandirte, das gilt gleich. Alle, die nicht für eine gerechte Sache kämpfen, ſind nicht Soldaten, ſondern Räuber. Xenophon und ſeine Griechen unterſcheiden ſich in nichts von den Söldnern des Mittelalters, die auch nie fragten: warum ziehen wir aus? Sondern, wer bezahlt uns? und wurde dieſe Frage genügend beantwortet, ſo ſchlugen ſie zu, gleichviel warum? für wen? und gegen wen?

Die Perſer hatten ganz Recht, ſolche Vagabunden vertilgen zu wollen. Jeder Monarch in unſern Tagen würde, an des Artaxerxes Stelle, eben ſo gehandelt haben. Daß Tiſſaphernes die Feldherren auf ſolche tückiſche Weiſe in ſeine Gewalt brachte, war freylich ein ſchlechter Streich; daß aber der König ſie hinrichten ließ, daran geſchah ihnen ganz recht, ſogar nach Xenophons eigener Erzählung; wie würde die Sache uns erſt erſcheinen, wenn wir ſie in einem guten, perſiſchen Geſchichtſchreiber läſen! Da würde ſich vielleicht finden, daß Klearch wirklich mit Verrath umgieng. Xenophon mag nichts davon gewußt haben, denn Klearch war verſchwiegen in ſolchen Dingen, das hatte er ſchon bewieſen, da er der einzige Grieche war, der um des Cyrus brudermörderiſchen Vorſatz wußte. Ein Mann, der, gleich nach dem Tode des Cyrus, einen General dieſes Prinzen auf den Thron heben wollte, konnte auch noch einige Monate ſpäter einen ähnlichen Gedanken faſſen und blieb immer ein ſehr gefährlicher Mann. Alle ſeine Betheuerungen, daß er bloß dem Cyrus angehangen, nun aber durchaus nichts feindliches gegen den König im Schilde füher, mußten, durch ſeine Unterhandlung mit Ariäos, den Glauben verlieren, und es war nicht zu zweifeln, daß er ſeinen Arm einem jeden Wagehalſe vermiethen würde, der ihn bezahlen konnte. Nach ſeinem Tode war und blieb das griechiſche Heer nichts weiter als eine Räuberbande, denn nicht die Zahl der Streitenden, ſondern die Rechtlichkeit des Kampfes machen den Unterſchied zwiſchen Räubern und Soldaten. Darum nennen auch die Franzoſen in unſern Tagen die Spanier Banditen, wenn ſie gleich viele Tauſend Mann ſtark ſind.

Ja, wenn die Griechen nur aus Noth geraubt und geplündert hätten, ſo mögte es noch hingehen; aber Xenophon, dieſer Schüler des Sokrates, iſt unverſchämt genug an mehreren Stellen zu bekennen, daß die infamſten Raubzüge blos deshalb unternommen wurden, um nicht mit leeren Händen nach Hauſe zu kommen; ja ſeine letzte Heldenthat, der nächtliche Einbruch beym Aſiodotes, geſchah blos in dieſer Abſicht, denn man erfährt durchaus nicht, daß dieſer Mann die Griechen auf irgend eine Weiſe beleidigt habe. Er war ein Perſer, das iſt Alles, was Xenophon gegen ihn vorbringen kann.

Nur in einer Rückſicht ſcheint mir dieß Büchlein von Nutzen für den Krieger; nemlich, es iſt daraus zu lernen, wie man den Soldaten am Gängelbande führen kann; denn es iſt nicht zu leugnen, daß Xenophons Reden von tiefer Menſchenkenntniß zeugen. Sonſt aber mögte ſeine Geſchichte, (deren Wahrhaftigkeit wir nicht einmal beprüfen können) in jeder andern Rückſicht ſchädlich ſeyn, da ſie ſo laut den verfluchten Satz predigt, daß man Alles kann und darf, wozu man die Gewalt in Händen hat.

Auch die Verdienſte Xenophons als Feldherr waren wohl bey weitem nicht ſo groß, als man ſie, aus langer Gewohnheit zu machen pflegt, denn es muß auch einem Layen in der Kriegskunſt auffallen, daß alle Völker, die ſich ihm entgegen ſtellten, durch Feigheit oder Dummheit ihm ſehr leichtes Spiel machten. So iſt denn die Nachwelt blos durch eine geſchickte Feder und durch den Namen der Griechen beſtochen worden.

ehrbare Geſellſchaft er gerathen war, er verwünſchte den Käfer, die Perſer, und ſich ſelbſt, weinte manche Thräne der Sehnſucht um Minchen, und entwarf tauſend kleine Plane zur Flucht, wozu man jedoch weislich ihm alle Wege verriegelt hatte. Jeden Morgen zog die ſaubere Bande auf Abentheuer aus, dann blieb der gefangene Knabe unter den Weibern, und verwaltete das Amt eines Küchenjungen. Bald mußte er Holz zum Feuer tragen, bald den Keſſel ſcheuern, bald den Bratenſpieß drehen. Er verrichtete alles ganz geduldig, um ſeine Kerkermeiſter einzuſchläfern, und bey guter Gelegenheit aus dieſem Raubneſt zu entwiſchen.

Eines Tages wäre es ihm auch beynahe gelungen. Die ganze Schaar war auf den Fang ausgezogen, und nur Einer zurückgeblieben, der, weil er ein wenig zu tief in die Flaſche geſehen, am Eingang der Höhle lag und ſchnarchte. Die Weiber waren gegangen ſich zu baden. Nur eine einzige alte

Bruchſtücke aus den Memoiren der Madame de Motteville.

(Fortſetzung.)

Am andern Morgen nach des Königs Tode verließ der ganze Hof St. Germain. Nur der Leichnam blieb zurück, und niemand bey ihm, als die wenigen, die ihr Amt dazu nöthigte. Alle die Höflinge, die noch am Abend zuvor ſich zu ihm drängten, kehrten ihm jezt gleichgültig den Rücken, und eilten nach Paris, um der Regentin zu huldigen. Das Volk lief hin, den Leichnam anzugaffen, nicht bekümmert, nur neugierig. (Die Egyptier pflegten Gericht zu halten über ihre verſtorbenen Könige. Das war wohl unnöthig, denn an jedem fürſtlichen Paradebette richtet das **Volk**.)

Für die unbefangenen Beobachter gewährte der Hof, ſchon in den lezten Tagen Ludwig des XIII. ein ſeltſames Schauſpiel. Auf allen Geſichtern neue Spekulationen. Ueberhaupt viele neue Geſichter. Die Prinzen von Geblüt ſahen einander etwas mißtrauiſch an, und erſchienen mit zahlreicherem

Gefolge. Die Königin verdoppelte aus Vorſicht ihre Wachen. Alle waren in höchſter Spannung. Alle, mit der werdenden Regierung mißvergnügt, oder die an Richelieu ſich zu rächen wünſchten, ſchloſſen ſich an die Königin, nicht zweifelnd, daß auch ſie, die ſo viel gelitten, nach Rache dürſte. Aber ſie ahmete Ludwig XII. nach, der, als er den Thron beſtieg, erklärte: der König wiſſe nichts mehr von den Händeln des Herzogs von Orleans. Dieſe Milde hat manches Uebel während ihrer Regentſchaft veranlaßt.

Die Königin fand die Straße nach Paris mit jauchzendem, ſegnendem Volke bedeckt. Jedermann ſah mit Entzücken den jungen König in ihren Armen. In der Hauptſtadt kamen die Gerichtshöfe ihr entgegen; die Prinzen huldigten ihr, und niemand wagte, ihre glückverſprechende Regentſchaft anzutaſten. Zum Erſtenmal übte ſie die neue Gewalt, indem ſie einige, um ihretwillen verbannte, Damen zurück berief, unter andern Madame de Hautefort, der ſie ihre eigene Sänfte ſchickte, und ihr eigenhändig ein ſehr zärtliches Billet dabey ſchrieb. Der lezte Wille des Königs hatte der

Regentin einen geheimen Rath beſtimmt, der ihre Gewalt beſchränkte, und deſſen Mitglieder zum Theil verhaßte Creaturen Richelieu's waren. Das Parlament ergriff die günſtige Gelegenheit, um ſein altes Anſehen wieder herzuſtellen; es erbot ſich, dieſe Anordnung zu vernichten: ein, der Königin willkommenes Erbieten. Oeffentlich und feyerlich wurde die Regentſchaft ohne Einſchränkung ihr übertragen. Als die Stimmen geſammelt wurden, gab Monſieur, des verſtorbenen Königs Bruder, ihr die ſeinige ohne alles Bedenken: der Prinz von Conde hingegen ſchien ein wenig zu ſchwanken, doch erklärte auch er ſeine Zuſtimmung, weil man es wünſchte. Nun war die Königin freygebig und faſt verſchwenderiſch mit Gnadenbezeugungen, beſonders ſchien der junge Herzog von Beaufort eine Zeitlang Herr am Hofe, denn in des Königs lezter Krankheit hatte ſie ihm die Obhut ihrer Kinder anvertraut, eine Auszeichnung, die ihm plötzlich groſſes Anſehen erwarb. Anfangs glaubte jedermann, der Biſchoff von Beauvais würde an die Spitze der Geſchäfte treten, zumal da die Königin ihm den Kardinalshut kommen ließ; allein er beſaß weder

Kraft noch Fähigkeit dazu, und ſie, von Natur bequem, jezt mit einer ſo großen Bürde plötzlich belaſtet, fühlte, daß ein anderer Mann ihr nothwendig ſey. Damals wußte der ſchlaue Cardinal Mazarin ihr Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht war es ein Engländer, der damals durch ein einziges Wort das Schickſal Frankreichs auf lange Jahre beſtimmte. Mylord Montaigu nemlich gehörte ſchon lange zu dem engern Cirkel der Königin, und wurde von ihr geſchäzt. Eines Tags fragte ſie ihn: was er von Mazarin halte? — Er iſt in allem das Gegentheil von Richelieu, war ſeine Antwort, welche zum Theil den Entſchluß der Königin beſtimmte. Einer der erſten und fürwahr ſcharfſinnigſten Rathſchläge, den er ihr gab, war: die Creaturen Richelieu's nicht zu verderben, (wie ſie anfangs wollte) weil dieſe, von jedermann gehaßten, Menſchen, jezt keinen andern Schutz hätten, als den ihrigen, und ihr folglich um ſo treuer dienen würden. Sie befolgte ſeinen Rath, und befand ſich wohl dabey. Unter den Damen am Hofe giengen manche Veränderungen vor, die oft wichtiger ſchienen und wichtiger behandelt wurden, als Staatsgeſchäfte. So zum Beyſpiel verlohr Madame de Braſſac ihren Poſten als Ehrendame, obgleich die Königin große Achtung für ſie hegte, die ſie ihr noch zuletzt auf eine beſondere Art bewieß. Madame de Braſſac nemlich befand ſich bey ihrem Lever, als zufällig die neue Ehrendame nicht zugegen war. Darum brachte die erſte Kammerfrau ihr das Hemde, um es der Königin zu überreichen; aber die Beſcheidene weigerte ſich, die Ehre anzunehmen. Da wurde die Königin ganz gerührt von ihrer Demuth, nahm ſelbſt das Hemde aus den Händen der Kammerfrau, und gab es ſehr verbindlich der Madame de Braſſac, um es von ihr wieder zu empfangen. Das bewegte dieſe bis zu Thränen, und mit weinenden Augen erfüllte ſie noch einmal die erhabene Pflicht. An ihre Stelle war nun die zurückberufene Marquiſe de Senecey getreten, um die in ihrer Verbannung ſich niemand bekümmerte, die aber juſt ſo zahlreiche Beſuche, und zwar im Bette liegend, empfieng, daß ſie ſich in allem Ernſt beklagte, der Ellnbogen, auf dem ſie, während dieſer Beſuche, ſich ſtützen müßte, ſey ihr geſchunden.

„Dieſe Dame und Madame de Hautefort — an welche die Königin eigenhändig geſchrieben hatte: „Kommen Sie, liebe Freundin! ich ſterbe vor Ungeduld, Sie zu umarmen“ glaubten ſich feſt in ihrer Gunſt, zumal da ſie beyde dem ſpaniſchen Hofe anhiengen; aber ſie fanden bald, daß man auf die Herzen der Großen nicht bauen darf. Anna von Oeſtreich war jezt Regentin und Mutter zweyer Prinzen, folglich keine ſo liebevolle Schweſter mehr. Madame de Hautefort nahm ſich die Freyheit, die Wahl der Königin in der Perſon des Kardinals Mazarin laut zu mißbilligen. Anna erfuhr und empfand es ſchmerzlich. An einem ſehr ſchwülen Abend ſtand ſie im Louvre am offenen Fenſter in ihrem großen Kabinet, ſprach ſehr lange mit einigen Vertrauten über dieſen Gegenſtand, und trug ihnen auf, ihrer alten Freundin mehr Geſchmeidigkeit einzuflößen. Dieſe befand ſich eben mit Frau von Motteville in dem anſtoſſenden Kabinet, und, gewöhnt alle Geheimniſſe ihrer Gebieterin zu theilen, äuſſerte ſie die ungeduldigſte Neubegier. Frau von Motteville, die auch erſt kürzlich wieder am Hofe erſchienen war, noch keine Rolle ſpielte, ſondern nur als Zuſchauerin ſich an den mannichfaltigen Hofkabalen ergözte, ließ ſie endlich allein, um ſich ſchlafen zu legen. Da benutzte Madame de Hautefort die Dunkelheit, (denn die Königin hatte kein Licht im Zimmer) um ſich horchend näher zu ſchleichen. Sie vernahm die Klagen ihrer erhabenen Freundin, ſie vernahm die Antwort Derer, die ſie nur ſchwach vertheidigten. Das konnte die boßhafte Frau nicht länger ertragen. Plötzlich trat ſie hervor, und vertheidigte ſich ſelber mit großer Heftigkeit, die ſogar in Vorwürfe gegen ihre Gebieterin ausbrach. Die Königin ſtutzte anfangs über ihre Kühnheit, faßte ſich aber, und ſagte: es ſey ihr lieb, daß Madame de Hautefort ſich zum ſprechen herabgelaſſen, und dadurch erfahren, was man an ihr tadle. Die Angeklagte begriff endlich, daß auch die zärtlichſte Freundſchaft der Großen erkaltet, wenn man nicht ihrer Meinung iſt. Sie fügte ſich in die Zeit, und gelobte Beſſerung. Die Königin reichte ihr freundlich die Hand zum Verſöhnungskuſſe, und fügte lachend hinzu: „damit unſer Friede vollkommen ſey, müſſen Sie mir auch den kleinen Finger küſſen, denn es iſt der Herzensfinger.“ — Dies huldvolle Betragen hätte Madame de Hautefort für immer geſchmeidig machen ſollen; allein ihr war unmöglich, ſich zu verſtellen, und dieſe, am Hofe ſo läſtige Tugend der Aufrichtigkeit koſtete ſie bald nachher die Gunſt der Königin. Indeſſen ſtand der Kardinal noch immer nicht allzufeſt auf dem Gipfel der Größe; aber ein kleines Abentheuer — (guter Gott! woran knüpfſt du doch bisweilen das Schickſal eines Staates!) — verſchaffte ihm den Sieg über ſeine wichtigſten Feinde. Frau von Motteville meynte, und ſie hat Recht, die Grundurſachen des Umſturzes der Reiche finden ſich entweder in der Schönheit oder in der Bosheit der Damen. Madame de Chevreuſe hatte eine Stieftochter, die Herzogin von Mombazon, eine ſehr ſchöne und galante Dame. Der oberwähnte Herzog von Beaufort, ein jüngerer Prinz aus dem Hauſe Vendôme, war in die Mutter verliebt, und das knüpfte beyde Damen an die, den Kardinal haſſenden, Vendômes, welche man les importans zu nennen pflegte. Hingegen begünſtigte Madame la Princeſſe (ſo nannte man die

Gemahlin des Prinzen von Condé) de Kardinal, weil ſie den Großſiegelbewahrer Chateauneuf haßte. Ihre Tochter, die Herzogin von Longueville, hatte wieder mancherley Urſache, Madame de Mombazon zu haſſen, denn erſtens waren beyde ſehr ſchön, und zweytens macht ihr Gemahl jener den Hof. Alle dieſe kleinen, armſeligen Verhältniſſe muß man wiſſen, um den Faden zu entwirren, aus dem das Folgende ſich entſpann. Es war eines Tags große Geſellſchaft bey Madame de Mombazon. Eine ihrer Damen fand im Zimmer einen Brief, den ſie aufhub, und ihrer Gebieterin brachte. Es war ein zärtliches Liebesbriefchen von Frauenzimmerhand geſchrieben. Natürlich gewährte es der Geſellſchaft eine ſehr angenehme Unterhaltung. Man würde neugierig, man vermuthete, man argwöhnete, und endlich kam man darinn überein, ein gewiſſer Colligni habe ihn verlohren, der kurz zuvor hinaus gegangen, und von dem man ſich ins Ohr flüſterte, er ſey in die Herzogin von Longueville verliebt, die ihn auch nicht haſſe.

Zwar ſtand dieſe Dame bisher im Rufe einer unbefleckten Tugend, und die flüſternde Geſellſchaft mogte wohl ſelber nicht glauben, was ihre Bosheit ausgebrütet hatte; aber es war doch einem Jeden ſo angenehm, die Vermuthung im Vertrauen weiter zu erzählen; ſie lief von Munde zu Munde und gelangte endlich bis zu den Ohren der Hauptperſon, die ſehr geneigt war, keinen Lärm davon zu machen. Ihre Mutter hingegen wüthete. Das königliche Geblüt ſchien ihr beſchimpt, dieſe Beſchimpfung ein Majeſtäts-Verbrechen; ſie foderte laut Genugthuung von der Königin. Siehe da plötzlich den ganzen Hof getheilt; die Damen für Madame la Princeſſe, die Herren für Madame de Mombazon, die bey dieſer Gelegenheit von nicht weniger als vierzehn Prinzen beſucht wurde.

Aber es trat ein Ritter auf, der ſie alle vierzehn überwog: der Herzog von Enghien, der Bruder der ſchönen Beleidigten, der eben eine wichtige Schlacht gewonnen hatte, und der mit Achtung und Schonung behandelt werden mußte, aus Furcht er könne die Ruhe der Regentſchaft trüben. Die Königin ſelber beſuchte ſeine Schweſter, um ſie zu tröſten. Da warfen Mutter und Tochter ſich ihr zu Füßen und baten mit Thränenſtrömen um Gerech-

Hexe, die zum Glück ein wenig taub war, ſaß im Hintergrunde der Höhle am Feuer, mit einem Strickſtrumpf in der Hand, und ihr wackelndes Haupt begrüßte von Zeit zu Zeit die welke Bruſt.

Dieſen günſtigen Augenblick benutzte Polycarpus. Huſch, wie ein Vogel, der den Käficht offen ſieht, ſchlüpfte er am ſchlafenden Räuber vorüber, ließ mit zwey Sprüngen die Höhle hinter ſich, und ſah ſich im Beſitz der ſo ſehnlich erwünſchten Freiheit. Aber wohin ſollte er nun ſeine Schritte lenken? war er von Süden oder von Norden in den Wald gekommen? lag das Haus des Herrn van Doelen gegen Weſten oder gegen Oſten? Alles das war ihm ſo unbekannt, als meinem Großvater ſeligen Andenkens die hohe und niedere Jagd der Hottentotten. Da es indeſſen darauf ankam, einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen, denn wie leicht konnte der Räuber erwachen, wie leicht konnte die alte Hexe mit heiſerer Stimme ſeinen Namen kreitigkeit. Die Königin verſprach es, und der ſchlaue Kardinal ergriff die Gelegenheit, um die Vendômes zu ſtürzen. Es wurde entſchieden, daß Madame de Mombazon ſich zu der Prinzeſſin begeben, und ihr öffentlich Entſchuldigungen machen ſollte. Aber wie? in welchen Ausdrücken? das zu ordnen war noch eine der wichtigſten Staats-Angelegenheiten. Da ſah man die Königin und die tobende Prinzeſſin in dem einen Zimmer, Madame de Chevreuſe und den Cardinal in dem andern, und der Herr Premier-Miniſter machte in ſeine Schreibtafel den Entwurf von dem, was Madame de Mombazon ſprechen ſollte; dann überlegte er es mit ihrer Stiefmutter, dann gieng er wieder zu der Königin und trug es dort vor; jedes Wort, jede Sylbe wurde ſo ängſtlich abgewogen, als ob das Heil von Frankreich daran liege. Endlich kam das große Werk zu Stande. Die Verbrecherin ſollte am andern Tage bey der Prinzeſſin erſcheinen und laut erklären: „Das Geſchwätz über den Brief ſey falſch, von „boshaften Menſchen erfunden; Sie habe nie „daran geglaubt, da ſie die Tugend der Herzogin von Longueville kenne, und wohl wiſſe, daß

„ſie ihr Reſpekt ſchuldig ſey.“ Dieſe Anrede wurde auf einen kleinen Zettel geſchrieben, und an den Fächer der Madame de Mombazon befeſtigt, damit ſie dieſelbe ohne Anſtoß ableſen könnte. Sie gehorchte, aber mit einer Miene, als wollte ſie ſagen: „Ich mache mich doch nur luſtig darüber.“ Madame la Princeſſe bat hierauf die Königin, ihr zu erlauben, daß ſie nie an einem Orte erſcheine, wo ſie Madame de Mombazon zu finden fürchten müßte. Es wurde ihr zugeſtanden, ohne die Schwierigkeit der Ausführung zu bedenken. Wenige Tage nachher gab Madame de Chevreuſe der Königin ein kleines Feſt im Regnards Garten am Ende der Tuillerien. Die Prinzeſſin wurde von der Königin überredet mit zu fahren, weil man wußte, daß Madame de Mombazon an dieſem Tage Arzney eingenommen hatte. Sie war aber dennoch gegenwärtig, und zwar um die Honneurs zu machen. Die Prinzeſſin wollte umkehren, allein die Königin hielt ſie zurück, und ließ der verhaßten Wirthin ſagen, ſie mögte eine Unpäßlichkeit vorſchützen, um ſich mit guter Manier zu entfernen. Der Trotzkopf gehorchte nicht. Das empfand die Königin ſehr übel, fuhr ſogleich zurück, und verbannte die Widerſpenſtige am andern Morgen auf ihre Güter; eine Ungnade, auf welche die der ſämmtlichen Importans folgte. Der Herzog von Beaufort wurde angeklagt, er habe den Kardinal ermorden wollen. Zweymal ſoll er es verſucht haben. Das Erſtemal als Mazarin auf einem Landhauſe ſpeiſen wollte, lauerten die Mörder an der Straſſe. Aber zu ſeinem Glücke begegnete ihm der Herzog von Orleans da er eben in den Wagen ſtieg; dem fiel es ein, mit von der Partie zu ſeyn, er ſetzte ſich zu ihm und ſeine Gegenwart hinderte die Ausführung des Anſchlags. Das Zweytemal ſollte Mazarin aus einem Fenſter erſchoſſen werden, wenn er nach dem Louvre führe. Er wurde gewarnt. Am andern Morgen war der ganze Hof in Bewegung. Die Königin ſagte mit funkelnden Augen zu Frau von Motteville: „Ehe noch 24 Stunden verfließen, „ſollſt du ſehen, wie ich an dieſen bösartigen Freun„den mich rächen werde.“ Sie hielt Wort.

Es war noch am ſelbigen Abend, als der Herzog von Beaufort von der Jagd zurück kam, und ſich nach dem Louvre begab. An der Pforte begeggnete ihm ſeine Mutter und Schweſter, die ihn baten, nicht hinauf zu gehen, ſondern ſich lieber auf einige Tage zu entfernen. Allein er antwortete, wie einſt der Herzog von Guiſe auf die Nachricht daß man ihn tödten wolle: „Man wird es nicht wagen.“ Er hatte die Königin noch am Morgen, oder am Abend zuvor, geſehen, ſie hatte ihn mit der gewohnten Vertraulichkeit behandelt, und er konnte ſich gar nicht vorſtellen, daß die hohe Gunſt, in der er ſtand, ſo ſchnell verſchwinden könne. Auch jetzt noch empfieng ihn die Königin ſehr freundlich, und fragte: ob er gute Jagd gehabt habe? Die Kunſt ſich zu verſtellen hatte ſie von ihrem Gemahl gelernt.

Während dieſes ungezwungenen Geſpräches trat der Kardinal herein. Die Königin ſtand auf und winkte ihm ihr zu folgen, als ob ſie Geſchäfte mit ihm habe. Als hierauf der Herzog von Beaufort ſich entfernen wollte, trat Guitaut, der Hauptmann von der Garde, zu ihm, und arretirte ihn im Namen des Königes und der Königin. Der Herzog, ohne zu erſchrecken, ſah ihn ſtarr an: „Sehr wohl“ ſagte er, „doch ich finde es ſon-

„ derbar.“ Darauf wandte er ſich zu den gegenwärtigen Damen: „Sie ſehen, meine Damen, die
„ Königin läßt mich arretiren.“

Er folgte dem Gardehauptmann in deſſen Zimmer, wo er zu eſſen begehrte, mit großem Appetit aß und gut ſchlief. Indeſſen waren, bey der erſten Nachricht ſeiner Verhaftung, ſeine Mutter und Schweſter nach dem Louvre gefahren, um ſeine Begnadigung zu erflehen; aber die Königin hatte ſich eingeſchloſſen. Der Gefangene wurde nach Vincennes geführt, wo man ihm einen Koch und Kammerdiener vom Hofe zugab. Er ließ durch ſeine Freunde um Erlaubniß bitten, ſeine eigenen Leute kommen zu laſſen, allein die Königin antwortete trocken: das ſey nicht gebräuchlich. Die ganze Familie Vendôme erhielt Befehl, ſich aus Paris zu entfernen. Als der Herzog von Vendôme, Krankheit vorſchützend, dieſem Befehl ausweichen wollte, ſchickte die Königin ihm ihre eigene Sänfte. Ein anderer ihrer Diener, Barriere, der auch dem Hauſe Vendôme ergeben war, ſollte am ſelbigen Tage arretirt werden. Die Königin hatte ſich vormals ſeiner in Geſchäften bedient, wo Verſchwiegendheit und Entſchloſſenheit erforderlich waren, und ihn dagegen zum Lieutenant ihrer Gensdarmen zu machen verſprochen. Allein Mazarin wußte, daß er ſich einſt erboten, den Kardinal Richelieu zu ermorden, und hielt nicht für rathſam, ihm einen ſolchen Poſten zu vertrauen. Seine Freyheit rettete er zwar dieſesmal, auf Vorſprache des Kardinals, doch als er ſich an die Königin um Erfüllung ihrer Zuſage wandte, erinnerte ſie ihn an Richelieu, ſprechend: „Ihr wißt, wie oft ich Euch geſagt habe: er iſt ein Prieſter, ich kann nicht darein willigen.“ (Wäre alſo Richelieu kein Prieſter geweſen, ſo würden Ihro Majeſtät keinen Abſcheu vor dem Meuchelmorde empfunden haben.)

Nicht grundlos klagte man die Königin bey dieſer Gelegenheit der Undankbarkeit an, da ihre Strenge, wegen unerwieſener Beſchuldigungen, gerade diejenigen traf, die, zur Zeit ihrer höchſten Bedrängniß, ihr die edelſte Treue bewieſen hatten. Frau von Motteville verſucht ſie zu entſchuldigen, aber ſchwach. Die Regentin eines großen Reiches meynte ſie, müſſe alle ihre Neigungen dem öffentlichen Wohl opfern, und habe nun ganz anders denken und handeln müſſen, als damals, da ſie noch keine Kinder hatte, und alle Augenblicke bedroht wurde, nach Spanien zurück geſchickt zu werden. Am Morgen nach des Herzogs Verhaftung — ſo erzählt Frau von Motteville — als die Königin ſich kämmen ließ, vertraute ſie mir und ihren beyden Kammerfrauen, was er in jenem Augenblick zu Guitaut geſagt, bewunderte ſeine Standhaftigkeit im Unglück, und verſicherte, ſie habe ſich mit unſäglichem Schmerz zu dieſem Schritt entſchloſſen; in der Minute, wo ihr Befehl vollzogen wurde, habe ihr das Herz geklopft. Zwey oder drey Tage vorher ſey ſie mit ihm auf einem Spaziergange zu Vincennes geweſen, und, da ſie ihn ſehr fröhlich geſehen, habe eine Wehmuth ſie ergriffen, und der Gedanke: „In drey Tagen wird der Unglückliche vielleicht wieder hier ſeyn, und nicht lachen.“ Sie habe ihn oft genug gewarnt, ſein Betragen zu ändern, allein vergebens. — Die Kammerfrau erzählte noch, daß die Königin am ſelben Abend beym Schlafengehen Thränen vergoſſen.

Auch die vormals ſo beliebte Madame de Chevreuſe wurde jezt der Regentin durch ihre Klagen läſtig. Sie ſollte vergnügt leben, ſagte ihr die Königin, ſich aber um nichts bekümmern, ſonſt könne ſie ihr nichts weiter verſprechen, als daß ſie die Lezte ſeyn ſolle, die das Loos der Verbannung träfe. Da Madame de Chevreuſe dieſen Wink nicht gehörig nuzte, und in die neue Ordnung der Dinge ſich nicht fügen konnte, ſo mußte auch ſie den Hof verlaſſen, und in Flandern herum irren.

Alle dieſe Verbannungen ſchienen dem Kardinal noch immer nicht Sicherheit genug zu verſchaffen. Es war noch ein Biſchoff von Lizieux übrig, ein frommer, freymüthiger Greis, ein trefflicher Prediger, ein Heiliger am Hofe. Er pflegte die Königin ſeine gute Tochter zu nennen, und ſie hegte große Hochachtung für ihn. Um ihn mit guter Manier zu entfernen, gab es kein anderes Mittel, als ſämmtlichen Biſchöffen den Befehl zu ertheilen, ſich in ihren Kircheſprengeln aufzuhalten. Der Biſchoff von Lizieux merkte ſehr wohl, daß es nur ihm gelte, der ein Freund der Vendomer war, und in deren Hauſe wohnte. Er gehorchte, und kam um von der Königin Abſchied zu nehmen, als ſie eben an ihrer Toilette war. Sehr verlegen, was ſie ihm ſagen ſollte, bat ſie ihn, in ſeinem Gebet ſich ihrer zu erinnern. Er ſprach nicht ein Wort, und gab durch ſein Schweigen zu erkennen, daß er zwar gehorche, aber den Befehl nicht achte. Das mehrte die Verlegenheit der Königin. Sie ſagte nachher zu einer Dame im Kloſter Val de Grace, wo ſie eben das Abendmahl empfangen hatte: „Ich ſchwöre Ihnen, ſo wahr ich Gottes Leib genoſſen, daß ich ihn ſo ungern entfernt habe, als ob er mein Vater wäre."

Ungefähr um dieſelbe Zeit ſah man einen Zweykampf auf dem Königsplatze zwiſchen dem Herzog von Guiſe, einem der vornehmſten Vertheidiger der Madame de Mombazon, und jenem Coligni, von dem man fälſchlich glaubte, daß er den berüchtigten Liebesbrief verlohren habe, (denn es war ein gewiſſer Maulevrier, an den eine Dame ihn geſchrieben hatte, die in keiner Hinſicht mit der Herzogin von Longueville verglichen zu werden verdiente.) Der Zweykampf war eine Folge jener Begebenheit; denn obgleich der Herzog von Guiſe keinen Antheil an den Spöttereyen hatte, ſo konnte doch Coligni der ſchönen Madame de Longueville die Bitte nicht abſchlagen, ihn öffentlich zu fodern. Sie ſtand, wie man ſagt, bey der alten Herzogin von Rohan hinter einem Fenſter, und ſah zu. Eſtrade war Coligni's Sekundant, Bridieu der des Herzogs. Der Leztere, verwundete ſeinen Gegner ſo gefährlich, daß er bald darauf ſtarb. Indeſſen ſchlugen ſich auch die Sekundanten nach damaliger Gewohnheit. Bridieu empfieng einen Stoß, der ihn auſſer Stand ſetzte, weiter zu fechten. Allein auch Eſtrade's Blut floß. Dennoch erbot er ſich den Kampf zu erneuern. Coligni gab es nicht zu. Die Pariſer, nach ihrer Gewohnheit, machten ſogleich einen Gaſſenhauer auf dieſe Begebenheit, in dem ſie der Herzogin von Longueville riethen, ihre Thränen zu trocknen, weil Coligni nur ſein Leben zu erhalten gewünſcht, um ewig für ſie zu leben. — Der Herzog von Guiſe war ein Roué der damaligen Zeit. In ſeiner Jugend liebte er die Prinzeſſin Anna von Gonzaga, verſprach ihr die Ehe und verließ ſie, um in Flandern eine reiche Gräfin de Boſſu zu heyrathen, der er 10,000 Thaler ſchen, und in Ermangelung einer Antwort die Lärmtrommel rühren; ſo warf er ſich ſeinem guten Glück in die Arme, und trabte ſüdwärts durchs Gebüſch.

Ach! kein hülfreicher Inſtinct leitete ihn, kein ſchützender Engel ließ ſich zu ihm herab. Statt ſich dem Ausgang des Waldes zu nähern, verirrte er ſich immer tiefer in deſſen Mitte, der Abend überraſchte ihn hungrig, müde und in Thränen. Indeß, da ſein junger Körper der Beſchwerden nicht ungewohnt war, faßte ſeine Seele den Strahl der Hoffnung auf, der ihm zublinkte, daß, wenn dieſe Nacht nur erſt überſtanden, er den ganzen Tag vor ſich habe, und gewiß am Ende des Waldes das Ende ſeiner Leiden erreichen werde. Vor dem Hunger war ihm auch nicht bange, denn er hatte im Gehen ſeine Taſchen mit wildwachſenden Beeren angefüllt, aus welchen er jetzt ſeine Abendmahlzeit machte. Dann trug er am Fuße eines Baumes dürres Laub zuſammen, warf ſich darauf, bedurchbrachte, und dann nicht weiter an ſie dachte, als um ſie zu kränken.

Von den Importans war jezt nur noch eine Perſon übrig, Madame de Hautefort, und auch dieſe mußte dem Kardinal weichen. Schon lange war ihre Tadelſucht der Königin ſehr mißfällig geweſen, und die vormalige Vertraulichkeit gab ihr gleichſam ein Recht, ſich Frechheiten heraus zu nehmen, welche den Großen bald läſtig werden. Mazarin ſchürte und blies aus allen Kräften, um den Funken des Unwillens in eine Flamme des Zorns zu verwandeln. Eines Tags, als die Königin eben zu Bette gehen wollte, und nur noch ihr leztes Gebet zu verrichten hatte, zog Madame de Hautefort ihr die Strümpfe aus, und bat bey dieſer Gelegenheit um eine Gnade für einen alten Edelmann, der lange und treu gedient hatte. Da ſie aber die Regentin nicht ſogleich bereitwillig fand, ſagte ſie — und verbitterte was ſie ſagte noch durch ein hämiſches Lächeln — man müſſe alte Diener nicht vergeſſen. Die Königin, die vielleicht nur auf eine Gelegenheit wartete, um ſich derjenigen zu entledigen, die ſie ſonſt *meine liebe Freun-*

kinn nannte, ließ, gegen ihre Gewohnheit, ihren Zorn ausbrechen, und antwortete: ſie ſey der ewigen Vorwürfe müde, und überhaupt mit ihrem ganzen Betragen ſehr unzufrieden. Mit dieſen Worten warf ſie ſich ins Bett, befahl der Madame de Hautefort die Vorhänge zuzuziehen, und keine Sylbe weiter zu ſprechen. Die Erſchrockene warf ſich auf die Knie, faltete ihre Hände, und rief Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld und Aufrichtigkeit an. Am andern Morgen wurde ihr angekündigt, daß ſie den Hof verlaſſen ſolle. Frau von Motteville beſuchte ſie, wagte auch für ſie zu ſprechen, richtete aber nichts weiter aus, als daß die Königin gegen ſie ſelber eine Zeitlang kälter ſchien, und daß ſie dem Miniſter ſich verdächtig machte. Die in Ungnade Gefallene konnte am erſten Tage den Befehl ihrer zürnenden Gebieterin nicht erfüllen, denn der Schmerz hatte ſie ſo heftig ergriffen, daß ſie ernſtlich krank wurde, und zweymal zur Ader laſſen mußte. Endlich verließ ſie den Pallaſt, von jedermann bedauert, denn eine, durch kein Verbrechen verwürkte, Ungnade, verſöhnt ſelbſt Feinde, deren Neid dann ſchweigt, und feſſelt die

Freunde nur noch ſtärker. Sie gieng in ein Kloſter, und lebte ſehr eingezogen. Der Groll der Königin gieng ſo weit, daß, als Frau von Motteville ſie um Erlaubniß bat, die Unglückliche beſuchen zu dürfen, ſie ihr ſehr kalt antwortete: ſie könne thun, was ihr beliebe; worauf denn freylich auch ſie ſich zurückziehen mußte. Daſſelbe that der Commandeur von Jars, ſonſt ein braver, zuverläſſiger Freund.

Im Anfang der Regentſchaft hatte die Königin ein Conſeil errichtet, welches ſie zu Rathe zog, wenn ſie Pfründen an verdienſtvolle Männer vergeben wollte. Dieſes Conſeil war dem Kardinal zuwider, denn nur *ſeine* Hand ſollte Pfründen ſpenden, und nur *ihm* Ergebene ſollten ſie empfangen, wenn ſie auch ſonſt dem lieben Gott nicht ſehr ergeben waren. Daher wurde das Conſeil bald nur noch in dem Fall benutzt, wenn die Bitte um eine Pfründe *abgeſchlagen* werden ſollte, um blos das Gehäſſige der Verweigerung auf ſelbiges zu laden. Endlich wurde es ganz abgeſchafft, nicht ohne Gewiſſensbiſſe der Königin, denn an der Spitze deſſelben ſtand einer der redlichſten, frommſten Männer, Pater Vincent, der unbeſtechlich war, um keine Hofgunſt ſich bewarb, und, wegen ſeines abſtechenden Tones, den Spott der Höflinge ſich zuzog. So lange er lebte, fragte ihn die Königin insgeheim um Rath, wenigſtens bey der Wahl der Biſchöffe.

Auf gleiche Weiſe entfernte Mazarin nach und nach alle Miniſter, die ſich nicht ganz von ihm regieren ließen, und beſetzte ihre Stellen mit unterwürfigen Creaturen.

Hier ſchaltet Frau von Motteville eine Erzählung von dem Privatleben der Königin ein. Sie erwachte um 10 oder 11 Uhr, und betete lange, ehe ſie diejenige rief, die bey ihr geſchlafen hatte. Sobald ihr Erwachen kund gethan worden, machten die vornehmſten Beamten ihr den Hof, wohl auch andere, und beſonders gewiſſe Damen, die mit ihren Wohlthaten beauftragt waren, denn ſie ſpendete deren viele in ganz Frankreich, ja ſogar auſſer Landes. Mit den Männern ſprach ſie oft lange von allen Geſchäften, die man ihr vortragen wollte. Der König und ſein Bruder fehlten auch nie zu dieſer Stunde, und verließen ſie den ganzen Tag nicht, auſſer wenn ſie zur Tafel giengen, denn als Kinder ſpeißten ſie noch nicht mit der Mutter. Alle dieſe erſten Audienzen gab ſie im Bett. Dann ſtund ſie auf, warf einen Schlafrock über, betete abermal, und frühſtückte mit großem Appetit. Dann zog ſie ein Hemd an, welches der König ihr überreichte, indem er es zärtlich küßte; eine Gewohnheit, die lange beybehalten wurde. Nachdem ſie das Negligé angezogen, und ſich gekämmt hatte, hörte ſie die Meſſe; dann gieng ſie an ihre Toilette. Es war ein Vergnügen ſonder gleichen, ſagt Frau von Motteville, zu ſehen wie ſie ſich ankleidete, und ihr Haar ordnete, wobey ihre eben ſo ſchönen als geſchickten Hände bewundert wurden. Sie hatte die ſchönſten Haare von der Welt, die ihr auch bis ins Alter blieben. Sie kleidete ſich ſorgfältig, doch ohne Pracht, ohne Gold und Silber und ohne Schminke. Ein wenig Eitelkeit leuchtete doch aus ihrer Sittſamkeit hervor. Das Schminken unterließ ſie ſeit dem Tode des Königs, und verlohr nichts dabey. Die Damen ſahen ſich genöthigt, ihrem Beyſpiel zu folgen. Bisweilen blieb ſie einige Tage in ihrem Zimmer um auszuruhen, und ſich bloß mit ihren Vertrauten zu unterhalten. Sonſt aber gab ſie leicht jedermann Audienz, ſowohl in öffentlichen als Privatgeſchäften, ſprach über beyde gradſinnig und mit Güte, und erregte bey jedem den Wunſch, daß ſie doch immer nur ihrem eigenen geſunden Urtheil folgen mögte. Sie ſelbſt hatte oft bey Lebzeiten ihres Gemahls erklärt, ſie wolle nie wie Er durch andere regieren, aber ihr Hang zur Bequemlichkeit und Ruhe verleitete ſie bald zu dem nemlichen, unter Fürſten ſo häufigen Fehler.

Selten ſpeiſete ſie öffentlich mit dem gebührenden Prunke, ſondern faſt immer in ihrem kleinen Cabinet, blos von ihren Frauen bedient. Nach der Tafel war Cerkle, oder ſie beſuchte irgend ein Kloſter. Dann brachte ſie noch einige Zeit mit den Prinzeſſinnen und erſten Damen des Hofes zu. Auch die Prinzen von Geblüt und der Kardinal erſchienen gegen Abend, wo der Hof ſehr glänzend war, und das Geſpräch allgemein wurde. Dann zog ſich die Königin zurück. Der Herzog von Orleans hatte noch eine geheime Unterhaltung mit ihr, und machte dann dem Miniſter Platz, der bisweilen eine Stunde, bisweilen noch länger bey ihr blieb, während dem die Thüren des Cabinets offen ſtanden. Hierauf entließ die Königin die ſogenannte große Welt mit einem guten Abend! Die vornehmen Herrn und Höflinge begaben ſich in das große Cabinet, welches nun ein Schauplatz der Galanterie und der Intriguen wurde. Bey der Königin blieben nur vier oder fünf Damen und einige Männer, gewöhnlich der Commandeur von Jarß, Beringſen und die Hauptleute der Garde. Bisweilen miſchten ſich auch wohl andere darunter, und die Königin beklagte ſich dann lächelnd, daß dieſe Leute Wurzel faßten.

Wenn auch hier wiederum ein guter Abend das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, ſo gieng ſie in ihr Betzimmer, wo ſie länger als eine Stunde im Gebet verharrete. Dann ſpeiſete ſie zu Abend um 11 Uhr. Wenn ſie von der Tafel aufſtand, ſo aß die Geſellſchaft die Ueberreſte, ohne alle Ordnung und ohne eine andere Serviette als die der Königin. Ein ſehr ſchlechtes Souper, zu dem ſich aber doch jedermann drängte, denn das Bewußtſeyn, mit der Monarchin auf einem ſo vertrauten

Fuß umzugehen, würzte ihres Brodes karge Ueberreſte.

Nach der Tafel folgte die Geſellſchaft in das Cabinet der Königin, wo eine muntere, freymüthige Unterhaltung fortgeſetzt wurde, die oft bis Mitternacht und noch länger dauerte. Wenn ſie ausgekleidet war, auch wohl ſchon im Bette lag, und eben einſchlafen wollte, dann erſt verfügten ihre Geſellſchafter ſich zur Ruhe.

Dieſe Lebensart ſetzte ſie pünktlich auch in unruhigen Zeiten fort. Montags und Donnerſtags hielt ſie Conſeil, und war dann ſehr belagert. Die Faſttage beobachtete ſie ſorgfältig, und ob ſie gleich jederzeit einen vortrefflichen Appetit hatte, ſo erlaubte ſie ſich doch während der ganzen Faſten keine Ueberſchreitung der Kirchengeſetze. Sonnabends hörte ſie Meſſe in der Kirche Notre Dame. An allen Sonn- und Feſttagen empfieng ſie regelmäßig das heilige Abendmahl. An den Vorabenden der hohen Feſte ſchlief ſie in Val de Grace, (wo ſie noch ein neues, prächtiges Kloſter bauen wollte) blieb dort einige Tage ganz eingezogen, und unterhielt ſich mit den Nonnen, bisweilen mit den unbedeutendſten unter ihnen, wenn ſie nur im Rufe der Heiligkeit ſtanden. Die ſtrengſten Prediger gefielen ihr am meiſten. Bißweilen, doch ſelten, beſuchte ſie auch die Gefängniſſe als Kammermädchen verkleidet. Sie hatte auch eine Kammerfrau, die ſich Abends mit ihr in ihr Betgemach einſchloß, ſie in allen frommen Pflichten unterrichtete, und für Hülfsbedürftige Geld von ihr empfieng.

Allen Vergnügungen hatte ſie doch auch nicht entſagt. In ihrer Jugend liebte ſie die Bälle. Dieſer Geſchmack verlohr ſich mit den Jahren, aber ſie gieng in die Comödie, und ſezte ſich da auf eine Tribune, halb hinter einer von ihren Damen verſteckt, denn während der Trauerzeit wollte ſie nicht an ihrem gewöhnlichen Plaze erſcheinen. Sie liebte das Schauſpiel, beſonders die Stücke von Corneille, der damals lebte.

In allen ihren Handlungen und Geſprächen war ſie ernſt und diſcret. Geheimniſſe durfte man ihr ſicher vertrauen. Sie bewieß denen, die ſie liebte, Theilnahme und Verſchwiegenheit. Auch freygebig war ſie, und gab mit guter Art, aber nicht oft, weil ſie nicht daran dachte. Man mußte ſich einwenig aufbringen, um Wohlthaten von ihr zu erhalten. Im Anfang ihrer Regentſchaft wurde ihre Güte ſehr gerühmt; als man aber ſah, mit welcher Leichtigkeit ſie alte, treue Freunde fallen ließ, ſprach und ſchrieb man ſehr laut gegen ſie. Am Ende des Jahrs 1644 legte ſie die Trauer ab, die ſie verſchönert hatte. Doch ein Alter von 40 Jahren, welches (nach einer Bemerkung der Frau von Motteville) ſo abſcheulich (affreux) für die Damen iſt, hinderte ſie nicht, noch ſehr liebenswürdig zu ſeyn, denn die Fülle ihrer Formen gab ihr noch lange ein friſches, jugendliches Anſehen.

Damals entwickelten ſich die erſten Keime einer Widerſpenſtigkeit des Parlaments, welche, einige Jahre ſpäter, dem königlichen Anſehen Gefahr drohten. Man murrte darüber, daß der Kanzler im Conſeil alle Parlamentsbeſchlüſſe vernichtete; man hielt Verſammlungen, man tadelte alles, und die Folge war, daß der Präſident Barillon verwieſen wurde. Er war ein wackerer Mann, und alter, treuer Diener der Königin, aber er gehörte zu den Leuten, die alle diejenigen haſſen, die hohe Aemter verwalten, und eine Ehre darinn ſuchen, mit tete, hüllte ſich in ſeine Unſchuld und wollte ſchlafen.

Plötzlich hörte er von ferne Stimmen, die ſich immer mehr und mehr näherten, und er unterſchied bald ganz deutlich die Stimmen der Höhlenbewohner, die nach vollbrachtem Tagewerk in ihren Schlupfwinkel zurückkehrten. Polycarpus zitterte am ganzen Leibe, ein eiskalter Schweiß lief ihm den Rücken herab. Er krümmte ſich, hielt den Athem zurück und horchte. Schon deuchte es ihm, das Geſindel habe ſeinen Weg mehr linker Hand genommen, und werde vorübergehn, ohne ihn zu bemerken. Er hatte Recht, aber eine groſe engliſche Dogge, welche die Räuber immer mit ſich führten, folgte der ſpürenden Naſe, fand den gekrümmten Flüchtling, beſchnupperte ihn und fieng an zu bellen. Umſonſt ſuchte er das Thier zum Schweigen zu bringen, umſonſt reichte er ihm in der Angſt eine Hand voll wilder Beere hin, die Dogge erhub ihre Stimme immer lauter,

und

Elende zu lieben. (Les misérables, ſagt Frau von Motteville, und ſcheint wohl gar das Volk darunter zu verſtehen. Freylich kann man die Völker zu manchen Zeiten les misérables nennen, nur in anderer Bedeutung.) So lange der König lebte, billigte Barillon jeden Schritt der Königin, ſobald ſie aber Regentin war, konnte ſie ihm nichts recht machen. Das Pariament, über ſeine Verbannung noch aufgebrachter, beſchloß, ſich klagend zu der Königin zu verfügen, und zwar, ohne vorher um eine Audienz zu bitten. Es wählte den Augenblick, wo Monſieur auf dem Lande, und der Kardinal auf einer kleinen Reiſe ſich befand. Die Königin, im Palais royal, war allein im Bett, Frau von Motteville eben bey ihr, als man ihr meldete, das ganze Parlament komme zu Fuß, um den Präſidenten Barillon zurück zu fodern. Sehr begreiflich ſollte dieſer Schritt das Volk in Bewegung bringen. Jedermann bey Hofe war erſchrocken; nur die Königin nicht; die auch nicht einmal, wie man ihr rieth, die Pforte ſperren, ſondern ſagen ließ: da die Herrn vom Parlament nicht, wie es ihre Schuldigkeit geweſen, zuerſt um eine Audienz gebeten, ſo mögten ſie für jezt wieder umkehren; ſie habe Arzney genommen, und könne ſie nicht ſprechen. Sie mußten gehorchen; und die Königin machte ſich luſtig über Frau von Motteville, der die Graubärte groſen Schrecken eingejagt hatten. Einige Tage nachher gab man ihnen die verlangte Audienz, und half Einigen ihrer Klagen ab, doch ihres Präſidenten Zurückberufung konnten ſie nicht bewirken; der ſtarb in ſeiner Verbannung.

Während die ſchöne Jahrszeit die Prinzen ins Feld rief, begab ſich die Königin nach Ruel, einem Landſitze der Herzogin von Aiguillon, wo vormals ihr Feind, Richelieu, den Weyhrauch von ganz Frankreich um ſich hatte dampfen laſſen; eine Erinnerung die, in ihrer jetzigen Lage, ihr vielleicht Vergnügen machte. Sie gieng dort viel ſpazieren, ließ auch die Signora Leonora, eine Virtuoſin, die der Kardinal aus Italien hatte kommen laſſen, oft vor ſich ſingen. Eines Tags, als ſie in einer Kaleſche durch die Gänge des Gartens fuhr, bemerkte ſie den Dichter Voiture, der in Gedanken herum ſpazierte. Sie hielt, und fragte ihn, woran er denke? — Da antwortete er ihr durch Verſe aus dem Stegreife (die von Frau von Motteville aufbewahrt worden) in welchem er das Schickſal gerecht nannte, welches, nach ſo vielen Leiden, ſie gekrönt habe:

Mais que Vous étiez plus heureuse,
Lorsque Vous étiez autrefois -
Je ne veux pas dire, Amoureuse!
La rime le veut toute fois.

Dann klagte er, daß die Liebe, die der Königin doch ſtets ihre Waffen geliehen, nun von ihrem Hofe verbannt ſey; ſo behandle ſie diejenigen, die ihr treu gedient hätten. Endlich fragte er — weil doch einem Dichter erlaubt ſey, mit ſeiner Einbildungskraft auszuſchweifen — was ſie thun würde, wenn in dieſem Augenblick der Herzog von Bukkingham erſchiene? und ob der oder Pater Vincent ihre Ungnade tragen würde? — Man muß bekennen, daß es uns heut zu Tage etwas verwegen ankömmt, eine Königin an ihre alten Liebſchaften zu erinnern, um ihr, wenn gleich auf die galanteſte Weiſe von der Welt, ins Geſicht zu ſagen, daß ſie gegen alte, treue Diener undankbar ſey.

Aber Anna von Oeſtreich zürnte keineswegs, ſondern fand die Verſe ſo artig, daß ſie ſie lange aufhob, ſie auch der Frau von Motteville mittheilte.

Die Königin mußte dieſesmal über Hals und Kopf nach Paris zurück eilen, um eine Volksbewegung zu unterdrücken, die wegen einer gewiſſen Auflage entſtanden war. Heinrich III. ſoll geſagt haben: der Kopf des Reichs, nemlich Paris, ſey zu groß und angefüllt mit Dünſten, welche die Ruhe der übrigen Glieder beeinträchtigen, darum von Zeit zu Zeit eine Aderlaß nothwendig ſey. (Dieſe Aderlaß iſt während der Revolution ſehr oft wiederholt worden.)

Um dieſe Zeit mußte die hoch ſchwangere Königin von England von ihren aufrühreriſchen Unterthanen in einen Winkel ihres Reiches flüchten, und war von ihrer Höhe ſo tief herab geſunken, daß die Königin ihr eine Hebamme und Kinderzeug ſchicken mußte. Noch ſehr krank kam ſie in ihr Vaterland, Frankreich, um ihr Leben zu ſichern, und wurde mit Achtung empfangen, ſowohl vom Volke, welches in ihr eine Tochter, Schweſter und Tante ſeiner Könige verehrte, als auch von der

Regentin, welche vergaß, wie manchen Verdruß ſie einſt durch ihren Haß erlitten. Frau von Motteville ſchaltet hier eine lange Erzählung von den engliſchen Unruhen ein, die von nicht geringem Werthe für den Geſchichtſchreiber iſt, da die Königin von England ſelber, in einem Kloſter zu Chaillot, ſie ihr dictirte. Dieſe Fürſtin gieng dabey ſo ſehr ins Einzelne, daß ſie ſogar die Geſtalt des unglücklichen Grafen von Strafford, und ſeine ſchönen Hände beſchrieb. Sie verſicherte, um ihn zu retten, habe ſie jede Nacht mit ſeinen hartnäckigſten Feinden Conferenzen gehalten. Sie kamen durch eine Winkeltreppe in das Zimmer einer ihrer Damen, die verreiſt war, und die Königin ſchlich ganz allein, mit einem Lichte in der Hand, in dieſes Zimmer, wo ſie vergebens alle Mittel der Beſänftigung erſchöpfte. Strafford mußte ſterben, bitterlich von ihr beweint. Bald darauf foderte das Parlament, in Abweſenheit des Königs, ihre Kinder von ihr, weil ſie doch bei ihr nichts lernen könnten, und vielleicht gar Papiſten würden. Man wollte ſie ſelber entführen, und hatte bereits einen Edelmann in dem Dorf, welches ſie bewohnte, beauftragt, ſeine Bauern zu bewaffnen, und um Mitternacht im Park von Oatland bereit zu ſeyn, wo er einen Offizier mit einem Detaſchement Cavallerie finden würde. Der treue Edelmann warnte die Königin, die alle ihre Leute bis auf die Küchenjungen bewaffnen ließ, und ſich mit heiterm Anblick im Park zeigte. Es erſchienen nicht mehr als etwa zwanzig ſchlecht berittene Menſchen, die von ferne lauerten, und nichts wagten. Indeſſen ließ ſie doch aus Vorſicht auf dem Wege nach Portmore Pferde bereit halten, um im Nothfall zu entfliehen.

Der König, aus Schottland zurückkehrend, hielt eine Art von triumphirendem Einzug in London, denn er wurde von dem Volk mit dem feilen: Es lebe der König! begrüßt. Die Königin mit ihren Kindern nahm Theil an dieſem kurzen Triumphe, der Prinz ritt neben ſeinem Vater, der durch den Volksjubel getäuſcht, beſchloß, durch einen kühnen Schritt drey oder vier Häupter der Aufrührer in ſeine Gewalt zu bringen. Mitten im Parlamente ſollte das geſchehen, ein tiefes Geheimniß wurde beobachtet, und der Tag zu dieſer wichtigen Unternehmung anberaumt. Er erſchien. Der König trennte ſich männlich entſchloſſen von der Königin, die in ihrem Zimmer betend zurück blieb. Auf ſeinem Wege wurde er durch eine Menge Supplicanten aufgehalten, die ihm Bittſchriften überreichten. Da es nicht ſcheinen ſollte, als ob er große Eile habe, ſo hörte er ſie alle gelaſſen an, und ſprach mit einem jeden. Bey der lezten Umarmung hatte er zu ſeiner Gemahlin geſagt: er hoffe in einer Stunde mit größerer Macht bekleidet, ſie wieder zu ſehen. Wie oft ſah ſie während dieſer Stunde nach der Uhr! wie oft lauſchte ſie auf jeden Tritt der Kommenden! Als endlich die wichtige Stunde abgelaufen war, und ſie die Sache nunmehr entſchieden glaubte, ſagte ſie zu der Gräfin Carlisle, die eben herein trat: „Freuen ſie ſich mit mir, denn eben in dieſer Stunde wird der König Herr in ſeinen Staaten; die und die Perſonen ſind ohne Zweifel arretirt.“ – Die Gräfin ſtutzte. Sie hatte einen Verwandten oder vertrauten Freund unter den Bedrohten. Sie faßte ſich, zeigte keine Beſtürzung, gieng unter einem Vorwand hinaus, ſchrieb ein Billet und ſandte es ſchnell ab. Es kam an, als der König eben erſt ins Parlament trat, welches ſogleich ſich murrend erhob, und auseinander gieng. Hätte die Königin noch zehn Minuten geſchwiegen, wer mag berechnen, welche Folgen das für ganz Europa gehabt haben würde? Sie ſelbſt bekannte den begangenen Fehler, verheimlichte ihn auch nicht vor ihrem Gemahl, und es iſt ein ſchöner Zug von ihm, der ihn wenigſtens als liebenden Gatten darſtellt, daß er es ihr nicht entgelten ließ; nur durch ihre Reue, nicht durch ſeine Vorwürfe hat ſie gelitten.

Aber eben dieſe, unter Fürſten leider oft unzeitige Liebe, brachte ihm ein zweytes mal Unheil. Viele tauſend Aufrührer, mit Stöcken bewaffnet, an deren Spitze auf Zetteln das Wort Freiheit zu leſen war, zwangen die königliche Familie, London zu verlaſſen. Die Königin gieng nach Holland, unter dem Vorwand, ihre, dem Prinzen von Oranien vermählte, Tochter dahin zu begleiten; eigentlich um ihrem Gemahl, der ſie bis Dovre begleitete, Gelegenheit zu verſchaffen, ſich Hull zu nähern, einem für ihn ſehr wichtigen, feſten Platz und Hafen, wo er den vom Parlament eingeſetzten

Gouverneur überraſchen wollte. Statt deſſen verlohr er ſeine Zeit damit, eine Meile weit an der Küſte hin zu reiten, um das Schiff der Königin ſo lange als möglich zu ſehen. Zwar ſchickte er den Herzog von York nach Hull voraus, der auch willig aufgenommen wurde; ehe er ſelber aber nachkam, war bereits ein Warnbrief eingetroffen; man verſchloß ihm die Thore und ließ den Herzog von York nicht mehr hinaus.

In Holland wurde die Königin ſehr wohl empfangen, es fiel ihr aber ſehr auf, daß die Herren Bürgermeiſter ſich zu ihr ſetzten und mit ihr ſprachen, als ob ſie ihres gleichen wäre. Sie traten auch wohl mit den Hüten auf den Köpfen herein, ſahen ſie eine Weile an, und giengen wieder fort ohne ſie zu grüßen. Sie mußte hier ihren Schmuck verpfänden, um Geld für den bedrängten Gemahl zu ſchaffen. Mit eilf Schiffen voller Waffen und Kriegsbedürfniſſe gieng ſie wieder in See, und wurde von einem neuntägigen, ſchrecklichen Sturm überfallen, während deſſen ſowohl ſie als ihre Frauen in kleinen Boten angebunden waren und einigen Capucinern, in Gegenwart aller, ihre verborgenſten Sünden laut beichteten. Endlich wurde ſie wieder in einen kleinen holländiſchen Haven verſchlagen, wo man, da ſie ans Land ſtieg, kaum ſich ihr nähern konnte, ſo übel rochen ihre Kleider, denn während der ſchrecklichen neun Tage, und bey dem fürchterlichen Schwanken des Schiffes, war ſie mit allen möglichen Unreinigkeiten überſchüttet worden. Sie und ihre Frauen konnten ſich kaum auf den Füſſen halten, und der Capuciner, der am Lande ihr die erſte Meſſe leſen ſollte, mußte von zwey Menſchen unter den Armen gehalten werden. Zwey Schiffe hatte ſie verloren. Dennoch gieng ſie, nach 14 Tagen, muthig mit den noch übrigen neun Schiffen wieder in See, und kam dießmal glücklich in einem kleinen engliſchen Dorfe ans Land, wo ſie einige Tage auf königliche Truppen zu ihrer Begleitung wartete. Aber die Armee des Parlaments war ihr lauernd gefolgt. Plötzlich wurde ſie in der Nacht durch Kanonenſchüſſe geweckt, die ihre niedrige Wohnung durchbohrten. Kaum gewann ſie Zeit, einen Schlafrock überzuwerfen, und ſich in eine Höhle außerhalb des Dorfes zu retten. Doch ehe ſie noch dahin gelangte, erinnerte ſie ſich, daß und als mein Vater aufſprang um zu fliehen, hielt ſie ihn feſt am Zipfel ſeiner Jacke.

Nun war keine Rettung mehr. Die Räuber eilten von allen Seiten herbey, beleuchteten ihn mit einer Diebeslaterne, und begrüßten ihn auf die unangenehmſte Art von der Welt, indem ſie ihm einige derbe Fauſtſchläge ins Geſicht gaben, nach welchen ſein Roſenfarbnes Blut reichlich herabfloß, und die dürren Blätter färbte, die ihm zum Nachtlager dienen ſollten. Mit kräftigen Stößen trieben die ungeſchlachten Menſchen ihn vor ſich her bis in die Höhle, wo er — mein Herz blutet bey der Erzählung — den unſchuldigen Hintertheil ſeines Leibes, einem unbarmherzigen Arm mit einer Peitſche bewaffnet, Preis geben mußte. O ſanftes Minchen! hätteſt du geſehn, wie die blutigen Striemen die weiſſen Lenden meines Vaters färbten, Thränen wären aus deinen ſchwarzen Augen gefloſſen, und hätten die Grübgen deiner Wangen gefüllt.

ſie eine häßliche, aber geliebte Hündin, Nahmens Mitte, in ihrem Bette zurückgelaſſen, und troz aller Warnungen kehrte ſie wieder um und holte ihre häßliche Mitte.

Es gelang ihr endlich, eine Menge Leute um ſich zu ſammeln, die ſie mit den mitgebrachten Waffen ausrüſtete, mit ihnen lebte, wie etwa Alexander mit ſeinen Soldaten gelebt haben mag, (meynt Frau von Motteville,) und an ihrer Spitze, ſtets zu Pferde, ihrem Gemahl entgegen zog. Im heißen Sonnenſchein auf bloßer Erde aß ſie mit den Soldaten ohne alle Umſtände, behandelte ſie als Brüder, und wurde natürlich ſehr von ihnen geliebt. Indeſſen verrichtete ſie doch keine Heldenthaten, allein der König empfieng ſie mit großer Freude, Liebe und Bewunderung.

Alles gieng bekanntlich ihren Wünſchen und Hoffnungen zuwider. Als nach einem Jahre die Königin ſchwanger wurde, trennte ſie ſich abermals von ihrem Gemahl, und zwar für immer. Bey ihrer Ueberfahrt nach Frankreich wurde ſie von den Schiffen des Parlaments verfolgt und beſchoſſen. Um vor den Kugeln ſicher zu ſeyn, mußte ſie in den unterſten Schiffsraum kriechen, und von da aus befahl ſie, Feuer in das Pulver-Magazin zu werfen, wenn alle Hoffnung zu entrinnen verſchwunden ſey. Das Geheul ihrer Weiber machte ſie in dieſem Vorſatz nicht wankend; finſter ſchweigend erwartete ſie ihr Schickſal. Sie entkam glücklich. Als ſie die franzöſiſchen Küſten erblickte, warf ſie ſich in ein Boot, landete zwiſchen Klippen, und wurde von den Bauern in eine Hütte geführt, bis benachbarte Edelleute ihre Ankunft erfuhren und Wagen ſandten, die ſie nach Bourbon führten.

Hieher ſchickte Anna von Oeſtreich ihr 10000 Piſtolen, die ſie, ohne ſie zu berühren, ſogleich an ihren Gemahl übermachte. Das Volk umringte ſie überall, um die Tochter ſeines vielgeliebten Heinrich IV. zu ſehen. Kummer und Krankheit hatten ſie ſehr verändert. Sie war nicht mehr jene muntere Prinzeſſin, die einſt den Hof ſchmückte. Sie weinte faſt immer, und ſagte eines Tages zu ihrem Arzte; ſie fürchte den Verſtand zu verlieren. „Was fürchten!“ antwortete er ihr, „Sie haben ihn ſchon verloren.“ Einige Milderung ihrer körperlichen Leiden fand ſie doch in der Luft und den Heilquellen ihres Vaterlandes.

Damals ſtarb die Königin von Spanien (1644) Iſabelle, auch eine Tochter Heinrich IV., eine ſchöne Prinzeſſin, die Anfangs in Spanien ein glückliches Leben führte, denn ihr ſchöner, junger Gemahl ſchien ſie zu lieben, und von ihrem Schwiegervater wollte man ſogar wiſſen, er empfinde mehr für ſie als einem Vater gezieme. Nachher hatte ihr Gemahl ſo viele Maitreſſen, daß ſie ihr Leben in den Qualen der Eiferſucht hinſchmachtete. Die Königin von England erzählte der Frau von Motteville, daß der König, als Prinz von Wallis, in Spanien geweſen und Iſabellen ſehr gern geſehen habe; aber es wurde ihm nicht einmal erlaubt, franzöſiſch mit ihr zu reden, und als er in der Comödie ſie zu oft und lange anſchaute, gab man ihm zu verſtehen, daß man in Spanien die Liebhaber der Königinnen zu vergiften pflege, worauf er dann gar nicht mehr mit ihr redete. Sie ließ ſich auch nicht mehr unverſchleyert vor ihm ſehen, und gieng im Schauſpiel nur in eine vergitterte Loge.

Es wurde ihr in Frankreich eine prächtige Leichenfeyer angeordnet, bey welcher Gelegenheit ſich ein Rangſtreit erhob, der die oftmalige Kleinigkeit der ſogenannten Großen in ihrer Blöße darſtellt. Da war erſtens Mademoiſelle, die Tochter des Herzogs von Orleans und Enkelin des Königs, die den Rang vor der Prinzeſſin von Condé begehrte; zweytens der Herzog von Enghien, der eben als Sieger aus dem Felde zurückkehrte, und für ſeine Gemahlin gleiche Rechte verlangte; drittens die Herzogin von Longueville, die zwar durch eine Mißheyrath die Rechte ihrer Geburt verloren, ſie aber durch ein Brevet des Königs wieder bekommen hatte, und ähnliche Anſprüche machte. Die Königin entſchied für den Herzog von Enghien. Da wollte Mademoiſelle gar nicht bey der Feyerlichkeit erſcheinen, ſondern ſtellte ſich krank. Die Königin und ihr Vater zwangen ſie ſich einzufinden. Sie kam und hatte befohlen, daß zwey Standesperſonen ihr die Schleppe tragen ſollten. Als der Herzog von Enghien das gewahr wurde, winkte er einem der Seinigen, der ſich ſchnell noch zu dem einen geſellen mußte, der bereits die Schleppe ſeiner Gemahlin trug. Nun ſetzten ſich die Damen in die Chorherren-Stühle. Mademoiſelle wollte zwiſchen ſich und der Herzogin von Enghien einen leeren Stuhl laſſen, aber Madame de Longueville ſchob die Letztere vor ſich her, und beyde ſetzten ſich in die nächſten Stühle.

Mademoiſelle empfand das alles ſo übel, daß ſie viele Thränen darüber vergoß und vielen Lärm machte, erinnernd an alle ihr zukommende Vorrechte, als da ſind: im Hauſe des Königs einen Thronhimmel zu haben; ſich einer Carrosse cloué zu bedienen — (dem Ueberſetzer iſt unbekannt, was unter einem ſolchen vernagelten Wagen zu verſtehen ſey) — ihre Leute mit aufgeſtreiften Unterkleidern gehen zu laſſen — (á chausses rétroussées; auch hier mag man nicht für die Richtigkeit der Ueberſetzung haften) — den Prinzeſſinnen von Geblüt nur Stühle zu präſentiren, während ſie ſelber in einem Armſeſſel ſitze — und was dergleichen köſtliche Vorrechte mehr waren. Dieſe Angelegenheit des Streites wurde mit großer Mühe beygelegt. (Sie beweiſet den niedrigen, oft neidiſchen Erdenſöhnen, wie theuer die Großen ihr ſogenanntes

Glück erkaufen, indem ſie, um ſolcher Erbärmlichkeiten willen, ſich von Leidenſchaften verzehren laſſen.*)

Um dieſe Zeit kam auch die Königin von England nach Paris. Die Regentin fuhr mit ihren Söhnen ihr entgegen, umarmte ſie ſchweſterlich, gab ihr eine Wohnung im Louvre, ein Landhaus, St. Germain, und zehn bis 12000 Thaler monatlich. Sie war am Morgen ihres Lebens ſchön geweſen, da aber ſchon am Mittag dieſer Vorzug ihr entſchwunden war, ſo pflegte ſie zu behaupten, kein Frauenzimmer könne mehr ſchön ſeyn, wenn es ſein 22ſtes Jahr überſchritten habe. Indeſſen war ſie doch noch immer ſehr liebenswürdig und faſt noch mehr durch den Ernſt, den ihr Unglück erzeugte, als durch ihre vormalige Munterkeit. In beſſern Zeiten kannte man ſie als freygebig, ja wohl bisweilen verſchwenderiſch. Ihr Günſtling, der, wie man ſagt, zum Theil das Unglück Englands verſchuldet hatte, ſchien ein ganz ehrlicher Mann, aber von beſchränktem Geiſte zu ſeyn. Sie ſetzte großes Vertrauen in ihn, ließ ſich aber doch nicht ganz von ihm regieren.

Frau von Motteville macht den Eingang zu der folgenden Liebesgeſchichte mit der Bemerkung, daß die an Höfen aufgeführten Schauſpiele bisweilen komiſch, bisweilen tragiſch ſind; daß die Hauptbegebenheiten der letztern immer aus Kleinigkeiten entſpringen, und daß die Liebe, die hier eine folle passion genannt wird, oft großes Unheil anrichtet. Alle dieſe Bemerkungen ſind nichts weniger als neu, allein es war der Verfaſſerin um einen Uebergang zu thun.

Dandelot, aus dem Hauſe Coligni, liebte Fräulein Boutteville-Montmorency und wurde von ihr geliebt; aber ſie war nicht reich und eine Katholikin, Dandelots Eltern hingegen, gute Hugenotten, wünſchten ihn mit einer reichen, ihrer Lehre zugethanen Perſon zu vermählen. Die beyden Liebenden thaten alles Mögliche, um die Hinderniſſe ihrer Vereinigung zu überwinden, allein vergebens. Der Herzog von Enghien, mit beyden verwandt und ihr Vertrauter, rieth dem jungen Manne ſeine Geliebte zu entführen und meynte, er wolle es ſchon verantworten. Freylich hatte er ſehr gute Urſachen dieſe Entführung zu wünſchen, denn der

Unüberwindliche auf dem Schlachtfelde war von Mademoiſelle de Vigean auf dem Roſenfelde der Liebe überwunden worden, und gerade dieſe Mademoiſelle de Vigean war von ihrem Vater beſtimmt, Dandelots Gemahlin zu werden. Andere ſagen wiederum, der Herzog habe ſich, auf Befehl ſeiner Herzens-Dame, in Mademoiſelle de Boutteville verliebt ſtellen müſſen, um ſeine wahre Leidenſchaft zu verbergen; allein Jene habe dieſen Befehl gar bald bereut und widerrufen, da die Schönheit der letztern fürchten ließ, es könne Ernſt daraus werden; der Herzog habe ſogleich gehorcht, allen Umgang mit M. Boutteville abgebrochen und Dandelots Flamme geſchürt.

Sie brannte ohnehin hell genug und er entführte ſeine Geliebte mit ihrer Einwilligung. Es geſchah nach einem Beſuche bey ihrer Schweſter und von dieſer nach Hauſe begleitet. Als ſie aus dem Wagen ſtieg, wurde ſie ergriffen und ſchrie. Ihre Leute, die nicht wußten, daß ſie nur Anſtandshalber ſchrie, wollten ſie vertheidigen, bey welcher Gelegenheit der Schweitzer ihrer Schweſter getödtet wurde. Dandelot jagte mit ſeiner ſchönen Beute in einem Wagen mit ſechs Pferden beſpannt davon. Auſſerhalb Paris beſtiegen ſie ſchnelle Roſſe, und eilten nach Fleury, wo ihr Beſchützer kommandirte, und wo vermuthlich die Vermählung vor wenigen Zeugen gefeyert wurde. Die Königin hatte an dieſem Abend ſich ſchon ausgekleidet, und wollte ſich eben zu Bette legen, als man ihr meldete, die Prinzeſſin von Condé verlange ſie zu ſprechen. Sie erſtaunte über dieſen ungewöhnlichen Beſuch um Mitternacht, und befahl die Thüren zu öffnen. Da ſtellte die Prinzeſſin ihr die ſchluchzende Mutter der Entführten vor, die ſich mit zerſtreuten Haaren und zerriſſenem Halskragen der Königin zu Füßen warf, und Gerechtigkeit gegen Dandelot, Grafen von Chatillon, begehrte, mit einem Geheul, als ſey er ein Straßenräuber, und habe ihrer Tochter Gewalt angethan. Ein des Todes würdiges Verbrechen nannte ſie dieſe Beſchimpfung ihres Hauſes, und ſchilderte mit den ſtärkſten Farben die ſchreckliche Lage ihrer Tochter, die, bey ihrer Tugend und Sittſamkeit, ſich ohne Kammerfrauen in der Gewalt eines Mannes befände, den ſie nie ohne mütterliche Erlaubniß angeſehen. Die Königin tröſtete ſie mit ſanften Worten, zog aber die Prinzeſſin bey Seite, ſprechend: „Liebe Couſine, „mir ſcheint, Mademoiſelle de Boutteville würde „es mir eben nicht Dank wiſſen, wenn ich ihr „Vergnügen ſtörte; und ſelbſt die Mutter, ſo „auſſer ſich wie ſie da iſt oder ſcheint, wird wohl „ſchwerlich wünſchen, daß der Graf von Chatillon „zurück gebracht werde, ohne ihr Eidam zu „ſeyn.“ — Da kehrte ſich die Prinzeſſin gegen die Wand und ſagte:

„Ich bitte Sie ums Himmelswillen, machen „Sie mich nicht lachen; es wird mir ſauer genug, „meine Rolle gut zu ſpielen. Mein verdammter „Sohn hat die ganze Geſchichte veranſtaltet. Jedermann „iſt zufrieden. Ich mögte der Mutter „gern ins Geſicht lachen, und darf nicht.“ — Beyde wandten ſich nun wieder zu der heulenden Mutter, die Königin gab ihr zu verſtehen, ſie werde ſich wohl einſt über dieſe Begebenheit tröſten, und verſprach ihr, für Genugthuung zu ſorgen. In dieſem Augenblick trat der Herzog von Cheville herein, ein Verwandter der Entführten, und zu

Nach dieſem unglücklichen Verſuche ward mein Vater ſtrenger bewacht. Der Räuber ſchnarchte nicht mehr am Eingang der Höhle, die Dirnen giengen nicht mehr ſich zu baden, die taube Alte begrüßte nicht mehr mit wackelndem Haupte die welke Bruſt.

Zwey Jahre verſtrichen, **Polycarpus** gewöhnte ſich nach und nach an ſeinen Zuſtand, er dachte nicht mehr ſo oft an Minchen, und würde vielleicht am Ende trotz der beſten Anlagen, ein Räuber geworden ſeyn wie die andern, hätte ſich ſein Schutzgeiſt nicht über ihn erbarmt. Denn ach! es iſt leider nur zu wahr, daß der Zufall oft aus einem ehrlichen Mann einen Schurken, und aus dem, den man Jahre lang für einen Schurken hielt, einen ehrlichen Mann bildet.

Schon lange hatten die Räuber in dieſer Höhle ihr Weſen getrieben, ſchon ſo manche Schätze geſammlet, ſchon ſo manchen Reiſenden ermordet, ohne daß die wohlweiſe Regierung zu Neapel es für gut befunden hätte, ſeinem Unglück heftig in ſie verliebt. Ihm war es voller Ernſt mit ſeinen Klagen. Er bat die Königin, ihre Garden den Fliehenden nachzuſenden. „ Mein armer Freund, ſagte ſie leiſe zu ihm, „ ich ſehe wohl, daß ſie am ſchlimmſten daran „ ſind, aber was iſt zu thun? Ihrer Couſine würde „ die Hülfe ſchwerlich willkommen ſeyn, und Sie „ müſſen, als ein guter Vetter, ihre Neigung „ begünſtigen.“

Die Sache wurde beygelegt. Die Mutter war jedoch die Letzte, die ihrer Tochter verzieh, deren Ehe nicht glücklich war, denn Dandelots Leidenſchaft verrauchte bald. Er machte einer Dame den Hof, die weit weniger ſchön war, als ſeine Gemahlin. So lange er lebte, wurde ſie durch Eiferſucht gequält, und nach einigen Jahren raubte ihn ihr der Tod. Die ſchöne junge Wittwe eroberte nachher den Herzog von Enghien, deſſen Geliebte in ein Carmeliterkloſter gieng. Dieſer Held gewann im folgenden Jahr die große Schlacht bey Nordlingen. Als der Kardinal der Königin den umſtändlichen Bericht darüber abſtatten wollte, und ſah, daß ſie mit freudefunkelnden Augen ihm entgegen kam, ſagte er ſehr ernſt: „Madame, es „ſind ſo viele der Unſrigen geblieben, daß Ihro „Majeſtät keine Freude über dieſen Sieg empfinden „den können.“ Vermuthlich wollte er nur die Umſtehenden durch dieſe Aeuſſerung für ſich einnehmen, denn ſonſt war ihm zur Genüge bekannt, was Fürſten in ſolchen Augenblicken empfinden. Die Freude wurde blos durch Geldmangel geſtört, und, um dieſem abzuhelfen, beſchloß die Königin, ſich in Perſon ins Parlament zu verfügen, um einige neue Auflagen durchzuſetzen.

Dem Parlament ſchien eine günſtige Gelegenheit zu winken, ſein geſunkenes Anſehen wieder herzuſtellen; es fieng damit an, der Königin das Recht ſtreitig zu machen, in deſſen Mitte zu erſcheinen, aber ſie ſpottete dieſes Einwurfs, und berief ſich auf das Beyſpiel der Königin Marie von Medicis. Der Tag wurde anberaumt. Der Gardekapitän beſuchte zuvor, wie gewöhnlich, die Gefängniſſe, und nahm die Schlüſſel des Gerichtshofes. Die Königin ſtand ſehr früh auf, und ſchmückte ſich mehr, als ſie ſonſt pflegte. Prächtige Ohrgehänge, ein koſtbares Kreuz auf ihrem

Buſen, und ein ſchwarzer Schleyer gaben ihr ein ſehr edles Anſehen. Mit großem Pomp, umgeben von den Garden und Schweitzern, Chevauxlegers und Mouſquetairs, trat ſie, nebſt dem jungen Könige, der damals auſſerordentlich ſchön war, den Zug an. Viele Prinzen und große Herren folgten. Vier Präſidenten empfiengen ſie in der heiligen Kapelle, wo ſie Meſſe hörte. Der König, noch im Kinderrocke, wurde von ſeinem erſten Stallmeiſter auf den Thron getragen. Die Königin ſtand zu ſeiner Rechten; der Herzog von Orleans und der Prinz von Conde neben ihr; dann folgten die Herzoge, Pairs und Marſchälle von Frankreich. Zur Linken des Thrones ſtand der Kardinal Mazarin mit einigen geiſtlichen Pairs. Zu des Königs Füſſen auf den erſten Stuffen ſaß der Herzog von Joieuſe, deſſen erſter Kammerherr; unter ihm der Kanzler von Frankreich; neben ihm zu ebner Erde befanden ſich die Präſidenten. Madame de Senecey, des Königs Gouvernante, ſtand dicht neben ihm, die vier Garde-Capitains mit ihren Stäben umringten ihn. Die vier Staats-Sekretairs, einige Prinzeſſinnen und die

Hofdamen der Königin ſaſſen auf verſchiedenen Bänken.

Der junge König hatte ſeine Rolle gut einſtudirt. Nachdem alles ſich geordnet, begrüßte er die Verſammlung, warf dann einen Blick auf ſeine Mutter, gleichſam ihre Einwilligung heiſchend, und ſagte ſehr laut: „Meine Herren, ich bin hieher gekommen, um von meinen Angelegenheiten „mit Ihnen zu reden. Mein Kanzler wird Ihnen meinen Willen ankündigen.“ — Er ſprach dieſe wenigen Worte mit ſo vielem Anſtand, daß die ganze Verſammlung ihm laut und lange zujauchzte. Dann hielt der Kanzler eine kräftige Rede, von dem erworbenen Ruhme in gewonnenen Schlachten, von dem Wunſche der Regentin Frieden zu ſchließen, von der Nothwendigkeit die Feinde dazu zu zwingen, und endlich, — denn darauf zweckte alles ab — von dem Geld-Bedürfniß. Der erſte Präſident Molé, äußerte ſich ſehr ſchmeichelhaft für die Königin und ihren Miniſter, aber auch ſehr herzlich für das arme Volk; ſeine Rede ſchien darauf berechnet, Allen zu gefallen. Der General Advokat Talon hingegen ſprach ſehr kühn von Bedrückung des Volkes, für welches er knieend mit rührendem Pathos um Gnade flehte, zugleich aber auch einige, nicht wohl aufgenommene, Winke über die grenzenloſe Gewalt der Günſtlinge gab. Die Königin fragte an demſelben Tage die Frau von Motteville um ihr Urtheil über dieſe Rede. Die Befragte rühmte die Freymüthigkeit des General-Advokaten. „Sie haben Recht“ ſagte die Königin, „ich billige die Wärme, mit der er das arme „Volk vertheidigte; ich achte ihn darum hoch, „denn man ſchmeichelt uns nur zu oft; allein für „mich, die ich mein Volk ſo gern erleichtern „mögte, hat er doch wohl ein wenig zu viel ge„ſagt.“

Die Erzählerin ſpringt nun, nach ihrer Gewohnheit, auf einen ſehr entfernten Gegenſtand über, nemlich auf eine Liebes- und Heyrathsgeſchichte der Mademoiſelle de Rohan, an der nichts merkwürdig iſt, als daß dieſe ſchöne, reiche Dame die Hand des Herzogs von Weimar ausgeſchlagen, von dem Frau von Motteville ſagt, daß er an Ruhm ſo reich geweſen, als Cäſar und Alexander. Eine andere Vermählung machte mehr Aufſehen. Der

König von Polen warb um die Hand von Mademoiſelle, die ſeine Anwerbung mit Hohn aufnahm, wegen ſeines podagriſchen Alters und der Barbarey ſeines Landes. Darauf wandte er ſich an die Prinzeſſin Marie, Tochter des Herzogs von Mantua, die, nach ihres Vaters Tode, in Paris ein ſtilles angenehmes Leben führte. Ihr Ruf war nicht der beſte, denn ſie hatte ſchon mehrere Intriguen, unter andern eine ziemlich anſtößige mit dem Oberſtallmeiſter Cinqmars gehabt. Sie mogte alſo wohl ſehr zufrieden mit dieſer unverhofften Wendung ihres Schickſals ſeyn. Als die polniſchen Geſandten zu Fontainebleau Audienz bey der Königin hatten, verſteckte ſich die Prinzeſſin Marie hinter Frau von Motteville; allein die Polen, die alle franzöſiſch gekleidet waren und ſich von Franzoſen nicht unterſchieden, bemerkten ſie doch, und begrüßten ſie ſehr ehrerbietig als ihre künftige Königin. Es wurde ihnen ein großes Souper gegeben, bey welchem, durch eine Zänkerey der Küchenbeamten, kein Rindfleiſch war, das heißt: der ganze erſte Gang fehlte, und beym Weggehen mußten die Geſandten bis an die große Treppe im Dunkeln tapzen. Die Königin war anfangs aufgebracht über dieſe dummen Streiche (bévues) hernach aber ſagte ſie lachend: „Frankreich könne weder in großen noch in kleinen Dingen eine gewiſſe Ordnung halten, und man müſſe Geduld haben.“ — Eine zweyte Geſandſchaft der Polen im nächſten Winter, gab den Pariſern einen Begriff von der alten Pracht der Meder und Perſer. Man hatte den Herzog von Eboeuf mit Staatswagen entgegen geſchickt, aber dieſe erſchienen ärmlich gegen die der Polen, die ſo weit herkamen. Der feyerliche Einzug war ein impoſantes Schauſpiel, und die Franzoſen, die anfangs Luſt hatten zu ſpotten, verſtummten und gafften. Eine Compagnie Fußgarde, in roth und gelber Uniform mit großen goldenen Schleifen, eröffnete den Zug. Alle zeigten ſich in ihrer Nationaltracht, die Knöpfe der Officiere beſtanden aus Diamanten und Perlen. Auf dieſe folgten noch einige andere Compagnien, immer prächtiger gekleidet, der Diamanten blitzten immer mehrere, die Rüſtungen der Pferde waren damit bedecket. An die Garden ſchloßen ſich unſere Studenten, die bey dieſer Gelegenheit, zur Ehre der Fremden und zur

Schande ihres Vaterlandes, entgegen geritten waren; aber ſie ſtachen armſelig ab mit ihren Bändern und Federn von allen Farben. Hinter ihnen ritten viele polniſche Herren in Gold und Silberſtoff gekleidet und mit Diamanten beſäet. Man muß geſtehen, ſagt Frau von Motteville, daß die Pracht dieſer Fremdlinge noch viel Wildes hat. Sie tragen keine Hemde und ſchlafen nicht zwiſchen Laken, ſondern auf Thierfellen. Sie tragen Pelzmützen auf geſchornen Köpfen. In der Regel ſind ſie ſo dick, daß einem übel wird wenn man ſie anſieht, (qu'ils font mal au coeur) auch ſind ſie ſehr unreinlich. Jeder Pole hatte einen Franzoſen neben ſich. Der Zug war lang. Einige Polen erſchienen mit Hahnenfedern, als Zeichen ihrer Würde geſchmückt. Einige Pferde waren roth angemahlt, und dieſe Mode, ſo wunderlich ſie iſt, wurde nicht unangenehm gefunden. Die Geſandten ſelbſt, der Biſchof von Ermeland und der Palatin von Poſnanien, kamen zuletzt. Der Palatin war ein ſchöner Mann, mit einem ziemlich langen und dicken Barte. Der Biſchof unterſchied ſich in nichts von den franzöſiſchen Biſchöfen. Nun folgten ihre Wagen, an denen alles von Silber war, was an den unſrigen von Eiſen zu ſeyn pflegt. Den wohlgenährten, ſchönen Roſſen ſah man die weite Reiſe nicht an.

Die Geſandtſchaft wurde in den Palaſt Vendôme einquartirt, und auf königliche Koſten prächtig unterhalten. Die Vermählung ſollte mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten vollzogen werden, um dieſen Barbaren die ganze Größe Frankreichs zu zeigen; allein es erhoben ſich bey dieſer Gelegenheit wieder ſo viele Rangſtreitigkeiten, die auf keine Weiſe zu beſeitigen waren, daß man für beſſer hielt, ſie ganz im Stillen zu feyern. Die Prinzeſſin Marie hatte nicht einmal das Vergnügen, den polniſchen Königsmantel, weiß mit großen goldnen Flammen, dabey zu tragen, woher es denn kam, daß ihr Rock von Silberſtoff, der nur als Unterkleid dienen ſollte, zu kurz für eine ſolche ernſte Feyerlichkeit war. Dagegen trug ſie einen Schmuck von den Diamanten der Krone, den die Königin eigenhändig geordnet hatte, und eine Krone auf dem Haupt von großen Diamanten und Perlen. Als ſie angekleidet war, gieng ſie, um ſich der Königin zu zeigen, und machte bey dieſer Gelegenheit dem Kardinal das Compliment, „er ſolle urtheilen, wie ihr die Krone ſtünde, die er ihr auf das Haupt geſetzt.“ Nach der Trauungs-Ceremonie führte die Regentin die neue Königin zum Eſſen, und ließ ſie vor ſich hergehen, welches von vielen gemißbilligt wurde, weil Polen nur ein Wahlreich ſey. Die prächtige Tafel, bey der es viele Gebäude von Zucker gab, währte lange und war ſehr langweilig. Als nachher der Hof der neuen Königin Glück wünſchte, ſagte ihr der Abbé de la Riviere, der Günſtling des Herzogs von Orleans, ſie würde beſſer gethan haben, als Madame in Frankreich zu bleiben. Dieß unbeſcheidene Compliment bezog ſich auf eine alte Liebesgeſchichte zwiſchen der Prinzeſſin und dem Herzog von Orleans, von dem ſie war verlaſſen worden. Auch antwortete ſie ſtolz: „Ihr Herr iſt beſtimmt Monſieur, und ich Königin zu ſeyn. Ich bin mit meinem Schickſal zufrieden.“ — Einige Tage nachher wurde ein Ball gegeben, deſſen Pracht der polniſche Geſandte ſehr gleichgültig anzuſehen ſchien. Der König tanzte mit der neuen Königin und zwar ganz vortrefflich. Die Abreiſe dieſer liebenswürdigen Dame war allen ihren Freunden andere Gegenanſtalten zu treffen, als daß ſie einen Preis auf ihre Köpfe ſetzte, den keiner zu verdienen wagte, und über welchen das Geſindel nur ſpottete. Doch nun ereignete ſich ein Zufall, der ernſthaftere Folgen nach ſich zog. Ein junger Marcheſe kam von ſeiner franzöſiſchen Reiſe zurück, ward in dieſem Walde von der Bande, welche die Gleichheit aller Stände und die Gemeinſchaft der Güter mit philoſophiſchem Starrſinn feſtzuſetzen ſuchte, angegriffen, und, weil er dieſes Syſtem nicht annehmen wollte, ſondern ſo unhöflich war, einen der Räuber durch einen Piſtolenſchuß zu verwunden, leblos in den Sand geſtreckt. Dieſer Marcheſe war übrigens ein Windbeutel und ſein Leben wenig werth; aber als Sohn eines neapolitaniſchen Miniſters betrachtet, machte ſeine Ermordung mehr Aufſehn, als der Tod manches braven, brauchbaren Mannes, der vor ihm durch den Dolch dieſer Räuber gefallen war. Ein ſtarkes Detaſchement von Polizey-

Soldaſehr ſchmerzlich. Sie veränderte als Königin nichts in ihrem Betragen; ſie ließ ihre Freundinnen ſogar ſitzen, wenn ſie allein bey ihr waren. Beym Abſchied küßte ſie alle Damen von Stande. Ueberall wo ſie durchreiſte, empfieng ſie die größten Ehrenbezeugungen; aber Glanz und Freude verloren ſich ſchnell, als ſie in ihrer Hauptſtadt anlangte, und nun den König erblickte, zu dem ſie ſo weit herkam — alt, podagriſch, übermäßig fett, übel gelaunt. Er empfieng ſie in einer Kirche auf einem Stuhle ſitzend von dem er nicht einmal aufzuſtehen die Miene machte. Sie kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hand. Er ſah ſie ſteif an und ließ ſich die Hand küſſen ohne ein Wort zu ſagen. Dann wandte er ſich zu dem franzöſiſchen Ambaſſadeur Bregi, der neben ihm ſtand, laut ſprechend: „Iſt „ das die große Schönheit, von der Sie mir „ ſolche Wunderdinge erzählt haben?“ Die arme Prinzeſſin ſtand verſteinert. Endlich erhob ſich der podagriſche Herr Gemahl, ließ ſich noch einmal trauen, und führte ſie dann zur Tafel, wo ein abſcheuliches Stück Fleiſch ſervirt wurde. Am Abend flüſterte die erſchrockene Prinzeſſin ihrer Begleiterin in die Ohren, es wäre wohl beſſer nach Frankreich umzukehren. So verſtrich der erſte Tag. Seine podagriſche Majeſtät ſprachen gar nicht mit der Gemahlin, gaben ihr nicht das geringſte Zeichen von Zärtlichkeit, und lieſen ſie ſogar wider ihre Erwartung, allein ſchlafen gehen. Die Marſchallin von Guebriant, die mit ihr gekommen war, beſchwerte ſich beſonders über den letzten Punkt, der Verachtung anzudeuten ſchien. Vielleicht waren es die Klagen, die den König nach und nach zu einer mildern Behandlung bewegten, und als Madame de Guebriant abreiſte, ſchien die Prinzeſſin ſchon zufriedener mit ihrem Schickſal, beſonders da ſie von allen Seiten, nach Gewohnheit des Landes, reiche Geſchenke empfieng und Schätze zu ſammeln hoffte.

In Frankreich machte ſich Mazarin immer verhaßter, und die einſt geliebte Regentin theilte den Volkshaß, weil ſie von dieſem Manne ſich ganz beherrſchen ließ. Um in dieſem blinden Vertrauen ſie zu erhalten, ſuchte er ſie und den Hof durch allerley neue Schauſpiele zu zerſtreuen. Er ließ Maſchinerien aus Italien kommen, und eine Oper, die vielen Kennern ſehr gefiel, aber nicht das Glück hatte, der Frau von Motteville zu gefallen, der dieſe Art von Schauſpielen zu lang und die Recitative mehr für den Geiſt, als für das Ohr gemacht ſchiene. In der Faſtnacht dieſes Jahres (1646) ließ die Königin eine ſolche Oper in dem kleinen Saale des Palais royal aufführen, wobey keine andere Zuſchauer gegenwärtig waren, als der König, die Königin, der Kardinal und die wenigen, zum innerſten Cirkel gehörigen Perſonen, etwa 20 oder 30 in allem. Wir meynten, ſagte die Erzählerin, daß wir vor Kälte und langer Weile ſterben würden, denn im Theater müſſen Menſchen ſeyn, ſonſt findet man da kein Vergnügen.

Der König wuchs heran, man mußte an ſeine Erziehung denken. Die Königin that es, doch nur, indem ſie dem Kardinal die ganze Sorge dafür übertrug, und ſogar deswegen einen neuen Titel erſchuf, nemlich: Intendant der königlichen Erziehung, wodurch denn auch die Zukunft des Reiches, ſo wie bisher die Gegenwart, in Mazarins Hände gelegt wurde. Zwar wählte er zum Gouverneur Ludwig des Vierzehnten den

Marquis de Villeroi, den wackerſten Mann am Hofe, der nicht allein Armeen commandirt hatte, ſondern auch das Innere des Reiches ſehr gut kannte und Staatsgeſchäften wohl gewachſen war; allein er ließ ihm nicht freye Hand und Villeroi bat bisweilen ſeine Freunde, eine etwa fehlerhafte Erziehung ihm nicht zuzurechnen; der Boden ſey vortrefflich, allein es ſtehe nicht in ſeiner Macht, ihn zu rechter Zeit zu bearbeiten. Indeſſen ſtellte er dem jungen Könige doch gern alle die Männer vor, die durch Wiſſenſchaften und Künſte ſich auszeichneten. Sein Inſtructor hingegen, der Abbé de Beaumont, ein Doctor der Theologie, entfernte ſolche Leute ſo viel möglich aus einer Art von Eiferſucht. Ueberhaupt war er zwar ein ehrlicher Mann, aber zu dieſem Poſten nicht geſchaffen; lateiniſch konnte er den König lehren, doch deſſen Geiſt nicht zieren. Der Knabe, der einſt eine ſo große Rolle ſpielen ſollte, überſetzte jetzt den Cäſar, lernte tanzen, zeichnen, reiten, und that ſich in allen körperlichen Uebungen ſehr hervor. Lehren der Tugend und Frömmigkeit gab ihm ſeine Mutter.

Im Sommer dieſes Jahrs zogen die Prinzen wieder zu Felde. Frau von Motteville klagt, daß damals viele Freunde Abſchied von ihr genommen, die ſie zum letztenmal geſehen, weil ſie in dieſem mörderiſchen Feldzuge ihr Leben verloren, und macht dabey die Bemerkung, nichts auf der Welt ſey ſo ſchön als die Tapferkeit, aber nichts auf der Welt ſchlimmer als der Krieg. In dieſem Zeitpunkt ſchwebte ſie ſelber in einer Gefahr, die für Höflinge furchtbarer iſt als der Tod, nemlich in der, vom Hofe entfernt zu werden. Eine gewiſſe Mademoiſelle de Beaumont hatte, ihrer Freymüthigkeit halber, dem Kardinal mißfallen, und, da es nicht ſchwer iſt, den Großen diejenigen Perſonen die viel reden, gehäſſig darzuſtellen, ſo wurde es ihm leicht ihre Verbannung auszuwirken. Sie war eine Freundin der Frau von Motteville, die deswegen ein gleiches Schickſal treffen ſollte; allein die Königin hatte die Güte, ſich bey ihrem Miniſter für ſie zu verbürgen, und ſo zog das Ungewitter vorüber. Sie wußte von nichts, und erſtaunte nicht wenig, als ihr das Schickſal der Mademoiſelle de Beaumont zu Ohren kam. Ihre

Freunde hielten auch ſie für verloren. Nicht ohne Bangigkeit trat ſie vor die Königin, deren Geſicht allerdings etwas verändert war. Sogleich ſahen die Höflinge ſie nur von weitem an und ziſchelten ſich in die Ohren. Sie wagte es dennoch in das Cabinet der Königin zu treten, die eben ins Bad gieng und ſie freundlich aufnahm. Sie knieete an der Badewanne und nahm ſich die Freyheit zu fragen: wodurch ihre Freundin die Ungnade der Königin verwürkt habe? da antwortete dieſe: „Sie hat meine Handlungen getadelt; ſie „gehört zu der Klaſſe von Menſchen, die über „alles ſchwätzen und alles mißbilligen, nicht aus „guten Abſichten, ſondern aus Stolz und Unwiſſenheit.“ — Frau von Motteville wagte es doch ſie zu entſchuldigen, wenigſtens ihre gute Abſicht in Schutz zu nehmen. Da zog die Königin ihre Hand aus dem Waſſer, und legte ſie ganz naß auf die der Frau von Motteville, die ſie drückte, ſprechend: „Sie ſind zu gut. Ich verſichere „Sie, daß ſie nicht eben das für Sie thun „würde, und ich weiß, was ich ſage.“

Der Kardinal ſprach auch mit ihr über dieſen Gegenſtand, und gab ihr zu verſtehen, daß die Verbannte ſie oft compromittirt habe, indem ſie bey den bitterſten Ausfällen gegen die Königin zu ſagen pflegte: „Frau von Motteville und ich meynen oder urtheilen ſo und ſo.“ Da es jedoch der Verfaſſerin ſchien, als wolle der Kardinal ſie nur mit ihrer Freundin entzweyen, ſo fuhr ſie dennoch hin zu dieſer um ihr Beyleid zu bezeigen; ſie nahm ſogar mit Thränen Abſchied von ihr, und that ſich keinen Zwang an, weil ſie glaubte, alle die dabey gegenwärtigen Perſonen wären brave, zuverläßige Leute. Aber noch am ſelbigen Abend wußte Mazarin alles, und machte ihr Vorwürfe über die bezeigte Rührung, welche gewiſſermaßen die Königin einer zu groſſen Strenge anklage. Allen Gefühlen muß ein Höfling entſagen, ſobald ſie dem Gebieter mißfallen. Frau von Motteville nahm ſich wohl in Acht, noch länger den Advokaten ihrer unglücklichen Freundin zu machen; ſie begleitete die Königin nach Fontainebleau, wo, wie ſie ſagt, alle Vergnügungen der Damen auf das Bett der Seine eingeſchränket waren, denn der ganze Hof badete ſich täglich mehrere Stunden, auch der König und ſein Gouverneur; doch blieb alles in den Schranken des ſtrengſten Wohlſtandes, denn jeder Badende trug ein langes, graues Hemde, und alle Mannsperſonen unter 60 Jahren waren bey der Armee. Ein ſchwediſcher Geſandte fand ſich damals ein, der Graf de la Gardie, kein großer Miniſter, aber ein liebenswürdiger Mann, von dem es hieß, er ſtehe bey ſeiner Monarchin in großen Gnaden. Auch benahm er ſich wie ein Günſtling und ſprach von ihr in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken. Er verſicherte, daß ſie ganz nach ihrem eigenen Kopfe regiere, und ihre Zeit zwiſchen dieſer Sorge und dem Studiren theile; daß ſie, von Geſtalt und Geiſt, männlich ſey, und die Männer nicht aus Liebe, ſondern aus Verdruß ſterben laſſe, wie ſolches dem großen Philoſophen Descartes widerfahren, deſſen Philoſophie ſie mißbilligte. Die Briefe, welche ſie an den franzöſiſchen Hof geſchrieben hatte, wurden bewundert wegen der galanten Wendungen und der Leichtigkeit in einer fremden Sprache ſich auszudrücken. Man lieh ihr damals alle mögliche Helden-Tugenden, man ſtellte ſie den berühmteſten Frauen des Alterthums gleich, und ſagte: die tiefeſten Wiſſenſchaften wären ihr, was andern Frauenzimmern Spindel und Nähnadel ſind.“ Der Ruf iſt eine große Schwätzerin. Wir haben einige Zeit nachher erfahren, ſagt Frau von Motteville, daß dieſe gothiſche Königin nur ſehr mittelmäßige Verdienſte beſaß, noch weniger chriſtliche Tugenden, und daß, wenn ſie die moraliſchen übte, es mehr aus Laune als Empfindung geſchah. Aber gelehrt war ſie trotz Einem, und damals noch ein Gegenſtand der Bewunderung von ganz Europa. Die Verfaſſerin, der nichts kleinlich dünkt, was einem Hofe zur Zierde gereicht, vergißt nicht anzumerken, daß der Graf de la Gardie einen mit Gold und Silber geſtickten Wagen zur Schau herum fahren laſſen, umringt von 12 Pagen in der Livree ſeiner Königin, ſchwarz und gelb mit ſilbernen Borten.

Damals ſtarb der, im vorigen Jahrhundert, wegen ſeiner Galanterie ſo berühmte Baſſompierre. Heinrich IV. hatte ihn geliebt, Marie von Medicis ihn begünſtigt, der ganze Hof ihn bewundert, und doch wurde er jetzt nicht bedauert. Die jungen Leute ſpotteten ſeiner, ſagten, er wäre aus der Mode, erzähle immer neue Geſchichtchen, ſpreche immer von ſich ſelber, und halte gern für andere eine leckere Tafel, während er ſelber kaum zu eſſen habe; vor allen Dingen wolle er noch immer gefallen, und mache nach alter Weiſe den Damen den Hof. Das war wohl ſein gröſtes Verbrechen, zu einer Zeit, wo Ehrſucht und Habſucht die vornehmſten Tugenden der Groſen und der ehrlichſten Leute des Jahrhunderts waren. Die ſtrenge Regierung des verſtorbenen Königs und die Gemüthsart des Kardinal Mazarin hatte mit zu dieſer Stimmung beygetragen. Der Letztere verachtete die wackerſten Frauen, und ſchätzte die ſchönen Wiſſenſchaften gering, ſo wie alles, was Männer abſchleift. Daher hielten es die jungen Leute gleichſam für eine Schande, den Damen Artigkeit zu beweiſen, und waren folglich mit aller ihrer Jugend weniger werth, als die Ueberreſte des Marſchalls von Baſſempierre. (Dieſe Zeiten ſind wiedergekommen!)

Soldaten ward ausgeſandt, umzingelte den Wald, ließ keinen Buſch undurchſucht, und fand endlich die Mörderhöhle. Hier entſtand ein wüthendes Gefecht, wo auf einer Seite der Gedanke an einen ſchimpflichen Tod Verzweiflung in jedes Herz und Rieſenſtärke in jeden Arm goß, auf der andern aber die weitüberwiegende Menge den fehlenden Muth erſetzte.

Nachdem von beyden Theilen einige todt zur Erde gefallen, andere verwundet ſich im Staube krümmten, mußte endlich der Ueberreſt der Räuber ſich der überlegenen Zahl ergeben, ward ſammt den Dirnen gefeſſelt, und nach Neapel zum Richtſtuhl geſchleppt. Mein Vater hatte ſich während der Action zitternd in die Felſenritze verkrochen, welche der Höhle zum Schornſteine diente, und ward nicht gefunden. Als es nun wieder ſtille um ihn her wurde, kroch er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, machte ſich auf die Beine und lief was er laufen konnte. Da ihn aber ſein ehe-

mali-

Der König von Spanien hatte damals das Unglück in kurzer Zeit ſeine Gemahlin, die Kaiſerin ſeine Schweſter und ſeinen einzigen Sohn zu verlieren. Anna von Oeſtreich ſchien gerührt von den Leiden ihres Bruders, ſie ſchrieb ihm einen theilnehmenden Brief, und erhielt eine herzliche Antwort, in der er unter andern ſich beklagte, daß er nur durch Kaufleute Nachrichten von ihr erhalte. „Wenn wir gleich als Könige uns Schlachten liefern“ ſchrieb er, „ſo könnten wir doch als Geſchwiſter uns lieben.“ — In einem andern Briefe bot er die Hand zum Frieden, und fügte hinzu: „Ich glaube nicht, daß Ihro Majeſtät die Mauern „vergeſſen hat, in welchen ſie gebohren iſt.“ Aber Anna von Oeſtreich war jetzt Regentin von Frankreich und Mutter eines Prinzen, auf deſſen Haupte ſie gern alle Kronen vereinigt hätte. Mitten unter den Klagen über ihres Bruders Unglück, ließ ſie ſich doch die Bemerkung entſchlüpfen, daß, wenn etwa auch die Infantin, die einzige noch übrige Tochter des Königs von Spanien ſterben ſollte, ſie die nächſte Thron-Erbin ſey. Von dem Prinzen von Condé, dem Vater des tapfern Herzogs von Enghien, der um dieſe Zeit ſtarb, entwirft die Verfaſſerin ein Gemählde, welches nahe an Karikatur grenzt. Seine Vorfahren waren Hugenotten, er hingegen ein großer Feind dieſer Sectirer; einſt von Heinrich IV. für ſeinen vermuthlichen Nachfolger erklärt; damals ſo arm, daß ſeine Einkünfte ſich kaum auf 10000 Livers beliefen; jetzt eine Million jährlicher Einkünfte hinterlaſſend. Er war habſüchtig und, wenn man es recht gelinde ausdrücken will, unglücklich im Kriege. In ſeiner Jugend ſoll er ſchön geweſen ſeyn, im Alter ſah man ihn nur ſchmutzig und häßlich, mit großen rothen Augen, vernachläßigtem Barte und ſehr fett geſchmierten Haaren, die er immer hinter die Ohren ſtrich, eine widerliche Geſtalt. Aber er hielt ſtreng auf die Geſetze, nahm im Conſeil ſtets die gerechte Sache in Schutz und war die Geißel der Partheymacher. In ſeinem Hauſe herrſchte eine pünktliche Ordnung. Er ſelbſt gab Acht, daß ſeine Leute an Sonn- und Feyertagen in die Meſſe giengen, und um zu dieſer Pflicht ſie noch mehr aufzumuntern, ſchenkte er zu Oſtern einem Jeden einen — Viertelthaler.

Zuweilen gieng er ſelbſt auf die Märkte und fragte nach den Preiſen der Lebensmittel, um zu erfahren, ob die Polizey ihre Schuldigkeit thue, vielleicht auch um das Volk zu gewinnen, und es im Nothfalle gegen den Miniſter zu gebrauchen, deſſen Handlungen er mißbilligte. Im Conſeil widerſprach er gewöhnlich, doch immer nur aus Eifer für das Wohl des Staates. Das ſagte er auch ſterbend dem Miniſter, den er um Verzeihung bat. Mit ſeiner Gemahlin lebte er, als ob er ſie ſtets geliebt hätte, im Grunde achtete er ſie wenig und ſie war auch nicht in Verzweiflung über ſeinen Tod. Madame de Rambouillet ſagte damals: die Prinzeſſin habe nur zwey ſchöne Tage mit ihrem Gemahl erlebt, nemlich den Hochzeitstag und ſeinen Sterbetag. Man bediente, wie gewöhnlich, ſein Bild noch drey Tage nach ſeinem Tode mit groſſer Feyerlichkeit, und die Hoflinge ſpotteten über den Schmerz, den ſeine abgeſchiedene Seele bey den vielen unnützen Koſten empfinden würde.

Der Herzog von Enghien wurde nun erſter Prinz vom Geblüt, und, wie zuvor ſein Vater, Monſieur le Prince genannt. Die Königin machte eine Condolenz-Viſite bey ſeiner Mutter, doch mehr um ſich mit ihr zu freuen.

Das erſte große Trauerjahr um den verſtorbenen König war verfloſſen, und ſeine Wittwe, die das Schauſpiel liebte, brauchte ſich nun nicht mehr im Theater zu verſtecken. Einen Tag um den andern war franzöſiſche und italieniſche Comödie. Der Pfarrer von St. Germain ſchrieb deshalb an die Königin und machte es ihr zur Gewiſſenspflicht ſolche Greuel zu verbieten, beſonders die italieniſche Comödie, die ſich größere Freyheiten herausnahm. Sie wurde wirklich in ihrem Gewiſſen durch dieſen Brief beunruhigt und fragte viele Biſchöfe um Rath, welche meynten: wenn ernſthafte Begebenheiten dargeſtellt würden, ſo habe es nichts zu bedeuten; die Höflinge würden nur noch etwas Schlimmers thun, wenn ſie nicht in die Comödie giengen u. ſ. w. Es blieb alſo beym Alten. Aber der Pfarrer von St. Germain beruhigte ſich dabey nicht. Er kam nun in Perſon zu der Königin, wiederholte daß das Schauſpiel eine Todſünde ſey, und brachte ihr dieſen

Urtheilsſpruch von ſieben Doctoren der Sorbonne unterzeichnet. Neue Gewiſſens-Skrupel. Sie ſchickte deshalb den Abbé de Beaumont an die Sorbonne ab, um zu vernehmen, ob alle Glieder derſelben gleiche ſtrenge Geſinnungen hegten? da fand es ſich, daß zehn oder zwölf andere Doctoren meynten: wenn in der Comödie nichts vorkäme was Aergerniß erweckte, und gegen die guten Sitten liefe, ſo könne man ſie immer mit anſehen. Es blieb alſo doch beym Alten, und der eifernde Pfarrer von St. Germain erndtete blos den Spott der Höflinge. Die wichtigſte Perſon am Hofe ſchien jetzt der neue Prinz von Condé, der Sieger bey Rocroi und Freyburg, der Eroberer von Dünkirchen. Wenn er zu der Königin kam, ſo füllte ſein Gefolge ihr Zimmer mit den vornehmſten Herren des Reichs. Seine Günſtlinge waren junge Leute, die ſeine Feldzüge mitgemacht hatten, und nun ſeinen Ruhm theilten. Man nannte ſie die kleinen Herren (les petits maitres) ſie machten die Importans vergeſſen. Der Prinz ſelber ließ keine Gelegenheit vorbeygehen, ſeinen neuen Rang zu behaupten. Seit dem Tode ſeines Vaters war er Mitglied des Conſeils. Als er dort bemerkte, daß der Herzog von Orleans gewöhnlich einen Sekretair hinter ſeinem Stuhle ſtehen hatte, ſo maßte er ſich daſſelbe Recht an. Allein der Herzog ließ ihn durch eine dritte Hand wiſſen, ſein Vater habe das nie gethan, und, wenn er den Sekretair nicht von ſeinem Stuhle entfernte, ſo werde man es mit Gewalt thun. Der ſtolze Prinz fügte ſich, weil ſein Vater ſich darin gefügt hatte, ſagte aber doch beym Weggehen zu dem Herzog: „in wichtigen Dingen habe er allen „Reſpect vor ihm, darum hätte er wohl bey dieſe „Kleinigkeit ihm auf eine mildere Weiſe einen Wink „geben können.“ Der Herzog machte eine Entſchuldigung, und beyde blieben gute Freunde, ſo wie es nemlich Fürſten ſeyn können, deren Verſtand und Gefühl nur die Politik beherrſcht.

Gegen Ende des Carnevals (1647) gab Mazarin dem Hofe ein großes Feſt, eine ſchöne Oper mit Maſchinerieen nach italieniſcher Weiſe. Er hatte die beſten Muſiker, die beſten Maſchiniſten aus Rom verſchrieben. Die Garderobe war prächtig. Die Weltkinder ergötzten ſich, die Frömmlinge murrten. Die Zubereitungen hatten ſo viel Zeit geraubt, daß die erſte Vorſtellung nicht früher als am Sonnabend gegeben werden konnte, und noch dazu ſpät anfieng. Das war der Königin nicht recht, die am Sonntag ihre Andacht verrichten wollte, und an ſolchen Tagen ſich immer ſehr zeitig zurückzog, um am andern Morgen früh aufzuſtehen. Ganz wegbleiben wollte ſie doch nicht, um den Kardinal nicht zu kränken, aber ſie verließ das Schauspiel als es erſt zur Hälfte aufgeführt war, woraus ein kleines Schmollen zwiſchen ihr und dem Miniſter entſtand, welches den ganzen Hof einige Tage lang ſehr ernſthaft beſchäftigte. Es hatte doch weiter keine Folgen. Die Creaturen des Miniſters erhoben ſeine Oper bis in den Himmel; ſie wurde am Montag zum Zweytenmal gegeben, die Königin wohnte ihr dieſesmal bis zu Ende bey, und es folgte ein Ball auf dem Theater, welches, wie durch Zauberey, in einen prächtig möblirten und durch vier Kronleuchter von Kryſtall erleuchteten Saal verwandelt wurde, ſo daß es ſchien, man ſey in die Feen-Zeiten der Urganda und Armida verſetzt — ſagt Frau von Motteville, die auch bey dieſer Gelegenheit den Putz der Damen und Herren, ihre Brillanten, ihre Perlen, und die Farben ihrer Bänder und Federn ſehr umſtändlich beſchreibt. Am Faſtnachtsdienſtage wurde daſſelbe Schauſpiel noch einmal wiederholt, und, da es ſpät endigte, blieben die Hofdamen ohne Abendeſſen. Der Kardinal bot ihnen das Seinige an; es war das erſte und leztemal daß ſie bey ihm ſpeiſten, aber ſie wurden ſchlecht bedient, ſehr kühl von ihrem weiberſcheuen Wirthe unterhalten und trennten ſich unzufrieden von ihm.

In der Faſten, die nun eintraten, beſchäftigte ſich Hof und Stadt aus langer Weile mit den Zänkereyen der Janſeniſten und Moliniſten über die Wirkungen der Gnade. Janſenius, Biſchof von Ypern, hatte ein Buch geſchrieben, welches die Meynung des heil. Auguſtin über dieſes große Geheimniß enthalten ſollte; Molina hingegen, ein ſpaniſcher Gottesgelehrter, hatte es widerlegt, und Papſt Urban VIII. fünf Sätze jenes Buches als ketzeriſch verdammt. Aber die Janſeniſten behaupteten, dieſe fünf Sätze ſtünden gar nicht in dem Buche, und der Streit wurde heftiger geführt als der Krieg in Deutſchland. Es gab keinen Franzoſen, der nicht Parthie genommen hätte; die Damen warfen ihre Romane bey Seite und ſtudirten den Janſenius; die Königin erklärte ſich für denſelben; Frau von Motteville aber meynte, daß es ſehr mißlich ſey, von Dingen zu ſprechen, von welchen der heil. Auguſtin ſelber nichts verſtanden hätte.“ Sie hält ſich auch lieber bey kleinen Intriguen auf, deren ihr keine entgangen iſt. Der Herzog von Orleans hatte ſchon lange einem Hof-Fräulein der Königin, Mademoiſelle du St. Mégrin, eine beſondere Zuneigung bewieſen, doch die ſtärkſte Probe derſelben war ein Halsband von Perlen, durch welches er das Recht erkauft zu haben glaubte, keinen andern Anbeter bey ihr zu dulden. Sie hingegen hatte mehr Hang zum Vergnügen als zum Geitze, ſie lachte gern und unterhielt ſich gern mit einem gewiſſen Gerſé, einem muntern, geiſtreichen Manne. Der Herzog, der weder munter noch geiſtreich war, empfand das ſehr übel, und als Gerſé eines Morgens nach dem Palais Luxemburg kam, um ihm den Hof zu machen, befahl er ohne Umſtände ſeinem Garde-Capitain, er ſolle ihn zum Fenſter hinaus werfen. Der Abbé de la Riviere wurde ſein Retter, da er ihm entgegen lief und von der drohenden Gefahr unterrichtete. Der ganze Hof erſtaunte nicht wenig, daß eine ſo ſchwache Neigung (denn einer ſtarken Leidenſchaft war der Herzog unfähig) eine ſo gewaltſame Handlung kinder Eiferſucht hervor bringen könnte. Er hatte Gerſé und das Fräulein eines Tages mit einander ſchwätzen und lachen ſehen, und geglaubt, ſie lachten über ihn. Das war Alles. (Man muß geſtehen, daß die vormaligen Großen in Frankreich oft ſehr kleine Menſchen waren. Man lernt ſie aber auch nirgend beſſer kennen, als aus den Memoiren der Frau von Motteville. Es wäre zu wünſchen, daß man von jedem Hofe ſolche Memoiren hätte; wie oft würden ſich die größten Weltbegebenheiten daraus aufklären laſſen! und wie oft würden wir entfernt Stehenden erröthen über unſere Freygebigkeit, mit der wir den Handlungen der Großen die erhabenſten Motive unterſchieben!)

(Die Fortſetzung künftig.)

maliger Verſuch einer Flucht belehrt hatte, daß der Weg ſüdwärts nicht aus dem Walde führe; ſo wählte er dißmal die entgegengeſetzte Himmelsgegend, und ſah ſich in Zeit von einigen Stunden auf einer breiten Landſtraße.

Nun begann er wieder frey Athem zu ſchöpfen, Minchens Bild erwachte lebhaft in ſeiner Seele, und er ſchmaußte an der ſüßen Hoffnung; ſie noch dieſen Abend an ſein Herz zu drücken. Unter dieſen lachenden Phantaſien ſetzte er ſeinen Weg fort, hielt einen jeden Wanderer an, der ihm begegnete, und frug nach der Wohnung des Herrn van Doelen. Einige antworteten ihm gar nicht, einige lachten ihm ins Geſicht, das verdroß den Knaben baß, und er nahm ſich vor, gar nicht mehr zu fragen, ſondern die Straße zu verfolgen, bis er eine Stadt oder ein Dorf erreichen würde.

Siehe, da zog des Wegs daher ein dicker Mann mit einem braunen Antlitz, der zu

Fuße

Die Reiſe des Grafen Potozki.

(Beſchluß.)

Obgleich die gelehrten Forſchungen des Herrn Grafen hier nicht mitgetheilt werden ſollten, ſo iſt doch eine, auf die Kalmücken bezogene Stelle des Herodot ſo intereſſant, daß ſie dem Leſer nicht kann vorenthalten werden. „Am Fuſſe hoher Gebirge“ erzählt Herodot, „leben Menſchen, von denen man ſagt, daß ſie von Geburt an kahl ſind, ſowohl die Männer als die Weiber.“

Anmerkung. Die kalmuckiſchen Mönche ſcheeren ihre Köpfe ganz glatt, und die Kinder, die einſt Prieſter werden ſollen, gewöhnlich der dritte Sohn, werden geſchoren ſobald ſich Spuren von Haaren zeigen. Ehemals weihte man auch Mädchen zur Prieſterſchaft.

Text. „Sie haben eine ſtumpfe Naſe, ein großes Kinn und ihre eigene Sprache.“

Anmerkung. Hier iſt die Geſtalt der Kalmücken ſehr deutlich bezeichnet.

Text. „Sie kleiden ſich wie die Scythen und leben von Früchten.“

Anmerkung. Die Gellongs dürften eigentlich, nach der Strenge ihrer Ordens-Regel, nur Pflanzenkoſt genießen.

Text. „Der Baum, von welchem ſie ſich
„nähren, heißt der Pontiſche, hat die Größe eines
„Feigenbaumes und trägt Früchte ſo groß als Nüſſe,
„dieſe zerdrücken ſie in ihren Kleidern wenn ſie
„reif werden, dann läuft ein fetter, ſchwarzer
„Saft heraus, den ſie Aſchi nennen, ihn auf-
„ſaugen, oder mit Milch vermiſcht trinken, oder
„auch Maſſen daraus bilden zur Speiſe.“

Anmerkung. Auf den Steppen an der Wolga findet man gar keine Bäume, auch ſind ſie viel zu weit von den Gebirgen, deren Herodot erwähnt, entlegen, als daß man den pontiſchen Baum da ſuchen dürfte. Aber zweyerley iſt zu bemerken. Aski bedeutet im Tartariſchen und Mongoliſchen alles Saure. Vermuthlich haben die Scythen dem Herodot dieſen Saft als ſauer beſchrieben, und er hat geglaubt, das Beywort ſey der Nahme. Die Kalmücken an der Wolga bedienen ſich der kleinen Beeren der Ephedra monostachya, von ihnen **Zergen** genannt, die im Sande wachſen und nicht alle Jahr gedeihen, wenn ſie aber gut gerathen, ſo werden ſie ausgeſaugt, oder ein dicker Saft daraus gemacht, der, mit der Butter vermiſcht, ihr eine rothe Farbe giebt.

Text. „Jeder liegt unter einem Baume. Im
„Winter ſetzen ſie weiße dichte Hüte auf dieſe
„Bäume, die ſie im Sommer wieder wegnehmen."

Anmerkung. Das ſind doch offenbar die Zelte von weißem Filze, die ſie nachher ohne Bäume zu befeſtigen gelernt haben.

Text. „Bis zu dieſen Kahlköpfen hin iſt alles
„bekannt, aber Niemand weiß, was über ihnen
„liegt, weil noch niemand die ſteilen Gebirge er-
„klimmt hat."

Anmerkung. Aus dieſer Stelle folgt, daß die Kahlköpfe nahe an den Altoi-Gebirgen wohnten, nicht aber am Jeraus und den indiſchen Bergen. An den Seen **Bolkaſch** und **Saſſan** waren folglich ihre Wohnplätze, und das iſt das wahre Land der Kalmücken.

Text. „Die Kahlköpfe ſagen — ich glaube

„ es aber nicht — dieſe Gebirge ſeyen von Menſchen mit Ziegenfüßen bewohnt.“

Anmerkung. Solche Fabeln haben ſich nicht nur bis auf die Zeiten des **Marko Paolo**, ſondern ſogar bis auf den heutigen Tag erhalten. Als der Lama mit dem Herrn Grafen von den Merkwürdigkeiten ſeines Landes ſprach, ſagte er: man glaube dort allgemein, es gebe wilde Menſchen in der Wüſte **Charangui.**

Text. „Und jenſeits derſelben finde man „ Menſchen, die ein halbes Jahr lang ſchlieſen.“

Anmerkung. Soll ohne Zweifel heißen, ſie hatten eine halbjährige Nacht; ein neuer Beweis, daß die Kahlköpfe an Sibirien ſtießen.

Text. „Die Scythen ſagen, es gebe bey ihnen eine Gegend, wo die Luft ſo voll von Federn „ iſt, daß man nichts ſehen noch weiter fortkommen kann. Ich denke aber es ſchneyt beſtändig „ in dieſem Lande und die Schnee-Flocken haben „ viel Aehnlichkeit mit kleinen Federn.“

Anmerkung. Dieſe Stelle widerlegt den Vorwurf der Leichtgläubigkeit, den man dem Herodot gemacht hat. Er las ſeine Geſchichte bey den olympiſchen Spielen vor, ganz Griechenland jauchzte ihm Beyfall zu, Thucidides weinte vor Freude, Bewunderung und Nacheiferungstrieb. Die Nachwelt beſtätigte das Urtheil der Zeitgenoſſen. Aber die Menſchen ermüden leicht, immer daſſelbe zu bewundern. Ctesias, der Arzt des jungen Cyrus, war einer der Erſten, der ſich gegen Herodot erhob, ihn einen Lügner und Mährchen-Fabrikanten ſchalt; aber ſeine Beweiſe waren ſehr armſelig. Einige Jahrhunderte ſpäter wiederholte Strabo dieſe Verunglimpfungen, beſonders in Anſehung der Scythen, von denen er doch ſelber nichts wußte.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung begleiten wir den Herrn Grafen auf ſeiner weitern Reiſe. Kalmuk Baſar, oder der Markt der Kalmucken liegt 7 Werſte von Aſtrachan auf dem rechten Ufer der Wolga. Hier iſt der Punct, wo die in Geſellſchaft lebenden Völker mit den Nomaden ſich berühren und Handel treiben. Die Ruſſen bringen Branntwein, Brod und einige ſchlechte Kramwaaren dahin. Die Tataren holen dort Schaafe für ihren Markt zu Aſtrachan. Die Tſchirkaſſier arbeiten daſelbſt in Eiſen und Leder. Die Kalmucken verkaufen ihr Vieh, ihre Filze und ihre Arme. Da ſie ſehr einfältig und leicht zu betrügen ſind, ſo drängen ſich die Kaufleute häufig nach Kalmuck-Baſar und beleben dieſen Ort. Südlich von demſelben auf einem angenehmen Hügel, ſteht das Haus der Woronier, einer ſehr achtungswerthen Familie, die durch ihre Kenntniß der mongoliſchen Sprache und ihre Verbindungen mit den kalmuckiſchen Fürſten ſich auszeichnet. Beſonders iſt Tumen ihr vertrauter Freund, welches ſchon ein günſtiges Vorurtheil für ſie erweckt.

Nicht weit von dieſer Wohnung ſteht eine tatariſche Burg, in welche der Reiſende ſich für eine Zeit lang einquartirte. Die Tataren hatten damals (am 15. July) ihre Häuſer ſchon verlaſſen, und lagerten ſich auf den, an die Burg ſtoßenden Anhöhen, von wo ſie nach und nach in die Ebene hinab rückten, ſo wie die Gewäſſer der Wolga ſich zurückzogen. Aber nie entfernten ſie ſich weiter als einige hundert Schritte von der Burg. Dieſes Kampiren war alſo nur noch eine Rückerinnerung an ihre nomadiſche Lebensart, ſie thaten es gleichſam nur um friſche Luft zu ſchöpfen. Aber troz der geringen Entfernung führten ſie doch ihre Mollahs und dieſe wiederum tragbare Moſcheen mit ſich, eine Art von Hühnerhäuschen, in welchen ſie einen poſſirlichen Anblick gewährten. Den Frommen genügte noch nicht einmal an ſolchen Moſcheen, denn ſie ſchleppten auch noch kleine Kapellen aus Weidenzweigen geflochten mit ſich herum, in denen gerade ſo viel Platz war, daß ein Menſch ſich darin niederwerfen konnte. Diejenigen, deren Sitten ſchon etwas verfeinert ſind, halten ſich in einem kleinen abgeſonderten Lager auf, wo die Weiber der Kalmucken ihre Stutenmilch und getrocknetes Fleiſch verkaufen. Hier verbreitet oft die Dichtkunſt Anmuth und Fröhlichkeit. Der katariſche Troubadour begleitet ſeinen Geſang mit einer zweyſaitigen Guitarre. Der Steg an dieſem Inſtrument berührt ſein linkes Ohr, er beugt den Kopf gegen die rechte Schulter hin, und heftet das Auge an den Boden, als ob er Gedanken oder Erinnerungen ſuchte. Die meiſten dieſer Gedichte ſind eine Folge von Allegorien, deren jede in zwey Verſen ausgedrückt iſt, die aber ſonſt in gar keiner Verbindung mit einander ſtehen. Zum Beyſpiel:

„Ich ließ in meinem Garten eine Blume, die
„von Niemand bemerkt wurde. — Ich reiſe und
„meine Füſſe ſtoſſen auf einen ſteilen Hohlweg. —
„Mein Sperber und mein Roß kennen meine
„Stimme nicht mehr u. dgl.“

Wir haben keinen Sinn für dieſe allegoriſchen Aphorismen, der katariſche Zuhörer hingegen iſt ganz Ohr, ſtützt ſein Kinn auf das Knie, und ſobald der Gedanke des Dichters ihn ergriffen hat, ſo thut er ſolches durch ein kurzes aber gellendes Geſchrey kund, worauf er wieder in ſchweigende Aufmerkſamkeit verſinkt.

Manche Lieder ſind mehr Ritter-Romanzen. Daß die Guitarre in den Händen der Jünglinge ein Dollmetſcher der Liebe wird, iſt begreiflich. Da Jedermann dem Edlen far niente obliegt und die Wohnungen nur mit Weiden und Roſengebüſchen umzäunt ſind, ſo hat Amor leichtes Spiel. Die Bewohner eines Auls ſind ſämmtlich miteinander verwandt, darum nehmen ſie Weiber aus entfernteren Gegenden, aber zwiſchen Verlobung und Hochzeit verſtreichen oft Jahre, und man ſagt, daß während dieſer Zeit die Vettern ihren hübſchen Mühmchen den Hof machen und nicht unerhört bleiben; wenigſtens hat der Graf Potozki weder zu Cadix noch Madrid ſo viele Liebeslieder die ganze Nacht hindurch ſingen hören. Der Monat Auguſt war hier eine fröhliche Zeit. Die Erndte der Waſſer-Melonen verbreitete überall Vergnügen und Thätigkeit; überall ſah man dieſe Frucht eſſen oder verkaufen. Die Arabos mit ihren knarrenden Rädern brachten ſie vom Lande, die Barken aus Aſtrachan führten ſie weg; Fluß und Ebene zeigten immerfort ein belebtes Gemählde. Nach dieſer Zeit wurde es immer ſtiller, und in den erſten Tagen des September bereitete ſich ein Jeder ſein bewegliches Landhaus in die Stadt zurück zu tragen. Dieſe Hütten wurden über die Mauern in den Hof geſchaft, und dort in einer Ecke aufgeſtellt, wo ſie denn wieder als Vorrathskammern dienten. Aber auch während der Auswanderung hatte die Burg immer noch einen Anſchein von Bevölkerung behalten, den ſie der Schiffarth nach Aſtrachan, der Poſt und dem Handel verdankte. Den letzteren trieden die Tataren der Kuma, des Kuban, der fünf Berge und aller Winkel der Steppen. Kein Tag vergieng, wo man nicht eine ihrer Karavanen ankommen ſah. Es gab auch Coſaken vom Jaik, welche die Sicherheit der Landſtraſſen wieder herſtellen ſollten, und zaporogiſche Coſaken, die aus dem Perſiſchen Kriege zurück kehrten. Endlich erſchien auch eine Geſandſchaft der Kirgiſen, die freylich kein diplomatiſches Anſehen hatte. Sonſt ſtehen die Kirgiſen faſt in gar keinem Verhältniß mit Aſtrachan, ſondern treiben ihren Handel in Orenburg. Kommt einer mit ſeinem Vieh auf den Markt, ſo ſtürzt alſobald ein Haufe ruſſiſcher Krämer und Dollmetſcher auf ihn los. Man reißt ihn vom Pferde, man zieht an Armen und Beinen ihn fort. Jeder will ihn in ſeine Bude ſchleppen. Dieſe Zudringlichkeit gefällt dem Kirgiſen, er läßt ſich aber nichts merken, ſondern beſtimmt ſich maſchinenmäßig für die Bude deſſen, der ihn am ſtärkſten zieht. Der Kaufmann kramt nun alles was er hat aus, um einen Tauſchhandel anzuknüpfen. Der Kirgiſe ſpricht kein Wort, und betrachtet alles mit Gleichgültigkeit. Es wird

Fuße zwey Frachtwagen begleitete, welche mit großen Kaſten beladen waren. Er warf einen neugierigen Blick auf unſern kleinen Wanderer, und da er ihm an der Naſe anzuſehen glaubte, daß er nicht recht wiſſe woher? noch wohin? ſo redete er ihn freundlich an: weshalb er doch in der Mittagshitze ſo allein herumlaufe? Das gab dem armen Polycarpus Muth, noch einen Verſuch zu wagen, ob vielleicht dieſer Reiſende ſich eines verlaſſenen Knaben liebreicher annehmen werde, als die vorigen ungeſchliffenen Menſchen.

„Ach lieber Freund!“ ſagte er zu dem dicken braunen Manne: „könnt ihr mir nicht „ſagen, wo die Wohnung des Herrn van „Doelen iſt? ich habe mich verirrt, und will „gern erkenntlich ſeyn.“

„Des Herrn van Doelen?“ lächelte der Mann: „ja, ja, ich will dich hinbringen. „Setz dich nur hier auf den Wagen, ſein „Haus liegt gerade an der Straße, die ich „fahren muß.“

Branntwein gebracht, man trinkt, man umarmt ſich, Alles umſonſt. Endlich, wenn der Krämer meynt, der günſtige Augenblick ſey gekommen, ſo ergreift er den Kankruck des Kirgiſen (ſeine Peitſche) und zählt ihm aus allen Kräften ein Dutzend derbe Schläge auf. Nun entrunzelt ſich deſſen Stirn, er lächelt freundlich und der Kauf wird geſchloſſen, wobey er natürlich den Kürzern zieht.

Als der Graf nach Aſtrachan zurückkam, wohnte er einem, für ihn ganz neuen Schauſpiele bey, nemlich einem feyerlichen armeniſchen Gottesdienſte, den der Erzbiſchof im prieſterlichen Schmucke hielt, und dabey eine Patriarchen-Mütze auf dem Haupte trug, die er, nach der Plünderung von Ararat von den Perſern zurückgekauft hatte. Der Graf verſichert, dieſe Ceremonie habe ihn ergriffen und an die wundervolle Einfachheit der erſten Kirche erinnert. Einige Tage nachher kamen zwey Meliks (armeniſche Edelleute) mit mehr als 500 wohlhabenden Familien, um ſich in Rußland anzuſiedeln. Dieſe Meliks waren höfliche, von den Perſiſchen Angelegenheiten wohl unterrichtete

Leute, und unterſchieden ſich von den gemeinen Armeniern ſehr zu ihrem Vortheil. Ehe der Reiſende Aſtrachan verließ, wünſchte er noch die Ufer des kaſpiſchen Meeres zu beſuchen, und machte eine angenehme Farth dahin in Geſellſchaft des Admirals Achmatow und deſſen Gemahlin; allein er fand nur überſchwemmte und mit Dornen bedeckte Küſten. Der ſchöne Anblick der Fiſchereyen auf den Inſeln der Wolga entſchädigte ihn dafür. Eine Linie von kleinen Hütten aus Matten oder Roſengeſträuchen, Kränze, Angelhaacken, Ankerboyen, Taue, Fiſchreuſen, Körbe, Alles in Form von Guirlanden aufgehängt, dann wieder Flaggen, Bilder, Barken, Feuer dazwiſchen; dieſe große Mannigfaltigkeit gewährte die mahleriſcheſte Anſicht. Am 26ſten September trat er ſeine Reiſe nach Kißlar an. Kaum hatte er Kalmuck Baſar verlaſſen, als das bewohnte Land ſich aus dem Geſichte verlor. Man ſah nichts als Himmel und Steppe, und eine Menge mit Salz bedeckte Seen. Schwäne in der Luft und einige Kalmucken, die auf Kameelen reiſten, waren die einzigen lebenden Weſen, denen der Reiſende begegnete. Die erſte Poſt fand er auf freyem Felde gelagert, weil ſie der Ueberſchwemmungen halber dahin hatte verlegt werden müſſen. Tataren von Aſtrachan bedienen die Poſt von Uſuruk mit ſchnellen aber ſchlechten Pferden. Oeftere Unglücksfälle würden unvermeidlich ſeyn, wenn der Weg nicht ſo breit wäre als die ganze Steppe.

Am 27ſten ſah der Graf nicht weit von Baſſy, an einem See, die Heerden des Fürſten Sanguſcha, mit dem er ſo lange Zeit bey Tumen zugebracht hatte. Zwey Kameele, mit Waſſertonnen beladen, begleiteten ſie. Es war da ein kleines Dorf von Kaſaniſchen Tataren, die wohlhabend zu ſeyn ſchienen und viel auf ſchöne Grabmäler hielten; drey derſelben waren in arabiſcher Manier recht gut ausgehauen.—Ein See, unfern Bul Ali, erſchien mit einer zahlloſen Menge von wilden Gänſen bedeckt; man ſah nichts weiter, ſo weit das Auge reichte. Auch Kraniche, Trappen u. dgl. gab es in großen Heerden und ſie waren nicht ſcheu. Da das Poſthaus von Bul Ali abgebrannt war, ſo lebten die Tataren unter Gottes freyen Himmel, und der Schreiber ſchlief in einem Hüttchen von Geſträuch.

Am 28ſten erblickte der Graf zu ſeinem größten Erſtaunen ein großes Schiff mitten in der Steppe. Es hatte im vorigen Jahre einige Wochen lang ein heftiger Südoſtwind geweht, der die ganze Gegend unter Waſſer ſetzte, und eine Menge Schiffe bis auf 70 Werſte vom Meere wegtrieb. Man hatte ſie hernach zerlegt und fortgeſchaft, nur dieß Eine war noch übrig.

Das Aeußere des Poſthauſes von Beth Aly war vielverſprechend, allein es hatte weder Dach, noch Fenſter, noch Diele, man müßte denn einige alte Bretter Dielen nennen, die den Taſten eines Claviers glichen, wenn man ſie betrat; eine wahre Aeols-Orgel, auf welcher dieſer Tyrann der Steppe den erſtarrten Reiſenden ſeine Arien vorheulte. In dieſen Gegenden zogen Kalmucken herum, die der Krone unterworfen, und, nach der Menge ihrer Kameele zu ſchließen, reich ſind. Hier fangen auch die ſogenannten Brackwaſſer an. Der Graf wollte Thee damit machen, es war aber nicht zu trinken. Zu Alabuga findet man das letzte Poſthaus, weiterhin nur Zimlanki, oder unterirdiſche Wohnungen. Menſchen die zu Lande reiſen, werden wohl ſelten von widrigen Winden aufgehalten, das war aber jetzt der Fall unweit Belurs, denn die, immer weiter ſich ausbreitende Ueberſchwemmung, die dieſer Wind verurſachte, nöthigte die Reiſenden zu großen Umwegen. Hoiduck iſt in dieſer Gegend ein bevölkerter Ort. Es wohnt nemlich da ein Lieutenant mit drey Soldaten, Aufſeher über die Salzſümpfe. Auch hat ein Armenier, der einen kleinen Handel mit Filz treibt, eine niedrige Hütte dort gebaut, die von den Tataren der kleine Pallaſt genannt wird; vielleicht ſpottweiſe, ſo wie die Spötter von Chamonien die Hütte eines Ziegenhirten am Eisthal das Schloß von Montenvert nennen. Der Graf Potozki verließ die Hauptſtraſſe, um dem alten Bette der Kuma zu folgen. Hier entdeckte er unvermuthet ein nomadiſches Völkchen von Armeniern, deren Voreltern bereits eine Lebensart angenommen hatten, die ſich allerdings für dieſes Clima beſſer eignet, als der Ackerbau. Ihr Aul war nicht zahlreich, und ſie hatten ſich mit einer kleinen Kalmucken Uluſſe vereinigt. Zu Erklärung einer gewiſſen Stelle im Ptolomäus wünſchte der Reiſende zu erfahren, ob die Kuma ſich in das Meer ergieße oder nicht? In Aſtrachan hatte man ihm ſehr widerſprechende Nachrichten darüber mitgetheilt, und nach zwey Poſten von Kuma gänzlich falſch befunden; denn die Wahrheit iſt, daß die Kuma ſich ehemals durch drey Mündungen in das Meer ergoß, ſich aber jetzt in der Steppe ausbreitet, wo ihre Gewäſſer auf der großen Oberfläche die ſie einnehmen, verdünſten. So wenigſtens erklärt er ſich dieſe Erſcheinung, die er übrigens dem Scharfſinn der Naturforſcher empfiehlt, und nur noch bemerkt, daß die Kuma der Fluß Udo des Ptolomäus iſt. Auf dem übrigen Wege bis Kislar, bemerkte der Graf dann und wann Grabhügel (Mogila's), alte Denkmäler, die, wie er glaubt, zu Erforſchung der Völker dienen können, welche ehemals dieſe Gegenden bewohnten. Von der Kuma an hatte der Boden immer weniger Abwechslung, und wurde endlich zu einer, der Meeresfläche völlig gleichen Ebene; wo der Reiſende die beſte Gelegenheit hatte, jene optiſche Erſcheinung zu beobachten, deren Pallas und Gmelin erwähnen; nemlich der Sehwinkel wird erweitert, alle Gegenſtände ſcheinen weit größer, als ſie ſind, Menſchen gleichen Obelisken, Kameele den Bergen, und Haidekraut den nogayiſchen Wohnungen, die zehn Fuß hoch ſind. Oft reiſſet der Sturm Büſchel von ſolchem Haidekraut los, und treibt ſie auf der Steppe herum, dann erſtaunt man, die ſcheinbar ungeheuren Maſſen ſich ſo ſchnell bewegen zu ſehen. Die oben genannten Profeſſoren ſchreiben dieſe Erſcheinung zitternden Dünſten zu. In dieſem Falle müſſen ſie doch nur auf ganz ebenem Boden ſo ſtark würken. Eine ähnliche Täuſchung bemerkt man zur See, bey Sonnen-Aufgang, wo Schiffe und Ufer in der Luft zu ſchweben ſcheinen.

Auf dieſen ungeheuren Flächen wüthen die Stürme, allein man gewöhnt ſich daran, beſonders wenn man, wie der Graf Potozki, zwey Zergacks trägt. Dieß ſind Röcke aus Pferdehäuten, dem Klima ſehr angemeſſen. Die Kirgiſen tragen deren mehrere übereinander, und ſehen deswegen ſo unförmlich aus. Die Nogayer bedienen ſich auch der langen weiten Beinkleider aus Pferdehäuten, und die Reiſenden würden wohl thun, dieſe Mode anzunehmen. Bey der Abfahrt von der letzten Station vor Kislar, ſieht man, ſeit Aſtrachan, zum Erſtenmal wieder einen Baum. Bald nachher entdeckt man die Pappeln, welche Kislar krönen.

Eine Fähre bringt den Reiſenden über den Torok, und nun befindet er ſich in einer Stadt, die keiner europäiſchen gleicht. Die Häuſer, die Mauern, die Dächer, alles beſteht aus Thon. Die letztern ſind ſo flach, daß man ſie Terraſſen nennen könnte. Böſe Fieber hatten dieß Jahr fürchterlich gewüthet, entweder eine Wirkung der groſen Hitze, oder der aus Perſien ſich verbreiteten Anſteckung. Im Poſthauſe war noch Niemand ſo geſund, daß er dem Ankommenden die Thür öffnen konnte. Er bezog eine Wohnung bey einem Armenier, wo eben erſt zwölf Kranke geneſen waren. Die Geneſenden ſind darum noch nicht außer Gefahr, denn oft folgen Ruhr und Waſſerſucht auf dieſe Fieber. Der Winter iſt die einzige Jahreszeit, wo ein Fremder hoffen darf, in Kislar geſund zu bleiben.

Ein angenehmes Gehölz ſtößt an die Stadt. Die Vogelſänger treiben da ihre Kunſt in groteſker Tracht; man mögte ſie für Waldgeiſter halten. Sie machen ſich nemlich große, abgeſtumpfte Kegel von ineinander geflochtenen Zweigen, in die ſie hinein kriechen und nur den Kopf heraus gucken laſſen; aber auch dieſen beſtreuen ſie mit Moos, Kräutern und Zweigen, und in dieſer Equipage ſpucken ſie um ihre Netze herum. Am 3ten October begleitete der Graf Potozki einen General nach dem Poſten Laskiuren, wo die Grenze der Kumüken iſt. Einige Kanonen und 30 Mann Wache beſchützen ihn. Ein Koſack ſteht als Feldwache auf einem Baume, von dem er die ganze Ebene überſchauen kann. Der berühmte Schwärmer, Scheik-Manſur eroberte einſt dieſen Poſten, was ihm freylich wenig Mühe machte, denn er wurde blos von einigen alten Invaliden vertheidigt, und die Laffetten der Kanonen waren verfault. Scheik-Manſur baute eine bewegliche Bruſtwehr von Faſchienen auf Rädern und bediente ſich derſelben mit ziemlichem Vortheil, wurde aber doch gefangen und nach Schlüſſelburg geſchickt.

Die Reiſenden begegneten ungeheuren Karavanen von Unterthanen des Schemkals, welche Früchte nach Aſtrachan brachten. Dort werden ſie in Fahrzeuge geladen um in Petersburg verzehrt zu werden. Vormals durften die Bergbewohner nur bis Kißlar kommen, allein dieſe Stadt hat ihr Stapelrecht verloren.

Hier lernte der Graf einen Tſchirkaſſiſchen Prinzen, Jeol, kennen, aus der Familie jenes Bokowitz, der, zu den Zeiten Peter des Großen, in dem Feldzuge nach China umgekommen. Es ſah ſtattlich aus, wenn er zu Pferde mit Pfeilen nach Geflügel ſchoß. Der gelehrte Reiſende, dem ſehr darum zu thun war, richtige Begriffe von der awariſchen Nation zu bekommen, fand ſeine Lage zu Kißlar in dieſer Hinſicht vortheilhaft, denn ſein Wirth ſchickte oft Waaren dorthin, und noch neulich hatte der Chan der Awaren, Uma genannt, eine Pendeluhr von ihm begehrt, welche die Stunden ſchlüge, ein in ſeiner Hauptſtadt Chamſey unerhörtes Wunderwerk. Sein deshalb erlaſſener Brief war in georgiſcher Sprache von einer ſeiner Frauen, einer entführten georgiſchen Prin-

Wer war froher als mein Vater! mit einem Sprunge ſchwang er ſich auf den Wagen, rüttelte ſich auf einem der Kaſten zurecht, und blinzelte mit heiterem Geſicht immer vorwärts, ob er das rothe Ziegeldach, unter welchem Minchen hauſte, noch nicht entdecken könne? Sie fuhren und fuhren, die Schatten wurden länger, die Luft kühler, aber noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der Hirte trieb das Vieh nach Haus, die Sonne tauchte ſich ins Meer, aber noch kein rothes Ziegeldach. Endlich machten ſie in einem Dorfe vor einem elenden Wirthshaus halte!

„Heute iſt es zu ſpät," ſagte der dicke braune Mann: „meine Rappen wollen nicht „weiter; aber morgen, höchſtens in der Mittagsſtunde, biſt du an Ort und Stelle."

Mein Vater ahndete nichts Arges. Morgen in der Mittagsſtunde an dem Ort und der Stelle, wo Minchens ſchwarze Augen glänzen, morgen in der Mittagsſtunde vielleicht zeſſin, geſchrieben. Die Stadt Chamſey, die ungefähr die ganze Völkerſchaft in ſich faſſen mag, zählt gegen 1000 Häuſer.

Am 5ten October ſah der Graf in der Feſtung die Geiſeln von den Völkerſchaften Jeguſch, Iſſut und Tſchetſcheng. Die meiſten waren krank, Einige lagen in den letzten Zügen, Andere ſchienen ſich zu beſſern. Zwey Ruſſen und ein Tatar, die den Lesgiern entſprungen waren, langten zu Kißlar an. Sie hatten 12 bis 15 Jahre in der Sklaverey zugebracht und während dieſer Zeit mehrmahls die Flucht ergriffen, allein man hatte ſie immer wieder erwiſcht, geſchlagen und mit glühenden Eiſen gebrannt. — Der Graf beſuchte die Gemahlin des Generals Goritſch, der in Polen gedient hat. Sie war eine tſchirkaſſiſche Prinzeſſin und benahm ſich ſehr anſtändig. Der General hatte ſie entführen müſſen, weil er kein Prinz war.

Der wißbegierige Reiſende ſtudirte jetzt das Kumuck tatariſche, eine Sprache, die vom Terok bis an den Caucaſus, und noch weiter in ganz Dageſtan geſprochen wird. Sie unterſcheidet ſich ſo ſehr von allen tatariſchen Mundarten, daß man in dem Volke, von welchem ſie geſprochen wird, die Ueberbleibſel einer großen Nation, nemlich der Cumanier, nicht verkennen kann. Dieſe waren die Polowzer der ruſſiſchen Jahrbücher und ließen ſich größtentheils in Ungarn nieder, wo ſie ihren Nahmen beybehielten, und auch ihre Sprache erſt in dem vorigen Jahrhundert außer Gebrauch kam.

Am 7ten October langten Große von des Schemkals Hofe an. Dieſer Fürſt iſt bekanntlich Herr von Dageſtan. Er heißt Mackti und reſidirt zu Tarku. Die Kumücken haben noch viele ſcythiſche Gebräuche beybehalten. Stirbt einer ihrer Fürſten, ſo werden ſeinem Lieblings-Gaule die Ohren abgeſchnitten und die Höflinge müſſen ſich das Geſicht zerſetzen. Valentin, der Geſandte des Kaiſers Juſtin an den türkſchen König Turpant, mußte mit ſeinem ganzem Gefolge dieſem beſchwerlichen Ceremoniel ſich unterwerfen. Vor nicht langer Zeit mußten noch die Sklaven ihre Ohren bey ſolchen Gelegenheiten hergeben; oder wurden gar, wie bey den Scythen, erdroſſelt.

Am 8ten October kam ein Koſak, der ſich aus der Gefangenſchaft der Tſchetſcheren losgekauft hatte. Dieſe Wilden haben einen Tatar bey ſich, der ruſſiſch verſteht, und ihnen behülflich iſt, den Koſacken alle nur erſinnliche böſe Streiche zu ſpielen. Dieſe bleiben ihnen aber auch nichts ſchuldig, verkleiden ſich in Kaufleute, locken die Tſchetſchern auf dieſe Weiſe an ſich und erſchießen ſie dann. Es ſind gleichſam galante Wettkämpfe, in denen ihr Geiſt ſich entwickelt. — Dem Grafen wurde Hoffnung gemacht, einen ackerbauenden Juden aus Schirwan zu ſprechen, und, was ihn noch mehr intereſſirte, einen Bürger des Freyſtaates Kuberſcha, eine Republik, die er das Genf des Kaukaſus, den Vereinigungspunkt von Kenntniſſen und Betriebſamkeit nennt.

Den 9ten October wollte der Graf Potozki mit dem ſchönſten Karmin in ſeiner Schreibtafel bezeichnen, weil er an dieſem Tage faſt die Gewißheit erlangte, daß die Alamiſche Nation noch mit ihrer Sbrache, ihren Nahmen und vielleicht mit ihren Sitten im Kaukaſus exiſtire. Er empfieng dieſe Nachricht von David Eviſtav, Fürſten von Madſcha in Imirete. Dieſer Mann war, als Geſandter ſeines Königs nach Georgien, von den Oſſeten gefangen und drey Jahre in der Sklaverey gehalten worden, worauf er nach Rußland kam.

Am 10ten October. Paul Katuſtu, der Bruder des Mannes, bey dem der Graf Potozki wohnte, kehrte von Kubeſcha zurück. Dieß iſt auch ein Freyſtaat, deſſen Einwohner ſich Franken nennen und ſehr geheimnißvoll ſind. Kaufleute werden dort gut aufgenommen und unglückliche Fürſten finden bey ihnen für ſich und ihre Reichthümer einen ſichern Zufluchtsort. (Eine Nachricht, die vielleicht in Europa manchem unglücklichen Fürſten willkommen ſeyn würde) Die Kubeſchaner werden auch nie von ihren Mitbewohnern des Kaukaſus gefangen oder zu Sklaven gemacht. Sie verfertigen Feuergewehre, die in ganz Perſien ſehr geſucht werden. Paul Katuſtu ſah Häuſer, worauf Bilder von Thieren und alte Inſchriften waren. Es iſt möglich, daß dieſes Volk, durch den Nahmen Franken, den es ſich beylegt, nur ausdrücken will, es ſey der katholiſchen Religion zugethan. Vielleicht iſt es lesgiſchen Urſprungs; vielleicht brachten die flüchtenden Genueſer ihnen ihren Glauben und ihren Kunſtfleiß. Die Herrenhuter von Sarepta ſchickten einmal zwey ihrer Brüder nach Kubeſcha, allein die Miſſion war fruchtlos. Man ſagte ihnen: die Bürger dieſer Stadt ſind blos Manufacturiſten, treiben keinen Ackerbau, haben alſo nicht Brod genug um neugierige Fremdlinge zu füttern. Und mit dieſem Beſcheid mußten die mähriſchen Brüder ſchnell wieder abreiſen. Es giebt bey den Lesgiern noch mehrere durch Kunſtfleiß ſich nährende Freyſtaaten, wie z. B. Djar, das viel Wein und Seide gewinnt.

Am 11ten October empfieng der Graf einen Beſuch von dem Sohne des General Goritſch, einem Kinde von noch nicht fünf Jahren, das aber ſchon ſehr kühn ritt. Er benutzte dieſe Gelegenheit um den Mentor des Knaben, einen jungen einnehmenden Tſchirkaſſier, diejenigen Worte ſeiner Sprache ausſprechen zu laſſen, die in dem großen vergleichenden Wörterbuche ſtehen. Es fand ſich, daß ſie da ſchlecht ausgedrückt ſind. Es ſoll aber auch außerordentlich ſchwer ſeyn, dieſe Sprache, die dem Gezwitſcher der Vögel gleicht, mit unſern Buchſtaben zu ſchreiben.

Am 12ten gab des Grafen armeniſcher Wirth ihm zu Ehren ein prächtiges Gaſtmahl, welches durch eine, für den Gaſt ſehr angenehme, Unterhaltung gewürzt wurde, denn er ließ ſich in die Geheimniſſe des politiſchen Gleichgewichts des Kaukaſus einweyhen, und meynt, in dieſen Gebürgen durchkreuzten ſich eben ſo verſchiedene Intereſſen, als in Europa zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens. (oder auch jetzt.)

Paul Katuſtu, der an Hypochondrie litt, und den Grafen wegen ſeiner Geſundheit bisweilen zu Rathe zog, brachte mit großer Freude eine Eule von der Gattung der Shuhus, und hoffte mit Zuverläßigkeit eine baldige Geneſung, weil die Tataren dem Fleiſche dieſer Eule eine große mediciniſche Kraft, beſonders eine ſchweißtreibende, zuſchreiben. Die Einbildungskraft mag wohl das ihrige dabey thun, denn der Graf ſpeiſte ſelbſt eine Keule von dieſem Vogel, fand das Fleiſch ſehr feſt, ſpürte aber nicht die mindeſte Würkung davon.

Am 15ten hatte er endlich das, für ihn als Geſchicht- und Sprachforſcher köſtliche Vergnügen, einen Kubeſchaner zu ſehen, zwar nicht aus der Stadt ſelbſt, aber doch aus einem der acht dazu gehörigen Dörfer, wo dieſelbe Sprache geredet wird. Es war ein ſchöner Mann, Nahmens Maſſa-Ben-Ahmed, offen, heiter, furchtlos. Er beantwortete alle Fragen mit großer Beſtimmtheit. Die Kubeſchaner haben keinen Herrn, führen nie Krieg, bezahlen keine Art von Auflage, haben nicht einmal eine Regierung; nur ihr Mollah iſt Schieds-Richter in Proceſſen. (glückliches Volk) Ein wenig eitel war Maſſa-Ben-Ahmed, denn er ſah ſich gern im Spiegel. Von ſeiner Sprache ließ der Graf ſich ein Wörterbuch dictiren, es wurde ihm aber ſehr ſauer es nachzuſchreiben, denn die Worte klangen wie Entengeſchnatter, die Zuhörenden mußten lachen und der Kubeſchaner lachte ſelber mit. Der gelehrte Reiſende beſchäftigte ſich nun eine Zeitlang ganz mit ſeiner Charte über den Herodot, die er lange in ſeinem Kopfe herumtrug, wie Jupiter die Minerva. Als ſie jetzt daraus hervorgieng, fand er, daß nicht nur alle Entfernungen und Grenzen einander vollkommen entſprachen, ſondern auch mit dem Zuge des Darius und der Karavanen-Straſſe von Boryſthenes übereinkamen. Er verſichert, daß das ganze 4te Buch des Herodot griechiſch und franzöſiſch auf ſeiner Charte zu finden ſey, fügt aber hinzu, es mache ihm kein Vergnügen mehr, ſeine Werke drucken und ſtechen zu laſſen, weßhalb er nur Abſchriften davon beſorgen wolle, damit ſie nicht ganz verloren giengen. Schließlich bemerkt er, daß er von den Meynungen der Herren Mannert und Gatterer ſich oft aus guten Gründen habe entfernen müſſen.

Am 24ſten October begleitete er den General Kiſchelow nach Urtſchink, einem Koſaken-Poſten am Terek. Hier ſah er Stuttereyen und machte die Bekanntſchaft eines Prinzen Kaituka, des älteſten Sohnes und Erben des zu Akſai herrſchenden Hauſes, denn die kumückiſchen Fürſtenthümer ſind lauter Seniorate, wie der Thron des Sultans von Conſtantinopel. Dieſer Prinz verbarg unter einem finſtern Aeußeren ein gefühlvolles Herz, und eine, nur ihm eigene Abneigung vor

Räuberey; denn alle andere Fürſten des Kaukaſuſ, von welcher Familie ſie auch ſeyn mögen, ſetzen ihren ganzen Ruhm in dieſe erhabene Kunſt. (die ſich leider immer weiter verbreitet.) Kaituka war eine Art von Philoſophen, der nichts zu erobern trachtete als die Herzen ſeiner Unterthanen. Er blieb ſo arm als Diogenes und hatte nicht einmal eine Frau. Bald darauf kam noch ein anderer Prinz, Murtaſſali, ein Knabe von fünf Jahren, der ein ſo großes Pferd ritt, daß ſeine Füße nicht bis an das Ende des Sattels reichten. Aber dieſer Sattel war vorne und hinten mit hölzernen Andreas-Kreuzen verſehen, die wiederum durch Stäbe mit einander verbunden waren, auf welchen des Kindes Achſeln ruhten. So eingepackt ſaß es ganz ſicher. Außerdem wurde es von einem jungen Nogoyer, ſeinem Mentor, auf jedem Schritte begleitet und bewacht. Denn die Prinzen des Kaukaſus werden nie bey ihren Eltern erzogen. Hingegen iſt dort auch nichts heiliger, als das wechſelſeitige Band zwiſchen dem Hofmeiſter, dem Zöglinge und deſſen Eltern. Nur was das Rauben betrifft, da empfängt der Prinz die gewöhnliche kaukaſiſche Moral, und die erſte Anwendung, die er von dieſem Unterrichte macht, iſt, daß er ſeinen Hofmeiſter beſtiehlt und davon läuft, welches der ganzen Familie die größte Freude macht. Eine lykurgiſche Geſetzgebung. Ueberlebt der Mentor ſeinen Telemach, ſo erbt er deſſen bewegliches Vermögen, muß ſich aber jedes Ohr halb abſchneiden. Auch dem Lieblings-Roſſe des Verſtorbenen werden die Ohren abgeſchnitten und Niemand kauft es.

Die Fürſten der Schaitaken -- auch eine von den zahlloſen Völkerſchaften des Kaukaſus — ſind vom Vater auf Sohn die grauſamſten Räuber. Einer derſelben ließ den Profeſſor Gmelin aufheben und in Ketten umkommen. Damals führte ein großer Partheygänger, Herr von Meden, das Commando an der Linie. Dieſer rächte Gmelins Tod, das ganze Land verwüſtend und ſogar die Hauptſtadt deſſelben durch Feuer zerſtörend. Seit der ſchönen Helena bis auf den Profeſſor Gmelin hatte wohl keine Entführung einen Krieg zwiſchen Europa und Aſien entzündet. Die Geſchichte iſt merkwürdig und der Herr Graf verſpricht, einſt die Annalen der Litteratur damit zu bereichern.

leicht mit ihr an einem Tiſch, bey einer Schaale friſcher Milch, wer kann mit ſolchen ſüßen Bildern in der Seele, Betrug argwohnen.

Am andern Tage bey Sonnen Aufgang wurden die Rappen wieder vorgeſpannt, Polycarpus half fröhlich und emſig die Pferde ſtriegeln, zäumen und zur Tränke führen, ſetzte ſich wieder auf ſeinen Kaſten und der Zug gieng vorwärts. Sie fuhren und fuhren, die Luft ward ſchwüler, die Sonne warf ihre Strahlen ſenkrecht herab, und noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der braun gebrannte Schnitter aß ſein Mittagsbrod, die Rappen lechzten nach dem Stalle, und noch kein rothes Ziegeldach. „Nur noch eine Stunde!“ ſagte der dicke braune Mann. Die Stunde verfloß, und ſiehe, mein Vater befand ſich, ohne es zu wiſſen, auf der neapolitaniſchen Grenze.

Nun veränderte ſein Gefährte Ton und Geſicht. „Burſch,“ ſagte er mit rauher

Von den Trauergebräuchen der Kumüken bey dem Tode eines ihrer Fürſtenkinder erfuhr er hier noch einiges. Vormals mußte die Amme ſich Haare und Augenbraunen ausreiſſen und ſich lebendig begraben laſſen. (Durch Schuld der Amme wird alſo wohl nie ein Fürſtenkind umgekommen ſeyn.) Man ſtellte ſie in eine tiefe Grube, den Kopf mit einem durchlöcherten Topf bedeckt, und gab ihr zu eſſen. Aber ſie mußte mehrere Wochen lang in dieſer beſchwerlichen Lage verharren, und folglich ſtarben die meiſten daran. Noch jezt verſammeln ſich alle Frauen aus der Familie 6 Wochen lang täglich, entblößen ſich bis auf den Gürtel und zerfleiſchen ſich den Leib.

Die Jaguſchen ſind ein ſtolzes, hochherziges Volk. Sie bringen ſich lieber um, ehe ſie ſich zu Sklaven ergeben. Paul Katuſtu erzählte, als er im Bade zu Enderi geweſen, habe ein Jaguſch ein junges Mädchen ſeines Landes dahin zum Verkauf gebracht. Ein Schirwaner Jude bot 240 Rubel in perſiſchen Stoffen. Der Handel wurde abgeſchloſſen und Käufer und Verkäufer entfernten ſich einen Augenblick um die Stoffe zu beſehen.

Da ſagte das Mädchen zu den Umſtehenden: „Ich bin eine arme Waiſe, die jeder ungeſtraft beleidigen kann. Mein Führer hat mir die Ehe verſprochen und verkauft mich nun um ſeidene Kleider zu bekommen. Aber dieſe Kleider ſoll er nimmermehr tragen.“ Mit dieſen Worten gieng ſie in den Garten und hieng ſich an einen Baum. Die Jaguſchen ſind Heyden und beten Felſen an. Ihre Nahmen entlehnen ſie von Thieren; der Eine heißt Ochs, der Andere Schwein, Hund u. ſ. w. Die Weiber führen noch drolligere Nahmen, z. B. Aſſir machara (die ein Kalb reitet) Oſiaki machara (die einen Hund reitet) u. ſ. w. Iſt ein Jaguſch Jemanden unter den benachbarten Völkern etwas ſchuldig und bezahlt nicht, ſo geht der Gläubiger zu ſeinem Kumack, das heißt: ſeinem Gaſtfreunde unter den Jaguſchen, klagt ihm ſeine Noth, fodert ihn auf, ihm die Zahlung zu verſchaffen, und droht: „Thuſt du es nicht, ſo habe ich einen Hund mitgebracht, den werde ich auf den Gräbern deiner Familie tödten.“ Bey dieſer ſchrecklichen Drohung zittert der Jaguſche. Leugnet er die Schuld, ſo muß er ſie abſchwören.

Da werden Hundsknochen mit Hundskoth vermiſcht, und vor den heiligen Felſen, Jerda, gebracht. Hier ruft der Schwörende mit lauter Stimme: „Wenn ich die Wahrheit verleugne, ſo „ſollen die Todten meiner Familie die Todten „von der Familie meines Anklägers auf den „Schultern tragen, und zwar auf dieſem Wege „wenn es geregnet hat, und die Sonne ſticht.“ Dieſelbe Ceremonie findet noch öfter bey Dieben ſtatt, denn die Jaguſchen ſtehlen öfter als ſie leyhen. Stirbt einem Jaguſchen ſein Sohn, ſo kommt ein anderer, dem ſeine Tochter geſtorben iſt, und ſpricht: „Dein Sohn kann in jener Welt eine Frau „nöthig haben, ich gebe ihm meine Tochter, zahle „mir die Mitgift.“ Ein ſolcher Antrag wird nie abgewieſen, obgleich die Mitgift bis 30 Kühe beträgt. Sie nehmen fünf und mehr Weiber. Nach des Vaters Tode heyrathet der Sohn ſie Alle, außer ſeiner eigenen Mutter, die aber doch auch Einer ſeiner Brüder heyrathen kann. Wenn man dieſe ruchloſe Sitte einem Jaguſchen vorwirft, ſo antwortet er: „Mein Vater hat bey meiner Mutter „geſchlafen, warum ſollte ich denn nicht bey

Am 8ten November ſchrieb der gefühlvolle Reiſende folgenden Herzens-Ausbruch nieder: „Heute ſah ich zum Erſtenmahl die Gipfel des ungaſtfreundlichen Caukaſus. Horazens Verſe brachten meiner Eigenliebe wieder in Erinnerung, daß ich einſt durch die brennenden Syrten gekommen bin. Neunzehn Jahre ſind, ſeit meiner erſten Reiſe nach Afrika, verfloſſen. Fern iſt dieſe Zeit von mir, aber dieſelben Beweggründe leiten und halten mich noch. Die Lernbegierigen gleichen mehr oder minder dem Archimedes, den ein Soldat des Metellus wohl tödten aber nicht zerſtreuen konnte. Ich ſegne dieſe Abgezogenheit der Gedanken, die, mitten in dem furchtbaren Chaos in welches unſer Jahrhundert geſtürzt iſt, mir einſame, friedliche Ergötzungen gewährt. Wie viele Begebenheiten ſeit dieſen 19 Jahren! Umgeſtürzt ſind Reiche, getrennt Königreiche, andere wieder vereinigt, noch andere in ihren Grundfeſten erſchüttert und noch ſchwankend. Man glaubt, die Fabel-Felſen der Symplegaden mit fürchterlichem Geräuſch an einander ſtoſſen, und die in ihren Wirbel gezo-

„ genen Vögel zermalmen zu ſehen. Heil mir,
„ daß ich keiner der Zermalmten bin! Mit dieſem
„ Gefühl will ich meinen Winter ruhig am Fuße
„ jenes berühmten Gebürges, der Wiege der
„ Menſchheit, verleben und dem Urſprung der Nationen
„ nachſpüren. Glücklicher noch wenn ich
„ hier von der übrigen Welt gar nichts erführe!
„ Doch leider iſt die wildeſte Höhle vor den Neuigkeiten
„ des Tages nicht mehr verſchloſſen: ſie
„ ſchallen in jeder Woche Einmal von den Echo's
„ des Caukaſus, wie von denen der Alpen wieder!
„ “

Am 9ten November beſah der Graf die ſtolzen Scheitel des Walles von Gog, rief die Schatten Bocharts und Huets hervor, und machte einen Commentar zu dem 38ſten Kapitel des Ezechiels, welches für die Geſchichte der Scythen ſehr wichtig ſeyn ſoll.

Der 10te November war dem Beſuche des Fürſten Kutſchuk von Bragun beſtimmt, eines Mannes von großem Rufe, den er auf den Heerſtraſſen erworben hatte. Jetzt trieben ſeine vier Söhne das rühmliche Handwerk mit gleichem Glücke, der Vater ruhte auf ſeinen Lorbeeren aus, und begnügte ſich damit, alle Räuber in der Gegend zu beſchützen. Der Graf hatte eine Begleitung von 10 Coſacken bey ſich, die ihm Reſpect verſchafte. Die Reſidenz Bragun iſt ein großes ſchönes Dorf an der Sundja. Kutſchuck erwartete ihn am Eingang eines Pavillons, umarmte ihn ſehr herablaſſend, ließ ihn hineintreten und nöthigte ihn, am Kaminfeuer auf die Platte vor demſelben ſich niederzulaſſen. Er ſelbſt ſetzte ſich in einen weiten Lehnſtuhl, der faſt wie ein Thron ausſah, doch ſchlecht gearbeitet war. Daneben ſtand ein Sofa, vermuthlich auch das Werk eines Zimmermanns, aber mit einem Teppich bedeckt, der ihm doch ein möbelartiges Anſehen gab. Nach den üblichen Complimenten wurde der Tiſch gedeckt, das heißt: man brachte ein ſehr großes rundes Brett von Meſſing, in deſſen Mittelpunkte eine Schüſſel voll Reis ſtand, um dieſe waren verſchiedene Braten geordnet, und den äußerſten Rand bildeten kleine viereckte Brode, auf deren Jedem ein Hammel-Rippchen lag.

Der Gaſt machte dieſer köſtlichen Mahlzeit Ehre ſo viel in ſeinen Kräften ſtand. Kutſchuk ſetzte ſich nicht zur Tafel ſondern auf den Sofa. Der Kadi und der Molah erſchienen und nahmen ihre Plätze neben dem Fürſten. Der Letztere zeichnete ſich durch ein leinenes Band um ſeine Mütze, und durch einen langen zugeſpitzten Bart aus, der ihm bis auf den Gürtel herab hieng. Des Bartes Spitze war auf eine drollige Weiſe aufwärts gerichtet, und der Mollah heftete die Augen ſtets darauf, ohne Jemanden eines Blickes zu würdigen oder anders als einſylbig zu antworten. Der Graf errieth bald, daß dieſer geiſtliche Stolz nur in einer Wallfahrt nach Mecca ſeinen Grund haben könne, eine Reiſe die dort ziemlich ſelten iſt. Wirklich war er über Aegypten dahin gekommen. Es ſchien einmal als ob ihm Rede anzugewinnen ſey, allein er brach bald wieder ab, um ſchweigend ſeine Bartſpitze zu betrachten. Kutſchuk nahm das Geſpräch wieder auf, und erzählte, daß ſein Mollah einige Beys von Aegypten recht gut kenne, welches beweiſt, daß die Mammelucken mit ihrem Vaterlande ſtets in einiger Verbindung bleiben. Dann ſprach der Fürſt von den Familien des Kaukaſus. Mit vieler

Selbſtzufriedenheit verſicherte er, daß er von den Khanen der Krimm abſtamme, und im Kaukaſus keine Verwandten habe, außer dem Khan der Awaren, ſein Freund und Bundsgenoſſe und ein eben ſo großer Räuber als er ſelber. Die awariſchen Gebürge zeigte er dem Grafen aus dem Fenſter, und ſie ſchienen ſo nahe, daß dieſem eine große Begierde anwandelte, dahin zu gehen, welches eben nicht ſchwürig iſt, allein die Rückkehr deſto unſicherer. Die Unterredung wurde in türkiſcher Sprache geführt, deren Erlernung zur Erziehung eines Prinzen gehört. Die Dollmetſcher verſtanden ſie nicht. Der Beſuch währte bis gegen Abend, worauf Kutſchuk ſeinen Gaſt auf das linke Ufer des Terek begleitete, um dort ſeine Schaafe weiden zu laſſen. Er fand aber keine gaſtfreye Aufnahme, denn man traute dem friedlichen Hirten nicht. Das Haus, welches der Graf Potozki jetzt bewohnte, war einſt das Hauptquartier des berühmten Medem, der die Linie angelegt und ſich im ganzen Kaukaſus ſo furchtbar gemacht hat, daß man, um ſchreyende Kinder zu ſchrecken, noch jezt ſagt: Der taube General kommt! (denn er war harthörend.) Es ſind noch Spuren von Befeſtigungen übrig, die von großem Nutzen geweſen ſeyn mögen, denn nicht ohne Schaudern betritt man das nahe Gehölze, welches mit Kreuzen und Grabſteinen überſäet iſt. Im Walle von Schedria verſteckten ſich vormals die Tſchetſchaner. Wenn ein Reiſender kam, ſo erſchoſſen ſie deſſen Führer und Pferde, legten ihm dann einen Knebel in den Mund, ein Stück Holz, das mit einem Riemen um das Genick befeſtigt wurde. Gieng er nicht gutwillig, ſo wurde er, an Armen und Beinen gefeſſelt, bis an das Ufer des Terek getragen. Hier band man ihm Schläuche unter die Arme und legte ihm einen Strick mit einem beweglichen Knoten um den Hals. So wurde er ins Waſſer geworfen. Wollte er ſich nicht ſelber erdroſſeln, ſo mußte er aus allen Kräften den Strick halten. Zwey Schwimmer zogen ihn daran fort. Am jenſeitigen Ufer ſetzten ſie ihn zu Pferde, und verloren ſich mit ihm in den Gebürgen. Selten ermorden ſie diejenigen, von denen ſie ſich ein gutes Löſegeld verſprechen. Jetzt ſtehen, vom Monat July an, Ko-

Stimme: „danke Gott! daß ich dich nicht „ins Zuchthaus geliefert habe, denn du „ſcheinſt mir ein verlaufener Zeiſig zu ſeyn. „Wenn du dich indeß gut aufführſt und mei„ne Befehle pünktlich erfüllſt, ſo ſollſt du „bey mir an nichts Mangel leiden.“ Da half weder bitten noch proteſtiren, der Mann ſchwang ſeine Fuhrmannspeitſche, mein Vater zitterte und gehorchte.

Wer war denn der dicke braune Mann? höre ich meine Leſer fragen. Er war nichts mehr und nichts weniger als Einer jener herumſtreichenden Tagediebe, die mit fremden Thieren von Stadt zu Stadt ziehen, und den neugierigen Caſſern das Geld aus dem Beutel locken. In ſeinem Kaſten befand ſich eine Löwin, ein afrikaniſcher Tyger, ein Strauß, ein Stachelſchwein und einige Affen. Einige Tage vorher, ehe er meinen Vater auf der Landſtraße antraf, hatte der Tyger in einem Anfall von Wildheit, einen funfzehnjährigen Knaben zerriſſen, der ihm bisher zum Wärter geſacken-Poſten auf der andern Seite des Fluſſes, und dieſe Entführungen ſind ſeltner geworden.

Am Schluß dieſer Erzählung bricht der Graf Potozki in folgende merkwürdige Apoſtrophe aus:

„Ehre den Räubern des Kaukaſus! Ihre Herzen
„ſind mehr werth als die der europäiſchen Men-
„ſchenfreunde. Ich las in der Hamburger Zei-
„tung aus Conſtanz vom 2ten October: Man hat
„einen Ausgewanderten tod auf der
„Landſtraſſe gefunden, man öffnete ihn
„und in ſeinem Magen fand ſich Leder
„und Tuch. Welche Greuel in dieſen wenigen
„Zeilen! Gewiß würde dergleichen hier nicht ge-
„ſchehen, und doch hat der Tſchetſchener oft keine
„andere Nahrung als eine Hand voll Hirſe.“

Am 12ten November trat er ſeine Reiſe nach Mosdock an. Zu Naur fand er den General Sawellion, der, unter allen Ruſſen, den Kaukaſus am beſten kennt. Er beſtätigt die Meynung des Grafen, daß von Derbent bis Mosdock nur drey Völkerſchaften wohnen, die Lesgier, die Miſcheger und die kumückiſchen Tataren. Allein weder er noch ſonſt irgend Jemand kennt die Völker, die auf der Rückſeite der Gebürge und in den Thälern wohnen, und das ſind gerade die hiſtoriſchen Völker.

Am 15ten beſuchte der Graf, im Geleite von 12 Koſaken und 6 Jägern, einen tſchetſchaniſchen Fürſten, deſſen ſchönes Dorf auf einem Hügel lag, und bey dem es in allen Stücken eben ſo hergieng, wie bey Kutſchuk. Nur ſezte er ſeinem Gaſte weder Speiſe noch Trank vor. Uebrigens war er ein ſchöner Mann, hieß Alibey, kleidete ſich reinlich und that Niemanden Böſes. Seine Unterthanen folgten ſeinem guten Beyſpiel, verkauften ihre Milch und Eyer zu Naur, aſſen Brod, trugen Hemden und hatten, der Sage nach, aller Räuberey entſagt. Bey dem General Sawellion ſah der Graf zwey Felle von großen Panthern, die man bey Naur erlegt hatte, und ein, den Naturforſchern wenig oder gar nicht bekanntes Thier, das zwiſchen Gazelle und Gemſe in der Mitte ſteht, 6 engliſche Fuß lang und drey Fuß hoch iſt, glänzende, gelbe, ins Orange ſpielende Haare, ohne Beymiſchung einer andern Farbe, und unter dem Kinn einen kleinen, orangefarbigen Bart hat, der ihm ſehr gut ſteht. Bey einem Geſpräch über die bekannten St. Elmo Feuer, ſagte der General, er habe öfter auf der Spitze der Koſacken-Lanzen dergleichen geſehen, wenn ſie in der Nacht bey ſtürmiſchem Wetter auf den Steppen herum geritten wären. Viele Reiſende waren dadurch in Schrecken geſetzt worden. Bey Gelegenheit der Lanzen bemerkt der Graf Potozki, daß er eine dergleichen aus den ſüdlichen Provinzen Perſiens geſehen. Die Spitze war ein ſchwarzer, vergoldeter Damaſcener-Stahl und das Holz ein Bambus-Rohr von 10 Fuß Länge, ſo leicht als eine Feder.

Am 17ten ſetzte der Reiſende ſeinen Weg fort. Die Witterung war ſo gelinde, als an einem ſchönen Frühlingstage, der Himmel rein, die Bedeckung munter, die Pferde ſprangen. Er kam vor Untergang der Sonne nach Gatugay und zeichnete dort eine hohe Kette von Eisbergen. Vor denſelben lagen andere Berge, auf welchen die Karabulacken, ein miſchegiſches heydniſches Volk von der Religion der Jaguſchen wohnen. Als die Sonne hinter den Bergen verſchwunden war, rötheten andere Feuer den Himmel und die Gewäſſer warfen ihren Schein zurück. Bald waren es lange Flammenſtreifen, bald leuchtende Klumpen, bald Feuerſtröme, die ſich von den Hügeln ergoßen und in den Thälern ſchlängelten. Dieß ſo ungeheuere Kunſtfeuer koſtete nichts, denn die Tſchirkaſſier hatten nur das Gras angezündet, deſſen lodernde Flammen ein ſo herrliches Schauſpiel gewährten.

Am 18ten kam der Reiſende nach Mosdock, wo er die Häuſer gut gebaut, aber nach tſchirkaſſiſcher Art nur 6 Fuß hoch fand. Die Kameele in den Straſſen ſchienen über ſie hinweg ſchreiten zu wollen. Hier fand er einen Grafen von Belfort, der 5 Sprachen redete, in 5 Akademien erzogen, und von 5 Kaiſerinnen (nemlich zwey ruſſiſchen und drey deutſchen) verzogen(!) jetzt aber Platzmajor in Mosdock war und eine italieniſche Seiltänzerin geheyrathet hatte, die er nie anders als la Comteſſe nannte, ob ſie gleich ſehr ſchmutzig ausſah. Dieſen Abentheurer kennen zu lernen, meynt der Graf Potozki, verdiene allein eine Reiſe nach dem Kaukaſus.

Der Biſchof von Georgien, den der Reiſende beſuchte, verſicherte ihn, die Alanen exiſtirten noch in einem Thale des Kaukaſus; doch habe er nie einen derſelben geſehen, und halte auch für unmöglich biß zu ihnen zu gelangen. Von dem Zuſtande der Religion bey den Völkern, die nahe am Kaukaſus wohnen, erzählte er manches Merkwürdige. Die Albaſas und Suonen hegen ſo große Ehrerbietung für ihre Kirchen, daß ſchon ſeit mehr als 100 Jahren Niemand wagt, ſich ihnen auf 30 Schritte zu nähern. Sie haben auch griechiſche Meßbücher, die nie geöffnet werden, worauf ſie aber Eyde leiſten. Eine Völkerſchaft am Fluſſe Tſohorin hat davon den Nahmen Tſcheby angenommen, und das ſind die ſogenannten Zigeuner. Die Oſſeben verehren den Propheten Elias und opfern ihm Ziegen. Die Schewſuren werden theocratiſch regiert, der heilige Georg giebt dort Orakel-Sprüche.

In dieſem Theile des Kaukaſus ſind die Wörterbücher beſſer gerathen, als in dem öſtlichen, denn hier hat ſie Doctor Reineggs, nach den Dictaten von 4 Gelehrten aus jeder Nation, und in Gegenwart des Grafen Raut Sergenitſch Potemkin verfertigt. Jedermann ſpricht hier von Tſchirkaſſien, und faſt ſchien es dem Reiſenden unglaublich, daß es ein ſo regiertes Land geben könne. Indeſſen lag es doch vor ihm, und er erhielt täglich Nachrichten von dort. Es iſt ſchon mehrmahls erwähnt worden, daß im ganzen Kaukaſus das Rauben mit bewaffneter Hand für eine Ehre gehalten wird, doch nirgend ſo wie in Tſchirkaſſien, wo derjenige Fürſt ſich beſchimpfen würde, der auch nur eine Woche ruhig zu Hauſe bliebe. Kommt er mit Beute zurück, ſo beſuchen ihn die Works, oder Edelleute, begehren was ihnen anſteht und erhalten es auch. Dann geht aber der Poſchru, oder Fürſt, wieder zu ihnen, und holt ſich, was er braucht. Auf Raubzügen beobachtet er gleichſam das Incognito, und die Edlen ſind nicht verbunden ihm zu folgen, wohl aber im Kriege, wo die nicht Erſcheinenden entehrt ſind. Nicht die Fürſten, nur die Edelleute haben Bauern. Sind dieſe mit ihrem Herrn unzufrieden, ſo ſteht es ihnen frey, ſich einen andern zu ſuchen. Die drey

Stände vermiſchen ſich nie durch Heyrathen. Bauern dürfen kein Waffenkleid anziehen, noch Bogen und Köcher umgürten. Zu Wagen ziehen ſie in den Krieg und fechten zu Fuß.

Jeder Prinz iſt ſo unabhängig, daß nicht einmal die Söhne ihren Eltern gehorchen. Allgemeine Landesangelegenheiten werden auf Packs debattirt. Das ſind Landtage, wo die Fürſten und Edelleute ſich in zwey Kammern theilen, deren jede ihre Redner hat, die ſich durch Deputationen beſchicken, und wo, mit einem Worte, alles ſehr anſtändig zugeht. Solche Verſammlungen finden aber blos Statt, wenn Rußland einen Vortrag zu machen hat; denn ihre innere Verfaſſung iſt eigentlich das edle Fauſtrecht. Sie haben noch alte Waffenhemden, die, der Sage nach, von gewiſſen Jungfrauen verfertigt worden, deren Geſchlecht ausgeſtorben iſt. Solche Rüſtungen ſind ſehr koſtbar, die neueren hingegen werden nicht ſehr geſchätzt. Dem Grafen Potozki wurde eine Urkunde mitgetheilt, die ſchwer zu erhalten iſt, nemlich eine Stammtafel der Kobardiſchen Fürſten, die er in einen Stammbaum verwandelte und illuminirte, ſo daß ſie in Deutſchlands genealogiſchen Wäldern hätte figuriren können. Für ihren Stammvater gilt Sem, der Sohn Noahs, und ſie behaupten, aus Arabien eingewandert zu ſeyn, welches wohl möglich iſt, da man beſtimmt weiß, daß von dem Jahr 800 bis 1200 viele Araber nach Bolgar, Madjar, Beſſarabien, und ſogar bis Ungarn gekommen, wo ſie Peſth erbaut haben. Damals nannte man ſie Ismaeliten, und ihre Nachkommen ſollen noch im ſüdlichen Theile des Kaukaſus vorhanden ſeyn. Erſt zwölf Menſchenalter aufwärts wird jene Stammtafel zuverläßig. Bis dahin kennt die aſiatiſche Unwiſſenheit in Conſtantinopel nur den Kaiſer Conſtantin, in Perſien den Nuſchirwan und in Judäa den Salomo, als ob dieſe Männer 1000 Jahre lang regiert hätten. Ungefähr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrſchte eine Familie Schejunkin, deren Häupter die übrigen tſchirkaſſiſchen Fürſten nicht vor ſich ſitzen, und ſich das Waſchbecken durch junge Prinzen reichen ließen. Auf den Packò oder Fürſtentagen zu erſcheinen, hielten ſie unter ihrer Würde. Endlich wurden ſie auf einem ſolchen Landtage für vogelfrey erklärt. Die Richter waren auch die Vollſtrecker des Urtheils. Die ganze Familie wurde ausgerottet. Man ſchonte auch der ſchwangern Weiber nicht. Dahin führt Uebermuth. Noch immer ſpricht man in ganz Circaſſien von dieſer Begebenheit, nach welcher vormals die Leute ihr Geburtsjahr beſtimmten.

Der Nahme der Provinz Kabarda iſt in Frankreich ſonderbar verſtümmelt worden. In einem Empfehlungsſchreiben Ludwig XIV. für den Jeſuiten Avril, ſteht; (außer den übrigen Titeln der ruſſiſchen Zaaren) Herrn aller nordiſchen Quartiere, Herzoge von Kabadin u. ſ. w.

(Hier endet das Manuſcript, welches dem Herausgeber anvertraut worden. Gern würde er den wackern, gelehrten und (was ſo ſelten beyſammen gefunden wird) gefühl- und geſchmackvollen Reiſenden auch auf ſeiner Rückkehr begleiten, wenn es ihm gelingen ſollte, ſich die Fortſetzung ſeiner reichhaltigen Bemerkungen zu verſchaffen.)

Fragmente aus der Geſchichte der Inſel Borneo.

Wir verdanken dieſes Bruchſtück dem berühmten Fontenelle, der, aus einem von Batavia den 27ſten November 1684 geſchriebenen Briefe es bekannt machte. Sie wiſſen, hebt dieſer Brief an, daß bey unſern Nachbarn in Borneo nur Frauenzimmer den Thron beſteigen können. Dieſe Inſulaner halten ſehr viel auf die Aechtheit des königlichen Geblütes, und, weil ſie wiſſen, daß ſelbſt ihren Königinnen nicht immer zu trauen iſt, ſo müſſen die vornehmſten des Landes bey deren Niederkunft gegenwärtig ſeyn. Vor einigen Jahren ſtarb die Königin Mliſeo, der ihre Tochter Mneo folgte. Anfangs wurde ſie geliebt, als ſie aber mancherley Neuerungen einführte, murrten die Unterthanen. So z. B. mußten alle ihre Miniſter halb verſchnitten ſeyn, was zuvor nie gewöhnlich geweſen, und doch die eiferſüchtigen Männer nicht ganz ſicher ſtellte. Die Theuerung der Lebensmittel unter ihrer Regierung ſchrieb man gewiſſen Zauberern zu, die von ihr beſoldet wurden. Sie gedient hatte. Beym erſten Blicke, den der dicke braune Mann auf den kleinen Polycarpus warf, fiel es ihm ſogleich bey, durch dieſen Burſchen ſeinen Verluſt zu erſetzen, und er führte dieſen Entwurf aus ſo wie wir geſehen haben; doch mit der Einſchränkung, daß er nicht den Tyger meines Vaters Obhut übergab, ſondern ihn nur vor der Hand zum Straußenwärter machte, bis die andern wilden Beſtien ſich erſt an ſeinen Anblick gewöhnt haben würden. So wurde alſo mein Vater, ſtatt Fähndrich im Dienſt des durchlauchtigſten Fürſten Polycarpus zu ſeyn, erſt Küchenjunge und alsdann Straußenwärter.

beſchränkte die öffentlichen Feſte, baute neue Gefängniſſe, warf Unſchuldige hinein, erpreßte Geld von ihnen, u. ſ. w. Doch nichts war den Inſulanern von Borneo anſtößiger, als der Saal der Leichname mitten im Pallaſte der Königin, obgleich dieß Uebel im Grunde nur eingebildet war. Sie ließ nemlich die Leichname ihrer Günſtlinge einbalſamiren, ſtellte ſie in dieſem Saale mit großem Prunke auf, und verlangte, daß, ehe man zu ihr käme, man zuvor dieſen Mumien Ehrerbietung beweiſen ſolle. Das verurſachte eine große Gährung unter dem Volke. Und, ſiehe da, plötzlich trat eine neue Königin auf, dieſe Stimmung der Gemüther benutzend. Sie nannte ſich Cenega, gab ſich für eine Tochter der Mliſeo aus, entthronte ihre Schweſter, und fieng damit an, alle Neuerungen abzuſchaffen. Dieß Benehmen, und ihre Aehnlichkeit mit ihrer vorgeblichen Mutter, ſprachen ſehr zu ihrem Vortheil; denn die Einwohner von Borneo ſtehen in dem feſten Glauben, daß ächte Kinder ihren Eltern ſtets ähnlich ſeyn müſſen, und es kam ihnen ſchon längſt verdächtig vor, daß Mneo keinen Zug von Mliſeo hatte, ſich auch ungern öffentlich ſehen ließ, und ſogar alle Bilder ihrer Mutter ſo viel möglich bey Seite ſchafte. Hingegen war ſie unbezweifelt in Gegenwart der Großen von Borneo gebohren, Cenega aber nicht, welchen Mangel dieſe bald durch unglaubliche Mährchen, bald durch die Behauptung bemänteln wollte, die Großen wären beſtochen geweſen. In ſolchen Fällen nun geht es auf Borneo gerade ſo zu, wie in Europa und in der übrigen Welt, man führt nemlich den Beweis durch das Schwerdt. Das Volk theilte ſich zwiſchen beyden Königinnen und ein blutiger Krieg entſtand, welche von den beyden Damen Siegerin geblieben, iſt unbekannt. Aber merkwürdig bleibt, daß die Inſulaner einen Aufſtand erregten, weil ſie die bloßen Mumien der königlichen Lieblinge bekomplimentiren ſollten: während Millionen Europäer die lebendigen Lieblinge ihrer Fürſten — die oft eben ſo unnütz, aber ſelten eben ſo unſchädlich ſind als Mumien — nicht bloß komplimentiren, ſondern ganz geduldig mit ihrem Schweiße mäſten.

Die Amazonen.

Es iſt wohl kein Wunder, daß die Exiſtenz der Amazonen, die vor mehreren Tauſend Jahren gelebt und geherrſcht haben ſollen, noch immer ſo zweifelhaft iſt, da man ſogar vor kurzem noch darüber geſtritten, ob unſer Zeitgenoſſe, der berühmte Chevalier d'Eon, eine Mannsperſon oder ein Frauenzimmer geweſen. Vor 115 Jahren unterſuchte ein Philoſoph und Arzt, Petrus Petitus, mit großem Ernſt in einer lateiniſchen ſehr gelehrten Diſputation, ob wirklich jemals das Zwittergeſchlecht der Amazonen vorhanden geweſen? und entſchied zu deſſen Gunſten. Eine Thatſache, von der die ganze **Welt** geſprochen und geſchrieben, könne, ſo meynt er, nicht ganz grundlos ſeyn. Derſelbe Beweis würde auch für die Exiſtenz der Wunder und der Geſpenſter gelten. Er hätte lieber das Beyſpiel der Saporoger Coſacken für ſich anführen ſollen, denn wenn es Männer gab, die ſich ohne Weiber beholfen, warum nicht auch Weiber, die der Männer entbehren könnten?

Strabo leugnete die Exiſtenz der Amazonen, weil es höchſt unwahrſcheinlich ſey, daß eine Republik von Weibern ſo lange beſtehen, glückliche Kriege führen, und ſogar weit ausſehende Unternehmungen veranſtalten könne. Dieſer Grund iſt weit vernünftiger als der eines gewiſſen Paläphatus, welcher die Amazonen blos deswegen aus dem Buche der lebendigen ſtreichen will, weil man jetzt keine mehr findet; denn Alles was vormals geſchehen ſey, geſchehe auch noch und werde in alle Ewigkeit geſchehen. Noch lächerlicher iſt ſeine Behauptung, die Amazonen wären verkappte Soldaten geweſen. Eher mögte man vermuthen, jene ſeltſame Republik habe zwar aus einer Miſchung von Männern und Weibern beſtanden, doch ſo, daß die Weiber geherrſcht, und auch ſogar im Kriege commandirt hätten. Weiber als Generale mögten wohl leicht vor weibiſchen Generalen den Vorzug verdienen, und es iſt eine große Frage, ob Magdeburg und Stettin ſich ſo leicht ergeben hätten, wenn ſie von Weibern wären vertheidigt worden. Plinius und Pomponius Mela erwähnen allerdings eines ſcythiſchen Volkes, wo die

Weiber die Männer beherrſchten (das Volk der Sauromaten) und das, ſagen ſie, war das Reich der Amazonen. Hippokrates ſpricht auch von dieſem Völkchen, und fügt einen Umſtand hinzu, der das Räthſel der weiblichen Tapferkeit ſo ziemlich löſt. Es gab nemlich ein Geſetz, welches jedes Mädchen zur Jungfrauſchaft verdammte, bis es eigenhändig drey Feinde erlegt hatte. Dann erſt wurde die Heldin verheyrathet, und war der damaligen Conſcription nur im höchſten Nothfalle unterworfen. Dieſes Mittel ſcheint allerdings klug gewählt um tapfere Soldatinnen zu bilden. Es gleicht dem, deſſen ſich die alten Bewohner der Inſel Majorka bedienten um ihre Kinder zu geſchickten Bogenſchützen zu machen; ſie hiengen das Frühſtück dieſer Kinder an einen Baumaſt, von wo ſie es ſelbſt mit ihren Pfeilen herunter ſchießen mußten. Jener Petrus Petitus, der Philoſoph, leugnet nicht gerade zu, daß es auch Männer unter den Amazonen gegeben, er meynt aber doch, dieſe Weiber müßten zu einer gewiſſen Zeit eine unvermiſchte Republik gebildet haben, und beruft ſich auf eine Stelle im Juſtin, welche den Urſprung dieſes

Staates erzählt, und endlich auf ein Zeugniß des Aeneas Sylvius, welcher verſichert, daß in Böhmen ſieben Jahre lang eine Amazonen-Republik, unter Anführung der tapfern Valaſca exiſtirt habe. Auch Cardanus ſpreche von einem ſolchen Reiche in der neuen Welt. Natürlich vergißt er den Amazonen-Fluß in Amerika nicht, und erwähnt auch eines ähnlichen Staates in Afrika, wo die Weiber zwar dann und wann Umgang mit den Männern der benachbarten Völker pflegen, aber alle Knaben die ſie gebähren, tödten. Er citirt ferner einen portugieſiſchen Jacobiner, Johann dos Santos, der in Aethyopien Amazonen gefunden haben will; er citirt auch Thevenot, der, in ſeinen Nachrichten von Mingrelien, verſichert, es gebe in den caucaſiſchen Gebürgen kriegeriſche Weiber, die ſich oft mit den Kalmucken herum ſchlagen. Er fühlt aber doch am Ende, daß alle dieſe Beweiſe noch nicht hinreichen, darum fügt er deren noch philoſophiſche und naturhiſtoriſche hinzu. Das Klima im Lande der Amazonen ſoll vorzüglich ihre Tapferkeit befördert haben. (Warum denn nicht auch die der Männer?) Richtiger vermuthete er ſonder

Zweifel, wenn er den Grund derſelben in der Erziehung ſucht. Wer weiß was geſchehen würde, wenn Plato's Republik einmal irgendwo zu Stande käme, und man die Kinder beyderley Geſchlechts auf gleiche Weiſe gymnaſtiſch übte.

Herr Petrus Petitus ſtrebt die Urſachen zu erforſchen, warum man Plato's Ideen noch nirgend realiſirt habe? und meynt, es ſey aus drey Gründen nicht geſchehen: Erſtens, weil ſchon bey der jetzigen Erziehung die Weiber nur allzugeneigt zum Herrſchen wären, und ihren Männern oft die Köpfe warm genug machten. Zweytens, weil ſie, das Kriegsgewand anziehend, wohl leicht die Schaam ausziehen mögten, und ihre Treue noch unverbürgter als bisher bliebe. Drittens, weil die Männer ſich den Genuß ihrer Reitze nicht haben ſchmälern wollen, die freylich beym marſchiren, bivouaquiren und ſcharmuziren nicht wenig leiden würden. Im zweyten Theile dieſer Diſſertation erfahren wir, wie die Amazonen ſich gekleidet und bewaffnet. Auf einigen Medaillen erblickt man ſie in männlicher Kleidung, auf andern in weiblicher. Einige Schriftſteller haben behauptet, ſie hätten ſich die rechte Bruſt durch Feuer vertilgt, andere, ſie hätten nur deren Wachsthum gehemmt und in der Schlacht ſie entblößt. Der Verfaſſer iſt nicht der drolligen Meynung des Hyppocrates, welcher ſagt, das ſey geſchehen, damit diejenige Nahrung, welche ſonſt der Bruſt beſtimmt war, dem rechten Arm zu gute komme und ihn ſtärkte. Wenn die Amazonen ihre Knaben nicht todſchlugen, ſo verbogen ſie ihnen doch wenigſtens die Beine, um dann die heranwachſenden Krüppel leichter in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Einſt führten ſie Krieg mit den Scythen; dieſe wünſchten den Zwiſt gütlich beyzulegen, und glaubten, ihre ſchönen Feindinnen bey der ſchwachen Seite zu faſſen, wenn ſie ihnen vorſtellten, daß ſie, nach erneuerter Freundſchaft, von wohlgebauten Männern würden geliebkoſt werden. Allein die Amazonen antworteten höhniſch: „Die Lahmen ſind recht tüchtige *Männer*;“ eine Aeußerung, welche nachher unter den Griechen zum Sprichwort wurde. Nachdem der Verfaſſer nun noch die *Waffen* ſeiner Heldinnen durch verſchiedene Medaillen beſtimmt, auch jene geheimnißvollen *Schilde* beyläufig erklärt hat, welche die Römer ancylia nannten, ſo kommt er auf die Geſchichte der vornehmſten kriegeriſchen Unternehmungen der Amazonen; ihren Angriff des Königs Priamus; die Hülfstruppen, die ſie während der Belagerung von Troja ihm zuführten, und der Einfall in Attica, um ſich an Theſeus zu rächen, der die Antiope entführt hatte. Ihre Expedition nach der Inſel des Achilles an der Mündung der Donau, iſt ein Mährchen des Philoſtrat und gereicht ihnen nicht zum Ruhme, denn er ſchildert ſie ſo gottlos, als man ſchwerlich das ſchöne Geſchlecht, ſelbſt unter den Waffen ſich denken kann. Auch Apollonius beſchreibt ſie als Teufelskinder, oder als die Pariſer Hallenweiber während der Revolution.

Bey Aufſuchung der Denkmäler, welche das ehemalige Daſeyn der Amazonen beweiſen ſollen, hat der Verfaſſer großen Fleiß und Gelehrſamkeit verſchwendet. Er ſpricht von ihrer Hauptſtadt Themiſcira, in Cappadocien an einem Fluße Thermodon gelegen. Ephesus und deſſen erſten Dianen-Tempel ſollen ſie erbaut haben; auch erzählt Dionyſius Afer, ſie hätten dieſer Göttin einen Tempel auf dem abgehauenen Stamme einer Ulme errichtet. Ferner ſollen Smyrna, Thiatira, Cuma, Magneſia von ihnen gegründet worden ſeyn, welches der Verfaſſer aus mehreren, in ſeinem Werke abgebildeten Madaillen zu beweiſen ſucht. (Ein gewiſſer Peter Menetrier hat, nach Erſcheinung dieſer Diſſertation, den ſchlauen Gedanken geäußert, daß das Götzenbild der Diana von Epheſus wohl nur deswegen mit ſo vielen Brüſten geziert geweſen, weil ihr die Amazonen ihre abgeſchnittene Brüſte geopfert hätten.) Nachdem Herr Petrus Petitus noch zuletzt von den Grabmälern der Amazonen, und von den Urſachen Bericht erſtattet, warum ſie lauter griechiſche Nahmen geführt, ſchließt er mit der berühmten Reiſe der Thaleſtris zu Alexanders Heere, an der er keineswegeſ zweifelt. Warum ſollte man überhaupt daran zweifeln, daß es wirklich einmal einen Amazonen-Staat gegeben? ich glaube, man hat bisher blos in den Vermuthungen gefehlt, auf welche man ihren Urſprung gründen wollte. Dieſen denke ich mir ſo:

Es gab eine Zeit, wo die Männer unaufhörlich Eroberungs-Kriege führten, ihre Heere nach

Fünftes Kapitel.

Das Gewitter.

Mein Vater ward der herumſchweifenden Lebensart nach und nach gewohnt, es gefiel ihm, daß ſein ganzes Tagewerk in Füttern und Gefüttert werden beſtand, es behagte ihm nicht minder, daß er, ſtatt in einer zehn Schritt langen Höhle faule Dünſte einzuathmen, nun immer in Gottes freyer Luft herumwandelte; daß er, ſtatt jeden Morgen beym Erwachen in den gähnenden Schlund eines Räubers, oder ins freche Auge einer Buhldirne zu ſchauen, täglich und ſtündlich neue Geſichter ſah, ſo viele fremde Städte und Länder, Gebräuche und Speiſen kennen lernte. Traun! wär er mit der unnachahmlichen Weitſchweifigkeit eines Bernoulli oder Büſching begabt geweſen, wir würden ſchon längſt ein Dutzend Bände ſeiner Reiſen in quarto von ihm aufzuweiſen haben.

Der

und nach unmäßig vergrößerten, Alles zur Schlachtbank ſchleppten, was 16 Jahre und darüber zählte, und endlich dadurch eine ſolche Entvölkerung bewirkten, daß die Weiber das Feld bauen, und ſich den härteſten Arbeiten unterziehen mußten. Als dieſe nun gewahr wurden, daß ſie den Männern an Zahl unendlich überlegen waren, ſo beſchloßen ſie in einer Verſchwörung, jenen Raſenden das Heft zu entwinden, künftig ſelber zu regieren und, wenn es die Noth erheiſche, auch ſelber Krieg zu führen; überzeugt, daß es dann weit vernünftiger und weit menſchlicher in der Welt hergehen werde. Der Erfolg lehrte, daß ſie ſich nicht geirrt hatten. Gleiche Urſachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Wer weiß ob wir nicht bald die Entſtehung eines neuen Amazonen-Reiches erleben werden.

Aethiopien.

In dem vorigen Aufſatze iſt einer Geſchichte von Aethiopien von dem portugieſiſchen Dominicaner Johann dos Santos erwähnt worden. Aus dieſer möge hier noch ein kurzer Auszug ſtehen, theils zur Gemüths-Ergötzung des Leſers, theils um zu beweiſen, daß der Philoſoph Petrus Petitus in der Wahl ſeiner Gewährsmänner eben nicht eckel war. Der portugieſiſche Herr Pater erzählt, daß er ſich als Miſſionär auf der Flotte eingeſchifft habe, welche der König von Portugall, Emanuel, im Jahr 1586 auf neue Entdeckungen ausſandte. Sie lief am 13ten Auguſt von Liſſabon aus, ſteuerte nach Braſilien, und konnte, der heftigen Stürme wegen das Vorgebürg der guten Hoffnung nicht eher als am 25ſten Julius deſſelben Jahres umſchiffen. Man muß bekennen, daß ſchon dieſe Geographie und Chronologie kein günſtiges Vorurtheil für die Glaubwürdigkeit des Verfaſſers erregt. Die erſte Heldenthat der Portugieſen beſtand darin, daß ſie Sofala durch den ſchändlichſten Betrug einnahmen, nachdem der König dieſes Landes ſie ſehr gaſtfrey aufgenommen hatte. Solche Beyſpiele in der alten Geſchichte ſind um ſo fluchwürdiger, da ſie leicht in der neuen zu Bemäntelung ähnlicher Unthaten dienen können. Man ſagt, die Chriſten der erſten Jahrhunderte hätten ihre vornehmſten Glaubensſätze den Heyden verborgen; jetzt würde man wohl thun, ihnen die ganze Geſchichte des Chriſtenthums zu verheimlichen; denn wenn ſie wüßten, wie die Chriſten untereinander ſeit mehr als 1000 Jahren ſich erwürgen, ſie würden keines dieſer Raubthiere einen Fuß an ihre Küſten ſetzen laſſen, ſondern alle ſo vernünftig werden, als die Chineſer und Japaner, welchen der Himmel die Freyheit, nach ihrer Art glücklich zu ſeyn, noch lange erhalten wolle.

Wunderliche Dinge kramet der Herr Pater dos Santos über Aethiopien aus. Ein König von Quiteve kann nach Belieben ſeine Töchter und ſeine Schweſtern heyrathen. — Am Hochzeitstage eines Caffern muß der Bräutigam ſich von einem andern nach der Wohnung ſeiner Braut tragen laſſen, und der Träger darf nicht ein einzigesmal unterwegs ausruhen, denn ſobald er ermüdet, ſo giebt es für dieſen Tag keine Hochzeit, ſondern ſie wird verſchoben, bis ein Athlete ſich findet, der, ohne zu verſchnaufen, den Bräutiganz an Ort und Stelle bringt. — Viele Kinder werden von Männern geſäugt, die in ihren Brüſten eben ſo viel Milch haben als die Weiber. — Es giebt dort Raubvögel deren ausgebreitete Flügel die Luft verfinſtern und die einen, mit Ketten an einen Baum geſchmiedeten Affen losreißen und in die Luft führen. — An dem Strome von Sofala wächſt ein Kraut, welches gegen den Biß der Crocodille ſchützt; denn wenn dieſe Unthiere einen Menſchen, der ſich mit jenem Kraute gerieben hat, beißen, ſo werden ihnen die Zähne weich wie Wachs. — Der Herr Verfaſſer citirt auch den Marco Paolo, der auf der Inſel St. Lorenzo einen Vogel will geſehen haben, welcher einen Elephanten mit unglaublicher Geſchwindigkeit in die Lüſte führt. Vermuthlich war es derſelbe, deſſen Abbildung man in Bertuchs Bilderbuche findet. — Von allen dieſen Herrlichkeiten wünſchen wir uns blos das Kraut, welches die Zähne weich macht, denn es giebt jetzt in Europa Crocodille ſo gut als in Africa, und ſie haben vortreffliche Zähne.

Abentheuer eines Negerfürſten.

Der Engländer Bluet, ein vertrauter Freund dieſes unglücklichen ſchwarzen Fürſten, hat deſſen Schickſale aufgezeichnet. Zwiſchen den Flüßen Falomeh und Gambia liegt ein kleiner Neger-Staat Bunda genannt, deſſen Fürſt oder Königlein zugleich Alfa, Hoherprieſter iſt. Ayub Ibn Soleyman oder Job Ben Salomon, Erbprinz von Bunda, war kaum 15 Jahre alt, da ſein Vater ihn ſchon als Jenan, oder Unterprieſter ſich zugeſellte; zu gleicher Zeit vermählte er ihn mit der Tochter des Oberprieſters von Tombucto, die erſt 11 Jahre zählte. Im 13ten gebar ſie ihrem jungen Gatten einen Sohn, Abdallah, und nachher noch zwey andere Kinder. Einige Jahre ſpäter heyrathete Soleyman noch eine Frau, die Tochter des Oberprieſters von Tomga, von welcher er eine Tochter Fatime hatte. Beyde Frauen und ihre vier Kinder waren am Leben, als er im Februar 1730 auf Befehl ſeines Vaters, eine Reiſe an die Ufer des Gambia machte, begleitet von zwey Bedienten, um Sklaven an ein engliſches auf dieſem Strome angekommenes Schiff zu verkaufen und einige Waaren einzuhandeln. Der alte Oberprieſter hatte ihn ausdrücklich gewarnt, ja nicht über den Fluß zu gehen, weil die Bewohner des jenſeitigen Ufers feindliche Mandingo-Neger waren. Soleyman kam glücklich bis zu dem engliſchen, vom Capitain Pyke geführten Schiffe, da aber ſeine Handelsgeſchäfte nicht ſo ſchnell und gut giengen als er vermuthet hatte, ſo ſchickte er die beyden Bedienten nach Hauſe, um ſeinem Vater Bericht zu erſtatten, und meldete zugleich, daß ihn ſelber die Neugier treibe, noch ein wenig weiter zu reiſen. In dieſer Abſicht miethete er einen Kaufmann, der die Sprache der Mandingos verſtand, und der ihm als Dollmetſcher und Wegweiſer dienen ſollte. Mit dieſem gieng er nun über den Gambia, wo er ſeine Neger für einige Kühe verkaufte. Eines Tages, bey großer Hitze, lagerte er ſich im Kühlen, und hieng ſeine Waffen an einen Baum. Dieſe beſtanden aus einem Säbel mit goldenem Griff, einem Dolche von eben dieſem Metall und einem koſtbaren Köcher voller Pfeile, den der Sohn des Königs von Futa, mit welchem er erzogen worden, ihm zum Geſchenk gemacht hatte. Sein Unglück wollte, daß ein Trupp räuberiſcher Mandingos eben vorüber zog und ihn unbewaffnet erblickte. Sieben bis acht derſelben ſtürzten ſich auf ihn und banden ihn ſammt ſeinem Dolmetſcher. Sie fiengen damit an ihm das Haar vom Kopfe und vom Kinne zu ſcheeren, eine Behandlung, die Soleyman als den höchſten Schimpf betrachtete, obſchon eigentlich nicht ihre Abſicht war ihn zu beſchimpfen, ſondern blos, ihn für einen Kriegsgefangenen gelten zu laſſen.

Am 27ſten Februar verhandelten ſie ihn, ſammt dem Dollmetſcher, an den Capitain Pyke, und am erſten März lieferten ſie ihn wirklich an Bord. Als der Schiffs-Capitain erfuhr, Soleyman ſey derſelbe Prinz, mit dem er einige Tage vorher Handelsgeſchäfte gemacht, und der blos durch Zufall in Sklaverey gerathen, ſo erlaubte er ihm, ſich und ſeinen Gefährten wieder los zu kaufen.

Alſobald ſchickte Soleyman zu einem Freunde ſeines Vaters, der nahe bey dem engliſchen Comptoir von Joar wohnte und ließ ihn bitten, ſein Unglück nach Bunda zu melden. Aber Bunda war 15 Tagreiſen weit entfernt, der Capitain konnte ſo lange nicht warten, und beſaß auch nicht Menſchlichkeit genug, um den Prinzen auf ſein bloßes Wort in Freyheit zu ſetzen, ſondern lichtete die Anker, und fuhr nach Maryland, wo er, in der Stadt Anapolis, den unglücklichen Soleyman gleich andern Sklaven verkaufte, und zwar an Michael Denton, den Factor des reichen Kaufmanns Hunt zu London. Durch ſpäter gekommene Schiffe aus Africa erfuhr der Prinz, daß ſein Vater, ſobald er des Sohnes Sklaverey erfahren, eine Menge Sklaven abgeſchicket hatte, um ihn auszulöſen, die aber zu ſpät eintrafen, worauf der König von Futa, um ihn zu rächen, den Mandingos den Krieg erklärt hatte. Denton verhandelte den Prinzen wieder an einen gewiſſen Tolſey, der ihn zuerſt in ſeiner Tabacks-Plantage arbeiten ließ, als er aber gewahr wurde, daß ſein Sklave einer ſo harten Arbeit nicht gewachſen ſey, ſo erleichterte er deſſen Schickſal, und gab ihm die Heerden zu hüten.

Bey dieſer Beſchäftigung fiel der arme Soleyman in tiefe Schwermuth, die er durch Gebet zu verſcheuchen ſuchte. Betend fand man ihn täglich im Gebüſch, wo ihn öfter ein weißer Jüngling erblickte, der vermuthlich von Kindheit auf gewöhnt worden wär, die Neger als Thiere zu zu betrachten, gegen die man ſich jede Grauſamkeit erlauben dürfe., denn er ermangelte nicht, ſo oft er Soleyman betend antraf, ihm Koth ins Geſicht zu werfen. Dieſe ſchändliche Behandlung, und die Unmöglichkeit ſich darüber beklagen zu können, weil er die Landesſprache nicht verſtand, brachten ihn zur Verzweiflung. Schlimmer, dachte er, kann es doch mit mir nicht werden, und ſo beſchloß er zu entfliehen. Auf gut Glück durchſtrich er die Wälder und kam, nach vielem ausgeſtandenen Elend, bis in die Grafſchaft Kent in der Bay Delavare. Hier wurde er als ein Flüchtling ergriffen, weil er keinen Paß hatte, und ſich auch nicht verſtändlich machen konnte. Hier ſah ihn aber auch Bluet zum Erſtenmale, der aus Neugier in ſein Gefängniß gegangen war. Er und einige andere engliſche Kaufleute ſprachen durch Zeichen mit ihm und verſuchten, indem ſie ihm Papier und Bleyſtift reichten, ob er vielleicht ſchreiben könne. Er ſchrieb ſogleich einige Zeilen arabiſch, ſprach auch die Worte Allah und Mahomet mehreremale deutlich aus. Man reichte ihm ein Glas Wein, welches er zu trinken ſich weigerte. Nun war man überzeugt, daß er ein Mahometaner ſey, aber wer? und woher? das blieb ein Räthſel. Nur ſo viel ließen ſeine Geſtalt und ſein Anſtand errathen, daß er nicht zu den gemeinen Sklaven gehöre.

Man gab ſich alle Mühe einen Neger aufzutreiben, der des Fremdlings Sprache redete und endlich war man ſo glücklich, einen alten Jalof-Neger zu finden, dem die Sprache von Bunda nicht unbekannt war.

Soleymans Freude, als er endlich wieder die wohlbekannten Töne vernahm, als er endlich ſeine Leiden einem menſchlichen Weſen klagen konnte, war höchſt rührend. Er erzählte ſeine Schickſale, nannte ſeinen letzten Herrn und erklärte, warum

Der dicke braune Mann zog mit meinem Vater nach Deutſchland, und war mit ſeiner Aufführung ſo ziemlich zufrieden. Ein Beweis deſſen, daß er in zwey Jahren nur ein einzigesmal die überredende Kraft der Fuhrmannspeitſche empfand, weil er in Potsdam einen ganzen Tag den ſchöngeputzten Kriegsmännern nachlief, und darüber beynahe den Strauß hätte verhungern laſſen.

Polycarpus gieng nun bereits in ſein achtzehntes Jahr, und fühlte plötzlich in ſich den Durſt nach Wiſſenſchaften, jenen allmächtigen Trieb, unſere Kenntniſſe zu erweitern, der den Jüngling und den Greis beſeelt, nie ganz befriedigt wird, und in meinen Augen der ſtärkſte Beweis für das Daſeyn unſerer Seele iſt. Er empfand es innig, daß er weder zum Küchenjungen noch zum Straußenwärter gebohren ſey, feinere Bedürfniſſe als die, welche blos auf die Erhaltung unſerer irdiſchen Hülle abzwecken, ergriffen ihn allgewaltig, aber an wen ſollte er ſich wener die Flucht ergriffen. Man ſchrieb an Tolſey, welcher ſelbſt kam ihn abzuholen und ihn ſehr menſchlich behandelte. Zwar führte er ihn zurück in die Plantage, räumte ihm aber einen ſichern und bequemen Ort zum Beten ein, und that was in ſeinen Kräften ſtand, um das Schickſal des Unglücklichen zu erleichtern, auch erlaubte er ihm, an ſeinen Vater zu ſchreiben. Der Brief wurde ſeinem erſten Herrn, Denton, abgegeben, um ihn bey erſter Gelegenheit durch den Capitain Pyke nach Afrika zu befördern. Da ſich aber Pyke damals in England befand, ſo ſchickte Denton den Brief an **Hunt** nach London.

Unglücklicher Weiſe mußte Pyke ſchon wieder nach der afrikaniſchen Küſte abgeſegelt ſeyn, als der Brief in London ankam, Hunt ſah ſich alſo genöthigt, eine andere Gelegenheit abzuwarten. Der Brief war in arabiſcher Sprache geſchrieben, dieß gab Gelegenheit ihn dem berühmten **Oglethorpe** zu zeigen, der ihn auf der Univerſität Oxford überſetzen ließ, und durch Leſung deſſelben ſo ſehr gerührt wurde, daß er, vermittelſt einer

Summe Geldes, Hunt vermogte, Soleyman nach Englend kommen zu laſſen. Hunt ſchrieb ſogleich an ſeinen Factor, der den merkwürdigen Sklaven loskaufte, und ihn auf dem Schiffe William, Capitain Whrigt, einſchiffte. Hier erneuerte Bluet, als Reiſegefährte, deſſen Bekanntſchaft.

Während der Reiſe lernte Soleyman engliſch genug um ſich ſo ziemlich verſtändlich zu machen. Sein Betragen gewann ihm die Achtung und Freundſchaft der ganzen Schiffs-Equipage. Als er im April 1733 zu London ankam, war der großmüthige Oglethorpe verreiſt, aber Hunt empfieng ihn gütig und gab ihm eine anſtändige Wohnung.

Bluet brachte einige Zeit auf dem Lande zu, bey ſeiner Zurückkunft beſuchte er den Prinzen und fand ihn ſehr niedergeſchlagen, weil mehrere Perſonen ihn hatten kaufen wollen, (vermuthlich aus Eitelkeit um einen Fürſten in ihren Dienſten zu haben) und weil er fürchtete, man werde das Löſegeld für ihn entweder allzuhoch ſteigern, oder ihn wohl gar einem neuen Herrn überlaſſen, der ihn abermals in entfernte Länder führen würde. Bluet erbat ſich die Erlaubniß, ihn mit in ſeine Wohnung in der Grafſchaft Hertford zu nehmen, wo Soleyman Jederman für ſein Schickſal intereſſirte. Man beſchenkte ihn reichlich und es war im Werke, eine Subſcription zu eröffnen, um ſeine Feſſeln zu zerbrechen. Unbegreiflich iſt, daß der reiche Herr Hunt dieſes Vergnugen ſich verſagte.

Den Tag vor des Prinzen Rückkehr nach London empfieng er einen Brief unter ſeiner Addreſſe, welchen die afrikaniſche Compagnie für ihn erhalten hatte. Der Biograph ſagt nicht, von wem der Brief kam; vermuthlich vom Oglethorpe. Dem zufolge erſuchte die afrikaniſche Compagnie den Herrn Hunt, ihr alle die Koſten anzugeben, welche er für Soleyman aufgewandt hatte. Der Filz ermangelte nicht, den lezten Pfennig zu berechnen, und doch betrug die ganze Summe nicht mehr als 59 Pfund Sterling, welche die Compagnie bezahlte. Bald darauf kam auch eine Subſcription zu Stande, wodurch jene Auslage erſezt und der Prinz von aller weitern Furcht befreyt wurde. Die Compagnie übernahm ſeinen Unterhalt bis zu ſeiner Abreiſe. Da dieſe ſich noch verzögerte, ſo brachte er ſeine Zeit ganz angenehm damit zu, daß er ſeine

Freunde und Wohlthäter fleißig beſuchte. Zu dieſen gehörte auch der Ritter Hans Sloane, der ſich ſeiner oft bediente, um arabiſche Handſchriften oder Inſchriften auf Münzen zu überſetzen.

Eines Tages äußerte er gegen den Ritter ein lebhaftes Verlangen, die königliche Familie zu ſehen. Es wurde ihm zugeſagt, ſobald er anſtändig genug gekleidet ſeyn werde, um bey Hofe zu erſcheinen. Seine Freunde ließen ihn ſogleich in die Tracht ſeines Landes koſtbar kleiden, und ſo wurde er dem Könige, der Königin, den Prinzen und Prinzeſſinnen präſentirt. Die Königin ſchenkte ihm eine ſchöne goldene Uhr. Am nämlichen Tage ſpeißte er bey dem Herzoge von Montagü und die dort anweſenden Großen ſchoßen eine anſehnliche Summe für ihn zuſammen. Er benahm ſich bey allen dieſen Gelegenheiten mit ſo würdevoller Beſcheidenheit, und ſeine naifen Ausbrüche des Kummers über die Trennung von Vaterland und Familie, waren ſo rührend, daß Jeder der ihn ſah und ſprach ſein Freund wurde.

Der Herzog von Montagü nahm ihn oft mit ſich auf ſein Landhaus, wo er ihm die Acker- und

Garten-Geräthſchaften zeigen und von ſeinen Leuten im Gebrauch derſelben ihn unterrichten ließ. Bey ſeiner Abreiſe ließ der Herzog eine Menge ſolcher Werkzeuge für ihn verfertigen und wohl eingepackt auf das Schiff bringen. Durch die Geſchenke ſeiner Wohlthäter belief ſich ſein kleiner geſammelter Schatz auf 500 Pfund Sterling, und ſo beſtieg er endlich, dankbare Thränen weinend, aber doch voll der ſüßeſten Hoffnungen, im July 1734 das Schiff der Compagnie, welches ihn an die Ufer des Gambia zurück führen ſollte. Am 8ten Auguſt landete er bey dem engliſchen Fort und trat faſt ohnmächtig ans Land, ſo heftig griff die Freude ihn an. Er war dem Gouverneur durch die Direktoren der Compagnie ganz beſonders empfohlen werden, daher empfing man ihn mit großer Achtung. Er verweilte nicht lange, ſondern ſchiffte ſich ſchnell wieder auf einer Schaluppe ein, welche nach dem Comptoir von Joar beſtimmt war. Da dieſes nur ſieben Tagreiſen von Bunda entfernt liegt, ſo hoffte er dort einen ſeiner Landsleute anzutreffen. Am 26ten Abends ankerte die Schaluppe bey Damoſenſa, wo der Prinz, als er nebſt den Engländern unter einem Brunnen ruhte, 6 bis 8 Neger von derjenigen Nation vorüber gehen ſah, welche ihn, kaum 30 engliſche Meilen von demſelben Orte, zum Sklaven gemacht hatte. So ſanftmüthig er ſonſt war, ſo konnte er doch bey ihrem Anblick ſich kaum halten. Er griff heftig nach ſeinem Säbel; die Engländer ſtellten ihm die Gefahr vor und beſänftigten ihn. Man ließ die Neger näher kommen, man fragte ſie, was aus ihrem Könige geworden? — ſie erzählten, er habe gewöhnlich eine Piſtole am Halſe getragen, die er von einem engliſchen Schiffs-Capitain erhalten, dieſe ſey einmal zufällig losgegangen und habe ihm den Kopf zerſchmettert.

Solyman ſah hierin Gottes Finger. Dieſer König, ſein Feind, der Urheber aller ſeiner Leiden, konnte dieſe Piſtole von Niemand anders empfangen haben, als vom Capitein Pyke, und vermuthlich hatte ſie zu den Waaren gehört, die der Preiß ſeiner Freyheit geweſen waren. Er dankte dem Propheten laut für dieſe himmliſche Gerechtigkeit, doch fügte er auch ſogleich ſanfter hinzu: „Ich verzeihe meinen Feinden, denn wäre ich nicht ver-

„ kauft worden, ſo würde ich weder das Engliſche „ gelernt haben, noch alle die koſtbaren und nützlichen Dinge beſitzen, mit welchen man mich beſchenket hat; auch hätte ich dann weder England „ geſehen, noch ſo viele vortreffliche Menſchen kennen lernen.“

Am 1ſten September landete die Schaluppe zu Joar und der Prinz ſchickte ſogleich einen Boten nach Bunda, um ſeine Zurückkunft zu melden. Dieſer Bote war ein Fuli-Neger, ein alter Bekannter von Soleyman, der ſich, bey Erblickung des Heimkehrenden, faſt närriſch vor Freuden geberdete, denn noch nie hatte man einen Afrikaner aus der Sklaverey zurückkehren ſehen. Soleyman ließ ſeinen Vater bitten, ihm nicht entgegen zu kommen, weil die Reiſe zu lang ſey, und weil es den jungen Leuten gezieme, den Alten entgegen zu gehen. Er gab dem Boten einige Geſchenke für ſeine Frauen mit, und trug ihm auf, ihm ſeinen jüngſten Sohn zu bringen, den er am zärtlichſten liebte.

In der Zwiſchenzeit nahm er jede Gelegenheit wahr, um die Engländer gegen die Neger zu rühmen, und ihnen den Wahn zu benehmen, als wärden die Sklaven getödtet und gefreſſen, ein Wahn, der ſich auf die Bemerkung gründete, daß nie einer zurückkam. Nach langem ängſtlichen Harren kam endlich der Bote mit Briefen von Bunda, brachte aber betrübte Nachrichten. Sein Vater war geſtorben, wiewohl er noch ſterbend den Troſt gehabt hatte, die Zurückkunft ſeines Sohnes zu erfahren. Eine von ſeinen Frauen hatte ſich, während ſeiner Abweſenheit wieder verheyrathet, und ihr zweyter Mann war davon gelaufen, als er die Ankunft des Erſten vernommen. Seit drey oder vier Jahren hatte der Krieg das ganze Land ſo verheert, daß alles Vieh vertilgt war. Einer von Soleymans älteſten Freunden langte zugleich mit dem Boten an; der Prinz empfieng ihn zwar freudig, war aber auch ſehr niedergeſchlagen durch den Tod ſeines Vaters und den Jammer des Vaterlandes. Er betheuerte daß er ſeiner ungetreuen Frau, und ſelbſt ihrem zweyten Manne verzeihe. „Sie hatten wohl „Recht mich tod zu glauben“ ſagte er, „denn ich „war ja in einem Lande, von wo noch nie ein „Juli zurück gekehrt iſt.“ Vier Tage unterhielt er ſich mit ſeinem Freunde, und nur ein kurzer

Schlummer unterbrach ihre Geſpräche. Dann machte er Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Einem gewiſſen Moore, der eben Afrika verlaſſen wollte, gab er dankbare Briefe an ſeine Wohlthäter in England mit. Von ſeiner Geſchichte iſt nichts weiter bekannt geworden.

Er beſaß die vortrefflichſten natürlichen Eigenſchaften, klare Begriffe, eine geſunde Beurtheilungskraft, ein glückliches Gedächtniß. Redlichkeit und Wahrheitsliebe leuchteten aus allen ſeinen Geſprächen hervor. Seine leichte Faſſungsgabe wurde bey vielen Gelegenheiten erprobt. Den Mechanismus der Inſtrumente begriff er ſchnell. Man zeigte ihm z. B. eine Wanduhr und einen Pflug, dann zerlegte man beyde, und er ſetzte ſie wieder zuſammen ohne fremde Beyhülfe.

Sein Gedächtniß war bewundernswürdig; er hatte den Koran im 15ten Jahre auswendig gelernt, und ſchrieb ihn in England eigenhändig dreymal nieder, bloß aus dem Gedächtniß, bediente ſich auch nicht einmal ſeiner erſten Handſchrift bey der zweyten und dritten Abſchrift. Wenn man von der Möglichkeit zu vergeſſen mit ihm ſprach, ſo pflegte er zu lächeln, als über etwas Unbegreifliches. Er war gefühlvoll und mitleidig. In der Unterhaltung liebte er den Scherz. Seine Sanftmuth benahm ſeinem Muthe nichts. Er erzählte, daß er eines Tages mit vier Begleitern im Lande der Araber von 15 Räubern angegriffen worden und ſie zur Flucht gezwungen habe, wobey er bloß leicht verwundet worden. Ein andermal fand er eine Kuh ſeines Vaters zerriſſen und halb verſchlungen. Er beſtieg einen Baum neben der Kuh, ſah in der Dämmerung zwey grimmige Löwen erſcheinen, drückte ſeine vergifteten Pfeile auf ſie ab, und hatte das Glück ſie beyde zu tödten.

Gemählde konnte er nicht leiden. Es koſtete Mühe, ihn zu überreden, daß er ſich mahlen ließ. Als der Kopf fertig war, fragte man ihn: in welcher Kleidung er gemahlt ſeyn wolle? — In meiner Landestracht, war die Antwort. Man wandte ein, der Mahler könne dieſe nicht abbilden, ohne ſie geſehen zu haben. Ey, ſagte er, ihr mahlt ja ſogar den lieben Gott, den ihr nie geſehen habt. Obgleich er ein Mahomedaner war, ben? Von keiner lebendigen Seele umgeben, als von dem dicken braunen Mann, dem Strauß, dem Tyger, dem Löwen, dem Stachelſchwein, was gewährt ihm Befriedigung ſeines allumfaſſenden Triebes? Die Kenntniſſe des dicken braunen Mannes erſtreckten ſich nicht weiter, als auf die richtige Angabe der beſten und wohlfeilſten Wirthshäuſer in jeder Stadt, die ſie durchzogen hatten, und wenn mein Vater zuweilen auf dem Felde dieſe oder jene Bemerkung machte, um den Nutzen dieſer oder jener Pflanze ſich befrug, ſo ſchlug der dicke braune Mann Feuer an, legte den brennenden Schwamm auf die Pfeiſe, und dampfte mit dem Rauche ſeine Antwort in die Luft.

Da alſo für meinen Vater keine Hülfe unter Lebendigen war; ſo beſchloß er ſich an die Todten zu halten. Er erinnerte ſich, daß Herr van Doelen ihm oft geſagt: die Naturgeſchichte ſey das angenehmſte Studium, welches im Wurm und im Behemoth dem Forſcher ſo glaubte er doch nicht an Mahomet's Paradieß der Sinnlichkeit und andere dergleichen türkiſche Alfanzereyen. Er bekannte einen einzigen Gott und ſprach deſſen Nahmen nie ohne beſondere Ehrfurcht aus. Ueber die Dreyeinigkeit konnte er nie ganz ruhig ſprechen hören. Man gab ihm eine Bibel in arabiſcher Sprache. Er las ſie, bezeugte ſeine Achtung für den Inhalt, behauptete aber, nicht ein Wort von der Dreyeinigkeit darin gefunden zu haben. Er aß kein Fleiſch irgend eines Thieres, wenn er es nicht ſelbſt getödtet hatte; Schweinfleiſch nie, wohl aber Fiſche. Seine Erziehung war ſo gut geweſen, als ſie in Afrika nur immer ſeyn konnte. Er kannte alle Bücher ſeines Landes, ihrer ſind aber kaum dreyßig, arabiſch geſchrieben, und bloß die Religion betreffend. Den hiſtoriſchen Theil der Bibel wußte er ſehr gut, und ſprach mit Hochachtung von Chriſtus, einem Propheten, der, wie er ſich ausdrückte, eines längeren Lebens würdig geweſen wäre. Mahomet ſey nach ihm gekommen, um ſeine Lehre zu verbeſſern. Oft verglich er ſich mit Joſeph, dem Sohne des Patriarchen Jakob. Als er vernahm, daß Sambo, König von Futa, den Mandingos um ſeinetwillen den Krieg erklärt habe, verſicherte er, es ſey ihm leid, denn nicht die Mandingos, ſondern Gott ſelber habe ſein Schickſal gelenkt. Es iſt zu bedauern, daß wir nicht erfahren, wie es in der Folge dieſem lebenswürdigen Neger-Fürſten in ſeinem Vaterlande ergangen; ob er die mitgebrachten Ackerwerkzeuge hat eingeführt und welchen Einfluß überhaupt ſeine erworbenen Kenntniſſe auf ſeine Nation gehabt haben mögen. Die Herren Schiffs-Capitains der afrikaniſchen Compagnie haben, als ächte Sklavenhändler, ſich weiter nicht um ihn bekümmert.

Gemählde menſchlicher Schwachheiten.

Das iſt der Titel eines mehr als hundertjährigen Büchleins, welches auch wohl ein mehr als tauſendjähriges Buch ſeyn könnte, denn in welchem Jahrhundert, das unſrige ausgenommen, gab es nicht menſchliche Schwachheiten? Eine Dame hat es geſchrieben, einſt Mademoiſelle Des Jardins, hernach Madame de Villedie und endlich Madame de Chate. Es ſcheint faſt daß ſie für ihre eigenen Schwachheiten der Entſchuldigung bedurfte, denn ſie wählt emſig in der Geſchichte, um zu beweiſen, daß auch die größten Männer des Alterthums nicht frey davon waren. Sie ſtellt uns den Pericles vor, der ein Freudenmädchen heyrathete, nachdem er von ihr ſelbſt ihren vorigen Wandel erfahren. Sie zeigt uns den Lykurg, der, von Jugend auf in die Philoſophie begraben, doch lieber einer Krone als einem geliebten Mädchen entſagte. Das merkwürdigſte Beyſpiel, welches ſie anführt, iſt das des Paulus Aemilius, der ſeine erſte Gattin, troz ihrer Keuſchheit, ihres Reichthums, ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit verſtieß, blos weil ſie Launen hatte, und eine andere nahm, die gleichfalls von ihrem Manne wegen Ausſchweifungen verſtoſſen worden. Paulus Aemilius wußte das recht gut, aber er raiſonnirte ſo: Dieſe Frau wird um ſe gelehriger und geſchmeidiger ſeyn, weil ſie der Nachſicht für ihren Lebenswandel bedarf. Ausſchweifungen zu ertragen ſchien ihm weit leichter, als der Stolz und die ewige Rechthaberey einer robuſten Tugend. Er hatte ſich aber doch verrechnet, denn er verlor durch die Nachläßigkeit dieſer Frau zwey Kinder. Zwar antwortete ſie nicht eine Sylbe, wenn er ihr Vorwürfe machte, aber ſie wurde auch nicht im mindeſten davon gerührt, denn kaum hatte er nach der ſchönſten Predigt ihr den Rücken gewendet, ſo verſchwelgte ſie luſtig die ganze Nacht. Paul Aemil bereute ſeine Wahl zu ſpät, und grämte ſich zu tode.

Rudbecks Träume.

Daß die Menſchen Alles beweiſen können was ſie wollen, und wobey ſie irgend ein Intereſſe haben es zu beweiſen, davon haben vor alten Zeiten die Religions-Streitigkeiten und in neuern die politiſchen Memoiren, auch wohl die Kriegsmanifeſte Beyſpiele genug geliefert. Was iſt in unſern Tagen nicht Alles bewieſen worden! Doch weder der Eifer eines Zeloten, noch die Gewandheit eines Staatsminiſters kommen der unerſchöpflichen Kunſt gleich, mit welcher ein Gelehrter eine Lieblings-Hypotheſe zu unterſtützen weiß. Das ganze Magazin der gelehrten Baukunſt wird durchſtöbert und geplündert. Der erſte Gedanke war vielleicht nur paradox und ſchien ſeinem Urheber ſelbſt noch zweifelhaft; aber nach und nach arbeitet er ſich hinein, gewinnt immer mehr neue phantaſtiſche Anſichten, findet Vergnügen an den mannigfaltigen Uebungen und Anſtrengungen ſeines Geiſtes; nach eben dieſen Anſtrengungen fängt er an, den Werth ſeiner Hypotheſe zu beurtheilen, und überzeugt ſich nun täglich mehr von deren Wahrheit. Die kindiſche Freude, der Erſte zu ſeyn, der etwas neues zu erzählen weiß, dieſe angeborne Eitelkeit, die ſich ſchon im Knaben äußert, wenn er über Hals und Kopf rennt, um der Mutter das Neue, es ſey fröhlich oder traurig, zu verkünden; dieſer faſt immer zufällige Vorzug, durch den ſich die thörigten Menſchen in jedem Alter wichtig zu machen glauben, lockt auch den Gelehrten auf die ſeltſamſten Irrwege, und je abentheuerlicher eine Behauptung iſt, je ſanfter ſchmeichelt es ihm, ſie beweiſen zu können. Es würde Eins der unterhaltendſten Bücher werden, wenn man alle die ſeltſamen Hypotheſen zuſammen ſtellte, an welche ſeit vielen Jahrhunderten die Gelehrten Zeit und Kraft verſchwendeten, und in dieſer Gallerie von weiſen Thoren würde ſicher Olaus Rudbeck, ein gelehrter Schwede, ſtets einen Ehrenplatz behaupten.

Er war Profeſſor zu Upſala und hat ein dickes lateiniſches Werk, Atlantica, geſchrieben, welches Schweden, ſein allzugeliebtes Vaterland, zum Mittelpunkt der Welt, zur Wiege aller Völker, Thaten, Künſte und Wiſſenſchaften macht. Nicht lange nach der Sprachen-Verwirrung ließen Japhets Nachkömmlinge ſich in Schweden nieder. Vor dieſer Begebenheit war die Erde noch unbewohnt, den kleinen Theil ausgenommen, wo der babyloniſche Thurm gebaut wurde; denn alle damals lebende Menſchen hatten ſich verſammelt um jenes ſtolze Gebäude aufzuführen. Es mogten ihrer etwa 20000 ſeyn. Um nun den Erdboden ſchnell zu bevölkern, theilten ſie ſich in kleine Haufen von acht bis zehn Perſonen, deren Jeder ſeine Wohnung ſo entfernt als möglich von dem Andern aufſchlug. Vielleicht gab es aber auch nur 72 ſolcher Haufen, nach der Anzahl der Sprachen, die am Verwirrungstage ſich bildeten. In dieſem Falle würde jeder aus 270 Perſonen beſtanden haben. Freylich ſtimmt es weder mit der Erfahrung noch mit den Neigungen der Menſchen überein, daß ſie aus freyen Stücken ferne, unbekannte Wüſten ſollten aufgeſucht haben; allein Rudbeck belegt ſeine Behauptung mit Stellen aus der heiligen Schrift und bemerket unter andern, daß faſt alle Völker ſich rühmen Ureinwohner ihres Landes zu ſeyn. Es war nun einmal Gottes Wille, daß nach der Sündfluth die Menſchen ſich zerſtreuen und den Erdboden ſo ſchnell als möglich wieder bevölkern ſollten; darum erſchracken jene Menſchen-Häuflein gar nicht vor Wanderungen von einigen tauſend Meilen, auf Wegen und durch Länder, die ihnen gänzlich unbekannt waren, zu einer Zeit, wo die ganze Oberfläche der Erde mit Wäldern und Moräſten bedeckt war.

Manche glauben, Noah ſelbſt habe ſich auf dem ſchwarzen Meere eingeſchifft, die Küſten des mittelländiſchen Meeres links und rechts beſucht, überall einige ſeiner Begleiter an's Land geſetzt, die aſiatiſchen Küſten vom Don bis zum Nil den Kindern Sems verliehen, die afrikaniſchen vom Nil bis Cadix den Kindern des Ham und die europäiſchen, von Cadix bis wieder zum Done den Kindern Japhets. So ſagt Philo, den Rudbeck zwar nicht citirt, deſſen Meynung ihm aber wohl zu ſtatten käme; denn wenn Noah auf der europäiſchen Seite des ſchwarzen Meeres eine Kolonie zurück ließ, die ſich wiederum in mehrere Haufen theilte, ſo konnte ja leicht Einer derſelben bis nach Schweden vordringen, wo die Oſtſee, die Ströme und Seen den Ankömmlingen reichlich Fiſche lieferten; denn die Jagd nährte ihren Mann noch nicht, weil alle Landthiere in der Sündfluth umgekommen waren, die Fiſche hingegen ſich recht wohl dabey befanden. Oder Noah konnte auch von Cadix aus nach dem baltiſchen Meere geſteuert haben, wenn es anders ſchon exiſtirte. Ueberhaupt wäre es das bequemſte Mittel, ſich die räthſelhafte Bevölkerung von Amerika und Auſtralien zu erklären, wenn man annimmt, daß Noah, der ſonder Zweifel ein ſehr erfahrner Schiffer war, einige Jahre von den Dreyhunderten, die er noch nach der Sündfluth lebte darauf verwandte, von Küſte zu Küſte die ganze Welt zu umſchiffen und überall einige Pärchen an's Land zu ſetzen. Nichts konnte wohl dem ſchnellen Anwachs der Bevölkerung günſtiger ſeyn, denn die Erfahrung lehrt, daß, wo wenige Menſchen beyſammen leben, die Sterblichkeit überhaupt, und beſonders die der Kinder, lange nicht ſo groß iſt, als wo viele zuſammen gepfropft ſind; gleich wie ein mit Früchten überladener Baum deren eine Menge unreif fallen läßt; oder wie die nämliche Anzahl Körner auf geräumigem Boden weit mehrere ſtärkere Halme treibt, als im engen Raume.

Auf dieſe Weiſe hätte Gott zu Noahs Zeiten wie ein kluger Gärtner gehandelt, oder das Naturgeſetz bey Ernährung der Thiere befolgt, kraft deſſen das Blut vom Herzen zu den äußeren Theilen getrieben wird, und dann wieder zurück kommt.

Folglich, meynt Rudbeck, müſſe Schweden ſehr bald nach der Sprachen-Verwirrung bewohnt worden ſeyn, denn die Weiber ſind daſelbſt ſehr fruchtbar und die Leute werden ſehr alt. Jene haben ganz gewöhnlich 7 bis 14 Kinder und es iſt ſogar nicht ſelten, daß ſie deren 24 bis 30 erzeugen. Der Bruder des Verfaſſers, der Biſchof von Aroſa, hat ihm Auszüge aus den Kirchenbüchern mitgetheilt, aus denen erhellt, daß in den erſten 73 Jahren des 17ten Jahrhunderts, in nicht mehr als 12 Kirchſpielen 232 Menſchen ein Alter von 90 bis 140 Jahren erreicht hatten; auch ſoll ein Mann 156 Jahre und ein anderer ſogar 260 (!) gelebt, und ſeine Nachkommen bis in das ſiebente Glied geſehen haben. In den nämlichen Kirchſpielen lebten noch zu des Verfaſſers Zeiten 860 Menſchen zwiſchen 70 und 80 Jahren. In Schweden alſo mußte die Pflanzſchule der Menſchen errichtet werden, um von dort aus von Zeit zu Zeit zahlreiche Colonien gegen den Mittelpunkt zu ſenden, um das Blut der mittägigen Nationen zu veredeln, die gewöhnlich klein, ſchwach und weibiſch ſind, Folge des Klima's, des Luxus und der Wollüſte. Man mögte ſcher die unendliche Allmacht des Schöpfers enthülle; ſein Amt, als Wärter wilder Beſtien, verſchaffte ihm zugleich den Vortheil, mit eigenen Augen zu ſehn und zu unterſuchen, was vielleicht übel unterrichtete Naturforſcher der Welt vorgelogen hatten. Er griff daher in ſeine Taſche, holte einige erſparte Groſchen heraus, welche zu verſchiedenenmalen die Wohlthätigkeit neugieriger Gaffer ihm zugeworfen hatte, und trollte in den erſten beſten Buchladen, wo er eine Naturgeſchichte zu kaufen verlangte. Der Buchhändler frug: was für Eine?

Mein Vater. Gleichviel welche.

Der Buchhändler. Hier iſt Büffons Naturgeſchichte.

Mein Vater. Nur her damit! was koſtet ſie?

Der Buchhändler. Das ganze Werk mit ausgemahlten Kupfern, ſo weit es heraus iſt, können Sie ungefähr für 50 Thaler haben.

einwenden, daß Menſchen, denen es frey ſteht, einen Aufenthalt zu wählen, wohl ſchwerlich das kalte Schweden mit deſſen langen Nächten vorziehen würden. Dieſem Einwurf zu begegnen, zählt der Verfaſſer alle Vortheile der nordiſchen Länder auf: die Fiſche vermehren ſich da unglaublich; die Vögel ziehen aus fernen Ländern herbey um dort zu niſten, gleichſam als habe die Natur ihnen kund gethan, daß ſie hier ihren Unterhalt am leichteſten finden würden. Nimmt man nicht auf Jahreszeiten Rückſicht, ſondern zählt man alle Tage im Jahre zuſammen, ſo genießen dieſe Länder des Lichtes länger, als die ſüdlichen; der Schnee leuchtet den Reiſenden hinlänglich, und verſtärkt das ſchwächſte Mondlicht dermaſſen, daß man grobe Schrift dabey leſen kann. Man reiſt bequem und luſtig auf dem Eiſe, welches die Straſſen abkürzt, man iſt geſunder, friſcher, anſteckenden Krankheiten weniger unterworfen; man lebt länger, ißt beſſer u. ſ. w. In der That trifftige Beweggründe um die Wahl des Aufenthalts zu beſtimmen. Die Kälte, die den Bewohnern der mittägigen Länder ſo fürchterlich ſcheint, iſt es den Nordländern ſo wenig, daß, wenn es nicht wenigſtens zwey Monate im Jahre friert, daß die Steine entzwey ſpringen mögten, ſie ſagen, es ſey ein ſchlechter Winter. Alle dieſe Gründe ſcheinen indeß nur für diejenigen triftig, die nun einmal in einem ſolchen Lande wohnen, und durch Erfahrung die Vortheile kennen, werden aber wohl ſchwerlich einen Neapolitaner bewegen nach Schweden zu ziehen. Das fühlt auch Rudbeck und nimmt zu hiſtoriſchen Beweiſen ſeine Zuflucht. Mit großer Gelehrſamkeit ſucht er ſie in den Schriften der Alten, und mit vielem Geiſt macht er deren Anwendung auf ſeine Hypotheſe. Dahin gehören die Stellen aus dem Strabo, wo dieſer verſichert, daß die nördlichen europäiſchen Länder Scythien genannt wurden, und daß ſie den Griechen früher bekannt waren als die weſtlichen. Den erſten hiſtoriſchen Beweis des Alterthums der ſchwediſchen Nation liefert Rudbeck aus dem alten Bauern-Kalender, und nimmt davon Gelegenheit, mehrere aſtronomiſche Sätze und alte Gewohnheiten zu erklären. Den zweyten Beweis zieht er aus den alten Gräbern. Eine gewiſſe ſchwarze Erde in Schweden ſoll ſich aus verfaulten Baumblättern und aus dem Staube bilden, den der Wind zuſammen führt und der Schnee beym Schmelzen zurück läßt. Aus der Dicke dieſer Erde, ſagt er, könne man berechnen, wie viele Zeit erforderlich geweſen, um eine ſolche Schicht hervor zu bringen. Nun habe man Menſchen-Knochen gefunden, auf welchen dieſe Erde 7 bis 8 Zoll hoch gewachſen, woraus nach untrüglichen Berechnungen folge, daß dieſe Knochen vor 4000 Jahren begraben worden; denn jeder Zoll jener Erde bedürfe 500 Jahre zu ſeiner Bildung. Folglich, war Schweden im zweyten Jahrhunderte nach der Sündfluth ſchon bewohnt. Ueber die erwähnte Miſchung des Staubes mit dem Schnee führt Rudbeck Erfahrungen an, und macht ſich luſtig über Adam von Bremen, der in ſeiner Beſchreibung von Dännemark erzählt, es gebe dort einen ſchwarzen, trockenen Schnee, der ſo alt ſey, daß er wie eine Kohle brenne. Das ſey nicht Schee, ſagt er, ſondern die unter ihm befindliche fette Erde. Alles was die alten egyptiſchen, griechiſchen und römiſchen Schriftſteller von gewiſſen, durch verſchiedene Nahmen bezeichneten Ländern angeführt haben, das bezieht der Verfaſſer auf

Scandinavien, Schweden, beſonders die Beſchreibung der Inſel Atlantik in Plato's Geſprächen. Freylich hatte er den Bailly nicht geleſen. Indeſſen gab es auch ſchon zu ſeiner Zeit Leute, welche die Atlantis in Amerika ſuchten. Er beweiſet aber mit 102 Gründen, daß dieſe Meynung falſch iſt, daß Plato nur von dem nördlichen Europa habe ſprechen wollen, und daß er wirklich in vielen Dingen ſehr richtig davon geſprochen. Man kann in der That weder dem Fleiße noch der Einbildungskraft des Verfaſſers ſeine Bewunderung verſagen, wenn man ſieht daß es ihm gelingt, in den Umgebungen des alten Upſala, gerade dieſelbe Lage und Größe zu finden, welche Plato der Hauptſtadt der Inſel Atlantis beymißt. Im Schweiß ſeines Angeſichts und durch mühſelige körperliche Anſtrengungen hat der ſelige Herr Profeſſor das gefunden Er ſagt ferner in dieſem Kapitel viel Merkwürdiges über die alte, in der Edda enthaltene Mythologie der nordiſchen Dichter, und über die Säulen des Herkules, die nach ſeiner Behauptung, nicht im Weſten ſondern in Norden geſucht werden müſſen. Im folgenden achten Kapitel beweiſt er, daß Homer, Plutarch und Maximus von Tyrus, die Inſel Ogygien beſchreibend, wo Ulyſſes nach ſiebenjährigen Irrfahrten zurückgehalten wurde, bloß von Schweden geſprochen haben. Folglich blieb Ulyſſes nicht blos im mittelländiſchen Meere. Auch der Berg Atlas lag — einer Stelle des Apollodorus und den Schilderungen der Dichter zufolge — nicht in Afrika ſondern in Norden, um ſo mehr da Virgil die Himmels-Achſe ihm auf die Schultern bürdet, welche Achſe bekanntlich an den Polen endet. Auch bekränzen die Dichter den Atlas mit Fichten, Eis und Schnee; hätte er in Afrika gelegen, ſo würden ſie Pomeranzen und Citronen darauf geſetzt haben. Die Sagen der Alten von den Hyperboreern ſollen gleichfalls nur auf Schweden paſſen. Es iſt albern wenn Diodor von Sicilien ſagt, die Hyperboreer würden ſo genannt, weil ſie über den Wind Boreas hinaus gewohnt hätten. Rudbeck will, der Beherrſcher des Landes ſey jederzeit aus der Familie Boreas geweſen, das Wort Hyperboreo ſey gothiſch, und bedeute keinesweges die Wohnung, ſondern das edle Geſchlecht. Im 10ten Kapitel beweiſt er, daß auch das eigentliche Scythien nur in Schweden zu ſuchen iſt, und daß, wenn es zwiſchen dem ſchwarzen und baltiſchen Meere noch Scythen gab, es blos von jenen Schweden überwundene und abhängige Völker waren. Er erwähnt noch mancher Nahmen, durch welche man vor alten Zeiten Schweden bezeichnete, und bemerkt im Vorbeygehen, daß das Wort Germani, welches die Einwohner von Deutſchland bedeutete, ſchwediſchen Urſprungs iſt. woraus er denn ganz keck den Schluß zieht, daß Deutſchland von den Schweden erobert werden. Das Guerra der Italiener und Guerre der Franzoſen ſoll auch von Germani abſtammen. Das mögte alles noch hingehen; aber, daß der Hr. Profeſſor ſogar die ſogenannten glücklichen Inſeln der Alten in Schweden wieder findet, muß Lächeln erregen. Er ſpottet derjenigen, welche unter dieſen Inſeln die canariſchen verſtanden wiſſen wollen, vielleicht weil es dort warm iſt und allerley edle Früchte giebt. Darauf, meynt er, ſahen die Alten nicht, ſondern auf Tugend und Sitten, die bey den Hyperboreern heimiſch waren. Weit leichter war es, das räthſelhafte Thule der Alten nach Schweden zu verſetzen. Ein gewiſſer Grieche, Antonius Diogenes, hat, kurz nach dem Tode Alexanders, 24 Bücher von den unglaublichen Wundern dieſer Inſel geſchrieben, wozu er den Stoff in den Grabmälern von Tyrus, nach deſſen Einnahme, auf Denkmälern von Cypreſſen gefunden haben wollte, und welche unter andern auch die Reiſen der Tyrier nach Thule bewieſen. Das Zeugniß dieſes Griechen ſcheint dem Verfaſſer eine mächtige Stütze. Er nimmt den fabelhaften Pytheas in Schutz. Er ſträubt ſich gegen den gelehrten Pontanus, welcher Irland für Thule hielt. Eben ſo heftig beſtreitet er die Meynung, daß unter dem cimbriſchen Cherſones Jütland zu verſtehen ſey. Auch dieſe Benennung ſoll blos Schweden gelten, wo er endlich gar die Hölle und den Acheron der Alten wieder entdeckt. Nämlich die Gerechtigkeitspflege der nordiſchen Völker habe den Dichtern das Original zu den Richterſtühlen des Minos, Aeacus und Rhadamantus geliefert. Ferner lagen in Schweden die heſperiſchen Gärten und das Elyſium, Wen die Beweiſe von alle dem nicht überzeugen, der wird wenigſtens die Beleſenheit des Verfaſſers und ſeine Kenntniſſe bewundern. Den deutſchen Waffen-Ruhm im Kampfe gegen die Römer ſucht er zu ſchmälern, indem er behauptet, daß die Sueven, welche zu den Zeiten des Julius Cäſar einen großen Theil von Deutſchland bewohnten, Schweden waren, die ſich durch Eroberungen feſtgeſetzt hatten. Darum bekannten auch die deutſchen Abgeſandten vor Cäſar, ſie wären wider ihren Willen über den Rhein gekommen, weil ſie von den Sueven vertrieben worden, einem Volke, dem weder Menſchen noch Götter widerſtehen könnten.

Da Rudbeck einmal im Zuge iſt, alles in der alten Geographie Zweifelhafte nach Schweden zu verſetzen, ſo wird man ſich nicht wundern, daß er auch die riphäiſchen Gebürge zu ſchwediſchen Bergen macht.

Der Argonautenzug liefert ihm abermals Stoff ſich auf der Steppe der Hypothese zu tummeln. Er will, daß die Argonauten von Colchis über den Ocean zurückgekehrt und durch die Meerenge von Gibraltar in das mittelländiſche Meer eingelaufen ſeyen. Daher nimmt er an, daß ſie erſt ſo lange als möglich den Don hinauf gefahren und dann ihre Schiffe zu Lande nach einem benachbarten Strome gezogen, der ſie in das nördliche Meer geleitet habe. Dieſe Vorausſetzung gründet er auf das Zeugniß des Diodor von Sicilien, welcher ſagt, daß mehrere alte Geſchichtſchreiber dieſen Weg bezeichnen, der auch ſo ziemlich zu der Erzählung des Orpheus, Eines der Argonauten paßt. Andere wollen freylich, die Eroberer des goldenen Vlieſſes wären die Donau hinauf gegangen, und hätten ihre Schiffe zu Lande ins adriatiſche Meer gezogen. Noch andere ſuchen ihren Landweg in Africa, aber Rudbeck glaubt ſich auf beſſere Beweiſe zu ſtützen.

So rühmlich auch Alles bisher Geſagte und Behauptete für Schweden iſt, ſo wird es doch von dem folgenden noch weit übertroffen. Sämmtliche griechiſche Gottheiten ſollen aus dem Norden gekommen ſeyn, wenn gleich aus den Schriften der Alten erhellet, daß ſie aus Syrien einwanderten. Rudbeck hingegen ſammelt wieder andere, in ſeinen Kram taugliche Stellen, aus welchen hervorgeht, erſtens: daß die Griechen anfangs ihren Göttern gar keine Namen beygelegt; zweytens: daß ſie verſchiedene egyptiſche Gottheiten unter demſelben Namen verehrten, die ſie in Egypten fuhrten; drittens: daß die Egyptier von den Bewohnern der Inſel Atlantis eine Menge Nahmen liehen, die ſie ihrer Sprache anpaßten und die hernach wieder von Solon der griechiſchen Sprache angepaßt wurden; viertens: daß die Atlantiker ſich rühmten, in ihrem Lande ſeyen die Götter entſprungen, und Uranus, ihr erſter König, habe den größten Theil der Welt beherrſcht, beſonders in Weſten und Norden; fünftens: daß zwey nordiſche Jungfrauen ihre Götter nach der Inſel Delos brachten; ſechstens: daß Apoll zuerſt von den Scythen göttlich verehrt wurde, ſein Dienſt nachher ſich ringsum verbreitet und endlich bis zu den Einwohnern von Dodona drang; die erſten Griechen die den Apoll als eine Gottheit aufnahmen.

Man ſieht ſchon, wo es hinaus will. Die Alten haben ihre vornehmſten Gottheiten, den Sa

Mein Vater (ſehr erſchrocken.) Funfzig Thaler? Gott bewahre! haben ſie keine wohlfeilere?

Der Buchhändler. O ja! hier iſt Martinis Naturgeſchichte für 32 Thaler und 22 Groſchen.

Mein Vater fand dieß eben ſo ungeheuer, und auch Raffs Naturgeſchichte für Kinder überſtieg die Kräfte ſeines Beutels. Der Buchhändler holte alſo irgend einen hundertjährigen Naturkündiger aus dem Staube hervor, der dem Plinius alle ſeine Fabeln nachgeſchwatzt, und noch neue dazu erfunden hatte, und verkaufte ihn meinem wißbegierigen Vater für einige Groſchen. Mit dieſem Schatz unter dem Arm lief er ſpornſtreichs nach Hauſe, ſetzte ſich in einen Winkel, blätterte ſehr emſig, und fand bald zu ſeinem großen Behagen eine Beſchreibung des berühmten Vogels Strauß. Er lernte daraus, daß dieß langbeinigte und langhälſigte Geſchöpf auf lateiniſch Struthio camelus heiße, daß turn, Jupiter, Neptun, Pluto, Hercules und Apollo von den Hyperboreern, von den Schweden entlehnt, und der Herr Profeſſor findet ſelbſt die Namen dieſer Götter in ſeiner Landes-Sprache wieder. Noch ein Wort von den kriegeriſchen Unternehmungen der alten Schweden. Die Erſte ſetzt Rudbeck in das Jahr der Welt 2571, als Othoniel, Joſua's Nachfolger, Richter in Iſrael war, und meynt, der Hunger habe ſie damals aus ihrem Lande getrieben. Was Plato von den Bewohnern der Inſel Atlantis erzählt, daß ſie nemlich ihre Eroberungen bis nach Hetrurien und Egypten ausgedehnet, ſoll zu jener Zeit von den Schweden vollbracht ſeyn. Sie gründeten damals das trojaniſche Reich, denn — Homers Beſchreibung des Berges Ida paßt ganz auf die ſchwediſchen Gebürge, aber keinesweges auf die Ebene von Troja. Dieſen trifftigen Beweis unterſtützt er noch durch einen andern, von der phrygiſchen Sprache geliehenen. Alle Worte nemlich, die von dieſer Sprache uns noch übrig ſind, ſollen ſchwediſch ſeyn, und noch jetzt dieſelbe Bedeutung in Schweden haben. (Aus ſeiderſelben Sprache bewies einſt Bochart, daß die Römer nicht von Aeneas abſtammten, weil ſich im Lateiniſchen kein einziges phrygiſches Wort findet.)

Den zweyten Kriegszug der Vorfahren des Herrn Profeſſors, nennt er den galliſchen; erſtens: weil in Schweden eine Provinz geweſen, die Gallien geheißen; zweytens: weil mehrere Geſchichtſchreiber, die von den Einfällen der Gallier geſprochen, dieſe Krieger aus Norden kommen laſſen. Die Gallier waren alſo eigentlich Schweden, und ſo bemächtigt ſich Rudbeck ohne Umſtände aller ihrer Thaten, der Einnahme von Rom, des Angriffes auf den Tempel zu Delphos, der Eroberung ſo vieler Provinzen nicht allein in Europa, ſondern auch jenſeit des Helleſpont. Das mag er mit einem Herrn Audigier ausmachen, der ſchon im Jahr 1670 ein Buch über den Urſprung der Franzoſen geſchrieben. Außer mehreren wichtigen Citaten, auf die Rudbeck ſich gründet, zeigt er auch die Gleichheit der Sitten und der Sprache zwiſchen den alten Galliern und den alten Schweden. Man wird ihm vielleicht ohne Bedenken zugeben, daß Krieger-Schaaren, aus dem Norden hervor gebrochen, Europa überſchwemmt und verwüſtet haben; aber man wird nicht wenig ſtutzen, wenn man im 38ſten Kapitel lieſt, daß die Schweden auch die Kunſt zu ſchreiben nach Griechenland brachten. Hier kommt er auf die Runenſchrift der alten nordiſchen Völker, von der ſchon Olaus Wormius in ſeinen däniſchen Denkmälern weitläuftig gehandelt hatte. Bis dahin glaubte man, Cadmus habe die Griechen ſchreiben gelehrt. Das leugnet Rudbeck, theils weil die Jonier, ſchon vor der Reiſe des Cadmus, Buchſtaben gehabt, theils, weil das Alphabet der Griechen, zur Zeit der Belagerung von Troja, nur aus 16 Buchſtaben beſtand, da hingegen die Phönicier deren 22 zählten. Nun aber war ja Cadmus ein Phönicier, wenn alſo die Buchſtaben von ihm herrührten, ſo hätten deren auch 22 ſeyn müſſen. Beſſer ſtimmen jene 16 mit den Buchſtaben der alten nordiſchen Völker überein, die gerade auch 16 gehabt haben ſollen; folglich haben ſie ſie entweder von den Griechen, oder die Griechen haben ſie von ihnen entlehnt. Daß das Letztere anzunehmen ſey, beweiſt der Herr Profeſſor durch folgendes Raiſonnement: die Runen ſind von gröberer Form als die griechiſchen Buchſtaben; nun iſt bekannt, daß diejenigen, welche eine Sache von andern annehmen, ſie verfeinern und vervollkommnen, da hingegen diejenigen, bey welchen die Sache heimiſch iſt, ſich um deren Ausbildung wenig kümmern, ergo u. ſ. w. (Der gelehrte Verfaſſer hätte ſich doch erinnern ſollen an das, was Diodor von Sicilien erzählt, daß nemlich einige Griechen im Lande der Hyperboreer koſtbare Geſchenke im Tempel opferten, und ſelbige mit griechiſchen Buchſtaben bezeichneten.) Er träumt aber noch weiter. Die goldenen Aepfel, die Herkules rauben mußte, waren nichts anderes, als die Buchſtaben der Hyperboreer. Er beruft ſich dabey auf eine Stelle des Apollodorus, welche ſagt: als Herkules jene Aepfel der Minerva dargeboten, ſey die Göttin der Meynung geweſen, daß man ſie augenblicklich zurückgeben ſolle. (Der oben erwähnte Gelehrte Audigier hingegen zeigt aus einer Stelle des Archilochus und aus einer andern des Xenophon, daß die griechiſchen Buchſtaben von den Galatern und Mäoniern entlehnt waren.).

Das ſey genug um zu beweiſen, daß die Wahrheit des bibliſchen Spruches: Wer da ſucht, der wird finden, noch nie ſich auffallender bewährt hat, als an dem Upſalaſchen Herrn Profeſſor Rudbeck, denn ich zweifle nicht, daß, wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, den Vitzli-Putzli der Mexicaner und ihre Bilderſchrift aus Schweden abzuleiten, er beydes dort geſucht und auch gefunden haben würde.

Hiſtoriſches Quodlibet.

Als im vorigen Jahre der unglückliche Andreas Hofer den Tyroler Damen befahl, ihr Arm- und Bruſtfleiſch zu bedecken, und in keinen durchſichtigen Hadern ihre Reitze blos zu ſtellen, da lachte man in Europa über ihn, und er that doch nur, was manche Päpſte vor ihm gethan hatten. Schon im Jahre 1635 ſchrieb der päpſtliche

Nuntius in den Niederlanden, auf Befehl Urban VIII., an alle Biſchöfe, daß ſie gegen die Weltfrauen Strenge üben ſollten, „die den „Buſen und die Schultern entblößen, und das „Geſicht mit Schönpfläſterchen beſäen.“ Sogar der Eintritt in die Kirche ſollte ihnen verſagt werden. Papſt Innocenz XI. gab ſich gleichfalls viele Mühe, jenem Unweſen zu ſteuern, und als er ſah, daß nicht einmal die Furcht vor den Türken, die damals Wien belagerten, die Damen beſſern konnte — obgleich ganz Italien zitterte — ſo verordnete er am 30ſten November 1683 mit großem Ernſt: „daß alle Weiber und Mädchen ſich den Buſen „und die Schultern bis an den Hals hinauf, und „die Arme bis an die Bruſt hinunter bedecken ſollten, und zwar mit einem dichten, ja nicht durchſichtigen Stoffe.“ Diejenigen, die binnen 6 Tagen dieſem Befehl nicht gehorchten, ſollten ipso facto excommunicirt ſeyn, und, ausgenommen auf dem Todbette, ſollte nur der Papſt dieſen Bann löſen können. Beichtväter, die ſich etwa unterfangen würden, zu abſolviren, wurden mit gleicher Strafe bedroht, ſo wie auch die Familien-Häupter, die bey dem Unfug durch die Finger ſahen. Bald nachher (1685) ließ ein Geiſtlicher ein Sendſchreiben an die Nonnenklöſter drucken, in welchen junge Mädchen erzogen wurden. Hier legt er ſowohl den Nonnen als ihren Zöglingen mit heiligem Eifer eine keuſche Kleidung an die Herzen, und ermahnt ſie „ jenen verdammten Moden zu entſagen, die gleichſam mit offener Gewalt ſträfliche Begierden durch „ die Augen in ſonſt wohl diſponirte Herzen ein„ dringen laſſen.“ Aber weder dieſer Geiſtliche, noch Urban VIII. mit ſeinen Ordnungen, noch Innocenz XI. mit ſeinen Bannſtrafen, noch der ehrliche Andreas Hofer, haben auf die Toiletten unſerer Damen den mindeſten Einfluß bewieſen, und faſt ſollte man glauben, daß ſie beſtändig in Bereitſchaft wären, Eyde nach der Vorſchrift des Seneca abzulegen, welcher meynt, man ſollte eigentlich nur nackend ſchwören. (de Ben. l. 7. c. 9. it. epist. 90.)

* * *

Ein gewiſſer Almeloveen, in ſeinen opusculis, ſucht den Urſprung der heydniſchen Alterthümer aus der heil. Schrift zu erweiſen. Die

Bildſäulen des *Priap* z. B. ſollen aus Feigenholz beſtanden haben, weil Adam im Paradieſe ſich mit Feigenblättern bedeckte. Auch die heydniſche Gewohnheit, die Götter unter Bäumen und in heiligen Haynen zu verehren, leitet er aus dem Paradieſe ab; denn da ſtanden ja zwey ganz beſondere Bäume, und überdieß ohne Zweifel viel Gebüſch, weil Adam glaubte, er könne ſich darin verſtecken. Der Verfaſſer beweiſt aus vielen Stellen, daß, da die Unendlichkeit Gottes nicht von uns begriffen werden kann, man von jeher *Schweigen* und *Dunkelheit* für angemeſſen ſeinem Dienſte gehalten. Sonch Plinius hat geſagt: „Weniger die Bilder von Gold und Elfenbein, als die *Hayne*, und in dieſen das *Schweigen*, beten wir an.“

Aus dem Beyſpiel der *Rebecca*, die, ſammt ihrer *Amme*, den Boten des Abraham überliefert wurde, ſchließet der Verfaſſer, daß die Hebräer, wie die Heyden, ihre jungen Mädchen bis zu ihrer Verheyrathung unter die Obhut ihrer Ammen geſtellt. Dieſe waren denn auch ſo ſorgſam, daß ſie an jedem Morgen den Umfang des *Halſes* ihrer

Pflegbefohlnen maßen, um daraus zu erkennen ob ihnen noch zu trauen ſey.

Ferner unterſucht er: ob es jederzeit Hebammen gegeben? welche die erſten geweſen? und ob die Männer vor alten Zeiten ſich, wie heutiges Tages mit dieſer Kunſt befaßt haben? Er führt eine lange Stelle aus dem Hyginus an, die uns belehrt, daß bey den Alten viele Frauen aus Mangel der Hebammen ſtarben, und weil ſie ſich ſchämten, ihre Zuflucht zu Männern zu nehmen. In Athen verbot ein Geſetz den Weibern, Arzeneykunſt zu treiben. Ein junges Mädchen, Nahmens Agnodice, ſpürete einen beſonderen Beruf in ſich, dieß Geſetz zu übertreten. Sie zog Mannskleider an, ſtudirte die Arzneykunſt, und gieng zu den Weibern in Kindesnöthen, denen ſie ihr Geſchlecht entdeckte und dann half. Die Aerzte machten ihr einen Prozeß, und beſchuldigten ſie eines unerlaubten Umganges mit den Weibern, deren manche bloß deßhalb krank würden, um den hübſchen jungen Arzt rufen zu laſſen. Sie brachten es wirklich dahin, daß Agnodice von den Areopagiten verurtheilt wurde. Allein ſie beſchämte die graubärtigen Richter durch Enthüllung ihres Buſens. Sogleich öffneten die Aerzte eine andere Batterie, und beſtanden auf der Beobachtung des erwähnten Geſetzes. Aber nun rüttelten ſich die atheniſchen Damen, das Geſetz wurde abgeſchaft, und allen freyen Weibern erlaubt die Arzneykunſt zu ſtudiren.

So wie noch jetzt die Chriſten mit dem Worte Abracadabra die Zahnſchmerzen vertreiben, ſo ſchrieben auch die Heyden manchem ſinnloſen Worte große Kräfte zu. So ſetzten ſie z. B. über ihre Hausthüren: Arse verse, und über die Thüren ihrer Speiſeſäle S. T., welche der Verfaſſer durch sed tace, oder silentium tene, als eine Ermahnung zum Schweigen erklärt.

Ein, von den Chriſten erfundenes Mittel, um Schnecken und Raupen von den Feldern zu vertreiben, ſtehe hier zur Freude aller Landwirthe. Man darf nur die Worte Joels auf Pergament ſchreiben: „Die Ueberreſte der Kohlraupe (eruca) frißt „die Heuſchrecke (locusta) und die Ueberreſte der „Heuſchrecke frißt wiederum eine Heuſchrecke „(bruchus).“ Dieſe Pergamentſtreife wickelt man um hölzerne Stäbe, und ſteckt ſie an den vier Ecken es nicht flie[illegible]nne, aber mit einem Pferde im ſtärkſten Trab in die Wette laufe, daß die Araber es gallopirend verfolgen, und daß es dumm genug ſey, zu glauben, man ſehe es nicht, wenn es ſeinen Kopf in einen Buſch ſteckt. Er verſchlang alle dieſe Nachrichten begierig, und fand endlich am Schluß noch eine Anmerkung, welche ihn belehrte, daß der Vogel Strauß auch Eiſen und Steine freſſe und verdaue. Das fiel ihm beſonders auf, und er beſchloß ſogleich einen Verſuch zu machen. Der große Thorſchlüſſel des Wirthshauſes, in welchem ſie herbergten, lag eben auf dem Treppengeländer, er bemächtigte ſich ſeiner, geſellte einige derbe Kieſelſteine dazu, und überbrachte ſie dem anvertrauten Pflegling zur Abendkoſt, hatte auch das Vergnügen zu ſehn, daß dieſer ohne alle Weigerung die vorgeſetzte harte Speiſe zu ſich nahm. Die innigſte Ehrfurcht gegen den Verfaſſer jener wahrhaften Nachrichten nahm Platz im Buſen meines Vaters, er ſchob das des Feldes in die Erde. Das iſt das große Geheimniß, alles Ungeziefer zu verbannen.

* * *

In einem Buche von Menage, le origini della lingua italiana, findet man die Etymologie vieler Nahmen, ſowohl von Städten als Familien, mit intereſſanten Anekdoten durchwebt. In Rom z. B. lebte ein dem heil. Gregorius verwandtes Geſchlecht. Einer aus dieſer Familie theilte bey einer Hungersnoth Brod unter die Armen aus, und ſeitdem bekamen ſie den Nahmen Frangipani. Gewiß ein ſehr ehrenvoller Urſprung; aber lächeln muß man, wenn man lieſt, daß unter der Regierung Ludwig XIII. eine gewiſſe Gattung von wohlriechenden Handſchuhen Frangipani genannt wurden, weil ein Nachkömmling von jenem edlen Frangipani, der ſeinem Ahnherrn ſchwerlich glich, damals ſolche Handſchuhe nach Frankreich brachte. Ceriſantes, ein guter lateiniſcher Dichter, zählte es unter die Kennzeichen ſeiner hinſterbenden Galanterie, daß er keine Handſchuhe à la Frangipani mehr trüge. Die Stelle iſt in einer Ode an Voiture enthalten.

Menage erzählt uns auch, daß die China anfangs das Pulver des Cardinal de Lugo genannt wurde, und daß die Engländer ſie Jeſuiten-Pulver nennen. — Man weiß, daß die Gelehrten vormals gar zu gern ihre Nahmen ins Lateiniſche und Griechiſche überſetzten. Hier werden die wahren Nahmen von Wörtern wieder ans Licht gezogen, die freylich unter beyden Nahmen längſt vergeſſen ſind. Ein gewiſſer Petau nannte ſich Kercoëtius, welches im Griechiſchen der Bedeutung eines Affen ziemlich nahe kommt. Der berühmte Salmaſius, der von ihm beiſſend critiſirt worden war, benutzte dieſen Umſtand, um ihn mit einer Gattung von Affen zu vergleichen, die auf die Spitzen der Bäume klettern, um — ihren Hintern zu zeigen. (Herr Merkel iſt auch ſo ein Kercoëtius.) Nach Montaigne's Zeugniſſe hat der Kanzler Olivier dieſen Gedanken ſogar auf ſeine Nation angewendet. Mit welchem Rechte? das dürfen wir heut zu Tage nicht entſcheiden.

* * *

Wenn zu den Zeiten des heil. Gregorius, der auch Papſt war, ein Geiſtlicher, Biſchof werden wollte, ſo befragte man ihn insgeheim und auf ſein Gewiſſen: ob er ſeine Junggeſellſchaft noch habe? Konnte er dieſe Frage nur ſtockend beantworten, ſo rieth man ihm freundlich, lieber in ein Kloſter zu gehen. War er vermählt geweſen, ſo mußte er wenigſtens eine lange Zeit in keuſcher Wittwerſchaft zugebracht haben. Bey ſolchen Vorkehrungen ſollte man denken, es müſſe damals ein großer Mangel an Biſchöfen, oder die Candidaten eben nicht ſehr gewiſſenhaft in ihren Antworten geweſen ſeyn.

* * *

Ein franzöſiſcher Erzbiſchof ſagte einſt zu der Königin Marie von Medicis: „die Wahrheit wäre nun ſeit 50 Jahren nicht über die Schwelle ihres Kabinets gekommen“ und ein anderer Prälat predigte bald nachher vor dem Könige: „die Wahrheit ſchleiche nur verſtohlen und durch die Fenſter in die Palläſte der Könige.“ Ach! es iſt noch immer ein Glück, wenn wenigſtens die Fenſter ihr offen ſtehen. Zu gewiſſen Zeiten wird ſie blos zum Fenſter hinaus geworfen.

Bayle macht irgendwo die Bemerkung, daß Milde und Strenge ſehr relative Eigenſchaften wären, deren Größe man bloß nach gewiſſen Organen beurtheilen müſſe. Ein Schmidt, gewohnt mit glühendem Eiſen umzugehen, finde nur warm, woran eine zarte Dame ſich ſchon verbrenne. Von Natur hartſeelige Menſchen halten ein Verfahren gegen Ketzer (ich meyne die politiſchen) für ſehr milde, wenn dabey nicht gleich vom Erſchießen die Rede iſt.

* * *

Der Geſchichtſchreiber Zoſimus verſichert, Kaiſer Conſtantin ſey blos deshalb ein Chriſt geworden, weil die heydniſchen Prieſter ſich geweigert hätten, ihn von ſeinen ſchweren Sünden zu abſolviren, die chriſtlichen hingegen ihm ohne alles Bedenken das Himmelreich aufgeſchloſſen hätten. Eben ſo erzählt man von der Herzogin von Etampes, der Maitreſſe Franz des Erſten, ſie ſey dem Lutherthum ſehr geneigt geweſen, weil ſie gute Urſachen gehabt habe, die Ohrenbeichte zu vermeiden. Gott bedient ſich ſehr verſchiedener Wege um Herzen zu erleuchten.

ben, erzählt er, daß es ihm ein Leichtes geweſen ſeyn würde, ſein Glück bey Hofe zu machen, daß er aber eine Unze wahrer Gelehrſamkeit allen Schätzen des Cröſus und des Craſſus vorgezogen habe. Wer jetzt ſo ſpräche, würde ausgelacht werden; denn jetzt kann Niemand begreifen, daß es noch etwas Beſſeres auf der Welt giebt, als reich und mächtig ſeyn, wäre es auch auf Koſten des Gewiſſens. Das Menſchengeſchlecht iſt gleichſam mit einem dreytägigen Fieber erſchaffen worden, von dem es nie geheilt wird. Es hat nur bisweilen freye Tage, wir aber leben im Paroxiſmus.

Cicero lebte auch an einem ſolchen Fiebertage, denn er ſagt in ſeiner Rede pro Coelio: wenn es zu ſeiner Zeit einen Menſchen gäbe, der dem ſogenannten Glück entſagte, ſo würden die Leute glauben, die Götter hätten ihre böſe Laune an ihm ausgelaſſen.

* * *

Woher mag es doch kommen, daß die Alten den Quintus Curtius gar nicht gekannt zu haben ſcheinen? denn vor der Mitte des 15ten Jahrhunderts hat Niemand ſeiner erwähnt.

* * *

Die Wahrheit iſt ein Schatz und die Zeit ein furchtbarer Schatzgräber. Sie enthüllet auf einer Seite die Erbärmlichkeit ſo vieler Schmeichler, und auf der andern die Fruchtloſigkeit aller Verſuche, die Nachwelt zu betrügen. Was thaten nicht alles die ſchlechten Kayſer des alten Roms, um die Erinnerung an ihre Verbrechen zu erſticken! Wie viele Bücher ließen ſie verbrennen! wie viele Menſchen ermorden! Die Sklaverey der Römer war ſo tief, daß man nicht einmal den Mund zu klagen öffnen durfte. Wenn es eben ſo leicht möglich geweſen wäre, den Jammer zu vergeſſen, als die Zunge zu feſſeln, das Andenken daran würde gänzlich erloſchen ſeyn. So ſagt Tacitus: Dedimus profecto grande patientiae documentum, at sicut vetus aetas vidit quid ultimum in libertate esset, ita nos quid in servitute, adempto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio: memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere. Und was haben jene Kayſer dabey gewonnen? Wiſſen wir nicht doch die Wahrheit? und iſt nicht eben dieſer Tacitus mitten in der Sklaverey ein

Herold der Wahrheit geworden? mit Recht macht er ſich luſtig über die Tyrannen (Annal. l. 4.) qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

* * *

Der Herzog von Rohan ſchrieb vor 125 Jahren ein Büchlein, welches (wie ſo manche andere noch heutiges Tages) unter dem verdächtigen Schilde von Peter Hammer in Cölln erſchienen iſt. Es führt den Titel: Nouveaux interêts des Princes de l'Europe, où l'on traite des maximes qu'ils doivent observer pour se maintenir dans leurs états et pour empêcher qu'il ne se forme une Monarchie universelle. Wenn der Verfaſſer wieder aufſtünde, ſo würde er Europa ſehr verändert und ſein Syſtem ſehr überflüßig finden. Er beginnt mit Betrachtungen über die damaligen zum Vortheil der Franzoſen eingetretenen Veränderungen, und ſagt: Frankreich verdanke ſeine Größe allerdings zum Theil der Weisheit ſeines Königs und ſeiner Miniſter, aber auch größtentheils den dummen Streichen (bévües) ſeiner Nachbarn.

* * *

Es giebt Leute, die ſich einbilden, ſolche Feſte, wie jetzt gegeben werden, um, mit der größten Wahrhaftigkeit, Liebe und Bewunderung für einen Monarchen auszudrücken, wären vormals nie gegeben worden. So ſehr aber auch die Erfindungskraft der Menſchen ſeit ein paar hundert Jahren geübt und geſchärft worden, ſo ſcheint es mir doch, als ob ſie, dieſen Gegenſtand betreffend, nicht die mindeſten Fortſchritte gemacht hätte. Man leſe z. B. in einer kleinen Schrift: Recit de ce qui s'est fait à Caen: u. ſ. w. wie am 5ten September 1685 der Geburtstag des Königs zu Caen gefeyert worden. Zuerſt wurde Gottesdienſt, und, während der Meſſe, eine Lobrede auf den König, durch den Rector der Univerſität gehalten; dann vom Gouverneur ein prächtiges Diner gegeben; dann ein Concert, in welchem nichts anders geſungen wurde, als was in den Prologen der Opern zum Ruhme des Königs vorkam. Dann folgte abermals eine Lobrede von dem Prior der Jakobiner, nachdem zuvor Motetten geſungen worden, die aus lauter, auf den König anwendbaren, Stellen der Bibel zuſammen geſetzt waren. Dann erſchallte ein Te Deum. Dann wurde eine Statue des Königs aufgedeckt und dabey ein Freudenfeuer angezündet; dann verſammelten ſich die Damen zu einem prächtigen Souper auf dem Stadthauſe; dann wurde ein koſtbares Feuerwerk abgebrannt, und endlich mit einem glänzenden Balle der Tag beſchloſſen. — Gleicht dieſe Feyerlichkeit nicht Allen, die wir jetzt ſo häufig beſchrieben leſen? ausgenommen etwa, daß man keinen Saal dabey erbaute, der in fünf Minuten in Flammen ſtehen konnte.

* * *

Von Vereinigung der chriſtlichen Secten iſt ſeit einiger Zeit viel geſchrieben worden, doch gewöhnlich nur Wiederholungen deſſen, was ſchon zu Ende des 17ten Jahrhunderts der preuſſiſche lutheriſche Prediger und Geſchichtforſcher, Prätorius, in ſeiner Tuba pacis darüber ſagte. Er ſchickte ſie dem Papſte mit einem ſo ſchmeichelnden Briefe, als ob ein Mönch ihn geſchrieben hätte. Auch dem Kaiſer, allen Königen, Churfürſten und Reichsſtädten ſandte er ſie zu und ermahnte Alle, zu jener Vereinigung die Hände zu bieten. Dabey pries er die römiſche Kirche, als ob er einen Kardinalshut ſuchte. Als Grundſatz ſtellte er feſt: daß jeder Chriſt verbunden ſey, ſich dem zu unterwerfen, was in einem allgemeinen Concilio ausgemacht worden. In einem ſolchen ließ er den Papſt präſidiren, und verlangte, was Gott ſelber nicht gewähren kann ohne das Menſchengeſchlecht umzuſchaffen, nemlich, daß jedes Mitglied deſſelben vollkommen frey von Vorurtheilen und Partheylichkeit seyn ſollte. Ueber 14 widerſprechende Meynungen ſollte dann entſchieden werden und dieſe Entſcheidungen ſchlug er vor. Z. B. den Kelch im Abendmahl betreffend; er ſollte denen gereicht werden, die es wünſchten; die Uebrigen mögten immerhin nur das Brod empfangen. Den Papſt erkannte er als Primas, und kurz er ſpielte mehr den Bekehrer als den Mittler.

Wenn er ſich aber auch anders dabey benommen hätte, ſo würden ſeine Bemühungen doch eben ſo fruchtlos geblieben ſeyn, als die der heutigen Vermittler, weil es die größte Chimäre von der Welt iſt, gleich dem Stein der Weiſen und der Quadratur des Cirkels, die Religionen vereinigen

Buch in ſeine rechte Rocktaſche, knöpfte ſie ſorgfältig zu, und trat am andern Morgen mit anbrechender Dämmerung die weitere Reiſe in Geſellſchaft des dicken braunen Mannes an.

Als ſie gegen Mittag ſich eben in einem Walde befanden, welcher das Harzgebürge umkränzt, machte ſein Gefährte Halte im Schatten belaubter Eichen, um die Pferde ein wenig verſchnauben zu laſſen. Er zog ein Brod aus der Taſche, gab zuerſt jedem Rappen ein Stück, alsdann auch meinem Vater, und lagerte ſich darauf wohlgemuth ins Grüne. Plötzlich entſtand in dem Kaſten, welcher dem Strauße zur Wohnung diente, ein verwirrtes Geräuſch, es war als ob er mit den Flügeln ſchlage, ſich hin und her wälze und ängſtliche Töne aus ſeinem langen Halſe preſſe. Der dicke braune Mann ſprang erſchrocken auf, holte aus ſeiner Hoſentaſche die Schlüſſel an einledernes Riemgen gebunden hervor, und öffnete den Kaſten.

zu wollen. Wenn der, unter den Waffen grau gewordene, Turenne einmal einen ſolchen Einfall hatte, (wie man ſagt) ſo iſt das ſehr verzeihlich, aber ein Gelehrter, ein Philoſoph, ſollte die Rechthaberey der Menſchen beſſer kennen.

* * *

Das vierte lateranenſiſche Concilium unterſagte den Prieſtern die Ausübung der Wundarzneykunſt, weil man ſich dabey des Eiſens und des Feuers bedienen, auch Arme und Beine abſchneiden müſſe. Die Herren Paters vergaßen, daß ihre Herren Mitbrüder, die ſpaniſchen Inquiſitoren, in dieſer Rückſicht die größten Wundärzte waren.

* * *

Iſaac Voſſius in ſeinem liber variorum observationum giebt den Umfang des alten Roms, ohne die Vorſtädte, zu 50000 Schritt an, mit dieſen zu 72000, folglich größer als Babylon, das nur 60000 im Umfang hatte. Dabey iſt noch nicht einmal der Theil der Stadt jenſeits der Tiber gerechnet, weil man dieſen nicht eigentlich als zur Stadt gehörig betrachtete.

Da befand ſich aber unter andern Nero's Pallaſt, der, nach Voſſius Behauptung einen größeren Raum bedecket haben ſoll, als irgend eine Stadt in Europa. Daß man heut zu Tage die Spuren von Roms ungeheurer Größe nicht mehr findet, widerlegt, nach des Verfaſſers Meynung, deſſen Behauptung nicht; denn, ſagt er, man müßte 60 Fuß tief graben, um ſich zu überzeugen, und wollte man die Trümmer von Ninive in Babylon aufſuchen, ſo müßte man gar 200 Fuß tief graben, weil ſie auf feuchtem Grund gebaut waren. — Voſſius liefert auch Liſten von der Zahl der römiſchen Bürger; die erſte Zählung unter Servius Tullius gab 130000, die letzte, im Jahr 667, 460000. Die Einwohner ſind nie gezählt worden, wenn aber das Verhältniß der Sklaven zu den Bürgern in Rom daſſelbe war, wie in Athen, (wo man auf 20000 Bürger 400000 Sklaven rechnete) ſo würden ſich zu Rom acht Millionen Sklaven befunden haben. Voſſius verſichert, daß, vor Sulla's Tyranney, Rom mehr Einwohner enthielt als das halbe Europa zu ſeiner Zeit; und doch nimmt er ihre Zahl nur zu 14 Millionen an. Er ſchrieb in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und damals rechnete er auf Spanien nicht mehr als 2 Millionen, Frankreich 5, Italien ſammt den Inſeln 2, Großbrittanien 2, die Niederlande 2, Deutſchland mit Böhmen und Ungarn 5, u. ſ. w. Dem ganzen Erdboden giebt er höchſtens 500 Millionen, und meynt, wenn man ſie Alle neben einander ſtellte, ſo hätten ſie auf einer deutſchen Quadratmeile Platz, da keiner mehr als einen Quadratfuß brauche um zu ſtehen. Deßhalb habe der **Dichter Lucanus** ganz recht gehabt zu behaupten, daß in Rom das ganze menſchliche Geſchlecht Platz haben würde. Denn Rom habe wenigſtens 20 Quadratmeilen bedeckt.

* * *

Derſelbe **Voſſius** ſagt von den Chineſern: ſie feyerten das Andenken ihrer kriegeriſchen Fürſten nicht, ſondern ſparten allen Ruhm für die friedfertigen und gerechten auf. Eroberungen wären ihnen ein Greuel; wenn benachbarte Völker, durch ihre weiſe Geſetzgebung angelockt, ſich ihnen unterwürfen, ſo nähmen ſie wohl gern ſie auf, allein ſie zwängen Niemanden, an ihrem Glück Theil zu nehmen. -

Wäre dieſe Schilderung ganz wahr, ſo wären die Chineſer das beſte und weiſeſte Volk auf Erden.

* * *

Der Conſul Valerius Publicola ſtiftete zu Rom im Jahr 245 die Säcular-Feyer, um die Stadt von der Peſt zu befreyen. Drey Tage ſollte ſie währen und alle hundert Jahr wiederholt werden. Aber unter den erſten Kaiſern beobachtete man die Zeit nicht genau, denn Auguſtus veranſtaltete ſie im Jahr 737, Claudius im Jahr 800, und Domitian im Jahr 840. Dennoch wurde ſie ſtets durch Herolde nach der alten Formel ausgerufen: „Jedermann ſolle ſich einfinden, um Spiele zu ſehen, „die er noch nie geſehen habe, und auch nie wieder ſehen würde.“ Man lachte darüber, allein Monarchen fragen wenig darnach, ob man lacht, wenn man nur gehorcht. (Dissertation sur douze Medailles par Rainssart). Die Ceremonien bey dieſem Feſte hatte die Sybille vorgeſchrieben. Der Verfaſſer macht gelegentlich die Bemerkung, daß Julius Cäſar ſelbſt (jener große Mann und kleine Geiſt) nach dem Bericht des Macrobius wenigſtens 16 Bücher von den Vorbedeutungen aus den Eingeweiden der Opferthiere geſchrieben habe. Es wäre zu wünſchen, daß jeder Eroberer nichts anderes thäte.

* * *

Varillas macht, in ſeinen geheimen Anecdoten des Hauſes Medicis, folgende tröſtliche Bemerkung: der letzte Alphons, welcher die Krone von Neapel trug, verſuchte alles Mögliche, um die beſten Schriftſteller ſeiner Zeit zu gewinnen oder zu beſtechen. Jeder berühmte Mann, er mogte wohnen in welchem Winkel von Europa er wollte, empfieng von ihm Geſchenke und Penſionen; dennoch hat es wohl kaum einen Monarchen gegeben, deſſen Laſter und Schwachheiten ſo ohne alle Schonung wären aufgedeckt worden. Pontanus, Panormus, Benedictus und 64 andere Geſchichtſchreiber, mogten loben und preiſen ſo viel ſie Luſt hatten, man glaubte dennoch dem kühnen Bernhard Cerico. Hinwiederum iſt wohl nie einem Helden von 30 berühmten Geſchichtſchreibern, und unter dieſen von dem furchtbaren Machiavel, ſo übel mitgeſpielt worden, als dem Caſtruccio und doch hat Nicolaus Tegrinus ihm Ruf und Ruhm gerettet. (Schade nur, daß ſolche Bemerkungen Tyrannen nicht zügeln, und daß jenes alte Mährchen: Der Löwe erzittere vor dem Hahnengeſchrey; immer nur ein Mährchen bleibt.)

Clio's
Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

III.

*

Darmſtadt,
bey Heyer und Leske.
1812.

Inhalt.

Seite

Oktavia, die Schweſter des Auguſtus ✓ . . 1

Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeſchi, Oberſtallmeiſters der Königin Chriſtine von Schweden, aufgeſetzt von dem Pater le Bel, Prieſter des Ordens der heil. Dreyfaltigkeit des Kloſters zu Fontainebleau, deſſen Beichtvater. d. 16ten Novbr. 1657. ✓ 39

Schreiben der deutſchen Urgroßmütter an die deutſchen Urenkelinnen 64

Die Geſchichte der Weiber 76

Biron's Verhaftung 95

Bruchſtücke aus den Memoiren der Frau von Motteville. (Fortſetzung.) 117

Inhalt.

Seite

Antoinette Bourignon 163

Die Sibylle 181

Vornehme Klatſchereyen. Originalbriefe von J. B. Rouſſeau an den Grafen Bonneval, die Sache betreffend, welche den letztern zwang, in die Türkey zu flüchten . . 203

Die Ehetrennungen der vormaligen Monarchen von Frankreich. Ein hiſtoriſcher Verſuch. 233

Penſylvanien und die Quäker, nach Raynal . 319

Atticus 342

Die Zeitrechnung der Griechen 369

Hiſtoriſches Quodlibet 373

ſten. Ach! da lag der arme Strauß in den letzten Zügen, blickte ſeinen Kerkermeiſter mit gebrochenem Auge noch einmal an, und verſchied.

Entſetzen mahlte ſich im Auge des dicken braunen Mannes, grimmig wandte er ſich nach meinem Vater; „Gottloſer Bube! was „haſt du angefangen?“

Der treuherzige Polycarpus hatte in ſeinem Leben nicht gelogen, ſtammelnd bekannte er, daß er auf Veranlaſſung eines groſſen Naturforſchers, den Strauß mit einem Thorſchlüſſel und zwey Kieſelſteinen bewirthet habe.

„Hole der Teufel dich und deinen Natur„forſcher!“ ſchrie der dicke braune Mann, griff mit wüthiger Geberde nach der Fuhrmannspeitſche, und wollte meines Vaters Fleiß in der Naturkunde mit einer derben Tracht Prügel belohnen. Polycarpus hielt nicht für rathſam, dieß Donnerwetter abzu-

Clio's

Blumenkörbchen.

3.

Octavia, die Schweſter des Auguſtus.

Octavia hat, als Heldin eines Trauerſpiels, ſo manchen gefühlvollen Zuſchauer intereſſirt, daß ich glaube, man werde ihre wahre Geſchichte nicht ungern leſen. Von ihrer erſten Jugend iſt wenig bekannt. Daß ſie einer vortreflichen Erziehung genoß, darf wohl vermuthet werden. Ihr Bruder Octavius, adoptirter Sohn des Julius Cäſar, der ſein Großoheim war, wurde erzogen, wie es dem Erben unermeßlicher Güter zukam, der wahrſcheinlich eine große Rolle ſpielen würde. Sonder Zweifel bewies Cäſar der Schweſter dieſelbe Sorgfalt, da er ſogar in einem gewiſſen Zeitpunct den Vorſatz faßte, ſie mit dem Helden Pompejus zu vermählen, um ſeine Verbindung mit ihm noch feſter zu knüpfen. Die Geſchichtſchreiber ſagen, ſie ſey ſehr ſchön geweſen und habe mit dieſer Schönheit den eigentlichen Zauber derſelben, Beſcheidenheit und Sanftmuth verbunden. Nie dachte ein Weib zarter über ihre Pflichten. Um ſie zu erfüllen, brauchte ſie blos ſie zu kennen. Sie ſtand faſt allein in einer verdorbenen Welt, aber ſie ſtand erhaben und ohne Makel da. Das vielgerühmte Jahrhundert des Auguſtus war anfangs nicht ſo ruhig, nicht ſo blühend, als Horaz es ſchilderte; die Trümmer des Triumvirats rauchten noch.

Die junge Octavia verſäumte keine Gelegenheit, um Schlachtopfer zu retten, ohne zu fragen, ob ihres Bruders Vortheil vielleicht erheiſche, Niemanden zu verſchonen. Man weiß, welche Grauſamkeiten die drey Ehrgeizigen begiengen, um die höchſte Macht an ſich zu reiſſen. Wenn auch ein dem Tode Geweyhter entrann oder ſich verbarg, ſo hatten ſie tauſend Handlanger, um ihn auszuſpähen: Der Feinde Rache, der Sklaven Furcht, der Weiber Eiferſucht, der Kinder Habgier — die heiligſten Bande löſeten ſich. Doch leuchteten auch einzelne große Züge einer heldenmüthigen Treue hie und da hervor. Sklaven zogen die Kleider ihrer Herren an, um von den ausgeſandten Mördern für dieſe gehalten zu werden. Väter und Söhne ſtritten mit einander um den frühern Tod. Weiber trugen ihre Männer auf den Schultern hinweg, und lebten in Höhlen an ihrer Seite. Die berühmteſten Männer verbargen ſich unter der Erde, oder in elenden Hütten. Senatoren und Tribunen irrten flüchtig umher, eine Freyſtatt gegen die Mörder ſuchend. Der Abſcheu des Volkes gegen ſolche Grauſamkeit traf am meiſten den Antonius, denn Auguſtus war zu jung und Lepidus beſaß nicht Macht genug, um ein ſolches Unternehmen zu leiten. Während dieſer Blutſcenen wurden Octaviens Mitleid und Einfluß öfter angefleht, nie vergebens. Unter denen, die als Schlachtopfer der Herrſchſucht fallen ſollten, war auch ein gewiſſer Vinius, deſſen treues Weib ihn in einen Kaſten ſperrte, dieſen Kaſten zu einem ſeiner Freygelaſſenen trug, und die Nachricht von dem Tode ihres Gatten ausſprengte. Es wurde geglaubt, doch lebte ſie in ſteter Angſt und mußte die peinlichſte Vorſicht beobachten. Da nahm ſie einen Zeitpunkt wahr, wo

Einer ihrer Verwandten dem Volke öffentliche Spiele gab, wandte ſich an Octavien und die Edle wurde von der Edlen leicht gewonnen. Octavia wußte zu veranſtalten, daß bey jenen Spielen kein anderer Triumvir erſchien als ihr Bruder. Dieſem warf im Theater die Gattin des Vinius ſich zu Füſſen, geſtand was ſie gethan, ließ den Kaſten bringen, öffnete ihn, und zitternd ſtieg ihr Gemahl heraus.

Alſobald nahm Octavia das Wort, und ſchilderte mit ſo rührender Beredſamkeit die Tugend des treuen Weibes, daß Auguſtus, der ohnehin der geliebten Schweſter nichts verſagen konnte, in ihr Lob einſtimmte und dem Vinius das Leben ſchenkte. Das genügte Octavien noch nicht, denn nun erhob ſie den Muth des Freygelaſſenen, der, auf die Gefahr ſeines eigenen Lebens, ſeinen vormaligen Herrn verborgen hatte; ihr Bruder mußte ihm die römiſche Ritterwürde verleihen. Nachdem die Triumviren ihren dreyfachen Thron auf Leichen gegründet hatten, und es nun endlich ruhiger wurde, ſtand Octavia mit Widerwillen unter den vornehmſten Frauen eines Hofes, der von verworfenen Weibern wimmelte. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſchildern dieſe Schaamloſen als Urheberinnen aller Ausſchweifungen in Rom. Zu jenen verbrechenſchwangeren Zeiten, ſagen ſie, begann das Verderbniß durch eheliche Treuloſigkeiten, ein Gift, das bald alle Familien und das ganze Volk ergriff. Mannbare Mädchen ergötzten ſich noch an Kinderſpielen und lernten die ſchlüpfrigen Tänze der Jonier; ſie übten ſich von der zarteſten Jugend an in verführeriſchen Stellungen der Wolluſt. Die Ehe machte ſie nicht ſittſamer. Nichts war ausgelaſſener als ihre Mahlzeiten, keiner Begierde widerſtanden ſie und ihre bequemen Männer ſahen es gefällig mit an. Galba lud den Mäcen zur Abendmahlzeit, und als er gewahrte, daß der Gaſt die Wirthin lüſtern anſchaute, ſtellte er ſich als überwältige ihn der Schlaf. Ein anderer, der ſein Weib im Ehebruch ertappte, ſtrafte ſie nicht, nach alter Sitte, durch die Geißel oder das Schwerdt, ſondern ließ ſich abfinden durch eine Summe Geldes. Bey der Wahl eines Liebhabers ſah man weder auf Geiſt noch Schönheit, weder auf Rang noch Tapferkeit, ſondern einzig auf deſſen Reichthum; und Horaz ſagt, ein reicher Kaufmannsdiener ſey am willkommenſten geweſen.

Es gab drey Claſſen von galanten Weibern, Damen vom Stande, Freygelaſſene und Freudenmädchen. Schon damals verſtand eine Comödiantin ihre Liebhaber in wenigen Jahren auszuplündern. Koketten theilten ihre Gunſt geſchickt zwiſchen Mehrere. Villius war ſtolz darauf für den beglückten Liebhaber von Sulla's Tochter zu gelten, und achtete es nicht, daß er oft an ihrer Thüre fror, während ſie mit einem gemeinen Menſchen ſich eingeſchloſſen hatte. Mit ſolchen Weibern mußte Octavia leben. Aber ſie wurde vom Gift nicht angeſteckt. Man vermählte ſie dem Marcellus, einem Manne der Conſul geweſen und im großen Anſehen ſtand. Sie gebar ihm zwey Töchter, die ſie noch inniger an einen geachteten Gatten knüpften. Ihn raubte ihr der Tod, als ſie eben ihr drittes Kind unter dem treuen Herzen trug. Dieſer Verluſt beugte ſie tief, allein ſie trug ihn mit jener Würde, die ſie in allen Stürmen des Lebens bis ans Ende behauptet hat. Sie zog ſich in die Einſamkeit zurück, und würde freywillig ſie nie verlaſſen haben; die Politik foderte ein großes Opfer und ſie brachte es mitten in ihrem Schmerze.

Nachdem das Triumvirat aufgelöſt worden, weil der armſelige Lepidus der Rolle nicht gewachſen war, theilten Auguſtus und Antonius die Herrſchaft der Provinzen, geriethen dabey oft in Streit und Bürgerkriege zerriſſen den Schooß der Republik. Des Antonius verwegene, herrſchſüchtige Gattin, Fulvia, veranlaßte nicht ſelten dieſe Unruhen. Sie mißbrauchte ihr Anſehen um den Krieg zu ſchüren, während Octavia durch das ihrige den Frieden zu erhalten ſtrebte. Wenn die Schriftſteller von Fulvia ſagen, ſie habe nichts von ihrem Geſchlecht beſeſſen als den Körper, ſo wollen ſie damit ihre ausſchweifenden Sitten bezeichnen. Politiſche und kriegeriſche Entwürfe beſchäftigten ſie unaufhörlich. Während der kurzen Zeit, in der Antonius, nach Cäſars Tode, Alleinherrſcher in Rom war, verkaufte ſie in ihrem Schlafzimmer Königreiche, Provinzen und Staatsämter an den Meiſtbietenden. Sie umgürtete ſich mit dem Schwerdte, ſie ſtellte ſich an die Spitze der Senatoren und Ritter von ihrer Parthey; ſie befehligte die Soldaten, hielt Reden an ſie und berieth ſich mit den Anführern. Während des Triumvirats war ſie bisweilen ſo kühn, Leute, über die das Todes-Loos nicht geworfen war, zu ermorden, blos weil ſie dieſe Leute haßte; und ſie trieb die Unverſchämtheit ſo weit, die Köpfe derſelben vor den Antonius bringen zu laſſen, der ſie oft nicht einmal kannte. Den Kopf des ehrwürdigen Cicero nahm ſie auf ihren Schooß, ſpuckte darauf, und durchſtach des großen Redners Zunge zu wiederholtenmalen mit einer Nadel aus ihrem Haare. Für den Antonius brannte ſie in Liebeswuth; ſeine Leidenſchaft für Cleopatra brachte ſie oft zur Raſerey. Auch gemeine Nebenbuhlerinnen konnten ihren eiferſüchtigen Zorn erregen. Als ſie erfuhr, daß Antonius in Cappadocien durch ein Freudenmädchen Glapſyra gefeſſelt ſey, bot ſie alle ihre Reize auf, um den Auguſtus, ihren Schwiegerſohn, zu bewegen, ſie an ihrem treuloſen Gatten auf gleiwarten, er rief ſeine beyden geſunden Beine um Hülfe an, und ſprang buſchein. Nun begriff der dicke braune Mann wohl, daß er einen dummen Streich gemacht hatte, denn ſeine Pferde und Kaſten durfte er nicht verlaſſen, um den Flüchtling zu verfolgen, und hätte er das auch wagen wollen, ſo ließ doch ſein fetter Wanſt ihm wenig Hoffnung, den achtzehnjährigen, magern Springinsfeld einzuholen. Er veränderte daher in der Geſchwindigkeit ſeinen Ton, und bat den fliehenden Polycarpus ſehr beweglich, zurückzukommen, es ſolle ihm kein Haar gekrümmt werden. Aber die Fuhrmannspeitſche hatte meines Vaters Füße einmal in ſolche unaufhaltſame Bewegung geſetzt, daß die Ohren ihm für dießmal keine Dienſte thaten, und er ſchon weit entfernt war, als der dicke braune Mann noch immer ſeine Einladung und ſein Verſprechen ihm nachkreiſchte. Es blieb alſo dem armen Teufel weiter nichts übrig, als den ermordeten Strauß wieder einzuſchließen, che Weiſe zu rächen; ſie gieng ſo weit ihm zu drohen, daß ſie mit ihren Truppen ihn angreifen werde, wenn er ihre Wünſche nicht befriedige. Allein wie tief Auguſtus ſie verachtete, erhellt aus einem Epigramm von ihm, das unter denen des Martial ſich findet. Denn nachdem er ſich die Wahl geſtellt, ob er Fulvien lieben oder gegen ſie fechten ſollte, ſo ſchließt er mit dem Zuruf: Trompeter blas! Als darauf dieſe Furie ihm ernſtlich den Krieg erklärte, gab er ihr ein neues Zeichen ſeiner Verachtung, indem er ihre Tochter verſtieß und ſchwur, ſie nie berührt zu haben. Jetzt reihte Fulvia Intriguen an Intriguen, und ließ täglich neue, von ihr entzündete Flammen in Italien aufſteigen, blos damit Antonius genöthigt würde zurückzukehren. Sie beherrſchte dieſen Helden ſo ganz, daß, als Cleopatra in ihrem Netze ihn fieng, ſie ihn ſchon gewohnt fand die Feſſeln der Weiber zu tragen.

Nachdem die Truppen des Auguſtus die Stadt Peruſa erobert hatten, in welcher Fulvia ſich aufgehalten, floh ſie nach Brindiſi, von da nach Athen, wo ſie mit ihrem Gemahl ſich vereinte und ihn nach Sicyon begleitete. Hier endlich hatte Antonius den Muth das ſchändliche Joch abzuſchütteln. Er machte ihr die heftigſten Vorwürfe, daß ſie Schuld an allem Unheil ſey, welches ihn betroffen, er behandelte ſie mit der bitterſten Verachtung und verließ ſie. Dieſen Glücks-Wechſel konnte ſie nicht vertragen, ihre Leidenſchaften verzehrten ſie und ſie ſtarb bald nachher von Niemanden bedauert, nicht einmal von ihren Kindern. So lange dieſe Furie lebte und den Antonius beherrſchte, ſo lange war Auguſtus unverſöhnlich. Nun aber neigte er ſich gern zum Frieden, und wie konnte dieſer Friede feſter beſiegelt werden, als durch eine Vermählung Octaviens mit dem Antonius?

Im Vertrauen auf Octaviens Schweſter- und Vaterlandsliebe, ſchlug Auguſtus der jungen Wittwe, die erſt ſeit ſechs Monaten ihren Gemahl in der Einſamkeit betrauerte, dieſe Verbindung vor. Mit ſchwerem Herzen willigte ſie ein. Welch' einen Gatten hatte ſie beſeſſen! und welchem ſollte ſie zu Theil werden! Ein ſchöner Mann war Antonius, voll boshaften Witzes, kein großer Politiker, aber ein guter General, den ſeine Soldaten liebten; verſchwenderiſch wenn es ſein Vergnügen galt; ein Trunkenbold; gierig nach fremdem Gute; raſch im Belohnen wie im Beſtrafen, doch lieber Gutes als Böſes übend; eben ſo fröhlich Spott ertragend als fröhlich er Anderer ſpottete. Ein Herr der Welt hätte er werden können, wenn er nicht lieber Cleopatras Sklave geworden wäre. So ſchildern ihn die, welche am günſtigſten von ihm urtheilen, und vergeſſen hinzu zu fügen, daß er ausſchweifende Pracht liebte, thörigt eitel, launenhaft ehrgeitzig, und den niedrigſten Wollüſten ſo ergeben war, daß er von allen Rechtlichen verachtet wurde. Eine kleine Comödiantin, Nahmens Cytheride, hatte ihn einſt ſo gefeſſelt, daß, wie Cicero ihm vorwirft, er in einem offenen Tragſeſſel von Lictoren umgeben ſich mit ihr öffentlich zeigte, und auf einer Reiſe, auf der ſie ihn begleitete, ſeinen Wagen von Löwen ziehen ließ. Was aber mit Recht Octavien am meiſten gegen dieſe Verbindung empören mußte, war das Joch der Cleopatra, welches er ſo ſchaamlos trug. Doch ihres Bruders Bitten und das Glück ihres

Vaterlandes ließen ihr keine Wahl. Die Sache mußte beſchleunigt werden. Was auch ihre zarte Sittſamkeit leiden mogte, nicht einmahl ihre Niederkunft abwarten, nicht einmahl die zehn Monate der Wittwenſchaft einſam vertrauern zu dürfen, ſie war willig das große Opfer zu bringen. Der Senat diſpenſirte ſie von der vorgeſchriebenen Zeit, binnen welcher keine Wittwe zur zweyten Ehe ſchreiten durfte, und ſie wurde des Antonius Gemahlin. Dieſer begab ſich nebſt dem Auguſtus nach Rom, um die Vermählung zu feyern.

Ihr Einzug war ein Triumph. Das Volk jauchzte ihnen zu, die Segnungen des Friedens von dieſer Verbindung hoffend. Niemand zweifelte, daß die alternde Cleopatra der reitzenden jungen Octavia werde weichen müſſen. Es wurden glänzende Feſte gegeben, deren holde Königin ſie war. Antonius erklärte mehr als einmal laut, ſie übertreffe Cleopatern an jedem Liebreiz und ſein Entzücken ſchien ſo unverſtellt, daß die Friedens-Mittler ſtolz auf ihre ſo ganz gelungene Unterhandlung waren. Zwey Monate nachher gebar Octavia einen Sohn, denſelben jungen Marcellus, den die Geſchichtſchreiber ſo hoch preiſen. Sie lebte nun eine Zeit lang einträchtig mit ihrem Gemahl, der in der Entfernung von Cleopatra, weniger abhängig von dieſer Buhlerin war, und deſſen Sinnlichkeit in dem Beſitz des ſchönſten Weibes noch vollen Genuß fand. Die beyden Triumvire machten jetzt eine neue Theilung, Auguſtus erhielt den Occident, Antonius den Orient. Als aber die Schiffe des jungen Pompejus die Küſten von Italien beunruhigten, zogen beyde aus, dieſen ſchwachen, den Ruhm ſeines Vaters nicht behauptenden Feind zu bekämpfen. Doch weil man nicht hindern konnte, daß ſeine Kaper dem Volke die Lebensmittel abſchnitten, ſo verglich man ſich endlich mit ihm: Sicilien und Sardinien wurden ihm abgetreten, und nun bewirtheten ſich die Verſöhnten wechſelsweiſe. Octavia, die ihrem Gemahl bereits eine Tochter geboren hatte, war ihm in's Lager gefolgt, und nun gegenwärtig bey dieſen Feſten. Als Pompejus auf ſeinen Galeeren das erſte Gaſtmahl gab, war die Rede von einer künftigen Verbindung zwiſchen deſſen Tochter und dem jungen Marcellus, allein der Gedanke hatte keine Folgen. Antonius wurde bey dieſen fröhlichen Gelagen oft mit Cleopatra geneckt und vertheidigte ſich ſchlecht in Gegenwart der edlen Octavia.

Er und Auguſtus waren im Grunde noch immer ſo gereizt gegen einander, daß ſie bey den geringſten Veranlaſſungen in Zwiſt geriethen. Octavia fürchtete, ſolche Funken mögten einen Brand verurſachen, wenn die beyden ehrgeitzigen Nebenbuhler noch länger beyſammen blieben, ſie war daher ſo klug, ihrem Gemahl eine Reiſe nach Athen vorzuſchlagen, um dort den Winter mit ihm zuzubringen. Er willigte gern ein, ſchickte ſeinen General Ventidius gegen die Parther, nahm auf das freundlichſte Abſchied vom Auguſtus, empfahl ihm ſein Haus, und zog mit Octavien nach Griechenland. Die Athenienſer, die damals nur Vergnügen athmeten, ſahen mit Freuden in ihrer Stadt den glänzenden Hof des Antonius erſcheinen. Sie ſtellten herrliche Feſte an, weniger dem großen Feldherrn als ſeiner ſchönen Gemahlin zu Ehren, deren Grazien, Klugheit und Geſchmack ſie zu bewundern nicht ermüdeten. Die Ehrenbezeugungen, die man ihr erwies, glichen faſt dem Götterdienſt und waren nur die Sprache der Herzen. Sie, mit allen Muſen vertraut, mußte ja wohl den Aufenthalt in einer Stadt lieben, welche die Wiege der Wiſſenſchaften, Künſte und Geſetze war, von wo aus Philoſophie und Cultur auf andere Völker ſich verbreitet hatten, und die noch immer von ihrem alten Glanze herrliche Ueberreſte zeigte. Aber am merkwürdigſten war das Betragen des Antonius während dieſes ganzen Winters. Er, ſonſt ſo ausſchweifend und ungeſchliffen, ſchien durch Octaviens Umgang in den ſanfteſten Weiſen verwandelt zu ſeyn. Man ſah ihn auf den Straſſen einfach wie jeden Bürger, gekleidet in die Landestracht, ohne irgend ein Zeichen der Herrſchaft vor ſich her tragen zu laſſen, und nur von ein paar Freunden oder Bedienten begleitet. Er wohnte den Verſammlungen der Philoſophen bey, nahm Theil an ihren Geſprächen, aß mit den Griechen, feyerte ihre Feſte nach ihrer Weiſe, und überall ſtand ihm Octavia zur Seite, an der ſein Auge liebevoll hieng, und deren Wille der ſeinige war. Aber dieſer glückliche Winter verſtrich, und Alles wurde anders. Er hielt jetzt lange Berathſchlagungen mit ſeinen Generalen, deren Brieſe er zuvor kaum flüchtig geleſen hatte; er fieng an den Imperator zu ſpielen, machte große Vorbereitungen zum Kriege, rückte jetoch ſpät in's Feld, und fand, daß der Ventidius indeſſen die Parther ſchon zweymal geſchlagen hatte. Auf einer andern Seite hörte er viel von den großen Unternehmungen des Auguſtus, deſſen kleinſte Schritte er argwöhniſch beobachtete. Plötzlich entſchloß er ſich, nach Italien zurück zu gehen und ſchiffte ſich ein mit Octavien auf 300 Galeeren an der Spitze eines Heeres. Als Auguſtus erfuhr, ſein Schwager komme mit einer ſolchen Macht, verſchloß er ihm den Haven von Brindiſi, wodurch Antonius genöthigt wurde, bey Tarent zu landen. Man verſagte ihm den Durchzug, da gerieth er in Wuth. Auguſtus hingegen beklagte ſich, daß, als Pompejus den Frieden gebrochen, ſein Schwager ihm keinen Beyſtand geleiſtet.

Dieſer neu ausbrechende Zwiſt betrübte Octavien tief. Sie bat ihren Gemahl ihr zu vergönnen, daß ſie zu ihrem Bruder ſich begebe, um Verſöhnung zu ſtiften. Sie war zum zweytenmahle ſchwanger, allein das hinderte ſie nicht, die Reiſe anzutreten. Schon unterwegs ſtieß ſie auf den Auguſtus, der an der Spitze ſeiner Truppen vorrückte. Zuerſt hatte ſie eine geheime Unterredung mit Mäcenas und Agrippa, den Günſtlingen ihres Bruders, die ſie auf die rührendſte Weiſe beſchwor, den Frieden zu vermitteln. „Denn, ſprach ſie, „auf welche Seite ſich auch der Sieg neigen mögte, ſo wäre ich immer das unglücklichſte Weib „und müßte einen Bruder oder einen Gemahl „beweinen.“ Dann gieng ſie, auf Anrathen beyder Günſtlinge, zu ihrem Bruder ſelbſt, und — ſo erbittert auch dieſer gegen Antonius, ſo ſtörriſch ſeine Politik war — ſo konnte er doch den Bitten der holden Schweſter nicht widerſtehen. Er ſandte ſie zurück mit der reinſten Freude im Herzen, denn er hatte ihr verſprochen, ſogleich nach Tarent zu kommen, um den Antonius zu ſehen. Sie eilte dieſe wichtige Zuſammenkunft vorzubereiten, und die Art wie ſie geſchah, bewies zur Genüge, welch' eine Mittlerin hier waltete. Denn Auguſtus rückte mit allen ſeinen Truppen vor, und als man von der Rhede bey Tarent ihn kaum von ferne erblicken konnte, ſetzte ſich Antonius auf ein Boot und ſam ganz allein ihm entgegen. Dieſes edle Vertrauen verfehlte ſeine Wirkung auf Auguſtus nicht. Er ließ ſogleich ſein Heer Halt machen, warf ſich gleichfalls allein in ein Boot, und begegnete dem Antonius. Im Angeſicht der beyden erſtaunten Heere, deren Jubelgeſchrey jetzt nur in den Lüften mit einander kämpfte, umarmten ſich beyde mitten auf dem Meere, und Octavia vom Ufer dem Schauſpiel zuſehend, ließ köſtliche Perlen aus ihren Augen fallen. Ein ſchöner Streit erhob ſich zwiſchen den verſöhnten Schwägern, ein Jeder wollte mit dem Andern umkehren, und an deſſen Seite landen. Antonius mußte endlich nachgeben, weil Auguſtus, unter dem Vorwand, ſeine Schweſter in Tarent zu ſehen, darauf beſtand, dort an's Land zu treten. In der Fröhlichkeit ſeines Herzens blieb er die Nacht dort ohne alle Wachen, und dasſelbe Vertrauen bewies ihm Antonius am andern Tage, die Nacht bey ihm verweilend.

Octavia veranſtaltete, daß Antonius ihren Bruder das erſte Feſt gab, welches dieſer noch glänzender erwiederte — daß beyde ſich anſehnliche Geſchenke machten — daß Auguſtus dem Antonius ſen, und traurig und allein ſeine Straße zu ziehen.

Mein Vater durchſtreifte indeſſen das dickſte Gebüſch, und zitterte vor jedem Raſcheln eines dürren Laubes, als ob die Fuhrmannspeitſche ſchon hinter ihm ſey. Nachdem er ſich endlich völlig in Sicherheit glaubte, begann er ſehr ernſthafte Betrachtungen über ſein wunderliches Schickſal zu machen. „Ich „bin auf einem feuerſpeyenden Berge gebohren, ſprach er bey ſich ſelbſt: „und folglich „zu großen Thaten beſtimmt. Ich habe einen durchlauchtigen Pathen, in deſſen Dienſt „ich das unausſprechliche Glück genießen „könnte, Fähndrich zu ſeyn, ſtatt deſſen führt „mich ein verdammter Käfer in eine Räuberhöhle, wo man mich zum Küchenjungen „herabwürdigt, und ich entgehe dieſer „Schmach nur um Straußenwärter zu werden. Kaum ſchwingt mein Geiſt durch eigne Kraft ſich über alle dieſe Erniedrungen „empor, kaum bild' ich durch eignen Fleiß „mich zwey Legionen gegen die Parther lieh, und dieſer hingegen ſeinem Schwager hundert der mitgebrachten Galeeren. Die treueſte Freundſchaft wurde wechſelſeitig zugeſagt, und ſo trennten ſich die beyden Imperatoren. Antonius begab ſich auf den Weg nach Aſien, Auguſtus wandte ſich gegen Sicilien. Octavia, ihre Niederkunft erwartend, konnte diesmahl ihrem Gatten nicht in's Kriegsgetümmel folgen. Unter einer Bedeckung von 1000 Kriegern, die er ſelbſt aus den Truppen des Auguſtus wählen durfte, gieng ſie nach Rom. Ach! ſie hatte ihre letzten ſchönen Tage verlebt! Sobald ſie nicht mehr als ein Schutzengel um Antonius ſchwebte, erwachte ſeine Leidenſchaft für Cleopatra heftiger als jemals. Kaum hatte er den Fuß in Syrien geſetzt, als die Verführerin herbey eilte und das alte Joch ihm über den Nacken warf. Nicht lange ſo beſchenkte er ſie mit mehrern Provinzen, die er mit ihrem Reiche vereinigte. Der Senat vernahm es mit höchſtem Unwillen. Wie durfte er ſo mit Staatsgütern ſchalten? Auguſtus ſah in ihm nur noch den Feind Roms und ſeines Hauſes: die, ſeiner geliebten Schweſter angethane Schmach empörte ſein Innerſtes. Octavia hingegen ſchien unbewegt. Sie rechtfertigte die Schenkung der Provinzen nicht, denn das beleidigte den Staat; ſie rechtfertigte aber ſeine Anhänglichkeit an Cleopatra, denn das beleidigte nur ſie. An einem für die Liebe ſo reitzbaren Manne, meynte ſie, ſey eine ſolche Schwachheit zu entſchuldigen. Der Feldzug des Antonius gegen die Parther bewährte den Ruf des großen Feldherrn nicht, denn um nur ſeine Rückkehr nach Alexandrien zu beſchleunigen, wo er den nächſten Winter zu verſchwelgen hoffte, that er ereilige Angriffe, und verwickelte ſich in gefährliche Unternehmungen. Hunger, Kälte, Krankheiten, erwegene Scharmützel rieben ſeine Truppen auf, und ohne die Warnung eines Ueberläufers, würde er ſelbſt den Tod gefunden haben. Er gieng nach Syrien zurück. Cleopatra brachte ihm Gold, er vertheilte es unter den Reſt ſeiner Truppen und Er rühmte es laut, daß Cleopatra es ihm geliehen. Den Römern wurde er immer mehr und mehr verhaßt, Auguſtus dürſtete nach Rache. Nur Octavia blieb dem Treuloſen getreu, und erhob ſich hoch über ihre Pflichten. Da ſie hörte, daß er gegen die Parther einen unglücklichen Feldzug geendet, entriß ſie ihrem Bruder die Erlaubniß, zu ihm zu eilen, und ihm neue Unterſtützung zu bringen. Im Grunde wünſchte Auguſtus, die Mißhandlungen, denen ſie nach ſeiner Ueberzeugung, entgegen gieng, mögten ſie endlich empören und ihm einen Vorwand leihen, den Schwager nicht länger zu ſchonen. Octavia gieng zu Schiffe. Viele Fahrzeuge mit Mannſchaft, Erfriſchungen und Reichthümern beladen, folgten ihr. Sie wiegte ſich vielleicht eben mit dem ſüſſen Gedanken, nun bald, was ihre Liebe geſammelt, vor ihm auszubreiten, als ein Bote ihres Gemahls ihr den Befehl brachte, nicht weiter als bis Athen zu gehen und ihn dort zu erwarten. Obgleich dieſer Befehl, der ohne Zweifel von Cleopatra dictirt worden, ihr in Gegenwart Vieler überreicht wurde, ſo empfieng ſie ihn doch ohne die mindeſte Beſtürzung zu verrathen. Die Gefühle, die ihr Herz zerreiſſen mogten, verbarg ſie zur Bewunderung aller Zuſchauer. Mit freundlichem Ernſt antwortete ſie dem Boten: „Ich bringe meinem Ge-

„ mahl Roſſe und Kriegsgewänder, und Geſchen-
„ ke für ſeine Freunde und Soldaten, und eine
„ anſehnliche Summe Geldes und 2000 wohlgerü-
„ ſtete Krieger. Sage ihm das, und bitte ihn
„ mir zu melden, wohin ich das alles ihm ſenden
„ ſolle?“

Als Antonius dieſe Antwort vernahm, konnte er ſich nicht enthalten, ihrem Edelmuth warme Lobſprüche zu ertheilen. Da zitterte Cleopatra und nahm ihre Zuflucht zu neuen Künſten. Bisher hatte ſie durch den Rauſch der Sinne, durch Pracht und Schwelgerey ihn gefeſſelt, jezt erſchien ſie plötzlich ſchwermüthig und bleich, entzog ſich allen Vergnügungen, nahm, um abzumagern, faſt keine Speiſe mehr zu ſich, und heftete nur finſtere in Thränen ſchwimmende Blicke auf ihn. „Mich, „ eine Königin, pflegte ſie zu ſagen, nennt man deine „ Buhlerin, und ich ertrage es aus Liebe zu „ dir, während Octavia, die du nicht zu lieben „ verſicherſt, der du mit deiner Hand nur ein Opfer „ der Staatskunſt gebracht, mit dem Nahmen „ deiner Gemahlin prunkt.“ Nie hatte das heuchelnde Weib dem Antonius reitzender geſchienen, als in dieſer Schwermuth. Er vergaß Octavien, die zu Athen ſeiner harrte; er vergaß, daß noch Parther zu bekämpfen waren; er verſchob den Krieg auf das künftige Jahr, und, aus Furcht, Cleopatra könne erkranken, wohl gar ſterben, gieng er mit ihr nach Aegypten zurück.

Noch immer blieb Octavia zu Athen und nährte ihren ſtillen Kummer mit den verwundenden Nachrichten, die ſie von allen Seiten empfieng. Kein Gedanke an eine unwürdige Rache kam in ihre hohe Seele. Viele fremde Fürſten brachten damals ihre Jugendjahre in Athen zu, Manche fühlten die Macht ihrer Reitze, manche ſchienen ihrer Gunſt nicht unwürdig, doch keiner konnte ſie erringen; während Antonius ſich Bachus nennen ließ, und mit Epheu umſchlungen, einen Thyrſus in der Hand, eine goldene Krone auf dem Haupte, auf einem Triumphwagen in Alexandrien einzog, den gefeſſelten König von Armenien hinter ſich herſchleppend. Endlich mußte Octavia ſich bekennen, daß ihr Gemahl ſie verachte. Sie gieng zurück nach Rom, wo Auguſtus ihr befahl, das Haus des Antonius zu verlaſſen. Aber ſie gehorchte nicht. Sie bat ihren Bruder, die ihr zugefügten Mißhandlungen nicht zu achten, und nicht zum Vorwand eines neuen Bürgerkrieges zu machen. „Es wäre den „Römern ſchimpflich, wenn Freundſchaft für ein „Weib und Liebe für ein Anderes die beyden Imperatoren entzweyen ſollten.“ Sie fuhr fort, ihre Kinder ſorgfältig zu erziehen, und ſelbſt die der Fulvia, als ob es ihre eigenen wären. Kamen Officiere vom Antonius nach Rom, um vom Senat irgend etwas zu erlangen, ſo nahm ſie freundlich ſie auf, verwandte ſich für ſie, und beſtürmte den Auguſtus, bis er zugeſtanden, was ſie wünſchten. Aber dieß erhabene Betragen empörte jeden Rechtlichen nur noch mehr gegen ihren unwürdigen Gemahl, der indeſſen zu Alexandrien in den Stricken der Buhlerin lag und ihr eine Königskrone nach der andern aufſetzte. Endlich berichtete Auguſtus dem Senat dieſen kläglichen Wahnſinn, deſſen Greuel er lebhaft ſchilderte. Antonius hingegen ſandte Machtboten mit einer Gegenklage. Er ſelbſt gieng mit Cleopatra nach Ephesus und rüſtete ſich zur offenen Fehde. Geld und Schiffe lieferte ſeine Buhlerin, damit er, wo möglich, der

Macht Roms eine gleiche Macht entgegen ſtellen mögte. Es gab wohl Augenblicke, in denen Antonius ſich nicht verheelte, welch' ein ſchwerer Kampf ihm bevorſtand, und er wünſchte bisweilen den Pflichten des Feldherrn ſich ungetheilt zu widmen; er wünſchte, Cleopatra mögte den Ausgang des Feldzuges in Aegypten erwarten, er bat ſie oft und dringend darum; allein ſie wollte ihn durchaus nicht verlaſſen; ſie fürchtete Octaviens Reitze und die Gewalt ihrer Tugenden. Lieber führte ſie den Verblendeten nach der, wegen Ueppigkeit und Wolluſt berüchtigten, Inſel Samos, wo er von Königen und Völkern der umliegenden Gegenden die üblichen Beyträge zum bevorſtehenden Kriege, aber auch die geſchickteſten Tänzer, Schauſpieler und Tonkünſtler empfieng, und während die ganze römiſche Welt bey den Zurüſtungen ſtutzte, ſprach man zu Samos nur von neuen Liedern, Comödien und Balletten, und hatte keinen andern Kummer, als den, nach erfochtenem Siege noch neue Feſte zu erfinden, da man ſich ſchon jetzt in dieſem edlen Beſtreben erſchöpfte. Endlich verließ Antonius die ſchwelgeriſche Inſel und kam nach

Athen, immer in Begleitung der Circe, die ihn bezaubert hielt. Aber in Athen war noch Jedermann von Octaviens Ruhme voll und alle die Ehrenbezeugungen, welche die Herzen der Athenienſer unaufgefordert ihr erwieſen, mußte Cleopatra durch Geſchenke erkaufen. Antonius ſelbſt trat vor ſie an der Spitze von abgeordneten Bürgern der Stadt, um ſie für die Beherrſcherin der Welt zu erklären und das ſchändliche Gelübde abzulegen, daß er ſich nie mit Octavien verſöhnen, ſie ferner nicht als ſeine Gemahlin betrachten wolle. Er ſandte auch ſogleich Octavien den Befehl zu, ſein Haus in Rom zu verlaſſen. Und ſie verließ es in Thränen ſchwimmend, Thränen, welche minder durch den Schmerz der tief gekränkten Gattin als durch die Furcht der edlen Römerin floßen, daß nun um ihretwillen ein Bürgerkrieg wüthen werde. Sie nahm ihre Kinder mit ſich, auch die der Fulvia, deren verblendeten Vater zu retten ſie noch nicht verzweifelte. Die wenigen Freunde, die zu Rom ihm noch übrig geblieben, ſammelte ſie um ſich, berathſchlagte mit ihnen und es ward beſchloſſen, daß einer der gewandteſten

Unterhändler ſich nach Athen begeben ſolle, um dem Antonius das Schwert zu zeigen, das an Einem Haare über ſeinem Haupte ſchwebte, um ihn zu bewegen den ſchimpflichen Feſſeln der Buhlerey ſich zu entreiſſen, weil er nur in dieſem Fall hoffen dürfe, den Titel und die Macht eines Imperators im Orient ſich zu erhalten." Ja, dieſer Geſandte wurde auf Octaviens Bitten abgefertigt, gleich nachdem er ſie verſtoſſen hatte.

Der Abgeordnete entledigte ſich ſeines Auftrags mit Klugheit und Muth. Nur in Cleopatra's Gegenwart wurde ihm vergönnt, den Antonius zu ſprechen; aber das feſſelte ſeine Zunge nicht; kühn trug er alles vor, was ihm zu ſagen geboten worden. Vergebens! denn ſie wußte ihren Sklaven zu überreden, daß man ihm nur Fallſtricke lege; und hätte ſich der Bote nicht eilig von Athen entfernt, ſo würde er ihrer Rache nicht entgangen ſeyn.

Nun gab der Senat auf des Auguſtus Verlangen ein Decret, welches der Königin von Aegypten, als Uſurpatorin römiſcher Provinzen, den Krieg, und ihren Buhlen aller ſeiner Würden verluſtig erklärte. Auguſtus verließ Rom um ſeine Schweſter und das Vaterland zu rächen. Die klügſten Generale des Antonius riethen, den Feind zu Lande zu erwarten, allein Cleopatra ſtimmte für ein Seetreffen, obgleich die Flotte des Auguſtus der ihrigen weit überlegen war. Sie drohte, im Rauſch des Glücks, das Capitolium und das ganze Reich in Brand zu ſtecken. Als beyde Kämpfer bey Actium einander gegenüber ſtanden, bedeckten ſie die Gewäſſer mit einer ſolchen Menge von Schiffen, daß es ſchien, die Cykladen und alle Inſeln des Archipel hätten vom Grunde ſich losgeriſſen um auf dem Meere zu ſchwimmen. Jedes Schiff trug Thürme, aus welchen die Soldaten brennende Pfeile auf die feindliche Flotte abdrückten. Der Ausgang der Schlacht bey Actium iſt weltkundig. Cleopatra floh zuerſt, und ehe noch die Schlacht entſchieden war. Sie ſegelte ſo eilig nach Aegypten, als gebiete der Schrecken den Winden.

Kaum ſah Antonius ihre Galeeren von ſeiner Flotte ſich trennen, da dünkte ihm geziemender ſeine Geliebte zu begleiten, als mit den Seinigen

„mich zum Naturforſcher, als ich in aller „Unſchuld einem Strauß einen Thorſchlüſſel „und ein paar Kieſelſteine zu freſſen gebe, und „dafür mit Peitſchenhieben belohnt werden „ſoll. O Minchen! Minchen! wäre es mir „vergönnt, an deiner Seite die Natur zu ſtu„diren, in deinem ſchwarzen Auge die All„macht des Schöpfers zu bewundern, wie „gern thäte ich Verzicht auf die Fähndrichs„ſtelle meines durchlauchtigen Pathen!“

Unter dieſem Selbſtgeſpräch war er tapfer zugeſchritten, und da er vor dem dicken braunen Mann nunmehro ſicher zu ſeyn glaubte, ſo ſuchte er emſig wieder auf die Landſtraße zu kommen, um wo möglich noch vor Abend ein Dorf oder eine Hütte zu erreichen.

Aber ſiehe! am ſchwarzen Horizont thürmte eine Wetterwolke ſich auf, ſchon heulte der rauhe Sturmwind in den Wipfeln der Eichen, ſchon rollte der ferne Donner, ſchon leuchteten zackigte Blitze, die Luft war ſchwül und drückend, die Vögel flatterten ängſtlich umim Treffen Stand zu halten. Dieſe vertheidigten ohne Haupt ſich dennoch lange und tapfer. Während der Feldherr als der ſchlechteſte Krieger unter ihnen ſich zeigte, ſchien jeder gemeine Krieger ein braver General zu werden. Doch endlich unterlagen ſie. Als die fliehende Cleopatra den fliehenden Antonius hinter ſich erblickte, ließ ſie ihn auf ihre Galeere holen. Hier ſaß er auf dem Verdeck den Kopf in beyde Hände geſtützt, und ſprach lange kein Wort mit der Buhlerin, bis ihre Weiber ſie mit einander ausſöhnten. Von Alexandrien aus wurde ein Bote geſchickt, der vom Auguſtus die Gnade begehren ſollte, Aegypten der Cleopatra und ihren Kindern zu erhalten, dem Antonius aber zu vergönnen, daß er als Privatmann zu Athen ſein Leben beſchlieſſe. Es wurde abgeſchlagen, doch Cleopatern Hoffnung gemacht, daß man ſie ſchonend behandeln werde, wenn ſie den Feind des römiſchen Reichs tödten oder vertreiben wolle. Derjenige, der dieſen Auftrag ihr hinterbrachte, war ein ſchöner, geiſtreicher Mann, der ſchnell ihre Gunſt, aber auch die Eiferſucht des Antonius erweckte. Schimpflich mit Ruthen gepeitſcht ſandte dieſer ihn zurück. Die Königin verdoppelte ihre Liebkoſungen um den böſen Eindruck zu verlöſchen, und die üppigſten Feſte begannen aufs neue in Alexandrien. Aber ſchon verließen nach und nach die letzten Anhänger den entarteten Helden, und ſeine Galeeren giengen zu dem Feinde über.

Als er dieſe Schreckenspoſt vernahm, glaubte er von ſeiner Buhlerin ſich verrathen, und wollte ſich umbringen. In dieſer Stimmung verließ ſie ihn, vielleicht fürchtend, er werde ſeine Wuth endlich gegen ſie ſelbſt kehren. Mit zweyen ihrer Weiber verſchloß ſie ſich in das prächtige, von ihr erbaute Grabmahl, und ließ dem Antonius hinterbringen, ſie ſey tod. Dieſe Nachricht konnte er nicht überleben, er ſtürzte in ſein Schwert. In Blut gebadet trug man ihn zu dem verſchloſſenen Grabmahl, wo Cleopatra und ihre Weiber ihn an Stricken mühſam hinaufzogen, und er in ihren Armen ſtarb. Auguſtus weinte in ſeinem Zelte der alten Freundſchaft eine Thräne und beſeufzte die Verblendung eines ſolchen Mannes. Zu der Verführerin des Beſiegten ſprach der Sieger Gnadenworte, um ihren Selbſtmord zu verhüten, denn er wollte für ſeinen Triumph ſie aufſparen. Einer ſeiner Officiere kam noch zu rechter Zeit in das Grabmahl, da ſie eben einen Dolch ſich in die Bruſt ſtoſſen wollte. Sie wurde von nun an ſtreng bewacht.

Noch einmahl hoffte ſie Rettung von ihren Reitzen. Hatten doch Antonius und der junge Pompejus, hatte doch ſelbſt Cäſar ihr nicht widerſtanden. Sie bat den Imperator um eine geheime Unterredung, weil ſie wichtige Dinge ihm zu vertrauen habe. Durch alle Künſte ihres Putztiſches bereitete ſie ſich zu dieſer Unterredung vor. Auguſtus fand ſie liegend auf einem Ruhebette, umgeben von Gemählden des Cäſar, und in den Briefen blätternd, welche dieſer große Mann ihr einſt geſchrieben hatte. In Trauerkleidern lag ſie da, erhob ſich beym Eintritt des jungen Imperators, trat ihm ſchwermüthig entgegen, wurde von ihm zurück auf das Ruhebette geführt und erſchöpfte nun vergebens alle die Zauberkünſte, durch die ſie vormals über Männerherzen ſo unbeſchränkte Gewalt übte. „Dein Vater“ ſprach ſie, „hat „mir die Krone Aegyptens auf das Haupt ge-

„ ſetzt. Könnte ich dir ſchildern, wie er gegen
„ mich geſinnt war. — Doch hier ſind ſeine Brie-
„ fe, lies. Er ſchrieb ſie alle mit eigner Hand."
Auguſtus, des Triumphes gedenkend, der ſeiner Schweſter Rache vollenden ſollte, ſprach ihr Troſt zu, verſicherte, ſie habe nichts zu fürchten, entzog ihr nichts von ihrem königlichen Staate. Allein die Schlaue durchſchaute ſein Vorhaben; und als ſie ſah, daß ihre letzten Hoffnungen an des Jünglings kaltem Unwillen ſcheiterten, gab ſie ſich den Tod, einen Zettel an Auguſtus hinterlaſſend, in welchem ſie bat, neben dem Antonius begraben zu werden. Eilig ſandte der Imperator hin um ihren Tod zu verhüten. Man fand das Grabmahl feſt verſperrt, und als es mit Gewalt erbrochen wurde, lebte Cleopatra ſchon nicht mehr. In ihrem koſtbarſten Schmuck lag ſie auf dem Ruhebette, zu ihren Füßen der Leichnam einer ihrer Vertrauten, die andere, ſterbend, konnte noch berichten, wie ihre Gebieterin die That vollbrachte.

Freudetrunken empfiengen die Römer den jungen Sieger in ihren Mauern. Nur Octavia trauerte und erfüllte jede Pflicht des Wohlſtandes, doch mehr mit Ernſt als kummervoll, wie es einer ſolchen Wittwe geziemte. Sie entzog ſich aller Theilnahme an Staatsgeſchäften und lebte blos für ihre Kinder aus beyden Ehen. Ihr Liebling war der junge Marcellus. Er war auch der Liebling ſeines Oheims und des ganzen römiſchen Volkes, das in ihm den Bürgen der Dauer ſeines Glückes ſah, denn Auguſtus verheelte es nicht, daß nach ihm dieſer Jüngling, den ſchon jetzt jede Tugend ſchmückte, der Herr der Welt ſeyn werde. Was Wunder, daß Octavia ſtolz auf dieſen von ihr gebildeten Sohn war und einſt von ihm Erſatz für alle Leiden hoffte. Schon in ſeinem funfzehnten Jahre machte man ihn zum Aedilis curulis; ein wichtiges Amt, zu dem ſonſt 37 Jahre erforderlich waren. Denn unter deſſen Obhut ſtanden die Tempel, die Schauſpielhäuſer, die öffentlichen Spiele, die Stadtmauern und die Gerichtsſäle. Marcellus verwaltete das Amt als ein erfahrner Mann, freilich von ſeiner Mutter geleitet, welche die Gelegenheit ergriff, des Volkes Vergnügen mit Pracht und Geſchmack zu befördern und die öffentlichen Plätze mit herrlichen Denkmälern zu zieren.

Auguſtus beſchloß den Marcellus mit ſeiner reizenden aber leichtſinnigen Tochter Julie zu vermählen, und Alles ſchien ſich zu vereinigen, um dieſen Jüngling auf den höchſten Gipfel des Glückes zu erheben, auf dem ſo ſelten der Würdigſte ſteht. Aber plötzlich wurde er von einer Bruſtkrankheit befallen. Man rieth ihm nach Bajä zu gehen, um des dortigen heilſamen Waſſers ſich zu bedienen. Mit ihm zugleich befand ſich dort ein Arzt der Livia, der ihm den Gebrauch der warmen Bäder widerrieth, hingegen den der kalten ihm empfahl. Man argwöhnte, es habe Livia den Arzt dazu vermogt, aus Eiferſucht, weil ihr eigner Sohn einſt den Thron nicht beſteigen ſollte.

Marcellus ſtarb, Rom trauerte, die Welt klagte, Octavia war vernichtet. Der Leichnam wurde nach Rom gebracht und auf dem Marsfelde verbrannt, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetſten Männern widerfuhr. Sein Grab am Ufer der Tiber umgaben die Bildſäulen der größten Helden. Prachtvoll feyerte man ſein Leichenbegängniß. Dichter und Geſchichtſchreiber wetteiferten zu ſeinem Ruhme, und Properz in ſeinen Elegieen verwünſchte das, leidenden Kranken ehemals ſo wohlthätige Bajä, machte es zum Aufenthalt einer feindſeligen, neidiſchen Gottheit.

Octavia hatte den Kelch der Leiden bis auf den letzten Tropfen geleert. Nie verſiegten ihre Thränen um Marcellus. Jeden Troſt verſchmähte ſie, und am letzten Tage ihres Lebens war ihr Schmerz nicht milder als an dem Tage, da der geliebte Sohn begraben wurde. Sie begehrte kein Bildniß von ihm, es war in ihr Herz gegraben; ſie wollte ſeinen Namen nicht nennen hören, und doch ſchwebte er immer auf ihren Lippen. So ſchildert ſie Seneca. Eines Tages hatte ihr Bruder ſie eingeladen, einer Vorleſung des Virgil von deſſen ſechſten Buche der Aeneide beyzuwohnen. Der Dichter beſchreibt darin, wie Aeneas in die Unterwelt hinabſteigt, und wie deſſen Vater Anchiſes in einer langen Weiſſagung die berühmteſten Römer an ihm vorüberführt. Zuletzt erſcheint auch der groſſe Marcellus, der Beſieger Hannibals und der Gallier. Ihm folgt ein ſchöner Jüngling in glänzender Waffenrüſtung, doch mit niedergeſchlagenem Blick. Erſtaunt bemerkt Aeneas das jauchzende Gefolge, welches den Jüngling umgiebt, deſſen auffallende Aehnlichkeit mit dem Helden, dem er folgt und vor Allem einen widrigen Schatten, der um ſein Haupt ſchwebt. Weinend fährt Anchiſes fort, erzählend wie die Götter dieſen jungen Fürſten der Welt nur gezeigt und ſchnell wiederum entzogen, aus Furcht, Rom mögte im längern Beſitz eines ſo koſtbaren Geſchenkes übermüthig werden. Er ſchilderte den lauten Schmerz auf dem Marsfelde und längs der Tiber, weil des Vaterlandes Stütze, die Tugend und Treue der alten Zeit fallen würde.“ „Unglücklicher Sohn!“ rief er aus, „könnteſt du dem unerbittlichen Schickſale dich entziehen, ach du würdeſt einſt Marcellus ſeyn!“ Bey dieſen Worten ſank Octavia in eine lange Ohnmacht. Auguſtus weinte und verbot dem Dichter weiter zu leſen. Nie wollte hinfort die trauernde Mutter wieder etwas zum Ruhme ihres Sohnes hören; doch belohnte ſie den Virgil mit zehn Seſtertien für jeden Vers der Stelle, von der ſie ſo tief bewegt worden. Es waren ein und zwanzig Zeilen, für welche der Dichter mehr als 5000 Goldthaler empfieng. Octavia zog ſich nun ganz in die Einſamkeit zurück und wohnte nicht einmal mehr den öffentlichen Feyerlichkeiten des Götterdienſtes bey. Die Kinder des Antonius von der Fulvia hatte ſie mütterlich erzogen, aber dieſe Großmuth genügte ihr noch nicht. Sie nahm ſich jetzt auch der Kinder an, die er mit Cleopatra erzeugt hatte. Sie vermählte die jüngere Cleopatra mit dem Könige von Mauritanien, einem durch Geiſt und Kenntniſſe berühmt gewordenen Manne. Ihr Bruder, deſſen einzige Tochter durch den Tod des Marcellus verwittwet worden, konnte für Julien keinen zweiten würdigen Gatten finden, wenn er nicht mit Agrippa ſie vermählte. Aber dieſer Agrippa war bereits mit Marcella, Octaviens Tochter verbunden. Doch kaum gewahrte die edle Römerin, daß der Imperator um einen würdigen Eydam bekümmert ſey, als ſie, wie immer, ſich ſelbſt vergeſſend, den Agrippa nöthigte, ihre eigene Tochter zu verſtoſſen, die ſie dann mit dem jungen Antonius, dem Sohn der Fulvia vermählte.

Das Glück ihrer Familie war noch das einzige Geſchäfft, dem ſie ſich widmete. Zwey Töchter hatte ſie noch, beyde Antonia genannt. Die Eine wurde die Gattin des Domitius, die andere die des Druſus. Die letztere wurde von Octavien vorzüglich geliebt, denn ſie glich der edlen Mutter an Körper und Seele; auch war ihr, wie jener, eine volle Leidensſchaale zugemeſſen, denn ſie mußte den Tod ihres Sohnes Germanicus, des liebenswürdigſten Fürſten ſeiner Zeit beweinen und ſtarb von Gram verzehrt, eine Zeugin der Ausſchweifungen ihres Enkels Caligula. Octavia verließ ihre Einöde nicht wieder. Der Glanz, mit dem ihr Bruder ſeinen Thron umgab, war ihr zuwider. Sie legte die Trauerkleider nie wieder ab, überlebte aber den Liebling ihres Herzens noch dreyzehn Jahre. Bey ihrem Begräbniß hielt Auguſtus ſelbſt die Leichenrede im Tempel des Julius Cäſar. Ihrem Andenken widmete er einen Porticus, eine Bibliothek, einen öffentlichen Platz und einen Tempel, die alle den Namen der geliebten Schweſter führten.

umher, es begann große Tropfen zu regnen. Mein Vater wußte daß es unter hohen Eichen gefährlich ſey zu verweilen, er ſchaute zitternd nach einem Obdach ſich um, und erblickte endlich im Geſträuch eine Jägerhütte, wohin er ſich flüchtete. Das Gewitter näherte ſich fürchterlich unter dem Brauſen des Sturms, die Blitze ziſchten, es folgte Schlag auf Schlag, der Platzregen raſchelte auf dem morſchen Dache. Da trat plötzlich ein feiner Mann in die Hütte, im grünen Jagdkleid, mit Flinte und Jagdtaſche. Das Waſſer triefte ihm vom ledernen Hute herab, und durchnäßte das Pulver auf der Pfanne, ſeine Hunde ſchüttelten ſich, daß die Tropfen umherſpritzten. Er erſtaunte, einen jungen Menſchen hier im tiefſten Walde anzutreffen, deſſen Mine eben keinen Räuber weiſſagte. „Wer biſt du?“ frug er neugierig. Mein Vater erzählte mit der treuherzigſten Naivität, ſeine Geſchichte mit dem dicken braunen Manne, und ſeinen verunglückten Verſuch zum

Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeſchi, Oberſtallmeiſters der Königin Chriſtine von Schweden, aufgeſetzt von dem Pater Le Bel, Prieſter des Ordens der heiligen Dreyfaltigkeit des Kloſters zu Fontainebleau, deſſen Beichtvater. d. 10ten Novbr. 1657.

Die Hinrichtung des Marquis Monaldeſchi, welche auf Befehl der Königin von Schweden zu Fontainebleau geſchah, hat vielen Streit über die Frage veranlaßt: ob ein Souverain, der ſich außer ſeinen Staaten befindet, das Recht habe, ſeine Leute aus eigner Macht zu ſtrafen? — Das gute Vernehmen, welches zwiſchen Schweden und Frankreich ſtets beſtanden, hat ohne Zweifel gehindert, daß die Sache nicht weiter getrieben worden und es ſcheint, der König habe durch ſein

Schweigen andeuten wollen, daß die königliche Macht demjenigen überall folge, der einmal damit bekleidet geweſen, ſo daß er, wo er ſich auch befinde, dieſe Macht ausüben darf über alle ſeine Leute, wenn ſie nicht Unterthanen des Fürſten ſind, in deſſen Staaten er ſich aufhält. Doch es iſt nicht meine Abſicht, und ich bin auch nicht kühn genug, über eine ſolche Frage entſcheiden zu wollen, ſondern ich werde mich begnügen, treulich alle Umſtände der Begebenheit zu berichten. Am 6ten Novbr. 1657 um ein Viertel auf 10 Uhr Vormittags, ſchickte die Königin von Schweden, die damals im Schloſſe von Fontainebleau wohnte, einen Bedienten zu mir, der mich fragte: ob ich der Superior des Kloſters wäre? und als ich es bejahte, ſagte er mir, er habe Befehl mich zu Ihrer Majeſtät zu führen, die mit mir ſprechen wollte. Ich nahm mir nicht die Zeit, einen Begleiter zu ſuchen, um die Königin nicht warten zu laſſen, ſondern folgte dem Bedienten bis in ihr Vorzimmer, wo man mich einige Augenblicke ſtehen ließ. Dann kam der Bediente zurück und ließ mich in das Zimmer der Königin treten. Ich fand ſie allein.

Nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bewieſen, fragte ich, was Jhro Majeſtät von Dero Knecht verlange? — Sie ſagte, ich möchte ihr folgen, um ſich ungeſtörter mit mir unterhalten zu können. Wir giengen in die ſogenannte Hirſch-Gallerie, wo ſie mich fragte: ob ſie ſchon ſonſt mit mir geſprochen habe? — Jch antwortete, ich hätte die Ehre gehabt ſie unterthänigſt zu bewillkommnen, ſie habe das gnädig aufgenommen und das ſey alles. Hierauf ſagte die Königin: ich trüge ein Gewand, welches ihr Vertrauen einſtöſſe; und begehrte von mir, unter dem Siegel der Beichte geheim zu halten, was ſie mir jezt entdecken werde. Jch erwiederte: Geheimniſſe betreffend, ſey ich von Natur blind und ſtumm, und da ich dieſen Character gegen Jedermann behaupte, um wie weit mehr gegen eine ſolche Fürſtin; und fügte hinzu: die heilige Schrift ſagt: Sacramentum regis obscondere bonum est. (Es iſt gut die Geheimniſſe der Könige zu verheelen.) Hierauf gab ſie mir ein Packet ohne Ueberſchrift mit drey Siegeln und befahl mir, es ihr in Gegenwart eines Dritten wieder zuzuſtellen, wenn ſie es verlangen würde. Ich mögte, ſagte ſie, Tag, Stunde und Ort wohl wahrnehmen, da ſie dieſes Paquet mir eingehändigt, und ſo verließ ich die Königin in der Gallerie.

Sonnabends am 10ten November um 1 Uhr Nachmittags, ließ mich die Königin abermals durch einen Kammerdiener rufen. Ich gieng in mein Cabinet, um das mir Anvertraute zu mir zu ſtecken, weil ich vermuthete, daß ſie es zurück verlangen werde; dann folgte ich dem Kammerdiener, der mich in die Hirſchgallerie führte, und, ſobald wir hinein getreten waren, die Thür hinter ſich mit ſo vieler Haſtigkeit verſchloß, daß ich ein wenig darüber ſtutzte. Da ich die Königin in der Mitte der Gallerie erblickte, im Geſpräch begriffen mit Einem aus ihrem Gefolge, den man den Marquis nannte, (ich habe nachher erfahren, daß es der Marquis Monaldeſchi war) ſo näherte ich mich mit einer tiefen Verbeugung. Sie begehrte ziemlich laut, in Gegenwart des Marquis und noch drey anderer Herren, das Paquet von mir, welches ſie mir anvertraut habe. Zwey von den Dreyen ſtanden vier Schritt von der Königin entfernt, der dritte (ihr Garde-Capitain) ihr ziemlich nahe. Sie bediente ſich folgender Ausdrücke: „Mein „Vater, geben Sie mir das Paquet zurück, welches ich Ihnen überliefert.“ Ich trat näher und überreichte es ihr. Sie nahm es, betrachtete es einige Zeit, öffnete es, und zog die darin enthaltenen Briefe und Schriften hervor, die ſie dem Marquis leſen ließ, ihn befragend mit ernſter Stimme und zuverſichtlichem Anſtand: ob er ſie wohl kenne?

Er leugnete es, jedoch erblaſſend. „Wie? „Sie wollen dieſe Briefe und Schriften nicht erkennen?“ fragte ſie. Es waren in der That nur Copien von der Königin eigener Hand. Nachdem ſie dem Marquis Zeit gelaſſen, über dieſe Copien nachzudenken, zog ſie endlich die Originale hervor, zeigte ſie ihm, nannte ihn Verräther und zwang ihn, ſeine Handſchrift und ſein Petſchaft anzuerkennen. Sie befragte ihn mehreremale, der Marquis entſchuldigte ſich ſo gut er konnte, und ſchob die Schuld auf verſchiedene Perſonen. Endlich aber warf er ſich der Königin zu Füſſen und flehte um Verzeihung. In dieſem

Augenblicke zogen die drey Gegenwärtigen ihre Degen.

Da ſtand er auf, drängte die Königin aus einem Winkel der Gallerie in den andern, ſie immerfort bittend, ihn zu hören. Ihro Majeſtät ſchlugen ihm das nie ab, ſondern hörten ihn mit groſſer Geduld an und ohne das mindeſte Zeichen von Aufwallung oder Zorn zu geben. Auch wandte ſie ſich einmal zu mir, als er eben wieder ängſtlich flehte, ſie möchte ihn doch nur geduldig anhören, und ſprach: „Mein Vater, Sie ſind Zeuge, daß ich „nichts gegen dieſen Menſchen vor habe, und daß „ich dem Verräther, dem Treuloſen ſo viel Zeit „laſſe, als er will, und mehr als er von einer „Beleidigten fordern könnte, um ſich zu rechtfertigen, wenn er es vermag." Sie näherte ſich bey dieſen Worten dem Marquis und ſtützte ſich auf einen kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Knopf. (Der Herr Pater vergißt, wie man ſieht, auch die unbedeutendſte Kleinigkeit nicht, allein ich habe, um den Character ſeiner Schrift treu wieder zu geben, nichts unterdrücken mögen.) — Endlich übergab der Marquis, von der Königin dazu aufgefordert, ihr einige Papiere und zwey oder drey kleine, zuſammengebundene Schlüſſel, die er aus der Taſche zog, bey welcher Gelegenheit zwey oder drey kleine Geldſtücke auf die Erde fielen. Es mogte höchſtens eine Stunde verfloſſen ſeyn. Da er nun durch ſein Antworten die Königin nicht befriedigte, ſo näherte ſich Ihro Majeſtät mir und ſagte ziemlich laut, aber geſetzt und gelaſſen: „Mein Vater, ich gehe und laſſe Ihnen dieſen Menſchen. Bereiten Sie ihn zum Tode und ſorgen Sie für ſeine Seele.“

Wenn dieſes Urtheil gegen mich ſelbſt wäre geſprochen worden, ſo würde ich nicht heftiger erſchrocken ſeyn. Bey dieſen fürchterlichen Worten ſtürzte der Marquis zu ihren Füſſen, und ich ſelbſt kniete nieder und bat für den armen Menſchen um Gnade. Sie antwortete mir; „ſie könne ihn „nicht begnadigen; der Verräther ſey weit ſtrafbarer, als manche, die zum Rade verdammt „würden; er wiſſe wohl, daß ſie ihm, als einem „getreuen Unterthan, ihre wichtigſten Geſchäffte „und geheimſten Gedanken vertraut habe. Sie „wolle ihm nicht einmal alle die Wohlthaten vor-

„rücken, die er von ihr empfangen; ſie habe an „ihm ſtets wie an einem Bruder gehandelt, und „habe ihn auch wirklich als ihren Bruder betrach„tet. Sein eigenes Gewiſſen müſſe ſein Henker „ſeyn.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich und ließ mich bey den drey Männern, die noch immer mit bloſſen Degen da ſtanden, um die Hinrichtung zu vollziehen. Als die Königin fort war, fiel der Marquis mir zu Füſſen, und beſchwur mich, ihr nachzugehen und um Gnade für ihn zu bitten. Indeſſen ermahnten ihn die drey Männer ſehr dringend zu beichten, und hielten ihm dabey die Degenſpitzen gegen den Leib, doch ohne ihn zu berühren; und ich, mit Thränen in dem Auge, ermahnte ihn gleichfalls, Gott um Vergebung zu bitten. Da gieng der Anführer der drey Männer noch einmal zu ihrer Majeſtät, um deren Barmherzigkeit für den armen Marquis zu erflehen, kam aber traurig zurück mit dem Befehl, die Hinrichtung zu beſchleunigen, und ſagte weinend: „Marquis, denken Sie an Gott und an Ihre Seele, Sie müſſen ſterben.“ Da gerieth der Marquis auſſer ſich, warf ſich noch einmal zu meinen Füſſen, und beſchwur mich den letzten Verſuch zu machen, um die Königin zu bewegen. Ich that es, fand ſie allein in ihrem Zimmer, mit einem heitern Geſicht ohne die mindeſte Wallung. Ich kniete nieder. Mit Thränen und Schluchzen bat ich ſie, um der Wunden Chriſti willen, den Marquis zu begnadigen. Sie ſagte mir, es thue ihr ſehr leid, daß Sie meine Bitte nicht erfüllen könne. Da der Verbrecher die höchſte Grauſamkeit und Treuloſigkeit an ihrer eigenen Perſon ausüben wollen, ſo dürfe er nie Gnade hoffen; und wiederhohlte, es wären Viele gerädert worden, die es weit weniger verdient hätten, als dieſer Verräther. Da ich ſah, daß meine Bitten nichts vermogten, ſo nahm ich mir die Freyheit, ihr vorzuſtellen, daß ſie in einem Schloſſe des Königs von Frankreich ſich befinde und wohl bedenken ſolle, was ſie thue, und was der König dazu ſagen werde. Worauf ſie mir antwortete: „ſie nehme Gott zum Zeugen, „daß ſie allen perſönlichen Haß gegen den Marquis unterdrücke, und ſich blos an deſſen Verbrechen halte, welches nie ſeines gleichen haben

„werde, und die ganze Welt angehe. Der König „von Frankreich habe ihr ſein Schloß nicht als „einer flüchtigen Gefangenen eingeräumt; ſie ſey „Herr ihres Willens und dürfe Gerechtigkeit an „ihren Leuten üben überall, zu jeder Zeit, ohne „Jemanden Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn, als „Gott allein; auch ſey, was ſie thue, nicht ohne „Beyſpiel.“ Ich antwortete, der Fall mögte doch verſchieden ſeyn, und wenn Könige dergleichen gethan hätten, ſo wäre es nicht in fremdem Lande geſchehen. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ich fürchtete, zu weit gegangen zu ſeyn, und ich fügte noch hinzu: „Madame, bey der „Ehre und Achtung, die Sie in Frankreich ſich „erworben, bey der Hoffnung, die alle gute Franzoſen auf Ihre Unterhandlung ſetzen, bitte ich „demüthigſt, Eure Majeſtät wolle eine Handlung „vermeiden, die, wenn Sie auch in Rückſicht „Ihrer gerecht iſt, doch von den Menſchen als „heftig und übereilt betrachtet werden wird. „Seyn Sie lieber großmüthig und barmherzig „gegen den armen Marquis, oder übergeben Sie „ihn den königlichen Gerichten und laſſen ihm

Behuf der Aufklärung in der Naturgeſchichte. Der Jäger lächelte und der offene Jüngling ſchien ihm zu behagen. Als das Wetter vorüber gezogen, und die Wolken den blauen Horizont entſchleyerten, ſprach der Fremde mit dem Ton der Güte: „ich bin der Berg„hauptmann von Süſſenbayn, willſt du mir „folgen auf mein Schloß, ſo kann ich viel„leicht für deine Zukunft Sorge tragen.“

Als mein Vater von einem Schloſſe hörte, er, der nicht einmal eine armſeelige Hütte hatte, kein Plätzgen wo er ſein Haupt hinlegen, keinen Biſſen Brod womit er ſeinen Hunger ſtillen konnte, ergriff er das Anerbieten begierig, küßte ſeinem Wohlthäter dankbar die Hand, und ſchlenderte hinter ihm her durch den Wald.

„ſeinen Prozeß in aller Form machen. Dadurch „werden Sie nicht allein Ihre eigene Zufriedenheit befördern, ſondern auch den Beynamen der „Bewundernswürdigen ſich erhalten, den „Jedermann Ihnen beylegt.“

„Wie, mein Vater?“ antwortete ſie, „ich, „die ich unbeſchränkte Gewalt über meine Unterthanen habe, ſoll mich herablaſſen, Gerechtigkeit zu erflehen gegen einen verrätheriſchen Bedienten, von deſſen Verbrechen ich die Beweiſe, „von ihm ſelbſt geſchrieben und beſiegelt, in meinen Händen habe? — — Nein, nein, mein „Vater! Ich werde den König davon unterrichten. Gehen Sie und ſorgen Sie für ſeine „Seele. Mein Gewiſſen verbietet mir, Ihren „Bitten Gehör zu geben.“ Und ſo ſchickte ſie mich zurück. Ich merkte indeſſen wohl an der Veränderung ihrer Stimme bey den letzten Worten, daß, wenn ſie die Sache hätte aufſchieben und einen andern Ort wählen können, ſie es gewiß gethan haben würde; aber jetzt war ſie ſchon zu weit gegangen, und ſie konnte ihren Entſchluß nicht mehr ändern, aus Furcht, der Marquis mögte entwiſchen und vielleicht ihr eigenes Leben in Gefahr gerathen. In dieſer Noth wußte ich nicht, was ich thun ſollte. Fort konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt hätte, mein Gewiſſen und meine Barmherzigkeit hielten mich zurück, um den Marquis zum Tode zu bereiten. Ich trat alſo wieder in die Gallerie, umarmte den armen Unglücklichen, badete ihn in meinen Thränen, und ermahnte ihn ſo gut ich konnte und es Gott gefiel mir einzugeben, ſich zum Tode zu entſchlieſſen und an das Heil ſeiner Seele zu denken, da auf dieſer Welt weder Hoffnung noch Leben mehr für ihn ſey. Bey dieſer traurigen Botſchaft entfuhren ihm einige Laute des Schmerzes, dann kniete er vor mir, der ich auf einer Bank in der Gallerie ſaß, und hub ſeine Beichte an. Als er aber ſchon weit damit gekommen war, ſtand er plötzlich wieder auf, und ſchrie laut vor Schmerz. Es gelang mir, ihn zurück zu bringen. Er vollendete ſeine Beichte in lateiniſcher, franzöſiſcher und italiäniſcher Sprache, ſo wie ihm in der Angſt die Ausdrücke einfielen. Als ich eben über einen Zweifel ihn befragte, trat der Allmoſenirer der Königin herein. Sobald der Marquis ihn gewahr wurde, lief er auf ihn zu, ohne die Abſolution abzuwarten, denn die Hoffnung Gnade zu erlangen war erwacht. Sie ſprachen lange leiſe mit einander, ſich bey den Händen haltend, und in einer Ecke der Gallerie zurückgezogen. Als die Unterredung geendigt war, gieng der Allmoſenirer hinaus und nahm den Anführer der drey Männer mit ſich; der kam aber einige Augenblicke nachher ohne den Allmoſenirer zurück und ſagte: „Marquis, bitte Gott um Vergebung, du mußt „ſterben. Haſt du gebeichtet?“ Bey dieſen Worten drängte er ihn gegen die Mauer am Ende der Gallerie, wo das Gemählde des heil. Herrmann hängt, und ich konnte mein Geſicht nicht ſo ganz abwenden, daß ich nicht geſehen hätte, wie er einen Stoß nach dem Unterleibe führte, und der Marquis, um den Stoß zu pariren, den Degen mit der rechten Hand faßte, und der Andere, den Degen zurückziehend, ihm drey Finger zerſchnitt, und der Degen blieb gebogen. Da rief er ſeinen Helfershelfern zu: der Marquis ſey gepanzert. Er trug in der That ein Panzerhemd, welches 9 bis 10 Pfund wog. Und in demſelben Augenblicke wiederhohlte Jener den Stoß nach dem Geſichte, da ſchrie der Marquis: „Mein „Vater! mein Vater! — Ich näherte mich und die andern zögen ſich ein wenig zurück. Er kniete nieder, bat Gott um Vergebung, ſagte mir noch einige Dinge und ich ertheilte ihm die Abſolution, ihm als Buſſe auferlegend, daß er den Tod um ſeiner Sünden willen geduldig leiden, und allen denen verzeihen ſolle, die ihn umbrächten. Da warf er ſich auf den Boden und im Fallen gab ihm ein anderer einen Hieb über den Kopf, der den Hirnſchädel entblößte. Er lag auf dem Bauche und machte ein Zeichen mit der Hand, daß man ihm den Hals abſchneiden ſolle. Derſelbe Menſch verſetzte ihm darauf noch zwey oder drey Hiebe auf den Hals, aber ohne ihm großen Schaden zuzufügen, weil das Panzerhemd, welches bis unter den Kragen heraufſtieg, die Streiche abhielt. Ich ermahnte ihn immerfort, an Gott zu denken, und zu Tilgung ſeiner Sünden geduldig zu leiden. Da fragte mich der Anführer, ob er ihn vollends umbringen ſolle? Ich fuhr ihn rauh an und ſagte: es wäre meines Amts nicht ihm zu rathen; ich begehrte das Leben des Unglücklichen und nicht ſeinen Tod. Er bat mich um Verzeihung und geſtand, er habe Unrecht gehabt, mich ſo zu fragen.

Der arme Marquis erwartete indeſſen den Gnadenſtoß, als er aber die Thür aufgehen hörte, faßte er noch einmal Muth, wandte ſich um, und da er den Allmoſenirer erblickte, kroch er zu ihm hin ſo gut er konnte, indem er ſich an den Wänden hielt, und begehrte mit ihm zu ſprechen. Der Allmoſenirer trat ihm zur Linken, ich ſtand zur Rechten. Der Marquis faltete die Hände und ſagte leiſe etwas zu Jenem, der aber nichts weiter antwortete, als: „bitten Sie Gott um Vergebung“ worauf er, nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, ihm die Abſolution ertheilte, mich bat bey ihm zu bleiben, und zu der Königin zurücke kehrte.

In demſelben Augenblicke ſtach derjenige, der ihm die Hiebe auf den Hals verſetzt hatte, und dem Allmoſenirer zur Linken ſtand, ihm einen langen ſchmalen Degen durch die Bruſt. Da ſtürzte der Marquis zu Boden auf die rechte Seite, ſprach nicht mehr, röchelte aber noch länger als eine Viertelſtunde, während der ich ihm ſo gut ich konnte Troſt zuſprach. Nachdem er all ſein Blut verlohren, ſtarb er dreyviertel auf vier Uhr Nachmittags.

(Die Hinrichtung des Unglücklichen hatte alſo faſt drey Stunden gedauert.) Ich ſprach ein de profundis und Vaterunſer. Der Anführer der drey Männer bewegte einen Arm und einen Fuß des Leichnams, knöpfte ihn auf, ſuchte in den Taſchen, fand aber nichts als ein kleines Gebetbuch und ein kleines Meſſer. Dann giengen alle drey, und ich folgte, um Ihro Majeſtät Befehl zu vernehmen. Als die Königin von dem Tode des Marquis vergewiſſert wurde, wiederhohlte ſie, wie ſchmerzlich es ihr ſey, daß ſie gezwungen geweſen dergleichen zu thun, daß ſie aber blos gerecht gehandelt habe, und Gott bitte, ihm zu verzeihen. Sie empfahl mir, die Leiche wegbringen zu laſſen und zu begraben; ſie wollo mehrere Meſſen für ſeine arme Seele anordnen. Ich ließ einen Sarg machen, und die Leiche auf einen Karren ſetzen, weil ſie ſehr ſchwer, das Wetter nebligt und der Weg ſchlecht war. So wurde ſie von meinem Vicarius und Kapellan nach dem Kirchſpiele gebracht, und dort in der Kirche neben dem Weyhkeſſel eingeſenkt. Dieß geſchah Montags den 12ten November Abends um dreyviertel auf ſechs Uhr. Die Königin ſchickte mir durch zwey Kammerdiener 100 Livres ins Kloſter, um Gott für die Seele des Marquis zu bitten. Am 13ten des Monats wurde bey Glockengeläute die Todtenfeyer für ihn verkündigt, und am 14ten mit allem Anſtand in der Kirche von Avon, wo er begraben liegt, gehalten. Die verordneten Meſſen laſen wir, und baten die göttliche Langmuth, die Seele des armen Verſtorbenen in ſeinem Paradieſe aufzunehmen. So weit der Pater le Bel.

Man hat behauptet: Monaldeſchi habe ein Pasquill auf die Königin geſchrieben und ihre galanten Abentheuer aufgedeckt. Mit Freuden habe ſie die Gelegenheit ergriffen, einen Günſtling los zu werden, den ſie nicht mehr liebte; ſie habe ihn zu ihren Füſſen ſchleppen laſſen, ihn entlarvt und dann ihrem Garde-Capitain und zwey neuen

Günſtlingen befohlen, ihn umzubringen. Nach vergeblichem Widerſtande ſey er unter deren Streichen gefallen. Die Königin, die ihn ſchon todt geglaubt, ſey zu ihm hingetreten, ihn noch verhöhnend. Als er ihre Stimme vernommen, habe er noch einmal die Arme nach ihr ausgeſtreckt, worauf ſie gerufen: „Wie? du lebſt noch?“ Die Mörder hätten ihre Streiche wiederhohlt, Chriſtine aber geſchrieen: „nein, meine Wuth iſt „noch nicht geſättigt! Vernimm, Verräther! daß „die Hand, die ſo viele Wohlthaten dir geſpendet, dir jetzt den letzten Stoß giebt!“ worauf ſie ihn ſelbſt vollends ermordet. Dem allen widerſpricht des Paters treuherzige Erzählung. Der Kardinal Mazarin ſchrieb an die Königin: „daß „eine ſo abſcheuliche Handlung Ihro Majeſtät „für immer von dem Hofe Ludwigs entfernen „müſſe, da ſowohl der König, als er ſelbſt und „alle rechtliche Leute dadurch empört worden wären.“

Sie antwortete: „Monſieur Mazarin. Diejenige, die Ihnen das Detail von dem Tode „meines Stallmeiſters Monaldeſchi erzählt haben,

„waren übel unterrichtet. Ich finde es ſehr ſeltſam,
„daß Sie ſo viele Menſchen aufbieten, um
„das Factum aufzuklären. Ich ſollte freylich über
„Ihr Verfahren mich nicht wundern, ſo närriſch
„es auch iſt; aber ich hätte nie geglaubt, daß Sie,
„oder ihr junger hochmüthiger Herr es wagen
„würden, mir die geringſte Empfindlichkeit darüber
„zu zeigen.“ „Wiſſet denn, Ihr alle, ſo
„viel Eurer ſind, Knechte und Herren, Kleine
„und Groſſe, daß es mir beliebt hat, ſo zu
„handeln, und daß ich Niemanden Rechenſchaft
„von meinen Handlungen ſchuldig bin, am wenigſten
„einem Prahlhans (Fanfaron) von Ihrer
„Gattung. Sie ſpielen eine ſeltſame Rolle für
„einen Menſchen Ihres Standes; aber was Sie
„auch für Urſachen gehabt haben mögen mir zu
„ſchreiben, ſo bekümmere ich mich nicht im mindeſten
„darum. Sie ſollen wiſſen, und es Jedermann
„wieder ſagen, der Luſt hat es zu hören,
„daß ich nichts nach ihrem Hofe frage und am
„wenigſten nach Ihnen; daß, um mich zu rächen,
„ich nicht nöthig habe, zu Ihrer furchtbaren
„Macht meine Zuflucht zu nehmen. Meine Ehre

„hat es verlangt, mein Wille iſt ein Geſetz, welches Sie reſpectiren müſſen. Schweigen iſt Ihre Pflicht, und Viele, die ich nicht höher achte als Sie ſelbſt, werden wohl thun zu lernen, was ſie ihres Gleichen ſchuldig ſind, ehe ſie ungeziemenden Lärm machen.“ „Erfahren Sie endlich, Mons. le Cardinal, daß Chriſtine überall Königin iſt, wo ſie ſich befindet, und daß, wo es ihr auch belieben möge ſich aufzuhalten, die ſpitzbübiſchſten Menſchen (fourbes) immer noch beſſer ſeyn werden als Sie und ihre Vertrauten.“ „Der Prinz Condé hatte wohl Recht auszurufen, als Sie ihn unmenſchlicher Weiſe zu Vincennes gefangen hielten: Der alte Fuchs, der bis jetzt Gott und den Teufel betrogen hat, wird nie aufhören, die guten Staatsdiener zu mißhandeln, wenn das Parlament ihn nicht verabſchiedet, oder dieſen illüſtren H** (ſaquin) de Piscina ſtreng beſtraft. Glauben Sie mir alſo, Julius, führen Sie ſich ſo auf, daß Sie mein Wohlwollen verdienen. Hüten Sie ſich, jemals ein unbeſcheidenes

Sechſtes Kapitel.

Das Bergwerk.

Sie mogten kaum eine Stunde Weges gegangen ſeyn, in welcher Zeit der Herr von Süſſenhayn ſehr viel mit ſeinen Hunden, und kein Wort mit meinem Vater ſprach, ſo blinkte dem Letztern, zu innigem Wohlbehagen ſeines knurrenden Magens, hoch über den Wipfeln der Tannen, das rothe Ziegeldach der Burg Süſſenhayn ins Geſicht. Ihm war es in dieſem Augenblicke, als ſähe er das Dach ſeines Pflegevaters, und den rauchenden Schornſtein verglich er mit Minchens Reizen. Rümpft nur nicht die Naſe über dieſen unwürdigen Vergleich, er iſt natürlicher als mancher im hohen Liede, denn der rauchende Schornſtein reizt den hungrigen Magen, und die blühende Mädgenwange das lüſterne Auge, der Magen bellt lauter, als das Auge begehrt, das Auge ſieht in die

Schüſſel

„Wort über mich laut werden zu laſſen! und wäre ich am Ende der Welt, ich werde es erfahren; denn ich habe Freunde und Höflinge, die eben ſo ſchlau ſind als die Ihrigen, obgleich ſchlechter beſoldet.“ Man kann leicht denken, daß, nach einem ſo ungezogenen Schreiben, Chriſtine Frankreich ſchnell verlaſſen mußte. So ſagt ein übel unterrichteter Schriftſteller (La Place), der die Erzählung des Paters le Bel hat abdrukken laſſen, ſammt den Briefen des Cardinals und der Königin.

Aber dieſe beyden Briefe ſind ſicher nie geſchrieben worden; denn ſo erzählt Frau v. Motteville, eine unverdächtige Zeugin, in ihren Memoiren: „Um dieſe Zeit (1657) machte die Königin von Schweden unvermuthet und gleichſam wider des Königs Willen, eine zweyte Reiſe nach Frankreich, die ihr nicht ſo gut gelang als die erſte. Sie wurde genöthigt zu Fontainebleau zu bleiben, wo ſie viel Langeweile hatte, denn ſie empfieng wenig Beſuche. Auch begnügte ſie ſich nicht, allen ihren Launen zu folgen, ſondern ſie zeigte auch, daß ſie ſehr grauſam ſey.“ Nun erzählt

Frau v. Motteville die Hinrichtung des Monaldeſchi, faſt ganz ſo wie der Pater le Bel; nur fügt ſie noch einige Umſtände hinzu. Der Garde-Capitain habe Sentinelli geheiſſen, deſſen Bruder ſey Chriſtinens Günſtling geweſen, und von Monaldeſchi aus Eyferſucht vieler Verbrechen fälſchlich angeklagt worden; doch habe man den eigentlichen Grund der Geſchichte nie erfahren. Als Sentinelli für den Verurtheilten gebeten, habe die Königin ſich luſtig darüber gemacht, daß er den Tod fürchte, ihn einen Poltron genannt und geſagt: „Er muß ſterben! und damit er zu beichten gezwungen werde, ſo verwundet ihn.“ Nach der Hinrichtung habe dieſe barbariſche Prinzeſſin in ihren Zimmern eben ſo ruhig geſcherzt und gelacht, als ob ſie die löblichſte Handlung vollbracht hätte. „Die Königin Mutter“ fährt Frau von Motteville fort, „und der ganze Hof verabſcheuten dieſe That, verhöhnten aber auch zugleich den armen Todten, daß er nicht den Muth gehabt habe ſich zu retten oder zu vertheidigen; denn was half ihm ſein Panzerhemd? er hätte wenigſtens einen guten Dolch bey ſich führen ſollen.“

„Man ließ die Königin von Schweden ſich ſehr lange zu Fontainebleau langweilen, um ihr Geringſchätzung zu zeigen, aber ſie bat den Miniſter ſo wiederhohlentlich, ſie nach Paris kommen zu laſſen, daß man es endlich nicht mehr abſchlagen konnte. Sie kam alſo zu dem Ballet, welches der König in dieſem Jahre im Carneval tanzte, am 24ten Februar 1658 (alſo länger als ein Vierteljahr nach der That). Sie wäre auch gern ganz in Paris geblieben, allein man gab ihr zu verſtehen, daß man ſie nur wenige Tage da dulden würde. Man logirte ſie auch deßwegen im Louvre in die Zimmer des Kardinals Mazarin, um ihr zu zeigen, daß ſie ſie bald wieder verlaſſen müſſe. Sie blieb aber doch während den Carnevals-Luſtbarkeiten, die ſie gern mit machte.“ „Ihr Betragen war in nichts der Ehre zuwider, ich meyne der Ehre, die von der Keuſchheit abhängt, denn wenn ſie über dieſen Punkt Blöſſen gegeben hätte, ſo würden die Höflinge nicht ermangelt haben es auszupoſaunen. Allein übrigens zeigte ſie wenig Klugheit, wenig Lebensart und groſſen Hang zum Vergnügen. Sie lief auf die Maskenville, gieng, blos in männlicher Begleitung, in alle Comödien in dem erſten beſten Wagen den ſie antraf und von Philoſophie war nicht eine Spur an ihr zu finden. Sie reiſte endlich in den erſten Tagen der Faſten ab, nachdem ſie einiges Geld vom Könige empfangen, und kehrte nach Rom zurück, wo die That, welche ſie in Frankreich verübt hatte, ihr keine Achtung erwarb."

Das klingt ganz anders als jener Bericht. Wenn der franzöſiſche Hof irgend einen Schritt gethan hätte, um die That laut zu mißbilligen, ſo würde Frau v. Motteville es gewiß erfahren und mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit berichtet haben. Daß man den Grund von Chriſtinens Zorn gegen Monaldeſchi nie mit Gewißheit entdeckt hat, geſteht auch ſie. Andere wollen, der Pater le Bel habe die Briefe ſelbſt geleſen, die Monaldeſchi gegen die Königin geſchrieben, und ausgeſagt, dieſer Günſtling habe es aus Liebe und Eyferſucht gethan, einer römiſchen Dame zu gefallen, in die er ſterblich verliebt geweſen. Ein junger Cardinal, ein Freund von Monaldeſchi und Günſtling Chriſtinens, habe das galante Abentheuer entdeckt, und ihr die Briefe ihres Stallmeiſters zugeſchickt. Wie er aber zu dieſen Briefen gekommen? das weiß Niemand. Es bleibt immer ſehr ſonderbar, daß bis jetzt der Schleier von einer ſo laut gewordenen Begebenheit noch nicht hat weggezogen werden können. Möge noch hier ſtehen, was d'Alembert von dieſer Amazóne ſagt; „Der wenige Anſtand, mit dem ſie alles that; die „wenigen Vortheile, die ſie, um Menſchen zu „beglücken, aus ihren Kenntniſſen und ihrem „Geiſte zog; ihr oft übel angebrachter Stolz; „ihre zweydeutigen Reden über die Religion, „welche ſie verlaſſen, und über die welche ſie an„genommen hatte; endlich die herum irrende Le„bensart, die ſie unter Fremden führte, von denen „ſie nicht geliebt wurde; Alles das rechtfertigt „mehr als ſie ſelbſt geglaubt hat, die Kürze ihrer „Grabſchrift: Vixit Christina, Ann. 72.

Schreiben der deutſchen Urgroßmütter an die deutſchen Urenkelinnen.

Liebe Kinder! wenn wir ſo mit unſern Spinnrädern und Webeſtühlen Abends im Paradieſe ſitzen und die feinſten Hemden für die lieben Engelein verfertigen, ſo laſſen wir uns wohl bisweilen von euch da unten, von Eurem Thun und Treiben vorerzählen und ſchütteln nicht ſelten die Köpfe, und Ihr ſollt wiſſen, daß es ein gar wunderſamer Anblick iſt, wenn ſo viele Millionen Urgroßmütter auf Einmal die Köpfe ſchütteln. Endlich haben wir beſchloſſen an Euch zu ſchreiben, und haben die Nonne Roswitha gebeten, unſere Gedanken auf ein himmliſches Palmenblatt zu verzeichnen. Wir haben ihr dictirt, was uns eben winkel. Alles durcheinander, wie es Urgroßmüttern geziemt.

Vielleicht erwartet Ihr auch eine Beſchreibung von unſerm hieſigen Aufenthalt, der mit unter etwas langweilig iſt; aber da müßt Ihr warten, bis Frau von Stael zu uns herauf kommt, die wird Euch alles fein ordentlich beſchreiben, denn wir hören, daß ſie weder ſpinnt noch webt, ſondern ſchreibt.

Hört, liebe Kinder! es will verlauten, ihr wäret lauter Mamſells und Madams geworden, und es wäre keine Jungfrau, keine Hausfrau, ja nicht einmal eine Metze mehr unter Euch zu finden; Ihr ſollt ſogar das Wort Metze als ein Schimpfwort gebrauchen, und es übel nehmen, wenn man Euch Jungfer nennt; wir wollen nicht hoffen, daß ein zartes Gewiſſen Euch dazu treibt, ſondern aus chriſtlicher Liebe vermuthen, daß Euch unbekannt geblieben, welch' ein Ehrentitel in unſern Zeiten der Titel einer ehrbaren Jungfrau war. Wir hatten Druidinnen und Alrunen, die zwar keine Gavotte tanzen konnten, hingegen die Rathgeberinnen ganzer Völker, und ſelbſt von den römiſchen Kaiſern hochgeehrt wurden. Was die Metze betrifft, ſo dürft Ihr ja nur Eure Bibel nachſchlagen — leider will man behaupten, es wären jetzt gar wenige unter Euch, die noch eine Bibel hätten, Ihr läſt nur kleine, närriſche Büchlein, die alle Jahr zum Vorſchein kommen und am Ende jedes Jahres wieder vergeſſen würden — wir wollen das aber nicht glauben, ſondern Euch auf das Buch der Richter, das fünfte Kapitel, den 30ſten Vers verweiſen, da werdet Ihr ſehen, daß noch zu Luthers Zeiten eine Metze keine leichtfertige Dirne war, und wir könnten Euch manches Beyſpiel anführen, wo das Wort Metze in rühmlicher Bedeutung ſogar von Euren Urgroßvätern gebraucht worden. Alſo liebe Kinder! thut die Mamſells bey Seite und werdet wieder Metzen, das wird Euch frommen an Leib und Seele. —

Wir hören auch, daß Ihr zwar fleißig auf Tanzgelage, aber gar nicht mehr in die Kirchen geht, vielleicht weil Euch nicht vergönnt wird, in den Kirchen mit zu ſprechen. Freylich iſt es nicht mehr wie vor alten Zeiten, da ohne uns kein Gottesdienſt vollbracht werden konnte, und wir wollen Euch auch nicht verhalten, daß der Ausſpruch des Apoſtels: „die Weiber ſollen in „der Kirche ſchweigen“ unter Allem was er geſagt hat, uns eben nicht das klügſte zu ſeyn ſcheint; es mag wahr ſeyn, daß wir bisweilen in der Begeiſterung ein wenig zu viel geredet haben; darum ſollt Ihr aber doch fein züchtiglich die Kirchen beſuchen, denn es bleiben Euch noch Orte genug übrig, wo Ihr reden könnt ſo viel Euch beliebt, zum Exempel in den ſündigen Theatern während des Spieles. Wir vernehmen, daß ihr da ſehr laut zu ſchwatzen pflegt, und das rühmen wir, denn ſo wird das Böſe vom Theater nicht gehört. Am meiſten hat uns geſchmerzt zu hören, daß Ihr oft Euch ſchämt, deutſche Frauen zu ſeyn und daß Ihr den Minneſold am liebſten Fremdlingen ſpendet. Ey! ey! liebe Metzen! was ſollen wir dazu ſagen? — Wir wollen lieber nichts ſagen, ſondern Euch blos erzählen, in welchen hohen Ehren wir, ſowohl bey Fremden als bey unſerm eigenen Volke geſtanden, damit Ihr gebührlich nach gleichem Ruhme trachten möget.

Uns fragte man in bedenklichen Fällen um Rath; wir ſetzten uns als Richterinnen Fürſten zur Seite; wir entſchieden in den verworrenſten Händeln und die Streitenden waren zufrieden mit unſerm Spruch. Durch feyerliche Verträge haben die Celten und Carthaginenſer uns zu Schiedsrichterinnen erwählt. Ihr mögtet glauben, wir dürften nur der uralten Zeiten uns rühmen? — O nein! hier ſitzt noch manche jüngere Schweſter unter uns, die gleicher Ehre würdig erfunden worden. Hier ſitzt eine Herzogin Eliſabeth von Bayern, die in einem Handel ihres Gemahls mit dem Biſchoff von Freyſingen gerichtet, und aus rechtlichem Gemüthe gegen ihren Eheherrn geſprochen — eine heſſiſche Prinzeſſin Sophie, die von den verbrüderten Grafen von Waldeck vor kurzem, nemlich vor 600 Jahren, zur Schiedsrichterin erkohren worden — eine thüringiſche Prinzeſſin Eliſabeth, der von zwey heſſiſchen Landgrafen gleiche Ehre widerfuhr. Solche Beyſpiele könnten wir Euch bey Hunderten zu Gemüthe führen. Bedenkt nun ſelber, was wir waren und was Ihr ſeyd. Warme Patriotinnen waren wir, und um

Schüſſel und nicht nach dem Mädgen bis der Magen ſchweigt.

Sie näherten ſich dem Vorhof und wurden von ein paar Dutzend heulenden Jagdhunden empfangen, die ſich zu des Berghäuptmanns Füßen ſchmiegten. Einige Jäger kamen und ſtatteten Bericht ab, was während der Abweſenheit des gnädigen Herren vorgefallen. Der Jäger Hans rapportirte, Sr. Gnaden Nachbar, der Obriſte Felſenburg, wolle den ſchönen Sultan verkaufen, und zugleich ergoß er ſich in das Lob, dieſes Sultans ohngefähr folgendermaßen: „Mit
„Ew. Gnaden gnädigen Erlaubniß, das iſt
„ein Kapital-Hund. Er hat weite, offene
„Naſenlöcher, breite, hangende, dicke Ohren,
„braune, friſche, glänzende Augen,
„gute, ſtarke, weiße Fangzähne, der Rücken
„gegen das Kreuz zu iſt breit und feſt,
„die Hüften fleiſchigt, ſtarke, grade Füße,
„der Bauch haarig und eingezogen, der Wedel
„gebogen, von ſtarken Haaren, nicht
„dürre,

Euch das zu beweiſen, ſoll unſere Schweſter Roſwitha Euch eine Rede abſchreiben, die unſere Schweſter Bunduica vor mehr als 1700 Jahren gehalten, da ſie ihren Landsleuten das römiſche Joch verhaßt machen wollte. Da werdet Ihr eine Probe von weiblicher Beredſamkeit leſen, die Euch gar ſehr in Verwunderung ſetzen wird.

(*) Schön war unſere Bunduica, ſchlau und von erhabener Geſtalt, ernſten Angeſichts, voll tönender Stimme, ihr gelbes Haar wallte bis zu den Schenkeln hinab. Sie trug eine lange goldene Kette, ein vielfarbiges, weites Gewand und einen Speer in der Rechten. So geſchmückt hub ſie an in der feyerlichen Volksverſammlung: „Iſt noch Einer unter Euch, dem Knechtſchaft köſtlicher dünket als Freyheit? — Gab es auch Manchen, den die ſchmeichelnden Verſprechungen der Römer täuſchten, ſo iſt doch dieſe Täuſchung längſt verſchwunden; Ihr alle erkennt, wie ſehr wir fehlten, als wir die väterlichen

---

(*) Jo. Xiphilin. Epit. Dion. in vit. Neron. L. 6.

„Sitten und Rechte gegen die fremde Herrſchaft
„vertauſchten. Denn ich bitte Euch, was giebt
„es noch Drückenderes und Schändlicheres, das
„uns nicht wiederfahren wäre, ſeit dieſe Römer
„unſer Land zum Erſtenmal erblickt? Sind wir
„nicht unſerer beſten Kräfte beraubt? Müſſen
„wir nicht die noch übrigen für ſie opfern? müſſen
„wir nicht — auſſer Allem was wir geben,
„auſſer den Aeckern, die wir für ſie pflügen —
„auch mit unſern Körpern ihnen zinsbar ſeyn? —
„Beſſer Einmal unſer Heil verſuchen, als Jahr
„für Jahr die falſchen, trügeriſchen Freyheitsnahmen
„erkaufen. Beſſer ehrlich ſterben, als
„ein zinsbares Haupt umher tragen! — Doch was
„rede ich, da ſie nicht einmal vergönnen umſonſt
„zu ſterben; denn wie mancherley Abgaben wir
„ſelbſt für die Todten zahlen müſſen, wiſſet Ihr
„Alle. Die Knechte anderer Völker werden mindeſtens
„durch den Tod frey, nur bey den Römern
„leben die Todten zu der Römer ſchnödem
„Gewinn, und die Lebenden, gleich den Todten,
„werden beraubt und geplündert. Was dürfen
„wir denn von künftigen Zeiten hoffen, da ſie

„uns gleich anfangs ſo gierig behandeln? — Gefangenen wilden Thieren wird geſchmeichelt, um ſie zu zähmen, uns Menſchen nicht.“

„Doch ich will mehr reden: wir ſelbſt haben unſer Elend geſchmiedet, als wir den erſten Fuß auf unſere Inſel ihnen zu ſetzen vergönnten; nicht alſobald ſie vertrieben, gleich jenem Julius Cäſar; ihnen, da ſie noch fern waren, nicht die Gefahren der Schiffahrt zeigten, wie dem Auguſtus und Caligula. Beſitzen wir deßhalb eine ſo groſſe Inſel, und ſind wir deßhalb durch das Meer von andern Völkern getrennt, daß wir unter einem andern Himmel, in andern Ländern wohnen ſollen, deren Namen zuvor die Weiſeſten unter uns nie gehört? ſollen wir uns verachten und zertreten laſſen von Menſchen, die ſonſt nichts verſtehen als die Herren zu ſpielen? — Auf ihr Bürger! Freunde und Verwandte! Denn wir bewohnen ja alle daſſelbe Land, wir tragen ja alle Einen Namen, darum ſeyd Ihr Alle mir verwandt — auf! das Verſäumte nachzuhohlen, jetzt da wir der Freyheit uns noch erinnern, thut was Eurer würdig iſt, auf daß

„wir nicht blos den leeren Namen der Freyheit
„unſern Nachkommen hinterlaſſen. Denn wenn
„wir — edel und in Freyheit erzogen — unſer
„Glück vergeſſen können, was dürfen wir von
„denen erwarten, die in der Knechtſchaft auf-
„wachſen? — Ich brauche euch nicht zu ermah-
„nen: Haßt Euern jetzigen Zuſtand; denn Ihr
„haßt ihn ſchon; ich brauche Euch nicht zu erin-
„nern an alles, was Ihr künftig noch zu fürch-
„ten habt, denn ihr fürchtet es ſchon. Doch
„rühmen und danken will ich Euch, wenn Ihr
„ſelbſt das nöthige beſchließt; wenn Ihr Euch
„ſelbſt und mir ſchnelle Hülfe gewährt; wenn
„Ihr Euch nur nicht einbildet, Euch vor den
„Römern zu fürchten. Weder an Zahl noch
„Stärke ſind ſie Euch überlegen. Sind Eure
„Zelte nicht ſicherer als ihre Mauern? ich achte
„Eure Schilde ſtärker als alle ihre Waffen. Sie-
„gen wir, ſo werden wir leicht ſie fangen; müſ-
„ſen wir fliehen, ſo haben wir Berge und Süm-
„pfe, wohin ſie uns nicht folgen können, denn ſie
„hindert die ſchwere Rüſtung ſowohl am Fliehen
„als am Verfolgen. Hunger, Durſt, Kälte und

„Hitze können ſie nicht ſo ertragen wie wir. Mangelt
„ihnen Brod, Wein und Oel, ſo ſterben ſie,
„uns aber iſt jede Wurzel eine Speiſe, jeder Saft
„ein Oel, jedes Waſſer ein Wein, jeder Baum
„ein Haus. Uns ſind dieſe Gegenden bekannt,
„ſind gleichſam unſere Kriegsgefährten, ihnen unbekannt
„und feindlich. Wir ſchwimmen und waten
„durch Ströme, ſie wiſſen kaum der Schiffe
„ſich zu bedienen. Drum auf, mit Gott!
„laßt ſie erfahren, daß Haſen und Füchſe nicht
„ſo verwegen ſeyn dürfen, Hunden und Wölfen
„zu gebieten. Wir ſind nicht ägyptiſche, durch
„Nutocris beherrſchte Laſtträger, noch aſſyriſche
„Krämer unter dem Scepter einer Semiramis;
„wir wollen keiner Meſſaline, keiner Agrippine,
„noch jetzt einem Nero gehorchen, der ein Mann
„genannt wird, ob er gleich nur ein Weib iſt,
„da er ſich weibiſch ſchmückt und zu der Cither
„ſingt; wir ſind Britten, welche nicht gelernt
„haben den Acker bauen noch Schätze ſammeln,
„wohl aber Krieg zu führen für Vaterland,
„Weib und Kind!“

„Göttin! ich flehe von dir den Sieg gegen „die ſchändlichen, gottloſen, unerſättlichen Männer, wenn man anders diejenigen Männer nennen darf, die ſich mit warmem Waſſer waſchen, „bey der Tafel ſchwelgen, nach Salben riechen, „mit Knaben auf weichen Polſtern ſich wälzen. „Kein Nero ſoll künftig über uns herrſchen! er „beherrſche ſingend den Römer, der es würdig „iſt einem ſolchen Weibe zu dienen, deſſen Tyranney er ſchon ſo lange erträgt!“ Seht, liebe Metzen, ſo ſprach Bunduica. Dafür ſitzt ſie auch hier unter uns in groſſen Ehren; aber Euer Ruhm iſt nicht fein, und wir mögen gar nicht nachſagen, was man Euch Schuld giebt. Ihr werdet es noch dahin bringen, daß man ein Weib wieder nur halb ſo hoch achten wird als einen Mann, wie im Sachſen-Spiegel, der nur das halbe Wehrgeld für den Todſchlag eines Weibes verordnet. In den alemanniſchen und bayriſchen Geſetzen hingegen war es gerade umgekehrt, da galten wir doppelt ſo viel, als ein Mann, vermuthlich weil wir es verdient hatten. Wir ſpendeten unſere Gunſt am liebſten Helden, aber den Helden unſeres Volks, die wir gern auf halsbrechende Proben ſtellten, wie die ſchöne Lathgertha den tapfern Rogner Lodbrog (*). Wir nahmen auch ſelber Theil an den Kriegsgefahren, wie Ihr ſchon im Tacitus leſen könnt, und wenn unſere Männer geſchlagen wurden, ſo ſtreuten wir den Siegern keine Blumen, ſondern hiengen uns allenfalls an die Deichſeln unſerer Wagenburg auf. Merkt euch das, liebe Metzen, und wiſſet, daß wir von nun an keine einzige Mamſell oder Madam mehr unter uns aufnehmen werden.

(*) Saxo hist. Dan. I. VIIII. p. 169.

Die Geſchichte der Weiber.

Wenn die guten Urgroßmütter die Geſchichte der Weiber (ich meine the history of Woman von William Alexander) geleſen hätten, ſo würden ſie die Köpfe auch manch liebesmal geſchüttelt haben. Wenn man die Griechen und Römer lieſt, ſo findet man höchſt ſelten die Weiber von einer ſehr vortheilhaften Seite dargeſtellt. Dichter, Redner, Geſchichtsſchreiber, drücken um die Wette ſatyriſche Pfeile auf ſie ab. Homer läßt in der Odyſſee den Agamemnon ſagen, es gebe nichts boshafteres und ſchamloſeres als ein Weib. Freylich hatte Agamemnon ſehr gerechte Urſachen, ſich über ſeine eigene Frau zu beklagen, denn ſie war ihm nicht allein während er vor Troja lag, untreu, ſondern ſie ermordete ihn auch bey ſeiner Zurückkunft; was

Wunder! daß Agamemnon im Reiche der Schatten auf die Weiber ſchimpft? Das mag den Homer bey den Damen entſchuldigen. Aber man findet dieſelben Bitterkeiten gegen das ſchöne Geſchlecht auch in andern Schriftſtellern, die keine ſolche Veranlaſſung dazu hatten. Juden, Kirchenväter, Mönche, haben die Weiber mit einer wahrhaft cyniſchen Ungeſchliffenheit behandelt. Ein Sekten-Stifter, Namens Severus, trieb die Unverſchämtheit gar ſo weit, zu behaupten, ein böſer Geiſt ſey der Stammvater der Weiber. Aber es gieng ihnen wie den Diamanten, die bald in hohem, bald in geringem Werthe ſtehen, und für denjenigen, der ſie nicht kennt, gar keinen Werth haben. Je aufgeklärter und geſchliffener die Männer wurden, je mehr galten die Weiber. Da wetteiferten Dichtkunſt und Geſchichte, um ſie zu preiſen, wie ſie denn auch wohl verdienen. Der Verfaſſer der oben genannten Geſchichte betrachtet ſie in allen Ständen und Lagen ihres Lebens; er ſpricht von ihrer Erziehung, ihren Zeitvertreiben, Arbeiten, Fehlern und Tugenden, Rechten und Vorrechten, Putztiſchen und Heyrathsgebräuchen.

„Dreytauſend Jahre lang“ ſagte er, „waren „die Weiber ein Gegenſtand der Satyre, als „das Ritterweſen entſtand und mit ihm eine gänz„liche Umwälzung in den Urtheilen und Empfin„dungen über und für das ſchöne Geſchlecht, wel„ches nunmehr faſt den himmliſchen Weſen gleich„geſtellt wurde; es mißhandeln war eine Gottlo„ſigkeit, es verläumden eine Blasphemie, und „doch war die Zeit des Ritterweſens nicht die der „Wiſſenſchaften. Als dieſe vollends anfiengen, „ſich mit der Galanterie zu vereinigen, da begnüg„te man ſich nicht mehr gegen denjenigen Lanzen „zu brechen, der ſich unterfieng die Weiber zu „ſchmähen, ſondern man beſtrebte ſich, die Erha„benheit des ſchönen Geſchlechts über das unſrige „darzuthun, und der zarten Liebe unter allen ir„diſchen Glückſeeligkeiten den erſten Rang anzu„weiſen.“

In den älteſten Zeiten beſangen die Dichter nur Heldenthaten, oder reiche Fürſten, die ihnen Brod gaben. In den Ritterzeiten begannen ſie ihre Leyer der Schönheit und Liebe zu widmen. Bald erlaubten ſie ſich die ausſchweifendſten Hyperbeln.

„dürre, abhängig, die Tappen ſind dürre, „die Tritte unten hart, zwiſchen den Ballen „mit Haaren bewachſen.“ Der Jäger Matz berichtete, er habe eine Bache geſchoſſen, und der Jäger Anton einen Friſchling. Der Herr von Süſſenhayn hörte einen jeden an, theilte mit einer wichtigen Mine ſeine Befehle aus, und begab ſich ins Schloß, wohin ihm mein Vater auf einer gothiſchen Windeltreppe folgte.

Sie gelangten in einen großen Saal mit hundertjährigen Hirſchgeweihen verziert, wo ſie von einer ſehr geſprächigen Wirthſchafterin, mit einem Bund Schlüſſel an der Seite, empfangen wurden. Auch ein paar ſtarke, muntere Knaben von 15 bis 16 Jahren hüpften herzu, und begrüßten die Ankömmlinge mit ziemlich bäuriſchen Sitten. Der Herr von Süſſenhayn ließ ſich vom Jäger Hans die Stiefeln ausziehn, kleidete ſich in ein wollenes Wamms, der Jäger Matz reichte ihm eine große meerſchaumene Pfeife, und ſo warf

Sie verglichen ihre Geliebten nicht mehr blos mit Engeln — die waren ihnen ſchon viel zu gering — ſondern mit Gott ſelbſt, und ſetzten ſie auch wohl noch ein wenig über ihn. Bocaz läßt in allem Ernſt den lieben Gott ſich bey den Damen bedanken, daß ſie ihm ſo kräftigen Beyſtand gegen ſeine Feinde leiſten. Petrarca vergleicht ſeine Laura mit Jeſus Chriſtus. Ein anderer Dichter, der zugleich Prieſter war, erklärt, daß er gar nicht wünſche ins Himmelreich zu kommen, wenn er dort ſeine Geliebte nicht finden ſollte. Aus dieſem Tone ſangen und ſprachen nicht blos Troubadours, nein, alle Männer aus allen Ständen, wenn ſie nur ſingen und ſprechen konnten. Das war eine goldene Zeit für die Damen.

Bocaz ſcheint der Erſte geweſen zu ſeyn, der, zu Ehren des ſchönen Geſchlechts, etwas mehr als Lieder ſchrieb. Er gab ein Buch von berühmten Frauen in lateiniſcher Sprache heraus, wozu die heilige wie die profane Geſchichte, und ſelbſt die Fabel ihm Beyſpiele liefern mußten. Er fand ein Heer von Nachahmern. Franz Sordonati ſammelte noch hundert und zwanzig Beyſpiele von berühmten Frauen, die ihnen entſchlüpft waren. Dieſe Art von Büchern wurde Mode, und in wenigen Jahren gab es mehr als zwanzig Schriftſteller, die den Ruhm der Weiber verkündeten. Man beſchränkte ſich nicht auf die höhern Stände, Fama ſtieg mit ihrer Trompete ſogar bis in die Küche hinab. Der Mönch, Hilario da Coſta, beſchloß, alle ſeine Vorgänger zu übertreffen. Er ſchrieb zwey Bände in Quart, jeden Band 800 Seiten ſtark. Sie enthielten das Lob aller Frauen des 15ten und 16ten Jahrhunderts, die nur irgend durch Talente oder Tugenden ſich ausgezeichnet hatten. Daß er aber ein Mönch war, erkannte man leicht, denn nur Catholikinnen genoſſen die Ehre von ihm gelobt zu werden. Viel Rühmens machte er von der Königin Marie von England, ſchwieg aber gänzlich von ihrer Schweſter Eliſabeth.

Hundert und ſechzig Ehrendenkmäler hatte Hilario geliefert. Ein gewiſſer Paul de Ribeira ließ ihn weit hinter ſich, denn er ſchrieb ein ungeheures Werk unter dem Titel: Triumphe und Heldenthaten von achthundert

Weibern. Dieſe Mode gieng vorüber wie alle Moden und es ſchlichen ſich wieder allerley ketzeriſche Urtheile über die Weiber ein. Man betrachtete ſie als bloſſe Werkzeuge unſers Vergnügens, man ſprach ihnen alle wahre Empfindung ab und vermied, ſich ernſtlich an ſie zu feſſeln. In England hatte die Verderbtheit des Hofes Carls des Zweyten alle Weiber angeſteckt und die Männer fiengen an ſie zu verachten. Da wurde es wieder Mode gegen ſie zu ſchreiben. Der Graf von Rocheſter gab das Beyſpiel, welches bald von Pope nachgeahmt wurde, auch von Swifft, Young und vielen andern. In neuen Zeiten hat man ſie wechſelsweiſe geſcholten und geprieſen. Eine ſehr gelehrte Lobſchrift hat Gottfried Schütze auf ſie geſchrieben; Schade daß ſo viel Lateiniſch darinn vorkommt. Die Schriften unſers Meiners ſind bekannt, wiewohl nicht ſehr lesbar. Hingegen iſt Segur, sur les femmes in Jedermanns Händen. Des Engländers Buch, von dem hier die Rede iſt, mag man auch wohl weitſchweifig nennen, doch läßt er ſich nie zu kleinlichen Details herab; ſeine Bemerkungen ſind verſtändig; in ſeinem Styl behauptet er durchgehends eine gewiſſe Würde. Bey Gelegenheit ſtellt er auch recht intereſſante Unterſuchungen über allerley Gegenſtände an, die, bald näher, bald entfernter, Bezug auf die Geſchichte der Weiber haben, zum Beyſpiel über den Urſprung der Magie und der Verſchnittenen, über den Gebrauch der Diamanten und der Seide.

Ich gebe die letztere zur Probe. „Die Seide ſoll aus Perſien nach Griechenland gebracht worden ſeyn 323 Jahr vor Chriſtus, und aus Indien nach Rom 274 Jahr nach Chriſtus. Unter Tibers Regierung verbot der Senat den Männern, ſich durch Tragen ſeidner Stoffe zu entehren, die nur für die Weiber gemacht wären. Man glaubte damals, die Seide wäre ein vegetabiliſches Produkt wie die Baumwolle. Im Jahr 555 brachten zwey Mönche die Eyer von Seidenwürmern aus Indien nach Conſtantinopel. Man brütete ſie auf Dünger aus, man ernährte die Inſekten mit den Blättern des Maulbeerbaums und ſie vervielfältigten ſich dermaſſen, daß man bald zu Conſtantinopel, Athen, Theben und Corinth Seiden-Manufakturen anlegen konnte.“ „Der König Roger von Sicilien ließ im Jahr 1130 Fabrikanten von Conſtantinopel nach Palermo kommen, von dieſen lernten die Sicilianer die Kunſt. Aus Sicilien kam ſie nach Spanien und Italien; einige Zeit vor Franz dem Erſten wurde ſie in den mittägigen Provinzen Frankreichs eingeführt. Heinrich IV. errichtete Seidenmanufakturen, aber mit vieler Mühe, denn ſein Miniſter Sully war ganz dagegen. Im Jahr 1286 ſah man die erſten ſeidenen Kleider in England, und erſt 1620 lernte man dort deren ſelbſt verfertigen. 1719 wurde die berühmte Maſchine von Combe erfunden, die zum Drehen der Seide dient. Sie iſt aus 26586 Rädern zuſammen geſetzt, die alle durch ein Einziges, und dieſes hinwiederum durch Waſſer, in Bewegung geſetzt werden.“ „So wurde die Seide in Europa bekannt, aber noch war ſie viel zu ſelten und viel zu theuer, um häufig gebraucht zu werden. Heinrich II., König von Frankreich, war der erſte Monarch in Europa, der ſeidne Strümpfe trug. Unter der Regierung Heinrich des Achten von England, hat te man dort noch keine geſehen. Sir Thomas Grasham machte ſeinem Nachfolger, Eduard VI., ein Geſchenk mit ein Paar ſeidenen Strümpfen, und das waren die erſten, die in England getragen wurden. Im ganzen Lande ſprach man von dieſem Geſchenk als von einer großen Seltenheit.“ Hier iſt doch Einiges zu ergänzen, und manches Irrige zu berichtigen. Die Alten hielten die Seide nicht für ein vegetabiliſches Produkt, ſondern glaubten, eine Art von Spinne oder Schnecke ziehe ſie aus ihrem Leibe und wickele ſie um die kleinen Zweige der Bäume. Sie nannten dieſes Inſekt Ser, von Seres, dem Namen eines ſcythiſchen Volkes, bey dem es gefunden wurde. Daher heißt auch die Seide auf Lateiniſch Sericum. Aber dieſe Ser hat ſehr wenig Aehnlichkeit mit dem Bombix oder Seidenwurm. Dieſer ſtirbt jährlich, jene lebt 5 Jahr. Auf der Inſel Cos wurde die Kunſt erfunden, die Seide zu verarbeiten, die Erfinderin war ein Mädchen, Pamphilie, ihr Vater hieß Platus. Man ſollte ihr doch wenigſtens zu Lyon einen Altar errichten. In Rom wog man die

Seide lange mit Gold auf. Vopiscus erzählt, der Kaiſer Aurelian habe ſeiner Gemahlin ein ſeidenes Kleid, welches ſie inſtändigſt von ihm begehrte, abgeſchlagen, weil es zu theuer ſey. Die Seidenarbeiter, welche König Roger nach Sicilien und Calabrien verpflanzt, waren nicht gutwillig gekommen, ſondern ſie machten einen Theil der Beute aus, die er, auf ſeinem Zuge zum heiligen Grabe, in Athen, Corinth u. ſ. w. erobert hatte. Jakob I. König von England, gab ſich viele Mühe, die Seidenwürmer dort einzuführen, und empfahl ſeinen Unterthanen mehreremal vom Thron herab Maulbeerbäume anzupflanzen, allein es gelang ihm nicht. Die Franken trugen ſehr früh ſeidene Kleider, wie aus der Lebensbeſchreibung des heiligen Eligius zu erſehen iſt. In Deutſchland gab es ſchon unter den ſächſiſchen Kaiſern Seidenwebereyen; ſie waren in den Händen der Frauenzimmer, weshalb auch Otto II. in einer Urkunde ſie weibliches Kunſtwerk (artificium femineum) nennt. In Lyon ſelbſt, dieſer groſſen Seidenmanufaktur-Stadt, wird wenig Seide gebaut, aber ſehr viel eingeführt. Vor der Revolution betrug dieſe Einfuhr jährlich 6000 Ballen, jeden Ballen zu 160 Pfund gerechnet. Von dieſen kamen 1400 aus der Levante, 1600 aus [illegible]ilien, 1500 aus Italien, 300 aus Spanier [illegible] d 1200 aus Languedoc, Provence und Dauphi[illegible]. Als die Manufakturen im höchſten Flor dort waren, zählte man 18000 Arbeiter, aber ſchon im Jahr 1698 war ihre Zahl bis auf 4000 geſchmolzen. Wie viele deren jetzt ſind, iſt mir unbekannt. In Tours gab es 700 Seidenmühlen, 8000 Webereyen und 40000 Arbeiter; aber auch hier verminderten ſich die Mühlen bis auf 70, die Webereien und Arbeiter bis auf 1200 und 4000.

Die türkiſche Seide kommt vorzüglich aus Aleppo, Tripolis, den Inſeln Candia, Cypern u. ſ. w., die perſiſche aus Smyrna, wohin ſie durch Caravanen gebracht wird. Ein holländiſcher Schriftſteller verſichert, daß drey perſiſche Städte am caspiſchen Meere allein jährlich 30000 Ballen Seide liefern. Vergebens haben die Ruſſen einigemal verſucht, Smyrna dieſen wichtigen Handel zu entreiſſen und ihn durch die Wolga und Dwina nach Archangel zu verpflanzen. Ein Genueſer that dieſen Vorſchlag dem Zaar Waſili. Die Franzoſen hatten dieſelbe Idee im J. 1626; auch der Herzog von Holſtein ſchickte deßhalb 1633 eine Geſandſchaft nach Perſien. Der Zaar Alexis erneuerte den Verſuch im J. 1668, allein der Aufruhr der Coſacken und die Einnahme von Aſtracan ſtörten dieß Projekt. Ein Erdbeben, welches um eben dieſe Zeit Smyrna zerſtörte, würkte mehr, und es war um den Seidenhandel dieſer Stadt geſchehen, wenn nicht die Türken alles aufgeboten hätten, um ihn zu erhalten. China iſt ſo reich an Seide, daß eine einzige ſeiner Provinzen, Tſchekiong, nicht allein das ganze Reich, ſondern auch einen groſſen Theil von Europa damit verſorgen könnte. Die Seide iſt der vorzüglichſte Handelsartikel der Chineſer und beſchäftigt dort die meiſten Menſchen.

Auch Japan würde eine ungeheure Menge Seide liefern, wenn die Japaner uns nur Zutritt in ihr Land geſtatteten. Man ſchilt ſie deshalb Barbaren, allein mich dünkt, ſie thun ſehr wohl daran. Das Beyſpiel aller der Staaten in fremden Welttheilen, in welchen die Europäer ſich eingewurzelt haben, iſt nicht anlockend, ſondern hat bewieſen, daß ſie überall nur die Herren ſpielen wollen. Die Stadt Kaſem Baſar, ungefähr im Mittelpunkt der vormaligen Staaten des groſſen Moguls gelegen, ſoll jährlich 22000 Ballen Seide, jeden zu 100 Pfund, liefern.

Auch im Norden von Europa, und zwar im Brandenburgiſchen, hat man vor einem halben Jahrhundert angefangen, Seidenwürmer zu erziehen und ſchon im Jahr 1774 wurden daſelbſt gegen 7000 Pfund Seide gewonnen. Sie ſoll aber an Güte der nicht gleichkommen, die in wärmern Gegenden erzielt wird. Im Jahr 1709 verſuchte ein gewiſſer Präſident Bon in Montpellier Seide aus den Fäden der Spinnen zu gewinnen, doch nicht aus den Fäden, aus welchen ſie ihr Gewebe machen, ſondern aus denen, in welche ſie ihre Eier wickeln und die weit ſtärker ſind. Es gelang ihm, eine graue Seide zu erhalten, die ſich leicht ſpinnen ließ, und deren Fäden feiner und ſtärker waren, als gewöhnliche Seide. Man behauptete, die Spinnen würden viel mehr Seide liefern als die Seidenwürmer, weil ſie weit fruchtbarer ſind, denn eine einzige Spinne legt er ſich auf einen ledernen Sofa, indeß der Jäger Anton den Tiſch deckte. Mein Vater ſtand noch immer an der Thür, drehte ſeinen runden Hut auf der Fauſt herum, und ſchlug die Augen nieder.

Der Hr. v. Süſſenhayn. Nun junger Menſch, komm näher, und laß hören wozu du tauglich biſt. Vors erſte deinen Namen.

Mein Vater. Ich heiße Polycarpus von Bollenbach.

Der Hr. v. Süſſenhayn (aufſpringend.) Wie! was! von Bollenbach? — Polycarpus? — Ins drey Teufels Namen! Du biſt doch nicht derſelbe, der dem Herrn van Doelen in Italien davon lief?

Mein Vater. Derſelbe, aber davon gelaufen bin ich nie.

„Junge! Herzensjunge!" ſchrie der Herr von Süſſenhayn, ſchleuderte den meerſchaumenen Kopf von ſich, und drückte meinen Vater mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme, daß er ihm ein lautes Au! abpreßte. „Wo führt „dich

5 bis 600 Eyer, ein Seidenſchmetterling hingegen nur etwa hundert. Von 7 bis achthundert Spinnen ſtirbt kaum eine jährlich, aber von hundert kleinen Seidenwürmern bringen es bey aller Vorſicht kaum 40 ſo weit, ihren Cocon zu bilden. Die Eyer der Spinnen hingegen werden ohne alle Sorgfalt ausgebrütet. Die Mütter ſterben einige Zeit nachher; die Jungen bleiben zehn bis eilf Monate in ihren Cocons ohne Nahrung. Wenn ſie auskriechen, ſo thut man ſie in Papierdüten oder Töpfe, über welche man ein mit Stecknadeln durchſtochenes Papier bindet. Man füttert ſie mit Fliegen. Die Spinnencocons liefern, nach Maaßgabe ihrer Leichtigkeit, mehr Seide als die der Seidenwürmer, nemlich 13 Unzen geben 4 Unzen reine Seide und 3 ſind ſchon hinlänglich, um das größte Paar ſeidne Strümpfe zu verfertigen, die von gewöhnlicher Seide hingegen wiegen 7 bis 9 Unzen.

Der Präſident Bon zeigte der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Montpellier ein Paar Strümpfe von Spinnenſeide vor, die nicht mehr als zwey und eine viertel Unze wogen, und ein Paar Handſchuh dreyviertel Unzen an Gewicht. Sie waren eben ſo ſtark und faſt eben ſo ſchön als gewöhnliche, aber grau wie Mäuſe. Er ſchickte dergleichen auch nach Paris an die Akademie der Wiſſenſchaften, welche dem berühmten Reaumur auftrug, die Erfindung zu prüfen.

Dies geſchah und Reaumur fand, daß alle Fliegen in ganz Frankreich nicht hinreichen würden, ſo viel Spinnen zu ernähren, als nöthig wären, um die Manufakturen mit Seide zu verſorgen. Und überdieß, wie ſollte man es anfangen, um täglich ſo viele Fliegen zu fangen? — Die Spinnen freſſen zwar auch Raupen, Schmetterlinge, Tauſendfüſſe u. dgl., aber wo ſollte man die wieder hernehmen? — Reaumur kam auf den Einfall, ihnen Regenwürmer in Stücken zerſchnitten zu geben. Sie fraſſen auch die, und es ſchien leichter, deren in groſſen Quantitäten zu ſammeln, da man nur bey Nachtzeit mit einer Laterne über die Felder gehen darf. Sie fraſſen auch die weiche Subſtanz aus den Federn junger Vögel und zwar faſt am liebſten. Solcher Federn würden die Gaſtwirthe in Menge liefern können, auch könnte man ſie bisweilen lebendigen Vögeln ausreiſſen, ohne ihnen zu ſchaden. Folglich wären die Spinnen, durch Regenwürmer und Federn, in Anſehung ihrer Nahrung ſchon mehr geſichert als die Seidenwürmer, da die Maulbeerbäume ſo oft vom Froſte leiden. Aber es ergiebt ſich eine andere Schwierigkeit. Wie und wo ſoll man ſo viele Spinnen beherbergen? — Thut man ſie zuſammen in Ein Behältniß, ſo leben ſie anfangs ganz einträchtig, arbeiten an Einem Geſpinnſte, freſſen von Einer Feder; allein ſehr bald werden ſie uneinig; die Groſſen freſſen die Kleinen, und von einigen Hunderten bleibt am Ende nur Eine übrig. Will man jede einzeln logiren? — Wie viel Zeit würde erforderlich ſeyn, einer Jeden täglich ihr Futter zu geben! Alle Arten von Spinnen liefern auch nicht brauchbare Seide. Die kurzbeinigen geben die beſte, behauptete Bon, aber Reaumur beweiſet, daß viele kurzbeinige gar keine Seide liefern, und viele wiederum eine Seide die zu ſchwach iſt.

An Verſchiedenheit der Farben würde die Spinnenſeide den Vorzug haben, denn die der Seidenwürmer iſt nur gelb oder weiß, hingegen die der Spinnen gelb, weiß, grau, himmelblau und ſehr ſchön kaffeebraun. Die Spinne, welche die letztere liefert, findet man auf dem Ginſter. Ein Faden eines Spinnegewebes kann aber nur zwey Gran tragen, ohne zu zerreiſſen, vom Cocon genommen trägt er 36 Gran; hingegen der Faden eines Seidenwurms bis zwey und ein halb Quentchen, folglich iſt er viermal ſtärker: auch faſt viermal dicker iſt er. Wenn man alſo vier oder fünf Faden der Spinne zu Einem machte, ſo würde er um nichts dicker ſeyn als der Faden eines Seidenwurms, allein nie den Glanz haben, weil die vereinigten Fäden Zwiſchenräume werfen würden, die einen Wiederſchein gäben. Reaumur ſtellte hiernach eine Berechnung auf. Der feinſte Seidenfaden, deſſen man ſich zum Nähen bedient, beſteht aus 200 Fäden, wie ſie vom Cocon gehaſpelt werden, und müßte von einer Spinne aus 36000 Fäden beſtehen, wenn er eben ſo ſtark ſeyn ſollte. (Die Berechnung iſt zu weitläuftig, um ſie hier mitzutheilen.) Es würde nicht möglich ſeyn, dieſe ungeheure Anzahl von Fäden ſo zu vereinigen, daß ſie nicht leere Zwiſchenräume lieſſen, und daher würden die Fabrikate von Spinnenſeide immer ſehr viel dicker ſeyn als die von gewöhnlicher Seide: jene liefert folglich mehr Umfang aber nicht mehr Stärke.

Zwölf Spinnen geben nicht mehr Seide als Ein Wurm, ja man kann zwanzig Spinnen annehmen, da ſich viele Männchen darunter befinden, die keine Cocons liefern. Alſo würden 55296 Spinnen dazu gehören, um Ein Pfund Seide hervorzubringen, und das müßten noch die dickſten Spinnen im ganzen Lande ſeyn; denn von der gewöhnlichen Gattung würde man 663552 bedürfen blos zu Einem Pfunde. Dieſe Billionen Spinnen müßten Jede einzeln gefüttert werden, und Jede einzelne eine ſo geräumige Wohnung erhalten, daß ſie bequem ihr Geſpinnſt machen könnte; die Spinnen-Seide würde alſo viel theurer ſeyn als die gewöhnliche, es wäre denn, daß man ſehr dicke Spinnen[illegible]ungen aus Amerika verſchriebe, die vielleicht hier eben ſo einheimiſch werden würden, als die Seidenwürmer.

Nach dieſem Bericht Reaumurs verlohren die Spinnen ihren Prozeß gegen die Seidenwürmer und es war nicht mehr die Rede von ihnen. Ich hoffe, die Damen werden mir verzeihen, daß ich ſie ſo lange von einem Gegenſtande unterhalten habe, der ihnen nicht gleichgültig ſeyn kann, da die Seide ſo oft zu ihrem Schmucke dient, obſchon ich behaupten mögte, daß ſie am ſchönſten ſind in weiſſen feinen Gewändern, wenn man von Seide nichts an ihnen erblickt, als ihr ſeidnes Haar.

Biron's Verhaftung.

Es fehlt uns nicht an Denkſchriften von Augenzeugen vieler merkwürdigen Begebenheiten, (und für das innwendige Räderwerk der Geſchichte ſind ſolche Denkſchriften immer am wichtigſten.) Schäde nur, daß ſie gewöhnlich ſo ſchlecht geſchrieben ſind, daß man Leuten, die nicht gerade zur gelehrten Zunft gehören, unmöglich zumuthen kann ſie zu leſen. Wenn Clio's Blumenkörbchen auch kein anderes Verdienſt hat, als daß es bequemen Leſern Blumen vor das Ruhebett bringt, die ſie ſelbſt auf den Steppen nie geſucht haben würden, ſo möchte das gerade nicht das geringſte Verdienſt ſeyn.

Zu der Claſſe von Schriften, von welchen hier die Rede iſt, gehören auch Mannſteins Nachrichten von Rußland von 1727 bis 1744. Der Verfaſſer war Generaladjutant des berühmten Grafen Münnich, ſah alſo vieles mit eignen Augen und giebt es treulich wieder. Theils fehlt ihm aber die Darſtellungsgabe gänzlich, theils beſteht die Hälfte ſeiner Nachrichten aus trocknen Tagebüchern von Kriegsbegebenheiten. Bey der Verhaftung des berüchtigten Biron, Herzogs von Kurland, ſpielte er eine Hauptrolle. Der Großvater dieſes Biron hieß eigentlich Bieren, war Stallmeiſter des Herzogs von Kurland, beſaß ein kleines, ihm von ſeinem Herrn geſchenktes Bauergut und hatte zwey Söhne, deren Einer als Oberförſter ſeines Vaters Gütchen erbte. Dieſer hinterließ drey Söhne. Zwey derſelben ſind Generale in ruſſiſchen Dienſten geworden, der Dritte ſtudirte in Königsberg, kam 1714 nach Petersburg und wünſchte Kammerherr bey der Braut des Prinzen Alexis zu werden. Man ſtutzte über ſeine Vermeſſenheit, wieß ihn verächtlich ab, und rieth ihm warnend Petersburg zu verlaſſen. Da ſchmeichelte er ſich in Mietau bey Beſtuſcheff, dem Vater des nachmaligen Großkanzlers ein, der viel am Hofe der Herzogin Anna galt, die eine Tochter Peters des Erſten war. Durch ſeinen Gönner gelang es ihm, hier Kammerherr zu werden, und nun war ſein erſtes Beſtreben, ſeinen Wohlthäter zu ſtürzen. Als ein ſchöner, einnehmender junger Mann wurde er bald der Günſtling der Herzogin, ohne den ſie nicht leben konnte. Das weckte die Eiferſucht des Curländiſchen Adels, der ofte Händel an ihn ſuchte. Darum wünſchte er mit einem Fräulein aus irgend einer alten Familie ſich zu verbinden, empfieng aber manches Körbchen, bis er endlich ein Fräulein Treyden, Hofdame der Herzogin, überredete, ihm, ſelbſt ohne Einwilligung ihrer Verwandten, die Hand zu reichen. Nun meynte er, es könne ihm nicht fehlen, in die kurländiſche Ritterſchaft aufgenommen zu werden, allein er wurde dennoch unfreundlich zurückgewieſen. Auch in Moskau hatte ſeine Undankbarkeit gegen Beſtuſcheff ihn verächtlich und verhaßt gemacht, und als die Herzogin einſt Geld begehrte, antworteten die Miniſter ohne Umſchweiſe: ihr werde man gern alles zugeſtehen, man wolle aber nicht Bieren dadurch bereichern.

Nach des Kaiſers Tode wurde die Herzogin Anna zur Kaiſerin gewählt, doch, unter mehrern Bedingungen, ihr auch dieſe vorgeſchrieben, ihren Günſtling nicht mit nach Rußland zu bringen. Sie verſprach es, hielt aber nicht Wort, denn er folgte ihr auf dem Fuſſe, wurde Graf, Oberkammerherr und erhielt das blaue Band.

Daß keine große Seele in dieſem Emporkömmling wohnte, mag ſchon der einzige Umſtand beweiſen, daß er nicht einmal den Stolz beſaß für den erſten ſeines Stammes gelten zu wollen, ſondern daß er jetzt den Nahmen und das Wappen der franzöſiſchen Herzoge von Biron annahm, gleich als ſey er ein Sprößling aus dieſer Familie. Er liebte ausſchweifende Pracht und beſonders die ſchönſten Pferde. Der kaiſerliche Geſandte, Graf Oſtein, pflegte zu ſagen: „Biron raiſonnirt „über Pferde wie ein Menſch, und über Menſchen „wie ein Pferd.“ Er war hochmüthig, grob, geizig, unverſöhnlich und grauſam. Als erſter

„dich der Teufel hieher? aus Neapel ins „Harzgebürge?“

Mein Vater erzählte ſeine Abentheuer mit aller hiſtoriſchen Treue, und wagte es zuletzt die Frage anzuhängen: woher er das Glück habe Sr. Gnaden bekannt zu ſeyn?

Der Hr. v. Süſſenbayn. Drollig genug, mein Seel! als obs ein Romanſchreiber erlogen hätte. Wiſſe Junge, ich habe deine Mutter recht gut gekannt, ich war mit ihr in Italien, ich war dabey, als du auf dem feuerſpeyenden Berge in die Welt krochſt. Es ſind nun vier Jahr als ſie mir ſchrieb, du ſeyſt unſichtbar geworden.

Hoffentlich wird der Leſer ſich noch des jungen Herrn erinnern, der am Tage nach Faſtnacht des Morgens um fünf Uhr, meine Großmutter nach Hauſe geleitete, und auf der neapolitaniſchen Reiſe, meinem Großvater gegenüber, im fond ſaß. Es war kein anderer, als der nemliche Herr von Süſſenhayn, damals Hof- und Jagdjunker

Höfling gab er ſich viele Mühe, die Verſtellungskunſt zu lernen, allein es gelang ihm nicht.

Als der letzte Herzog von Kurland aus dem Hauſe Kettler ſtarb, (1737) ließ die Kaiſerin Truppen aus Riga in Kurland einrücken, welche den Adel überreden mußten, denſelben Bieren, den er nicht in ſein Corps hatte aufnehmen wollen, jetzt zu ſeinem Herzog zu wählen. Der Adel begab ſich in die Hauptkirche, ſingend komm heiliger Geiſt! während die ruſſiſchen Truppen die Kirche umzingelten, worauf denn der heilige Geiſt nicht ermangelte, die begehrte Wahl zu inſpiriren. Ehe die Kaiſerin 1740 ſtarb, ernannte ſie dieſen Biron zum Reichsverweſer, mit Uebergehung ihrer Nichte, der Prinzeſſin Anna, die ſie an den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig vermählt hatte. Er war allgemein verhaßt, dennoch blieb anfangs alles ruhig, und man murrte nur leiſe. Aber ihn peinigte der Argwohn. Er hatte überall ſeine Spione; durch ſie erfuhr er, daß die Prinzeſſin mißvergnügt ſey und daß einige Gardeoffiziere verächtlich von ihm geſprochen hatten. Er ließ ſie verhaften, ihnen die Knute geden, Andere nach Sibirien ſchicken; ſelten vergieng ein Tag, an dem nicht einige Unglückliche ſeinem Mißtrauen wären geopfert worden. Prinz Anton Ulrich ſelbſt bekam Befehl, ſeine Aemter niederzulegen und ſich nicht öffentlich ſehen zu laſſen. Man kann denken, in welcher Unruhe der Prinz und ſeine Gemahlin lebten. Doch nun erhob ſich der Feldmarſchall Münnich, ein ehrgeiziger Mann, ſtolz auf ſeine Siege und der ſchon, als die Kaiſerin noch lebte, bald Hoſpodar von der Moldau, bald Herzog von der Ukraine werden wollte. Er hatte gehofft, unter Birons Verwaltung die erſte Rolle zu ſpielen, da aber dieſer ihm nicht traute, ihm nichts verwilligte, ſo beſchloß er deſſen Sturz. Oft hatte er ſchon, im Nahmen des Staatsverweſers, der Prinzeſſin Anna unangenehme Botſchaften bringen müſſen; einſt, als er abermals eine ſolche Botſchaft ausrichtete, und die Prinzeſſin klagte: man quäle ſie; unter Birons Herrſchaft habe ſie nur Unglück zu erwarten, und gern wolle ſie mit ihrer Familie ſich nach Deutſchland begeben; da ergriff Münnich den Augenblick und erbot ſich, wenn ſie ihn wolle ſchalten laſſen, ſie von des Herzogs Tyranney zu befreyen. Sie nahm den Vorſchlag mit Freuden an, und überließ ihm ganz deſſen Ausführung. Münnich fuhr fort, dem Staatsverweſer zu ſchmeicheln und wurde hinwiederum von ihm ſehr höflich behandelt, oft zur Tafel geladen und Abends in vertraulichen Geſprächen zurück gehalten.

Das geſchah auch am 18ten December, als der Feldmarſchall bereits mit der nächtlichen Ausführung ſeines Plans ſchwanger gieng. Der Herzog war den ganzen Abend unruhig und zerſtreut. Von ungefähr fragte er den Grafen Münnich: ob er in ſeinen Feldzügen nie etwas wichtiges bey Nacht unternommen habe? — Faſt wäre der Feldmarſchall aus der Faſſung gekommen, denn er mußte vermuthen, der Herzog habe Argwohn geſchöpft. Indeſſen hatte er, als ein vollkommner Hofmann, ſein Geſicht in ſeiner Gewalt, und antwortete gleichgültig: „er erinnere ſich keiner groſſen Unternehmung bey Nacht, aber ſein Grundſatz ſey, jede gute Gelegenheit zu ergreifen, die ſich darbiete.“ Dieſer kleine Zufall beſtimmte ihn, die Cataſtrophe zu beſchleunigen. Abends um 11 Uhr verließ er den Staatsverweſer und als er heim kam, ſagte er zu Mannſtein, ſeinem Generaladjutanten, er ſolle ſich um zwey Uhr in der Nacht bereit halten, weil er ihn brauchen würde. Um dieſe Zeit ließ er ihn rufen, und fuhr mit ihm in den Winterpallaſt zu der Prinzeſſin. Hier ſchlief Alles. Münnich ließ Fräulein Mengden, die Hofdame und Favoritin der Prinzeſſin, wecken; dieſe ſprach einen Augenblick mit ihm und weckte dann die Prinzeſſin nebſt ihrem Gemahl. Doch nur die Erſtere kam heraus und hatte eine kurze Unterredung mit dem Feldmarſchall, worauf dieſer durch den Adjutanten alle Offiziere rufen ließ, die im Pallaſt die Wache hatten. Sie kamen. Die Prinzeſſin redete ſie an, ſchilderte alles Ungemach, welches ſie durch Biron erleiden müſſe, erklärte, ſie halte für ſchimpflich, es länger zu ertragen, darum ſolle der Feldmarſchall den Herzog verhaften, und ſie hoffe, die Herren Offiziere würden, an der Spitze ihrer Mannſchaft, deſſen Befehlen gehorſamen.

Alle waren augenblicklich bereit. Sie gab einem Jeden die Hand zu küſſen, umarmte Einen nach dem Andern; dann ſtiegen ſie ſämmtlich, von dem Feldmarſchall angeführt, die Treppe hinab, und lieſſen die Wache ins Gewehr treten. Der Graf erklärte den Soldaten kurz, wovon die Rede ſey, und alle riefen einſtimmig, ſie würden ihm folgen, wohin er ſie führe. Man ließ die Gewehre laden. Ein Offizier mit 40 Mann blieb bey der Fahne zurück. Die übrigen 80 zogen mit dem Feldmarſchall nach dem Sommerpallaſt, den der Herzog bewohnte. Etwa 200 Schritte vom Pallaſt machten ſie halt! Graf Münnich ſchickte Mannſtein an die Offiziere ab, die bey dem Staatsverweſer die Wache hatten, und ließ ihnen den Willen der Prinzeſſin andeuten. Auch dieſe machten keine Schwierigkeit, erboten ſich ſogar behülflich zu ſeyn; ſo ſchnell wird ein ungerechter Machthaber von Allen verlaſſen! Hierauf erhielt Mannſtein Befehl, nebſt einem Offizier und zwanzig Mann in den Pallaſt zu dringen, den Herzog zu verhaften, und, wenn er die geringſte Gegenwehr thäte, ihn ohne Barmherzigkeit niederzuſtoſſen. Mannſtein betrat den Pallaſt, ließ aber, um nicht Aufſehen zu erregen, ſeine Leute von ferne folgen. Da alle Schildwachen ihn kannten, ſo lieſſen ſie ihn Alle unbedenklich paſſiren, denn er konnte ja, als Generaladjutant des Feldmarſchalls, mit irgend einem wichtigen Auftrage an den Herzog abgeſchickt ſeyn. So kam er glücklich durch den Garten bis in die Zimmer. Nun war ihm aber Birons Schlafzimmer unbekannt, er wußte nicht, wo er es ſuchen ſollte, und gerieth einen Augenblick in groſſe Verlegenheit. Mehrere Bediente in den Vorzimmern traf er wohl an, allein er wollte nicht zu früh Lärm machen.

Endlich entſchloß er ſich, auf gut Glück immer vorwärts zu gehen, in Hoffnung daß er am Ende das Zimmer wohl finden werde. Nicht lange ſo ſtand er vor einer verſchloſſenen Thür. Die Bedienten hatten vernachläſſigt, die Riegel des Einen Flügels derſelben oben und unten einzuſchieben, die ganze Thür war daher leicht aufzuſprengen und dieſem, ſo geringfügig ſcheinenden Zufalle verdankte vielleicht die ganze Unternehmung ihr unblutiges Gelingen; denn wäre Biron früher erwacht, vielleicht hätte er ſich gerettet, und wer weiß, welch ein Aufruhr dann entſtanden wäre.

Jetzt hingegen ſtand Mannſtein plötzlich vor ſeinem Bette, in dem er, nebſt ſeiner Gemahlin, ſo feſt ſchlief, daß nicht einmal das Aufſprengen der Thüre ihn erweckt hatte. Mannſtein zog die Bettvorhänge auf, und begehrte mit dem Staatsverweſer zu ſprechen. Plötzlich fuhren nun beyde ſchlaftrunken in die Höhe, und ſchrieen aus Leibeskräften, da natürlich ein ſo überraſchender Beſuch ihnen nichts Gutes weiſſagte. Von ungefähr ſtand Mannſtein an derjenigen Seite des Bettes, wo die Herzogin lag. Dieſen Umſtand machte ſich Biron zu Nutze, ſprang auf der andern Seite hinaus, und wollte unter das Bett kriechen. Aber Mannſtein eilte um das Bett herum, warf ſich auf ihn, umklammerte ihn mit beyden Armen, und hielt ihn feſt bis die Wache herzu kam. Als Biron endlich auf ſeinen Füſſen ſtand, wollte er ſich wehren und ſchlug mit den Fäuſten um ſich, allein die Soldaten erwiederten ſeine Fauſtſchläge mit derben Stöſſen ihrer Flintenkolben. Sie warfen ihn zu Boden, verſtopften ihm den Mund mit einem Schnupftuch, banden ihm die Hände mit einer Schärpe, und trugen ihn ſo nackend in die Wachtſtube, wo er mit einem Soldatenmantel bedeckt und in des Feldmarſchalls ihn erwartenden Wagen geſetzt wurde. Ein Offizier ſtieg zu ihm hinein und brachte ihn nach dem Winterpallaſte. Seine Gemahlin war im bloſſen Hemde ihm bis auf die Straſſe gefolgt. Hier nahm ein Soldat ſie auf die Arme und fragte Mannſtein, was er mit ihr anfangen ſolle? Dieſer befahl ihm, ſie zurück in ihr Zimmer zu tragen, eine Mühe, die dem Soldaten zu beſchwerlich ſchien, weshalb er ſie mitten in den Schnee warf und davongieng. In dieſem elenden Zuſtande fand ſie der Hauptmann der Wache, ließ ihr Kleider bringen und führte ſie in ihr Zimmer zurück. Es ſcheint unbegreiflich, und Mannſtein ſelbſt geſteht, es ſey ein halbes Wunder, daß eine ſolche Unternehmung mit nicht mehr als 80 Mann ſo leicht ausgeführt werden konnte. Birons Wachen hatten Befehl, ſobald er ſich ſchlafen gelegt, Niemanden einzulaſſen, und Jeden der mit Gewalt eindringen wolle, auf der Stelle niederzuſtoſſen. Auch im Garten unter ſeinem Fenſter ſtand ein Offizier mit 40 Mann, und der ganze Pallaſt war mit Wachen umgeben. Nur die ſtärkſte Wache fehlte, die Liebe und Treue, und ſo wurde der Unwürdige in wenigen Minuten geſtürzt, zu groſſem Jubel des ganzen Volkes. Man führte ihn zuerſt nach Schlüſſelburg, wo einige Senatoren ihn verhörten und ihm das Leben abſprachen. Doch die Prinzeſſin ſchenkte ihm das Leben und verwieß ihn blos nach Sibirien. Ein Ingenieuroffizier wurde vorausgeſchickt, um dort ein Gefängniß für ihn zu erbauen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß der Feldmarſchall Münnich den Riß zu dieſem Gefängniß mit Bleyſtift entwarf, ohne zu ahnden, daß er ſelbſt es einſt bewohnen werde; denn die Kaiſerin Eliſabeth berief Jenen zurück und ſchickte dieſen an ſeine Stelle. Der Herzog bekam Erlaubniß, in Jaroslaw zu wohnen, durfte auch, acht Meilen im Umkreis, mit der Jagd ſich erluſtigen. Ich hebe noch einige unterhaltende Anekdoten aus Mannſteins Nachrichten aus. Der kurländiſche Adel, der unter ſeinen alten Herzogen groſſe Freyheiten genoſſen hatte, konnte ſich unter Birons Tyranney an den

Zwang nicht gewöhnen, ſprach und mukrte oft zu laut, und viele Glieder deſſelben zogen ſich dadurch Verweiſungen nach Sibirien zu. Man bediente ſich dabey eines ſonderbaren Verfahrens. Verlarvte Perſonen ergriffen den Schuldigen, wenn er es ſich am wenigſten verſah, warfen ihn in einen wohl verſchloſſenen Wagen und entführten ihn. So wurde einſt ein Sacken, der an der Thür ſeines Landhauſes ſtand, plötzlich entführt. Faſt zwey Jahre lang fuhr man mit ihm der Kreuz und Queer durch verſchiedene Provinzen. Keine Menſchenſeele bekam er zu ſehen, und ſelbſt ſeine Begleiter erſchienen ihm nur verlarvt. Endlich ſpannte man eines Abends die Pferde vom Wagen und ließ ihn ſtehen. Der Gefangene rührte ſich nicht die ganze Nacht hindurch und erwartete am Morgen, daß man, wie gewöhnlich, weiter mit ihm fahren werde. Aber es war ſchon heller Tag und Niemand bekümmerte ſich um ihn. Aus dem Wagen ſchauen konnte er nicht und wußte alſo nicht wo er war. Indem er noch über das Räthſel nachſann, hörte er plötzlich in der Nähe ſeine Landesſprache reden. Nun klopfte er, man öffnete des Durchlauchtigſten Fürſten Polycarpus. Bey ſeiner Zurückkunft aus Italien ernannte ihn der Fürſt zum Oberforſtmeiſter, und bald darauf zum Berghauptmann, weil ſein Gut in der Gegend eines ziemlich beträchtlichen Bergwerkes lag, und er nichts vom Bergweſen verſtand. Hier lebte er ſeit funfzehn Jahren entfernt von der Welt, und die wilde, düſtere Gegend, der einförmige Umgang mit ſeinen Jägern und Bergleuten, das tägliche Geſchäft des Hetzens und Mordens, hatten aus dem ſüßen Höfling nach und nach einen rauhen Waidmann gebildet. Er war ein Hageſtolz, der keine weibliche Seele um ſich litt, außer der Jungfer Morgenthau, ſeiner Wirthſchafterin. Dieſe hatte ihn überredet, aus chriſtlicher Liebe ein paar Waiſenknaben zu ſich zu nehmen, welche durch ein Spiel der Natur das Glück hatten, dem gnädigen Herrn ſehr ähnlich zu ſehn.

Die Jungfer Morgenthau ſah etwas ſcheel, als ſie die Bemerkung machte, daß die den Wagen, und ſiehe, er befand ſich auf derſelben Stelle, von der man, vor faſt zwey Jahren, ihn entführt hätte.

Er klagte nun beym Herzog, der, das Gaukelſpiel vollendend, auch nicht ermangelte, ſeine Klage dem Hofe vorzulegen. Da kam der Beſcheid, ſobald Sacken die Thäter anzeigen könne, ſollten ſie ſtreng beſtraft werden.

Von der dortigen Pracht am Hofe erzählt Mannſtein, man habe vergebens unermeßliche Summen aufgewandt, um es andern Höfen gleich zu thun. Umſonſt hätten ſich die Höflinge in Gold- und Silberſtücke gewickelt, der ruſſiſche Geſchmack habe überall hervorgeleuchtet; eine ſchlecht gekräuſelte Perücke bey einem koſtbaren Kleide, oder eine elende Equipage bey dem prachtvollſten Anzuge. So auch die Damen, unter welchen man viele ſchöne Geſichter, aber ſelten einen edeln Wuchs finde. In den Häuſern wäre Gold- und Silbergeſchirr, aber auch Schmutz gehäuft anzutreffen geweſen. (Wie anders iſt das alles jetzt!) Ein Galanteriehändler, ſagt Mannſtein, wurde in wenigen Jahren reich, wenn er auch nichts als ſühlgen Credit mitbrachte. (Hierin mögte ſich wohl nichts geändert haben.) Bey Hofe wurde hoch geſpielt, oft in wenigen Stunden bis 20000 Rubel gewonnen und verlohren. Die Kaiſerin ſelbſt hielt bisweilen Bank, dann durften aber nur die Eingeladenen pointiren, man zahlte blos mit Marken; die verlohrnen löſte die Kaiſerin mit baarem Gelde aus, die gewonnenen hingegen gab ſie unentgeldlich zurück. Ein wahrhaft kaiſerliches Spiel. Sie liebte Muſik und Schauſpiel. Es gab italiäniſche und deutſche Comödie, die ſich gemeiniglich mit Prügeln endigten. Im Jahr 1736 wurde die erſte Oper in Petersburg aufgeführt, fand aber weniger Beyfall als die Comödie. Getrunken wurde jetzt nicht am Hofe wie zu Peter des Erſten Zeiten, die Kaiſerin konnte den Anblick eines Betrunkenen nicht ertragen. Nur der Fürſt K*** hatte die Erlaubniß, ſo viel zu trinken als ihm beliebte. (Mannſtein ſagt nicht warum.) Doch wurde Einmal im Jahr, am 29ſten Januar, am Thronbeſteigungstage der Kaiſerin, ein Bachusfeſt gefeyert. Da trank Jeder, vor der Kaiſerin knieend, einen groſſen Becher voll ungariſchen Wein aus.

Hofnarren waren noch ſehr beliebt. Peter der Erſte ſoll ihrer bisweilen über ein Dutzend zu gleicher Zeit gehabt haben. Die Kaiſerin Anna hatte deren ſechs, von welchen zwey Ausländer, la Coſta und Pedrillo, die übrigen vier aus angeſehenen ruſſiſchen Familien waren. (Mannſtein nennt ſie auch.) Die Schwänke, an welchen ſich die Kaiſerin ergötzte, würden heutzutage kein Glück mehr machen. Die Narren mußten einander die Beine unterſchlagen, ſich bey den Haaren raufen, ſich blutig kratzen u. ſ. w. wobey der ganze Hof ſich todt lachen wollte.

La Coſta war ein portugieſiſcher Jude, den ſchon Peter der Erſte zum Könige der Samojeden ernannt hatte. Pedrillo war ein Italiäner, der nach Petersburg kam, um in der Oper den Baß zu ſpielen. Er fand aber, daß die Narrheit mehr eintrage als die Muſik, ernarrte ſich in 9 Jahren über 20000 Rubel, und war ſo klug, mit dieſem Gelde davon zu gehen. Die erſten 10000 Rubel ernarrte er auf eine komiſche Art. Biron neckte ihn einſt, ſprechend er ſey mit einer Ziege verheyrathet. Pedrillo verbeugte ſich tief, ſagte, der Herzog habe Recht, ſeine Frau werde nächſtens in die Wochen kommen, und er lade hiermit den ganzen Hof ein, die Wöchnerin zu beſuchen. Man verſprach es. Nun herrſchte damals der Gebrauch in Rußland, (und ich glaube er herrſcht noch) daß Jeder, der eine Wöchnerin beſucht, ihr ein Geſchenk machen muß. Pedrillo ſchlug das Wochenbett auf dem Theater auf, legte ſich ſammt ſeiner Ziege hinein, und ließ den Vorhang aufziehen. Dieſes Schauſpiel beluſtigte den ganzen Hof ungemein, die Kaiſerin beſchenkte die Wöchnerin reichlich, alle Groſſe folgten ihrem Beyſpiel, und Pedrillo ſteckte lachend ſeine 10000 Rubel in die Taſche. Die Kaiſerin ſtiftete auch einen Narrenorden für Pedrillo und la Coſta, den ſie den Orden von Sanct Benedetto nannte. Eines ruſſiſchen Gebrauchs erwähnt Mannſtein, von dem ich nie gehört, vielweniger Zeuge davon geweſen, der folglich ohne Zweifel nicht mehr exiſtirt. Wenn man einen verheyratheten Mann beſucht, ſagt er, und deſſen Gattin zugegen iſt, ſo muß der Mann den Gaſt bitten, ſeiner Frau einen Kuß zu geben. Dieſer bittet hingegen, ihm mit gutem Beyſpiel vorzugehen, und nun wird die Frau von der ganzen Geſellſchaft geküßt. Sie muß auch den Gäſten allerley ſtarke Getränke präſentiren, „daß man berſten mögte" ſagt der Verfaſſer. Will Jemand nicht trinken, ſo giebt ſie ihm die ſchönſten Worte, und wirft ſich endlich gar ihm zu Füſſen. 1741 kam eine perſiſche Geſandſchaft nach Petersburg. Thomas Kuli Chan hatte ſie abgefertigt, und zwar mit 16000 Mann und 20 Kanonen, um die Nachricht von ſeinen Siegen über den groſſen Mogul dem ruſſiſchen Hofe zu melden. Ein ſo groſſes Gefolge fand man doch bedenklich. Man ließ ſchnell Truppen gegen Aſtracan vorrücken, und an der perſiſchen Gränze ein Lager aufſchlagen. Dann erklärte man dem Geſandten, daß der Weg nach Moſcau durch eine groſſe Wüſte gienge, wo ſeine 16000 Begleiter Mangel an Lebensmitteln leiden würden, er mögte folglich nur 3000 mitbringen. Das geſchah. Er zog im July zu Pferde in Petersburg ein und ihm folgten, auſſer den 3000 Mann, 14 Elephanten, die ſein Herr den ruſſiſchen Groſſen zum Geſchenke machte. Der Kaiſerin überreichte er eine Menge groſſe, aber ungeſchliffene Diamanten. Anfangs befürchtete man, Thomas Kuli Chan mögte wohl im Schilde führen, Aſtracan zu erobern, allein er hegte viel freundlichere Geſinnungen, denn er wünſchte, die Prinzeſſin Eliſabeth, nachmalige Kaiſerin, zur Gemahlin zu erhalten, und ſoll ſich ſogar erboten haben, unter dieſer Bedingung die chriſtliche Religion in ſeinem Reiche einzuführen. Die Regentin war nicht abgeneigt, allein ſie wagte den Schritt doch nicht.

Von dem Feldmarſchall Münnich urtheilt Mannſteih, daß er, wie gewöhnlich die groſſen Feldherren, mehr Glück als Verſtand gehabt. Bey der Belagerung von Oczakow im Jahr 1737 habe er die gröſten Fehler begangen und hätte von Rechtswegen geſchlagen werden müſſen. Er fieng den Sturm an, ohne die Lage der Stadt recognoſcirt zu haben und ohne zu wiſſen auf welche Art ſie befeſtigt ſey. An der Seeſeite wurde ſie blos durch eine einzige, beſchädigte Mauer gedeckt, und wäre da leicht zu erobern geweſen, allein er ließ gerade an der ſtärkſten Seite Sturm laufen, und ohne alle Mittel über den Graben der Contreſcarpe zu kommen, von deſſen Daſeyn man nichts eher wußte bis man vor ihm ſtand.„

Ich habe ſchon bey einer andern Gelegenheit von den Gefahren geſprochen, die bisweilen durch einen falſchen Lärm in einem Lager entſtehen. Auch Mannſtein erzählt davon ein merkwürdiges Beyſpiel, welches ſich in dem Kriege gegen Schweden 1741 zutrug. Es war Nachts um 11 Uhr. Die ruſſiſche Armee war ſtill und unbemerkt bis gegen Willmanſtrand vorgerückt. Der Obriſte, der dort kommandirte, hatte vier Mann ausgeſchickt, um, von der Dunkelheit begünſtigt, die Ruſſen zu recognoſciren. Aber ein Vorpoſten im Walde wurde ſie gewahr, und gab Feuer. Kaum war der Schuß gefallen, ſo griffen plötzlich zwey Regimenter von der zweyten Linie zu den Waffen, und feuerten eine halbe Stunde lang immer darauf los, ohne daß man ihnen Einhalt thun konnte. Sogar ihre Kanonen löſten ſie einigemal. Dadurch wurden in der erſten Linie ein Offizier und 17 Mann theils getödtet, theils verwundet. Die Generale Laſcy und Keith waren in groſſer Lebensgefahr, denn ſie hatten zwiſchen beyden Linien kleine Zeltaufſchlagen laſſen, in welchen ſie ſchliefen, und mehrere Kugeln waren durch dieſe Zelte gegangen. Ungefähr 200 Dragonerpferde wurden durch das Feuern ſcheu, riſſen ſich los, und rannten auf die Landſtraſſe nach Willmanſtrand. Ein ſchwediſcher Vorpoſten zu Pferde, der eine halbe Meile von den Ruſſen ſtand, hörte das Feuern, und zugleich das Getrappel der losgeriſſenen Pferde, die auf ihn zukamen, meynte, es wäre eine feindliche Parthey, nahm die Flucht, wurde von den leeren Pferden gejagt, und dieſe kamen mit ihm zugleich in die Stadt, ehe noch die Schweden die Brücke aufziehen konnten.

Durch dieſen friſchen Lärm erhielt der General Wrangel die erſte Nachricht von der Annäherung der Ruſſen, und rückte mit Tagesanbruch ihnen entgegen. Fürwahr, ſeit Erfindung des Pulvers liegt Mars nicht mehr in den Feſſeln der Venus, ſondern Fortuna iſt ſeine Göttin.

Bruchſtücke aus den Memoiren der Frau von Motteville.

(Fortſetzung.)

Es giebt viele hübſche Damen die durch ein ewiges kränklich thun ſich intereſſant zu machen glauben, ohne zu ahnden, wie läſtig und lächerlich ſie dadurch werden. Man ſollte glauben, es müßte ihnen ſelber bisweilen höchſt beſchwerlich ſeyn, aber die Eitelkeit für recht zart gelten zu wollen, überwiegt Alles. Sie bedienen ſich der Kränklichkeit wie eine Mode, ſie putzen ſich damit, oder glauben doch ſich damit zu putzen. So ſchildert auch Frau v. M. die Herzogin von Orleans, eine Prinzeſſin von Lothringen, die ihr Gemahl während ſeiner Verbannung geheyrathet hatte. Damals mogte ſie noch eine gemeine Geſundheit gehabt haben, denn als Nancy erobert wurde, rettete ſie ſich als Page verkleidet auf einem Karren. Ludwig XIII, ihr Schwager, drang oft in ihren Gemahl, eine Verbindung zu zerreiſſen, die gegen des Königs Willen geſchloſſen worden, allein vergebens. Nun kam ſie faſt nicht aus ihrem Zimmer, behauptete, die geringſte Bewegung verurſache ihr Ohnmachten, konnte ſich nicht einmal entſchlieſſen, ein paar Schritte nach ihrer Kapelle zu thun, und nahm lieber das Abendmahl im Bette. Wenn ſie der Königin einen Beſuch abſtatten wollte — welches in zwey Jahren einmal zu geſchehen pflegte — ſo ließ ſie ſich in einem Seſſel tragen, oder mit ſo viel Umſtänden, daß es immer als ein Wunder gefeyert wurde, wenn ſie glücklich bis zum Palais royal gelangte. Oft war ſie kaum drey Schritte von ihrem Pallaſt entfernt, ſo ſchrie ſie ſchon, man ſolle ſie zurückbringen, ſie könne es nicht länger aushalten, obgleich man nichts an ihr gewahr wurde. Sie aß trocknes Brod und hatte immer einen Vorrath davon in der Taſche. Gegen rothlederne Stiefeln trug ſie einen entſetzlichen Abſcheu. Sie hatte ſchöne Züge die Waiſenknaben, vermöge ihrer Geſichtsformen, allenfalls für Halbbrüder meines Vaters paſſiren könnten. Sie beherrſchte den gnädigen Herrn ſeit geraumer Zeit unumſchränkt, und hatte ſchon längſt aus weiſer Vorſicht für die Zukunft ein Plänchen entſponnen, wie die Burg Süſſenhayn, ſammt der hohen und niedern Jagd, nach und nach in ein Häufgen lachendes Gold zuſammenzuſchmelzen ſey, mit welchem ſie nach dem erfolgten, tödtlichen Hintritt des Erbherrn, die beyden Waiſenknaben in chriſtlicher Eingezogenheit zu erziehen gedachte. Die Wärme, mit welcher der Berghauptmann meinen Vater umarmte, die Ehre die er ihm erwieß, ihn bey der Tafel, neben ſich zu ſetzen, die alte Bekanntſchaft mit meiner Großmutter, von welcher ſie bis jetzt nicht ein Wörtgen gewußt hatte; alles dies zuſammen genommen, vertiefte die Falten, welche ſeit einigen Jahren ihre Stirn zierten, machte ſie bey Tiſche grämlich und ſchmollend, und ge-

und war doch nicht ſchön; Verſtand, und ſchien doch keinen zu haben. Sie war fett und mager zu gleicher Zeit; denn Geſicht und Buſen erſchienen voll, Arme und Hände entfleiſcht. Der Herzog liebte ſie und liebte ſie auch nicht; oft ſpöttelte er über ſie und ſagte, ſie ſpreche nur mit ihrem Beichtvater, den ſie um Rath frage, mit welchem Fuſſe ſie zuerſt aus dem Bette ſteigen ſolle. Sie liebte ihren Gemahl mit der Eiferſucht des Stolzes und trennte ſich nie von ihm. Als daher eine Reiſe ins Bad ihm angerathen wurde, entſchloß ſie ſich ihn zu begleiten, und nun konnte ſie auf Einmal jede Bewegung recht gut vertragen, denn ſie wich während der ganzen Reiſe nicht aus ſeinem Wagen. —

Ein pikantes Gegenſtück zu dieſem Gemählde möge die Gemahlin des däniſchen Geſandten liefern, der damals (1647) nach Frankreich kam, um der Königin für die Bemühungen zu danken, die ſie angewandt, um den Frieden zwiſchen Dännemark und Schweden wieder herzuſtellen. Dieſe Dame, die nicht genannt iſt, war eine Tochter ihres Königs von einer Mutter, die ihm an die linke Hand getraut worden, eine Gewohnheit, welche Frau v. M. mit Recht bisarr nennt. Sie bildete ſich nicht wenig darauf ein, und trug deßhalb einen kleinen Hut von ſchwarzem Sammt, behauptend, daß in Dännemark nur die Königstöchter ein ſolches Hütlein tragen dürften. Sie war ſehr hübſch und wußte einen gewiſſen Ernſt mit einer faſt naiſen Ungezwungenheit ſehr gut zu paaren. Die Königin zeigte ihr die innern Zimmer, die Bäder, die Kapelle. Sie betrachtete alles ohne Bewunderung und lobte ſparſam aber mit Kenntniß. Frau v. Metteville war zugegen, und da ſie wohl wußte, wie eitel die Königin auf ihre ſchönen Hände war, ſo ſagte ſie zu der Geſandtin, vermuthlich werde ſie weit begieriger ſeyn, dieſe zu bewundern, als alle die ſchönen Sachen die man ihr gezeigt. Ohne Umſtände ergriff die Fremde die Hand der Königin, zog ihr den Handſchuh aus, lobte und küßte die Hand, hob ihr auch ganz vertraulich das Halstuch auf, um ihren Buſen zu ſehen. Heutzutage würden dergleichen Manieren wohl kein Glück bey Hofe machen, allein die geſchmeichelte Königin fand ſie allerliebſt, und ſprach den ganzen Tag von nichts als von der artigen Dänin, die mit gleicher Zwangloſigkeit die Königin von England umarmte. Frau v. M. macht bey dieſer Gelegenheit die ächt franzöſiſche Bemerkung, daß es doch wohl in allen Ländern liebenswürdige Leute geben mögte.

Das Murren gegen den Liebling der Königin, den Cardinal Mazarin, wurde jetzt immer ſtärker. In ſeinem eigenen Vorzimmer murmelte man ſich Verwünſchungen gegen ihn in die Ohren, weil er ſich von Niemanden ſehen ließ. Er kannte dieſe Stimmung und lachte darüber. Ich laſſe ſie reden, ſagte er, wenn ſie mich nur handeln laſſen. Eine Maxime, die nicht alle Machthaber befolgen, obgleich ſie ſo gut wie jener Kardinal wiſſen, daß diejenigen, die am meiſten hinter dem Rücken ſchelten, am tiefſten kriechen, wenn der Gefürchtete erſcheint. Frau v. M. ſagt ein ſchreckliches Wort von ihm, aber leider ein Wort, welches von den Meiſten geſagt werden kann, die am Ruder ſtehen: *Er liebte keine Tugend und haßte kein Laſter.* Vielleicht ſollte man fragen, ob Männer, deren Ziel des Staates Wohlfahrt iſt — ein Ziel, welches zu erreichen, jedes Mittel gut ſeyn muß — irgend eine Tugend lieben, irgend ein Laſter verabſcheuen dürfen? Tugend und Laſter ſind in ihren Händen nur Werkzeuge. Wer mögte ſie darum beneiden! Die Königin war nach Compiegne gegangen und der Cardinal folgte ihr einige Tage nachher. Als er in den Wagen ſtieg, war der ganze Hof voll blauer Ordensbänder, die ſich ſchon glücklich ſchätzten, ihn nur von weitem geſehen zu haben. Alle Menſchen ſind Sklaven des Glücks, fügt Frau v. M. hinzu, und ich kann ſagen, daß ich am ganzen Hofe Niemanden geſehen habe, der nicht ein Schmeichler geweſen wäre, der Eine mehr der Andere weniger. Manche ſchämen ſich ihrer Schwachheit, aber wenn ihr eigenes Intereſſe ins Spiel kommt, ſo handeln ſie doch in der nächſten Viertelſtunde wieder eben ſo. Während die Kriegsflamme an den Gränzen wüthete, und die Königin ſelber in der Nähe war, beſchäftigte man ſich an ihrem Hofe mit einer wichtigen Angelegenheit. Mademoiſelle nemlich war auſſer ſich, daß die Prinzeſſin von Condé in der Kirche ihren

Fußteppich gerade in der nemlichen Art ausbreiten ließ, als Mademoiſelle den ihrigen. Das gab einen heftigen Rangſtreit. Der Herzog von Orleans und die Königin ſelbſt hatten alle Hände voll zu thun, um ihn zu ſchlichten.

Man muß geſtehen, daß Frau v. M. eine vollendete Hofdame war, wie folgender Zug beweiſen mag. Sie war dem Hofe dieſesmal nicht gefolgt, da ſie aber einen Beſuch in die Normandie abſtattete, ſo machte ſie einen Umweg von einer ſtarken Tagereiſe, um die Königin zu überraſchen. Sie hatte dazu ihre guten Urſachen. „Man argwöhnte“ ſo erzählt ſie, „ich ſey mit meinem Loos nicht zufrieden, und die Königin behandle mich nicht ſo gut als mein Ehrgeiz es wünſche. Ich war dem Miniſter verdächtig; er beurtheilte mich nach der allgemeinen Verderbniß, und glaubte, ich miſchte mich in allerley Händel, die ihm zuwider waren. Er ſagte mir das ſelber eines Tages und bewieß es dadurch, daß ich ihm nie Böſes von andern vorſchwatzte, daß ich die Unzufriedenen anhörte, in ihrem Vertrauen wäre, und von ihnen als eine zuverläſſige Perſon gerühmt würde, welches doch nichts anders heiſſen könne, als: bey mir könne man ohne Gefahr murren. Welch' ein Elend, daß wir unter der Gewalt eines Mannes leben mußten, dem Ehrlichkeit ein Verbrechen war. Ich ſagte ihm, daß er ſeinen Ohrenbläſern gerade am wenigſten trauen dürfe, daß hingegen Leute wie ich, die Niemanden Böſes zufügen wollen, ihren Pflichten ſtets treu bleiben werden. Dieſe Explication ſöhnte uns zwar nicht miteinander aus, aber ich vermied dadurch groſſe Unannehmlichkeiten, die mir drohten. Um den Höflingen zu zeigen, daß ich bey der Königin noch immer in Gunſt ſey, überraſchte ich ſie, weil ich wußte, ſie würde mich mit einem heitern Geſicht empfangen, und das war mir genug. Denn am Hofe iſt nichts leichter als die Zuſchauer zu blenden, und man muß ihnen niemals das Vergnügen machen, ſie merken zu laſſen, daß wir nicht ſo glücklich ſind als ſie ſich einbilden, oder ſo unglücklich als ſie wünſchen. Es gelang mir vollkommen. Ich fand die Königin an ihrem Näherahm u. ſ. w." Dieſe wenigen Zeilen verdienten ſchon eine Stelle in Balthaſar Gracians Höfling.

Im Vorbeygehen erzählt Frau v. M., daß der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, nicht allein in ſeiner Kindheit, ſondern auch als er ſchon erwachſen war, ſein größtes Vergnügen darin fand, die Damen die ihm gefielen zu putzen, ihnen ſelber die Kopfzeuge aufzuſetzen, Schmuck anzulegen u. ſ. w. und daß er ſich beſſer darauf verſtand als die Damen. Welch' ein hoffnungsvoller Prinz! Der Kardinal ließ um dieſe Zeit drey Nichten und einen Neffen aus Italien kommen, die, ob ſie gleich noch Kinder waren, mit vielen Umſtänden empfangen wurden. Der Graf von Nogent wurde ihnen entgegen geſchickt, ein Höfling, von dem Frau v. M. bey dieſer Gelegenheit ein treffendes Bild entwirft. Er ſpielte den Spaßmacher bey Hofe und ſprach unaufhörlich, ohne daß man ihm vorwerfen konnte, daß er wirklich etwas ſage. Er war witzig auf ſeine Weiſe, dabey nicht bösartig, denn er redete von Niemanden auf der Welt übles. Nie hatte er einen Unglücklichen beſchützt, aber auch nie Einen geſtürzt. Man konnte ihn nicht achten aber auch nicht haſſen. In der Kunſt zu ſchmeicheln war er

Meiſter und er machte die Honneurs der ganzen Welt. Das ſind eben die rechten Menſchen, um bey Hofe Glück zu machen, auch hatte er das ſeinige über alle Erwartung gemacht. Jetzt präſentirte er die kleine Familie des Cardinals der Königin, die ſie ſehr artig fand und ſehr freundlich gegen ſie war. Dann erſchienen die kleinen Mädchen bey Hofe, Jedermann drängte ſich um ſie, fand ſie ſchön, reizend, allerliebſt; es war ein ſolches Gedränge, daß der Herzog von Orleans der Frau v. M. zuflüſterte: „ich fürchte das Leben der armen Kinder iſt hier in Gefahr, man „wird ſie erſticken.“ Und der Marſchall von Villeroi ſagte: „Jetzt haben die kleinen Mädchen „noch nichts, aber wir werden ſie bald genug mit „Reichthümern und Würden überſchüttet ſehen. „Was den Knaben betrifft, ſo braucht er mehr „Zeit um groß zu werden, und es könnte ſich „wohl treffen, daß er ſein Glück nur gemahlt zu „ſehen bekäme.“ Er wollte damit ſagen, daß der Oheim wohl fallen könnte, ehe der Neffe im Stande ſey, von der jetzigen Gröſſe deſſelben Vortheil zu ziehen. Seine Prophezeihungen traſen richtig ein, denn die Nichten wurden groſſe Damen, der Neffe ſtarb. Ein Italiäner ſagte der Frau v. M., man könne ſich zu Rom nicht genug verwundern, daß man in Paris aus dieſen Kindern ſo viel Weſens mache, denn dort habe ſich Niemand um ſie bekümmert. Er ſpöttelte über die Franzoſen, daß ſie von ſolchen Günſtlingen ſich beherrſchen lieſſen.

Der Kardinal ſpielte bey der Ankunft ſeiner Familie eine ſehr ernſte Rolle. Er war im Cabinet der Königin, als die Kinder gebracht wurden, gieng aber ſogleich fort und legte ſich ſchlafen. Er ſpottete ſelber über alle die Aufmerkſamkeiten, die man ſeinen Nichten erwieß, und im Grunde hatte er doch groſſe Abſichten mit ihnen, woraus man ſchlieſſen mag — fügt Frau v. M. hinzu — daß die beſten Comödianten nicht immer auf dem Theater ſtehen. Er ſelber vertraute der Prinzeſſin Paleſtrina, eine Italiänerin, daß ſchon die Gröſten des Reichs ſich um die Ehre bewürben, die kleinen Römerinnen zu heyrathen. (Lieber Gott! muß nicht der Weiſe ſich glücklich ſchätzen, an keinem Staatsruder zu ſtehen, wenn es auch nur deßhalb wäre, weil man da die Menſchen nothwendig muß verachten lernen?) Uebrigens ſtrafte der Herr Cardinal ſich ſelber Lügen, indem er ſeine Nichten kommen ließ, denn er hatte einige Jahre zuvor, als ein Transport von Statüen aus Rom anlangte, zu ſeinen Freunden geſagt, daß dieſe die einzigen Verwandten wären, die er nach Frankreich verpflanzen wolle. Freylich ließ er ſich nachher von der Königin ſelber bitten, ſeinen Entſchluß zu ändern. — Es iſt ein drolliges Gefühl, welches den Leſer ergreift, wenn er die *Kleinlichkeiten* der Höfe lieſt. Man mögte ſagen, es ſey nicht der Mühe werth, ſich einen Augenblick damit zu beſchäfftigen, aber warum macht es denn Vergnügen? vielleicht weil man in ſolchen Augenblicken ſich nicht blos den Groſſen gleich, ſondern auch wohl noch ein wenig über ſie ſtellt. Madame d'Hautefort, die vormalige vertraute Freundin der Königin, war nun Herzogin von Schomberg, und hatte auf das Ehrenamt einer Dame d'Atour für 200000 Livres Verzicht geleiſtet; aber noch immer nicht auf die Hoffnung, die Gunſt der Königin wieder zu gebahr meinem Vater einen Feind, nachdem er kaum ſeit einer halben Stunde das Haus deſſen betreten hatte, der l'ami de la maiſon meines Großvaters geweſen war.

Indeß bemerkte am erſten Abend Niemand den Unmuth der Jungfer Morgenthau. Mein Vater war viel zu gutmüthig und unerfahren, der Berghauptmann aber viel zu heiter und froh über die unerwartete Zuſammenkunft. Er ließ vom beſten Rheinwein aus dem Keller holen, und trank aus einem ſilbernen Becher mit ſeinem Wappen geziert, auf die Geſundheit des jungen Abentheurers. Mit unter benachrichtigte er meinen Vater von ſeinen jetzigen Familienverhältniſſen. Meine Großmutter, hieß es, ſey vor einem Jahre geſtorben, weil ſie den Tod ihres Mopſes und den Verluſt ihres Sohnes nicht habe überleben können. Sogleich ſeyen eine Menge Muhmen und Vettern herbeygeſtürmt, um ſich in den Nachlaß zu theilen, man habe aber gefunden, daß die paſſiva die activa weinen. Es iſt in der Ordnung, daß die Ehrendame der Königin das Hemd überreicht, wenn nicht etwa eine Prinzeſſin vom Geblüt gegenwärtig iſt, der ſie dieſen ſchmeichelhaften Vorzug überläßt. Iſt die Dame d'Atour zugegen, ſo theilt die Ehrendame mit ihr gewiſſe Functionen. Nun bemächtigte ſich aber eines Tages die Herzogin von Schomberg des beneideten Hemdes in Gegenwart der Prinzeſſin von Condé und der Marquiſe von Senecey; die letztere war Dame d'Atour. Da ſagte die Königin ſehr ernſt zu ihr: „Madame, Sie werden nicht gewahr, daß Frau von Senecey hier iſt, und daß Sie ihr Amt verwalten.“ Frau von Schomberg antwortete ziemlich lebhaft: ſie habe jene wohl geſehen, aber es komme ihr zu. Die Königin antwortete mit gleicher Lebhaftigkeit: „Ihnen Madam? haben Sie nicht Verzicht darauf geleiſtet? Habe ich Ihnen nicht 200000 Livres dafür geben müſſen?“ „O ja“ erwiederte Frau von Schomberg, „aber ich habe das Geld noch nicht empfangen, und folglich glaubte ich auch ein Recht zu haben. —“ „Mit nichten“ ſagte die Königin, „Sie ſollen

„bezahlt werden. Dazu iſt noch Geld genug in „Frankreich, und Sie ſollen wiſſen, daß, wenn „man einmal mein Herz verlohren hat, es ſchwer „wieder zu gewinnen iſt.“ Jetzt fieng Frau von Schomberg an zu weinen, und begleitete die Königin den ganzen Tag in Thränen ſchwimmend. Der ganze Hof kam endlich in Bewegung, in allen Winkeln wurde geflüſtert, die Sache pro und contra erwogen; mit Geſichtern, auf welchen Begebenheiten zu leſen waren, die dem Staate Gefahr zu drohen ſchienen, zog man einander bey Seite, und fragte: Wiſſen Sie ſchon? Was halten Sie davon? — Die Aufhebung der Belagerung von Lerida machte bey weitem nicht ſo viel Geräuſch. — Um dieſe Zeit kam der Landgraf von Heſſen nach Frankreich, und wurde ſehr wohl aufgenommen, beſonders wegen ſeiner Mutter, die, trotz aller Gefahren die ſie umringten, der franzöſiſchen Parthey ſtets treu geblieben war. Ganz Europa verehrte dieſe edle Fürſtin, und die Königin vergalt ihr jetzt in ihrem Pockennarbigen Sohne, indem ſie ihn in ihrer Gegenwart — ſitzen ließ. — Die gute Königin! ſie war vielleicht abhängiger, als irgend eine Frau in Frankreich. Das beweiſet folgende Anekdote. Ihr Sohn, der Herzog von Anjou, befand ſich nicht recht wohl, während ſie in Fontainebleau war. Die Aerzte, nach damaliger Sitte, gaben ihm eine Menge Purganzen und trieben das ſo lange, bis ſie ihm die Ruhr ancurirt hatten. Indeſſen wurde bey der Königin von ſeiner Krankheit immer als von einer Kleinigkeit geſprochen, bis eines Abends ein Courier die Nachricht brachte, ihm ſey zur Ader gelaſſen worden. Das war ein Zeichen, daß er ein heftiges Fieber hatte. Die beſtürzte Mutter erklärte augenblicklich, ſie wolle am andern Morgen nach Paris fahren. Meynt man, ſie habe das thun dürfen? die Mutter habe ihr todtkrankes Kind beſuchen dürfen? o nein! der Herr Cardinal kam ſehr früh am Morgen und gab ihr einen groſen Verweiß, daß ſie ſich unterfangen einen ſolchen Gedanken zu faſſen, deſſen Ausführung nur allgemeines Schrekken verbreiten würde. Man müſſe, ſagte er, für das Wohl des Staates den mütterlichen Kummer zu unterdrücken wiſſen. Kurz, ſie durfte nicht fahren, die arme Königin! denn der Herzog von

Orleans hätte ja einen Augenblick glauben können, daß er dem Throne nun bald um einen Schritt näher treten werde. — Drollig erzählt Frau v. M. den Tod des braven Marſchalls de Gaſſion, der auf dem Bette der Ehre ſtarb, und noch ſterbend Seelen-Größe bewieß. „Er war ein Hugenott“ ſagt ſie, „folglich kann ich ihn doch nicht loben „und ihm keinen Theil an dem Blute unſers Erlöſers geben, ob man mich gleich verſichert hat, „daß er in ſeinen letzten Augenblicken Chriſti Barmherzigkeit angerufen.“ (!) Sie hatte ihn ſelbſt gekannt und aus ſeinem Munde gehört, daß er im fünfzehnten Jahre mit 20 Sous in der Taſche und ſeinen Schuhen an einen Stock gebunden, das väterliche Hauß verlaſſen und gemeiner Soldat geworden. Blos durch ſeine Tapferkeit ſchwang er ſich bis zum Marſchall von Frankreich empor, und wenn er ja einem Günſtling zu nahe kam, ſo war es blos um Lob von dieſem einzuerndten. Richelieu verglich ihn mit Bertrand du Guesclin, meynte aber er ſey nicht ſo grob als jener Held geweſen. Die ganze Armee trauerte um ihn, der Hof hingegen nicht; er war ja kein Höfling. Es war bekannt, warum der Kardinal ihn nicht leiden konnte. Gaſſion hatte einſt einen Brief von ihm empfangen, der unausführbare Befehle enthielt. Er wurde hitzig, warf den Brief auf die Erde, und ſagte: Der Pfaff wolle den General ſpielen. Das vergaß Mazarin ihm nie. Im November dieſes Jahres bekam der junge König die Blattern. Alle die nur irgend auf Jugend und Schönheit Anſpruch machten, flüchteten aus dem Palais royal, und Frau v. M. rühmt es ſich ſelber zum groſſen Verdienſte an, daß ſie bey dieſer Gelegenheit die Königin nicht verlaſſen. Das Verdienſt war eben nicht groß, denn ſie hatte die Pocken ſchon gehabt, ſie meynte aber, man bekomme ſie oft zweymal. Dieſesmal ließ die Königin ſich ihre Muttergefühle nicht wegvernünfteln; ihr Bett wurde in dem Zimmer des Kranken aufgeſchlagen, ſie verließ ihn keinen Augenblick und wurde ſelber krank davon, denn allerdings ſchwebte ſein Leben einige Tage in Gefahr. Die Pocken waren zurückgetreten, man ließ ihm viermal zur Ader. Seine Mutter fiel in Ohnmacht. Die kindlichen Aeuſſerungen ſeiner Liebe vermehrten noch ihren Schmerz. Alle Augenblicke rief er ſie, bittend, ſie wolle bey ihm bleiben, er empfinde ſeine Krankheit weniger, wenn er ſie nur ſähe. Auch verſicherte die Königin nach ſeiner Geneſung der Frau v. M., daß ſie während ihrer Angſt um ihn nicht ein einzigesmal daran gedacht habe, daß ſie in dem Sohne einen König, ſondern nur daß ſie einen geliebten Sohn verliere, welches wir der zärtlichen Mutter gern glauben wollen. Wenn er geſund war hingegen, dachte ſie ein wenig zu oft an die Königswürde dieſes Kindes. Nicht allein mußte ihm Jedermann ſagen, daß er der Herr ſey, ſondern ſogar, wenn er mit ſeinem jüngern Bruder ſpielte, und irgend ein kleiner Zwiſt zwiſchen ihnen entſtand, mußte dieſer nachgeben und gehorchen; der König mogte Recht haben oder nicht. Welche Erziehung für einen Prinzen! war es denn ein Wunder, daß Ludwig XIV ein Deſpot wurde?

Der Herzog von Orleans hatte, während der Krankheit des Königs, Einmal einem Souper bey-
und ein andersmal freundlich geduldet,
n Prophezeyungen ſprach, die auf ſeine
ge deuteten. Die Königin erfuhr bey-

des und zeigte ihm deshalb einige Kälte. Der Prinz von Condé war vorſichtiger. Obgleich die Königin ihm Couriere über Couriere ſchickte, um ſeine Zurückkunft von der Armee zu beſchleunigen, ſo kam er doch nicht eher, als bis die Gefahr des jungen Königs vorüber war, damit es nicht ſcheinen mögte, als ob er begierig ſey die etwa eintretende neue Ordnung der Dinge zu benutzen. Die Königin ſchwebte in Gefahr, die Regentſchaft zu verlieren, wenn ihr älteſter Sohn ſtarb. Freylich wäre dann ihr zweyter Sohn auf dem Throne gefolgt, allein ſie hätte von neuem zur Regentin gewählt werden müſſen, welches ſchwerlich geſchehen wäre, da man ſie nicht mehr ſo liebte als vormals. Ueberhaupt würde es wohl ſehr wenige Fürſten auf der Welt geben, die, wenn ſie auch unter dem lauteſten Volksjubel die Regierung angetreten hätten, nach einigen Jahren noch einmal durch deſſelben Volkes Stimme gewählt werden würden; daraus folgt aber noch gar nicht, daß ſie ſchlecht regiert haben müßten, ſondern nur die Unmöglichkeit es den meiſten recht zu machen, und die ewige, verdammte Sehnſucht nach Veränderung.

Der ſchlaue Cardinal hatte natürlich auch ſchon ſeine Maaßregeln genommen auf den Fall, daß der König ſtürbe; er hatte dem Günſtling des Herzogs von Orleans, dem Abbé de la Riviére den Kardinalshut und Theil an der Herrſchaft zugeſagt, wenn er den Herzog nach des Miniſters Willen ſtimmte. Kurz, der ganze Hof war geſchäftig wie ein Ameiſenhaufen, bis die Wiederherſtellung des Königs alle dieſe Intriguen plötzlich abſchnitt. — Das neue Jahr 1648 erſchien. Die Königin freute ſich darüber am letzten Abend des alten Jahres, hoffend, das neue werde ihr mehr Glück bringen als ſie im Alten genoſſen, aber ein kluger Höfling, Sanneterre, flüſterte der Frau v. M. ins Ohr, er fürchte das Gegentheil, denn die Gemüther wären alle ſo verſtimmt, daß Unruhen ſich voraus ſehen lieſſen. Er hatte nur zu wahr prophezeyt, denn ſie begannen wirklich ſchon am 5ten Januar, wo 800 Kaufleute in Paris wegen einer neuen Auflage ſich empörten, bis in die Zimmer des Herzogs von Orleans drangen, Hülfe von ihm begehrten, und zu verſtehen gaben, ſie würden, wenn er ihr Begehren abſchlüge, ſich ſelber Hülfe ſchaffen.

Er verſprach ihnen mit der Königin zu reden, erinnerte ſie an ihre Pflicht, und entließ ſie mit den gewöhnlichen Fürſtenworten: Wir wollen ſehen. (On verra.) Am andern Morgen verſammelten ſie ſich aufs neue, inſultirten den Sohn des Finanzminiſters, und ſogar den erſten Präſidenten, der ſie mit muthigem Ernſt bedrohte, Galgen aufrichten zu laſſen und die Rädelsführer daran zu hängen. Allein ſie antworteten ihm keck: er ſolle die Galgen nur aufrichten laſſen, ſie würden die ſchlechten Richter daran knüpfen, die ihnen Gerechtigkeit verweigerten und Sklaven der Hofgunſt wären. An demſelben Tage empörten ſich auch die Requetenmeiſter, weil man deren zwölf nur machen wollte. Sie hatten ſämmtlich ihre Stellen gekauft und fürchteten, daß der Werth derſelben durch dieſe Maaßregel verringert werden mögte. Sie weigerten ſich ihre Aemter zu verwalten, ſchwuren auf die Bibel, in jeder Verfolgung ſtandhaft zu bleiben, giengen zum Kardinal, und Einer derſelben, Domin, ſprach ſo ſtark und dreiſt, daß Seine Eminenz in keine geringe Verlegenheit geriethen. Man hielt geheimen Rath, es wurden donnernde Arrêtés erlaſſen, allein der Miniſter war nicht ruhig, denn er ſah nun wohl, daß er der Gegenſtand des öffentlichen Haſſes geworden ſey. In der Nacht vom 10ten auf den 11ten Januar ſchoſſen die Bürger auf den Straſſen, und auf die Anfrage der Polizey, was das bedeuten ſolle? antworteten ſie keck: ſie verſuchten ihre Gewehre zum Dienſt des Königs, wenn man aber noch mehr Geld von ihnen erpreſſen wolle, ſo würden ſie es machen wie die Neapolitaner, die damals im Aufruhr begriffen waren. Auch gab es Leute, die in dieſer Nacht den Bürgern anſagten, ſie mögten ihre Häuſer mit Brod verſorgen. Am Morgen, es war ein Sonnabend, gieng die Königin, nach ihrer Gewohnheit, in die Kirche Notre Dame, um die Meſſe zu hören, da folgten ihr ein paar hundert Weiber, Gerechtigkeit! ſchreyend. Sie wollten ihr ſogar in den Weg knieen, die Garden verhinderten es. Bey ihrer Zurückkunft ſagte die Königin: ſie ſey in Verſuchung geweſen das Volk anzureden, aber ſie habe die Inſolenzen dieſer Canaille gefürchtet.

weit überſtiegen, und alſo förmlich auf die Erbſchaft Verzicht gethan, aus welcher ſich die Creditores ſo gut ſie gekonnt, bezahlt gemacht. Von dieſer Seite war alſo nichts für meinen armen Vater zu hoffen, indeß verſprach der Herr von Süſſenhayn nach beſtem Vermögen für ihn zu ſorgen, und die Jungfer Morgenthau verzog das Maul bis an die Ohren, als ob ſie einen Becher Wermuth ausgeleert hätte.

Der Reiſegeſellſchafter meiner Großmutter hielt Wort, und meines Vaters Kopf machte ſeiner Protection Ehre. Polycarpus mußte nemlich auf ſein Anrathen ſich auf die Bergwerkskunde legen, und brachte es darinn in kurzem weiter als alle Berghauptleute, die ſeit Anno 972, als das Bergwerk zu Rammelsberg im Harzgebürge entdeckt wurde, dieſem Amte vorgeſtanden hatten. Die alten Bergleute beehrten ihn mit der Benennung Bergwurzel, welches in ihrer Sprache einen Buben andeutet, der von bergmän-

Es wurde wiederum Rath gehalten. Das Garderegiment mußte unter den Waffen bleiben. Man vertheilte Wachen in alle Viertel der Stadt. Der Marſchall von Schomberg ſtellte die Schweizer auf. Paris glich in dieſer Nacht einem Lager. Es wurde wieder viel geſchoſſen. Am 12ten gieng der König wieder zum erſtenmale aus, um in der Kirche Notre Dame Gott für ſeine Geneſung zu danken. Schon ſeit acht Tagen hatte die Königin es gewünſcht, und man wollte es nicht länger aufſchieben, um nicht den Schein zu geben als fürchte man ſich. Aber ſeine Garden wurden verdoppelt, alle Sicherheitsmaßregeln genommen, auch der gewöhnliche Prunk vermehrt, um dem Volke zu imponiren, faſt der ganze Hof begleitete ihn zu Roß und zu Fuß.

Im geheimen Rathe würde indeſſen beſchloſſen, daß der König noch einmal im Parlament erſcheinen ſollte, um die gehäſſigen Edikte mit Gewalt durchzuſetzen. Das geſchah am 15ten. Der Kanzler und der erſte Präſident hielten Reden, die dem Hofe und der königlichen Gewalt ſchmeichelten, der Generaladvocat Talon hingegen ſprach mit

Wärme und Würde für das Volk, ſchilderte deſſen Elend, bat die Königin ſich deſſen in der Stunde ihres Gebets zu erinnern; ſagte, ſie beherrſche keine Sklaven, ſondern ein freyes Volk, das mit Abgaben dermaſſen belaſtet ſey, daß es nur noch die Seele ſein nennen dürfe, weil man doch Seelen nicht an den Meiſtbietenden verkaufen könne; daß die im Felde errungenen Lorbeern kein Brod wären, welches die Unterthanen eſſen könnten u. ſ. w. Daß eine ſolche Kühnheit dem Miniſter höchlich mißfiel, kann man denken. Die Edikte wurden gemäſſigt, aber die Gemüther nicht beruhigt. Man ſchrie über die Verſchwendung des Hofes, die Habſucht des Miniſters. Dem leztern that man Unrecht. Frau v. M. ſagt, der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé wären die eigentlichen Verſchwender geweſen. „Mazarin," fügt ſie hinzu, „war nur ein Corſar, jene Fürſten „aber die groſſen Räuber, wie Alexander." — Man ſchrie auch ſehr laut über die Verzögerung des Friedens. Ein Italiäner erzählte bey dieſer Gelegenheit der Frau v. M., daß der Pabſt, (als man ihm geſagt habe, die Franzoſen wünſchten den

Frieden und würden die Wahrſcheinlichkeit glücklicher Erfolge gern der allgemeinen Wohlfahrt opfern) ſpöttelnd geantwortet habe: „Um Frieden zu erlangen voi altri francesi non volete donare che quelche non havete.“ (Ihr Franzoſen wollt nur geben was ihr nicht beſitzt.) (Es ſcheint in der That, als ob das Urtheil über dieſe berühmte Nation ſeit mehreren Jahrhunderten immer daſſelbe geweſen ſey. Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit einer merkwürdigen Stelle in der Vorrede zu Leibnitzens Codex juris gentium, die alſo lautet: Gallia certe inter regnandi hodie artes habet, ubi vix ictum intulit, statim de pace verba jacere; ita simul et belli commoda percipiuntur, et ad pacifici animi laudem aspiratur.)

Am 16ten ließ die Königin ſämmtliche Requetenmeiſter vor ſich kommen und empfieng ſie mit großem Pomp. Der Kanzler hielt eine Rede, welche die Königin aus eigner Bewegung unterbrach, ſprechend: ſie wären ſeltſame Leute, daß ſie ſich einbildeten, die königliche Gewalt beſchränken zu können, und ſie werde ihnen wohl zeigen, daß es in ihrer Macht ſtehe, ſo viele neue Stellen zu erſchaffen, als ihr beliebe. Dann fuhr der Kanzler fort, gab ihnen einen derben Verweiß, und befahl ihnen, das Papier, auf dem ſie ſich zu gegenſeitigem Beyſtand durch ihre Unterſchrift verpflichtet hätten, auszuliefern; oder ſchriftlich zu verſichern, daß kein ſolches Papier vorhanden ſey. Da warfen ſie die Köpfe in die Höhe, machten eine tiefe Verbeugung und entfernten ſich, aber nur um ſich in Corpore ins Parlament zu begeben, und gegen die Regiſtrirung des ſie betreffenden Edicts zu proteſtiren. Das Parlament empfieng dieſe Proteſtation, obgleich das Edict in Gegenwart des Königs durchgegangen war, und behauptete, es habe ein Recht dazu, es dürfe dem Könige Vorſtellungen machen, auch wenn eine Sache bereits durchgegangen wäre. Nun ließ die Königin das Parlament vor ſich berufen, ſagte, ſie geſtehe jenes Recht ihm zu, aber weiter als bis zu Vorſtellungen ſolle es nicht zu gehen wagen. Das würkte auch nichts. Das Parlament verſicherte mit ſchönen Worten ſeine Treue, that aber nach wie vor was ihm beliebte. Gern hätten die Mißvergnügten den Herzog von Orleans, des Königs Oheim, in ihr Intereſſe gezogen, allein er hielt ſich ſtill und blieb der Königin ergeben aus Grundſätzen oder aus Schwäche. Daſſelbe that der Prinz von Condé. In ſolchen unruhigen Zeiten wurde das Carneval dießmal ſehr ſtill gefeyert. Der Zwiſt mit dem Parlament dauerte fort. Die Königin berief es abermals nach Hofe und wollte da in deſſen Gegenwart das Blatt zerreiſſen laſſen, auf welchem es ſich eine Modification des königlichen Edicts erlaubt hatte. Sie war deswegen früher wie gewöhnlich aufgeſtanden, mußte aber, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, die Botſchaft vernehmen, daß das Parlament um Erlaubniß bitte, ſich nicht einfinden zu dürfen. Es wurde dennoch auf den Nachmittag beſchieden, war aber ſchon nicht mehr verſammelt, als dieſer Befehl ankam, welches denn abermals wieder ſehr reſpectswidrig befunden wurde. Am andern Morgen erſchien es endlich, machte Entſchuldigungen und erhielt aufs neue die ſtrenge Weiſung, ſpäteſtens binnen acht Tagen alles in Ordnung zu bringen. Da die Requetenmeiſter noch immer auf ihrem Starrſinn beharrten, ſo mußten die Staatsräthe ihre Geſchäffte verrichten, um zu zeigen, daß man ihrer entbehren könne; aber alle Gerichtshöfe vereinten ſich, um ſie zu ſchützen.

Hier ſchaltet Frau v. M. ein Intermezzo ein, welches nicht weniger als Lafontaine's ſchöne Erzählungen die Gewalt der Liebe beweiſet. Der Herzog von Guiſe, ein berühmter Held, liebte Mademoiſelle de Ponts noch immer auf das zärtlichſte. Er hatte ſchon drey Frauen genommen, ohne eigentlich zu glauben, daß er vermählt ſey. Die aufrühreriſchen Neapolitaner hatten ihn an ihre Spitze berufen. Er war auf einem kleinen Fahrzeug nach Neapel abgegangen, drey Galeeren entwiſcht die ihn jagten, hatte ſich unter Begünſtigung der Nacht durch die ganze feindliche Flotte geſchlichen, war ohne Truppen, ohne Geld, ganz allein an's Land geſtiegen, mit groſſem Jubel empfangen worden, und hatte bereits manche von den Pariſern bewunderte Heldenthat verrichtet. Während ſeiner Abweſenheit hatte er die Geliebte einem nicht ſtrengen Kloſter anvertraut, wo ſie, wie Frau v. M. meynt, ſich mit den Gedanken wiegte, Königin von Neapel zu werden, und übrigens ziemlich locker lebte. Die Mutter des Herzogs erſuchte die Königin, aus Furcht Mademoiſelle de Ponts mögte ihrem Sohne folgen, ſie in ſtrengere Verwahrung bringen zu laſſen, worauf ihr das Kloſter der Nonnen der Jungfrau Maria zum Aufenthaltsort angewieſen wurde. Als ihr Liebhaber das erfuhr, ſchrieb er einen Brief an die Königin, den Frau v. M. vom Original copirte. Hier iſt er. „Madame! Ich habe mein Leben für „Sie gewagt, indem ich Ihnen Königreiche und „Provinzen eroberte. Ich habe durch meine bloſſe „Gegenwart, ohne Geld, ohne Brod, Völker „Ihnen treu erhalten. Ich habe den Krieg geführt ohne Pulver und ohne Soldaten. Ich ha„mich täglich der Verrätherey und dem Gifte „blos geſtellt, und nie einen andern Lohn erwartet als den, nach ſo vielen Mühſeligkeiten mein „Leben mit Mademoiſelle de Ponts beſchlieſſen zu „dürfen. Wie hätte ich nicht hoffen ſollen, daß „Ew. Majeſtät um meinetwillen ihr mehr Achtung „beweiſen würde? es hat mich ſehr geſchmerzt, „zu erfahren, welche Strenge Sie gegen dieſelbe

„verübt, und ich bitte Ew. Majeſtät, in Rückſicht
„alles deſſen, was ich bereits für Ihren Dienſt
„gethan habe und noch zu thun entſchloſſen bin,
„Mlle. de Ponts auf andere Weiſe zu behandeln,
„wenn Ihnen anders daran gelegen iſt, das Leben
„Ihres treueſten Dieners zu erhalten.“ Auch
an den Kardinal ſchrieb er: „Meine Leidenſchaft
„für Mlle. de Ponts iſt treuer und heftiger als
„jemals, welches Ew. Eminenz zur Gnüge bekannt
„iſt. Sie werden ſich wundern, daß ich
„Sie nicht von Geſchäften, ſondern blos von meinem
„Unglück unterhalte. Das iſt eine Würkung
„meiner Verzweiflung. Ich habe für nichts auf
„der Welt Sinn, und ich ſchwöre Ihnen, daß
„weder Ehrgeiz noch der Wunſch meinen Namen
„unſterblich zu machen, mich zu den gefährlichen
„Unternehmungen getrieben, die ich begonnen,
„ſondern allein der Gedanke, etwas zu thun, was
„mich der Liebe der Mlle. de Ponts würdiger
„machen könnte, und dadurch die Königin zu
„vermögen, daß ſie ihr und mir mehr Achtung
„bewieſe. Dieſe Hoffnung hat mich getäuſcht.
„Auch über Ew. Eminenz habe ich mich zu bekla-

„gen. Unter ſo vielen Gefahren, in denen blos mein Herz mich aufrecht erhalten, nach Allem, was ich gethan, kränkt man mich in dem, was mir das liebſte auf der Welt iſt. Man ſperrt meine Geliebte ein, man mißhandelt ſie, und giebt mir dadurch den ſtärkſten Beweiß des Haſſes gegen mich ſelbſt. Ha! mein Herr! wenn Sie noch einen Funken der Freundſchaft für mich hegen, die Sie mir oft zugeſagt, ſo nehmen Sie mir dieſen Kummer vom Herzen, ſonſt haben Glück und Gröſſe und ſelbſt das Leben keinen Reiz für mich. Ich werde mich der Verzweiflung überlaſſen und den Tod ſuchen, da mein Schmerz mir Ruhe und Vernunft raubt."
Manche Leſerin wird die ſchöne Mademoiſelle de Ponts mit Recht beneiden, ſo von einem Helden geliebt worden zu ſeyn. Frau v. M. giebt zwar zu verſtehen, ſie ſey deſſen nicht würdig und ihm nicht ganz treu geweſen, man weiß aber wohl, daß die Damen, wenn ſie Eine ihrer Schweſtern von einem berühmten Manne angebetet ſehen, immer nicht begreifen können, wie das zugeht, und die Glückliche ſo viel als möglich herab zu würdi-

zen ſtreben. Das Zeugniß der Frau v. M. möchte alſo auch hier verdächtig ſeyn. Sie meynt, die Vorfahren des Herzogs von Guiſe würden um eines Mädchens willen nicht ſo auſſer ſich gerathen ſeyn. Vermuthlich würde ſie milder urtheilen, wenn ſie ſelbſt dieſes Mädchen geweſen wäre. Den feurigen Liebhaber traf bald nachher ein Blitz nach dem andern. Er wurde gefangen, nach Spanien geführt und ſchwebte in Gefahr, den Kopf zu verlieren. Seine Mutter und Geſchwiſter warfen ſich der Königin zu Füſſen, um ſeine Rettung flehend. Sie ſandte auch ſogleich einen Courier nach Spanien. Das Leben wurde ihm erhalten, allein er ſchmachtete lange im Gefängniſſe und erduldete Mißhandlungen. Und was that indeſſen Mlle. de Pons? — Auf des Herzogs Bitten hatte man ihr vergönnt, das läſtige Kloſter zu verlaſſen, wo ſie jetzt, bey dem Unglück ihres Geliebten, aus freyer Wahl hätte bleiben ſollen. Wenn dem Bericht der Frau v. M. zu trauen iſt, ſo bediente ſie ihrer Freyheit ſich nur, um treulos zu werden. Der abweſende Herzog wurde von ſeinem gegenwärtigen Stallmeiſter verniſchen Eltern gebohren worden, zuweilen aber auch auf denjenigen angewandt wird, welcher viel Luſt und Liebe zum Dinge bezeugt. Mit leichter Müh lernte mein Vater gebrauchen den großen und kleinen Peuſchel, den Handfäuſtel, Bölz, Federn, Keilfimmel, Ritzeiſen, Keilhau, Kratzen, Brechſtangen, Scheide und Puchhämmer, Erzquetſcher, u. ſ. w. ſammt allem Gezeug zum Schacht- und Stollenauszimmern. Er legte den Runnbaum, den Pfuhlbaum, die Tumphölzer, er ſetzte die Haſpelſtützen, er ſchlug ein Tonnenfach drauf, er heſpelte die Fahrten an, er legte Trage-Stempel und Jöcher, Gerinne und Geſtänge, ſchlug Treckwerk, Sumpf und Kaſten, hieng Künſte, richtete in Gipeln über die Richtſchacht, und förderte Alles mit einer Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit, daß die älteſten Bergleute ihm das Zeugniß gaben: er werde nie ein Bergwerk zu Sumpfe treiben.

Der

drängt und als er zurück kam, endigte ſich die ganze heroiſche Liebesgeſchichte mit einem Prozeß, in dem er ſie beſchuldigte, ſie habe ihm ſeine Diamanten geſtohlen. Von ihrem neuen Liebhaber wurde ſie auch bald wieder verlaſſen und ſie ſah ſich endlich genöthigt, nach Flandern zu entweichen, um dort, wo man ſie noch nicht kannte, vielleicht noch einige Eroberungen zu machen. Eine andere Geſchichte machte um dieſe Zeit groſſen Lärm am Hofe. Ein Edelmann, Namens Saujeon, wurde plötzlich verhaftet, Niemand wußte warum. Er ſtand im Dienſt von Mademoiſelle, ſeine Schweſter war Ehrenfräulein der Herzogin von Orleans und der Herzog ſah ſie gern. Um ſo mehr wunderte man ſich. Die Sache blieb ein Geheimniß zwiſchen der Königin, ihrem Miniſter, dem Herzog von Orleans und deſſen Günſtlinge; folglich war der ganze Hof in Bewegung, um zu errathen, was er nicht wiſſen ſollte; man erſchöpfte ſich in Muthmaſſungen, doch lange vergebens. Der Gefangene wurde insgeheim verhört. Einer ſeiner Verwandten, ein Freund der Fr. v. M., entdeckte ihr endlich den wahren Grund: er hatte eine

Vermählung zwiſchen Mademoiſelle und dem Erzherzog zu Stand bringen wollen, ſonder Zweifel mit ihrer Zuſtimmung. Das war dem Miniſter verrathen worden, der ohnehin die Prinzeſſin nicht leiden konnte; folglich ſtellte er der Königin die Sache im dunkelſten Schatten vor. Sie entrüſtete ſich und ſprach ſo lebhaft darüber mit Monſieur, dem Vater der Angeklagten, daß auch dieſer ſie nicht zu vertheidigen wagte. Die Prinzeſſin erfuhr etwas von dem Ungewitter, welches über ihrem Haupte ſchwebte, machte aber gute Miene zum böſen Spiel, und ſagte lachend, ſie wiſſe von nichts. Die Königin hielt eine geheime Rathsverſammlung; am Schluß derſelben wurde Mademoiſelle gerufen. Niemand war gegenwärtig als die Königin, der Cardinal, ihr Vater und deſſen Günſtling, der Abbé de la Riviere, welcher letztere ihr ins Ohr raunte, ſie werde einen ſcharfen Verweiß bekommen, und das einzige Mittel ſich zu retten, ſey demüthige Unterwerfung. Sogleich brach auch die Königin los, warf ihr vor, daß ſie geheime Verſtändniſſe mit den Feinden des Staates unterhalte; daß ſie ſich vermählen wollen ohne weder ſie, die Königin, noch ihren Vater um Erlaubniß zu fragen und daß ſie folglich gegen beyde ſehr reſpectwidrig gehandelt habe. Dann nahm ihr Vater das Wort und gab ihr einen derben Verweiß. Aber ſie ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, behauptete ſtandhaft, ſie habe von der ganzen Sache nichts gewußt und machte noch obendrein ihrem Vater Vorwürfe, daß er bey dieſer Gelegenheit ſich ihrer nicht annehme, da doch ſeine Ehre ſo gut als die ihrige dabey compromittirt ſey. Die Königin ſagte Abends zur Frau v. M.: wenn ſie eine Tochter hätte, die ſolche kecke Reden ſich erlaubt, ſo würde ſie dieſelbe vom Hofe verbannt und in ein Kloſter geſperrt haben.

Die Damen vom Hofe hatten im nächſten Zimmer wohl gehört, wie lebhaft die Unterredung war und vor Begierde gebrannt, etwas davon zu vernehmen. Sie ſahen aber blos die Prinzeſſin wieder herauskommen mit einem Geſichte, das mehr Stolz als Schaam, mehr Zorn als Reue ausdrückte. Am andern Morgen wurde ihr eine Art von Arreſt angekündigt; ſie ſollte Niemanden ſehen bis ſie alles geſtanden hätte. Man nahm ihr ſogar eine ihrer Kammerfrauen, die man für ihre Vertraute hielt. Sie bekam ein Fieber und Ohnmachten, aber ſie geſtand doch nichts. Frau v. M. hatte den Muth, der Königin zu ſagen, die Prinzeſſen habe Recht nicht zu bekennen, daß ſie durch geheime Intriguen einen Gemahl zu erhalten geſucht, denn das ſey ein Fehler minder ſchimpflich zu begehen, als ihn öffentlich zu bekennen, und es ſey hart, daß ihr Vater ſich ihrer nicht angenommen. Die Königin, die ſich ſo laut über dieſe Sache erklärt hatte, nahm die Freymüthigkeit der Frau v. M. etwas übel, ſagte es auch dem Herzog von Orleans wieder, der es gleichfalls ungnädig vermerkte. Frau v. M. ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken; ſie wandte ſich an des Herzogs Günſtling, erklärte ihm, daß Jedermann ihn tadeln würde, wenn er die Sache noch weiter triebe, und ſchloß mit den Worten: „es iſt wahr, die Prinzeſſin hat gefehlt, ſie hat „vielleicht zu viel gewagt, indeſſen kann doch „dieſer Schritt ihrem Rufe nie nachtheilig wer„den, denn Jedermann weiß, wie alt der Erz-

„Herzog iſt, welche groſſe Ohren er hat und daß „er ſich blos mit Beten beſchäfftigt.“ Man ſah endlich ein, daß es doch wohl beſſer ſeyn würde, mildere Maaßregeln zu ergreifen. Am eilften Tage der Gefangenſchaft der Prinzeſſin brachte ihr der Abbé de la Riviere die erſten freundlichen Worte von ihrem Vater, wiewohl immer noch von ſehr ernſten Ermahnungen begleitet. Sie durfte zur Königin fahren, von der ſie ſehr kalt empfangen wurde. Indeſſen kamen die Sachen bald wieder ins alte Gleis, zu großem Vergnügen des Hofes, dem dieſe Geſchichte ſchon viel zu lange währte.

Um dieſe Zeit flüchtete der Herzog von York, der 12 oder 13 Jahr alt war, auf Befehl ſeiner Mutter aus England nach Holland. Er ſelbſt erzählte der Frau v. M., daß er ein ganzes Jahr den Entſchluß zu fliehen mit ſich herum getragen, ihn aber Niemanden vertraut habe, weil es ſo ſchwer geweſen ihn auszuführen. Endlich, als er eines Tages ſeine Wachen ins Spiel vertieft ſah, entſchlüpfte er durch eine Hinterthür in den Park, wo der getreue Bediente, den ſeine Mutter ihm geſchickt hatte, mit Frauenzimmerkleidern auf ihn wartete. Er zog ſie an, und blieb einige Tage als Mädchen in London, dann ſchiffte er ſich ein auf ein Schiff, das nach Holland ſegelte, und deſſen Matroſen ihn für eine hübſche leichtfertige Dirne hielten. Man ließ ihm nachſetzen und faſt wäre er im Angeſicht des Hafens von Vlieſſingen erwiſcht worden. Die Landung war gefährlich, der Schiffer fürchtete zu ſtranden, aber jetzt warf der junge Herzog ſchnell ſeine Frauenkleider von ſich, entdeckte ſeinen Stand, und zwang den Schiffer mit der Piſtole in der Hand auf jede Gefahr zu landen. In Frankreich wurde er als ein Enkel Heinrich des Vierten ſehr gut aufgenommen. — Noch ein Gefangener entſchlüpfte am erſten Pfingſttage dieſes Jahres, und ſeine glückliche Entweichung erregte bey Hofe ganz andere Empfindungen als die des Herzogs von York. Es war nemlich der Herzog von Beaufort, deſſen Abentheuer bereits erzählt worden, und der noch immer im Schloß von Vincennes den Haß des Kardinals trug. Seine Befreyung war ein halbes Wunder, denn er hatte keinen Einzigen von ſeinen eigenen

Leuten ſey ſich, ſondern wurde blos von des Königs Leuten bedient. Ein Gardeoffizier mit ſieben oder acht Gardiſten ſchlieſen beſtändig in ſeinem Zimmer und verlieſſen ihn keinen Augenblick. Ueberdieß war Chavigni Gouverneur des Gehölzes von Vincennes und nicht ſein Freund. Noch mehr! der Cardinal hatte Wind davon bekommen, daß ein Anſchlag zu Beauforts Befreyung im Werke ſey, er hatte daher dem Gardeoffizier, der la Ramée hieß, ſeinen Gefangenen nochmals auf die Seele gebunden, und dieſer hatte geantwortet, wenn der Herzog ſich nicht in einen kleinen Vogel verwandeln könne, um zum Fenſter hinaus zu fliegen, ſo ſey deſſen Entweichung unmöglich. Aber der Herzog verwandelte ſich in keinen Vogel und entfloh dennoch. Das gieng ſo zu: La Ramée hatte zu Bewachung der Gefangenen unter andern einen Menſchen mit ſich genommen, der ihn, unter dem Vorwand, daß er einen unglücklichen Zweykampf gehabt, ſehr gebeten hatte, ihm eine Freyſtatt in Vincennes zu verwilligen. Es geſchah, und der neue Ankömmling ſchien den Herzog ſchärfer zu bewachen als alle ſeine Kammeraden, ja ſogar eine beſondere Härte gegen ihn zu äuſſern; aber insgeheim verſtand er ſich mit ihm, benachrichtigte des Herzogs Freunde von Allem was geſchehen ſollte, und man wählte den erſten Pfingſttag zur Ausführung des Anſchlags, weil Jedermann an dieſem Tage mit dem feſtlichen Gottesdienſte beſchäfftigt war. In der Stunde, in welcher die Garden zu Mittag ſpeiſten, verlangte der Herzog in einer Gallerie ſpatzieren zu gehen, die zu dieſem Behuf ihm verwilligt war. Sie lag weit niedriger als ſein Gefängniß, aber von da bis in den Feſtungsgraben war doch immer noch ein ungeheurer Abgrund.

La Ramée machte keine Schwierigkeit, begleitete ihn jedoch in eigner Perſon. Indeſſen begab ſich der Mitverſtandene zu den übrigen Garden in den Speiſeſaal, trank aber nur ein Glas Wein, gab vor er befinde ſich nicht wohl, gieng hinaus und ſchloß unvermerkt die Thür des Saales hinter ſich zu. Gleichergeſtalt verſchloß er noch einige andere Thüren, die ſich zwiſchen jenem Saale und der Gallerie befanden, auch die Gallerie ſelbſt verriegelte er hinter ſich, und plötzlich fielen nun

Er und der Herzog über La Ramée her, knebelten ihn, banden ihm Hände und Füſſe, und lieſſen ihn ſo liegen. Dann befeſtigten ſie ein Seil an das Fenſter, an welchem der Bediente ſich zuerſt herabließ, weil es ihm am ſchlimmſten ergangen ſeyn würde, wenn die Flucht mißlungen wäre. Der Herzog folgte. Allein der Graben war ſehr tief, das Seil etwas kurz. Er mußte ſich fallen laſſen auf die Gefahr die Beine zu brechen. Der Fall war ſehr hefftig, er blieb lange ohnmächtig liegen. Vier oder fünf von ſeinen beſtellten Leuten, die an der andern Seite des Grabens auf ihn warteten, ſahen ihn liegen, hielten ihn für todt und ſchwebten in der peinlichſten Unruhe. Endlich ermannte er ſich wieder. Sie warfen ein Seil hinab, welches der Bediente zuerſt um den Leib band, denn der Herzog hatte ihm verſprochen, daß immer für ihn zuerſt geſorgt werden ſolle, und er hielt pünktlich Wort. Dann kam die Reihe an den Herzog, der, als er oben war, zum zweytenmale ohnmächtig wurde, denn, auſſer den Schmerzen, die ihm der Fall in den Graben verurſacht, hatte auch das um ſeinen Leib gebundene Seil ihm den Magen fürchterlich zuſammengeſchnürt. Indeſſen erhohlte er ſich auch jetzt wieder, und der Gedanke, die Frucht aller ſeiner Anſtrengungen zu verlieren, wenn er länger hier verweile, gab ihm neue Kräfte. Er ſchleppte ſich bis in das nächſte Gehölz, wo funfzig Reiter ihn erwarteten. Ein Augenzeuge erzählte nachher der Frau v. M., daß, ſobald der Prinz von ſeinen Getreuen ſich umringt geſehen, er plötzlich alle Schmerzen vergeſſen, ſich fröhlich auf ein Roß geſchwungen und gerufen habe wie Franz der Erſte, als er, aus ſpaniſcher Gefangenſchaft zurückkehrend, den franzöſiſchen Boden betrat, ha! ich bin frey! Er gab ſeinem Pferde die Sporn und verſchwand wie ein Blitz. In einem Garten am Rande des Grabens hatten eine Frau und ein Knabe, welche Kräuter pflückten, alles mit angeſehen, aber, von den Reitern bedroht, geſchwiegen. Da ſie auch nicht das mindeſte Intereſſe dabey hatten, die Flucht des Prinzen zu hindern, ſo blieben ſie ganz ruhig bis Alles vorbey war. Dann rief die Frau ihren Mann, einen Gärtner, der ſogleich zu den Garden lief, Der alte Herr von Süßenhayn empfand eine herzliche Freude, wenn er meinen Vater ſo ſein Weſen treiben ſah, und die Naſe der Jungfer Morgenthau ward um anderthalb Zoll länger. In Jahresfriſt hatte Polycarpus ſeine Bergſtudien vollbracht, und ward für tüchtig erklärt, dem Amte eines Bergzehenders vorzuſtehen, wozu er unter dem freudigen Glück auf! aller Schachtfahrer ernannt wurde.

Nun ſchien ſein Glück gegründet, er fing an die Mühſeligkeiten zu vergeſſen, die er als Küchenjunge, Straußenwärter und Naturforſcher ausgeſtanden hatte, und hätte die Jungfer Morgenthau durch manaigfaltiges Quälen und Necken, ihn nicht zuweilen erinnert, daß das menſchliche Leben nie ganz ohne Bitterkeit ſey — hätte Minchens Beſitz ihm die Arbeit verſüßt, und ſeine kleine Hütte zum Tempel der Liebe geweiht; ſo würde ſeiner Zufriedenheit nichts gemangelt haben. Oft ſchlich er an ſchwülen Tagen im aber es war zu ſpät. Der Kardinal ließ ſich nicht merken, wie verdrüßlich dieſer Zufall ihm war, und die Königin, die dem Herzog vormals ſehr wohl gewollt, ſagte lachend, er habe recht gethan. —

Es herrſchte damals, dem Zeitgeiſt gemäß, eine drollige Miſchung von Galanterie und Frömmigkeit am Hofe, und man muß lächeln, wenn Frau v. M. erzählt, daß, um einen Ablaß zu gewinnen, die Königin am 3ten Juny nicht weniger als 37 Kirchen zu Fuß beſuchte, und daß ſie, obgleich ſehr ermüdet, dennoch die halbe Nacht im Garten des Palais royal zubrachte, von drey Damen und zwey Herren begleitet, die in frommen Geſprächen eine Art von allgemeiner Beichte ablegten. Man ſprach von dem, was man Gott pflichtmäſſig ſchuldig ſey, und von dem, was man den Creaturen aus Neigung gebe, und man fand, daß man gegen die letztern weit freygebiger ſey als gegen Gott. „Wir bekannten freymüthig im „Nahmen unſers Geſchlechts“ ſagt Frau v. M., „daß auch die tugendhafteſte Frau, wenn ſie noch „in dem Alter iſt, in dem ſie ſich ſelbſt gefällt

„und andern gefallen will, Augenblicke hat, wo „ſie weder chriſtlich noch weiſe iſt.“ Auch die Herren beichteten einen Theil ihrer Laſter (une partie de leurs crimes) und das Reſultat war, daß Herren und Damen, die in der groſſen Welt für weiſe gelten wollen, es nur ſelten ſind. Man legte ſich erſt mit Tagesanbruch ſchlafen, und vermuthlich ſtand man, trotz dieſer frommen Nacht, eben ſo weltlich geſinnt wieder auf. Die Zänkereyen mit dem Parlament währten fort. Die Königin verbot deſſen Mitgliedern, ſich zu verſammeln, ſie kehrten ſich nicht daran. Fünf Schatzmeiſter wurden verhaftet, weil ſie die neue Auflage nicht bezahlen wollten. Ein Sechſter beklagte ſich bitterlich, daß man ihm nicht auch die Ehre anthue ihn zu verhaften. Da ließ man die Fünfe wieder los. Die Königin ſchickte einen Staatsſecretair mit Truppen, um ihr einen aufrühreriſchen Parlamentsſchluß zu hohlen, aber alle ſchwuren, ſich eher niedermetzeln zu laſſen als ihn heraus zu geben, und der Staatsſekretair mußte unverrichteter Sachen zurückkehren. Nun wurde das Parlament abermals nach Hofe berufen, mit groſſem Pomp und mit ſehr zornigen Geſichtern empfangen, in weitläuftigen Reden ihm ſein Unrecht vorgeſtellt, ihm durchaus verboten, ſich künftig in Staatsgeſchäfte zu miſchen, als die nur dem Könige zu verwalten gebührten, und zuletzt dem Protocolliſten ſtreng befohlen, binnen 24 Stunden den mißfälligen Parlamentsſchluß zu bringen, damit er vernichtet werde. Der Präſident wollte antworten, allein die Königin hieß ihn ſchweigen und bedrohte die Ungehorſamen, ſie an ihren Perſonen und Gütern, ja in ihren Kindern zu beſtrafen.

Das half Alles nichts. Das Parlament verſammelte ſich gleich Nachmittags wieder, verbot ſeinem Protocolliſten ausdrücklich, die begehrte Acte nach Hofe zu bringen, erklärte, daß es ein Recht habe, ſich in die Adminiſtration der Finanzen zu miſchen, und daß der Staat übel regiert werde. Die Königin wüthete und ſagte zu ihren Vertrauten, ſie werde nie zugeben, daß ſolche Canaillen das königliche Anſehen ſchmälerten. Aber dem Kardinal war nicht wohl dabey zu Muthe, er ſagte, die Königin ſey kühn wie ein Soldat, der die

Gefahr noch nicht kenne. Er gab nach und verſprach, daß das Parlament alle ſeine angefochtenen Rechte behalten ſolle, wenn es wenigſtens zum Schein ſich unterwürfe. Allein vergebens! es beharrte auf der Forderung, daß alle gegen daſſelbe ergangene Decrete caſſirt werden ſollten. Nicht beſſer gieng es dem Cardinal mit den Requetenmeiſtern, denen er zu verſtehen gab, man werde ſie ſogleich in alle ihre Rechte wieder einſetzen, wenn ſie nur *bitten* wollten. Sie bedankten ſich und blieben halsſtarrig. Der Parlamentspräſident ſagte der Königin öffentlich in einer langen kühnen Rede: daß die Fürſten mehr durch Liebe als durch Furcht herrſchen ſollten; daß Gerechtigkeit das einzige Band zwiſchen dem Fürſten und dem Volke ſey, daß aber eben dieſe Gerechtigkeit jetzt von allen Seiten angetaſtet werde; daß man Aenderung von der Zeit gehofft habe, daß man aber ſehen müſſe, wie täglich alles immer ſchlimmer gehe und dergleichen mehr.

Die Königin erſchrack und verſtummte. Es war zu ſpät, um ſtrenge Maasregeln zu ergreifen. Das Volk, unter Auflagen ſeufzend, war für das Parlament geſtimmt und der Miniſter allgemein gehaßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Antoinette Bourignon.

Es wäre zu verwundern, wenn in unſern Zeiten, wo die Myſtik an der Tagesordnung iſt und Swedenborg wieder eine Rolle ſpielt, nicht auch die chriſtliche Schwärmerin Antoinette Bourignon wieder ans Licht gezogen würde. Ich zweifle, daß die Nüchternen unter meinen Leſern ſie kennen und nehme mir daher die Freyheit, ſie ihnen vorzuſtellen; zuerſt ſo wie ſie ein gewiſſer Poiret in einem 1685 geſchriebenen Memoire ſchildert. Er verſichert, daß er ſeine Nachrichten nicht blos aus ihrer gedruckten Lebensbeſchreibung und aus ihren Schriften gezogen, ſondern daß ſie ihm von Leuten mitgetheilt worden, die perſönlich mit ihr umgegangen. Antoinette wurde 1616 in Flandern gebohren. Schon im vierten Jahre (!) fieng ſie an gewahr zu werden, daß dieſe Welt nicht die beſte ſey. Sie bemerkte nemlich, daß die Menſchen alt wurden und ſtarben. Das gefiel ihr nicht, und flößte ihr ſchon damals Verachtung für unſere Zeitlichkeit ein. Sie hatte vom Paradieſe reden hören, und von Chriſtus, wie er gelehrt und gelebt; das machte ihr groſſe Freude, und ſie verlangte zu wiſſen, ob es denn nicht Menſchen auf der Welt gäbe, die ſo lebten, wie Chriſtus gelehrt? — O ja, ſagte man ihr, die Chriſten. — „Und wo ſind die Chriſten?“ fragte ſie weiter. Das ſind wir, war die Antwort. Aber das wollte ſie durchaus nicht glauben, und man kann wohl zugeben, daß ſchon ein vierjähriges Kind leicht im Stande ſeyn mögte zu bemerken, daß die Chriſten nicht wie Chriſtus leben, beſonders in unſern Zeiten. Sie beſtand darauf in das Land der Chriſten geführet zu werden, wo man das Gold nicht achte und weder nach Gröſſe noch nach Vergnügen haſche. (Lieber Gott! wo liegt dieſes Land? oder wo hat es jemals gelegen?)

Man lachte ſie aus, da ſchwieg ſie ſtill, gieng in ein Winkelchen und betete zu Gott, daß er ihr den Weg in das Land der Chriſten zeigen wolle. Als ſie heranwuchs, wurde ſie freylich auch zu den honetten Eitelkeiten der Jugend, wie der Verfaſſer es nennt, mit fortgeriſſen, weil ſie, wenn ſie dergleichen nicht mitmachen wollte, den Vorwurf hören mußte, ſie ſey ein albernes Geſchöpf; aber ſie zog ſehr bald ſich davon zurück, that die ſtrengſte Buſſe und beſchloß der Welt ganz zu entſagen. Dieſer Entſchluß war ſo ernſtlich, daß ſie im achtzehnten Jahre als Einſiedler verkleidet in eine Wüſte floh, ohne zu bedenken, welche Gefahren einer achtzehnjährigen Einſiedlerin in einer ſolchen Einöde drohen. Sie wurde in der Gegend von Cambrai erkannt und zurück gebracht. Allein der Erzbiſchoff erfüllte dennoch ihren Wunſch und gab ihr eine Einſiedeley. In der Folge erlaubte er ihr, auf dem Lande in Geſellſchaft einiger andern Mädchen zu leben, die von ihrer Schwärmerey angeſteckt waren, ſich aber keine andere Regeln vorſchrieben als das Evangelium und die Liebe Gottes. Der Verfaſſer meldet nicht, ob

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08023/070

dieſe Mädchen hübſch oder häßlich waren. Nur im erſten Falle wäre es zwar nicht verdienſtlich, aber doch ſchwer geweſen, der irrdiſchen Liebe zu entſagen. Die Jeſuiten widerſetzten ſich der Stiftung dieſer frommen Gemeinſchaft. Antoinette machte die Erfahrung, daß weder Geiſtliche noch Weltliche, weder Vornehme noch Geringe chriſtlich leben wollten und verſchloß ſich vier Jahre lang in ihre Kammer, wo ſie, durch unaufhörliches Beten, ſich immer mehr exaltirte. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte ſie eine Herrſchaft (Seigneurie) und 20 oder 30 Häuſer geerbt, das Alles ſchenkte ſie einem, von ihr gegründeten Hoſpitale, wo ſie neun Jahre lang ſich beſchäftigte, 30 bis 50 arme Mädchen als wahre Chriſtinnen zu erziehen. Sie war entſchloſſen, ihr ganzes Leben hier zuzubringen; allein gewiſſe Unordnungen, die ſie aufdecken wollte, zogen ihr ſo heftige Verfolgungen zu, daß ſie genöthigt war, einen andern Zufluchtsort zu ſuchen. Sie irrte eine Weile herum und machte bey dieſer Gelegenheit Bekanntſchaft mit manchen frommen, gelehrten Theologen, die ihr anlagen, ihre Offenbarungen über mancherley Gegenſtände niederzuſchreiben. Da ſchrieb ſie drey Bände unter dem Titel: Das Licht der Welt, ihr Meiſterwerk wie behauptet wird.

Drey andere Bände führen den Titel: Academie der Theologen, und handeln vorzüglich von der Gnade, von der Prädeſtination und dergleichen hohlen Dingen, die leider oft genug auch Männerköpfe verrückt haben.

Als die Janſeniſten in Frankreich am heftigſten verfolgt wurden, beſchloſſen ſie, eine Inſel an der holſteiniſchen Küſte zu kaufen, und hatten bereits einen Theil derſelben an ſich gebracht; aber den größten Theil hatte ſich Antoinette vorbehalten, um dort, nach ihrem Lieblingsausdrucke, chriſtlich zu leben. Sie machte jedoch bald die Erfahrung, daß die practiſche Moral der Janſeniſten ſehr verſchieden von der theoretiſchen war, wenigſtens behauptete ſie das in mehreren Briefen an den Herzog von Holſtein, den Magiſtrat von Amſterdam und andere mehr. Sie hatte viele Verfolgungen auszuſtehen von den Jeſuiten, den Lutheranern und den ſogenannten Vätern de l'Oratoire. Sie mußte Holland verlaſſen, von Stadt

Schatten hundertjähriger Eichen und bemooſter Tannen umher, träumte ſich zurück in die friedliche Wohnung unter dem rothen Ziegeldach, wo Minchens Auge ihm heller geglänzt hatte, als die goldne Ader, welche in der Erzſtufe ſchimmerte. Da ſchuf er ſich reizende Ausſichten in die Zukunft, machte Entwürfe von wachſendem Glück und Reichthum, und der glühende Pinſel betrügeriſcher Liebe mahlte ihm Alles leicht vor. Hundertmal ergriff er die Feder, um an Herrn van Doelen zu ſchreiben, hundertmal hielt ihn der Gedanke zurück, daß ſeine eingeſchränkten Glücksumſtände auf Minchens Beſitz noch keinen Anſpruch machen dürften.

Indeß nutzte er ſeine Feyerſtunden zur Aufklärung ſeines Geiſtes, er las philoſophiſche Schriften, lernte ſelbſt denken, ſelbſt Schimmer von der Wahrheit ſcheiden, Pfaffentrug und Aberglauben verachten, im Nothfall beyde bekämpfen. O hätte er das letztere nie gelernt! Der ſanfte Hauch der Philoſophie zu Stade nach Holſtein entweichen, von da nach Hamburg, von Hamburg nach Oſtfriesland, und endlich ſtarb ſie 1680 in Franecker, faſt aller ihrer Güter beraubt. Soviel und nicht mehr berührt Herr Poiret von ihrem Leben. Es bleiben folglich eine Menge Lücken auszufüllen.

Bayle ſagt in ſeinem Dictionnaire, ſie ſey ſo häßlich gebohren worden, daß ihre Familie einige Tage zu Rathe gieng, ob es nicht beſſer ſey, ſie als ein Monſtrum zu erſticken. Dieſer Umſtand erklärt zum Theil ihren himmliſchen Beruf. Es iſt bekannt, daß die ſchönſten, galanteſten Damen aus ſehr natürlichen Urſachen im Alter Betſchweſtern werden. Antoinette hatte dieſes Alter ſchon als Kind erreicht. Ihre Mutter lebte in keiner glücklichen Ehe mit ihrem Vater, Antoinette war oft Zeuge ſeiner Härte, und betete deßhalb ſchon als ein kleines Mädchen: „Lieber Gott! gieb mir nie einen Mann!“ — Wenn ſie nicht reich geweſen wäre, ſo hätte ſie darüber ganz ruhig ſeyn können, aber freylich heyrathen die Männer auch Mißgeburten, wenn ſie nur Geld haben, und die arme Antoinette hatte über dieſen Punkt von ihrer

Mutter viel zu erdulden, die ſie durchaus verheyrathen wollte. Durch ihre Bitte zu Gott, ihr ja keinen Mann zu geben, (die freylich ſelten iſt) hat ſie bey ihren Verehrern noch mehr Bewunderung erweckt, als der heilige Auguſtin, welcher ganz treuherzig betete; „Lieber Gott! gieb mir Keuſchheit und Enthaltſamkeit, aber noch nicht ſo gar bald!“ Antoinette ſelbſt verſicherte, von Jugend auf ſo keuſch geweſen zu ſeyn, daß ſie auch nie einen Gedanken gehabt habe, der der reinſten Jungfrau ungeziemend geweſen wäre. Ihr Lobredner fügt hinzu, ihre Keuſchheit habe auch nach Auſſen auf alle die Perſonen gewirkt, die mit ihr umgegangen. Das iſt eben kein Wunder, da ſie ſo außerordentlich häßlich war. Es gab einmal einen Mönch, der die Keuſchheit der Jungfrau Maria penetratif nannte; Jedermann, der ſie angeſehen, ſey davon durchdrungen worden und alle Begierden hätten geſchwiegen, ob ſie gleich ſehr ſchön geweſen. Das mag man in der That ein Wunder nennen. Der heilige Joſeph ſoll, nach der Behauptung deſſelben Mönchs, die Gabe der Infrigidation beſeſſen haben, die man ihm ſchwerlich beneiden wird. Auf jeden Fall läßt ſich vermuthen, daß auch die frömmſte Nonne den lieben Gott nicht um die penetrative Keuſchheit bitten, ſondern zufrieden ſeyn wird, wenn ſie ſelbſt die Gabe der Enthaltſamkeit beſitzt, ohne ſie eben Andern einzuflöſſen. Der Vater wollte Antoinetten einen Mann aufdringen, und das war die Veranlaſſung zu ihrer Flucht in Mannskleidern. Aber ein muthwilliger Soldat erkannte ſie für ein Mädchen, und nie ſchwebte ihre Keuſchheit in gröſſerer Gefahr als damals. Ein Geiſtlicher rettete ſie kaum aus den Armen des Soldaten. Nachdem der Erzbiſchoff von Cambrai ſich ihrer nicht mehr annahm, lebte ſie wieder eine Zeitlang ſtill und eingezogen in Flandern, und doch begegnete ihr hier ein Abentheuer, welches die nach Auſſen würkende Kraft ihrer Keuſchheit eben nicht bewieß. Ein gewiſſer P. Saulieu, eines Bauern Sohn, verliebte ſich in ſie oder in ihr Geld. Er war ein ſchlauer Gaſt, der bald merkte, daß auf den gewöhnlichen Wegen ihr nicht beyzukommen ſey; deshalb ſtellte er ſich ſehr heilig, ſpielte ſogar den Propheten, den Inſpirirten, verſicherte, daß er keine Begierden kenne, daß er den Krieg mitgemacht und eben ſo rein als eine Jungfrau wieder zurückgekommen ſey, ob es gleich an Verführerinnen nicht gemangelt, die ſich ſogar zu ihm ins Bett gelegt; daß er keinen Sinn für leckere Speiſen und Getränke habe; daß er Bier und Wein vom Waſſer nicht zu unterſcheiden wiſſe und dergleichen mehr. Nachdem er auf dieſe Weiſe Antoinetten ſicher gemacht zu haben glaubte, fieng er an von Liebe zu ſprechen. Man ſchalt ihn brav aus, er bereute, man vergab, er machte neue Verſuche und wurde endlich ſo ungeſtüm, daß man ihm das Haus verbieten mußte. Da zückte er ein Meſſer gegen ſie und drohte, die Thüren zu erbrechen, zum Fenſter hinein zu ſteigen; Antoinette mußte es endlich der Obrigkeit anzeigen, die während des Prozeſſes ihre Keuſchheit durch zwey handfeſte Kerls bewachen ließ, denn Saulieu hatte geſchworen ſie zu beſitzen, wenn er auch auf dem Markte von Lille gehangen werden ſollte.

Er verlohr den Proceß und mußte verſprechen, nie einen Ort zu betreten, wo Antoinette ſich aufhielt. Aber er ſpielte ihr doch einen häßlichen

Streich, der vielleicht am meiſten dazu beytrug, ſie gegen ihn zu erbittern. Eine ihrer frommen Jungfrauen nemlich, mit der ſie in chriſtlicher Gemeinſchaft lebte, und von der ſie ſelbſt ſagt, ſie habe ein Spiegel der Vollkommenheit zu ſeyn geſchienen, befand ſich plötzlich in geſegneten Leibesumſtänden und erklärte Saulieu für den Vater ihres Kindes, der ſie auch nachher heyrathete. Alſo zu derſelben Zeit, da er ſo verliebt in Antoinetten zu ſeyn vorgab, daß er lieber hängen als ohne ſie leben wollte, unterhielt er mit Einem ihrer Mädchen einen ſo ſkandalöſen Liebeshandel; das mogte weh thun, denn die frömmſten Damen ſind doch im Grunde die eitelſten. Sie erzählt noch eine andere Geſchichte — denn alte Jungfern erzählen dergleichen ſehr gern — wie der Neffe eines Geiſtlichen ſie geliebt, während ſie in der Nachbarſchaft eine Einſiedeley bewohnte, wie er beſtändig um ihre Wohnung geſchlichen, ihr ſeine Liebe auf mancherley Weiſe zu erkennen gegeben; wie ſie bey dem Oheim ſich deshalb beklagt, dieſer ihn verſtoſſen, und der junge Menſch in der Wuth mehreremale Flintenkugeln durch ihre Hütte geſchoſſen.

Endlich machte er überall bekannt, ſie werde ihn heyrathen, ein Gerücht, welches von den Kanzeln widerlegt werden mußte, weil alle Betſchweſtern ſchwuren, ſie würden Antoinetten auf der Straſſe inſultiren. — Es iſt unbegreiflich, wie ein Monſtrum den Männern ſo heiſſe Begierden einflöſſen konnte. Leider iſt die ſchöne Anecdote, die Herr Poiret von ihr anführt — daß ſie nemlich ihr ganzes Vermögen einem Hoſpitale geſchenkt — nicht der Wahrheit gemäß. Sie faßte zwar einmal den Gedanken, ihrem väterlichen Erbe zu entſagen, allein ſie beſann ſich bald eines beſſern; ſie behielt es nicht allein, ſondern es vergröſſerte ſich auch unter ihren Händen. Das leztere gieng ſehr natürlich zu. Sie brauchte wenig und gab keinem Menſchen einen Heller. Man wird ſich wundern, daß die fromme Dame Bourignon nicht wohlthätig war, allein das hatte ſeine guten Urſachen, die ſie ſelbſt folgendergeſtalt angiebt: „Ich ſchlage die „Zinſen zum Kapital, weil ich keine wahre „Armen finde, denn die wahren Armen ſind ſo „ſelten, daß man ſie in einer andern Welt ſuchen „muß. Wollte ich in unſerm erbärmlichen Jahr-

„hundert Almoſen austheilen, ſo würden ſie nur dazu dienen, noch mehrere Sünden zu begehen.“ Eine Maxime, die alle Geizhälſe mit goldenen Buchſtaben oder wenigſtens mit Kreide über ihre Thür ſchreiben ſollten. Das Hoſpital, von welchem Poiret ſpricht, exiſtirte jedoch würklich eine Zeitlang, Antoinette war deſſen Vorſteherin, und hatte als ſolche Regel und Kleidung des heiligen Auguſtin angenommen, auch eine Menge frommer Jungfrauen um ſich verſammelt, aber Gott weiß es wie es zugieng, es währte nicht lange, ſo hatte eine jede dieſer Jungfrauen ein Engagement mit dem Teufel. Die Folge war, daß man Antoinetten für eine Hexe hielt. Der Magiſtrat von Lille miſchte ſich darein und ſie entfloh nach Gent. Als etwas auſſerordentliches verdient noch angemerkt zu werden, daß, ſo oft ihre Reden und Ermahnungen ein Weltkind bekehrten, daß es gleichſam neu gebohren wurde, ſie auch würkliche, körperliche Geburtsſchmerzen empfand, und zwar um ſo heftiger, je wirkſamer ihre Reden geweſen waren. Ein dicker Herr de Cort, der ein beſonders treuer Jünger von ihr wurde, rühmte ſich einſt in ihrer und ſeines Archidiaconus Gegenwart, daß ſie ſeinetwegen die meiſten Schmerzen empfunden; da ſagte der magere Archidiakonus: Das iſt kein Wunder, wenn man uns beyde betrachtet.

Die Geſchichte vom Ankauf der Inſel Nordſtrand zum Wohnſitz der Gläubigen iſt ſehr verworren. De Cort wandte groſſe Summen darauf, Antoinette kaufte auch ein Gut daſelbſt; de Cort verhandelte ſeinen ganzen Antheil wieder an die Janſeniſten; es entſtanden aber ſchwere Proceſſe daraus, er wurde ins Gefängniß geworfen und mußte von einem Biſchoff den Vorwurf hören, er ſey gierig nach Weltgütern, habe beym Handel betrogen, ſey dem Trunk ergeben, und führe mit einem Mädchen von Lille (nemlich mit Antoinetten) ein ſkandalöſes Leben. Wäre nur die Hälfte von dem wahr, ſo hätte Antoinette ihre Geburtsſchmerzen ſparen können. De Cort ſtarb 1669 und ſetzte ſie zu ſeiner Erbin ein. Das mehrte die Zahl ihrer Verfolger, denn ſie mußte um dieſe Erbſchaft viele Proceſſe führen. Sie ſchrieb in Amſterdam mehr Bücher, als ſie Proſelyten machte. Sie haderte mit allen Secten und alle Secten haderten mit ihr. Die Carteſianer nannte ſie die abſcheulichſten Atheiſten. Da ſie eben ſo ſchnell ſchrieb als andere Leute ſprechen, ſo ſchaffte ſie ſich eine eigene Buchdruckerey für ihre Werke an, die ſie in franzöſiſcher, flämiſcher und deutſcher Sprache ausgeben ließ. Auf die Geiſtlichkeit ſchimpfte ſie wacker, das blieb natürlich nicht unvergolten. In Flensburg wurde der Pöbel gegen ſie als eine Hexe aufgewiegelt, und ſie hatte von Glück zu ſagen, daß ſie ihm entſchlüpfte. In Hamburg war ſie auch nicht länger ſicher, als bis man ihre Ankunft erfuhr. Man wollte ſich ihrer bemächtigen, ſie entfloh abermals. In Oſtfriesland nahm ein Baron Lützelburg ſie in Schuz. Sie wurde dort wieder Vorſteherin eines Hoſpitals, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie nichts zu den Koſten hergeben wolle, „denn, ſagte ſie, alle menſchliche Dinge ſind ſo unbeſtändig, daß man gar nicht wiſſen kann, ob diejenigen, denen wir heute Wohlthaten erzeigen, ſie morgen noch verdienen werden.“ Das war freylich eine vortreffliche Ausflucht, um ſich für immer das Allmoſengeben zu erſparen. Poiret ſelbſt geſteht in ſeinem Memoire, ſie habe zu viel Gutes von ſich ſelbſt und zu viel Böſes von Andern geſprochen. Das mögte noch hingehen, aber ſie war überhaupt ſo gallſüchtig und zänkiſch, daß keine Magd bey ihr aushalten konnte. Ihre Jünger ſelbſt geſtanden, man müſſe einen guten Magen haben, um alles zu verdauen. „Wenn „diejenigen, die bey ihr wohnten, nicht recht „ſtarke Zähne gehabt hätten, um gewiſſe harte „Rinden zu zermalmen, ſie würden ſie Tauſend„mal für Einmal im Stich gelaſſen haben." Auch gab es unter allen ihren Jüngern nicht vier, die bey ihr bleiben mogten. Sie ſelbſt beliebte dieſe ihre Gemüthsart eine bloſſe Liebe zur Gerechtigkeit zu nennen, behauptete, der Zorn ſey eine Tugend und ſtützte ſich auf die Beyſpiele der Apoſtel und Propheten. Einſt machte ſie ihren Freunden bittere Vorwürfe, daß ſie einige Bauern, die ihr eine Kleinigkeit geſtohlen hatten, nicht gerichtlich verfolgten, und als dieſe ihr vorſtellten, ſie hätten gefürchtet, ihrem eigenen Herzen weh zu thun, wenn ſie die Sache zu weit getrieben hätten, antwortete ſie zornig: „das ſind nur Aus„flüchte einer verdorbenen Natur, die jede Mühe ward für ihn ein brauſender Sturm, der ihn aus dem Hafen ſeiner geträumten Ruhe, wieder ins offene Meer der Abentheuer verſchlug.

Ein Paar alte Bergleute meldeten ihm eines Tages, daß der Kobold vielen Unfug angerichtet. Sie ſahen dabey ſehr bedenklich aus, und die jüngern ſtanden mit ihren Mützen in der Hand um ſie her, ſtummes Grauſen gieng aus ihrem ſtarren Auge, ihrem offenen Munde. Mein Vater lachte, und nahm ſich die Mühe, ihnen zu beweiſen, daß es gar keinen Kobold gebe, die Jungfer Morgenthau ausgenommen. Himmel! welch ein murrendes Geflüſter entſtand unter der Verſammlung, deren felſenfeſten Glauben er anzutaſten ſich erkühnte. „Er iſt ein Gottesverächter!“ murmelte Einer dem Andern zu: „wenn er an keinen Kobold glaubt, ſo „glaubt er auch nicht an die Bibel — ein „Kobold, deſſen Exiſtenz ſeit achthundert Jahren nie bezweifelt worden — der uns alte,

„ſcheut. Wie oft ſoll ich es wiederhohlen: man „muß ohne Barmherzigkeit das Böſe hindern wo „man kann.“ Dieſe, allen Betſchweſtern eigene, Gallſucht bekam ihr übrigens ſehr wohl, denn ſie war ſchon 60 Jahr als man ſie kaum für 40 halten konnte, und nie gebrauchte ſie eine Brille. In den Gegenden, wo ſie gelebt hatte, hinterließ ſie wenige oder gar keine Anhänger; aber nicht lange nach ihrem Tode breiteten ſich ihre Lehren in Schottland aus, und es wird zu allen Zeiten Schwärmer geben, die aus ihren Schriften himmliſche Weisheit zu ſchöpfen ſich überreden werden. Habe ich doch ſelbſt vor 15 Jahren eine ſchöne, liebenswürdige, geiſtreiche Dame aus der groſſen Welt gekannt (die Gräfin S**) bey der ich Werke der Mlle. de Bourignon auf dem Sofa fand, und die auf gutem Wege war, trotz meiner Spöttereyen, eine vollkommene Proſelytin zu werden. Dem Leſer einen kurzen Begriff von Antoinettens Lehren zu geben, iſt ſchwer, da ſie, wie alle Inſpirirte, ſehr verworren ſchrieb. Um von der wahren Chriſtlichkeit ganz durchdrungen zu werden, muß man, nach ihrer Meynung, unvernünftig ſeyn, oder, welches auf Eins herauskommt, die Vernunft unterdrücken, und blos von Gott ſich erleuchten laſſen. Das iſt ihr, ſchon von vielen Myſtikern aufgeſtellter, Hauptgrundſatz.

Als ein Beyſpiel, welche Art von Erleuchtungen Gott ihr bisweilen zu Theil werden ließ, möge hier noch ihre Beſchreibung des erſten Menſchen ſtehen, wie er vor dem Sündenfall geweſen. „Sein Körper war reiner und durchſichtiger als „Kryſtall, ſehr leicht und gleichſam fliegend. In „den Adern dieſes durchſichtigen Leibes ſah man „Ströme von Licht, die aus allen ſeinen Poren „hervordrangen, auch Ströme von allerley andern „Flüſſigkeiten von verſchiedenen Farben, alle ſehr „lebhaft und transparent. Da floß nicht allein „Waſſer, ſondern auch Milch, Feuer, Luft und „mehr dergleichen. Wenn Adam ſeine Glieder „bewegte, ſo ertönte ein liebliches Concert. Er „war gröſſer als die heutigen Menſchen, trug „kurzes, geringeltes, ſchwärzliches Haar, auf ſeiner Oberlippe leichten Flaum. An den *beſtialiſchen* Theilen des Körpers war er geſtaltet, „wie wir einſt im Himmel wiederum geſtaltet ſeyn

„werden; ich weiß aber nicht ob ich es beſchreiben
ſoll. Es war da wie eine Naſe, und dieſe
„Naſe war eine Quelle der herrlichſten Wohlgerüche.
Da ſollten auch die Menſchen herauskommen,
deren Keime er alle in ſich trug, denn es
„befand ſich in ſeinem Leibe ein Gefäß, welches
„kleine Eyer erzeugte, und wiederum ein Anders,
„mit einer Flüſſigkeit angefüllt, welche dieſe Eyer
„befruchtete. Wenn nun Adam in der Liebe Gottes
ſich erhitzte, ſo befruchtete er jedesmal einige
von den Eyern und empfand dabey eine unausſprechliche
Wolluſt. Die Eyer giengen dann
„durch die oben erwähnte Naſe und aus ihnen
„wurden vollkommene Menſchen gebrütet. Der
„erſte und einzige Menſch, den Adam auf dieſe
„Weiſe erzeugt hat, iſt Jeſus Chriſtus. Hernach
„hat Gott ihm ſeinen Eyerſtock genommen, und
„in den Körper eines Weibes geſetzt." — Wird
man nun noch zweifeln, daß die Werke der Mlle.
de Bourignon groſſe Schätze für unſere heutigen
Myſtiker bergen?

Die Sibylle.

Der Ideenſprung von Antoinette Bourignon auf die Sibylle iſt ſehr natürlich, denn ſicher wäre Jene vor ein paar Tauſend Jahren eine Sibylle, und dieſe in unſern Zeiten eine Bourignon geworden. Es hat ein gewiſſer Peter Petit im J. 1686 ein Buch de Sibylla geſchrieben, welches ſehr intereſſante Unterſuchungen über dieſes räthſelhafte Frauenzimmer enthält. Schon vor ihm hatten Manche den Gegenſtand bearbeitet, bald als Critiker, bald als Theologen und es war unter andern viel darüber geſtritten worden, ob das Evangelium durch die Orakel der Sibylle beſtätigt werde oder nicht. Petit war der Erſte, der die Sibylle mit philoſophiſch-hiſtoriſchen Augen betrachtyte. Da ſein Buch lateiniſch, folglich nicht für Jedermann lesbar iſt, ſo liefert es mit Recht ein Blatt aus dem hiſtoriſchen Herbarium für Clio's Blumenkörbchen. Es iſt ſeltſam, daß in Anſehung der Zahl der Sibyllen eine ſo groſſe Verſchiedenheit der Angaben herrſcht. Varro ſpricht von zehen, Suidas von 14, Aelian hingegen nur von vier, Solinus und Auſonius nur von drey, Martianus Capella von zwey; endlich beweiſet Petit, daß es doch nur eine einzige geweſen iſt, und zwar aus ſehr vielen Stellen der Alten, wo nur von Einer geredet wird. Ganz bündig ſcheint dieſer Beweis noch nicht, denn die Alten haben auch ſehr oft von Einem Gott geſprochen und hatten doch viele Götter. Wir ſelbſt reden gewöhnlich nur von Einem Teufel und glauben doch an Viele (zumal heutiges Tages). Es gäbe hier noch ein weites Feld für unſern gelehrten Böttiger. Alle ſibylliniſche Schriften ſollen, nach Ausſage des Lactantius, in griechiſcher Sprache geweſen ſeyn, darum zweifelt Petit an der Exiſtenz der Sibyllen von Phrygien, Babylon und Cumä, denn, ſagt er, warum hätten ſie griechiſch prophezeyt? warum nicht in ihrer Landesſprache? — Uebrigens war der Nahme Sibylle nicht allen Prophetinnen gemeinſchaftlich, wie viele Grammatiker behaupten, denn es gab eine Menge, durch Wahrſagergabe berühmte Frauenzimmer, die man nicht Sibyllen nannte. In der Folge wird die Frage unterſucht: ob der Menſch von Natur die Gabe zu prophezeyen beſitze? — Plutarch hat es behauptet, denn, ſagt er, die Seele hat klare Begriffe von dem, was nicht mehr da iſt; warum könnte ſie deren nicht auch haben von dem, was noch nicht da iſt? — Er beruft ſich auf Beyſpiele von Menſchen, die in ihrer Todesſtunde zukünftige Dinge vorher geſagt und auf den Dunſt, der aus der Delphiſchen Höhle ſtieg und zum Wahrſagen, gleichwie der Wein zu ſo manchen andern Dingen, begeiſterte. Petit widerlegt ihn, doch giebt er zu, daß man, um Prophet zu werden, an Leib und Seele ganz beſonders organiſirt ſeyn müſſe. Beſonders, aber nicht vorzüglich, denn zur Delphiſchen Prieſterin, zum Beyſpiel, wurde immer das unerfahrenſte, einfältigſte Mädchen erwählt, und man weiß ja überhaupt aus der Geſchichte, daß die Propheten gewöhnlich keinen Ueberfluß an Geiſt beſaſſen. Der Dunſt der Delphiſchen Höhle mag allerdings von groſſer, wenn gleich nicht von prophetiſcher Würkung geweſen ſeyn. Der Verfaſſer erzählt von einer italiäniſchen Kirche, in welcher ein ganzes Jahr lang ein ſo ſeltſamer Dunſt aufſtieg, daß alle, die in dieſer Kirche verweilten, von einem Zittern am ganzen Körper ergriffen wurden, und, wenn ſie nicht ſchnell das Freye ſuchten, wider Willen tanzen und allerley Verdrehungen machen mußten. Wenn ſolche Dünſte die Einbildungskraft erwecken, ſo verſchloß ſich vielleicht Democrit deshalb in Gräber und Euripides in eine Höhle der Inſel Salamin. Der Verfaſſer, der den Geiſt ſeines Jahrhunderts nicht abzuſchütteln vermag, unterſucht auch ſehr ernſtlich, ob die Keuſchheit der Sibylle dazu beigetragen, ihr die prophetiſche Gabe zu verleihen? — Der heil. Hieronymus zweifelt nicht daran, ſondern verſichert ſehr beſtimmt, die Gabe der Weiſſagung ſey der Sibylle als eine Belohnung der bewährten Jungfrauſchaft zugeſtanden worden, unter deren Privilegien ſie gehöre. Die Kabaliſten lehrten daſſelbe, und es gab ſogar Leute, die ſich einbildeten, der Stein der Weiſen könne nur von keuſchen Perſonen gefunden werden. (Ein ſchlimmes Zeugniß für die Keuſchheit der Menſchen, da noch Niemand ihn gefunden hat.) — Der Verfaſſer wendet ein, daß die berühmteſten jüdiſchen Propheten verheyrathet waren. Die Delphiſche Prieſterin mußte eine Jungfrau ſeyn; man wählte ſie anfangs ſehr jung und unter den Bäuerinnen, zum Beweis, daß ſchon damals die Sitten der Städter nicht im beſten Rufe ſtanden. In der Folge fand man doch beſſer, daß ſie ein gewiſſes Alter habe. Es war ein ſeltſamer Widerſpruch der Heyden, daß ſie ihren Apoll nur von einer keuſchen Jungfrau bedient wiſſen wollten, und doch zugleich die ſkandalöſeſten Liebesgeſchichten von dieſem Apoll erzählten, Abentheuer, die ihm gelungen oder mißlungen waren. Zu den letztern gehörte beſonders auch der Verſuch, ſeine eigene Sibylle zu verführen, der ihm nicht gelang, ob er ihr gleich das, für ein Frauenzimmer lockendſte, Geſchenk anbot, nemlich eine ewige Jugend. Sie wollte lieber eine alte Jungfer werden und viele Jahrhunderte hindurch einen langen Bart tragen. Petit behauptet, die Sibylle ſey von Erythrea in Jonien gebürtig geweſen, oder habe zum mindeſten ſich lange dort aufgehalten, denn er führt alle die übrigen Sibyllen auf die Eine zurück, welche man Eriphyle oder die Erythreiſche nannte. Ihr langes Leben und ihre vielen Reiſen hält er für die Urſache, daß man mehrere Perſonen aus ihr gemacht. Hier wäre alſo gerade das Gegentheil von dem geſchehn, was dem Thebaniſchen Herkules widerfuhr, dem die Griechen alles zuſchrieben, was fünf oder ſechs andere Helden gethan hatten. Plinius und andere erzählen bekanntlich, die ſibylliniſchen Bücher wären zur Zeit des ältern Tarquinius nach Rom gebracht, oder von dieſem nur zum Theil gekauft worden, weil die Verkäuferin derſelben, ein altes Weib, zwey Drittel davon verbrannte. Aber es wird ſo verſchieden berichtet, daß Petit den ganzen Bericht ohne Bedenken für eine Fabel erklärt. Viel unterhaltendes tiſcht er uns über die Grotten der Sibylle auf und kommt bey der Gelegenheit auf die Höhle der Nymphen, die vom Homer ſo ſchön beſchrieben worden, und die, wenn man dem Porphyrius glaubt, ein myſtiſches Räthſel in ſich ſchließt. La Mothe le Vayer hat dieſes Räthſel zu löſen geſucht, indem er die ganze Beſchreibung auf die geheimſten Reize des weiblichen Geſchlechts bezieht, worüber aber unſer Philoſoph ſich ſehr entrüſtet und es für eine, dem Homer angethane, Beſchimpfung hält. Dann ſpricht er von dem, was die Sibylle von ihrer Natur und ihrem Tode zu ſagen pflegte. Sie rühmt ſich im Pauſanias einer Mittelnatur zwiſchen Göttern und Menſchen, und im Plutarch: daß der Tod ihr die Gabe der Weiſſagung nicht rauben, ſondern daß die Sibylle nur in das Geſicht verwandelt werde, welches wir auf der Mondſcheibe erblicken. Ihr Geiſt, in Luft aufgelöſt, werde, ſammt ihren Prophezeyungen, ſich überall verbreiten, und aus ihrem Körper würden Kräuter hervorwachſen, die, von Opferthieren verzehrt, den Eingeweiden derſelben prophetiſche Kennzeichen einprägen würden. Das gieng in Erfüllung, denn ein gewiſſer Theſpeſius (beym Plutarch) hörte die Sibylle von ih-

„verſuchte Männer ſo oft gekniffen, geworfen, geohrfeigt hat; — nein Brüder! einen ſolchen Böſewicht müſſen wir nicht unter uns dulden. Kommt, wir wollen uns beſchweren bey dem Herrn Berghauptmann, „und wenn der uns kein Recht ſchafft, ſo „ſoll es der gnädigſte Landesfürſt ſelbſt erfahren, daß es Atheiſten in ſeinen Staaten „giebt. Der Kobold wäre im Stande, es „uns und unſern Kindern zuzurechnen, er „könnte machen, daß unſer Gebäu aufläßig „würde. Fort Brüder zum Berghauptmann!“

So beſtürmten ſie den armen Herrn von Süſſenbayn, der nicht ein Wort von der ganzen Sache verſtand, denn ſie ſchrieen alle zugleich, und er hörte nur den Kobold ſo oft nennen, daß er endlich anfing zu glauben, der Kobold ſpücke in ihren Köpfen. Doch die Jungfer Morgenthau mit ihrer fünf Zoll langen Naſe nahm es chriſtfreundlichſt über ſich, ihm den ganzen Vorfall zu verſtändigen.

rem Throne im Monde herab den Tod des Veſpaſian verkünden. Juſtin hat uns eine ſchöne Beſchreibung von der Sibyllenhöhle hinterlaſſen, die man ihm zu Cumä zeigte, wo er auch ihr Grab geſehen haben will. Dieſes Grab fand man aber auch in der Gegend von Troja, und es ging damit, wie mit unſern heutigen Reliquien, von welchen es oft ſo viele Exemplare giebt. Im dritten Buche ſeines Werks ſpricht Petit von der Verſchiedenheit in den Weiſſagungen der Sibylle und andern Propheten. Sie war weder an Zeit noch Ort, noch an gewiſſe Gegenſtände gebunden, ſie umfaßte alle Jahrhunderte; da hingegen die Delphiſche Prieſterin Apolls gute Laune abwarten mußte, um ſich auf ihren Dreyfuß über die Dunſthöhle zu ſetzen; auch hatten ihre Prophezeyungen gewöhnlich nichts allgemeines zum Gegenſtande, wie die der Sibylle, welche unter andern die verſchiedenen Weltalter nach Abſtufung der Metalle, auch einen allgemeinen Erdbrand prophezeyte. Sie wurde von den Römern weit höher geachtet, als von den kleinen griechiſchen Republiken, auch hat uns Plutarch ein Paar ihrer berühmten Weiſſagungen, die Römer betreffend, aufbehalten. Die Verſe, die unter ihrem Nahmen herumliefen, werden von vielen für untergeſchoben gehalten, von dem Verfaſſer nicht, der es dem Cicero nicht zugeben will, daß ein Menſch, der Verſe in Sylbenmaaſſen drechſelt, unmöglich beſeſſen ſeyn könne, denn — der Teufel iſt mächtig. Es gab ſibylliniſche Prophezeyungen, die man ſorgfältig verbarg, und andere, deren Sammlung wir noch beſitzen, die aber ohne Zweifel untergeſchoben ſind, beſonders alle die, in welchen von Chriſtus die Rede iſt; denn ſelbſt der heilige Auguſtin geſteht, daß dieſe von Chriſten geſchmiedet worden.

So weit Petit. Neuere haben ihm oft widerſprochen. Sie ſagen, man müſſe alle Zeugniſſe des Alterthums umſtoſſen, wenn man nicht zugeben wolle, daß es mehrere Sibyllen gegeben. Plato nennt die Pythya, die Prieſterinnen von Dodona, und die Sibylle. Diodor von Sicilien ſagt, Daphne, die Tochter des Tireſias, ſey in der Wahrſagerkunſt eben ſo erfahren geweſen als ihr Vater, habe zu Delphos viele Orakel gegeben und ſey Sibylle genannt worden. Strabo erwähnt der erythreiſchen Sibylle, und noch einer andern, Athenais, welche zu Alexanders Zeiten gelebt haben ſoll. Er ſpricht auch von einer noch ältern. Pauſanias erzählt lang und breit von der Sibylle Erophile, die vor der Belagerung von Troja lebte. Auch Ariſtoteles, der die prophetiſche Begeiſterung für eine Gattung des Wahnſinns erklärt, nennt Bacis und die Sibylle. Man könnte noch zwanzig Zeugen hinzufügen, Varro, Cicero, Virgil, Plinius u. ſ. w. Am leichteſten würden die verſchiedenen Meynungen ſich vereinigen laſſen, wenn man, wie Heraclit den Plutarch citirt, annehmen dürfte, daß die Sibylle tauſend Jahre gelebt habe. Zu den Zeiten des Aeneas ſoll die Sibylle von Cumä ſchon 700 Jahre alt geweſen ſeyn, und doch erſt in ihren beſten Jahren, denn ſie hatte noch drey Jahrhunderte vor ſich. Da konnte ſie freylich in verſchiedenen Ländern gewohnt haben, unter verſchiedenen Geſchlechtern gewandelt ſeyn, und ihren Namen ſehr oft verwechſelt haben. Doch was kümmert uns dieſe ganze Unterſuchung? Genug, durch den

Namen Sibylle bezeichnete man Weiber, die, ohne Prieſterinnen zu ſeyn, oder einem gewiſſen Orakel anzugehören, ſich für begeiſtert ausgaben und die Zukunft vorher ſagten. Dieſe Prophezehungen ſammelte man. Keuſch waren die Sibyllen nicht immer; wenigſtens gab es Eine ſehr berühmte, die ſtolz darauf war, eine groſſe Menge Liebhaber gehabt zu haben und doch nie verheyrathet geweſen zu ſeyn. Mille mihi lecti, connubia nulla fuere. Das alte Weib, welches dem Tarquin die neun ſibylliniſchen Bücher brachte, ſoll wie ein Schatten verſchwunden ſeyn. Man hielt ſie ſelbſt für die Sibylle, man verſammelte die Auguren, brachte den Schaz in den Tempel des capitoliniſchen Jupiter, machte neue Prieſter, um ihn zu bewachen, und glaubte in allem Ernſt, ſie enthielten Roms künftige Schickſale. Indeſſen verbrannten ſie doch in dem groſſen Brande des Capitols, im Jahr 671, unter der Dictatur des Sulla. Allein man eilte den Verluſt zu erſetzen, man ſammelte die Prophezeyungen aufs Neue zu Erythrea und wo man ſonſt deren finden konnte. Auguſtus verſchloß ſie in einem vergoldeten

Kaſten, den er unter einem von ihm erbauten Tempel des Apollo verwahrte. Dort blieben dieſe Bücher bis zur Zeit des Honorius, 405 Jahr nach Chriſti Geburt, wo, der Sage nach, dieſer Kaiſer dem **Stilicho** befahl, ſie ins Feuer zu werfen. Zu allen Zeiten, in allen Ländern, haben die Menſchen begierig die Zukunft zu erforſchen geſucht. Griechen und Römer kannten lange kein anderes Mittel hierzu, als den Flug der Vögel und die Eingeweide der Thiere. Selbſt die klügſten und muthigſten Männer fühlten die Macht der religiöſen Eindrücke ihrer Erziehung. **Julius Cäſar** war doch gewiß ein Mann von Geiſtesgröſſe, und doch — als er einſt mit dem Wagen umgeworfen hatte — ſtieg er nie wieder hinein, ohne vorher gewiſſe Worte zu murmeln, von welchen man glaubte, ſie könnten einen ſolchen Zufall verhüten. Plinius, der das erzählt, fügt hinzu, daß zu ſeiner Zeit Jedermann ſich dieſer Worte bediente. Zu den Zeiten des Homer und Heſiod kannte man die redenden Orakel noch nicht. Das zu Delphos war das erſte dieſer Art, es gab aber ſeine Orakelſprüche nur Einmal im Jahr.

nemlich am 7ten des Monats Buſiok, ein Gebrauch der ſich lange erhielt. Da ſammelte man, zur Bequemlichkeit derer, die nicht ſo lange warten wollten, ſchriftliche Weiſſagungen, die, gleich den Orakeln, aus dunkeln, zweydeutigen Phraſen beſtanden. Sogleich entſtand auch ein neuer Erwerbszweig; es gab nemlich Chresmologen, Ausleger jener Sprüche. Die Alten ſprachen von drey ſolchen Sammlungen, der des Muſäus, der des Bacis und der der Sibylle, welche letztere zwar von den Griechen geringer geſchätzt wurden als von den Römern, aber doch den Athenienſern ſehr bekannt geweſen ſeyn müſſen, weil Ariſtophanes in zweyen ſeiner, uns noch übrigen, Comödien darüber ſpottet. Die beyden Magiſtratsperſonen oder Prieſter, welche, auf Tarquins Anordnung, die ſibylliniſchen Bücher bewahrten, durften ſie nicht befragen ohne des Königs, und in der Folge ohne des Senats Befehl. Sie verwalteten dieſes Amt lebenslänglich und es war mit groſſen Vorzügen verbunden. Als, 366 Jahr vor Chriſti Geburt, den Plebejern gleiche Rechte mit den Patriciern zugeſtanden wurden, vermehrte man die Zahl dieſer Ausleger der Schickſale der Nation (wie Decius beym Livius ſie nennt) bis auf zehn, und in der Folge bis auf funfzehn. Sie allein durften die Bücher leſen, ihr Bericht galt, ohne weitere Unterſuchung, für wahr und der Senat baute ſeine Maaßregeln darauf. Man befragte jedoch die Bücher nur in Fällen, wo eben bedenkliche Anzeigen die Gemüther beunruhigten, oder die Republik von einer Gefahr bedroht wurde. Die Antwort war gewöhnlich, man müſſe, um die Götter zu beſänftigen, dieſes oder jenes neue Feſt veranſtalten, oder alten Feſten neue Ceremonien beyfügen u. ſ. w. Zuweilen begehrten die Ausleger ſogar Menſchenopfer, wie davon in den erſten beyden puniſchen Kriegen Beyſpiele vorkommen. Unter andern hatte man in den ſibylliniſchen Büchern auch geleſen, daß die Gallier und die Griechen ſich Roms bemächtigen würden. Um dem vorzubeugen, und doch den Spruch zu erfüllen, mußten auf einem öffentlichen Platze ein Mann und ein Weib von dieſen Nationen lebendig begraben werden, und nun hieß es, ſie hätten Beſitz von der Stadt genommen. Auf eine ſo kindiſche Weiſe unterhandelte man mit den Göttern, die ſich aber nicht täuſchen lieſſen, denn die Gallier haben dennoch auf eine ganz andere Art von Rom Beſitz genommen.

Auguſtus ließ alle Prophezeyungen, ſowohl griechiſche als lateiniſche, die ſich in den Händen von Privatleuten befanden, ſorgfältig zuſammen treiben, damit nicht etwa Mißvergnügte ſie mißbrauchen könnten, um ſeine Herrſchaft zu ererſchüttern. Es ſollen deren bey 2000 Bände geweſen ſeyn, die man ſämmtlich verbrannte, die ſibylliniſchen Verſe ausgenommen, die doch auch zuvor einer neuen Reviſion unterworfen wurden. Da das zu Zeiten des Sulla geſchriebene Exemplar alt und unſcheinbar zu werden begann, ſo veranſtaltete Auguſtus durch die funfzehn Männer eine neue Abſchrift, und um dieſer ein ehrwürdiges, altes Anſehen zu geben, ſchrieb man ſie auf eine zubereitete Leinewand, deren man ſich bediente, ehe das ägyptiſche Papier bekannt, und das Pergament zu Pergamus erfunden wurde. Vopiſcus erzählt einen merkwürdigen Fall, wo die ſibylliniſchen Bücher, auf Befehl des Kaiſer

Aurelian, um Rath gefragt wurden, 270 Jahr nach Chriſti Geburt. Die Marcomannen bedrohten damals Rom. Da ſchrieb der Kaiſer an den Senat, er wundere ſich, wie ſie ſo lange zögern könnten, bey jenen Büchern ſich Raths zu erhohlen; es ſchiene ja faſt, daß ſie nicht in dem Tempel aller Götter, ſondern in einer chriſtlichen Kirche ihre Sitzungen hielten. Der Senat befahl darauf den ſibylliniſchen Prieſtern, ſich zu reinigen, heilige Gewänder anzulegen, in den Tempel zu ſteigen, deſſen Lorbeerzweige zu erneuern, dann die Bücher mit geweihten Händen zu eröffnen und das Schickſal des Reichs zu erforſchen. Es geſchah, und das Reſultat war, daß man ſingende Proceſſionen um Stadt und Felder anſtellte. Der Kaiſer hatte ſich erboten, zu den Opfern beizutragen, ſelbſt, wenn es ſeyn müßte, Gefangene aller Nationen; ein neuer Beweis, daß, trotz der kaiſerlichen Edicte, man ſich berechtigt hielt, in auſſerordentlichen Fällen Menſchen zu opfern. Zu den Zeiten der erſten chriſtlichen Kaiſer wurde der Tempel des Apollo noch nicht der ſibylliniſchen Bücher beraubt. Sie befanden ſich noch dort unter

Julian, der ſie, im Jahr 363, wegen ſeines Zuges gegen die Perſer um Rath fragte. Aber im März dieſes Jahres verbrannte der Tempel des Apollo; man rettete ſeinen koſtbarſten Schatz, die Bücher, mit vieler Mühe, und ſonder Zweifel vertraute man ihn einem andern Tempel, denn als Alarich 403 in Italien einfiel, wurden unter Honorius die Bücher befragt. Wenn alſo Stilicho ſie nachher ins Feuer warf, ſo kann das nicht früher als im Jahre 406 oder 407 geſchehen ſeyn. Wer weiß aber auch, ob es jemals geſchehen iſt, denn man hat keinen andern Bürgen dafür, als den Rutilius Numatianus, ein Dichter, der ein eifriger Heide war, und der den Stilicho in Einem Athem beſchuldigte, er habe die Barbaren ins Land gerufen, und den Umſturz des Reichs beabſichtigt, indem er, durch Vernichtung der ſibylliniſchen Verſe, ihm das Pfand ſeiner ewigen Dauer geraubt habe. Das Erſtere war nicht wahr, folglich kann auch das letztere eine Verläumdung ſeyn, und wer weiß, ob nicht bey den häufigen Nachgrabungen, die jetzt zu Rom geſchehen, man dieſe berühmten Bücher wieder finden wird, die

Sie that noch allerley von dem ihrigen hinzu, verbrämte die Erzählung mit erbaulichen Anmerkungen, fürchterlichen Geſpenſtergeſchichten, und ſchloß ihre Abhandlung mit dem Seufzer, daß es dem gottloſen Zweifler nimmermehr wohlgehen könne.

Mein Vater ward vorgefordert, und er bekannte und leugnete nicht. Der Herr von Süſſenhayn, der feſt am Glauben ſeiner Väter und der Jungfer Morgenthau hielt, entrüſtete ſich, und gebot dem angeklagten Bergzebender, öffentlich und feyerlich die Exiſtenz des Kobolds anzuerkennen, oder ſein Gebiet zu meiden. Der junge Philoſoph hielt es für ſchimpflich, zu wiederrufen, wie Febronius und andere Ketzer ſeines Gelichters, er wählte das letztere, ſchnallte ſein Bündel, und kehrte der Burg Süſſenhayn, der Jungfer Morgenthau und dem Kobold den Rücken.

ſonder Zweifel ſogleich tauſend Federn in Bewegung ſetzen, aber ſonſt zu nichts auf der Welt nützen würden.

Es gab noch andere ſibylliniſche Verſe in acht Büchern, die aber augenſcheinlich im zweyten Jahrhundert nach Chriſtus durch frommen Betrug einiger Platoniſchen Chriſten entſtanden ſind. Die Sibylle von Cumä pflegte, nach Virgils Erzählung, ihre Orakel auf Baumblätter zu ſchreiben, und vor ihrer Höhle ein Blatt neben das andere zu legen. Man mußte ſehr geſchickt, oder doch ſehr ſchnell ſeyn, um die Blätter in derſelben Ordnung aufzuſammeln, denn daß geringſte Lüftchen konnte einige Blätter verwehen, und wenn das geſchah, ſo war alles verlohren, denn ſie gab ſich nicht die Mühe, zum zweytenmal zu antworten. Die erythreiſche Sibylle, die berühmteſte von Allen, die ſich bald Gemahlin, bald Schweſter, bald Tochter des Apollo nannte, wurde in den Trojaniſchen Gefielden im Hayne dieſes Gottes begraben, und eine Marmorſäule trug folgende Inſchrift: „Ich bin die berühmte Sibylle, die Apollo zum Dollmetſcher ſeiner Orakelſprüche wählte,

„vormals eine beredte Jungfrau, jetzt ſtumm unter „dieſem Marmor und zu ewigem Schweigen verdammt. Dennoch, durch die Gunſt der Götter, „iſt mir die ſüſſe Geſellſchaft des Merkur und der „Nymphen, meiner Geſpielinnen, vergönnt.“ Wie waren denn nun eigentlich die Prophezeyungen der Sibyllen abgefaßt? — Von der erſten, verbrannten Sammlung wiſſen wir gar nichts mehr. Die zweyte iſt uns, durch Varro, ein wenig beſſer bekannt. Sie enthielt anfangs nicht mehr als 1000 Verſe, vielleicht noch weniger, nachdem Auguſtus eine Reviſion damit vorgenommen. Sie mußten ganz nothwendig aus lauter Acroſtichen beſtehen, das heißt: die Buchſtaben, aus welchen der erſte Vers beſtanden, mußten in derſelben Ordnung zu Anfang jeder folgenden Zeile wiederhohlt ſeyn, ſo, daß am Ende alle dieſe Anfangsbuchſtaben wieder den erſten Vers bildeten. Fanden ſich andere Zeilen dazwiſchen, ſo galten ſie für untergeſchoben.

Dieſe dunkeln Prophezeyungen beſtimmten weder Zeit noch Ort, daher ſchon Cicero ſagte, ſie hätten auf Alles gepaßt. Plutarch hat uns, im Leben des Demoſthenes, Eins dieſer Orakel aufbewahrt, welches bey Gelegenheit der Schlacht bey Chäronea gegeben worden war und die Athenienſer in groſſe Unruhe verſetzte. Es lautete wie folgt: „Könnte ich von der Schlacht von Thermodon mich entfernen, und, gleich einem Adler, „aus den Wolken dem Treffen zuſehen, wo der „Ueberwundene weinen und der Sieger ſeinen Untergang finden wird.“ Es war ſehr ſchwer, dieß Orakel auf die verlohrne Schlacht bey Chäronea anzuwenden, denn man mußte erſtens ein Thermodon in der Nähe des Schlachtfelds finden, und Plutarch, der doch ſelbſt von Chäronea gebürtig war, geſteht, daß in der ganzen Gegend kein Bach noch Fluß dieſes Nahmens befindlich ſey. Zweytens fand der Sieger ſeinen Untergang nicht in dieſer Schlacht, und wurde nicht einmal verwundet. Da bekanntlich die Politik keine Art von Mitteln verſchmäht, ſo wurden auch die ſibylliniſchen Prophezeyungen oft gemißbraucht, um irgend ein Verbrechen zu beſchönigen. P. Lentulus Sura, Eins der Häupter der catilinariſchen Verſchwörung, ſchmiedete ſelbſt eine Weiſſagung, die er der Sibylle unterſchob. Nach dem Inhalt derſelben ſollten drey Sprößlinge aus der corneliſchen Familie die höchſte Gewalt in Rom erringen. Sulla und Cinna, die beyde aus dieſer Familie abſtammten, hatten bereits einen Theil der Prophezeyung wahr gemacht, und wer weiß, ob es nicht dem dritten Sprößling, Lentulus, gelungen wäre, eine ähnliche Rolle zu ſpielen, wenn nicht Cicero's Vorſicht dieſesmal das Orakel zu Schanden gemacht hätte. Als Pompejus den König von Egypten, Ptolemäus Auletes wieder in ſein Reich einſetzen wollte, brachten ſeine Widerſacher eine ſibylliniſche Weiſſagung zum Vorſchein, Kraft deren die Römer einem Könige von Egypten, der ſie um Hülfe anſpräche, zwar beyſtehen mögten, aber ohne Truppen. Cicero, der ſehr wohl merkte, woher das Orakel kam, fand doch beſſer Täuſchung mit Täuſchung zu vergelten, als es anzutaſten. Er ließ dem Statthalter von Afrika befehlen, in Egypten einzurücken. Als Julius Cäſar, unter dem Titel eines Dictators, die höchſte Gewalt in Rom uſurpirt hatte, und ſeine Freunde ihn zum Könige machen wollten, verbreiteten ſie ein Orakel der Sibylle, nach welchem nur ein König von Rom die Parther beſiegen konnte. Der Plan war ſeiner Ausführung nahe, und der Senat unterzeichnete ſchon das Decret, aber an demſelben Tage, an welchem Cäſar ermordet wurde. Die Mode, Prophezeyungen zu ſchmieden, wurde nach und nach ſo häufig, daß Tiber, fürchtend, man könne deren auch gegen ihn verbreiten, allen Privatleuten ihre Sammlungen wegnahm. Die Orakel gehören alſo unter die älteſten confiſcirten Bücher. Zum Schluß noch eine Bemerkung: Es iſt bey weitem nicht ſo ſonderbar, daß die Römer an dieſe Albernheiten glaubten, (denn das gebot ihre Religion), als daß noch im vorigen Jahrhundert die Theologen darüber ſtritten, ob die Orakel übernatürlich geweſen oder nicht? — Die Meiſten behaupteten das Erſtere und ſchrieben ſie dem Teufel zu.

Vornehme Klatſchereyen.

Originalbriefe von J. B. Rouſſeau an den Grafen Bonneval, die Sache betreffend, welche den letztern zwang, in die Türkey zu flüchten.

Dieſe Briefe, die ſowohl in Rückſicht der Perſonen, von welchen ſie geſchrieben worden, als auch in Rückſicht der Sache, von welcher ſie handeln, ein hohes Intereſſe haben, blieben, nach Rouſſeau's Tode, in den Händen eines alten Bedienten, der, aus Erkenntlichkeit für ein Amt, welches ihm der Vicomte de Saudrouins in Brüſſel verſchaffte, ſie dieſem einhändigte. Durch den Sohn des Vicomte, den Kammerherrn des Prinzen von Lothringen, bekam ſie der Herr de la Place, der ſie, in ſeinen pieces intéressantes pour servir à l'histoire, zum

Erſtenmale abdrucken ließ, und dann die Originale in der königlichen Bibliothek niederlegte. So viel zur Einleitung.

1. Rouſſeau an den Grafen D***. Brüſſel d. 27. Novbr. 1723. Ich habe meine Antwort auf Ihr geehrtes Schreiben verzögert, weil ich immer hoffte, Ihnen die Ankunft des Grafen Bonneval melden zu können, die ich täglich erwarte. Auch ſein Bruder erwartet ihn mit Ungeduld und will, nachdem er einen Proceß gegen ihn verlohren, ihm nun ſeinen Sohn anvertrauen. Ich weiß nicht, ob dieſe ſpäte brüderliche Zuneigung unſern Freund bewegen wird, irgend einen ſchlechten Vergleich einzugehen. So weit ich ihn kenne, wäre er deſſen wohl fähig, wenn nicht die Familie Biron ihn gegen ſeine hundiſche Güte (contre la bonté de son chien de coeur) ſtandhaft erhält. (In dieſem Briefe kommt nichts weiter von Bonneval vor; ich übergehe daher das Uebrige.)

2. Rouſſeau an Denſelben, d. 10ten März 1724. — — — Ich habe hier viele Freunde, brave Leute, aber nicht ſehr umgänglich. Zum

Erſatz hat mir Gott den Grafen Bonneval geſandt. Ich bringe zwölf Stunden vom Tage mit ihm zu, ohne es gewahr zu werden. Er hat jetzt ein ſehr gutes Haus, welches er nicht verläßt, weil Jedermann zu ihm kommt, ſogar der Herr Plenipotentiaire und deſſen Familie — (der Marquis de Prié, Statthalter des Kaiſers), deſſen Beſuche den Grafen eben nicht ſehr ergötzen, da er, gleich mir, gewohnt iſt, die Leute nach ihrem innern Werth und nicht nach ihren Titeln zu ſchätzen u. ſ. w.

3. **An denſelben vom Grafen Bonneval.** Brüſſel den 17. Aug. 1724. Ich muß Ihnen, lieber Couſin, meine Händel und den tiefen Unwillen beichten, der gegen das Haus Prié mich ergriffen, da Rouſſeau Ihnen bereits einen Wink davon gegeben, und ich nicht Luſt habe, während des vom Pabſte verwilligten Jubiläums, mir einen Ablaß zu den Füſſen eines Mönchs zu hohlen. Es iſt nicht möglich infamere Verläumdungen gegen die junge Königin von Spanien zu verbreiten, als die Frau Marquiſe de Prié und ihre Tochter, die Gräſin d'Aspremont in gewiſſen Geſell-

ſchäften, bey der Tafel, beym Spieltiſch und unter vier Augen ſich erlauben, meiſtens in Gegenwart des Marquis de Prié, der, weit entfernt, die Unverſchämtheit ſeiner Frau und Tochter zu zügeln; wohl noch froſtige Späschen und boshafte Anwendungen über den Ruf unſerer Prinzeſſin hinzufügt. Da ſeit fünf oder ſechs Tagen mir dieſe Klatſchereyen täglich zu Ohren kommen, ſo wollte mir ſchon oft die Galle überlaufen; indeſſen hielt ich doch immer noch an mich, hoffend; das Geſchwätz werde von ſelbſt verhallen. Aber es ſind eine Menge Engländer, Holländer und Deutſche hier und die Verläumdungen haben ſich bereits in den Niederlanden ſo allgemein verbreitet, daß ein gewiſſer Hauptmann Oliſi mir neulich ſagte, man ſpreche zu Gent von nichts anderm und ſein ehrlicher Gaſtwirth erzählte ſie ihm ſogar gleich bey ſeiner Ankunft. Daſſelbe ſagte mir der Prinz von Naſſau, als er neulich Abſchied von mir nahm. Kurz, aus Furcht zu platzen, mußte ich endlich ausbrechen, es entſtehe daraus was da wolle. Ich ſchicke Ihnen hier eine Abſchrift von dem, was ich in Brüſſel bekannt gemacht. Zwanzig ſelcher Abſchriften laufen in der Stadt herum, da ich ſie geſtern Abend in der bey mir anweſenden Geſellſchaft ausgetheilt habe. Sie werden ſagen, ich ſey ein Narr? — Aber Sie ſollen wiſſen, daß ich ſchon in Deutſchland einem preuſſiſchen General eine derbe Ohrfeige auf ſein breites Geſicht gab, weil er ſich unterſtand, bey dem Herzoge von Gotha in meiner Gegenwart zu ſagen: unſer guter alter König Ludwig XIV. ſey ein J*f**, und daß ich durch dieſe Händel, die ich ziemlich glücklich beendigte, von ähnlichen nicht abgeſchreckt worden bin. Da nun einmal das Faß angezapft iſt, ſo will ich es auch bis auf den letzten Tropfen leeren und nimmer dulden, daß da, wo ich bin, die Ehre unſers königlichen Blutes angetaſtet werde. Alles was zwiſchen mir und dem Hauſe Prie ſeit vier und zwanzig Stunden vorgefallen, iſt ſo weltkündig, daß ich nicht mehr zurück treten kann, auch nicht die mindeſte Luſt dazu habe. Man ſoll bekennen, von wem man die Neuigkeiten erfahren? oder ob man ſie ſelbſt geſchmiedet hat?" Die Urheber müſſen gezüchtigt werden, ſonſt bliebe der Ehre der jungen Königin eine böſe Narbe, und eine ſo

Siebentes Kapitel.

Der Ocean.

„Ich Unglücklicher!“ rief mein Vater, indem er ſeinen Wanderſtab vorwärts ſetzte: „wozu hat der Eigenſinn des Schickſals mich „beſtimmt! in meiner Bruſt lodert Jünglings„feuer, gleich der Glut aus dem Veſuv, auf „dem ich gebohren wurde, mich bildete ein „würdiger Prieſter, mir goß Minchens Auge „Empfindung ins Herz, ein Käfer führt mich „unter die Räuber, ein Strauß macht mich „zum Naturforſcher, ein dicker brauner Mann „will mich dafür mit der Fuhrmannspeitſche „belohnen, ein Gewitter bringt mich nach „Süſſenbayn, und ein Kobold jagt mich „wieder fort. Was ſoll endlich aus mir „werden! wo ſoll ich Menſchen ſuchen, die „einen Bergzehender brauchen, und keine „Kobolde glauben?“

Nachniederträchtige, allgemein verbreitete Verläumdung kann nur durch eine derbe Züchtigung ihrer Urheber wieder ausgelöſcht werden.

Bedenken Sie, lieber Couſin, daß es nicht allein meine Pflicht iſt, die Ehre unſers königlichen Blutes gegen Jedermann zu vertheidigen, ſondern daß ich auch ſogar, durch die Häuſer Foix und Albret, demſelben verwandt bin. Unſer groſſer Heinrich ſelbſt hat das bezeugt in einem Schreiben an das Parlament von Pau, welches ſich in den Händen meines Stiefvaters befindet. Er empfielt darin mit Wärme die Sache ſeines Couſin, des Herzogs von Biron, den er ſeinen nahen Verwandten **durch das Haus Bonneval** nennt. Ich wiederhohle Ihnen die eigenen Worte dieſes groſſen Monarchen, nicht aus Eitelkeit, ſondern um Ihnen zu zeigen, daß die Ehre meiner Familie mich zu allem, was ich gethan habe, berechtigte. Sollte man zu Wien es übel deuten, weil ich in kaiſerlichen Dienſten ſtehe, ſo kann man es doch einem Verwandten der Königin von Spanien nicht verargen, obſchon ich dieſer ehrenvollen Ausflucht mich nur im höchſten Nothfall bedienen werde. Hätte ſich vollends die Erlaubniß dazu von Sr. Hoheit dem Herzog, ſo wollte ich dem Sch— von Piemonteſer noch ganz anders zuſetzen. Es wird überhaupt ſehr gut ſeyn, den Fremden auf dieſe Weiſe ein wenig mehr Reſpect für unſer königliches Geblüt einzuflößen, denn die Holländer und Deutſchen ſchwatzen bisweilen ſehr frech. Ich bin u. ſ. w.

4. **Oeffentliche Erklärung des Grafen Bonneval, die Verläumdungen gegen die Königin von Spanien betr.** Die Marquiſe von Prié und ihre Tochter, die Gräfin d'Aspremont, haben in ihrem Hauſe, in Geſellſchaft und in Gegenwart des Marquis de Prié, Progubernators der öſtreichiſchen Niederlande, Gemahls der obgenannten Marquiſe, geſagt und wiederhohlt: ſie hätten Briefe, welche berichteten, daß ein gewiſſer Marquis des Eaux, ein Flammänder, in Madrid ermordet worden, weil man ihn bey Nacht bey der Königin gefunden, und das ſey die Urſache der Ungnade, in welche dieſe junge Fürſtin bey ihrem Gemahl und Schwiegervater gefallen. Dieſe Reden ſind dem Grafen

Bonneval, General von der Infanterie in kaiſerlichen Dienſten, zu Ohren gekommen, der in ganz Brüſſel bekannt gemacht hat, daß Alle diejenigen, die ſich dergleichen Geſchwätz erlauben, Schurken ſind, und die Weiber Huren, welche verdienten, daß man ihnen das Kleid am Hintern wegſchnitte, weil es Niemanden gebührt, den Ruf einer ſo groſſen Prinzeſſin anzutaſten. Der Graf Bonneval nimmt kein Haus und keinen Menſchen in ganz Brüſſel davon aus, wäre es auch der Marquis de Prié ſelbſt, oder ſeine Frau oder ſeine Tochter, ob er gleich kaiſerlicher Progubernator der öſtreichiſchen Niederlande iſt; wofern er nicht unwiderlegliche Beweiſe von dem beybringt, was ſo öffentlich und ſchaamlos verbreitet worden.

5. Rouſſeau an denſelben. den 18ten Auguſt 1724. Es ſind hier Dinge vorgegangen, die ernſthafte Folgen haben können. Vor ſechs Tagen erhielt die Gräfin Aspremont Briefe mit der Nachricht, daß Einer ihrer alten Bekannten, der Marquis des Eaux, in Spanien ermordet worden. Dieſe Nachricht war ohne alle weitere Anmerkungen und Vermuthungen mitgetheilt wor-

den. Allein am andern Tage beliebte es der Frau Marquiſe de Prié in einer Aſſemblee zu erzählen, dieſer Mord ſey die Folge einer Galanterie zwiſchen dem Marquis und der Königin von Spanien; er ſey gewarnt worden, habe nicht darauf geachtet, und ſo habe man ihm einen Dolch in die Bruſt geſtoſſen, und zwar in demſelben Pallaſte, wohin die Königin verwieſen worden. Der Rheingraf, der gegenwärtig war, hinterbrachte die Geſchichte ganz warm dem Grafen Bonneval, der ſie als eine Impertinenz betrachtete, die, weil ſie von ſelbſt fallen würde, nicht verdiene, daß man ſie aufmutze. Am andern Morgen erzählte ihm Graf Lanoy daſſelbe. Dieſer hatte der Marquiſe geantwortet, ſie ſolle doch nicht glauben, daß das Bett einer Königin von Spanien eben ſo zugänglich ſey, als das einer Madame d'Aspremont.

Dennoch erfuhren wir Abends, daß Frau v. Prié während der ganzen Mittagstafel von nichts anderm geſprochen; eben ſo hatte ſie am andern Morgen wiederum den Prinzen von Naſſau unterhalten, und ſogar hinzugefügt, es wundere ſie am meiſten, daß ein ſo ſchöner Mann wie der Marquis des Caux, ſich in ein kleines Ungeheuer habe verlieben können, das der Auswurf des menſchlichen Geſchlechts ſey. Nun wurde Bonneval hitzig. Noch hielt er an ſich; als aber Abends die ganze Stadt voll von dem Mährchen war, ſo glaubte er, als ein gebohrner Franzoſe, die Unverſchämtheit nicht länger dulden zu dürfen, und erklärte laut, in der Aſſemblee, welche zweymahl wöchentlich bey ihm gehalten wird, die Urheber dieſer Klatſcherey, im Fall es Männer wären, für Schurken, fügte auch hinzu, daß man nur in einem Bordell ſo unverſchämt von einer franzöſiſchen Prinzeſſin und Königin von Spanien reden könne. Er bat alle ſeine Freunde, dieſe Erklärung von ſeinetwegen in allen Häuſern zu wiederhohlen, und da er viele Freunde hat, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie bald genug an die Behörde, der es gilt, gelangen wird. Da aber doch ſehr ernſthafte Weitläuftigkeiten daraus entſtehen können, ſo hat er für gut gehalten, ſeinem Gegner zuvorzukommen und den Wiener Hof von der ganzen Sache zu unterrichten. Gewiß wird man dort das Abſcheuliche jener ſchaamloſen Klatſcherey empfinden und Genugthuung dafür geben, wenn es der Mühe verlohnte ſie zu begehren. Ich habe für Pflicht gehalten, Ihnen den ganzen Vorfall zu berichten, damit, wenn der franzöſiſche Hof Nachricht davon erhält, Sie im Stande ſeyn mögen Ihren Freund und Verwandten zu vertheidigen, wie er es verdient. Ich zweifle nicht, daß man in andern Ländern ihm gleiche Gerechtigkeit werde wiederfahren laſſen. In einem andern Brief vom 22ten Auguſt, wiederhohlt Bonneval ſeine Erzählung, und fügt noch einige Umſtände hinzu. Die Gräfin Aspremont ſollte vor ihrer Wittwenſchaft in vertrauten Verhältniſſen mit dem ermordeten Marquis gelebt haben. Den Brief hatte ſie von einer Prinzeſſin von Hohenzollern, Stiftsdame zu Metternich, empfangen, welche dieſe Neuigkeit wiederum von einer andern Stiftsdame erfahren hatte, deren Bruder ſich in Spanien befand. Der Leichnam des Marquis des Eaux ſollte aus den Fenſtern geworfen worden ſeyn u. ſ. w. Das drolligſte von der ganzen Geſchichte, fährt er fort, iſt, daß die Stiftsdame, an die man deshalb einen

Courier geſchickt hat, erklärte: „ſie wiſſe nicht, „was man von ihr wolle, ſie habe ſeit fünf Mo„naten keinen Brief aus Spanien erhalten.“ Die ganze Geſchichte iſt ein neuer Beweis, daß nichts ſo boshaft iſt als die Narren, und nichts ſo närriſch als die Boshaften.

6. Schreiben eines Ungenannten (L. C. du C.) an Milain, erſten Secretair des Herzogs von Bourbon, den 23ſten Auguſt 1724. Meiſt Wiederhohlung; doch iſt zu merken, daß der Schreiber, der zwar von Bonneval ſagt, er habe geglaubt, den Don Quixotte ſpielen zu müſſen, doch auch geſteht, die Marquiſe de Prie und ihre Tochter wären beyde (unter uns geſagt) große H**, und der Ruf der Redlichkeit des Herrn Marquis de Prie rieche nicht wie Balſam. In einer Nachſchrift fügt er hinzu: Weder der ſpaniſche Hof, noch das Haus Orleans haben ſich gerührt, um Bonneval zu ſchützen, obgleich ſein Schwiegervater, der Herzog von Biron, und mehrere groſſe Herren Alles deshalb in Bewegung geſetzt haben. Dem widerſpricht Bonneval ſelbſt im folgenden Briefe, in dem er be-

richtet, daß die ſpaniſchen Miniſter auf dem Congreſſ zu Cambray, der damals gehalten wurde, Feuer und Flammen gegen den Marquis de Prié geſpien haben.

7. Rouſſeau an den Grafen D***, den 31ſten Auguſt. — — Die Sache macht groſſen Lärm und wird deſſen vermuthlich noch mehr machen. Die Piemonteſiſche Excellenz iſt ohnehin in Wien nicht gut angeſchrieben. Graf Bonneval hat an den Kaiſer ſelbſt geſchrieben, und ihm die Zeugniſſe aller derjenigen überſandt, welche die Verleumdung mit angehört haben. 8. Aus Wien, wohin Rouſſeau nunmehr gegangen war, ſchrieb er folgendes an denſelben: Ich hoffe, daß die Sache des Grafen Bonneval zu deſſen Zufriedenheit endigen werde, denn Herr v. Prié (welcher den Grafen indeſſen hatte verhaften laſſen), hat ſeine Sache nur noch verſchlimmert, und wenn auch unſer Freund wegen ſeiner Lebhaftigkeit getadelt werden ſollte, ſo wird man doch den Herrn Progubernator noch weit mehr tadeln, weil er ſich unterfangen, eigenmächtig, eine nur bedingungsweiſe zugefügte Injurie durch ſolche Perſonal-In-

jurien an einem Manne vom Range des Grafen Bonneval zu rächen. Man iſt ohnehin jetzt damit beſchäftigt, ſeine ganze Adminiſtration ſehr ſtreng prüfen zu laſſen, und zwar durch Leute, die ihn nicht ſchonen werden.

9. Graf Bonneval an den Grafen D***. Vom Schloſſe Anvers (wo er gefangen ſaß) den 29. September 1724. — — Ich bitte den Herzog von Biron, meinen lieben Couſin, Ihnen alles das mitzutheilen, was ich in meiner Sache an den Kaiſer und an den Hofkriegsrath geſandt habe. Ich bin ſchlau genug geweſen, die Sache dem Prinzen Eugen aus den Pfoten (pattes) zu ſpielen, denn es beliebte mir nicht, mich von ihm necken zu laſſen (turlupiner) um ſeiner Günſtlinge willen, die gewöhnlich die größten Schurken im ganzen türkiſchen und römiſchen Reiche ſind. Ich kann Ihnen auch ſagen, daß der Kaiſer ſich im Vertrauen für mich erklärt hat, und mir ſolches durch den Prinzen von Cardonna melden läßt, der mich anſpornt, den ſchlechten Kerl in die Enge zu treiben (à pousser le vilain). Erzählen Sie alles dem Herzog

von Brancas, meinem Freunde, und ſagen Sie ihm, er könne meinetwegen ganz ruhig ſeyn.

10. Allein Bonneval hatte doch zu viel auf ſeine gerechte Sache vertraut, denn am 17ten Januar 1725 ſchrieb Rouſſeau dem Grafen D*** ſehr betrübt: Das Urtheil des Kriegsgerichts gegen den Grafen iſt, nachdem es drey Wochen auf des Kaiſers Tiſche gelegen, geſtern publicirt worden. Se. Maj. entlaſſen ihn aller ſeiner Bedienungen und verdammen ihn zu fünfjährigem Gefängniß. Das iſt ſehr hart, indeſſen iſt doch ſeine Ehre dabey geſchont worden, indem das Wort Caſſation in dem Urtheil nicht vorkommt. Seine Freunde ſind hier weniger beſtürzt, als ſie es in Frankreich ſeyn werden, denn man hat Grund zu hoffen, daß dieſe Genugthuung die Beleidigten beſänftigen werde, wenn er ſich nur mäſſigen kann und nicht neue Veranlaſſung zur Erbitterung giebt. Man wird Sorge tragen, daß es ihm da, wo er iſt, an nichts fehle. Er beſitzt Muth und Zuflucht in ſich ſelbſt. Vielleicht wird er in der Folge nicht ſo unglücklich ſeyn, als er es jetzt ſcheint. Das iſt alles, was ich mit Ge-

Nachhängend dieſen traurigen Vorſtellungen wanderte er von Stadt zu Stadt mit ſeinem Bündel auf dem Rücken. Er kam ins Meißniſche Erzgebürge, nach Freyberg, Annaberg, Schneberg, St. Georgenſtadt und Schwarzenberg, Marienberg, Ilmenau, Halle in Tyrol, Schwatz, Ratenburg und Gott weiß wohin! Allenthalben bot er ſeine Dienſte an, legte Proben ſeiner Kenntniſſe ab, wurde bewundert, ſollte angeſtellt werden; aber ſobald der Irrglaube wegen des Kobolds bekannt wurde, gab man ihm einen mäßigen Zehrpfennig und ließ ihn förder ziehen. Er hätte bis nach Potoſi wandern können, ohne eine Freyſtatt zu finden.

Darüber gieng nur allzubald ſein kleiner Sparpfennig zu Ende, und er ſah ſich einem Nichts gegenüber, wie der Franzoſe ſpricht, das er auf keine Weiſe in ein Etwas zu verwandeln wußte.

Eines Abends gelangte er müde und matt in die Reſidenz eines kleinen deutſchen Reichswißheit zum Troſt der Frau von Bonneval ſagen kann. Mein Herz blutet, indem ich Ihnen ſchreibe.“ In einem andern Briefe, der in Regensburg auf die Poſt gegeben wurde, ließ Rouſſeau ſich deutlicher heraus: Der Sturz des Marquis de Prie, der durch ſeine Geſchichte mit Bonneval verurſacht worden, würde auch dem Zorn des Prinzen Eugen allen Vorwand geraubt haben, ohne den fatalen Brief, für welchen er Genugthuung forderte. (Den Brief nemlich, in welchem Bonneval dem Prinzen eine blinde Anhänglichkeit für den Marquis de Prie in einem Tone verwarf, der ſo ziemlich einer Ausforderung glich.) Der Kaiſer hat vergebens alles gethan, um ihn zu beſänftigen, und als er ihm endlich die verlangte Genugthuung zugeſtehen mußte, ſchonte er wenigſtens dabey der Ehre des Grafen, löſte das Kriegsgericht auf, ohne ihm einen Spruch zu erlauben und verabſchiedete Bonneval durch eine eigene Reſolution, die ſeine Gefangenſchaft auf Ein Jahr beſchränkt. Prinz Eugen hat über dieſe Sache drey Wochen lang ein Fieber gehabt, und iſt noch nicht ganz wieder hergeſtellt. Ich ahnde mit Unruhe die Folgen der Stimmung, in der ich dieſen Hof gefunden. Bonneval hat vielleicht durch ſeine Unbeſonnenheit ſich beſſer empfohlen, als durch alle ſeine Dienſte. Es iſt gewiß, daß der Kaiſer ihn liebt, und ſeine Verdienſte kennt. Ich kann Ihnen nicht mehr ſagen. Das ſey genug zum Troſte der Frau von Bonneval, der Sie dieſen Brief mittheilen werden, ehe Sie ihn ins Feuer werfen.

12. Die Gräfin Bonneval an den Grafen D***, à la Roquette den 8ten Nov. 1725. — — Es ſcheint mir, daß der Wiener Hof meinen Gemahl gemißhandelt hat, indem er ihm den Spielberg zur Wohnung anwieß. Indeſſen bin ich doch noch weit unruhiger über Bonnevals Aufenthalt im Haag — denn er hat ſein Wort gegeben. Haag iſt ein freyer Ort, folglich verdächtig, und mächtige Feinde können ſich dieſes Umſtandes bedienen, um ihn zu ſtürzen. Ich habe einen Courier an ihn abgeſchickt, um ihm meine Bedenklichkeiten mitzutheilen.

13. Rouſſeau an Denſelben. Wien den 18ten November 1725. Mit groſſer Beſtür-

zeug habe ich vernommen, daß Graf Bonneval entſchloſſen iſt, im Haag zu bleiben. Dieſer Schritt hat ſeine Sache hier ſehr verſchlimmert, uns die Hände gebunden und den Mund verſtopft. Unglücklicherweiſe iſt beydes nicht ſein Fall. Er hat geſchrieben wie ein Raſender, und damit ſeine Briefe ja in die rechten Hände kämen, hat er ſie gerade an ihre Adreſſe geſchickt, aus Furcht, wir mögten ſie unterdrücken. Freylich hatte der Herzog von Aremberg das, aus kluger Freundſchaft, ſchon öfter gethan, nur abgeliefert, was nützen konnte, und auf dieſe Weiſe alles ſo gut eingeleitet, daß, trotz der furchtbaren Protektion, deren ſein Gegner genießt, Bonneval nur auf dem Spielberge anlangen durfte, wo man ihn nicht länger als 24 Stunden würde gelaſſen haben, um doch dem Prinzen Eugen zum Scheine Genugthuung zu geben. Alles das hatte der Herzog von Aremberg ihm unter der Hand gemeldet, urtheilen Sie daher von unſerm Erſtaunen, als wir ſeinen Entſchluß erfuhren, und von unſerer Verlegenheit, als wir die Briefe ſahen, die er recta dem Prinzen Eugen und dem Hrn. v. Zinzendorf geſchrieben, in welchen er ſich geradezu auf uns beruft.

Wir haben ihm einen zweyten Courier, einen vertrauten, verſtändigen Mann geſchickt, können aber vor Sonnabend nicht erfahren, was er ausgerichtet. Die Frau Gräfin Bonneval hat mir geſchrieben. Ich habe ihr geantwortet, daß ihrem Gemahl kein anderer Weg übrig bleibt, als zu gehorſamen, wenn er in kaiſerlichen Dienſten bleiben will. Gehorcht er nicht, ſo wird er caſſirt. Kommt er, ſo hat er es mit dem Prinzen zu thun, den er vom Haag aus perſönlich angegriffen hat, und Sie begreifen leicht, daß ein Fürſt, der ganz allein einen von aller Welt verabſcheuten Mann (den Marquis de Prie) zu ſchützen im Stande war, ſich ſelbſt noch beſſer gegen den allein ſtehenden Bonneval zu erhalten wiſſen wird. Alſo von allen Seiten Bedrängniſſe. Das kleinſte Uebel iſt aber immer noch, zu gehorchen.

Seine Geſchichte mit Prie war eine Kleinigkeit, denn der hatte ſo viele dumme Streiche gemacht, daß die ganze Welt Steine gegen ihn aufhub. Aber nun hat der Graf gewiſſermaſſen deſſen Angelegenheiten eine günſtigere Wendung gegeben und nur ſeine eigenen verdorben. Er kannte weder den franzöſiſchen, noch den Wiener Hof, aber am letztern hat er ſehr viele Freunde, welche ſeufzen, daß er ſelbſt ihnen die Zunge gefeſſelt, und von Herzen wünſchen, daß er ſie wieder entfeſſele. Wollte Gott, er hätte ſich keine andere Feinde gemacht als die Pries.

Von Rouſſeau finden ſich weiter keine Briefe. Es folgt nur noch ein Einziger von dem Baſſa Bonneval an ſeinen Bruder in Paris, der an ihn geſchrieben hätte. Der Titel Baſſa beweiſet ſchon, daß Bonneval alle die wohlgemeinten Rathſchläge ſeiner Freunde verwarf, ſich nicht auf dem Spielberg ſtellte, ſondern in die Türkey flüchtete, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Schon der Anfang des Briefes iſt voll der muthwilligſten Scherze, welche zu überſetzen der Wohlſtand nicht erlaubt. Dann fährt er etwas ernſter fort: Du beklagſt Dich, daß ich Dir nicht geſchrieben ſeit ich in der Türkey bin? — Aber Du ſelbſt und alle meine Verwandten, meine Frau ausgenommen, habt Ihr mir wohl ein Lebenszeichen gegeben während ich in Deutſchland im Gedränge war? hat Einer von Euch mir den kleinſten Dienſt geleiſtet? oder ſich auch nur dazu erboten? — und doch, worin beſtand mein ganzes Verbrechen? — Darin, daß ich den Prinzen Eugen herausgefordert hatte, weil Er, mit dem ich zuvor achtzehn Jahr in vertrauter Freundſchaft gelebt hatte, jetzt ein elendes Mährchen gegen mich in Schutz nahm, blos aus einem hartnäckigen Widerwillen gegen das franzöſiſche Königshaus, den ich, in den Zeiten unſerer Vertraulichkeit, ihm oft als ſeiner unwürdig vorgeworfen habe. Darum, und nicht um des Marquis von Prie willen, bin ich zur Gefangenſchaft auf ein Jahr und zum Verluſt meiner Bedienungen verurtheilt worden, mit der angehängten Weiſung, ſtets in einer Entfernung von zwey Meilen vom Hofe zu bleiben; eine Vorſicht, die man gegen meine natürliche Lebhaftigkeit nahm. Vom Verluſt meines Kopfes iſt aber nicht die Rede geweſen, obgleich gewiſſe Verſchönerer (Joliveurs) in meinen vorgeblichen Memoiren es behaupten. Ihr Alle, meine Herren, habt mein Verfahren gegen den Prinzen Eugen als höchſt unbeſonnen und verwegen betrachtet, obgleich in Deutſchland es ſehr gewöhnlich iſt, daß die größten Fürſten ſich ſelbſt muthig erbieten, Männern vom hohen Adel, die ſie beleidigt haben, Genugthuung zu geben. (Heutzutage iſt das in Deutſchland gar nicht mehr gewöhnlich.) Ihr Franzoſen werdet doch die alberne Gewohnheit nie ablegen, die Gebräuche fremder Länder nach den Eurigen zu beurtheilen. So wiſſet denn, daß Frankreich das einzige Land auf der Welt iſt, wo die kleinen vornehmen Herrn es wagen dürfen, ihre Feigheit mit dem Mantel ihrer Würde zu bedecken. Als der Herzog von Lothringen, Schwager des Kaiſers Leopold und deſſen Statthalter im ganzen Reiche, als dieſer Prinz, der in jeder Rückſicht den Prinzen Eugen wohl aufwog, in Ungarn an der Spitze der Armee war, hat er ſich recht brav gegen einen ſimpeln Cavallerielieutenant geſchlagen, den er, bey einer Fouragirung, ohne ihn zu kennen beleidigt hatte, und ſolcher Beyſpiele giebt es Tauſende. (Das möchte doch wohl zu bezweifeln ſeyn.) Uebrigens hat der Prinz durch ſeine Klage beym Hofkriegsrath nichts weiter über mich gewonnen, als was man auch dem geringſten Offizier aus der Armee würde zugeſtanden haben; denn es mußte nach den beſtehenden Verordnungen geurtheilt werden — auf die man ſich aber in Deutſchland ſehr ſelten beruft — und obgleich die Ausdrücke meiner Ausforderung etwas zweydeutig waren, ſo mußte man, nach den Geſetzen, ſie doch für eine ſolche gelten laſſen. Darum kann ich mich auch über nichts beklagen, und der Kaiſer hat in der ganzen Sache mir weder Gnade noch Unrecht bewieſen. Allein warum behandelt man mich denn, als hätte ich eine Handlung meiner Herkunft unwürdig verübt? — Ich habe meinen Degen mit dem Degen eines der bravſten Fürſten auf der Welt meſſen wollen, weil er aus freyen Stücken, von einem alten, ungerechten Eigenſinn getrieben, Verläumdungen gegen eine franzöſiſche Prinzeſſin in Schutz nahm. Wenn die ganze Geſchichte noch einmal von vorne anzufangen wäre, ſo würde ich ſie grade wieder eben ſo anfangen, wenn auch alles daſſelbe daraus erfolgen ſollte; denn ſchon die Sache, die ich vertheidigte, ſtellte mich dem Prinzen wenigſtens gleich, und in Rückſicht der Verſchiedenheit unſerer Geſinnungen werde ich ihm nicht einmal die Ehre anthun, ihn mit mir zu vergleichen. Wenn es in unſerm Vaterlande unter dem Adel niedrige Seelen giebt, die anders denken, ſo ſind ſie ihres Ranges unwürdig und können ſich mit dem ſtolzen Deutſchen nicht meſſen. Ich weiß auch ganz gewiß, daß viele Könige und Fürſten in Deutſchland das Verfahren des Prinzen Eugen ſehr gemißbilligt haben. Dieſer Prinz hat wohl gezeigt, daß er nicht zu jener edeln Nation gehört. Er würde fürwahr ſeine Lorbeern nicht befleckt haben, wenn er ſich mit einem General des Kaiſers von berühmter Herkunft, und der ſich einigen Ruf bey der Armee erworben, geſchlagen hätte. Kurz, ich ſage wie Phaeton in der Oper: „es iſt ſchön, daß ein „Sterblicher bis zu den Wolken ſich erhebe, es iſt „ſelbſt dann noch ſchön, wenn er fällt.“ Alle dieſe Verfolgungen haben mir weder meinen guten Appetit, noch meine gute Laune geraubt. Glücklich diejenigen, die ihre Philoſophie im Blute haben! So bin ich denn nun von Stufe zu Stufe in der Türkey geſtiegen, trage einen Turban vier Pfund ſchwer auf dem Kopfe, einen langen Bart und Kafftan. Ich möchte mich todt lachen, wenn ich an die Urſache dieſer Maſkerade denke, die mich von Rechtswegen nie ſo weit hätte führen ſollen. Indeſſen bin ich meiner ganzen Familie eine Rechtfertigung deshalb ſchuldig, und ich richte ſie an Dich, mein Bruder, als den älteſten der Familie, doch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Als ich von Venedig nach Bosnien kam, eine Grenzprovinz des Sultans, ſo wurde ich dort arretirt auf Verlangen eines kaiſerlichen Offiziers, der eben dort war. Die Deutſchen wandten groſſe Summen auf, damit man, als einen Deutſchen, mich ausliefern ſollte. Nachdem ich 15 Monate gefangen geſeſſen — (urtheile, was ich während dieſer Zeit gelitten!) — kam endlich der Befehl, mich meinen grauſamſten Feinden zu übergeben, und in dieſer Noth vertauſchte ich den Hut gegen den Turban, der allein mich retten konnte. Wenn der franzöſiſche Geſandte bey der Pforte mich als Franzoſen reclamirt hätte, man würde mich augenblicklich ihm überliefert haben; allein das hat er nie thun wollen, und ich habe mir ſein Betrafürſten. Hungrig und durſtig, keinen Pfennig in der Taſche, gieng er vor der Bude eines luſtigen Schneiders vorüber, der ſingend ſeine Nadel einfädelte. „Guter Freund!“ ſprach mein Vater: „ihr ſeyd ſo luſtig und „ich ſo traurig, ihr habt zu eſſen und ich „hungere. Braucht ihr keinen Lehrburſchen, „ſo will ich gern ums liebe Brod das Schnei„derhandwerk bey euch erlernen.“

„Kommt herein, wackerer Geſell!“ ſagte der Schneider: „ich brauche keinen Lehrbur„ſchen, aber ich mindere gern die Noth der „Armuth, wenn ichs vermag. Setzt euch „an meinem Tiſch, eßt von meinem Brodte, „trinkt von meinem Dünnbier, dann offen„bart mir euer Anliegen, ſo will ich zuſehn, „wie ich helfen mag.“

Die Worte klangen lieblich in meines Vaters Ohren, ſie ſchallten bis in ſeinen hohlen Magen. Er gieng hinein, ſetzte ſich an des Schneiders Tiſch, aß, trank und that ſich gütlich. In der Verdauungsſtunde offenbarte

er

gen nur daraus erklären können, daß er von einem Juden abſtammt, und folglich hoch erfreut war, einen Chriſten verkaufen zu können, da er nun einmal zu ſpät auf die Welt gekommen, um den Meſſias kreuzigen zu helfen. Ihm verdanke ich alſo den Turban, aber Du ſollſt wiſſen, daß man mich keiner der Ceremonien dabey unterworfen hat, von welchen der Verfaſſer meiner angeblichen Memoiren, um ſeine Leſer zu beluſtigen, zu reden beliebt. Du wirſt auch eben ſowohl als ganz Europa leicht den Schluß machen, daß ein Menſch von meinem entſchiedenen Charakter nicht 15 Monate lang ſich beſonnen haben würde, ein Türke zu werden, wenn ich mit dieſer Abſicht in die Staaten des Sultans gekommen wäre. Noch weniger würde ich den Augenblick abgewartet haben, in dem man mich den Oeſtreichern ausliefern wollte. Es gab kein anderes Mittel, mich aus ihren Klauen zu retten. Ich hätte mich lieber zum Teufel gemacht, als mich ihrer Willkühr Preiß gegeben.

Die Urſachen meiner Reiſe nach der Levante waren ſehr vernünftig und ich kann mit mehr

Wahrheit als mancher Andere ausrufen: Der Menſch denkts, Gott lenkts. Mehr kann ich darüber nicht ſagen, weil ich gewiſſe Perſonen von hohem Range nicht compromittiren darf. Du ſollſt blos wiſſen, daß ich, unſern ſeufzenden Heuchlern zum Troz, lieber hier bin und bleibe was ich bin, als daß ich in Deutſchland als ein guter Chriſt mich lebendig ſollte ſchinden laſſen. —

Nach dieſer ernſthaften Rechtfertigung wird Bonneval wieder muthwillig, und erklärt in einem Liedchen: er ſey noch gar nicht ſo hinfällig als Narren behauptet hätten; ſein Wein und ſeine Schöne würden die Stützen ſeines Alters bis zum Tode ſeyn. Er habe, wie Alexander, ſich alle die Orte unterworfen, wohin er gekommen. Er ſey, wie Alcibiades, ungerechterweiſe aus ſeinem Vaterlande vertrieben worden, und werde nun, gleich Jenem, überall geliebkoſt. Seine Geſinnungen habe er von den alten Philoſophen entlehnt, die Nachbarſchaft ihrer Gräber bringe ihm ihre Maximen wieder ins Gedächtniß, und Plutarch, ſein altes Breviarium, verlaſſe auch jetzt ihn nie. Man ſey nur dann meyneidig, wenn man die Geſetze der Natur nicht befolge. Nach dem Beyſpiel des Anacreon, und eben ſo alt wie dieſer, leere er am Bosphorus oft ſein Gläschen Wein und werde von Ceres, Bacchus und den Liebesgöttern nie verlaſſen. Er zweifle nicht, daß dieſe Moral für einen Mann ſeines Alters ein wenig leichtfertig ſcheinen werde, zumal wenn man nicht die Kraft habe, die gebrechliche Maſchine zum Grabe ſich neigen zu ſehen, und dabey mit der Seele hoch über dem Abgrunde zu ſchweben, vollkommen ruhig das unvermeidliche Schickſal betrachtend, dem Jeder vom Weibe Gebohrne unterworfen iſt. Sein Glaube ſey: Gott habe nichts verordnet, was nicht gut und nützlich, folglich ſey der Tod nicht nur ein eingebildetes Uebel, ſondern gewiß ein Gut, weil ihn der Schöpfer in der allgemeinen Ordnung der Dinge mit aufgenommen habe. Uebrigens — führt er fort — befinde ich mich vollkommen wohl, habe weder Podragra noch Huſten noch Stein, reite als wäre ich 20 Jahr alt, und gehe auch noch brav zu Fuſſe. Nur der Satan, der den heiligen Paul ſo quälte, daß er ihm ſogar Ohrfeigen gab, hat mich verlaſſen, welches mir ſehr leid thut. Dann und wann freylich, des Morgens, beſucht er mich wohl noch einmal, aber — passons là-dessus. Meine alte Neigung zum Kriege erwacht wohl noch bisweilen, denn ich bin noch rüſtig genug, um mehrere Campagnen zu machen, allein der letzte Herr, dem ich gedient, hat mir faſt alle Höfe auf der Welt verleidet; ich müßte mir einen Souverain wählen dürfen, und vielleicht würde der, den ich wählen mögte, mich nicht wollen.

Hier thue ich was ich will, lebe wie mir beliebt, nichts mangelt mir, ich habe ſogar genug, um den Hang zur Verſchwendung zu befriedigen, den man mir ſo oft vorgeworfen hat. Geſtehen muß ich freylich, daß mein Leben ein wenig allzueinförmig iſt, und daß ich, ohne meine Bücher, wenig Zeitvertreib nach meinem Geſchmack finden würde. Indeſſen bin ich doch gar nicht unzufrieden mit meinem Schickſale. Die größten und edelſten Männer in Deutſchland beweiſen mir noch immer viele Theilnahme; ſelbſt die Oeſtreicher haben, bey den Miniſtern des Sultans, mir Lobſprüche ertheilt, die gewiß nicht erbettelt waren, ja ſogar

Cardinäle und Biſchöffe, die vormals meine Freunde waren, ſind es geblieben. Gekrönte Häupter erzeigen mir gleiche Ehre. Nur mit dem kleinen franzöſiſchen Ambaſſadeur kann ich mich nicht vertragen, wir denken zu ungleich. Dennoch habe ich bey jeder Gelegenheit das franzöſiſche Intereſſe wahrgenommen; die ſchwediſchen und türkiſchen Miniſter können mir bezeugen, daß ich es bin, der die Annahme der Mediation unſers groſſen Monarchen bewürkt hat u. ſ. w. Leb wohl! mein Bruder! und vergiß nie, daß es in dieſer Unterwelt blos Thorheiten giebt, die in luſtige, ernſthafte, politiſche, theologiſche, gelehrte, traurige ꝛc. ꝛc. eingetheilt werden, aber daß nur die luſtigen den Leib immer offen erhalten und ein langes, fröliches Leben gewähren.

(Das Einzige Empörende in dieſem ganzen Briefe iſt; daß Bonneval ſeiner braven Gattin mit keiner Sylbe gedenkt.)

Die Ehetrennungen
der
vormaligen Monarchen von Frankreich.

Ein hiſtoriſcher Verſuch.

Es iſt dem Verfaſſer nicht unbekannt, daß ſchon vor einigen Jahren ein ähnlicher Verſuch eines Ungenannten im Druck erſchienen iſt, allein er ſchmeichelt ſich, mehr aus den ächten Quellen geſchöpft zu haben, und vielleicht auch ein lebhafteres Gemählde zu liefern. Dem Leſer, dem die häuslichen Begebenheiten der alten franzöſiſchen Könige nicht ganz gegenwärtig ſind, wird dieſe Skizze hoffentlich Vergnügen gewähren.

Der erſte franzöſiſche Monarch, der ſeine Gemahlin von ſich entfernte, war Clotar I. Sie hieß Inegunde und wird als ein ſehr ſanftes, in ihr Schickſal ſich ergebendes Frauenzimmer geſchildert. Sie wurde mehrere Jahre lang, dem Anſcheine nach, von ihrem Gemahl zärtlich geliebt und auf dieſe Liebe vertrauend, ſprach ſie eines Tages zu ihm: (Greg. v. Tours lib. 4. n. 3.) „Der König, mein Herr, hat mit ſeiner Magd „gethan nach ſeinem Gefallen, und hat ſie in ſein „Bett aufgenommen. Jetzt bitte ich meinen Herrn „und König, wohl zu vernehmen, was ſeine unterthänige „Magd ihm vorzutragen hat. Wenn er „mir die höchſte Gunſt erweiſen will, ſo beſchwöre „ich ihn, meiner Schweſter Aregunde, ſeiner „Magd, einen Mann zu verſchaffen, deſſen Rang „und Verdienſt demjenigen Stande und Range „gleich komme, zu welchem er mich erhoben hat, „um durch ſolch' eine Verbindung mich wo möglich „noch näher an die Perſon meines Königs zu „feſſeln."

Auf dieſe demüthige Bitte erhob ſich Clotar ſogleich nach dem Landhauſe, welches Aregunde bewohnte, und machte ſie ohne weitere Umſtände zu ſeiner eignen Frau. Das war nun wohl gar nicht die Meynung der guten Inegunde, die nicht wenig erſtaunen mogte, als Clotar zurückkehrte und ſie folgendergeſtalt anredete: „Ich „habe dein Begehren erfüllt. Du wollteſt einen „mächtigen und reichen Mann für deine Schwe„ſter, ich habe ſie ſelbſt geheyrathet, welches dir „ſonder Zweifel viel Vergnügen machen wird.“

Der gute Clotar kannte ſchwerlich die Weiber, auch leuchtet aus Inegundens Antwort eben kein groſſes Vergnügen hervor. „Ich werde mich be„mühen“ ſagte ſie, „nichts zu thun, was meinem „Herrn mißfallen könnte. Die einzige Gnade, die „ich noch erflehe, iſt daß ſeine Magd nicht die „Ehre ſeiner Hochachtung verliere.“ — Sie fand ſich alſo mit vieler Sanftmuth in ihr Schickſal, und lebte für ihre ſechs Kinder.

Das zweyte, nicht minder auffallende Beyſpiel hat derſelbe Clotar geliefert. Waldrade war die Tochter eines Königs der Longobarden und Schweſter einer Königin von Auſtraſien, mit deren Sohn ſie ſich vermählte. Die auſtraſiſche Linie ſtarb aus, und nun nahm der alte Clotar die Wittwe deſſen zur ſechſten Gemahlin, deſſen Großoheim er war, blos um ſich des Königreichs Auſtraſien zu bemächtigen und ſeinen Brüdern nichts davon zu geben. (Es geſchah im Jahr 555.) Die Geiſtlichkeit fand aber dieſe Ehe unzuläſſig, und Clotar verſtieß ſie wieder, nachdem er ſeinen Zweck erreicht hatte.

Das dritte Beyſpiel wird von Cherebert erzählt, einem Sohne von Clotar I. und Jurgunden. (Gregorius von Tours, lib. 4. c. 6.) Er war vermählt mit Ingoberge, verliebte ſich aber nebenher in ein paar hübſche Mädchen auf Einmal, zwey Schweſtern von niedriger Herkunft, in Dienſten der Königin. Ihr Vater war ein Wollenweber und dieſen ehrlichen Handwerksmann ließ die eiferſüchtige Königin zu ſich kommen, und gab ihm Arbeit, die er in ihren Zimmern anfangen mußte. Dann hohlte ſie ihren Gemahl und verſprach, ihm ein ganz neues Schauſpiel zu zeigen. Als der König die Thür öffnete und den Wollenweber erblickte, ſtutzte er und wollte umkehren.

„Ey, ſagte Ingoberge, warum wollt Ihr nicht „ſehen, wie geſchickt Euer Schwiegervater die „Wolle miſcht?“ — Der bittere Scherz bekam ihr ſehr übel, denn Cherebert verſtieß ſie und heyrathete des Wollenwebers Tochter.

Das vierte Beyſpiel meldet Gregorius vom König Guntram, deſſen Gemahlin Veneranda hieß und nur die Tochter eines Leibeigenen des Königs war. Guntram wurde ihrer Reize überdrüſſig und nahm noch eine zweyte Frau. Dieſe Untreue ertrug Veneranda nicht mit ſo vieler Sanftmuth als ehemals Inegunde. Noch erfreute ſie ſich des Vorzugs, einen Prinzen gebohren zu haben, als aber ihre Nebenbuhlerin den König gleichfalls mit einem Prinzen beſchenkte, da entbrannte ihr Haß, und man giebt ihr Schuld, dieſes Kind aus dem Wege geſchafft zu haben. Auch ihr eigner Sohn ſtarb bald darauf und Guntram, der ſie als die Urheberin alles dieſes Unheils hielt, verſtieß ſie. Seine zweyte Gemahlin war zwar von edler Geburt, allein er behandelte ſie nicht zärter als die erſte, denn er verliebte ſich in eine ihrer Kammerfrauen, Auſtregilde oder er dem luſtigen Schneider ſeine mißlichen Umſtände, wie er aus einem Küchenjungen ein Straußenwärter geworden, aus einem Naturforſcher ein Bergzehender, und wie er endlich der Gewalt eines Kobolds unterliegen müſſen. „Ach!“ ſeufzte er: ich bin „hoch betrübt, weiß nicht, wie ich meinen „ehrlichen Unterhalt erwerben ſoll. Auf der „Spitze eines feuerſpeyenden Berges ward ich „gebohren, und glaubte mein Leben in der „Tiefe eines Schachtes zu endigen — umſonſt! der Kobold läßt mir keine Ruh. Lieber Meiſter, thut ein Werk der Barmherzigkeit, und nehmt mich zu eurem Lehrling, „ſo darf ich weder betteln noch ſtehlen.“

Der luſtige Schneider war ein kleiner, buckligter Mann, der über Alles in der Welt ſeine Freude hatte, es mogte noch ſo betrübt oder ernſthaft ausſehn. Es war eben keine hämiſche Freude am Unglück ſeines nothleidenden Bruders; ſondern ſein inneres Gefühl ſchied ſogleich das Lächerliche vom Trauauch Boſile genannt, die er, als die Königin ſtarb, gleichfalls heyrathete. Dieſe Boſile war ein Ungeheuer. Als ſie ſich dem Tode nahe fühlte, behauptete ſie, die Aerzte hätten ſie umgebracht, (Greg. v. Tours lib. 5. n. 36.) und bat deshalb den König, gleich nach ihrem Hinſcheiden ihre Mörder zu vertilgen, „damit“ wie ſie ſich ausdrückte, „die Seufzer derer, von denen ſie geliebt werde, ſich mit den Thränen derer miſchen „mögten, welche jenen Aerzten zugethan wären.“ — Mit dieſer gräßlichen Bitte auf den Lippen ſtarb ſie, und Guntram fand auch nichts billiger, als die armen Aerzte, Nicolaus und Donat, ſogleich erdroſſeln zu laſſen; welches denn wohl ein wenig ſündhaft ſeyn mogte, fügt der ehrliche Gregor hinzu. (Quod non sine peccata factum fuisse multorum censet prudentia.)

Das fünfte Beyſpiel hat Childerich aufgeſtellt. Seine Gemahlin war eine ſanfte, eben nicht mit groſſem Geiſt begabte Frau, aber ſehr ſchön, wiewohl ein Neuerer (Le Gendre) behauptet, ſie ſey nur eine ſchöne Bildſäule geweſen.

Indeſſen beſaß ſie doch das Verdienſt einer groſſen Fruchtbarkeit, hatte bereits drey Prinzen gebohren und war zum viertenmal ſchwanger, als Childerich einen Feldzug gegen die Sachſen antrat. Während ſeiner Abweſenheit wurde ſie von einer Prinzeſſin entbunden. Eine ihrer Hofdamen, die nachmals ſo berühmte Fredegunde, ein ſchlaues Weib, das bereits mit dem Könige einen Liebeshandel angeſponnen hatte, überredete die gutmüthige und argloſe Königin, das Kind ſelbſt zur Taufe zu halten, unter dem Vorwand, daß der König bey ſeiner Zurückkunft eine gewaltige Freude darüber haben würde. Die in ihrer Religion ſchlecht unterrichtete Mutter that was die Freundin ihr rieth. Aber nun trat Fredegunde dem Könige bewillkommend entgegen, wünſchte ihm Glück zu der neugebohrnen Tochter, beſeufzte jedoch, daß er in dieſer Nacht ein groſſes Verbrechen begehen, nemlich bey ſeiner Frau Gevatterin ſchlafen würde. Sobald Childerich vernahm, daß zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin eine geiſtliche Verwandtſchaft eingetreten ſey, erlaubte ſein Gewiſſen ihm nicht, ſie zu umarmen, ſondern er erzeigte dieſe Ehre auf der Stelle Fredegunden und verſtieß die Frau Gevatterin. Die Betrogene wurde in ein Kloſter geſteckt, aber auch dahin verfolgte ſie Fredegundens Haß, denn ſie wurde auf deren Befehl im Jahr 580 erſäuft oder erdroſſelt.

Derſelbe Childerich oder Chilperich hat auch das ſechſte Beyſpiel einer Ehetrennung geliefert, bey der es noch gewaltſamer hergieng. Fredegunde nemlich hoffte damals noch vergebens durch ihre Verbrechen den Thron zu erringen. Der König behielt ſie zwar zur Maitreſſe, aber zur Gemahlin verlangte er durchaus eine Prinzeſſin, und warf ſein Auge auf Galſonten, die älteſte Tochter des Königs der Weſtgothen. Galſonte war nicht ſchön, aber geiſtreich und voll Grazie. (Le Gendre t. 1. p. 225.) Weder ihr noch ihrer Mutter, von der ſie zärtlich geliebt wurde, war Childerichs Antrag willkommen, da er in einem ſehr üblen Rufe ſtand; allein der Vater kehrte ſich daran nicht, die Politik ſieht mit andern Augen. Galſonte, mit groſſen Reichthümern ausgeſtattet, wurde dem franzöſiſchen Monarchen zugeführt. Ihre Abreiſe war ein Tag der Trauer für das ganze Volk; ſie wurde von den Thränen ihrer Mutter und von eigenen ſchwarzen Ahndungen begleitet. Die Pracht, mit welcher ſie durch Narbonne und Poitiers gieng, war auſſerordentlich; Fortunatus in ſeinen Gedichten ſagt, daß die Räder ihres Wagens von Silber waren. In Rouen wurde die Vermählung vollzogen. Der geizige Chilperich, als er den Brautſchatz ſah, fand Galſonten ſehr liebenswürdig, und in der That ſchien es eine Zeit lang, daß ihre Tugend, ihr Verſtand, ihre Gefälligkeit den flatterhaften König endlich gefeſſelt hätten. Vielleicht glaubte Galſonte es ſelbſt, doch nur zu bald erkannte ſie ihren Irrthum. Die ſchlaue und blutdürſtige Fredegunde behauptete nach wie vor ihren gefährlichen Einfluß auf des ſchwachen Childerichs Herz. Galſonte, vom ganzen Hof angebetet, und im Bewußtſeyn ihrer hohen Geburt und ihrer Tugenden, erlaubte ſich Klagen, Vorwürfe und verlangte endlich geradezu, daß man entweder Fredegunden entfernen oder ſie nach Spanien zurück ſenden ſolle. Childerich, der weder mit ihrem

Vater zerfallen, noch ihren Brautſchatz wieder ausliefern wollte, ſchmeichelte ihr aufs Neue und beſänftigte ſie, ließ ſie aber bald nachher in ihrem Bett erdroſſeln. Dadurch wurde das Band der Ehe getrennt und Fredegunden Platz gemacht.

Das ſiebente Beyſpiel. Ein ähnliches Schickſal wie Galſonte hatte Blichildis, die erſte Gemahlin Theobert des Zweyten, Königs von Auſtraſien. Seine Mutter, die berühmte Brunhildis oder Brunehaud, kaufte ſie zu Metz als eine ſehr ſchöne und geiſtreiche Sklaven. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn ſich mit einer Prinzeſſin verbinden ſollte, aus Furcht, daß eine ſolche Schwiegertochter den Einfluß der Schwiegermutter verringern mögte; hingegen meynte ſie, eine Sklavin, die ſie ſelbſt aus dem Staube auf den Thron erhübe, werde dieſe Wohlthat Zeitlebens dankbarlich erkennen. Allein ſie irrte. Blichildis gewöhnte ſich bald an ihren neuen Rang, die Vormundſchaft der Schwiegermutter wurde ihr läſtig; ohnehin haßten die Groſſen die Königin Mutter wegen ihres Stolzes, Blichildis hingegen hatte durch ihre liebenswürdige Herablaſſung alle Herzen gewonnen. Es entſtanden zwey Partheyen am Hofe, die Damen wurden immer mehr und immer heftiger erbittert gegen einander, vergebens bemühte ſich der König ſie auszuſöhnen. Brunhildis mußte endlich weichen. Sie gieng zu ihrem Enkel. Damals alſo, im Jahr 599, liebte Theodebert ſeine Gemahlin mehr als ſeine Mutter; zehn Jahre ſpäter aber (609) ermordete er ſie, um eine Andere zu heyrathen. Zwar bürdet Mezeray dieſen Mord der Schwiegermutter auf, allein Fredegarius, der weit älter iſt als Mezeray, und gar keine Vorliebe für Brunhildis äuſſert, ſagt ausdrücklich, der König habe ſeine Gemahlin getödtet, um ſich ein junges Mädchen, Namens Teudechildis, zuzulegen, alſo nur um eine Luſt zu büſſen.

Das achte Beyſpiel. Dietrich II., mit dem Beynahmen der Junge, König von Burgund und Auſtraſien, Enkel der berühmten Brunhildis, vermählte ſich mit Ermengard, einer Tochter des Königs der Weſtgothen. Die Braut wurde zu Chalons für Saone mit groſſer Pracht empfangen. Vergebens hatte ſich die herrſchſüchtige Großmutter dieſer Verbindung aus denſelben Gründen widerſetzt, aus welchen ſie die der Blichildis befördert hatte. Allein da Dietrich ein ſehr ausſchweifender Fürſt war, der der Reize der neuen Königin bald überdrüſſig wurde, ſo gelang es der Brunehaud in ſehr kurzer Zeit, ihren Enkel dahin zu bringen, daß er Ermengard nach Spanien zurückſchickte, trotz der Eidesſchwüre, welche ſeine Geſandten, unter denen ſich ein Biſchoff von Lyon befand, in ſeinem Nahmen hatten leiſten müſſen. Vergebens berief ſie ſich auf dieſe Schwüre, nicht einmal ihren Brautſchatz gab Dietrich zurück. Er verwickelte ſich dadurch in ſehr ſchlimme Händel, da der beleidigte Schwiegervater ein Bündniß gegen ihn mit mehrern Fürſten ſchloß, und durch einen Einfall in ſeine Staaten ſich rächte.

Neuntes Beyſpiel. Dagobert I., der Gründer der Abtey St. Denis, vermählte ſich mit Gomatrude, einer Schweſter der vortreſſlichen Königin Bertrude, der allgemein verehrten Gemahlin Clotars des Groſſen, der auch der Vermählung ſeiner Schwägerin im Jahr 625 beywohnte. (Fredegarius c. 53 u. 58.) Drey Jahre nachher wurde ſie verſtoſſen, unter dem Vorwand der Unfruchtbarkeit. Allein die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß jene Unfruchtbarkeit ein bloſſer Vorwand war, denn Dagobert hatte ſich in eine Hofdame ſeiner Gemahlin, Nantilde, verliebt, die er auch heyrathete, obgleich der heil. Amandus, Biſchoff von Maſtricht, aus allen Kräften ſich der Scheidung von Gomatruden widerſetzte. Dagobert, einer der ausſchweifendſten Wollüſtlinge, blieb aber auch Nantilden nicht getreu, denn Fredegarius nennt noch drey andere Beyſchläferinnen, (deren wenigſtens Eine, Ragnetrude, gleichfalls den Titel Königin führte) und fügt hinzu: ſeiner übrigen Liebſchaften wären ſo viel geweſen, daß er ſeine Erzählung durch ihre Nahmen nicht anſchwellen möge.

Obige neun Beyſpiele ſind aus der Geſchichte der Könige der erſten Dynaſtie gezogen. Wir wenden uns jetzt zu der zweyten Dynaſtie, zu der der *Carolinger*, und da ſtoſſen wir zuerſt auf *Carl den Groſſen*, der das *zehnte Beyſpiel* geliefert hat, und der unter die bewunderteſten und geliebteſten franzöſiſchen Monarchen gehört. Die *Bewunderung* will ich ihm nicht abſprechen, daß er aber *geliebt* wurde, daran zweifle ich aus guten Gründen, die ich bey einer andern Gelegenheit hiſtoriſch und moraliſch auseinander ſetzen werde. Hier ſey bloß die Rede von ſeiner Vermählung mit *Ermengard* (oder *Bertha*, wie Andere ſie nennen), der Tochter des Longobardiſchen Königs Deſiderius, die im Jahr 770 vor ſich gieng, nachdem er ſeine erſte Gemahlin verſtoſſen hatte. Pabſt Stephan II. widerſetzte ſich derſelben aus allen Kräften, allein vergebens. Indeſſen wurde Carl ſeiner zweyten Gemahlin auch bald überdrüſſig, und ſchickte ſie wieder nach Hauſe. Man könnte nun freylich vermuthen, und mehrere franzöſiſche Geſchichtſchreiber thun das auch, Carl habe es aus *Politik* gethan; Einige ſagen auch, er habe dabey den Rath der Be ſchöffe befolgt; Andere, (beſonders der Mönch von St. Gallen), behaupten, Bertha ſey unfruchtbar geweſen. Allein Erſtens konnte Carl von ihrer Unfruchtbarkeit noch nicht überzeugt ſeyn, da er ſie kaum ein Jahr beſeſſen; Zweytens gilt das Zeugniß Eginhards, ſeines gleichzeitigen Biographen, hier wohl mehr als jedes andere, und dieſer ſagt ausdrücklich (in Carol. M. p. 8.) die Urſache ſey ungewiß. (Incertum qua de causa post annum repudiavit.)

Auch kommt eine merkwürdige Stelle vor, beym Paſchaſius Radebertus im Leben Adelards, (ſiehe Mabillon Acta S. S. Ord. S. Ben. T. IV. P. I. p. 310) die ſich mit den Worten ſchließt: — atque rex inlicito uteretur thoro propria sine aliquo crimine repulsa uxore. Schmidt in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, T. 1. p. 401, iſt gleichfalls weit entfernt, die Trennung von Carls Ehe der Politik zuzuſchreiben, ſondern er ſagt ganz trocken: Carl habe geglaubt, eben das thun zu dürfen, was mehrere von ſeinen Vorfahren gethan hätten.

rigen, er lachte über das Erſte, daß ihm die Ader vor der Stirn aufſchwall wie ein Schiffstau, und mitten im Lachen half er dem Letztern ab, wenn er konnte. Mein Vater, dem ein ſolcher Karakter auf dem Pfade ſeines Lebens noch nicht aufgeſtoßen war, erſtaunte nicht wenig, als er ſeinen gaſtfreyen Wirth bey der Erzählung von Unglücksfällen, deren bloßes Andenken ihm das Herz brach, überlaut lachen ſah. Sein Jünglingsfeuer loderte auf, er gerieth in Verſuchung, ihm den zinnernen Teller, der vor ihm ſtand, an den Kopf zu werfen, als der kleine buckligte Schneider, der ſeine Hitze merkte, plötzlich einlenkte, ſich auf die Zunge biß und ſeinen Gaſt um Verzeihung bat. „Ihr müßt mir „mein Lachen nicht verübelnehmen,“ ſprach er, indem er ihm die Hand reichte: „es iſt „meine Art ſo. Ich habe von der Natur die „Gabe empfangen, überall Stoff zum Lachen „finden zu können, und bin glücklicher dabey, „als unſer Herr Superintendent, wenn er

Wenn man nun, auf dieſe unverwerflichen Autoritäten geſtützt, noch den Umſtand hinzurechnet, daß Carl dadurch den Zorn ſeiner Mutter reizte, welche die Verbindung geſtiftet hatte, und daß viele vornehme Franken — beſonders diejenigen, die ſich, nach der damaligen Gewohnheit, eidlich verbürgt hatten, daß Ermengard nie verſtoſſen werden ſollte — höchſt unzufrieden mit dieſem Treubruch waren, und daß endlich Carls dritte Gemahlin, Hildegard, aus einer eben nicht bedeutenden deutſchen Familie abſtammte; ſo darf man wohl mit Recht behaupten, daß die Trennung von Carls Ehe blos ein Werk ſeiner königlichen Laune war.

Eilftes Beyſpiel. Carl der Dicke vermählte ſich mit Richarde, der Tochter eines ſchottiſchen Königs, im Jahr 877. Er war bekanntlich ein ſehr ſchwacher Fürſt, welches er, unter andern, auch dadurch bewies, daß er, nach einer zehnjährigen Ehe, Richarden des Ehebruchs und eines unerlaubten Umgangs mit einem Biſchoff beſchuldigte. Dieſer Biſchoff, er hieß Luitgard, war lange ſein vertrauteſter Miniſter geweſen, jezt verbannte er ihn vom Hofe, und berief eine Verſammlung (ſiehe Reginon bey dem Jahre 887, p. 482 der Ausgabe von 1609 hinter dem Abbas Urspergensis) in welcher er, in Gegenwart der Kaiſerin, ſeine eigene Schande proclamirte, doch zugleich verſicherte, daß er die Ehe mit Richarden nie würklich vollzogen habe. So unglaublich dieß, nach zehn verfloſſenen Jahren, ſcheinen mogte, ſo bekräftigte es doch Richarde ſelbſt, betheuerte aber zugleich, daß ſie auch nie einen andern Mann erkannt habe, erbot ſich, jeder Unterſuchung ſich zu unterwerfen, auch die Feuerprobe zu beſtehen, oder einen Kämpfer für ſich zu ſtellen. Es ſcheint nicht, daß man auf dieſes Anerbieten Rückſicht genommen. Die Ehe wurde getrennt, und Richarde gieng in ein Kloſter, welches ſie ſelbſt bey Straßburg erbauet hatte.

Das zwölfte Beyſpiel. Ludwig der Stammler vermählte ſich aus Liebe, und zwar anfangs insgeheim ohne Wiſſen ſeines Vaters, Carls des Kahlen, mit der ſchönen Ansgarde. Sie lebten ſehr glücklich mit einander, bis Carl der Kahle, man weiß nicht warum, die Trennung dieser Ehe gebot. Ludwig mußte gehorchen. Nach ſeines Vaters Tode wollte Ansgarde ihre Rechte aufs neue gültig machen, der Erzbiſchoff Hincmar von Rheims unterſuchte die Sache und entſchied, daß Ludwig ſie wieder zur Gemahlin nehmen ſollte, obgleich er ſich indeſſen ſchon mit einer andern, Adelheid, verbunden hatte. Ludwigs alte Liebe erwachte, und er war bereit, die Ehe mit Ansgarden zu erneuern, Adelheid zu verſtoßen, allein der berüchtigte Erzbiſchoff von Paris, Gozelin, duldete es nicht, und der wankelmüthige Ludwig wurde auch bald wieder andern Sinnes. — Soviel von der zweyten Dynaſtie.

Das dreyzehnte Beyſpiel, das erſte aus der dritten Dynaſtie. Robert der Fromme, Sohn des Hugo Capet, verband ſich durch die zärtlichſte, dem Throne gewöhnlich ſo fremde Liebe, mit Bertha, der Wittwe eines Grafen von Blois. Sie war mit Robert weitläuftig verwandt, und unglücklicherweiſe war er noch überdieß in eine geiſtliche Verwandtſchaft mit ihr gerathen dadurch, daß er Eines ihrer Kinder aus der erſten Ehe zur Taufe gehalten hatte. Gründe genug, um in der damaligen Zeit dieſe Ehe für gottlos zu halten. Robert ſelbſt wurde unruhig darüber und befragte die Geiſtlichen, was zu thun ſey? ſie riethen ihm, einen Synod zuſammen zu berufen, in welchem die franzöſiſche Geiſtlichkeit kraft ihrer zu allen Zeiten ausgeübten Macht, ihn diſpenſiren könne, ohne den Pabſt darum zu fragen. Das geſchah auch würklich, und die Ehe wurde vollzogen. Aber die päbſtliche Gewalt hatte damals ſchon groſſe Fortſchritte gemacht und Gregor V. wollte die ſchöne Gelegenheit nicht verlieren, ſie noch weiter auszubreiten. Hätte Robert ſich gleich an ihn gewandt, er würde ſicher die erwünſchte Diſpenſation erhalten haben, nun aber zeigte ſich Gregor gleich erbittert ſowohl gegen den Fürſten, als gegen die Geiſtlichkeit, die, ohne ſeine Zuſtimmung, einen ſolchen Schritt gewagt hatte. Er verſammelte ein Concilium zu Rom, in Gegenwart des Kaiſers Otto, excommunicirte die Biſchöffe, welche die Verbindung gut geheiſſen, und excommunicirte auch das liebende

Fürſtenpaar, wenn es nicht auf der Stelle ſich wieder trennen würde. Robert und Bertha kehrten ſich anfangs wenig an ein Urtheil, welches dem Wohl des Staates, der Majeſtät des Thrones und den Grundſätzen der Gallicaniſchen Kirche ſo gänzlich zuwider war. Sie lebten und liebten ſich nach wie vor. Allein der Pabſt, um ſeinem Bannſtrahl Würkung zu verſchaffen, wagte zum erſtenmal einen unerhörten Schritt, und legte das ganze Reich in den Bann. Alſobald ſah man den Gottesdienſt gehemmt, keinem Lebenden wurde das Sacrament gereicht, kein Todter wurde begraben. Das erſchreckne Volk zitterte und murrte. Der König wurde ſogar von allen ſeinen Bedienten verlaſſen; kaum blieben zwey oder drey bey ihm, aber auch dieſe wurden ſo überzeugt von der Gottloſigkeit ſeiner Ehe, daß ſie alles, was er berührt hatte, als unrein betrachteten, die Schüſſeln, von welchen er geſpeiſt, auf die Straße warfen, und, was er von Speiſen übrig ließ, den Hunden gaben.

Welche rührende Zärtlichkeit mußte nicht Robert für Bertha empfinden, da er die Kraft aus ihr ſchöpfen konnte, nicht allein alle dieſe Unwürdigkeiten zu ertragen, ſondern auch wohl gar einen noch wankenden Thron auf das Spiel zu ſezzen! — Eine zu frühe Niederkunft überraſchte die Königin; alſobald verbreitete ſich das Gerücht, die Strafe Gottes habe ſich an ihr offenbart, ſie ſey von einer Mißgeburt mit einem Gänſekopf und Gänſehals entbunden worden. (Damianus lib. VII. epist. 19.)

Robert mußte endlich nachgeben. Das Volk glaubte, das Strafgericht Gottes, das durch den Gänſekopf über ihn verhängt worden, habe ſeine Halsſtarrigkeit überwunden; allein der berühmteſte franzöſiſche Geſchichtſchreiber, Mezeray, ſagt, er ſey durch die Lage der Angelegenheiten dazu gezwungen worden.

Die unglückliche Bertha behielt nicht allein den Titel einer Königin, ſondern ſogar die Hoffnung, nicht auf immer von ihrem Robert getrennt zu ſeyn, denn ſie kannte ſein Herz, wußte daß er ſie noch liebte, und daß er der redlichſte Mann in ſeinem ganzen Reiche war. Selbſt die Vermählung mit Conſtantia von Arles ſchlug ihren

Muth nicht ganz nieder, und als ſie erfuhr, daß er, mit Zurücklaſſung ſeiner zweyten Gemahlin, eine Reiſe nach Rom gemacht habe, folgte ſie ihm dahin, hoffend, ihn noch treu und den jetzigen Pabſt geneigter zu finden, ihre Ehe als gültig anzuerkennen, da ſich indeſſen mehrere ihrer Anhänger für ſie verwendet hatten. Allein das durch Gregor V. erregte Aufſehen war zu groß, die Schritte konnten nicht mehr zurück gethan werden, und Bertha ſtarb als ein Opfer der päbſtlichen Herrſchſucht.

Das vierzehnte Beyſpiel. Eine andere Bertha — der Nahme ſchien von einer ungünſtigen Vorbedeutung für das Glück der Ehe — eine Gräfin von Holland, vermählte ſich mit **Philipp dem Erſten** im Jahr 1071. Auch hier ſtand eine weitläuftige Verwandtſchaft im Wege, deren aber in den erſten zwanzig Jahren dieſer Ehe gar keine Erwähnung geſchah, nicht einmal dann, als **Unfruchtbarkeit** den König zu einer Trennung zu berechtigen ſchien. Er ließ in allen ſeinen Staaten öffentliche Gebete anordnen, um den Eheſeegen vom Himmel zu erflehen, und

— Bertha gebahr einen Prinzen im zehnten Jahre ihrer Verbindung. Philipp war entzückt. Er machte in offenen Briefen dieſes frohe Ereigniß allen ſeinen Unterthanen bekannt; überall wurde die Geburt des Thronfolgers durch glänzende Feſte gefeyert. Die Geburt einer Tochter und eines zweyten Sohnes ſchien das Band immer feſter zu knüpfen, um ſo mehr, da Bertha's nachſichtsvolle Sanftmuth dem wollüſtigen Monarchen gern verzieh, wenn er an einem, durch Sittſamkeit eben nicht berühmten Hofe, ſeinen Begierden den Zügel ſchieſſen ließ. Aber — ſagt der verſtändige Mezeray — „die Vergnügungen trüben „ſich ſelbſt, werden oft zu Geſchäfften und veranlaſſen deren ſehr gefährliche.“ Bertha's Beſitz hatte keinen Reiz mehr für Philipp, und nun erſt erwachte ſein Gewiſſen, ihm die Verwandtſchaft vorrückend. Nachdem er drey Kinder mit ihr erzeugt hatte, fand er auf Einmal, daß er Blutſchande triebe. Die unglückliche Königin wurde vorläufig nach Montreuil-sur-Mer verbannt, die Scheidung aber erſt im Jahr 1090 förmlich proclamirt, und zwar auf Bitten der ſchönen

Bertrade von Montfort, in die der König verliebt war. Bertha ſtarb drey Jahre nachher in Kummer und Armuth.

Das funfzehnte Beyſpiel. Bertraden von Montfort, welche von einigen erbitterten Geiſtlichen die franzöſiſche Jeſabel genannt worden, ſchildert der Abbé Suger, Geſchichtſchreiber und Miniſter Ludwig des Dicken, mit angenehmern Zügen. Ihm zufolge war Bertrade eben ſo ſchön als geiſtreich und muthvoll, Sie wußte ohne Zwang die Herzen zu beherrſchen. Man befahl andern weniger gern als man ihr gehorchte. Ihren Willen, ſelbſt ihre Launen befolgend, glaubte man doch nur den eigenen Willen zu vollbringen. (Suger im Leben Ludwig des Dicken c. 17.

Sie war noch ſehr jung, als man ſie zur Gemahlin des widerlichſten Mannes beſtimmte, eines Grafen von Anjou mit dem Beynamen der Zänker. Auſſer der Eigenſchaft, welche ihm dieſen Beynamen erworben hatte, war er auch ſehr häßlich, in Ausſchweifungen grau geworden, mit dem Zipperlein behaftet, und nur Geburt und Reichthum bedeckten, wie gewöhnlich, alle ſeine leiblichen und geiſtigen Gebrechen. Auch hatte er ſchon drey Frauen gehabt, deren zwey Verſtoſſene ſogar noch lebten. Dennoch wurde Bertrade, eine arme Waiſe, von ihrem Oheim dieſem Unhold ausgeliefert. Was war natürlicher, als daß ſie ihn von ganzem Herzen haßte und auf Mittel dachte, ihre Freyheit wieder zu gewinnen, oder ſie wenigſtens um einen höhern Preiß zu verkaufen?

Sie wußte, daß der König von ſeiner Gemahlin getrennt lebte, ſie wußte, wie empfänglich der König für weibliche Reize war, und vor allen Dingen war ſie ihrer Schönheit ſich bewußt. Warum ſollte es ihr nicht gelingen, den franzöſiſchen Thron zu beſteigen? Das Verlangen nach dieſem und der Wunſch, ſich von ihrem alten Zänker zu befreyen, wurden ſo heftig, daß ſie ſogar die weibliche Sittſamkeit überwanden. Bertrade ſchickte insgeheim eine Botſchaft an den König, ihn zu complimentiren und ihm ihre Hochachtung anzubieten. Der Funke fiel augenblicklich in Philipps Bruſt und ſein Herz lo-

„ſich in theologiſchen Streitſchriften herum„balgt. Da Ihr mir nun eben erzählt, wie „ihr einen Strauß mit Schlüſſeln gefüttert, „ſo konnte ich mich unmöglich des Lachens ent„halten.“ Hier platzte er von neuem in ein unmäßiges Gelächter aus, und trieb es ſo lange, daß mein Vater endlich mitlachen mußte.

Nachdem ſie einander eine Viertelſtunde lang ins Geſicht gelacht hatten, nahm der kleine bucklige Schneider eine ehrbare Mine an.

„Nun iſts genug, mein Freund,“ ſprach er: „nun laßt uns auf Rath und Hülfe den„ken. Ihr wollt bey mir das edle Schnei„derhandwerk erlernen, aber darin kann ich „euch nicht dienen. Meine Kundſchaft iſt „nicht groß, einen Lehrburſchen kann ich we„der brauchen noch ernähren. Ihr mögtet „glauben, ich ſpräche unwahr, könntet wohl „aus der Reinlichkeit meiner Wohnung, dem „Biſſen Brod, den ich euch auftiſchte, dem derte. Seine Antwort war die eines feurigen Liebhabers. Man beſtimmte eine Zuſammenkunſt zu Tours am Pfingſtabend im Jahr 1092. Die Einverſtandenen ſahen ſich, der Etikette gemäß, einige Augenblicke öffentlich, dann nahm Bertrade den Zeitpunkt wahr, wo ein neuer Taufſtein in der Kirche des heil. Johannes geweiht wurde und die ganze Stadt dahin ſich drängte, um die Ceremonie anzugaffen; ſie entſchlüpfte während derſelben, von ihrem Gemahl unvermißt, und kam, unter Bedeckung einer königlichen Reiterſchaar glücklich nach Orleans. Jetzt boten die Liebenden Alles auf, um von beyden Theilen förmlich geſchieden zu werden. Philipp bewies ſeine Verwandtſchaft mit Bertha und Bertrade erklärte, ſie ſey zu der Verbindung mit dem podagriſchen Zänker gezwungen worden, auch wären noch zwey Frauen deſſelben am Leben, von welchen er ſich eigenmächtig geſchieden. Der Pabſt war dießmal nachgiebig; die Liebenden ſahen ſich frey und wähnten um ſo mehr, daß ihre Vermählung nichts mehr hindern könne, da Bertha um dieſe Zeit ſtarb.

Der König lud die Groſſen und die Prälaten ſeines Reichs zu der Hochzeitfeyer. Alle billigten, laut oder ſchweigend, was geſchah. Die Verbindung wurde zu Paris durch den Biſchoff von Senlis eingeſegnet. Nur Yvo, der Biſchoff von Chartres, ein ſchlauer Handlanger der römiſchen Politik, war nicht erſchienen, und hatte, auf des Königs ſchriftliche Einladung geantwortet: „ſein Gewiſſen verſtatte ihm ſolches nicht, weil zuvor ein Concilium über die Rechtmäſſigkeit der Trennung von Bertha und des neuen Bündniſſes entſcheiden müſſe, und lieber wolle er mit einem Mühlſtein am Halſe in das Meer verſenket werden, als ſein zartes Gewiſſen beflecken.“ (Yvonis Epistolae, XV.) Am Schluß ſeines Briefes erinnerte er den König an Adam, Simſon und Salomon, deren Nahmen hier nicht in dem mindeſten Zuſammenhange mit der verhandelten Sache ſtanden. Er ſchrieb auch an die Biſchöffe (ep. XIV. u. XXV.) „ſie ſollten keine ſtumme Hunde ſeyn, die nicht bellen könnten, ſondern, als wachſame Vorpoſten, beym Anblick des Feindes in die Trompete ſtoſſen.“ — In andern Briefen nannte er den König einen Herodes, einen Balac, einen Nero und Bertraden eine Jeſabel, eine Herodias.

Vergebens verſuchte Philipp alle glimpfliche Mittel, um den blinden Eiferer zu beſänftigen, vergebens berief er ſich auf die Legaten des Pabſtes, welche ſeine Trennung von Bertha im Nahmen ihres Herrn proclamirt hatten. Yvo's Ränke bewürkten die Ernennung eines neuen Legaten, welcher im Jahr 1094 ein Concilium verſammelte und den König, wegen ſeiner Vermählung mit Bertraden, in den Bann that. Philipp kehrte ſich nicht daran, allein er hatte, auſſer Yvo, noch zwey erbitterte Feinde zu bekämpfen, den Pabſt Urban den Zweyten, und den Grafen von Anjou. der mit Wuth die ſchöne Bertrade in des Königs Armen ſah. Philipp erklärte, er wolle ſich auf einem Concilium zu Clermont perſönlich rechtfertigen. Es wurde gehalten. der ränkevolle Yvo war deſſen Seele, und der Zänker trat als Kläger auf, ſeine Klage ſtützend auf die Verwandſchaft zwiſchen ihm und dem Könige, welche dem leztern verbiete, des Grafen geweſene Gattin zu ehelichen.

Philipp und Bertrade wurden nochmals in den Bann gelegt, und zugleich alle diejenigen damit bedroht, welche ihn für ihren König und Souverain erkennen würden. Die ſchöne Bertrade nannte man die Verfluchte (maledicam Wilh. Malmesbury, de gest. reg. Anglor. L. IV. c. 2.) Sehr merkwürdig iſt dabey, daß man nicht blos wagte, ein ſolches Urtheil faſt unter den Augen des Königs zu fällen, ſondern daß es von einem Pabſte ausgeſprochen wurde, der als Flüchtling eine Freyſtatt in Frankreich und Schutz gegen den Kaiser ſuchte. Indeſſen wurde wenigſtens, was den Punkt des zu verweigernden Gehorſams betraf, dieſem unſinnigen Spruche nicht gehorcht, nicht einmal von der Geiſtlichkeit, welche ihre alten Gerechtſame gekränkt ſah, und ſogar ſich verlauten ließ, daß man den König abſolviren müſſe. Trotz der Drohungen des Pabſtes, behandelten ſie Philipp nach wie vor als den älteſten Sohn der Kirche und hätte er nur mehr Feſtigkeit des Charakters beſeſſen, er würde als Sieger aus dieſem Kampfe hervorgegangen ſeyn. Die gallicaniſche Kirche ſtand auf dem Puncte, ſich der Gewalt des römiſchen

Stuhles zu entreiſſen. Philipp drohte auch wohl damit, allein er hatte nicht den Muth, einen entſcheidenden Schritt zu thun, ſondern begab ſich nach Niſmes, und empfieng die Abſolution des Pabſtes unter der ſchimpflichen Bedingung, ſich von der geliebten Bertrade zu trennen und nur in Gegenwart von Zeugen ſie zu ſehen oder mit ihr zu ſprechen. Das geſchah im Jahr 1096, und ein Jahr ſpäter war alles wieder auf dem alten Fuſſe, denn länger konnte Philipp die Trennung von Bertraden nicht ertragen. Das vorige Spiel begann nun aufs neue. Urban II. ſtarb, und vergebens hoffte Philipp, daß ſein Nachfolger, Paſcal II., ihn ſchonender behandeln würde. Der Bannſtrahl wurde abermals geſchleudert. Philipp beſchloß, ſelbſt nach Rom zu gehen und Alles aufzubieten, um eine Diſpenſation zu bewürken. Yvo kam ihm zuvor durch ein Schreiben an den Pabſt, in welchem er dieſen beſchwor, dem Könige nichts zu gewähren, wenn er ſich von Bertraden nicht trenne, und ihn zwiſchen die Schlüſſel und Ketten des heiligen Peters tüchtig einzuklemmen. (Ut semper clavibus et catenis Petri fortiter teneatur.

Ep. CIV. ad Pascalem.) Des Königs Reiſe unterblieb und ein neuer Legat ſchrieb abermals ein Concilium aus, auf welchem Philipp und Bertrade in Perſon erſchienen (1104). Hier willigten beyde aufs neue in die Trennung, und beſchwuren auf das Evangelium, ſich künftig nur in Gegenwart unverdächtiger Zeugen zu ſehen, bis der Pabſt ihnen die Diſpenſation zugeſtehen würde. Und nun nahm endlich Yvo ſelbſt des ſo unwürdig geneckten Ehepaares ſich an, veränderte plötzlich ſeinen Ton und ſchrieb an den Pabſt (ep. CLIV.): „das Sprüchwort ſage: wer ſich die Naſe zu ſtark ſchneutze, der locke Blut hervor; nach den Worten des heil. Cyrillus ſey eine modificirte Diſpenſation der Klugheit nicht zuwider; man müßte Rückſicht nehmen auf die menſchliche Schwachheit u. ſ. w.“

Vermuthlich war der ſchlaue Pfaff der Rolle ſelbſt überdrüſſig, die ſeit zehn Jahren ihm ſo mancherley Verdruß zugezogen, auch galt er bey Paſcal nicht ſo viel, als er bey Urban gegolten hatte. Ob die Diſpenſation des Pabſtes würklich erfolgte, iſt ungewiß, gewiß hingegen, daß Bertrade nicht aufhörte, Philipps Gemahlin und Königin zu ſeyn, ob er ihr gleich zweymal feyerlich entſagt hatte. Nach ſeinem Tode wurde ſie eine Nonne, und zwar in dem, von Robert d'Arbriſſel geſtifteten, ſtrengen Orden.

Das ſechzehnte Beyſpiel. Luciane von Rochefort wurde ſchon in ihrem zehnten Jahre mit Ludwig dem Dicken vermählt, (1104), dem vermuthlichen Thronerben. Ihr Vater, Graf Guy von Rochefort, hatte jederzeit an Bertradens Schickſal die lebhafteſte Theilnahme bewieſen, und dadurch ſich auf den Gipfel einer Gunſt geſchwungen, die ihn nicht ſelten übermüthig machte. Luciane war erſt 13 Jahr, als der junge König beſchloß, ſich von ihr zu trennen. Es fand ſich leicht mehr als Ein Vorwand. Die Jugend der Braut hatte die Vollziehung der Ehe bis jetzt verhindert, und es wurde auch, wie gewöhnlich, eine weitläuftige Verwandtſchaft ausgeſpürt. Im Grunde wollte Ludwig blos den Grafen von Rochefort demüthigen, weil er, bey der Belagerung von Monthlery ſehr eigenmächtig und ehrfurchtswidrig gehandelt hatte. Luciane verlohr dadurch die Krone, vertauſchte den Titel einer Königin von Frankreich mit dem einer Frau von Beaujeu, und war vielleicht glücklicher in den Armen ihres Guichards, Herrn von Beaujeu, als ſie auf dem Throne geweſen ſeyn würde.

Siebenzehntes Beyſpiel. Wir kommen jetzt zu der romantiſchen Geſchichte der ſchönen Eleonore von Guyenne, der Gemahlin Ludwig des VII. Sie war kaum 16 Jahr alt, ein Liebling der Grazien und des Glücks. Zu der Geburt im Fürſtenpurpur und ihrer reichen Ausſteuer geſellten ſich alle Reize des Körpers und des Geiſtes. Freylich war ſie auch etwas zu lebhaft, gefallſüchtig, unbeſonnen; doch daß ſie, wie alle gute Weiber, nur der Liebe bedurfte, um vollkommen zu ſeyn, hat ſie in der Folge als Gattin des Königs von England bewieſen.

Ludwig, in gleichem Alter mit ſeiner Braut, war ein ſchwacher Prinz. (Vir colombinae simplicitatis — — Simplicior quam deceret principem, ſagt Ducheſne, Tom. IV. pag. 410 u. 428.) nicht ohne Kühnheit im Unternehmen, oft aber ohne Klugheit, daher faſt ſtets die Reue folgte.

In Faſten, Geiſſeln und Wallfahrten beſtand ſeine unkönigliche Frömmigkeit. Nur ſeine Geſtalt ſchien Eleonorens würdig, denn man ſchildert ihn als einen ſchönen, wohlgewachſenen Jüngling. Mit einem prächtigen Gefolge ſchickte ihn ſein ſterbender Vater, Ludwig der Dicke, nach Bourdeaux, wo die Vermählung (1137) unter dem lauten Jubel von ganz Frankreich vollzogen wurde. (Suger in vita Ludov. Crassi.)

Ludwig war entzückt von der Schönheit ſeiner Braut und auch Eleonore ſchien mit der Wahl ihres Vaters zufrieden; beyde nahmen den erſten jugendlichen Rauſch für Liebe. Ihr Aufenthalt in Guyenne währte bis zu dem Tode Ludwig des Dicken, worauf die ſchöne junge Königin einen triumphirenden Einzug in Frankreich hielt. Während den erſten zehen Jahren dieſer Ehe lebte das königliche Paar, wenigſtens dem Anſcheine nach, friedlich und freundlich miteinander; nur die vielen Andachtsübungen des Königs mogten der fröhlichen jungen Frau und der unbegrenzte Einfluß des Miniſters Suger, der ehrgeizigen Königin zuwider ſeyn. Nun aber hatten die Saracenen Edeſſa erobert, das heilige Land gieng verlohren, und Bernhard, der Abt von Clervaux, predigte mit ſo hinreiſſender Beredtſamkeit einen Kreuzzug, daß Ludwig Einer der Erſten war, der ſich das Kreuz auf den königlichen Mantel heften ließ, theils um Ruhm auf Erden und das Paradieß im Himmel zu erlangen, theils um eine Schandthat abzubüſſen, die ſein Gewiſſen ihm vorrückte, da er bey der Einnahme von Vitry 1143 mit kalter Grauſamkeit 1300 Menſchen hatte verbrennen laſſen. Eleonore folgte dem Beyſpiel ihres Gemahls und nahm das Kreuz; aus Frömmigkeit wohl ſchwerlich. Vielleicht machte ſeine Eiferſucht es ihr zur Pflicht; vielleicht wollte der Miniſter ſie entfernen, um keiner läſtigen Regentin untergeordnet zu ſeyn; vielleicht war es auch nur eine Laune der hübſchen jungen Frau, der das Kreuzlein von rothem Tuch eben ſo ſchön ſtand als die Krone von Diamanten und die ſich wohl von einer Reiſe nach Aſien allerley Vergnügen verſprach. Ihr Beyſpiel würkte wie ein elektriſcher Funke auf die Damen ihres Hofes, deren eine Menge das Kreuz nahmen, um ihre Gatten zu begleiten, Manche auch ihre Lieb-

„Trunk Bier, der euren Gaumen labte, auf „den Wohlſtand meines Hauſes ſchließen. „Es iſt wahr, Gott hat mich geſegnet, aber „nicht mein Handwerk iſt es, dem ich meine „Nahrung verdanke, ſondern mein Genie. „Ihr müßt wiſſen, ich bin ein Poet, die Verſe „fließen mir wie Waſſer:

Unverzagt,
nicht geklagt,
friſch gewagt,
hat ſchon manchen reich gemacht.

„Wenn Einer meiner Kunden ſeinen Geburtstag feyert, gleich bin ich mit einem „Gratulations-Gedicht bey der Hand. Keine „Bürgerhochzeit, keine Kindtaufe wird gefeyert, ohne daß der luſtige Schneider Fuchs „ſie nicht beſingt. Da erſchnappe ich denn „bald hier einen Gulden, bald dort einen „Gulden, und die Quelle meiner Dichtkunſt „iſt unerſchöpflich. Der beſte Rath alſo, „den ich euch geben kann, wäre der: machts „wie ich, werdet ein Poet. Ich will euch „ein haber. Dieſe Damen bedurften wiederum vieler Kammerfrauen und ſo entſtand ein Heer von Frauenzimmern, welches die Zahl des männlichen Heeres zwar verdoppelte, aber deſſen Stärke nicht vermehrte. Man nahm ſogar Dichter mit, um die Siege, die man davon tragen würde, ſogleich an Ort und Stelle zu beſingen. An ſtrenge Kriegszucht war in einer ſolchen Armee nicht zu denken. Man vergaß die Beſchwerden der Reiſe bey fröhlichen Gelagen, die gar bald in unſittliche Schwelgereyen ausarteten.

Die Folge von alle dem war, daß das buntſcheckige Heer in Syrien geſchlagen wurde, und mit Mühe nach Antiochien entkam. Dort herrſchte Raymund, Eleonorens Oheim, der den König und ſeine Nichte mit groſſer Freude und gröſſer Pracht empfieng, weil er von den Saracenen hart bedrängt wurde und von den franzöſiſchen Kreuzfahrern ſeine Rettung hoffte. Allein Ludwig erklärte ſehr beſtimmt, er könne ſich durchaus nicht eher in einen Krieg einlaſſen, bis er, ſeinem Gelübde gemäß, in Jeruſalem geweſen. Raymund wähnte, ſeine ſchöne Nichte werde ihren Gemahl eines Beſſern überreden, auch bot Eleonore Alles auf, um ihres Oheims Wünſche zu erreichen, doch vergebens. Natürlich mußte es die ſchöne, ehrgeizige Königin ſchmerzen, unter lauter Fremden und im Angeſicht eines nahen, geſchätzten Verwandten, einen Beweis ihres geringen Einfluſſes abgelegt zu haben, und der Erzbiſchoff von Tyrus giebt ihr Schuld, ſie habe ſich zu Antiochien durch eine zügelloſe Lebensart gerächt. Andere nennen einen getauften Türken als ihren begünſtigten Liebhaber, noch andere ſetzen ſeufzend hinzu, der Türke ſey nicht einmal getauft geweſen. Man hat ſogar aus dieſem Türken den berühmten Sultan Saladin gemacht, der doch damals erſt zehn Jahr alt war und auch gar nicht in jenen Gegenden ſich aufhielt. Dem ſey wie ihm wolle, dem Könige blieb das Gerücht von ihren Galanterien weder verborgen noch gleichgültig. Er verlangte, daß ſie Antiochien verlaſſen ſollte, ſie weigerte ſich deſſen. Da ließ er ſie mit Gewalt entführen.

Welche Stimmung nach ſolchen Vorfällen zwiſchen dem königlichen Paare herrſchen mußte, iſt begreiflich. Nicht blos ſchweigende Kälte, ſondern auch öftere Ausbrüche der Eiferſucht und des Widerwillens erbitterten die Gemüther immer heftiger. Die Verwirrung, die am Hofe herrſchte, pflanzte ſich auf das Heer fort, deſſen Anführer mehr ihren perſönlichen Vortheil, als den Ruhm im Auge hatten, und ſo mußten die wohlangelegteſten Entwürfe ſcheitern. Die Belagerung von Damaſcus, deſſen Eroberung den Beſitz von Syrien geſichert haben würde, hob man unverantwortlicher Weiſe auf; Ludwig rettete ſich mit Mühe vor den Nachſtellungen des griechiſchen Kaiſers Manuel, ſchiffte ſich wieder ein, gieng nach Sicilien, von da nach Rom und kehrte im Jahr 1150 in ſeine Staaten zurück.

Hier war ſein erſtes und größtes Geſchäft eine Trennung von Eleonoren zu unterhandeln, die er wahrſcheinlich ſchon zu Rom bey dem Pabſt Eugen III. eingeleitet hatte. Vermuthlich beſtärkte der allmächtige Abt und Vicekönig Suger den Monarchen in ſeinem Vorhaben, ſo ſchädlich auch eine ſolche Trennung dem Staate war; er konnte der Königin das Epigramm nicht vergeſſen, welches ihr einſt entſchlüpfte: „Sie habe geglaubt einen König und nicht einen Mönch zu heyrathen. Zwey Monate nach Sugers Tode, folglich ſonder Zweifel noch als eine Folge ſeiner Rathſchläge, wurde zu Baujency eine Verſammlung gehalten, bey der jeder im Staate oder in der Kirche ausgezeichnete Mann in Perſon erſchien. Der König ſelbſt war gegenwärtig, die Königin aber nicht, entweder weil ſie ſich deſſen geweigert hatte, oder weil man es für unanſtändig hielt. Zum Schein hatte man jedoch den Erzbiſchoff von Bourdeaux zu ihrem Vertheidiger ernannt.

Der Kanzler nahm das Wort. (Belleforêt Geſchichte von Frankreich bey dem Jahre 1152.) Er ſagte, es ſey überflüſſig, der Verſammlung die Klagepunkte weitläuftig auseinander zu ſetzen. Keiner ſey gegenwärtig, dem die Aufführung der Königin in Antiochien nicht zur Genüge bekannt ſey. Zwar habe Ludwig keine entſcheidenden Beweiſe darüber, auch wolle er nicht aus Rache die Ehre einer Fürſtin vernichten, mit der er funfzehn Jahre lang ſein Bett und ſeine Krone getheilt und die aus dem erlauchten Hauſe der Herzoge von Aquitanien abſtamme, aber er ſey auch in einem verbotenen Grade mit ihr verwandt, wie Eleonore zu Antiochien ſelbſt erklärt habe; bis jetzt ſey ſie blos Mutter von zwey Prinzeſſinnen, in welchen er ſein eigenes Blut ehre, wenn ſie ihm aber auch Prinzen gebähren ſollte, ſo würden dieſe ſeine Nachfolger in den Augen der Kirche aus blutſchänderiſcher Ehe erzeugt ſeyn. Um dieſem Unheil vorzubeugen, begehre er die förmliche Scheidung.

Der Erzbiſchoff von Bourdeaux, ein gebohrner Unterthan Eleonorens, trat nun als ihr Vertheidiger auf, betheuerte ihre Unſchuld, und erklärte, die Trennung könne nimmermehr ſtatt finden, wenn der König blos unerwieſene Gerüchte zum Grunde ſeines Begehrens mache. Was hingegen die Verwandtſchaft betreffe, ſo ſey ſolche allerdings nicht zu leugnen, nur werde es dem Könige leicht werden, eine Diſpenſation zu erhalten, eine Maaßregel, zu welcher auch die Königin weit lieber die Hände bieten werde, als zu einer gänzlichen Trennung. Vielleicht ſagte er das leztere nur des Wohlſtandes halber, auch wurde keine Rückſicht darauf genommen, ſondern die Scheidung würklich proclamirt, und beyden Theilen vorbehalten, ſich wieder zu vermählen. Der Annaliſt von Aquitanien (T. III. bey dem Jahre 1152) und nach ihm viele Andere, haben behauptet, Eleonore ſey vom Stuhl in Ohnmacht gefallen und mehrere Stunden ſprachlos geweſen, als man ihr die Nachricht überbracht. Iſt das würklich geſchehen, ſo hat das ſchlaue Weib Comödie mit den Deputirten geſpielt; denn theils ſagen andere ausdrücklich, die Trennung ſey mit beyderſeitiger Einwilligung beſchloſſen worden, (per consensum partium. Gesta Ludovici Grassi c. 30.) theils iſt wohl nicht zu zweifeln, daß Eleonore ſchon damals den Gedanken und die Hoffnung nährte, Heinrich von Anjou, nachmaligen König von England zu heyrathen. Sie willigte alſo mit guter Art in die Scheidung, unter der Bedingung, daß Aquitanien und Poitou ihr und ihren Erben verblieben. Der König ließ ſich das gefallen, *zum groſſen Mißvergnügen von ganz Frankreich*, und mit Recht werfen faſt alle franzöſiſche Geſchichtſchreiber ihm vor, er habe, wenn Eleonore ſchuldig war, ſie in ein Kloſter verbannen und Guyenne im Nahmen ihrer älteſten Tochter als väterlicher Vormund verwalten, oder, wenn ſie unſchuldig war, ſie nicht verſtoſſen und zwey für Frankreich ſo wichtige Provinzen aufopfern ſollen. Selbſt wenn ſie ſchuldig war, meynen Einige, hätte er lieber ſich verſtellen und blos Maaßregeln zu Verhütung eines Rückfalls treffen, als ein ſolches, dem Staate ſo nachtheiliges Opfer bringen müſſen. „Aber“ ſagt mit Recht ein Neuerer (Baudier in dem Leben Suger's p. 127) „die Fürſten und ihre Miniſter machen Fehler und die Völker müſſen das daraus „entſpringende Unglück tragen.“

Achtzehntes Beyſpiel. **Philipp Auguſt** war Wittwer und erſt 26 Jahr alt, da er, im Jahr 1193, die däniſche Prinzeſſin, Ingelberge oder Iſemburge, eine Enkelin des heiligen Canut und Tochter Waldemar I. zur Gemahlin nahm. (Die Dänen nennen ſie Ingeborg.) Der König Canut IV., ihr Bruder, willigte nur auf vieles Zureden in dieſe Verbindung, denn Philipp Auguſt wollte mit ſeiner Hülfe den König Richard aus England vertreiben, Canut hingegen in keinen ſo fernen Krieg ſich einlaſſen.

(Gebhardi Geſchichte von Dännemark pag. 511.) Doch wenn gleich nur die Politik um Ingelbergen geworben hatte, ſo ſchien es, als wäre dieſesmal die Liebe unter ihrem Gefolge verſteckt geweſen; denn als die verlobte Prinzeſſin zu Amiens landete, bezauberte ſie durch ihre Schönheit den König auf der Stelle und wenige Tage nachher wurde die Vermählung mit groſſem Pomp vollzogen. Mit feurigem Verlangen führte Philipp Auguſt die ſchöne Braut in die Hochzeitkammer, mit Abſcheu gegen die Unglückliche trat er am Morgen wieder aus derſelben. Die Gründe dieſes Abſcheues ſind ein Geheimniß geblieben, der König hat ſich nie darüber erklärt. Man vermuthet, daß die junge Königin ein verborgenes, Ekel erregendes Gebrechen an ihrem Körper trug. Gläubige Schriftſteller (unter Andern Antoninus P. II. tit. 17. c. 9.) meynten, daß instigante diabolo der König behext worden ſey.

Die Zeitgenoſſen ſchildern Ingeborg als eines der vollkommenſten weiblichen Weſen. Stephan von Tournay ermüdet nicht in ihrem Lobe; Geſchichte und Fabel müſſen ihm Züge zu ſeiner

Schilderung liefern. „Wir haben hier“ ſo ſchreibt er an den Erzbiſchoff von Rheims, „einen koſtbaren Edelſtein, den die Menſchen mit Füſſen treten und die Engel verehren; er iſt würdig eines königlichen Schmuckes, würdig eines Pallaſtes, würdig des Himmels. Ich rede von der „Königin, welche in der Abtey Ciſoin faſt wie im „Kerker lebt, alle Leiden der Verbannung und „des Mangels duldend. Wir dürfen ſie nur beklagen und ihr Schickſal Gott anheim ſtellen. „Nur ein Herz von Marmor und Erz könnte „nicht gerührt werden durch den Zuſtand einer „Fürſtin, die ſo erhaben durch ihre Geburt, ſo „verehrungswürdig durch ihre Sitten und ihr Betragen iſt, dabey von bewundernswürdiger Schönheit, im Glauben untadelhaft, ſehr jung aber „reifen Geiſtes. Mit einem Worte: eine Fürſtin, „klüger als Sara, ſittlicher als Rebecca, „liebenswürdiger als Rahel, frömmer als Anna, keuſcher als Suſanne, und, für diejenigen, welche der Schönheit kundig ſind, ſo ſchön „als Helena und ſo edlen Anſtandes als Polixena. Ihre gewöhnlichen Beſchäftigungen ſind

„Gebet, Leſen und Handarbeit; Spiele und Zeitvertreib kennt ſie nicht. Vom frühen Morgen „bis um 9 Uhr betet ſie, weniger für ſich als für „den König; ſie thut es ſtehend oder knieend, nie „erlaubt ſie ſich zu ſitzen. Ach! wenn dieſer „Ahasverus die Verdienſte ſeiner Esther „recht kennte, er würde ihr bald ſeine Liebe, ſein „Vertrauen und den geraubten Thron wieder „ſchenken; er würde in ihre Arme fliegen und „mit Salomo zu ihr ſprechen: kehre wieder, „meine geliebte Sunamitin! — Dieſe Königin, „dieſe Königstochter und Enkelin von heiligen „Märtyrern, muß ihre Möbeln, ja ſogar ihre „Kleider verkaufen, um Brod zu haben, ſie muß „um Allmoſen betteln. Ich habe ſie oft weinen „ſehen und mit ihr geweint. Ich habe ſie ermahnt, ſich dem Herrn in die Arme zu werfen. „Sie thut es, aber ſeufzend: meine Freunde, „meine Verwandte haben mich verlaſſen!“

Der ſchaale Vorwand, deſſen Philipp ſich bediente, um ſeine Ehe zu trennen, war die Verwandtſchaft, und dieſe wurde gar von dem ruſſiſchen Zaar Jaroslaw hergeleitet, deſſen

„ein Reimlexicon leihen, das ich ſelbſt ver„mehrt und verbeſſert habe, darin findet ihr „alle Reime von A bis Z, und könnet ohne „die geringſte Schwürigkeit ein Gedicht von „20000 Verſen machen, wenn ihr wollt. Ich „arbeite auch zuweilen ein Stückgen in „den Muſenalmanach, aber ſelten, denn „Bürger und Voß bezahlen ſchlecht.“

Mein Vater ſtaunte nicht wenig, als er hörte, daß er ſich unter dem Dache eines Poeten befinde. Er hatte immer einen ſehr hohen Begriff von der Dichtkunſt gehabt, ein Dichter, meynte er, müſſe ſchon in ſeinem Auge ein Ehrfurcht einflößendes Feuer tragen, und nun ſaß er dem kleinen buckligten Schneider gegenüber, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und konnte nicht das Geringſte an ihm finden, was mit dem Bilde in ſeiner Seele harmonirt hätte. Er bat ſich einige Pröbgen ſeiner Poeſie aus, welche der Schneider ſogleich mit einem gefälli-

Tochter **Anna** franzöſiſche **Königin** geweſen. Eine **Enkelin** von dem **Bruder** dieſer Anna ſollte Ingeborgs **Großmutter** ſeyn. (Mezeray T. III. p. 157.) Schaamlos wurde eine ſolche Stammtafel aufgeſtellt und beſchworen, worauf der König ſogleich mit Agnes von Meranie ſich verband. Ingeborgs Bruder klagte lange vergebens am päbſtlichen Hofe, die Falſchheit der beſchwornen Stammtafel beweiſend. Die ſchöne Unglückliche blieb ungebeugt. Alles duldete ſie, aber ihre Rechte als Königin und Gattin behauptete ſie ſtandhaft. Die empörendſten Mißhandlungen, die erniedrigendſte Armuth entriſſen ihr keine Entſagung auf jene Rechte. Der Erzbiſchoff von Rheims nahm ſich ihrer treulich an, wenigſtens insgeheim. „Ihr allein“ ſchrieb ſie ihm, „habt „meine Schwachheit unterſtützt, meine Thränen „getrocknet, meine Verbannung erleichtert, Ihr „allein habt in meinem ſchweren Kummer mich „getröſtet. Verſtattet nicht, o ich bitte Euch! „daß ich jemals einem andern Gemahl überliefert „werde; das wäre der gefürchtete Gipfel meines „Elends.“ (Stephan von Tournay CCLXIII

Brief.) Am Schluß dieſes rührenden Briefes erwähnt ſie eines kleinen Geſchenkes, welches ſie dem Erzbiſchoff überſendet und „welches ſeiner „zwar nicht würdig ſey, aber ihn an die traurige „Lage der Geberin erinnern ſolle.“ —

Endlich wurde auch der Pabſt für das unſchuldige Schlachtopfer gewonnen. Cöleſtin III. erklärte die Scheidung für null und nichtig. Sein Nachfolger, Innocenz III. folgte ſeinem Beyſpiel, befahl dem Könige, Agneſen zu entfernen, und Ingeborg, ſeine rechtmäſſige Gemahlin, wieder aufzunehmen. Alle franzöſiſche Prälaten ſtimmten ein. Der widerſpenſtige Philipp und ſein ganzes Reich wurden in den Bann gelegt. Wüthend vertrieb er die Biſchöffe von ihren Sitzen, die Geiſtlichen aus ihren Kirchen und confiscirte deren Güter. Zugleich drückte er alle Stände durch neue Auflagen, und machte die Juden zu Generalpächtern. Ganz Frankreich ſeufzte unter dieſem Monarchen. Ingeborg mußte in das Biethum Tournay flüchten. Aber auch dieſer Freyſtatt der bitterſten Armuth entriß er ſie, und ſperrte ſie in das Schloß von Etampes, wo ſie alle Leiden einer ſtrengen Haft ertrug und doch ſtandhaft blieb.

Indeſſen wurde die Lage der Dinge mit jedem Tage ernſthafter. Seit ſieben Monaten war aller Gottesdienſt unterbrochen, die Todten blieben unbegraben. Die Geiſtlichkeit ergriff mit Wärme Ingeborgs Parthey; der Adel klagte über Verletzung ſeiner Vorrechte; das Volk, durch Eigennutz und Vorurtheil ſtets geleitet, ſchloß den höhern Ständen ſich an; es bildeten ſich ſchon gefährliche Partheyen, der Königsthron wankte. Da beugte endlich die Furcht den ſtolzen Philipp, er ließ ſich herab zu bitten, und der Pabſt hob das Interdict auf, jedoch nur unter der Bedingung, daß der König die verſtoſſene Gemahlin wieder aufnehmen, und binnen sechs Monden, sechs Wochen, ſechs Tagen und ſechs Stunden in Gegenwart der Königin und ihrer Verwandten, wegen der Trennung ſeiner Ehe vor dem päbſtlichen Legaten ſich ſtellen ſolle. Den Ort zu beſtimmen, wo dieſer große Prozeß geführt werden ſollte, wurde Ingeborg überlaſſen, und ſie wählte Soiſſons. Ihr Bruder ſandte die geſchickteſten Männer ſeines Reichs, um ſeine Schweſter zu vertheidigen. Im Jahr 1201 verſammelte ſich der hohe geiſtliche Gerichtshof. Einige Wochen verſtrichen unter wechſelſeitigen Schikanen und Förmlichkeiten. Aber Philipp merkte bald, daß ein Urtheil gegen ihn würde geſprochen werden. Um dem zuvorzukommen, drang er eines Morgens plötzlich in Ingeborgs Wohnung, ſetzte ſie hinter ſich auf ſein Roß, ritt mit ihr davon und ließ dem Legaten ſagen: er möge ſich weiter mit dem Urtheil nicht bemühen, weil er die Königin für ſeine Frau erkenne und ſie wieder zu ſich nehme. So erzählt es Mezeray (T. III. p. 177.) und ſo klingt es auch am wahrſcheinlichſten. Doch einige andere Schriftſteller (Paul Emil L. VI. in Phil. Aug. J. Pineda P. III. von der geiſtlichen Monarchie und Johann de Serres T. I.) fügen ſo intereſſante romantiſche Umſtände hinzu, daß ich ſie den Leſerinnen, die gewiß für Ingeborg laut ſich erklärt haben, nicht vorenthalten mag.

Philipps Sachwalter ſprachen mit einer Beredtſamkeit, die um ſo leichter den Sieg verhieß, als Niemand wagte für die Unglückliche aufzutreten. Dreymal rief der Herold mit lauter Stimme: iſt kein Vertheidiger der Königin vorhanden? — Tiefes Schweigen herrſchte, nur durch einen Seufzer der Unvertheidigten unterbrochen. Schon wollten die Richter zu dem Stimmenſammeln ſchreiten, als plötzlich ein Jüngling durch die Volksmenge ſich drängte und um Gehör bat. Die Verſammlung ſtutzte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, der Königin dankbare Blicke hiengen bethränt an ihm. Er wandte ſich zuerſt an den König, verbeugte ſich anſtändig und bat um Erlaubniß, gegen ihn zu ſprechen, indem der Monarch dieſelbe Ehrfurcht, die man ihm beweiſe, den Geſetzen ſchuldig ſey. Der überraſchte Philipp konnte des Jünglings edlem Stolze und kluger Kühnheit ſeinen Beyfall nicht verſagen, er erlaubte ihm, Alles vorzubringen, was er, zu Ingeborgs Vertheidigung, für dienlich halten mögte. Und nun ſprach der Fremdling — er ſprach nicht, es ſtrömte von ſeinen Lippen; er rührte, erſchütterte, überzeugte — die ganze Verſammlung klatſchte ihm Beyfall zu — der König ſelbſt erröthete, erbleichte und ſprach im Innern ſein eigenes Urtheil. Faſt im Tumult erhoben ſich die Richter, um es zu beſtätigen, als Philipp klüglich ihrem Spruch zuvorkam und Ingeborg freywillig in ihre Rechte wieder einſetzte. (Dipl. Philippi in Gruberi Livonia p. 115.)

Allein wer war der großmüthige Fremdling? — Kaum hatte er die günſtige Würkung ſeiner feurigen Beredtſamkeit geſpürt, als er unter der Menge ſich verlohr und verſchwand. Vergebens ſuchte man ihn, Niemand hatte ihn geſehen, Niemand gekannt. Es war ein Engel vom Himmel! riefen die Gläubigen, ihn ſandte Gott ſelbſt zum Vertheidiger der unterdrückten Unſchuld. Die Königin richtete ihr dankbares Gebet an den Schutzgeiſt, deſſen Geſtalt ſie nie vergaß.

Aber war ſie denn nun glücklich? wurden achtjährige, namenloſe Leiden durch die Wiederkehr der Liebe ihres Gemahls vergolten? — O nein! Der Titel Königin wurde ihr zwar nicht mehr ſtreitig gemacht, aber Philipps Neigung, oder auch nur Hochachtung, konnte ſie nie gewinnen. Sie mußte nach wie vor das Schloß zu

Etampes bewohnen, wenn auch nicht mehr als eine Gefangene, doch als eine Verlaſſene. Im J. 1210 erbot Philipp ſich ſogar, die Tochter eines Landgrafen von Thüringen zu ehelichen, wenn ſie nur nicht ganz häßlich wäre, und wenn ihr Vater den Pabſt bewegen könne, den König von Ingeborg zu ſcheiden. Da dieſer Plan mißlang, ſo nahm er 1213 die verhaßte Gemahlin wieder zu ſich, ohne darum ſein Betragen gegen ſie zu ändern. Sie überlebte ihn, denn ſie ſtarb erſt 1236 etwa 63 Jahre alt und hatte folglich die ſchönſten Jahre ihres Lebens, vom 17ten bis ins 25ſte, im höchſten Elend verweint.

Neunzehntes Beyſpiel. Margaretha von Burgund, die erſte Gemahlin Ludwig des X., war noch ſehr jung, als ſie im Jahr 1299. vermählt wurde. Sie verband eine ungemeine Lebhaftigkeit mit blendender Schönheit. Die Galanterie, welche, ſeit der Regierung des heiligen Ludwig am franzöſiſchen Hofe Wurzel gefaßt und wie ein ſchön blühendes Unkraut ſich verbreitet hatte, artete nicht ſelten in Ausſchweifungen aus, wie man aus der Schilderung der damaligen Frauen ſchlieſſen mag, welche Guillaume de Lorris und ſein Fortſetzer Jean de Meun in dem berühmten Roman de la Roſe geliefert haben. Margarethens Jugend und Temperament widerſtanden dem böſen Beyſpiel nicht. Sie ſowohl als ihre beyden Schwägerinnen wurden des Ehebruchs überwieſen. Die Abtey Moubuiſſon war der Schauplatz ihrer ſkandalöſen Abentheuer. Ludwig ließ die beglückten Liebhaber und ihre Helfershelfer auf das grauſamſte hinrichten, ja ſogar zuvor lebendig ſchinden. (Gaguin in Philippo pulchro L. VII.). Unter den Mitſchuldigen befand ſich auch ein Mönch vom Predigerorden, welcher Fruchtabtreibende Arzneyen verfertigte. (Belleforêt Annalen ad an. 1313.) Die unglückliche Margarethe wurde mit einer Serviette erdroſſelt. Bey dieſer gewaltſamen Ehetrennung handelte nicht der König, ſondern der beleidigte Gatte.

Zwanzigſtes Beyſpiel. Johanna von Burgund, Gemahlin Philipp des V., hatte gleiche Schuld wie Margarethe auf ſich geladen, allein ihr Gatte, ein ernſter, ſanfter Mann und ſogar ein Dichter (denn die Provencalpoeſie war damals bey Hohen und Niedern beliebt) ſchien nicht geneigt, das Beyſpiel der Strenge zu befolgen, welches ſein Bruder ihm gegeben hatte. Er verwies Johannen auf ein Schloß und verzieh ihr ſogar nach einiger Zeit.

Ein u. zwanzigſtes Beyſpiel. Blanca von Burgund, Gemahlin Carls des Schönen, wurde gleichfalls des Ehebruchs angeklagt und überwieſen, allein auch ſie büßte nur durch Gefangenſchaft. Der Pabſt trennte ihre Ehe auf Carls Verlangen, der, um ihren Ruf zu ſchonen, ſich blos eines immer in Bereitſchaft ſtehenden Vorwandes, nemlich der Verwandtſchaft bediente. Blanca erhielt Erlaubniß, in der Abtey Maubuiſſon den Schleyer zu nehmen und ſich durch ſtrenge Andachtsübungen mit Gott und der Welt zu verſöhnen. Allerdings bedurfte ſie deſſen gar ſehr, wenn es wahr iſt, was einige Schriftſteller von ihr erzählen, daß ſie nemlich, nach genoſſener Luſt, die Befriediger derſelben von einem Thurme herab in den Strom ſtürzen laſſen. Selbſt der holländiſche Dichter, Johannes Secundus, der im Jahr 1532 in Paris war, hatte ſich dieſen Thurm zeigen laſſen und Eines ſeiner ſchönſten Epigramme bey dieſer Gelegenheit gedichtet, (Bayle Dictionaire unter dem Artikel Buridan) allein dennoch iſt es ſehr zweifelhaft, daß dieſe Blanca ſolch' ein Ungeheuer geweſen. Ein ſehr junges, ſehr hübſches, außerordentlich lebhaftes, durch Beyſpiele verführtes Weib, ſo ſchildern ſie die zuverläſſigern Geſchichtſchreiber. Froiſſard nennt ſie eine der ſchönſten Damen auf der Welt. Man erzählt, (und es ſieht ihr wohl ähnlich) ſie habe einſt, ſammt ihren Hofdamen, beſchloſſen, den Dichter Jean de Meun oder Mehun höchſt eigenhändig mit Ruthen zu ſtreichen, weil er in ſeinem Roman von der Roſe ſo viel Böſes von den Frauenzimmern geſagt. Den armen Teufel, der bereits zum Empfang der dictirten Strafe entkleidet war, verließ die Gegenwart des Geiſtes nicht; er unterwarf ſich der Züchtigung, doch unter der Bedingung, daß die Unkeuſcheſte unter dieſen Damen ihm den erſten Streich geben ſolle. Keine wollte dafür gehalten ſeyn, und Jean de Meun gen Lächeln aus einem Käſtgen nahm, worin er Nähnadel und Zwirn verwahrte; das ſichere Vorbewußtſeyn eines unfehlbaren Beyfalls glänzte in ſeinem Auge, er entfaltete das Blatt, that einen guten Zug aus dem Bierkruge und begann wie folget:

entſchlüpfte auf dieſe Weiſe der Rache der beleidigten Schönen.

Zwey und zwanzigſtes Beyſpiel. Johanne von Frankreich, eine Tochter Ludwig des XI., war die erſte Gemahlin Ludwig des XII. Geiſt und Herz werden an ihr gerühmt, allein ſie war häßlich und ſogar bucklig. Ihr Vater konnte ſie nicht leiden und vernachläſſigte ihre Erziehung; dennoch gab er ſie dem erſten Prinzen ſeines Geblüts zur Frau, vielleicht weil er dieſe Prinzen alle haßte, und weil die Vermuthung ihm angenehm war, daß Johanna, bey ihrem Körperbau, unbeerbt bleiben werde. Wenigſtens ſchrieb er ſelbſt an den Grafen Dammartin: das künftige Ehepaar werde in keine Verlegenheit wegen Verſorgung der Kinder gerathen, aber, was man auch davon ſagen mögte, die Vermählung ſolle dennoch vor ſich gehen. Und ſie gieng vor ſich, obgleich die Braut erſt 12 Jahre, der Bräutigam 14 zählte. Der letztere betheuerte, daß er nur aus Zwang gehorche. (St. Gelais le Montlieu hist. de Louis XII.) Einige behaupten ſogar, er habe eine Proteſtation vor dem Notarius niedergelegt. Indeſſen, ſo lange Ludwig XI. lebte, mußte er ſeine Geſinnungen ſorgfältig verbergen, ja ſogar alle Pflichten eines Ehegatten erfüllen, denn es galt nichts weniger als ſein Leben und der Schwiegervater hatte ihn ſo mit Spionen umringt, daß er aus Furcht wohl den Liebhaber ſeiner Gemahlin ſpielen mußte. Nach Ludwigs Tode that er ſich weniger Zwang an, doch ſprach er noch nicht von Trennung, aus Achtung für ſeinen Schwager, Carl VIII. Aber nur zu deutlich ſah Johanne voraus, daß ihr Gemahl, nach erlangter Freyheit, dieſen Schritt ſogleich thun werde. Sie hielt um ſo feſter an ihrer Tugend, erfüllte jede Pflicht der Gattin mit der zärtlichſten Aufmerkſamkeit, ertrug ſeine Launen und Behandlung mit der bewundernswürdigſten Geduld und Sanftmuth, ja ſie hatte das Unglück, ihn wahrhaft zu lieben. Ob ſie gleich ſeine Freuden nie theilte, ſo verließ ſie ihn doch nie im Unglück. Nach dem Verluſt der Schlacht von St. Aubin und während ſeiner Gefangenſchaft zu Bourges, ließ ſie nicht ab mit Bitten bey ihrem Bruder, Carl VIII. und ihrer Schweſter, der Herzogin von Bourbon; ihrem beharrlichen Flehen verdankte er zum Theil ſeine Freyheit.

Gewiß erkannte er dieſen Edelmuth, denn ſein eigenes Herz war empfänglich dafür, allein er liebte ſchon längſt Annen von Bretagne, die Wittwe Carls VIII., und die Trennung ſeiner Ehe wurde von ihm beſchloſſen, ſobald er den Thron beſtiegen hatte. Johanne that keinen Schritt, um es zu hintertreiben. Der König erklärte in ſeinem Rathe, „er ſey mit Gewalt zu dieſer Verbindung gezwungen worden, in einem Alter und zu einer Zeit, wo er des Widerſtandes unfähig geweſen ſey.“ Auch eine gewiſſe Verwandtſchaft machte er geltend, denn ſein Schwiegervater hatte ihn aus der Taufe gehoben. Endlich behauptete er auch noch, die Ehe ſey nie würklich vollzogen worden. — Mit gänzlicher Ergebung, aber auch mit groſſer Würde, antwortete die befragte Königin: „Die geiſtliche Verwandtſchaft ſey ihr unbekannt geweſen; von erzwungener Einwilligung habe ſie nichts bemerkt, und das Andenken ihres Vaters ſey ihr zu ehrwürdig, als daß ſie glauben könne, er habe ſich unrechtlicher Mittel bedient.“ Auf den letzten Punkt, als den entſcheidendſten, erklärte ſie: „die Schaamhaftigkeit verbiete ihr, ſich beſtimmt auszudrücken, aber ihr Gewiſſen erlaube ihr nicht, ihn zuzugeſtehen (d'en demeurer d'accord.).

Sogar St. Gelais de Montlieu, der Lobredner Ludwig des XII., bekennt, ſie würde ihre Behauptung haben beweiſen können, denn Ludwig XI., wohl vorausſehend, was ſein Eydam einſt zu unternehmen fähig ſey, hatte ſich Zeugen zu verſchaffen gewußt. Brantôme ſagt ungefähr das nemliche. (Dames illustres de france p. 278.) Folglich ſtanden der Trennung groſſe Schwierigkeiten im Wege, denn der angeführte Zwang entſchuldigte nicht länger, wenn die Ehe nachher freywillig war vollzogen worden, und von der geiſtlichen Verwandtſchaft konnte diſpenſirt werden. Aber Ludwig XII. ſchämte ſich nicht, ſeine Ausſage zu beeidigen, und auf dieſen Eid erklärten die Richter die Verbindung für null und nichtig.

Ludwig eilte, die Früchte ſeines Meineides zu erndten, und erſtickte ſein Gewiſſen in den Armen der ſchönen Anna von Bretagne. Aber mehrere Theologen der damaligen Zeit tadelten ſein Verfahren laut, und Johann Standonk, Rector der Univerſität, ſagte ihm ins Geſicht: „es ſey unerlaubt, eine tugendhafte Gattin zu verſtoßen und bey ihren Lebzeiten eine andere zu nehmen; auch ſey es unerlaubt, des Bruders Wittwe zu heyrathen.“ — Man ließ den ehrlichen Standonk reden und ſchickte ihn gelegentlich ins Exil. (Histoire de l'Université T. V. p. 900.) Johanne ſchwieg und vertraute nur Gott ihre Leiden. Der König wieß ihr ein reichliches Auskommen an, und ſie ſtiftete ein Nonnenkloſter, in dem ſie ſelbſt ſich einkleiden ließ. Die Gläubigen behaupten ſogar, ſie habe Wunder verrichtet. Ihre beharrliche Sanftmuth und edles Schweigen waren allerdings eine Art von Wunder.

Drey und zwanzigſtes Beyſpiel. Claudine von Frankreich, die erſte Gemahlin Franz des Erſten, iſt freylich von ihrem Gemahl nicht eigentlich geſchieden, auch nicht von ihm ermordet worden, doch leider iſt es nur zu gewiß, daß er dieſe vortreffliche Gattin — nachdem ſeine Mutter ſie lange durch Herrſchſucht und Er durch Gleichgültigkeit gequält hatte — durch die Folgen ſeiner Ausſchweifungen vergiftete und ihre Tage, ſo wie ſeine eigenen, verkürzte. Sie ſtarb im 24ſten Jahre. Der König war der Urheber ihres Todes und folglich der Trennung ihrer Ehe. (Brantôme. Belleforêt Annalen bey dem Jahre 1524.) Der zuletzt hier angeführte Schriftſteller nennt ſie die Blume und Perle ihrer Zeitgenoſſinnen, einen Spiegel der Sittſamkeit, Frömmigkeit und Unſchuld, von Jedermann geliebt, nur beſchäftigt Gutes zu thun, Gott zu dienen und ihrem Gemahl gefällig zu ſeyn. Man betete nach ihrem Tode zu ihr als zu einer Heiligen. An ihrem Hochzeittage war ſie und der ganze Hof in Trauer um Anna von Bretagne, und dieſer düſtre Anblick ſchien gleichſam ihr bevorſtehendes Schickſal zu weiſſagen.

Ihre Nachfolgerin, eine öſtreichiſche Prinzeſſin, fand auch das Glück nicht auf dem franzöſiſchen Throne, denn Brantôme ſagt, der König habe ſie ſchlecht behandelt und dieſe Verbindung oft verflucht. (Dames galantes T. II.)

Vier und zwanzigſtes Beyſpiel.

Margarethe von Valois, erſte Gemahlin Heinrich des IV., des *Guten*, des *Vielgeliebten*, des *Unvergeßlichen*, war eines ſolchen Gatten unwürdig; denn ſie beſaß faſt alle Fehler und Laſter der Fürſten ihres Hauſes, obgleich vereint mit allen ihren Tugenden und Talenten: die gefälligen Sitten und die Gutherzigkeit Ludwig XII, aber auch ſeine Schwachheit für Lieblinge, ſein blindes Vertrauen, ſeinen Mangel an Klugheit in frühern Jahren; das Genie Franz des Erſten, ſeine Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften, ſeine natürliche Beredtſamkeit, aber auch ſeine Eitelkeit, ſeine Ruhmſucht; die Leutſeligkeit Heinrich II., ihres Vaters, aber auch ſeine Unbeſtändigkeit in der Freundſchaft; den majeſtätiſchen Anſtand Heinrich III., aber auch ſeinen Leichtſinn, mit dem er von Andachtsübungen zu den ſinnlichſten Freuden übergieng. Sie kniete vor allen Altären, hörte mehrere Meſſen an Einem Tage, und floh aus der Kirche in die Arme der Wolluſt. Die frömmſte Büſſerin zu den Füſſen ihres Beichtvaters, die ausgelaſſenſte Buhlerin auf dem Schooße ihres Liebhabers. Sie war außerordentlich ſchön, und ein ſanftes Feuer leuchtete aus ihren ſchwarzen Augen; dabey wußte ſie durch die gewählteſte Kleidung ihre Reize zu erhöhen. Ihre Anbeter hatten ſie ſo oft eine Göttin genannt, daß ſie endlich ſelbſt glaubte, es zu ſeyn, und ſich gern Urania nennen hörte. Man behauptet, ſie habe ſchon in ihrem 12ten Jahre einen ſehr vertrauten Umgang mit dem jungen Entragues und mit einem gewiſſen Charins gepflogen, beyde ſtritten um die Ehre, ihre erſten Gunſtbezeugungen genoſſen zu haben. Im 17ten Jahre wurde ſie von dem Herzog von Guiſe geliebt, und auch hier will man wiſſen, daß ihre Vertraulichkeit zu weit gegangen. Sogar die enge Verbindung mit ihrem eigenen Bruder, dem Herzog von Anjou, ſoll ſtrafbar geweſen ſeyn, und freylich war die Verderbtheit des franzöſiſchen Hofes damals ſo groß, daß das Gerücht dadurch Wahrſcheinlichkeit erhält. Der Herzog von Guiſe wollte ſie heyrathen, als der König von Portugall um ſie warb. Es ſcheint nicht, daß ſie etwas dagegen hatte, allein der König von Spanien hintertrieb dieſe Verbindung.

Einige Zeit nachher beſchloß man, ſie mit Heinrich IV., damals Prinzen von Navarra, zu vermählen. Die Königin Mutter nemlich hatte wahrgenommen, daß die proteſtantiſche Parthey, obſchon der Prinz von Condé nicht mehr lebte und viele der erſten Häupter gefallen waren, dennoch von ihrer Stärke nichts verlohren hatte; ſie wollte den Stamm mit der Wurzel ausrotten, und wußte kein beſſeres Mittel, um alle Proteſtanten am Hofe zu vereinigen, als Margarethens Verbindung mit dem Haupte derſelben. Das fromme Mädchen hatte weiter nichts einzuwenden, als ihre Anhänglichkeit an die katholiſche Religion. Indeſſen verſtand ſie ſich doch dazu, aus den Armen des rechtgläubigen Herzogs von Guiſe in die Arme eines ketzeriſchen Prinzen überzugehen; man erſuchte den Pabſt nicht einmal um Diſpenſation, obgleich Heinrich und Margarethe Geſchwiſterkinder im zweyten Grade waren, und die Vermählung wurde mit der größten Pracht vollzogen. (Margarethens eigne Memoiren.) Alle Hugenotten hatten ſich auf Treu und Glauben eingefunden. Der 18te Auguſt 1572 war ein Tag des Glanzes und der rauſchendſten Fröhlichkeit, und ſchon am 24ſten brach die abſcheuliche Bartholomäusnacht herein. (de Thou.) Margarethe wußte nichts davon. Sie ſelbſt erzählt treuherzig: ſie ſey bey ihrer Mutter, der Königin, geweſen, als dieſe zu Bett gehen wollen, und Catharina habe ihr geſagt: ſie möge ſich nur ſchlafen legen. „Als ich mich verneigte“ das ſind ihre eignen Worte, „nahm meine Schweſter von „Lothringen mich beym Arm, hielt mich zurück, „weinte ſehr, und ſagte: mein Gott, Schweſter, geh nicht weg. Ich erſchrack. Die Königin, meine Mutter, wurde es gewahr, rief „meine Schweſter, war zornig gegen ſie, und „verbot ihr, mir etwas zu ſagen. — Ich ſah „wohl, daß ſie miteinander flüſterten, aber ich „verſtand ihre Worte nicht. Die Königin befahl mir noch einmal ſehr herbe, ich ſollte ſchlafen gehen. Meine Schweſter, in Thränen ſchwimmend, wagte nichts weiter zu ſagen, als gute „Nacht, und ich gieng, ganz verwirrt und erſchrocken, ohne begreifen zu können, was ich zu „fürchten hätte. Der König von Navarra war „ſchon im Bett, umgeben von 30 oder 40 Huge-

An dem
fröhlich erwünſchten Tage
des
Chriſtlöblichen Eheverbündniſſes
zwiſchen
Herrn
Herrn Caſpar Fromhold Küchenrauch,
berühmten Bürger und Beckermeiſter einer
wohlehrſamen Beckerzunft,
und
der ehr- und tugend-belobten Jungfrau
Maria Euphroſina Eiſenthrathin,
des
Herrn
Herrn Hans Chriſtoph Eiſenthraths,
ehrſamen Leinewebers allhier,
einzige, eheleibliche Jungfer Tochter
wollte
mit Scherzen, Kerzen und Herzen
durch nachſtehende Zeilen
ſeine Freude und Ergebenheit an den Tag
legen
der da iſt ein ſchlauer Fuchs
genannt Sebaſtian Jacob Luchs.

„notiſchen Herren, welche die ganze Nacht hin„durch von der Wunde ſprachen, die der Admiral „Coligny erhalten. Als es Tag wurde, ſtand „Heinrich auf, um ſich ſo lange mit dem Ballſpiel „die Zeit zu vertreiben, bis der König Carl (IX.), „den er um Gerechtigkeit in dieſer Sache anſpre„chen wollte, ſichtbar ſeyn würde.“

Jetzt fühlte Margarethe ſich vom Schlafe überwältigt, ließ ihre Thür zuſchlieſſen und entſchlummerte. Aber kaum war eine Stunde verſtrichen, als ſie plötzlich aufgeſchreckt wurde durch einen Menſchen, der mit Händen und Füſſen an die Thüre ſchlug und dabey ſchrie: Navarra! Navarra! — **Margarethens Amme**, die mit in demſelben Zimmer ſchlief, glaubte es ſey der König und öfnete ſchnell. Es war ein Edelmann, Namens Tejan. Er ſtürzte herein, vier Häſcher hinter ihm. Sein Blut floß, denn er hatte bereits durch Degen und Helleparde zwey Wunden am Arm empfangen. Seine Todesangſt veranlaßte eine der ſeltſamſten Scenen, denn er warf ſich geradezu auf das Bett der jungen Königin, die ſich, als die Häſcher ihn von da wegreiſſen wollten, hinter das Bett warf. Allein Tejan umfaßte ſie, und klammerte ſich feſt an ſie an; vergebens wollte ſie ſich losreiſſen, er ſchrie, ſie ſchrie, beyde waren gleich erſchrocken.

Jetzt drang der Garde-Capitain Nanſay herein, der, trotz der Gräßlichkeit des Schauſpiels, dennoch ſich des Lachens nicht enthalten konnte. Er befahl den Trabanten, ſich zu entfernen und bewilligte Margarethen das Leben des armen zitternden Tejan; der nicht mehr von ihrer Seite wich und den ſie in ihrem Kabinet verbinden und pflegen ließ, bis er geheilt war. Durch Nanſay erfuhr ſie Alles, was vorgieng. Er verſicherte ſie, daß der König, ihr Gemahl, in dem Kabinet ihres Bruders ſey, und daß er nichts zu befürchten habe. Sie warf einen Nachtmantel über und eilte zu ihrer Schweſter, wo ſie mehr todt als lebendig ankam. In dem Augenblicke, als ſie das Vorzimmer betrat, wurde ein Edelmann, Namens Bourſe, drey Schritte von ihr, von einer Hellebarde durchbohrt. Faſt ohnmächtig fiel ſie dem Garde-Capitain in die Arme. Endlich gelangte ſie zu ihrer Schweſter. Auch bis dahin folgten ihr der erſte Edelmann und der erſte Kammerdiener ihres Gemahls, ſie anflehend, ihnen das Leben zu retten. Sie gieng und warf ſich zu den Füſſen des Königs und der Königin Mutter, aber nur mit vieler Mühe würkte ſie beyden Begnadigung aus.

Dieſe, von Margarethen ſelbſt niedergeſchriebene Erzählung beweiſet, welche Abſcheulichkeiten die Mörder ſich erlaubten, und wie wahr der Spruch iſt: „Ein Fürſt, der das Verbrechen „will, findet überall Handlanger.“ Sie beweiſet aber auch, daß einige Zeitgenoſſen ſchlecht unterrichtet waren, wenn ſie das Mährchen ausſprengten: Margarethe habe den König, ihren Gemahl, unter ihrem Reifrock verborgen, und ihm dadurch das Leben gerettet. Figürlich geſprochen, mogte es wahr ſeyn, denn der Gemahl Margarethens von Frankreich und Schwager des Königs wurde um dieſer Verbindung willen geſchont, und in demſelben Sinne drückte Carl IX. ſich aus, wenn er zu ſcherzen beliebte: „Der Unterrock ſeiner Schweſter ſey das Netz geweſen, mit dem er „die Hugenotten gefangen.“

Aber ſeine blutdürſtige Mutter, Catharina von Medicis, und ihre Creaturen, die Guiſen, knirſchten, daß Heinrich, der Hauptgegenſtand des Haſſes, dem Blutbad entgangen war, und, um ihm die Freyſtatt zu rauben, die er in der nahen Verwandtſchaft mit dem königlichen Hauſe fand, beſchloſſen ſie, die Ehe wieder zu trennen. Allein woher den Vorwand nehmen? — Die ſchaamloſe Königin fragte Margarethen: ob ihre Ehe würklich vollzogen ſey? das drückte ſie mit folgenden Worten aus: „ob ihr Gemahl ein Mann ſey, weil, „im Fall ſie ſich darüber zu beſchweren hätte, man „Mittel finden würde, das Band zu löſen.“ — Margarethe hätte wohl antworten können, wie Heinrich ſelbſt ſpäter geantwortet hat: es ſey eben nicht wahrſcheinlich, daß, bey ihrem beyderſeitigen Temperament und Hange zum Vergnügen, ſie in den erſten Tagen ihrer Ehe ſich freywillig zur Enthaltſamkeit verurtheilt hätten; allein, wenn wir Margarethens eignen Worten trauen, ſo verſtand ſie den Sinn der Frage gar nicht, ſondern verſetzte ehrerbietig: „ihre Frau Mutter wolle „geruhen zu glauben, daß ſie in ſolchen Din-

„gen ganz fremd ſey, aber daß ſie mit dem Ge„mahl, den man ihr gegeben, verbunden bleiben „wolle.“ „Denn ich merkte wohl“ fügt ſie hinzu, „daß unſere Scheidung der Wink zu ſeinem Ver„derben ſeyn würde.“ Uebrigens betheuert ſie in ihren Memoiren, daß ſie bey der Frage: ob Heinrich ein Mann ſey? ſich in dem nemlichen Falle befunden habe, wie jene Römerin, die von ihrem Manne geſcholten wurde, daß ſie ihm ſeinen übelriechenden Athem verheimlicht habe, und die auf Treu und Glauben verſichern konnte, ſie habe dafür gehalten, alle Männer wären mit einem ſolchen Athem behafftet, weil ſie ſich nie einem andern als ihm genähert habe. Das wäre denn zugleich eine vollkommene Rechtfertigung und Widerlegung aller der ſatyriſchen Anklagen gegen Margarethen, wenn nur nicht unglücklicherweiſe ihr ganzes Leben ihre Auſſage Lügen ſtrafte.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſie bezeigte nicht die mindeſte Luſt ſich ſcheiden zu laſſen, entweder aus Herzensgüte, oder weil ſie nicht Luſt hatte, den Feinden ihres Gemahls zu gefallen, dem Titel einer Königin zu entſagen.

Bald nachher wurde der Herzog von Anjou, ihr Bruder, zum Könige von Polen erwählt. Die polniſche Geſandtſchaft, welche ihn abzuholen kam, hatte auch eine Audienz bey der jungen Königin von Navarra, und war von ihren Reizen ſo entzückt, daß Einer der Geſandten erklärte: „wenn „man ſie geſehen habe, ſo müſſe man nichts mehr „ſehen, ſondern, gleich den frommen Pilgrimmen, „die zu Mecca das Grab ihres Propheten erblick„ten, ſich die Augen ausſtechen.“ (Brantôme Dames illustres.)

Dieſes ſchöne Weib hieng zu jener Zeit noch mit ganzer Seele an ihrem Gemahl. Zwar verrieth ſie einſt die Flucht, zu der er ſich vorbereitet hatte, doch nur unter der Bedingung, daß ihm kein Leides geſchehe; und ein anderesmal ſetzte ſie ſelbſt eine Vertheidigungsſchrift für ihn auf, die von den Zeitgenoſſen und von der Nachwelt bewundert wurde. Ja ſie ſteckte ihn ſogar einmal in ihre eignen Kleider und gab ihm ihren eignen Wagen zur Flucht. Der Anſchlag mißlang, allein der Tod Carls IX. verſchaffte ihm endlich die Freyheit.

— Wunderbar, doch mit dem weiblichen Herzen nicht unvereinbar, iſt der Umſtand, daß zu derſelben Zeit, als ſie für Heinrich Alles wagte, ſie auch einen Edlmann aus der Provence, Nahmens la Mole, heftig liebte. Gern hätte ſie ihn gerettet, denn er wurde als Staatsverbrecher angeklagt, unter andern auch wegen eines Wachsbildchens, welches man bey ihm fand, und dem das Herz mit einer Nadel durchſtochen war. Das ſollte ein Zaubermittel ſeyn, um Carl IX. aus dem Wege zu ſchaffen, der wirlich an einer abzehrenden Krankheit litt. La Mole verlohr ſeinen Kopf auf dem Schaffot. (do Thou ad ann. 1574.) Man ſagt, Margarethe habe dieſes geliebte Haupt entwenden laſſen, und es eigenhändig in der Kapelle des heil. Martin begraben.

Noch manches andere galante Abentheuer wurde von ihr erzählt, beſonders ſchien Büſſy d'Amboiſe, einer der vollkommenſten Männer ſeiner Zeit, ihre Gunſt in einem hohen Grade zu beſitzen. Er wurde verbannt, und man nahm ihr ſogar ihre Vertraute, eine gewiſſe Torigny. Dieſen doppelten Verluſt ertrug ſie nicht mit Standhaftigkeit. Sie ſelbſt geſteht in ihren Memoiren: „Die „Klugheit verließ mich, der Kummer überwältigte „mich. Ich konnte mich nicht entſchlieſſen, dem „Könige, meinem Gemahl, ferner entgegen zu „kommen; wir ſchlieſen nicht mehr beyeinander und „redeten nicht mehr miteinander." — Die Noth brachte ſie einander wieder näher.

Heinrich III. hatte den Thron beſtiegen. Margarethens geliebteſter Bruder, der Herzog von Alençon, wurde am Hofe gering geſchätzt. In gleicher Lage befand ſich der König von Navarra. Beyde entflohen. Heinrich III. wüthete und Margarethe ſollte Alles entgelten. Sie bekam Arreſt auf ihrem Zimmer. Ohne ihre Mutter würde ihr Schickſal noch härter geweſen ſeyn. Ihre Vertraute, Torigny, wollte der König erſäufen laſſen; ſie war bereits ergriffen, als einige Offiziere, die dem Herzog von Alenſon zu folgen im Begriff ſtanden, herzuſprengten und ſie ihren Henkern entriſſen.

Der König von Navarra hatte zwar von ſeiner Gemahlin keinen Abſchied genommen, allein er ſchrieb ihr einen freundlichen Brief, und bat ſie um ihren Beyſtand am Hofe. Die Königin Mutter begab ſich ſelbſt zu dem Herzog von Alenſon, der bereits an der Spitze einer anſehnlichen, täglich wachſenden Macht ſtand, und ſuchte ihn zu beſänftigen, allein er ſchwur, daß er ſich in nichts fügen werde, wenn man nicht ſeine Schweſter in Freyheit ſetze. Das geſchah. Der wankelmüthige König ließ ſich ſogar zu einer Art von Entſchuldigung herab. Margarethe erzählt, ſie habe in ihrem Gefängniß zuerſt Geſchmack an dem Leſen frommer Bücher gefunden. „Traurigkeit und Einſamkeit" ſagt ſie, „verliehen mir dieſe Wohlthat."

Nach ihrer Befreyung befand ſie ſich in der glänzendſten Lage: der Herzog von Alenſon, ihr Bruder, hatte ſie gleichſam zum Friedensſtifter in der königlichen Familie erwählt, ihre Mutter gieng ſehr freundlich, der König ſehr ſchonend mit ihr um, und ihr Gemahl bewieß ihr Achtung. Sie war gegenwärtig und eine mitwürkende Perſon bey der bald darauf erfolgten Ausſöhnung. Der König von Navarra blieb in Guyenne. Sie bat Heinrich III. um Erlaubniß, ihm dahin zu folgen. Ihrem Begehren wurde eine Zeitlang ausgewichen, und endlich empfieng ſie die trockne Antwort: „man wolle nicht, daß ſie mit einem Ketzer leben ſolle.“ — Sie mußte ſchweigen; um aber doch nicht am Hofe zu ſeyn, während die katholiſche Ligue geſchloſſen wurde, reiſte ſie ins Bad nach Spaa. Dieſe ganze Reiſe war ein Triumph für ſie, denn ſie wurde überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Der Tragſeſſel, deſſen ſie ſich bediente, wird als ſehr koſtbar und auffallend geſchildert, er beſtand aus rothem Sammt mit Gold und Seide geſtickt und es waren 40 verſchiedene Deviſen daran angebracht. Drey andere Tragſeſſel ihrer vornehmſten Begleiterinnen folgten, zehn junge Hofdamen zu Pferde mit ihren Gouvernanten ritten zur Seite, und noch ſechs Wagen voll Damen beſchloſſen den Zug. Dieſer Theil ihrer Memoiren iſt der unterhaltendſte und man ſieht, daß ſie mit beſonderm Vergnügen daran geſchrieben hat. Bey ihrer Zurückkunft fand ſie lauter freundliche Geſichter am Hofe, konnte aber doch erſt ſechs Monat ſpäter die Erlaubniß erringen, ſich zu ihrem Gemahl zu begeben, der ihr

Als Gott die Welt aus Nichts gemacht,
in ihrer bunten Frühlingstracht,
da ſchuf er auch die ſchönen Triebe
der treuen Zärtlichkeit und Liebe.
Dem Adam in dem Paradieß
er bald die Jungfer Eva wieß, —

Hier entſchlummerte mein Vater ſanft und ſüß. Darob entrüſtete ſich Meiſter Luchs nicht wenig, er räuſperte ſich, umſonſt! er ſtampfte mit dem Fuße! endlich ſetzte er den Ellenbogen ſehr unſanft in ſeines Gaſtes Ribben, und als dieſer auftaumelte, ſprach er mit blitzendem Auge: „Glaubt ihr denn, „daß Apoll euch im Schlaf krönen werde? „wenn ihr nach guten Muſtern euch bilden „wollt, ſo thut die Ohren auf.“

„Die hatt' ich auch offen, ſagte mein Vater, aber lieber Meiſter, wenn man fünf „Meilen gelaufen iſt, ſo wollen die Augen „mit Gewalt zu.“

entgegen kam und anderthalb Jahr mit ihr in Guyenne lebte. Auch Catharina von Medicis hatte ſich zu ihm geſellt, mit dem ganzen Heer von ſchönen Hoffräulein, die ſie um ſich zu verſammeln pflegte, und deren Zahl bisweilen auf 300 ſtieg. Hier war es, wo der König von Navarra ſich in Eine derſelben, Nahmens Dayelle, verliebte: Margarethe ſoll dagegen eine Eroberung an ihrem ehrbaren Kanzler Pybrac gemacht haben.

Nach dieſem Zeitraum begab ſich der Hof nach Pau in Bearn, wo das gute Vernehmen zwiſchen Heinrich und Margarethen nicht lange dauerte. In Anſehung der Galanterie hatten ſie einander nichts vorzuwerfen. Aus den Armen der ſchönen Griechin, Dayelle, (ſie war von der Inſel Cypern gebürtig,) warf er ſich in die Arme einer gewiſſen Rabours, die er dann wieder, um einer gewiſſen Foſſeuſe willen, verließ. Margarethe behandelte alle ſeine Maitreſſen mit Güte und Nachſicht, vielleicht um ähnliche Schonung für ſich zu erwerben. Die verliebten Abentheuer entzweyten folglich das königliche Paar nicht; aber die Frömmigkeit — wer ſollte es glauben! — war ein härterer

Stein des Anſtoſſes. Zu Pau wurde kein katholiſcher Gottesdienſt gehalten, höchſtens erlaubte man Margarethen, die Meſſe in einer kleinen Kapelle leſen zu laſſen, in der kaum 7 bis 8 Perſonen Platz hatten, und wenn das geſchah, ſo zog man noch obendrein die Zugbrücke des Schloſſes auf, damit kein Katholik ſich herzu drängen ſollte. Indeſſen hatten ſich am Pfingſtfeſt 1579 doch Einige mit eingeſchlichen, die von einem intoleranten Secretair des Königs, in Gegenwart der Königin, gemißhandelt und arretirt wurden. Margarethe beklagte ſich darüber bey ihrem Gemahl, der Secretair vertheidigte ſich mit Unverſchämtheit und Mangel an Ehrerbietung gegen die Königin. Heinrich, ſtatt ihn dafür zu züchtigen, nannte ſein Betragen blos einen indiſcreten Religions-Eifer, verſprach ihr Genugthuung, zog es aber in die Länge, und erbitterte Margarethen dadurch ſo ſehr, daß ſie erklärte, ſie werde ſich entfernen, wenn er den Secretair (er hieß le Pin) nicht wegjage. Heinrich that es endlich, aber er liebte den Menſchen, und behielt daher einen Groll gegen ſeine Frau, den er nicht verbarg und der nach und nach immer mehr um ſich griff. Zwar bewies ſie, in einer Krankheit, in welche er verfiel, ihm ſo viel zärtliche Sorgfalt, daß ihr gutes Vernehmen dadurch wieder hergeſtellt wurde und noch fünf Jahre währte — eine Zeit, in welcher die ſkandalöſe Chronik ihr fünf begünſtigte Liebhaber giebt — allein im Jahr 1580 brach der Krieg zwiſchen den Catholiken und Proteſtanten wieder aus, Margarethe mißbilligte es laut und Heinrich nahm das übel auf.

Nach geſchloſſenem Frieden glaubte der König von Frankreich den von Navarra und den Herzog von Alenſon um ſo leichter an ſeinen Hof locken zu können, wenn er Margarethen zurück kommen ließe. Das Mißvergnügen mit ihrem Gemahl machte ſie dazu bereitwillig, und ſie reiſte ab. Schade, daß ihre eignen Memoiren hier endigen.

Am Hofe ihres Bruders warteten ihrer traurige Tage. Ihre enge, dem Könige höchſt mißfällige Verbindung mit dem Herzog von Alenſon, zog ihr eine harte Beſchimpfung zu. Denn als eines Tages ein Courier, den Heinrich III. nach

Rom an ſeinen Liebling Joinville ſandte, von vier maſkirten Reitern ermordet und ſeiner Depeſchen beraubt wurde, fiel ſein Argwohn deshalb auf ſeine Schweſter. In der Wuth vergaß er Alles, was er ihr, als ſolcher, und als Königin ſchuldig war, und warf ihr öffentlich ihr ausſchweifendes Leben vor, nannte alle Liebhaber, die ſie begünſtigt haben ſollte, behauptete ſogar, ſie habe einen Baſtard gebohren. (Epistolae Busbeckii Ep. 23.)

Die beſtürzte Margarethe ſchwieg, und Heinrich herrſchte ihr zu; „ſie ſolle augenblicklich Paris verlaſſen, um den Hof von ihrer peſtartigen Gegenwart zu befreyen.“ — Sie gehorchte und entfloh, ohne Gefolge, ſogar ihrer nothwendigſten Bedienung beraubt. „Giebt es auch zwey unglücklichere Fürſtinnen“ rief ſie aus, „als mich und Maria Stuart?“ — Nur zwey Damen, ihre Lieblinge, waren ihr gefolgt, allein ſie wurden von Gensdarmen eingeholt, der Offizier ließ die Sänfte halten, zwang die Königin ſelbſt ihre Larve abzunehmen, (denn die Damen pflegten damals nur mit Maſken vor dem Geſicht zu reiſen) und trieb die Unverſchämtheit ſo weit, der Herzogin von Jaras und der Demoiſelle de Bethune Ohrfeigen zu geben, worauf er ſie aus der Sänfte riß und als Gefangene fortſchleppte. Dieſe Damen verhörte der König ſelbſt, und die Fragen, die er ihnen vorlegte, hatten ſämmtlich die Beſchimpfung ſeiner Schweſter zum Zweck. Indeſſen hielt er doch für nöthig, bey ſeinem Schwager dem üblen Eindruck zuvor kommen, den ein ſo raſendes Verfahren nothwendig machen mußte; er ſchrieb an den König von Navarra, erwähnte mit keiner Sylbe der von der Königin erduldeten Beſchimpfung, ſondern meldete blos, er habe die Ausſchweifungen ihrer Damen entdeckt und ſie weggejagt. (Memoires do Duplessis Mornay.) Da der König von Navarra nichts weiter von der Sache wußte, als was ſein Schwager ihm ſchrieb, ſo dankte er ihm noch obendrein für ſeine Sorgfalt. Als er aber nachher die nähern Umſtände erfuhr, ſo ſchickte er einen Vertrauten an Heinrich III., forderte Erklärung und guten Rath, was dabey zu thun ſey? (d'Aubigné Tom. II. L. V. c. 3.) Die Antwort war ausweichend, keine Genugthuung erfolgte und daher nicht zu verwundern, daß Margarethe von ihrem Gemahl zwar aufgenommen, aber nicht mehr mit der gewöhnlichen Achtung behandelt wurde, zumal da es ziemlich weltkundig war, daß ihr Bruder keinen ungegründeten Vorwurf ihr machte, als er behauptete, ſie habe (mit dem ſogenannten ſchönen Chauvallon) einen Baſtard erzeugt.

Dieſer Chauvallon war nun zwar verſchwunden, allein Margarethens Herz konnte nie leer bleiben; ſie ſpann neue Intriguen, bis die täglich ſichtbarer werdende Verachtung ihres Gemahls ſie zu dem Entſchluß brachte, nach Agen zu entfliehen, eine Stadt, die ihr als Mitgabe angewieſen worden, wo es von Catholiken wimmelte, und wo man ſie daher mit Freuden aufnahm. Hier gab ſie als den Grund ihrer Trennung an, ſie habe mit einem vom Pabſte excommunicirten Ketzer nicht länger leben können. Aber bald machte ſie auch hier durch ihre Ausſchweifungen ſich aller Welt gehäſſig. Die Proteſtanten eroberten Agen im Einverſtändniß mit den Einwohnern, und Margarethe hatte kaum ſo viel Zeit, ſich hinter einen Edelmann auf das Roß zu ſchwingen, der ſie nach Carlot, einer Feſtung in den Gebürgen von Auvergne, brachte. Aber auch hierher verfolgte ſie der Haß ihres Bruders. Die Einwohner von Carlot wollten ſie dem Könige ausliefern; ſie erfuhr es, entwiſchte, wurde eingeholt, und auf dem Schloſſe Uſſon in Auvergne eingeſperrt. Noch einmal verſuchte ſie die Macht ihrer Reize, denn ſie war noch immer ſehr ſchön, obgleich ſchon 35 Jahr alt. Der Commandant wurde der Sklave ſeiner Gefangenen; er überlieferte ihr das ſehr feſte Schloß, wo man ſie nicht anzugreifen wagte, oder vielmehr, man überließ ſie, an dieſem traurigen Verbannungsorte, dem Kummer, der Langenweile, und ſogar dem Mangel, denn ſie mußte, um Geld zu haben, ihr Silberzeug einſchmelzen und ihren Schmuck in Venedig verpfänden. Eine Zeitlang beſaß ſie würklich nichts als die Luft, die ſie einathmete, hoffte wenig, fürchtete Alles und ſah Alles um ſich her in Flammen. Ohne die hülfreiche Hand ihrer Schwägerin, der Eleonore von Oeſtreich, war ſie der äuſſerſten Armuth Preis gegeben.

Als Heinrich IV. den Thron beſtiegen hatte, bot ſie vergebens Alles auf, um mit dem ihr gebührenden Range wieder bey Hofe zu erſcheinen. Dieſen Rang — das war die harte Bedingung — ſollte ſie der ſchönen Gabrielle d'Esprées überlaſſen. Ihr Unglück hatte ſie noch nicht ſo ſehr gebeugt, um, ſo lange als dieſe Nebenbuhlerin lebte, darin zu willigen, nach deren Tode jedoch Furcht und Langeweile ſie vermogten, ſelbſt bey dem Pabſt Clemens VIII. die Bitte um Scheidung einzureichen. Ihre Ehe würde 1599 für null und nichtig erklärt, doch blos unter dem Vorwande, ſie ſey dazu gezwungen worden. Heinrich IV. vermählte ſich mit Marien von Medicis, und erſt fünf Jahr nachher (1605) erhielt ſie endlich die ſo ſehnlich gewünſchte Erlaubniß, an den Hof zurückzukehren.

Ihr Ehrgeiz mußte wohl ganz verſchwunden und der Aufenthalt auf ihrem Schloſſe ganz unerträglich ſeyn, da ſie ſich entſchlieſſen konnte, in Paris, wo ſie vormals angebetet wurde und die erſte Rolle ſpielte, jezt als geweſene Königin der regierenden Königin den Hof zu machen, ja ſogar ihrer Krönung beyzuwohnen, und bey dieſer Ceremonie auch noch der Schweſter des Königs den Vorrang zu laſſen.

Das Gefühl für alle dieſe Kränkungen erſtickte ſie auch jezt noch, in ihrem 54ſten Jahre, in rauſchenden Vergnügungen. Heinrich IV. mußte ſie bitten — und in der That aus freundlicher Beſorgniß für ihre Geſundheit — nicht ſo verſchwenderiſch zu leben und nicht aus Nacht Tag zu machen; allein ſie antwortete: der Hang zur Verſchwendung ſey ein Familienfehler, den ſie nun nicht mehr ablegen könne. Sie hatte wieder einen jungen Liebling, Nahmens Datte, der von einem andern Jüngling, Vermond, dicht neben ihrem Wagen ermordet wurde. Das machte ihre bisherige Wohnung ihr verhaßt, ſie kaufte einen andern Pallaſt, und legte bald darauf den Grundſtein zu dem Auguſtinerkloſter, von welchem die Straſſe bis auf den heutigen Tag den Nahmen trägt.

„Hier" — ſagt Mezeray [T. VI. p. 537.) —
„verlebte ſie den Reſt ihrer Tage von einem
„kleinen Hofſtaat umgeben, immer noch die Wol-
„luſt mit der Frömmigkeit vereinend, Luxus und
„Eitelkeit mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften,
„Muſik und Tanz mit ernſten Studien, die
„chriſtliche Freygebigkeit mit der Ungerechtig-
„keit; ſie beſuchte die Kirchen fleiſſig, gab den
„Zehnten ihrer Einkünfte den Armen, und hatte
„Gelehrte in ihrem Gefolge, denen ſie Penſio-
„nen gab; ſie machte ſich aber auch eine Ehre
„daraus, immer noch galante Abentheuer zu ha-
„ben, immer noch neue Vergnügungen zu erfin-
„den und ihre Schulden nie zu bezahlen."

Sie ſchrieb nicht allein vortrefflich in Proſa, wie ihre Memoiren beweiſen, ſondern ſie machte auch recht artige Verſe. So vertrieb ſie ſich die Zeit bis in ihr 62ſtes Jahr, wo ſie ſtarb. (1615.) Von einigen Schriftſtellern iſt ſie bis in den Himmel erhoben worden, zum Beyſpiel von Brantôme und Hilarion de Coſte, Andere haben, mit mehr Wahrhaftigkeit, die dunkeln

Der Schneider. Und wenn ihr zehn Meilen gelaufen wäret, ſo ein Carmina muß euch munter erhalten.

Da half kein Proteſtiren, Polycarpus mußte die Augen aufſperren, rächte ſich aber dadurch, daß er die Ohren zuthat, und ſeine Seele nach Neapel unter das rothe Ziegeldach ſandte. Der kleine buckligte Schneider las indeſſen mit einer feinen lieblichen Stimme, gleich dem Kratzen eines Bogens hinter dem Steg der Geige; das Carmen war in drey Hauptepochen getheilt, die erſte hub an, wie wir geſehen haben, vom Stammvater aller Menſchen, und ging bis auf die Hochzeit zu Canaan, die zweyte von der Hochzeit zu Canaan bis auf die Vermählung der Semiramis, und die dritte von der Vermählung der Semiramis, bis auf den frohen Tag der Hymensfeyer zwiſchen dem Herrn Küchenrauch und der Jungfer Eiſentbratbin. Hier ergoß Poet Luchs ſich in die zierlichſten Allegorien, wie die Natur für den Becker

Schatten dem lichten Gemählde beygefügt, zum Beyſpiel Dupleix und Mezeray.

Heinrich IV. war unter den franzöſiſchen Königen der letzte, der ſich von ſeiner Gemahlin trennte.

Penſylvanien und die Quäcker.

(Nach Raynal.)

Die menſchenfreundliche Secte der Quäker entſtand in England, während der blutigen Bürgerkriege, die das Haupt eines Königs dem Beile des Henkers überlieferten. Ihr Stifter war Georg Fox, ein Handwerksmann von niedriger Herkunft, ein Religions-Schwärmer, der ſeine Werkſtatt verließ und, um ſich ganz dem Irrdiſchen zu entziehen, jeder Verbindung mit ſeiner Familie abbrach. Selbſt der Verſuchung, neue Verbindungen anzuknüpfen, wich er durch ein herumirrendes Leben aus. Oft verbarg er ſich in die Wälder, blos von ſeiner Bibel begleitet, und auch dieſer glaubte er nicht mehr zu bedürfen, nachdem er durch die Propheten und Apoſtel ſich hinlänglich begeiſtert fühlte. Nun ſuchte er Proſelyten zu machen, ein leichtes Unternehmen in Zeiten, wo Religionsſchwärmerey ſo viele Köpfe verwirrte. Bald ſah er ſich von Jüngern umringt. Die Einfachheit ihrer Kleidung fiel zuerſt auf. Sie duldeten weder Treſſen noch Stickereyen, weder Spitzen noch Manſchetten, kurz, keinen überflüſſigen Zierrath, keine Falte im Kleide, keinen Knopf am Hute. Ihr Anſtand war beſcheiden. Alle Auszeichnungen, die der Hochmuth erfunden hat, waren ihnen gehäſſig; ſie wollten weder Herren ſeyn noch Knechte haben. Alle hochtönenden Titel verdammten ſie, nannten den übermüthig, der ſie trug, und niederträchtig den, der ſie nachſprach. Sie erkannten weder Excellenz noch Eminenz. Der Titel Freund, meynten ſie, gezieme jedem Bürger und Chriſten. Eine Verbeugung ſchien ihnen zwangvoll und lächerlich. Das Abnehmen des Hutes hieß ihnen, ſich ſelbſt herabſetzen, um andere zu ehren. Keine Obrigkeit konnte ihnen ein äuſſeres Zeichen von Achtung abgewinnen. Sie duzten Jedermann, ſelbſt Könige, weil man ja ſelbſt Gott und die Heiligen duze. Die Würde ihrer Moral veredelte das Seltſame ihrer Gebräuche. Waffen tragen, nannten ſie ein Verbrechen; geſchah es um anzugreifen, ein Verbrechen an der Menſchheit; um ſich zu vertheidigen, eines gegen das Chriſtenthum. Allgemeiner Friede war ihr Evangelium. Der Quäker, der einen Backenſtreich empfieng, hielt ſogleich den andern Backen hin, und forderte man ſein Kleid, ſo gab er auch die Weſte. Hatten dieſe Gerechten irgend einen Lohn verdient, ſo begehrten ſie nie mehr als ihnen gebührte, nahmen aber auch nie weniger. Schwören vor Gericht, geſchah es auch um die Wahrheit zu beſchwören, nannten ſie eine Beſchimpfung des höchſten Weſens, um elender Händel der Sterblichen willen.

Die Höflichkeitsgebräuche des bürgerlichen Lebens verachteten ſie nur; die kirchlichen Ceremonien aber verabſcheuten ſie. Den Sonntag feyerten ſie nicht durch Ruhe, weil Müſſiggang ſchädlich ſey. Sie lächelten über Taufe und Abendmahl; die Kirchen nannten ſie Marktſchreyer-Buden, auch mogten ſie keine Geiſtlichen, da jeder Gläubige unmittelbar vom heiligen Geiſte inſpirirt wurde, folglich hoch erhaben über die Prieſter ſtand. In ihren Verſammlungen ſprach, wer ſich begeiſtert fühlte; gleichviel ob Mann oder Weib. Bisweilen ſprachen Mehrere zugleich, doch weit öfter herrſchte tiefes Schweigen in der ganzen Verſammlung.

Dieſe Schwärmerey machte die Nerven ſo reizbar, daß Krämpfe und Zuckungen daraus entſtanden, und davon empfieng die Secte den Nahmen der Quäker, ſoviel als Zitterer. Hätte man ſich begnügt, auf dieſe Weiſe die Thorheit zu verſpotten, ſo würde man ſie nach und nach geheilt haben; allein während jede andere neue Secte aufgemuntert wurde, verfolgte man dieſe und quälte ſie. Narrenhaus, Gefängniß, Peitſche und Pranger wurden Leuten zu Theil, die kein anderes Verbrechen begiengen, als daß ſie über alle Maaſſen vernünftig und tugendhaft ſeyn wollten. Ihre Standhaftigkeit im Leiden weckte Mitleid und bald Bewunderung. Cromwell ſelbſt — der einer ihrer heftigſten Verfolger geweſen war, weil ſie, in die Lager ſchleichend, die Soldaten von ihrem blutigen Berufe abwendig machten — Cromwell ſelbſt gab ihnen öffentliche Zeichen der Achtung, und war ſo ſchlau, ſie zu ſeinen Anhängern machen zu wollen, um ſelbſt dadurch dem Volke mehr Ehrfurcht einzuflößen. Allein ſie wichen dem aus und er geſtand nachher, das ſey die einzige Religion, von der er durch Guineen nichts habe erhalten können.

Doch unter allen dieſen Sectirern war nur Einer, deſſen Nahme auf die Nachwelt zu kommen verdient: Wilhelm Penn, der Sohn des Admirals Penn, eines Mannes, der ſehr klug oder ſehr glücklich war, denn er beſaß nicht allein das Vertrauen Cromwells, ſondern auch der beyden Stuarte, die ihm folgten. Bey verſchiedenen See-Expeditionen hatte er anſehnliche Vorſchüſſe gemacht, und die Zeiten waren ſo ſchlecht, daß man bey ſeinen Lebzeiten ihn nicht bezahlen konnte. Als nach ſeinem Tode die Schatzkammer um nichts reicher war, that man ſeinem Sohne den Vorſchlag, ihm, ſtatt baaren Geldes, einen unermeßlichen Landſtrich in Amerika einzuräumen; eine Gegend, die zwar längſt entdeckt und von engliſchen Colonieen umringt, aber immer vernachläſſigt worden war.

Von der Leidenſchaft der Menſchlichkeit ergriffen, nahm Penn mit Freuden dieſes Erbe an, in dem er faſt als Souverain auftreten ſollte. Er beſchloß, einen Wohnſitz der Tugend und eine Freyſtatt des Unglücks daraus zu machen. Mit dieſem edlen Vorhaben reiſte er im Jahr 1681 nach dem Lande, welches hinfort Penſylvanien genannt wurde. Alle Quäker, die von der Geiſtlichkeit verfolgt wurden, weil ſie den Zehnten und andere, von Geiz und Betrug erſonnene Auflagen nicht entrichten wollten, verlangten ihm zu folgen, allein aus kluger Vorſicht nahm er anfangs deren nur 2000 mit. Er bezeichnete ſeine Ankunft in der neuen Welt durch eine Handlung der Gerechtigkeit, die alſobald ihm und ſeinen Grundſätzen Liebe und Achtung erwarb; er kaufte nemlich von den Eingebohrnen das Land, welches abzutreten, nach ſeiner Meynung, das brittiſche Miniſterium kein Recht hatte, da es nicht dieſem, ſondern den Eingebohrnen zugehörte. Und ſo ſtellte er ein Beyſpiel auf, wie man eines Volkes

Rechte ehren muß, welches weder vor noch nach ihm in Europa geſehen worden, wo man gewöhnlich die Menſchen ſammt ihrem Lande, wie Viehheerden ſammt ihrer Weide, verkauft. Der Preiß, den die Wilden forderten, iſt unbekannt. Penn ſuchte durch manche Rechtsformen ſeinen Beſitz zu befeſtigen, und was dieſen Formen abgieng, erſetzte er durch den edlen Gebrauch, den er von ſeinem Rechte machte. Die Amerikaner faßten eben ſo viel Zuneigung für ſeine neue Colonie, als Abneigung ſie den übrigen bewieſen, die ohne Achtung für ihre Rechte in ihrer Nachbarſchaft entſtanden waren. Ein wechſelſeitiges Vertrauen knüpfte ein ſchönes, nie locker gewordenes Band zwiſchen beyden Völkern. Penns Menſchenliebe erſtreckte ſich auf alle, die ſein neues Reich zu bewohnen kamen. Da das Glück ſeiner Gefährten von einer weiſen Geſetzgebung abhängen ſollte, ſo gründete er die ſeinige auf die beyden Grundpfeiler des Glanzes der Staaten und der Glückſeligkeit der Bürger: Eigenthum und Freyheit.

Wenn es vergönnt wäre, bey einer Begebenheit, die fürwahr fabelhaft, beſonders in unſern

Zeiten, ſcheint, der Sprache der Fabel mich zu bedienen, ſo würde ich ſagen: Aſträa, ſchon ſo lange den Sterblichen entrückt, ſey vom Himmel herabgeſtiegen, um das Reich der Unſchuld und Eintracht noch einmal unter den Menſchen zu gründen. Hier athmet jeder Rechtliche frey! hier findet er Erſatz für alle den Kummer und Abſcheu, den die neuere Geſchichte, und beſonders die der Europäer in der neuen Welt, ihm eingeflößt hat. Bis dahin verſtanden dieſe Barbaren nur zu entvölkern, ehe ſie Beſitz ergriffen, nur zu verwüſten, ehe ſie anbauten.

Der tugendhafte Geſetzgeber legte einen Grundſtein, die Toleranz. Er wollte, daß jeder Menſch, der einen Gott erkannte, des Bürgerrechts, und jeder Chriſt der Regierung theilhaftig würde. Uebrigens mogte Jeder nach ſeiner Weiſe Gott verehren; es gab keine herrſchende Kirche in Penſylvanien, keine gezwungenen Beyträge zum Bau eines Tempels, und den Gottesdienſt beſuchte Jeder nur freywillig.

Das Eigenthum des Landes wollte Penn ſeiner Familie hinterlaſſen, doch ſollte ſie nie entſcheidenden Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten, nie ohne Zuziehung der Volksdeputirten irgend eine Machthandlung ausüben. Alle Bürger waren Wähler und wahlfähig. Um ſo viel möglich Beſtechung zu vermeiden, wurden die Stimmen heimlich gegeben, deren Mehrheit das Geſetz ſchuf; war aber von Auflagen die Rede, ſo mußten zwey Drittheile ſie beſtimmen und billigen. Dann ſchien die Auflage nur ein freywilliges Geſchenk.

So dachte Penn, der wahre Philoſoph. Den bemittelten Ankömmlingen verkaufte er Ländereyen, den Unbemittelten ſchenkte er ſie. Ein Familienvater erhielt für ſich, ſein Weib, ſeine Knechte und Kinder über ſechzehn Jahre, für Jeden 50 Hufen Landes gegen einen geringen Grundzinns. Richterſtühle wurden gegründet, die das Eigenthum beſchützen, nicht ausſaugen ſollten, darum empfieng kein Richter irgend einen Lohn oder Sold. Drey Schiedsrichter oder Friedeſtifter ſuchten in jedem Bezirk zu bewürken, daß Mißhelligkeiten nicht einmal bis zu den Richterſtühlen gelangten. Um Verbrechen zu verhüten, wollte man [illegible] Quelle verſtopfen: Armuth und Müſſiggang.

Küchenrauch aus ihrem feinſten Mehl eine Paſtete zubereitet, und für die Jungfer Elſenthrathin, deren Vater ein Leineweber war; die dauerhafteſten Fäden geſponnen. Länger konnte der arme Polycarpus nicht aushalten; gleich einem ſtarken, ſeitwärts gebogenen Aſte, der ſich plötzlich loßreißt, und in ſeine natürliche Lage zurückſchnellt, zerriß auch er die Bande der Wohlanſtändigkeit, ſein Kopf fiel nieder auf die Bruſt, als habe er das Genick gebrochen, der Schlaf holte ſeinen dickſten Schleyer aus der Höhle der Siebenſchläfer hervor, und verhüllte darein den vertriebenen Bergzehender. Meiſter **Luchs** ſah wohl, daß die Natur ſtärker war als ſeine Poeſie, ſchnürte unwillig ſein Manuſcript zuſammen, und legte ſich ſchlafen.

Am andern Morgen, als meines Vaters Lebensgeiſter wieder munter geworden, dachte er dem Vorſchlag ſeines Wirthes reiflicher nach, ſeine Eitelkeit bildete ihm ein, daß vielleicht verborgene Dichterkeime in ihm ſchlumedes Kind über 12 Jahr, von welcher Geburt es auch ſeyn mogte, mußte ein Handwerk lernen. Das verbürgte dem Armen ſeinen Unterhalt, und dem Reichen eine Zuflucht im Unglück; auch ſchuf es mehr Gleichheit zwiſchen den Menſchen, indem es an ihre allgemeine Beſtimmung, Arbeit, ſie erinnerte.

Nie vielleicht hatte die Tugend kräftigere Mittel erſonnen, um Glückſeligkeit herbeyzuführen. Meynungen, Empfindungen, Sitten, verbeſſerten das etwa Mangelhafte, und erſetzten das etwa Unvollkommene. Auch machte Penſylvaniens Wohlſtand reiſſende Fortſchritte. Dieſe Republik — ohne Kriege, ohne Eroberungen, ohne Anſtrengung, ohne irgend eine jener Revolutionen, die den Pöbel blenden, ſtellte der Welt ein einziges Schauſpiel dar. Ihre wilden Nachbarn wurden durch Sanftmuth gefeſſelt. Die entfernten Völker ehrten ihre Tugenden trotz eigener Verderbtheit. Alle Nationen freuten ſich, die alten Zeiten erneuert zu ſehen, die ſie, getäuſcht durch europäiſche Sitten und Geſetze, bißher für fabelhaft gehalten hatten. Man fieng endlich an zu glauben, daß ein Volk ohne Herren und ohne Prieſter auch glücklich ſeyn könne. Der Menſch bedarf des Einen wie des Andern, ſo ſagt die Schmeicheley in Kirchen und an Höfen. Ja, ohne Zweifel bedürfen böſe Fürſten grauſamer Götter, um im Himmel Beyſpiele ihrer Tyranney zu finden; ſie bedürfen der Prieſter, um den grauſamen Göttern Anbetung zu erzwingen. Aber der gerechte, freye Menſch verlangt nur einen Gott, der ſein Vater ſey, Gleichheit unter Menſchen, die ihn lieben, und Geſetze, die ihn beſchützen.

Penſylvanien wird rings umher von befreundeten Nachbarn und im Innern durch die Tugend ſeiner Bewohner geſchützt und iſt in eilf Grafſchaften getheilt; der Himmel iſt heiter, das Klima geſund, durch Urbarmachung des Bodens noch verbeſſert. Die erſten Europäer, die hier landeten, ſahen nur Brennholz und Eiſenminen. Als aber die Wälder gelichtet wurden, und der Pflug über die alten Baumwurzeln gieng; da keimten und reiften mannichfaltige Früchte, Flachs, Hanf, und alle Gattungen von Getrayde, vor Allem Waitzen und Mais. Nach allen Seiten hin culti=

virte man den Boden mit einer Kraft und einem Erfolg, der alle Nationen in Erſtaunen ſetzte.

Dieſer Fleiß war doch nur eine Folge der Freyheit und Toleranz, welche Schweden, Holländer, Franzoſen und vor Allen die arbeitſamen Deutſchen nach Penſylvanien zogen. Quäker und Wiedertäufer, Anglicaner und Methodiſten, Presbyterianer und mähriſche Brüder, Lutheraner und Katholiken vereinigten ſich, um immer neue Blüthen und Früchte aus dem jungfräulichen Boden hervorzulocken. Unter ſo zahlreichen Sekten unterſchied ſich Eine, die Dumplers. Ihr Stifter war ein Deutſcher, den die Welt anekelte, und der 50 Meilen von Philadelphia eine angenehme Einſiedeley bewohnte, wo er ſich ganz der geiſtigen Anſchauung widmete. Neubegier zog andere Deutſche zu ihm hin, ſeine Frömmigkeit und Einfachheit feſſelte ſie an ihn. Es entſtand ein Städtchen, welches die Stifter derſelben Euphrat nennten, eine Anſpielung auf die Juden, die an den Ufern dieſes Fluſſes ihre Pſalmen plärrten. Das neue Euphrat iſt im Dreyeck gebaut, von Apfel- und Maulbeerbäumen ſymmetriſch umgeben, im Mittelpunkt derſelben ein groſſer Obſtgarten; zwiſchen dieſem und jenen Alleen ſtehen die einzelnen Häuſer, in welchen jeder Dumpler, durch keine Nachbarſchaft zerſtreut, ſich ſeinen Betrachtungen überläßt. Ihrer ſind höchſtens 500. Ihr kleines Gebiet enthält nicht mehr als 250 Hufen Landes (acres), ein Fluß, ein Teich, ein waldigter Berg ſind deſſen Gränzen. Männer und Weiber wohnen abgeſondert, ſehen ſich nur in der Kirche. Verſammlungen finden blos in öffentlichen Angelegenheiten ſtatt. Zwiſchen Arbeit, Gebet und Schlaf iſt ihr Leben getheilt. Zweymal am Tage und zweymal in der Nacht verlaſſen ſie ihre Zellen, um Gott zu dienen. Gleich den Quäkern und Methodiſten hat Jeder, der ſich begeiſtert glaubt, das Recht zu predigen. Demuth, Mäſſigkeit, Keuſchheit ſind die Lieblingsgegenſtände ihrer Redner. Nie entweyhen ſie den Sabbat. Sie fürchten eine Hölle und hoffen ein Paradieß, allein ſie verwerfen mit Recht die Ewigkeit der Höllenſtrafen. Die Lehre von der Erbſünde verabſcheuen ſie als Gottesläſterung. Da ſie nur freywilligen Handlungen ein

Verdienſt zuerkennen, ſo taufen ſie auch nur Erwachſene. Nach ihrer Meynung beſchäfftigen ſich die Seeligen in jener Welt mit Bekehrung derer, die nicht als Chriſten geſtorben ſind. Dieſe frommen Enthuſiaſten ſprechen Gott von allen Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten frey, mit welchen ſo viel fromme Verleumder ihn belaſtet haben.

Sie ſind noch uneigennütziger als die Quäker, denn ſie proceſſiren nie. Man kann ſie betrügen, berauben, mißhandeln, ſie rächen ſich nicht und klagen auch nicht. Die Religion macht ſie zu Stoikern.

Ihre Kleidung iſt die einfachſte. Im Winter ein langes weiſſes Gewand mit einer Kappe ſtatt des Hutes, ein grobes Hemd, weite Beinkleider, dicke Schuhe. Im Sommer dieſelbe Tracht, nur von Leinwand ſtatt der Wolle. Wie die Männer ſind faſt auch die Weiber gekleidet. Kein Geſetz verbindet ſie, blos aus dem Pflanzenreiche ſich zu nähren, aber ſie thun es, um nie Blut zu vergieſſen.

Jeder arbeitet fröhlich, was ihm angewieſen worden. Der Ertrag aller ihrer Arbeiten iſt ein gemeinſchaftliches Gut, von dem ſie alle ihre Bedürfniſſe beſtreiten. Sie erwerben aber durch Landbau und Manufakturen nicht blos das Nothwendige, ſondern auch einen kleinen Ueberfluß zum Austauſch.

Die ſich verheyrathen wollen, verlaſſen die Stadt und ziehen aufs Land, doch immer auf Koſten der Gemeinde, für die ſie fortwährend arbeiten. Ihre Kinder werden in der Stadt erzogen. Ohne dieſe Einrichtung würden die Dumplers nur Mönche ſeyn, und nach und nach ausarten, wie dieſe.

Erbaulich und wundervoll zugleich iſt der Geiſt der Eintracht, der unter allen Secten Penſylvaniens herrſcht, ſo verſchieden auch ihre religiöſen Meynungen ſeyn mögen. Sie lieben ſich alle wie Kinder eines Vaters und leben als Brüder, weil ſie frey denken dürfen als Menſchen. Dieſer köſtlichen Eintracht vorzüglich iſt das ſchnelle Wachsthum der Colonie zuzuſchreiben. Sie zählte im Jahr 1774 350000 Einwohner. Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß 30000 Neger dazu gerechnet werden, doch in milder Sklaverey, wenn es eine ſolche giebt.

Noch ſind die Sitten in Penſylvanien rein, ſogar ſtreng. Welchem Grunde verdankt es dieſen herrlichen Vorzug? Dem Klima? den Geſetzen? der Religion? der Nacheiferung der Secten? oder eingeführten Gebräuchen? —

Die Penſylvanier ſind im Ganzen wohl gebaut, ihre Weiber von angenehmer Geſtalt. Dieſe werden früher Mütter als in Europa und bleiben länger fruchtbar. Die Unbeſtändigkeit der Witterung ſchwächt ſie nicht, obſchon dieſe würklich ſo groß iſt, daß ſie bisweilen 5 bis 6mal in einem Tage wechſelt. Sie hat auch weder auf Thiere noch Pflanzen ſchädlichen Einfluß. Selten verurſacht ſie Mißwachs. Reiche Erndten verbreiten allgemeinen Wohlſtand. Die ärmſten Familien haben Brod, Fleiſch, Cyder, Bier, Branntewein und Zucker. Man findet keinen einzigen Bettler. Die ganz Verarmten erhält der Staat. Die edelſte Gaſtfreyheit herrſcht überall. Ein Reiſender darf einkehren und verweilen wo er will, man wird blos ungern ſehen, wenn er wieder geht.

Die Abgaben ſind gering. Nur Eine Ungerechtigkeit hat ſich eingeſchlichen: die Nachkommen Penns, von dem Geiſte ihres edlen Ahnherrn minder beſeelt, tragen keine Abgaben im Verhältniß zu ihren groſſen Beſitzungen.

Kaum wird man in der ganzen Provinz Einen Hageſtolz finden. Der ruhige, ſichere Beſitz einer, den Fleiß belohnenden Erde vervielfältigt die Ehen, bey deren Schlieſſung Richter oder Prieſter eigentlich nur Zeugen ſind. Wird die Verbindung zweyer Liebenden etwa von der Familie gehindert, ſo ſetzen ſich beyde zu Pferde, der Jüngling hinter das Mädchen, das ihn vor den Richter bringt, und erklärt, es habe ihn entführt. Dagegen wird nichts eingewendet. In andern Fällen iſt die väterliche Gewalt ausſchweifend. Ein verſchuldeter Vater kann ſeine Kinder den Gläubigern verpfänden. Der Erwachſene dient ein Jahr für eine Schuld von 112 Livres. Das Kind unter 12 Jahren muß bis zum 21ſten für dieſelbe Summe dienen. Raynal nennt das ein Bild der patriarchaliſchen Sitten des Orients, und meynt, dieſe Strafe ſey ein Sporn zu Fleiß und Ordnung für den zärtlichen Vater, damit er nie in den ſchrecklichen Fall komme, ſeine Kinder verpfänden zu müſſen.

Es giebt einige Städte und Flecken in der Colonie, doch die meiſten Familien leben iſolirt auf dem Lande. Daher hat jedes Kirchſpiel wohl 12 bis 15 Meilen im Umfang. In ſo groſſer Entfernung von den Kirchen haben religiöſe Ceremonien wenig Einfluß. Die Kinder werden oft erſt Monate und Jahre lang nach ihrer Geburt zur Taufe gebracht. Unſchuld und Unwiſſenheit bewahren die Sitten.

Die Abneigung für den Luxus ſcheinen die Penſylvanier nur ſterbend zu verleugnen, denn ihre Leichenbegängniſſe ſind prächtig, faſt verſchwenderiſch. Im Allgemeinen ſind die einfachen, tugendhaften, ſelbſt die wilden und armen Völker eiferſüchtig auf ihr Begräbniß, denn ſie betrachten dieſe letzte Ehre als eine Pflicht, und dieſe Pflicht als einen Theil der Liebe ihrer Verwandten, eine Liebe, die immer am wärmſten iſt, je mehr die

Geſellſchaft dem Stande der Natur ſich nähert. Die Leichenbegleitungen ſind immer zahlreicher in kleinen Geſellſchaften als in großen, denn es giebt da wenigere, aber größere Familien; es herrſcht da mehr Eintracht und folglich mehr Kraft. Das iſt die Urſache, warum kleine Völker groſſe Nationen überwunden haben, und warum die Griechen die Perſer beſiegten.

Aus eigenem Hanf und Flachs und aus der Baumwolle des mittägigen America fabricirt Penſylvanien eine groſſe Menge Zeuge, aus der Wolle ſeiner Schaafe grobe Tücher. Um fremde Waaren einzutauſchen, bringen deſſen Schiffe nach fremden Inſeln Zwiebacke, Mehl, Butter, Waizen, Talg, Früchte, geſalzenes Fleiſch, Cyder, Bier und alle Gattungen von Bauholz. Bis jezt war die Handelsbilanz nicht günſtig für die Provinz, die nur der Landbau und Vermehrung der Heerden zum Ziele ihres Fleiſſes macht; ſie wird daher zwar ſpäter ihren Wohlſtand begründen, aber ſicherer und dauerhafter. Was ihre Fortſchritte aufhalten könnte, ſind die zerſtreuten Anpflanzungen.

ſchlummerten, und daß das Schickſal ſeinen Merkur, den Zufall geſandt habe, um dieſe Keime zu wecken. Die Verſicherung des Schneiders, daß kein eingebohrnes Genie in dieſer Stadt ſeinen Unterhalt finde, wohl aber ſchon mancher fremde Abentheuerer durch Reimgeklingel hier ſein Glück gemacht, war ein neuer Windſtoß in die Flamme ſeines Dichterfeuers. Er beſchloß im ganzen Ernſt, das Ding, wie mein Großvater geſagt haben würde, zu verſuchen, jedoch keinesweges auf eine ſo unwürdige Art, wie Meiſter **Luchs**, ſeine Talente zu verſchwenden, ſondern ſogleich mit einem Heldengedicht hervorzutreten, bey deſſen Erſcheinung er nicht zweifelte, daß die Fama in drey Trompeten zugleich ſtoßen werde.

Der unumſchränkte Fürſt über die fünf Spannen Landes, auf welchen unſer Held ſeit vier und zwanzig Stunden ſein Weſen trieb, hieß **Emerentius Theodor**, von Gottes Gnaden Herzog zu A und B, gefürſteter

Die Familie Penn, als Eigenthümerin aller Ländereyen, vertheilt deren gegen den üblichen Grundzins, wo und ſo viel man will. Darum mangelt der Colonie ein gewiſſes Ganzes, ihre zerſtreuten Einwohner werden ein Raub des geringſten Feindes, der ſich nicht ſcheut, ſie anzugreifen. Im Jahr 1769 betrug die Ausfuhr aus Penſylvanien über dreyzehn Millionen Livres, und ſie iſt ſeitdem ſehr geſtiegen.

Philadelphia oder die Bruderſtadt, iſt der Mittelpunkt aller dieſer Betriebſamkeit. Sie liegt am Zuſammenfluß des Delaware und Shullkill. Nach Penns Beſtimmung ſollte ſie zwey Meilen lang und eine Meile breit ſeyn, man hat aber bis jetzt nur an den Ufern des Delaware gebaut, doch ohne von dem Plane des Stifters abzuweichen. Die Straßen ſind nach der Schnur gezogen, 50 bis 100 Fuß breit, auf beyden Seiten mit Trottoirs verſehen. Die Häuſer ſind von Ziegelſteinen erbaut und mit vielfarbigem Marmor geſchmückt, der nahe bey der Stadt gebrochen wird. Jedes Haus hat ſeinen Garten.

Die meiſten Secten haben Kirchen, Manche auch keine, ohne darum weniger tugendhaft oder glücklich zu ſeyn. Das Rathhaus iſt prächtig. Da verſammeln ſich jährlich Ein auch Mehreremale die Repräſentanten der Colonie, um das gemeine Beſte zu berathen. Neben dem Rathhauſe iſt eine vortreffliche Bibliothek, welche der berühmte Franklin 1732 geſtiftet hat. Sonnabends ſteht ſie dem Publikum offen, aber denen, die zu ihrer Gründung beytrugen, täglich. Die übrigen erlegen ein Miethgeld, und, wenn ſie die Bücher zur rechten Zeit nicht wiederbringen, eine Strafe. Aus dieſem Fond wird die Bibliothek noch ſtets vermehrt, und ſchon iſt eine Sammlung von mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, wie auch ein naturhiſtoriſches Kabinet hinzugefügt worden.

Ein weiſer, freygebiger Bürger, Logan, hat 1752 dem Publikum eine vortreffliche Bibliothek aller Claſſiker vermacht, die er während eines langen, arbeitſamen Lebens geſammelt hatte. Die 1749 gegründete Schule verdankt gleichfalls ihre Entſtehung Franklin, deſſen Nahme ſich mit allem Groſſen und Guten miſcht. Hier wird nie über

Worte geſtritten werden; hier wird man ſich nie wegen unbegreiflicher Geheimniſſe haſſen. Wenn Deſpotismus, Aberglaube oder Krieg einſt Europa in die Barbarey zurückgeſtürzt haben, aus welcher Künſte und Philoſophie ſie hervorgezogen hatten, dann werden dieſe Fackeln des menſchlichen Geiſtes die neue Welt erleuchten, und das Licht wird zuerſt in Philadelphia erſcheinen.

Die Bevölkerung dieſer Stadt läßt ſich nicht genau angeben, weil viel Secten ihre Kinder gar nicht taufen laſſen und die Todtenliſten nicht pünktlich geführt werden. Gewiß ſcheint aber, daß 1766 ſie 20000 Einwohner zählte, die ſich faſt alle vom Handel nährten, der ſie wohlhabend und reich machte. Dieſer Wohlſtand wird immer wachſen, da bis jetzt nur der ſechſte Theil der ganzen Provinz urbar gemacht worden. Philadelphia iſt eine offene Stadt. Das ganze Land iſt offen, gemäß den Grundſätzen der Quäker, der beſcheidenſten, redlichſten, arbeitſamſten und wohlthätigſten Menſchen. Vielleicht darf man nur ihre Geſetzgebung der Unbeſonnenheit und Verwegenheit anklagen, denn ſie hat, bey aller Sorgfalt für das Innere, nichts gethan, um ihr

Werk von Auſſen zu ſchützen. Ja, wenn die Welt aus lauter Quäkern beſtünde, dann würde Penſylvanien nie einen Feind haben; ſo aber hat man die Lämmer dem Wolf, die Bürger dieſes friedlichen Staates dem erſten beſten Tyrannen geliefert, dem es einfällt, ſie zu unterjochen. Doch was würde er gewinnen? — Geht nur, ihr kriegeriſchen Völker! all' ihr Sklaven und Tyrannen! zieht hin nach Penſylvanien, ihr werdet alle Thüren offen, alle Güter in eurer Gewalt, keinen einzigen Soldaten, nur Landbauern und Kaufleute finden. Aber wenn ihr ſie peinigt, ſo werden ſie flüchten, ihre Brachfelder, ihre zerſtörten Fabriken und Magazine euch hinterlaſſend; ſie werden ein neues Land bevölkern und anbauen; ſie werden die Welt umkreiſen und eher auf ihrem Wege ſterben, als euch erwürgen oder gehorchen. Was würdet ihr gewonnen haben? Den Abſcheu der Mitwelt und den Fluch der Nachwelt!

Atticus.

Vor Kurzem fand ich in einem alten Büchlein — Le retour des pieces choisies, ou Bigarrures curieuses — einen heftigen Ausfall gegen ein anderes, noch älteres Büchlein, betitelt Césarion ou entretiens divers, weil der Verfaſſer dieſes leztern den Charakter des Pomponius Atticus angegriffen. Es giebt keinen Mann im ganzen Alterthum, ſagt der Verfaſſer des Erſtern, deſſen Ruf beſſer begründet wäre. Gleichzeitige Schriftſteller preiſen ihn, und haben das Urtheil der Nachwelt beſtimmt. Dennoch iſt ſein alter, gleichſam grau gewordener Ruhm von einem neuen Criticus angetaſtet worden, das hat eine Menge Leſer empört. Der Angreiſer behauptet: Atticus ſey weder durch ſeine Geburt, noch durch ſeine Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent berühmt geworden. Der Vertheidiger antwortet: er ſey römiſcher Ritter geweſen und zwar von einer der älteſten Familien dieſes Ordens, alſo von vornehmer Geburt, denn die römiſchen Ritter hätten bey weitem nicht ſo tief unter dem Senate als hoch über dem Volke geſtanden; überdieß ſey Atticus von mehreren Seiten mit der Familie des Auguſtus verwandt geweſen. Der Angreifer ſelbſt geſtehe: es würde ſchwer ſeyn, mehr Geiſt zu beſitzen als Atticus, und ſich auf Zeiten, Menſchen und Geſchäfte beſſer zu verſtehen — ferner: er habe auſſerordentliche Talente zum Dienſt des Vaterlandes beſeſſen. Wie könne man folglich behaupten: er habe ſich durch kein beſonderes Talent ausgezeichnet? — Man müſſe überdieß, um den Atticus zu verkleinern, auch den Cornelius Nepos, ſeinen warmen Lobredner, herunter ſetzen u. ſ. w.

Nachdem ich dieſes geleſen, glaubte ich allerdings, Ceſarion ſey eine Art von Garlieb Merkel und habe, blos um mit Paradoxen zu glänzen, den Atticus angegriffen, wie Jener neulich den Cicero. Doch als ich auch dieſes Büchlein durchblätterte, fand ich bald, daß Ceſarion ſchwerer zu widerlegen ſey, als Garlieb Merkel, und, da ſeine Betrachtungen mir ſehr intereſſant, ſeine Bemerkungen größtentheils ſehr wahr ſchienen, ſo pflückte ich dieſe vergeſſene Blume für Clio's Körbchen.

Von den Sitten der Alten, ſo hebt er an, ſcheint mir keine rührender als die Regelmäſſigkeit ihrer Freundſchaften. Wer heutzutage ſie darin nachahmen wollte, würde für lächerlich gehalten werden. Die honetteſten unter ſeinen Freunden würden, ohne zu ſpotten, ſich blos die unendlichen Vortheile zu nutze machen, die daraus entſpringen, wenn man ſo geliebt wird; die übrigen würden ihn ungeſtraft auslachen; aber Alle insgeſammt ihn als eine Art von Tyrannen betrachten, wenn er verlangte, daß ſie ihn eben ſo behandeln ſollten als er ſie.

So war es nicht in Griechenland zu Xenophons Zeiten. Dieſe, uns ſo fremde Regelmäſſigkeit war damals unerläßliche Pflicht, eine der weſentlichſten

Eigenſchaften des Mannes von Ehre, die eben ſo viel Ruhm erwarb als groſſe Thaten. Xenophon ſagt, bey Gelegenheit des Mordes, den die treuloſen Perſer an den griechiſchen Heerführern verübten: „Sie ſtarben, nachdem ſie tadellos gelebt „hatten, ſowohl im Krieg als in der Freund„ſchaft.“ Wer könnte heutzutage, bey einem Leichenbegängniſſe unſerer Generale, dieſen Lobſpruch wiederhohlen?

Möge die Freundſchaft immerhin jetzt noch eben ſo warm ſeyn, allein ſie iſt minder zart. Auch in unſern Tagen haben wir Handlungen von Uneigennützigkeit, Treue und Muth bewundert, die den Glänzendſten des Alterthums an die Seite geſetzt werden dürfen; aber ich zweiſle, daß man Beyſpiele der Sanftmuth und Geduld finden wird, wie die Alten deren ſo oft bey den Klagen und Vorwürfen ihrer Freunde geben, ſelbſt wenn dieſe Klagen und Vorwürfe ungerecht waren; von der ſchonenden Nachſicht, die ſie gegen unbezwingliche Leidenſchaften derer, die ſie liebten, bewieſen; und endlich von der Pünktlichkeit, den Aeuſſerungen der Achtung und Empfindung, die ſie nie gegen ihre

Freunde vernachläſſigten. Hier iſt ein Beweis davon:

Atticus war Schiedsrichter geweſen in der Sache eines Mannes, der ein gemeinſchaftlicher Freund von ihm und Cicero war. Mit dem Ausſpruch, welchen Atticus gefällt, war er unzufrieden, und es ſcheint, er habe wohl Urſach dazu gehabt. Denn Atticus, der kurz darauf nach Griechenland gieng, ſchrieb deshalb an Cicero: „Wenn Jemand auf mich zürnt, ſo iſt es an dir, „ihn zu beſänftigen.“

Cicero antwortete: „Du brauchteſt mich nicht „daran zu erinnern, ich habe ohnehin nichts vernachläſſigt. Allein er iſt noch ſehr gegen dich aufgebracht. Ich habe alles geſagt, was zweckmäſſig „ſchien, doch vor der Hand nicht weiter gehen „mögen, bis ich deinen Willen vernommen.“

Einer unſerer Zeitgenoſſen an Cicero's Stelle, wäre gewiß ſogleich weiter gegangen, und vielleicht viel weiter als Atticus wünſchte, denn die meiſten Leute dienen ihren Freunden weniger um dieſen, als um ſich ſelbſt ein Vergnügen zu machen und fragen nicht, wie weit ſie gehen dürfen. Es iſt nichts gefährlicher, als von ſolchen Freunden einen Dienſt zu begehren. Sie thun immer mehr als man gewollt, und man darf ſich nicht einmal beklagen, ohne von aller Welt verdammt zu werden, denn *ſie meynten es ja ſo gut.* Cicero fiel nicht in dieſen Fehler. „Wenn du mir ſchreibſt" fuhr er fort, „was du wünſcheſt, ſo ſollſt du erfahren, daß ich eben ſo dringend, aber auch eben ſo zurückhaltend ſeyn werde, als du ſelbſt beſtimmen wirſt."

Er hatte auf dieſen Brief noch keine Antwort erhalten, als er in einem zweyten Schreiben wiederholte: „Unſer Freund iſt noch ſehr aufgebracht gegen dich. Melde mir, wie viel oder wenig das dich bekümmert, ſo werde ich den Grad meiner Bemühungen darnach abmeſſen."

Er begriff alſo, daß Atticus wohl einen Preiß auf die Verſöhnung ſetzen könnte, ohne ſie eben um *jeden* Preiß zu wünſchen. Er beſaß alſo nicht die unter uns ſo gewöhnliche Eitelkeit, ſeinen Freunden vorſchreiben zu wollen, was ſie thun oder laſſen ſollten, ſtatt ihnen blos zu rathen; denn heutzutage ſpielen die meiſten Freunde die Hofmei-

Graf zu C und D, Graf und Herr zu E F G & caetera, & caetera, & caetera. Die Etcäteras ſind die Gedankenſtriche der großen Herren und bedeuten eigentlich nichts. Dieſer Emerentius Theodor war ein guter, ſchwammigter Menſch, der Alles ohne Unterſchied in ſich ſaugte, und auf den Ruhm Anſpruch machte, der größte Mäcen im heiligen römiſchen Reiche zu ſeyn. Um ſeinen Thron, das heißt um ſeinen Armſeſſel, lagerten ſich alle die, welche in der allgemeinen deutſchen Bibliothek oder in der jenaiſchen Litteraturzeitung waren gemißhandelt worden, ſie ſäeten nicht, ſie erndteten nicht, ſie ſammelten auch nicht in die Scheuer, und der Fürſt ernährte ſie doch.

Auf dieſes Schlaraffenleben war meines Vaters Plan kalkulirt. Ein Heldengedicht, Sr. Durchlaucht, dem Beſchützer der Muſen, dem ältern Bruder des Apoll gewidmet, ſollte auf einmal alle die Geſchöpfgen zu Boden ſchlagen, die bisher nur mit Idyllen und ſter und affectiren eine gewiſſe Ueberlegenheit, welche die tödtlichſte Peſt der Freundſchaft iſt.

Wie viele giebt es jetzt wohl, die da fähig wären, in einer Sache ganz nach den Anſichten ihrer Freunde ſich zu verwenden, wenn ſie glauben, daß dieſe Anſichten nicht die rechten ſind? — Es wäre ſchon viel, wenn ſie in einer ſolchen Stimmung ſich lieber gar nicht damit abgäben, aber die Wenigſten können das über ſich gewinnen. Sie wollen ihre Freunde in der Noth nicht zu verlaſſen ſcheinen, oder ſie fürchten, die Sache könnte durch Andere, ihren Anſichten zuwider, ausgeführt werden. Lieber miſchen ſie ſich darin und ſehen es nicht ungern, wenn Alles fehlſchlägt, denn ſie haben es ja voraus geſagt. Sie haben das ihrige gethan, ſie haben es gut gemeynt, aber ſo gieng es nun einmal nicht.

Der wahre Freund iſt nur dann mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn der Freund mit ihm zufrieden iſt. Keine andere Art von Intereſſe, keine Eitelkeit miſcht ſich in ſeine Handlungen. Er vergißt ſich ſelbſt und vernichtet ſich gleichſam, um blos in der Seele des Freundes zu leben. Der falſche Freund hingegen kann ſeine Perſönlichkeit nie ganz aus dem Spiele laſſen.

Nach erhaltener Antwort ſchrieb Cicero: „Ich „verſpreche dir, unſern Freund zu beſänftigen und „vielleicht ihn dir ganz wieder zu gewinnen. Ich „hatte ſchon aus eigenem Triebe daran gearbeitet, „nun aber, da ich aus deinem Briefe ſchlieſſe, daß „du es eifrig wünſcheſt, werde ich meine Bemühungen verdoppeln. Er iſt freylich aufs äuſſerſte „erbittert, aber da es mir vorkommt, als hätte er „eben keine wichtige Urſache dazu, ſo denke ich ihn „wohl zu bewegen.“

Er betrog ſich in dieſer Hoffnung, und das gieng ſehr natürlich zu, denn er war nicht gründlich mit der Sache bekannt. „Es iſt Alles vergebens“ ſchrieb er nach einiger Zeit an Atticus, „ich habe nicht einmal die eigentliche Urſache ſeiner „Sinnesänderung gegen dich herausbringen können. Denn was er auch von deinem ſchiedsrichterlichen Ausſpruch und einigen andern Dingen „ſagt, die mir ſchon bekannt waren, ſo giebt es „doch noch etwas anders, das ihm augenſcheinlich „mehr am Herzen liegt als alles übrige. Weder

„deine Briefe noch meine Verwendung wird bewürken, was du ſelbſt, gegenwärtig, durch deine „Geſpräche, durch deine einſchmeichelnden Manieren am beſten bewürken kannſt, wenn du es nemlich der Mühe werth hältſt. Du wirſt es aber „auch der Mühe werth halten, wenn du meinem „Urtheil vertrauſt und deiner Redlichkeit treu bleiben willſt. Wundere dich übrigens nicht, daß ich „dir nichts weiter verſprechen kann, denn er iſt „hartnäckiger in ſeinem Zorne als jemals.“

Cicero hatte folglich ſehr wohl gethan, daß er nicht zu weit gegangen war, denn Atticus würde es ihm vielleicht ſchlechten Dank gewußt haben.

Warum wollte aber der Mann die eigentliche Urſache ſeines Unwillens nicht entdecken? — Vielleicht weil die gerechteſten und empfindlichſten Urſachen ſich oft am wenigſten ſagen laſſen, eben weil ſie die klarſten ſind, und keine Entſchuldigung verſtatten. Die Gröſſe einer Beleidigung iſt immer nur dem bekannt, der ſie empfangen und dem, der ſie angethan hat, denn ſie iſt abhängig von der Stimmung des Beleidigten in dem Augenblicke, wo ſie ihm wiederfuhr und von der Kenntniß, die der Beleidiger von eben dieſer Stimmung hatte, eine Kenntniß, die er vielleicht ausſchließlich beſaß, die er aber gegen jeden andern, nur nicht gegen den Beleidigten, ableugnen und folglich dem Letztern das Unrecht aufbürden kann. Darum ſcheinen die grauſamſten Beleidigungen denen oft ſo unbedeutend, die ſie nicht empfangen haben. Meiſtens läßt ſich auch nicht Alles erklären, ohne zugleich Dinge aufzudecken, die man verheimlichen will. Wenn der Beleidiger das weiß, ſo fordert er den Andern kühn auf, ſeine Gründe zu ſagen, wohl wiſſend, daß er ſchweigen muß.

Auffallend iſt, was Cicero in der Folge hinzufügte: „Ihr mögt Euch nun verſöhnen oder nicht, „und welcher von Euch auch Recht oder Unrecht „haben möge, ſo wird er ſich immer am übelſten „dabey befinden.“

Das ſcheint nicht ſehr vernünftig, war aber doch ſehr wahr. Atticus genoß eines ſolchen feſt begründeten Rufes der Rechtlichkeit und Klugheit, daß Jedermann in Rom ihm würde Recht gegeben haben, ob er gleich ſeinen Ruf nicht immer verdiente.

Er gehörte zu der Gattung von berühmten Leuten, die es weder durch ihre Geburt, noch durch ihre Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent geworden ſind, ſondern nur durch eine gewiſſe Art zu leben und ſich in der groſſen Welt geltend zu machen, die nicht ſchwer zu täuſchen iſt. Es gehört dazu weiter nichts, als daß man viel Geld und viel Verſtand habe, ohne heftige, weder gute noch böſe Leidenſchaften gebohren ſey und ſo gleichgültig für Wahrheit und Gerechtigkeit, daß man ohne Herzklopfen die Unterdrückung dieſer Tugenden mit anſehen, ſie auch allenfalls, wenn es nüzt, ſelbſt unterdrücken könne. Dabey muß man aber nicht von Natur ungerecht oder ein Betrüger ſeyn, auf daß man die meiſte Zeit hindurch dieſelben Tugenden mit Leichtigkeit auszuüben im Stande ſey, weil der Fall weit häufiger iſt, daß es Vortheil bringt, gerecht und wahr zu ſeyn, als daß es Schaden ſtiftet. Man muß ferner vieler Menſchen Freund, aber keines Menſchen wahrer Freund ſeyn; wenig mit ſeines Gleichen umgeben, ſie aber auch nicht verachten. Mit dieſen Eigenſchaften iſt nichts leichter als den Umgang und das Vertrauen der Groſſen zu gewinnen, beſonders wenn man keinen Rang hat, dem ſie eine gewiſſe Achtung beweiſen müſſen. Wenn nun ein Mann von dieſem Charakter ſeinen Verſtand mißbrauchen will, um den Lächerlichkeiten der Groſſen zu ſchmeicheln, die gerade ihre empfindlichſten Seiten ſind; wenn er diejenigen Eigenſchaften an ihnen lobt, die ſie würklich beſitzen, die aber von Jedermann ſonſt getadelt werden; oder diejenigen, die ſie zu beſitzen ſich einbilden, die aber Jedermann ihnen abſtreitet; o dann kann er es ſehr weit bringen! vollends wenn er verſteht, die Freundſchaft zweyer Groſſen ſich zu erhalten, die einander tödtlich haſſen, und dadurch beyden Partheyen ſich gleich nothwendig zu machen. Dann werden ſie um die Wette ihn rühmen und preiſen und Fremde, welche dieſen Ruhm von ſo verſchieden geſinnten Männern vernehmen, werden natürlich glauben, daß nur die Macht der Wahrheit ihre Stimmen vereinigen konnte. So wird der Schlaue bald allgemein bewundert, und ſo entſteht nach und nach das Fantom eines erſchlichenen Ruhmes.

Ein ſolcher Mann ungefähr war Atticus. Sein Freund hingegen beſaß einen ganz verſchiedenen Character, und ein gründliches, von jenem erkünſtelten eben ſo verſchiedenes Verdienſt. Er nannte ſich Lucius Lucceius, war aus einem guten Hauſe gebürtig, und ſchrieb die Geſchichte ſeines Jahrhunderts mit einer Beredtſamkeit, die man nach den dringenden Bitten des Cicero abmeſſen mag, durch die er ihm anlag, ſich der Geſchichte ſeines Conſulats beſonders zu widmen, zugleich mit einer ihm gewöhnlichen Freymüthigkeit. In einer berühmten Rede des Cicero (pro Coelio) werden die Sittenreinheit, die Redlichkeit, Güte und Gelehrſamkeit des Lucceius hoch gerühmt. Selbſt in den Briefen an Atticus konnte Cicero ſich nicht enthalten zu erklären: „Lucceius ſey ein vortreff„licher Mann (vir optimus) und ſein wärmſter Freund (Amicissimus.)“

Es iſt derſelbe Lucceius, der nachher, zugleich mit Cäſar und Bibulus, ſich um das Conſulat bewarb, und nur deßhalb es nicht erhielt, weil er mit Cäſar gegen Bibulus im Einverſtändniß geweſen. Denn dieſe Verbindung machte ihn Cäſars

Feinden verdächtig, und da ſie dieſen groſſen Mann ſelbſt nicht ausſchlieſſen konnten, ſo wollten ſie ihm wenigſtens nicht den Collegen geben, den er wünſchte; ſie ſetzten Himmel und Hölle in Bewegung und brachten es endlich dahin, daß Bibulus erwählt wurde.

Es ſcheint, daß Lucceius nach dieſer fehlgeſchlagenen Hoffnung ſich zurückzog, auch, zu Folge ſeiner Gewiſſenhaftigkeit, die Verbindung mit Cäſar abbrach, denn dieſer bediente ſich ſeiner nicht in dem Bürgerkriege, wie ſeiner übrigen Freunde; Lucceius blieb während dieſer Zeit auf dem Lande oder zu Rom verborgen, ſeinen Studien obliegend.

Um ihn noch näher kennen zu lernen, darf man nur den Brief leſen, den er an Cicero über den Tod von deſſen geliebten Tochter Tullia ſchrieb; Herzensgüte, Klugheit und Beſcheidenheit leuchten daraus hervor. Hier iſt er:

Lucceius an Cicero. Biſt du geſund, ſo freut es mich. Mit mir ſteht es wie gewöhnlich, vielleicht noch etwas ſchlechter. Ich habe dich öfter beſuchen wollen und bin erſtaunt, daß du Rom verlaſſen gleich nachdem du von mir gegangen. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, was dich dazu nöthigte. Willſt du in der Einſamkeit dich ergötzen, ſchreiben oder dich ſonſt auf deine Weiſe beſchäftigen, ſo freue ich mich darüber und bin weit entfernt, es zu tadeln; denn man kann nichts angenehmeres thun, nicht allein in dieſer elenden Zeit, in der wir leben, ſondern ſebſt in den ruhigſten, glücklichſten Zeiten. Vor Allen ein Geiſt wie der deinige, der, nach groſſen Anſtrengungen, Erhohlung ſucht und immer aus ſich ſelbſt etwas hervorbringt, was Andern köſtlich und ihm ſelber rühmlich iſt. Biſt du aber hingegangen, um dich deinem Schmerz zu überlaſſen, wie du hier thateſt, ſo traure ich, weil du leideſt; doch, wenn ich freymüthig reden darf, ich billige dein Betragen nicht. Denn du, deſſen Scharfſinn das Verborgenſte entdeckt, begreifſt du nicht, daß deine ewigen Klagen fruchtlos ſind? daß du ſelbſt nur deinen Schmerz verdoppelſt? hingegen daß es klug wäre, dich zu zerſtreuen? — Vermögen meine Ueberredungen nichts gegen dich, ſo gieb meinen Bitten nach. Ich beſchwöre dich bey der Achtung, die du mir beweiſeſt, gieb dieß trauernde Leben auf, kehre zu deinen Freunden zurück! oder, wenn du die Einſamkeit vorziehſt, ſo lebe zum wenigſten mit dir ſelbſt wie vor deinem Unglück. Es wird mir weh thun, wenn mein Eifer dir mißfällt, und doch kann ich mir nicht helfen, ich muß zudringlich werden. Bewillige meine Bitte, wenn du kannſt, oder vergieb mir dieſe Zudringlichkeit, wenn du nicht kannſt.

Lucceius war ein Mann aus der guten alten Römerzeit, er paßte nicht mehr in die letzten Jahre der Republik, wo Sittenverderbniß mächtig eingeriſſen war; was Wunder, daß der geſchmeidige Atticus mehr gerühmt wurde als Er? — Die meiſten Menſchen beurtheilen, was geſchieht, nach den Perſonen, durch die es geſchieht, ſtatt daß ſie umgekehrt die Perſonen nach ihren Handlungen beurtheilen ſollten. Aber freylich, dann müßten ſie dieſe Handlungen gründlich unterſuchen und dazu ſind ſie zu träge; hingegen iſt weit leichter über Handlungen abzuſprechen, je nachdem man für oder wider die Perſon eingenommen iſt. In dieſem Falle vermeidet man ohnehin, irgend etwas zu er-

Liedern an den Mond den gähnenden Fürſten in den Schlaf geſungen hatten. Der kleine buckligte Schneider billigte den Entwurf, weil mein Vater ihm auf dieſe Weiſe in ſeiner Nahrung keinen Eintrag that, ja er verſprach ſogar ſeinen Gaſt unentgeltlich ſo lange zu füttern, bis das Heldengedicht ſeine Exiſtenz erhalten, unter der einzigen Bedingung eines mäßigen Antheils am Gewin, den beyde im Geiſte ſchon aufgezählt und gelblächelnd vor ſich liegen ſahn.

Nun ging mein Vater raſch ans Werk und kaum waren zwey Monat verfloſſen, als eine Epopee, betitelt der Ocean, in drey und dreißig Geſängen ans Licht trat. Doch verſtehe ich unter dieſem Lichte nicht das Licht der Welt, bis jetzt war es nur noch die Lampe des Schneiders, denn nun mußte das Gedicht vor allen Dingen erſt mit kritiſchem Auge beleuchtet, und deshalb ein Sonntag anberaumt werden, an welchem Meiſter Luchs als Kunſtrichter, das Geiſtesproduct meines gründen, was eine Täuſchung vernichten könnte, denn man mag nicht der Betrogene ſeyn.

Wenn alſo Cicero an Atticus ſchrieb: daß, wenn auch Luccejus Recht habe, doch die Welt nur ihm Unrecht geben werde; ſo iſt dabey blos zu verwundern, daß er dem Atticus ſo freymüthig ins Geſicht ſagte, er könne auch wohl Unrecht haben, dieſem Manne, der nie Unrecht haben wollte.

Ob Luccejus und Atticus ſich jemals verſöhnten, und wie, iſt unbekannt. Aber es erhellt aus Cicero's Briefen, daß ſie zwölf Jahre nachher wieder mit einander umgiengen. So geht es gewöhnlich, wenn man mit Leuten von dem Character des Atticus zu thun hat. So innig man auch von ihrer Treuloſigkeit überzeugt ſeyn möge, ſo kann man doch am Ende den Zudringlichkeiten gemeinſchaftlicher Freunde nicht widerſtehen: denn immer ſind dieſe dem Beleidiger geneigter, als dem Beleidigten.

Atticus iſt nicht der einzige Mann in der Geſchichte, der einen groſſen Ruf uſurpirt hat. Man könnte noch hundert alte und neue Beyſpiele anführen. Es ſcheint, daß ſein Biograph der Stim me des Volkes vertraute, die nicht immer die Stimme Gottes iſt. Es giebt leider keinen gröſſen Ruf, zu dem man nicht durch Geld, Verſtand und Eitelkeit gelangen könnte. Hohe Verdienſte ohne wahre Rechtlichkeit erkenne ich nicht an, und eben dieſe leztere beſaß Atticus nicht, obgleich man ihm übrigens zugeſtehen muß, daß er mit ſehr viel Geiſt und Klugheit die feinſte Kenntniß der Menſchen, Zeiten und Geſchäfte verband.

Cornelius Nepos war weniger ſein Biograph als ſein Panegyriſt; ein mittelmäſſiger Kopf, wie aus allem hervorleuchtet, was von ihm uns übrig geblieben; er nahm auf Treu und Glauben Alles an, was er, zum Ruhme des Atticus, vom Atticus ſelbſt erfahren hatte. Er rühmt ſich, ſo vertraulich mit ſeinem Helden umgegangen zu ſeyn, daß er ſogar das Tagebuch ſeiner Ausgaben geſehen. Er hat ihm ſeine Lebensbeſchreibungen dedicirt, und auch einige derſelben auf deſſen Bitten geſchrieben. Uebrigens ſcheint es nicht, daß dieſer Schriftſteller ſo viel in der Welt gegolten habe, als die meiſten ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen. Vielleicht war die Freundſchaft des Atticus des, was ihm die meiſte Ehre erwarb, und er folglich dabey intereſſirt, ihn ſo hoch als möglich zu erheben. Dabey gieng er aber ſo ungeſchickt zu Werke, daß gerade die glänzendſten Handlungen, die er berichtet, entweder von andern, glaubwürdigern Schriftſtellern geradezu widerlegt, oder ſo von ihnen dargeſtellt werden, daß er ſelbſt das Verdienſt derſelben vernichtet, indem er ihre wahren Motife aufdecket. Wenn er z. B. zeigen will, daß ſein Held nur auf rechtlichen Wegen ſeine Reichthümer vermehrt habe, ſo behauptet er kühn, Atticus habe nie, weder mittelbar noch unmittelbar, ſich in öffentliche Geſchäffte gemiſcht gleich andern römiſchen Rittern. Aus Cicero's Briefen aber — die doch Nepos, ſeinem eigenen Bekenntniſſe zufolge, geſehen hatte — erhellt gerade das Gegentheil, denn in dieſen nennt er ihn Publicanus, (Pachter der Staatseinkünfte) und giebt ihm Nachricht von einem Senatsbeſchluß gegen die Gläubiger der freyen Völker, wobey Atticus intereſſirt war, weil er dem Volke von Sicyon groſſe Summen vorgeſchoſſen hatte.

Es wäre auch unbegreiflich, wie er ſo auſſerordentliche Reichthümer erwerben können — da er ſehr gut lebte und ſehr viel verſchwendete — wenn er nie ein Amt verwaltet oder ſonſt auf irgend eine Weiſe etwas gewonnen hätte.

(Hierauf antwortet der Verfaſſer des zuerſt genannten alten Büchleins, man müſſe in Cicero's Briefen nicht Publicanus, ſondern Publicanis leſen, ſo bekomme die Stelle einen ganz andern Sinn. Atticus habe durch den Tod ſeines Oheims, Quintus Coecilius, mehr als eine Million geerbt, und ſey zuvor ſchon reich geweſen.)

Ein gewiſſer Boſius, ein gelehrter franzöſiſcher Critiker, hat aus einigen dunkeln Worten, die Atticus an Cicero ſchrieb, die Entdeckung gezogen, daß er eine Leihbank in Rom hielt, aber nicht unter ſeinem eigenen Nahmen, ſondern unter dem Nahmen Anderer, die Oppius hieſſen, in ſeinem Solde ſtanden und ſich öffentlich damit abgaben. Daß Nepos das nicht wußte, mag ihm zu verzeihen ſeyn, denn aus der räthſelhaften Art, wie Atticus darüber ſich ausdrückte, läßt ſich ſchon ſchlieſſen, daß er dieſen Umſtand mit groſſer Sorgſelſt verheimlichte, und ihn wohl am wenigſten ſeinem Biographen mittheilte.

Wenn dieſer in einer andern Stelle die hohe Achtung recht auffallend machen will, die Jedermann für ſeinen Helden hegte, ſo verſichert er ſehr beſtimmt, Pompejus habe es ihm nicht verübelt, daß er während des Bürgerkrieges in Italien blieb, ohne Parthey zu nehmen, ob er gleich des Pompejus vertrauter Freund war. Indeſſen mußte Cicero das doch beſſer wiſſen als Nepos, denn er war gerade damals mit Pompejus in Theſſalien und ſchrieb ſehr beſtimmt an Atticus, nach dem Tode des Pompejus: Dieſer habe Alle diejenigen für ſeine Feinde gehalten, die ſich nicht laut für ihn erklärten: „Dich eben ſowohl als „die andern“ fügt er hinzu, „denn man war „entſchloſſen, dich ſehr grauſam zu behandeln.“ Man könnte noch viele dergleichen Beyſpiele von des Nepos Mangel an Wahrhaftigkeit anführen, allein es ſey genug an einem letzten.

Er verſichert, Atticus habe dem Cicero eine unwandelbare Treue in allen Gefahren bewieſen, und doch beklagt ſich Cicero bitterlich in ſeinen

Briefen über das Gegentheil und macht dem gerühmten Freunde die gerechteſten Vorwürfe. Die Freundſchaft zwiſchen dieſen beyden Männern iſt ſo berühmt geworden, daß bißher Niemand zu zweifeln ſich unterſtanden, ſie ſey von beyden Theilen gleich warm und treu geweſen; aber man darf nur des Atticus ganzes Leben durchgehen, ſo wird man nicht ein einziges Merkmal wahrer Gutmüthigkeit finden. Man kann auch nicht zu ſeiner Entſchuldigung anführen, die groſſe Welt habe ihn verdorben, denn er war ſchon in früher Jugend, was er in ſpätern Jahren geweſen. Sein Vater, den er früh verlohr, hinterließ ihm ein, für ſeinen Stand anſehnliches Vermögen; er gehörte nemlich zum Ritterſtande, das heißt, er war von guter bürgerlicher Abkunft. Schon im Jünglingsalter, wo ſonſt wohl die Schüchternſten kühn ſind, verließ er Italien, und zog ſich, unter dem Vorwand zu ſtudieren, nach Athen zurück, eigentlich aus Furcht, weil man zu Rom einen aufrühreriſchen Tribun hingerichtet hatte, mit dem er verwandt war. Dieſer Zug verrieth bereits ſeine trefflichen Anlagen zum Epikuräer, deſſen

Lehren er ſich in der Folge ganz ergab. Ohne dieſe Sekte ſchmähen zu wollen, muß man doch bekennen, daß es eine ſonderbare Weisheit iſt, ſein Vaterland ohne alle Theilnahme am Rande eines Abgrundes zu ſehen, zumal mit Talenten begabt, ihm zu dienen; und Alles drunter und drüber gehen zu laſſen, um ſich nur nicht der kleinſten Gefahr auszuſetzen. Solons Geſetze erklärten denjenigen für einen Niederträchtigen, der in einem öffentlichen Aufruhr keine Parthey ergriff.

Dieſe gänzliche Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit, welche Atticus ſein ganzes Leben hindurch für Alles bewies, was ihn nicht perſönlich angieng, war die Quelle ſeines ununterbrochenen Glücks, und dieſes Glück wiederum die Quelle der Bewunderung für ihn. Aber es iſt ſehr leicht, glücklich zu ſeyn, wenn man viel Geld, Verſtand und Geſundheit beſitzt, und ſich um Niemanden bekümmert.

Es iſt wahr, er lieh ſeinen Freunden gelegentlich Geld, ohne Hoffnung, es wieder zu erhalten und in Zeiten, wo ſie von aller Welt verlaſſen waren; aber es geſchah aus Eitelkeit, aus Prahlſucht, nur bey Gelegenheiten, wo es Aufſehen erregen konnte. Er ſchickte dem jungen Marius, der einſt ſein Schulkammerad geweſen, Geld, als er verbannt vor Sulla flüchten mußte; allein der Nahme Marius war damals der größte in Rom, und man konnte noch gar nicht wiſſen, ob er nicht in Kurzem wieder mächtiger ſeyn würde als jemals, nach dem noch friſchen Beyſpiele ſeines Vaters. Er lieh den Atheniensern groſſe Summen ohne Intereſſen, um ihre Schulden zu bezahlen, ließ ſie ſich aber zur beſtimmten Zeit pünktlich wieder geben. Er konnte ſeine Freygebigkeit nicht ſchlauer beweiſen, als gegen die berühmteſte Stadt der Welt, die er, zu einer Zeit, wo es in Rom ihm nicht ſicher dünkte, zu ſeiner Freyſtatt erwählt hatte und wo man ihm auch aus Erkenntlichkeit alle nur mögliche Ehre erwies, ihm ſogar, wider ſeinen Willen, Bildſäulen auf öffentlichen Plätzen errichtete. Man könnte einwenden, daß auf dieſe Weiſe jede großmüthige Handlung ſich verſchreyen und der Eitelkeit beymeſſen ließe. Allein Atticus hat deren, dem Anſchein nach, noch weit großmüthigere vollbracht, gegen die Cicero doch manches zu ſagen wußte; und wenn man bedenkt, wie ſchonend der leztere in allen Stücken mit ſeinem Freunde umgieng, ſo darf man wohl kühn behaupten, daß deſſen Freygebigkeit ihm ſehr verdächtig war, da er ſich gegen ihn ſelbſt folgendergeſtalt darüber ausdrückt: „iſt es wahr, daß du den Athenienſern ein Geſchenk an Getraide gemacht? Gefällt dir das?“ (oder hältſt du es für gut?)

Nach Cäſars Tode wurde vorgeſchlagen, die römiſchen Ritter ſollten einen Fond zuſammenſchießen, um Cäſars Mörder zu unterhalten, wegen des großen Dienſtes, den ſie der Republik geleiſtet. Einer der Ritter, der mit der Leitung des Geſchäffts beauftragt war, glaubte ſich gleich anfangs an Niemand beſſer wenden zu können, als an Atticus, den beſten Freund des Brutus, der das Haupt der Verſchwornen geweſen. Was that Atticus nach des Nepos eigenem Zeugniß? „Er machte das Projekt ſcheitern, erklärend, es zieme ſich nicht, ſeinen Freunden aus Partheigeiſt zu dienen.“

So ſprach er, als die ganze Welt die Handlung des Brutus als eine Heldenthat erklärte. Als aber das Blatt ſich wendete und Brutus flüchten mußte, ſchickte er ihm anſehnliche Summen zum Geſchenk. Dieß Geſchenk konnte aber doch nie ſo viel betragen, als die ganze Ritterſchaft ihm gegeben haben würde, wenn Atticus es nicht verhindert hätte. Und warum hatte er es verhindert? Blos um ſich auszuzeichnen und um den Ruhm einer guten Handlung nicht mit ſeines Gleichen zu theilen.

(Faſt ſcheint es, der Verfaſſer behaupte manches in den Tag hinein, auch nur um ſich auszuzeichnen. Es gab noch eine andere Handlung des Atticus, die ſchwerlich einer Mißdeutung unterworfen ſeyn kann und zu den großmüthigſten gehört, die jemals verübt worden, nemlich ſein Betragen gegen Antonius. Er hätte einen prophetiſchen Geiſt beſitzen müſſen, wenn er, zur Zeit der Belagerung von Modena, das Triumvirat vorausgeſehen hätte, folglich kann auch nicht der fernſte Eigennutz ihm aufgebürdet werden. Antonius, vom Senat für Roms Feind erklärt, geſchlagen

Vaters prüfen ſollte. So drückte Polycarpus ſich aus, eigentlich war es ihm aber nur darum zu thun ſein Werk vorzuleſen, denn er war feſt überzeugt, daß nichts daran zu beſſern ſey.

Mit auf den Tiſch geſtemmten Armen ſaß der kleine bucklichte Schneider meinem Vater gegenüber, welcher folgendergeſtalt begann:

Der Ocean.

Erſter Geſang.

„Tief aus der dämmernden Hülle der Nacht, „gegoſſen in die fürchterliche Höhle des nimmerſatten Anſchauens, irret mein wanderuder Geiſt durch die Schatten der entflohenen „Jahrtauſende, ſammelt im Schoos der Ewig„keit die Früchte der immer blühenden Pal„men, und gezwungen die Belagerung aufzuheben, nach Gallien zum Lepidus flüchtend, von ſeinen beſten Freunden verlaſſen, von Einigen ſogar feindlich verfolgt, ſeine Gattin und Kinder täglich Mißhandlungen ausgeſetzt — in dieſer ſchrecklichen Lage nimmt Atticus alle diejenigen bey ſich auf, die dem Antonius treu geblieben, unterſtützt ſie mit Allem, was ſie bedürfen, begleitet deſſen Gemahlin Fulvia überall, führt ihre Prozeſſe, verbürgt ſich für ſie, leiht ihr Geld ohne Intereſſen und ohne Handſchrift. Um alles das zu thun, muß man, wie mich dünkt, nicht allein ſehr wohlthätig, ſondern auch ſehr brav ſeyn. Ceſarion hat dieſe Einwendung nicht widerlegen wollen oder können.' Er möge nun im Ganzen Recht oder Unrecht haben, ſo beweiſet leider ſeine Schrift aufs neue, daß es ein ſehr zweydeutiges Ding um den hiſtoriſchen Nachruhm iſt. — Uebrigens iſt es Cornelius Nepos nicht allein, dem man vorwerfen kann, nicht immer wohl unterrichtet geweſen zu ſeyn. Ein gelehrter, deutſcher Profeſſor, Sagittarius, hat ſchon vor mehr als hundert Jahren, in dem Leben der Tullia, Cicero's Tochter, bewieſen, daß Plutarch in Cicero's Leben Dinge ſagt, welche durch Cicero's Briefe widerlegt werden.)

Die Zeitrechnungen der Griechen.

Wer die ganze chronologiſche Ordnung der Olympiaden, Pythiaden, Iſthmiaden und Nemeaden kennen lernen will, der findet Alles beyſammen in dem Werke eines Biſchoffs, Wilhelm Lloyd, der im Jahre 1700 zu Oxfort eine Series chronologica herausgab und nebenher noch mit großer, undankbarer Mühe die Nahmen aller derer auszuſpähen ſuchte, die etwa einmal in jenen Spielen den Preiß davon getragen hatten. Die hiſtoriſchen Handlanger ſind brave nützliche Menſchen, aber oft tragen ſie auch Schutt herbey. Erſt 776 Jahre vor Chriſti Geburt fieng man an, jene Nahmen aufzuzeichnen und darum zählte man auch die Olympiaden erſt von dieſem Jahre an. Der erſte, auf dieſe Weiſe geehrte Sieger hieß Coröbus, und war eines Schuſters Sohn.

Eine **Olympiade** iſt bekanntlich ein Zeitraum von vier Jahren, nach welcher Ablauf die olympiſchen Spiele wieder gefeyert wurden. Eine **Pythiade** hingegen umſchloß acht Jahre. Apollo ſelbſt hatte zuerſt die pythiſchen Spiele angeordnet. Ein gewiſſer Adraſt feyerte ſie ſchon im Jahr 1264 vor Chriſti Geburt und Pauſanias hat die Nahmen der Sieger aufbehalten. Aber weit ſpäter wurde beſchloſſen, die Sieger mit Lorbeern zu krönen, und von dem Jahre an, wo das zum erſtenmale geſchah, zählte man die Pythiaden.

Die iſthmiſchen Spiele erfand ein König von Corinth zu Ehren einiger Meergötter, allein ſie glichen mehr Myſterien als Spielen, denn ſie wurden bey Nacht gefeyert.

Die nemeiſchen Spiele wurden 1224 Jahre vor Chriſtus von den Anführern der Argier dem Jupiter und Herkules gewidmet. Sie wurden alle drey Jahre gefeyert. Uebrigens behielt die olympiadiſche Zeitrechnung, des höhern Alters wegen, ſtets den Vorzug. - So ganz ausgemacht iſt aber das erſte Jahr derſelben nicht. Petavius nimmt das Jahr 777 vor Chriſtus an. Calviſius 774. Uſſer 772. Es wird wohl keinem meiner Leſer etwas daran gelegen ſeyn, die Gründe aller dieſer verſchiedenen Meynungen zu wiſſen.

Aehnliche Spiele ſind in unſern Tagen wieder hergeſtellt worden, aber ohne ähnliche Zwecke. In einem groſſen Reiche, wo im Glanze des Alleinherrſchers Alles verſchwindet, können ſolche Anſtalten nur zur Beluſtigung dienen. In Griechenland vereinten ſie die Bürger ſo mancher kleinen eiferſüchtigen Staaten, die ſich dort ſämmtlich als Bürger Eines Staates betrachten lernten, ſich lieb gewannen, Gaſtfreundſchaft mit einander errichteten, manches Vorurtheil ablegten, manche Streitigkeiten ausglichen; auch wurden da Bündniſſe, Friedensſchlüſſe und dergleichen öffentlich bekannt gemacht. Wenn Deutſchland, als es noch eine groſſe Republik war, alle drey oder vier Jahre germaniſche Spiele gefeyert hätte, ſo würde es ſie vielleicht noch jetzt feyern dürfen; denn alle die Vortheile, welche Griechenland aus ſeinen olympiſchen Spielen zog, würde auch Deutſchland gewonnen, der Süd- und Norddeutſche ſich nicht ſtets angefeindet, ſie Alle ſich als Bürger Eines Staates betrachtet haben, und dann hätte es nicht blos Deutſche, ſondern auch eine deutſche Nation gegeben, mit der, Kraft ihrer Spiele, Niemand hätte ſpielen dürfen.

Hiſtoriſches Quodlibet.

In der Geſchichte des cypernſchen Krieges (die ich im Original nicht kenne, von der aber Pelletier zu Ende des 17ten Jahrhunderts eine Ueberſetzung geliefert hat) werden unter andern die feinen Kabinets-Intriguen eben ſo fein enthüllt, und beſonders gezeigt, daß König Philipp II. blos aus eigennützigen Abſichten dem Bunde gegen die Pforte beytrat; er wollte die Venetianer ruiniren laſſen, um ſich einen Weg zur Eroberung von Italien zu bahnen. — Das hat ſich Philipp wohl nicht träumen laſſen, daß die Nachwelt das einſt erfahren würde. Aber eben dieſe Nachwelt hat einen vortrefflichen Zollviſitator, die Zeit, der die Waare, die man Ruhm nennt, nicht ungeprüft durchläßt und ſie gar oft unächt befindet.

Jenes Beyſpiel beweiſt, wie unnütz alle Vorſichtsmaasregeln ſind, durch welche man die Nachwelt zu betrügen gedenkt. Was haben die ſchlechteſten Kaiſer des alten Roms nicht Alles gethan, um die Kenntniß ihrer Verbrechen der Nachwelt zu entziehen! wie viele Menſchen brachten ſie deshalb um! Die Sklaverey des römiſchen Volkes war ſo groß, daß man ſich nicht einmal zu beklagen wagte. Wenn es eben ſo möglich geweſen wäre, das Elend zu vergeſſen, als nicht davon zu ſprechen, ſo würde man die Erinnerung daran ganz verlohren haben. Das ſind Worte des Tacitus. Und doch — was haben jene Kaiſer dabey gewonnen? Haben wir nicht Alles erfahren? iſt nicht derſelbe Tacitus, der mit unter ihre Sklaven gehörte, der Herold ihrer Schande geworden? Er hatte wohl Recht, in ſeinen Annalen L. IV. alle die Anſtalten zu verſpotten, die auf Täuſchung der Nachwelt abzweckten. Quo magis socordiam eorum irridere libet qui praesenti potentia credant extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. Daher thun die Fürſten, die eines wohlklingenden Nachruhmes nicht ſo recht gewiß ſind, freylich am beſten, daß ſie ſich bey Lebzeiten nach Herzensluſt loben laſſen, denn es kommt eine Zeit, wo vor der Sonne der Wahrheit die tauſend Fakkeln der Schmeicheley verſchwinden.

— — —

Da die Naturphiloſophie bereits erklärt hat, daß ſie künftig in der Geſchichte eine Rolle ſpielen werde, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß auch die Myſtik ſich bald wieder einfinden, und man wohl gar, wie vormals, in den Zahlen groſſe Geheimniſſe ſuchen und finden wird. Die 318 Knechte des Abraham z. B. ſollten eine myſtiſche Figur der Kreuzigung Chriſti vorſtellen, weil, um dieſe Zahl zu ſchreiben, man ſich der drey Buchſtaben T I H bedienen mußte, wovon der Erſte ein Kreuz darſtellt, die beyden letztern aber die griechiſchen Anfangsbuchſtaben des Namens Jeſu Chriſti ſind. Einige Kirchenväter haben auch behauptet, dieſe 318 Knechte, mit welchen Abraham die Könige ſchlug, die Sodom verheert hatten, bedeuteten die 318 Biſchöffe des Nicäiſchen Conciliums.

— — —

Morhof in ſeinem Büchlein de patavinitate Liviana, ſtimmt die, nach ihm tauſendmal wiederhohlte, Klage über den Verluſt eines groſſen Theils des Livius an; denn wir beſitzen nichts von ihm, als die erſte, dritte und vierte ſeiner Decaden und die fünf erſten Bücher der fünften. Dann ſpricht Morhof von den Hoffnungen, welche man nährte, das übrige in der Bibliothek des Großſultans wieder zu finden, nachdem man in dem Bericht des Pietro de la Valle geleſen, daß der türkiſche Bibliothekar dem franzöſiſchen Geſandten de Sanci verſprochen hatte, ihm für 10000 Ducaten einen vollſtändigen Livius zu liefern. Es wurde aber nichts daraus, denn der Bibliothekar fand nicht was er ſuchte. Man ſchob das auf Rechnung ſeiner Unwiſſenheit und hoffte auf beſſere Gelegenheit, als 1665 eine Feuersbrunſt im Serail auch die Bibliothek des Sultans ergriff, und nun fürchtete man, der Schatz ſey verbrannt. Aber plötzlich meldete ſich ein Kaufmann von der Inſel Chio, mit Nahmen Juſtiniani, der im Jahr 1684 oder 85 nach Paris kam, und dem Könige des Livius ſämmtliche Werke anbot. Er gab vor, er habe ſie von einem Türken gekauft, der, als man während des Brandes alle Bücher aus dem Fenſter geworfen, ſie glücklich aufgerafft habe. Man verſprach dem Juſtiniani 50000 Dukaten, und zwar jedesmal 1000, wenn er zwey Decaden liefern würde. Allein er ließ nichts weiter von ſich hören, und das fromme Gebet, welches der berühmte Erasmus in Einem ſeiner Briefe an Gott und alle Fürſten richtet, um dieſen Schatz zu entdecken, blieb abermals unerhört.

Faſt wäre er gefunden worden, wo man ihn am wenigſten ſuchte, nemlich in Norwegen; denn man erfuhr aus einer alten Handſchrift des Bremiſchen Kapitels, daß ein gewiſſer Martin Grönning, der 1521 ſtarb, den ganzen Livius aus der Bibliothek von Drontheim erhalten und ihn der vaticaniſchen angeboten hatte, die ihm auch gern 1000 Piſtolen dafür geben wollte. Allein Grönning ſtarb während des Handels un-

„men, nagt mit ſcharfem Zahn an den Wun„dern der Natur, und leckt mit ſtachlich„ter Zunge an den Meiſterwerken der Schö„pfung. —“

Hier fiel Meiſter Luchs in einen ſanften Schlaf, mein Vater blickte verächtlich auf ihn, hielt es nicht der Mühe werth, dieſen gefühlloſen Klotz zu wecken, ſondern las ſich ſelbſt die drey und dreißig Geſänge nach einander vor, und rief alle Augenblicke: welche Begeiſterung! welche göttliche Erhabenheit! welch ein Schwung der Ideen!

Darauf wurde der Ocean ſauber abgeſchrieben, in Goldpapier gebunden, und unſer Held hatte bald darauf die Ehre, ihn Seiner Durchlaucht zu überreichen, wobey er einen nagelneuen Scharlachrock trug, welchen der kleine buckligte Schneider ihm aus einem Stück geſtohlnen Tuches verfertigt hatte.

das Manuſcript gieng verlohren. Morhof meynt, es mögte wohl das Exemplar geweſen ſeyn, welches ein König der Schotten bey der Eroberung Roms durch Alarich mit ſich nahm. Wenn die in Pompeji gefundenen Bücher-Rollen uns nicht endlich einen ganzen Livius liefern, ſo werden wir wohl der Hoffnung, ihn zu beſitzen, entſagen müſſen.

— — —

Die Römer hatten einen Sprachgebrauch, der ihre Geſchlechtsregiſter ſehr verwirrte. Geſchwiſterkinder nemlich nannten ſie Schweſtern und Brüder und fügten ſelten das Wort patrueles hinzu. Ein gelehrter Jeſuit Schotus leugnete dieſen Gebrauch, aber ein anderer Gelehrter, Perizonius, in ſeinen Animadversiones Historicae, hat ihm durch eine Menge Citaten bewieſen (unter denen ſich auch klare Stellen aus dem Cicero und Ovid befinden) daß er würklich exiſtirte. Die Entſtehung deſſelben ſchreibt er der Gewohnheit zu, daß in den älteſten Zeiten die Väter ihre verheyratheten Kinder bey ſich im Hauſe behielten, folglich deren Kinder wiederum, da ſie alle Einem

Familienhaupte unterworfen waren, als Brüder und Schweſtern miteinander aufwuchſen und auch ſo genannt wurden. Bey den Griechen war es anders.

— — —

Wer mögte es dem Jeſuiten Papebroche nachthun, der die Thaten aller Heiligen beſchrieben hat? Die meiſten Gelehrten würden lieber in den ſibiriſchen Bergwerken arbeiten, oder die Strafe erdulden, welche Denis, der Tyrann von Syracus, dem Dichter auflegte, der ſeine Verſe durchaus nicht loben wollte. Aber der Geſchmack iſt verſchieden. Ein anderer Jeſuit, Roſſweide, fieng in ſeinem 60ſten Jahre eine ähnliche Compilation an, und hoffte, noch vor ſeinem Ende die Thaten aller Heiligen in 18 Foliobänden zu liefern. Der Kardinal Bellarmin meynte aber, ein zweyhundertjähriges Leben würde nicht hinreichen, ein ſolches Werk würdig zu vollbringen. Auch ſtarb Roſſweide, ehe noch ſein erſter Band erſchienen war. Ihm folgte der Pater Bollandus, der, nebſt einem Gehülfen Namens Henſchenius, nach einer fürchterlichen Arbeit von 14 Jahren, die Heiligen des Monats Januar in zwey Bänden lieferte. Funfzehn Jahre nachher erſchienen die Heiligen des Monats Februar in 3 Bänden. Nun ſtarb Bollandus im 70ſten Jahre, um Gott Rechenſchaft zu geben von jedem unnützen Worte, was er hienieden geſagt oder geſchrieben. Der rüſtige Henſchenius fuhr fort, geſellte ſich aber einen neuen Gehülfen, eben jenen Papebroche zu, und ſo rückte das Werk langſam vorwärts. Die ſchreibſeligen Helden, welche der Tod von der Arbeit rief, wurden immer wieder durch andere abgelöſt. — Wenn man einen guten Kopf im Gefängniſſe etwa auf eine unverdächtige Weiſe aus der Welt ſchaffen wollte, ſo müßte man ihn verdammen, dieſe Acta Sanctorum zu leſen.

— — —

Stephan Morini hat acht Diſſertationen über Alterthümer geſchrieben. In der erſten ſagt er ſeine Meynung über eine Stelle im erſten Buche der Maccabäer, C. 12. v. 21. wo Arius, König der Lacedämonier, dem Hohenprieſter ſchreibt: „Wir finden in unſern alten Schriften, daß die „von Sparta und die Juden Brüder ſind, die-

„weil beyde Völker von Abraham herkommen.“ — Das hätte man ſich wohl kaum träumen laſſen, daß die Griechen von Abraham abſtammten. Grotius wußte ſich das nicht anders zu erklären, als indem er annahm, daß die Pelaſger, die Stammväter der Lacedämonier, die aus Arabien nach Griechenland kamen, vielleicht Nachkömmlinge Eines der Kinder Abrahams von der Kethura waren. Morini widerlegt das. Er ſagt, die Pelasger wären ſchon vor Abrahams zweyter Vermählung nach Griechenland gekommen und er läßt ſie lieber von Eſau abſtammen. In Thracien gab es ein Volk, Edones oder Edonii, das mögte wohl eine Kolonie von Idumäern geweſen ſeyn. (Kindern Eſau's.) Nun hält man für ausgemacht, daß die Pelasger, ehe ſie im Pelopones ſich verbreiteten, Thracien und Theſſalien beſetzt hatten, folglich können ſie wohl mit den Edomitern zu Einem Volke ſich verſchmolzen haben; eine Verſchmelzung, aus der die Spartaner hervorgiengen. — Wem würde es einfallen, wenn er eben die Geſchichte des Leonidas geleſen hätte und gleich darauf mit einem Juden ſchacherte, daß jener Held und dieſer Jude Einen Ahnherrn hatten? —

— — —

(Aus der fünften Diſſertation deſſelben Verfaſſers.) Die Aegyptier hielten es für auſſerordentlich wichtig, den Körper vor Verweſung zu bewahren, darum balſamirten ſie ihn ſorgfältig ein. Die Römer glaubten hingegen, es ſey der Seele ſehr viel daran gelegen, ihn ſobald als möglich zu vernichten, darum verbrannten ſie ihn zu Aſche. Die alten Perſer warfen ihre Todten den Hunden vor (wie noch jezt die Kalmucken) und meynten, diejenigen, die nicht bald verzehrt wurden, hätten gottlos gelebt. Die heutigen Griechen bilden ſich ein, daß die Körper der Böſen, beſonders der im Bann Geſtorbenen, nicht verweſen, weil der Teufel ſich deren bediene, um die Menſchen zu quälen. Das Concilium von Eliberi verbot, am Tage Wachskerzen auf Kirchhöfen anzuzünden, damit die Seelen der Heiligen nicht beunruhigt würden; woraus ſich ſchlieſſen läßt, welche dunkele Begriffe die Chriſten der erſten

Jahrhunderte von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode hatten.

— — —

Die ſechſte Diſſertation handelt von der Eheſcheidung. Die jüdiſchen Caſuiſten hatten die ſtrenge Moral des Moſes ſo gelockert, daß ſie ſogar behaupteten, man könne eine Frau verſtoſſen, wenn ſie das Fleiſch zu lange habe kochen laſſen, oder wenn man eine andere hübſcher fände. Der Geſchichtsſchreiber Joſeph geſteht ganz naif, er habe ſich von ſeiner Gattin getrennt, weil ihre Manieren ihm nicht gefallen hätten. — Das Concilium von Eliberi verordnete, daß ein Kirchendiener, dem es bekannt geworden, daß ſeine Frau die Ehe gebrochen und der ſich doch nicht von ihr ſcheide, das Abendmahl nicht empfangen ſolle, ſelbſt nicht auf dem Sterbebette. Nach dem Beſchluß des Conciliums von Neocäſarea mußte er in einem ſolchen Falle wählen, ob er ſeine Frau oder ſein Prieſteramt behalten wolle?

Die republikaniſchen Römer dachten minder ſtreng, wenn es wahr iſt, daß Cato ſeine Frau dem Hortenſius lieh. Unter den Kaiſern hingegen wurden die Männer hart beſtraft, die den Ausſchweifungen ihrer Frauen geduldig zuſahen. Man verbannte ſie, man peitſchte ſie, und hatten ſie etwa gar Geld dafür genommen, ſo war die Strafe noch härter. (Der heilige Auguſtin erzählt in ſeinem Erſten Buche de Sermone domini in Monte, vor etwa 50 Jahren habe ein Gouverneur von Antiochien einen Mann mit dem Tode bedroht, wenn er nicht an einem gewiſſen Tage ein Pfund Gold in den Schatz brächte. Der arme Mann konnte das Geld nicht auftreiben. Da entdeckte ihm ſeine Frau, die ſehr ſchön war, es habe ihr Jemand ein Pfund Gold geboten, wenn ſie ſeine Begierden befriedigen wolle. Sie ſey auch willig dazu, wenn ihr Gatte, dem ihr Körper zugehöre, es billige. Er dankte ihr auſſerordentlich für dieſe gütige Bereitwilligkeit und war Alles zufrieden. Der verliebte Jemand kam alſo zu ſeinem Zwecke, gab aber der Frau, ſtatt eines Beutels mit Gold, einen mit Erde gefüllt. Sie klagte es dem Gouverneur, der ihr Recht ſchaffte. Das beſonderſte dabey iſt, daß der heilige Auguſtin ſich nicht getraut, dieſen Handel zu verdammen.)

— — —

Die Heyden pflegten die Chriſten zu beſchuldigen, ſie beteten einen Eſelskopf an. Den Grund dieſer Beſchuldigung ſucht Morini in ſeiner ſiebenten Diſſertation. Die Heyden verwechſelten ſehr oft die Chriſten mit den Juden (denn bekanntlich waren die Chriſten lange nur eine jüdiſche Secte) und das geſchah auch hier. Es bleibt alſo nur zu unterſuchen übrig, was die Juden mit dem Eſelskopf zu ſchaffen hatten? — Morini meynt, es müſſe Eines von den Dingen, die im Allerheiligſten des Tempels aufbewahrt wurden, eine etwas ähnliche Geſtalt gehabt haben. Die Cherubim konnten das nicht ſeyn, denn ob man gleich nicht eigentlich weiß, wie ſie abgebildet wurden, ſo iſt doch gewiß, daß die Cherubim keinen Eſelsköpfen glichen. Die Arche konnte es auch nicht ſeyn, eben ſo wenig die Ruthe Aarons, das Rauchfaß, die Geſetztafeln; bey allen dieſen Dingen ließ ſich an keinen Eſelskopf denken. Alſo das Gefäß, in welchem das Manna aufbewahrt wurde. — Warum denn dieſes? — Weil es im Hebräiſchen Chomer hieß, welches Wort ſo viel Aehnlichkeit mit Chamor, ein Eſel, hat, daß man beyde Worte im erſten Buch Samuels, C. 16. v. 20. verwechſelte. Die Heyden mogten alſo von einem Gefäſſe Chomer gehört und es für einen Eſel Chamor gehalten haben, und zwar nur für den Kopf eines Eſels, weil ein Gefäß mit ſeinen beyden Handhaben einem Eſels Schädel ähnlicher ſieht als einem ganzen Eſel.

— — —

Paul Merula erzählt in einer Abhandlung von den römiſchen Geſetzen, daß Eines derſelben dem Manne erlaubte, ſeine Frau umzubringen, wenn er ſie — nicht etwa auf Ehebruch — ſondern bey einem Gläschen Wein ertappte. Und Plinius bezeugt in der That, daß ein gewiſſer Egnatius Mecennius, der ſeine Frau aus dieſer Urſache ermordet hatte, vom Romulus für unſchuldig erklärt wurde. — Es iſt wahr, eine betrunkene Frau giebt einen empörenden Anblick, aber es war in dem Geſetz nicht einmal von Trunkenheit, ſondern nur vom Trinken die Rede, und da ſchien es doch ſehr hart, daß Wein und Liebe ſo ganz getrennt bleiben ſollten.

— — —

Derſelbe Merula handelt auch von den militäriſchen Strafen und Belohnungen der Römer.

Für leichte Vergehungen mußten die Soldaten Gerſte eſſen, oder ſich zur Ader laſſen, oder ſtehend ihre Mahlzeit verzehren. Belohnungen ertheilte blos die Ehre. Ein Triumph, ein Beyname, ein Rang, eine Bildſäule, das genügte den Helden. Von groſſen Güterſchenkungen wußte man nichts. — Bey Gelegenheit der Bildſäulen erwähnt Merula daß dieſe Ehre auch bisweilen Gelehrten wiederfuhr. Auf den öffentlichen Plätzen zu Rom ſah man die Bildſäule des Hermodorus, Auslegers der zwölf Tafeln, die des Pythagoras und des Auſonius. Aber das waren doch ſeltene Ausnahmen. Ein tapferer Heerführer wird immer höher geachtet werden als ein friedlicher Lehrer der Menſchen. — In Rotterdam hat man dem Eraſmus eine Bildſäule errichtet, in Hannover dem Philoſophen Leibnitz, in Thorn will man den Copernikus auf gleiche Weiſe ehren, und von Doctor Luthers Denkmal iſt wenigſtens ſchon lange die Rede. Das iſt aber auch Alles. Berlin hat groſſe Männer hervorgebracht, deren Namen und Werke bey künftigen Geſchlechtern auch ohne Bildſäulen leben werden; hingegen findet man da einen Seidlitz, Schwe-

Emerentius Theodor lächelte gnädig auf den vertriebenen Bergzehender herab, das Gedicht ward von ihm, und folglich auch von dem ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben, denn kein Menſch verſtand ein Wort davon, und bald erfuhr mein Vater, daß ſein Ocean für ihn Goldkörner bey ſich geführt habe, denn er ward wenig Tage nachher zum Aufſeher über den fürſtlichen Park ernannt, ein Aemtgen, das ſeinen Mann nährte, und von welchem er mit Recht hoffte, daß kein Kobold ihn daraus vertreiben werde.

rin u. ſ. w., von welchen man nach hundert Jahren ſich fragen wird: wer waren dieſe Herren?

— — —

Jehußen in einem kleinen Büchlein de naturae constantia, behauptet, der Kanzler du Prat ſey ein unwiſſender Menſch geweſen, und erzählt, als Heinrich VIII. einſt acht engliſche Doggen an Franz I. geſchickt habe, ſo habe du Prat geglaubt, es wären acht Mauleſel, weil er in dem Briefe des Königs von England geleſen hätte: Mitto tibi octo molossos. Als er ſeine Albernheit gewahr wurde, beſchönigte er ſie durch eine neue Albernheit, ſprechend: er habe Molossos pro Muletis geleſen. — Varillas hingegen, in ſeiner Geſchichte Franz I., ſchildert ihn als einen ſehr geſchickten Mann und ſchlauen Unterhändler. Er wurde zuletzt ſo dick, daß man einen groſſen Halbzirkel in ſeinen Tiſch ſchneiden mußte, üm Platz für ſeinen Bauch zu ſchaffen.

— — —

Der Jeſuit Vavaſſor, in ſeiner poesis multiplex et varia, ſpricht unter andern von der Gewohnheit der Römer in den Briefen, welche ſie ſchrieben, ſich immer zuerſt zu nennen, gleichviel ob der, an den ſie ſchrieben, vornehmer war oder nicht. Dieſer Gebrauch exiſtirte noch zu den Zeiten des Auſonius, der ſich gegen den Paulinus ausdrücklich entſchuldigte, daß er ſeinen eigenen Namen nicht voran geſetzt, es ſey um des Verſes willen geſchehen. Immerhin mache man es jetzt umgekehrt, aber närriſch iſt es doch, daß man das Vos oder Te in einem lateiniſchen Briefe jetzt mit einem großen Anfangsbuchſtaben ſchreiben muß, gleich als ſäße die Ehre in einem ſolchen Buchſtaben. Auch von den Titeln wußten die Römer nichts, ſie nannten die vornehmſten Perſonen blos bey ihren Nahmen. Darum ſchrieb ein Biſchoff einſt an den Kardinal Richelieu: Latine ad te scribo, Armande Cardinalis, ut majestate linguae liberem me a formalis servitutis. (Balzac's Briefe.)

— — —

Mir iſt nur Ein Beyſpiel bekannt, wo ein Pabſt einem Bruder erlaubte, ſeine Schweſter zu heyrathen. Es war der Pabſt Calixtus III., der 1455 den Stuhl Petri beſtieg. Die Diſpenſation wurde einem gewiſſen Johann Grafen von Armagnac ertheilt, der ſich mit Iſabelle von Armagnac, ſeiner leiblichen Schweſter, vermählte. Das erzählt Pierre Matthieu im Leben Ludwig XI. Es würden ſicher manche große Vortheile daraus entſpringen, wenn Brüder und Schweſtern ſich heyrathen dürften. Alle Nachtheile wären leicht zu verhüten, nur der Einzige nicht, daß die Racen gewaltig ausarten würden, zwar nicht in Rückſicht auf den Körper, aber auf den Geiſt. Denn fürwahr, die ewigen Vermählungen unter nahen Verwandten ſind die einzige Urſache des jetzigen Zuſtandes von Europa.

— — —

Dagobert, der Franken König, liefert ein Beyſpiel, wie man durch einen Schreibfehler in üblen Ruf kommen kann. Man hat viele Jahrhunderte hindurch geſazt und geglaubt, er habe eine Nonne geheyrathet, ſie war aber nur ein Hoffräulein. Die Abſchreiber hatten geſagt: Nanthildem unam ex puellis de Monasterio in matrimonium accipiens sublimavit. Dagegen fand man aber in einer alten Handſchrift des Fredegarius: Nantochildem unam ex puellis de Ministerio accipiens reginam sublimavit. Die Druckfehler ſind heutzutage bisweilen eben ſo ſchlimm.

— — —

Es giebt eine auſſerordentlich gelehrte, lateiniſche Rede von einem gewiſſen David le Clerc, über Einen der wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, nemlich über — die Seiltänzer. Man erfährt daraus, daß Hippocrates, der 640 Jahre vor Chriſtus lebte, ſchon dieſer hohen Kunſt Erwähnung gethan, und daß der Erſte, der ſie zu Rom, ungefähr 500 Jahre nach Gründung der Stadt, einführte, Meſſala Corvinus hieß. Dann werden diejenigen genannt und geprieſen, welche die gefährlichſten Sprünge gemacht haben, die Furioſo's der Alten. Zu dieſen darf man ohne Zweifel auch jene Egyptier zählen, welche zu den Zeiten des Andronicus Paläologus in Conſtantinopel ſich ſehen ließen.

— — —

Ein Jeſuit, Cantelius, hat in einer Geſchichte der biſchöfflichen Sitze (metropolitanorum Urbium historia) der Schickſale von Neapel erwähnt, die in der That merkwürdig ſind, da es wohl wenig Länder in der Welt geben wird, die ihre Beherrſcher ſo oft gewechſelt haben. (Sieht man aber dabey auf die Kürze der Zeit, ſo mögte Salzburg in unſern Tagen Neapel den traurigen Vorzug ſtreitig machen) Neapel wurde bey Cumä von einigen Einwohnern der Inſel Euböa erbaut. Im zweyten puniſchen Kriege eroberten es die Römer. Im J. 493 Theodorich, König der Oſtgothen, nachdem er die Heruler geſchlagen. Hierauf folgten nach und nach die Oſtrogothen, die Griechen, die Lombarden, die Franzoſen, die Saracenen. Die letztern behielten es bis 1041, wo die Normannen ſie verjagten. Dieſen folgten die ſchwäbiſchen Fürſten, welche hinwiederum im Jahr 1266 durch Carl von Anjou vertrieben wurden, deſſen Nachkommen Alfons König von Arragonien vertrieb. Die Begebenheiten der neuern Zeiten ſind bekannt.

— — —

Wenn der Admiral Coligni, das Haupt der Hugenotten, würklich die Grundſätze gehegt hätte, die Varillas in ſeiner Geſchichte Ludwig XI. ihm unterſchiebt, ſo wäre er mit Recht unter den Dolchen der Mörder gefallen. Er ſoll nemlich behauptet haben: „daß die Souverainität einem Jeden „gebühre, der derſelben würdig ſey, und daß derjenige, der ſie über andere ausübt, ohne für ſich

„ganz allein mehr Verdienſte zu beſitzen, als alle „die übrigen zuſammen genommen, als ein Uſurpa„tor behandelt zu werden verdient.“ Auf dieſe Weiſe gäbe es keinen einzigen rechtmäßigen Souverain auf Gottes Erdboden, denn Coligni würde das Unmögliche gefordert haben. Eine ſolche Albernheit iſt ihm aber auch ſicher nicht in den Sinn gekommen. Verlangt man denn von einer Uhrfeder, daß ſie die Eigenſchaften aller in der Uhr befindlichen Räder und Stifte beſitze?

— — —

Die gefährlichſten und zugleich die niederträchtigſten Schmeichler ſind diejenigen, welche einen gewiſſen Anſtrich von Rauhheit affektiren, um die Wahrheit nachzuäffen. Als Boileau unter die Vierzig der Pariſer Akademie aufgenommen wurde (von welchen der drollige Piron zu ſagen pflegte: Messieurs les quarante ont de l'esprit comme quatre) und der König ihn zugleich zu ſeinem Hiſtoriographen ernannt hatte, ſagte er unter andern in ſeiner Rede: daß der König wohl einigen Grund gehabt habe, gerade ihn zu ſeinem Geſchichtsſchreiber zu wählen, denn da Se. Majeſtät täglich Thaten verrichteten, die zwar wahr, aber unwahrſcheinlich wären, ſo ſey es gut, ſie durch einen Mann beſchreiben zu laſſen, der im Rufe ſtehe, nicht zu ſchmeicheln. — Und darauf berief ſich Boileau in einem Augenblicke, wo er die derbſte Schmeicheley ſagte!

BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bavaricum pag. 659. ad hiſtoriam Ducum.

Histor. Bavar.

Geſchichte
Kaiſer
Ludwig des Vierten.

Von

August von Kotzebue,
der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ordentlichem Mitgliede.

Sola bona quae honesta.

Leipzig, 1812.
In der Hartmannſchen Buchhandlung.

Achtes Kapitel.

Der Wolf.

„O du liebenswürdige Jungfer Morgen„thau!“ rief mein Vater einſt beym Aufgang der Sonne: „dein von Fette triefendes Auge „hat mehr vermogt, als Minchens ſeelen„voller Blick. Du haſt mich mit Hülfe ei„nes Kobolds zum Dichter umgeſchaffen, dir „verdanke ich die Ernennung zum Aufſeher „über den fürſtlichen Park, dir ſeyen auch „die Erſtlinge meiner Muſe geweiht.“ Er ſprachs, ſattelte ſeinen Dichterklepper, den er mit dem Namen Pegaſus beehrte, und ſchrieb eine lange Satyre in Jamben, eine getreue Schilderung der Jungfer Morgenthau.

Das Gedicht wurde bald bey Hofe bekannt, man ſetzte es den Satyren des Boileau an die Seite, da man aber in dieſer Reſidenz die Jungfer Morgenthau nie geſehn hatte, und

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Druck dieſes Buches iſt unter der Bedingung erlaubt, daß nach Erſcheinung, vor dem Verkaufe, deſſelben

zwey Exemplare für die öffentliche kaiſerliche Bibliothek,
ein Exemplar für das Miniſterium der Aufklärung,
ein Exemplar für die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften,
ein Exemplar für die Cenſur-Comität der kaiſerl. Univerſität Dorpat

an dieſe Cenſur-Comität eingeſendet werden.

Dorpat, am 30. November, 1811.

Dr. Joh. Philipp Guſtav Ewers,
Cenſor.

Seiner Kaiſerlichen Hoheit

dem Prinzen

Georg von Oldenburg

dem

Wahrheit und Rechtlichkeit liebenden

Freunde der Muſen

ehrfurchtsvoll gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Vorbericht.

Die von der Akademie zu München bekannt gemachte Preisfrage hat dieſen Verſuch veranlaßt. Den Preis zu erringen konnte ich mir nicht ſchmeicheln, da, ſehr natürlich, eine bayriſche Akademie den Kaiſer Ludwig vor allen Dingen als Herzog von Bayern betrachtet, mir aber, ihn als ſolchen zu ſchildern, nur gedruckte Quellen zu Gebote ſtanden. Gewiß hat in dieſer Hinſicht der verdienſtvolle, dem Archive ſo nahe Mannert etwas Vorzügliches geliefert, wie er immer pflegt. Ich habe Ludwigs Regierung in Bayern nur leicht berühren können, hingegen das Leben des rechtlichen Mannes, der ganz Deutſchland angehörte, auf den ganz Deutſchland ſtolz ſeyn darf, für alle Deutſche zu ſchildern verſucht. Eine redliche Benutzung der mir zugänglichen Quellen wird hoffentlich der Geſchichtskenner nicht vermiſſen.

Schwarzen, im Oktober
1811.

Kotzebue.

Inhalt.

Einleitung.

Damaliger Zuſtand von Europa. . . . Seite 3

Erſtes Kapitel.

Ludwigs Jugend und häusliche Verhältniſſe. . 21

Zweytes Kapitel.

Die Kaiſerwahl. 33

Drittes Kapitel.

Achtjähriger Krieg. Die Schlacht bey Mühldorf. 44

Viertes Kapitel.

Die Folgen der Schlacht. Papſt Johann XXII. tritt auf. 74

Fünftes Kapitel.

Herzogs Friedrich Befreyung. 94

Sechstes Kapitel.

Freywillige Theilung des Reichs. 100

Siebentes Kapitel.

Ludwigs Römerzug. 122

Achtes Kapitel.

Ludwigs Rückkehr nach Deutſchland. . . Seite 143

Neuntes Kapitel.

König Johann von Böhmen. 165

Zehntes Kapitel.

Papſt Benedikt XII. 187

Eilftes Kapitel.

Der erſte Kurverein und deſſen Folgen. . . 202

Zwölftes Kapitel.

Ludwigs Erwerbungen. 216

Dreyzehntes Kapitel.

Ludwigs letzte Tage. 231

Vierzehntes Kapitel.

Betrachtungen. Ludwig als Regent von Bayern. 245

Geſchichte
Kaiſer Ludwig des Vierten.

A

Einleitung.

Damaliger Zuſtand von Europa.

Rudolph von Habsburg, Ludwigs ehrwürdiger Großvater, hatte es wohl an Deutſchland verdient, daß Er eines letzten Wunſches Erfüllung hoffen durfte: ſeines Sohnes Albrecht Wahl zum römiſchen Könige. Allein die Kurfürſten, auf ihre Wahlfreyheit jetzt eiferſüchtiger als vormals — (die Päpſte hatten ſie deſſen mit eigennütziger Schlauheit belehrt) — zögerten, dem zweyten Schöpfer des deutſchen Reiches zu bewilligen, was früher Manchem 1291. unverdient zu Theil geworden. Der edle Greis ſtarb, wenn nicht als Vater eines römiſchen Königes, doch als Deutſchlands väterlicher Wohlthäter, ein Muſter für jeden Stand; denn Rudolphs Redlichkeit ging unter dem Volke in ein Sprüchwort über, und Fürſten, ſeine Zeitgenoſſen, nannten ihn das lebendige Recht. Cod. Rudolph. L. I. ep. Cenn. p. 326.

Vertrauend auf eines ſolchen Vaters Ehrendenkmal in deutſchen Herzen, wähnte der Sohn, ihm werde kein Wahlfürſt ſeine Stimme verſagen. Doch der von Mainz, Gerhard, wußte ſchlau ſie Alle zu berücken, daß ihre Stimmen in der Seinigen erlodoch durchaus ein dem Gemählde anpaſſendes Original haben wollte, ſo ſuchte man Aehnlichkeiten unter den Damen des Hofes auf. Unglücklicherweiſe traf es ſich, daß mein Vater das Bild der Jungfer Morgenthau in einem Kopfputz mit gelbem Bande aufgeſtellt hatte, und daß die gelbe Farbe die Lieblingsfarbe der Fürſtin war. Kaum hatte man dieſe wichtige Entdeckung gemacht, als ſogleich einer dem andern in die Ohren flüſterte: „die Satyre geht auf unſere Fürſtin, es paßt zwar nicht ein einziger Zug, „aber das gelbe Band beweiſt es deutlich genug.“ Eine dienſtfertige Zofe, deren Reize mein Vater einſt verſchmäht hatte, übernahm es, dieſe hämiſchen Vermuthungen der Fürſtin ſelbſt beyzubringen, dieſe war in jedem Verſtande des Worts ein Weib, leichtgläubig und rachſüchtig, das gelbe Band erregte ihre gelbe Galle, und ſie ſchwur es ihrer beleidigten Eitelkeit, ſich bey der erſten Gelegenheit an dem Dichter zu rächen.

ſchen, und Er nach Willkür, zum Erſtaunen Aller, den Grafen Adolph von Naſſau, ſeinen Vetter, 1292. zum Könige ernannte. Dem gebrach es an Macht, Anſehn und Klugheit. Durch ſeine Einmiſchung in den, zwiſchen England und Frankreich ausgebrochenen Zwiſt ging die Grafſchaft Burgund, ein Reichslehn, verloren, denn die Erbin vermählte ſich einem franzöſiſchen Prinzen. Für engliſches Gold verkaufte Er zum erſten Male deutſches Blut, und wenn gleich deſſen Rüſtungen, durch einen, vom Papſte geſtifteten, Frieden, keine blutigen Folgen hatten, ſo lud Er doch den Unwillen einer an den Menſchen-Handel noch nicht gewöhnten Nation auf ſich; zumal da es ſchien, als ob das fremde Gold von ihm gemißbraucht werde, um zwey unglücklichen Söhnen ihr rechtliches Eigenthum zu entreißen. Denn Landgraf Albrecht von Thüringen zwang ſeine edle Gemahlin, einer Buhlerin zu weichen. Im Schmerz der Verzweiflung, mit dem ſie von ihren Kindern ſich trennte, biß ſie den ältern Knaben, Friedrich, in die Wange, daß er zeitlebens, durch eine Narbe, Jeden, der ihn ſah, an das Schickſal der gemißhandelten Mutter erinnerte und Mitleid für ſich weckte. Der unnatürliche Vater wollte ſeinem Baſtard die, den ehelichen Söhnen gebührende, Erbſchaft zuwenden. Durch Kaiſer Rudolphs redliche Vermittelung wurde das gehindert. Adolph hingegen, der öffentlichen Meinung in dieſem gehäſſigen Zwiſte trotzend, kaufte, vielleicht mit engliſchem, erſpartem Golde, des Vaters Rechte, und behauptete ſie durch zwey Feldzüge, in welchen 1294. ſeines Heeres gräßliche Unthaten der Zeitgenoſſen Gemüther empörten.

Gleichwie Gewiſſenhaftigkeit in dieſem, ſo mangelte Klugheit ihm in einem andern Falle; da Er dem mächtigen Kurfürſten von Mainz weder gethane Zuſagen erfüllte, noch den gehofften Einfluß zugeſtand. Der Getäuſchte beſchloß, ſein Geſchöpf wieder zu vernichten.

Haſtig ergriff **Albrecht von Oeſtreich** die Hoffnung, den väterlichen Thron zu erringen. Die Fürſten wurden gewonnen, obſchon der Papſt nicht beyſtimmte. Sie vereinten ſich zu Cöln, und wagten zum erſten Male, einen Kaiſer vor ihren Richterſtuhl zu laden. Den Ausbleibenden entſetzten ſie des Rei- 1296. ches, weil Er „Kirchen verwüſtet, Jungfrauen geſchändet, **engliſchen Sold empfangen**, und das Reich, ſtatt es zu mehren, gemindert habe.“

Albrecht von Oeſtreich wurde gewählt. Ob kräftig? darüber entſchied das Schwert. Perſönliche Tapferkeit führte ſeinen Nebenbuhler bey Worms tief in die feindlichen Scharen; Er fiel, wie Pelopidas, 1298. nicht ungeachtet wegen ſeines Muthes, doch unbedauert, weil Habſucht ſeinen Ruf befleckte.

Der Sieger und Thronfolger befreyte, durch gütliche Unterhandlungen, die Reichs-Gränzen vom franzöſiſchen Eindrang. Als auch Er für ſeinen Sohn die römiſche Königskrone zu erlangen ſtrebte, fand Er in dem ſtolzen **Gerhard** einen unbeugſamen Widerſacher.

Dumont corps dipl. T. I. P. I. n. 565. sq.

ſacher. Stets war gefährlich dieſen Mann zu reizen, darum es unweiſe, obwohl ſonſt nicht tadelnswerth ſchien, durch Zurückforderung der abgetretenen Rheinzölle — den Preis ſeiner Wahlſtimme — ihn noch mehr zu erbittern.

Der hoffärtige Prieſter erlaubte ſich die höhnenden Worte: Er habe noch mehrere Kaiſer in ſeinem
Jägerhorn. Die von ihm beherrſchten Kurfürſten
1301. luden abermals den Beklagten vor den Richterſtuhl des
von der Pfalz, der Papſt zugleich in harten Ausdrücken
vor den ſeinigen, als ein, von ihm noch nicht erkanntes, Oberhaupt des Reiches.

Albrechts Schwert demüthigte die Fürſten, während Bonifacius VIII., gebeugt durch Philipp des Schönen Trotz, deſſen Wahl unbedingt genehmigte, um eine Stütze für die bedrängte Kirche zu gewinnen; ja Er ſchenkte ihm ſogar ganz Frankreich, zur Erweckung der Kriegsbegier.

Lächelnd mag Albrecht das Geſchenk empfangen haben. Ihn lüſterte nicht, es geltend zu machen,
am wenigſten als dieſer Papſt in kurzem, ein Opfer
1303. von Philipps Rache, in den Kerkern der Familie
Colonna ſtarb.

In Böhmen hatte ein junger König, Wenzel,
1306. geherrſcht, durch deſſen Ermordung ein Reichslehn
eröffnet ſchien. Das wollte Albrecht ſeinem Hauſe erwerben, und rückte bewaffnet in das Land der ihm nicht abgeneigten Böhmen. Rudolph, ſein Sohn, empfing die gewünſchte Krone. Es wurde

ſogar zwiſchen Oeſtreich und Böhmen die wechſelſeitige Erbfolge beſtimmt. Doch mit Rudolphs frühem 1307. Tode wankten die, dem Scheine nach, ſo wohlbegründeten Anſprüche; denn ſelten ſteigt ein Fürſt in die Gruft, dem nicht von den Ueberlebenden ſchnell gebrochene Verträge mit hinein geworfen würden, — gleichwie die Scythen Sklaven und Roſſe mit ihren Todten verbrannten.

Die Böhmen wählten ihres ermordeten Königs Schwager, den Herzog Heinrich von Kärnthen, deſſen Kleinmuth gegen Albrechts ſiegreiche Waffen Graf Eberhard von Wirtemberg und Herzog Otto von Niederbayern bekämpften, ſtaatskluge Beſorgniſſe hegend ob der wachſenden Macht des Habsburgiſchen Hauſes.

Zu gleicher Zeit verſuchte Albrecht des Vorgängers verhaßte Eroberung von Thüringen zu behaupten. Gern vergißt der Erbe den ſchimpflichen Urſprung hinterlaſſener Macht, wähnend, es ruhe der Schimpf nur auf dem erſten Erwerber. Albrecht rüſtete ſich zu einem neuen Zuge gegen die unglücklichen Thüringer, als der Tod ſeines Sohnes und der, die Schweiz erſchütternde, Genius der Freyheit plötzlich ſeine Schritte hemmte.

Vieles in der Schweiz wurde von dem Hauſe Habsburg beſeſſen, vieles war dem deutſchen Reiche verbunden oder unterthan; daher das Recht der Kaiſer, dort durch ihre Vögte den Blutbann zu üben, nicht aber ein Recht der öſtreichiſchen Fürſten, ihre

eigenen Vögte Reichslanden aufzudringen. Der berüchtigte Vogt Geßler, und Andere ſeines Gelichters, eiſerne Ruthen ſchwingend und der Menſchheit täglich Hohn ſprechend, weckten den Muth der Ver-
1308. zweiflung. Durch ihn entſprang der Schweizer-Bund. Die Vögte wurden verjagt, die feſten Burgen zerſtört. Des Kaiſers Rache durften die Schweizer nicht lange fürchten, denn ſein Neffe Johann — deſſen oft wiederholten Bitten Er ein mütterliches Erbe vorenthalten — wurde an ihm zum Meuchelmörder.

Viele buhlten jetzt um den deutſchen Königsthron. Unter ihnen ein franzöſiſcher Prinz, Carl von Valois, den der neue, durch Philipps Gewalt bedrängte, Papſt laut empfahl, insgeheim doch nicht begünſtigte, wohl ahnend die der päpſtlichen Macht drohende Gefahr, wenn Frankreichs Wagſchale durch die Kaiſerkrone noch tiefer ſänke.

Ein ſchlauer Abenteurer, Peter Aichſpalter, vormals Arzt, nun Erzbiſchof von Mainz — von dem die Sage geht: Er habe das Erzbisthum durch Wiederherſtellung des kranken Papſtes gewon-
1308. nen — leitete und beſchleunigte die Wahl des Grafen Heinrich von Luxenburg, eines tapfern und rechtlichen Mannes, den der heilige Vater gern beſtätigte.

Wornach mit großem Aufwand von Kräften Albrecht vergebens ſtrebte, das fiel dem unbemühten Heinrich zu. Denn Friedrich von Oeſtreich und Heinrich von Kärnthen rangen noch immer um Böhmen, wo Jener die Neigung der Bewohner nicht zu gewinnen, Dieſer nicht zu erhalten wußte. Und ſo erwuchs eine dritte Partey, welche kühn die jüngere Schweſter des ermordeten Wenzel aus Herzog Heinrichs Haft befreyte und ſie als bräutliche Thronerbin dem kaiſerlichen Prinzen Johann zuſandte. Die ältere Schweſter wurde ausgeſchloſſen, Goldast. Reichsſatz. P. II. p. 29. weil ihr Gemahl das Reichslehn, Böhmen, eigenmächtig beſeſſen. Oeſtreich entſagte, durch gütlichen Vergleich befriedigt. Der Prinz Johann wurde zu 1311. Prag feyerlich gekrönt, und ſo trat plötzlich das Luxenburgiſche Haus in die Reihe der mächtigſten Fürſtenhäuſer von Europa.

In Italien währte noch der Kampf der Welfen und Gibellinen. Jenen ſeufzenden Boden hatte ſchon lange kein deutſcher Kaiſer betreten. Es war die Furcht vor ſeinem Namen aus den Städten gewichen, zugleich Muth und Freyheitsſinn. Geſchlechter, an Macht ihren Mitbürgern überlegen, warfen ſich hier und dort zu deren Beherrſchern auf, und die Städte trugen das neue Joch murrend, oder ſchweigend, oder geduldig. So viele kleine Tyrannen Italien zählte, ſo viele heimliche oder offene Feinde der Kaiſer. Zu ihnen geſellte ſich der König Robert von Neapel, aus dem Hauſe Anjou. Alle hätten gern den Zug des neuen Oberhauptes nach Welſchland gehindert, nur nicht Visconti und Brusciati, die vertriebenen Herren von Mailand und

Breſcia, die perſönlich zu Speyer den Kaiſer und die Fürſten um Schutz anflehten.

Heinrich kam. Alle Städte öffneten ihm ihre Thore. Selbſt Guido della Torre, ein Haupt der Welfen, trug ihm die Schlüſſel des ſtolzen Mailands entgegen. Mehr noch durch Frömmigkeit, Sanftmuth, Gerechtigkeits-Liebe, als durch die eiſerne Krone geſchmückt, gewann Heinrich die Herzen. Um die Partey-Wuth auszurotten, ſtrebte er, die Namen der Welfen und Gibellinen zu vertilgen. Jeder Redliche, zu welcher Fahne er ſich auch bekannt haben mochte, durfte ſicher hervortreten und ſein Vertrauen in Anſpruch nehmen.

Aber eine Steuer zu dem Römerzuge, die er nach alter Gewohnheit forderte, verkehrte plötzlich die Gemüther der wankelmüthigen Mailänder. Es brach ein blutiger Aufruhr aus. Dem böſen Beyſpiel folgten der Städte mehrere. Sie zwangen den Kaiſer Gewalt zu brauchen.

Zu Rom verwandelten die Welfen jede Trümmer der alten Römergröße in eine feſte Burg, und Heinrich, mitten in der Stadt, mußte jeden Schritt erkämpfen, das Capitolium mit Sturm erobern.

Der Papſt, nach Avignon gewandert, hatte vier Kardinäle den Kaiſer zu krönen geſandt; doch die Peterskirche, der gewöhnliche Schauplatz dieſer feyerlichen Handlung, konnte dem Feinde nicht entriſſen
1312. werden. Die Kardinäle vollzogen die Krönung wider Willen in der Lateranenſiſchen Kirche.

Nach altem Brauche eilten viele Deutſche jetzt nach Hauſe. Der Kaiſer lud den König von Neapel förmlich vor Gericht; doch ſeines Heeres Verringerung hemmte die Kraft der ausgeſprochenen Drohungen. Gleiche Urſachen nöthigten ihn, die Belagerung von Florenz aufzuheben. Aber männlich beharrte er auf dem Beſchluſſe, die Welfen zu züchtigen und das Haus Anjou von Neapels Throne zu ſtürzen. Verſagten gleich die deutſchen Fürſten ihren Beyſtand, ſo führte doch ſein Sohn, der König Johann von Böhmen, ein Heer ihm über die Alpen zu. Mit dem Könige von Arragonien, der, ſeit der berüchtigten Blut-Veſper, Sicilien beherrſchte, ſchloß er ein enges Bündniß, ernannte ihn zum Reichs-Admiral, und verhieß ihm die Eroberung von Neapel. Dann ſprach er die Reichsacht über den König Robert aus; ein Schritt, der den Papſt zu Widerſpruch und Drohungen reizte, weil Robert nur als Graf von Provence dem deutſchen Reiche, als König von Neapel hingegen dem römiſchen Stuhle lehnspflichtig ſey.

Olenſchlager Urk. N. XIII.

Doch möchte der Bedrohte ſchwerlich dem Ungewitter entronnen ſeyn, wäre nicht der Kaiſer unweit Siena, wo er das Abendmahl empfing, nach Vieler Vermuthung an Gifte geſtorben. Mit ſeinem Tode brach die glimmende Parteywuth abermals in Flammen aus. Die Gibellinen trauerten. Die Welfen zündeten Freudenfeuer an und hielten Ritterſpiele. Der Papſt ernannte den, nach ſeinem Ausſpruch ungültig

gültig geächteten, Robert zum Reichsverweſer in Italien.

Schon mehrere Winke haben angedeutet, wie kühn die Päpſte immer tiefer in das Mark der weltlichen Fürſtenmacht zu dringen ſuchten. Ein halbes Jahrhundert früher hatte Gregor IX. Samen ausgeſtreut, der jetzt üppig aufſchoß. Denn, als in bedenklichen Fällen die Kirchen aller chriſtlichen Länder, durch Bitten um Entſcheidung, der päpſtlichen Verordnungen Viele veranlaßten, die künftig bey ähnlichen Zweifeln als Richtſchnur dienen ſollten, jedoch, durch ihre Menge, Vereinzelung und weitſchweifige Dunkelheit, die Anwendung ſelbſt erſchwerten; da ließ Gregor, nach Juſtinians Beyſpiele, Auszüge bilden, ſammeln und dem geiſtlichen Rechte einverleiben. Man nannte ſie Decretalen. Durch ſie wurden die wichtigſten Rechtshändel vor geiſtliche Richterſtühle gezogen; durch ſie die Anmaßungen der Päpſte zu Geſetzen erhoben; durch ſie die Satzungen der guten alten Kirchenzucht in Vergeſſenheit gebracht.

Den Geiſtlichen — die ohnehin allein zu Rechtsgelehrten ſich bildeten — war ein Buch willkommen, das ihre Schutz- und Trutzwaffe in den ewigen Kämpfen mit weltlichen Richtern wurde. Die Zahl der Decretaliſten wuchs in Deutſchland ungeheuer. Die Biſchöffe konnten — richtend oder angeklagt — ihrer nicht entbehren. Sie ſchöpften Orakelſprüche aus jener Sammlung, und wußten, wo der Sinn nicht zuſagte, die Worte beliebig zu deuten. Die Erinnerung an einen ſolchen Spruch vereitelte **Rudolphs** väterlichen Wunſch. Ueberall gewöhnte man ſich an eine tiefere Ehrfurcht für die geiſtlichen Satzungen, folglich für die Macht, von der ſie ausgefloſſen.

D. Elect. et Elect. poteſt. c. 54.

Den Päpſten ſchien das Recht nun nicht mehr zweifelhaft, Könige abzuſetzen, Kronen zu verſchenken, Krieg zu hemmen, Frieden zu erzwingen. **Bonifaz VIII.**, deſſen Hochmuth das päpſtliche Diadem mit einem doppelten Reife beſchenkte, foderte gebieteriſch von Frankreich und England die Waffenruhe; Beyde unterwarfen ſich dem aufgedrungenen Schiedsrichter. Seiner Zuſtimmung glaubten die Fürſten zu bedürfen, als ſie damit umgingen, **Adolph von Naſſau** des Thrones zu berauben. Er war es, der gegen Kaiſer **Albrecht** die Behauptung wagte: nur dem Papſte ſtehe zu, über eines römiſchen Königes **Tauglichkeit** abzuſprechen. Er war es, der die Deutſchen von dem Eide zu entbinden drohte, der an das gewählte Oberhaupt ſie feſſelte. Er war es, der laut erklärte: die weltliche Macht ſey der geiſtlichen unterworfen, und nur die Kirche trage Beyder Schwert vereint. Als **Philipp** der Schöne die Bullen ins Feuer warf, ſchleuderte **Bonifaz** den Bannſtrahl gegen ihn, und verſchenkte Frankreich an den zuvor gehaßten **Albrecht**.

Raynaldi Ann. Eccl. ad a. 1295.

ibidem ad a. 1301.

ibidem ad a. 1302.

Freylich wurde ſeine Macht gebrochen, als, durch unklugen Hader, der päpſtliche Sitz nach jenem Lande verlegt, die heiligen Väter dort in einer Bedrängniß gehalten wurden, die ſie mit Recht **babyloniſche**

Ge-

Mein Vater erfuhr es zeitig genug, daß eine Wetterwolke am Horizont ſeines Glückes ſich aufthürme, er ließ, um den Streich abzuwenden, das Gedicht drucken, und ſetzte ſtatt der gelben Farbe die ziegelrothe. Sogleich deutete der ganze Hof die Satyre auf die Oberſtallmeiſterin, welche nichts als ziegelroth trug, und vor Zorn und Aerger berſten wollte, als ſie die Abänderung der Farben erfuhr. Der arme Polycarpus erſchrack nicht wenig über dieß neue Mißverſtändniß, er veranſtaltete eine zweyte Auflage ſeines Gedichts, und ſetzte ſtatt ziegelroth, grasgrün. Doch nun ward ſein Unglück erſt vollkommen. Die Maitreſſe des Fürſten hatte ſich ſchon längſt zur Beſchützerin der grasgrünen Farbe aufgeworfen, und da ſie vielleicht außerdem noch mehr Urſache als die beyden andern Damen haben mogte, ſich mit der Jungfer Morgenthau zu vergleichen, ſo legte ſie einen feyerlichen Eid in die Hände ihrer Zofe, dieß Bubenſtück nicht ungerochen zu laſſen.

Gefangenſchaft nannten; doch die Früchte genoß nur Frankreich. In Deutſchland aber, wo der Fürſten Menge, und folglich deren ſtets uneiniger Sinn, allen Ränken das Spiel erleichterte, baute Clemens V. fort an dem Rieſengebäude, zu welchem einſt Gregor VII., der größte Eroberer aller Zeiten, den Grundſtein legte. Er beprüfte die Perſon Heinrichs von Luxenburg und erklärte ſie für tauglich zu der Kaiſerwürde; Er legte den deutſchen Völkern Gehorſam gegen ihren Beherrſcher auf; Er ſprach von einem Eid der Treue, durch welchen die Kaiſer ihm verpflichtet ſeyen; Er vernichtete die Reichsacht, über König Robert ausgeſprochen, und drohte dem gerüſteten Kaiſer mit dem Bannſtrahl.

Constitut. Clem. V. ap. Olenschlager n. XV.

So war die Alles wirkende oder hemmende Gewalt in den ſchwachen Händen deſſen, der den Himmel nach Gefallen aufthat und verſchloß. Die Schriftgelehrten — wohl bisweilen das Kunſtgewebe durchſchauend — blieben in den Vortheil des römiſchen Stuhles verſtrickt; die Edlen in den Glauben ihrer Väter, wie in ihre Panzer, eingezwängt; Eigennutz konnte Zweifeln bisweilen ihre Bruſt öffnen, doch ihr Gewiſſen nicht beruhigen. In allen Händeln der Vernunft mit dem Glauben, des Naturtriebes mit der kirchlichen Gewalt, ließ der Adel die Geiſtlichen für ſich denken, und ſeine Seelenkräfte ſchlummerten um ſo feſter, je mehr ſein Streben nur auf Uebung der körperlichen Kräfte gerichtet war. Das Höchſte, an Heinrich von Luxenburg Geprieſene: daß Er von Jugend auf den Turnieren von einem Meere zum andern nachgezogen, und überall dabey ſich Ruhm erworben. Keine fürſtliche Zuſammenkunft, ja kein Reichstag ſchien vollkommen gefeyert und gehalten ohne jene blutigen Waffenſpiele, in welchen mancher Fürſtenſohn den frühen Tod fand, aber auch mancher adeliche Räuber, ſchimpflich zurückgewieſen, mit dem Vorſatz der Lebensbeſſerung ſich verbarg.

Gest. Bald. ap. Baluz. Misc.

Selbſt in Städten, unter Bürgern, war ein kriegeriſcher Geiſt erwacht, der, vor Raube, Gewerbe und Handel ſchützte und jede Werkſtatt mit Waffen zierte.

Deutſche Rechtlichkeit und Treue verſchmähten nicht bey rohen Sitten zu wohnen. An den Fürſten hing das Volk mit Liebe, wenn gleich nicht immer durch ſie beglückt. In jenem Zeitraum hat kein Unterthan ein Blatt der deutſchen Geſchichte durch Fürſtenmord beſudelt. Als der Italiäner Visconti einſt dem deutſchen Herzoge Steffan von Bayern ſeine Macht und ſeinen Reichthum pries, entgegnete dieſer nur: Er habe keinen Unterthan, in deſſen Schooße Er nicht ruhig ſchlummern dürfe.

Andr. Presbyter.

Freylich war von dieſer rechtlichen Gemüthsart die Leichtgläubigkeit unzertrennlich; doch die Quelle dieſer Schwachheit verſöhnte mit ihr. Gleichermaßen entſprang aus der edlen Neigung zu gaſtfreyer Geſelligkeit der, den Deutſchen oft vorgerückte, Hang zur Trunkenheit. Die Verwandtſchaften der Tugenden ſind ſelten rühmlich.

Der **Handel** blühte. Ein verhaßtes Fauſtrecht und drückende Zölle konnten ihn nur ſtören, nicht hemmen. Der **Hanſeatiſche Bund** erwuchs und breitete ſich aus. **Nürnberg**, **Augsburg** lieferten dem Norden die Waaren Welſchlands und des Orients. Reich und ſtolz prangten **Venedig**, **Piſa**, **Genua**; mit ihnen wetteifernd thaten die **Niederländer** ſich hervor. An edlen Metallen war in Europa kein Land reicher als Deutſchland, denn es hatte ſchon der **Harz** den Silber-Schooß geöffnet.

In **Ungarn** war der letzte Zweig eines alten Fürſtenſtammes abgeſtorben. Es herrſchte Verwirrung. Als ein Lehn des römiſchen Stuhles wollte der Papſt, als ein Reichslehn der Kaiſer das Land betrachten; Jener den Prinzen **Carl Robert** von Neapel auf deſſen Thron erheben, Dieſer es einziehen und theilen. Die Ungarn, eines freyen Volkes heiligſtes Recht übend, wählten einen böhmiſchen Prinzen zu ihrem Beherrſcher, der, ſeinen Feinden unterliegend, dem Herzog **Otto** von Niederbayern die heilige Krone überließ. Allein auch dieſer konnte ſie
1308. nicht behaupten, und **Carl Robert**, des Papſtes Schützling, wurde den Ungarn aufgedrungen.

In **Polen** kämpften die Piaſten, die Schleſier und Böhmen um die Herrſchaft. Doch traten die ſchleſiſchen Fürſten bald vom Schauplatz, unter einander um eine Erbſchaft hadernd. Sie verſplitterten ihre Kräfte und zerſtückelten das Land, alſo daß in wenigen Jahren ſechzehn regierende Herren dort gezählt wurden. Sieger in Polen blieb Uladislaus Locticus, bald zum Könige erhoben. 1320.

An den Küſten der Oſtſee, von der Weichſel bis an die Narowa, kämpfte der deutſche Orden, eine Schar von Gold- und Herrſchgierigen Rittern, die mit dem Schwerte das Kreuz predigte, und die Neubekehrten in harte Feſſeln ſchlug.

1305-1320. Das ſeufzende Schweden war Zeuge eines langen Bruderzwiſtes, der mit einer Gräuelthat endete. Denn König Birger ließ ſeine Brüder im Gefängniß verhungern. Das empörte Volk verjagte den Tyrannen, enthauptete ſeinen Sohn, und krönte einen minderjährigen Prinzen, deſſen ſchwacher Fauſt die Zügel von den Großen des Reichs entriſſen wurden. Ein gleiches Schickſal erfuhr Dänemark.

Die Ruſſen trugen das Joch der Mongolen. Ruriks Enkel beugten ſich vor den Enkeln Dſchingis Khans, oder wurden ein Raub der Litthauer.

Das griechiſche Kaiſerthum zitterte vor Osmanns Schwerte. Aus den Fenſtern ſeiner Hofburg konnte bereits Andronikus die gefürchteten Scharen der Türken, jenſeit der Meerenge von Konſtantinopel, am Ufer wimmeln ſehn. 1305.

Spanien war ein Schauplatz der kläglichſten Zerrüttung. Eine Mutter mit ihrem Sohne kämpfte um die Herrſchaft gegen eine Großmutter und deren Enkel. Auch wurde der Süden mit dem Blute der Mauren und Chriſten wechſelsweiſe gedüngt.

In **Portugal** regierte **Dionys**, den zwey der ſchönſten Beynamen ſchmückten. Man nannte ihn den **Gerechten**, weil Anſehn der Perſon ihm nicht galt: oder auch den **Anbauer**, weil er die fürſtlichen Sorgen dem Anbau des Landes, dem Gewerbefleiß der Städte widmete. Er war der Stifter einer hohen Schule zu Liſſabon.

Gelehrſamkeit hieß in jenen Zeiten der dürre oder haarfeine Wortkram, oder das blinde Anbeten des Ariſtoteles. Was die Deutſchen davon bedurften, holten ſie aus Paris und Bologna, wo die hohen Schulen blühten. **Albert**, zubenamt **der Große**, wagte Verſuche die Natur zu erforſchen, las auch wohl die Staatskunſt in den Geſtirnen. Die Weltweisheit grübelte und brütete Fragen, wie folgende, aus: ob Gott die Schöpfungskraft auch mittheilen? ob er das Geſchehene ungeſchehen machen könne?

Die **ſchönen Künſte** waren kein Bedürfniß, darum Fremdlinge. Deutſche Dichtkunſt begann zu ſinken, einer ſchalen Reimerey oder Volksliedern den Platz räumend. Denn der romantiſche Geiſt der Kreuzzüge, vormals zu höheren Geſängen die Leyer ſtimmend, war nun gewichen. Die Höfe buhlten nicht mehr, wie unter den ſchwäbiſchen Kaiſern, um wackere Minneſinger, an deren Stelle nach und nach ein Heer von Gauklern und Hofnarren trat. Im Süden von Europa lebte die fröhliche Kunſt der Troubadoure noch ihr goldnes Zeitalter. Die Geſänge der Provençalen milderten die Sitten. In Italien entzückte Dante, und Petrarka wurde geboren.

Beſtrittenen Anſpruch macht jene Zeit auf zwey der nützlichſten und Eine der entbehrlichſten Erfindungen: Magnetnadel — Wechſelbriefe — Spielkarten.

Auf dieſer Bühne, unter ſolchen Zeit- und Thatgenoſſen, theilte das Schickſal die ſchwerſte Rolle Ludwig dem Bayer zu, und nimmer werde das Gemälde ſeines Lebens von jenen Umgebungen getrennt. Einem Baume, deſſen geſunde Wurzeln des Bodens oft geringe Kraft nur dem Gipfel zuführen, der im Stamme ſich beugt, aber nicht gebrochen wird — einem ſolchen Baume iſt Ludwig zu vergleichen.

Erſtes Kapitel.

Ludwigs Jugend und häusliche Verhältniſſe.

In der zweyten Hälfte des XIII. Jahrhunderts regierte in Oberbayern Herzog Ludwig der Strenge, ſo zubenamt von einem raſchen, an ſeiner ſchuldloſen Gemahlin aus Eiferſucht verübten Morde. Man ſagt, die Reue habe ſein Haar plötzlich grau gefärbt. Er wallfahrtete nach Rom, ſtiftete das Kloſter Fürſtenfeld und that der Bußwerke viele. Unter allen das heilſamſte ſchien die Behutſamkeit, die er fortan zum Wächter ſeiner Leidenſchaften beſtellte.* Sie gewann ihm den Ruhm der Gerechtigkeitsliebe, Ordnung, Zucht und Mäßigkeit. Groß war ſein Anſehn bey allen Reichsfürſten, in verworrenen Händeln Er oft berufener Schiedsrichter. Selbſt die Gegen-Kaiſer, Adolph und Albrecht, ſoll Er zu vereinen nicht fruchtlos bemüht geweſen ſeyn, als der Tod ihm ſelber die Friedenspalme reichte. 1294.

Ihm hatte ſeine zweyte Gemahlin, Agnes von Glogau, einen Sohn geboren, der — ſchon zum Jüngling gereift und einer lothringiſchen Prinzeſſin vermählt — im Turnier von einem Grafen Hohenlohe

1290 oder 91. Oefele ſcript. rer. boic. T. II. p. 534.

lohe tödtlich verwundet fiel. Mit großem Leid zog die junge Wittwe heim. Den Tag der Trauer hatte die Mutter nicht erlebt.

Crollius Beyträge in den Abh. der Bayr. Acad. III. B. p. 53.

Zwey jüngere Brüder aus einer dritten Ehe blieben des Vaters Troſt: Rudolph der Eine, damals ſchon eine Knabe von funfzehn Jahren, Ludwig der Andere, um die Hälfte jünger; Beyde Enkel des biedern Rudolph von Habsburg, deſſen Tochter, Mechtild, ihre Mutter war.

Des großen Vaters männlicher Geiſt ruhte auf ihr, mit jeder weiblichen Tugend verſchmolzen. Nach des Gemahls Tode führte Sorgfalt für des unmündigen Sohnes Erziehung, vielleicht auch Vaterlandsliebe, ſie nach Wien, wo der Knabe Ludwig mit ſeinen öſtreichiſchen Vettern in allen Künſten und Wiſſenſchaften, die einem Ritter und Fürſten damaliger Zeit geziemten, unterrichtet wurde.

Monum. Dieſſens. ap. Oefele T. II. p. 550.

Friedrich war jener Vettern Einer, deſſen holde Geſtalt ihm den Beynamen der Schöne erwarb, unter dem noch jetzt die Nachwelt ihn kennt. Damals entwickelte ſich in dem Buſen der verwandten Fürſten-Knaben ein Keim der Freundſchaft, den ſpäter die gebieteriſchſten Verhältniſſe nie ganz erſticken konnten.

Indeſſen hatte Rudolph bereits die Regierung von Bayern übernommen, doch nicht ohne Theilnahme ſeiner Mutter, des jüngern Bruders weiſer Vormünderin.

Vieles traf zuſammen, was zwiſchen Mutter, Sohn und Bruder anfangs Kälte, dann Abneigung, endlich Feindſchaft erzeugte. Entlegenheit der Wohnungen mochte ſie zuerſt einander entfremden, denn von der Liebe zu den Seinigen entwöhnt der Getrennte ſich bald. Der Alleinherrſchaft gefährlicher Reiz mochte den Jüngling Rudolph blenden, daß der Gedanke ihm läſtig wurde, jetzt von der Mutter, einſt vom Bruder, beſchränkt zu werden. Das offenbarte ſich ſchon, als er eine Schenkung der mütterlichen Frömmigkeit anzutaſten wagte. Mechtild hatte der Abtey Dieſſen einen Markt verliehen, Rudolph nahm die Wohlthat zurück, ihr Herz verwundend.

Monum. Diessens. T. XII. p. 650.

Aeußere Verhältniſſe traten hinzu. Rudolphs Gemahlin war eine Tochter Adolphs von Naſſau, dem Er folglich bewaffneten Beyſtand leiſtete, ſchon gegen die unglücklichen Thüringer, ſpäter ſogar gegen Albrecht von Oeſtreich, ſeiner Mutter geliebten Bruder, ſich kühl entſchuldigend mit dem Drang der Umſtände.

Chron. Colm. in Urstis. Script. T. II. p. 58.

In der gewaltigen Schlacht, die ſeinem Schwiegervater Krone und Leben raubte, verlor auch Er ſeines Heeres Kern, und nothgedrungen unterwarf Er ſich dem beleidigten, verzeihenden Oheim. Doch kann der Sieg alten Groll nur übergleiſen, nicht vertilgen.

Güter und Zölle, den Kurfürſten am Rheine vom Reiche verliehen, nahm der Kaiſer in Anſpruch, beher-

Auf dieſe Weiſe hatte ſich mein armer Vater in Monatsfriſt drey mächtige Feinde gemacht, die vereint auf ſeinen Untergang lauerten. Er hielt es für vergeblich, in einer dritten Auflage ſeiner Satyre, das Grasgrün wieder mit einer andern Farbe zu verwechſeln, denn da der Hof einmal durchaus ein Original zu dem Gemählde haben wollte, und es keine Farbe auf der Welt gab, welche in dieſer fürſtlichen Reſidenz nicht von irgend einer jungen oder alten, ſchönen oder häßlichen Dirne getragen worden wäre, ſo ſah er wohl ein, daß er die Zahl ſeiner Feinde nur vermehren würde. Voller Unmuth ergab er ſich daher in ſein Schickſal, hängte die Leyer Apolls an die Wand, und nahm ſich vor, blos ſeinen Pflichten zu leben, um wo möglich durch Untadelhaftigkeit dem Streiche auszuweichen, welcher ihm drohte.

Der ihm anvertraute Park hatte ungefähr eine Stunde im Umfang, und begriff in ſich die Hälfte der Staaten des Fürſten Emerenbeherzigend die Klagen der, unter dem Drucke jener Zölle ſeufzenden, Handelsſtädte. Daher jener Aufſtand unter den Fürſten, jene kecke Ladung vor Rudolphs Richterſtuhl, auf welche, erzähltermaßen, die kaiſerliche Züchtigung folgte.

Aber mehr als jene — die rheiniſchen Kurfürſten gemeinſchaftlich antaſtende — Bedrohung, erbitterte den Bayerfürſten des Oheims Einmiſchung in den Familienzwiſt; denn Ludwig, zum mannhaften Jünglinge heran gewachſen, forderte ſein Erbe, laut klagend, daß der Bruder ihm der väterlichen Lande und Herrſchaft gebührenden Theil vorenthalte. Gern ergriff Albrecht die Gelegenheit, den feindſeligen Neffen zu demüthigen. An der Spitze öſtreichiſcher Völker vollbrachte Ludwig ſeine erſte Waffenthat, gegen einen Feind, in deſſen Adern ſein eignes Blut floß, der aber, in gräßlicher Verblendung, ſelbſt der ehrwürdigen Mutter nicht ſchonte, zweydeutig von ihrer Tugend ſprechend. Wer mochte es ihr verargen, daß der jüngere Sohn ihr Liebling war und blieb?

1300. Eine von Rudolphs ſtärkſten Feſten, Wiesloch, eroberte Ludwig, mehrere Städte und Burgen erſtürmten ſeine Waffen; da beugte ſich endlich der Hochmüthige unter das Recht, und der Kaiſer theilte die Herrſchaft der bayeriſchen Länder zwiſchen den kühl verſöhnten Brüdern.

Die Rache in Rudolphs Herzen glimmte fort. Er betrachtete ſeine Mutter und deren weiſen Rathgeber,

geber, Conrad von Ottlinger, als die Urheber ſeines ſelbſt geſchaffenen Verdruſſes. Aller Pflichten vergeſſend nahm Er beyde gefangen, und als Mechtild durch ihres Geſchlechts Waffe, die Schlauheit, ſich befreyte, ſtillte Er ſeine Wuth in Ottlingers Blute. Seit dieſem Augenblicke floh der Friede ſein Gewiſſen; ein ſcheuer Argwohn und jener Menſchenhaß, den eigner Verdorbenheit Bewußtſeyn erzeugt, wurden ſeine unzertrennlichen Gefährten. Zwar trieb noch einmal ihn die Reue zu der Mutter Füßen, aber ſie konnte die blutige That ihm nimmer vergeſſen und ſtarb kummervoll.

1304. Oefele T. II. p. 340.

Was auch die Brüder, während jener befleckten Zeit, in gährenden Gemüthern von einander denken mochten, ſo äußerten ſie doch kein lautes Mißvergnügen, verbanden ſich vielmehr zu frommer Stiftung des Münchner Auguſtiner Kloſters, und zu manchem, dieſem ähnlichen guten Werke.

1301.

Nach Kaiſer Albrechts Ermordung ſtanden Beyde unter den Thronbewerbern, doch ohne ſich anzufeinden. Heinrich von Luxenburg empfing die Krone. Rudolph eilte den neuen Kaiſer zu gewinnen, indem Er ſeinen jungen Prinzen mit deſſen vierjähriger Tochter verlobte. Aus dieſer Verbindung erwuchs ihm Heinrichs ehrenvoller Auftrag, den Prinzen Johann in Böhmen einzuſetzen; ein ſchwieriges Geſchäft, bey welchem Er mehr Klugheit und Mäßigung, als in eigner Sache, bewies. Den Mitbewerber um die Böhmiſche Krone, Herzog Hein-

Oefelſchlager Urkund. Samml. nr. VIII.

Oefele T. II. p. [illegible]

Heinrich von Kärnthen, belagerte Er in Prag, zwang ihn zu verzichten, und, nebſt ſeiner Gemahlin, unter ſicherm Geleit Böhmen zu verlaſſen.

Ludwig ſoll dem neuen Kaiſer nicht hold geweſen ſeyn, ihm nie aufgewartet haben; vermuthlich weil der verdächtige Bruder nach deſſen Gunſt mit allzugroßem Eifer ſtrebte, und zu befürchten ſtand, man werde die erworbene, bey nächſter Veranlaſſung gegen ihn mißbrauchen. Dieſe Furcht rechtfertigte ſich bald. **Rudolph**, begehrend, ſeiner künftigen Schwiegertochter einige Städte am Rheine zu verſichern, an welchen beyden Brüdern gleiche Rechte zuſtanden, blies die Aſche von der Zwietracht glimmenden Kohlen.

Ludwig erklärte, ihm ſey unleidlich, mit **Rudolph** länger in Gemeynſchaft zu regieren. Er beſtand auf einer Theilung; ſie wurde verabredet (*). Der ältere Bruder ſollte **München**, nebſt Oberbayern jenſeit der Iſer bis in die Tyroler Gebirge und über den Inn beſitzen; der Jüngere **Ingolſtadt**, nebſt dem Lande zwiſchen dem Lech und der Iſer, bis an die Donau. Der Rheinpfalz wurde nicht erwähnt, ſie blieb unter gemeinſamer Herrſchaft. Warum dieſe Theilung die Gemüther nicht beru-

1310. Scheid in Spec. Cod. dipl. Bav. n. XXVI. in bibl. hist. Gott. p. 225. Aettenkhover Beylage XXVIII. p. 207.

(*) Wie geſpannt der Brüder Verhältniß damals war, beweiſt vielleicht auch der Salvus Conductus in Mon. Boic. T. I. Cod. Epist. p. 111.

beruhigte, hat die Geſchichte klar zu entwickeln unterlaſſen.

Ludwigs jugendlicher Hitze wird vorgeworfen, ſie habe einen zweyjährigen, Länder verwüſtenden Krieg veranlaßt, der ihn genöthigt, viele Güter an Augsburg zu verpfänden; auch habe Er nicht mit Glück gefochten und endlich Frieden begehren müſſen. Zweifelhafte Sage oder entſtellte Wahrheit. Denn gerade in dieſen Jahren, wo eine ſo ernſthafte Fehde den Herzog **Rudolph** im eignen Lande würde gefeſſelt haben, zog Er mit dem Kaiſer nach 1311. Italien, wo Er ſich wacker tummelte, nicht eher heimkehrend, bis die Krönung zu Rom vollzogen; bis Geldmangel ihn vertrieben, und, durch den Tod jenes mit **Heinrichs** Tochter verlobten Knaben, das Band zwiſchen ihm und dem Kaiſer lockerer geworden. Hingegen folgte **Ludwig** dieſem nicht nach Welſchland. Hätte Er des Bruders Länder indeſſen bekriegt, würde **Rudolph** ein gelaſſener Zuſchauer in der Ferne geblieben ſeyn? Darum darf vermuthet werden, daß die Bürgen dieſer Sage ſpätere Fehden in frühere Jahre verlegten. Nur ſo viel iſt gewiß: der getroffene Vergleich ſchien beyden Brüdern ungnügend. Eine Trennung von zwey Jahren hatte den Groll abgeſtumpft. Noch einmal übernahmen ſie die Regierung gemeinſchaftlich. Der neue, förmliche Vertrag beſtimmte: „**Rudolph** 1313. bleibe Kurfürſt ſo lange Er lebt. Nach ſeinem Tode erbe **Ludwig** dieſe Würde ſammt allen Ländern. Crollius l. c. §. 8.

dern. Stürbe Ludwig früher, ſo ſey Rudolph alleiniger Erbe. Beyder Kinder Anſprüche dürfen nicht laut werden, ſo lange von den Vätern noch Einer am Leben. Nach Beyder Tode falle — bey ungetheiltem Erbe — die Kur an den älteſten Prinzen des Bayriſchen Hauſes, gleichviel weſſen Sohn. Wenn aber die Erben ſich theilen, ſo genieße Jeder ein gleiches Recht, und an Gütern werde dann, für den Beſitz der Kurwürde, Erſatz geleiſtet. Alle, die während des Bruderkrieges Waffen getragen, ſchloß der Vertrag in die Verſöhnung ein.“

So ſchien der Zwiſt für immer ausgeglichen, Doch der Schuldbewußte hört nicht auf den Verſöhnten zu haſſen und auch Ludwig konnte nimmer aus ſeinem Herzen die Erinnerung an der Mutter Leiden ganz vertilgen.

1313. Um dieſe Zeit ſtarb der vertriebene König Otto von Ungarn, Herzog von Niederbayern, zwey unmündige Söhne, Heinrich und Ott, hinterlaſſend, die Er ſterbend ſeiner Vettern Vormundſchaft, beſonders Ludwigs, übergab. Denn ſein letzter Befehl verpflichtete die Städte Landshut und Straubing, nur Ludwigs Obhut ſeine Waiſen zu vertrauen.

Es iſt unbekannt, warum der Niederbayeriſche Adel ſeines Herrn letztem Willen den Gehorſam verſagte? Warum er lieber fremde Fürſten, lieber die Herzoge von Oeſtreich als die von Bayern, (der verwaiſten Prinzen nächſte Verwandte) zu der

Vormundſchaft berufen wünſchte? vielleicht hoffend, die Regierung eines entfernten Fürſten ſicherer zu theilen; oder grollend, weil Ludwig dem übermüthigen Adel Strenge, den fleißigen ruhigen Städtern Zuneigung bewies.

Chron. Bojor. L. V. col. 285.

Verſchworene, an deren Spitze ein Graf von Hals, vermochten Friedrich und Leopold von Oeſtreich dieſer Vormundſchaft ſich anzumaßen, auch allenfalls durch Waffengewalt ſie zu erringen. Der Prinzen Mutter, oder die getreuen Städte, verriethen das Vorhaben dem rechtmäßigen Beſchützer, der alſobald perſönlich zu ſeinen Pflegbefohlnen eilte — der älteſte war ein Knabe von neun Jahren — und väterliche Lehren mit väterlichen Liebloſungen verband. Dann raffte Er ſchleunig einen Haufen, meiſt von Bürgern, zuſammen, den ihre Treue und ſein Muth beſeelte, ſchlug die Verſchworenen bey Gamelsdorf, und brach den Uebermuth eines Adels, der bisher minder Unterthan als Mitregent ſich dünkte. Damals ſchenkte Er ſeine Waffen den Bürgern von Landshut, wegen bewieſener Tapferkeit und Treue.

Ausbruch der Feindſeligkeiten gegen Oeſtreich hoffte Er zu verhüten, wenn Er mit Herzog Friedrich, ſeinem Vetter, ſeinem Jugendfreunde, ſich beſpräche. In Landau trafen ſie zuſammen; Ludwig mit der alten gewohnten Offenheit, Friedrich minder zutraulich, wohl fühlend, es ſtehe kein Recht ihm zur Seite, und dieſen Mangel, wie

Menſchen nicht ſelten pflegen, durch Störrigkeit zu erſetzen bemüht.

Man dürfte fragen: warum der edle Friedrich in dieſen unreinen Handel ſich verflechten ließ? welche Vortheile ſollte die Vormundſchaft ihm bringen? Hatte der Adel ihn durch Gold oder Schmeicheleyen gewonnen? oder ſuchte er bequeme Gelegenheit der Mündel Erbe zu ſchmälern, mit deren Vater, vor kurzem noch, Er um einige Städte Krieg geführt? — Eben dieſer letzte Umſtand hätte, wie es ſcheint, dem Manne von zartem Ehrgefühl jede Einmiſchung verbieten ſollen.

Volontar Imp. Consort. P. I §. 8. p. 11.

Ludwig, deſſen Hitze leicht entflammte, wenn das Rechtliche verhöhnt wurde, ſprach ſeinen Unwillen laut aus, griff ſogar mit jugendlicher Haſt zum Schwerte, es zückend gegen die Bruſt des Halsſtarrigen, wären nicht die Umſtehenden ihm in den Arm gefallen. Auf der Stelle kehrte Friedrich ihm den Rücken, und eilte, Rache ſchnaubend, zu ſeinem Bruder Leopold nach Schwaben, wo Er ein mächtiges Heer verſammelte, mit dem Er in Oberbayern einfiel.

Damals wurde es offenbar, daß Rudolph es nicht redlich mit dem Bruder meinte; denn kalt, wohl gar mit geheimen Vergnügen, ſah Er Gefahren ihn blos geſtellt, die zu theilen mehr als Eine Pflicht foderte.

Aber Ludwig fand in eigner Thätigkeit Erſatz für des Bruders vermißten Beyſtand. Auch Er zog ſchnell ein Heer zuſammen, rückte kühn und überraſchend dem Feinde entgegen. **Ulrich von Waldſee**, der öſtreichiſche Feldhauptmann, wollte eine Schlacht vermeiden, bis **Leopold** von Schwaben her den Bayern in den Rücken fallen würde; aber **Ludwig**, aus gleichen Gründen die Zögerung ſcheuend, zog insgeheim mit 400 auserleſenen Reitern gegen **Mosburg**, griff jenſeit der Iſer den weit überlegenen Feind unerſchrocken an, kämpfte lange mehr tapfer als glücklich, zwang endlich auch das Glück dem Tapfern zu huldigen, erfocht einen herrlichen Sieg, nahm viertehalbhundert der Edelſten und reichſten Herren gefangen, erbeutete alles Gepäck und die Wagenburg der Oeſtreicher.

Den 5ten Nov. 1313.

Friede war die Frucht dieſes blutigen Kampfes, ein Friede, den weder Habſucht noch Grauſamkeit des Siegers befleckte; denn keinem der gefangenen Rebellen raubte Er das Leben, und ohne Löſegeld gab Er Vielen die Freyheit. Nur für ſein Recht hatte Er das Schwert gezogen, und Er ſenkte es willig in die Scheide, als der Friede dieſes Recht ihm zuſicherte.

Spec. dipl. Bav. ap. Oefele T. II. p. 178.

Eines gewann Er noch durch die Schlacht bey Mosburg, wovon gezweifelt werden mag, ob es ſeinem künftigen Leben Heil oder Unheil brachte, nämlich den Ruhm eines der tapferſten Fürſten ſeiner Zeit, ein Ruhm, der auf den Dornenpfad der höchſten Würde ihn führte, denn eben damals fiel Heinrich von Luxenburg in Welſchland durch Meuchelmord.

Dem beſcheidenen Helden ahnete nicht, daß Heinrichs Tod eine neue Laufbahn ihm eröffnen werde. Als Er eines Tages mit Herzog Friedrich in Salzburg fröhlich war, und die verſöhnten Vettern auf dem nächtlichen Lager, welches ſie theilten, von der künftigen Kaiſerwahl Unterredung pflogen, da gelobte Ludwig, nach dem Beyſpiel ſeines Bruders, mit Hand und Mund dem Freunde Hülfe, der eignen Macht und Kraft zu dieſer Würde nicht vertrauend.

Chronic. Leob. ad a. 1313 p. 910. Vitod. ap. Eccard. T. I.

Dumont corps dipl. T. I. P. II. n. 6.

„Mir gnügt der Ruhm“ — ſo ſprach Er ſinnig und beſcheiden — „die Nachkommen durch mein Beyſpiel zu belehren, daß ein ſicheres, ſtilles Glück den höheren Genuß gewähre. In meines Gebietes engerm Kreiſe lernt' ich ſchon, wie ſchwer der Herrſchaft Bürde. Glück zu, mein Vetter! wenn du den Gipfel der menſchlichen Größe auf deiner Vorältern Bahn erklimmſt. Sie waren auch die Meinigen; dein Ruhm wird auch der Meinige ſeyn.“

Burgund. L. I. p. 7.

Zweytes Kapitel.

Die Kaiſerwahl.

Wenn die Nachricht von dem Tode eines Kaiſers erſcholl, ſo wurde jedesmal das deutſche Reich erſchüttert. Aller Fürſten Eigennutz erwachte, nicht die Liebe zum gemeinſamen Vaterlande. Jedem ſchien ſein großes oder kleines Erbe das Vaterland. Vergrößerung der eignen Macht auf Koſten der Kaiſerlichen, war ihres Strebens unverhülltes Ziel. Keiner beherzigte die Fabel, durch welche einſt Agrippa das römiſche Volk vom Berge zurück führte. Daher entſprang die Gewohnheit, das Reichs-Oberhaupt bald aus dieſem bald aus jenem Fürſtenhauſe zu erwählen; ein ſchmeichelnder Beweis von der Gewalt der Kurfürſten, aber oft eine Quelle blutiger Zwietracht, die auch jetzt ihre Fackel ſchüttelte.

Unter den weltlichen Fürſten war in manchen Häuſern das Recht zu den Wahlſtimmen zweifelhaft geworden, weil die Stämme ſich in mehrere Zweige verbreitet hatten, und jeder Zweig das Stammrecht in Anſpruch nahm. Durch ſolche Zwiſte wurden Beſchleunigung und Ordnung gehemmt.

tius Theodor. Man hatte verſchiedne Kornfelder dazu genommen, mit Buſchwerk bepflanzt, und ließ nunmehro das Korn weit bequemer aus dem benachbarten Lande einführen. Allerley fremde und ſeltene Thiere, als indianiſche Hüner, Faſanen, türkiſche Enten, Dammhirſche, ſpaniſche Schaafe und dergleichen, giengen frank und frey in dieſem Parke herum. Um ihnen jedoch das Weglaufen zu verwehren, hatte man das Ganze mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, welche dem Fürſten nichts koſtete, denn er borgte das Geld von der Landſchaft, die ihm bald darauf, als ſie bey ſeinem zweyten Prinzen zu Gevatter gebeten wurde, den Schuldbrief zum Pathengeſchenk überreichte.

Dieſe Mauer war für die kleinen Staaten des Fürſten Emerentius ein größeres Wunder, als die große chineſiſche Mauer gegen die Einfälle der Tatarn, ſie wurde daher auch jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt, Olenſchlager Urkund. n. XVII. XVIII. XXIII.

Friedrich und Leopold von Oeſtreich, mächtige Söhne und Enkel deutſcher Kaiſer, auch ſonſt ruhmwürdig, traten zuerſt als Thronbewerber auf. Der König Karl von Ungarn war ihr Vetter, der König Robert von Neapel ihr Schwager, Eliſabeth von Arragonien Friedrichs Gemahlin. Eigner und fremder Glanz umſtrahlte die öſtreichiſchen Prinzen.

Cöln, Sachſen-Wittenberg, die Pfalz und Brandenburg-Landsberg verbanden ſich, dieſer Brüder Einen zu erwählen. Aber eine mächtige Partey trat in den Weg. Die Luxenburger ſprachen laut: Ihr ſeyd verſchwägert mit dem König Robert, einem geächteten Reichsfeinde; Ihr ſeyd verbündet und befreundet mit Heinrich von Kärnthen, der noch immer Böhmen in Anſpruch nimmt. Vielleicht wurde der Hauptgrund verſchwiegen: die Beſorgniß, der neue Kaiſer möchte den böhmiſchen, noch wankenden Thron erſchüttern.

Der Erzbiſchof von Mainz, alten Groll gegen des verhaßten Albrecht Söhne hegend, verzögerte die Wahlverhandlung bis in den zehnten Monat, indeſſen der von Trier, ſelbſt ein Luxenburger, Stimmen für Johann von Böhmen warb, und dieſer im Stillen, durch lockende Verheißungen, manchen Freund erkaufte.

Aber die klugen Führer dieſer Partey gewahrten bald, Er ſey nicht der Mann, der einen Friedrich oder Leopold mit Glück und Ruhm aufwiegen

wiegen könne; Er ſelber auch trachtete minder den Thron zu beſteigen, als jene davon zu entfernen.

Heinrich von Brandenburg trat in die Schranken, ein kränklicher, alter Mann, ohne hinreichende Macht den Stürmen Trotz zu bieten, die ſchon von Ferne brauſten. Die Wahlenden täuſchten ihn durch ausweichende Höflichkeit. Prüfend überſchauten ſie die Reihe der noch übrigen deutſchen Fürſten; **Ludwig der Bayer**, der ſich bey Mosburg ſo mannhaft bewieſen, feſſelte ihre Blicke und ſie beſchloſſen, dem Unbegehrenden das von Vielen ſo heftig begehrte anzubieten.

Niemand zweifelte an **Ludwigs** fröhlicher Zuſtimmung, wähnend, es glimme noch ein alter Groll gegen die Oeſtreicher in ſeiner Bruſt. Aber ſie beurtheilten den Fürſten, ohne den Menſchen zu kennen. Als die Machtboten vor ihn traten und in der Kurfürſten Namen die deutſche Krone ihm antrugen, da empfing Er ihre Botſchaft mit trübem Ernſt, ja mit bekümmertem Gemüthe, und nachdem Er ſie erwogen, ſprach Er feyerlich:

„Dank den Kurfürſten, daß Sie unter Vielen der Krone Würdigen mich für den Würdigſten gehalten. Darob ſteh' ich beſchämt vor Euch. Zu jedem Dienſte willig für das Vaterland, nur mit dieſer Bürde wollet mich verſchonen. Nicht daß ich meine Ruhe dem öffentlichen Wohl vorzuziehen gedächte, nein, die Bürde iſt mir zu ſchwer. Wodurch verdiene ich vor Andern dies Vertrauen?

Burgund.
p. 7 sq.

Fürwahr ich weiß es nicht. Es hat der Ruf die Fürſten getäuſcht oder ein leichtgläubiges Wohlwollen.“

„Ihr nennt mich tapfer. Und wär' ich es auch, nicht Tapferkeit allein, wenn es an Macht ihr gebricht, iſt einer ſolchen Krone würdig. Keine Ruhe ohne Waffen, keine Waffen ohne Geld. Kraftlos wäre die Majeſtät. Mögen ſolche Völker den Tapferſten wählen, die, zugleich mit ihrem Scepter, auch die Macht in deſſen Hände legen. Ein deutſcher Fürſt, zum Oberhaupt des Reichs berufen, ſoll nicht Liebe allein, ſoll auch Furcht einflößen. Meine geringen Kräfte hab' ich abgewogen. Ich beſitze kaum den dritten Theil von Bayern; ſprecht, wie ſoll die Majeſtät ihre Würde behaupten? Mein Vermögen erlaubt mir weder Glanz noch Freygebigkeit.“

„Und ſoll ich um die Krone ringen mit Friedrich von Oeſtreich? Sein Ehrgeiz hofft ſchon lange. Seiner Anhänger ſind Viele. Die Stimmen ungewiß. Wer entſcheidet? nur die Waffen. Soll Bürgerblut die deutſchen Fluren tränken? Soll Europa durch zwey Thoren erſchüttert werden, die um den Purpur wüthen?“

„Es ziemt mir nicht den Kurfürſten zu rathen, doch wollen Sie mich hören, ſo ſpreche ich alſo: wendet Euch lieber an Herzog Friedrich, ſtatt durch Eigenſinn die öffentliche Ruhe auf ein gewagtes Spiel zu ſetzen. Was tadelt Ihr an ihm? iſt er nicht tapfer und ein Erbe der Tugenden ſeiner Vorfahren? Sein Stamm, ſein Alter, ſeine Stattlichkeit vereinen ſich dem Volke Ehrfurcht einzuflößen. Haßt Jemand ihn perſönlich, ſo wäre es rechtlicher, dieſen Haß dem allgemeinen Wohle zu opfern.“

So ſprach Er. Die Abgeordneten ſtaunten, ergriffen durch eine Seelengröße, die, was Andere durch Feuer und Schwert an ſich zu reißen ſtreben, dargeboten verſchmähte. Nur um ſo eifriger lagen ſie ihm an, der Wahlfürſten Hoffnungen nicht zu täuſchen. Vergebens ſchützte Er vor, ihm gebreche die Macht, ihm, dem Sieger bey Mosburg. Hätten doch in vergangenen Zeiten der minder mächtigen Fürſten Manche den Thron beſtiegen, noch vor kurzem Heinrich von Luxenburg, der von ganz Deutſchland Geehrte und Gefürchtete, dem an Reichthum der Bayerfürſt nicht nachſtehe, an Ruhm der Vorfahren ihn übertreffe. Wer von den Seinigen gefürchtet werde, ſey auch ſtark, denn es liege die Macht nur im Gehorſam der Unterthanen. Warum ſolle man die Rüſtungen der Oeſtreicher ſcheuen, da Böhmen, Mainz und Trier kräftigen Beyſtand verhießen und wohl verheißen könnten?

Sie ſchloſſen mit der ernſten Erklärung: nimmer werde man den Herzog Friedrich zum Reichsoberhaupt erkieſen.

Mansuetudo prone ad vitium prolixa animum ejus a regni cupiditate prorsus abstulerat. Burg. p. 9.

Ludwig, einem ſtillen Leben vielleicht zu hold, beharrte feſt in ſeiner Weigerung.

„Ich will offen mit Euch reden," ſo nahm Er traulich das Wort: „Der Freundſchaft und des Blutes Bande knüpfen mich an **Friedrich**, und, was mehr als beydes, mein fürſtliches Wort. Was begehrt Ihr nun von mir? Soll ich das Reich durch ein Verbrechen erwerben? Soll ich die heiligſten Rechte verletzen? Dürfen die Wahlfürſten mir zumuthen mein Gewiſſen zu beflecken? — Wenn Andere auf Bibel und Sakrament ihre Zuſagen bekräftigen, ſo ſoll ein nacktes Wort den Fürſten heilig ſeyn. Wankende Treue iſt ihrer unwürdig."

Vitodur T. I. col. 1785.

Da erinnerten Einige, und wohl mit Recht, ſein Wort habe **Ludwig** nur verpfänden mögen in Beziehung auf andere Fürſten, nicht auf ihn ſelber. Es ſey rechtlich, eine Wahl nicht abzulehnen, die von der Mehrzahl mächtiger Stimmführer ausgeſprochen worden. Er dürfe nicht ſchwanken, wenn des Vaterlandes Vertrauen ihn zu höherer Pflichten Erfüllung berufe; Pflichten, denen zu entſagen keinesweges in ſeiner Macht geſtanden. Fremde Verdienſte möge Er würdigen, nicht ſeine eigenen, deren Beprüfung ſo Recht als Pflicht der Wahlfürſten ſey. Nun hätten dieſe nach ihrem Gewiſſen entſchieden, darum zieme einem wohlgeſinnten Reichsfürſten, mit Aufopferung eigner Ruhe oder Neigung, ſich zu unterwerfen. Ja, es wurde ſogar —

wenn der Sage zu trauen — die Drohung hinzu gefügt: Er müſſe herrſchen oder ſterben.

Burgund. p. 9.

Durch ſolche Gründe, vereint mit der Luxenburger beharrlichem Angeloben, mit ihrer ganzen Macht den Thron zu ſtützen, wurde **Ludwigs** Einwilligung endlich errungen. Er entließ die erfreuten Boten mit den Worten: „Geht, ſagt Euren Herren, ich werde zu Frankfurt erſcheinen.“

Der 14te Oct. 1314.

Unter geſchäfftigen Bewegungen der Parteyen brach nun der Wahltag an. Frankfurts Bürger ſahen, bey geſchloſſenen Thoren, von ihren Mauern die getheilten Fürſten mit zahlreichem Gefolge herauf ziehen. Den Kurfürſten **Balduin** von Trier umringten 4000 Helme, die Grafen von Jülich und Berg ſeine edlen Söldner.

Gesta Balduini L. II. C. 1.

Zu Sachſenhauſen lagerte die Partey der Oeſtreicher, auf dem alten Wahlfelde die der Luxenburger. Unter jener beharrte **Ludwigs** grollender Bruder, Pfalzgraf **Rudolph**, die, freywillig ihm übertragene, Kur mißbrauchend, um ſeines eignen Hauſes Glanz und Ruhm zu ſchmälern. Sein Bruder, ſey der Würde nicht gewachſen, wandte Er vor.

Ludwig hatte ſo eben dem Mainzer Erzbiſchof die Stadt Weinheim verpfändet, an welcher dem Pfalzgrafen gleiches Recht zuſtand; eine Uebereilung, die des Letztern Feindlichkeit zum Theil entſchuldigen mag.

Guden. Cod. dipl. Mog. T. III. nr. LXXX. p. 100.

Doch nur Eine **rechtmäßige** Stimme verſtärkte die Seinige, die des Kurfürſten von Cöln.

Denn was Heinrich von Kärnthen, im künftigen Beſitz von Böhmen noch immer ſich träumend, ſprach, das konnte nur, durch glückliche Waffen unterſtützt, ein Gewicht in die Schale werfen, und Wittenbergs Kurſtimme wurde von Lauenburg beſtritten.

Gud. Cod. dipl. Urk. n. LXXIX. LXXX — LXXXVI. Hontheim hist. Trev. dipl. T. II. n. DCXIV. sqq. Bohusl. Balbini Epit. Rerum Bohem. III. p. 311.

Bey Ludwig aber ſtanden die wohlbezahlten Kurfürſten von Mainz und Trier, der durch Haß, Furcht und Silber beſtochene Johann von Böhmen und die ſchlau gewonnenen Brandenburger.

Dennoch riefen Jene trotzig, nach manchem vergeblichen Hin- und Wiederſenden, den Herzog Friedrich zum Kaiſer aus, indeſſen vom alten Wahlfelde herüber Ludwigs Name ſchallte. Die Herolde beyder Theile verkündeten der Reichsſtadt Frankfurt die getroffene Wahl, herkömmlich Einlaß begehrend für den neuen Kaiſer. Doch nur für Ludwig öffneten ſich, unter freudigem Zuruf der Frankfurter Bürger, die Thore der Stadt und die Pforten der Bartholomäus Kirche, wo Er auf den Hochaltar nach altem Brauch erhoben wurde, dann auf dem Kirchhofe mit freundlicher Würde dem jauchzenden Volke ſich zeigte. Sieben und zwanzig Jahre zählte Er damals.

Olenſchlag. Urkund. nr. XXV.

Ibidem n. XXVI.

Frankfurts Beyſpiel knüpfte die meiſten Reichsſtädte an die gerechtere Sache. Während Ludwig mit ſeiner Gemahlin Beatrix gen Aachen eilte, um dort die alte Königskrone auf ſein und ihr Haupt zu ſetzen, wollte Friedrich mit Gewalt Frankfurts Thore ſprengen. Doch ihn zwangen die Mainzer, durch Hemmung aller Zufuhr, die Belagerung aufzuheben. Seine Truppen zerſtreuten ſich. Waren doch die meiſten nur gekommen, um des neuen Königs Pomp zu mehren, nicht um zu fechten, und ſo wich Er unbemerkt, gleichſam fliehend, in einer ſtürmiſchen Nacht von Frankfurts Mauern, und zog mit etwa 30 Reitern zu ſeinem vornehmſten Anhänger, dem Erzbiſchof von Cöln.

Willig empfingen die Aachner Bürger den römiſchen König in ihren Mauern. Die Krönung ſollte, nach alter Gewohnheit, der Erzbiſchof von Cöln, Heinrich von Virneburg, verrichten; der wurde zu der feyerlichen Handlung anſtändig eingeladen. Doch er weigerte die Erfüllung dieſer ehrenvollen Pflicht, foderte ſogar, den päpſtlichen Uebermuth nachahmend, es ſollten die zwiſtigen Fürſten vor ſeinem Stuhl erſcheinen; ihm ſtehe zu, die Rechtlichkeit der Wahlverhandlung zu prüfen.

Olenſchlager Urk. Nr. XXX.

Solche Anmaßungen verachtend, und gegen den Papſt gerüſtet mit Zeugniſſen der ihm ergebenen geiſtlichen Kurfürſten, empfing Ludwig die Krone aus den Händen des Erzbiſchofs von Mainz, während ſein Nebenbuhler zu Bonn durch den von Cöln ſich krönen ließ. Dort vertrat ein Graf von Naſſau die Stelle von Ludwigs feindſeligem Bruder. Auch die Reichs-Inſignien, von Alters her

Burgund. p. 15 – 18.

Den 25ten Nov. 1314.

Dumont T. I. P. II. Nr. XXIX.

Raymund. Duellius in Frider. Pulch. Austr. p. 55. in der Pfalzgrafen Obhut, waren von ihm dem Gegenkönig ausgeliefert worden, und der hohe, auf deren Beſitz gelegte Werth ſollte Ludwigs Krönung mangelhaft erſcheinen laſſen.

Bayriſche und öſtreichiſche Herolde zogen nun von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, ein Jeder ſeines Herrn Wahl als die rechtmäßige verkündend. „Nur auf dem alten, durch die Vorfahren geweihten Platze“ ſprachen die Bayern, „darf ein König ausgerufen werden; fürwahr ein weiſer, Spaltungen verhütender Gebrauch. Dort ſtanden wir, und an die Fürſten in Sachſenhauſen ließ der Mainzer Erzbiſchof, dem es zukam, mehr als Eine freundliche Ladung ergehn. Sie erſchienen nicht. Dürfte jeder Haufe nach Gefallen eine Wahlſtatt ſich erkieſen, ſo würde des Haders kein Ende werden.“

Dem entgegneten die Oeſtreicher: gleichgültig ſey der Wahlort, da nur der Stimmen Mehrheit entſcheide. Dieſe habe ſich für Friedrich erklärt. Auch ſey ihm die Krone vom Cölner Erzbiſchof, dem es allein gebühre, auf das Haupt geſetzt.

Nur zu Aachen, wandten die Bayern ein, dürfe dieſe heilige Handlung vollzogen werden, gleichviel durch welchen der Erzbiſchöffe; denn von Anbeginn habe dem Mainzer das Krönungs-Recht zugeſtanden; von ihm ſey es übergegangen auf den von Trier, bis endlich der Cölner ſich deſſen angemaßt, weil die Krönungs-Stadt in ſeinem Sprengel gelegen.

Verſtändigen erſchienen alle dieſe Formen unweſentlich. Unbefangene zählten die unbeſtrittenen Stimmen, und fanden deren immer drey gegen zwey, wenn auch Sachſen und Böhmen, erhobener Anſprüche wegen, für zweifelhaft galten. Wen Ludwigs Recht etwa nicht überzeugte, den feſſelten ſeine Güte, ſeine Freygebigkeit.

Chron. Ludov. ap. Pez. T. II. p. 416.

Vergebens ſchmiedeten die Oeſtreicher eine Fabel: der Brandenburgiſche Wahlgeſandte habe die empfangene Vollmacht übertreten, und ſey im Kerker ſeines ſtrafenden Herrn den Hungertod geſtorben. Kurfürſt Waldemar und ſein Vetter von Landsberg waren perſönlich zugegen, eine gnügende Widerlegung des boshaften Gerüchts. Freylich hatte man dem Letztern mit der Hoffnung geſchmeichelt, Er ſelber ſtehe dem Throne nahe; dennoch huldigte Er ohne Zögern dem würdigern Nebenbuhler.

Herwart ab Hohenburg p. 37. Gewold. p. 119. Olenſchlag. N. XXVII.

Furcht und Hoffnung, Liebe und Haß, theilten zwar die Gemüther, allein die Zahl von Ludwigs Anhängern überwog. Bey ihm ſtanden die Uferbewohner des Rheins, die Niederländer und die Franken, die Böhmen, Meißner und Thüringer, vor Allen die Reichsſtädte. Bey Friedrich die Schwaben, die vom Bodenſee und aus dem Elſaß, auch ein Theil der Schweitzer.

Chron. Ludov. p. 420. Chron. Leobiens. L. IV. p. 913.

Doch über Fürſten Rechte entſcheidet nur das Schwert und beyde Theile zogen es.

Drit-

zeigt, und mußte beſtändig in baulichem Stande erhalten werden. Eines Tages bemerkte mein Vater, daß hinter einem dicken Gebüſch, welches an eine niedliche Einſiedeley grenzte, eine gewaltige Breſche in die Mauer gemacht worden. Er erſchrack über dieſe Verwegenheit, die er nicht dem Ohngefähr zuſchreiben konnte, ſondern die ihren Urſprung ganz deutlich Menſchenhänden verdankte, und wollte ſogleich nach Maurer und Steinmetz ſenden, die Lücke wieder zu ergänzen. Aber plötzlich ward ihm ein Billet ohne Unterſchrift in die Hand geſteckt, folgendes Inhalts:

„Wenn der Herr von Bullenbach ſeine „Sottiſen wieder gut machen will, ſo läßt er „das Loch in der Mauer ſo wie es iſt.“

Die Sache war für meinen Vater ein Räthſel, indeß beſchloß er die Mauer noch ein paar Tage unausgebeſſert zu laſſen, und ſorgfältig zu lauern, was es eigentlich damit für

eine

Drittes Kapitel.

Achtjähriger Krieg. Die Schlacht bey Mühldorf.

Anon. Leob. l. V. p. 913. Schaten. Annal. Paderb. ad a. 1314.

Die Fürſten belehnend und auf mancherley Weiſe begnadigend, hatte Ludwig ſeinen erſten Hof bereits in Cöln gehalten, dann am Rhein, nach alter Weiſe, die huldigenden Reichsſtädte durchzogen, und des Reiches ſchönſten Theil ſchon in Beſitz genommen, während Friedrich noch in Deutſchland herum irrte, die zerſtreuten Völker ſammelnd, um des Gegners ſchnellen Triumph zu hemmen.

Minder blutig für die Kämpfenden, minder ſchrecklich für die Zuſchauer, als in folgenden Jahrhunderten, waren die Kriege damaliger Zeit. Wenige Tauſende, oft nur Hunderte, galten ſchon für ein Heer. Der Muthige, freywillig zu den Fahnen ziehend, ließ eine gewiſſere Hoffnung der Wiederkehr zurück; denn Tapferkeit ſchützte vor dem Tode, weil noch keine Feuerſchlünde ganze Reihen unvertheidigt hinſtreckten. Eigennutz war mächtiger als Blutgier, den Feind zu fangen erfreulicher als ihn zu tödten, denn Er zahlte Löſegeld. Der ſchwächern Heere Unterhalt ſaugte keine Länder aus. Verwüſtungen tra-

fen

ſen nur Gegenden, ſelten Staaten, weil des geringen Stromes Gewäſſer nur die Ufer überſchwemmen konnten.

Ruhige Tage folgten ſchnell auf heftige Stürme; denn der Winter brachte Erholung, oder Geldmangel zerſtreute die Söldner, oder plötzlich endete ein Krieg, deſſen Führer, damals Mitkämpfer, getödtet oder gefangen wurde. Immer gingen die blutigen Scenen ſchnell vorüber, allein auch ſelten den Zwiſt entſcheidend.

Gleichermaßen begann der Krieg zwiſchen Rudolphs Enkeln. Friedrichs Bruder, Leopold, widmete ſeinen tapfern Arm und kühnen Geiſt den vermeinten Rechten ſeines Hauſes, während Ludwig den eignen Bruder gegen ſich bewaffnet ſah. Den erſetzte ihm der Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein Held in Schlachten, kühn aber umſichtig; ein Weiſer im Rathe, ſchlau aber redlich; ein Fels im Sturme, ein ſchattender Baum im Sonnenſchein. Dieſer Mann theilt Ludwigs Ruhm, ohne ihn zu ſchmälern; denn die Gabe, ſolche Männer zu erkennen und an den rechten Platz zu ſtellen, iſt vielleicht der höchſte Fürſtenruhm.

Als der neue römiſche König von Aachen zurück nach Cöln ging, ſoll Er die winkende Gelegenheit verabſäumt haben, den nahen unvorbereiteten Gegner zu überraſchen, und durch Einen kühnen Schritt die ausbrechende Flamme zu zertreten. Ob wirklich dieſer Schritt ſo leicht geweſen, kann bezweifelt werden, eben weil er unterblieb; denn **Ludwigs** beſonnene Kühnheit rühmen die Zeitgenoſſen. Den friedlichen Winter benutzte Er klüglich, um die ergebenen Reichsſtädte in der Treue zu befeſtigen, und für das künftige Thatenſchwangere Jahr Kräfte zu ſammeln. Mainz, Frankfurt, Cöln und Aachen, Worms, Speyer und Oppenheim ſahen ihn wechſelnd in ihren Mauern.

Burgund. p. 19. Faſt wäre die letztere Stadt eines blutigen Verbrechens Schauplatz geworden; denn ein Anhänger **Friedrichs** wollte, mitten unter Fürſten, Edlen und Leibwachen, durch einen vergifteten, unter dem weiten Mantel verborgenen Pfeil, den König verwunden. Aber in Heidelberg war es ruchtbar geworden. **Ludwig** empfing eine zeitige Warnung, ließ den Böſewicht greifen, fand den tödtlichen Pfeil, und, an einen Pferdeſchweif gebunden, zum Galgen geſchleppt, büßte der Verbrecher auf dem Rade. Ob durch fremden oder eignen Antrieb der teufliſche Vorſatz gereift, iſt unbekannt geblieben. Dem Pfalzgrafen **Rudolph** traf der Verdacht, doch unerwieſen.

Herzog **Leopold** hatte nicht gefeyert. Noch waren die Schwaben fern, da zog Er ſchon mit großer Macht vor Speyer, wo **Ludwig** damals
1315. mit wenigem Volke hauſte. Um die getreue, durch manches ertheilte Vorrecht gewonnene Stadt zu ſchonen, verließ er die ſichern Mauren, ein ver-

ſchanztes Lager auf dem Juden-Kirchhofe beziehend, und einer Schlacht mit dem überlegenen Feinde ausweichend. Leopold wagte keinen Angriff, und wurde bald von dem verheerten Stadt-Gebiet durch einen Mächtigern, den Hunger, vertrieben, der in dieſem Jahre über ganz Deutſchland wütete. Gest. Bald. L. III. c. 1.

Des Feindes Rückzug benutzte Ludwig, um die offene Heimath zu gewinnen. Tückiſch war ſein Bruder ihm zuvor gekommen. Geleitet und verhetzt durch Otto Kranborffer, ſeinen Vertrauten, einen ungeſtümen, herrſchſüchtigen Mann, wollte er dem Kaiſer die Wege nach Bayern ſperren, die Augsburger von ihm abwendig machen. Ludwigs ſchneller Zug und der Bürger Treue vereitelten beydes. Augsburg, ſeine Thore willig öffnend, verband ſich, dem auch hier mit Ertheilung wichtiger Vorrechte nicht Kargenden, auf vier Jahre zu thätigem Beyſtand.

So im Rücken geſichert, beſchloß Er des verrätheriſchen Bruders Züchtigung. Drohend erſchien er vor München. Rudolph zitterte, doch vertrauend auf Ludwigs leicht zu berückendes Herz, ging er mit dem Adel und der Bürgerſchaft ihm entgegen, ſich heuchleriſch demüthigend. Ludwig empfing die Kommenden freundlich, von dem Bruder wandte er ſein Antlitz. Doch ſelbſt den Mordanſchlag auf ſein eignes Leben mochte er nicht blutig rächen, ſondern entließ ihn mit Weib und Kindern ungehemmt nach der Burg Wolfrathshauſen. Nur gegen Trithem. Chron. Hirsaug. ad a. 1314.

Einige, von Rudolph verhetzte Bürger bewies Er kluge Strenge, indem Er deren Wohnungen niederzureißen befahl. Aber keine Spur iſt vorhanden, daß Er, wie manche wollen, die ganze Bürgerſchaft ſeinen Zorn entgelten laſſen; vielmehr bezeugen die vielen, ihr ertheilten Gnadenbriefe, wie feſt er auf ihre Treue baute. Ihm war leichter und befriedigender, etwa noch verirrte Herzen zu gewinnen. Dazu bedurfte es nur ſeiner freundlichen Erſcheinung, ſeiner deutſchen Rechtlichkeit! und daß es ihm gelungen, beweiſt die Zuverſicht, die ihn, ſein Kriegsvolk zu entlaſſen, beſtimmte, damit es den Bayern nicht ſcheinen möchte, Er wolle durch Fremdlinge ſie zügeln und drücken, oder bezweifle ihren Muth, ihre Liebe: die Wirkung eines üblen Rathes, ſprechen Einige, indeſſen der näher liegende Grund, ſein Vertrauen, den Schritt wohl gnügend erklärt. Auch wurde von den Bayern dies Vertrauen nicht getäuſcht; nur von ſeinem Bruder, deſſen Freyheit und Leben noch vor wenigen Wochen in ſeiner Gewalt ſtanden.

Oefele T. II. p. 548.

Crollius l. c.

Adlzreiter P. II. L. 1 p. 9. Burgund. p. 25.

Friedrich hatte indeſſen die ſchwäbiſchen Reichsſtädte zum Theil gewonnen, zu Baſel ſeinen erſten, großen Hof gehalten, dort ſeine Gemahlin, die arragoniſche Prinzeſſin, gekrönt, ſeinen Bruder Leopold mit einer ſavoyiſchen Fürſtin vermählt, und das Volk durch Turniere, mehr noch durch Schauſtellung der Reichs-Heiligthümer, ergötzt: denn da zeigte ein Prieſter ein Stück des heiligen Kreuzes,

Alb. Arg. p. 111.

zes, die Dornenkrone, Lanze und Nagel, die Marterwerkzeuge des duldenden Erlöſers, neben dem Schwerte Karl des Großen, dem Marterwerkzeuge ſo vieler Völker.

Dem Könige mangelten Ausſpäher. Vielleicht verachtete Er dieſen Auswurf der Menſchheit. Rudolph aber wußte, daß Leopold, neu gerüſtet, bald erſcheinen werde. Ihm lag daran den Bruder in Sicherheit zu wiegen, damit Jener den plötzlichen Ueberfall ungeſtört vorbereiten möchte. Darum bediente Er ſich eines ſchlauen Pfaffen, des Biſchofs von Freyſingen, um eine gänzliche Verſöhnung mit Ludwig zu unterhandeln, doch tückiſch zögernd, um, bey Leopolds Erſcheinung, das Angeſponnene ſchnell abzureißen. Und ſo geſchah es. Denn Ludwigs Argloſigkeit ahndete nimmer, weſſen Er ſelber unfähig war.

Ehe noch zu München der Oeſtreicher Annäherung ihm zu Ohren kam, ſtanden ſie ſchon vor Augsburg, und kaum gewann Er Zeit, mit einem geringen Haufen nach Friedberg zu entrinnen.

Jetzt bewährte ſich der Augsburger Treue. In einer finſtern Nacht, mitten durch die Feinde, führten ſie bey Fackelſchein den Bedrängten in ihre Stadt, wo, an den Thoren, der Magiſtrat ihn ehrfurchtsvoll, die Bürger jubelnd empfingen; Er, unverwirrt durch die nahe Gefahr, mit beſonnener Thätigkeit ein kleines Heer ſammelte, wohl nicht ſtark genug zum Angriff, aber, von ſeinem Muth beſeelt, dem feindlichen Angriff trotzend.

Leopold eroberte Landsberg und legte es in Aſche. Doch als Er der Bayern Unerſchrockenheit und ſchnelles Anwachſen gewahrte, ſchien ihm bedenklich weiter vorzudringen. Er ordnete den Rückzug an. Ihm folgte Ludwig auf dem Fuße. Die Elemente fochten für den Gerechten; denn Leopold, bey Püchlem unweit der Wertach gelagert, ſah durch dieſes Stromes Ueberſchwemmung ſich plötzlich eingeſchloſſen und das Waſſer drang bis in die Zelte.

Man will, es habe damals wiederum in Ludwigs Macht geſtanden, den Feind zu vernichten. Doch zweifelhaft ſind die Sagen von Kriegsbegebenheiten aus jenen alten Zeiten. Denn die Fechtenden ſchrieben ſelten, und die Chroniken-Schreiber fochten nicht, ſammelten nur die laufenden Gerüchte. Was einem Feldherrn in ſchwierigen Fällen zu thun oblag, was möglich oder gefährlich, ausführbar oder nicht geweſen, das können, ſelbſt unter Augenzeugen, die Wenigſten beprüfen. Dieſelben Gewäſſer, die das feindliche Lager bedrohten, mochten es vielleicht auch ſchützen. Leopold zog ab, doch zuvor in Oberbayern übel hauſend, denn das Glück begünſtigte den Räuber.

In rapinis valde prosperabatur. Chron. Neoburg.

Mit deſſen Entfernung verſchwand auch wieder des Pfalzgrafen Trotz. Nicht offen hatte Er gewagt, den Feind zu unterſtützen, doch tückiſch zu Vohburg,

burg gelauert, um ſeines Bruders erſten Unfall zu benutzen. Nun aber wandte Er ſich noch Einmal an **Ludwigs** Großmuth, noch Einmal mißbrauchte Er deſſen leichten Glauben. In dem neuen, demüthig erbetenen Vertrage nannte Er ihn heuchelnd ſeinen lieben Herrn und Bruder, den König von Rom, und verſprach, die Lehen von ihm zu empfangen. „Wir wollen ſeyn wahre und gute Freunde“ ſo drückte er ſich aus, „und furbas brüderlich und lieblich mit einander leben. — Wir haben unſerm lieben Herrn und Bruder einen Eid zu den Heiligen geſchworen, daß wir ihm beholfen ſeyn wollen mit Leib und Gut, und nimmermehr uns von ihm wenden.“

Den 6ten M. 1315. Gewold. def. l. p. 37.

Dagegen empfing Er **Ludwigs** gern beſchworene Zuſage: „Daß Er treulich, brüderlich und freundlich mit ihm leben wolle.“ In den Frieden wurde **München** ausdrücklich eingeſchloſſen; ein neuer Beweis, daß der Bürger Mehrzahl **Rudolphs** Rache fürchten mußte, folglich nicht für ihn geſtimmt geweſen.

Bergmann Geſch. der Stadt München. Urkunde L. 1.

Ruhe genoſſen jetzt Bayern und deſſen edler Fürſt im Ueberreſt des Jahres. **Ludwig**, einen Augenblick frei athmend, beglückte und erfreute die Unterthanen durch Heilbringende Geſetze, durch Minderung der Auflagen und Zölle, durch Verſchönerung der Hauptſtadt.

Denn die Oeſtreichiſchen Waffen, ſtatt ihren großen Zweck beharrlich zu verfolgen, entfernten ſich von Deutſchlands Gränzen, um verſpottet zu zerſplittern. Der ſchwäbiſche Adel nämlich, wie der im Elſaß und in der Schweiz, hing größtentheils an Friedrich, dieſer Länder Städte hingegen an Ludwig. So auch die drey Waldſtädte, Schwitz, Uri, Unterwalden, die alten, kühnen Nachbarn des Habsburgiſchen Stammhauſes, noch eingedenk des kaum zerbrochenen öſtreichiſchen Joches, und verwickelt in ewige Fehden mit dem Abt von Einſiedeln. Durch dieſen hoffärtigen Prälaten und durch alten Zorn gereizt, wandte ſich Leopold zur Unzeit von dem höhern Ziele, um Rache an einem Hirtenvolke zu üben, deſſen Züchtigung, wäre ſie auch gelungen, des großen Streites Entſcheidung nicht befördern konnte. Mit ſeinem Fuße wollte Er dieſe Bauern zertreten und Stricke brachte Er mit zu Hinrichtung ihrer Häupter. Aber die genannten Schweizer bewachten den engen Paß bey Morgarten, und was ihr Steinregen, ihre Keulen nicht zerſchmetterten, mußte fliehen. Leopold ſelber entkam nur mühſam auf abgelegenen Pfaden durch Hülfe eines landkundigen Mannes.

Müllers Schweizer. Geſch. B. II. p. 26. ff.

Den 15ten Nov. 1315.

Schon früher hatte Ludwig die Acht vernichtet, die ein gewiſſer Abt von Einſiedeln (wie Er ihn faſt ſpöttiſch nannte) den Schweizern zugezogen. Jetzt, als Er fröhlich ihren Sieg vernahm, rühmte Er laut ihre Tapferkeit, gelobte ſeinen Schutz, beſtätigte ihre Freyheit, und noch in ſpätern Jahren bewies Er ihnen kaiſerliche Gunſt.

Müller l. c. p. 25. 27. 41. 42. Urkunde im Lager vor Merriden bey Tiaudi d. 23 März 1316, vor Como 1327 zu Pavia 1328.

Wohl

Müller l. c. B. II. C. I. p. 80.

Wohl hatten es die braven Hirten um ihn verdient, obſchon nur eigne Noth ſie bewaffnete, denn der Sieg bey Morgarten lähmte eine Weile Oeſtreichs Macht und Muth. Ein böſer Leumund warf deſſen Fürſten gefährliche, der ſchwächern Stände Freyheit bedrohende Entwürfe vor. Dieſe Stimmung nutzte Ludwig auf einem Reichs-Tage zu Nürnberg, wo die öſtreichiſchen Brüder in die Reichsacht erklärt und jedes Beſitzthum in der Schweiz ihnen abgeſprochen wurde. 1316.

Burgund. p. 24.

Auch ſchien der Augenblick ihm günſtig, um Rache an einem noch unbeſtraften Böſewicht zu üben. Er wandte ſich nach Schillingsfurth, einer Burg auf ſteilen Felſen, für unbezwinglich geachtet. Dort hauſte unvorbereitet Krafft von Hohenlohe, der vormals die Gunſt der Oeſtreicher durch eine ſchändliche That erkaufen wollte. Denn (ſo ging die Sage) mit Fackeln nahte Er in einer finſtern Nacht Ludwigs Herberge, um ſie in Brand zu ſtecken. Nur ſeine Feigheit ſchreckte ihn zurück. Nun büßte Er den unvollbrachten Frevel, da der zürnende Kaiſer Schloß und Stadt den Flammen Preis gab.

Doch kaum hatte ſich Ludwig aus Bayern entfernt, als Rudolph abermals, aller Schwüre ſpottend, die Larve wegwarf, dieſesmal ſich ſtützend auf Einige zum Aufruhr verleitete, vom Adel, vielleicht auch hoffend, es würden fremde Feinde den jungen Helden beſiegen oder ihn der Sieg immer weiter locken. Aber Ludwig wandte ſich ſchnell, und der

Schrekeine Bewandniß habe. Nicht lange, ſo erblickte er des Abends im Mondenſchein eine verkappte Dame, welche in die Einſiedeley ſchlich. Er verkroch ſich ins Gebüſch ganz nahe an der Mauerlücke, und hatte das Vergnügen, einen Dragoneroffizier durchſchlüpfen zu ſehn, welcher als ein naher Vetter von der Maitreſſe des Fürſten, vor kurzem unter dem Fürſtlichen Heere eine Fähndrichsſtelle erhalten hatte. Sapienti ſat! dachte mein Vater: die Mauerlücke geht mich nichts weiter an, wer ſie gemacht hat, mag ſie wieder ausbeſſern, meine Gefälligkeit wird die grasgrüne Farbe in Vergeſſenheit bringen, und in kurzem wird es mir vergönnt ſeyn, die Leyer des Apoll wieder von der Wand zu holen.

Er gieng und legte ſich ruhig ſchlafen, indeß ein feindlicher Dämon von ſeinem unglücklichen Geſtirn mit tückiſcher Schadenfreude herabſah. Ein unverſchämter Wolf, der nicht wuſte, daß die Mauerlücke blos zum

Behuf

Schrecken eilte vor ihm her. Vohburg nahm Er mit Sturm, der Aufrührer Schlöſſer zerſtörte Er, und drohend erſchien Er vor Wolfrathshauſen. Da flüchtete Rudolph, nur von ſeinem Gewiſſen verfolgt, und Ludwig eroberte die Feſte.

So verſtrich die Hälfte des 1316ten Jahres. War es gleich gelungen die innern Feinde zu demüthigen, ſo hatte doch ihr böſes Spiel gehindert, die kaiſerlichen Waffen in das Herz von Oeſtreich zu tragen, wo Friedrich und Leopold die gewonnene Zeit nutzten, um von jenem großen Schlage ſich zu erholen. Schon im Herbſte wehten ihre Fahnen wieder unter den Mauern der ſchwäbiſchen, uneinigen Reichsſtädte. Das bedrängte Eßlingen rief den König um Hülfe an. Er kam mit böhmiſchen und trieriſchen Völkern. Der Feind wich ihm aus, über den Neckar ſich ziehend, an deſſen beyden Ufern die kampfluſtigen Heere ſich lagerten.

Aventin. Annal. Bojor. l. VII. C. 15. n. 15.

Aus Vorpoſten-Scharmützeln erwuchs eines Tages ein ernſtes Gefecht, doch ohne Wahl des Schlachtfeldes, und als bereits die Sonne ſich neigte, mehr ein Getümmel als ein Treffen zu nennen, weil nach und nach Alle ohne Ordnung hinzurannen, Keiner die Stimmen der Befehlshaber vernahm, das enge Flußbett die Kämpfer beſchränkte, viele wider Willen müßige Zuſchauer blieben. Die hereinbrechende Nacht ſetzte dem unentſchiedenen Treffen das Ziel.

A

Wahrſcheinlich zwang der nahe Winter die Kriegführenden zum Rückzug. Doch wird vermuthet, Eßlingen habe, nebſt mehreren ſchwäbiſchen Reichs-Städten, den Oeſtreichern huldigen müſſen.

Sattler Wirtemb. Geſch. T. II. §. 48.

Um für die Zukunft dieſer Städte innerm Hader zu ſteuern, veranlaßte Ludwig ein engeres Bündniß zwiſchen ihnen, gebot allgemeinen Landfrieden durch das ganze Reich und verringerte die Zölle; weiſe, von den Ständen genehmigte Maßregeln, die ſein Anſehen mehrten und befeſtigten.

Brower Annal. Trev. L. XVII. p 199.

Erinnernd mögen noch einmal wenige Worte Deutſchlands damalige Verhältniſſe bezeichnen. Vier Brüder, welche von gleichem Geiſt beſeelt, umgaben den Gegen-Kaiſer: Leopold, deſſen rechter Arm; Albert gebrechlich, den Krieg ſcheuend; Heinrich, zwar den Bruder liebend, aber auch den Vetter nicht haſſend; Otto unbeſtändig. Durch das väterliche Erbe im Elſaß und Schwaben war Leopold ein mächtiger Fürſt. Heinrich von Kärnthen ein beharrlicher Anhänger um Böhmen endlich zu erlauern. Der Cölner Erzbiſchof, lieber Soldat als Seelenhirt, erregte minder Krieg als Verwirrung. Sachſen blieb dem öſtreichiſchen Gold treu. Brandenburg pflegte der Ruhe. Die übrigen Fürſten in Oberdeutſchland ſahen ſtille dem Getümmel zu, als kümmere ſie der Ausgang nicht. Aber feſt bey Ludwig ſtanden Mainz, Trier, Böhmen, die Grafen von Holland, Jülich und Berg.

1317.1318

Von den nächſten beyden Jahren ſind nur verworrene Berichte aufgezeichnet. Alles ging im alten, blutigen Gleiſe, obſchon der Krieg mehr einer einzelnen Befehdung glich. Denn geringe Haufen zogen hin und her, kämpften hier und dort, ſiegten oder fielen, und in beyden Fällen blieb der große Streit immer unentſchieden. Den Erzbiſchof zu Cöln zwangen damals die niederländiſchen Fürſten, ſeinem Schützling zu entſagen.

Schaten. Annal. Paderb. ad a. 1318.

Wohin Rudolph geflohen, iſt unbekannt. Erſt nach zwey Jahren wagte Er es, im Vaterlande wieder zu erſcheinen, vertrauend auf einen Fürſprecher in des Bruders Herzen. Denn es war nicht mehr jener trotzige Pfalzgraf, es war ein armer Kranker, dem Ludwig augenblicklich die Verſöhnung bewilligte. Daß aber die theuer erkaufte Erfahrung ſeine Verzeihung an ſichernde Bedingungen knüpfte, durfte den Reuigen wohl nicht befremden. Durch einen zu München geſchloſſenen Vertrag überließ der Pfalzgraf dem Bruder ſeine Länder bis zum Frieden, und gelobte, wenn Er geneſe, in eigner Perſon mit ihm ins Feld zu rücken. Dagegen verſprach Ludwig, ihn, nach geendigtem Kriege, in die Regierung ſeiner Länder wieder einzuſetzen, und nahm dem Kranken eine Sorge vom Herzen, indem Er deſſen Gemahlin ein Witthum verſchrieb.

Den 26ten Febr. 1317. Gewold. P. I. p. 38.

Wo Rudolph bald nachher ſein Grab gefunden, iſt ungewiß. Einige nennen Mähren, Andere Oeſtreich, noch Andere England ſogar. Er hinterließ

Crollius l. c. §. 11.

drey Söhne und eine Tochter, deren Vormund ein öſtreichiſcher Anhänger, ein Graf von Naſſau wurde.

Beym Anblick dieſer Kinder bewegte ſich des Bruders Herz, und Er ſprach gerührt: „Sollten ſie die Schuld des Vaters tragen? das ſey ferne!“ Er hat Wort gehalten.

Andr. Presbyter Chron. Bav. p. 34.

1318.

Endlich befreyt von dieſem bitterſten Feinde, konnte Er nun ſicher, am Rhein und in Bayern, dort den Krieg leiten, hier väterlich herrſchen. Seine Gegenwart belebte in dieſem Jahre bald das Heer bald ſeine Staaten. Ihm mangelten thätigere Bundesgenoſſen, um ſchneller den unſeligen Kronenkampf zu enden. Der Herzog von Kärnthen hatte damals, nach dem Tode ſeiner böhmiſchen Gemahlin, mit dem König Johann ſich verglichen, wodurch zwar den Oeſtreichern ein Vorwand, die böhmiſchen Unruhen zu nähren, entriſſen, aber auch Johann, von aller Furcht befreyt, ein lauer Gegner dieſer Fürſten wurde. Darum, und weil Er lieber in den polniſchen Verwirrungen ſeine Waffen nach Schleſien tragen wollte, vermittelte Er bey Colmar einen Waffenſtillſtand, den Ludwig zu genehmigen gleichſam gezwungen war, beſorgend, daß ſein mächtigſter Verbündeter ihn ſonſt verlaſſen werde. Auch Friedrich, damals hoffend, durch päpſtliche Gunſt und Unterhandlung, leichter als durch Waffen, das Ziel zu erreichen, bot willig die Hand. In beyden Lagern herrſchte Fröhlichkeit und man beſchmauſte

ein-

Burgund. p. 37. 38.

einander. Auch ſoll dem Könige von Böhmen gelungen ſeyn, zu einer Unterredung die ſtreitenden Vettern zu bewegen. Was da geſprochen worden, iſt unbekannt; nur wollte man, aus der Züge Heiterkeit, wohlwollende Gemüther errathen, obſchon die Folge der gefaßten Hoffnung nicht entſprach.

*

Oefele T. II. p. 134. 136.

Volkmar ap. Oefele T. II. Burgund. p. 39.

Im Jahre 1319 ſchloß Ludwig mit ſeinen Vettern in Niederbayern ein Trutzbündniß gegen Oeſtreich auf zwey Jahre, um den Preis von 8000 Mark Silbers, unter Verpfändung einiger Feſten, doch mit redlichem Vorbehalt von ſeines Bruders Rechten. Nur Bayern ſollten die Herzöge vertheidigen, nicht außer deſſen Gränzen fechten. Die Gelegenheit, ihr Wort zu löſen, ergab ſich bald, denn um dieſe Zeit brachen Leopold und Friedrich mit großer Macht in Bayern ein, alles verheerend und verwüſtend. Da wurde Herzog Heinrich von Niederbayern wortbrüchig an dem Kaiſer. Seltſame Gerüchte von Verrätherey, paniſchen Schrecken in Ludwigs Lager verbreitend, und die Lauigkeit der übrigen Bundesgenoſſen warfen den Helden in eine mißliche Lage. Von den zaghaften Seinigen verlaſſen, mußte Er hinter ſchützende Mauern flüchten und zehn Wochen lang von deren Zinnen die rauchenden Dörfer, die verheerten Gefilde erblicken. Alles raubte der gierige Feind, Kirchen und Klöſter verſchonte Er nicht, Heiligthümer wurden geſchändet.

Damals ergriff den Bedrängten der Gedanke, lieber einer Krone zu entſagen, die ſeinem Volke ſo theuer zu ſtehen kam. „Schon Jahre lang,“ ſo ſprach Er mit wehmüthigem Ernſt, „hat dieſer unſelige Krieg gewüthet. Die Dörfer ſind geplündert, die Städte rauchen, ganze Länder ſeufzen, Leichen bedecken die Straßen, edles Blut färbt die Ströme, und noch iſt fern dieſes Jammers Ende! noch verhüllt des Schickſals Schleier die Zukunft! Ich war es nicht, der nach der Krone ſtrebte, ich habe den Bürgerkrieg nicht angefacht. Nur gezwungen ergriff ich die Waffen, nie rückte ich zuerſt ins Feld. Wäre nicht an meine Beharrlichkeit — ſo ſchien es mir bisher — das öffentliche Wohl geknüpft, längſt ſchon hätte ich die Bürde von mir geworfen. Gern trete ich von der Bühne ab. Mir ſchaudert vor dem blutbefleckten Purpur. Des Glanzes haben meine Vorfahren mir zur Gnüge hinterlaſſen, und ich denke für die Nachkommen ihn zu mehren, wenn ich, um der öffentlichen Ruhe willen, einer Krone freywillig entſage, die ich nur durch Blut und Schätze getreuer Unterthanen zu erhalten vermag. Rathet mir; zu Krieg und Frieden ſeht Ihr mich bereit. Doch meine Kräfte ſind erſchöpft, meine Güter verpfändet, an Heereskraft der Feind mir überlegen; meine Völker zerſtreuen ſich; die noch bey mir ſtehn, ſind ſchwierig oder kleinmüthig; woher nehme ich den Sold? Der Feind bedrängt die getreuen Städte. Hülflos werden ſie wanken. Beſſer, ich trete mit heiterm Gemüth in den Stand zurück, den mir das Schickſal angewieſen.“ Burgund. p. 35. 37.

Kleinmuth haben Manche dieſen Ausbruch einer großen aber gebeugten Seele zu nennen ſich erdreiſtet. Die Geſchichte ſoll den Fürſten rühmen, der ſeinen Ehrgeiz dem Glücke ſeines Volkes unterordnet, ſie ſoll es Großmuth nennen. Ludwig zeigte ſeinen Bayern dennoch ein heiteres Antlitz. Nur mit Fremden theilte er ſeinen Kummer, und dieſe ſtimmten ihn zur Beharrlichkeit.

Endlich hemmte Regensburg des Feindes Vorſchritte. Gumperz, unter ſeinen Mitbürgern beliebt und angeſehn, ermuthigte ſie, die Thore zu verſchließen. Der zürnende Friedrich warf Feuer in die Vorſtädte, und zog nach Oeſtreich, Leopold nach Schwaben zurück.

1320. Der Letztere belagerte im folgenden Jahre Speyer, thätig unterſtützt von Mechtild, Rudolphs Wittwe. Doch nun hatte Ludwig am Rhein ein Heer geſammelt, zwang den Herzog die achtmonatliche Belagerung aufzuheben, und rückte ſelber kühn im Elſaß ein, wo Strasburg ihm Anhänger, aber auch tückiſche Feinde barg. Eines Tages zog Er arglos, wie Er immer pflegte, mit geringer Begleitung aus dem Lager in die Stadt, bekräftigte am Altare die Freyheiten der Bürger, und begab ſich, um zu ruhen, in die Wohnung Eines derſelben, deſſen Name von der undankbaren Nachwelt vergeſſen

geſſen worden. Meuchelmörder wollten Ludwigs Schlummer nutzen, den Wirth verleiten, einen unbewachten Eingang in ſein Haus zu öffnen; aber ſchaudernd wies der Edle ſie zurück, ſchwörend, nur über ſeinen Leichnam führe der Weg zu des Kaiſers Schlafgemach. Dann weckte Er den bedrohten Gaſt, verrieth ihm den Mordanſchlag, und ſchnell geſattelte Roſſe brachten ihn unverletzt in ſein Lager zurück.

Burgund. p. 44.

Nicht geringer war die Gefahr, in der, faſt zu gleicher Zeit, Herzog Friedrich ſchwebte. Denn, wiſſend, ſeines Bruders Heer ſey dem des Kaiſers gefolgt, und trachtend ſich mit ihm zu vereinen, irrte Er im Wege und fand ſich plötzlich vor dem bayeriſchen Lager, es für das öſtreichiſche haltend. Schon ritt Er vorwärts, doch nicht ohne Verwunderung, daß Niemand mit gewohnter Ehrerbietung ihn empfing. Endlich ſchöpfte Er Argwohn, und im Gewühl der Kommenden und Gehenden ſprengte Er unerkannt zurück.

Beyde Heere foderten ſich zum Kampf heraus, drohten und wichen, ſchritten vor und zagten. Doch Ludwigs Völker, kleinmüthiger als die ſeines Gegners, mußten von ihrem Kaiſer beſchämende Vorwürfe hören.

Es kam nicht zum Treffen. Ludwig, wohl am meiſten durch Geldmangel beſiegt, der faſt immer ſein furchtbarſter Feind war, wandte ſich nach Bayern, wo ſeine Mönche ihr Geld vergruben, indeſſen

Henr. Rebdorff ad a. 1314.

deſſen die in Oeſtreich es ihren Fürſten freywillig brachten.

Mechtild, eben ſo ſtandhaft im Leiden als im Haſſe — beydes Frauen eigen — bot alle Ränke auf, um ſeine alten Feinde zu ſtärken und ihm neue zu erwecken. Den Grafen Ludwig von Oettingen, ſeinen geheimſten Vertrauten, der noch bey Eßlingen tapfer für ihn gefochten, lockte ſie zur Verrätherey, ihren Prinzen Adolph mit deſſen Tochter vermählend, und die öſtreichiſchen Fürſten, frohlockend über den unredlichen Gewinn, gaben ihm, dem Wittwer, ihre Schweſter Goda zum Weibe. Ludwig, empört durch des Freundes Treubruch und der feindlichen Schwägerin Tücke, vertrieb Beyde aus allen ihren Beſitzungen. Kräft des mit ſeinem Bruder geſchloſſenen Vertrages behielt Er auch die Rheinpfalz während des Krieges, die Er den Söhnen einer ſolchen Mutter nicht vertrauen durfte.

1321. Ungekrönt und unbefleckt von merkwürdigen Kriegsthaten verſtrich das nächſte Jahr. Beyde Kämpfer ſchienen zu ruhen, um mit verdoppelten Kräften den Kampf zu beginnen. Der König war thätig am Rhein, doch feyerte Er das Weihnachtsfeſt zu München.

Von ſeinem Herzen riß zu jener Zeit der Tod die erſte Gemahlin, Beatrix, eine polniſche Prinzeſſin, Mutter von vier Kindern, reicher noch an Tugenden, welche ſie den ihrigen ſo liebreich einzuflößen mußte, daß ihre Wohnung minder einer Königsburg, als einem Tempel glich.

Dieſer herbe Verluſt warf ihn zu Boden. Die durch Waffengeräuſch betäubte Stimme in ſeiner menſchenfreundlichen Bruſt wurde laut im einſamen Trauergemach. „Wozu bedurft' ich einer Krone!“ rief Er aus: „im ruhigen Beſitz meiner beſchränkten Staaten konnt' ich ein heiteres Leben führen. Welche ſchöne Zeit hat Zwietracht mir verſchlungen! Verflucht ſey der ſchwarze Tag, an dem ich, nach dieſer ſteilen Höhe, den Erſten Schritt gewagt! Waren meine Vorfahren nicht berühmter durch Frömmigkeit als durch den Purpur? Die Glücklichen! Mir war ein gleiches Loos beſchieden, hätte ich es früher erkannt! Zu ſpät mußt' ich erfahren, daß Deutſchlands unſelige Fürſten nur am ſchlüpfrigen Rande eines Abgrunds ſtehn, ängſtlich bemüht ſich zu erhalten oder andere zu ſtürzen.“

Burgund. p. 41.

So empörte ſich bey jeder Veranlaſſung ſein Herz gegen das ihm aufgedrungene Schickſal. Langſam ermannte Er ſich.

Faſt acht Jahre waren nun verfloſſen, ſeitdem Er um die Krone kämpfen mußte. Zwar floß in Scharmützeln wenig Blut, doch durch Brand und Plünderung verarmten Tauſende. Straßen-Raub hemmte den Handel, und die Gerechtigkeit lag zu Boden. Denn jeder Böſewicht, dem ſie läſtig fiel, trat von Einem Kaiſer zu dem Andern über, oder ſpottete Beyder. Dieſen Jammer, dieſe Ruchloſigkeit

Behuf des Dragonerofficiers offen war, bediente ſich dieſes Durchgangs um einen nächtlichen Spaziergang im Park zu machen. Er begegnete unvermuthet zweyen ſpaniſchen Schafen, und weil er noch in ſeinem Leben kein ſpaniſches Schaffleiſch genoſſen hatte, ſo nahm er ſich die Freiheit, aus ihnen ein Frühſtück zu machen, und nichts als einige Knochen übrig zu laſſen.

Welch ein Donnerſchlag für meinen Vater, als er am andern Morgen die traurigen Ueberreſte fand. Er nahm ſich ſogleich vor, die ganze Sache zu vertuſchen, und in der Geſchwindigkeit ein Paar andere Schaafe aus Spanien kommen zu laſſen. Doch konnte ſein gepreßtes Herz nicht umhin, ſich wenigſtens dem kleinen buckligten Schneider anzuvertrauen, dieſer lachte, daß er berſten wollte, verſprach zu ſchweigen, und entdeckte das Geheimniß unter dem Siegel der Verſchwiegenheit nur dreyen ſeiner Kunden. Ehe ein Tag verging, kam es bis zum Ohre des Fürſten, keit beherzigend, ſehnten beyde edle Kämpfer ſich nach Entſcheidung.

Die verbündeten Fürſten, dem von ihnen erwählten Könige einſt ſo kräftigen Beyſtand verheißend, blieben größtentheils unbekümmerte Zuſchauer; denn Leidenſchaften verſprechen freygebig, erreichte Wünſche erfüllen das Verſprochene karg. Sachſen und Brandenburg hatten ſogar durch Verträge ſich verbunden, keiner Partey Waffen zu leihen, ſondern nur von eignen Staaten das Kriegsfeuer abzuhalten. Der Erzbiſchof von Mainz, Ludwigs treue Stütze, war geſtorben. Gerechte Klagen konnten die Bundesgenoſſen nicht aus dem Schlummer rütteln. Erſt als der Kaiſer dem Kurfürſten Balduin von Trier und mehreren Ständen auf dem Reichstage zu Bacharach neue Gnaden verwilligte, dem Könige Johann von Böhmen die Lauſitz, ein eröffnetes Reichslehn, verſprach, dann erſt rüſteten ſich die Eigennützigen. Durch ihre Macht geſtärkt, zog Er dem eindringenden Feinde entgegen, und der Tag der Entſcheidung des langen, blutigen Zwiſtes brach an.

Schaten. Annal. Paderb. ad a. 1321.

Herzog Friedrichs Fahnen wehten an der Iſer, umgeben von den mächtigſten Vaſallen aus Oeſtreich und Steyer. Ein Geroldseck führte das Reichspanier. Gegen Abtretung einiger Städte, hatte König Karl von Ungarn das Blut von 3000 Reitern verkauft, und Wolken von Bogenſchützen, heidniſche, faſt unbekannte Völker, zogen aus Ungarn her-

Cod. chart. in bibl. Vind. Argentinens. Chron. Elwang. Stero. Rebdorff. Burgund.

herauf. Der Erzbiſchof von Salzburg, den gerechten Kaiſer haſſend, (der in einem Zwiſte, wegen Volksbedrückung, vor kurzem ein billiger Richter geweſen) dieſer ungeſtüme Knecht eines ſanften Religionsſtifters zückte die Waffen, und mehrere Biſchöffe folgten ſeinem Beyſpiele. Im Elſaß ſtand **Leopold** zugfertig an der Spitze einer kampfluſtigen Macht. Nicht ſiegen allein, vernichten wollte **Friedrich**. Sein ganzes, furchtbares Heer zählte 30000 Streiter.

Burgund. p. 29.

Aber an Zahl, Muth und Würdigkeit nicht geringer ſammelte ſich **Ludwigs** Macht. Da ſtanden die Sieg gewohnten Böhmen unter ihrem Könige; und die Kriegserfahrenen Bayern unter dem Herzog **Heinrich**, ſeit kurzem **Johannes** Eidam; und die Völker von Trier, durch ihres Fürſten Ruhm beſeelt; auch Kreuzfahrer (etwa nach Preußen ziehend), und die Paniere mancher Reichsfürſten umflatterten des römiſchen Königs Adler, den der tapfere **Conrad von Schlüſſelburg** trug. Den Arm des alten Herzogs von Kärnthen hatte die, dem böhmiſchen Prinzen verlobte Hand ſeiner Tochter, für **Ludwig** bewaffnet. Ihn zu ſtrafen, verlieh **Friedrich** ſeinem Bruder **Heinrich** den Titel eines Königs von Böhmen. Mehr als den leeren Titel konnte Er nicht verleihen; doch gewann Er dadurch einen Kämpfer, der bis jetzt den Bürgerkrieg ſcheute.

So zogen nun die Gerüſteten Alle in kaum vier Tagen heran, unweit Mühldorf, in den ampfingiſchen Gefilden, dieſſeit und jenſeit des Stromes ſich lagernd, und konnten hier und dort des Feindes Helme blinken ſehn, der Roſſe Wiehern hören.

Tapfere weiſe Feldoberſten ragten hervor in beyden Heeren; dort der Marſchall Dietrich von Pilichdorf und die Gebrüder Waldſee; hier Johann von Böhmen, der Burggraf Friedrich und der biedere Siegfried Schweppermann von Nürnberg, ein Heldengeiſt im unanſehnlichen Körper. Doch vor Allen Herzog Friedrich und Kaiſer Ludwig, die hehrſten Männer ihrer Zeit, nur der von Oeſtreich mehr ein Ritter, der von Bayern mehr ein Feldherr. Darum verlangten beyde nach einer Schlacht, Friedrich nur ſeinem haſtigen Muthe folgend, Ludwig aber berechnend, daß es wohl gethan ſey, Leopolds Vereinigung mit dem feindlichen Heere nicht abzuwarten. Ihm hatten die Mönche des Kloſters Fürſtenfeld verrathen, daß Leopold — jetzt noch fern, um die Güter des getreuen Grafen von Montfort mit Feuer und Schwert zu verwüſten — von dem beſorgten Bruder eilig beſchickt worden. Allein vergebens harrte Friedrich einer Antwort; denn jenes Kloſters Firnewein, von den Mönchen ſchlau geſpendet, lockte und hielt die ausgeſandten Boten, und als ſie endlich wohl bezecht ihre Roſſe ſuchten, hieß es: auf der Weide wären ſie verlaufen. An ſolchen lockern Zufalls Geſpinſt hängen oft ſchwere Kronen!

Den Rath der Kriegserfahrenen verwerfend, und einen klugen Rückzug für ſchimpflich achtend, ſprach Herzog Friedrich: „über mich ſeufzen der Witwen und Waiſen ſchon genug und viel Unbills hab' ich an der Chriſtenheit begangen; ſo mag ich den Streit länger nicht verſchieben.“

Um die Jünglinge zu ſpornen, ſchlug Er viele zu Rittern. Die Feldſchlacht ordnete Er am St. Michels Abend. 1322. Vier Rotten ſtellte Er auf, die Erſte ſelber führend unter dem Reichspanier, den Marſchall Pilichdorf zur Seite. Die andere vertraute Er ſeinem Bruder Heinrich unter öſtreichiſchem Panier. Vor der dritten ſtanden die wackern Brüder, Ulrich und Heinrich von Waldſee, die vierte ſollte fechten unter den Fahnen des Erzbiſchofs von Salzburg.

Unerſchrocken ſah der mannhafte Schweppermann des Feindes drohende Rotten. Den Kaiſer wollte Er nicht ins Schlachtgetümmel ziehen, des Reiches Schickſal nicht auf eines kecken Knechtes Lanzenſpitze ſtellen. Im blauen, unſcheinbaren Wappenrocke hielt Ludwig auf ſeinem Roſſe, das Schlachtfeld überſchauend, während Friedrichs glänzende Rüſtung, ſein hoher wallender Federbuſch, des Feindes Blick und Schwert auf ſich zogen. Und König Johann von Böhmen führte ſeine eignen Völker. Und Schweppermann, in des Heeres

Mitte, ordnete zu beyden Seiten fliegende Haufen unter Albrecht Rindsmaul und Conrad von Haybrun, zwey wohlverſuchten bayriſchen Rittern, die ſollten, ein kühnes Wageſtück, den Herzog Friedrich zu fahen trachten. Und der Burggraf von Nürnberg, ſo ſchlau als tapfer, hielt ſich verborgen an der Spitze einer auserleſenen Reiterſchar, öſtreichiſche Fähnlein führend.

Fuggers Ehrenſpiegel. B. III. p. 286.

Als nun mit Sonnenaufgang die Trommeten zum Angriff blieſen, da ſah man Heldenwerk. Da fochten männlich von beyden Theilen die Fürſten und Ritter, als läge die Krone zwiſchen ihnen auf der Wahlſtatt; vor allen Friedrich, dem der Preis der kühnſten Tapferkeit von Freunden und Feinden zugeſprochen wurde, indem Er gegen funfzig Feinde mit eigner Fauſt zu Boden ſtreckte. Auch neigte ſich am Morgen der Sieg zu ihm. 500 Böhmen fielen in die Gewalt der ungariſchen Pfeilſchützen. Viele der beſten Kämpfer in Ludwigs Heere lagen ſchon ächzend oder todt im zerſtampften Graſe. Es lief ein Gerücht, Ludwig ſelber ſey gefallen, denn es hatte ſein Muth ihn dennoch in das Schlachtgetümmel gezogen. Sein Roß ſtürzte von Pfeilen durchbohrt, Er ſchwang ſich behend auf ein anderes. Fünf wackere Bäckerknechte von München retteten ihn aus der Gefahr. Die Oeſtreicher ſelber wähnten ihn erſchlagen, weil ſie den Verkappten nirgends erblickten, und Friedrich ſtaunte, daß die Bayern, nachdem ihr Fürſt gefallen, noch

Chron. Neoburg. ap. Pez. T. I. col. 4

immer ſo hartnäckig fochten, Johann von Böhmen ſtürzte im Getümmel, daß Er, in der ſchweren Rüſtung, unter dem Roſſe des Marſchalls von Pilichdorf ſich wölzte. Es war um ihn geſchehen, hätte nicht ein Oeſtreicher, den man drum Verräther ſchilt, ihm wieder aufgeholfen.

Als nun die Sonne ſchon hoch ſtand, da erſah Schweppermann den Vortheil, ſein Heer zu wenden, daß Staub und Sonnenſtrahlen des Feindes Augen umflirrten und blendeten. Den flüchtigen Böhmen brachte Er Hülfe, die vor ungariſchen Pfeilen zagenden Bayern ermuthigte Er.

Der Burggraf von Nürnberg war indeſſen ſtill über den Strom gezogen und erſchien nun plötzlich den Oeſtreichern im Rücken, die, als ſie öſtreichiſche Fähnlein erblickten, dem vermeinten Herzog Leopold laut zujauchzten, ſicher hoffend, durch ſolche Verſtärkung des Schlachtfeldes Meiſter zu werden. Um ſo ſchrecklicher war die Verwirrung, als die Reiter des Burggrafen mit dem bayriſchen Feldgeſchrey plötzlich auf ſie einhieben, und ſofort das Haupt-Panier erbeuteten. Schrecken und Ueberraſchung, nicht Feigheit, ſchafften dort leichten Sieg; denn der tapferſte Arm zauderte den verkappten Feind zu ſchlagen, und, was nicht floh, erlag, unwiſſend welcher Macht. Die gefangenen, läſſig bewachten Böhmen zerbrachen plötzlich ihre Feſſeln, rafften die zerſtreuten Wurfſpieße auf, und ſtürzten mit neuen Kräften in den Feind.

Die Heiden, Fahnen und Waffen von ſich werfend, ſuchten Heil in der Flucht.

Indeſſen war **Friedrich**, des treuen Bruders friſche Völker im Rücken wähnend, kühn vorgedrungen; da ſtieß Er auf den Haufen, an deſſen Spitze **Albrecht Rindsmaul** ihn ſchon lange ſuchte. Zu ſpät vernahm Er, was hinter ihm vorging, ward umzingelt, focht verzweifelt; ſein verwundetes Roß wälzte ſich unter ihm, da kämpfte Er noch ſtehend und mähte Feinde, mußte doch endlich der Uebermacht weichen.

Kaum ſah der **Ritter** ſich überwunden, ſo regte ſich der Stolz des **Fürſten**. Nicht dem tapfern Hauptmann wollte Er ſich ergeben, ſeinen Vetter, den Burggrafen, rief Er herbey, der ſollte ſein Schwert empfangen; obwohl Er Jenem, ihn am Wappenſchild erkennend, das laute Zeugniß gab: „Weder mit Stechen noch mit Schlagen konnte ich heute den Büffelskopf mir von der Seite ſchaffen.“

Longolius in mon. acad. bav.

Man führte den gefangenen Helden zum Kaiſer, auf den die Umſtehenden mit zurückgehaltenem Athem ſtarre Augen hefteten, den Ausbruch ſeines Zornes erwartend. Aber der Beſcheidene im Glücke zeigte ein heiteres Antlitz, bot dem Herzutretenden die Hand, ſprechend: „Mein Vetter, wir ſehn Euch gerne;“ und fügte ſein Fürſtenwort hinzu, daß Er des Lebens halber unbekümmert bleiben ſolle. Nachdem der Gefangene ſich entfernt, ſenkte Ludwig

wig den Blick zur Erde, in ſeinem Geiſt den Glückswechſel mit Wehmuth betrachtend.

So endete die zehnſtündige Schlacht. Auch Friedrichs Bruder, Heinrich, war gefangen, ſammt mehr als Tauſend der Edelſten. Den Marſchall von Pilichdorf traf gleiches Loos und Tauſende lagen blutend im Staube. Aber theuer hatte auch der König den Sieg erkauft. Als Er am Abend ſeine Tapfern überzählte, rief Er manchen ehrenwerthen Namen vergebens auf.

In ſeinem Zelte, um ſeine Tafel, ſammelten ſich die vom Streit Erſchöpften, und Jedem wurde zur Erquickung ein Ey geboten; mehr war nicht zu haben. Nur Eines blieb übrig, das gab Ludwig dem Helden des Tages, ſprechend:

„Jedem ein Ey,
Dem tapfern Schweppermann zwey.“

Am andern Morgen führte Er den gefangenen Herzog nach Regensburg, in die Wohnung jenes wackern Bürgers, Gumperz, der lange ſchon mit dargeliehenem Gelde die gerechte Sache unterſtützte. Hier wurde Friedrich dem Vizthum Weigel übergeben, einem Manne von unedler Geburt, durch Thaten aufgeſchwungen, durch Treue geadelt. Der hatte an der Nab, unweit Regensburg, eine Feſte, Trausnitz oder Trausnicht, erbaut, dahin geleitete Er den überwundenen, ſeiner Obhut

en.p,obempfohlenen Fürſten. „Wohl hätte ich nicht trauen ſollen“ ſprach dieſer mit bitterm Scherz, als, auf ſein Befragen um den Namen der Burg, man ihn Trausnicht nannte.

Vergebens mühten ſich der Herzog von Kärnthen und ein Graf von Görz um Friedrichs Befreyung.

Leopold, noch immer hoffend, durch Waffen ſie zu erzwingen, weigerte die Auslieferung der Reichskleinodien. Unbewegt konnte Er ſehn, wie Friedrichs treue Gemahlin, Eliſabeth von Aragonien, durch Faſten, Wallfahrten, Geißelungen ſich abzehrte, und die unverſiegenden Thränen ihr faſt die Augen raubten.

Chron. Leobiens. p. [illegible]

Den Oeſtreichiſchen Prinzen Heinrich führte Johann von Böhmen mit ſich fort, vergönnte ihm aber bald, ohne des Kaiſers Genehmigung, durch das Opfer einiger Städte ſeine Freyheit zu erkaufen. Ludwig, es übel empfindend, bereute laut, daß Er nicht beyde Gefangene der eignen Obhut vorbehalten.

Chron. Argent. [illegible] ap. Oefele p. 55.

Den größern Theil des Oeſtreichiſchen Adels überließ Er dankbar dem Burggrafen von Nürnberg, den die Gefangenen, um ihre Freyheit zu löſen, hinfort als ihren Lehensherrn erkennen mußten. Alle die tapfern Streiter an dieſem merkwürdigen Tage belohnte Ludwig nach Vermögen. Die wackern Bäcker, ſeine Retter, ſtifteten eine Brüderſchaft, die Er durch Gnadenbriefe beſtätigte, und

Bergmanns Geſchichte der Stadt München p. 37. 38.

ihr Panier mit ſeinem Adler ſchmückte. Am köſtlichſten vergalt er durch ſeine Freundſchaft dem Grafen Bertold von Henneberg, der ſo klug als herzhaft ſich bewieſen. Schon Kaiſer Heinrich hatte dieſes Mannes hohen Geiſt in Staats-Geſchäften erkannt und gewürdigt. Ludwig ſtellte ihn aufs Neue an den gebührenden Ehrenplatz.

Fuggers Ehrenſpiegel. p. 290.

ſten, die gelbe Fürſtin, die ziegelrothe Oberſtallmeiſterin und die grasgrüne Maitreſſe ſchürten, hetzten, goſſen Oel ins Feuer, und mein Vater befand ſich plötzlich, ohne zu wiſſen wie, in einem kühlen Gefängniß, mit eiſernem Geſchmeide an Händen und Füßen.

Neuntes Kapitel.

Das Bley.

Die Wohnung, welche meinen Vater angewieſen worden, war, wie geſagt kühl, aber ſonſt eben nicht zum bequemſten. Es befand ſich darinn ein Bund Stroh, welches ſeit vierzig Jahren dem jedesmaligen Bewohner zum Nachtlager gedient hatte, ein hölzerner Tiſch, von welchem drey Beine abgefault waren, und das Gerippe eines Strohſtuhls. Die vier nackten Wände waren nicht durch

Viertes Kapitel.

Die Folgen der Schlacht. Papſt Johann XXII. tritt auf.

Seltner wird ein Sieg benutzt als errungen, denn jenes heiſcht höhere Kräfte. Ludwig ſäumte nicht des Sieges Frucht zu ernten. Schnell durchzog Er die Provinzen, begnadigte die Unterwürfigen, züchtigte die Widerſpenſtigen.

Hochbekümmert hatte Leopold ſeines Bruders Schickſal erfahren, deſſen Uebereilung geſcholten und beweint. Sein Muth blieb ungebeugt. An den Mönchen, die ihn täuſchten, übte Er grauſame Rache. Aber ſeine Völker zerſtreuten ſich, als wären auch ſie bey Mühldorf geſchlagen.

Nicht minder ſchmolz des Kaiſers Macht mit jedem Tage. Denn die Bundesgenoſſen, wähnend, ihren Eifer genügend erprobt zu haben, eilten nun heim, und des Bayerfürſten eigne Kräfte konnten dieſen Abgang nicht erſetzen. Darum wurde von Oeſtreichiſchen Ländern kein Fußbreit erobert. Doch manchen nicht geringen Vortheil ſchöpfte Ludwig aus dem erfochtenen Siege.

Viele, die bisher gewankt, gelobten Treue unter ſchmeichelnden Glückwünſchungen. Die Ränkevolle Mechtild verlor die letzte Hoffnung, durch Oeſtreichiſche Waffen, früher als der Vertrag beſtimmte, Rudolphs Erbe zu erlangen. Unbefriedigte Rache führte ſie zum Grabe in klöſterlicher Einſamkeit. Ihr älteſter Prinz, Adolph, ein Jüngling von ſanftem Gemüth, jetzt durch mütterlichen Haß nicht mehr befeuert, warf ſich dem Oheim in die Arme und fand in ihm den Vater wieder. Crollius §. 15.

Dem Papſte hatte Ludwig ungeſäumt den Sieg bey Mühldorf gemeldet, doch ſtatt der üblichen Einladung zur Kaiſerkrönung, blos kühle Ermahnungen empfangen, mit dem Beſiegten glimpflich zu verfahren. Nur ſeine Vermittelung bot der heilige Vater an, und vermied argliſtig ſogar die Ehrentitel, die der jetzt unbeſtrittene römiſche König zu erwarten berechtigt war. Raynald. ad a. 1322. §. 15.

Um ſich aber dem ganzen Reiche, als deſſen alleiniges Haupt, nun darzuſtellen, verſammelte Ludwig einen Reichstag zu Nürnberg, den Er durch Wohlthaten bezeichnete. Ein allgemeiner Landfriede wurde verkündigt durch das ganze Reich; drückende Zölle verſchwanden. 1323. Senckenberg Reichsabſchiede T. I. nr. XXI.

Auch ſich ſelber ſchuf Er damals eine neue Stütze. Achtjährige Erfahrung hatte ihn belehrt, wie ſchwankend die der Verbündeten ſey, die ſtets von neuem erbeten und erkauft werden muſte. Es ziemte dem Kaiſer nicht, und brachte ihm Gefahr, zwiſchen den mächtigen Häuſern, Habsburg und Luxenburg, als ein minder Mächtiger zu ſtehn; darum war es klug, ſeines Hauſes Macht bey erſter Gelegenheit zu vergrößern; auch rechtlich, denn es hatten die Kaiſergeſchlechter von Sachſen, Franken und Hohenſtaufen längſt ähnliche Beyſpiele geliefert, und ſelbſt Rudolph von Habsburg, der Gerechte, belehnte ſeine Söhne mit Oeſtreich, Steyermark und Krain.

Kurfürſt Waldemar von Brandenburg ſtarb im Jahr 1319 ohne männliche Erben. Mehrere Fürſten, vor allen die Herzoge von Sachſen und Fürſten von Anhalt — ſich betrachtend als Abkömmlinge des Erſten Erwerbers — nahmen das erledigte Reichslehn in Anſpruch. Allein das Geſetz begünſtigte entfernte, männliche Verwandte nicht. Der Kaiſer belehnte, mit Zuſtimmung der Stände, ſeinen älteſten Prinzen Ludwig mit dem Kurfürſtenthum Brandenburg und der Markgrafſchaft Lauſitz, ſammt allen, dem Reiche bundbrüchigen, oder durch die Polen entzogenen Ländern, wenigſtens mit dem Rechte ſie zurück zu fordern und Brandenburg einzuverleiben. Auch verlieh Er ihm die Anwartſchaft auf das Fürſtenthum Anhalt, beſtätigte noch in ſpätern Jahren dieſe wichtigen Erwerbungen durch guldene Bullen, und knüpfte einen mächtigen Bundesgenoſſen an den Vortheil des neuen Kurfürſten, indem Er mit der däniſchen Prinzeſſin Margarethe
1324. ihn vermählte. Zu gleicher Zeit verband Er
ſich

Olenschlager not. XII. XIV. Gercken cod. dipl. T. VII. p. 35. 38. 40. Dieſers Urkund. Verz. p. 6. Ludwig Rel. Mscpt. T. II. p. 280. sq.

ſich den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Ernſthaften, durch die Hand ſeiner älteſten Tochter, Mechtild, während Er ſelber Margarethen, des Grafen von Holland Tochter, zur zweyten Gemahlin erkohr.

Attenkhover Repl. XXXII. p. 232.
ibid. Repl. XXXVI. p. 247.

Solche Vortheile mochten wohl die Feindſchaft eines Herzog Rudolph von Sachſen aufwiegen, der zwar in Brandenburg großen Anhang ſich erworben, dennoch weichen mußte, als Ludwig, zwey Jahre ſpater, ſeine Macht ihn fühlen ließ.

Der einzige Fürſt, der auf einen Theil jener Beſitzungen, die Lauſitz, etwa ein Recht gültig machen durfte, war Johann von Böhmen; denn ihm hatte Ludwig dieſe Markgrafſchaft, als Lohn ſeiner Hülfe, zugeſagt. Aber theils gewährten, 10000 Mark Silbers, oder vier verpfändete Reichsſtädte, ihm Erſatz, theils hegte der Wankelmüthige damals andere, größere Entwürfe. Die Böhmen murrten ſchon lange ob ſeiner harten Regierung und öftern Entfernung. Ihr Murren, ihre Sitten waren ihm läſtig und verhaßt. Er warf ſein Auge auf die Rheinpfalz, nahe und bequem gelegen ſeinen luxenburgiſchen Ländern; gegen dieſe wollte Er Böhmen vertauſchen. Der Kaiſer bewilligte den, beyden Theilen vortheilhaften Tauſch. Aber die Böhmen hielten ſich gekränkt an ihren alten Rechten und Freyheiten, und der edle Ludwig, weit entfernt einem freyen Volke einen Regenten aufzudringen, vernichtete öffentlich die ſchon entworfene Urkunde.

Dubrav. hist. Bohem. L. XX. p. 107.

Muthig war Er nun über alle Dornen hinweg geſchritten, und es ſchien als würden ihm hinfort auf ſeiner Laufbahn nur Lorbeeren blühen; denn Leopolds Rache wurde gefeſſelt durch ſeines Bruders Gefahr. Der junge Held, obgleich fortwährend unter den Waffen, bewegte ſich minder frey in dieſen Schranken. Aber ein neuer, furchtbarer Feind erhob ſich mit unvertilgbarem Haſſe, und klammerte ſich an den edlen Fürſten, gleich dem Geyer der die Krallen in den ſchlummernden Seelöwen ſchlägt.

Papſt Clemens V. war geſtorben. Abermals wurde ein Franzoſe auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, Johann XXII., eines armen Schuhflickers ungeſtümer Sohn, der, ſeinem Vaterlande blinder noch ergeben als der klügere Vorfahr, Frankreichs Macht, und mit ihr die Gefahr für ſeine eigne Herrſchaft, nur zu mehren ſtrebte. Ludwigs erſte, deſſen Wahl geziemend meldende Boten hatte Er ohne Antwort, die des öſtreichiſchen Fürſten ſogar ſpöttiſch entlaſſen. Die deutſchen Händel ſchienen ihm wohlgefällig. Er zweifelte keinesweges an ſeinem Rechte den Streit zu ſchlichten, allein Er ſchwieg. Der Fürſten Zwietracht föderte ſeine Entwürfe, konnte wohl gar den Weg zu der Herrſchaft über Welſchland ihm bahnen. Denn ſo lange das Reich, während des Kampfes der Nebenbuhler, ihm für erledigt galt, ſo lange ruhte, nach ſeiner Erklarung, auch die weltliche Macht in ſeinen Händen; Er wagte mehr als Einmal ſie wirklich auszuüben, und als

Wencker in appar. Archiv. p. 169. Chron. Leob. ad a. 1317.

Reichsverweſer drohte er mit dem Banne Jedem, der, ohne ſeine Zuſtimmung, dieſen Titel ſich anmaßen, dadurch die Rechte ſeiner Braut, der Kirche, ſchmälern würde.

Raynaldi Annal. Eccl. T. XV. p. 156. Olenſchlager nr. XXXIV.

Aber eben unter dieſem Titel regierten die Häupter der Gibellinen, zu Mayland, Verona, Lucca, die Früchte genießend, welche Heinrich von Luxenburg mühſam errungen hatte. Keiner mochte ſich dem Könige von Neapel, als päpſtlichen Reichsverweſer, unterwerfen, und obſchon nur eigner, nicht des deutſchen Reiches Vortheil ſie beſeelte, ſo war es doch erſprießlich, durch den Namen eines Stellvertreters Kaiſerlicher Hoheit das etwa ſchwierige Volk zu blenden. Darum leiſtete nur Mattheus Visconti zu Mayland einen täuſchenden Gehorſam, dem Titel Reichs-Vicarius entſagend, hingegen den eines Hauptmannes von den Mayländern empfangend, und eben ſo ſchlau als glücklich bemüht, einen Staat zu bilden, aus welchem nach und nach jenes Herzogthum erwuchs.

Corio hist. di Mil. P. III p. 183.

Der Papſt, für einen Ketzer ihn erklärend, ſprach den Bannfluch über ihn aus, und lieh ſogar dem zögernden Himmel die zeitlichen Waffen. Bald war es Philipp von Valois, den er, mit dem Titel eines Unterſtatthalters beehrt, über die Alpen lockte; bald Herzog Friedrich, dem Er mit Beſtätigung ſeiner Wahl ſchmeichelte, und ſogar von 100,000 Goldgulden ſich trennte, um dieſen Fürſten zu ſpornen. Aber die Franzoſen wurden durch glatte

Adlzreiter P. II. L. II. c. 7. Alb. Muſſatus de geſtis Ital.

Worte, die Oeſtreicher durch Gold, von Visconti zurückgeſchoben. Erſt nach deſſen Tode konnte der päpſtliche Legat mit einem Heere bis unter Maylands Mauern dringen, und nun rief Galeazius Visconti, der Sohn, den römiſchen König um Hülfe an.

Pflicht und Würde ſchienen Ludwig aufzufodern, dem Bedrängten ſein Ohr nicht zu verſchließen. Doch weit entfernt von leidenſchaftlicher Haſtigkeit wünſchte Er durch Friedensworte den Brand zu löſchen. Die Grafen von Truhendingen, Neyffen und Graisbach erſchienen im Angeſicht der Belagerer von Mayland, und ſprachen verſöhnende Worte an der Spitze von 800 Reitern. Nur
Raynaldi als der Legat ſie ſchnöde von ſich wies, und mit
ad. a 1323. dem Banne bedrohte, erfüllten ſie den, durch Ludwigs
Mäßigung bedingten Befehl, und zwangen ihn mit Gewalt die Belagerung aufzuheben.

Plötzlich fand der Papſt, nach einem neunjährigen Stillſchweigen, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen ſey, Ludwigs Kaiſerwahl zu beprüfen. „Denn“ ſprach Er, „wie der Mond ſein Licht von der Sonne empfangt, ſo der Kaiſer vom Papſte
1323. Anſehn und Gewalt.“ An den Kirchthüren zu Avignon
hauchte Er ſeinen Unwillen in einer Schrift aus, die Er Proceß nannte, und ſchamlos wagte Er, der neun Jahre geſchwiegen hatte, mit den Worten anzuheben: Wer einem Irrthum nicht Widerſtand leiſte, der ſcheine ihn zu billigen. Ihm,

ſo ſprach er ferner, ſtehe, bey erledigtem Reiche, deſſen Verwaltung zu, keinem von ihm noch nicht für **tauglich** erkannten Fürſten; denn ſo lange gebe es keine römiſchen **Könige**, nur zu ſolchen **Erwählte**. Dennoch habe der Bayerfürſt den Königstitel ſich angemaßt, die Reichsgeſchäffte verwaltet, Gott beleidigend, die Mutter Kirche verhöhnend; Er habe eigenmächtig ſeinem Sohne Brandenburg verliehen und in Welſchland Ketzer geſchützt. Darum ſolle Er nun binnen drey Monaten der Prüfung ſich unterwerfen, das Vergangene widerrufen, jeder Machthandlung ſich enthalten, bevor der Kirche Vollwort ihn dazu berechtigen werde. Bis dahin dürfe Niemand in Reichsangelegenheiten ihm Gehorſam leiſten.

Herwart ab Hohenburg p. 194. Olenſchlag. n. XXXVI.

Um das Maß der Verhöhnung zu füllen, würdigte Er den Kaiſer nicht einmal einer förmlichen Mittheilung. Die Kirchenthüren zu Avignon waren die einzigen Herolde ſeines Uebermuthes. Dieſe, meinte Er, ſprächen laut genug. Und wenn gleich ſeine Vorfahren andere Formen möchten verordnet haben, ſo ſolle doch ſein Anſchlag gelten, als ſey er dem Angeklagten perſönlich eingehändigt.

Sonoro praeconio et patulo indicio publicabunt.

Nach welchem Ziele that **Johann** dieſen unerhörten Schritt? (denn unerhört war es, einem erwählten römiſchen Könige das Recht der Reichsverwaltung abzuſprechen.) Rache nicht allein trieb ihn über alle Schranken; Rache war immer am römiſchen Hofe nur eine Magd des Eigennutzes; Er wollte die Reichsverweſerſchaft der Päpſte für ewige Zeiten begründen. Er wollte Italien beherrſchen; Er wollte den, durch Philipp des Schönen unbeſtraften Trotz, verminderten Schrecken vor ſeinem Bannſtrahl durch die leichtere Demüthigung eines deut-Kaiſers wieder herſtellen; ja, Er hegte den übel erwogenen Gedanken, dem Könige Karl von Frankreich die Kaiſerwürde zu ertheilen; und hätte dieſer Karl mehr Kraft bewieſen, hätte Er Leopolds ungeſtümen Haß benutzt, ſo wäre Europa ſammt dem Papſtthum Frankreichs Macht gewichen.

Ludwig, ſtutzte da die ſeltſame Kunde durch ein Gerücht zu ſeinen Ohren drang. Jene Zeit entbehrte noch der bequemen Wege, die öffentliche Meinung zu lenken oder umzuſtimmen. Kein, durch den Druck vervielfältigtes Blatt flog ſchnell durch Europa Gedanken erweckend oder berichtigend; nur die Päpſte konnten mit Leichtigkeit, durch überall zerſtreute, in mancherley Geſtalten die Häuſer beſchleichende Prieſter und Mönche, ihre Worte in Umlauf bringen, oder fremde Handlungen verſchreien. Und ſicher hat die Erfindung der Buchdruckerkunſt, indem ſie dieſen Vortheil allgemeiner machte, dem römiſchen Hofe mehr geſchadet, als die Irrthümer aller Ketzer oder die Wahrheiten aller Denker in einer Reihe von Jahrhunderten.

Trithem. Chron.

Ludwig berief ſogleich eine zahlreiche Verſammlung von Gottesgelehrten und Rechtskundigen, die

die Er befragte: ob jene päpſtliche Schrift zu fürchten oder zu verachten ſey? —

Hirsaug. ad a. 1323.

Sie ſey nichtig, erklärten Alle.

Hierauf wählte Er ein Mittel, des Papſtes Schmähungen zu entkräften, an Wirkſamkeit den römiſchen Maßregeln ungleich, und für die Nachwelt unterrichtender als für die Zeitgenoſſen. Er begab ſich nach Nürnberg zu feyerlicher Hofhaltung. Dort, vor dem Biſchof von Regensburg, vor mehreren geiſtlichen und weltlichen Herren, ſagte Er den kräftigſten Widerſpruch einem Notarius in die Feder.

Den 16ten Dec. 1323.

„Ich ehre die Kirche als meine Mutter“ ſo hub Er an, „und hätte ich jemals, mir unbewußt, ihre Rechte angetaſtet, ſo würde ich eilen die Schuld zu büßen. Auch ehre ich den Papſt und will, gleich meinen Vorfahren, ihm ſchuldigen Gehorſam leiſten. Aber ich erſcheine hier im Gewande der Gerechtigkeit und Wahrheit. Seine Schrift — mit Vorbehalt der Ehrfurcht ſage ich das — athmet Groll, Haß und Schimpf, lehnt ſich auf gegen Wahrheit und Recht, bahnt der Zwietracht Wege. Denn ein römiſcher König, von der Kurfürſten Mehrzahl gewählt, am rechten Orte gekrönt, iſt ein wahrer König, der das Reich mit Fug und Recht verwaltet, Huldigung empfängt, Güter und Ehrenſtellen verleiht. So haben ſeit undenklichen Zeiten die Deutſchen Fürſten und alle Verſtändige dieß Gewohnheits-Recht geübt und erklärt. Nur im Fall erhobener Klage möchte eine päpſtliche Prü-

Herw. ab Hohenb. p. 248. Olenſchlager nr. XXXVII.

die Kunſt verunſtaltet, ſondern prangten in ihrer natürlichen wilden Schönheit. Ein Fenſtergen von vier kleinen Scheiben in Bley gefaßt, zählte dem armen Polycarpus die Strahlen der Sonne ſehr ſparſam zu, und er verzehrte ſein ſchimmlichtes Brod immer in einer angenehmen Dämmerung.

Die fürchterlichſte Pein, welche in dieſer unfreywilligen Einſamkeit ihn marterte, war die Langeweile. Umſonſt bat er, ihm wenigſtens ſeine Bücher und Schriften verabfolgen zu laſſen, jedes Ohr war taub. Kein Stückgen Papier, kein Tröpfgen Dinte, kein armſeliger Gänſekiel wurde dem Verbrecher, der des Hochverraths ſchuldig war, vergönnt, um ſeine Leiden wie Schubart ins Herz ſeiner Zeitgenoſſen ſingen zu können. Umſonſt dachte er auf Mittel zur Flucht. Nicht ſo beharrlich, nicht ſo erfinderiſch, wie der felſenfeſte Trenck, blickte ſein eingeſchränkterer Geiſt die dicken Mauern muthlos an, und ſeufzte ungehört nach dem, der alle Feſſeln

löſt,

fung zugeſtanden werden; aber Niemand hat geklagt. Mein Recht beruht auf der Fürſten freyer Wahl, auf Geſetzen und Ausſprüchen der berühmteſten Rechts-Lehrer.“

„Nimmer hab ich Ketzern Beyſtand geleiſtet, nimmer iſt mir zu Ohren gekommen, daß Galeazius Visconti ein Ketzer ſey. Nicht ihn, ſondern des Reichs Rechte wollte und mußte ich ſchützen. Doch mir iſt Eines wohl bewußt: Alle die dem Reiche treulich anhängen, gelten dem Papſte für Empörer gegen die Kirche. Ihn ſelber trift der Vorwurf, daß er Ketzern gewogen, und ich führe den Beweis vor den Kardinälen oder einem Concilium, denn ihm iſt wohl bekannt, durch öftere bey ihm angebrachte Klagen, daß der Minoriten Schwatzhaftigkeit die Chriſten aus dem Beichtſtuhle verſcheucht, dennoch ſchützt Er jene ketzeriſchen Mönche.“

„Es iſt offenbar, daß der Papſt nur trachtet, die weltliche Macht zu vernichten, woraus Verwirrung, Aergerniß und Ketzerey entſpringen. Ich bin der Wächter des Glaubens, der Schirmvogt der römiſchen Kirche, des heiligen Reiches Oberherr, darum heiſcht meine Pflicht, ſolchen Anmaßungen zu ſteuern. Ich appellire an die allgemeine Kirchenverſammlung, der ich, als Reichsoberhaupt, beyzuwohnen nicht ermangeln werde.“

Dem engen Kreiſe der Zeugen, oder den Wenigen, die etwa von dieſem Widerſpruche Abſchriften empfingen, mochte des Papſtes Beginnen im wahren Lichte erſcheinen; doch eines Notarius Archiv in Nürnberg blieb minder zugänglich, als eine Kirchenpforte zu Avignon. Vergebens würden hundert Abſchreiber mit der verkündenden Prieſterſchar gewetteifert haben, und Ludwigs Gegner feyerten nicht, ihre Zungen dem Papſte zu leihen, wenn gleich die Vernunft ſie erinnern mochte, es ſey nicht wohl gethan. Vortheil bringendes Unrecht wird von Niemand gerügt und gern verbreitet.

Aus ſolchen Gründen ſchien dem Kayſer dennoch rathſam, die gehäſſigen Anſchuldigungen auch an dem Orte zu bekampfen, wo ganz Europa gleichſam Zeuge war, nämlich vor dem päpſtlichen Stuhle.

Männer von Anſehn und Gelehrſamkeit ſandte Er nach Avignon, den Großmeiſter des Johanniter-Ordens, den Archidiacon von Würzburg, ſammt dem, der geiſtlichen und weltlichen Rechte wohl kundigen, Meiſter Heinrich von Prag. Sie ſollten um Verlängerung der Friſt anſuchen, da ohnehin des Papſtes Unwille durch ein bloßes Gerücht dem Kaiſer bekannt geworden, und deſſen Verfahren ihm ſo unglaublich geſchienen, daß Er es lange für ein Mährchen ſeiner Feinde gehalten. Dann wolle Er, mit Rath der Fürſten und Stände, beſchließen, was ihm zu thun obliege.

Um ſeinen Glimpf noch heller an den Tag zu legen, hatte Er ſchon zuvor, an Viscontis Stelle, den Grafen von Neyffen zum Statthalter von Mayland ernannt.

Raynaldi ad a. 1325. §. 29.

Der Papſt, weit entfernt den Ton herab zu ſtimmen, erklärte höhnend: es ſey wunderbar, daß der Bayerfürſt, jetzt mit kindlichem Gehorſam gegen die Mutter Kirche ſich brüſtend, ſein Gemüth ſo plötzlich verwandelt habe. Nicht allein **Visconti**, auch die ketzeriſchen Fürſten von **Eſte** habe Er geſchützt, ſogar die Huldigung wegen Ferrara, dieſes Eigenthums der Kirche, von ihnen empfangen. Nicht von Vertheidigung ſey die Rede, wo Alles auf Thatſachen beruhe. Nur um **Ludwigs** Widerruf und Angeloben künftiger Beſſerung zu vernehmen, ſey ihm die Friſt vergönnt, die man aus Gnaden noch um zwey Monden verlängern wolle. Die gewöhnliche Rechtsform werde mit Fug da überſchritten, wo Alles offenkündig ſey.

Martene thes. anec. T. II. col. 697. Olenschlag. XXXVIII.

Vom 7ten Januar bis zum 7ten März.

Dieſe Antwort kleidete er abermals in einen ſogenannten Proceß, und ließ ſie durch die Kirchenthüren von Avignon ertheilen.

Was durfte **Ludwig** von einem Manne erwarten, der ſein Gemüth ſo unverhohlen ausſprach? ſollte Er zu Avignon Demüthigungen ſich Preis geben, die nicht einmal des böſen Zwiſtes Beylegung hoffen ließen? nur für ein Anerkennen der angemaßten Rechte würden gegolten haben?

Martene l. c. T. III. col. 653. Olenschlag. Urk. nr. XXXIX.

Er behauptete ſchweigend ſeine Würde, und **Johann** — den Ablauf der Friſt kaum erwartend — (ſo haſtig ſind Leidenſchaften) ſchleuderte den Bannſtrahl, jeden Reichs-Unterthan von Eid und Pflicht entbindend, alle Verträge vernichtend, und mit gleicher Strafe Jeglichen bedrohend, der, als römiſchem Könige, dem Bayerfürſten gehorchen würde. Aus beſonderer Milde fügte Er hinzu: es möchten noch drey Monden lang die härteren Strafen verſchoben bleiben, ob vielleicht der Widerſpenſtige ſich beugen werde. Das Verkünden und Vollziehen dieſer Bulle durch ganz Deutſchland wurde den geiſtlichen Kurfürſten als Pflicht eingeſchärft.

Goldaſt Reichsſatz. T. II. p. 3[illegible] Olenſchlag. nr. XLIII.

Ludwig erneuerte ſeinen Widerſpruch zu Sachſenhauſen, an ein künftiges Concilium appellirend. „Alle Rechte der deutſchen Fürſten“ ſo ſprach Er dieſesmal, „will der Papſt, ein Friedensfeind, vernichten. Wer dem Reiche zugethan, den verfolgt ſein Haß, den ſchilt er Ketzer; aber Schutz und Gnade finden die uns Widerſpenſtigen bey ihm, der ohne Scheu laut geäußert: nur der Fürſten Zwieſpalt mache den Papſt gefürchtet; der im öffentlichen Conſiſtorium gedroht, Er wolle die eherne Schlange, das deutſche Reich, zertreten; uneingedenk daß Konſtantin es war, der den Papſt Sylveſter aus einer Höhle auf den Thron erhoben. Er, der ſich einen Stellvertreter Chriſti lügt, hat Deutſchlands jammervolle Zerrüttung gefühllos betrachtet, und keinen Boten, keinen Brief geſandt um ſie zu hemmen, wohl aber bald dieſem bald jenem geſchmeichelt, um die Kämpfenden nur heftiger zu verhetzen. Als Kläger und Richter iſt Er aufgetreten; ohne Vorladung, ohne geziemende Friſt, ungehört, hat Er den Abweſenden verdammt. Die höchſten geiſtlichen Würden ertheilt Er Jünglingen oder Unwürdigen, wenn nur des Kaiſers Feinde. Zu einem Kreuzzuge erpreßt Er ungeheure Summen, die ſeine Schatzkammer verſchlingt. Mit Phariſäer-Dünkel hat Er gelöſt, was Gott bindet, und gebunden, was Gott löſt. Aufwiegelung der Stände betrieb Er eifrig, damit Er ſeine durſtige Seele mit Blut tränken möchte. Das ſind nicht Werke eines Statthalters Chriſti, das ſind Werke eines grauſamen Tyrannen.“

„Zwieſpältige Wahl hemmt nicht das Recht zur Reichsverwaltung. Lothar und Conrad, Philipp und Otto, Richard und Alfons, Adolph und Albrecht, deren Keiner die Stimmen der Wahlfürſten vereinigte, haben ohne Widerſpruch der Päpſte jenes Recht gehandhabt. Er aber will dem römiſchen Stuhle die nimmer zugeſtandene Reichs-Verweſerſchaft erwerben, die nach altem Herkommen nur den Pfalzgrafen gebührt.“

„Es gnügt ihm nicht einmal an Herabwürdigung der weltlichen Beherrſcher, nein, er taſtet ſogar den König der Könige, den Herrn der Herren, Jeſum Chriſtum, an, deſſen heilige Lehre Er vergiftet, die ketzeriſche Behauptung wagend: Chriſtus habe ſammt den Apoſteln, nicht in Armuth gelebt, ſondern Eigenthum, gleich andern Gemeinden beſeſſen.“

Dieſer Vorwurf — bedeutend in jener dunkeln Zeit — gründete ſich auf einen kindiſchen Zwiſt der Franziskaner mit dem Papſte. Jene verſchmähten, wie Apoſtel, jedes Eigenthum, läugnend ſogar, daß Speiſe und Trank, bereits genoſſen, für ein ſolches dürfe gehalten werden. Dieſer hingegen hatte behauptet, was Ludwig nun ihm verrückte. Darum verketzerten ihn die Franziskaner, obgleich die Inquiſition den Gegenbeweis durch Scheiterhaufen führte. Die Kanzeln ihres Ordens ertönten von heftigen Schmähungen; des Papſtes Lehre galt für Beſchönigung ſeines Geizes.

Dem Kaiſer mochte wenig an gründlicher Entſcheidung dieſes Zwiſtes liegen, doch zu verargen war ihm nicht, daß Er einen Umſtand nutzte, der ihm ſicherer das Volk gewann, als die kräftigſten Widerſprüche. Denn die Prüfung angefochtener Reichs-Rechte war kein Gegenſtand für das Faſſungs-Vermögen der Menge, wohl aber die Frage: ob Eigenthum dem Prieſter zieme? Ludwig, für die Franziskaner ſich erklärend, bewies dem Volke ſein Recht an die Krone. Auf Zuſammenhang beyder Gegenſtände kam es hier nicht an. Wo die Menge Schutz für ihren eignen Glauben findet, da iſt ſie auch geneigt, dieſen Schutz als rechtlich zu erkennen. Viele bedrängte Geiſtliche des Franziskanerordens flüchteten zu dem Kaiſer, und liehen, von ihm gehegt, ihm dankbar ihre Zungen, ihre Federn.

Den 11ten Julo 1324. Martene Thes. anecd. T. II. col. 6[illegible]. Olenſchlag. nr. XLII.

Dem Papſte mochte **Ludwigs** Trotz nicht unwillkommen ſeyn, der im Grunde ſeine Entwürfe ſchneller foderte als Gehorſam. Der Bannfluch wurde mit geſchärftem Urtheil widerholt, aller, durch die Wahl errungenen, Rechte der von Gott verworfene Bayerfürſt verluſtig erklärt.

Aber aus allen Ständen traten rüſtige Männer auf, gelehrte Kämpfer, um die Rechte ihres Monarchen zu verfechten. **Marſilius von Padua**, deſſen Leibarzt, **Johann von Gent**, **Wilhelm Occam**, der Engländer, beſtritten freymüthig die päpſtliche Lehre, welche die zeitliche Macht zu einer Sclavin der geiſtlichen herabwürdigen wollte. Und wenn gleich auch ſie den Roſt jener Zeit von ihren Werken nicht völlig abzuſchleifen vermochten, ſo zogen ſie doch zum Erſtenmale — was nie zuvor gewagt worden — die Decke von dem morſchen Gerüſte. Wer ſie hörte, wer ſie las, gewöhnte ſich zu denken, oder was er ſchüchtern nur gedacht, laut zu bekennen. Auch **Ulrich Hangór** von Augsburg, ein trefflicher Kopf, ſtritt mit ſcharf geſpitzter Feder für ſeinen geliebten Fürſten, und gab, wohl wiſſend wie wenig Schriften in Staatshändeln entſcheiden, ihm manchen heilſamen Rath zu Verſicherung der Treue ſeiner Anhänger. Kein Wunder daß alle dieſe Männer in des Papſtes Augen Belials Kinder waren, die ſeine Bannflüche in die tiefſte Hölle hinab ſtießen.

Wenn auch manche Starkgläubige ſchüchtern wurden, ſo ſpotteten doch die Verſtändigen ſeiner kalten Blitze, zumal da die hohen Schulen zu Bologna und Paris, deren Ausſprüche damals für Orakel galten, laut das päpſtliche Verfahren mißbilligten. Die öffentliche Meinung ſprach in Wort und That ſich für Ludwig aus. Man riß die Bullen von den Kirchenthüren. Spottſchriften gegen den Papſt überſchwemmten Deutſchland. Die geiſtlichen Stifter begannen ſeinen Biſchöffen die Aufnahme zu verweigern, die Domherren zu Freyſingen verjagten ihren päpſtlich geſinnten Hirten. Die Bürger zu Strasburg warfen einen Prieſter in den Rhein, weil Er die Bannbulle anſchlagen wollte, und vertrieben die, dem Papſte halsſtarrig ergebenen, Dominicaner. Die Regensburger ließen ihre Prediger-Mönche hungern, bis ſie gehorchten. Die Magdeburger ermordeten ihren Erzbiſchof. Die Waldſtädte befragten ihre Prieſter, ob ſie ſingen und leſen oder das Land meiden wollten? ſie blieben, ſangen und laſen. Hingegen wurde Zürich von ihnen verlaſſen. Nur die Barfüßer blieben, und die Bürger, ungebeugt durch das Entweichen ihrer Hirten, behalfen ſich achtzehn Jahre lang mit der Seelenſpeiſe dieſer Mönche.

Martin. Minorita ad a. 1313. ap. Eckhart. T. I. S. R. Germ. col. 1638. Vitodur. col. 1798.

Burgund. p. 80.

Kranz. in Vandal. L. 8. c. 12 et 13

Müller Schweizer. Geſch. Bd. II. C. 1. p. 44. 102.

Auch die Kurfürſten rüttelten ſich, beſorgt um ihre Rechte. Durch ſtetes Aufreizen dieſer Furcht, wie durch mancherley Begnadigungen, befeſtigte

Gewold. p. 41. wig ihre Treue. Alle Irrungen mit andern Ständen hob Er durch Verträge. Die Herzoge von Sachſen und Braunſchweig verbündeten ſich mit ihm.

So prallten die päpſtlichen Pfeile von den deutſchen Felſen zurück, und verwundeten nur den Uebermuth deſſen der ſie abgedrückt. Er mußte ſich herablaſſen, Goldast. Regn. Boh. suppl. Act. publ. p. 270. Olenſchlag. XL. in glatten Schreiben an ſämmtliche Kurfürſten der Anſchuldigung zu widerſprechen, als wolle Er ihre Rechte kränken. „Es iſt,“ ſo ſprach Er, „ein lügenhaftes Gerücht, von Böſewichtern ausgeſtreut, um die Sohne mit der Mutter zu entzweyen.“

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Herzog Friedrichs Befreyung.

Hätten alle die Feinde **Ludwigs** nur mit der Feder ihn bekriegt, ſo würde kein Bannſtrahl ſeinen Thron erſchüttert haben. Denn viele überzeugte ſein Recht, viele der Haß gegen den Papſt oder Mißtrauen gegen Oeſtreich. Wankende ſchwiegen, Gleichgültige enthielten ſich der Einmiſchung, Liſtige wollten den Ausgang erlauern und zuletzt dem Sieger huldigen.

Aber Herzog **Leopold**, deſſen Herz ein nagender Groll verzehrte, jetzt trotziger als jemals, da ihm die Kirche neue Waffen lieh, tummelte ſich auf dem Schauplatz mit raſtloſer Thätigkeit. Emſiger als Er verbreitete Niemand die päpſtlichen Bullen. Oeſtreichs Anhänger hoben die Häupter empor. Haufenweis ſtrömten die Söldner zu **Leopolds** Fahnen. Sein Schwert ängſtete die getreuen Reichs-Städte. Des Vaterlandes Heil, des Bruders Recht und Ehre — vorgeſpiegelte Zwecke — mußten der Rachſucht weichen. Lieber wollte Er einen franzöſiſchen Monarchen auf dem deutſchen Kaiſerthrone erbliklöſt, nach dem Jüngling mit der umgekehrten Fackel. O wie neidete er oft die Schwalbe, die vor ſeinem kleinen Fenſter ihr Neſt angebaut hatte! O wie glücklich ſchien ihm der Sperling, den er unterm Dache zwitſchern hörte. Mäuſe und Spinnen waren ſeine einzigen Geſellſchafter, ihn weckte nichts aus dem melancholiſchen Hinbrüten, als zweymal des Tages der klirrende Schlüſſel des Kerkermeiſters.

„Ich Elender!“ rief er in Thränen ſchwimmend; „warum ſpie der Veſuv mich „aus! warum ward ich nicht mit den Räu„bern zum Richtplatz geführt! warum ſtarb „ich nicht ſtatt des unſchuldigen Straußes, „den ich mit Schlüſſeln fütterte! warum er„ſchlug mich nicht ein wohlthätiger Wetter„ſtrahl, als ich in der Jägerhütte vor der „Fuhrmannspeitſche Schutz ſuchte! warum „drehte der Kobold mir nicht den Hals um! „o hätte der Wolf die ſpaniſchen Schaafe „verſchont und ſtatt ihrer mich Unglücklichen „zererblicken, als den edlen Bayerfürſten. Lieber wollte Er, ein päpſtliches Werkzeug, die vermeinten Rechte ſeines Hauſes an einen Fremdling verkaufen, und aus deſſen Händen die Würde eines Reichsverweſers demüthig empfangen. Frankreich ſollte Friedrichs Befreyung mit Gewalt erzwingen und 30000 Mark Silbers ſenden, wogegen Leopold gelobte, ſeinen Bruder zu vermögen, daß Er zu Gunſten Frankreichs auf die Krone verzichte.

Daniel hist. de France T. IV.

Nach dieſem Ziel that der Verblendete raſche Schritte, bisweilen ohne hinter ſich zu ſchauen. Es gelang ihm, den wankelmüthigen Johann von Böhmen der Partey des Gegners zu entziehen. Ohnehin war der Zorn dieſes Fürſten gereizt durch die Kränkung ſeiner Schweſter, die Ludwigs neuer Eidam, der Markgraf von Meißen, als verlobte Braut verſtoßen hatte; vielleicht noch mehr durch vereitelte Hoffnung auf die Lauſitz, oder Brandenburg, oder die Pfalz; denn wer mag wiſſen, welcher Lieblingsplan in dieſem Zeitpunkt ihn beſchäftigte? ihn, der täglich neue Entwürfe ſpann. Ein doppeltes Ehebündniß ſollte ihn jetzt an Frankreich knüpfen. Auf Verwenden dieſer Macht befreyte Er den Oeſtreichiſchen Prinzen Heinrich; dieſer Macht vertrauend, unterwarf Er ſich gewaltſam Städte der Oberlauſitz, vormals zu Böhmen gehörig. Seinen Sohn ließ Er in Paris erziehen und der franzöſiſchen Prinzeſſin Blanca verloben. Endlich erſchien Er ſelber zu Avignon, wo auch die Könige von

Albert. Argentor. p. 121 Chron. Elwang. ad a. 1324 Dubrav. L. XX. p. 1669.

von Frankreich und Neapel ſich eingefunden hatten, um über Ludwigs gänzlichen Sturz mit dem Papſte zu rathſchlagen. Vor allen wurden die nöthigen Koſten erwogen, der Zehnte von allen geiſtlichen Gütern in Frankreich und Böhmen dazu beſtimmt. Man zählte auf den alten Groll des Erzbiſchofs von Cöln. Der von Mainz war Ein Geſchöpf des Papſtes. Alle dieſe Feindſeligkeiten erfuhr und empfand der Kaiſer tief, doch ſie zu rächen, ſtand nicht in ſeiner Macht.

Villani L. IX. C. 240. Lünig Cod. dipl. T. I. p. 987.

In einer Zuſammenkunft der vornehmſten deutſchen Fürſten mit dem Könige Karl an den franzöſiſchen Gränzen, vermeinte Leopold den für Ludwig verderblichen Bund zu beſiegeln. Dort ſollte die Krone dem fremden Monarchen förmlich angetragen werden. Aber die Geladenen mochten nicht ſo raſch und offenkündig ihrem Kaiſer den Fehdehandſchuh hinwerfen, auch wohl Bedenken tragen, die Früchte von Leopolds Rache einem Fremdling darzubieten; keiner fand ſich ein, und vergebens bot der Herzog die ganze Macht einer leidenſchaftlichen Beredſamkeit auf, um die franzöſiſchen Waffen in ſein Vaterland zu locken. Der gelaſſene König, wohl wiſſend, das deutſche Reich könne nur innerer Zwietracht unterliegen, wurde nicht durch ſeine Kriegsbegier entzündet; obgleich Er dort mit ſolcher Pracht ſich eingefunden, als ob Er ſchon die Krönung feyern wollte. Leopold, beſchenkt und bewundert, ſchied dennoch mißvergnügt von Bar-sur-Aube.

Chron. Leob. ad a. 1324. p. 924. Burgund. p. 72.

Manche ſchreiben dieſer Entwürfe Mißlingen dem kurz zuvor erfolgten Tode der Königin Marie von Frankreich zu. Sie war eine böhmiſche Prinzeſſin, Johanns Schweſter. Durch ihr Verſchwinden von der Bühne ſey des Bruders Neigung für den Gemahl erkaltet. Doch glaublicher war es Balduin, der treffliche Erzbiſchof von Trier, der, ſeines Vaterlandes Heil beſſer berathend, ſich der, für Deutſchland verderblichen, Erhebung eines franzöſiſchen Manarchen, ſo wie den päpſtlichen Umgriffen widerſetzte. Denn nichts konnte ihn bewegen, die wütenden Bullen anzuſchlagen oder zu verkünden; immer ſtand Er, ſo kühl als klug, zwiſchen beyden Parteyen, und kaiſerlich war Er geſinnt, ſo bald des Reiches Wohlfahrt es heiſchte. Ihm mochte Ludwig auch die Rückkehr des entwichenen Freundes, Johann von Böhmen verdanken.

Schaten. Annales Paderb. ad a. 1324. p. 254. Burgund. p. 87.

Damals feyerte der römiſche König ſeine Vermählung mit der Gräfin Margarethe von Holland, ein Bündniß, dem der Papſt und die Oeſtreicher aus allen Kräften ſich widerſetzten, das von der Staatsklugheit geſchloſſen und von der Liebe gekrönt wurde. Mit groſſer Pracht vollzog Er das Beylager zu Cöln. Es wurde durch die Gegenwart der drey geiſtlichen Kurfürſten verherrlicht.

So hatten ſich die Gewitterwolken an Deutſchlands Horizont zerſtreut. Der Biſchof von Salzburg war gezüchtigt, Leopold kühler geworden. Auf eigne Kraft beſchränkt, verſuchte Er einen andern Weg, um ſeines Bruders Feſſeln zu löſen, und durch deſſen Gegenwart vielleicht die laulichen Anhänger neu zu beleben. Freywillig überſandte Er dem Kaiſer die, noch in ſeinen Händen befindlichen, Reichs-Kleinodien und Heiligthümer, begehrend, bey deren Empfang den Herzog Friedrich der Haft zu entlaſſen.

Trithem. Chron. Hirsaug. p. 162.

Aber welchen Werth auch Ludwig auf Dinge legen mochte, deren Beſitz in jenen Zeiten das Recht der Kaiſer zu bekräftigen ſchien, ſo war Er doch nicht geſonnen, um ſo hohen Preis ſie einzutauſchen. Er nahm ſie an als ihm gebührend, bezeigte eine chriſtliche Freude bey deren Empfang, foderte aber, daß Leopold, um ſeines Wunſches Erfüllung ſich zu nähern, zuvor die Reichs-Städte von widerrechtlichen Eiden entbinden ſolle.

Durch getäuſchte Hoffnung in Wuth verſetzt, griff Leopold abermals zum Schwerte, nicht achtend des Winters Einbruch.

Burgund. p. 37.

Indeſſen hatte der Kaiſer zu Regensburg einen großen Reichstag verſammelt, dort, in Gegenwart aller Kurfürſten, ſeine Klagen gegen den Papſt erneuert, und durch einen förmlichen Reichsſchluß die zu Sachſenhauſen von ihm verlautbarte Appellation zu billigen begehrt. Es geſchah einſtimmig. Für Reichsfeinde wurden erklärt, Alle die noch ferner ſich erkühnen würden, die Bannbullen unter das Volk zu ſtreuen. Den päpſtlichen Legaten verwies man über die Gränze.

Auf ohnmächtige Ränke und eitle Hoffnungen beſchränkt, war dem römiſchen Stuhle Leopolds feindlicher Starrſinn als die letzte Stütze willkommen, und gern verlieh man ihm, zu Stärkung ſeiner Waffen, den Zehnten der geiſtlichen Einkünfte aus allen öſtreichiſchen Ländern. Da ſammelte Er ein Heer, während ſein Hauptmann, Hellerbach, aus dem feſten Schloſſe Burgau, an den bayriſchen Gränzen wohl gelegen, die ſchwäbiſchen Reichsſtädte peinigte, und das offene Land weit und breit verheerte.

1325. Ludwig ſäumte nicht, trotz der rauhen Jahreszeit mit ſeinen Völkern aufzubrechen. Aus den Städten hatte Er ſie bey Wörth geſammelt. Er belagerte Burgau bey der ſtrengſten Kälte, während der biedere und gewandte Burggraf von Nürnberg mit Leopold Unterhandlung pflog. Eine thörigte Sage ging, der Kaiſer habe laut gedroht, nach Eroberung der Burg ſeinen edlen Gefangnen in deren Mauern enthaupten zu laſſen. Wo iſt ein Zug in ſeinem Leben, der dieſe Verleumdung beſchönigen könnte? Wäre Ludwig einer ſolchen — leider nicht immer unfürſtlichen — That fähig geweſen, warum nicht längſt in Trausnitz? warum erſt jetzt in Burgau?

Im Gegentheil beweiſt gerade die Geſchichte dieſer Belagerung, welchen Abſcheu Er vor Grauſamkeiten hegte. Viele Werkzeuge der Zerſtörung hatten die Städte herbeygeführt, brennend von Begier, ſo manche erlittene Plünderung zu rächen. Aber Ludwig, zur Unzeit mehr Menſch als Feldherr, zügelte die Kampfwuth, ſcheute die Thränen der Witwen und Waiſen, benutzte nicht den erſten Schrecken der Beſatzung, die, ſich ermannend, durch kühne Ausfälle manchen Verluſt ihm zufügte.

Licet pietas ad multa valeat, tamen hic multum nocuit. Chron. de gest. princ.

Vergebens baten ihn die erfahrenſten Krieger, mit ganzer Macht das Raubneſt anzugreifen, immer wollte Er ohne Blutvergießen Burgau überwältigen. Da wurde vorgeſchlagen, aus dem nahen Walde auf hundert Wagen Holz herbey zu führen, und mit Hülfe der heftigen Stürme, die eben damals wüteten, die Burg in Flammen zu ſetzen, wodurch zwar dieſe zerſtört, doch ihre Bewohner gerettet werden möchten. Aber auch dieſes Mittel widerſtrebte ſeinem Gefühle, und ſieben Wochen verſtrichen fruchtlos. Das Weihnachts-Feſt kam, die murrenden Augsburger baten Urlaub, eine ſchnelle Rückkehr im Nothfall verheißend. Er verwilligte den Abzug dieſer tapfern Völker, deren Beyſpiele nach und nach die Meiſten, auch ohne Erlaubniß, folgten. Kaum ein Drittel ſeines Heeres blieb unmuthig im Lager. Das gewahrte der öſtreichiſche Hauptmann im Schloſſe und ſandte Eilboten an ſeinen Herzog, ihm berichtend, wenn Er ſchnell den Gegner überfalle, ſo werde Er ihn fangen.

Chron. de gest. princ. ap. Oefele p. 554 sq.

Alſobald gerieth Leopolds Lager in Bewegung. Das Flüſtern und Winken, die Züge einer tüktiſchen Erwartung auf allen Geſichtern, konnten dem ſchlauen Burggrafen nicht entgehen, der, was vorging, theils errieth, theils erlauerte. Haſtig beurlaubte Er ſich, verwendend, Geſchäfte riefen ihn heim. Haſtig warf Er ſich auf ſein Roß und ritt durch die Nacht, und erſchien zu rechter Zeit als Ludwigs Retter. Die Oeſtreicher folgten ihm auf dem Fuße. So dringend war die Gefahr, daß Ludwig — die unzeitige Milde bereuend — ſein Lager und Kriegsgeräth dem ſchnellen Feinde zur Beute ließ, und, kaum die Freyheit rettend, nach Lauingen entfloh.

Dieſe Flucht, mit einem, durch Entweichungen geſchwächten, zum Kampfe gegen überlegene Macht untauglichen Haufen, folglich in den Augen des beſonnenen Kriegers nicht entehrend, ſchadete dem Kaiſer dennoch in der öffentlichen Meinung, ſie wurde von ſpottenden Feinden als Feigheit ausgeſchrieen, die ſchwerſte Anklage jener Zeit. Sie zu widerlegen, ſtand eben jetzt nicht in ſeiner Macht,
Burgund. weil Geldmangel, wie ſchon oft zuvor, ſeine kriegeri-
p. 90. ſche Thätigkeit hemmte, und ihn zwang die Juden zu beſchatzen.

Doch minder bedrohten ihn Leopolds Waffen als des Papſtes Ränke. Vergebens hatte der
Ibid. p. 87. König von Dänemark, in einem männlichen Schreiben, ihm mildere Gedanken einzuhauchen geſucht. Es war ihm endlich gelungen, die Kurfürſten aufzuwiegeln, daß ſie, zu Renſe, mit zweydeutigen Geſinnun-

ſinnungen ſich verſammelten. Leopold ſelber trat unter ſie. Ein päpſtlicher Legat und ein franzöſiſcher Geſandter ſtanden ihm zur Seite. Was erfinderiſcher Haß erklügeln mag und Ränke beſchönigen können, ward aufgeboten, um die Anweſenden zu bethören, daß ſie zu Deutſchlands Schmach die Hände reichen, den König Karl zum Kaiſer wählen ſollten. Vielleicht wäre es gelungen, durch dieſe Wahl Deutſchlands Selbſtſtändigkeit zu vernichten, hätte nicht Einer von jenen ſeltenen Männern ſich erhoben, die durch Recht und Wahrheit im rechten Augenblicke unwiderſtehlich begeiſtert werden. Berthold von Bucheck — Ehre ſeinem Namen! — Comthur des deutſchen Ordens zu Coblenz, ein Bruder des Kurfürſten von Mainz, trat auf, und ſprach für Deutſchlands hochgefährdete Ehre und Freyheit mit einem Feuer, welches die Meiſten und Beſſeren ergriff.

Albert. Argent. p. 123.

„Fürſten nach päpſtlicher Willkühr ein- und abzuſetzen, iſt ſo ſchändlich als gefährlich. Man will einen Fremdling auf den Thron erheben, der nicht einmal unſere Sprache redet; der unſer Gold nach Frankreich ziehen, und in der Ferne unbekümmert um unſer Schickſal bleiben wird. Soll der Bayerfürſt weichen, ſo haben wir noch deutſche Fürſten genug der Krone würdig. Immer beherzigten Franzoſen nur eignen Vortheil, und ſchon jetzt trachten ſie nach wohlgelegenen deutſchen Provinzen, um ihren Staaten ſie einzuverleiben. Seht! Kurböhmen und

Kurtrier, ſolche Anſchläge verabſcheuend, ſind klüglich zurückgetreten. Minder noch will das Volk von ſeinem geliebten Kaiſer laſſen. Fügt ihr dieſe neue Unbill ohne ſein Verſchulden ihm zu, ſo wird Er nur mehr geliebt, Frankreich mehr gehaßt werden, und ich weißage einen Bürgerkrieg, blutiger als je zuvor.“

Die ſchweren Worte griffen tief. Man trennte ſich ohne Beſchluß.

Doch ſolche Auftritte konnten wiederkehren. Es
war zu fürchten, daß nicht immer ein Bucheck
gegenwärtig, oder ſein Wort von Kraft ſeyn würde.
In dieſer Bedrängniß von vielen Seiten, faßte Lud-
Henr. Reb- wig, ohne alle Zuziehung ſeiner Räthe, einen Ent-
dorff p. 612. ſchluß, der nur in einer großen Seele keimen und
reifen konnte. In dem Augenblicke, wo Leopolds
Haß und die Drohungen der Kirche ihm mancher
Freunde Arme verſchloſſen, öffnete Er die ſeinigen dem
Feinde. Was Oeſtreichs Trotz, der Reichsfürſten
Fürſprache, des Papſtes Donnerworte nicht bewir-
ken konnten, das gewährte Er den Bitten eines
Chron. einzelnen frommen Mannes. Gottfried, Abt zu
Leob. p. Maurbach, einem von Friedrich dem Schönen
9[illegible].
Vol. imp. geſtifteten Kartheuſerkloſter, begab ſich, im Geleite
Cons. p. ſeiner Tugend, ſtill zum Kaiſer, ihm Worte der
19. 21. Verſöhnung bringend im Namen des Weltverſöhners.

Und Ludwig hörte ſie gern. Und in der Bruſt des müden Fürſten mochten ſanfte Erinnerungen an die Tage der Kindheit, an den Jugendfreund

freund erwachen. Haſtig eilte Er gen Trausniz, wo **Friedrich**, zwar ſtets in Ehren gehalten, wie es ihm und ſeinem edlen Gegner geziemte, aber kämpfend mit der Heldenqual, Unthätigkeit, dieſe durch Pfeilſchnitzen dürftig minderte. Als Er des Kaiſers Ankunft vernahm, erſchrack Er, fürchtend es gelte ſein Leben. Doch mit heiterm Antlitz trat **Ludwig** in ſeinen Kerker und reichte ihm traulich die Hand und bot ihm die Freyheit; unter nicht entehrenden Bedingungen, von dem, nach Freyheit lechzenden, willig und fröhlich eingegangen. Der **Graf von Henneberg** und der Marſchall **Pilichdorf** entwarfen den Vertrag.

Seinen Anſprüchen auf das Reich ſollte **Friedrich** entſagen; die, ſeine Wahl betreffenden, Schriften ausliefern; ſeine Brüder bewegen, das dem Reiche Entzogene zurück zu geben; vom Kaiſer die Lehn empfangen; ſich mit ihm verbünden gegen Jedermann, Pfaffen und Layen, namentlich **wider den der ſich Papſt nennt**; Bürgen ſtellen, und jeden Verletzer des Angelobten für ſeinen Feind erklären. Stürbe **Ludwig**, ſo ſollte die erneuerte Freundſchaft forterben auf deſſen Kinder, und **Friedrich**, wann Er den Kaiſerthron beſtiege, bey allen ihren Rechten ſie väterlich ſchützen. Ein gleiches gelobte **Ludwig**, im Fall des Herzogs Kinder verwaiſten. Wäre dieſer unvermögend, des Vertrages Bedingungen zu erfüllen, ſo ſollte Er freywillig in ſeine

Herwart ab Hohenburg. p. 328. Gewold. p. 89. Olenſchlag. nr. XLIV.

„zerriſſen. Da ſitze ich nun, büße das Verbrechen der Mauerlücke, ohne die geheimen Freuden der Einſiedeley genoſſen zu haben, verfluche die ganze Welt, Minchen ausgenommen, und Niemand hört meinen Fluch als Mäuſe und Spinnen.

So verwinſelte mein armer Vater vier Monate ſeines Lebens, die Mauerlücke war unterdeſſen ausgebeſſert, die ſpaniſchen Schaafe durch ein Paar andere erſetzt, und der Dichter des Oceans rein vergeſſen. Zwar wagte es der kleine buckligte Schneider einigemal, dem Fürſten Knüttelverſe zu überreichen, in welchen er ſo wie die **Karſchin** für **Schubart** bat, aber der gute ſchwammigte Fürſt pflegte ſie jedesmal ſeinem Kammerdiener anzuvertrauen, der die fürſtlichen Haare damit in Papilloten ſchlug.

Doch ſchon nahte die Stunde ſeiner Erlöſung. Der Geburtstag Seiner Durchlaucht ſollte feyerlich begangen werden. Die Fürſtin prangte in ſchwefelgelber Tracht, die

Maiſeine Haft zurückkehren. Eine Vermählung zwiſchen Friedrichs Tochter, Eliſabeth, und Ludwigs Sohne, Stephan, ſollte das Bündniß beſiegeln, und bis der Brautſchatz der Prinzeſſin ausgemittelt worden, Burgau und Rieſenburg den Bayern geräumt werden (*). Alſo keine Abtretung von Ländern, die zu allen Zeiten von dem ſeufzenden Beſiegten als Friedenspreis gefodert wird.

Durch eine fromme Feyerlichkeit ſtellten die Verſöhnten ihren Bund unter Gottes Bürgſchaft. Aus den Händen ihrer Beichtväter — Gottfrieds, Abt zu Maurbach, und Conrads, Prior eines Auguſtiner Kloſters — in Gegenwart des Burggrafen von Nürnberg und vieler ſtattlicher Zeugen, empfingen beyde Fürſten das heilige Liebesmahl. Dann nach

---

(*) Voluntarium Imperii Consortium ſetzt dieſen Tractat in das Jahr 1325 den 13ten März. Lipowsky hingegen (in den Abhandlungen der bayriſchen Akademie p. 295.) ſchon in das Jahr 1324 den 21ſten März. Des Letztern Gründe ſcheinen die allgemeine Ausſage der Annaliſten, daß nämlich Friedrich drey Jahre gefangen geweſen, nicht aufzuwiegen; denn wenn Er am St. Michaelsabend 1322 gefangen, und ſchon am 21ſten März 1324 befreyt wurde, ſo blieb Er gerade nur halb ſo lange der Freyheit beraubt. Es ließe ſich aber wohl kein Grund denken, warum die Geſchichtſchreiber ſo einmüthig drey Jahre angenommen.

nach vertilgtem Groll, in Liebe ſich umfangend, ſchieden ſie fröhlich von einander.

Wenige Tage nachher ſah München Friedrichs junge Töchter in ſeinen Mauern. Sie bethätigten durch ihre Ankunft des Vaters freundlichen, feſten Willen.

Sechstes Kapitel.

Freywillige Theilung des Reichs.

Ein murmelndes Erſtaunen bewegte ganz Europa, als die Boten von Stadt zu Stadt die große Neuigkeit trugen: Friedrich der Schöne iſt frey. Sie lief ſchnell von Munde zu Munde, Viele verſagten ihr den Glauben, Alle fragten: Wie ging es zu? Doch Niemand konnte eine gnügende Antwort geben; denn das Gerücht erzählte nur, daß Ludwig ſeinen Gegner ohne Löſegeld entlaſſen; aber Wenigen war des Vergleiches Inhalt bekannt, Jeder übte ſeinen Scharfſinn im Errathen.

Auch der Papſt verdankte nur dem Hörenſagen die erſte Kunde. Zornig empfing er ſie. Mochte immerhin der Vertrag enthalten was dem Reiche frommte, ohne ſeine Zuſtimmung war er geſchloſſen worden, und darum ſchon verdammlich. Er nannte ihn Gott zuwider, dem Herzoge verderblich, dem gemeinen Weſen gefährlich, und hatte für dies Urtheil noch keinen andern Grund, als ein Gerücht und ſeinen Widerwillen. Er erinnerte den Herzog, daß

Raynald. T. XV. p. 297.

daß Ludwig unter dem Banne ſeufze, folglich Niemand mit ihm unterhandeln, Niemand ihm gehorchen dürfe. Dieſen Bann werde Friedrich ſelbſt verwirken, wenn Er den Vertrag erfülle oder in die Gefangenſchaft zurückkehre.

Bald verkündete auch das Gellirr der öſtreichiſchen Waffen, daß Leopold den Vertrag zwar kenne, doch mißbillige. „Sein unbeugſamer Haß bedurfte kaum der päpſtlichen Aufmunterung zu neuem Blutvergießen. „Gift und Galle" ſchrieb der heilige Vater, „liegen verborgen in dieſem Vertrage. Verhärte gegen denſelben die Ohren deines Herzens mit Schlangenklugheit. Erhalte dir die wohlverdiente Freundſchaft der Kirche. Traue deinem Feinde nimmer, denn ſeine Schalkheit iſt gleich dem Grünſpan in kupfernen Gefäßen. Sieben Schalkheiten brütet Er in ſeinem Herzen dich zu betrügen. Traue ſelbſt deinem Bruder nicht; denn von dem, was unterhandelt worden, iſt ohne Zweifel die reine Wahrheit dir noch nicht entdeckt. Die Zunge des Befreyten, wie die des Befreyers, ſcheinen der Lüge befliſſen. Sündliche Verträge ſcheuen das Licht. Meide den Fallſtrick, ſey beharrlich."

Raynald. l. c.

Und Leopold verhärtete die Ohren ſeines Herzens, achtete nicht des Bruders Bitten, kehrte ſein Schwert gegen Bayern, verfolgte des Kaiſers Anhänger trotziger als jemals.

Leicht hätte Friedrich die Entbindung von ſeinem Eide durch den Papſt erlangen mögen, der ohnehin das Geſchehene bereits vernichtet hatte, aber einen Mann, wie dieſen Enkel Rudolphs, konnte nur der Richter in ſeiner eignen Bruſt losſprechen. Deſſen Zuſtimmung vermiſſend, ging Er muthig an ſeines Wortes Erfüllung.

Raynald. ad a. 1325. §. 2. In offenen Briefen, dem ganzen Reiche zugeſendet, that Er ſeinen Verzicht auf die Krone kund, ermahnte die Fürſten und Bundesgenoſſen, beſchwor ſeine eignen Brüder, dem Kaiſer, den Er anerkenne, ſich zu unterwerfen. Ja, Er that noch mehr als ſein Gelübde ihm auflegte, Er verſuchte redlich, das Oberhaupt der Kirche mit dem des Reiches zu verſöhnen. Ibid. T. XV. p. 267. Clementinas nr. XLVI.

Dieſer Bemühungen Fruchtloſigkeit vernichtete die Täuſchung, es habe ſeine Brüder, wie den Papſt, nur Zuneigung für ihn beſeelt. Er ſah nun klar, man ſey um des Reiches Wohlfahrt unbekümmert und wolle nur die häßlichen Leidenſchaften mit ſeinem Namen bedecken.

Alle des langen Haders müde Fürſten, alle Anhänger des öſtreichiſchen Hauſes, wurden von Leopold aufgeboten, jetzt mit vereinter Kraft dahin zu wirken, daß ſein befreyter Bruder vom Papſte beſtätigt werde; auch ſandten wirklich die Erzbiſchöffe von Cöln und Mainz in dieſer Abſicht ihre Brüder nach Avignon, wo das Seltene geſchah, daß ein Papſt verlegen wurde. Denn nachdem Er den Bayerfürſten ſo oft aller Rechte verluſtig erklärte, durfte man vermuthen, daß Er gern und eilig deſſen Miterwählten beſtätigen werde. Allein hier zeigte ſich klar, ihm ſey nur fortdauernde Gährung erwünſcht, zu Beförderung eigner Anmaßungen. Denn in einem giftigen Gewebe wollte Er die Bethörten fangen, und nie hat der römiſchen Staatskunſt Verworfenheit ſich deutlicher ausgeſprochen. Den Herzog Friedrich begrüßte Er als erwählten römiſchen König und vernichtete, was Er zu Trausnitz angelobt. An das Reich erging eine Bulle, die Friedrichs, durch die Wahl errungenen, Rechte als gültig anerkannte. Aber dem Biſchof von Strasburg ſchrieb Er, das Wahl-Decret ſey ihm noch nicht eingehändigt, die Zeit zu kurz, den Erwählten zu prüfen, obſchon Er ihm geneigt ſey. Zugleich empfing Leopold ein Schreiben, welches gegen den Bruder ihn verhetzen ſollte. Die Freundſchaft der Verſöhnten wurde geſchildert als auf den Sturz der übrigen öſtreichiſchen Fürſten abzweckend. Neigung für Friedrich heuchelte der Papſt auch hier, aber deſſen ärgerliche Gemeinſchaft mit Ludwig, dem Gebannten, die verabredete eheliche Verbindung zwiſchen Blutsverwandten, nannte Er Gräuel, die zuvor vertilgt werden müßten. Dem Herzog Leopold wurde die Hoffnung vorgeſpiegelt, daß Er beyde Fürſten in die, für ihn gegrabene, Grube werde fallen ſeyn.

Raynald. T. XV. p. 297. Olenſchlag. nr. XLV. Raynald. ad a. 1325. §. 5.

Ibid. p. 298.

Und um das Maß der Doppelzüngigkeit zu füllen, erließ der heilige Vater zugleich zwey Schreiben an den König von Frankreich, deſſen

Raynald. p. 298-310. Olenſchlag. nr. XLVII. XLVIII.

Lang-

Lauigkeit und unzeitige Sparſamkeit ihm vorrückend, und meldend, wie Er, nach deſſen Rathe, vor der Hand die Oeſtreicher mit leeren Hoffnungen vertröſtet habe.

In einem Zeitraume von vier Monaten wurden alle dieſe Briefe geſchmiedet, Deutſchland durch ſie aufs Neue vom Kriegsfeuer entzündet, ein grauſender Schauplatz für Mörder und Räuber, zu welchen ſich noch die Landplage, der Hunger geſellte. Der Straßen Unſicherheit hemmte den Handel. Die Städte mußten ſich verbinden, berittene Söldner werben, die, als bewaffnetes Geleite, von Ort zu Ort die Reiſenden ſchützten. Vor allen empfand Brandenburg, des bayriſchen Hauſes neue Erwerbung, den päpſtlichen Zorn. Ihm verdankte der Pole, Uladislaus Locticus, den Königstitel und die Löſung aller Bande, die an das Reich ihn knüpften; eine ungeheure Anmaßung des römiſchen Stuhles. Durch dieſe argliſtige Freygebigkeit wurden die polniſchen Waffen nach Brandenburg gelockt, während Leopold in Süd- und Weſt-Deutſchland übel hauſte, und in Italien ein neuer Bund zwiſchen dem Papſte, Frankreich, dem Könige Robert und den Florentinern, den Gibellinen Verderben drohte.

Mutius rer. Germ. L. XXIV.

Villani. L. VI. C. 314.

Hochbekümmert blickte Friedrich auf dieſes Unweſen, dem er nicht ſteuern konnte. Im Gefühl ſeiner Ohnmacht, wohl gar befürchtend, man werde mit Gewalt ihn zum Haupt einer Verſchwöſchwörung mißbrauchen, der es blos um einen Namen zu thun war, faßte Er den ſchönen, ſeiner würdigen Entſchluß, lieber freywillig in die Gefangenſchaft zurückzukehren.

Und ſiehe dem Kaiſer wurde gemeldet: vor den Thoren von München iſt Herzog Friedrich erſchienen, Einlaß begehrend, weil Er dein Gefangener ſey.

Welch' ein ſüßer Ruhepunkt für den Geſchichtſchreiber! wenn er plötzlich aus dem Gewühl der Leidenſchaften zwey Männer empor ſteigen ſieht, die, Hand in Hand über ihnen ſchwebend, mit ſtiller Größe auf ſie herabblicken, und wenn dieſe Männer Fürſten ſind.

Ludwig erſtaunte nicht, Friedrich kommen zu ſehen; Friedrich erſtaunte nicht, in München ſich zu finden. Beyden ſchien es natürlich und recht, weil Beyde, ihre Lage wechſelnd, einander in Wien gefunden hätten. Mit offnen Armen empfing der Freund den Freund, nicht gedenkend des menſchenfeindlichen Spruches, der vor dem Verſöhnten warnt. Sie ſpeiſten an einer Tafel, ſie ſchliefen in einem Bette; kaum unterſchieden die verwunderten Höflinge den eigentlichen Herrn. Chron. Aul. reg. C. XV.

Das ſicherſte Merkmal eines edlen Gemüthes bleibt Vertrauen zu der Menſchheit, ſelbſt nachdem es oft getäuſcht worden; denn all das Gute, was der Vertrauende von andern hofft und glaubt, muß Er ſelber hegen und empfinden. Dieſer edle Zug in Ludwigs Charakter offenbarte nie ſich herrlicher, als in ſeinem argloſen Hingeben an den neu gewonnenen Freund. Groß handelte Friedrich, zu München ſich ſtellend; aber die fromme Scheu, ſein Gelübde zu brechen, konnte zum Theil ihn bewogen haben. Größer handelte Ludwig, von ſeinem Herzen allein getrieben, als Er den Gefangenen nicht nur brüderlich aufnahm, ſondern ihn ſogar, während eines Zuges nach Brandenburg, gegen die Polen, zum Statthalter von Bayern, zum Pfleger und Beſchützer ſeiner Gemahlin und Kinder ernannte. Solche Beyſpiele der Hochherzigkeit ſind ſelten in der Geſchichte, und, wo ſie ſich finden, da leuchten ſie wie einzelne Sterne in einer ſtürmiſchen Nacht.

Chron. Neoburg. ad a. 1325. p. 450.

Wie mancher erſtaunte Zeuge mochte ängſtliche Beſorgniſſe nähren, denn Friedrichs Bruder ſtand gerüſtet an den Gränzen, nur eines Winkes harrend, um einen Krieg zu erneuern, der jetzt ſo leichtes Spiel darbot. Aber Friedrich wollte nicht. Er durfte nur die Mutter ſammt den Kindern entführen und Geſetze vorſchreiben. Aber der Gedanke blieb fern von ihm. Bayern und ſeine Pfleglinge waren ihm ein heiliges Unterpfand von Ludwigs Freundſchaft. Auch gegen den Bruder würde Er mit ſeinem Leben ſie vertheidigt haben. Unangetaſtet lieferte Er das anvertraute Gut zurück, und Ludwig empfing es ohne Erſtaunen.

Mit deſto größerem vernahm der Papſt was zu München vorging. Ihm, der von der Staatsklugheit die Argliſt unzertrennlich wähnte; der aus der Geſchichte ſeiner Vorfahren nur die Lehre ziehen konnte, eines Feindes Treuherzigkeit durch Mißbrauch zu verhöhnen; ihm, dem Fremdling, der von deutſchem Sinn nichts ahndete, ihm mußte dieſe Freundſchaft ein Mährchen oder ein Wunder dünken; und ſo theilte Er ſein Erſtaunen über dieſes Wunder dem Könige von Frankreich mit.

Dieſem war die Botſchaft nicht minder unwillkommen, denn ſchon längſt ſchien Frankreich dem Bayeriſchen Hauſe nicht befreundet. Ein mächtiger deutſcher Kaiſer dünkte ihm ein gefährlicher Nachbar. Die Verſtändigern argwohnten, daß Frankreich der deutſchen Fürſten Zwietracht gern ſchüre, um ſich einſt das römiſche Reich zu unterwerfen.

Raynald. ad a. 1320. §. 9.

Aber Ludwig ging noch weiter. Denn wenn zwey edle Feinde ſich verſöhnen, ſo wetteifern ſie, um die Erinnerung an das Vergangene auszulöſchen. Selbſt den Genuß der Herrſchaft, den einzigen, den auch große Menſchen ungern theilen mögen, fand Er nicht mehr reizend ohne Friedrichs Theilnahme, und aus dieſem reinen Wohlwollen entſprang ein Denkmal der Freundſchaft, wie kein ſchöneres im Alterthum geprieſen wird. Der Unerſchütterliche, ſo lange Friedrich ihm die

Maitreſſe zog ihr beſtes, grasgrünes Kleid an, die Oberſtallmeiſterin ſchimmerte ziegelroth, wie der ferne Brand eines Kornmagazins bey nächtlicher Weile am Himmel leuchtet. Der kleine buckligte Schneider beſang dieſen Tag mit Scherzen, Kerzen und Herzen, die ſämmtlichen Dichter des Hofes hatten Ströme von Dinte vergoſſen, und Myriaden von Federn zerkäut, die ausgemergelten Unterthanen ſuchten die letzte Kraft hervor, um ihrem Fürſten ein heiſeres Vivat zu kreiſchen. Mein Vater erfuhr durch den Mund des Kerkermeiſters ſchon den Abend zuvor die Annäherung dieſes feyerlichen Tages. Huſch! fuhr der Gedanke durch ſeine Seele, dieß Feſt auch durch ein Gedicht zu verherrlichen, und vielleicht in einem frohen Augenblick, wo man ſo ungern Jammer und Elend um ſich ſieht, ſeine koſtbare Freiheit wieder zu erlangen. Das dichteriſche Feuer glimmte hervor, aber wie ſollte er dieſem poetiſchen Drange Luft machen? Wenn er auch nicht, Kaiſerkrone mit den Waffen in der Hand abtrotzen wollte, ſchmückte jetzt freywillig durch ſie das Haupt ſeines Gefangenen (*).

Dumont corps dipl. T. I. P. II. p. 80.

Beyde wollten — ſo lautete die Urkunde in der Ludwig ſein Herz ausſprach — brüderlich neben einander auf dem Kaiſerthron ſitzen, das Reich in Eintracht regieren, in Krieg und Frieden treulich bey einander halten, beyde den Titel eines römiſchen Königes führen, gleicher Ehre genießen, ſich Brüder nennen, abwechſelnd ihre Namen in Ur-

---

(*) Olenſchlager in ſeiner Geſchichte des römiſchen Kaiſerthums p. 165 bedient ſich des Ausdrucks: Ludwig habe ſich genöthigt geſehen, ſeinem vormaligen Gefangenen die Gemeinſchaft der Regierung zuzugeſtehn. Dieſer Ausdruck kann wohl nicht hiſtoriſch gerechtfertigt werden. Denn Ludwig kehrte als Sieger aus der Mark zurück, während ſeine Verbündeten, Böhmen, Trier, Lothringen, den Frieden am Unter-Rhein erzwangen. Folglich war ſeine Lage nicht ſchlimmer, eher beſſer, als zuvor; p. 168 wiederholt er dieſe Art der Darſtellung, ſprechend, die Noth habe den Tractat erzwungen. Aus eben den Gründen, warum Friedrich und ſein Bruder ſich der gänzlichen Erfüllung des Trausnitzer Vertrags entzogen hätten, habe auch Ludwig ſie nachher mit gleicher Münze bezahlt. Das iſt irrig. Friedrich hat den Trausnitzer Vergleich erfüllt, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, und daſſelbe hat Ludwig, den Münchner betreffend, gethan. Aber Olenſchlager kannte den Charakter ſeiner Helden nicht. Er ſah überall nur politiſche Falſchheit und Treuloſigkeit.

Urkunden voran ſetzen, abwechſelnd das Hofgericht hegen, nur einverſtanden das Wichtige beſchließen, oder Lehen ertheilen, Huldigung empfangen, und, wenn Einer nach Welſchland zöge, ſollte des deutſchen Reichs Verwaltung dem Zurückgelaſſenen verbleiben. Beyde Namenszüge ſollten in die Siegel gegraben werden, doch Friedrichs Name der Erſte in Ludwigs Siegel, und umgekehrt.

Mit Eidſchwüren, deren es unter ſolchen Männern nicht bedurfte, bekräftigten ſie in Gegenwart von zehn ehrwürdigen Zeugen den ſchönen, unerhörten Bund.

Eine Urkunde, welche dem Herzog Heinrich von Kärnthen die Reichspflege zu Padua beſtätigte, wurde damals unter beyder Siegel ausgefertigt (*).

Voluntar. Imp. cons. §. 43. p. 41.

(*) Lipowsky, in ſeiner hiſtoriſchen Prüfung §. 16. erinnert, daß dieſe Urkunde den Tag vor dem Vertrage, von Friedrich nur als Herzog, und von Beyden nur deßhalb ausgefertigt worden, weil ſie Beyde erwählte Schiedsrichter zwiſchen Heinrich und Cane della Scala waren; allein in der, von Baumann angeführten Urkunde geloben Beyde nicht allein, das Compromiß förderlich auszuſprechen, (ſie ſprachen es alſo damals noch nicht aus) ſondern auch den Herzog von Kärnthen bey der Reichspflege zu Padua zu behalten. Was ging den Herzog Friedrich die Reichspflege zu Padua an, wenn Er hier nicht als Mitregent ſprach? — Daß dieſe Ur-

Doch wer mag läugnen, daß die Freundſchaft hier das Gewünſchte allzuleicht für ausführbar gehalten?

Dem

Urkunde den 4ten, und der Vertrag den 5ten September unterzeichnet worden, iſt wohl kein Umſtand von Erheblichkeit, denn ſicher war am 4ten September ſchon alles wegen der gemeinſchaftlichen Regierung verabredet, und der Entwurf des Vertrages ſchon gemacht, vielleicht gar ſchon unterſchrieben. Während den wenigen Stunden, wo er ins Reine gebracht wurde, konnten Männer, wie Ludwig und Friedrich, ſchon ſehr wohl darnach handeln, wenn auch ihre Namen noch nicht darunter ſtanden. Eine Urkunde, durch welche Friedrich den Bürgern von München dieſelben Rechte in öſtreichiſchen Landen verlieh, deren die Regensburger genoſſen (ſiehe Bergmanns Geſchichte der Stadt München Urkunde LXVII.) und in der Er ſich blos Herzog nannte, iſt auch wohl minder bedenklich, als Bergmann meint; denn der Vertrag wurde geſchloſſen an dem Pfinztage vor unſerer Frauen Tag als ſie geboren ward, und jene Urkunde ertheilt sexta feria proxima ante diem nativitatis beatae virginis, an Burger, die das Geheimniß noch nicht wiſſen ſollten.

Lipowsky wirft auch dem Kaiſer vor, Er habe ja ſelber den Vertrag auf der Stelle gebrochen, da Er ſchon am 8. Septbr. dem Burggrafen von Nürnberg Weißenburg, und Windsheim verpfändet, welches Er doch, der Verabredung gemäß, nur mit Zuziehung des Mitregenten thun dürfen. Allein man muß bedenken, daß dieſe Verpfändung ausdrücklich wegen der, im Kriege gegen Friedrich aufgewandten

Dem feurigen Herzog Leopold — ſo möchte Ludwig urtheilen — wird gnügen an einem Vertrage, der ſeinem Hauſe mehr unblutige Vortheile gewährt, als Er jetzt noch zu erkämpfen hoffen dürfte. Den zwieſpaltigen Kurfürſten muß ein Schritt willkommen ſeyn, der beyder Theile Wahl und Anſehn bekräftigt und ſchont. Auch der heilige Vater möchte verſöhnlicher werden, wenn der Zwietracht Fackel in Deutſchland verleſcht.

Aber nur in Leopold hatte Er nicht geirrt. Denn als der, anfangs geheim gehaltene, Vertrag bekannter wurde, da ſtanden die Kurfürſten murrend auf, vermeinend, ihr Wahlrecht ſey verletzt; da donnerte der Papſt heftiger als jemals, verabſcheuend alle Gemeinſchaft mit einem von der

Kirche

---

wandten Koſten geſchah, und es daher ſehr unzart würde geweſen ſeyn, wenn auch Friedrich ſie hätte unterzeichnen ſollen. Das geziemte ſich nicht. Doch kann es darum wohl mit Friedrichs Vorwiſſen geſchehen ſeyn. auch ſollte der Vertrag fürs Erſte noch geheim gehalten werden; weshalb vielleicht Ludwig am 5ten September allein unterzeichnete. Freylich dürfen Vermuthungen die Geſchichte nicht entſtellen; wo aber eine moraliſche Unmöglichkeit darzuthun iſt — und das ſcheint hier der Fall — da mögen ſie, auf Menſchenkenntniß gegründet — leicht mehr beweiſen, als das zweifelhafte Datum einer Urkunde.

Kirche Ausgeſtoßenen; im Grunde wohl befürchtend, zwey tapfere kluge Gegner für Einen zu erhalten.

Raynald. l. c. §. 16. „Wem mag es möglich dünken“ ſchrieb Er an den Erzbiſchof Balduin von Trier, „daß ein ſolcher Vertrag uns lieb und annehmlich ſeyn könne? zumal da er nur Dreyen, höchſtens Vieren bekannt geworden, allen übrigen verborgen und ungewiß geblieben. Daraus mag man erkennen deſſen Gottloſigkeit, Ungebührlichkeit, und Verletzung aller Rechte. Stimmt doch nicht einmal, was der Bayer ſpricht, mit der Oeſtreicher Ausſage überein. Die Sage geht, Ludwig habe, in zwey Verſammlungen der Kurfürſten, dem allen ausdrücklich widerſprochen.“

Falſche Gerüchte, die zu Avignon herum liefen. Die edlen Fürſten wankten nicht und widerſprachen ſich nicht. Mit den Kurfürſten unterhandelten ſie fleißig und hofften, durch vermittelnde Maßregeln die Gemüther zu vereinigen. Zwar, dieſe Hoffnung erloſch auf zwey ſtürmiſchen Kurfürſten-Tagen. Ein Vorſchlag Ludwigs, nach Italien zu ziehen, den Herzog Leopold zur Seite als dortigen Reichsverweſer, während Friedrich in Deutſchland ein König bliebe, wurde nicht genehmigt. Faſt erbittert durch ſolche unerwartete Hinderniſſe, ſchloſſen endlich Beyde einen neuen Vertrag, kraft deſſen der Eine Welſchland, der Andere Deutſchland beherrſchen

Goldaſt Reichsſatz. p. 140. Olenſchlag. nr. 11.

ſchen ſollte, und Ludwig, im Gefühl ſeines recht- Villani l. lichen Willens, erlaubte ſich darin die unbedachte IX. c. 314. Aeußerung: man werde den Beſchluß vollziehen mit oder ohne die Genehmigung der Stände.

Dieſem Vertrage zufolge ſtellte nun Fried- Vol. Imp. rich den erſten Gnadenbrief als römiſcher König cons. P. III. aus, und zwar für den Grafen von Henneberg, p. 105. Ludwigs Vertrauten, der, ſonder Zweifel, zu Olenſchlag. allem was geſchehn, thätig mit gewirkt. ur. LII.

Doch nur noch heftiger mußte den Papſt eine ſolche Auskunft erbittern, denn ſie bedrohte ſeine nächſten und eigennützigſten Anſprüche, ſeine Herrſchaft über Italien. Ein Kaiſer, in dieſem Lande förmlich Hof haltend und in Perſon regierend, war ein Schreckbild, das ihn ängſtigte. Dringend ermahnte Er den König von Frankreich, ſeine Lauigkeit abzulegen und um ſeines eignen, wohl noch zu erringenden Vortheils willen, aus dem Schlummer zu erwachen. „Handle!“ rief Er ihm zu, „weil Raynald. es noch Tag iſt; die Nacht kann hereinbrechen l. c. und jede Thatkraft hemmen.“

Zu Speyer ſollte nun ein Reichs-Tag gehal- 1326. ten, dort die Einwilligung der Stände durch Ueberredung erlanget, vielleicht auch durch Gewalt erzwungen werden, denn bewaffnet ſtand Leopold am Ober-Rhein. Da zugleich ein Römerzug, von Ludwig veranſtaltet, einen Reichs-Verweſer heiſchte, ſo durfte man, auf Biegſamkeit der Stände, Leobiens. ad a. 1326. um ſo eher zählen. Doch **Leopolds** unvermutheter Tod zerſtörte dieſen Plan, und ſchlug zugleich den Muth einer Partey zu Boden, deren Seele der feurige, tapfere Mann geweſen.

Zu Speyer wurde **Ludwig** zwar als Oberhaupt des Reichs verehrt, und ein allgemeiner Landfriede dankbar angenommen; doch gegen ſeinen Römerzug erhoben ſich die geiſtlichen Stände, ihm Gest. Bald. L. III. c. 4. zumuthend, er ſolle, Glimpfes halber, zuvor den Schaten. Papſt begrüßen und Loszahlung vom Banne ſuchen. ad a. 1326. Vergebens erinnerte der Kaiſer: „habt Ihr nicht Speyeriſche ſelber, was der Papſt gegen mich verhängt, für Chron. p. 653. nichtig erklärt? werden nicht ſeine Bannflüche ſogar von den gelehrten Italiänern verachtet? die doch, in der Nähe, ihn beſſer kennen, als Euer Glaube auf Hörenſagen? hat Er nicht vor kurzem noch, aus leidigem Haß gegen mein Geſchlecht, das Chriſtenblut der Brandenburger den heidniſchen Litthauern Preis gegeben?“

Wirklich erregten die Gräuel, welche damals in Brandenburg die Polen und Heiden verübten, Adlzreiter L. II. P. II. n. 1. in ganz Deutſchland den heftigſten Abſcheu gegen die verworfene päpſtliche Staatskunſt, und mehrten nur des Volkes Anhänglichkeit an ſeinen milden Kaiſer; allein die Biſchöffe, mit dem von Trier an der Spitze, beharrten eigenſinnig auf ihrer Meinung, wogegen der weltlichen Fürſten Mehrere mit nach Rom zu ziehen gelobten.

Um auch Jener Einwürfe zu beſeitigen, ließ der Kaiſer ſich herab, zuvor neue Machtboten nach Avignon zu ſenden. Als aber auch dieſer Schritt des Papſtes Starrſinn nicht wandelte, achtete Er ferner keines Widerſpruches und rüſtete ſich, um durch Tyrol über die beſchneyten Apenninen zu gehn.

Trithem. p. 167. Raynald. ad a. 1327. §. 3.

Siebentes Kapitel.

Ludwigs Römerzug.

Chron. Aul. reg. ad. a. 1327. p. 59.

Welchen Anblick gewährte Italien, als Ludwig den, mit wenigen Fürſten berathnen, Zug dahin beſchloß?

Die Gibellinen kämpften unverzagt, wiewohl nicht ſelten hart bedrängt, gegen den Papſt, den König von Neapel und die Welfen. Zu Mayland herrſchte Galeazius Visconti ungetheilt, zu Como die Vitani und Ruſconi. Berühmt durch Tapferkeit und Klugheit mehrte Caſtruccio täglich ſeine Macht und des Reiches Würde in Toscana. Unabhängige kleine Staaten verſuchten Andere in der Lombardey zu bilden. Roms Bürger, lange ſchon die nährende Gegenwart eines Hofes entbehrend, äußerten immer lauter ihren Unmuth. Viele ſehnten ſich nach dem Erſcheinen eines Kaiſers, bereit dem zuzujauchzen, von dem ſie Rettung hofften, oder doch Belehrung, wem ſie Gehorſam ſchuldig wären. Mit dem Verſprechen groſser Summen kargten die Gibellinen nicht. Alles prophezeihte erwünſchten Ausgang. Und wo mochte Ludwig kräftiger den päpſtlichen Uebermuth bekämpfen, als in Welſchland?

Seinem Glücke in gerechter Sache vertrauend, zog Er aus mit einem Gefolge, das kaum für ein Turnier hinreichend ſchien; denn etwa hundert gewappnete Reiter umgaben ihn und ſeine Gemahlin, doch der Begleiter Stattlichkeit überwog die Menge. Denn Ludwigs Neffen, die Bayerfürſten, der gewandte Deutſchmeiſter, der tapfere, weiſe Burggraf von Nürnberg, der edle Graf von Montfort, und mehrere, deren Namen das Vaterland mit Ehrfurcht nannte, folgten ihrem Kaiſer. Die vier Waldſtädte hatten ein Häuflein wackere Krieger ihm zugeſellt.

1327 im Februar.

Müller V. II. C. 1. p 44.

Wem die Reichs-Verwaltung während dieſes Zuges übertragen worden, ſcheint Vielen ein Räthſel. Einige nennen den Pfalzgraf Rudolph, doch mit Unrecht, denn des Oheims Vorſicht entfernte die verſöhnten Neffen nie von ſeinem Hoflager. Nur Adolph, der älteſte, ein ſanftmüthiger Prinz, gewann ſein Vertrauen. Doch dem entriß der Tod die Statthalterſchaft in Oberbayern. Andere wollen, mit Zuſtimmung der Kurfürſten habe Graf Wilhelm von Holland, des Kaiſers Schwiegervater, die Reichsgeſchäfte verwaltet. Aber Ludwig hatte redlich alles aufgeboten, um den Beſchluß einer gemeinſchaftlichen Regierung in volle Kraft zu ſetzen. Wenn gleich die Eiferſucht der Kurfürſten

Crollins Abh. der bayr. Acad T. III.

Chron. Ioa. de Becka in Matthaei Anal. T. III p. 20[illegible].

nicht, wie es ſich doch gebührt hätte, die Ausflüſſe ſeiner Muſe auf holländiſch Poſtpapier trug, und in Goldpapier gebunden, zu den Füßen des Thrones legte, ſo gehört doch zum ſchreiben nun einmal Feder, Papier und Dinte, oder eine Wachstafel, oder ein Palmblatt und ein Griffel, und hätte er auch wollen, wie die ehemaligen Einwohner von Peru, ſeine Gedanken in Quipos ausdrücken, dieſe Sprache verſtand am Hofe Niemand. Doch die Noth iſt erfinderiſch. Der mitleidige Kerkermeiſter hatte ihm vor einigen Tagen die aſiatiſche Baniſe geliehen, aus welcher er das erſte weiſſe Blatt riß, und ſich ſo im Beſitz eines Stückgens Papier ſah. Nun fehlte es nur noch an einem Schreibwerkzeuge, da warf er ſeine Augen auf das kleine Fenſtergen, aus vier Scheiben beſtehend, welche in Bley gefaßt waren. Trotz des ſtürmiſchen kalten Wetters, welches den Regen in ſeine einſame Zelle ſchlug, zerbrach er die Scheiben, löſte das Bley ab, und fürſten das nicht vergönnte, ſo hielt doch Er ſich nach wie vor an ſein Wort gebunden. Er hinterließ in ſeinem Freunde einen Reichsverweſer. Wollte man den nicht anerkennen, ſo ſollten doch durch ihn deſſen Rechte ungekränkt bleiben. Waffen konnte Er ihm nicht leihen, aber es findet ſich keine Spur, daß Er deſſen deutſches Königthum angeſtritten. Kein Reichstag wurde mehr gehalten, keine Verordnung über dieſen Gegenſtand erlaſſen. Beydes hätte geſchehen müſſen, wäre Ludwig nicht befugt geweſen, in dieſer Hinſicht ſeinen Willen für allgemein bekannt zu halten. Nur die Vertheidigung ſeiner Erbländer ſcheint Er dem Könige von Böhmen vertraut zu haben, der um dieſe Zeit mit den Polen ſich tummelte.

Auf dem Zuge durch Tyrol ſahen ſich zu Inſpruk die erhabenen Freunde zum letzten Male. Wenn gleich die Annaliſten erzählen, es wären beyde Fürſten mißvergnügt von einander geſchieden, ſo wird doch das Gegentheil durch Thatſachen erwieſen. Denn zu Inſpruk war es, wo Friedrich, in Ludwigs Gegenwart, folglich mit deſſen Genehmigung, königliche Rechte übte, und in einer, uns erhaltenen, Urkunde ſich römiſchen König nannte. Dieſen Titel gaben auch in ſpätern Jahren ihm Klöſter und Stifter, dem Kaiſer ſonſt ergeben, darum ſchwerlich ohne deſſen Zuſtimmung. Wäre ihre Freundſchaft erloſchen, hätte Ludwig in Deutſchland noch einmal den Herzog von Oeſtreich fürchten müſ-

Henr. Rebdorff. Annal. p. 612.

Vol. Imp. Cons. p 37. §. 32.

Ibid. p. 36. §. 27. sq.

müſſen, würde Er, in dem Augenblicke wo Er aus dem Reiche ſich entfernte, ruhig den Fürſten haben ziehen laſſen, der zu Inſpruck in ſeiner Gewalt war? Dieß ungeſchwächte Vertrauen konnte nur aus unverwandelten Herzen entſpringen. Es rechtfertigt auch den Mann, der es zu verdienen wußte; und die zweydeutigen, von engherzigen Annaliſten aufbewahrten Gerüchte, ſollen der Geſchichte ein erhabenes Beyſpiel nicht rauben, mit dem ſich zu ſchmücken ihr ſo ſelten vergonnt wird (*). Es küm-

---

(*) Mehrere Beweiſe, daß **Friedrich** bis an ſeinen Tod, unwiderſprochen, die königliche Würde behauptete, liefern folgende Urkunden: **Ludwig** Rel. Msc. L. VI. in dipl. miscell. n. 17. **Wencker** in contin. disquis. de Usburg. n. 2. p. 41. Die Beſtätigung der Erfurter Privilegien in Vol. Imp. Cons. §. 99. **Vitodur.** ap. Eccard. p. 1792. Henr. Rebdorf. p. 612. **Hoennius** chron. Coburg. L. 2. ad a. 1306. eine Urkunde, in welcher **Friedrich** den Kaiser **Bruder** nennt. **Hund** im bayriſch. Stammb. T. II. p. 19. u. a. m. **Nec alter fefellit** promissa, ſagt **Burgund** p. 34. und mit Recht heißt es im Vol. Imp. Cons. §. 151: „Nunquam sine dubio pepercisset Ludovicus Friderico, nisi per pacta inter illos sancita aequum iudicasset, libere fieri debere, quae tam sancte promissa fuerunt.“ Nach dem Zeugniß der Königsfelder Chronik bey **Gerbert** p. 93. hinderte blos **Friedrichs** Tod, daß der zweyte Vertrag, kraft deſſen **Ludwig** das lombardiſche, **Friedrich** das deutſche Reich regieren ſollte, nicht zur Ausführung kam. Aber **Fridrich** kümmert Ludwigs Biographen wenig, ob wirklich ſein Held jemals mit Friedrich dem Schönen gemeinſchaftlich regierte? ſondern nur, ob Er es redlich gewollt habe?

Von Jnſpruk zog der Kaiſer nach Trient, wo die Häupter der Gibellinen, perſönlich oder durch Geſandte, ihn feyerlich bewillkommten, und kaum wurde es ruchtbar, daß ſie Gold, das Einzige woran es ihm gebrach, in Mayland für ihn bereit hielten, als gierige Söldner aus Deutſchland ihm Scharenweis nachzogen.

Hier, zu Trient, in einer Verſammlung, die einem Reichs-Tage glich, trugen die Gibellinen bittere Beſchwerden gegen den Störer ihres Friedens, den Statthalter des Friedensfürſten, vor, und eine Menge Ordensleute beſchuldigten ihn der Ketzerey. Ludwig ſelber faßte ſeine wiederholten Klagen in ſech-

---

rich lept nit lang, heißt es, eh das bis zu Ußſpruch keme, do was Er tod. — Es würde zu weit führen, wenn man hier alle Einwürfe Wiedeburgs, Lipowskys und anderer widerlegen wollte. Auch ſind nicht alle Dunkelheiten aufzuhellen; aber eben weil es Dunkelheiten gibt, die bisweilen durch zweydeutige Urkunden noch dunkler werden, ſo iſt in ſolchen Fällen des Geſchichtforſchers Pflicht, in den Characteren ſeiner Helden das Licht zu ſuchen. Dieſe liegen offen da, und jede, von der obigen abweichende Darſtellung, würde mit ihnen im Widerſpruch ſtehen.

ſechzehn Artikel. Die Federn ſeiner Gelehrten ſchilderten das ihm zugefügte Unrecht mit grellen Farben. Einmüthig wurde Johann XXII. für einen Ketzer und Empörer gegen die weltliche Obrigkeit erklärt. Er ſelber, hieß es, habe den Bann verwirkt, Er ſey des päpſtlichen Stuhles unwürdig. Dieſer Bann wurde wirklich ausgeſprochen, und, bey der Meſſe, die man täglich vor dem Kaiſer, trotz dem Interdicte, las, täglich wiederholt. Ludwig nannte ſeinen Gegner nur ſpottweis den Prieſter Johann, weil Er, wie der von Abyſſinien, die geiſtliche und weltliche Macht in ſich vereinigen wollte.

Villani L. X. c. 15.

Auch der Entwurf der begonnenen Unternehmung wurde hier den Ständen beyder Reiche, ſo viele deren gegenwärtig, zur Beprüfung vorgelegt, und von ihnen gut geheiſſen. Ludwig ſchwur, nicht eher über die Alpen zurückzukehren, bis Er zu Rom die Kaiſerkrone empfangen und Welſchland ſichern Schutz verliehen.

Von Trient zog Er nun über die Gebirge nach Como, wo Er mit ſeiner ihm voraus gegangenen Gemahlin ſich vereinte.

Mit groſser Pracht, unter dem kaiſerlichen Baldachin empfangen, hielt Er zu Mayland ſeinen Einzug; das Jahr, welches nun ihm anbrach, darf — wenn Glanz und Herrſchaft Glück verleihen — das glücklichſte ſeines Lebens genannt werden.

Im März. 1327.

Die eiſerne Krone ſchmückte ſein Haupt, eine goldne das Haupt ſeiner Gemahlin. Außer jenen

Villani l. c. c. 18.

edlen Deutſchen, die ſchon genannt wurden, verherrlichten die Feyerlichkeit durch ihre Gegenwart die Herzöge von **Braunſchweig** und **Teck**, der Landgraf von **Elſaß**, und alle lombardiſche Fürſten, unter welchen der Veroneſiſche **Cane**, durch ſein prächtiges Gefolg von 1000 Reitern und 1000 Trabanten, aller Blicke auf ſich zog. Die meiſten Städte hatten ihre Machtboten geſandt. Zur Kaiſerkrönung brachten die aus Rom eine willkommene Ladung.

Ludwig empfing den Eid der Treue von den Edlen, die Huldigung von den Städten. Die Mayländer zahlten eine Kronenſteuer von 50000 Goldgülden. **Galeaz Visconti** wurde als Reichs-Statthalter über Mayland beſtätigt. Durch Milde und Gerechtigkeit gewann **Ludwig** alle Herzen, kein Unzufriedner ſchied von ihm, das Volk war freudetrunken.

Corio hist. Milan. P. III. p. 469.

Indeſſen ſpie der Papſt die fünfte Schmähſchrift gegen ihn aus, ſchalt ihn einen Verächter Gottes und der Kirche, erklärte ihn ſogar des angeſtammten Herzogthums verluſtig, lud ihn vor ſeinen Richterſtuhl nach Avignon, um ein Urtheil wegen Ketzer-Schutzes anzuhören, und ließ zugleich den Bannſtrahl über den Häuptern ſeiner Anhänger blitzen. Ja, er predigte ſogar das Kreuz gegen ihn, vollkommenen Ablaß Allen verheißend, die unter der Kirchenfahne dieſen unheilbaren Ketzer bekämpfen würden.

Martene thes. Anec. col. 682. Olenſchlag. nr. LIII.

Doch wenn die Gibellinen ſtets einig unter ſich und treu dem Kaiſer blieben, ſo ſchlug allen Reichsfeinden nunmehr die letzte Stunde.

Die heitern Ausſichten trübte zuerſt jener Scaliger von Verona. Zwiſchen ihm und Heinrich von Kärnthen war entſchieden, daß dem Letzten die Reichspflege zu Padua verbleiben ſolle und Scaliger fügte ſich, obwohl unwillig. Denn ſchon zu Trient verſuchte Er, durch eine dargebotene Gabe von 60000 Goldgulden, jene Herrſchaft wieder zu erſchleichen. Aber Ludwig, obwohl Geldbedürftig, verſchmähte den erniedrigenden Antrag. Erbittert wollte Scaliger entweichen. Verſtändige Freunde und des Kaiſers gute Worte führten ihn zurück. Es ſchien nicht rathſam, in dieſer Lage Strenge zu beweiſen; aber das Verhältniß zu einem der mächtigern Italiäner blieb geſtört.

Dann wurde mancher ſchwere Verdacht gegen Galeazius Visconti erregt, und hingedeutet auf jedes kleines Merkmal von dieſes Mannes Streben nach Unabhängigkeit. Seine Pracht war anſtößig und mehr als königlich. Ueberall erſchien Er öffentlich mit größerm Pomp als Ludwig ſelber. Zu ſeinem Monarchen ſprach Er in einem hohen, unfreundlichen Tone. Eine Brücke, auf Ludwigs Befehl erbauet, um den Aus- und Einzug in die Stadt zu ſichern, wurde in der Nacht zerſtört. Der Kaiſer zürnte, und Scaliger ſchürte dieſen Zorn, hoffend Mayland zu erſchleichen. Noch ein bedenk-

licher

licher Umſtand gab den Einlispelungen der Feinde Visconti's ein größeres Gewicht: die Zahlung der verſprochenen, jetzt unentbehrlichen Summen, wurde von ihm geweigert, oder doch verſchoben, vorwendend, es ſey ein Volksaufſtand zu fürchten. Sein jüngerer Bruder, Stephan, zum kaiſerlichen Mundſchenken ernannt, gerieth ſogar in Verdacht, Er habe ſeinen Herrn vergiften wollen, weil Er, den Wein kredenzend, plötzlich erkrankte und ſtarb.

Der täglich verſtärkte Argwohn, vielleicht auch die Erinnerung an das Schickſal Heinrichs von Luxenburg, bewogen endlich den Kaiſer, die Verdächtigen zu entfernen. Galeazius Visconti, nebſt zweyen ſeiner Brüder, verloren die Freyheit im Kerker zu Monza, wo der Herzog von Teck über ſie wachte. Hingegen wurde Mayland für frey erklärt, unter der Statthalterſchaft des Grafen von Montfort. Ein ſchreckendes Beyſpiel für alle Häupter der Gibellinen, die, gleich den Visconti's, in andern Städten ſich zu Beherrſchern aufgeworfen. Sie ſchwiegen behutſam, denn ſie bedurften einer ſchützenden Macht gegen die Welfen; aber ſie wurden beſorgt und mißtrauiſch. Denn wie leicht konnte Ludwig noch mehrern Städten die alte Freyheit wieder ſchenken, deren Bürger dann um ſo williger die ſchmachtende Schatzkammer ihres Wohlthäters füllen würden. Auch gelang dem

dem Kaiſer nicht, in einer Zuſammenkunft zu Orzi jenes Mißtrauen zu vertilgen, obſchon Er, durch aufgefangene Briefe der Visconti, ſeines Verfahrens Rechtlichkeit bewies.

Burgund. p. 99-102.

Indeſſen waren noch 2000 Reiter zu ihm geſtoßen. Macht und Würde hielten gleichen Schritt. Er beſtellte, nach Gewohnheit ſeiner Vorfahren, in einer Verſammlung, ganz Welſchland und ſetzte neue Biſchöffe in mehreren Städten. Dann rückte Er vor auf ſeinem Römerzuge. Der zu Bologna befehlende Legat wagte nicht, mit unbezahlten, murrenden Söldnern ſeinen Lauf zu hemmen, obwohl es leicht ſchien in den Gebirgen. Schon lagen die Apenninen hinter ihm. An Toscana's Gränzen empfing ihn mit großer Herrlichkeit der tapfere Caſtruccio. Unter Welſchlands kleinen Tyrannen der ſchlauſte, verbarg Er die eigenſüchtigen Entwürfe hinter warmer Anhänglichkeit an Ludwigs Perſon und Vortheil. Nichts konnte ſicherer dieſen täuſchen, als erlogene Herzlichkeit. Schon lange hatte Caſtruccio, unter dem Titel eines Reichs-Verweſers, auf Koſten der Genueſer und Florentiner ſich vergrößert. Jetzt ernannte ihn der Kaiſer zum Herzog von Lucca, Piſtoja, Luna und Volterra, verlieh ihm auch, zum ewigen Gnaden-Zeichen, die Bayriſchen Wecke in ſein Wappen, vergebens hoffend, in dem neuen Fürſten einen treuen Freund zu gewinnen.

Villani L. X. c. 31.

Leibnitz Cod. dipl. I. p. 128. Olenſchlag. nr. LV. Villani L. X. c. 36.

Als Ludwig nach Toscana vorrückte, fand Er Abgeordnete der Piſaner, die, bey tief geſunkener Macht, das Schickſal ihrer Nachbarn durch des, von ihnen verbannten, Caſtruccio Ränke zu erfahren befürchteten. Sie baten den Kaiſer, gegen eine Gabe von 60000 Goldgulden, mit ſeiner Einkehr ſie zu verſchonen. Er empfand die Kühnheit übel, und als ſie wagten, ihre Thore zu verſchließen, rückte Er bewaffnet unter die Mauern, erzwang Gehorſam, und die angebotene Summe als eine Kronenſteuer. Nur daß ihre Verfaſſung unangetaſtet und Caſtruccio ſammt deſſen Anhang verbannt bliebe, verwilligte der Kaiſer.

Villani L. X. c. 33.

Burgund. 103.

Doch als die Bürger nun den gütigen, freundlichen Fürſten in ihren Mauern kennen lernten, als ſie ſahen, daß ein Jeder ihn anſprechen durfte und keiner traurig von ihm ging, da wandelte ſich ſchnell ihr Sinn, Furcht wich der Liebe, Argwohn dem Vertrauen. Kaum vernahmen ſie Ludwigs Wunſch, den neuen Herzog von Lucca mit ihnen auszuſöhnen, als ſie einhellig dieſem nicht allein, ſondern ſämmtlichen Verbannten die Rückkehr verſtatteten. Wenn zuvor ſie weiſe dünkte, durch einen, mit ängſtlicher Umſicht entworfenen, Vertrag ihre Verfaſſung zu verſchanzen, ſo überſchritten ſie nun faſt, mit Herzen aus welchen die Liebe jeden Argwohn verdrängte, die gegenſeitigen Gränzen; denn ſie zerriſſen in des Kaiſers Gegenwart die Kapitulation, warfen ſie ins Feuer und erklärten ſich für Kinder, die ihrem

Vater unbedingt vertrauten. So leicht feſſeln Güte und Rechtlichkeit ein Volk; ſo leicht können Fürſten Herzen gewinnen; warum wollen ſie es ſo ſelten?

Zwey Monden faſt verweilte Ludwig zu Piſa, die kräftigen Maßregeln ſeines Vorgängers befolgend. Denn hier wurde die Achtserklärung gegen den König von Neapel erneuert und die Verbindung mit dem Könige von Sicilien wieder angeknüpft. Zum fernern Zuge öffnete Caſtruccio ſeine Schätze und die Piſaner erlegten noch 180000 Goldgulden.

Daß Er Rom, das Ziel der Reiſe, nur langſam zu erreichen ſtrebte, war ein kluges Zögern; denn ſeine bloße Annäherung bewirkte dort eine Gährung, die zur rechten Stunde unblutigen Sieg verhieß. Der Römer Unwille über des Papſtes Aufenthalt im fremden Lande war durch die Beſatzung des Königs von Neapel bisher gezügelt worden. Aber kaum erfuhr das Volk, daß ein mächtiger Beyſtand ihm ſo nahe ſey, da griff es haſtig zu den Waffen, verjagte die Neapolitaner ſammt den Welfiſch Geſinnten; und wählte einen Hauptmann, Sciarra Colonna, aus den Gibellinen.

Noch immer konnte ein kluger Papſt das Ungewitter beſchwören; denn der Römer gewagtes Unternehmen war blos auf eignen Vortheil, nicht auf des Kaiſers Wünſche berechnet; Er nur das Schreckbild, das den heiligen Vater aus Avignon vertreiben, nach Rom zurückführen ſollte. Eine Geſchrieb damit ſo gut es gehen wollte, auf das ziemlich beſchmutzte Blatt.

Das Gedicht enthielt eine Allegorie, und wurde meines Vaters Meiſterſtück. Es traten darin auf die drey Grazien, welche zum Feſte Apolls wallfahrteten. Die Eine war gekleidet in ein ſchwefelgelbes Gewand, die andere in ein grasgrünes, die dritte in ein ziegelrothes. Apoll empfieng ſie und ihre Glückwünſche ſitzend zwiſchen dem Bachus und der Hebe, und erlaubte ihnen auf ihr Bitten, einen armen Dichter in Freiheit zu ſetzen, der am Fuße des Helikons in einer fürchterlichen Höhle angeſchmiedet war.

Der gutherzige Kerkermeiſter übernahm es am Morgen des feſtlichen Tages das Blatt der Fürſtin zu überreichen, dieſe theilte es der Maitreſſe und der Oberſtallmeiſterin mit, alle drey zogen die Mäuler zuſammen, warfen einen Blick in den Spiegel, bewunderten das Grazienhafte ihrer Minen, vergaßen ihren Groll auf den armen Polycarpus, und

Geſandtſchaft warf ſich dem Papſte zu Füßen, als Gnade von ihm flehend, was ſeine Pflicht zu fodern ſchien, doch zugleich in aller Demuth die Drohung beyfügend: man hoffe ſchuldlos vor Gott und der ganzen Chriſtenheit zu erſcheinen, wenn, im Weigerungsfalle, ſich ein, dem Papſte mißfälliges, Ereigniß begeben ſollte.

Raynaldi ad a. 1328. n. 9. 10.

Johann blieb unbeweglich.

Die Römer murrten, aber ſchwankten noch, bis der Legat, Urſini, der mit Welfen und Neapolitanern die Stadt zu überrumpeln verſuchte, von den muthigen Bürgern zurückgeſchlagen, Feuer in die Vorſtädte warf. Dieſer Brand entflammte die Gemüther und wurde eine Loſung zu einmüthiger Berufung des Kaiſers.

Den 7ten Jan. 1328.

Er kam und fand die alte Hauptſtadt der Welt zu ſeinem Empfang feſtlich prangend. An der Seite Margarethens, von ſtattlichen Fürſten und vielen tauſend Rittern umgeben, unter lautem Volksjubel, zog Er langſam den Corſo hinauf zum Vatican.

Durch holde Anmuth, durch edle Freygebigkeit, gewann er Jeden, den Aberglaube nicht blendete. In einer Verſammlung auf dem Capitol gelobte er Handhabung der alten Freyheit und des Wohlſtandes Beförderung, wogegen die Freudetrunkenen Römer ihn zum Herrn und König ausriefen. Dreiſt und laut erklärten ſie jetzt, ihnen ſtehe zu, den Kaiſer zu krönen auch wider des Papſtes Willen, zumal da ihre Senatoren ihn vergebens eingeladen. Vier Männer aus ihren edelſten Geſchlechtern ſollten die Feyerlichkeit verrichten. Albert. Argent. p. 125.

Doch Eine fehlende Würde ſchien, nach altem Herkommen, unentbehrlich: die eines Statthalters von Rom und Pfalzgrafen vom Lateran. Ludwig beſetzte ſie durch Caſtruccio, der ihm ſtets zur Seite war. Sogar auf ſeine Nachkommen ſollte Er ſie fortpflanzen. Leibnitz Cod. jur. gent. dipl. I. p. 128. Olenſchlag. LVI.

Der Krönungstag erſchien. Den 17ten Januar. Man hatte Ludwigs Wohnung nach Santa Maria Maggiore verlegt um für den Prunkzug einen weiten Raum zu gewinnen. Alle Straßen bis zur Peters Kirche grünten von Myrthen und Lorbeerzweigen, alle Häuſer waren in köſtliche Tapeten verhüllt. Die Dächer wimmelten, die Luft erzitterte vom Freudengeſchrey. Die zwey und funfzig Häupter der Stadt eröffneten den Zug auf ſchön geſchmückten Roſſen mit ſeidnen Fähnlein in den Händen. Dann erſchien Caſtruccio, als Statthalter Roms. Unmittelbar nach ihm Ludwig und ſeine Gemahlin umgeben von den römiſchen Baronen und Senatoren, zunächſt dem edlen Fürſtenpaar vier derſelben in Goldſtück gekleidet: Colonna, Orſini, Proceſſo und Montenero, die Auserwählten, die kaiſerlichen Inſignien tragend, begleitet von einem Doctor der Rechte, in deſſen Händen das Buch Villani l. c. c. 54. der Krönungsgebräuche ruhte, deren ſtrenge Beob-

achtung

bachtung ſeiner wachſamen Kunde vertraut war. Die deutſchen Fürſten und der Höflinge glänzende Menge beſchloſſen den Zug.

An der Kirchen-Pforte empfingen, mit üblichen Gebeten, die Biſchöffe von Aleria und Venedig das erhabene Paar. Es betrat die geſchmückte Peters-Kirche und wurde geſalbt durch den Biſchof von Citta Caſtellana. Dann näherten ſich die vier genannten Barone, die Stelle der Cardinäle vertretend. Sciarra Colonna ſetzte die Kaiſerkrone auf Ludwigs Haupt; Peter Colonna überreichte ihm den mit Oelzweigen umwundenen Scepter. Dann wurde auch ſeine Gemahlin feyerlich gekrönt. Beyde erſchienen jetzt mit neuen goldenen Stücken angethan. Die, ſonſt dem Papſte gebührende Beſtätigung und Einſegnung verrichteten die Biſchöffe. Ludwig der Bayer wurde als römiſcher Kaiſer, zum König der Könige und Herrn der Welt ausgerufen. Den Ritterſchlag ertheilte Er durch eine goldene Ruthe, zeigte ſich dann im kaiſerlichen Ornat dem jauchzenden Volke, und bezeichnete die Erſte Stunde ſeiner neuen Würde durch drey weiſe Verordnungen, Schutz gelobend den Witwen und Waiſen, Schutz dem katholiſchen Glauben und Ehrfurcht deſſen Dienern. Dann bewegte ſich der Zug, unter dem Jubelruf: es lebe der Kaiſer! nach dem Capitol zum Gaſtmahl. Dieſe alte, ehrwürdige Römer-Burg bewohnte nun Caſtrucſtruccio als römiſcher Senator. Der Kaiſer bezog den Lateran, und, ſeine Rechte übend, beſtätigte Er vor allen Dingen dem geliebten Sohne die Mark Brandenburg, ſammt der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amt.

Ludwig Reliq. T. II. p. 274. Olenſchlag. LIV.

So war denn nun die feyerliche Handlung vollzogen, die den König der Deutſchen über die Alpen führte, und raſch bewies der gekrönte Kaiſer, daß Er ſeine Würde männlich zu behaupten gedenke. Denn ein nie zuvor geſehenes Schauſpiel lockte ganz Rom auf den Petersplatz. Dort prangte vor dem Vatican ein Thron, den Ludwig im kaiſerlichen Schmuck beſtieg. Ein Sprecher der römiſchen Geiſtlichkeit und ein Volkstribun traten auf, Johann XXII. förmlich anklagend als Ketzer und Beleidiger der Majeſtät, als ſchnöden Geld-Erpreſſer und Chriſtenblut-Verſchwender, als Aufruhr-Stifter, gewiſſenloſen Pfründen-Vertheiler, und was mehr dergleichen von entzügelter Rache ihm aufgebürdet wurde. Herolde riefen laut: „Iſt Jemand vorhanden, der dieſen Jacob von Cahors vertheidigen mag? es ſey ihm vergönnt.“ — Alle ſchwiegen.

Den 18ten April.

Raynald ad a. 1328 n. 11 — 37.

Villani c. 67.

Da erklärte Ludwig — nach dem Beyſpiele Otto des Großen, der den meineidigen Papſt Johann XII. entſetzte — daß dem Angeklagten die päpſtliche Würde durch Chriſtum ſelbſt entzogen ſey; darum, aus kaiſerlicher Macht, mit Zuſtimmung der Prälaten

Burgund. p. 111.

Stephan Baluz. Vit. Pap. Avin. T. II. Col. 512. Oleuſchlag. LVIII. Raynald. l. c. n. 10.

und des Volkes, dem ungetreuen Hirten der Stab genommen werde. Künftig ſolle kein Papſt ohne Wiſſen und Willen der Römer ſich aus ihrer Stadt entfernen, oder alſobald des heiligen Peters Erbe verluſtig ſeyn, und ein Nachfolger ihm erkoren werden.

Mussat. in Lud. Bav. col. 77.

1329.

Alle dieſe kräftigen Ausſprüche empfing das Volk mit dem lauteſten Jubel. Der Pöbel warf ſogar einen Strohmann in die Flammen, den er Papſt Johann den Ketzer nannte. Zwar wurde in dieſen ſtürmiſchen Tagen ein kühnes Wagſtück von Jacob Colonna, einem Entwichenen, beſtanden. Mitten in Rom erſchien Er plötzlich, trat unter Volkshaufen, verlas die päpſtlichen Bullen gegen Ludwig, erinnerte, der Geiſtlichkeit würdigſter Theil habe Rom verlaſſen, nur die Hefe ſey zurückgeblieben, darum alles Geſchehene unkräftig ſey; eine Behauptung, die Er, ſein Schwert zückend, gegen Jeden zu erhärten ſich erbot. Worauf Er die Bannbulle haſtig an eine Kirchenthür heftete und auf ſchnellem Roſſe entrann. Allein der Pöbel ſah und hörte, zwar erſtaunt, doch unbewegt, ihm zu, und wogte fröhlich nach dem Peters-Platze, um abermals ein neues, unerhörtes Schauſpiel anzugaffen. Denn der Kaiſer, um ſeine Drohungen zu beſtätigen, verſammelte dort die Römer am Himmelfahrtstage, erſchien im kaiſerlichen Schmuck, beſtieg den Thron, und winkte einem frommen, gelehrten Mönche, Peter von Corwara, daß Er an des Throns Stufen Platz nehmen ſollte, Dann redete der Biſchof von Venedig das Volk an, dreymal die Frage wiederholend: ob es den gegenwärtigen Bruder Peter als Papſt erkennen wolle? Dreymal jauchzte die Verſammlung ihre Zuſtimmung. Da erhub ſich der Kaiſer, beſtätigte den neuen Papſt, nannte ihn Nicolaus den fünften, ſteckte den Ring an ſeinen Finger, ſchlug den Mantel um ſeine Schultern, ſetzte ihn auf den Thron ſich zur Rechten, hörte dann mit ihm die Meſſe in der Peterskirche, führte ihn zum prächtigen Gaſtgebot in den Vatican, deſſen künftige Wohnung. Kardinäle wurden geſchaffen und der Bannſtrahl nach Avignon zurückgeſchleudert.

Um alle, bey der Kaiſerkrönung üblichen Feyerlichkeiten zu vollbringen, zog Ludwig am Pfingſtfeſte von Tivoli nach Rom. Da ritt Nicolaus der Fünfte, ſammt den neuen Kardinälen, bis zum Lateran ihm entgegen, dann zur Peterskirche ihn geleitend, wo der Kaiſer dem heiligen Vater die Scharlachmütze auf das Haupt ſetzte, dagegen von ihm geſegnet und beſtätigt wurde.

Gekommen ſchien der Zeitpunkt, in welchem Deutſchland das päpſtliche Joch für immer abſchütteln konnte. An der Fürſten Spitze hatte ſich ein Mann erhoben, der kühne Maßregeln zu ergreifen und muthig durchzuſetzen wußte. Hätte Gemeinſinn die Glieder mit dem Haupte verknüpft, ſo ſtürzte nun der Coloß, den Gregor VII. zum

Schrek-

Schrecken von Europa, auf Roms Hügeln errichtet hatte.

Doch um die folgenden Begebenheiten unbefangen zu würdigen, bedarf es prüfender Blicke auf die Lage eines deutſchen Kaiſers, der in jenen Zeiten Welſchland erobern wollte; denn ein Römerzug konnte faſt immer für eine Eroberung gelten.

Welche Mittel ſtanden ihm zu Gebote? ein Heer? — es gab noch keine ſtehenden Heere; es gab nur einzelne, kampfluſtige Ritter und Knechte, die, wo eine Fahne wehte, zuſammen liefen, unbekümmert um die Sache, für die ſie fechten ſollten, nur fragend: wer bezahlt uns? — Die Frommen unter ſolchen Haufen, die, neben dem Solde, auch den Himmel verdienen wollten, zogen lieber nach Preußen gegen die heidniſchen Litthauer, und dieſes Preußen war ein Abgrund, der jährlich viele Tauſende von ſtreitbaren Männern verſchlang.

Welchen Beyſtand durfte ein Kaiſer hoffen, der das Reichs-Panier aufpflanzte? Die Fürſten zögerten, unter ſchnödem Vorwande, ihre Völker aufzubieten. Die Macht des Stammhauſes war gewöhnlich zu gering, kaum eigne Länder zu beſchützen hinreichend. Einzelne Haufen mochten wohl herzuſtrömen, durch hohen Sold gelockt, aber kein Ganzes bildend, Jeder ſeinem Führer nur gehorchend, oft auch dem nicht einmal; immer bereit, wenn Mangel eintrat, die Fahnen zu verlaſſen, oder wohl gar das Schwert gegen den zu kehren, für den ſie es gezogen.

Freylich verbürgte Gold ſo ziemlich ihre Treue, doch wo fand ein Kaiſer die nie verſiegende Quelle? Bey jeder neuen Wahl vergriffen ſich die Kurfürſten, ihre Stimmen verkaufend, an allen kaiſerlichen Einkünften; Güter und Zölle hatten ſie an ſich geriſſen; Auflagen erbitterten das Volk, wurden mühſam eingehoben oder kühn verweigert. Und gelang es endlich, mit vollem Seckel ein buntes Heer zu ſammeln, woher die Nachhülfe? wenn, bey verlängertem Zuge, mit jedem Tage jener leichter, dieſes dünner wurde? indeſſen ein feindlicher Papſt die unermeßlichen Summen, aus ganz Europa für verkaufte Seligkeit erhoben, mit vollen Händen verſchleudern konnte um den Widerſpenſtigen zu verderben.

Nur wo in einigen Wochen oder Monden das Entſcheidende geſchehen mochte, da durfte ein erwünſchter Ausgang berechnet werden. Aber wo die Feinde Zeit gewannen, da hatten ſie ſchon halb geſiegt, denn der Mangel wurde ihr Bundesgenoſſe.

Das Volk? — wer weiß nicht, daß es überall von jedem neuen Regenten Wunderdinge hofft? — Das Volk empfing den Kaiſer oft mit unverſtellter Freude; wenn aber Laſten, die es drückten, nicht alſobald verſchwanden; wenn die mannigfaltige, wohl gar ſich widerſprechende, Erwartung nicht alſobald erfüllt wurde: ſo wich die Freude ſchnell der Gleichgültigkeit, dieſe noch ſchneller dem Ueberdruß; und war am Ende von einer Steuer die Rede — weil ein Kaiſer nicht, wie die Gottheit durch ein bloßes Wort erſchaffen konnte — ſo wurde dem begehrenden Fremdling Haß geſchworen, der nicht ſelten in Meuterey ausbrach. So das Volk.

Nicht dauerhafter war die günſtige Stimmung der italiäniſchen Herren, deren eine Hälfte ohnehin des Kaiſers Ankunft ſcheute, während die andere nur ein gefälliges Werkzeug in ihm zu finden hoffte, um Rache zu ſättigen, oder Entwürfe durchzuſetzen, oder Herrſchaften unter ſeinem Namen zu erweitern. Unmöglich war es, allen Anſprüchen zu gnügen; manche Erwartung mußte getäuſcht, mancher Unerſättliche mußte zurückgewieſen werden. Alſobald verſchwand auch der Dienſteifer, und die herbey gewünſchten Kaiſer ſchienen nur noch läſtige Zeugen einer gemißbrauchten Gewalt.

Um die Schilderung noch einmal in wenige Worte zu faſſen: Kampf gegen Feinde, Mißtrauen gegen Freunde, Wankelmuth des Volkes, Herrſchſucht der Großen, Habgier der Söldner, Mangel jeder Gattung, hemmten in Welſchland die Schritte eines Fürſten, welcher das, zum Schattenbilde dort herabgeſunkene kaiſerliche Anſehn dauerhafter begründen wollte. Nur mit einem ſtehenden, gut bezahlten, immer ergänzten Heere mochte dieſer Zweck errungen werden.

Mit allen dieſen Uebeln hatte auch Ludwig zu kämpfen. Er kämpfte männlich, doch beſiegen konnte Er ſie nicht. Karg bewilligte, zögernd abgetragene Summen, reichten nicht hin die Söldner zu befriedigen, den neuen Papſt, ſein Geſchöpf, mit Ehrfurchtgebietender Würde auftreten zu laſſen, und den eignen Thron in jenen Glanz zu hüllen, vor dem das Volk verſtummt. Es ſoll auch hier nicht verſchwiegen werden, daß Ludwig zu Rom aufs neue bewieſen, Er ſey raſcher im Beginnen als Vollenden. Denn was feſſelte ihn dort acht Monate lang? warum benutzte Er ſeine Macht ſo wenig als ſie noch überwiegend war? mußte er nicht ſein Heer, nach Caſtruccio's weiſem Rathe — ſtatt auf Koſten der Römer ihm die gefährliche Ruhe zu vergönnen — auf die Fluren von Neapel führen? und, in Verbindung mit Sicilien, dem Könige Robert zeigen, daß die ausgeſprochene Reichs-Acht kein leeres Gepränge ſey?

Vergebens ſucht der Forſcher Winke in der Geſchichte, um dieſe Unthätigkeit ſich gnügend zu erklären. 1328. Nur des Menſchen, nicht des Kaiſers würdig, darf vermuthet werden, daß die Liebe zu ſeiner Gemahlin — die zu jener Zeit ihm einen Sohn gebar, Ludwig der Römer genannt — ihn vergeſſen machte, was die Würde der Krone, der Ruf des Helden von ihm heiſchten. Zu ſpät gewahrte Er, daß ungenutzte Kraft ſich mindert.

eilten zum ſchwammigten Fürſten, um ſeine Loslaſſung zu bewürken. Der ſchwammigte Fürſt hatte eben eine Flaſche Schampagner in ſich geſogen, ſeine kleinen Augen blitzten freundlich nach der grasgrünen Maitreſſe, und er ſprach ſiat!

Noch am ſelbigen Abend wandelte mein Vater wieder in Gottes freyer Luft herum, doch wurde ihm zugleich angedeutet, binnen drey Tagen ein Land zu räumen, das er allenfalls in einer Viertelſtunde hätte räumen können. Er küßte am andern Morgen den drey Grazien die Hand, dem Apoll den Rockzipfel, drückte den kleinen buckligten Schneider an ſein Herz, und verließ die Reſidenz des ſchwammigten Fürſten eben ſo arm als er ſie betreten hatte.

Caſtruccio, mit Wohlthaten überhäuft, war der Erſte ihm den Rücken kehrende. Sein Entweichen aus Rom beſchönigte Er durch den Vorwand, Er wolle das empörte Piſtoja züchtigen. Andere vermuthen ein Mißvergnügen, weil der Kaiſer deſſen Vorwort für Galeazius Visconti nicht geachtet. Der eigentliche Grund war wohl ſein Streben nach der Herrſchaft über Piſa. Ludwig hatte ſie, auf Bitten der Bürger, ſeiner Gemahlin verliehen, die zu ihrem Statthalter den Grafen von Oettingen ernannte. Dieſen empfing Caſtruccio höflich, warf aber bald die Larve weg, verhöhnte bewaffnet des Kaiſers Anſehn, der Kaiſerin Befehle, verhaftete deren Anhänger, und zwang die Piſaner ihn zu ihrem Herrn für zwey Jahre zu wählen. Als der Graf von Oettingen, in deſſen Perſon die kaiſerlichen Rechte gekränkt und beſchimpft worden, dieſe Botſchaft nach Rom brachte, empörte gerechter Zorn Ludwigs Gemüth.

Villani L. X. c. 81.

Iovius in Vit. Gal. Merula Hist. Ripamont L. X. Decad. 3. c. 1. hist. Mediolanens.

Indeſſen hatte Er, vielleicht auf des Verräthers Bitten, und ſeinem eignen, ſtets regen, Triebe des Vertrauens folgend, den verdächtigen Visconti wirklich befreyt, und ihn ſogar perſönlich, um ſeine Rechtfertigung zu hören, nach Hofe geladen. Doch Visconti ſtarb auf der Reiſe, und Caſtruccio überlebte ihn nicht lange. Daß Ludwig an Beyden nur tückiſche Freunde verlor, iſt keinem Zweifel unterworfen.

Zu ſpät entſchloß Er ſich, nach Velletri vorzurücken, um Neapel anzugreifen. Die Sonnenhitze war nun eingetreten, und König Robert hatte Zeit gewonnen, durch ſtarke Beſetzung der Gränzen jeden Angriff zu vereiteln. Auf den Fluren von Rom hauſten die deutſchen Söldner, wie ſie, unbezahlt, immer pflegten, plünderten den wehrloſen Landmann und ließen den erregten, bey manchen Gläubigen noch durch Gewiſſensbiſſe vermehrten, Haß auf den Kaiſer zurückfallen. Ja, unter ihnen ſelber entbrannte Zwietracht wegen Raubes-Theilung. Es trennten ſich die Oberdeutſchen von den Niederländern. Das hemmte Ludwigs Fortſchritte, und dennoch war Er gezwungen, unverdiente Milde zu üben, da ſein Schatz, durch des neuen Papſtes Verſchwendung erſchöpft, den rückſtändigen Sold nicht liefern konnte. Indeſſen glimmte der Römer Haß doch nur, ſo lange Rom ſelbſt nicht Mangel litt. Als aber König Robert Oſtia und Anagni beſetzte, wodurch alle Zufuhr gehemmt wurde; als Ludwig den im Lager ausbrechenden Hader nur mühſam ſtillte; als Er endlich nothgedrungen eine Kronenſteuer foderte, da entſtand eine bedenkliche Gährung unter dem Volke; das allgemeine Mißvergnügen drohte blutigen Ausbruch. Verwegene ſtreuten ungeſcheut die Avignoner Bullen aus. Des Kaiſers Gegenwart konnte die Flamme nicht mehr dämpfen. Des neuen Papſtes Zorn wurde verachtet, denn ſein ärgerlicher Handel mit erledigten

Stiftern und Pfründen hatte in der öffentlichen Meinung ihn tief herabgeſetzt.

Aus Vorſicht bezog Ludwig die Engelsburg, und berief die, auf den römiſchen Gefilden herumſchwärmenden Söldner zu ſich. Einen alten ſchlauen Statthalter von Viterbo, verrätheriſcher Unterhandlung mit dem Könige von Neapel mehr als verdächtig, übergab Er dem Beile des Henkers. Da flüſterten Manche, ein Schatz von 30000 Goldgulden, den der Hingerichtete während ſeiner Verwaltung erpreßt hatte, ſey deſſen ganzes Verbrechen geweſen. Aber Ludwig hatte längſt gegen Scaliger und vor Piſa's Mauern bewieſen, daß Gold ihn nimmer von der Bahn der Ehre und Gerechtigkeit lockte.

Doch gern glaubt ein gährendes Volk, was deſſen rechtloſe Schritte bemäntelt. Es war ſo weit gekommen, daß Vorſicht heiſchte, Rom zu verlaſſen. Mit verfinſtertem Gemüthe gab Ludwig den Befehl zum Aufbruch. Sorge für eigne Sicherheit bewog den Papſt, des Kaiſers Gefolge zu mehren.

Kaum hatte ſich der Zug in Bewegung geſetzt, da brach der Römer verhaltener Groll ungeſtüm
Villani L. aus. Steine flogen unter die Trabanten und Stim-
X. c. 96. men rieſen laut: fort mit den Ketzern! es lebe die heilige Kirche! Flüche ſchallten von den Mauern der Abziehenden nach. Alle ertheilten Gnadenbriefe loderten auf dem Kapitol in Flammen auf.

Die Volkswuth ſpottete der Menſchlichkeit. Völker ſind nur gezähmte Tiger. Die zu Rom verſtorbenen Deutſchen wurden aus den Gräbern geſcharrt, in die Tiber geworfen.

Auch in Deutſchland, wo **Ludwigs** kühne Schritte die Zahl ſeiner Freunde und Bewunderer anfangs mehrten, wandten ſich viele Gemüther. Nur Glück verbürgt Treue.

Achtes Kapitel.

Ludwigs Rückkehr nach Deutſchland.

Der Kaiſer hatte Rom, doch nicht den Muth verloren. Gelang die Unterwerfung der Florentiner, ſo bahnte ſich ein neuer Weg nach Apulien und zu der Herrſchaft über Welſchland. Mit einer Flotte ihn zu unterſtützen war der Infant von Sicilien bereit. In einer Unterredung mit dieſem Pirnzen wurden gemeinſchaftliche Maßregeln ergriffen. Die Florentiner ſtanden auf der Huth, König Robert ſandte Hülfs-Völker. Die Gewitterwolken thürmten ſich.

Allein der Tod eines großen Mannes verwandelt ſtets die Weltbühne. Caſtruccio ſtarb. Die Florentiner wollten Piſa überwältigen. Ludwig mußte eilen dem vorzubeugen, zumal da der Winter nahte und ein bequemer Aufenthalt für die rauhe Jahreszeit ihm gebrach.

Villani L. X. c. 96 — 102. Die Piſaner, Caſtrucci's Söhne haſſend, empfingen ihn freudiger als vormals. Ludwig theilte ihren Haß; denn ſeit der Vater aus Rom entwichen, hatte Er des Kaiſers Verderben geheim und öffentlich geſucht, mit den Florentinern zu dieſem Zwecke ſich verbunden. Darum verloren jetzt die Söhne der verwirkten Herrſchaft größern Theil. Nur ein Geſchenk an Gold, Roſſen und Edelſteinen, von der jammernden Mutter dargebracht, rettete ihnen damals das Gebiet von Lucca, bis der leicht Beſänftigte ſpäter alle des Vater Ehren und Güter den Söhnen wieder einräumte.

Burgund. p. 116.

Aber ſo bitter getäuſcht durch Welſchlands größten Helden, entzog Ludwig fortan ſein Vertrauen allen Italiänern. Seine Lage wurde ſtets bedenklicher. Der, anfangs nach Todi entwichene, dort von des Kaiſers Gnadengeldern lebende, darum noch mehr verachtete Papſt, folgte ihm jetzt nach Piſa mit allen Kardinälen; das mehrte die Verlegenheit. Ein, aus Avignon vertriebener, Schwarm von Franziskanern, manche berühmte Männer, geſellten ſich zu Nicolaus V. die Pfeile ſeines Bannes durch ihre Federn beflügelnd. Aber die gelehrteſten und bitterſten Schriften konnten des Kaiſers Schatz nicht füllen. Geſetzloſe Noth zwang ihn, Abgaben zu häufen. Alſobald wandten ſich die Gemüther von ihm. Sein Heer ſchmolz täglich. Viele wanderten zurück in die Heimath. Viele durchzogen als Räuberbanden die Provinzen, den entbehrten Sold vom Landmann zehnfach erpreſſend. So erſtickten ſie in jeder Bruſt den letzten Funken der

Liebe zu dem Kaiſer. Ein Anſchlag, Florenz durch Verrath in Beſitz zu nehmen, mißlang. Täglich mußte Ludwig die Beraubten klagen und murren hören, hörte es tief bekümmert und konnte nicht helfen.

Da wandte Er ſich von den ſchwierigen Piſanern nach Pavia, dort harrend friſcher Truppen, die Johann von Böhmen ihm zuführen ſollte. Der neue Papſt war zurück geblieben unter geringem Schutze. Bis dahin hatte Johann XXII. ſeine Tage in trotziger Angſt verlebt, die ihn ſogar bewog die ganze Provence zu Beſchirmung ſeines Lebens aufzurufen, als der Graf von Holland, Ludwigs Schwiegervater, ein einzelner, frommer Pilgrim, durch Avignon nach Compoſtella wallfahrten wollte. Doch kaum vernahm Er, daß der Kaiſer Piſa verlaſſen, als der Muth ihm wieder ſchwoll und Er aufs neue, durch Ränke und Bannflüche, die kaiſerliche Macht untergrub und erſchütterte.

Villani c. 155.

Marten. thes. T. II. col. 771. Olenschlag. nr. IX. Londorp. Act. publ. T. IV. L. 3. c. 8.

Schlaue Tyrannen pflegen Abtrünnige, deren Beſtrafung gefährlich ſcheint, als Verirrte zu behandeln, und, oft brennend vor Begier die Rache zu ſättigen, verbergen ſie die Furcht hinter gleisneriſcher Gnade. So Johann XXII. der allen des Kaiſers Anhängern ſchmeichelnde Milde bewies und vor allen die Piſaner zu verlocken ſtrebte, daß ſie dem Kaiſer entſagen, den Gegenpapſt ausliefern ſollten.

Raynald. ad a. 1329. §. 17.

Aber noch empfindlicher wurde Ludwig durch einen Verſuch gekränkt, mit ſeinen nächſten Blutsverwandten ihn zu entzweyen. Der päpſtliche Legat, von ſeines Herrn Geiſte beſeelt, ſpann geheime Unterhandlungen mit des Kaiſers Neffen an, wollte gegen ihren Oheim ſie verhetzen, damit ein blutiges Zwiſchenſpiel in Bayern dieſen aus Italien rufen, und Er, vielleicht beſiegt, von den Händen derer fallen möchte, deren Liebe er vertraute. Sie ſollten ungeſtüm ihre Länder von ihm fodern, da, nach beendigtem Kriege mit Oeſtreich, kein Vorwand ihn berechtigte, ſie den Erben länger zu entziehen. Doch nur bey Pfalzgrafen Ruprecht fanden des ſchlauen Prieſters Einliſpelungen Gehör, nicht bey Rudolph, deſſen Bruder, der zwar den Wunſch nach ſeiner Länder Beſitz theilte, aber deſſen Erfüllung nicht ertrotzen mochte.

Vielleicht hätte der Oheim nicht grundlos einwenden mögen: die Sorge für Bayern's Ruhe, die ihn einſt gezwungen, jener Länder Verwaltung dem feindſeligen Vater zu entziehen, ſey noch nicht gehoben, zumal da Rudolph eben jetzt in das päpſtliche Netz gefallen. Auf eine ſolche, den Groll ſchärfende Antwort mochte der Legat zählen; aber Ludwigs Redlichkeit vereitelte die Ränke. Lieber wollte Er den Verirrten durch Vertrauen gewinnen, als durch eine Weigerung erbittern, die, von päpſtlichen Auslegern geſchmückt, als ungerechter Eigennutz verſchrieen werden konnte. Auch gedachte

Er gern der einſt geſprochenen Worte; „die Söhne ſollen des Vaters Vergehen nicht büßen.“

Den 4ten Aug. 1329. Adlzreiter P. II. L. II.

Ein feyerlich beeidigter, nachmals durch die Kurfürſten beſtätigter Vertrag zwiſchen ihm, ſeinen Söhnen und Neffen, theilte Oberbayern und die Pfalz in zwey gleiche Hälften, ſo völlig gleich, daß der Oheim unbedenklich ſeinen Bruderskindern die Wahl zwiſchen Beyden ließ. Da wählten ſie dankbar die Lande am Rhein nebſt einigen Herrſchaften in Bayern. Wenn eines der verbrüderten Geſchlechter Erbelos erlöſchen würde, ſo ſollte das überlebende in deſſen Rechte treten, auch die Kurſtimme führen, darum kein Theil, ohne des Andern Genehmigung, befugt ſeyn zu Veräußerungen irgend einer Art.

And. Presbyter Chron. Bav. p. 3[illegible].

Burgund. p. 1[illegible]

Minder rechtlich als der Oheim, wollten die Neffen ihres verſtorbenen Bruders unmündigen Sohn von der Theilung ausſchließen; aber Ludwig vertrat deſſen Rechte mit Ernſt und Erfolg. Als des älteſten Bruders Erben, bewahrte Er ihm die Rheinpfalz, Heidelberg ſammt der Kur. Die heutige Oberpfalz empfing Rudolph, und dem jüngſten Neffen, Ruprecht, verblieben die jenſeit des Rheins gelegenen pfälziſchen Länder.

Chron. Hirsaug. ad a. 1329.

So trug der Kaiſer überall den Sieg davon, wo gerader Sinn, ein biedres Herz, durchgreifen mochten; aber eben dieſe Tugenden, ſelten Kronen zierend, ſeltener noch ſie ſchützend, konnten nicht die Lang-

Lauigkeit der Reichsfürſten, den Mangel an Geld und Menſchen, den Empörungs-Geiſt der Italiäner beſiegen. Die mißvergnügten Gibellinen, der Geldfoderungen müde, näherten ſich lieber den alten Feinden.

Ludwig, von dem Hange, ſein Vertrauen zu verſchwenden, durch manche bittere Erfahrung nicht geheilt, mußte noch eine harte Lehre empfangen. Azo **Visconti** klagte zu Piſa den Grafen von Montfort, Statthalter in Mayland, wegen Grauſamkeiten und Erpreſſungen an; und trachtete, dem Sohn des verſtorbenen Bruders die väterliche Herrſchaft wieder zu gewinnen. Ein willkommenes Anerbieten von 125000 Goldgulden ebnete den Weg. Es war begleitet von dem Anſuchen, einem ſeiner Vettern, **Johann**, die Kardinals-Würde zu verleihen. Des Geldes war der Kaiſer eben hoch bedürftig, um den Sold der empörten Niederländer abzutragen, und der Wunſch eines **Visconti**, die Zahl der Kardinäle zu mehren, mußte dem Gegenpapſte wie deſſen Schöpfer ſchmeicheln. Alles fügte ſich zu Aller Zufriedenheit. **Ludwig**, immer gern mehr als das Erbetene bewilligend, (weil der Wahn, man könne Menſchen durch Wohlthaten feſſeln, ihn nie verließ) ernannte Azo zum Statthalter in Oberitalien und dieſer leiſtete einen Theil der verſprochenen Zahlung. Aber ein deutſcher Burggraf, **Conrad**, dem **Ludwig** ſchon in dem Handel

Burgund. p. 119. 120.

mit

Zehntes Kapitel.

Feigherzigkeit.

„Holdſelige Jungfer Morgenthau!“ ſeufzte der unglückliche Wanderer: „wie lange wird „dein Freund und Stiefbruder der Kobold, „mich Armſeeligen verfolgen! — Min„chen! Minchen! ſchon zweymal war ich im „Geiſt ſo nahe dem Hafen meiner Wünſche, „oder mit andern Worten dem Golfo di Na„poli, da jagt mich der Aberglaube aus dem „Harzgebürge, und die Liebe aus dem Park „des ſchwammigten Fürſten. Schickſal, „Zufall oder Dämon, wer von euch leitet „meine Schritte? weſſen Macht ſoll ich an„beten?“ —

Die Macht der Nothwendigkeit, flüſterte eine geheime Stimme ihm zu. Nimm deine Vernunft gefangen unter den Glauben, kehre um mit reuigem Herzen zu der Burg des Herrn von Süſſenhayn, bekenne vor ihm mit Caſtrucci's Söhnen als einen zweydeutigen Mann hatte kennen lernen, wurde dennoch mit dem erprobte Redlichkeit heiſchenden Auftrage beehrt, jene Zahlung in Empfang zu nehmen. Er empfing ſie und verſchwand. Eine beſtürzende Begebenheit, welche die Söldner aufs neue zu Raub und Ungehorſam ſpornte. Bald darauf entſagte Azo der verliehenen Statthalterſchaft, Johann dem Kardinals-Purpur und Marcus Visconti, beyder Treue als Geiſel verbürgend, entband ſich ſelber von dieſer Pflicht, geſellte ſich zu den aufrühreriſchen Niederländern und verübte Gewaltthaten an ihrer Spitze. Alſo wurden des Kaiſers Anſehn wie deſſen Güte verhöhnt. Manche halb ausgeführte Unternehmung, durch die Er jenes wieder herzuſtellen verſuchte, ſcheiterte durch Geld- und Menſchenmangel.

Vergebens ſah Er zu Pavia der Ankunft böhmiſcher Hülfs-Völker entgegen. Die Getreuſten wankten. Mißmuth trübte alle Geſichter. Und Ludwig, der Verkehrtheit ſeiner Zeitgenoſſen unterliegend, beſchloß den Rückzug nach Deutſchland. Der Biſchof von Venedig, als des Gegenpapſtes Legat, begleitete ihn.

Man dürfte fragen: warum Er jemals den Weg nach Rom betreten? da ſo manches Beyſpiel ſeiner Vorfahren ihn belehren mußte, wie ſelten dauerhafte Vortheile dadurch errungen wurden. Aber damals wurzelte noch das Vorurtheil im deutſchen Boden, ein Kaiſer, nicht zu Rom gekrönt, ermangle eins faſt unentbehrlichen Schmuckes, einer Heiligung ſeiner Würde. Dieſe zu erlangen mußte für ein Oberhaupt, deſſen Rechte beſtritten wurden, doppelt wünſchenswerth ſeyn, da zugleich der unverſöhnliche Feind in ſeiner eignen Hauptſtadt eine Demüthigung erfuhr.

Vielleicht mag den Kaiſer der Vorwurf treffen, daß Er nicht mit ganzer Kraft den ſelbſt geſchaffenen Papſt unterſtützte, oder — wenn in Welſchland ihm die Macht gebrach — daß Er ihn nicht mit nach Deutſchland führte, und dort ein neues Avignon errichtend, der Kirche Zwietracht zu des Reiches Wohlfahrt unterhielt. Wer mag die Folgen eines ſolchen Schrittes berechnen? Nicolaus, in der Gewalt des Kaiſers, von Geiſtlichen und Weltlichen in Deutſchland einmüthig anerkannt, wäre ein koſtbares Pfand der Ruhe geworden.

Aber wie? wenn ein Theil der Fürſten und Völker in den Händen dieſes Papſtes den Himmelsſchlüſſel nicht erblickte? Wenn des Gegners ſtehende Prieſter-Heere die ſchüchternen Gläubigen ängſtigten? Wenn die deutſche Heerde in der Irre nicht wußte, welchem Hirten ſie folgen dürfe? — dann hätte ſich ein neuer Bürger-Krieg entzündet, wohl gar ein Kreuzzug von beyden Theilen gepredigt. Leichter ſchien es, dem neuen Papſte Gehorſam zu erwerben, wenn ſeine Bullen von Rom ausgingen, deſſen alten Namen der niedrigſte im Volke kannte und ehrte; wenn des Nicolaus Weisheit, wie von ſeinem Rufe zu erwarten ſtand, die Italiäner gewann und feſſelte. Sicher war dann ſeine Gegenwart in Welſchland frommender als am kaiſerlichen Hofe. Die Truppen, deren Er im Nothfall bedurfte, und die freylich ihm der Kaiſer nicht hinterlaſſen konnte, mußten ja wohl die Gibellinen um ihn ſammeln, das heiſchte ihr Vortheil, ihr Haß gegen die Welfen und den Hof zu Avignon. Wenn Ludwig in dieſen gerechten Erwartungen ſich getäuſcht fand, ſo darf des Papſtes Schickſal ihm nicht beygemeſſen werden, denn es fehlte dieſem nicht an Mitteln, nur an Charaktergröße, um in einer ſolcher Lage ſich zu behaupten. Schüchtern floh Er aus Piſa, irrte länger als ein Jahr in den Apenninen umher, wurde ſeinem Gegner ausgeliefert und büßte in ewigem Kerker.

Den 13ten Jan. 1330. Chron. Leob. ad a. 1325.

Schon zu Trient erfuhr der Kaiſer den Tod des edlen, eines beſſern Schickſals würdigen Friedrich von Oeſtreich, der, bis an's Ende ſich ſelber getreu, während Ludwigs langer Abweſenheit und Bedrängniß, durch keine ungebührenden Anſprüche des müden Deutſchlands Ruhe ſtörte. Schon ſeit Jahren drückte ihn ein Siechthum, darob Er, im Kloſter zu Maurbach, ſeines Wahlſpruchs Erfüllung morte beata nihil beatius, mit frommen Verlangen erwartete. Allen Kirchen und Klöſtern, während ſeiner Kriege von ihm beſchädigt oder verwüſtet,

wüſtet, gab ſein reuiges Teſtament Erſatz. Auch das Hoſpital zu München vergaß Er nicht. Fürwahr, ſein Tod raubte dem Kaiſer gleichſam einen Wächter in Oeſtreich, der die unruhigen Brüder, Albrecht und Ott, im Zaume hielt, oder doch den Mißbrauch ſeines Namens nicht gut hieß.

Im Archiv der Karthäuſer zu Maurbach.

Auch ſchien den öſtreichiſchen Prinzen an dieſem Namen wenig mehr gelegen, denn des Bruders Tod vermochte ſie nicht, die am Oberrhein ergriffenen Waffen zu ſtrecken, obſchon es nun gänzlich an Kriegs-Vorwand gebrach. Den lieferte nun der geſchäftige Papſt durch Erneuerung der Bannflüche, die zwar immer noch von Vielen verachtet, von manchen doch mit Ehrfurcht aufgenommen wurden, je nachdem ein kühnes oder ſchüchternes Gewiſſen, Liebe oder Feindſchaft gegen Ludwig, oder auch wohl Staats-Klugheit das Urtheil ſtimmte. Ludwigs Vettern und Neffen, ſammt dem Herzog von Sachſen, wurden chriſtlich ermahnt, dem verdammten Ketzer Gehorſam zu weigern. Aber thätige Feindſchaft bewieſen nur die öſtreichiſchen Brüder, Albrecht der Weiſe und Ott der Kühne. Das Eheband zwiſchen dieſem und Eliſabeth von Bayern hatte der Tod getrennt, zugleich das lockere Band der Freundſchaft zwiſchen ihm und Ludwig. Seiner Habſucht ſchmeichelte der Papſt durch 50000 Goldgulden, ſeinem Stolze durch das Verſprechen, künftig in Deutſchland, ohne ſeine Zuſtimmung, keinen Biſchof einzuſetzen.

Raynald. ad a. 1330. n. 23.

Reynald. ad a. 1330. n. 39. 40.

Schon während des Kaiſers Aufenthalt in Welſchland hatte Herzog **Albrecht** abermals verſucht — ſicher ohne **Friedrichs** Genehmigung — vom Papſte die Beſtätigung des erwählten Königes aus dem öſtreichiſchen Hauſe durch glatte Worte und willfährige Zuſage zu erlangen; allein obgleich der König von Frankreich, damals ſchon, ſeinen Geluſt nach der deutſchen Krone mit ins Grab genommen hatte, ſo beharrte dennoch der heilige Vater bey abgenutzten Ausflüchten; weil der Oeſtreicher, ſo wenig als der Bayer, Gnade vor ſeinen Augen fand. Vielmehr beſtrickte Er einige Kurfürſten, daß ſie ernſtlich damit umgingen zu einer neuen Wahl zu ſchreiten.

Doch das mächtige Luxenburgiſche Haus und der Reichsſtädte Mehrzahl wankte nicht. Von einem oft gezüchtigten, doch hartnäckigen Feinde, dem Mainzer Erzbiſchof, befreyte der Tod den Kaiſer. Das Dom-Kapitel, in deſſen Wahlrecht der Papſt eingreifen wollte, verlieh das Erzbisthum dem edlen **Balduin** von Trier, dem, faſt zu gleicher Zeit, auch Speyer und Worms übertragen wurden, wodurch ſeine Macht zu einem Anſehn empor ſtieg, welches ganz Oberdeutſchland zu zügeln vermochte. Ueberdieß hemmte ein blutiges Zwiſchenſpiel die Wirkung der päpſtlichen Aufhetzungen, denn zwiſchen Herzog **Friedrich** und ſeinen Brüdern war eine Fehde ausgebrochen wegen der

Erbſchaft Leopolds (*). Den Frieden erzwang Johann von Böhmen, der auch Brandenburg gegen die Litthauer ſchützte. Alſo betrat Ludwig das deutſche Vaterland noch immer als deſſen geehrtes Oberhaupt. Sein Zug durch Cöln und Mainz, durch Worms und Speyer war ein ungeſtörter Triumph. Alle Thore, alle Herzen ſtanden ihm offen, und wo ein Prieſter, dem Interdict gemäß, den

Vitodur. Col. 1795.

(*) Olenſchlager will durchaus, daß Friedrich damals wieder nach dem Reiche getrachtet habe, behilft ſich aber nur mit unerweislichen Vermuthungen und verfällt in Widerſprüche. Bald ſoll zu Avignon für Friedrich unterhandelt, bald in Deutſchland gegen ihn gekämpft worden ſeyn. Hätte Friedrich für die Königswürde das Schwert gezogen, ſo hätte Er ja, nach jenen Behauptungen, auf ſeiner Brüder kräftige Hülfe zählen dürfen? allein offenbar hatte Er blos wegen Leopolds Erbſchaft die Waffen ergriffen, und es iſt ſehr gewagt, mit Olenſchlager (p. 197) zu ſagen: vermuthlich ſey Friedrich zu neuen Verſprechungen genöthigt worden. Eher darf man, wenn doch vermuthet werden ſoll, vermuthen, daß Er, nach wie vor, als Beſitzer einer Würde ſich betrachtet, die ihm, vielleicht von den Reichsfürſten, aber nicht von Ludwig abgeſtritten wurde; denn des Grafen von Holland Reichsverweſerſchaft wird noch zweifelhafter durch deſſen Wallfahrt nach Compoſtella, die Er wohl nicht hätte antreten können, ohne ſeine Pflichten zuvor einem Andern zu übertragen.

den Gottesdienſt zu halten ſich weigerte, da wurde Er gezwungen oder mußte flüchten.

Nur im Elſaß und Schwaben fand Er Widerſtand. Herzog Albrecht, durch Gift zum Krüppel geworden, zückte kein Schwert, aber deſſen Bruder, Ott, war ein kühner Streiter. Kürzlich hatte Er ſich verlobt mit der Tochter Johanns von Böhmen, wodurch ein alter Groll vertilgt zu werden ſchien. Um ſo trotziger zog Er nun zu 1330. Felde mit 20000 Mann Fußvolk und 1400 Reitern, (damals ein groſes Heer) belagerte Colmar und ſperrte dem Kaiſer die Wege als Er den Zug in dieſe Gegenden beſchloß.

Zwar ſammelte Ludwig Truppen zum Entſatz von Colmar; doch durch Abtretung der Pfalz war ſeine angeſtammte Macht noch mehr verringert worden und dem Feinde nicht gewachſen. Ein verderblicher Krieg drohte, ein Krieg, der allein dem ſchadenfrohen Zuſchauer in Avignon Unterhaltung gewähren konnte. Darum lieh der Kaiſer gern ſein Ohr dem Friedensmittler Johann von Böhmen, dem es gelang, die Fürſtenhäuſer Oeſtreich und Bayern auszuſöhnen. Was immer Gewold. p. 107. Oleſchlag. nr. LXI. Jenes, vor Ludwigs Thronbeſteigung, pfandweis oder eigen, beſeſſen hatte, wurde jetzt von ihm beſtätigt. Doch was an Reichsgütern, die nicht Lehen oder Pfandſchaft waren, Herzog Friedrich, als vermeintliches Reichsoberhaupt, oder Andere verliehen hatten, darauf ſollte verzichtet werden. Ein Trutzbündniß ſchloſſen beyde Theile gegen alle ihre Feinde, mit Ausnahme der römiſchen Kirche und der Kurfürſten. Was etwa vormals verabredet worden zwiſchen dem Kaiſer und Herzog Friedrich, das ſollte, wo es Nachtheil brächte, unkräftig ſeyn. Vier Städte, Breyſach, Schaffhauſen, Rheinfelden und Neuburg, übergab Ludwig ſeinen Vettern als Reichspfänder. Vitodur. col. 1796. 1797.

Den Ständen theilte Er die frohe Nachricht von wiederhergeſtellter Eintracht mit und berief zugleich nach Frankfurt einen Reichstag, auf dem jeder Fürſt, bey Verluſt ſeiner Lehen, erſcheinen ſollte, um von der Ordnung im Reiche zu handeln. Oefele T. I. p. 757. In demſelben Jahre belehnte Er zu München mit dem Scepter die öſtreichiſchen Prinzen Ott und Albrecht.

1331. Ganz Deutſchland frohlockte über einen Frieden, der dem Reiche die lang entbehrte Ruhe ſchenkte. Ganz Deutſchland ſegnete den König Johann von Böhmen, den patriotiſchen Vermittler, und Ludwig einer Bürde entladen, die ſeit ſechzehn Jahren ihn drückte, hoffend, es werde nun der Oelzweig ihm die Krone umwinden, und ſeine redlichen Wünſche für des Reiches Wohlfahrt kein Zwiſt mehr vereiteln, gab ſich dankbar, wie Er pflegte, ganz dem Freunde hin, der ſo gerechte Anſprüche auf ſein Vertrauen ſich erworben. Es wurde am

Chron. Aul. reg. c. 25.

Rhein zum Sprüchwort, daß ohne Johann von Böhmen nichts gedeihen könne, daß Er nach Gefallen erhöhe und erniedrige.

Auch bewies Er damals des unbeſchränkten Vertrauens mit jedem Tage ſich würdiger. Was blieb dem Reiche und deſſen Oberhaupte noch zu wünſchen übrig, als Verſöhnung mit dem Papſte? Welche frohe Ausſicht in die Zukunft, wenn auch dieß Schwerſte noch gelang!

Gern opferte Ludwig den gerechten Haß der allgemeinen Wohlfahrt, den Grundſatz befolgend, den Er ſelber einſt den Kurfürſten empfohlen; und wenn es nur darauf ankam, den Hof zu Avignon durch Worte zu beſänftigen, ſo ſprach Er dieſe Worte ohne Bedenken aus. Des Königs von Böhmen überredende Freundſchaft, vielleicht auch die erſte Regung eines ſchüchternen Gewiſſen, bewirkten eine Nachgiebigkeit, die ihn nicht entehrt.

Raynald. T. XV. p. 407. Olenschlag. nr. LXII.

Den Gegenpapſt wollte Er nicht länger ſchirmen; die Appellation an ein Concilium zurück nehmen; was Er gegen den römiſchen Stuhl begonnen, widerrufen; was Er gefehlt, bekennen; den Bann für rechtlich ausgeſprochen halten; der päpſtlichen Gnade deſſen Löſung anheim ſtellen; doch alles unter ausdrücklichem Vorbehalt, daß Er nach wie vor ein römiſcher König und Kaiſer bliebe.

War um dieſen Preis die Ruhe zu erkaufen, ſo mochte Er dem Papſte immerhin den eitlen Selbſtkitzel gönnen, den Feind gedemuthigt zu haben.

Die Geſandten des Königs von Böhmen und des edlen Balduin von Trier wurden mit des Kaiſers Vollmacht ausgerüſtet, indeſſen feyerliche Proceſſionen, Buß- und Bet-Tage, von ihm verordnet, den Geiſt des Friedens herbey führen ſollten. Es ſchien, als zähle der Papſt noch immer auf die öſtreichiſchen Brüder; aber auch dieſen Stab zerbrach ihm Johann von Böhmen, indem Er die verſöhnten Feinde in thätige Freunde zu verwandeln wußte. Der Graf von Leiningen empfing auch ihre Vollmacht, die Unterhandlung zu Avignon eifrig zu beginnen. Die vermittelnden Fürſten gelobten, von Ludwig abzufallen, wenn Er ſeinen Erbietungen kein Gnüge leiſten würde; doch beſtanden auch ſie auf der unerläßlichen Bedingung: daß ihm die Kaiſerwürde nicht entzogen werde. Mit ſolchem beſcheidenen Anſinnen traten die ſtattlichen Machtboten demüthig vor den päpſtlichen Thron.

Vitodur. col. 1903.

Faſt höhniſch vernahm der heilige Vater die Bitte der mächtigen Reichsfürſten. Seine Rache heiſchte mehr als Worte. Faſt höhniſch wies Er die Geſandten zurück.

Es ſey offenbar — ſo ſchrieb Er an den König von Böhmen — daß Ludwig weder Gott noch der Kirche eine gnügende Genugthuung zu leiſten vermeine. Den Gegenpapſt, der das Geſchehene längſt verflucht, wieder zu entſetzen, ſtehe nicht in ſeiner Macht, nicht einmal in der eines rechtmäßigen Kaiſers. Die Appellation ſey ohnehin unkräf-

Raynald. ad a. 1330. §. 29—33.

und der guten Jungfer Morgenthau, daß du dich gröblich vergangen, ehre das Daſeyn des zwickenden und kneiſenden Kobolds; ſo werden ihre Herzen ſich wieder zu dir neigen; du wirſt wieder als Bergzehender im Schatten majeſtätiſcher Eichen herumwandeln, wirſt das fröliche Glück auf! deiner alten Kammeraden hören, deren jeder mit traulichem Handſchlag dir entgegen eilen wird, weil, wie du wohl weißt, im Himmel mehr Freude iſt über einen büßenden Sünder, als über hundert Gerechte.

So ſophiſtiſirte der Mangel ihm vor, als er eben über eine dürre Haide ſchlich, und dann und wann zur Labung einige Wacholderbeeren pflückte, die er den froh umherſchwirrenden Lerchen abſtahl. Da aber ſein Magen kein Lerchenmagen war, ſo erhub plötzlich der Hunger ſeine Stimme mit ſo hinreißender Beredſamkeit, daß mein Vater ſich kurz und gut entſchloß, den philoſophiſchen Starrſinn aufzugeben, im Nothfall die

Exitig, da ein Ketzer ſie ergriffen; auch erkenne ein Papſt keine Gewalt über ſich. Ein Widerruf gewähre keinen Erſatz. Ergebung in die päpſtliche Gnade ſey eine bloße Bitte um Verzeihung, keine Schadloshaltung; vielmehr die Beharrlichkeit, ſich des Kaiſerthumes anzumaßen (zu dem Er nie ein Recht gehabt noch künftig haben könne) der klarſte Beweis, wie wenig die Buße ernſtlich ſey, darum ſollten die deutſchen Fürſten ungeſäumt zur neuen Wahl ſchreiten, zu einer Wahl, die den Glauben ſtärke und vor Ketzerey bewahre.

Nach dieſer ſchnöden Antwort offenbarte ſich die Weisheit des vom Kaiſer gethanen Schrittes, der, ſelbſt mißlungen, ihm Vortheil bringen mußte. Denn was zu Avignon geſchehen, empörte den Stolz der vermittelnden Fürſten, und gewann im Volke Jeden, deſſen Rechtlichkeit den Aberglauben überwog. Wer ſich verſöhnlich zeigt, hat in der öffentlichen Meinung viel gewonnen.

Der päpſtliche Uebermuth ſtörte Deutſchlands Ruhe nicht. Seines Donners wurde man gewohnt, ſeine Blitze entblößten kein Schwert, Er lechzte vergebens nach Blut, ja, ſeine Befehle wurden mit Lebensgefahr vollzogen. Ein päpſtlicher Gewaltbote, der ſich erkühnte, zu Baſel den Bann wider Ludwig anzuheften, wurde in den Rhein geſtürzt und im Waſſer erſchlagen. Ein großer Theil der Chriſtenheit vernahm es ohne Mißbilligung.

Müller B. II. cap. I. p. 100.

Neun-

Neuntes Kapitel.

König Johann von Böhmen.

Ruhm oder Tadel eines Fürſten ſind größtentheils in Denkart und Handlungen der Zeitgenoſſen begründet. Wie Er dieſen widerſtanden oder ſie benutzt; ob deren Klugheit oder Geiſtes-Schwäche, ob Thätigkeit oder Unbeholfenheit ihm den Sieg ſchwer oder leicht gemacht, das ſoll die Nachwelt bey ihrem Urtheil in Rechnung bringen. Darum iſt wichtig, *Charakter* und Thaten der Zeitgenoſſen, in ſo fern ſie mächtigen Einfluß auf den Helden der Geſchichte äußern, prüfend darzuſtellen.

Unter allen Fürſten der damaligen Zeit war keiner, den der Hang zu ritterlichen Abenteuern ſo unaufhörlich umtrieb, als *Johann* von Böhmen. Manche glänzende Eigenſchaft ſeines Vaters verband Er mit großer *Beweglichkeit*, von ſtumpfen Zuſchauern *Thätigkeit* genannt. Jedem ſchimmernden Bilde zog Er freudig nach, es mochte ein Turnierpreis oder eine Krone zu gewinnen ſeyn. Den *Ruhm* wähnte Er zu lieben, weil Er nach dem *Rufe* trachtete. Was den verhieß, ergriff

griff Er haſtig, erwog nicht, ſondern that. Alles Glänzende ſchien ihm gut, jedes zweckdienliche Mittel auch rechtlich. Vieles gelang ihm, weil Er für den Augenblick das ganz war, wozu dieſer Augenblick ihn machte; weil Er, im erſten Feuer, Jeden zu überreden wußte, auch wohl den ſchon Betrogenen, nun werde Er bleiben was Er ſchien. So blendete Er jeden, doch nur ſo lange Er ſelbſt vom Schimmer geblendet war. Wo der verloſch, da ließ Er unbekümmert die Begleiter im Dunkeln ſtehn, haſtig einer neuen Fackel in der Ferne zueilend.

Das ſtille Gute — langſam, darum gewiſſer beglückend — mochte Er wohl beginnen, aber den Raum bis zur Vollendung überſprang ſeine Einbildungskraft, Er ließ es unvollendet fallen; denn eine Laufbahn, ohne jauchzende Zuſchauer hinter den Schranken, hatte keinen Reiz für ihn. Viel Abenteuerliches unternahm Er, blos weil Bewegung ihm ein körperliches Bedürfniß war, das Er durch Krieg oder Staatsgeſchäfte beſchönigen wollte. Nimmer konnte ein ſolcher Mann ſeinen Unterthanen ein beglückender Fürſt, ſeinen Freunden ein zuverläſſiger Freund werden. Ueberall fand man ihn leichter als in Böhmen. Ein fahrender Ritter, nach Abenteuern, nicht ein König nach Thaten dürſtend.

Warum mußte Ludwig in Welſchland ihn vergebens erwarten, als Er ſeiner am meiſten bedurfte?

durfte? weil er einen Kreuzzug gegen die heidniſchen Litthauer unternommen hatte. Indeſſen Pflicht und Freundſchaft ihn nach Süden riefen, ging Er nach Oſten, weil das Neue, das Glänzendere ihn lockte. Der edlen Deutſchen Viele zog Er in ſeinem Gefolge mit ſich fort, die Grafen von Wirtemberg, Leiningen, Oettingen, lauter Kriegsluſtige, wohl verſuchte Männer, die, ohne ihn, vielleicht den rechten Platz neben ihrem Kaiſer gefunden hätten. Aber Heiden taufen; mit dem Titel eines Königes von Polen prunken; den Deutſchen Orden mit Ländern, oder doch mit zweifelhaften Anſprüchen beſchenken; Alles das mit großer Eile in wenigen Monden vollbracht, ſchien durch des Kaiſers Mißvergnügen und den Verluſt eines Auges ihm nicht zu theuer erkauft.

Noch hätte Er vielleicht, mit gewohnter Beweglichkeit, ſich und ſein Heer aus Preußen nach Italien verſetzt, wäre nur die Schatzkammer, durch ſeine Rüſtungen erſchöpft, eben ſo leicht wieder zu füllen geweſen. Doch was Er durch ſein Außenbleiben in Welſchland verdarb, das erſetzte ſeine Gegenwart am Rhein, wo der ſchöne Ruhm, Friedensſtifter von Deutſchland zu werden, einen Augenblick ihm gnügte. Aber weder Ludwigs Dankbarkeit, noch das hohe Anſehn, deſſen Er genoß, vermochten ihn zu feſſeln. Neue Entwürfe gährten in ſeinem raſtloſen Geiſte.

Herzog Heinrich von Kärnthen, Graf von Tyrol, hatte, wie ſchon berichtet worden, eine einzige Tochter, Margarethe, die der Kaiſer für Erbfähig in des Vaters Ländern erklärte. Da wurde Johann von dem Staatsklugen Wunſche ergriffen, durch eine Vermählung ſeines Prinzen mit der reichen Erbin nicht blos den alten Feind zu verſöhnen, ſondern auch Tyrol und Kärnthen an ſein Haus zu bringen. Freylich war der Prinz noch ein Kind, aber ſeines Vaters Ueberredungsgabe und 40000 Mark Silbers, durch welche Heinrichs Anſprüche auf Böhmen getilgt wurden, beſiegten alle Hinderniſſe. Raſch ging der König ſelber nach Tyrol, im Namen ſeines Sohnes die Huldigung der Stände auf den Sterbefall des alten Herrn empfangend. Bis dahin mochte Er mit dem dankbaren Kaiſer einverſtanden ſeyn, denn dieſer ſchwieg, die glänzende Erwerbung ihm nicht mißgönnend. Aber plötzlich füllten neue, unerwartete Scenen den Schauplatz, erregten Staunen in ganz Deutſchland, gerechten Unwillen in Ludwigs Bruſt.

Steyerer in addit. ad comm. Alb. col. 78.

Steyer. l. c. col. 81.

Chron. Aul. reg. c. 25.

Noch vor kurzem hatte Johann ſich eifrig bemüht, die Treue der Gibellinen dem Kaiſer zu erhalten, und jährliche Steuern für ihn aus Italien zu erlangen. Aber eine wachſende Zerrüttung war dort die Folge von Ludwigs Heimkehr. Ueberall kämpfte der alte, republikaniſche Geiſt mit der Herrſchaft neuer Despoten, die, unter ſich ſelber

Raynald. ad a. 1330. n. 36.

in allem zwiſtig, nur darin ſich vereinten, die wenigen noch freyen Städte unter das Joch zu beugen. Dies Schickſal bedrohte jetzt auch Breſcia, denn Azo Viſconti, als päpſtlicher Statthalter jetzt in Mayland herrſchend, und Scaliger, Verona's kleiner Tyrann, regten ſich von verſchiedenen Seiten, um jene Stadt zu unterwerfen.

In dieſer Noth vernahmen die Bewohner, Johann von Böhmen ſey in dem benachbarten Tyrol. Zu ihm, dem tapfern Krieger, dem Freunde des Kaiſers, riefen ſie um Hülfe, und willkommen war ihm das neue Abenteuer. An der Spitze eines ſchnell zuſammen gerafften Heeres flog Er nach Italien, und bewies zu ſpät, was Er, zwey Jahre früher, hätte wirken können. Die ihm folgenden Deutſchen, überredet, es habe Ludwig ihn zum Reichsverweſer in Welſchland ernannt, wähnten unter dem Reichs-Panier zu fechten. Mit einer Schnelligkeit, die jede ſeiner Thaten bezeichnete, durchzog Er, wie ein reißender Strom, Italien, deſſen Eine Hälfte durch Ueberraſchung erobernd, als man kaum noch ſeiner Ankunft ſich verſah.

Burgund. p. 132.

1331.

Mutius p. 230.

Unblutig war dieſe Eroberung, denn Er ſpiegelte den Gibellinen die kaiſerliche Vollmacht, den Welfen die päpſtliche Zuſtimmung vor, und beyde Theile, im Zweifel was ſie glauben ſollten, verſäumten zu handeln. Beſtürzt fragten ſich die Welfen: wie mag der Papſt den Freund ſeines

Todfeindes unterſtützen? erſtaunt fragten ſich die Gibellinen: wie mag der Kaiſer dieſem päpſtiſch geſinnten Manne vertrauen? — **Johann**, weder ihrer Zweifel, noch des lauten, von Avignon erſchallenden Widerſpruches achtend, benutzte ſein Glück. Die Breſcianer nahmen ihn als Fürſten und Beſchützer auf. Ihrem Beyſpiele folgten die angeſehenſten Städte. Man ehrte in ihm ſeines Vaters Andenken. Man ſchmeichelte ihm ſogar, es werde Italien, durch die, **Heinrich** dem ſiebenten geleiſteten Eide, auch an deſſen Nachkommen geknüpft. Von **Ludwig** vertriebene Biſchöffe ſetzte Er wieder ein. Ueberall, wo ſeit dem Interdict, nach Seelenſpeiſe geſchmachtet wurde, ſtellte Er den Gottesdienſt wieder her: befreundete ſich öffentlich mit dem päpſtlichen Legaten und ſchickte Geſandten nach Avignon.

Albert. Argent. p. 223.

Chron. Aul. reg. c. 27.

Villani l. X. c. 173. 178.

Schon träumte Er von Oberherrſchaft über ganz Welſchland, ſchon ließ Er ſeinen Sohn **Carl**, einen Zögling des franzöſiſchen Hofes, nach Pavia kommen, um den Thron, an welchem Er baute, feſter zu begründen, als plötzlich das Glück, an Eile und Laune ihm ſelber gleich, den Günſtling verließ.

Die Welfen und Gibellinen, aus der Betäubung erwachend, hatten ſich endlich begriffen und erkannten ihr Heil in einer engen Verbindung gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Jene argwöhnten, der Papſt ſelber thue dem Eroberer Vorſchub, dieſe

Mutius p. 231.

Leobiens. ad a. 1331.

klagten bey dem Kaiſer. Der heilige Vater, durch Frankreichs Schlauheit zwar vermocht, den König zu begünſtigen, um ihn mit Ludwig für immer zu entzweyen, fürchtete doch Gefahr für ſeine eigne Herrſchaft, weshalb Er heimlich die Italiäner, und beſonders die Piſaner, gegen ihn verhetzte. Was ſchon ſo manchen Fürſten vom Schauplatz trieb, Geldmangel und der Söldner Wankelmuth, ſchwächten auch den böhmiſchen König. In Deutſchland zog ein Ungewitter über ſeinem Haupte ſich zuſammen. Ludwig — ſchon lange durch den ihm nachgeſandten Grafen von Neyffen ihn beobachtend, und wohl mit Recht befürchtend, der eigenmächtige Eroberer von Italien werde bald auch ſeine Hand nach der deutſchen Krone ſtrecken, in dieſer Furcht beſtärkt durch ruchtbar gewordene, von ſeinem falſchen Freunde mit dem päpſtlichen Legaten gepflogene Unterhandlungen — Ludwig verſammelte zu Nürnberg einen Reichstag, wo Er den meineidigen König von Böhmen als Reichsfeind öffentlich anklagte, und, ohne die Verwendung des hochverdienten Erzbiſchofs von Trier, die Reichs-Acht über ihn würde ausgeſprochen haben. Jener kluge Prälat leitete die Verſammlung zu freundlicheren Gegenſtänden. Der Kaiſer bemühte ſich mit aller Kraft den Landfrieden herzuſtellen, darob Er die ſchwäbiſchen Städte und bayriſchen Fürſten in einen Bund vereinte. Dieſem ſchönen Beyſpiel folgend, ſtiftete **Balduin** gleiche Verbindung am Oberrhein.

Raynald. ad a. 1331. nr. 18.

Leobiens. l. c.

Mutius l. c.

Brower Annal. Trev. l. 17. n. 84.

Speyer'ſche Chron. VII.

Mehr noch als die angedrohte Reichs-Acht,
ſchreckte vielleicht den böhmiſchen König eine ſtaatskluge
Steyer l. c. Maßregel, welche Ludwig ergriff. Denn
in addit. Er ſchloß ein neues, engeres Bündniß mit den
ad c. 1. Herzogen von Oeſtreich, dem ſeine Söhne, die Pfalzgrafen,
ſeine Neffen, der Markgraf von Meißen
ſein Schwiegerſohn, und der bayriſche Herzog Stephan
Dumont. beytraten. Es beſtimmte ſogar, im Fall der
corps dipl. Kaiſer über die lombardiſchen Gebirge oder den
T. I. P. II. thüringer Wald zöge, den Herzog Ott zum Reichs-Verweſer.
p. 126. Ihn belehnte Ludwig auf dem Tage
Leobiens. zu Augsburg mit achtzig, von Grafen und Edlen
934. getragenen Fahnen. Die Könige von Ungarn und
Polen ſchloſſen ſich den verbündeten Fürſten an,
und Johann, von allen Seiten furchtbar bedroht,
von den Deutſchen verlaſſen ſobald ſie ihres Kaiſers
Mutius l. c. Unwillen vernahmen, entwich aus Welſchland
eben ſo haſtig als Er gekommen war. Um die
Blitze wo möglich abzuwenden, die ſchon von Ferne
leuchteten, baute Er ſeine Hoffnung auf des getäuſchten
Freundes ihm wohl bekannten Charakter.
Statt ſchüchtern den Beleidigten zu meiden, bat Er
um eine Zuſammenkunft auf einer Donau-Inſel,
und trat mit Zuverſicht vor ihn als ein Schuldloſer,
den nur der Schein belaſte. Und ſiehe, noch einmal
wurde Ludwigs gutmüthiges Vertrauen gemißbraucht.
Welcher Ränke, welcher Ueberredungskünſte
Johann ſich bediente, um den Eindruck
unzweydeutiger Handlungen zu vertilgen, iſt weniger

niger bekannt, als die erſtaunliche Wirkung derſelben, die erneuerte Freundſchaft; ein Beweis, wie nahe ein edles Vertrauen oft an Schwachheit gränzt, und einen Fürſten zwar liebenswürdig, aber auch nicht ſelten zum Opfer ſeines Herzens macht.

Sonder Zweifel wußte Johann den Kaiſer zu überreden, daß Er nur für ihn Welſchland erobert, nur zu ſeinem Beſten mit dem päpſtlichen Legaten geheime Zuſammenkünfte veranſtaltete; denn Ludwig war ſo treuherzig, aufs neue die Verſöhnung mit dem Papſte in ſeine Hände zu legen. Die Reichs-Verweſerſchaft in Welſchland beſtätigte Er ihm; es wurde ſogar von Vermählungen zwiſchen ihren Kindern geſprochen. Die verſöhnten Fürſten lebten einige Wochen in alter Vertraulichkeit. Um dieſe zu befeſtigen, vermittelte Johann den innern Frieden des bayriſchen Hauſes, den ſein Eidam, Herzog Heinrich von Niederbayern, ſondergierig zu ſtören ſuchte, indem Er, als der ältere, das großväterliche Erbe weder mit dem Bruder noch dem Vetter theilen wollte, aber nun zu billiger Nachgiebigkeit ſich gezwungen ſah.

Schaten. Annal. Paderb. ad a. 1331.

Burgund. p. 135.

Ibid. p. 137.

Chron. Aul. reg. c. 27.

Chron. Salisburg. ad a. 1331.

Minder leichtgläubig als den Kaiſer fand Johann den öſtreichiſchen Herzog Ott, den ſein alter Groll und König Roberts Schlauheit, mit Ungarn und Polen verbunden. Plötzlich ſtanden Böhmens Nachbarn ſämmtlich unter den Waffen. Der unerſchrockene Abenteurer ſchlug die Polen und wider-

Exiſtenz von zehntauſend Koboldenfeyerlichſt anzuerkennen, und auf dieſe Weiſe zu verſuchen, ob er Gnade finden könne vor den Augen des Berghauptmanns von Süſſenhayn.

Mit dieſem Vorſatz lenkte er ſeine Schritte geradeswegees nach dem Harzgebürge, welches er nach einem ſehr beſchwerlichen Marſch von zwölf Tagen, mit geſchwollenen Füßen, und braungebranntem Antlitz erreichte. Das Herz klopfte ihm immer ſchneller, je mehr er ſich der Burg Süſſenhayn näherte, und als er ſchon durchs Geſträuch die kleine Jägerhütte erblickte, in welche er einſt als Straßen-Mörder flüchtete, die vor Sturm und Ungewitter ihn ſchützte, und oft als Bergzehender ſeine Beſuche empfing, da rollten ein paar empfindſame Thränen über ſeine braunen Wangen, Minchens Bild ſtand vor ſeiner Seele, denn eben hier war es, wo er es einſt ſo oft hervorgerufen hatte. Er verlor ſich ganz in ſchwärmeriſchen Bildern der widerſtand den Oeſtreichern, bis Winters Einbruch kurze Ruhe gebot. Nicht ihm, den ſeine Geſchäftigkeit ſchon wieder nach Frankreich rief, um, wie Er vorgab, Ludwigs Wünſche zu befördern. Im Grunde wollte Er nur den König wie den Papſt für ſeine Zwecke in Italien gewinnen, darob Er ſogar mit dem Kreuze gegen die Türken ſich bezeichnen ließ. Auf ſeinen Rath ſandte Ludwig neue Machtboten nach Avignon, die, zu unterſtützen, Er wenigſtens verſprach.

1332.
Gewold.
p. 123.
Olenſchlag.
LXIII.
LXIV.

Die mildeſte Verſöhnlichkeit leuchtete aus Ludwigs Vorſchlägen. Nur Er und das Reich ſollten bey ihren Rechten bleiben; die Minoriten ſich dem Papſte unterwerfen oder keinen Schutz vom Kaiſer hoffen; eine mächtige Buße wolle Er tragen, die Krone aufs neue vom heiligen Vater empfangen. Doch unbeweglich blieb der Statthalter Chriſti. Krone und Reich — darauf beharrte Er ſtörriſch — müſſe Ludwig erſt zu ſeinen Füſſen legen, ehe Er die Losſprechung vom Banne hoffen dürfe. Eine zweyte Geſandtſchaft war nicht glücklicher. Die Grafen von Hals und Oettingen brachten dieſelbe trockene Antwort zurück. König Philipp von Frankreich — ein Fürſt, der groß genannt werden dürfte, hätte nicht Gerechtigkeit, der Größe Grundſtein, ihm gemangelt — ſuchte den Kaiſer durch freundliche Worte zu bethören, als ſey Er ſchuldlos an des Papſtes Starrſinn und wolle gern

Rebdorf.
ad a. 1332.

gern die Ausſöhnung vermitteln. Aber Ludwig wußte, daß die Avignoner Päpſte nur franzöſiſche Werkzeuge waren; Er wußte, daß Frankreich die Flammen in Deutſchland ſchüre, um einſt auf deſſen Trümmern ſeine Herrſchaft zu gründen; Er achtete der ſüßen Worte nicht, beſtätigte vielmehr zu Nürnberg dem Erzſtift Trier die Erzkanzlerwürde im Königreich Arelat in Gallien; denn bey Philipps Anmaßungen ſchien es ihm Pflicht ſeines hohen Amtes, die alten Gerechtſame über die Länder an der Rhone aufs neue zu behaupten.

Brower Annal. Trev. L. 17. 79.

Noch Einmal erſchien der König von Böhmen ihm entlarvt, da aus deſſen Handlungen klar hervorging, daß Er zu Avignon ihn nur getäuſcht. Darum ließ Er die Oeſtreicher nach Gefallen in Böhmen hauſen, und züchtigte den ſtreitſüchtigen Herzog von Niederbayern, ohne Rückſicht auf das Band, welches an den König ihn knüpfte. Dieſer, in ſeinen Entwürfen durch Ludwigs kräftige Schritte gehemmt, erſchien mit dreiſter Stirn auf dem Reichstage zu Nürnberg, und ſeine Bitten, ſeines Oheims Vorwort, das Erbieten, eine ſeiner Töchter mit dem kaiſerlichen Prinzen zu vermählen, das heilige Verſprechen, die Verſöhnung mit dem Papſte nun perſönlich auszuwirken, bethörten abermals den Gutmüthigen, der ſich gern den Kummer ſparte, ſein Herz von einem alten Freunde loszureißen. Er ſchenkte ihm ſein Vertrauen wieder und

Burgund. p. 139.

Chron. Aul. reg. c. 30.

deſſen Eidam den Frieden, den Er auch in Perſon zwiſchen Böhmen und Oeſtreich zu Paſſau vermittelte.

Kaum ſah Johann die Aſche auf der Glut, ſo flog Er wieder nach Paris, vermählte ſeine Tochter, Guda, die ſchon fünf Mal Braut geweſen, mit des Königes älteſtem Sohne, begab ſich auch zum Schein nach Avignon, als wolle Er für den Kaiſer unterhandeln, eigentlich um ſeine Entwürfe auf die Lombardey zu fördern, und wagte nun, mit einigen tauſend Helmen, in Frankreich geworben, noch einen Verſuch, die behutſam gewordenen Italiåner zu unterjochen. Der mißlang, und Johann zerſtreute ſeinen Verdruß bey franzöſiſchen Turnieren, nach deren Beendigung ſchnell wieder ein neuer Plan ſeiner Geſchäftigkeit behagte. Dieſen gründete Er auf Ludwigs immer heftiger werdendes Verlangen, ſich mit der Kirche zu verſöhnen.

Warum der Mann, der noch vor wenigen Jahren ſo kühn dem Papſte trotzte, jetzt mit ſteigender Aengſtlichkeit um deſſen Verzeihung warb, iſt nicht erklärbar aus einer mißlichen Lage, denn noch nie hatte der Bannſtrahl weniger in Deutſchland gewirkt; ſein Thron ſtand unerſchütterlich. Allein Er näherte ſich dem Greiſenalter. Die jugendlichen Eindrücke einer frommen, mütterlichen Erziehung, die im Kampfgetümmel um die Krone geſchlummert hatten, mochten jetzt in ruhigen Zeiten

ten erwachen. Der Glaube an der Kirche Unfehlbarkeit — damals, wie ein längſt verworfener Geſpenſterglaube, ſelbſt den Herzhaften im Dunkeln bethörend — mochte ihn quälen, da Er dem Dunkel des Grabes entgegen ging. Der ſicherſte Aufſchluß würde ſich finden, wenn ſeine nächſten Umgebungen bekannter wären. Denn daß oft die Stimme eines Freundes, oder den Er dafür hielt, unwiderſtehlich auf ihn wirkte, iſt unläugbar. Vielleicht war es gar die Stimme ſeiner Gemahlin oder Kinder, deren Liebe ſich betrübte, den Gatten, den Vater, auf einem zweifelhaften Wege zur Seligkeit wandeln zu ſehen. „Er war ein frommer, rechtgläubiger Mann, demüthig gegen die Kirche und deren Diener, kein Fürſt ſeiner Zeit gottſeliger.“ So ſchildert ihn ſein alter Biograph. Wenn nun ſchlaue Prieſter ſeines Landes, die etwa ſelber um ſeinetwillen dem Papſte ungehorſam wurden, dieſe Frömmigkeit, dieſe Demuth benutzten, um ihren eignen Frieden durch bewirkte Reue zu gewinnen (*); und endlich — was vielleicht am wahrſcheinlichſten — wenn der Tod des Burggrafen von Nürnberg, der, ſo lange er lebte, für ſeinen Ulyſſes gelten konnte, ge-

Burgund. p. 15. 141.

(*) Die Monum. Augiens. in Mon. boic. T. I. n. XXXIX. p. 238 liefern ein Beyſpiel, daß noch bey Ludwigs Lebzeiten (1339) die Treue ſeiner geiſtlichen Anhänger hie und da wankte.

1332. gerade um dieſe Zeit ihm eine Stütze raubte; ſo erſtaunt man nicht, daß Er ſein Ohr trügeriſchen Eingebungen lieh und nicht immer gleiche Kraft ihn beſeelte.

Johann von Böhmen, mit Frankreich zu
Burgund. p. 140. Ludwigs Verderben einverſtanden, auch wohl ſelber nach der Kaiſerkrone trachtend, wußte ihn zu überreden, daß nur König Philipp mit dem römiſchen Stuhle ihn ausſöhnen könne und werde.
Raynald. ad a. 1333. n. 28. Treuherzig legte der Deutſche ſeine Wünſche in des Galliers Hände. Um aber jeden Stein des Anſtoßes wegzuräumen, ſchlug Johann mit freundlicher
Baluz. in Vit. Ioh. XXII. T I. col. 176. Tücke ihm vor, die Krone dem Herzog Heinrich von Niederbayern abzutreten. Das werde den Papſt erweichen, und dennoch das Kaiſerthum in den Händen eines bayriſchen Fürſten laſſen.

Ludwig, der Herrſchſucht fremd, und die Laſt
Adlzreiter P.II. L.III. n. 16. der Krone ſchon oft beſeufzend, ging ein in dieſen Plan. Es wurde ſogar die Verzichts-Urkunde geſchrieben, doch ſollte ſie ein tiefes Geheimniß, und, wenn nicht zuvor die Feſſeln des Bannes gelöſt worden, kraftlos bleiben.

Daß ein ſolcher Schritt, ohne Zuſtimmung der Wahlfürſten, nicht in ſeiner Macht ſtand, beherzigte ſein frommer Wille nicht. Das Bewußtſeyn reiner Abſichten täuſchte ihn, wie damals, da Er eigenmächtig den Thron mit Friedrich dem Schönen theilen wollte. Doch ſchneller als damals kam

Er von ſeinem Irrthum zurück. Denn obſchon der hocherfreute Papſt in einem Schreiben ihm Glück wünſchte, daß Er die himmliſche Krone der irdiſchen vorzuziehen endlich beſchloſſen habe, ſo ſollte doch die Loszählung vom Banne erſt nach förmlicher Abdankung auf einem Reichstage erfolgen. Als Heinrich überdies, dem Vertrage zuwider, mit jugendlicher Haſtigkeit das auferlegte Schweigen brach; als Er ſogar am Rheinſtrom die Huldigung begehrte, und das ganze Reich in heftige Bewegung gerieth; als die Erſchrockenen den Kaiſer anriefen: „Soll der Papſt Macht haben, das Oberhaupt des Reichs vom Throne zu ſtürzen? Darfſt du, ohne Zuſtimmung der Wahlfürſten, einen Nachfolger dir erkieſen? wird Herzog Heinrich, dein alter Feind, nicht ſtets nach deinem Verderben trachten? Soll endlich das Vaterland fremdes Joch tragen? Iſt, um den Papſt zu verſöhnen, von dir nicht Alles erſchöpft? Fodert Gott ſelber mehr als wahre Buße? Soll ein ſchüchternes Gewiſſen dich in ſchimpflichen Kleinmuth ſtürzen? Und darfſt du, bey des Papſtes hohem Alter, nicht baldige Befreyung von dieſem Feinde hoffen?“

Raynald. ad a. 1334. n. 22.

Ibid. n. 25.

Da ermannte ſich der Kaiſer, widerſprach öffentlich dem, grundlos von ihm benannten, Gerüchte, wies die Legaten kaltſinnig ab, und würdigte des Papſtes Schreiben keiner Antwort. Sie zogen verſpottet heim. Ganz Deutſchland erkannte nun,

Rebdorf ad a. 1338.

nun, daß nicht um Sünden, ſondern um ein mißgönntes Reich, der Bann den Kaiſer belaſte, und jeder Redliche ſchloß ſich näher an den Verfolgten.

Zum letzten Male war es **Johann** von Böhmen gelungen, den Freund zu hintergehn. Wider Willen mußte **Ludwig** ihn endlich in ſeiner wahren Geſtalt erblicken. Es wurde ruchtbar, daß der Entwurf einer Reichs-Veränderung im Einverſtändniß mit den Höfen zu Paris und Avignon ausgebrütet worden. Die enge Verbindung mit beyden, die verdächtigen, ſo oft wiederholten Reiſen, entzogen nach und nach dem Luxenburger das Vertrauen der deutſchen Fürſten und ihres Oberhauptes. Ja, wenn in **Ludwigs** Herzen noch irgend etwas für ihn ſprach, ſo vertilgte Jener auch dieſe letzte Regung, indem Er ſich die unbedachte Drohung entſchlüpfen ließ: Er wolle den Kaiſer mit Gewalt zwingen, der Krone zu entſagen.

Raynald. ad a. 1334. n. 33.

Der Papſt, von gleicher Wuth beſeelt, wagte damals den unerhörten Schritt, durch eine förmliche Satzung Italien vom Kaiſerthum zu trennen, weil Eines Mannes Kraft nicht hinreiche, ſo zerſtreute Provinzen pflichtmäßig zu regieren. **Ludwig**, dem jede Hoffnung zu gütlichem Vergleich entſchwand, begriff, daß längere Schonung hier nicht fromme, und erließ ein ſtrenges Gebot. Weder Zehnten noch Abgaben ſollte künftig der römiſche Stuhl im Reiche erheben, weil es ihm nicht ge-

Baluz. vit. Pap. Av. T. I. add. col. 704. Olenſchlag. nr. LXXI.

Mutius p. 230.

gebühre, ohne kaiſerliche Zuſtimmung, von der deutſchen Kirche dergleichen zu fodern.

Dann berief Er nach Speyer einen großen Reichstag, wo Er den Ständen kräftige Worte an die Herzen legte: „Euer Geld verſchwendet nicht zu unlöblichem Gebrauch. Laßt Euch nicht bethören durch die Kreuzpredigten gegen die Türken, denn nimmer wird der Papſt die erpreßten Summen zu dieſem Zwecke verwenden. Empfanget meinen Schwur: ſobald die Kirche eines redlichen Hirten ſich erfreut, will ich in Perſon gegen die Feinde des Glaubens ziehen, und in dieſem Kampfe gern mein Leben opfern.“

Mutius p. 232.

Jedem Vaterlandsfreunde willkommene Geſinnungen, die durch Liebe und Eintracht vergolten wurden. Man rathſchlagte mit Ernſt, wie der Landfriede am kräftigſten zu handhaben, denn durch die ſteten Anfechtungen der Gewalt des Kaiſers war noch immer das zerrüttete Deutſchland von Räubern überſchwemmt. Eine Quelle ewigen Haders zwiſchen Fürſten und Städten waren die ſogenannten Pfahlbürger, Unterthanen der Fürſten, die, ohne deren Gebiet zu verlaſſen, durch Erkaufung des Bürgerrechtes in irgend einer Stadt, ſich deren Gerichtsbarkeit und allen Abgaben entzogen. Dieſem Unfug ſteuerte Ludwig damals durch eine weiſe Verordnung. Sie gewann ihm den Dank der Fürſten; eine Andere den der Geiſtlichkeit. Lange ſchon

Speyerſche Chron. VII. 32.

Senckenberg Reichsabſch. T. I. n. XXII.

ſchon hatte der Papſt der Stifter Wahlrecht angetaſtet, und, bey erledigten Pfründen, ſolche, blos durch ſeine Bullen, Fremdlingen verliehen, vorwendend, dadurch werde Beſtechlichkeit verhütet; im Grunde zum Vortheil ſeiner Schatzkammer. Dieſe unleidlichen Anmaßungen erregten Zwieſpalt in den Gemeinden und manchen blutigen Zwiſt. Jetzt vertrieb der Kaiſer die eingedrungenen Schützlinge des römiſchen Stuhles, und hinderte jeden Eingriff in das Wahlrecht der Kapitel.

Villani L. XI. c. 2[illegible]

Schaten. Annal. Paderb. ad a. 1333.

Jn dieſer Spannung ereignete ſich der Tod Herzogs Heinrich von Kärnthen, deſſen reiche Erbſchaft Johann von Böhmen ſeinem Sohne unbeſtritten wähnte. Aber Jedermann ſcheute den unruhigen Nachbar, und die Italiäner zitterten, ihn ſo nahe, im Beſitz der Pforten von Italien zu ſehn. Vor allen widerſprachen die Herzoge von Oeſtreich, ſchon vormals mit Kärnthen belehnt und Schwäger des Verſtorbenen. Der Tochter Erbrecht wurde zweifelhaft, ſobald jene Länder für ein heimgefallenes Reichslehn erklärt wurden. Und Ludwig erklärte ſie dafür. Ein ſeltnes Beyſpiel in ſeiner Geſchichte, wo Er die Rechtlichkeit der Staatsklugheit opferte. Und wenn jemals Drang der Umſtände ſolche Schritte entſchuldigen mag — welches zu behaupten ferne ſey! — ſo war es in dieſem Falle. Freylich hatte Er ſelber einſt, auf des Vaters Bitten, der Tochter Erbfähigkeit anerkannt, aber dieſe Erbſchaft jetzt dem ohnehin ſo mächtigen Luxenburgiſchen Hauſe und deſſen feindlich geſinnten Haupte zuzuwenden, drohte Gefahr dem Reiche und allen benachbarten Fürſten. Sollte **Ludwig** ſelber die Waffen deſſen verſtärken, der noch jüngſt mit Gewalt ihn zu entſetzen drohte? ſollte Er ſelber ihm die Mittel reichen, dieſe Drohung zu bethätigen? Klüger war es, und **ſtaatsrechtlich**, die angefochtenen Länder ſolchen Fürſten zu vertrauen, deren Macht die Kaiſerliche ſchützen konnte und wollte. Darum belehnte Er zu Linz, nach eingeholtem Urtheil verſtändiger Schiedsmänner, die Herzoge von Oeſtreich mit Kärnthen und Tirol.

Steyer. l.c. col. 84. 85.

Hätte Ländergier, die allgemeine Fürſtenqual, ihn gepeinigt, ſo konnte Er jetzt die wohlgelegenen Beſitzungen den eignen Staaten einverleiben. Dann aber wäre Oeſtreich zu den Feinden übergetreten, jener Macht verſtärkend, die ſeinige ſchwächend; ein weit ausſehender, blutiger Krieg war die gewiſſe Folge. **Ludwigs** Mäßigung fand den Mittelweg. Eigennutz — der nicht immer ehrenvolle, doch immer die ſtärkſten Bande knüpft — gab ihm mächtige Freunde an den öſtreichiſchen Prinzen, mit welchen Er und ſeine vier Söhne ein Schutz- und Trutzbündniß ſchloſſen, um das Geſchehene aufrecht zu erhalten. **Johann**, zu Paris im Turnier verwundet, krankte noch als er das für ihn Unglaubliche vernahm. Rache wurde ſeine Arzeney. Dem Papſte

Den 2ten May1335.

Vergangenheit und der Zukunft, als plötzlich ein angſtvolles Geſchrey um Hülfe an ſeine Ohren ſchlug. Polycarpus, obgleich nur mit einem dicken Knotenſtock bewaffnet, bedachte ſich keinen Augenblick buſchein zu ſpringen, und durch dick und dünn ſich einen Weg nach der Gegend zu bahnen, wo das Geſchrey herkam, welches ſich nach und nach in ein Gewinſel verwandelte.

Wahrer Muth ſtützt ſich nicht auf Waffen, *Muth* iſt etwas ganz anders als *Kraft*, Bewußtſeyn überlegener *Kraft* iſt nicht *Muth*, ſo wenig als der verſchenkte Groſchen deſſen, der Millionen beſitzt, Wohlthätigkeit genannt zu werden verdient. — Mein Vater kam, ſah und bebte! der Herr von Süſſenhayn unter den Händen zweyer Mörder, dieſe Mörder die nemlichen beyden Waiſenknaben, welchen er auf Empfehlung der Jungfer Morgenthau bis jetzt zum Vater gedient hatte, und welche, wie der geneigte Leſer ſich noch erinnern wird, durch ihre Familienähnlich-

Papſte ſchwur er, todt oder lebendig wolle er dieſen
Dumont. T. I P. II. n. 215. Ludwig nach Avignon liefern. Den König von Polen, ſeinen alten Feind, gewann Er durch Verzichtung auf alle Rechte und Titel, die Er, Polen betreffend, ſich angemaßt; den von Ungarn durch Vermittelung der Könige von Frankreich und Neapel. Auch den Herzog von Sachſen knüpfte Er an ſeine Rachgier, und Heinrich von Niederbayern fand die gewünſchte Bereitwilligkeit in ſeinem eignen
1336. Haſſe. Die vereinte furchtbare Macht ergriff die Waffen. Doch nicht unvorbereitet waren die verbündeten Gegner. Zu Wien, wo Ludwig ſeine Vettern beſuchte, und wo vielleicht Erinnerung an ſeine, hier verlebten, Jugendjahre das Band erneuerter Freundſchaft noch befeſtigte, wurden kräftige Maßregeln verabredet. Auch kargte Er nicht mit Merkmalen kaiſerlicher Huld, ſie belehnend mit
Dumont. l. c. n. 118. Steyer. p. 93. den Städten Padua und Trevigo, wie auch vergönnend, die ungariſchen Reichs-Lehen nach Gefallen zu verleihen.

Nun loderte die Kriegsflamme empor. Von Tyrol aus wirkte Karl, der böhmiſche Prinz. Die Ungarn verheerten Oeſtreich von der einen, die Böhmen von der andern Seite. Mit dem Herzog
Leobiens. ad a. 1335. von Niederbayern verbunden, wollte Johann ſogar durch Bayern in Tyrol eindringen.

Aber auch Ludwig, ſein Alter nicht achtend, war an ſeiner Völker Spitze aufgebrochen. Beyde

Heere trafen ſich bey Landau, wo nur ein ſchmaler Bach ſie trennte. Hier fand der Böhmen Uebermuth die Gränze, denn Johann wagte kein Treffen, ſondern barg ſich hinter ſtarken Verſchanzungen, indeſſen die Länder ſeines Eidams einen Monat lang verwüſtet wurden.

Schon bedrohte Ludwig Böhmen ſelbſt, als — der Sage nach — ein unſeliger Zwiſt um Erſatz der Kriegskoſten die Verbundenen trennte. Nicht unbillig foderte Er dieſe, blos für Oeſtreichs unmittelbaren Vortheil aufgewandten Koſten: einige Schlöſſer im Innthal und an der Donau ſollten ihm Erſatz gewähren. Auch iſt unglaublich, daß die Herzoge lieber des mächtigen Beyſtandes entbehren, als dem Verlangen ſich fügen; lieber Kärnthen und Tyrol zu verlieren wagen, als jene Schlöſſer räumen wollten. Dem prüfenden Geſchichtsforſcher, der hier nur Andeutungen findet, muß wahrſcheinlicher dünken, daß dem bedrängten, aber ſchlauen Könige von Böhmen es bereits gelungen war, mit den öſtreichiſchen Prinzen Unterhandlung anzuknüpfen. Kärnthen bot Er ihnen unbeſtritten, wenn ſie ihren Anſprüchen auf Tyrol entſagten; und ſie — die ſichere Hälfte dem unſichern Ganzen vorziehend — ſchloſſen Frieden, der um ſo minder durch Ludwigs Foderung veranlaßt ſeyn konnte, da ſie jetzt auch ihrem Feinde die, gegen ſie verſchwendeten, Kriegskoſten zu erſetzen ſich verbanden.

Steyer. in add. col. 97. 98.

So zog das Ungewitter ſchnell vorüber, welches Deutſchland von der Donau bis an die Oder zu verheeren drohte. Nur das kaiſerliche Anſehn wurde verletzt, wenn es den Reichsfürſten vergönnt war, durch beliebige Friedensſchlüſſe zu vernichten, was ihr Oberhaupt feyerlich beſtätigt hatte. Auf Einer Seite mochte dem Ruheliebenden die wiederhergeſtellte Ruhe willkommen ſeyn; auf der andern Er, nicht ohne Bitterkeit, jener, zu den Wahlgeſandten einſt geſprochenen, Worte ſich erinnern: „Wie ſoll, ohne hinreichende Macht, die Majeſtät ihre Würde behaupten?“ Dennoch wird Niemand läugnen, daß überall, wo ſeine Schickſale mit Johanns Abenteuern verflochten waren, Er ſtets mit Kraft und Weisheit gehandelt; nur das Vertrauen, ſeinen tugendhaften Fehler, ausgenommen.

Zehntes Kapitel.

Papſt Benedikt XII.

Mit Widerſtreben zieht die Geſchichte abermals den Vorhang auf, um das empörende Schauſpiel eines biedern Kaiſers zu den Füßen eines hochmüthigen Papſtes dem unwilligen Zuſchauer darzuſtellen.

Noch Einmal bot ſich zwar dem Kaiſer die Gelegenheit dar, den unwürdigen Statthalter Chriſti vom Throne zu ſtürzen, und für immer. Der Erzbiſchof von Trier, ſeinen Rechtshandel wegen Mainz am Hofe zu Avignon verlierend, appellirte, wie einſt *Ludwig*, an ein allgemeines Concilium. Deutſche und Italiäner ſtimmten in dieſen Wunſch, des Papſtes *Ketzerey* als Vorwand ergreifend. Denn Er ſtellte damals eine Lehre auf, an der die ganze Chriſtenheit Aergerniß nahm. Die Seelen der Gläubigen, ſprach Er, werden nicht eher als am jüngſten Tage zum Anſchauen Gottes gelangen. Den Apoſteln und allen Heiligen, ſogar der Jungfrau Maria, verſchloß Er das Himmelreich bis zu dieſem Tage.

Fleury hist. eccl.
Wadding. Annal. Minor. ad a. 1333.

Durch dieſen furchtbaren Satz wurden Ablaß, Seelenmeſſen, Fürbitte der Heiligen und Fegefeuer, mit einem Streiche vernichtet. Was Wunder daß die Geiſtlichkeit erbebte ob der Zerſtörung ihres nahrhaften Gewerbes. Von allen Seiten wurde eine allgemeine Kirchenverſammlung laut gefodert. Selbſt die italiäniſchen Kardinäle, der franzöſiſchen Feſſeln müde, boten, von Avignon aus, die Hände dazu. Der Kaiſer ſollte ſie ausſchreiben, alle Könige und Fürſten, alle Erzbiſchöffe und Biſchöffe dazu einladen, deshalb zuvor mit dem Könige von Neapel ſich verſöhnen. Nur Johann von Böhmen und deſſen Eidam, als Ludwigs offenbare Feinde, blieben ausgeſchloſſen. Frankreich ſelber, der allgemeinen Stimmung nachgebend, foderte vom Papſte Widerruf ſeines Irrthums. Raynald ad a. 1334. n. 31 — 33.

1334. Dem entzog ſich der neunzigjährige Greis zu rechter Zeit durch den Tod. Mit ungelöſchtem Rachedurſt ſtieg Er in die Gruft hinab, hinterlaſſend einen Schatz von achtzehn Millionen Goldgulden, ſieben Millionen an Koſtbarkeiten, und ein Büchlein de contemtu mundi.

Sein Nachfolger, Benedikt XII. wiederum ein Franzoſe, hegte mildere Gedanken, ſo oft der Papſt in ihm den Menſchen reden ließ, auch wohl klügere; denn mit Recht fand Er bedenklich, dem immer begehrenden, nie zu ſättigenden Könige Philipp mehr noch einzuräumen. Schon hatte dieſer

Fürſt zu einem oft, nie ernſtlich, angelobten Kreuzzuge den Zehnten aller geiſtlichen Einkünfte aus der ganzen Chriſtenheit auf zehn Jahre gefodert, und ſeine Hand ſogar nach des verſtorbenen Papſtes Schätzen ausgeſtreckt. Jetzt verlangte Er auch die Reichs-Verweſerſchaft über Italien, (weil der Kaiſerthron vom Papſte noch immer als erledigt angeſehen wurde) und das Königreich Vienne für ſeinen Sohn. Solche faſt gebieteriſch erklärte Foderungen flößten dem neuen Papſte Behutſamkeit und Mißtrauen ein. Wer ſtand ihm bey, wenn das franzöſiſche Joch unerträglich wurde? ſollte Er ſo viele mächtige Fürſten, um des Einen willen, gegen ſich erbittern?

Dieſe Betrachtungen führten ihn zu einem, in der Geſchichte ſeltenen, Schritte. Er ſelber bot dem Kaiſer die Hand zur Verſöhnung, ſchriftlich den Friedens-Wunſch äußernd gegen Albrecht von Oeſtreich und den Pfalzgrafen Ruprecht, mündlich ſogar durch Abgeordnete, die, zu Ludwigs freudigem Erſtaunen, an ſeinem Hofe erſchienen. Doch hart und demüthigend waren die Bedingungen, gleich als habe Benedikt ihn nur verhöhnen wollen.

Raynald. ad a. 1335. n. 1.

Die gewöhnlichen Eide der Vorfahren nicht allein ſollte Er leiſten; nicht blos vernichten und widerrufen alles, gegen Johann XXII. unternommene, ſondern auch jedes Wort, jede Handlung, von ihm als Kaiſer geſprochen und verrichtet; über

Ibid. ad a 1336. n. 18. 20. 21.

den Kirchenſtaat und Rom keiner Art von Gewalt ſich anmaſen; nicht einmal zu Rom erſcheinen, auſſer am Krönungstag; ſelbſt an dieſem noch die Stadt wiederum verlaſſen; Welſchland überhaupt nicht betreten, bevor ſeine Wahl vom Papſte gebilligt worden; allen zugefügten Schaden binnen ſechzig Tagen erſetzen; alle, dem Hofe zu Avignon mißfälligen, Biſchöffe und Pfründenbeſitzer verdrängen, um deſſen Schützlingen Platz zu machen; den König Robert zum Reichsverweſer in Tuſcien ernennen; ſogar in einem ſeiner Söhne dieſem alten Feinde, zu beliebiger Vermählung, gleichſam eine Geiſel überliefern; bey entſtehenden Zweifeln über einen dieſer Punkte, dem Papſte allein die Auslegung anheim ſtellen; jeden Widerruf des Vertrages ſchon im voraus für nichtig erklären; im Fall der Uebertretung jeder verhängten Strafe ſich unterwerfen; ja, wenn der Papſt Belieben trüge, alle Kronen ihm vom Haupte zu reiſſen, ſo ſolle Er deſſen mächtig ſeyn, ohne Vorladung, ohne rechtliche Förmlichkeit.

Solche empörende Zumuthungen erfuhren die Geſandten, die der hoffende Kaiſer, dem erſten Schritte gern entgegen kommend, alſobald nach Avignon abgefertigt hatte: zwey Grafen von Oettingen nebſt dreyen Rittern und dreyen Geiſtlichen. Sie hatten unterwegs den Dauphin von Vienne gewonnen, der viel am päpſtlichen Hofe galt. Ihm war der Königstitel verſprochen. Er

Lang. Beyträge in d. Abh. der bayr. Acad. p. 498.

auch wirklich mit dem Scepter belehnt und die Hofnung hinzu gefügt worden, daß Ludwig ſelber kommen, ihm die Krone aufſetzen, und des neuen Reiches Gränzen beſtimmen werde.

d'Achery Spicil. T. III. p. 719. Olenſchlag. LXV.

Aber zu Avignon wurden, trotz der freundlichen Aufnahme des Papſtes, jene ſtolzen Foderungen erneuert, welche die Geſandten zagend dem Gewiſſen ihres Herrn hinterbrachten. Und dieſes allzuängſtliche Gewiſſen ſprach ſo laut, daß die beleidigte Majeſtät verſtummte. Auf der Stelle kehrten die Geſandten nach Avignon zurück, mit Beweiſen von Ludwigs frommer Ergebung, die dem Papſte nichts zu wünſchen übrig ließen. Auch erfreuten ſie ſich abermals eines gütigen Empfanges, und ſahen mit Zuverſicht ſchon am folgenden Tage der Abſolution entgegen. Denn nachdem der Wortführer, Marquard von Randeck, ein Domherr zu Augsburg, eine zierliche Rede vor dem Conſiſtorium gehalten, antwortete der heilige Vater mit großer Freundlichkeit: ihm ſey hoch erfreulich, daß ein ſo edler, bisher getrennter Aſt des Kirchenbaumes wiederum mit dieſem vereinigt werden ſolle. Die Deutſchen nannte Er Ruhmwürdig und ihren Kaiſer den edelſten Herrn der Welt. Er ſchloß mit der Verſicherung, daß Ludwigs Begehren billig zu willfahren ſey.

Albert. Argent. p. 126.

Wer hoffte nicht nach ſolchen Aeußerungen, die Sonne werde nicht mehr untergehen über dem päpſtlichen Zorne? Doch Ludwigs Feinde bewegten

Himmel und Hölle, um den gefürchteten Augenblick weiter hinaus zu rücken; die Könige von Frankreich und Neapel offenkündig, die von Ungarn und Böhmen verſteckt.

„Wir, die getreuen Söhne der Kirche“ — ſo ſprachen ſie — „wir ſollen einem Ketzer nachſtehn? es hüte ſich der Papſt vor dem Verdachte, Er ſelber neige ſich zur Ketzerey.“

„Faſt will es ſcheinen“ entgegnete Dieſer“ als ginget Ihr damit um, das römiſche Reich zu vertilgen!“

„Das ſey ferne“ war die Antwort, wir haſſen nur den Fürſten, der ſich an der Kirche ſo ſchwer vergangen.“

Da preßte ein unfreywilliges Gefühl des Rechts dem Papſte die merkwürdigen Worte aus: „Wer hat dem andern größere Uebel zugefügt? Er Uns? oder Wir Ihm? Warlich! hätte mein Vorfahr es begehrt, zu ſeinen Füßen würde Er, mit dem Stabe in der Hand ſtatt eines Scepters, erſchienen ſeyn. Was Er gethan, iſt Ihm abgedrungen worden.“

Dieſes Zeugniß, von des Feindes Lippen geſprochen, ſollte Ludwigs Grabſchrift ſeyn. Es verſöhnt, nicht mit der Würde, doch mit der Perſon des Papſtes, der, ſeiner eignen beſſern Ueberzeugung zuwider handelnd, nur eine amtliche Rolle ſpielte.

Aber auch die Staatsklugheit nahm Benedikt zu Hülfe, um den Haß der Könige zu bekämpfen.

„Was begehrt Ihr?“ ſprach Er weiter: wäre Ludwig Euer Gefangner im feſten Thurme, könntet Ihr für Eure Staaten größere Vortheile für ihn erzwingen?“ Die Leidenſchaften blieben taub. Die Kardinäle überſtimmten den kühlen, verſtändigen Papſt, weil König Philipp ihre Güter in Frankreich einzuziehen drohte. Nach langem Aufenthalt und erſchöpften Demüthigungen, kehrten die Geſandten mit freundlichen aber leeren Worten zu ihrem betrogenen Herrn zurück.

Herw. ab Hohenb. p 637-674. Burgund. p. 146.

Johann, der Ränkevolle, und Herzog Heinrich ſprachen von einer neuen Kaiſerwahl und von dem verhießenen Beyſtande der Könige von Ungarn und Polen. Da ließ der Papſt den für gerecht erkannten gänzlich fallen, wähnend Er ſey zu ohnmächtig, ſolchen Feinden zu widerſtehen. Den Vorwand lieferte ein Gerücht, der Sage nach zu Avignon erſchollen, als werde ſich der Kaiſer mit Philipps Feinden verbinden, oder habe es bereits gethan.

Raynaldi ad a. 1336. n. 29.

Doch alle dieſe Schritte waren auf Ludwigs unbezweifelte Niederlage in dem kärnthner Kriege berechnet. Mit dem unverhofften ſchnellen Ausgange dieſer Fehde, mit dem Frieden, den der prahlende Johann durch Kärnthens Abtretung erkaufen mußte, wandelten ſich auch die päpſtlichen Geſinnungen. Der Kardinäle, die des Kaiſers Ohnmacht vorgeſchützt, ſpottete nun der heilige Vater, und ſandte einen Botſchafter nach Deutſchland,

Albert Argent. p. 126. 127.

keit mit dem armen Polycarpus, den erſten Grund zu dem unauslöſchlichen Haſſe der frommen Jungfer gegen ihn, und zu ſeiner nachherigen Verbannung legten. Sie waren Jeder mit einer Flinte und einem Hirſchfänger bewaffnet, aber was iſt Flinte und Hirſchfänger, wenn ein böſes Gewiſſen jede Sehne erſchlafft, die den Hahn ſpannen, oder den Säbel zücken will. Gedankt ſey es der weiſen Vorſicht! Feigherzigkeit iſt die Begleiterin jeder böſen That, wahren Muth giebt nur die Tugend. Wie ein Blitzſtrahl brach mein Vater durchs Gebüſch, ſein Knotenſtock tanzte auf den Köpfen ſeiner Stiefbrüder, und die feigen Buben flohen.

Innig bewegt kehrte er ſich zu dem Herrn von Süſſenhayn, der in ſeinem Blute ſchwamm. Er hatte einen Hieb über den Kopf und eine tiefe Wunde in der linken Seite. „Biſt du es, mein Sohn Polycarpus,“ rief er mit ſchwacher Stimme: „biſt du es, der „ſeinem undankbaren Vater das Leben rettet!

„O

um zu erforſchen, ob denn wirklich der verſchrieene Ketzer ein Böſewicht ſey? Das hörte **Ludwig** gern, denn keinen Zeugen durfte Er ſcheuen.

Raynald. l. c. n. 31. 899.

Eine neue Geſandtſchaft — nie ermüdete Er, dem Wunſche ſeiner Seele blind nachzujagen — fand wiederum geneigtes Gehör. Es war ſein Vetter, der rheiniſche Pfalzgraf **Ruprecht**, und ſein Schwager, der Markgraf **Wilhelm** von Jülich, die zu Avignon ein Schreiben überreichten, welches für eine Beichte gelten konnte. Er bekannte: was Er zu Rom gewagt, ſey rechtlos, nur aus Rache geſchehn. Auch habe Er ſich vergangen, die Geiſtlichen zwingend, gegen das Interdict zu handeln. Solcher Dinge ſey Er, als Soldat, unkundig. Die ihn umgebenden Gelehrten erkenne Er nur für ſeine Schützlinge, in ſo fern ihre Feder die Reichs-Rechte vertheidigt habe; doch ihre Ketzereyen werde Er nicht dulden. Den Ernſt ſeiner Buſſe wolle Er beweiſen durch Erbauung von Klöſtern und Kirchen, auch durch einen Kreuz-Zug, den der Papſt nach Gefallen verlängern möge. Und was ſonſt die Kirche über ihn verhängen werde, ſey Er bereit zu tragen.

Hier dringt ſich abermals die ſchon geäußerte Vermuthung auf, daß **Ludwigs** Gemahlin vielleicht den Schlüſſel zu Begebenheiten liefert, welche mit dem, fürwahr ihm ſonſt nicht fremden, Gefühl ſeiner Würde im Widerſpruch ſtanden. Es mochte etwa ein ſchlauer Beichtvater **ihr** zartes Gewiſſen erſchüttert, durch **ihr** Flehen auf den nachgiebigen Gatten gewirkt haben; denn ſie — die gekrönte Theilnehmerin ſeiner ſogenannten Verbrechen — ſchrieb zu gleicher Zeit an ihren Oheim, den König von Frankreich, die beweglichſten Bitten um deſſen Freundſchaft, deſſen Mitwirkung; ſie trug ihm den Gemahl zum Bundesgenoſſen, die Kinder zu Vermählungen mit ſeinen Kindern an; nichts wurde vergeſſen, was **Philipps** Herz und Eigennutz erregen konnte.

Es gelang ihr nur halb. Zwar ſtutzte **Philipp**, ging mit dem Papſte zu Rathe, vernahm deſſen Meinung: der Antrag ſey erwünſcht und **Ludwig**, mit der Kirche verſöhnt, für ihn ein wichtiger Bundesgenoſſe; das bewirkte gewiſſe Annäherungen. Zu Avignon ſollte unterhandelt werden, nur der Büßende zuvor geloben, vor Beendigung der Sache keine fremden Bündniſſe einzugehen. Auch ließ **Philipp** ſich bereits durch den Markgraf von Jülich eidlich zuſagen, daß Ludwig mit Frankreichs Feinden nichts gemein haben wolle.

Raynald. ad a. 1336. n. 39.

Leibnitz Cod. jur. gent. P. I. p. 148.

Der Markgraf leiſtete willig dies Verſprechen, hoffend, es ſey vom Friedenswege der letzte Stein nun fortgewälzt. Aber Fürſten voraus bezahlen iſt gefährlich. So bald der unredliche König das gewonnene nicht vermehren konnte, zögerte Er wieder mit ſeiner Zuſtimmung, und vergebens warnte ihn der kluge **Benedikt**: Er ſolle fürchten, **Ludwig**

Raynald. ad a. 1337. n. 2.

werde endlich, aus Verzweiflung oder Rache, ſich in Englands Arme ſtürzen.

Burgund. p. 150.

Alb. Argent. p. 127.

Freudenthränen hatte der Papſt bey Verleſung des kaiſerlichen Schreibens vergoſſen. Er fühlte ſich vom Geiſt des Friedens getrieben und hätte gern augenblicklich den Bann gelöſt. Aber Philipps Groll blieb unbeſiegt. Die franzöſiſchen Kardinäle hingen ihm an. Ludwigs Reue wurde Verſtellung geſcholten, der Papſt genöthigt zu erklären: man finde ihn noch nicht reif zur Buße.

Den 1ſten Oct. 1337.

Empört durch Frankreichs Tücke rief Ludwig ſeine Geſandten zurück. Damals überzeugte Er ſich, daß ſolche Feinde nur ſein Tod verſöhnen könne, und daß, bey jeder neuen Verhandlung, nur ein Spiel mit ſeinem argloſen Herzen getrieben werde. Darum ließ Er nun die vom Papſte anberaumte Friſt verſtreichen, wollte neuen Demüthigungen nicht entgegen treten, lieber die alten rächen, und entwarf — wie Benedikt voraus geſehn — ein Bündniß mit dem König Eduard von England, einem tapfern, klugen Fürſten, durch ſeine Gemahlin Erbe von Frankreich, durch das ſaliſche Geſetz von dieſer Erbſchaft ausgeſchloſſen.

Um gegen Frankreich einen Reichskrieg zu bemänteln, war der Vorwand leicht gefunden, denn ſo manche Stadt im Arelat, noch kürzlich Cambray, hatte Philipp dem Reiche entzogen. Ludwigs Eid, mit deſſen Feinden ſich nimmer zu verbünden, konnte nicht im Wege ſtehn, da die Bedingung dieſes Eides unerfüllt geblieben, und die höheren Pflichten des Reichs-Oberhauptes ihn beſtimmen mußten. Zuvor wollte Er, an der Spitze eines deutſchen Heeres, grade nach Avignon ziehen, dem, ohnehin geneigten, Papſte die Bannes-Löſung abzwingen und von dem franzöſiſchen Joche ihn befreyen. Dann gelobte Er dem Könige Eduard, gegen eine Hülfsgabe von 300000 Goldgulden, perſönlich mit 2000 Helmen gegen Philipp aufzubrechen.

Rymer. Act. publ. T. IV. p. 798. 799.

Die päpſtlichen Abmahnungen, beiden Theilen zugefertigt, blieben fruchtlos. Die Reichs-Hülfe wurde aufgeboten, der Krieg erklärt. Ludwig rückte zur beſtimmten Zeit ins Feld, doch nicht ohne Widerſpruch mancher Stände, der ihn nöthigte, vor allen Dingen die Ungehorſamen zu züchtigen. Damals empfand Regensburg ſeinen Zorn.

Burgund. p. 141.

Der Biſchöffe größte Theil hing treu an ihm, und nicht fruchtlos war ſein Bemühen, den ganzen deutſchen Kirchenſtaat für die gerechte Sache zu vereinigen.

Balduin von Trier hatte, um ärgerlichen Händeln auszuweichen, dem Erzſtifte Mainz entſagt. Auf Ludwigs Verwenden, zu des Papſtes empfindlichem Verdruſſe, wählte das Dom-Kapitel Heinrich von Virneburg, der die zugeſagte Treue bald erprobte. Denn als der Biſchof von

Alb. Argent. l. c.

Straſsburg — obſchon Er Ludwigs Waffen die
geraubte Freyheit verdankte — noch immer, ſein
Gewiſſen vorſchützend, die Unterwerfung verzögerte,
1338. da berief jener Heinrich alle Biſchöfe des Mainzer
Mutius p. Kirchenſprengels nach Speyer, wo Ludwig
233. ſelbſt erſchien.

Die ehrwürdige Verſammlung — ergriffen vom
Gefühl der Unwürde dieſer endloſen Neckereyen —
beſchloß den Kaiſer zu vertreten. Sie war es,
die den Biſchof von Chur, ſammt dem Grafen
Gerlach von Naſſau, mit einem beweglichen Schreiben
nach Avignon ſandte, flehend, es wolle doch
Schaten. endlich der Papſt, durch Begnadigung des Bußfertigen,
Annal. Paderb. p. 287 den Gefahren und Drangſalen der Deutſchen
Olenſchlag. Kirche ein Ziel ſtecken. Etwaniges Mißtrauen
LXVI. gegen den Ernſt der Reue ſollte eine Bürgſchaft
entkräften, zu welcher ſich Ludwig erboten.

Da wurde es offenkündig, wo eigentlich der
Alb. Arg. Stein des Anſtoßes lag. Mit Thränen raunte
l. c. Benedikt den Geſandten in das Ohr: Er ſey gern
bereit den Bann zu löſen, aber König Philipp
habe ihm gedroht, härter mit ihm umzugehen, als
Philipp der Schöne mit Bonifaz dem
Achten. Doch laut erklärte ſeine gefeſſelte Zunge:
er müſſe noch zuvor eine ſtrenge Unterſuchung über
Ludwigs Ketzerey verſagen. Worauf Er die Geſandten
durch heimliche Wege, um den lauernden
Mutius l. c. Franzoſen zu entrinnen, auf die Straße nach Deutſchland
geleiten ließ.

Nicht einmal ein Schreiben brachten ſie zurück. Es war die ſiebente fruchtloſe Werbung in einer ſo nichtswürdigen Angelegenheit.

Raynald. ad a. 1338. n. 3—7.

Dem Kurfürſten von Cöln ſchrieb der Papſt bemäntelnd: Ludwig habe nur ſich ſelber alles beyzumeſſen, weil Er die Friſt verſäumt und mit Frankreichs Feinden ſich verbunden. Gleich als wären des Kaiſers Bevollmächtigte früher aus Avignon gewichen, bis das unwürdige Spiel aufgedeckt vor ihnen lag? oder als hätte Ludwig früher mit Eduard unterhandelt, bis, laut Benedikts eigenem Bekenntniß, Philipp ihm entlarvt erſchien?

Raynald. ad a. 1338. n. 11.

Burgund. p. 153.

So urtheilten Unbefangene. Und Alle die zu Avignon geweſen, erzählten mit Unwillen was ſie dort erfahren, und alle die es hörten, theilten dieſen Unwillen. Man fing an zu fragen: ſind die Deutſchen geringer als andere Völker, die ihre Fürſten ohne päpſtliche Zuſtimmung wählen? ziemt es dem heiligen Vater, um einem fremden Könige zu höfeln, die deutſche Kirche endloſer Verwirrung, ſo viele Gläubige der Gewiſſensangſt Preis zu geben, und was will dieſer fremde König? was kann Er anders wollen, als das Reich zertrümmern und auf Trümmern herrſchen? Dahin zielt der wiederholte Verſuch, die Reichsverweſerſchaft in Welſchland zu erlangen; dahin zielte ſchon das Beginnen Johann des XXII. Italien von Deutſchland zu trennen. Und die Kurfürſten fragten: was wird aus unſern Rechten, wenn das Kaiſerthum fällt?

Dieſe Gährung verbreitete ſich unter alle Stände. Alle begriffen, nicht **Ludwigs** Perſon allein, die **Rechte des Reiches** ſchweben in Gefahr.

Schaten. Annal. Paderb. ad a. 1338. Olenſchlag. LXXIII.

Ibid. LXXIV.

Der Kaiſer — dieſer allgemeinen Stimmung nicht unkundig — ſah, der Augenblick ſey gekommen, wo der entſcheidende Schritt kein gewagter ſey, und deſſen Erfolg die Feinde beſtürzen könne. Dieſen Augenblick ergriff Er mit Weisheit und Kraft. Nachdem Er den Biſchof von Lüttich, Frankreichs alten Freund, darum ungehorſam, durch die Niederländer, zum warnenden Beyſpiele, züchtigen laſſen, berief Er, zu einem Reichs-Tage gen Frankfurt, nicht nur die Fürſten, auch den Adel, die Dom-Kapitel, die Städte. Mit ganz Deutſchland wollte er ſich berathen, wie dem langen Unweſen zu ſteuern ſey.

Unter dieſe glänzende Verſammlung trat Er im kaiſerlichen Schmuck; betete laut das Vaterunſer und Ave Maria zum Beweiſe ſeiner Rechtgläubigkeit; erzählte, was Er vielfach unternommen um die Kirche zu verſöhnen, wie demüthigend Er vom Papſte, wie feindſelig von Frankreich behandelt worden, und fragte nun die Auserwählten des deutſchen Reiches: **ob Er genug gethan?**

Vitodur. col. 1843. sq.

Alle riefen einſtimmig und bekräftigten eidlich, **Er habe genug gethan!** nichtig wären die päpſtlichen Proceſſe und Interdicte; welcher Geiſtliche

liche ſeine Pflichten zu erfüllen weigere, der ſolle gezwungen werden. Und auf der Stelle mußten die Carmeliter, die ſtörriſchen Dominicaner Frankfurt meiden. Aber es blieben noch genug der blinden Anhänger des römiſchen Stuhles zurück, um den frommen Pöbel aufzuwiegeln, durch deſſen Gunſt geſchützt, die Franziscaner Gehorſam verſagten. Als **Ludwig** an die Pforten der Bartholomäus Kirche eine neue Vertheidigung heften ließ, wagten ſogar die Geiſtlichen dieſes Tempels, alle die päpſtlichen Zornbullen daneben anzuſchlagen. Nur das Leonardsſtift und der deutſche Orden hielten treulich an dem Kaiſer (*). So verſtimmten die päpſtlichen Organe das Volk, nicht allein in Frankfurt, auch am Rheinſtrom und in Schwaben. Das Geplärr der Mönche galt dem Pöbel mehr, als die Stimmen der Edelſten im Vaterlande.

Chron. S. Petri Erford. col. 337.

Ioh. Latom. Chron. Francof. ap. Freher. p. 660.

(*) Es iſt wohl irrig, wenn einige Schriftſteller behaupten, auch der deutſche Orden habe ſich widerſetzt; denn gerade in dieſem Jahre berief er, in ſeinen Händeln mit dem Papſte, ſich auf **Ludwigs** Befehl und wurde ſelber in den Bann gethan; (Kotzebue Preuß. Geſch. T. II. p. 176. und Belege p. 397) auch würde **Ludwig** ſchwerlich ihm ſobald nachher den Beſitz von Eſthland verwilligt haben (Oelrichs Verz. d. Dregerſch. Urk. p. 79) wenn Er ſolche Untreue damals von ihm erfahren hätte.

Eilftes Kapitel.

Der erſte Kurverein und deſſen Folgen.

Aber die Kurfürſten erwogen ihre gekränkten Rechte und beſchloſſen einmüthig, die Axt an die Wurzel des zehrenden Baumes zu legen, der dem Reichs-Boden die Kraft entzog. Und ſo entſtand der berühmte, zu Renſe geſchloſſene Bund, bekannt unter dem Namen des Erſten Kurvereins, durch welchen ſie muthig erklärten: das Reich und ihre Rechte mit geſammter Hand zu ſchützen gegen männiglich, Niemand ausgenommen, und keine Macht auf Erden ſolle dieſen Bund entkräften, unter welchem Titel oder Vorwand es auch verſucht werden möchte. Wer ihm zu entſagen ſich erkühne, der ſolle vor Gott und der Welt ehrlos, treulos, meineidig heißen.

Gewold. p. 140. Olenſchlag. LXVII. Aventin. Annal. L. VII. c. 18. p. 740.

Dann wurde, mit Bewilligung aller Stände, die Reichs-Conſtitution beſchworen, deren Grundpfeiler der Satz: Von Gott allein unmittelbar ſtammt die kaiſerliche Würde und Gewalt. Ein Fürſt, zum König oder Kaiſer, einſtimmig oder durch Mehrzahl der Kurfürſten erwählt, iſt, nach Recht

Herw. ab Hohenb. p. 731. 744. Olenſchlag. LXVIII. LXIX.

Recht und Gewohnheit, für einen wahren König und römiſchen Kaiſer zu achten, zu nennen, Gehorſam zu heiſchen befugt, es möge ihn der Papſt gebilligt und beſtätigt haben oder nicht.

Dem Hofe zu Avignon wurde dieſer Reichsſchluß durch ungnädig empfangene Botſchafter kund gethan. Zornig hob der Papſt alle Gemeinſchaft mit den Kurfürſten auf.

Raynald. ad a. 1338. n. 17.

Nun durfte Ludwig noch beherzter vorwärts ſchreiten und Er that es. Feyerlich vom Throne herab, von Frankfurts jauchzenden Bürgern umgeben, beſtätigte Er den Schluß des Kurfürſten-Tages. Ein gelehrter Mönch bewies in einer Schrift die Richtigkeit aller päpſtlichen Proceſſe, Bannflüche und Interdicte. Sie wurde an demſelben Tage, als ein kaiſerliches Manifeſt, an die Kirchenpforten geheftet. Ein Edict verbot, künftig, ohne Zuſtimmung der Erzbiſchöffe, Bullen anzunehmen oder zu befolgen. Ein anderes erklärte den Eid der Treue, den üblich die Kaiſer den Päpſten geleiſtet, für einen bloßen Schutz- und Gehorſams-Eid. Ein drittes vernichtete die Reichs-Verweſerſchaft bey Erledigung des Throns, als allein den rheiniſchen Pfalzgrafen gebührend.

Olenſchlag. l. XX.

Rebdorf ad a. 1338.

Raynald. l. c. n. 24.

Die widerſpenſtigen Pfaffen tobten, wollten lieber hungern als gehorchen, wanderten aus, irrten umher, pilgerten auch wohl nach Avignon, wurden dort als Bettler läſtig, lernten Reue von der Noth,

Mutius p. 238.

„O wie oft habe ich meine Härte gegen dich „bereut! wie viele Boten nach dir ausgeſandt, um dich zurück in meine Arme zu „führen. Der Himmel hat meinen heißeſten „Wunſch gewährt, dich noch einmal wieder „zu ſehn ehe ich ſterbe, o mögte er auch noch „den erhören, vor meinem Ende deine Tu„gend belohnen zu können.“

Mein Vater ſah wohl ein, daß hier weder Ort noch Zeit ſey, das Vergangene zu rekapituliren, und da er den ſchwer verwundeten Berghauptmann kraftlos vor ſich liegen ſah, ſo nahm er ihn kurz und gut auf ſeine Schultern und trug ihn huckepack bis in die Burg, wo er unter dem Angſtgeheul der Jungfer Morgenthau in ſein Bette gebracht wurde. Den Jäger Matz ſandte Polycarpus auf dem beſten Klepper ins nächſte Städtgen, um einen Arzt zu holen, Jäger Anton und Jäger Hans erhielten Befehl, den Wald zu durchſtreifen, und die mörderiſchen Buben lebendig oder todt in die Burg zu liefern. Die

fromme

Noth, kehrten zurück und ſchmiegten ſich in des Kaiſers Willen. Die Beredteſten unter ihnen beſtellte Er zu Predigern. Sie wurden nun gefällige Eiferer für die weltliche Macht.

Ludwig erhob ſich von Frankfurt nach Coblenz, wo König Eduard von England zu einer feyerlichen Verhandlung ſich eingefunden hatte. Zwey Throne prangten auf öffentlichem Markte. Im kaiſerlichen Schmucke beſtieg Ludwig den einen, im königlichen Eduard den andern. Ueber jenes Haupte hielt ein deutſcher Ritter ein entblößtes Schwert, vier Herzoge, drey Erzbiſchöffe, ſechs Biſchöffe, ſieben und dreißig Grafen ſtanden ihm zur Seite. Die Zahl der Freyherren, Bannerherren und Ritter ſoll auf 17000 ſich belaufen haben.

Mart. Polon. contin. col. 1455.

Um jeden Zweifel an ſeiner Macht zu vernichten, ließ der Kaiſer vor allen Dingen den Frankfurter Reichsbeſchluß verleſen. Dann erhob ſich Eduard, klagend vor allem Volke: es habe König Philipp ihm die Normandie, Guyenne und die Grafſchaft Anjou, ja ſelbſt die Krone Frankreichs entriſſen. Hierauf, ſich an den Kaiſer wendend, begehrte Er von ihm, als oberſten Handhaber der Gerechtigkeit, Hülfe und Recht.

Albert. Argent. p. 127. Leobiens. ad a. 1338.

Nun trat auch Ludwig auf, erinnernd, es habe Philipp die Reichslehn von ihm, dem Kaiſer, nicht empfangen, darum er von Reichs wegen alles Schutzes, aller Rechte verluſtig ſey. Dann ernannte Er den König Eduard, deſſen Klagen für gerecht erklärend, zum Reichs-Verweſer auf dem linken Rheinufer; eine, der niederländiſchen Fürſten Ehrenzweifel beſeitigende Maßregel, weil ſie, als Philipps Lehnsmänner, die Waffen gegen ihn zu führen Bedenken trugen. Dem Reiche hingegen waren ſie höher noch verpflichtet, und durften unbedenklich dem Kaiſer, oder deſſen Statthalter folgen. Eduard legte den Eid der Treue in Ludwigs Hände, und kargte nicht mit Geſchenken, denn Er hatte Gold und Wolle mitgebracht. Es ward beſchworen, ſieben Jahre lang ihm Beyſtand zu leiſten, worauf die Monarchen ſich trennten; der Sage nach ſchon damals mit einem Keim des Widerwillens in der Bruſt, denn der Kaiſer habe vergebens von Eduard begehrt, daß Er ihm die Füße küſſen ſolle. Ein Mährchen, dem nicht Ludwigs Charakter allein, auch Eduards, in ſpätern, unfreundlichen Zeiten ſchriftlich abgelegtes, Bekenntniß widerſpricht: der Kaiſer habe ihn mit väterlicher Liebe behandelt (*).

Olenſchlag. p. 294.

Walsingh. hist. Angl. p. 146.

Walsingh. l. c. p. 157.

Be-

(*) Aus den daſelbſt angeführten Worten des Königs: velut in specialem adoptionis filium de dilectionis exuberantia nos admittentes, hat Schmidt in ſeiner Geſchichte der Deutſchen T. III. p 544. geſchloſſen, daß Ludwig ihn zu ſeinem Sohne angenommen habe.

Beſtürzt vernahm der Papſt, beſtürzter noch **Philipp**, was zu Renſe und Coblenz vorgegangen. Albert. Argent. p. 128 Doch Jener zugleich im Stillen erfreut, daß dieſem wehe geſchah. Er friſchte den Bannfluch wieder auf, woran dem Könige nicht genügte. Raynald. ad a. 1338. 64. Wiederum den Zehnten aller geiſtlichen Einkünfte ertrotzte Er vom heiligen Vater, und dieſes Mal zum deutſchen Kriege.

Indeſſen **Benedikt** allen, in dieſe Händel Befangenen laut drohte, und **Eduards** Statthalterwürde für ſo nichtig als ſchimpflich erklärte, ſandte Er doch im Stillen einen Unterhändler an den kaiſerlichen Hof, um **Ludwigs** Neigung zu erforſchen, und ihm, — wenn Er England fallen Ibid. 16. 17. ließe, die Kurfürſten nicht weiter in das Spiel zöge — Verſöhnungs-Hoffnungen vorzuſpiegeln.

Gleich einem edlen, aber beſtrickten Jüngling, der oft mit Schwüren der launenhaften Geliebten entſagt, und doch bey jedem Lächeln ſchnell wiederum ſich zu ihr wendet, entwürdigte der Kaiſer ſeinen hohen Sinn, ſobald die römiſche Kirche ihm winkte. Der Abt von Ebrach eilte nach Avignon mit neuen Gehorſams-Formeln, indeſſen **Eduard** ſtandhafter die päpſtlichen Friedensvorſchläge kaum hören mochte.

Vitodur. col. 1843. Olenſchlag. p. 276. Aber **Ludwigs** Geſandte begaben ſich nach Lothringen, zu einem Friedenstage, der keinen heitern Abend brachte, gleichwie ein Anderer zu **Arras** fruchtlos endete. Der trotzige Philipp ſchien faſt minder Eduards Beſiegung als Ludwigs Verderben zu wünſchen. Härter als je mußte der Papſt gegen den Kaiſer toben, und jetzt ſogar die unverſchämte Foderung wagen daß Ludwig in Perſon zu Avignon ſich demüthigen, Krone und Scepter ihm ausliefern ſolle.

1339. Vitodur. col. 1841.

Neue Zerrüttung in Deutſchland! neues Wüten der Parteyen gegen einander! Ein großer Reichstag zu Frankfurt ſollte dieſe vereinen. Auch fremde Könige wurden diesmal eingeladen, an Berathſchlagungen Theil zu nehmen, die nicht blos des deutſchen Reiches, die Europa's Ruhe bezweckten. Frankreich und England beſchickten dieſen Tag, auf dem die Satzungen des Vorigen beſtätigt wurden, doch der Stände Neigung für England ſchon erkaltet ſchien, vielleicht weil franzöſiſches Gold blinkte; vielleicht weil dieſes Mal auch Johann von Böhmen ſich einfand, alle Künſte der Gleißnerey, deren Er ſo mächtig, aufbietend, um den ſo oft betrogenen Freund noch ein Mal zu bethören.

Goldast. Const. Imp. T. III. Frankfurt. Chron. T. I. p. 233. Aventin. Annal. Boj. VII. Mutius p. 242.

Was ſchlaue Zeitgenoſſen von einem Manne zu hoffen ſich erlauben, enthüllt der Nachwelt den Charakter deſſelben faſt eben ſo klar als deſſen Handlungen es thun. Nie hatte der Luxenburger treuherziger geſchmeichelt. Seiner Künſte Lohn war die Belehnung mit hundert Fahnen, wogegen Er den Meineid der Treue in Ludwigs Hände ſchwur.

Leobiens. ad a. 1339. Chron. S. Petri Erford. col. 339. schwur. Denn kaum waren ſeine Worte verhallt, als ſchon der Markgraf Karl von Mähren, ſein Sohn, mit Hülfsvölkern nach Frankreich zog.

Indeſſen wurde doch König Eduard als Reichs-Verweſer beſtätigt, und, auf ſein Vorwort, der Graf von Geldern, deſſen Schwager, zum Herzog erhoben. Auch erneuerte Ludwig das Verſprechen, im nächſten Frühling gerüſtet gegen Frankreich zu erſcheinen.

Er hielt nicht Wort. Es iſt ein trauriges Schauſpiel, einen großen und redlichen Mann mit ſich ſelber uneinig zu ſehn; der bebende Berg erſchüttert alle auf ihn gebaute Wohnungen. Man ließ den Kaiſer fühlen, es zieme ihm nicht in Englands Selde zu ſtehn; man flößte ihm mildere Geſinnungen gegen Frankreich ein. Er ſandte Eduards Mutius p. 245. Gold zurück, vorwendend, die Summe ſey zu gering, um ein Heer zu ſtellen, an deſſen Spitze ein Schaten. Annal. Paderb. deutſcher Kaiſer mit Würde auftreten könne. Hingegen beſchloß Er einen neuen Zug nach Welſchland.

Dort hatte Maſtin della Scala ſeit der Böhmen Abzug ſeines Vaterlandes Verwirrung trefflich benutzt, durch Ehrſucht und Ländergier Viele gegen ſich empört. Plötzlich verbanden ſich die Villani L. XI. c. 30. 99. Häuſer Visconti, Gonzaga und Eſte mit den Florentinern und Venetianern; ihre Waffen demüthigten den ſtolzen Erben des Cangrande. Er wandte ſich um Hülfe an den Kaiſer, der, nicht weiſe, die eigenen dringenden Händel und Deutſchlands Zerrüttung vergaß, das gefahrvolle, ſchon einmal mißlungene Abenteuer jetzt im höheren Alter beſtehn, und mit 6000 Mann durch Tyrol ziehen wollte. Dort aber fand Er die Päſſe durch Karl von Mähren geſperrt. Mit unwilligem Erſtaunen und tief gekränktem Gemüth mußte Er den Rückzug befehlen. Da warf ſich Scaliger dem Papſte in die Arme, der, die Gelegenheit beym Schopfe faſſend, ſeine Reichs-Verweſerſchaft geltend machte, und in kurzem ohne Schwertſtreich ſein Anſehn in Welſchland gewaltig mehrte.

Raynald. ad a. 1339. n. 61 — 63.

Ludwigs Unfall wurde diesmal von den Deutſchen nicht mit gewohnter Theilnahme gehört, denn ſeinen Wankelmuth gegen England mochten, gleich der Nachwelt, auch die Zeitgenoſſen nicht entſchuldigen. Zwar ſandte Er endlich — ſchon nahte der Herbſt — ſeinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, zum engliſchen Heere, doch nur mit etwa hundert Helmen, die Eduards Vortrab bildeten. Cambray wurde belagert. Aber Philipp wußte den Feind zu ermüden, indem er ein Treffen bald anbot, bald vermied, ihn endlich zwang, bey des Winters Einbruch Erholung in Brabant zu ſuchen.

Vitodur. col. 1858.

Olenſchlag. p. 303.

Mit engliſchem Golde und franzöſiſcher Beute beladen, zogen die deutſchen Krieger heim. Eduards Mißgeſchick wurde ziemlich aufgewogen durch der

Niederländer Abfall von Frankreich. Ein Methbrauer, Jakob Arteveld, hatte ſie aufgewiegelt — Er war es auch, auf deſſen Rath Eduard Titel und Wappen eines Königes von Frankreich annahm.

Walsingh. p. 143. 1340.

Der neue Feldzug begann mit Vernichtung der franzöſiſchen Flotte und der Belagerung von Dornick. Philipp eilte mit ſeinem ganzen Adel zum Entſatz herbey. Eduard bot ihm einen Zweykampf an. Von welchem Jammer würde die Welt befreyt, wenn die Fürſten ihre Zwiſte durch Zweykämpfe erledigten! Philipp ſpottete des Antrags. Durch ſeine Schweſter, Eduards Schwiegermutter, die ihre Tochter im engliſchen Lager zu beſuchen vorwandte, bewirkte Er einen Waffenſtillſtand, den des Papſtes Bemühungen auf zwey Jahre verlängerten. Folglich wurde für jetzt Eduards Kraft gelähmt.

Leibn. Cod. dipl. T. I. p. 152. 153.

Raynald. ad a. 1340. nr. 32—39.

Dieſelbe ſchlaue Unterhändlerin begab ſich auch nach München zu ihrer Tochter, der Kaiſerin, wohl wiſſend, was eine geliebte Frau über ihren Gatten vermöge. Sie brachte freundliche Briefe vom Könige. Der war nun plötzlich Margarethen's liebevoller Oheim, der gern in engere Verbindung mit dem kaiſerlichen Neffen treten wollte, wenn dieſer nur dem engliſchen Bündniß entſage, und der zugleich auf das Heiligſte gelobte, ihn unverzüglich mit dem Papſte zu verſöhnen.

Adlzreiter P. II. L. III. n. 55. Burgund. p. 164.

Doch ſchwerlich würden alle dieſe Ränke den zu oft Gewitzigten noch ein Mal bethört haben, wäre nur **Eduards** Macht ſeiner eitlen Zuverſicht damals gleich geweſen. Ungeheure Schulden mußte Er häufen, um die ſchwachen Rüſtungen zu beſtreiten, auf welche Er den Sieg voreilig baute. Alle ſeine und der Königin Koſtbarkeiten, ſogar die engliſche Krone und gewiſſermaßen ſeine eigne Perſon wurden verpfändet, und dennoch — was fand der Kurfürſt von Brandenburg, als Er, auf des Vaters Geheiß, zu dem engliſchen Heere ſtieß? einen Titular-König von Frankreich, widerſpenſtige Vaſallen und ein Lager voll zuſammen geraffter Fremdlinge, an Zahl um die Hälfte geringer als die Macht der eingebornen Franzoſen. Täglich ſollte eine Schlacht geliefert werden, täglich wurde ſie verſchoben, und die großen Erwartungen löſten in einen verſpotteten Rückzug ſich auf. Der zweyte, mit prunkender Macht begonnene Verſuch, führte blos zu einem Waffenſtillſtande, der dem Kaiſer lange ein Geheimniß blieb.

Hume Geſch. von England c. XV. ad a. 1339.

Sollte **Ludwig** für bodenloſe Entwürfe die eignen Kräfte verſplittern? Konnte der verarmte Bundesgenoſſe die unentbehrlichen, zu leicht verſprochenen Summen liefern? Und war die Rolle eines Kaiſers würdig, in einem Kriege länger aufzutreten, in welchem der Verbündete ohne ſein Mitwiſſen Verträge ſchloß?

Walsingh. p. 157. Olenſchlag. n. LXXIX.

Dieſen letzten Grund ſtellte **Ludwig** auf, mit Zuſtimmung der Fürſten und Räthe, um dem ſchlimmen Handel ſich mit Ehren zu entziehen. Nur als Vermittler wollte Er noch erſcheinen. Doch **Eduard**, ihm Treuloſigkeit vorrückend, verſchmähte zürnend dies Erbieten.

Ibid. n. LXXX.

Allerdings mochte jener Vorwand, vor dem Richterſtuhle der Staatsklugheit gültig, vor dem der Redlichkeit beſtritten werden; denn, nach **Eduards** Behauptung, hatten nur der nahe Winter und die weite Entfernung des Waffenſtillſtandes Mittheilung gehindert. Auch war nicht ausdrücklich verabredet, keine Friedensunterhandlungen einſeitig zu beginnen. Darum ſoll der Wankelmuth hier nicht vertheidigt werden. Es mag ſeyn, daß der Hoffnungsſchimmer, des Bannes Feſſeln endlich abzuſchütteln, den Kaiſer lockte. Dem Könige von England raubte dieſer trügende Schimmer die Reichsverweſerſchaft, dem von Frankreich gab er einen Freund, der ſich eidlich verband, des fremden Reiches Wohlfahrt nach Kräften zu fördern, und dagegen das Gelübde empfing, ihm des Papſtes Arme und den Schoß der Kirche zu öffnen.

Leibnitz. cod. dipl. T. I. p. [illegible]. Olenſchlag. LXXVIII. Albert Argent. p. 128.

Möchte immerhin dieſer unrühmliche Wechſel vergeſſen werden, wäre nur endlich ein Mal des Kaiſers gerechte Erwartung ungetäuſcht geblieben! Dürften wir uns endlich des befriedigendern Schauſpiels erfreuen, den, unter des Gewiſſens Tyranney ſo lange Gebeugten mit entfeſſelten Kräften handeln zu ſehn! Doch Er war und blieb noch fern vom Ziele. Denn obgleich der Herzog von Sachſen, der Graf von Holland und ein Graf von Hohenberg, als ſtattliche Bevollmächtigte, erſt zu Paris, dann zu Avignon erſchienen, ſo erfuhren ſie doch bald aufs Neue die Wirkungen der franzöſiſchen Doppelzüngigkeit. Kaum wollte man ihrem Monarchen in Paris den Kaiſertitel zugeſtehen. Zwar begleiteten Philipps Machtboten die des Kaiſers nach Avignon, doch ihre kühle Verwendung beſchönigten ſie durch eine ſinnreiche, das Gelübde ihres Herrn beſchränkende Ausflucht. Nur was die Kirche mit Ehren zugeſtehen könne — hieß es jetzt — habe man befördern wollen.

Raynald. ad a. 1341. n. 12. 13.

Albert. Argent. l. c.

Benedikt XII. fand die Ausſöhnung jetzt um ſo bedenklicher — oder mußte vorgeben ſie ſo zu finden — da der Allerchriſtlichſte König mit einem Ketzer ſich verbunden, und es wohl gar ſcheinen möchte, als dürfe Frankreich nur befehlen, wen der Papſt für ketzeriſch oder rechtgläubig erklären ſolle. Er verſchanzte ſich hinter die alte Formel: nach Vorſchrift der Rechte ſolle Ludwig Gnade ſuchen.

Und ſo trug auch dieſer, nicht vom Haſſe, nur vom Geiſte des römiſchen Stuhles beſeelte Papſt, die, von ihm gehäufte, Schuld ſeiner Vorfahren mit ſich zu Grabe. Doch weniger ihm, als

1342.

ſich

fromme und keuſche Jungfrau wollte ſich ganz unvermerkt aus dem Staube machen, wurde aber zu großem Wohlbehagen des ſämmtlichen Hausgeſindes, vor der Hand in den Keller geſperrt, wo ſie ſo lange ſchimpfte, weinte, fluchte, betete, ſprudelte, geiferte, bis ſie vor Mattigkeit weder Hand noch Fuß noch Zunge mehr rühren konnte.

Nach wenig Stunden führte der Jäger Hans triumphirend die beyden würdigen Söhne einer frommen Mutter, mit auf den Rücken gebundenen Händen, durch das Schloßthor auf den großen Hof, wo ſie von der geſammten Dienerſchaft angeſpien, und mit manchem derben Ribbenſtoß beehrt wurden. Sie geſtanden weinend, daß die ehrſame Jungfer Morgenthau ſie zu dieſer That verleitet habe, daß ihr ſchon ſeit langer Zeit das zähe Leben des Herrn von Süſſenhayn zur Laſt geweſen, daß das Gut durch ihre ſorgfältige Vermittelung gänzlich verſchuldet ſey, das darauf geborgte Geld aber unangetaſtet in ſich ſelber, mußte **Ludwig** ſeiner Lage Verſchlimmerung aufbürden. Der, in den letzten Jahren bewieſene, Wankelmuth hatte ihm alte Freunde entzogen, die neuen nicht an ihn gefeſſelt; ſein unmännliches Streben nach der Abſolution, ſeine Bereitwilligkeit, ſich ſtets wieder täuſchen zu laſſen, bey Vielen Spott, bey Manchen wohl gar Verachtung erregt; bey Allen war ſein Anſehn geſunken, und, mit ſich ſelber entzweyt, fühlte ein ſolcher Mann das um ſo ſchmerzlicher.

Mutius p. 235.

Guden. Cod. dipl. T. III. n. 235. Olenſchlag. LXXXIII. Wencker de Pfahlburgeris. Vitodur. 1355. 1382.

Oefter mußte Er den Vorwurf hören, daß ſeine Richterſtühle **von alter böſer Gewohnheit ungleich richteten.** Das verhaßte Fauſtrecht mit allen ſeinen Gräueln, ging aufs Neue im Schwange. Mehr als jemals entzogen ſich die Unterthanen ihren rechtmäßigen Herren; Schutz in Städten ſuchend, wo doch auch der niedrigſte Pöbel in meuteriſcher Gährung tobte.

Adlzreiter. Speyerſche Chron.

Knipschild de jur. civil. imper.

Lünigs Reichsarch.

Bey dem gänzlichen Verſchwinden der öffentlichen Sicherheit mußte endlich der Kaiſer ſelber ſeine Ohnmacht beurkunden durch Freybriefe, die das Fauſtrecht gleichſam geſetzlich machten. Städte, Herren, Ritter und Knechte ſollten befugt ſeyn, untereinander ſich zu verbinden, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine gefährliche Waffe. Zugleich ein trauriges Bekenntniß geſunkener kaiſerlicher Macht!

Zwölftes Kapitel.

Ludwigs Erwerbungen.

Hätte Länderzuwachs ihm — wie gemeinen Helden — Erſatz für manchen Seufzer gewährt, ſo durfte Er ſich glücklich preiſen. Herzog Heinrich von Niederbayern, ſein unſtäter ſtreitſüchtiger Vetter, war geſtorben, einen jungen Prinzen hinterlaſſend, 1339. welchem Er Vormund wurde. Aber auch dieſer Knabe überlebte ſeinen Vater nur ein Jahr. Um die Erbſchaft warben Viele: Heinrichs Schweſterſöhne, öſtreichiſche Prinzen, und die rheiniſchen Pfalzgrafen als männliche Stammverwandte. Ludwig aber machte zwiefache Rechte geltend. Als naher Vetter und als Kaiſer ſchloß Er die Mitbewerber aus, doch mit Zuſtimmung der Niederbayriſchen Landſtände. Für ewige Zeiten ſetzte Er feſt, daß Ober- und Niederbayern ſtets unter Einem Haupte bleiben, und nur im härteſten Nothfall durch Theilung grtrennt werden ſollten.

Leobiens. ad a. 1339. Burgund. p. 101. Chron. Lud. IV. col. 423. Adlzreiter P. III. L. III. n. 48.

Ob die Stände ihm freywillig huldigten? ob die Beyſpiele ſeiner Vorfahren das gänzliche Uebergehen der Miterbefähigen rechtfertigten? — Jenes mag bezweifelt, dieſes zu beweiſen nicht unternommen werden. Doch galt es Vielen in jenen Zeiten für ein kaiſerliches Gewohnheitsrecht und wurde nicht beſtritten. An innerer Stärke gewannen Ludwigs Länder durch dieſe Vereinigung; eine Handlung, der kein böſer Leumund folgte.

Bedenklicher in dieſer Hinſicht ſchien ſein Streben nach dem Beſitz von Tyrol, welches Er, gegen Brandenburg einzutauſchen, längſt gewünſcht. Margarethe Maultaſch, dieſes ſchönen Landes Erbin, vermählt an einen böhmiſchen Prinzen, aber nicht durch Liebe an ihn gefeſſelt, wünſchte ihre Freyheit zu erlangen, und die damaligen Begriffe von Schamhaftigkeit waren nicht zart genug, um ihr die Wahl des beſchönigenden Vorwandes zu erſchweren. Dem Freyſinger Biſchoffe klagte ſie unbedenklich, was den Gemahl in ihren Augen verwerflich machte, und empfing den Troſt: unter ſolchen Umſtänden ſey ihre Ehe nichtig.

* Leobiens. ad a. 1336.

Der Kaiſer, unterrichtet von der angeſponnenen Verhandlung, wollte Staatsklug einen Augenblick benutzen, den Er weder vorausgeſehn, noch herbey geführt hatte, der aber zufällig mit dem Tode ſeiner Schwiegertochter, der Kurfürſtin von Brandenburg, zuſammen traf. Den ſtattlichen Wittwer trug Er Margarethen zum Gemahl an, und freudig ſprach ſie Ja. Nur waren noch zuvor zwey mächtige Hinderniſſe zu beſeitigen. Wer ſollte ihre Ehe trennen? und wer alsdann ſie gültig diſpenſiren? da ein verbotner Grad der Verwandtſchaft der neuen Verbindung im Wege ſtand. Zu allem war der gefällige Biſchof von Freyſingen zwar bereit, und ſchon erhob Er ſich, in des Kaiſers Gefolge, nach Tyrol, um das Geſchäft dort zu vollenden, aber ein unglücklicher Sturz raubte ihm das Leben, und auf keinen ſeiner Mitbrüder vererbte Er den Muth, in einer ſo viel beſprochenen Angelegenheit die bedenkliche Rolle fortzuſpielen.

Doch der Kaiſer war zu weit gegangen, um auf halbem Wege ſtehn zu bleiben. Von dem Krummſtabe des Biſchofs nahm Er ſeine Zuflucht zu der Feder der Gelehrten. **Marſilius** und **Wilhelm Occam**, ein Schüler des berühmten **Duns Scotus**, bewieſen in gewandten Schriften, daß alle, der Ehe hinderlichen Verordnungen urſprünglich von den Kaiſern herrühren, folglich ſie auch befugt ſeyn, in Eheſachen zu richten und zu diſpenſiren (*).

De jurisdict. Imp. in causs. matrim. ap. Goldast. monarch. p. 21 und T. II. p. 1383. 1342. Freher. edd. zu Rebdorfs Annal. Olenſchlag. LXXXI. LXXXII.

Geſtützt auf dieſen ſchwankenden Beweis, lud der Kaiſer **Margarethens** verſchmähten, flüchtigen Gemahl vor ſeinen Richterſtuhl, trennte, als Er nicht erſchien, deſſen Eheband, und ließ die Kluft

---

(*) Calve hist. litter. script. eccl. in App. p. 23. ſetzt irrig den Tod des Marſilius ſchon in das Jahr 1328.

Kluft der Verwandtſchaft zwiſchen dem neuen Brautpaar verſchwinden.

Kühn war dieß Beginnen, kühn und unerhört. Nie hatte noch ein Kaiſer gewagt, ſolche, bisher unbeſtrittene, Kirchenrechte an ſich zu reißen. Das Volk, außer Stande der Gelehrten Gründe zu prüfen, ſtaunte unwillig, und gab vielleicht zum erſten Male dem Verdachte Raum, ſein Kaiſer möchte doch wohl Irrlehren hegen. Bis dahin hatte Er der Unterdrückte geſchienen, eine Lage, die ſtets Wohlwollen erweckt; jetzt trat Er als Angreifer auf, und die öffentliche Meinung war ihm ungünſtig. Auch wurde ſie vielleicht ihm ſchädlicher, als die gereizte Feindſchaft des Königs von Böhmen, den ſeiner Augen Verluſt und die, auf ſeine Staaten oft muthwillig gehäufte, Schuldenlaſt am neuen Kriege hindern mochten. Aber Haß und Rache ſchwur ſein Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, und ihm zur Seite, dem lüzenburgiſchen Hauſe unwandelbar ergeben, ſtand der rechtliche Kurfürſt
Honth. hist. Trev. T. II. n. 659. Balduin von Trier, der jetzt zum erſten Male ſich öffentlich mit Frankreich verband.

Gleichſam trotzend ſchien der Kaiſer noch mehr der Feinde heraus zu fodern. Sein Sohn, mit Kärnthen belehnt, nannte ſich Herzog dieſes Landes und warf, durch dieſe Anmaßung, den Herzog Albrecht von Oeſtreich in die offenen Arme ſeiner Gegner. Die Luxenburger, im ganzen Reiche lautüber **Ludwigs** Undank ſchreyend, warben und verhetzten, überredeten und beſtachen. Selbſt der Pfalzgraf **Rudolph**, ohnehin grollend wegen der niederbayriſchen Erbſchaft, hegte gegen ſeinen Oheim zweydeutige Geſinnungen.

Ein Ungewitter brach herein. Schon in den letzten Tagen **Benedikts** wurde ganz Tyrol durch ein Interdict bedroht. Jetzt lag der Kirche Binde- und Löſeſchlüſſel in den Händen **Clemens des Sechſten**, eines feilen hoffärtigen Weltmannes — vormals Lehrers des Markgrafen von Mähren — dem auch die halbe Sanftmuth ſeines Vorfahren mangelte. Er war ein alter Feind des Kaiſers, den Er, ſchon als Kardinal, ſtatt **Bavarum**, **Barbarum** zu nennen pflegte.

Reynald. ad a. 1341. n. 14.

Ludwig begriff, daß **Benedikts** Tod ihm größeres Unheil bereitet, und kluge Mäßigung erfodert werde, um den friſchen Kämpfer zu entwaffnen, der ſo hochfahrend in die Schranken trat. Darum entſagte Er jetzt allen Entwürfen auf Italien, und that das Beſſere, ja das Beſte, indem Er ſeiner Deutſchen Liebe und Vertrauen wieder zu gewinnen ſtrebte. Durch den räuberiſchen Adel hatte der Städte Handel viel und lange gelitten. Der Kaiſer zwang jetzt alle Stände, vom Fürſten bis zum letzten Bürger, den Landfrieden eidlich zu geloben, und, damit er geſchützt würde, beſtellte Er **Friedensrichter** in allen Provinzen. Dann ver-

Senckenb. Reichs-Abſch. T. I. n. 24. Rebdorff ad a. 1345. Olenſchlag. LXXXIII.

Schaten. Annal. Paderb.

verbeſſerte Er mit großem Ernſt die Rechtspflege, und war bemüht, den Klagen über ſein Hofgericht abzuhelfen. Die Wirkung dieſer pflichtmäßigen Wohlthaten war ſchnell und groß. Nicht ſeit Menſchengedenken hatte Deutſchland dieſe Ruhe, dieſen Segen genoſſen, und alle Herzen wandten ſich ihm wieder zu.

Martin. Polon. contin col. 1549. Vitodur. col. 1867.

Jetzt beſchickte Er den Papſt durch eine ſtattliche Geſandtſchaft, die ſein Kanzler **Hohenberg** führte. Aber **Ludwigs** Glückwunſch und erneute Bitten um Abſolution fanden kein Gehör, obſchon König **Philipp**, an ſein eidliches Verſprechen erinnert, das Geſuch unterſtützte. Nach einer Zögerung von drey Monden ſprach der fortgeerbte päpſtliche Uebermuth verhöhnender als je ſich aus. Keine Gnade ſey zu hoffen, wenn nicht zuvor der Büßende das Reich zu den Füßen des römiſchen Stuhles niederlege, und vor allen Dingen die Grafſchaft Tyrol dem böhmiſchen Prinzen wieder einräume.

Raynald. T. XVI. p. 317. Olenschlag. LXXXV.

Eine Bulle, am grünen Donnerstage, dem **Bruderfeſte** der Chriſtenheit, erlaſſen, wiederholte alle die ſchimpflichen Klagen und Bezüchtigungen, deren noch neue hinzufügend. Denn die zu Frankfurt ausgeſprochene Unabhängigkeit des Kaiſerthums, die Vernichtung des Interdicts, Vertreibung widerſpenſtiger Pfaffen, willkührliche Trennung von **Margarethens** Ehe boten ihm dazu Stoff genug. Nur eine Friſt von drey Monden vergönnte Er dem Kaiſer noch, um jedem Titel, jeder Würde, ſelbſt der angeſtammten herzoglichen, zu entſagen, und, ohne päpſtliche Erlaubniß keine derſelben wieder anzunehmen. Ja, es ſollte Ludwig, um ſeine Verbrechen zu büßen, perſönlich in Avignon erſcheinen, und jeder über ihn verhängten Strafe ſich demüthig unterwerfen.

Ein gleichzeitiges Schreiben an die Kurfürſten, nicht minder von Uebermuth ſtrotzend, verordnete die Wahl eines neuen römiſchen Königes; Ort und Zeit werde der Papſt beſtimmen, der, Kraft apoſtoliſcher Gewalt, das Kaiſerthum den Abendländern übertragen, und, im Fall des ſäumenden Gehorſams, ein Reichs-Oberhaupt ſelber zu ernennen geſonnen ſey.

Raynald. ad a. 1343. n. 42 et 59.

Ludwig ſchwur in der erſten Hitze, Er wolle des Papſtes Anmaßungen widerſtreben, ſo lange noch ein Tropfen Blut in ſeinen Adern fließe. Nach wie vor vergab Er Bisthümer und Pfründen aus kaiſerlicher Macht; den Kreuzpredigern nahm Er die eingeſammelte Türkenſteuer und jagte ſie über die Gränzen. Doch ſank ſein Muth als Deutſchland plötzlich wegen einer neuen Kaiſerwahl ſich rührte; als alte Freunde wankten, und Blutsverwandte ihm den Rücken kehrten. Zwar ſein Neffe, Rudolph, mochte nicht nach des alten Oheims Krone die Hand ausſtrecken, doch ſein Schwager, der Graf von Holland, wurde ſchon durch ihren Glanz geblendet.

Leobiens. ad a. 1343. Mutius p. 239.

Vitodur col. 1853.

Es war einer von den Kunſtgriffen des römiſchen Stuhles, zu Kränkung der Fürſten Rechte den Augenblick zu wählen, wo der Fürſten Leidenſchaften ihre Blicke über päpſtliche Anmaßungen hinweg gleiten ließen. Hätte Clemens jenes hoffärtige Schreiben an die Kurfürſten zur Zeit des Erſten Kurvereins entworfen, Er hätte ſicher, wo nicht Spott, doch Ungehorſam erfahren. Jetzt hingegen bewirkte es eine ſchleunige Zuſammenkunft dieſer Fürſten zu Renſe, wo Balduin von Trier und Johann von Böhmen ihren Haß den milder Geſinnten einzuhauchen ſtrebten.

Leobiens. ad a. 1343. Albert. Argent. p. 133.

Aber kaum erfuhr es Ludwig, als Er plötzlich mitten unter ihnen ſtand, durch ſeine Perſönlichkeit verwirrend, gebietend und beſänftigend. Den Vorwurf einer, muthwillig verwirkten, Erneuerung des Bannfluches entkräftete ſeine Zuſage, durch oft bewieſene Nachgiebigkeit den Papſt zu entwaffnen; ein Schritt, der dieſesmal erwünſchtere Folgen hoffen laſſe, da König Philipp, ſeines Wortes eingedenk, nachdrückliche Vorſprache verheiße; wie ſolches ein freundlicher Brief, den Ludwig vorwies, bekräftigte.

Die Feinde verſtummten, die Freunde erhoben ihre Häupter, die Wankenden blieben getreu. Und ſo erſtickte des Kaiſers überraſchende Gegenwart, ſein freundlicher Ernſt, den Keim der Verſchwörung.

1344. Redlich erfüllte Er ſeine Zuſage. Alle jene, ſchon ſo oft, und immer fruchtlos wiederholten, Erbietungen ließ Er zu Avignon erneuern und dießmal ſtand der Dauphin von Vienne ſelber an der Spitze der Geſandtſchaft. Allen Demüthigungen, ſo lange ſie nur in Worten beſtanden, unterwarf Er ſich; wollte ſeines Gewiſſens und des Reiches Ruhe gern durch alle die Worte erkaufen, die es dem Papſte vorzuſchreiben belieben möchte; wollte ſeinen Fürſtenſtand, und was Er als Kaiſer unternommen, gleichſam ſelber vernichten; nur beharrte Er mit unerſchütterlicher Feſtigkeit auf Einer Bedingung, die freylich, wenn ſie verwilligt wurde, jede Demüthigung zu einem bloßen Schauſpiele, zu einer ſcheinbaren Genugthuung machte: denn an demſelben Tage, in derſelben Stunde, wo ſeine Unterwürfigkeit die Abſolution erlangen würde, ſollte auch der Papſt alles wiederum genehmigen und bekräftigen, was, in einer Reihe von Jahren, der gebannte Kaiſer gethan.

Lang. Beyträge p. 507.

Gewold. p. 195. Dientschlag. LXXXVIII

Der heilige Vater, ſammt ſeinem Conſiſtorium, erſtaunten und erſchracken faſt, als Ludwigs Machtbote, Marquard von Randeck, die ſchmähliche Vollmacht überreichte, den Kaiſertitel unterdrückte, und Ludwigs von Bayern Perſon, Güter, Stand und Willen ohne Vorbehalt des Papſtes Gutdünken übergab. Die Kardinale trauten ihren Ohren kaum, ſahen verlegen einander an, und wollten den Geſandten kaum vergönnen, ihren ganzen Auftrag zu vollziehen. Aber dieſe be-

Albert. Argent. p. 33.

einem großen eiſernen Kaſten begraben liege, daß ſie nur den günſtigen Ausſchlag des mörderiſchen Unternehmens abwarten wollen, um ſich alsdann mit ihren Schätzen in Sicherheit zu begeben, und den etwanigen Erben die leere Burg zu hinterlaſſen.

Auf dieſes freywillige Bekenntniß ſandte man die ſaubern Spießgeſellen in die Amts-Vogtey, wo ihnen ein eben ſo kühles Quartier angewieſen wurde, als weiland meinem Vater, da der Wolf die ſpaniſchen Schaafe gefreſſen hatte. Die Jungfer Morgenthau ward aus dem Keller hervorgeholt und bekannte nichts; da aber der gefüllte eiſerne Kaſten die Ausſage ihrer Pflegkinder beſtätigte, ſo ward ſie gleichergeſtalt der engern Gewahrſam des Büttels anvertraut, welcher ihr oft handgreiflich bewieß, daß der Kobold in ihn gefahren ſey.

Um nie wieder auf dieſes würdige Kleeblatt zurückkommen zu müſſen, endige ich ihre beharrten, und reckten ihre Finger gen Himmel, und ſchwuren in des Kaiſers Seele, daß es ihm Ernſt mit dieſer Buße ſey.

Gern wäre der Papſt einer Antwort ausgewichen. Er ſprach von neuer Bedenkzeit, um zu erwägen, was die Ehre der Kirche erheiſche. Barmherzigkeit zu üben ſey Er zwar geſonnen, doch nicht übereilt. Als aber die Geſandten mit leeren Worten abzuziehn ſich ſtandhaft weigerten, da warf die päpſtliche Tücke neue Dornen auf den Friedenspfad, nicht mehr Ludwigs Perſon allein, ſondern des Reiches Rechte und Freyheiten verwundend.

Baluz. Miſcell. T. II. p. 272. Olenſchlag. LXXXVII.

Sieben Jahre früher hatte man blos von dem Büßenden begehrt, daß Er die als Kaiſer verübten Handlungen für nichtig erklären ſolle; damals wagte man nicht, die Rechte des erwählten römiſchen Königes anzutaſten: jetzt aber wurde vorgeſchrieben, auch dieſe der päpſtlichen Gnade anheim zu ſtellen. Keiner Oberherrlichkeit im Kirchenſtaate ſollte Er ſich anmaßen; die Reiche Sicilien, Sardinien und Corſica als päpſtliches Eigenthum erkennen; ſich nie mit einem Fürſten verbinden, den zu verketzern dem römiſchen Stuhle etwa belieben würde. Uebertrate Er eine dieſer Vorſchriften, ſo ſollte der Bann, ohne weitere Förmlichkeit, die unmittelbare Folge ſeyn, und es dem Papſte frey ſtehn, ſeiner Würde ihn zu entſetzen. Die deutſchen Fürſten, geiſtliche und weltliche, ſollte Er nicht nur von ihren Eiden losſprechen, ſondern ſogar durch einen neuen Schwur ſie verpflichten, der Kirche wider ihn ſelber beyzuſtehn.

Ludwig ſtutzte. Was Er in Italien als Kaiſer verrichtet, konnte Er unbedenklich fahren laſſen, denn es berührte minder das deutſche Reich als ſeine Perſon. Doch was Er in Deutſchland als König verordnet und verliehen, das hing durch tauſend Fäden mit mannigfaltigem Vortheil der Reichsſtände zuſammen, dem zu widerſprechen ſchien Er unbefugt. Hatte nicht der Kurverein feyerlich beſchloſſen, daß ein rechtmäßig erwählter König, auch unbeſtätigt vom Papſte, das Reich verwalten ſolle? ſtand es in Ludwigs Macht, dieſen Reichsſchluß umzuſtoßen? durfte Er, auf Koſten der Stände, auch nur mit Worten freygebig ſeyn?

Alles das beherzigend, weigerte Er ſtandhaft,
fremde Rechte mit den ſeinigen zu vermengen, und
ſchrieb gen Frankfurt einen Reichstag aus, zu dem 1344.
Er mit feyerlicher Andacht ſich bereitete, und wo
Er offen, einfach, wie Er immer pflegte, die zu
Avignon gepflogene Unterhandlung den Ständen mit-
theilte. „Des Reiches Wohlfahrt“ ſprach Er, „hat Vitodur.
mir von Anbeginn mehr am Herzen gelegen als col. 1889-
deſſen Krone. Haltet Ihr dafür, es werde Aer- 1893.1903.
gerniß vermieden und Friede gefördert, wenn ich 1904. Mutius p.
dieſe Krone in des Papſtes Hände lege? Wohlan, 240. 241.
ich bin bereit. Allein beharrt ihr auf den Reichs- Burgund. p. 170.
ſchlüſſen, ſo ſcheue ich auch keine Gefahr.“

Alle Gemüther wurden empört. Ihres Kaiſers Demüthigung, vielleicht noch mehr den Eingriff in die Fürſtenrechte, nahmen alle zu Herzen, und erklärten einſtimmig: Er habe mehr als genug gethan, Er ſolle hinfort ſich nimmer um die päpſtliche Gnade bewerben. Durch Geſandte wolle man von Reichswegen den Papſt abmahnen.

Der dankende Kaiſer entließ die Verſammlung, die Fürſten nach Renſe berufend, um dort ferner zu rathſchlagen. Sicher hätte Er damals einen ſchönen Triumph gefeyert, wäre nicht Johann von Böhmen als erbitterter Kläger gegen ihn aufgetreten, von den Kurfürſten Gerechtigkeit wegen Tyrol heiſchend.

Hier ſtand der Kaiſer nicht in dem an ihm gewohnten reinen Lichte. Er hatte zu ſchnell den Worten einer launenhaften Fürſtin vertraut, deren ſchnöden Vorwand ihres verſtoßenen Gatten zweyte Ehe widerlegte. Und ſelbſt wenn dieſer Vorwand nicht erſonnen war, ſchien es weder dem Rechte noch der Würde des Kaiſers angemeſſen, ihn ſo haſtig, ſo gewaltthätig zu benutzen. Denn ſein Beſitz von Tyrol gründete ſich einzig auf die getrennte Ehe, und dieſe Trennung wiederum auf ſeinen eignen Richterſpruch, und das Recht zu dieſem auf die Feder eines feilen Schriftſtellers. Die alten, durch Glauben und Gewohnheit ehrwürdigen Formen, hatte Er überſchritten; den Papſt zu neuen Klagen berechtigt;

die Verſöhnung mit der Kirche ſelbſt erſchwert; Verdacht der Ländergier erregt. Alles das, mit grellen Farben durch den König von Böhmen geſchildert, weckte Unwillen in mancher, dem Kaiſer ſonſt ergebenen, Bruſt, und dieſer Unwille, von thätigen Feinden geſchürt, brach in Vorwürfe aus, obgleich Ludwig den Erzbiſchof von Trier, Johanns nächſten Verwandten, mit unbegreiflicher Zuverſicht als Schiedsrichter aufforderte. Stimmen erhuben ſich, begehrend, Er ſolle zu Gunſten des Markgrafen Karl von Mähren, des Sohns ſeines Todfeindes, der Krone entſagen. Doch mit Würde behauptete Er ſein Recht. Keinem wollte Er weichen als ſeinem eignen Sohne, Ludwig dem Brandenburger; nur wenn man dieſen an ſeine Stelle erwählte, ſey Er bereit vom Throne herab zu ſteigen.

Burgund. p. 172.

Die Wechſelreden blieben ohne Folgen. Der blinde König von Böhmen ſah für jetzt den Plan vereitelt, ſeines Prinzen unverdientes Haupt mit der deutſchen Krone zu ſchmücken; dennoch rühmte Er ſich, fünf Kurfürſten wären ſchon mit ihm gleiches Sinnes und würden bald zur Kaiſerwahl gen Frankfurt ziehen; an ihrer Spitze ſtehe Pfalzgraf Rudolph.

Allerdings war dieſes Neffen Abneigung gewachſen, weil noch kürzlich, in einem Rechtshandel mit Mainz, nicht des Oheims Gunſt, ſondern des Kaiſers Gerechtigkeit den Ausſpruch gethan;

Rebdorf ad a. 1344. Vitodur. 1905.

Alb. Ar- darob zu Frankfurt Rudolphs Bruder ſeinen
gent. 135. Unmuth ſo laut geäußert, daß Er Ludwigs Zorn
heimlich entfliehen mußte. Auch hatte Karl von
Mähren ſchon zu Avignon die Kaiſerkrone gefeilſcht.
Zwar gelang es nicht, den Mainzer Erzbiſchof ſeinem
Raynald. Kaiſer abwendig zu machen, nicht einmal durch
ad a. 1343. Androhung des Banns und Verluſtes ſeiner Würde,
n. 61 — 68.
Burgund. aber Clemens, der mit Unglimpf die Geſandten
p. 173. der Reichsſtände von ſich wies, wollte nun nicht
länger des Bannes kalte Blitze ſchleudern; König
Mutius p. Philipps Waffen ſollten klirren, auch wohl deſſen
241. 242. Gold blinken, um der Deutſchen Gehorſam gegen
die Kirche zu erzwingen.

Indeſſen griff Johann von Böhmen, nach
Rache dürſtend, zu den Waffen, verheerte Brandenburg,
1345. bedrohte Bayern. Doch plötzlich rüttelten
ſich die benachbarten Fürſten, dem Kaiſer anhängend
oder der böhmiſchen Macht einen Zügel
wünſchend. In Einer Woche empfingen Johann
und Karl Fehdebriefe aus Polen, Ungarn, Oeſtreich,
Rymer T. Schweidnitz und Meißen. Auch König Eduard
V. p. 445- vergaß, um das Gleichgewicht der Staaten
451. zu erhalten und Frankreichs herrſchſüchtige Entwürfe
Mutius zu hemmen, das von Ludwig erlittene Unrecht,
241. bot Hülfe, warb Bundesgenoſſen, brach den Waffenſtillestand.

Die Böhmen wandten ſich raſch gegen Polen, Vortheile erfechtend. Doch im Rücken von überlegener Macht bedroht, vom Kaiſer in Perſon an ihren Gränzen ſiegreich angegriffen, neigten ſie ſich bald zum Frieden, und Ludwig, fühlend, Er ſey dem Feinde nicht unbilligen Erſatz ſchuldig, vermochte ſeinen Sohn, den Brandenburger, die Markgrafſchaften Bautzen und Görlitz an Böhmen abzutreten, auch 20000 Mark Silbers beyzufügen; wogegen Er nunmehr im ruhigen Beſitz von Tyrol verblieb, und, was vielleicht in dieſer beklemmten Lage noch erſprießlicher ſchien, ſein Vater die alten Freunde wieder gewann.

Vitodur. col. 1911.

Adlzreiter P.II. L.IV.

Eine nicht minder wichtige, und auf die rechtlichſte Weiſe erworbene Vermehrung ſeiner Herrſchaft erlangte Ludwig durch die ſchönen Provinzen Holland, Seeland, Friesland. Denn erbelos ſtarb der letzte Graf Wilhelm. Sein Tod erledigte ein Reichs-Lehn, und ſeine ältere Schweſter, Margarethe, war des Kaiſers Gemahlin. Nur Ein Mitbewerber trat hervor, der König Eduard als Gemahl der jüngern Schweſter, hoffend, das ihm wohlgelegene Seeland zu gewinnen. Das Recht der Erſtgeburt, vereint mit dem Wunſche jener Länder, ungetrennt zu bleiben, entſchied. Margarethe wurde ohne Widerſpruch mit ihres Bruders Erbe vom Kaiſer belehnt.

Matthaei Annal. vet. nov. T. III. p. 234.

1346.

Unerwieſen bleibt die Sage, Ludwig habe, zu Gunſten ſeines Sohnes Stephan, auch das Herzogthum Schwaben wieder herzuſtellen getrachtet,

Olenſchlag. XCIV.

darum den Titel eines Herzogs von Schwaben ihm beygelegt, und Ravensburg, den alten Fürſtenſitz, ihm zur Wohnung angewieſen. Es mag ſeyn, daß der Annahme jenes Titels eine bloße Höflichkeit zum Grunde lag; denn Stephans Gemahlin war eine ſicilianiſche Prinzeſſin von Hohenſtaufiſcher Abkunft. Nimmer hat der Prinz, nach ihrem Tode, ſich Herzog von Schwaben genannt.

Vitodur. col. 1871.

Drey-

Dreyzehntes Kapitel.

Ludwigs letzte Tage.

Wenn der Mann, deſſen Leben wir betrachten, nicht immer dem Felſen glich, der ruhig im ſtürmiſchen Meere auf ewigen Wurzeln ſteht, wenn Er öfter der vom Sturme gebeugten Ceder zu vergleichen war; ſo darf auch nicht vergeſſen werden, daß ihm vom Schickſal ein hartes Loos gefallen. Nicht allein die Hydra der geiſtlichen Macht ſpie, ſo lange Er lebte, ihre Flammen gegen ſeinen Thron, oft in giftige Dampfwolken dieſen verhüllend; auch um den erſten Schritt zum Thron mußte Er mit einem Nebenbuhler lange Jahre kämpfen, und wiederum, am Abend ſeines Lebens, war ihm die Kränkung aufgeſpart, eine After-Krone auf des Feindes Haupte zu erblicken.

Seit die Kurfürſten einhellig ihm bezeugten, Er habe alles erſchöpft um die Kirche zu verſöhnen, und des Papſtes Trotz dürfte ſein Gewiſſen länger nicht belaſten; ſeitdem ſchien Ruhe ihm zu winken, und, unbekümmert um den fernen Donner von Avignon, genoß Er die Früchte einer langen, weiſen

ſen Regierung ſeiner Länder. Da ſtarb ſein alter Feind, der König Robert von Neapel, nur eine Tochter als Erbin hinterlaſſend, die berüchtigte, mit dem Prinzen Andreas von Ungarn vermählte, Johanna, die den Verdacht des, bald darauf an dieſem Fürſten verübten, Mordes auf ſich lud. Da lüſterte dem König von Ungarn nach dem ſchönen Reiche. Als nächſter männlicher Erbe, und als Rächer ſeines Bruders, wollte Er nach Italien ziehen. Den Kaiſer und die Gibellinen bat Er um Beyſtand.

Der Augenblick ſchien günſtig, noch Einmal in Welſchland die kaiſerliche Würde zu behaupten. War doch nun Tyrol, die bequeme Pforte, in Ludwigs Gewalt. Ein hohes Alter hatte ſeinen Muth noch nicht erſchlafft. Der König von Ungarn beſiegelte das Bündniß, indem Er ſeinen Bruder mit Ludwigs Tochter, Eliſabeth, verlobte. Oeſtreich, Brandenburg und viele deutſche Fürſten traten hinzu. Mit Sicilien wurde unterhandelt. Alle Fürſten der Lombardey rüſteten ſich, um König Roberts Erbe zu zerſtückeln, vielleicht die päpſtliche Macht in Welſchland zu zertrümmern. Mit ſo furchtbaren, vereinten Kräften wollte Ludwig den Zug unternehmen, vor dem der römiſche Hof erzitterte; und eben dieſe Angſt gebar eine blinde Wuth, die alles wagte. Bannſtrahlen zündeten nicht mehr. Einen Gegenkaiſer hatte Clemens

Raynald. ad a. 1345. n. 17.

Villani L. XII. c. 58. sq.

Raynald. ad a. 1346. n. 58—60.

mens, den König Philipp ſcheuend, bisher nicht namentlich bezeichnen mögen; aber jetzt, da die Engländer Frankreich bedrängten, und Philipps Blicke oder Waffen auf ſich zogen, jetzt ſchleuderte der Papſt mit entzügeltem Grimme eine neue Bannbulle nach Deutſchland hinüber. Ehrlos nannte Er den Ketzer Ludwig, untauglich Aemter zu verwalten. Nicht Erbe noch Zeuge, nicht Kläger noch Richter könne Er ſeyn. Aller Güter ſey Er verluſtig, wie der Gemeinſchaft der Gläubigen. Alle weltliche Mächte ſollten ihn ausſtoßen und vertilgen. Kein ehrliches Begräbniß verſtatte ihm die Kirche; auf Söhne und Enkel vererbe ſich ihr Zorn. Die heftigſten Verwünſchungen beſchloſſen die raſende Bulle.

Raynald. T. XVI. p. 228. 230. Olenſchlag. LXXXIX. XC.

„Gott verwirre ihn!“ ſo hieß es, „und ſtürze ihn in die Hände ſeiner Feinde. Arglos falle Er in ihre Netze! verflucht ſein Eingang! verflucht ſein Ausgang! Gottes Zorn verfolge ihn in dieſer und jener Welt! Gott ſchlage ihn mit Wahnſinn, Blindheit, Wuth! der Himmel laſſe ſeine Blitze über ihn ziſchen! der Abgrund öffne ſich, ihn lebendig zu verſchlingen! dem noch lebenden Geſchlechte ſey ſein Andenken verſchwunden! Alle Elemente mögen ſich empören gegen ihn! ſeine Wohnung ſey öde! ſeine Kinder, aus ihr vertrieben, ſehe Er vor ſeinen Augen ſterben! ꝛc.“

Es ekelt dem Geſchichtſchreiber einem Statthalter Chriſti länger nachzufluchen. Sogenannte väter-

Geſchichte lieber ſogleich. Der Herr von Süſſenhayn verzieh ihnen auf dem Sterbebette. Auf ſeine Vorbitte ward die peinliche Unterſuchung nicht allzuſtrenge betrieben, die Jungfer Morgenthau wurde eine Zierde des Zuchthauſes, wo ſie unter dem Singen erbaulicher Lieder, mit vieler Geſchicklichkeit Hirſchhorn raſpelte; die beiden Zweige dieſes verwelkenden Stammes folgten dem Kalbfell unter einem preußiſchen Regimente, und wurden, nachdem ſie zweymal entlaufen und wieder ertappt worden waren, neben einander an Einen Galgen gehängt.

väterliche Ermahnungen beſtürmten zugleich die Kurfürſten; ſie ſollten ungeſäumt zur neuen Kaiſerwahl ſchreiten, durch Zögerung den Papſt nicht reizen, des römiſchen Stuhles alte Rechte ſelber auszuüben.

Auf **Karl** von Mähren war ſein Auge gerichtet. Der ſtellte ſich perſönlich zu Avignon, von ſeinem blinden Vater begleitet, den ſchimpflichſten Bedingungen ohne Bedenken ſich unterwerfend. Ja, ſogar ſeinen ehrwürdigen Großvater, **Heinrich** von **Luxenburg**, wollte Er im Grabe ſchänden, und alle deſſen, in Welſchland verübten, Handlungen vernichten. Haß und Rache treten, ſammt dem Feinde, auch das Heiligſte mit Füßen.

Raynald. T. XVI. p. 254. Olenſchlag. XCIII.

Ein Stein auf dieſem böſen Wege war noch hinweg zu räumen. Des Wahltags Beſtimmung, des Ganzen Leitung gebührte dem alten, unerſchütterlichen Erzbiſchof von Mainz. Der Papſt beſchloß, ihn ſeiner Würde zu berauben. Einem Jüngling ſollte Er weichen, der kaum zwanzig Jahre zählte, dem Grafen **Gerlach** von **Naſſau**. Nur Gewalt konnte dieſen Wechſel bewirken, und eben darum fiel die Wahl auf einen ſolchen, deſſen mächtige, am Rhein hauſende, Verwandte der Bulle Nachdruck geben konnten. Zwar fand der junge Graf tapfern Widerſtand; nur ein geringer Theil des Erzſtifts wurde überwältigt; aber ſchon genug um dem neuen Kurfürſten das Scheinrecht zu verleihen, haſtig einen Wahltag auszuſchreiben.

Raynald. ad a. 1346. n. 2. Baluz. vit. Pap. Av. col. 248.

Um das Volk zu ſtimmen, ſandte Clemens einen Legaten nach Deutſchland, einen Ablaßkrämer, der Jedermann den Himmel für einen Gulden aufthat, wenn der Käufer nur an ſeinem rechtmäßigen Herrn meineidig werden wollte. Dem bürdete man auf, Er beſchütze die Juden zu Beſchimpfung des Chriſtenthumes. Ueberall verlas man jenen Bußbrief, der freylich ein eignes Bekenntniß der Ketzerey und widerrechtlich angemaßter Herrſchaft enthielt. Dem Adel wurde des läſtigen Landfriedens ſtrenge Handhabung gehäſſig dargeſtellt; den Städten das eingreifende Hofgericht, und jede Steuer als unleidliche Bedrückung vorgeſpiegelt; Allen Ludwigs Wankelmuth verächtlich geſchildert.

Vitodur. col. 1910.

Ibid. 1914. Martin. Minor. col. 1639.

Rebdorff ad a. 1317. Vitodur. 1817.

Doch weder Frankfurt noch Aachen, beyde dem Kaiſer getreu, öffneten ihre Thore; darum wurde die Verſammlung nach Renſe beſchieden. Dort erſchienen die geiſtlichen Kurfürſten ſämmtlich — wenn der eingedrungene Naſſau gezählt werden darf — der König von Böhmen nebſt Karl dem Thronbewerber, und Herzog Rudolph zu Sachſen. Die edlen rheiniſchen Pfalzgrafen weigerten ſich — trotz ihrer Unzufriedenheit und der, an ſie verſchwendeten, glatten Worte — den alten ehrwürdigen Oheim zu kränken. Des Brandenburgers Stimme ſchien entbehrlich, da ihm als unrechtmäßigen Beſitzer (in des Papſtes Augen) das Stimmrecht abgeſprochen wurde.

Gesta Bald. III. c. 8.

Nur wenige Biſchöffe und Herren, vom Papſte gewonnen, fanden ſich ein, und wurden freudig empfangen, damit es doch ſcheinen möchte, als ob auch andere Reichsſtände ihren Kaiſer verwürfen.

Albert. Argent. p. 135. Olenſchlag. nr. XCI.

Man begann die Unterhandlung mit einer ungeheuern Folgeloſigkeit, denn man erklärte: lange ſchon ſey das Reich erledigt; ein Satz, den alle Gegenwärtige ſeit zwey und zwanzig Jahren eifrig beſtritten und eidlich verdammt hatten.

Schaten. Annal. Paderb. p. 510.

Cöln verhandelte ſeine Stimme für 8000 Mark Silbers, Sachſen für 2000. Der Markgraf *Karl* von Mähren wurde zum Kaiſer gewählt; und weil der Hochaltar zu Frankfurt für ihn nicht zugänglich war, ſo ſtellten ihn die Wahlfürſten auf den ſogenannten *Königsſtuhl* bey *Renſe*, wo ihn das Volk mit dem feilen *Es lebe der König!* begrüßte.

Den 11ten July 1346.

Ein Zufall wollte, daß in demſelben Augenblicke das aufgepflanzte Reichspanier in den Rhein ſtürzte und verſank. Eine unbedeutende Begebenheit; doch in jenen Zeiten, wo der Muth am Glauben hing, niederſchlagend ſelbſt für Helden. Auch ſchien der Erfolg die Weißagung zu rechtfertigen.

Albert. Argent. p. 138

Der Kaiſer befand ſich zu Trient, mit dem Könige von Ungarn und *Martin della Scala* den verabredeten Feldzug ordnend, als Er, was zu Renſe geſchehn, kaum ſeinen Ohren trauend, vernahm. Eilig kehrte Er zurück, und die trübe Wolke ſchwand von ſeiner Stirn, als Er die meiſten Städte in beharrlicher Treue fand. Ein groſſer Reichstag wurde alſobald nach Speyer ausgeſchrieben, wo alle, vom Papſte unbeſtrickte, Fürſten und Herren, ſammt der Städte Machtboten wetteiferten ihm die alte Treue zu beweiſen. Für geſetzwidrig und aufrühreriſch wurde die Verſammlung zu Renſe einmüthig erklärt, und jeder Stand erbot ſich fröhlich, für ſeinen rechtmäßigen Kaiſer die Waffen zu ergreifen. **Ludwig** erließ einen Scheltbrief (*), den Gegner vergleichend mit einem Würmlein, das die Säule zernagen, dem Lamme, das den Wolf verſchlingen wolle; ihm vorrückend, daß Er kaiſerlicher Gnade alles verdanke was Er beſitze; ihn ermahnend, von ſeinem thörichten Beginnen abzulaſſen, oder ſeine Vernichtung zu gewärtigen.

Cuspinian. in Caes. p. 382.
Burgund. p. 175.
Rebdorff ad a. 1346.

Dieſe hohe Sprache durfte Er um ſo ſicherer führen, da alle ſeine Anhänger ſich rüſteten, und Er kaum des eigenen, geſammelten Heeres bedurfte. Denn kein Fürſt, keine Stadt wollte ſich mit **Karls** gefährlichem Wageſtück befaſſen. Man nannte ihn nur den **Pfaffen-Kaiſer**. Aachen ſperrte ihm die Thore, **Ludwigs** Gemahlin alle Straßen der Nie-

---

(*) Wenn anders dem Cod. chart. in der Wiener Bibliothek zu trauen iſt. Volumar. Imp. Const. p. 45.

Niederlande, wo ſie eben von Hennegau Beſitz ergriffen. Da zog Er mit ſeinem Ritterſchwarme zu dem Biſchof von Lüttich. Aber die Bürger zerſchlugen ihm das Reichspanier. Da mußte Er nach Trier entweichen, und endlich gar mit ſeinem alten Vater nach Frankreich flüchten. Kaum waren damals einige Wochen ſeit der Wahl verſtrichen.

Selbſt im päpſtlichen Conſiſtorium fand Er hef-
tige Widerſacher an den ungariſch geſinnten Kardi-
Villani nälen, und kaum vermochte des heiligen Vaters
XII. c. 59. Gegenwart Thätlichkeiten zu verhüten. Jetzt verlor Er auch ſeine mächtigſte Stütze, da Johann von Böhmen ſeine abenteuerliche Laufbahn beſchloß. Die berühmte Schlacht bey Creſſi ſollte nicht ohne ihn geliefert werden. Zwey deutſche Ritter mußten ihre Roſſe an das ſeinige befeſtigen, und ſo den Blinden gegen die Engländer in das Treffen führen, wo Er ſeinen Tod neben 12000 Franzoſen fand.

Nach dieſem herrlichen Siege wünſchte Edu-
Alb. Ar- ard, das alte Bündniß mit den Deutſchen zu er-
gent. p. 159. neuern. Seine Gemahlin, der Kaiſerin Schweſter, leitete es ein, und zu Frankfurt empfing Ludwig die engliſche Geſandtſchaft mit großen Ehren. Allein die Unterhandlung blieb ohne Folgen, viel-
Rymer T. leicht weil Eduard ſeine Anſprüche an die hollän-
V. col. 509. diſche Erbſchaft noch immer nicht aufgeben mochte.
sq. Der bedrängte König Philipp bot alle Ränke auf,

auf, um Zwietracht unter den Deutſchen zu ſtiften, damit ſie nicht, im engliſchen Bündniß, ihm die Noth mehrten. Auf ſeinen Befehl beſtätigte Clemens den Gegenkaiſer, der noch Einmal erſt zu Aachen, dann zu Cöln, vergebens Einlaß begehrte, um die Krone zu empfangen, die endlich in Bonn vom Cölner Erzbiſchof ihm aufgeſetzt wurde, doch für jetzt ein leeres Zeichen angemaßter Würde blieb.

Nach altem Herkommen hätte Er nun ſein Lager vor der Stadt aufſchlagen und ſeinen Gegner trotzig erwarten ſollen; allein Er war von Ludwigs treuen Anhängern dermaßen umringt, daß Er ſchmählich durch Lothringen, Elſaß und Schwaben nach Böhmen ſchleichen mußte.

Villani L. XII. c. 77. Rebdorff ad a. 1346.

Der Kaiſer, den ohnmächtigen Gegner verachtend, knüpfte die Unterhandlung wegen des Feldzuges nach Italien wieder an. Erſchrocken ließ der Papſt im Mayländiſchen einen Haufen Kriegsvolk werben, ſpornte ſeinen Schützling, den ſogenannten Kaiſer Karl, mit dieſer Macht Tyrol zu überfallen, und ſo die Straße nach Italien zu ſperren. In Kaufmannskleidern, von drey Knechten nur begleitet, ſtahl ſich Karl nach dem von Vertheidigern entblößten Tyrol, und belagerte Margarethen in ihrem Schloſſe. Doch als deren Gemahl mit einem fliegenden Heere zum Entſatz herbey eilte, flohen die welſchen Miethlinge und Karl mit ihnen. So mußte Er überall dem mächtigen Genius weichen, und aufs Neue zitterte der Papſt vor dem verketzerten Kaiſer an Welſchlands Gränzen.

Damals führte Nicolaus Rienzi ſein berüchtiges Schauſpiel in Rom auf. Ein Mann von geringer Herkunft, doch beleſen in den Schriften der Alten, mächtig der Kunſt die Gemüther zu gewinnen, eifernd für Freyheit und Recht, ein geſchworner Feind des Adels. Durch ihn von der Herrlichkeit ihrer Vorfahren unterrichtet, träumten die Römer ſchon von neuen glänzenden Zeiten, verjagten ihre Großen und wählten zu einem Zunftmeiſter dieſen Rienzi mit allen Rechten vormaliger Tribunen. Ein täuſchender Schatten der römiſchen Republik ſchwebte einen Augenblick über den ſieben Hügeln. Rienzi nannte ſich Befreyer des Vaterlandes. Nicht unverdient, denn ſeine Strenge verwandelte die römiſche Mördergrube in eine Wohnung der Gerechtigkeit und Ordnung. Sein Ruhm erſcholl bereits durch Europa. Ganz Italien ehrte ihn durch Geſandte. Sechzig Städte unterwarfen ſich ihm. Fremde Mächte buhlten ſchon um ſeine Freundſchaft. Der Papſt nannte ihn ſeinen Statthalter. Selbſt der Kaiſer ſandte vertraute Männer an ihn, deren Aufträge unbekannt geblieben.

Rienzi's Leben bey Murator. T. III. Antiq. Italic.

Hätte Rienzi die ſchwerſte menſchliche Kunſt verſtanden, das Glück zu ertragen, ſo würden wir vielleicht noch heute in ſeinen Nachkommen

Roms Beherrſcher verehren. Doch ihm ſchwindelte bald. Mit dem Scepter in der Hand ritt Er durch die Straßen. In der lateranenſiſchen Kirche ließ Er ſich zum Ritter ſchlagen, badete in der Marmor-Muſchel, dem Taufbecken Conſtantins, und nannte ſich einen Candidaten des heiligen Geiſtes. Dann lud Er den Papſt, ſammt allen Kardinälen, nach Rom, deſſen Bürger Er für die einzigen, rechtmäßigen Wahlherren eines Kaiſers erklärte, weshalb ſo Ludwig von Bayern als Karl Olenſchlag. XCV. von Böhmen dort erſcheinen ſollten, um ihre Rechte vor ihm darzuthun; eine Erklärung, die der Tollkühne an alle europäiſche Könige ſandte. Alle Städte Italiens berief Er zu ſeiner Krönung mit einem ſiebenfachen Lorbeerkranze. Was Karl der Große und die Ottonen dem römiſchen Stuhle geſchenkt, widerrief Er; behandelte den Kirchenſtaat als ſein Eigenthum; beſteuerte, prägte Münzen, und verlieh den Städten Kurſtimmen zu ſeiner eigenen Kaiſerwahl.

Doch als der Papſt den Bannſtrahl auf ihn ſchoß, als die, durch Grauſamkeit und Hochmuth erbitterten, Römer ſich empörten; da fiel Er plötzlich in Kleinmuth und entfloh. Damals waren Europa's Lage und Stimmung ſo beſchaffen, daß Rienzi, wenn Er Feldherrngaben beſaß, unbezweifelt Oberherr von ganz Italien wurde und blieb.

Als jene gräßlichen Flüche des Papſtes kein Haar auf Ludwigs Haupte krümmten, verſuchte

Clemens durch böſe Gerüchte Mißtrauen zu wecken, den Samen der Empörung auszuſtreuen. **Ludwig** ſollte die Eroberung von Neapel für ſeinen zweyten Sohn **Stephan** im Schilde führen. Raynald. ad a. 1347. n. 8. Wurde von den Ungarn das geglaubt, ſo löſte ſich ein furchtbares Bündniß. Zwar verfehlte **Clemens** dieſen Zweck, doch wirkten vielleicht Albert. Argent. p. 140. 141. mittelbar ſolche Einliſpelungen auf die ſchwäbiſchen Landherren, die um jene Zeit ſich empörten, etwa befürchtend, der Kaiſer werde die alten Hohenſtauffiſchen Erbrechte wieder geltend machen. Sie befehdeten den Herzog **Stephan**, während der flüchtige **Karl** mit einigen Böhmen in das Nordgau rückte. Aber ſchnell bot **Ludwig** die getreuen Städte auf; 30000 Mann ſammelten ſich unter ſeines Sohnes Vitodur. col. 1925. Fahnen, und raſch wurden die Empörer zu demüthiger Unterwerfung gezwungen.

Triumphirend ſtand der Kaiſer auf dem Nakken ſeiner Feinde, als die Parze wider Willen ſeinen 1347. rauhen Lebensfaden zerriß. Am 11ten October bewirthete Er des öſtreichiſchen Herzogs **Albrecht** Gemahlin, die, aus dem Elſaß heimkehrend, zu München verweilte. Schon beym Gaſtmahl nagte ein heftiger Schmerz in ſeinem Innern, der ihn zwang, die Tafel zu verlaſſen. Bewegung ſollte ihm Linderung ſchaffen. Er ritt auf die Jagd, aber die Schmerzen mehrten ſich, und nach einigen Stunden fiel Er taumelnd vom Roſſe, als vom

Schlage getroffen. Das geſchah unweit dem Kloſter Fürſtenfeld, auf einem offnen Anger, ſeitdem die Kaiſerswieſe genannt.

Noch einmal erglimmte der Lebensfunke, noch einmal kehrte das Bewußtſeyn wieder, und vertrauend gedachte Er ſeines Erlöſers, und ſanft verſchied Er, von herbey geeilten Landleuten umringt, in den Armen ſeiner Begleiter, im vier und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem Er drey und dreißig Jahre Deutſchland ruhmvoll beherrſcht.

Attenkhover Geſch. v. Bayern. p. 39.

Man argwöhnte, Er habe Gift empfangen, und mancherley Kennzeichen rechtfertigten dieſen Verdacht. Unter ſolchen Feinden wandelnd, hatte Er einen ſolchen Tod längſt geahndet, und ſoll öfter ſchon zuvor meuchelmörderiſche Verſuche durch Gegengift vereitelt haben. Man trug den Entſeelten in das nahe Kloſter Fürſtenfeld, die Ruheſtätte ſeiner Aeltern. Von da holten die treuen Münchner Bürger ihn in ihre Stadt, wo Ludwig der Brandenburger eine Gruft in der Auguſtiner-Kirche ihm beſtimmte. Aber die undankbaren Mönche wollten ihren Kloſterboden durch eines Gebannten Leichnam nicht entweihen; da wurde Er mit fürſtlichem Gepränge in der Liebenfrauen-Kirche neben ſeiner erſten Gemahlin, Beatrix, begraben. Erſt 300 Jahre ſpäter ehrte ſich der große Kurfürſt Maximilian von Bayern durch ein köſtliches Denkmal, dem edlen Ahnherrn, dem Märtyrer des deutſchen

Adlzreiter P. II. l. IV. n. 23.

Schannat. Vind. litter. T. I.

Eilftes Kapitel.

Die Hölle.

Während die Burg Süſſenhayn auf dieſe Weiſe von allen Kobolden gereinigt wurde, langte der Arzt mit Schweiß und Staub bedeckt daſelbſt an. Er unterſuchte die Wunden des gnädigen Herrn und fand ſie nicht tödtlich. Mein Vater wich nicht vom Krankenlager, wohnte jedem Verbande ſelbſt bey, durchwachte jede Nacht im Vorzimmer, ängſtlich lauſchend nach dem leiſeſten Athemzug des Schlummernden. Bald zupfte er ihm das Kopfkiſſen zurecht, bald wehrte er ihm die Fliegen ab, bald braute er für ihn ein Glas Limonade. Der Herr von Süſſenhayn bemerkte Alles im Stillen, und dieſe Krankheit bewürkte in ſeiner Seele eine mächtige Veränderung. Er dachte zum Erſtenmale ernſthaft an Tod und Ewigkeit, ſein im Grunde unverdorbnes Herz, aus dem nur

der

Aittenkh. p. 59. Reichs erbaut (*). Sein Herz wurde eine Reliquie des Kloſters Fürſtenfelde.

Von den Bayern wird Ludwig mit gerechtem Stolze der Bayer genannt; aber die Deutſchen theilen dieſen Stolz und nennen ihn den Deutſchen. Sein Leben, ſeine Kraft gehörten dem geſammten Vaterlande; darum hat ein Deutſcher ſeine Thaten mehr für Deutſchland beſchrieben, obſchon, was Er in Bayern verrichtet, hinreichend wäre, eines Fürſten Ruhm auf ewig zu begründen.

(*) Eine Abbildung dieſes Monuments bewahren die Abhandl. der bayr. Acad. p. 348.

Vierzehntes Kapitel.

Betrachtungen. Ludwig als Regent von Bayern.

Mit Wahrheitsliebe hat der Geſchichtsforſcher ſein Gemälde vollendet. Jetzt überblickt es der Menſchenkenner und Ludwigs Charakter liegt offen vor ihm da.

Ein überſchätzendes Vertrauen zu eignen Kenntniſſen oder Kräften erzeugt gewöhnlich Mißtrauen gegen fremde Vorzüge, ſo wie hinwiederum der edle Mann, der ſchüchtern ſeinen eignen Werth zu gering anſchlägt, Freunden, oder auch wohl Fremden, gern mit Offenheit entgegen kommt; immer das Gute, weil Er es ſucht und wünſcht, auch zu finden wähnt; immer das Rechtliche, die Quelle ſeiner Gedanken, auch fremden Gedanken unterſchiebt. Darum ſtets geneigt, das Urtheil der Freunde nicht zu überhören, auch wohl das ſeinige ihm unterzuordnen. Darum ſtets verſöhnlich, weil auch das klare Recht in ſeiner Beſcheidenheit einen Gegner findet. Darum bisweilen ängſtlich, weil ſein Wohlwollen für die Menſchen ihrer Achtung und Liebe bedarf.

So hatte die Natur Ludwig den Bayer geformt. In dieſem Boden konnte leicht des großen Ahnherrn Rudolph Gerechtigkeitsliebe gedeihen. Dieſe Tugenden gehörten ihm eigen, ſo wie zu allen Zeiten und überall ſie der beſſern Menſchheit angehören. Andere lieh Er nur von ſeinem Zeitalter: die Tapferkeit, damals eine fürſtliche Gewohnheitstugend, wie der Glaube, den man Frömmigkeit nannte. Beyder bedurfte Er nicht, um jedes Jahrhundert durch ſeine Erſcheinung zu ſchmücken. Ja, in einem goldenen, durch Frieden geſegneten Zeitalter, würde jener verſchwendete Beyname des Großen von jauchzenden Lippen glücklicher Völker ihm zu erkannt worden ſeyn.

Mögen immerhin einige dunkle Schatten durch ſeinen Lichtkreis ziehen; möge Wankelmuth nicht grundlos ihm vorgerückt werden; wo lebt der Mann oder wo hat er gelebt, der den Geiſt ſeiner Zeit unterbrochen beherrſchte? — wenn Er päpſtlichen Uebermuth kühner als ſein ſchüchternes Gewiſſen bekämpfte, ſo lag der Grund in jenem beſcheidenen Mißtrauen, welches die eigene klare Vernunft den Meinungen oder Gefühlen ſeiner Nächſten unterwarf. Nur deren Billigung bedurfte Er, um ſtets ein Held zu bleiben. Nur da wankte Er, wo ſie zweifelten. Ihre Liebe, ihre Ruhe galten ihm mehr als ſeine Ueberzeugung. Oft ſchien Er auch nur zu wanken, weil der Boden unter ihm bebte.

Bergmann p. 48.

Seiner unwürdig iſt behauptet worden, Er habe den Reuigen nur geſpielt. Man hat gewagt hinzu zu fügen: Mangel an Aufrichtigkeit in öffentlichen Geſchäften empöre den Rechtlichen nicht. Längſt habe die klügere Welt, unter dem Namen Politik, den Großen einen Freybrief für Argliſt und Verſtellung ausgefertigt; durch dieſe werde fehlende Macht erſetzt, und, um den Staat zu erhalten, bedürfe es nicht edler, nur wirkſamer Mittel.

So dachte Ludwig der Bayer nicht, und durch ſolche Grundſätze ſoll der Biograph ſein Andenken nicht ſchänden. Er konnte irren, fehlen, dem Zeitgeiſt unterliegen; aber ſelbſt der Schwache blieb ſtets ein Biedermann, und wie Er ſprach ſo dachte Er auch.

Der Reichsfürſten feile Ränke oder der Mächtigſten Ländergier, zwangen bisweilen, zu eigner Erhaltung, ihm getadelte Maßregeln ab. Er hatte zu oft erfahren, daß Er in der Noth allein ſtehe, wer mochte ihm verargen, daß Er, auch allein, feſt zu ſtehen ſtrebte?

Wenn ſeine Unterthanen oft unter ſchweren Abgaben ſeufzten, ſo war es nicht jene heilloſe Raubſucht, die nur geplünderte Schätze häufen, durch ſie prunken oder unterjochen will, es war der Mangel, der ihn drückte, durch ihn das Volk. Und daß auch damals ſchon die Billigen ſo urtheilten, bewies aller Städte unwandelbare Treue.

Mochte der raubſüchtige Adel ihn anfeinden wegen ſtrenger Handhabung des Landfriedens und Begünſtigung eben jener Städte, die unter dieſem Kaiſer vielleicht eine viel geltende Stimme auf Reichstagen erhielten, und deren wachſende Macht und Reichthum auch die neidiſche Geiſtlichkeit bewog, dem murrenden Adel ſich zuzugeſellen; **Ludwigs** Beſtreben, durch der Städte Flor jenen verderblichen Staaten im Staate ein Gegengewicht zu ſchaffen, beurkundet ſeine Weisheit.

Rechtlich waren, mit Ausnahme von Tyrol, die ſeinem Hauſe erworbenen Beſitzungen. Nur Tyrol iſt ein Stachel in ſeinem Ehren-Kranze, ein Stachel, der ihn ſelbſt verwundete, bis Er durch billige Entſchädigung ihn abſtumpfte. Hingegen war Er es, der die ſchmähliche Eroberung Thüringens nicht vollenden, und den Böhmen keinen König aufdringen mochte. Das Zünglein in der Waage ſchwebt. Der unbeſtochene Geſchichtſchreiber mag nicht verſuchen, jenen Flecken zu vertilgen; er bleibe ſichtbar als Beweis, daß auch der edelſte Mann dem Mißbrauch der Gewalt nicht immer widerſteht.

Aber ihn verehrte das deutſche Reich als ſeinen Schirm-Herrn; Er war es, der deſſen Majeſtät und Würde, unter raſenden Stürmen von außen und Zwietrachtsflammen von innen, bis an ſeinen Tod, in Welſchland unter allen Kaiſern der letzte, behauptete. Er war es, der, zum Zeichen der ihm gebührenden oberſten Macht über alle chriſtliche Staaten, den zweyköpfigen Adler in das kaiſerliche Wappenſchild und auf goldene Münzen ſetzte (*). Ein, auf offnem Meere zwiſchen Klippen vom Sturme gepeitſchtes Schiff mit ausgeſpannten Segeln war ſein bedeutendes Sinnbild, über dem Bayerns Schutzheilige, Maria mit dem Jeſuskinde ſchwebte.

Köhlers Münzbeluſtig. p. 209.

Wohl mochte ein Vater ſeines Volkes dieſer Heiligen vertrauen. Jedem Unterthan zugänglich, war Er Jedem ein gerechter, gnädiger Fürſt, der erſte Kaiſer, der, ſtatt im Reiche unſtät umher zu ziehen, am liebſten in ſeinen Erblanden verweilte, wo Er, in den ſchweren Kriegen, die unvermeidliche Bedrückung nach Kräften milderte; Künſte, Gewerbe, Handel durch Sicherheits-Anſtalten und verliehene Freyheiten ſchützte und hob; darob das dankbare Nürnberg ihm auf dem Rathhauſe ein Ehrendenkmal errichtete.

Vor allen erfreute ſich München ſeiner Gunſt. Er beſtätigte alle Rechte dieſer guten Stadt — verſchönerte ſie — gab ihr einen offenen, freund-

Bergmann Geſch. der Stadt München Urk 54. 56. 62. 63. 64. 65 66. 72. 73. 74. 81. 85 86. 87. 88. 105. 106. 107.

lichen

(*) Die vielen Ertheilungen von Lehn- und andern Freyheiten durch das ganze deutſche Reich, von Ludwigs Erwählung bis 1322, hat deſſen Notar, Berthold von Tuttlingen, aufgezeichnet, bey Oefele T. I. p. 734 sqq.

lichen Marktplatz — und, als während ſeines Zuges nach Italien eine Feuersbrunſt ein Drittel derſelben in Aſche verwandelte, baute Er das Zerſtorte wieder auf. Allen fürſtlichen Beamten entzog Er die Befugniß, einen Bürger zu pfänden, und verlich der Bürger-Rechte koſtbarſtes, das: nur von eignen Obrigkeiten gerichtet zu werden.

Durch mancherley Verordnungen brachte Er Münchens Handel in Flor. Das verhaßte Strandrecht vernichtete Er auf allen Gewäſſern, weil — wie Er mit freymüthiger Ehrlichkeit ſich ausdrückte — es billiger ein Unrecht heiße. Den Handel nach Nürnberg befreyte Er von Zöllen. Auch in manchen fremden Staaten wußte Er ſeine Bürger drückender Zölle zu entledigen.

Den wichtigen Salzhandel überließ Er ihnen ganz. Die peinliche Gerichtsbarkeit ſogar theilte Er mit ihnen. Auf ſein Geheiß verordnete Papſt Nicolaus V. in noch vorhandenen Bullen, daß kein Biſchof oder Prälat ermächtigt ſeyn ſolle, über die ganze Bürgerſchaft den Bann auszuſprechen; nur allein den Schuldigen ſollte dieſe Kirchenzucht treffen, und auch den nur auf drey Tage.

Weiſe beſchränkte Er die fromme Verſchwendung der Sterbenden, die ihre Güter Kirchen und Klöſtern vermachten, ſie der Steuer-Pflichtigkeit dadurch entzogen, und dieſe Laſt allein auf ihre Mitbürger wälzten. Solche Güter ſollten in Jahresfriſt an Bürger wiederum verkauft, oder eingezogen werden. Die geiſtlichen Immunitäten nicht duldend, verlieh Er dem Stadtrath die Gerichtsbarkeit über alles eingeführte Gut, es mochte geiſtlich oder weltlich heißen.

Nur Einmal, in Zeiten der Noth, verpfändete Er, mit ſeines Bruders Beyſtimmung, die Münchner Abgaben an Augsburger Juden, doch nur auf ſechs Jahre, und mit dem Vorbehalt, ſie dann zu ermäßigen. Als die Bürger klagten, daß der Juden wachſende Menge und deren ſchlaue Betriebſamkeit den bürgerlichen Gewerben nachtheilig werde, beſchränkte Er jene, und die Münchner durften alle ſchon zuvor von den Augsburgern beſeſſenen Rechte gegen ſie geltend machen. 1315.

Alle dieſe Wohlthaten krönte Er endlich durch die größte, die ein guter Fürſt ſeinem Volke zu erweiſen vermag, indem Er jedem Stande eigene, ihm angemeſſene Geſetze gab. München erhielt das ſogenannte Stadtbuch. Ingolſtadt, Waſſerburg, Rain, Landsberg, Aichach erfreuten ſich ihrer, größtentheils nach denen zu München geformten Stadtrechte. Das Geſetzbuch, welches Er, für Oberbayern, aus verbeſſerten oder neuen Verordnungen erſchuf, wurde für Jahrhunderte eine Quelle innern Glückes. Bergmann p. 43.

Der oft wiederholte Vorwurf des Papſtes, Er ſey den Juden geneigt, bewies nur ſeinen unbefangenen, über das Zeitalter erhabenen Geiſt. Er wollte nicht zu den Henkern einer Nation gezählt werden, die damals allen Gräueln chriſtlicher Verfolgung Preis gegeben war. Er billigte es nicht, als die

Oefele T. I. p. 655.

Aretin Geſch. der Juden in Bayern. p. 29.

Rathsherren von Deckendorf ihre Juden unter den grauſamſten Qualen ermordeten; als mehrere bayriſche Städte, vor allen Straubingen, in Vertilgung dieſer Unglücklichen wetteiferten, und dafür ein Belobungs-Schreiben von Herzog **Heinrich**, den blutbefleckten Raub zum Eigenthume erhielten. Er ſchützte vor ſolcher Wuth die Münchner Juden und ſtellte ſie denen zu Augsburg gleich.

Adlzreiter T. II. L. III. p. 63.

Bergmann p. 46.

Daß aber nicht Vorliebe, ſondern nur Menſchlichkeit und geſunde Staatskunſt ihn leiteten, bewies der, von zahlreichen Urkunde bezeugte, Eifer (*), mit dem Er ſo manches Kloſter, ſo manche Abtey, ſchirmte, begabte, entſchädigte. In den Spitälern zu München und Amberg ſegneten die Kranken ſeine Stiftung. Die Klöſter **Ettal**, **Bildenreuth** und manche andere hat Er gegründet. In der Liebfrauen Kirche ſtiftete Er eine ewige Meſſe.

Kein Bannſtrahl konnte ihn vermögen, dem Gotte, deſſen Altar in ſeinem Herzen ſtand, mit vermindertem Eifer zu dienen. Doch die Art, wie Er ſein Verlangen nach Theilnahme am öffentlichen Gottesdienſte mit Gewiſſens-Schonung etwa ängſtlicher Chriſten im Volke zu vereinigen wußte, iſt ein ſchönes Denkmal ſeiner zarten Achtung ſelbſt für frommen Irrthum. Aus ſeiner Hofburg konnte Er unbemerkt in ein Zimmer gelangen, welches an die Kirche ſtieß.

(*) Beyſammen zu finden in den Mon. Boic. T. I. p. 263. 431. T. II. p. 144. 406. 407. 480. T. III. p. 200. 206. 208. 369. T. IV. 164. 165. 364. 468. 540.

ſtieß. Hier vergönnten ihm durchbrochene Strahlen eines Heiligenbildes die Ausſicht nach dem Altare, und hier verrichtete Er im Stillen ſeine Andacht, ohne die der Gemeinde zu ſtören.

Bergmann p. 46.

Weltgeiſtliche mochte Er haſſen, um ihres ruchloſen Wandels willen; frommen Mönchen war Er hold. Nur befleckte Aberglauben ſeine Frömmigkeit nicht. Die gelehrteſten, von päpſtlicher Wuth verfolgten Männer fanden Schutz an ſeinem Hofe, dem ſie wiederum eine Zierde liehen. Gern ſah Er ſich von ihnen umringt, freygebig enthob Er ſie der Nahrungsſorgen. Fröhlich war Er mit den Fröhlichen, betrübt mit den Traurigen; Scherz und Ernſt ihm willkommen in der rechten Stunde. Er begrüßte Jeden, ſprach feſſelnd mit Jedem, und ſchon ſeine Geſtalt flößte Wohlwollen ein. Erhabener Wuchs zeichnete ihn aus. Jene holde Freundlichkeit, der Schönheit eigentlicher Zauber, umſchwebte ſeinen Mund. Eine gebogene Naſe, ein lebhaftes Auge ſchmückten das von krauſem Haar umſchattete Geſicht. Alle Theile ſeines Körpers ſtanden im vollkommenſten Ebenmaße. In Leibesübungen that Er ſich hervor; ein tapferer Soldat, ein kühner Reiter, ein wackerer Jäger, ein erfahrner Schiffer. Prachtliebend war Er, doch nicht verſchwenderiſch.

Chron. Ludov. col. 419. Mussatus col. 784. Vitodur. col. 1367.

Dankbarkeit, edler Seelen Prüfſtein, bewährte die Seinige. Der hoch um ihn verdiente Burggraf von Nürnberg that in der Schlacht bey Mühldorf das Beſte, war zu Trausnitz Mitverſöhner, vor Burgau rettete Er ſeinen Herrn, in Welſchland theilte Er deſſen Gefahren, bis zum Tode blieb Er ihm der treuſte Freund.

Longolius Zutrauen u. ſ. w. in den Abh. d. bayr. Acad.

der Strom der Welt bis jetzt jede feinere Empfindung weggeſchwemmt hatte, fühlte auf einmal eine Leere, die jeder Menſchenſpäher ſich ſo wie ich erklären wird. Seine ganze Lage veränderte ſich plötzlich, ihn umgab nicht mehr die Jungfer Morgenthau noch ihre Buben, er mußte ſich des Gedankens entwöhnen, dieſe Perſonen zu ſeiner Familie zu rechnen, ſich als von ihnen geliebt und geehrt zu betrachten, er mußte Tage lang auf einer Seite gegen die Wand gekehrt liegen, mußte ſeiner Lieblings- und einzigen Beſchäftigung, der Jagd, entſagen, durfte nicht einmal viel reden, um der Heilung ſeiner Wunden nicht zu ſchaden; — was blieb ihm übrig? und was bleibt jedem wiſſenſchaftloſen Kopfe übrig, um die leeren Stunden zu füllen? Die Seele will beſchäftigt ſeyn, findet ſie keine Materialien vor ſich, ſo ſchaft ſie ſich ſelbſt welche, wiegt ſich in Träume, wird Schwärmerin, und hält ihre Schwärmerey für höhern Ruf zur Religion. Daher, und

nicht

Freund. Das erkannte **Ludwig** oft und gern, nannte ihn ſeinen Vertrauten, ſeinen **lieben Heimlichen**, rühmte deſſen **geſunden Rath**, **fruchtbaren Gehorſam**, **fröhliches Gemüth**, begabte ihn mit Burgen, Städten, Märkten, Bergwerken, und bewies noch deſſen Kindern, daß des Vaters Andenken nicht in ihm erlöſche. Gleiche Dankbarkeit erfuhren die jungen Grafen von Oettingen, die mit Waffen und Geld ihm treulich beyſtanden.

Longolins Beytr. § 4. 6.10.12.16.

Häberlins Reichsgeſchichte. Olenſchlag. p. 377.

Wenn **Ludwigs** Herz in der Freunde Wahl bisweilen irrte, ſo doch nie ſein Kopf in der Wahl vertrauter Geſchäftsmänner. Seinem Scharfblick in dieſer wichtigſten Regentenangelegenheit verdankte Er oft mehr als ſeinen Waffen. Graf Berthold von Henneberg, die Grafen von Neyffen und Graisbach, Caſtruccio in Welſchland, ſein Kanzler Ulrich Hangöhr, lauter wohlerfahrene Männer. Nachdem der Letztere auf langer, dorniger Lebensbahn ſeinen Herrn begleitet, ging Er kurz vor ihm aus der Welt, und beurkundete noch durch ſeinen letzten Willen den Vorurtheilfreyen Geiſt, indem er ſeinen Körper in ungeweihte Erde zu begraben befahl.

Aventin. L. VI. n. 21.

Wenn Haſſende ihre Feinde im Innern der Wohnung beobachten könnten, wie oft würden häusliche Tugenden ſie entwaffnen und verſöhnen. Auch **Ludwigs** edlere Gegner hätten ſicher den **Kaiſer**, mit dem ſie grollten, über den **Hausvater** vergeſſen; denn zärtlicher liebte keiner ſeine Gemahlin, ſeine Kinder; nur bey und unter ihnen war ihm wohl. Nur halben Genuß gewährten ihm Vergnügen und

Ehre, wenn ſeine Gemahlin ſie nicht theilte. Schon die Erſte, Beatrix, hatte Er zu Aachen an ſeiner Seite krönen laſſen. Von der zweyten, Margarethe, vermochte Er nie ſich lange zu trennen. Sie mußte auf ſeinem Römerzuge ihn begleiten. Geiſt und Schönheit, Liebe und fröhliche Laune waren die Roſenbande, die ſie um ihn geſchlungen. Alles vermochte ſie über ihn, doch wollte ſie nur das Gute. Selbſt in den empörenden Händeln mit dem römiſchen Stuhle, wenn ſie etwa zu Schritten, ſeiner unwürdig, ihn verleitete, ſo war es nur die zarte Bekümmerniß um ſeiner Seele Heil. Noch kurz vor ſeinem Tode ſchenkte Er ihr das Haus Wolfenſtein. Als Wittwe ehrte ſie ſein Andenken in ſtiller Trauer, ſich verbindend, daß ſie treulich mit aller ihrer Habe bey ihren Söhnen halten und bleiben wolle.

Attenkhov. p. 249.

Vier Kinder gebar ihm Beatrix, und Margarethe ſechs. Prinzeſſin Mechtild, an den Markgrafen Friedrich von Meißen vermählt, wurde die Stamm-Mutter des Hauſes Sachſen — Prinz Ludwig, Markgraf von Brandenburg — Stephan, ein glücklicher Bayerfürſt zu Landshut — Prinzeſſin Agnes, eine Nonne — Ludwig der Römer folgte ſeinem Bruder in Kurbrandenburg, und ihm der Jüngere, Otto — Graf von Holland wurde Wilhelm, und Albert Herzog in Bayern — Eliſabeth, die Schönſte ihrer Zeit, ehelichte, als junge Wittwe des Can grande von Verona, den Grafen von Wirtemberg und wurde dieſes, jetzt königlichen, Hauſes Ahnfrau. Sechs wackere Söhne, Drey holde Töch-

Herm. Scholliners genealog. Nachricht.

Töchter ſah Ludwig um ſich aufblühen, nur Anna ſtarb als Kind.

Ludwig Rel. Mſpt. T. II. p. 290

Weſtenrieders Betracht. über Ludwig den Brand.

Vor allen ſchenkte der Vater das gerechteſte Vertrauen Ludwig dem Brandenburger, der einſt, von ihm beauftragt, zwiſchen Dänemark und Holſtein Frieden vermittelte, mit deſſen unbedingter Genehmigung die Irrungen zwiſchen Polen und dem deutſchen Reiche ſchlichten ſollte; der bey dem Erſten Kur-Verein ſich eben ſo klug und thätig, als an der Spitze der Hülfsvölker gegen Frankreich muthvoll bewies.

Obſchon Ludwigs unwürdiger Thronfolger geſchworen hatte, alles umzuſtoßen, was, durch Gnade oder Recht, ſein edler Vorfahr angeordnet, ſo blieb doch alles unangetaſtet, denn das Gute beſteht durch innere Kraft, ſelbſt auf dem Grabe des gehaßten Urhebers. Vergebens wagte, drittehalb hundert Jahre nach ſeinem Tode, ein ſchamloſer Dominikaner, den, über ſo viele hervor ragenden, Monarchen aus ihrer Reihe zu ſtoßen; kein Kaiſer, auch kein Papſt bis auf den heutigen Tag, hat Ludwigs Rechte angefochten.

Nur den verdienten Beynamen hat die Nachwelt bis jetzt ihm vorenthalten. Sola bona quae honesta, war ſein treu erfüllter Wahlſpruch: darum werde Er hinfort Ludwig der Rechtliche genannt.

Der
Brief aus Cadix.

Ein
Drama in drei Akten.

Von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.
1813.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible] NSIS.

Der
Brief aus Cadix.

Ein

Drama in drei Akten

Perſonen.

Juſtiz-Rath Murrwall, Sprecher des Bürgerſtandes.
Amalie, ſeine Tochter.
Leopold, ſein Neffe, Fiſcal.
Chriſtian, ſein alter Diener.
Bürgermeiſter Helm.
Magiſter Milde.
Der Polizei-Director.
Zwei Knaben, Carl und Fritz.

Der Schauplatz ein Zimmer in Murrwalls Hauſe, mit mehreren Thüren.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Christian (mit einem großen Korbe voll Frauenzimmer-Putz, den er auf den Tiſch ſetzt)

Schade um die hübſchen Sächelchen, daß Niemand ſie tragen ſoll. Sie koſten ſchweres Geld. Wir könnten nun ſchon längſt einen Jahrmarkt damit beziehn. Faſt in jeder Woche ſieht es bei uns aus, als ob ein Transport aus Paris gekommen wäre. Ein Moden-Magazin! das ſucht gewiß kein Menſch bei dem alten Juſtiz-Rath Murrwall. —

St! ich höre Mamſell Malchen. (er deckt den Korb haſtig zu.)

nicht immer aus Furcht des Todes, entſtehen oft die frommen Bekehrungen auf dem Krankenlager.

Der Herr von Süſſenhayn fing ſehr bald an zu glauben, daß ein höheres Weſen aus väterlicher Fürſorge den unglücklichen Zufall vorher beſtimmt, welcher ihn betroffen, um durch Leiden ihn aus dem Sündenſchlamme auf die Bahn der Frömmigkeit zu führen. Er verlangte nach einem Prediger. Und ſiehe! es erſchien ein dickes, polypenartiges Weſen, Magiſter Schlendrian genannt. Auf ſeinem Geſichte wohnte die höchſte Unbefangenheit, er ſah immer einerley aus, er mogte ein junges Brautpaar kopuliren, oder einem hülfloſen Kranken das Sacrament reichen. Seine Berufsgeſchäfte waren ihm durch langes Arbeiten im Weinberge des Herren mechaniſch geworden; er glaubte Alles was man wollte, Ewigkeit der Höllenſtrafen, Geſpenſter, Kobolde, Alles, Alles! nur die Mehrheit der Welten nicht, denn er hielt

Zweite Scene.

Amalie. Chriſtian.

Amal. Guten Morgen lieber Chriſtian. Iſt mein Vater aufgeſtanden?

Chriſt. Sie können fragen? Da hängt die Uhr. Schon 4 Minuten über 7, folglich iſt er auf — wie lange?

Amal. (Lächelnd) Seit 14 Minuten?

Chriſt. Richtig.

Amal. Iſt er bei guter Laune?

Chriſt. Ach! bei *guter* Laune hab' ich ihn ſeit fünf Jahren nicht geſehn!

Amal. Wie man's nimmt. Er iſt nicht mehr *fröhlich*, aber *gut*.

Chriſt. Das wohl, o gewiß!

Amal. Reizbarer freilich als vormals.

Chriſt. Ja das weiß Gott!

Amal. Viele nennen ihn wunderlich.

Chriſt. I nu, ich auch bisweilen.

Amal. Dazu geſellen ſich gerade jetzt

die wichtigen Geſchäfte. Wir haben Landtag. Er iſt Sprecher des Bürgerſtandes.

Chriſt. O dann iſt ihm am wohlſten, wenn er brav zu thun hat. Da iſt am beſten mit ihm auszukommen. Geſtern hat er den ganzen Tag an einer wichtigen Schrift gearbeitet, und ich hab' ihn lange nicht ſo heiter geſehn, als geſtern Abend.

Amal. Ich habe auch etwas mit ihm zu ſprechen — es liegt mir ſehr am Herzen — doch muß ich eine gute Stunde dazu wählen.

Chriſt. So möchte wohl dieſe Stunde nicht die beſte ſeyn.

Amal. Sagteſt du nicht eben, er ſey geſtern Abend heiterer als ſonſt geweſen?

Chriſt. Ja, aber dieſen Morgen brach er den Henkel von der Taſſe, auf der ſeines Bruders Silhouette ſteht. Das hat ihn ſehr verſtimmt.

Amal. O weh! Die Taſſe iſt ein Geſchenk von meinem unglücklichen Oheim.

Chriſt. Eben deßwegen. Ich war froh, daß mir's nicht wiederfuhr.

Amal. Dann werd' ich lieber warten bis gegen Mittag.

Chriſt. Sie thun beſſer.

Amal. (indem ſie gehn will, bemerkt ſie den Korb.) Was haſt du in dem Korbe?

Chriſt. (tritt davor.) O nichts.

Amal. Da hängt ja eine Guirlande hervor? es iſt wohl gar Frauenzimmer-Putz?

Chriſt. Ei nicht doch, wie kämen wir dazu?

Amal. Darf man's betrachten?

Chriſt. (bittend.) Nein Mamſellchen.

Amal. Ich merke ſchon, mein Vater will mir eine heimliche Freude machen.

Chriſt. Das weiß ich nicht — vermuth' es auch nicht.

Amal. Ach! ich habe jetzt ganz andere Dinge im Kopſe. (ab)

Chriſt. (allein.) Im Kopſe? — und ach? — das heißt wohl gar im Herzen? — Hat ſich etwa ein Freier gemeldet? — I nu, es wäre Zeit.

Dritte Scene.

Murrwall. Chriſtian.

Murrw. (in einer Schrift leſend.) Chriſtian, mein Schlafrock liegt noch auf dem Stuhle. Du weißt, ich kann's nicht leiden.

Chriſt. Vergeben Sie, Herr Juſtiz-Rath, ich habe mich etwas verſpätet.

Murrw. Sind hier nicht Uhren genug?

Chriſt. O ja, in allen Winkeln. Aber der Burſche von Wittmanns war hier, und hat wieder einen ganzen Korb voll Waaren abgeliefert. (Er deckt ihn auf.) Mützen und Haüben, und Ermel von Luſt, und

erlo:

erlogene Blumen. Die Rechnung liegt dabei. Es iſt eine artige Summe.

Murrw. Haſt du ſie bezahlt?

Chriſt. Noch nicht.

Murrw. Warum nicht? Das muß immer auf der Stelle bezahlt werden.

Chriſt. Es ſoll noch dieſen Vormittag geſchehen.

Murrw. Trag' es zu dem übrigen.

Chriſt. Wir werden bald für all den Kram ein eignes Quartier miethen müſſen.
(Ab in das Kabinet, aus welchem Murrwall kam.)

Vierte Scene.

Murrwall (allein.)

Einen Pallaſt wollt' ich miethen, wenn ich meinen Bruder einſt hineinführen könnte, und er ſollte keine andern Möbeln darin finden. Ha! wenn er dann mit Einem Blicke überſähe, was eine Mutter ſeit vier Jahren für ihre Kinder gearbeitet hat! —

Still! ſtill! — Erinnerungen oder Träume kommen jetzt zur Unzeit. Heute gehör' ich nicht mir, nur meinen Pflichten. — Dieſer Tag iſt wichtig — möcht' er glücklich enden! — (Er blättert in der Schrift.) Ich meine, das Memoire ſey mir gelungen. — Bei manchen Stellen wird vielleicht der Fürſt aufwallen — ich ſehe das voraus — doch ändern kann ich nicht, darf ich nicht. Er fodert Wahrheit — ſie kann ihn verwunden — allein er iſt edel — ich werde ſchweigen, und er wird ſich beſinnen.

Fünfte Scene.

Murrwall. Chriſtian.

Chriſt. Alles an Ort und Stelle.

Murrw. Haſt du auch den Schlüſſel in mein Büreau gehängt?

Chriſt. Wie gewöhnlich, rechter Hand an den zweiten Nagel.

Murrw. Iſt der Wechſel von Sauger eingelöſt?

Chriſt. Schon geſtern.

Murrw. Sauger kann doch ſchweigen?

Chriſt. Ein Wucherer ſollte nicht ſchweigen können!

Murrw. (nach einer Pauſe, halb verſchämt.) Von meinem Pudel haſt du wohl noch nichts vernommen?

Chriſt. Ach nein!

Murrw. Das Avertiſſement iſt doch gedruckt?

Chriſt. An allen Ecken angeſchlagen, 5 Louisd'ors dem Finder.

Murrw. Das iſt freilich viel, man wird darüber gloſſiren.

Chriſt. Die Leute fragten mich: ob denn der Pudel ſo wunderſchön geweſen?

Murrw. Treu war er, und ich hatte ihn von meinem Bruder. Scheint es doch, als wollte das Schickſal nach und nach mir

Alles aus den Augen rücken, was an ihn erinnert —

Chriſt. (bei Seite.) Jetzt meint er die Taſſe.

Murrw. Nur über mein Herz hat es keine Gewalt.

Chriſt. Der Pudel war alt und häßlich. Wenn er noch lebt, ſo bekommen wir ihn ſicher wieder.

Murrw. (auf und nieder gehend.) Keine Briefe?

Chriſt. Ich brachte dem Herrn ſchon geſtern Abend —

Murrw. Wer ſpricht von ſolchen Briefen? Muß ich noch ausdrücklich fragen?

Chriſt. Ich verſtehe. Aus Cadix. Noch iſt die Poſt nicht gekommen.

Murrw. Ich ſollte freilich auch nicht mehr fragen; denn ſchon Monate lang, von Einem Poſttage zum andern, frage ich immer vergebens.

Chriſt. Aber ich habe doch eine gute Neuigkeit. Der Herr Magiſter Milde iſt angekommen.

Murrw. Milde? der alte ehrliche Milde? iſt er wieder da? ja wahrlich! das macht mir Freude.

Chriſt. Er ſchickte dieſen Morgen in aller Frühe und ließ fragen, ob er 25 Minuten auf 8 dem Herrn Juſtiz-Rath aufwarten dürfe?

Murrw. Warum kam er nicht ungemeldet?

Chriſt. Ich muſte lächeln, daß er in 7 Jahren die rechte Minute nicht vergeſſen hat.

Murrw. Er war der Lehrer meiner Tochter, meines Neſſen — er war mein Freund, mein Hausgenoſſe — dennoch ſcheue ich ſeinen Anblick — und eben heute ſollt' ich ihn nicht empfangen.

Chriſt. Ein Geräuſch im Vorzimmer.

(er ſieht nach der Wand-Uhr.) 24 Minuten auf 8. — Da iſt er ſchon. (er öffnet dem Magiſter die Thür, nickt ihm ſehr freundlich zu und entfernt ſich.)

Sechſte Scene.

Murrwall. Magiſter Milde.

Murrw. (ſchüttelt ihm die Hand.) Willkommen, Herr Magiſter! — ein Geſicht aus beſſern Zeiten! — willkommen!

Mag. Mein Gönner! — ich darf wohl ſagen, mein Freund!

Murrw. Ja, das dürfen Sie.

Mag. Und darf auch wohl — ohne mich zu ſchämen — einen Tropfen aus meinen Augen wiſchen.

Murrw. Eine ſolche Thräne ſchmückt den Mann.

Mag. Nach ſieben Jahren betret' ich das Haus wieder, in dem mir ſieben Jahre lang ſo wohl geweſen. Alles find' ich hielt ſteif und feſt an der Schöpfungsgeſchichte des Moſes, wo Sonne, Mond und Sterne ein wenig cavalierement behandelt werden. Unter ſeinen Beichtkindern genoß er der tiefſten Ehrfurcht, denn er warnte ſie oft vor den falſchen Propheten, die umherſchleichen wie der Wolf, der im Park des ſchwammigten Fürſten die ſpaniſchen Schaafe zerriß. Das Sündenleben des Herren von Süſſenhayn war ihm ſchon längſt ein Aergerniß geweſen, oft wenn er des Morgens um 3 Uhr noch im ſüßeſten Schlummer ſchnarchte, weckten ihn die Jagdhörner und das Gebell der Hunde, die unter den Fenſtern ſeiner Pfarrwohnung vorüberzogen. Der Hoch- und Wohlſelige Vater des gnädigen Herren, pflegte denn doch dergleichen tumultuariſche Störungen oft durch ein paar Haſen, nicht ſelten durch einen Rehbock, und zuweilen gar durch eine wilde Sau wieder gut zu machen; aber der jetzige hochadliche Kirchenpatron kam nicht allein ſelten in die Kirche und noch auf der alten Stelle, kein Stuhl von ſeinem Platze gerückt. Fürwahr, ein ſeltſam behagliches Gefühl! Wenn man ſich lange in der fremden Welt herum getrieben, wo ſich alles mit uns fort zu bewegen ſchien, und wir nun die ruhige Heimat betreten, wo Alles unterdeſſen ſtill geſtanden — da wird die Reiſe plötzlich ein Traum.

Murrw. Sie haben Ihren jungen Grafen glücklich heim gebracht?

Mag. Glücklich, und eine kleine Penſion iſt mein Gewinn. — Lieber Gott! da ſteht der Tiſch auch noch, an dem ich Malchen unterrichtet. Verzeihen Sie, es überraſchte mich — Dero Mamſell Tochter wollt' ich ſagen.

Murrw. Für Sie ſoll meine Tochter ſtets Malchen bleiben.

Mag. (Den Tiſch betrachtend.) Noch mancher wohlbekannte Dintenfleck. Wie ſich doch Erinnerungen ſo gern durch die ſchwächſten Fäden aneinander knüpfen! Iſt mir's doch, als ob ich meine Schülerin erwarten und fragen müßte: wo ſind wir geſtern ſtehn geblieben?

Murrw. Stört mein Geſicht Ihre Täuſchung nicht?

Mag. Ja, Herr Juſtiz-Rath, ja, Sie ſind um mehr als ſieben Jahre älter geworden.

Murrw. (nach einer Pauſe, mit verhaltenem Schmerz.) Sie haben ihn gekannt.

Mag. Darf ich dieſe Wunde berühren?

Murrw. Sie iſt noch friſch.

Mag. Verworrene Gerüchte ſind mir zu Ohren gekommen. Als ich geſtern ziemlich ſpät hier ankam, wollte ich auf der Stelle zu Holms, weil mir wohl erinnerlich, daß Sie Ihre Abende dort zuzubringen pflegten. Da ſagte man mir, ſchon lange wäre dieß Freundſchaftsband zerriſſen.

Murrw. Ja, zerriſſen!

Mag. Das war mir ſchmerzlich! Doch ſchmerzlicher noch die böſe Sage: Der Mann, den ich ſo lange als einen Menſchenfreund verehre, könne auch haſſen.

Murrw. Haſſen, ja!

Mag. **Es** iſt ein ſchweres Wort!

Murrw. Schwerer war die That. Wenn Sie Alles wüßten —

Mag. Vielleicht würd' ich Gutes ſtiften.

Murrw. An Verſöhnung iſt nicht zu denken, nie! — Sie kannten meinen Zwillingsbruder —

Mag. Wohl kannt' ich ihn. Ein Biedermann.

Murrw. Mir war er mehr, mir war er Alles! Wie zwei Augen in Einem Haupte ſtanden wir neben einander, jede Anſicht des Lebens theilten wir. Seine Seele war meine Seele, mein Herz war ſein Herz.. Wir bedurften der Zungen nicht, um uns zu verſtändigen; was der Bruder dachte, waren des Bruders Gedanken. — O Freund! nun ſteh' ich allein!

Mag. Ja, ich war oft ein gerührter Zeuge von dieſer brüderlichen Eintracht.

Murrw. Aber auch ein Zeuge ſeiner grenzenloſen, heldenmüthigen Liebe zu mir? Haben Sie geſehn, wie er ſchon als Knabe — es war an unſerm zehnten Geburtstage — von einem wüthenden Stiere ſich auf die Hörner nehmen ließ, um mich zu retten? und wie er, an die Mauer geſchleudert, ſein Blut verſprützte?

Mag. Die Narbe kenn' ich.

Murrw. Haben Sie geſehn, wie er als Jüngling, mir, dem Nachtwandler, bis auf die Dachrinne folgte, und, ſelbſt herabſtürzend, mich vor dem Sturz bewahrte?

Mag. Ich weiß, er brach den Fuß.

Murrw. Wer könnte mir verargen, daß mein Herz gebrochen iſt? — Ich hab' ihn verloren! ich ſteh' allein!

Mag. Ich ehre Ihren Schmerz, aber —

Murrw. Kein Aber! — Wie hab' ich ihn verloren? da liegt der nagende Wurm! — Dieſer Holm, der vormals unſer Kleeblatt füllte, ſchlägt meinem Bruder eine Handels-Unternehmung nach Isle de France vor. Beide ſollten ein Schiff ausrüſten und befrachten, beide ſich dorthin begeben. Ich war gleich dagegen; auch mein Bruder. Allein der habſüchtige Freund ſchilderte die großen Vortheile, und meine Schwägerin meinte, es ſey Pflicht gegen ihre Kinder, den Gatten zu überreden. — Die Reiſe wurde beſchloſſen — eine Trennung von zwei Jahren — mein Herz blutete! Sein ganzes Vermögen wagte er an dieſen Wurf, Holm kaum die Hälfte des ſeinigen. Das Schiff ſegelte ab — ich lag am Ufer — es war unſre erſte Trennung — ich hab' ihn nicht wieder geſehn!

Mag. Genug! es rührt Sie allzu heftig.

Murrw. Nein, Herr Magiſter, laſſen Sie mich auserzählen. Seit vier Jahren iſt mir nicht ſo wohl geworden, mein Herz einem Freunde zu öffnen, der ihn kannte, der ihn ſchätzte —

Mag. Der ihn liebte.

Murrw. Das Schiff erreichte glücklich den Ort ſeiner Beſtimmung. Der Gewinn überſtieg noch die Erwartung. Der letzte Brief meines Bruders war voll fröhlicher Hoffnung einer baldigen Zurückkunft. Aber nun — an den Küſten von Madagaſcar ergreift ſie ein Sturm — das Schiff ſcheitert — doch nahe dem Lande. Mein Bruder ſchwingt ſich auf einen Balken — treibt eine Weile zwiſchen Trümmern umher — jede Welle wirft ihn näher an das

Ufer. — Plötzlich wird er Helm gewahr, wie er mit den Fluthen kämpft. — Mein Bruder ſchreit — die Stimme des Freundes überwältigt das Geheul des Sturms. — Helm vernimmt ſie — rafft ſeine letzten Kräfte zuſammen — nähert ſich dem Balken — und mein Bruder reicht ihm die Hand — hören Sie! er reicht ihm die Hand — um ihm herauf zu helfen — es gelingt — nun klammern ſich beide an den Balken, der beide nicht tragen kann — er ſchwankt — er ſinkt — eine Welle ſtürzt ſich über ſie — es wird Nacht um ſie — und — gräßlich! — Helm ſtürzt meinen Bruder hinunter! — Ja, Herr Magiſter, er ſelbſt erzählt es, den Freund, der ihm die Hand gereicht, der ihn hinauf gezogen — den hat er in den Abgrund geſtoßen! — Dann trieb er noch zwölf Stunden in der offnen See herum, bis ein Schiff ihn rettete. — Und dieſen Mann ſoll ich nicht haſſen?

Mag. Ein Menſch in Todesnoth, weiß er auch, was er thut? Würde Horn ſelbſt den Vorgang erzählen, wenn ſein Wille Theil an ſeiner That genommen hätte?

Murrw. Gleichviel. Möchten Sie den Degen tragen, mit dem Ihr Freund ermordet worden?

Mag. Man ſagt mir, eine düſtre Schwermuth habe ihn ſchon zweimal an des Grabes Rand geführt; es ſey für ihn keine Freude mehr auf der Welt.

Murrw. Heuchelei! — Hören Sie weiter. — Vor länger als einem Jahre fiſcht ein wackerer Däne eine Bouteille aus der See — ſie enthält einen Brief meines Bruders — er lebt! — Eben als die Brandung an der Küſte ihn verſchlingen wollte, retteten ihn die wilden Bewohner von Madagaſcar. — Doch nun iſt er ein Sklave und ſein Loos noch ſchrecklicher als Tod! — Indeſſen findet er Gelegenheit, jenen Brief zu ſchreiben — er ſchleudert die Bouteille in die See — das gebrechliche Behältniß ſeiner letzten Hoffnung! — Der Däne befördert den Brief redlich an den Ort ſeiner Beſtimmung. — O wie beweglich fleht mein armer Bruder in dieſem Briefe um Rettung! — Sie können denken, daß ich ſchon am andern Morgen mich auf der Reiſe befand. Ich ſelbſt wollte ſeine Feſſeln löſen. — Dreimal erneuerte ich den Verſuch — aber leider auch die Erfahrung, daß mein Körper die See nicht erträgt — dreimal wurde ich bewußtlos wieder an's Land geſchleppt.

Mag. Aber Helm? Ich wette, daß auch Er —

Murrw. O ja, er weinte heiße Thränen auf den Brief — er ſchwur, daß nichts ihn abhalten ſolle, den Freund ſelber heim zu führen — er machte große Anſtalten, die ganze Stadt war voll davon. Aber plötzlich wurde er krank, mußte ein halbes

Jahr das Bett hüten, und als er endlich genas — da war nicht weiter die Rede davon.

Mag. Und die Urſach?

Murrw. Sehr natürlich. Er hat überlegt — die Luſt mag ihm vergangen ſeyn. Was konnte Er dafür, daß er krank wurde? Nun iſt ſein Körper zu geſchwächt für eine ſolche Reiſe. Kurz, es iſt vorbei.

Mag. Hm! hm! Das kommt mir doch bedenklich vor.

Murrw. O das iſt noch nicht Alles! Mein Bruder hat einen Sohn —

Mag. Er war ja auch mein Schüler. Ein braver Junge!

Murrw. Meinen Sie? Nun, dieſer brave Junge befolgt denn auch den bibliſchen Rath: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Auch Er läßt ſeinen Vater Ketten ſchleppen, und treibt ſeine Geſchäfte ganz ordentlich dabei.

nie in den Beichtſtuhl, ſondern fraß auch Alles ſelbſt. Zu allem dieſen kam noch eine beſondere geheime Urſache, welche den prieſterlichen Groll immer unter der Aſche nährte. Der Herr Magiſter Schlendrian war nemlich vor vielen Jahren geſonnen, die Jungfer Morgenthau zu ſeiner chriſtlichen und gottſeligen Haushälterin zu machen, ſie war damals noch in ihrer Blüte, ihre holdſelige Geſtalt gereichte zum Lobe des Schöpfers, und die Präliminärartikel waren bereits von beyden Theilen unterzeichnet, als die Dazwiſchenkunft des Gutsherren ſie auf einmal zum Weltkinde machte, und das Züngelgen in der Wage dahin neigte, wo täglich Rehböcke und Haſen ſammt der Ausbeute des Bergwerks zuſammenfloſſen.

So etwas verzeiht ein Pfaff nie. Er ermangelte nicht, ſo oft das Sonntagsevangelium ihm nur den entfernteſten Anlaß gab, auf dieſen Unfug in der Gemeinde zu ſticheln, da aber der Herr von Süſſenhayn wie geſagt

nur

Mag. (den Kopf ſchüttelnd) Mein Leopold? hm! hm!

Murrw. Und ſeine Mutter beſtärkt ihn noch in dieſer ſtumpfen Gleichgültigkeit — hat nur ein Herz für ihre Kinder, keins mehr für ihren Gatten. — Sehn Sie, Herr Magiſter, unter ſolchen Menſchen muß ich leben; wo nähm' ich da die Menſchenliebe her? — Nein, ich haſſe ſie Alle, dieſe verruchten Egoiſten! Meine Schwägerin hab' ich ſeit zwei Jahren nicht geſehn. Mein Neffe ſcheut ſich ohnehin, mir unter die Augen zu treten. Heim iſt indeſſen Burgemeiſter geworden, lebt herrlich und in Freuden, gilt viel beim Fürſten — ich geh' ihm aus dem Wege, wo ich kann. Ich meide ſogar die Kirche, wo ich ihn zu treffen befürchten müßte, denn ich kann nicht beten in ſeiner Nähe.

Mag. Guter Gott! wenn ich das doch ſchlichten könnte!

Murrw. Machen Sie keinen Verſuch.

Mag. Ich bin freilich alt — auch wohl nie zur See geweſen — aber, was meinen Sie, Herr Juſtiz-Rath? wenn Sie mir verſprechen — es möge ablaufen, wie es wolle — daß Sie mit Holm und Ihrer Familie ſich ausſöhnen werden, ſo geh' ich alter Mann in Gottes Namen!

Murrw. (umarmt ihn haſtig.) Das will ich Ihnen nicht vergeſſen. Ein Fremder beſchämt den Sohn, den Freund.

Mag. Mich bindet nichts, und komm' ich um, ſo trauern keine Waiſen auf meinem Grabe. Unerzogene Waiſen hat, wie mich dünkt, auch Ihr Bruder hinterlaſſen.

Murrw. Vier.

Mag. Und auch die ſehn Sie nicht?

Murrw. Nein.

Mag. Aber wie reimt ſich das mit Ihrer Bruderliebe?

Murrw. Ich habe nichts gegen die

Kinder, allein ihre Mutter — deren Habſucht mir meinen geliebten Bruder raubte —

Mag. Sie hat es doch wohl gut gemeint. Und nun ihr Jammer — ſie lebt in Armuth, wie ich höre.

Murrw. (die Achſeln zuckend.) Die Wellen haben Alles verſchlungen.

Mag. Und Sie, Herr Juſtiz-Rath — erlauben Sie mir eine Frage — Sie unterſtützen ſie nicht?

Murrw. Sie ſoll mir nichts verdanken.

Mag. (ſeufzend.) Alles ſind' ich hier verſchoben und verkehrt, auch die beſten Herzen. Nun, ſo iſt es ja wohl ein zwiefach gutes Werk, wenn ich je eher je lieber nach Madagascar ſchiffe; vorausgeſetzt, daß Sie mit Rath und That mich unterſtützen, denn ich habe nichts als meinen guten Willen.

Murrw. Wackerer Mann! mit Freuden werd' ich meines Bruders Schickſal in Ihre Hände legen, ſo bald jede andere Hoffnung

nung ſchwindet. Ich habe einen Freund in Cadix, durch ihn trat ich in Verbindung mit Einem der Erſten Handelshäuſer. Ich habe große Summen remittirt, um ein Schiff nach Madagaſcar auszurüſten. Mit jedem Poſttag erwarte ich den Bericht, daß es geſchehn. Vielleicht hat ſchon in dieſem Augenblicke das Schiff jene unwirthbaren Küſten erreicht — meinen Bruder befreit! — Sie ſehen, wie der bloße Gedanke mich erſchüttert. — Wenn aber dieſe Hoffnung täuſcht — nun dann, Herr Magiſter — dann reden wir mehr von Ihrem Vorſchlag.

Mag. Wir reden nicht, wir handeln.

Siebente Scene.

Chriſtian. Die Vorigen.

Chriſt. Herr Juſtiz-Rath, draußen ſtehn zwei geputzte Knaben —

Murrw. Wer ſind ſie? was wollen ſie?

Chriſt. J nu, wer ſie ſind, das werden ſie wohl ſelber ſagen. (hinein.) Dürfen ſie herein treten?

Murrw. Warum fragſt du noch? Darf nicht Jedermann zu mir kommen?

Chriſt. Das wohl — aber dieſe — nun in Gottes Namen! (er öffnet die Thür.) Nur herein, meine jungen Herren!

Achte Scene.

Fritz und Carl (treten herein in ihren Sonntag[illegible], mit Blumenſträußchen in den Händen, bleiben aber an der Thür ſtehn, und verbeugen ſich Einer nach dem Andern.)

Murrw. Wer ſeyd Ihr Kinder?

(Einer ſtößt den Andern an, daß er reden ſoll.)

Murrw. Nun wird's bald!

Fritz. Ich heiße Fritz.

Carl. Ich heiße Carl.

Murrw. Eure Vornamen machen mich um nichts klüger.

Fritz. Ich bin der kleine Fritz, den der Herr Oheim ſonſt wohl auf ſeinen Armen getragen hat.

Carl. Mich hat der Herr Oheim nicht getragen, ich war noch zu klein.

Murrw. (erſchüttert.) Meines Bruders Kinder —

Mag. (bittend.) Ihres Bruders Kinder.

Fritz. Wir ſind nun in Tertia vorgerückt —

Carl. Denn wir ſind fleiſſig geweſen.

Fritz. Da hat die Mama geſagt: nun Kinder, iſt es Zeit —

Carl. Nun geht hin zum Herrn Oheim —

Fritz. Aber pflückt zuvor alle Blumen aus Eurem Gärtchen —

Carl. Wir haben Jeder ein Gärtchen —

Fritz. Denn heute iſt ſein Geburtstag —

Murrw. Ha!

Carl. Und auch Eures Vaters Geburtstag —

Fritz. So bringt ihm die Blumen —

Carl. Und wünſcht ihm Glück.

Murrw. (ſieht ſtarr vor ſich hin. Chriſtian giebt den Knaben ein ermunterndes Zeichen. Sie getrauen ſich nicht, hervor zu kommen; als aber auch der Magiſter ihnen winkt, laufen ſie beyde ſchnell auf den Oheim zu, und reichen ihm ihre Blumenkörbchen.)

Murrw. Chriſtian, warum haſt du mir das gethan? Du weißt, daß ich dieſen Tag vergeſſen will; dieſen Tag, an dem mein Bruder ſein Blut für mich vergoſſen!

Mag. Hier iſt Ihres Bruders Blut.

Chriſt. Ich konnte ſie nicht abweiſen.

Fritz. Nimm uns gütig auf! wir bringen
Was mit Liebe wir gepflückt.

Carl. Denk', es habe dieſe Blumen
Unſer Vater Dir geſchickt.

Fritz. Arme Waiſen —

Murrw. (rauh.) Laßt mich! Ihr zerreißt mein Herz!

(Beide drängen ſich ſchnell wieder an die Thür.)

Murrw. Nun, wo geht Ihr hin?

Chriſt. Die armen Kleinen ſind erſchrocken.

Murrw. Ich dank' euch Kinder — gebt mir Eure Sträußer.

(ſie nähern ſich ſchüchtern.)

Murrw. Wie alt biſt du Fritz?

Fritz. Zehn Jahr.

Murrw. So alt war dein Vater, als er mir das Leben rettete. Und du?

Carl. Neun Jahr.

Murrw. Erinnerſt du dich deines Vaters noch?

Carl. Nein.

Murrw. Aber du?

Fritz. Nein.

Murrw. Geht mir aus den Augen!

(Sie weichen ängſtlich zurück.)

Murrw. Alle haben ihn vergeſſen! auch ſeine Kinder!

Fritz. Vergeſſen? wir weinen ja ſo oft um ihn!

Carl. Und beten für ihn.

Murrw. Ihr weint? ihr betet?

Carl. Ach ja! er iſt unter wilden Menſchen.

Fritz. Er muß für ſie arbeiten —

Carl. Und eine Kette tragen.

Fritz. Aber nun nicht lange mehr. Nun werd' ich groß und ſtark, o dann will ich ihn ſchon befreien.

Murrw. Willſt du das?

Fritz. Ich habe es der Mutter oft verſprochen, wenn ſie ſo jämmerlich weinte.

Murrw. Verzeihen Sie, Herr Magiſter, ich kann es nicht länger ertragen. ([illegible])

Neun-

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne Murrwall.

Carl. Ach, der Oheim iſt böſe!

Fritz. Wir hatten unſere Verſe noch nicht einmal hergeſagt.

Chriſt. Kommen Sie in den Garten, liebe junge Herrn, die Kirſchen ſind reif.

Fritz. Nein, wir bedanken uns, wir dürfen nichts annehmen.

Carl. Das hat die Mama verboten.

Fritz. Das würde ausſehn, meinte ſie, als wären wir um Geſchenke hergekommen.

Chriſt. Kirſchen ſind ja keine Geſchenke.

Carl. Was meinſt du Bruder? Kirſchen —

Fritz. Nein, mein Bruder, die Mama hat nichts ausgenommen.

Carl. (leiſe) Wir haben dieß Jahr noch keine gegeſſen.

nur ſelten ſeinen erbaulichen Reden als Zuhörer beywohnte, ſo ergriff er die jetzige Gelegenheit mit Freuden, ihm ſeinen bisherigen ärgerlichen Lebenswandel ins Gewiſſen zu ſchieben.

„Nun, gnädiger Herr,“ hub er an, nachdem er ſich zu den Füßen des Krankenbettes auf einen Seſſel hatte fallen laſſen: „wie „ſieht es denn mit Ihrer armen Seele?“

Der Hr. v. Süſſenbayn. So mittelmäßig, lieber Herr Paſtor, keines ſchweren Verbrechens bin ich mir wohl nicht bewußt, Schwachheitsſünden haben wir alle.

Magiſter Schlendrian. Ja ja, das iſt die Sprache des leidigen Verführers, des Satans. Da entſchuldigen wir uns mit unſerer Natur, mit unſerem Temperament, ſtatt daß wir unſer Fleiſch kreuzigen ſollten, ſammt den Lüſten und Begierden, aber mit ſolchen kahlen Entſchuldigungen werden wir dereinſt ſchlecht beſtehen.

Fritz. (leiſe) Das macht, weil ſie theuer ſind. Schweig nur ſtill.

Chriſt. (bei Seite) Die braven Kinder.

Fritz. Wird der Herr Oheim wohl noch einmal herauskommen?

Chriſt. Ich glaube ſchwerlich.

Fritz. So komm Bruder. Das wird die Mama recht betrüben, daß wir nicht einmal unſere Verſe haben herſagen dürfen.

Carl. Seit 14 Tagen hat ſie jeden Morgen uns repetiren laſſen.

Fritz. Bruder Leopold hat das wohl vorausgeſagt. — Wir empfehlen uns gehorſamſt.

Mag. Kinder, wollt Ihr mich wohl mit zu Eurer Mutter nehmen?

Fritz. Wenn der Herr ſo weit gehn kann.

Carl. Wir wohnen draußen in der Vorſtadt.

Mag. Ich will Eurer Mutter Troſt bringen.

Fritz. Troſt? ach dann ſoll er uns willkommen ſeyn!

Carl. Recht willkommen! (ſie faſſen Jeder Eine ſeiner Hände.)

Mag. Auf Wiederſehn, mein guter Chriſtian. Ich denke, es ſoll hier bald anders werden. (er geht mit den Kindern.)

Chriſt. Das gebe Gott!

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Chriſtian. Amalie.

Chriſt. (kommt aus ſeines Herrn Kabinet, und [illegible] leiſe an die Thür von Amaliens Zimmer.) Pſt! pſt! Mamſellchen!

Amal. (tritt heraus.)

Chriſt. Wenn Sie mit dem Papa reden wollen, ſo thun Sie es jetzt. Der zerbrochene Henkel iſt vergeſſen. Die kleinen Neffen ſind hier geweſen, und dann der Magiſter Wilde —

Amal. Mein alter Lehrer?

Chriſt. Da iſt das Herz ihm ſeltſam erweicht worden.

Amal. Iſt Milde wieder da? eine gute Vorbedeutung.

Chriſt. (ſieht nach der Wanduhr) Dreiviertel auf 11. Jetzt wird er gleich herauskommen. Ich müßte wohl eigentlich hier bei der Hand bleiben, aber — vielleicht wünſchen Mamſellchen mit dem Papa allein zu ſeyn?

Amal. Ehrlicher Alter, ich habe zwar kein Geheimniß vor dir —

Chriſt. (gutmüthig ſchalkhaft.) Aber doch —

Amal. Du haſt mich ja gewiegt und gegängelt.

Chriſt. Vor 17 Jahren.

Amal. Du ſelbſt auch gewiß nicht der letzte ſeyn, der mein kleines Geheimniß erfährt —

Chriſt. (freundlich nickend.) Ich denke, ich weiß es ſchon. (ab.)

Zweite Scene.

Amalie. (allein.)

Ich habe mich den ganzen Morgen vorbereitet, und nun der Augenblick da iſt, bin ich doch ſo ängſtlich, ſo verwirrt —

Dritte Scene.

Murrwall. Amalie.

Amal. (eilt haſtig auf ihn zu und küßt ihm die Hand.) Guten Morgen, lieber Vater.

Murrw. Danke, danke. Warum ſo früh?

Amal. Es iſt bald Mittag.

Murrw. Immer noch zu früh. Der Morgen des Mannes gehört den Geſchäften, der Abend den Weibern. Jetzt freilich gehn die Männer Abends auf die Klubbs, und ſo haben die Weiber nichts. Doch du weißt, ich bin zu Hauſe.

Amal. Aber ſelten allein.

Murrw. Haſt du mich denn allein zu ſprechen?

Amal. Ja, lieber Vater.

Murrw. Nun? ſo rede.

Amal. Ja — ich — ich will reden —

Murrw. Du ſcheinſt verlegen?

Amal. Nur um die Einleitung des Geſprächs.

Murrw. Poſſen! Fall du immer mit der Thür ins Haus. Ein Vater nimmt das nicht übel.

Amal. Ich habe Vertrauen zu Ihnen —

Murrw. Das will ich heiſſen.

Amal. Ich bin achtzehn Jahr alt.

Murrw. Das weiß ich.

Amal. Sie haben mir oft geſagt: früher wollten Sie mich nicht verheirathen.

Murrw. Ganz recht. Vor dem achtzehnten Jahre verlieben ſich die Mädchen nur in gute Tänzer.

Amal. Das hab' ich nicht gethan.

Murrw. Dafür ſey Gott geprieſen!

Amal. Ein heller Geiſt, ein rechtlicher Charakter, ein ſanftes Gemüth, ſolch' einen Mann wünſche ich mir.

Murrw. Solche Männer ſind ſelten.

Amal. Aber es giebt deren noch.

Murrw. Haſt du etwa einen Solchen gefunden?

Amal. Ja, mein Vater.

Murrw. Wirklich? Das ſollte mich freuen.

Amal. Sie haben die Wahl eines Gatten mir frei geſtellt —

Murrw. Das hab' ich.

Amal. Reich iſt er nicht.

Murrw. Wenn nur ſein Fleiß ihn nährt.

Amal. Schön iſt er auch nicht.

Murrw. Die ſchönen Männer ſind nicht die klügſten.

Amal. Auch die heutige, ſogenannte äſthetiſche Bildung vermißt man an ihm.

Murrw. Deſto beſſer. Alſo ſpricht er nicht über Alles friſch weg ab? wird nicht laut im Theater? verachtet das Alter nicht? trägt keine Brille? ſchreibt keine Klatſchereien in die Tageblätter? et caetera et caetera.

Amal. Von alle dem nichts, mein Vater.

Murrw. Nun, wer iſt er denn?

Amal. Ein beſcheidner junger Mann, offen gegen Jedermann, nur mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt.

Murrw. Wie heißt er denn?

Amal. An Fleiß, Ordnung, Häuslichkeit gewöhnt —

Murrw. Sein Name?

Amal. Mit hoher Achtung für Sie, mit herzlicher Liebe für mich erfüllt —

Murrw. Aber zum Henker! ſein Name?

Amal. [illegible] Helm.

Murrw. Wie? Helm? der Sohn des —

Amal. Burgemeiſters.

Murrw. Daraus wird nichts.

Amal. Mein Vater hat mich an Gründe verwöhnt.

Murrw. Gründe? die muß ich dir noch ſagen?

Amal. Ich errathe ſie freilich, aber ſoll der Sohn die Schuld des Vaters büßen?

Murrw. Soll ich ſie denn büßen?

Amal. Sie? wodurch?

Murrw. Ich ſollte mit meines Bruders Mörder in die engſte Verbindung treten?

Amal. Wenn Ihr Abſcheu unvertilgbar wäre —

Murrw. Das iſt er.

Amal. So möcht' es bleiben wie bisher.

Murrw. Welch' ein Verhältniß! könntet Ihr es tragen? Ehegatten, die ſich ängſtlich berathen müſſen, damit ihre Väter nie in ihrem Hauſe zuſammen treffen! — oder willſt du dann und wann von deinem Gatten dich wegſtehlen, um deinen alten Vater zu beſuchen? — ſoll mir nicht vergönnt ſeyn, wenn ich von Arbeit erſchöpft bin, im Hauſe meiner Tochter, unter meinen Enkeln mich zu erholen?

Amal. Das wäre meine ſüßeſte Freude!

Murrw. Die wirſt du entbehren müſſen. Dein Haus wird mir fremd ſeyn. Ich werde nie an deine Thür klopfen, aus Furcht, er könnte ſie mir aufthun. Sein Sohn kann nicht mein Sohn werden. Ich ſoll deinen Gatten lieben, und muß ihn meiden; ich ſoll deine Kinder ſegnen, und werde ſie nicht kennen.

Amal.

Der Hr. v. Süſſenhayn. Ich ſollte nicht denken, lieber Herr Paſtor. Ich ſtelle mir Gott als einen liebreichen Vater und nicht als einen Büttel vor, der immer bereit iſt, ſeinen züchtigenden Arm aufzuheben, und zu ſtrafen, wo wir oft anders wollten, und vielleicht nicht anders konnten.

Magiſter Schlendrian. Da haben wirs! Gott behüte doch jede fromme Chriſtenſeele für ſolchen freygeiſteriſchen Grundſätzen. Am Ende wird es gar noch herauskommen, daß Sie keine Hölle glauben.

Der Hr. v. Süſſenhayn. Ich glaube, daß das Gute belohnt und das Böſe beſtraft werden wird, wie, wann und wo? das weiß ich nicht. Ewige Strafe ſcheint mir aber in keinem Verhältniß mit dem Laſter zu ſtehn.

Magiſter Schlendrian (andächtig die Augen verdrehend.) Barmherziger Gott! ich bebe vor ſolchen Läſterungen. Und ich ſage Ihnen (hier erhub er ſeine Stimme) kraft meines Amtes als ein Diener am göttlichen Wort, daß

Amal. Genug mein Vater! nach ſolchen Aeuſſerungen darf und kann davon nicht weiter die Rede ſeyn.

Murrw. Du giebſt den Gedanken auf?

Amal. (ſeufzend.) Ja!

Murrw. Aber ich ſehe eine Thräne in deinem Auge?

Amal. (lächelnd.) Thun Sie, als ob Sie ſie nicht ſähen. (ſie küßt ihm die Hand und eilt in ihr Zimmer.)

Vierte Scene.

Murrwall. (allein.)

Gutes Mädchen! es thut mir weh, dein Herz zu kränken, aber ich kann das meinige nicht verwandeln. Meine Tochter ſollte den Namen Helm tragen? — das hieße meines Bruders Elend gräßlich verſetzen.

Fünſte Scene.

Leopold. Murrwall.

Leop. Herr Oheim, verzeihen Sie, daß ich unangemeldet —

Murrw. (liest.) Hm! iſt Er da? was will Er? hab' ich ihn doch in hundert Jahren nicht geſehn.

Leop. Da ich weiß, daß mein Anblick Ihnen keine Freude macht, ſo komm' ich lieber nicht.

Murrw. Nun iſt er aber doch gekommen?

Leop. Weil ich es für Pflicht hielt.

Murrw. Aha! will mir auch wohl zum Geburtstag gratuliren.

Leop. Nein. Die Aufnahme meiner Brüder hat mich abgeſchreckt.

Murrw. Nun, was will er denn?

Leop. (angelegentlich.) Sie warnen, Herr Oheim..

Murrw. Er? mich? ei!

Leop. Nehmen Sie es gut auf, wenn es auch vorlaut ſcheinen möchte.

Murrw. Zur Sache.

Leop. Der Kammerherr von Trüffel, deſſen Geſchäftsmann ich bin —

Murrw. (ſpöttiſch.) Wie viel trägt ihm das ein?

Leop. Zahlen thut er ſchlecht, und ſeine Protection' iſt auch nicht von Gewicht; doch will ich gern umſonſt ihm dienen, wenn die Warnung, die er heute für Sie mir gab, Ihnen Nutzen bringt.

Murrw. Eine Warnung von Sr. Gnaden, dem Kammerherrn von Trüffel?

Leop. Wenn der Mann auch wenig Einfluß hat, ſo iſt er doch immer gegenwärtig, horcht und lauſcht —

Murrw. Was geht das mich an?

Leop. Dem Fürſten iſt zu Ohren gekommen, daß der Bürgerſtand gewiſſen Vorſchlägen ſich widerſetzen will.

Murrw. Aus guten Gründen.

Leop. Und daß Sie, Herr Oheim, als Sprecher dieſes Standes, kühne Vorſtellungen zu machen geſonnen ſind.

Murrw. Rechtliche nur.

Leop. Der Fürſt nennt ſie kühn, und hat geſchworen, es nicht zu dulden.

Murrw. Das iſt ſeine Sache. Ich thue meine Pflicht.

Leop. Sie ſtürzen ſich in Gefahr.

Murrw. Das geht ihn nichts an.

Leop. Ich glaubte doch. Wie unfreundlich Sie mich auch zuweilen beurtheilen mögen, ſo werde ich doch nie aufhören, Sie als meinen Vater zu betrachten.

Murrw. Um mich laſſe er ſich unbekümmert. Wollte Gott, er thäte etwas für ſeinen wahren Vater.

Leop. Was kann ich für ihn thun?

Murrw. So fragt ein Sohn! ſo fragen die Menſchen immer, wenn ſie nicht helfen wollen. Was er kann? — ins Waſſer ſpringen, nach Madagaſcar ſchwimmen, und, wenn er das nicht kann, ſich wenigſtens einbilden, es zu können.

Leop. Herr Oheim, Sie ſind ungerecht.

Murrw. Freilich.

Leop. Das Schickſal meines Vaters — wem nagt es mehr am Herzen als mir!

Murrw. Er befindet ſich doch recht wohl dabei.

Leop. Ich danke Gott, der mir Kraft ſchenkt. Ich habe eine alte Mutter und vier kleine Geſchwiſter. Niemand nimmt ſich ihrer an — **Niemand**. Ich muß ſie ernähren.

Murrw. Er hat ja jetzt ein einträgliches Amt.

Leop. Einträglich? 200 Thaler iſt mein Gehalt.

Murrw. Und die Sporteln.

Leop. Rechtmäßige ſind mit dieſem Amte nicht verbunden, und folglich keine für mich.

Murrw. Er advocirt ja auch.

Leop. Ja Herr Oheim, ich arbeite Tag und Nacht, und denke, meinem Vater die kindlichſte Liebe zu beweiſen, indem ich ſeine Stelle bei ſeinen Kindern vertrete.

Murrw. Ich meine, die Mutter macht allerlei Putz?

Leop. Die kränkliche Frau thut, was ſie kann, und hat einen großmüthigen Kaufmann gefunden, der — obſchon er ſelber den Druck der Zeiten fühlt — doch ihre Arbeit nie zurückweiſt, ſondern wahrlich ſie weit über den Werth bezahlt.

Murrw. Na, ſieht er, das iſt ja recht ſchön.

Leop. Willmann heißt er, ein Fremder iſt ſo großmüthig.

Murrw. Das iſt ſelten.

Leop. Der Rector an der Stadtſchule — uns auch ein Fremder — unterrichtet meine Brüder unentgeltlich.

Murrw. So?

Leop. Mit aller dieſer Unterſtützung und bei der größten Sparſamkeit, muß ich dennoch jährlich einige hundert Thaler borgen.

Murrw. Doch?

Leop. Der Herr Oheim werden ſich erinnern, daß ich ſchon vor zwei Jahren Sie ſelbſt um ein Darlehn anſprach.

Murrw. O ja, ich erinnere mich, aber ich gab ihm nichts.

Leop. Nein, Sie gaben mir nichts.

Murrw. Ich fragte ihn, wovon er es wieder zu bezahlen gedächte?

Leop. Ich konnte Ihnen keine andern Bürgen ſtellen, als Redlichkeit und Hoffnung.

Murrw. Ganz recht. Zwei wackere

Bürgen, aber ſchlechte Zahler. Ich acceptirte ſie nicht.

Leop. Indeſſen hab' ich doch einen *Fremden* gefunden, der mir, auf dieſe Bürgſchaft, nun ſchon zum drittenmale *ohne Intreſſen* leiht.

Murrw. Ohne Intreſſen? Giebt es ſolche Narren noch auf der Welt?

Leop. (bitter.) Sie werden ſich — *verwundern*, Herr Oheim — (bei Seite.) faſt hätt' ich *ſchämen* geſagt.

Murrw. Worüber?

Leop. Wenn ich Ihnen vollends den Mann nenne.

Murrw. Nun? wer iſt er denn?

Leop. Der alte Sanger, der in der ganzen Stadt für einen Wucherer gilt, der iſt von freien Stücken zu mir gekommen, und hat mir ſein Geld ohne Zinſen angeboten, aufgedrungen.

Murrw. Da ſieht er, wie man bisweilen in den Menſchen ſich irren kann.

Leop. Ja wohl! Doch leugne ich nicht, daß dieſe Hülfe mir von Jahr zu Jahre drückender wird.

Murrw. Iſt er gemahnt worden?

Leop. Das nicht. Ein ehrlicher Schuldner mahnt ſich ſelber. — Ich habe auf Mittel gedacht, meine Lage zu verbeſſern. — Eine Verbindung mit einem liebenswürdigen, wohlhabenden Mädchen —

Murrw. Gratulire.

Leop. Es ziemt ſich, von dieſem Vorhaben Ihnen, Herr Oheim, die erſte Eröffnung zu machen.

Murrw. Danke. Auf wen hat er denn ſein Auge geworfen?

Leop. Auf Julie Holm.

Murrw. Holm!?

Leop. Die Tochter des Burgemeiſters.

Murrw. Der ſeinen Vater ins offene Grab geſtoßen?

Leop. Wie das zuging, iſt uns Allen bekannt.

Murrw. Leider!

Leop. Niemand macht es ihm zum Vorwurf, nicht einmal meine Mutter.

Murrw. Das iſt es ja eben, was ich ihr nie verzeihen werde!

Leop. Quält der alte Mann nicht ſchon ſich ſelber unaufhörlich? iſt er nicht vor der Zeit grau geworden? Wahrlich! es nagt an ſeinem Leben. Er kann den Namen meines Vaters nie ohne die tiefſte Wehmuth ausſprechen.

Murrw. So? und als der Brief kam, durch den wir erfuhren, mein Bruder lebe noch unter Wilden, unter Barbaren, was hat Holm gethan, um ihn zu retten?

Leop. Er hat geſchrieben, er hat weder Bitten noch Koſten geſpart —

Murrw. Briefe hinter dem Ofen geſchrieben, und damit holla.

daß aus der Hölle keine Erlöſung ſeyn wird; daß, wer ſich hier einer geilen Brunſt überlaſſen, dort im feurigen Schwefelpfuhl ewig dafür büßen ſoll, daß man dort keine Jagdmuſik, ſondern nur Heulen und Zähnklappen hören wird. Wollen Sie Beweiſe? hier ſind ſie.

Er ſchlug eine groſe Bibel auf, citirte hundert Sprüche, ſchrie lauter als ein Major vor der Fronte, und trieb den Herren von Süſſenhayn endlich ſo in die Enge, daß dieſer kein anderes Mittel übrig ſah, als ihn zur Thür hinauswerfen zu laſſen. Auf dieſen Befehl hatte der Jäger Matz ſchon lange gewartet, und der Herr Magiſter Schlendrian befand ſich plötzlich ohne recht zu wiſſen wie, auf der unterſten Stufe der Windeltreppe, von da er Verwünſchungen belfernd ſeinen Weg in die Pfarrwohnung fortſetzte. Gegen Abend ſandte ihm mein Vater durch den Verwalter, zu Beſänftigung ſeines geiſtlichen Stolzes, einen Rehbock und ein halbes Du-

Leop. Sie wiſſen, daß er ſogar ſein Amt niederlegen, ſeine Familie verlaſſen, die Fahrt ſelber noch einmal wagen wollte; aber eine lange, ſchmerzhafte Krankheit —

Murrw. Ja ja, die kam zu rechter Zeit.

Leop. Und wurde um ſo gefährlicher, da dieſer Gegenſtand ihn ſtets beſchäftigte, ihm keine Ruhe ließ.

Murrw. Aber er genas, und ſeitdem —

Leop. Es iſt wahr, ſeitdem vermeidet er, von meinem Vater zu ſprechen, doch was er im Stillen leidet, kann er nicht verbergen. Dieſe Stimmung glaubte ich meinen Wünſchen günſtig, habe leiſe angeklopft, aber, zu meinem Erſtaunen, nur eine ſchmerzhafte Verwirrung bei ihm erregt.

Murrw. Da haben wir's! nicht einmal an den Kindern des gemordeten Freundes will er ſeine Blutſchuld zu vertilgen ſuchen.

Leop. Er wies mich an Sie, Herr Oheim.

Murrw. An mich?

Leop. Nur wenn ich *Ihre* Einwilligung, Ihren Segen erlange, darf ich hoffen.

Murrw. Iſt das nicht zum Raſendwerden! meine Tochter will ſeinen Sohn, mein Neffe ſeine Tochter heirathen! Fröhliche Hochzeiten wollen ſie feiern, während der unglückliche Vater als Sklave in einer Demantgrube ſein Leben verjammert! und *mir* darf man zumuthen, darein zu willigen! und *ich* ſoll mit dem Henker meines Bruders an Einem Tiſche ſitzen, aus Einer Schüſſel eſſen! Nimmermehr! — Thu' er, was ihm beliebt, ich kann's nicht hindern; aber, wenn er die Tochter meines Todfeindes heirathet, ſo komm er mir nie wieder vor die Augen!

Leop. Gott! wie hart ſind Sie!

Sechſte Scene.

Chriſtian. Die Vorigen.

Chriſt. Freude, Herr Juſtiz-Rath, Freude!

Murrw. Was giebt's, Alter?

Chriſt. Ich ſitze in meinem Stübchen, da krabbelt's an der Thür und kratzt — ich öffne ſie — wer ſpringt herein? der alte Pudel friſch und geſund.

Murrw. Mein Pudel?!

Chriſt. Leibhaftig. Mit einem Halsband von rothem Leder, worauf die Worte ſtehn: Geburtstags-Geſchenk.

Murrw. Wo iſt er? Warum brachteſt du ihn nicht her?

Chriſt. Er hat Ihren Schlafrock gefunden, ſich drauf gelagert, und knurrt, wenn man ihn weglecken will.

Murrw. Mein ehrlicher Pudel! Welche edle Seele hat mir im Stillen dieſe

Freude zubereitet? ohne Belohnung, ohne Dank zu begehren!

Leop. Es ſollte verſchwiegen bleiben; doch jetzt — warum? — das hat Julie Holm gethan.

Murrw. Julie Holm?

Leop. Der Pudel wurde vor ihrem Fenſter von einem Kabriolet überfahren, lag und winſelte. Ein Polizeiknecht wollte ihm den Reſt geben, aber Julie, die meines Oheims Liebling erkannt hatte, ſtürzte auf die Straße, entriß ihn den Fäuſten des Unbarmherzigen, trug ihn auf ihr Zimmer, pflegte ihn drei Wochen lang, ſtickte unterdeſſen das Halsband, und freute ſich geſtern ſchon wie ein Kind, weil ſie heute **Ihnen** eine Freude machen konnte.

Murrw. Mamſell Holm — ſo, ſo, — nun verſteh' ich. Man hat mir ſchmeicheln, mich gewinnen wollen.

Leop. (mit empörtem Gefühl.) O nein!

man wußte nur, daß Ihres Bruders Pudel Ihnen lieber iſt, als deſſen Kinder.

Murrw. So? wußte man das?

Leop. Verzeihen Sie, Herr Oheim, es muß heraus! mein tiefgekränktes Herz muß ſich Luft machen, und, was ich Ihnen ſagen werde, iſt die Stimme der ganzen Stadt —

Chriſt. (warnend.) Junger Herr —

Murrw. Laß ihn ſprechen. Was ſagt denn die ganze Stadt?

Leop. Sie nennt Sie grauſam gegen Ihre Familie — ſie hält die Liebe zu Ihrem Bruder für Affectation.

Murrw. Affectation — (mit einem Blick gen Himmel.) Bruder!

Leop. Ein Denkmal haben Sie in Ihrem Garten ihm errichtet, ein Denkmal von Marmor. So kalt, wie jener Stein, iſt für uns Ihr Herz. Seinen Pudel pflegen Sie, um ſeinen Pudel haben Sie

Thränen vergoſſen, aber ſeine Gattin, ſeine Kinder laſſen Sie darben —

Chriſt. Nein, nun muß ich reden —

Murrw. Schweig!

Leop. Und wenn Sie durch ein einziges Wort das Glück Ihres Neffen gründen können, ſo weigern Sie ſich hartnäckig, dieß Wort auszuſprechen, weil ein ungerechter Haß —

Murrw. Ungerecht — Bruder!

Leop. Bruderliebe prunkt nicht mit Worten.

Murrw. Ich will zu meinem Pudel gehn, der kennt mich beſſer. (ab.)

Leop. Harter Mann! Egoiſt!

Chriſt. Junger Herr, weiß Gott, Sie verſündigen ſich. (folgt ſeinem Herrn.)

Leop. Ich habe mich vergeſſen — bereuen kann ich es nicht. — Es iſt klar, nur aus Eigenliebe hat er meinen Vater geliebt. So kenn' ich Manchen — der warme Freund der ganzen Familie, ſo lange das Haupt derſelben lebt und in behaglichen Verhältniſſen mit ihm ſteht; aber ſo bald dieſe ſchwinden, iſt auch der Hausfreund verſchwunden.

Siebente Scene.

Holm. Leopold.

Leop. Was ſeh' ich! Herr Burgemeiſter! Sie betreten dieſes Haus?

Holm. Ich errathe, warum ich Sie hier finde.

Leop. Nur halb. Die redlichſte Abſicht führte mich her. Sie wurde verkannt wie immer.

Holm. Das könnte leicht auch mein Fall werden. Ich habe den Gang mit ſchwerem Herzen unternommen, aber die Pflicht gebot —

Leop. Darf ich fragen?

Holm. Verzeihen Sie — ich muß allein mit Ihrem Oheim ſprechen.

Leop. Wenn er anders von ſeinem Pudel ſich einige Minuten abmüſſigen kann.

Holm. Ich werd' ihn erwarten.

Leop. Laſſen Sie ſich melden, ſo nimmt er Sie nicht an.

Holm. Ich werde mich nicht melden laſſen.

Leop. Sie ſetzen ſich Beleidigungen aus.

Holm. Ich bin darauf gefaßt.

Leop. Nicht als ob ich glaubte, die Erinnerung an meinen Vater würke noch ſo heftig, nein! er ſucht nur Beſchönigung für Geiz und Menſchenhaß.

Holm. Ich denke ſo nicht von ihm.

Leop. Sie werden bald ſo von ihm denken *müſſen*. (ab.)

Achte Scene.

Holm. (allein.)

Er haßt mich, als das unglückliche Werkzeug von dem Verderben ſeines Bruders.

Leider war ich das! darf ich mit ihm rechten? — Zwar, mein Bewußtſeyn — ich habe Alles gethan — ja Alles! — um die Folgen jenes unſeligen Augenblickes zu vernichten. Ich habe mein Koſtbarſtes daran gewagt, und — verloren! — Mit jedem Tage wird dieſer Verluſt gewiſſer! — Das weiß er nicht. Das ſollte er vielleicht ſchon längſt wiſſen — aber ein verkanntes Herz hat auch ſeinen Trotz. Nun darf ich länger nicht ſchweigen. Die Verkettung der Begebenheiten zwingt mich zu reden, und ich will es thun mit Gelaſſenheit und Sanftmuth. (er klopft an Murrwalls Thür.)

Neunte Scene.

Murrwall. Holm.

Murrw. (herantretend, prallt zurück und ſieht ihn wild an.)

Holm. Verzeihen Sie, ich komme —

Murrw. Ich habe nichts mit Ihnen zu ſchaffen! (eilt haſtig zurück, bleibt in der Thür ſtehn, beſinnt ſich, kehrt langſam um, thut ſich Gewalt an und kommt näher, doch immer ſich entfernt von ihm haltend.) Mein Herr, wie komm' ich zu Ihrem Beſuche?

Holm. Sie können leicht denken, Herr Juſtiz-Rath, daß eine Nothwendigkeit mich zu Ihnen führt, der ich nicht ausweichen konnte.

Murrw. Das thut mir leid.

Holm. Ihr Neffe liebt meine Julie.

Murrw. Ich weiß.

Holm. Und mein Sohn Ihre Tochter.

Murrw. Ich weiß.

Holm. Es wäre möglich, daß kindliche Bitten Ihnen Ihre Einwilligung entriſſen —

Murrw. Nimmermehr!

Holm. Ich mußte das wenigſtens vorausſetzen, und dem zuvorkommen.

Murrw. Zuvorkommen?

zend Haſen. Der Verwalter brachte die Antwort, daß, obgleich aus der Hölle keine Erlöſung ſey, man doch durch Gebet und gute Werke den Zorn Gottes von ſich abwenden könne. Mein Vater lächelte und der Verwalter lachte.

Aber ſo unbedeutend dieſer ganze Vorfall auch ſchien, ſo hatte er doch ſehr ernſthafte Folgen. Der Kranke hatte ſich geärgert, die Galle trat ihm ins Blut, ſeine Wunden verſchlimmerten ſich, das Fieber wurde immer ärger, und am dritten Tage lag er ohne Hofnung der Geneſung. Er ſelbſt fühlte ſein herannahendes Ende, er berief meinen Vater an ſein Bett, ließ die Umſtehenden hinausgehn, und hielt folgende Rede an ihn:

„Polycarpus, ich will dir ein Geheimniß „entdecken, das mich mehr martert, als die „fürchterliche Vorſtellung der Hölle des Magiſter **Schlendrian**. Du biſt mein leiblicher Sohn. Der Mann deiner Mutter war „ein ehrlicher alter Kauz, der in ſeinem Le-

„ben

Holm. Ich gelte für einen wohlhabenden Mann. Es könnte — ſelbſt mit Unwillen von Ihrer Seite — in dieſer Rückſicht etwas geſchehen, wenigſtens für Ihren Neffen, was auf dieſe Täuſchung ſich gründete, zumal da ich ihn an Sie verwieſen. Allein ich that es, weil ich den Muth nicht hatte, ſeine Hoffnung durch ein Bekenntniß zu vernichten, welches ich ſogar meinen Kindern bis heute verſchwiegen. Sie, Herr Juſtiz-Rath, ſind der Erſte, dem ich es ablege. Hätte ich Millionen, mit Freuden würde ich ſie, nebſt meiner Tochter Hand, dem Sohne meines unglücklichen Freundes übergeben; ich würde ſie ſchon längſt ihm angetragen haben. Aber ich bin gänzlich verarmt — ſo verarmt, daß ich, was mir übrig bleibt, meinen Gläubigern überlaſſen muß.

Murrw. (erſtaunt) Banquerout?!

Holm. Ja. Und da nach unſern Ge-

ſetzen

ſehen ein Bankeruttirer — mit Schaudern ſprech' ich das Wort aus! — nicht im Rathe ſitzen kann, ſo muß ich auch mein Amt niederlegen. Mangel und Schimpf erwarten mich im Alter, folglich iſt meine Tochter keine Partie für Ihren Neffen, weniger noch mein Sohn ein Gemahl für Ihre Tochter.

Murrw. Und darum ſind Sie her gekommen?

Holm. Darum.

Murrw. Hm! (nach einer Pauſe, in der er ihn einigemal verſtohlen anſieht.) Setzen Sie ſich.

Holm. Mein Geſchäft iſt vollbracht. (will gehn.)

Murrw. Verziehen Sie noch einen Augenblick. — Hm! (er ſchlägt die Hände auf den Rücken und geht einigemal auf und nieder.) Es geht mich freilich nichts an — aber wiſſen möcht' ich doch, wie ein ſo ſolides Haus —

Holm. Unglücksfälle, Druck der Zeiten, meine Schwermuth — und noch manches.

Murrw. (bey Seite.) Hm! redlich war er immer, das muß ſein Feind ihm laſſen. (laut.) Sagten Sie nicht, ich ſey der Erſte, dem Sie Ihre Umſtände entdeckten?

Holm. Ja.

Murrw. Nun — (indem er ſich einige Gewalt anthut.) ſo braucht's ja auch ſonſt Niemand zu wiſſen.

Holm. Wie wäre das möglich?

Murrw. (ohne ihn anzuſehn.) Wie viel brauchen Sie denn, um ſich zu retten?

Holm. Edler Mann! ich verſtehe Sie. Nein, das darf ich nicht.

Murrw. Was nicht? warum nicht?

Holm. Einem Freunde Wohlthaten verdanken, iſt oft ſchon drückend — einem Feinde — erdrückend.

Murrw. Wir werden drum doch in keine andern Verhältniſſe treten. Das kann

Alles durch Geſchäftsmänner abgethan werden. Wir ſehn uns nicht, wir hören nichts von einander. Mein Geld muß ich doch auf Zinſen legen. Bei Ihnen oder bei einem Andern, das gilt mir gleich.

Holm. O welche Rinde ziehn Sie um Ihr edles Herz! ſelbſt in einem Augenblicke, wo die Flamme mit Gewalt durchbricht. Sie ſehen den Feind plötzlich in Noth, und das bewegt Sie, ja nur das konnte Sie bewegen. O widerſtehen Sie dieſer edlen Regung nicht! ſchenken Sie mir mehr, als ich verlor! Werden Sie mein Wohlthäter — aber auch mein Freund!

Murrw. Ich? Ihr Freund? nimmermehr! — Die Hand, die meinen Bruder in die Wellen ſtieß, kann ich nimmer faſſen.

Holm. Mir ſelbſt hab' ich mit dieſer Hand den Dolch ins Herz geſtoßen. Sie ſehen mich veraltet vor der Zeit — ich bin ein Mann, und gleiche einem Greiſe —

all mein Haar iſt grau. O möchten Sie nur Eine Nacht an meinem Lager ſitzen und mich ſchlafen ſehn! — Sie dürfen ſich zum Troſt den Bruder freundlich denken — aber ich — dem er auch ein Bruder war — ich ſehe nur ſein bleiches Antlitz, wie es zum letztenmal aus den Wellen hervor ragte, und ſein erlöſchender Blick nach mir hinſtarrte in Todesnoth!

Murrw. Wehe! wehe!

Holm. So ſteht er vor mir in bangen Träumen! ſo ſchwebt er noch am düſtern Nachtlicht vorüber, wenn ich erwache! und mich Bejammernswerthen drückt Ihr Haß!

Murrw. Er lebt — er iſt noch zu retten — und Sie ſind hier.

Holm. Was ich für ihn gethan — es wird einſt offenbar werden. Es war nicht mehr, als ich thun mußte, aber weiß Gott alles, was ich thun konnte.

Murrw. Reden Sie deutlicher.

Holm. Bald werden meine Bücher in fremden Händen ſeyn, die mögen für mich zeugen.

Murrw. Warum ſoll ich von Fremden erfahren, was mir wohl thun würde? Meinen Sie, es ſey ein Vergnügen, einen Menſchen zu haſſen?

Holm. Schon längſt würden Sie Alles wiſſen; aber Ihr Abſcheu gegen mich — Ihr Vermeiden jeder Erklärung — und vor Allem die Hoffnung, durch einen glücklichen Erfolg Sie zu beſiegen; *das* hielt mich bisher zurück. Ach! dieſe Hoffnung — die ich feſt gehalten habe, wie eine Mutter ihr ſterbendes Kind feſt hält — ich muß endlich ihr entſagen!

Murrw. Welche Hoffnung? reden Sie.

Holm. Wohlan! — Sie haben wohl vergeſſen, daß ich noch einen Sohn habe — (ſeufzend.) oder hatte —

Murrw. Jacob, mein Pathe.

Helm. Der in England zum Kaufmann erzogen worden.

Zehnte Scene.

Amalie. Die Vorigen.

Amal. (tritt haſtig herein und ſtutzt, als ſie Helm erblickt.) Ha! Sie hier? — verzeihen Sie, wenn ich unterbreche. Mein Vater, der Fürſt läßt Sie rufen, ſehr eilig, ſehr haſtig. Der Kammerdiener ſagte, Sie möchten um Gotteswillen keinen Augenblick verziehn.

Murrw. (ſieht nach der Wanduhr.) Eine halbe Stunde früher als gewöhnlich? was ſoll das bedeuten?

Amal. Ach! der Mann ſah ſo bedenklich aus.

Murrw. Die Geſichter ſolcher Leute ſind Launenſpiegel der Fürſten. (er nimmt den Hut und ſein Memoire.) Herr Burgemeiſter, es wäre mir lieb, wenn Sie meine Zurückkunft abwarteten. Ich habe noch viel zu hören.

Holm. Und ich noch viel zu ſagen.

Murrw. (indem er ſein Kabinet verſchließt.) So möge meine Tochter indeſſen Ihnen Geſellſchaft' leiſten. (zu Amalia.) Glauben Sie mir, es iſt kein Vergnügen, einen Menſchen zu haſſen.

Eilfte Scene.

Holm. Amalie.

Amal. Herr Burgemeiſter — dieſer Auftrag — meines Vaters letzte Worte — welch' ein Himmel thut ſich mir auf!

Holm. Gutes Kind, faſſen Sie keine eitlen Hoffnungen. Ich weiß, daß mein Sohn Sie liebt, ich weiß, daß Sie ihn ſchätzen, aber ich bin hier, um dieſe Verbindung zu hintertreiben.

Amal. Sie ſelbſt?

Holm. Ich muß.

Amal. Halten Sie mich des Namens Ihrer Tochter unwerth?

Holm. Ich liebe Sie wie mein eignes Kind.

Amal. So treibt auch Sie ein unſeliger Haß?

Holm. Sie verkennen mich.

Amal. So erklären Sie mir —

Holm. Nun ja. Ich habe biſher für einen reichen Mann gegolten. Mein Amt verlieh mir Anſehn und Einfluß. Das iſt vorbei. Ich bin ein Bettler. Mein Amt muß ich niederlegen. Die Welt wird mich verdammen, und vielleicht beſchimpfen. Dürft' ich in dieſer Lage — wenn auch zwiſchen mir und Ihrem Vater Alles ausgeglichen wäre — dürft' ich jetzt um ſeine Tochter werben?

Amal. Ich erſtaune! Sie verarmt? ſo ſehr verarmt? — welche Unglücksfälle —

Holm. Erlaſſen Sie mir den nähern Aufſchluß. Ich bin arm durch eigne Schuld, und doch iſt dieſe Schuld mir lieb. Weiter kann ich jetzt nichts ſagen.

Amal. Nun wohl — es mag ſo ſeyn — obſchon ich es nicht begreife — doch was hat Ihre Armuth mit Ihres Sohnes Liebe, mit ſeinen Wünſchen gemein? — Iſt doch mein Vater reich.

Holm. Ob mein Sohn ſich entſchließen könnte, von dem Vermögen ſeiner Gattin zu leben? das möchte Er entſcheiden, wenn, bei der Stimmung Ihres Vaters, von einer ſolchen Entſcheidung je die Rede ſeyn könnte.

Amal. So dacht' ich ſelber noch vor kurzem; doch nun find' ich Sie bei ihm — ich höre, daß er Sie erſucht, ſeine Rückkunft abzuwarten, — ich höre, daß ſein Haß ihm ſelber drückend wird, und ich ſollte nicht hoffen?

„ben nur eine Haupt- und eine Staats-Action „vollbracht hatte. Er beſaß keine andere „Tugend als die Ehrlichkeit, deswegen wurde er allenthalben betrogen, und nirgends „geachtet. Es reut mich von Herzen (hier „trat eine Thräne in ſein Auge) daß ich das „Eigenthum eines Andern angetaſtet. Zürne nicht auf mich, mein Sohn! ich war damals ein junger Wildfang, ſah immer nur „auf den gegenwärtigen Augenblick, und „dachte nie daran, daß auch einſt eine ſo „ernſthafte Stunde wie die jetzige kommen „würde. Vergieb mir um meiner Reue willen, und laß mich ſterbend wenigſtens ſo „viel wieder gut machen als ich kann.“

Mein Vater ſank in ſeine Arme, beyde weinten bitterlich. Der Berghauptmann ſandte nach einem Notarius und Zeugen, in deren Gegenwart er meinen Vater feyerlichſt an Kindes ſtatt annahm, und ihn zum Univerſalerben ſeines ganzen Vermögens erklärte. Noch in derſelben Nacht verſchied er ſanft.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08024/071

Holm. Ihr Vater iſt ein edler Mann, fähig, ſeines Feindes Wohlthäter zu werden, aber nicht, ihm die Hand zu reichen. Darum hoffen Sie nichts. Gewähren Sie mir vielmehr eine Bitte, die Ihnen beweiſen mag, welche hohe Meinung ich von Ihrem Charakter hege: Mein Sohn iſt zur Schwermuth geneigt, Sie haben eine große Gewalt über ihn, helfen Sie mir ihn beruhigen.

Amal. Bin ich denn ruhig?

Holm. In das, was ſeyn muß, ſich zu fügen, verſtanden die Weiber von jeher beſſer als die Männer.

Zwölfte Scene.

Mag. Milde. Die Vorigen.

Amal. (ihm entgegen.) Ha! mein alter Lehrer! mit welcher Freude hab' ich Ihre Zurückkunft vernommen!

Mag. Wie? — Sie wären? — ja wahrhaftig! Mamſell Murrwall!

Amal. Malchen! Malchen!

Mag. Malchen! Gott ſegne Sie! ei! wie ſind Sie groß und hübſch geworden!

Amal. Und gut geblieben.

Mag. Und haben den alten Milde nicht vergeſſen?

Amal. Wär' ich denn ſonſt gut geblieben?

Mag. Ach mein Gott! — und eben jetzt — da ich Sie zum Erſtenmale wieder ſehe — da ich ſo gern die Freude in dieſes Haus brächte — verehrteſter Herr Burgemeiſter! es iſt mir ein Troſt, Sie hier zu finden.

Amal. Was iſt Ihnen? warum ſehn Sie ſo verſtört aus?

Holm. In der That, mein Freund, Sie ſind ungewöhnlich beklommen?

Mag. Ich bin ein alter Mann — ein wenig ängſtlich — es wird ſo viel nicht zu bedeuten haben.

Amal. Was?

Mag. Ihr Herr Vater —

Amal. (ſehr erſchrocken.) Mein Vater?!

Mag. Er iſt nicht krank, gewiß nicht, er befindet ſich wohl —

Amal. Wer zweifelt daran?

Mag. Es iſt ihm nur ein Unfall zugeſtoßen —

Amal. Meinem Vater!?

Mag. Wie geſagt, es wird hoffentlich keine bedeutenden Folgen nach ſich ziehn.

Amal. Reden Sie! um Gotteswillen!

Mag. Seine Durchlaucht haben, in einer mir unbekannten Sache, deſſen Freimüthigkeit übel aufgenommen —

Holm. u. Amal. Weiter!

Mag. Und in der erſten Hitze — ihn arretiren laſſen.

Amal. Mein Vater! in einen Kerker geſchleppt!

Mag. Nicht doch, Hausarreſt, glimpflich, unter Aufſicht des Herrn Polizeidirectors.

Amal. Aber doch ein Gefangener!

Mag. Ein glücklicher Zufall führte mich an der Schloßtreppe vorüber, als eben das Volk zuſammen lief —

Amal. Oeffentlich beſchimpft!

Mag. Glauben Sie mir, das Antlitz Ihres Vaters war unverändert. Ich bin nur vorausgeeilt, um Ihnen den erſten Schrecken zu erſparen, wenn Sie plötzlich in ſolcher Begleitung ihn hätten kommen ſehn.

Amal. Ich will zum Fürſten — ich will mich ihm zu Füßen werfen —

Mag. Nicht doch —

Amal. Wie? Sie könnten mich abhalten, für meinen Vater —

Mag. Bewahre der Himmel, daß ich von Erfüllung einer kindlichen Pflicht Sie abhalten ſollte. Nur in dieſem Augenblicke —

Amal. Könnt' ich den **erſten** Augenblick verſäumen, ſo wär' ich nicht werth, im zweiten zu leben.

Mag. Aber wenn Sie im erſten verdürben, was im zweiten vielleicht gelänge? Seine Durchlaucht ſind noch in der erſten Aufwallung. Erwarten Sie zum mindeſten die Ankunft Ihres Vaters. Er könnte Ihrer Pflege hier bedürfen.

Amal. Sie haben Recht, ich will ihn erwarten. Aber laſſen Sie mich um Gotteswillen nicht allein!

Mag. Nein, ich verlaſſe Sie nicht.

Holm. (der bisher in tiefen Gedanken geſtanden.) So will ich denn meine öffentliche Laufbahn mit dieſem Schritte beſchließen. Ja, es iſt meine Amtspflicht. Ich bin es der Stadt und meinen Mitbürgern ſchuldig. — Seyn Sie ruhig, liebes Kind. Ich kenne den Fürſten. Er hört beſcheidene Wahrheit — er wird **mich** hören. (ab.)

Amal. (ihm die Arme nachbreitend.) Gott ſende ſeinen Engel vor dir her!

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Amalie. (allein.)

(ſteht am Fenſter.) Ich ſehe noch immer nichts — die Angſt will mich erſticken — der Magiſter kommt auch nicht wieder — ich ſelber trieb ihn fort — und auch den Chriſtian — ich bin ganz allein! — warum kommt denn keiner? — ach! weil mir keiner eine tröſtliche Botſchaft bringen kann!

Zweite Scene.

Leopold. Amalie.

Amal. Ha! Vetter! ein guter Engel

ſchickt Sie mir. Ich quäle mich hier mit den fürchterlichſten Vorſtellungen — Niemand iſt bei mir — alle Leute im Hauſe hat, die Angſt hinaus getrieben — Sie wiſſen doch ſchon?

Leop. Alles weiß ich.

Amal. Ach es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie gerade jetzt kommen, um uns beizuſtehn.

Leop. Nein, liebe Couſine, ich komme leider nicht deßwegen.

Amal. Nicht?

Leop. Sie wiſſen, ich bin Fiſcal. Ich habe Befehl erhalten, hier zu erſcheinen.

Amal. Sie? der Neffe? was ſollen Sie hier?

Leop. Vermuthlich Ihres Vaters Papiere verſiegeln. Wenigſtens hoffe ich, daß mein Auftrag ſich darauf beſchränken wird, und dann iſt es gleichgültig, von wem das geſchieht.

Amal. Was könnte denn ſonſt noch geſchehn? O ſagen Sie mir Alles! bereiten Sie mich vor.

Leop. Kann ich das? — Mir iſt nichts weiter bekannt, als ein Stadtgerücht und der Befehl, den ich empfangen; ein Befehl, der mir äußerſt unangenehm iſt; denn je gegründeter mein Unwille gegen Ihren Vater ſeyn mag, je mehr empört ſich mein Gefühl, daß ich in dieſer Sache, wenn auch nur eine Nebenrolle ſpielen ſoll.

Amal. Ihr Unwille? — Ich kann zwar meinen Vater nicht vertheidigen, aber dennoch weiß ich ſicher, daß er vertheidigt werden **kann**.

Leop. Liebe Couſine, es iſt nicht der Augenblick, darüber zu ſprechen.

Dritte Scene.

Chriſtian. Die Vorigen.

Chriſt. (ganz erſchöpft) Jetzt bringen

ſie

Sein Körper wurde mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zur Erde beſtattet, bey welcher Gelegenheit der Herr Magiſter Schlendrian eine Rede hielt, in welcher er den Verſtorbenen für fünf Harzgulden fünfundzwanzigmal Hochwohlſelig nannte.

Zwölftes und letztes Kapitel.

Beſtechung.

Mein Vater war alſo nun auf einmal Erb- Lehn- und Gerichtsherr von und auf Süſſenhayn, Lindenbuſch, Großenholz & caetera, & caetera. Er frug ſich oft, ob er träume, und ſein ganzes Leben hindurch geträumt habe? Der Küchenjunge, der Straußenwärter, der Bergzehender, der Parkaufſeher, gingen wie Bildergen in der Zauberlaterne vor ſeiner Seele vorüber, er ſah Alles wie ſie den Herrn — in einem Wagen — der Polizeidirector — der Pöbel —

Amal. Mein Vater! (ſie ſtürzt hinaus.)

Chriſt. Ach! daß ich das erleben muß! — Um Vergebung Herr Fiſcal — es will ſich zwar nicht ſchicken — aber ich habe ein Zittern in meinen Füßen — ich kann nicht ſtehn —

Leop. Setze dich, ehrlicher Chriſtian. (bei Seite.) Mein Oheim hat es wahrlich nicht um mich verdient, doch was gäbe ich darum, wenn mir die Pflicht erlaſſen würde, Zeuge ſeiner Demüthigung zu ſeyn!

Vierte Scene.

Murrwall. Amalie. Der Polizei-Director. Die Vorigen.

Murrw. (an den Amalie ſich ängſtlich geſchmiegt hat.) Sey ruhig meine Tochter. Was fürchteſt du? hältſt du mich für ſchuldig?

Amal. Nein — aber — der Zorn des Fürſten —

Murrw. Eine Aufwallung, nichts weiter. Du würdeſt beſſer thun, dich zu entfernen.

Amal. O laſſen Sie mich hier! daß ich ſehe, was geſchieht, ſonſt tödtet mich die Angſt.

Murrw. Nun wie du willſt. Daß ich nur um die gewöhnliche Stunde zu eſſen bekomme, hörſt du? — Chriſtian! was ſoll das heißen? ich glaube du weinſt? ſchäme dich.

Chriſt. Ach mein guter Herr! daß ich ſehn muß —

Murrw. Was mußt du denn ſehn? bin ich etwa blaß? entſtellt?

Chriſt. Nein.

Murrw. Nun du weißt ja, daß mein Geſicht der Anſchlagzettel meines Herzens iſt. Was da geſpielt wird, das verkünden meine Züge, drum ſey ruhig, es iſt kein Trauerſpiel. (er erblickt Leopold.) Sieh da, Herr Neffe. Er auch hier? und eben jetzt? das nimmt mich wunder.

Leop. Ich bin nicht freiwillig hier. Mein Amt und des Fürſten Befehl —

Murrw. Ach ſo! das iſt ein anderes, und auch ein beſſeres.

Pol. Dir. Herr Juſtiz-Rath, Sie ſprechen viel, und ohne Erlaubniß.

Murrw. Iſt mir verboten zu reden?

Pol. Dir. Ich habe zwar darüber keinen eigentlichen Befehl —

Murrw. Nun Herr Polizei-Director, ſo überſchreiten Sie Ihre Befehle nicht. Ohnehin liegt manches Gehäſſige in der Natur Ihres wichtigen *Amtes*; wenn da nicht eine milde Perſönlichkeit hervor ſticht, ſo wird am Ende der *Mann* gehäſſig.

Pol. Dir. Großen Dank für die gute Lehre.

Murrw. Ja, gut iſt ſie.

Pol. Dir. Ich bitte mir den Schlüſſel zu Ihrem Schreibzimmer aus.

Murrw. Iſt das befohlen?

Pol. Dir. Ja.

Murrw. Eine harte Maaßregel. Das Schreibzimmer eines Mannes iſt ſein vertrauter Freund. Man ſagt ja wohl einem Freunde, was nicht Jeder wiſſen ſoll.

Pol. Dir. Der Fürſt muß Alles wiſſen dürfen.

Murrw. O ja, der Fürſt. Allein der kann nur mittelbar in meine Geheimniſſe dringen, muß ſich fremder Augen bedienen.

Pol. Dir. Ich ſteh' in Amt und Pflicht, und gebe zu bedenken, daß Ihr Zögern Sie nur verdächtig macht.

Murrw. Hier iſt der Schlüſſel.

Pol. Dir. Herr Fiſcal, der Fürſt befiehlt, daß Sie die Papiere des Herrn Juſtizſtiz⸗Raths ſtreng unterſuchen, und die etwa verdächtigen mir abliefern ſollen. (er giebt Leopold den Schlüſſel.)

Murrw. (äußert Unruhe.)

Leop. Mir trägt der Fürſt dieſe Unterſuchung auf?

Pol. Dir. Ihnen, Herr Fiſcal.

Leop. Erlauben Sie, hier iſt wohl ein Irrthum. Ich bin der Neffe dieſes Mannes, der Sohn ſeines leiblichen Bruders.

Pol. Dir. Vielleicht haben Seine Durchlaucht ſich deſſen nicht erinnert, vielleicht aber auch gewußt, daß Sie mit Ihrem Oheim nicht in dem beſten Vernehmen ſtehn.

Leop. Um ſo weniger kann ich hier mitwirken. Meines Oheims Unſchuld würde der Verwandtſchaft, ſeine Schuld dem Haſſe zugeſchrieben werden. In beiden Fällen ſtände ich zweideutig da, vor dem Fürſten und vor meinen Mitbürgern.

Murrw. (bei Seite.) Bravo!

Pol. Dir. Das zu beprüfen, iſt nicht meine Sache. Sie verwalten Ihr Amt, Herr Fiſcal, ohne Widerrede.

Murrw. Erlauben Sie mir auch ein Wort. Ich proteſtire gegen dieſen jungen Mann.

Pol. Dir. Davon nehme ich keine Notiz.

Murrw. Ich dächte doch, es wäre Ihre Pflicht, dem Fürſten zu rapportiren, daß hier ein beſonderer Umſtand eingetreten. Er iſt ſo edel, er ſelber fühlt ſo zart; ſicher war es ihm entfallen, als er den Fiſcal zu dieſem Geſchäfte beſtimmte, daß eben dieſer Fiſcal auch Murrwell heißt.

Pol. Dir. Es geziemt mir nicht, darüber zu raiſonniren. Ich befolge meine Ordre.

Murrw. Nun Neffe, ſo geh' er in Gottes Namen. Daß er nicht gehen wollte, war mir lieb.

Leop. Wenn ich muß — wenn auch Sie es wollen —

Murrw. Ich muß es wollen — und will es jetzt.

Leop. Nur noch ein Wort, Herr Oheim. Sie ſelber hegen ſtrenge Begriffe von Pflicht — Sie verſtehen mich.

Murrw. O ja. Erfülle er die Seinige in ihrem ganzen Umfange.

Leop. Sie wurde mir noch nie ſo ſauer, (er ſchließt das Kabinet auf und geht hinein.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Leopold.

Pol. Dir. (ſetzt ſich.) Es wird ſich wohl in die Länge ziehn.

Murrw. Ich denke nicht. Meine Papiere ſind in Ordnung.

Amal. Lieber Vater, ſoll ich Wein holen?

Murrw. Trink' ich denn Wein um dieſe Stunde?

Amal. Sie ſind erſchöpft.

Murrw. (lächelnd.) Meinſt du? O mein Kind! ein ehrlicher Mann hat Kraft. Allenfalls die Geduld, die iſt bei mir nicht ſchwer zu erſchöpfen, aber da hilft kein Wein. Chriſtian, was macht der Pudel?

Chriſt. Ei du mein Gott! wie könnt' ich jetzt an den Pudel denken?

Sechſte Scene.

Mag. Milde. Die Vorigen.

Mag. Herr Juſtiz-Rath, ich kenne Sie wohl und fürchte nichts; aber ich bin ein alter Mann, es hat mich angegriffen.

Murrw. Das thut mir leid, mein lieber Magiſter. Das menſchliche Leben iſt ein Aprilwetter, das ſollten Sie doch ſchon längſt wiſſen.

Mag. Ein Aprilwetter, nun ja: da giebt es auch an ſtürmiſchen Tagen Sonnenblicke. Vielleicht hab' ich Einen in der Taſche.

Murrw. (lächelnd.) Einen Sonnenblick?

Mag. Ich bitte um Vergebung. Es iſt jetzt nicht an der Zeit und Stunde, eine Metapher gehörig durchzuführen; ſonſt pflege ich darin nicht zu manquiren. Mit betrübtem Herzen wandelte ich durch die Adlergaſſe, da ſah' ich, daß die Poſt gekommen war. Da fiel mir plötzlich ein, daß Sie mit Verlangen einen Brief erwarten. Lieber Gott, dachte ich, möchte er doch heute gekommen ſeyn! bona mixta malis. Ich fragte nach, und ſiehe da, ein Brief aus Cadix.

Murrw. (außer ſich.) Cadix!? Chriſtian, geſchwind auf die Poſt!

Mag. Iſt nicht vonnöthen. Die Freude ließ ich mir nicht nehmen, und hätt' ich auch mit meinem letzten Groſchen den Brief auslöſen ſollen. Hier iſt er. Möchte er Freude bringen!

Murrw. (den Brief empor haltend.) Der Spruch des Schickſals über den Reſt meines Lebens!

Pol. Dir. (nimmt ihm den Brief aus der Hand.) Halt! Sie haben jetzt keine Briefe zu empfangen.

Murrw. Wie mein Herr?

Pol. Dir. Sie ſind ein Juriſt, Ihnen brauche ich nicht zu ſagen, daß Briefe an Staatsgefangene zuvor unterſucht werden müſſen.

Murrw. Nun wohl, ſo unterſuchen Sie.

Pol. Dir. Ich werde den Brief leſen.

Murrw. Leſen Sie, aber gleich! um Gotteswillen!

im fernen Nebel, und nur Minchens Bild ſtand mit ſchimmernden Farben roſig lächelnd vor ſeinen Augen.

„Was hindert mich noch,“ rief er eines Morgens: „ganz glücklich zu ſeyn? Ver„gebens ruft mich das ſchallende Horn „zum lärmenden Vergnügen der Jagd, ich „komme mit Wild beladen zurück, und keine „Hand ſo weich als Pflaum, trocknet mir „den Schweiß von der Stirn. Vergebens „lächeln mir die gelben Saaten und die brau„ne Wange des zufriedenen Schnitters, ver„gebens winkt mir der volle Becher, ſo lan„ge meine Seele nicht jenen wollüſtigen „Rauſch aus Minchens ſchwarzen Augen trin„ken kann. Wohlan! es ſey gewagt! ich „will nicht länger allein zur Jägerhütte luſt„wandeln, ich will nicht länger allein die „weiten Säle dieſer Burg bewohnen, wo in „den langen einſamen Gängen nur der hohle „Schall meines eignen Fußtritts mir an die „Ohren ſchlägt.“

Er

Pol. Dir. Ich werde mir Zeit dazu nehmen. (er holt gemächlich eine Brille aus der Tasche.)

Murrw. (seine Wuth verbeißend, zerknüllt sein Schnupftuch.)

Amal. (bei Seite.) Gott! ſo ſah ich meinen Vater nie!

Mag. Hochgeehrter Herr Polizei-Director — homo sum — nehmen Sie mirs nicht übel — mit allem Reſpect — es iſt unbarmherzig.

Pol. Dir. Miſche ſich der Herr nicht in fremde Händel, oder man wird ihm zeigen —

Mag. Zeigen Sie fürs Erſte nur den Brief, dann in Gottes Namen Dero Zorn.

Pol. Dir. Geduld. (er lieſt den Brief brummend.)

Amal. (bei Seite.) Ich könnte den Mann haſſen!

Chriſt. (in den Bart brummend.) Ich haſſ' ihn ſchon.

Pol. Dir. Der Brief iſt von keiner Bedeutung, von einem Kaufmann aus Cadix geſchrieben, und mag geleſen werden. (reicht ihn dem Magiſter.)

Mag. (lieſt. Murrwall ſtarrt ihn an.) „Nach Ew. Wohledeln mir gewordenem „Auftrage habe nichts verabſäumt, um ein „Fahrzeug nach Madagaſcar auszurüſten, „und bedaure nur, daß die ſchweren Koſten „vergebens aufgewandt worden.“

Murrw. Ha! es iſt genug!

Mag. Erlauben Sie, es kommt noch mehr.

Murrw. Vergebens! was brauch' ich mehr zu wiſſen?

Mag. (lieſt.) „Denn eben als das Fahrzeug auslaufen ſollte, lief ein Engländer, „vom Sturm beſchädigt, hier ein, welcher „bereits Dero Herrn Bruder wohlbehalten „am Borde hatte.“

Murrw. Was! (er reißt ihm den Brief weg.)

Mag. Ja ja, ſo ſteht es.

Murrw. (lieſt.) „Engländer — Bruder — wohlbehalten“ — Gott! (er ſinkt auf die Kniee, den Brief, zwiſchen beide Hände gedrückt, gen Himmel haltend.)

Amal. (kniet ihm zur Seite, mit ihren Armen ihn umfaſſend und an ſeiner Bruſt ſanft weinend.)

Mag. (umarmt den Pol. Direct.) Er lebt! er lebt!

Pol. Dir. Na, was geht das mich an?

Mag. (breitet die Arme gegen Chriſtian aus.) Chriſtian! Er hat ein Herz —

Chriſt. Ja Gott ſey Dank! (Beide umarmen ſich.)

Pol. Dir. (ſtreckt ſich in dem Seſſel.) Empfindſamkeit. Ich kann das nicht leiden. Iſt auch nicht mehr Mode.

Murrw. (ſich mit Hülfe ſeiner Tochter erhebend.) Ich danke dir, mein Kind, daß du mir die Freude tragen hilfſt. Chriſtian! meine Schatulle! die Armen — theil aus, theil aus!

Chriſt. Mit Freuden. (will in das Kabinet gehn.)

Pol. Dir. Halt, halt mein Freund! jetzt darf Niemand hier hinein.

Chriſt. (mit verbiſſener Wuth.) O Herr —

Murrw. Laß gut ſeyn, Chriſtian. Jetzt geſchehe was da wolle, der Glückliche hat ſtarke Schultern. — Herr Magiſter! Sie haben mir den Brief gebracht.

Mag. (ſeelenvergnügt.) Ja, ich hab' ihn gebracht.

Murrw. Und Sie freuen ſich mit mir —

Mag. Ich bin zum Kinde geworden.

Murrw. Leſen Sie mir den Brief vollends. Meine Augen ſind naß, ich ſehe nicht.

Mag. Ja, was ſeh' ich denn? (er trocknet ſich die Augen.) Wo blieben wir denn?

Murrw. Mein Bruder — wohlbehalten —

Mag. (lieſt.) „Mit nächſter Poſt wird „er ſelber ſchreiben und ſeine Fata melden —"

Murrw. Warum nicht gleich!

Mag. (lieſt.) „Solches hat ihm heute „die Ermüdung nicht geſtattet."

Murrw. Weiter! weiter!

Mag. (lieſt.) „Das Schiff heißt die „Hoffnung, mit Ballaſt geladen, geführt vom Capitain Jacob Holm —"

Murrw. Holm!? Holm!?

Mag. (lieſt.) „Es hat viel gelitten, „wird einige Wochen Zeit brauchen, ehe es „weiter ſegeln kann —"

Murrw. (kaum noch zuhörend.) Holm? — ein Engländer?

Mag. „Doch ſpäteſtens im künftigen „Monate, hofft Dero Herr Bruder die „werthgeſchätzte Familie zu umarmen."

Murrw. (ſeinen Bruder im Geiſte ſchon umarmend.) Warum kann ich meine Tage bis dahin nicht verſchenken!

Mag. (lieſt.) „Wir haben, nach Ordre, „für Dero Rechnung ihm Geld vorſchießen „wollen, allein er war bereits durch den „Engländer mit Allem reichlich verſorgt.“

Murrw. Wie iſt mir denn? — träume ich? — dieſer Kapitain —

Siebente Scene.

Leopold. Die Vorigen.

Leop. (ſchwankt bleich und mit verweinten Augen aus dem Kabinet und fällt zu Murrwalls Füßen.)

Murrw. Was ſoll das heißen?

Leop. (kaum ſeiner Sprache mächtig.) Ich habe meine Wechſel, und zerriſſen gefunden — ich habe die Quittungen für das Schulgeld meiner Brüder gefunden —

Murrw. So ſteh er doch auf!

Leop. Ich habe die bezahlten Rechnungen für die Arbeiten meiner Mutter gefunden —

Murrw. Schon gut. Nur ſtill!

Leop. Ich hab' Ihr Teſtament gefunden —

Murrw. Wer heißt ihn davon reden?

Leop. Ich rede nicht, mein Herz ſchreit! mich erdrückt die Schaam!

Amal. Das hab' ich geahndet.

Chriſt. (mit Stolz.) Ich habe Alles gewußt.

Murrw. (hebt Leopold auf.) Ein andermal, mein lieber Neffe, beurtheile er die Menſchen nicht ſo keck. Ich mag ein Sonderling geſchienen haben, aber ich hatte meine guten Gründe. Hätte Er ſich auf mein Geld verlaſſen dürfen, wer weiß, ob ein ſo fleißiger Menſch aus ihm geworden wäre. Und hätte ſeine Mutter nicht arbeiten müſſen, ſo würde ſie in ihren Leiden den ſüßeſten Troſt entbehrt haben, das Bewußtſeyn, ihre Kinder mit ſelbſt verdientem Brodte zu ſpeiſen. — Jetzt kein Wort mehr davon. — Nehme Er ſich zuſammen — nehme er ſich brav zuſammen! Sein Vater lebt! ſein Vater kommt! Da, da, leſ' er ſelbſt.

Leop. (nimmt haſtig und [illegible] den Brief — [illegible] immer [illegible] — kann nicht ſprechen — [illegible] ein Thränenſtrom er[illegible])

Murrw. (der ihn beobachtet.) Ja, er liebt ſeinen Vater doch. Nun, ſo lieb' auch ich ihn wieder. (umarmt ihn.)

Pol. Dir. Der Herr Fiſcal vergeſſen Ihre Amtspflichten.

Leop. Mein Herr, ich habe hier nur Eine Pflicht zu erfüllen, die, den großmüthigen Sterblichen zu ſegnen.

Pol. Dir. Ei, hier iſt nicht vom Segnen die Rede. Dazu haben Seine Durchlaucht Sie nicht hieher beſchieden.

Leop. Ich thue keinen Schritt mehr in dieß Kabinet.

Pol. Dir. Soll ich das berichten?

Leop. O ja mein Herr.

Mag. Berichten, mein Hochverehrter, aber unſere Freude nicht länger ſtören.

Pol. Dir. Was geht mich Ihre Freude an? es iſt nichts abgeſchmackter, als wenn die Menſchen ſich ſo unbändig freuen.

Achte Scene.

Holm. (in ſeinem Amts-Ornat.) **Die Vorigen.**

Holm. (athemlos, übergiebt mit zitternden Händen dem Polizei-Director einen Zettel.) Hier, Herr Polizei-Director — ein Befehl Seiner Durchlaucht —

Pol. Dir. (ihn entfaltend.) Eigenhändig?

Holm. Eigenhändig.

Murrw. Sie kommen zur glücklichen Stunde!

Holm. So hoff' ich.

Pol. Dir. Halt meine Herren! ein Befehl Seiner Durchlaucht — da wird nichts fremdes drein geredet. (er lieſt.)

„Mein lieber Polizei-Director. Der Burgemeiſter Holm wird Ihnen meine Willens-

„lensmeinung eröffnen. Carl Friedrich.“ (er legt den Zettel mit einer ſauerſüßen Geberde wieder zuſammen.) Sehr kurz, ſehr bündig. Nun? was haben der Herr Burgemeiſter mir zu eröffnen?

Holm. Daß Seine Durchlaucht mich und ſämmtliche Rathsherren, die ich in der Eile verſammelt hatte, huldreich zu empfangen geruhten —

Pol. Dir. (ſpöttiſch.) Der Rath in corpore?

Holm. Ja mein Herr. Keiner hat ſich ausgeſchloſſen, als es darauf ankam, ein Zeugniß für dieſen Ehrenmann abzulegen. Und der Fürſt hat uns gnädig gehört, und hat befohlen, jede Unterſuchung augenblicklich nieder zu ſchlagen.

Pol. Dir. So? — nun das freut mich. Seine Durchlaucht werden ſich verwundert haben, den *Feind* des Angeklagten an der Spitze der Supplicanten zu ſehn.

Holm. Sein Feind? das war ich nie.

Und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08006/053

sind wär' ich es geweſen, hier galten nur Wahrheit und Pflicht.

Pol. Dir. Nun, ſo hätte ich denn hier nichts weiter zu thun.

Mag. Nein, mein Hochverehrteſter! gar nichts weiter.

Pol. Dir. Ich empfehle mich. (er geht.)

Mag. Es giebt Menſchen, die ſich oft empfehlen, aber nie empfohlen ſind.

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne den Polizei-Director.

Murrw. (zu Holm.) Herr, ich fühle, was Sie für mich gethan haben — ich ahnde noch mehr — wir wurden unterbrochen — Sie wollten mir erzählen von Ihrem zweiten Sohne in England —

Holm. (leiſe.) Wenn wir allein ſind.

Murrw. Wir ſind allein! Gottlob! wir Alle, wie wir da ſtehn, wir ſind nur

Eins! Jacob Holm heißt Ihr Sohn — er fährt ein Schiff, die Hoffnung —

Holm. Mein Gott! woher wiſſen Sie —

Murrw. (immer haſtiger.) Ich brauche Ihre Bücher nicht zu ſehn — Sie haben das Schiff ausgerüſtet mit dem Reſt Ihres Vermögens — Sie haben das Leben Ihres Sohnes gewagt — Sie haben ihn nach Madagaſcar geſchickt —

Holm. (zitternd und voll der bangſten Erwartung.) Ich hab' es gethan.

Mag. (ſeelenvergnügt.) Er hat es gethan.

Murrw. Ihre Hoffnung iſt nicht zu Schanden geworden — hurrah! Ihr Schiff liegt in Cadix und mein Bruder iſt gerettet!

Holm. (ſtürzt in ſeine Arme.)

Leop. (hinaus führend.) Zu meiner Mutter!

Der Vorhang fällt.

[illegible]
Erste Centurie
Königsberg 1817

7 15

Napoleon's
Reiſe-Abentheuer.

Eine
heroiſche Tragi-Comödie
von
A. v. Kotzebue.

Ehrfurchtsvoll gewidmet
dem
berühmten Wahrheits-Freunde
Herrn
Moniteur
in Paris.

Leipzig 1814.

Personen.

Noch Jemand.
Ein Mammeluk.
Der General Verdammt.
Ein Winzer-Chor vom Rhein.

Erſcheinungen.

Rübezahl.
Libuſſa, eine alte böhmiſche Königin.
Guſtav Adolph.
Der Buchhändler Palm.
Schill.
Andreas Hofer.

Scene 1.

Ein freier Platz.

Noch Jemand tritt nachdenkend auf; ihm folgt der Mameluck.

Mammeluck.

Darf ich zu ſprechen mich erdreiſten?
Wir laufen nun ſchon ſo lange herum,
Wie wär's wenn wir nach Hauſe reiſten?

Noch Jemand.

Schweig: denn du redeſt gar zu dumm.

Mammeluck.

Ein Jeder redet, mein Gebieter,
Wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.
Wir haben zu Hauſe hübſche Güter,
Und Frau und Kindlein wie Ihr wißt.
Da mein' ich nun, es ſey doch beſſer,
Statt in der Welt herum zu ziehn,
Wenn wir auf einem unſrer Schlöſſer
Den Kleinen in Gottesfurcht erziehn.

Und ſtill verwalten die hübſchen Güter,
Und laſſen auch andre Leute in Ruh!

Noch Jemand.

Potz Stern! was gilts für feige Gemüther:
Mammeluk! ein gemeiner Menſch biſt du.

Mammeluck.

Verwegne, die nach Schätze trachten,
Gab's in der Welt zu jeder Zeit,
Doch wenn ſie deren Genuß verachten,
So ſind ſie am Ende wohl nicht geſcheit.
Wozu denn immer noch mehr erbeuten
Und Schätze häufen ohne Maaß und Ziel?
Und koſtet' es andern ehrlichen Leuten
Auch unterm Kopf den lezten Pfühl.

Noch Jemand.

Wirſt du den Scherz noch weiter treiben?

Mammeluck.

Ein altes Sprüchwort wird gerühmt:
Der Menſch ſoll ſein im Lande bleiben
Und nähren ſich redlich wie's geziemt.

Noch Jemand.

Das Sprüchwort mag nicht Unrecht haben,
Doch explicir' es mit Verſtand,
Denn ſehr verſchieden ſind die Gaben:
Dem Einen iſt ſchon ein Dorf ſein Land;
Der Andre braucht, um ſich zu nähren,
Stadt — Königreich — die ganze Welt;
Und ſo mußt du den Trieb erklären,
Der mich belebt, beſeelt, erhält.

Ich gleiche empörten Waſſerwogen,
Mir iſt mein Bette viel zu klein.
Und hätt' ich ganz Europa durchzogen,
So würd' auch das zu eng mir ſeyn.
Willſt du die Schwalbe unterweiſen,
Nie zu verlaſſen ihr warmes Neſt?
Auch ich muß reiſen und immer reiſen,
Nach Süden bald und bald nach Weſt.

Mammeluk.

Wenn euch das Reiſen nur immer bekäme!
Doch gab's ſchon ſo manchen gefährlichen Sprung
Und iſt kein Wunder wenn ich mich ſchäme,
Vor mancher fatalen Erinnerung.
Denn als, mit Nil-Waſſer Kaffee zu kochen,
Die Reiſeluſt Egypten erkohr,
Da habt Ihr plötzlich die Achſe gebrochen,
Bei St. Jean d'Acre dicht vor dem Thor.
Dann wolltet Ihr nach England ſchiffen,
Und hattet lange drauf geſpart;
Da hat man Euch aber ausgepfiffen,
Weil Ihr zur Reiſe nie fertig wart.
Dann ſeid Ihr nach Spanien gegangen,
Zuerſt als blinder Paſſagier,
Da haben Euch die Brigands empfangen,
Und warfen Euch wieder hinaus vor die Thür.
Ja, endlich habt Ihr kühn geſchworen,
Nach Rußland zu reiſen in Einem Strich;
Da habt Ihr Eure Naſ' erfroren
Und ließet Euer Gepäck im Stich.
Ihr mußtet Bouillon von Pferdefleiſch kochen,
Und wart dem Hungertode nah,
Denn ach! die Brücke war abgebrochen
Ueber die ſchöne Bereſina.

Nun ſprecht, ſoll mir nicht bange werden,
Wenn Ihr ſchon wieder auf Reiſen geht?
Es mangelt Euch obendrein an Pferden,
Auch geltet Ihr nicht mehr als Prophet.

Noch Jemand.

Halt's Maul! und gäb' es Rieſen und Drachen,
Mir ſoll vor keinem Lindwurm grau'n!
Jetzt will ich eine Tour nach Schleſien machen
Das ſchöne Rieſengebirge zu ſchau'n.
Drum geh', mach Anſtalt wie ich befohlen,
Vertraue kühn auf meine Fauſt;
Ich muß mir ſchleſiſche Leinwand hohlen,
Weil mir die Koſaken die Wäſche gemauſt.

(Mammeluk zuckt die Achſeln und geht).

Noch Jemand allein.

Es iſt ein Jammer mit ſolch einem Thiere,
Das immer nur am Gemeinen klebt,
Begreift nichts von der grande mesure,
Durch die ein Genie auf Wolken ſchwebt.

Scene 2.

Rübezahl ſteigt aus dem Boden herauf. **Noch Jemand.**

Noch Jemand.

Ha! ha! ein Erdgeiſt will mich necken.
Wer biſt du, der du finſter ſchweigſt?
Meinſt du ich würde vor dir erſchrecken,
Weil du herauf aus dem Boden ſteigſt?

Er ſprachs und ergriff die Feder, um an den Herren van Doelen zu ſchreiben, und ihn einzuladen, ſein rothes Ziegeldach gegen die Burg Süſſenhayn zu vertauſchen. In demſelben Augenblick meldete ihm der Jäger Hans drey Fremde, zwey Männer und eine Jungfrau, welche den gnädigen Herrn zu ſprechen verlangten. Er befahl, ſie herein zu führen, und — wer mahlt ſein Erſtaunen, als er in die Thür treten ſah — den Herren van Doelen, und hinter ihm — das ſchwarzaugigte Minchen, und hinter ihr — den alten treuen Schrimps.

Der Leſer wird mir nicht zumuthen, ein Bild zu entwerfen, von dem Entzücken, den Freudenthränen, den Umarmungen, dem Stammeln, den abgebrochenen Sylben, die ſich wechſelsweiſe durchkreuzten. Hundert Fragen für eine, und ehe noch die Antwort darauf erfolgte, wieder eine neue Frage. Endlich erholte man ſich ſo weit, daß man im Stande war einander zu hören, man ſetzte ſich,

Und wäre dein Antlitz zehnmal gelber,
Und riſſeſt du alle Gebirge auf,
So irrſt du Freund, denn ich ſtieg ſelber
Weit tiefer noch als du herauf.

Rübezahl.

Das weiſt ich, denn mit großem Verlangen
Heiſcht dort man deine Gegenwart,
Den glühenden Szepter zu empfangen,
Den dir dein Vater aufgeſpart.
Doch weil vor dir und deinen Bütteln
Die Oberwelt noch keine Ruhe fand,
So hat, um aus dem Traume dich zu rütteln,
Das Schickſal mich, den Rübezahl, geſandt.,
Geh' nicht nach Schleſien, laß dir rathen,
Denn jene Zeiten ſind vorbei,
Wo von den Pyrenaen bis zu den Karpathen
Man dich empfing mit Jubelgeſchrei,
Und, dir die Schlüſſel von allen Pforten
Entgegen tragend, die Zukunft prieß,
Weil deine Zunge mit glatten Worten
Ein neues Paradies verhieß.
Doch bald iſt's an den Tag gekommen,
Wozu dein ewiges Reiſen taugt,
Dem, der dich gaſtfrei aufgenommen,
Haſt du das Mark aus den Knochen geſaugt;
Und ſo iſt's endlich ſo weit gediehen,
Daß man ſich kreuzigt wo du erſcheinſt,
Weil Jedem die Haut über die Ohren zu ziehen,
Du gar ein Recht zu haben vermeinſt.
Am ſchlimmſten haben es empfunden
Die Gläubigen, welchen du Schutz gelobt;
Die bluten ſeit Jahren aus tauſend Wunden,
Die haben dein neues Glück erprobt

Und ſind deiner Herrlichkeit herzlich müde,
Und kennen deinen Vogelleim:
Drum bleib mit deinem alten Liede,
Das ſonſt bethörte, künftig daheim.

Noch Jemand.

Wer nicht an mich glaubt iſt ein Ketzer!
Gieb acht, ich vollende, was ich begann.
Und dir zum Trotz, du elender Schwätzer,
Tret' ich die Reiſe nach Schleſien an.

Rübezahl.

Wohlan, zieh' hin und dünke dich ſicher,
So lange der Uebermuth dich betäubt,
Bis dir der wackre Gaſtwirth Blücher
Mit doppelter Kreide die Zeche ſchreibt.

Noch Jemand.

Zu lange ſchon quälſt du meine Ohren,
Du alter läſtiger Radoteur!
Zum Reiſen bin ich nun einmal geboren,
Wenn nur der Mond ſo weit nicht wär'!
(er geht ab.)

Scene 3.

Rübezahl allein.

Er taumelt fort, dem Traume nachzujagen,
In den ſein aufgeblähtes Hirn ihn ſchaukelt;
Ein großes Beiſpiel wird der Nachwelt ſagen:
Es ſieht fürwahr — was auch der Schein euch gaukelt —

Ein dauernd Glück mit Tugend nur im Bunde,
Nur das Gerechte ruht auf feſtem Grunde.
(er verſchwindet.)

Scene 4.

Eine ſächſiſche Bauernſtube.

Noch Jemand und der Mammeluck.

Noch Jemand.

Verdammter Zufall!

Mammeluck.

Thut Euch dran ſpiegeln.

Noch Jemand.

Wer konnte vermuthen —

Mammeluck.

Wer hätte geglaubt!

Noch Jemand.

Mich ſo zu ſchlagen!

Mammeluck.

Mich ſo zu prügeln!

Noch Jemand.

Iſt das erhört?

Mammeluck.

Iſt das erlaubt !

Noch Jemand.

Ha Blücher ! Blücher ! wie vermeſſen —

Mammeluck.

Fortuna leiht nicht immer den Wind.
Die Katzbach wollen wir nicht vergeſſen,
Die war ſo falſch wie Katzen ſind.

Noch Jemand.

Doch hab' ich mich nur erſt geſammelt,
Dann wehe dir ! die Rache glüht !

Mammeluck.

Der Weg nach Schleſien iſt verrammelt,
In Breslau haben wir keinen Credit.

Noch Jemand.

Mich hinderten blos die Wellen der Bober,
Sonſt hätt' ich Schleſien verſchluckt.

Mammeluck (bei Seite).

Ich werde ſchaamroth, wie Zinnober,
Mein gnädiger Herr lügt wie gedruckt.

Noch Jemand.

Die Elemente zu bekämpfen,
Iſt mir nicht immer die Kraft verliehn,
Drum will ich meinen Unmuth dämpfen,
Und vor der Hand nach Böhmen ziehn.

Mammeluck (bei Seite)

Schon wieder eine Reiſe! nun gar nach Böhmen!

Noch Jemand.

Merk auf, mein lieber Mammeluk!
Ich will eine Wallfahrt unternehmen
Nach Prag zum heil'gen Nepomuk.

Mammeluck.

Ach! wenn wir doch daheim uns redlich nährten!
Hier holt uns der Teufel noch alleſammt.

Noch Jemand.

Ich, rufe meinen Reiſegefährten,
Den wackern General Verdammt!!
(Mammeluck geht trübſelig ab.)

Scene 5.

Noch Jemand (allein).

Sie werden zu Hauſe nicht glauben wollen,
Daß nur die Bober, der böſe Fluß,
Weil er ſo plötzlich angeſchwollen,
Mir zugefügt den kleinen Verdruß;
Sie werden ſagen: das klingt ja grade
Wie damals da er aus Rußland kam,
Und zu der böſen Retirade
Vom argen Froſt den Vorwand nahm;
's iſt aber doch die Bober geweſen,
Und weiter nichts, ich bleibe dabei,

Sie ſollen's in der Zeitung leſen.
Für's Glauben ſorgt die Polizei.

Scene 6.

Noch Jemand und General Verdammt.

Noch Jemand.

Ha! ich erwarte dich mit Schmerzen!
Mein lieber Verdammt! mein alter Freund!
Seit dem die Sympathie der Herzen
Zu edlen Thaten mich vereint;
Den böhmiſchen Kirchen und Kapellen
Hab' einen Beſuch ich zugedacht,
Du ſollſt in Prag Quartier beſtellen,
Drum reiſe noch in dieſer Nacht.

Verdammt.

In dieſer Nacht? in dieſem Regen?

Noch Jemand.

Du trinkſt in Böhmen Melneker Wein.

Verdammt.

Ach gnäd'ger Herr! du wolleſt erwägen,
Die Straßen ſollen nicht ſicher ſeyn.

Noch Jemand.

Dich mit dem Teufel herum zu balgen
Hab' ich vergebens dich nie ermahnt.

Verdammt.

O ja, ich ginge für dich zum Galgen,
Doch weiß nicht was mir Böſes ahnt.

Noch Jemand.

Pfui, lieber Verdammt! du ſollteſt dich ſchämen,
Du, meinem gefühlvollen Herzen ſo nah,
Du, der mit kaltem Blut in Bremen
Die Oldenburger erſchieſſen ſah:
Du, der nach Kräften ſtets geſchadet,
Schuldloſe gern in Ketten wirſt,
Der ſich ſo gern im Blute badet
In Seufzern ſchwelgt und Thränen ſchlürft:
Noch einmal, ſchäme dich und eile
Als ob aus Breslau Geld zu holen wär'.

Verdammt.

Ha! deiner Worte ſpitzige Pfeile,
Erwecken mein altes point d'honneur.
Mein Säbel iſt noch nicht verroſtet,
Mein Säbel iſt noch ſcharf und blank,
Ich habe lange kein Blut gekoſtet,
Ich lechze nach dem ſüßen Trank.

(ab.)

Noch Jemand.

Da bracht' ich ihn auf's rechte Kapitel,
Er wird, gleich mir, durch Blut erquickt,
Den möcht' ich kennen, der zum Büttel,
In ganz Europa ſich beſſer ſchickt.

Scene 7.

Libuſſa erſcheint. Noch Jemand.

Noch Jemand.

Ei, ei, ſieh' da ein Frauenzimmer!
Es tritt ſo majeſtätiſch herein,
Vom Haupte ſtrahlt einer Krone Schimmer,
Es wird eine Comödiantin ſeyn.
Warum mit ſo erhabenen Blicken
Dein Auge düſter nach mir ſchielt?
Soll ich etwa nach Dresden dich ſchicken
Wo Mamſel George Semiramis ſpielt?
Ich muß dir im Vertrauen ſagen:
Dort lebt man jezt ſehr mäßig und keuſch,
Denn Talma ſpielt mit leerem Magen
Und Mamſell George ſpeiſ't Pferdefleiſch.

Libuſſa.

Ich bin Libuſſa, die vor mehr als tauſend Jahren,
Mit jungfräulicher Würd' in Böhmen hat regiert,
Die, weil die Zukunft ſie vermag zu offenbaren,
Der Titel einer Böhmiſchen Sibille ziert.

Noch Jemand (nimmt eine Priſe Tabak)

Gehorſamer Diener! was ſteht zu Dienſten?
Darf man erbitten von Eurer Majeſtät
Ein Pröbchen von Dero Zauberkünſten?
Doch unter uns, ich bin auch ein Prophet.

Libuſſa.

Des Schickſals Warnung magſt du klüglich nutzen,
Die dir auf ſein Geheis mein Mund ertheilt:
Geh nicht nach Böhmen, der Rache zu trutzen,
Die ſchon bei Töplitz dich ereilt.

Noch Jemand.

Du wirſt mich nicht in's Bockshorn jagen,
Ich folge wohin mein Genie mich zerrt.
Auch iſt — warum nicht? — wohl erlaubt zu fragen.

Libuſſa.

Die böhmiſche Grenze iſt geſperrt.

Noch Jemand.

Geſperrt? warum?

Libuſſa.

Weil, um die Völker zu würgen,
Die Franken-Peſt im deutſchen Reiche wütet,
So ſteht nun Wache in den böhmiſchen Gebirgen
Die einzudringen ihr verbietet.

Noch Jemand.

Die Wache wird man überliſten;
Eine Handvoll Menſchen, die ſchlägt man todt.

Libuſſa.

Doch ſie beſteht aus ruſſiſchen Gardiſten,
An deren Spitze dir Oſtermann droht.

Noch Jemand.

Geh! deiner Drohung muß ich lachen,
Weil meinem edlen Trotz doch alles glückt;
Auch hab' ich ſchon um Platz zu machen,
Den General Verdammt voraus geſchickt.

Libuſſa.

So wiſſe denn, du Geiſſel dieſes Planeten,
Indem wir ſprechen, hat dein General Verdammt
Nach Rußland die Spazierfahrt angetreten,
Nach jener Stadt wo jüngſt, vom heil'gen Muth entflammt,
Ein Roſtopſchin die lodernde Fackel geſchwungen,
Auf Gott und Kaiſer im feſten Vertrau'n!
Dort ward Verdammt an jedem Morgen gezwungen,
Vom Kreml eure Greu'l zu überſchau'n.

Noch Jemand.

Frau Königin, ihr wollt mich fangen.
In meiner Kron die ſchöne Perl!
Er ſprecht, wie wäre das zugegangen?
Er war ja ſonſt ein Teufelskerl.

Libuſſa.

Als Tauſende den Wächter überfielen,
Dem man vertraute der Gebirge Huth,
Da wurde jener Tag der Thermopylen
Glorreich erneuert durch ruſſiſchen Muth!
Und in Libuſſa's Reich drang kein Profaner,
Thermopylä ſchien jeder Felſen-Paß,
Denn jeder Soldat war ein Spartaner,
Und jeder Feldherr Leonidas.

ſich, das Frühſtück wurde gebracht, und mein Vater mußte ſeine Geſchichte zuerſt erzählen. Er that es, ſo zuſammenhängend, als Minchens vis à vis ihm nur immer verſtatten wollte, und endigte mit der Frage: „nun, lieber Herr van Doelen, laſſen Sie „mich erfahren, welchem Zufall ich das Glück „verdanke, Sie ſo unvermuthet unter mei„nem Dache zu bewirthen?“

Hr. van Doelen. Gern mein theurer Pflegeſohn. Sie ſollen Alles wiſſen, was ſich mit ihrem alten Freunde zugetragen, ſeit dem Tage an dem Sie meine friedliche Wohnung am Golfo di Napoli verließen, um Küchenjunge unter einer Räuberbande zu werden. Ich erſpare Ihnen die Schilderung unſerer Angſt, unſers Schmerzes, unſerer Thränen um Sie. (Mein Vater ſah nach Minchen, Minchens Auge bejahte.) Ich that allenthalben die eifrigſte Nachfrage nach Ihnen, Zeitungen und Wochenblätter nannten dem ganzen neapolitaniſchen Gebiete Ihren Na-

men,

Bis endlich, vom tapfern König geſendet,
Der tapfre Kleiſt Euch heimgeſucht,
Und ſo der blut'ge Tag ſich endet
Mit Eurem Schimpf, mit Ketten, Tod und Flucht.
Jetzt weißt du Alles. Mag dein Blut erſtarren!
Dich nagen des Gewiſſens Schlangenbiß!
Und willſt du nun im Wahnſinn noch verharren,
So überließ' ich dir der ernſten Nemeſis!

(ſie verſchwindet.)

Scene 8.

Noch Jemand, allein.

Verdammt! das werd' ich dir nimmer verzeihen!
Das hat mir tief in die Bruſt gezwickt!
Doch ſoll ich nun wie Auguſtus ſchreien:
Gieb, Varus, mir die Legionen zurück? —
Was werden ſie zu Hauſe ſagen,
Wenn der Moniteur notifizirt,
Daß mein Verdammt auf dem Leiterwagen
In aller Eil nach Moskau ſpazirt? —
Sie ſollen's lieber gar nicht erfahren,
Ich kann ja ſprechen allenfalls,
Ihm ſey ein Unglück wiederfahren,
Indem er gebrochen ſeinen Hals;
Man müßte den wackern Mann bedauern,
Der alles Blut wieder ausgeſpien,
Und da durch ihn ſo viele trauern,
So traure man nunmehr um ihn. —

Flugs will ich nun, was neues erproben.
He! Mammeluk!

Scene 9.

Der Mammeluk. Noch Jemand.

Mammeluk.

Was ſoll dein Knecht?

Noch Jemand.

Die Reiſe nach Böhmen iſt aufzuſchieben,
Das Wetter und die Wege ſind ſchlecht.
Nun will ich zum Stralauer Fiſchzug reiſen —

Mammeluk (bei Seite.)

Ein wahres perpetuum mobile.

Noch Jemand.

Und morgen in Berlin zu Mittag ſpeiſen.
Geh', ſag' es dem Herzog von der Spree,
Er ſoll mit ſeinen Reiſegeſellen
Voran zieh'n, mir ein Mittagsbrod
Bei Dallach hinterm Zeughaus beſtellen;
Was ihm in den Weg kommt ſchlägt er todt.
Geh', ich vertraue meinem Sterne,
Bin immer noch muthig und getroſt.

Mammeluk.

Ach! die Berliner traktiren nicht gerne,
Ich fürchte es giebt ſchmale Koſt. (ab.)

Scene 10.

Noch Jemand allein.

Sie ſollen fürwahr mir Pfannkuchen backen!
Traktirten ſie nicht etwa im April,
Schon vor den Thoren, die verfluchten Koſacken?
Jetzt kann ich's vergelten und ich will.
Mich lüſtert nach ihren Teltauer-Rüben.
Der Leipziger Poſt befehl' ich kühn:
Wer heute etwa an mich geſchrieben,
Der ſchicke den Brief nur nach Berlin;
Da bin ich morgen, das kann nicht fehlen,
Voraus beſtimm' ich immer dreiſt:
Dann wird man's in der Zeitung erzählen,
Bewundern meinen prophetiſchen Geiſt.

Scene 11.

Guſtav Adolph erſcheint. **Noch Jemand.**

Guſtav Adolph.

Vertraue nicht zu kühn den hohen Gaben!
Bei den Berlinern könnt' es leicht geſchehn,
Daß ſie, ſtatt Rüben, Dir ein Rübchen ſchaben.

Noch Jemand.

Wer wagt es, mir zu widerſtehn?
Wer biſt du Alter?

Guſtav Adolph.

Kannſt du rathen?

Noch Jemand.

Du gleichſt fürwahr dem geharniſchten Mann
Auf jenen alten holländiſchen Dukaten,
Für die ich ein neues Gepräge erſann.

Guſtav Adolph.

Du Menſchen-Verräther und Völker-Spötter!
Ich blieb dir längſt nicht unbekannt;
Von Deutſchland's Freiheit war ich einſt der Retter
Und *Guſtav Adolph* hat man mich genannt.

Noch Jemand.

So? biſt du Der? ſo will ich die Hand dir reichen;
Du warſt ein ziemlich guter Soldat,
Obgleich mit mir nicht zu vergleichen.

Guſtav Adolph.

Dir glich nur Einer — Heroſtrat!
Weg mit der Hand, die ſtets nach Raub ſich ſtrecket,
Die ſtets vom Blut der Unſchuld trieft,
Und den Beſitz, der ihre Habgier wecket,
Nur nach dem Höllenrecht des Stärkern prüft!
Hinweg! ich habe nichts mit dir zu ſchaffen!
Und Dir zu gleichen nie begehrt;
Nur für den Unterdrückten ſtritten *meine* Waffen,
Nur für die Unterdrückung blinkt *dein* Schwerdt.
Wir beide Fremdlinge auf dieſem Boden;
Geh', Wanderer, und ſuche unſre Spur;
Hier baue *dir* die Furcht Pagoden,
Mir ſetzte Liebe einen Feldſtein nur.
Doch deinen Marmor weiht des Rächers Blitzen
Der Zeitgenoſſe, der dir flucht;
Indeß der ſpäte Enkel noch bei Lützen
Den Platz, auf dem ich fiel, mit ſtiller Wehmuth ſucht.
Dort, wo ich einſt den Heldentod gelitten,

Geht ohne Dank kein deutſcher Mann vorbei;
Denn für die deutſche Freiheit hab' ich nur geſtritten,
Du nur für Deutſchland's Sklaverei.

Noch Jemand.

Mon Frère, du ſagſt mir viele Sottiſen,
Und wär'ſt du nicht ein bloßes Geſpenſt,
So ließ ich auf der Stelle dich erſchieſſen,
Wenn gleich du einen Fürſten dich nennſt.
Ich habe ſchon Prinzen erſchießen laſſen,
Das kannſt du mir glauben auf mein Wort.
Doch ſprich, was willſt du? rede gelaſſen,
So hör' ich dir zu, ſonſt pack dich fort.

Guſtav Adolph.

Dich warnt das Schickſal! werde endlich weiſe,
Das Glück iſt wandelbar!
Aufgeben ſollſt du die Berliner Reiſe,
Wo nicht, ſo drohet dir Gefahr.

Noch Jemand.

Den großen Churfürß zerſchlag ich in Scherben.

Guſtav Adolph.

Kennſt du die Preuſſen? mit Gut und Blut
Stehn ſie bereit für ihren König zu ſterben,
Und nichts erſchüttert ihren Muth.
Sie haben ihre Söhne mit Freuden gegeben,
Mit Freuden geopfert ihr Silber und Gold,
Und werden mit ihrem eignen Leben
Die Freiheit erringen, der Tapferkeit Sold.
Fällt Einer von den tapfern Söhnen,
Da wo das Vaterland zu kämpfen ihm gebot,
So trocknet die Mutter ihre Thränen

Und ſpricht: er ſtarb einen ſchönen Tod.
Und wenn zum Schutz dem theuern Vaterlande
Der König neue Tauſende begehrt,
So treten ſie hervor aus jedem Stande,
Verlaſſen Alles und greifen zum Schwerdt,
Und wenn, im heißen Kampf mit deinen Ränken,
Des Staates letzte Quelle verſiegt,
So bringt ein Jeder ohne Bedenken,
Den letzten Groſchen und darbt vergnügt.
Nur keinem Fremdling unterthänig,
So werden die Schätze gern vermißt;
Das macht, ſie haben einen König,
Der auch zugleich ihr Vater iſt.
Und dieſer König hat befohlen:
Das Brandenburger Thor verſperre man Dir jetzt,
Bis jene Roſſe, die du einſt geſtohlen,
Du wieder oben drauf geſetzt.

Noch Jemand.

Die Redensarten kannſt du ſparen,
Mon Frère, umſonſt iſt dein Bemühn;
Ich habe die Witterung von engliſchen Waaren
Und reiſe luſtig nach Berlin.
Ja, ihr Berliner ſollt den Frevel büßen,
Und wenn ihr den Teufel gegen mich werbt.

Guſtav Adolph.

So wird unterwegs mein Enkel dich begrüßen,
Auf den ich meinen Geiſt vererbt,
Der nun zum Zweitenmal der Freiheit Palme
Aus Schweden herüber nach Deutſchland trägt,
Und raſch für jeden der zertretnen Halme
Dir eine rächende Wunde ſchlägt.

So zittre nun vor eines Helden Stahle,
Der einſt dich Undankbaren hat beſchützt!
Leb wohl! wir ſehn uns nicht zum Leztenmale,
Wir treffen uns wieder bei Dennewitz.
(er verſchwindet).

Noch Jemand.

Was will der Murrkopf damit ſagen?
Gleichviel, ich lache nur dazu,
Und fahre flugs in meinem Reiſewagen,
Zu dem Berliner Rendezvous. (er will gehen.)

Scene 12.

Noch Jemand. Der Mammeluk.

Mammeluk.

Ach Herr! bemüht Euch nicht und zähmet Euer Verlangen,
Der gute Herzog von der Spree,
Es iſt ihm wunderlich ergangen,
Er ſteht da draußen und ſchreit: O weh!

Noch Jemand.

Was iſt dem Herzog widerfahren?

Mammeluk.

Er hat ſich etwas alterirt.

Noch Jemand.

Verſagten ihm die deutſchen Barbaren
Den tiefen Reſpekt, der mir gebührt?

Man mag nicht gerne davon reden,
Es kam ihm mancherlei in die Queer;
Denkt nur! die Deutſchen die Ruſſen, die Schweden,
Sie fielen alle über ihn her
Und ſchlugen ihn weich wie eine Windel
Bis Untergang des Sonnenlichts,

Noch Jemand.

Es iſt ein unverſchämtes Geſindel.

Mammeluk.

Und aus der Berliner Reiſe wird nichts?

Noch Jemand.

Für diesmal hab' ich ſie aufgegeben,
Weil Hungersnoth in Berlin und Peſt.

Mammeluk (bei Seite).

Die Trauben hängen zu hoch an den Reben,
Darum der Fuchs ſie hängen läßt.

Noch Jemand.

Das Reiſen ich darum nicht vergeſſe,
Nur friſch die Pferde vorgeſpannt,
Zur leipziger Michaelis-Meſſe,
Wo Freund Arighi Kommendant.
Da kommen die Buchhändler Alle zuſammen,
Die liebe Cenſur die Geiſſel ſchwingt,
Und ſoll mir Jeden flugs verdammen;
Der nicht mein Lob zu Markte bringt·

Mammeluk.

Wollt ihr nicht reiſen aus andern Gründen,
Und nur als Buchhändler Patron,

So werdet ihr wenig Zeitvertreib finden,
Denn die ſind Alle verhungert ſchon.

Noch Jemand.

So fühl ich mein Herz vor Freude klopfen,
Daß ich an dieſem Ziele bin;
Denn allen Deutſchen das Maul zu ſtopfen,
War längſt mein ernſtliches Bemühn.
Und würden nur die Sachen ſo bleiben,
Wie ſie ſeit zwanzig Jahren ſtehn,
So ſollte man gar kein Deutſch mehr ſchreiben,
Eh' noch einmal zwanzig Jahre vergehn.

Mammeluk.

Recht ſo! die böſen deutſchen Schriftſteller,
Sie ſagen die Wahrheit gar zu dreiſt,
Und Wahrheit gilt jetzt keinen Heller;
Den Hund an die Kette wenn er beißt!

Noch Jemand.

Nach Leipzig ſteht doch mein Verlangen,
Wenn auch kein neues Buch erſcheint;
Es werden jetzt Leipziger Lerchen gefangen,
Die eſſ' ich gern, drum geh' mein Freund,
Und fahre mit den ſchnellſten Roſſen,
Mit meiner Bagage nach Leipzig ſtraks,
Und ſprich: ſie ſollen unverdroſſen
Mir Lerchen braten im Hòtel do Saxe.
(Mammeluk geht).

Noch Jemand.

Es iſt doch hübſch wenn wie zu Hauſe,
Man überall befehlen kann,

Das macht, weil ich zum Rheinbund-Schmauſe
Ein Pikenik ſo ſchlau erſann.

Scene 13.

Palm erſcheint. Noch Jemand.

Noch Jemand.

Welch eine Geſtalt mit blut'gen Flecken,
Auf Bruſt und Stirn? ſo bleich und blaß?
Iſt mir doch faſt als müßt' ich erſchrecken!
Sie droht mit dem Finger? was ſoll der Spas?

Palm.

Erzittre vor des Schickſals Grimme!
Geh' nicht nach Leipzig! Dein Maas iſt voll!

Noch Jemand.

Sprich, wem gehört die hohle Stimme,
Vor der ein Noch Jemand zittern ſoll?

Palm.

Einſt ſah ich Deutſchland tief hinab geſtoßen,
In die Erniedrigung durch deinen Uebermuth,
Und als ich heiſſe Thränen drum vergoſſen;
Mußt' ich dir büßen mit meinem Blut!
Ich heiße Palm!

Noch Jemand.

Ganz recht, du wurdeſt erſchoſſen.
O ja, ich kenne dich recht gut.
Das Leben konnt' ich dir nicht ſchenken,

men, und beſchrieben Ihre Geſtalt und Kleidung, leider alles umſonſt! wenig Tage nachher langte der ehrliche alte Schrimps bey mir an, und forderte das mir anvertraute Pfand zurück. Ich konnte ihm nur mit Thränen antworten, in Thränen badete ich auch den Brief, in welchem ich Ihrer Frau Mutter Ihre Entfernung meldete. Dieſer ehrliche Greis hatte nicht Luſt ohne Sie zurückzukehren, auf mein Bitten blieb er bey mir, um ſein Leben unter der warmen Zone Italiens zu beſchließen.

Vier Jahre lang lebten wir in ununterbrochener Ruhe, und wir beyden alten Männer gewöhnten uns ſo an einander, daß auch nur Stunden lange Trennung uns ſchon weh that. Wir trieben Gärtnerey, wir machten phyſikaliſche Verſuche, Sie wiſſen, daß ich von jeher ein Liebhaber davon war, daß ich ſogar dieſe Liebhaberey auf Sie fortpflanzte. —

Man fand eine Schrift bei dir, die mich verhöhnt.
Ich hatte den lieben Deutſchen das Denken,
Schon damals ziemlich abgewöhnt,
Und konnte folglich nicht erlauben,
Daß man auf's neue zu denken begann,
Weil auf Gehorſam und blinden Glauben
Ich nur gegründet mein Vatikan.
Drum haſt du ſelber dir beizumeſſen,
Daß dich erſchoſſen meine Grenadier;
Doch dieſe Kleinigkeit ſei vergeſſen;
Erzähle jetzt, was willſt du hier?

Palm.

Die letzte Warnung dir anzubieten,
Erlaubte das zögernde Schickſal mir:
Du ſollſt vor der Leipziger Meſſe dich hüten,
Die große Zahlwoch' iſt vor der Thür.

Noch Jemand.

Wann bin ich zu zahlen ſo thöricht geweſen?

Palm.

Verſchuldet Gott und aller Welt,
Gedenkſt du die Wechſel nicht einzulöſen,
Die du auf Völker-Glück ausgeſtellt?

Noch Jemand.

Mir iſt Europa zur Sklavin beſchieden,
Der Rheinbund iſt der Knecht im Haus.
Jetzt hungert mich, drum laß mich zufrieden:
Nach Leipzig geh' ich zum Lerchenſchmauß.

Palm.

Ja, ſchon ſind ausgeſtellt die Netze,
Zum großen gewaltigen Lerchenfang.
Auch giebts mitunter eine Bärenhetze
Und Wölfen ſchwur man den Untergang.
Es lauern ſchon die rüſtigen Jäger,
Erwacht iſt Gottes Straf=Polizei!
Es treten auf Millionen Kläger;
Die Wahrheit zeigt ſich ohne Scheu;
O wär ich nun noch ihr Verleger!
Triumph! Triumph! Deutſchland iſt frei!
(er verſchwindet).

Noch Jemand.

Warum nicht gar! aus meinen Stricken
Sich loszuwinden kein Volk mehr wagt.
Wen ſollt ich künftig nach Spanien ſchicken,
Wenn Deutſchland mir den Dienſt verſagt? —
Wir ſind die Römer, die Deutſchen ſind Parther,
Und finden, wie jene, der Freiheit Grab;
Ja, wäre der Feind ſchon in Montmartre,
So trät' ich dennoch kein Dorf ihm ab.
(er geht ab).

Scene 14.

Ein freier Platz. Im Hintergrunde
die Stadt Leipzig.

Mammeluk. allein.

Nun hab' ich's ſatt! wenn nicht der Friede
Nun bald erfreut das Menſchengeſchlecht,

So ſäß' ich lieber auf der großen Pyramide,
Auf der einſt die Engländer Punſch gezecht.
Der Henker hohle das ewige Reiſen!
Glück iſt ein boshafter Poſtillion,
Pflegt endlich doch einmal umzuſchmeißen,
Vor Moskau oder vor Liſſabon.

Scene 15.

Der Mammeluk. Noch Jemand.

Noch Jemand.

Nun Mammeluk! haſt du befohlnermaaßen
In Leipzig mir Quartier beſtellt?

Mammeluk.

Ach Herr! mit langen und blutigen Naſen
Hat man uns dort zurückgeprellt.
Ich fürchte es war die letzte Reiſe,
Die Witterung wird ſchon zu kühl,
Und von dem Waſſer der ſchönen Pleiße
Trank Poniatowski gar zu viel.

Noch Jemand.

Biſt du von Sinnen?

Mammeluk.

Vor Furcht und Schrecken,
Wills mit dem Erzählen nicht recht fort;
Doch wollt Ihr alles klar entdecken,
So fragt einmal den Herren dort.

Scene 16.

Schill erſcheint.

Noch Jemand.

Wer iſt der Herr?

Schill.

Ich bin einſt ausgezogen
Um zu bekämpfen deinen Uebermuth;
Ich heiße Schill, das Glück hat mich betrogen,
Ich hab' es dir bezahlt mit meinem Blut.
Denn eh' ich wollt in deinem Joche ſchmachten,
Hab' ich, ein freier Mann, den Tod gewahlt,
Und traun! die Nachwelt wird den nicht verachten,
Dem zum geprieſ'nen Helden nur das Glück
gefehlt.
Ich hab' um wahren Ruhm gerungen,
Um ſchnöde Beute Du, der Herrſchſucht Sklav!
Ich unterlag — Dir iſt's gelungen,
Bis heute Dich der Blitz des Rächers traf.

Noch Jemand.

Was ſoll das heißen?

Schill.

Ringsum eingeſchloſſen,
Durch einen großen tiefdurchdachten Plan,
Haſt du vergebens deine Kartätſchen verſchoſſen,
Es öffnete ſich der donnernde Vulkan;
Du warfſt dich wütend auf den rechten Flügel —

Feſt ſtanden Klenau, Kleiſt und Wittgenſtein,
Und auf dem linken drangen mit verhängtem Zügel,
Noſtiz und Heſſen-Homburg auf dich ein.
Dann beugte dir den ſtolzen Nacken
Der brave ruſſiſche Grenadier:
Orlow-Deniſoff mit den Garde-Koſaken
Warf bis hinter Wachau dein Panier;
Und Blücher fing deine Adler in Möckern,
Und Benningſen rückte ſchnell heran,
Indeß ein Lichtenſtein von blutgedüngten Aeckern
Kein Feuerſchlund verſcheuchen kann.
Jetzt naht ſich Karl Johan gleich drohenden Ungewittern,
Und Colloredo iſt nicht weit,
Und auf den Höhen von Wachau deine Schaaren zittern
Vor Barklay de Tolli's Tapferkeit.
Und Schwarzenberg das Ganze überſchauend,
Hat ſchroffe Felſen um dich aufgethürmt,
Auf Gott und die gerechte Sache vertrauend,
Wirſt du geſchlagen und Leipzig erſtürmt! —
Ha! welch' ein Schauſpiel! auf dem Markte reichen
Die Retter Deutſchlands ihre Hände ſich;
Gefangene Generale ſchleichen
Gebückt umher, verfluchen Dich!
Und tauſend Stimmen hört man ſich erheben!
Zerbrochen iſt das ſchändliche Franken-Joch!
Franz! Alexander! Friedrich Wilhelm! ſollen leben!
Franz! Alexander! Friedrich Wilhelm! Hoch! (er verſchwindet).

(Trompeten und Pauken im Orcheſter).

Noch Jemand.

Na! na! Gemach! gemach! mein Beſter!
Es begehrt zu wiſſen meine Majeſtät,
Wer ohne Befehl da im Orcheſter
Die Pauken zu ſchlagen ſich unterſteht?

Mammeluk.

Ach! wenn ſie nur die Pauken ſchlügen!
Allein ſie ſchlagen uns ſelber mit.

Noch Jemand.

Sei unbeſorgt, 's ſind lauter Lügen,
Wir weichen aus Deutſchland keinen Schritt.
Wir wollen ſchon dem Unfug ſteuern
Es ſind ja noch mit uns vereint
Die Könige von Sachſen und Baiern,
Auch Würtenberg es ehrlich meynt.

Mammeluk.

Ach, wenn wir nur ein Obdach träfen
Vor dieſem ſchrecklichen Orkan!
Da kommt ein Geſandter von jenen drei Höfen,
Was mag der anzubringen ha'n?

Scene 17.

Andreas Hofer erſcheint.

Noch Jemand.

Wer biſt du mit dem krauſen Barte?

Andreas Hofer.

Tyrol iſt mein liebes Vaterland,
Für das ich einſt mein Blut nicht ſparte,
Andreas Hofer wurd' ich genannt.

Noch Jemand.

Es ſind doch lauter fatale Geſichter,
Auf die ich heute ſtoßen thu'.
Ich haſſe die Leute von deinem Gelichter
Wer ſtörte dich in der Grabes-Ruh?

Andreas Hofer.

Drei wackre Fürſten thäten mich wecken,
Dem Einen warſt du lang' ein böſer Gaſt;
Wer tilgt vom Purpur die ſchwarzen Flecken
Mit welchen du beſchmuzt ihn haſt?
Geopfert hat er dir das Glück der Seinen,
Er ſelbſt gefangen, verwüſtet ſein Land,
Muß die Bethörung er beweinen,
Daß er gebaut auf deiner Worte Sand.

Noch Jemand.

Das iſt nicht wahr. Als ſchief die Sachen gingen,
Hatt' ich den trefflichen Rath für ihn,
Er möge, ſo gut es ihm wolle gelingen,
Sich aus der böſen Affaire ziehn.
Verſprochen hatt' ich ihn zu ſchützen,
Weil er ins Joch ſich treu gebückt;
Doch vor der Hand, ließ ich ihn ſitzen,
Denn die Citrone war ausgedrückt.

Es lag ſein Land in den letzten Zügen,
Die ſchöne Brücke blieb auch nicht ſtehn,
Dagegen genoß Er das Vergnügen,
Franzöſiſche Comödie zu ſehn.

Andreas Hofer.

Ein ähnliches Schickſal zu erwarten
Beliebt den andern Fürſten nicht;
Daß du geſpielt mit falſchen Karten,
Sagt man dir nun ins Angeſicht.
Darum ſie Alle ſich von dir wenden
Und jeder ächte Deutſche kehrt,
Um Deutſchland's Freiheit zu vollenden,
Nun gegen Dich das Racheſchwerdt.
Dich, den Entlarveten, den Verhaßten!
Es wird hinfort dein Sklaven-Joch
Das arme Frankreich nur belaſten.

Noch Jemand.

Der grobe Tyroler fehlte mir noch,

Andreas Hofer.

Du meinteſt wohl, deine Ketten und Stricke
Die ſollten unzerreißbar ſeyn,
Wenn man nur Jedem in Blut erſticke,
Der es gewagt, die Wahrheit laut zu ſchrein?
Gedachteſt nicht der Beile und der Ruthen,
Die uns, gleich dir, die Römer einſt gebracht,
Und wie ſie unter Herrmanns Schwerdte mußten bluten,
In jener gewaltigen Rieſenſchlacht; —
Du meinteſt, bald durch ſchlaue, bald durch grobe Lügen,

Die rechtlichen Deutſchen taub und blind
Um die Erinn'rung zu betrügen
Von dem was ſie geweſen ſind; —
Vor jedem deiner Worte ſollten ſie zittern,
Für deine Herrſchſucht opfern ihr Blut
Und deine Generale ſollten ſie füttern
Und tragen deiner Zöllner Uebermuth; —
Vor deinen Satrapen ſich ſklaviſch bücken
Nach Frankreich zollen den letzten Schweiß,
Und ihre Söhne nach Spanien ſchicken
Und geben ihre Töchter der Schande Preiß;
Und wer es wagte ſich zu ſträuben
Der wurde gemordet und verbannt,
Und wer es wagte die Wahrheit zu ſchreiben,
Der war ein erkaufter Pasquillant.
Grauſamer Thor! es ſchlummert ein Volk bisweilen
Betäubt, gelähmt, durch Tyrannei,
Doch plötzlich erhebt unter Ruthen und Beilen
Es ſtolz den Nacken und iſt frei! —
Durch dich verheert des Erdballs ſchönſte Hälfte,
Warſt du ihr Abſcheu — biſt ihr Spott.
Du haſt geendet wie Karl der Zwölfte,
Du warſt wie Er ein Don Quixotte.

Noch Jemand.

Etwas zu lang war dieſe Predigt,
Jetzt hab ich ſchon einen Hof-Kaplan,
Doch wird ſeine Stelle einſt erledigt,
So trag ich ſicher dir ſie an. —
Ich war ein neuer Meſſias auf Erden,
Allein der Tugend wird ſchlecht gelohnt!
Es ſei! doch ſprich, was ſoll aus mir werden?
Das Reiſen bin ich nun einmal gewohnt;
Man raubt mir Schleſien, den fetten Biſſen,

Man ſperrt mir keck das böhmſche Reich.
Berlin will auch nichts von mir wiſſen,
Und nun ſpielt Leipzig mir noch den Streich!
Das iſt zu arg! Du weißt ohne Zweifel
Ueberall Beſcheid, ſo ſprich, wo reiſ' ich hin?
Denn reiſen muß ich, hohl' mich der Teufel!
Weil ich zum Reiſen gebohren bin.

Andreas Hofer.

Wirſt du noch immer nicht geſcheiter,
So geh' zur Weinleſ' an den Rhein,
Doch Rheingau, Hochheim und ſo weiter,
Was rechter Hand liegt, vermeide fein,
Auch möchten eine Menge Begleiter,
Dir auf der Reiſe läſtig ſeyn.

Noch Jemand:

Den Hochheimer lieb' ich, er iſt der Beſte.

Andreas Hofer.

Wenn nur nicht nach der Leipziger Schlacht
Vom Don und Ural viele Gäſte
Zur Weinleſe kommen, nimm dich in acht!
Denn wenn ſie einmal dich ſelbſt erwiſchen,
So möcht' es dir wie Bajazeth ergehn,
Es würde dann, dich auszuziſchen,
Um deinen Käficht ganz Europa ſtehn.
(er verſchwindet).

Noch Jemand.

Gern ließ ich den Kerl noch einmal erſchießen
Wenn er nicht ſchon erſchoſſen wär.

Mammeluk.

Er hat Euch über den Rhein gewieſen,

Mein Vater. Der Himmel gebe, daß es Ihnen beſſer bekommen ſeyn möge als mir. (Das Bild des ermordeten Straußes ſtand lebhaft vor ſeiner Seele.)

Hr. van Doelen. O es mißglücken den Gelehrten Verſuche genug, aber die Fuhrmannspeitſche iſt nicht immer hinterher. Dagegen konnten wir uns freuen wie die Kinder, wenn wir zum Beyſpiel einige Pflanzen electriſirt hatten, und ſie ſchoſſen luſtiger und ſaftiger empor als ihre Nachbarn. Wenn wir denn Abends uns müde und matt gearbeitet hatten, und mein Minchen uns mit freundlichem Geſicht eine friſche Milch vorſetzte, das war ein herrlicher Schmaus. (Minchen blickte verſchämt nach meinem Vater, meines Vaters Auge bejahte, auf der Stirn des alten Schrimps ſaß die Rückerinnerung beſſerer Zeiten und Herr van Doelen fuhr fort:)

Ach! warum entgeht auch die einſame friedliche Hütte nicht den lüſternen Blicken des egoiſtiſchen Böſewichts, der die ganze Welt

O gebt dem guten Rath Gehör!
Herrſcht Ihr bis zu der Rheins Geſtaden,
So bleibt Ihr noch immer ein Matador.
Da kommt ſchon um Euch einzuladen,
Von fleißigen, Winzern ein fröhlicher Chor.

Scene 18.

Chor von Winzern und Winzerinnen.

Mel.: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Bekränzt mit Lorbeern Eure volle Becher
Und trinkt ſie frölich leer,
Und feiert laut, ihr edlen deutſchen Zecher,
Der Freiheit Wiederkehr!

Noch Jemand.

Potz Stern! ſie ſoll nicht wiederkehren!
Sie ſei bis auf die Wurzel verdorrt!
Ich mag das dumme Lied nicht hören,
Freiheit iſt ein fatales Wort.
Drum ſende diesmal die Bagage
Ins Teufels Namen nur voran!
Jenſeit des Rheins ſchaff' ich neue Equipage,
Entwerfe flugs den neuen Reiſeplan,
Und während ſie noch von der Elbe ſprechen,
Steht an der Weichſel ſchon mein Zelt.
(er geht).

Mammeluk.

Er wird den Hals doch endlich brechen,
Denn eher wird's doch nicht Ruh in der Welt.
(er folgt).

Chor.

Es hatten uns die faulen Franken-Bäuche
Den deutſchen Wein entwandt;
Er wächſt nun wiederum im deutſchen Reiche,
Er wächſt im Vaterland.

O daß er jedem ſüße Labung wäre
Dem Gram das Herz verſchließt,
Weil er im heil'gen Kampf um deutſche Ehre
Sein liebſtes eingebüßt.

Triumph! die deutſche Freiheit iſt errungen,
Zerſtört des Wüthrichs Macht!
Drum jubelt! trinkt! und preiſt mit tauſend Zungen,
Die Helden die's vollbracht!

Vor Allen den, der Frieden nicht erkaufte
Mit ſeiner Völker Joch,
Und ſtandhaft blieb auch dann als Moskau rauchte,
Leb' Alexander hoch!

(Trompeten und Pauken).

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Erſter Band.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1814.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des erſten Bandes.

Vollſtändiger Abdruck der Rede des Grafen Fontanes . . . . Pag. 1
Vollſtändige Antwort Napoleon's . . . — 21
Schreiben eines Offiziers aus Breda . . — 23
Die natürliche Grenze der Völker . . . — 25
Ein Phänomen . . . . — 32
Bittſchrift der hamburgiſchen Eſel . . . — 36
Aufruf des Grafen Segür . . . . . . — 41
Beſcheidene Fragen . . . . — 47
Einfälle beim Leſen der Zeitungen . . . — 54
Naturam si furca expellas . . . . . — 57
Gebet um langes Leben für Napoleon . . — 61
Der Bann . . . . — 62
Altdeutſche Strafgeſetze . . . . — 66
Vandalen . . . . — 67
Allzuſcharf macht ſchartig . . . . . . — 69
Notizen . . . . — 71
Napoleon's letzte Rede im geſetzgebenden Corps — 73
Bemerkung . . . . — 78
Der alte und neue Erb-Adel in Frankreich . — 78
Allzuſcharf macht ſchartig. (Beſchluß.) . . — 88
Was haben die Franzoſen an Napoleon vorzüglich geſchätzt? . . . . — 93
Guſtav Adolph in Frankfurt . . . . . — 95
Nachtrag zu Napoleon's letzter Rede . . — 97
Kaiſer Carl der Fünfte und Bartholomäus von Hallerſtein . . . . — 101
Napoleon's Galanterie gegen die Berliner. — 103
Gedanken über Zeitungs-Artikel . . . . — 107
Friede! . . . . — 113
Was wird Napoleon thun wenn er die letzte Schlacht verliert? . . . . — 120
Eingeſandt . . . . — 121

Ge

Gedanken beim Leſen der Zeitungen . . . Pag. 123
Kleinigkeiten . . . . — 127
Vorläufiges Verhör des Juſtizrath Crome. — 129
Warum ſcheint uns Napoleon im Unglück größer als im Glück? . . . . . . — 138
Das Nibelungen-Lied . . . . — 146
Napoleon's Rache . . . . — 159
Gewiſſenhaftigkeit . . . . — 165
Denkmäler des Uebermuths . . . . . . — 166
Der Utrechter Friede . . . . — 169
Ein altes Buch . . . . — 177
Traurige Erinnerungen . . . . — 180
Friedensbedingungen Bonaparte's . . . . — 187
Eingeſandt . . . . — 190
Anmerkung . . . . — 192
Betrachtungen über die neue franzöſiſche Conſtitution . . . . — 193
Berichtigung eines Aufſatzes über die Schweiz — 224
Verſchiedene Denkungsart verſchiedener Nationen . . . . — 238
Berichtigung . . . . — 239
Ueber einen Zeitungs-Artikel im Journal des Debats . . . . — 241
Winke zu Erweckung des Nachdenkens . — 243
Sind wir wieder frei? . . . . — 244
Dümouriez Urtheile vor zwanzig Jahren . — 247
Schreiben des Herrn Profeſſors Zeune . — 252
Nachſchrift des Herausgebers . . . . . — 259
Zwei Epigramme . . . . — 263
An Buonaparte's Senat . . . . — 265
Schreiben aus Paris . . . . — 269
Was bezweckte Napoleon durch ſein Geſetz-Buch . . . . — 274
Gedanke eines Patrioten in Preußiſch-Litthauen . . . . — 280
Ideen über das politiſche Gleichgewicht . — 281
Deutſche Schande . . . . — 307
Winke zu Erweckung des Nachdenkens (Fortſetzung.) . . . . — 309
Hiſtoriſche Rückerinnerungen . . . . . . — 314

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 1.

Vollſtändiger Abdruck der Rede, welche der Graf Fontanes am 27ſten December 1813 gehalten.

Die erſte und heute zum Erſtenmal erfüllte Pflicht des Senats gegen den Monarchen und das Volk — iſt Wahrheit. Die außerordentlichen Umſtände, in welchen ſich das Vaterland durch die Eroberungsſucht des Monarchen befindet, machen dieſe Pflicht noch ſtrenger.

Der Kaiſer ſelbſt, ſo ſehr auch ſtets die Wahrheit ihm verhaßt geweſen, fordert alle große Staats-Behörden auf, ihre Meinung frei zu äußern, woraus zu erſehen, daß ſie ſolches vorher nicht thun durften. Ein wahrhaft königlicher, von dem Mächtigſten aller Menſchen-Regierer, der Noth, erweckter Gedanke! eine hellſame, nur etwas ſpäte Entwickelung jener moraliſchen Inſtitute, welche die Macht, in den Händen eines Einzigen concentrirt, durch das Vertrauen aller

Leichtgläubigen befeſtigen, dem Throne die Bürgſchaft der eingetrichterten National-Meinung, und den Völkern dagegen den, durch ihre zahlloſen Aufopferungen wohl verdienten nur allzugeringen Lohn, das erkünſtelte Gefühl ihrer Würde verſichern.

So großmüthige Abſichten dürfen nicht getäuſcht werden, denn nur ihm iſt Täuſchung erlaubt.

Demzufolge hat die in Ihrer Sitzung vom 22ſten December ernannte Commiſſion, in deren Namen ich dasjenige zu ſprechen die Ehre habe, was mir Allerhöchſt vorgeſchrieben worden, die auf Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers von dem Herrn Herzog von Vicenza ihr vorgelegten offiziellen Aktenſtücke auf das reiflichſte unterſucht.

Ich ſollte Ihnen wohl eigentlich ſagen, wie viele dieſer Aktenſtücke geweſen und was ſie enthalten, weil es ſcheint, daß Sie nur dadurch in den Stand geſetzt werden können, die Sache richtig zu beurtheilen. Solches will ich aber nicht thun, ſondern Ihnen blos im Allgemeinen ſagen: Unterhandlungen über den Frieden haben angefangen. Es iſt nöthig, daß Sie von dem Gange derſelben ohne Beleg von Aktenſtücken unterrichtet werden. Wir wollen Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, zumal da es gewiß ſchon Allerhöchſt dictirt worden. Eine einfache, obſchon ſehr künſtlich geſtellte, Erzählung der Thatſachen, ſoll Ihre gehorſame Meinung und durch dieſe, ſo Gott will, die Meinung des getäuſchten Frankreichs beſtimmen.

All

nur für ſich geſchaffen glaubt! Eines Morgens ſchlenderte ich mit meiner Familie und meinem Freunde Schrimps nach der Stadt, um das Blut des heiligen Januarius fließen zu ſehn, deſſen Feſt gerade einfiel. Dieſe Neubegier koſtet mir meine Ruhe, mein Vermögen, mein Weib, und nur meine Tochter habe ich gerettet. Schon Tages darauf bemerkte ich zu verſchiedenenmalen, daß fremde Männer um mein Haus ſchlichen, allein ich achtete es nicht. Kurze Zeit nachher fanden ſie Minchen am Brunnen, und eröfneten ihr Dinge, die ihr unſchuldiges Herz mit Abſcheu, und mich der Welt kundigen Mann, mit Zittern erfüllten. Von dem Augenblick an lebten wir noch eingezogener als zuvor, und da einige Wochen ruhig verſtrichen, ſo erwachte die Hoffnung in meiner Seele, daß die ganze Begebenheit nur ein vorübergehender Schreck geweſen, der blos dazu diene, mich meine glückliche ländliche Zufriedenheit doppelt fühlen zu laſſen.

Als das öſtreichiſche Kabinet die Rolle des Vermittlers aufgab, weil unſer Allergnädigſter Herr die Rolle des Protectors nicht aufgeben wollte, als, nach Allem zu urtheilen, beſonders nach dem Benehmen des Herzogs von Vicenza, der Prager Kongreß ſeiner Auflöſung nahe war, oder vielmehr noch gar nicht angefangen hatte, wollte der Kaiſer eine letzte Anſtrengung ſeines Stolzes zur Friedensſtiftung auf dem feſten Lande verſuchen. Der Herr Herzog von Baſſano ſchrieb an den Hrn. Fürſten von Metternich. Er that den liſtigen Vorſchlag, einen Punkt an der Grenze für neutral zu erklären und dort, ſelbſt während der Fortdauer des Krieges, die Prager Unterhandlung, das heißt: die Bemühungen, die Einigkeit der Alliirten zu untergraben, wieder anzuknüpfen.

Unglücklicher Weiſe ſind dieſe erſten Eröffnungen ohne Erfolg geblieben. Warum? das darf ich Ihnen nicht ſagen.

Der Zeitpunkt in welchem dieſer, dem Scheine nach friedfertige Schritt gethan wurde, iſt wichtig. Er geſchah am 18ten Auguſt. Die Schlachten von Lützen und Bautzen, ſo wie die Tapferkeit unſerer Gegner, waren noch in friſchem Andenken. Dieſe Proteſtation gegen die Verlängerung des Krieges trug alſo gewiſſermaßen das Datum jener beiden Siege, und ich darf verſichern, daß, wenn noch damals die Alliirten ſich dem franzöſiſchen Scepter wieder unterworfen hätten, man ihnen wirklich den Frieden geſchenkt haben würde. Aber die dringenden Aufforderungen des franzöſiſchen Kabinets zu einer ſolchen Unterwerfung waren vergebens: der Friede entfernte ſich; die Feindſeligkeiten fingen wieder an; die Ereigniſſe bekamen eine andere Geſtalt, nemlich wir wurden überall geſchlagen. Die Soldaten der deutſchen Fürſten, vor Kurzem noch unſere Vaſallen, denen wir die Ehre anthaten, ſie Bundesgenoſſen zu tituliren, zeigten mehr als einmal, während ſie noch gezwungen unter unſern Fahnen kämpften, eine nur allzuzweideutige Treue; ſie waren ſo thöricht ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, als Deutſche gegen Deutſche zu Deutſchlands Unterjochung zu fechten; mit Einemmale warfen ſie die Bürde unſerer Maske ab und geſellten ſich zu unſern Feinden, ihren deutſchen Brüdern.

Das geſchah freilich erſt, nachdem wir die Schlachten an der Katzbach, bei Dennewitz und bei Leipzig ſchon verloren hatten; es iſt aber Sr. Maj. ausdrücklicher Wille, alle unſere Niederlagen ſo darzuſtellen, als ob ſie blos durch den Uebergang der deutſchen Truppen wären veranlaßt worden, und folglich habe ich die Ehre Ihnen zu ſagen: Von dieſem Augenblick an konnten die Berechnungen eines ſo glorreich eröffneten Feldzuges den erwarteten Erfolg nicht mehr haben. Der Kaiſer erkannte, was ſeine beſten Generale ſchon in Dresden erkannt hatten, daß es hohe Zeit ſei, ſeinen Franzoſen zu befehlen, das mit ihrem Blute gedüngte Deutſchland zu räumen.

Er kehrte dieſesmal mit ihnen zurück — Sie wiſſen, meine Herren, daß er ſonſt auf der Flucht ſie weit hinter ſich zu laſſen pflegte — faſt Schritt für Schritt kämpfend; und doch ſollten noch auf dem ſchmalen Wege, den die miſerablen Koſacken übrig ließen, und auf welchem ſo viele unerwartete, wiewohl ſehr natürliche, Abfälle und unbekannt gebliebene geheime Verräthereien, die Flucht, die er ſeinen Marſch nennt, und ſeine Bewegungen beſchränkt hatten, Trophäen ſeine Rückkehr bezeichnen und zwar Trophäen, die um ſo bewundernswürdiger ſind, da der Feind nicht einmal weiß, daß er ſie verloren hat. Sie errathen, meine Herren, daß ich von den zwanzig Fahnen ſpreche, welche Se. Maj. Dero Gemahlin als ein Leipziger Meßgeſchenk zu überſenden die Gnade hatten.

Wir folgten ihm mit einiger Unruhe durch alle Hinderniſſe, die nur Er allein beſiegen konnte. Mit Freuden ſahen wir ihn, aber auch faſt nur ihn allein, an ſeine Grenzen zurückkehren; nicht mit ſeinem gewöhnten Glücke, aber nicht ohne trotzigen Heldenmuth und ohne edle Schaam über ſeinen verlornen Ruhm.

Nach der Rückkehr in ſeine Hauptſtadt hat er ſeine Blicke von jenen, mit Millionen ihm geopferter Leichen beſäeten, Schlachtfeldern gewendet, auf denen ihn die Welt funfzehn Jahre hindurch bewunderte und verfluchte; er hatte ſogar ſeine Gedanken von jenen großen Planen zu einer Univerſal-Monarchie abgezogen, die er entworfen hatte. Ich bediene mich ſeiner eigenen Worte: er hat ſich zum Erſtenmal zu ſeinem Volke hingewendet, und wir haben, mit Allerhöchſter Erlaubniß, unſere eigene Gefühle darin geleſen.

Er hat vor der Hand den Frieden gewünſcht, bis er eine neue Armee auf den Beinen haben wird, und von dem Augenblicke, wo eine Unterhandlung möglich ſchien, geeilt ihr die gelähmte Hand zu bieten.

Die Zufälle des Krieges, oder frei herausgeſagt, eine Gefangenſchaft, haben den Hrn. Baron von St. Aignan in das Hauptquartier der verbündeten Mächte geführt. (Sie wollen gütigſt bemerken, meine Herren, daß wir dieſesmal ſeltner von Coalitionen ſprechen.) Dort hat er den öſtreichiſchen Miniſter, Herrn Fürſten von Metternich, und den ruſſiſchen Miniſter, Herrn Grafen von Neſſelrode, geſehen; beide haben vor ihm, im Namen ihrer Höfe, in einer Unterredung die Präliminair-Grundlagen eines allgemeinen Friedens aufgeſtellt. Der engliſche Bothſchafter, Lord Aberdeen, wohnte dieſer Unterredung bei. Bemerken Sie dieſen letzten Umſtand wohl, Senatoren, er iſt wichtig. Noch wichtiger mögte es Ihnen ſcheinen zu erfahren, worin dieſe Grundlagen des allgemeinen Friedens beſtanden? ob und was der engliſche Geſandte dazu geſagt hat? allein ſolche Nebendinge werde ich Ihnen nicht erzählen.

Herr Baron von St. Aignan, beauftragt ſeinem Hofe Alles was er gehört hatte zu berichten, hat ſich dieſes Auftrages getreu entledigt;

ledigt; allein was er eigentlich berichtet hat, das werde ich Ihnen nicht erzählen.

Obwohl Frankreich mit Un-Recht andere Vorſchläge erwarten durfte: ſo hat der Kaiſer doch dem durch Noth erzeugten und durch Noth aufrichtigen Wunſche nach Frieden Alles aufgeopfert.

Er hat dem Herrn Fürſten von Metternich durch den Herrn Herzog von Baſſano ſchreiben laſſen, daß er den allgemeinen Grundſatz, der in dem vertrauten Berichte des Hrn. von St. Aignan enthalten war, als Grundſatz der Unterhandlung annehme. Ich wünſchte Ihnen ſagen zu dürfen, wie der Herr Herzog von Baſſano ſich eigentlich ausgedrückt hat; daraus würden Sie freilich am beſten beurtheilen können, ob der Herr Fürſt von Metternich Recht oder Unrecht hatte, als er in ſeiner Antwort an den Herrn Herzog von Baſſano zu glauben ſchien, daß in der von Frankreich ertheilten Zuſtimmung noch einige Unbeſtimmtheit liege. Vor der Hand mögen Sie vermuthen, daß, wenn wir gleich unſere Kanonen, doch nicht die Schrauben unſerer Politik verloren haben.

Hierauf, um alle Umſtände zu beſeitigen, gab der Hr. Herzog von Vicenza, nachdem er die Befehle Sr. Majeſtät eingeholt hatte, dem öſtreichiſchen Kabinet zu erkennen, "daß der "Kaiſer den durch den Herrn von St. Aignan "mitgetheilten allgemeinen und ſummariſchen "Grundlagen beitrete." Sie werden bemerken, daß, durch die vorſichtige Wahl dieſer Ausdrücke, wir uns die Hände nicht gebunden

den haben, ſondern, bei etwa veränderten Umſtänden, an dem Friedens-Gebäude ſelbſt ſo lange mäkeln können, bis die Grundlagen wieder einſtürzen. Das Schreiben des Herrn Herzogs von Vicenza war vom 2ten December; es war am 5ten deſſelben Monats angekommen. Der Herr Fürſt von Metternich hat es erſt am 10ten beantwortet. Warum ſo ſpät? das würde vermuthlich aus der Antwort Ihnen klar werden, wenn man ſie Ihnen zu leſen gäbe.

Dieſe Daten ſind ſorgfältig zu bemerken. Sie werden bald einſehen, daß ſie nicht ohne einige Wichtigkeit ſind; obgleich Sie wünſchen mögten, lieber von dem Inhalt als von den Daten der Briefe unterrichtet zu werden.

Man darf gerechte Hoffnungen für den Frieden hegen, wenn man die Antwort des Herrn Fürſten von Metternich auf die Depeſche des Herrn Herzogs von Vicenza lieſt; die man Ihnen aber nicht zu leſen giebt. Nur am Ende ſeines Schreibens kündigt er an, daß man, ſehr natürlich, vor Eröffnung der Unterhandlung, mit den Alliirten ſich berathen müſſe. Dieſe Alliirten können, außer den Ruſſen, Preuſſen und Schweden, keine andere als die Engländer ſeyn. Nun wohnte aber ja ihr Bothſchafter der Unterredung bei, deren Zeuge Herr von St. Aignan war. Doch wir wollen nicht Mißtrauen erregen; wir wollen vielmehr aufrichtig erzählen, daß die Bothſchafter der übrigen Mächte nicht zugegen waren.

Wir haben ſorgfältig die Daten und nicht den Inhalt des letzten Briefwechſels zwiſchen dem franzöſiſchen und öſtreichiſchen Kabinet bemerkt, weil es ja nicht darauf ankommt, was geſchrieben worden, ſondern an welchem Tage es geſchrieben worden; wir haben geſagt, daß das Schreiben des Herrn Herzogs von Vicenza am 5ten December hätte eintreffen müſſen und daß man den Empfang deſſelben erſt am 10ten meldete. Hoffentlich wird die Wiederholung dieſes Umſtandes, den ich mit der wichtigſten Mine vortrage, bei den Franzoſen den Argwohn wecken, daß das öſtreichiſche Kabinet nicht aufrichtig den Frieden wünſche, und iſt mir das gelungen, ſo iſt mein edler Zweck erreicht. Denn wenn auch jenes Kabinet triftige Urſachen gehabt haben ſollte, nicht früher zu antworten, ſo wollen wir ſchon dafür ſorgen, daß ſie nicht bekannt werden.

In der Zwiſchenzeit hat eine Zeitung, die gegenwärtig unter dem Einfluſſe der Verbündeten ſteht, trotz aller unſerer Wachſamkeit, in ganz Europa eine Erklärung bekannt gemacht, welche mit der Sanction dieſer Mächte bekleidet ſeyn ſoll. Es wäre höchſt erfreulich für die Franzoſen, aber traurig für unſern Allergnädigſten Monarchen, ſolches glauben zu müſſen.

Dieſe Erklärung hat einen, in den diplomatiſchen Verhandlungen der Regenten ungewöhnlichen, hochherzigen, uneigennützigen Charakter. Nicht mehr an unſern Monarchen, ihres Gleichen, richten ſie ihre Beſchwerden und ſenden ſie ihre Manifeſte, weil ſie es ſchon ſo oft vergebens gethan haben, an die bisher betrogenen Völker wenden ſie ſich. Und aus welchem Grunde ſchlägt man dieſen neuen Weg ein? nicht etwa um ſie aufzufordern, wie unſer allerkoſtbarſter Monarch 1809 die Ungarn aufforderte, ſich einen neuen König zu wählen, oder wie er 1812 die Ruſſen aufforderte, treulos an ihrem Kaiſer zu werden; aus keiner andern Urſache, als um die gerechte Sache der verbündeten Völker den bisher in Unwiſſenheit erhaltenen Franzoſen im rechten Lichte darzuſtellen und ihre Rechtlichkeit von der Herrſchſucht ihrer Oberhäupter zu trennen, obwohl man ihnen weiß gemacht, daß das Staats Intereſſe ſie überall verſchmolzen hat. Kann dieſes Beiſpiel nicht für jeden Eroberer verderblich werden? ſoll man es in dieſem Augenblick geben, wo die Gemüther, ohnehin durch den Verluſt einer zweiten hingeopferten Armee empört, den Helden verabſcheuen, der durch alle Krankheiten des Stolzes aufgeregt, ſich ſo ungern unter die Macht der Nemeſis beugen will, welche ſie, die Verbündeten, ſchützt, indem ſie ihrer edlen Kühnheit keine Schranken ſetzt. Und gegen wen iſt dieſer indirekte Angriff gerichtet? Gegen einen großen Mann, der den Dank aller Souverains verdiente, beſonders den des Königs von Spanien, den er vom Throne ſtürzte; des Königs von Portugall, den er zwang, ſein Reich mit dem Rücken anzuſehen; der Könige von Neapel und Sardinien, die er übers Meer jagte; des türkiſchen Kaiſers, dem er mitten im Frieden Egypten entreißen wollte; des öſtreichiſchen Kaiſers und des Königs von Preuſſen, welche er ihrer Länder beraubte; des ruſſiſchen Kaiſers, dem er ſeine alte Hauptſtadt verbrannte; ja ſelbſt ſolcher Souverains, deren Protektor er ſich nannte; denn indem er den franzöſiſchen Thron wieder herſtellte, hat er den Vulkan, der ſie alle bedrohte, verſchloſſen, und auf der Lava blieb nur Einer übrig, der ſie Alle verſchlang.

Man kann leider nicht leugnen, daß der Ton dieſes ſonderbaren Manifeſtes in gewiſſer Hinſicht, nemlich in Hinſicht auf die zahlloſen, ſeit zwanzig Jahren erlittenen Kränkungen, ſehr gemäßigt iſt. Dies ſcheint zu beweiſen, daß die Coalitionen — da entſchlüpft mir das alte Lieblingswort doch wieder — Fortſchritte in der Erfahrung gemacht haben, denn ungern mögten wir glauben laſſen, daß die Verbündeten wirklich von dem edelſten aller Zwecke beſeelt ſind.

Vielleicht hat man ſich erinnert, daß das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig den Stolz eines großen Volkes beleidigt hatte. Wirklich fanden auch ſelbſt diejenigen, welche die damals herrſchenden Meinungen nicht theilten, als ſie dieſes ſchimpfliche Manifeſt laſen, ſich an der National-Ehre gekränkt. Alles das gehört zwar eigentlich nicht hieher, allein wir müſſen alles verſuchen, um die Franzoſen glauben zu machen, die edle Mäßigung der Sieger ſei blos eine Liſt. Wir müſſen keck behaupten: nur deshalb hat man eine andere Sprache angenommen. Europa, nun ſchon längſt durch unſern Helden ermüdet, bedarf mehr der Ruhe, die er unaufhörlich ſtört, als der Leidenſchaften, die er nicht bemeiſtern kann.

Aber wenn ſo viel Mäßigung in den feindlichen Kabinetten herrſcht, warum bedrohen ſie, während ſie fortdauernd vom Frieden ſprechen, ohne Unterlaß eine Grenze, die ſie zu achten verſprochen hatten, ſobald ſie ſich nur nicht mehr über den Rhein erſtreckte? Wußten ſie denn nicht, daß, wenn ſie jenſeit des Rheines unthätig ſtehen blieben, unſer friedfertiger Kaiſer weit ſchneller und gewiſſer in alle ihre Forderungen gewilligt haben würde? — wußten ſie denn nicht, daß, wenn ſie ihm nur Zeit ließen, eine dritte Armee zu ſammeln, Er ſich derſelben blos bedient haben würde, um am Friedensfeſte eine große Wachparade zu veranſtalten?

Wenn die Feinde ſo gemäßigt ſind, warum haben ſie die Kapitulation von Dresden nicht ratificirt? wir nennen das verlezt. Warum haben ſie den edlen Klagen des Generals, der dieſen Platz kommandirte, nicht Gehör gegeben? War es wohl erlaubt, die Kapitulation von ſeiner Seite für gebrochen anzuſehen, blos weil er die Kanonen vernagelt und das Pulver vernichtet hatte?

Wenn ſie ſo gemäßigt ſind, warum haben ſie nicht aller Kriegsſitte gemäß das Auswechſelungs-Cartel ſtatt finden laſſen? Die Antwort der Verbündeten, wollen wir, als uns zureichend, lieber nicht berühren.

Nur zu bald entriß das Schickſal mir dieſen Wahn. Ich ward plötzlich vor Gericht geladen, und auf meine Frage warum? erhielt ich die Antwort: ich ſey ſchwerer Verbrechen angeklagt worden. Mit einem ſo ſchuldenfreyen Gewiſſen als das Meinige erſcheint man kühn vor jedem Richter. Der erſte Punkt der Anklage war: ich ſollte am Feſt des heiligen Januarius gelacht haben. Die Behauptung war grundfalſch, ich habe nie in meinem Leben über religiöſe Ceremonien gelacht, ſie mogten noch ſo wunderlich ſeyn, denn ich weiß, welchen Werth der Pöbel darauf ſetzt. Ich verlangte durch Zeugen überwieſen zu werden, und — wie groß war mein Schrecken! man nannte mir einen der angeſehenſten, reichſten Männer der Stadt, der ſich erboten die Wahrheit der Sache durch einen Eid zu bekräftigen. Man gieng noch weiter, man machte mir es zum Verbrechen, daß ich vor achtzehn Jahren durch meine Bereitwilligkeit, Sie meinen lie-

ben

Warum endlich, wenn ſie ſo gemäßigt ſind, warum haben dieſe Beſchützer der Rechte der Völker — ein Titel, der freilich weit rühmlicher und erhabener iſt, als der eines Beſchützers vom Rheinbunde — die Rechte der Schweizer-Cantone nicht geachtet? Warum ſieht dieſe weiſe und, ſeit der Mediation unſeres Kaiſers nicht mehr freie Regierung, welche — obgleich ihre Truppen in unſerm Solde ſtehen — ſich im Angeſicht von Europa für neutral erklärt hatte, in dieſem Augenblicke die verbündeten Truppen friedlich durch ihre friedlichen Thäler und Berge ziehen, die wir ſo oft durch alle Greuel des Krieges verheert?

Mäßigung iſt zuweilen eine bloße diplomatiſche Liſt und iſt, die Wahrheit zu geſtehen, in dem Munde unſers Allergnädigſten Kaiſers nie etwas anders geweſen. Wenn wir uns auch jezt deſſelben Kunſtgriffs bedienen, (wie wir denn, unter uns geſagt, wirklich in dieſem Augenblicke thun) wenn wir ebenfalls die von unſerm Thron verbannte Gerechtigkeit und Treue zu Zeugen anrufen wollten, wie leicht würde es uns ſeyn die Leichtgläubigen zu überreden, daß wir wohl im Stande wären unſere Ankläger mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen.

Jene aus Sicilien entflohene Königin, welche durch uns von einer Verbannung in die andere mit ihrem Mißgeſchicke bis zu den Ottomannen wanderte, beweiſet ſie wohl der Welt, daß unſere Feinde ſo viel Achtung für die königliche Würde haben? Wir wiſſen freilich im Grunde noch ſehr wenig von ihren Schickſalen und von den Beweggründen ihrer Reiſe, aber ſie kann uns vor der Hand doch zu einer Phraſe dienen.

Der Souverain von Sachſen hat ſich den verbündeten Mächten überliefert, weil unſer großer Kaiſer ihn im Stiche ließ. Hat er ihre Handlungen im October mit ihren Worten im April übereinſtimmend gefunden? Hätten ſie nicht, nachdem er ihnen alles mögliche Böſe zugefügt, ihm im October aufs neue die Hände reichen ſollen, die er im April ſo oft zurückgeſtoßen? Gerüchte von böſer Vorbedeutung verbreiten ſich in dem Moniteur, den wir einſtweilen Europa nennen wollen; mögten ſie nicht in Erfüllung gehn! ſondern, wie alles vorhergehende, blos dazu dienen, den Franzoſen Haß und Argwohn gegen die Verbündeten einzuflößen. Sollte man an dieſem, durch Alter und Kummer gebeugten, von ſo vielen Tugenden gekrönten königlichen Haupte die freilich zu weit getriebene Achtung für unfreiwillig oder unbedachtſam beſchworne Verträge ſo ſchwer ſtrafen wollen?

Nicht daß wir, wie wir ſonſt ſchon oft gethan, von dieſer Rednerbühne herab Regierungen verunglimpfen wollten, ſelbſt wenn ſie ſich erlaubten uns zu verunglimpfen, was ſie nie gethan haben. Wir haben ſeit der Leipziger Schlacht beſchloſſen, einen andern Ton anzuſtimmen. Aber was hindert uns, jene alten und bekannten auch gerechten Vorwürfe, womit gegen alle eroberungsſüchtige Mächte, die von Carl dem Fünften bis auf Ludwig den Vierzehnten, und von Ludwig dem Vierzehnten bis auf den Kaiſer eine große, von ganz Europa verabſcheute, Rolle geſpielt haben, auf ihren wahren Werth zurück zu führen? Dieſes Syſtem unſers Kaiſers von Eroberung, von Uebergewicht, von Univerſal-Monarchie, war jederzeit das natürliche Feldgeſchrei für alle Coalitionen, die dieſem verhaßten Syſtem nicht unterliegen wollten, und — geben Sie wohl acht, meine Herren, jetzt werde ich etwas recht ſchlaues ſagen — oft ſahen dieſe Coalitionen, erſtaunt über ihre Unklugheit, aus ihrem eigenen Schooße eine Macht hervorſteigen, die den Ehrgeiz jener, welche man angeklagt hatte, noch hinter dem ihrigen zurück ließ. Bemerken Sie, daß ich durch dieſe ſchöne Phraſe den Saamen des Mißtrauens unter Verbündeten auszuſtreuen ſuche. Laſſen Sie uns Gott bitten, daß man ſie auf den hochherzigen Alexander oder den biedern Franz deute, und ſo das Unkraut recht bald unter den blühenden Waizen der Verbündeten ſich miſchen möge. Wir können allenfalls noch einige allgemeine Phraſen hinzufügen, um unter dem Schutz derſelben unſer Gewiſſen zu entledigen; als zum Exempel:

Der Mißbrauch der Gewalt ſteht mit blutigen Zügen auf allen Blättern der Geſchichte Napoleons geſchrieben; alle Nationen ſind auf Irrwege gerathen, beſonders die, ſich mit uns verbanden um Europa zu unterjochen; alle Regierungen haben das Maaß der Geduld längſt überſchritten, Alle müſſen einander und beſonders der unſrigen verzeihen.

Wenn, wie wir nothgedrungen diesmal gern glauben, die verbündeten Mächte den Frieden aufrichtig wünſchen, das heißt, wenn ſie einen Frieden machen wollen, der uns nicht hindert, ſo bald wir uns wieder erhohlt haben, die Rechte unſerer Kanonen aufs neue geltend zu machen, ſo ſteht nichts ſeiner Herſtellung entgegen.

Wir haben durch Zergliederung der officiellen Aktenſtücke, die Ihnen weder ganz noch theilweiſe vorgelegt worden, bewieſen, daß der Kaiſer den Frieden endlich will und ihn ſelbſt durch Opfer erkaufen wird, wobei ſeine große und weite Seele allen perſönlichen Ruhm vor der Hand bei Seite zu ſetzen ſcheint — ich ſage ſcheint — um ſich endlich zum Erſtenmal blos mit dem, womit ein guter Regent ſich ſonſt immer zuerſt zu beſchäftigen pflegt, nemlich mit den Bedürfniſſen der Nation zu beſchäftigen.

Wenn man einen Blick auf dieſe, aus widerſtrebenden Elementen gebildete und doch ſo verdammt einige Coalition wirft; wenn man dieſe nicht zufällige und zwar ſeltſame aber bewundernswürdige Miſchung ſo vieler von der Natur zu Nebenbuhlern beſtimmten Völker betrachtet, die durch allgemeine Gefahr vereinigt worden ſind; wenn man bedenkt, daß mehrere durch mit uns geſchloſſene unüberlegte Bündniſſe ſich nicht mehr gefeſſelt halten, ſondern ſich gegen uns kehren und uns Gefahren ausſetzen, die leider kein Hirngeſpinnſt ſind, ſo kann man unmöglich einen andern Glauben hegen, als daß ein auf ſo allgemeines, folglich nicht ungleichartiges Intereſſe gegründeter Bund von langer Dauer ſeyn werde.

Sehe ich nicht mitten in den feindlichen Reihen jenen Fürſten, zwar mit allen franzöſiſchen Gefühlen in einem Lande geboren, wo ſie vielleicht am thätigſten wirken, aber durch die übermüthigſte Behandlung aufs äußerſte gebracht? Der Krieger, welcher ehemals Frankreich vertheidigte, kann zwar nicht lange gegen Frankreich gewaffnet bleiben und iſt auch nie gegen Frankreich gewaffnet geweſen; aber ſchwerlich wird er das ſiegreiche Schwerdt dem zu Gefallen in die Scheide ſtecken, der ihm Schwediſch-Pommern ſo gewaltthätig raubte und der in der Leipziger Zeitung ihn ſo unfürſtlich mißhandeln ließ.

Können wir vergeſſen, daß noch unlängſt ein Monarch des Nordens, und zwar der Mächtigſte von Allen, auf die heuchleriſche Freundſchaft des großen Mannes, den er heute bekämpft, getäuſchte Hoffnungen für die Ruhe von Europa und, wenn dieſe erfüllt worden wären, einen Theil ſeines Ruhmes gründete? —

Unſere ſchüchtern gewordene Blicke fallen mit Vertrauen auf jenen Kaiſer, dem der unſrige ſo viele ſchöne Provinzen entriß, ihm den alten Thron von Deutſchland raubte und auch den von Ungarn rauben wollte, den ſo viele Bande an die unſrigen knüpfen, der uns, wenn auch nicht das freiwilligſte, aber doch das ſchönſte Geſchenk mit einer geliebten Monarchin machte; der in ſeinem Enkel den Erben des franzöſiſchen Reiches ſieht.

Bei ſo vielen Bewegungsgründen zur Verſöhnung und zum Einverſtändniß, und da wir uns herablaſſen ſogar einen Mitleiden erflehenden Ton anzuſtimmen, ſollte denn der Friede ſo ſchwer ſeyn?

Man beſtimme augenblicklich den Ort der Conferenzen; man laſſe die gegenſeitigen Bevollmächtigten ſich verſammeln, während der Krieg fortgeſetzt wird, mit dem edlen Vorſatze der Welt den Frieden zu ſchenken; eine gleiche, bisher freilich uns ganz ungewöhnliche Mäßigung herrſche in den Beſchlüſſen und in den Aeußerungen. Der ſonſt bei allen Gelegenheiten von unſern Bothſchaftern bewieſene Uebermuth werde diesmal ganz vermieden. Die fremden Mächte ſelbſt haben es in der Erklärung die man ihnen zuſchreibt ausgeſprochen: "Eine große Nation ſoll deshalb nicht herab ſinken, weil ſie nun auch Unfälle in einem hartnäckigen blutigen Kampfe erfuhr, in welchem ſie mit gewohnter Kühnheit gefochten hat."

Dieſen Worten dürfen wir vertrauen, denn in dem Munde ſolcher Fürſten ſind ſie keine Phraſen unſers Moniteurs.

Senatoren! wir würden die Pflichten nicht erfüllt haben, welche Sie und der, deſſen gehorſames Organ Sie ſind, von Ihrer Commiſſion erwarten, wenn nach der ſo augenſcheinlichen, nur nicht das Gemüth überzeugenden Darſtellung der friedfertigen Geſinnungen des Kaiſers unſere letzten Worte das Volk zwar nicht an das erinnerte, was es ſich ſelbſt, aber doch an das, was es dem Monarchen nach ſeiner Meinung ſchuldig iſt.

Der Augenblick iſt entſcheidend, unſere Heere ſind vernichtet. Die Fremden führen eine friedliche Sprache und denken auch friedfertig; aber einige von unſern Grenzen ſind überſchritten und der Krieg iſt vor unſern Thoren. Sechs und Dreißig Millionen Menſchen können ihrem Ruhme und ihrer Beſtimmung nicht untreu werden, wenn ſie nemlich ihren Ruhm darin ſetzen, unabhängig zu ſeyn und ihre Beſtimmung, die Früchte ihres Fleißes in Ruhe zu genießen. Angeſehene Völker haben in dieſem großen Kampfe, zu dem ſie mit Gewalt hingezogen wurden, zahlreiche Unfälle erlitten, ohne muthlos zu werden; mehr als einmal haben ſie den Kampf aufgeben und der Uebermacht des Eroberers weichen müſſen; ihre Wunden triefen noch von Blut, ihre Städte rauchen noch. Jetzt haben auch Frankreich in dem muthwillig angefangenen Kampfe, einige derbe Schläge des Schickſals getroffen; aber Frankreich fühlt ſich nicht niedergedrückt, es iſt — und durfte — ſtolz ſeyn auf ſeine Wunden wie auf ſeine vergangenen Siege, wenn es jene im gerechten Kampfe gehohlt, dieſe im gerechten Kampfe erfochten hätte. Die Muthloſigkeit im Unglücke wäre noch unverzeihlicher als der Uebermuth im Glücke, denn daß wir den letzten uns ſtets verziehen haben, iſt bekannt. Indem wir alſo nach Frieden rufen, müſſen allenthalben — und das iſt eigentlich der einzige Zweck meiner Rede — die Vorkehrungen zum Kriege, ſelbſt um den Unterhandlungen Kraft zu geben, beſchleunigt werden. Wir müſſen uns rund um dieſes von Blut triefende Diadem vereinigen, welches der Höllen-Glanz von funfzig Siegen, ungetrübt durch ein vorübergehendes Donner-Gewölk umſtrahlt. Nicht lange verläßt das Glück Nationen, die, indem ſie ihre ſchimpflichen Ketten zerbrechen, ſich ſelbſt nicht verlaſſen.

Dieſer Aufruf von der ſogenannten National-Ehre iſt eigentlich von dem heißen Wunſch, noch einen dritten Gang zu verſuchen, ſcheinbarlich aber ſelbſt von der Liebe zum Frieden eingegeben, zu jenem Frieden, welchen man nicht durch Schwäche, aber wohl durch Standhaftigkeit erhält, indem man von einem Despoten Mäßigung und Gerechtigkeit erzwingt; zu jenem Frieden endlich, welchen der Kaiſer durch eine neue, ihm ſonſt völlig fremde Art von Muth, mit großen Opfern zu erkaufen und nicht eher zu brechen verſpricht, bis die beſchnittenen Flügel ſeiner Adler wiederum gewachſen ſind. Wir haben das ſüße Vertrauen, zwar nicht zu ihm aber doch zu der Noth, daß ſeine und unſere Wünſche in Erfüllung gehen werden und daß dieſe tapfere Nation, nach ſo langen umſonſt getragenen Mühſeligkeiten und ſo vielem vergebens vergoſſenen Blute, unter dem

Schutze eines Thrones endlich ausruhen wird, der keines neuen Ruhmes, nur eines menſchlichen, von Eroberungsſucht geheilten Fürſten bedarf und der forthin, ſtatt von Bildern des verwüſteten Europa, nur noch von den Bildern der allgemeinen Wohlfahrt umgeben ſeyn will.

Vollſtändige Antwort des Kaiſers Napoleon an den Senat, der ihn erſuchte die Waffen niederzulegen.

Ich bin wie gewöhnlich von den Geſinnungen, welche Sie mir bezeugen, gerührt. Aus den diplomatiſchen Aktenſtücken, welche ich Einigen von Ihnen auf die ich mich verlaſſen kann zur Einſicht habe vorlegen laſſen, haben Sie nicht erſehen und brauchen auch nicht zu wiſſen, was ich zu Erlangung des Friedens thue oder thun ſollte. Die Aufopferungen, welche die von den Feinden vorgeſchlagenen und von mir *cum reservatione mentali* angenommenen Friedens-Bedingungen erheiſchen, ſollen mich nicht gereuen, ſo lange ich hoffen darf, in Kurzem neu gerüſtet auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Das Glück der Franzoſen, wenn ſie es in meinem perſönlichen Ruhme finden, iſt der einzige Zweck meines Lebens. Indeſſen ſind, als Folge meiner Operationen, mehrere Provinzen, das Bearn, der Elſaß, die Franchecomté und Brabant vom Feinde angegriffen. (Bemerken Sie, Senatoren, daß ich zum Erſtenmal dieſe Provinzen wieder bei ihrem alten Namen nenne, wozu ich gute Gründe habe.) Das Geſchrei nach Hülfe, welches jener Theil meiner verwahrloſten Familie jetzt erhebt, zerreißt mir zwar nicht das Herz, denn ich habe keines, ſetzt mich aber in Verlegenheit. Ich rufe die Franzoſen von Paris, von der Bretagne, von der Normandie, von der Champagne und von den andern Departements auf, ſich zur Rettung ihrer Brüder zu erheben und einen Landſturm zu bilden, über den ich ſo oft mich luſtig gemacht habe. Könnten wir ſie im Unglück, welches ich herbei gerufen, ihrem Schickſal überlaſſen? Friede und Befreiung des franzöſiſchen Gebiets muß unſer Looſungswort ſeyn, da Krieg und Univerſal-Monarchie es vor der Hand nicht ſeyn kann. Wenn das Volk ſich in Maſſe erhebt, ſo werden die Fremdlinge vielleicht fliehen, ſo wie wir aus Rußland und Deutſchland geflohen ſind. Auf die vom Feinde ſelbſt vorgeſchlagenen Bedingungen wollen wir, wenn es nicht anders ſeyn kann, den Frieden eingehen. Von Wiedererlangung unſerer bisherigen Eroberungen iſt jetzt die Rede nicht mehr und ſoll nicht eher davon geſprochen werden, bis wir wieder mit Fünfmalhunderttauſend Mann ins Feld rükken können.

den Pflegeſohn zu taufen, Eingriffe in die kirchlichen Geſetze gethan. Ich durchſchaute nur zu gut das ganze Gewebe der Bosheit, und zitterte vor meinem Schickſale. Man gab mir unter der Hand zu verſtehen, daß es noch in meiner Macht ſey, die ganze Sache zu vertuſchen, wenn ich mich entſchließen wolle, meinen Ankläger zu beſtechen.

„Wie!“ rief mein Vater erſtaunt: „beſtechen? Sagten Sie nicht, er ſey Einer „der angeſehenſten und reichſten Männer der „Stadt geweſen? wie konnte er erwarten, „von einem Manne, der nur ſein dürftiges „Auskommen hatte, beſtochen zu werden.“

Hr. van Doelen. Guter Jüngling! Sie nehmen das Wort Beſtechung im gröbſten Sinne. Nicht immer beſticht man mit Gelde; Schmeicheleyen, Lobſprüche, kriechende Demuth beſtechen oft kräftiger als vollwichtige Dukaten. Aber auch dieß verlangte man nicht von mir, ich ſollte mehr als mein Vermögen,

Schreiben eines Offiziers aus Breda, vom 16ten Januar 1814.

Wir haben beim Vorrücken auch franzöſiſche Zeitungen gefunden, die voll der größten Schmähungen ſind. Man verſucht auch jetzt noch alle Mittel, um das Volk gegen uns aufzubringen, denn es heißt unter andern: "Der "Feind iſt in unſer Land eingerückt und beträgt "ſich ſo, wie es von den Barbaren zu erwarten ſteht, — überall wird geplündert, indeß "die ſchönſten Proklamationen wegen Sicherheit des Eigenthums u. ſ. w. erlaſſen werden; dem Feinde iſt auch das Heiligſte nicht "heilig — jede Schandthat erlaubt er ſich und "tritt das Völkerrecht mit Füßen. 1) — Alle "Handwerker aus Frankreich werden nach Sibirien geführt, um die Kolonien der Barbaren zu bevölkern, 2) und ſicher würden auch "Engländer bei ihrem etwanigen Einrücken in "Lyon durch die nordiſchen Barbaren die Manufakturen zerſtöhren laſſen, um die ihrige in "Auf-

---

1) Sollte man nicht glauben, alles das wäre aus einer ruſſiſchen Zeitung im Sommer des Jahres 1812 entlehnt, als die Franzoſen alle ruſſiſchen Kirchen plünderten u. ſ. w.?

2) Da die Franzoſen es nicht der Mühe werth gehalten haben, Rußland erobern zu wollen, ſo wäre es wohl ganz billig, wenn man ihnen Gelegenheit verſchaffte, dies barbariſche Land nun durch ihren Kunſtfleiß zu verfeinern; aber

In Rußlands heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht.

"Aufnahme zu bringen. [3]) — Franzoſen, greift
"alſo alle zu den Waffen, auch Weiber und
"Kinder müſſen davon nicht ausgenommen
"ſeyn. — Ein Weib kann ihren Einquartierten
"im Schlaf umbringen, [4]) ein Kind kann
"mit einem Meſſer den Kavallerie-Pferden im
"Stalle die Ferſen durchſchneiden — ein alter
"Mann kann ihnen, als Bothe dienend, ſich
"ihnen geneigt zeigen, ſie in unwegſame Gegenden
"leiten, und dann verlaſſen, kurz ein
"Jeder kann offen oder verdeckt ihnen ſchaden,
"und es iſt Zeit, daß wir ohne Barmherzigkeit
"gegen dieſe Barbaren verfahren u. ſ. w. [5])

---

[3]) Das wäre Kleinigkeit gegen Alles was Napoleon gethan hat, um die engliſchen Manufakturen zu vernichten. Lyon iſt nur eine Stadt, aber die Dekrete von Berlin und Mailand ſollten alle engliſche Fabrikſtädte zerſtören.

[4]) Das iſt Völkerrecht.

[5]) Sollte man nicht auch die Brunnen vergiften, und, gleich den Spaniern vormals in Amerika, die Hunde abrichten, um die Wilden (oder Barbaren) zu erwürgen? — Wenn jemals eine deutſche Zeitung ſolche teufliſche Grundſätze gepredigt hätte, wie würde Napoleon im Moniteur ſich haben vernehmen laſſen! und doch wäre den Deutſchen die Nothwehr zu verzeihen geweſen; die Franzoſen hingegen haben nur Einen Feind — ihren Kaiſer.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 2.

Die natürliche Grenze der Völker.

Herr Profeſſor Arndt hat ein anmuthiges Büchlein geſchrieben, betitelt: Der Rhein, Teutſchland's Strom, aber nicht Teutſchland's Grenze, in welchem er unter andern behauptet, es gebe nur Eine natürliche Grenze, nemlich die Sprache. Gott habe die Verſchiedenheit der Sprachen geſetzt, damit nicht Ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Ich muß bekennen, daß dieſe klangreiche Auslegung von Gottes Abſicht mir unverſtändlich iſt. Wollte Gott lieber mehr als Einen nichtswürdigen Sklavenhaufen? oder werden die Völker zu Sklavenhaufen wenn ſie nur Eine Sprache reden? — Beides ſcheint mir zweifelhaft. Doch das nebenher.

"Die verſchiedenen Sprachen" fährt der Verfaſſer fort, "machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder."

Das war es eigentlich, was ich betaſten — nicht antaſten — wollte. Wenn die Sprachen die Scheidewand machen, ſo iſt es fürwahr nur eine ſpaniſche Wand, die man nach Gefallen verrücken kann ſo oft man will. Der Verfaſſer hat das ſelbſt wohl gefühlt, denn eben da er uns beweiſen will, daß unſre Grenze vor dreihundert Jahren nach ſeinem Grundſatze abgemarkt geweſen, ſtößt er plötzlich auf die Böhmen und Mähren und geſteht, daß einige Millionen Slaven zu Deutſchland gehörten. Wie hilft er ſich? — er meint ſie hätten dazu gehören müſſen, als ringsum von deutſchen Landen umgeben, und aus dem allgemeinen Völkergetümmel früherer Jahrhunderte als fremdartige Beſtandtheile übrig geblieben. Solche wohnten auch in Südöſtreich, in der Lauſitz, in Schleſien, in Hinter-Pommern. Die unterjochten Preuſſen waren auch noch vorhanden. Die unterjochten Letten und Ehſten ſind es noch. Mich dünkt daher, der Verfaſſer habe zu viel bewieſen, wie ihm ſolches oft zu wiederfahren pflegt. Um mich eines gemeinen Sprüchworts zu bedienen: er verſchüttet gar zu oft das Kind mit dem Bade. Denn auf dieſe Weiſe hängt die natürliche Grenze von der Willkühr eines glücklichen Eroberers ab, und das ſollte eine natürliche Grenze doch wohl nicht.

Als die Römer ſo ziemlich Herren der bekannten Welt waren und ihre Sprache nach den fernſten Himmelsgegenden verbreiteten, da mogte es ihnen, den Eroberern, wohl anſtehen zu ſagen: alle dieſe Länder hat die Natur beſtimmt von uns beherrſcht zu werden, denn bis an die äußerſte Grenze wird unſere Sprache geredet, und wo es nicht geſchieht, da müſſen ſie doch zu uns gehören, als ringsum von römiſchen Ländern umgeben. Dieſe Art zu ſchließen muß Herr A. billigen, denn er ſelbſt ſagt: die Küſtenländer längs der Oſtſee hätten deshalb mit Fug und Recht zu Deutſchland gehört, weil tapfere deutſche Ritter ſie vor dreihundert Jahren (es iſt viel länger her) dem Reiche und dem Chriſtenthum erobert und deutſche Verfaſſung, Art und Sprache dort eingeführt hätten.

Wenn alſo Napoleon ganz Deutſchland ſeinem Reiche erobert und — wie offenbar ſein Beſtreben war — die franzöſiſche Verfaſſung, Art und Sprache eingeführt hätte, ſo würden die Franzoſen nach dreihundert Jahren mit vollem Recht haben ſagen dürfen: Deutſchland muß zu Frankreich gehören, denn es liegt innerhalb deſſen natürlichen Grenzen. Daraus würde folgen, daß etwas Unrechtes nach dreihundert Jahren Recht werden kann und das iſt eine böſe Folge. Der Verfaſſer ſieht daraus, daß, wenn die Franzoſen den Spieß umkehren, wir mehr dabei verlieren als gewinnen.

Das verhaßte Recht der Eroberung iſt keine ſolche Spinne, von der man fabelt, in eine Schachtel verſchloſſen werde ſie nach Jahrhunderten zum Diamant.

Der Herr Profeſſor ſchilt ſelbſt auf die "Eroberungswuth, die Gottes Naturgang "ſtöre und alles Fremdeſte und Ungleichſte "zuſammen ſchütte und miſche" und dennoch erwähnt er mit vieler Behaglichkeit der tapfern deutſchen Ritter, welche die Oſtſeeküſten, fürwahr auf die ſchändlichſte Weiſe, erobert haben. Hatten denn die Preuſſen, die Letten, die Ehſten, kein Recht ihnen zuzurufen: Ihr ſtört Gottes Naturgang? ihr ſchüttet und miſcht das Fremde und Ungleiche?

In der That, es mögte Manchem ſcheinen, der Verfaſſer habe ſelbſt einen kleinen Hang zu Eroberungen, und man dürfe ſich Glück wünſchen, daß er nicht an der Spitze von 300,000 Mann ſteht; er würde dann in der Geſchichte noch etwas weiter zurück gehen, als bis auf Cäſar, und die deutſche Sprache, oder wenigſtens einen Dialect derſelben, auch in Perſien finden, welches bekanntlich der rein deutſchen Worte viele in ſeiner Sprache hat,

Wenn Herr A. verſichert: "nach den Beſtandtheilen der deutſchen Sprache haben ſich "auch gewöhnlich die Völker und Länder in "ihre Beſtandtheile abgeſetzt und geſchieden" ſo verſtehe ich gar nicht, was er damit ſagen will. Was ſind denn die Beſtandtheile der Völker? Einzelne Menſchen, wie mich dünkt; und die Beſtandtheile der Länder? Einzelne Bezirke. Nun verſuche man dieſe Begriffe mit dem obigen Satz zu vereinen; was kommt dabei heraus? nichts, oder etwas ſehr ſeltſames, nemlich: die Völker und Länder haben einzelne Menſchen und einzelne Bezirke abgeſetzt.

Wir arme Sterbliche, die wir von den tauſendmal tauſend Folianten der Weltgeſchichte kaum Eine Seite geleſen haben, wie mögen wir wiſſen, wie viele hundert Sprachen vormals in ganz — halb — und viertel Deutſchland geſprochen? wie oft folglich ſchon die natürliche Grenze verrücket worden? Aber eine Grenze die in der That natürlich ſeyn ſoll, muß unverrückbar ſeyn; denn wenn der Verfaſſer meint, man könne Gottes Naturgang ſtören, ſo irrt er ſehr.

Doch wenn die Sprache keine natürliche Grenze macht und Berge, Meere, Flüſſe nur eine ſehr unvollkommene; welche natürliche Grenze haben denn die Völker? — Sie haben gar keine.

Vom Elephanten kann man ſagen: er lebt nur in heißen Ländern, und vom Rennthier: es gedeiht nur in Lappland; vom Brodtfruchtbaum kann man ſagen: er wächſt nur auf den Südſee-Inſeln, und vom Weinſtock: er gedeiht nur in gemäßigten Himmelsſtrichen. Alſo Thiere und Pflanzen haben natürliche Grenzen, nicht ſo der Menſch; der zeichnet ſich, vor Allem was die Schöpfung in ſich faßt, eben dadurch aus, daß er in jeder Zone leben kann und daß, wenn am Abhang des Chimboraſſo nicht das kleinſte Moos mehr keimt, ein Humbold doch noch höher hinauf ſteigen darf. Der Menſch lebt in allen Längen und Breiten, auf Bergſpitzen und in moraſtigen Thälern, ja ſogar unter der Erde in den Goldgruben von Potoſi und in den Salzgruben von Wiliczka, und wo er lebt, da vermehrt er ſich und wo er ſich vermehrt, da greift er um ſich, verdrängt die Nachbarn oder miſcht ſich mit den Nachbarn, trägt ſeine Sprache zu ihnen oder nimmt die ihrige an; wo bleibt denn die natürliche Grenze? — mit eben dem Rechte könnte man von einem, mit Bohnen beſäeten, Gartenbeete behaupten, die Bohnen machten die natürliche Grenze dieſes Beetes. Der Gärtner aber lacht, gräbt es um und pflanzt Kohl hinein.

Einſt mogte das Meer, und allenfalls auch die Wüſte Sahara für eine natürliche Grenze gelten, aber ſeit die Schiffahrt erfunden worden und Caravanen im Gange ſind, iſts auch damit vorbei. Die Menſchen ruhen nicht eher bis ſie überall hinkommen, wo es etwas zu beherrſchen giebt, denn — Helvetius wird doch wohl Recht behalten — Herrſchſucht iſt die eigentliche Erbſünde. Freilich iſt Einer mehr damit behaftet als der Andere, und wehe! wenn dieſe, ohnehin unheilbare, Krankheit auf dem Thron krebsartig wird! dann erlebt man was wir leider erlebt haben; dann werden die Grenzen unter einander geworfen, wie die zerſchnittenen Landcharten, mit welchen die Kinder ſpielen.

Dem Himmel ſei Dank, daß der Fall doch ſelten iſt, wo unter Allen der Herrſchſüchtigſte gerade auf einen Thron geworfen wird.

Was iſt aber zu thun, wenn er einmal darauf ſitzt? — Nichts anders auf der Welt, als ihn herunter zu ſtoßen, oder — wenn man das nicht kann — die Arme geduldig den Feſſeln entgegen zu ſtrecken. Einen Mittelweg giebt es hier nicht. Den Störefried beſiegen — Einmal — zweimal — dreimal? umſonſt! er wird zum viertenmal wiederkommen. Eher würde man einem Trunkenbold das Saufen abgewöhnen, als einem Herrſchſüchtigen die Eroberungswuth. Ich habe immer lächeln müſſen und lächle noch, wenn man vom Frieden mit Napoleon ſpricht. Wer mit ihm einen ſichern Frieden möglich wähnt, der mag ein ſehr braver Mann ſeyn, aber ein Menſchenkenner iſt er nicht. Wo wäre die Bürgſchaft für des Friedens Sicherheit? — Herrn Arndts natürliche Grenze? — die achtet er eben ſo wenig, als die von dem Herrn Profeſſor geprieſenen deutſchen Ritter ſie achteten, welche die Oſtſeeküſten eroberten.

Sein Wort? — das kennen wir. Feſtungen? die ſichern heutzutage keine Grenze, eben ſo wenig als Berge und Ströme.

Wenn man Eierkuchen backen will — ſagte vor mehrern Jahren ein entſchloſſener Mann bei einer gräßlichen Gelegenheit — ſo muß man die Eier zerbrechen. Mit beſſerm Recht darf und muß jetzt jeder Deutſche das wiederhohlen. Auf welche Weiſe das Sprüchwort hier in Handlung geſetzt werden ſoll? das entſcheide die Weisheit unſerer Fürſten. Ob ein Paar Provinzen mehr oder weniger zu Deutſchland gezählt werden ſollen, darauf kommt es nicht an, wenn wir nur in nachbarlicher Ruhe zuſammen leben. Gewinnt aber die gewohnte Milde unſerer Fürſten die Oberhand — wird der Giftbaum nicht mit der Wurzel ausgeriſſen — nun ſo werde ich zwar nicht, wie der Herr Profeſſor Arndt droht, ein anderes Vaterland ſuchen, aber ich werde mir wenigſtens keine Güter am Rhein kaufen.

Ein Phänomen.

Daß drei mächtige Fürſten zu Einem großen Zwecke ſich verbunden haben, das iſt nichts neues in der Geſchichte; aber etwas ganz neues, unerhörtes iſt es, daß drei mächtige verbundene Fürſten zugleich drei ehrliche Männer ſind. Daher der Geiſt der Rechtlichkeit, der in ihrem Bunde weht und alle Völker unwiderſtehlich anſpricht. Das iſt, ſo lange die geſchichtliche Welt beſteht, noch nicht da geweſen, und wird in tauſenden von Jahren ſchwerlich wiederkommen. Man zeige mir in der Geſchichte auch nur ein einziges Beiſpiel eines Bundes, der von drei Machthabern blos auf Rechtlichkeit gegründet und durch Rechtlichkeit geltend gemacht worden.

Denn man glaube doch ja nicht, die Waffen hätten hier das beſte gethan. Das Eiſen iſt ſtark, aber es wäre doch nur ein unnützer Klumpen ohne das Feuer in dem es geſchmiedet worden. Jene Waffen mußten von Menſchen geführt und dieſe Menſchen mußten gewonnen werden. Es kam nicht mehr darauf an, Rekruten auszuheben, Nationen mußten zu Felde ziehen; allein Nationen, die nicht mehr Barbaren ſind, ziehen nicht zu Felde, wenn der Zweck des Krieges unrechtlich iſt. Wir haben ja das Beiſpiel an den Franzoſen, die vergebens zum Landſturm aufgeboten werden. Die Conſcription haben ſie ſich gefallen laſſen, weil ſie dabei ſich als des

Zweckes

mögen, mehr als mein Leben aufopfern — die Ehre meiner Tochter!

Mein Vater blickte erſchrocken auf Minchen, welche mit glühenden Wangen die Augen niederſchlug.

Hr. van Doelen. Das war die ſchändliche Art der Beſtechung, die man von einem alten, mit Ehren grau gewordenen Vater erheiſchte. Nur darum ließ der vornehme Wollüſtling ſeine Spione um meine einſame Wohnung ſchleichen, nur darum erdachte er die nichtswürdige Anklage, nur darum erbot er ſich zum falſchen Eide. Ich ſah das Schreckliche meiner Lage nur zu gut ein, ich mußte jeden Augenblick befürchten, in Verhaft genommen zu werden, und ich wußte, daß alsdann meine arme Familie der Willkühr des Ehrenſchänders überlaſſen blieb, was blieb mir übrig, als meine Zuflucht zur Liſt zu nehmen? Ich ſtellte mich willig zu allem, und bat nur um eine Friſt von wenigen Tagen, um meine Tochter vorbereiten zu kön-

Zweckes untheilhaftig anſahen; den Landſturm laſſen ſie ſich nicht gefallen, weil ſie mit ihrem Kaiſer nicht einverſtanden ſind.

Meint man, in allen deutſchen Ländern würden die Völker ſo herzu geſtrömt ſeyn und tauſend Eltern aus allen Ständen ihre letzten oder einzigen Söhne gebracht haben, wenn nicht der Zweck des heiligen Krieges jedes unverdorbene Gemüth ſo laut angeſprochen hätte?

Allein fürwahr, auch das iſt noch nicht genug; die Völker mußten auch glauben und innig überzeugt ſeyn, daß dieſer rechtliche Zweck nicht blos vorgeſpiegelt werde, daß es kein bloßer Fechterſteich der Politik ſei, wie durch ſo viele dergleichen Napoleon uns bethört hat, ehe wir ihn kannten. Und was konnte dieſen Glauben, dieſe Ueberzeugung den Völkern geben? — Einzig und allein die Kenntniß von den Charactern der drei verbundenen Fürſten; mit Einem Wort: man wußte, daß ſie drei ehrliche Männer ſind.

Ich glaube es iſt Bredow, der irgendwo in einer ſeiner gehaltreichen hiſtoriſchen Schriften geſagt hat: es ſei ſeltſam, doch durch Erfahrung erwieſen, daß, ſo oft Könige und Kaiſer perſönlich zuſammen gekommen, faſt immer ein Unheil daraus entſtanden ſei. Wenn die Bemerkung wahr iſt — wie ſie denn allerdings ſich oft bewährt hat — ſo hat wenigſtens dieſesmal eine glänzende Ausnahme ſtatt gefunden; denn ich halte mich überzeugt, daß gerade dieſe perſönliche Zuſammenkunft und dieſes perſönliche Zuſammenbleiben die Quelle unſers Heils geworden iſt.

Miniſter — auch die beſten — können ihr Ich vom Miniſter nie ganz ſcheiden, denn ſie bleiben Menſchen. Ich räume gern ein, daß ſie vor allen Dingen ihren Fürſten und dem Vaterlande dienen wollen, aber ſie wollen auch Ruhm erwerben, und wer möchte ihnen das verargen? — Doch das was eines Fürſten höchſter Ruhm werden kann, iſt ſelten der Ruhm eines Miniſters, wenigſtens nicht in ſeinen Augen. Durch dieſe göttliche Mäßigung, welche unſere Monarchen beweiſen, erheben ſie bei Mitwelt und Nachwelt ſich über ihre Thronen empor! indeſſen dieſelbe Mäßigung, wenn ſie das Werk eines Miniſters wäre, vielleicht mit Undank aufgenommen würde; denn jenen Machthabern traut man das wahre Motif — Großmuth — zu, den Miniſter aber würde man vielleicht kleinmüthig ſchelten. Auf jeden Fall iſt ein Friedensſchluß glänzender, in welchem viele Abtretungen ausbedungen werden; der Fürſt kann dieſes Glanzes entbehren, ſelten der Miniſter. Darum bleibt es mir klar, daß wir nur der perſönlichen Zuſammenkunft unſrer Monarchen die herrliche Rechtlichkeit verdanken, mit der wir ſprechen hören und handeln ſehen.

Das hatte freilich Napoleons allberechnendes Genie nicht berechnet, daß er in ſeinen gekrönten Feinden auf drei ſo ehrliche Männer ſtoßen würde, denn wenn die alte und neue Geſchichte ſeine Lehrmeiſterin war, ſo hatte ſie auf dieſen Fall ihn doch nicht vorbereiten können, weil ſie nichts davon wußte. Er, der die Menſchen überhaupt ſo tief verachtet und die Tugend für einen leeren Namen hält; wie konnte es ihm einfallen, daß er ſie auf dem Throne, ja daß er ſie auf drei Thronen finden würde! — Dieſes Phänomen hat alle ſeine Berechnungen zu Schanden gemacht.

Aber wer bewundert nicht die Muttergüte der Vorſehung, die ein ſolches Phänomen gerade in dem Augenblicke erſcheinen ließ, wo es allein Europa retten konnte? Denn geſetzt die verbündeten Mächte hätten einer gerechten Rache oder der Vergrößerungsſucht Raum gegeben, wer von uns würde das Ende dieſer Kriege erlebt haben? —

Da es nun aber, Gott ſei Dank, nicht ſo iſt, und da wir mit dem Himmel der reinſten Freude in unſern Blicken zu unſern Monarchen empor ſchauen dürfen, wie kann es noch Leute geben, die da fürchten und plaudern: "ja "wenn Napoleon überwunden, der Krieg mit "ihm geendigt ſeyn wird; dann erſt wird die "Zwietracht ihr Unkraut unter den Waizen "ſtreuen und aus der Schwierigkeit, die neue "Ordnung der Dinge zu vollenden, aus den "Anſprüchen, die jede der ſiegreichen Mächte "an der Mitwirkung behaupten wird, kann "leicht eine neue blutige Fehde entſpringen."

Eitle Furcht! die edlen Fürſten, die einem Manne die Hände zum Frieden reichen konnten, der ſie ſo oft, ſo tödtlich beleidigt hatte, die ſollten unter ſich den Frieden nicht erhalten? Die dem Feinde der Menſchheit bewieſene Mäßigung könnte die Menſchen-Freunde verlaſſen? —

Ruhig! wir werden Frieden haben. Unſere Kinder, Enkel und Urenkel werden Frieden haben. Sie werden uns bedauern, daß wir lebten in einer ſo qualvollen Zeit; ſie werden uns aber auch beneiden, daß wir lebten unter Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz!

Bittſchrift der hamburgiſchen Eſel, an Se. Excellenz den Herrn M. D.

Wir, die hamburgiſchen Eſel — ſonſt ſo geduldig als irgend ein deutſches Vieh nur immer geweſen ſeyn mag — ſehen uns dennoch gemüſſigt, zu Bewahrung unſrer uralten Rechte, Ew. Excellenz mit Klagen und Bitten zu behelligen. Es iſt nemlich ein Befehl des Herrn Maire Rüder zu unſern langen Ohren gekommen, Kraft deſſen diejenigen Einwohner der guten Stadt Hamburg, welche auf gefrornen Gewäſſern gefunden werden, in die Wache wandern und daſelbſt verbleiben müſſen, bis ſie ausgegeben und eingenommen haben; ausgegeben nemlich eine Geldbuße von zwei Mark und eingenommen Stockprügel.

Bis hieher haben wir eine herzliche Freude über dieſen Befehl gehabt, Erſtens, weil die Bürger ſonſt immer uns Eſel geprügelt haben, nun aber wiederum geprügelt werden, wenn gleich nicht von uns Eſeln. Zweitens: weil die arretirten Militairs für daſſelbe Verbrechen keine Prügel bekommen, ſondern allein die Bürger, welches uns ergötzlich ſcheint, da es ſonſt umgekehrt war. Nun kommt aber der hinkende Bote (bei welcher Redensart wir Ew. Excellenz bitten, ja nicht an den Altonaer Merkur zu denken, der für uns kein Bote ſondern verboten iſt). Der Herr Maire hat einige Ausnahmen zu machen beliebt. Militair-Arbeiter, Aufeiſer, Waſſerträger und Waſſerträgerinnen, dieſe vier Claſſen, aus lauter Menſchen beſtehend, haben ganz allein das Recht, ſich auf dem Eiſe zu erluſtiren; aber nicht einem einzigen vierbeinigen Geſchöpfe iſt dies ſchöne Privilegium zugeſtanden, nicht einmal uns Eſeln, welches die himmelſchreiendſte Ungerechtigkeit iſt.

Wir überlaſſen es den Hunden, Pferden u. ſ. w. ihre Nothdurft ſelbſt vorzubringen und beſchränken uns lediglich auf unſere langohrige Zunft, welche auch ohne Zweifel ihr Recht am bündigſten erweiſen kann.

Es wird Ew. Excellenz nicht unbekannt ſeyn, daß ein altes deutſches Sprüchwort vorhanden iſt, zu welchem wir Eſel die Veranlaſſung gegeben haben, nemlich: wenn dem Eſel zu wohl iſt, ſo geht er aufs Eis tanzen. Allerdings hat unſer weit verbreitetes Geſchlecht ſeit grauen Zeiten dieſe löbliche Sitte beobachtet und wir ſind nicht geſonnen ſie in Vergeſſenheit zu bringen. Ew. Excellenz werden vor allen Dingen fragen: ob wir denn auch die erforderlichen Eigenſchaften beſitzen?

das heißt, ob uns zu wohl iſt?— Hierauf erwiedern wir in freudiger Demuth: ja, uns iſt jetzt ganz cannibaliſch wohl zu Muthe. Der Urſachen ſind mancherlei. Erſtens; das ſchöne Gras, welches jetzt ſo häufig in den Hamburger Straßen wächſt, daß wir immer Nahrung vollauf und nicht weit zu ſuchen haben. — Zweitens, die anſehnliche Verminderung der Säcke, die wir ſonſt nach der Mühle ſchleppen mußten. — Drittens, die noch anſehnlichere Verminderung der Menſchen, die uns die Säcke aufluden, uns mit der Peitſche trieben, oder denen wir ausweichen mußten. — Viertens, das Vergnügen, weit öfter als vormals ſolchen Menſchen zu begegnen, die uns nicht verachten, unſere Sitten löblich finden und das — grober Eſel! — nicht als einen Vorwurf ausſprechen, ſondern als Anerkennung einer nachahmungswerthen Eigenſchaft; wie denn Ew. Excellenz ſelbſt in dieſem Stücke uns muſterhafte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. — Fünftens, die Genugthuung, die man uns für lange Verunglimpfungen zugeſteht, indem man die anzügliche Redensart — dumme Eſel! — nur noch auf Menſchen anwendet, nemlich auf ſolche, die nicht glauben wollen, daß ſie geſchaffen ſind, um den Franzoſen zu dienen.

Kurz, wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die großen und kleinen Urſachen anführen wollten, die uns ſo wohl, und ein Tänzchen auf dem Eiſe zum Bedürfniß machen. Ew. Excellenz wiſſen ſelbſt, welch ein angenehmes Vergnügen das iſt, indem Sie ja ein Tänzchen auf dem Eiſe in Rußland mit gemacht haben, zu welchem die Koſacken aufſpielen mußten; wir leben daher der freudigen Hoffnung, daß Sie uns dieſe alte Luſt nicht verweigern werden. Zwar giebt es Ohrenbläſer, die nicht ermangeln werden Ihnen zuzuflüſtern, daß von dem, zu unſern Gunſten angeführten, Sprüchwort noch eine beſondere Lesart exiſtirt, nemlich: wenn dem Eſel zu wohl iſt, ſo geht er aufs Eis und bricht das Bein; ja, daß man ſich ſogar erdreiſtet hat, gerade dieſe corrupte Lesart auf jenes ruſſiſche Tänzchen anzuwenden, obgleich man damals die Beine nicht brach, ſondern höchſtens erfror.

Wir bitten Ew. Excellenz mit lautem Ya! ſolchen Verläumdungen Ihr kleines Ohr nicht zu leihen, inmaßen das unverfälſchte Sprüchwort durch eine ununterbrochene Tradition aus der Arche Noah auf uns gekommen, wo unſere Ahnherren, ehe noch die Gewäſſer ſich verlaufen hatten, beim erſten Froſt auf der Spitze des Berges Ararat ein Tänzchen machten.

Gleichermaßen warnen wir Ew. Excellenz vor der Genehmigung des ſchändlichen Anſchlages, den einige Böſewichter gegen unſer Leben geſchmiedet, ſprechend: wenn unſre Halbbrüder, die Pferde, alle geſchlachtet und verzehrt ſeyn würden, ſo müſſe die Reihe an uns kommen; erlaube man uns aber das Plaiſirchen auf dem Eiſe, ſo würden wir durch das Tanzen allzu mager werden. Solche blutdürſtige Rathſchlä- werden Ew. Excellenz nicht anhören, ſo lange noch ein Bürger einen Biſſen im Hauſe hat, den er hergeben und ſelbſt verhungern kann. Wir getröſten uns um ſo mehr einer gnädigen Gewährung unſerer Bitte, da wir in der That ſo glücklich ſind, einige Neigungen — wenn es nicht zu ſtolz klingt — mit Ew. Excellenz gemein zu haben. Sie haſſen die Menſchen; wir auch, denn ſie ſind unſere Peiniger, ſo wie Sie hinwiederum ihr Peiniger ſind. Sie haſſen beſonders die Schriftſteller; wir auch, denn wir müſſen unſere Haut hergeben, um Pergament daraus zu machen, deſſen man ſich zum Schreiben bedient. Sie haſſen beſonders die Satyriker; wir auch, denn wir lieben nichts ſtachliches außer unſern Diſteln.

In Rückſicht dieſer vielen, von Ihnen ſelbſt geſchätzten Eigenſchaften, erwarten wir nunmehr Abhülfe unſerer gerechten Beſchwerde und gnädigen Befehl an den Herrn Maire Rüder, alle Eſel dieſer guten Stadt ungehindert auf dem Eiſe paſſ- und repaſſiren zu laſſen; wogegen wir dankbarlich verſprechen, unentgeldlich alle die Geldſäcke zu tragen, die es Ew. Excellenz belieben mögte, noch aus der hamburger Bank zu hohlen.

Mit geſenkten Ohren verharren wir in Demuth

Ew. Excellenz

dienſtwillige

hamburger Eſel.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 3.

Aufruf des Grafen Segûr an die Einwohner des Departements der Aube.

„Frankreich wünſcht den Frieden“ — (ſchon längſt!) — „die Welt bedarf ihn“ — (ſchon längſt!) — „der Kaiſer will ihn“ (ſeit kurzem) „und ihr werdet ihn bald erhalten“ (vielleicht) „wenn ihr Euch als Franzoſen zeigt.“ (Welche Franzoſen meint der Herr Graf? die von 1780? oder 1790? oder 1800? oder 1810? denn mit ihrer Conſtitution haben ſie nothgedrungen bisher in jedem Jahrzehend ſich verwandelt; man könnte ſagen: ihre Conſtitution häute ſich wie die Schlangen. Wenn 1780 der Vater des Herrn Grafen Segûr, der damals Miniſter zu Petersburg war, ſeine Landsleute erſucht hätte ſich als Franzoſen zu zeigen, ſo würde er freilich ganz andere Dinge von ihnen erwartet haben, als ſein Herr Sohn 1813. Da nun ſicher in jedem Jahrzehend die Anhänger der eben geltenden Verfaſſung behauptet haben würden, daß ſie gerade nun als Franzoſen ſich zeigen, ſo folgt daraus, daß wir übrigen Europäer eigentlich nie wiſſen können woran wir ſind; und in dieſem ewigen Häuten liegt es auch eigentlich, daß wir ſo oft betrogen werden. Wir ehrliche Deutſche glauben immer, das ſei nun die letzte Haut; wir ſchreiben die Grundſätze, die Verſprechungen darauf, die man uns vorſagt, und — ehe wir es uns verſehen, iſt ſie wieder abgeworfen, ſammt Allem was darauf geſchrieben ſtand. Es iſt doch ſeltſam: wenn ein Privatmann den Andern ſo oft angeführt hätte, ſo würde man ihm nie wieder trauen und nie wieder ein Geſchäft mit ihm machen; aber ein Volk — das hat nichts zu bedeuten. Doch weiter.)

„Der Kaiſer ſchickt mich unter Euch, um Euch große Wahrheiten zu enthüllen.“ (Ei! laſſen Sie doch hören!) „Se. Majeſtät kennt Eure Leiden, Eure Verluſte.“ (Sind das die großen Wahrheiten?) — „Seine Plane für Euer Glück waren weitläuftig.“ — (Ja, das weiß Gott! denn er ſuchte das Glück der Franzoſen in Egypten, in Moskau, in Liſſabon und Gott weiß wo ſonſt noch! ſtatt daß er es ganz in der Nähe, in Frankreich ſelbſt, ſo leicht hätte finden können und — finden ſollen.) — „Sie müſſen aufgegeben werden.“ — (Müſſen! hört ihr? denn wenn Se. Majeſtät nicht müßten, ſo würde es Ihnen auch noch nicht eingefallen ſeyn, daß Hochdieſelben Eure Leiden und Eure Verluſte kennen, ſchon längſt gekannt haben.) — „Der Kaiſer zieht das Glück der Welt einem theuer erkauften Ruhme vor.“ — (In dieſer Phraſe iſt nichts wahr, als daß ſein Ruhm theuer erkauft können. Sie ward mir gewährt, ich wandte ſie dazu an, meine wenigen Habſeeligkeiten, Alles was ich retten konnte, unter Begünſtigung der Nacht auf ein ſeegelfertiges Fahrzeug zu bringen, und wenig Stunden vor Anbruch jenes fürchterlichen Morgens, der meiner Tochter ihre Unſchuld, und ihren Eltern das Leben koſten ſollte, verließ ich ſammt den Meinigen die friedliche Hütte unter dem rothen Ziegeldach auf immer, ſchiffte mich ein, und ſtach mit einem günſtigen Winde in See. Wir hatten eine beſchwerliche Reiſe, mein armes Weib hatte durch den Kummer ſchon ſo viel gelitten, daß ſie bald während der Fahrt gefährlich krank wurde, und am ſechſten Tage in meinen Armen verſchied. — Ich hatte neunzehn Jahre in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt — (Hier ſchwieg Herr van Doelen einige Augenblicke und ſuchte ſeine Thränen zu verbergen, Minchen ſchluchzte, der alte Schrimps ſah vor ſich nieder, mein Vater war ſehr bewegt.)

„Gott

kauft iſt, ſehr theuer! warum zog er denn nicht ſchon in Dresden das Glück der Welt ſeinem Ruhme vor? — blos weil er damals noch hoffen durfte, dieſen Ruhm auf das Unglück der Welt zu gründen.) — „Er hat allen Vergrößerungen entſagt.“ — (Eine alternde Buhlſchweſter, die ſich in eine Betſchweſter verwandelt, und dem lieben Gott verſpricht, keine Eroberungen mehr zu machen.) — „Er iſt alle ihm vom Feinde gemachten Friedensbedingungen eingegangen.“ — (Wenn das wahr wäre, ſo hätten wir ja Frieden. Audiatur et altera pars.) — „Ihr würdet den Frieden ſchon haben, wenn ihn die Feinde nicht aufhielten.“ — (Vermuthlich weil ſie den glatten Worten nicht trauen, ſondern Bürgſchaft für die Handlungen begehren.) — „Sie wollen ihn noch nicht unterſchreiben und beſchuldigen den Kaiſer der Anſtände und unfriedlicher Abſichten.“ — (Da haben wir ja den Grund! Freilich weiß Jedermann, wie unrecht man dem friedlichen Napoleon thut, wenn man ihn unfriedlicher Abſichten beſchuldigt.) — „Der Kaiſer hat feierlich erklärt, dem Senat, dem geſetzgebenden Körper, der Welt“ — (ach! wie vieles hat er ſchon feierlich erklärt, wovon ſchon längſt nicht ein Wort mehr wahr iſt!) — „er gienge die Bedingungen der Verbündeten ein“ — (welche? etwa die, die im Juli 1813 ihm vorgelegt wurden?) — „und eben dieſe Verbündeten ſind es, die den Friedensſchluß verzögern“ — (weil ſie einen ſichern Frieden haben wollen; keinen Frieden der die Möglichkeit zurück läßt, daß Napoleon nach Jahr und Tag einen neuen Raubzug beginnen könne; denn daß er es wollen wird, ſobald er wieder kann, daran zweifelt doch wohl Niemand mehr?) — „die ein neutrales Gebiet verletzen“ — (der Herr Graf meint die Schweiz. Als ob ein Gebiet neutral wäre, welches vom Feinde eine Conſtitution ſich vorſchreiben läßt; ſeine Truppen in den Sold des Feindes giebt; mit Einem Worte, das den Feind — er nenne ſich Protector oder Mediateur — für ſeinen Beherrſcher anerkennt.) — „die in Frankreich dringen und die benachbarten Departements bedrohen.“ — (Iſt Frankreich ein Aſyl, wie die Treppe einer römiſchen Kirche, daß man den Verbrecher dahin nicht verfolgen darf?) — „Der Kaiſer wird ſich an die Spitze ſeiner Heere ſtellen“ — (Er hat dießmal nicht weit zu reiſen und thäte beſſer im Singular zu ſprechen.) — „und ihnen eine Schlacht liefern“ — (Dieſer Entſchluß wird den Verbündeten ſehr willkommen ſeyn.) — „wenn ſie noch länger Anſtand nehmen, ihr Wort zu halten.“ — (Sie werden Wort halten und ihn ſchlagen.) — „Franzoſen! nur ein Wort! der Feind iſt in Frankreich eingedrungen“ — (weil der Friedensſtörer von Europa ſich zu Euch geflüchtet hat, und wenn Frankreich eine Kirche wäre, ſo dürfte man ihn herausholen.) — „Ihr wißt was Ehre und Vaterland Euch gebieten.“ — (Die Ehre gebietet, gegen kein Volk auf Raub auszuziehen, und das Vaterland gebietet, ihm endlich Ruhe zu gewähren.) — „Ihr werdet auf ihre Stimme hören.“ — (Das hoffen die Verbündeten auch.) — „Nehmt eine ſtolze Stellung an“ — (es wäre nicht höflich, Freunde ſtolz zu empfangen) — „bis die Armeen Euch unterſtützen.“ — (Schon wieder im Plurali?) — „Organiſirt ſchnell Eure Nationalgarden.“ — (Vergeßt daß ich ſie dann über lang oder kurz meinem Heere einverleibe.) — „Schon hat die Avantgarde eines unſerer Corps ſie zum Rückzuge gezwungen.“ — (Wen? die Nationalgarden?) — „Schon zittern ſie beim Gedanken des Vorrückens unter Gefahren aller Art.“ — (Wie werden ſie vollends zittern, wenn ſie nach Paris kommen.) — „Sie wollen Euch weniger bekämpfen, als bethören und verführen.“ — (Weder dieſes noch jenes, ſie wollen mit den Franzoſen gar nichts zu ſchaffen haben.) — „Ihre Abſicht iſt, eine Zeitlang auf Koſten unſerer Grenzen zu leben.“ — (Ei nun, das würden ſie nur von Ew. Majeſtät gelernt haben.) — „Sie wollen da plündern, wo ihre Vorſpiegelungen Thoren gemacht und Arme entwaffnet haben werden.“ — (Es iſt zu vermuthen, daß Napoleon viel darum gäbe, wenn die Verbündeten wirklich plünderten. Daß ſie es nicht thun, iſt ſein bitterſter Verdruß.) — „Wer könnte, wer wollte ihren Proklamationen trauen?“ — (Jeder rechtliche Mann, das heißt: Jeder, der Napoleons Proklamationen nicht mehr traut.) — „Haben ſie nicht den Schweizern, als ſie ihr Gebiet verletzten, verſprochen, ſie als Freunde zu behandeln?“ — (und haben ſie nicht noch mehr gehalten, als ſie verſprachen? haben ſie nicht der Schweiz ihre alte Freiheit wiedergegeben?) —

„und haben ſie nicht Baſel mit ſtarken Contributionen belegt?“ — (Vermuthlich meint der Herr Graf die Blumen, welche junge Mädchen dem Kaiſer Alexander ſtreuten, aber auch dieſe wurden freiwillig geſtreut.) — „Bei ihrem Vorrücken müßten ſie Euch Eurer Heerden, Eures Weins, Eures Getraides, Eurer Fabrikwaaren berauben, um ſelbſt zu leben.“ — (Napoleon weiß, wie wenig er den Franzoſen übrig gelaſſen hat.) — „Den erſten Tag würden ſie baar bezahlen, den zweiten in Papiergeld“ — (aber doch immer bezahlen; das hielt Napoleon in Deutſchland meiſtens für unnöthig) — „den dritten mit Beleidigungen und Gewaltſamkeiten.“ — (Die Münze der Franzoſen am erſten, zweiten und dritten Tage.) — „Doch ſie vermögen weder Euch zu ſchrekken, noch Euch zu betrügen.“ — (Sie wollen auch beides nicht.) — „Einwohner des Aube-Departements! Ihr habt nichts zu beſorgen.“ — (Endlich einmal ein wahres Wort.) — „Die Ruhe herrſcht unter Euch.“ — (Nun ſo laſſe man ſie ihnen; die Verbündeten werden ſie nicht ſtören.) — „Ihr habt der Armee die nöthigen Arme, die erforderlichen Pferde gegeben,“ — (ſie liegen alle bei Leipzig und Hanau,) — „der Kaiſer fühlt die Größe dieſer Opfer“ — (Napoleon fühlt!) — „ſie ſollen die letzten ſeyn.“ — (Wie oft iſt das nun ſchon verſprochen worden?) — „Die eingerichtete Nationalgarde hat blos zum Zweck, Euren Heerd zu vertheidigen“ — (So hieß es bei allen Nationalgarden, bis ſie Marſchordre bekamen.) — „und die Ordnung unter Euch beizubehalten.“ — (Wozu? es iſt ja oben geſagt, daß alles ruhig ſei?) — „Bedenkt nur das Eine: da der Feind den Frieden noch hinausſchiebt, ſo iſt das einzige Mittel ihn ſchnell zu erhalten, eine ſtolze, kräftige Stellung.“ — (O Franzoſen! bedenkt nur das Eine: da unter allen dieſen hochtrabenden Worten auch nicht Eines iſt, womit man Euch nicht ſchon hundertmal bethört hätte, ſo hört endlich auf, daran zu glauben, freut Euch der gerühmten Ruhe, bleibt ruhig und ſeht ſtill zu, wie Euer Peiniger, von der Nemeſis erreicht, nun endlich auch einmal auf der Folter liegt.) —

Beſcheidene Fragen.

Warum ſchwebt doch hie und da über Schreibtiſchen und Buchläden noch immer eine ängſtliche Wachſamkeit? — Man ſoll den Teufel noch immer nicht mit Hörnern malen. Freunde hat der Satan doch wohl nicht mehr? — und wenn er ſie hätte, ſo ſollte man ihnen, wie vormals den Juden, einen gelben Lappen anheften, damit man ſchon von ferne vor ihnen ausſpucken könnte. Ein Lichtchen braucht man dem Teufel auch nicht mehr anzuzünden, ſeitdem alle ſeine Pechfackeln ausgelöſcht worden. Woher denn jene Aengſtlichkeit, die noch hie und da durch ein Veto alle Lippen wieder verſchließt, die ein theuer erkauftes Recht ſich aufzuthun doch endlich zu haben vermeinten? —

Es ſchickt ſich nicht, heißt es, *der Teufel, wenn gleich ein Höllen-Fürſt, bleibt doch immer ein Souverain.* — Darauf mag ich gar nicht ſelbſt antworten, ſondern will lieber den alten Aventinus zu Hülfe rufen, der in ſeiner baieriſchen Chronik erzählt: Der erſte König *Tuisko* habe verordnet, daß man zum Lohn der Tugend, und der Nachwelt zur Erweckung, Lieder dichten und öffentlich abſingen ſolle. - Hierauf ſei der zweite König *Laber* gekommen und habe geboten: daß man gleichergeſtalt auch auf die Böſewichter Lieder machen und auf allen Straſſen vor den Häuſern ſingen ſolle, ſobald Licht angezündet werde. Dieſe Lieder, ſagt Aventinus, heißen noch *Labrer*, und fügt hinzu:

„iſt nicht ein böſer Nahm geweſen. Denn
„darf Einer unrecht thun, iſt billig, daß
„er's leide, daß man's auch von ihm ſinge
„und ſage; ſchämt er ſich, ſo beſſer' er ſich.
„Aber die Gewaltigen verboten mit der Zeit
„ſolches, mochten's in die Länge nicht dul-
„den, forchten es käme zuletzt (als dann ge-
„ſchahe) auch an ſie.“

Alſo ſchon unter dem König *Laber*, und ſogar auf ſeinen Befehl, durfte man einen ſchlechten Menſchen, im eigentlichſten Verſtande recht nach Noten, durchhohlen und ſeine böſen Streiche öffentlich abſingen, und warum iſt dieſe löbliche Gewohnheit abgekommen? — *die Gewaltigen forchten* ſich und verboten es.

Alſo nur *Gewalt* hat dem Menſchen das natürliche Recht entriſſen, denjenigen laut anzuklagen, der ihn unterdrückt. Aber wer mögte in unſern Tagen die Gewalt auf ſolche Weiſe mißbrauchen? Iſt uns denn nicht oft genug wiederhohlt worden, daß alle Opfer, die wir gebracht haben und noch bringen, zu Erlangung der Freiheit dienen? und iſt es denn nicht ein Hauptſtück der Freiheit, denken und ſprechen und ſchreiben zu dürfen, was nicht gegen Gott, gegen König und Vaterland, gegen Rechtlichkeit und Sittſamkeit verſtößt? nun ſo wird man ja auch wohl das Schwarze ſchwarz nennen dürfen? Nimmt der Teufel es übel, was kehren wir uns daran? wir rufen mit Aventinus ihm zu: *ſchämt er ſich, ſo beßre er ſich!*

Wenn die Unterthanen *handeln* ſollen, ſo müſſen ſie auch *reden* dürfen. Wenn ſie den Teufel haſſen ſollen, ſo muß man ihnen auch ſagen dürfen, daß er haſſenswürdig iſt. Fordert man hingegen noch immer einen gewiſſen Reſpekt von ihnen vor dem ſchwarzen Souverain, ſo wiſſen ſie am Ende ſich gar nicht in die Sache zu finden und werden mißmuthig und denken: was haben wir denn davon, daß wir Alles mit Freuden opfern, wenn wir nicht einmal nach langen Leiden uns Luft machen dürfen? — Iſt es in *dieſem* Falle ſogar verboten, das leider nur Allzuwahre zu ſchildern und auszuſtellen, wie wird es uns künftig ergehn, wenn wir etwa bei Gelegenheit über Unbill zu klagen hätten? — Einem alten treuen *Bedienten* erlaubt man ja wohl ein Wörtchen mitzuſprechen, aber das treue *Volk* ſoll immer nur ſchweigen? — immer nur fechten? immer nur geben? und nie *mitreden*? — das iſt eine ſehr engherzige oder eine ſehr zweideutige Politik. Wer ſie anräth, mag ſonſt ein ſehr braver und geſchickter Mann ſeyn, aber in den jetzigen Volksgeiſt iſt er nicht eingedrungen; ja er erregt ſogar den ſchlimmen Verdacht gegen ſich, daß er es nicht treu mit dem Volke meint. Wer den Teufel geſchont wiſſen will, der iſt ihm nicht ganz gram. — Als eine zweite Urſach der litterariſch-politiſchen Engbrüſtigkeit wird angegeben: man ſolle den böſen Feind nicht reizen; man müſſe alles vermeiden, was dem Frieden hinderlich werden könne.

Daß der böſe Feind ſehr reizbar iſt, weiß ich freilich; daß aber der Friede nur vom Schwerdt und nicht von der Feder abhängt, weiß ich auch. Laßt ihm den Weihrauch bis zum Erſticken dampfen, das wird Euch keinen Frieden bringen, ſo lange er noch Macht genug beſitzt um Blut zu ſchlürfen und Länder zu verſchlucken; im Gegentheil, iſt dieſe Macht gebrochen, ſo wird er zum Frieden ſich bequemen und wenn ganz Europa mit dem alten König Laber an der Spitze Spottlieder auf ihn geſungen hätte.

Man wird gewöhnlich finden — und es iſt in der That merkwürdig — daß gerade diejenigen, die gern alle Schriftſtellerei aus der Welt verbannen mögten, ſich doch ſtellen, oder auch ſchwach genug ſind wirklich zu glauben, es habe damit gar wenig zu bedeuten und ſei ein ſehr untergeordnetes Handwerk. Solche Leute wird man nie überreden, daß in unſern Tagen die ſpitzige Feder das ſcharfe Schwerdt gewaltig

tig unterſtützt hat. Um ſo auffallender iſt es, daß, trotz der Vornehmigkeit, mit der ſie auf Schriftſtellerei herabblicken, ſie doch wiederum vermeinen, es könne dadurch ein Friedensſchluß gehemmt werden.

In Frankreich denkt man anders. Noch im vorigen Jahr 1813 ließ man zu Mainz, franzöſiſch und deutſch, ein dickes Libell drucken, eine ſogenannte Beſchreibung von Petersburg, in der man einen der liebenswürdigſten Monarchen, deſſen Familie, Miniſter, Senat und Volk mit allen nur erdenklichen Schmähungen überhäuft, ohne zu glauben, daß der Friede dadurch gehindert werden könne. Ja, die jenaiſche Litteratur-Zeitung erwähnt dieſes Libells ſogar mit dem größten Wohlgefallen und füllt mehrere ihrer Blätter damit an, unter den Augen einer Fürſtin, die zu der Familie der ſo hündiſch Angebellten gehört und die mit jenem tief erniedrigten Volke das Vaterland theilt. Ein ſolches Buch darf öffentlich verkauft, öffentlich angeprieſen werden. Niemand bekümmert ſich darum. Hat doch der großherzige Souverain, der hier von der Lüge begeifert wird, blos Segen über Deutſchland gebracht, jener Böſewicht hingegen, den nur die Wahrheit geiſſelt, Elend und Fluch. Nun iſt ja die Anekdote bekannt, von dem alten Weibe, das vor dem Teufel ein Lichtchen anzündete und auf Befragen erwiederte: „der liebe Gott bedarf deſſen nicht, denn er thut mir Gutes auch ohne Gebet und Lichtchen.“

Aber daß man den Herrn Doctor Ernſt Müller, Verfaſſer jenes Libells, nicht verfolgt,

folgt, (obgleich er offenbar Einer von Lauriſtons Spionen in Petersburg war) und daß man der jenaiſchen Litteratur-Zeitung ihre Unanſtändigkeit nicht verwieß, daß iſt nicht die einzige Inconſequenz, deren ſich diejenigen ſchuldig machen, die noch immer gegen den böſen Feind nur zarte Schonung gebieten. Man leſe doch die privilegirten Zeitungen, man leſe ſo manche Staatsſchrift ſogar, und man wird finden, wie freigebig ſie ſind mit den Ausdrücken: *Herrſchſucht*, *Raubſucht*, *Treuloſigkeit*, *Grauſamkeit* u. ſ. w. Alſo in der Hauptſache ſind wir, Gott ſei Dank, Alle einerlei Meinung; Niemand zweifelt an dem *was* geſagt werden dürfe, es ſcheint blos darauf anzukommen, *wer* es ſagen dürfe. Iſt das recht? haben wir nicht alle gelitten? iſt die Wahrheit ein Zeitungs-Monopol? in der Regel wohl nicht; oder ein Vorrecht der Diplomatik? in der Regel am allerwenigſten.

Alſo auf das *Was* und *Wer* kommt es nicht an; aber vielleicht auf das *Wie*? — die Herren meinen, man müſſe die Sache ſtets mit einem gewiſſen Ernſt tractiren, mit einer gewiſſen Trockenheit und Würde, mit Einem Worte, ſie können den *Witz* nicht leiden. Allerdings mag der Witz gar oft nicht an ſeiner rechten Stelle ſeyn, aber hier iſt er es offenbar. Ich will es beweiſen.

Welches iſt der Zweck, wenn man dem böſen Feinde mit aller möglichen Gravität *Treuloſigkeit*, *Herrſchſucht*, *Habgier* u. ſ. w. vorwirft? — nicht wahr, er ſoll erfahren,

„Gott ſegne ſie!“ rief er mit aufgehabnen Händen: „ſie war meine Mutter, ich „werde ihre frommen Lehren nie vergeſſen!“

Hr. van Doelen. Dies Zeugniß iſt mir lieber, als ein Ehrendenkmal in Marmor geätzt. Doch laſſen wir ruhen die Todten, und wenigſtens verharrſchen die Wunden, die ein unerbittliches Schickſal uns ſchlug. — Nach einer Reiſe von ſieben Wochen, traten wir auf deutſchem Grund und Boden an's Land. Ich gieng mit dem alten Schrimps zu Rathe, wir zählten unſere Baarſchaft, ſie beſtand noch beynahe aus zweyhundert Dukaten. Wir beſchloſſen, uns nach Braunſchweig zu wenden, wo ehemals ein alter, ſteinreicher Bruder meiner Mutter lebte. Da ich, mit meiner kleinen Hütte zufrieden, nie daran gedacht hatte, mich durch ſein Erbe zu bereichern, ſo geſtehe ich, daß ich ſo nachläßig geweſen war, mich ſeit zehn Jahren mit keiner Sylbe nach ihm zu erkundigen. Ich weiß alſo auch noch nicht, ob er lebt oder

todt

wie wir von ihm denken? er ſoll fühlen, daß wir ihn auch durch und durch kennen; daß wir beleidigt und erbittert ſind; daß wir uns nicht mehr ſcheuen, ihm die Wahrheit ins Geſicht zu ſagen. Nebenher ſoll aber auch das Volk erfahren, wie wir geſinnt ſind und ſoll dieſe Geſinnungen theilen. Beide Zwecke werden erreicht werden, aber auf eine unvollkommene Weiſe, wenn der Witz nicht auch ſein freies Spiel treiben darf. Der böſe Feind verlacht die diplomatiſche Gravität und das Volk bleibt kühl dabei. Laßt hingegen den Witz herum flattern und ſeine Pfeile abſchießen, ſo knirſcht Jener und dieſes lacht und nimmt Parthei. Ein witziger treffender Einfall bleibt im Gedächtniß hängen und der, den er trifft, vermag ihn nicht wieder abzuſchütteln. Um die Volksſtimmung zu unterhalten, iſt der Witz unentbehrlich; denn man predige dem Volke tauſendmal: dieſer Mann iſt ein Böſewicht! das wirket weniger, als wenn dieſer Böſewicht ein einzigesmal lächerlich gemacht wird. Das wußte ſchon der alte König Laber und darum verordnete er die Spottgedichte. Das hat ſich in neuern Zeiten auffallend durch die Biene beſtätigt, deren Stachel Napoleon ſo tief fühlte, daß er alle ſeine Agenten in Bewegung ſetzte, um ſie mit Gewalt in den Winterſchlaf zu verſenken. Die Biene iſt eine Zeitlang in Deutſchland der Funke geweſen, der unter dem großen Aſchenhaufen verwahrt wurde. Nun will man das vergeſſen. Immerhin! die kleine Biene hat doch viel Gutes gewirkt. Jetzt iſt ſie in Rußland wieder erlaubt.

Ueberhaupt iſt es klar, daß man in Rußland nichts halb will. Man glaubt dort, daß derjenige, der ſeine Ketten abſtreift, gar nicht nöthig habe ſie aufzuhängen, wie Columbus, um ſich ihrer ſtets zu erinnern. Die Römer hatten unter andern dem Fieber einen Tempel geweiht, und diejenigen, die mit dem Fieber behaftet waren, mögen da recht andächtig gebetet haben; doch nirgend habe ich geleſen, daß, um dieſes Tempels willen, den römiſchen Schriftſtellern verboten worden ſei, das Fieber ſo gehäſſig darzuſtellen, als ihnen beliebte. Wir haben auch das Fieber gehabt, ein hitziges, ſchleichendes, anſteckendes, vermaledeites Fieber. Jetzt ſind wir, Gott ſei Dank, geſund! ei ſo laßt uns auf das Fieber ſchimpfen und diejenigen bemitleiden, die noch kleine Rückfälle verſpüren. Denn was bleibt uns anders übrig, als Mitleid, wenn wir uns, wie billig, enthalten wollen, etwa mit Aventinus zu vermuthen: ſie forchten es käme zuletzt auch an ſie.

Einfälle beim Leſen der Zeitungen.

Es iſt ein, vielleicht von Wenigen bemerkter, etwas hämiſcher Streich, den die Nemeſis dem Kaiſer Napoleon ſpielt, daß nicht allein die Feinde ihm folgen, um höflich den Beſuch in Paris zu erwiedern, den er in Moskau abgeſtattet; ſondern daß er ſogar ſelbſt mit Mühe und Koſten ſeine Feinde aus fernen Landen in die Nähe von Paris getrieben und ſie da ſo lange ernähren muß, bis ſie gegen ihn fechten können. Das iſt zu Nancy mit den Spaniern geſchehen, deren ein ganzes Bataillon ſich für die gerechte Sache bewaffnet hat, und ohne Zweifel ihn nun kräftig erinnern wird, daß, trotz ſeiner kathegoriſchen Verſicherung, ſeine Dynaſtie nicht beſtimmt iſt in Spanien zu herrſchen.

Man hat ein Geſellſchaftsſpiel, es heißt: Schenken und logiren, wo der Zufall gleichſam herausgefordert wird, die allerbaroqueſten Zuſammenſetzungen hervor zu bringen. Dies Spiel wird jetzt in Europa ſtark geſpielt. Wie werden die Römer auf dem Corſo zuſammen laufen, wenn der Pabſt, den ſie von franzöſiſchen Gensdarmen wegführen ſahen, von Koſaken wieder zurück gebracht wird.

Die Art, wie das Journal de l'Empire die Einnahme von Genf erzählt, iſt äußerſt komiſch. Es ſagt: „Der commandirende Offizier „habe ſich von der Bürgerſchaft überreden „laſſen, die Stadt zu verlaſſen“ und gleich darauf: „die Bürgerſchaft habe ſich ſeit drei „Tagen zu Herren aufgeworfen und der Regierung bemächtigt.“ — Auf die nemliche Weiſe ſind die Franzoſen auch bei Leipzig überredet worden, nach Erfurt zu laufen.

Der Präfect des Leman, Baron Capelle, iſt vom Kaiſer ſuspendirt worden. Zum Glück hatte er ohnehin gerade keine Regierungsgeſchäfte.

Ein Drittheil der Bevölkerung Frankreichs ſoll bewaffnet werden. Vermuthlich mit Jagdflinten, denn gleich darauf heißt es: die Artillerie habe Formen überſandt, um Kugeln für Jagdflinten zu gießen. Man ſieht, daß die franzöſiſchen Herren Artilleriſten keine Jagdliebhaber ſind, da ſie ſich einbilden, alle Jagdflinten führten Ein Kaliber. Die Herren Beſitzer der Jagdflinten werden ſich für dieſe Kugeln gehorſamſt bedanken. Vermuthlich iſt die ganze Kugelgießerei nur ein Jagdgeſchichtchen, erzählt um der Nation begreiflich zu machen, auf welche Weiſe ein Drittheil derſelben doch wohl bewaffnet werden könnte.

Der Senator Röderer hat im Namen der Straßburger geſchworen. Er dachte wohl nicht an das alte Sprüchwort: il ne faut jurer de rien.

Es mag doch wohl wahr ſeyn, was die Zeitung noch als unbeſtätigt ankündigt, nemlich: daß Napoleon dem Senat erklärt habe, er werde als Sieger oder nie zurück kommen; denn warlich! wenn er beſiegt wird und das Leben noch ertragen kann, ſo hat er ſeine Rolle im letzten Acte ſehr ſchlecht geſpielt und doch — es läßt ſich erwarten — denn an Uebermuth grenzt immer Feigheit.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 4.

Naturam si furca expellas.

Es ſchien einen Augenblick, als ob die franzöſiſche Prahlerei und der höhnende Uebermuth, mit dem ſie ihre Feinde herabzuwürdigen pflegen, endlich etwas nachgelaſſen hätte; aber — naturam si furca expellas &c. Man kann doch nicht leugnen, daß dieſe furca jetzt von den verbündeten Mächten kraftvoll gehandhabt wird und doch — man leſe das neueſte drame larmoyant, welches Napoleon verfertigt hat, um es von den Offizieren der Nationalgarde aufführen zu laſſen, am Tage ſeiner Abreiſe von Paris; man leſe die unverſchämte Sprache, die er ſeinen Acteurs in den Mund legt.

Die Macht des National-Stolzes wird ſich gegen den Uebermuth des Ausländers rüſten! — Unter einer despotiſchen Regierung giebt es keinen National-Stolz, ſondern nur einen Armee-Stolz, der allerdings mächtig genug iſt, den aber die neuen Pariſer Nationalgarden ſchwerlich

lich theilen. Auch unter einer gemäßigten Regierung beſaßen die Franzoſen nie National-Stolz, ſondern nur National-Eitelkeit, und wenn ſie nun vollends vom Uebermuth des Ausländers zu reden ſich erdreiſten! ſie, die überall ein unerreichbares Ideal des Uebermuths aufgeſtellt haben! ſie, die jetzt einzig und allein durch Napoleons Uebermuth in dieſen Jammer geſtürzt worden! den Moniteur der letzten Jahre wird man einſt die Annalen des Uebermuths nennen.

Die Feinde ſollen den Unverſtand ihrer Unternehmungen und ihre getäuſchte Hoffnungen kennen lernen. — Was den Unverſtand betrift, ſo haben freilich die Franzoſen 1812 ſich alle Mühe gegeben, in der Kunſt, unverſtändig zu ſeyn, gründlichen Unterricht zu ertheilen, es ſcheint aber doch, daß ſie keine gelehrigen Schüler gefunden haben. — In der Kunſt, ſich verſtändig auszudrücken, ſollten die Herren Offiziere der Nationalgarde noch Unterricht nehmen, damit ſie künftig wüßten, daß eine Hoffnung nur dann getäuſcht werden kann, wenn man ſie wirklich ſchon gehabt hat, daß man aber eine ſolche nicht erſt kennen lernen kann.

Sire, Sie haben Frankreich vor funfzehn Jahren gerettet, — Sie brachten es nemlich aus dem Regen in die Traufe, — Sie werden daſſelbe auch jetzt retten. — O wenn Napoleon das wollte! er dürfte ſich nur, ſtatt des geraubten Degens

Friedrichs des Zweiten, ein gewiſſes andres Stück aus deſſen Erbſchaft ausbitten.

Man wird den Feind aus dem Lande der alten Gallier vertreiben. — Das kann man nicht, und es wäre überdies ſehr unnöthig, wenn man es auch könnte, denn von dem Lande der alten Gallier begehren die Verbündeten nichts.

Man wird die Integrität des Reichs in ſeinen natürlichen Grenzen aufrecht erhalten. — Hiezu werden die Verbündeten recht gern die Hand bieten. Aber — natürliche Grenzen! unſeliges Wort, das nur dunkle Begriffe erzeugt! Das Menſchengeſchlecht hat keine natürliche Grenzen, man muß ihm künſtliche ſetzen. Die franzöſiſche Grenze darf künftig nur die ſeyn, die es ihnen unmöglich macht, ihre Nachbarn zu beunruhigen.

Frankreichs Loſungs-Geſchrei iſt: Befreiung des Gebiets! — Wir wollen hoffen, daß man hier im Franzöſiſchen das Wort territoire gebraucht habe; denn ſollte etwa von domination die Rede ſeyn, ſo wären wir ſo weit als zuvor. Leider erſtreckte ſich das Gebiet der Franzoſen bis an die Weichſel.

Vergebens, Sire, haben die Feinde die frevelhafte Hoffnung gehegt, die Nation zu theilen. — Wozu? — hat nicht Napoleon ſchon längſt den ungetheilten Haß der Nation errungen? hat er nicht noch im vorigen Jahre dieſen Haß aufs höchſte entflammt, indem er die Gemeindegüter plünderte?

derte? — Er ſelbſt iſt Schuld, daß es den Feinden jetzt ſo leicht wird, die Nation zu gewinnen. Aufhebung der Conſcription, des Tobaks-Monopols, der droits réunis, Zurückgabe der Gemeindegüter — und welcher Franzoſe würde nicht ſeinen Wohlthätern entgegen jauchzen?

Der Haß der Animoſität, welchen dem Feinde die Furcht vor Ihrem Genie einflößt. — Eine ſehr verbindliche Phraſe, deren man ſich in einem Augenblicke hätte enthalten ſollen, in welchem die Feinde aus lauter Furcht bis vor die Barrieren von Paris gelaufen ſind, wohin Napoleons Genie ihnen den Weg gebahnt hat.

Die Nationalgarden ſind bereit, mit Leichnamen einen Wall um dieſen Thron zu bilden — Zu bemerken iſt, daß ſie nicht verſprechen dieſen Wall im Nothfalle von ihren eigenen Leichnamen zu bilden, — auf welchen die freie Wahl der Nation Ew. Majeſtät und Ihre Dynaſtie verſetzt hat — Die freie Wahl! man weiß, daß kaum ein Zwölftel der Nation der Polizei ſeine Unterſchriften verkaufte; das ganze Volk ſchwieg, weil es die Lippen nicht öffnen durfte; aber ſo blind war Niemand, daß er die frevelhafteſte aller Gaukeleien nicht durchſchaut hätte. — an deren Dauer der Ruhm, das Wohl und die Ruhe Frankreichs geknüpft ſind. — Der Ruhm? das iſt leider nicht ganz unwahr, denn Raub bringt Ruhm. Das Wohl? die Ruhe? ach lieber Gott! die werden nicht eher in Frankreich herrſchen, bis die Verbündeten den von dem berauſchten Napoleon ſo oft gemißbrauchten Spruch wiederholen: er hat zu regieren aufgehört.

Der einzige ſcheinbare Vorwurf, den die Nationalgarden den Verbündeten hätten machen können, wäre allenfalls der der Unhöflichkeit geweſen, da ſie die Beſuche, welche Napoleon 1806 in Berlin, 1809 in Wien und 1812 in Moskau abgeſtattet hat, erſt 1814 in Paris erwiedern.

Gebet um langes Leben für Napoleon.

Neulich erinnerte Jemand, Napoleon habe dem ſterbenden Düroc verſprochen, der Vater ſeiner Tochter zu ſeyn und es werde ihm ſehr weh thun, dieſe Pflicht nun nicht erfüllen zu können. — Lächerlich! Hat er nicht vier und zwanzig Millionen Franzoſen verſprochen, ihr Vater zu ſeyn? und hat es ihm jemals einen Augenblick weh gethan, daß er nur ihr Tyrann war? —

Mit ſeinen Worten nahm er es jederzeit eben ſo wenig genau als mit ſeinem Worte. Sagte er doch auch zu Düroc: es gäbe ein anderes Leben, dort würden ſie ſich wiederfinden. Für ihn ein anderes Leben! — Nennt er die Hölle ein Leben? — Im Grunde bedarf es jenſeit des Grabes keiner Hölle mehr für ihn; er würde ſie doch nie ſo ſchrecklich finden, als die, die er gewiß ſchon jetzt in ſeinem Buſen trägt. Wir wünſchen von Herzen mit dem ſterbenden Düroc, daß er noch dreißig Jahre leben und immer dieſe Hölle mit ſich herum tragen möge. Um den wankenden Glauben an Gottes Gerechtigkeit wieder zu befeſtigen, konnte fürwahr nichts Ermuthigenderes geſchehen, als daß dieſer Verbrecher, wie noch keiner auf Erden exiſtirte, auch ſchon auf Erden ſo furchtbar gezüchtigt wird. Denn wäre er auf ſeinem Bette, im Schooße ſeines Raubes geſtorben — nun ja, wir würden uns mit dem Gedanken getröſtet haben: er leidet dort ewiglich! aber es würde doch bei allen die er gepeinigt, das heißt, bei allen ſeinen Zeitgenoſſen, ein unbefriedigtes Gefühl zurück geblieben ſeyn. Jetzt beten wir mit freudiger Inbrunſt: ſchenke ihm Gott ein langes, langes Leben! und lauter Tage wie die ſeiner Reiſe von Wilna nach Dresden, und lauter Nächte, wie die letzte welche er auf dem Schloße zu Brienne zubrachte! Möge Düroc lieber noch ein Weilchen auf ihn warten! ſolche ſchöne Seelen finden ſich noch immer zeitig genug wieder.

Der Bann.

Jedermann kennt das alte Sprüchwort: *Es nimmt kein Hund ein Stück Brodt von ihm*; doch weiß wohl nicht Jedermann, wie es entſtanden iſt, nemlich durch den *Bannfluch*. Da nun in unſern Tagen der Fall wieder eingetodt iſt? und wenn er lebt, wie er gegen einen armen, verſtoßenen, flüchtigen Verwandten verfahren wird. Ich bin auf der Reiſe dahin begriffen; ſchlägt mir meine Hoffnung fehl, ſo ſetze ich mich mit dem Reſt meiner Dukaten in eine kleine Landſtadt, und werde Schulmeiſter. — Daß der Gott, der unſchuldig Verfolgte ſchützt, meinen Plan begünſtigen wird, läßt mich ſchon der glückliche Zufall hoffen durch den ich Sie, mein theurer Pflegeſohn wieder gefunden. Als ich durch dieſe Gegend reiſte, erfuhr ich von ohngefähr Ihren Vor- und Zunamen, meine Tochter und ich, wir ſchrien laut auf. — Hier wurde Minchen roth bis an die Ohrläppgen, in meines Vaters Auge blitzte Freude, Herr van Doelen fuhr fort.

Meinem Pflegeſohn ſo nahe zu ſeyn, ohne ihn noch vor meinem Ende zu umarmen, das konnte ich nicht über mein Herz bringen. Ich bin gekommen, Sie an meinen Buſen zu drücken, und mich Ihres Glücks zu freuen.

getreten, daß ein Gebannter exiſtirt, von dem kein Hund ein Stück Brodt mehr nimmt, ſo mag dieſe aufgewärmte Schüſſel wohl an ihrem Platze ſtehen, zumal da hieraus erklärlich wird, warum Napoleon kein Freund von Hunden iſt, ſeine Jagdhunde ausgenommen, die großentheils nicht mehr als zwei Beine haben.

Wenn vormals der Pabſt einen Regenten in den Bann that, ſo war das ſchlimmer für ihn als der Ausſatz für einen Juden. Niemand durfte mit ihm eſſen oder umgehen; die Unterthanen wurden vom Eide der Treue entbunden, aller Gottesdienſt hörte auf und ſtarb der Gebannte, ſo wurde er nicht in geweihte Erde begraben. Es wäre wohl ſehr zu wünſchen, daß die Koſaken den Pabſt in Fontainebleau noch finden mögten, damit er Freiheit erhalte, den Franzoſen zuzurufen: Ihr ſeid ſchon längſt vom Eide der Treue entbunden.

Daß aber der Bann auch wunderthätige Kräfte habe, wollte in unſern gottloſen Zeiten Niemand mehr glauben. Im eilften Jahrhundert that ein Biſchof von Bremen, Namens Libertius, einen Seeräuber in den Bann, der ſein Bisthum verwüſtet hatte; und ſiehe, als dieſer Held (denn große Räuber ſind immer Helden) in Norwegen ſtarb, konnte ſein Leichnam in ſiebenzig Jahren nicht verweſen, bis Biſchof Adelbert ihn vom Banne losſprach, worauf er ſogleich in Staub zerfiel.

Die Griechen behaupteten, ein im Banne Verſtorbener ſchwelle im Grabe auf wie eine Trommel und gäbe einen häßlichen, ſchwarzgelben Anblick. Was das Schwarzgelbe be-

betrifft, ſo braucht ein Gebannter nicht immer zu ſterben, um dieſen häßlichen Anblick zu geben; wir Alle haben ihn bei lebendigem Leibe geſehen. Aber daß ein Räuber, der die Trommel ſo oft mißbraucht hat, endlich ſelbſt zur Trommel wird, iſt eine herrliche Strafe, von der ich für mein Leben gern noch Zeuge ſeyn mögte.

Doch wieder auf das Sprüchwort zu kommen: ein Gebannter hatte nicht einmal das Vergnügen, daß ein Hund ein Stück Brodt von ihm nahm. Es wird davon ein merkwürdiges Beiſpiel in der brandenburgiſchen Geſchichte erzählt. Im Jahr 1196 ſchenkten zwei Markgrafen von Brandenburg, Otto und Albrecht, dem Biſchofe von Magdeburg die alte Mark, einen Theil der Mittel-Mark, das Land Scholene unter Rathenau gelegen und Alles was ſie jenſeit der Elbe beſaßen. Niemand konnte begreifen, was es mit dieſer voreiligen Schenkung für eine Bewandniß habe. Die ungläubigen Geſchichtſchreiber, die gewöhnlich alles natürlich erklären wollen, meinten es ſei aus übertriebener Frömmigkeit geſchehen, und beriefen ſich auf die Schenkungs-Urkunde, in der allerdings geſagt wird, die Markgrafen hätten ſich *zum Heil ihrer Seele* der ſchönen Länder entſchlagen: (wie ſolches in Ludwigs Reliquien zu leſen iſt.) Aber die geſchriebene magdeburgiſche Schöppen-Chronik liefert einen Schlüſſel zu der Begebenheit. — Nemlich, der Biſchof hatte den Markgrafen Otto in den Bann gethan. Anfangs machte dieſer Fürſt ſich eben nicht viel daraus; weil er aber gehört hatte, daß von einem Gebannten kein Hund ein Stück Brodt nähme, ſo wollte er's doch verſuchen und ließ zuvor alle ſeine Hunde eine Zeitlang hungern, wie Napoleon ſeine Soldaten hungern zu laſſen pflegt; hernach warf er ihnen Brodt vor, aber ſie wollten nicht freſſen. Da erſchrack der Markgraf, gieng in ſich und ſchenkte.

Schon als Napoleon nach ſeinem Siege bei Leipzig, auf ſeinem Triumphzuge nach Erfurt, in eine Dorfſchenke kam, wo er durch Brodt und Wein ſich reſtaurirte, wollte des Schenkwirths Kettenhund kein Stück Brodt von ihm nehmen, ſondern kroch, mit dem Schwanz zwiſchen den Beinen, in ſeine Hütte. Auf dem Schloſſe zu Brienne, wo er in ſeiner Jugend die Hunde ſo oft gefüttert hatte, gieng es ihm eben nicht beſſer, und man behauptet nicht ohne Grund, dieſer Bann laſſe ſich durch keine Schenkung löſen, weil er nichts zu verſchenken habe, denn das Geraubte zurück geben, heißt nicht ſchenken. So mögen denn ſogar die Hunde ihn fliehen, bis er zur Trommel wird.

Noch iſt zu bemerken, daß in unſern Tagen die Hunde noch eine weit feinere Naſe haben, denn ſie nehmen auch von Davouſt, Vandamme und ihres Gleichen kein Stück Brodt mehr, obgleich der Pabſt ſich nicht die Mühe gegeben hat, dieſe Herren in den Bann zu thun.

Alſo

Altdeutſche Strafgeſetze.

Man hat oft gefragt, was man doch mit Buonaparte machen ſollte, wenn man ihn gefangen nähme. — Es gebührt mir keineswegs Vorſchläge deshalb zu thun, obſchon ich manchen auf dem Herzen hätte, der bei Vielen wohl Beifall finden mögte. Ich begnüge mich, blos einige alte Strafgeſetze in Erinnerung zu bringen, wie man ſie in Lehmann's baieriſcher Chronik aufgezeichnet findet. Da mußten zum Beiſpiel diejenigen, die den Landfrieden brachen, wenn ſie Fürſten oder hohe Standesperſonen waren, von einer Grafſchaft zur Andern einen Hund auf dem Rücken tragen. Geringen Perſonen packte man ſtatt des Hundes, einen Pflug oder einen Seſſel auf.

Wie das ehrliche treue Hundegeſchlecht dazu gekommen iſt, einen Schimpf anzudeuten, das wird man in unſern Tagen, wo ſo manche Dame ihr Hündchen den ganzen Tag auf dem Arme trägt, ſchwerlich begreifen. Auch war es, wie man ſieht, noch eine Art von Auszeichnung, die Hunde wurden doch beſſer geachtet, als Pflüge oder Seſſel. Die Gelehrten ſind der Meinung, Fürſten und Grafen hätten am liebſten Hunde getragen, weil ſie, als große Jagdliebhaber, ohnehin meiſtens in guter Kameradſchaft mit ihnen lebten.

Buonaparte iſt auch ein rüſtiger Jäger, und daß er den Landfrieden tauſendmal gebrochen hat, daran wird doch wohl Niemand zweifeln.

Es würde folglich ein erfreuliches Schauſpiel ſeyn, ihn von Paris bis Moskau einen Hund tragen zu ſehen. In Berlin könnte man ihm einen Raſttag vergönnen. Es giebt eine Caricatur, auf der er, einen Bock tragend, vorgeſtellt iſt, mit der Unterſchrift: Dieſen Bock habe ich in Rußland geſchoſſen. Hiezu könnte dann leichtlich ein Pendant geliefert werden.

Ein zweites Geſetz lautete folgendergeſtalt: Alle Mörder, oder Pflug beraubent oder Mühlen oder Kirchen oder Kirchhof, oder Verräther, oder Mordbrenner, oder die mordlich Botſchaft zu ihrem Frummen erwerbent, die ſoll man Alle ratbrechen.

Es iſt aber in dieſem Geſetze nicht angezeigt, was man mit demjenigen anfangen ſoll, der alle dieſe Verbrechen in ſich vereinigt. Rädern kann man ihn nur Einmal; das wäre doch offenbar zu wenig für einen Böſewicht, der achtmal gerädert zu werden verdient hat.

Vandalen.

So pflegen die Franzoſen Zerſtörer von Kunſtwerken zu nennen.

Hiergegen iſt zweierlei zu erinnern: Erſtens, daß es in der ganzen Weltgeſchichte kein einziges Volk und keine einzige Horde giebt, von welchen die Kunſtwerke ſo treufleißig und ſchaumwüthig zerſtört worden wären, als von den Franzoſen ſelbſt. Man leſe nur den Rapport, den ſchon Gregoire im zweiten Jahr der un-ſeligen Republik darüber abſtattete. Es iſt ein Franzoſe, welcher erzählt: ſeine Landsleute haben die Bildſäulen der Könige und Großen zertrümmert; die herrlichſten Statüen zerſchlagen oder verſtümmelt; die koſtbarſten Handſchriften entwandt und verſchleudert; reiche Münz-Sammlungen eingeſchmolzen; Kabinette von geſchnittenen Steinen zerſtampft; mechaniſche Kunſtwerke zerſtückelt; Gemälde zerſchnitten u. ſ. w. — bis endlich Napoleon erſchien und alle Gattungen von Kunſtwerken in Schutz nahm, um — *ſie zu rauben*.

Meine *zweite* Erinnerung iſt: daß gerade die *Vandalen* ſich ſolcher Greuel am wenigſten ſchuldig gemacht haben, denn *Genſerich* ahmte blos Buonaparte nach, oder diente ihm vielmehr zum Muſter, als er zu Rom eine Menge Kunſtwerke einpacken und nach Carthago einſchiffen ließ. Leider gieng ein Schiff voll Statüen auf dem Meere unter; Buonaparte war vorſichtiger und ließ alles zu Wagen transportiren.

Wohl hatte Schlözer Recht auszurufen: „Die Welt- Barbaren- Cannibalen- und Beſtialitäts-Geſchichte liefert kein Factum, das „hierin alte Dinge mit neuen paralleliſirte und „zum Erſtenmal hat Salomo unrecht mit ſeinem: nil novi sub soli.“

Wie kam es denn nun aber, daß die Franzoſen ihren eigenen heilloſen Zeitvertreib *Vandalismus* nannten? — ei nun, die *Vandalen* waren ein *deutſches* Volk und die

Franzoſen von jeher gewohnt, die Deutſchen Barbaren zu nennen. Doch ſind wir wohl nimmer von ihnen ſo geſchändet worden, als ein Landsmann von uns, Cramer, ein Zögling Klopſtocks, uns ſchändete, da er in Paris eine Ueberſetzung von Klopſtocks Herrmanns Schlacht herausgab und in der Einleitung dieſen Herrmann, den Retter Deutſchlands, den germaniſchen Buonaparte nannte!!! — Ja, es iſt leider wahr, nie iſt dem deutſchen Volke von Franzoſen ſo viel Schmach zugefügt worden, als von ihren eigenen, Buonaparte's Speichel leckenden und Speichel aufſaugenden Schriftſtellern! Jetzt haben ſie freilich alle ihre Windfahnen umgedreht.

Allzuſcharf macht ſchartig.

Im dritten Bande des Geiſtes der Zeit eröffnet Herr Profeſſor Arndt uns Ausſichten in die Zukunft pag. 297, die anfangs ſehr erfreulich ſcheinen, am Ende aber doch ſehr niederſchlagend ſind. Er ſagt, Bonaparte ſei der Freiheit Europa's nicht mehr furchtbar; ſein Ruhm, ſein Glanz, ſein Wahn wären zerronnen und kämen nie wieder; Gottes Hand läge ſchwer auf ihm u. ſ. w. Aber — nun kommt ein fatales Aber — mit Bonaparte's Fall ſei der franzöſiſche Uebermuth und Trotz noch nicht gebändigt, noch die unruhige Ehrſucht des gaukeliſchen Volkes eingeſchläfert, die Welt habe mehr durch die Franzoſen gelitten als durch ihn. —

(Das iſt eben ſo, als ſpräche man: ein Verwundeter habe mehr durch den Degen gelitten, als durch den Arm der den Degen führte.) — Sie würden auch nach ihm ſeyn, die ſie immer geweſen ſind, und von dem vor ihm und mit ihm Geraubten freiwillig nicht das Geringſte herausgeben wollen. Bonaparte werde fallen, aber thöricht ſei die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzoſen nach ſeinem Fall ruhig ſeyn werden u. ſ. w.

Ich kann mir nicht einbilden, der edle Verfaſſer habe einen Vertilgungskrieg gegen die Franzoſen predigen wollen. Der wäre aber doch die nothwendige Folge, wenn die verbündeten Fürſten und alle deutſche Völker wirklich das glauben was Hr. A. behauptet; denn wenn die Franzoſen, wie er verſichert, immer das bleiben werden was ſie ſind; wenn es thöricht iſt, zu hoffen, daß ſie — „was ſie nie waren — ein mäßiges und gerechtes Volk ſeyn werden“ — ſo wäre es ja wohl ſehr inconſequent, wenn man ſie nicht Alle todt ſchlüge. Einen Tiger kann man zähmen, oder ihm allenfalls Klauen und Zähne ausbrechen; aber ein tigerartiges Volk müßte man vertilgen. Zum Glück iſt es wohl nicht ſo arg. Der Verfaſſer kommt mir vor wie ein brennendes Steppenfeuer, das, einmal entzündet, ſchnell und unaufhaltſam ſich fortwälzt, zwar die reiſſenden Thiere und das giftige Gewürm ergreift und tödtet, aber auch endlich den nahen Wald erfaßt und in Aſche verwandelt.

Ich meine, das alte Sprüchlein: regis ad exemplum totus componitur orbis, gelte bei keiner Nation mehr als bei den Franzoſen; man gebe ihnen nur einen rechtlichen König und — ſie werden rechtlich ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

Die deutſchen Künſtler in Rom hielten kürzlich ein Freudenmahl. Freude iſt bekanntlich hoch verpönt überall wo die franzöſiſche Geiſſel herrſcht, diejenige Freude ausgenommen, die allerunterthänigſt über franzöſiſche Siege empfunden wird. Folglich wurden die lieben Gäſte beim Kopf genommen und — weil beſonders die Gebrüder Riepenhauſen und ein gewiſſer Holzmeier ſich ganz ungebührlich gefreut hatten, ſollten ſie durchaus nach Frankreich abgeführt werden. Nur durch die kräftige Verwendung des berühmten Canova und andrer angeſehener Künſtler wurde es noch abgewendet.

In Berlin ſind vier allerliebſte Carricaturen erſchienen, die erſten deutſchen Kunſtwerke dieſer Art, die Hogarths Geiſt athmen. Sie ſind aber auch von Meiſterhand, obgleich der Meiſter Gründe hat, ſich nicht zu nennen. Nicht blos die Erfindung iſt witzig, ſondern die Köpfe ſind alle ſo ausdrucksvoll, daß man über viele derſelben lachen muß, wenn man ſie auch ſchon zwanzigmal geſehen hat. Zum Beiſpiel le Grand Receveur und Grand tondeur de l'Empire; oder die beiden kleinen Figuren die auf dem Blatte, la joie de la grande nation, einander gegenüber ſtehen und ſich ſo entſetzlich freuen; oder der Offizier der den Bären gezähmt hat; oder der Journaliſt, der eben ſein officiel über ſein Blatt ſchreibt u. ſ. w. Auf dem Blatte: le partage du monde, iſt der Einfall ächt komiſch, daß während der Welttheilung, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten emſig ſchreibt, und was? — das Verbum je prens, tu prens, il prend, nous prenons, vous prenez, ils prenuent, indeſſen das Verbum rendre unter dem Tiſche liegt. — Mögte doch der verdienſtvolle Veteran uns noch recht viele ſolche Spiele ſeines Witzes liefern.

Um den Muth der Deutſchen zu erwecken, iſt in unſern Tagen ſo vieles gedichtet worden, und nicht immer mit Glück. Niemand iſt auf den Einfall gerathen, alte Lieder hervor zu ſuchen, welche oft die neuen ganz überflüßig gemacht haben würden. So giebt es unter andern eine alte Sammlung plattdeutſcher Lieder von einem gewiſſen Prediger Veſpaſius, die 1571 gedruckt worden, von welchen ich hier nur eine Strophe ausheben will, um zu beweiſen, daß eine Auswahl auf den gemeinen Mann gewiß kräftiger gewirkt haben würde, als ſo manches Prahl-Gedicht voll hochtrabender Ziererei:

Wack up du edle düdſche blodt,
Wor is dyn Sterck vnd hoge modt
In aller Werldt gepryſet?
Dath is allein ein dapper Mann,
Deet mit der dath bewyſet.

Mein Vater ſchloß ihn heftig in ſeine Arme: „wollen Sie das? o Sie können es, Sie „ſollen es! von Ihnen hängt es ab, mich zum „glücklichſten Sterblichen zu machen. Laſſen „Sie den alten Onkel in Braunſchweig in „ſeinem Fette erſticken, wenn er nicht ſchon „längſt vermodert iſt; geben Sie den Schulmeiſterplan auf — wenigſtens leſen Sie „erſt dieſen Brief, den ich eben an Sie ſchrieb, „als mir Ihre Ankunft gemeldet wurde.“

Er reichte ihm das beſchriebene Blatt, welches wie meine Leſer wiſſen, eine Anwerbung um Minchen enthielt. Ich weiß nicht, welch ein zartes, geheimes Gefühl Minchen den Inhalt des Briefes zuflüſterte, ſie heftete ihr ſchwarzes Auge an den Boden, und ihre volle Bruſt arbeitete ſichtbar unter dem florenen Tuche.

Mein Vater, eingedenk der Definition, welche Herr van Doelen ihm eben von der Beſtechung gegeben hatte, wagte es ſie mit Blicken zu beſtechen, deren zwar nur wenige

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 5.

Napoleons letzte Rede im geſetzgebenden Corps.

Wem fällt nicht ſogleich **Cromwell** ein, wie er im Parlamente ſein Schwerdt auf den Tiſch legt? —

Nur ein Zwölftel des geſetzgebenden Körpers ſoll Rebellen und ſchlechte Bürger (wie Er ſie nennt) enthalten; aber wie käme es denn, daß die übrigen eilf Zwölftel ſogenannter **guter Bürger** (das heißt bei ihm Sklaven) alle Mitglieder ihrer Commiſſion gerade aus dem ſchlechten Zwölftel gewählt haben? — O Gaukler! du wußteſt wohl, daß ſie Alle gleich dachten, aber du wagteſt es nicht, ſie Alle zu beſchuldigen; du hätteſt gern den zehnten Mann erſchießen und die übrigen nach Cayenne transportiren laſſen. Raynouard's Trauerſpiel, die Tempelherren, werden untergehen, ſeine Rede nimmer! ſo lange noch ein Herz auf Erden bei der Erzählung von heldenmüthigem Patriotismus höher ſchlägt, ſo lange wird Raynouard's Name leben und glänzen. Er hat mehr gethan, als einer Batterie von Feuerſchlünden entgegen treten, er hat den wachen Tyger beim Ohr gezupft. Vermuthlich hat die Klaue dieſes Tygers ihn auch ſchon erwürgt, aber ſein Vaterland wird ihn ewig ehren!

Wie? dieſe Männer wollten die Anarchie? was iſt denn Anarchie? eine Abweſenheit aller Geſetze. In dieſer Anarchie hat Frankreich bis jetzt geſchmachtet, denn es gab dort kein anderes Geſetz, als Napoleons despotiſchen Willen. — Den edlen Lainé einer Correſpondenz mit dem Prinzen Regenten zu beſchuldigen und den Beweis in petto zu behalten, iſt eine elende Gaukelei. Wenn Buonaparte wirklich etwas dergleichen von Lainé gewußt hätte, würde er ihm wohl einen Platz im geſetzgebenden Corps gegönnt haben? zu einer Zeit wo ihm ſo viel daran lag, alle Stimmen für ſich zu haben? zu einer Zeit wo er Troſt von dieſer Verſammlung erwartete? würde er nicht gleich geſagt haben: dieſen ſtoßt aus, er iſt ein Verräther?

Seit Cromwell hat die Geſchichte kein Beiſpiel von einer ſolchen Unverſchämtheit der Despotie aufzuweiſen. Napoleon zerbricht die ſelbſt gemachten lockern Formen, er zeigt ſich in puris naturalibus, er droht den Geſetzgebern mit dem Schaffot!! — es liegt allerdings eine Größe in dieſer nakten Unverſchämtheit, eine ungeheure Größe! er ſcheint ein Rieſe, der vor ganz Europa ſeine Nothdurft verrichtet.

„Ihr ſeid nicht die Repräſentanten der Nation,“ ſagt er, „ſondern die Deputirten der Departements.“ — Und was ſind denn die Departements, wenn ſie Alle beiſammen ſind? machen ſie nicht die Nation aus? Wo iſt denn ſonſt die Nation? in den Thuillerien? in ſeinen hundert Kammerherren? oder in der alten und jungen Garde? —

„Ich habe Euch verſammelt, nicht weil es mir an Muth fehlt.“ — Eine große Wahrheit! denn warlich! es gehört ein ſchrecklicher Muth dazu, ſo im Angeſicht ſeines ganzen Volkes alle die übernommenen heiligen Pflichten abzuſtreifen und ſich geradezu als Tyrann hinzuſtellen. Der Teufel ſelbſt pflegt, der Sage nach, in einem gallonirten Rocke zu erſcheinen; Napoleon hat auch dieſen Rock ausgezogen. — „Ich allein bin der wahre Repräſentant des Volks!“ — armes unglückliches Volk! — „und wer von Euch vermögte es wohl, dieſe Laſt auf ſich zu nehmen?“ — Mit Recht thut er dieſe Frage, denn wer könnte ſo viele Verbrechen auf ſeine Schultern laden?

„Der Thron iſt nur ein Ding von Holz mit Sammt überzogen!“ — Was wollte er damit ſagen? nur der, der auf dem Throne ſitzt, macht eigentlich den Thron? Nun ja, er hat dieſes Ding von Holz mit Sammt überzogen ſchon längſt in ein Blutgerüſt verwandelt.

„In drei Monaten ſollt ihr Frieden haben, oder ich will zu Grunde gehen.“ — Zu Grunde! zu Grunde! es giebt keine andere Möglichkeit Frieden zu erlangen.

„Ich werde die Feinde aufſuchen und ſie ſchlagen.“ — Er hat ſie bei Brienne gefunden und nicht geſchlagen. Die Nachricht von der nächſten Schlacht bei Paris wird uns auch die Nachricht ſeines Todes bringen.

„Dieſer Augenblick iſt nicht der rechte, um über die Verfaſſung des Reichs und den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt Klagen zu führen.“ — Und in welchem andern Augenblicke würden dieſe Klagen wohl haben laut werden dürfen?

„Der geſetzgebende Körper kommt noch nicht einmal mit dem Senat und dem Staatsrathe in Vergleichung.“ — Sehr wahr! dieſer kriechende Senat, dieſer feile Staatsrath dürfen ſich mit ſolchen Männern nicht meſſen.

„Sollte Frankreich eine andere Conſtitution verlangen, die mir nicht recht wäre, ſo würde ich ſagen: ſucht Euch einen andern Souverain.“ — Nun ſo ſage er es doch! denn Frankreich beſteht aus Departements und dieſe haben verlangt. — Alſo die Conſtitution war nur für ihn! ihm allein muß ſie recht ſeyn! o welche Stirn! o welche eiſerne Stirn!

„Die Feinde ſind gegen mich noch weit mehr als gegen Frankreich erbittert“ — gegen dich allein! — „ſoll ich mir darum erlauben das Reich zu zerſtückeln?“ — Mit andern Worten: das Geraubte zurück zu geben? — „Opfre ich nicht meinen Stolz und meine Anſprüche auf um Frieden zu erhalten?“ — Anſprüche die ich ſelbſt gemacht, und auf meinen Uebermuth gegründet habe, thörigte Anſprüche auf die Univerſal-Monarchie. — „Ja, ich mache Anſprüche, weil ich große Dinge für

Frankreich gethan habe.“ — Wo ſind dieſe großen Dinge? Raynouard hat ſie in ſeiner Rede aufgezählt: Unſere Uebel ſind auf den höchſten Grad geſtiegen, der Handel iſt vernichtet, der Feldbau ſtockt, unſere Induſtrie iſt gelähmt, und es giebt keinen einzigen Franzoſen, der nicht an ſeinem Vermögen oder an ſeiner Familie einen auſſerordentlichen Verluſt erlitten hätte u. ſ. w. Fürwahr große Dinge! — „Ich werde einſt Eure Addreſſe drucken laſſen, um Euch zu beſchämen.“ — Sie iſt gedruckt. Dein Schwerdt wird ſie nie aus der Geſchichte vertilgen. Beſchämen würde ſie — dich — wenn du beſchämbar wäreſt.

„Selbſt in dem Falle, wenn ich Unrecht haben ſollte, ſteht es Euch nicht zu, mir darüber öffentlich Vorwürfe zu machen.“ — Nun, wem ſteht es denn zu? Niemanden, nicht wahr? einen andern Sinn haben dieſe Worte doch nicht. Denn wenn die Volksrepräſentanten nicht mehr reden dürfen, wer darf es denn?

„Uebrigens bedarf Frankreich meiner mehr als ich Frankreichs bedarf.“ — Mit dieſem Kraftſpruch ſchließt der ſchaamloſe Held. Ja, Frankreich bedarf des untergehenden Buonaparte's allerdings, um immer ein großes Beiſpiel vor Augen zu haben, wohin die Eroberungswuth endlich führt!

Bemerkung.

Es iſt doch artig, daß die flatterhafte Göttin Fortuna dem geſchlagenen Buonaparte bei Leipzig in einer Flatter-Mine davon geflogen iſt.

Der alte und neue Erb-Adel von Frankreich.

Was der Herr Baron Eggers darüber geſchrieben, iſt in Deutſchland bekannt. Hingegen iſt vor Kurzem in Petersburg eine Beantwortung ſeiner Schrift in franzöſiſcher Sprache erſchienen, die nicht bekannt und auch nicht beſtimmt iſt in den Buchhandel zu kommen. Sie führt den Titel: Reponse aux reflexions de M. le Baron d'Eggers sur la nouvelle noblesse héréditaire de France. Der Verfaſſer iſt der Herr Chevalier de la Coudraye, ein franzöſiſcher Ausgewanderter, 1789 Deputirter des Adels von Poitou, jetzt in Ruſſiſch-Kaiſerlichen Seedienſten, ein ſchon alter und ſehr geſchätzter Mann. Einige Stellen dieſer Schrift, die der Verfaſſer blos verſchenkt, mögen als Proben des Ganzen dienen:

„Ja warlich! in einer Monarchie iſt der Erb-Adel einer der mächtigſten Hebel der Regierung. Nur die ſogenannten Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts konnten dieſe Wahrheit

heit verkennen. Nur ein Zuſammenfluß von Unerfahrenheit und Eigenliebe der Advokaten, Prokuröre und andrer Menſchen ohne Eigenthum, die ein unwiſſender und treuloſer Miniſter zu Geſetzgebern ihres Vaterlandes berief, konnten dieſen Grundpfeiler von Frankreichs Größe erſchüttern wollen. — Der Graf Melzi, der von ſeinem Vaterlande und von Europa ſo wenig Dank verdient, hat wenigſtens eine große Wahrheit ausgeſprochen, indem er behauptete, die Geſchichte werde, trotz alles Entgegenſtrebens, einen Adel heiligen. Montesquieu ſagt ſogar: keine Monarchie ohne Adel und kein Adel ohne Monarchie.“

„In allen Ländern und zu allen Zeiten verdankte der Adel ſeinen Urſprung großen Thaten, die der Volksmaſſe nützlich waren; der Krieg liefert dazu am öfterſten Gelegenheit, aber ohne Tugend iſt der Krieg nur ein Schrecken der Völker. Attila war ein großer Krieger und doch nur ein Räuber, der ſich ſelbſt Gottes Geiſſel nannte. Wie urtheilen wir von den Eroberern von Mexico und Peru? Kaum kennt man die Namen der Anführer der Flibuſtier, obgleich ſie Thaten verrichtet haben, welche die menſchliche Kraft zu überſteigen ſchienen.“

„Wenn man nun annimmt, ein Emporkömmlung habe ſich durch Gewalt und Ungerechtigkeit einer Krone bemächtigt, die Welt verwirrt, das Blut in Strömen vergoſſen, ohne den mindeſten Nutzen für die Nation, blos um ſeinen Urſprung vergeſſen zu machen, oder liederliche Männer und berüchtigte Weiber auf andre Thronen zu ſetzen; wenn man annimmt, derſelbe Menſch vertheile Adels-Diplome an ſeine Mitſchuldigen, Emporkömmlinge gleich ihm, die ſich durch Raub bereichert, Geſetze, Ehre, Moral und Wohlſtand mit Füßen getreten haben; welchen Glanz kann er dieſem Adel verleihen? glaubt man, die Nachwelt werde ſolche Menſchen ehren? wird die Geſchichte nicht erzählen, wie dieſe Auszeichnungen erworben und gegeben, durch wie viel Jammer und Thränen ſie dotirt worden?“

„Man hat oft geſagt: Könige können Herzoge und Prinzen ſchaffen, aber keine Edelleute. Der Adel muß durch die Zeit und durch das Volk ſanctionirt werden, ſeine Exiſtenz liegt in der öffentlichen Meinung und dieſe läßt ſich nicht erzwingen. Was auch geſchehen und welche Titel man auch erfinden möge, die Namen Caulincourt und Hulin werden ſtets an dem Verbrechen der Ermordung des Herzogs von Enghien kleben, ſo wie die Namen Santerre, Cambacérès, Sieyes u. ſ. w. an der Ermordung Ludwigs des 16ten, den Mitrailladen von Toulon und Lyon, den Noyaden von Nantes, den Grauſamkeiten von Egypten und Syrien, dem Meuchelmorde Palms.“

„Buonaparte hat ſelbſt gefühlt, daß man rechtmäßige Vorurtheile ſo vieler Jahrhunderte nicht zerſtören kann und daß, wenn ſein jetziger Adel mit der jetzigen Ordnung der Dinge ſo ganz verſchmolzen iſt, er auch dieſen gewaltſam uſurpirten Zuſtand, der den Keim der Zerſtörung in ſich ſelbſt trägt, nicht überleben wird. Man thue was man wolle, die Namen Montmorency, Biron, Condé, werden den Namen Junot, Drouet, M** nimmermehr Platz machen; das Betragen eines Maſſena und Lannes werden Bayard's ritterliche Großmuth, Turenne's Uneigennützigkeit nicht verdunkeln; die Namen Sulli und Colbert überleben ſicher die der Fouché und Gaudin.“

„Herr v. Eggers ſagt: Ein Name, den Napoleon der Auszeichnung würdig gehalten, wird nie untergehen. — Herr Baron! wenn Sie blos mit Schmeicheleien gegen Buonaparte um ſich werfen wollen, ſo habe ich nichts zu erwiedern; fahren Sie fort, Sie ſind auf dem beſten Wege. Aber wenn Sie die Wahrheit ſuchen, ſo betrachten Sie doch die Menſchen mit welchen er ſich umgeben, die er belohnt hat, die er ſeine Freunde nennt; wenn anders ein ſolcher Menſch lieben kann. Muſtern Sie ſeine Mitglieder der Ehrenlegion: Beutelſchneider, Jacobiner, Septembriſirer, Mitglieder jenes Comitté der öffentlichen Wohlfahrt der ganz Frankreich in Schrecken ſetzte, Juden, Comödianten, Apoſtaten, ſittenloſe Menſchen die verrufene Weiber heiratheten, der Religion ſpotteten und die öffentliche Meinung verachteten.“

„Eggers behauptet, der neue Adel habe keine ausſchließenden Rechte. Aber ein Adel ohne Privilegien iſt ein Unding. Das Wort Adel ſelbſt ſchlieſt ſchon den Begriff eines Vorrechts in ſich. — Buonaparte hat Adeliche erſchaffen aber keinen Adel. Ja, wenn die franzöſiſchen Senateurs Roms erſten Patriziern glichen! und nicht vielmehr Jenen des geſunkenen Reiches, denen es genug war, wenn der Kaiſer ihnen ſagen ließ, er wolle daß ſie ſterben ſollten."

„Der alte franzöſiſche Adel war weit entfernt ein ausſchließendes Recht an die Staatsverwaltung zu behaupten; zu meiner Zeit allein gab es vier Marine-Miniſter, Moras, Berrier, Boyras und Sartine, die nicht von Adel waren, und ſelbſt die ſchönen Stellen der Intendanten in den Provinzen, waren ſelten mit Adelichen beſetzt. Aber der franzöſiſche Adel war urſprünglich militairiſch, und, wenn der Staat in Gefahr ſchwebte, ſo hatte er das Vorrecht, ſich unter ſeinen baillis d'épée zu vereinigen, ſeinen Anführer zu ernennen, und unmittelbar auf den Feind los zu gehen. Ich habe ihn dieſes Vorrechts ſich bedienen ſehen 1758, als die Engländer auf den franzöſiſchen Küſten landeten und Rochefort und La Rochelle bedrohten. Damals vereinte ſich der Adel von Poitou, Aunis und Saintonge zu St. Jean d'Angely und marſchirte unter ſeinem eigenen Panier. So wird der Adel einer Monarchie nützlich und iſt Null in despotiſchen Staaten wie in democratiſchen."

Bisweilen führt den Verfaſſer ſein löblicher Eifer auch zu weit, z. E. wenn er ſagt: „die Wiſſenſchaften cultiviren, wenn es nicht blos zum Vergnügen geſchieht, hat mir immer ein wahres Handwerk geſchienen, oder wenigſtens eine ſehr niedere Beſchäftigung (une assez plate occupation) zumal da man geſehen hat, weſſen die Gelehrten von Profeſſion fähig ſind, beſonders in der Staatsverwaltung."

trafen, weil ihr ſchwarzes Auge immer die Seegel ſtrich, aber auch dieſe wenigen blieben nicht ohne Würkung.

Nachdem der rechtſchaffene Prediger das [illegible] durchlaufen, hob er ſeine Augen auf gen Himmel, es ſchwamm eine Thräne darin, und ſein Geiſt ſchien mit Gott zu ſprechen. Darauf wandte er ſich zu ſeiner Tochter: „Wilhelmine!“ ſprach er in einem feyerlichen, gerührten Tone: „dieſer Jüngling war einſt „dein Bruder, er verlangt heute dein Gemahl „zu werden, du weißt wie ich denke, deine „Wahl hängt von deinem Herzen ab — willſt „du Bedenkzeit?“ —

Minchen weinte und reichte meinem Vater die Hand.

„Nun ſo ſegne euch Gott! deſſen Wege „ich im Stillen bewundere!“

Eine feyerliche Pauſe. Mein Vater drückte Minchen an ſein Herz, Herr van Doelen trat ans Fenſter und trocknete die Thränen, der alte treue Schrimps unterbrach zuerſt

„Die Revolution hat eine große Lehre gegeben, wenn man die Hingebung (le dévouement) faſt des ganzen Corps der Marine betrachtet (welches aus lauter Edelleuten beſtand) gegen den Abfall eines großen Theils des übrigen Militairs, in welchem auch Bürgerliche aufgenommen wurden.“ Der Verfaſſer leugnet, daß die Güter des alten franzöſiſchen Adels frei von Abgaben geweſen wären und beweiſt, daß ſie nur dem Namen nach ſteuerfrei waren; ſie leiſteten hingegen Subſidien und Zwanzigtheile (vingtièmes). Er leugnet, daß es gut ſei, den Adel zu dotiren, weil die Erfahrung beweiſe, daß der arme Edelmann ſtets am beſten gedient habe. Er leugnet, daß der alte franzöſiſche Adel zu zahlreich geweſen; er zählt nicht mehr als 80,000 Edelleute, es käme folglich, bei einer Bevölkerung von 24 Millionen, nicht mehr als Ein Edelmann auf 300 Bürgerliche.

Zuletzt geräth der Verfaſſer in gerechte Wuth über den an Buonaparte verſchwendeten Beinahmen des Großen. „Sie ſind alſo wiedergekehrt, die Zeiten des Verfalls von Rom, die man in der Geſchichte mit Schrecken lieſt, und wo man nicht weiß, worüber man am meiſten erſtaunen ſoll, über die Grauſamkeit des Chefs oder die Kriecherei der Gewürgten. Buonaparte groß! wo ſind ſeine Anſprüche? welcher Menſch hat mehr Blut vergoſſen? mehr die Sittlichkeit beleidigt? öfter mit Religion und Moral ſein Spiel getrieben? Seine unerhörten Kriegsthaten, ſagt man? Aber alle ſeine Kriege waren ungerecht und hatten einen ſtrafbaren Zweck. Eben weil ſein Glück im Kriege unerhört war, wird die Nachwelt die Urſach davon erforſchen. Wer kann jetzt die Capitulation auslegen, die auf die Schlacht von Marengo folgte? die Campagne von Ulm? die Schlacht bei Jena? Welche Aehnlichkeit zwiſchen allen dieſem und dem was 1792 in Champagne geſchah? Warum ſo viele Zwietracht zwiſchen Souverains die ein ſo großes Intereſſe hatten ſich zu vereinigen? — Die Nachwelt wird bemerken, daß jedesmal, wo Widerſtand geſchah, Buonaparte's Erfolge nicht unerhört waren. Sie wird ſagen, daß er zu St. Jean d'Acre von Sidney Smith und einer Hand voll Engländer geſchlagen wurde; daß er von ſeiner egyptiſchen Armee deſertirte, und zwar indem er ihre Militair-Caſſe plünderte; daß er zu Marengo den Rückzug bereits befohlen hatte, und daß ein anderer General dieſe Schlacht gewann; daß er bei Eylau geſchlagen wurde, und daß, wenn die Ruſſen ihren Sieg nicht benutzten, das ein Fehler der Ruſſen war, nicht aber ein Anſpruch auf Größe für den Geſchlagenen.“

„Dieſelbe Nachwelt, wenn ſie ſeine Staatsverwaltung betrachtet, wird ſagen: daß er Frankreich und deſſen Bevölkerung auf das traurigſte zerſtörte; daß er es ſeines Handels, ſeiner Schiffahrt und Marine beraubte; daß er es in die Jahrhunderte der Barbarei zurück ſtürzen wollte; daß durch ihn St. Domingo verloren gieng, eine Colonie, die für Frankreich mehr werth war, als ganz Oſtindien für England; daß er — da er den Maltheſerorden heimlich vernichten wollte, um ſich, dem Traktat mit England zuwider, der Inſel Maltha zu bemächtigen — England zwang, dieſen berühmten Hafen für ſich zu behalten, der das mittelländiſche Meer beherrſcht, den Zugang zu der Levante verſchließt, und dadurch den Franzoſen das Uebergewicht auf dieſem Meere raubt, welches ſie bis dahin beſeſſen hatten; daß das nemliche mit dem Hafen Trinconomale auf Ceylon geſchah, den die Holländer ruhig behalten haben würden und der, in den Händen der Engländer, dieſen das Uebergewicht des Handels in Indien ſichert, wenn es auch gelingen könnte, ihnen ihre aſiatiſchen Beſitzungen zu rauben; — daß für Frankreich nichts vortheilhafter war, als die Lage und Indolenz der Türken und daß ſeine Intriguen in dieſem Lande vielleicht für immer Marſeille und deſſen Handel ruinirt haben; — daß Spanien und Portugall — indem ſie ihre Neutralität erkauften oder Subſidien zahlten — ihm Hülfsquellen darboten, die ſeine Gewaltthätigkeiten nicht einmal zu erhalten gewußt haben; — daß er in Frankreich eine despotiſche Regierung an die Stelle einer monarchiſchen ſetzte; — daß, unter dem Titel eines Friedensſtifters, er in ganz Europa eine unzuberechnende Reihe von Kriegen und Elend ſtiftete."

„Die Nachwelt wird ſagen, daß Buonaparte ſelbſt es war, der, in ſeiner blinden Wuth, England auf den Gipfel der Macht erhob, auf welchem wir es ſehen; der ihm den Seehandel der ganzen Welt gab, indem er die Souveraine von Europa zwang, den Abſichten deſſen zu dienen, der ſie inſultirte, arretirte, detroniſirte und ſeine Vaſallen aus ihnen machte; indem er ſie zwang, einen eben ſo unpolitiſchen als ungerechten Krieg zu führen gegen das England, welches die Freiſtatt aller Unglücklichen und ſtets bereit war dieſen nemlichen Fürſten gegen ihren Tyrannen Hülfe zu leiſten; das keinen andern Feind hatte, als die Perſon allein des Weltzerrütters; das nur kämpfte um zu erhalten, wie Jener nur um zu zerſtören; das fürwahr würdig iſt in unſern Tagen den Titel der großen Nation zu führen. Die Nachwelt wird es mit Erſtaunen bemerken, daß eine ſchwache Bevölkerung von zwölf Millionen, aber ſtark durch ihr Recht und durch ihre Liebe zu den Geſetzen, den zahlloſen Banden Bonaparte's trotzte und ſeine Beſchimpfungen eben ſo ſehr verachtet als ſeine Schmeicheleien und die Rathſchläge die er ihr in ſeinem Moniteur zu ertheilen beliebte, eine Verachtung, die ihn tiefer demüthigt, als die Unterwürfigkeit der übrigen Fürſten ihm ſchmeichelt. Die Nachwelt wird die Zeit des Uſurpators von Frankreich mit der, noch wenig entfernten, vergleichen, wo mein Vaterland, vielleicht irrend, Amerika die Freiheit gab und ſiegreiche Flaggen wehen ließ. Sie wird auch nicht verſchmähen an die Räubereien, Gewaltthätigkeiten und Verwüſtungen zu erinnern, die des Zerſtörers Heere überall begingen, im Gegenſatz der Mannszucht, Ordnung und Bezahlung der engliſchen Armeen. Sie wird ſagen, daß nur Einmal, nach dem Tilſiter Frieden, England von der Bahn der ſtrengen Rechtlichkeit abwich und ſich der eignen Waffen des Uſurpators bediente; daß bei dieſem unerwarteten Frieden der Korſe im Freudentaumel ausrief: endlich ſei die Blockade von England kein leerer Name mehr!“

„Manche Vorbereitungen und Dispoſitionen der Truppen, wie auch Traktaten, machen es wahrſcheinlich, daß er im Norden, vielleicht in den norwegiſchen Häfen, eine Flotte von funfzig däniſchen, ruſſiſchen, holländiſchen und zu Anvers befindlichen Linienſchiffen verſammeln, eben ſo zu Breſt funfzig franzöſiſche, ſpaniſche und portugieſiſche Linienſchiffe vereinigen, zugleich die Flotte von Boulogne bewaffnen wollte, um auf drei Punkten die Eroberung von England zu verſuchen. Dieſes drohende Project, es mag nun exiſtirt haben oder nicht, konnte einem Volke von Seeleuten nicht entgehen, welches wohl weiß, daß Witterung und Jahreszeit alle Blokaden vereiteln. Die engliſche Regierung, die beſonders damals durch die allgemeine Schwäche von Europa ſtutzig gemacht worden war, glaubte ſich in der Nothwendigkeit den Plan zu vereiteln und das Prävenir zu ſpielen. Es bediente ſich einer Gewaltthätigkeit, die weder in ſeiner Neigung noch in ſeinen Grundſätzen liegt, und die es, wieder gut zu machen, ohne Zweifel vor Ungeduld brennt.“

„Es iſt alſo nichts gewiſſer, als daß die gerecht richtende Nachwelt mit Unwillen das Urtheil des Baron Eggers verwerfen, und, wenn ſie Monſieur Buonaparte jemals groß nennt, ihn ſicher nicht unter die Großen von der Gattung Carls, Franz des Erſten, Heinrich des Vierten und Ludwig des Vierzehnten zählen wird.“

(Gegen die Größe **Carls** und **Ludwigs** wäre wohl beſonders viel einzuwenden, und zwar nach den eignen Grundſätzen des Herrn Chevalier de la Coudraye.)

Allzuſcharf macht ſchartig.

(Beſchluß.)

Auf die Frage: **Was haben die großen Mächte jetzt zu thun?** antwortet Herr Profeſſor Arndt unter andern folgendes: „man nehme das **ganze** waffenfähige deutſche Volk und wälze ſeine ganze zerſchmetternde Laſt auf den Feind.“ — (Da aber das **ganze** waffenfähige deutſche Volk doch wohl ſechs Millionen Menſchen beträgt, ſo hätte der Herr Verfaſſer zugleich anzeigen ſollen, wie man dieſe ſechs Millionen bewaffnen, und beſonders wie man ſie auf dem Marſche verpflegen könnte? ich fürchte, ſie würden verhungern, ehe ſie ſo weit kämen, ihre zerſchmetternde Laſt auf den Feind zu wälzen.)

„Denen, welche Napoleon als den Helden der Menſchheit angekündigt haben, ſchere man das Haar ab, wie man gemeinen Miſſethätern thut, laſſe ſie die Urfehde ſchwören und treibe ſie über den Rhein.“ — (Da würde man warlich manchem ehrlichen, wackern Manne das Haar abſcheren müſſen. Es hat viele gegeben — und ich ſelbſt kenne einen ſehr edlen Mann dieſer Gattung — welche Napoleon als den Helden der Menſchheit betrachtet, und darum doch nicht weniger redlich an ihrem Vaterlande gehangen und alle ihre Pflichten und mehr als ihre Pflicht erfüllt haben. Sollten ſie einen Irrthum ſo ſchimpflich büßen? Wenn ein Deutſcher zu dem mahomedaniſchen Glauben überträte, ſo würde man ihn bemitleiden, aber dennoch ihn nicht beſchimpfen, wenn gleich Mahomed ihm ein großer Prophet wäre, und wir ſollten ſtrenger gegen den politiſchen Glauben ſeyn? — O nein! wer ohne niedriges Intereſſe, blos aus Ueberzeugung, Napoleon verehrt und ſeinem Vaterlande nicht geſchadet hat, dem kann ich die Hand eben ſo aufrichtig darreichen, als ich ſie einem wackern Juden reiche; den jage ich nicht über den Rhein.)

„Die Zeichen der Ehrenlegion und der eiſernen Krone ſollen abgeliefert und geſchworen werden, ſie nimmermehr zu tragen. Ja es wäre gut, wenn man zum Gedächtniß des Franzoſen-Unheils und Franzoſen-Haſſes ſie öffentlich verbrennte.“ — (Wenn Napoleon Kaiſer von Frankreich bleibt, ſo wäre das auch wohl eine ſehr unſchickliche Maaßregel. Und ſelbſt wenn er es nicht bleibt, ſo war er doch von allen Mächten anerkannt, als er dieſe Zeichen ſchenkte. Vernünftige Männer werden ſie wohl von ſelbſt ablegen, und thun ſie es nicht, ſo muß man ſie betrachten wie Leute die gefallen ſind und von dieſem Falle eine Narbe nachbehalten haben.)

„Die meiſten der Jetztlebenden aus den ſogenannten beſſern Claſſen, ſo wie die meiſten derer, welche nicht fern von dem 50ſten Lebensjahre oder drüber hinaus ſind, ſehe ich am mildeſten an als *Verknöcherungen* oder *Verſteinerungen*, die für das Alte erkaltet ſind und für das Neue nicht erwärmt werden können, und die das Zeitalter nicht tragen kann weil ſie es nicht tragen können.“ — (Ich bin leider auch ſchon eine ſoche *Verknöcherung*, kann aber noch wohl für das Neue erwärmt werden, nur muß das Neue auch die *Kraft zu erwärmen* beſitzen; wohl zu merken, *erwärmen* nicht *verbrennen*; die Lavaſtröme ſind mir eben ſo zuwider als die Theaterblitze. Was meint der Verfaſſer, wenn nun wirklich alle Deutſche ſo entflammt wären als Er, und wenn nun wirklich alles geſchehen wäre was er wünſcht; was würde wohl dann aus dem *jugendlichen Gefühl* werden, dem er alles Große und Gute zutraut? meint er, dieſer Strom würde nun ganz ruhig wieder in ſein Bett ſchleichen, ſobald er die von dem Herrn Profeſſor vorgeſteckte Grenze erreicht hätte? nein warlich! er würde dann in ſeinem jugendlichen Kraftgefühl alle Schranken niederreißen und vielleicht größere Verwüſtungen anrichten, als die Franzoſen-Sündfluth gethan hat. O wie würde man ſich dann nach einigen *Verknöcherungen* ſehnen! — Der Herr Verfaſſer glaubt ſein abſprechendes Urtheil dadurch zu mildern, daß er ſagt, er ſpreche von ſich ſelbſt mit; aber es wird doch nicht Jedermann ſich darin ergeben wollen, ſich für verknöchert zu halten, weil Er ſich dafür hält, zumal da ſein ganzes Buch beweiſt, daß er ſich *nicht* dafür hält.)

Am meiſten hat mich der Schluß ſeines Werkes pag. 417 — ich darf wohl ſagen — *empört.*

„Teutſches Volk! Zorn und Rache muß in dir athmen und glühen; du mußt den heiligen von Gott und Natur gebotenen Haß gegen deine (geweſenen) Unterdrücker walten laſſen; der Name Franzos muß ein Abſcheu werden in deinen Grenzen und ein Fluch der auf Kind und Kindeskind erbt. — Geſchieden werde das Fremde und Eigne auf ewige Zeit! geſchieden werde das franzöſiſche und teutſche! nicht durch Berge, nicht durch Ströme, nicht durch chineſiſche und kaukaſiſche Mauern, nein, durch die unüberſteigliche Mauer, die ein brennender Haß zwiſchen beiden Völkern aufführt!“ — (Das heißt mit andern Worten: es ſei *ewiger Krieg* zwiſchen Frankreich und Deutſchland; denn ein *brennender* Haß iſt eine ſehr *thätige* Leidenſchaft. Ein brennender Haß bleibt nicht in ſeinen Grenzen ſitzen, um an ſeinen Nägeln zu kauen und den Feind blos anzugrinſen; er ſucht vielmehr *beſtändig* Gelegenheit auszubrechen und dem Feinde recht fühlbar zu werden; f[illegible]lich wäre der in der That ein Fluch, der auf Kinder und Kindeskinder erben würde, und ſolchen Haß hätte die *Natur*, hätte *Gott* geboten? das dünkt mich fürwahr eine Gottesläſterung, und ob ich gleich bekenne, daß das Gebot unſers Religionsſtifters: *liebet eure Feinde*, mir allzuerhaben für die Menſchheit vorkommt, ich auch überzeugt bin, daß, außer Chriſtus, noch nie ein Menſch auf der Welt gelebt hat, der ſeinen Feind wirklich geliebt hätte; ſo glaube ich doch, daß wir der Erfüllung jenes erhabenen Gebotes uns wenigſtens in ſo weit nähern können und müſſen, daß wir den brennenden Haß zu vertilgen ſtreben. Großmuth gegen den Feind, iſt eine ſchöne und auch eine erreichbare Tugend, die ſogar ihren zeitlichen Lohn mit ſich führt, denn ſie beſiegt den Feind öfter als die Waffen, — und wen ſoll ich ſo brennend haſſen? eine Nation, die in dieſen letzten Tagen ſo glänzend gezeigt hat, daß ſie die durch ihre Armeen verübten Greuel nicht billigt; Männer wie Lainé und Raynouard ſoll ich haſſen, und mit ihnen die ganze Nation, deren Repräſentanten ſie ſind! — Hat denn dieſe Nation ihrem Unterdrücker nicht eben ſo oft geflucht als wir? — Die franzöſiſchen Armeen laßt uns haſſen, ſo lange ſie zu bloßen Werkzeugen in der Hand eines Tyrannen ſich mißbrauchen laſſen.) —

Ich gehöre gewiß zu denen, welche den Herrn Verfaſſer perſönlich hochſchätzen und ſelbſt in ſeinem Ueberſprudeln ihn liebenswürdig finden; aber was ſeine Schriften betrift — ſo viel Gutes ſie gewirkt haben mögen, ſo lange der Kampf unentſchieden war, ſo bin ich doch überzeugt, daß, ſo bald der Friede wieder hergeſtellt iſt, ſie nur Unheil ſtiften können, denn — allzuſcharf macht ſchartig und — wenn keine Mine mehr ſpringen ſoll, ſo muß man die brennende Lunte entfernen.

---

das Schweigen durch eine förmliche Gratulation.

Nun herrſchte lauter Jubel in der ganzen Burg Süſſenhayn, die Anſtalten zur Vermählung wurden gemacht, mein Vater ſchrieb an den kleinen bucklichten Schneider und lud ihn zur Hochzeit ein, es währte nicht lange, ſo trabte Meiſter Luchs ſingend durch die Schloßpforte, lachte, daß ihm der dürre Bauch ſchwabbelte und verherrlichte das frohe Feſt durch Kerzen, Scherzen und Herzen. Die Bergleute brachten unter dem Schall der Zittern dem jungen Paar ein fröhliches Glück auf! Magiſter Schlendrian arbeitete für fünf Harzgulden ein vortreffliches Epithalamium aus.

* * *

Nachſchrift.

So kettet im menſchlichen Leben ſich eine Begebenheit an die andere, ſo hängt oft von der ſcheinbar unbedeutendſten Kleinigkeit un-

Was haben die Franzoſen an Napoleon vorzüglich geſchätzt?

Die Antwort auf dieſe Frage ſchöpfe ich aus dem neuſten Werke der Frau von Stael. Sie ſagt: unter den Franzoſen aller Stände fühle man das Bedürfniß zu ſchwatzen; das Reden ſei in Frankreich nicht blos, wie anderwärts, ein Mittel einander Ideen, Gefühle oder Geſchäfte mitzutheilen, ſondern gleichſam ein Inſtrument, auf dem man gern ſpiele und — welches den Geiſt wecke, wie bei manchen Völkern die Muſik oder ſtarke Getränke. Volney erzählt, daß franzöſiſche Coloniſten in Amerika bisweilen alles ſtehen und liegen laſſen, um, wie ſie ſagten, nach der Stadt zu gehen und ein wenig zu ſchwatzen. Wohl zu merken, dieſe Stadt, Neu-Orleans, war 600 Meilen von ihrer Wohnung entfernt.

Wenn alſo das Schwatzen ein ſo großes Bedürfniß für die Franzoſen iſt, ſo muß derjenige, der ihnen recht viel zu ſchwatzen giebt, nothwendig ſehr hoch von ihnen geachtet werden. Daraus folgt alſo, daß Napoleon und die Franzoſen in dieſer Hinſicht ſehr gut für einander paßten; dieſe wollten gern ſchwatzen und Jener wollte immer von ſich ſchwatzen machen. Das Vergnügen, welches die Schwätzer darob empfanden, war freilich Schuld, daß ſie ſich auch von ihm beſchwatzen ließen.

Guſtav Adolph in Frankfurt.

Es iſt nicht das Erſtemal, daß Frankfurt das

Glück gehabt hat, Monarchen in ſeinen Mauern zu ſehen, die mit dem Glanz eines unbefleckten Ruhmes die liebenswürdigſte Popularität verbanden. Caſpar Kitſch, ein ehrlicher Frankfurter Bürger, hat in einer Chronik aufgezeichnet, wie Guſtav Adolph im dreißigjährigen Kriege ſich dort benommen.

Wir wollen von dieſer ungeſchmückten Erzählung nur Eine Seite ausheben und zweifeln nicht, daß, wenn ſie in der Sprache unſerer Zeit geſchrieben und des Königs Name nicht genannt wäre, jeder Leſer glauben würde, es ſei die Rede von einem unſerer trefflichen Fürſten.

„Den 22ſten dito auf den Sonntag Abend hat der König ein Banckett gehalten, dabey viel Grafen und Herren ſind geweſen, wie auch viel Frauenzimmer, haben nach der Mahlzeit allerlei ehrliche und chriſtliche Kurzweil geſpielt, darinn der König ſich nicht höher hat geacht als die Grafen — daß ich ſolches mit groſſer Verwunderung hab zugeſehen.“

„Es iſt auch nicht genugſam zu beſchreiben, was der König für ein gewaltig heroiſch Haupt iſt. Die Königin iſt auch ein ſehr ſchön Weibsbilt, von Perſon zart, einer Mittelmaſſigen Leng, ſehr freundtlich und redtſprachig, ſie tragt hinten auf ihrem Haupt eine kleine Cron ſchön vergüldt mit lauter Deamanten verſetzt. Dargegen tragt ſich der König gar ſchlecht nach ſeinem Standt, als Sonntaglich hab' ich ihm einmal angeſehen ein glatter Sammetkleidt ſchwarz auf die franzöſiſch Manier gemacht, aber Erbar mit ſchwarzen Schnüren verbremt, u. ſ. w. Daß der König ſonſt iſt gegangen wie ein Graff oder wol wie ein reicher Kaufmann, ohne Geſchmeit, ganz keine güldene Kett oder Ring an den Händen getragen, ſo demüthigt er ſich vor Gott.“ — —

„Weil ſein Hoff-Prediger noch zu Menz iſt geweſſen, da iſt Herr Doctor Henrich Tetteibach gerufen worden, und in dem Braunefelß dem König und der Königin müſſen predigen — darnach hat der König ihm, weil er ein ſo gelehrter und trefflicher Prediger iſt, eine ſehr ſchöne groſſe vergultene Ketten zur Verehrung präſentirt.“ —

„d. 7ten dito auf den Montag hat des Königs Oberſter Leutenampt Hubalt 12 geworbne newe Fahnen Fuß volck vor des Königs Loſament geführt — da iſt der König herauß kommen, die Gaſſen auf und abgangen, die Königin hat in dem Fenſter gelegen und ſie beſichtiget, wie es ſo ein dapfer und wol gemundirt Volck iſt geweſſen. Wie der König umb das Volck iſt gangen, hat er einen Mußquetirer geſehen, der hat ein Laib Brodt an einen Lunten gebunden gehat, da hat der König gelacht und geſagt, du haſt dich ſchon wol verſorgt.“ —

„Nach Mittag um 3 Uhr iſt der König ſammt ſeiner Gemahl auf der Kutſchen nach Höchſt gefahren, daſelbſten communicirt, von wegen des groſſen Zulaufs hats hie nicht können geſchehen.“ —

„d. 16ten ditto iſt der König auf Creutzenach gefahren, ehe er in das Schiff war gangen hat er öffentlich geſagt, hie tritt Petrus zu ſeinem Jünger in das Schiff. So boßirliche Worden braucht er.“ —

„Den 3 Merz iſt der König in einem Achen (Nachen) nach Menz gefahren, der Achen iſt mit einer ſchönen Decken überzogen geweſſen, wie der König herein iſt getretten, hat er die Decke ſelbſt wieder abgezogen und in das Waſſer geworffen und geſagt er müſſe ſich auch umbſehen wo er wer.“ — —

Lauter kleine Begebenheiten; aber jeder Leſer frage ſich: erwecken ſie nicht das Bild eines Mannes, zu dem man alſobald Vertrauen faßt? Dieſe Einfachheit, Anſpruchloſigkeit, Frömmigkeit, Frölichkeit und Luſt zu ſcherzen, während er für ſeinen groſſen Zweck, Deutſchlands Heil und Rettung, unaufhörlich thätig war, — nun denke man ſich den ehrlichen Chronikenſchreiber in unſerer Zeit, Napoleons Aufenthalt zu Frankfurt beſchreibend, o wie finſter würde es lauten!

„ditto iſt der Kayſer verſchloſſen geweſſen, den ganzen Tag und haben ſeine Garden das Loſament umbgeben, daß keiner aus dem Volcke hat zu nahe kommen dürfen.“

„ditto hat der Kayſer ſein Volck gemuſtert, hat gar gremlich drin geſchaut, hernach die Erbaren Kaufleute befragt, bei welchem der meiſte Reichthum zu finden were — hernach ein arm Menſch erſchießen laſſen, der da gemeynt, es ſei doch ein bös Ding umb den Krieg u. ſ. w.“ —

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 6.

Nachtrag zu Napoleon's letzter Rede im geſetzgebenden Corps.

Der Preuſſiſche Correſpondent hat ſie nunmehr in der Original-Sprache geliefert und da findet ſich, daß in der zuerſt mitgetheilten Abſchrift noch manche der kernhafteſten Redensarten fehlten. Vermuthlich iſt ſie von keinem Geſchwindſchreiber nachgeſchrieben, ſondern aus dem Gedächtniß der Zuhörer geſammelt worden, welches hier um ſo leichter geſchehen konnte, da ſie gleichſam aus lauter Xenien beſteht.

„Da die Meuterer mir wenig Böſes zufügen konnten, ſo haben ſie geſucht in dieſem Augenblicke mich im Angeſicht von ganz Frankreich zu beſchmieren (barbouiller).“ — (Wenn Jemand klagt, daß er durch Wahrheit beſchmiert werde, ſo gleicht er einer Eule, die über das Sonnenlicht klagt, weil ſie blinzeln muß. — Aber iſt's denn auch Wahrheit, all das Gräßliche und Gräuliche und fürwahr in ſpäter Nachwelt beſchmierende, was die Commiſſion des geſetzgebenden Körpers ihrem huldreichen Souverain auf den Kopf Schuld giebt? — Ich meine es ſei nicht zu zweifeln, eben weil das beſchmieren nicht etwa hinter der Couliſſe geſchah, wie wenn ein alter römiſcher Mime ſich das Geſicht mit Weinhefen beſchmierte, ſondern im Angeſicht von ganz Frankreich, für deſſen Repräſentanten das geſetzgebende Corps mit Recht ſich hält; ganz Frankreich würde es Lügen ſtrafen, wenn es ſeine Schilderung nicht aus dem Brunnen der Wahrheit geſchöpft hätte. Wer durch das reine Waſſer dieſes klaren Brunnens beſchmiert wird, habeat sibi.) —

„Aber ich bin durch vier Millionen Franzoſen erwählt worden um den Thron zu beſteigen.“ — (Geſetzt es habe mit den vier Millionen ſeine völlige Richtigkeit, ſo haben ſie ihn doch nicht blos erwählt, um den Thron zu beſteigen, ſondern auch um darauf zu ſitzen, das heißt, ihr ihm anvertrautes Vaterland zu beglücken, nicht aber alle Augenblick von dieſem Thron herunter zu ſpringen und den Kern der Bevölkerung bald über dieſe bald über jene Grenze zu ſchleppen, um andere Thronen umzuſtürzen, die mit minder zweideutigen Rechten beſeſſen werden. Er frage doch ſeine vier Millionen, ob ſie ihn auch jetzt noch wählen würden?) —

„Raynouard hat behauptet, eine Säule des Staats, der Marſchall Maſſena, habe in einem Schloſſe, wo er einquartiert war, Silberzeug geſtohlen; das iſt gelogen; er iſt blos länger da geblieben als er ſollte, aber der Eigenthümer iſt entſchädigt worden. Daß ein

Marſchall die allerbeſte Wohnung habe, iſt doch wohl das wenigſte was man verlangen kann.“ — (Vorausgeſetzt, daß Raynouard wirklich geſagt habe, was Napoleon ihm hier in den Mund legt — denn in unſern Zeitungen ſteht nichts davon — ſo muß man mit Schlözer ausrufen: Salomo hat Unrecht zu behaupten, es geſchehe nichts Neues unter der Sonne; denn ein *Feldherr*, der von einem *Volks-Repräſentanten* öffentlich des Diebſtahls beſchuldigt und von einem *Kaiſer* vertheidigt wird, das iſt noch nicht da geweſen. Schade nur, daß in einem Prozeſſe, wo der *Kläger*, der *Beklagte* und deſſen *Advokat* ſo merkwürdige Perſonen ſind, gar kein *Richter* vorhanden iſt; denn Napoleon's *Nein* gilt uns und der Nachwelt nicht mehr, als Raynouard's *Ja* — im vorliegenden Falle nicht einmal ſo viel — und folglich bleibt die Sache unentſchieden. Aber eine ſaubere Wirthſchaft muß doch in einem Lande herrſchen, wo auch nur eine Veranlaſſung ſich finden kann, einen *Feldherrn*, einen *Reichs-Marſchall* zu beſchuldigen, daß er *Silberzeug* geſtohlen habe!) —

„Wenn Einer unter Euch die Adreſſe drucken läßt, ſo werde ich ſie in den Moniteur ſetzen laſſen mit Noten, die ich ſelbſt machen werde.“ — (Wie dieſe Noten beſchaffen ſeyn werden, das wiſſen wir ſchon vorher, denn Buonaparte hat uns ſchon oft gezeigt, daß ſeine Feder nicht mehr Gewiſſen hat als ſein Schwerdt. Die Anklage, daß ganz Frankreich höchſt unglücklich iſt, wird er auf England ſchieben u. ſ. w. Aber die künftigen Geſchichtſchreiber werden aus ſeinen Worten nur ſeinen Charakter, doch fürwahr nicht die Geſchichte unſerer Zeit zuſammenſetzen.) —

„Und wenn ich auch Unrecht hätte, ſo ſteht es Euch nicht zu, mir öffentlich Vorwürfe zu machen; wenn man ſchmutzige Wäſche waſchen will, ſo ruft man nicht die ganze Welt herbei, um ſie waſchen zu ſehen.“ — (Das naiſſte Bekenntniß, welches Buonaparte in ſeinem Leben abgelegt hat. Er vergleicht ſich ſelbſt mit ſchmutziger Wäſche und der Vergleich wäre paſſend genug, wenn er hinzugefügt hätte, daß es Wäſche von einem Peſtkranken ſei, die denen, die ſie waſchen wollen, den Tod bringen werde. Er giebt die Möglichkeit zu, daß er Unrecht habe und gewaſchen werden müſſe, er tadelt blos, daß man Jedermann dazu rufe. Allein was würde es ihm nützen, wenn man ihn auch jetzt ganz im Stillen wüſche? die große Wäſcherin, die Geſchichte, wäſcht doch nie anders, als indem ſie die ganze Welt herbei ruft, und daß dieſe ihn einſt tüchtig waſchen wird, darauf kann er mit Sicherheit zählen. — Welch ein edler Styl, der Styl dieſes Kaiſers! welch ein erhabener Geiſt muß es ſeyn, dem in dieſem Augenblick das Bild der ſchwarzen Wäſche vorſchwebte! — Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß, wenn meine Mutter eine große Wäſche veranſtaltete, die alten Waſchweiber ſich ſchon Abends einfanden und die ganze Nacht durch wuſchen, wobei ſie mit Kaffee bewirthet wurden. Zu ſolchen

Waſchweibern will Napoleon die Repräſentanten ſeines Volks machen, ſie ſollen nur bei Nacht waſchen; aber er kann ſie ja nicht einmal mit Kaffee bewirthen? — Eine andere Frage dringt ſich dem denkenden Leſer noch unwiderſtehlich auf: wenn man aus zweien Uebeln das kleinſte wählen muß, entweder ſchmutzige Wäſche im Beiſein der Nachbarn zu waſchen, oder ſie ganz ungewaſchen zu laſſen, welches iſt das kleinſte?) —

Kaiſer Carl der Fünfte und Bartholomäus von Hallerſtein.

Man weiß, daß Kaiſer Carl der Fünfte einer der mächtigſten Monarchen war, die je Deutſchland beherrſchten, auch einer der ſtolzeſten; aber ſein Stolz war nicht Uebermuth; er glaubte nicht, wie Napoleon, daß dem Gewaltigen Alles erlaubt ſei und daß er auf wohlhergebrachte Rechte nie Rückſicht zu nehmen brauche, wenn ſie blutigen und habſüchtigen Launen entgegen ſtünden. Napoleon hat ganzen Völkern, ohne ſie um ihre Einwilligung zu fragen, Könige aufgedrungen, Carl der Fünfte wollte nicht einmal der Stadt Frankfurt einen Schultheiß aufdringen. Bartholomäus Haller von Hallerſtein war ein alter treuer Diener ſeines Hauſes, ein gelehrter, hochverdienter Mann; der Kaiſer wünſchte ihn zu belohnen; die Schultheißenſtelle zu Frankfurt war erledigt. —. Napoleon würde ohne Umſtände befohlen haben, ſeinen Bacher, oder ſonſt einen ſolchen elenden Menſchen, einzuſetzen. — Carl hingegen ſchrieb 1549 an den Magiſtrat zu Frankfurt: da er an dieſem Hallerſtein Schicklichkeit, Erfahrnüß und Ehrbarkeit erkenne — auch in Betracht ſeiner treuen und fleißigen Dienſte, „ſo iſt demnach „Unſer gnädiges Begehren an Euch, Ihr wollet Uns zu beſonderm Gefallen, ihn zu dieſem mal gutwillig annehmen. — Das ſoll „Euch an Euern Freiheiten in all Weg unabbrüchlich und unnachtheilig ſeyn und Ihr „thut Uns daran ein beſonder angenemes gutes Gefallen und wollen ſolches mit allen „Gnaden erkennen.“ — Welch' eine Sprache im ſechszehnten Jahrhundert gegen Buonaparte's rohen Studententon im neunzehnten! — Der Magiſtrat gewährte mit Vergnügen des Kaiſers Wunſch, bedung ſich aber doch nochmals ausdrücklich aus, daß in Zukunft kein Recht daraus gemacht werden ſolle, und der Kaiſer antwortete, dankte und wiederhohlte, daß dieſer einzelne Fall ihren Privilegien durchaus keinen Abbruch thun ſolle.

Wird die Nachwelt unter Buonaparte's Urkunden auch nur Eine finden, die ein ſolches Beiſpiel der Achtung für das Recht enthielte?

ſer ganzes Schickſal ab. Wäre meine Großmutter nicht auf dem **feuerſpeyenden Berge** entbunden worden, ſo hätte mein Vater nie das Glück genoſſen, von einem frommen **Prieſter** erzogen zu werden; hätte der Sieger der Perſer nicht den **Käfer** zu hitzig verfolgt, ſo würde er nie der Mörder eines **Straußes** geworden ſeyn, und nie nöthig gehabt haben, in der Jägerhütte vor einem **Gewitter** Schutz zu ſuchen; hätte er in den Schachten des **Bergwerks** nicht den Kobold verſpottet, ſo hätte der Hunger ihn nie gezwungen, den **Ocean** zu beſingen; der **Wolf** mußte die ſpaniſchen Schaafe freſſen, und ein Gedicht mit Fenſter-**Bley** geſchrieben meinen Vater aus dem Gefängniſſe retten, um ihm Gelegenheit zu geben, auf die **Feigherzigkeit** zweyer Buben ſein Glück zu gründen; die **Hölle** ſetzte ihn in den Beſitz eines Rittergutes, die ſchändlichſte **Beſtechung** in den Beſitz meiner ſchwarzaugigten Mutter; und wäre das Alles nicht geſchehen, ſo wäre ich auch nicht gebohren worden.

Napoleon's Galanterie gegen die Berliner.

Am 15ten December 1806 ſagte Napoleon zu den Abgeordneten der Hanſeeſtädte: „Konnte „ich die Berliner nicht als Sklaven verkaufen? „ich habe es nicht gethan. Aber, merken Sie „auf mein Wort: was nicht geſchehen iſt, „kann noch geſchehen.“ — Ohne allen Zweifel würde er dieſe Drohung erfüllt haben, wenn ihm nur irgendwo ein Sklavenmarkt offen geſtanden hätte. Aber in Europa hätte ihm Niemand dieſe Sklaven abgekauft, und ſie nach den weſtindiſchen Inſeln zu führen, das litten die fatalen Engländer nicht. Blos den Engländern haben folglich die Berliner es zu verdanken, daß ſie jetzt kein Zuckerrohr bauen. — Ja, jene ſcheußlichen Worte ſind wirklich über ſeine Lippen gegangen, und Er ſollte Schonung verdienen? — Was iſt es denn, womit man dieſe verdammte Schonung bemänteln will? Warum noch immer zittern vor einem Tyger, der uns nicht mehr zerreiſſen kann? Warum nicht laut ſagen dürfen: ja er war ein Tyger! —

Iſt es Aengſtlichkeit, er werde wieder kommen? — Wer wäre ſo unbeleſen in den Zeichen unſerer Zeit? — Eben ſo wenig als der Strom des Teſſino nach ſeinem hohen Sturz, nach ſeiner Auflöſung in Staub, wieder auf die ſchroffe Höhe zurück kehren kann, von welcher er herabſtürzte, eben ſo wenig wird auch Napoleon es jemals wieder dahin bringen, daß es nur von ihm abhinge, der europäiſche Sklavenhändler zu werden. Es ſind ja nicht mehr *Heere*, gegen die er kämpfen müßte, ſondern *Völker*. Das eben iſt der große Gewinn, den die Welt aus ſeiner Raſerei gezogen hat, daß die Völker, ſeit langer Zeit nur todte Maſſen, jetzt Form und Leben angenommen und mit ihren Fürſten ſich verſchmolzen haben. Die Macht der Fürſten war bis jetzt nur Strömen zu vergleichen, die in einem platten Lande ſich ohne Zufluß fortwälzen; plötzlich erregte Napoleon ein Erdbeben, die Ufer dieſer Ströme erhoben ſich, und nun fällt kein Regentropfen, der nicht bis zum Strome ſich hinabſaugte und ihn vergrößern hülfe. — Wer kümmerte ſich vormals um Kriege? Die Zeitungsleſer allenfalls. Die Soldaten führten Kriege, den Völkern blieb er fremd, denn was gewannen ſie dabei, ob ihre Fürſten eine Provinz mehr oder weniger beherrſchten? Der jetzige Kampf iſt eigentlich kein Krieg, ſondern eine Kraft-Vereinigung gegen ein verwüſtendes Phänomen. Gleichwie die Holländer einſt ihre Dämme erbauten, um den hereinbrechenden Meereswogen Grenzen zu ſetzen, ſo baut jetzt ganz Europa einen Damm gegen die Eroberungswuth. Es gab keinen einzigen Holländer, der nicht dabei intereſſirt war, die Dämme zu befeſtigen, und eben ſo giebt es jetzt keinen einzigen Europäer, deſſen eigene Ruhe nicht erheiſchte, Napoleon's Herrſchſucht Schranken zu ſetzen. Den Holländern iſt's gelungen, das Meer zu bezähmen; iſt Napoleon denn mächtiger als das Meer? — Hinweg alſo mit jener *Aengſtlichkeit!* ſie *ſchadet* dem Volksgeiſte, denn ſie ſtreut Zweifel aus. Am wenigſten ziemt ſie ſolchen Männern, die durch ihr Beiſpiel ermuthigen ſollten.

Laßt uns den zweiten Grund der angemahnten Schonung vernehmen: der Friede wird unterhandelt, und folglich muß alles vermieden werden, was ihn hindern könnte. — Seltſam! fürwahr ſehr ſeltſam! man ſchlägt ſich während der Friedens-Unterhandlungen auf Leben und Tod; kein einziger Soldat hat ſeine Waffen niedergelegt, nur die Feder ſoll nicht mehr kämpfen, die Zunge ſoll nicht mehr verwunden. Muß man denn ewig daran erinnern, daß Feder und Zunge es waren, die in dieſem Kriege den Arm bewaffnet haben? — Wer hat denn die Völker ſo in einen einzigen Feuerball zuſammen gerollt? — das Wort! das lebendige Wort! — Nur ihren Armeen konnten die Fürſten Marſch zurufen, ihren Völkern nicht, wenn in dieſen kein Geiſt auflebte, der ihrer Stimme horchte; und wer hat dieſen Geiſt geweckt? das lebendige Wort! an den Federn iſt das Schwerdt geſchliffen worden. Man müßte in einer Höhle gelebt und nicht weiter geſehen haben, als die Naſe reicht, um das leugnen zu wollen.

„Das leugnen wir auch nicht“ erwiedern die Schonungs-Prediger, „aber nun iſt's genug; man kann des Guten auch zu viel „thun.“ — Ach, wenn man nur des Schlechten nicht zu viel thäte! wenn nur nicht ſo ein Wuſt von Erbärmlichkeiten gedruckt würde, der am Ende von allem Leſen zurückſchreckt, weil man durch zwanzig fade Witzeleien oder Saalbadereien ſich durcharbeiten muß, ehe man endlich einmal auf kräftige Worte ſtößt. Der letztern werden nie genug ſeyn, ſo lange der Kampf noch währt. Sie verbieten, hieße den Pulvermühlen verbieten zu mahlen, weil man vor der Hand mit Pulver hinlänglich verſorgt ſei. Erweckende Schriften ſind friſches Pulver für den Geiſt, der das Seinige nach und nach eben ſo wohl verſchießt als die Kanone.

Aber ein *dritter* Grund: Napoleon verunglimpfen, läuft gegen den Reſpect, den man gekrönten Häuptern ſchuldig iſt. — Das iſt immer nur eine verſteckte *Furcht*. Einem Nero, einem Caligula iſt man keinen Reſpect ſchuldig. Ich behaupte ſogar, daß dem Reſpect vor *guten* Fürſten aller Werth dadurch benommen wird, wenn man ihn auch gegen *Schlechte* bezeigt. Wie kann denn *unſern* vortrefflichen Monarchen unſer Reſpect wohlgefällig ſeyn, wenn ſie ſehen, daß ſie vor einem Napoleon nichts voraus haben? iſt denn der Reſpect eine bloße Ceremonie, wie das Blumenſtreuen oder das Schlüſſelentgegentragen, das *jedem* Sieger wiederfährt, der zum Thore hereinzieht? — Der Reſpect muß *empfunden* werden, ſonſt bedeutet er nichts mehr als das Augen-Zwinkern eines Schulknaben, wenn der Lehrer ihm eine Ohrfeige geben will. Wo lebt ein Menſch auf Erden, der gegen Napoleon wirklich Reſpect *empfände*? —

Doch ich vergeſſe mich. Leider giebt es noch viele, die den Berliner Sklavenhändler im Stillen bewundern! Aber das eben muß für jeden rechtlichen Mann eine Urſache mehr ſeyn, ſo lange er noch eine Feder rühren kann, dem neuen Attlila die Larve abzuziehen. Was ſag' ich! er trägt ja nicht einmal eine Larve; er ſucht ja eben ſeine Größe darin, das ſcheußliche Antlitz unverlarvt zu zeigen. Er macht ſich nichts daraus, wenn man ihn Nero oder Caligula nennt. Das iſt freilich ein ſchändlicher Character! aber auch der ſchändlichſte imponirt Leuten die gar keinen haben. Mögte mir der liebe Gott ſolchen Leuten nicht Macht verleihen das Kräftige zu hindern!

Gedanken über Zeitungs-Artikel.

Es iſt uns ein Zeitungsblatt aus dem Departement des deux Nêthes in die Hände gefallen, und, wenn man es geleſen, muß man geſtehn, daß Napoleon von ſeinen Zeitungsſchreibern gut bedient wird. Daß die Alliirten überall wo ſie ſich blicken laſſen geſchlagen werden, das verſteht ſich von ſelbſt und es iſt blos unbegreiflich, daß ſie noch nicht bis auf den letzten Mann ausgerottet ſind. Dann wird dem Volke verſichert, daß man die Zahl der feindlichen Truppen gar nicht übertrieben habe, und das Mährchen hinzufügt: ein deutſcher General, der Frankreich recht gut kenne, habe gefragt: „Ihr wollt Frankreich wegnehmen? habt Ihr eine Million Soldaten?“ und als man dieſe Frage verneinen mußte, habe er fortgefahren: „nun ſo wird es Euch nicht gelingen.“ — Dann wird erinnert, wie viele

Feſtungen der Feind im Rücken habe — daß Frankreich dem alten Rom gleiche und im Unglück ſich nur noch furchtbarer mache — daß Bayard und Roland bei der Annäherung des Feindes nie gefragt haben: wie viele ſind ihrer? — Alle dieſe kleinen Kunſtgriffe kann man einem feilen Zeitungsſchreiber recht gern verſtatten; aber, wenn er, wie dieſer, die Unverſchämtheit ſo weit treibt, ſeinen Leſern unter dem 28ſten Januar aus Turnhout zu erzählen: daß es nicht möglich ſei, ſich eine Idee von den brutalen Gewaltthätigkeiten der Preuſſen und Koſacken zu machen; daß ſie zerſtörten blos aus Vergnügen am Zerſtören; und wenn er am Ende gar ein Mährchen von den alten gemißhandelten Prieſtern hinzufügt, die er aber nicht nahmhaft machen kann — ſo hat er offenbar ſolche Bilder nur aus den Erzählungen der wenigen, aus Deutſchland und Rußland zurückgekehrten, Franzoſen geſchöpft, denn auf dieſe paßt das Gemälde Zug für Zug. Es wäre zu wünſchen, daß die Koſacken den Herrn Redacteur erwiſchten, und ihn mit ihren Kantſchus erinnerten, daß man fein unter ein ſolches Gemälde ipse fecit ſchreiben müſſe.

Es iſt merkwürdig, daß Boiſſy d'Anglas in einer Proklamation an die Einwohner von La Rochelle, dieſe unter andern durch den Gedanken zu erſchüttern ſucht: „daß der Feind Franzoſen gegen Franzoſen bewaffne und dem Vaterlande durch die Hände ſeiner eignen Kinder den Untergang bereiten wolle.“ — Aber daß Napoleon hundermal Deutſche gegen Deutſche

ſche bewaffnet hat, das ſoll uns nicht erbittern, das geſchah zu unſerm Heil.

Eben ſo merkwürdig iſt der neuliche Tagesbefehl, in welchem die Generale davon unterrichtet werden, daß die einquartierten Franzoſen die Einwohner dergeſtalt mißhandeln und quälen, daß ſie gezwungen werden ihre eigenen Häuſer zu verlaſſen. Man ſoll die Truppen erinnern, daß ſie bei ihren Mitbürgern ſind. — Das heißt mit andern Worten: wenn ſie nicht bei ihren Mitbürgern wären, dürften ſie thun was ſie wollten. Freilich haben wir in Deutſchland leider oft genug erfahren, daß das die Meinung des Weltbeglückers war.

Die Danziger Zeitungen vom vorigen Jahr ſind jetzt auch ſehr luſtig zu leſen. Man muß bisweilen laut auflachen, wenn man ſieht, mit welcher bleiernen Mühe Rapp geſucht hat, die Alliirten zu verſpotten. Da heißt es unter andern: wir hätten den Rückzug nach Schleſien für eine Kriegsliſt ausgegeben — (wann? wo?) — wir hätten in Breslau einen Waffenſtillſtand begehrt, da es doch notoriſch iſt, daß Napoleon ihn angetragen. — Bernadotte habe Hamburg und Lübeck wieder geräumt, damit die Franzoſen ſechszig Millionen Contribution dort erheben könnten u. ſ. w.

Aus einer ruſſiſchen Proklamation, die, Rapp's Verſicherung zufolge, am 2ten Juni bei den Vorpoſten ausgeſtreut worden, heben wir folgende Stellen aus: „und warum ſollten die tapfern Bewohner des Herzogthums

„Warſchau, indem ſie ihre Unabhängigkeit bei-
„behielten, nicht Rußland zugehören, wie Un-
„garn Oeſtreich zugehört?“

„Polen würde ſeine Sprache, ſeine Geſetze
„und Privilegien beibehalten. Der Kaiſer
„Alexander wird Euch nicht nach entfernten
„Ländern marſchiren laſſen wie Napoleon; er
„will Euer Land nicht mit Rußland vereini-
„gen, denn ſein Reich iſt ſehr ausgebreitet.
„Aber warum ſollte das Herzogthum Warſchau
„nicht nach dem Beiſpiel Ungarns ein unab-
„hängiges Land unter der Garantie Rußlands
„ſeyn?“

„Welcher Beweggrund könnte die braven
„Polen veranlaſſen, Frankreich länger zu die-
„nen, da Polen jetzt wieder unabhängig ge-
„worden iſt?“

Wenn dieſe Proklamation ächt iſt, ſo iſt Polens künftiges Schickſal wohl nicht mehr zweifelhaft, und man muß hoffen, daß die Polen es verdienen werden. Wenn man einen Blick auf die Geſchichte mancher Völker und beſonders auf die neueſte wirft, ſo ſollte man faſt vermuthen, daß eine milde Regierung ihnen läſtig ſei. Buonaparte hat ſie Alle mit eiſerner Ruthe beherrſcht, und doch hingen manche an ihm wie jene Frau an ihrem Manne, weil ſie alle Tage geprügelt wurde. Der Mann ſtarb, ſie verband ſich mit einem ſanften liebreichen Gatten und — war nicht glücklich. — Im Allgemeinen geſprochen: die Völker ſind in Hinſicht des Bedürfniſſes regiert zu werden, Kindern zu vergleichen; Völker-Regierung iſt Kinder-Erziehung; der Mann, der an der

Spitze einer Erziehungsanſtalt einen Haufen Kinder trefflich erzieht, der wäre gewiß auch ein trefflicher Staatsmann. Aber was würde aus dem Haufen ſeiner Zöglinge werden, wenn er ſie Alle über Einen Leiſten ſchlüge? wenn er nicht den eigenthümlichen Character jedes der ihm anvertrauten Kinder ſtudierte und hiernach Mittel und Maaßregeln wählte? — es giebt Kinder, die man mit freundlichen Blicken und Worten ziehen kann, es giebt Andere, welchen man durchaus Ernſt, auch wohl gar den Stock zeigen muß. — Gerade ſo verhält ſichs mit den Völkern und mich dünkt, es ſei ein Nachtheil für die europäiſche Fürſten-Cultur, daß die Fürſten weniger fragen: *wen* ſollen wir regieren? als: *wie* ſollen wir regieren? Bei *jener* Frage nemlich ſetzen ſie voraus: *Menſchen*, und dieſe Menſchen verwechſeln ſie mit der *Menſchheit*, von der ſie, Gott ſei Dank, einen hohen Begriff haben; nach dieſem Begriffe ſtellen ſie ſich ihre Unterthanen vor, welche oft noch nicht einmal die Stufen zum Throne der Menſchheit erreicht haben, und erſtaunen dann, wenn ihre reinſten, edelſten Abſichten verkannt, verworfen oder boshaft gehindert werden. Sie ſind wohlmeinende Erzieher, die mit roh aufgewachſenen Knaben gleich Cicero's Buch von den Pflichten leſen wollen.

Peter der Große griff es anders an. Seine Reiſen, ſeine Kenntniß der Geſchichte, hatten — wenn es nur auf das *wie* ankam — ihm Regierungsmuſter genug gezeigt, allein der Inſtinct ſeines Genie's — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — ſagte ihm *wen* er regieren ſollte und daß er das *wie* ſelbſt erſchaffen müſſe. Carl, der ſogenannte

Große, führte einen eben ſo ungerechten Krieg gegen die Sachſen, als Napoleon gegen die Spanier; das kann aber nicht geleugnet werden, daß, *wenn* er nun einmal ſie unterjochen *wollte*, oder, wegen unauslöſchlicher Erbitterung, ſie unterjochen *mußte*, er kein wirkſameres Mittel ergreifen konnte, als ſie aus ihrem Vaterlande in ferne Provinzen zu verſetzen. Es war ſehr hart, aber dieſe Härte war nothwendig geworden, und nur in ſo fern er dieſe Nothwendigkeit veranlaßt hatte, war er ſtrafbar. Wenn jemals ähnliche Fälle wiederkehren ſollten, ſo würde ein Monarch, deſſen Gewiſſen die *Veranlaſſung* nicht drückte, ohne alles Bedenken der Vollſtrecker der *Nothwendigkeit* werden dürfen, ja vielleicht um des Heils ſeiner Staaten willen, werden *müſſen*. Denn gleichwie es Knaben giebt, an denen, in der Kindheit verwahrloſt, Hopfen und Malz verloren iſt, und die der Erzieher durchaus von ſeinem Häuſlein abſondern und verbannen muß, wenn er Ruhe haben und vor Anſteckung bewahren will, ſo auch *Völker*. Kurz, das Studium der Regierungs-Kunſt muß mit dem Studium des Characters der Völker beginnen, ſonſt ſteht man in Gefahr, von Blumen ein Band zu weben, um einen Tyger daran zu gängeln. —

Doch wieder auf die Danziger Zeitung zu kommen: Der General Rapp treibt die Unverſchämtheit ſo weit, zu behaupten, der König von Preuſſen habe, in ſeiner Verordnung wegen des Landſturms, den Unterthanen Meuchelmord, Giftmiſcherei und die unerhörteſten Verbrechen zum Geſetz gemacht. Natürlich verdient dergleichen keine andere Antwort als die tiefſte Verachtung. Allein da wir hören, daß Vandamme von Moskau den Weg nach Sibirien hat einſchlagen müſſen, ſo können wir nicht umhin, ihm einen Reiſegefährten zu wünſchen. —

Anmerkung. Die lobpreiſende Recenſion des Müllerſchen Pasquills auf Rußland, ſteht nicht in der *Jenaiſchen* ſondern in der *Halliſchen* Literatur-Zeitung, welches Verſehen ich wieder gut zu machen eile. Uebrigens bleibt Alles anwendbar, was ich darüber geſagt habe.

Kurze
Geſchichte der Flibuſtier,

erzählt nach Raynal.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 7.

Friede!

Mit welchem Entzücken würde ich dies Wort verkünden, (zumal da ich hinzufügen kann, daß hier von einem *allgemeinen Frieden*, einem *dauernden Weltfrieden* die Rede iſt) wenn er von den verbündeten Mächten und nicht blos von dem Herrn *Doctor Lips* in Erlangen geſchloſſen worden wäre. Dieſer wackere Mann hat in einer *kleinen* Schrift das *große* Problem gelöſt, woran ſo mancher gute Kopf ſich ſtumpf gedacht hat, nemlich, wie es anzufangen ſei, den Krieg gänzlich aus der Welt zu verbannen. „Sollen wir immer „nur die Erde verſchönern“ fragt er „um ſie „irgend einmal wieder verwüſten zu können? „die Künſte nähren, um ſie wieder vergeſſen „zu müſſen? Geld ſammeln, um es rauben zu „ſehen? Kinder erziehen, um ſie aufs Schlachtfeld zu ſchicken? — iſt das deine Beſtimmung göttliches Geſchlecht? müſſen Mord „und Elend ſich ewig wiederhohlen? dann „Fluch dieſem Daſein! u. ſ. w.“

Leider iſts nun einmal ſo! der Krieg iſt ein Stück aus unſerer thieriſchen Natur. Es giebt keine Thiergattung auf der Welt, die nicht oft unter ſich oder mit andern haderte, und der Menſch ſollte keine Ausnahme machen. Im Gegentheil, gerade das, was über das Thier ihn erhebt, ſein geiſtiges Vermögen, eröffnet ihm auch neue, den Thieren unbekannte Quellen des Krieges. Dieſe kämpfen nur um ihre körperlichen Bedürfniſſe, der Menſch um Befriedigung der Herrſchſucht, Rachſucht, des Stolzes, der Eitelkeit, der Habgier und wie die ſchönen Sächelchen alle heißen, die wir ſo glücklich ſind vor den Thieren voraus zu haben. Eben deswegen thut uns der Herr Doctor Lips auch zu viel Ehre an, wenn er uns ein göttliches Geſchlecht nennt; mit unſerer Göttlichkeit iſts nicht weit her, darum iſt aber doch der Krieg nicht unſere Beſtimmung, ſondern nur eine von den vielen Krankheiten der Menſchheit, von welchen ſie von Zeit zu Zeit heimgeſucht wird. Nun kann es wohl einzelne Staaten geben, ſo wie es einzelne Menſchen giebt, die bis ins hohe Alter geſund bleiben, doch in der Regel müſſen Alle bisweilen zum Doctor ſchicken, und dieſer Doctor verordnet Aderlaß, den Krieg, ohne ſich an ſeinen Collegen, den Hrn. Doctor Lips, zu kehren.

Hat dieſer letztere auch wohl bedacht, wenn er den Krieg aus der Welt verbannen will, womit er den Anfang machen muß? — mit Verbannung der Leidenſchaften; und wie viel Großes und Schönes nehmen dieſe mit ſich hinweg! dann erſt, wenn die Leidenſchaften aus der Welt verſchwunden wären, dürfte der Herr Doctor ſagen: „Laßt uns „kriechen mit der Schnecke.“ — Alſo wird die Erde wohl ewiglich verſchönert und wieder verwüſtet werden. Wir verſchönern ſie aber nicht, um ſie zu verwüſten, ſondern wir verwüſten ſie, weil ſie verſchönert iſt.

Da jedoch zum Verſchönern Zeit gehört, und in der That viel Zeit, ſo würde der Herr Doctor ſich ſchon ein großes Verdienſt erwerben, wenn er uns nur lehren könnte, die Kriegs-Pauſen zu verlängern, denn in dieſe Pauſen hat der liebe Gott das Bischen Menſchenglück gelegt, weil bekanntlich verſchönern ein weit größerer Genuß iſt, als das Verſchönerte beſitzen.

Der Herr Doctor giebt zu, daß der Krieg eine Zeitlang unſerem Geſchlechte nothwendig ſei — (er iſt ihm gar nicht nothwendig, ſondern nur eine nothwendige Folge unſerer Leidenſchaften) — „wie Stürme der phyſiſchen Natur um auszutoben“ — (der Gedanke, daß der Sturm nur um des Austobens willen da ſei, war mir ganz neu) — „um die Rohheit des Thieres abzuſtreifen“ — (nein, ſondern weil wir auch Thiere ſind: nicht abſtreifen, ſondern verwandeln müßten wir uns) — „bis hinter der phyſiſchen Hülle endlich der Glanz unſerer inneren moraliſchen Natur hervorbricht, und Recht und Cultur allgemeiner Wunſch und Bedürfniß werden.“ — Dazu bedürfen wir keiner Kriege. Dem Schwächern iſt Recht und Cultur ſtets Wunſch und Be-

Bedürfniß, vor wie nach dem Kriege: der Stärkere haßt das Recht zu jeder Zeit, weil es den Gebrauch ſeiner rohen Kräfte beſchränkt. Der Rechtszuſtand, den der Herr Doctor eintreten läßt, und ihn eine Beſtimmung, eine höhere Epoche der Menſchheit nennt, iſt nur ein Product der Erſchöpfung, eine Pauſe. Die Menſchheit gleicht jenem Kinde, welches, nachdem es Stundenlang entſetzlich geſchrien, plötzlich ſtill wurde. Gottlob! ſagte der Vater, endlich hat der Balg doch ausgeſchrien. Ne! ne! rief das Kind, ich verpuhſte mich nur. — Man frage Napoleon, der ſich jetzt auch bald verpuhſten wird, was Er für einen Rechtszuſtand hält? meine Univerſalherrſchaft, wird er antworten, und mit ihm ein Jeder, der die Gewalt beſitzt, eine ſolche Herrſchaft zu gründen: denn Gewalt und Mißbrauch ſind unzertrennliche Gefährten, und ſo lange man dieſe nicht trennen kann, ſo lange iſt auch an keinen dauernden Weltfrieden zu denken.

Der Herr Doctor verfällt in einen großen Widerſpruch, wenn er auf Einer Seite von einer immer fortſchreitenden Vervollkommnung der Menſchheit träumt, und auf der andern behauptet, ihr Lauf und Beſtimmung ſei gleich dem Gange der einzelnen Menſchen: ihre Kindheit findet er in der Periode des Mittelalters; ihre Jünglings- oder Flegel-Jahre in der Periode der letzten drei Jahrhunderte, und ihr Mannes-Alter ſoll, geliebt' es Gott, jetzt eintreten. Allein er vergißt ganz und gar von dem Greiſen-Alter zu ſprechen; das muß doch auch endlich eintreten, und wie ſieht es dann mit der fortſchreitenden Vervollkommnung aus? —

Krieg ſoll nur in die Flegel-Jahre der Menſchheit gehören. Wir aber, in ihren männlichen Jahren, (daß Gott erbarme!) ſollen uns zum Recht, als der Krone der Menſchheit, erheben; es ſoll ein Völker-Rechts-Tribunal errichtet werden, „das „in dem Willen Aller eine unwiderſtehliche „Execution ſeiner Ausſprüche findet; und das „ſei nun die Baſis des künftigen „Friedens.“ — Mit wenigen Worten viel geſagt. Der Herr Doctor meint es herzlich gut, er hat nur einige Kleinigkeiten aus der Acht gelaſſen. Nemlich zuerſt wird man einige hundert Jahre darum Krieg führen, ob ein Völker-Rechts-Tribunal exiſtiren ſoll oder nicht. Dann wieder ein Krieg von einigen hundert Jahren, über die Frage: was Völker-Recht eigentlich ſei? (Denn bekanntlich hegen Napoleon und ſeines Gleichen ganz andere Begriffe davon als der Herr Doctor). Geſetzt nun, beides ſei feſtgeſetzt und entſchieden, ſo wird ein dritter endloſer Krieg entſtehen, um den Willen Aller zu vereinigen. Dieſer allgemeine Wille wird immer nur durch den Stärkſten unter ihnen erzwungen werden, allein der Stärkſte wird bald dieſer bald jener ſeyn, und ſo iſt dann die Baſis des künftigen Friedens ein Sandhaufen unter einer Marmorſäule. — Darin hat der Herr Doctor freilich ganz Recht, daß nur in dem Mangel eines Richters der Grund aller neuern (und ältern) Kriege lag und daß der Character aller bisherigen Geſchichte Selbſthülfe war; mögte er auch nur darin Recht haben, daß der Character der Zukunft Rechtshülfe ſeyn müſſe. Aber ich wage ſogar zu behaupten, daß, wenn alle ſeine frommen Wünſche in Erfüllung gingen, und ſein großer Völkerrath nun wirklich da ſäß und richtete, ſelbſt dann das Recht nicht immer, vielleicht nur ſelten obwalten würde. Denn wo will er die Räthe hernehmen? Wenn ihm der liebe Gott nicht erlaubt, zu dieſem Behuf die Conſcription unter den Engeln einzuführen, ſo wird uns wenig geholfen ſeyn. Männer wie Ariſtides werden ſelten gebohren, noch ſeltener an ihren Platz geſtellt. Man denke ſich nur all das Triebwerk, welches in ſtrittigen Fällen die verſchiedenen Mächte in Bewegung ſetzen würden, um die Richter für ſich zu gewinnen! — Unbeſtechlich — hat irgend ein Schriftſteller nicht grundlos behauptet — iſt kein Menſch auf der Welt, wenn man nur erſt abgelauſcht hat, wodurch er zu beſtechen iſt.

Daß für die Entſcheidungen dieſes Tribunals keine Garantie ſich denken laſſe, iſt, nach des Herrn Doctors Meinung ein bloßer Glaube, denn zu den Zeiten des Fauſtrechts habe man auch nicht an die Möglichkeit geglaubt, Privatrechte ohne Selbſthülfe zu ſichern, und nun ſei es doch geſchehen. Ja, aber warum iſt es geſchehen? weil ein Stärkerer da war, deſſen Vortheil es erheiſchte. Dieſer Stärkere ſoll hier der Wille Aller ſeyn, dieſer Wille Aller iſt ein Unding und folglich auch das ganze Tribunal. Jeder Staat von Europa ſoll zu dem Völker-Rathe Abgeſandte ſchikken — (nun die werden natürlich den Vortheil ihrer Committenten vor allen Dingen in Obacht nehmen) — das Präſidium ſoll alle Jahre wechſeln — (wozu überhaupt ein Präſident? ſoll er großen Einfluß haben — wie man daraus ſchließen muß, daß er jährlich gewechſelt werden ſoll — ſo wird jeder Präſident während ſeines Jahres eine Art von Univerſal-Monarch ſeyn.) — Die ſtreitenden Partheien ſollen ſich unbedingt unterwerfen — (da ſitzt der Knoten. Das werden ſie wohl bleiben laſſen, wenn ſie die Stärkern ſind.) — Den Widerſpenſtigen ſoll man durch die geſammte National-Militair-Macht von Europa bändigen — (weiß der Herr Doctor wie es herging, wenn vormals die Reichs-Truppen zu einem Reichs-Kriege aufgeboten wurden? gerade ſo würde es wieder gehen. Geſetzt ſeine National-Militair-Macht käme wirklich zuſammen, und der Widerſpenſtige wehrte ſich dennoch, was hätten wir dann? Krieg! und folglich iſt immer auch Krieg, den er doch verbannen will, ſein letztes Mittel den Rechtszuſtand aufrecht zu halten.) —. Um dieſe geträumte Friedens-Baſis noch feſter zu begründen, verlangt der Herr Doctor, ſämmtlichen Völkern ihre natürliche Grenzen anzuweiſen, die er, gleich Arndt, in der Sprache findet. Dieſem nach wird Frankreich ſehr beſchnitten, Rußland hingegen ſoll ſich ſo weit ausbreiten dürfen, als ſeine Mundarten gehen, alſo auch über Polen. — (Nein, damit wären wir in dieſem Falle nicht zufrieden; wir müſſen auch

Böhmen und alle die Staaten haben, in welchen noch ſlaviſche Mundart herrſcht; das gäbe denn gleich einen neuen Krieg.) —

Genug! — Der Herr Doctor macht auf dem Titelblatte den erhabenen Herrſchern Europa's ein Geſchenk mit ſeiner Schrift. — Dem Könige von Perſien durfte man bekanntlich ohne Geſchenke nicht nahen. Ein armer Mann, der ihn gern ſprechen wollte und doch gar nichts zu geben hatte, ſchöpfte Waſſer in die hohle Hand und präſentirte es dem Monarchen.

Was wird Napoleon thun, wenn er die letzte Schlacht verliert?

Daß er ſeinem Character getreu bleiben werde, darf man vorausſetzen, denn das Lob muß man ihm laſſen, daß er nie einen Augenblick inconſequent gehandelt hat. Alſo — in dieſer Vorausſetzung prophezeihe ich, er werde die Ueberreſte ſeiner Truppen zuſammenraffen, ſich in Paris werfen, jede Straße, jedes Haus vertheidigen, den Siegern nichts als einen Steinhaufen überlaſſen und ſich unter die Trümmer von Paris begraben, wenn nicht etwa früher die Pariſer ihn aus der Welt ſchaffen. Ich weiß wohl, daß ich hier gewiſſermaßen eine Art von Lob ausſpreche, indem ich ihm den Heroismus einer boshaften Verzweiflung

zweiflung zutraue, allein Kraft habe ich ihm auch nie abſprechen wollen, Kraft, deren Nahrung Herrſchſucht und Verachtung der Menſchheit iſt. Noch habe ich in keiner meiner Vermuthungen über ihn mich geirrt, (weil ſie mir Alle von der Menſchenkenntniß aufgedrungen worden); ich habe es vorher geſagt, daß er keinen Frieden machen würde; der Augenblick iſt ohne Zweifel nahe, wo meine jetzige Prophezeihung erprobt werden wird.

Geſchrieben am 25ſten März.

Eingeſandt, und von dem Herausgeber abgekürzt.

Es laſſen ſich Stimmen im Volke vernehmen, welche Unzufriedenheit über die Beinahmen äuſſern, welche man Napoleon giebt, z. B. eines Corſen, eines Tyrannen u. ſ. w. zumal wenn es von ſolchen Männern geſchehe, deren Monarchen ihn als ihren Bruder anerkannt. Werden ſolche Stimmen blos aus Zärtlichkeit für Napoleon laut, ſo iſt dagegen gar nichts einzuwenden; denn es giebt ja auch Leute, die gern Spinnen eſſen; wer wollte über den Geſchmack ſtreiten. Iſt aber vom Recht die Rede, ſo dient zur Antwort: Der Krieg iſt kein Rechts- ſondern ein Noth-Zuſtand, und keiner hat zum Kriege ein Recht, weil keiner die Pflicht hat, ſich ſchlagen zu laſſen. Krieg iſt Aufkündigung aller vorhergegangenen Anerkennungen und Vertragsverhältniſſe, die kommen ſämmtlich in das Depoſitum des künftigen Friedens.

Aber, ſagt man, der Anſtand muß bei Ehren bleiben. — Hierauf erwiedert der Einſender: Im Kriege giebt es gar kein *Urtheil* über den Feind, ſondern nur ein *Thun* gegen ihn. Die Urtheilskraft der Partheien verliert ſich in dem ſtarken Willen. Der Krieg iſt keine *Kunſt*, ſondern eine *Noth*. Man ſchlägt ſich nicht,. um zu ſchlagen, wie die Teufel in der Hölle thun, ſondern um Frieden zu haben. Iſt der Krieg eine Kunſt, ſo ſpielen ihn nur die Künſtler — die *Armeen*, und das Volk kann in ſeinen Urtheilen den Feind *küſſen*, den die Armee *ſchlägt*. Iſt aber der Krieg ein Mittel zum Frieden, ſo wird das Urtheil im Volke zu einer Kanone und ſeine Worte werden zu Bajonetſtichen. Folglich ſind, was wir gegen Napoleon ſprechen und ſchreiben, nicht Urtheile ſondern *Waffen* und der Sprecher und Schreiber nicht Zuſchauer des Krieges, ſondern Landwehrmänner im Dienſt, die aus der Ferne ſchießen, daß die Welt es höre. Jedes Thier hat eine beſtimmte Waffe, der Menſch allein kann aus Allem, auch aus ſeiner Seele, eine Waffe ſchmieden. Uebrigens ſind die ehernen Kanonen noch weit gröber, als Zunge oder Pinſel, und iſt es denn artiger, auf Napoleon zu ſchießen, als ihn auf dem Weltmarkte zur Schau zu ſtellen?

Gedan-

Gedanken beim Leſen der Zeitungen.

Als neulich der Hauptmann der Räuberhöhle, die vormals **Hamburg** genannt wurde, die letzten Wein-Vorräthe requirirte, und die Eigenthümer um Schonung baten, erklärte er: „Wein und Brodt müſſen meine Soldaten haben“ — (Man hätte ihm antworten können, was jener Prinz einem Landſtreicher antwortete, welcher vorgab, er müſſe doch leben: je n'en vois pas la nécessité.) — „Ich muß für ſie, wie für meine Kinder ſorgen.“ — (Hier legt der Herr Marſchall das ſehr naife Bekenntniß ab, auf welche Weiſe er künftig für ſeine Kinder zu ſorgen geſonnen iſt, nemlich durch Plündern. In Deutſchland haben wir andere Begriffe von der Pflicht eines Vaters für ſeine Kinder zu ſorgen; wer unter dieſem Vorwande ſtehlen wollte, der käme übel an.) — „Ich werde aus Hamburg ein zweites Troja machen, wenn gleich der Homer mir fehlen wird, meine Thaten zu beſingen.“ — (Wir zweifeln keinen Augenblick, daß er vor Begierde brennt, Hamburg in Flammen auflodern zu ſehen, denn Blut und Flammen ſind ſeine Erquickung; wenn er aber zweifelt, daß man ſeine Thaten beſingen werde, ſo irrt er ſehr. Die Deutſchen ſind dankbar. Homere giebt es freilich nicht unter ihnen; aber ſie thun was ſie vermögen. Schon iſt ein Werkchen erſchienen, betitelt: Davouſt, des

Teufels Leibdiener, welches ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt und er darf, wenn er einmal zur Unterwelt hinabſinkt, den Heroſtrat kühn verſichern, daß auch er ſeinen Namen verewigt habe.) —

In dem aufgefangenen Briefe von Cambacérés an Napoleon ſteht unter andern: „Einige Artikel, die der Polizei-Miniſter in kleine Journale einrücken laſſen, und einige Nachrichten, die im Moniteur ſtehen; haben die öffentliche Meinung beſſer geſtimmt.“ — Abermals ein Beweis, mit welchem Vortheil die Franzoſen ſich ihrer Flugblätter bedienen. Da müſſen die Redacteurs, auf Befehl der Miniſter, ſogar Lügen einrücken, indeſſen in Deutſchland oft die Wahrheit verboten wird.

Im vorigen Sommer ſpotteten die Franzoſen wohl viel über die patriotiſchen Mädchen, die vor Begierde glühten, perſönlich mit zu fechten und ich glaube wir ſpotteten ſelber mit, was nicht recht war; denn ſchon ſind einzelne Fälle bekannt geworden, wo ein tapferes Mädchen mit gekämpft und dem Vaterlande ihr Leben geopfert hat; (zum Beiſpiel eine Prochaska aus Potsdam, wo ich nicht irre.) Damals bemerkte ich, wenigſtens in Berlin, daß die Haupturſach, warum man ſo geringſchätzig von dieſer Bewaffnung ſprach, in der irrigen Meinung lag, die man von jenen Frauenzimmern hegte, welche ſich zuerſt erboten ins Feld zu ziehen; man glaubte nemlich, es wären blos Dirnen von zweideutigem Rufe. Warum man gerade nur ſolchen einen dem Tode trotzenden Patriotiſmus zutraute? das weiß ich nicht und mögte faſt behaupten, daß den unbeſcholtenen Damen dadurch kein Compliment gemacht wurde. Wenn aber der ſittſame Anſtand eines Mädchens zu der Vermuthung berechtigt, daß ſie zu den Beſſern ihres Geſchlechts gehöre, ſo muß ich ſolches auch von denen behaupten, die damals zuerſt den heroiſchen Entſchluß faßten, die Nähnadel mit dem Schwerdt zu vertauſchen.

Doch dem ſei wie ihm wolle, kurz, wir lachten und die Franzoſen lachten auch. Jetzt hingegen fordert das Journal de Paris das weibliche Geſchlecht ſehr ernſtlich auf, in den Kampf zu eilen. Jedes Frauenzimmer ſoll ſich rühmen können, wenigſtens Einen Feind getödtet zu haben; Liſt und Gewalt ſoll anzuwenden erlaubt ſeyn, weil man die Franzoſen zu Sklaven machen wolle. (Daß doch die Franzoſen keinen Mittelweg kennen, zwiſchen zu Sklaven machen oder ſelbſt Sklaven werden! immer ſcheint ihnen Eines von beiden ihre Beſtimmung zu ſeyn.) — Aber nun kommt eine merkwürdige Stelle: „Des Feindes Todesſtunde muß ſchlagen, ſei's um Mittag oder Mitternacht.“ — Was ſoll das heißen? — es kann nicht anders gedeutet werden, als auf Meuchelmord. Die Weiber ſollen, mitten unter ihren Gunſtbezeugungen, den Sorgloſen einen Dolch in die Bruſt ſtoßen. Denn ſchwerlich hat der Verfaſſer dieſes Artikels den bewaffneten Weibern anrathen wollen, einen nächtlichen Angriff auf den Feind zu machen; folglich bleibt keine andere Auslegung übrig. — Es zeigt ſich doch auch hier wiederum eine merkwürdige Verſchiedenheit zwiſchen Deutſchen und Franzoſen. Die deutſchen Mädchen erhuben ſich unaufgefordert und hatten ihren erſten Kampf gegen den Spott zu beſtehen, der freilich bei den meiſten die Heldenglut, erſticken mußte. Die franzöſiſchen Mädchen bleiben unter gleichen Umſtänden ſtill ſitzen und werden ſehr ernſtlich aufgefordert zum — Meuchelmord. Sonſt iſt der Spott die glückliche Waffe der Franzoſen, der Ernſt die der Deutſchen. Wie kommt es denn, daß beide Völker nur bei dieſer Gelegenheit die Waffen gegen einander ausgetauſcht haben? Beide verſtanden ſie nicht zu führen; in beiden Händen arten ſie aus: der Spott der Deutſchen wurde Hohn, der Ernſt der Franzoſen — Ermahnung zum Meuchelmord.

Es iſt ein einfältiges altes Sprüchlein: Unrecht Gut gedeiht nicht, und Napoleon mag ſich oft darüber luſtig gemacht haben, denn es ſchien ihm ſehr wohl zu gedeihen. Wenn man ſich erinnert, was er vor 5 oder 6 Jahren zu den Deputirten ſeiner Handelskammer ſagte: „Es ſind über Tauſend Millionen „Brandſchatzung vom Auslande nach Frankreich „gekommen“ und wenn man nun doch lieſt, wie es mit ſeiner Bank ausſieht und wie er täglich tiefer in Armuth verſinkt, ſo freut man ſich, daß das alte, ſo trotzig verhöhnte Sprüchlein herrlich wieder zu Ehren gekommen iſt.

Zu den hamburger Deputirten ſagte er: er wolle nicht eher ruhen, bis er die ganze Handelswelt in das vierte Jahrhundert zurückverſetzt habe, um ſie dann in diejenige Form zu gießen, die Er ihr beſtimme. Damals bekannte er alſo ausdrücklich, daß er die alte Barbarei wieder einführen wolle; denn man verſetzt die Handelswelt nicht in das vierte Jahrhundert, ohne zugleich alles übrige mit hinein zu verſetzen; eben ſo wenig als man die veredelten Fruchtbäume eines Gartens abhauen und wilde Schößlinge erziehen kann, ohne zu bewirken, daß der Eigenthümer des Gartens wieder Holzäpfel ſpeiſen muß. Er mochte wohl in den Geſichtern der Herren Deputirten eine gewiſſe innere Empörung leſen, denn er fügte hinzu: „man wird mich einen Nero, einen „Caligula nennen, aber daraus mache ich „mir nichts.“ — Nun freilich, wer ſich daraus nichts macht, der iſt allerdings in ſeiner Art ein großer Mann? —

Kleinigkeiten.

Es giebt ein altes naifes Sprüchlein, welches Jedermann zum Wahlſpruch erkieſen ſollte:

Ich leb', weiß nit, wie lang,
Ich ſterb', und weiß nit wann,
Ich fahr', weiß nit wohin,
Mich wundert daß ich luſtig bin.

Ein Geizhals, ein Ehrſüchtiger, ein Wollüſtling, ein Eroberer u. ſ. w. darf nur ſtatt des

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 8.

Vorläufiges Verhör des Juſtizrath Crome.

Noch iſt nicht einmal ein Jahr verſtrichen, und ſchon gewährt es eine ſeltſame, tragi-komiſche Empfindung, die Anſichten, Urtheile und Prophezeihungen zu leſen, die der Juſtizrath Crome (der aber nicht mehr zu der Juſtiz, ſondern unter die Juſtiz gehört) in ſeinem ſchwarzen Büchlein: Deutſchland's Criſe und Rettung, genannt, im Juni 1813 drucken ließ. Da der rächende Arm der Gerechtigkeit den Vaterlands-Verräther noch nicht erreicht hat, ſo wollen wir vorläufig ein kleines Verhör mit ihm anſtellen und ihn, nach Befinden, wenigſtens in effigie, dahin hängen wo die Raben ihn erwarten. Seine Antworten ſind wörtlich aus ſeiner Schrift gezogen.

Inquiſit trete hervor. — Wie heißen die Männer, die, zum Regieren gebohren, Werkzeuge der Vorſehung waren, um den Deutſchen die Bahn vorzuzeichnen auf der ſie wandeln ſollen?

Crome. Carl der Große. — Guſtav Adolph. — Napoleon.

Frage: Wie kommt Chriſtus zwiſchen die beiden Schächer?

Crome. Guſtav Adolph legte durch ſeinen Sieg bei Lützen, den Grund zur deutſchen Freiheit und Cultur.

Frage: Und doch vergleichſt du ihn mit Napoleon?

Crome. Weil Napoleon am zweiten Mal in eben dieſen Gefilden entſchieden hat, ob künftig ruſſiſch-aſiatiſche oder deutſch-fränkiſche Cultur in unſerm Vaterlande herrſchen ſolle.

Frage: Warum denn deutſch-fränkiſch? warum denn nicht deutſch allein?

(Inquiſit ſtockt.)

Frage: Und wie ſteht's denn mit der deutſchen Freiheit die Guſtav Adolph gründete?

Crome. Wohl dem Volke deſſen Schickſal in die Hände eines großen und weiſen Mannes gelegt iſt.

Frage: Iſt Napoleon ein Solcher?

Crome. Es iſt nicht daran zu zweifeln, denn ich, der Juſtizrath Crome in Gieſſen, habe ſolches drucken laſſen.

Frage: Welche Folgen wird es haben, wenn die Ruſſen bis an den Rhein, oder bis nach Frankreich und Spanien vordringen?

Crome. Die Folgen ſind nicht zu berechnen für Deutſchlands politiſche Verfaſſung und nordiſche Cultur, für Leben und Freiheit, Vermögen und häusliches Glück ſeiner Bewohner.

Frage: Da nun die Ruſſen wirklich ſo weit vorgedrungen ſind, zeigen ſich etwa dieſe Folgen bereits?

Crome. Nein, noch nicht. Aber da, wo Rache geübt und jede Leidenſchaft befriedigt wird, da müſſen Tauſende unglücklich werden, da muß die Cultur zurückgehen u. ſ. w.

Frage: Ueben denn die Ruſſen Rache? und befriedigen ſie jede Leidenſchaft?

Crome. Nein noch nicht, aber —

(Inquiſit ſtockt.)

Frage: Was haben die Verbündeten gethan, indem ſie die Völker zur Freiheit riefen?

Crome. Sie haben die Geſetze mit Füßen getreten und Alles zerriſſen, was die bürgerliche Geſellſchaft zuſammen hält.

Frage: Was that denn Napoleon, als er die Ungarn öffentlich aufrief, ſich einen andern König zu wählen?

(Inquiſit erröthet ein wenig.)

Frage: Was wird in Deutſchland geſchehen, wenn die Ruſſen ſiegen?

Crome. Ein allgemeiner Revolutionskrieg wird in Deutſchland ausbrechen, der um ſo länger dauern wird, da der Parteien und Intereſſen ſo viele ſind.

Frage: Da nun die Ruſſen geſiegt haben, iſt dieſer Revolutionskrieg ausgebrochen?

Crome. Nein noch nicht.

Frage: Giebt es viele Parteien und Intereſſen?

Crome. Bis jetzt ſcheint es leider nur eine einzige zu geben.

Frage: Wofür hätten wir uns geſchlagen, wenn es nicht ſo wäre?

Crome. Für das politiſche Intereſſe auswärtiger Mächte, das uns fremd iſt.

Frage: Wofür ſchlugen wir uns im Jahr 1812?

(Inquiſit ſtockt.)

Frage: Was wiederfuhr den Franzoſen in Rußland?

Crome. Der Feind konnte ihnen nie mit Erfolg die Spitze bieten, aber Hunger und Kälte entkräfteten ſie.

Frage: Warum denn nicht auch die Ruſſen?

Crome. Die aßen und wärmten ſich.

Frage: Warum jagten die Franzoſen ſie nicht fort und ſetzten ſich an ihrer Stelle zu Tiſche? da doch der Feind ihnen nie widerſtehen konnte?

Crome. Sie ſetzten ihren Marſch fort.

Frage: Warum blieben ſie denn nicht da und bedienten ſich ihrer Bequemlichkeit?

Crome. Sie bahnten ſich einen Weg mit dem Degen in der Fauſt, bis an die Weichſel.

Frage: Und wo blieb Napoleon?

Crome. Der begab ſich nach Paris, wo ſeine Gegenwart äußerſt nothwendig war.

Frage: War das Schickſal ſeiner Armee auch in die Hände eines großen und weiſen Mannes gelegt?

(Inquiſit ſtockt.)

Frage: Was wurde nun ausgebrütet?

Crome. Thörigte Pläne. Man wollte z. E. Norwegen an Schweden geben.

Vor etwas mehr als hundert Jahren, ehe noch die Engelländer auf Jamaika, und die Franzoſen auf St. Domingo ſich einniſtelten, wurden die Spanier von Seeräubern beyder Nationen, nachmals ſo berühmt unter dem Namen der Flibuſtier, von der kleinen Schildkröteninſel verjagt. Dieſe Inſel liegt zwo Meilen von St. Domingo, ſie ward von den Räubern befeſtigt und zum furchtbarſten Schlupfwinkel der kühnſten Verwegenheit gewählt. Sie bildeten unter ſich kleine Partheyen, von 50, von 100, und 150 Mann, ihre ganze Schiffsmacht beſtand aus einer oft ſehr unanſehnlichen Barke, ohne einen Ruheplatz, ohne Schutz für der brennenden Sonnenhitze, und den häufigen Regengüſſen, beyde

Frage: Iſt es denn geſchehen?

Crome (mit niedergeſchlagenen Augen). Ja, es iſt geſchehen.

Frage: Wozu wurde Hamburg verleitet?

Crome. Zu Schritten, deren Folgen nur durch die menſchenfreundliche Geſinnung Napoleons beſtimmt werden können.

Frage: Wie hat dieſe menſchenfreundliche Geſinnung ſich bis jetzt geäußert?

Crome (ſtammelnd). Hamburg iſt verbrannt und geplündert und ſeine Einwohner ſind zum Thore hinaus gejagt worden.

Frage: Was vergaß man bei jenen thörigten Planen?

Crome. Napoleon's Genie; die Reſſourcen die er zu erſchaffen weiß; die Anhänglichkeit der Nation, die ihm Ruhe und Wohlfahrt verdankt.

Frage: Was ſagt von dieſer Ruhe und Wohlfahrt Raynouard, der Repräſentant des franzöſiſchen Volks?

Crome. Er hat mein Buch nicht geleſen.

Frage: Was that Napoleon in drei Monaten?

Crome. Mehr als eine ganze lange Reihe von Regierungs-Jahren mancher Könige und Kaiſer je aufzuweiſen hat.

Frage: Wie verſchaffte er ſich das nöthige Geld?

Crome. * Ohne alle neue Auflagen, blos durch den Verkauf der bisherigen überflüſſigen und ſchlecht benutzten Gemeindegüter.

Frage: War das eine gute Finanz-Operation?

Crome. Sie verdiente vielleicht auch in andern Staaten bei gehöriger Sicherheit für die Gemeinden und deren Creditoren nachgeahmt zu werden.

Frage: Leiſtete Napoleon dieſe Sicherheit?

Crome. Freilich, er ließ ſie Alle in ſein großes Schuldbuch ſchreiben.

Frage: Und Alle freuten ſich dieſer neuen Wohlfahrt?

Crome. Er war ſo gnädig, ihnen Spaziergänge und Viehweiden zu laſſen.

Frage: Wie benutzten denn die coaliſirten Mächte dieſen Zeitpunkt?

Crome. Sie benutzten ihn gottlob gar nicht. Wenigſtens haben wir in Gieſſen nichts davon erfahren.

Frage: Was wirkten denn ihre Proklamationen?

Crome. Gar nichts, außer bei Fanatikern, Schwachköpfen, Mißvergnügten und Taugenichtſen.

Frage: Und die übrigen Deutſchen?

Crome. Die blieben legal, vorſichtig, ordnungsliebend und ruhig überlegend. Auch hat Napoleon ſelbſt ſie gelobt.

Frage: Was hat die deutſche Nation davon?

Crome. Es gereicht ihr zum ewigen Ruhme, wenigſtens in Gieſſen.

Frage: Wie betrachten die Völker die Conſtitutionen des franzöſiſchen Kaiſerreichs?

Crome. Sie ſind ihnen angenehm geworden.

Frage:- Wodurch?

Crome. Dadurch, daß ſie liberal und auf Menſchenwürde berechnet ſind.

(Inquiſit erröthet.)

Frage: Sind die deutſchen Mißvergnügten gute Soldaten?

Crome. Noch weit ſchlechtere als die tapfern Landwehrmänner.

Frage: Dieſe ſind alſo ſchlechte Soldaten?

Crome. So ſagt man in Gieſſen.

Frage: Was haben die Koſaken gethan?

Crome. Sie haben einen ſchuldloſen Richter im Halberſtädtſchen zu Tode geknutet.

Frage: Iſt das gewiß?

Crome. Man ſagt es in Gieſſen.

Frage: Worinn irrten manche einſichtsvolle Männer?

Crome. Darinn, daß ſie glaubten, die Koſacken würden ſich jenſeits des Rheins behaupten können.

Frage: Warum irrten ſie darin?

Crome. Weil dem Kaiſer Napoleon, der nie nachgab, dennoch endlich nachgegeben werden muß.

Frage: Was wäre denn geſchehen, wenn die Ruſſen vorgedrungen wären?

Crome. Unſer Vaterland wäre der Schauplatz eines fürchterlichen Krieges geworden.

Frage: Wo ſtehen ſie jetzt?

Crome (ſtammelnd). In Frankreich.

Frage: Bei welcher Gelegenheit würde es Deutſchland am ſchlimmſten ergangen ſeyn?

Crome. Bei ruſſiſchen Retiraden.

Frage: Haben die Ruſſen ſchon retirirt?

Crome (kleinlaut). Nein noch nicht.

Frage: Wie erging es denn Deutſchland bei der franzöſiſchen Retirade?

(Inquiſit ſtockt.)

Frage: Wie kann allein der Krieg beendigt werden?

Crome. Dadurch, daß Frankreich den brittiſchen Leoparden bändigt.

Frage: Und wenn er auf andere Weiſe geendigt würde?

Crome. So würde Europa in fortdauernder, engliſcher Sklaverei bleiben, Deutſchland ausgeſogen, alle aufblühende Induſtrie erſtickt werden.

Frage: Iſt der Krieg ſeinem Ende nahe?

Crome. Ja, und würde ſchon längſt aufgehört haben, wenn ganz Europa das Continental-Syſtem ununterbrochen befolgt hätte.

Frage: Wofür dankt jeder deutſche Biedermann der Vorſehung?

Crome. Dafür, daß ſie Napoleon aus Egypten zurückführte, und bei Lützen noch einmal Deutſchland rettete.

Frage: Bei wem müſſen wir halten?

Crome. Bei unſern Fürſten und Souverains.

Frage: Und gegen wen fechten dieſe jetzt?

Crome (mit niedergeſchlagenen Augen). Gegen Napoleon.

Frage: Welchen Zweck ſuchen die nordiſchen Mächte zu erreichen?

Crome. Deutſchland ſelbſtſtändig zu machen.

Frage: Kann er erreicht werden?

Crome. Ich zweifle gar ſehr daran, und er könnte auch in der Dauer nicht beſtehen.

Frage: Warum nicht?

Crome. Weil Deutſchland kein ungetheiltes Reich iſt; es bedarf eines Stütz-Punkts und eines Schutzes von Auſſen her, und welcher könnte das anders ſeyn, als der große Stifter des rheiniſchen Bundes?

Frage: Aber Rußland?

Crome. Am allerwenigſten. Es ſchont weder ſeine Nachbarn noch ſeine Anhänger.

Frage: Hat Frankreich dieſe geſchont?

(Inquiſit ſtockt.)

Frage: Was würde denn mit Deutſchland geſchehen ſeyn, wenn die nordiſchen Mächte den Meiſter geſpielt hätten?

Crome. Vielleicht wäre es getheilt worden; aber nicht ohne langen, heftigen Krieg, der alle wehrhafte Männer aufgerieben hätte, ehe Deutſchland fremden Gewalthabern zu Theil geworden wäre.

Frage: Warum litten denn die wehrhaften Männer, daß es Frankreich zu Theil wurde?

Crome (nach einer Pauſe). Wohl dem Volke, deſſen Schickſal in die Hände eines großen weiſen Mannes gelegt iſt.

Frage: Wen wollen wir ſegnen?

Crome. Napoleon den Großen, der Deutſchland und Europa durch einen dauernden, allgemeinen Frieden beglücken wird.

Frage: Wie lange hoffen wir ſchon darauf?

Crome (kleinlaut). Seit zwanzig Jahren.

Frage: Wer wird die verſchiedenen Intereſſen ausgleichen?

Crome. Das allumfaſſende Genie des Friedensſtifters von Leoben und Udine, von Lüneville, Amiens u. ſ. w.

Frage: Wodurch?

Crome (ganz leiſe). Durch eine Univerſal-Monarchie.

Frage: Was iſt pflichtwidrig und unwürdig des deutſchen Mannes?

Crome. Jedes öffentliche Raiſonnement gegen die Partei welche unſere Fürſten ergreifen.

Frage: Wann eher iſt dein Buch gedruckt?

Crome. Im Juni 1813.

Frage: Kannteſt du damals ſchon die Partei, welche unſere Fürſten ergreifen würden?

Crome. Ich wollte ihnen von Gieſſen aus dieſelbe vorzeichnen.

Frage: Und was ſagſt du nun, am Ende des März 1814?

(Inquiſit ſtockt.)

Warum ſcheint uns Napoleon im Unglück größer als im Glück?

Es iſt eine allgemeine Bemerkung, daß überhaupt das Glück dem Menſchen ſchwerer zu ertragen wird, als das Unglück; denn dieſes **erweckt** Kräfte, jenes ſchläfert ſie ein; das Unglück iſt ſcharf ſehend, das Glück blind; das Unglück regt den Trieb der Selbſterhaltung mächtig auf, das Glück nur den Hang zu genießen; jener Trieb ſchafft Wunder, denn ſein Zweck iſt eine Einheit; dieſer Hang äfft ihn nach wie die egyptiſchen Zauberer dem Moſes, doch nie iſt er ſo kraftvoll, weil er nicht nach *Einem* trachtet. Im Glücke legt der Menſch großen Werth auf Kleinigkeiten, die er im Unglück verachtet; hingegen wird er im Glück die Menſchen verachten, im Unglück ſie wieder ſchätzen lernen; denn Leiden haben eine ſo reinigende Kraft, daß ſie ſogar bis auf die Umgebungen des Leidenden ſich erſtreckt. Der Glückliche wandelt in einer verpeſteten Atmosphäre und ſieht nur verlarvte Geſichter; der Unglückliche athmet reine Luft, die Menſchen um ihn her nehmen die Larven ab und erblickt er gleich nunmehr nicht lauter *ſchöne* Geſichter, ſo doch lauter *wahre*. Zum Erſtenmale erſcheint ihm die Freundſchaft. Wer nie unglücklich war, kennt die Menſchen nicht, auch ſich ſelbſt nicht. Es iſt fürwahr ein großes Glück, Einmal recht unglücklich zu ſeyn, denn es öffnet ſich eine neue Welt nach Auſſen und im Innern. Das Unglück iſt gleichſam der magnetiſche Schlaf, in welchem man eigne und fremde Krankheiten erkennt und Mittel dagegen verordnet. Die Seele hat ihre Nerven wie der Körper, aber das Glück iſt ein Nervenbetäubender Blumenduft, das Unglück ein kaltes, erquickendes Bad.

Freilich müſſen die verſchiedenen Charactere der Menſchen die heilſamen Wirkungen des Unglücks tauſendfach modificiren, bald ſie ſchwächen, bald verſtärken; bisweilen, doch ſelten, ſie ganz vernichten. Im Ganzen wird doch immer eine mächtig erhöhte Reizbarkeit der Seele ſtatt finden, welche die poſitiven Eigenſchaften des Menſchen erhöht und die negativen unwirkſam macht. Der Muthige wird ein Held; der Furchtſame glaubt muthig geworden zu ſeyn, weil er die Furcht nicht mehr verſpürt. Der Fromme wird ein Schwärmer, der Ungläubige verſtummt. Alles Thätige regt ſich lebhafter, alles Einſchläfernde verdunſtet.

Dieſe allgemeinen Erfahrungsſätze auf Napoleon anzuwenden iſt leicht, weil er den offenſten Character beſitzt, den jemals ein Sterblicher zur Schau trug. Er iſt ein furchtbares Alleinweſen, er hat ſeines Gleichen nicht. Das weiß er und iſt ſtolz darauf. Er will auch ſeines Gleichen nicht haben, denn zu lieben oder geliebt zu werden, iſt ein Bedürfniß welches er nicht kennt. Er hat ſich, wie Simon Stilites, auf eine Säule geſtellt, er läßt ſich alle Theile des Leibes küſſen und empfindet nichts dabei. Fände er jemals einen Menſchen ſeines Gleichen, ſo würde er ihn um ſo heftiger haſſen, je ähnlicher dieſer Menſch ihm wäre. Ihm iſt nur wohl, wenn er allein ſteht. Selbſt der Thron hat nur Reiz für ihn, weil er allein darauf ſitzt, und Univerſal-Monarch wünſcht er nur zu werden, um Alleinherrſcher zu ſeyn. Bei ihm iſt alles auf Alleinheit berechnet. Jener große Philoſoph, der ſich nur ein kleines Plätzchen auſſer unſerm Erdball wünſchte, um ihn dann mit einem Finger zu bewegen, hat den Ort angedeutet, an welchem Napoleon am liebſten ſtehen

hen mögte, denn da ſtände er ganz allein und würde doch den Erdball bewegen. Die Menſchen betrachtet er, wie derjenige ſeine Kanarienvögel betrachtet, der ſie allerlei Künſte gelehrt hat, die er für Geld ſehen läßt. Dieſe Vöglein müſſen Grenadiermützen tragen, exerciren, Kanonen losbrennen, Karren ſchieben, Waſſer ſchleppen u. ſ. w., wobei er ſtets in dem Bewußtſeyn ſich gefällt, daß er ein höheres Weſen iſt, und daß ſie alles das nur durch ihn und für ihn thun. Selbſt ihren Waldgeſang geſtattet er ihnen nicht, ſie müſſen Stückchen pfeifen, die er ihnen vorgepfiffen hat. Sie müſſen ſich ihm auf die Hand oder auf die Achſel ſetzen, aber er weiß recht gut, daß ſie das nicht aus Liebe oder Vertrauen zu ihm thun, ſondern weil ſie Futter oder Schläge bekommen. Und wenn er auch machen könnte, daß ſie ihn wirklich liebten, ſo würde er es nicht wollen, denn Liebe ſetzt Gleichheit voraus, durch die er ſich erniedrigt fühlen würde.

Lebten wir noch im Heidenthum, Napoleon würde längſt erklärt haben, daß er ein Gott ſei, eben ſo wohl als Alexander der ſogenannte Große oder Heliogabal der Unſinnige. Und hat er es in der That nicht ſchon oft erklärt? hat er nicht mit mehr Zuverſicht prophezeiht, als der delphiſche Apoll, der ſeine Weiſſagungen doch wenigſtens in Räthſel hüllte? hat er ſich nicht oft die Läſterung erlaubt: Gott wirke durch ihn? — Man mögte ihn deshalb mit Mahomet vergleichen, aber unrichtig, denn Mahomet wußte daß er betrog und wollte auch nur betrügen, Napoleon hingegen hält ſich in allem Ernſt für ein höheres Weſen; er iſt eine ſchreckliche Geiſſel der Menſchheit, aber ein Betrüger iſt er nicht. Man hält ihn bisweilen dafür, weil er ſo oft Dinge ſagt, ſpricht oder verſpricht, die er weder denkt noch glaubt noch halten will; aber man verſetze ſich nur in ſeinen Standpunkt: ſeine anſcheinenden Betrügereien ſind blos ein Herablaſſen ſeines göttlichen Weſens zu unſerer menſchlichen Faſſungskraft; gleich wie Chriſtus den Himmel ein Reich nannte, um den Begriffen ſeiner ungebildeten Jünger etwas Bildliches zu geben. Napoleon iſt überzeugt, daß das Menſchengeſchlecht am glücklichſten ſeyn würde, wenn es von einem Gotte regiert würde, und er iſt eben ſo überzeugt, daß er ein Gott iſt. Dadurch allein wird auch ſeine Schaamloſigkeit erklärlich, denn ein Gott kann ſich nicht ſchämen vor ſeinen Creaturen die ihn nicht begreifen. So erklärt ſich ferner ſeine unbedenkliche Wahl der grauſamſten Mittel, wenn ſie nur zum Zwecke führen, ſeine Hinrichtungen, ſeine Vergiftungen u. ſ. w., Alles das ſind in ſeinen Augen nur Blitze oder Stürme, deren ſich ein Gott bedient, und die, wenn ſie gleich den Sterblichen die Heerden erſchlagen oder die Saat verwüſten, doch ſehr wohlthätige Folgen haben.

In dieſem Glauben iſt Napoleon ſeit zehn Jahren durch die beſten Köpfe von Frankreich (und leider auch anderer Nationen) ſo unaufhörlich beſtärkt worden, und das Glück hat für ihn ſo manche Wunder gethan, daß er in ſo gemein unter dieſem Himmelsſtrich, ja ſogar nicht ſelten in Gefahr, Hungers zu ſterben. Aber ein Schiff ließ ſich ſehen, und vergeſſen waren alle dieſe Mühſeligkeiten. Es ſey ſo groß es wolle, die Flibuſtier entern es, ohne zu berathſchlagen, und ein geenterteś Schiff war faſt immer ein verlornes Schiff.

In großer Noth griffen dieſe Räuber alle Nationen an, die Spanier aber immer. Der unverſöhnliche Haß, den ſie dieſem Volke geſchworen, gründete ſich — ſonderbar genug! — auf die Grauſamkeiten, die es ehemals an den Amerikanern verübt hatte; doch war dieſe ſeltſame Menſchenliebe, nicht die einzige Triebfeder ihrer Handlungen; man hatte ihnen in der neuen Welt Jagd und Fiſcherey unterſagt, ſie glaubten, was ein Monarch nie glaubt, daß es auch Dinge gebe, die Gott für alle geſchaffen, und der Unwille über dieß Verbot, miſchte ſich in das Gefühl der Rache ihrer unterdrückten Brüder. Sie ſchifften ſich nie ein, ohne den Himmel um Sieg anzuder That mehr als ein Menſch ſeyn müßte, wenn er ſich nicht für einen Gott hielte. Uns kam er im Glück ſehr klein vor, weil wir einen menſchlichen Maasſtab an ihn legten. Sein Bewußtſeyn der Einzigkeit nannten wir Uebermuth; ſein Schleudern der Blitze ſchalten wir Grauſamkeit, und ſein Herablaſſen zu unſerm Faſſungsvermögen ſchien uns Betrug. Nun, im Unglück, kommt er uns größer vor, wir bewundern ſeinen trotzigen Heldenmuth, weil wir abermals ihn beurtheilen, als wäre er nur ein Menſch und halte ſich ſelbſt für nichts weiter. Darum erklären wir uns ſeine Beharrlichkeit aus den gewöhnlichen Wirkungen des Unglücks auf einen Character wie der Seinige: erhöhte Reizbarkeit und durch dieſe vermehrte Thätigkeit, ja Ueberſpannung aller ſeiner intellectuellen Kräfte; da wird aus dem Muthe Trotz, aus der Feſtigkeit Starrſinn, aus der kalten Grauſamkeit heiße Wuth. Man kann ihn vernichten, aber nicht beſiegen, man kann ihn zermalmen, aber nicht rühren; er kann den nagendſten Verdruß empfinden, aber keine Reue. Alles das ſchließen wir aus den Prämiſſen und er kommt uns zwar verabſcheuungswürdig, aber doch groß vor, in ſo fern wir alles dasjenige groß nennen, was einen ſeltenen Grad von Menſchenkraft andeutet; indeſſen er ſelbſt nicht größer und nicht kleiner iſt als zuvor, ſondern immer ganz einfach im Bewußtſeyn ſeiner Göttlichkeit handelt. Daß Jupiter die Titanen beſiegen werde, iſt ihm gewiß. „In drei Monaten“ ſagte er vor vier Monaten „ſollt ihr Frie-

„den haben, oder ich will untergehen.“ Die Franzoſen haben noch keinen Frieden und er iſt auch noch nicht untergegangen, aber um Monate oder Wochen dürfen wir ihn nicht ſchikaniren; er wird Wort halten — nicht den Franzoſen, ſondern ſich ſelbſt. Er wird untergehen, aber nicht allein, ſondern Paris mit ihm, denn es ziemt einem Gotte, daß eine ſolche Stadt ihre Trümmer über ſeiner ſterblichen Hülle aufthürme. Da aber die meiſten unſerer Leſer ſich nicht in dieſen erhabenen Standpunkt verſetzen, ſondern fortfahren werden, ihn als einen Menſchen zu betrachten, ſo müſſe wenigſtens die Anſicht, die ich von ſeinem eignen feſten Glauben ihnen gegeben habe, allen Groll gegen ihn vertilgen, und ſie blos zum Mitleid gegen einen Mann ſtimmen, der eine der ſchönſten Wirkungen des Unglücks, Selbſterkenntniß, nicht zu empfinden vermag; der keinen wahren Freund hat und keinen haben will. — Aber wehe uns! wenn die Altäre dieſes Gottes wieder aufgerichtet werden! dann wird er, gleich dem Vitzliputzli der Mexikaner, die blutigen Opfer bei Tauſenden heiſchen.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 9.

Das Nibelungen-Lied.

In Rückſicht auf ihren Zweck haben dieſe Blätter ſich mit jenem jetzt ſo berühmten Gedicht auf keine andere Weiſe zu befaſſen, als in politiſcher Hinſicht; und ſelbſt in dieſer würden ſie davon ſchweigen, wenn nicht Herr Friedrich Schlegel und mehrere Andere darauf beſtünden, es in den Schulen einzuführen. Das iſt fürwahr zu arg und heißt mit andern Worten: man ſoll der lieben Schuljugend Napoleons Grundſätze predigen. Man leſe nur einmal das Nibelungen-Lied mit Rückſicht auf dieſen Gegenſtand, und man wird ſtaunen! Siegfried, der Held, der ſo ſehr geprieſen wird, der in der jugendlichen Einbildungskraft der Schüler ein Muſterbild für ihr ganzes Leben hinterlaſſen ſoll; wie handelt er? — Ich will mich der Zeunerſchen modernen Verdeutſchung bedienen.

„Er heimſuchte viele Reiche durch ſeinen kräftigen Muth — ja er ſuchte nichts als Kämpfe“ (das that Napoleon auch.) Er ſprach: „was ich nicht freundlich erbitte, das „mag mit Gewalt erwerben meine Hand; „ich getraue mir ihnen abzuzwingen beides „Leut und Land.“ (Es iſt als ob man Napoleon reden hörte.)

Die Nibelungen bewahrten einen Schatz im hohlen Berge, den hatten ſie herausgetragen, um ihn zu theilen. Siegfried kam ohne alle Begleitung des Weges daher geritten; als ihn die Nibelungen ſahen, baten ſie ihn, er möge den Schatz unter ſie vertheilen. Er verſprach es und ſie gaben ihm dafür ein herrliches Schwerdt. Nun theilte er aber den Schatz nicht, ſondern ſchlug mit dem geſchenkten Schwerdte die Könige der Nibelungen todt und behielt den Schatz für ſich. — Wenn dieſe That den Schülern als ruhmwürdig dargeſtellt wird, ſo mögte ich doch wiſſen, welche That Napoleons nicht gleiche Anſprüche zu machen berechtigt wäre? — Siegfried kömmt zu den Burgunden: ſie haben ihn nie beleidigt; ſie empfangen ihn mit der höflichſten Gaſtfreiheit; er aber hat nichts eiligeres zu thun, als ihnen zu ſagen: „Ich ruhe nicht, „es mag nun Jemand lieb oder leid ſeyn, ich „will von Euch erzwingen, was ihr immer „haben mögt; Land und Burgen ſollen mir „unterthan werden.“ (Der leibhaftige Napoleon! Wenn es wahr iſt, daß Carl der ſogenannte Große dieſes Lied der Vergeſſenheit entriſſen hat, ſo wundert mich das gar nicht, denn ihm, der eben ſo eine Geiſſel der Menſchheit war, als Napoleon, mußte daran liegen, daß ſolche Thaten und Grundſätze dem Volke als bewundernswerth aufgeſtellt würden: wenn aber in unſern Tagen Schriftſteller ſich ſo weit vergeſſen, das Leſen derſelben der Jugend als ein Bildungsmittel zu empfehlen, ſo weiß man nicht, was man davon denken ſoll. Oder will man daß der Lehrer jedesmal die Schüler vor ſolchen Schändlichkeiten warne? und daß damit genug gethan ſei? — Aber wer giebt das Gift, blos weil er das Gegengift in Bereitſchaft hält? In dieſem Falle wäre es auch viel zu unwirkſam, um des Giftes ſchnelle Wirkungen zu hemmen. Man weiß, welchen ſtarken Eindruck romantiſche, auſſerordentliche Thaten auf junge Gemüther hervor bringen; man erinnere ſich der Knaben, welche, nachdem ſie Schillers Räuber geleſen, in allem Ernſt auszogen um eine Räuberbande zu bilden. Nun vollends in unſerer Zeit! wo ſo viele, kaum dem Knabenalter entwachſene Jünglinge zu den Waffen müſſen gerufen werden! Man denke ſich einen Solchen, der mit dem Nibelungen-Lied im Kopfe, ſich in Feindes Landen irgendwo ſeiner überlegenen Stärke bewußt iſt, was wird ſchneller ihn zu handeln beſtimmen? ſeine Einbildungskraft oder die Warnung ſeines Lehrers? fürwahr er wird blos an den Ruhm denken, den Siegfried ſich erworben, er wird ſein Schwerdt durch die Luft pfeifen laſſen und ſprechen: „es mag nun Jemand lieb oder leid ſeyn, ich will von Euch erzwingen was ihr haben mögt.“)

Selbſt Fürſtenſöhnen würde es gefährlich und verderblich ſeyn, wenn ſie das Nibelungen-Lied unter diejenigen Schriften aufnähmen,

men, aus welchen ſie Nahrung für ihre fürſtlichen Gemüther ſchöpfen ſollen. Denn was finden ſie da an Königen geprieſen? nichts als die Tapferkeit, die doch fürwahr nur eine untergeordnete Fürſtentugend, und nur zu oft der einzige Schmuck des Kronen-Räubers iſt. Welchen Begriff müſſen ſie von dem Weſen und Pflichten des Königthums ſich bilden, wenn ſie leſen, wie man dem Könige von Burgund ſeine Glückſeligkeit folgendergeſtalt vorrechnet: „Ihr könnt vor Euren Feinden ſicher ſeyn, „könnt mit guten Kleidern Euren Leib zieren, „den beſten Wein trinken und weidliche Weiber minnen, dazu giebt man Euch die beſten „Speiſen die je ein König genoß.“ Man merke wohl: durch dieſe Vorſtellung will man ihn von einer vorhabenden weiten gefährlichen Reiſe abhalten. Niemand ſagt zu ihm: wollt Ihr Euer Volk verwaiſt hinterlaſſen? wer wird unterdeſſen Gerechtigkeit im Lande pflegen? u. ſ. w. Von ſolchen Kleinigkeiten iſt im ganzen Nibelungen-Liede nicht ein einziges mal die Rede, da herrſcht nur überall die gemeinſte, gröbſte Sinnlichkeit. Und ſolch ein Buch ſollte in Schulen eingeführt werden? Pfui! — Auf den Jahrmärkten mag Herr Friedrich Schlegel es verkaufen, ſammt dem gehörnten Siegfried und der ſchönen Magellona, aber unſere Erziehungsanſtalten müſſe es nicht verunreinigen.

Vielleicht glauben diejenigen, die das alberne Mährchen nicht geleſen haben, es müſſe wohl in jeder andern Hinſicht mit ſo großen Schönheiten begabt ſeyn, daß alle Auswüchſe darüber vergeſſen werden müßten; ſie meinen, es ſei doch unmöglich, daß eine Menge vernünftiger Männer, und ſogar viele liebenswürdige Frauen, ſo entzückt davon ſeyn könnten, wenn es nicht großen poetiſchen Werth hätte. Man erlaube mir daher mit kurzen Worten das Ding etwas näher zu beleuchten. Ich ſchwimme freilich gegen den Strom, und werde dieſen nicht aufhalten, aber untergehen werde ich auch nicht.

Siegfried war ein Königskind aus den Niederlanden, ſchön und ſtark, mehr wird nie von ihm gerühmt. Zwar heißt es, man habe ihn mit Fleiß erzogen, wie es ſeinem Adel geziemte und er habe aus eigner Anlage gute Sitten angenommen, aber das ganze Lied beweißt daß man darunter blos die Leibes-Stärke verſtand. Eine der erſten Proben ſeiner herrlichen Anlagen war die ſchon berührte Theilung des Nibelungen-Schatzes. Dann zog er nach Burgund, weil er gehört hatte, daß da, unter dem Schutz von drei Brüdern, eine ſehr ſchöne Prinzeſſin, Namens Chriemhild, hauſe, die wollte er heimführen. Sein erſtes Compliment an die Brüder habe ich bereits angeführt. Der König Gunther ſpricht zu ihm: „Wie hab' ich das verdienet, daß ich meines Vaters Erbe durch Uebermacht verlieren ſollte?" — Aber Siegfried antwortet: „Ich will davon nicht abſtehen. Dein Land und mein Land wollen wir gegen einander ſetzen, wer von uns beiden über den Andern ſiegen mag, dem ſoll alles dienen, Leute und Land." Saubere Begriffe von Herrſcher-Pflichten.

Nachdem es endlich mit Mühe gelungen, ihm dieſen fürſtlichen Studentenſtreich auszureden, ſo bleibt er da, und führt einen Krieg der Burgunder gegen die Dänen und Sachſen mit 1000 Mann gegen 40,000, bekämpft in Perſon beide feindliche Könige und führt ſie gefangen heim. Da wird ein glänzendes Feſt veranſtaltet, bei welchem er Chriemhilden zum erſtenmale ſieht und ſpricht, und beider Herzen ſich entzünden.

Fern über der See wohnte eine Königin, Brunhild, die übermäßig ſchön und dabei ſehr ſtark war. Sie ſchoß den Speer, ſie warf den Stein und that einen gewaltigen Sprung darnach. Wer ihr Gemahl werden wollte, der mußte in dieſen drei Kunſtſtücken ſie beſiegen, ſonſt ſchlug ſie ihm den Kopf ab, und dieſen kleinen Zeitvertreib hatte ſie ſich ſchon oft gemacht. König Gunther, Chriemhildens Bruder, entſchloß ſich dieſen weiblichen Dragoner zu heirathen, und Siegfried verſprach ihm beizuſtehen, wenn er ihm nachher Chriemhilden zum Weibe geben wollte. Das gelobte Gunther. Siegfried verließ ſich auf ſeinen Hehlhut, das war eine Kappe, die er früher einem Zwerge abgekämpft hatte; wer ſie trug war unſichtbar und bekam die Stärke von zwölf Männern, ſeine eigne ungerechnet. Nun zogen ſie hin. An Brunhildens Hofe gab ſich Siegfried nur für Gunthers Dienſtmann aus. Brunhild bereitete ſich zum Kampfe. Man brachte ihr einen Schild, der drei Spannen dick war, vier Kämmerer hatten daran zu tragen. Dann einen Speer von viertehalb Eiſenmaſſen, den abermals drei ihrer Mannen kaum zu ſchleppen vermochten. Dann einen runden Stein, den zwölf Männer kaum fortwälzten. Man kann denken, daß dem Könige von Burgund nicht wohl bei der Sache zu Muthe wurde, und Hagen, Einer ſeiner Verwandten und ſtärkſten Ritter, meinte ganz ehrlich: „die ſollte des Teufels Braut ſeyn.“ — Der Kampf begann. Siegfried ſetzte ſeine Hehlkappe auf und ſagte leiſe zu Gunthern, er wolle das Werk beſtehen, Gunther ſolle nur die Gebehrden dazu machen, ähnlich dem Spiele, welches uns noch jetzt beluſtigt, wo der Eine deklamirt und der Andere, hinter ihm verſteckt, die Hände dazu bewegt. Brunhild ſchoß den Speer auf den Unſichtbaren, daß ihm das Blut aus dem Munde brach, er vergalt es ihr aber durch einen Gegenſchuß, der ſie umwarf. Sie ſprang aber wieder auf, bedankte ſich für den Schuß, warf den Stein zwölf Klafter weit und that auch einen Sprung darnach von zwölf Klaftern, der, beſonders für ein ſchönes Mädchen, eben nicht zierlich mag ausgeſehen haben. Siegfried aber warf den Stein noch weiter und ſprang auch noch weiter darnach, wobei er ſogar den König Gunther trug, damit es ausſehen ſollte, als habe dieſer den Sprung gethan. Da ergab ſich Brunhild. Siegfried zog ſchnell heim, um tauſend Nibelungen zu holen, machte ſich aber den Spaß, ſich dieſen nicht gleich zu erkennen zu geben, damit er noch erſt das Vergnügen haben könnte, einen Rieſen und einen Zwerg zu bekämpfen. Dann führte er ſeine tauſend Nibelungen in Brunhildens Land und nun zogen alle mit der handfeſten Braut nach Burgund, wo die Doppel-Hochzeit gefeiert wurde, obſchon Brunhild ſich nicht wenig wunderte, und ſogar darüber weinte, daß der König ſeine Schweſter einem vermeinten Dienſtmanne gab.

Nun wird die Hochzeitnacht beſchrieben, doch von dem Helden des Liedes blos geſagt: „Siegfrieds Kurzweile war vorzüglich gut." Dem armen Gunther aber ging es erbärmlich, denn als er ſeine Frau minnen wollte, band ſie ihm mit einer ſtarken Borte Füße und Hände zuſammen, „trug ihn zu einem Nagel „und hängte ihn an die Wand, weil er ſie „im Schlafe ſtörte." Da brachte der junge Ehemann, als er ſo wie ein Sack an der Wand hing, freilich eine ſehr unangenehme Nacht zu, und am andern Tage war ſeine Laune nicht die beſte. Er klagte ſein Leid dem Helden Siegfried, der wieder zu helfen verſprach, am Abend ſeine Hehlkappe aufſetzte und Chriemhilden unter den Händen verſchwand. Nun begann in Gunthers Schlafgemach ein Spiel, „das ihm zugleich lieb und „leid war." Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn der Mann einen dritten bei ſeiner Frau weiß, den er ſehen kann, aber vollends einen Unſichtbaren! — — Da blieb ihm nichts anders übrig, als zu horchen mit allen ſeinen Ohren und er war ſo gütig ſich zu überzeugen, „daß heimliche Dinge nicht „geſchahen." Nur zerdrückte Siegfried ihr

weißes

anzuflehn, und kehrten nie mit Raub beladen zurück, ohne ihm für den Sieg zu danken.

Die Schiffe, die aus Europa kamen, waren ſo ziemlich ſicher für ihnen, weil ſie wußten, ſie würden darauf nur Waaren finden, deren Verkauf beſchwerlich und wenig vortheilhaft geweſen wäre. Aber waren dieſe Schiffe auf der Rückreiſe begriffen mit Gold, Silber und Diamanten der neuen Welt beladen, dann lauerte man ihnen auf, dann griff man einzelne Fahrzeuge an, und verfolgte ganze Flotten in der Ferne. Wehe dann dem Schiffe, das zurückblieb, oder durch einen Zufall von den übrigen getrennt wurde, es ward ohne Rettung ein Raub der Flibuſtier. Der Spanier, ſtarr vor Entſetzen, bey dem Anblick eines ſo unverſöhnlichen Feindes, ließ den Säbel aus der Hand fallen, und ergab ſich ohne Gegenwehr. War die gemachte Priſe reich, ſo ſchenkte man ihm das Leben; fand ſich aber der Sieger in ſeiner Hoffnung weißes Hemd, wurde aber von ihr gar unſanft geworfen und gequetſcht. Einen Händedruck gab ſie ihm unter andern, daß ihm das Blut aus den Nägeln ſprang. Endlich bezwang er ſie doch, zog ihr einen Ring vom Finger, nahm ihren Gürtel (beides, wie das Lied ſelbſt geſteht, aus Uebermuth) und gieng wieder zu ſeiner eignen Frau, der er ſeine Beute verehrte, und ihr auch in der Folge das Vergnügen machte, ihr die ganze Scene mitzutheilen. Brunhild wurde ein wenig bleich und verlor durch die Minne ihre große Kraft, ſo daß ſie nun nicht ſtärker war als ein anderes Weib.

Nach der Hochzeit führte Siegfried ſeine ſchöne Frau heim, wo ihm ſein Vater die Herrſchaft übergab und Chriemhilde einen Sohn gebahr. Zehn Jahre nachher meinte Brunhild, es gezieme ſich doch wohl, daß Siegfried, ihr Dienſtmann, einmal wieder einen Beſuch in Burgund abſtatte und ſie überredete ihren Mann, Boten hinzuſenden, die ihn einluden. Siegfried und Chriemhilde folgten dieſer Einladung und wurden herrlich empfangen. Als aber beide Königinnen einſt den Ritterſpielen zuſahen, meinte Chriemhild, ſie beſitze einen Mann, dem alle dieſe Reiche unterthan ſeyn ſollten, denn er ſei wie der Mond unter Sternen. Das nahm Frau Brunhild übel und behauptete, ihr Mann ſei doch noch mehr werth. Als jene darüber ſpöttelte, warf dieſe ihr vor, Siegfried ſei doch nur ein Dienſtmann. Das brachte Chriemhilden in Feuer, und ſie verſicherte der

der Frau Schwägerin, ſie ſolle noch heute ſehen, daß ſie vor ihr her zur Kirche gehen wolle. Sie hielt Wort und nun brach die Glut in lichte Flammen aus. Brunhild nannte Chriemhilden ein Dienſtweib und dieſe antwortete: „Dich verkebſe ich, denn es war nicht mein Bruder, der dir das Mädchenthum abgewann, ſondern Siegfried, dein Dienſtmann, den du minnen ließeſt.“ Zum Beweiſe zeigte ſie ihr Ring und Gürtel. Man kann denken, welch' ein Lärm entſtand und obgleich Siegfried Brunhildens Unſchuld bezeugte, und ſeine Frau, zur Strafe für ihre Schwatzhaftigkeit, tüchtig durchbläute, ſo war doch das gute Vernehmen für immer geſtört, und Hagen ſchürte den Brand, entwarf auch einen Mord-Anſchlag gegen Siegfried, der im Getümmel einer Schlacht das Leben verlieren ſollte, wozu der ſaubere König Gunther ſeine Einwilligung gab. Es wurde eine Fehde vorgeſpiegelt, zu der man ausziehen ſollte. Da ängſtete ſich Chrimhilde, man weiß nicht warum? daß ihr Mann umkommen mögte und vertraute Hagen, er ſei zwar unverwundbar, weil er ſich einſt in Drachenblut gebadet, aber bei dieſem Baden habe ihm ein Lindenblatt zwiſchen den Schultern geklebt, dieſe Stelle ſei folglich nicht von dem Drachenblut benetzt worden. Hagen bat ſie, an dieſer Stelle ein Kreuz auf Siegfrieds Gewand zu nähen, damit er ihn beſchützen könne, und ſie war ſo einfältig dies zu thun. Aus der Fehde wurde nun zwar nichts, aber man veranſtaltete eine Jagd im Waſenwalde, wo

Siegfried einen Löwen (!!) erſchoß, einen Halbwolf mit der Hand todt ſchlug, einen Büffel, einen Elendhirſch, vier ſtarke Urochſen und einen grimmen Brandhirſch erlegte, und zuletzt einen wilden Bären fing und ihn an ſeinen Sattel hing. Als er aber ſich bückte, um aus einem Brunnen zu trinken, ſtieß ihm Hagen den Speer durch das Kreuz, daß er im Herzen ſtecken blieb. Mit dem Speer im Herzen lief er zwar Hagen nach, ereilte ihn auch und ſchlug ihn derb mit dem Schilde, dann aber ſank er entkräftet nieder, hielt noch eine lange Rede mit dem Speer im Herzen und verſchied.

Chriemhildens Jammer war groß, als man ihr den Leichnam vor die Kammerthür trug. An ſeiner Bahre erkannte ſie Hagen für den Mörder, weil bei deſſen Annäherung die Wunden wieder bluteten. Sie bezog eine einſame Wohnung, weinte und betete. Nach einigen Jahren überredete man ſie, den Nibelungen-Schatz holen zu laſſen, den einſt ihr Mann ſo rechtlich erworben hatte. Es war ſo viel Gold und Edelſtein, daß, „wenn man auch „die ganze Welt davon beſoldet hätte, er ſich „doch nicht um Einer Mark werth vermindert „haben würde.“ Man füllte Kammern und Thürme damit, und Chriemhilde ſpendete ſo reichlich, daß der neidiſche Hagen es nicht länger anſehen konnte; er nahm den Schatz und verſenkte ihn in den Rhein.

Dreizehn Jahre war Chriemhild Wittwe, zehn Jahre vermählt geweſen; wenn ſie alſo auch damals erſt funfzehn Jahre zählte,* ſo mußte ſie doch nun ſchon faſt vierzig ſeyn. Demohngeachtet warb, wegen ihrer großen Schönheit, der heidniſche König Etzel aus Ungerland um ſie. Anfangs ſperrte ſie ſich lange, als aber Etzels Geſandte ihr verſprach, Alles zu rächen, was ihr Leides geſchehen, da ergab ſie ſich darin, zog nach Ungarn, gebahr dem Könige Etzel einen Sohn und lebte dreizehn Jahre, ohne ihrer Rache zu gedenken. Nun aber fiel es ihr wieder ein, man weiß nicht warum? und ſie ließ die Burgunder zu einem Beſuche einladen. Hagen hatte zwar viel einzuwenden, allein er zog doch mit, obgleich noch unterweges ihm Donau-Nixen ſein Schickſal prophezeihten. Sie wurden herrlich aufgeommen und bewirthet. Chriemhild fragte Hagen, ob er ihren Schatz ihr mitbringe? „Ich bringe Euch den Teufel!“ antwortet er ſehr höflich. Sie ſchmiedet neue Mord-Anſchläge gegen Hagen, zwei derſelben mißlingen. Endlich überredet ſie ihren Schwager Blödelin, der mit tauſend Mannen in die Herberge ging, wo die Knechte zu Tiſche ſaſſen, Händel vom Zaune brach, und mit Hülfe von noch zweitauſend Hunen, ſie Alle umbrachte, neuntauſend an der Zahl. Nur Dankwart, Hagens Bruder, kam davon, und ſprang, nachdem er Blödelin den Kopf abgeſchlagen, in den Speiſeſaal, wo die Herren ſaßen, und eben Chriemhildens Kind herumgetragen wurde. Als Hagen erfuhr, was vorgefallen, ſchlug er alſobald dem Kinde den Kopf ab, daß er in der Mutter Schooß flog. Nun entſtand ein allgemeines Blutbad, aus dem der König und die Königin ſich kaum erretteten. Die Burgunder machten Alles nieder. Ganze Heere zogen gegen ſie aus, keiner kam zurück. Chriemhilde ließ Feuer an den Saal legen, die drinnen wurden faſt gebraten, und aus Durſt ſoffen ſie das Blut der Erſchlagenen, und verſicherten, es ſei ihnen ſelten ein beſſerer Wein geſchenket worden; ſie löſchten auch die Brände im Blut und kurz, ſelbſt das Feuer konnte ſie nicht bezwingen. Da jedoch immer friſche Mannſchaft anrückte, Einer nach dem Andern fiel und Niemand mehr übrig war, als Gunter und Hagen, ſo gelang es endlich dem Könige Dietrich von Bern dieſe beiden zu überwältigen und in Chriemhildens Kerker zu werfen.

Man ſollte glauben, nun werde ſie den verhaßten Hagen ſchnell ihrer Rache geopfert haben? aber nein, Gold war ihr doch noch lieber, und ſie bot ihm die Freiheit, wenn er ihr den Schatz ausliefern wolle. Er gab vor, er habe geſchworen, den Schatz Niemand zu zeigen, ſo lange noch Einer von ihren Brüdern lebe. Da ließ ſie ihrem Bruder den Kopf abſchlagen, und trug ihn ſelbſt bei den Haaren zu Hagen, der ſie auslachte, und verſicherte, der Schatz ſolle ihr ewig verhohlen bleiben. Da brach ihr Zorn aus und ſie ſchlug ihm ſelbſt den Kopf ab, wurde aber für dieſe Heldenthat von einem gewiſſen Hildebrand erſchlagen, worüber der jämmerliche König Etzel weinte. —

Von 16 Bogen, auf welchen das ganze Nibelungen-Lied gedruckt iſt, füllen die letzten langweiligen Mord-Scenen nicht weniger als vier, alſo der vierte Theil des Ganzen iſt ein bloßes todtſchlagen und immer faſt mit denſelben Worten erzählt. Nun bitte ich jeden vernünftigen, unbefangenen Menſchen, mir anzuzeigen, wo in dieſer Geſchichte etwas für Geiſt und Herz enthalten iſt? ſelbſt die Phantaſie, die beides oft erſetzt, hat keinen Reichthum entfaltet. Solche Mährchen hätte Wieland im Schlafe geſchrieben. — Und iſt das Ding etwa in der Ausführung mit großen poetiſchen Schönheiten ausgeſchmückt worden? — mit keiner einzigen. Da ſucht man vergebens erhabene Gedanken, Charactere oder Bilder. Wenn der Dichter etwas als groß und herrlich beſchreiben will, ſo bedient er ſich hundertmal derſelben Wendung: Ei dergleichen ſah man noch nie!

Vor allen Dingen dreht ſich alles um die Kleider. Was für ſchöne Kleider!. Wie viel ſchöne Kleider! Wie ſie gemacht geweſen? Woraus ſie beſtanden? Das füllt abermals wenigſtens ein Achtel des ganzen Buches und man lernt daraus, daß ſchöne Kleider das wünſchenswertheſte auf Gottes weitem Erdboden ſind.

Der, mit groſſem Wohlgefallen ausgemalte Auftritt in der Hochzeitkammer iſt obſcön, und ich würde mich um ſo mehr wundern, daß ſogar die Damen ſich ſo warm für das Nibelungen-Lied intereſſiren, wenn man nicht wüßte, daß Damen keiner Mode widerſtehen können. Immerhin! aber die Schüler, die laſſe man damit zufrieden, denn, auſſer einigen alten, kräftigen Ausdrücken, Degen, Recken u. ſ. w. können ſie nichts daraus lernen, als wie man brav zuſchlägt, und wie man ſowohl Recht als Ruhm erwirbt, wenn man nur brav zuſchlagen kann.

Wenn Jemand dieſes mein Urtheil über das Nibelungen-Lied ſich zu widerlegen getraut und es nicht zu weitläuftig thun will, ſo ſtehen dieſe Blätter ihm offen. Ich wäre in der That begierig zu hören, was ſich gründliches dagegen ſagen ließe.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß ich dem Nibelungen-Liede denjenigen Werth abſprechen wolle, den es durch ſeine Alterthümlichkeit empfängt. Es erregt eine Empfindung in mir, derjenigen gleich, die mich in Italien ergriff, als ich die erſten Ruinen altrömiſcher Baukunſt erblickte, wenn es gleich nur einige unförmliche Steinhaufen waren. Wenn mir aber Jemand den Verfaſſer des Nibelungen-Liedes als einen Homer aufdringen will, ſo iſt das eben ſo viel, als verlangte er von mir, ich hätte einen unförmlichen Steinhaufen an der Landſtraße dem Coliſeum in Rom gleich achten ſollen.

Napoleons Rache.

Napoleon iſt ſchon oft ſo gnädig geweſen, ausgezeichneten Männern ſeine Sklavenketten an-

anzubieten, aber wehe ihnen, wenn ſie ſie verſchmähten! Kann ſeine Rache ihre Perſon nicht erreichen, ſo wird durch das Gefühl dieſer Ohnmacht ſeine Wuth nur geſteigert, und mit Falkenblicken ſpäht er umher, ob er nicht dennoch an irgend einem Orte, wohin ſein langer Polypen-Arm reicht, ihnen wehe thun könne. Welche ſataniſche Freude, wenn er einen ſolchen verwundbaren Fleck gefunden hat! Bekanntlich glaubt er ein Recht zu haben, nicht allein alle Franzoſen, ſondern auch alle diejenigen, die in Einem der von ihm geraubten Länder gebohren ſind, zu ſeinem Dienſt zu zwingen, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß man nur dem angebohrnen oder ſelbſt gewählten Herrn verpflichtet iſt und daß eines Eroberers Schwerdt dieſe Bande wohl zerhauen, nicht aber neue an ſich knüpfen kann. Man erinnert ſich noch des Beiſpiels des tapfern Generals Winzingerode, deſſen Güter er confiſciren ließ und der ſich ſpäter auf ſeine Citation geſtellt hat, nur freilich nicht ſo wie Er es wollte, ſondern mit gewaffneter, ſiegreicher Hand. Ob nun gleich der Despot hiedurch vor ganz Europa zum Geſpött geworden, ſo hat ihn dies doch nicht abgeſchreckt, mit dem Marquis Paulucci, General-Gouverneur von Liefland und Curland, auf eine noch empörendere Weiſe zu verfahren. Anfangs that er Alles, um dieſen, aus Modena gebürtigen, eben ſo liebenswürdigen als verdienſtvollen Mann, in ſeine Sklaverei zu locken, als aber Alles vergebens war, ließ er ihn am 10ten November 1812 citiren, und, da er nicht erſchien, ſeine Güter ſequeſtriren. Durch dieſes Zwangsmittel hoffte er noch immer, die ſtarke Seele des Mannes zu beugen; glänzende Anerbietungen wurden wiederhohlt, aber gleich ſeinen Drohungen, verachtet. — Was war nun zu thun? Dem Halsſtarrigen ſelbſt beizukommen, unmöglich; aber er hatte ja noch eine alte ſiebenzigjährige Mutter in Modena, die ihren Sohn auf das zärtlichſte liebte und von ihm eben ſo zärtlich wieder geliebt wurde; das war eine verwundbare Stelle, dahin mußte gezielt werden. Am 10ten September 1813 ſprachen die feilen Creaturen, die Napoleon ſeine Richter zu nennen beliebt, zu Modena ein Urtheil in contumaciam über den Marquis Paulucci.

„Man verdammte ihn zum Tode und zur
„Confiscation ſeiner Güter, weil er ſchuldig
„befunden worden, als General der
„Truppen des ruſſiſchen Kaiſers die Waffen
„getragen zu haben, gegen ſeinen
„Souverain und gegen ſein Vaterland.
„Bei Trompetenſchall und Trommelſchlag
„ſollte dieſes Urtheil binnen 24 Stunden
„öffentlich verkündet und angeheftet werden,
„nicht allein an den dazu gewöhnlich
„beſtimmten Orten, ſondern auch an
„der Thür der Wohnung des Verurtheilten.
„Ferner ſollte auf dem öffentlichen
„Richtplatze am Morgen des 14ten
„Septembers eine Säule errichtet und an
„dieſelbe durch Henkers Hand eine Inſchrift
„mit groſſen Buchſtaben geſchlagen
„werden, enthaltend den Namen, Stand

„und Wohnung des verurtheilten Pau-
„lucci, deſſen Signalement, deſſen Ver-
„brechen und Strafe, ſammt dem Datum
„der Sentenz.“

Bis hieher war die ganze Procedur nur eine lächerliche Gaukelei und das wußte Napoleon auch recht gut; darum wandte er ſeinen Dolch nunmehr gegen die alte Mutter. Die Einwohner aller Claſſen hatten nicht allein laut ihren Unwillen über eine eben ſo ungerechte als barbariſche Execution geäuſſert, ſondern ſie hatten auch das Einzige gethan, was in ihrer Macht ſtand, um die einzig-möglichen üblen Folgen abzuwenden, ſie hatten nemlich die ganze Schändlichkeit der alten, würdigen Frau verhehlt und verſchwiegen, welches um ſo leichter möglich war, da ſie, in ihren Jahren, ſich wenig um das bekümmerte, was auſſer ihrem Pallaſte vorging. Aber dann hätte ja Napoleon den ſüßeſten Genuß eingebüßt. Es mußte daher ein feierlicher Zug nach ihrem Pallaſte ſich in Bewegung ſetzen; die Trommeln und Trompeten mußten ſo laut wirbeln und ſchmettern, und die Hammer, welche das Urtheil an ihr Thor nagelten, ſo dröhnend drauf losſchlagen, daß ſie es nothwendig hören und folglich auch fragen mußte: was es gäbe? — Mit hämiſcher Bereitwilligkeit wurde es ihr erklärt, Schmerz und Unwille warfen ſie auf ein ſchweres Krankenlager und die Folge deſſelben war — der Verluſt ihres Geſichts. — Welche unerhörte Barbarei! Welche raffinirte Grauſamkeit!

getäuſcht, ſo ward oft die ganze Equipage ins Meer geworfen.

Pierre Legrand von Dieppe gebürtig, hat auf einer Barke nicht mehr als 4 Kanonen und 28 Mann, und wagt es, den Viceadmiral der Gallionen anzugreifen. In dem Augenblicke, da er deſſen Schiff entert, läßt er ſeine eigne Barke in den Grund ſenken, um ſich und den Seinigen den Weg zur Flucht abzuſchneiden. Die Spanier ſtehen verſteinert bey dieſer Verwegenheit, keiner wagt es, ſich ihm zu widerſetzen. So ſtürzt er, mit der Piſtole in der Hand, bis in die Kajüte des Admirals, der mit ſeinen Officiers Karten ſpielte, er ſetzt ihm das Gewehr auf die Bruſt, und zwingt ihn, ſich zu ergeben. An der nächſten Küſte ward der Admiral, mit den meiſten ſeiner Leute ausgeſetzt, als eine unnütze Laſt des Schiffes, das ſie ſo ſchlecht zu hüten wußten, und man behielt nur ſo viel Matroſen zurück, als nöthig waren, es zu regieren.

Fünf-

Gewiſſenhaftigkeit.

Dieſe rühmliche Eigenſchaft iſt eine Zierde in jedem Stande und muß hochgeachtet werden, ſelbſt da wo ſie zu weit getrieben wird. Denn hat nicht jeder Menſch ſein eigenes Gewiſſen wie ſeinen eigenen Regenbogen? Die Augen des Geiſtes ſind denen des Körpers zu vergleichen. Es giebt nur Einen Regenbogen in den Wolken und nur Ein *Recht* in der moraliſchen Welt. Aber es giebt nicht zwei Menſchen, die von Jenem ein ganz gleiches Bild empfingen, oder von Dieſem ganz gleiche Begriffe hätten.

Ein Beiſpiel *ſeltener* Gewiſſenhaftigkeit haben in unſern Tagen manche Bürger von Bremen aufgeſtellt, da ſie, trotz der patriotiſchen Freude über die Wiedergeburt ihrer freien Hanſeſtadt, dennoch einen zarten Zweifel hegten, ob es nicht als eine Sünde zu betrachten ſei, wenn man den Unterthanen-Eid verletze, welchen Napoleon erzwungen. Der Senat ſah ſich genöthigt, dieſem Skrupel durch folgende Erklärung zu begegnen: „Die Vorſchriften des Chriſtenthums legen uns keinen Gehorſam gegen eine Obrigkeit auf, *die keine Gewalt mehr über uns hat*; die Bande ſind gelöſt, die der Sieger uns aufdrang, warum ſollten wir nicht mit Dank und Freude die Hand des Retters ergreifen!“ — Ohne Zweifel hat der Senat gute Urſachen gehabt, keinen *andern* Grund anzuführen, ſonſt, dünkt mich, wäre es ſchon hinreichend geweſen zu ſagen: ein *erzwungenes* Gelübde iſt nichtig.

Es gab einmal einen gewiſſenhaften Reiſenden, den die Straßenräuber ausplünderten. Als ſie, nach ihrer Meinung, ihm Alles abgenommen hatten, fragten ſie ihn, ob er noch etwas bei ſich habe? er antwortete *nein*, und ſie gingen. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er in einer verborgenen Taſche noch eine Hand voll Gold beſitze, welches die Plünderer nicht gefunden hatten, ſein *Nein* war folglich eine Lüge, die ſein Gewiſſen drückte. Er rief die Räuber zurück, bat um Vergebung, daß er ſie hintergangen und lieferte zu ihrem Erſtaunen das Verheimlichte aus. Wem ſollte *dieſe* Gewiſſenhaftigkeit nicht ein Lächeln entlocken? Doch war ſie wohl nicht weiter getrieben, als die der achtbaren Bremer, die ſich noch immer an Napoleon gefeſſelt glaubten, weil er ſie einſt *gezwungen* ihm zu huldigen. Wer damals dieſe Huldigung ihm verſagt hätte, wäre der nicht todtgeſchoſſen worden?

Mich dünkt ſogar, der Beruhigungsgrund, welchen der Syndicus anführt, könne grübelnde Gemüther noch mehr verwirren. Es ſteht in der Bibel: *Du ſollſt der Obrigkeit gehorchen die Gewalt über dich hat*, nicht aber: du ſollſt der Obrigkeit *nicht* gehorchen, die *keine* Gewalt mehr über dich hat. Ein ſolches ungeheures Recht hat Chriſtus nie der Gewalt einräumen wollen. Es kann Fälle geben — und leider hat es deren in unſern Tagen viele gegeben — wo die *rechtmäßige* Gewalt durch eine *unrechtmäßige* verdrängt wird; ſind dadurch meine Pflichten gegen Jene aufgehoben? — Als die Franzoſen in Moskau waren, konnten da die Einwohner von Moskau ſagen: wir brauchen unſerm Kaiſer nicht mehr zu gehorchen, weil er in dieſem Augenblicke keine Gewalt über uns hat? und hätten ſie es ſagen können, ſelbſt wenn Napoleon einen Eid ihnen abgepreßt hätte? — Die Bremer haben ſich einige Jahre hindurch in derſelben Lage befunden; ihr Kaiſer iſt ihre alte Verfaſſung, der ſie nicht freiwillig entſagten, der ſie folglich treu bleiben mußten, wenn ſie auch während dieſer Zeit keine Gewalt über ſie hatte.

Jener bibliſche Spruch iſt ohnehin Einer von denen, die von dem Eroberer am leichteſten gemißbraucht werden können, denn er darf zu dem unterjochten Volke nur ſprechen: Seht, ich habe Gewalt über Euch, und folglich müßt Ihr mir gehorchen, wenn Ihr gute Chriſten ſeid. Aber noch weit mehr räumt man ihm ein, wenn man zugiebt, daß er mit Recht ſagen könne: Ihr ſeid ungehorſam gegen einen Spruch der Bibel, wenn Ihr Eurem vorigen Fürſten gehorcht, der jetzt keine Gewalt über Euch hat. — Nach meiner Anſicht predigt jener Spruch weiter nichts als: Tragt was ihr nicht ändern könnt, gehorcht weil ihr müßt. Jede andere Auslegung würde nur die heilloſen Grundſätze eines Eroberers ſanctioniren.

Indeſſen wäre ſehr zu wünſchen — nachdem das Beiſpiel einiger Bremer bewieſen hat, welche faſt kränkliche Zartheit des Gewiſſens

wiſſens noch unter den Deutſchen ſich findet — daß irgend ein aufgeklärter Theolog, der ſanfte, ungeheuchelte Frömmigkeit mit klarer Vernunft und eindringlicher Ueberredungsgabe verbindet, kurz, ein Mann wie unſer Krauſe, über jenen Spruch eine Volksſchrift herausgeben mögte, die, über die Rechte der Gewalt, nach rein chriſtlichen Grundſätzen die Begriffe läuterte.

Denkmäler des Uebermuths.

Die Franzoſen haben neuerlich wieder die Thaten des gekrönten Korſen in einer Reihe von großen Prunkgemälden zu verewigen geſucht. Girodet hat ihn dargeſtellt, wie er die Schlüſſel von Wien empfängt — Vernet, wie er am Morgen nach der Schlacht bei Auſterlitz den Marſchällen ſeine Befehle ertheilt — Berthon, wie er zu Berlin den Deputirten des franzöſiſchen Senats Audienz giebt, und ihnen die in der Schlacht bei Jena genommenen Fahnen nebſt dem Degen Friedrichs des Großen übergiebt — Ponce Camus, wie er die Gruft Friedrichs des Großen beſucht — Gautherot, wie er vor Regensburg verwundet worden — Gros, wie er die Armee vor der Schlacht bei den Pyramiden anredet — Derſelbe, die Einnahme von Madrid — Berthon, wie er die Königin von

Preuſſen zu Tilſit empfängt (!) — David, wie die Armee auf dem Marsfelde ihm den Eid der Treue ſchwört und Adler erhält — Gerard, die Schlacht von Auſterlitz und den Empfang des perſiſchen Geſandten zu Finkenſtein — Meynier, wie er nach der Schlacht von Eſſlingen auf die Inſel Lobau zurückkehrt (nemlich geſchlagen.) — Auf den Paradeſtücken ſind die Neben-Perſonen, Marſchälle u. ſ. w. müßige Figuranten in geſtickten Kleidern, mit Bändern und Sternen überladen, und mit ſehr langweiligen Geſichtern. In den Schlachtgemälden herrſcht ein erzwungenes Feuer, eine wilde Mannigfaltigkeit, ein übertriebener Ausdruck, der ein Hauptfehler in der neuern franzöſiſchen Schule ſeyn ſoll. Beſonders wirft man dem Gemälde des berühmten David vor, daß eine fehlerhaftere, verworrenere und unedlere Anordnung nicht gedacht werden könne. —

Da es den, ihre Kunſt entweihenden Malern doch wohl endlich an Stoff fehlen mögte, ſo wollen wir ihnen noch einige der maleriſchſten Scenen aus Napoleons Leben zur künftigen Bearbeitung vorſchlagen: Herr Girodet mag ſeinen Helden darſtellen, wie er bei Leipzig unter dem Galgen ſitzt — Vernet, wie er die bei Hanau genommenen Fahnen an die Kaiſerin ſchickt — Ponce Camus, wie er zwiſchen den Särgen von Lannes und Düroc ſteht — Gautherot, wie er ſich noch niemals ſo wohl befunden hat — Gros, wie er die Verwundeten in Egypten umbringen läßt — Derſelbe, die Einnahme von Paris —

Ver-

Terthon, wie er von Joſephinen ſich ſcheiden läßt — David, den Brand von Moskau u. ſ. w.

Es wäre zu wünſchen, daß die Alliirten, nachdem ſie Paris genommen, alle jene Denkmäler des Uebermuthes nach Moskau ſchicken mögten, wo man im Kreml eine recht artige Gallerie daraus formiren könnte, zur Ergötzlichkeit der Einwohner und der Fremden auf ewige Zeiten.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 10.

Der Utrechter Friede.

Es ſind jetzt gerade hundert Jahre, als der ſpaniſche Erbfolgekrieg den Utrechter Frieden herbeiführte. Damals, wie jetzt, war es Einer der Hauptzwecke der verbündeten Mächte, den Uebermuth des Beherrſchers von Frankreich, Ludwig des 14ten, zu dämpfen; worin ſich aber die Geſchichte unſerer Tage von der Geſchichte jener Zeit weſentlich unterſcheidet, iſt der Umſtand, daß die ſiegreichen Alliirten ſelbſt übermüthig wurden und dadurch die herrlichſten Früchte ihrer Siege, die ſie bereits in den Händen hatten, wieder aufgeben mußten; ein warnendes Beiſpiel, welches künftig in ähnlichen Fällen vorleuchten möge, denn jetzt bedarf es deſſen nicht, da unſre Monarchen nach den glänzendſten Siegen immer dieſelbe Mäßigung beweiſen. „Wo Recht und Sittlichkeit die Maaßregeln der Unterhandlungen leiten, da — „aber freilich auch nur da — iſt eine feſte „und dauernde Begründung des Friedens und

„wahrer geſellſchaftlicher Staatsverhältniſſe zu „gedenken.“ (Voß Geiſt der merkwürdigſten Friedensſchlüſſe.)

Die Schilderung, welche vor hundert Jahren ein öſtreichſches Memoire von Frankreichs bedenklicher Uebermacht entwarf, (Lamberti Tom. III.) hätte man in unſern Tagen nur abſchreiben dürfen. Frankreich, hieß es, habe für ſich allein eine entſcheidende Ueberlegenheit über Oeſtreich; durch ſeine Lage und Grenzen ſei es faſt gegen jeden Angriff geſichert; es werde durch eine doppelte Reihe furchtbarer Feſtungen geſchützt, auch habe es faſt in allen benachbarten Ländern feſten Fuß gefaßt. (Was die Feſtungen betrift, ſo hat Napoleon uns ſeitdem zu ſeinem eigenen Verderben gelehrt, daß man, an der Spitze von hinreichenden Menſchen-Maſſen, ſich nicht daran zu kehren braucht.)

Die Regierungs-Verfaſſung (meint das Memoire weiter) ſei von der Art, daß keine Erſchütterung, kein Umſturz zu befürchten ſei. (Wie ſehr hat es ſich da geirrt!) Krieg und Handel wären Frankreichs einzige Erwerbmittel; auf Eroberungen ſei die ganze Staatsverwaltung gerichtet; der König disponire nach Belieben über Leben und Eigenthum ſeiner Unterthanen; er könne jeden Augenblick, wenn es ihm einfalle, Krieg anfangen und ſeine Politik erfordere ſogar Krieg zu führen, um die Truppen auswärts zu beſchäftigen, (Napoleon würde hinzuſetzen: auch zu füttern) ſie abzudanken ſei gefährlich, weil es innern Krieg herbeiführen könne. Frankreich könne allein eben ſo viel

Truppen ſtellen, als Oeſtreich und deſſen Alliirte zuſammen genommen; an Einkünften beziehe der Staat über die Hälfte mehr als Oeſtreich und durch die Willkühr der Regierungs-Verfaſſung ſei es leicht, immer neue Quellen zu eröffnen. — Alles das war vor Kurzem noch eben ſo wahr, und leider noch wahrer als vor hundert Jahren. Und was bewirkte damals Frankreichs Demüthigung? Die Einigkeit der Verbündeten. Frankreichs Beſtreben war auch damals, wie immer, den großen Bund aufzulöſen, indem es einzelne Mitglieder abwendig zu machen ſuchte. Man wandte ſich zu erſt an den Herzog von Savoyen, dann an den Pabſt, doch beides vergebens. Nun wurde verſucht, Holland zu kirren, man machte glänzende Anerbietungen, aber an der Feſtigkeit des Groß-Penſionairs Heinſius ſcheiterten alle die hinterliſtigen Entwürfe. Auch Marlborough, der große engliſche Feldherr, den man beſtechen wollte, ſtrafte ſeinen Ruf des Eigennutzes lügen. Er ſelbſt, Prinz Eugen und Heinſius entwarfen die Präliminair-Friedens-Artikel, welche zu genehmigen zwar Ludwig der 14te lange zögerte, aber endlich doch, mit Ausnahme eines Einzigen, ſeine Zuſtimmung gab. Man erinnere ſich, wie ſtolz und herriſch dieſer Ludwig ſtets gehandelt hatte, und erſtaune über die Bedingungen, welchen er ſich unterwerfen mußte.

Sein Enkel, Philipp der 5te, ſaß bereits auf dem ſpaniſchen Thron, und ſeinem Urenkel hatten die Spanier ſchon gehuldigt; Philipp ſollte von dieſem Thron herabſteigen, ſollte die ganze ſpaniſche Monarchie, nebſt Neapel, Sizilien und Indien, an Oeſtreich überlaſſen; Ludwig ſelbſt ſollte ſeinen Enkel binnen zwei Monaten dazu bewegen und, wenn er ſich deſſen weigere, mit den Verbündeten gemeinſchaftliche Sache gegen ihn machen; — Ludwig ſollte ſogleich alle ſeine Truppen aus Spanien und Sizilien zurückziehen; — er ſollte dem Handel nach dem ſpaniſchen Indien entſagen; — er ſollte Strasburg und Kehl abtreten und das Elſaß nur mit den Einſchränkungen beſizzen, die der weſtphäliſche Friede beſtimmte; — er ſollte Dünkirchen ſchleifen, den Hafen nie wieder herſtellen und, was er auf Terre neuve beſaß, an England abtreten; — er ſollte den Holländern eine Menge Grenz-Feſtungen als Schutzwände (Barrièren) einräumen, den König von Preuſſen als König anerkennen und ihm Neufchatel und Valengin zuſichern; — dem Herzog von Savoien alles Eroberte zurückgeben und noch obendrein einen Theil von Montferrat, Aleſſandria, Valenza u. ſ. w. — endlich ſollte er auch noch in den Niederlanden eine Menge Feſtungen als Sicherungsplätze einräumen, bis die ſpaniſche Monarchie wirklich an Oeſtreich abgeliefert ſei. Und Alles geſtand Ludwig zu, nur den letzten Artikel nicht, den er ſtandhaft zu erfüllen verweigerte — und ſiehe da, der Uebermuth der Sieger verſcherzte Alles, indem er auch dies Eine noch erzwingen wollte. Es hieß, man müſſe die Lage der Sachen benutzen, um die königliche Macht in Frankreich ſo zu beſchränken, daß ſie keine Kriege aus bloßer Eroberungsſucht mehr

Fünfundfunfzig Flibuſtier begaben ſich ins ſüdliche Meer, und trieben ihre Streifereyen bis an die Küſten von Kalifornien. Um das nördliche Meer wieder zu gewinnen, machen ſie zweytauſend Meilen gegen den Wind in einem bloßen Nachen. Bey der Magellaniſchen Meerenge fällt es ihnen bey, daß es ihnen Schande machen würde, aus einer ſo reichen See ohne Beute zurückzukommen; ſogleich kehren ſie wieder um, und ſteuern auf die Straße nach Peru. Sie wittern aus, daß in dem Hafen von Nauka ein bewaffnetes Schiff liege mit vielen Millionen beladen, ſie greifen es an, erobern es, und reiſen damit zurück.

Le Basque, Jonqué und Laurent de Graff kreuzen vor Carthagena mit drey kleinen, übel ausgerüſteten Schiffen; ſiehe da erſcheinen aus dem Hafen zwey große Kriegsſchiffe, um dieſe Räuber zu überwältigen, und lebendig oder todt nach Carthagena zu ſchleppen. Der Kampf beginnt, die Spanier werden geſchla-

gen

anfangen, keine willkührliche Auflagen machen könne u. ſ. w. Das deutſche Reich war noch nicht einmal zufrieden mit jenen harten Bedingungen; es zog die alten Friedensſchlüſſe von Münſter, von den Pyrenäen, von Nimwegen und Ryßwick aus dem Staube hervor und begehrte, daß Alles zurückgegeben werden müſſe was durch dieſe dem Reiche entriſſen worden, das ganze Elſaß, der Sundgau, die Bisthümer Metz, Toul und Verdün, Lothringen, die Franche Comté u. ſ. w. —

Ludwig temporiſirte, unterhandelte, verhezte und bediente ſich der ſchlaueſten, geſchmeidigſten Männer, um ſeinen Angelegenheiten eine günſtigere Wendung zu geben. Zeit gewonnen, Alles gewonnen, das Sprüchwort bewährte ſich auch hier. Nichts in der Welt ſteht ſtill, Alles ſteigt oder fällt, geht vorwärts oder rückwärts; der iſt der klügſte Mann, der den Augenblick der Sonnenwende des Glücks nicht abwartet, ſondern den nächſtvorhergehenden raſch ergreift. Eugen und Marlborough und Heinſius beſaßen dieſe Klugheit nicht; ſie vergaßen, daß in den Scharmützeln der Politik wie in Feldſchlachten, oft und plötzlich unvorhergeſehene Zufälle eintreten, die auch der Hand des Stärkern den wohlberechneteſten Sieg entwinden.

Die Parthei der Torys im engliſchen Parlament erhielt nach und nach ein Uebergewicht über die der Wighs. Marlborough ſah kein anderes Mittel um ſich und ſeine Parthei zu behaupten, als die Fortſetzung des Krieges. Die Ruhe von Europa und der Glanz des ſchon bewilligten Friedens kamen nicht in Betrachtung, wenn es galt ſeinen Einfluß zu retten, darum legte er allen Beſtrebungen Frankreichs um einen billigen Frieden, Hinderniſſe in den Weg. Vergebens! Die Torys ſiegten und Kaiſer Joſeph der Erſte ſtarb. Schnell und ſchlau benutzte Frankreich die veränderten Verhältniſſe, erregte bei den Seemächten Beſorgniße vor Oeſtreichs Uebermacht, wenn die ganze ſpaniſche Monarchie ihm zu Theil würde; lockte ſie durch vortheilhafte Anerbietungen, machte ſie wirklich kühl gegen ihre Verbündeten. Kurz, England trat mit Frankreich in beſondere Unterhandlungen. Es half nichts, daß der Prinz Eugen ſelbſt nach London reiſte, wo man zwar den Helden hoch ehrte, aber ihn mit leeren Worten abſpeiſte. England und Frankreich hatten ſchon Alles untereinander abgemacht, was auf dem Congreß zu Utrecht verhandelt und beſchloſſen werden ſollte. Der Zweck des ganzen blutigen Krieges, die Erwerbung der ſpaniſchen Geſammt-Monarchie, wurde völlig aus den Augen verlohren. Und was blieb nun am Ende noch übrig von allen jenen ſo hoch geſpannten und dennoch bereits geſchehenen Bewilligungen? — Ludwigs Enkel behielt Spanien und Indien, der Kaiſer mußte ſich begnügen mit den ſpaniſchen Niederlanden und dem ruhigen Beſitz von Neapel, Mailand und Sardinien. Frankreich gab Breiſach, Freiburg und Kehl zurück; von Strasburg u. ſ. w. war nicht mehr die Rede. Der Kaiſer trat dagegen Landau ab und mußte die geächteten Churfürſten von Cölln und Baiern wieder einſetzen. Frankreich erkannte die hannöveriſche Churwürde an, welches ganz überflüßig und eigentlich ein Schimpf für das deutſche Reich war; denn was hatte Frankreich darin zu reden, wenn Deutſchland einen neuen Churfürſten machen wollte? — Das ungefähr war der Inhalt des Raſtadter Friedesſchluſſes, der, trotz alles Sträubens von Seiten Oeſtreichs, eine nothgedrungene Folge des Utrechter war. In dieſem gelobte Frankreich, daß die ſpaniſche Krone nie mit der franzöſiſchen verbunden werden ſolle. (Dennoch hat Napoleon, der ſich ſo oft auf den Utrechter Frieden beruft, mehr als einmal gedroht, Spanien mit Frankreich zu vereinigen.) Ludwig verſprach ferner, die hannöveriſche Erbfolge in England anzuerkennen, (eine Sache, die ihn abermals nichts anging,) Hafen und Feſtung von Dünkirchen zu zerſtören, aber nur gegen eine Entſchädigung; die Hudſonsbai, Neuſchottland, Terreneuve und einige Inſeln an England, Neuſchatel und das Oberquartier von Geldern an Preuſſen abzutreten und deſſen Königswürde anzuerkennen, wogegen aber Preuſſen auf das Fürſtenthum Oranien Verzicht leiſtete. Savoien erhielt Alles Verlohrne wieder und Sizilien als ein Königreich oben drein. Der Churfürſt von Baiern ſollte König von Sardinien ſeyn u. ſ. w.

Die unglücklichen Catalonier, die damals (ſo wie jetzt alle Spanier) die Bewunderung und Theilnehme von ganz Europa erregt hatten, wurden aufgeopfert und blos eine Amneſtie für ſie ausbedungen; ihre Privilegien gingen verlohren. Eben ſo gleichgültig wurden eine Menge Anſprüche kleinerer Fürſten ad acta gelegt, weil ſie ſich blos auf Recht und nicht auf Macht gründeten. — Die Anſprüche des Kaiſers auf Spanien (der Zweck des Krieges) überging man gänzlich mit Stillſchweigen. Der Kaiſer gab ſein Recht nicht auf und Frankreich drang nicht auf die Anerkennung Philipp des Fünften; mit Spanien wurde eigentlich kein Friede abgeſchloſſen, folglich lauter neuer Zunder, der bereit war jeden Funken aufzunehmen.

Nun vergleiche man die Reſultate dieſes Friedens mit den Präliminair-Artikeln, welche Ludwig der 14te bereits zugeſtanden hatte. — Welch' ein Unterſchied! — Hätte man damals den eigenen Uebermuth gezügelt, und in Anſehung des 37ſten Artikels, der Ludwig dem 14ten allzuhart vorkam, nachgegeben, ſo würde nicht allein damals weniger unnützes Blut vergoſſen worden ſeyn, ſondern ganz Europa hätte eine andere, wahrſcheinlich ſeiner Ruhe vortheilhaftere Geſtalt gewonnen. Vielleicht wäre die franzöſiſche Revolution, die Mutter der Napoleoniſchen Greuel, nie erfolgt, wenigſtens hätte Deutſchland, im Beſitz von Strasburg und Kehl, eine andere Rolle ſpielen können, und Oeſtreich, auch vor Spanien aus drohend, würde die franzöſiſche Eroberungsſucht leichter gezügelt haben. Muß folglich nicht jeder rechtliche Mann wünſchen, ſo oft er Geſandte zu einem Friedens-Congreß abreiſen ſieht, ſie mögten an jedem Morgen, ehe ſie zu den Conferenzen ſich begeben, die

Geſchichte jener Friedens-Unterhandlungen leſen und beherzigen? — Man muß den Bogen ſpannen, aber nicht ſo daß die Darmſaiten reißen.

Ein altes Buch von unveraltetem Inhalte.

Vor 111 Jahren wurde in Berlin ein Buch gedruckt, betitelt: Treuherziger Unterricht vor chriſtliche Kriegsleute, wie ſie ſich der wahren Gottſeligkeit und rechtſchaffenen Tapferkeit gemäß verhalten ſollen, aus dem Engliſchen überſetzt. Der König ließ es für ſeine Armee 5000 mal drucken. Der Verfaſſer beweißt zuerſt die Rechtmäßigkeit des Soldatenſtandes, weil Johannes der Täufer von den Kriegsknechten nicht begehre ihren Dienſt zu verlaſſen, ſondern nur Niemanden Gewalt und Unrecht zu thun und ſich mit ihrem Sold zu begnügen. Dann kommt er auf die Nothwendigkeit dieſes Standes und drückt ſich mit einer naifen Schonung folgendergeſtalt darüber aus: „Es gebe gewiſſe Potentaten, deren Tugend noch nicht ſo hoch geſtiegen ſei, daß ihre Nachbarn darin genugſame Sicherheit finden ſollten.“ Er meint wohl Ludwig den 14ten. Hätte er vollends Buonaparte gekannt, der im eigentlichſten Verſtande nichts weiter als ein Potentat, das heißt ein Machthaber, war! — Dann ſetzt der Verfaſſer einige Grundwahrheiten feſt, die Erſte: daß Gottes Segen jedes Heer begleiten müſſe. Wenn gleich Manche ſehr weltlich davon ſprächen, und ſich blos eine gute Zahl von Bataillonen und Schwadronen wünſchten, ſo ſtrafe doch Gott ſolch Vertrauen auf fleiſchlichen Arm als unvernünftigen Hochmuth und Vermeſſenheit. (Er hat es gethan!) Wollte Jemand einwenden, daß ruchloſe Völker durch Verachtung der Gefahr oft Schlachten gewinnen, ſo erwiedert der Verfaſſer: Wenn Gott auf beide Theile zürne, ſo mache er ſie einander wechſelsweiſe zur Peitſche. — Seine zweite Grundwahrheit iſt: Nicht Glück oder Verhängniß erhalte oder tödte in den Schlachten, ſondern Gott allein habe Leben und Tod in ſeiner Hand. (Den Glauben an die Prädeſtination mögten wir doch jedem Krieger empfehlen.) Dann folgen Warnungen vor Flüchen, Unmäßigkeit, Unkeuſchheit, Duelliren und Spielen. Als Muſter werden der Hauptmann Cornelius und der gottesfürchtige Kriegsknecht aus der Apoſtelgeſchichte aufgeſtellt u. ſ. w.

Mangel an Gottesfurcht iſt, dem Himmel ſei Dank! nicht das, was man den ſiegreichen verbündeten Heeren vorwerfen kann, ob es gleich nicht überflüſſig ſeyn möchte, eine neue, Zeitgemäße Auflage dieſes Buchs zu veranſtalten. Allein noch weit nothwendiger mögte eine andere Schrift ſeyn, die, nach geſchloſſenem Frieden, die Krieger vor manchen Dingen freundlich warnte, welche, da ſie nun einmal in der menſchlichen Natur gegründet ſind, wohl ſicherlich auch ſie zu berücken drohen werden. Man denke ſich ihre Lage, ihre Verhältniſſe, ihre Stimmung, wenn ſie ſiegreich aus dem heiligen Kriege zurückkehren. Sie ſind ſich bewußt das Vaterland gerettet, Europa befreit zu haben. Ihr Blut wurde nicht geſpart; mit tauſenderlei Ungemach hatten ſie zu kämpfen. Ihr muthiges Ausharren hat dem Bürger, der in der ſichern Heimath blieb, den Frieden errungen; ihnen dankt er es, daß er nun der Früchte ſeines Fleißes, ſeiner Gattin, ſeiner Kinder wieder froh werden darf. Wie viele Urſachen zu gerechtem Stolze! — Aber ſelten bleibt der Stolz in den Schranken einer edlen Beſcheidenheit. Selbſt der Hochmuth würde hier verzeihlich, wenn nur nicht Uebermuth daraus entſpringt. Jedermann hat das Beiſpiel der Franzoſen noch in friſchem Andenken, und Jedermann weiß, welche Klagen hie und da ſchon zu einer Zeit geführt wurden, als noch nicht ſo viele Lorbeerkronen ſie entkräfteten.

Doch dürfen wir wohl aus manchen Quellen die tröſtliche Hoffnung ſchöpfen, daß, trotz der Verſuchung, auch hier eine erfreuliche Umwandlung vormaliger etwa noch roher Begriffe ſtatt finden werde. Die Beſtandtheile der Heere ſind nicht mehr dieſelben. Gebildete Männer von allen Klaſſen haben ſich unter ſie gemiſcht, der engere Soldatengeiſt iſt dem allumfaſſenden Nationalgeiſt gewichen. Wir werden die Rückkehrenden nicht blos mit lautem Jubel, ſondern auch mit Ehrfurcht empfangen; wir werden ſie dankbar unter uns wieder aufnehmen; aber auch ſie werden nicht vergeſſen, daß Blut nicht das einzige Opfer war, durch welches dieſer herrliche Friede errungen wurde; daß es keinen einzigen Bürger giebt, der nicht nach angeſtrengteſten Kräften dazu beigetragen, und viele — ſehr viele! — die das, was ihnen das liebſte auf der Welt war, dem Vaterlande geopfert haben! — In die Empfindungen dieſer letztern wird ſich, bei der Krieger Heimkehr, ohnehin eine bittere Wehmuth miſchen; wenn nun vollends die Heimkehrenden den Zurückgebliebenen ein Uebergewicht empfinden ließen, welches im bürgerlichen Leben Verſtimmung erzeugte. — Doch nein, das wird nicht ſeyn! Die Edlen, die Tapfern, die nur durch unſer Aller treuliche Unterſtützung ihre Lorbeeren pflücken konnten, werden es nicht verſchmähen, das Blümlein der Beſcheidenheit in ihre Kränze zu flechten.

Traurige Erinnerungen.

Es war in Deutſchland eine der Schmerz erregendſten Erſcheinungen unter Buonaparte's Despotie, daß auch rechtliche Männer die ſonſt nicht zu den elenden Speichelleckern gehörten, dennoch ihre Federn dem Henker ihres Vaterlandes liehen, den franzöſiſchen Sophiſten nachbeteten und auf mancherlei Weiſe Alles was geſchah ſo darſtellten, wie es dem korſiſchen Würg-Engel angenehm war. Dahin gehört auch mittelbar Herr C. D. Voß, den ich übrigens mit Achtung nenne. Hat er gleich ſich nie herabgelaſſen, Buonaparte's Greuelthaten zu rechtfertigen, ſo hat er doch die Maaßregeln der Feinde des Wüthrichs in ein ungünſtiges Licht zu ſtellen geſucht und dadurch mittelbar Buonaparte vertheidigt. Hier einige Beiſpiele aus dem Geiſt der merkwürdigſten Bündniſſe und Friedensſchlüſſe der vor zwölf Jahren erſchien:

„Jeder der kriegführenden Theile“ (heißt es im erſten Bande Seite 15) „er ſei Sieger „oder Beſiegter, ſucht ſich in der Regel als ſehr „bereitwillig zur möglichſt baldigen Beendigung „des Krieges zu bezeigen, wenn auch das eigentliche und verſteckte Beſtreben auf die möglichſte „Verlängerung des Krieges gerichtet ſeyn ſollte. „Das Beiſpiel, was England in der neuern „Zeit vom Gegentheil gegeben hat, iſt vielleicht „einzig in ſeiner Art. Mir wenigſtens iſt kein „Fall unter policirten Nationen in der neuern „Zeit bekannt, wo Friedens-Anträge eines „furchtbaren Feindes ſo kalt und ſtolz, ohne „alle Erwiederung, zurückgewieſen wurden, und „wo Theilnehmer an der Staats-Adminiſtration, in officiellen Erklärungen ſo unverholen „äuſſerten: man müſſe den Krieg fortſetzen, „weil man Vortheile davon erwarte, die der „Friede nicht gewähren könne.“ — Das iſt doch warlich eine nichts bedeutende Anklage. Jeder Fortſetzung des Krieges liegt ja ohnehin die Ueberzeugung oder Hoffnung zum Grunde, daß man Vortheile dadurch erlangen werde. Es iſt eben als wenn ein Spieler, der ſich im Verluſt befindet, erſt noch erklären müßte, er ſpiele deswegen fort, weil er wieder zu gewinnen hoffe; oder als ob man ihm einen Vorwurf daraus machen könnte, wenn er es erklärt. Der Erfolg hat übrigens bewieſen, daß jene Weigerung England's von Europa's Schutzgeiſt eingehaucht worden. Englands Beharrlichkeit verdanken wir unſere jetzige Freiheit; es hat zuerſt klar eingeſehen, was auch ich ſeit Jahren ſchon wiederhohlte, daß mit Buonaparte durchaus kein Friede zu ſchließen ſei, und die verbündeten Mächte haben, Gott ſei Dank! nun auch dieſen Grundſatz angenommen, von dem allein unſer Heil zu erwarten war; ſie haben nun auch erklärt: es ſei vortheilhafter, den Krieg fortzuführen, als mit Buonaparte Frieden zu ſchließen. Dadurch iſt alſo Herrn Voß ein Fall mehr bekannt geworden, den er jedoch in ſeinen neueſten Schriften gewiß nicht tadeln wird. — Auf der 17ten Seite ſpricht der Verfaſſer rühmlich von Friedrich dem Großen, und fügt in einer Note hinzu: „Sein edler und würdiger Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Dritte, hat, auch in dieſer Hinſicht, ſeine Grundſätze ſich zu eigen gemacht. Wer mag dies in der feſten Behauptung ſeines Neutralitäts-Syſtems und in ſeinem ganzen Verhalten, in dieſem ſo höchſt kritiſchen Zeitpunkte verkennen?“ — Ich enthalte mich aller Anmerkungen über dieſe in franzöſiſchem Geiſte geſprochenen Worte, ſo wie über das, was Seite 22 und 23 geſagt wird. Es iſt unverkennbar, daß eine höhere ſchützende Hand ſelbſt das geleitet hat, was in jenen Zeiten uns wohl zu betrüben fähig war. Der Uebermuth mußte erſt den Gipfel

ergen und ihre Kriegsſchiffe erobert. Die Sieger behielten die Schiffe, ſchickten aber die Mannſchaft zurück mit einem Gruß an den Gouverneur: „daß ſie ſolche Schurken nicht „brauchen könnten.“

Zu Carthagena wurden einſt anſehnliche Reichthümer unter holländiſcher Flagge eingeſchifft, um ſie den Räubereyen der Flibuſtier zu entziehen. Michel und Brouage erfahren es, ſie greifen die beyden mit dieſen Schätzen beladenen Schiffe an, und nehmen ihnen Alles. Die holländiſchen Schiffskapitains, empfindlich gekränkt, ſich von Fahrzeugen überwunden zu ſehen, die weder an Größe noch Stärke ſich mit ihnen meſſen konnten, wagen es, Einem dieſer Verwegnen ins Geſicht zu ſagen: „Ohne Beyhülfe deines Kammeraden hätteſt du nicht ungeſtraft mit uns „anbinden ſollen!“

„So laß uns von vorne wieder anfangen:“ verſetzt der ſtolze Flibuſtier: „mein Kammerad ſoll ein ruhiger Zuſchauer bleiben.

„Deine

erreichen, wenn es gelingen ſollte, ihn in den Abgrund zu ſtürzen. Heil uns! daß die Schlachten von Lützen und Bautzen nicht ſiegreich für uns waren; daß die Unterhandlungen während des Waffenſtillſtandes ſich zerſchlugen; daß wir bei Dresden Verluſt erlitten; und dreimal Heil uns! daß Buonaparte in der Gegend von Paris noch die letzten Vortheile erfocht; denn ohne alle dieſe Begebenheiten, die wohl manchen Patrioten bekümmert haben mögen, würden wir vielleicht immer einen rühmlichen Frieden erkämpft, doch nicht von dem befreit worden ſeyn, deſſen Untergang allein den Frieden ſichern kann.

Seite 484 heißt es: „Man hat das Föderations-Syſtem das ganze (18te) Jahrhundert hindurch beibehalten, und am Ende „deſſelben mit dem allerſicherſten Gebrauche „auch den allerauffallendſten Beweis von ſeiner „Unzweckmäßigkeit gegeben. England hat es „am meiſten ausgedehnt und am beharrlichſten „angewandt und wird vielleicht den Nachtheil „davon am erſten auf ſeinen Kopf zurückfallen „ſehn. Frankreich, gegen welches es am erſten „und letzten gerichtet war, dürfte durch ſeine „ſo nachdrucksvolle Widerlegung dieſes Syſtems, auch die Zerſtörbarkeit der für ſo unverwüſtbar gehaltenen Macht Englands beweiſen.“ — Alle dieſe Prophezeihungen ſind zu Schanden geworden. Und worin läge denn auch die innere Unhaltbarkeit des Föderativ-Syſtems? Doch wohl nur darin, daß die Bündniſſe durch Ränke leicht getrennt werden können? — Aber ſind denn zum Exempel die

Feuerſpritzen deswegen unwirkſam, weil alle die Theile, aus welchen ſie beſtehen, vereinzelt werden können? oder hört der Menſch deswegen auf ein zweckmäßiges Geſchöpf zu ſeyn, weil man ihm eine Hand abhauen kann? — Ein Bündniß zwiſchen mehrern Mächten und vollends ein ſolches wie wir es nun erlebt haben, iſt einem Geſundbrunnen zu vergleichen, der viele heilſame Theile in der innigſten Miſchung enthält. Freilich, wenn ein franzöſiſcher Chemiker das Waſſer zerlegt, die innige Miſchung aufhebt, ſo wird kein Kranker ſich dadurch erquicken: aber das iſt ja kein Gebrechen des Geſundbrunnens. Kurz, Einigkeit muß im Bunde herrſchen, und wo die herrſcht, da wird er auch den Zweck erreichen. Wir haben, Gott ſei Dank! das Beiſpiel vor Augen.

Bei Gelegenheit der bekannten, 1718 geſchloſſenen Quadrupel-Allianz, ruft Herr Voß aus: „Wurde je willkührlicher über Länder „und freie Staaten disponirt?“ — O ja, könnte man ihm antworten, Buonaparte hat nie anders als mit der empörendſten Willkühr über Länder und freie Staaten disponirt, ja ſelbſt über ſolche, zu deren Beſchützer er ſich aufgeworfen hatte. Der ganze Unterſchied beſteht darin, daß jene Quadrupel-Allianz die Ruhe von Europa erzielte, Buonaparte hingegen nur immer ſeine eigene Herrſchaft zu vergrößern ſtrebte. — Im Ganzen genommen, iſt es Eines von den Uebeln, die von jedem Kriege unzertrennbar ſind, daß am Ende deſſelben über Länder und Staaten nach Vorſchrift

des

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 11.

Betrachtungen bei Gelegenheit der neuen franzöſiſchen Conſtitution.

Auſſer dem Stifter einer beglückenden Religion, giebt es auf der Welt wohl keinen Sterblichen, dem eine höhere Würde verliehen wäre, als die eines Geſetzgebers. Die größten Monarchen der Erde ſtehn nur auf den Stufen ſeines Thrones. Der beſte Fürſt iſt nur ein Diener der Geſetze; der beſte Fürſt beglückt nur ſo lange er lebt; der Geſetzgeber umfaßt Gegenwart und Zukunft, er ſegnet bis ins tauſendſte Glied. Welche Empfindungen müſſen ſeine Bruſt wechſelsweiſe beengen und erweitern, wenn er zum Erſtenmale ſeinen Sitz einnimmt, um das Glück der kommenden Geſchlechter zu begründen! ja, wäre er ein Atheiſt, in dieſem Augenblick würde er einen Gott erkennen, und, ſchaudernd vor der Erhabenheit des zu beginnenden Werkes, ergriffen von dem Gefühl unzureichender menſchlicher Kraft, zu dem ſeine Zuflucht nehmen, vor deſſen Blick der Baum im Keime und eine

Welt im Sonnenſtäubchen nicht verborgen iſt. Wenn es wahr iſt, daß der Menſch ſein Ich auch bei Hervorbringung ſolcher Werke nie ganz verleugnen kann, in welchen er ſchon ſich ſelbſt als einen Abgeſchiedenen betrachten ſollte, ſo dürften freilich die neuen Regierungsformen nur von Engeln entworfen werden; da aber die Engel, ſeit der Evangeliſten Zeit, nichts mehr in die Feder dictiren; ſo haben manche Staaten dem Egoismus vorzubeugen geſucht, indem ſie einen Fremden zum Geſetzgeber wählten. Locke und Rouſſeau wiederfuhr dieſe Ehre in neuern Zeiten, und in der alten Welt war es nichts ſeltenes, daß neue Staaten ihre Geſetze aus der Fremde holten; denn ſo waren ſie ſicher, daß keine perſönliche Rückſicht genommen, kein Stand über die Gebühr begünſtigt wurde.

Das neue Reichsgrundgeſetz der Franzoſen iſt von Franzoſen entworfen worden. Von welcher Claſſe unter ihnen, das würde man leicht errathen, wenn es auch nicht bekannt wäre. Zum Theil hat die Conſtitution von 1791 ihnen vorgeſchwebt. Zugleich aber auch die engliſche, die ſchon ſo lange, und mit Recht, für ein Muſter gilt. Es verſteht ſich, daß Bemerkungen über eine Conſtitution, die ein großes, neu erſtandenes Volk, hoffentlich für Jahrhunderte, ſich heute giebt, mit derjenigen Achtung geſchrieben ſeyn müſſen, die dem erhabenen Gegenſtande entſpricht und daß ſie alsdann nicht mißgedeutet werden, dafür bürgt der Schutz, den dieſelbe Conſtitution einer nicht gemißbrauchten Preßfreiheit zuſagt.

Die Conſtitution von 1791, welche dem Könige am 3ten September überreicht und von ihm angenommen wurde, iſt in vielen weſentlichen Dingen von der jetzigen unterſchieden. Der Adel, die Paire, die erblichen Diſtinctionen, die Ritterorden u. ſ. w. wurden abgegeſchafft. (Alle ſind nun wieder hergeſtellt. Die Franzoſen, die einſt gegen ihren alten Adel ſo großen Widerwillen bezeigten, haben jetzt den alten wieder und einen neuen obendrein.) Kein öffentliches Amt ſollte erblich ſeyn. (Die Würde der Senatoren iſt es jetzt.) Die geſetzgebende National-Verſammlung ſollte nur aus Einer Kammer, aber aus 745 Mitgliedern beſtehen, die alle zwei Jahre neu erwählt wurden. (Jetzt beſteht ſie aus zwei Kammern, die Mitglieder der erſten bleiben es zeitlebens und die der letztern wechſeln erſt nach fünf Jahren.) Der König konnte das geſetzgebende Corps nicht auflöſen. (Jetzt kann er es.) Der König mußte ſchwören der Nation und dem Geſetz treu zu ſeyn. (Jetzt ſchwört er blos, daß er die Conſtitution annimmt und befolgen will, welches freilich auf Eins herauskommt.) Die Miniſter durften nicht Mitglieder des geſetzgebenden Corps u. ſ. w. ſeyn. (Jetzt dürfen ſie es.) Der König konnte das geſetzgebende Corps blos einladen, über einen Gegenſtand zu berathſchlagen. (Jetzt ſoll er bei Abfaſſung der Geſetze mitwirken, doch iſt die Art dieſer Mitwirkung, ſo wie vieles andere, noch nicht feſtgeſetzt.) Nur das geſetzgebende Corps ſollte Krieg beſchließen. (Dieſer wichtige Punkt iſt, zum Erſtaunen aller Wißbegierigen, in der neuen Conſtitution ganz mit Stillſchweigen übergangen. Sollte es bei dem, was die Conſtitution von 1791 feſtſetzt, ſein Bewenden haben, ſo möchte das ſchwerlich Gedeihen bringen.) Zur Gültigkeit der Dekrete des geſetzgebenden Corps ſollte zwar des Königs Beſtätigung erforderlich ſeyn, doch wenn er ſie verweigerte, ſo mochte dieſe Weigerung blos einen Aufſchub verurſachen, und, wenn die beiden folgenden Verſammlungen der Geſetzgeber die verworfenen Dekrete von neuem belieben würden, ſo ſollten ſie dennoch gelten. (Jetzt iſt des Königs Beſtätigung unbedingt nothwendig.) — Der König ſollte der oberſte Chef der Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande ſeyn. (Dieſen wichtigen Punkt berührt die neue Conſtitution gar nicht. Man könnte zwar ſagen: indem ſie die Regierung für monarchiſch erkläre, habe ſie auch dieſes, mit der vollziehenden Gewalt gewiſſermaßen verknüpfte Vorrecht, ihr bereits ertheilt, auch haben die Soldaten Ludwig dem 18ten geſchworen; allein die Grenzen ſeiner Macht als Heeres-Fürſt ſind ganz unbeſtimmt geblieben.) — Bei den Gerichtshöfen ſollte der König blos die Commiſſairs ernennen. (Jetzt beſetzt er die Richterſtellen aus drei ihm vorgeſchlagenen Candidaten, ernennt die erſten Präſidenten und die General-Procureure.) — Es ſollte dem Könige zuſtehen, Friedens- Allianz- und Handels-Traktate zu ſchließen, doch mußte der geſetzgebende Körper ſie ratifiziren. (Auch über dieſen höchſtwichtigen Gegenſtand findet ſich kein

Wort in der neuen Conſtitution.) — Im 6ten Titel oder Abſchnitt der Conſtitution von 1791 lieſt man folgendes Staats-Grundgeſetz: „Die „franzöſiſche Nation thut Verzicht darauf, jemals einen Krieg zu unternehmen, in der Abſicht Eroberungen zu machen, und wird ſich „nimmer der Gewalt bedienen, gegen die Freiheit irgend eines Volkes.“ (Es wäre zu wünſchen, daß dieſer Artikel nicht allein in der neuen franzöſiſchen Conſtitution, ſondern in allen Conſtitutionen von Europa ſtünde.) — Das ungefähr ſind die weſentlichſten Punkte, in welchen jene Conſtitution von der heutigen abweicht. Ehe wir unſere Betrachtungen erweitern, wollen wir die letztere nunmehr mit der engliſchen vergleichen, die, ſeit der Revolution von 1688, ſtets mit Ehrfurcht gehandhabt worden, keine weſentliche Veränderungen erlitten, und die öffentliche Freiheit, unter dem Schutz aller Gewalten, unangetaſtet bewahrt hat. —

England hat auch zwei Kammern: ein Unterhaus (in Frankreich das geſetzgebende Corps) und ein Oberhaus (in Frankreich der Senat). — Die Mitglieder des Oberhauſes ſind Pairs und erblich, gleich den Senatoren. Hier ſtoßen wir aber ſogleich auf einen mächtigen Unterſchied. Der König von England ernennt die Pairs und ihre Zahl iſt unbeſchränkt. In Frankreich ſind die jetzigen Senatoren, die ihre Würde *ſelbſt* für erblich erklärt haben, von der vorigen Regierung ernannt, welche Vertrauen zu ihnen hatte, und dieſes Vertrauen auch bis zum letzten Tage gerechtfertigt ſah.

Sie bleiben, als Grundpfeiler der neuen, von ihnen ſelbſt entworfenen, Conſtitution. Die Zahl der Senatoren wird auf 200 beſchränkt, und der König kann nur diejenigen ernennen, welche an dieſer Zahl jetzt fehlen. Aber die von ihm Ernannten haben keinen Theil an den reichen Gütern, mit welchen die vorige Regierung den Senat begabt hat; die alten Senatoren theilen die Einkünfte dieſer Güter blos unter ſich, vermuthlich weil ſie blos für die jetzige Anzahl zum anſtändigen Unterhalt hinreichen mögen; doch ſcheint es, daß die neuern, künftig zu ernennenden Senatoren keinen mindern Theil an den Arbeiten nehmen werden. Folglich wird der König ſie beſolden, oder ihnen Einkünfte anweiſen müſſen, die nicht geringer ſind als die ihrer Collegen, weil ſonſt eine nicht ungegründete Eiferſucht in dieſer ehrwürdigen Verſammlung ſogleich ihren Thron aufſchlagen würde. So lange man den Betrag der Einkünfte der alten Senatoren nicht genau kennt, wäre es unbillig, beurtheilen zu wollen, ob Vaterlandsliebe und zartes Ehrgefühl — welches letztere, beſonders in einem ſo erhabenen Momente, leicht erregbar ſeyn mußte — dem neuen Könige dieſe beträchtliche Ausgabe erſparen konnte oder nicht. Immer iſt die Geiſtesgegenwart zu bewundern, die, von den erhabenſten Gegenſtänden umringt und gedrängt, doch auch das ſcheinbar minder wichtige nicht vergaß. Die engliſchen Pairs haben keine Beſoldung. Es iſt wohl nicht zu leugnen, daß im Oberhaus, welches ſeine Mitglieder blos durch den Dank des Vaterlandes und durch einige Ehren-Vorzüge belohnt, ſeiner glänzenden Verſammlung noch einen Ehrfurcht gebietenden Stempel mehr aufdrückt; denn reines Pflichtgefühl iſt zugleich das reinſte Ehrgefühl und einer liebevollen Bewunderung gewiß. Es iſt ſchon oft darüber geſtritten worden, ob es heilſam und vernünftig ſei, Aemter erblich zu machen, zu deren Verwaltung ausgezeichnete Kräfte und Kenntniſſe erforderlich ſind. Mit Recht hat man geſagt: der klügſte Vater hat oft einen dummen Sohn. Ferner: der Jüngling, der da weiß, er werde und müſſe einſt einen angeſehenen, einträglichen Poſten erhalten, wird ſich minder um die nöthigen Verdienſte bewerben, als derjenige, der ſtets vor Augen hat, daß er nur durch dieſe Verdienſte ſich empor ſchwingen könne. Jener wird dem Sohne eines reichen Mannes gleichen, der, auf die künftige Erbſchaft trotzend, den eigenen Erwerb verſchmäht. Ferner: es wird ein gewiſſer oligarchiſcher Familien-Stolz entſtehen, der leicht, und faſt immer, in Uebermuth ausartet. Alles das iſt freilich wahr; allein es läßt ſich auch wieder manches zur Vertheidigung des Getadelten ſagen. Selbſt Monarchen ſind bisweilen jener Laune der Natur unterworfen, der es beliebt, auf den verdienſtvollen Vater den verdienſtloſen Sohn folgen zu laſſen; allein darum pflegt man doch die erbliche Monarchie nicht zu verdammen. Daß der Sohn die nöthigen Kenntniſſe ſich zu erwerben ſuche, dafür wird ſchon der Vater durch Erziehung ſorgen. Geſetzt aber auch, ſeine Hoffnungen, und die des Vaterlandes, werden bisweilen getäuſcht; ſo mögen unter 200 bedeutenden Männern leicht ein Paar unbedeutende mit durchſchlüpfen; das wird doch wohl nicht nachtheiliger wirken, als wenn in einem Saale, den 200 Wachskerzen erleuchten, Einige dunkel brennen. Der befürchtete Familien-Stolz wird auch wohl ſchwerlich größer ſeyn, als jener, der mit dem hohen Erbadel überhaupt verbunden zu ſeyn pflegt. Es kommt alſo hier hauptſächlich auf die Frage an: ob die gerügten, und vielleicht andere, noch größere, Nachtheile vermieden werden würden, wenn der König die ſämmtlichen Senatoren ernennte. Dieſe Frage läßt ſich ſchwerlich bejahen. Zweihundert Männer auszuſuchen, die im ganzen Reiche die würdigſten wären, möchte dem Könige ſchwerlich gelingen; der Einfluß der Höflinge würde wahrſcheinlich manchen Unwürdigen in die Verſammlung ſchieben. Aber ſollte es nicht einen dritten, ſicherern Weg geben, die erledigten Stellen zu beſetzen? Wie wenn die ſämmtlichen hohen Richterſtühle beauftragt würden, aus ihrer Mitte den Würdigſten zu erkieſen, und der König blos aus den vorgeſchlagenen Candidaten Einen erwählte? Sicher würde auf dieſe Weiſe der Senat ſich am reinſten erhalten. Im Richteramte erwirbt man ſich den guten Ruf nur langſam; die Richter-Pflichten ſind von der Art, daß in der Beurtheilung, ob ſie redlich erfüllt werden oder nicht, auf die Dauer unmöglich eine Täuſchung ſtatt finden kann; und darum pflegt auch Niemand ſo allgemein eines guten

Rufes

„Deine Schätze habe ich dir genommen; ſchla„ge ich dich aber zum andernmale, ſo nehm' „ich dir auch deine Schiffe.“

Die vorſichtigen Republikaner fanden es nicht rathſam, die Ausfoderung anzunehmen; ſie entfernten ſich ſchnell, aus Furcht, bey längerem Verzug, ſie nicht einmal ausſchlagen zu können.

Zwey ſpaniſche Kriegsſchiffe, jedes von ſechzig Kanonen, verfolgen Laurent, der mit einem geringen Fahrzeug kreuzte, und ereilen ihn. Laurent, da er ſieht, daß die Flucht unmöglich iſt, verſammelt ſeine Kammeraden, und redet ſie folgendergeſtalt an: „Ihr „ſeyd zu erfahren, um nicht einzuſehn, wel„che Gefahr uns droht, und zu tapfer, um „ſie zu fürchten. Wir müſſen hier Alles „verſuchen, und Alles wagen, angreifen „und vertheidigen, Tapferkeit, Liſt, Verwe„genheit, ſelbſt Verzweiflung ſteh uns bey! „Weg Furcht! nur die Schande, nur die „Barbarey unſerer Feinde müſſen wir fürch„ten!

Rufes zu genießen, als ein wackerer, verſtändiger Richter. Wenn — (wie der 9te Artikel der neuen Conſtitution verordnet) der Caſſations-Hof und die Tribunäle die in ihrer Mitte erledigten Stellen auf keine genügendere Weiſe wieder beſetzen können, als indem ſie dem Könige drei Candidaten vorſchlagen; ſo iſt noch weit ſicherer zu erwarten, daß die Wahl der Senatoren, auf ſolche Weiſe veranſtaltet, ſelten oder nie einen Verdienſtloſen treffen würde; denn bei Ergänzung eines Verluſtes in eigener Mitte kann ſich doch noch eher etwas Menſchliches einſchleichen, als da wo die ganze Nation ihr Auge auf die Wählenden richtet und dieſe mit dem Gewählten in Zukunft nicht in der nächſten Beziehung ſtehn. Der Schreiber dieſer Betrachtungen hat ſelbſt einen ähnlichen Fall erlebt, der in ſeiner Meinung ihn beſtärkt. Als die Kaiſerin Catharina die Zweite die ſogenannten Gewiſſens-Gerichte einführte, verordnete ſie, daß die höchſten Inſtanzen jeder Provinz, Palaten auf ruſſiſch genannt, den Gewiſſens-Richter wählen ſollten, der der redlichſte und auch zugleich der weiſeſte, erfahrenſte, ſanftmüthigſte Mann im Lande ſeyn müſſe. Solcher Palaten gab es vier in jeder Provinz, nemlich die Regierung, die Kammer, der peinliche und der bürgerliche Gerichtshof, in welchem letztern der Verfaſſer damals (1783) Aſſeſſor war. Jede Palate hatte nur Eine Stimme, alſo gab es vier in Allem; es konnten alſo zwei Candidaten getheilte Stimmen haben, wer ſollte dann entſcheiden? Auf dieſen Fall war gar nicht gedacht, ſondern vorausgeſetzt worden, daß Männer mit den oben angeführten Eigenſchaften in jedem Lande ſehr ſelten ſind, und daß, wo ein Solcher ſich findet, die Stimmen über ihn nicht getheilt ſeyn können, und ſo war es auch. Trotz Allem was ein anderer, angeſehener und reicher, auch in aller Hinſicht hochachtungswerther Mann anwandte, um dieſe dem höchſten Ehrgeiz ſchmeichelnde Stelle zu erringen, wurde dennoch der ſeel. Landrath v. Kurſel erwählt, ein Name, den ich nur zu nennen brauche, um in jedem gebildeten Ehſtländer Empfindungen der Liebe, der Ehrfurcht, der Dankbarkeit zu erregen. Ich halte daher für keine verwerfliche Meinung, daß, wenn der Caſſations-Hof und die höchſten Tribunale in Frankreich, Jedes im Beſitz nur Einer Stimme, die Senatoren dem Könige vorſchlügen, um von dieſem beſtätigt zu werden, jeder Anſtoß, jede Bedenklichkeit, ſo viel in menſchlichen Kräften ſteht, dadurch beſeitigt werden könnte. Ja ich kann mir in einem ſo zuſammen geſetzten, gleiche Rechte genießenden, Senate eine bedeutende Spaltung kaum als möglich denken. Hingegen ſetze man einmal den wahrſcheinlichen Fall, der König ernenne die von ſeiner Wahl abhängenden Senatoren aus dem alten Adel, ſo würde es wohl nicht überraſchend ſeyn, wenn Erſtens ſich ſogleich zwei Partheien bildeten, deren Eine ſich mehr als die Andere, zu dem hin neigte, von dem ſie die Macht empfing; und wenn Zweitens die alten Adlichen es nicht gleichgültig mit anſähen, daß ſie von dem Genuß der Güter ausgeſchloſſen wären, die einſt vielleicht von ihnen ſelbſt beſeſſen worden. Die Folgen möchten ſchwer zu berechnen ſeyn. — Wenn Zeit und Umſtände es erlaubt hätten, eine ſchnelle Zuſammenberufung des geſetzgebenden Corps zu veranſtalten und dieſes mit der Anfertigung der neuen Conſtitution zu beauftragen, ſo möchte es auch wohl ſcheinen, als ob man dadurch die Nation am leichteſten dafür gewonnen haben würde, da ſie ohne Zweifel in ihren Stellvertretern ſich ſelbſt als Geſetzgeber betrachtet hätte. Alle hingegen, die unmittelbar unter dem Drucke der vorigen Regierung ſtanden, und ſchwiegen weil ſie ſchweigen mußten, auch wohl prieſen weil ſie mußten, werden natürlich weit ſchwerer das Vertrauen des Volks gewinnen, ſo ſehr ſie es auch verdienen mögen.

Selbſt das geſetzgebende Corps wird es vielleicht befremdend finden, daß Geſetzes-Entwürfe (die welche Auflagen betreffen ausgenommen) eben ſowohl im Senat als in der Mitte der eigentlichen Geſetzgeber, zuerſt vorgeſchlagen werden können. Der Grund dieſer Beſtimmung wird ihnen nicht ganz deutlich ſeyn und ſie werden vielleicht Fragen, wie folgende, aufwerfen: Wenn es anerkannt heilſam iſt, daß ein Geſetz in zwei Kammern geprüft werde, warum ſollen Ausnahmen ſtatt finden? warum ſoll es Geſetze geben, die der Senat allein entwirft, beprüft, verkündet, und wiederum andere, die vom geſetzgebenden Corps entworfen und beprüft, vom Senat nochmals erwogen und angenommen werden? wird nicht das Volk Eine oder die Andere von beiden

Gattungen der Geſetze, und wahrſcheinlich die letztere, für beſſer halten? müſſen nicht in einem Staate *alle* Geſetze mit *gleichem* Vertrauen vom Volke empfangen werden? — Oder wird der Senat, die Ordnung umkehrend, *ſeine* Entwürfe dem geſetzgebenden Corps zur Beprüfung mittheilen? — Wir kehren zu der engliſchen Conſtitution zurück. In England wählt das Volk ſeine Repräſentanten und es iſt hinlänglich bekannt, welche empörende Auftritte bei ſolchen tumultuariſchen Wahlen ſich ereignen. Es iſt daher eine weiſe Maaßregel der neuen franzöſiſiſchen Conſtitution, daß ſie die Wahlen gewiſſen Collegien anvertraut. Eben ſo war es ohne Zweifel wohlgethan, daß ſie die Dauer der Amts-Verrichtungen der Deputirten nicht auf ſieben Jahre feſtſetzte, wie in England, und auch nicht auf zwei Jahre, wie in der Conſtitution von 1791 geſchehen. Jene ſieben Jahre ſind ein zu langer Zeitraum, dieſe zwei ein zu kurzer; in jenem Falle wird in der Verſammlung zu viele Stetigkeit herrſchen, in dieſem zu wenige. Die angenommenen fünf Jahre ſcheinen daher ein glücklich gewählter Mittelweg. Hingegen iſt in der neuen Conſtitution nicht, wie in England, ausdrücklich feſtgeſetzt, daß die Deputirten Eigenthum beſitzen ſollen, obſchon nicht geleugnet werden kann, daß *Eigenthum* ſtets mehr Anhänglichkeit an die öffentliche Ordnung einflößt. — In England dürfen die *Richter* nicht ins Unterhaus gewählt werden; in Frankreich iſt dieſer Einſchränkung nicht erwähnt worden. — In England

land kann der König das Parlament aufheben; in Frankreich ſteht dem Könige gleichfalls das Recht zu, das geſetzgebende Corps aufzulöſen, allein in dieſem Falle muß ſpäteſtens in drei Monaten ſchon wiederum ein neues gebildet ſeyn. Der ſcharfſinnige *Necker* ſagt: „wenn „die Sitzungen einer geſetzgebenden Verſammlung, der Conſtitution gemäß, unmittelbar „auf einander folgen“ — (eine Unterbrechung von drei Monaten bedeutet wohl ſo viel als nichts) — „ſo bleibt die vollziehende Gewalt „ohne Stärke und Achtung, denn ſie wird „verdunkelt durch die *beſtändige* Gegenwart „eines wirkſamern Anſehens als das ihrige „iſt.“ — Die neue franzöſiſche Conſtitution hat vor der von 1791 den großen Vorzug, daß ſie der vollziehenden Gewalt (dem Könige) weit mehr Macht verleiht, als jene; ob ſie aber nicht immer noch in dieſer Rückſicht zu wenig gethan hat, darüber entſcheide die Erfahrung. Denjenigen, der das politiſche Mißtrauen zu weit treibt, vergleicht Necker mit einem eiferſüchtigen Ehemanne, der, über ſeiner allzugroßen Vorſicht, vergißt liebenswürdig zu ſeyn. Wir möchten ihn lieber mit dem Beſitzer eines Gartens vergleichen, der ſeinem Gärtner aufträgt, die Baumſchule in Ordnung zu halten, ihm aber das Meſſer wegnimmt, damit er nirgend zu tief ſchneide. Das erſte Geſchenk, welches ein Volk ſeinem neuen Könige bringen ſollte, iſt ein *herzliches Vertrauen*. Wird die vollziehende Gewalt zu ſehr eingeſchränkt, ſo erfolgt durch den Druck ein Gegendruck und ſie wird ſtreben, nach und nach aus dem Wege zu räumen, was ihre Thätigkeit hemmt. Rührt vollends die Einſchränkung von Männern her, die ſie etwa nicht zu lieben Urſach hat, und die vielleicht in vergangenen Zeiten Veranlaſſung gaben, an ihrem Wohlwollen gegen die neue Regierung zu zweifeln, ſo geſellen ſich zu dem natürlichen Hang nach Machtvergrößerung noch andere Triebfedern, die manche ſchlummernde Leidenſchaft in Bewegung ſetzen. Die Folgen ſind dann nicht zu berechnen. Es entſteht ein innerer Kriegs-Zuſtand, der lange im Stillen gährt, gleich einer Bruſtkrankheit, die nach und nach das Athmen erſchwert, bis plötzlich ein Geſchwür ausbricht.

In *Buchanan's Königs-Rechte*, einem zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Buche, ſteht: Könige ſollen nicht den ſteinernen Figuren gleichen, die man hoch auf eine Säule ſtellt, daß es ausſieht, als hielten ſie das Ganze zuſammen, da ſie doch nur als eine Zierrath getragen werden. „*Gehülfen* mag der König haben" ſpricht *Thomas Maitland* in demſelben Buche, „aber ſie ſollen dienen, nicht herrſchen; ſie ſollem ihm den Weg *zeigen*, nicht ihn *führen*." — Dieſelbe Meinung drückt Necker in ſeinem Werke du pouvoir exécutif folgendergeſtalt aus: „Die vollziehende Gewalt iſt die Seele jeder Regierungsform. Es iſt gleichgültig, ob das geſetzgebende Corps aus 700 oder aus 900 Deputirten beſtehe; ob es drei oder fünf Jahre ſitze; es iſt ſogar in den meiſten Rückſichten gleichgültig, ob es ſich in zwei Kammern theilt oder nicht; hingegen iſt die Beſtim-

„mung der vollziehenden Gewalt die größte „und vielleicht einzige Schwierigkeit in allen „Syſtemen der Regierungsformen. Wenn ſie „gewiſſe Grenzen überſchreitet, bedroht ſie die „Freiheit; wenn ſie aber derjenigen Vorzüge „beraubt wird, welche ihre Stärke ausmachen, „ſo kann ſie ihre wichtige Beſtimmung nicht „erfüllen.“ (Dann wäre auch die beſte Conſtitution doch nur eine Uhr ohne Pendel.) „Das Geſetz allein“ fährt Necker fort „giebt „der vollziehenden-Gewalt das Daſein nicht; „man hat darum noch keinen König, wenn „man die Krone für erblich und die Perſon „des Königs für unverletzlich erklärt.“ Dann klagt er über die (damaligen) Ausſchüſſe, die eben ſo viele kleine Monarchen waren. Monteſquieu und Rouſſeau behaupteten freilich, das Volk ſolle Alles, was es wohl auszuführen vermöge, ſelbſt thun, allein ſie ſprechen nur von Demokratien. Doctor Luther's Wort iſt ein Kernſpruch: „Darum ſoll ein Fürſt „ſeinen Gewaltigen vertrauen und ſie laſſen „ſchaffen, doch alſo daß er den Zaum in „der Fauſt behalte.“

Je weniger Aufmunterungen und Belohnungen ein Monarch ertheilen kann, je ſchwächer iſt die vollziehende Gewalt. Wir wollen einen Augenblick die Vorrechte des Königs von England in dieſer Hinſicht überſchauen. Daß er die Pairs erſchafft, und zwar ſo viele als ihm beliebt, iſt ſchon erwähnt worden. Allein auch Geiſtliche, ernennt er, aus welchen Biſchöfe und Erzbiſchöfe erwählt werden müſſen. Folglich kann man ſagen, er beſitzt die erſten Stellen der Kirche. Auch viele Prälaturen, Canonicate und Pfarreien hängen von ihm ab. Er wählt die zwölf Oberrichter des Reichs, die Präſidenten von jedem Gericht und den General-Procurator. Die Geſchwornen ernennt zwar ein Beamter, doch eben dieſer Beamte iſt ein königlicher, folglich ernennt der König die Geſchwornen durch ihn. Die ganze Polizei handhaben Friedens-Richter, die der König ſetzt und die wiederum ihre Constables wählen, denn Polizei-Soldaten giebt es in England nicht. Die Commiſſarien der Güter-Taxe, die Einnehmer dieſer Abgabe, ſo wie auch die Einnehmer der indirecten Auflagen, beſtimmt das Schatzmeiſter-Amt, welches wiederum vom Könige vergeben wird. Er ernennt alle Offiziere im Land- und Seedienſt und befördert ſie; (das letztere nach gewiſſen Vorſchriften, die jedoch das königliche Anſehen keinesweges ſchwächen.) In der Wahl und Beförderung ſeiner Garden iſt er völlig unbeſchränkt. Er wählt die Generals der Miliz und durch ſie auch die Offiziere derſelben. Alle Stellen bei der Verwaltung des Seeweſens vergiebt der Admiralitäts-Rath, der auch wiederum vom Könige eingeſetzt iſt. Unter ſeiner unbedingten Leitung ſteht das berühmte Invaliden-Hospital zu Greenwich. In der bürgerlichen Verwaltung ernennt er die Lord-Lieutenants jeder Grafſchaft und faſt alle Sherifs. Mit dem Bath- und Hoſenband-Orden in England, mit dem Diſtel-Orden in Schottland und dem heil.

Patricius-Orden in Irland bekleidet er die Ritter — creirt erbliche Barone und Ritter auf Lebenszeit — vergiebt die einträglichen, ſogenannten Sine cure Stellen — ernennt die Geſandten u. ſ. w. Wie viele Lockungen des Eigennutzes wie des Ehrgeitzes! Wie viele Strahlen, in welchen alle Claſſen von Unterthanen ſich wärmen und die Sonne von der ſie ausgehen ſegnen mögen! Und doch, trotz aller dieſer ſchönen Vorrechte, hat die vollziehende Gewalt in England kaum Kraft genug, die öffentliche Ordnung zu handhaben. Mancher Anlaß zu Widerſetzlichkeiten hat auf andere Art aus dem Wege geräumt werden müſſen. Dahin gehört zum Beiſpiel die Vorſicht, daß die Landmiliz ihre Gewehre von der Obrigkeit muß aufbewahren laſſen und daß überhaupt das Recht, ein Schießgewehr im Hauſe zu haben, durch die jährliche Abgabe von einer Guinee ſehr erſchwert worden iſt.

Wenn wir nun dagegen die Vorrechte betrachten, welche die neue franzöſiſche Conſtitution dem Könige zugeſteht, ſo finden wir — wenigſtens vor der Hand — nichts weiter, als das Begnadigungs-Recht, welches er mit dem Könige von England gemein hat; das Recht aus drei, nicht von ihm beſtimmten, Candidaten eine Richterſtelle zu beſetzen und einige Präſidenten und General-Procureure zu ernennen. Das iſt es Alles; wenigſtens ſchweigt die Conſtitution von allem übrigen. Es iſt zu hoffen, und wohl auch zu vermuthen, daß dem Könige das Gebührende, ausdrücklich oder ſtillſchweigend, noch werde zugeſtanden werden; denn wenn die ganze Summe ſeiner Vorrechte ſchon in dieſer Conſtitution läge, ſo würde die vollziehende Gewalt ohne Zweifel ſehr unkräftig ſeyn. Daß man aber die Zahl der Garden und der Pairs beſchränke und die Zügelloſigkeit der Volks-Wahlen verhüte, iſt für weiſe zu halten. Auch die Beſetzung der höchſten Richter-Aemter durch den König, maß in Frankreich engere Grenzen haben als in England, weil ihrer ungleich mehr ſind und ſie einen bleibenden Aufenthalt haben, dahingegen in England zwölf, im Reiche umwandelnde, Ober-Richter hinreichen. In England ſind die Miniſter faſt immer Parlamentsglieder, ja, die Gegenwart des Finanz-Miniſters im Unterhauſe, ſcheint ſo nothwendig, daß, wenn ein Solcher Einmal nicht gewählt wird, der König ſich genöthigt ſieht ihn abzudanken. In Frankreich erlaubt man gleichfalls den Miniſtern Mitglieder ſowohl des Senats als des geſetzgebenden Corps zu ſeyn, doch enthält die Conſtitution keine Aeußerung, die irgend andeute, daß man Werth darauf lege. Verantwortlich ſind nun die Miniſter in beiden Staaten, England hat aber noch zwei Bollwerke ſeiner Freiheit, die Frankreich aufzuführen ſich vielleicht noch vorbehalten hat. Das Erſte iſt das ſogenannte conſtitutionelle Statut, Kraft deſſen die Kriegszucht und gewiſſermaßen die Exiſtenz der Armee von einer jährlich zu erneuernden Parlaments-Acte abhängt. Das Zweite iſt das Recht jedes Verhafteten, den Beamten gerichtlich zu belangen, der, in Rückſicht ſeiner,

die

„ten! um beyden zu entgehen, auf zur „Schlacht!“

Er ſprachs, ihm jauchzt die Menge, er ruft den Verwegenſten ſeiner Brüder, und befiehlt ihm laut, beym erſten Signal, das er ihm geben wird, Feuer ins Pulver zu werfen. Dieſer Befehl zeigt einem Jeden, daß Sieg oder Tod ſein Loos ſeyn müſſe. Mit majeſtätiſcher Kühnheit ſegelt nun das Schiff mitten zwiſchen ſeinen Feinden durch, und giebt zur Rechten und Linken volle Lagen. Und ſiehe die Mannſchaft der ſpaniſchen Schiffe wird durch dieſes Kanonenfeuer ſo lichte, daß ſie nicht ferner zu ſtreiten wagt, gegen eine Handvoll Unerſchrockener, die ſelbſt im Fliehen die Ehre des Sieges davon tragen. Der ſpaniſche Kommandant, bezahlte mit ſeinem Kopfe die Schande, mit der er durch ſeine Unwiſſenheit und Feigheit den Namen ſeiner Nation brandmarkte. In jedem Kampfe blieben die Flibuſtier ſich immer gleich.

die ihm zuſtehende Gewalt gemißbraucht haben könnte. Indeſſen würde man, bei allem vortrefflichen, was die engliſche Conſtitution enthält, die Vorliebe für dieſelbe doch zu weit treiben, wenn man glaubt, ſie habe keine Mängel, und jeder der unter ihr lebe, genieße einer vollkommenen Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums. Ein Werk, von Menſchen gemacht, von Menſchen regiert, wird immer den Stempel ſeines Urſprungs tragen. Daher wollen wir, aus Unpartheilichkeit, auch einiges anführen, was Manchem wohl die Luſt benehmen möchte, das Glück der engliſchen Freiheit zu theilen. Wir ſtoßen da zuerſt auf das abſcheuliche Matroſen-Preſſen. Freilich hat Foſter in ſeinen digest of the laws mit vieler Gelehrſamkeit bewieſen, und Blakſtone in ſeinen commentaries on the laws of England wiederholt, daß es durch ſein Alter und eine lange Reihe von Beiſpielen herkömmlichen Rechtes geworden; aber Menſchen gleichſam rauben, iſt immer nicht viel weniger, als Menſchen umbringen, und was iſt eine Conſtitution, wenn ſie ſolchen Mißbrauch nicht entkräften kann? Man leſe zum Beiſpiel den folgenden Juſtiz-Mord, den Sir Wilhelm Meredith am 13ten Mai 1771 im Unterhauſe erzählte. Wo ſchlägt ein Herz in der rauheſten Bruſt, das bei dieſer Erzählung nicht blutig zerriſſen würde? — In London lebte ein Arbeitsmann mit Frau und Kind, zwar ärmlich genug, aber ehrlich und zufrieden. Mann und Frau liebten ſich herzlich. Vater und Mutter hingen an dem einzigen Kinde und erwarteten frölich die Geburt eines zweiten. Da kam eines Abends — es war um die Zeit der Streitigkeiten wegen der Falklands-Inſeln — der Mann von ſeiner Arbeit, hatte ſeinen verdienten Wochenlohn eben in ſeiner Taſche und eilte wohlgemuth nach Hauſe, um ihn der Frau in den Schooß zu ſchütten. Plötzlich wird er von einem ſogenannten Preßgang aufgefangen, fortgeſchleppt, in den engen Raum eines Gefängnißſchiffes geſperrt, und von dieſem Augenblick an war er für die Seinigen todt. Man denke ſich die Angſt, mit welcher die unglückliche Frau ihn vergebens erwartete. Der Hauswirth polterte, ihr Mann ſei entlaufen, er nahm ihr das wenige Hausgeräth und warf ſie ſammt ihrem Kinde auf die Straße. Sie kroch auf eine Bodenkammer und brachte da ein zweites Kind zur Welt, dem ſie kein anderes Bad geben konnte, als ihre Thränen. Nach einigen Tagen, noch ſehr kraftlos, trieb der Hunger ſie auf die Straße. Die beiden nackten Kinder blieben unterdeſſen im Stroh. Die Mutter bettelte, was blieb ihr anders übrig? Man ſchalt ſie eine Landſtreicherin. Sie hatte nie gebettelt, es wurde ihr ſehr ſauer. Aber ſie hatte auch nicht eine einzige Windel für ihr neugebornes Kind; ſo viel hoffte ſie doch von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu erlangen, daß ſie ein Paar Ellen Leinwand dafür kaufen könnte. — Vergebens! Die Verzweiflung trieb ſie in ein Haus, wo ſie ein Stück Wäſche aufgehängt ſah; der Gedanke an ihr nacktes Kind war ſtärker, als die Vorſtellung von der Strafbarkeit einer Handlung; ſie nahm das Stück Wäſche, doch ungeübt im Stehlen wurde ſie ertappt, vor Gericht geführt und verurtheilt gehängt zu werden. Vergebens ſagte ſie: ſie habe vormals ein ehrliches und glückliches Leben geführt, bis ihr Mann und mit ihm alle Mittel ihr entriſſen worden, ſich und ihre Kinder zu erhalten; ſie berief ſich auf das Zeugniß der Nachbarn und Kirchſpiels-Beamten; Alle bezeugten die Wahrheit ihrer Ausſage. Umſonſt! ſie ſollte hängen. Ihre letzten Augenblicke waren noch ihrem Kinde geweiht — ſie flehte um eine Amme oder Wärterin für daſſelbe — es fand ſich keine — der Henker, der ihr den Strick um den Hals legte, zog ihr das ſaugende Kind von der Bruſt. — Ja ſchaudert nur! das iſt eine buchſtäblich wahre Geſchichte, die Sir Meredith im Unterhauſe mit den Worten beſchloß: „Nie iſt eine „ſchändlichere Mordthat wider die Geſetze „begangen, als hier durch die Geſetze verübt wurde.“ Was halfen da alle Bollwerke der Conſtitution? Was half es, daß noch nie ein brittiſches Geſetz der Krone ausdrücklich die Befugniß zugeſtanden, auf ſolche Weiſe ihre Schiffe zu bemannen? War die franzöſiſche Conſcription härter? — —

Schon vor zwanzig Jahren, als Sinclair ſeine Geſchichte der brittiſchen Staats-Einkünfte ſchrieb, belief ſich die National-Schuld auf 275 Millionen Pfund Sterling. Um die Zinſen davon zu zahlen, bedurfte man jährlich 11½ Million. Dieſe Laſt ganz allein war gleich einer Kopfſteuer von Einem Pfunde und drei Schillingen (8 bis 9 Thaler) die jeden Einwohner von Großbrittanien treffen mußte. Ein ganzes Drittel der Einkünfte einer Familie verſchlangen die Staats-Abgaben. Der ehrliche Wendeborn verſichert, daß eine Million Menſchen ſich von Allmoſen nähren müſſe. — Es iſt allerdings ein ſchönes Recht, daß die Nation ſich ſelbſt durch ihre Repräſentanten beſteuert, allein es ſchützt nicht, vor gemißbrauchter Anwendung der eingehobenen Steuern. Ein, von fünf Commiſſarien unterzeichneter, am 1ſten Juli 1783 abgeſtatteter, Bericht über dieſen Gegenſtand beweiſt zu unſerm Erſtaunen, daß damals eine Rechnung von hundert und Ein und ſiebenzig Millionen Pfund Sterling nach ein und zwanzig Jahren noch nicht vorgelegt, geprüft und für gültig erkannt war. —

Wie man in England das Toleranz-Geſetz zu umgehen weiß, möge folgendes Beiſpiel darthun:

Die Londoner Stadtgemeinde hatte einſt beſchloſſen, dem Lord Mayor eine neue Wohnung zu erbauen, allein dazu war viel Geld erforderlich. Um dies aufzutreiben, ſtellte man ſich, als ſei man in großer Verlegenheit, tüchtige, geſchickte Männer zu finden, die das Amt eines Sherifs oder Stadtvogts verwalten könnten. Unter dieſem Vorwande belegte man Jeden mit einer Geldbuße von 600 Pfund Sterling, der, wenn die Wahl ihn träfe, ſich weigern würde das Amt anzunehmen, und nun erwählte man nach und nach mehrere

Diſſenters zum Sherif-Amte. Die Bekenner dieſer Secte gehen nicht zum Abendmahl. Nun kann aber, Kraft der unter Carl dem Zweiten gegebenen Corporations-Acte, Niemand Sherif ſeyn, der nicht innerhalb eines Jahres vor der ihm getroffenen Wahl, in der engliſchen Kirche das Abendmahl genoſſen hat, nimmt er dennoch das Amt an, ſo verfällt er in ſchwere Strafe; der gewählte Diſſenter war alſo verloren, er mochte Sherif werden oder nicht. Mehrere hinter einander bezahlten alſo lieber und die Gemeinde erpreßte auf dieſe Weiſe mehr als 15,000 Pfund, bis endlich, nach neunzehn Jahren, das Oberhaus dem Unfug ein Ende machte.

Noch härter ſind oft die Quäker bedrückt worden, weil ihre Secte ihnen verbietet den Zehnten zu entrichten, und, obgleich Parlaments-Akten ſie in Schutz nehmen, ſo erzählte doch der Graf Stanhope im Oberhauſe noch 1789, daß ein nicht unbemittelter Quäker wegen fünf Schillinge im gemeinen Kerker zu Woreſter ſäße und Zeit ſeines Lebens in dieſem Loche werde bleiben müſſen. Der Lord erzählte ferner: es wären unlängſt zu Coventry ſechs Quäker vor Gericht belangt worden Jeder um vier Pence willen zu einem Oſter-Opfer. Das geiſtliche Tribunal verurtheilte ſie zum Erſatz der Gerichtskoſten, 165 Pfund; ſie ſelbſt hatten 128 Pfund dabei aufgewandt. Ein Oſter-Opfer von zwei Schillingen koſtete ſie folglich zweihundert und drei und neunzig Pfund. — Blakſtone ſelbſt bekennt: „daß die Strenge

„und die willkührlichen Proceduren der Acciſe-„Geſetze ſich mit der gerühmten Freiheit nicht „vertragen.“ Die Acciſe-Beamten können Tag und Nacht die Häuſer viſitiren und in wenigen Tagen viele tauſend Pfund Sterling beitreiben, *ohne alle Unterſuchung durch Geſchworne, ohne alle Rückſicht auf das gemeine Recht.* 1790 erzählte Herr Sheridan dem Unterhauſe folgendes Geſchichtchen: Ein angeſehener Branntweinbrenner, allgemein als ein ehrlicher Mann bekannt, klagte über ein Urtheil, welches ihm eine Quantität Branntwein, als nicht probehaltend, confiscirt hatte. Er behauptete, Clarke's Hydrometer, mit welchem man die Probe angeſtellt, ſei unrichtig; man ſolle ſich nur beſſerer Hydrometer bedienen, ſo werde ſich finden, daß der Branntwein Probe hatte. So war es auch. Clarke ſelbſt geſtand zu, ſein Hydrometer tauge nichts, und bat die Acciſe-Commiſſarien um Erlaubniß es zu verbeſſern. Allein ſie beharrten auf ihrem ſteifen Sinn, und wußten ſogar eine Parlaments-Acte zu erſchleichen, die das Clarkeſche Hydrometer als geſetzlichen Maaßſtab beſtätigte, und folglich Irrthum und Falſchheit zum Behuf der Unterdrückung ſanctionirte. — Dieſe Proben mögen hinreichen, um alle diejenigen zu beruhigen, die ſich ein Leben unter der engliſchen Conſtitution als einen Himmel auf Erden vorſtellen. Dennoch hatte Necker gewiß nicht unrecht, als er im prophetiſchen Geiſte zu den Franzoſen ſprach: „Reſpectirt den Sitz der „Freiheit (England), dieſes Land, welches

„vielleicht beſtimmt iſt, ihr einziger Zufluchts„ort zu ſeyn, wenn ihr ſie verſcheucht.“ Und zu den Engländern ſprach er: „Euch kommt „es zu, das heilige Feuer zu bewahren, das „in unſern Händen zu Feuerbränden geworden „iſt.“ — An einer andern Stelle ſagt er: „Hätten wir die engliſche Conſtitution erhal„ten, wie glücklich wären wir jetzt! Friede „würde überall herrſchen und unſere *Mora„lität*, ſtatt ſich zu verſchlimmern, gewonnen „haben.“ Dann ruft er die Engländer auf, als die einzige Macht, die noch helfen könne. „Möchte“ ſagt er „noch in dieſem Jahrhun„dert Euer Glanz ſich mehren und leuchten „bis auf die ſpätſte Nachwelt durch die drei „ſchönſten, öffentlichen Beſchlüſſe, die jemals „ein Volk zu ſeiner Ehre gefaßt hat; den *Er„ſten*: die Loyaliſten zu entſchädigen, die aus „Treue Alles verloren. — *Ihr thatet es.* — „Den *Zweiten*: den Sklavenhandel abzu„ſchaffen. — *Ihr thatet es.* — Den *Drit„ten*: Großmuth an Eurem alten Nebenbuhler „zu üben, indem ihr ihm Frieden ſchenkt und „die Mittel zeigt glücklich zu werden. — Das „*werdet* ihr vielleicht noch thun.“ — Sie *haben es* gethan. Nur iſt nicht Jedem *daſſelbe Mittel* ein Mittel zum Glück. Dem Beobachter drängt ſich mit Gewalt die Ueberzeugung auf, daß die erſte und einzige Grundlage jeder Conſtitution der *National-Geiſt* des *Volks* ſeyn ſollte, für welches ſie entworfen wird. Wenn nun die Erfahrung längſt bewieſen hat, daß der National-Geiſt der Engländer von dem der Franzoſen unendlich verſchieſchieben iſt, wie mag man denn erwarten, daß eine Conſtitution, welche England beglückt, unverändert auch Frankreich beglücken werde? — Europa mit allen ſeinen Staaten iſt eine Mutter vieler Kinder, und, ſo wie unter zwanzig Kindern, aus Einem Ehebette erzeugt, es nicht zwei giebt, deren Charactere ganz übereinſtimmten, und die, durch eine ganz gleiche Erziehung, auch gleich gebildet würden, eben ſo wenig giebt es zwei Völker in Europa, deren National-Geiſt ſie fähig machte, unter Einer und derſelben Conſtitution ein gleiches Glück zu finden. Was würde zum Beiſpiel aus Rußland geworden ſeyn, wenn Peter der Große die engliſche Conſtitution daſelbſt eingeführt hätte? — Der Engländer iſt rechtlich, ernſt und beſtändig; der Franzoſe ehrgeizig, munter und veränderlich. Man gebe zweien Knaben von ſolchen Gemüthern Einen Hofmeiſter, den trefflichſten, wird er gleiche Freude an ihnen erleben? — Livius ſagt: firmissimum imperium quo obedientes gaudent. (Die ſtärkſte Herrſchaft iſt die, unter welcher den Gehorchenden wohl iſt.) Aber das Hervorbringen dieſes Wohlſeyns hängt nicht von der Art der Herrſchaft, ſondern von der Art der Gehorchenden ab.

Mir ſcheint, daß vor Allem die Franzoſen einer größern Stärke der vollziehenden Gewalt bedürfen. Ihre alte Regierung (unter den Königen) vereinte freilich alle Mittel in ſich, Ordnung, Eigenthum, Freiheit aufrecht zu erhalten, beſaß aber auch die Gewalt, ſie ſelbſt zu verletzen. Durch einen bloßen Ausſpruch des

Conſeils zog ſie die Leibrenten ein und hielt die Auszahlung der Capitalien zurück. Durch ein lit de justice (ein Bett, auf welchem die Juſtiz ſchlummerte) vermehrte und verlängerte ſie die Abgaben. Durch eine lettre de cachet verhaftete ſie Jeden dem ſie übel wollte. Jene Kraft muß erhalten, die Möglichkeit des Mißbrauchs verhütet werden. Aber — wenn aus zweien Uebeln das kleinſte gewählt werden ſoll, (und die ganze practiſche Weisheit des Menſchen beſteht blos in dieſer ewig fortdauernden Wahl) ſo iſt einiger Mißbrauch der Gewalt für Frankreich das kleinſte Uebel. Um dieſes anſcheinende Paradoxon zu beweiſen, muß man tief in den Volks-Charakter eindringen, und mit Dumouriez ſprechen: „Die öffentliche „Moral einer Nation beurtheile man nicht „nach leeren Deklamationen, ſondern aus den „öffentlichen Verhandlungen derſelben.“ Es giebt Menſchen, die gern zu Hauſe trocken Brod eſſen, wenn ſie nur ſich öffentlich in einem hübſchen Kleide zeigen können. Es giebt Andere, die Jahr aus Jahr ein in einer armſeligen Kammer wohnen, aber ihre Gäſte in einem Prunkzimmer empfangen. Dieſer ſetzt ſeine ganze Ehre in das Urtheil anderer und lächelt über denjenigen, der ſie in ſeinem Bewußtſeyn findet. Jener unterwirft ſich gern dem ſtrengſten Geiſteszwang, wenn man nur ſeine witzigen Einfälle davon ausnehmen will. Es giebt ſogar Menſchen (und bisweilen Völker) welchen die Tugend blos etwas conventionelles iſt, und die lediglich thun würden was ſie gelüſtet, wenn das Sprüchlein: recte facere princeps cives suos faciendo docet, nicht an ihnen ſeine Kraft bewährte. Um aber dieſe Kraft in ihrem ganzen Umfange zu äußern, muß der princeps mit Glanz und Macht umgeben ſeyn; ſie müſſen ſogar wiſſen, daß er ihnen auch ungeſtraft etwas unrecht thun kann; nur dann werden ſie, um das willführliche Unrecht nicht zu leiden, das Rechte thun. Solche Menſchen erheben ſich nie zu abſtracten Begriffen, noch weniger können ſie einen ſolchen Begriff in ein inniges Nationalgefühl umwandeln; ſie denken ſich bei einem Thron nie den Sitz der vollziehenden Gewalt, ſondern nur die Perſon des Königs, nie ihr Geſetz, ſondern nur ſeine Geburt. Gelänge es, ihre Ehrfurcht vor der Macht zu verringern, ſo würde man dadurch nicht ihre Ehrfurcht vor dem Geſetz vermehren, ſondern ſie würden, je nachdem das Geſetz ſie ſchärfer oder gelinder im Zaum hielte, entweder über die vollziehende Gewalt ſcherzen oder ſie inſultiren. Beides hat die Erfahrung gelehrt. — Ohne Bedenken dürfte man für manche Völker eine despotiſche Regierung als die erſprießlichſte wünſchen, wenn es nur viele treffliche Despoten gäbe. Unter der Regierung eines weiſen und guten Despoten ſind die meiſten Unterthanen am glücklichſten. Europa ſollte betrachtet werden als ein großes Tollhaus, worin jede Nation ihren Käſicht hat, und auch einen Arzt, nemlich ihre Conſtitution. Gleichwie nun in einem Tollhauſe mancher Bewohner deſſelben, deſſen Tollheit der Arzt für minder gefährlich hält, einer

weit

Hatten ſie anſehnliche Beute gemacht; ſo begaben ſie ſich in der erſten Zeit nach der Schildkröten-Inſel, um ſie zu theilen; nachmals aber gingen die Franzoſen nach St. Domingo, und die Engelländer nach Jamaica. Alle ſchwuren, nichts vom Raube entwendet zu haben. Wenn, — was doch ſehr ſelten geſchah — Einer des Meineids überwieſen wurde; ſo ward er bey der erſten Gelegenheit als infam an einem wüſten Ufer ausgeſetzt. Vor allen andern wurden diejenigen belohnt, die im Streite verſtümmelt worden waren. Der Verluſt einer Hand, eines Armes, eines Fußes trug zweyhundert Thaler ein; ein Auge, ein Finger, nur die Hälfte. Zwey Monate lang erhielten die Verwundeten täglich drey Livres zu ihrer Heilung. War die Beute nicht groß genug, um dieſe ehrwürdige Verbindlichkeit zu erfüllen; ſo war das ganze Volk der Flibuſtier verbunden, wieder in See zu laufen, und ſo lange zu kreuzen, bis genug da war, eine ſo heilige Schuld abzutragen.

weit größern Freiheit genießt, als ſein raſender Nachbar, eben ſo darf auch die Conſtitution den Zügel locker halten, wenn ſie ein ziemlich verſtändiges, rechtliches Volk beherrſcht; muß ihn aber raſch anziehn, wenn ſie Roſſe vor dem Wagen ſpürt, die über jeden Graben in die Nachbars-Gärten zu ſpringen geneigt ſind.

Man dürfte faſt behaupten, ſo wie die neue franzöſiſche Conſtitution jetzt vor uns liegt, daß ſogar die vollziehende Gewalt in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten größer ſei, als in Frankreich, obgleich ſie deſſen dort minder bedürfte als hier. Durch das Meer von Europa getrennt, erreichen unſere Leidenſchaften, unſere Krämpfe ſie gar nicht, oder doch ſpäter. Großen Strecken unangebauten Landes kann der Fleiß bald Früchte entlocken. Die Wohnplätze liegen zerſtreut; der Mangel an Nachbarſchaft wird die Mutter der Häuslichkeit, und dieſe wieder iſt die Mutter ſo vieler Tugenden, auch der Gaſtfreiheit. Die Leidenſchaften reiben ſich dort weniger, arten ſeltener in Laſter aus. Die zunehmende Bevölkerung beunruhigt nicht. So wird ein Volk geſchickter zur bürgerlichen Eintracht; man kann es, wie den Elephanten, durch Worte regieren.

In Frankreich hingegen ſind die Bewohner auf einander gedrängt und das Bild, welches Necker von ihnen entwirft (Necker der ſie kennen konnte) iſt nicht ſchmeichelhaft. Er bürdet ihnen „Eigennutz, Eigenliebe, Hochmuth und Ruhmſucht“ auf; er ſpricht: „ſie ſpot-

„teten aller Bande und zerträten die Schranken, welche ihre Modephiloſophie nieder geworfen hätte;“ er meint „der abſcheuliche Luxus mache die arbeitende Claſſe der Nation zu Sklaven der Launen der Reichen.“ Freilich war dies mitten in den Greueln der Revolution, als er dieſes harte Urtheil ſprach. Wenn er noch lebte, würde er antworten: ſie ſind aus der Scylla in die Charybdis gefallen; ſie können unter dem furchtbarſten Despoten, den je die Erde trug, nicht beſſer geworden ſeyn, als ſie unter ihren Revolutions-Ausſchüſſen waren. Auch das mag ſeyn; aber es bleibt immer gewiß, daß die Franzoſen für jede Tugend nicht allein empfänglich ſind, ſondern daß man ſogar in ihnen am leichteſten Enthuſiasmus für jede Tugend erregen kann, wenn auch nicht von innen heraus, doch von auſſen hinein, durch das Beiſpiel ihrer Machthaber. Dieſes Beiſpiel wird um ſo ſtärker wirken, je imponirender die Macht iſt, mit welcher man die vollziehende Gewalt bekleidet.

Auch der amerikaniſche Congreß theilt ſich in zwei Kammern. Die Mitglieder der erſten (die aber nicht erblich ſind und die von jedem Staate durch Stimmenmehrheit gewählt werden) verwalten ihre Aemter ſechs Jahre hindurch. Sie müſſen über 30 Jahr alt und 9 Jahr Bürger geweſen ſeyn. Der Präſident muß ſeine Beiſtimmung zu den Bills, im Weigerungsfalle ſchriftliche Gründe geben, die jedoch durch zwei Drittel der Senatoren entkräftet werden können. Folglich iſt in dieſem

ſem Punkte die vollziehende Gewalt eingeſchränkter als in Frankreich. Hingegen beſetzt der Präſident alle Stellen ohne Ausnahme, auch die des höchſten Gerichts-Hofes, und ſchließt Verträge, mit Zuziehung von zwei Drittel der Senatoren, deren überhaupt nur 32 ſind. — Der vorige Landammann (die vollziehende Gewalt in der Schweiz) genoß ſogar einiger wichtigen Vorzüge, die der neue König von Frankreich entbehrt. Nur der Landammann trug in den General-Verſammlungen (Landes-Gemeinden genannt) die Gegenſtände vor, über welche berathſchlagt werden ſollte; auch verband er die richterliche Gewalt mit der vollziehenden.

Die neue ſpaniſche Conſtitution hat den König auſſerordentlich eingeſchränkt; die Cortes haben Alles an ſich geriſſen. Sie entwerfen und beſchließen Geſetze, vereidigen den König, beſtimmen die Thronfolge, ernennen die Regentſchaft, ſetzen dem minderjährigen Könige einen Vormund, ratificiren alle Verträge, beſetzen alle Aemter, beſtimmen die Land- und Seemacht, organiſiren dieſelbe, beſchließen die Auflagen, ſetzen die Ausgaben feſt, controlliren den öffentlichen Schatz, beſtimmen die Zölle, auch Maas und Gewicht, verwalten die Staatsgüter, die Münze, die Polizei, den öffentlichen Unterricht, miſchen ſich in die Erziehung des Kronprinzen ꝛc. ꝛc. ja ſie haben ſich ſogar vorbehalten, in noch unbeſtimmten Fällen ihre Einwilligung zu geben oder zu verſagen. Da iſt nun freilich die vollziehende Gewalt ſehr gelähmt. Die Folgen ſind nicht ſchwer zu berechnen. Alles hängt von dem Character des jedesmaligen Monarchen ab. Iſt dieſer ſchwach und furchtſam, ſo wird er ſich gängeln laſſen; iſt er ein Mann von Energie, ſo führt er eine Revolution herbei, welche die verſchiedenen Gewalten wieder ins Gleichgewicht ſtellet. Ohne Zweifel iſt eine Conſtitution fehlerhaft, die den Zunder einer ſolchen Revolution in ſich trägt. Frankreich bietet in dieſer Hinſicht weit erfreulichere Ausſichten dar; denn was dort allenfalls noch mangelhaft befunden würde, kann leichter verbeſſert werden. Möge Frankreich, das Herz von Europa, Jahrhunderte lang vor neuen Erſchütterungen bewahrt bleiben, denn wenn der Schlag des Herzens ſtockt, ſo leidet der ganze Körper an Krämpfen. Fürs Erſte dürfen wir den Franzoſen mit dem Dichter Lucan zurufen:

nitissima sors est regnorum sub rege novo.

Berichtigung eines Aufſatzes über die Schweiz, im Preuſſiſchen Correſpondenten. *)

Man lieſt in dem preuſſiſchen Correſpondenten, einer ſonſt äuſſerſt ſchätzbaren Zeitung, und aus demſelben auch in dem allgemein beliebten

---

*) Da dieſe Berichtigung ſchon an und für ſich ſehr intereſſant iſt, und noch überdies zum Einrücken dringend empfohlen worden, ſo trägt der Herausgeber kein Bedenken ſie mitzutheilen.

liebten öſterreichiſchen Beobachter vom 3ten Februar, einen Artikel über die heutige Lage der Schweiz, der ſo auffallend als notoriſch falſche Thatſachen enthält, daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie Herr Staatsrath Niebuhr, der ſonſt in anderer Rückſicht Sachkenntniß zeigt, ſie mit ſolcher Zuverſicht in die Welt ſchreiben konnte. Das Intereſſe der Wahrheit und die Ehre der Geſchichte, welche ſonſt alle Glaubwürdigkeit verliert,) erfordert es wenigſtens, dieſe Behauptungen zu widerlegen und dann das unpartheiiſche Publikum urtheilen zu laſſen. Es iſt wahr, daß man ſich zu Bern darüber beſchwert, daß die Zürcher Tagſatzung, aus den Deputirten der Mediations-Regierungen hervorgehend, ohne Vollmacht, ohne vorläufige Mittheilung, ohne Uebereinkunft, ohne Vertrag die neuen Cantone als eidgenöſſiſche Stände einberuft, daß eine Verſammlung, welche die Mediations-Acte aufhebt und den Geiſt der alten Bünde anſpricht, dabei anfängt, dieſe Bünde, und namentlich die berühmte von Niklaus von der Flühe geſtiftete Stanzer-Verkommniß in ihren erſten Verpflichtungen zu verletzen, und einem ihrer älteſten Mitſtände, den ſie zu ſchützen verpflichtet wäre, die Seinigen entzieht, ihm ſeine Rechte und ſogar ſeine theuer erkauften Beſitzungen abſpricht. Es iſt ferner wahr, daß Napoleon allein dieſe neuen Cantone geſchaffen hat. Denn wie Herr Niebuhr ſelbſt richtig bemerkt, unter der revolutionären abſoluten Unität von 1798 waren die ſämmtlichen ſogenannten Cantone nichts weiter, als willkührliche Departements der Helvetiſchen Republik; die drei Urſtände wurden in eines zuſammengeſchmolzen, das Gebiet der Stadt Bern in viere zerſpaltet, neue errichtet, deren ſeltſame Namen ſeither verſchwunden ſind, wie z. B. Sentis, überhaupt die ganze Schweiz ohne Rückſicht auf landesherrliche Rechte und Beſitzungen gleich einem Schachbrett eingetheilt und dabei noch deutlich feſtgeſetzt, daß dieſe Cantone keine Grenzen haben, bloße Eintheilungen ſeien, die durch jedes beliebige Geſetz geändert werden können und mehrmals geändert wurden. Auch im Jahre 1801 war die ſogenannte Cantonal-Verfaſſung noch gar nichts bedeutendes, nicht mehr als vorher; den Schein von Bedeutenheit hatten ſie blos ihrem Widerſtand gegen die Helvetiſche Regierung, einer Art von beginnender Inſurrection zu danken, und zum Theil auch der alten Gewohnheit, welche von den wechſelnden Conſtitutionen nicht ausgerottet werden konnte. Im Jahr 1802, wenige Tage nach dem Abzuge der Franzoſen, brach jene Inſurrection völlig aus, zuerſt in Schwyz und plötzlich darauf in dem jetzt getrennten, damals aber ſo brüderlich mit uns vereinten Aargau. Da ward von den Häuptern der Inſurrection die Tagſatzung von Schwyz zuſammenberufen, um das Ganze zu leiten und der falſchen Helvetiſchen Einheit die wahre Eidgenoſſenſchaft entgegenzuſtellen: aber es iſt durchaus falſch, daß auf dieſer Tagſatzung, welche der Verfaſſer des Artikels ſelbſt die freiſte und würdigſte National-Handlung der Schweizer nennt, alte und neue Cantone ohne Unterſchied mitgeſtimmt hätten. Graubündten und St. Gallen (damals kein Canton) wurden als ehemalige alte Stände einberufen, Thurgau, weil es zu der Inſurrection geholfen hatte; Aargau und Waadt erſchienen nie dabei. Aargau half damals am eifrigſten den Bernern zu ihrer Herſtellung; 19,000 freiwillige Unterſchriften hatten ſich ſchon früher für die Wiederanſchließung an Bern erklärt; die Waadtländiſche Verwaltung allein, obſchon auch dort ſchon acht Monate vorher bei 18,000 Stimmen ſich für die Vereinigung mit Bern geäuſſert hatten, trennte ſich von der ganzen Schweiz, nahm die Partheі der verdrängten Helvetiſchen Regierung und rufte die franzöſiſchen Truppen zu Hülfe, welche bald darauf das zweitemal das ganze Land überſchwemmten und die ehrwürdigſten Alt-Schweizeriſchen Magiſträte in Kerker warfen und gleich Miſſethätern behandelten. Es iſt alſo durchaus nicht wahr, daß die neuen Cantone im Jahr 1802 ſeien anerkannt worden, vielweniger daß die Berner dazu geſchwiegen, ja Alles durch ihren Beitritt bekräftigt hätten.

Nun erſchien die ſogenannte Mediations-Acte, die von der Schweizeriſchen Nation nie freiwillig angenommen, ſondern ihr gleich dem Geſetz eines Eroberers zur Befolgung zugeſtellt ward. Man achtete der verdrängten ſouverainen Städte und Länder ſo wenig, daß man ſie nicht einmal um ihre Einwilligung anſprach, welche ſonſt auch von den kleinſten beſiegten Feinden gefordert wird. Dieſe Mediations-Acte war ihres Namens und Scheines ungeachtet doch nichts anders als der einſeitige Triumph der Revolutions-Parthei, deren Prinzipien wenigſtens gänzlich beſtätiget wurden, und näherte ſich nur dadurch dem Alten, daß ſie die geweſenen Cantone, welche bisher nur Departements waren, in ihrem Innern unabhängig erklärte, ihnen neue Conſtitutionen vorſchrieb, und unter mildern Verhältniſſen ſie blos durch eine ſogenannte Föderal-Acte verband. Sie allein hat eigentlich die neuen Cantone geſchaffen, inſofern man dieſelben als für ſich beſtehende Stände der Schweiz betrachtet. Aber auch dieſe Cantons-Eintheilung war blos willkührlich nach den Launen des Conſuls. Das Wallis riß er von der Schweiz ab, Oberland und Sentis wurden aufgehoben, aus letztern St. Gallen geſchaffen und Appenzell hergeſtellt, das Rheinthal, von welchem Herr Niebuhr redet, war nie ein Canton, ſondern nur ein Diſtrikt von Sentis, wie jetzt von St. Gallen. Die Veränderung der Verfaſſung, d. h. die Unterjochung der alten Souverains abgerechnet, blieb den übrigen Cantonen ihr ehemaliges Gebiet, einige gewannen noch dazu, Bern und Uri verloren allein; das erſtere, mehr als kein anderes beraubt und verarmet, ward in allen Vortheilen zurück, in den Beſchwerden oben an geſetzt. Seine dringendſten Vorſtellungen, der Wunſch des ganzen Landes ſelbſt, welcher noch durch die eifrige Mitwirkung an der Inſurrektion von 1802 ſo authentiſch ausgeſprochen ward, vermochte ihm nicht einmal das Aargau zu retten; die Stimme des Volks galt nie, wenn ſie auch für uns war, und ward nur hervorgeſtellt, wenn ſie gegen uns ſchien. Vielmehr wurden noch andere Theile des uralten Berner Gebiets abgeriſſen, um ſie zum Aargau zu ſchlagen, und dieſer neue Canton mit der katholiſchen Grafſchaft Baden, und den freien Aemtern und dem Frikthal vergrößert, welche Bern keineswegeſ anſpricht. Es iſt bekannt, daß nur einzelne entſchiedene Anhänger der Revolution, die während der Helvetiſchen Republik eine Rolle geſpielt hatten, die Abtretung des Aargau zu Paris durchgeſetzt haben, nicht damit das Volk freier ſei, denn es iſt nicht freier als im Canton Bern, ſondern um über daſſelbe ungetheilt und ausſchließend herrſchen zu können. Auch kann man zu Bern in alle Straßen und Häuſer gehen, man wird zwar Schmerz und Trauer über den Verluſt des Aargau, aber keinen Haß gegen die Aargauer finden; wir wiſſen, daß die Trennung nicht ihr Wille war, daß wenigſtens ihr Herz uns nicht entfremdet iſt. Auf der andern Seite riß die Mediations-Acte auch ſogar für den Canton Waadt noch neue Theile des uralten Berner Gebiets ab, ſolche, die ihm ſelbſt während der Revolution verblieben waren, auf daß wir überall geſchwächt, von alten Freunden iſolirt, ohnmächtig zwiſchen zwei Feinden ſtehen müſſen.

So lebte Bern zehn Jahre, zwar nicht ohne ſchmerzliches Gefühl des erlittenen Unbills, aber gelaſſen, und hat auch während dieſer Zeit Niemand in ſeinen wohl oder übel erworbenen mediationsmäßigen Rechten beleidigt. Kann man es ihm verdenken, wenn es bei der allgemeinen Wiederherſtellung Europens, bei abgeſchaffter Mediations-Acte, bei gegebenen Hoffnungen ſelbſt ſich ſchmeichelte, wieder zum Beſitz ſeines ihm gewaltſam entriſſenen, niemals abgetretenen Gebiets zu gelangen, und wenigſtens gegen die einſeitigen Verfügungen der Zürcher Verſammlung proteſtirt. Wären die Departements des aufgelößten Königreichs Weſtphalen Cantone genennt worden: würden wohl die wiederhergeſtellten Souveraine von Heſſen, Braunſchweig, Hannover und Preuſſen, die bisherigen Präfekten und adminiſtrativen Behörden als unabhängige Staaten anerkennen wollen? Die republikaniſche, nicht ſo genau bekannte Verfaſſung der Schweiz, iſt allein Schuld, daß man die vollkommene Aehnlichkeit zwiſchen jenen Verhältniſſen und den unſrigen nicht einſehen will.

Die Schlichtung unſerer Sache dürften wir alſo kühn unpartheliſchen Schiedsrichtern überlaſſen, wofern dieſe Schiedsrichter nach dem wahren natürlichen Recht, oder nach Urkunden und Verträgen, und nicht nach revolutionärer Willkühr urtheilen wollen. Wir bitten indeß die deutſchen Gelehrten, die wahre Verfaſſung der Schweiz nicht in den vom Jakobinismus entſtellten, ſeit zwanzig Jahren geſchriebenen Büchern, ſondern z. B. nur in ihrem ehrwürdigen Büſching zu ſtudiren, jenem klaſſiſchen Werke, welches die natürlichen Verhältniſſe der Euopäiſchen Souverains mit ihren Völkern ſo unnachahmlich klar darſtellt,

jenem

Wenn auf dieſe Art Gerechtigkeit und Menſchlichkeit befriedigt waren; ſo theilte man das Uebrige. Der Befehlshaber bekam ſo wie die andern, nicht mehr als Einen Theil; war man aber mit ſeinem Muth, ſeiner Tapferkeit und Verſchlagenheit beſonders zufrieden; ſo bekam er auch wohl drey oder vier Theile. Wer ein Fahrzeug mit Mund- und Kriegsproviſion ausrüſtete, bekam den dritten Theil der Beute. Gunſt hatte nie Einfluß in die Theilung, das Loos entſchied Alles. Dieſe Ehrlichkeit erſtreckte ſich ſogar bis auf die Todten, der Kammerad des Gebliebenen bekam deſſen Theil. Fand ſich kein ſolcher, ſo ward es an die Familie geſchickt; hinterließ er weder Kammeraden noch Familie, ſo ſchenkte man das, was das Loos ihm zugeworfen, an Arme und Kirchen, die für die Seele des Abgeſchiedenen beten ſollten.

Hierauf ging es an ein Schmauſen. Wein, Weiber, Spiel und alle Ausſchweifungen, wurden ſo lange getrieben, bis nichts mehr jenem Monument des rechtlichen Zuſtandes von Europa, wie er vor der franzöſiſchen Revolution exiſtirte und noch jetzt in vielem zu Rathe gezogen werden könnte. Herr Niebuhr erkennt zuletzt ſelbſt, daß Waadt und Aargau gewaltſam von Bern getrennt worden ſeyn, und „zwar durch eine Macht, deren ſämmtliche „Schöpfungen wir mit ihm gern bis auf das „letzte Andenken vertilgt ſehen möchten.“ Aber er macht uns dagegen andere Vorwürfe, und kommt zuletzt ſelbſt auf die grundfalſche eigene Anerkennung zurück: „Wir ſollen früher ſchon „die Privilegien und Gerechtſame „jener Landſchaften nicht geachtet, „ja gar gebrochen, und nicht im „Sinn der alten Verträge geherrſcht „haben.“ Solcher Vorwurf iſt uns warlich noch nie im Ernſt gemacht worden, und dürfte ſchwerer als kein anderer zu beweiſen ſeyn. Nirgends werden dergleichen Privat- und Corporationsrechte heiliger als in Republiken beobachtet, theils weil in denſelben Neuerungen überhaupt ſchwer durchzuſetzen, und viele Regierungsglieder ſelbſt an jenen Rechten intereſſirt ſind, theils weil die Unterthanen durch mannigfaltige Verbindungen mit der regierenden Claſſe ſtets darin ihre mächtigen Beſchüzzer haben. Aber weiß dann Herr Niebuhr nicht, daß gerade jene Privilegien, Gerechtſamen und Verträge, welche die wahre Freiheit der Völker ausmachen, den franzöſiſchen Jakobinern und ihren Anhängern ein Stein des Anſtoßes waren, daß ſie dieſelben eben ſo ſehr als die Souveraine ſelbſt haßten, und daß ſie daher im Augenblick der Revolution mit einem Schlag vernichtet worden ſind, alldieweil ſie vorher Jahrhunderte lang aufrecht erhalten blieben? Iſt es ihm nicht bekannt, daß die Berner Regierung die einzige war, welche ſelbſt während der Mediation allen Städten, Landſchaften und Gemeinden ihre Rechte und Verfaſſungen wieder gab, ſo weit ſie nur immer mit den Feſſeln der Mediation verträglich waren, daß ſie noch jetzt die erſte und einzige iſt, welche ſie allen im vollem Maaß wieder anbietet, und die Gerechtigkeit nicht nur für ſich, ſondern auch für andere will. — „Unſer Regiment ſei immer mehr und „mehr oligarchiſch geworden.“ Gerade das Gegentheil; ſeit Jahrhunderten hat Bern mehr als keine andere ſchweizeriſche Stadt mit Kraft und Erfolg gegen die mögliche Oligarchie, d. h. gegen das drückende Uebergewicht mächtiger Geſchlechter oder weniger Optimaten gekämpft. Vor dem franzöſiſchen Direktorio und ſeinen Libellen kam es Niemand in Sinn, uns dieſe Benennung zu geben, und man muß ſich wundern, daß Herr Niebuhr nun nach 16 Jahren die Schimpfworte franzöſiſcher Unwiſſenheit wieder aufwärmt. — Wir hätten uns gegen die Lehre verſtockt, daß, um eine Verfaſſung zu erhalten, ſie auf ihre Grundlage zurückkehren müſſe. Dieſe Grundlage war theils die geſammte Bürgerſchaft von Bern, von welcher ihre berühmteren Geſchlechter auch einen Theil und zwar den vorzüglichern ausmachen, theils die Erwerbungstitel und die

Verträge mit den verſchiedenen Theilen ihres Gebiets. Beide ſind ſeit vielen Jahrhunderten unverändert geblieben wie der Felſe der Natur. Die erſtere iſt einer Stärkung und Erweiterung fähig, das angeblich engherzige Bern war das erſte, welches ſchon vor der Revolution ſein mit ſo vielen Vorzügen begabtes, damals keinem Orden weichendes Bürgerrecht öffnete, alldieweil ſelbſt die geringſten Munizipalſtädte das ihrige ſo eiferſüchtig verſchloſſen hielten. Auch jetzt iſt es wieder das erſte, welches die Aufnahme in daſſelbe unter noch viel leichtern Bedingungen, als vormals, geſtatten will. Bern wünſcht nichts anders, als was der Verfaſſer des Artikels lehrt, daß der geſunde Verſtand herrſchen möge, allenthalben auf der Grundlage der alten Verfaſſungen zu bauen. — Patrioten, ſagt Herr Niebuhr ferner, hätten uns dringend gewarnt. — Wir wollen nicht hoffen, daß er unter Patrioten die franzöſiſchen Jakobiner und ihre Anhänger verſtehe, welche jenen ehemals ſchönen Namen durch Mißbrauch entheiliget und geſchändet haben. Dieſe warnen nicht, ſie freuen ſich vielmehr, wenn man Fehler begeht, und dadurch Vorwände zur gänzlichen Umſtürzung giebt. Doch, wir ſind freilich von wahren Patrioten gewarnt worden, aber in ganz entgegengeſetztem Sinn: von weiſen, nun in die Ewigkeit übergegangenen Staatshäuptern, die es innig beklagten, daß wir uns dem Abgrunde der Revolution näherten, ſtatt uns von demſelben zu entfernen; von den Treuen und Redlichgeſinnten des

Landes, die es oft mit Thränen bejammerten, daß die Regierung ihren eigenen Rechten nicht mehr zu trauen ſcheine, ſich ſelbſt und damit auch die Ihrigen verlaſſe (ein Vorwurf, der damals vielen Regierungen gemacht werden konnte); von den unterrichteten und heller ſehenden franzöſiſchen Emigrirten (gegen welche das Vorurtheil nun auch verſchwunden ſeyn wird), die uns das kommende Unglück weiſſagten, und uns das Beiſpiel ihres Königs vorſtellten, der auf das Schaffot gebracht worden, weil er weichherzig und gutmüthig dem ſogenannten Zeitgeiſt nachgegeben, und ſeine Unterthanen zu Herren über ſich ſelbſt geſetzt hatte. — Herr Niebuhr ſcheint dennoch ſelbſt zu geſtehen, daß wenn den beiden abgeriſſenen Cantonen annehmliche Bedingungen der Vereinigung angeboten wären, wenigſtens im Aargau guter Erfolg wahrſcheinlich war. Wie ſoll man aber Bedingungen anbieten können, wenn eine Zürcher Tagſatzung durch ihren einſeitigen Spruch, durch jene unbegreifliche Uebereinkunft vom 29ſten December allen Unterhandlungen, allen Verträgen die Thüre ſchließt. Woher weiß der Verfaſſer, daß keine annehmlichen Bedingungen wären gemacht worden? Welch andere könnte man anbieten, als jedem Theil ſeine ehemaligen Rechte, Freiheiten und Municipal-Verfaſſungen wieder zu geben, das Bürgerrecht der regierenden Hauptſtadt ſelbſt zu öffnen, und mittelſt deſſen, oder vielleicht auch ohne daſſelbe, die angeſehenſten Perſonen in die Regierung ſelbſt zu ziehen, damit aber zugleich das Bürgerrecht zu verbinden,

den, geſchehene Loskäufe und Verträge zu beſtätigen, vielleicht ſelbſt auf bekleidende Aemter ſo weit möglich Rückſicht zu nehmen u. ſ. w. Oder ſollte dann ein ſolcher Vertrag gar nichts günſtiges für uns und nur für andere enthalten?

Die ſeltſamſte von allen Behauptungen des Herrn Niebuhr, iſt diejenige, daß *jeder Verſuch, die alte Ordnung in der Schweiz herzuſtellen, nur Frankreich günſtig wäre, man habe in den neuen Cantonen eben ſo großen Eifer gegen die Franzoſen als in den andern geſehen.* Die erſtere dieſer Behauptungen ſtimmt nicht mit der Fürſtlich-Schwarzenbergiſchen Proklamation, die letztere nicht mit der täglichen Erfahrung überein. Wäre ſie gegründet, ſo würde Napoleon die Inſurrection von 1802 gewiß nicht gehindert, vielweniger die neuen Cantone geſchaffen haben. Es ſpringt doch in die Augen, daß diejenigen, welche durch Frankreich allein ihre Exiſtenz erhalten haben, günſtiger für daſſelbe geſtimmt ſeyn müſſen, als diejenigen, die es um Ehre, Freiheit und Eigenthum gebracht hat. Baden und die italieniſchen Vogteien inſurgirten ſeiner Zeit gegen die Helvetiſche Republik und gegen die Beleidigungen der katholiſchen Kirche; auch iſt es allerdings richtig und lehrreich, daß dieſe Unterthanen ehemaliger gemeinen Herrſchaften, die ſich am meiſten zu beklagen gehabt hätten, dennoch weit weniger revolutionair geſinnt waren, als die Bewohner des freiſten und blühendſten Landes auf dem Erdboden, der berneriſchen

Waadt, die nur aus Uebermuth des Glücks ihren rechtmäßigen Landesherrn nicht mehr ertragen konnte. Aber wo hat denn der Verfaſſer in den Cantonen Aargau und Waadt den vergeblichen Eifer gegen die Franzoſen geſehen! Beſtand er etwa darin, daß die Aargauer, ſo wie die Lauſanner und St. Galler Zeitungen ſtets die auffallendſte Partheilichkeit für Frankreich bewieſen, und alle Siege der Alliirten zu verſchweigen und zu verkleinern ſuchten, daß die Aargauer Regierung noch nach der Schlacht bei Leipzig die Conſcription für die franzöſiſchen Regimenter einfühten wollte, wogegen die braven Frikthaler fragten: ob das die geprieſene Neutralität ſei? Oder hat etwa die Waadt ihren Eifer gegen die Franzoſen dadurch bewieſen, daß ſie dieſelben Anno 1802 wie Anno 1798 ins Land rufte, und dadurch namenloſes Unglück über die Schweiz gebracht hat, daß ſie bei jeder Gelegenheit ihre Dankbarkeit gegen Napoleon nicht laut genug erheben konnte, daß die Offiziere der neu franzöſiſchen Schweizer-Regimenter größtentheils oder wenigſtens über alles Verhältniß mit den übrigen Cantonen, aus Waadtländern beſtehen, alldieweil ſo viele Berner in engliſchen, ruſſiſchen, öſterreichiſchen, preuſſiſchen und baieriſchen Armeen dienen? Iſt es etwa den öſterreichiſchen Militair-Behörden nicht bekannt, daß man ganz neuerlich zu Lauſanne unter offenbarer Connivenz der Regierung franzöſiſche Gefangene befreite, und die öſterreichiſche Eskorte mißhandelte, daß man ſich zu Morſee wieder mit Gewalt der

Requiſition von Cantonen zur Belagerung der nächſtgelegenen franzöſiſchen Feſtungen widerſetzte, alldieweil Bern die ſeinigen mit Munition und Beſpannung ſo freudig und willfährig hergab. Man frage die alliirten Truppen, wo ſie am beſten empfangen worden, wo ſie die freudigſten Geſichter geſehen haben, ob in den neuen Cantonen oder in den alten und vorzüglich in der Hauptſtadt Bern und ihrem Gebiet. Was die ehemaligen franzöſiſchen Penſionen betrifft, ſo floſſen ſie wenigſtens nicht nach Bern, und das Grundgeſetz, welches Herr Niebuhr gegen die Annahme von ausländiſchen Penſionen wünſcht, exiſtirte nicht nur ſchon längſt in Bern, ſondern ward auch mit heiliger Gewiſſenhaftigkeit beobachtet.

Von den ehemaligen gemeinen Herrſchaften Thurgau, Rheinthal, Sargans, Baden, den italieniſchen Vogteien u. ſ. w. wollen wir nichts beifügen, wiewohl auch hier viele herrſchende Irrthümer zu widerlegen und vorzüglich zu erinnern wäre, daß ſie das einzige fortdauernde Band der Eidgenoſſenſchaft ausmachten. Ohne dieſen bleibenden Gegenſtand des Zuſammenhaltens würde die Eidgenoſſenſchaft gleich vielen andern ähnlichen Bünden längſt auseinander gegangen ſeyn, ſo wie auch die niederländiſche Union ohne die Generalitäts-Lande wohl ſchwerlich ſo lang dürfte beſtanden haben. Ein ſolch natürliches Band iſt beſſer, als die von einem einzelnen verbündeten Ort aufgedrungen Oberherrſchaft. Bern wird aber jedem Schweizeriſchen Thal ſeine alten innern Einrichtungen herzlich gönnen, und wenn es zur Ruhe der Schweiz beitragen kann, ſogar alle ſeine Anſprüche auf jene gemeinſamen Herrſchaften willig aufopfern.

Uebrigens wird die Vorſehung entſcheiden, ob es auch die ihm durch die Revolution entriſſenen Theile ſeines Gebiets verlieren oder wieder erhalten ſolle; allein es liegt ihm am Herzen, daß ſeine Rechte und ſein Betragen doch nicht in der öffentlichen Meinung entſtellt werden. Ihm iſt noch mehr an ſeiner Ehre, als an ſeinen Beſitzungen gelegen, und wenn es auch der einzige Schweizeriſche Stand ſeyn ſollte, welcher ſich der allgemeinen Herſtellung nur für andere und nicht für ſich ſelbſt erfreuen könnte: ſo wünſcht es wenigſtens derſelben würdig zu heiſſen und ſeinen guten Namen auf die Nachwelt zu bringen.

Verſchiedene Denkungsart verſchiedener Nationen.

Dreißig Jahre lang hatten die Spanier und Engländer im tiefſten Frieden mit einander gelebt, als 1655 Cromwell ohne irgend einen Vorwand Spanien angriff. Mehrere See-Offiziere, ſagt Hume, machten ſich ein Gewiſſen daraus, in dieſem Kriege zu dienen. „Nach ihrer Meinung war kein

„Befehl ihrer Obern vermögend, einen Krieg „zu rechtfertigen, der den Grundſätzen na„türlicher Billigkeit entgegen lief, und den „die bürgerliche Obrigkeit zu *befehlen* kein „Recht hatte." Sie nahmen ihren Abſchied. — Auch wir haben Spanien, durch den Cromwell unſerer Zeit, auf gleiche Weiſe angreifen ſehen, aber nicht erfahren, daß ein Offizier deshalb ſeinen Abſchied genommen hätte. — Es drängt ſich hiebei noch eine andere Betrachtung auf. Wenn wir auch keinesweges zweifeln wollen, daß der blinde Gehorſam des Soldaten zu ſeinen Pflichten gezählt werden muß; ſo ſcheint es doch auffallend, daß nicht *alle* Staats-Beamte einer gleichen Pflicht unterworfen ſind. Wenn zum Beiſpiel der Fürſt einem *Richter* eine Ungerechtigkeit zumuthet, und dieſer nicht gehorcht, ſo handelt er rühmlich. Worin unterſcheidet er ſich denn von dem Soldaten? Dieſer ſoll für die Sicherheit des Staats das *Schwerdt* führen, Jener das *Geſetz* handhaben; beider Zweck iſt derſelbe.

Berichtigung.

Der *Aufruf an Deutſche Fürſten* iſt von mehrern Buchhändlern *nachgedruckt* worden, unter dem Namen des Herrn Kriegs-Rath Genz; ſogar in Litteratur-Zeitungen habe ich ihn unter dieſem Namen angezeigt gefunden. Ob es mir nun gleich nicht unrühmlich iſt, wenn bei einer meiner anonymen Schriften Herr Genz als Verfaſſer genannt wird, ſo iſt er ſelbſt doch zu reich an weit trefflichern Producten ſeiner Feder, und ich bin zu eiferſüchtig auf jedes Scherflein, welches ich zum Gelingen der guten Sache beitragen konnte, als daß ich nicht hier nochmals erinnern ſollte, daß dieſer Aufruf im Februar des vorigen Jahres, auf Veranlaſſung des Herrn Grafen von Wittgenſtein, von mir geſchrieben wurde.

übrig war; und ſtracks erblickte das Meer auf ſeinen Wellen halb nackte, halb verhungerte Menſchen, die es vor Kurzem mit Millionen bereichert hatte. Umſonſt verſchwendete es ſeine Schätze von neuem an dieß wilde Völkgen; ſie hatten immer das nemliche Schickſal. Wenn man ſie frug, wie es möglich ſey, das ſo ſchnell wieder zu verthun, was man mit ſo mancher Gefahr, durch ſo manches Wageſtück errungen, ſo pflegten ſie ganz naif zu antworten: „Eben weil wir „täglichen Gefahren ausgeſetzt ſind, müßt ihr „uns gar nicht nach eurem Maaßſtabe meſſen. Heute lebendig, morgen todt, warum ſollen wir ſammeln? Unſer Kalender „geht immer nur bis auf den Tag, den wir „erleben; nicht bis auf den, den wir vielleicht „erleben werden. Wir ſind keine Geizhälſe „weder mit unſerm Gelde, noch mit unſerm „Leben; wir wollen beydes genießen.“

Als die ſpaniſchen Kolonien, die immer auf beſſere Zeiten gehofft hatten, ihre Schiffe

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 12.

Ueber einen Zeitungs-Artikel im Journal des Debats.

Wer den Charakter einer Nation kennen will, der leſe nur ihre Zeitungen. Dieſer richtige Maaßſtab macht ſich von ſelbſt; denn ſoll eine Zeitung vom Volke gern und viel geleſen werden, ſo muß ſie den Charakter dieſes Volks ausſprechen; thut ſie das nicht, ſo geht ſie bald zu Grunde; die bleibende hingegen wird den begehrten Stempel tragen. So erklärt ſich der ſteife Ernſt der, wenigſtens vormals, in den deutſchen Zeitungen herrſchte, die kecke Freimüthigkeit der engliſchen, und die Ruhmredigkeit der franzöſiſchen. Wer gedenkt hier nicht der berüchtigten Bülletins, die bei keiner andern Nation ſo geſchrieben werden konnten. Aber ſelbſt in unſern Tagen, wo Gott ſei Dank keine Bülletins mehr geliefert werden, darf man nur ein franzöſiſches Zeitungsblatt in die Hand nehmen, um zu wiſſen woran man mit dieſer Nation iſt. Man leſe z. B.

im Journal des debats den Aufſatz eines gewiſſen Duſſault über die Worte, welche Kaiſer Alexander der Großmüthige zu dem franzöſiſchen Senate ſprach: „Empfangen Sie „den Preiß“ (ſo ſpricht Hr. Duſſault) „einer „ſo huldreichen Güte: Sie ſind gefühlt worden; „Sie ſprechen zu einem Volke, welches „Sie verſteht; Sie ſind in der Mitte einer „Nation, welche tiefe Empfindungen für alle „Gattungen des Verdienſtes hat, und vor „den wahren Richtern aller Arten „von Ruhm. Genießen Sie, Fürſt, in dem „neuen Athen, welches imponirender iſt als „das alte u. ſ. w.“

Lächeln muß man über dieſe ungeheure National-Eitelkeit, doch überraſchend iſt ſie nicht. Dem Herrn Duſſault ſchwebte vermuthlich der griechiſche Alexander der Zerſtörer vor dem Gedächtniß, der dabei ſo kleinlich eitel war, daß er auf das Lob des Volks von Athen einen hohen Werth legte. Wie wenig kannte er Alexander den Wiederherſteller! Welch eine gemüthliche Keckheit gehörte dazu, um einem ſiegreichen Monarchen — der in Rußland angebetet, in Deutſchland ſo herzlich bewundert wurde — ſo ganz vertraulich zuzurufen: jetzt erſt ſtehen Sie vor den wahren Richtern des Ruhms! jetzt empfangen Sie den Preiß, denn jetzt werden Sie gefühlt, jetzt werden Sie verſtanden. Es iſt wohl kaum möglich, die Verachtung gegen alle andere Nationen deutlicher und bitterer auszudrücken. Es heißt mit andern Worten gradezu: Ihr Ruſſen, ihr Deutſche, ihr fühlt nicht, ihr verſteht nicht; zu uns mußten

ten Eure Monarchen erſt kommen, um den Preiß ihrer Thaten zu empfangen; denn ihr könnt keinen Ruhm ertheilen, weil wir die wahren Richter aller Arten des Ruhmes ſind. — Und in welchem Augenblick iſt Hr. Duſſault der Dollmetſcher einer ſolchen National-Eitelkeit? — in einem Augenblicke, wo es in Deutſchland keine Richter, ſondern nur Theilnehmer des erworbenen Ruhmes giebt; in einem Augenblicke, wo noch jede franzöſiſche Wange ſchaamroth von dem Ruhme iſt, den die Lippe ſo lange dem Korſen zugejauchzt hat! — Ihr wahren Richter des Ruhmes! gedenkt Eures Maire, der einſt zu dieſem Korſen ſprach: „Gott ſchuf Buonaparte und ruhte aus.“ — Ob der brave Mann wohl noch lebt? er müßte Präſident werden im Tribunal des Ruhmes.

Winke zu Erweckung des Nachdenkens.

Seit Jahrhunderten haben die engliſchen Staatsmänner es als höchſt gefährlich für England betrachtet, wenn die Niederlande von Frankreich beſeſſen würden. Als unter Carl dem Zweiten dieſe Befürchtung eintrat, überreichte das Parlament 1676 dem Könige eine Adreſſe, in welcher es laut erklärte: „Das Volk ſei über die Eroberungen der „Franzoſen in den Niederlanden äuſſerſt „beſtürzt.“ Und obgleich der Hof dieſe Adreſſe ſehr ungnädig aufnahm, ſo wurde doch acht Tage ſpäter der König aufs neue förmlich gebeten, keinen Traktat mit Frankreich einzugehen, der dieſem Reiche eine größere Macht geſtatte, als im pyrenäiſchen Frieden ihm zugeſtanden worden.

Der berühmte Baco ſagt in ſeinen Briefen an die Königin Eliſabeth: „England hat ſeine Größe der Freiheit zu danken, und dadurch alle Nationen überflügelt. England hat allen Nationen Wege und Mittel gelehrt, wie ſie zur Größe gelangen können. England muß aber auch ſtets zu verhüten ſuchen, daß keine andere, um die Seeherrſchaft buhlende, Nation im Stande ſei, das Gleichgewicht gegen England wieder herzuſtellen. Es muß vor allen Dingen bei andern Nationen den Trieb zur Freiheit erſticken; denn ſobald dieſer rege würde, ſo könnten alle Schätze Indiens den Verluſt für England nicht erſetzen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Sind wir wieder frei?

(Eingeſandt.)

Die Wahrheit, in der nur Leben, ohne die nur Tod iſt, und die mit Tiedge geſagt: „die einzige Pforte iſt, welche zum Himmel führt“

iſt freilich lange genug in ſchweren Feſſeln einhergegangen. Aber ſie iſt erlöſt worden durch viele, ſchwere Opfer, von dieſen ſchimpflichen Banden. Die Zeit der ſchimpflichſten Erniedrigung iſt vorüber, wo kein männliches Wort über *Wahrheit*, *Recht* und *Gerechtigkeit*, ohne Kerker und Füſiladen befürchten zu müſſen, geſprochen werden durfte; — wir ſind wenigſtens nicht mehr einer uns fremden Gewalt, ihren Mißhandlungen und Herabwürdigungen ausgeſetzt. Dies wäre doch alſo ſchon ein großer Schritt zur wiedergewonnenen *Freiheit*!

Aber um zu ſagen: *Wir ſind wirklich wieder frei!* was würde dazu wohl noch gehören? — Nichts weiter, als was das göttliche Geſetz der Natur und der Menſchheit haben will.

Einmal: daß der aufs neue geöffnete Weltverkehr der Völker, auch von mannigfaltigen andern drückenden Feſſeln, wieder befreiet werde. — „*Handels-Freiheit*, meint Jean Paul Richter, iſt ohne *Handelns-Freiheit*, *Nichts* oder *Gift*“ — und er hat Recht.

Fühlen müſſen es die beſten Fürſten, daß die vielen Beſchränkungen, Einengungen und Erſchwerungen der Handels-Freiheit im Innern, unnatürlich ſind; daß ſie den Gemeingeiſt tödten, den Weg bahnen öffentliche und Privat-Moralität zu verbannen, Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit in Schlauheit, Ueberliſtung und Betrug zu verwandeln. Nirgend müſſen ſich die Motive aller Einrichtungen und Maaßregeln klarer, reiner ausſprechen als in Beziehung auf den Handel; denn hier ſtehen die wichtigſten Güter des Menſchen, freier Lebensgenuß, ungehemmter Gebrauch phyſiſcher und geiſtiger Kräfte, freie, unbeengte Benutzung des Eigenthums, nach vorher erfüllter Verpflichtung in Beziehung auf die Forderungen des Staats, auf dem Spiele; hier werden alſo die zarteſten Saiten des menſchlichen Gemüths berührt, und alle harte, gewaltſame Maaßregeln empören des Menſchen Gefühl. —

Ferner: daß auch der Gedanken-Austauſch durch Wort und Schrift ungehindert ſei und bleibe. Nichts müſſe ihn ſtören. Jeder müſſe beſcheiden aber freimüthig laut reden fürs allgemeine Wohl, ſo wie Jeder geben muß, wer Geld hat; jeder muß, ſo wie er's nach ſeiner Gabe vermag, belehren, warnen, tröſten und beruhigen. Gott hat den Menſchen zum Mittheilen geſchaffen. Alles auf dieſer Erde ſoll auf einander wirken, nichts iſolirt da ſtehen. Wer dieſen Umlauf hemmt, kerkert den Menſchen in Sich Selbſt ein, und verarmt ihn; man benimmt dem Einen ſein Brod, dem Andern ſeinen Verſtand, und wird der Henker des Wohlſtandes und der Cultur. —

Endlich: daß überhaupt kein großer Druck von Auſſen, kein Egoismus von Innen, die Thätigkeit des Bürgers und den Wohlſtand ſtöre — daß Ordnung, Sicherheit und Achtung des Eigenthums — Liebe für Religion und Sittlichkeit überall zurückkehre. —

So müſſe tapfer und muthig zu Ende geführt werden der große, heilige Krieg für Freiheit; und dann erſt können und wollen wir ausrufen mit dem ſeligſten Gefühl:

Wir ſind wirklich wieder frei!

Urtheile, Bemerkungen, Anſichten,

welche Dumouriez vor zwanzig Jahren niederſchrieb, und die zum Theil als Prophezeihungen gelten können.

Die Kunſt zu prophezeihen (nemlich in der Politik) iſt nur eine Art von Rechenkunſt. Wer die Menſchen kennt, die Geſchichte lieſt und dabei etwas Combinations-Gabe beſitzt, der wird ziemlich richtig voraus ſehn was geſchehen wird. Nur wann es geſchehen wird, das iſt ſchwerer zu beſtimmen. Gleichwie ein guter Arzt Geneſung oder Tod des Kranken mit ziemlicher Gewißheit vorherſagt, jedoch die Stunde des Todes oder den Tag der Geneſung nicht beſtimmen kann; eben ſo der geiſtvolle Beobachter in der hitzigen Volkskrankheit, Revolution genannt. — Als der menſchenfreundliche Wieland — (Herr! vergib ihm, er wußte nicht was er that!) — einſt den Wink hinwarf, daß mit Buonaparte's Wahl zum Oberhaupt des Reichs die franzöſiſche Revolution wohl endigen könne; da hatte er ſich ein ſolches Ende aus der Geſchichte abgezogen; er combinirte, daß bei einer Nation wie die franzöſiſche, es über lang oder kurz ſo kommen müſſe; allein er nannte Buonaparte gewiß nur Beiſpielsweiſe, und ahnte ſelbſt keinesweges, daß ſeine Weiſſagung ſo ſchnell in Erfüllung gehen würde.

Ein bewegtes Volk iſt ein vom Sturm aufgeregtes Meer. Wer die See zum Erſtenmal und gleich mit aufgethürmten Wellen erblickte, ohne ſonſt mit ihr bekannt zu ſeyn, der würde ſchaudernd alle Schiffe die er kreuzen ſieht verloren geben; wer aber das Meer ſchon oft nach dem Sturme ſpiegelglatt geſehen, oder von Seefahrern gelernt hat, daß dies Ereigniß unausbleiblich iſt, der kann leicht am Ufer ſtehend, die Zuſchauer vertröſten, auch wohl den Wind beſtimmen, der die Wellen ebnen wird, nur nicht den Augenblick der dieſen Wind herbeiführt. Darum ließe ſich wohl behaupten, es habe noch kein geſcheiter Mann eine Prophezeihung ausgeſprochen, die nicht eingetroffen wäre, oder eintreffen würde; bald oder ſpät, je nachdem die nächſten oder fernſten Urſachen ſeinem Geiſte am hellſten vorſchwebten. Darum werden gewöhnlich bei jeder großen Begebenheit Prophezeihungen hervorgeſucht, die bisweilen ein halbes Jahrhundert vorher niedergeſchrieben wurden und nun zum Erſtaunen eingetroffen ſind. Doch hatten dieſe Propheten ſicher keine Divinations-Gabe, ſondern nur eine Combinations-Gabe, die Einzige die uns einen Blick in die Zukunft verſtattet.

Dumouriez hat bekanntlich ſchon vor zwanzig Jahren eine politiſche Ueberſicht des künftigen Schickſals von Frankreich drucken laſſen, aus der wir einige Stellen ausheben, die in unſern Tagen neues Intereſſe gewähren.

„Die beiden jungen Prinzen von Oranien haben die militairiſchen Tugenden ihrer Vorfahren geerbt. Sind Fehler in der Regierung vorgegangen, ſo ſind ſie daran unſchuldig. Die unterdrückten Holländer werden einſt in ihnen ihre Rächer ſehen und die unvermeidliche Wandelbarkeit der Revolution wird ſie dieſen beiden jungen Helden wieder zuführen, deren Namen die Geſchichte auf immer mit der bataviſchen Freiheit verbunden hat.“ — Dieſe Weiſſagung iſt eingetroffen.

„Wenn die Franzoſen nicht ſo vernünftig und gerecht ſind, ihre Eroberungen wieder herauszugeben, ſo werden ſie alles Ungemach auf ſich laden, welches den Eroberer belaſtet; ein unaufhörlicher Krieg, werde er auch noch ſo glücklich geführt, wird am Ende ihren völligen Ruin nach ſich ziehen.“ — Eingetroffen.

„Der Graf von Provence“ (jetzt Ludwig der 18te) „hat ſich ſeit 1788 bei jeder Gelegenheit gegen den Hof für die Nation erklärt; er hat Neckern unterſtützt, als dieſer die gleiche Repräſentation des Bürgerſtandes vorſchlug. Er war Einer der Erſten, welche den Bürger-Eid leiſteten. — Zu einem reifen Alter gediehen, mit Kopf, Kenntniſſen und Erfahrung von Unglück ausgerüſtet, iſt er mehr als ein Anderer vorbereitet, die Laſt einer Krone zu tragen. Man darf nicht fürchten, daß er ſuchen werde, mit Hülfe der coaliſirten Mächte, die Bedingungen abzuändern, welche die Nation ihm auflegen wird. Nur ſo außerordentliche und ſchreckliche Umſtände konnten ihn zu der Würde erheben, auf welche er ſich nie mehr Rechnung machen durfte. Sein eignes Intereſſe und ſein Nachdenken ſind das Unterpfand ſeiner treuen Anhänglichkeit an die Conſtitution.“ — Eingetroffen.

„Die Franzoſen haben den Freiheitsbaum auf einen offenen Vulkan gepflanzt — ſie werden den Schlund der Sklaverei ſich öffnen.“ — Schrecklich eingetroffen!

„Die Regierenden müſſen die öffentliche Meinung um Rath fragen, denn wollten ſie dieſelbe zwingen, ſo würden ſie ſich ſelbſt aufopfern und auf den Trümmern würde der Despotismus mit allen Werkzeugen der Rache herrſchen.“ — Er hat geherrſcht.

„Durch Einſchränkung in ihre alten Grenzen werden die Franzoſen alle Verbrechen ihrer Revolution austilgen, ſtatt daß ſie dieſelben durch Eroberungen, die ihnen jetzt unnütz, künftig gefährlich ſind, auf den höchſten Gipfel bringen; denn ſie werden einen Beweis liefern, daß Freiheit nur ein leerer

„Schall

täglich dieſen Verwegenen zum Raube werden ſahen; fiengen ſie bald an, die Schiffahrt überhaupt zu vernachläßigen. Sie opferten Alles auf, was ihre wechſelſeitigen Verbindungen ihnen an Stärke, Bequemlichkeit und Reichthümern gewährten, und bildeten unter ſich kleine iſolirte Staaten. Sie fühlten freylich wohl die Unbehaglichkeiten, die aus dieſen angenommenen Grundſätzen entſtanden; aber die Furcht, in gierige, zum Morden und Plündern gewöhnte Hände zu fallen, war ſtärker als Ehre, Politik und Intereſſe. Damals entſtand unter ihnen jene Unthätigkeit, die noch bis auf den heutigen Tag herrſcht.

Natürlich gab dieſe Muthloſigkeit, der Verwegenheit der Flibuſtier neue Kraft. Sie hatten ſich bis dahin in den ſpaniſchen Beſitzungen nur ſelten gezeigt, und höchſtens um einige Lebensmittel wegzukapern. Nun aber, da die Beute zur See ſich von Tage zu Tage verminderte; fiengen ſie bald an, von den

„Schall und Gerechtigkeit nur ein Gaukelbild „iſt und daß Raub und Uſurpation die einzi„gen Grundſätze ihrer neuen Politik ſind.“ — Endlich iſt dieſe prophetiſche Warnung auch beherzigt worden.

An einer andern Stelle ſagt Dumouriez: „Es iſt nicht wahr, was man täglich im Con„vent behauptet, daß der Rhein, die Alpen „und die Pyrenäen vormals die natürlichen „Grenzen von Gallien geweſen ſind. Bis zu „welchem Zeitpunkte will man hinaus gehen? „Bis zu Julius Cäſars Zeiten? Aber da„mals war das ganze franzöſiſche Gebiet in „lauter kleine, föderirte Republiken, die be„ſtändig unter einander Krieg führten, getheilt „und das linke Rheinufer bewohnten deutſche „Anſiedelungen, die nie einen Theil von Gal„lien ausmachten.“

Hieher gehört auch eine Stelle aus dem Sendſchreiben, welches der alte Weltbürger Sirach an den franzöſiſchen National-Convent ſchickte: „Wie kann Frankreich auf einen aufrichtigen, dauerhaften Frieden rechnen, wenn es in den Herzen derer, mit welchen es Frieden ſchließt, den Schmerz eines Verluſtes verewigt? es verſetzt ſich nur dadurch in die Lage eines Räubers, der ſeinen Raub Tag und Nacht bewachen muß. — Geſetzt, Europa könne darein willigen, daß Frankreich Flüſſe und Meere, andern Staaten entriſſen, ſich zur Grenze ſetze; wer bürgt Europa dafür, daß Frankreich nicht von der Republik wieder in eine Monarchie übergehe? Je größer dann Frankreichs Umfang ſeyn wird, je ſchneller der

Uebergang von der Monarchie zum Despotismus. Und dann denke man ſich einen tollkühnen Carl den 12ten auf den Thron zu Paris, ſo wird Europa aufs neue mit Blut und Elend überſchwemmt.“ — **Schrecklich eingetroffen!**

Schreiben des Herrn Profeſſors Zeune (Vorſtehers der Blinden-Anſtalt in Berlin) an den Herausgeber, über das Nibelungen-Lied.

Vorwort des Herausgebers.

Wenn ich dieſen Brief unabgekürzt liefere, folglich auch von allen den freundlichen Aeußerungen über mich ſelbſt nichts weglaſſe, ſo geſchieht es fürwahr nicht aus Eitelkeit (obſchon das Lob eines ſolchen Mannes dies Aftergefühl leicht erregen könnte), ſondern um der Leſewelt zu zeigen, **wie** rechtliche Männer litterariſche Streitigkeiten führen; nicht durch Achſelzucken und Bemitleiden der **Stumpfheit** desjenigen der anders denkt und fühlt als ſie; noch weniger durch Anpaſſung Schillerſcher Gedichte, wie neulich ein matter Spaßvogel gethan, ſondern durch Gründe, kalt, männlich und höflich vorgetragene Gründe. —

P. P.

Schon als Knabe ein Bewunderer Ihrer Schauſpiele, noch kürzlich in Berlin in Hinſicht Ihres ſehr geſchätzten Volksblattes in einiger Berührung mit Ihnen geweſen, freue ich mich auch jetzt, Gelegenheit zu haben, durch Ihre, Gerechtigkeitsliebe anzeigenden Aufforderung, audiatur et altera pars, mich Ihnen zu nähern. Es betrifft die Nibelungen. — Zuerſt muß ich Ihnen ſagen, daß, weit entfernt daß Ihr Aufſatz dem alten Liede Gegner erweckt hätte, vielmehr Ihre anziehende, geiſtreiche und witzig fröliche Darſtellung ihm neue Leſer verſchafft hat, da Ihre Schriften allgemein geleſen werden. — Erſtens iſt es nicht Friedrich Schlegel, ſo viel ich weiß, ſondern Auguſt Wilhelm, der es in Schulen eingeführt haben will. Aber er hat es bei weitem nicht zuerſt geſagt. Vor dreißig Jahren ſagte es Johannes Müller ſchon, dann ich im Thuiskon, dann Kohlrauſch, hierauf erſt A. W. Schlegel. Doch fällt mir ein, daß Schlegel es vielleicht mündlich in ſeinen Vorleſungen zu Berlin kann gethan haben. — Zweitens, was den Standpunkt betrifft, worauf man das Lied, wie ſelbſt den Homer, betrachten muß, ſo geben Sie ihn ſelbſt ſehr richtig an, ſeine Alterthümlichkeit, alſo die geſchichtliche Beziehung. Den ſcherzhaften Standpunkt von Seiten der Politik haben ſehr viele für einen feinen Spott Ihrerſeits auf Noch Jemand gehalten, und ſo genommen iſt er meiſterhaft. Aber dann hätten Sie daſſelbe vom Homer ſagen können, der in der Zeile: ουκ αγαθον πολυκοιρανιη. εις κοιρανος εστω, die Ein- und Alleinherrſchaft predigt. Die Nibelungen ſind vielmehr eine gute Lehre gegen die Tirannen, indem jede Unbill ſich darin ſelbſt ſtraft; Brunhilds Uebermuth, Hagens und Gunthers Treuebruch, Chriemhildens Gewaltthat. — Jetzt beantworte ich die Einzelheiten Satz für Satz. — Siegfrieds Jugend Trotz und ſprudelnde Kraftfülle iſt eben ſo beim Achilleus, nur bei dieſem mit unedler Grauſamkeit gemiſcht, z. E. bei Hectors Schleifung, Menſchenopfern u. ſ. w. Siegfried iſt auch edel, mild, ſich für Freunde aufopfernd. — Siegfried erſchlägt die Nibelungen-Fürſten, nachdem ſie ihn zornig ſelbſt angriffen, weil er den ungeheuern Schatz ihnen nicht ſchnell genug theilen konnte. Nun, da mußte er ſich doch ſeiner Haut wehren. (Das konnte er aber thun, ohne den Schatz für ſich zu behalten.)

Ihre Beſorgniß, daß Jünglinge, die die Nibelungen kennen, roh gegen Feinde ſeyn würden, iſt nicht beſtätigt worden. Viele hundert ſtudirende Jünglinge hörten dies Lied im Winter 1812 und 13, und haben ſich muſterhaft im Felde betragen, im Kampfe ſtark, in Ruhe mild. — Seite 148 iſt die vorgerechnete Glückſeligkeit eines Königs ja ein altdeutſcher derber Spaß des Küchenmeiſters Rumolt. Als eine größere Glückſeligkeit wird in dem Liede überall gerühmt, recht reichlich ſchenken zu können, nach dem chriſtlichen Ausſpruch: Geben iſt ſeliger denn nehmen. — Sie ſagen, nach der Gerechtigkeitspflege werde wenig gefragt? Was thut denn Brunhild Zeile 2100 u. ff.?

*„Schön und ſtark, mehr wird nie von ihm gerühmt.“ Alſo die edle Behandlung der Ge-

Gefangenen, die ſehr von Buonaparte's Behandlung abſticht, die edle Aufopferung für ſeine Freunde, deren Kriege er ausſicht, kommt nicht in Anſchlag? — „1000 Mann gegen 40,000.“ Dies iſt doch gewiß nicht napoleoniſch. Da hätte es umgekehrt ſeyn müſſen, 40,000 gegen 1000. — „Brunhild ein weiblicher Dragoner.“ Nun ſo iſt Penthesilea furiens Aen. I. 491. pharetrata Camilla Aen. II. 649. nichts beſſer, ja Erſtere iſt ſogar ein Dragoner-General, weil ſie lauter weibliche Dragoner gen Troja führte. —

Brunhild ſpringt zwölf Klafter weit. Das Mädchen auf dem Harz beim Mädchenſprung noch weiter, und doch hat der letzte Sprung und die alte Sage ſo viele angeſprochen. — Das Durchbläuen iſt anſtößig. Will man Alles aus dem jetzigen Bildungsſtand betrachten, ſo iſt das Schimpfen der homeriſchen Helden noch anſtößiger. Achilleus nennt den Agamemnon einen Saufaus, Hundekopf, Hirſchherz; Odyſſeus ſchlägt den Therſites nicht blos blau, ſondern ſogar roth, blutig. (Aber wenn die Liebe ſo gewaltig zart geſchildert wird, wie anfangs in dem Nibelungen-Liede, ſo bildet doch das Durchbläuen der Geliebten nachher einen gewaltigen Contraſt.)

Der Löwe iſt anſtößig. Ein eben ſolcher Verſtoß gegen die Naturbeſchreibung iſt beim Herodot; Löwen in Griechenland, welche die Kameele gefreſſen haben. — „Siegfried hat mit dem Speer im Herzen geſprochen.“ Bei dem Tode des Epaminondas wird auch allgemein angeführt, daß, ſo lange der *Spar*, d. h. unſer *Speer*, in der Todeswunde geſteckt, Epaminondas gelebt und geſprochen habe. (Ja, aber die Todeswunde war nicht im *Herzen*, und Epaminondas *ſaß* oder *lag*, Siegfried hingegen *lief* einem geſunden Menſchen nach, den die Furcht beflügelte, und holte ihn doch ein, und rang noch mit ihm, Alles mit dem Speer *im Herzen*.) — „Chriemhild 38 Jahr alt und noch ſchön.“ Ninon de l'Enclos war im 80ſten Jahre noch ſo ſchön, daß ihr Sohn ſich in ſie verliebte. (Dies Geſchichtchen iſt längſt widerlegt.) Und die nordiſchen Weiber halten ſich länger als die ſüdlichen. — „Donau-Nixen.“ Beim Homer Leukothea, auch darin den Donauweibern ähnlich, daß ſie wie ein Waſſerhuhn aufs Schiff ſich ſetzte. (Nibel. *Vogelee*.)

„Der vierte Theil iſt ein Todtſchlagen.“ In der Ilias iſt die Hälfte ein Todtſchlagen. (Ja, aber durch das Ganze zerſtreut, nicht *hintereinander* fort.) — „Hundertmal dieſelbe Wendung.“ Ganz daſſelbe, was beim Homer die Kehrzeilen, d. h. diejenigen Zeilen, welche ganz Wort für Wort wiederkehren, und die nicht ſelten ſind. (Leider nein! aber iſts auch *ſchön*?) — „Schöne Kleider.“ Auch beim Homer werden eben ſo ausführlich Kleider, Waffen, Hausgeräthe u. ſ. w. beſchrieben. Dies iſt ſowohl geſchichtlich anziehend, als belebt die Erzählung durch die Einbildungskraft. Ein trockenes Gedicht von blos geiſtigen Sittenſprüchen ſpricht das Volk nicht an. Das hat man bei vielen philoſophiſchen

Gedichten Hallers geſehen. (Es giebt eine Mittelſtraße.) — „Der Auftritt in der Hochzeitkammer iſt obſcön." Man ſehe nur Homer z. E. 3, 441 u. ff. das iſt noch viel üppiger, und doch wird Homer in Schulen geleſen. Im alten Teſtament ſind noch viel üppigere Sachen. — „Die Nibelungen ein römiſcher Steinhaufen. Homer ein Coliſeum." Der Vergleich iſt nicht ganz paſſend, denn das Nibelungen-Lied iſt ein Ganzes, alſo kein Steinhaufe. Aber es iſt ein ruhiges, ſchwerfälliges, gothiſches Gebäude, ein deutſches, kein römiſches; Homer ein leichter joniſcher Tempel. Die Nibelungen eine nordiſche Eiche, Homer eine ſchlanke Palme. Aber wer mag beſtimmen, ob Erwins ſtolzer Bau, der Münſter zu Straßburg, oder das Homerion zu Smyrna, ob die Stephanskirche zu Wien, oder der Tempel auf Sunium ſchöner war? — Kurz alle Gründe gelten auch gegen den Homer, ja die Bibel, denn überall kommen edle und grauſe Thaten vermiſcht vor. Das iſt aber auch recht. Inspicere tanquam in speculum, bildet mehr als trockene Weisheitsſprüche. Die Kinder müſſen ſich an harten Dingen die Zähne durchbeißen, nicht an der weichen Mutterbruſt. (Dieſe harten Dinge müſſen aber nicht mit giftigen Farben bemalt ſeyn.) Die Gaſtfreundſchaft, die große Ehrfurcht vor den Frauen, (die man gelegentlich durchbläut) — wie bei Homer die Helden nach den Vätern, werden ſie hier nach den Müttern benannt, Mutterliebe war Alles — die Großmuth, z. B. zwiſchen dem grimmen Hagen und Rüdiger beim Kampf (gleich Glaukus und Diomedes, Homer Iliade 6.) iſt doch auch nicht zu verkennen, und Chriemhildens Abſchied giebt doch Andromachen's Abſchied beim Homer nichts nach. Wie zart iſt der erſte Liebesgruß und Giſelhers Verlobung. (Wahr.) Ihr natürlicher geſunder Sinn wird doch gewiß das auch fühlen, Ihr deutſcher Sinn wird doch das Deutſche nicht verſchmähen und das Fremde bewundern, (bewahre Gott!) Ihr gerechter Sinn wird meine Gründe prüfen.

Es ſollte mich herzlich ſchmerzen, wenn ein ſo volkthümlicher Schriftſteller, wie Sie, ein Gegner des alten Liedes bleiben ſollte. Sie könnten gerade ein neues Verdienſt ſich erwerben, und gegen die flache franzöſiſche Erbärmlichkeit auftreten, wo Alles ſo zierlich geregelt, aber derb voll innerer Lüge einher geht. Kein Schriftſteller in Europa, weiß ich gewiß, wird ſo ſehr, nicht blos in Deutſchland, ſondern in ganz Europa, ja ſelbſt in der neuen Welt und in den engliſchen Colonien in Oſtindien geleſen, als Sie, Sie ſind wahrhaft ein Mann des Volks, und es ſollte mich innig freuen, wenn Sie, wenn auch kein Freund, doch mindeſtens kein öffentlicher Feind des alten Liedes, der deutſchen Ilias, wie ſie Johannes Müller nennt, würden. — Ich bin auf Ihr Urtheil in dieſen Blättern recht begierig, und bitte herzlich darum, daß Sie es bald einrücken.

Nachſchrift des Herausgebers.

Dieſes Schreiben, dieſer Ton der Ueberzeugung, dieſe herzliche und zugleich männliche Sprache, wie könnten ſie verfehlen, auch den befangenſten Leſer mit Achtung und Liebe für den Verfaſſer zu erfüllen? Aber Achtung und Liebe kann ich wenigſtens recht gut für einen Mann hegen, der nicht *meiner* Meinung iſt, nicht *meinen* Geſchmack beſitzt; ja ich *verachte* diejenigen, die dieſer Gefühle in ſolchem Falle unfähig ſind. Wenn ich ein tadelndes Urtheil über das Lied habe laut werden laſſen, ſo hat mich gerade dieſe *Partheiwuth*, dieſe *Proſelytenmacherei* dazu gebracht. Wenn das Lied wirklich ſo vortrefflich iſt, ſo wird es nun, da es durch den Druck ſo ſehr vervielfältigt worden, ohnehin das Publikum ergreifen; warum es von Haus zu Haus tragen, und ſich, Alles übrige herabſetzend, damit brüſten, als ob man es ſelbſt geſchrieben habe? Warum den, der keinen Geſchmack daran findet, mitleidig belächeln, oder wohl gar öffentlich verſpotten? — Bewahre der Himmel, daß Jemand dieſe Vorwürfe auf den Verfaſſer des obigen Briefes deuten ſollte! er hat bewieſen, daß er eines ganz andern Geiſtes Kind iſt; aber leider giebt es viele, die jenem Bilde gleichen, und *die ſind es*, nicht ich, die dem Liede bei ſolchen Männern Schaden thun, die nun einmal nicht gewohnt ſind, ſich vor Autoritäten zu beugen, oder ihnen nachzubeten, ſondern die gern ſelbſt ein wenig denken und empfinden mögen.

Was nun die Vertheidigung des Herrn Profeſſor *Zeune* anbelangt, ſo ſieht man wohl, daß ſie hauptſächlich auf dem Grunde ruht: *Homer hat es eben ſo gemacht.* Aber es iſt ſchon ein altes Sprüchwort: *Homer ſchlummerte auch bisweilen*, und dieſes Sprüchwort würde *vollkommen* wahr ſeyn, wenn es hieße: *Homer ſchlummert oft.* Folglich heißt das blos: Fehler durch Fehler beſchönigen. Ich möchte wohl wiſſen, wer Homers ſogenannte *Kehrzeilen* oder ſo manche ſeiner weitläuftigen Beſchreibungen mit Vergnügen leſen könnte? Aber wir Deutſche *vergöttern* gar zu gern, und warum? oft nur um Lärm zu machen; denn wenn guter Firne-Wein ausgerufen wird, ſo lernt das Publikum auch den Ausrufer kennen. So iſt es uns ja auch mit Shakesſpeare ergangen, mit dem übrigens ſo trefflichen Shakesſpeare. Hat man uns nicht zugemuthet, ihn mit allen ſeinen Abgeſchmacktheiten wieder auf die Bühne zu bringen? — Würde man wohl einem heutigen, dramatiſchen Dichter, wenn er eine dieſer Abgeſchmacktheiten nachahmte, die Entſchuldigung gelten laſſen: Shakesſpeare hat es auch ſo gemacht? — Warum ſoll denn aber nur der Dichter, der vor tauſend Jahren lebte, eines ſolchen Vor-

rechts

Küſten zu fordern, was das Meer ihnen verſagte. Die reichſten und bevölkerteſten Gegenden wurden geplündert und verwüſtet. Der Ackerbau und jede Kultur fielen eben ſo, wie die Schiffahrt, und bald wagten es die Spanier eben ſo wenig, ſich auf ihren Landſtraßen zu zeigen, als an ihren Küſten.

Unter den Flibuſtiern, die auf dieſer neuen Laufbahn ſich hervorthaten, war vorzüglich Montbars, ein Edelmann aus Languedoc. Ein Zufall ließ ihm in ſeiner Kindheit ein Buch in die Hände fallen, worin die hölliſchen Grauſamkeiten, die die Spanier in der neuen Welt verübten, mit den ſchwärzeſten Farben gemahlt waren. Seine junge Seele ward heftig erſchüttert, er knirſchte und weinte, wenn er las, wie Geiz und Fanatismus die blühenden Felder mit Blut gedüngt hatten; er knirſchte und weinte, und ſchwur dieſer unmenſchlichen Nation den bitterſten, unverſöhnlichſten Haß — er ſchwur ihn, und hielt rechts ſich erfreuen? — Eben weil er vor tauſend Jahren lebte, höre ich antworten, man muß in ſeine Zeit ſich zurück verſetzen. — Das iſt aber auch eine Phraſe die nur tönt. Warum ſoll ich denn in eine rohe Zeit mich zurück verſetzen und entzückt ſeyn, wenn ich ſie roh beſchrieben leſe? Das kann allenfalls ein geſchichtliches Intereſſe für mich haben, aber kein aeſthetiſches. Ja, wenn der Dichter, wie Homer, ſeine Albernheiten und Langweiligkeiten durch große Schönheiten, nicht blos aufwiegt, ſondern bei weitem überwiegt; wenn ich an der Zeichnung und Haltung ſeiner Charaktere, an ſeiner edeln Sprache, an ſeinen Bildern, Gleichniſſen, Sittenſprüchen u. ſ. w. meinen Geiſt ergötzen kann; wenn er meine Einbildungskraft durch erhabene Gegenſtände erweckt und erwärmt, (nicht durch Ehemänner die in Säcken an Nägeln hängen) ſo ſchlüpfe ich gern über die Mängel hinweg, obgleich auch in dieſem Falle die öftere Unterbrechung des Genuſſes oft gewaltig ſtört. Aber im Nibelungen-Liede ſind (nach meinem Geſchmack) die Schönheiten nur einzelne Blumen die auf einer Steppe wachſen. Auſſer Rüdegern, (der mich am meiſten anſpricht) und allenfalls Hagen, iſt kein einziger Charakter darin zu finden, am wenigſten hat die Hauptperſon, Siegfried, einen Charakter, denn Alles, was als einen Helden ihn bezeichnen ſoll, paßt auch auf Schinderhannes. Eben ſo arm iſt das Lied (nach meinem Geſchmack) an dichteriſchen und moraliſchen Schönheiten. Das iſt und bleibt mein Glaubensbekenntniß, trotz einiger hervorſtechenden Stellen, die ich den Vertheidigern deſſelben gern zugeben will, die aber eben ſo wenig für daſſelbe beweiſen, als einige grüne Blätter einen ſonſt vertrockne- Baum zieren.

Wenn ich alſo Männer mit großer Wärme davon ſprechen höre, die ſonſt in jeder Hinſicht meine Achtung verdienen, Männer wie Herr Profeſſor Zeune, ſo kann ich mir das nicht anders als durch die Vermuthung erklären, daß ſie unbewußt ſich ſelbſt täuſchen: und ihre eigenen ſchönen Gefühle in das Lied hinein tragen, weil ſie durch ihren Fleiß daſſelbe ſich gleichſam angeeignet haben. So habe ich manchen braven Mann gekannt, der die häßliche Gegend ſeines Landguts für ſchön hielt, blos weil Er auf dem Gute wohnte und den Boden deſſelben bearbeitete.

Aber — kann ich denn nicht im Irrthum ſeyn? — ich glaube es freilich nicht, weil ich mir auch Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne zutraue, und weil ich vor meinen Gegnern das voraus habe, daß ich ganz unbefangen urtheile — indeſſen iſt es doch möglich, nihil humani a me alienum puto; aber ich habe ja auch weiter nichts gethan, als meine Meinung geſagt; ich laſſe Jedem gern die ſeinige, denn ich kann es durchaus nicht leiden, daß man in Sachen des Geſchmacks vornehm thue. Keinen Verehrer des Nibelungen-Liedes ſchätze ich, als ſolchen, gering, erwarte aber freilich auch, daß man mir nicht Geringſchätzung beweiſe, weil ich kein Verehrer deſſelben bin. Warum ſollten wir denn lauter Dom Quixotte werden, die Jedem auf Leben und Tod beweiſen wollen, ihr Liebchen ſei das ſchönſte?

So denkt gewiß auch Herr Profeſſor Zeune, und ſo drücke ich ihm von Herzen die Hand.

Folgende zwei Epigramme auf denjenigen, deſſen ganzes Leben ein beißendes Epigramm auf die Menſchheit war, ſind von dem liebenswürdigen curiſchen Dichter, Freiherrn von Schlippenbach.

Admirez la vertu d'un Empereur si grand,
Pour la nation il finit ses combats,
En méprisant la mort, son trône et son enfant,
Il choisit plus grand — la vie et des ducats.

Der große Mann, er wußte groß zu enden,
Das nenn' ich einen Herrn der Welt!
Nein, nicht den Tod aus eignen Händen,
Aus fremder Hand nahm er das Geld.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 13.

An Buonaparte's Senat.

(Die Meinung, welche der Herausgeber dieſer Blätter ſchon in Nro. 11., wiewohl nur ſehr leiſe, auszuſprechen wagte, iſt unterdeſſen in Paris ſehr laut geworden; es regnet Pamphlets auf den Senat herab; man könnte ſogar ſagen, die entzügelte Preßfreiheit ſpringe herum wie ein Roß, das im Frühjahr aus dem dunkeln Stalle zum Erſtenmal auf die Weide gelaſſen wird; denn was vor wenigen Wochen, ſogar an manchen Orten des befreiten Deutſchlands, der Cenſur noch für Pasquill galt, das wird jetzt in Paris, unter den Augen des neuen Königs und ſeiner gekrönten Befreier, ohne Bedenken gedruckt. Von den vielen Beweiſen, die man liefern könnte, hier nur Einen:)

Senatoren!

Kühn durch die Hoffnung ungeſtraft zu bleiben, tretet Ihr heute auf mit dem Prozeß Ludwigs des Sechzehnten in der Hand und fordert von einem Bourbon Ehre und Glücksgüter!

Wie! die Seſſel des Buonaparte'ſchen Senats ſollten, unter Lilien verſteckt, künftig den Thron Ludwig des Achtzehnten umgeben? und dieſelben Menſchen, die ſo oft und ſo lange unſere Kinder in Holzſchläge eintheilten — die ſtets unſere Wünſche und Hoffnungen durch conſtitutionswidrige Adreſſen, durch unrechtliche, lügenhafte Glückwünſche betrogen — die den Namen des Friedensſtifters dem Weltverwüſter beilegten — die den Nero unſers Vaterlandes, den Henker der Menſchheit als einen großen Mann begrüßten — dieſe Menſchen von allen Partheien, die ohne Erbarmen nach und nach Frankreichs Wittwenthum gemehrt haben — die kommen nun, unter dem neuen Mantel der Pairs und Herzoge, und fordern, umringt vom allgemeinen Elend, den ſchimpflichen Sold für ihre mörderiſchen Dekrete, für ihre ſpeichelleckenden Deputationen!

Da Du, o Senat des Buonaparte! das Muſter Deiner neuen Conſtitution von den Engländern borgſt, ſo wollen auch wir dort Beiſpiele leihen und wir fragen Dich, entarteter Senat, ob jenes große Volk, dem man Europa's Heil verdankt, ob England — deſſen Betragen jederzeit die bitterſte Cenſur Deiner feigen Senatus-Conſulten war — ob die brittiſche Nation jemals wagte, Cromwell's Senatoren Carl dem Zweiten vorzuſtellen?

In großen politiſchen Wiedergeburten iſt die erſte, den wahren Bürger bezeichnende Eigenſchaft, eine gänzliche Verleugnung ſeiner Perſon und ſeiner Haabe, eine Vergeſſenheit ſeiner eigenen Zukunft, um ſich allein mit der

Ruhe und dem Glück des Vaterlandes zu beſchäftigen. Aber Ihr, Buonaparte's Senatoren, Ihr, Seine Gefährten an dem Tage von St. Cloud, ſeine Sklaven im geſetzgebenden Körper, ſeine Apoſtel während des Conſulats, ſeine Stummen bei dem Meuchelmorde des Herzogs von Enghien, ſeine Zeugen und Richter in Moreau's Prozeß, Ihr dient ihm als Stufen um ſeine Uſurpation zu vollenden; Ihr werdet die Seïde dieſes neuen Mahomet, Ihr empfangt monatlich den Preiß für den kaiſerlichen Schrecken, den Ihr in allen Familien verbreitet, und, wenn Eure Ohnmacht Gutes zu thun ſeit ſo langer Zeit durch Eure kleinliche Feigheit (um nicht mehr zu ſagen) erwieſen iſt, ſo begehrt Ihr, daß Frankreich, von ſeinen Trümmern herab, durch die Blutſtröme die Ihr rinnen ließet, jene Menſchen von 1793 nicht mehr erkenne? jene Mitglieder der aufrühreriſchen, ungeſtümen Verſammlungen, die dem Herzen wie dem Geiſte der Menſchheit zur ewigen Schande gereichen? und, weit entfernt Vergeſſenheit Eurer Fehltritte von uns zu erheiſchen, indem Ihr von dem großen Werke, welches die Vorſehung heute beginnt, in die Verborgenheit zurücktretet, ſeid Ihr die Erſten, die den Thron der Lilien beſudeln, indem Ihr verſucht, die Livree des Tiberius mit dem Mantel des heiligen Ludwig zu bedecken.

Ihr ſeid es, die den Minotaurus ermuthigt und gereizt habt, von Anbeginn ſeines Raubes bis zu dem Tage wo er in ohnmächtige Wuth verſank. Das franzöſiſche Volk hat, wie ein neuer Theſeus, dieſen blutdürſtigen Coloß geſtürzt, und Ihr müßt mit ihm fallen, ohne daß Eure Zeitgenoſſen auch nur einen einzigen Muthigen unter Euch auszeichnen, ohne daß die Nachwelt Euch auch nur mit jenen ehrwürdigen Mitgliedern des franzöſiſchen Directoriums vergliche, die den Haß und die Verfolgung Vieler unter Euch mit über das Meer nahmen.

Und mit welchem Rechte — Ihr, die Ihr den Sold Eures alten Herrn Euch vorbehaltet — mit welchem Rechte begehrt Ihr von den Franzoſen Würden und Glücksgüter, gleich als ob, Euren alten Geſetzen ähnlich, das Eigenthum Eurer Schlachtopfer noch das Erbe ihrer Henker bleiben müßte?

Wenn Ihr Euch Belohnungen und Ehrenſtellen anmaßt, was ſollen wir unſern Kriegern anbieten, jenen wackern Franzoſen, die nie eine andere Schuld auf ſich luden, als den Irrthum, der Ehrſucht eines Einzigen gedient zu haben, indem ſie für Ihr Vaterland zu ſterben wähnten? jenen Helden, die noch heute als ſolche, ſelbſt von den erhabenen nordiſchen Monarchen anerkannt werden, die nur ſie überwunden haben, um ſie zu retten? jenen, durch Eure unerſättlichen Conſcriptionen verſtümmelten Soldaten?

Was könnten wir den rechtlichen, fleißigen Kaufleuten anbieten, die durch das Schrecken Eurer Geſetze und die Unſtetigkeit Eurer Allianzen und Privilegien ſo oft ruinirt worden ſind? was den Fabrikanten, den Künſtlern, die Eurer Ueppigkeit ſtets fremd blieben und deren Werkſtätte ſo oft vergebens Gunſt und Aufmunterung von Euch begehrt haben? endlich, was bleibt uns übrig, den troſtloſen Müttern anzubieten, deren Thränen und Verzweiflung Eure gottloſen Decrete ſo oft erneuert haben?

Erſt wenn Buonaparte's Senat auf immer verſchloſſen wird, ſoll auch Frankreich die Erinnerung an dieſe Höhle der Ungerechtigkeit verlieren, und Ihr, Buonaparte's Senatoren, Ihr neuen Chameleons, könnt, wenn gleich Eure ſchnell umgekehrten Mäntel nun andere Farben zeigen, nie wieder Anſpruch machen, weder auf unſer Vertrauen, noch auf unſer Mitleid. Nein, nie wird Frankreich in Euch die erſte Kammer ſeines Königreichs erkennen! Wir wollen ſie rein, wie die Lilien die wir aufpflanzen, und der Mantel unſerer neuen Geſetzgeber ſoll ohne Flecken ſeyn, wie die franzöſiſche Cocarde.

Schreiben aus Paris.

(Zwar ſchon vom 20ſten April datirt, aber in vielen Rückſichten merkwürdig und den Leſern gewiß willkommen.)

Mein Brief aus Dijon iſt jetzt hoffentlich in Deinen Händen. Die beim Schluſſe deſſelben angekommene Nachricht von der Einnahme der Hauptſtadt, brachte ſolche Bewegung in unſern

ſern kleinen diplomatiſchen Zirkel, daß an kein Schreiben weiter zu denken war. — Den Auftrag, den Du mir gegeben *), werde ich zwar ſo gut als möglich erfüllen, muß Dir aber bemerken, daß Du die Rechnung ohne den Wirth gemacht haſt, wenn Du meinſt, die Pariſer würden jetzt wohlfeiler als ſonſt verkaufen. Gerade umgekehrt. Die unausſprechliche Großmuth, mit der wir als Sieger die Beſiegten behandeln, giebt ihnen das Recht, uns mit ein wenig Weihrauch zu bezahlen, und im Uebrigen unſere Beutel nach Herzensluſt auszufegen. Wirklich hat Paris bis jetzt von der Eroberung — die kleine wohlverdiente Demüthigung abgerechnet — den augenſcheinlichſten Vortheil. Die Stadt iſt, wie Du weißt, frei von aller militairiſchen Einquartierung. Die drei Monarchen alſo, ihr zahlreiches Gefolge von Miniſtern und Hofleuten, das Corps diplomatique und die ungeheure Maſſe von Offizieren die ſich hier befinden, leben ganz auf eigne Koſten und laſſen natürlich unermeßliche Summen zurück. Nimm nun noch dazu die vielen franzöſiſchen Großen, die Marſchälle, Generale und Soldaten, die, ſeit Buonaparte's Abſetzung, hier aus dem ganzen Reiche zuſammen geſtrömt ſind, und noch täglich herbei ſtrömen, endlich die Maſſe der Beamten aus den an Deutſchland abzutretenden Rhein-Departements, die bei den Alliirten ihre Wiederanſtellung ſollicitiren, und Du kannſt denken, ob die guten Pariſer ſich über

---

*) In Paris etwas einzukaufen.

ſeinen Schwur, oft bis zur Raſerey. Als er einſt noch auf Schulen, in einem Schauſpiel die Rolle eines Franzoſen übernahm, der mit einem Spanier in Wortwechſel gerieth, warf er ſich plötzlich über ſeinen Mitſpieler her, und würde ihn erdroſſelt haben, hätte man ihn nicht mit Gewalt zu ſich ſelbſt gebracht. — Seine feurige Einbildungskraft ſah immer zahlloſe Völker, erwürgt durch Ungeheuer, deren Raubhöhle Spanien war; er dürſtete nach ihrem Blute, um das Blut dieſer Unſchuldigen zu verſöhnen. Der ſonſt ſo ehrwürdige Enthuſiasmus der Menſchenliebe, ward in ihm zur grauſamern Wuth, als der Durſt nach Gold oder der Fanatismus der Religion, denen man ſo viele Opfer geſchlachtet hatte. Dieſe Opfer ſchienen im Innerſten ſeiner Seele um Rache zu ſchreyen. Kaum hörte er von den Brüdern der Küſte (ſo nannte man damals die Flibuſtier) als von den unverſöhnlichſten Feinden der Spanier reden; ſo ſtand auch ſogleich der Entſchluß über unſere Gegenwart und die Entfernung des Tyrannen zu beklagen haben.

Du weißt nun freilich, daß ich hier bin, Du wirſt aber auch das Wie und Wann erfahren wollen. So höre. Am 8ten in aller Frühe verließen wir Dijon, nicht ohne einigen Schmerz über die Trennung von dem ſchönen Burgund und ſeinen herrlichen Weinen. Abends waren wir in Chatillon, dem letzten Schauplatz Buonaparte'ſcher Ränke, und am 9ten gegen Mittag in Troyes, wo wir, wegen Mangel an Pferden, bis zum andern Morgen bleiben mußten. Nun ging es über Grés, Pont sur Seine — wo ein ſchönes Schloß der cidevant Kaiſerin Mutter Lätitia, von den Franzoſen la mère joye genannt, in Trümmer verwandelt wir — Nogent sur Seine u. ſ. w. durch eingeäſcherte und verödete Orte, über Heerſtraßen, die mit Pferde-Cadavern und ſelbſt noch mit einigen menſchlichen Leichnamen bedeckt waren, nach Provins, wo denn endlich die Gegend wieder einen ruhigern, friedlichern Character gewann. Wir jagten die Nacht durch und waren am 11ten gegen Mittag in der Hauptſtadt, die wohl nicht leicht Jemand mit frohern, herzerhebendern Gefühlen begrüßt hat. Was vor ſechszehn Monden noch der Traum eines vollendeten Tollhäuslers geweſen wäre; was ſelbſt nach der Leipziger Schlacht noch außer dem Reiche der Möglichkeit zu liegen ſchien; was in Frankfurt nur leiſe und ſchüchtern geahnet, was dann in Freiburg und Baſel kühner gehofft wurde; was nachher in dem Augenblicke wo wir es ergriffen zu haben glaubten, wieder als Schattenbild zurück wich, ſich näherte und abermals zurück wich — es ſtand nun endlich in kräftiger Wirklichkeit vor uns! ja was in meinen Augen unendlich mehr iſt als der militairiſche Erfolg, der gewiſſermaaßen durch die Beſetzung der Hauptſtadt ſeine Vollendung erhielt, mit dieſem Einen Schlage zerrann zugleich der Zauber, der die Welt ſo lange umſtrickt hatte, und von dem ſelbſt viele der Beſſern und Edlern ſich bis dahin nicht ganz hatten loswickeln können. Der gefürchtete Despot, deſſen Geiſt bis auf den letzten Augenblick über der Weltherrſchaft brütete, dem das Pariſer Volk noch am 30ſten März zugejauchzt hatte, er war vernichtet! unendlich mehr vernichtet, als wenn er in einer Schlacht geblieben wäre, oder ſich ſelbſt den Tod gegeben hätte. Die Art, wie dieſer Menſch, nach dem Verluſt des Größten, noch um Kleinigkeiten, noch um das Mehr oder Weniger ſeiner Penſion, um ſeine Juwelen, Pferde u. dgl. gefeilſcht und gemäkelt hat, beurkundet nur zu ſehr ſein moraliſches Abſterben. Hier in Paris ſpricht man kaum noch von ihm, und nach wenigen Monden wird dieſes leichtſinnige Volk ihn bis auf den Namen vergeſſen haben.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß die große Revolution, die ſich jetzt ganz wie von ſelbſt gemacht hat, ohne die kräftige Dazwiſchenkunft der Fremden möglich geweſen wäre. Die Armee hing ſo ziemlich an Buonaparte, als an einem kräftigen Militair-Chef und das Intereſſe an den Bourbons lag nicht in der

Nation, es mußte ihr erſt von Auſſen gegeben werden. Auch unter dem Geräuſch der Freude hört man doch manche Töne, die an die Revolution erinnern, und wenn gleich die zahlloſen bittern Erfahrungen, welche die Nation ſeit 25 Jahren gemacht und die ſie durch das namenloſeſte Elend erkauft hat, allem Anſchein nach gegen einen gänzlichen Rückfall ſichern, ſo würde es mich doch nicht überraſchen, wenn, nach der Entfernung unſerer Truppen, noch manche Gährungen und Reibungen ſich erzeugten. Beſonders aber möchte ich es meinen deutſchen Brüdern recht warm an das Herz legen, daß dieſelben Keime, deren Schößlinge einſt über unſer Vaterland ſo endloſes Wehe gebracht haben, im Grunde noch fortleben, und gewiß bei erſter Gelegenheit neue Zweige treiben werden. Die Dynaſtie iſt verändert, allein dieſer Hang der Nation zu militairiſchen Abentheuern, der ſich in der Revolution gebildet hat, dieſe unbedingte Herrſchaft der Eitelkeit, die ſich am meiſten im Schein gefällt und dem falſchen Ruhme mit einer Art von Wahnſinn nachjagt, kann auch die friedfertigſte Regierung mit ſich fortreißen. Wir dürfen alſo nicht auf unſern Lorbeern ruhen, ſondern es ſei die ſtete Sorge der Edlern unter uns, daß die Nation immer gerüſtet da ſtehe, und ſtets bereit, die leiſeſte Regung des alten Uebermuths mit ſtrafendem Arm zurück zu weiſen.

Was bezweckte Napoleon eigentlich durch die allgemeine Einführung ſeines Geſetzbuches?

(Eingeſandt.)

Der Zweck auf welchen jede wahre Geſetzgebung berechnet ſeyn muß, iſt: die Sanction des bürgerlichen Rechts — des Sicherheitsgenuſſes im weiteſten Umfange; entſpringen muß hieraus jenes Zutrauen auf die Zukunft, auf die Dauer jenes Genuſſes, die Grundfeſte aller menſchlichen Betriebſamkeit.

Wenn ein Geſetzbuch das genaue Reſultat bürgerlicher Gerechtigkeit iſt, ſo iſt ſeine Dauer ewig. Das Recht bedarf keiner politiſchen Prinzipien; dieſe bei der Geſetzgebung anwenden wollen, heißt: den Zweck entheiligen. Will daher ein Geſetzgeber ſeinem hohen Berufe entſprechen, ſo muß er ſich durchaus frei von dem Einfluſſe ſolcher Prinzipien erhalten, die mit der bürgerlichen Freiheit, und überhaupt mit dem Rechte in Widerſpruch ſtehen. —

Fragen wir nun, welchen Zweck hatte die allgemeine Einführung des Code Napoleon in ganz Deutſchland, und wohin gingen alle dazu genommenen Maaßregeln? ſo wird es gar nicht ſchwierig, folgendes Reſultat aufzufinden. *) —

Die deutſche Nation ſollte alles deſſen beraubt werden, was Menſchen die Herz und Gefühl haben, theuer iſt. Der Krieg bleibt freilich immer ein großes Uebel, er greift mit ſeiner eiſernen Hand in alle Familienverhältniſſe ein, und verwandelt die glücklichſten Gefilde in Wüſteneien. Geld und Gut wird die Beute fremder Kriegesheere — alles dies greift nun allerdings des Menſchen Herz ſtark an, aber es läßt ſich doch verſchmerzen. Mangel und Noth ſpornen zu neuer Thätigkeit an; die Nachkommenſchaft kann wieder mit Ruhe pflügen, ſäen, erndten und erwerben.

Aber ein Volk, das ſeine ererbten Verhältniſſe, Geſetze, Sitten und Sprache aufgeben muß, wird auf alle Zeiten herabgewürdiget und zertreten. Sobald ihm fremde Geſetze aufgedrungen werden, wird das Eigenthümliche in ihm vertilgt, alle freie Thätigkeit wird im Keime erſtickt, es wird ein Pygmäenvolk, dem weiter nichts übrig bleibt, als Sklave ſeinem Herrn für Lohn zu dienen. Und ſo war es auch mit Einführung des Code Napoleon gemeint. Die Deutſchen ſollten allein, für Napoleon, ſein Geſchlecht, und ſeine Anhänger fechten; dafür wollte er ihnen doch ſo viel laſſen, daß ſie zu eſſen hätten. —

---

*) Rehberg hat kürzlich dieſen Gegenſtand in einer beſondern Schrift: „Ueber die Einführung des Code Napoleon in Deutſchland“ vorzüglich in juriſtiſcher Hinſicht umſtändlich beleuchtet.

Aber veränderte Geſetzgebung, in einer fremden Sprache verwaltet, umfaßt das ganze Volk. Den Einflüſſen eines bürgerlichen Geſetzes entgeht kein Menſch, und die durchgängige Annahme des Code Napoleon und des darin aufgeſtellten Syſtems von Recht und Rechtspflege, würde eine gänzliche Vernichtung alles Eigenthümlichen nach ſich gezogen haben. Von keiner Sache kann man wohl ſagen, daß ſie ſo ſehr die Schutzwehr bürgerlicher Freiheit und Ruhe ſei, als die Lehre vom Eigenthum und Beſitz, und nun ſehe man: wie ſchlaff und unbeſtimmt ſolche im Code Napoleon behandelt, ja wohl gar mißhandelt worden. Das war auch kein Wunder. Zur Abfaſſung eines allgemeinen, auf die ſo mannigfaltigen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens berechneten, Geſetzbuches, bedurften andere Geſetzgeber ſo viele Jahre, als Napoleon Augenblicke brauchte, um dies Machwerk, ſeinen Code, zur Welt zu fördern. —

Wer wird nicht gern im Staate einen guten Theil politiſchen Ungemachs, was doch nicht zu vermeiden iſt, mit ertragen, wenn er nur an einer Stelle Athem ſchöpfen kann, und unter dem Schutze weiſer Geſetze Herr und Meiſter in ſeinem Hauſe ſeyn kann. — Nur unter dieſem Schutze gedeihet die Nationalkraft mächtig im Stillen, und die Regierung ſelbſt vortheilt dabei; denn der kräftige Menſch iſt wahrhaft, und der Wahrhafte wird nie auf dem Wege der Falſchheit und des Verraths gefunden werden. —

Die weſtliche Hälfte Deutſchlands hatte ſich leider! ſchon dieſem Schickſale hingegeben; die größern Mächte des öſtlichen haben dieſem Angriffe widerſtanden, und ſo hat auch Preuſſen während der Zeit, da es dem unüberwindlichen Andringen eines, mit der Gewalt und dem Ungeſtüm der Meereswogen überziehenden Volkes, weichen mußte, ſeine vaterländiſchen Geſetze, ſeine Verfaſſung gerettet und rein erhalten. — Was darin noch zu beſſern bleibt, will es durch einheimiſche Kraft und Bemühungen bewirken. Es hat ſchon durch beiſpielloſe Anſtrengung und Aufopferungen Unabhängigkeit errungen, und wird ſie benutzen, um in ſich ſelbſt zu ſchaffen, was das Volk noch bedarf.

Nur die Geſetzgebung, welche auf richtige, durch die Ausſprüche der Vernunft und Erfahrung gebilligte und bewährte Grundſätze gebaut, welche den Verhältniſſen, Bedürfniſſen, Sitten, dem Geiſt, der Denkungsart des Volks, und dem Zwecke des Staats vollkommen entſprechend iſt, deren Vorſchriften nicht ſchwankend, ſondern deutlich und beſtimmt ſind, und im Einklange untereinander ſtehen: nur eine ſolche Geſetzgebung iſt die feſteſte Grundlage des Nationalglücks, und das ſicherſte Mittel, die Bande zwiſchen dem Herrſcher und ſeinem Volke unauflöslich zu machen. —

Das wiſſen unſere deutſchen Fürſten, auch fühlen Sie die groſe und jetzt wieder ſo handgreifliche Wahrheit: daß das, was die Thronen befeſtiget, und aus großen Gefahren rettet, nicht bei dieſem oder jenem Stande, ſondern bei der Geſammtheit und im Gemeinſinn der Bürger iſt. Niemand laſſe ſich deshalb durch die Beſorgniß ſchrecken, daß durch Vertauen auf dieſe Wahrheit etwa eine ſolche Gleichheit, wie ſie vordem in Frankreich den Abgrund des Verderbens öffnete, herbei geführt werden könne. —

Stände bedarf und wünſcht das deutſche Volk — dieſe ſollen lebendige Adern in ihrem Körper ſeyn, und das Blut des ganzen Volks ſoll frei durch denſelben kreiſen. Aber freilich muß die auch nicht Zunft- ſondern reiner Gemeinſinn beſeelen, nicht einzelnes Intereſſe, ſondern der Vortheil Aller muß ſie leiten.

Schwerlich wird der Staat gedeihen, er kann wohl gar in ſich ſelbſt untergehen, wenn ſeine Einrichtungen nicht paſſen für den Bürger; wenn das Geſetz blos als Buchſtabe geltend gemacht werden und nicht als Geiſt walten ſoll; wenn das Recht etwas vorſchreibt dem der lebendige Sinn widerſpricht. Er wird aber gewiß gedeihen und kann nicht untergehen, wenn der Bürger in ihm zu erreichen vermag, was er erreichen kann und will. —

Das glücklichſte Verhältniß des Bürgers im Staat bleibt doch nur dieſes: nach dem Maaß ſeiner Kraft frei mitwirken zu können, oder — für ſeine Freiheit einen ſolchen Spielraum zu haben, daß ſich dieſe in der Theilnahme an der Geſetzgebung, mittelbar oder unmittelbar äußern darf. Jedes Geſetz, welchem jemand gehorchen ſoll, muß ſo angeſehen werden können, als habe jeder ſeine Einwilligung dazu gegeben. Iſt dies nicht der Fall, ſo herrſcht, es ſei im höhern oder niedern Grade, Sklaverei, denn Ausſchließen von der Geſetzgebung verräth Mangel an wahrer Freiheit. Nur der gewonnene Wille des Volks, iſt der Geſetzbung ſchönſte und ſicherſte Stütze. —

Geſetze ſind auch keine Kunſt-Producte; ſie danken ihr Daſein dem Drange der Umſtände und der ſchaffenden Vernunft; und eben ſo wenig darf die Geſetzgebung wie geheime Sibilliniſche Blätter behandelt werden. Mit einem Wort: Alles Vorwärtsſchreiten der Geſetzgebung liegt in jener Freiheit, in der Kraft, und in der Kenntniß des Volks. Daher vergeſſe man es doch bei der Wiedergeburt der deutſchen Staaten vor allen Dingen nicht: daß es keine nationalere und fruchttragendere Geſetzgebung, daß es auch keine wahre Adminiſtration der Juſtiz geben kann, ohne eine ihr gegenüber ſtehende und weiſe organiſirte Stände-Verfaſſung; eine lebendige Wechſelwirkung muß zwiſchen beiden herrſchen. —

Auch die entfernteſten Theile eines monarchiſchen Staats mit ihrem Mittelpunkt in Verbindung zu bringen und zu erhalten, muß der Hauptzweck einer ſolchen wechſelſeitigen Verbindung ſeyn. Von den Herrſchenden herab, nach allen Seiten, ſollen Berührungen ſtatt finden; aber eben ſo ſollen auch Berührungen vom Volke ausgehend, immerfort die Herrſchenden erreichen. So kann ſich nur Regierung und Volk wechſelſeitig durchdringen und verſtehen. Das Organ hiezu ſind nur ſtändiſche Verfaſſungen, aber nicht ſolche, die wie bisher, blos den Schein repräſentativer Körperſchaften darſtellten, bei denen an keine Wechſelwirkung, an keine öffentliche Meinung, alſo auch an keine innere wahre National-Freiheit zu denken iſt. — Solche Stände-Verfaſſung muß das deutſche Volk wünſchen; durch ſie wird das Ganze und Allgemeine des Staats, dem Größten wie dem Geringſten, unaufhörlich vor Augen gehalten. Solche Stände-Verfaſſung kann höchſt wichtig werden für die Bildung des ganzen Characters der Verwaltung; das Ganze nöthigt durch ſeine Sichtbarkeit auch das geringere Talent, welches zur Adminiſtration berufen wird, auf die wahre Stelle hin. —

Gedanke eines Patrioten in Preuſſiſch-Litthauen.

Die preuſſiſche Nation fühlt es mit der tiefſten Ehrfurcht und Liebe, wie viel ſie in dieſem Kriege, deſſen glorreicher Ausgang die kühnſten Wünſche des Weltbürgers überſteigt, ihrem edelmüthigen Könige verdankt. Ihr Dankgefühl komme dann durch irgend ein einfaches, des beſcheidenen Monarchen würdiges Denkmal auf die Nachwelt! Vielleicht wird es zum Theil durch ein in der Geſchichte den Heroen und verdienten Fürſten noch nicht beigelegtes Prädikat, das die Nation dem beſten Könige ehrfurchtsvoll anbiete, wie z. B. die Beinamen: „der Mannhafte, oder der Bewährte, oder der Vaterlandsretter ꝛc.“ ſind, ausgeſprochen.

Im Mai 1814. ✻

feſt in ſeiner Seele, ſich an ſie zu ketten. Er ſchiffte ſich ein.

Unterwegens ſtieß ihm ein ſpaniſches Schiff auf; es ward angegriffen, und nach damaliger Sitte ſogleich geentert. Montbars ſtürzte mit dem Säbel in der Fauſt auf den Feind, bahnte ſich einen Weg durch dicke Haufen, wüthete zweymal von einem Ende des Schiffes bis zum andern, und ſtieß Alles nieder, was ihm die Spitze bot. Er ſiegte, das Schiff ward genommen, die Beute reich. Aber ihn lockte nicht Beute; mit blutiger Wolluſt betrachtete er zum erſtenmal, während ſeine Kammeraden den Raub theilten, die aufgehäuften Leichen einer Nation, der er unerſättlichen Blutdurſt geſchworen hatte.

Bald bot ſich ihm eine neue Gelegenheit dar, dieſen Durſt zu befriedigen, aber nicht zu löſchen. Sein Schiff trug ihn nach St. Domingo. Die franzöſiſchen Einwohner der Inſel brachten nur wenig Erfriſchungen an Bord, und entſchuldigten ſich damit, daß

die

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 14.

Ideen über das politiſche Gleichgewicht in Europa.

So iſt der Titel einer Schrift, die unter dem Schwall der jetzt erſcheinenden Tageblätter beſonders ausgezeichnet zu werden verdient, wenn man auch nicht immer der Meinung des Verfaſſers ſeyn ſollte. Man iſt bekanntlich über die Grenze zwiſchen Aſien und Europa nie recht einig geworden; der Verfaſſer zieht ſeine Linie von der Mündung des Don am aſſoffſchen Meere bis zum Eingang in das weiße Meer. Das ſüdliche Europa nennt er alles Land, welches den Städten Paris, München und Buda, den Mündungen der Donau und der Krimm ſüdlich liegt, woraus die Beſtimmung des nördlichen Europa ſich von ſelbſt ergiebt. Das weſtliche und öſtliche ſcheidet er durch eine Linie, die bei den Ruinen des alten Korinths anhebt, durch die europäiſche Türkei über Warſchau nach Finnland fortläuft und ſich in Lappland verliert. — Sehen wir blos auf einzelne Eigenſchaften des Europäers, ſo werden dieſe auch bei andern Völkern, nicht nur in gleicher, oft in noch größerer Vollkommenheit gefunden, aber durch die Harmonie der einzelnen Eigenſchaften ſteht der Europäer eben ſo hoch über dem Bewohner anderer Welttheile, als überhaupt der Menſch über dem Thiere ſteht. (Dieſe Behauptung ſcheint ein wenig zu ſtark zu ſeyn. Das Thier kann den Menſchen nie erreichen, noch weniger ihn übertreffen, wohl aber der Aſiate den Europäer. Man gebe dem Erſtern nur andere Regierungsformen und vor allen Dingen andere Regenten — denn auf die Form kommt wenig an. Wenn man einen klugen, menſchenfreundlichen Despoten unſterblich machen könnte, ſo würde ich mich ohne Bedenken für die Despotie erklären. — Man gebe dem Aſiaten einen ſolchen, wie bald wird er den Europäer überflügeln!) —

Die, ſchon von den Alten gerühmte, Freiheitsliebe der Europäer, ſoll großentheils ihren Grund in der Verſchiedenheit des europäiſchen Klima's haben. (Ich bekenne, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die dem Klima Einfluß auf den Volks-Charakter zuſchreiben. Der Menſch und die Kartoffel bleiben ſich überall gleich, und nur in ſo fern das Klima die Beſchäftigungen des Menſchen beſtimmt, wirkt es mittelbar auf ihren Charakter.) Das Klima macht der Verfaſſer zum feſten Grunde der Individualität der europäiſchen Völker, und dieſe hinwiederum ſoll es unmöglich machen, unſern Welttheil in zwei oder drei, oder wohl gar in Einen Staat gewaltſam zuſammen zu zwängen. Leider waren wir dennoch nahe dabei, dieſes Unglück zu erleben, und hätte Buonaparte nur noch im Jahr 1812 das Regieren eben ſo gut verſtanden als das Beherrſchen, ſo würde die ganze europäiſche Individualität uns von der Sklaverei nicht gerettet haben. Soll ein Grundſatz ſtreng gültig ſeyn, ſo muß er auf alle Fälle paſſen; man denke ſich aber einen Eroberer, der mit allen den Eigenſchaften, welche Buonaparte beſaß, auch noch die verbände, welche er nicht beſaß, welches Volk würde ihm widerſtanden, oder auch nur ſeine Ketten haben abſchütteln wollen? Daß er uns, ſtatt Liebe, den bitterſten Haß einflößte, das iſt ſein Verderben geworden.

Folgende Sätze ſcheinen mir ſehr wahr: „Da Europa's Uebergewicht auf ſeiner höhern Cultur beruht, ſo harmonirt mit der europäiſchen Politik nur das, was die Cultur befördert.“ Und „da Europa der herrſchende Welttheil iſt und ſeyn ſoll, ſo haben Fehler und Mißgriffe in der europäiſchen Politik die nachtheiligſten Folgen für die ganze Menſchheit und umgekehrt wirken gute Maaßregeln weit über Europa's Grenzen hinaus.“

Die practiſche Politik iſt die Kunſt, den Staatszweck vollkommen zu erreichen. Der Staatszweck iſt Selbſtſtändigkeit, in ihr liegt auch das allgemeine Wohl, denn ſie begreift Macht, Recht und Cultur; der Staat iſt, ſo zu ſagen, ein vergrößerter Menſch mit phyſiſcher Kraft, Verſtand und Gemüth. Es giebt für den Staat eine Politik der innern und eine der äußern Verhältniſſe, doch ſind beide in ihrem Prinzip keinesweges verſchieden. Das höchſte Geſetz im Innern iſt fortſchreitende Einſicht in das was der Staatszweck erheiſcht, beſchränkt durch conſtitutionelle, legale Formen; allein daſſelbe Geſetz muß bei allen Staaten anerkannt werden, und dadurch wird die Politik im Aeußern beſchränkt; dort bindet die Conſtitution, hier die Heilighaltung der Verträge. Es iſt ganz falſch, was ſo oft nachgebetet worden, daß kein Staat ſich um die innern Angelegenheiten eines Andern bekümmern dürfe. Auch hier iſt der Staat als einzelner Menſch zu betrachten. Gleichwie ein Tollhäusler das Recht verliert, nach ſeinem Willen zu handeln, ſo auch ein verrückter Staat. Darum war es ganz recht, daß die europäiſchen Mächte ſich in die Revolutions-Regierung von Frankreich miſchten, (ja, es wäre vielleicht minder großmüthig aber nicht unrecht zu nennen, wenn ſie auch jetzt noch ſich mehr darein gemiſcht hätten, da Frankreich zwar nicht mehr als wahnſinnig, aber doch als ein Geneſender zu betrachten war und da ein Geneſender von einer ſo ſchweren Krankheit, anfangs ſeinen Geſchäften noch nicht mit der erforderlichen Geiſtes-Klarheit vorzuſtehen vermag. Ein Volk das unmittelbar nach ſolchen Stürmen ſich ſelbſt eine Conſtitution giebt, kommt mir vor wie ein Kranker, den man, gleich nach dem letzten Fieber-Paroxismus, an eine wohlbeſetzte

Tafel führt, und ihn die Speiſen nach Belieben wählen läßt.)

Verträge ſind heilig zu halten, verhindern ſie aber den Staat, dem ſie vom Eroberer aufgedrungen worden, an Erreichung des Staatszwecks, ſo gleichen ſie den Eiden, die zu ſchwören ein Verbrechen, und ſie zu halten ein zweites Verbrechen iſt.

Dem Worte Politik ging es ſeit Richelieu und Mazarin, wie den Worten Aufklärung und Philoſophie, ſie wurden geſtempelt für die höchſten und theuerſten Intereſſen der Menſchheit, aber gemißbraucht von Leidenſchaft und Convenienz. Von dem Rechte ſprach der Politiker, wie der Heuchler von der Tugend. Nur ein allgemeiner Nothſtand, durch Buonaparte herbei geführt, konnte die Herrſcher Europa's zu dem erhabenen Entſchluſſe vermögen, die Eroberungskriege zu verbannen und die Politik auf das Recht zurück zu führen, von welchem ſie ſich nie hätte trennen ſollen. (Ein herrliches Wort! Es wäre nur zu wünſchen, daß der Verfaſſer ſich auch darüber geäuſſert hätte, was er Recht in der Politik nennt? Hoffentlich wird er nicht mit Herrn Arndt behaupten, daß es für die Fürſten ein anderes Recht gebe, als für Privatleute, wenigſtens einen andern Maaßſtab des Rechts, welches im Grunde gleichviel iſt, denn dieſen Maaßſtab ſucht er bei den Göttern.) Was etwa die europäiſchen Kabinette aus früherer Zeit ſich vorzuwerfen haben, darüber muß der Friede, gleich der Verjährung im Privatrechte, ein ewiges Stillſchweigen gebieten.

ten. Die europäiſche Politik muß künftig ihr übertriebenes Streben nach Auſſen, der Vervollkommnung im Innern unterordnen. Da Europa vollkommen doppelt ſo viel Menſchen reichlich ernähren kann, als es jetzt zum Theil ärmlich ernährt, ſo kann jeder Staat in ſeinem Innern noch große Provinzen erobern. (Und welche ſegenreiche Eroberung!)

Die Verminderung der ſtehenden Heere (ein Wunſch und Rath den man jetzt von tauſend Stimmen vernimmt) kann allein die faſt überall zerrütteten Finanzen wieder herſtellen. Es giebt keine Soldaten-Kriege mehr, ſondern Völker-Kriege. Die kleinern, aber beſſer bezahlten, beſſer zuſammen geſetzten Heere, werden nur eine Niederlage (depôt) der höhern militairiſchen Kunſt, während alle Waffenfähigen auch in den Waffen geübt ſind, und die Tapferkeit wieder ein Gemeingut aller Männer wird. (Das iſt zugleich das ſicherſte Mittel, einem gewiſſen Uebermuthe zu ſteuern, der ſich ſonſt leicht des Soldaten-Standes bemeiſtert und oft ſehr drückend iſt.) — Man wird nicht mehr blos einige Stände für die Wiſſenheit und andere für die Unwiſſenheit erziehen. —

Was iſt aber unter dem politiſchen Gleichgewicht in Europa zu verſtehen? ein Verhältniß in Vertheilung der Streitkräfte, wodurch jeder Staat geſichert wird, daß keiner ſeiner Mit-Staaten ihm willkührlich Geſetze vorſchreiben könne. Ein ſolches Gleichgewicht bezieht ſich aber eben ſo wohl auf den *moraliſchen* als auf den *phyſiſchen* Zuſtand der Staaten. Es könnten deren zwei ſich an phyſiſcher

Kraft ganz gleich ſeyn, und doch ſehr ungleich durch Cultur, militairiſchen Geiſt, Talente und Geſinnungen ihrer Beherrſcher. — Kein militairiſcher Staat darf ſo viele Grundkräfte in ſeiner Gewalt haben, daß die ihn berührenden Staaten nicht, entweder allein oder vermittelſt natürlicher Bündniſſe, ſich ihm kräftig widerſetzen könnten. Jeder Eroberungs-Krieg, er betreffe auch die kleinſte Provinz, muß für einen Angriff aller Mächte gehalten werden und Rußland muß z. B. Rache fordern dürfen, wenn ein Dorf in Portugal widerrechtlich weggenommen wird. — Ueber die Stärke der ſtehenden Heere müſſen Verträge geſchloſſen werden. Nur dann kann der Friede wahren. Segen bringen, die Finanzen wieder herſtellen und die Mißbräuche verbannen.

Wenn auch die Länder eine bloße Zuſammenſetzung von Grundſtücken und in dieſer Qualität Staats-Eigenthum wären, ſo wäre darum ein *Ländertauſch* doch nicht als Privatſache der Contrahenten anzuſehen, ſondern es müßten politiſche Rückſichten auf die Verhältniſſe der benachbarten Staaten genommen werden. Dazu kommt nun aber noch, daß Einwohner und Bürger weſentliche Beſtandtheile eines Landes ausmachen und daß folglich *Länder* durchaus nicht als *Sachen* zu betrachten ſind. Der Schutz des Privat-Eigenthums iſt ja Einer der Haupttitel, unter welchem der Staat ſeine Hoheit beſitzt. Nun wird aber doch wohl niemand leugnen, daß — wenn Bürger einem andern Lande zugetheilt werden, in welchem andre Geſetze, andre Münzen,

zen, Maaße und Gewichte gelten, eine andere politiſche Richtung, ein anderes merkantiliſches Verhaltniß ſtatt findet — das Land dadurch eine Veränderung erleidet, welche tief in die kleinſten Verhältniße des Privatlebens eingreift. Die beigefügte Klauſel, daß der Privatbeſitz geſichert bleiben ſolle, bedeutet zum Theil nichts, zum Theil kann ſie auch gar nicht gehalten werden. Ein unrechtlicher Ländertauſch lockert die Bande zwiſchen Fürſten und Völkern. „Der Staat, der ſeine Länder wie eine „Waare behandelt, darf ſich nicht wundern, „wenn ſie umgekehrt in ihm nur ein Packhaus ſehen."

Indeſſen giebt es Zeiten (wie die unſrigen) wo eine nothwendig gewordene neue Ordnung nur durch neue Schöpfungen bewirkt werden kann.

Die in lateiniſcher Sprache abzufaſſende Urkunde des allgemeinen Friedens müßte, nach den Anſichten des Verfaſſers, etwa folgendes enthalten: Frankreich wird beſchränkt auf die Grenze welche ſeine Sprache zieht, ſo behält es eine Bevölkerung von 25 Millionen Menſchen, die bis 30 ſteigen kann, und hat, in allen europäiſchen Angelegenheiten, ein mächtiges Wort mitzuſprechen. Um den Frieden ernſtlich lieben zu können muß es Theil haben am activen Seehandel, wozu es von der Natur berufen, der ihm unentbehrlich und für ganz Europa vortheilhaft iſt. Die kleine Inſel Elba kann es nicht herausgeben, um des Eiſens willen, an dem es Mangel leidet. (Ich fürchte, der jetzige Souverain der

Inſel Elba wird an Frankreich ſein Eiſen noch theuer genug verkaufen.) Um den Beſitz von Korſika iſt es nicht zu beneiden. (Aber Korſika hat ſich unter engliſchen Schutz begeben.) Eine von den ſieben Inſeln könnte ihm als Stapelplatz für den levantiſchen Handel dienen. Bourbon und Isle de France werden, ohne Schaden für England, ihm zurück gegeben. (Ohne Schaden für England? der Verfaſſer hat vergeſſen, welchen unermeßlichen Schaden die im Schutz dieſer Inſeln kreuzenden Kaper dem oſtindiſchen Handel zugefügt haben. Man denke z. B. nur an den Admiral Linois und an die balle poule.) Für ſeine Beſitzungen am Ganges erhält es eine von den bedeutendern Gewürz-Inſeln. Was es in Afrika beſaß, möge ihm verbleiben, denn Elfenbein und Gummi ſind zu ſeinen Fabriken ihm unentbehrlich. Einige der kleinen Antillen oder Karaiben mögen ihm den Verluſt von Domingo erſetzen. Wenn nicht Elſaß und Deutſch-Lothringen, doch wenigſtens Straßburg, muß abgetreten, die Feſtungen Hüningen, Landau und Breiſach müſſen geſchleift werden. (Bekanntlich hat der Friede dieſes muß nicht beſtätigt, ſo wenig als manches Andere.) Der Verfaſſer meint ſogar, wenn Frankreich Straßburg behielte, ſo würden deſſen alte Abſichten auf die Rhein-Grenze wieder erwachen, und der Friede würde nur ein Waffenſtillſtand ſeyn. (Kehl iſt aber doch eine Brille für Straßburg.)

England ſoll das Uebergewicht zur See behaupten; die Natur hat es dazu berufen, man kann es ihm nicht nehmen, auch iſt dies Uebergewicht mit dem allgemeinen Wohl, d. h. mit der Selbſtſtändigkeit der andern europäiſchen Staaten, ſehr wohl vereinbar. England behält ſowohl ſein mächtiges Reich am Ganges als auch das unermeßliche Canada. **Hannover** wird gegen die **Niederlande** ausgetauſcht. Das Erſtere, bis an den Rhein ausgedehnt, wird ein Königreich, und dieſe Krone erhält der Herzog von Meklenburg. Das Land dieſes Herzogs fällt an Preuſſen.

Spanien bleibt in ſeinen Grenzen und tritt, aus Dankbarkeit, nur **Ceuta** an England ab.

Der Regent von Portugal ſollte lieber in Braſilien bleiben und Portugal den König von Sizilien auf den Thron berufen. Madeira würde an England abgetreten.

An **Holland** werden alle ſeine Kolonien — Amboina und das Cap ausgenommen — zurückgegeben; es darf aber nie unter Einer Krone mit dem brittiſchen Reiche vereinigt werden.

Dänemark könnte, zum vollen Erſatz für Norwegen, noch eine kleine gute Inſel in Weſtindien erhalten.

Schweden behält Norwegen. Ueber die Art und Weiſe, **wie** dieſes Land Schweden garantirt worden, (worüber mancher wackere Mann geſtutzt hat,) ſtellt der Verfaſſer eine Anſicht auf, welche große Beachtung verdient. Es iſt nemlich nicht zu zweifeln, daß Buonaparte, ſobald er Ruhe gewonnen hätte, Dänemark gezwungen haben würde, vereint mit die Spanier ihre Plantagen verheert. „Und „das leidet ihr?“ rief Montbars trotzig. „Wir leiden es nicht,“ antworteten ſie in eben dem Tone: „und der Feind kennt uns „wohl; er hat die Zeit abgelauert, als wir „auf der Jagd waren. Aber wir erwarten „nur noch einige unſerer Kammeraden, die „noch übler behandelt worden als wir, und „dann ſollt ihr eure Luſt ſehen.“ „Wollt „ihr, verſetzt Montbars, ſo werde ich an eurer „Spitze fechten, nicht um euch zu kommandiren, „ſondern um mich zuerſt in des „Feindes Säbel zu ſtürzen.“ Die Barbaren begafften ihn vom Kopf bis zum Fuß, das wilde Feuer ſeines Auges that ihnen wohl; ſie nahmen ſein Anerbieten an, und er hielt Wort. Als es zum Treffen kam, erſtaunten ſelbſt die Kühnſten über ſeine Verwegenheit. Der Tollkühne that Wunder der Tapferkeit, und der entſchiedenſte Sieg krönte ſeinen Muth. Der Reſt ſeines Lebens blieb gleich dieſem erſten Verſuch. Er verfolgte ſeinen Hülfstruppen, Schweden zu erobern. Für die geleiſtete Hülfe hatte er ſich dann Jütland abtreten laſſen, um den Sund für Rußland und England zu ſchließen. Einen vorhergeſehenen, ungerechten Angriff darf man nicht abwarten, folglich iſt die Beſitznahme von Norwegen, die einen ſolchen Angriff unmöglich macht, völkerrechtlich, wird auch beiden Ländern vortheilhaft ſeyn, obgleich der Norwege ſich ſo wenig zu dem Schweden paßt, als der Irländer zu dem Engländer. (Traurig aber bleibt es immer, wenn das, was völkerrechtlich iſt, auch völkerzwingend ſeyn muß.) — Guſtav Adolphs Nachkommen wünſcht der Verfaſſer auf dem linken Rhein-Ufer wieder in die Reihe der Regenten treten zu ſehen.

Oeſtreich tritt in den Beſitz von Illyrien und Tyrol zurück und wird in Italien vollkommen für den im Lüneviller Frieden erlittenen Verluſt entſchädigt, dürfte aber auf den germaniſchen Bund nur indirekten Einfluß, füglicher den Vorſitz bei einem italieniſchen Staatenbund behaupten.

Neapel behält der neue König, den Kirchenſtaat der Pabſt, Toskana der zweitgeborne aus Habsburgs Stamme. Savoyen tritt in ſeine alten Rechte und wird, durch einige Vergrößerung in der alten Dauphiné, unabhängiger von Frankreich. Eine Vormauer iſt an dieſer Stelle nothwendig und die Natur bietet die Hand dazu. Sardinien könnte dann an Genua abgetreten werden, und dieſes, als Großherzogthum, dem

Prinzen Eugen zufallen. — Die Krone von Italien auf Einem Haupte würde der Ruhe von ganz Europa gefährlich werden.

Die Schweiz erhält mit den alten Grenzen, ihre Selbſtſtändigkeit wieder.

Preuſſen möchte durch die Lauſitz und Meklenburg die ihm nöthige Rundung erhalten; Sachſen im Süden und Weſten entſchädigt werden. Preuſſen könnte den Vorſitz bei dem germaniſchen Bunde übernehmen und, vereint mit Rußland und Oeſtreich, ſelbigen garantiren.

Rußland bedarf keiner Vergrößerung, die ihm, nach des Verfaſſers Anſicht, blos ſchädlich ſeyn würde. Um aber ſeinen Handel im mittelländiſchen Meere zu begünſtigen, möchte es einige von den ſieben Inſeln und Eine der baleariſchen in Beſitz nehmen. Die Inſel Sardinien wäre vielleicht am beſten dazu geeignet, es für ſeine Opfer zu entſchädigen. Es würde für Alle vortheilhaft ſeyn, wenn Hamburg, Lübeck und Bremen unter Rußlands beſonderem Schutze ſtänden.

Das ſind die eigenthümlichen Anſichten des Verfaſſers, über den zu ſchließenden allgemeinen Frieden. Freilich iſt auf Zuſtimmung der Einwohner in den ſo mannigfaltig durcheinander geworfenen Ländern keine Rückſicht dabei genommen und kann auch nicht genommen werden, wenn aus dem Chaos eine neue kräftige Geſtalt hervortreten ſoll. Wer Eichen für Jahrhunderte pflanzt, kann die Blümchen rings umher nicht fragen, ob ſie künftig unter dem

Schatten dieſer Eichen wachſen wollen. „Große Genies müſſen es ſeyn“ ſo ſprach ſchon 1799 ein Mann in der Schrift, die Waage Europens, „große Männer und treffliche „Köpfe, die dieſen Frieden vollenden.“

Da jetzt die Idee von Europa's politiſchem Gleichgewichte die beſten Köpfe aufs neue beſchäftigt, ſo wird man ſich gern an das erinnern, was der berühmte Fox 1787 im Parlamente ſagte, als Pitt, in Vereinigung mit Preuſſen, die holländiſchen Patrioten bekämpfen wollte. Fox war bekanntlich der Sprecher der Oppoſitions-Parthei, diesmal aber gab er ſeinem Gegner vollkommenen Beifall, weil man nichts verabſäumen müſſe, das Gleichgewicht von Europa auf dem Continent zu erhalten.

„Möge man immerhin“ ſo ſprach er „dies „Gleichgewicht ein Hirngeſpinnſt nennen; dies „Hirngeſpinnſt war, während meiner politiſchen „Laufbahn, mein unverrücktes Augenmerk und „wird es bleiben, da ich von deſſen Wichtigkeit und Realität immer mehr und mehr „überzeugt werde. Ich lobe Herrn Pitt, daß „er den Muth hat, den Engländern zu ſagen: „ſo ſchwer auch ſchon Eure Abgaben drücken, „ſo müßt Ihr doch ohne alles Bedenken noch „neue tragen, denn Alles ſteht auf dem Spiele, es gilt die Erhaltung des europäiſchen „Gleichgewichts, mit Einem Worte, es kommt „darauf an, Euch Frankreichs Vergrößerung zu widerſetzen.“

Der Wunſch, den der Verfaſſer der Wagge Europens ausdrückt, findet gewiß ſein Echo in der Bruſt jedes rechtlichen Mannes: durch das europäiſche Völker-Recht werde eine allgemeine europäiſche Conſtitution gebildet; deren erſtes Gundgeſetz folgendes: „Kein Staat darf gegen den andern Gewalt üben, noch die Treue der Verträge verletzen, ſonſt ſoll er von allen Staaten als Feind aller Staaten behandelt werden. Kein Staat darf ſeine Grenzen erweitern, am wenigſten ein großer Staat mit irgend einem Andern, er ſei ſo klein er wolle, ſich vereinigen.“ — Alles das iſt leicht geſagt, aber die Bürgſchaft für eine ſolche Conſtitution würde doch immer nur in den perſönlichen Eigenſchaften der europäiſchen Regenten liegen. Einen Eroberer würden die übrigen Fürſten wohl im Zaume halten; wie aber, wenn mehrere zugleich nach Eroberung ſtrebten und zu Erreichung ihres Zweckes einander die Hand böten; wo bliebe dann die europäiſche Conſtitution? nur im europäiſchen Gleichgewicht kann ſie ihre Bürgſchaft finden, (zu welchem auch das, nach dem Wunſche des ſeel. Profeſſor Büſch einzuführende Völker-See-Recht gehört) obſchon auch dieſes Gleichgewicht leicht zu ſtören ſeyn wird, ſo bald die Rechtlichkeit, die jetzt, aus ihrer Verbannung zurückkehrend, auf unſern Thronen mit mildem Ernſt ſich niedergelaſſen, einſt wieder von verruchten Händen herab geſtoßen werden ſollte. Schon Heinrich der 4te machte den Entwurf zu einer europäiſchen Staaten-

Republik. Vielleicht hätte er ihn ausgeführt, wenn der Tod ihn nicht überraſcht hätte.

Es iſt ſehr wahr, daß Staatsumwälzungen Gewittern zu vergleichen ſind. Für dieſe hat man Blitzableiter erfunden, warum nicht auch für jene? Das politiſche Gleichgewicht iſt ein ſolcher Blitzableiter. Größe, Lage, Volksmenge, Cultur, Charakter der Regierung und der Nation, Zuſtand der Finanzen, Organiſation der Kriegsmacht, auswärtige Verbindungen, Alles das zuſammen genommen verleiht einem Staate mehr oder minder politiſches Gewicht. Die franzöſiſche Revolution dürfen wir nur als eine Bombe betrachten, die zwar das Haus von oben bis unten durchlöchert hat, aber endlich im Keller zerplatzt iſt. Da man jetzt von allen Seiten ſich bemüht, die Spuren des angerichteten Schadens zu vertilgen, ſo wird das große europäiſche Haus bald wieder herrlich ausgebeſſert da ſtehen und folglich werden ungefähr dieſelben Verhältniſſe wieder eintreten, die vor der Revolution ſtatt fanden.

Selten nehmen die Politiker, bei Gründung des Gleichgewichts, Rückſicht auf die moraliſchen Kräfte der Staaten, obgleich dieſe es ſind, welche die phyſiſchen Kräfte verdoppeln oder vernichten. Aber freilich reicht die politiſche Rechenkunſt da nicht hin. Die moraliſchen Kräfte liegen im National-Charakter und in der Perſönlichkeit des jedesmaligen Regenten. Jener iſt unveränderlich, folglich kann man auf ihn bauen; dieſe wechſelt mit dem Tode jedes Regenten, folglich iſt ein vollkommenes politiſches Gleichgewicht auf die Dauer gar nicht denkbar. Ob an der Spitze der Franzoſen Ludwig der 14te oder Buonaparte ſteht, an der Spitze der Ruſſen Alexander oder Dſchinghis-Chan, das verrückt die Waage gewaltig. Selbſt kleine Staaten haben bewieſen, daß ſie unter einem kühnen Abentheurer, Europa zerrütten können; man denke nur an Schweden unter Carl dem 12ten. Doch ſelbſt Eroberer werden vergebens ihre böſen Lüſte zu befriedigen ſtreben, wenn der National-Charakter des Volks ihren Begierden nicht zuſagt. (Carl der 12te an der Spitze der Holländer würde ſchwerlich bis zur Schlacht von Pultawa gelangt ſeyn.) Dieſen muß alſo der politiſche Waagemeiſter in ſeine Rechnung mit aufnehmen. Aus dieſem entſpringen auch National-Haß und National-Zuneigung. Es iſt ein Glück, daß gerade die Völker, welche mit Frankreich in der nächſten Berührung ſtehen, die Spanier, die Engländer, die Holländer, ſo ganz verſchiedene Charaktere von dem der Franzoſen haben. Des Spaniers Stolz, des Engländers Schein-verſchmähende Gründlichkeit, des Holländers berechnender Geiſt, werden nie mit dem eitlen Uebermuth der Franzoſen ſich vertragen. Die Herrſcher möchten Familien-Pacte errichten und ſich verbrüdern und verſchwägern, ſo viel ſie wollten, die Völker werden doch nimmer verbrüdert werden. Man kann die Körper zwingen mit einander zu marſchiren, aber nicht die Seelen, und folglich würde ein Heer, aus dieſen Nationen zuſammen geſetzt, nimmer von Einem

Geiſte beſeelt ſeyn. So lange die Heere Maſchinen waren, galt das gleich; aber — inniger Dank ſei Buonaparte'n dafür geſagt — die bloßen Soldaten-Heere ſind verſchwunden, wir haben jetzt Volks-Heere. Die Fürſten haben ſich überzeugt, daß ihre Macht hauptſächlich in der moraliſchen Kraft beſteht, ſie haben den Geiſt ihrer Völker geweckt. Sie werden künftig ihre politiſchen Berechnungen nicht mehr auf Zahlen, ſondern auf Menſchenkenntniß gründen, und dann werden die Zahlen auch das ihrige thun.

Frankreich bleibt noch immer ein ſehr mächtiger Staat, in dem die, ſeit Jahrhunderten ihm vorgeworfene Eroberungsſucht ſo lange ſich regen wird, als der eitle Glaube, unter allen Völkern das Erſte zu ſeyn, den Charakter der Nation bildet. Die erſte Aufgabe des künftigen politiſchen Gleichgewichts wäre folglich, eine hinreichende Menge von phyſiſchen und moraliſchen Kräften zu vereinen, um jene immer aufſprudelnde Eitelkeit im Zaume zu halten. Der muthwilligſte Jüngling, ſei er immerhin auch der kräftigſte, wird die Nachbarn nicht beunruhigen, wenn drei ſtarke, vernünftige Männer alle ſeine Schritte beobachten. Freilich wird dieſer Jüngling bald den Einen bald den Andern ſeiner läſtigen Beobachter auf die Seite ziehn, und unter allerlei Vorſpiegelungen zu ſeinem Spießgeſellen zu machen ſtreben; aber die moraliſche Kraft des heterogenen Characters, verſtärkt durch den gerechten Haß den des Jünglings Unthaten geweckt haben, wird jeden

Verſuch Zwieſpalt zu erregen, vereiteln. Kurz, Frankreich wird Europa nicht wieder zerrütten; und wenn Deutſchland, wie mit Gott zu hoffen ſteht, künftig ſeine Söhne nicht mehr durch verſchiedene Namen trennt, wenn die Oeſtreicher, die Preuſſen, die Baiern, die Sachſen u. ſ. w. ſich nur als deutſche Brüder kennen, und aller Bruderzwiſt auf ewig ſchwindet, ſo würde Deutſchland auch dann von dem mächtigen Rußland nichts zu fürchten haben, wenn einſt an die Stelle des edeln Alexander ein minder edler Beherrſcher getreten wäre.

Der ſchwierigſte Artikel in der Conſtitution des germaniſchen Bundes (wenn ein ſolcher aufs neue errichtet wird) iſt die Organiſation der Militair-Contingente. Wie fehlerhaft dieſe im deutſchen Reiche war, iſt zur Genüge bekannt. Man leſe darüber Pütter, Europens politiſche Lage und Staats-Intereſſe im erſten Hefte, und Randel's Annalen der Staatskräfte von Europa. „Schon die Zuſammenſetzung einer Reichs-Armee“ ſagt Randel „aus ſo vielen kleinen „Theilen, aus allen Gegenden und Winkeln „Deutſchlandes, ihre contraſtirende Mannszucht, Ungleichheit der Waffen (wo man z. „B. Kanonen ohne Caliber hatte, die man „gar nicht brauchen konnte,) des Exerzierens, „der Evolutionen u. ſ. w. läßt ohne Wunder keinen Erfolg erwarten.“ — Die plötzliche Flucht der Reichsarmee bei Roßbach erklärt Pütter ſo: „Verſchiedene Regimenter „be-

„beſtanden aus den Contingenten von 10, 12 „und mehreren Reichsſtänden, und manches „derſelben, beſonders die den geiſtlichen Stif„ten zugehörigen, ſahen ſo räucherig aus, als „ob ſie weſtphäliſche Schinken convoyirt hät„ten. Bei keinem einzigen fand ſich gleiches „Caliber der Kanonen oder Flinten, und von „hundert Gewehren gaben kaum zwanzig „Feuer.“ — Das kam daher, daß Deutſchland eine ungeheure Menge ſouverainer Fürſten, Stände, Städte, ja ſogar noch ſouveraine Bauern hatte. Gegen 300 Staaten und Republiken regierten das Reich gemeinſchaftlich; über 1500 in ihren Staaten ſouveraine Regenten bildeten die Ritterkreiſe und ſollten das ihrige zu einem Reichskriege beitragen. Wo iſt der Hut für ſo viele Köpfe? Wenn ein ſolcher Hut exiſtirt, ſo wäre er in der That bewundernswürdiger, als des Fortunatus Wünſchelhütlein. —

Natürlich würde das politiſche Gleichgewicht von Europa immer ſehr ſchwankend ſeyn, wenn Deutſchland nicht eine andere Verfaſſung erhielte. Welche? darüber werden jetzt viele Stimmen laut. Ein deutſcher Staats-Beamter hat ehrerbietige doch dringende Wünſche an den Tag gelegt. „Die Bundes-Fürſten ſollen ſich perſönlich verſammeln auf einem Bundestage.“ (Aber das geſchah vor alten Zeiten auch und die nemlichen Urſachen, welche bewirkten, daß die Fürſten nach und nach von den Reichstagen wegblieben, würden auch auf den Bun-

destagen die Geſandten wieder herbei führen.) — „Es ſoll in Deutſchland eine *Nationalkleidung* eingeführt werden.“ (Das wäre löblich, doch die allgemeine Wohlfahrt würde wenig dabei gewinnen.) — „Die bisherigen Scheidewände zwiſchen den einzelnen Staaten ſollen möglichſt entfernt werden.“ Unter dieſen Scheidewänden verſteht der Verfaſſer allen Unterſchied in den Privatrechten, die Indigenate, Abzugsgelder, Naturaliſations-Patente u. ſ. w.; ungleiche Handhabung der Polizei und alle Ungleichheit der Rechte wegen verſchiedener Religion; Handel und Gewerbe ſollen überall gleiche Freiheit genießen; nimmer eine Getreideſperre innerhalb Deutſchlands Grenzen ſtatt finden; eben ſo im litterariſchen jeder Deutſche ſtudiren dürfen wo er wolle; Maaß, Gewicht, Münzfuß und Wagen-Gleiſe überall gleich ſeyn. (Ohne Zweifel ſind dieſe frommen Wünſche ſehr beachtungswerth, indeſſen haben ſie doch auch ihr Aber. *Vaterlandsliebe* empfinden nur wenige *Gebildete*, weil ſie ſich auf Ueberſchauung des Ganzen gründet, das Volk hingegen kennt blos die *Heimathsliebe.* Die Erfahrung lehrt, daß, je mehr ſcharf gezeichnete Verſchiedenheiten ein Land oder Ländchen hat, je mehr hängt das Volk an der Heimath und erſt durch dieſe am Vaterlande. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob dieſe Verſchiedenheiten angenehm oder unangenehm ſind, denn auch im letztern Falle hat die allmächtige Gewohnheit ſie längſt dem Volke lieb gemacht und der Grönländer verzu Waſſer und zu Lande die Spanier ſo wüthend, daß er endlich den Beynamen: der Ausrottende davon trug.

Ein jeder Flibuſtier bemühte ſich, in ſeine Fußtapfen zu treten, und bald ſahen ſich nun die Spanier gezwungen, ſich in ihre befeſtigten Plätze einzuſperren, aber auch da beſchloß man, ſie anzugreifen. Dieſe neue Art des Krieges erforderte anſehnliche Macht, und die Bündniſſe zwiſchen mehreren Rotten wurden häufiger. Der erſte ſolche Bund, der Aufſehen erregte, ſah an ſeiner Spitze den Olonier, alſo genannt von Sables-d'Olone, ſeinem Vaterlande. Vom niedrigen Stande eines Miethlings, *) hatte er ſich nach und nach bis zum Commandeur von zwey Barquen und zweyundzwanzig Mann emporgeſchwungen. Mit dieſen bemächtigte er ſich

---

*) Miethlinge, eine Art Menſchen, die ſich in Europa verkauften, um in den Kolonien drey Jahr als Sklaven zu dienen.

tauſcht ſeinen Thran nicht gegen den afrikaniſchen Butterbaum; darum wäre vielleicht zu befürchten, daß die vorgeſchlagene Gleichförmigkeit die Heimathliebe, und durch ſie die Vaterlandsliebe, ſchwächen könnte; denn das ganze Vaterland dem Volke in eine liebe Heimath zu verwandeln, möchte ſchwerlich möglich ſeyn. Die Gebildeten meinen es herzlich gut, wenn ſie für das Volk neues Glück erſinnen, aber ſie ſchöpfen faſt immer aus ihren Begriffen und Empfindungen. Zum Glück iſt eine gänzliche Einförmigkeit gar nicht vonnöthen, um Einheit zu bewirken. Nur die letztere iſt unentbehrlich.)

Um die mangelhafte Einrichtung der Reichs-Militair-Anſtalten zu verbeſſern, empfiehlt der Verfaſſer Arndt's Grundlinien einer deutſchen Kriegsordnung. Er wünſcht, daß in Deutſchland ein National-Inſtitut errichtet werde, gleich der vortrefflichen Ecole polytechnique in Frankreich; daß der Landſturm weiter ausgebildet werde und daß Deutſchlands Fürſten ſich einer gegenſeitigen Aufſicht und Controle unterwerfen, damit die guten Einrichtungen nicht blos gemacht, ſondern auch mit Stetigkeit befolgt werden, denn an guten Reichsgeſetzen fehlte es auch vormals nicht, aber der Befolgung derſelben entzog man ſich nach Belieben. Die Fürſten möchten alle fünf Jahre aus ihrer Mitte Heerbeſchauer wählen, etwa fünf, die ſich in Deutſchland theilten und deren jeder jährlich ein Fünftel der geſammten Kriegsmacht muſterte, im nächſten Jahre ſeinen Bezirk wechſeln, bis ſie ſämmtlich nach fünf Jahren auf dem Bundestage vollſtändigen Bericht erſtatten könnten. (In der Theorie iſt die Einrichtung gut, in der Ausführung möchten ſich manche Schwierigkeiten finden, weil die Eiferſucht der Macht noch weit reizbarer iſt, als die der Liebe.) Reichsgerichte für Streitigkeiten einzelner Staatsbürger wieder herzuſtellen, ſcheint dem Verfaſſer überflüßig; auch die Bundesfürſten ſollen ihre etwanigen Zwiſtigkeiten Schiedsrichtern unterwerfen, wie vor alten Zeiten, (wo aber, wie die Geſchichte lehrt, die Mächtigen ſich wenig an ſchiedsrichterliche Ausſprüche kehrten) nur für Streitigkeiten zwiſchen Fürſten und ihren Ständen bliebe eine höhere Inſtanz wünſchenswerth. Freigewählte Reichs- und Landſtände ſollen, bei neuen Geſetzen, eine rathende gutachtliche Stimme, bei neuen Auflagen aber ein Einwilligungs-Recht beſitzen, ſammt der Befugniß, über Verletzung der Landesverfaſſung ſich bei der Bundesverſammlung zu beſchweren. Die Juſtiz-Verwaltung ſoll unabhängig ſeyn u. ſ. w. Da der fürſtliche Bundestag jedoch nach mehreren Jahren nur gehalten wird, ſo ſchlägt der Verfaſſer zu proviſoriſchen, keinen Verzug leidenden Entſcheidungen, die Errichtung einer Deutſchen National-Behörde vor, die zugleich über Vollziehung der Reichsgeſetze in den einzelnen Staaten, folglich über die National-Einheit wachen könnte. In allen Verhandlungen empfiehlt er die größtmöglichſte Publicität, folglich die Preßfreiheit. — (Ach! da berührt er eine wunde Stelle. In der Theorie wird Preßfreiheit jetzt allgemein zugeſtanden, [auch giebt es treffliche Geſetze und Cenſur-Edicte, z. E. in Preuſſen und Rußland;] worin ſie aber eigentlich beſtehen ſolle, ſcheint in der Anwendung noch immer ſehr zweifelhaft. So lange nicht der einfache Grundſatz angenommen wird: „Jeder darf ſchreiben was er will, doch nur wenn er ſich nennt, und iſt, den Geſetzen verantwortlich für das was er geſchrieben hat,“ ſo lange dürfen wir uns keiner eigentlichen Preßfreiheit rühmen. Es dürfte nie die Rede davon ſeyn, ob das was geſchrieben worden, gegen die Meinung eines Machthabers, ſondern nur ob es gegen die Geſetze verſtoße. Beſtelle man immerhin einen öffentlichen Ankläger, der über jeden Mißbrauch der Preßfreiheit wache, aber auch nur durch dieſen müßte es vergönnt ſeyn, einen Schriftſteller zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer müßte vor dem Druck alle Schriften leſen, und dürfte, wenn er Eine derſelben bedenklich fände, Beſchlag auf die Handſchrift legen, doch nur bis nach erfolgtem richterlichen Ausſpruch. Auf ſolche Weiſe würde jedem Mißbrauch vorgebeugt, ohne das ſchöne Recht der Preßfreiheit durch ein bloßes Veto zu beeinträchtigen. Der öffentliche Ankläger würde vor Gericht ſeine Gründe darlegen, der Schriftſteller würde ſich vertheidigen, und der Richter nach klaren Geſetzen entſcheiden. Nur auf ſolche Weiſe wird die Preßfreiheit nicht mehr von der unterthänigen Meinung eines Savary und Aller die ihm gleichen abhängig ſeyn.)

Herr Profeſſor Kohlrauſch hat in ſechs Reden *Deutſchland's Zukunft* geſchildert. Er denkt ſich den vollendeteſten Frei- und Bundes-Staat der Welt. Das Vaterland, ſagt er, ſteht an der Schwelle einer neuen Welt-Epoche, von welcher wir Deutſchen der Mittelpunkt und die Wurzel ſind. Vor allen Dingen ſoll die körperliche *Erziehung* verbeſſert werden, ſoll ſogar unter polizeilicher Aufſicht ſtehn. Man ſoll z. B. die Kinder der Armen eben ſo regelmäßig anhalten, öffentliche Bade-Anſtalten zu beſuchen als ihre Schulſtunden. Man ſoll eigentliche *Spiel-Schulen* für kleinere Kinder errichten, welche, indem ſie die Langeweile verhüten, durch welche kleine Kinder ſich und andere ſo oft plagen, zugleich ein Bildungsmittel ſeyn würden; verſteht ſich, unter Aufſicht verſtändiger Menſchen, die durch innere Liebe zu der Kinderwelt hingezogen werden. Für die erwachſenere Jugend will er *gymnaſtiſche* Schulen in *allen* Städten. Dann werde bald ein kräftiges Geſchlecht aufblühen. (Man hat freilich bisher geglaubt, die Deutſchen wären ſchon längſt *kein* kräftiges Geſchlecht mehr, aber ſie haben, Gott ſei Dank! das Gegentheil ſehr kräftig bewieſen. Es lag alſo doch wohl nicht in ihrer körperlichen Erziehung, wenn die Kraft ſo lange ſchlummerte, ſondern daran, daß man dieſe Kraft durch einen bloßen *Willen von oben* in Bewegung ſetzen wollte; es war eine Elektriſir-Maſchine, deren Rad man nicht zu drehen verſtand, und folglich auch keinen

Funken herauszog. Die Naturtüchtigkeit der Alten, wie der Verfaſſer es nennt, beſaßen wir, glaube ich, immer, doch Liebe, Glaube und Ehre, durch welche die Ritter des Mittelalters begeiſtert wurden, die mußten aufs neue erweckt werden. Und wem verdanken wir dieſe Erweckung? — Buonaparte iſt wider ſeinen Willen der größte Wohlthäter Deutſchlands geworden.)

Zu Bewachung des Gemeingeiſtes der Nation will Herr Kohlrauſch Nationalfeſte eingeführt wiſſen, deren Einrichtung aber den Profeſſor der alten Litteratur verräth, indem ſie wohl zu ſehr nach den griechiſchen Feſten gemodelt iſt. So ſollen z. B. auch Gelehrte, Dichter und Künſtler dabei ſich einfinden, und ihre Werke dem Urtheil und der Bewunderung von Völkern ausſtellen, die weder zu urtheilen noch zu bewundern wiſſen. — Da künftig der Soldatenſtand nicht mehr als abgeſondert, ſondern die ganze Nation waffenfähig erſcheinen ſoll, ſo wünſcht Hr. K. jährliche Uebungslager, von welchen er eine ähnliche Wirkung erwartet, wie von dem zehnjährigen Zuſammenleben der Griechen vor Troja, wodurch der Grund zu vielhundertjähriger National-Einheit gelegt worden ſei. Alle drei Jahre ſollen dieſe kleinen Uebungslager ſich in drei große vereinigen, ein öſtreichiſches bei Prag, ein preuſſiſches bei Magdeburg und ein baieriſches bei Nürnberg, und, nach dreimal drei Jahren, ſollen auch dieſe zuſammen rücken und ein Centralfeſt bei Leipzig feiern. Da ſollen auch die erſten

Künſtler Deutſchlands die größten Meiſterwerke der Schauſpiel- und Ton-Kunſt aufführen; natürlich in ungeheuern Gebäuden, durch die größten Baumeiſter aufgeührt, durch die größten Maler und Bildhauer geſchmückt. Auch die erſten geiſtlichen Redner der Nation ſollen ſich dann nach Leipzig verfügen, um in der wahren Gottesbegeiſterung der Gemüther den höchſten Lohn ihrer Arbeit zu finden. Die künftige Bildung der deutſchen Frauen übergeht der Verfaſſer nicht, ſondern vermählt ſie mit ſeinen Anſichten. Beim Centralfeſte ſind ſie, wie vor alten Zeiten, auf Altanen verſammelt und die erſten Preiſe werden von den Händen edler Frauen ausgetheilt. — Zuletzt ſpricht er von der geiſtigen Erziehung, in der er, mit Recht, die Geſchichte als eines der kräftigſten Bildungsmittel empfiehlt. — Ein ſehr beherzigendes Wort ſpricht er über die Bücher-Verbote, die noch in einigen deutſchen Staaten ſtatt finden. „Wir „bauen ja einzig darauf, daß Zutrauen auf „deutſche Rechtlichkeit und ernſten Willen unter uns herrſchen, und ſo kann der Eine „Staat gewiß dem, was in dem Andern unter öffentlicher Cenſur gedruckt iſt, den freien „Eingang verſtatten.“ — Da der Verfaſſer alles centraliſirt, ſo wünſcht er auch eine allgemeine deutſche Academie der Wiſſenſchaften, deren Mitglieder durch Stimmenmehrheit der Univerſitäten und Regierungen ernannt würden und die ihre Preiſe gleichfalls an den Nationalfeſten ertheilen ſoll. — Uebrigens glaubt auch er, daß die Unterthanen wohl nie mehr als jetzt die Rechte der Volksrepräſentation ſich verdient haben, Rechte, die in der Vernunft-Idee des Staates gegründet und die ſchönſten ſind, die ein Volk beſitzen kann. Auch ſollten Handels-Verbote und Viſitationen unter uns verſchwinden, der freieſte Verkehr unſere Heerſtraßen und Flüſſe beleben. Amen!

Deutſche Schande.

Ein Herr Strahlendorf, Lehrer im Waiſenhauſe zu Stralſund, hat eine wunderliche myſtiſche Schrift drucken laſſen, genannt Parogramma auf den 17ten Auguſt, als den Tag der Wiedereröffnung des Feldzuges. In derſelben ſagt der Verfaſſer in einer Note: ein deutſcher berühmter Dichter habe 1809 am Napoleonstage in einer Rede folgende Worte ausgeſprochen: „Sechs Jahrtauſende hat die „Natur gearbeitet, ehe es ihr gelang, hervor„zubringen dieſen Einen.“ Dann wieder: „Er hat die Welt eingeriſſen die Er fand, „und aus ihren Trümmern eine neue aufge„baut und eine beſſere.“ — Man ſollte es kaum für möglich halten, daß ein Deutſcher, und noch dazu ein berühmter Deutſcher, dieſen gottloſen Unſinn wirklich geſagt habe. Warum nennt Herr Strahlendorf ihn nicht? warum Schonung gegen ſolchen deutſchen Auswurf?

In einer andern Schrift: *Beantwortung der Frage: Was haben wir zu erwarten?* heißt es: Ein gewiſſer Doctor *Grattenauer* habe im Jahr 1808 zu Glogau drucken laſſen: „Bonaparte lebt in der Ehre und die Ehre iſt die höchſte Erſcheinung der göttlichen Idee. — Er allein, gleich dem Lichtweſen, bringt Allheit in die Einheit und Einheit in die Allheit. — Im feurigen Buſche ſeiner Thaten ſehen wir in ihm die unmittelbare Erſcheinung Gottes; wer nicht den Unſichtbaren erkennt in *ihm*, der erkennt ihn nie. — Laßt uns in ſeinen Werken Gott ſehen von Angeſicht zu Angeſicht und nach andern Beweiſen ſeines Daſeins nicht fragen. Gott iſt, denn Bonaparte iſt, und Gott iſt in ihm!“

Späteſte Nachwelt! verwahre auf jedem deiner Schandpfähle ein Plätzchen für den Namen des Verfaſſers.

Ja, hier möchte man mit Arndt ausrufen: „Man ſcheere ihm das Haar ab, wie einem gemeinen Miſſethäter, man laſſe ihn die Urfehde ſchwören und treibe ihn über den Rhein.“

Winke zu Erweckung des Nachdenkens.

(Fortſetzung.)

Braudlacht, in Historia pacificationum Austro-Hispano-Gallicarum, zählt, in einer Zeit von 200 Jahren, nicht weniger als neun Friedensſchlüſſe zwiſchen Oeſtreich und Frankreich, die jedesmal von der letzten Macht gebrochen worden.

Unter den griechiſchen Geſchichtſchreibern war Thucydides der Erſte, der die Idee des politiſchen Gleichgewichts äuſſerte. „Die Lacedemonier“ ſagt er „beſchloſſen den Krieg „nicht ſowohl durch die Vorſtellungen ihrer „Bundesgenoſſen bewogen, als vielmehr aus „Beſorgniß, daß die Athenienſer zu übermächtig werden möchten.“ Alſo eine ſolche Beſorgniß ſchien auch ihm eine gerechte Urſach zum Kriege.

Wer in der Geſchichte bewandert iſt, oder die Augen auf eine Charte von den Niederlanden wirft, der wird uns Glück wünſchen, daß die Feſtung Luxemburg nicht in franzöſiſchen Händen bleibt, denn von dieſer wichtigen Feſtung hing ſtets die Erhaltung des Ganzen ab. Als Ludwig der 14te 1684 ſie erobert hatte, rüttelten ſich alle benachbarten Mächte. Der Prinz von Oranien reiſte ſelbſt deshalb nach England zu Carl dem 2ten. Spanien erklärte ſich heftig dagegen, und der Kaiſer, ob er gleich mit den Türken im Kriege begriffen war, rüſtete ſich zu allgemeiner Sicherheit. Mit Schmerzen gab Ludwig nach dem Ryßwicker Frieden dies geraubte Kleinod wieder heraus.

Macht und **Reichthum** beweiſen nicht das **Glück** eines Staats, und **Ruhe** deſſelben zeugt nicht von der **Güte** ſeiner Regierung. Zwei Erfahrungsſätze. Die Auflöſung der Staaten hängt von dem Geiſt der Zeiten und von dem Kriege der Meinungen ab. Dieſe zu lenken, dazu gehört eine richtige, wohlgeordnete Politik der Gewalthaber und Uebereinſtimmung mit unbeſtrittenen Grundſätzen der Regierungskunſt.

Der ſcharfſinnige **Cheſterfield** ſchrieb an ſeinen Sohn: „Sollte Polen eine gute Re„gierung unter erblichen Königen bekommen, „ſo würde ein neuer Teufel in Europa auf„ſtehen, und ich weiß nicht wer ihn bändi„gen würde.“

Aus

auf der Küſte von Cuba einer ſpaniſchen Fregatte. Als die Gefangenen niedergemetzelt wurden, warf ſich ein Sklave zu ſeinen Füßen, um vielleicht durch eine Treuloſigkeit ſein Leben zu erkaufen. „Ich war vom Gouverneur der Havana beſtimmt, rief er, alle „Flibuſtier aufzuhängen, die in unſere Hände fallen würden, denn er glaubte bereits „unſers Sieges gewiß zu ſeyn.“ Der Olonier ſchäumte, als er dieß ſaubere Geſtändniß hörte, er ließ ſich die gefangenen Spanier herbeyführen, und hieb einem nach dem andern den Kopf ab, wobey er jedesmal das Blut aufleckte, das von ſeinem Säbel herabträufelte. Hierauf ſegelte er nach Port-au Prince, wo vier Schiffe lagen, die beſtimmt waren, Jagd auf ihn zu machen; er griff ſie an, nahm eins nach dem andern weg, warf ihre Mannſchaft ins Meer, und ließ nur einen Einzigen übrig, den er mit folgendem Briefe an den Gouverneur der Havana ſandte:

Aus dem Werke: Verſuch über das politiſche Gleichgewicht der europäiſchen Staaten: „Durch mannigfaltige „Vertheilung ihrer Geſchenke hat die Natur „alle Nationen zu freier Mittheilung aufgefordert, und doch giebt es Regenten, welche ihres Volkes Glück zu machen wähnen, „wenn ſie es aus der Handelsgemeinſchaft „mit andern Völkern ſetzen. Denn ſind Einfuhrverbote etwas anders? Man will „Land und Hände zwingen etwas hervor zu „bringen, wozu Land und Hände ungeſchickt „ſind. Die Folge iſt, daß die Unterthanen „ſchlechte Waare theuer kaufen müſſen, die „ſie von Ausländern beſſer und wohlfeiler erhalten könnten. Man will kein Geld aus „dem Lande laſſen, darüber kommt kein Geld „herein; das Capital wird bewahrt, es trägt „aber keine Zinſen.“

„Nicht die Form, ſondern der Geiſt der „Regierung giebt die Geſetze. Nur dann iſt „die Form ſchädlich, wenn ſie der Nation die „Wege zum Glück erſchwert oder verſperrt.“

Vor dem 14ten Juli 1789 war das franzöſiſche Staatsrecht freilich empörend, denn damals durfte ein franzöſiſcher Prinz öffentlich erklären: „Der König brauche ſich „in ſeinen Ausgaben nicht nach den Einkünften zu richten, ſondern man müſſe die Einkünfte ſo hoch treiben und die Nation ſei

„ſchuldig ſo viel zu bezahlen, als der König „zu ſeinen Ausgaben brauche.“

Die ſogenannten Helden, ſagt ein Ungenannter in ſeiner Beurtheilung der jetzigen politiſchen Mode-Grundſätze, ſind ſich Alle gleich, von Macedoniens Alexander, bis auf unſere Zeiten. Der ganze ſeltſame Zweck ihres Lebens iſt: überall Feinde zu finden, oder ſich Feinde zu machen; um das Vergnügen zu haben, ſie zu bekämpfen. — Ueber Regierungsformen, meint derſelbe, mögen Narren ſchreiben; diejenige iſt die beſte, die am beſten verwaltet wird.

Kant's Probierſtein der Geſetze: „Iſt „das Geſetz ſo beſchaffen, daß ein ganzes „Volk unmöglich dazu ſeine Einwilligung „geben könnte, ſo iſt es nicht gerecht; iſt „es aber nur möglich, daß ein Volk dazu „zuſammen ſtimme, ſo iſt es Pflicht, das „Geſetz für gerecht zu halten, geſetzt auch, „daß das Volk jetzt in einer ſolchen Lage oder „Stimmung ſeiner Denkart [illegible], daß, wenn „es darum befragt würde, wahrſcheinlicher„weiſe ſeine Beiſtimmung verweigerte.“ (Iſt auf Norwegen anzuwenden.)

In einer Schrift, betitelt: Heldengeiſt und Despotismus, ſagt ein deutſcher Mann: „Man wird ein dummer Menſch,

„ſobald man aufhört ein leidenſchaftlicher Menſch zu ſeyn. — Simſons Haare ſind das Bild der Leidenſchaften; man ſchnitt ſie ihm ab und er war ein gewöhnlicher Menſch. — Der Adler, der mit kühnem Flug die Wolken durchdringt, ſtreicht an der Erde minder ſchnell hin als die Schwalbe.“

Philipp von Macedonien *bezahlte* ſeine Edelknaben dafür, daß ſie ihm täglich zurieſen: *Philipp! erinnere dich daß du ein Menſch biſt!* — Die Bezahlung wollten wir gern entbehren, wenn wir nur rufen dürften.

Selten iſt das Recht auf Seiten der Macht. Ein reiſender Beobachter, der einer Caravane folgte, vertrieb ſich die Zeit damit, zu bemerken, ſo oft es zwiſchen einem Mauleſel und deſſen Treiber zu Händeln kam, und der Letztere die Peitſche ſchwang, welcher von beiden Recht habe; und zur Schande der Menſchheit fand er beinahe immer, daß das Recht auf Seiten des Mauleſels war.

Hätte die Peſt, ſagt Gordon, Kniebänder, Ordenszeichen und Penſionen zu vertheilen, ſo gäbe es gewiß Schurken genug, die da behaupten würden, das Reich der Peſt ſei göttlichen Urſprungs, und ihr auszuweichen, ein Majeſtäts-Verbrechen.

Hiſtoriſche Rückerinnerungen.

(Eingeſandt.)

Erſte Reminszenz.

Die älteſte Nation, welche wir als weltherrſchend kennen, ſind die Aegyter. Seſoſtris der erſte Völkerbezwinger, eroberte etwa 1300 Jahr vor der jetzigen Zeitrechnung Aethiopien, Aſien bis jenſeit des Ganges, er überſchwemmte einen Theil von Europa. Memphis war der Sitz der damals höchſten Cultur. Mag der Name Seſoſtris erdichtet ſeyn; die Sache ſelbſt bleibt wahr und noch jetzt ſprechen dafür die Pyramiden und Obelisken, das Labyrinth, die Memnons-Säule, die Anlagen am See Möris, die Mauern von Peluſium, die Ruinen von Theben.

Von dort wanderten Künſte und Wiſſenſchaften nach Griechenland. Durch ſie ragte unter den Bundesſtaaten Athen hervor und deſſen Hauptſtadt gleiches Namens. Wer kennt nicht Minervens liebſten Aufenthalt? Auch Griechenland bringt in Alexander dem Großen einen Welteroberer an das Licht.

In der Reihe der weltherrſchenden Völker folgen jetzt die Römer. Rom unter Auguſtus war zugleich die Hauptſtadt der civiliſirten Welt.

Wer vermag zu leugnen: daß es eine Zeit gab, wo auch **Paris** dieſe Benennung verdiente? und wer iſt unter uns, der Frankreichs weiland politiſches Uebergewicht nicht leider aus eigener Erfahrung kennen gelernt hätte?

Die Stätte, worauf **Memphis** ſtand, **Athen**, **Rom** und **Paris**, liegen in faſt gleichen Zwiſchenräumen von einander. Die Entfernung jeder dieſer Städte von der folgenden beträgt etwa 150 Meilen. Noch merkwürdiger iſt es: daß ſie Punkte einer faſt geraden Linie darſtellen, die von Südoſt nach Nordweſt gerichtet iſt. Dieſe Linie, verlängert gedacht, giebt in gleichem Abſtande einen fünften Punkt, der — darum Nichts zu bedeuten ſcheint, weil er ins Weltmeer fällt.

Zweite Reminiszenz.

Die Geſchichte **Aegyptens** zur Zeit ſeiner Größe iſt dunkel.

Athen gab ſich, nachdem es die Piſiſtratiden entfernt hatte, eine republikaniſche Regierungsform und **Rom** vertrieb ſeinen letzten König im Jahre 510 v. Chr. Nach der Schlacht von Chäronea erkannte Athen 338 v. Chr. Philippos von Macedonien als ſeinen König an. Octavius Auguſtus wird Alleinherrſcher in Rom nach der Schlacht von Aktium 30 Jahr v. Chr. Die Eroberung Korinths 146 v. Chr. vollendet die Verwandlung Achajas in eine römiſche Provinz. Das römiſche Reich im Occident gehet unter 476 n. Chr. und Odoaker herrſcht über Italien.

Die Zwiſchenräume von 172 und 192, von 480 und 506 Jahren bilden beinahe eine geometriſche Proportion; ſo daß ſowohl in Athen als in Rom die Dauer der republikaniſchen Verfaſſung zur Dauer der nachherigen politiſchen Exiſtenz ſich verhält ungefähr wie 13 zu 14. Auch in Frankreich überlebte nur faſt in eben dieſem Verhältniß Bonaparte's Alleinherrſchaft die Periode der Republik.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Zweiter. Band.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1816.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Du wollteſt mich fangen, ich habe dich „gefangen. Zu feige, dich ſelbſt mit mir zu „meſſen, ſchickſt du deine feilen Miethlinge „gegen mich aus. Du wollteſt die Meinigen hängen laſſen, ich habe die deinigen in „die See geworfen. Ich will die Spanier „morden, ſo lange bis ich aus ihren Leichen „eine Brücke übers Meer machen kann, und „wehe dir! wenn du ſelbſt in meine Hände „fällſt." Darauf verſenkte er ſeine Priſen, ſammt ſeinen eigenen Barken, und begab ſich mit der eroberten Fregatte nach der Schildkröten-Inſel.

Hier fand er Le Basque, berühmt durch manche kühne That. Er war es zum Beyſpiel, der unter den Kanonen von Portobelo ein Kriegsſchiff wegnahm, das mit fünf bis ſechs Millionen Livres geladen war. Die beyden Abentheurer machten bekannt, daß ſie vereint auf eine wichtige Unternehmung auslaufen würden, und ſogleich ſammelten ſich

Inhalt
des zweiten Bandes.

Herr Doctor Merkel. . . . . Seite 1
Ein politiſches Gemälde von Europa ſeit der Leipziger Schlacht. 11
Ueber einen Artikel des Moniteurs Nro. 135. vom 15ten Mai. 15
Noch ein Paar Worte über die Franzoſen und über uns. 17
Eine neue Ruhm-Fabrik. 51
Der zweite polniſche Krieg. 55
Es iſt nicht möglich. 62
Der Kaiſer Alexander und Bonaparte. . . 57
Mein letztes Wort über das Niebelungenlied. . 85
Miscelle. 87
Erklärung. 89
Ein Vorſchlag. 99
Miscellen. 102
Merkwürdige Sinnes-Aenderung. . . . 105
Was verdanken wir den Franzoſen? . . . 125
Winke zur Erweckung des Nachdenkens. Fortſetzung. 141

Bemer-

Bemerkungen über den Geiſt der neuern Staats-Reformen, mit beſonderer Rückſicht auf die repräſentative Verfaſſung. . . . S. 145
Nachricht des Herausgebers. 164
Geſpräch zwiſchen dem Herausgeber dieſer Blätter und dem Recenſenten des Müllerſchen Werks über Petersburg, betreffend die unreinliche Zorn-Schaale, welche der Letztere über den Erſtern ausgegoſſen hat. 169
Eine Curioſität. 194
Ueber das Vornehmthun. 197
Man muß dem Teufel ſein Recht widerfahren laſſen. 198
Eine Meinung über das, was wir Nationaltracht nennen. 201
Was bleibt uns bei der neuen Geſtaltung der Dinge, in Beziehung auf das Kirchenweſen vorzüglich zu wünſchen? 209
Der neue Machiavell. 217
Der Marſchall Davouſt. 221
Etwas über einige weſentliche Fragen in Beziehung auf den Staats-Dienſt und Staats-Dienerſchaft. 227
Briefe der Generalin Bertrand von der Inſel St. Helena. 241

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 15.

Herr Doctor Merkel.

Dieſer in Deutſchland verſchollene Schriftſteller iſt nur noch in Liefland durch eine Zeitung, der Zuſchauer, bekannt, welche gewöhnlich nichts weiter enthält als Auszüge aus den deutſchen Zeitungen. Bisweilen aber kann der Herausgeber ſeinen alten Hang nicht unterdrücken, etwas recht neues, etwas unerhörtes zu ſagen, was der allgemeinen und wohlbegründeten Meynung geradezu widerſpricht und dann mit ſeinem gewöhnlichen, ſchneidenden, dictatoriſchen Tone vorgetragen wird, der gar keine Einwendung verſtattet und Alle, die ihnen nicht Beyfall klatſchen, vornehm mitleidig für Dummköpfe erklärt.

So hat er denn auch im Jahr 1813 etwas herausgeſprudelt, theils gegen Arndt, theils gegen Herrmann den Cherusker Fürſten, was freylich in Deutſchland nicht bekannt geworden iſt, weil da Niemand den Zuſchauer lieſt; was auch jetzt nicht der Mühe werth wäre, dem deutſchen Publicum aufzutiſchen, wenn nicht der Herr Doctor Struve in Dorpat es ſehr gründlich und geiſtreich widerlegt hätte. In dieſer Hinſicht zweifle ich nicht, daß der Aufſatz, von der Widerlegung begleitet, dem Leſer auch noch jetzt Vergnügen gewähren werde.

In No. 762 des Zuſchauers befindet ſich folgende Anzeige:

„Hiſtoriſches Taſchenbuch für das Jahr 1813. von Ernſt Moritz Arndt. St. Petersburg, bey Lißner.

Auf der erſten Seite nennt Herr Arndt ſich einen Adler; auf der letzten verſichert er, das Genie ſey ein Vöglein das Pipi ſänge. Dieſe Entdeckung machte der Verf. dieſer — geforderten — Anzeige, als er in dem Büchelchen vorn und hinten vergebens nach einem Verzeichniß des Inhalts ſuchte. Er glaubte wenigſtens eine Charakteriſtik deſſelben gefunden zu haben, und machte das Büchelchen wieder zu.“

Man lernt aus dieſer ſehr lehrreichen Anzeige, wie man es anzufangen habe, um bald eine Charakteriſtik eines Buchs zu finden; da, wie ſehr deutlich geſagt wird, auf der erſten und letzten Seite dieſe ſich ausſpricht, und man dann das Buch wieder zumachen kann. Doch ſcheint der Verfaſſer jener Anzeige mit dieſem Zumachen nur ſeinen Spaß getrieben zu haben; denn der erſte hiſtoriſche Aufſatz in dem angezeigten Taſchenbuche heißt Hermann, und es mögte wohl ſcheinen, als wenn gegen ihn in demſelben Stücke des Zuſchauers folgendes noch gerichtet ſey.

„Arminius.

Eine unbefangene Bemerkung.

Nur zu oft, wenn man von den Deutſchen Schriftſtellern ein kräftiges Eingreifen und Mitwirken zum Wohl ihrer Nation erwarten mußte, ſchwiegen diejenigen, die ſprechen konnten und ſollten, aus Schlaffheit, die ſie Klugheit nannten; aber Hunderte von — Leuten, die überall ſchweigen ſollten, wo von etwas Wichtigem die Rede iſt, ſpektakelten jeder auf ſeine Weiſe, und verbreiteten ihre eigne Lächerlichkeit über den wichtigen Gegenſtand, zum großen, unerſetzlichen Schaden des Ganzen.

Jetzt eben geſchieht wieder, was ſo oft geſchah. Die Ereigniſſe dieſes Jahres, dieſes Vierteljahres vielleicht, entſcheiden über die politiſche Exiſtenz der deutſchen Nation. Nie gab es in der Vorzeit, nie vielleicht giebt es in der Zukunft einen Moment, in welchem es nothwendiger war, die Deutſchen zu den kräftigſten, einmüthigſten Anſtrengungen aufzurufen. — Die Schriftſteller ſind den heutigen weitverbreiteten Nationen, was die Redner den alten Staaten waren, in welchen ſich alle Staats-Bürger um Eine Tribune verſammeln konnten. Aber umſonſt lauſcht man hin, ob ſich kräftige Stimmen der Art in Deutſchland erheben. Statt der Donner der Beredſamkeit, die dort erſchallen ſollten, hört man faſt nur Kappen klingeln. —

Eine Schelle wenigſtens will ich dieſen abzureißen verſuchen. Ich frage den Schwarm der altfränkiſchen Fabeler, ob ſie ſich irgend

gend eines vernünftigen Gedankens dabey bewußt ſind, wenn ſie dem Deutſchen Volk immer und immer vom Arminius vorſchwatzen? Vor etwa 1800 Jahren beredete ein Kazike der Katten, andre Germaniſche Kaziken, ein Römiſches Heer, für deſſen Freund er bisher ſich ausgegeben hatte, zu überfallen, und es wurde niedergehauen. Was liegt denn in dieſer Begebenheit, dergleichen in allen Ländern, in allen Zeitaltern vorgefallen ſind, was liegt in ihr, wodurch die Bürger und Landleute in Baiern, Schwaben, Sachſen u. ſ. w., die mit den Katten, überhaupt mit den damaligen Germanen durchaus nichts Aehnliches haben, bewegen könnte, die jetzigen Franzoſen zu bekämpfen? Iſt in dieſer langen Reihe von Jahrhunderten in Deutſchland ſonſt nichts glorreiches geſchehen, das die heutigen Deutſchen näher angeht, als der Sieg jenes Halbwilden? Wißt Ihr keine kräftigern Motive aus der Gegenwart, aus der traurigen Lage der Nation zu ſchöpfen, daß ihr ſie mit dieſer alten Mähre begeiſtern wollt? Euch entzückt ſie, weil Tacitus ſie meiſterhaft erzählte, und Klopſtock ſie beſang. Gut das! Aber wenn Ihr das Volk, durch den Namen Arminius, den es nicht kennt, zu Heldenthaten aufrufen wollt, ſo gleicht Ihr einem Knaben, der einen Mann mit ſeinem Steckenpferd beritten machen will. Eure Gleichen jauchzen Euch Beyfall zu; das Volk weiß nicht, was Ihr ſagt. Fort, Pedanten, in Eure Klauſe! Da laßt Euch von Phraſen entzücken und dreht ſelbſt ſo krauſe und altväteriſche als Ihr wollt; aber *zum Volk* laßt, ungeirret durch Euer Ge-

Geſchwätz, ſolche Männer ſprechen, die ſein Elend in der Nähe ſahen, ſein Bedürfniß und ſeinen Karakter kennen; die, wenn ſie zu ihm über die Geſchichte der Stunde ſprechen, nicht daran denken, Schulgelehrſamkeit zu zeigen oder ſich durch Affektation in Worten auszuzeichnen, und vor allem, den Muth haben, bey Ausführung der That, zu der ſie es bereden, voran zu gehn. —

Andreas Hofer hatte ſicher den Namen Arminius in ſeinem Leben nicht gehört, und handelte größer als der.“

Dieſe mit zuverſichtlicher Heftigkeit nicht ohne Schmähungen geſchriebene unbefangene Bemerkung könnte manchen Unkundigen eben wegen dieſer Zuverſicht verleiten, die gegebene Darſtellung für wahr zu halten. Für dieſe ſey dieſe Anwort geſchrieben, nicht für die Kundigen, welche die falſche Anſicht des Verfaſſers und ſeine gänzliche Unkunde der Geſchichte der damaligen Zeit ſelbſt beurtheilen können.

1. Das Factum ſelbſt iſt auf eine unverantwortliche Art entſtellt worden. Rom war unter dem Auguſtus nach verheerenden Bürgerkriegen auf den Gipfel ſeiner Macht geſtiegen. Der Staat dehnte ſich rund um das mittelländiſche Meer von Cadix und der Straße von Gibraltar bis zum Euphrat, und von Afrika's Sandwüſten bis zum Rhein und der Donau aus; keine gleichzeitige Macht hatte dieſelbe Ausdehnung, keine dieſe geübten ungeheuren Heere, keine dieſe Waffen, und dieſe Feldherrn. Schon nannte der Römer ſein Reich die Welt; aber ihre Eroberungsſucht ſcheiterte an zweier

Nationen Widerſtand; im Oſten waren ihre Heere der leichten Cavallerie der Parther nicht gewachſen, im Norden waren alle ihre Anſtrengungen gegen der Deutſchen Freiheitsliebe und angeſtammten Muth vergebens. Deutſchland's Völker, auf einem kaum ſo großen Raum damals, als jetzt, waren einander noch weit mehr als jetzt entfremdet; kein gemeinſchaftliches Band war da, kein auch noch ſo lockerer Staatenverein. Um ſo leichter ſchien den Römern der Deutſchen Beſiegung; ſie ſandten den Kern ihrer Truppen gegen ſie; und ſo wie Ein Volk, einzeln zu ſchwach gegen die ungeheure Uebermacht, beſiegt war, ward römiſche Sitte und Art, römiſches Recht, römiſche Gerechtigkeitspflege bei ihnen eingeführt, um den Deutſchen gänzlich umzuwandeln. Unausweichbar ſchien das Verderben und der Untergang Deutſchlands; da erſtand Herrmann; er wußte die getrennten Deutſchen zu vereinigen, er wußte ihren Muth, der leicht in Tollkühnheit ausartete, zu zügeln, und der Klugheit unterzuordnen, und er vernichtete das ſeiner Uebermacht vertrauende römiſche Heer, und brach hiermit der Römer Herrſchaft in Deutſchland für immer. Die Stimmung, welche dieſe Niederlage der Römer durch Deutſche in Rom hervorbrachte, war außerordentlich; von der Zeit an wurden ſtets die beſten Legionen in großer Anzahl am Rheine gegen die Deutſchen gehalten, weil man von ihnen ſchon damals befürchtete, was ſpäter eintraf, des römiſchen Staates Umwälzung. Zwar verſuchten kurz nach dieſer Niederlage, als der erſte Schrecken vorüber gegangen war, die Römer wieder in Deutſchland einzubringen unter einem gewandten und vorſichtigen Heerführer; aber ſtets trat Herrmann ihnen entgegen, vereitelte alle ihre Abſichten, zwang ſie zurück zu kehren, froh nur den größten Theil des Heers gerettet zu haben, was auch nicht geſchehn ſeyn würde, wenn die Deutſchen damals mehr Einheit und Kriegsgehorſam gekannt hätten. So kämpfte er aufs neue 3 Jahre lang gegen die Römer, bis ſie keinen Verſuch mehr wagten, ihr Joch dem fremden Volke aufzuzwängen. Auch in ſeinem ſpätern Leben, wo er durch Intriguen der Römer, die ihn offen anzugreifen ſcheuten, in einheimiſchen Krieg gegen den zweideutigen Marbod verwickelt wurde, bis er durch Verrath ſeiner eignen Verwandten meuchleriſchen Tod fand, erſcheint er immer ganz unbezweifelt der Retter der deutſchen Freiheit. — Und der Verfaſſer jenes Aufſatzes entblödet ſich nicht, dies eine Begebenheit zu nennen, die in allen Ländern, in allen Zeiten vorgefallen ſey? Er entblödet ſich nicht, nur des erſten leichtern Sieges über den Varus zu erwähnen, und verſchweigt den ſchwerern dreijährigen Kampf gegen den Germanikus; er denkt nicht der erkämpften und nur durch ihn erkämpften deutſchen Freiheit. Ganz anders urtheilt von ihm Tacitus, der Geſchichtſchreiber der Feinde, er nennt ihn den *unbezweifelten Befreier Deutſchland's, der nicht, wie andere Könige und Feldherrn, des römiſchen Staates ſchwachen Anfang, ſondern das Reich in ſeiner größten Blüthe angegriffen habe, der in den einzelnen Schlachten* *wohl mit wankendem Glücke gekämpft habe, im Kriege aber nie beſiegt ſey.* Herrlich iſt dieſer große Mann von dem genialiſchen Schriftſteller gewürdigt worden, deſſen Vorleſungen über die neuere Geſchichte in aller Händen ſind; und wie ganz anders erſcheint er uns da, als in der matten, mißgünſtigen und verdrehten Darſtellung, die der Zuſchauer liefert: *Als der Erhalter,* heißt es dort, *der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutſchen Nation und ihrer Unabhängigkeit, iſt er auch als der Anfang und Begründer der geſammten neuern Geſchichte, der freien Europäiſchen Verfaſſung und Bildung anzuſehn; denn ohne ihn, ohne ſeine Thaten und ſeine Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und ſo darf man ſagen, daß Herrmanns kurzes, mühſeliges mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben, größere Folgen gehabt, tiefer gewiß aber dauernder in die Weltgeſchichte eingewirkt hat, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäſars blutige Siege.*

2. Wenn in drückender Zeit ein Volk gegen feindliche Uebermacht und feindliche Ränke zum offnen Kampf angefeuert werden ſoll, was kann wirkſamer ſeyn, als das Andenken an der Vorfahren tapfere Thaten? Dieſes zu erneuern, und anzufriſchen muß des Volksdichters und Volksſchriftſtellers heilige Angelegenheit ſeyn. Auch ſcheint dies der Verfaſſer jenes Aufſatzes nicht

zu ihrer Flagge vierhundert und vierzig Mann, der ſtärkſte Haufe Flibuſtier, den man noch beyſammen geſehen hatte. Sie ſegelten nach der Bay von Venezuela, die ſich funfzig franzöſiſche Meilen weit ins Land erſtreckt, eroberten die Feſtung, die die Mündung vertheidigt, vernagelten die Kanonen, und ließen die Garniſon von zwey hundert und funfzig Mann, über die Klinge ſpringen. Von da ſchifften ſie nach Maracaibo, das am weſtlichen Ufer des Sees gleiches Namens, zehen Meilen von deſſen Mündung, erbaut iſt. Die Stadt iſt reich, und treibt ſtarke Handlung mit Leder, Taback und Cacao; aber die Straßen, auf denen es ſonſt ſo geſchäftig wimmelte, waren öde und leer, die Einwohner hatten ſich mit ihren Schätzen auf die andere Seite der Bay geflüchtet. Hätten die Flibuſtier die Zeit benutzt, ſtatt vierzehen Tage zu verſchnaufen; ſo würden ſie in Gibraltar, am äußerſten Ende der See, doch noch erwiſcht haben, was man ihrer Raubgier entrücken nicht ganz in Abrede zu ſeyn: denn nachdem er das Vorſchwatzen von Herrmann verworfen hat, fragt er: „iſt in dieſer langen Reihe von Jahrhunderten in Deutſchland ſonſt nichts glorreiches geſchehn, das die heutigen Deutſchen näher angeht, als der Sieg jenes Halbwilden?“ O, ſicher iſt viel glorreiches in Deutſchland ſeit jener Zeit geſchehn, manches, das werth iſt dem Volke als Spiegel vorgehalten zu werden; aber etwas erhabneres und größeres, etwas das dem deutſchen Namen mehr Ehre macht, als Herrmanns Freiheitskampf, etwas das in unſerer unſeligen Zeit ſo Glauben und Troſt einſpreche und zu gleicher That ermuntere, wohl keines: Daher iſt auch in allen Zeiten der Name Herrmann bei Deutſchen hochgehalten; erſt lebte er im Munde des Volks in Geſängen fort; dann als leider dieſe Geſänge verhallten, wie ſo manches ächt-Nationale den Deutſchen verlohren ging, blieb ſein Name doch noch im Andenken der gebildetern Klaſſe; und daher wird auch in dem ſo eben erſchienenen Zuruf an die deutſchen Fürſten aus dem ruſſiſchen Lager von Kotzebue jener Begebenheit gedacht, ſelbſt ohne Herrmann zu nennen, da man ſeinen Namen für allgemein bekannt hält *). Und der Verfaſſer jenes Aufſatzes erröthet nicht, wenn auch nicht vor ſeinem eignen Bewußtſeyn, doch

vor

---

*) Gleich im Anfange: denn noch jetzt wie vor 2000 Jahren in den Wäldern, ſind die rechtlichen Deutſchen gewohnt, ſich, wenn es Freiheit gilt, um ihre Fürſten zu ſammeln.

vor ſeinem Leſer, Männer, die, wenn ſie zu den Deutſchen reden, Herrmann's erwähnen, „Altfränkiſche *) Fahsler" zu nennen? Er treibt es ſogar ſo weit, keck zu fragen, „welches vernünftigen Gedankens ſie ſich dabei bewußt ſind?" Hier möchte man vor Unwillen die Frage umkehren, welches vernünftigen Gedankens ſich denn der Verfaſſer bewußt geweſen ſey, als er jene ſchmähenden Worte niederſchrieb? — Der deutſche Schriftſteller unſerer Zeit wird daher, „ungeirrt durch dieſes Geſchwätze," um jetzt zum Kampfe gegen fremde Tyrannei und Uebermacht das unterdrückte Volk anzufeuern, gerne noch Herrmanns gedenken, gerne ihn als erhabnes Beiſpiel eines deutſchen Helden darſtellen, der durch ſich ſelbſt, ohne fremden Beiſtand, mit ſchwachen und getheilten Kräften des Volks, im muthigen Streite der Feinde Obmacht und kriegserfahrne Heere ſchlug, und ſeinem Vaterlande die Freiheit erkämpfte.

3. Der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſpricht von Pedanten und Schulgelehrſamkeit; ſo pflegten auch die franzöſiſchen ſeichten Hiſtoriker des Deutſchen Gründlichkeit zu verſpotten, um ihre oberflächliche Kenntniß der Geſchichte zu bemänteln; und auch eben dieſes ſollen dieſe Ausdrücke in dieſem Aufſatze verſtecken; ſonſt bei beſſerer Kenntniß der Geſchichte würde der Verfaſſer nicht Herrmanns ganzes Leben und Wirken aus ſo verkehrtem Geſichtspunkte angeſehen haben,

er

---

*) Was mag dies Wort wohl hier bedeuten ſollen?

würde nicht eine unglückliche Idee von Schlözer auffaſſend, ihn einen „Caziken" genannt haben, nicht Katten mit Cheruskern verwechſelt haben, er würde nicht behaupten, daß Tacitus die Niederlage des Varus meiſterhaft erzählt, er der ihrer nur beiläufig erwähnt, und nur die von dem Verfaſſer gar nicht gekannten oder abſichtlich verſchwiegenen Kämpfe gegen Germanikus mit Meiſterhand mahlt. Solche Oberflächlichkeit und Halbwiſſerei macht freilich ſicher vor dem Vorwurfe der Pedanterei und Schulgelehrſamkeit; aber uns ſey dieſe Art der Pedanterei werth; denn nur der gründlich Unterrichtete kann gründlich von einer Sache ſprechen, und auf ſeine Stimme muß gehört werden; nicht der Halbwiſſer, der von Gegenſtänden, die er nicht kennt, „überall ſchweigen ſollte," der aber aus zu groſſer Meinung von ſich gewöhnlich „auf ſeine Art ſpektakelt," und ſo „ſeine eigne Lächerlichkeit über den Gegenſtand," wovon die Rede iſt, „verbreitet."

Dr. K. L. Struve.

Ein politiſches Gemählde von Europa ſeit der Leipziger Schlacht

iſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen, wie es heißt von Ivernois; auch iſt die gewandte Feder dieſes Schriftſtellers nicht zu verkennen. Ich hebe einige Stellen aus, die ſich durch Schönheit und Wahrheit beſonders auszeichnen. „Mo-

„Monarchen, für deren edlen Charakter ſo viele Erinnerungen zeugen, werden ſie ein ganzes Volk für die Verbrechen eines Einzelnen büßen laſſen? nein! es iſt vielmehr der Fanatismus der Großmuth als der der Rache, welchen voraus zu ſehen und zu fürchten weiſe iſt. Aber wenn Frankreich den Ehrgeiz der Sieger nicht zu fürchten hat, ſo muß doch Europa nicht einſt ihre Uneigennützigkeit zu bereuen haben.“

„Derjenige, der ſeit ſo vielen Jahren keinen Schritt gethan, keine Idee gefaßt hat, die nicht zum Verderben der Franzoſen gereicht hätte, wodurch hätte er ein Recht auf die Großmuth der Souveraine erworben, die er herab zu würdigen verſucht und unter deren Füßen er einen Abgrund gegraben hat?“

„Die Strafe hat begonnen. Dem beleidigten Frankreich gebührt es, mehr als ganz Europa zuſammen genommen, ſie zu vollenden. Den Souverains, die mit ſo vielem Ruhme gefochten haben, genüge, Weisheit und Würde zugleich zu behaupten, ihren Unwillen gegen Einen Menſchen mit ihren Rückſichten, man könnte faſt ſagen mit ihrer Achtung gegen ein großes Volk zu vereinen und ſich vor einer Großmuth zu hüten, die eben ſo verletzend gegen daſſelbe ſeyn würde, als ſie gerecht und nothwendig gegen deſſen Schlachtopfer iſt.“

„Cromwell verdient keine Gnade vor der Nachwelt; da indeſſen England und Europa ihm die Ruhe verdankten, ſo ließen ſie ihn die Früchte ſeiner Schandthaten genießen. Wenn er durch Verbrechen zur höchſten Macht ſich empor ſchwang, ſo erhielt er ſich durch ſchimmernde Talente. Napoleon hingegen gelangte dazu durch Talente und erhielt ſich durch Verbrechen.“

„Es wiederfährt der falſchen Philantropie unſerer Tage faſt immer, daß das Böſe ſich findet in der übel verſtandenen Neigung zum Guten.“

„In der Theorie appellirt man immer an das Volk, aber in der Praxis, bis auf welchen Punct wird es befragt?“

Der Verfaſſer ſpricht, wie man ſieht, den allgemeinen, aber unerfüllten, Wunſch von Europa aus, die Geiſſel der Menſchheit, Buonaparte, nach Verdienſt gezüchtigt zu ſehen. Daß ſolches nicht geſchehen iſt, ſondern daß er, als Souverain der Inſel Elba, 6 Millionen Franken Penſion verzehren darf, hat ohne Zweifel gute, nur nicht ſolche Gründe die ſich errathen laſſen. Auch wollten wir uns gern mit der Hoffnung begnügen, daß er eine Hölle in ſeinem Buſen trägt, deren Marter nicht durch alle Millionen der Welt zu lindern iſt, wenn wir nur nicht mit Ivernois befürchten müßten, daß Europa einſt die an ihm geübte Großmuth zu beklagen haben werde.

Ein anderes ſchmerzliches Gefühl erregt die Strafloſigkeit ſeiner Helfershelfer, deren Bild Ivernois ſehr treu alſo mahlt: „Mitſchuldige ohne Gewiſſensbiſſe, ſchaamloſe Krieger, verdienſtloſe Günſtlinge, Alle ſtürzten ſich mit gleicher Gier auf den Raub, den der Geyer aus ſeinen blutigen Klauen fallen ließ.“ Aber die Davouſt, die Vandamme, die Regnaud, die

Maret

Marett u. ſ. w. gehen frei umher, und ſcheinen leider, wie ihr Herr, die ſchreckliche Lehre zu beſtätigen, daß man die Verbrechen nur bis ins Ungeheure treiben dürfe, um ungeſtraft zu bleiben.

Noch ein paar Aeuſſerungen über Rußland und Preuſſen verdienen ausgezeichnet zu werden:

„Dieſe Revolution, welche von der Idee der Unabhängigkeit ausgieng, hat am Ziel ihres Laufes das abhängigſte und glücklichſte Volk der Erde angetroffen, iſt auf Rußland geſtoßen und zu deſſen Füßen zertrümmert.“

„Preuſſen iſt verwüſtet worden, aber deſſen Einwohner haben ſich in unüberwindliche Soldaten verwandelt; Noth nnd Verzweiflung haben mehr gethan, als die Sparſamkeit Friedrich Wilhelm des Erſten und das Genie ſeines Sohnes. Die Heere waren zahlreicher; eine gänzliche Hingebung hat das Materielle erſetzt; die Diſciplin iſt aus dem Bedürfniß ſie wieder herzuſtellen entſprungen; die brauchbaren Leute haben ſich von allen Seiten eingefunden; die Wolken, welche geſchickte Generale verlangen, haben ſich zerſtreut, Blücher hat ſein Vaterland gerettet und das heutige Preuſſen braucht jenes unter dem groſſen Friedrich nicht mehr zu beneiden.“

Auf eine ſeltſame Behauptung bin ich doch auch in dieſer Schrift geſtoßen: „die Souveraine ſollen künftig ein wachſames Auge auf die Philoſoloſophen richten.“ Damit ſcheint Ivernois ſagen zu wollen, daß die Philoſophen Schuld an allem verübtem Unheil ſind. Dieſe alberne Idee iſt längſt widerlegt worden. Die Quelle alles Unheils war einzig und allein die Vereinzelung des Fürſten und des Volks, oder das unrichtige Verhältniß in welchem beyde zu einander ſtanden. So lange ein Herr nur von Bedienten umgeben iſt, die ihnen blos gehorchen müſſen, die er nie zu Rathe zieht, welchen er nicht einmal die Gründe ſeines Willens anzugeben braucht, ſo lange iſt er auch nicht ſicher, daß, wenn einmal ſein Haus brennt, die Bedienten, ohne Philoſophen zu ſeyn, ruhige Zuſchauer bleiben, oder wohl gar es plündern helfen; iſt er aber von Kindern umgeben, die er väterlich behandelt, ſo wird keine Philoſophie auf der Welt ſie verleiten, ihn zu verlaſſen oder ihr leben im Nothfall für ihn zu ſchonen.

Ueber einen Artickel des Moniteurs No. 133 vom 13ten May.

Der General Hariſpe, der noch krank an ſeinen Wunden lag, überſandte ſchriftlich ſeine Zuſtimmung (adheſion) zu der neuen Conſtitutions-Acte, und empfieng darauf von dem Herzog von Berry einen Brief, in welchem es unter andern heißt: „Ich weiß mit welcher Auszeichnung Sie Ihrem Vaterlande gedient haben. Wer dem gut gedient hat, der hat auch dem Könige gut gedient." — Aber hat der General Hariſpe dem Vaterlande gedient, indem er Buonaparte'n diente? — mich deucht es ſey bedenklich, den franzöſiſchen Truppen das einzubilden. Die Folgen ſind groß und furchtbar die aus dieſem Satze ſich ziehen laſſen. Hat Buonaparte's Armee würklich dem Vaterlande gedient, ſo waren auch Buonaparte's Kriege nur Kriege für das Vaterland und es laſtet keine Schuld auf ihm. Wie, wenn er auf das Zeugniß des Herzogs von Berry ſich beriefe? hat er nicht größere Kriegsthaten gethan als Hariſpe?

Wie? Die Soldaten, die blos auszogen um Europa zu erobern, zu plündern und jeden unterjochten Staat die unerträgliche Laſt ihres Uebermuths empfinden zu laſſen, dieſe Soldaten dürften ſprechen wie die tapfern Preuſſen: wir haben für das Vaterland gefochten?

Weit vorſichtiger und weit richtiger hat der Kriegs-Miniſter ſich ausgedrückt (Moniteur No. 136.) in einer Proclamation an die Armee, worin es heißt: „Die Armeen werden der Ruhe genießen die ſie entbehrt haben ſeit ſo vielen für ihren Muth glorreichen Jahren." — Das iſt fürwahr auch das einzige Lob, welches man ihnen ertheilen konnte.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 16.

Noch ein paar Worte über die Franzoſen und über uns.

Das iſt der Titel der neueſten, vor kurzem erſchienenen Schrift von Arndt.

Ich habe einmal am Fenſter eines Irrenhauſes ein altes Mütterchen geſehen, welches mit außerordentlicher Geläufigkeit der Zunge herunter ſchimpfte. Mein Führer ſagte, das treibe ſie ſo den ganzen Tag ohne jemals zu ermüden, obgleich ſie immer nur das Nemliche ſage. Gott verzeih mir die Sünde! das alte Mütterchen fiel mir wieder ein, als ich noch ein Wort über die Franzoſen und über uns las. Herr Arndt ſchimpft auch immer fort ohne zu ermüden und ſagt auch immer das Nemliche; denn dieſe letzten Bogen enthalten nicht einen einzigen Gedanken, den er nicht zwanzigmal hätte drucken laſſen. Ich glaube nicht einmal, daß neue Schimpfworte darinn ſind, denn auch in dieſen ſcheint er nicht mehr unerſchöpflich zu ſeyn. Indeſſen bin ich, was das letztere betrifft, meiner Sache doch nicht gewiß, und will darum die, in dieſen paar Bogen den Franzoſen ertheilten Ehrentitel Alle hintereinander herſetzen, damit man das neueſte heraussuchen möge. — „Spitzbübiſches Judenvolk — beſoldete, gierige, räuberiſche, ſich und alle Welt verkaufende und verrathende Verbrecher, Diebe und Räuber aller Länder — Wüteriche voll Tücke und Bosheit mit gleißneriſchen Worten und heuchleriſchen Gelübden — Kriechende wedelnde Hunde, ſchwarze Verbrecher, Ungeheuer, Nattern welchen man den Giftzahn ausbrechen muß — ſchändliches Volk, galliſche Peſt, filzige, gemüthloſe Gauner — hinterliſtige Belauerer deutſcher Ehre und Macht — bübiſche Nachbarn — das gierigſte und füchſiſchſte aller Völker, das nichtswürdigſte — ſchändliche Goldgier, der wüthendſte und angebohrenſte Trieb dieſes Volkes — lausknickerige Habſucht — jüdiſche Kniffe und Pfiffe — ſo grauſam als leichtfertig, ſo tygeriſch als äffiſch, ſo habſüchtig als knechtiſch, ſo liederlich als treulos, ſo gleiſſend als tückiſch — nicht Eine gewiſſe Tugend hat das nichtswürdige Volk, die es von ſeinen Laſtern erlöſe — nur niedrige Eitelkeit — ſchmetternde, prahleriſche Gaukler — verruchte wälſche Nachbarn — galliſcher Wind, Leichtfertigkeit, Falſchheit, Jämmerlichkeit und Armſeligkeit — Schmutz, Armuth, Faul-

Faulrücken wollte. Statt deſſen zerſtießen ſie ſich die Köpfe an Retranchements, die man in der Eil aufgeworfen hatte, ſiegten zwar endlich, aber bezahlten dieſen Sieg mit Blut, und fanden wieder ein leeres Neſt, denn alle Koſtbarkeiten waren bereits weiter transportirt. Im Aerger hierüber, verbrannten ſie Gibraltar. Es würde Maracaibo nicht beſſer ergangen ſeyn, wäre es nicht mit klingender Münze gelöſt worden; doch raubten ſie zugleich, alle Crucifixe, Gemählde, Heiligenbilder, Glocken u. ſ. w. um, wie ſie vorgaben, auf der Schildkröten-Inſel eine Kapelle zu bauen, und ſie damit auszuſchmücken.

Während dieſe Bande die Beute von Venezuela luſtig verzehrte; begab ſich Morgan, der Angeſehenſte unter den engliſchen Flibuſtiern, auf den Weg nach Jamaika, um Portobelo anzugreifen. Sein Plan war ſo gut angelegt, und wurde ſo glücklich ausgeführt, daß

Faulheit, Betteley, Liederlichkeit — Was iſt der einzelne Franzoſe? ein leeres, hohles, puppiges, geſtaltloſes und gehaltloſes nichts, ohne Kraft, Bedeutung und Character, ein gebückter Wicht, ein ausgeputzter Affe, ein kniffiger und pfiffiger Jude, mit der kleinlichen, halb läſternen und halb verſchämten Schelmen-Miene, ein armſeliger und kümmerlicher Wicht, der nicht einmal ſo viel Gemüthsſtärke hat, daß er ſeine Sünden tragen kann, ſondern immer ſo auftreten muß, daß es ſcheint, er ſey der Schwere ſeines Gewiſſens nicht gewachſen — ein eitler Geck, der einzeln nichts iſt, ein ſich unaufhörlich herumtreibendes Geſellſchaftsthier mit Affenſprüngen und BocksGramanzen (Sic) — ein nichtiges, leichtfertiges, treuloſes, unredliches Volk — vornehme Kammerdiener, Haarkräusler mit dem Puderbeutel in der Hand und der Salbenbüchſe unter dem Arm, Köche die ein Huhn abwürgen wollen, windige Künſtler und künſtliche Windmacher, welche Rauch aus Kaminen zu vertreiben kommen — die eine ziſchelnde, flüſternde, gurgelnde Schlangenſprache reden, in der ſchon das Schlüpfrige, Gleiſende, Verführeriſche, Sündliche liegt, was zur Eitelkeit, Lügenhaftigkeit und Gleisnerei hinzieht — Legionen des Teufels!"

Alle dieſe köſtlichen Ehrentitel ſtehen auf nicht mehr als 46 Seiten. Man muß dabei an den Fluch in Triſtram Shandy denken, und ich wundere mich in der That, daß Hr. Arndt nicht dieſen Fluch über die Franzoſen ausgeſprochen hat. Man gebe ihm nur hinreichende Macht und er vertilgt die Franzoſen bis auf den letzten Säugling. Freilich ſind viele ſeiner Vorwürfe nur allzuwahr, doch wer mögte darum den Stab über ein ganzes Volk brechen?

Die Eitelkeit der Franzoſen ausgenommen, welche allgemein iſt, waren alle die gerügten Laſter nur in ihrem Kabinet und in ihren Heeren, an deren beider Spitze Buonaparte und einige ihm ähnliche Verbrecher ſtanden. Das eigentliche Volk wußte nichts davon. Es kommt unter allen Völkern blos auf die Regierenden an, was ſie aus der Nation machen wollen. Der National-Character iſt das Inſtrument, auf dem der Fürſt oder ſein Miniſter ſpielt; dieß Inſtrument muß er kennen, um, nach ſeinem Belieben, ſanfte oder rauhe Töne daraus hervorzulocken. Nun gehört die Eitelkeit fürwahr nicht unter die ſchlechteſten Inſtrumente dieſer Art; man kann es eben ſowohl zum Edlen und Guten als zum Nichtswürdigen ſtimmen; daß Buonaparte nur das letztere gewollt hat, iſt das Verbrechen der Franzoſen geworden. Aber was meynt Hr. Arndt? haben die deutſchen Söldner im Mittelalter es beſſer gemacht? er leſe nur in der Geſchichte, wie ſie z. B. in Italien gehauſt haben. Wem iſt damals eingefallen, daß dieſe Räuber doch wohl Ur- Urenkel haben könnten, wie die heutigen edlen Krieger.

Wenn es nun einem Arndt der damaligen Zeit gelungen wäre, allen Völkern einen ewigen Haß gegen die Deutſchen einzuflößen, weil ſie damals dieſen Haß verdienten, hätte er ein gutes Werk gethan?

Er ſagt — und ich ſchreibe es ihm ſchaudernd nach — „ich haſſe alle Franzoſen ohne Unterſchied im Nahmen Gottes (!) und meines Volks, denn ich habe noch keinen gekannt, der meines Volkes Vortrefflichkeit und Würdigkeit anerkannt und verehrt hätte.“

Ich will ihn nur an Einen Franzoſen erinnern, der das ſehr laut und öffentlich gethan hat — Villers, der edle Villers. Da Hr. Arndt alle Franzoſen ohne Unterſchied haßt, ſo haßt er auch dieſen.

Wie, wenn jemals ein Franzoſe geſagt hätte: ich haſſe alle Deutſche ohne Unterſchied? wahrhaftig Hr. Arndt würde ein dickes Buch darüber geſchrieben haben.

Was ſteht denn nun ſonſt noch auf dieſen 46 Seiten, die mit der erhabnen Phraſe anheben: da haben wir die ganze Beſcheerung? — Napoleon ſey jetzt der Sündenbock; die Franzoſen hätten es verdient von ihm regiert zu werden; nun ſey aber nothwendig und gebührlich, Dünkirchen, Lille, Metz und Strasburg uns noch zuzueignen und ein halbes Dutzend franzöſiſche Grenzfeſtungen in die Luft zu ſprengen. Auch ſollen 250 Millionen Kriegsſchatzungen bezahlt, die geſtohlnen Kunſtwerke auf ihre Koſten zurück geliefert werden. Es iſt ein Glück, daß

Hr. Arndt nicht mit im Friedensrathe geſeſſen hat, wir wären ſonſt ſchwerlich ſo weit als wir ſind. Doch in Einem Wunſche würde ich ihm beigeſtimmt haben, nemlich in dem, jeden franzöſiſchen Marſchall zwei Millionen und jeden reichen Senator eine Million Thaler zahlen zu laſſen, weil ich mit ihm glaube, daß ſie von ihrem Raube noch immer genug übrig behalten würden.

Ferner begehrt Hr. Arndt, daß den Kindern und Kindes-Kindern Haß und Feindſchaft gepredigt werde. (Er hat dieſen frommen Wunſch wenigſtens ſchon hundertmal ausgeſchrien.)

Dann erzählt er — was mir neu war, und vermuthlich noch vielen auſſer mir neu ſeyn wird — daß die Franzoſen nach ganz Deutſchland Befehle geſchickt haben, Liſten einzuſenden über die mannbaren deutſchen Jungfrauen, welche durch Vermögen, Schönheit und Anmuth glänzten. Dieſe ſollten nach Frankreich abgeführt und an Franzoſen verheirathet werden. Die Ausführung dieſes, in der That teufliſchen, Anſchlags ſey nur durch unſere Siege gehindert worden.

Ich traue zwar, eben ſo wohl als Hr. Arndt, Buonaparte'n alles teufliſche zu, aber ich meine nur, wenn ſolche Befehle wirklich exiſtirt hätten, ſo würden ſie überall einen ſchrecklichen Lärm verurſacht haben und man würde ſie nicht nun erſt durch Hrn. Arndt erfahren, der ſich ſelbſt den alten Haſſer nennt, auf jeder Seite von ſeinem Haſſe ſpricht und behauptet, er thue darin beide, Gottes und ſeines Herzens Willen. An dem letzten zweifle ich nicht; daß er aber auch Gottes Willen thue, davon wird er mich nicht eher überzeugen, bis er mir beweißt, daß Gott die Menſchen, um einander zu haſſen, auf die Welt geſetzt, oder daß er die Franzoſen nicht eben ſo wohl erſchaffen hat als die Deutſchen.

Ferner behauptet Hr. Arndt: unter den ſogenannten Gebildeten unter uns ſey die markige Kraft verwittert und die großen Züge wären ausgelöſcht. Mein Gott! wie konnte er dieſe Behauptung niederſchreiben in einem Augenblicke, wo ein großer Theil des preuſſiſchen Heeres aus den gebildeteſten Männern aller Klaſſen beſteht, und wo dieſes Heer ſolche Wunder der Tapferkeit verrichtet hat? — iſt denn nur das Mark, wenn man die Feder eintaucht und ſchimpft wie jenes alte wahnſinnige Mütterchen? ſind denn nur das große Züge, wenn man im Nahmen Gottes haßt? —

In der That, es iſt unbegreiflich, daß Hr. Arndt, mit dieſem entſetzlich glühenden Haſſe, nicht ſelbſt als Freiwilliger gegen den Feind gezogen und ein paar Dutzend Franzoſen maſſakrirt hat. Ein ſolcher Haß, der ſich blos durch die Feder äuſſert, wenn es ihm frei ſteht ſich durch die Fauſt zu äuſſern, iſt doch etwas verdächtig. — Wir ſollen mit unſerer Gleichgültigkeit geprahlt und uns gerühmt haben, daß wir weder lieben noch haſſen können. Wer hat das gethan? Die unzähligen Väter, die ihre einzigen Söhne auf die Schlachtfelder geſandt haben, um die deutſche Freiheit retten zu helfen? nach ſolchen Opfern müſſen ſie ſich gefallen

fallen laſſen, daß ihnen Hr. Arndt ſagt, ſie gehörten gar nicht zum deutſchen Volke? nur der Bürger und Bauer ſey noch ein ächter feſter Mann deutſcher Herrlichkeit? wodurch hat Er ſich denn legitimirt, daß er zu dieſem ächten Stamme gehört? hat er auch einen Sohn, einen Bruder von ſeinem Herzen geriſſen? nein, er hat geſchimpft während die Andern fochten, und nun, da uns Gott den Sieg verliehn, ſchimpft er auch noch auf die, die gefochten haben.

„Nur im Haß gegen die Franzoſen kann das Deutſche recht geſehen werden," ſagt Hr. Arndt; „nur in dieſem Haſſe können wir uns erblicken wie wir ſind und wie wir ſeyn ſollten." Weh uns wenn uns keine andern Mittel übrig bleiben, die Deutſchheit wieder zu Ehren zu bringen! Haß ſoll der Grundzug des deutſchen National-Charakters werden! ei! welcher rechtliche Mann mögte denn ein Deutſcher ſeyn? Haß iſt eine ſehr läſtige Empfindung; Galle, und nichts als Galle, ein ſehr widerliches Nahrungsmittel. Und wohin würde dieſer Haß führen? Wohin anders als zum ewigen Kriege, bis Eine der beiden Nationen gänzlich vertilgt wäre. Eine erfreuliche Ausſicht in die Zukunft.

Die Strafe, welche Hr. Arndt den Dalbergen, Wenzel Sternau'n u. ſ. w. dictirt, nemlich überall ausgeziſcht und angeſpieen zu werden, mögte wohl nicht zu hart ſeyn, denn ich kenne nichts verächtlichers und verabſcheuungswürdigers, als einen Deutſchen der fähig war, die deutſche Schmach gleichgültig anzuſchauen, wohl gar dazu dienſtlich und beförderlich zu ſeyn. Dieſe Meinung kann ich ſagen, ohne ſie eben mit Hrn. Arndts Energie ſo auszudrücken wie folgt: „das hündiſche, gebrandmalte Gezücht mit ſchlangiſcher Liſt und ſchweiniſcher Unverſchämtheit, die Erzſchüfte und Erzſchelme.“ Ich glaube auch nicht, daß es ehrenwerthen Frauen und züchtigen Jungfrauen künftig für Makel und Schande zu rechnen ſey, wenn ſie Franzöſiſch ſprechen,“ aber daß die Mutterſprache die erſte ſeyn und bleiben müſſe, bei Hofe, in Geſellſchaften, überall, das meine ich auch, nur muß man ſie nicht aus Herrn Arndts Schriften lernen.

Ich komme nun auf den vortrefflichen Begriff des Herrn Arndt von der Glückſeligkeit. Zuerſt ſagt er, was ſie nicht iſt, nemlich ſo: „wir deutſche Männer haben genug gelernt, daß bei der empfindelnden Tugend und der weibelnden und ſüßelnden Glückſeligkeit der Kotzebue und Lafontaine mit Weibern und Kindern hinter dem Ofen nichts heraus kommt.“ — Welches iſt denn die weibelnde und ſüßelnde Glückſeligkeit, welche Kotzebue und Lafontaine empfohlen hatten? Die häusliche. Alſo mit der iſt es nichts. Ich habe mir immer eingebildet, es ſey diejenige, nach welcher jeder Menſch von Kopf und Herz und Muth immer am Ende trachte; es ſey diejenige, aus welcher alle bürgerliche Tugenden entſpringen oder durch ſie genährt werden; aber das war ein Irrthum, der hinter den Ofen gehört. Worin beſteht denn nun Herrn Arndts Glückſeligkeit? — „Wir müſſen wagen und wollen, daß wir den Preiß der Mannlichkeit im Schweiße unſers Angeſichts auf der ſtaubigen und mühevollen Rennbahn erringen." — Und worin beſteht denn dieſer Preiß? nicht im freyen Genuß der häuslichen Glückſeligkeit? — o ja nicht! wir müſſen Rheinwein aus Franzoſen-Schädeln ſaufen, Alles übrige iſt weibelnd und ſüßelnd.

Hr. Arndt, der Gewaltige, der Weib und Kind hinter dem Ofen nun einmal nicht leiden kann, will eine neue Verbindung für das Vaterland ſtiften, eine deutſche Geſellſchaft, die aber nicht wie die bisherigen Geſellſchaften (unter welchen er auch die Freimaurer nennt) für Gaukeleien und Spielereien der Eitelkeit und Schwärmerei oder für Schmäuſe, Trinkgelage, Kartenſpiel, Kegelſchub, Bälle und Leſerei geſtiftet ſeyn ſoll, ſondern für deutſche Liebe und Treue, Erweckung deutſches Sinnes, Erhaltung deutſcher Kraft und Zucht u. ſ. w. Auch damit die deutſche Geſchichte, „die faſt niemand mehr kennt und fühle, wieder lebendig in das Leben hinein geſprochen und hinein gelebt werde." — Wie man eine Geſchichte ins Leben hinein leben könne, verſteh' ich zwar nicht recht, es mag aber doch recht ſchön und erhaben ſeyn, wie die ganze Idee von dieſer neuen deutſchen Geſellſchaft. Wer wird nicht eilen ſich darin aufnehmen zu laſſen, wer wird nicht aber auch neugierig ſeyn zu erfahren, was er da außerordentliches finden werde? — Der Stifter einer Geſellſchaft der alle Clubbs, Caſino's, alle Freimaurerlogen u. ſ. w. verachtet und beſpöttelt, wird ſicher eine ſolche Organiſation erfunden haben, die jene Verachtung, jenen Spott rechtfertigt. Laß doch ſehen. Erſtens ſoll jeder deutſche Mann von unbeſcholtenem Rufe, er ſey Bürger, Bauer, Fürſt oder Graf, darin aufgenommen werden können. (Das iſt nichts neues, denn es gilt auch von den Freimaurern und manchen andern Verbindungen.) Zweitens ſoll nur Deutſch darin geſprochen werden. (Das iſt gut.) Drittens ſoll die Geſellſchaft ihre Sitten-Richter, Vorſteher und Schreiber haben. (Das findet man in jedem Clubb.) Viertens, ſie ſoll ſich monatlich Einmal verſammeln und da ſollen Reden und Vorleſungen in Verſen oder in Proſa gehalten werden. (Das wird oft verzweifelt langweilig und noch öfter auch nichts weiter als die oben gerügte Spielerei der Eitelkeit ſeyn.) Endlich fünftens — jetzt kommt das Beſte, wenn gleich nicht das neueſte — die Geſellſchaft ſoll mit einem Gaſtmahl, mit Tanz und Muſik beſchloſſen werden. Da werden denn Kegelſchub und Kartenſpiel wohl auch nicht ausbleiben, und die ganze, mit ſo groſſem Pomp angekündigte Geſellſchaft wird nichts mehr und nichts weniger ſeyn, als ein Clubb oder ein Caſino, zu welchem freilich die Damen noch lieber und häufiger wandeln werden, als zu den Schlegelſchen Vorleſungen, da es am Ende etwas zu tanzen giebt.

Auf ſolche Weiſe, meint Hr. Arndt, werde das friſche lebendige Vaterland wieder in Glorie und Wonne erblühen. Da müſſen freilich Kotzebue und Lafontaine ſich ſchämen mit ihrer albernen häuslichen Glückſeligkeit; denn nur in dieſer vortrefflichen deutſchen Geſellſchaft könne der judenartige Koſmopolitiſmus, die pinſelige Gutmüthigkeit, die äffiſche Ziererei und die ſchranzige Franzoſerei gehörig weggeleſen, weggeſchmaußt, weggetanzt und wegmuſicirt werden.

Hr. Arndt ſagt, er habe Widerſacher die ihn ſchelten. Das iſt nicht recht, denn er meint es ehrlich und das iſt heutzutage ſchon viel. Mit ſeinen Grundſätzen, in ſo fern ſie blos auf Deutſchlands Heil und Ruhm gerichtet ſind, iſt wohl jeder rechtliche Deutſche einverſtanden; aber ſein Haß im Nahmen Gottes, ſein übermüthiges Herabſchauen auf Alle, die nicht ſo ſprudeln wie Er, ſein Verhöhnen ſo vieler Menſchen und Menſchen-Claſſen, welche richtiger als Er deutſch denken und fühlen; das ſind lauter Dinge die geſcholten werden müſſen, weshalb man aber eben nicht ſein Widerſacher zu ſeyn braucht.

Hr. Arndt erzählt uns ferner, daß ſein Herr Vater ſeine Jugend gezüchtigt und unterwieſen habe; daß der erſte und mächtigſte der deutſchen Fürſten kaum größere Ehre und Herrlichkeit zu verlieren habe als Er, und was dergleichen mehr iſt. Wir ſollen ja nicht glauben, daß wir ſchon ganz auf dem Trocknen wären. Jetzt erſt beginne unſere große Arbeit, jetzt werde uns die Führung des Beweiſes aufgedrungen, ob wir faule und nichtsnutzige oder kräftige und tüchtige Männer ſind; nicht angaffen, nicht winſeln ſollen wir, ſondern zuſammen halten u. ſ. w. — Nun bei Gott! ich meine, die Deut-

ſchen

daß er die Stadt überrumpelte und wegnahm, ohne den Säbel zu ziehn. Um die Citadelle mit eben ſo leichter Müh zu erobern, ließ Morgan die Sturmleitern durch Weiber und Pfaffen anlegen, überzeugt, daß Galanterie und Aberglaube die Spanier abſchrecken würde, Feuer zu geben auf das, was ſie am meiſten liebten, am meiſten ehrten. Aber ſolche Narren waren die Spanier doch noch nicht, ſie ſchoſſen friſch auf ihre Pfaffen und auf ihre Weiber, die Flibuſtier ſahen ſich genöthigt, Sturm zu laufen, und mit Leichnamen die Schätze dieſes berühmten Hafens aufzuwiegen.

Weit wichtiger war die Eroberung von Panama. Morgan kreuzte zuerſt an den Küſten von Coſta Rica, um auf der Inſel Sanct Catherine, wohin die Uebelthäter der ſpaniſchen Indien verbannt waren, Wegweiſer zu ſeinem Vorhaben zu erhaſchen. Dieſer Poſten war ſo gut befeſtigt, daß der unerſchroſchen überheben ſich nicht, wenn ſie behaupten, daß ſie weder gegafft noch gewinſelt, ſondern ſich als kräftige und tüchtige Männer gezeigt haben. Wozu denn folglich alle die gewaltigen Kraftſprüche? wozu die tauſendmal wiederholte grundloſe Klage, daß wir noch kein Vaterland haben, ſondern daß wir es nun erſt machen müſſen? ey wir haben es ja ſchon gemacht durch Kraft und Muth und Einigkeit und Treue. Alle die Tugenden, die Hr. Arndt erſt erwecken will, haben ſich bereits friſch und thätig unter uns bewieſen, und er kommt mir vor wie ein Menſch, der am Friedensfeſte mit ſeiner Laterne in einer prächtig illuminirten Stadt herumſpränge und immer dabei ſchriee: meine Herren! jetzt müſſen wir die Lichter anzünden! — Ja, vor Jahr und Tag mochten Hrn. Arndts Declamationen, ſo brauſend und ſchäumend ſie auch waren, manches Gute ſtiften, und haben deſſen auch gewiß geſtiftet; aber jetzt iſt er nur ein Trommelſchläger, der Lärm macht, wenn das Feuer ſchon gelöſcht iſt; denn künftige Vorſicht vor Feuersbrünſten einzuſchärfen, dazu iſt der Trommelſchläger nicht berufen.

Ohne Zweifel wird Hr. Arndt nun auch mich zu den Memmen zählen, die den Kopf ſchütteln, oder zu den Buben, die da höhneten. Immerhin, ich muß es mir gefallen laſſen, und mich an das ſüße Bewußtſeyn halten, daß auch ich, ſo gut als Hr. Arndt, mein Scherflein beigetragen habe, um den deutſchen Unwillen gegen die fremde Tyrannei zu erwecken und anzufachen, wobei ich nie, wie Hr. Arndt, geſucht habe die Verdienſte derer zu verſchweigen oder gar zu verhöhnen, die zu gleichen Zwecke thätig waren. Mir ſchien es immer genug, daß man in der *Hauptſache* mit mir übereinſtimmend denke, und nie erlaubte ich mir, wie Hr. Arndt, denjenigen *hämiſch* anzugreifen, der denſelben Zweck, wenn gleich auf andere Weiſe, zu erreichen ſtrebte. Das kommt vermuthlich daher, daß ich eine minder *hohe Einbildung* von meinen Verdienſten hege, und daß ich meine, es ſey nicht genug, um ein Doctor Luther zu ſeyn, daß man deſſen derben Styl nachahme.

Der angezeigten Schrift iſt noch ein *Vorſchlag eines Fremden Geſetzes* von einem öſtreichiſchen Hauptmann v. M—r angehängt. Jeder *Jude* und jeder *Franzoſe*, der länger als drei Monate in Deutſchland bleiben will, ſoll einen Zoll von *zehntauſend Thaler* entrichten, und der Empfehler dieſes Geſetzes iſt überzeugt, daß derjenige, der es würklich giebt, dadurch *viel Stufen höher im Himmelreiche* erklimmen wird. Uebrigens ſoll ein Franzoſe nicht einmal Nachtwächter oder Zollviſitator bei uns werden können. — Ein recht artiger Spaß. Wenn, wie zu erwarten ſteht, franzöſiſcher Seits ein ähnliches Geſetz gegen die Deutſchen gegeben wird, ſo werden allerdings beide Nationen einander bald ſo fremd werden, als es jetzt die Europäer den Japaneſern ſind.

Eine neue Ruhm-Fabrik.

Wenn bei freudigen Begebenheiten die Stadt illuminirt wird, ſo ſetzt auch der Aermſte ſein Lämpchen an's Fenſter und ſchreibt ein Sprüchlein auf geöltes Papier. Eben ſo machen es die deutſchen Schriftſteller, ſeitdem unſere Siege alle Köpfe, und mehr noch alle Herzen, illuminirt haben; ein Jeder will ein Wörtchen mitſprechen, den Ruhm des lieben Vaterlandes mehren, oder zu deſſen Nutz und Frommen ſeine Weisheit zu Markte bringen, wobei man denn freilich bisweilen an den Herrn Rath in einem von Ifflands Schauſpielen erinnert wird, der, als man ihm vorwirft, er habe in der Seſſion etwas Ungereimtes vorgeſchlagen, ganz ehrlich antwortet: er habe doch auch einmal etwas proponiren wollen.

Unter die Curioſa, welche bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein gekommen ſind, gehören Deutſchlands Ruhm-Hallen von Radloff. Die Idee, welche in dieſen Blättern ausgeſprochen wird, iſt zwar keinesweges verwerflich (man ſoll nemlich alle die Gegenden und Plätze, wo für unſere Befreiung etwas Großes geſchehen iſt, umtauſchen und ihnen bezeichnende, den deutſchen Ruhm verkündende Benennungen beilegen) nur muß, bei Ausführung derſelben, nicht allein mit Geſchmack, ſondern auch vor allen Dingen mit weiſer Sparſamkeit verfahren werden, ſonſt geht es wie mit den Orden, deren ungeheure Vervielfältigung und allzuhäufige Vertheitheilung die Würde derſelben gar ſehr verringert haben.

Herr Radloff behauptet, der Nahme ſey das wichtigſte äuſſere Zeichen für die Menſchheit, (in der That ſehr neu) und ärgert ſich, wie man ſo gleichgültig dabei ſeyn könne, ob der Ort, den man bewohnt, Lumpenhauſen und Läuſepelz heiße, oder Ruhmſtadt, Siegburg und Wonnethal. Es ſoll künftig eine Blücherſtadt geben und einen Yorksberg. Der Ort, wo die Heſſen übergiengen, ſoll Heſſentreue genannt werden; der Ort, wo Wrede ſiegte, Bayern-Siega; der, wo die Lützower überfallen wurden, Meuchelwald; der Johannisberg, Blücherberg; der Ort, wo Körner fiel, Körners-Ruh. Da giebt es ferner ein Schweden-Siega, Koſakenfeld, Preuſſen-Sturma, Wittgenſteina, Schwarzenberga, Tollythal u. ſ. w. — Aber außerdem ſollen auch, weil der Nahme doch nun einmal das wichtigſte Zeichen für die Menſchheit iſt, alle diejenigen ihre Nahmen verändern, die etwa Becker, Meyer, Müller, Schmidt, Schneider oder Schulz heißen, und beſonders auch die, deren Nahme geſchmackwidrig iſt, zum Exempel die Herren Schweinsleder und Bärendreck. Herr Radloff verſichert, daß alsdann der ſpäte Enkel ſein Vaterland mit hohem Stolze betrachten werde.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 17.

Der zweite Polniſche Krieg.

Im Jahr 1812 erſchien in Paris ein Buch, la seconde guerre de Pologne, ou considerations sur la paix publique du continent et sur l'independance maritime de l'Europe, par Montgaillard, welches in Deutſchland meines Wiſſens gar nicht bekannt geworden, und doch ſehr merkwürdig iſt, da aus allen Umſtänden klar hervorgeht, daß Buonaparte ſelbſt es zu ſchreiben befohlen, um die öffentliche Meinung, die ſich gegen ſeinen Raubzug nach Rußland unverhohlen ausſprach, wo möglich umzuſtimmen. Es wurden dem Verfaſſer die nöthigen Materialien geliefert, und er verarbeitete ſie mit einer Unverſchämtheit, die, außer Frankreich, beiſpiellos iſt. Ich zweifle nicht, dem Leſer ein Vergnügen, oder vielmehr einen Spaß, zu machen, wenn ich ihm den Kern dieſes ſaubern Büchleins enthülſe.

Natürlich mußte vor allen Dingen Rußland herabgewürdigt werden, das Land, die Nation und die Fürſten. Wenn man vor einen

Bilderladen tritt, an deſſen Fenſtern Caricaturen ausgehängt ſind, ſo iſt nicht vonnöthen den Beſchauern zuzurufen: „bildet Euch ja nicht ein, dieſe Zerrbilder hätten Aehnlichkeit mit den Originalen, die ſie vorſtellen ſollen! es ſind lauter Fratzen“ — ei das verſteht ſich von ſelbſt! und darum werd' ich auch die Anmerkungen mir größtentheils erſparen können.

Rußland, nach Herrn Montgaillard's Anſicht, eine Wüſte; deſſen Bevölkerung die ſchwächſte in ganz Europa. Die einzigen, oder doch faſt die einzigen, bevölkerten, cultivirten und fruchtbaren Provinzen ſollen die polniſchen und die von Schweden abgeriſſenen ſeyn. (!) Alſo Lief- und Ehſtland? da iſt Hr. M. ſehr falſch berichtet, denn gerade Lief- und Ehſtland ſind ſehr menſchenarm und man muß laut auflachen, wenn man die Behauptung lieſt, „daß dieſe Provinzen der Sitz der wahren Stärke des Reichs zu nennen ſeyen.“ In Lief- und Ehſtland wüthete vor hundert Jahren die Peſt, deren Folgen noch immer nicht ganz verwunden ſind, und die bisher drückende Leibeigenſchaft konnte fürwahr die Bevölkerung nicht begünſtigen. Hingegen hätte der Herr Verfaſſer die altruſſiſchen Provinzen an der Wolga, die Gouvernements von Jaroslaw, Koſtroma u. ſ. w. nennen ſollen, die ſehr kornreich und bevölkert ſind.

Den jährlichen, in der That erſtaunenswürdigen, Zuwachs der Bevölkerung Rußlands, kann Hr. M. zwar nicht leugnen, aber er ſchreibt ihn blos dem geſunden Klima und — der Unwiſſenheit zu! „Daß die Ruſſen ſehr alt werden," ſagt er, „verdanken ſie blos dem Klima und der tiefen Unwiſſenheit, in der ſie vegetiren." — Wie neu! wie belehrend! Unwiſſenheit eine Quelle der Bevölkerung! Die Gelehrten machen freilich eine Ausnahme von dieſer Regel, denn ſie haben gewöhnlich die meiſten Kinder. Ich habe bisher geglaubt, die Leichtigkeit ſich den Lebens-Unterhalt zu erwerben, ſey in Rußland die Urſach der wachſenden Bevölkerung. Ich kann auch jetzt noch nicht der ſchönen Theorie des Verfaſſers beipflichten, denn wenn blos ein geſundes Klima und Unwiſſenheit dazu erforderlich wären, ſo müßte Frankreich ungeheuer bevölkert ſeyn, da bekanntlich dort unter vornehmen und geringen Pöbel die Unwiſſenheit ihren Thron aufgeſchlagen hat.

Nun des Verfaſſers Urtheil über die Nation. „Eigentlich zu reden" ſagt er, „giebt es gar keine ruſſiſche Nation, denn — in Rußland iſt nichts civiliſirt außer der Verderbniß." (corruption) Hätte er das von Frankreich geſagt, ſo würde ganz Europa in die Hände klatſchen. Die Ruſſen ſind lauter Barbaren, die einſt den Siegen der franzöſiſchen Heere ihre Civiliſation verdanken werden. — Gott bewahre ſie dafür!

Es iſt leider eine alte Erfahrung, daß nicht allein die Franzoſen, ſondern auch manche rechtliche Männer anderer Nationen, die Ruſſen immer nur nach dem beurtheilen, was ſie in den Hauptſtädten, oder auf dem Wege zwiſchen beiden Hauptſtädten, von ihnen geſehen haben: aber Hauptſtädte liefern bekanntlich keinen Maaßſtab für den moraliſchen Werth eines Volkes.

kes. Hingegen reiſe man von Moſcau öſtlich oder ſüdlich tiefer ins Land, und man wird überall Wohlhabenheit, Arbeitſamkeit, Rechtlichkeit, Treuherzigkeit, uneigennützige Gaſtfreiheit und muntere Empfänglichkeit für jede Belehrung finden. Ich ſchreibe das als Augenzeuge, der vollkommenſten Wahrheit gemäß. Ein Reiſender müßte ſehr unempfindlich ſeyn, der aus dem innern Rußland zurückkehrte, ohne Liebe für deſſen Bewohner heim zu bringen.

Da bei Hrn. M. das Volk ſo übel wegkommt, ſo kann man leicht denken, daß er auch die Großen nicht verſchonen werde. „Ein Decret kann wohl den Adel ertheilen, aber nicht eine große Seele. Wenn das Herz niedrig iſt, kann das Betragen nicht edel ſeyn, und ein Mann, mit hoher Würde bekleidet, bietet dort nur eine erhabene öffentliche Infamie dar“ (vermuthlich dachte er dabei an Davouſt und Vandamme.) „bei keinem Volke, in keiner Geſchichte, ſah man mehr verworfene Größe und ungeheurere zuſammen geraubte Glücksgüter.“ — Nur die in Moſcau wohnenden ruſſiſchen Großen werden von dem Verfaſſer gelobt, und aus dieſer einzigen Stelle hätte man ſchon vorausſehen können, daß Buonaparte's Plan dahin gieng, ſich Moſcau's zu bemächtigen. Die dortigen Großen wollt' er gewinnen, und darum mußte Montgaillard ſie loben.

Nun die Regenten. Merkwürdig ſind die Schilderungen, die er von ihnen entwirft, nur freilich für den Geſchichtſchreiber nicht brauchbar. Die Leſer werden manche ihrer alten Begriffe gar ſehr berichtigen müſſen.

Peter I. „Nie zeigte ein geſetzgebender, erobernder Deſpot weniger wahres Genie, als Peter. Alle ſeine Operationen beweiſen die Mittelmäßigkeit ſeiner Talente.“ — (sic!) — „Er that alles für ſeinen Ruhm, nichts für das Glück ſeiner Völker; er hat ſein Reich gemordet, indem er es erſchuf.“ — (sic!) — Wenn man ſich im Himmel todt lachen könnte, ſo bin ich überzeugt, Peter der Große würde, mitten in ſeiner Glorie, dieſes Schickſal haben.

Catharina II. „Ihr ganzes Genie beſtand in den kleinen Leidenſchaften eines Weibes.“ — „Ihre Regierung war lang, war glorreich für Rußland, aber war ſie auch glücklich für ihre Unterthanen? — Sie blieb beſtändig taub für die Klagen des Volkes — ſie hatte auch nicht einmal *Geſchmack*.“

Ich ſelbſt habe das Glück gehabt, 16 Jahre lang ein Unterthan der großen Catharina zu ſeyn; ich weiß, daß es unmöglich iſt, in einem ſo ausgedehnten Staate als der ruſſiſche, allen Mißbräuchen vorzubeugen — aber ich weiß auch, daß man damals in keinem Staate von Europa (England vielleicht ausgenommen) glücklicher und zufriedner leben konnte, als in Rußland, in allen Volks-Claſſen; eine Würkung allgemeiner Wohlhabenheit und Denkfreiheit.

In Einem Stücke läßt Hr. M. doch Catharinen Gerechtigkeit wiederfahren; er meint nemlich „ſie würde ſtolz darauf geweſen ſeyn, eine Zeitgenoſſin deſſen zu ſeyn, der die Welt mit ſeinem Namen erfüllt.“

Nun die *Macht* Rußlands. Sie ſoll *antieuropäiſch* ſeyn, und gradezu die Freiheit von Europa bedrohen. — „Die Künſte und die Aufklärung von Europa tauſcht ſie ein gegen Ketten und Barbarey.“ (Sonderbar! gerade die ruſſiſche Macht hat Europa's Ketten zerbrochen.) „Die ruſſiſchen irregulairen Truppen können nicht gegen europäiſche Truppen ſtehen. Ja, ſie werden Rußland ſelbſt gefährlich werden, wenn ſie einmal im Innern des Reiches fechten müſſen.“ (Sonderbar! gerade die irregulairen Truppen waren im Innern des Reichs der Schrecken der Franzoſen.) „Es iſt zwar jetzt Ehrebringend ruſſiſche Heere zu überwinden, (würklich?) aber es wäre verwegener Uebermuth, wenn ſie ſich ſchmeichelten, franzöſiſche Heere zurücktreiben zu können. (Sonderbar! ſie haben ſich mit nichts geſchmeichelt, aber ſie haben es doch gethan.)

Nun Rußlands *alte Politik*. Noch vor 150 Jahren ſoll Rußland in dem Syſtem der europäiſchen Mächte gar nicht zum Vorſchein gekommen ſeyn. Der gelehrte Herr Montgaillard hat freilich nicht gewußt, daß ſchon zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts der deutſche Kaiſer und der deutſche Orden in Preuſſen ein enges Bündniß mit Rußland gegen Polen geſchloſſen hatte, wozu ſogar ruſſiſcher Seits der König von Frankreich eingeladen wurde. Die Beweiſe ſind noch vorhanden in dem Königsberger Archive.

Doch es iſt ja ganz gleichgültig, ob Rußland ſeit hundert oder tauſend Jahren eine bedeutende Rolle in Europa übernommen; genug

wenn

ckenſte General fruchtlos davor hätte liegen können, ſo lange als einſt die Griechen vor Troja. Sobald aber nur die Flaggen der Räuber ſich zeigten, ſchickte der Gouverneur eine heimliche Geſandſchaft mit der Frage: „wie er ſich ergeben könne, ohne feig zu ſcheinen?“ Man kam überein, daß Morgan um Mitternacht ein entlegenes Fort zum Schein angreifen ſolle; daß alsdann der Kommendant einen Ausfall aus der Citadelle thun werde, um dieſem Fort zu Hülfe zu kommen, daß die Belagerer ihm in den Rücken fallen, und zum Gefangenen machen ſollten, welche Gefangenſchaft unfehlbar die Uebergabe des Platzes nach ſich ziehen werde. Auch ward ausgemacht, von beyden Theilen hitzig zu feuern, aber Niemand zu verwunden. Die ganze Komödie wurde vortrefflich geſpielt. Die Spanier wagten nichts, und hatten doch das Anſehn, ihre Pflicht gethan zu haben. Die Flibuſtier machten einen Steinhaufen aus den Feſtungswerken, ſchifften eine unwenn es dieſe Rolle immer gut geſpielt hat. Das meint nun freilich der Verfaſſer nicht. Er ſagt: „ſchon Peter I. habe nicht aufgehört, die niedrigſten Intriguen gegen Frankreich zu ſpinnen; man habe endlich ſogar ſehen müſſen, daß er in Paris ſelbſt den Reſpect gegen Frau v. Maintenon aus den Augen geſetzt, die Wittwe Ludwig des XIVten in ihren letzten Augenblicken inſultirt habe.“ (Bei dieſer Stelle ſcheint Hr. M. berechnet zu haben, daß ein ſolcher Mangel an Lebensart die Franzoſen mehr gegen das Andenken Peter des Groſſen erbittern werde, als wenn er den türkiſchen Kaiſer ſammt dem Schah von Perſien von ihren Thronen geſtürzt hätte.)

Der Tractat, welchen 1717 Rußland mit Frankreich ſchloß, iſt dem Verfaſſer beſonders deswegen merkwürdig, weil er auch von einem Kurakin negociirt und unterzeichnet wurde.

Catharina II. ſoll Ludwig dem XVI. Egypten angeboten haben, wenn er helfen wolle, die Pforte zu vernichten; der Antrag ſey aber verworfen worden.

Ganz neu iſt ohne Zweifel dem Leſer die Entdeckung, „daß die Theilung von Polen eine der Haupturſachen der franzöſiſchen Revolution geweſen.“ Mit eben dem Rechte ließe ſich behaupten, daß der ſpaniſche Succeſſionskrieg eine der Haupturſachen der amerikaniſchen Revolution geweſen ſey. Es nimmt Hr. M. ſich wohl in Acht, die Gründe ſeiner paradoxen Behauptung näher zu entwickeln. Auf Gründe kam es ja hier nicht an. Wie viele ſeiner Leſer mogten darnach fragen? Genug, das Andenken an die

Revolution iſt allen Franzoſen gehäſſig, wenn es folglich gelang, Rußland zum Mitſchuldigen derſelben zu machen, ſo war der edle Zweck — die Erweckung des Haſſes gegen Rußland — vollkommen erreicht.

Daß man auch in der Geographie ihn nicht Lügen ſtrafen würde — weil die Geographie überhaupt für Frankreich eine terra incognita iſt — dafür war er ſicher, und darum behauptet er ohne Scheu: „Catharine II. habe Rußland **bis in das Herz von Europa** vorgeſchoben“ — „die Kabinetter von Europa hätten Rußland ſo zu ſagen **bis in den Mittelpunkt von Deutſchland** gezogen“ — „Rußland, indem es Finnland erobert, habe ſeine Grenzen **bis in den Mittelpunkt von Schweden** erweitert“ — und aus dem allen folgte nun ganz natürlich: „es gab keinen Zügel mehr für Rußland, welches täglich mehr und mehr auf Europa losgieng oder vorſchritt, (s'avançoit) mit unerſättlicher Eroberungsſucht und Gier nach Reichthümern — wenn nicht glücklicherweiſe Buonaparte ſich entſchloſſen hätte, das ruſſiſche Reich aus Europa hinauszuwerfen und an der Weichſel eine eherne Grenze zu ſetzen, als Bürgen eines langen, unverletzlichen Friedens für alle Kronen.“

Ja, Frieden würden wir dann gehabt haben, das iſt wahr; einen Frieden, wie er vormals in der Baſtille herrſchte.

Daß Hr. Montgaillard, die ruſſiſche Politik angreifend, **England** nicht vergeſſen würde, ließ ſich erwarten; denn: „England und Rußland muß man als die beiden großen Hebel betrachten, welche die politiſche Welt in Bewegung ſetzen."

„Dem Miniſter Pitt kann man zwar einen Theil der Talente nicht abſprechen, welche den Staatsmann ausmachen — aber Fox war ein ſchlechter Miniſter; man kennt die Verkäuflichkeit und den gänzlichen Mangel moraliſcher Eigenſchaften dieſes Mannes." (!)

„Wenn man nur ein wenig nachdenken und und unpartheiiſch richten will, (wie der Verfaſſer) ſo muß man überzeugt werden, daß der jetzige nordiſche Krieg ein engliſcher Krieg iſt, — (allerdings!) daß Napoleon in der That, unter dem Nahmen Rußlands, gegen England die Kräfte ſeines Reichs an den Ufern der Newa entfalten und Europa das Genie ſegnen muß u. ſ. w." Kurz, es folgt: „daß man England in Petersburg und an der Oſtſee attakiren muß." — Hier alſo geſteht Hr. Montgaillard, oder vielmehr Buonaparte ſelbſt, förmlich ein, daß Frankreich Rußland attakirt habe. An einer andern Stelle hingegen ſagt er mit dem prahleriſchſten Uebermuthe: „der Souverain des ruſſiſchen Reichs verdankt ſein Leben (!) und ſeine eigne Erhaltung der Größe und beiſpielloſen Groſmuth des Kaiſers Napoleon, und nun attakirt er Frankreich gegen alle Geſetze der Gerechtigkeit und der Politik, indem er es wagt, für immer die ungeheuren Vortheile zu verlieren, welche die franzöſiſche Allianz ihm gewährte."

Der ſchärfſte Dorn im Auge iſt ihm Englands Handel mit Rußland. „Es gab nie ein ſo erniedrigendes Monopol für die Würde einer Nation, und ein verderblicheres für den innern

Wohlſtand, als der engliſche Handel in Rußland.“ (Hier wird man unwillkührlich an die Anekdote von Voltaire erinnert, als ihn ein Arzt vor dem Kaffeetrinken warnte, weil der Kaffee ein langſames Gift ſey, und er lächelnd antwortete: langſam allerdings, denn ich trinke es nun ſchon ſeit achtzig Jahren und befinde mich wohl dabei. So hat auch Rußland bei dem *verderblichen* engliſchen Handel ſich fürwahr nicht übel befunden.) „Aber dieſe große Macht“ (nemlich Rußland) iſt, wie ſchon bemerkt worden, keine Nation, ſie hat weder Gemeingeiſt noch National-Energie, „ſie opfert einem niedrigen Intereſſe die Unabhängigkeit und die Ehre des Staats.“ — Die ganze Sache iſt doch ſehr einfach. Rußland liefert ſeine *rohen* Produkte an England, das iſt wahr; es würde noch mehr dabei gewinnen, wenn es dieſelben *verarbeitet* liefern könnte, das iſt auch wahr; aber ſo lange Rußland, nach des Verfaſſers eigner Angabe, nur ſchwach bevölkert iſt, ſo lange kann es die Arme dem Ackerbau nicht entziehen, um ſie Fabriken zu widmen. Es iſt eben ſo, als ob man einem Gutsbeſitzer, der wenig Holz hat, zum Vorwurf machen oder gar als Schimpf ihm anrechnen wollte, daß er ſein Korn nicht als *gebackenes Brod* zu Markte führt, ſondern das, aus ſeinem eigenen Korne gebackene, Brod wieder kauft. Wenn Rußland zwanzig Jahre Friede hat, ſo wird es ein neues Reich in ſeinem Innern erobern, die Bevölkerung wird mächtig zunehmen, Fabriken werden von ſelbſt entſtehn, und das Bedürfniß der engliſchen Fabrikwaaren wird von ſelbſt aufhören.

hören. Möchten dann immerhin, wie Hr. M. verſichert „die engliſchen Kaufleute überall Aufſeher, Arbeiter und Manufacturiſten hin ſenden, welche die ruſſiſchen Manufacturen hindern ſollen ſich zu entfalten“ das wird alsdann vergebens ſeyn. Aber ſo lange es an Händen fehlt, oder ſo lange man dieſe Hände vom Pfluge zum Weberſchiff verſetzt, ſo lange wäre, nach meiner Anſicht, es Rußland nicht zu verargen, wenn es ſich mit der bisherigen ihm günſtigen Handelsbilanz begnügte.

Hr. Montgaillard verſchmäht auch nicht das albernſte Mährchen, wenn es darauf ankommt, den engliſchen Handel in Rußland — allenfalls auch lächerlich zu machen, denn er weiß, daß das lächerlich machen auf die Franzoſen am meiſten würkt. Darum erzählt er ganz ernſthaft: „nicht allein faſt alle Einwohner der Städte Rußlands ſind in engliſches Tuch gekleidet, ſondern London führt auch ganze Schiffsladungen von alten Kleidern nach Petersburg, die etwas aufgeputzt werden, und mancher ruſſiſche Herr, der ſein Kleid mit Orden behängt, bildet ſich wohl nicht ein, daß er nur die Reſte eines Bürgers in der city von Longon trägt.“ — Wer Petersburg und deſſen engliſche Magazine kennt, der kann nur lächeln über dieſen angeblichen Trödelmarkt. Aber dieſes Lächeln verwandelt ſich in einen verachtenden Unwillen, wenn man lieſt, daß Hr. M. zu den Hinderniſſen, welche Rußland nicht erlauben ſollen einen großen Handel zu führen, die Unſicherheit des Eigenthums zählt. Das iſt eine der elendeſten Verläumdungen. Mir iſt, während eines mehr als dreißigjährigen Aufenthalts in Rußland, auch nicht ein einziges Beiſpiel bekannt geworden, daß man irgend ein Eigenthum angetaſtet hätte, nicht einmal dann, als eine bekannte franzöſiſche H** mit ihren, auf die niederträchtigſte Weiſe erworbenen, Schätzen davon zog. Zu einer Zeit, wo in Frankreich die Gemeindegüter geraubt wurden, hätte ſich der Verfaſſer am wenigſten dieſe Lüge erlauben ſollen.

Aber nicht allein in der Gegenwart, auch in grauer Ferne erblickt Hr. Montgaillard die ſchrecklichen Folgen der Verbindung zwiſchen Rußland und England; denn, ſagt er, „wenn Rußland Conſtantinopel wegnimmt, ſo wird es zwar dem Nahmen nach die Souverainität über den Bosphorus beſitzen, aber England würde über den ganzen aſiatiſchen Handel zu Lande und zu Waſſer disponiren.“ Zum Glück „hat die Pforte nie einen treuern Alliirten gehabt als Frankreich.“ (Beſonders damals, als man der Pforte ſo mir nichts dir nichts Egypten rauben wollte.)

Laßt uns nunmehro Herrn Montgaillards Prophezeyungen über den Ausgang dieſes Krieges vernehmen. Sie ſind ſehr luſtig. Nachdem er erinnert hat: „man hätte die unſchätzbaren Vortheile nicht aufs Spiel ſetzen ſollen, die Rußland durch den Tractat von Tilſit gewonnen hatte“ (ſaubere Vortheile!) Nachdem er die Erklärung vorangeſendet: „der zweite polniſche Krieg iſt der Kampf der Barbarei mit der Civiliſation — Dieſer Krieg kann als Eine der größten und glücklichſten Epochen in der

Weltgeſchichte angeſehen werden“ (allerdings!) „Zu den Füßen des unüberwindlichen Monarchen müſſen ſich beugen und fallen die Regierungen Peter des Erſten und Catharina der Zweiten;“ — nachdem er geprahlt hat: „ſo viele unverdiente, unverhoffte Vortheile, (nemlich die Tilſiter) an welchen der Sieg keinen Theil hatte, wurden von dem Kabinet der Tuilerien anerkannt mit jener Großmuth, jener Größe, jener Rechtlichkeit (sic), welche die Verbindungen des Kaiſerl. franzöſiſchen Kabinets caracteriſiren — dieſe Allianz gründete ſich auf glänzende Wohlthaten, der ruſſiſche Hof hatte auf Napoleons Großmuth ſpeculirt u. ſ. w.“ — ſo werden wir nun über den ſichern Ausgang des Krieges vorläufig durch folgende Phraſen belehrt:

„Glücklicherweiſe für Europa hält Napoleon in ſeiner Hand das Schickſal Englands, die Freiheit der Meere, die Unabhängigkeit des Handels beider Welttheile, den Weltfrieden. Seine Decrete der Blokade von England und die Schwächung der ruſſiſchen Macht verbürgen dieſe großen Reſultate.“

„Der Ausgang dieſes ruſſiſch-engliſchen Krieges kann für niemand zweifelhaft ſeyn, der über die jetzige Lage der Dinge nachdenkt.“ — „Der Tag iſt nicht weit entfernt, wo das ruſſiſche Kabinet mit blutigen Thränen bereuen wird, daß es Napoleons Worte nicht zur Baſis ſeiner Politik gemacht hat.“

„Der ganze Occident wäre in Barbarei verſunken, wenn die Vorſehung, indem ſie gar zu gern die ganze Ausdehnung ihrer Weisheit zeigen wollte, nicht einen Monarchen hervorgebracht

bracht hätte, dem ſie die Sorge übertrug, der Welt den Frieden für viele Jahrhunderte zu ſchenken; einen Monarchen, der zum Glück von Europa gebohren wurde, und der in dieſem Augenblicke ſeine Siege vollendet, indem er Rußland die Pforte von Europa verſchließt.“

„Frankreich greift Rußland im Norden von Europa an, die *Koſaken* (!) und die Türken, von den Polen unterſtützt, in Süden, die Perſer in Oſten, die zugleich den Weg nach Indien öffnen.“ (Das war alſo der Plan.) „Seit Jahren hat Napoleon vergebens das Beiſpiel einer Großmuth gegeben, ja wir wollen uns unterſtehn zu ſagen, einer Nachgiebigkeit, die noch größer waren als die Triumphe der franzöſiſchen Heere. Nun *muß* er endlich ſeine Kraft entwickeln und die Nationen unter ſeine Kaiſerliche Protection nehmen — (wie der Geier die Tauben) — trotz ſeiner *heiſſen Liebe zum Frieden* (sic) muß er die Waffen ergreifen. Dauert der Krieg unglücklicherweiſe fort, ſo werden wenigſtens die Reſultate eben ſo tröſtlich ſeyn, als ſie *gewiß* ſind. — (Natürlich! denn die Ruſſen ſind ja keine Nation) — Die Nachwelt wird zu würdigen wiſſen alle die Wunder, alles das übernatürliche, was Napoleon zu thun gezwungen iſt, um Europa zu retten. Die Nachwelt wird an dem Kabinet der Tuilerien bewundern dieſe heilige Beobachtung der Tractaten, dieſen unverletzlichen Reſpect für öffentliche Treue und Glauben und die Rechte der Nationen.“ — (Arme Nachwelt! was muthet man dir zu!) —

„Rußland — oder vielmehr die engliſchen Miniſter — haben Frankreich den Krieg erklärt — ein für Rußland ſehr unglücklicher Krieg, weil er die Zerſtückelung des ruſſiſchen Reiches nach ſich ziehen und dieſen Staat ſeines Einfluſſes berauben muß.“

„Der unpartheiiſche Leſer wird eine groſſe politiſche Wahrheit vernehmen: daß nemlich das Heil von Europa erheiſcht, daß das ruſſiſche Reich in die Moſkowiterei (en Moscovie) relegirt werde. — Nur wenn es zerſtückelt ſeyn wird, (und die Gewalt der Umſtände macht dieſe Zerſtückelung unvermeidlich) werden Deſpotismus und Knechtſchaft ſich verringern.

„Peter I. hat die Zerſtückelung von Rußland vorbereitet. (!) Alles beweißt, daß dieſe ehrgeizige Macht ausgelebt hat. Sie hat geſtrahlt, aber die Täuſchung kann nicht länger dauern, und bald wird man Rußland, von der civiliſirten Welt ausgeſchloſſen, irrend in den Wüſten erblicken.“ Denn „Rußland hat einen unvernünftigen Krieg erklärt, den es unmöglich unterhalten kann und der dem Wohlſtande, der Größe, der Exiſtenz des ruſſiſchen Reichs einen harten Stoß beibringen wird.“

Obgleich „der Gehorſam der Unterthanen in Rußland ſo knechtiſch iſt, daß es ausführen kann was es will“ ſo „ſtürzt doch dieſes Reich ſich ſelbſt dem Untergang in der Zerſtückelung entgegen, die eine nie wieder gut zu machende Folge davon ſeyn werden.“

Der Leſer ſieht: Zerſtückelung und immer Zerſtückelung um das dritte Wort. Darauf war es angeſehn. Wenn man nun noch folgende Stelle mit Obigem in Verbindung bringt: „Die Entſcheidung über Polens Schickſal iſt dem Chef der vierten Dynaſtie vorbehalten, Napoleon dem Großen, vor dem die Politik von drei Jahrhunderten nur das Werk eines Augenblicks, und der Raum von Norden nach Süden nur ein Punct iſt — der unüberwindlicher iſt als Cäſar, gütiger als Trajan, deſſen Leben der Himmel ſo lang machen wolle als das Leben Auguſtus, und deſſen Worte dauern werden bis die Welt untergeht“ — ſo erräth man ſchon zum Theil, wie dieſe Zerſtückelung geſchehen ſollte.

„Rußland muß Liefland, Curland, Litthauen, Volhynien, die Ukraine, Neu-Servien und die Krimm verlieren, wenn der Continent Ruhe und Unabhängigkeit genießen ſoll. Im Norden muß das Königreich Polen, grenzend auf einer Seite an die Oſtſee und auf der andern an das ſchwarze Meer, die große Mauer von Europa bilden. In Süden ſoll es noch Podolien und Neu-Servien erhalten und auf dem linken Ufer des Dnieſter ſoll es ſeine Grenzen bis zur Mündung dieſes Fluſſes erweitern. Finnland wird an Schweden zurückgegeben. Ehſtland, Liefland, Carelien und Ingermannland (alſo auch Petersburg) werden von Rußland getrennt“ (vermuthlich unter einem neuen Könige oder Großherzoge von franzöſiſcher Fabrik.) „die Pforte muß die Moldau und Wallachei wieder erhalten. Die Dardanellen werden, gleich dem Sunde, für Rußland und England verſchloſſen. Dann wird Englands See-Macht verendliche Menge von Kriegsmunition ein, die ſie zu St. Catherine gefunden hatten, und richteten ihre Segel nach dem Fluß Chagre, der einzigen Straße, die ihnen offen ſtand, um zum Ziel ihrer Entwürfe zu gelangen.

An der Mündung dieſes Fluſſes erhub ein ſteiler Felſen, den die Wellen peitſchten, ſtolz ſein Haupt. Er trug auf ſeinem Rücken ein unzugängliches Fort, vertheidigt durch einen Offizier voller Muth und Fähigkeit, und durch eine Garniſon, ihres Kommendanten würdig. Die Flibuſtier fanden zum erſtenmale eben ſo harte Köpfe, als die ihrigen, und ſchon waren ſie zweifelhaft, ob ſie die Belagerung fortſetzen oder aufheben ſollten, als ein glücklicher Zufall ihre Ehre rettete. Dem braven Kommendanten, deſſen Namen die undankbare Nachwelt nicht aufbehalten hat, zerſchmetterte eine Kanonenkugel den Schädel, und das Fort gerieth in Flammen. Dieß doppelte Unglück benutzten die Belagerer, und eroberten die Feſtung im Sturm.

verlieren nach Maaßgabe ſeines verminderten politiſchen und Handels-Einfluſſes; die Macht der Türken wird leicht wieder hergeſtellt werden, und der Friede Jahrhunderte dauern.“

Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieſer Plan wirklich Buonaparte's Plan geweſen und daß er, nach ſeiner gewöhnlichen Manier, ihn unverhohlen dem franzöſiſchen Volke dargelegt hat. Natürlich erſtreckt ſich die Prophezeyung auch auf England, von dem es heißt: „Ueber England iſt nun Alles geſagt. Bald werden die blutigſten Cataſtrophen es treffen, es ſchreitet mit großen Schritten zu ſeinem Untergange.“

Aber, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, hat Hr. Montgaillard, indem er Rußland und England verunglimpfen wollte, das allergetreuſte Bild von dem Napoleoniſchen Frankreich in folgender Schilderung dargeſtellt: „Es gab keine Bürgſchaft mehr für die Staaten, keine Sicherheit für die Unterthanen, keine Treue in den Bündniſſen, kein Ehrgefühl in den diplomatiſchen Verhandlungen, kein Vertrauen in den Verhältniſſen der Regierungen. Alle politiſche Schranken, alle geſellige Einrichtungen waren umgeſtürzt; die Uebereinkommen, welche wechſelſeitig die Nationen des Occidents ſtützten, waren abgethan, die heiligſten bürgerlichen Rechte vernichtet, und ſelbſt die Menſchlichkeit verlohr ihre Rechte in dieſem Wahnſinn des Ehrgeizes. Das Recht des Stärkern wurde proclamirt gegen ſchwache Staaten, der Raub hatte ſein Geſetzbuch und ſeine geſetzlichen Formen, u. ſ. w.“

Man gebe dieſe Stelle in jedem europäiſchen Staate einer Million der gebildetſten Einwohner zu leſen und laſſe ſie nachher rathen, auf wen ſie gemünzt ſey, wird auch nur ein Einziger ſich einen Augenblick beſinnen zu antworten: auf Frankreich? wird auch nur ein Einziger begreifen können, wie das auf Rußland und England paßt?

Es entwiſchen dem Verfaſſer noch einige andere ähnliche Wahrheiten, die er ganz ehrlich niedergeſchrieben, ohne den wahren Sinn derſelben zu ahnen. Zum Beiſpiel: „Alle Regierungen reinigen ſich in dem Schmelztiegel des franzöſiſchen Reichs. Tous les gouvernemens s'épurent au Creuset de l'empire français." (Ja, Gott ſey Dank! das haben ſie gethan.) — Ferner: „In dem Jahrhundert Napoleons empfangen alle Staaten ein neues Leben." (Ja, Gott ſey Dank! auch das iſt wahr.)

Ferner: „Man kann den Ruhm lieben, der wenig mehr als ein guter Ruf iſt, und doch die Ehre nicht kennen. Der Ruhm iſt nur ein Verdammt ſeyn zur hiſtoriſchen Unſterblichkeit." (Auch die Wahrheit dieſes Satzes hat Buonaparte bewieſen.)

Schwerer zu beweiſen möchten folgende Sätze ſeyn: „Alles iſt Ehrebringend und gerecht, Alles wird jetzt leicht unter der Protection des franzöſiſchen Kaiſers." und „die Politik Napoleons iſt nichts andrrs, als die Moral und die Gerechtigkeit (sic) angewendet auf das Intereſſe der Nationen des Continents." und „In keinem Jahrhundert, bei keiner Nation hat das mehr oder weniger (ſoll heißen die Unterdrückung) der Wiſſenſchaften ſo wahrhaft das Glück der Völker ausgemacht. Was wären ſonſt Bauern und Handwerker, die ihre Lage davon ausſchließt?“ (nemlich wenn das weniger nicht wäre.)

Indeſſen iſt der ehrloſe Schmeichler von Allem, was er vorgegaukelt, ſo innig überzeugt, oder ſtellt ſich doch wenigſtens ſo, daß er ſein dickes Buch wohlgemuth mit folgender Tirade ſchließt: „Die königlichen Generationen werden im Occident aufeinander folgen, um der kaiſerlich königlichen Dynaſtie von Frankreich ihre Kronen und die Treue ihrer Staaten darzubieten, (Homagium) und der Nahme Napoleon, von nun an der einzige würdige Ausdruck um die Größe eines wahrhaften Cäſars zu bezeichnen, der Name Napoleon wird bis an's Ende der Welt dauern, (o ja, auch der Nahme Heroſtrat) mitten unter den Huldigungen der Könige und den Segnungen der Völker.“

Risum teneatis amici!

Es iſt nicht möglich!

Der Rheiniſche Merkur No. 83 macht folgendes Schreiben des Landvogts v. Jasmund an S. M. den König von Würtemberg bekannt, als dieſer ihm den Auftrag gegeben hatte, mit dem General Fresnel zu unterhandeln, um in das Bündniß der Alliirten Mächte zu treten.

„Ew. Königl. Majeſtät lege ich meinen allerunterthänigſten Dank ehrfurchtsvoll zu Füßen, daß Allerhöchſtdieſelben, in einem der wichtigſten Au-

Augenblicke für das Schickſal Würtembergs, mich würdig erfunden haben, die erſten Schritte zu thun, um dieſes ſchöne Land wieder mit dem heiligſten Intereſſe Deutſchlands zu verbinden.“

„Wenn es mir bisher nur erlaubt war, Wünſche für das Gelingen der allgemeinen guten Sache zu hegen, ſo geben mir E. K. M. durch dieſen ehrenvollen Auftrag die ſchönſten Mittel an die Hand, meine Geſinnungen für die Befreiung Deutſchlands von dem fremden Joche auf das herrlichſte zu bethätigen, und nie war ich ſtolzer auf dieſe Geſinnungen als jetzt, wo ſie mir das beneidenswerthe Loos verſchaffen, mir die Zufriedenheit meines Königs und den Beifall meines deutſchen Vaterlandes zu erwerben.“

„Mit dieſem Gefühle beginne ich das große Werk, zu welchem mich das Vertrauen E. K. M. berufen hat. Ich bin um ſo mehr eines glücklichen Erfolgs gewiß, als Dienſtpflicht und eigene innere Ueberzeugung gemeinſchaftlich alle meine Schritte dabei leiten werden. Ich erſterbe u. ſ. w.“

Ellwangen den 14ten October 1813.
Unterzeichnet von Jasmund,
Königl. Würtembergiſcher Landvogt.

Hierauf ſoll folgende officielle Antwort erfolgt ſeyn:

„Ew. Hochwohlgebohren ſoll ich auf Allerhöchſten Befehl folgendes auf Dero Schreiben vom 14ten October erwiedern:“

„Se. Königl. Majeſtät hätten daſſelbe erhalten, müßten aber darüber Ihr gerechtes Mißfallen äußern, indem es einen Geiſt verriethe, welcher zwar entfernte und benachbarte Mächte (ſoll wohl heiſſen Länder) ergriffen habe, welchen aber J. K. M. in dem Ihrigen zu unterdrücken wiſſen würden. S. K. M. fodern von Ihren Dienern nur Intereſſe für ihren König und ſein Reich, und jedes allgemeine Intereſſe enthalte eine ſtrafbare Einmiſchung in die Abſichten des Gouvernements."

„Endlich ſey es die Pflicht eines jeden getreuen Dieners, nur die Sache, für welche ihr Souverain ſich erklärt habe, als die wahre gute Sache anzuſehen, und S. K. M. ertheilen daher nicht nur dem v. Jasmund einen ernſtlichen Verweiß, ſondern werden auch, da ſie jetzt von ſeinen Geſinnungen unterrichtet ſind, ihn für die Zukunft dahin zu ſtellen wiſſen, wo dergleichen überſpannte Ideen unſchädlich werden."

„Ich bedaure, daß ich E. H. die Aeuſſerungen des Allerhöchſten Mißfallens mittheilen mußte, füge jedoch noch die Verſicherung der unbegrenzten Hochachtung hinzu, womit u. ſ. w. Stuttgart den 20ſten October 1813."

Ich würde die geziemende Ehrfurcht zu verletzen glauben, wenn ich dieſen Brief nicht für untergeſchoben hielte. Hier ſind meine unverwerflichen Gründe:

Erſtens iſt er ohne Unterſchrift.

Zweitens iſt er nur in des Königs Nahmen geſchrieben; es wäre alſo noch die große Frage, ob der Schreiber die Geſinnungen Sr. Majeſtät richtig ausgedrückt hätte?

Drittens ſind die hier geäußerten Geſinnungen von der Art, daß ſie ſehr gegründete

Zweifel werden. Es iſt bekannt, und viele tauſendmal geſagt worden, daß alle Monarchieen aus dem Verhältniſſe eines Vaters zu ſeinen Kindern entſprungen ſind, und man kann ſicher alle europäiſche Regenten, folglich auch S. M. den König von Würtemberg, mit keinem ſchönern Titel begrüßen als mit dem: *Vater des Volks*. Daher wird auch dieſer Begriff jenem Schreiben anzupaſſen ſeyn.

Ein Vater regiert ſein Haus, die Kinder müſſen *gehorchen*, ſelbſt dann gehorchen, wenn ſie auch nicht alle Maaßregeln des Vaters billigen; auch dieſe Mißbilligung laut zu äußern mag ihnen nicht vergönnt ſeyn, geſchehe es gleich mit Beſcheidenheit, wenn nicht etwa der ſtrenge Vater es ausdrücklich erlaubt hat. Aber wie dann, wenn er ſelbſt die Neigung zu erkennen giebt, eine Maaßregel zu verändern? wenn er dieſe Neigung einem ſeiner Söhne zu erkennen giebt? ſollte dieſer auch noch gegen die kindliche Ehrfurcht verſtoßen, wenn er ſagt: Vater ich freue mich darüber, denn ich habe eben ſo gedacht? —

Mit Recht fodert ein Monarch von ſeinen Dienern Intereſſe für ihren König und ſein Reich; aber dieſe *Diener* ſind keine *Knechte*, ſondern *Söhne*, denn wenn ſie bloße Diener im knechtiſchen Sinne wären, ſo könnte man kein Intereſſe von ihnen fodern.

Hält man ſich an das richtige Gleichniß zwiſchen *Reich* und *Haus*, *Regent* und *Vater*, *Unterthan* und *Sohn*, ſo müßte wohl dem letztern auch ein *allgemeines* Intereſſe verſtattet ſeyn, in ſo fern das väterliche

Haus einen Theil einer Straße oder einer Stadt ausmacht. Wenn der Sohn in ſeiner Vaterſtadt eine Feuersbrunſt wüten ſieht, ſo wird ihm Niemand verargen, wenn er darum bekümmert iſt, ſelbſt wenn das Feuer auch noch weit vom väterlichen Hauſe und für daſſelbe nichts zu beſorgen wäre, denn er liebt die gemeinſame Vaterſtadt, gleichwie der Unterthan das gemeinſame Vaterland liebt. Geſetzt nun, ein Vater habe bisher den Brand nicht geachtet, habe vielleicht ſogar zu deſſen Verbreitung mitwürken müſſen; der Sohn habe das mit Schmerzen, doch ſchweigend, angeſehn; nun aber erkläre ihm der Vater ſelbſt, er ſey geſonnen löſchen zu helfen, und trägt ihm auf, den erſten Löſch-Eymer herbei zu hohlen; thut der Sohn Unrecht wenn er antwortet: „Ach lieber Vater! das will ich von Herzen gern! denn es war ſtets mein Wunſch, daß wir zu dieſem Zwecke mit unſern Nachbarn uns vereinen möchten?“

Es wäre allerdings ſehr ſtrafbar, wenn ſich der Unterthan in die Abſichten des Gouvernements miſchte; aber das iſt unmöglich, weil man ſich überhaupt in Abſichten nicht miſchen kann, ſondern blos in das, was zu Erreichung dieſer Abſichten geſchieht. Wer ſich hinderlich in das letztere miſcht, der iſt ein Verbrecher; wer aber blos erklärt, er wolle gern Alles dazu beitragen, weil dieſe Abſichten mit ſeinen eignen Geſinnungen übereinſtimmen, der kann ſich unmöglich vergangen haben

Das Schreiben des Hrn. v. Jasmund verräth allerdings den Geiſt, welcher entfernte und benachbarte Länder ergriffen hatte. Und welcher Geiſt war es denn? — der herrliche National-Geiſt, der die fremde Tyrannei verabſcheute; der ſeufzend in ſeinem eigenen Fürſten nur Frankreichs Vaſallen erblickte; der bereit war eifrig mitzuwürken, um das Joch abzuſchütteln; da nun ein ſolcher Geiſt von deutſchen Fürſten nicht unterdrückt, ſondern erweckt werden muß, ſo kann auch Alles, was dem widerſpricht, ſchwerlich die wahren Geſinnungen eines verehrten deutſchen Fürſten ausdrücken.

Ferner ſodert ein ſolcher auch keine Unmöglichkeiten; die Sache, für welche der Souverain ſich erklärt hat, mit Gut und Blut verfechten ohne laut zu murren, das muß und wird der getreue Unterthan;

eher ſie ſtets für die wahre gute Sache anzuſehen, das kann nicht gefodert werden, weil der Menſch nicht Herr ſeiner innern Ueberzeugung iſt. Blindlings gehorchen muß man, aber blindlings denken muß man nicht. Wer möchte über ſolche Maſchinen herrſchen? Genug, wenn man abweichende Gedanken nicht eher verlautbart, bis der Souverain geäuſſert hat, er halte ſie nun auch für die richtigen.

Daß die Vereinigung Deutſchlands gegen Frankreichs mißbrauchte Gewalt keine überſpannte Idee war, hat der Erfolg bewieſen, ein Erfolg der am 20ſten October ſchon ſo ziemlich vorauszuſehen war; darum iſt ſchon um dieſes Ausdrucks willen an der Aechtheit des Schreibens mit Recht zu zweifeln.

Es läßt ſich aber auch noch ein indirecter Beweiß führen, daß es untergeſchoben worden. Im Morgenblatte nemlich No. 95 wird erzählt, Buonaparte habe einſt geſagt: „Am Hofe gilt nur der Monarch etwas, Alle Andere ſind Diener.“ Dieſe Aeußerung, die als etwas Gehäſſiges angeführt wird, hat die Würtembergiſche Cenſur zu drucken erlaubt. Würde ſie das gethan haben, wenn die ganz ähnliche Aeußerung in jenem Schreiben die wahre Geſinnung des Monarchen ausdrückte? — —

Eine gleiche Bewandniß hat es vielleicht mit der, durch einen Artikel des Moniteur vom 17ten Juni veranlaßten Erklärung. Dort nemlich war die Nachricht mitgetheilt worden: die Würtembergiſchen Truppen würden dem Oberbefehl des Fürſten von Schwarzenberg untergeordnet bleiben; worauf in einer officiellen Erklärung folgende Aeußerung enthalten ſeyn ſoll: „Wie kann man glauben, daß dieſe Truppen einem fremden General untergeordnet bleiben würden? wie kann eine ſolche Meinung entſtehn?“

Es mag viele, ſehr gute Gründe geben, aus welchen jene Nachricht als falſch anzuſehn iſt; aber wenn man fragt: wie kann eine ſolche Meinung entſtehn? ſo iſt die Antwort ganz einfach dieſe:

„Wenn man mehrere Jahre hindurch gewohnt geweſen iſt, die Würtembergiſchen Truppen einem Franzöſiſchen Generale untergeordnet zu ſehen, ſo kann die Meinung gar wohl entſtehen, daß es nicht unmöglich ſey, ſie auch einmal unter den Befehlen eines deutſchen fremden Generals zu erblicken.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 18.

Der Kaiſer Alexander und Buonaparte.

Sehr angenehm contraſtirt mit der oben angezeigten Schrift eine andere, die ſo eben in Petersburg in franzöſiſcher Sprache erſchienen, unter dem Titel l'Empereur Alexandre et Buonaparte, mit dem ſehr paſſenden Motto:

> — — Jam non ad culmina rerum
> Injustos crevisse querar; tolluntur in altum,
> Ut lapsu graviore ruant.
>
> Claudian.

Der Verfaſſer iſt Hr. v. Uwaroff, der ſich ſchon durch mehrere Schriften rühmlichſt bekannt gemacht hat. Er ſagt in der Vorrede, Chateaubriand's letztes Werk habe die Idee zu dieſem erregt. Die Deutſchen, die nun ſo viele, faſt zu viele Ausbrüche Deutſcher Freude geleſen oder doch die Titel derſelben geſehn haben, werden mit Vergnügen leſen, wie die ruſſiſche Freude in der Bruſt eines Patrioten ſich Luft macht. Schade nur, daß ich nicht im Stande bin, alle die Kraft und Eleganz in meine Verdeutſchung zu legen, die das Original beſitzt.

Das Jauchzen der Freude, (ſo hebt Hr. v. Uwaroff an) welches von Cadix bis Kamtſchatka ertönt, beweißt zur Gnüge, daß alle Nationen ihre gemeinſame Entfeſſelung feiern: aber ich wage zu behaupten, man muß ein Ruſſe ſeyn, um das unausſprechliche Gefühl in ſeiner ganzen Fülle zu athmen, welches der Character und das Betragen jenes erhabenen Souverains einflößt, der von dieſem Königshaufen der Agamemnon geweſen; man muß ein Ruſſe ſeyn, um den ganzen Stolz über den Beſitz eines ſolchen Monarchen auszudrücken; ja, man muß ein Ruſſe ſeyn, um ſich bis auf die Höhe dieſer tugenthaften Seele zu ſchwingen, welche Wohlthaten für Beleidigungen, Freiheit für Sklaverey wieder giebt und Frankreich von der Geiſſel befreit, die es über Rußland geſchwungen hat.

Darum — während tauſend Stimmen ſich von allen Seiten erheben, um alle Schändlichkeiten der im Todeskampf zuckenden Tyrannei zu enthüllen — ergreife ich nur die Feder, um zu verſuchen, das bewundernswürdige Betragen des Kaiſers Alexander im wahren Lichte ſchimmern zu laſſen, ſeinen Character, ſeine Feſtigkeit, ſeine politiſchen Grundſätze, ſeine ritterlichen Tugenden; und wir ſind es, welchen dieſe Licht-Seite angehört. Ich hoffe, man werde mich nicht der Schmeichelei beſchuldigen; keine menſchliche Macht hat ein Recht auf meine Feder; ich weiß, daß Schweigen bisweilen eine Pflicht iſt, doch nimmer die Lüge.

Um das Betragen des Kaiſers in ſeiner ganzen Schönheit zu entwickeln, bedarf es blos, es mit dem ſeines Widerſachers zuſammen zu ſtellen.

Morgan ließ ſeine Schiffe da vor Anker, und vertraute ſie der Obhut einiger wenigen; er ſelbſt ruderte mit Schaluppen drey und vierzig Meilen den Fluß hinauf, bis Cruces, wo er aufhört ſchiffbar zu ſeyn. Hier landete er, und ſetzte ſeinen Weg zu Lande bis Panama fort, das nur fünf Meilen davon liegt. Auf einer weiten Ebene, ohnfern der Stadt, ſtieß er auf zahlreiche Truppen, zu ſeinem Empfang gerüſtet; aber er zerſtreute ſie, wie der Wirbelwind den Staub, und zog ſiegreich in die verlaſſene Stadt.

Hier fand er unermeßliche Schätze, in Kellern und Brunnen vergraben, und auf Fahrzeugen, die die Ebbe auf trocknem Sande gelaſſen hatte. Auch die benachbarten Wälder und Höhlen wurden durchwühlt, und an die Sonne gezogen die ihnen anvertrauten Koſtbarkeiten. Noch nicht zufrieden mit dieſer reichen Beute, ſchwärmten die Unſinnigen im Lande herum, und wo ſie einen Spanier,

einen

ſtellen. Darum werd ich bis zu der Wiege dieſes rieſenhaften, mit ſo viel Unverſtand und Feigheit vergeudeten, Glücks hinauf ſteigen; ich werde von Buonaparte's Beginnen reden und mich bemühen, mit der Ruhe der Geſchichte davon zu ſprechen. Wenn einiger Muth dazu gehörte, ihn entlarvend anzugreifen, als er noch Europa unterdrückte; die Stimme der Ehre und Wahrheit ihm hören zu laſſen, als er noch etwas gegen uns vermogte: ſo iſt es nun vielleicht großmüthig, ſeinen Sturz nicht zu verhöhnen, und, von ihm ſprechend, nur die ernſte, gemeſſene Sprache der Nachwelt zu führen, und ſo bis auf dieß verbrecheriſche Haupt das erhabne Vorrecht des Unglücks auszudehnen. Der Schriftſteller darf jetzt eine gewiſſe Gnade üben; es iſt ihm erlaubt die Großherzigkeit der Ueberwinder nachzuahmen und, wiewohl nicht ohne Anſtrengung, den Unwillen zu mäßigen, der unwillkührlich der Seele entſchlüpft.

Im Leben der Staaten, wie in dem der Menſchen, giebt es ein feſtes Geſetz, man könnte es Schickſal nennen, wenn es nicht die Würkung einer ewigen, undurchdringlichen Vorſehung wäre. Dieſes, der moraliſchen wie der phyſiſchen Welt aufgedrückte, Geſetz offenbart ſich vorzüglich in ſtürmiſchen Zeiträumen, während großer Erſchütterungen, wo jene auſſerordentliche Menſchen erſcheinen, welche die Geſchichte mit den Nahmen Eroberer und Uſurpator ſtempelt. Alle Anſtrengungen der civiliſirten Welt waren ſeit vier Jahrhunderten gegen dieſe gerichtet; Alles ſchien den Glauben zu wecken, daß von nun an unüberwindliche Schranken ſich dem Phantom einer Univerſal-Monarchie, dem Vorwande und zugleich der Klippe der großen Ruhmſüchtigen aller Zeiten, entgegen ſtemmen würde. Die politiſche Organiſation von Europa ſchien eine hinreichende Schutzwaffe gegen dergleichen Gefahren, und wenn gleich auf einer Seite die franzöſiſche Revolution die ganze Schwäche des alten europäiſchen Staaten-Syſtems enthüllte, ſo glaubte man hingegen auf der andern, eben in dem Gange und den Erfolgen dieſer Revolution ein **unfehlbares Mittel** gegen deren Grundſätze zu finden. Diejenigen, welche hartnäckig meinten, es werde doch endlich ein dauernder und rechtlicher Zuſtand der Dinge aus dem Schooſe ſo vieles Elends und Greuels hervorgehn, fanden überall Anhänger. Seltſame Speculanten! die ſich nicht ſcheuten an den Rand eines Kraters zu bauen, der ihr Gebäude zu verſchlingen drohte!

Aber dieſe Revolution, welche die gebildete Welt in ihren Grundfeſten erſchüttert hatte, war beſtimmt, auch noch das ſeltſamſte aller Phänomenen hervorzubringen. Der Geſchichte liegt es ob darzuſtellen, wie in dem Umſturz aller moraliſchen und politiſchen Begriffe ein einziger Menſch ſich plötzlich die unermeßliche Erbſchaft der Revolution zugeworfen ſah; ſie wird erzählen, durch welchen Zuſammenfluß von unerhörten Umſtänden die Wünſche von Europa ſeinen erſten Schritten zu der höchſten Macht entgegen kamen und wie die Hoffnungen, die Täuſchungen der ganzen Welt ſich einen Augenblick auf dem Haupte vereinten, welches bereits den

Keim all des Böſen in ſich trug, das ſeitdem über das Erdenrund verbreitet wurde.

Nachdem die reißenden, regelloſen Fortſchritte der franzöſiſchen Revolution jene gehäuften Verbrechen, jenes unnütze Elend erzeugt hatten, ſo artete ſie endlich in eine langſame, verſtohlne Tyrannei aus, welche des Staates Dauer durch Schwäche und Wankelmuth bedrohte. Die geiſtige Erſchöpfung gebahr das Bedürfniß des Friedens, und dieſes unbeſtimmte aber allgemeine Verlangen hatte Frankreich tief in dem Augenblick durchdrungen, wo Buonaparte, auf den Trümmern ſo ungleich gearteter Partheien, die Zügel des Staats ergriff. Alles ſchien ſich zu vereinigen um ihn auf einen Gipfel zu ſtellen, wo er keinen Nebenbuhler und wenige Mitbewerber in der Geſchichte gefunden haben würde; aber dieſer Ruhm ſollte ihm nicht zu Theil werden; verwegen ſtürzte ſich Buonaparte auf die gemeine Straſſe, wo ſchon ſo viele Ruhmſüchtige vor ihm ſich verirrt hatten.

Die Siege von Marengo und Hohenlinden gründeten ſeine wachſende Größe feſter; aber, weit entfernt ſeine Sorgfalt auf die innere Verwaltung von Frankreich zu wenden, war es ihm nur um ſein perſönliches Glück zu thun. Man ſah ihn nach und nach Conſul auf Lebenszeit, Kaiſer von Frankreich, König von Italien und bald darauf Protector des rheiniſchen Bundes werden, den er auf den Trümmern der deutſchen Reichsverfaſſung errichtete. Dennoch gnügte ein ſo auſſerordentliches Glück ihm nicht und er überkletterte die Sproſſen einer rieſenhaften Größe mit jener unruhigen Eilfertigkeit, welche noch weit ausſehendere Entwürfe verrieth, als den auf die Kronen, deren er ſo eben ſich bemeiſtert hatte.

Dieſe tief verlogene Seele, der es ein Bedürfniß war ſich auf ſich ſelbſt zurück zu krümmen, ließ bereits ein Wetterleuchten ſich entſchlüpfen, welches die unerſchrockenſten Beobachter beſtürzte. Das Blut des Herzogs von Enghien hatte die Stufen von Buonaparte's Throne benetzt. Europa vernahm dieß Verbrechen mit Abſcheu; es fühlte faſt zu gleicher Zeit, daß es das gemordete Schlachtopfer nicht mehr rächen könne; ja, es war ſogar das letztemal, daß Europa ſich das Recht zu klagen anmaaßte.

Das war das Signal für Buonaparte ſeine Grundſätze zu entwickeln. Er ſuchte ſeine Entwürfe in ein Syſtem zu formen; er verlarvte ſie durch einen tiefen, wahren oder verſtellten, Haß gegen die engliſche Regierung und legte von nun an den Grundſtein zu dem Continental-Syſtem, mit Recht alſo von ihm benannt, wenn er dadurch die gänzliche Verzichtleiſtung des Continents auf die Herrſchaft der Meere und die ewige Trennung beider Welten bezeichnen wollte; ein, alle Civiliſation, alle Induſtrie, allen National-Reichthum vernichtendes Syſtem, das in ſeiner Unvernunft die großen politiſchen Zuſammenwürkungen (combinaisons) des XV. Jahrhunderts, durch elende chemiſche Handgriffe erſetzen wollte und das, unter dem Vorwande England die Herrſchafft der Meere zu entreißen, den Scepter des feſten Landes in Buonaparte's Hände geben ſollte.

In dem Augenblicke, wo er verſprochen hatte, ſeine ſchimäriſche Landung in England zu vollbringen, machte Europa, der drohenden Gefahr nun kundig und über ſeine lange Täuſchung aufgeklärt, eine Anſtrengung um Frankreich die Herrſchaft des Continents zu beſtreiten. Dieſe Anſtrengung war nicht glücklich. Buonaparte erlangte durch ſeine Verwegenheit zu Auſterlitz das Recht, den Tractat von Preßburg zu unterzeichnen. Nun konnte er Europa den Frieden und Frankreich einen herrlichen Ruhm ertheilen; aber die Erwartung der Welt ſah ſich noch einmal betrogen.

Preußen, welches Buonaparte im Jahr 1805 geſchont hatte, wurde bald nachher ſeine Beute. Der Schatten Friedrich II. wachte nicht über ſein Werk; der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen war das erſte Signal der Unfälle. Die Schlacht von Jena unterwarf den ganzen Norden Deutſchlands der Willkühr des Siegers; aber Buonaparte ahnte nicht, daß Deutſchland, gleich dem Phönix, einſt mit neuem Glanze aus ſeiner Aſche empor ſchweben würde. Damals ſchon fieng man an jene ſeltſame Trockenheit zu bemerken, mit welcher es Gott gefiel, die geheimſten Entwürfe Buonaparte's zu ſchlagen. Damals ſchon, ſeine Feinde ſtürzend, arbeitete er ſelbſt ſie wieder aufzurichten, und die Pfänder ſeiner Gunſt wurden, durch überraſchende Rückwürkung, die Pfänder der Zerſtörung und der Schande.

Eine große Macht entfaltete ſich. Buonaparte erfuhr zu Pultusk, Eylau und Heilsberg, was eine große, rechtlich bewaffnete Nation vermag; aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo dieſe Nation ſich ganz vor ſeinen Augen entwickeln ſollte. Der Tilſiter Tractat von 1807 machte dem Kampfe ein Ende. Buonaparte, indem er ihn unterzeichnete, ſah eine lange Reihe von Kriegen in der Ferne, und lächelte vielleicht einen Augenblick bei der Vorſtellung des unbegrenzten Elends.

Auf den erſten Blick ſchien es, der Tractat von Tilſit habe Frankreich auf die höchſte Staffel politiſcher Macht erhoben; aber, der reinigenden Religion, der Völker ſchützenden Geſetze beraubt, war es ſelbſt ein Opfer der Plagen, die es über die Welt verbreitete; es beweinte ſeine Seemacht, welcher Nelſon bei Trafalgar den letzten Stoß beigebracht hatte, und ſeine ſchönſten Colonien, deren es durch Buonaparte's unmäßigen Ehrgeiz nach und nach beraubt worden war. Es ſah mit Schrecken den brittiſchen Coloß, der, Frankreichs Macht zum natürlichen Gegengewicht geſtellt, eben darum genöthigt war, aus ſeiner Lage heraus zu gehn und gewaltſam die Reichthümer beider Welten an ſich zu ziehen. Kurz, Frankreich bedurfte eines langen Friedens, um ſeine Wunden zu vernarben und den blutigen Erſchütterungen ein Ziel zu ſetzen, deren Raub es geweſen war. Damals hätte vielleicht Europa ſelbſt, die gegen den Thron von Neapel und mehrere ſouveraine deutſche Häuſer verübten Ungerechtigkeiten — die Achtserklärung Buonaparte's gegen einen fremden Staats-Miniſter, den er weder ſchrecken noch beſtechen konnte *) — und den unglücklichen Palm vergeſſen wollen, deſſen Blut Rache foderte. Hätte Buonaparte dieſe allgemeine Stimmung der Gemüther benutzt, hätte er einen Schleier über ſein vergangenes Betragen geworfen, ſo würde er vielleicht ſeinem militairiſchen Ruhme einen reinern und beſtändigern beigefügt haben; aber dieſer letztere ſtimmte weder zu ſeinem Character noch zu ſeiner Lage. Es ſchien ihm unmöglich inne zu halten, und es lag ohne Zweifel in göttlicher Beſtimmung, daß er nicht inne halten ſollte.

Sein Verfahren gegen Spanien war der erſte Fehler, der unmittelbar auf ſein Haupt zurück fiel. Statt ſich mit dem unbegrenzten Einfluß zu begnügen, den er auf die ſpaniſche Regierung ausübte; ſtatt die Erſtarrung zu verlängern, in welche jene Nation verſunken ſchien, zerſtörte er eine Regierung, deren er bedurfte, und weckte eine Nation, deren Energie er fürchten ſollte. Anfangs wollte er die Gewalt nicht anwenden, deren er ſich ſtets ſo glücklich bedient hatte, er nahm ſeine Zuflucht zur Hinterliſt und Europa ſah mit Unwillen die Königliche Familie verzwiſtet und endlich durch die bübiſchſte Liſt entführt; es ſah überraſcht die Krone Philipp II. auf das Haupt Joſeph Buonapar-

---

*) Der Baron v. Stein, der mit dem Geiſte ſeines Jahrhunderts und ſeiner Nation die Seele eines Römers verbindet.

— — — Non ego te meis
chartis inornatum silebo.

Horat.

naparte's wandern und fürchtete einen Augenblick, daß die ruhige Beſitznahme von Spanien den Franzoſen den Weg in die neue Welt öffnen werde.

Aber dieſe Furcht war eitel. Ein tiefer Groll bemächtigte ſich einer Nation, deren Character Buonaparte verkannt hatte. Religion, Vaterlandsliebe, National-Ehre brachte die ganze Halbinſel in Aufſtand. Dieſe mächtigen Hebel, ungeſchwächt durch eine zu große Wißbegier in dieſem Lande des Enthuſiasmus, wurden das dreifache Band, welches alle Spanier verknüpfte. Alſobald waren ſie unüberwindlich. Blut floß in Strömen; unermeßliche Opfer gebot die Noth; aber die Nahmen von Buonaparte's Henkers-Knechten werden längſt vergeſſen ſeyn, wenn man hin eilen wird die Trümmer von Saragoſſa zu begrüßen.

Dieſer ſpaniſche Krieg war es, dieſer gehäſſige verwegene Krieg, welcher zum Erſtenmale bewieß, daß die Franzoſen weder unfehlbar in der Politik noch unüberwindlich im Felde ſeyen. Er gab dem Rufe ihres Anführers den erſten Stoß. Ein ganzes Volk bewaffnete ſich und die National-Kriege begannen aufs neue.

England, welches nie aus der Bahn gewichen war, auf der es ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution einher trat, unterſtützte die Anſtrengungen der Spanier mit einer Kraft und Beſtändigkeit, die weder durch die Schwürigkeiten ſeiner innern Verwaltung noch durch die vorübergehenden Erfolge Buonaparte's nieder geſchlagen wurden. England, indem es Spanien ſeinen Wellington ſandte, gab ihm ein Unterpfand der Freiheit und des Ruhms.

Mit dem ſpaniſchen Krieg muß man Buonaparte's Betragen gegen den Papſt verbinden, um die beiden größten Mißgriffe, zu welchen bis dahin ſeine Gewaltthätigkeit ihn in der Politik verleitet hatte, unter Einen Geſichtspunct zu ſtellen. Pius VII. hatte die Krone Carls des Großen auf Buonaparte's Haupt geſetzt, allein er büßte dieſe unſelige Nachgiebigkeit theuer. Buonaparte ſelbſt beſtrafte ihn bald dafür. Stets von demſelben Schwindelgeiſte beſeelt, glaubte er, das Land der religiöſen Begriffe mit eben der Leichtigkeit unterjochen zu können, mit welcher er Europa unterworfen hatte. Aber — bewundernswürdiges Ereigniß! — im Vatican iſt der Hoheprieſter frey, das Oberhaupt der römiſchen Kirche; zu Fontainebleau iſt er nur ein armer Greis, den vergebens die erfinderiſche Wuth ſeiner Verfolger quält. Ein Concilium wird berufen, und der Sieger von Europa ſcheitert vor einer Hand voll Prieſter. Die Religion, die von ihren Dienern ſich entfernt ſo wie Buonaparte durch Trug oder Gewalt ſie an ſich zieht, flüchtet in eine ſeiner Macht unzugängliche Freiſtatt und Er, gleich dem Ixion in der Fabel, umarmt nur eine Wolke.

Wie aber auch der Einfluß ſeines politiſchen Betragens zu jener Zeit geweſen ſeyn möge, ſo erhielt er ſich doch noch das Vertrauen ſeiner Heere. Der Krieg von 1809 ſtellte ſeinen militäriſchen Ruf wider her. Trotz der patriotiſchen Anſtrengungen eines hochgeſinnten Volks, trotz der von den Oeſterreichern gewonnenen

Schlacht bei Aſpern, öffnete der Wiener Tractat dem Stolze Buonaparte's ein neues Feld. Die Verbindung, welche er bald darauf vollzog, ſchien der Culminations-Punct ſeiner politiſchen Größe; aber nichts konnte dieſe unbeugſame Seele beſänftigen.

Würklich war der Zeitraum zwiſchen dem Wiener Frieden und der Expedition nach Rußland eine der glänzendſten Epochen Buonaparte's. Das feſte Land war unterjocht oder bedroht. Die Univerſal-Monarchie nahte mit großen Schritten, das Elend der Welt war auf ſeinem Gipfel; aber Buonaparte ſtand an der Spitze von Europa, und ſeine perſönliche Ruhmſucht ließ ihn nichts weiter wünſchen als die Befeſtigung einer ſo rieſenhaften Macht.

Der Kaiſer Alexander hatte, mit einer Mäßigung, die zugleich in ſeinem Character und in ſeinen Grundſätzen liegt, die ſchmerzlichſten Opfer gebracht um einen Frieden zu vergewiſſern, der für Rußland nothwendig ſchien. Seit ſeiner Thronbeſteigung hatte er ein heißes Verlangen offenbart, die Angelegenheiten von Europa wiederhergeſtellt zu ſehn. Zweimal trat er bewaffnet in die Schranken; aber Buonaparte war aufbehalten, noch alle Glücksſtufen zu durchlaufen um deſto höher zu fallen. Der Kaiſer von Rußland, der Kraft und der Liebe ſeiner Völker gewiß, hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Innere ſeiner ausgedehnten Staaten gerichtet, als er 1812 ſich genöthigt ſah die Waffen zu ergreifen. Es war nicht mehr von der Herſtellung Europa's die Rede, es kam darauf an Rußland zu retten.

einen Neger oder einen Indianer, aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzogen, peinigten ſie ihn mit den grauſamſten Martern, um ihm das Geſtändniß verborgener Reichthümer zu erpreſſen. Ein Bettler in Lumpen, den der Zufall in ein Schloß führte, das die Furcht zur Einöde gemacht, fand daſelbſt Kleider, deren er ſich ohne Umſtände bediente. Kaum war er mit ſeiner Toilette fertig, als die Räuber ihn erblickten, ihn für den Beſitzer des Schloſſes hielten, und auf die Folter legten, damit er anzeigen ſolle, wo er ſein Gold vergraben; und als Er, der vielleicht in ſeinem Leben wenig Gold geſehn, nichts geſtehen wollte und nichts geſtehen konnte, ward er den Sklaven überantwortet, die ihn umbrachten. So gaben die Spanier die Schätze der neuen Welt zurück, wie ſie ſie empfangen hatten: in Blut gebadet.

Mitten unter dem Greuel der Verwüſtung, ſchlich ſich die Liebe in des ſtolzen Morgans Herz.

Buonaparte, weit entfernt die Wohlthat einer rechtlichen Allianz, einer großmüthigen Langmuth zu erkennen, hatte ſie blos benutzt um eine jener unermeßlichen Expeditionen vorzubereiten, welche das Militair-Syſtem der neuern Völker fabelhaft und unmöglich zu machen ſchien. Seinen Waffen ſendete er alle die Verhöhnungen voraus, welche Rußland nur mehr verwunden konnten. Er ſchürte Gährungen auf deſſen Grenzen, verlängerte Kriege die es zu führen hatte, beraubte einen Fürſten deſſen Intereſſe dem Kaiſer Alexander werth war, vernachläßigte kein Mittel dieſen Souverain zu reizen und die Nation, welche dieſer ſo glorreich beherrſcht, tief zu verwunden.

Um ſeine politiſchen Unrechtlichkeiten zu unterſtützen und zu vollenden, ließ er ein Heer von 600000 Streitern, Franzoſen und tributbare Verbündete, in Rußland einrücken. Dieſem Heere folgte eine unermeßliche Cavallerie, eine zahlloſe Artillerie, Zubereitungen aller Art, ſogar Handwerker, Weiber und Kinder, Alles ſchien anzukündigen, daß der neue Xerxes ſich an dem ungeheuren Plan weidete, wo nicht ſeine Eroberungen bis nach Aſien vorzuſchieben, doch wenigſtens in Moſcau einen Frieden zu unterzeichnen, der, indem er das Werk Peter des Großen und Catharine II. zerſtörte, Frankreich die ruhige Herrſchaft über das feſte Land geſichert haben würde.

Hier nun beginnt die erſte Spur jenes großen Schickſals-Geſetzes ſich zu offenbaren, welches die außerordentlichſten Begebenheiten leitet. Man werfe einen Blick auf die Ausdehnung und Kräfte der Frankreich unterworfnen Staaten, und man wird die Coalition von ganz Europa gegen eine einzige Macht erblicken, eine Coalition, die durch einen wunderbaren Wechſel ſpäter das Werkzeug Gottes wurde um Frankreich zu züchtigen. Plötzlich ſchritt Buonaparte in Rußland vor, während die ruſſiſchen Heere ſich zurückzogen um ſich zu vereinigen. Smolensk, der Wall von Moſcau, fiel. Das war das Signal eines neuen Kriegs, eines National-Kriegs, in dem man die Wunder Spaniens ſich erneuern ſah. Die Schlacht von Borodino, von den Franzoſen ſelbſt eine Rieſenſchlacht genannt, ſchien der erſte Damm, dem Strome entgegen geſetzt, der das Reich zu verſchlingen drohte. Durch einen jener großen Entſchlüſſe, den nur große Umſtände erzeugen, gab der Fürſt Kutuſoff Moſcau dem Feinde Preiß, und dieſes glorreiche Opfer rettete das Reich und Europa.

Das Betragen Buonaparte's zu Moſcau trug keine Zeichen der Geſchicklichkeit, von welcher er mehr als einmal das Beiſpiel gegeben hatte. Gewöhnt an die ruhige Unterwerfung der Hauptſtädte, an die methodiſche Plünderung der Reiche, an die abgöttiſchen Empfangs-Reden der Magiſtrats-Perſonen, an die dumpfe Niedergeſchlagenheit der Völker, erſtaunte er höchlichſt nur eine wüſte Stadt zu finden. Kaum hatte er Beſitz von ihr genommen, als Flammen und Rauch von allen Seiten aufwirbelten und in wenigen Tagen verzehrten, was ſo viele Jahrhunderte mit Ehrfurcht verſchont hatten. Palläſte und Tempel, Denkmäler der Kunſt und

Wunderwerke des Luxus, Ueberreſte der alten Zeit und Arbeiten der Neuern, die Gräber der Voreltern und die Wiegen des jetzigen Geſchlechts, Alles wurde den Flammen geliefert. Es blieb uns nichts weiter übrig als National-Ehre und Freiheit.

Während Buonaparte, verwirrt in allen ſeinen Plänen, getäuſcht durch die Kraft eines von Glauben und Muth beſeelten Volkes, ſich unſinniger Wuth überließ, den Kreml unterminirte und von Wahnſinn ergriffen ſchien, gab der Kaiſer Alexander — zwar tief bewegt durch die Leiden ſeines Volkes, aber voll Hochachtung für deſſen Character — ihm das Beiſpiel der heldenmüthigſten Standhaftigkeit. Er erklärte laut, daß er jeden Vergleichs-Vorſchlag verwerfe; er beſchloß, eher den Kelch bis auf die Hefen zu trinken, als ſeinen Geſinnungen Gewalt anzuthun. Er vertraute Gott und ſeinem Degen, und behelmt trat er in die Schranken, feſt entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben. *)

Dieſer

---

*) Nichts iſt erhabner als die Erklärung des ruſſiſchen Kaiſers in dem Augenblicke als die Franzoſen ſich Moſcau's bemächtigt hatten. Keines der neuern Völker beſitzt in ſeinen Archiven einen ähnlichen Titel des Ruhms. Alles, was dieſe Erklärung enthält, iſt von Punct zu Punct wahr gemacht worden. Hier einige Stellen daraus: „Rußland iſt nicht an das Joch gewöhnt, es wird die Sklaverei nicht dulden, es wird ſeine Geſetze, ſeinen Gottesdienſt, ſeine Freiheit, ſeine Schätze nicht überliefern. Wir werden all unſer Blut vergießen um es zu vertheidigen. Der allgemeine Eifer, der Enthuſiasmus, der ſich in dem ſchnellen und freiwilligen Aufſtand der Milizen offenbart, ſtellt das Heil des

Dieſer große Entſchluß war das Signal zu den Unfällen der franzöſiſchen Armee, Unfälle, die in keiner Sprache darzuſtellen ſind. Alles menſchliche Elend umringte die Franzoſen in Moſcau und verfolgte ſie auf ihrem denkwürdigen Rückzuge. Froſt, Hunger, Verzweiflung, Feuer vertilgten, was dem Groll des ruſſiſchen Soldaten entwiſchte. Eine Menge von Feinden, deren Daſeyn Buonaparte nicht kannte, beſtürmten ihn auf allen Seiten; jeder Ruſſe hatte irgend eine ihm ſelbſt wiederfahrne Beleidigung zu rächen; es gab Niemanden, der nicht einen Vater, einen Sohn, einen Bruder verlohren hatte; Niemanden, der nicht die Altäre beſudeln, Palläſte und Hütten gleicher Wuth hatte Preiß geben ſehn. Die Vaterlandsliebe, alle Stände durchglühend, loderte hoch empor. Es war ein krampfhafftes Aufraffen, ein freiwilliger Kreuz-

---

Vaterlandes unter die Bürgſchafft der Hingebung und Tapferkeit der Ruſſen. — Das Elend des Menſchen-Geſchlechts iſt auf ſeinem Gipfel. Unſterblicher Ruhm der Nation, die, trotzend den von einem langen Kriege unzertrennlichen Uebeln, durch Kraft und Beharrlichkeit eine dauerhafte Ruhe zu erobern und dieſe ſelbſt den unglücklichen Völkern mitzutheilen wiſſen wird, die wider Willen jetzt gegen ſie fechten. Es iſt ſchön, es iſt eines großen Volkes würdig, Böſes mit Guten zu vergelten. — Allmächtiger! die Sache, für die wir fechten, iſt gerecht! wirf einen gnädigen Blick auf deine heilige Kirche! bewahre deinem Volke Kraft und Beſtändigkeit! möchte es triumphiren über ſeinen Widerſacher! möchte es ihn vernichten und, indem es ſich ſelbſt rettet, auch den Königen und Völkern Freiheit und Unabhängigkeit retten!“

Kreuzzug deſſen edlen Character und glänzende Einzelheiten die Geſchichte bewahren wird.

Ja ſie wird zu gleicher Zeit Alles ſammeln, was Beziehung auf den Ruhm der ruſſiſchen Waffen hat: Die Tage von Tarutino, Wiäsma, Smolensk, den weiſen Marſch auf Krasnoy, Frankreichs Unſtern an der Bereſina und zu Wilna. Sie wird weder Kliaſtizy noch Polozk noch Witepsk vergeſſen. Alle dieſe großen Waffenthaten gehören unſern Jahrbüchern.

Der Kaiſer Alexander hatte den meineidigen Widerſacher weit von den durch ihn beunruhigten Grenzen verjagt; er hatte ein Heer von 600000 Mann, die gegen ihn verſchworne Blüte von Europa, vernichtet. Stolz hätte er nun den Degen in die Scheide ſenken und ſeinen Feinden trotzen können; aber ein größerer Gedanke beſchäfftigte ihn im Stillen. Er hatte Frankreichs Verbündete wider Willen gegen ihn fechten, Europa dem ſchändlichſten Joche überliefert und bedroht geſehn, ſich aufzulöſen unter dem Gewichte drückender Leiden; der Kaiſer beſchloß, die Völker zu befrein, die er eben überwunden hatte, die Rechte der beleidigten Menſchheit zu rächen und in dem unabhängigſten Souverain des Erdbodens den Vertheidiger jener ſchützenden Begriffe zu zeigen, denen die Welt vier Jahrhunderte des Ruhmes und der Wohlfahrt verdankte.

Der erſte Souverain, dem der Kaiſer ſeinen edlen Enthuſiasmus mittheilte, war der König von Preußen. Dieſe königlichen Seelen hatten nie aufgeöhrt ſich zu verſtehn; alle die alten

Verhältniſſe des Vertrauens und der Freundſchaft wurden hergeſtellt. Durch Unglück belehrt, reichten beide Monarchen ſich bewegt die Hand. Die rührendſte Waffenbrüderſchaft ward zwiſchen ihnen errichtet, eine Brüderſchaft, würdig jener Zeit der Wunder, wo die Königskrone den Helm des Ritters ſchmückte.

Die Völker ahmten das Beiſpiel der Monarchen nach; Ruſſen und Preuſſen bildeten nur Ein Heer; Rußland und Preuſſen ſchienen nur Ein Staat zu ſeyn, durch einen einzigen Gedanken bewegt, auf einen einzigen Zweck gerichtet. Der Gang der Preuſſiſchen Verwaltung zu jener Zeit kann nie genug bewundert werden. Alles war reif, Alles im Stillen vorbereitet, alle Quellen des Staats insgeheim eröffnet. In Einem Augenblicke war Preußen unter den Waffen und, getreu ſeinen Verſprechungen, entfaltete es eine ſo vollkommene Rechtlichkeit, ſo viel Unerſchrockenheit und Beharrlichkeit, daß es in einem einzigen Feldzuge all den Glanz wieder eroberte, den zehn unglückliche Jahre ihm geraubt hatten.

Die gänzliche und ſtandhafte Anhänglichkeit Preußens an das Syſtem Rußlands und Englands war ein herrliches Unterpfand des Erfolgs; aber Alles war noch nicht gethan; um Frankreich in ſeine rechtmäßigen Grenzen zurück zu treiben, mußte man Deutſchland zu den nehmlichen Grundſätzen vereinigen, und deſſen Lage bot tauſend Schwürigkeiten dar. Getheilt in ſeinem Intereſſe, in der Sache der es anhieng, in der Religion und faſt auch in der Sprache, war Deutſchland ſeit mehrern Jahrhunhunderten ein Raub der traurigſten politiſchen Bewegungen; Buonaparte's Unheil bringender Einfluß hatte vollends dieſes Land verwirrt, deſſen Beſitz er ſich um jeden Preiß ſichern wollte, und „würklich ſchien die Elbe eine Zeit lang das freie Europa von dem unterjochten Europa zu trennen." *)

In dieſer Lage der Dinge fühlte der Kaiſer Alexander, daß es höchſt nothwendig ſey Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Er ſah, daß, um Deutſchland durch Einen Geiſt zu beleben, die Gefahr gemeinſchaftlich ſeyn und der Kampf begonnen werden müſſe, damit er allgemein werde. Bei Lützen blieben die verbündeten Heere Meiſter des Schlachtfeldes, aber ſie konnten ſich die Nothwendigkeit nicht verheelen, vor einem an Zahl und Hülfsquellen überlegnen Feinde für den Augenblick weichen zu müſſen; der anbefohlne Rückzug wurde vollendet ohne Verluſt auch einer einzigen Kanone. Bei Bautzen konnte Buonaparte dem verbündeten Heere auf keinem Puncte beikommen; aber die großen Streiche mußten vorbereitet, Deutſchland die Augen ganz geöffnet werden, und ein Waffenſtillſtand ward unterzeichnet.

Nun war es den deutſchen Fürſten klar bewieſen daß ihre Befreiung in ihren Händen lag. Oeſtreich, überzeugt daß nichts mehr zu berathen, vielmehr es nothwendig ſey, die natürlichſten Gefühle den ſtrengen königlichen Pflich-

---

*) Politiſches Gemählde von Europa nach der Leipziger Schlacht, pag. 57.

Pflichten aufzuopfern, wartete nicht auf bedeutendere Erfolge; der Kaiſer Franz vergaß den Vater um ſich nur des Königs zu erinnern. Dieſer Entſchluß, der mit Vertrauen von einer fünf und zwanzigjährigen väterlichen Regierung erwartet wurde, gab der Coalition 100000 Mann und das ſüdliche Deutſchland. Der Prager Congreß wurde aufgelöſt und der Krieg begann mit neuer Kraft und neuen Hoffnungen.

Ein Feldherr, den die Stimmen eines kriegeriſchen Volkes auf die Stufen des Thrones der Waſa geſtellt hatten, eilte aus Scandinavien herbei, ſobald die Worte Ruhm und Freiheit ertönten; ein natürlicher Trieb ſchob ihn auf Deutſchlands Ebenen; es ſchien, er wolle ſich am Grabe des großen Guſtav als deſſen Erben anerkennen laſſen und ein Bündniß mit deſſen Schatten ſchließen.

Ich werde die militairiſchen Begebenheiten, welche die Eröffnung dieſes Feldzuges auszeichneten, hier nicht wieder darſtellen: nicht den Tag bei Dresden, welcher Moreau koſtete; nicht Culm, wo die Krieger des Leonidas ihres gleichen fanden; nicht Dennewitz und die Ufer der Katzbach, die noch den Nahmen Blücher wiederhallen; alle jene denkwürdigen Orte, wo durch theuer erkaufte Siege die verbündeten Mächte ſich übten, die Feſſeln der Welt zu zerbrechen. Aber bei Leipzig war es, wo endlich die deutſchen Fürſten alle unter ein Panier ſich vereinten, um in dem heiligen europäiſchen Bunde Mann bei Mann zu fechten.

Der Sieg bei Leipzig verſetzte in einem Augenblicke die verbündeten Heere an die Ufer des

Rheins. Nie hatte Buonaparte eine ſolche Niederlage erfahren. Die Ebenen von Leipzig waren die catalauniſchen Gefilde dieſes neuen Attila. Dort hatte er dieſelben militairiſchen Fehler, wie in Rußland, begangen; er war hartnäckig in Dresden, wie einſt in Moſcau, geblieben. Die Vorſehung wollte vor allen Dingen ihn ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines militairiſchen Rufes berauben, des einzigen Blendwerks, das ihn geſchützt hatte. Später ließ ſie ihn in ſeiner ganzen ſcheußlichen Nacktheit erſcheinen, auf daß die Nationen ſich ſagen könnten: „Iſt das der Menſch, der die Welt erſchreckt und die Königreiche geſchlagen hat?“ *)

Während Buonaparte ſeine Schande und Niederlage hinter dem Rhein zu verbergen eilte, erſchienen die verbündeten Fürſten an den Ufern dieſes Stromes und überſchritten ungehindert dieſe ſogenannte natürliche Grenze Frankreichs; auch wurde ſie nicht beſſer vertheidigt durch ihren dreifachen Gürtel von Feſtungen, der um den Preiß von einem Jahrhundert des Ruhms und von zwanzig Jahren der Revolution erkauft war. Die, ihren Grundſätzen ſtets getreuen, verbündeten Fürſten hatten noch einmal Buonaparte'n den Frieden angetragen, aber mit Blindheit geſchlagen, glaubte er ſich beſchimpft, weil man zwiſchen den Pyrenäen und dem Rheine ihm mehr anbot, als Ludwig XIV. beſeſſen hatte, und doch war — nach dem Ausdruck eines muthigen Deputirten — „die franzöſiſche

Kö-

---

*) Jeſaias Cap. 14. V. 16.

Königskrone unter allen Diademen ſtrahlend von Ruhm und Majeſtät.“ *)

Endlich fielen die verbündeten Heere auch in Frankreich ein. Ich werde ihnen nicht folgen auf ihren durch den Sieg bezeichneten Straßen. Brienne, Troyes, Laon, Soiſſons, la Fere-Champenoiſe werden das Andenken ihrer Thaten bewahren. Es treibt mich, in den Mauern von Paris den erhabenen Monarchen zu betrachten, der ihre Ketten bricht, die Erbſchaft des heil. Ludwig deſſen Urenkel und der Welt den Frieden wiedergiebt.

Eine letzte Handlung des Wahnſinns war Buonaparte'n vorbehalten. Er befiehlt die Haupt-

---

*) Rede von Lainez. Die Geſchichte wird die Nahmen Lainez, Raynouard, des Maire von Bordeaux und der Stadträthe von Paris aufbewahren, weil ſie zuerſt die Wahrheit erſchallen ließen und Frankreich ein großes Beiſpiel gaben. Dieſe Ehre gebührt ihnen um ſo rechtlicher, da das, was die Tyrannei Buonaparte's caracteriſirt, vorzüglich darinn beſteht, in Frankreich faſt keinen Widerſtand gefunden zu haben. Dieſer Menſch hatte die Sklaverei in ein ſolches Syſtem gebracht, daß es ihm gelungen war, das beweglichſte Volk auf dem Erdboden in jedem Sinne zu umſtricken. Uns iſt kein einziger in öffentlichen Verhältniſſen geſtandener Mann bekannt, der unter Buonaparte's Regierung die Stimme erhoben hätte; kein Schriftſteller, der wegen Enthüllung einiger ſeiner Frevelthaten beſtraft worden wäre; zehn Jahre des Unglücks und die Gegenwart aller ſiegreichen Heere von Europa waren nothwendig, um die erſten Berathſchlagungen der conſtituirten Autoritäten zu ſchützen und die gerechteſten Anſprüche zu unterſtützen.

Herz. Seine Eigenſchaften waren eben nicht fähig, zärtliche Gefühle einzuflößen; er wollte die ſchöne Spanierin, die ihn beſiegt, eben ſo erobern als eine Feſtung, das heißt mit Sturm. Aber ſie riß ſich aus ſeinen Armen, und rief, flammende Wuth im Auge: „Halt „Böſewicht! die Freyheit konnteſt du mir „rauben, aber nicht die Ehre. Ich kann „mich rächen und ſterben!“ Bey dieſen Worten zieht ſie einen Dolch aus ihrem Buſen, den ihr Morgan mit Müh entwindet.

Widerſtand erhitzt nur heftiger; ſeine Liebe ward *Liebeswuth*: auf zärtliches Zuvorkommen folgte nun die grauſamſte Behandlung. Die ſtolze Spanierin blieb unerſchütterlich, die Flibuſtier fiengen an zu murren, daß ihr Anführer um des Eigenſinnes eines Weibes willen, ſie nun ſchon einen Monat der Unthätigkeit Preiß gegeben, und kurz! Morgan, der nemliche Morgan, der eine Feſtung nach der andern einnahm als ein

Hauptſtadt zu vertheidigen, aber ein glänzender Sieg unter den Mauern von Paris erhöht nur die Tapferkeit und Großherzigkeit des Kaiſers von Rußland; die Flammen von Moſcau hatten ſeine erſten Schritte geleitet, doch aller Groll ſchwindet in dieſer großen Seele. Alexander rächt ſich nur durch Wohlthaten; und dieſes Heer von Barbaren, welches Buonaparte in die Wüſten Aſiens zurück zu werfen verſprochen hatte, dieſes, der Stimme des Fürſten der es anführt gehorchende, Heer miſcht ſich in den Straßen von Paris mit dem von ihm bekämpften Volke und betrachtet die von der Tyrannei befreiten Franzoſen nur als Schlachtopfer, nicht als Feinde.

Es giebt keinen Souverain in der Geſchichte, der einen ähnlichen Triumph davon getragen hätte: nie vereinten ſich Staats-Gründe ſo innig mit den edelſten Empfindungen der Seele. Schlachten gewinnen, Städte verbrennen, Zwietracht ſäen, den Bürgerkrieg fortpflanzen, die Unterſchrift eines Tractats erzwingen, das iſt die Rolle gemeiner Eroberer; aber die Völker befreien, einen verhaßten Tyrannen ſtürzen, überall die rechtmäßige Gewalt wieder herſtellen, königlich handeln nachdem man ritterlich gekämpft hat, auf dem unbeſchränkteſten Throne des Erdbodens ein Menſch bleiben, auf dem Gipfel der Größe ſich vor Gott in den Staub beugen, beſcheiden und einfach die Huldigungen zurückweiſen, den eignen Ruhm gleichſam fliehen — ſehet! das hat der Kaiſer Alexander gethan!

Man vergleiche einen Augenblick ſein politiſches Betragen mit dem des ſogenannten Wiederherſtellers von Frankreich! Buonaparte, mit dem Raube von Europa beladen, trunken durch ſeine lügneriſche Macht und durch zehn Jahre des Glücks, ſcheitert am nordiſchen Coloß. Der Kaiſer Alexander, ohne Kriegserklärung in ſeinen Staaten angegriffen, hebt im Angeſicht von Europa den Handſchuh des Corſen auf, und, ſeinen wilden Gegner mit dem Schwerdte verfolgend von Moſcau bis Paris, zwingt ihn ſich überwunden zu bekennen und des Siegers Gnade knieend anzuflehen. Buonaparte kam nach Rußland, um es mit allen egyptiſchen Plagen heimzuſuchen; Alexander erſchien als ein Schutzengel mitten unter den Franzoſen. Buonaparte, nach ſeiner Gewohnheit, verſuchte in Rußland die Nation von ihrem rechtmäßigen Beherrſcher zu trennen; Alexander gab den Wünſchen der Franzoſen den einzigen Fürſten wieder, der das Blut Ludwig XVI. verſöhnen und das Andenken an zwanzig Leidensjahre vertilgen konnte, ja, mit der ſeltenſten Hochherzigkeit überließ er den Franzoſen die ganze Ehre dieſer großen Reue. Buonapartete ſchändete zu Moſcau die Majeſtät der Thronen und den Frieden der Gräber; Alexanders erſte Handlung zu Paris war eine, mitten im Rauſch des Sieges, der Würde der Menſchheit geleiſtete großmüthige Huldigung. Buonaparte, ſeine Staaten erſchöpfend, ſeine Heere dem gewiſſen Tode liefernd, hat alles ſeiner eignen Erhaltung geopfert; Alexander, durch ſeine Tapferkeit fortgeriſſen, hat mit dem letzten ſeiner Soldaten Beſchwerden und Gefahren getheilt, er hat im Rath der Könige und Feldherrn den Vorſitz geführt. Buonaparte verachtet die Menſchen und würdigt ſie herab; Alexander tröſtet und veredelt ſie. Buonaparte endlich hat, Verhöhnung mit Beſchimpfung verbindend, unſere Altäre beſudelt, unſere Sitten und Geſetze angetaſtet; Alexander hingegen, die Großmuth Heinrich IV. zeigend, hat zu den Franzoſen ihre eigne Sprache geredet.

Rührendes, bewundernswürdiges Gemählde! die Franzoſen haben ihn geſehn, jung und ſchön wie Rinaldo, tapfer wie Tancred, gleich dieſem die Spitze ſeines furchtbaren Schwerdes vor dem heiligen Zeichen der Welt-Erlöſung ſenken; ſie haben ihn geſehn, gleich Gottfried von Bouillon an der Spitze der Kreuzfahrenden Fürſten, ſich beugen vor dem Gott der Heerſchaaren an den vom Blut der Märtyrer gefärbten Orten, und, glücklicher als jener franzöſiſche Held, hat er das Volk, das er auf Erden überwunden, mit dem Himmel ausgeſöhnt.

Der Tag der Buße iſt gekommen. Moreau ſprach auf ſeinem Todbette zu ſeinem getreuen und unglücklichen Freunde: *) „Vergeſſen Sie nicht, allen Franzoſen, die von mir reden werden, zu ſagen, daß ich meinem Vaterlande noch einige Dienſte zu leiſten hoffe; vor allen Dingen, daß alle Partheien ſich in der Nothwendigkeit vereinigen ſollen, Buonaparte

zu

---

*) Dem Obriſten Rapatel, der, in dem Gefecht von Fere-Champenoiſe, unter den Augen des ruſſiſchen Kaiſers, deſſen Adjutant er war, getödtet wurde.

zu ſtürzen. Sagen Sie ihnen, (fügte er mit bewegter Stimme hinzu) daß ich mich der Sache der Menſchheit gewidmet hatte, aber daß mein Herz Frankreich angehörte.“ Dieſe prophetiſchen Worte ſind eingetroffen; der Schatten Moreau's wird nicht mehr ſeufzen. Frankreich iſt frei, und die weitgreifendſte Umwälzung, die jemals ſtatt fand, iſt mit bewundernswürdiger Eintracht vollendet worden. Sie iſt die Morgenröthe einer neuen Ordnung der Dinge; die Herrſchaft der Zerrüttung hat aufgehört, Alles muß in ſeine natürlichen Grenzen zurücktreten. Mit Blut beſprützte Uſurpatoren werden ſich nicht mehr ſchaamlos an die Tafel der Könige ſetzen, nicht mehr deren Grabſtätte theilen; Gott hat ſich hell offenbart! er will nicht, daß die Ordnung der königlichen Geſchlechter unterbrochen werde. Er prüfte dieſe Geſchlechter hart und lange; ſie ſind ſiegreich aus dieſer Prüfung hervorgegangen, und das Erbe von Jahrhunderten wird nicht mehr der Preiß Eines kühnen Tages oder des Glückes ſeyn.

Aber wenn Einer Seits die Sache der Könige durch zwanzig Revolutions-Jahre gewonnen worden, ſo haben auf der andern die Völker ihre Kräfte kennen gelernt; ſie werden ſich erinnern, daß ſie die letzte Schutzwehr der Menſchheit waren; ſie haben ein Recht auf die Erkenntlichkeit derjenigen Fürſten, deren Recht ſie ſo tapfer vertheidigt haben. Voll wechſelſeitiger Hochachtung und beſſer über ihren eignen Vortheil aufgeklärt, werden die Könige und Nationen auf Buonaparte's Grabe das gegenſeitige Opfer des Deſpotismus und der Volks-Anarchie bringen.

Nie hat Europa ein Ehrfurcht gebietenderes Schauſpiel dargeſtellt noch größere Hoffnungen erregt. Frankreich wird die, lange vom Sturm gebeugten, Lilien wieder blühen ſehn und mit ihnen ſeinen Character wieder annehmen. Deutſchland, durch Leiden belehrt und und ſeinen Hausgöttern wiedergegeben, wird nun die Früchte ſeiner Thaten und ſeiner Aufklärung genießen. Rußland, der erſte Hebel der europäiſchen Wiedergeburt, wird von ſeinen langen Arbeiten im Schooſe eines Ruhms ausruhen, der in den Annalen der Welt nicht ſeines gleichen hat. Spanien, welches ſeinen König wieder eroberte, Portugall, welches die Erbſchaft des Hauſes Braganza rettete, und das majeſtätiſche, ruhige England, haben ſich Freundſchaft geſchworen auf den Trümmern von Saragoſſa und auf den Feldern von Vittoria. Die Stadt der Cäſarn konnte nicht lange das Sklavenjoch tragen; eine väterliche Regierung wird ihre Wunden heilen. Die ſkandinaviſche Halbinſel wird nicht ſäumen ſich dem Fürſten anzuſchließen, der zu ihrem Glück berufen iſt. Mit einem Worte, die europäiſche Republik ſteht auf dem Puncte, aus dem Chaos hervor zu gehn und ſich feſter zu begründen. Keine unſinnige Tyrannei wird mehr die Anſtrengungen des menſchlichen Geiſtes hemmen; auf dem ganzen Erdenrunde wird es erlaubt ſeyn zu denken. Litteratur und Wiſſenſchaft, zugleich mit Tugend und Freiheit verbannt, werden nun auch zugleich mit dieſen ihre Wiedergeburt feiern. Der Handel wird alle Nationen verknüpfen; die elenden, dem freien Austauſch der Erzeugniſſe beider Welten geſetzten, Schranken werden von ſelbſt fallen. Der menſchliche Geiſt, von Irrthümern geheilt, durch Unglück gebildet, wird einen ſeiner wahren Größe angemeſſenen Gang gehn; weit entfernt ſich dem Zerſtören zu widmen, wird er ſich beeifern das Gebäude des geſelligen Verbandes wieder aufzurichten. Die Irrlichter einer falſchen Philoſophie ſind in den Blute einer ganzen Generation ausgelöſcht worden; die religiöſen und monarchiſchen Begriffe haben ſich im Unglück der Völker geläutert und in dem Sturze der Könige aufs neue befeſtigt; eine neue Zeitrechnung wird beginnen, ſie trage den Nahmen Alexanders!

Buonaparte allein wird vor Wuth knirſchen; der Anblick des Welt-Glückes iſt die Marter, die Gott ihm aufbehalten hat, ſicher die größte, die er über ihn verhängen konnte. Buonaparte, gezeichnet mit den Stempel der Verwerfung, ſitzend auf dem Felſen, auf dem er nichts hören wird als die Verwünſchungen der Völker, die Seufzer der Mütter, die ihre Erſtgebohrnen von ihm zurückfodern, wird an jedem Tage Quaalen empfinden, die nur Dante's Pinſel zu ſchildern vermag. Todt für Frankreich und für die Welt, wird er noch lebend auf ſeinem Grabe den Fluch der Geſchichte vernehmen, dem die egyptiſchen Könige nur ihre Leichname unterwarfen.

Mein

Mein letztes Wort über das Nibelungen-Lied.

Der wackere Herr Profeſſor Zeune hat die Güte gehabt, mir unterm 12ten Juny noch einen Brief zu ſchreiben, in dem Er folgendes ſagt:

„Da es nicht meine eigne Sache war, welche ich verfocht, ſondern die meiner lieben Altvordern, ſo werden Sie ſelbſt einſehn, daß ich gegen die Geſetze des Ritterthums ſündigen würde, wenn ich vom Kampfplatz abträte, ſo lange mein Gegner noch darauf ſich herum tummelt. Seyn Sie ſo gütig, auch dieſen letzten Gang unſers Turnierſpiels in Ihrem vielgeleſenen Blatte zu erwähnen.“

„Ihr Haupttadel gegen das alte Lied iſt, daß nicht alle Helden lauter Urbilder ſind. Aber wenn Sie Siegfried mit Schinderhannes vergleichen, ſo ſcheinen Sie in dieſem Urtheil nicht ganz unpartheiiſch und leidenſchaftlos geurtheilt zu haben, indem ſich aus dem Vorwort zu Ende vermuthen läßt, daß irgend Jemand Sie ſelbſt leidenſchaftlich angegriffen habe. Wenigſtens, wenn alle Räuberhauptleute ſo viele Aufopferung für ihre Freunde bewieſen, als Siegfried, ſo wären mir ſolche Räuberhauptleute lieber; als manche gekrönte Häupter.“

„Hiezu kommt, daß das ganze Gedicht eine geſchichtliche Grundlage hat. Seit der Herausgabe meiner Ueberſetzung habe ich gefunden, daß Siegfried der Auſtraſiſche Siegbert iſt, (Siegfried und Siegbert iſt eben ſo

Ein Nahme, wie Albert, Albrecht, Alfred, Alfried) auf deſſen Grabſtein zu Soiſſons Er ſelbſt abgebildet iſt auf einem Lindwurm ſtehend. In ſeiner Geſchichte kommt auch Brunehild vor. Von Chriemhilden, Etzel, Dietrich, Rüdeger u. ſ. w. habe ich in der Vorrede geſprochen."

„Alſo das Gedicht iſt geſchichtlich, eben ſo wie Homer, und zwar aus der Urzeit unſers Volks, aus den Zeiten der Völkerwanderung, und, was ſehr wichtig iſt, keine alte Geſchichte (ſelbſt Herrmann der Römerzwinger nicht) lebt ſo noch im Munde des deutſchen Volks, als eben Siegfrieds. In ſo fern nannte es Joh. v. Müller die deutſche Ilias. — Unterdeſſen iſt eine neue Seite des alten Heldenſanges die Erlernung altdeutſcher Sprache und vieler abgeſtorbenen Wurzeln, die wohl Beherzigung verdient. — So biete ich Ihnen, als meinem vielgewandten Kampfgegner, ehrlich und treu meine Rechte."

Und ich ergreife ſie und drücke ſie herzlich und — räume meinem wackern Gegner das Feld. Zwar bin ich mir innigſt bewußt, nicht die mindeſte Leidenſchaftlichkeit in dieſen Streit gemiſcht zu haben, doch mag der Vergleich mit Schinderhannes wohl zu hart ſeyn. Auf jeden Fall hätte ich einen weit vornehmern Räuber nennen ſollen, der leider nicht, wie Schinderhannes, gerädert worden iſt. — Alles was Hr. Profeſſor Zeune vom Geſchichtlichen und von der altdeutſchen Sprache anführt, laſſe ich gern gelten und in dieſer Hinſicht wird das Nibelungen-Lied auch für mich ein hohes Intereſſe haben. Nur meinen **Geſchmack** kann ich nun einmal nicht ändern, das iſt vielleicht die Schuld meines herannahenden Alters. Ich werde, ſo lange ich lebe, den Oberon lieber leſen als die Nibelungen. Ich verlange ja auch nichts weiter, als daß die Herren Nibelungiſten uns ihre Geſchmäcke nicht ſo vornehm aufdringen ſollen. Nur keine Intoleranz! es wäre doch kläglich, wenn dieſe, aus der Religion verbannt, in den ſchönen Wiſſenſchaften eine Freiſtatt gefunden und ſolche dadurch eben ſo entweiht hätte, als ein Verbrecher die Kirche, in die er flieht. Will man den Glauben an das Nibelungen-Lied durchaus zu dem allein ſelig machenden Geſchmack erheben, ſo ſorge man wenigſtens dafür, daß es ſtets ſolche Prediger finde, wie den Herrn Profeſſor Zeune, die mit der Wärme für ihren Gegenſtand Humanität verbinden. Was mich betrifft, ſo bin ich nunmehr dem alten Liede hoch verpflichtet, indem es mir die Bekanntſchaft eines ſo achtungswerthen Mannes verſchafft hat, und ſo hoffe ich, daß wir beyde mit gegenſeitigem Wohlwollen von dieſem Kampfplatz abtreten.

Miscelle.

Im Aprilſtück der Zeiten wird geſagt: „Der Sturz Buonaparte's verkündigt die Lehre mit gewaltiger Kraft, daß kein Regent, wie groß auch die errungene Macht ſeyn möge, ſich auf einem Throne ſicher achten kann, den das Erbrecht nicht ſchützt; ſo wie die Wiedereinſetzung der Bourbons die Lehre ausſpricht: daß die Würkung des Erbrechts zwar wohl eine Zeit lang unterdrückt, aber nie ganz vertilgt werden könne. Der Mißbrauch, den Buonaparte von ſeiner Gewalt machte, hat ſeinen Sturz zwar vorbereitet, aber bewürket werden konnte er ſelbſt unter dieſen Umſtänden nur — das wagen wir zu behaupten — weil das Erbrecht ihn nicht ſchützte.“

Dieſe Anſicht iſt zwar ſehr gefällig, aber auch ſehr ſchief, und möchte, bei aller Ehrfurcht für das Erbrecht, im vorliegenden Falle, ſo wie in tauſend andern Fällen, wohl nicht anwendbar ſeyn. Wenn Buonaparte nur noch in Dresden, ja ſelbſt noch während des Congreſſes zu Chaumont, klüger war, hätten jemals die Bourbons ihm den Thron ſtreitig machen können? — das Erbrecht ſoll nie ganz vertilgbar ſeyn — warum ſind den die Stuarte nicht wieder auf den engliſchen Thron gekommen? — wie viel hundert ſolcher Beiſpiele könnte man aus der Geſchichte anführen!

Frühſtück, mußte weichen, dem ed'en Starrſinn eines Weibes. Panama ward angezündet, der Sieger zog ſich zurück, mit einer großen Menge von Gefangenen, die einige Tage nachher ranzionirt wurden, und ſo erreicht' er die Mündung des Chagre, wo ſeine Schiffe ihn erwarteten, mit unermeßlicher Beute beladen.

Dieſe Beute ſollte nun getheilt werden; der angeſetzte Tag erſchien, Alles lag noch im tiefſten Schlummer begraben, als Morgan, mit den vornehmſten Flibuſtiern ſeiner Nation, Eines der Schiffe beſtieg, und nach Jamaika ſegelte, ſtrotzend von den Schätzen einer Stadt, in der die Reichthümer der alten und neuen Welt zuſammenfloſſen. Dieſe Treuloſigkeit, von der man kein Beyſpiel hatte, verurſachte eine unausſprechbare Wuth. Die Engelländer verfolgten den Räuber, in der Hoffnung, ihm die Beute zu entreißen, oder mit ihm zu theilen. Die Franzoſen, die

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 19.

Erklärung.

Der Recenſent von Müller's St. Petersburg fodert No. 135 der Halliſchen Litteratur-Zeitung den Herausgeber dieſer Blätter auf, dasjenige, was in denſelben über ſeine Recenſion geſagt worden, als eine Uebereilung des Patriotismus zurück zu nehmen. Es thut mir leid, daß ich das nicht kann. Wenn ein Buch Anecdoten erzählt, die denjenigen, von dem ſie erzählt werden, beſchimpfen und verächtlich machen, und zwar ohne allen Beweiß, nicht wahr ſo iſt es eine Schmähſchrift? — Sollte der Recenſent verlangen, daß ich ihm die Seiten bezeichne, auf welchen ſolche Anecdoten von Perſonen vorkommen, welche die höchſte Ehrfurcht verdienen? wie auch von andern, welche die erſten Würden des Staats bekleiden? — muß ich dem wohlunterrichteten Recenſenten noch beweiſen, daß Hr. Dr. Müller bis in die innerſten Gemächer des Monarchen, ja bis vor das Sterbebett eines berühmten Kriegers gedrungen ſeyn mußte, um zu wiſſen, was dort bei nächtlicher Weile und hier im Scheiden geſchah? —

Der Recenſent fodert von mir eine **beſonnene** Durchſicht ſeiner Anzeige; ich hingegen fodere von ihm eine **beſonnene** Durchſicht des Werkes, welches er angezeigt hat. Die Seiten 209, 214, 363, 365, 374, 491 will ich nur durch Zahlen bezeichnen, da ſie **Abſcheulichkeiten** enthalten, die ich nicht einmal abſchreiben mag. Aber auch außer dieſen giebt es noch der Stellen bei Hunderten, welche das Buch als die **infamſte Schmähſchrift** auf eine große, ruhmwürdige Nation characteriſiren. Die Religion der Ruſſen ſoll in bloßen Formeln beſtehn (p. 36), die Ruſſen ſollen das Gefühl der Rechtlichkeit ſehr wenig kennen (p. 49), ſollen gern lügen und nicht wiſſen was es heißt, Wort zu halten (p. 61), im Auslande habe man ſolche Beweiſe von ihrer Menſchlichkeit, daß man überall den **befreundeten** Ruſſen die Franzoſen als **Feinde** vorziehe (p. 61), ſie ſollen undankbar ſeyn und zwar die Vornehmen ſo wohl als der Pöbel (p. 63); die Franzoſen ſtünden auf der höchſten Stufe der Geiſtes-Cultur, die Ruſſen hingegen unter allen europäiſchen Nationen, die Türken ausgenommen, auf der niedrigſten (p. 65); der Franzoſe ſey von dem zarteſten Ehrgefühl durchdrungen, dem Ruſſen hingegen ſey dieß Gefühl gänzlich unbekannt; der Franzoſe ſey großmüthig ſelbſt gegen ſeine Feinde (!) der Ruſſe hingegen kenne im Kriege nur Zügelloſigkeit; der Franzoſe beſitze einen großen National-Stolz, deſſen der Ruſſe gänzlich ermangle

mangle (p. 66). In Europa ſeyen die Ruſſen künftig nur durch eine Wanderung zu fürchten, gleich der der Hunnen (p. 72); eine Revolution bereite ſich vor (p. 119); u. ſ. w. u. ſ. w.

Nun frage ich, ob es nöthig ſey, eine Nation tiefer herabzuwürdigen, als Hr. Dr. Müller gethan hat? und das nennt der Recenſent mit ſanfter Gelindigkeit blos Uebereilungen und Irrthümer? und da kann er noch behaupten, er hege die höchſte Achtung für Wahrheit und Sittlichkeit? und da kann er noch ſagen: man müſſe, ohne die offenbarſten und unleugbarſten Beweiſe, keine gehäſſigen Abſichten unterſchieben? — Mein Gott! ſind denn die Beweiſe, die in dem Buche ſelbſt faſt auf jeder Seite liegen, noch nicht offenbar und unleugbar genug? — Er kann mir vorwerfen, ich hätte Schicklichkeit und Wahrheit hintan geſetzt? Er konnte ein Buch anpreiſen, in welchem Schicklichkeit und Wahrheit auf allen Blättern verletzt worden ſind? — Geſetzt es befände ſich in dieſem Buche einiges lobenswerthe, ſo hätte doch das Ganze durchaus als eine Schmähſchrift bezeichnet werden müſſen. Oder hat der Recenſent Beweiſe für die Wahrheit aller oben angeführten Stellen? nemlich andere Beweiſe, als das bloße Wort des 24jährigen Hr. Doctor Müller? ſo trete er auf und mache ſie geltend.

Freilich muß der Recenſent wohl in ſeinen Urtheilen über Rußland mit Hrn. Dr. Müller übereinſtimmen, denn ſonſt würde er nicht noch jetzt erklären, „er habe in deſſen Buche im Ganzen die freie Anſicht eines geiſtreichen und *wohlunterrichteten* jungen Mannes zu entdecken geglaubt, der ſich nur *zuweilen* etwas zu grell und zu abſprechend ausſpreche.“ Nun wenn das iſt, ſo können der Recenſent und ich über dieſe Materie gar nicht ſtreiten, da ich, gerade umgekehrt, in dem *Ganzen* die ſehr *beſchränkte* Anſicht eines *übel unterrichteten* jungen Mannes zu entdecken geglaubt habe, der, nicht *zuweilen*, ſondern *immer*, ſehr grell abſpricht. Da mir nun mit dem Recenſenten gleiches Recht zuſteht, meine Meinung über ein Buch zu ſagen, (ob ich gleich nicht die Ehre habe Mitarbeiter an einer Litteratur-Zeitung zu ſeyn), ſo begreife ich nicht, warum er mich in die Schranken fodert? — Er will, ich ſolle ihm bezeugen, daß er nur dasjenige bedeutend *herausgehoben* und als treffend bezeichnet habe, was würklich ſo zu nennen ſey; und doch ſagt er auch noch *jetzt* in ſeiner Auffoderung: das Buch ſey *im Ganzen* das Werk eines wohlunterrichteten Mannes? wer ein Buch im *Ganzen* ſo bezeichnet, der darf ſich nicht mehr auf das berufen, was er *herausgehoben* hat. Das iſt es ja eben, was ich behauptet habe: der Recenſent hat das Buch *im Ganzen* angeprieſen, er hat deſſen im *Ganzen* mit Wohlgefallen erwähnt und, wo er hie und da nicht beiſtimmte, *ſehr ſanft* zurecht gewieſen mit *wenigen milden* Worten; ja es iſt merkwürdig, daß die einzige etwas *längere* Zurechtweiſung blos *ſeine eigene Perſon* betrifft. Ich finde folglich, nach der *beſonnenſten Durchſicht*, daß es mir unmöglich iſt, auch nur ein

Wort von dem zurück zu nehmen, was ich über das Buch und über die Anzeige deſſelben geſagt habe.

Ich muß noch einer ſehr auffallenden Behauptung erwähnen. Der Leſer hat oben geſehn, welch' ein entſchiedener Partiſan der Franzoſen der Hr. Dr. Müller iſt. Ihm zufolge ſtehen die Franzoſen auf der höchſten Stufe der Geiſtes-Cultur, ſind vom zarteſten Ehrgefühl durchdrungen, ſind großmüthig ſelbſt gegen ihre Feinde u. ſ. w. So ſpricht der Hr. Doctor von Menſchen, die ſein Vaterland auf das Schimpflichſte unterjocht hatten; und dieſen Mann nennt der Recenſent einen deutſchen Jüngling von ächt deutſcher Bildung! Gott ſey Dank, daß es ſolcher ächtdeutſchen Jünglinge nicht viele gegeben hat! die tapfern Schaaren unſerer Freiwilligen würden ſich ſonſt nie zu den deutſchen Fahnen geſammelt haben. Wie hätten ſie gegen einen ſo großmüthigen Feind fechten können?

Daß ich den Hrn. Dr. Müller einen Spion des franzöſiſchen Geſandten genannt habe, das nennt der Recenſent eine leidenſchaftliche Auſſage, die unerwieſen ſey. Er hat überſehn, daß der Beweiß ſo ziemlich klar in dem Buche ſelbſt liegt. Müller nemlich erzählt, es ſeyen mehrere ruſſiſche Officiere, des ruſſiſchen Dienſtes müde, zu Lauriſton gegangen, um Frankreich ihre Dienſte anzubieten. Nicht wahr, dieſe angebliche Thatſache konnte Müller nur erfahren entweder von jenen Officieren ſelbſt oder von dem Geſandten? nun frage ich: iſt auch nur die entfernteſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß pflichtvergeſſene Officiere, die wohl wiſſen, welche Strafe ihrer harrt, wenn man ſie entdeckt, ihr gefährlichſtes Geheimniß einem Fremden anvertrauen werden? und zwar nicht Ein Officier, der etwa zufällig des Fremden vertrauter Freund geworden wäre, ſondern mehrere, die doch wohl nicht Alle, in einem ſolchen Verhältniß zu ihm ſtanden? — Hr. Dr. Müller muß alſo die Nachricht von dem Geſandten ſelbſt haben; und nun frage ich ferner: wird der Geſandte eine ſolche Nachricht ihm mittheilen, wenn er kein franzöſiſcher Eingeweihter, mit andern Worten ein Spion iſt? — und hat er ſich deſſen nicht noch mehr dadurch verdächtig gemacht, daß er die Franzoſen ſo ungebührlich rühmt? daß er ſie auf die oberſte, die Ruſſen auf die unterſte, Stufe der Cultur ſtellt? — ein Menſch, der die Ruſſen blos als Hunnen betrachtet, wird er ſich ein Gewiſſen daraus machen, den angebeteten Franzoſen dieſe Hunnen zu verrathen? zumal da er damals überzeugt war, die Ruſſen könnten nicht gegen die Franzoſen fechten, ſie müßten unterliegen? — Der Recenſent, der ſich der Ruhe und Unpartheilichkeit rühmt, wird bekennen müſſen, daß, wenn meine Anſicht dennoch irrig ſeyn ſollte, ſie wenigſtens ſehr viel für ſich hat.

Er will zwar die Unſchuld des Müllerſchen Werkes unter andern auch dadurch begründen, daß es noch jetzt öffentlich verkauft werden dürfe. In Deutſchland iſt das leider der Fall, und ich bleibe dabei, dieſe Nachſicht der ſonſt ſo ſtrengen Cenſur für eine Inconſequenz zu halten; denn, wenn zu derſelben Zeit, da Müllers Werk erſchien, in einem andern ähnlichen Werke über Frankreich auch nur zum tauſendſten Theil ſo viel ehrenrühriges gegen Buonaparte und die Franzoſen geſtanden hätte, würde man es nicht verboten haben? warum beobachtet man denn nicht gegen Rußland dieſelbe Wohlanſtändigkeit? gegen die Ruſſen, welchen Deutſchland ſeine Befreiung verdankt? gegen die Ruſſen, die, nicht als Hunnen, ſondern als Erretter und Befreier erſchienen ſind? — ja, es iſt und bleibt eine Inconſequenz, daß in demſelben Augenblicke, wo dieſe edlen Befreier noch mitten in Deutſchland ſind, man in allen Buchläden leſen kann, daß ſie zu der verworfenſten Nation gehören. Wie ſehr dieſe Schmähſchrift die Ruſſen ſelbſt empört hat, beweißt, daß nicht allein das Buch, ſondern auch des Recenſenten Anzeige deſſelben, in ganz Rußland verboten ſind, und daß mehrere Perſonen, welche die letztere ſchon beſeſſen, ſie der Regierung haben ausliefern müſſen. Wohl zu merken, das geſchah zu einer Zeit, als ich ſelbſt die Anzeige noch nicht geleſen, noch weniger öffentlich gewürdigt hatte; man muß ſie alſo doch wohl auch, ohne weitere Anregung, für lobpreiſend gehalten haben.

Komiſch habe ich es gefunden, daß der Recenſent das Müllerſche Werk als eine Frucht der, jetzt durch das edelſte deutſche Blut ſchwer errungenen Denk- und Preßfreiheit darzuſtellen ſucht und mir vorwirft, daß ich dieſelbe habe beeinträchtigen wollen. Mit nichten! Jene Schmähſchrift war blos eine Frucht der franzöſiſchen Denk- und Preß-Freiheit; ſie wurde im damaligen Frankreich gedruckt, nemlich zu Mainz; ſie war nichts als franzöſiſcher Geifer, mit keinem deutſchen Blute vermiſcht; unſere Denk- und Preßfreiheit, wenn ſie anders exiſtirt, war noch nicht errungen. Iſt ſie es jetzt, ſo finde ich es um ſo auffallender, daß der Recenſent ſelbſt groſſe Luſt bezeugt ſie zu unterdrücken, indem er mir verbieten will, über ein Buch eine Meinung zu verlautbaren, die ich mit ganz Rußland theile.

Warum der Recenſent mich einen halb Deutſchen nennt, weiß ich nicht. Geſchieht es in Rückſicht auf meine Geſinnungen, ſo muß ich darüber lächeln; geſchieht es in Rückſicht auf meine Geburt, ſo muß ihm wohl unbekannt geweſen ſeyn, daß ich mitten in Deutſchland gebohren bin.

Die Halliſche Litteratur-Zeitung, die oft von den wichtigſten Werken viele Jahre lang ſchweigt, hat (vermuthlich zu ihrer Rechtfertigung) für nöthig erachtet, von dieſer Schmähſchrift noch eine Recenſion aufzunehmen, die abermals drei Blätter füllt! Das Reſultat derſelben iſt, man müſſe nicht Alles ſo genau nehmen; der Verfaſſer habe es doch nicht bös gemeint; freilich ſey vieles ſchief und falſch, aber Manches ſey doch auch wahr, und im Ganzen laſſe ſich das Buch doch recht gut leſen u. ſ. w. Es herrſcht in der That eine unbegreifliche, glatte Gelindigkeit in den Urtheilen über dieſes Machwerk. Wie würde man es heruntergeriſſen haben, wenn es zu derſelben

Zeit Frankreichs Blößen aufgedeckt hätte! Dieſe Betrachtung erweckt trübe Gedanken! — Die letzte Recenſion hätte, wie mich dünkt, füglich ganz wegbleiben können, denn ſie iſt weder warm noch kalt, und ihr berühmter Verfaſſer hätte vielleicht fühlen ſollen, daß ein Aufenthalt von 14 Tagen oder drei Wochen in Petersburg nicht hinreicht, um ein entſcheidendes Urtheil weder für noch wider zu fällen. Länger iſt er aber nicht dort geweſen. Faſt mögte ich behaupten, er habe auch Hrn. Müllers Buch nicht aufmerkſam geleſen, ſonſt würde er nicht ſagen, Müller habe die Erziehungs-Anſtalten gerühmt, die unter der unmittelbaren Fürſorge der Kaiſerin Mutter ſtehn. Gerade da hat er ſich (p. 126) einen der muthwilligſten Ausfälle erlaubt.

Wenn ich nun den ganzen Vorfall noch einmal menſchlich betrachte, ſo ſcheint mir folgendes klar: hätten Hr. Dr. Müller und deſſen Recenſent und die Redaction der Litteratur-Zeitung die neueſten Begebenheiten ahnen können, ſo würde der erſte ſein Buch nicht ſo geſchrieben, oder der zweite es nicht ſo beurtheilet, oder die dritte eine ſolche Beurtheilung nicht aufgenommen haben; allein man glaubte damals, dabei ſey gar nichts zu wagen. Man ſtimmte in den Ton der Franzoſen, und das mochte damals klug genannt werden. Nun aber, bei ſo veränderten Umſtänden, will man ſich ſo gut als möglich aus der ſchlimmen Sache ziehn, und darum gehn die Herrn nun auf mich los, weil meine laut gewordenen Bemerkungen ihnen das Spiel ein wenig verdorben haben. Alle hängen jetzt den Mantel nach dem Winde. Hätte man ſich lieber ſchweigend in den Mantel gewickelt, zu einer Zeit wo der Wind aus Weſten ſtürmte, ſo wären nun jene Blätter der Litteratur-Zeitung in Rußland nicht verboten worden.

Zum Schluß noch ein Wort an die Redaction derſelben. Dieſe hat ſich unterſtanden, die Auffoderung des Recenſenten, welche in einem ziemlich ruhigen, anſtändigen Tone geſchrieben iſt, unter folgender Ueberſchrift abdrucken zu laſſen: „Rüge eines, in den politiſchen Flugblättern des Hr. v. K. begangenen Unfugs.“ Dieſe Art ſich auszudrücken iſt, wenn wir es recht gelinde benennen wollen, eine große Impertinenz. Daß die Recenſion des Müllerſchen Werkes lobend war, kann nicht geleugnet werden; daß in dieſem Werke der Verfaſſer ſich beſtrebt hat, den Monarchen, die Großen und das Volk von Rußland verächtlich zu machen, kann auch nicht geleugnet werden; daß eine Litteratur-Zeitung von ſolchen Werken eigentlich gar keine Notiz nähme, mögte am klügſten ſeyn; daß aber, wenn ſie Notiz davon nehmen will, es nicht genug iſt zu ſagen: es befinden ſich einige Unrichtigkeiten in dem Werke, ſondern daß ſie, um ihres eignen Rufs willen, ſehr beſtimmt erklären müßte: es ſey höchſt verdammungswürdig, daß ein Fremdling von 24 Jahren die albernſten und beſchimpfendſten Anecdoten in ſeinen Cotterien ſammle, ſie mit wegwerfenden Urtheilen und Raiſonnements verbräme und mit jugendlichem Ueberdie der Verluſt gleich nahe angieng, ſegelten mit günſtigem Winde nach der Schildkröten-Inſel, von da aus ſie verſchiedene Streifereyen wagten. Aber keine war von Bedeutung, bis ums Jahr 1683, damals entſpann ſich ein Unternehmen von der größten Wichtigkeit.

Der Urheber des Entwurfs hieß **Van Horn**, zu Oſtende gebohren, ſeit ſeiner früheſten Jugend aber in Frankreichs Dienſten. Sein wilder Muth litt nie, daß Einer der Seinigen ein Zeichen der Schwäche oder Furcht an ſich blicken laſſe. In der Hitze des Kampfes, flog er von einem Ende des Schiffes zum andern, faßte jeden ſeiner Leute ſcharf ins Auge, und wenn Einer beym Sauſen einer Kanonenkugel ſich bückte; ſo ſtieß er ihn nieder. Dieſe ſonderbare Mannszucht hatte ihn zum Schrecken der Feigen, und zum Abgott der Muthigen gemacht. Mit Männern von Herz theilte er gern ſeine Beute, die Fregatte, mit der er kreuzte, war ſeine eigene.

Uebermuthe dem Publicum auftiſche, das ſcheint mir eine unerläßliche Pflicht ſowohl der Rechtlichkeit als der Klugheit. Wenn ein Bube einem Ehren-Manne unverſehens eine Ohrfeige gäbe, was würde man von dem Richter ſagen, der ſein Urtheil folgendermaßen ausſpräche: „Es liegt in dem Verfahren dieſes Buben zwar manches, was wir nicht billigen können, indeſſen muß man doch geſtehn, daß der Schwung ſeiner Hand, indem er die Ohrfeige gab, viel graziöſes hatte, und was die Ohrfeige ſelbſt betrift, ſo muß man es nicht ſo genau damit nehmen, da er noch jung iſt und es eben nicht bös damit gemeint hat. Folglich wird es am beſten ſeyn, der Ohrfeige gar nicht zu erwähnen, ſondern nur den graziöſen Schwung ſeiner Hand in Betrachtung zu ziehn.“ Würde ein ſolches Urtheil gebilligt werden? und dürfte der Richter denjenigen, der es mißbilligte, eines Unfugs beſchuldigen? — Hat man Einmal das Unglück gehabt eine Impertinenz zu begehn, ſo muß man nicht durch eine zweite Impertinenz die erſte wieder gut machen wollen.

Ein Vorſchlag.

Man wird bisweilen plötzlich von einer Idee ergriffen, die mit Einem Male hell vor der Seele ſteht, und mit einer Sicherheit ſich darſtellt, die gleich im erſten Augenblicke gar keinen

nen Zweifel an ihrer Ausführbarkeit Raum giebt. Solche Ideen ſind auch eine Art von Offenbarung; eine ſolche Offenbarung iſt mir geworden und ich eile ſie dem Publicum mitzutheilen, in der feſten Ueberzeugung, es werde ſchwerlich einen Leſer geben, der nicht ſchnell und laut in meinen Vorſchlag einſtimmte.

Seit ſiebenzehn oder achtzehnhundert Jahren liegt im Odenwalde, auf dem Felsberge unweit Reichenbach, in einer Vertiefung des Berges, ein ſchönes Denkmal des Alterthums, die ſogenannte Rieſen-Säule, von ſchönen, grauen, mit weißen und grünen Körnern vermiſchten Granit, 31 Schuh 8 Zoll lang, unten 4 Schuh 6 Zoll, oben 3 Schuh 10 Zoll im Durchmeſſer; darneben ein Granitblock von 40 Fuß im Umfange, der Rieſen Altar genannt und ohne Zweifel zum Fußgeſtelle jener Säule beſtimmt, die unſtreitig, zu den Zeiten der Römerherrſchaft, an Ort und Stelle von Römern behauen worden, wie ſolches ein losgeſprengtes, ungeheures, aber noch nicht weiter bearbeitetes Felsſtück beweißt, welches nahe dabei liegt. Eine höhere Granit-Säule möchte wohl in Deutſchland nicht gefunden werden. Sie wird noch merkwürdiger durch die Steinart. Sie beſteht nehmlich aus demſelben Granit, aus welchem die ungeheuren Obelisken in Egypten und Rom gehauen worden ſind, und den man ſonſt nur in Aſien und Afrika einheimiſch glaubte. Er nimmt die feinſte Politur an und iſt von faſt unzerſtörbarer Härte.

Warum iſt dieß Römer-Werk, welches die ſtaunende Nachwelt Rieſen zuſchrieb, dort ungenutzt liegen geblieben? — Ohne Zweifel weil es an Kenntniß oder Mitteln fehlte, es fort zu ſchaffen. — Aber wohin gehört dieſe prächtige Säule? — offenbar auf das Schlachtfeld bei Leipzig. Da muß ſie ſtehn! Da muß ein Denkmal, verfertigt von den erſten Unterjochern der Deutſchen, aufgeſtellt werden, zur Erinnerung an den herrlichen Sieg über die letzten Unterjocher der Deutſchen. Dieſes Denkmal wird noch unendlich an Werth gewinnen durch den begeiſterten Gedanken, daß die übermüthigen Römer es waren, die, vor ſo vielen Jahrhunderten, vom Schickſal gleichſam gezwungen wurden, für ihre damaligen Sklaven eine ſolche Trophäe zu bearbeiten, damit ſie einſt in ſpäter Zukunft den Sieg der deutſchen Enkel über ein Volk bezeichne, auf welches die Römer ihren Uebermuth vererbt hatten. Warlich! es wird kein Deutſcher an dieſer Säule vorübergehn, ohne daß ihm das Herz gröſſer würde.

Mein Vorſchlag hat noch auſſerdem in unſern geldarmen Zeiten das Gute, daß er uns die Koſten eines Denkmals erſpart, denn die Römer, die einſt die Deutſchen plünderten, haben wider ihren Willen die Koſten dazu hergeben müſſen. So viel als erforderlich iſt, um die Rieſen-Säule aus dem Odenwalde an den beſtimmten Platz zu ſchaffen, ſo viel wird Deutſchland doch wohl aufbringen können? — die Schwürigkeit des Transportes kann nicht abſchrecken. Freilich iſt ihr Gewicht auf 61,440 Pfund berechnet worden; allein wenn man weiß wie das große Felſenſtück, welches der Bildſäule Peter des Großen in Petersburg zum Fußgeſtelle dient, aus einem Moraſte in Finnland, unbehauen, durch Hülfe künſtlicher Maſchienen nach Petersburg geſchafft worden, ſo wird man auch dieſen Transport nicht unmöglich finden.

Möchten alle Zeitungen meinen Gedanken aufnehmen und er jeden Leſer ergreifen, wie er mich ergriffen hat!

Wer ſich über dieſe Rieſen-Säule noch näher unterrichten will, dem zeige ich an, daß **Häfelin** eine eigne Abhandlung von ihr geſchrieben; (acta acad. Palat. T. IV.) daß auch **Winkelmann** in ſeiner heſſiſchen Landesgeſchichte von ihr geſprochen, und endlich, daß noch vor kurzem in einem Buche, betitelt **römiſche Denkmäler des Odenwaldes u. ſ. w.** vom Regierungsrath **Knapp**, ihrer erwähnt worden.

Miscellen.

In der **Jenaiſchen Litteratur-Zeitung** Nr. 78 ſteht folgendes: „Wir kennen zwei gleich verderbliche Meinungen über Deutſchlands Zukunft, die ſelbſt unter Staats-Männern von Einſicht umher ſpuken. Die Eine — daß man den geſammten Germanien gar keine politiſche Verfaſſung geben, es nur durch ein kriegeriſches

Band zuſammen halten und dann jeden Winkel und Staat für ſich ſchalten laſſen ſolle — führt zu militairiſchem Deſpotismus anfangs, und dann zur völligen Vernichtung der Deutſchen als einer Nation. Die Andere — daß man gänzlich die alte Reichsverfaſſung wieder herzuſtellen habe — wird uns auch in die alte Schwäche und in die Verhältniſſe zurück bringen, durch welche das Reich in Trümmern zerfiel."

Auch dieſe Anſichten ſcheinen mir wenigſtens ſehr einſeitig zu ſeyn. Ich kann mir recht gut ein kriegeriſches Band denken, welches nicht zum Militair-Deſpotismus führt, und eben ſo gut kann ich mir die Wiederherſtellung der alten Reichsverfaſſung denken, mit Modificationen, die das Zerfallen in Trümmern wohl verhüten würden. Auf das *Wie* kommt ja überall am meiſten an. Die alte Reichsverfaſſung hat doch lange genug mit Ehren beſtanden. Sie war ein majeſtätiſches Gebäude, an dem der Baumeiſter nichts verſäumt hatte; daß man es aber nie *reparirte*, das war nicht ſeine Schuld.

Im *europäiſchen Aufſeher* p. 329 kommt die Stelle vor: „es iſt ausgemacht, der Regent kann im Ganzen nur das ſeyn, was das Volk will, das er beherrſcht."

Das ſcheint mir nichts weniger als ausgemacht zu ſeyn. Wie äuſſert denn das Volk ſeinen Willen? — leider darf es in vielen Staaten ihn gar nicht äuſſern. Nur, wo Preßfreiheit herrſcht, möchte der Satz gültig ſeyn. Aber eben darum herrſcht ſie nirgend.

In den Coreſpondenz-Nachrichten aus Paris, welche das Morgenblatt Nr. 95 liefert, befinden ſich zwei große Lücken, und es iſt durch Strichlein angedeutet, daß da etwas geſtanden hat, was, dem Zuſammenhange zufolge, nur Buonaparte betroffen haben kann. Iſt denn in Stuttgart noch immer nicht erlaubt etwas Nachtheiliges über Buonaparte zu ſagen?

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 20.

Merkwürdige Sinnes-Aenderung.

Herr Profeſſor Arndt iſt bekanntlich der glühendſte deutſche Patriot, und alle ſeine Aeuſſerungen, die Franzoſen betreffend, verkünden einen ewigen, unauslöſchbaren Haß. Auch trift dieſer Haß nicht etwa blos die franzöſiſchen Krieger, die unſere Plagegeiſter waren, ſondern alle Franzoſen ohne Ausnahme, man muß folglich voraus ſetzen, daß ſie ihn auch alle verdient, und zwar um ihn verdient haben. Wenn ich nun beweiſe, daß er vor zwölf Jahren gerade das Gegentheil von dem dachte und ſchrieb, was er jetzt denkt und ſchreibt, ſo wird man ſich natürlich verwundern und fragen: wie geht das zu?

Hr. Arndt hat im Jahr 1802 Bruchſtücke einer Reiſe durch Frankreich drucken laſſen, aus welchen ich die in jener Rückſicht merkwürdigen Stellen ausheben und mit ſolchen aus ſeiner letzten Schrift des Jahres 1814 zuſammenſtellen werde, die ihnen geradezu widerſprechen. Am Ende wollen wir verſuchen das Reſultat heraus zu finden.

Noch ein Wort über die Franzoſen und über uns, gedruckt 1814.	Bruchſtücke einer Reiſe durch Frankreich, gedruckt 1802.
pag. 9. Sie werden nicht glauben, daß kriechende wedelnde Hunde, Ungeheuer u. ſ. w. plötzlich Menſchen geworden ſind.	pag. 47. Ich will mit Wohlgefallen geſtehn, daß ich hier unter Menſchen lebe. — Mir war unter dieſen Menſchen nach meiner Küſten-Reiſe zum erſtenmal wieder menſchlich ums Herz.
pag. 4. Geiziges, ſpitzbübiſches Judenvolk.	pag. 48. Sie ſind untereinander mit einer Frohherzigkeit und Lebendigkeit, die ein wahres Vergnügen macht. Eben ſo muß ich alle öffentliche militairiſche und bürgerliche Beamten rühmen, mit welchen ich zu thun gehabt habe. Immer bereitwillig und höflich, und dabei doch gut bürgerlich, ohne neugierig oder zudringlich zu ſeyn, habe ich nie eine öffentliche Stube mit dem unangenehmen Gefühl verlaſſen, welches einem im ſteifen und formalen Vaterlande nur zu oft mitgegeben wird.
pag. 4. Sich und alle Welt verkau-	pag. 54. Ich habe es ſchon bei mehreren Gelegenheiten

kaufende und verrathende Verbrecher, Diebe, und Räuber aller Länder.

pag. 7. Zu Freunden wollen und können wir das treuloſe Volk nicht haben.

pag. 9. Ränke und Tücken. — Franzoſen bleiben Franzoſen.

heiten geſagt, und es freut mich, daß ich es noch einmal ſagen kann, daß es unter den Soldaten der Republik mir immer ſehr gut gefallen habe. Da herrſchte eine gewiſſe Freiheit und Offenheit, die ſich ſogleich Vertrauen erwarb, ein richtiges Urtheil, das weniger durch Rückſichten des Intereſſe verſchroben ward, eine Artigkeit, die mit ſo viel Menſchlichkeit verſetzt war, daß ſie mehr als Artigkeit heißen konnte. Da konnte man lebendige Männer in jener ruhigen Kraft ſehn, die allein den Mann macht. Da war keine Affectation u. ſ. w.

pag. 55. Dieſe Soldaten ſind in Nizza meine liebſte und meiſte Geſellſchaft geweſen, und durch ſie bin ich zuerſt in den franzöſiſchen Character eingeweiht, der mich auch nicht getäuſcht hat.

pag. 80. Die Augen, (der Provenzalen) wie die ganze Geſtalt, brennen von Feuer und leben und haben die franzöſiſche Geradheit.

pag. 24. Dahin werde ich arbeiten mein lebenlang, daß die Verachtung und der Haß dieſes Volks in den deutſchen Brüſten die tiefſten Wurzeln ſchlagen.

pag. 10. Hier (am Rhein) höre, fühle und begreife ich, daß man die Abſcheulichen nicht genug haſſen und verabſcheuen kann.

pag. 93. Ich habe von den Bewohnern dieſer Stadt (Marſeille), zu viel Gutes empfangen, als daß ich es hätte über das Herz bringen können, von ihnen etwas Schlimmes zu ſagen, auch wenn es zu ſagen geweſen wäre; wie muß es mich nun freuen, viel Gutes und Liebes von ihnen melden zu können.

pag. 94. Ich muß es unverhohlen geſtehn, hier und in Lyon habe ich recht liebenswürdige Franzoſen gefunden; ſo eine Lebendigkeit wie immer durch die ruhige Thätigkeit gemildert. — Aus der franzöſiſchen Ungezwungenheit und Freimüthigkeit tritt eine gewiſſe Herzlichkeit und Schonung hervor, die ich ſehr häufig bemerkt habe. Man lernt hier ſelbſt ſeinem Witz gebieten, ſobald er dem Herzen weh thun würde, obgleich ein franzöſiſcher Witzbold nie ſo impertinent iſt als ein deutſcher. Mit Einem Worte, hier habe ich oft würkliche Menſchen noch

Da aber ſeine neuen Entwürfe eine anſehnlichere Macht erforderten, ſo verband er ſich mit Granmont, Godefroy und Jonque', alle drey Franzoſen, alle drey berühmt durch ihre Thaten; und mit dem Holländer, Laurent von Graff, noch weit berühmter als ſie alle. Zwölfhundert Flibuſtier ſammelten ſich unter ihren Fahnen, und ſo ſteuerte der Zug auf ſechs Schiffen nach Vera Crux.

Die Landung geſchah im Schatten der Nacht, drey Meilen von dem Platz. Der Gouverneur, das Fort, die Caſernen, jeder Poſten, der einigen Widerſtand zu leiſten vermogte, ward überrumpelt mit dem erſten Morgenroth. Die Bürger, Männer, Weiber und Kinder, flohen in die Kirchen, man verriegelte die Thüren hinter ihnen, und umgab das Gebäude mit Pulvertonnen. Ein Flibuſtier mit brennender Lunte, hatte gemeſſenen Befehl, die Unglücklichen in die Luft zu ſprengen, beym geringſten Merkmal eines Aufruhrs.

Unter-

	noch in den gebildeten Ständen geſehen u. ſ. w.
pag. 10. Filzige, gemüthloſe Gauner.	pag. 102. Es waren ſehr geſcheute, humane Leute, lebendig wie Franzoſen, treuherzig wie Lyoner.
pag. 22. Ein leeres, hohles, puppiges, geſtaltloſes und gehaltloſes nichts, ohne Kraft, Bedeutung und Character.	pag. 123. Der Franzoſe iſt einſeitiger als wir, aber es iſt doch was Stehendes und Bleibendes in ſeinem Aeußern und Character, was kein Deutſcher als Deutſcher hat. Wir ſind in gewiſſem Sinn Alles, dafür aber in vielen Rückſichten nichts. Indeſſen darin, worin ein Fremder ein fremdes Volk braucht, hat er gewiß bei den Franzoſen mehr als bei irgend einem Volke.
pag. 15. liederlich, gleiſſend und tückiſch. pag. 21. leichtfertig und faul.	pag. 125. Hier (in Lyon) habe ich mit den Edlen im Volk Thränen geweint über das blutige Unheil, welches dem fleißigſten und rechtlichſten Völkchen des großen Volkes wiederfahren iſt.
pag. 9. Schändliches Volk!	Freundliches ruhiges Volk! mögeſt du hinfort u. ſ. w.
pag. 23. Nichtiges, leichtfertiges,	pag. 138. Lyon war in ſeinen guten Tagen ſeiner Ge-

ges, treuloſes, unredliches Volk.	*Geradheit* und *Rechtlichkeit* wegen, nicht blos unter den Franzoſen, ſondern auch bei allen Fremden berühmt. In der That iſt es noch faſt eben ſo. Die Lyoner machen gleichſam einen Mittel-Character zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen, *der mir auſſerordentlich wohl thut.* Das lebendige des Franzoſen iſt ſo gemäßigt, das Geckige und Flatternde iſt ſo in *Freundlichkeit* und *Leutſeligkeit* übergegangen, und bei dieſem Allen iſt ſo eine *Geradheit* und *Rechtlichkeit*, daß ſelbſt ein Fremder ſich unter dieſen Menſchen gleich wie zu Hauſe fühlt.
pag. 12. Lausknickrige Habſucht der Franzoſen.	pag. 161. Ein Franzoſe dankt immer (auch für Kleinigkeiten) und iſt zufrieden.
pag. 23. Ich haſſe dieß nichtige Volk als deutſcher Menſch aus tiefſter Seele.	pag. 192. Wir ſtiegen mit *menſchlichen* Empfindungen, *die alle Nationen verbinden*, von dieſen *liebenswürdigen* Franzoſen in die ungeheure Stadt zurück.
pag. 24. Ich haſſe alle Franzoſen	pag. 203. Redlicher, unermüdeter Sicard! O könnte ich

zoſen *ohne Unterſchied.*	ich der Bürgerkrone, die dir gebührt, durch mein Lob nur ein Blättchen beifügen, wie überbelohnt würde ich mich halten für die Gefühle, die du in mir erregt haſt!
pag. 8. Die Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie aus allen Ländern *geſtohlen* haben.	pag. 252. Wenn nun auch die *Erwerbung* und Verſammlung der benannten Gegenſtände (der Kunſtſchätze) von Vielen nicht gebilligt wird, und die Franzoſen zu ihrer Rechtfertigung des Raubes ſelten etwas anders als das Intereſſe der großen Nation anführen können, ſo muß man auf der andern Seite *billig* ſeyn und kann die *Humanität* und Freiheit nur rühmen, mit welchen ſie einem Jeden offen ſtehn.
pag. 11. Hier erinnert die mahnende Geſchichte an die Mordbrennereien und Räubereien Ludwig des Vierzehnten.	pag. 275. Es war doch ein ſchönes Jahrhundert, das verfloſſene, für Frankreich, vorzüglich die letzte Hälfte. Da lebte und ſtrebte Alles empor und *große Männer* wurden wie Waſſer aus der reichen Urne der Natur ausgegoſſen. Hier iſt ein rechtes Pantheon der Nation, wo man gern und oft wandelt unter den Manen aller

pag. 30. Der nüchterne, arme, unpoetiſche Franzoſe.

pag. 28. Wir haben mit der eitelſten, armſeligſten und verführeriſchſten aller Sprachen, mit der franzöſiſchen, eine ſchnöde Buhlerei getrieben.

pag. 10. Was haben die hinterliſtigen Belauerer deutſcher Ehre und Macht nicht gegen uns verbrochen!

pag. 23. Sie machen Andern ihre Affenſprünge und Bocksgramanzen vor.

pag. 22. Kniffige und pfiffige Juden mit der klein-

Guten und Schönen — hieher wandle der Fremdling, der gern das Gute aller Völker und Zeiten ſein eigen glauben mögte, freue ſich und gehe beſcheidner und fröhlicher heim.

pag. 276. Die großen Unſterblichen, Corneille, Lafontaine, Racine, Deſpreaux, Moliere u. ſ. w.

pag. 285. Die Franzoſen haben das Urtheil gar Vieler blind für ſich gehabt, die von dieſer liebenswürdigen Nation, die für die Bildung und Verbildung des übrigens Europen's ſo viel gethan hat, alles Schöne erwarteten. —

Es wäre unbillig und barbariſch, das Große und Menſchliche dieſes Volks wegen der Gräuelſcenen der Geſetzloſigkeit zu verkennen u. ſ. w.

Im zweiten Bande pag. 38. Der Deutſche nennt es ſchlechtweg Narrheit, und doch ſind die Franzoſen keine Narren.

pag. 92. (wo von der Polizei geſprochen wird). Ein Wunder war es, daß das frei-

kleinlichen, halb lüſternen und halb verſchämten, Schelmen-Miene.	freimüthigſte und liebenswürdigſte Volk, daß die offenen Franzoſen ſich ſolche Dinge gefallen ließen.
pag. 29. Verbuhlt und unzüchtig.	pag. 103. Wie iſt es in andern, oft viel kleinern Städten, oft auf den Märkten, wo gekauft und verkauft wird! wie ſchlägt und ſtößt und mißhandelt ſich da Alles ſo leicht! Hier, bei dieſer Menſchen-Maſſe, haben ſich höchſtens, ſelbſt bei den Böſeſten, nur Schimpfworte gefunden; gewöhnlich verläßt ſelbſt bei ſolchen eigentlichen Magen-Dingen den Franzoſen ſeine ſtille und fröliche Decenz nicht.
pag. 29. Eitelkeit, Lügenhaftigkeit, Gleisnerei. — Eine ziſchelnde, flüſternde, gurgelnde Schlangenſprache.	pag. 114. Jene Ritterlichkeit, Galanterie und Liebenswürdigkeit, wodurch ſich von jeher die Sitten und die Sprache der Franzoſen ausgezeichnet haben ꝛc. —
pag. 24. Windige Künſtler und künſtliche Windmacher.	pag. 123. Die Aufſchriften und Innſchriften und Darſtellungen aller Art ſind ächt franzöſiſch und man könnte ohne Unrecht die ganze Nation eine Affiſche nennen. Ich meine dieß nicht
pag.	im

	im deutſchen und unverſtändig ſpöttelndem Sinn. Wer durch ſeine eignen Sonderbarkeiten und Fehler den verſchiedenen Character des Einzelnen ehren gelernt hat, der wird auch den Character einer Nation achten können und nicht ſogleich über Narrheit und Albernheit ſchreien, wo es anders ausſieht als hinter der Mutter Ofen.
pag. 21. So wie man das erſte franzöſiſche Dorf betritt, fangen Schmutz, Bettelei und Liederlichkeit an.	pag. 127. Im Ganzen iſt es wunderbar, daß der Bettler in Paris nicht mehrere ſind und ich ſchreibe dies mehr dem Abſcheu vor der Niederträchtigkeit, der jeder franzöſiſchen Bruſt eigen zu ſeyn ſcheint, als der Strenge der Polizei zu.
pag. 23. Ein nichtiges, leichtſertiges, treuloſes, unredliches Volk.	pag. 139. Auch der Franzoſe hält in der Regel was er verſpricht, dies habe ich wenigſtens gefunden.
pag. 21. Die Franzoſen bürden uns noch alle Tage etwas auf.	pag. 141. Man ſieht in Deutſchland den Fremden, der nach etwas fragt, mit großen Augen an, lacht oft, ehe man noch ein Wort ſagt, und lacht ſicher hinter ihm her, wenn man ihn kurz

und unartig abgefertigt, oder gar bübiſch, was nicht ſelten geſchieht, falſch zurecht gewieſen hat. — Der Franzoſe, wie liebenswürdig iſt er dagegen!

pag. 23. Der Franzoſe iſt als Menſch nichts. Ein unaufhörlich herumtreibendes Geſellſchaftsthier.

pag. 24. Sie treten nur auf wie vornehme Kammerdiener, wie Haarkräusler mit dem Puderbeutel in der Hand und der Salbenbüchſe unter dem Arm u. ſ. w.

pag. 143. So iſt es im geſelligen Leben der Häuſer, ſo im öffentlichen, wo jeder für ſein Geld lebt; aber der Franzoſe glaubt dadurch nie ein Recht zu erhalten, grob und unhöflich zu ſeyn; er bittet wo er fodern könnte — und o wie ſchön, wie frei iſt dieſer Umgang der Artigkeit und Schonung! welche ſüße Gefühle erregt er und wie viele häßliche erſtickt er in der Geburt! Wenn dieſe äußere Form des Schönen zu einer immerwährenden Uebung wird, wie ſollte bei ihnen ſich nicht auch das innere Schöne, das ewig blühende und unverwelkliche des Herzens leichter entfalten? und blüht etwa dieſe Blume ſo ſelten auf franzöſiſchem Boden? man müßte die Nation ſchlecht kennen, wenn man die Frage mit Nein beantworten wollte.

pag. 15. Wo hat das nichtswürdige Volk nur Eine gewiſſe Tugend, die es von ſeinen Laſtern erlöſe?	Warum kann der Franzoſe Alles, was feig und niederträchtig iſt, in Ewigkeit nicht ertragen lernen? warum ſind ihm alle Laſter, die damit zuſammenhängen, die ſchwärzeſten? — In keinem Erdſtriche findet der Fremde ein ſolches Volk für die Geſellſchaft und das Leben; in keinem Erdſtriche wird er ſo ſchonend behandelt und ſo liebend aufgenommen; nirgends findet er ſich ſo frei und nach ſeinem Gefallen, als gerade hier.
pag. 23. Die Franzoſen ſind eitle Gecken.	pag. 145. Die franzöſiſche Eleganz und Urbanität iſt ſo etwas feines und freies, daß ſie dem groben Tact manches Deutſchen auf immer entflieht und er endlich von den Franzoſen nichts weiter zu ſagen weiß, als daß ſie hüpfende Gecken und eitle, ſchmeichleriſche Narren und Betrüger ſind.
pag. 28. Wir lehren unſern Kindern Liebe zu allem deutſchen und Haß gegen alles franzöſiſche.	pag. 146. Heiliges Geſetz der Menſchlichkeit, du haſt durch dieſes Volk (nemlich die Franzoſen) auch dich weit über die Erde verbreitet. Gieb ihm zu ſeiner Liebenswürdigkeit Reinheit

heit der Sitten, gieb ihm den Frieden und den Schutz weiſer Geſetze; aber bewahre es vor dem Geiſte der Eroberung und Herrſchaft, der es ſelbſt und andere elend machen würde! dieß iſt mein Gebet für euch, geliebte Franzoſen! Ihr habt Eure Mängel und Ihr könnt ſie keinem verbergen; aber Eure Sitten ſind gemacht die Erde zu mildern und zu beglücken, wenn ſie nicht durch das Schwerdt zu den Nationen gebracht werden.

pag. 4. Die ſchändliche Goldgier, der wütendſte und angebohrenſte Trieb dieſes Volkes.

pag. 5. Die Franzoſen haben verdient, daß ſie von ſchlechten, verbrecheriſchen Menſchen regiert werden.

pag.

pag. 189. Der Franzoſe iſt nicht niederträchtig und gierig; er bittet wohl oft aber artig, und artig bedankt er ſich auch für die kleinſte Kleinigkeit.

pag. 216. Man weiß wie Alles aus dem Menſchen zu machen iſt, wie er ſich zu Allem gewöhnen kann, wie er, ich mögte es behaupten, zuletzt einen Menſchenkopf wie einen Mohnkopf abhauen kann, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Nicht Alle ſind ſchuldig, die ſchlimme Dinge thun.

pag.

pag. 22. **Sie ſind ausgeputzte Affen.**	pag. 240. Sie ſind ewige Schauſpieler, ich nehme die unterſten und kleinſten nicht aus. Ich ſage, ich habe anfangs gelacht; **aber ich habe** damit aufgehört, auch hierin einen Zug edlerer Bildung zu finden und eine Schonung, die immer die erſte geſellige Tugend bleiben wird.
pag. 24. **Ich haſſe alle Franzoſen im Nahmen Gottes und im Nahmen meines Volks.**	Mit Einem Worte: **die Franzoſen** ſind eine Nation pag. 123. die ich ewig lieben muß.

Nun bitte ich jeden unbefangenen, und ſelbſt den befangenen Leſer, mir zu ſagen, was ich davon denken ſoll? hat Hr. Arndt vor 12 Jahren radotirt? oder radotirt er jetzt? — Damals ſchilderte er mir die Franzoſen menſchlich, gerade und rechtlich, liebenswürdig, herzlich und ſchonend, human, lebendig und treuherzig, fleißig, freundlich und ruhig, leutſelig, offen und freimüthig, ritterlich, Abſcheu hegend vor jeder Niederträchtigkeit, worthaltend und überall von edlerer Bildung; jetzt macht er ſie alle zu Teufeln, und doch ſagt er, er habe ſich damals in ihrem Character nicht getäuſcht; doch verſichert er pag. 173 des erſten Bandes: „er wolle die Dinge treu und wahr geben wie er ſie ſah.“ Damals lehrte er mich, daß menſchliche Empfindungen alle Na-

Unterdeſſen ward die Stadt nach Belieben geplündert, die Beute eingeſchifft, und nun that man den eingekerkerten Bürgern den Vorſchlag, ihre Freiheit und ihr Leben durch ein Löſegeld von zehn Millionen Livres zu erkaufen. Die armen Menſchen, die in drey Tagen weder gegeſſen noch getrunken hatten, verſprachen mit Freuden Alles, und die Hälfte der Summe ward noch am nemlichen Tage bezahlt. Noch erwartete man die andere Hälfte aus dem Innern des Landes, als ſich plötzlich auf der Höhe ein anſehnliches Corps Truppen, und in der See eine Flotte von ſiebenzehn Schiffen zeigte, die aus Europa kam. Die Flibuſtier, ohne vor dieſer Macht zu ſtutzen, zogen ſich mit funfzehnhundert Sklaven zurück, die ſie als einen kleinen Erſatz der fünf Millionen davonführten, und die Liquidation der ganzen Summe auf eine gelegnere Zeit verſchoben. Dieſe Räuber glaubten im Ernſt, daß Gott und ihr Degen ihnen ein unbezweifeltes Recht auf die Reichthümer

Nationen verbinden; jetzt lehrt er mich daß ich unmenſchlich gegen die Franzoſen ſeyn ſoll; damals wollte er ſie ewig lieben, jetzt will er ſie ewig haſſen. Wenigſtens ſollte er ſich nicht pag. 9 den alten Haſſer nennen, denn ſein Haß iſt blutjung. Wenn nun ſeine Herren Söhne, welchen er dieſen Haß gegen die Franzoſen einpflanzen will, zu ihm ſprechen: Lieber Vater, welchen deiner Worte ſollen wir glauben? — was wird er antworten? — Kinder, ich war damals blind? oder: Kinder, ich bin jetzt blind?

Und wo ſollen ſie denn Liebe zu allen Deutſchen hernehmen, da er in jenem Buche, ſo oft er die Deutſchen mit den Franzoſen in Parallele ſtellt, die erſtern immer als erbärmliche Kerls ſchildert, und ſie immer gegen die letztern in Schatten ſtellt? man blättere das ganze Buch durch, und man wird unzähligemal finden, daß er damals die Deutſchen ſehr gering ſchätzte, ja ſich ſogar ſchämte ſich vor einen Deutſchen auszugeben, ſondern ſich „in ſeine Schwedenhaut wickelte.“ — Wenn nun die Franzoſen eben ſo von den Deutſchen dachten als er, war es denn ein Wunder, daß ſie uns über die Achſel anſahen, und kann er ihnen ein Verbrechen daraus machen?

Es iſt doch ein gehäſſiger und gerechten Argwohn erweckender Umſtand, wenn ein Volks-Schriftſteller, der jetzt ſo wütend aufſprudelt, ſich in ſeinen Urtheilen nicht immer gleich bleibt. Welches Vertrauen ſoll man zu ihm faſſen? Er, der ſelbſt gepredigt hat, „es ſey unbillig und barbariſch das Große und Menſchliche dieſes

ſes Volks wegen der Greuelſcenen der Geſetzloſigkeit zu verkennen" muß ich ihn nicht unbillig und barbariſch ſchelten? — Er, der ſelbſt geſteht, „der deutſche Sinn ſey ein unverſtändig ſpöttelnder; und wer durch ſeine eignen Sonderbarkeiten und Fehler den verſchiedenen Character des Einzelnen ehren gelernt habe, der werde auch den Character einer Nation achten können und nicht gleich über Narrheit und Albernheit ſchreien, wenn es anders ausſehe als hinter der Mutter Ofen;" muß ich nicht glauben, daß er ſeine eignen Sonderbarkeiten und Fehler noch nicht kennt? und daß er blos ein unvernünftig ſpöttelnder Deutſcher iſt? — Er, der ſelbſt geſteht, „man müſſe die Nation ſchlecht kennen, wenn man glaube, das ewig blühende und unverwelkliche ſey ſelten auf franzöſiſchem Boden" muß ich nicht voraus ſetzen, daß er die Nation ſchlecht kennt, die er mit ſolcher Wuth begeifert?

Aber vielleicht ſchrieb er vor der franzöſiſchen Revolution? — O nein, zehn Jahr nachher. — Aber vielleicht meint er nur die Böſewichter, die mit den Waffen in der Hand Deutſchland geplündert haben? — O nein, er macht keine Ausnahme und wiederhohlt dieſes öfter. Er hat alſo entweder ſeine Geſinnungen über die Nation geändert, oder er hat aus beſondern Rückſichten gegen ſeine Ueberzeugung geſchrieben. Tertium non datur. Das Erſtere ließe ſich nicht wohl begreifen, da die Nation immer dieſelbe geblieben iſt, die ſie im Jahr 1802 war; das Letztere wollen wir zu ſeiner Ehre nicht hoffen. Gewiſſe Ausſichten, Sucht ſich auszuzeichnen und was dergleichen mehr iſt, haben freilich ſchon manchen zum Umſatteln bewogen. Achtung und Vertrauen flößen aber ſolche Männer nicht ein, die, wie jener Kardinal, das Daſeyn Gottes in einem Athem zu beweiſen und wegzudemonſtriren wiſſen. Immer bleibt gewiß, daß das Urtheil eines Schriftſtellers, von dem man nicht weiß, ob er nicht in Jahr und Tag das Gegentheil behaupten wird, *gar nichts werth* iſt.

Und dieſer Hr. Arndt erlaubt ſich höhniſche Angriffe gegen rechtliche Männer, weil ſie ungefähr eben ſo denken, wie er ſelbſt vor 12 Jahren gedacht hat; iſt das recht? — Geſetzt nun, ſie laſſen ſich von ſeinem trüben Strom mit fortreißen, ſtimmen ein in ſein Gekreiſch und ſchmeicheln ſich, nun wenigſtens von ihm verſchont zu werden, wer ſteht ihnen dafür, daß er ſie um 12 Jahr wieder eben ſo hämiſch angreift, weil ſie ſich von ihm haben überzeugen laſſen? — wer Einmal umgeſattelt hat, der kann es ja auch wohl öfter thun?

Würde Hr. Arndt nicht erſchrecken, wenn plötzlich einige *treuherzige* Marſeiller zu ihm ins Zimmer träten und ſprächen: „du haſt geſtanden, daß du viel Gutes von uns empfangen haſt, und daß du viel Gutes und Liebes von uns zu melden wiſſeſt; warum haſt du denn in deiner Schmähſchrift auf alle Franzoſen nicht wenigſtens *uns* ausgenommen? warum wirfſt du uns Alle in eine Brühe?“ — was könnte Hr. Arndt antworten? — ſchimpfen? nun ja, das könnte er, und es bliebe ihm auch nichts anders übrig.

Ich will noch eine andere ſeiner Sinnes-Aenderungen berühren, die nicht minder einen großen Gegenſtand, die politiſche Erziehung, betrift. Vor 12 Jahren ſagte er, im erſten Bande ſeiner Reiſe pag. 45, „Es ließe ſich überall in jedem Staate vieles über das Unmenſchliche und Heilloſe ſagen, die Jugend vor der Zeit in die Religion und Verfaſſung ihres Landes einzuführen. Der Menſch ſollte ſo lang als möglich Menſch ſeyn, ehe man ihn mit Gewalt lehrte, was ein Gott und ein Bürger für ein Ding ſind. Waren die Völker der alten Welt nicht weiſer als wir, wenn ſie (freilich aus andern Gründen) Kinder und Knaben von ſolchen Sachen ausſchloſſen?"

Sehr vernünftig! aber was ſagt er nun? — „Wir lehren unſern Kindern Liebe zu allem Deutſchen und Haß gegen alles Franzöſiſche, und flößen ihnen dieſes Unterpfand künftiger deutſcher Freiheit und Herrlichkeit von den zarteſten Jahren ein." — Wir müſſen ſie alſo lehren, was ein deutſcher Bürger für ein Ding iſt, denn wir werden ihnen doch wohl ſagen müſſen, warum ſie die Franzoſen haſſen ſollen? ſo wird es folglich nothwendig, ſie in die Verfaſſung ihres Landes einzuführen. O welche Widerſprüche.

Vermuthlich wird Hr. Arndt auch ſeine Geſinnungen über Italien geändert haben, wovon er pag. 137 des erſten Bandes ſeiner Reiſe ſagt: „O ſchönes Italien! warum greifſt du nicht zuſammen und jagſt beides, Deutſche und Franzoſen, über die Alpen?"

Mit Widerwillen habe ich die Zweizüngigkeit eines Mannes aufgedeckt, von welchem die ehrlichen Deutſchen glauben, er ſey ihr eifrigſter Verfechter; aber wenn ein ſolcher Mann, ohne jemals dazu gereizt worden zu ſeyn, aus bloßer Scheelſucht einen andern Schriftſteller, der nie kaltes und warmes zugleich aus ſeinen Munde gehen ließ, hämiſch angreift und wegwerfend behandelt, ſo muß wohl dieſer aus Nothwehr nach der Larve des Unartigen greifen und ſie ihm vom Geſichte reißen. Tu l'a voulu George Dandin.

Da, auſſer dem edlen Schimpfen (eine Kunſt, in welcher der Herr Profeſſor Arndt Meiſter geworden) ſich auf dieſe meine Bemerkungen gar nichts antworten läßt, ſo bin ich darauf gefaßt, und werde ſeiner heißen Galle meinen kalten Witz entgegen ſtellen.

Was verdanken wir den Franzoſen?

Ueber das, was wir durch die Franzoſen gelitten haben, iſt ſchon genug geſchrieben worden, und wohl einmal Zeit auch von dem zu ſprechen, was wir ihnen verdanken. Ein braver, unterrichteter Mann hat vor kurzem Politiſche Betrachtungen herausgegeben über die groſſen Vortheile, welche Frankreichs Verwüſtungen in Europa der beſſern Zukunft gewähren können und ſollen. Von Einer Seite mag es allerdings verdienſtlich ſeyn, jezt überall ſchöne Hoffnungen zu erwecken;

von der andern ſcheint es mir aber auch bedenklich, ſo manchen Gegenſtand mit dem Grün der Hoffnung anzuſtreichen, ehe wir noch wiſſen, ob er nicht ſchwarz oder grau bleiben werde. Es iſt eine alte Regel der practiſchen Philoſophie: erwarte wenig von den Menſchen! und ich möchte auch jetzt zu Befolgung dieſer Regel wohlmeinend rathen, zumal da der eben ſo alte Erfahrungs-Satz hinzu kommt, daß die ernſten Lehren der Geſchichte wohl oft genug warnen, aber ſelten oder nie beſſern. So lange die Welt ſteht wird es hie und da einen gekrönten Syſiphus geben, der ſeinen Stein an dem Felſen der öffentlichen Meinung hinan wälzt, ſich wundert und ärgert, wenn er herabrollt, und doch immer wieder die Arbeit aufs neue beginnt, ſelbſt wenn er ſchon ein paarmal gequetſcht worden wäre. Ich darf nur an das heutige Spanien erinnern, ja, ich brauchte die Erinnerungen nicht ſo weit zu ſuchen, wenn die Wohlthat der Preßfreiheit ſchon überall ſo decretirt wäre, wie in den, leider! kleinen, Staaten des edlen Herzogs von Naſſau.

Schon dieſe einzige Betrachtung muß den allzukühnen Aufflug der Hoffnungen hemmen. Es iſt ſehr traurig, aber wahr, daß eine widrige Meinung, die ſich in dieſem Augenblicke ganz ungetheilt gegen eine gewiſſe Regierung ausſpricht, doch nicht förmlich in Druckſchriften vorgetragen werden darf, wenn es auch mit der größten Beſcheidenheit geſchähe. Während faſt in ganz Europa die Fürſten ſich ihren Unterthanen mit Vertrauen nähern, iſt dennoch ein Fall bekannt geworden, wo das kindliche

Vertrauen eines wohlmeinenden Unterthans mit Härte zurück geſtoßen wurde. Es giebt in Deutſchland gewiß ſonſt keinen Fürſten, der insgeheim das nicht ſelbſt mißbilligte, aber laut reden darf man doch nicht drüber. Wer ſich im Winter einer beſchneiten Alpe nähert, von welcher man den Herabſturz einer Schnee-Lavine fürchtet, der fahre ſtill vorüber, weil es Beiſpiele giebt, daß ein zu laut geſprochenes Wort hinlänglich war, die Luft in eine zitternde Bewegung zu ſetzen und dadurch den gefürchteten Sturz der Lavine zu veranlaſſen. Einer ſolchen locker hängenden Schnee-Maſſe gleicht willkührliche Gewalt; Ein Schrei in ihrer Nähe und ſie ſtürzt auf den Schreier, um ihm den Mund auf ewig zu verſchließen.

Die Preßfreiheit iſt in Frankreich, auf Verlangen der Regierung, eingeſchränkt worden. Wie mancher Deutſche, der ſie, auf Anregung ſeines Gewiſſens, haßt, mag darüber frohlockt und die Gründe der franzöſiſchen Regierung als völlig anwendbar auf Deutſchland gefunden haben. Dem iſt aber nicht alſo; der Unterſchied iſt ungeheuer groß. Denn was ſoll Preßfreiheit gewähren? ein Schild gegen Willkühr, oder doch eine Warnungstafel für den Machthaber. Deren bedarf Frankreich jetzt weniger, denn die Nation hat ihre Repräſentanten, und zwar ſolche, die nicht, wie unter Buonaparte, bloße Jaherren ſeyn müſſen. Ihnen liegt ohnehin ſchon ob, über den Mißbrauch der Gewalt zu wachen, und ſie thun es auch. Aber wir? was haben wir denn? vortreffliche Fürſten? ſehr wohl! doch werden dieſe ewig leben? patriotiſche Miniſter? ſehr wohl! doch werden dieſe ewig auf ihrem Poſten bleiben? und wenn nun einſt ein unglückliches Geſchick uns andere Fürſten, andere Miniſter gäbe, die dem Reiz der Willkühr nicht widerſtehen könnten, was bliebe uns dann noch übrig?

Mit dieſen, freilich beſchränktern, Anſichten wollen wir nun die Gallerie der Vortheile überſchauen, die der Verfaſſer der politiſchen Betrachtungen uns eröffnet. Der Erſte ſoll ſeyn; der Umlauf wichtiger Ideen, erregt durch die franzöſiſche Revolution; Ideen über Staatsverwaltung, gleiche Vertheilung allgemeiner Laſten u. ſ. w. — Gleich dieſer erſte Vortheil wird ſchwerlich bedeutend ausfallen. Um Ideen in Umlauf zu bringen, müſſen ſie gedruckt ſeyn; aber um die Erlaubniß zum Druck zu erhalten, dürfen ſie nur im Allgemeinen ausgeſprochen, nicht auf dieſe oder jene Staatsverwaltung nahmentlich bezogen werden, es wäre denn daß eine, ſo nahmentlich bezeichnete, in allen ihren Theilen gelobt würde. Man verſuche es hingegen einmal ſie zu tadeln, und auf eine eingreifende Weiſe etwanige Mißbräuche darzuſtellen, ſo wird der Umlauf ſolcher Ideen ſchnell gehemmt werden.

Auch möchte der Verfaſſer wohl in dem Glauben irren, daß die, durch die franzöſiſche Revolution einmal erweckten Ideen nun bleibend geſichert wären; das können ſie nur dann ſeyn, wenn ſie Früchte tragen; wird aber jede Blüte abgeſchüttelt, ſo iſt es gleichviel ob die Ideen in Bücher oder in Köpfe eingekerkert ſind; die Welt wird wenig Vortheil davon ziehen. Preßfreiheit iſt die Hebamme der Ideen, ohne ſie wird jedes Kind in der Geburt erſtickt.

Religion und Vaterlandsliebe haben gewonnen. Allerdings iſt, durch eine höhere Mitwürkung in dieſem Kriege, der Glaube an die Vorſehung aufs neue mächtig erweckt worden, und den hätte ich ſehen mögen, der — wenn gleich ein ſchnaubender Saulus — der Stimme, die ſo vernehmlich vom Himmel herabſchallte, widerſtanden hätte; allein wir wollen uns auch nicht verheelen, daß das *Ende* des großen Trauerſpiels — ſo ſehr es in *politiſcher* Hinſicht gnügen mag — dennoch die Befeſtigung unſers, noch nicht tief gewurzelten, *religiöſen* Vertrauens eben nicht befördert hat. Derſelbe Grund, durch den wir lau in unſerm Glauben an die Vorſehung geworden waren — nemlich die Strafloſigkeit ſo vieler Greuel und Verbrechen — könnte auch jetzt wieder auf ſchwache Gemüther würken, die, gleich kaum Geneſenen, vor dem Rückfall ſich hüten müſſen. Die Franzoſen ſind zwar beſiegt, aber nicht beſtraft worden; ſo haben Politik und Großmuth der verbündeten Fürſten es gewollt. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Konnte das nicht geſchehen, ſo bleibt nur noch Ein Mittel übrig, den neu erwachten religiöſen Sinn des Volks zu nähren, es muß nemlich die *Tugend belohnt* ſehen, und zwar nicht blos an einzelnen Perſonen, die vielleicht mehr durch Thaten als durch Tugend ſich hervorgethan haben, ſondern an *ſich ſelbſt*, am *ganzen Volke*, denn es iſt ſich innig bewußt, daß es eine ſolche Belohnung *verdient* habe; auch haben ja die Fürſten ſelbſt ihren Dank *in Worten* ſchon ausgeſprochen und dadurch dem Volke ein Anrecht auf entſprechende Handlungen gegeben. Worinn kann nun aber eine ſolche Belohnung beſtehen? einzig in *geſetzlicher Freiheit*; und wie wird dieſe ihm geſichert? einzig durch eine *Conſtitution*, die ihm, durch ſeine Repräſentanten, Theinahme an der öffenlichen Verwaltung zugſteht. Iſt das nicht durch ganz Deutſchland die Folge unſerer herrlichen Siege; bleibt alles wie es war; hängen Wohl und Weh blos an den jedesmaligen perſönlichen Eigenſchaften der Fürſten und Miniſter; ſo kehrt die alte Stumpfheit des moraliſchen Gefühls zurück und mit ihm auch die Lauigkeit in der Religion. Das Unglück macht fromm; die Verwandlung deſſelben in Glück befeſtigt die Frömmigkeit, weil ſie ſelbſt dieſe Verwandlung bewürkt zu haben glaubt; aber der alte Schlendrian, dieß unſelige Mittelding zwiſchen Glück und Unglück, ſchläfert ſie wieder ein.

Aus ähnlichen Gründen gilt daſſelbe von der *Vaterlandsliebe*. Wir müßen uns vor allen Dingen hüten, daß wir dieſe nicht mit der *Vaterlands-Eitelkeit* verwechſeln, welche ſehr gut ohne jene beſtehen kann, wie ſolches die Franzoſen zur Gnüge beweiſen; denn unter Buonaparte, und großentheils auch noch jetzt, gab und giebt es ſchwerlich einen Franzoſen der eigentliche Vaterlands*liebe* empfände. Dieſe grünthümer ihrer Brüder gebe. Sie machten oft, wenn ſie Contributionen einforderten, ſchriftliche Kontrakte, und hatten wohl gar die Frechheit, Intereſſen zu fordern, wenn die Bezahlung zu lange zögerte.

Der Rückzug des **Van Horn** war glänzend und verwegen. Er gieng ſtolz durch die Mitte der ſpaniſchen Flotte, die keinen Schuß wagte, ja die ſogar fürchtete, angegriffen und geſchlagen zu werden. Wer weiß auch, was die Flibuſtier gethan hätten, wären ihre Schiffe nicht mit Geld zu ſchwer beladen geweſen, und hätten ſie hoffen können, auf den feindlichen Schiffen etwas anders als Waaren zu finden, die ſie nicht wollten, und nicht brauchen konnten.

Ein Jahr war ſeit ihrer Rückkehr aus dem Mexicaniſchen Meerbuſen verfloſſen, als plötzlich der Vorſatz, Peru zu plündern, ſich aller bemeiſterte. Die Wahrſcheinlichkeit ließ hoffen, mehr Schätze auf einer See zu gründet ſich auf das behagliche Bewußtſeyn, alle von der Natur verliehene, oder durch Fleiß erworbene Kräfte, im Vaterlande geſetzlich üben zu dürfen, keiner Art von Willkühr unterworfen zu ſeyn. Familien-Umgebungen, oder gar Natur-Schönheiten, feſſeln nicht an das Vaterland, das beweiſen Millionen Beiſpiele, beſonders unter den Deutſchen, die, unter den Ausgewanderten in fremden Ländern, gewöhnlich die Mehrzahl bilden. Woher kommt das? — Der Eine kehrte dem Vaterlande den Rücken, weil ein kleiner Despot ihn hudelte; der Andere, weil die empörenden Vorzüge des Erbadels ihm unerträglich ſchienen; der Dritte, weil der Muth des Wehrſtandes in Uebermuth ausgeartet war; der vierte, weil unleidliche Beſchränkungen Handel und Gewerbfleiß drückten, oder weil er die Abgaben nicht erſchwingen konnte u. ſ. w. Kurz, Alle hatten vergebens nach jener Behaglichkeit getrachtet, die allein das Leben zu einer ſüßen Gewohnheit macht, und das unruhige Hinausſtreben nach einem unbekannten Beſſern nicht aufkommen läßt. Wenn Einem wohl iſt, ſagt Voltaire irgendwo, ſo muß man nichts Beſſeres verlangen. Eine goldene Regel, aber es muß Einem auch würklich wohl ſeyn, und dieß Gefühl kann man nur hegen, wenn man die Conſtitution ſeines Vaterlands liebt, denn in dieſer liebt man das Vaterland ſelbſt. Nun iſt ja leider bekannt genug, daß die Deutſchen keine Conſtitution haben; wenn alſo, nach des Verfaſſers Meinung, die Vaterlandsliebe würklich gewonnen hat, ſo liegt dieſem Gefühl blos die dunkle Hoffnung zum Grunde, daß wir eine Conſtitution bekommen werden. Täuſcht dieſe Hoffnung, ſo werden wir zwar noch eine Zeitlang von der Vaterlands-Eitelkeit zehren, ja dieſer den Nahmen der Liebe unterſchieben; wir werden ſtolz auf unſere Siege ſeyn und das Bewußtſeyn derſelben eine Zeitlang für die Frucht derſelben halten; kurz, wir werden uns einbilden das Vaterland zu lieben, weil wir es befreit haben; aber nur zu bald wird die Ueberzeugung ſich uns aufdringen, daß Befreiung vom fremden Joche nicht Befreiung von jedem Joche iſt, und daß Abwendung der National-Schande noch keine National-Glückſeligkeit hervorbringt. Dieſe letztere kann durchaus nur durch eine liberale Conſtitution bewürkt werden. Müſſen die Deutſchen dieſem wohlverdienten Lohn entſagen, ſo wird auch der gewonnene Funke der Vaterlandsliebe wiederum zertreten.

Der Egoismus der Stände ſoll in ſeine gehörigen Schranken zurückgetreten ſeyn. Das zu behaupten, möchte auch wohl noch zu früh ſeyn. Was Erſtens den geiſtlichen Stand betrifft, ſo habe ich mit Verwunderung die Behauptung des Verfaſſers geleſen: „er habe ſich größtentheils durch Geiz, Wolluſt, Unduldſamkeit oder Indifferentismus verächtlich gemacht.“ Wenn die Geiſtlichkeit an dem mir unbekannten Wohnorte des Verfaſſers, oder in deſſen Umgebungen, dieſem gräßlichen Bilde gleicht, ſo iſt das ſehr zu beklagen; im nördlichen Deutſchland aber paßt ſeine Beſchreibung Gott ſey Dank nicht. Da bleibe der geiſtliche Stand nur wie er geweſen iſt, und wir dürfen ſchon zufrieden ſeyn.

Daß die franzöſiſche Revolution zu Ausrottung der *Adels*-Vorurtheile viel beigetragen, iſt nicht zu leugnen. Dieſe Vorurtheile gleichen aber den weitverbreiteten Wurzeln einer Brombeerſtaude; man kann die ganze Staude ausreißen, man kann ſogar ihre Wurzeln ausgraben, wenn aber nur eine einzige Wurzelfaſer in der Erde zurückbleibt, ſo erſcheint im nächſten Jahre ein neuer Buſch. Auf gleiche Weiſe iſt zu befürchten, daß auch die Adels-Vorurtheile rings um den Thron her wiederum hervorſprießen werden, wenn die deutſchen Staaten kein *repräſentatives Syſtem* annehmen. Es giebt kein ſichereres Mittel, dem wahren Verdienſte die ihm gebührende Stelle anzuweiſen, als wenn die verſchiedenen Provinzen das Recht haben, die würdigſten aus ihrer Mitte als ihre Repräſentanten nach der Hauptſtadt zu ſenden. Solche Wahlen können nur ſelten Unwürdige treffen. Das Vertrauen des Volks wird nicht durch Ahnen errungen. Hat der Edelmann nicht eigene Verdienſte und Tugenden, ſo wird man ihn nicht zum Deputirten wählen, und zeigt er den Egoismus ſeiner Kaſte, ſo wird, auch bei anderweitigen Verdienſten, ihm jene Auszeichnung nicht zu Theil werden. Der Hof-Adel hinwiederum wird in der *Kammer der Deputirten*, die wohl größtentheils aus Bürgerlichen beſtehen möchte, eine ſo ehrwürdige und vom Fürſten ſelbſt geehrte Verſammlung erblicken, daß der Ahnendünkel, wo nicht verſchwinden, doch gewiß ſehr leiſe auftreten wird.

Bleibt aber Alles wie es geweſen; hat der Bürgerliche, dem nicht das Glück zu Theil wird vom Fürſten ſelbſt hervorgezogen zu werden, keine Gelegenheit ſich in der Staats-Verwaltung auszuzeichnen; ſo wird auch der Adel aufs neue von den Stufen des Thrones auf die, an ihre Büreau's geſchmiedeten, bürgerlichen Geſchäfts-Männer herabblicken, und Ahnen geltend machen, wo Verdienſte mangeln.

Vom Stande der Gelehrten ſagt der Verfaſſer: „er habe die Freigeiſterei und die Verſpottung der andern Stände, nach Voltaire's Manier, in ein Syſtem gebracht, und über dem Kosmopolitismus den Patriotismus ganz vergeſſen.“ Das würde für die Gelehrten ein ſehr ſchmerzhaftes Urtheil ſeyn, wenn es nicht zugleich ſo albern und grundlos wäre. Es iſt keiner Widerlegung würdig und ich begreife nicht, wie ein Mann, der ſonſt ſo viel Beſonnenheit zeigt, dergleichen ohne allen Beweiß in die Welt hinein ſchreiben konnte. Geſetzt aber, die Gelehrten glichen würklich ſeiner Schilderung, ſo begreife ich noch weniger, wie ſie nun, durch die von Frankreich ausgegangenen Verwüſtungen, plötzlich bekehrt werden könnten.

Eine bleibende, vortheilhafte Hauptveränderung im Militairſtande ſetzt der Verfaſſer als unbezweifelt voraus. Er betrachtet die Stufe, welche die Kriegs-Kunſt im ſiebenjährigen Kriege erklommen hatte, als den Hochpunct. Dennoch, meint er, „war es eigentlich Friedrich der Große, der, was damals nicht zu ahnen, und noch weniger ſeine Schuld war, in dem Gewinn der Schlacht bei Roßbach die weit ſpätere bei Jena verlohr, in deren Folge ſelbſt die Ruhe ſeines Sarges geſtört wurde. Denn forthin baute Preuſſen Alles auf ſeine Heere, nicht auf das Volk; ſein Soldatenſtand trat aus allem Verhältniß mit der Grundmacht des Staats und Alles wurde von der Tactik erwartet. Preuſſens Beiſpiel war Allen das Muſter.“ Hierin liegt nur zu viel Wahres. Er entwickelt nun den Fortgang, oder vielmehr die Umwandlung der Kriegskunſt, und merkt bei Gelegenheit an, daß „weit mehr als die Hälfte alles Goldes, alles Silbers und aller Edelgeſteine Europa's, als aufgehäufter und verſteckter Raub in dem einzigen Frankreich liege“ welches auch wohl wahr ſeyn mag.

Endlich behauptet er: „die Ueberſetzung der Soldaten-Kriege in Volks-Kriege ſey eins der größten, und an unberechenbar geſegneten Folgen reichſten Ereigniſſe der Weltgeſchichte, wodurch ein langer Friede verbürgt werde.“ Künftig werden, nach ſeiner Meinung, die ſtehenden Heere auf Bildungs-Schulen für die Kriegs-Kunſt reducirt, hingegen alle Streitbaren im Volke in den Waffen geübt. Von nun an ſey der Soldatenſtand höher geehrt als je zuvor; aber er ſehe auch ein, daß er ſelbſt nichts ſey, wenn er ſich, einen Staat im Staate bildend, losreiße von dem Volke, dem er angehört.

Wenn dieſe Prophezeiung in Erfüllung geht, ſo haben wir allerdings unendlich gewonnen, denn der bisherige, oder vielmehr vormalige Uebermuth des Soldatenſtandes war nicht allein denen unerträglich, die mit ihm in Berührung kamen, ſondern ſelbſt jedem rechtlichen Manne, der nur von ferne zuſah. Wie oft hat es mich, der ich in gar keinem Verhältniß zum Militair ſtand, vor zwölf oder dreyzehn Jahren in einer großen Stadt Deutſchlands empört, wenn ich Zeuge davon war, wie die Officiere, reitend, fahrend, in Schauſpielen oder an andern öffentlichen Orten erſcheinend, das ganze übrige Publikum ſo für gar nichts achteten und alles mögliche thaten, um den Soldatenſtand verhaßt zu machen. — Aber kann und wird jene Prophezeiung in Erfüllung gehn? werden die Fürſten ihre Heere reduciren? werden die Officiere ſich beſcheidener betragen? — ich zweifle; denn der Grund des Uebels liegt in der Liebhaberei für den Soldatenſtand, der nun einmal, auch außer dem Kriege, den angenehmſten Zeitvertreib gewährt. Nun aber iſt der menſchlichen Natur eigen, und wird nie ausgerottet werden, daß Alle, die ſich mit Vorliebe behandelt ſehen, ſeyen es Kinder oder Günſtlinge, ſich auch mehr herausnehmen, weil ſie in den meiſten Fällen auf Strafloſigkeit zählen dürfen.

Wenn ein Gärtner nicht mit gleicher Liebe den ganzen Garten überſchaut; wenn er nicht mit gleichem Eifer Obſtbäume und Gemüſe und Blumen zieht; wenn er vielleicht gar die meiſte Aufmerkſamkeit auf den Gartenzaun richtet; ſo wird natürlich der Garten nicht zum Muſter dienen, und der Zaun wird anfangen ſich für die Hauptſache zu halten, weil er den Garten beſchützt.

In rohen Zeiten mogte erſprießlich ſeyn, daß Fürſt und Feldherr ſich in Einer Perſon vereinten; in unſern Zeiten aber wäre wohl zu wünſchen, daß der Fürſt nicht Feldherr, oder zum wenigſten nur Feldherr ſey, und daß er die Fortſchritte in der Exercier-Kunſt höchſtens bei großen, jährlichen Heerbeſchauungen prüfte. Was würde man von einem Miniſter ſagen, der täglich in ſeinem Büreau nachſähe, nicht was die Secretairs ſchrieben, ſondern wie ſie ihre Buchſtaben mahlten? —

Vielleicht hegte Dieſer und Jener den Wahn, er werde, durch ſolche unmittelbare Theilnahme an dem mechaniſchen des Dienſtes, ſeinen Truppen einen höhern militairiſchen Geiſt einflößen. Allein ich brauche nur zum Beiſpiel die Sachſen anzuführen, die, als ſehr brave Truppen, ſich allgemeine Achtung erworben und deren König doch nie Soldat war.

Die gefährlichſte Art von Zeitvertreib für jeden Menſchen iſt diejenige, von welcher er die Einbildung hegt, ſie gehöre zu ſeiner Pflicht; dieſe wird man ihm am ſchwerſten rauben, und auf dieſe Beobachtung gründe ich die Vermuthung, es werde mit unſern Heeren Alles beim Alten bleiben.

Eine wohlthätige Veränderung in der Politik iſt zu erwarten; die Eroberungsſucht wird aufhören. — Darinn ſtimme ich dem Verfaſſer gern bei, daß, ſo lange unſere jetzt regierenden Monarchen leben, wir keine Eroberungskriege zu befürchten haben; wohl auch ſchwerlich unter ihren nächſten Nachfolgern, die durch Erziehung und Beiſpiel vor dem Höllenfieber der Eroberungsſucht geſchützt ſeyn werden. An dieſer frohen Ausſicht wollen wir uns gnügen laſſen; denn auf Jahrhunderte hinaus vom Frieden träumen, wäre gutmüthig aber ſchwach. Das europäiſche Gleichgewicht — geſetzt auch es werde noch ſo kunſtreich hergeſtellt — kann doch immer nur auf die jetzige Politik der Höfe berechnet werden. Man kann zum Beiſpiel — wie ich neulich irgendwo geleſen — annehmen, daß künftig Preuſſen und Oeſtreich einander das Gleichgewicht halten, und wiederum Rußland und Frankreich; ferner, daß, wenn Oeſtreich ſich mit Frankreich verbände, ſogleich eine Verbindung zwiſchen Preuſſen und Rußland ein hinreichendes Gegengewicht in die Schaale werfen würde. Wie aber, wenn drei dieſer Mächte ſich gegen die vierte vereinigten?

Am Ende arten doch immer alle Kriege — mit ſehr wenigen Ausnahmen — in Eroberungskriege aus, ſelbſt wenn ſie blos zur Vertheidigung, oder um für eine zugefügte Beleidigung Genugthuung zu erhalten, begonnen wurden; denn im Frieden wird doch gewöhnlich irgend ein Stück Land abgetreten, geſchähe es auch nur um dem Sieger die Kriegskoſten zu erſetzen. Dieſes Land iſt eine Eroberung; durch den Beſitz deſſelben werden die bisherigen Grenzen verändert; durch dieſe Veränderung entſtehen neue Anſichten, neue politiſche Verhältniſſe und Speculationen, die dann gelegentlich wieder zur Sprache gebracht werden, und ſo geht das Gleichgewicht unvermerkt verlohren. Ich gebe zu, daß ein ewiger Friede eine Schimäre iſt, aber ich glaube doch daß er nicht ganz eine liebliche Traumgeſtalt bleiben würde; wenn nur die ſämmtlichen europäiſchen Machthaber feierlich ihre Ehre verpfändeten, folgende zwei Geſetze zu beobachten: Erſtens, nie einen Krieg anzufangen um den Beſitz irgend eines Landes, welches ihnen beim Abſchluß des bald zu erwartenden Wiener Friedens nicht zugehörte. Zweitens: wenn ſie aus irgend einer Urſach gezwungen werden ſollten Krieg zu führen, den Zweck dieſes Kriegs deutlich anzukündigen, und am Ende deſſelben, wären ſie auch vollkommen Sieger geblieben, doch nichts weiter als die Erfüllung dieſes Zweckes zu begehren, der ſchon, vermöge des erſten Punctes, auf keine Länder-Abtretung gerichtet ſeyn kann. Wenn eine ſolche Vereinbarung möglich wäre — (und warum nicht?) — ſo würden wir ſelten Krieg erleben. So lange dieſe ein frommer Wunſch bleibt, ſo lange wird auch jede wohlthätige Veränderung in der Politik nur vorübergehend ſeyn.

Endlich rechnet auch der Verfaſſer zu den, durch die franzöſiſchen Greuel errungenen, Vortheilen die Abſchaffung des Sklavenhandels. Ich vermuthe, daß Wilberforce ihm das ableugnen würde.

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht wirft der Verfaſſer einen Blick auf diejenigen Vortheile, welche den einzelnen Staaten aus der franzöſiſchen Raſerei erwachſen ſeyn ſollen. In Frankreich ſelbſt ſoll der Volks-Character viel ernſtlicher und männlicher geworden ſeyn als ehedem; man ſoll dort angefangen haben gegen andere Völker ge-

rechter zu werden. — Leider haben tauſend neue Beiſpiele bewieſen, daß von alle dem noch nichts geſchehen iſt.

Auf der *pyrenäiſchen Halbinſel* ſey das Uebergewicht des Mönchthums und des Beſitzes der Kirche erſchüttert worden, welche beide mit Erreichung des Staatszweckes unvereinbar waren. — Leider überzeugen uns die neueſten Nachrichten aus Spanien, daß von alle dem noch nichts geſchehen iſt.

Um *Italien* ſollen die Franzoſen ſich beſonders ein *wahrhaft großes* und *bleibendes* Verdienſt erworben haben, denn es ſey *kein Zweifel*, daß die italiäniſchen Völker noch in dieſem Jahrhundert anfangen werden, eine ganz andere Rolle zu ſpielen, als die traurige, welche ſie ſo lange her geſpielt haben. — Es giebt doch noch Leute, die daran zweifeln, unter Andern der Herausgeber dieſer Blätter.

Von *Deutſchland* ſagt der Verfaſſer: „wenn wir nicht das unausſprechliche Glück gehabt hätten, von den Franzoſen auf alle erdenkliche Weiſe gemißhandelt worden zu ſeyn, ſo war es um uns auf immer geſchehn.“ — Das klingt beinahe als wie: wenn wir nicht das unausſprechliche Glück gehabt hätten, gerädert zu werden, ſo wären wir ertrunken. Der Vortheil ſoll ſeyn: daß wir nun erwacht ſind, und uns künftig dergleichen Mißhandlungen nicht mehr werden gefallen laſſen. — Dieſe Vorausſetzung kann ich nur dann zugeben, wenn Deutſchland eine *ſtändiſche Verfaſſung* erhält, wenn jeder Unterthan künftig durch ſelbſtgewählte Repräſentanten vertreten wird.

Ge-

finden, die gleichſam noch neu und unangetaſtet war, als da, wo ſchon ſo lange die Raubgier die Beute vermindert hatte. Die Engelländer, die Franzoſen, ſelbſt die kleinen Haufen beyder Nationen, entwarfen, ohne Verabredung, dieſen Plan zu gleicher Zeit. Viertauſend Mann machten ſich auf den Weg. Ein Theil wählte das feſte Land, ein anderer die Magellaniſche Meerenge, um zum Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen. Hätte ihr wilder Muth ſich einem einzigen geſchickten Anführer unterworfen; ſo war Peru für Spanien verloren; aber für ſolch einer Subordination hatten ſie einen unüberwindlichen Abſcheu, immer bildeten ſie nur ganz kleine Corps, zuweilen kaum von zehn, zwölf Mann, die zuſammentraten und auseinandergiengen, nachdem ſie bey Laune waren. Unter den Franzoſen thaten ſich beſonders hervor: Grognier, Lecuyer, Picard und Le Sage. Unter den Engelländern David, Suams, Pitre, Wilner und Touſlé.

Geſchieht das nicht und bleibt Alles wie es war, ſo wird der herrlich erwachte Nationalgeiſt ſehr bald wieder entſchlummern, und zehn Köpfe, wenn ich ſie hätte, wollte ich darauf verwetten, daß, bei irgend einem künftig eintretenden Nothfalle, der Enthuſiasmus, den wir erlebt haben, nicht wieder zu erwecken ſeyn werde.

In Holland ſollen Vaterlandsliebe und Muth erwacht ſeyn. — Ich will es glauben; doch war die erſtere wohl nie erloſchen, und von dem zweiten Proben abzulegen, gab es noch keine Veranlaſſung.

Die Schweitz ſoll große Lehren um äußerſt geringen Preiß erkauft haben. — Was helfen die großen Lehren, wenn ſie nicht benutzt werden?

Preuſſen ſoll forthin das Muſter der Volksbewaffnung geben. — Doch nur unter obenerwähnter Bedingung? denn ſonſt würden alle Volks-Bewaffnungen bald weiter nichts als gewöhnliche Recrutirungen werden. — Preuſſen werde nun die Aufgabe löſen, die verſchiedenen Provinzen des Preuſſiſchen Staates in vollendete Einheit zu bringen. — Ich ſehe nicht ein, warum das Löſen dieſer Aufgabe gerade eine Folge der franzöſiſchen Verwüſtungen ſeyn ſollte?

Dänemarks Zukunft habe, mit Frankreichs Beſitznahme der Hanſeſtädte, gänzlich auf dem Spiele geſtanden, und ſey nunmehro geſicherter, ſelbſt wenn es Norwegen verliere. — Ich zweifle, daß Dänemark dieſen ihm erwachſenen Vortheil recht überzeugt fühlen werde.

Schweden ſoll, durch die Folgen der franzöſiſchen Verwüſtungen Europa's, von Seiten

ten ſeines politiſchen Lebens allſeitig gewonnen haben, und könne nunmehr ſeine Hauptkraft auf Seemacht verwenden. — Das hat es längſt gethan.

Oeſtreich habe durch die Kämpfe der neuſten franzöſiſchen Kriege jenen Glauben an ſich gewinnen müſſen, der keinen großen Staat zu Grunde gehen laſſe. — Ich meine, es hatte dieſen Glauben noch nie verlohren.

Rußlands Fortſchritte in der Cultur ſeyen dadurch beſchleunigt worden, daß es, in Verbindung mit Völkern, deren Cultur bereits älter war, und unter beſſer angebauten Himmelsſtrichen Krieg geführt habe. — Eine Menge neuer Ideen mögen die ruſſiſchen Kriegsvölker wohl mit zurück bringen, und das iſt allerdings ein Gewinn; ob aber die eigentliche Cultur dadurch beſchleunigt worden? und ob es überhaupt gut ſey eine Cultur zu beſchleunigen? das ſind Fragen, die nur die Zeit beantworten kann.

England ſoll theils gelernt haben, daß ſeine eigenen Truppen mehr werth ſind als gemiethete; theils ſollen andere Welttheile ihm neue Quellen des Wohlſtandes eröffnet, und es indeſſen, durch Noth getrieben, eine Menge Dinge erfunden und vervollkommt haben. — Ich gebe zu, daß England aus dem großen, ſeit zwanzig Jahren geſpielten, Hazardſpiele, wo der falſche Spieler Frankreich die Bank hielt, ganz allein mit wahrem Gewinn in ſeiner Taſche heimgekehrt iſt.

Endlich ſoll auch America (nemlich das Portugieſiſche und Spaniſche) durch den Einfall der Franzoſen in Spanien ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit begründet haben, wobei Europa nur in der Einbildung verlieren und reell gewinnen werde. — Das Schickſal America's iſt noch nicht entſchieden.

Zuletzt werden die Vortheile, die wir den Franzoſen verdanken, noch einmal zuſammen geſtellt: Ueberſetzung der Soldaten-Kriege in Völker-Kriege — (Ob dieſer Vortheil bleibend iſt, das wird der nächſte Krieg ausweiſen.) — ein feſter als jemals verſchlungenes Band zwiſchen Fürſten und Völkern — (doch kann nur eine ſtändiſche Verfaſſung verhüten, daß das ſchöne Band nicht wieder locker werde) — eine neue Stütze für den Glauben an die Vorſehung — (leider ſtützt der Menſch ſich nur im Unglück auf dieſen Glauben) — die Mündigkeit von Amerika — (die noch problematiſch iſt) — und eine zum Rechte wieder gekehrte Politik. (Zu dem letztern kann man nur Amen ſagen.)

Winke zur Erweckung des Nachdenkens.

(Fortſetzung.)

Die alten Perſer waren ein elendes, feiges Volk, dennoch riefen ſie ihren Königen am Tage der Krönung zu: „wiſſe, o König! daß deine Regierung an eben dem Tage aufhören wird rechtmäßig zu ſeyn, an welchem du aufhören wirſt, die Perſer glücklich zu machen.“ — Eine treffliche Lehre! eine große Wahrheit, von welcher der edle Trajan nicht minder durchdrungen war; denn als er, zum Kaiſer erhoben, nach hergebrachter Gewohnheit dem Hauptmann ſeiner Leibwache ein Schwerd zum Geſchenk überreichte, ſagte er dabei: „bediene dich deſſelben unter meiner Regierung, entweder in mir einen gerechten Fürſten zu vertheidigen, oder einen Tyrannen zu ſtrafen.“

Schon lange vor der Revolution ſchrieb ein franzöſiſcher Philoſoph: wenn der Deſpotismus in Frankreich ſich feſtſetzte, ſo würde das Reich auch bald unterjocht ſeyn. Ein Anderes iſt es mit der Türkei, mit Perſien und ſolchen Reichen, die durch Wüſteneien vertheidigt werden, und deren ungeheurer Umfang die Bevölkerung wieder erſetzt, die der Deſpotismus wegrafft. Frankreich hingegen, durch Deſpotismus entvölkert, von mächtigen Nationen rings umgeben, würde bald die Beute dieſer Nationen werden.

Schon im Jahr 1736, als Friedrich II. noch Kronprinz war, ahnte und fürchtete er von Frankreich viel. Ein eigener Aufſatz darüber ſteht im 6ten Bande ſeiner hinterlaſſenen Werke. Ich ſetze nur den Anfang hieher, weil er einen traurigen Beweiß aus dem Munde eines ſo competenten Richters enthält, daß das Gleichgewicht der Staaten wohl ewig ein frommer

Wunſch bleiben wird. „Der beſtändige Grundſatz der Fürſten, ſagt er, iſt, ſich zu vergrößern ſo viel es ihre Macht erlaubt; und obgleich dieſe Tendenz, nach der Lage der Staaten, der Macht der Nachbarn, dem Zuſammenfluß der Umſtände, ſehr mannichfaltigen Richtungen unterworfen iſt, ſo bleibt dennoch der Grundſatz ſtets unveränderlich und die Fürſten laſſen nie davon ab. Es gilt ihren Ruhm, mit Einem Worte: ſie müſſen ſich vergrößern."

Wehe uns Allen, wenn der gekrönte Schriftſteller Recht hat!

Nach dem Ausſpruch des Ariſtoteles, iſt eine deſpotiſche Regierung diejenige, wo Alle Sklaven ſind und nur ein einziger freier Mann ſich findet. — Der Hang zum Deſpotismus ſcheint gegründet in dem Hange zum Vergnügen und folglich in der Natur des Menſchen ſelbſt. Jeder will ſo glücklich ſeyn als möglich, und darum ſucht er die Gewalt, die Menſchen zu zwingen, daß ſie zu ſeinem Glücke beitragen müſſen.

Im zweiten Stücke zweiten Bandes der Nemeſis von Luden ſteht ein ſchöner Aufſatz über Preßfreiheit, der ſehr viel Wahres enthält. Wenn aber der Verfaſſer glaubt, daß die Preßfreiheit, ſelbſt da, wo ſie beſtanden, von jeher wenig Großes bewürkt habe, ſo möchte ich ihn nur an eine Stelle in Filangieri's

Geſetzgebung 7ter Band, 53ſtes Kapitel erinnern, wo es heißt: „das Geſetz muß die mächtige Hülfe der öffentlichen Meinung durch Preßfreiheit zu nutzen wiſſen. Sie gründet ſich ihrer Natur nach auf ein Recht, das man weder verlieren noch veräußern kann — das über alle Geſetze und vor allen Geſetzen geht — das die Gewalt verwirft, Vernunft und Gerechtigkeit vertheidigt u. ſ w. Selbſt Irrthum der Schriftſteller wird durch kein Mittel ſicherer aufgedeckt und unſchädlicher gemacht, als eben durch Preßfreiheit.“

Joſeph II. gab ein Geſetz: „daß Kritiken, wenn ſie nur keine Schmähſchriften ſind, ſie mögen nun treffen wen ſie wollen, vom Landesfürſten bis zum Unterſten, nicht zu verbieten ſeyen.“

In Indien herrſchte vor alten Zeiten eine treffliche Gewohnheit. Nur einmal im Jahr verließen die indiſchen Philoſophen ihre einſamen Wohnungen, begaben ſich in den Pallaſt des Königs und erklärten dort öffentlich und freimüthig, was ſie an der Staatsverwaltung und Geſetzgebung auszuſetzen hatten. Wurden jedoch ihre Bemerkungen dreimal hintereinander grundlos befunden, ſo verlohren ſie das Recht, künftig wieder mitzuſprechen.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 21.

Bemerkungen über den Geiſt der neuern Staats-Reformen, mit beſonderer Rückſicht auf die Repräſentative Verfaſſung.

(Eingeſandt von einem ſehr wackern, in Staatsdienſten ergrauten Manne.)

Wenn wir alle Staats-Verfaſſungs-Ideale von Plato bis Ariſioteles, von Locke bis Montesquieu und Roußeau, von Kant, Fichte, bis zu den neueſten Staatsweisheits-Lehrern unſerer Tage, durchgehen; ſo beweiſen ſie freilich, daß bei dem hohen Grade der Ausbildung des menſchlichen Geiſtes und ſeines Fortſchreitens in dieſer, die Vernunft, auch in dem Vereine der bürgerlichen Geſellſchaft, eine Vollkommenheit zu abſtrahiren vermag. Das iſt denn aber auch alles, was ſie beurkunden. Könnten wir uns mit unſern Theorien zugleich auch Menſchen, wie ſie ſeyn ſollten, erſchaffen, ſo würden

den wir uns freilich auch bald und ganz leicht die beſte Verfaſſung erſchaffen können. Was kann uns daher alle unſere Weisheit helfen, mit der wir uns in die Wolken erheben, um dort Einrichtungen für die Erde zu machen? — Am Boden gewurzelt iſt, wie der Staat, ſo auch der Menſch. Was wir alſo als beinahe glaublich uns denken können, iſt: Jede Staats-Form bildet ſich durch's Geſetz der Nothwendigkeit aus dem innern und äußern Zuſtande eines Volks, und die Verbürgung einer jeden Verfaſſung liegt nur im Geiſte des Volks. Iſt hier Widerſtreben, dann bleibt nur die todte, hohle Form übrig, welche früher oder ſpäter in Trümmer zerfallen muß." Die beſte Staats-Form, die treflichſte Geſetzgebung, ſoll nach den Ausſprüchen der Vernunft den Menſchen bei ſeinem Rechte ſchützen, und ihm den möglichſten Umſchwung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte geſtatten. Mehr dürfen wir nicht wünſchen, auch nicht verlangen. — Uebrigens hat wohl von jeher der Sprach-Gebrauch mit dem Worte Staats-Form gar wunderlich und launenhaft geſpielt; und wie ſehr dies muthwillige Spiel, zum Nachtheil der Menſchheit gemißbraucht worden, beurkundet die Geſchichte.

Denken wir uns jede Staats-Verfaſſung als die Form, in welcher der geſellſchaftliche Verband zuſammengehalten werden ſoll, — ein anderer Zweck läßt ſich nicht leicht vorausſetzen — ſo giebt es im Grunde zwei ſehr einfache Ur-Prinzipe, auf denen ſie ruhen muß, wenn ſie, als unvollkommnes Menſchenwerk betrachtet, doch noch für die Menſchheit paßend, möglichſt gut und ſicher ſeyn ſoll. Der Hauptgegenſtand dieſer Ur-Prinzipe iſt: Gerechtigkeits- und Ordnungs-Liebe.

Beide bilden die Grundlage einer möglichſt guten Verfaſſung; ſie ſind unveränderlich, meiſtens allen Menſchen, allen Zeiten anpaßend. Man kann ſie als den Schlußſtein aller bürgerlichen Geſellſchaft betrachten, und alle Staats-Kunſt ſtützt ſich auf ſie. Das erſte Prinzip ſchließt das Daſeyn der bürgerlichen Freiheit als Grund-Norm ein; das zweite, die Sicherheit, ohne dieſe bleibt ſonſt aller Wohlſtand, alle Ruhe, das höchſte Gut, welches der Menſch in dem bürgerlichen Geſellſchafts-Vereln zu erringen ſtrebt, unmöglich, denn es läßt ſich vernünftigerweiſe kein wahres Glück denken, ohne Gewahrleiſtung für die Dauer deſſelben. —

Ob nun Staats-Verfaſſungen Reformen bedürfen? darüber wohl keine Frage mehr. Keine Verfaſſung kann beſtehen, die nicht mit den herrſchenden Ideen der Zeitgenoſſen übereinſtimmt. Was gegen den Geiſt der Zeit verſtößt, das wird anfänglich gering geſchätzt, dann vernachläſſigt, verachtet und zuletzt vernichtet. „In der ganzen politiſchen und moraliſchen Lage der Menſchheit, meint Johannes von Müller, iſt, wie in der Natur, unaufhörliche Bewegung. Wer nicht vorwärts dringt, der geräth hinter ſich. Die beſten Einrichtungen altern durch die Zeit und werden endlich von den Leidenſchaften entſtellt; daher iſt es gut, wenn Epochen und Mittel beſtimmt ſind, wodurch eine freie Verfaſſung ſich ſelbſt erneuert. Hierdurch gewinnt ſie, in der Vervollkomnung fortzuſchreiten, gleichwie der menſchliche Geiſt, und vermeidet eine überaus große Gefahr, endlich außer allem Verhältniß zu ſeyn mit neuern Umſtänden der Welt-Verfaſſung. Periodiſche Verbeſſerungen ſind alle Anſtalten der Menſchen bedürftig; aber die beſt-gemeinte darf nicht einſeitig noch weniger gewaltthätig ſeyn." —

Forſchen wir den Veränderungen der Verfaſſungen und Formen der Europäiſchen Staaten nach, ſo finden wir, daß beinahe kein Zeitraum reicher an Reformen iſt, als das Ende des vorigen Jahrhunderts und die erſten Jahre des gegenwärtigen. Untergegangen ſind alte Formen, neue in ihre Stellen getreten, und auch dieſe ſind wieder von den alten verdrängt; ein ſonderbares Zuſammenſchmelzen beider ſchwebt in der Mitte. Es iſt hier nicht Abſicht aus der Geſchichte der Zeit zum Beweis einzelne Fälle auszuheben, eben ſo wenig die verſchiedenen zufälligen Urſachen aufzuſuchen, warum bald hier das Alte, bald dort das Neue ſiegte; das wiſſen wir aber, daß öfters wenig an allen Veränderungen, Umwälzungen, Entſchluß nach Gründen, oder Erfahrung des Beſſern, wohl aber Leidenſchaften, unvorhergeſehene Zufälle, und tauſend andre nicht zu berechnende Dinge, Theil hatten. Vielleicht läßt ſich aber doch ein Geſichtspunkt auffaſſen, Diejenigen dieſer Abentheuer, die durch die Meerenge in das ſüdliche Meer eingedrungen waren, warfen ſich bey ihrer Ankunft in die erſten Fahrzeuge, die ſie auf der Küſte fanden. Ihre Kammeraden, die bald nachher auf ihren eigenen Schiffen kamen, waren um nichts beſſer ausgerüſtet. In dieſem Zuſtand der Schwäche ſchlugen, verſenkten oder eroberten ſie alle Schiffe, die man gegen ſie ausſandte. Plötzlich ſtockte die Schiffahrt der Spanier. Um nicht zu verhungern, mußte man landen, und diejenigen Städte zu plündern verſuchen, in die der Feind ſich geſperrt hatte. Folgende Plätze wurden nach und nach überrumpelt oder mit Sturm erobert: Seppo, Pueblo Nuevo, Leon, Realejo, Pueblo Viego, Chiriquita, Esparza, Grenada, Villia, Nicoya, Tecountepec, Mucmeluna, Chuletuqua, Neu Segovien, und endlich Guayaquil, die vornehmſte aller dieſer Städte.

Grognier

aus welchem ein etwas mehr befriedigender Ueberblick möglich iſt,

In allen gewaltſamen Umwälzungen oder auch friedlichen Reformen der Staats-Verfaſſungen, leuchtet überall ein und derſelbe Widerſtreit zweier Strebungen hervor. Ueberall ſtreben die Regierer nach einer unbedingten Gewalt, und ſo auch wieder die Regierten nach einer Mitwirkung, oder Repräſentation bei der Regierung. Es iſt immer das Unglück der Staaten geweſen, daß die Regierungen nicht eingehen konnten in den Geiſt der Zeit, daher iſt es auch begreiflich, daß man dieſen wichtigen Punkt bei der Regierungskunſt überhaupt, in den meiſten Staaten, noch ſo wenig beachtet hat, obſchon die Folgen im Allgemeinen in England, ſelbſt bei einer noch unvollkomnen Repräſentation, deutlich vor Augen liegen. *) Zu beweiſen iſt es ſehr leicht, daß der

---

) Wenn wir die Repräſentation in England noch als unvollkommen betrachten, ſo finden wir den Grund davon vorzüglich darin: Einmal: die Vertheilung des Wahlrechts der Repräſentanten iſt fehlerhaft, weil an dieſem noch gar nicht, wie es doch billig ſeyn ſollte, das ganze Volk Theil nimmt; und zweitens: wird wieder die Macht des Königs durch die Repräſentanten zu ſehr eingeſchränkt. Die Regierung wird dadurch genöthigt, oft durch nicht zu billigende Mittel, die Mehrheit im Parlemente auf ihre Seite zu lenken, und dadurch ihre Maaßregeln zu ſichern. Aber eben durch dieſes Mittel geben für das Volk wieder die ſchönſten Folgen der Repräſentativen Verfaſſung verloren. —

der Staat, welcher zuerſt eine Verfaſſung annimmt, wo dem Volke eine rechtmäßige, auf geſunde Grundſätze gebaute Repräſentation zugeſtanden wird, auch der erſte ſeyn muß, in dem innere Ruhe zu wahrer Glückſeligkeit und Macht führen wird. Das Intereſſe des Volks wird mit dem des Fürſten dadurch wahrhaft und innigſt verkettet. Die Regierung wird durch eine ſolche Repräſentation, mit den wahren Bedürfniſſen des Volks und ſo zu ſagen mit deſſen ganzen innern Leben vertraut, von dem die äußern Erſcheinungen meiſt nur Schatten-Umriß bilden. Nicht ſo leicht kann das Volk in jenem Fall ein Spielball der Willkühr werden, und nur eine ſolche Verfaſſung ehrt den Fürſten und macht das Volk glücklich. —

Eine Art von Repräſentation hat zwar ſchon immer in den meiſten Staaten Europa's ſtatt gefunden, nur die Grundſätze, worauf ſie gewöhnlich beruht, und die Art und Weiſe, wie ſie gehandhabt wird und wirkt, verwandelt ſie in einen bloßen Schatten ohne Cörper und Leben, in ein Spiel von Worten, die keinen Sinn und keine Folgen haben. Nicht die Nation ſelbſt, ſondern nur Einzelne Stände dieſer wurden repräſentirt; von denen jeder ſein beſonderes Intereſſe hat und verfolgt, wo nicht ſelten der Vortheil des einen den Schaden des andern erfordert; wo die Regierung keinem ganz willſahren kann, ohne die andern zu beeinträchtigen, und von denen ſie keinen zu fürchten braucht, weil ſie es nie mit dem Volke ſelbſt, ſondern nur immer mit einem abgeſonderten

Theil des Volks zu thun hat, das eben durch dieſe Repräſentation ewig unter ſich getheilt bleibt. Von einer ſolchen Verfaſſung können wir freilich noch nicht erwarten, daß die Wahrheit in das Gemüth aller übergehe, daß das öffentliche Vertrauen, dieſer Zauber, feſt ſich wurzeln, und die ſchöne Idee des Vaterlandes und der Vaterlands-Liebe alle Herzen ergreifen werde.

Sehr belehrend bleibt in dieſer Hinſicht für Fürſten und Völker die Geſchichte des Anfangs und der erſten Hälfte der Franzöſiſchen Revolution. Auch Schwedens Verfaſſung und die innern unruhigen Ereigniſſe ſind nicht minder merkwürdig. Schwedens Reichstage bilden eine wirkliche Repräſentation, allein die Eiferſucht der verſchiedenen Stände untereinander, die ſich vorzüglich in den Wirkungen dieſer getheilten Repräſentation deutlich ausſpricht, und das Streben der Regierung, dieſe Theilung zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen, waren von jeher unerſchöpfliche Quellen von innerer Unruhe, die durch das Getreibe der Factionen des Adels, nur durch Familienintereſſe und fremden Einfluß geleitet, genährt wurde und Schweden ſchon ſo oft zerrüttet haben. Die wilden Kämpfe der Factionen des ehemaligen polniſchen Reichs, waren ſie nicht auch die Folgen einer höchſt unvollkomnen, fehlerhaften Repräſentation? — Doch entwickeln wir uns den Begriff der Repräſentation ſelbſt etwas deutlicher.

Das Volk iſt es, welches in der Geſamtmaſſe aller Bürger den Staat bildet, um deswillen Fürſten und Obrigkeiten vorhanden ſind, und ohne welches dieſe gar nicht gedacht werden könnten. Das Volk iſt es aber auch, welches das Bedürfniß hat, regiert zu werden; ihm ſteht daher das Recht auf ewige Zeiten zu, wie es ſein Bedürfniß *regiert zu werden* befriedigen will. In jedem Staate iſt alſo auch der *Wille*, die *Meinung* des Volkes das Höchſte, und in dieſer Hinſicht geht auch immer von ihm alle *Gewalt* aus. Das Volk, als ſolches, kann aber ſeinen Willen nicht zu erkennen geben, und ſeine Gewalt nicht üben; beide überträgt es daher ſeinen *Repräſentanten*. In Monarchien iſt der Monarch der *geborne Repräſentant des Volks*, in ihm liegt folglich auch der *höchſte Wille* und die *höchſte Gewalt* vereinigt. *)

Dieſe höchſte Gewalt und Unumſchränktheit des Monarchen führt aber auch ſehr leicht zur *Despotie*, und iſt dieſer Schritt gethan, dann iſt der Wille des Herrſchers das einzige Geſetz; wenn es auch Corporationen giebt, ſo ſind dieſe nur ſeine Organe, durch die er dem Volke die Freiheit raubt, ohne Gründe anzuführen und ohne daß man deren Kenntniß fordern darf. Mit einem Wort, der Monarch verwechſelt alsdann ſein Intereſſe mit dem Intereſſe und Beſten des Volks; er will immer nur das, was das Volk nicht wollen könnte, und übt eine Gewalt, welche das Volk nicht üben würde. Das Volk kann nur ſein Beſtes wollen und für ſein Beſtes wirken, und in der Hinſicht ſeine Gewalt in Ausübung bringen. Der Monarch, als Repräſentant des Volks, kann freilich auch daſſelbe thun, vorausgeſetzt, daß er ganz ſeiner Beſtimmung entſpricht. Vereint ſich dagegen mit Gewalt nicht guter Wille und Einſicht; trennt der Monarch (durch Irrthum, durch Leidenſchaften, oder gar durch Umgebungen ſelbſtſüchtiger Rathgeber, verleitet,) ſein perſönliches Intereſſe von dem ſeines Volks, und ſetzt das letztere dem erſtern nach, ſo opfert er das Beſte des Volks ſeinem perſönlichen Beſten auf. Nur allein Willkühr wird alsdann das einzige Prinzip und er wird ganz eigentlich Despot. — Und was erfolgt, wo einer Alles kann, was er will? Dann iſt keine Rettung mehr für alles Wahre, Große und Ehrwürdige der Menſchheit. Wo einer nur wild gebietet und alle blind gehorchen müſſen, da fängt Brutalität zu herrſchen an, und die Humanität ſinkt ins Grab. Das hatten wir jetzt vor unſern Augen! —

---

*) In dieſer Beziehung ſcheint es auch, daß ſich Friedrich II. den erſten Diener ſeines Volks, wie Napoleon Bonaparte den erſten Repräſentanten des ſeinigen, freilich wohl unglücklich genug, nannte. —

Natürlich iſt's daher, daß die Völker von jeher geſtrebt, dem gebornen Repräſentanten gewiſſe, durch Wahl beſtimmte oder gleichfalls erbliche, Repräſentanten entgegen zu ſetzen, welche gleichſam gegen den Irrthum, oder die Leidenſchaft und die Willkühr des Monarchen, das allgemeine Beſte in Schutz nehmen ſollen. So entſtanden von jeher Staats-Räthe, Reichstage, Ständeverſammlungen, Parlamente, u. dergl. m.

Unterſuchen wir den Zweck dieſer zweiten, die Gewalt des Monarchen anſcheinend beſchränkenden Repräſentation, ſo liegt, der Natur der Sache nach, nur dieſer Begriff zum Grunde: —. Da der Wille des Monarchen nur darum der *höchſte* Wille iſt, weil er den *Willen des Volks repräſentirt*, ſo ſollen dieſe gewählten Repräſentanten genau prüfen, ob alles das, was in Betreff des Volks Beſten, durch den Willen und Ausſpruch des Monarchen verfügt werden ſoll, auch ſo iſt, daß das Volk ſelbſt es wollen könne? ob ſein wahres Beſtes dadurch auch wirklich befördert werde? — Sie ſollen alſo im eigentlichſten Verſtande die Wächter ſeyn, über das allgemeine Wohl des Volks, damit dieſes durch die Irrthümer oder Leidenſchaften der Regenten nicht verletzt werde. In ihnen ſoll, ſo zu ſagen, das Gegengewicht zu finden ſeyn, welches die Regierung nöthigt, eine Art von öffentlicher Rechenſchaft über ihr *Wollen* abzulegen, welche immer von neuen an die Grundſätze und höchſten Zwecke des bürgerlichen Vereins erinnert, ohne deren Einwilligung auch der Vertrag zwiſchen den Regierenden und Regierten, über alle Opfer, welche dieſe dem Allgemeinen aus ihrem Vermögen bringen ſollen, nicht abgeändert werden kann.

Kurz, ſie ſollen durch ihre Miteinwirkung die Staaten vor dem Verſinken in die Gräuel einer durchaus willkührlichen- geſetzloſen Herrſchaft zu bewahren ſuchen.

Groß und wichtig iſt dieſer Zweck, auch eben ſo klar; aber eben ſo unendlich ſchwer wird die Erreichung deſſelben, und die Auffindung der beſten Form bleiben, durch die er erreicht werden kann. —

Die meiſten bisher beſtehenden Repräſentationen haben die Tendenz geäußert, die monarchiſche Gewalt ſelbſt zu beſchränken, indem ſie derſelben die Geſetzgebung entweder ganz, oder doch zum Theil entziehen, und im Grunde die höchſte Juſtiz-Verwaltung unabhängig von der Gewalt des Monarchen ausüben wollen. Durch dieſe Art der Beſchränkung wird aber auch zugleich die Repräſentation für den Monarchen ein bleibender Vorwurf, denn ſie ſetzt ſchlechthin voraus: — der Monarch werde ohne ſie des Volks Beſte verletzen. Und hierin kann man auch eigentlich den Haupt-Grund des Gegeneinanderſtrebens, des ewigen Zwiſtes, zwiſchen dem Monarchen und den Repräſentanten finden.

Aber würde ſich denn nicht eine Form der Repräſentation denken und auffinden laſſen, in welcher jener Grund-Stoff des Gegeneinanderſtrebens und Zwiſtes gehoben werden könnte, und die dennoch ihren Zweck erreichen würde? Allerdings. —

Die Nation iſt es eigentlich ihrem Monarchen ſchuldig, in der Verfaſſung des Staats vorauszuſetzen: daß er nur ihr Beſtes wollen werde, wenn er daſſelbe klar und beſtimmt erkennt, und daß folglich jede Abweichung von dieſem Zwecke nur in einem Irrthum ſeinen Grund habe.

Bei dieſer Vorausſetzung gewinnt die Repräſentation des Volks einen ganz andern Zweck. Sie ſoll blos Irrthümer enthüllen, nachtheilige Mißgriffe zu verhüten ſuchen; ſie ſoll in keiner Hinſicht die Gewalt des Monarchen und ſein Anſehen beſchränken; blos für ſeine und des Staats Verhältniſſe, für ſeine Kenntniß, ſoll ſie rathgebend, aufklärend und leitend ſeyn. — So wird die Gewalt des Monarchen dadurch nicht allein nicht beſchränkt, ſondern bindender, weil jede Verfügung, Beſtimmung oder Einrichtung, wozu der Rath und die Stimme dieſer Repräſentanten mitgewirkt hat, obwohl nur allein vom Monarchen ausgehend, doch die Sanction der Nation ſelbſt an ſich trägt. Die Beſorgniß, daß der Monarch ſich nicht an den Rath der Repräſentanten kehren werde, wenn ſeine Gewalt nicht beſchränkt wäre, iſt nicht erheblich; denn jeder Monarch, welcher über das wahre Beſte ſeines Volks aufgeklärt iſt, wird ſich gewiß jederzeit, entweder durch ſeine Pflicht, oder durch ſeine Klugheit beſtimmen laſſen, und ſein Anſehen nicht durch ein entgegengeſetztes Streben kompromittiren. Nach dieſem Geſichtspunkte zugleich die Form einer ſolchen Repräſentation näher zu entwickeln, dürfte hier für die Abſicht dieſer Bemerkungen zu weitſchweifig werden. Die Grundſätze dazu werden ſich aber aus der aufgeſtellten Hauptidee ſehr leicht beſtimmen laſſen. —

Ueberzeugen wir uns wenigſtens, daß, nach jener Vorausſetzung und jenem Zweck, die Repräſentative Verfaſſung für den gegenwärtigen Bildungs-Zuſtand der Europäiſchen Völker, weit entfernt der Regenten Macht zu ſchwächen, ein ſehr bedeutender und groſſer Fortſchritt zur Vollendung einer richtigen Organiſation des Innern eines Staats ſeyn, und ein Inſtitut bilden würde, in welchem der Geiſt des Zeit-Alters ſich in ſeiner ſchönſten Geſtalt abdrückte. Volks-Repräſentationen in dieſer Form erhöhen die Machtvollkommenheit des Regenten, enthüllen würden ſie ihm mannigfaltigere Anſichten, nicht zu gedenken, daß ſie zugleich ein unvergleichliches Mittel ſind, ein edles Würde-Gefühl im Herzen jedes einzelnen Staatsbürgers zu erzeugen. Sieht dieſer ſich repräſentirt, ſo iſt er auch wieder, wegen der Achtung die ihm der Regent in ſeinem Vaterlande fühlen läßt, dieſem ergebener; inniger verwachſen mit dem Gemeinweſen, iſt er alsdenn auch williger zu den größten Opfern.

Bis auf den heutigen Tag ſchwatzen wir noch ſo viel von Vaterlands-Sinn und Vaterlands-Liebe. Wie kann aber wohl dieſe erregt werden, wie ſoll ſie ſich offenbaren, wenn dem Auge des einzelnen Staats-Bürgers nicht geſtattet wird hinauf zu ſehen zu den

Angelegenheiten des Ganzen, in dem auch ſein Wohl und Wehe liegt? wenn der Blick der Individuen immer nur nach unten gewendet bleiben ſoll, wie der Blick der Thiere auf das Futter und auf das kümmerliche Privat-Intereſſe des Tages? —

Wo die Verfaſſung noch immer jeden Bürger ſorgfältig von alle dem entfernt, was Gemeinangelegenheit betrift, wo er noch immer in den Creis blos ſeiner eigenen Geſchäfte zurück geworfen wird, mithin ein gefühlloſer eigenſüchtiger Menſch bleibt; da kann Vaterlandsſinn und die reine Liebe zu dieſem, die fruchtbare Mutter aller Tugenden, welche Nationen unſterblich machen, unmöglich wurzeln. — Ein Volk, welches ſein Vaterland wahrhaft liebt, iſt unvertilgbar, wie ihr Boden. Daher nährten auch ſchon alle weiſe Geſetzgeber der Vorzeit kräftig dieſe Liebe zum Vaterlande, denn nur auf dieſem Boden gedeihen wirklich große Thaten. Sobald die Griechen und Römer kein Vaterland mehr hatten, welches ſie liebten, wurden ſie nicht blos die Beute von Barbaren, ſondern ſie brandmarkten ſich auch durch Feigheit, Kriecherei und Sklavenſinn. —

In dem unendlichen Gebiete der Natur geht alles von der Einheit aus, kehrt auch wieder in ſie zurück. So iſt's auch mit den Werken des menſchlichen Geiſtes, wenn ihnen inneres Leben, Dauer, unerſchütterliche Kraft und Selbſtſtändigkeit angedeihen ſoll. Auch im Staat muß alſo Einheit durch richtiges Ineinandergreifen herrſchen, wenn er nicht kraftlos

Grognier kehrte einſt ſiegreich zurück, von einer dieſer Unternehmungen. Er mußte durch einen engen Paß, und ward plötzlich von einigen verſchanzten Bataillons aufgehalten, die ſich erboten, ſeinen Rückzug nicht zu beunruhigen, wenn er ihnen die Gefangenen ausliefern wolle, die er mit ſich führte. „Meine Gefangenen!“ rief Grognier verächtlich: „ihre Feſſeln muß euer Säbel zerhauen, meinen Weg wird mein Säbel mir öffnen.“ Er ſchlug ſich durch und zog ruhig ſeine Straße.

Der Schrecken im ganzen Reiche war allgemein. Die Annäherung der Flibuſtier, ja ſelbſt nur die Furcht vor ihrer Annäherung, zerſtreute ſchon das Volk. Erſchlafft durch den ausſchweifendſten Luxus, entnervt durch ungeſtörte Tyranney, zum Vieh herab gewürdigt wie ihre Sklaven, erwarteten die Spanier nie anders den Feind als wenn Zwanzig gegen Einen waren, und doch wurden ſie los dahin ſinken ſoll. Nichts bewirkt dieſe Einheit ſicherer, als eine richtig organiſirte Repräſentative-Verfaſſung. Der Staat bedarf durchaus eines Geiſtes und eines Lebens, ſonſt wird viel Mühe zwecklos verſchwendet; man führt heute etwas auf, was morgen wieder zerſtört wird und am Ende wird nichts hervorgebracht.

Der Staat und deſſen Verfaſſung muß endlich auch immer der eigentliche Ausfluß und Abdruck des National-Verſtandes ſeyn. *) Dahin kann ebenfalls nur eine gute und richtig organiſirte Repräſentation wirken, vorausgeſetzt: daß ihre Glieder, die edelſten, rechtlichſten, erleuchteſten und aufgeklärteſten aus dem Volke, aus allen Ständen und Ordnungen, auch Männer ſind, die nicht durch Caſten-Geiſt, nicht durch Familien-Intereſſe geleitet, ſondern durch den reinſten Gemeingeiſt beſeelt werden. Bei der Wahl bleibt freilich auch hier die Regel richtig: daß der gute Wille allein ohne Werth immer in Gefahren iſt. Die treflichſte Stim-

---

*) Das wäre beinahe das, was Bonſtetten — Ueber National-Bildung 1. Th. S. 4. meint, wenn er ſagt: Es giebt nur eine Freiheit, die nehmlich, welche die Vernunft giebt. Zur Belebung der Vernunft iſt die eine Verfaſſung mehr als die andere geeignet, die Repräſentative aber am meiſten. — Je nachdem alſo die Verfaſſung auf die Vernunft wohlthätig wirkt, je nachdem iſt auch ihr Werth. Die beſte Verfaſſung wäre alſo die beſte Organiſation der National-Vernunft.

Stimmung eines Volks iſt ein Strohfeuer, das der erſte, beſte Regen auslöſcht, wenn nicht rechtliche und einſichtsvolle Köpfe an der Spitze ſtehen. Wir müſſen hiebei, die noch rohe, unbehülfliche Maſſe des Volks nicht aus den Augen laſſen, die nur durch einen mächtigen Geiſt zu großen Thaten, geführt werden kann. Blos durch dieſen erhält der gute Wille Ausdruck, und der Entſchluß tritt in die That über. Wenn alſo Repräſentanten, als Führer des Volkes geiſt- und kopfloſe Geſchöpfe wären, ſo würde auch das Volk mit aller ſeiner Einſicht und Kraft, doch immer das ohnmächtigſte Weſen unter der Sonne bleiben. —

Uebrigens iſt die Idee einer Volks und National Repräſentation nicht neu. Frankreichs ältere Geſchichte denkt ſchon an Stände-Verſammlungen ſolcher Art, welche Frankreichs größter König Heinrich IV. im Jahr 1596 auf den Rath ſeines biedern, treuen und einſichtsvollen Sully, nach Rouen ausgeſchrieben hatte.

Bekanntlich war Frankreich damals auch durch verheerende Kriege und widrige Ereigniſſe von ſeinem Flor tief herab geſunken und zerrüttet. Nur ein Heinrich ſchien das Chaos in Ordnung bringen, den Organismus des ſehr kranken Staats verbeſſern, den Finanzen und dem verarmten Volke wieder aufhelfen zu können. Heinrich gehörte nicht zu den Fürſten, die mit der Formel und den Worten: „Dies iſt unſer Wille“ ſich der Pflicht zu überheben glauben, die Gründe ihres Verfahrens an-

anzugeben, oder gar nur Gründe zu haben. Die würdevolle Aufrichtigkeit dieſes Fürſten ſpricht ſich lebhaft genug in der Rede aus, welche er bei Eröfnung der Landes-Verſammlung in Rouen hielt.

Er erklärte ſich dahin: — „Sein Wunſch und Wille ſey, daß Perſonen aus allen Ständen bei dieſer Verſammlung mit völliger Freiheit berufen würden, damit Männer von Kenntniſſen und Verdienſt Gelegenheit hätten, freimüthig und ohne Furcht vorzutragen, was ſie fürs allgemeine Wohl nützlich erachteten und nothwendig fänden. Er vertraute ihnen, daß ſie dieſe Erlaubniß auf keine Weiſe mißbrauchen, vielmehr einzig und allein dahin ſtreben würden, Einigkeit an die Stelle ſich feindſelig begegnender Anſichten zu ſetzen; den Königlichen Schatz von der, durch gehäufte Unglücks-Fälle vergrößerten Schuldenlaſt befreien zu helfen und zur möglichſten Erleichterung aller Unterthanen beizutragen. Auch würde es ihm gar nicht entgegen ſeyn, ſich Mitteln zu unterwerfen, die er nicht ſelbſt aufgefunden hätte, er ſelbſt wolle auch durch ſein Beiſpiel zeigen: daß Geſetze die Könige eben ſo angiengen, um darüber zu halten, als die Unterthanen, um ſich ihnen zu unterwerfen." — *)

Dieſe

---

*) In dem ähnlichen Geiſte ſpricht jetzt Preußens edler, guter König zu ſeinem Volke — Cabinets-Ordre vom 17ten Novemb. 1813. — nach welcher zwar nur eine interimiſtiſche National-Repräſentation verordnet wird. Die rechtlichſten, weiſeſten

Dieſe Stände-Verſammlung hatte einen ſehr wichtigen und bleibenden Einfluß auf die Verbeſſerung im Ganzen, vorzüglich aber auch auf den Finanziellen Zuſtand des Staats, der in Sully ſeinen Wiederherſteller fand.

Bekanntlich war Frankreich durch bürgerliche und Religions-Kriege zu Grunde gerichtet; entvölkert, öde war das Land, das Volk arm und elend. Ungeheure Schulden fand Sully; allein bei ſeinen ergriffenen Maaßregeln, und unterſtützt durch den guten Willen und die Kraft der Nation, wurden dieſe nicht nur vertilgt, ſondern auch die Einkünfte, ohne merkliche Abgaben Vermehrung, erhöhet. Bis zum Tode Heinrichs hatte er es ſchon ſo weit gebracht, daß bereits neunzig Millionen Livres im Schatze waren. Aber das Vertrauen, die große, verborgene Kraft, die oft Wunder thut, welche die Nation zu dieſem Manne hatte, machte es ihm auch nur allein möglich, dieſes Gebäude ſo herrlich aufzuführen.

Sully als Miniſter gehörte überhaupt zu den ſeltnen Männern, welche von Neuem zu ſchaffen und alles in die Richte zu bringen,

---

Männer aus allen Provinzen des Staats, ſind aufgerufen, damit ſie ihm nach ihren beſten Einſichten rathen: wie die Trümmer des Staats wieder geſammlet, und auf dieſen wieder ein feſtes Gebäude errichtet werden ſoll. Wird dem großen, erhabenen Zweck: öffentlichen Glauben, Zutrauen zu den Geſetzen, Zutrauen zu der Regierung felſenfeſt zu begründen, ganz entſprochen; dann kann ſich Preußens Volk bald mit der Vergangenheit ausſöhnen und über die Zukunft freuen. —

berufen ſind; er verſtand die groſſe, ſeltne Kunſt bei allen ſeinen Unternehmungen unmittelbar nur auf wenige im Volk, aber auf die rechten zu wirken, und beſtimmte ſo eigentlich immer die meiſten.

Trefliche Lehren enthalten überhaupt die Bemerkungen, die dieſer Mann in ſeinen Denkwürdigkeiten jedem Staatsmann zur Belehrung vorlegt. Nur eine, über Verſammlung der Landes-Stände, finde hier zum Schluß noch einen Platz. — „Lange Erfahrung hat gelehrt, daß doch nur ſelten die Zuſammenberufung der Landes-Stände eines Staats, das Gute bewirkte, was man davon erwartete. Soll dies aber auch ſeyn, ſo iſt's erforderlich: daß alle und jede Mitglieder derſelben, gleiche Kenntniß der richtigen und wahren Staats-Kunſt beſitzen; oder, daß wenigſtens Unwiſſenheit und Boßheit, vor den wenigen Rechtſchafnen und Aufgeklärten ſchwiegen. Zum Unglück kann man aber unter der Menge, auf jeden einzelnen Klugen, eine ungeheure Anzahl Narren rechnen; und Einbildung von ſich ſelbſt iſt noch dazu die erſte Eigenſchaft der Narrheit.“ —

Nachſchrift des Herausgebers.

So redlich und liebenswürdig auch der Verfaſſer des vorſtehenden Aufſatzes in ſeinen Anſichten erſcheint, ſo fürchte ich doch, daß die Reinheit ſeines eignen Gemüths ihn zu Vorausſetzungen verleitet hat, deren Verwürklichung wohl nur einer beſſern Welt als der unſrigen vorbehalten ſeyn möchte. — Die Nation iſt allerdings ihrem Monarchen ſchuldig vorauszuſetzen, *daß er nur ihr Beſtes wollen werde*, aber ſie iſt nicht ſchuldig vorauszuſetzen, *daß er ihr Beſtes immer klar und beſtimmt erkennen werde*. Es beſteht, wie mich dünket, zwiſchen einer *Nation* und ihrem *Fürſten* daſſelbe Verhältniß, wie zwiſchen *Geſetz* und *Richter* Die Nation iſt das Geſetz, der Fürſt iſt der Richter. Eben ſo wenig als ein Richter — und wäre er gleich der redlichſte und beſte — ſich beleidigt finden kann, wenn man ſeinen Einſichten nicht blindlings vertraut, ſondern ihm ein Geſetzbuch in die Hand giebt, nach welchem er Recht ſprechen ſoll; eben ſo wenig kann ein Fürſt ſich gekränkt fühlen, wenn die Nation durch eine Staatsverfaſſung ſeine Willkühr beſchränkt. Wir wollen gern glauben, daß es Richter und Fürſten giebt, die keines Geſetzes und keiner Beſchränkung

kung bedürfen, um immer das Beſte zu wollen und auszuſprechen, aber Ausnahmen machen keine Regel. Niemand wird die Zeit zurück wünſchen, wo es noch keine geſchriebenen Rechte gab, wenn gleich dann und wann ein Salomo ſich unter das Thor ſetzte, um Gericht zu halten.

Freilich hat der Hr. Verfaſſer ganz Recht, daß nur ein Irrthum den Fürſten verleiten könne, das Beſte der Nation nicht zu wollen; aber wenn er meint, eine blos rathgebende Repräſentation werde hinreichen, um ſolche Irrthümer zu verhüten, ſo glaube ich, daß er ſelbſt in einem Irrthum iſt. Wir haben ja ein ſehr neues Beiſpiel vor Augen gehabt. Der franzöſiſche Senat, der ſogar den Titel Erhalter trug, war eine ſolche rathgebende Behörde. Die repräſentative Verfaſſung muß nicht, wie der Verfaſſer ſagt, die Mißgriffe blos zu verhüten ſuchen, ſondern ſie muß ſie würklich verhüten, ſonſt iſt ſie ſehr mangelhaft. Die Beſorgniß, daß der Monarch ſich nicht an den Rath der Repräſentanten kehren werde, ſoll nicht erheblich ſeyn? Mich dünket, ſie ſey ſehr erheblich, ſo lange nur Menſchen und nicht Engel auf den Thronen ſitzen. Es giebt der Irrthümer gar mancherley, ſowohl des Verſtandes als des Herzens; die erſtern entſprinſpringen aus Beſchränktheit des Geiſtes, die meiſtens auch für guten Rath unempfänglich macht; die letztern entſpringen aus Leidenſchaften, die vollends gar nicht auf guten Rath achten. Die ſchlimmſte fürſtliche Leidenſchaft in dieſer Hinſicht iſt die Eitelkeit der Herrſchſucht, nicht die Herrſchſucht ſelbſt, denn die iſt gewöhnlich klug und folglich jener noch vorzuziehen. Den meiſten Schaden ſtiftet dieſe Eitelkeit. Es giebt eine ſehr gemeine Gattung von weiblicher Eiferſucht, wo im Grunde ein Frauenzimmer von der Treue ihres Geliebten ganz überzeugt iſt, aber ſtets von der Vorſtellung gepeinigt wird, andere Frauenzimmer, welchen der Geliebte einige Aufmerkſamkeit bezeigt, könnten ſich einbilden, von ihm vorgezogen zu werden. Dieſelbe Empfindung erwecket die Eitelkeit der Herrſchſucht. Der Fürſt verſchmäht oder vernachläſſigt guten Rath, damit man ſich ja nicht einbilden möge, er ſey nicht Selbſtherrſcher. Den Rath ſeiner Miniſter befolgt er wohl bisweilen, denn die hat er ſelbſt gewählt, und wenn ſeine Wahl gut war, ſo fällt die Ehre auf ihn zurück; aber ein Fürſt müßte ſchon ſehr ausgezeichnet und ganz Herr ſeiner Leidenſchaften ſeyn, wenn man erwarten dürfte, daß er den Rath der Volks-Repräſentanten ſtets befolgen werde.

Es iſt auch gar nicht abzuſehn, warum es denn nur von den Fürſten abhängen ſoll, den Rath der Stände zu befolgen oder nicht? wenn der Rath gut iſt, warum ſoll er denn keine verbindende Kraft haben? — um die Gewalt des Monarchen und ſein Anſehn nicht zu beſchränken? allein er beſitzt ja dieſe Gewalt und dieſes Anſehen nicht um ſeinetwillen, ſondern einzig und allein zum Glück ſeines Volkes; wenn alſo dieſes Glück durch eine mäßige, heilſame Beſchränkung ſicherer erreicht wird, als durch eine gänzliche Unbeſchränktheit, warum ſollte den der Fürſt ſich derſelben nicht unterwerfen? und auch wohl gern unterwerfen wollen? — ein guter Fürſt gewiß! Einen ſolchen dürfte man nur die Frage vorlegen: welche Staatsverfaſſung Er ſelbſt für die beſſere halten würde, wenn er nicht Fürſt wäre? dann würde ſicher die Herrſchſucht verſtummen. Freilich könnte mancher unſerer jetzt lebenden Fürſten ſagen: „es iſt überflüſſig; ihr kennt mich ja; ich behandle Euch als ein Vater und werde Euch nie anders behandeln.“

Sehr wohl! würde man ihm antworten, wir erkennen das mit dankbarer Rührung, allein wer bürgt uns für deinen Nachfolger? — Ein Vater, der ſeine Kinder glücklich hinterlaſſen will, wird gern auch mit eigner Aufopferung ſorgen, daß nach ſeinem Todte ein etwaniger Stiefvater ſie nicht tyranniſiren könne.

geſchlagen. Verwiſcht war das Gepräge ihres edlen, ſtolzen Urſprungs; Kriegskunſt war ihnen ein Unding, ja kaum kannten ſie den Gebrauch des Feuergewehrs; kaum war ihr Widerſtand furchtbarer, als ehemals der Amerikaner, deren Aſche ſie jetzt mit Füßen traten. Dazu kam noch die ſchreckliche Idee, die ſie ſich von den Flibuſtiern machten. Ihre Mönche hatten ihnen dieſe Räuber als Ungeheuer der Hölle geſchildert, und ihre Einbildungskraft hatte das Bild noch mehr ausgemahlt. Haß und Furcht waren gleich ſtark in ihrer Seele.

Aber trotz dieſes brennenden Haſſes, wußte der Spanier ſich doch nur an einem Feinde zu rächen, den er nicht mehr fürchten durfte. Sobald die Flibuſtier einen geplünderten Ort verlaſſen hatten, und etwa Einer von ihnen beym Angriff auf der Wahlſtatt geblieben war: ſo grub man ſeinen Leichnam wieder aus, verſtümmelte ihn, und that ihm

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 22.

Geſpräch

zwiſchen dem Herausgeber dieſer Blätter und dem Recenſenten des Müllerſchen Werks über Petersburg, betreffend die unreinliche Zorn-Schaale, welche der Letztere über den Erſtern ausgegoſſen hat.

D. Her. Sie wollen gütigſt verzeihen, daß ich Sie her bemüht habe.

Rec. Ich verzeihe Ihnen nichts.

D. Her. Doch wenigſtens die Redens-Art?

Rec. „Es hieſſe ſich entwürdigen, mit einem Manne, der ſich Verdrehungen zu Schulden kommen laſſen, eine rechtliche Verſtändigung ferner zu verſuchen, oder über ſolch ſchaamloſes Geſchwätz" (als nehmlich in Nr. 19 des Politiſchen Flugblattes enthalten ſeyn ſoll) „ein Wort zu verlieren."

D. Her. Sie haben aber doch in Nr. 248 der Halliſchen Literaturzeitung faſt 4 Seiten drum verlohren, und ich muß Sie folglich erſuchen, mir in einem Blatt, welches zwar nicht ſo vornehm iſt als die Halliſche Literaturzeit., aber doch auch hie und da geleſen wird, ein wenig Rede zu ſtehn.

Rec. Wozu? die Sache iſt abgemacht. „Der Doctor Müller mag ſich ſelbſt vertheidigen und ich hoffe zu ſeiner Ehre er wird (er werde) es können.“

D. Her. Ohne Zweifel. Allein hier iſt blos von Ihrer angenehmen Rüge die Rede, mit welcher Sie einen zweyten, von mir begangenen litterariſchen Unfug beehrt haben.

Rec. dixi.

D. Her. von Rechtswegen. Erlauben Sie mir nur einige beſcheidene Anmerkungen.

Rec. Nur kurz!

D. Her. So kurz als möglich. Ein Zufall wollte, daß zugleich mit Ihrer vortrefflichen Rüge in der Halliſchen Literaturz., mir Nr. 277 der Leipziger Literaturz. in die Hände fiel, wo die Streitigkeiten der Herren Röſchlaub und Marcus über den Typhus verhandelt werden. Nun iſt zwar Ihre hochgeehrte Rüge keinesweges mit dem Typhus zu vergleichen, (denn ſie iſt nichts weniger als anſteckend), allenfalls eher noch mit einem Typhon im japaniſchen Meer; allein Ihr Herr College in der Leipziger Literaturzeit. hat da einige Bemerkungen fallen laſſen, die mir bedenklich ſcheinen. Er ſagt unter andern: „So ſehr iſt es wahr, daß eine ſolche, ſich ſelbſt wegwerfende, Animoſität mehr dem, der ſie ſich erlaubt, als Jenem, den ſie betrifft, nachtheilig wird.“ Und ferner: „wie ſchlecht muß es um die Sache; die dieſer Mann verficht, ſtehen, wenn er faſt jede ſeiner Behauptungen nur dadurch geltend zu machen ſucht, daß er den ausſchilt, der nicht mit ihm einverſtanden iſt. Wer wird ſich denn noch ſolchen Sand in die Augen ſtreuen laſſen?" — Was meynen Sie, hochgeehrter Herr Recenſent, wenn ſich jemand einfallen lieſſe, dieſe Stellen auf Ihre Rüge anzuwenden? ſollte es dieſem edlen Ausfluß Ihres Geiſtes nicht nachtheilig werden?

Rec. Keinesweges. Der Ton, der in meiner Rüge herrſcht, iſt der Halliſchen Literaturzeit. vollkommen würdig.

D. Her. Das geb' ich zu. Dieſe vortreffliche Zeitung, (die leider ſammt Ihnen ſchon längſt vergeſſen ſeyn wird, wenn die Nachwelt meiner noch Ehrenvoll erwähnt), iſt bekanntlich ein Muſter der Urbanität, und läßt in dieſer Hinſicht die gelehrten Zeitungen von Göttingen und Leipzig weit hinter ſich. Aber Sie wiſſen, wie ekel heutzutage die Ohren der Leſer ſind. Ihre reſpectable Rüge hebt ohne Umſtände mit der Behauptung an: meine *Erklärung* in Nr. 19 meines Politiſchen Flugblattes ſey eine bloße *Verdrehung*, *ein Gewebe von Sophismen und hämiſcher Conſequenz-Macherey, lauter Taſchenſpielerſtückgen.*

Rec. Sic.

D. Her. Nun könnte Mancher denken, der Herr Recenſent hätte das *zuvor* beweiſen, und dann erſt das Kind beym rechten Namen nennen ſollen. - -

Rec. Gleichviel, ich habs bewieſen.

D. Her. Wer wollte ſich unterfangen daran zu zweifeln! nur einige kleine Belehrungen bitte ich mir aus.

Rec. Wohlan! Sie haben dem Dr. Müller Schuld gegeben, er habe geſagt: die Religion der Ruſſen beſtehe in bloßen Formeln.

D. Her. Hat er denn das nicht geſagt?

Rec. Nein, er hat geſagt: „es ſcheint mir, daß die Religion der Ruſſen nicht viel mehr iſt, als ein hülfreiches Formelwerk."

D. Her. Kommt denn das nicht auf Eins heraus?

Rec. Nein.

D. Her. So bitt' ich um Verzeihung: es iſt mir ſo vorgekommen.

Rec. Mich laſſen Sie ſagen: das Buch ſey im Ganzen das Werk eines wohlunterrichteten Mannes.

D. Her. Haben Sie das nicht geſagt?

Rec. Nein. Ich habe geſagt: „Im Ganzen habe ich darin die freye Anſicht eines geiſtreichen und wohlunterrichteten jungen Mannes zu erkennen geglaubt.

D. Her. Kommt denn das nicht auf Eins heraus?

Rec. Nein.

D. Her. Nun ſo freut es mich, daß ich wenigſtens wegen dieſer Verdrehuug nicht um Verzeihung zu bitten habe. Denn wenn Sie die Güte haben wollen, Nr. 19 meines Flugblattes pag. 91, die letzten Zeilen nachzuleſen, ſo werden Sie finden, daß ich Ihre hochgeehrte Aeuſſerung Wort für Wort angeführt habe.

Rec. Das kann nicht ſeyn. Ich habe ja den Ganzen zweiten Punct meiner Rüge darauf gegründet.

D. Her. Belieben Sie nur nachzuſehen. Sie ſind vielleicht damals durch eine Fliege oder durch etwas Gelbes vor den Augen gehindert worden, die Stelle zu bemerken.

Rec. Gleichviel. dixi. Meine dritte Rüge iſt um ſo ſchwerer. „Ich habe geſagt: Müller ſey ein deutſcher Jüngling von ächtdeutſcher Bildung; da ſtellen Sie ſich, als ob ich die moraliſche Nationalbildung dadurch bezeichnet hätte, da ich doch nur von der intellectuellen Bildung geſprochen habe.“

D. Her. So? man kann ſich irren. Ich habe gemeynt, wenn von einem deutſchen Jüngling und ächt deutſcher Bildung die Rede ſey, ſo werde darunter die Nationalbildung verſtanden; denn wenn das nicht wäre, — (ſo habe ich fälſchlich raiſonnirt) ſo wären die Worte deutſch und ächtdeutſch unſchicklich angebracht, weil eine intellectuelle Bildung weder deutſch, noch franzöſiſch, noch ruſſiſch iſt. Einer meiner Freunde, der Ihre lehrreiche Rüge auch mit großem Vergnügen geleſen hat, wollte ſogar behaupten, ich könnte Ihnen bei dieſer Gelegenheit den höflichen Vorwurf von Taſchenſpieler-Stückgen mit Wucher zurückgeben; aber das ſey ferne von mir! denn geſetzt auch, Sie hätten in der Gelegenheit einmal die Volte geſchlagen, wer wird denn gleich Lärm machen, wenn ein ſo vornehmer Mann ſich in Verlegenheit befindet. Mir kommt es vor, als ſey Ihnen von einem nothwendigen Kleidungsſtücke ein Knopf abgeſprungen, und Sie wollten nun durch eine Stecknadel dem möglichen Aergerniß unvermerkt vorbeugen.

Rec. O ich habe noch Pfeile genug in meinem Köcher. „Wenn ich in meiner Auffoderung von meiner Recenſion ſpreche und Ihnen in Hinſicht dieſer Verſündigung gegen deutſche Druck- und Preßfreyheit Schuld gebe, ſo wollen Sie, ich hätte das Müllerſche Werk als eine Frucht dieſer Druck- und Preßfreyheit darzuſtellen geſucht, woran ich gar nicht gedacht habe. Dieß Stückgen iſt das auffallendſte.“ Nun, mein Herr, was ſagen Sie dazu?

D. Her. Es iſt abermals ein ſündhafter Irrthum von mir geweſen, der aus verſchiedenen Quellen floß Denn Erſtens glaubte ich, von Ihrer Recenſion könne gar nicht die Rede ſeyn, da ja täglich in der Literaturzeit. Antikritiken erſcheinen, welchen Niemand vorwirft, daß ſie die Druck- und Preßfreiheit unterdrücken wollen, und da meine Erklärung gewiſſermaaßen auch nur eine Antikritik iſt. Zweitens ſchien es mir — und ich geſtehe ſogar, daß es mir noch jetzt ſo ſcheint — als ob Sie würklich das Müllerſche Werk für eine ſchöne Frucht der Druck- und Preßfreiheit hielten. Zu dieſem Irrthum verleitete mich das warme Lob, welches Sie im Ganzen dieſer Schmähſchrift ertheilt haben.

Rec. Das hat der zweite Recenſent auch gethan, und nicht wahr, deſſen „Zeugniß hat Sie ſichtbar genirt?"

D. Her. Dürfte ich gehorſamſt bitten, das undeutſche Wort genirt nicht zu gebrauchen? Wir wollen lieber ſagen: deſſen Zeugniß habe mir Zwang angethan. Allerdings, da haben Sie ganz Recht. Der zweite Recenſent iſt ein lieber braver Mann, der mit mir an einem Orte lebt, mit dem ich in freundlicher Bekanntſchaft ſtehe, den ich in vieler Hinſicht hoch ſchätze, und der in ſeinem Fache allgemeiner Achtung genießt; folglich habe ich für Wohlſtands-Pflicht gehalten, und halte es noch dafür, ſeine Recenſion, die gar nicht in ſeinem Fache iſt, nur leicht zu berühren. Auch jetzt wiederhole ich bloß, daß dieſer berühmte Mann würklich in ſeinem Leben nur Einmal, und zwar nicht länger als 14 Tage oder drey Wochen in Petersburg geweſen iſt.

Rec. Sehr wohl, aber „es läßt ſich doch vorausſetzen, daß dieſer berühmte Mann denke und zu urtheilen wiſſe."

D. Her. Ohne Zweifel.

Rec. und daß, wenn er „gleich beim flüchtigen Blicke die Wahrheit und Verdienſtlichkeit der Müllerſchen Darſtellung im Ganzen erkennt, ſolches mein Urtheil beſtätige?"

D. Her. Das möchte ich doch nicht behaupten; denn in einem ſolchen Falle erkennt man die Wahrheit mit flüchtigem Blicke nicht. Es iſt hier von einer ganzen Nation die Rede, und ob dieſe mit Wahrheit dargeſtellt ſey, läßt ſich in drei Wochen mit einem flüchtigen Blicke nicht wohl entſcheiden.

Rec. Wenn Sie auch bei den obigen fünf Puncten noch mit einem blauen Auge davon kommen, ſo ſchlägt der ſechſte doch Sie ganz zu Boden. „Warum ſtellen Sie als unleugbar auf, daß Dr. Müller ſich beſtrebt habe, den Monarchen, die Großen und das Volk von Rußland verächtlich zu machen?

D. Her. Sollte ich auch hierin mich irren?

Der Doctor Müller beſchuldigt den Monarchen, er ſchlöſſe ganze Nächte mit ſeinem Bruder, dem Großfürſten Conſtantin, ſich ein, um über die Form eines neuen Tſchako's oder einer Degentroddel zu deliberiren. Heißt das nicht ihn verächtlich machen? — Dr. Müller ſagt ferner: der Kaiſer habe zwar Gutes gründen wollen, aber wenn er nur den Grund dazu gelegt habe, ſo bekümmere er ſich weiter nicht darum, ſondern begnüge ſich mit dem Sprüchlein des Pangloß: Alles iſt ſo am beſten. Heißt das nicht den Monarchen verächtlich machen?

Der Dr. Müller beſchuldigt den Senat, daß Beſtechlichkeit, Nachläſſigkeit, Schikane in demſelben ohne Maaß und Ziel ſey, und daß nur alte ſtumpfe Männer dort Penſion genöſſen; heißt das nicht die Großen verächtlich machen?

Der Dr. Müller beſchuldigt die ſämmtlichen Miniſterien (ausgenommen das des Krieges) der Partheilichkeit, des Mangels an Kenntniſſen, der Schlechtigkeit ihrer Beamten und der unglaublichſten Stupidität von Seiten der Miniſter, die weder Kenntniſſe noch guten Willen beſäßen; heißt das nicht die Großen verächtlich machen?

Der Dr. Müller beſchuldigt die Nation im Allgemeinen, ſie kenne die Ehre ſehr wenig, ſie lüge gern, ſey wortbrüchig, undankbar, ſtehe auf der unterſten Stufe der Cultur, beſitze gar keinen National-Stolz u. ſ. w. heißt das nicht das Volk verächtlich machen?

Rec. ſchweigt.

D. Her. Ich bitte um eine Antwort.

Rec. Nun ja, aber man kann doch nicht ſagen, der Dr. Müller habe ſich beſtrebt, das zu thun. Bemerken Sie nur, daß ich das Wort beſtrebt unterſtrichen habe. Ein Anderes iſt, Jemanden ins Geſicht ſchlagen, ein Anderes, ſich beſtreben Jemanden ins Geſicht zu ſchlagen. „Das Beſtreben wird kein Unbefangener Ihnen zugeben."

D. Her. So, ſo. Dieſe feine Diſtinction verſtehe ich nicht.

Rec. und dann die Hauptſache. „Sie bringen damit meine Anzeige und die Redaction der Allgemeinen Literaturzeitung ſelbſt in Verbindung, als hätten ſie wohl ein gleiches Streben."

D. Her. Hier bin ich ſo frey, Ihnen einige Worte aus Ihrer eignen Auffoderung ins Gedächtniß zu rufen. Sie ſagen nemlich, man müſſe, ohne die offenbarſten und unleugbarſten Beweiſe, keine gehäſſigen Abſichten unterſchieben. Ob nun gleich das Lob, welches die Halliſche Literaturzeit. zu zweien verſchiedenen malen in ſechs Blättern (!) der Müllerſchen Schmähſchrift ertheilt, allerdings auf die Vermuthung führen könnte, ſie billige den Haupt-Inhalt des Buches, (wie ſolches die Ruſſiſche Cenſur gleichfalls vermuthet hat), ſo will ich doch es nicht behauptet haben. Die Unbefangenen mögen urtheilen. Möchten ſie es nur auch laut thun.

Rec. Geſtehen Sie wenigſtens, „daß Sie weder behaupten noch beweiſen können, daß die Anzeige des Müllerſchen Werkes die tadelnswürdigen Uebereilungen in den Urtheilen des Verfaſſers mit dem größten Wohlgefallen erwähnt habe, und daß Alles übrige, was ſie mit Wohlgefallen erwähnt, und als treffend und bedeutend herausgehoben und anerkannt hat, dieß wirklich nicht ſey.“

D. Her. Ich geſtehe, daß der hochgeehrte Herr Recenſent die tadelnswürdigen Uebereilungen des Verfaſſers (mit andern Worten, deſſen pasquillariſche Schmähungen) nicht herausgehoben, das Ganze aber mit ſo vielem und augenſcheinlichen Wohlgefallen angezeigt hat, daß ſowohl daraus, als auch aus dem ſanften Vorwurfe einer bloßen Uebereilung, nach meiner geringen Meinung ganz klar hervorgeht, der vortreffliche Herr Recenſent ſey durch jene Schmähungen gar nicht empört worden. Was er als treffend und be-

deutend

jede Marter an, mit der man gern den Lebenden gepeinigt hätte. Der Abſcheu vor den Flibuſtiern, erſtreckte ſich ſogar bis auf die Oerter, die ſie betreten hatten. Man verfluchte die Mauern und den Boden der von ihnen verwüſteten Städte. Alles wurde der Erde gleich gemacht, „Anathema! „der wieder ein Haus darauf baut!“ riefen die Mönche, und ſiehe, die Einwohner wandten ihren Städten den Rücken, und flohen den Schauplatz ihrer Feigheit und ihrer Schande auf ewig.

Dieſe ohnmächtige und kindiſche Wuth, mußte natürlich den Feind immer verwegner machen. Nahm er eine Stadt weg: ſo zündete er ſie an allen vier Ecken an, wenn man ſie nicht mit Geld löſte; die Gefangenen, deren Freiheit kein Geld erkaufte, wurden ohne Gnade niedergemetzelt. Gold, Perlen und Diamanten waren das einzige Löſegeld, das dieſe furchtbaren Räuber annahmen;

deutend herausgehoben, mag ſolches wirklich ſeyn, (ich habe nicht Zeit, die Recenſion noch einmal nachzuleſen) aber ich habe in meiner Einfalt geglaubt, wenn man eine offenbare Schmähſchrift anzuzeigen habe, ſo müſſe man mit Unwillen von dem Ganzen ſprechen, und das wenige treffende und bedeutende nicht herausheben, weil man ſonſt natürlich in den Verdacht geräth, das übrige ſtillſchweigend zu billigen und für Wahrheit zu erklären, zumal wenn man im Allgemeinen hinzufügt, es ſey die Anſicht eines wohl unterrichteten Mannes.

Rec. „Ich möchte wohl wiſſen, ob Sie Ihre Logic in Deutſchland erlernt haben?"

D. Her. Zu dienen, ja.

Rec. „Man ſollte kaum glauben, daß Sie mitten in Deutſchland gebohren ſind."

D. Her. Ich wünſchte doch, wo möglich, die Ehre meines geweſenen Lehrers in der Logic zu retten, oder mich ganz von meiner irrigen Logic zu überzeugen. Erlauben mir daher der gütige Herr Recenſent noch einige Fragen. Enthalten die oben angeführten Stellen wirklich harte Schmähungen gegen den Monarchen, die Großen und daß Volk?

Rec. ſchweigt.

D. Her. Ich bitte um Ja oder Nein.

Rec. Ja, es iſt eine tadelnswürdige Uebereilung.

D. Her. Giebt es nicht noch hundert ähnliche Stellen in dem Buche?

Rec. Hm! ja.

D. Her. Sind die wenigen lobenden Stellen wohl von der Beſchaffenheit, daß jene Schmähungen dadurch entkräftet würden?

Rec. Nein.

D. Her. Müſſen Sie nicht vielmehr bekennen, daß, wenn alle jene Schmähungen wahr ſind, die Ruſſen als eine ſehr verworfene Nation betrachtet werden müßten?

Rec. ſchweigt.

D. Her. Ich bitte um Ja oder Nein.

Rec. Hm! freilich –

D. Her. Muß nicht das Buch bey Jedem, der ihm Glauben beimißt, dieſe Wirkung hervorbringen?

Rec Hm! freilich —

D. Her. Haben Sie nicht dadurch, daß Sie es im Ganzen für die freie Anſicht eines wohlunterrichteten jungen Mannes erklären, jenen Glauben erweckt! wenigſtens ſo viel an Ihnen liegt befördert?

Rec. ſtockt.

D. Her. Haben Sie nicht dadurch, daß Sie nirgend in Ihrer Recenſion ſagen, das Buch enthalte Schmähungen, die Vermuthung erregt, es enthalte für Sie keine?

Rec. Das kann ich nicht zugeben.

D. Her. Erwarten Sie denn nicht, daß man Ihrer Rechtlichkeit zutraue, Sie würden das Wort Schmähungen ohne Bedenken ausgeſprochen haben, wenn Sie dergleichen gefunden hätten?

Rec. Schmähungen oder Uebereilungen, das gilt hier gleich.

D. Her. Das mag Ihnen gleich gelten (und ſo ſcheint es allerdings), wird aber wohl der Leſer die angeführten Stellen für bloße Uebereilungen halten?

Rec. Nach ſeinem Gefallen.

D. Her. Folglich bleiben ihm nur zwey Wege übrig: er muß ſie entweder für Schmähungen oder für Wahrheiten halten. Das erſtere kann er nicht, weil er Ihnen vertraut: folglich — was meinen Sie nun von meiner Logic?

Rec. „Es bewährt ſich abermals überraſchend das ſonderbare Unglück, welches Ihnen faſt immer begegnet, wenn Sie menſchliche Handlungs- und Denkweiſe recht menſchlich darſtellen wollen: es geht unter Ihren Händen Nichtswürdigkeit hervor.“

D. Her. Das Kompliment iſt Ihrer und der Halliſchen Literaturzeit. vollkommen würdig, und ich fühle mich nicht im Stande, es zu erwiedern.

Rec. „Sie erſchöpfen ſich in hämiſchen Muthmaßungen, die darauf hinauslaufen, daß Alle, der Doctor Müller, ich und die Redaction, den Mantel nach dem Winde hängen.“

D. Her. Ich geſtehe, daß mir ſolches allerdings ſo vorkommt, glaube aber eben nicht, daß die Vermuthung beſonders hämiſch ſey, da in neuſten Zeiten ja ſo viele berühmte und unberühmte Männer den Mantel nach dem Winde gehängt haben. Ich muß in der That wiederholen, daß ich (vielleicht irrig, aber feſt) über-

zeugt

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08025/072

zeugt bin; wenn damals Doctor Müller's Schmähungen Frankreich betroffen hätten, ſo würde die Halliſche Literaturzeit., entweder gar keine Recenſion davon, oder doch nur eine ſolche aufgenommen haben, welche nicht bloß das treffende und bedeutende herausgehoben, ſondern ſich zugleich ſehr ſtark über die Schmähungen ausgedrückt hätte. Aber mit Rußland ſchien es damals nichts zu bedeuten zu haben.

Rec. „Ihr Ausfall auf die Redaction iſt verächtlich, denn darf man von einer Redaction fodern, daß ſie die Werke leſe, welche ihre Mitarbeiter anzeigen?

D. Her. Ich habe in meiner Einfalt geglaubt, ſie müſſe wenigſtens die Recenſionen leſen.

Rec. Genug. „Ich will Ihnen das Vergnügen laſſen, meinen Namen zu nennen, da Sie vielleicht noch ein Verdienſt darinn finden dürften.“

D. Her. Ich bin nicht ſcharfſichtig genug, um ein Verdienſt darin zu finden, einen ſolchen Namen zu nennen; auch bin ich nicht erzürnt genug, um dem hochgeehrten Herrn Recenſenten das Vertrauen des Publicums rauben zu wollen.

Rec. „Wenn Sie mich nennen, ſo wird Jeder laut auflachen“ —

D. Her. Das glaub' ich.

Rec. Unterbrechen Sie mich nicht ſo maliziös. „laut auflachen, wenn bei mir von den Mantel nach dem Winde hängen die Rede iſt. Und eben ſo werden Sie ausgelacht werden, daß es Ihnen einfallen konnte, mich als einen Anhänger der Franzoſen verdächtig machen zu wollen.“

D. Her. Erlauben Sie! da ſagen Sie ſchon wieder das Ding, was nicht iſt. Ich habe Sie nicht für einen Anhänger der Franzoſen, ſondern für einen Widerſacher der Ruſſen erklärt. So iſt es mir wenigſtens vorgekommen und Ihre hochverehrliche Rüge hat mich leider noch keines Beſſern überzeugt.

Rec. Wie, wenn ich bloß deshalb das Müllerſche Werk ſanft und milde recenſirt hätte, „weil ich ſelbſt empfindlich darin angegriffen war, und Alles vermeiden wollte, was das Anſehn haben könnte, als ſey meine Beurtheilung aus Empfindlichkeit und nicht aus Wahrheitsliebe entſproſſen? darin mag ich wohl zu weit gegangen ſeyn.“

D. Her. Ein ſchöner Fehler, den Sie in Ihrer venerablen Rüge zu verbeſſern geſucht haben.

Rec. „Liegt Ihnen nun ſolche Empfindungsweiſe nicht menſchlich nahe, ſo — kann ich nichts dafür.“

D. Her. Nein, dafür können Sie nichts.

Rec. „Ich glaube den Schlüſſel zu Ihren auffallenden Betragen gefunden zu haben.“

D. Her. Ei! dürfte ich mir ihn ausbitten?

Rec. Müller hat in ſeinem Werke geſagt: „Der ſchöne Genius behüte Ihre Seele nie vor'm giftigen Anhauche. Sie wären auch in Rußland Kotzebue in voller Bedeutung des Wortes, wie Sie es überall auch in Deutſchland geweſen wären."

D. Her. Ey! und das iſt die Urſach, warum ich ſeine Schmähſchrift gegen Rußland eine Schmähſchrift genannt habe?

Rec. Vermuthlich.

D. Her. Haben Sie Beweiſe davon?

Rec. Nein.

D. Her. Sie ſagen ja aber höchſtverehrlich: man müſſe ohne unleugbare Beweiſe Niemanden gehäſſige Abſichten unterſchieben?

Rec. Niemanden. Das heißt, mir und meinen Freunden nicht. Aber das werden Sie doch wohl wiſſen, daß Recenſenten ſich dieſes Rechts erfreuen?

D. Her. In Gottes Namen! ich beneide es Ihnen nicht. Uebrigens hat Hr. Doctor Müller ganz Recht: ich bin überall Kotzebue, das heißt, ein treuer, rechtlicher Staatsbürger, der nie den Mantel nach dem Winde hängt; ein zärtlicher, tadelloser Ehegatte und Vater, an dem Frau und Kinder mit inniger Liebe hängen; ein treuer zuverläſſiger Freund ſeiner Freunde, die ſämmtlich zu der Zahl der redlichſten, würdigſten Männer gehören; eine Geiſſel der Narren und Böſewichter, oder auch der Uebermüthigen, bisweilen etwas zu raſch im Geiſſeln. Das iſt mein lebendiges Bild; dieſer Kotzebue bin ich überall geweſen, und kann, mit Erlaubniß des Hochgeehrten Herrn Recenſenten, Jeden, der mich näher kennt, kühn aufrufen, einen Zug in dieſem Gemählde zu leugnen. Der Herr Doctor Müller hat nicht die Ehre, mich näher zu kennen, und da er, (in ſeiner ſpäter erſchienenen Reiſe von Petersburg nach Paris) ſogar ſeine Freunde und Andere, die er kennt, die er beſucht, mit welchen er reiſt, gelegentlich mit Kothe wirft, ſo kann ich, der ich ihm ganz fremd bin, natürlich auf ſeine Schonung nicht Anſpruch machen. Dennoch bin ich ſo gutmüthig, ſowohl ihm als dem Herrn Recenſenten von Herzen zu wünſchen, daß beyde im Stande ſeyn mögen, ein eben ſo löbliches und eben ſo wahrhaftes Gemälde von ſich zu entwerfen, als ich ſo eben von mir entworfen habe.

Schließlich kann ich den hochverehrlichen Herrn Recenſenten verſichern, daß, wenn ich einen Schlüſſel zu ſeinem Betragen hätte ſuchen wollen, ich ſolchen in Petersburg ſehr leicht gefunden haben würde.

Eben da ich dieſen Aufſatz ſchlieſſe, wird mir auch das Intelligenzblatt der Zeitung für die elegante Welt vom 29ſten November gebracht, worin beſagter Hr. Dr. Müller ſich rein und weiß brennt. Das konnte freilich, nach ſeiner Anſicht auf keine andere Weiſe geſchehen, als wenn er zuvor meine Perſon verkleinert hatte; darum hebt er mit dem höflichen Sprüchlein an: daß mir Niemand zu nahe kommen könne, ohne von Schmähungen angehaucht zu werden.

Junger Mann! dachten Sie denn gar nicht an die Schmähung, die Sie in Ihrem Buche ſich gegen mich erlaubten, ohne jemals von mir beleidigt worden zu ſeyn? jene Schmähung, die Ihr Recenſent ſo wohlgefällig herausgehoben hat? Greifen Sie in Ihren Buſen! warum haben Sie mich angehaucht? ſtand ich nicht weit genug von Ihnen?

„Deutſchland, Frankreich, das ganze Ausland und alle Koryphäen unſerer Literatur ſollen mir ſeit zehn Jahren meine Stelle angewieſen haben.“

Junger Mann! beſinnen Sie ſich! die Stelle, die ich in der Litteratur einnehme, iſt eine Ehrenſtelle, auf die, wenn Sie jemals eine ähnliche erreichen, Sie ſtolz ſeyn dürfen. Nicht ſeit zehn, ſondern ſeit ſechs und zwanzig Jahren, bin ich Einer der beliebteſten dramatiſchen Dichter. Ich muß doch endlich einmal es laut ſagen: Meynen Sie, weil der Neid jedes meiner Stücke begeifert, ſie wären drum wirklich ſchlecht? Wer 26 Jahre lang, trotz 26000 ſchmähenden Recenſionen, die Gunſt des Publikums beſitzt, der muß Verdienſte haben, denn ſo lange währt keine Täuſchung, keine Mode. Schauſpiele, die in ein Dutzend fremde Sprachen überſetzt, in allen europäiſchen Ländern, ja in Aſien und Amerika, geſpielt worden ſind, müſſen wohl allgemein anſprechen, und was allgemein anſpricht kann nicht ſchlecht ſeyn.

Auch haben die ſolideſten kritiſchen Blätter in Frankreich und England mir ſtets Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sie ſelbſt, Herr Doctor, haben mir die Ehre erzeigt, mich claſſiſch zu nennen, und mir einen ſchönen Genius zuzuſchreiben; wie kommt es denn nun, daß Sie mich auf einmal ſo wegwerfen?

Ich bin aber nicht bloß ein Dichter, der, wohin er ſeinen Fuß in Europa geſetzt hat, überall rühmlich gekannt, und mit Liebe aufgenommen worden, ich bin ſeit mehrern Jahren auch ein geachteter Geſchichtſchreiber, und durch meine politiſchen Schriften habe ich mitgewürkt, als noch Niemand zu ſprechen wagte, den deutſchen Sklavengeiſt zu bannen, der, wenigſtens 1812, auch Sie noch beherrſchte. Darüber ſind mir ehrenvolle, ſchriftliche Zeugniſſe deutſcher Fürſten geworden, und mein eigner erhabener Monarch hat es durch eine, mir verliehene Auszeichnung anerkannt.

Dieſe, mir angewieſene und gebührende Ehrenſtelle ſollte ich dadurch verwürkt haben, daß ich eine Schmähſchrift gegen Rußland eine Schmähſchrift nenne?

Bedenken Sie, junger Mann, wie lächerlich Sie ſich machen, wenn Sie (!) von mir ſagen, ich faſele. — Sie finden es ſonderbar, daß ich mit keiner Sylbe über den Werth oder Unwerth Ihres Buches, nach ſeinen einzelnen Theilen mich kritiſch herausgelaſſen habe.“ — Wozu das? Ihr Buch iſt eine Schmähſchrift. Es verräth allerdings hie und da Darſtellungsgabe, und manches iſt recht angenehm zu leſen; aber Sie können einem ruſſiſchen Unterthan nicht zumuthen, men; Silber war ihnen zu ſchwer, und hätte ſie nur beläſtigt.

So rächte das Schickſal den Tod vieler tauſend unglücklicher Schlachtopfer, die einſt durch das Schwerdt der Spanier fielen; jeder vertrocknete indianiſche Blutstropfen, wurde durch einen ſpaniſchen wieder aufgefriſcht, und die nemlichen Berge erklangen vom Gebrüll der Spanier, die einſt die Seufzer der armen Indianer wiederhallten.

Aber am Ende geſchah, was ſo oft zu geſchehen pflegt: die Räuber ſelbſt genoſſen ihres Raubes wenig. Viele ſtarben des Clima's ungewohnt, oder durch Ausſchweifungen; andere litten Schiffbruch in der Magellaniſchen Meerenge, oder am Vorgebürge Horn; der größte Theil derer, die den Rückweg nach dem nördlichen Meere zu Lande verſuchten, ließen ihr Leben oder ihre Beute in den Schlingen, die man ihnen überall legte. Die engliſchen und franzöſiſchen Kolonien, wurmuthen, daß er aus einem Paſquill gegen Rußland das wenige Gute herausheben ſoll.

Bewundern muß ich Sie, in der That bewundern, wenn Sie würklich ganz wohlgemuth zu ſagen ſich erlauben, Sie hätten Rußlands liebenswürdigen Monarchen, deſſen Miniſter, Senat und Volk *nicht* mit Schmähungen überhäuft. Ich habe bereits in meinem Flugblatte Nr. 19, wie auch in dieſem Blatte, Stellen angeführt, die ich gar nicht wiederholen mag. Das ganze Buch wimmelt von ähnlichen. Es gehört ſehr viel *Schamloſigkeit*, oder eine *große Verlegenheit* dazu, um ſo keck dem Publicum ins Geſicht zu lügen. Ich will lieber das Letztere als das Erſtere von Ihnen glauben.

Sie wollen von dem Character der Ruſſen ein ſehr günſtiges Gemählde entworfen haben!!!

Nein, man ſollte es kaum für möglich halten, daß ein Menſch, nachdem er einer Nation vorgeworfen, ſie lüge gern, wiſſe nicht was es heiße, Wort zu halten, ſey undankbar, gänzlich unbekannt mit Ehrgefühl, beſitze keinen Nationalſtolz, ſtehe auf der unterſten Stufe der Cultur ꝛc. ꝛc. — daß ein Menſch, nach allen dieſen vernichtenden Anſchuldigungen ganz dreiſt hintreten und ſagen könne: *er habe ein günſtiges Gemälde von ihr entworfen!* Iſt es denn auch *möglich*, eine Nation noch *mehr* herunter zu machen? — Junger Mann! fühlen Sie denn nicht, in welchem Lichte Sie erſcheinen?

Ihre Schmähungen gegen Senat und Miniſter wollen Sie damit entſchuldigen, daß den Jahren 1811 und 1812 Ihre Anſicht die richtige geweſen ſey, daß aber nun „die ruſſiſche Regierung ſich umgeſtaltet habe, und ſich von Ihren Vorwürfen nicht mehr getroffen fühlen könne.“ Sie irren ſehr. Faſt alle damalige Miniſter ſind noch auf ihren Poſten, der Senat iſt noch derſelbe, das Volk iſt noch daſſelbe, und doch iſt keine Revolution erfolgt, (wie Sie prophezeyten) und doch ſind die Franzoſen geſchlagen worden, (welches Sie für unmöglich hielten), und doch haben dieſe Hunnen Deutſchland befreyt, und dieſe Krieger, (die nach Ihrer Behauptung nur Zügelloſigkeit kennen), haben nach dem Brande von Moſcau Paris verſchont.

Daß man im ruſſiſchen Hauptquartier ſich nicht um Sie bekümmert hat, (wie Sie verſichern), ſollte Sie billig beſchämt haben, da Sie in Ihrem Buche bloß den Franzoſen Großmuth gegen Feinde zuſchreiben, den Ruſſen hingegen Unmenſchlichkeit. Was meynen Sie wohl, was die Franzoſen im franzöſiſchen Hauptquartier mit Ihnen gemacht haben würden, wenn Sie die franzöſiſche Nation ſo geſchildert hätten, als die ruſſiſche? — Sehr wahrſcheinlich hat auch keiner der Miniſter Ihr elendes Buch geleſen, wenn Sie gleich zu ſagen belieben, es ſey in Frankfurt um ſechsfachen Preis verkauft worden.

Vielleicht verzieh' man Ihnen auch in Rückſicht deſſen, daß Sie die Waffen für Deutſchlands Befreyung getragen, oder tragen wollen; (denn daß es würklich geſchehen, erhellt nicht aus Ihren Worten.) Iſt es aber würklich geſchehen,

ſchehen, ſo fühle auch ich mich geneigt, Ihnen vieles zu verzeihen, denn es muß Sie große Ueberwindung gekoſtet haben, gegen die ſo ſehr von Ihnen bewunderten Franzoſen zu kämpfen.

Nun, Herr Doctor, kommt eine Stelle in Ihrer ſogenannten Antwort, bei der jeden rechtlichen Mann ein Schauder ergreifen muß, denn Sie haben mir nicht allein einen Dolch in die Bruſt ſtoßen, Sie haben dieſen Dolch zuvor auch in Gift tauchen wollen. Sie geſtehen ein, daß Lauriſton Ihnen dasjenige anvertraut hat, was mich veranlaßte zu ſagen, Sie ſchienen mir ein franzöſiſcher Spion geweſen zu ſeyn. Ich muß bekennen, daß ich mir noch immer nicht vorſtellen kann, daß Lauriſton, mit allen Wohlwollen, welches er ſonſt für Sie bezeigt haben mag, Ihnen ſolche Dinge anvertraut haben würde, wenn er nicht in mancherley Geſchäften ſich Ihrer bedient hätte. Wie man das nun zu nennen habe, mag ich weiter nicht unterſuchen. Daß aber Lauriſton's gar edles Benehmen (wie Sie es nennen), wahrhaftig nichts weniger als edel war, wenn ſeine Plauderey Sie in den Stand ſetzte durch Ihre bekannte Plauderhaftigkeit alle Würkungen ſeines Edelmuths zu vernichten, (wie Sie nun würklich gethan haben;) daß es zugleich ſehr unvorſichtig war, wenn er einen jungen Menſchen, der Alles drucken läßt, was ihm vor den Mund läuft, in den Stand ſetzte, auch das drucken zu laſſen, (wie Sie nun würklich gethan haben;) das iſt leider unwiderſprechlich!

Junger Mann! was haben Sie gemacht! — Sie ſagen, ſolche Waffen wären Ihnen fremd?

Sie wollten nicht durch Indiscretion vergelten? und doch begehen Sie in demſelben Augenblicke — nicht etwa eine bloße Indiscretion, — nein eine Unmenſchlichkeit! — Konnten Sie denn Ihre ſchwarzen Verleumdungen nicht auf meine Perſon beſchränken? mir allenfalls Mord und Straßenraub Schuld geben, bis Ihr grauſamer Muthwille geſättigt war? — Haben Sie wohl bedacht, was aus einer ſolchen Denunciation entſtehen kann? — nicht für mich, der ich, wie Sie ſelbſt geſtehn, ſo wenig darin verflochten bin, daß Sie mir erſt ein Wörtchen darüber in's Ohr ſagen müſſen. — Junger Mann! Alles vorhergehende mag Ihrem Leichtſinn und Ihrer Eitelkeit verziehen werden, aber hier haben Sie eine ſchwarze Seele gezeigt. Sie wollten nicht bloß mich, als Schriftſteller demüthigen, Sie wollten auch den Menſchen, in allen ſeinen zarteſten und heiligſten Verhältniſſen unglücklich machen, und um das zu bewürken, wollten Sie zugleich das Glück eines Andern zertreten, der Sie nie beleidigt hatte.

O junger Mann! wenn das Ihr Gewiſſen nicht drückt, wenn die Furcht vor dem, was in Folge Ihrer hingeworfenen Verleumdung noch geſchehen kann, Sie nicht Tag und Nacht peinigt, ſo iſt es weit mit Ihnen gekommen. Freilich ließ ja die in Ihr Buch eingewobene Erzählung, von den beyden Grafen R * * * und ihrem ſterbenden Vater vermuthen, daß Ihnen kein Verhältniß heilig iſt, und daß Sie nie Anſtand nehmen würden, Familien-Glück zu vergiften, wenn es Ihnen

eben

den im Wege ſtände; aber mit dieſer gehäſſigen, und, wie ich ſicher weiß, verleumderiſchen Anecdote haben Sie doch Niemanden weiter geſchadet, als ſich ſelbſt — hier hingegen — — ſchimpfen Sie mich, zerreiſſen Sie mich ſo viel Sie können und mögen, aber immer nur mich, ich biete meine Bruſt Ihren Pfeilen dar/ Hingegen muß ich Sie feyerlich auffodern, wenn nur noch ein Funke von Rechtlichkeit in Ihrem Buſen glimmt, ſo erklären Sie, daß alles dasjenige, was Sie, einen dritten betreffend, dem Errathen des Leſers ſo nahe als möglich gelegt, oder vielmehr ganz unverhüllt geſagt haben, nur leidenſchaftliche Aufwallung gegen mich geweſen iſt, und daß keine nachtheilige Folgerungen gegen einen dritten daraus gezogen werden können. Sagt Ihnen Ihr eignes Herz nicht, daß Sie dieſe Erklärung Ihrer eignen Ehre und Ruhe ſchuldig ſind, ſo fragen Sie diejenigen Ihrer Freunde, die es am beſten mit Ihnen meynen, und, wenn auch dieſe es für überflüſſig halten, nun ſo mögen alle die möglichen Folgen auf Ihnen laſten. —

Daß Sie übrigens meine, Sie betreffende und nun noch ſtärker begründete Vermuthung mit meinem politiſchen Glaubensbekenntniß über den König von Sachſen, (den ich ſonſt in vieler Hinſicht verehre und ſtets verehrt habe), zuſammenſtellen — das hat mir ein Lächeln entlockt.

Daß Sie, bei einer neuen Auflage Ihres Buches, daſſelbe verbeſſern, „manches daraus verſchwinden, manches neu hervortreten laſſen wollen,“ wird mir angenehm ſeyn, und ich zweifle gar nicht, daß, bei ſo bewandten Umſtänden, die Schmähungen unter das Verſchwundene gehören werden, dann aber muß viel neues hinzu kommen, ſonſt wird der dicke Band ſehr zuſammen ſchrumpfen. Indeſſen können Sie doch nun nie mehr aus eigener Anſicht hinzufügen oder weglaſſen, beides wird folglich einen ſehr zweideutigen Werth haben.

Noch zwei Worte an das Publicum:

Zum Erſtenmale, ſeit ich Schriftſteller bin, habe ich das Gefühl meines eigenen Werthes ausgeſprochen, und ich hoffe nicht, daß man mir ſolches als eine elende Eitelkeit auslegen werde. Viele an meiner Stelle würden es früher gethan haben, wenn ſie ſo unaufhörlich von Neidern, Verleumdern, und verunglückten dramatiſchen Dichtern wären angeklafft worden. Ich ſchwieg, weil ich wußte, daß ſie mir doch nicht ſchaden können. Bei dieſer Gelegenheit aber, habe ich für Pflicht gehalten, daran zu erinnern, welch ein ungeheurer Abſtand zwiſchen dem Verleumder der ruſſiſchen Nation und deren Sachwalter beſteht. Künftig werde ich wieder ſchweigen, und Jedem gern das traurige Vergnügen gönnen, mich als Schriftſteller und als Menſchen zu zerreiſſen; denn es iſt doch der einzige Troſt, wodurch dieſe Herren die empfindliche Kränkung ſich verſüßen, mir durch all ihr boshaftes Geſchwätz weder einen Freund, noch den Beyfall des Publicums entziehen zu können.

Eine Curioſität.

Am 30ſten December des verfloſſenen Jahres erhielt ich einen Brief aus Paris, unter folgender Addreſſe:

à Monsieur Cotzbue, Homme de
lettres à Berlin.

Der Brief enthielt weiter nichts, als Vorwürfe für die Deutſchen in franzöſiſcher Sprache, und ein Strafgedicht auf die Deutſchen in lateiniſcher Sprache. Beide ſind merkwürdig, durch die ächt franzöſiſche Keckheit, mit welcher uns armen, ſeit ſo vielen Jahren gemißhandelten Deutſchen bewieſen wird, daß wir, um Ehre, Moral und Tugend willen, verpflichtet geweſen wären, das ſchändliche Joch noch länger zu tragen.

Nous avons eu de grands torts, nos ennemis les ont bien exagerés.

Quels sont les alliés que nous avons trahis au point de tourner nos armes contre eux sur le champ de bataille? quel est le français qui eût voulu y consentir. Cette action a été de tout tems le comble de l'infamie. Elle est louée partout, principalement en Angleterre. Une espece de furibond vient de proposer d'en éterniser le souvenir par un monument gigantesque. Où est l'honneur? où est la morale? où est la vertu?

Antwort.

Die Erzählung Eurer torts (welch' ein mildes Wort!) zu übertreiben, war eine Unmöglichkeit.

Ihr hattet nie Alliirte. Nur unterjochte Völker mußten mit Euch ziehen, und wenn ſolche die erſte Gelegenheit ergriffen, ihre Ketten zu zerbrechen, ſo bedienten ſie ſich bloß eines unveräuſſerlichen Naturrechts.

Euer Zwingherr hatte Ehre, Moral und Tugend ſo oft mit Füſſen getreten, daß es lächerlich klingt, Einen ſeiner Sklaven ſich darauf berufen zu hören.

Die folgende lateiniſche Gallen-Ergieſſung, kann freilich bei den Deutſchen nur Mitleid und Verachtung erregen, aber ſie beweißt doch abermals, welche Geſinnungen in Frankreich vielleicht noch die herrſchenden ſind, und daß wir ſolchen Nachbarn nie trauen dürfen.

Qui Bavarum non odit, amet te, perfide Saxo.
Proditor, o Saxo, sacer, intestabile nomen.
Nempe molestus erat Bonapars! quid tale Poloni?
Quidve ausi Batavi tale, Italicaeque phalanges,
Belgius aut miles? pro te, pro rege peribat
hic Bonapars Socios, fatis vergentibus, usque
propugnare tenax, et, dum ruit, ipse salutis
prodigus, indomitae fidei modo foedera servet.

Napoleonem urges, hunc mitto gravem: gravis an rex?
Anne graves Galli, arcebant cum finibus hostem?
proh scelus! ancipiti premitur certamine pubes
gallica; quin instas saevo truculentior hoste;
in Gallos pro te pugnantibus impia Gallis
fulmina versa tonant, fit strages gentis amicae:
saucius et si quis pietatem, juraque belli
implorat supplex, immiti flebilis ense
sternitur, insultasque ferox. jam laude ferendus
Carolus ille, scelesti haud parcus sanguinis, eheu! parcior

parcior, invisam sed enim disperdere gentem
tunc etiam desuit, nomenque abolere nefandum.

Infremit ira eadem, nec fas requiescere posse
horrendâ vel quos internecione peremit.
suppositos terrae et miserandâ nocte silentes,
reliquias tristes, carissima corpora, Gallos
quos optem aeneus cingat celso aggere murus
immitis placidos ferro ne laedat arator,
neve premat fidos infidus Saxo, piosque
impius, en placuit violari! sicque minata,
Anglica ni ferior, vox infestissima Gallis,
ut sit proditionis honos, plaudente Britanno,
et nova duraturum habeat dea denique templum.

Virtembergenses, Badensesque, effera turba,
Saxonibus mixti et Bavari, concurrite, vates
quippe vocat Gallos osus, foecundaque poenis
viscera dum rodat, stygias iturus ad undas.
Ecce giganteam campis attollite molem
Lipsiacis, celsum feriat quae vertice coelum,
atque haec detestandae inscribite verba columnae:
Punica dicta fides jamnunc Germana vocatur.

Iſt es nicht faſt unglaublich, daß, (um nur Eines anzuführen), ein Volk, in deſſen Geſchichte der gräßliche Schandfleck von Bayonne unauslöſchlich iſt, einem andern Volke das punica fides anheften will? wart ihr denn nicht mit Spanien alliirt? oder hat Buonaparte Alles ſelbſt gethan? hat er Eure Arme nicht dazu gebraucht? oder ſind dergleichen Dinge nur torts, die wir exageriren?

Ueber das Vornehmthun.

Es iſt eine häßliche, oft lächerliche, oft auch ärgerliche Gewohnheit. Wenn ein leerer Kopf Gedanken Mangel verſpürt, ſo erhebt er ſich *vornehm* wie eine taube Aehre, von der man in der Ferne glaubt, ſie ſey höher gewachſen, als ihre Körnerreichen und dadurch gebückteren Nachbarn. Wenn ein Schriftſteller, beſonders ein politiſcher, ſeinem breiten Styl keine Lebhaftigkeit zu geben weiß; wenn er ſieht, daß ein Anderer, gleichſam ſpielend, durch wenige Zeilen tiefer eingreift, als durch eine Bogenlange Saalbaderei, ſo *thut er vornehm*, als ſey jener nur ein unbedeutender Stribler. Wir haben beſonders in unſern Tagen die Erfahrung ſehr häufig gemacht, daß man uns das *Vornehm thun* für *Weisheit* aufdringen wollte. Hilf Himmel! wie viele wohlbeliebte Broſchüren ſind erſchienen und erſcheinen noch, in welchen man die ſparſamen Goldkörnlein aus einem breiten Waſſerſtrome waſchen muß, die ſich aber nicht wenig auf ihre Breite zu gute thun, und das einzelne Gedankenreiche Blatt verachten, weil es nicht ſo hübſch ehrenfeſt ſaalbadert.

Sagte doch neulich noch eine Literatur-Zeitung, die Flugblätter wären im Fluge geſchrieben. Ey nun, wenn ſie auch im Fluge *treffen*, ſo iſt das ſo übel nicht. Was auf das Volk würken ſoll, muß leicht, kurz und eindringlich geſchrieben ſeyn; mit den philoſophiſchen Abhandlungen der vornehm thuenden Herwurden ſehr wenig durch einen Zug bereichert, der vier Jahr dauerte, und fanden am Ende, daß ſie noch obendrein die tapferſten ihrer Brüder eingebüßt hatten.

Während die Küſten des ſüdlichen Meeres von Flibuſtiern überſchwemmt waren, ſchwärmte Granmont in der nordlichen See herum. Granmont war ein Pariſer Edelmann, der in Europa nicht ohne Anſehn gedient, und den ſeine ausſchweifende Leidenſchaft für Spiel, Wein und Weiber, dieſe drey Klippen des menſchlichen Verſtandes, unter die Seeräuber geworfen hatte. Er beſaß aber auch Tugenden, die ſeinen Laſtern die Waage hielten; er war höflich, gefällig, großmüthig, beredt, ſcharfſinnig, kurz! er war viel mit Damen umgegangen. Alle dieſe Eigenſchaften, verbunden mit ausgezeichneter Tapferkeit, erhuben ihn bald zu einem der erſten Flibuſtier der Franzoſen. Kaum erſcholl das Gerücht ſeiner Ausruſtung,

als

ren locket man keinen Hund aus dem Ofen; ein gutes Volksblatt thut mehr Würkung, als alle die dürre Weisheit und ekelhafte Schulmeiſterei. Die Gabe, zum Volke eindringlich zu reden, iſt eine ſeltene Gabe; unſere politiſchen Scribenten würden viel darum geben, ſie zu beſitzen und würden ſich nicht wenig darauf einbilden, wenn ſie ſie beſäſſen: da ſie aber nun einmal ſich nicht erlernen läßt, ſo findet man es bequemer, ſie zu verkleinern, mit einem Worte, *vornehm zu thun*. Die meiſten politiſchen Volks-Schriftſteller unſerer Tage kommen mir vor, wie Säe-Männer, denen es zu gemein wäre Waizen-Körner auszuſtreuen, ſondern die den Acker mit Perlen beſäen wollten, wenigſtens mit Glas-Perlen

Man muß auch dem Teufel ſein Recht wiederfahren laſſen.

In dem Journal des Luxus und der Moden (Mai 1814) werden einige Züge zu *Buonaparte's künftiger Characteriſtik* bekannt gemacht, die von einem Mann herrühren ſollen, der zehn Jahr in Paris gelebt hat und der, nach des Redacteurs Verſicherung, über Manches hell ſehen konnte. Dieſer hellſehende Mann erzählt: „Grenzenlos waren die Vorſichts-Maaßregeln, welche Buonaparte zur Sicherheit ſeines Lebens traf. Die geſchickteſten

Arbeiter mußten das Innere ſeiner Zimmer nach ſeinem Sinne einrichten. Wer bis an ſein Zimmer gelangt war, konnte von ſelbſt den Ausgang nicht finden. Die unterirrdiſchen Gänge von Paris hatten ihre letzten Ausgänge in ſein Zimmer. Faſt jede Nacht veränderte er ſeine Schlafſtelle. Er eröffnete keinen Brief, kein Buch, aus Furcht vor Vergiftung. Seit dem Februar 1803 trug er einen feinen dichten Harniſch unter den Kleidern. Alle ſeine Speiſen und Getränke ließ er zuvor koſten und credenzen. In allen Schauſpielhäuſern gab es einen beſondern gemauerten Gang bis zu ſeiner Loge, u. ſ. w.“

Ich bin zwar nicht zehn Jahr in Paris geweſen, doch lange genug, um mit Zuverſicht behaupten zu dürfen: **Alles das iſt nicht wahr.** Buonaparte nahm ſo wenig Vorſiches-Maaßregeln zur Sicherheit ſeines Lebens, (wenigſtens noch im Jahr 1803) daß ich ſelbſt ihn täglich hätte ermorden können, wenn ich gewollt hätte. Ich habe bei ihm geſpeiſt und nie geſehen, daß Jemand ſeine Speiſen gekoſtet hat. Ich bin in ſeinem Arbeits-Zimmer und in ſeinem Schlaf-Zimmer geweſen, aus welchen beiden der Rückweg ſehr leicht zu finden war. Ich habe ihn Bittſchriften öffnen ſehn, ohne Furcht vor Vergiftung. Der Gang zu ſeiner Loge war der gewöhnliche. Daß ſeine Zimmer mit dem unterirrdiſchen Gängen zuſammen gehangen hätten, kann ich zwar nicht beſtreiten, halte es aber ſchon deshalb für ein Mährgen, weil dieſer Umſtand nunmehr von den Royaliſten in allen Zeitungen ſchon längſt würde bekannt gemacht worden ſeyn. Kurz, daß Buonaparte perſönlichem Muth beſaß, läßt ſich wohl nicht leugnen. Selbſt um ſo ungeheure Verbrechen zu begehen, durfte es ihm an Muth nicht fehlen. Auch zweifle ich nicht, daß er am Ende den Muth zu ſterben hatte, allein die Hoffnung ſich zu rächen war wohl ſtärker, als das Gefühl der Schande. Er wußte, daß, wenn ihm die Rache einſt würklich gelingt, Millionen ſeiner Schmeichler ſogleich um die Wette ausrufen werden: nie hat der Held ſich größer bewieſen, als indem er mitten in der Schande zum Heil der Welt das Leben ertrug!

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 23.

Eine Meinung über das, was wir National-Tracht nennen.

National-Tracht oder Landes-Kleidung, was ſoll ſie eigentlich ſeyn und vorſtellen? Das ſcheint die weſentlichſte Frage bei der ganzen Sache zu ſeyn.

Der natürlichſte Begriff wäre der: — Sie ſoll eine allgemeine, durch öffentliche Anordnungen vorgeſchriebene Kleidung ſeyn, nach welcher der politiſche Character eines jeden Volkes, durch eine beſtimmte Norm bezeichnet iſt.

Schon in vergangenen Zeiten haben ſich manche Stimmen gegen ſie erhoben, und ſie aus manchen Gründen verworfen. In aller Kürze wollen wir einige hier berühren. —

Man meint: die Einführung einer National-Tracht, ſey ſelbſt einer Nation mit Hinſicht auf ihr Vermögen, eher ſchädlich als nützlich; denn nach reinen National-Oeconomiſchen Handels-Grundſätzen, iſt es in beſonderer Beziehung auf Induſtrie, nachtheilig, das Geld durch vorgeſchriebene Einſchränkung auswärtiger,

ger, fremder Bekleidungsſtücke, im Lande erhalten zu wollen.

Weiter! jede geſetzlich eingeführte National-Tracht, würde auch auf den ſittlichen und geſellſchaftlichen Character des Volkes, nachtheilig eingreifen, weil ſie die Entwickelung des individuellen Characters hindert, alle Originalität zerſtört, den Geſchmack einſchläfert, das Volk für Freiheit gleichgültig macht, und den Gemeinſinn unterdrückt; dagegen Rang- und Titelſucht, wohl ſogar auch Unreinlichkeit befördern, und was das Schlimmſte wäre, das Volk von andern geſitteten Völkern trennen, auch den einſeitigen Familien-Geiſt mit allen ſeinen übeln Folgen, emporheben würde.

Endlich glaubt man: daß die Einführung einer wirklichen National-Tracht, die nach ihrer Materie und Form ſo genau als möglich beſtimmt ſeyn müßte, nur durch geſetzlichen Zwang beſtehen könne, und dieſer würde hier doch immer, als die größte Beeinträchtigung der perſönlichen Freiheit zu betrachten ſeyn und verwerflich bleiben. —

Ohne uns hier auf einzelne und ins Weite führende Gegeneinwendungen einzulaſſen, wollen wir lieber eine Meinung vorlegen, wo das Wahre ziemlich in der Mitte zu liegen ſcheint.

Ueberall empfehlen unſere Volks-Schriftſteller das Einführen einer deutſchen National-Tracht; kaum iſt es möglich ſich durch alle Vorſchläge und Modelle durchzuarbeiten. Die Gründe dazu ſind gewiß löblich. — Die National-Tracht ſoll dem Deutſchen, ſogleich den Deutſchen zeigen; ſie ſoll den National-Sinn zeigen. Aber ſie ſoll auch unſere Frauen abmahnen von der gefährlichen Vorliebe für fremde Mode; durch die gänzliche Verbannung des ausländiſchen Tandes und Flitterſtaats, ſoll ſie uns auch dieſe um ſo viel liebenswürdiger machen, als dadurch die Beiſpiele ſeltner werden würden, wo der Luxus derſelben ſchon ſo manchmal den Ruin des beſten, arbeitſamſten Hausvaters, nach ſich gezogen hat. — *)

Alles Uniformiren zweckt überhaupt: auf das Herausheben des Ganzen, des Allgemeinen und Abſtracten. Das Einzelne, das Beſondere, das Concrete, ſoll dadurch in den Hintergrund gedrängt werden. In dieſer Hinſicht ſind zuerſt: alle Uniformen am rechten Platz, in allen Verhältniſſen und Zweigen des Militair-Dienſtes. Der Einzelne muß hier,

ſo

---

*) So berichtet der Rheinſche Merkur — December 1814 No. 162 — folgendes aus dem Badiſchen: Um dem früher ſchon gehegten, durch die neueſten Zeitereigniſſe, allgemeiner gewordenen Wunſche, eine einfache National-Tracht, beſonders unter den Damen eingeführt zu ſehen, zu entſprechen, habe die Großherzogin und Markgräfin ein weißes Kleid, rothſammtnen Gürtel, einfachen Kopfputz vorgeſchlagen, und werde fortan mit ihren Damen darin erſcheinen. Das iſt nun wohl alles gut gemeint, ſchreibt man uns von Ort und Stelle, aber damit die Kleidung recht einfach werde, und einige Erſparniß für die geplagten Männer hervorgehe, laſſen mehrere Damen weiße Kleider ſticken, durchbrechen oder wie ſie es nennen mögen, dazu mit Spitzen beſetzen, ſo daß Eines an mehrere hundert Gulden zu ſtehen kommt. — —

ſo zu ſagen, gänzlich untergehen, damit ſich ein Ganzes bilde, dem kein anderes an Energie, verglichen werden mag. — Demnächſt: gehören Uniformen auch für alle feierliche Aufzüge ganzer Körperſchaften. Die Idee einer Körperſchaft, eines Collegiums u. dgl. m. gewinnt auf dieſe Weiſe Auſſenſeite und Anſchaulichkeit. Dem Individuum, dem die Uniform Amtskleidung und Koſtüm wird, gewährt ſie den doppelten Vortheil, daß ſie die, mit welchen er von Amtswegen zu thun hat, ſodann ihn ſelbſt erinnert, wie hier nicht ſeine Perſon, ſondern das Amt handelt. —

Indeſſen auch die Individualität des Lebens hat ihre Rechte, und das Hervortreten derſelben gewährt dem Beobachter des buntfarbigen, tauſendförmigen Lebens, ein unnennbares Vergnügen, von dem jedoch nur wenige ſich Selbſt wieder Rechenſchaft ablegen. Da alle Mode durch das Jedem eigene Streben, ſeine Individualität geltend zu machen, ſich immer wieder ſelbſt zerſtört, ſo bringt das, was wir Tyrannei der Mode nennen, und die, wie Franklin meint, unerſchwinglichere Steuern als der Staat ausſchreibt, eine Mannigfaltigkeit in des Lebens äußere Erſcheinung, deren beſondere Annehmlichkeit jeder vorzüglich fühlen würde, der ſich plötzlich aus unſerer jetzigen Menſchenwelt, in eine durchaus uniformirte, verſetzt ſehen ſollte. — *)

Jene

---

*) Jeder Beobachter wird es finden, daß, vorzüglich in ſehr großen Städten, die Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Bekleidung, ein ſehr an-

Jene vorhin aufgeſtellte Idee, welche durch das Uniformiren realiſirt werden ſoll, paßt noch weit weniger auf die weibliche Welt, als auf alle Verhältniſſe der männlichen. Der Mann gehört in vielen Beziehungen vorzugsweiſe dem Ganzen an; ihn hat ſchon, ſo zu ſagen, die Natur uniformirt. Das Weib iſt alles durch ſeine Individualität, es gehört ſich an und dem häuslichen Kreiſe, den es durch das Gepräge ſeiner Individualität zu einer Welt erweitert. Wirklich ſitzt einem gut gebildeten Manne auch faſt jeder Anzug: aber das Weib wird durch den Anzug ſehr gehoben und ſehr entſtellt. Kein Weib wird den Menſchen gebähren, der fähig wäre, eine Uniform des weiblichen Geſchlechts zu erfinden, welche allgemeinen Beifall fände.

Vergeſſen wir auch nicht nebenbei, daß die wechſelnde Mode — die als Uniform fixirt eine große Tyrannei wäre — unter National-Oeconomiſchen Geſichtspunkten, bei weitem nicht ſo nachtheilig iſt, als manche wähnen. Die wechſelnde Mode gewährt tauſend Familien Nahrung. Sie verſchafft beſonders manchem armen Mädchen oft noch die einzige Gelegenheit eines ehrlichen Erwerbs. Die Kleidungsſtücke, welche von Reichen und Wohlhabenden beiderlei Geſchlechts wegen veränderter Mode abgelegt werden, gehen darum nicht gerade für das Ganze verlohren; ſie verändern nur den Beſitzer, und bede-

---

genehmes Bild verhält. Eine Stadt, wo alles uniformirt, alle Häuſer gleich groß, gleich abgeputzt wären, würde uns gewiß bald langweilen.

bedecken zuletzt auf eine anſtändige und bequeme Weiſe, die Blöße Vieler, die vielleicht ſonſt bald nackend würden gehen müſſen. Eine Frau übrigens, die ihren Mann durch Modeſucht in Kleidern ruinirt, würde ihn auch ohnfehlbar auf hundert andern Wegen zu Grunde richten, wenn dieſer eine ihr verſperrt wäre. Und endlich gar ein Mann, der ſich ſelbſt durch Kleider ruinirt, lohnt gewiß nicht der Mühe des Erhaltens. —

Was ſoll denn nun aber eigentlich geſchehen? — Alles gehörig erwogen, iſt man der Meinung, dem Vorſchlage einer einzuführenden deutſchen National-Tracht, nur unter folgenden Beſchränkungen, beiſtimmen zu können:

Erſtens: der deutſche Jüngling erhalte mit dem Eintritt in das waffenfähige Alter, einen der erforderlichen Uebung in den Waffen zuſagenden, zunächſt für den Dienſt Allen gleich vorgeſchriebenen Anzug. Dieſer Anzug werde ihm bei dem jährlich einmal in jeder Gemeinde vorzunehmenden Einſchreiben der jungen Mannſchaft auf eine feierliche Weiſe, als eine Art von toga virilis zuerkannt. In ihm erſcheine der Bürger bei allen feierlichen Gelegenheiten vor Gericht, nur in ihm dürfe er ſich bei allen bürgerlichen Handlungen zeigen, auch nur Eide oder Zeugniſſe ablegen, auch muß es nur ſein Kleid am Trau-Altar ſeyn, u. ſ. w. —

Aber auch ſelbſt der Fürſt und alle ſeine Staats-Diener ſollen dieſes National-Bürgerkleid bei manchen Gelegenheiten anlegen, und eben dadurch daſſelbe nicht blos bei Ehren, ſondern auch in allen die Idee der Gleichheit vor dem Geſetz erhalten. Auch möge verordnet werden, daß der ganze Anzug deutſches Fabrikat ſey.

Kinder müſſen dieſen Anzug nicht tragen, damit ihnen die Freude nicht geraubt werde, die es ihnen machen muß, wenn ſie einſt als Erwachſene dazu befugt werden. Das Verbot, dieſen Anzug in denen dafür erforderlichen Jahren zu tragen, würde auch zugleich in manchen Beziehungen, als ſehr zweckmäßiges Beſſerungs-Mittel, angewandt werden können. So würde die Mode durch das Bürgerkleid beſchränkt, ohne aufgehoben zu werden. — Was

Zweitens: den weiblichen Anzug betrifft, ſo ſoll ſich der Staat ſelbſt eigentlich gar nicht in die Anordnung deſſelben miſchen. Aus den vielfältigen Luxus-Geſetzen der Vorzeit, muß er überzeugt ſeyn, wie in dieſer Hinſicht alle wohlmeinende Bemühungen der Staaten, immer ganz unnütz geblieben, mitunter ſogar lächerlich machen. Welche Mühe gab ſich Heinrich IV. und ſein Sully dem übermäßigen Mode-Luxus Grenzen zu ſetzen. Die ſtrengſten Geſetze wurden aber doch umgangen. Das weiſeſte Geſetz von Allen — im Jahr 1604 — wo er Gold und Silber auf Kleidern zu tragen verboten hatte, war unſtreitig jenes, wo geſagt wurde: „Inzwiſchen nehmen wir hievon Freuden-Mädchen und Spitzbuben aus, die uns nicht ſo ſehr intereſſiren, um ihnen die Ehre zu gönnen, daß wir uns um ihre Aufführung bekümmern.“ —

Alles, was in Beziehung auf weibliche Mode-Tracht noch mit Erfolg geſchehen kann, als tauſend verſuchte Männer ſich zu ſeiner Flagge ſammelten. Der Gouverneur von St. Domingo, der dem franzöſiſchen Hofe den weiſen Vorſchlag gethan, dieſe herumſtreifenden Abentheurer wo möglich zu friedlichen, arbeitſamen Unterthanen, zu Gliedern von Familien und Anbauern des Landes zu machen, wollte die Expedition hindern, und verbot ſie im Namen des Königs. Viele ſtutzten, aber Grammont trat mitten unter ſie: „Ihr Leichtgläubigen!“ rief er: „wie „kann Ludwig ein Unternehmen mißbilligen, „davon er nichts weiß, daran wir ſelbſt noch „vor wenig Tagen kaum dachten?“ Ein lautes Jubelgeſchrey jauchzte ihm Beifall zu, und er ſchiffte ſich im Jahr 1685 ein, um Campeche anzugreifen.

Die Landung geſchah ohne Widerſtand. Eine Strecke vom Ufer ſtieß er auf achthundert Spanier, die er ſchlug, bis zur Stadt verfolgte, und ihnen auf der Ferſe nach, ins muß durch das Beiſpiel von oben herab, durch die Macht des Beiſpiels der höheren Stände geſchehen; und wer dieſem nicht folgt, iſt hingegeben im verſtockten Sinn, zu thun was nicht taugt. An dem iſt aber auch nichts verlohren. — Auch die Stimme der Aerzte kann nächſtdem noch das Beſte wirken. Laut und eindringlich muß ſich aber dieſe, gegen jede der Geſundheit ſchädliche und unſerm Clima nicht anpaſſende Tracht, erheben. Denn ſo lange unſere deutſche Frauen und Mädchen ſich unter dem Eis und Schnee ihrer Winter ſo kleiden, wie es etwa in der heißen Zone ſchicklich ſeyn möchte, dürfte **Brandes** Ausſpruch *) wohl nicht übertrieben ſeyn, ſondern ſich leider immer mehr beſtätiget finden. „Eine Kleidung für griechiſche Phrynen gemacht, von franzöſiſchen Phrynen in Zeiten der größten Schaamloſigkeit erfunden, in nördlichen Climaten auf höchſt ungriechiſche Figuren, der Regel nach keine Floren-Geſtalten, ſondern kleine winzige Geſchöpfe, übertragen, hat ihre Wirkung auch in der Verkrüppelung des andern Geſchlechts, bereits genugſam gezeigt, wird ſolche noch mehr in der Verkrüppelung der Generation unter den höheren Ständen, erweiſen.“ —

---

*) In ſeiner Schrift über das Du und Du zwiſchen Aeltern und Kindern. Hannover, 1809.

Was bleibt uns bei der neuen Geſtaltung der Dinge, in Beziehung aufs Kirchenweſen, vorzüglich zu wünſchen?

Einfach iſt die Antwort, aber doch nicht minder wichtig.

Dem Menſchen als Staatsbürger müſſen wir jetzt aufs neue das zu ſichern, zu erhalten ſuchen, was ſeinem Herzen hauptſächlich theuer und werth iſt; — das müſſen wir ihm retten, wofür er alle andere Intereſſen, ſogar ſein Leben aufopfert. Nächſt der Erhaltung ſeiner geſellſchaftlichen Rechte, ſpannt ihn die Liebe zur Unabhängigkeit ſeiner religiöſen Meinungen und Handlungen, zum höchſten Enthuſiasm. Frei will er ſeyn in ſeinen bürgerlichen Handlungen; frei in den Aeuſſerungen ſeines Glaubens. Beides iſt ihm ſolch ein Kleinod, deſſen Werth er faſt dem ſeines Daſeins gleich ſchätzt. Beides gebietet und verlangt aber auch der reine Staats-Zweck, als Menſchheits-Zweck, da dieſer doch jenem immer zum Grunde liegt; und Freiheit im Handeln, Freiheit im Glauben, muß der Staat dem Menſchen verbürgen, wenn er ſeine große Vollmacht, ſeine Schuld an der Menſchheit verantworten will. —

Das Bewußtſeyn jenes Kleinod verliehren zu können, ſtürzt den Menſchen in den fürchterlichſten Zuſtand der Verzweiflung; dahin leiten kann ihn dieſer, daß er knirſchend vor Unwillen, alles wagt, um es ſich nicht entreißen zu laſſen. Schon einſt brütete deßhalb das empörte Herz der Völker dumpf über dem ganzen Europa; Tauſende nützlicher Bürger fielen als Opfer, nie endigende Zwietracht im Innern der Staaten und die blutigſten, grauſamſten Kriege wurden dadurch angefacht. Wir wiſſen es ja — obgleich unbegreiflich dem menſchlichen Verſtande — zu welchen ſchaudervollen Handlungen, Kränkung des Glaubens, des Menſchen Herz verleiten kann!

Und was ſollen wir nun in unſern Tagen dabei denken, wenn wir hören: daß in Verbindung mit der Zwietracht in Deutſchland in politiſcher Hinſicht, auch noch ſogar in unſern Tagen, die Unduldſamkeit in religiöſer Hinſicht, ihr Unweſen treibt; — wenn wir ſtilles Anfeinden und Scheelſucht, verhüllt unter der Larve des frommen Eifers, bemerken, womit ſich jetzt noch Glieder verſchiedener Confeſſionen verfolgen? *) Nicht der Hader, ſondern Gottes Friede und Liebe, ſoll in der ſtillen Kirche wohnen. —

Alle

---

*) So kündeten z. B. nur kürzlich öffentliche Blätter an — der rheinſche Merkur — daß, kaum nach vollendeter Schlacht bei Leipzig, wo das Königreich Weſtphalen aufgelöſt war, ſchon im December 1813 der catholiſche Pfarrer in Celle vom hannöverſchen Miniſterio den Befehl erhielt: wieder in die Grenzen blos jener alten Vergünſtigungen zurückzutreten, die ſeinen Glaubens-Genoſſen im Jahr 1710 ertheilt worden — Ferner: In Göttingen, wo aus allen Theilen Deutſchlands, alſo auch aus dem Catholiſchen, Jünglinge zur Vollendung ihrer Bildung hinſtrömen, wurde ſchon im November 1813 dem dortigen catholiſchen Pfarrer verbo-

Alle die verſchiednen Glaubens-Parteien, haben ſie nicht jetzt duldend neben einander geſtanden, auf dem großen, weiten Kampf-Felde, auf dem Felde der Ehre, zu einem Ziel, um Freiheit wieder zu erringen, zu befeſtigen? — Sind ſie nicht geſtorben mit einander, für eine und dieſelbe Sache, für die Unterdrückung eines Despoten, der Chriſtus Hauptlehre: zu Lieben und zu Dulden, heuchelte; der dieſe Lehre mit Füßen trat, und Herrſch- und Raubſucht blos in den Mantel der Religion hüllte? — und Sie wollten jetzt nicht, in ein und demſelben Raume, in Vertragſamkeit und Duldung ihrer verſchiedenen Anſichten und Gebräuche, vor Gott ſtehen? — jetzt wieder neue Spaltungen und Gährung der Geiſter erregen; jetzt, wo die Menſchheit überall in ihren Tempeln Loblieder für wiedererhaltene Weltruhe jauchzet, einen neuen Krieg in den neuen Frieden übertragen? — Nimmermehr kann dann Gedeihen uns aus dem Frieden erwachſen! —

Alle chriſtlichen Religions-Parteien ſind in Beziehung auf kirchliche Dogmen milder geworden. Das wird niemand läugnen. Alle fühlen es, daß ſie nur einen und den nehmlichen Gott, den nehmlichen Stifter ihrer Lehre haben. Partheiſüchtig wollen ſie ſich jetzt noch von einander abſcheiden? — Worin ſie noch verſchieden ſind, iſt die Schaale; und der Schaale wegen wollten ſie ſich kränken, haſſen, verfolgen? —

Der

---

ten: irgend einen Parochial-Actus zu verrichten. Und ſo werden noch mehrere Thatſachen dieſes Unweſens verkündet! —

Der Menſch ſoll in ſeinen religiöſen Gefühlen durchaus etwas haben, was ihn über dieſe Erde hebt, der Gottheit, ſeinem künftigen Himmel näher bringt. Wenn uns nun ſeine Gefühle, ſeine Anſichten, ſeine Formen dieſe Gefühle äußernd, irrig ſcheinen; iſt es gerecht wenn wir ihn deshalb tadeln, unſer Tadel ſogar in Kränkung, Einſchränkungen und Staats-Verbote übergeht? — Läßt ſich ein Zwang denken, in unſere, uns allein richtiger ſcheinende, religiöſe Ideen und Anſichten einzugehen? Nichts kann alsdann Religion auf den Menſchen wirken, was alle Religion bei ihm wirken ſoll. Ewige Wahrheit bleibt's: Jeder Menſch geht den richtigen Weg für ſich, ſo gut wie Wir, wenn gleich unſere Anſichten, unſere Formen und Gebräuche, von den ſeinigen abweichen. — Grauſam iſt es in Sachen des Glaubens, den Menſchen irre machen zu wollen, da er ſeine Hoffnungen, ſeine Pflichten, ſeine Zukunft darauf gründet; grauſam iſt es die Form ſeiner Glaubens-Aeußerung anzutaſten, denn ſie iſt ihm ein Heiligthum, was ihn im Guten feſthält, im Unglücke ſtärkt, ſein Herz erwärmt, und ihn im Tode tröſtet!

Woran erinnerte ſchon zu ſeiner Zeit der biedere Luther? *) „Ueber die Seelen will und kann Gott Niemand regieren laſſen, denn ſich ſelbſt allein. Darum wo weltliche Gewalt ſich anmaaßet, der Seele Geſetze zu geben, da greift ſie Gott ins Regiment, verdirbt und verführt nur

---

*) Luthers Ermahnung an die Fürſten.

nur die Seelen. Das wollen wir ſo klar machen, daß man es greifen ſollte, auf daß unſere Junkern, die Fürſten und Biſchöfe ſehen, was ſie für Narren ſind, wenn ſie die Leute mit ihren Geſetzen und Geboten zwingen wollen, ſo oder anders zu glauben.“ —

Die größte Schwäche verräth es, glauben zu wollen, daß die Verſchiedenheit religiöſer Meinungen und Gottesverehrungen dem Staat gefährlich werden kann. Eben in der Mannigfaltigkeit liegt ein Grund der Sicherheit und Ruhe mehr. Der Einfluß, die Kraft der Einzelnen, die man fürchten könnte, wird durch die Verſchiedenheit geſchwächt. Die einzelne Wirkſamkeit, vielleicht die gefährlichſte, wird von allen übrigen überwunden. Nur jene Religion, die offenbar und nach Grundſätzen auf Theokratie hinarbeitet, iſt zu fürchten. In ihrem Weſen liegt es, alles zu unterdrücken, was ſie umgiebt, ohne ihr anzugehören. Der Fürſt alſo, der ſeinen Thron durch wirkliche Religioſität ehren will, muß auch die Religioſität in der Freiheit des Glaubens und aller äußern Religions-Gebräuche ehren.

Was kann man wohl von einer ſolchen heuchleriſchen Toleranz halten, die bloß verſchiedene Religions-Meinungen dulden will, inſofern ſich dieſe nur durch keine äußerliche verſchiedene Handlungen äußern. Eben ſoviel würde dieß heißen, als wenn ich ſagte: zu denken iſt dir erlaubt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, das, was du denkſt, weder auszudrücken, noch deinen Gedanken gemäß zu handeln! —

Glaube ich einmal Wahrheit in meinem Innern erkannt zu haben, ſo muß ich ſie auch verkündigen können. Wenn es alſo im Staat jedem frei ſtehen muß, eine von andern verſchiedene Religions-Meinung zu haben, ſo iſt klar, daß es ihm ebenfalls frei ſtehen muß, dieſe öffentlich zu äußern. Ewig würde er ſonſt in ſein Gewiſſen lügen. Hieraus folgt aber nun eben ſo klar, daß es jedem nicht minder frei ſtehen muß, jede Handlung, die ihm von dieſer Meinung befohlen wird, auszuüben, wenn dieſe Handlung nur ſonſt den Rechten keines andern Menſchen ſchädlich wird: Folgt hieraus nicht auch offenbar die Freiheit des Gottesdienſtes unter jeder verſchiedenen äußern Form? Kein Edict, keine Gewalt darf dieſe hindern. — *)

Richtig bleibt wohl der Satz, nicht ſo leicht wird er anzutaſten ſeyn: daß alle ewige Ideen die

---

*) Der Herr Chriſtus lehret auch in der Gleichniß-Rede von dem Unkraute unter dem Waizen, daß man das Unkraut ſtehen laſſen ſolle bis zur Erndte. Denn es müſſen gar geiſtliche Herren ſeyn, die das Unkraut unter dem Waizen erkennen wollen. Wir ſollen ſie alſo nicht ausrotten oder vertilgen. — Falſche Lehre kann man nimmermehr mit Gewalt wehren. Es gehört ein anderer Geiſt dazu, denn das Schwert. — Lieber! willſt du falſche Lehren vertreiben, ſo mußt du den Griff treffen, daß du ſie vor allen Dingen aus dem Herzen reißeſt. Das wirſt du mit Gewalt nicht enden. Was hilft dir es denn, ſo du falſche Lehre in den Herzen ſtärkeſt, und nur auswendig auf der Zunge ſchwätzeſt und zu lügen bringeſt? — —

Luther.

die höchſte **Einheit** in ſich haben, daß ſie aber auch in ihrer räumlichen und zeitlichen Offenbarung nothwendig in **Mannigfaltigkeit** übergehen, die den äußern Unterſchied der Dinge begründet und darſtellt. Nur **eine Idee** der **Menſchheit**, des **Staates** und der **Religion** giebt es. So wenig aber die Idee der Menſchheit und des Staates, in einem Menſchen und in einem gegebenen Staate verwirklichet werden kann, eben ſo wenig kann ſich auch die **ewige Idee** der **Religion** vollſtändig und ganz in **einer Kirche** ausſprechen.

Sobald **Kirche** und **Religion** — das Aeußere und Innere — mit einander verwechſelt werden, ſo verfällt man entweder in Indifferentismus oder Fanatismus. Eins ſo gefährlich, als das andere. Nichts bringt die Gefahr ſolcher Verwechſelung näher, als wenn in einem und demſelben Staate nicht dem Bedürfniß genügt iſt, mehrere Kirchen frei neben einander beſtehen zu laſſen. Sollte die Zukunft noch je die Idee eines gemeinſchaftlichen Oberhauptes aller chriſtlichen Kirchen reifen; ſo müßte es deſſen höchſte Aufgabe ſeyn: nicht die **Einheit** *) aller Kirchen, ſondern die **Reinheit**

---

*) Kirchliche Einheit oder Wiedervereinigung der verſchiedenen Confeſſionen, iſt ſchon längſt die Idee mancher gemüthvollen Menſchen geweſen. **Heinrich** IV. und ſein Freund **Sully** nähr- ſie ſchon in ihrem Herzen. Auch der fromme **Melanchton** wünſchte ſie unter dem kräftigen Beiſtande **Luthers** zu fördern, der aber ſeinem Vorſchlage nicht beiſtimmte. Dieſer ſchon

heit und Conſequenz einer jeden, und eben dadurch die Harmonie aller, zu fördern. —

Und nun nach allem dieſem, was wollen, was müſſen wir denn eigentlich wünſchen? — Daß bei all' dem, was wir erfahren und leſen, dem unter den verſchiedenen Religions-Genoſſen herumſchleichenden, neuen Unweſen, kräftigſt Ziel und Maaß geſetzt werde! Geeigneter iſt wohl kein Zeitpunkt dazu, und zur freundlichen Annäherung der verſchiedenen Parteien, als der gegenwärtige. Sollte er nicht beachtet werden, dann freilich wäre leider! wieder die Bahn gebrochen, daß ſich Catholicismus und Proteſtantismus aufs neue unter politiſchen Formen zeigen könnten. Leicht könnten ſie den Fanatismus, in ihm das ſchrecklichſte Ungeheuer wecken, dem, wie wir wiſſen, kein zweites an Raſerei, an Blutdurſt und an Schmähung des Namens des Gottes der Liebe und Duldung, gleichkommt. —

Nein! dies verhüte dieſer Gott, der uns jetzt ſo wundervoll von einem einzelnen Welt-Despoten befreiet hat; — verhüten mögen es auch unſere von wahrhaft religiöſen Geſinnungen beſeelte und vereinte Fürſten, ſich nicht mehr als verſchiedene Glieder eines Körpers betrachtend, durch Ihre weiſen, feſten Beſchlüſſe! —

Alle

ſah' es ein, daß dieſes Unternehmen fruchtlos ſeyn würde, und wußte es nur gar zu gut, daß es mit dem menſchlichen Geiſte anders als mit körperlichen Dingen iſt, die ſich fügen und kitten laſſen. Das innere Weſen der Religion läßt ſich nicht wie eine algebraiſche Formel auflöſen. Eine Univerſal-Kirche und eine Univerſal-Monarchie paſſen nicht für dieſe Welt. —

Alle einzelne Glaubens-Arten und äußere Formen, die in der Vorzeit die chriſtliche Kirche vielfach ſpalteten, müſſen ſich immer mehr zum wahren Glauben vermiſchen; — das Ideal der einen und der wahren Religion müſſe dem Menſchen immer lebendiger vor Augen ſchweben, und nicht allein der Geiſt der Toleranz, ſondern auch ein allgemeiner Geiſt der Wahrheit und des Friedens, der von keiner Religions-Verfolgung, von keiner Verketzerung etwas weiß, der mitten unter den letzten Stürmen des großen Welt-Kampfes alle Gemüther zur Eintracht ſtimmte, müſſe überall in den neugeſtalteten Staaten unſerer edeln Fürſten wehen! — Nicht der äußern Gewalt, ſondern dem feſſelfreien Ringen, der, unter wachſender Cultur, ſich erhebenden Vernunft, werden wir alsdann dieſe ſchöne Frucht unſerer Zeit verdanken! —

Der neue Machiavell.

Wenn ein Machthaber im Rauſch des Sieges eingegangene Verträge bricht, ſo iſt das zwar immer empörend für jeden Rechtlichen, aber es erklärt ſich aus der Leidenſchaft der Herrſchſucht und immer iſt der Menſch geneigter zu verzeihen da, wo er als Triebfeder eine Leidenſchaft erkennt; denn er trägt in ſeinem Buſen das klare oder dunkle Bewußtſeyn, daß Leidenſchaften gelegentlich auch ihn aus dem Gleiſe ins Thor eindrang. Die Kanonen, die er auf den Wällen fand, kehrte er gegen die Citadelle; da ſie aber nur wenig Würkung thaten, ſann er auf Kriegsliſt den Platz zu überrumpeln, als man ihn benachrichtigte, der Poſten ſey verlaſſen. In der That war nur ein einziger Artillerieofficier in der Feſtung geblieben, ein Mann von Ehre und ein Engelländer, der lieber ſein Leben aufs Spiel ſetzen, als feige fliehen wollte. Der General der Flibuſtier empfieng ihn mit Achtung, gab ihm ſeinen Degen zurück, ließ ihm Alles ausliefern, was ihm gehörte, fügte noch koſtbare Geſchenke hinzu, und überließ es ſeiner Willkühr, ſich zu begeben, wohin es ihm beliebe. So behaupten Ehre, Muth und Treue ihr Anſehn ſelbſt gegen die, die ihre Geſetze mit Füßen zu treten ſcheinen.

Die Sieger von Campeche brachten zwey Monat damit zu, die Gegend auf funfzehn Meilen in die Runde zu durchwühlen, und

Alles

werfen können. Aber was ſoll man ſagen, wenn ein kalter Zuſchauer, ein ernſter Beobachter, ein Mann, deſſen Stimme in der Politik etwas gelten will und der auf Vertrauen zu ſeinen Urtheilen Anſpruch macht, wenn ein ſolcher Mann geradezu in einem vielgeleſenen Journale predigt: Verträge dürfe man brechen, ſo bald Einer der Contrahenten ſeinen Zweck erreicht habe; dann ſey gar nicht vonnöthen dem Andern dasjenige zu halten, was man ihm feierlich zugeſagt, um ſeine Mitwirkung zu erlangen, und was er eben zur Bedingung dieſer Mitwirkung gemacht hat?

Dieſen gräßlichſten aller politiſchen Grundſätze hat Hr. Profeſſor Voß im Auguſt Heft der Zeiten aufgeſtellt. Bei Gelegenheit des Wunſches, daß die von Buonaparte den deutſchen Fürſten allergnädigſt verliehene Souverainität wieder aufgehoben werden möchte, ſagt er ausdrücklich folgendes:

> „Zwar iſt Baiern und Würtemberg, in den Verträgen vom 12ten und 13ten October 1813 mit Oeſterreich, die Souverainität garantirt worden, aber dieſe Verträge ſind Präliminair- oder Interims-Verträge, ſie ſind für den beſondern Zweck der Theilnahme an dem Kriege mit Frankreich abgeſchloſſen und haben mit Beendignng deſſelben ihre Kraft und Wirkſamkeit erreicht, daher ſie einem permanenten Arrangement nicht zum Hinderniß gereichen können.“

Nie hat Machiavell einen gottloſern Grundſatz ausgeſprochen. So ſehr ich auch ſelbſt davon überzeugt bin, daß es heilſam und nothwendig wäre, alle die Buonapartiſchen Gewaltſtreiche zu vernichten, folglich auch die Würtembergiſchen Stände wieder herzuſtellen, die ihr unbezweifeltes Recht in wahren *unwiderlegten* Schriften deducirt haben, und deren Unterdrückung um ſo bedauernswerther iſt, da allgemein behauptet wird, daß die Souverainität jenem Lande ſehr bittere Früchte trage; ferner: ſo gern auch ich, in Hinſicht auf Baiern in meinen *Wünſchen* ganz mit Hrn. Voß übereinſtimme; ſo würde ich es doch *entſetzlich* finden, wenn der Vertrag auf die von ihm vorgeſchlagene Weiſe aufgehoben würde; denn ſoll *dieſer* Grundſatz gelten, ſo *exiſtirt kein Vertrag in der Welt, den man nicht mit eben dem Rechte aufheben könnte.* Hr. Voß nenne mir einen einzigen aus den letzten drei Jahrhunderten, auf den die ſaubere Regel nicht anwendbar wäre.

Wenn von zwei Mächten Krieg gegen eine dritte beſchloſſen wird, ſo iſt es entweder das Intereſſe *beider*, den gemeinſchaftlichen Feind zu beſiegen, oder nur *Eines* von beiden. Im erſten Falle wird ſich keiner von dem andern eine Belohnung ſtipuliren, auch keiner dem andern eine Belohnung zugeſtehn, denn dieſe liegt ja ſchon in der Erreichung des gemeinſchaftlichen Zweckes; im letztern Falle aber kann es allerdings geſchehen, und wenn der geſuchte Alliirte ſeine Verbindlichkeiten erfüllt hat, ſo wäre es eben ſo lächerlich als abſcheulich, wenn der Suchende ſprechen wollte: „nun brauche ich dich nicht mehr, und, da ich meinen Zweck erreicht

reicht habe, ſo bin ich auch gar nicht verpflichtet, dir den ſtipulirten Lohn deiner Hülfe auszuzahlen, denn das habe ich nur ad interim verſprochen, es war nur ein Präliminair-Verſprechen.“ Man bemerke doch, wie höchſt ungereimt hier die Worte interim und Präliminair angebracht ſind. Es iſt eben ſo, als wollte man eine förmliche Hochzeit eine Interims- oder Präliminair-Hochzeit nennen. Der Vergleich iſt nicht unpaſſend, wenn er auch auf den erſten Blick ſo ſcheinen mag. Was heißt denn: etwas ad interim beſchließen? — nichts anders als: ſich das Recht vorbehalten, mit der Zeit oder nach Umſtänden einen andern Beſchluß zu faſſen. Waren alſo jene Verträge von 1813 Interims-Verträge, ſo hatten die Könige von Würtemberg und Baiern das Recht, ihre Truppen zurück zu ziehen, ſobald es ihnen beliebte. Meint Hr. Voß, Oeſterreich würde dieſes Recht ihnen zugeſtanden haben? — Was heißt denn präliminair? — nichts anders als vorläufig. — Wurde denn in jenen Verträgen nur vorläufig beſchloſſen, Napoleons Herrſchaft zu zerſtören? — Ein Krieg kann weder ad interim noch vorläufig beſchloſſen werden, eben ſo wenig als ſonſt irgend eine Operation, zu deren gänzlicher Ausführung man ſich verbunden hat; und darum iſt das, von einer Hochzeit hergenommene Gleichniß hier wohl anwendbar. Allein ich will noch ein anderes Beiſpiel aufſtellen, wodurch die Abſurdität des gepredigten Grundſatzes noch heller in die Augen leuchtet. Bekanntlich wurde zwiſchen Frankreich und Preuſſen 1812 ein Tractat geſchloſſen, wodurch die letztere Macht ſich zur Hälfte gegen Rußland verpflichtete, und dagegen mehrere Vortheile für ſich ſtipulirte. Wie, wenn nun der Krieg nach Buonaparte's Wunſche mit Rußlands Untergang geendigt hätte, wäre Buonaparte berechtigt geweſen, zum Könige von Preuſſen zu ſprechen: „Unſer Tractat war nur ein Interims-Vertrag? war nur für den beſondern Zweck der Theilnahme an dem Kriege mit Rußland abgeſchloſſen? jetzt will ich ein permanentes Arrangement treffen, dem jener Vertrag nicht zum Hinderniß gereichen kann?“ — O ja, ich glaube wohl, daß Buonaparte ſo geſprochen haben würde, aber Herr Profeſſor Voß ſollte nicht ſo ſprechen. Die Politik der Groſſen iſt ohnehin ſtets geneigt, die Moral zu verhöhnen, wenn nun vollends politiſche Schriftſteller in daſſelbe Horn blaſen, ſo verſchwindet auch noch jede Scheu vor der öffentlichen Stimme. Fürwahr, ein politiſcher Schriftſteller, der nicht ſtets die Rechtlichkeit im Auge behält, kann mehr Schaden anrichten, als ein Lazarethfieber. In dieſer Hinſicht iſt mir die einzige Zeile aus Bürgers Gedichten: ein Fürſtenwort ſoll man nicht drehn noch deuteln, lieber als ein ganzer Band der Zeiten von Voß.

Eine andere Frage iſt: ob Oeſterreich wohl gethan hat, eine ſolche Verbindlichkeit einzugehn? und wieder eine andere Frage: ob die beiden genannten Höfe ihre Mitwirkung als etwas verdienſtliches hätten betrachten ſollen? — Wenn mein Nachbar mich auffordert, mit ihm vereint einen Dieb aus dem Garten zu ſagen, ſo würde ich allerdings mich ſchämen, mir eine Belohnung zu ſtipuliren, am wenigſten die geſtohlnen Aepfel, die etwa der Dieb mir über die Mauer geworfen hätte. Doch der Politik pflegt die Schaam noch fremder zu ſeyn als die Moral; und, da es nun einmal geſchehen iſt, ſo kann Oeſterreich nichts mehr daran ändern, wohl aber können (und werden hoffentlich) Baiern und Würtemberg aus eigenem Antriebe alle dem entſagen, was Deutſchlands gemeinſamen Glücke hinderlich ſeyn könnte.

Der Marſchall Davouſt.

Der Herr Marſchall Davouſt hat ſich die Mühe gegeben, den Beweis für ſeine Behauptung: daß er die ihm anvertraute Gewalt niemals gemißbraucht habe, durch 160 gedruckte Seiten hindurch zu führen. Er hätte kürzer zum Zweck kommen können, wenn es ihm gefällig geweſen wäre, nachſtehender kleinen Urkunde, die in einem nur ſehr wenig geleſenen Blatte zu finden iſt, eine größere Publizität zu geben. Sie ſteht im 95ſten Stück der Poſener deutſchen Zeitung für das Jahr 1806 und lautet wörtlich alſo:

„Poſen, den 15ten November 1806. Der Commandant der Stadt Poſen wird ſo fort den Bürgermeiſter Johann Schatzſchnider aus Gollandz erſchießen laſſen, weil derſelbe, des vorhergegangenen Verbots ungeachtet *) überführt worden iſt, Truppen- und Pferde-Aushebungen für den Feind **) bewirkt zu haben.“

„Eine gleiche Strafe hat der Bürgermeiſter Johann Diſſert aus Oberſitzko zu erleiden: da er überwieſen iſt, daß er einen polniſchen Commandanten, den Ueberbringer der Befehle des Generals Dombrowski, dem Feinde überliefert hat; ***) und ſollen dieſe beiden Urtheile durch die Zeitungen und öffentlichen Anſchlag bekannt gemacht werden, damit alle Deut-

---

*) Dies Verbot iſt wirklich ergangen und in das 93ſte Stück der genannten Zeitung eingerückt. Es iſt jedoch nur „an die Mitglieder der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Poſen“ erlaſſen. War der Herr Marſchall ſo unwiſſend oder ſo grauſam, um es zu ignoriren: daß die Stadt Gollantz — in Weſtpreuſſen liegt?

**) Das heißt: für ſeinen König und in einer Provinz, die damals noch nicht von franzöſiſchen Truppen beſetzt war.

***) Dieſe Thatſache iſt überall verfälſcht. Nicht ein Commandant, auch nicht ein Chargé d'affaires des Generals Dombrowski, ſondern ein junger Menſch, der in der Nähe von Oberſitzko auf einem Dorfe noch im väterlichen Hauſe privatiſirte, kam ganz unberufen nach der Stadt, um an das dortige Rathhaus aufrühreriſche Zettel anzuſchlagen. Der Polizeibürgermeiſter ſuchte dies zu verhindern; da indes der junge Enragé von ſeinem Vorhaben nicht abzubringen war, ſo befahl er ihn zu arretiren. Dieſer wurde auch ergriffen, entſprang jedoch ſeinen Wächtern wenige Augenblicke darauf. Zu bemerken iſt: daß es damals noch keinem preuſſiſchen Beamten offiziell bekannt geworden war, Deutſche *) wiſſen mögen, welches Loos denen beſchieden iſt, welche die Franzoſen oder die Polen verrathen ſollten.

Der Reichsmarſchall Davouſt." **)

---

welche wohlthätigen Pläne der große Restaurateur zum Heil der polniſchen Nation auszuführen beſchloſſen hatte.

*) Warum gerade alle Deutſche? war es dem Herrn Marſchall in dieſem Augenblicke entfallen: daß viele Deutſche in der franzöſiſchen Armee und ganze deutſche Heere für den weltbeglückenden Eroberer fochten?

**) Der Herr Marſchall nennt ſich ſelbſt als den Verfaſſer dieſes Urtels, was er ſonſt in ähnlichen Fällen nicht zu thun pflegte. Die Unterſuchung und Hinrichtung waren das Werk Einer Stunde. Letztere geſchah mit vielem Pomp auf öffentlichen Markte am Eingange des Rathhauſes. Dieſer hinterließ viele unerzogene Kinder, von denen einige nachher vor Hunger geſtorben ſeyn ſollen. Faſt ſollte man glauben: daß auch dieſer doppelte Mord nichts weiter als ein Ausfluß jener unwiderſtehlichen Begierde des Herrn Marſchalls geweſen ſey, den franzöſiſchen Namen überall und alſo auch bei der polniſchen Nation beliebt zu machen.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 24.

Etwas über einige weſentliche Fragen in Beziehung auf den Staats-Dienſt und Staats-Dienerſchaft.

Zu Erreichung der mannigfaltigen gemeinſchaftlichen Zwecke in der bürgerlichen Geſellſchaft, bedarf dieſe beſonderer aus ihrer Mitte gewählter Organe. So entſtand bei der Cultur der Staaten und ihrer innern Verwaltung, die Claſſe der Staatsbürger, die wir Beamte, Staats-Diener nennen. —

Kein Staat kann beſtehen, wenn nicht durch dieſe, für die Ruhe von außen, für den Wohlſtand im Innern geſorgt wird. Sie ſind die Hüter der Geſetze, ſie wachen über die Erhaltung des Staats-Intereſſe. Sie ſind es, die das Volk an den Regenten knüpfen, und durch ihre Weisheit mehrt ſich phyſiſche und moraliſche Stärke des Staats. Ganz eigentlich ſind ſie die Stellvertreter des Monarchen, die Unterregenten im Staate; Ruhe und Ordnung hängt von ihrer Einſicht und Gerechtigkeit ab.

Herrlich würde es freilich ſeyn, wenn das eigene Auge und Ohr des Fürſten ſelbſt überall ſehen und hören könnte; wie ein holdes Geſtirn würde er alsdann unter ſeinem Volke erſcheinen, welches alle Produkte der Natur belebt; manches Elend würde früh verhütet werden, worüber Volk und Land im ſtillen ſeufzet. Aber möglich iſt dieß doch einmal nicht. Er bedarf alſo ſchlechterdings ſolcher Gehülfen, die den Zwiſchen-Raum von ihm bis zum geringſten ſeiner Unterthanen ſtufenweiſe ausfüllen, und ſo das Band der gemeinſchaftlichen Wohlfarth knüpfen. —

Die erſte aufs Ganze wirkende Perſon im Staate, bleibt freilich immer der Regent ſelbſt. Vereinigen müſſen ſich in ſeinem Geiſte alle jene Zwecke, welche die einzelnen Glieder beſchäftigen, und zu deren Ausführung dieſe unmittelbar wirken ſollen. Die Staats-Diener ſind es aber, die den Regenten mit der Kenntniß des Einzelnen verſehen, ſeine Aufmerkſamkeit auf wichtige Zwecke lenken, und ihm zur Erreichung derſelben die ſicherſten Mittel an die Hand geben müſſen. Sie leiten, ſo zu ſagen, die dort in einem Punkte vereinigte Wirkſamkeit, in die ihnen überlaſſene Kanäle, von wo ſie ſich in einzelnen Bächen, durch die große Maſſe des Ganzen verbreitet. —

Zweckmäßige Beſetzung der Aemter im Staat, gute mit Vorſicht verbundene Wahl derer, denen ſie anvertrauet werden, die Art und Weiſe, wie ſie verwaltet werden, bleibt daher für jede Regierung, Sache vom wichtigſten Intereſſe; — aber gewiß nicht weniger auch: richtige Würdigung und Behandlung jener Organe, die wir Staats-Diener nennen. —

Ueberhaupt ſcheint wohl der Staats-Dienſt noch zu denjenigen Dingen zu gehören, über welche die gewöhnliche Anſicht meiſtens ſchief iſt. Der richtigere, edlere und höhere Geſichtspunkt, in welchem er erſcheint, wird zum Theil noch von wenigen, am wenigſten von der Mehrzahl ſelbſt, die ſich ihm widmen, richtig erkannt. —

In des Alterthums Frei-Staaten war zwar oft die Ehre, dem Staate, dem Vaterlande zu dienen, der einzige ſchönſte Sold. Aber die Staaten-Regierer ſelbſt — geſtehen wir es uns nur ganz offenherzig — waren ſie nicht die Erſten, die das, was wir Geburt nennen, perſönlichen Verdienſten vorzogen? waren ſie es nicht, welche die wichtigſten Staatsämter bloß nach Gunſt vertheilten? Wurden ſie — was noch das ſchlimmſte war — nicht oft ſogar für Geld verkauft? — Dadurch erzeugte ſich die in unſere Staats-Verfaſſungen ſo dicht verwebte Gewohnheit: den Staats-Dienſt, das Amt, als Gewerbe zu betrachten. Zur handwerksmäßigen Lohnarbeit wurde die Geſchäfts-Führung der Staats-Dienerſchaft herabgewürdiget. — Und eben dieſe falſche Anſicht hat auch unſere Regierungen in den Zeiten ſo mannigfaltiger Staats-Umwälzungen, auf Grundſätze geleitet, die dem Menſchheits-Wohl, ſo auch dem Staats-Intereſſe höchſt nachtheilig geworden.

Wir gehen faſt wohl in allen Staaten jetzt wieder einer großen Umwälzung, einer ganz neuen

Alles aufzuſcharren, was die flüchtigen Einwohner zu retten geglaubt hatten. Nachdem die Beute auf die Schiffe in Sicherheit gebracht worden, that man dem Gouverneur, der mit Neun hundert Mann im Felde ſtand, den Vorſchlag, ſeine Stadt mit Geld zu löſen. Er ſchlug es aus, und ſogleich loderte die Stadt in Flammen, und die Feſtungswerke wurden geſchleift. Ein großer Theil des Raubes beſtand aus dem koſtbaren Campecheholz; das Feſt des heiligen Ludwig fiel ein, und im patriotiſchen Taumel der Freude, verbrannten die Franzoſen dem heiligen Ludwig zu Ehren für eine Million Campecheholz. Nach dieſer glänzenden Narrheit, deren ſich nur Franzoſen rühmen können, ſegelten ſie zurück nach St. Domingo.

Der geringe Nutzen, den die engliſchen und franzöſiſchen Freybeuter von ihren Streifereyen auf dem feſten Lande gezogen hatten, neuen Ordnung der Dinge entgegen. Sie wird vielleicht auch zunächſt den Stand der Staats-Dienerſchaft berühren. — Es dürfte alſo nicht zur unrechten Zeit ſeyn, auf dieſe wichtige Angelegenheit zurückzuführen, und die Erörterung einiger Haupt-Fragen ins Andenken zu bringen, die ſchon früher in den Tagen unſerer neuen Staaten-Veränderungen, zur Sprache gekommen. —

Die erſte Frage: — Würde es nicht beſſer, weit zweckmäßiger ſeyn, beſoldete Staats-Beamte, nur auf gewiſſe Jahre, nur auf Kündigung anzuſtellen?

Man hat die Frage aufgeſtellt, ſie ſcheint aber in jeder Hinſicht ein Ueberbleibſel des Offizianten-Terrorismus zu ſeyn. Die gänzliche Verwerflichkeit, was auch immer einzelne Stimmen darüber geäußert haben, und noch ſagen mögen, läßt ſich bis zur größten Klarheit erweiſen.

Der Satz bleibt einmal feſt und wahr: die Regierung kann, was ſie ſeyn will, und was ſie ſeyn ſoll, nur durch ihre Beamten ſeyn. Dieſen muß ſie das Heiligſte was ſie hat, das Wohl ihrer Unterthanen, mithin ihr eigenes anvertrauen. — Ueberall und zu allen Zeiten hat es um das Gemeinweſen gut, oder ſchlecht geſtanden, je nachdem die Staats-Dienerſchaft mehr oder weniger ſo organiſirt war, daß der einzelne Staats-Diener, während ſeine Wirkſamkeit anſcheinend überall nur ſein Privatglück bezweckte, zugleich dem Gemeinweſen den größtmöglichſten Nutzen gewährte, den es von ihm gewinnen konnte. Der einzelne Staats-Diener ſey alſo nur verſichert, daß ihm die Früchte ſeiner Einſicht, ſeines Fleißes, und ſeiner unwandelbaren Redlichkeit, weder geſchmälert, noch ganz entzogen werden, ſo wird es gewiß an glänzenden Beweiſen des Dienſteifers und der Aufopferungen nie fehlen. Entfernen wird man ſich aber vom Ziel, wenn man Selbſtthätigkeit, durch erniedrigende Accorde, erzwingen will. —

Wollte man die Zweckmäßigkeit jenes Vorſchlages dadurch rechtfertigen, daß es doch ſo manche Beamten giebt, die ihrer Stelle nicht werth ſind, mithin zum Vortheil des Staats-Dienſtes ohne Weitläuftigkeit, mit andern nützlicheren gewechſelt werden können; ſo iſt die Schuld nicht dem Grundſatze der lebenslänglichen Anſtellung, ſondern lediglich dem Fehler beizumeſſen, daß bei der erſten Anſtellung, nicht mit gewiſſenhafter, ſorgfältiger Wahl verfahren; daß die Anſtellung der mehreſten Beamten weit mehr durch Empfehlungen, Verbindungen, als durch bewieſene Dienſt-Fähigkeit motivirt wird; und daß endlich die ſo weſentliche Gleichheit der Staats-Dienerſchaft, noch immer durch die Scheidewand zwiſchen ſogenannten höheren und niedern Staats-Dienern, zurückgehalten, und das Hinaufrücken ſolchergeſtalt erſchwert wird.

Den unglücklichſten Einfluß auf den Beamten-Geiſt überhaupt, müßte die Anwendung jener Maxime haben. Ein bloßer Miethlings- und Geſinde-Geiſt würde ſich erzeugen; eigentliche Amts-Ehre und Amts-Treue ein Unding werden. Jeder Staats-Diener müßte ſich alsdann durchaus das Evangelium vom **ungerechten Haushalter**, zur alleinigen Dienſt-Inſtruction, zueignen, denn ſonſt würde er ſich doch wahrlich über lang oder kurz dem Hunger ausgeſetzt ſehen. Und wer würde es auch wohl noch unter ſolchen Umſtänden der Mühe werth halten, ſich mühſam und mit Koſten für den Staats-Dienſt zu bilden? — Ganz anders kommt die Sache zu ſtehen, wenn das Amt auch Sicherheit für die Zukunft gewährt. Da findet ſich **Amts-Ehre**, auch **Amts-Treue**.

Aber ſtrenge und behutſam ſey man freilich auch bei der Wahl; unerbittlich bei der Prüfung. Kein Amt im Staate, wenn es nicht etwa bloß zum Putz, oder einzig für des Beſitzers Bedürfniß, ſondern des Staats vorhanden, muß ſich auf bloße Begünſtigung ſtützen. Eine ſchwere Bürde bleibt's, die der Staat auf die Schultern eines ſeiner Bürger legt. Aber um ſo wichtiger bleibt auch die Pflicht für ihn, die Wahl mit Klugheit und Vorſicht zu berathen. —

Die zweite Frage: — Iſt die Entlaſſung eines Staats-Dieners, auch nur ſeine Entfernung, ohne vorgängige Unterſuchung und Urtheilsſpruch der conſtituirten richterlichen Behörde, zuläſſig oder nicht? — Selbſt Rechtsgelehrte haben ſich in unſern Tagen mit dieſer Frage beſchäftiget, ohne dabey ganz aufs reine kommen zu können.

Rehberg in einer gehaltvollen Schrift,*) bemerkt darüber: „Nur der Regent kann über ſeine höchſten Diener unmittelbar urtheilen. Sein Verfahren gegen Perſonen, denen er ſein ganzes Vertrauen ſchenken muß, iſt der Natur der Sache ganz andern Regeln unterworfen, als die Aufſicht über andere untergeordnete Staats-Diener. Dieſe muß ihren Vorgeſetzten übertragen werden, und iſt daher Mißbräuchen ausgeſetzt, welche die nachtheiligſten Folgen für das Ganze haben können. Die unbillige Entfernung eines einzigen verdienten Mannes, entzieht dem Staate nicht allein die Dienſte, die er ſelbſt noch leiſten konnte; ſie lähmt zugleich auch den Geiſt unzähliger andern. Und wenn es auf Mehreres als bloße Arbeit ankommt, wenn freimüthige Darſtellungen unangenehmer Wahrheiten, dreiſter Widerſpruch vorgefaßter Meinungen, vielleicht gar Widerſtand gegen den Eigennutz, die Leidenſchaften groſſer und gefährlicher Gegner, erforderlich iſt! Kann man wohl dergleichen erwarten, wenn der bloße Wille eines Mannes als Vorgeſetzter hinreicht, einen für ihn läſtigen Untergebenen, zu entfernen? Vorgeſchriebene Formen können zwar etwas thun, um willkührliche Behandlung zu erſchweren, aber hinlänglich ſind ſie nicht." —

---

*) Ueber die Staats-Verwaltung deutſcher Länder. Hannover, 1807.

Auch hier ſcheint es wohl vorzüglich auf die Fragen anzukommen: In welchen Verhältniſſen betrachtet ſich der Regent zu ſeinen Staats-Dienern? Kann man das Verhältniß mit dem eines Hausherrn zu ſeinem Dienſtboten vergleichen? oder iſt der Staats-Dienerſtand eine edlere Verbindung, eine Kette, deren Glieder in einander greifen, und wovon der Regent ſelbſt eines und zwar das erſte iſt? —

Genug! die Theorie verabſcheuet jede Willkühr in Entlaſſung der Staats-Diener. Nur der Geiſt des unſeligen Büreaukratismus, der zur Despotie führt, kann ſie rechtfertigen.

Würde es auch wohl möglich ſeyn, daß ein Beamter, überzeugt nicht blos als Maſchine dazuſtehen, zu allen Zeiten ohne Menſchenfurcht, unerſchrocken, Wahrheit reden und Recht ausüben könnte, wenn er wüßte, daß ihn Stolz, Leidenſchaften ſeiner Obern, und ſo noch tauſend andere kleine Motive, die an der Verwaltung öffentlicher Geſchäfte Antheil zu haben pflegen, verdrängen können? Sollten ſie dies vermögen, ohne daß vorher von einer unparteiiſchen Unterſuchung des ganzen Betragens des Beamten und ſeiner geleiſteten Dienſte, die Rede iſt, dann hätte auch freilich nur allein, die zahlreiche Zunft der Schelme und Intriganten, freies ofnes Feld. —

Die dritte Frage; — Haben Staats-Beamte bei Staaten-Umwälzungen, ſo wie überhaupt bei eintretenden anderweiten politiſchen Veränderungen, in ſo fern ihre ämtlichen Verhältniſſe dadurch leiden, auf Entſchädigung Anſprüche? —

Es giebt gewiſſe dem Zeitalter und der fortſchreitenden Cultur eigenthümlich angehörende rechtliche Wahrheiten, die ein Heiligthum der ganzen Menſchheit, ein Kleinod der höheren Civiliſation ſind. Nicht ſorgfältig genug können ſie gegen die Eingriffe der Willkühr und der Habſucht verwahrt werden.

Zu dieſen Wahrheiten gehört auch der Grundſatz: daß eine Staats-Umwälzung oder ſonſtige Veränderung, nur denjenigen oder diejenigen trift, welche die höchſte Gewalt als ein Familien-Gut genoſſen haben; dagegen diejenigen Individuen friedlich verſchont bleiben müſſen, welche nicht der phyſiſchen Perſon des Regenten, ſondern dem Regenten als Staats-Repräſentanten, nicht ſeinen Privat-Zwecken, ſondern den allgemeinen und höchſten Zwecken der bürgerlichen Geſellſchaft, ihre Kräfte widmeten. —

Eine ſehr natürliche Folge und Anwendung dieſes Grundſatzes, iſt die Entſchädigungs-Berechtigung der Staats-Diener, deren Stellen durch eintretende politiſche Veränderungen, und daher entſtehende neue Verfaſſungen, etwa ganz aufgehoben, oder doch geſchmälert werden. — Welcher Staats-Diener könnte wohl mit wahrer Geiſtes Ruhe in ſeinem Geſchäfts-Kreiſe fortwirken, wäre er nicht für ſeine ganze Zukunft, einer ſeiner Bildung entſprechenden Exiſtenz geſichert?

Ein ſchrecklicher Gedanke bleibt's, ſich von ſeinem Vaterlande, aus dem Kreiße ſeiner Mitbürger ſchuldlos ausgeſtoßen zu ſehen, niemand anzugehören, keinen Anſpruch geltend machen können, auch nicht ſollen. In ſolch' einer geforderten Hingebung liegt die ſchreiendſte Ungerechtigkeit! — Der Buchſtaben-Juriſt kann uns freilich ſagen: Der Dienſt-Contract erſtrecke ſich nicht über die Zeit der Möglichkeit ſeiner Erfüllung — ein anderer kann behaupten und uns beweiſen wollen: das allgemeine Beſte verpflichte jeden Staatsbürger, ſeinen Beitrag durch angemeſſene Fähigkeiten des Geiſtes, alſo durch ſeinen Geiſt Dienſte zu leiſten, ſie aber dann willig einzuſtellen, wenn jenes Staatserforderniß nicht mehr eintritt. — Aufopferungen kann nun freilich wohl der Staat von ſeinen Bürgern fordern; aber dem großen, heiligen Zweck des Staatsgeſellſchaftlichen Vertrages, müſſen dieſe doch nie ſo hart und gerade zu widerſprechen. Jede Regierung muß ſich dafür hüten, in den Annalen ihrer künftigen Geſchichte, die Beſchuldigung einer ungerechten Hartherzigkeit gegen treue Diener, die ihre Lebenstage und ſo manche Familien-Freuden zum Opfer brachten, ſich vorwerfen zu laſſen?

Und in welche Hände würden am Ende auch wohl unſere Staats-Adminiſtrationen nothwendig gerathen müſſen, wenn bei Staaten- und Regierungs-Veränderungen die gemißhandelte und gebeugte Claſſe der angeſtellten Staats-Diener, ſich auf einmal zurückzuziehen genöthiget, und ihre Stellen, die ſie bisher mit Recht beſaßen, treu verwalteten, den Zudringlichkeiten Fremder, dem Machtſpruche und der Intrigue, Preiß gegeben werden ſollte? —

Die vierte Frage: — Sollten nur Perſonen von hoher Geburt zu den erſten und wichtigſten Aemtern im Staat berechtigt ſeyn?

Irrig und ſchädlich war der bisherige Glaube der Regierungen hierüber, zu Gunſten des Adelſtandes. Sollten die erleuchteten Fürſten unſerer Zeit, bei der beginnenden Morgenröthe einer ſchönen Lebens-Zeit für die cultivirte Menſchheit, erkennend, daß ſie mit der intellectuellen Kraft des Volkes aus *allen* Claſſen, *Alles* erringen können, ferner noch dieſem Glauben anhangen, der Geiſt der Nationen müßte dann durchaus verkleinlicht, niedergedrückt, und für alle hohe und ſchöne Gefühle unfähig bleiben! —

Die Anmaaßungen der Ariſtokratie — ſo lehrt uns die Geſchichte der Staaten und ihrer Verfaſſungen — ſind von jeher dahin gegangen, den Beſitz der erſten, bedeutendeſten Staats-Stellen ausſchlieſſend ſich zuzueignen. Auch die beſte Monarchie hat ſtets die Schwäche geäuſſert, gegen die ſie umgebende Ariſtokratie nachgiebiger zu ſeyn. So kann man ſich auch einigermaaßen die auffallende Stelle des ſonſt in ſo vieler Hinſicht trefflichen preuſſiſchen Geſetzbuches erklären, in der es heißt: der Adel iſt zu den Ehrenſtellen, zu welchen er ſich geſchickt gemacht hat, vorzüglich berechtiget. —

Wir haben eine Menge ſcharfſinniger Vertheidiger des Adels gehabt, die es ſchwierig gefunden, die Frage im Allgemeinen zu beantworten: — Ob es gut ſey, gewiſſe Aemter im Staate ausſchließungsweiſe nur dem Adel zuzuweiſen?

Aber nur ganz unbefangen unterſuche man: ob Unterſchied der Geburt den ſehr natürlichen Grundſatz der Billigkeit einſchränken kann, daß dem höheren Verdienſte auch nur die höhere Stelle gebühre? Vorausgeſetzt, daß nicht von leeren Titulatur-Stellen, ſondern von ſolchen Aemtern im Staate die Rede iſt, die wirklich Talente, Kenntniſſe, Erfahrungen und ſtrenge Rechtſchaffenheit fordern, kann es denn wohl irgend von erſprieſſlichen Folgen ſeyn, nicht aufs eigentliche Verdienſt, ſondern auf Geburt zu ſehen? Wie iſt das letztere zu beweiſen?

Wird wegen eines verdienſtvollen Todten ein Amt beſſer durch einen verdienſtloſen verwaltet werden, als durch einen verdienſtvollen Mann, der noch lebt? —

Ueberall wünſchen wir in Beziehung aufs bürgerliche Gewerbe Concurrenz, ihrer wohlthätigen Folgen wegen, und um die Bewegung menſchlicher Productionen nicht zu lähmen. Soll die geiſtige Production ausgeſchloſſen bleiben? — Wir wiſſen, die menſchliche Kraft, es ſey die geiſtige oder die phyſiſche, wie weit dieſe reicht; dies kann man nur dann erſt erfahren, wenn man ſie auf die Probe bringt. Auf dieſe kann ſie nur dadurch gebracht werden, daß man große Bahnen für alle eröffnet. Unbekümmert um alle Geſetze der Convenienz und des Herkommens, erzeugt die Natur in ihrer ewigen Werkſtätte das wirklich Gute und Beſſere. —

Der Anſpruch des nicht von Geburt Adelichen zum Emporkommen gründet ſich auf die Idee: daß perſönliches Verdienſt emporheben kann. Iſt's nun für alle Staats-Bürger ohne Unterſchied unerläßliche, gemeinſchaftliche Pflicht, kraftvoll dem Staate, dem Vaterlande zu dienen, ſo müſſen auch alle durchaus gleiches Recht haben, zu allen Aemtern im Staat gelangen zu können.

Das höchſte, heiligſte Staats-Geſetz iſt: Gleichheit des Anſpruchs. Wird es beachtet, dann umfaßt die Gunſt gewiß auch immer nur den Würdigſten und Verdienſtvollſten. Ungleichheit des Anſpruchs lähmt alle Kräfte. Die Gunſt ſucht dann nur die auf, wo der Verſtand, die Fähigkeit, nach ſechszehn

Vätern und eben ſo viel Müttern, abgemeſſen wird. Aemter im Staat werden dann bloß Erbſchaften, Verſorgungen für Menſchen von ſogenannter Familie, *) — ein Ausdruck der uns eigentlich belehren ſoll: daß es eine Menſchengattung giebt, die zu Verwaltung eines Amtes angeborne Talente und Eigenſchaften beſitzt. —

Aber auch noch andere Gründe giebt es, warum allen Bürgern des Staats die Ausſicht, alle Stufen des Staats-Dienſtes, auch die Erſten, betreten zu können, ſtets geöffnet bleiben muß. —

Ehre und Ehrgefühl iſt ein Athlet, der in keinem Staate, am wenigſten im monarchiſchen, entbehrt werden kann. — Wenn alle Menſchen, ſagt Engel in ſeinem Fürſten-Spiegel, den Trieb fühlen, ſich vor ihren Mitbürgern aus-

---

*) Der ſehr beliebte Ausdruck: ein Mann von Familie, hat ſich ſchon aus der Vorzeit auf unſer Zeit-Alter vererbt. Die Athener hatten auch ſolche Familien-Menſchen. Um in Athen ein Mann von Familie zu ſeyn, mußte man nachweiſen können, von den Aigikoren, d. h. von den Ziegen-Hirten auf den Höhen Diakriens, abzuſtammen. Glücklicherweiſe hatte aber dieſe Abkunft weiter keinen Einfluß auf die Verwaltung der Aemter in dieſem merkwürdigen Staate. Der Gerber Kleon konnte eben ſo gut an die Spitze einer Armee treten, als Alkibiades, ſeine Abkunft vom Jupiter herleitend. Die Frage war bei den Athenern nicht die: Wer verwaltet das Amt? ſondern, Wie wird das Amt verwaltet? — Nicht der angeborne Stand, ſondern das Verdienſt wurde bei ihnen in Schutz genommen. —

erneuerte in ihnen wieder den alten Geſchmack am Seeraube. Die Flibuſtier beyder Nationen trieben eine Zeitlang ihr altes Handwerk, bis die Franzoſen durch verſchiedene Umſtände von neuem in eine Laufbahn verwickelt wurden, vor der ihnen eckelte.

Einige unternehmende Privatleute, rüſteten, unter dem Schutz der Regierung, im Jahr 1697, ſieben Linienſchiffe und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge aus. Dieſe Flotte ſtand unter dem Chef d'Escadre Pointis, war mit Landtruppen wohl bemannt und beſtimmt, Carthagena, eine der reichſten Städte der neuen Welt anzugreifen. Große Schwürigkeiten ſah man Voraus, doch hoffte man Alles, wenn die Flibuſtier ſich entſchließen würden, ihnen beyzuſtehn. Sie thaten es, dem Ducaſſe zu gefallen, der damals Gouverneur von St. Domingo und ihr Abgott war.

auszuzeichnen; ſo fühlen ihn vorzüglich die Talentvollen, die edlern Menſchen; und auf dieſe kommt es vorzüglich beim Glück einer Regierung an. Geld wirkt auf ſolche Menſchen nur ſchwach, oder wenn es auf einige ſtärker wirkt, ſo beſeelt es doch nie zu kraftvoller Thätigkeit, und zu ſo glühendem Eifer, als Ehre. Dieſe iſt das edlere, höhere Belohnungsmittel, das weit ſorgfältiger als Geld geſchont werden muß. Jeder individuellen Kraft muß es daher durchaus vorbehalten bleiben, ſich den Weg zu allen Aemtern im Staat bahnen zu können; keinem muß der Weg zur Entwickelung ſeiner Anlagen beengt oder gar verſchloſſen werden. Fühlbar wird die Nothwendigkeit dieſer Regel durch die Seltenheit großer Staats-Männer. — Selbſt das mittelmäßige Talent muß nicht verſinken in Schläfrigkeit; belebt muß es werden durch die Ausſicht zu den vorzüglichern Aemtern im Staat. Auch unter den niedern und Mittelbedienungen giebt es gewiß mehrere, die um ausgefüllt, treu verwaltet zu werden, groſſe Aufopferungen des Lebens-Genuſſes fordern, daher auch nicht mit Geld bezahlt werden können.

Nur allein die ſichere, froherere Ausſicht durch beharrliche, ausgezeichnete Anſtrengung, alle die Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche dem Adelloſen beim Mangel der Geburts-Vorzüge zum Emporkommen entgegengeſetzt werden, ſpornt ſeinen Muth und vermehrt ſeine Kräfte. Wenn er dagegen früh das Ende ſeiner Laufbahn erreicht, und zuletzt wohl gar noch die Erfahrung macht, daß ſeine beharrliche Anſtrengung nur eigentlich dazu diente, den Ruf, den

Glanz und die Ehre ſeines Vorgeſetzten adelicher Abkunft zu vergrößern, was iſt wohl natürlicher, als daß er ſeine Stelle wie eine Pfründe zu benutzen ſucht; und wundern dürfen wir uns alsdann nicht, uns unter einer Gattung von Staats-Dienern zu ſehen, die es wirklich für die größte Weisheit halten, was der Chor in Ariſtophanes Fröſchen ſpottend zum Dioniſos ſagt: —

„Alſo ziemt es einem Manne,
Welcher Geiſt hat und Verſtand, und viel umher gereiſt iſt,
Immer ſich herumzuſchieben
Nach des Schiffs gewiſſer Seite, lieber als Bildſäulen gleich
Dazuſtehn, in einer Stellung
Bleibend.“ — — —

Ein Haupt-Grund, warum man dem Adel die Befähigung zu den erſten, höchſten Amts-Stellen zugeeignet, iſt wohl zum Theil mit in dem irrigen Glauben zu ſuchen: die Stütze des Throns ſey nur der Adel! — Aber ſchon längſt hat die Geſchichte dieſen Wahn widerlegt.

Die alten Juden, die Griechen, die Macedonier u. a. m. hatten keinen Adel; und doch ſtanden die Throne ihrer Fürſten feſt, wenn ſie nicht von außen erſchüttert wurden. Die Römer hatten Adel und wie oft wurden der Imperatoren Throne, ſogar vom Volke umgeſtürzt? Und die Geſchichte unſerer Tage, was hat ſie bewieſen? Hat es Napoleon genutzt, daß er ſich mit einem neuen zahlloſen, freilich meiſtens nur durch ſeine Räubereien ausgeſtatteten Adel umgab? —

Haben wir aber nun einmal in unſerer Welt ein Inſtitut, nach welchem Kindern im Mutterleibe ein eingebildetes äußeres Vorrecht verliehen wird, einen Erbadel, ſo laſſe man ihn auch immerhin, doch aber, wenn er nicht verderblich werden ſoll, nur unter der Bedingung, daß er weder auf die erſten, höchſten Aemter im Staat ausſchließlich, noch überhaupt auf beſondere Vorzüge in der bürgerlichen Geſellſchaft Anſpruch machen dürfe, und daß alſo nicht der Adel, ſondern das Amt hoffähig mache.

Edle, gute Fürſten unſerer Zeit! Die Aufklärung, die lehrreichen Begebenheiten unſerer Tage fordern es, dieſe längſt anerkannte Wahrheit in Euren Conſtitutionen aufzunehmen. — Genug iſt's, einen Regenten aus den Händen der Natur zu empfangen. Aber alle übrige Diener des Staats müſſen aus dem Schooße der bürgerlichen Tugenden hervorgehen, oder ſich durch die Stimme der Nation zu dem Rechte, ſie zu regieren, emporheben. —

G —.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 25.

Briefe der Generalin Bertrand, von der Inſel St. Helena geſchrieben, an eine Freundin in Frankreich.

(Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.)

Erſter Brief.

Auf der Rhede von St. Helena,
im December 1815.

Theure Caroline!

Obgleich in den letzten Schreckenstagen meines Aufenthalts in Frankreich wir uns nicht geſehen haben, unſere Gedanken und Empfindungen uns nicht mittheilen und nichts verabreden konnten, ſo weiß ich doch, geliebte Jugendfreundin, daß ich Dir völlig vertrauen darf, und daß Dein Name nicht in das Wörterbuch der Windfahnen gehört, welches neulich in Paris erſchienen ſeyn ſoll. Ueberhaupt iſt man uns Frauenzimmern wohl das Zeugniß ſchuldig, daß wir weit ſtandhafter im Glücke und Unglucke ſind, als die Männer, und daß es ſehr albern war, die wankelmüthige Fortuna als ein Weib darzuſtellen. Wenn wir einmal lieben und bewundern, ſo hegen wir ein Gefühl, das von äußern Umſtänden nicht mehr abhängig iſt, ja, das Unglück kettet uns gewöhnlich noch feſter an den Gegenſtand unſerer Liebe und wir werden Heldinnen; bisweilen aus einer Art von Trotz oder Eigenſinn, doch öfter durch Großmuth geleitet und von jener edlen Schaam getrieben, die uns den Gedanken unerträglich macht, von dem Manne, dem wir angehangen, verachtet zu werden. Denn dieſe Schwäche wollen wir gern bekennen: wir behagen uns nur in dem Bewußtſeyn, die Hochachtung gewiſſer Männer zu verdienen. Zwar iſt dieſe Empfindung auch den Männern nicht fremd, (nämlich den edlern ihres Geſchlechts) aber — wenn der Unglückliche, den ſie verlaſſen, nur nicht durch ſeine Gegenwart ſie beſchämt, ſo ſetzen ſie leichter als wir ſich darüber hinweg. Das mag wohl daher kommen, daß ihre Phantaſie minder lebhaft iſt, als die unſrige. Sie ſehen den Mann nicht ſo klar vor ſich, deſſen Bild wir nicht los werden können; ſie hören ihn nicht ſprechen, ſie ſehen ihn nicht denken (wenn ich mich ſo ausdrücken darf); wir hingegen mahlen uns ſeine ganze Lage, verſetzen uns in ſeinen Buſen und vernehmen die verdienten Vorwürfe, wenn auch der halbe Erdball zwiſchen ihm und uns läge. Dieſe, unwillkührlich ſtets benutzte Gabe, uns den Verlaſſenen zu vergegenwärtigen, befeſtigt unſere Treue.

So wenigſtens war mir zu Muthe, als ich mich entſchloß, Napoleon lieber zu folgen. Ich will nicht leugnen, daß die ſchreckliche Ausſicht in die Zukunft, der Mutterblick auf meine unerzogenen Kinder, mich ſchwer beängſtigten; dennoch wankt' ich keinen Augenblick. Der Gedanke: wie wird Napoleon dich beurtheilen? gab mir Kraft, und ich beſtieg den Northumberland mit dem unerſchütterlichen Willen, mein Schickſal nie von dem Seinen zu trennen. Beweint hab' ich meinen Entſchluß wohl oft während unſerer dreimonatlichen Reiſe, allein bereut nie.

Gleiche Geſinnungen ſetze ich bey Dir voraus. Ich weiß, was Napoleon Dir war, ich weiß alſo auch, was er Dir iſt und bleiben wird. Auf Dich, auf Deine — männliche Seele hätte ich beinahe geſagt, dem albernen Sprachgebrauch gemäß — nein, auf Deine ächt weibliche Seele baue ich, bauen wir große Hoffnungen; denn Du würdeſt irren, wenn Du glaubteſt, wir wären ohne Hoffnung abgeſegelt, ſo verzweifelt auch die Umſtände damals zu ſeyn ſchienen. Du kannſt Dir leicht vorſtellen, daß dieſe Hoffnung, einſt zurück zu kehren und alles Verlorne wieder zu gewinnen, auf der ganzen Reiſe der Gegenſtand unſerer geheimen Geſpräche war.

Allein worauf gründet ſich eine ſo entfernte, von ganz Europa angefeindete Hoffnung? — Auf die Ueberzeugung, daß ganz Europa, welches ſeit fünf und zwanzig Jahren ſeine Anſichten ſo oft änderte, auch jetzt bald wieder anders denken wird. Die Stimmung meines Vaterlandes iſt mir zu wohl bekannt; die Bourbons werden ſchwerlich dort herrſchen. Und wenn auch! wohl uns, wenn ſie bis zu unſerer Zurückkunft herrſchen. Die Liebe der Franzoſen zu gewinnen, wird ihnen nicht gelingen, ſelbſt nicht durch alle Tugenden, die man von ihnen rühmt. Ihre Tugenden und ihre Fehler paſſen nicht für das jetzige Frankreich. Man wird ferner von ihnen fordern, daß ſie alle Spuren des erlebten Elends wie durch einen Zauberſchlag vertilgen ſollen. Möge immerhin dieſe Forderung unbillig ſeyn, das Bedürfniß wird ſie ausſprechen und ſie an die Bourbons richten, weil eben niemand anders da iſt, an den man ſie richten könnte. Die Zahl der Unzufriedenen wird immer groß ſeyn und — möge die Quelle der Unzufriedenheit auch noch ſo fern vom Throne der Bourbons liegen, man wird es doch immer am bequemſten finden, ſie nur da zu ſuchen; jeder Einzelne wird die Einbildung hegen, unter einer andern Regierung glücklicher zu leben. Bedenke dabei die ungeheure, auf Veranlaſſung der Bourbons uns wiederfahrene, Kränkung unſers National-Ehrgefühls, welches die Fremden Eitelkeit nennen; den Schmerz über unſern vernichteten Kriegsruhm; den Verluſt ſo vieler uns entzogenen Länder und Dotationen — nein! die Franzoſen würden die Bourbons nie lieben, wenn auch Napoleon nicht mehr in der Welt wäre.

Aber er iſt noch in der Welt! und ſo lange die Franzoſen das wiſſen, werden ſie ihre Blicke nach ihm richten, und wenn er auch, wie Prometheus, an den fernſten Felſen geſchmiedet wäre. Iſt es doch nur ihm gelungen, das himmliſche Feuer zu ſtehlen. Geſtohlen oder nicht, das gilt uns gleich, wenn wir nur durch ihn deſſen Mittheilung erlangen. Man hat oft geſagt: nur der Soldat hänge ihm an. Es iſt allerdings wahr, daß er das Volk oft ſehr hart drückte, allein er kannte dieſes Volk, es läßt ſich nur deſpotiſch regieren; es gleicht den Hunden, die dem Herrn am treuſten ſind, der ſie mit Füßen tritt. Das hat die letzte Zeit wohl bewieſen. Denn obgleich in ganz Frankreich ſchwerlich eine Familie gefunden wird, der Napoleon nicht ihren Wohlſtand und ihre Kinder geraubt hätte, ſo haben doch ſieben Zehntel der Franzoſen ſich für ihn bewaffnet oder haben für ihn gebetet. Das ſetzen wir folglich als gewiß voraus, daß man uns in Frankreich mit offenen Armen wieder aufnehmen werde, wäre es auch nur um der Veränderung willen, die jeder Franzoſe liebt und bei der Jeder zu gewinnen hofft.

Was die übrigen Mächte Europa's betrifft, ſo geſteht Jedermann, daß ihre jetzige Eintracht ein Wunderwerk iſt, welches in tauſend Jahren ſich nur Einmal ereignet. Es werden andre Verhältniſſe eintreten, und vielleicht bald. Wir werden zu unſerer Zurückkunft den Zeitpunct eines in Deutſchland ausgebrochenen Krieges wählen, wenn wir auch einige Jahre darauf warten müßten, was doch wohl ſchwerlich zu befürchten ſteht. Napoleon wird dann dem Schwächern Hülfe zuſagen und auch würklich leiſten. Die Franzoſen, die vor Begierde brennen, die erlittene Demüthigung an den Deutſchen zu rachen, werden mit Entzücken ſeinen Fahnen folgen. Ein großer Theil der Völker, die jetzt andere Herren erhalten, werden im Norden und im Süden ſich an uns anſchließen, und noch einmal wird der Sieg Napoleons Adlern lächeln.

Er ſelbſt hält ſich überzeugt, daß die Engländer, die jetzt im Herzen von Deutſchland ein Reich errichtet haben, ſich dort verhaßter machen werden, als wir es je geweſen ſind; ja, er zählt darauf mit großer Zuverſicht, daß eben ſeine hartnackigſten Feinde, ſeine Kerkermeiſter, Europa zu ſeinem günſtigen Empfange vorbereiten werden. Es dünket ihn ferner mehr als wahrſcheinlich, daß manche der jetzt verbundenen Mächte von demſelben Strom der Leidenſchaften ſich werde hinreiſſen laſſen, der ihn ſelbſt ins Verderben geführt hat. „Helvetius,“ pflegt er zu ſagen, „hat Recht, „Herrſchſucht iſt des Menſchen Erbſünde, „und wer Einmal aus ihrem Becher getrunken „hat, der ſchläft den Rauſch in keinem Frieden aus. Man theilt ſich jetzt in die Beute, „die zu verſchmahen man laut verſicherte; allein zufrieden wird keiner aus der Theilung hervortreten. Wer empfangen hat „wird immer glauben, ihm habe noch mehr „gebührt; Jeder wird, was er zum Siege

„hei-

„beigetragen, am höchſten anſchlagen, und
„wenn auch vor der Hand Erſchöpfung ein
„Gaukelbild des ewigen Friedens aufſtellt, ſo
„wird doch Jeder heimlich grollen und die
„erſte Gelegenheit ergreifen, ſich abermals zu
„vergrößern. Dazu kommt die einladende
„Schwäche ſo mancher eurer Grenzen. Man
„ſtelle nur etwas hin, was leicht zu nehmen
„iſt, ſo findet ſich ſtets Einer, der es nimmt.
„Hatten nicht die Alliirten feierlich erklärt, ſie
„wollten durchaus nicht erobern? und iſt je in
„einem Kriege mehr erobert worden? — Frei-
„lich ſoll es nur geſchehen ſeyn, um Sicherheit
„der Zukunft willen; aber einen Vorwand fin-
„det Herrſchſucht immer. Der Mächtige wird
„ſtets mit dem Bayonett beweiſen, daß die
„Umſtände ſich geändert haben."

Noch eine Hauptſtütze ſeiner Hoffnung, daß bald Zwietracht und Krieg unter den Verbündeten ſelbſt ausbrechen werden, gründet *Napoleon* auf die *allmächtige Gewohnheit*, welcher ein Fürſt in ſeiner Sphäre eben ſo wenig zu widerſtehen vermag, als ein Bettler in der ſeinigen. Die Fürſten haben ſich nun an Krieg und an die damit verbundene Lebens-Weiſe *gewöhnt*; ſie haben Jahre lang in Lagern, auf Congreſſen und in eroberten Städten zugebracht; eine große Thätigkeit des Körpers, immerwährende Zerſtreuungen, Begebenheiten, die in Wallung verſetzen, ſind ihnen zum Bedürfniß geworden; ſie haben ſich dermaßen gewöhnt, den Blick nur *hinaus* auf ganz Europa zu heften, daß es ihnen ſehr ſchwer fallen

Sie flogen zum Gefecht, und thaten mehr noch als man von ihnen erwartet hatte. Kaum ließ eine Breſche in den Feſtungswerken der untern Stadt ſich ſpüren; ſo liefen ſie Sturm, und pflanzten im Huy ihre Fahnen auf die Mauer. Siegsgeſchrey hilft ſiegen. Ihr Victoria! goß neuen Muth in jedes Herz, neue Kraft in jeden Arm, das ſtolze Carthagena ward erobert, und ſein Fall war das Werk der Flibuſtier.

Schandthaten aller Art folgten dieſer Begebenheit. Der General Pointis, ein ungerechter, geiziger, grauſamer Mann, brach die Kapitulation in allen Punkten. Zwar bewilligte er den Einwohnern aus Furcht vor einer Armee, die ſich im Innern des Landes zuſammenzog, die Hälfte ihrer beweglichen Reichthümer; aber kaum war die Stadt übergeben, als Alles plünderte, was plündern konnte; die vornehmſten Officiers zeigten ſich als die vornehmſten Spitzbuben. Erſt, nachlen wird, das Auge wieder einwärts auf das Innere ihrer Staaten zu richten. Indeſſen haben ſich daheim Berge von Geſchäfften aufgethürmt, und zwar Geſchäffte, die, nach langer Theilnahme an ſo großen auswärtigen Begebenheiten, ihnen klein und langweilig vorkommen werden. Es wird ihnen zu Muthe ſeyn, wie einem Miniſter, der lange die Zügel des Staats gelenkt und nun plötzlich in der Einſamkeit nur ſeine Güter verwalten ſoll. Sie werden ſich wieder hinaus ſehnen in das Getümmel, und aus leidiger Langweile ſich überreden, es ſey unvermeidlich, da oder dort einen Krieg wieder anzufangen. In ſolchen Fällen wird auch leicht jeder ſeinen Louvois finden, der Ludwig den XIV. in Krieg verwickelte, weil der König fand, daß in einem neuen Gebäude ein Fenſter ſchief gerathen ſei.

So, meint Napoleon, werde die perſönliche Theilnahme der Fürſten an den letzten Feldzügen, die ihm allerdings viel geſchadet, am Ende doch wiederum zu ſeinem Vortheil ausſchlagen.

Ferner zählt er auf die Unzufriedenheit der Deutſchen. Man hat ihnen Conſtitutionen verſprochen, allein er glaubt, daß man ſo wenig als möglich davon halten werde. Er hat uns ſogar eine Wette angeboten, daß in Kurzem faſt überall Deſpotie, nur unter gewiſſen conſtitutionellen Formen, erſcheinen müſſe. Er war ſo aufrichtig zu geſtehn, daß, ob er gleich ſelbſt bisweilen ernſtlich den Gedanken gehegt, eine gemäßigte Monarchie einzuführen, (weil er dieſe Regierungsform in theſi für die beſte hielt,) er doch jederzeit davon zurückgekommen ſei, wenn man, in Folge ſeiner eignen Ideen, ſeinem Willen im mindeſten ſich widerſetzt habe. Er behauptet: wenn man ſeinen Willen durchaus immer für den beſten halte, (und das thut jeder Regent) ſo könne man unmöglich ertragen, daß ihm widerſprochen werde, zumal wenn man Widerſpruch nie gewohnt geweſen. Darum ſey zu erwarten, daß keine der neuen Conſtitutionen den Willen des Monarchen kräftig beſchränken werde; alles werde ſo ziemlich beim Alten bleiben, das Volk in ſeinen Erwartungen ſich getäuſcht ſehen und die Quelle der Unzufriedenheit um ſo heftiger ſprudeln, je mehr die Völker ſich bewußt ſind, durch ungeheure Anſtrengungen mehr als kühle Belobungs-Decrete oder Medaillen verdient zu haben.

Noch ein wichtiger Umſtand wird, nach Napoleons Rechnung, ſich ereignen. Bekanntlich ſind überall zahlreiche Landwehren gebildet worden. Dieſe wurden, weil ſie eben ſo tapfer fochten als die alten Krieger, nach und nach in denſelben Rang verſetzt, und gutmüthige Patrioten ſchöpften daraus die Hoffnung, daß, da die Landwehr großentheils aus guten Bürgern und gebildeten Männern beſtehe, dadurch eine Verſchmelzung der Armee mit der Bürgerſchaft erzeugt werden, und die fatale Scheidewand fallen würde, die ſo lange die ächtbürgerlichen Gemüther von dem militairiſchen Uebermuth trennte. Aber, meint Napoleon, das werde nicht geſchehen. Die Landwehr werde das Militair nicht zum Bürger hinaufziehen, ſondern ſich vielmehr zu den vormaligen gehäſſigen Anſichten des Militairs herabziehen laſſen. Sich bevorrechtet zu wünſchen, ſei dem Menſchen eigen, und nur wenige edle Gemüther wären im Stande, zum Beſten des Ganzen einem lockenden Vorrechte zu entſagen. Da nun die Fürſten von jeher mehr Gefallen am Militair gefunden, als an der Gewerbtreibenden Claſſe ihrer Unterthanen, da ſie, während der letztern Kriege, ſich noch enger mit dem Militair befreundet und nur an deſſen Umgang ſich gewöhnt haben, ſo würden ſie auch nach wie vor fortfahren, es beſonders auszuzeichnen. Sich nun auch ſolcher Auszeichnung theilhaftig zu machen, werde die, dem Heer einverleibte, Landwehr behaglicher finden, als die Hoffnungen des ruhigen Bürgers zu erfüllen, und ſo werde bald, was in dieſer Hinſicht vormals Unzufriedenheit erregte, mit verdoppelter Stärke hervorbrechen, um ſo mehr, da die etwanigen, vormals leeren, Anmaßungen des Militairs nun auch auf die Erinnerung an erfochtene Siege ſich gründen würden. Ueberhaupt ſei durch die letzten Kriege jeder Staat gleichſam verwildert; man werde zwar verſuchen, durch Myſticismus und aufgedrungene Kirchen-Formeln die Denkfreiheit zu unterdrücken, aber es ſey vergebens, einem Erwachſenen den Laufzaum ſeiner Kinderjahre wieder anlegen zu wollen. Habe man einmal ſelbſt, um gewiſſe Zwecke zu erreichen, den Menſchen aufgeweckt, ſo müſſe man auch hinterdrein ſich gefallen laſſen, daß er wache: man könne ihn nicht, wie einen Degen, wieder in die Scheide ſtecken.

In allen dieſen Vermuthungen, ſo ſchließt Napoleon gewöhnlich, müſſe jeder Menſchenkenner ihm Recht geben. Er pflegt auch wohl hinzu zu ſetzen, Menſchenkenntniß ſei die Eigenſchaft, in der er allen ſeinen Feinden ſich am meiſten überlegen glaube, und der er am meiſten verdanke.

Da haſt Du nun den treuen Inhalt unſerer Schiffsgeſpräche, wenn das langweilige Whiſt und das ſchaale vingt et un uns nicht mehr unterhielten. Ob Napoleon Recht habe? ob ſeine Prophezeiungen eintreffen werden? das muß die Zeit lehren. Freilich erinnern wir uns nur allzuwohl, daß er ſich ſchon mehr als Einmal in ſeinen kühnen Weiſſagungen geirrt hat. Ich nahm mir einſt die Freiheit ihm zu ſagen, daß er mit aller ſeiner Menſchen-Kenntniß doch die Spanier und die Ruſſen ſehr falſch beurtheilt habe. Er antwortete: es ſey ein großer Unterſchied zwiſchen einzelnen Menſchen und einem ganzen Volke; um dieß letztere zu ergründen, müſſe man, fern von der Reſidenz, lange unter ihm gelebt und es beobachtet haben, oder ſich auf fremde Berichte verlaſſen. Das letztere habe er gethan und ſei getäuſcht worden, weil ſeine Geſandten die Reſidenz für das Reich, und die Einwohner derſelben für das Volk angeſehen hätten. Aber bei einzelnen Menſchen werde man ihn ſo leicht nicht täuſchen, wenn er auch nur ihre Schriften, ihre Reden, ihre Handlungen, beſonders aber, wenn er ſie perſönlich kenne. In einem Geſpräche von einer Viertelſtunde unter vier Augen getraue er ſich wenigſtens zu unterſcheiden, ob ein Menſch klug oder dumm, unterrichtet oder unwiſſend, eitel oder beſcheiden, ſchnell oder langſam, muthig oder furchtſam, kurz, wozu er etwa zu gebrauchen ſei; „nur nicht,“ fügte er finſter hinzu, „ob er es redlich mit mir meine? Dazu gehören Jahre, und vor Allem Glückswechſel.“ Bei den letzten Worten faßte er die Hand meines Mannes und ſah ihn mit einer rührenden Freundlichkeit an.

Bei dieſer Gelegenheit war es auch, wo er erklärte: einer ſeiner feinſten Staats-Streiche ſey der geweſen, daß er ſo viele europäiſche Regenten in Erfurt geſammelt habe. In wenigen Tagen habe er die Perſönlichkeit eines jeden, ſo wie die ihrer Miniſter oder Lieblinge vollkommen erlauert, und von dem Augenblicke an habe er faſt unfehlbar vorher gewußt, wie, bei jeder unerwarteten, von ihm aber ſchon beſchloſſenen, Begebenheit dieſer oder jener denken und handeln werde. Große Striche durch ſeine Rechnung hätten ihm freilich die Spanier und Ruſſen gemacht, nicht aber deren Beherrſcher. Damals ging er auch ſo weit zu behaupten, jeder der jetzt lebenden europäiſchen Fürſten beſitze nur einen Privat-Charakter, und mancher einen recht guten, doch Er allein habe einen Regenten-Charakter gezeigt. Was er darunter verſtehe, ließ er nur errathen, und machte mit ſichtbarem Stolze die Bemerkung, daß er auch gefangen der Erſte ſey und bleibe. „Denn," ſagte er, „haben ſie es wohl gewagt, mein Leben anzutaſten? für Vogelfrei „haben ſie mich erklärt, für einen Rebellen, „und Gott weiß für was Alles! hätte ich einen Menſchen in meine Gewalt bekommen, „über den ich ſo ſtark mich ausgeſprochen, einen Menſchen, den ich noch immer für ſo gefährlich hielte, daß ich deſſen Verbannung „aus der menſchlichen Geſellſchaft für nothwendig erkannt hätte — Sacre dieu! ich „hätte ihn auf der Stelle erſchießen laſſen. „Den armen Labedoyère haben ſie zum Tode „geführt, er war doch nur mein Werkzeug; „*mich* laſſen ſie nicht nur leben, ſie machen „auch Komplimente mit mir; ſie verſorgen „mich ganz höflich mit Allem, was ich brauche oder wünſche; ſie halten Miniſter an meinem Hofe — denn gebt Acht, andre Rollen „werden die Herrn Commiſſairs nicht ſpielen. „Und warum das Alles? warum erklären ſie „mich laut für einen Verbrecher und vollziehen „doch, trotz allem Geſchrei ihrer Völker, kein „Urtheil an mir? — weil ich ihnen auch jetzt „noch *imponire*. Ich gleiche einem alten „Eichbaum, unter dem vor tauſend Jahren „die Heiden opferten; die Heiden bekehren „ſich, aber die alte Scheu hat zu tief gewurzelt, Keiner unterſteht ſich, die Axt an den „Baum zu legen."

Ich machte ihm dagegen die Bemerkung, daß die Schonung ſeines Lebens auch wohl ihren Grund in der Vorſtellung haben könne, daß kein gekröntes, oder gekrönt geweſenes

Haupt, wenn es auch mit Verbrechen belaſtet ſey, dem Henkerbeil überliefert werden dürfe. Er leugnete das und berief ſich auf die Königin Eliſabeth, die der unglücklichen Maria Stuart ohne Umſtände den Kopf abſchlagen laſſen. „Das that ſie," ſagte er, „in der Ueberlegenheit ihres Geiſtes, denn ſie beſaß einen großen Charakter, Maria Stuart hingegen konnte höchſtens als Maitreſſe intereſſiren. — Doch immerhin!" fügte er lachend hinzu, „der Grund ſei welcher er wolle, ſie werden es bereuen mein Leben verſchont zu haben. Ihre großen Anſtalten auf St. Helena muß ich belächeln. Ich werde auch dort Herr ſeyn, wie ich es überall geweſen bin."

Du kannſt leicht denken, liebe Caroline, daß die wenigſten von uns dieſe Zuverſicht theilten, allein er hatte ſo viele Möglichkeiten in Bereitſchaft, ſo viele abentheuerliche und doch eben nicht unausführbare Plane, daß wir oft bis ſpät nach Mitternacht, in ſeine Kajüte zuſammen gepreßt, uns den frohſten Hoffnungen überließen. Wir ſaßen dann gewöhnlich am Kartentiſch und hielten die nämlichen Karten Stundenlang in der Hand, um; wenn etwa ein Aufpaſſer unvermuthet herein träte, ſogleich weiter zu ſpielen, als ob wir den ganzen Abend nichts anders gethan hätten. Aber ſelten wurden wir geſtört, denn auch dieß rohe Schiffsvolk betrachtet den Kaiſer mit Reſpect, und ob er gleich nur für einen General gelten ſoll, ſo entſchlüpft doch Manchem unwillkührlich das ehrfurchtsvolle Eure Majeſtät. So würkt überall die Größe auf den

Menſchen, auch die Größe der Verbrechen. Geradert wird der einzelne Mörder, bewundert der, der Millionen zur Schlachtbank führte.

Wir haben nun verabredet und beſchworen, daß Jeder von uns zur Befreiung Napoleons ſein Scherflein beitragen ſoll. Wir werden von dem Augenblicke an, wo wir die Inſel betreten, (denn noch liegt unſer Schiff an der Küſte) einen wohl verketteten Plan befolgen, und unverrückt das Ziel im Auge behalten. In unſern Rathsverſammlungen hat Jeder diejenigen Perſonen in Frankreich nahmhaft machen müſſen, für deren Treue und Verſchwiegenheit er ſich verbürgen zu können überzeugt iſt. Ich habe Dich genannt, liebe Caroline, und Napoleon nickte freundlich, denn Du weißt, er hat Dich immer gerne geſehen.

Nun ſoll fürs Erſte Jeder an ſeinen erwählten Helfer jenſeits des Meeres ſchreiben und ihn auffordern, diejenigen Vorbereitungen zu treffen, die über kurz oder lang eine glückliche Flucht befördern können. Du wirſt neugierig ſeyn zu erfahren, welche Rolle Du dabei übernehmen ſollſt? Im Allgemeinen wirſt Du beobachten, das Größte wie das Kleinſte niederſchreiben und, ſo oft als möglich, uns deine Beobachtungen mittheilen. Insbeſondere aber habe ich mein Augenmerk auf Deinen jungen Vetter B. gerichtet, ein treuherziger, ſchwärmeriſcher Jüngling, den Du längſt ſchon geleitet haſt und nach und nach für unſern Zweck gewinnen und bilden wirſt. Um in das Ganze nach Vermögen einzugreifen, muß er ſeinen Degen an den Nagel hangen und ſich entſchließen, die Wundarzneikunſt zu ſtudiren. In 6 Monaten wird er es ſchon ſo weit bringen, daß er nach England gehen und ſich dort vervollkommnen kann. Zugleich muß er mit dem größten Eifer ſich auf die engliſche Sprache legen und engliſche Sitten annehmen. Du adreſſirſt ihn an H. S. in London, der, gegen Vorzeigung der beiliegenden Chiffre, (ſie iſt von Napoleons eigner Hand) ihn nicht allein mit Geld reichlich verſehen, ſondern ihm auch dazu verhelfen wird, Wundarzt auf einem Oſtindienfahrer zu werden. Auf dieſen H. S. können Du und Dein Vetter ſich vollkommen verlaſſen. Durch ſeine Hände ſind alle die Gelder gegangen, welche Napoleon in der Londoner und in andern Banken liegen hat. — Du machſt große Augen? — ja, ja, liebe Caroline, wir haben noch viel Geld, von dem nur wir und einige Vertraute wiſſen, und das mit ſolcher Vorſicht niedergelegt worden, daß es unmöglich Verdacht erregen konnte. Amerika hebt uns auch noch große Summen auf, und — da man ſo überſchwenglich gütig iſt, auch Napoleons treuſten Anhangern in Frankreich, einem Cambacérès, einem Caulaincourt, einem Maret u. ſ. w. die Beute zu laſſen, ſo bin ich überzeugt, daß wir auch bei dieſen ſtets offene Caſſe haben. Wir tragen ſogar weit mehr bey uns, als die Herren Commiſſaire ahnen. Eine weibliche Kleidung kann viele Brillanten verbergen und ſogar die

Spielſachen meiner Kinder waren zum Theil damit angefüllt. Wir beſitzen alſo noch Schätze genug, um den größten Schatz, die Freiheit, zu erkaufen. Hätte Napoleon aber auch leere Hände, ſo iſt doch das, was er verſprechen kann, ſo lockend und bedeutend, daß Wagehälſe genug ſich finden werden, die geneigt ſind, in ein Lotto zu ſetzen, in welchem man ſolche Quaternen gewinnen kann.

Wieder auf Deinen Vetter zu kommen, ſo iſt die Ausſicht, ein reich dotirter franzöſiſcher Prinz, vielleicht gar einmal ein König von Weſtphalen oder etwas dergleichen zu werden, doch wohl reizend genug? — Sobald es ihm gelungen ſeyn wird, auf einem Oſtindienfahrer eine Anſtellung als Wundarzt zu erhalten, ſo wird H. S. ihm ſo viel Goldſtangen und Koſtbarkeiten mitgeben, als er nur immer in ſeinem chirurgiſchen Beſteck, in ſeinem Hute, in ſeinem Knotenſtocke u. ſ. w. verbergen kann. Dieſe muß er uns mitbringen, wenn er auf der Rückkehr aus Oſtindien auf unſerer Inſel landet. Dadurch werden unſere Beſtechungsmittel dermaßen vermehrt werden, daß wir allenfalls der ganzen Inſel uns bemächtigen könnten. Sobald er ankommt, wird Napoleon, der gewiſſe Leibesbeſchwerden theils wirklich hat, theils zu haben vorgiebt, mit ihm ſich zu berathen begehren. Du weißt, daß ihm ſolches erlaubt iſt. Er ſelbſt lachte neulich ganz ausgelaſſen über dieſe zarte Sorge für ſeine Geſundheit. Er meinte, es wäre wohl ſchon genug gewenachdem ſie das Beſte des Raubes hinweggeſchleppt, durften die Gemeinen die Häuſer durchwühlen und Nachleſe halten. Den gutherzigen Flibuſtiern hatte man unterdeſſen die Wache außer der Stadt anvertraut.

Pointis behauptete, die Beute betrage nicht über ſieben bis acht Millionen Livres, Ducaſſe berechnete ſie auf dreyßig, andere auf vierzig. Dem ſey wie ihm wolle, die Freybeuter ſollten, der Vereinbarung zufolge, den vierten Theil bekommen, und bekamen nur vierzigtauſend Thaler. Man war bereits unter Segel gegangen, als man es wagte, jenen Unerſchrockenen, die den Sieg entſchieden hatten, ſolch einen unwürdigen Vorſchlag zu thun. Sie wütheten. Pointis befand ſich auf dem Szepter, der in dieſem Augenblick zu weit von den andern Schiffen entfernt war, um Hülfe erwarten zu können, die Flibuſtier beſchloſſen, ihn zu entern, und der nichtswürdige Kommendant würde ſen, ihm, dem ungeheuern Staatsverbrecher) zu verſtatten, daß er einen Leibarzt mit ſich nehmen dürfe; aber alle ſeine Erwartungen habe es überſtiegen, als er vernommen, daß ihm frei ſtehe, ſo oft fremde Schiffe landen, ein Consilium medicum bei ſich zu verſammeln. Auf dieſe Weiſe hofft er alſo auch Deinen Vetter zu ſprechen und von ihm eine ganz andere, als wundärztliche Unterſtützung zu erhalten.

Unter den Männern, die zu uns Verwieſenen gehören, iſt auch nicht Einer, der nicht gleichfalls Einen, auch wohl mehrere zuverläſſige Freunde in Frankreich nahmhaft gemacht und ſich für ſie verbürgt hätte. Für Alle ſind Inſtructionen entworfen worden, ſicher zum Ziel führende, wenn gleichweit ausſehende Inſtructionen, denn auf einige Jahre der Verbannung ſind wir freilich gefaßt.

Die Hauptſache iſt, vor der Hand unſere Correſpondenz zu ſichern, und mit den erſten Briefen iſt uns das bereits gelungen. Einer der Matroſen, ein Schottländer, ein guter Katholik, und gegen England erbittert, weil es den Katholiken nicht gleiche Rechte wie den Proteſtanten einräumt, iſt von Einem unſerer Bedienten ganz gewonnen worden. Mein Mann hat ihm ein Paar von den Stiefeln gegeben, die einen leeren Raum in der Sohle verbergen, und die er in den letzten Tagen aus Vorſicht von einem vertrauten Schuſter in Paris verfertigen ließ. In dieſen Stiefeln wird der Matroſe unſere Briefe mitnehmen, gleich nach ſeiner Landung in England deſertiren, und mit dem Glück, welches kühne Unternehmungen ſtets begleitet, bei Dir anlangen. Du ſchenkſt ihm dann noch tauſend Franken und machſt es ihm bequem auf Deinen Gütern, bis wir ihn wieder brauchen.

Die nach Amerika beſtimmten Briefe ſendeſt Du bald möglichſt durch ſichere Gelegenheit an den Ort ihrer Beſtimmung. Wie aber ſollen wir Deine Antwort empfangen? Auch dafür iſt ſchon geſorgt. Napoleon hat bekanntlich auch das Recht, alles zu fodern, was er wünſcht. Dahin gehört meine kleine, zurückgelaſſene Bibliothek. In einigen Monaten wird er begehren, daß ſie aus Frankreich herüber geſchafft werde. Sie enthält unter andern Voltaire's Werke. Dieſe nimm ſogleich zur Hand und bezeichne alle Buchſtaben, aus welchen Du die uns beſtimmten Nachrichten zuſammenſetzen willſt, mit einem faſt unmerklichen Puncte oder Nadelſtiche, und zwar ſo, daß, wenn Du zum Beiſpiel des Wortes vous Dich bedienen willſt, Du auf der letzten Seite des Buches von unten das erſte, dort ſich vorfindende v durch einen Punct oder Stich bemerkeſt, und dann das o auf der erſten Seite von oben, das u wieder auf der letzten Seite, das s auf der erſten. Zwei Seiten müſſen immer nur zu Einem Worte gehören, damit die Puncte nicht auffallen. Willſt Du nun weiter das Wort avez andeuten, ſo bezeichneſt Du das a auf der vorletzten Seite, das v auf der zweiten von vorne und immer ſo fort. Es wird freilich mühſam ſeyn, auf dieſe Art zu ſchreiben, aber gewiß Du thuſt es gern; es wird noch mühſamer ſeyn, das Ganze zuſammen zu ſetzen, aber was könnten wir Beſſeres und Angenehmeres thun? Denke Dir, welch ein Feſttag für uns; wenn der Voltaire ankommt! wir uns traulich zuſammen ſetzen, Napoleon die Buchſtaben aufſucht und dictirt, ich ſie niederſchreibe, nach und nach daraus eine Periode ſich bildet, und mit ihr eine neue Ausſicht oder eine begünſtigte Hoffnung!

Seinem Vertrauten in England hat Napoleon aufgetragen, ihm einige hohle, verſteht ſich mit Briefen angefüllte Billardkugeln zu ſchicken. Ein anderes, ſinnreiches Mittel hat er ſeinem Schatzmeiſter in Amerika an die Hand gegeben. Kurz, er ſelbſt iſt unerſchöpflich in ſolchen Erfindungen.

Für heute lebe wohl! wir haben Hoffnung morgen zu landen. Iſt das geſchehen, ſo werde ich Dir noch ſagen, wo und wie wir uns befinden.

Zweiter Brief.

(Einige Tage ſpäter datirt.)

Ich habe einige Tage verſtreichen laſſen, geliebte Caroline! ohne Dir zu ſchreiben; ich wollte mich doch erſt ein wenig hier umſehen und gleichſam zu mir ſelbſt kommen. Noch habe ich Dir nichts von unſerer Reiſe erzählt; aber davon iſt auch nicht viel zu erzählen, denn ſie war ziemlich glücklich und ziemlich langweilig. Wir alle wurden mit vieler Achtung, und Napoleon ſogar mit tiefer Ehrfurcht behandelt. Er empfieng die Merkmale dieſer Ehrfurcht, als ob es gar nicht anders ſeyn könnte und dürfte; aber mit meinem Manne unter vier Augen hat er ſehr über die Inconſequenz ſeiner Feinde gelacht. Er kommt oft und gern auf dieſe Materie zurück, weil die Schlüſſe, die er jedesmal am Ende daraus zieht, ſeinem Stolze ſchmeicheln.

„Bedenke doch nur, Bertrand,“ hat er einſt geſagt, „bedenke doch nur, wofür ſie „mich halten! für den größten Räuber und „Mörder, der je gelebt hat — für einen vogelfreien Rebellen — für den Henkersknecht

„des Prinzen Enghien — für den Vergifter der Franzoſen in Egypten — für den Meuchelmörder von 5000 Kriegsgefangenen ebendaſelbſt — für den Störer des Glücks und der Ruhe von ganz Europa — für den heimtückiſchſten Uſurpator des ſpaniſchen Thrones — für den mordbrenneriſchen Heimſucher der Ruſſen — für den übermüthigen Unterjocher und Ausſauger von ganz Deutſchland — für den Mörder der ſchönen Königin von Preußen — kurz, für einen Raub- und Würge-Teufel, wie nur die Hölle ihn ausſpeien konnte! Iſts nicht wahr? hält man mich nicht in ganz Europa dafür?“

Mein Mann zuckte die Achſeln.

„Nun, Bertrand,“ fuhr Napoleon fort, indem er ſeiner Lieblings-Idee den Zügel ſchießen ließ, „nun ſo bewundere die Wirkung der überlegenen Geiſtes-Kraft! man hält mich für alles das, und man begegnet mir dennoch mit Ehrfurcht — meine Hände rauchen von Blut, und dennoch, wenn ich ſie ausſtrecke, ſchätzt Jeder ſich glücklich, der ſie küſſen darf. Womit hab' ich in den Augen meiner Feinde das verdient? und wenn ich es nicht verdient habe, warum geſchieht es denn? warum wagen ſie nicht, mich zu tödten? nicht einmal mir Feſſeln anzulegen? — Ich bin noch immer Kaiſer, ich reiſe gleichſam nur incognito. „Da!“ (rief er aus, indem er auf einen alten engliſchen Roman zeigte, den er eben jetzt las) „ich bin der Gulliver unter dieſen Lilli-

„putern! und eben ſo wie Gulliver werde ich mit Einem Ruck die ſchwachen Bande zerreiſſen, mit welchen ſie mich zu feſſeln wähnen. Hat es doch Tauſende von Verbrechern gegeben, welchen man weit weniger aufbürdete, als mir, die aber in unterirdiſchen Kerkern mit ſchweren Ketten um Arme und Beine, um Hals und Leib, an feuchte Mauern geſchmiedet in ewiger Dunkelheit ſchmachteten; und fürwahr! man ſollte glauben, Keiner meiner fürſtlichen Feinde werde künftig wagen dürfen, das Todesurtheil eines Verbrechers zu unterſchreiben, ſobald ſein Gewiſſen ihn erinnert, daß er das meinige nicht unterſchrieben hat; ja, man ſollte glauben, auf jedem der Verbündeten müſſe die Schuld aller Greuel laſten, die, ſo lange ich lebe, mein blaſſer Name veranlaſſen wird — aber nein! ich ſtehe nicht in ihrer Macht; ſie können mich nicht verſtoßen, weil meine Macht noch immer größer iſt, als die ihrige. Sie zucken die Säbel über meinem Haupte, aber der mächtige Oberon bläſt ſein Horn aus mir, und ſie erſtarren!“

Nun Du kennſt ja den imponirenden Uebermuth, mit dem er ſich bisweilen über ſich ſelbſt ausſpricht, und man kann nicht leugnen, daß während unſerer ganzen Reiſe dieſem Uebermuthe unaufhörlich neue Nahrung vorgeworfen wurde. Im Ganzen geſchah das ſicher auf höhern Befehl; allein man ſah zugleich, daß es freiwillig geſchah, weil Jedermann vom Capitain bis zum letzten Matroſen von ſeiner Größe durchdrungen war. Mit Leckerbiſſen und den köſtlichſten Weinen war ſeine Tafel ſtets beſetzt; jeder Gentleman hielt es für eine Ehre, wenn er die kaiſerliche Kajüte betreten, dem Kaiſer ſeine Aufwartung machen durfte.

Einmal hatten wir einen heftigen Sturm, bei welchem unſer zahlreich mitgenommenes Geflügel durch überſchlagende Wellen größtentheils umkam — von dem Wenigen, was übrig blieb, unterſtand ſich kein Engländer, auch nur eine Feder anzurühren, es blieb ſammt allen friſchen Lebensmitteln einzig für des Kaiſers Tiſch beſtimmt. Gleiche Aufmerkſamkeit bewies man ihm in allen andern Stücken, und hatte man nur die Londner und Pariſer Zeitungen täglich haben können, man würde wahrlich nicht ermangelt haben, ſie täglich beim Lever ihm demüthigſt zu überreichen.

Endlich eines Morgens — ich lag noch in meiner ſchönen Hangematte, als mein Mädchen früher als gewöhnlich hereintrat, um mir anzukündigen, der Kaiſer und mein Mann ſeien bereits auf dem Verdecke, weil die Inſel St. Helena zu ſehen ſei. Ich kann Dir nicht beſchreiben, liebe Caroline! welchen ſonderbaren, gemiſchten Eindruck dieſe Nachricht auf mich machte. Mein Herz klopfte ängſtlich. Der Gedanke, unſerm Kerker ſo nahe zu ſeyn, ergriff mich mit wehmüthiger Trauer, und doch freute ich mich auch wieder, die langweilige See-Reiſe beendigt zu wiſſen, und ein neues, ununterbrochen auf Befreiung gerichtetes Leben beginnen zu dürfen. Haſtig warf ich meinen Schlafrock über und eilte hinaus.

Da erblickt' ich in weiter Ferne einen *blauen Berg*, deſſen Mitte von Wolken umgeben, deſſen Gipfel aber hoch *über* die Wolken emporſtieg. Man ſagte mir, daß wir wohl noch 60 engliſche Meilen von der Inſel entfernt wären. Der Horizont, der bis jetzt im äthiopiſchen Meere uns immer ſehr hell und glänzend erſchien, hatte über St. Helena ein etwas dunkleres, dichteres Anſehen, und ſchien unſere Zukunft zu verhüllen. *Napoleon* ſtand auf dem Verdeck und war im Hinſchauen ſo vertieft, daß er mein Kommen nicht einmal bemerckte. Er hatte die Arme in einander geſchlagen, den Hut tief eingedrückt, auf ſeinem Geſichte las man keine Bewegung, daß aber ſein Geiſt in großer Thätigkeit war, ſchloß ich daraus, daß während einer ganzen Viertelſtunde, in welcher ich ihn beobachtete, er nicht ein einzigesmal Tabak ſchnupfte.

Endlich wurde er meiner gewahr, erwachte gleichſam und ſagte lächelnd: „Nun Madame, ſehen ſie da meinen Olymp."

„Recht, Sire," antwortete ich, „der Olymp iſt überall, wo Jupiter hauſt."

Es wurde ein Sehrohr vor ihm aufgeſtellt, er wollte hindurch ſchauen, beſann ſich aber ſchnell und ließ es wieder wegnehmen. „Ich will mir das Vergnügen nicht rauben," ſagte er, „zu ſehen, wie dieſe Felſen ſich „*nach und nach* entwickeln." Aber leider war das kein Vergnügen. Du kannſt Dir wohl vorſtellen, liebe Caroline! daß wir den ganzen Tag wenig vom Verdecke kamen. Der blaue Berg theilte ſich nach und nach und erſchien bald als ein unregelmäßiger Haufe von zerriſſenen Felſen und Hügeln, die ſenkrecht aus dem Meere bis zu einer großen Höhe ſteigen, hie und da ungeheure, herabhängende Klippen bilden, und durch enge Thäler, oder vielmehr Schluchten von einander getrennt werden. Ich ſage Dir, es kann nichts Traurigeres in der Natur geben, als den Anblick dieſer ſchwarzen, unfruchtbaren Maſſen, die kein Baum, kein Strauch, kein Raſen ſchmückt, und aus welchen ſich ein Pik (ſie nennen ihn den Dianen-Pik) faſt 3000 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Die ganze Inſel ſoll vor geraumen Zeiten durch einen vulkaniſchen Ausbruch aus dem Meere emporgeſtiegen ſeyn, und nun hat der europäiſche Völker-Vulkan einen Bewohner hinüber geſchleudert, deſſen Ankunft die Einwohner weit wunderbarer finden werden, als einen Mondſtein-Regen. Das dachten die Portugieſen wohl nicht, als ſie vor 300 Jahren die Inſel entdeckten, daß einſt ein corſiſcher Held, nachdem er ihren ſchwachen Regenten nach Braſilien verjagt, hieher verbannt werden würde! Das dachten die Engländer und Holländer wohl nicht, als ſie vor 150 Jahren um dieſe nackten Felſen kämpften, daß man einſt ein ſo koſtbares Unterpfand dieſer Inſel anvertrauen, und dann nach wenigen Jahren eine neue Geſtaltung von Europa daraus hervor gehen würde! Das ahnete die oſtindiſche Compagnie wohl nicht, als ſie zu Verſorgung heimkehrender Schiffe hier Anſtalten traf, daß ſie zugleich ein Gefängniß anlegte für den, der oft ihren Untergang geſchworen.

Je nun, als Frau Lätitia im Jahr 1768 in Ajaccio in die Wochen kam, da konnte freilich Niemandem träumen, daß in dieſem Augenblicke auf Korſika ein Meteor ſich entzündet habe, deſſen Flamme ganz Europa ergreifen werde. Wenn nun aber dieſe Flamme keinesweges verloſchen iſt, ſondern nur auf St. Helena ſich concentrirt hat, ſo braucht man doch eben kein Prophet zu ſeyn, um zu weiſſagen, daß einſt vom Dianen-Pik herab neue Blitze den europäiſchen Horizont furchtbar erleuchten werden.

(A propos, Du erinnerſt Dich wohl, daß neulich widerſprochen worden, es ſei ſchon auf dem Wiener Congreß die Rede davon geweſen, Napoleon nach St. Helena zu transportiren; allein er ſelbſt hält ſich vollkommen davon überzeugt, und zwar aus der ſonderbaren Urſache, weil, wenn der Gedanke von einem Privatmanne herrührte, er eben deswegen unausgeführt geblieben ſeyn würde, denn die fremden Miniſter (ſo will Napoleon bemerkt haben) thun nichts von dem, was die öffentliche Stimme begehrt, und leſen auch nichts von dem, was für ſie geſchrieben wird.)

Die hereinbrechende Nacht trieb uns endlich vom Verdeck. Gewöhnlich brachten wir die Abendſtunden in Napoleons Cajüte zu;

doch

ein Opfer der gerechten Rache geworden ſeyn, hätte nicht Einer der Mißvergnügten plötzlich ausgerufen: „Warum dieſen Hund ſchlachten, meine Brüder? was nützt es uns? Er ließ unſern Theil zu Carthagena, dort müſſen wir ihn ſuchen.“ Dem Vorſchlag ward Beifall zugejauchzt, wilde Freude verdrängte den ſchwarzen Unwillen, und ſogleich kehrten die Fahrzeuge der Flibuſtier zurück und umzingelten die Stadt.

Der verwüſtete Plaz nahm den Feind ohne Widerſtand auf. Die Freybeuter ſperrten alle Männer in den vornehmſten Tempel, und Einer unter ihnen hielt folgende Rede an ſie:

„Wir wiſſen wohl, daß wir in euren Augen Böſewichter ohne Religion, ohne Treu und Glauben, mehr Geiſtern der Hölle als Menſchen ähnlich ſcheinen. Eure Schimpfworte bezeichnen zur Gnüge euren Abſcheu, und die Weigerung, nicht *mit uns*, ſon-

„dern

doch dießmal wollte er allein ſeyn.“ Geſchlafen hat er nicht, denn wir blieben in der Nähe und hörten durch die dünnen Wände ihn die ganze Nacht, weil wir ſelbſt nicht ſchlieſen.

Das ängſtliche Verlangen, den Ort unſers künftigen Aufenthalts näher kennen zu lernen und mit gierigen Blicken jeden Winkel auszuſpähen, der unſere Entwürfe begünſtigen könnte, machte unſere Augen wacker und lähmte unſere Zungen. Indeſſen trug der friſche Paſſatwind uns immer vorwärts. Am Morgen des andern Tages noch in der Dämmerung kroch ſchon Einer nach dem Andern aus ſeiner Kajüte und heftete die Blicke auf das näher gerückte, aber im Nebel ſchwimmende Land. Endlich gieng die Sonne auf und wir warfen die Anker einem kleinen Haufen von Häuſern gegenüber, den unſere Seeleute Jamestown (Jacobsſtadt) nannten. Dieſe ſogenannte, aus einer einzigen Straße beſtehende Stadt iſt am See-Ufer auf einem ſo engen Platze erbaut, daß die hintere Reihe der Häuſer wie an die Felſen angeklebt erſcheint; auch habe ich mir erzählen laſſen, daß ſchon öfter Felſenſtücke, die der Regen losgeriſſen, herab auf die Dächer geſtürzt ſind, dieſe entzwei geſchlagen und die Bewohner der Häuſer gequetſcht haben; und doch ſoll ſoll das Jacobsthal eines der weiteſten auf der ganzen Inſel ſeyn.

Ob wir das Glück haben werden, die prächtige Hauptſtadt des Landes zu bewohnen, oder ob wir in irgend einem ausgebrannten Krater unſere Hütte aufſchlagen werden, weiß ich noch nicht. Das weiß ich, daß der Lärm auf dem Schiffe und das Donnern der abgefeuerten Kanonen mir ſo heftige Kopfſchmerzen verurſachten, daß ich mich niederlegen mußte. Doch an dieſem Tage verſäumte ich auch nichts; denn nachdem unſer Gruß durch die Kanonen des Forts erwiedert worden war, ſetzte ſich der Kapitain in ein Boot und fuhr allein an's Land, ohne Zweifel, um die nöthigen Vorbereitungen zu unſerer Aufnahme zu treffen.

Mein Mann beſuchte mich oft und erzählte mir, man könne durch das Fernrohr ſehr deutlich ſehen, daß das ganze Stadtchen in Bewegung ſei, die Leute durcheinander liefen, Soldaten hin und her marſchirten, einzelne Boten die Felſen rechts und links erkletterten, vermuthlich um den auf ihren Landhäuſern entfernten Hausbeſitzern die Ankunft ſo wichtiger Fremdlinge zu melden. Wohl zwanzigmal in jeder Stunde hüpften meine Kinder herein und berichteten mir, wie viele Böte vom Lande abgeſtoßen wären und unſer Schiff neugierig umringten.

Die ganze Inſel ſoll kaum 2000 Einwohner faſſen, deren größere Hälfte jetzt auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſchien, um einen Mann zu ſehen, den ſie nur aus Zeitungen kannten und ſich wohl nie träumen ließen, daß er einſt unter ihnen wandeln werde. Doch ihre Neubegier war dieſesmal fruchtlos, denn Napoleon verließ ſeine Kajüte nicht, und es war ſtreng verboten, Jemanden an Bord zu laſſen.

Der Kaiſer ſchien zu erwarten, daß der Gouverneur ihm einen Beſuch abſtatten würde; allein es geſchah nicht, und erſt ſpät Abends kam der Capitain mit der Botſchaft zurück, daß wir ſo lange auf dem Schiffe verweilen ſollten, bis das gezimmerte Bauholz, welches zu einer Wohnung für Napoleon in England eingeſchifft worden, an's Land gebracht, aufgerichtet und die Wohnung fertig ſei. Es freute mich zu hören, daß der Kaiſer heftig gegen dieſe Maaßregel proteſtirte und ſie, als ſeiner Geſundheit nachtheilig, verwarf. Lieber, ſagte er, wolle er in dem kleinſten Privathauſe ſich ſo lange behelfen. Einen Spaziergang am Lande habe er allzulange entbehrt; er müſſe durchaus einmal wieder gehen und reiten, Bewegung ſei ſein Element.

Noch ein Tag vergieng, an welchem der Capitain hin und her fuhr und parlamentirte. Endlich hieß es, wir mögten landen, Napoleon aber müſſe einſtweilen in einem Privathauſe vorlieb nehmen.

Die letzte Nacht auf dem Schiffe brachten wir auch faſt ſchlaflos hin, packten ein, putzten uns u. ſ. w. Kaum war die Sonne aufgegangen, als Napoleon in voller Uniform mit goldenen Epaulets und dem Stern der Ehrenlegion auf dem Verdeck erſchien. Der Gouverneur hatte ein hübſches Boot geſchickt, die Ruderer waren ſauber gekleidet. Der Kaiſer und ſeine nächſten Umgebungen beſtiegen es. Die übrige Dienerſchaft war in die Schiffsböte vertheilt. Napoleon hatte ſich geſchmeichelt, daß, wenn er vom Schiffe abſtieße, deſſen Kanonen ihm Lebewohl ſagen, und die Kanonen des Forts ihn begrüßen würden; es blieb aber Alles ſtill. Als wir an der Brücke landeten, erwarteten wir den Gouverneur zu finden;

aber, die Einwohner ausgenommen, die ſich um uns drängten, ließ Niemand ſich blicken.

Napoleon begehrte ſogleich in die ihm beſtimmte Wohnung geführt zu werden; allein man bedeutete ihn, er müſſe zuvor dem Gouverneur einen Beſuch abſtatten. Da zuckte der Zorn ihm durch die Augenbraunen, doch faßte er ſich und folgte ſchweigend dem Capitain; mein Mann begleitete ihn. Wir übrigen begaben uns nach einigen Privathäuſern, die man in der Eile uns eingeräumt hatte; ſie lagen an der Seite, über welche die Felſen herabhängen, und waren überall mit Schildwachen umringt, ſelbſt auf den Felſen über den Häuſern ſtanden dergleichen, vermuthlich um zu ſehen, was wir auf den Dächern vornehmen würden.

Napoleon folgte uns bald. Er ſah finſter aus und durchlief die wenigen Zimmer ſeiner neuen Wohnung mit großer Schnelligkeit, dann ſtellte er ſich an's Fenſter und ſchnupfte haſtig Tabak. Mein Mann erzählte mir, der Gouverneur ſei ihm auch nicht Einen Schritt entgegen gegangen, ſondern habe ihn in ſeinem Zimmer zwar höflich, aber ſteif empfangen, und als Napoleon ihm nach engliſcher Sitte die Hand reichen wollte, habe er ſolches mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit vermieden, ihn blos General titulirt, einige unbedeutende Fragen nach ſeiner Geſundheit an ihn gerichtet, und ihn kühl verſichert, er werde alles thun, was ſeine Inſtruction ihm erlaube, um dem Herrn General den Aufenthalt auf ſeiner Inſel angenehm zu machen. Als hierauf Napoleon über ſeine künftige Lebensweiſe eine Menge ungeduldige Fragen that, beantwortete der Gouverneur den größten Theil derſelben nur halb, ſich entſchuldigend, daß er noch nicht Zeit gehabt habe, mit ſeiner Inſtruction ſich ganz vertraut zu machen.

Nur Geduld! wenn der ſteiſe Herr Gouverneur glaubt, dem imponirenden Einfluß zu entgehn, den Napoleons Gegenwart, deſſen Art ſich zu benehmen und auszudrücken, ſammt der Erinnerung an ſeine Thaten auf Jedermann hervorbringen, ſo irrt er ſehr und hat dieſen Irrthum bereits an ſich ſelbſt verſpüren können, denn beim Abſchiede begleitete er ſchon den hohen Gaſt bis vor die Thür, und als er gegen Abend ſeinen Gegenbeſuch abſtattete, ſchien er wirklich nur gekommen, um ſeine Aufwartung zu machen (pour lui faire la cour). Auch gab Napoleon ihm förmlich Audienz, unterhielt ſich bald mit ihm, bald mit ſeinen Officieren auf die nämliche Weiſe, wie er vormals in den Tuilerien zu thun pflegte, ſprach von Europa, Indien und Amerika, vom Handel, Ackerbau und Viehzucht, erkundigte ſich gelegentlich nach der Jagd, hörte mit Vergnügen, daß es eine Menge rothfüßiger Rebhühner auf der Inſel gebe, nickte endlich mit dem Kopfe und gieng in ſein Kabinet.

Ich breche hier ab und lege die Feder für einige Tage nieder. Die Schiffer, die uns hergebracht haben, verweilen noch mehrere Wochen; ehe ſie abſegeln, werde ich Dir einen Nachtrag liefern.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 26.

Briefe der Generalin Bertrand, von der Inſel St. Helena geſchrieben, an eine Freundin in Frankreich.

(Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.)

Dritter Brief.

St. Helena. In den erſten Tagen des Januar 1816.

Nun haben wir ſchon einige Spazier-Ritte gemacht, verſteht ſich, immer unter ſtarker Begleitung. Es giebt hier eine brauchbare Gattung kleiner Pferde, die vom Cap herüber gebracht worden, aber freilich keine Parade-Roſſe ſind, blos den Vorzug haben, ziemlich ſicher zu klettern.

Die Inſel iſt doch kein ſo fürchterlicher Aufenthalt, als ſie in der Ferne zu ſeyn ſcheint. Freilich iſt ihre Oberfläche allenthalben mit ungeheuern Felſentrümmern bedeckt, aber die Gegend um die Sandbai iſt prächtig und die Berge ringsumher erſcheinen bis zum Gipfel mit üppigem Grün bekleidet. Im Thale liegen eine Menge zerſtreuter Hütten. Der Anblick der fremden Bäume, die ich ſonſt nur gemalt geſehen, hat einen ſeltſamen Eindruck auf mich gemacht. Die Kohlpalme iſt häufig, und dennoch ein wunderlicher Baum, der unſerm Farrnkraute auf ein Haar gleicht; nur daß er hoch iſt und fünf Fuß lange Blätter hat; ja ich glaube faſt, wenn man unſer Farrnkraut nach St. Helena verpflanzte, würde auch ein Baum daraus werden. Die Aloe wächſt überall, nebſt einem Strauche, deſſen Blätter einen würzigen Geruch verbreiten, wenn man ſie zwiſchen den Fingern reibt; den lieben die Ziegen ſehr. Hie und da ſteht auch ein Gummibaum. Die Myrthe habe ich mir immer ſo zart gedacht: hier aber wird ſie zum ſtolzen Baume und hat dadurch für mich einen Theil ihres poetiſchen Werthes verlohren. Der Boden iſt gut und ſehr geſchickt, faſt alle Gattungen von Gewächſen hervorzubringen. Im Garten des Gouverneurs ſahen wir Bäume und Geſträuche aus allen Theilen des Erdbodens; Eichen neben Bambusrohr, engliſche Trauerweiden neben Palmen, ſchottiſche Föhren neben Pomeranzen und Piſang; Erdbeeren und Kaffeepflanzen, Wein, Ginſter und Oliven. Es giebt alſo noch Gegenden auf dem Erdboden, wo die verſchiedenartigſten Gewächſe brüderlich beiſammen ſtehen, nur die Menſchen vertragen ſich nirgend.

Bewundert habe ich Napoleon auch auf dieſen Streifereien. Er geht und klettert, daß man ihm kaum nachkommen kann. Mit

Einem Blicke faßt er Alles. Will man eben erſt anfangen einen Gegenſtand zu unterſuchen, ſo iſt er ſchon vorbei geſchlüpft; man ſollte denken, er habe wenig oder nichts davon bemerkt; aber wenn wir Abends beiſammen ſitzen und wiederholen, was wir geſehen haben, ſo weiß er immer mehr davon, als wir alle, geht, die Hände auf den Rücken geſchlagen, auf und nieder und entwirft die herrlichſten Plane, wie er dieß und jenes nutzen oder verbeſſern will.

Du kannſt leicht denken, daß die Jagd ihn am meiſten intereſſirt. Die Ziegen ſind ſehr häufig und thun großen Schaden. Jede Pflanzung wird ein Raub ihrer Freßgier, wenn nicht ein tüchtiger Zaun ſie ſchützt. Er nimmt ſich vor, deren viele zu ſchießen und dabei ſich einzubilden, es wären die Hirſche in Fontainebleau. Die Jagd auf Feder-Wildpret war bisher nicht ſeine Liebhaberei; da es aber ſo viele Rebhühner, Faſanen, Tauben, Kaninchen und dergleichen auf St. Helena giebt, ſo will er künftig die kleine Jagd zu ſeiner Hauptbeſchäfftigung machen. Ich muß lachen, wenn ich daran denke, wie die Wachen, die ihn jedesmal begleiten und ihn nicht aus den Augen laſſen ſollen, hinter ihm her keuchen werden.

Noch eine ganz beſondere Idee hat er begierig aufgefaßt: er will nämlich auf den Wallfiſch-Fang gehen. Du lachſt? — nein, nein, im ganzen Ernſt. Es ſollen oft eine große Menge Wallfiſche um die Inſel her ſpielen. Das griff er auf und fragte verwundert, warum denn noch kein Wallfiſchfang hier eingerichtet ſei, da doch das Meer in dieſer Gegend durch Stürme nie beunruhigt und durch Eis nie unfahrbar gemacht werde? — Man wußte in der That ihm nichts darauf zu antworten, man mußte ſogar geſtehen, daß dieſer Reichthum an Wallfiſchen wohl eine Quelle des Handels und Reichthums für die Inſel werden könne. Sein Auge glühte wie immer, wenn er einen großen Gedanken gefaßt hat. „Nun," ſagte er, „man mache mich zum Souverain „von St. Helena, und man ſoll ſehen, was „ich in zwanzig Jahren ſchaffen werde."

Da täuſcht er nun wohl ſich ſelbſt. Für ſeinen Geiſt iſt dieſer Raum zu beſchränkt. Was ſage ich! der Erdboden hat nicht Raum genug für ihn! — Wir fragten ihn neulich einmal, was er gethan haben würde, wenn er in Spanien und Rußland Sieger geblieben wäre? — „Ich würde," ſagte er, „die „Ruſſen mit durch Perſien nach Indien geſchleppt, dort die Herrſchaft der Engländer „zerſtört und dadurch ihre Macht in Europa „gebrochen haben." — Und wenn nun auch das gelungen wäre? — „So hätte ich „Aegypten zum zweitenmale erobert und das „türkiſche Reich mit Rußland getheilt." — Und dann? — „Dann hätte ich mir Aſien „unterworfen." — Kurz, wir mogten fragen, ſo lange wir wollten, wir erhielten nie zur Antwort:

„Dann würde ich mein unermeßliches
„Reich in Ruhe beherrſcht und durch
„allgemeinen Frieden beglückt haben."

In der That, bisweilen kommt er mir vor wie ein Rabe, der unermüdet Koſtbarkeiten zuſammen ſtiehlt, nicht um ihrer zu genießen, ſondern um ſie auf einem Thurme oder im Gipfel eines hohen Baumes aufzuhäufen; das Rauben ſelbſt iſt ſein einziger Genuß. Es iſt eine Natur, von der ich nichts begreife, die ich aber doch bewundern muß.

Doch wieder auf unſer Eiland zu kommen, das wir jetzt durchſpähen, wie ein Gefangener jeden Winkel ſeines Kerkers.

Ihr hüllt Euch jetzt in Pelz und fahrt in die Oper, wir aber leben im höchſten Sommer, die Sonne ſteht über unſerm Scheitel. Das geſchieht zweimal im Jahr und iſt die einzige Zeit, wo der Südoſt-Paſſatwind, der ſonſt Jahr aus Jahr ein mit langweiliger Einförmigkeit weht, etwas geſtört wird. Die Hitze iſt freilich groß, aber doch nicht übermäßig; nur in einigen Thälern ſoll ſie unleidlich werden.

Du weißt, ich fürchte mich vor Gewittern; die ſind aber ſo höflich, die Inſel St. Helena ſelten oder nie heim zu ſuchen. Es giebt Leute, die ſeit vielen Jahren hier wohnen und noch nie ein Gewitter erlebt haben. Napoleon findet das ſehr abgeſchmackt. Täglich ein derbes Gewitter, das, meint er, wäre wohl nicht zu viel, um den Geiſt doch

ein

„dern mit **Pointis** zu kapituliren, iſt Beweis eures Mißtrauns. Hier ſind wir nun mit bewaffneter Hand und können uns rächen! Eure bleichen Geſichter klagen euer Gewiſſen an, ihr zittert vor verdienter Marter. — Genug! — Erkennt endlich, daß alle die Titel, mit denen ihr unſern Namen ſchändet, nur ihm, dem nichtswürdigen General gebühren, unter dem wir Euch ſchlugen. Der Treuloſe, dem wir eure Thore öffneten, hat ſich des Preiſes bemächtigt, den unſer Muth erkämpfte. Seine Ungerechtigkeit führt uns wider unſern Willen zurück in dieſe Mauern. Unſere Mäßigung ſey Zeuge unſerer Aufrichtigkeit. Schaffe in Eil fünf Millionen Livres, und ihr habt unſer Ehrenwort, daß wir uns ſchleunig entfernen. Verſagt ihr uns aber dieſen geringen Erſatz: ſo ſchwören wir (hier huben alle ihre Säbel empor) nicht das Kind in Mutterleibe zu ſchonen! Fluch über **Pointis** Haupt! aber Ach und Weh ein wenig aus ſeiner Sumpf-Ruhe aufzuſchütteln. Man ſieht, er hat ſich an das Blitzen gewöhnt. Ich aber meine, Donner und Blitz mögten uns immerhin verſchonen, wenn wir nur mehr Regen hätten. Ich habe noch keinen Tropfen geſehen; Alles lechzt, und dieſe Dürre ſoll bisweilen Jahre lang, denke Dir, Jahre lang anhalten! dann verbrennt Alles, und es hat ſich begeben, daß ſogar die Hausthiere dadurch ausgerottet worden. Daher kommt es denn auch, daß kaum ein Drittel der ganzen Inſel angebaut iſt, das übrige kann wegen Waſſermangel nicht einmal als Weide benutzt werden.

Allein der Menſch findet ſich in Alles; für den iſt dieſes wunderliche Clima ſehr geſund. Die Einwohner werden alt und wiſſen wenig von Krankheiten. Das ſoll daher kommen, weil die Temperatur der Luft ſich nie plötzlich verändert, weil es nie zu warm und nie zu kalt iſt. Blos in der Regenzeit ſoll Morgens und Abends die Luft ein wenig ſchauerlich werden, und da muß man ſich vor Schnupfen und Rheumatismen hüten. Hingegen kennt man keine bösartigen, anſteckenden Fieber, keine von den tauſend gefährlichen Krankheiten anderer Länder. Die Pocken haben St. Helena nie heimgeſucht; man kennt ſie nur vom Hörenſagen, und wird ſie nun auch wohl nie anders kennen lernen, da ſie jetzt überall von den Schutz-Pocken verdrängt werden. Kein Hund wird hier jemals von der Waſſerſcheu befallen. Fremde Schiffsmannſchaft geneſt hier in kurzer Zeit, und ſelbſt die Invaliden von indiſchen Regimentern, die als unheilbar und zum Dienſt untauglich nach Hauſe geſchickt worden, haben ſchon öfter während ihres Aufenthalts auf St. Helena ihre Geſundheit ſo ſchnell wieder erlangt, daß ſie aufs Neue ſich anwerben ließen. Wenn wir alſo Luſt hätten hier zu bleiben, ſo könnten wir auf hundert Lebensjahre rechnen: vorausgeſetzt, daß nicht die ſchlimmſte aller Krankheiten, die Langeweile, uns früher tödtete. Aber ſei unbeſorgt, wir werden nicht hier bleiben, und ſchon in den wenigen Tagen, die wir dazu angewandt haben, unſern Kerker zu betrachten, haben wir ein halbes Dutzend Möglichkeiten erſonnen, wie wir trotz aller Schildwachen, Signalſtangen und Comiſſairen der Alliirten dennoch dieſen Felſen entſchlüpfen können. Noch geſtern erneuerte ein kleiner, ſeltſamer Umſtand unſern Muth, unſere Hoffnung. Wir giengen in der Sandbai ſpazieren, wo an der andern Seite der Inſel der Hauptlandungsplatz iſt; da fanden wir am Ufer eine Art großer Bohnen, laſen ſie auf und fragten unſere Begleiter, wie ſie dahin gekommen wären?

„Die See hat ſie angeſpült,“ ſagte ein alter Officier, „das geſchieht bisweilen; ſie „kommen vermuthlich von der afrikaniſchen „Küſte.“

„Ha!“ rief Napoleon, ergriff meine Hand, führte mich einige Schritte ſeitwärts und flüſterte haſtig: „dieſe Bohnen ſind tau-

„ſend engliſche Meilen weit hergeſchwommen, haben endlich doch ein trockenes „Plätzchen gefunden, und wir ſollten verſagen!?“

Ich geſtehe, daß der Schluß von den Bohnen auf uns mir nicht recht einleuchten wollte: allein Napoleon kam noch ſehr oft auf die Bohnen zurück. „Ueberall,“ ſagte er, „befördert die Natur Zuſammenhang „und Mittheilung; der Menſch darf nur „nachhelfen, ſo kann es nicht mißlingen.“

Ja, dachte ich; aber die Engländer werden uns nicht nachhelfen. Bis jetzt wenigſtens bewachen ſie uns ſo ängſtlich, als ob ſie glaubten, wir würden plötzlich in einer Felſenritze verſchwinden und mitten in London wieder zum Vorſchein kommen. „Das „wird ſich alles geben,“ pflegt Napoleon lächelnd zu ſagen. Er iſt und bleibt ſehr heiter. Einen großen Theil des Tages bringt er bei den Arbeitern zu, die ſeine Wohnung aufrichten. Er ordnet ſelbſt an, verändert manches und äußert ſo viel Intereſſe für dieſen Bau, als ob es ihm nicht einfiele, die Inſel jemals verlaſſen zu wollen. Das that er auch fürwahr nicht zum Schein; wir haben ja Aehnliches ſchon auf der Inſel Elba von ihm erlebt. Das kommt daher, weil er in dem Augenblicke, wo er einen Gegenſtand ergreift, ihn immer ganz umfaßt und nicht im Stande iſt, jemals etwas halb zu thun. Mögten doch alle Menſchen Alles ſo ergreifen, als ob ſie für eine

Ewigkeit es zubereiten wollten; dann würde nie das Halbe geſchehen, was ſo unerträglich iſt.

Nun, meine theure Caroline! ſage ich Dir für eine Zeit lang Lebewohl! Ich muß mich heute noch zum Balle putzen. — „Zum Balle? hör' ich Dich lachend ausrufen. — Ja ja, zum Balle. Meinſt Du, es gäbe hier keine elegante Welt? O! der Ball wird glänzend ſeyn. Die Schiffe werden übermorgen abſegeln, und da hat der Gouverneur den Officieren zu Ehren noch dieſes Feſt veranſtaltet. Da ich neue Moden mitgebracht habe, ſo kannſt Du denken, welch' eine wichtige Perſon ich heute für alle hieſige Damen bin. Den Töchtern des Gouverneurs habe ich ſchon manches mitgetheilt; ſie werden heute Abend Neid erregen. Napoleon will auch zugegen ſeyn, hat ſich ſogar vorgenommen zu tanzen.

„Es wird eine Zeit kommen,“ ſagte er,
„wo ich die Menſchen Alle werde tanzen
„laſſen.“

Mit dieſer Prophezeiung ſchließe ich, empfehle Dir nochmals die höchſte Aufmerkſamkeit, ſowohl auf Alles, was ich Dir geſchrieben, als auch, was um Dich her vorgeht. Napoleon baut auf Dich! Dieſer Gedanke wird Dich ſtolz machen und Du wirſt beharrlich ſeyn. Lebe wohl!

Nachſchrift. Ich habe Dir noch nicht geſagt, daß es ungeheuer viele Razen auf St. Helena giebt, und finde leider eine traurige Veranlaſſung, es nachzuholen. Denke Dir, mein Schrecken! als ich eben mein glänzendſtes Kopfzeug auspacken will, haben die Ratzen es ſchon gefreſſen. Mein Mann lacht mich aus und will mich dadurch tröſten, daß es Napoleon noch weit ſchlimmer ergangen: nämlich die Ratzen ſind ihm in einen Papierkaſten gerathen und haben ihm die Concepte der Decrete von Berlin und Mailand aufgefreſſen.

Vierter Brief.

St. Helena, im Auguſt 1816.

Ich lebe noch immer, meine theure Caroline! wir Alle leben noch, und das will viel ſagen; denn wir, die wir vormals glaubten, die Langeweile nicht eine Stunde ertragen zu können, haben uns nun ſchon Dreiviertel Jahre gelangweilt und noch immer aus Europa keine andern Nachrichten erhalten, als die durch alte Zeitungsblätter ſich verbreitet haben. Wie viel man aber den Zeitungen trauen darf, das wiſſen wir am beſten, die wir ſelbſt vormals der Zeitungen ſo viele geſchmiedet haben. Einer der deutſchen Herren Commiſſaire will uns zwar überreden, die deutſchen Zeitungen wären Magazine der Wahrheit: allein ſein Herr College lächelt dazu und geſteht, daß die Preßfreiheit wenigſtens in dem Staate, dem Er dient, nur noch ein frommer Wunſch ſei und auch vermuthlich bleiben werde. Man ſpreche wohl immer viel davon und erkenne ſie als ein Palladium der bürgerlichen Freiheit, aber er wolle doch keinem Zeitungsſchreiber rathen etwas einzurücken, was ſeinem Hofe mißfällig ſey. Die Cenſur ſei der Polizei übergeben, und folglich Männern, die ſchon von Amtswegen keine ſonderlich liberalen Geſinnungen hegen dürften, auch in der Regel bei weitem nicht literariſche Bildung genug beſäßen, um die Tendenz einer Schrift beurtheilen zu können. Ließen ſie einmal etwas durchſchlüpfen, was dem Fürſten, oder gar dem Herrn Miniſter, im mindeſten bedenklich ſchiene, ſo erfolgten ſogleich herbe Weiſungen von oben herab, wodurch denn die Polizei-Cenſoren immer ängſtlicher würden und lieber die drolligſten Albernheiten ſich zu Schulden kommen ließen, als Gefahr laufen wollten, die Stirn des Herrn Miniſters gerunzelt zu ſehen. Dieſer Herr Commiſſair war ſo aufrichtig, einige Beiſpiele zu erzählen, die uns ſehr beluſtigt haben. So, zum Exempel, hatte einmal der Redacteur einer Zeitung in einer literariſchen Notiz angeführt, daß Coxe in ſeiner Geſchichte des Hauſes Oeſtreich erzählt habe, die Kaiſerin Maria Thereſia ſei ſchon als Prinzeſſin in ihren nachherigen Gemahl verliebt geweſen. Da nun ein Gerücht von der jetzigen Kaiſerin von Frankreich das nämliche behauptete und wir damals noch gefürchtet wurden, ſo fand der Cenſor es bedenklich, das, was ein allgemein geleſener Geſchichtſchreiber von ihrer Großmutter ſagte, noch einmal abdrucken zu laſſen. Ein anderesmal wollte derſelbe Redacteur erzählen, es ſei eine polniſche Geſchichte erſchienen, in welcher des Umſtands erwähnt werde, daß die Polen vor 300 Jahren einige bewaffnete Schiffe auf der Oſtſee gehabt, die aber, ich glaube von den Schweden, bei Memel zerſtört worden. Gott bewahre! meinte der Cenſor: das könnte ja die heutigen Polen auf den Einfall bringen, eine Flotte zu erbauen und die Herren in der Oſtſee ſpielen zu wollen, ob ſich gleich keinen einzigen Hafen beſitzen. Raſch vernichtete er durch einen Federſtrich die ganze polniſche Flotte. Und das geſchah in einem Staate, der für ſehr aufgeklärt gilt und wo man ſolcher Dinge ſich im Grunde ſchämt, denn man pflegt ſie gleichſam verſtohlen zu thun.

Das alſo iſt die gerühmte deutſche Preßfreiheit. Napoleon lachte und meinte: der von ihm ſelbſt ausgeübte Preßzwang ſei ſchon deshalb weit erträglicher geweſen, weil er ihn nicht bemäntelt habe; denn bei allen unangenehmen Dingen ſei die Gewißheit leichter zu tragen, als die Furcht. In Frankreich habe Jedermann gewußt, was man weder ſagen noch ſchreiben dürfe; in Deutſchland hingegen hätten die Fürſten und Miniſter ſich ein ſüßliches Anſehen gegeben, die Freiheit der Meinungen nicht hemmen zu zu wollen; und habe nun irgend ein Einfalts-Pinſel ſich darauf verlaſſen, ſo habe er alle Augenblicke mit offenem Munde vor einem Schlagbaume geſtanden und ſich höchlichſt verwundert. Eingeſperrt, oder gar erſchoſſen habe man ihn zwar nicht; allein er ſei doch ins ſchwarze Regiſter geſchrieben worden als ein unruhiger Kopf, vor dem man ſich hüten, den man mit vornehmer Kälte behandeln müſſe. Nichts Schöneres ſei zu leſen, als die Cenſur-Edicte mancher Fürſten, die ſehr liebreich und gravitätiſch feſt ſetzen, daß, außer gegen Religion, Staat und gute Sitten, Alles zu ſchreiben erlaubt ſei; aber wenn es nun darauf ankomme, ſolche Edicte in Anwendung zu bringen, da herrſche nach wie vor die empörendſte Willkühr; denn was unter Religion, Staat und guten Sitten zu verſtehen ſei, das hänge gänzlich von der An- und Einſicht des Cenſors ab, und werde nach Belieben von ihm ausgelegt — wie freilich die obigen Beiſpiele zur Genüge beweiſen.

Vergieb mir, liebe Caroline! daß ich Dich mit Gegenſtänden unterhalte, die Dich wohl nur wenig intereſſiren. Wäre ich in Paris, ſo würde ich mich auch nicht darum bekümmern; allein hier zwiſchen dieſen einſamen Felſen erweckt manches Nachdenken, was im Strudel der großen Welt die zerſtreute Einbildungs-Kraft nicht zu feſſeln vermag. Doch wieder auf die Zeitungen zu kommen: die Engliſchen haben freilich den Ruhm, daß ſie kein Blatt vor den Mund nehmen; um deſto mehr Widerſprüche finden ſich in ihnen, da jeder Zeitungsſchreiber es mit irgend einer Parthei hält. Kurz, ich muß Dir geſtehen, daß alle Zeitungen mir ekelhaft ſind.

Ich mögte wundershalben wiſſen, auf welche Weiſe die Griechen und Römer ihre politiſche Neugier befriedigt haben? Betrogen wurden ſie ohne Zweifel auch, wenn nicht durch Zeitungen, doch durch Boten. Ich kann mir vorſtellen wie das Volk in Rom oder Athen auf dem Markte zuſammen gelaufen iſt, wenn die Nachricht ſich verbreitete, es ſei vom Heere ein Bote angelangt; wie es ihn umringt, mit Fragen beſtürmt hat. Doch ſicherlich durften auch dieſe Boten nichts weiter öffentlich ausſagen, als was der Heerführer oder der Magiſtrat ihnen zu ſagen erlaubte; und folglich war es von jeher gebräuchlich, das Volk in der Vormundſchaft zu erhalten.

Indeſſen leſen wir hier mit Vergnügen die verſchiedenen Friedensgerüchte wenn wir auch kein Wort davon glauben. Iſt es wahr, daß Frankreichs Integrität erhalten wird, daß die deutſchen Mächte ſie heftig angefochten, Rußland und England aber ſie geſtützt haben; ſo finde ich das von allen Seiten ſehr vernünftig, und auch Napoleon urtheilt ſo. Die deutſchen Mächte nämlich wollten nicht allein Frankreich außer Stand ſetzen, neue Einfälle in Deutſchland zu unternehmen, ſie wollten es auch der Macht berauben, ſich ſelbſt oder andere vertheidigen zu können; woraus denn gelegentlich die gänzliche Zerſtückelung erfolgt wäre. England hingegen ſah wohl ein, daß ſein neues deutſches Königreich den übrigen deutſchen Mächten bald ein Dorn im Auge ſeyn werde, und um ſo mehr in Gefahr ſchwebe, je freier deſſen Feinde ſich bewegen können,

ohne

„über Euch! wo ihr euch einen Augenblick „bedenkt.“

Nach dieſer kernigten Rede beſtieg ein Geiſtlicher die Kanzel, und ermahnte ſeine Zuhörer auf das Beweglichſte, der Nothwendigkeit zu weichen, und Alles auszuliefern, was ihnen von Gold und Kleinodien übrig geblieben. Aber die eindringlichſten Worte, die rührendſten Geſtikulationen des Pfaffen, konnten nicht überredender ſeyn, als der aufgehabene Säbel, oder das Weh über euch! des Flibuſtiers. Sie brachten Alles, was ſie hatten, aber noch war es nicht genug. Man plünderte Häuſer, Kirchen und Gräber, aber man fand nichts; und nun wurden die Werkzeuge der Tortur herbeygeſchleppt.

Man ergriff vier der vornehmſten Bürger, um das Geſtändniß zu erpreſſen, wo die Staatskaſſe verborgen ſey? Alle werden einzeln verhört, und alle betheuren mit ſo vieler ohne Furcht vor einem Angriff in ihrem Rücken. Hinwiederum begriff Rußland ſehr wohl, daß im Fall eines Krieges mit Preuſſen und Oeſtreich Frankreich die einzige Macht ſei, welche zu deſſen Gunſten eine Diverſion machen könne; folglich mußte Rußland daran gelegen ſeyn, Frankreich nicht zu tief ſinken zu laſſen, ſo viel ſich auch die Deutſchen darüber wundern und nebenher ſchimpfen mögen.

Das iſt ja der Fluch, der auf allen politiſchen Verſöhnungen ruht, daß man immer, indem man ſich die Eine Hand reicht, die Andere ſchon wieder an den Degengriff legen muß. Napoleon geſteht ſelbſt, der größte Fehler, den er während ſeiner Regierung gemacht habe, ſei der geweſen, das Bündniß mit Rußland zu zerreiſſen, weil Frankreich und Rußland, in Beziehung auf ihre Lage gegen Deutſchland, natürliche Alliirte wären und ſo lange es bleiben müßten, als noch eine Krone in Deutſchland getragen werde. „Aber,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu, „ich war zu ſtolz, um der Ueberzeugung „Raum zu geben, daß ich noch irgend eines „Alliirten bedürfe; ich wollte nur Vaſallen. „Das Beiſpiel Roms verleitete mich; allein „ich bedachte nicht, daß alle die Vaſallen, „welche Rom mit dem Titel Bundesgenoſſen „beehrte, in Hinſicht der geiſtigen Cultur „weit hinter ihm ſtanden. Sie beſaßen „nur rohe Tapferkeit, und war die einmal „überwunden, ſo ſchmiegten auch die Geiſter „ſich in Feſſeln, weil ſie nicht ahneten,

„daß außer der Körperkraft noch eine andere „exiſtire, und eine überlegene!“

Hier mußte ich neulich abbrechen, um bei einem feſtlichen Mittagsmahl zu figuriren, bei welchem der Herr Gouverneur uns, ich weiß nicht an welchem Geburtstage ſeiner zahlreichen Fürſten-Familie bewirthet hat. Solche Einladungen ſind mir ſchon darum verdrüßlich, weil ich gern gut eſſe, und weil unter allen Köchen auf St. Helena unſer franzöſiſcher Koch der einzige iſt, der die wenigen, hier aufzutreibenden Lebensmittel für meinen Gaumen ſchmackhaft zubereitet. An große Abwechſelung iſt nicht zu denken. Das Rindfleiſch iſt gut, allein ſehr oft müſſen wir uns mit geſalzenem Fleiſch behelfen, von welchem die oſtindiſche Compagnie hier Magazine hält. Wildes Geflügel verſchafft uns Napoleons Jagdluſt in ziemlichem Ueberfluß; das zahme hingegen iſt ſelten und ſehr theuer. Auch die Gartengewächſe ſteigen zu ungeheuern Preiſen, da die Landleute unter ſich verabredet haben, nicht unter einem gewiſſen Preiſe zu verkaufen, und lieber ihre Früchte und ihr Gemüſe verderben laſſen. Das Ziegenfleiſch iſt ziemlich wohlfeil, das Schweinefleiſch vortrefflich, wenn es von wohlhabenden Wirthen gekauft wird, die ihre Schweine bisweilen mit Pfirſichen füttern; das Volk hingegen mäſtet ſie mit Köpfen und Eingeweiden von ſchlechten Fiſchen; daher es ſehr widerlich ſchmeckt. Kartoffeln, Yamswurzeln und Pataten ſind häufig ſig und gut, der letztern bedient man ſich ſtatt des Brodtes. Eine Graswurzel mit einem lateiniſchen Namen wird für die Sclaven angebaut. Den Kornbau machen die Ratzen unmöglich; allein Kartoffeln werden auf manchem Boden dreimal im Jahre geerntet. Das Beſte ſind die Früchte: wir haben Orangen, Limonen, Feigen, Trauben, Bananas, Pfirſchen, Granatäpfel, Melonen, Waſſer-Melonen und Kürbiſſe, Alles im Ueberfluß, auch unſere Aepfel ziemlich häufig, und man hat mich verſichert, daß ein einziger Aepfelgarten jährlich 500 Pfund Sterling abgeworfen habe. Kirſchen und Birn hingegen kommen nicht fort, auch nicht einmal die Stachelbeere, die man bei uns ſo oft als wucherndes Unkraut aus dem Garten wirft. Auf der Tafel des Gouverneurs erblickt man auch Mangos, Kokosnüſſe, Ananas und Erdbeeren, und er iſt bisweilen ſo artig, dem Kaiſer einige Körbe voll zu überſenden.

Nun habe ich Dir zur Abwechſelung alle Genüße unſers Gaumens aufgezählt; ich wünſchte, daß die unſers Geiſtes nur eben ſo mannigfaltig wären, aber die geſellſchaftliche Unterhaltung beſchränkt ſich nur einzig auf uns ſelbſt. Die Herren Commiſſairs betrachten wir als eine Art von Spionen, auch iſt Keiner unter ihnen, der ſich mit beſonderer Leichtigkeit ausdrückte, und was man nennt, ein angenehmer Geſellſchafter wäre. Der Gouverneur iſt ſteif und förmlich,

lich, übrigens jedoch nach ſeiner Art ſehr höflich.

Ein einziger engliſcher Officier, M**, deſſen Freimüthigkeit bisweilen an Grobheit grenzt, hat das Glück dem Kaiſer zu gefallen, weil er ihm immer widerſpricht und ihm dadurch Unterhaltung gewährt. Die derbeſt Wahrheiten, die Napoleon von dieſem M** gelaſſen anhört, hätte in Europa ihm Niemand ſagen dürfen. Allein dieſer Engländer iſt dabei ein ſo gutmüthiger alter Mann, und Alles, was er vorbringt, trägt ſo ſehr den Stempel ſeiner innerſten Herzensmeinung, daß man ihm unmöglich böſe werden kann. Auch ſchilt er beinahe eben ſo viel auf alle europäiſche Mächte, England nicht ausgenommen, und trifft dann in ſeinen Anſichten ſo oft mit Napoleon zuſammen, daß dieſer einſt, als M** eben hinausgegangen war, ſich nicht entbrechen konnte auszurufen: „Hätte ich doch in Frank„reich einen ſolchen Freund gehabt!“

„Sire,“ antwortete ich ihm, „in Frank„reich wollten Sie keinen ſolchen Freund „haben.“

Er ſah mich etwas finſter an. Es war der erſte Vorwurf, den er aus meinem Munde vernahm. Allein ich kann mir nicht helfen, ſein Ausruf hatte mich geſchmerzt, denn wo kann er jemals einen treuern Freund finden,

den, als meinen Mann? dem ich jedoch nicht hätte rathen wollen, ſich auch nur halb ſo freimüthig als M** auszudrücken.

Eines Abends fiel das Geſpräch auf die mancherlei Grauſamkeiten, die Napoleon begangen hat und über die ſich M** ſehr ſtark herausließ. Noch merkwürdiger aber wurde dieſe Unterredung mir dadurch, daß ich Napoleon zum Erſtenmale faſt alle ihm gemachten Beſchuldigungen einräumen, nur auch zugleich ſich vertheidigen hörte. Er hielt gleichſam eine Vorleſung über Regenten-Grundſätze und behauptete geradezu, Grauſamkeit ſey eine dem Regenten unentbehrliche Eigenſchaft, und wer nicht grauſam ſeyn könne, müſſe nie einen Thron beſteigen.

„Der Grundſatz,“ ſagte er, „daß der „Fürſt über das Geſetz erhaben ſei, klingt „nur empörend; allein in der That giebt „es nur Ein Geſetz für den Fürſten, das „Wohl des Staates, und dieſes iſt mit „dem Wohlbefinden der Einzelnen ſehr oft „unverträglich. Eben dadurch wird es ſo „ſchwer eine Krone zu tragen, weil jeder „Unterthan nur darauf hin arbeitet, ſein eigenes Wohlſeyn zu befördern; der Fürſt „hingegen die einzige Perſon in ſeinem ganzen Reiche iſt, die ihr Augenmerk auf das „Gemeinwohl richten ſoll. Die Geſammtheit

„der Unterthanen kommt mir gerade ſo vor, wie eine Schauſpieler-Geſellſchaft, in der gewöhnlich Keiner mit dem Director zufrieden iſt, weil Jeder glaubt, es gebühre ihm eine andere, beſſere Rolle; weil Jeder nur für ſeine Perſon gefallen und glänzen will und ſich den Henker darum bekümmert, ob das ganze Stück gut geſpielt wird oder nicht. Dieſem Unweſen zu ſteuern und immer das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen iſt der Fürſt berufen.“

„Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, die oft heroiſch ſind und ſeyn müſſen. Wer wird dem Arzte einen Vorwurf daraus machen, wenn ſeine Arznei einen Theil des Körpers angreift, indeſſen ſie dem Ganzen Geſundheit bereitet? — Es iſt wahr, ich habe 5000 kriegsgef[illegible]ne Türken niederſchießen laſſen: allein verwahren konnte ich ſie nicht und ſpeiſen eben ſo wenig; wie mogt' ich ſie leben laſſen ohne Gefahr für mein eigenes, täglich ſchmelzendes Heer? — Es iſt wahr, ich habe die kranken Franzoſen vergiften laſſen, allein nur weil ich ſie nicht mit mir ſchleppen konnte; weil ſie als Gefangene in den Händen der Türken geblieben wären und ohne Zweifel ein weit härteres Loos erfahren hätten. Von einem langſamen, vielleicht martervollen Tode habe ich ſie errettet, durch einen ſchnellen ſanften Tod.“

„Es iſt wahr, ich habe den Prinzen Enghien hinrichten laſſen; hat aber die Erfahrung nicht mehr als zu ſehr bewieſen, daß die Bourbons unabläſſig dahin arbeiteten, Frankreich in Gährung zu bringen und ihre eigene Macht auf den Trümmern der meinigen wieder herzuſtellen? — Es iſt wahr, ich habe Pichegru und Touſſaint Louverture erdroſſeln laſſen; allein es war um Frankreichs Ruhe willen nothwendig, die Ausſagen dieſer Halsſtarrigen zu unterdrücken. Es waren Männer, die bei einem Brande nicht löſchen, ſondern nur immerfort ſchreien wollten: der oder der iſt ſchuld am Brande!“

„Es iſt wahr ich habe den Buchhändler Palm wider alles gewöhnliche Recht erſchießen laſſen: allein ich mußte in Deutſchland ein Exempel ſtatuiren, die Leute denken dort zu viel und werden unwiderſtehlich von der Begierde gekitzelt, das, was ſie gedacht, unter dem Volke zu verbreiten. Daß wir ohnehin in Deutſchland gehaßt wurden, war mir bekannt genug. Nur durch Schrecken konnten wir dort herrſchen; und wir thaten es. Wie mögte man übrigens aus alle dem auf beſondere Grauſamkeit meines Charakters ſchließen? Giebt es wohl einen Menſchen auf der Welt, der nicht insgeheim wünſchte, ſich ſeines Feindes zu entledigen? und der dieſen Wunſch nicht laut ausſprechen würde, wenn

„er nur dürfte? habe ich denn mehr gethan, „als laut wünſchen? iſt es meine Schuld, „daß ich jederzeit unterthänige Diener fand, „die das Henker-Amt ohne Bedenken übernahmen? Wer fremder Rache, fremdem Haſſe dient, nur der iſt grauſam.“

„Es iſt wahr, ich habe Deutſchland „ausgeſaugt und in zwanzig Jahren würden „blos Bettler es bewohnet haben, die Juden ausgenommen; aber was gieng mich „Deutſchland an? mir lag blos ob, Frankreich gefürchtet und reich zu machen. Konnte eine ſolche Nation ſich nicht vertheidigen, „ſo verdiente ſie ihr Joch.“

„Es iſt wahr, ich habe die malitiöſeſten „Verleumdungen gegen die Königin von „Preußen ausgeſtreut, aber das war eine erlaubte Kriegsliſt; ich wollte ſie in Furcht „jagen und wo möglich die öffentliche Meinung über ſie irre führen. Ihr Charakter „war zu rein für unſere Zeit, er ſchwamm „wie eine abgefallene Blüthe auf einem „Sumpfe. Sie erregte allgemeine Theilnahme, das mußte mir ſchaden, und Alles, „was mir ſchädlich iſt, darf ich vernichten, „wäre es auch durch einen Fußtritt.“

„Es iſt wahr, ich habe den Gemeinden „in Frankreich ihre Güter auf eine nach dem „Privatrecht himmelſchreiende Weiſe geraubt,

„allein Ihr kennt die alte kräftige Wahrheit: „Zum Kriege gehört Erſtens Geld, Zweitens „Geld und Drittens Geld; wo ſollte ichs „denn hernehmen? — Kurz, es giebt „nichts Gräßliches auf der Welt, was nicht „unter gewiſſen Umſtänden eine Regenten-„Pflicht, oder wohl gar eine Regenten-„Tugend würde. Es iſt nur Ein Schritt „vom Erhabenen zum Abſcheulichen, aber „auch umgekehrt. Ein Fürſt, der immer „nur die Sonne ſcheinen läßt, dörrt alles „um ſich her aus; das Gewitter hingegen „ſchlägt einige Schaafe todt, befruchtet aber „das ganze Land.“

So ſchwatzte er wohl eine gute Stunde ununterbrochen, als ob er gedungen ſei, den Machiavell zu commentiren. Schade daß ich nicht Alles behalten konnte. Bei einigen Vorwürfen mußte er doch verſtummen. Den Geſprächen über Spanien und Rußland wich er gern aus; auch geſtand er zu, es ſei ihm etwas Menſchliches widerfahren, als er aus bloßem Uebermuth ſeine unbedeutenden Brüder fremden Völkern zu Königen aufgedrungen. „Ich that es wahrhaftig nicht aus Lie-„be zu meinen Brüdern,“ ſagte er ganz ehrlich, „ſondern der Gedanke ſchmeichelte mir, „ganz Europa von meiner Familie beherrſcht „zu ſehen. Und dann — wenn ich gleich „wußte, daß meine Brüder nicht viel werth „waren, ſo meinte ich doch, ſie wären noch „eben ſo gut, als die Vertriebenen.“

„Das iſt nicht wahr!“ fiel ihm M** „mit haſtiger Grobheit ins Wort, „und geſetzt auch es gab unter ihnen tadelnswerthe „Regenten, ſo waren ſie doch die Landsleute „ihrer Unterthanen, und man ertrug von „ihnen, was vom Fremdling unerträglich „ſcheinen mußte. Auch war keiner ſo „nichtswürdig, als Ihr Hieronymus zum „Exempel.“

„Den geb' ich Ihnen Preis,“ unterbrach Napoleon ihn lachend; „er iſt nichts „als ein entnervter Wollüſtling. Aber ich „gab ihm verſtändige Männer zu, und ſogar „einen berühmten Geſchichtſchreiber, den zu „gewinnen ich ſelbſt mich herabließ, denn er „war Einer von den wenigen Menſchen, die „ich fürchtete.“

„Und Ihr Joſeph —?“

„Ei laſſen Sie mir meinen Joſeph zufrieden! Der würde regiert haben, ſo gut „als Einer von den vielen vergeſſenen ſpaniſchen Monarchen, nur für eine *ſolche* Zeit „taugte er nicht.“

„Und Ihr Lucian —?“

„Verzeihen Sie ihm ſein Heldengedicht, „ſo wie ich ihm ſeine Mißheirath verziehen „habe.

ler Freymüthigkeit, daß ſie es nicht wiſſen, daß die Habſucht ſelbſt durch den zuverſichtlichen Ton der Redlichkeit entwaffnet wird. Indeß geſchehen einige Flintenſchüſſe, um der Menge glauben zu machen, als habe man die vier Häupter der Stadt für ihr hartnäckiges Leugnen mit dem Tode beſtraft. Die Flintenſchüſſe machten mehr Eindruck, als alle vorhergegangene Beredſamkeit; noch am ſelben Abend lag eine Million zu den Füßen der Freybeuter. Auch die folgenden Tage vermehrte ſich dieſe Summe um eine Kleinigkeit; als aber die Flibuſtier ſahn, daß die armen Leute wirklich nichts mehr zu geben hatten, ſchifften ſie ſich ein. Ein unglücklicher Zufall führte ſie mitten unter eine engliſche und holländiſche Flotte, die mit Spanien alliirt war. Viele ihrer kleinen Fahrzeuge wurden genommen oder in den Grund geſegelt, der Ueberreſt floh nach St. Domingo. Dieß war das letzte merkwürdige Ereigniß in der Geſchichte der Flibuſtier. Und was wur-

„habe. Lucian hat mich oft geärgert, weil er „ſich ſo barbeiſſig ſtellte. Am Ende hatte er „doch auch ſeinen Preis, ließ ſich zum franzöſiſchen Prinzen machen und figurirte auf „dem Maifelde an meiner Seite.“

„Gott verdamme ihn!“ ſchrie M**, „er hat uns viele Jahre lang betrogen, wir „hielten ihn für einen Gentleman.“

„Das iſt er auch,“ ſagte Napoleon, „nämlich ein ſo guter, als ſie nur immer in „England oder Deutſchland gefunden werden. „Denn ich bitte Sie mein Herr — (hier „wandte er ſich an einen deutſchen Commiſſair, der eben herein trat) — zählen Sie „mir doch in Deutſchland die Männer auf, „die, während ich allmächtig war, mir nicht „gehuldigt haben.“

Baron Stein, ſagte der Commiſſair.

„Nun ja, das iſt Einer,“ verſetzte Napoleon verdrüßlich, „allein fahren Sie fort, „und ich wette, Sie kommen nicht bis in die „doppelten Zahlen. Ja nach der Schlacht „bei Leipzig da fiengen ſie freilich Alle an zu „ſchreien und zu krächzen; da war ein Jeder „von ſeiner Geburt an der eifrigſte Patriot „geweſen; da ſattelten die politiſchen Schriftſteller gehörig um und die Zeitungsſchreiber

„zerbrachen die Weihrauchfäſſer, die ſie mir zuvor an den Kopf geworfen hatten."

„Wir kommen von unſerer Materie ab," rief M**, „Sie hatten ja der lieben Verwandten noch mehrere? Einen Murat zum Exempel?"

„Pah! der Fanfaron! der ſeinen größten Stolz in ſeinem Federbuſche ſuchte."

„Und doch machten Sie ihn zum Könige von Neapel?"

„Das war ich meiner Schweſter ſchuldig. Dieſe Frau iſt mehr Mann als ihr Mann."

„Das können Sie freilich nicht von jeder Ihrer Schweſtern ſagen. Die Frau Großherzogin von Toſcana —"

„War wenigſtens den Männern hold," antwortete Napoleon lächelnd. „Allein warum erwähnen Sie meines Bruders Louis nicht? der war doch ein Mann nach Ihrem Herzen?"

„God dam! das war er auch! ein recht braver Mynheer! der Himmel verleihe

„ihm ein langes Leben, und wenn er auch „noch zehn ſchlechte Romane ſchreiben ſollte. „Der Ehrenmann iſt ſein Plätzchen in Europa „werth. Allein die übrigen ſammt und ſonders — es iſt unbegreiflich, daß man ſie „nicht Alle hieher ſchickt nach St. Helena, „um Ratzen zu fangen.“ — Napoleon lächelte und ſchwieg. Aber in Vertrauen hat er uns ſchon öfter geſagt:

„Ich bin ſehr froh, daß man nicht auf „den Einfall gerathen iſt, mir meine ganze „Familie herzuſchicken, und mir das Liedchen „vorſpielen zu laſſen: Où peut-on être „mieux qu'au sein de sa famille; denn „dieſe häuslichen Freuden würden mich zur „Verzweiflung gebracht haben. Hier wären dieſe Alltagsmenſchen wohl gar im „Stande zu vergeſſen, was ſie mir ſchuldig „ſind, oder mir Vorwürfe zu machen, daß „der liebe Gott ſie nicht beſſer geſchaffen hat. „Ueberdieß können ſie mir in Europa noch „von großem Nutzen werden. Nach den letzten Zeitungen hat man ja die Gefälligkeit „gehabt, alle meine Freunde und Verwandte „theils in Frankreich zu laſſen, theils in andern Ländern recht anſtändig zu etabliren. „Sie disponiren über ihr Vermögen nach wie „vor. Sie werden nicht ermangeln gehörig „zu intriguiren und eine geheime Correſpondenz zu unterhalten von Rom bis Grätz, von „Paris bis Ungarn. Anfangs wird man ſie

„freilich ſtreng bewachen, aber Zeit und Geld „machen ſchlaff. Kurz, dieſe Kaltheit im „Straſen, dieſer Reſpect vor dem geſtohlenen „Gute wird mir noch herrlich zu ſtatten kommen." Lachend fügte er hinzu: „Läßt man „doch mir ſelbſt die Millionen, die ich auf die „Seite gebracht habe, recht als ob es wohlerworbenes Eigenthum wäre. Was ein Fürſt „erſpart, gehört dem Lande, aus dem er es „genommen. Ein Fürſt für ſeine Perſon muß „immer arm ſeyn und bleiben; er iſt nur Verwalter der Staats-Einkünfte, und eben ſo, „wie jeder Beamte die ihm anvertraute Caſſe „dem Fürſten berechnen muß, eben ſo wiederum der Fürſt dem Staate. Was erſpart „wird, mag immerhin ein Schatz heißen; aber „es iſt der Schatz des Staates, für deſſen „unvorhergeſehene Bedürfniſſe niedergelegt. „Selbſt Erſparniſſe von der ſogenannten Civil-Liſte ſollte kein Fürſt als ſein Privat-Eigenthum betrachten, obſchon geringere Beamte das, was ſie von ihrer Beſoldung zurücklegen, allerdings als erworbenes Privatvermögen betrachten dürfen; aber zwiſchen ihnen und dem Fürſten iſt der große Unterſchied, daß ihre Aemter nicht erblich ſind, „wie das des Fürſten, und daß ihnen folglich „ein Sparpfennig für ihre Kinder wohl zu „gönnen iſt. Der Fürſt kann ruhig ſterben, „ohne einen Heller zu hinterlaſſen, denn ſeine Kinder ſind verſorgt. — Würde Ludwig XVIII., der jetzt ſo arm iſt, nicht Geld „genug haben, um alle ſeine Ausgaben zu be-

„ſtreiten, wenn ich nicht, nothgedrungen, „das franzöſiſche Gold mitgenommen hätte? „und dennoch laſſen ſie es mir! iſt, das nicht „unbegreiflich?“

So unverhohlen ſpricht er jetzt ſehr oft ſich aus. Er hält es unter ſeiner Würde, irgend etwas zu verheimlichen, und wenn man ihn erinnert, er habe doch vormals durch mancherlei grobe und feine Erdichtungen die Welt irre zu führen geſucht, ſo antwortete er: das ſei nie um ſeinetwillen geſchehen, ſondern immer nur um die gute Sache zu befördern. Er für ſeine Perſon habe keine Falte in ſeinem Charakter, und wolle nie beſſer ſcheinen, als er ſei; denn er halte ſich zwar nicht ganz für fehlerfrei, aber doch für einen der vorzüglichſten Menſchen und für den Thron gebohren.

Es iſt nur ſchlimm, daß er, das letztere beſonders, täglich lebhafter fühlt. Die Zeit wird ihm ſchon gewaltig lang, und mir auch, liebe Caroline. Unſere Zeitvertreibe ſind verzweifelt einförmig. Wir fahren ſpazieren in einem leichten Fuhrwerk, vor welchem Ochſen uns hinauf nach Ladderhill ziehen; (ſo heißt der ſteile Felſen, auf dem das Fort ſteht und von welchem eine Straße ſich hinaufſchlängelt, auf der, wenn ſie nicht mit Bruſtwehren verſehen wäre, Jedermann den Hals brechen würde;) wir beſuchen einen ſchlechten botaniſchen Garten, in dem nicht einmal die einheimiſchen Pflanzen geſammelt ſind; oder wir luſtwandeln in Bambus-Schatten in einem Garten neben der Stadt, der den Einwohnern offen ſteht; der Mango, die Kokos-Palme, die Dattel, der ächte Baniamen-Baum und mehrere Feigen-Arten kommen in demſelben recht gut fort.

Auf der Ladderhill entgegengeſetzten Seite der Stadt iſt der Weg weniger ſteil, windet ſich beinahe drei Meilen längs dem Bergrücken und ſchließt das ſogenannte Ruperts-Thal ein. Dieſer Weg, den wir lieben, führt uns am Ende in eine weite Ebene oder vielmehr auf eine mäßige Anhöhe, auf deren Spitze eine Flaggenſtange befindlich iſt, die der Gegend den Namen Longwood oder Langholz giebt. Bisweilen erlaubt man uns auch zu fiſchen zwiſchen ein paar Felſen, die Zuckerhut und Barncliff heißen; allein wir thun es ſelten, weil es jedesmal mit Umſtänden verknüpft iſt. Denn es werden dann ſo viele Wachböte in Bewegung geſetzt, die uns ſo dicht umringen, ſo unverſchämt begaffen, daß wir lieber auf dieſes Vergnügen Verzicht thun. An der Küſte zu ſpazieren iſt auch beſchwerlich, denn ſie beſteht, die Sandbai ausgenommen, aus lauter kleinen Steinen, welche die Füße verwunden.

Kurz, ich wünſche mir bisweilen eine von den Felſen-Pyramiden zu ſeyn, die hier auf der Südſeite eine hohe Gruppe bilden und bezeichnend genug Loths Weib und Töchter genannt werden. Wenn das Umſehen nach unſerm Sodom und Gomorrha (ich meine Euer ſchönes Paris) eine ſolche Zauberei bewirken könnte, ſo hätte Loths Weib ſchon längſt an mir eine Gefährtin gefunden. Wird es nicht bald anders und kommen nicht bald Briefe von Dir, ſo laſſe ich nächſtens von einem Skorpion mich beißen (deren es hier genug giebt) und ſterbe den Tod der Cleopatra.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 27.

Briefe der Generalin Bertrand, von der Inſel St. Helena geſchrieben, an eine Freundin in Frankreich.

(Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.)

Fünfter Brief.

St. Helena, im November 1816.

Freue Dich mit uns, geliebte Caroline! wir haben alle Deine Briefe richtig erhalten; Dank ſei es Deinem Scharfſinn, Deiner Pfiffigkeit. Unſerm Haupt-Correſpondenten in Amerika iſt es weniger geglückt: er hat es aber auch dumm angefangen. Sein zweiter Brief fiel dem Gouverneur in die Hände. Zum Glück war er in Chiffern geſchrieben, die den Herren Engländern böhmiſche Dörfer ſind. Ich glaube, Se. Excellenz haben den Brief nach London geſchickt; aber auch da werden ſie nichts davon heraus bringen, denn es iſt eine Chiffer der ähnlich, die ich Dir mittheilte, folglich unauflösbar für den, der den Schlüſſel nicht beſitzt. Der Herr Gouverneur nahm ſich die Freiheit den Kaiſer zu befragen, warum er in Chiffern correſpondire? — Napoleon lachte ihm ins Geſicht und fragte dagegen, ob er einen Brief von ihm, oder Einen an ihn aufgefangen hatte? Daß man in Chiffern an ihn ſchreibe, das könne er Niemandem wehren und darum auch nicht verantworten.

„Möglich,“ fügte er ſpöttiſch hinzu, „daß „ich meine Depeſchen auch in Chiffern ſchreibe; ein alter Diplomatiker kann ſich dergleichen nicht abgewöhnen; aber wenn ich „es thue, ſo werde ich es ſchon ſo einrichten, „daß Sie, Herr Gouverneur, nichts davon „erfahren ſollen.“ Damit wandte er Sr. Excellenz den Rücken und Se. Excellenz ſchüttelte den Kopf.

Es bleibt aber immer ein dummer Streich, daß wir dieſen Brief aus Amerika entbehren müſſen, und iſt vielleicht ein großer Verluſt, denn wir könnten ſchon Antwort auf gewiſſe Vorſchläge haben. Indeſſen tröſten wir uns mit Deinen herrlichen Briefen, wovon auch nicht ein Buchſtabe verlohren gegangen iſt.

Ueber den Frieden hat Napoleon ſich ſehr ergötzt. Wir kannten ihn freilich ſchon aus den Zeitungen; allein wir konnten nicht begreifen, durch welche Schlauheit es den Franzoſen gelungen war, mit einem gar nicht ſchlauen König an der Spitze, ſo wohlfeilen Kaufs abzukommen. Nun freilich, nachdem Du uns den ſinnreichen Zuſammenhang erklart und das ganze Räderwerk aufgedeckt haſt, welches durch Klugheit, Liſt und Schönheit

heit in Bewegung geſetzt worden, nun wundern wir uns nicht mehr, ſondern freuen uns blos, daß wir bei unſerer Zurückkunft eine hinlängliche Macht vor uns finden werden zu Ruhm und Rache. Unterdeſſen ſind den Deutſchen gewiß auch ſchon wieder einige Feſtungen mit guter Manier aus den Händen geſpielt ꝛc., und wenn auch nicht; die mit Haß aufgenommenen fremden Garniſonen werden dem innern Aufſtand unterliegen, ſo bald wir erſcheinen.

Uebrigens haſt Du ganz Recht, es liegt in dieſem Frieden ſo mancher herrliche Keim der Zwietracht, daß vielleicht in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, ein neuer Krieg ſchon ausgebrochen iſt. Doch das wäre uns faſt leid, denn wir wünſchen vor allen Dingen, daß die Bundesverſammlung in Frankfurt erſt die harrenden Völker möge recht ungeduldig, und auch wohl unwillig gemacht haben. Ungeduldig durch löbliche Langſamkeit, an der ſie es nicht wird fehlen laſſen; unwillig durch Beſtätigung des ſchon bekannt gemachten Präliminair = Punctes: daß Niemand die Erdſcholle verlaſſen dürfe, auf der er gebohren worden, bevor er nicht ſeine Militair = Pflichtigkeit erfüllt habe. Davon wußten die Deutſchen vormals wenig oder nichts. Wer daheim ſein Brodt nicht fand; wer Kraft und Muth in ſich fühlte, es auswärts zu ſuchen, dem war ſolches unverwehrt. Der Edelmann, der Künſtler, der Gelehrte und ſogar der Handwerksburſche giengen und kamen, wenn und wann es ihnen de endlich aus dieſen ſonderbaren Menſchen? wohin zerſtreuten ſie ſich? was hob ihre Verbindungen? was entnervte ihren Muth? Der Urſachen waren mancherley. Der Krieg des Prinzen von Oranien brachte Zwieſpalt unter Engelländer und Franzoſen. Beyde Nationen ſahen ein, daß die Flibuſtier thätige Männer waren, ſtark an Geiſt und Leib, fähig, die Kultur ihrer Kolonien ſchnell zu befördern, wenn ſie nur wollten; beyde Nationen ergriffen daher allerley kluge Maaßregeln, dieſe Abentheurer feſt zu halten, ſie vertrauten den Angeſehenſten unter ihnen Civil und Militär-Poſten; ſie feſſelten ſie durch ſchöne Weiber, Haus und Hof und liegende Gründe. Der Flibuſtier, der nur gewohnt war, die ſpaniſchen Beſitzungen zu verwüſten, kam nun auch oft in den Fall, ſie vertheidigen zu müſſen, und endlich — wie war es möglich, ſo viele außerordentliche Männer zu erſetzen, die täglich dahin ſtarben? Alle dieſe Urſachen, und hundert

andere

nen beliebte. Daß während eines Krieges, wo es galt das fremde Joch abzuſchütteln, jeder Menſch, der eine Pike tragen konnte, ſein zu Hauſe bleiben mußte, um im Nothfall in die Reihen zu treten; das mag hingehn, das war begreiflich; aber wozu jetzt?

Und hauptſächlich — warum ſoll man jedem einzelnen Bundesſtaate das Recht verleihen, ſeine Unterthanen zu einer Art von Leibeignen zu machen? Denn, ſagt mein Mann, ſie werden weiter nichts als glebae adſcripti ſeyn, (laß Dir das von Deinem Manne erklären). Ja, wenn jeder Deutſche blos dem ganzen Deutſchland angehören müßte, das würden wir billig finden. Immerhin mögte man Jeden, der nach Frankreich oder Rußland auswandern wollte, zwingen, zuvor ſeine Militair-Pflichtigkeit gegen Deutſchland zu erfüllen: aber nicht gegen Preußen oder Sachſen, Baiern oder Würtemberg. Der Zweck iſt ja doch nur, den ganzen Bund ſeiner wahrhaften Mannſchaft nicht zu berauben, und dieſer Zweck wird erfüllt, wenn im Augenblicke eines ausbrechenden Krieges der ganze Bund über dieſelbe disponiren kann. Darum ſollte Jedem frei ſtehen, aus einem Bundesſtaate in den andern nach ſeinem Belieben zu wandern, nur nicht Deutſchland ohne beſondere Genehmigung zu verlaſſen.

Ja, wird es heißen, in ſolchem Falle würde mancher Staat von Einwohnern überfließen, indeſſen ein Anderer die ſeinigen verlöhre; wo ſollte denn der letztere am Ende ſein Bundes-Contingent hernehmen? — Ei, ſagt mein Mann, wenn ſolche Verlegenheiten eintreten, ſo ſind die Fürſten ohne Zweifel ſelbſt Schuld daran. Ein Fürſt, der gerecht und milde regiert, wird freilich Zulauf haben, während ſein harter, unweiſer Nachbar ſeine Unterthanen einbüßt. Deſto beſſer! ſo wird es doch Einen Zaum geben, der den Deſpoten zügelt, nämlich die Furcht, am Ende allein auf ſeinem Throne zu ſitzen. Will ein Privat-Mann gute Domeſtiken haben und behalten, ſo muß er gut mit ihnen umgehen, ſonſt gehn ſie ihm aus dem Hauſe. Warum ſoll denn nur ein Fürſt ſagen dürfen: ſeufzt oder murrt nach Belieben, fortgehn dürft ihr doch nicht? — Mögen ſie nur Alle gerecht und milde regieren, ſo wird das Gleichgewicht ſich überall von ſelbſt erhalten.

Werde hingegen die neue Conſtitution ſo liberal entworfen, als man wolle, ſie enthalte aber den einzigen Punct, daß jeder Bundesfürſt jeden ſeiner Unterthanen zwingen könne, in ſeinem Lande zu bleiben, bis er die Militair-Pflichtigkeit erfüllt habe, ſo iſt nicht allein der Schikane, nein es iſt auch der Deſpotie ein weites Thor geöffnet und keine vormalige Recrutirung, ſelbſt nicht Napoleons Conſcription, iſt härter geweſen; denn der Deutſche iſt alsdann nichts weiter, als ein glebae adſcriptus, der ordentlich frei gelaſſen werden muß. Man kann freilich auf dem Bundestage die Bedingungen feſt ſetzen, die, wenn ſie erfüllt ſind, die Anſprüche des

Fürſten aufheben und den Unterthan berechtigen, auch wider des Fürſten Willen auszuwandern; aber wird es nicht immer in der Macht des letztern ſtehn, entweder die Erfüllung jener Bedingungen zu erſchweren, oder ſie unter irgend einem Vorwande abzuleugnen? bei wem ſoll dann der Unterthan klagen? und wenn es auch eine Behörde giebt, bei der er ſeine Klage anbringen kann, wird der Arme gegen den Reichen, der Unmächtige gegen den Mächtigen mit Vortheil ſtreiten? und wenn auch endlich jene Behörde die Rechte des Armen ſchützt, wird darüber nicht eine koſtbare, unwiederbringliche Zeit verflieſſen? — Kurz, eine ſo drückende Maaßregel kann das Volk nicht gewinnen. Es hofft durch ſein Blut eine größere Freiheit errungen zu haben, als vorher, und ſiehe da, es wird gefeſſelter ſeyn, als jemals.

Alles das habe ich aus einem Geſpräche zwiſchen meinem Manne und einem der deutſchen Herren Commiſſaire aufgeſchnappt. Der letztere meinte, der Bundestag in Frankfurt werde Alles ſo genau beſtimmen, daß keine Willkühr zu fürchten ſei. „Das wäre Etwas,“ ſagte mein Mann, „doch zweifle ich, „daß es möglich ſeyn werde, ein Geſetz zu erſinnen, welches von den einzelnen Bundesſtaaten nicht umgangen werden könnte, es „wäre denn, daß es etwa ſo lautete: jeder „Deutſche, er halte ſich auf wo er wolle, iſt „dem Vaterlande im Nothfall ſeinen Arm „ſchuldig und muß ſich unter die Fahnen der-

„jenigen Macht ſtellen, unter deren Schutze „er lebt. — Geſchieht das nicht, ſo werden „die Greiſe ſagen können: zu unſerer Zeit „haben wenige von uns gefochten, das „Vaterland war uns nichts ſchuldig, und „doch konnten wir gehn wohin es uns beliebte; Ihr Enkel hingegen habt faſt Alle „gefochten, habt das Vaterland gerettet, und „doch ſeid Ihr leibeigen! — Das kann unmöglich eine gute Stimmung hervorbringen. „Der Menſch trägt vieles mit Geduld, wenn „er nur weiß, es hängt von ihm ab, ſeine „Lage zu verändern."

„Bedenken Sie doch nur," meinte der deutſche Commiſſair, „daß die Heere jetzt „viermal größer ſind, als vor funfzig Jahren, daß man daher noch ſtrengere Maaßregeln nehmen muß, um ſie immer vollzählig zu erhalten."

„Ei ja doch!" erwiederte mein Mann, „das kommt mir vor, als ſpräche Einer: ich „muß jetzt mehr Holz fällen, weil der Luxus „mir auferlegt, mehrere Zimmer zu heizen, „als ein Mann meines Standes vor funfzig „Jahren zu heizen brauchte. Schränkt Eure „Heere wieder ein! das wird in tauſend „Rückſichten höchſt erſprießlich ſeyn."

„Aber," ſagte der Commiſſair, „Ludwig XIV. war der Erſte, der ſeine Heere „ſo unmäßig vergrößerte."

„Gleichviel wer der Erſte war," antwortete mein Mann, „Heil dem, der der

„Erſte ſeyn wird, dieſen ungeheuren Mißbrauch wieder abzuſtellen. Ich weiß Alles, was Sie ſagen können, von der Furcht vor mächtigen Nachbarn u. ſ. w., es bleibt aber ewig wahr: ſo lange dies empörende Mißverhältniß zwiſchen dem blos verzehrenden Heere und den producirenden Bürgern herrſcht, ſo lange iſt an kein wahres Bürgerglück zu denken."

„Ich bin in der That erſtaunt," erwiederte der Commiſſair," einen General Napoleons ſo reden zu hören."

Mein Mann lachte. „Ich rede jetzt nicht als General," ſagte er, „ſondern als Weltbürger, der von dieſem einſamen Felſen herab das Ganze überſchaut. Sollte ich jemals wieder General werden, ſo wird es mich freuen, alle Völker unterjocht zu finden, denn um ſo weniger iſt Widerſtand zu fürchten."

„Sie vergeſſen," erinnerte der Commiſſair, „daß Rußlands Völker leibeigen ſind, und daß Sie doch eben da den heftigſten Widerſtand gefunden haben."

„Sie irren!" rief mein Mann, „Rußlands Völker ſind in vielen Hinſichten, und auch in dieſer, nur dem Namen nach leibeigen. Um die Armee zu ergänzen, werden jährlich zwei, drei, auch wohl fünf Menn von hunderten ausgehoben; die übrigen, wenn gleich nur Bauern, können in dem

„ganzen ungeheuern Reiche herum ziehen und
„Handel treiben, wo es ihnen beliebt. Sie
„haben zu dieſem Behufe nichts weiter zu
„thun, als einen nie verweigerten Zettel zu
„löſen, den ſie jährlich erneuern. Dieſer,
„vielleicht in Kaſan oder Perm gelöſte
„Zettel wird in Riga oder Mietau producirt;
„alſo zwei bis 300 Meilen von dem Orte
„ſeiner Ausſtellung, und Niemand hindert
„den Vorzeiger, ſeinen kleinen Handel oder
„ſein Gewerbe zu treiben. Ich habe mich genau
„nach alle dem erkundigt. Tauſende von
„Ruſſen kommen im Winter mit gefrornen
„Fiſchen, Kaviar u. ſ. w. aus dem Innern des
„Reichs nach den Grenz-Provinzen, verkaufen
„ihre Waaren und ihre Pferde, bauen im
„Sommer die Gärten, erwerben etwas durch
„ihren Fleiß und gehen im Herbſt zu Fuß
„nach Hauſe, um im nächſten Winter auf dieſelbe
„Art wieder zu kehren. In Deutſchland
„hingegen darf kein Krämer mit Schwefelhölzern
„zwei Meilen weit wandern, ohne der
„Polizei, den Zöllnern, der Acciſe u. ſ. w. in
„die Hände zu fallen. Die wahre Freiheit
„herrſcht nur da, wo Jeder ungehindert ſeine
„Kräfte gebrauchen, ſeine Induſtrie geltend
„machen kann, und das iſt der Fall in dem,
„wegen ſeiner Leibeigenſchaft verſchrienen
„Rußland. Ja, dort exiſtirt der Name,
„in andern Ländern die Sache."

Mein Mann war ganz warm geworden, und brach das Geſpräch ab. In der That ſind wir jetzt weit begieriger zu vernehmen, was die Herren in Frankfurt ausmachen werden, als ob die Türken ſich in Bewegung ſetzen.

Alle von Dir getroffenen Vorbereitungen haben wir mit Entzücken geleſen und Napoleon wird Dir ſelbſt einige Zeilen ſchreiben, um Dir ſeinen Dank auszudrücken. Obgleich ein Brief aus Amerika in des Gouverneurs Hände gefallen iſt, ſo haben wir doch auch von daher ſehr erfreuliche Berichte. Dem P** iſt gelungen, ſich in England ein vollſtändig ausgerüſtetes, ſo genanntes Lebens-Boot zu verſchaffen. Es ſoll mit Luft gefüllt ſeyn und es wird für unmöglich gehalten, darin unterzugehen. In ſolch einem Boote ſpottet man aller Brandungen. Du begreifſt wohl, wie ſehr unſere Hoffnungen durch alles dies geſteigert werden. Künftiges Jahr erwarten wir Deinen braven Vetter mit Zuverſicht, hoffen dann Alles in Richtigkeit zu bringen und ſpäteſtens 1818 dieſem Felſen-Neſte den Rücken zu kehren.

Schon iſt die Wachſamkeit unſerer Kerkermeiſter ſehr erſchlafft; weil wir bereits ein Jahr hier ſind, noch keinen Verſuch gemacht haben zu entwiſchen, und weil die dicken Herren Rindfleiſcheſſer es überhaupt für unmöglich halten, da fangen ſie an es ſich bequem zu machen. Es vergehen bisweilen mehrere Tage, wo man ſich gar nicht um uns bekümmert. Nur wenn die Witterung die Jagd erlaubt, geht ein Officier mit ein Paar Soldaten dem Kaiſer ſo wenig als möglich von der Seite. Wenn aber der rechte

Augenblick nur erſt da iſt, ſo wollen wir mit den paar Leuten auch ſchon fertig werden, und hoffentlich ohne Blutvergießen.

Die Landungs-Plätze haben wir unterſucht. Die ſtarke Fluth, die der Paſſatwind aus dem ſüdlichen Theile des atlantiſchen Oceans bringt, macht freilich auch beim ſtillſten Wetter es jedem Boote ſchwer zu landen; ſchwer, aber doch nicht unmöglich. Ein Schiff kann freilich unter dem Winde gar nicht ankern, und doch iſt das die einzige Seite, die unſere Flucht begünſtigen kann. Durch eine Menge alte und neue Batterien iſt ſie zwar vertheidigt und Eine derſelben, aus 48 Pfündern beſtehend, liegt ſogar mit dem Waſſer gleich; der wollen wir aber ſchon aus dem Wege gehn, und die übrigen ſtehn größtentheils ſo hoch, daß kein Schuß ein Schiff unter Seegel treffen wird. Ueberhaupt iſt unſer Plan ſo tief angelegt, daß wir ihn ausführen werden, wenn auch jeder Stein ſich in eine Batterie verwandelte.

Dieſen Brief bringt Dir ein treuer Neger, der ſich heimlich von der Inſel weg auf einen Oſtindienfahrer ſtiehlt, deſſen beſtochene Mannſchaft ihn verbirgt. Das Nöthigſte haben wir ihm mündlich aufgetragen, freilich nur verblümt; allein wir vertrauen Deinem Scharfſinn, daß Du das Uebrige errathen, unſern Plan durchſchauen und darnach handeln wirſt. Adieu!

Zettel von Napoleons eigener Hand.

Frau von **! Ich vernehme mit Vergnügen, daß Sie fortfahren ſich verdient um mich zu machen. Um Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweiſen, ernenne ich Sie zur erſten Staatsdame von meinem künftigen Hofe. Mein préfet du palais iſt mit der Vollziehung dieſes Befehls beauftragt, ſo bald ich in den Tuilerien angelangt ſeyn werde. Da dieſer Brief keinen andern Gegenſtand hat, ſo empfehle ich Sie der Gnade Gottes und bin Ihr wohl affectionirter

Napoleon.

Sechſter Brief.

St. Helena, im Auguſt 1817.

Liebe Caroline! Alles geht vortrefflich, und wenn unſere Anſtalten gedeihen wie bisher, ſo hoffe ich, daß wir im künftigen Jahre wieder vereinigt ſeyn werden. Hier haben wir die Leute durch unſere Unbefangenheit ganz ſicher gemacht; hier läßt ſich Niemand träumen, daß wir wohl die Liſtigen noch überliſten könnten. Weil unſere Wohnung auf einer Anhöhe gelegen, von einer 25 Fuß hohen Mauer umgeben, der Eingang bei Nacht verſchloſſen, bei Tage ſtreng bewacht iſt oder doch ſeyn ſollte; weil die Herren Commiſſaire ſich täglich ablöſen und ihre Naſen in jeden Winkel ſtecken und ihre Augen wo möglich in unſere Herzen bohren; ſo bilden ſie ſich ein, es ſei durchaus nichts zu beſorgen.

Hauptſächlich werden ſie in dieſem Wahn beſtärkt durch Napoleons täuſchende Maske. Alles, was er thut, ſcheint einzig darauf berechnet, ſeine Tage auf St. Helena zu endigen und die Liebe der Einwohner zu gewinnen. Längſt wurde über Seltenheit der andere vereinigten ſich, die ſonderbarſte Verbindung zu zerſtören, die je der Zufall knüpfte. Ohne Syſtem, ohne Geſetze, ohne Subordination, ohne Hülfsmittel, war ſie das Wunder ihres Jahrhunderts und wird das Wunder der Nachwelt ſeyn. Sie würde Amerika unterjocht haben, wäre Eroberung und nicht Raub ihr Ziel geweſen.

Wie oft hatten Engelland, Frankreich und Holland Flotten in die neue Welt geſchickt: wie oft waren ihre ſtolzen Entwürfe an Clima, Mangel und Muthloſigkeit geſcheitert: und ſiehe da! ein kleiner Haufe von Abentheurern, dem, um Krieg zu führen, nicht mehr als Alles fehlt, ſpielt den Meiſter einer halben Welt, macht alte Nationen zittern, und vor ſeiner Flagge ſtreichen die Flaggen der europäiſchen Monarchen. Was den Flibuſtiern an Zahl und Macht abgieng, das erſetzten ſie durch Thätigkeit, Vorſicht und Kühnheit. Eine unbegrenzte Leidenſchaft für

Schaafe geklagt, da doch die Inſel derer ſo viele ernähren könnte. Oft hatte man um einen Transport engliſcher Schaafe gebeten, doch immer war die Ausfuhr von dort verweigert worden. Schon im vorigen Jahre wandte ſich Napoleon deshalb an die engliſche Regierung; es war ſeine erſte Bitte, ſie war ſo einleuchtend billig, ſie wurde auf der Stelle gewährt. Du hätteſt die Freude der Einwohner ſehen ſollen, als unvermuthet eine Schiffsladung der ſchönſten, veredelten Schaafe anlangte, die ſich ſchon ſtark vermehrt haben und nun alle Hügel bedecken.

Ferner: längs dem ſogenannten Rupertsthale fließt ein ziemlicher Bach oder Strom in die See, während doch die ganze Gegend umher durch Durre leidet. Napoleon hat auf ſeine Koſten durch Maſchinen den Fluß heben laſſen, wodurch die ganze Gegend bewäſſert und äußerſt fruchtbar geworden.

Ferner: die Urſach des Mangels an Regen wird mit Recht darin geſucht, daß es auf der Inſel der Wälder zu wenige giebt, die bekanntlich die Eigenſchaft haben, die Feuchtigkeit anzuziehen und zurückzuhalten. Nun hat Napoleon aus Bengalen eine ungeheure Menge Waldbäume kommen laſſen und die Anhöhen damit bepflanzt. Sie gedeihen vortrefflich und werden ſicher in Kurzem nicht nur den Hauptzweck erfüllen (nämlich die Wolken anziehen und die Inſel durch Regen erquicken), ſondern auch mit der Zeit Brennholz liefern, woran es ſo ſehr mangelt.

Ferner hat Napoleon auch eine Geſellſchaft wieder belebt, die ſchon vor mehreren Jahren ſich vereint hatte, um den Anbau der Inſel in jeder Art zu befördern, die aber aus Mangel an Mitteln nach und nach eingeſchlafen war. Nun hat er ſich an deren Spitze geſtellt, hat mit ſeinem Gelde die erſchöpfte Caſſe gefüllt, hat Prämien auf mancherlei nützliche Verſuche geſetzt, und beim mindeſten Anſchein von Gelingen auch wirklich ausgezahlt. Endlich hat er auch der Inſel eine nicht kleine Wohlthat dadurch erzeigt, daß er vom Senegal eine Ladung Eſel kommen laſſen. Du lächelſt! allein ich verſichere Dich, daß die Einwohner entzückt darüber ſind, und mit Recht. Denn Erſtens ſind die Eſel vom Senegal ſo vortrefflich, als Eſel nur immer ſeyn können; Zweitens ſind ſie hier ſehr tauglich zum Laſttragen, und Drittens behelfen ſie ſich mit dem ſchlechteſten Futter, welches hier zur Weide des Hornviehes untauglich iſt.

Nach alle dem iſts nun wohl kein Wunder, weder daß die Einwohner ihn anbeten, noch daß unſere Kerkermeiſter glauben, er habe jeden Gedanken an Rückkehr längſt aufgegeben. Ich ſelbſt, wenn ich nicht ſo genau unterrichtet wäre, ließe mich täuſchen durch die Lebhaftigkeit und Innigkeit, mit der er Alles unternimmt, als ob ihm wirklich daran gelegen ſei, nach vielen Jahren die Früchte davon zu ernten.

Indeſſen bereiten wir uns im Stillen vor. Deine letzten Nachrichten waren uns ſehr erfreulich. Das hat Napoleon wohl vorher geſehen, daß es ſo kommen müßte. Das Gewitter, das ſich in der Ferne zuſammen zieht, wird und muß über Deutſchland losbrechen, allein wir wünſchen nicht einmal, daß es noch in dieſem Jahre losbreche; wir wünſchen vielmehr, daß es noch recht lange in der Ferne donnern möge, bis wir ſelbſt dazwiſchen blitzen können. Daß unter dieſen Umſtänden Ludwig XVIII. von der Bühne abtreten wollte oder mußte, war unvermeidlich. Die Wahl des kleinen Oberhauptes, welche die Franzoſen durchgeſetzt haben, war uns ſehr angenehm. Auf die, welcher es am nächſten angehört, konnten wir immer bauen, zumal da es der Königin von Neapel gelungen war, in ununterbrochener Verbindung mit ihr zu bleiben, wozu unſer Maret nicht wenig beigetragen; Dank ſei es dem bequemen Aufenthalt, den man Beiden verſtattete.

Von jeher ſchien es unbegreiflich, warum die Politik einer ſo nahe verwandten Macht nicht gleich in den Plan eingieng, der ſich gleichſam von ſelbſt darbot, und der ſowohl den Glanz als die Macht des alten Fürſtenhauſes weit mehr zu erhöhen geeignet war, als der, welchen man aus deutſchem Patriotismus adoptirte. Der Zweck des Krieges war jedoch nur, die verlorne Selbſtſtändigkeit wieder zu erringen; dieſer Zweck wurde über alle Erwartung erreicht. Der Zweck des Friedens mußte ſeyn, ſie feſt zu begründen. Nun fragt Napoleon mit Recht: wie konnte das beſſer geſchehen, als indem man ſich dem allgemeinen Wunſch des franzöſiſchen

Volkes anſchloß und ſich Frankreich für eine Reihe von Jahren ſo innigſt verband, daß man in jeder Gefahr auf daſſelbe zählen, hingegen keine Gefahr von ihm befürchten dürfte? — Wie anders, wenn Frankreich gezwungen würde, ſich mit Rußland und England zu verbinden? Der zwiſchen liegende Staat iſt vor der Hand doch nur ein Kunſtwerk, eine Uhr, die nicht vierzehn Tage läuft, ſondern täglich aufgezogen werden muß, und der Schlüſſel, mit dem man dieſesmal ſie aufgezogen hat, mögte nicht immer paſſen. Wir haben dieſen zerhackten Staat, der in geographiſcher Hinſicht ſeines Gleichen nie gehabt hat, in der Nähe und von ferne genau beobachtet, und ſind der Meinung, daß entweder ſein Gewicht ſich ſchnell vermindern werde, oder daß er wider Willen, ein erobernder Staat werden müſſe. Uns ſcheint unmöglich, daß er in ſeiner jetzigen precairen Lage bleiben könne. Es iſt auch zu vermuthen, daß er im Kurzen ein Eroberungsſyſtem zu befolgen gezwungen ſeyn werden; denn ſtehen bleiben, wie er jetzt ſteht, das kann er nicht zehen Jahre lang; er muß vorwärts oder rückwärts. Auch iſt das alte Sprüchwort Dir bekannt: l'appetit vient en mangeant. Allein wohin wird er ſich wenden? doch wohl weſtlich? vielleicht indem er ſeines öſtlichen Nachbars Mitwürkung oder Neutralität durch Opfer erkauft, die dieſem willkommen, für den Vorwärtsſchreitenden hingegen von geringer Bedeutung ſind.

Erlaube mir eine Abſchweifung. Die Deutſchen gehen jetzt ſehr oft in die Geſchichte verfloſſener Jahrhunderte zurück, um den Franzoſen zu beweiſen, daß Elſaß, Lothringen, und was weiß ich was ſonſt noch Alles, einſt zum deutſchen Reiche gehört haben, und folglich mit allem Fug und Rechte zurück gefodert werden dürfen. Wenn dieſer Grundſatz gelten ſoll: ſo kann die Ausdehnung deſſelben bis ins Unendliche gehen. Wie wenn Rußland, jetzt Erbe der Jagellonen, einſt Anſpruch auf die Weichſel-Grenze machte, weil Preußen nie zum deutſchen Reiche gehört, wohl aber ein polniſcher Vaſall war? eine Lehnsverbindung, deren Aufhebung den Polen nicht minder abgetrotzt wurde, als Elſaß und Lothringen dem deutſchen Reiche? Sogar die deutſche Sprache iſt ja in Preußen nur ein naturaliſirter Fremdling; ein großer Theil der Bauern ſpricht litthauiſch, maſuriſch und polniſch. Die Ufer der Weichſel ſind urſprünglich ſlaviſch oder gothiſch. An die Greuel des deutſchen Ordens mag ich gar nicht erinnern.

Allein warum nicht? könnte man fragen, ſind ſie nicht die Baſis des jetzigen Beſitzes? und wenn es erlaubt iſt, Ein Jahrhundert zurück zu gehen, um damalige Verabredungen umzuſtoßen, warum nicht auch drei und vier Jahrhunderte? welcher Tag macht die Grenze? — Wenn die Deutſchen zu viel beweiſen,

ſen, ſo mögen ſie am Ende ſich ſelbſt es zuſchreiben, wenn man den Beweis gegen ſie kehrt und ihn bis an die Elbe fortſetzt, die einſt von lauter Slaven bewohnt wurde.

Als der europäiſche Friede hier bekannt wurde, machte Napoleon einen originellen Vergleich. „Dieſer Friede," ſagte er, „kommt „mir vor wie eine aufgerollte Handſchrift aus „Pompeji, die unzählige Lücken enthält. „Gleich wie hier geſchickte Philologen, ſo „müſſen dort geſchickte Politiker die Lücken „ausfüllen, und doch wird ſelten das Wort „dahin geſetzt werden, was eigentlich da „ſtehen ſollte."

Das Reſultat dieſer abgeriſſenen Bemerkungen iſt: daß während einer ſüdlichen Macht nichts zu wünſchen übrig bleibt, die nordiſchen Mächte leicht in Verſuchung gerathen können, noch manches zu wünſchen, deſſen Erlangung ihnen nicht ſchwer werden wird, wenn jene nicht mit Frankreich ſich verbindet. Dem letztern wäre vormals eine andere Politik zu rathen geweſen; aber in der jetzigen Lage der Dinge ſcheint uns dieſe die beſte, und Napoleon wird bei ſeiner Zurückkunſt eine Allianz beſeſtigen, deren militairiſche Macht unter ſeiner Anführung zu unbegrenzten Hoffnungen berechtigt. Auf Italien werden wir vor der Hand verzichten, aber Belgien muß und wird wieder unſer werden, weil der Alliirte begreifen wird, daß wir nur dann ihn kräftig und ſchnell unterſtützen können.

Ueberhaupt wird kein Friede auf Erden durch Pergament, ſondern einzig durch die Perſönlichkeit der Fürſten verbürgt, die ihn ſchließen; kennt man deren Charakter genau, ſo weiß man auch worauf man zählen darf, nämlich bis zu ihrem Tode. Denn ſobald der Fürſt ſtirbt, ſo iſt der Friede, den er unterzeichnet hat, höchſtens noch als ein Teſtament zu betrachten, welches die Erben reſpectiren, wenn es ihren Erwartungen entſpricht, oder einen Proceß darüber anfangen, wenn es ihren Wünſchen nicht zuſagt. Aber die Proceſſe der Fürſten ſind Kriege, das Bayonett iſt ihr Richter.

Doch genug der politiſchen Grübeleien! Du ſchiltſt mich, daß ich Dir noch ſo wenig von den Einwohnern von St. Helena erzählt habe? — Liebe Caroline! es iſt auch blutwenig von ihnen zu ſagen. Es ſind ihrer in Allem nicht viel über 2000, darunter 600 Schwarze und etwa eben ſo viele Soldaten.

Man ſollte denken, dies Häuflein wäre recht glücklich, da es durch einen unermeßlichen Ocean von den Tollheiten der übrigen Welt getrennt iſt; da die Bewohner der Inſel unter dem lieblichſten Klima in Ruhe und Sichercherheit der Geſundheit genießen, alt werden, blos für ihre Familien und ihre Gärten zu ſorgen haben, ſchöne Weiber und geſunde Kinder beſitzen — aber wo und wenn iſt der Menſch je mit ſeinem Looſe zufrieden! — Ich glaube es giebt hier nicht ein Dutzend Einwohner, ſie mögen hier gebohren oder hieher verpflanzt ſeyn, die nicht das ſehnliche Verlangen hegen, ihre Lage gegen eine andere zu vertauſchen, oder, wie ſie ſich ausdrücken, nach Hauſe zu gehn, das heißt, nach England. Sie betrachten ſich als Verwieſene. Neid und Zwietracht haben auch den Weg in dieſe einſamen Thäler gefunden; Klatſchereien aus der ſkandalöſen Chronik ſind ihre geſellige Unterhaltung. So lange Schiffe auf der Rhede liegen und die Einwohner beſchäfftigt ſind ihre Gäſte zu verſorgen oder zu unterhalten oder Neuigkeiten zu erfragen, ſo lange ruht der heimiſche Geiſt; aber kaum haben jene die Anker gelichtet, ſo bricht er aufs neue aus. Dann iſoliren ſich die Einwohner, dann ziehen ſie wieder auf ihre Gartenhäuſer, (deren es gegen 70 auf der Inſel giebt) und erfahren nichts weiter von einander, als was die ſchnarrende Trompete der Verleumdung ihnen zubläſt. Die Ankunft eines Schiffes iſt die wichtigſte Begebenheit, und nur dieſe erweckt aufs neue Munterkeit und Freude. Dann verlaſſen ſie ihre Gärten, ſtrömen nach Jamestown, öffnen ihre Häuſer, geben Schauſpiele, Bälle, Concerte, putzen ihre Töchter heraus und ſtellen ſie zur Schau, die dann auch bisweilen den Fremdlingen eine ſo heftige Liebe einflößen, daß ſie als Lebensgefährtinnen mit nach England oder Indien wandern und von keinem Heimweh geplagt werden.

Das Reden kann man hier faſt verlernen, wenn man blos auf die Geſellſchaft der Eingebornen beſchränkt iſt; denn deren Unterhaltung dreht ſich immer nur um ihre eigenen winzigen Angelegenheiten. In dieſen ſind ſie ſchlau genug und wiſſen ihre Waaren theuer an den Mann zu ſchwatzen. Doch muß ich ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ihre ſchwarzen Sclaven gütig behandeln. Die Neger-Einfuhr hat ſchon längſt aufgehört, und doch ſeitdem die Zahl der Neger ſich vermehrt; der ſchönſte Beweis, daß die Abſchaffung des Sclavenhandels beiden Theilen Vortheil bringt. — Seltſam iſt, daß hier, wie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mehr Mädchen als Knaben gebohren werden, da doch in nördlichen Ländern oft das Gegentheil geſchieht.

Mit dieſer ſtatiſtiſchen Bemerkung, die Du dem Herrn Malte Brun mittheilen magſt, ſchließe ich meine heutige Depeſche und wünſche von Herzen, daß auch in Frankreich recht viel mehr Mädchen als Knaben gebohren werden, da wir vielleicht ſchon im nächſten Jahre genöthigt ſeyn werden, eine neue groſſe Lücke in der mannlichen Bevölkerung zu machen. Alles was durch Briefe vorbereitet werden konnte, iſt geſchehen. Wir haben zwei Jahre lang geſät, im dritten wollen wir erndten. Doch bald muß dein Vetter kommen, denn Geld und Kleinodien fangen an uns zu mangeln.

Siebenter Brief.

St. Helena, im Januar 1818.

Theure liebe Caroline! Kaum eine Stunde vor der Abreiſe des Ueberbringers erfuhr ich, daß dieſer Menſch zu den Unſrigen gehört. Es war ihm, wahrend ſeines ganzen Aufenthalts auf der Inſel, unmöglich geweſen, ſich mir zu nähern, weil man Verdacht gegen ihn geſchöpft und ihn ſcharf beobachtet hatte. Endlich hat er es gewagt, wahrend der größten Mittagshitze, die alle unſere Wachter unthätig machte, ſich zu mir zu ſchleichen. Seine uns übergebenen Berichte haben unſere Herzen

mit

die Freyheit, ſchuf und nährte in ihnen dieſen alles unternehmenden Geiſt, dieſe nervigte Kraft, dieß unbegreifliche Uebergewicht, das weder Taktik noch Regierungsform, weder Beſoldung noch Ordensband jemals einflößen werden.

Was war es, das dieſe romantiſchen Menſchen in Thätigkeit ſetzte? Nicht die Noth, denn ſie kannten ſie nicht, und ihre tapferſten Anführer hatten ſie nie gekannt; nicht der Geiz, denn ſie verſchwendeten in einem Tage, was ſie in vielen Monaten mit Blut errungen hatten; nicht Vaterlandsliebe, denn ſie hatten kein Vaterland; nicht die Ehre, denn hätten ſie dieſe Gottheit gekannt, ſo manche ihrer Heldenthaten wäre nicht mit ſchwarzen Flecken der Grauſamkeit beſudelt; nicht die Hoffnung nach Ruhe; denn warum ſich täglich in neue Gefahren ſtürzen? warum täglich dem Tode in die Arme laufen?

mit Jubel erfüllt. Er iſt noch im Vorzimmer, ich darf ihn aber nicht länger aufhalten, damit er nicht entdeckt werde. Ich ſage Dir alſo nur, daß keiner Deiner Briefe verloren gegangen; daß wir Alles wiſſen, was wir wiſſen mußten; daß alle Anſtalten ſehr gut getroffen ſind; daß die Ausführung unſers Plans beginnt und daß Du vielleicht meinen nächſten Brief aus Napoleons Händen empfangſt; denn begleiten kann und darf ich ihn nicht, weil meine Rolle erheiſcht, daß ich zu dieſem Schauſpiel dem Epilog ſpreche.

Politiſche Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 28.

Briefe der Generalin Bertrand von der Inſel St. Helena.

Beſchluß.

Auszug aus einer engliſchen Miniſterial-Zeitung vom Jahr 1818.

Von unſerm Gouverneur von St. Helena ſind Depeſchen eingelaufen, die Buonaparte's Tod berichten. Er war ſchon ſeit einiger Zeit ſchwermüthig und wollte ſich Einmal ſogar in Gegenwart Eines der Herren Commiſſaire vom Dianen Pik herabſtürzen. Damals wurde er zurückgehalten, aber dieſe finſtere Stimmung ſeines Gemüthes hat ihn dennoch endlich zum Selbſtmord geführt. Er hat ſich bei einem Spaziergange vom Meeres-Ufer in Gegenwart ſeiner Wächter plötzlich in die See geſtürzt. Es war kein Boot in der Nähe; allein man that alles Mögliche, um ihn zu retten. Alles, was ſchwimmen konnte, ſprang ihm nach ins Waſſer. Da er bekanntlich ſehr wohl beleibt und die Kunſt zu ſchwimmen ihm fremd war, ſank er ſogleich unter und iſt nicht wieder geſehen worden. Man wird ſich erinnern, daß die unſerm Gouverneur ertheilte Inſtruction demſelben vorſchreibt, im Fall Buonaparte auf St. Helena ſterben ſollte, deſſen Leichnam nach England zu ſchicken. Um dieſen Befehl zu erfüllen, hat er alle Mühe angewandt, den Leichnam zu finden; da aber die See dicht an der Küſte alſobald ſehr tief iſt und kein Taucher auf der Inſel befindlich war, ſo iſt es ihm bis jetzt noch nicht gelungen. Er hat zwar ſogleich durch einen ſchnellſegelnden Kutter an eine Perlen = Fiſcherei in Indien geſchrieben und ſich die geſchickteſten Taucher ausgebeten; doch ehe dieſe ankommen, mögte Buonaparte ſchon längſt von den Haifiſchen verzehrt worden ſeyn.

Dieſer Bericht unſers Gouverneurs iſt nur vorläufig, wir erwarten nächſtens einen umſtändlichern. Indeſſen hat ſich das Gerücht verbreitet, Buonaparte ſei auf einem amerikaniſchen Schiffe in einem franzöſiſchen Hafen gelandet, ſei jubelnd empfangen worden und ſtehe bereits an der Spitze eines anſehnlichen Haufens. Das iſt natürlich blos eine Erfindung müßiger Köpfe, denn ein engliſcher Officier mit ſeiner Wache war gegenwärtig, als er ertrank. Es kann aber auch ſeyn, daß, ſo wie vor drei Jahren geſchah, irgend ein verwegner Abenteurer, der einige Aehnlichkeit mit ihm hat, ſich für ihn ausgiebt, und in der jetzigen bedenklichen Lage der Dinge mögte es ihm wohl gelingen, einige Unruhen zu erregen.

Achter Brief.

St. Helena, im December 1818.

Triumph! meine theure Caroline! es iſt gelungen! Napoleon iſt fort! — was aus ihm geworden, wiſſen wir freilich noch nicht; denn aus Gründen, die Du ſogleich vernehmen wirſt, hat Niemand von uns ihn begleiten dürfen: aber wir leben der frohen Hoffnung, daß, nachdem das Schwerſte überwunden, auch das Leichtere gelingen werde. Doch ich will Deine Geduld nicht länger auf die Probe ſtellen, ſondern Dir kurz und bündig erzählen, auf welche Weiſe das groſſe Wageſtück vollbracht worden.

Nachdem Dein herrlicher Vetter uns mit Geld und Koſtbarkeiten reichlich verſorgt hatte und ohne irgend einen Verdacht zu erregen glücklich wieder abgeſegelt war, um, mit Napoleons Vollmacht ausgerüſtet, die Ge-

Wir ſollten alſo vom 15ten Auguſt an — Napoleons Geburtstag — bis gegen Weihnachten immer fort auf unſerer Hut ſeyn und in jeder finſtern Nacht aufmerkſame Wächter ausſtellen und ſtündlich ablöſen, damit das Signal ja nicht überſehen werde. Man ſetze deswegen eine ſo lange Friſt, weil es dem Capitain ganz unmöglich ſei, ganz genau zu beſtimmen, in welcher Woche er ſeinen Standpunct erreichen werde. Sollte das aber bis Weihnachten nicht geſchehen ſeyn, ſo müſſe man daraus ſchließen, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen und die ganze Expedition für diesesmal geſcheitert ſei.

Sobald wir nun das Signal erblicken würden, ſolle Napoleon ſich ſogleich an das Ufer begeben und am äußerſten Ende der Sandbai auf das Plätſchern der Ruder horchen, auch eine Blendlaterne unter dem Mantel tragen, ſo daß der Schein derſelben nur gegen das Meer gerichtet ſei. Wenn das Geräuſch der Brandung ihn hindere etwas zu vernehmen, ſo ſolle er doch nur ruhig harren. Vermuthlich werde ſelbſt das Boot nicht ganz dicht ans Ufer kommen können; allein man werde den beſten Schwimmer mit einem derben Tau verſehen, mit welchem er die kleine Strecke hinüber ſchwimmen und dem Kaiſer das Tau um den Leib knüpfen werde. Dann ſolle ſich Napoleon nur dreiſt in die Fluthen werfen, zwei andere Schwimmer würden ſchon bereit ſeyn, ihn zu empfangen, und während man ihm am Tau in das Boot ziehe, ihn zu beiden Seiten dergeſtalt unterſtützen, daß er keine Gefahr laufen ſolle, mit dem Kopfe unter das Waſſer zu gerathen. Sei er nur einmal im Boote, ſo hoffe man ihn in wenigen Stunden wohlbehalten an das Schiff zu liefern, welches dann ſogleich die Segel aufſpannen und ſeinen Cours nach Europa richten werde.

Dieſe Inſtruction war nun freilich recht ſchön, und man konnte von dem Herrn Amerikaner nicht mehr verlangen; allein die größten Schwierigkeiten hatten doch wir noch zu überwinden. Wie ſollte Napoleon, der an jedem Abende gleichſam eingeſperrt wurde, aus dem Hauſe kommen? Und wenn er auch das Haus unbemerkt verließ, wie ſollte er durch die wohlbewachte Hof-Pforte ſchleichen? oder die hohe Mauer überklettern? — Um alle dieſe Hinderniſſe zu überwinden, und kurz und gut alle ſeine Wächter plötzlich zu lähmen, erſann er ſelbſt einen kühnen, mit großen Beſchwerden verknüpften Plan, der jedoch vollkommen gelungen iſt.

Er fieng an den Lebensſatten zu ſpielen; er aß und trank faſt nichts, wenn er beobachtet wurde; er ſtarrte vor ſich hin; er hörte nicht, wenn ein Fremder zu ihm ſprach: oder wenn er hörte, ſo antwortete er nur durch ein gewiſſes, dem Wahnſinne abge-

abgeborgtes Lächeln; er ſprach in Geſellſchaft laut mit ſich ſelbſt verworrenes Zeug; er lag bei dem ſchönſten Wetter im Bette oder kletterte bei der ſtärkſten Hitze auf die Bergſpitzen, wohin die Wächter fluchend ihm nachkeuchen mußten. Einmal ſtellte er ſich ſogar als wolle er vom Dianen Pik ſich herabſtürzen, wußte aber ſo geſchickt durch ſeine Bewegungen es zu verrathen, daß man noch zu rechter Zeit am Zipfel ſeines Kleides ihn zurück hielt; kurz, er ſpielte ſeine Rolle ſo vortrefflich, daß Jedermann auf der Inſel überzeugt war, er ſei verrückt, und es ergiengen die ſtrengſten Befehle zu verhüten, daß er ſich kein Leides anthue. Seine Jagdflinten, Hirſchfänger und dergleichen wurden ihm weggenommen; kaum erlaubte man ihm mit Meſſer und Gabel zu ſpeiſen, und wenn er ſich barbiren ließ, war jederzeit ein engliſcher Officier gegenwärtig. Wir ſelbſt, ſeine nächſten Umgebungen, ſchienen die Furcht zu theilen und hatten, den Gemüths-Zuſtand des Kaiſers betreffend, öftere Conferenzen bald mit den Commiſſarien, bald mit dem Gouverneur.

Zuletzt äußerte mein Mann die Befürchtung, daß er Trotz aller Vorſicht auf irgend einem Spaziergange uns nächſtens entwiſchen und ſich von einem Felſen herabſtürzen werde; deswegen bat mein Mann ſelbſt, man mögte auf jedem Spaziergange den Kaiſer nicht allein wie bisher von Wächtern zu beiden

den Seiten begleiten laſſen, ſondern dieſen Wächtern lieber befehlen, ihn beſtändig unter beide Arme zu faſſen und ſo zu führen, oder wenn es ſeyn müßte, zu ſchleppen. Der Gouverneur nahm dieſen Vorſchlag ſehr dankbar auf; die Wächter empfiengen auch wirklich den Befehl, ſich im Gehen beider Arme des Kaiſers zu bemächtigen, und es war ſehr komiſch zu ſehen, wie ängſtlich und peinlich ſie ſich dabei benahmen. Das Erſtemal lachte Napoleon überlaut und ſprach mit großer Lebhaftigkeit italiäniſch mit beiden Wächtern, wovon ſie kein Wort verſtanden.

Nach und nach ſtellte er ſich, als ob dieſe handgreifliche Begleitung ihn ärgere; er fieng an zu ſchimpfen, und endlich gar um ſich zu ſchlagen. Dann legte mein Mann ſich ins Mittel, ſuchte ihn zu beſänftigen und bat ihn wenigſtens zu erlauben, daß er ſelbſt ihn führen dürfe. Darein ſchien Napoleon ſich leichter zu finden; der zweite Wächter wurde gleichfalls durch Einen der Unſrigen abgelöſt, und dann war der Kaiſer ruhig, bediente ſich aber ſehr oft ſeiner Füße gar nicht, ſondern ließ ſich ſchleppen, welches in der That ſo beſchwerlich war, daß mein Mann nach jedem ſolchen Spaziergange ganz erſchöpft und von Schweiße triefend hinſank. Dies Manöver war aber durchaus nothwendig zur glücklichen Ausführung unſers Entwurf; denn ſo gewöhnten ſich die

Wächter nach und nach, Erſtens nicht ſelbſt Hand anzulegen, und Zweitens oft weit zurück zu bleiben und uns nur von fern zu beobachten, weil ſie ſich darauf verließen, daß mein Mann den Kaiſer von jedem Verſuche gegen ſein Leben am ſicherſten abhalten werde. Am unwilligſten waren ſie, wenn Napoleon ſeinen Spaziergang in der Dämmerung an ſchwülen Abenden unternahm. Dann wälzten ſie mit großer Trägheit ſich langſam hinter ihm her oder lagerten ſich auch wohl auf einem Hügel, von dem ſie mit den Augen uns verfolgen konnten.

Als nun auf dieſe Weiſe Alles vorbereitet war, machten wir einen Strohmann ſo lang und dick als Napoleon, zogen ihm deſſen Kleider an, ſetzten ihm deſſen Hut auf und gaben ihm ſtatt der Eingeweide eine hinlängliche Quantität Blei. Eine Wachslarve, die wir zuſammen geſtümpert hatten, war gut genug gerathen, um in einiger Entfernung, zumal in der Dämmerung, vollkommen zu täuſchen.

Nun verwickelten wir eines Abends den wachhabenden Officier in eine intereſſante Parthie Whiſt. Es galt einen Robber mit hohem Pari. Die Karten waren ſchon herum gegeben, als man ihm meldete, der Kaiſer wolle ſpazieren gehen. Unwillig wollte er die Karten niederlegen, allein unſere mitſpielenden Herren überredeten ihn ſehr leicht, doch

Welche ſind denn alſo die moraliſchen Urſachen der ſonderbaren Exiſtenz der Flibuſtier? jene Länder, wo das heiſſe Klima alle ſprudelnde Leidenſchaften zu ewigem Stillſchweigen verdammt zu haben ſcheint, wo Trunkenheit und Taumel der Gaſtmäler die Menſchen aus ihrer Schlaffſucht wecken muß; wo feiſte Ruhe und ungefühlte Langeweile Zufriedenheit genannt wurden: jene Länder erſcheinen plötzlich als der Wohnplatz eines ſtürmiſchen Volkes, das mit der Glut der Atmoſphäre, die Glut jeder Leidenſchaft einzuſaugen ſcheint. Die Spanier, die Ueberwinder der neuen Welt, ſo brauſend und ſtolz in ihrem Vaterlande, wiegten ſich ſchon lange mit den Ueberwundenen in ſorgenloſer Unthätigkeit; und eine Hand voll Menſchen, gebohren unter dem gemäßigſten Himmelsſtrich, entfaltet unter dem Equator Keime von Kräften, die ungeahndet in der menſchlichen Natur lagen.

doch wenigſtens zuvor den Robber auszuſpielen, er wiſſe ja, daß mein Mann den Kaiſer führe, den er überhaupt ſehr bald einholen werde. Welchen Weg wird der General nehmen? fragte der Officier noch. Am Seeſtrande, wurde ihm geantwortet, und das beruhigte ihn noch mehr, weil Napoleon da in kein Felſen-Labyrinth ſich verlieren könnte.

Die Wächter von der Pforte hatten mehr wie gewöhnlich zu trinken bekommen, und zwei derſelben, gähnend und taumelnd, machten ſehr träge Anſtalten, uns zu folgen. Von den Commiſſairen hatten wir nichts zu fürchten, weil ſie ſämmtlich zu einer Schmauſerei bei dem Gouverneur verſammelt waren. Wir nahmen alſo keck unſern Strohmann unter die Arme, und, von der einbrechenden Dämmerung begünſtigt, eilten wir mit ihm aus dem Hauſe.

Daß der Pſeudo-Napoleon ſich ſeiner Füße nicht bediente, fiel der Wache an der Pforte nicht auf, weil ſie das ſchon öfter geſehen hatte, auch umringten wir den Popanz ſo viel möglich, und ſo kamen wir glücklich ins Freie.

Nun gieng es raſch hinunter an's Seeufer. Was wir gehofft hatten, geſchah: die beiden engliſchen Wächter erklimmten blos den nächſten Hügel, lagerten ſich auf demſelben und verfolgten uns mit den Augen.

Es waren Unſer ſieben Perſonen, aber lauter eingeweihte Franzoſen. Als wir nun an eine Stelle kamen, von der wir wußten, daß das Ufer ſchroff in eine große Tieſe hinab ſteige und wo die Brandung ſich immer am gewaltigſten brach, faßten wir unvermerkt unſern Strohmann bei den Beinen, ſchnellten ihn hoch in die Luft und ließen ihn auf die natürlichſte Weiſe von der Welt in die See ſpringen. Zugleich erhuben wir alle ein ein gräßliches Geſchrei, rangen die Hände und rauften uns die Haare aus.

Die Wächter hatten glücklicher Weiſe den Sprung des Strohmanns beide geſehen, ſie ſtürzten den Hügel herab und fanden uns in Verzweiflung. Mein Mann erzählte ihnen mit abgebrochenen, durch Schluchzen gehemmten Worten: Napoleon habe, nachdem er den ganzen Tag ſehr ruhig geſchienen, ſich plötzlich mit einer ſolchen Kraft losgeriſſen und ſo raſch in die Fluthen geſtürzt, daß es unmöglich geweſen ſei, ihn zu retten.

Der Officier war unterdeſſen auch herbei gekommen, und ſein wahrer Schreck war in der That ſo groß als unſer verſtellter ſchien. Was war zu thun? wir ſchrieen durcheinander und ſahen in die Brandung hinein, aber kein Boot war in der Nähe und die Dunkelheit nahm mit jedem Augenblicke zu. Der Officier bot einem der

Wächter, einem guten Schwimmer, zehn Guineen, wenn er in die Brandung ſpringen und den Verunglückten zu retten verſuchen wollte. Der Kerl beſann ſich keinen Augenblick, ſprang hinein und wagte wirklich ſein Leben, doch natürlich ohne Erfolg, da das bleierne Eingeweide den Strohmann ſogleich in die Tiefe gezogen hatte. Wir heulten und kreiſchten bis es ganz finſter wurde und wankten endlich nach Hauſe, wo uns ſchon von ferne das Wehklagen unſerer Leute empfieng. Der Officier machte ſich ſogleich mit Laternen auf den Weg zum Gouverneur, um dieſem die Trauerbotſchaft zu hinterbringen.

Mit dem frühſten Morgen kam der Gouverneur ſelbſt ganz außer ſich, lief am Strande hin und her wie eine Henne, die kleine Enten auf dem Waſſer hat, bot alle Böte und alle Schwimmer von St. Helena auf — allein Alles vergebens. Daß wir bei dieſer Scene abermals die Tiefbetrübten, Niedergedrückten ſpielten, kannſt Du Dir denken. Er ſelbſt war Troſtes bedürftig, denn er ſchien zu fürchten, daß man ihn der Nachläſſigkeit anklagen werde. Gegen Mittag verließ er uns, um ſogleich einen Kutter abzufertigen, der, ich weiß nicht von wo, geſchickte Taucher holen ſoll, um doch wenigſtens Napoleons Leichnam aufzufiſchen, den er ſeiner Inſtruction gemäß gar zu gern nach England ſchicken mögte. Einer der

Herren Commiſſaire, der den Kopf nicht verlohren hatte und im Grunde wohl froh ſeyn mogte, nun bald wieder nach Europa zu kommen, machte ihm bemerklich, daß ehe die Taucher ankämen, Napoleon ſchon längſt von Wellen fortgewalzt und von Meer-Ungeheuern verzehrt ſeyn werde; aber der Herr Gouverneur äußerte die Hoffnung, der Leichnam könne auch wohl zwiſchen ein Paar Klippen eingeklemmt bleiben, und auf jeden Fall müſſe er ſeine Schuldigkeit thun. In Gottes Namen! dachten wir, fiſcht ihr den Strohmann heraus, ſo wird es ein komiſches Schauſpiel geben. Allein wo war unterdeſſen Napoleon? wirſt Du fragen. — In meinem Alcoven, in meinem Bette lag er und harrte des Ausgangs mit peinlicher Ungeduld.

Aber wie, wenn man Argwohn gefaßt und das ganze Haus ſtreng unterſucht hatte? — Freilich, liebe Caroline! dafür war uns am meiſten bange, denn früher als in der nächſten Nacht konnten wir den Kaiſer unmöglich in Sicherheit bringen. Doch die Wächter hatten ihn ja ſelbſt ins Waſſer ſpringen ſehen, ſie logen ſogar in der Angſt, ſie wären ihm ſtets auf dem Fuße gefolgt, und wir widerſprachen nicht; was war natürlicher, als daß der Gouverneur in der erſten Beſtürzung gar nicht darauf fiel, daß wir auch wohl eine Comödie ſpielen könnten, zumal da eine ſolche Comödie nach ſeiner Anſicht uns zu gar nichts nützen konnte. Drei Tage ſpäter mogte ihm doch wohl Jemand einen ſolchen Gedanken eingeblaſen haben; denn er ließ plötzlich das Haus umringen und auch den kleinſten Winkel unterſuchen, während ein ganzes Bataillon ſich zwiſchen den Klippen zerſtreute und die niedrigſten Büſche durchſtöberte. Es war zu ſpat.

Wie? wirſt Du ſagen, hattet ihr denn die Ankunft des amerikaniſchen Schiffes ſo genau berechnet, daß ihr gerade in dieſen Tagen das Lebensboot erwarten durftet?

Keinesweges. Alles das geſchah vielmehr vier Wochen früher, als wir eine ſolche Erwartung auch nur einmal hegen durften. — Nun wo war denn Napoleon während dieſer Zeit? —

Jetzt eben kommt der wunderbarſte Theil des Romans. Längs der Küſte iſt der Fuß der Hügel voll tiefer Aushöhlungen, in welche zur Fluthzeit das Waſſer tritt, und dicht dabei ſtehen an verſchiedenen Stellen zerriſſene, unregelmäßige Felſenmaſſen, die durch eine ſchwere Lava mit einander verküttet werden. Dieſe Maſſen, die ſich über die Meeresfläche erheben, ſind voller Höhlungen und Löcher. Mann vernimmt hier das Rauſchen des unterirdiſchen Waſſers, das unter dem

Boden in die Höhlungen der Inſel dringt oder am Fuß der Hügel in Strudeln aufſchaumt. Da, wo das Letztere geſchieht, ſind gewöhnlich hohe Klippen und Abgründe mit überhängenden Steinmaſſen, die mit den übrigen ſo ſchwach zuſammen zu hängen ſcheinen, daß es eben nicht die anmuthigſte Unternehmung iſt, die unter ihnen liegenden Höhlen zu erforſchen. Es hat auch nie Jemand gewagt hinein zu dringen. Napoleon war der Erſte, der auf einer Jagd, von ſeinen Begleitern weit genug entfernt, ſich in eine dieſer Höhlen hinabließ und ſie ſo ſchauerlich verſteckt und wohlgelegen fand, daß er auf der Stelle ſeinen Plan darauf baute.

Ohne es zu achten, daß Kälte und Feuchtigkeit und eingeſchloſſene Luft hier leicht ſeine Geſundheit zerſtören könnten, flüchtete er in der erſten, auf jene Comödie folgenden Nacht in dieſe Höhle. Unbemerkt aus dem Hauſe zu kommen, war nicht ſchwer, da alle Wächter noch in der größten Beſtürzung, und überhaupt der Meinung waren, es gebe nichts mehr zu bewachen. Aber ich geſtehe, daß ich ihn mit Schaudern in dieſem lebendigen Begräbniß wußte. Einige Lebensmittel und warme Kleider nahm er freilich mit ſich; aber in den erſten drei Tagen durften wir uns nicht weiter um ihn bekümmern. Denke Dir unſere Angſt ehe wir erfuhren, daß er noch lebe und ſich wohl befinde!

Hernach iſt der Jäger Louis alle drei oder vier Tage Einmal bei ihm geweſen und hat ihm friſche Lebensmittel gebracht; auch ſogar mein Mann war Einmal dort. Er ſchien ſehr ruhig, klagte nicht einmal über Langeweile, ſondern nur über Mangel an Bewegung. In der That, es iſt mir noch unbegreiflich, wie er es ausgehalten, denn voll: ſieben Wochen hat er da geſeſſen.

Daß wir vom 15ten Auguſt an mit ſpähenden Blicken den Horizont unabläſſig beobachteten, immer zwei und zwei, alle halbe Stunden abgelöſt, damit ja keiner ſchläfrig oder unaufmerkſam würde, das brauche ich Dir nicht zu erzählen. Endlich war mein Mann ſelbſt ſo glücklich, das Luftzeichen zuerſt zu erblicken: es glich faſt einer Sternſchnuppe. Er ſtürzte jauchzend in mein Schlafzimmer und dann mit Louis aus dem Hauſe. Ich wollte ihm folgen, wenigſtens bis an den Strand, um Napoleon noch Einmal zu ſehen: allein wir Uebrigen mußten Alle zu Hauſe bleiben, damit ſo wenig als möglich Geräuſch entſtünde. Es that mir in der Seele weh, nicht Abſchied vom Kaiſer nehmen zu dürfen, doch begriff ich wohl, daß es ſo beſſer wäre; aber keine Feder mahlt die Angſt der beiden Stunden, die ich einſam zubrachte.

Louis, der allein in die Höhle hinab ſtieg, hatte Napoleon ruhig ſchlafend geſunfunden. Als er mit der guten Botſchaft erweckt wurde, ſprang er raſch auf, kletterte empor, umarmte meinen Mann ſchweigend, klimmte haſtig die Felſen hinab und lief immer ſchweigend am Ufer auf und ab. Nicht lange, ſo wurde das Plätſchern der Ruder vernommen, Louis ließ die Blendlaterne ſpielen, die Schwimmer kamen. Meinem Manne bebte das Herz, als man den Strick um des Kaiſers Leib ſchlang; er aber lachte, drückte meinem Manne die Hand, ſagte: „nun iſt abermals ein Congreß zu Ende," und ſprang eben ſo muthig ins Waſſer, als er einſt auf die Brücke von Lodi marſchirte.

In welcher Gemüthsbewegung mein Mann am Ufer ſtehen blieb, iſt nicht zu beſchreiben. Es war verabredet worden, daß die Bootsleute, ſo bald Napoleon gerettet ſei, die Blendlaterne wieder anzünden und ſie dreimal herum ſchwingen ſollten. Starr blickte mein Mann in die Dunkelheit hinaus und jedes ſeiner Glieder bebte, und ſeine Zähne klapperten fieberhaft, bis er plötzlich das Licht im Kreiſe ſich drehen und dann verſchwinden ſah. Nun ſtürzte er unwillkührlich auf ſeine Knie, hob die Hände gen Himmel und ſegnete den Scheidenden. Dann flog er zu mir, die ich auch mehr todt als lebendig war, warf ſich athemlos in einen Seſſel und ſtammelte: er iſt fort! — Wir Weiber haben bei ſolchen Gelegenheiten nur Thränen. Ich weinte vor

Freuden und konnte natürlich die ganze Nacht nicht ſchlafen. Mit dem erſten Tageslicht rannte ich hinaus, ſpähte mit meinen Blicken in der See umher, wurde aber zu meinem großen Vergnügen gar nichts gewahr, und ſo iſt Napoleon ohne Zweifel glücklich an das Schiff gekommen, das ihn zu neuem Ruhme nach Europa trägt. Aber Du mußt auch bekennen, liebe Caroline, daß wir eben ſo liſtig als beharrlich geweſen ſind. Napoleon's köſtlicher Einfall, ſeinen Tod glauben zu machen, und der Heroismus, mit dem er ſich ſieben Wochen lang in eine Höhle begrub, mögen vorzüglich dazu beigetragen haben, daß Alles ſo vortrefflich gelungen iſt; denn ſonſt mögte es ſchwer geweſen ſeyn, gerade an einem beſtimmten Tage ſeine vielen Wächter zu täuſchen. Jetzt war das ſehr leicht, weil, nachdem er einmal verſchwunden war, Niemand ſich mehr die Mühe nahm, uns übrige unbedeutende Perſonen zu bewachen.

„Sire,“ ſagte ich einſt zu ihm, „Ihr „guter Genius hat Ihnen fürwahr das ein„zige Mittel zu Ihrer Befreiung an die „Hand gegeben.“

„Das Einzige?“ antwortete er lächelnd, „o ich habe deren noch meh„rere in Bereitſchaft.“

„Zum Exempel?“ fragte ich neugierig.

„Zum Exempel,“ erwiederte er, „der
„größte Theil der Einwohner iſt uns ergeben,
„weil ich durch Wohlthaten ſie gewonnen
„habe; wir ſelbſt ſind ziemlich zahlreich;
„meinen Sie, es würde ſo ſchwer
„ſeyn, durch einen kühnen Streich die Forts
„zu überrumpeln, den Gouverneur gefangen
„zu nehmen und uns der ganzen Inſel zu
„bemächtigen? Der erſte Oſtindienfahrer,
„der alsdann erſchiene und ohne Gefahr zu
„ahnen landete, fiele in unſere Hände; wir
„ſchifften uns ein und giengen wohin es
„uns beliebte.“

Ich mußte bekennen, daß auch dieſen Plan auszuführen nicht unmöglich geweſen wäre. Doch beſſer ſo, da kein Tropfen Blutes deshalb vergoſſen zu werden brauchte. Daß wir übrigen Alle zurückbleiben mußten, iſt freilich ſehr unangenehm: allein uns wird man jetzt nicht länger halten, und der Gouverneur hat uns ſchon verſprochen, uns mit den erſten, aus Indien zurückkehrenden Schiffen nach England zu ſchicken. Lieb wäre mirs, wenn das früher geſchähe, als die Nachricht von Napoleon's Zurückkunft hier anlangt; denn ob es uns gleich vielen Spaß machen wird, die großen Augen und langen Geſichter zu ſehen, ſo wird es natürlich doch auch zu ſehr lebhaften Scenen Veranlaſſung geben.

Laßt uns zur Quelle dieſer Begebenheiten hinaufſteigen! Die Flivuſtier lebten im Innerſten der europäiſchen Regierungsformen, die Feder der Freiheit, ſeit Jahrhunderten durch Sklavenzwang zuſammengepreßt, würkte mit unglaublicher Kraft, und ſchuf Phänomene, vor denen die Moral ſtaunt. Die Enthuſiaſten aller Nationen vereinigten ſich mit ihnen, beym erſten Gerücht ihrer Thaten. Der Reiz der Neuheit, die Einbildungskraft, die jede Entfernung ſo ſchön mahlt, der Trieb nach veränderter Lage, die Hoffnung, ſein Glück zu machen, der Durſt nach großen Thaten, die Bewunderung, die ſo ſchnell zur Nacheiferung führt, die Nothwendigkeit, Hinderniſſe zu überſteigen, in welche die Unbeſonnenheit ſtürzte, anfeurende Beyſpiele, die gleiche Vertheilung von Freud und Leid, Glück und Unglück — kurz! dieſe vorübergehende Gährung, die Himmel, Erd' und Meer, Natur und Glück in Männern erzeugte, die ſich heute in Gold und

morgen

Aber was können ſie uns thun? wir haben uns doch nur des natürlichen Rechtes bedient, das jedem Geſangenen zuſteht, ſeine Ketten zu zerbrechen, ſobald es in ſeiner Macht ſteht. Liſt hat über Gewalt geſiegt, und — wenn wir Franzoſen die Lacher auf unſerer Seite haben, ſo gewährt der Sieg uns doppelte Freude!

Auf baldiges Wiederſehen, Frau Staatsdame!

Der

Rothmantel.

Ei

Volksmährgen

nach Muſäus,

für die Bühne bearbeitet

in vier Akten

von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.
1817.

Der Rothmantel.

Ein
Volksmährgen von Musäus,
für die Bühne bearbeitet
in vier Akten.

Perſonen.

Franz Melcherſon, von Bremen.

Jacob Giermann, Hans Maus, Erwin Schnorr, Peter Lützelberg,	Schmarutzer.

Caſpar, ein alter Diener in Melcherſons Hauſe.
Frau Trude.
Meta, ihre Tochter.
Frau Ilſe, die Nachbarin.
Van der Goes, ein Kaufmann in Antwerpen.
Braam, Mäckler in Antwerpen.
Ein Polizeybeamter daſelbſt.
Der Wirth zum ſchwarzen Bock in Rummelsburg.
Ein geſpenſtiſcher Barbier.
Der Hopfen-König.
Ein Bettler mit einem Stelzfuß.

Erſter Akt.

(Ein Zimmer in Franz Melcherſons Hauſe in Bremen).

Erſte Scene.

Franz Melcherſon, Jacob Giermann, Hans Maus, Erwin Schnorr und **Peter Lützelberg** (ſitzen um einen Tiſch, auf dem Becher und Weinkrüge ſtehn. Hans Maus iſt eingeſchlafen.)

Franz. Nun gebt Acht, ich will euch ein Lied ſingen.

Alle. Singe, ſinge!

Franz. (Singt)

Alles in der Welt iſt wandelbar,
Sonne geht auf und unter;
Was eine Zeitlang oben war,
Muß hinunter, hinunter!

Gierm. Herr Bruder, das iſt ein dummes Lied. Es erweckt verdrießliche Gedanken!

Franz. An die Vergänglichkeit, nicht wahr? nun das ſoll es auch.

Gierm. Wozu? wenn ich guten Wein trinke, ſo bilde ich mir ein, daß der alte Noah noch lebt.

Schnorr. Im Grunde iſt auch nichts vergänglich in der Welt, es kömmt alles wieder.

Franz. Das gebe Gott!

Lützelb. Nun gar ein Stoßſeufzer?

Franz. Fort iſts! ob's wiederkommt —

Gierm. Was iſt fort? — ja ſo, der Wein iſt zu Ende. Je nun, der wird auch wieder kommen. Zieh nur die Klingel und laß noch ein paar Krüge herauf holen.

Franz. Die Klingel thuts nicht mehr. Des Fortunatus Wünſchelhütlein wäre beſſer. Kurz und gut, liebe Freunde (er ſteht auf), oder kurz und ſchlecht, das war der letzte Krug. Kehrt nur die Becher auf dem Nagel um, und erhebt euch von euren Sitzen; denn hier wird fortan nicht mehr geſchmauſt.

Schnorr. Was ſoll das heißen? (Alle ſtehn auf, außer Hans Maus)

Franz. Wenn ihr morgen auf die Börſe geht, ſo mögt ihr verkünden, der reiche Franz Melcherſohn hat ausgewirthſchaftet.

Alle. Wie?!

Franz. Hat keinen Groſchen mehr.

Sierm. Das wäre der Teufel!

Franz. Freilich iſts der Teufel geweſen, der mich verführt hat, alles mit euch durch die Gurgel zu jagen. Nun aber iſt's einmal geſchehen, und ich werde mich darum nicht in die Weſer ſtürzen.

Sierm.

morgen in Lumpen kleideten, heute in Blut und morgen in Wollüſten badeten, dieß alles zuſammengenommen, ſchuf die Flibuſtier zum einzigſten Volk in der Geſchichte, das aber freilich, gleich einem Meteor, nur einen Augenblick ſchimmerte und verſchwand.

Man pflegt dieſe Räuber mit Abſcheu zu betrachten. Dieſer Abſcheu iſt gerecht, denn ohngeachtet ſie Treue, Uneigennutz und Großmuth unter ſich ausübten, traten ſie doch täglich die Menſchheit mit Füßen. Aber bewundern müſſen wir doch immer, mitten unter ſo vielen Schandthaten, heldenmüthige Handlungen, würdig in den Jahrbüchern des tugendhafteſten Volkes zu prangen.

Einſt hatten die Flibuſtier ſich gegen eine Summe Geldes anheiſchig gemacht, ein reich beladenes ſpaniſches Schiff zu begleiten und zu ſchützen. Einer unter ihnen that ſeinen Brüdern den Vorſchlag, ſich des Schiffes zu bemächtigen. Kaum hörte dieß Montauban,

Gierm. Aber ich werde mich in die Weſer ſtürzen; denn ich habe dir Geld geliehen, und nun kannſt du mir nicht zahlen, he?

Franz. Geld freilich nicht.

Gierm. Was denn?

Franz. Nimm mein Haus.

Gierm. Iſt baufällig, iſt ſo viel nicht werth.

Franz. Nimm meinen Garten noch dazu.

Gierm. Den Garten auch? das läßt ſich hören.

Franz. Sieh'ſt du, Brüdergen, ſo geh ich doch als ein ehrlicher Kerl aus meines Vaters Hauſe.

Gierm. Du ganz verarmt? ei ei, wer hätte das gedacht?

Franz. Es mögens wohl manche längſt gedacht haben; nur nicht der, der es früher hätte denken ſollen, und der bin ich.

Schnorr. Alſo Herr Bruder, du haſt nichts mehr?

Franz. Ein paar Ringelgen von meiner Mutter, das iſt alles.

Schnorr. Nun ſo leb wohl! und wenn wir uns in dieſer Welt nicht wieder ſehen ſollten — (er will ihn umarmen)

Franz. Biſt du toll? ich bleibe ja in der Stadt.

Schnorr. Ja, aber du weißt, ich komme ſelten aus.

Franz. Ei, ich komme zu dir.

Schnorr. Ich bin auch ſelten zu Hauſe —

Franz. So ſo, ich verſtehe.

Schnorr. Dein Schickſal geht mir ſo nahe — daß ich es gar nicht mehr mit anſehen kann — leb wohl! (ab)

Franz. Fahre wohl!

Lützelb. Auch ich, Herr Bruder, ſcheide mit bekümmertem Herzen von dir.

Franz. Du wirſt mich nicht vergeſſen.

Lützelb. Nimmermehr!

Franz. Und ich werde jeden Donnerstag dich an mich erinnern.

Lützelb. Sag' an, lieber Bruder, wie meinſt du das?

Franz. Iſt es nicht der Tag, an dem du deine Freunde bewirtheſt? ich werde keinen Donnerstag ausbleiben.

Lützelb. Das wäre mir eine große Freude; aber du weißt, wir eſſen am runden Tiſche, eng und klein.

Franz. Ich habe doch bisher meinen Platz daran gefunden.

Lützelb. Nun aber iſt mein Ohm zurückgekommen, den kann ich doch nicht weglaſſen. Indeſſen, er iſt hoch bejahrt, ſo bald er ſtirbt, ſollſt du es wiſſen. Vor der Hand, Gott befohlen! (im Abgehn) Ei, ei, ei!

Franz. Fahre wohl! — Nun, Jacob

Gl[illegible]

Giermann, wir ſehn uns wohl auch zum letzten Mal?

Gierm. Ei wo denkſt du hin? nein, wir werden uns morgen wieder ſehn.

Franz. Gewiß?

Gierm. Ich werde auch noch einen Freund mitbringen.

Franz. Das iſt brav von dir. Daraus werd' ich erkennen, daß es dir nicht blos um meinen Wein zu thun war.

Gierm. Behüte der Himmel!

Franz. Wen bringſt du denn mit?

Gierm. Den Notarius Hampel.

Franz. Was ſoll der bei mir?

Gierm. Er ſoll wegen Haus und Garten alles in Ordnung bringen. Unterdeſſen gehab dich wohl! (im Abgehn) Ei, ei, ei!

Franz. (mit verſchlungenen Armen ihm nachſehend, nach einer Pauſe) Soll ich lachen oder weinen? beten oder fluchen? Ja, ſo lange es hieß: der reiche Melcherſohn hält eine Biſchoffstafel!

tafel! Seit Bremen ſteht, iſt jährlich kein ſolches Ochſenfeſt begangen als von ihm! ſo lange ich jedem Bürger einen Krüſelbraten ſpendete und ein Krüglein ſpaniſchen Weins, o da ließ man hoch mich leben! und alle Mützen flogen von den Köpfen, wo ich erſchien. — Nun kann ich ſitzen und Kalender machen. In meinem Kalender ſoll bei keinem Tage die Anmerkung fehlen: heute iſt gut ſchröpfen; denn ich bin ja täglich wacker geſchröpft worden. (Sein Blick fällt auf Hans Maus) Sieh, da iſt noch einer ſitzen geblieben, Hans Maus, der hat den Kehraus verſchlafen. Auch ſo ein Freund, ſo lange der Schornſtein raucht; doch hab' ich ihn immer treuherzig erfunden. (er ſchlägt ihn auf die Schulter) He! Hans Maus! erwache!

Zweite Scene.

Franz und Hans Maus.

Hans (noch ſchlaftrunken) Laß mich, Brüdergen, ich kann hol mich der Teufel nicht mehr trinken. Nur noch ein Stündgen laß mich ſchlafen, dann ſollſt du wieder deine Luſt an mir ſehn.

Franz. Aber die Andern ſind ſchon alle fort.

Hans. (ſperrt die Augen weit auf) Sind fort? warum denn?

Franz. Weil ich ihnen kund gethan, das ſei der Valetſchmaus geweſen; künftig ſolle der Brunnen im Hofe für meine Gäſte der Weinkeller ſeyn.

Hans. (Gähnend und ſich die Augen reibend) Das war aber auch ein dummer Spaß.

Franz. Nein Brüdergen, es war bittrer Ernſt. Ich bin auf den Hefen.

Hans. (ſpringt plötzlich kerzengerade in die Höhe) Du?!

Franz. Ja ich.

Hans. Der reiche Erbe des reichen Melchior von Bremen, der ſich immer hohnlächelnd den Bauch ſtrich, wenn vom reichen Manne im Evangelio gepredigt wurde.

Franz. Derſelbe.

Hans. Der Sohn des Mannes, der ſeinen Speiſeſaal mit harten Thalern pflaſtern ließ?

Franz. Derſelbe. Die harten Thaler ſind ſchon längſt flüſſig geworden.

Hans. Hat mich doch der Schrecken plötzlich ſo nüchtern gemacht, als ob ich mit offenem Maule unter einer Dachtrauſe gelegen hätte.

Franz. Es thut mir leid um dich.

Hans. Ich bin ein armer Teufel. Dein Vater war mein Gönner. Täglich fand ich meinen Tiſch gedeckt, und ſetzte meine Füße auf die harten Thaler. Sein Tod änderte nichts. Du nahmſt mich gaſtfrei auf wie zuvor.

Franz. So lange ich ſelber etwas hatte.

Hans. Aber mein Gott! warum haſt du denn nichts mehr?

Franz. Eine wunderliche Frage in deinem Munde. Ich meine du kannſt mir es bezeugen, daß ich mirs blutſauer habe werden laſſen, den lezten Helier durchzubringen; und nun rathe ich dir, mach' es wie die Andern, die ſagten ei, ei! und ſchlichen davon.

Hans. Nein Brüdergen, das geht nicht ſo ſchnell. Es iſt mir, als ob ich vor Angſt nicht ſchlucken könnte. Ich muß doch erſt wiſſen, was du anfangen wirſt.

Franz. Gib mir einen guten Rath.

Hans. Höre. Es haben ſo manche aus deinem Beutel gelebt, lebe du künftig aus fremden Beutel.

Franz. Aber wie? — zum Schmarutzer bin ich verdorben.

Hans. Da haſt du Recht. Das Handwerk iſt ſchwerer als man glaubt, muß lange geübt werden, ehe man's einigermaßen zur Vollkommenheit bringt. Kannſt du nicht Alles loben,. zu Allem lächeln, die Schooshunde kratzen, mit den Kindern ſpielen, derbe Späßchen vertragen, immer bei der Hand ſeyn wo eine Lücke auszufüllen iſt, und ohne Murren von ferne ſtehn, wenn man deiner nicht bedarf — ſo biſt du verloren.

Franz. Bin ich denn ſo mit dir umgegangen?

Hans. Nein, Herr Bruder, du haſt mich nimmer fühlen laſſen, daß ich ein armer Teufel bin, haſt mir nie andern Wein zu trinken gegeben, als den du ſelber trankſt, wenn auch der Bürgermeiſter bei dir zu Gaſte war, und ich ganz unten am Tiſche ſaß. Darum kam ich am liebſten zu dir, und darum ſcheide ich auch am ſchwerſten von dir. Ja, es möge nun mit dir beſchaffen ſeyn wie es wolle, ich komme nach wie vor einmal wöchentlich bei dir zu Gaſte, und wenn du mir nichts vorzuſetzen haſt, ſo bringe ich mein Mittagsbrot in der Taſche mit, und wenn du es nicht verſchmähſt, ſo theile ich es auch mit dir.

Franz. Ehrlicher Hans Maus!

Hans. Dir kann's ja auch nicht immer fehlen, du biſt nicht ſo dumm wie ich. Weißt du was, werd' ein Prophet; ſo ein Kerl iſt überall willkommen.

Franz. Nein, mein Freund, wer ſich ſelbſt oder Andere betrügt, iſt ein Dummkopf oder ein Schurke. Zu beiden habe ich keine Anlage.

Hans. Oder werd' ein Wunderdoktor mit Streicheln und Betaſten, ſo regnet's dir Gold.

Franz. Die Propheten und die Wunderärzte ſind Geſchwiſterkinder.

Hans. Oder ſtifte eine fromme Secte. Laß dir den Bart wachſen, verdrehe die Augen, ſprich viel vom Lamme, ſo ſcheerſt du die Schaafe.

Franz. Leider bin ich zu alle dem viel zu ehrlich.

Hans. Ja wohl leider! es geht mir

ban, der Anführer des Trupps, als er ſeine Stelle niederlegte, und begehrte, an Land geſetzt zu werden. „Du uns verlaſſen!“ riefen alle: „billigen wir denn die Treuloſig„keit dieſes Nichtswürdigen?“ Der Planmacher ward ergriffen, auf der nächſten Küſte ausgeſetzt, und die ganze Mannſchaft ſchwur auf Montaubans Säbel, nie wieder mit dieſem Menſchen zu dienen. Iſt das nicht Heldenmuth?

Nein! weder die verfloſſenen Jahrtauſende, noch die Jahrtauſende der Nachwelt, werden ein Beyſpiel ſolch' eines Volkes aufweiſen können, faſt eben ſo würdig der Bewunderung, als die Entdeckung der neuen Welt ſelbſt. Freylich gab dieſe letztere Gelegenheit dazu, denn jede große Seele, jeder ſtarke unternehmende Geiſt, der in unſern Feſſeln vegetirte, floh nach Amerika und ward ein Held.

eben ſo. In keinem ſchlimmern Zeichen kann der Menſch geboren werden, als wenn er ein ehrliches Gemüth mit auf die Welt bringt. Lieber einen Buckel. Aber noch eins fällt mir bei, und das iſt das Beſte. Du biſt ein hübſcher junger Geſell, nimm eine reiche Dirne zum Weibe, dir kann's nicht fehlen.

Franz. Ach Hans Mans! ich bin ſchon verliebt!

Hans. Glück zu! doch wohl in eine Reiche?

Franz. Die Reichſte in der ganzen Stadt —

Hans. So recht.

Franz. An Schönheit und Tugend.

Hans. Sonſt nichts?

Franz. Sonſt gar nichts.

Hans. O weh!

Franz. Laß dir erzählen. Weil ich mein ſchönes Haus doch nun verlaſſen muß, ſo miethete ich mir ſchon vor einigen Wochen eine Dachſtube im Krämergäßchen.

Hans. Die engſte Straße in der ganzen Stadt.

Franz. Zu meinem Glück. Denn gerade gegenüber wohnt Frau Teube, eine geſchickte Spinnerin, mit ihrer ſchönen Tochter Meta. Wenn wir beide die Arme aus den Fenſtern ſtrecken, ſo können wir uns die Hände drücken.

Hans. Und das thut ihr auch wohl?

Franz. Bewahre der Himmel! ſie iſt ſo züchtig als eine Nonne, und wenn ſie einmal die langen Augenwimper nach mir aufhebt, ſo ſtehn ihre Wangen gleich in Roſenglut. Aber ſie hat Blumen vor dem Fenſter, die begießt ſie wohl öfter als Noth thut; wenn ich dann zurück ins Dunkle trete, daß ſie meiner nicht gewahr wird, ſo ſcheinen ihre Augen mich zu ſuchen. — O ich wette ſie iſt mir gut!

Hans. Ja, wenn zu ſolcher Wette ſich nur Leute genug finden wollten, ſo könnteſt du ſchon ein Stück Geld damit verdienen. Aber was ſoll denn daraus werden?

Franz. Narr, das kannſt du fragen? Heirathen will ich die ſchmucke Dirne. Sie hat nichts, ich habe nichts, gleich und gleich geſellt ſich gern.

Hans. Den Narren geb' ich dir zurück. Freund Melcherſon, nun erſt kommſt du mir recht bedauernswürdig vor. Armuth iſt ein böſes Ding, aber eine verliebte Armuth iſt ein Hochzeitgaſt ohne Feierkleid, wird vor der Hausthür abgewieſen.

Franz. Mit meiner Meta Brot und Waſſer.

Hans. Meinetwegen! es wird eine ſaubere Hochzeit geben bei Brot und Waſſer. Aber topp! ich komme und ſchlucke wie ein Fiſch. Uebrigens, weißt du wohl, bin ich ein unnützer Knecht; wenn ſich's aber wunderſam fügen ſollte, daß du einmal den Hans Maus zu etwas brauchen könnteſt, ſo ſteht er zu deinen Dienſten bei Tag und Nacht, nur nicht gern zu Mittag. Gott befohlen! (ab)

Dritte Scene.

Franz allein.

Der Hans Maus iſt doch ein ehrlicher Kerl, folglich ein unnützer Menſch, es wäre denn, daß ich einmal Bürgermeiſter würde, dann mache ich ihn zum Rathskellermeiſter und vertraue ihm die zwölf Apoſtel. Nur was es mit der Liebe für eine Bewandtniß hat, darauf verſteht er ſich ſchlecht. Daß ich zum Exempel mein ſchönes großes Haus recht gern mit dem Rücken anſehe, um in das Krämergäßgen zu ziehen, das begreift er nicht, und ich kann die Zeit doch kaum erwarten. — Vermuthlich hat nun auch die Nachbarin, Frau Ilſe, ſchon das Flachsnegoz in den Gang gebracht. Theurer Einkauf, wohlfeiler Verkauf, ein wunderlicher Handel. Immerhin! Wenn nur Meta aus dem Flachſe mir den Lebensfaden ſpinnt. — Nun bleibt mir noch ein ſchwerer Augenblick zu überwinden, die Trennung von meinem alten Caſpar. Aber es muß ſeyn! Der ehrliche Alte ſoll nicht mit mir hungern. (Er klingelt)

Vierte Scene.

Franz und Caspar.

Franz. Alter wie ſteht's? ich glaube du haſt geweint?

Casp. Ei da mag der Henker nicht weinen! Die Herren, die von euch gingen, führten ſo wunderliche Reden —

Franz. Es kann dir wohl nicht unerwartet kommen, wenn ich dir geſtehe, daß die harten Thaler meines Vaters in alle Welt gegangen ſind.

Caſp. Leider hab' ichs längſt vermuthet.

Franz. Dies Haus gehört den Gläubigern.

Caſp. O Jammer!

Franz. Ich muß heraus.

Caſp. Das überleb' ich nicht. War ich doch ſchon ein alter Diener im Hauſe, als ihr geboren wurdet, hab' euch hier oft getragen und am Gängelbande geführt.

Franz. Nun, getragen und ertragen haſt du mich bis heute. Wollte Gott, ich hätte mich auch bis heute von dir am Gängelbande führen laſſen.

Caſp. Wohl ſtünd' es dann beſſer um euch. Oft genug habe ich gewarnt.

Franz. Das muß ich dir bezeugen.

Caſp. Oft genug die Schmeichler und Fuchsſchwänzer verflucht.

Franz. Da haſt du einen Fluch verflucht. Es iſt vorbei. Zu geſchehenen Dingen ſoll man das Beſte reden.

Caſp. Auch das Beſte thun.

Franz. Das will ich. Bin auch weniger für mich beſorgt, als für dich. Denn ich bin jung, du biſt alt, und ſo wie ich dich kenne, haſt du wohl wenig bei mir erſpart.

Caſp. Wozu ſollt ich ſparen? Ihr gabt mir ja reichlich was ich bedurfte.

Franz. Es ſoll dir auch künftig an nichts mangeln. Geſtern hat der reiche Rathsherr Brachſen mir die ſchöne Madonna abgekauft, die mein Vater einſt in Welſchland theuer bezahlte.

Caſp. Er hatte ſeine Freude daran, und ihr glaubt nicht wie mir die Augen ſchmerzen, wenn ich die leere Stelle an der Wand betrachte. Seit 20 Jahren war ich gewohnt da ſtehn zu bleiben, und ein Stoßſeufzerlein an die ſchöne Madonna zu richten. Nun huſch' ich vorbei und wende die Augen weg, als vermeint ich ein Geſpenſt an der leeren Wand zu erblicken.

Franz. Aber deine Stoßſeufzer ſind doch nicht ohne Wirkung geblieben. Der Rathsherr hat eine hübſche runde Summe für das Gemälde entrichtet. Da nimm.

Caſp. Wie Herr?

Franz. Thu' dir gütlich auf deine alten Tage.

Caſp. Ihr habt ſelbſt nichts mehr, und ich ſollte noch das Letzte euch ſtehlen? nimmermehr!

Franz. Ich kann arbeiten und ich will.

Caſp. Ich kann ſterben und ich will.

Franz. Pfui Alter, mach' mir das Herz nicht ſchwer. Nimm.

Caſp. Nein Herr, ſo wahr mein letztes Stündlein mich heute oder morgen treffen möge, ich nehm' es nicht.

Franz. (umarmt ihn) Ehrlicher Caspar! nun ſo will ich bei des Hauſes Uebergabe es meinem Gläubiger zur Bedingung machen, daß er dich nicht vertreibe, und dich ehrlich halte bis an deinen Tod. Biſt du das zufrieden?

Caſp. Ach ja! es iſt doch immer noch das Beſte. Ich bin hier ſo gewohnt. Müßt ich fort, ſo fiel ich von der Hausthürſchwelle auch gleich ins Grab.

Franz. Meine übrigen Leute mag ich nicht mehr ſehn. Verkündige du was vorgegangen. Ich weiß, es ſind lauter Schwämme, die ſich voll geſogen haben.

Caſp. Ja wohl!

Franz. So ſcheide ich nun auch von ihnen mit leichtem Herzen. Du aber, Caſpar, nicht wahr, du wirſt mich dann und wann heimſuchen? Ich wohne im Krämergäßgen, und wenn du kommſt, ſo kommt der Freund zum Freunde? (will gehn)

Caſp. Noch eins, lieber Herr. Ihr habt ja noch den ſchönen Garten draußen vor dem Thore?

Franz. Der iſt ſchon mit eingerechnet.

Caſp. O weh! oft hab' ich euren Vater ſagen hören: wenn es meinem Sohn einmal übel gehen ſollte, der Garten kann ihn noch retten.

Franz. Das mag ihm wohl ſo vorgekommen ſeyn, weil er ſeine Freude an dem Garten hatte.

Caſp. Noch in der Todesſtunde — er konnte nicht mehr ſprechen, aber das Wort Garten arbeitete ſich doch von ſeiner ſchweren Zunge herab. Es war als ob er von dem Garten euch noch etwas Beſonderes vertrauen wollte.

Franz. Genug davon! mein Vater iſt jetzt im Paradieſe, und das ſoll der ſchönſte Garten ſeyn, obgleich niemand ungezwungen dahin ſpazieren geht. Auf Wiederſehn Alter! Villeicht erwerbe ich noch einmal ſo viel, daß ich Haus und Garten wieder kaufen kann.

Caſp. Das gebe Gott!

Franz. Und dann wäre es mir die größte Freude, wenn ich meinen alten Hauskater auch noch wieder fände. (ſchüttelt ihm die Hand und geht)

Das einzige Erbtheil jedes Flibuſtiers, ſein Degen und ſein Muth, wie wenig nutzten ſie ihm in Europa! Aber dort! jedermanns Feind, von Jedem gefürchtet, täglich den drohendſten Gefahren ausgeſetzt, betrachteten ſie jeden Tag als den letzten ihres Lebens, verſchwendeten ihre Reichthümer ſo ſchnell, als ſie ſie erworben hatten, ſtürzten ſich in jede Ausſchweifung, miſchten, noch heiß vom Kampfe, die Trunkenheit des Sieges in ihre Feſte, ſchlungen ihre blutigen Arme um ihre Geliebten, entſchlummerten einen Augenblick im Schooß der Wolluſt, und erwachten nur, um von neuem ihre Säbel in Blut zu tauchen. Ob ihre Leichname im Schooß der Erde, oder im Schooß des Meeres einſt ruhen würden, das war ihnen gleichgültig. Ein wildes Herz und ein taubes Gewiſſen im Buſen, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Weiber außer Buhlerinnen, ohne Kinder außer Baſtarden, ohne Mitbürger, ohne Vaterland, ohne irgend einen Bewegungs-

Caſp. (allein) Ja, wär ich nur ein rechter Kater, die Mäuſ' und Ratzen, die ihn kahl gefreſſen haben, wie gern hätt' ich ſie todt gebiſſen. (ab)

Fünfte Scene.

(Ein ärmliches, aber reinliches Zimmer bei Frau Truden).

Frau Trude und Meta. (beide ſpinnend)

Trude. Spude dich, Meta, ſpude dich, die Rokken müſſen wir heute noch abſpinnen.

Meta. Ich ſitze ja wie angenagelt.

Trude. Das wäre zu wünſchen, iſt aber nicht wahr. Du biſt ſchon dreimal ans Fenſter nach deinen Blumen gelaufen.

Meta. Die Blumen ſind meine einzige Freude.

Trude. Ich weiß gar nicht, wie du plötzlich ſo erpicht auf Blumen geworden biſt. Ein Sträußgen vor dem Buſen, i nu ja, das trugſt du immer gern; aber Töpfe vor allen

Fenſtern! die Luſt wandelt dich erſt ſeit einigen Wochen an.

Meta. Ja, ſeit 4 Wochen.

Trude. Ich muß dir nur ſagen, es iſt mir gar nicht recht. Da gegen uns über wohnt jetzt ein junger Geſell, der lauert den ganzen Tag am Fenſter wie ein Habicht, und hat nichts weiter zu thun als dich anzugaffen.

Meta. I nu Mutter, das Herüberſehn kann man ihm doch nicht wehren.

Trude. Warum nicht? man kann die Vorhänge zuziehn.

Meta. Wer weiß auch, ob ihr euch nicht irrt? Er ſieht vielleicht nur nach dem Wetter.

Trude. Der nach dem Wetter? der hat ſich all ſein Lebtage nicht um das Wetter bekümmert. Wenn der nur ſchlampampen konnte.

Meta. Kennt ihr ihn denn?

Trude. Ei wer ſoll den nicht kennen? es iſt ja der einzige Sohn des alten Melchior von

Bremen, der ſeinen Speiſeſaal mit harten Thalern gepflaſtert hatte. So gehts. Ein Sparer will einen Verthuer haben. Das Söhnlein hat alles wieder verpraßt. Das ſchöne große Haus am Markte, hätte er wenigſtens das behalten, ſo ſaß er nun nicht im Krämergäßgen und gaffte nach meiner Meta.

Meta. Man kann ihm doch weiter nichts Böſes nachſagen, als daß er das goldne Sprüchlein nicht erwogen hat: junges Blut, ſpar' dein Gut.

Trude. So? du vertheidigſt ihn wohl gar?

Meta. Wer weiß, ob er nicht ehrliche Abſichten hat?

Trude. Ja, der ſollte mir kommen mit ſeinen ehrlichen Abſichten. Für ſo einen Lungerer hab' ich meine Tochter nicht erzogen. Ich bin eine arme Frau, aber es iſt mir nicht bei der Wiege geſungen. Dein Vater, Gott hab' ihn ſelig! war ein wohlhabender Mann, der ſein eignes Schiff hatte, und der mich in ſeinem Leben nur ein einzigesmal geärgert hat, nemlich, als er mit Mann und Maus unterging. Du warſt noch ein Kind. Da mußt' ich leider ins Krämergäßchen ziehn, und ſpinnen und ſpinnen, daß die Haut ſich von den Fingern ſchälte.

Meta. Halfen denn die lieben Verwandten nicht aus der erſten Noth?

Trude. Keinen hab' ich angeſprochen. Wer ſelbſt noch arbeiten kann, der hüte ſich vor Almoſen, am meiſten von der lieben Sippſchaft, denn das zerſtört alle freundliche Verhältniſſe. Lieber hab' ich mit meinen Thränen mir die wunden Finger gewaſchen, bis du ein wenig herangewachſen warſt und mir helfen konnteſt. Nun, Gott ſey Dank, konnt' ich mir ſo viel erſparen, daß auch zu einem kleinen Flachshandel mir etwas übrig blieb. Heuer iſt jedoch der Flachs gar zu theuer, und es kommt nichts dabei heraus. Nun wer weiß was mir der liebe Gott auf meine alten Tage noch beſcheert? Du biſt eine feine Dirne geworden, ich habe nichts an dir geſpart. Die Männer in Bremen ſind nicht blind, es wird ſchon einer kommen, ein tüchtiger Schwiegerſohn, und dann hat alle Noth ein Ende. (Man hört in der Ferne eine Zither) Horch, da klimpert der Burſche ſchon wieder auf ſeiner Zither, allerlei weltliche Weiſen, damit will er dich auch nur locken.

Meta. In der That, ich hör' ihn gern.

Trude. Kind, ſtopfe Baumwolle in die Ohren, und tritt nie ans Fenſter ohne einen Schirm vor den Augen. Ich ſage dir, Augen und Ohren muß eine Dirne hüten, wie unſere löbliche Acciſe das Thor; denn immer ſtehn die jungen Burſche auf der Lauer, um Verbotenes einzuſchwärzen. — Klopft da nicht Jemand?

Meta. Ich glaube faſt.

Trude. Herein.

Sechſte

Sechste Scene.

Frau Ilſe. Die Vorigen.

Ilſe. Guten Tag, Frau Nachbarin.

Trude. Ei ſieh da, Frau Ilſe! ſeyd ſchön willkommen. Nehmt doch den Schemel dort und ſetzt euch zwiſchen uns. Beim Plaudern ſpinnt es ſich noch einmal ſo raſch. Was gibts denn gut's Neues?

Ilſe. Es iſt nicht der Rede werth. Hier und da ein Quabbenſchmaus.

Trude. I ja, es wird in Bremen viel geſchmauſt. Lieber Gott! es gab eine Zeit, wo ich auch bisweilen die werthen Freunde bewirthen konnte. Vor 20 Jahren, Frau Ilſe, mein Mann war eben mit einer reichen Ladung aus Portugal heimgekehrt, da hab' ich traktirt mit einem Ochſenbraten — nu, wer noch lebt und dabei geweſen iſt, der denkt gewiß noch heute an den Ochſenbraten.

Ilſe. Wenn Jungfer Meta einmal Hochzeit macht, ich wette, dann wird hoch geſchmauſt.

Trude. I nu, wenn der liebe Gott den Flachshandel ſegnet —

Ilſe. Gut daß ihr mich an den Flachs erinnert. Ich habe da eine Probe mitgebracht, wollt ihr kauſen?

Trude. Ei das iſt wunderſchöner Flachs. Aber, Frau Nachbarin, der wird mir viel zu theuer ſeyn.

Ilſe. Spottwohlfeil, drei Gülden der Stein.

Trude. Nicht möglich! ſolch ein Flachs! viermal mehr iſt er unter Brüdern werth.

Ilſe. Was ich euch ſage. Vier bis fünf Stein kann ich zu drei Gülden euch überlaſſen.

Trude. Er iſt doch nicht geſtohlen?

Ilſe. Gott bewahre! was denkt ihr von mir?

Trude. Nun nun, ich meine ohne euer Wiſſen.

Ilſe. Der ihn aus der erſten Hand gekauft hat, der hat ihn auch redlich bezahlt.

Trude. Frau Nachbarin, wenn es euch Ernſt iſt mit dem Handel —

Ilſe. Ich werde ja nicht unzeitigen Spaß mit euch treiben.

Trude. Das Geld zahl' ich euch auf der Stelle. Meta, hole doch geſchwind den ſpaniſchen Sect aus dem Schranke, die Frau Nachbarin muß ein Gläsgen trinken.

Ilſe. O das wäre ja gar nicht vonnöthen.

Trude. Nein nein, ich weiß was ſich ſchickt. Beſucht mich auf den Sonntag nach der Kirche, da will ich einen gezuckerten Reisbrei vorſetzen, ſo gut als die Frau Bürgermeiſterin.

(Meta hat indeſſen den Wein gebracht)

Ilſe. (trinkt) Eure Geſundheit, Frau Nachbarin. Ein liebliches Weingen.

Trude. Er iſt noch aus dem Fäßgen, aus dem mein Seliger trank. Ich gehe ſparſam damit um.

Ilſe. Eure Geſundheit, Jungfer Meta.

Meta. Ich danke ſchön.

Ilſe. Nun Gott ſey Dank! ihr blüht wie eine Roſe, und wenn ihr gleich im Krämergäßgen wohnt, und das ganze Jahr lang kaum einmal hinaus vor das Thor ſpaziert, ſo bleibt ihr doch nicht unbemerkt. Ich weiß was ich weiß.

Trude. (die unterdeſſen in den Flachs vertieft war) Wie pure Seide. O ſagt mir doch Frau Nachbarin, wäre der Handel nicht fortzuſetzen?

Ilſe. I warum nicht? wenn ihr uns wollt.

Trude. Ei das verſteht ſich, je mehr je beſſer. Trinkt doch noch ein Gläsgen.

Ilſe. Ich bin's nicht gewohnt, es ſteigt mir gleich zu Kopfe. (ſie trinkt)

Trude. Laßt's immer ein bisgen ſteigen. Im Vertrauen, wer iſt denn der Verkäufer, der ſich ſo ſchlecht auf den Flachs verſteht?

Ilſe. Wenn ihr mich nicht verrathen wollt, ſo will ich's euch wohl ſagen.

Trude. Redet nur, ich halte reinen Mund.

Ilſe. Da gegen euch über wohnt ein Junker — (Meta erſchrickt)

Trude. Ihr meint doch nicht den Sohn des reichen Melchior?

Ilſe. Der nemliche.

Trude. Was hat der mit eurem Flachs zu ſchaffen.

Ilſe. Sehr viel. Er hat ein Auge auf eure Meta geworfen.

Trude. Das hab' ich leider wohl gemerkt.

Ilſe. Neulich kam er zu mir um Nähnadeln zu kaufen. Ich glaube, es war nur ein Vorwand. Ein Wort gab das andere. Er entdeckte mir ſein Herz, und als er von mir hörte, daß Jungfer Meta ſich ſchon lange einen neuen Leibrock wünſche —

wegungsgrund, der der Kühnheit Schranken ſetzt, und die Liebe zum Leben erzeugt, wagten ſie blind die verzweifelteſten Unternehmungen. Unfähig, Ruhe oder Mangel zu ertragen, zu ſtolz, gemeine Arbeiten zu thun, mußten ſie die Geißel der alten oder der neuen Welt werden. Hätten ſie nicht jene Küſten verheert; ſo hätten ſie unſere Provinzen verwüſtet, und ihr Name ſtünde auf der Liſte der berühmten Böſewichter Europens.

Trude. Wer hat euch geheißen, ihm das auf die Naſe zu binden?

Ilſe. Es fuhr mir ſo heraus. Da kam er auf den Einfall, durch einen profitablen Flachshandel euch ein Stück Geld zuzuwenden. Er hatte noch ein paar Ohrringelgen von ſeiner ſeligen Mutter, die verkaufte er flugs, und brachte mir heute den erhandelten Flachs. Ich ſollte ihn euch quasi um ein Spottgeld wieder verkaufen, und ſeinen Namen verſchweigen. Er habe noch Allerlei, was er zu Geld machen könne, und wenn euch der Handel gefiele und Jungfer Meta einen neuen Leibrock davon bekäme, ſo ſollt' es euch an Flachs nicht fehlen.

Meta. (bei Seite) Der gute Menſch!

Ilſe. Nun meine ich, Frau Nachbarin, ſo lange der närriſche Junker noch einen Schilling erübrigen kann, mögt ihr ſeine Thorheit wohl benutzen.

Trude. Meint ihr?

Ilſe. Am Ende könnt ihr ihn doch mit einer langen Naſe laufen laſſen.

Trude. Ei ſo vergebe mir der liebe Gott meine ſchweren Sünden! iſt das eine Zumuthung für eine ehrliche Frau?

Ilſe. Nu nu!

Trude. Schämt euch Frau Nachbarin.

Ilſe. Nu nu!

Trude. Packt euch fort mit eurem Flachs.

Ilſe. Nu nu!

Trude. Und ſagt eurem Gelbſchnabel, er ſolle ſich nicht unterſtehen, nach meiner Meta zu blinzeln. Wenn ich ihn wieder am Fenſter ſehe, ſo nehm' ich eine Spritze, und will ihm die Augen ſo mit Seifenwaſſer verkleiſtern, daß ihm Hören und Sehen vergehen ſoll.

Ilſe. Nu nu!

Trude. Und ihr, Frau Nachbarin, kommt mir nicht wieder über die Schwelle.

Ilſe. Seht doch, ich kann ja gehn.

Trude. Es thut mir nur Leid um meinen ſpaniſchen Sect.

Ilſe. Ich huſte in euren ſpaniſchen Sect! Keinen Tropfen davon will ich im Leibe behalten. Ich habe auch noch ein paar Groſchen, wenn ich ein Gläsgen trinken will. Ei ſeht mir doch die vornehme Frau Trude! rühr mich nicht an! komm mir ja nicht zu nah! Man ſollte meinen, ſie ſey von Porcellain, und ihr ſeliger Mann habe ſie aus China mitgebracht. Ha ha ha ha! (ab)

Siebente Scene.

Trude und Meta.

Trude. Gib mir die Krebsaugen vom Schranke. Ich habe mich geärgert, daß mir alle Glieder zittern.

Meta. Frau Ilſe hat eine böſe Zunge, aber der junge Geſell hat es doch gut gemeint.

Trude. An den Galgen ſoll er gehn mit ſeinem Flachs! der Lungerer wird dich noch in der Leute Mäuler bringen. Aber ich weiß ſchon was ich thue, ich ziehe aus. Vierzehn Jahre hab' ich hier gewohnt und mir's bequem gemacht, und meine Kunden wußten mich zu finden; aber alles das ſoll mich nicht abhalten, ich ziehe doch aus. Auf der Stelle geh' ich in die Vorſtadt, und ſuche mir eine abgelegene Wohnung. Dich ſperr' ich unterdeſſen hier in die Kammer.

Meta. Liebe Mutter —

Trude. Und wenn ich heim komme, ſo werf' ich alle deine Blumentöpfe auf die Straße.

Meta. Was kann denn ich — was können meine Blumen dafür?

Trude. O nun weiß ich, warum du plötzlich in die Blumen dich vernarrteſt. Das Otterngezücht da gegenüber lag unter deinen Blumen. (Sie hat ſich unterdeſſen eine Schürze vorgebunden und ein Tuch um den Hals geſchlagen) Fort in die Kammer! Dein Spinnrad mitgenommen, und ein geiſtlich Lied geſungen, daß die böſen Gedanken dir vergehen, du leichtfertige Dirne! (Sie ſchiebt Meta mit dem Spinnrocken in die Kammer und verſchließt dieſelbe) Ja ja, wem der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft legen will, dem beſcheert er eine hübſche Tochter. (45)

Achte Scene.

(Straße)

Franz allein. Hernach **Frau Ilſe.**

Franz. Die Nachbarin bleibt lange aus. — Ich vergehe ſchier vor Ungeduld! — wenn ſie nur ſchlau genug zu Werke geht, daß die Alte nichts merkt. — Ha! wenn es mir gelänge, auf dieſe Weiſe der lieblichen Dirne zu einem neuen Leibrock zu verhelfen! Und wenn ſie am nächſten Sonntage, von mir geputzt, in die Kirche ginge — o es gibt fürwahr kein größeres Vergnügen, als was man liebt herauszuputzen, wie eine Mutter ihr Kind. —

Da kommt Frau Ilſe. — Nun Frau Nachbarin! alles wohl ausgerichtet?

Ilſe. Bleibt mir vom Halſe mit euren Narrheiten! Die Gicht hab' ich ohnehin, die Gelbſucht bekäm' ich obendrein.

Franz. Was hat's denn gegeben?

Ilſe. Frau Trude iſt ein Drache. Erſt war alles gut, der Himmel hing voll Geigen, ich wurde mit ſpaniſchem Sect bewirthet; aber kaum hatte ſie vernommen, der Flachs komme aus eurem Speicher, da ging der Teufel los.

Franz. Ihr ſolltet ja meinen Namen verſchweigen?

Ilſe. Ei wenn man Sect getrunken hat, ſo kann man nichts verſchweigen. Und wofür hat man denn die Zunge? unſer Eins muß reden.

Franz. Nun habt ihr alles verdorben.

Ilſe. Ihr hättet doch nichts ausgerichtet, und könnt euch noch bedanken, daß ihr euer bisgen Geld im Sack behaltet. Die Mutter läßt euch ſagen, wenn ihr wieder am Fenſter gafft, ſo will ſie euch die Augen voll Seifenwaſſer ſpritzen. Mir hat ſie auch mit Stachelreden zugeſetzt, daß ich noch daran zu ſchlucken habe, mir ſogar das Haus verboten.

Franz. Aber die Tochter?

Ilſe. Ja die Tochter, die darf nicht muchſen.

Franz. Aber ihre Blicke?

Ilſe. Ei ich hatte keine Zeit, mich um ihre Blicke zu bekümmern. Da nehmt euren Flachs und laßt mich zufrieden. (ab)

Franz. (allein) Man pflegt zu ſagen, wo der Teufel nichts ausrichten kann, da ſchicke man nur ein altes Weib; aber das Sprichwort lügt. Mutter Ilſe hat mir den ganzen Kram verdorben. — Stille! da kommt Frau Trude ſelbſt.

Neunte Scene.

Frau Trude. Franz.

Trude. (indem ſie die Hausthür ſorgfältig verſchließt) Die Hausthür wollen wir gut verſchließen, und noch ein Kreuz vor das Schlüſſelloch machen.

Franz. (vor ſich) Ob ich es wage ſie anzureden? warum nicht? ein gutes Wort findet eine gute Statt. — Euer Diener, Frau Nachbarin.

Trude. (im Vorübergehn) Gebt euch keine Mühe, ich brauche ſolche Diener nicht.

Franz. Wenn ihr mich nur hören wolltet —

Trude. Ich habe keine Zeit.

Franz. Es iſt ein Wort in allen Ehren, was ich bei euch anbringen möchte.

Trude. Ich weiß ſchon was für Worte ihr anzubringen habt, aber die ſind alle in den Wind geredet. Wenn ihr einmal wieder in eures Vaters Hauſe warm ſitzt, und euer Speiſeſaal wieder mit harten Thalern gepflaſtert iſt, dann mögt ihr euch melden, und derweile Gott befehlen! (ab)

Franz. (allein) Das war deutlich. Nun kann ich mir einen Strick aus dem Flachſe drehn, und mich in Gottes Namen hängen. Das wird auch wohl das Beſte ſeyn. Schlechter Wein läßt ſich in Eſſig verwandeln, und iſt doch noch zu etwas gut; aber ein Leben ohne Liebe iſt keinen abgeſetzten Schilling werth.

Zehnte Scene.

Franz und **Hans Maus** (der vorüber-gehen will).

Franz. Sieh' da, Hans Maus! gut daß ich dich treffe.

Hans. Herr Bruder, ich habe Eile. Der reiche Brauherr Wumſter, du weißt, man nennt ihn nur den Hopfenkönig, gibt heute einen

Quab

Quabbenſchmaus. Es iſt ſchon ſpät, ich darf nicht fehlen.

Franz. Du ſollſt mir nur zum letzten Male guten Rath ertheilen.

Hans. Laß hören, worin?

Franz. Was meinſt du, welcher Tod iſt leichter, in der Weſer, oder am Strick?

Hans. Narr, ich habe mich in meinem Leben weder erſäuft, noch gehängt.

Franz. Aber du weißt doch wohl vom Hörenſagen?

Hans. Von allen, die es verſucht haben, iſt noch keiner zurückgekommen. Aber was ſind das für wunderliche Reden? du willſt doch nicht zum Teufel fahren?

Franz. Es geht mir auf der Oberwelt ſo ſchlecht, daß ichs in der Hölle gewiß noch beſſer finde.

Hans. Pfui Herr Bruder! ſchäme dich, es iſt noch Niemand in Bremen verhungert.

Franz.

Adelheid von Wulfingen,

ein Denkmal der Barbarey des dreyzehnten Jahrhunderts.

Franz. Aber verzweifelt aus Liebe wohl ſchon Mancher.

Hans. Sitzt es da?

Franz. Die Mutter hat mich abgewieſen, kurz und rund, hat mich verworfen, als wär ich eine Flachsſchäbe, und ich ſoll nicht eher ihr vor die Augen kommen, bis ich wieder in meines Vaters Hauſe warm ſitze, und bis mein Speiſeſaal wieder mit harten Thalern gepflaſtert iſt.

Hans. Das iſt freilich ſchlimm. So ein Pflaſter iſt leicht aufgeriſſen, aber es hält verdammt ſchwer, bis man die Steine wieder zuſammenfügt.

Franz. O ich bin jung, ich habe Kraft, und um Meta zu beſitzen, würde ich keine Arbeit ſcheun. Doch hier in meiner Vaterſtadt, wo Meta's Bild mich überall umgaukelt, würd' ich nur im Traume jedes Geſchäft verrichten, und am Ende würde es heißen: der Franz Melcherſon iſt zu nichts zu gebrauchen.

Hans. So geh' in die weite Welt.

Franz. Ja, wohin?

Hans. Weißt du was? ich habe einen guten Gedanken. Du haſt doch noch die Handelsbücher deines Vaters?

Franz. Noch hab' ich ſie. Kennſt du etwa einen Käſekrämer, der ſie kaufen will?

Hans. Ich habe deinen ſeligen Vater oft ſagen hören, in Antwerpen ſey er durch Banquerotte um viel Geld betrogen worden.

Franz. Das iſt wahr.

Hans. Doch meinte er immer, mancher würde ſich erholen, und ihm vielleicht nach Jahren das Kapital erſtatten. Wäre ich nun an deiner Stelle, ſo ginge ich meines Vaters Bücher fleißig durch, notirte mir die Namen der Schuldner, zöge nach Antwerpen, hielt Aehrenleſe, und thäte verſuchen, ob aus den verlornen Halmen ſich noch ein Maß Weitzen ſammeln ließe.

Franz. Bruder, den Einfall hat ein Engel dir zugeflüſtert. Morgen zieh' ich nach Antwerpen.

Hans. Glück auf den Weg!

Franz. O ich erinnere mich ganz deutlich, daß mein Vater große Summen dort zu fordern hat, die caſſir' ich ein, und kaufe mir ein Schiff, und befrachte es nach Spanien, damit gewinn' ich ſo viel, daß ich künftiges Jahr ſchon drei Schiffe ausrüſten kann, und in ein paar Jahren flattern meine Wimpel in allen Häfen, ich komme zurück, ich pflaſtre den Saal und Meta iſt mein.

Hans. Juchhe! nun bläſt der Wind in alle Segel! Zieh' mit Gott, gehab dich wohl, und vergiß nicht, den ehrlichen Hans Maus zur Hochzeit zu bitten. (ab)

Franz. (ihm nachrufend) Auf Wiederſehn in meines Vaters Hauſe! — O es iſt ein neues Leben in mich gefahren! Ja in Brabant blüht mein Glück. Nur von Meta mich trennen —

ach das wird mir ſchwer! — Und was wird ſie von mir denken, wenn ſie mich nicht mehr ſieht? wenn fremde Geſichter an meinem Fenſter erſcheinen? wenn ich auf der Straſſe ihr nicht überall mehr begegne, und in der Meſſe am Pfeiler ihr nicht mehr gegenüber ſtehe? — Sie wird denken, ich ſey ein leichtfertiger Geſell, ich habe ſie vergeſſen, und dann wird ſie mich verachten und einen andern heirathen. — Halt! mir fällt ein Mittel ein — ja ſo geht's. Ich zeige mich ihr in Reiſekleidern, und in der Kirche, wo ſie Meſſe hört, laſſ' ich täglich Vorbitte thun für einen jungen Reiſenden zu glücklicher Ausrichtung ſeiner Geſchäfte. Was gilts, die kluge Dirne wird wohl merken, wohin das zielt. Schien ſie doch bis jetzt jeden meiner Blicke zu verſtehn. O die Liebe macht gelehrig, und ſie ſelbſt wird für mich beten, ei da muß es ja gelingen! Fort nach Antwerpen! (ab)

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

(Die Börſe zu Antwerpen. Im Hintergrunde treiben ſich die Kaufleute geſchäftig durch einander, am geſchäftigſten iſt der Mäkler Braam.)

Franz. (im Vorgrunde) Da wär' ich nun in dem reichen Antwerpen, und auf der berühmten Börſe, wo aus allen Welttheilen die Goldſtröme zuſammenfließen. Das iſt ein Gedränge in allen Straßen! da ſchreit einer: vorgeſehn! dort ein anderer: aufgeſchaut! Ballen, Kiſten und Fäſſer ohne Zahl. Man ſollte meinen, die ganze Stadt brenne, und Jeder ſuche ſeine Habſeligkeiten zu retten. Endlich hab' ich mit meinem Ellenbogen mich durchgeſtoßen bis hieher auf das große Ackerfeld, wo Jahr aus Jahr ein gepflügt, geſäet und geerntet wird. — Da ſoll ich mir nun meine Leute herausſuchen. — Wie fang ich das an? — Das kleine Männgen, das ſo emſig hin und her ſchwenzelt, und einem Jeden etwas ins Ohr zu flüſtern hat, das könnte mir wohl am beſten Beſcheid geben. — Lieber Herr, auf ein Wort.

Zweite Scene.

Braam und Franz.

Braam. Was beliebt?

Franz. Ich bin ein Fremder und möchte gern Erkundigung einziehn.

Braam. Woron? nur heraus! ich bin ohne Ruhm zu melden, der erſte Mäkler hier auf dem Platze und weiß alles.

Franz. Wie ſtehts mit Peter Martens? lebt er noch? und macht er viel Geſchäfte?

Braam. Peter Martens iſt ein ſolider Mann, treibt Speditionshandel, und zieht mit reinem Gewinn davon.

Franz. Iſt Fabian von Plürs noch in gutem Zuſtande?

Braam. O der weiß ſeines Reichthums kein Ende, ſitzt im Rathe, und ſeine Wollenmanufakturen geben reiche Ausbeute.

Franz. Hat Jonathan Friſchier guten Vertrieb mit ſeinem Gewerbe?

Braam. Ei das wäre jetzt ein Kapitalmann, wenn ſich Kaiſer Max von den Franzoſen nicht hätte die Braut weghaſchen laſſen. Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiſer hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel aufgeſagt. Wenn Ihr ein Liebgen habt, das ihr mit den Kanten bedenken wollt, er läßt ſie Euch ums halbe Geld.

Franz. Iſt das Handelshaus op de Bätekamp geſunken, oder hält ſich's noch?

Braam. Dort hat's vor einigen Jahren im Geſparr geknackt, aber die ſpaniſchen Caravellen haben eine neue Strebemauer daran geſetzt, daß es nun wohl halten wird.

Franz. So mag Herr Wilhelm van der Goes ſich auch noch wohl befinden?

Braam. O der iſt der Reichſte von allen! er hat ja dreimal banquerott gemacht, das ſchlägt zu Buche, da kommt er eben her, der Dickbauch mit den kurzen Füßen. Nun wenn ihr ein Geſchäft mit einem dieſer Häuſer habt, ſo wendet euch nur an mich, den Mäkler Braam, der bedient euch prompt und ehrlich.

Franz. Ich halte euch beim Wort. Sprecht mit den reichen Handelsherren. Sie ſind dem alten Melchior von Bremen manchen ſchönen Thaler ſchuldig geblieben. Sagt ihnen, der Sohn des Alten ſey nun hier, um ſeines Vaters Schulden einzucaſſiren.

Braam. Ei ei, junger Mann, das iſt ein böſes Gewerbe; damit wird keiner gern geſehn. Indeſſen ich will es verſuchen. Bleibt nur hier auf dem Platze. Mit dem dicken Herrn da mögt ihr ſelbſt den Anfang machen. (Er miſcht ſich wieder unter die Uebrigen)

Franz. Gott ſey Dank, es geht gut. Alle meine Schuldner ſind wohlbehaltene Leute.

Dritte Scene.

Franz. Van der Goes.

Franz. Um Vergebung, Ihr ſeyd Herr van der Goes?

Goes. Ja, ſo heiſſ' ich.

Franz. Ich bin ein Fremder.

Goes. Ja, das ſeh' ich.

Franz. Aber mein Name wird Euch hoffentlich bekannt ſeyn?

Goes. Wie heißt ihr denn?

Franz. Franz Melcherſon.

Goes. Iſt mir nicht bekannt.

Franz. Der Sohn des reichen Melchior von Bremen.

Goes. Von Bremen? iſt mir nicht bekannt.

Franz. Ihr habt doch vormals viel mit ihm verkehrt.

Goes. Kann wohl ſeyn.

Franz. Ihr ſeyd mit einer hübſchen Summe ihm verſchuldet geblieben.

Goes. Iſt mir nicht bekannt.

Franz. Betrachtet nur den Auszug aus ſeinen Büchern. (zeigt ihm denſelben)

Goes. Was gehn mich ſeine Bücher an?

Franz. Ihr werdet doch die Schuld nicht ableugnen wollen?

Goes. Von welcher Zeit ſprecht ihr denn?

Franz. Es mögen 5 oder 6 Jahre verfloſſen ſeyn.

Goes. Ja damals war mein Vermögen in Concurs, und mit 5 Procent aus der Maſſe wurde judicialiter alles rein abgethan.

Hat

Hat der Gläubiger die Zahlung nicht acceptirt, ſo iſt das ſeine Schuld.

Franz. Aber ihr ſeyd unterdeſſen wieder ein reicher Mann geworden?

Goes. Gott ſey Dank!

Franz. Und ich bin ein armer Teufel.

Goes. Das geht mich nichts an.

Franz. Ich belange euch vor dem Richterſtuhle eures Gewiſſens.

Goes. Da verliert ihr euren Proceß.

Franz. Ihr werdet doch nicht ſo gottlos ſeyn?

Goes. Gottlos? ich habe noch in voriger Woche einen Altar gekleidet.

Franz. Seht nur daheim eure alten Bücher nach.

Goes. Junger Menſch, ich habe keine alten Bücher. Wenn man bonis cedirt hat, ſo wird man gleichſam neu geboren, man wächſt, man wird wieder groß, und von Allem was vorhergegangen, weiß man kein Wort mehr. (ab)

Franz. (allein) O weh! o weh! der hat ſein Gewiſſen im Concurs auch mit verloren, und ein neues, wie es ſcheint, iſt ihm noch nicht gewachſen. Wenn die andern Freunde nicht redlicher denken, ſo ſieht's mit meiner Flotte übel aus.

Vierte Scene.

Braam und Franz.

Braam. Ei ei, Junker, ihr ſetzt mir die ganze Börſe in Allarm.

Franz. Wie ſo?

Braam. Peter Martens ſpricht, er habe mit eurem Vater nie zu thun gehabt. Fabian von Plürs will kaum wiſſen wo Bremen liegt. Jonathan Friſchier behauptet, eure Mutter wäre ihm noch einen anſehnlichen Reſt für Spitzen ſchuldig; und vollends op de Bütekamp! die machen euch noch eine Gegenrechnung auf, daß euch die Haare zu Berge ſtehn werden.

Franz. So? ſagt mir doch, Herr Mäkler, wohnen Chriſten in Antwerpen?

Braam. Chriſten, pure fromme Chriſten.

Franz. Und habt ihr auch Geſetze und Obrigkeit?

Braam. Das will ich meinen. Vor unſern Richterſtühlen hat noch kein reicher Mann ſein Recht vergebens geſucht.

Franz. Aber die Armen?

Braam. Ja die Armen, denen geht's wie überall, ſie finden nirgend Recht.

Franz. Da lob' ich mir meine gute Vaterſtadt.

Braam. Ein jeder lobt die Seinige. Laßt euch rathen, macht euch bei Zeiten aus dem Staube; denn ich kann euch wohl im Vertrauen ſagen, die Herren haben ſich ſchon an die Polizei gewandt. Ihr ſollt nicht aus der Stadt gelaſſen werden, bis ihr eures Vaters Schulden bei Heller und Pfennig bezahlt.

Franz. Wahrhaftig?

Braam. Nun was mich betrifft, ich will euch nicht ſchwer fallen. Ich habe Mäklergebühren von euch zu fordern; aber wenn ihr nichts habt, ſo will ich warten bis auf beſſere Zeiten. (ab)

Franz. (allein) Wohnten die Kerle in Bremen, ich würde denken, ſie hätten ein paar Jahre im Bleikeller gelegen, und eine Pergamenthaut bekommen, daß ſie nicht mehr roth werden könnten. — Nun ſoll ich am Ende wohl gar in die Schelde ſpringen? nicht einmal die Freude haben, in der Weſer zu erſaufen?

Fünfte Scene.

Der Polizeibeamte und Franz.

Poliz. Heißt ihr Franz Melcherſen?

Franz. Ja ſo heiſſ' ich.

Poliz. Aus Bremen?

Franz. Ja aus Bremen.

Poliz. Ich ſoll euch ein freies Quartier anweiſen.

Franz. (vor ſich) Aha! da hat ſich doch wohl einer noch eines Beſſern beſonnen. (laut) Habt Dank, guter Freund! zu wem wollt ihr mich führen?

Poliz. Zum Herrn Vogt auf die Mauerfeſte.

Franz. Die Mauerfeſte? was iſt das?

Poliz. Es iſt ein ehrlicher Schuldthurm.

Franz. Seyd ihr von Sinnen?

Poliz. Ihr mögt wohl ſelbſt nicht recht bei Sinnen geweſen ſeyn, als ihr, ſo ſchwer verſchuldet, es dennoch gewagt, in unſerer Stadt euch blicken zu laſſen. Die hochachtbaren Handelsherren Bütekamp und van der Goes haben darauf angetragen, euch in den Schuldthurm zu werfen, folglich macht nur keine Umſtände, ſondern geht gutwillig mit; denn wenn ich pfeife, ſo kommen meine Burſche aus allen Ecken.

Franz. Hört! ihr ſeht mir aus wie ein ehrlicher Mann.

Poliz. Und ihr ſeht mir aus wie ein Landſtreicher.

Franz. Ich kann euch beweiſen, daß gerade dieſe Herren mir ſchuldig ſind.

Poliz. Deſto ſchlimmer für euch! Habt ihr Verwandte hier im Rathe?

Franz. Nein.

Poliz. Oder eine ſchöne Frau?

Franz. Nein.

Poliz. Oder iſt euer Seckel gut gefüllt?

Franz. Nein.

Poliz. Nun ſo ergebt euch drein, ich kann euch nicht helfen.

Franz. Aber mein Gott! ſoll ich denn das junge Leben im Schuldthurm verſchmachten?

Poliz. Einen Troſt kann ich euch geben: wenn ihr gar nichts habt, ſo müſſen ſie euch verköſtigen, das wird ihnen bald läſtig werden, und ſo laſſen ſie euch wieder laufen.

Franz. Ein ſchöner Troſt!

Poliz. Jetzt fort auf die Mauerfeſte!

Franz. (ihm folgend) O ſäſſ' ich noch im Krämergäßgen.

Sechste Scene.

(Frau Trudens Stube.)

Meta. (ſpinnt) **Trude.** (kommt haſtig herein)

Trude. Meta! Meta! der Hopfenkönig hat ſich melden laſſen.

Meta. (gleichgültig) So?

Trude. So ein reicher Mann bei uns armen Leuten!

Meta. Es iſt faſt wunderlich.

Trude. Was mag er wollen? mit Flachs handelt er nicht, und ſpinnen läßt er nicht —

Meta. I nu Mutter. Ihr ſeyd noch eine raſche Frau, er hat vielleicht ein Auge auf euch geworfen.

Trude. Auf mich? er? das weiß ich beſſer. Kind, mir wird auf einmal die Bruſt ſo hoch, als wär' ich ein gefüllter Kapaun. Gib Acht, er freyt um dich.

Meta. Da ſey Gott für!

Trude. Redeſt du im Schlafe? oder haſt du ein Schlückgen von meinem Aquavite getrunken? — Stille, ich hör' ihn ſchon auf der Treppe. Geh' in dein Kämmerlein und bete, daß der liebe Gott dir den Hopfenkönig beſcheeren wolle.

Meta. Soll ich beten um einen Mann, ſo will ich wenigſtens keinen nennen; der liebe Gott wird mich ſchon verſiehn. (ab)

Trude. (allein, ſich in Poſitur ſetzend) Er mag nur kommen. O er ſoll es wohl gewahr werden, daß wir auch nicht hinter dem Zaune jung geworden ſind. Vor allen Dingen — wenn er wirklich um meine Meta werben thut, — hör' es ganz gelaſſen an, fahre nicht aus der Haut vor Freuden, alles fein ehrbar, fein langſam, ſein züchtig. Die Braut bekommt er heute nicht zu ſeh'n.

Siebente Scene.

Der Hopfenkönig. Frau Trude.

Hopf. Meine werthe Frau Trude — ich meine ihr thut mich kennen?

Trude. O wer ſollte den großachtbaren, reichen Brauherrn Hans Wumſter nicht kennen? Ich bitt' euch, nehmt doch Platz.

Hopf. Ich bring' euch da einen Strauß aus meinem Garten. (überreicht ihr einen gewaltigen Blumenſtrauß)

Trude. Ach die wunderſchönen Blumen! und wie das riecht! (ſie nieſt)

Hopf. Gott helf!

Trude. Ich bedanke mich.

Hopf. Der Sommer iſt heuer recht warm.

Trude. Ein köſtlicher Sommer.

Hopf. (ſich die Stirn trocknend) Ich ſchwitze denn auch ein bisgen.

Trude. Die Sonne liegt den ganzen Tag auf meinem Dachſtübgen.

Hopf. Ich ſchwitze auch wohl im Winter. Das macht das liebe Fett.

Trude. Ein ſtattlicher Bauch! Ihr könntet alle Tage Bürgermeiſter werden.

Hopf. Was Bürgermeiſter! Ich tauſche mit keinem Biſchoff. Der liebe Gott hat mich geſegnet.

Trude. Das weiß die ganze Stadt.

Hopf. Ich trinke viel Bier, aber ich braue deſſen noch weit mehr.

Trude. Es wird ja weit und breit verführt.

Hopf. Ich pflege immer zu ſagen: wenn der liebe Gott nur für Waſſer ſorgt, für das Uebrige will ich ſchon ſelber ſorgen.

Trude. Wer es einmal ſo weit gebracht hat —

An den Leſer.

Dieſes Stück thut auf der Bühne groſſe Wirkung, das hab' ich ſelbſt geſehen, ohngeachtet es mir von ungeübten Liebhabern aufgeführt wurde; und alſo bilde ich mir ein, es ſey nicht ganz ſchlecht. Freylich, wie der erſte Eindruck vorüber war, ſo fiengen die Leute an, gar gewaltig über die Moralität zu raiſonniren. Da war des Plauderns und Achſelzuckens kein Ende; und wenn man ihnen in die Ohren rieb, daß Doctor Luther einſt mit all' ſeinem Chriſtenthume, in einem weit ſchlimmern Falle, das nemliche gedacht und geſagt; ſo riefen ſie mir immer das alte lateiniſche Sprüchlein ins Gedächt-

Hopf. Ich habe mein eignes Haus.

Trude. Ein ſchönes Haus, dem langen Roland gegenüber.

Hopf. Einen Luſtgarten vor dem Thore.

Trude. Ach ich habe manch liebesmal durch das Gitter hineingeſchaut.

Hopf. Einen Stuhl in der Kirche.

Trude. Gleich hinter den Rathsſtühlen.

Hopf. Ein Erbbegräbniß.

Trude. Gott wolle meinem hochgeehrten Herrn die himmliſche Ruhe daſelbſt verleihen!

Hopf. Solche zu genießen bin ich vor der Hand noch nicht geſonnen. Ich habe mich vielmehr mit Gott entſchloſſen, in den heiligen Eheſtand zu treten.

Trude. Dazu wünſch' ich Glück!

Hopf. Ich kann's euch wohl ſagen, es ſind mir viele nette Jungfrauen unter der Hand ſo gleichſam angetragen worden.

Trude. Solch ein ehrenfeſter Eidam, welche Mutter ſollte den nicht wünſchen?

Hopf. Wenn ich hochmüthig wäre, eine Rathsherrntochter könnt' ich wegfiſchen.

Trude. Kein Zweifel.

Hopf. Auf dem Tanzboden hab' ich mir das junge Weibsvolk manchmal beſehn. Lieber Gott, das war mit goldnen Spangen und Ketten wohl ausgeziert, das drehte ſich wie ein Kreiſel, daß die Haarflechten weit vom Nacken flogen; aber es gefiel mir keine, denn ich dachte — was meint ihr wohl, Frau Trude, was ich dachte?

Trude. Ohne Zweifel etwas ſehr Vernünftiges.

Hopf. (gähnend) Ich dachte, ein gutes Bier muß gähren und ſchäumen, und die Flaſchen ſprengen; nicht alſo ein Mägdelein, wenn der himmliſche Brauherr es ohne Hefen erſchaffen hat.

Trude. Sehr weiſe.

Hopf. Darum ging ich flugs vom Tanzboden in die Meſſe, und beſchaute mir da die frommen Kinder, die mit niedergeſchlagenen Augen die Kügelein von ihren Roſenkränzen durch die Finger laufen ließen, und dabei die Lippen ganz leiſe bewegten. Es währte auch nicht lange, ſo war's in meinem Herzen wie wenn ein gutes Märzbier eingeſchenkt wird, und die Perlen immerfort in die Höhe ſteigen, ſintemal eine gar holdſelige Jungfrau mit ihren frommen Kügelein zu mir ſprechen thäte: nimm mich, nimm mich! Solches hab' ich denn auch beſchloſſen, und bin alſo bald vor die rechte Schmiede gegangen, nemlich zu euch, Frau Trude.

Trude. Zu mir?

Hopf. Sintemal ihr das Kleinod in eurem Schatzkäſtlein verwahrt, Gottes Freund! ich laß es in Gold faſſen, und euch obendrein.

Trude. Ihr meint doch wohl nicht gar —

Hopf. Eure ſchöne Meta.

Trude. Ei du lieber Himmel! wie wunderlich ſind Gottes Wege!

Hopf. Der Weg einer Jungfrau führt gewöhnlich in die Brautkammer.

Trude. Wer hätte denken ſollen, daß ein ſo reicher Ehrenmann bei einer ſo armen Dirne anklopfen würde?

Hopf. Angeklopft hab' ich, ſeyd nun ſo gut mir aufzuthun.

Trude. Ja, man muß ſich doch zuvor mit Gott berathen —

Hopf. Nun freilich. Unſer eins weiß auch was Sitte im Lande iſt. Unterdeſſen beſucht mich einmal, beſeht meine Braukűpen und meine ſilbernen Humpen. Da will ich euch auch die ſchöne warme Kammer zeigen, in der ihr ſelbſt künftig wohnen ſollt, wenn's euch beliebt, die Fenſter hinaus nach dem Markte, dem großen Roland ſeht ihr gerade ins Maul.

Trude. Ach Gott — ich bin ſo gerührt — allein ihr wißt was Zucht und Sitte heiſchen. Sprecht über acht Tage wieder einmal zu, wo ich denn meinen hochgeehrten Herrn mit genüglicher Antwort zu contentiren verhoffe.

Hopf. Ja ja, das iſt in der Ordnung, und bin ich ſolchen Aufſchub wohl zufrieden, ſintemal ich ohnehin nach Braunſchweig reiſen muß, um Hopfen einzukaufen. Gehabt euch wohl indeſſen, Frau Schwiegermutter. Die Spinnräder werft nur in die Rumpelkammer; denn bei mir ſollt ihr gute Tage haben. Unten vor eurer Hausthür haben meine Burſche ein Fäßgen Märzbier abgeladen, daran thut euch gütlich, bis ich wieder komme und die Braut heimführe. Dann ſollt ihr auch den Ochſen ſehen, den ich an meinem Ehrentage will ſchlachten laſſen; dann werden euch erſt die Augen übergehn, Frau Trude. Es iſt ein Ochſe — ſeht mich einmal an — ich bin ein Kind dagegen. Gott befohlen. (ab)

Achte Scene.

Frau Trude. Meta.

Meta. Seyd ihr allein, Mutter?

Trude. Nein, du Goldkind, ich bin nicht allein! die himmliſchen Heerſcharen ſind bei mir eingezogen! mein mütterliches Gebet iſt erhört! du biſt die Braut des Hopfenkönigs!

Meta. (ſchreit) Ach! — bin ich doch erſchrocken, als ob mir plötzlich eine Spinne über den Hals gelaufen wäre.

Trude. So recht, mein Kind. Eine ehrſame Jungfrau muß erſchrecken, wenn ihr der junge Tobias plötzlich unter die Augen tritt. Aber nun, mein Töchterlein, nun überlaß dich ganz der Freude. Du wirſt die Hopfenkönigin.

Meta. O weh, o weh!

Trude. Der Hopfenkönig mein Schwiegerſohn! Die ſchöne warme Kammer, in der ich wohnen ſoll! Der große Roland, dem ich täglich ins Maul ſehen werde! Der große Ochſe, der an deinem Ehrentage geſchlachtet wird! Die Freudenthränen rieſeln mir über die Backen!

Meta. Liebe Mutter, habt ihr denn ſchon das Jawort gegeben?

Trude. Wo denkſt du hin? das wär' ein Skandal in unſrer guten Vaterſtadt. Nein, ich habe ihn auf die Woche wieder beſtellt, aber mein Herz hat geſchrieen: ja, ja, ja!

Meta. Ach mein Herz will gar nicht mit ſchreien.

Trude. Das ſchickt ſich auch nicht. Aber leiſe in deinem Kämmerlein magſt du Gott danken, daß du mit ſo hohen Ehren unter die Haube kommſt.

Meta. Liebe Mutter, ich will noch nicht unter die Haube.

Trude. Es iſt auch keine Haube, es iſt eine Krone, ſag' ich dir. Du wirſt Hopfenkönigin! ich ſpaziere in ſeinem Garten, ich ſetze mich in ſeinen Kirchenſtuhl, ich laſſe mich in ſein Erbbegräbniß legen.

Meta. Mutter, es thut mir in der Seele weh, eure Freude zu ſtören, aber es muß doch einmal heraus: ich kann den Hopfenkönig nicht heirathen.

Trude. Oho, Jungfer Zipp; iſt ſie vom Satan beſeſſen? meint Sie, man werde Sie noch fragen? das wäre mir eben recht! ich ſollte noch weiter am Spinnrocken ſitzen? In die Rumpelkammer ſoll ich ihn werfen, das hat er ſelbſt geſagt, und das ſoll auch geſchehn, gleich auf der Stelle. Du biſt ein frommes Kind, du wirſt mir das Herzeleid nicht anthun. Greif zu! Spindel und Weiſe, Schwingſtock und Hechel, fort in die Rumpelkammer! (ſie rafft alles zuſammen und geht ab)

Meta. (allein) Ja, wenn ich in meinem Herzen auch eine Rumpelkammer hätte, in die ich den ehrlichen Franz Melcherſon werfen könnte! Aber nein, der ſteht und rührt ſich nicht. (Sie folgt mit ihrem Spinnrade)

Neunte Scene.

Das Wirthshaus an der Straße nach Rummelsburg. Im Hintergrunde auf einem Hügel ein altes Schloß. Es iſt Nacht).

Franz. (tritt auf mit einem Reiſebündel am Stabe) Weiter tragen mich die Füße heute nicht. Bin ich doch vier Tage gelaufen, als ob die ganze Börſe von Antwerpen hinter mir wäre. — Der Haltunsfeſt hatte wohl recht vermuthet: die Herren Bütekamp und van der Goes merkten bald, daß ich ein läſtiger Koſtgänger ſey, und ſo ließ die Juſtiz mich laufen, unter der höflichen Bedingung, in 24 Stunden die Stadt zu räumen, und das Weichbild von Antwerpen nie wieder zu betreten. — O ſie gaben mir auch einen Zehrpfennig mit auf den Weg, fünf Gulden, ſchönes Geld — aber meinen Rappen, auf dem ich ſo ſtattlich zum Thore hinein ritt, den haben ſie behalten für Gerichts- und Atzungskoſten, und ſo trag ich nun zu Fuße mein Bündel und meinen Jammer! — Wo bin ich denn eigentlich? — Dort liegt Rummelsburg. — Das iſt fürwahr der Weg in meine Heimath. Soll ich dort mich wieder ſehen laſſen? mit leeren Händen vor der ſchönen Meta? ſoll ich betteln bei meinen Mitbürgern, denen ich an Wohlſtand es einſt zuvor gethan? — Nein, das kann ich nicht! — ich kehre nicht wieder um! — ich wandre nach einem Seehafen in den Niederlanden — ich werde Matroſe auf einem ſpaniſchen Schiffe — ich ziehe mit in die neue Welt — ich ſteige hinunter in die Goldgruben — ich fördre ſo viel Gold zu Tage, daß ich einige Maulthiere damit beladen kann — und den Antwerpern zum Trotz komme ich doch nach Bremen als ein reicher Mann, kaufe meines Veters Haus und heirathe die ſchöne Meta. — Ja, den Gedanken hat mir der Himmel eingegeben. Etwas dächtniß zurück: Duo ſi faciunt idem, non ſemper idem.

Nun, wie geſagt: für die Moralität mag Doctor Luther haften; von den Fehlern des Stücks aber muß ich ſelbſt Rechenſchaft geben, und wie könnte ich das beſſer und aufrichtiger, als indem ich dem Publicum das Urtheil eines Mannes vorlege, der allgemein für einen kompetenten Richter anerkannt wird. Hier ſind **Engels** eigene Worte:

„— — nur wünſchte ich freylich ein
„anderes Ende. Das, welches Sie gewählt
„haben, fällt meines Erachtens aus
„dem tragiſchen Schrecklichen ein wenig in
„das Untragiſche Gräßliche. Die armen,
„armen Kinder! Mich ſchaudert bey der
„Mordſcene; aber es iſt kein ſüßer Schauder.
„der. **Gleichwohl ſehe ich auch, bey**
„der Natur des Süjets, kein mögliches
„liches Ende ab, welches nicht auf
„eine

länger wird es freilich dauern, aber ſicher nicht ſo lang als meine Liebe. — Morgen mit dem Früheſten ſetze ich den Wanderſtab rückwärts. Nur heute muß ich ruhen. Es geht ſchon tief in die Nacht. (er klopft an das Wirthshaus) He da, macht auf!

Wirth. (inwendig) Wer klopft?

Franz. Ein Wandersmann.

Wirth. Zu Roſſe?

Franz. Nein, zu Fuße.

Wirth. So bleibt nur draußen, hier iſt kein Platz für euch.

Franz. Ich kann nicht weiter, ich bin ermüdet.

Wirth. Ich bin auch müde und will ſchlafen.

Franz. (klopft ungeſtümer) Laßt mich ein, oder ich klopfe die ganze Nacht, daß kein Schlaf in eure Augen kommen ſoll.

Wirth. Ihr ſeyd ein unverſchämter Geſell.

Franz. Noth bricht Eiſen.

Zehnte Scene.

Der Wirth. (mit der Laterne) **Franz.**

Wirth. Nun laßt euch doch einmal beſehn.

Franz. Verſpart's bis morgen. Gebt mir zu eſſen und ein Nachtlager.

Wirth. (vor ſich) Der Burſche ſieht mir aus wie ein Landſtreicher, und ſein Bündel iſt verzweifelt mager.

Franz. Murmelt nur nicht lange in den Bart.

Wirth. Hört, junger Geſell, ich hab' euch mit Wahrheit berichtet. In meinem Hauſe iſt kein Raum für euch. Eine Karavane Lyker Fuhrleute iſt bei mir eingekehrt, der Stall iſt voller Pferde, und in der Stube liegen ſie auf der Streu, ſo dicht, daß eine Katze kaum dazwiſchen herum ſchleichen kann.

Franz. Ihr werdet mich doch mitten in der Nacht nicht wieder fortſchicken?

Wirth. Es thut mir leid, aber ich kann's nicht ändern.

Franz. Kurz und gut, ich gehe nicht, und ſchafft ihr mir kein Obdach, ſo laſſe ich euch ſelbſt nicht von der Stelle. Ihr müßt mir unter freiem Himmel die ganze Nacht Geſellſchaft leiſten.

Wirth. (bei Seite) Das iſt ein unverſchämter Burſche, aber warte, du ſollſt mir büßen. (laut) Hört, junger Geſell, was ich euch ſagen mag. Wenn ihr hier zu raſten begehrt, ſo will ich euch wohl unterbringen. Seht ihr das Schloß da oben auf dem Hügel?

Franz. Ich ſehe nicht gut im Finſtern.

Wirth. Nun ſo glaubt mir auf mein Wort. Es ſteht meinem Hauſe gerade gegenüber, iſt nur durch die Fahrſtraße und einen kleinen Forellenbach davon geſchieden. Da gibt's der ledigen Zimmer genug, denn es iſt unbewohnt, und ich habe die Schlüſſel dazu. Wenn's euch nun dort nicht zu einſam wäre —

Franz. Ganz und gar nicht. Gebt mir nur Dach und Fach und ein Abendbrod, gleichviel, ob in einem Schloß oder in einer Bauerhütte.

Wirth. Nun ſo harrt noch ein kleines Weilgen. Ich will nur die Schlüſſel holen und einen Korb mit Lebensmitteln. (ab)

Franz. (allein) Der Schalk wird mich doch nicht zum Beſten haben? — Wenn er die Thür verriegelt hätte und nicht wieder käme — nein, nein, er hat ſie offen gelaſſen. — Horch! er klappert mit den Bechern — das iſt ein erfreulicher Klang für einen durſtigen Pilgersmann. — Ei, ei, hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß ich heute noch in einem Schloſſe ſchlafen würde.

Wirth. (mit Laterne, Schlüſſel und einem Korbe) Da bin ich ſchon wieder. Wir müſſen eilen, denn es iſt bald Mitternacht.

Franz. Was tragt ihr denn in eurem Korbe?

Wirth. Kommt nur mit, ihr ſollt ſchon ſehen.

Franz. Wenn's nur fein viel iſt, denn ich bin hungrig.

Wirth. I nu, wenn euch der Appetit nur nicht vergeht, an Eſſen und Trinken ſoll's nicht fehlen. (beide ab)

Eilfte Scene.

(Zimmer im Schloſſe)

Franz und der **Wirth** (der immer ſchüchtern um ſich ſchaut).

Wirth. Da wären wir. — Nun geſchwind die Lichte angezündet, den Korb ausgepackt (er thut beides ſehr eilig).

Franz. Ei ſieh da, ein weiches Lotterbette.

Wirth. Das ſteht euch auch zu Dienſten.

Franz. Hier ſieht es recht behaglich aus.

Wirth. Das Schloß gehört einem reichen Grafen.

Franz. Warum wohnt er denn nicht hier?

Wirth. Er hat der Schlöſſer noch viele.

Franz. Ein venetianiſches Spiegelglas —

Wirth. Ihr könnt euch morgen drinn beſchauen.

Franz. (bemerkend was der Wirth ausgepackt hat) Was kommt euch an? Das iſt ja eine fürſtliche Bewirthung. Meint ihr, daß ich die bezahlen könnte?

Wirth. Ich werd' es ſchon billig mit euch machen.

Franz. Und die Wachskerzen, wozu die? Gebt mir das Stümpfgen Licht aus eurer Laterne. Wenn ihr noch auf der Treppe ſeyd, ſo hab' ich ſchon gegeſſen und getrunken, und ſtrecke mich auf's Lager, und wenn ich erwache, wird die Sonne wohl ſchon hoch ſtehn. (Er ißt und trinkt ſehr haſtig)

Wirth. Hört, ich will euch nicht verhehlen, daß die Leute ſprechen, es ſpuke hier im Schloſſe.

Franz. (ohne viel darauf zu achten) So?

Wirth. Ihr dürft euch das gleichwohl nicht anfechten laſſen. Wir ſind, wie ihr ſeht, nah' genug, daß ihr uns errufen könnt, wenn euch etwas Unheimliches zuſtoßen ſollte. Ich werde mit meinem Geſinde flugs bei der Hand ſeyn, euch Beiſtand zu leiſten. Unten im Hauſe wird's die ganze Nacht nicht ruhig, und es bleibt immer Jemand wach.

Franz. Geht ihr nur ſchlafen, ich fürchte mich nicht vor Geſpenſtern.

Wirth. Wird auch nicht viel zu bedeuten haben. Ich wohne nun ſeit 30 Jahren hier im Orte, kann gleichwohl nicht ſagen, daß ich je etwas geſehn hätte. Wenn's ja zuweilen in der Nacht Gepolter gibt, ſo ſind's Katzen und Marder, die auf dem Kornboden raſaunen.

Franz. Ich werd' auf beiden Ohren ſchlafen.

Wirth. Aus Vorſorge hab' ich euch mit Licht verſehn. Die Nacht iſt doch keines Menſchen Freund, und die Kerzen ſind geweiht, deren Schimmer die Geſpenſter ſcheuen werden.

Franz. Ihr könnt ja allenfalls mir zur Geſellſchaft bleiben, bis Mitternacht vorüber iſt.

Wirth. Ja wenn ich keine Gäſte zu bedienen hätte. Das iſt bei mir ein Lärm, die ganze Nacht! Schlaft wohl, junger Geſell. (bey Seite) Ich muß machen daß ich fortkomme, ehe die Mitternachtsſtunde mich überraſcht (ab)

Zwölfte Scene.

Franz (allein).

Das ſchmeckt! — ein guter Wein. — Meta ſollſt leben! — Die liegt nun wohl ſchon lange in den Federn und hat die blauen Aeuglein geſchloſſen, — und träumt vielleicht von ihrem armen Franz. — Das letzte Glas auf ihr Wohlergehn! — (er ſteht auf) und nun wollen wir Anſtalt machen der Ruhe zu genieſſen. — Horch! — war mir's doch als hört' ich kniſtern! — es wird eine Maus geweſen ſeyn. — Ich wollte doch, der Wirth hätte mir nichts von der Spukerei geſagt. — Ich habe zwar in meinem Leben mich nicht gefürchtet; aber es iſt doch ein anderes, wenn man in einer volkreichen Stadt mitten unter zahlreicher Hausgenoſſenſchaft lebt, wo des Getümmels ſo viel iſt, als in einem Bienenkorbe, als hier in einem alten unbewohnten Schloſſe, zwiſchen öden Mauern, wo nur die Eule ſchreit. — Ehe ich gegeſſen und getrunken hatte, waren alle meine Sinne nur auf die Leibesnahrung gerichtet; nun aber, da ich ſatt bin, iſt mir faſt als ob ein kleiner Schauer mich beſchleichen wollte. — Fürs erſte wollen wir doch die Thür unterſuchen. — O da iſt Schloß und Riegel im beſten Stande. Zugeſchloſſen! zugeriegelt! (er thut es) So ein Stückgen Eiſen hat eine große beruhigende Kraft. — (er leuchtet umher) Tapetenthüren gibts hier nicht. — Die Mauern ſind alle feſt, und im Nothfall darf ich ja nur zum Fenſter hinausſchreien, das Wirthshaus ſteht mir auf der Naſe. (er legt ſich ins Fenſter) Hm! mit dem Lärm da drüben iſt's nicht weit her. Die Lichter ſind ſchon alle ausgelöſcht, und außer dem dumpfen Bellen des Hofhundes vernehme ich nichts. — Nun in Gottes Namen! ich ſchlage ein Kreuz vor Bruſt und Stirn, und lege mich zur Ruhe. (Man hört in der Ferne auf der Straße den Nachtwächter erſt ſchnarren oder deuten, und dann rufen:

Hört ihr Herren und gebt wohl Acht,
Es bricht herein die Mitternacht.)

Franz. (auf dem Lotterbette) Verdammter Nachtwächter! er hätte auch wohl warten können, bis ich eingeſchlafen wäre. — Es thut mir gar nicht noth zu wiſſen, daß die liebe Mitternacht eingetreten iſt. — Horch! was war das? — wurde nicht eine Thür geſchlagen? — es wird der Zugwind geweſen ſeyn —

Wie-

„eine oder die andere Art die Empfindung beleidigte. Ja, wenn es ſo einzuleiten wäre, daß am Ende der Abt wohl ſchweigen müßte, daß die armen Aeltern ſich trennten, und die Kinder in der Unwiſſenheit blieben! Dann litte aber wieder der weſentliche Endzweck des Stücks. Der Pfaffengeiſt würde uns vielleicht nur verächtlich, und er ſollte abſcheulich werden. Auch wäre die Mutter, nach Hugos richtiger Schilderung der weiblichen Denkungsart, bey aller ihrer Unſchuld doch auf immer unglücklich; und das kränkt! das thut wehe! Lieber todt als auf immer elend!“

„Ich könnte noch manches über die Unentſchiedenheit des Schickſals von zwey Perſonen ſagen, die uns das Stück hindurch ſo ſehr intereſſirt hatten; aber u. ſ. w.“

Der Hauptvorwurf alſo, welchen man dieſem Stücke machen könnte, wäre der, Wieder eine! — und noch eine! — und immer näher — (er ſpringt auf) Alle gute Geiſter! das Geſpenſt rückt heran — jetzt hör' ich Ketten raſſeln — das iſt außer dem Spaß. — Da iſt's ſchon an der Thür — aber die iſt gut verriegelt — (Drei ſtarke Schläge. Die Thür ſpringt auf.) Nun Franz, befiehl deine Seele!

Dreizehnte Scene.

Franz. Der geſpenſtiſche Barbier (ein langer, hagerer Mann, mit bleichem Antlitz und ſchwarzem Bart, in einen rothen Mantel gehüllt, auf dem Haupte einen ſpitzen Hut, geht einmal auf und nieder und ſeufzt).

Franz. (im Winkel des Vorgrundes) Gott ſey Dank! es ſcheint ſich gar nicht um mich zu bekümmern.

Geſpenſt. (putzt die Lichter)

Franz. Es putzt die geweihten Kerzen ohne alle Scheu.

Geſpenſt. (kramt ein Barbierzeug aus, und ſtreicht ein blankes Scheermeſſer auf dem breiten Riemen, den es am Gürtel trägt.

Franz. O weh, ein blankes Meſſer! das gilt meiner Gurgel.

Geſpenſt. (gießt aus einer ſilbernen Kanne Waſſer in ein ſilbernes Becken, und ſchlägt die Seife zu Schaum)

Franz. Es iſt ein Barbier. Ach Gott! ich brauche keinen.

Geſpenſt. (ſetzt einen Stuhl zurecht und winkt)

Franz. O weh! ich ſoll mich ſetzen — ich will thun als verſtünd' ich es nicht.

Geſpenſt. (winkt ernſtlicher und droht)

Franz. Ich merke wohl, da gilt kein Widerſtreben. Ich muß mir ein Herz faſſen — vielleicht bezahlt er mich hinterdrein mit einem Schatze. (er nähert ſich dem Stuhle mit zaghaften Complimenten) Wenn ihr ſo befehlt — ich bin aber nicht würdig, von ſo vornehmen Knochen raſirt zu werden.

Geſpenſt. (droht)

Franz. Ja ja, ich ſitze ſchon.

Geſpenſt. (breitet ihm ein Tuch vor und ſeift ihm den ganzen Kopf ein.

Franz. Das iſt mein letztes Stündlein! nun geht's drüber her.

Geſpenſt. (barbiert ihn)

Franz. Ich bitt euch, hochgeehrter Herr, verſchont meinen Stutzbart — und meinen Knebelbart — ach Gott! weg ſind ſie alle beide! — lieber Herr, was habt ihr mit meinem Haupthaar im Sinne? — Gott ſteh' mir bei! er ſcheert mich kahl wie einen Todtenkopf! *)

Geſpenſt. (wiſcht ihn ab, macht einen Reverenz, und packt ſeinen Scheerſack wieder ein)

Franz. (ſich wieder in ſeinen Winkel ziehend) Schnell iſt's gegangen, das iſt wahr, und eine leichte Hand hat er auch, das muß ich ihm nachrühmen. — Jetzt macht er Anſtalten zum Abzuge — ach wenn er nur ſchon fort wäre! — Gott ſey Dank, er geht — nein, er ſteht wieder ſtill — er ſieht mich an mit trauriger Geberde — und ſtreicht mit der Hand über den ſchwarzen Bart. Das ſoll wohl heißen: bedanke dich? — Nun ja, ich bedanke mich. Gehabt euch wohl! — er geht — da ſteht er ſchon wieder, ſtreicht ſeinen Bart zum zweiten Mal — ja doch, ja, ich bedanke mich — Jetzt iſt er an der Thür — ich ſchöpfe Athem — noch einmal kehrt er ſich um — wieder dieſelbe traurige Geberde — Hochgeehrter Herr! verlangt ihr etwas von mir?

---

*) Es verſteht ſich, daß Franz falſches Haar, und unter demſelben eine Blaſe über den ganzen Kopf trägt. Die Perücke muß ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie Stückweis vom Haupte fällt. Daſſelbe gilt hernach von dem Geſpenſt.

Geſpenſt. (ſeufzt)

Franz. Er ſeufzt — am Ende iſt ihm noch ſchlimmer zu Muthe als mir. Sollte er vielleicht — ja ich hab's — er will barbiert ſeyn. — Ein bischen Schabernack ausgenommen, ſcheint er mir doch ein ganz ehrliches Geſpenſt.

—

— Herz gefaßt! — Da ſetzt euch her, ich will euch barbieren ſo gut ich kann.

Geſpenſt. (packt ſchnell ſein Barbierzeug wieder aus, legt die Mütze ab und ſetzt ſich)

Franz. Dacht' ich's doch, da ſitzt er ſchon. — Nun friſch ans Werk. — (er ſeift das Geſicht ein) Ihr ſeyd gewiß lange nicht barbiert worden, euer Bart iſt verzweifelt ſtruppig. (raſirt) Ich will's ihm aber gerade ſo machen, wie er mir: er ſoll kein Haar auf dem Schädel behalten. — Ja, ſchneidet nur Geſichter, ich kann euch nicht helfen. Ich bin in meinem Leben kein Barbier geweſen, ich mach' es, ſo gut es gehen will. — Aber das müßt ihr mir doch einräumen, daß ich ſchon von euch profitirt habe; denn es geht verzweifelt ſchnell, obgleich euer Meſſer etwas verroſtet iſt. — So — nun ſeyd ihr fertig, wir ſind quitt. Packt euren Kram zuſammen, und wollt ihr mir noch einen Gefallen thun, ſo laßt mich nun ruhig ſchlafen.

Geſpenſt. Fremdling habe Dank für den Dienſt, den du mir geleiſtet haſt. Durch dich iſt meine Seele erlöſt aus 300jähriger Gefangenſchaft.

Franz. Arme Seele, was hattet ihr denn verbrochen?

Geſpenſt. Wiſſe, daß hier ehemals ein frecher Uebermüthler wohnte, der ſein Geſpött mit Pfaffen und mit Laien trieb. Graf Hartmann hieß ſein Name. Keinen Gaſt entließ er, ohne einen böſen Tück ihm zu beweiſen. Ich war ſein Schloßbarbier und that was ihm gefiel. Manchen Pilger ſchor ich glatt und kahl, und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Thür. Dann ſchaute Graf Hartmann aus dem Fenſter, und ergötzte ſich an dem Muthwillen der Knaben, die dem Geſchornen nachriefen: Kahlkopf! Kahlkopf! — Einſt kam ein heiliger Mann aus fernen Landen, der trug auf ſeinem Haupte einen Kranz von Haaren gleich der Dornenkrone; aber ich trug keine

Scheu vor der heiligen Glatze, ſchor ihm die Krone rein vom Haupte weg. Da ſprach der fromme Pilger einen ſchweren Bannfluch über mich, daß ich als Plagegeiſt ſo lange in dieſen Mauern toſen ſollte, bis ungefordert, ungeheißen ein Wanderer das Vergeltungsrecht an mir ausüben werde. — Und ſo geſchah es. Bald verödete dieſes Schloß. Nur ſelten kam ein Pilger hier zu übernachten. Ob ich gleich Allen that wie dir, ſo wollte doch keiner mich verſtehn. Du allein — habe Dank. — Hinfort wird ſich kein Poltergeiſt in dieſem Schloſſe mehr regen. Bald geh' ich nun zur langerſeufzten Ruhe ein. Doch iſt mir vergönnt, dir noch zweimal zu erſcheinen, wenn du in Noth mich rufſt.

Franz. (bei Seite) Da müßt ich in großer Noth ſeyn.

Geſpenſt. Wär' ich Hüter verborgener Schätze, ſie wären alle dein. Aber es liegt kein Schatz in dieſem Schloſſe vergraben.

Franz. Das iſt Jammerſchade.

Geſpenſt. Doch höre guten Rath. Verweile hier drei Tage, dann werden Haar und Bart wiederum gewachſen ſeyn. Flugs ziehe heim in deine Vaterſtadt, und harre auf der Weſerbrücke auf einen Freund, der dir begegnen wird. Der wird dir ſagen, was du thun ſollſt, auf daß es dir wohl ergeh' auf Erden. Fahre wohl! ich ſcheide jetzt von hinnen. (ab)

Vierzehnte Scene.

Franz. (allein)

Schlaf wohl du armer Teufel! — fort iſt er. — Am Ende wurde er ganz geſprächig, ſo daß man wohl merkte, er ſey ein Barbier geweſen. — Wie ſeh' ich denn aus? — (er tritt mit beiden Lichtern vor den Spiegel) O Jammer, o Jammer! wie eine chineſiſche Pagode. — Meine ſchönen braunen Locken! mein prächtiger Knebelbart! euch ſoll ich drei Tage lang entbehren! — Ich werde mich wohl hüten, den Kopf aus dem Fenſter zu ſtecken, wenn auch meine Meta unten vorbeiginge. — Was iſt's nun mehr? Drei Tage laſſen ſich bald verſchlafen. Es gibt Leute, die ihr Leben lang geſchoren werden und geſchoren bleiben. (Er hat ſich wieder auf das Lotterbett gelegt) Es iſt doch Schade, daß der Spuk zur Ruhe gegangen iſt, die fürſtlichen Seckelmeiſter könnten das Barbieren von ihm lernen. (gähnt) Nun gute Nacht Kahlkopf! Ruhe ſanft und träume von der Weſerbrücke. Dort ſoll ich mein Glück finden, darauf will ich vertrauen; denn mit einer Lüge wird der Rothmantel doch nicht zu Grabe gegangen ſeyn. (Er entſchlummert. Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

(Das vorige Zimmer. Es iſt Tag.)

Erſte Scene.

Franz. (noch ſchlafend. Haare und Bart ſind ihm wieder gewachſen.) **Der Wirth** (drauſſen vor der Thür).

Wirth. (klopfend) Holla! he! ſeyd ihr todt?

Franz. (erwachend) Was lärmt denn ſo?

Wirth. Ich bitt' euch, junger Geſell, wenn ihr todt ſeyd, ſo macht auf, damit ich euren Leichnam chriſtlich zur Erde beſtatte.

Franz. Aha, ich beſinne mich — der Wirth. — (fühlt ſich nach dem Kopfe) Sieh da,

ich

daß die Entwicklung allzuſchrecklich ſey, und gegen dieſen Vorwurf hat mich Herr Engel ſelbſt ſchon durch das Geſtändniß vertheidigt: **daß auch er kein anderes Ende für möglich halte, ohne die Empfindung zu beleidigen.** Was die Unentſchiedenheit des Schickſals der handelnden Perſonen betrifft, ſo hielt ich es für unvermeidlich, dieſem Fehler auszuweichen, ohne ins **Schleppende** zu fallen, und da denke ich immer, ſey es beſſer, aus zweyen Uebeln das kleinſte zu wählen.

Das Urtheil eines gewiſſen andern Kunſtrichters kann ich nicht unberührt laſſen, der mir am Abend nach der erſten Vorſtellung ſagte: „Dieſes Stück enthält einen vortrefflichen **Kanevas** zu einem **ordentlichen** Stücke von fünf Acten.“ Ich muß geſtehen, daß ich ein wenig betroffen wurde. Ich glaubte ſchon ein **ordentliches** Stück gemacht zu haben, und mußte nun hören, ich habe meine braunen Locken wieder, und auch den Stutzbart ſammt dem Knebelbart. Alſo hab' ich wohl gar drei Tage und drei Nächte geſchlafen?

Wirth. Holla, he!

Franz. Ja ja, ich ſpür' es an meinem Magen, daß er das letzte Abendbrod ſchon längſt verdaut hat. (er ſteht auf und geht nach der Thür) Wunderbar! ich habe doch den Riegel nicht wieder vorgeſchoben? auch die Thür blieb unverſchloſſen, wie ich deſſen mich deutlich entſinne — und nun iſt alles wohl verwahrt — ich werde doch nicht blos geträumt haben? (er macht auf) Guten Morgen, Herr Wirth.

Wirth. (ihn neugierig beſchauend) Seyd ihr's wirklich? friſch und geſund?

Franz. Wie ihr ſeht.

Wirth. Habt ihr denn in drei Tagen nicht gegeſſen noch getrunken?

Franz. Alſo bin ich wirklich drei Tage hier auf dem Schloſſe?

Wirth. Freilich.

Franz. Gott ſey Dank! ſo hab' ich nicht geträumt, und mit der Weſerbrücke hat es ſeine Richtigkeit.

Wirth. Iſt euch denn gar nichts zugeſtoßen?

Franz. O ja, mancherlei.

Wirth. Ihr ſeyd aber nicht geſchoren worden?

Franz. Aha! ihr wißt alſo, daß man hier geſchoren wurde?

Wirth. Ich habe rechte Angſt um euch ausgeſtanden. Schon vorgeſtern war ich an der Thür, geſtern wieder. Mit Grauſen wurd' ich gewahr, daß ein fremder Schlüſſel daran ſteckte. Der Schlüſſel machte mich ſo furchtſam, daß ich nur von fern nach ihm ſchielte. Heute hab' ich mir endlich ein Herz gefaßt und habe ihn abgezogen. Es iſt ein alter verroſteter Schlüſſel, Gott weiß aus welchem Grabe.

Franz. Vermuthlich hat der Rothmantel ihn ſtecken laſſen.

Wirth. So iſt er doch wirklich hier geweſen? Da ſieht man nun, daß die alte Sage kein Mährchen iſt. Wie ſah' er denn aus? was hat er geredet? was hat er gethan?

Franz. Er ſah' aus wie ein Barbier. Was er gethan hat, iſt euch unverborgen, und was er geredet hat, deß bin ich wohl eingedenk. Fremdling, ſprach er, traue keinem Wirthe, der den Schalk im Nacken trägt. Was dir begegnen ſollte, war ihm wohl bewußt. Gehab dich wohl. Ich ziehe fort aus dieſem Schloſſe; denn meine Zeit iſt aus. Hinfort wird hier kein Poltergeiſt mehr ſpuken. Ich werde nun zum ſtillen Alp, will das den Gaſtwirth plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er ſeine Schuld nicht büßt, und dir freie Zehrung gibt.

Wirth. (kreuzigt ſich) Alle gute Geiſter lo-

ben

den Gott den Herrn! Ihr ſollt freie Zeche haben, ſo lange es euch gefällt.

Franz. Noch heute zieh' ich meine Straße, wenn ihr zuvor mit Wein und Braten mich zur Gnüge erquicken werdet.

Wirth. Kommt nur, ich will euch auftiſchen wie einem Biſchoff. Ja, ich will noch mehr thun. Der gnädige Herr Graf, dem dieß Schloß zugehört, hat mir geboten, demjenigen, dem es gelingen werde, den Poltergeiſt zu bannen, das beſte Roß aus dem Stalle zu verehren, und ihm einen Zehrpfennig von zehn Goldgülden mit auf den Weg zu geben.

Franz. Ein Roß – zehn Goldgülden — und die Hoffnung! wer iſt reicher als ich? Kommt, ihr ſollt alles erfahren. (er geht)

Wirth. (ſeinen Kram zuſammenpackend) Lauft nicht ſo, ich bleibe hier nicht allein. (beide ab)

Zweite Scene.

(Frau Trudens Stube.) **Trude.** (allein)

Ich weiß nicht was ich denken ſoll. Die Dirne macht mir große Sorge. Leckerbiſſen hab' ich ihr gekocht die ganze Woche lang, und ſie hat nichts davon genoſſen. Kein Schlaf kommt ihr in die Augen, und nicht einmal der neue Leibrock, den ich ihr gekauft, hat ein freundliches Lächeln ihr abgewinnen mögen. — Ei ei, wenn eine junge Dirne ſich über einen Leibrock nicht mehr freut, ſo zehrt gewiß ein Wurm an ihrem Leben. — Indeſſen iſt der Tag herangerückt, der Hopfenkönig wird ſich melden. Die Sache muß entſchieden werden. — Meta! komm heraus, mein Kind!

Dritte Scene.

Meta. Frau Trude.

Meta. Da bin ich, Mutter.

Trude. Ach Gott, wie du ausſiehſt! kein Blutstropfen auf deiner Wange!

Meta. (auf ihr Herz deutend) Das macht, weil alle mein Blut ſich hier zuſammendrängt.

Trude. Deine Augen ſind verweint.

Meta. Jetzt hab' ich keine Thränen mehr.

Trude. Begehrſt du eine Herzſtärkung?

Meta. Für mich gibt es nur eine, und die habt ihr nicht, oder wollt ſie mir nicht geben.

Trude. Kind, rede nicht ſo gottlos! du biſt ja mein einziges Kind. Was ich hab' iſt dein, und wenn es Noth thäte, — Gott verzeih mir die Sünde! ich könnte für dich betteln.

Meta. Ich dank euch, Mutter, ich brauche nichts mehr auf der Welt.

Trude. Ei du mein Himmel! du ſollſt ja erſt recht anfangen zu leben. Ich habe noch altes Silber, ich werde dir beim Goldſchmidt eine ſchöne Halskette beſtellen.

Meta. Beſtellt mir lieber einen Sarg.

Trude. Kind, du wälzeſt ſchwere Steine auf mein Mutterherz. So rede doch nur frei heraus: warum kannſt du dich nimmer entſchließen den Hopfenkönig zu heirathen? dein kindliches Vertrauen hab' ich doch verdient.

Meta. Gewiß! und es wäre ſündlich, wenn ich es euch verenthielte. Darum ſollt ihr wiſſen, Mutter, der Franz Melcherſen hat mir's angeſehen, daß ich nun und nimmer von ihm laſſen kann, und ſoll ich ſeine Hausfrau nicht werden, ſo will ich lieber ins Kloſter.

Trude. Dacht' ich's doch, der Lotterbube!

Meta. Scheltet nicht auf ihn, er meint's gewiß ehrlich.

Trude. Aber Meta, ſey doch vernünftig! er hat ja alles durchgebracht, wie ſoll er eine Frau denn ehrlich halten?

Meta. Ich vertraue ſeiner Liebe zu mir. Er wird ſuchen wieder zu erwerben.

Trude. Allein er iſt ja gar nicht mehr in

Bremen. Wer weiß wo er herum lungert? Wie magſt du hoffen ihn jemals wieder zu ſehen?

Meta. Das will ich euch wohl ſagen, worauf meine Hoffnung ſteht. Habt ihr nicht bemerkt, daß alle Sonntage in der Kirche für einen jungen Reiſenden gebetet wird, zu glücklicher Vollbringung ſeiner Geſchäfte?

Trude. Und du meinſt, der junge Reiſende ſey Franz Melcherſon?

Meta. Ganz gewiß! denn gerade ſeitdem er verſchwunden iſt, haben die Gebete angefangen. Und als er uns das letzte Mal begegnete, in Reiſekleidern — ihr erinnert euch noch wohl? — er ſah mich ſo beſonders an, ſo ſtarr und keck, als er ſonſt nie pflegte.

Trude. O ja, ich habe damals mich ſattſam darüber geärgert.

Meta. Er machte auch ſo eine Bewegung mit der Hand, als wolle er Abſchied nehmen. Kurz, Mutter, es iſt Franz, für den

ſie

in der Kirche beten; ach und ich! ich bete Tag und Nacht für ihn.

Trude. Nun wenn er's auch wäre, da geht mir noch immer kein Hoffnungsſtern auf.

Meta. Mir leuchtet er ſanft in tiefſter Bruſt. Ach Mutter! Iſt euch mein junges Leben lieb, ſo laßt den Hopfenkönig laufen.

Trude. Dann wirſt du wieder eſſen und trinken und fröhlich ſeyn?

Meta. Wie ein Zicklein auf der Weide.

Trude. (bei Seite) Was ſoll ich machen? es iſt ein bittrer Wermuth. So ein Freier kommt nicht wieder. Aber freilich, wenn ſie ſich zu Tode grämt, dann iſt's mit mir auch aus. (laut) Nun ſo hüpfe denn, mein Kind, wie ein Zicklein auf der Weide. Ich will den Hopfenkönig laufen laſſen.

Meta. Mutter! Mutter! nun habt ihr mich noch einmal geboren!

Trude. Gott gebe, daß es dich nie gereuen möge!

Meta. Nimmermehr!

Trude. Wenn der Handel nur ſchon abgethan wäre. Die Zeit iſt um. Ich erwarte den Freier jeden Augenblick. Was ſoll ich ihm ſagen?

Meta. Ei, ich will's ihm ſchon ſelbſt ſagen, wenn's euch zu ſchwer wird.

Trude. Nur mit Glimpf, das bitt ich mir aus.

Meta. Sorgt nicht. Süße Worte will ich ihm geben, wenn ich nur weiter nichts zu geben brauche.

Trude. Man klopft. Was gilt's, da iſt er ſchon.

Vierte Scene.

Hopfenkönig. Die Vorigen.

Hopf. (mit einer dicken, langen, bemahlten Wachskerze) Guten Tag, Frau Trude! grüß euch Gott, ſchöne Dirne!

Meta. Habt Dank, ſchöner Herr.

hören, daß es nur ein Kanevas ſey. Immerhin! es iſt indeſſen doch wahr, daß bey der Aufführung dieſes Trauerſpiels nur wenige Augen trocken blieben, und welches Lob kann dem Verfaſſer ſchmeichelhafter ſeyn? Die Güte eines Stückes nach der Zahl der Acte beurtheilen zu wollen, iſt eben ſo viel, als ſchätzte man den Werth eines Buches nach der Zahl der Bände.

Hopf. (bei Seite) Schöner Herr — verſtanden. (laut) Anberaumtermaßen habe ich nicht ermangeln wollen, mich einzuſtellen von wegen des Jaworts. Es iſt freilich nur eine Ceremonie, aber es muß doch alles ſeine Ordnung haben.

Trude. (verlegen) Ihr ſeyd noch wohl auf wie ich ſehe?

Hopf. Gott ſey Dank! ja. Ich habe mich von Braunſchweig herüber geſputet, um den Termin nicht zu verſäumen.

Trude. Iſt der Hopfen heuer gut gerathen?

Hopf. Es geht wohl an. Nun aber auf die Hauptſache zu kommen — Ihr ſollt wiſſen, ich habe heute einen wichtigen Malzhandel abzuſchlieſſen, da will ich doch zuvor in der Kürze die Freierei abthun.

Trude. Was tragt ihr denn da für eine ſchöne bemahlte Wachskerze?

Hopf. Die hab' ich dem heiligen Chriſtoph an meinem Verlöbnißtage gelobt, und will nun gleich von hier in die Kirche, um mein Gelübde zu erfüllen.

Trude. Ich kann dem hochgeehrten Herrn nicht verhalten, — was das Verhältniß anbetrifft, — nemlich mit dieſer meiner eheleiblichen Tochter Meta —

Hopf. Ganz recht, mit der ſchönen Meta.

Trude. So ergeben ſich noch einige Hinderniſſe —

Hopf. Ich verſtehe. Der Brautſchmuck? o den hab' ich nicht vergeſſen. Da ſeht die goldnen Spangen, Rubinen und Smaradgen, 9 Reihen Zahlperlen um den Hals — und da iſt auch ein derber goldner Ring.

Trude. (für ſich) Ach Gott! das köſtliche Geſchmeide! wenn ihr nur das Herz nicht übergeht —

Meta. Hochedler Herr, wollet mir vergönnen, daß ich frei vom Herzen zu euch rede.

Hopf. Vom Herzen, allerdings.

Meta. Ich habe mich mit Gott berathen in meinem ſtillen Kämmerlein, und da hat ſich ergeben, daß — daß ich eure Hausfrau nicht werden kann.

Hopf. Ihr ſcherzt, hi hi hi hi! Wißt ihr wer ich bin? ich bin der Hopfenkönig. Mir gibt man keinen Korb.

Meta. Es hat ſich dennoch ſo gefügt —

Hopf. Daß wir die Hände in einander fügen ſollen, das iſt eine Fügung Gottes, der ſollt ihr nicht widerſtreben. Ihr ſeht ja auch die dicke Wachskerze, die muß der heilige Chriſtoph heute noch empfangen, ſonſt wird er es euch gedenken.

Meta. Der heilige Chriſtoph mag es mir nicht übel deuten, aber ich kann nun einmal nicht anders.

Hopf. Habt ihr meine Brauerei geſehn?

Meta. Nein.

Hopf. Nun ſo kommt erſt und ſeht, dann werdet ihr ganz andre Saiten aufziehn.

Meta. Und wenn ihr euer Bier von lauter Manna brautet, mich bekommt ihr nicht.

Hopf. Das klingt ja ordentlich als ob es Ernſt werden ſollte.

Meta. Mein völliger Ernſt.

Hopf. Mutter Trude, und ihr ſagt nichts dazu?

Trude. Was ſoll ich ſagen, die Dirne hat zu euch nun einmal keinen Herzenshang, und zwingen mag ich ſie nicht.

Hopf. Ei was kümmert mich ihr Herzenshang? ſtellt ſie mir nur erſt vor den Altar, das übrige wird ſich finden.

Meta. Nein, hochedler Herr, das übrige wird ſich nicht finden, und ihr thut wohl, wenn ihr mich nicht länger quält. Was kann euch auch an mir gelegen ſeyn? Ihr ſeyd ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein ſtattlicher Mann, ihr findet in Bremen noch der hübſchen Dirnen genug, die euch mit Freuden zum Altar folgen.

Hopf. Ei ſo wollt' ich doch, daß alles Bier euch ſauer würde! iſt das eine Begegnung für einen Mann wie ich?

Meta. Mög' es euch immer recht wohl ergehen! darum will ich beten.

Hopf. Beten hat ſeine Zeit, und heirathen hat auch ſeine Zeit.

Meta. Eben deswegen. Mit mir hat's noch Zeit.

Hopf. Hochmüthige Dirne! meint wohl, der Bürgermeiſter werde um ſie anſprechen? O ihr habt Recht, eures Gleichen find' ich in Bremen genug, und euch zum Poſſen geh' ich auf der Stelle, ich weiß ſchon wohin. Den Malzhandel ſchieb' ich auf. Heute muß meine Verlobung ſeyn, ich weiß ſchon mit wem, und heute noch ſoll die Kerze vor dem heiligen Chriſtoph brennen! ja ja, und brennen ſoll ſie jedesmal, wenn *ihr* in die Kirche kommt, das ſollt ihr ſehn, auf daß euch die Reue im Herzen brenne. Und wenn ihr am Sonntage vor das Thor hinaus ſpazieren geht, in eurem kurzen Leibröckgen, ſo will ich euch begegnen mit meiner ſtattlichen Hausfrau, die ſoll eine ſeidne Schleppe tragen fünf Schritte lang; und ich will lauter ſilberne Knöpfe auf meinen Bratenrock ſetzen, und einen goldnen Knopf auf meinen ſpaniſchen Rohrſtock. Und wenn ihr euch dann ärgert, daß euch die Thränen über die rothen Backen laufen, ſo will ich euch ganz vornehm von der Seite betrachten — ſeht ihr ſo — und will nicht einmal die Mütze vor euch rücken. (ab)

Fünfte Scene.

Meta. Frau Trude.

Meta. Ha, ha, ha! das wird mir das Herz nicht abſtoßen.

Trude. Aber ich — wie ich die Zahlperlen ſah', wurde mir ganz ohnmächtig. Ach, wie würden die ſo ſchön um meiner Tochter Hals geſtanden haben.

Meta. Und das Joch auf meinem Halſe —

Trude. Nun nun, es iſt vorbei! er kommt nicht wieder. Da geht er ſchon die Straße hinunter mit ſeiner dicken Kerze. Mir darf der heilige Chriſtoph es nicht gedenken, ich habe das Meinige gethan.

Meta. Laßt's euch nicht gereuen, Mutter, euer Kind vom zeitlichen Verderben errettet zu haben.

Trude. Zeitliches Verderben! Horſenkönigin! du lieber Gott! Kind, um ein Mädgen ohne Heirathsgut iſt kein Drang, müſſen kaufen wer mit ihnen kaufen will. Die jungen Geſellen ſind heut zu Tage gar kehriſch, freien um glücklich zu werden, aber nicht um glücklich zu machen. Zudem weiſſagt dir dein

Planet nicht viel Gutes. Du biſt im April geboren, laß ſehn, wie ſteht im Kalender? „Ein Mägdlein in dieſem Monat geboren, iſt holdſeligen, freundlichen Angeſichts und ſchlanken Leibes, aber veränderlichen Gemüths.“ Das trifft zu auf's Haar.

Meta. Ach Mutter, was der Planet ſagt, laßt euch nicht kümmern. Mein Herz ſagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben ſoll, und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht ſucht, will ich mich nähren meiner Hände Arbeit bei heiterm Muthe, euch beiſtehn und euer pflegen dereinſt im Alter, als einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, ſo ſegnet meine Wahl, auf daß es eurer Tochter wohl gehe auf Erden, und fragt nicht, ob er ſey vornehm, reich oder geehrt, ſondern ob er ſey gut und bieder, ob er liebe und geliebt werde.

Trude. Ach Tochter! die Liebe hat gar eine dürftige Küche, und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brod.

Meta. Aber Zufriedenheit wohnt gern bei ihr.

Trude. Nun ich will nichts weiter ſagen. Jetzt müſſen wir die Spinnräder wieder aus der Rumpelkammer holen.

Meta. Von Herzen gern.

Trude. (abgehend) Ach das iſt ein ſaurer Gang.

Meta. (ihr folgend) Lieber zehnmal in die Rumpelkammer, als einmal mit dem Hopfenkönig vor den Altar.

Sechste Scene.

(Die Weſerbrücke.)

Franz und (im Hintergrunde) der **Bettler**
(der ihn beobachtet. Es wird ſchon dunkel).

Franz. (unruhig auf und abgehend) Als ich geſtern Abend in der Ferne die Thürme meiner Vaterſtadt begrüßte, da meint ich wohl, die

Sonne würde mir nicht mehr untergehen, ohne freudige Erfüllung meiner Hoffnung. — O dieſe Hoffnung wurde noch geſtärkt, als ich erfuhr, daß Meta den reichen Hopfenkönig abgewieſen hat. Aber ſeit dem frühſten Morgen wandl' ich nun die Weſerbrücke auf und ab, und gedenke immerfort jener Worte des Rothmantels: „harre auf einen Freund, der dir begegnen wird, der wird dir ſagen was du thun ſollſt. — Es iſt Mittag geworden, es iſt Abend geworden, und kein Freund läßt ſich erblicken. Tauſende ſind vorübergegangen, keiner hat mir geſagt was ich thun ſoll.

Bettler. (hat ſich genähert) Bedenkt aus eurer Milde einen verabſchiedeten Kriegsmann, der ſein Bein dem Vaterlande geopfert hat.

Franz. (wirft, ohne hinzuſehn, ihm Geld in die Mütze, und geht wieder auf und ab.)

Bettl. Alle Hagel! ein Engelgroſchen! Gott ſegne meinen gnädigen Junker. (er zieht ſich wieder zurück)

Perſonen.

Hugo der Wulfinger, Kreuzritter gegen die Saracenen.

Theobald der Wulfinger, ſein Sohn, Pannerherr und Kreuzritter gegen die Pommern und Wenden.

Adelheid, Theobalds Weib.

Wilibald und
Ottomar, } ſeine Söhne von 6 und 7 Jahren.

Bertram, ein alter Bauer.

Cyrillus, Abt des Prämonſtratenſer Kloſters.

Ein Mönch.

Ein Kind.

Miſtivoi, das Oberhaupt einer heidniſchen Dorfſchaft der Wenden.

Schildknappen, Reiſige, Fußknechte, Diener u. ſ. w.

Erſter

Franz. (für ſich) Sollte es wohl einer meiner alten Bekannten ſeyn, der mir die frohe Kunde bringt?

Bettl. (bei Seite) Er hat mich nicht einmal angeſehen.

Franz. Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? wird dieſer Weg kurz oder lang, bequem oder mühſam ſeyn?

Bettl. (bei Seite) Da ließe wohl ein Verſuch ſich wagen, ihm noch einen Engelgroſchen aus dem Beutel zu locken.

Franz. Unnützes Grübeln! bin ich nicht ein Thor, daß ich einem Barbier vertraute, der im Leben und im Tode nichts anders gethan hat, als die Leute kahl ſcheeren? — Halt! ſeh' ich recht? — iſt das nicht Jakob Giersmann, dem ich mein Haus überlaſſen mußte? — Ja, er iſt's. — Aber blaß, mit vergrämten Geſicht — was hat das zu bedeuten? — ſollte er wohl der verſprochene Freund ſeyn? — ich muß ihn anreden.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Jacob Giermann.

Franz. (vertritt ihm den Weg) Guten Abend, Jacob Giermann.

Gierm. Guten Abend.

Franz. Du kennſt mich doch noch?

Gierm. Wohl kenn' ich dich, du Unglücksvogel.

Franz. Das mag ich wohl ſeyn, aber *dir* bin ich es doch nicht geweſen?

Gierm. Freilich mir! Auf deinem Hauſe ruht der Fluch! Seitdem ich da hinein gezogen bin, geht mir alles den Krebsgang; eine Hiobspoſt nach der andern. Bald geht mir ein reiches Schiff zu Grunde, bald werden meine Fuhren von Rittern geplündert, die aus dem Stegreife leben. Geſtern ſind mir vollends meine Speicher in der Vorſtadt abgebrannt, und ſo hab' ich nun nichts mehr als das verdammte Haus, das kein Menſch mir abkaufen will.

Franz. Und den hübſchen Garten —

Gierm. Hol der Henker den Garten! ich hab' ihn längſt in Unkraut erſticken laſſen.

Franz. Das jammert mich!

Gierm. Ich wollt' ich hätte nimmermehr einen Fuß in dein Haus geſetzt. Gib mir das halbe Geld, ſo räume ich es dir mit Freuden.

Franz. Ja, wenn ich's hätte — aber wer weiß — haſt du mir nichts zu vertrauen?

Gierm. Was denn?

Franz. Nichts das *mich* betrifft?

Gierm. Ganz und gar nichts.

Franz. Iſt kein Rothmantel bei dir geweſen?

Gierm. Ach nein! ich ſehe mich nach den Schwarzmänteln um, die meine Bahre tragen ſollen.

Franz. Beſinne dich nur, vielleicht ſah'ſt du den Rothmantel im Traume?

Gierm. Warum nicht gar!

Franz. Du haſt mir ſicher etwas Wichtiges mitzutheilen.

Gierm. Nein, ſag' ich dir! ich habe dir nichts weiter zu vertrauen, als —

Franz. Jetzt kommt's!

Gierm. Daß es mir vorkömmt, du ſeyſt ein Narr geworden. (er geht)

Franz. Noch ein einziges Wort. Lebt mein alter Caſpar noch?

Gierm. O ja, er lebt, und ißt und trinkt mehr als ich ihm geben kann. Aber morgen ſchaff' ich den unnützen Brodeſſer aus dem Hauſe. (ab)

Franz. Nun ſo nehm' ich ihn zu mir. Wir wollen in Geſellſchaft verhungern. — Alſo auch dieſe Hoffnung hat mich getäuſcht? — es war die letzte! — Die Sonne iſt ſchon hinunter. — Die Brücke wird öde.

Achte Scene.

Der Bettler und Franz.

Bettl. Ein alter Krüppel bittet um ein Almoſen.

Franz. (ohne hinzuſehn) Da! da haſt du meinen letzten Groſchen.

Bettl. (für ſich) Den hab' ich richtig beluchſt.

Franz. Was bleibt mir nun übrig? — Da ſtrömt die Weſer ſo ruhig hin — es wär' um einen Sprung zu thun, ſo wär ich aller Sorgen quitt.

Bettl. (bei Seite) Iſt mir's doch, als ob mich etwas hinzöge zu dem jungen Geſellen. — Er ſcheint mir ſo ſchwermüthig — er hat mir ſeinen letzten Groſchen gegeben — ich muß ihn doch fragen, ob ihm zu helfen ſteht.

Franz. Ja, ich ſpringe — nur heute noch nicht — ich muß meine Meta noch einmal ſehn — morgen, wenn ſie in die Meſſe geht, will ich zum letzten Mal in ihrem Anblick mich berauſchen, und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weſerſtrom auf ewig abkühlen. (will fort)

Bettl. Nichts für ungut, lieber Herr, vergönnt mir eine Frage.

Franz. Nun was iſt's, alter Graubart? rede.

Bettl. Wir beiden ſind die Erſten heute auf dieſer Brücke geweſen, und ſind nun auch die Letzten. Was mich betrifft, ſo ſeht ihr wohl, mich führt mein Beruf hieher, Almoſen einzuſammeln. Aber ihr ſeyd doch warlich nicht von unſrer Gilde, und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauert. Lieber, ſagt mir, wenn's kein Geheimniß iſt, welche Urſach bringt euch hieher? oder welcher Stein liegt euch auf dem Herzen, den ihr hier abwälzen wolltet?

Franz. Was kann's frommen, Alter, ob du weißt, wo mich der Schuh drückt, oder welch Anliegen ich auf dem Herzen habe? dich wird's wenig kümmern.

Bettl. Herr, ich will euch wohl, darum daß ihr eure Hand gegen mich aufgethan, und mir zweimal Almoſen gegeben habt, das euch Gott lohne. Aber euer Angeſicht war am Abend nicht ſo heiter als am Morgen, und das jammert mich.

Franz. Ei nun, wenn dir daran gelegen iſt, zu erfahren, warum ich hier die Langeweile mich habe plagen laſſen, ſo wiſſe, daß ich einen Freund ſuchte, der mich hieher beſchied, und nun vergeblich auf ſich warten läßt.

Bettl. Mit Verlaub, daß ich frei reden mag, euer Freund iſt ein Schurke, daß er euch ſo am Narrenſeil führt.

Franz. Ich kann ihm gleichwohl ſein Außenbleiben nicht verargen. Er hat mir nichts verſprochen. Es war nur eine Art von Traum, der mir verhieß, meinen Freund hier zu treffen.

Bettl. Das iſt ein Anders. Wenn ihr auf Träume baut, ſo wundert's mich nicht, daß eure Hoffnung euch betrügt. Mir hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumt, aber ich bin nie ein ſolcher Thor geweſen, darauf zu achten. Hätte ich alle die Schätze, die mir im Traume ſind beſcheert worden, die Stadt Bremen wollt' ich damit kaufen, wenn ſie feil geboten würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, muß lachen, daß ihr um eines leeren Traumes willen einen ſchönen Lebenstag verſchleudert.

Franz. Aber ich träumte ſo lebhaft, ſo umſtändlich —

Bettl. O niemand träumt lebhafter als ich. Einen Traum vergeſſ' ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mir — weiß nicht vor wie viel Jahren — mein Schutzengel ſtünd' an meinem Bett', in Geſtalt eines Jünglings mit goldgelockten Haaren und zwei ſilberfarbenen Fittigen auf dem Rücken, und ſprach zu mir: „Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß kein's verloren gehe aus deinem Herzen. Es iſt dir ein Schatz beſchieden, den du heben ſollſt, um dir gütlich davon zu thun die übrige Zeit deines Lebens. Morgen Abend, wenn die Sonne hinuntergegangen, nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg über die Tiefer, rechter Hand nach der Balkenbrücke an dem Johanniskloſter hin, bis zum groſſen Roland, dann nimm deinen Weg über den Dohmhof, durch den Schüſſelkorb, daß du gelangeſt auſſer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß vier ſteinerne Stufen von der Straße hinunter zu deſſen Eingang führen.“ —

Franz. (bei Seite) Himmel! das iſt meines Vaters Garten.

Bettl. „Harre hier abſeits im Wabergenen, bis die Mondſichel dir leuchtet. Dann ſtemme dich mit Mannskraft gegen die leicht verwahrte Thür, die dir nur ſchwach widerſtehen wird. Tritt getroſt ein in den Garten und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beſchattet.“ —

Franz. (bei Seite) O ich kenne das Traubengeländer!

Bettl. „Hinter demſelben, linker Hand, überragt ein hoher Apfelbaum das niedere Gebüſch.“

Franz. (bei Seite) O ich kenne den Apfelbaum!

Bettl. „Tritt an den Stamm dieſes Baumes, das Angeſicht gerade gegen den Mond gekehrt, ſchaue drei Ellen weit vor dich hin auf die Erde, ſo wirſt du zwei Zimmtroſenſträuche erblicken“ —

Franz. (bei Seite) Mein Vater hat ſie gepflanzt.

Bettl. „Dort ſchlage ein, und grabe drei Spannen tief, bis du eine ſteinerne Platte findeſt, darunter liegt der Schatz begraben in einer eiſernen Truhe voll Gold und Geldeswerth.

Erſter Act.

Erſte Szene.

Die Bühne zeigt einen offenen Platz in einem heidniſchen Dorfe, im Hintergrunde ein umgeſtürztes Götzenbild, daneben auf einem Hügel ein Kreuz errichtet. Der Götze iſt nackt, mit einem Löwengeſicht. Auf der Bruſt trägt er ein Stiershaupt, in der Rechten eine Keule oder Streitaxt, und auf dem Haupte einen Vogel gleich einer Gans. Zu beyden Seiten der Bühne geplünderte, angezündete, noch rauchende, halb eingeſtürzte Wohnungen.

Ritter Theobald der Wulſinger und ſein Schildknapp bahnen ſich einen Weg über die Trümmer.

Theobald. (ſtößt ſein Schwerdt in die Scheide und wirft ſich athemlos auf einen Hügel:)

Genug, genug des Sengens und Brennens! Blaſe Trompeter! Blaſe den wütiwerth. Ob ſie wohl ſchwer und unbehülflich iſt, ſo ſcheue doch die Arbeit nicht, ſie aus der Gruft zu heben; denn ſie wird deine Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüſſel ſuchſt, der unter der Truhe verwahrt liegt.“

Franz. (bei Seite) Ich möchte ihm um den Hals fallen! ja, das iſt der Freund, an den der Rothmantel mich gewieſen.

Bettl. Nun, war das nicht ein Traum, wohl noch lebhafter als der eurige?

Franz. Was thateſt du am Morgen beim Erwachen? befolgteſt du nicht, was dein Schutzengel dir geboten?

Bettl. Das ließ ich wohl bleiben. Warum ſollt' ich vergeb'ne Arbeit thun.

Franz. (bei Seite) Gott ſey Dank!

Bettl. Es war ja nur ein leidiger Traum. Wenn mein Schutzengel mir erſcheinen wollte, ſo hab' ich der ſchlafloſen Nächte in meinem Leben gar viele gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat ſich wohl nie ſehr um mich bekümmert, ſonſt würde ich nicht zu ſeiner Schande auf dieſem Stelzfuße hinken.

Franz. Nun nun, Alter, wer weiß was dir noch beſcheert iſt? vielleicht hat dein Schutzgeiſt mich ſelbſt dir zugeführt, oder dich mir, auf daß wir einander aus der Noth helfen ſollen.

Bettl. Euch mir zugeführt, das laſſ' ich gelten; denn was kann ich für euch thun? höchſtens beten, und im Vertrauen, mit meinem Beten iſt's nicht weit her.

Franz. Merke was ich dir ſage: gern wollt' ich dich zum dritten Mal beſchenken, allein ich habe jetzt keinen Groſchen mehr. Doch wenn du morgen in der Frühe dich wiederum hier einfindeſt, ſo möchte ich wohl dir Gutes zu verkünden haben. Für jetzt gehab dich wohl! vertrinke fröhlich meine Engelgroſchen. Ich hoffe, dein Schutzengel ſoll doch nicht gelogen haben. (ab)

Neunte

Neunte Scene.

Der Bettler (allein).

Ei ei, der junge Geſell iſt auf einmal ganz munter geworden. Mein Hiſtörgen hat ihn zerſtreut. So iſt die Jugend: Lachen und Weinen hat ſie ſtets in einem Sacke. — Morgen in der Frühe ſoll ich wiederum mich hier einfinden? — ei, das hätt' ich ohnehin gethan. Die Brücke gehört mir, da bin ich zu Hauſe, und wenn mir einer auf dem Biſchoffshofe die ſchönſte Stube mit Brabanter Tapeten behangen böte, fürwahr ich tauſchte nicht. — Wäre auch noch die große Frage: hätte mir mein Schutzengel den Schatz beſcheert, ob ich fröhlicher leben würde als jetzt? — Hier find ich täglich meine Tafel gedeckt unter Gottes freiem Himmel, und ſehe ruhig zu, wie die Menſchen hin und her wogen, und ſich ängſtlich abtreiben, um mehr zu haben als ſie brauchen. Ich begehre den ganzen Tag nicht mehr, als ich am

Abend vertrinken kann, und laſſe den lieben Gott für den nächſten Tag ſorgen. Hier muß jeder mir gleichſam Brückenzoll entrichten, grämlich oder freundlich, das gilt mir gleich. Ich lache ins Fäuſtgen, wenn ſo ein reicher Dickwanſt an mir vorüberkeucht, und mitleidig oder verächtlich auf mich herunterſieht; denn beim Licht beſehn, bin ich doch glücklicher als er. (ab)

Zehnte Scene.

(Der Garten, wie er beſchrieben worden. Mondſchein.)

Franz (mit Hacke und Schaufel).

An Ort und Stelle wär' ich — und helle ſcheint der Mond — jeder Baum, jeder Strauch iſt mir bekannt. — Ein ſeltſamer Schauer der Wehmuth überfällt mich — die Freuden meiner Kindheit umſchweben mich — und doch ſind die Thränen mir nahe! — Wie war hier alles ſo geputzt und geſtriegelt, als mein guter

Vater noch lebte — der Buchsbaum und die Taxushecke ſtanden unter der Scheere, die trocknen Gänge ſchimmerten von weißem Kies. Der Garten war ſein Steckenpferd. Die Grotte dort am Brunnen hat er ſelbſt mit buntfarbigen Muſcheln ausgelegt. — Guter Vater! ruhe ſanft in deiner Grotte, und mögen die lieben Engelein ſie recht bunt für dich ausſchmücken! — und mögeſt du nicht erfahren, wie wüſt' es nun in deinem ſchönen Garten ausſieht! — Davon trag' ich die Schuld! doch es ſoll anders werden, wenn mir Gott den Schatz verleiht. — Hacke und Spaten hab' ich mitgebracht — wenn nur kein Zauberſegen, keine Beſchwörungsformel vonnöthen iſt; denn darauf verſteh' ich mich nicht. — Friſch an die Arbeit! — hier ſtehn die Zimmtroſen — ich verlaſſe mich auf den ehrlichen Rothmantel, der wird nicht an mir zum Lügner werden. — Drei Spannen tief ſoll ich graben — damit wollen wir bald fertig ſeyn. — Die Erde iſt locker. — Horch! da klirrte ſchon die Hacke an einem Steine. — Jetzt mit der Schaufel nachgeholfen. — Richtig, da liegt die Platte — die fortzuſchaffen wird am ſchwerſten ſeyn — doch halt, ſie hat einen eiſernen Ring — Heiliger Simſon! verleihe mir etwas von deiner Kraft! du ſiehſt, die Haare ſind mir wieder gewachſen — es geht, es geht! — uff! da liegt der Stein — und helle ſcheint der Mond auf die eiſerne Truhe. — Ja, wer die auch nur ſchon herausgefödert hätte — der Gedanke an Meta ſoll mich ſtärken — nein es geht nicht — es geht wahrlich nicht — mit aller Anſtrengung kann ich die Truhe nicht einmal bewegen — wenn ich nur den Schlüſſel hätte, daß ich ſie aufthun und wenigſtens die Taſchen füllen könnte. Aber der Schlüſſel ſoll drunter liegen — das iſt ſo gut, als ob er gar nicht vorhanden wäre — (er verſucht noch einmal) Nein, es iſt vergebens! — Was hilft mir nun alle meine Arbeit und meine ſchöne Hoffnung — mich neckt das Schickſal und beſtellt mich gleichſam zum Wächter dieſes Schatzes. — Armer Franz! da mußt du bei dem Golde ſitzen, wie der Heyde Tantalus bei den Früchten. — Wie, wenn ich eine Brechſtange holte? — ach was wird das helfen? ich werde doch die Truhe damit nicht ſprengen. — Was ſeh' ich! — dort ſchleicht Jemand den Bogengang herunter — vielleicht der Gärtner — ſoll ich ihn rufen? — freilich werd' ich mit ihm theilen müſſen — aber doch beſſer die Hälfte, als nichts. — He! guter Freund! wer ihr auch ſeyn mögt, kommt mir zu Hülfe!

Eilfte Scene.

Der Rothmantel. Franz.

Geſpenſt. Da bin ich.

Franz. Ei ei, Freund Rothmantel! ſeyd mir tauſend Mal willkommen.

Geſpenſt. Ich verſprach, in der Noth dir noch zweimal zu erſcheinen,

Franz. Recht! das hatt' ich vergeſſen. Nun ihr habt ehrlich Wort gehalten, habt euch noch einmal herauf bemüht, und weil ihr einmal da ſeyd, ſo thut mir den Gefallen und helft mir die Truhe in Sicherheit bringen.

Geſpenſt. Es ſoll geſchehen. Doch zuvor erfahre, *wie* dieſer Schatz hier in die Erde kam. Dein Vater ſelbſt hat ihn allhier vergraben, aus weiſer Vorſicht, einen Pfennig für die Noth. Auf ſeinem Sterbebette wollt' er das Geheimniß dir vertrauen und Seelenmeſſen von dir heiſchen; allein der Tod verſiegelt' ihm die Lippen, und ſeine Seele entbehrt den frommen Troſt. Darum wenn ich den Schatz dir übergebe, ſo laß des Vaters letzten Wunſch getreulich zu erfüllen dir anbefohlen ſeyn.

Franz. Morgen mit dem Früheſten ſoll's geſchehn. Und auch für euch, der eine böſe Stunde mir ſo reich vergilt.

Geſpenſt. Wohlan, ſo nimm die Truhe, (es zieht mit einer Hand den Kaſten am Ringe aus der Grube.)

Franz. Großen Dank! ſetzt nur nieder. Ihr reicht mir die ſchwere Truhe, als ob es ein Balſambüchslein wäre, von zarten Frauen in der Taſche getragen. Wenn ihr euch aber nicht bequemt, ſie mir im Krämergäßgen abzuliefern, ſo frommt mir eure Hülfe wenig.

Geſpenſt. Nimm den Schlüſſel und laß uns eilen; denn bald wird meine Stunde ſchlagen. (Schreitet mit der Truhe voran)

Franz. (ihm folgend) Und mir die Stunde, die mich in Meta's Arme rufe. (beide ab)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

(Das Zimmer in Franz Melchersons Hauſe wie im erſten Akt.)

Erſte Scene.

Jacob Siermann (allein).

Ja, es iſt nicht anders, Haus und Garten muß ich wieder losſchlagen, und mir die unnützen Brodeſſer alle vom Halſe ſchaffen. Mit dem alten Caſpar will ich den Anfang machen. Gegen den verſpüre ich ohnehin einen gewiſſen Groll, weil des Rühmens kein Ende iſt, wenn er von ſeinem Junker ſpricht, den Gott verdamme! denn mich hat er ins Verderben geſtürzt. — Unterſtand ſich doch ſogar der alte

Knecht

gen Haufen zurück! ich befahl euch zu fechten und ihr habt gemordet! ich ſandte eure Schwerdter gegen bewaffneter Männer Bruſt, und ihr ſtießt ſie ins Herz der Säuglinge. — Gott! deſſen allſehendes Auge den Greul der entwichenen Nacht mit finſterm Ernſt durchſchaute, hier ſteh' ich im Strahl der Morgenſonne, dem Bilde deiner Majeſtät; hier ſteh' ich und ſchwöre mit reinem Gewiſſen, daß heilig und unverletzt meines Ordens Pflichten mir immer geblieben! — Blut färbte dieß Schwerdt, doch glühend brenne der Tropfen auf meiner Seele, der aus dem Buſen eines Weibes, aus der Bruſt eines Kindes rann. — Welch fernes Angſtgeheul ſchlägt an mein Ohr! — Weibergekreiſch! Winſeln der Unmündigen! Fort Knappe! Auch ich habe ein Weib, auch ich habe Kinder! Fort Knappe! Donnere es ins Ohr der Mordbuben, daß ſie ablaſſen vom Gemetzel der Wehrloſen, und wer dir nicht gehorcht, den ſchlage mit dem Kolben

Knecht mir geſtern noch in den Bart zu ſagen, das ſey die Strafe meines Wuchers, ich hätte ſeinen Junker ausgeſogen. — Der war auf gutem Wege ohne mich. Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen. Sechszehn Procent, mehr hab' ich nie von ihm genommen. — Nun ſoll der Kaſpar mir büßen für das loſe Maul. (er will gehn)

Zweite Scene.

Franz und Jacob.

Franz. Guten Morgen, Herr Bruder.

Jac. Ei ſieh da, Franz Melcherſon, was willſt du bei mir?

Franz. Haſt du ſchon vergeſſen, daß ich verſprochen, meines Vaters Haus und Garten dir wieder abzukaufen?

Jac. Du? womit denn?

Franz. (einen Sack hervorziehend) Mit baarem Gelde.

Jac. Das wär' der Teufel!

Franz. Du liefeſt mir geſtern ſo ſchnell davon, ich konnte dir nicht erzählen, wie es mir gelungen, mein verfallenes Glück wieder auf die Beine zu bringen. Ich war in Antwerpen, da leben noch viele Schuldner meines Vaters, lauter ehrliche Männer und reiche Leute — o die haben mich empfangen, ſo freundlich, ſo liebreich! und haben mir ſo viel Gutes gethan —

Jac. Und haben dich bezahlt?

Franz. Bei Heller und Pfennig.

Jac. O du Glückskind!

Franz. Viele Wochen lang hatt' ich freie Wohnung, auch Beköſtigung, und am Ende erzeigte mir ſogar die Obrigkeit die Ehre, mich aus der Stadt zu geleiten.

Jac. Die braven Antwerper!

Franz. Auf daß du meinen Worten glaubeſt, ſo betaſt' ein wenig dieſen Sack, eitel ſpaniſche Dublonen.

Jac. Ein prächtiger Sack! er duftet nach Gold.

Franz. Es war bei meiner Heimkehr mein erſtes Geſchäft, dieſen Beutel abzuzählen. Er enthält meine Schuld ſammt den Zinſen, und ſo wäre denn meines Vaters Haus wieder mein.

Jac. Dein, dein, du Herzensbruder! nur wirſt du billig ſeyn, und mir auch erſetzen, was ich drein verbaut habe.

Franz. Das verſteht ſich. Haſt du viel gebaut?

Jac. Eine neue Dachrinne habe ich machen laſſen, und das Kellerſchloß war ja ganz ruinirt.

Franz. Nun nun, das wird ſich finden. Jetzt befriedige meine Ungeduld, kündige deinen Leuten an, daß ſie nun wieder in Dienſten ihres alten Herrn ſtehn.

Jac. Auf der Stelle! du magſt meinetwegen ſchon dieſen Mittag hier tafeln nach alter Weiſe, und ich will dein Gaſt ſeyn nach alter Weiſe, und wenn du künftig einmal wieder Geld brauchſt, bei mir haſt du immer offne Kaſſe. (ab)

Dritte Scene.

Franz (allein).

Ja ich werde mich wohl hüten; ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer. So bin ich nun wieder in dem Hauſe, in dem ich geboren wurde — und darf es auch wieder das meinige nennen. — Lieber Gott! du biſt gnädig mit mir verfahren; denn verdient hab' ichs nicht. Aber gib nur Acht, nun ſoll es anders werden; nun wird ein Engel bei mir einziehen, ein guter Engel. — Die Seelenmeſſen für meinen Vater und für den ehrlichen Rothmantel hab' ich ſchon beſtellt; hingegen das Gebet um glückliche Reiſe hab' ich abbeſtellt, und ſtatt deſſen eine Dankſagung erbeten „für glücklich vollbrachte Geſchäfte." Wenn nun heute Meta nach ihrer Gewohnheit die Meſſe beſucht, was gilts, dann merkt ſie gleich, daß die erſeufzte Stunde geſchlagen hat.

Vierte Scene.

Caſpar. Franz.

Caſp. Iſt es wahr? iſt es endlich? ja es iſt mein lieber junger Herr. (will ihm die Hand küſſen)

Franz. Komm in meine Arme, Alter! nun trennt uns nur der Tod.

Caſp. Der Tod? ja, nun mag er kommen, wenn es ihm beliebt. Hab' ich doch vor meinem Ende noch das Glück genoſſen, den Sohn meines alten Herrn wieder im Beſitz ſeines väterlichen Erbes zu ſehn. Aber ich bitt' Euch, erzählt mir doch, wie iſt es zugegangen?

Franz. Jetzt nicht, guter Alter, jetzt hab' ich keine Zeit. Aber du ſollſt alles wiſſen. Die künftige Nacht wollen wir mit einander verplaudern. Jetzt hab' ich dir Aufträge zu ertheilen, die du gern erfüllen wirſt.

Caſp. Die erſten Befehle aus Eurem Munde, o wie gern, wie gern!

Franz. Laß in der Eile ein köſtliches Gaſtmahl zubereiten.

Caſp. Ein Gaſtmahl? ach lieber Herr! wollt ihr denn wieder anfangen, wo ihr es gelaſſen habt?

Franz. Sey unbeſorgt. Künftig ſoll keinem Schmarutzer meine Thür offen ſtehn. Aber heute iſt mein Verlobungstag.

Caſp. Ja das iſt ein Anderes. Wie nennt ſich die Braut, die ihr heimführen wollt?

Franz. Du ſollſt ſie ſehen, denn ich hoffe, ſie werde dieſen Mittag den Ehrenplatz an meiner Tafel einnehmen. Zeugen müſſen freilich auch bei meiner Verlobung ſeyn, aber nicht mehr als zwei. Schicke nach dem ehrlichen Hans Maus ihn einzuladen, der iſt einer.

Den andern wirſt du auf der Weſerbrücke finden, einen Bettler mit dem Stelzfuß.

Caſp. Ein Bettler an eurer Tafel?

Franz. Laß dich das nicht verwundern. Dieſer Bettler iſt mein beſter Freund geweſen.

Caſp. Nun ſo iſt er auch der meinige.

Franz. Führe ihn her. Zeige ihm die beſten Zimmer im Hauſe, laß ihn eins derſelben wählen; denn er ſoll künftig bei mir wohnen.

Caſp. Es ſoll geſchehn.

Franz. Er und du, ihr ſollt gute Tage bei mir haben. Jetzt geh' ich die Braut zu holen. Beſorge alles getreulich. (kehrt noch einmal um) Noch eins. Beſtelle mir auch kunſterfahrne Leute. Morgen ſollen ſie den Speiſeſaal mit harten Thalern pflaſtern. (ab)

Caſp. (allein) Räthſel über Räthſel! aber was kümmert's mich? Dien' ich doch nun wieder meinem guten Herrn, und wenn ich gar noch einmal auf harten Thalern wandle —

lieber Gott! ich wär' im Stande, noch ein Tänzgen darauf zu machen. (ab)

Fünfte Scene.

(Frau Trudens Stube.)

Trude und **Meta** (ſpinnen).

Trude. (nach einer Pauſe) Du biſt ja heute ſo ſtill, und ſiehſt doch ſo freundlich aus, als ob aus deinem Waſſernäpfgen ein Engelsbild dich anlächelte?

Meta. Mutter, ich muß euch was vertrauen. Ich war in der Meſſe.

Trude. Das weiß ich.

Meta. Zum erſten Mal wurde nicht mehr für den jungen Reiſenden gebetet.

Trude. Er wird wohl die Gebühr nicht länger entrichtet haben.

Meta. Hingegen ſprach der Prieſter eine Dankſagung für glücklich vollbrachte Geſchäfte eines Reiſenden. Das war gewiß mein Franz?

Trude. Dein Franz?

Meta. Ja Mutter, ich habe eine frohe Ahnung. Er iſt heimgekehrt.

Trude. Das mag ſeyn, doch rathe ich dir, kein Luſtſchloß auf die Treue eines jungen Geſellen zu erbauen. Iſt er heimgekehrt, mit Reichthum geſegnet, ſo wird er an die arme Spinnerin nicht mehr denken. Da gibts Rathsherrentöchter.

Meta. Nein nein, er läßt nicht von mir.

Trude. Armes Kind, du dauerſt mich. Ich wollt' es dir verheimlichen, aber ich ſehe wohl, ich muß dir eine bittre Arznei reichen, auf daß du geſundeſt.

Meta. Was wollt ihr damit ſagen, Mutter?

Trude. Du weißt, ich war dieſen Morgen auf dem Markte. Da hab' ich denn freilich auch erzählen hören, daß Franz Melcherſon zurückgekehrt als ein wohlbehalt'ner Mann —

Meta. Gott ſei Dank!

Trude. Er hat auch ſogleich ſeines Vaters Haus wieder an ſich gekauft.

Meta. Da ſeht ihr nun —

Trude. Aber für wen hat ers gekauft? für ſeine Braut.

Meta. (lächelnd) J nu ja.

Trude. Du denkſt wohl, er habe dich gemeint? Schlag' dir's aus dem Sinne; denn ſchon heute wird bei ihm hoch banquetirt, und die Braut ſoll obenan an ſeiner Tafel ſitzen. Nun begreifſt du wohl — es iſt bald Mittag — folglich biſt du nicht die Braut.

Meta. (erſchrecken) Wär' es möglich!? — Nein, es iſt nicht wahr.

Trude. Spinne, ſpinne drauf los, und gib deinem Spinnrade kein Oel, damit es tüchtig pfeife und knarre, und dir die Heirathsgedanken aus dem Kopf ſchnurre.

zu Boden. (Der Knappe geht.) O duldender Erlöſer! dort haben ſie dein Kreuz unter Leichen gepflanzt, das Blut der Erſchlagenen rieſelt am Hügel hernieder — freylich nur Heidenblut, aber doch Menſchenblut! — Sollten dieſe rauchende Trümmer ein liebliches Opfer dir ſeyn? — Mein Herz empört ſich — eine unbezwingbare Stimme ruft mächtig mir zu: ſie waren alle deine Brüder!

Zweyter Auftritt.

Ein Kind mit zerriſſenen Kleidern zerſtreuten Haaren läuft ängſtlich herbey.

Meine Mutter — wo iſt meine Mutter?

Theobald. (fährt zuſammen) Knabe, wen ſuchſt du?

Das Kind. (weinend) Ich ſuche meine Mutter! ich ſuche meine Mutter!

Theobald. Gott!

Meta. Ach Mutter! wenn es ſo iſt, ſo ſpinn' ich mir mein Leichenhemd.

Trude. Wer klopft denn da? — herein!

Sechste Scene.

Franz. Die Vorigen.

Meta. (für ſich) Er iſt's! mein Herz hat mich doch nicht betrogen.

Franz. Gott zum Gruß, Frau Trude. Entſinnt ihr euch wohl noch, was ihr zu mir geſprochen, als ihr mit meinem Flachshandel nichts wolltet zu ſchaffen haben? nicht eher ſollt' ich wieder bei euch anfragen, bis ich meines Vaters Haus beſäße, und den Speiſeſaal wieder mit harten Thalern pflaſtern könnte. Gott ſey Dank! meines Vaters Haus iſt wieder mein, und der Speiſeſaal wird morgen gepflaſtert. So bin ich nun von euch eines freundlichen Empfangs gewärtig, und ſtehe hier als ein ehrſamer Freiwerber um die ſchöne Meta.

Trude. Herr Franz Melcherſon — ei ei — die Ehre — das Vergnügen —

Franz. Laßt die Ehre bei Seite, wenn's euch nur Vergnügen macht.

Trude. Iſt's euch denn wirklich Ernſt, daß ihr in Zucht und Ehren um meine Tochter werbt?

Franz. Wie mögt ihr noch fragen? Seit ich die holde Dirne zum erſten Mal geſehn, hab' ich ſie in meinem Herzen getragen, und ſie iſt mein guter Engel geweſen in Schmach und Noth. So gebt ſie mir nun, ich will ſie ehrlich halten, und auch euch.

Trude. Gottes Wille geſchehe! ich werde mich mit meiner Tochter im Gebet berathen. Kommt um acht Tage wieder, ſo verhoffe ich, genügenden Beſcheid zu geben.

Franz. Gute Mutter, mir iſt wohl bekannt, daß die Sitte in Bremen erheiſcht, einen Freier in acht Tagen zu beſcheiden, wär' er auch ſonſt angenehm. Aber ihr kennt ja mein Herz ſchon lange, und eurer Tochter Herz kann euch nicht verborgen ſeyn. Iſt die holde Meta mir nicht zuwider, ſo thut einmal einen Seitenſprung von der alten Förmlichkeit, und gebt mir gleich das Jawort.

Trude. Mein Gott, es ziemt ſich aber doch nicht —

Franz. Seht, ich habe das Brautgeſchmeide ſchon mitgebracht. Zwölf Reihen ſchöne Zahlperlen und ſonſt noch Allerlei.

Trude. Vortreffliche Perlen in der That. (bei Seite) Drei Reihen mehr als der Hopfenkönig.

Franz. Nun ſo ſprecht ein gutes Wort.

Trude. Mein hochgeehrter Herr, was mich betrifft, ich weiß die Ehre wohl zu ſchätzen — aber meine Tochter ihr wißt, wie die jungen Dirnen ſind — ſie überlegen gern und zieren ſich gern ein wenig.

Meta. Ach Mutter, wenn ihr ſonſt nichts einzuwenden habt —

Trude. Du gottloſes Kind! haſt du alle Zucht und Ehrbarkeit vergeſſen?

Meta. Er liebt mich — und in eurer Gegenwart darf ich's ja wohl geſtehen, ich habe ihn auch ſchon lange geliebt.

Trude. Nun da, ſo nehmt ſie hin. Ich ſehe wohl, es iſt eine Ehe, die im Himmel geſchloſſen worden.

Franz. Meta! du biſt endlich mein!

Meta. Ich habe viel um dich gelitten.

Franz. Weiß Gott, ich will es dir vergelten. Nun, liebe Mutter, nun noch eine Bitte: ihr zieht ſogleich in mein Haus.

Trude. Sogleich? man muß doch erſt —

Franz. Hingehn, weiter iſt nichts vonnöthen. Ich habe auf dieſen Mittag Anſtalten zur Verlobung getroffen. Zwei Freunde ſind als Zeugen eingeladen, nur zwei, auch beide arm, aber Biedermänner. So folgt mir nun' daß ich im Triumph euch in mein väterliches Haus führe.

Trude. Bedenkt doch nur, wir ſind ja gar nicht herausſtaffirt, wie ſich's bei einer Verlobung geziemt.

Franz. Die Braut ſchmückt ihre Tugend.

Meta. Mutter, gebt nach.

Trude. Ei du gottloſes Kind! was werden die Leute in Bremen dazu ſagen?

Franz. Das ſoll unſer Glück nicht ſtören.

Trude. Und hier ſteht und liegt ja alles —

Meta. Nun werfen wir die Spinnräder in die Rumpelkammer.

Trude. Ach ja in die Rumpelkammer. Nun dann in Gottes Namen! Gib mir mein Regentuch.

Meta. Da, Mutter, da!

Trude. Ho ho, wie flink! — Der Himmel ſegne unſern Ausgang und Eingang. Aber das ſage ich euch: die nächſte Kirche dürfen wir nicht vorbeigehn; wir treten hinein und verrichten unſere Andacht.

Meta und **Franz.** Aus Herzensgrunde. (alle ab)

Siebente Scene.

(Zimmer in Franzens Hauſe.)

Caſpar und der **Bettler.**

Caſp. Nun führ' ich euch noch hier herein. Nicht wahr, es iſt auch ein ſchönes Zimmer?

Bettl. Mein Seel'! das ganze Haus iſt wunderſchön; es dürfte kein Prälat ſich ſchämen, darin zu wohnen. Aber ſagt mir nur, ob ihr darum mich von der Weſerbrücke geholt habt, um eure ſchönen Zimmer zu betrachten? was kann mir das nutzen? Wenn ihr mir kein Almoſen reicht, ſo hab' ich nur meine Zeit verloren.

Caſp. Von allen Zimmern, durch die ich euch geführt, ſollt ihr eins zu eurer künftigen

Wohnung wählen; das iſt meines Herrn Wille.

Bettl. Ha ha ha! ich ſoll mit meinem Stelzfuß in einem dieſer Prunkgemächer wohnen? Ihr ſeyd nicht wohl geſcheidt. Ich wohne ſeit 15 Jahren auf der Mattenburg und bin zufrieden.

Caſp. Aber hier iſt's doch beſſer!

Bettl. Wie man's nimmt. Wer iſt denn euer Herr? und welchen Theil nimmt er an mir?

Caſp. Mein Herr iſt der reiche Franz Melcherſon.

Bettl. Woher kennt er mich?

Caſp. Das weiß ich nicht, und habe nur gethan, was er mir ausdrücklich befohlen. Ihr ſollt gute Tage bei ihm haben, ſo war ſeine letzte Rede.

Bettl. Das iſt ſeltſam, und weiß ich darein mich nicht zu finden.

Caſp. So harret nur ein Weilgen, er

wird bald heimkehren, dann mögt ihr aus ſeinem Munde vernehmen, was er mit euch im Sinne hat. Er iſt gegangen ſeine Braut zu holen.

Bettl. Seine Braut? nun verſteh' ich. Die Verliebten ſind immer wohlthätig, aber es dauert nicht lange.

Caſp. Da iſt er ſchon.

Achte Scene.

Franz. Trude. Meta. Die Vorigen.

Bettl. (bei Seite) Aha, den kenn' ich wieder, das iſt mein Engelgroſchenmann von geſtern Abend.

Franz. Wir ſind zur Stelle. Seyd mir gegrüßt mit frommer Rührung. Mit euch ſind Fleiß und Frömmigkeit und Liebe in mein Haus gezogen.

Trude. Ei, Herr Sohn, das iſt eine köſtliche Wohnung! Alles getäfelt mit Nußbaumholz!

Meta. (ſich an Franz ſchmiegend) Ich darf es euch nun wohl ſagen: ihr wärt im Krämergäßgen mir eben ſo lieb geweſen.

Franz. Und in meinen Augen waren eure Blumen doch köſtlicher als mein Hausgeräth.

Trude. (zu Meta) Ich mögte flugs hinunter auf den Meeresgrund, um deinem Vater zu ſagen, wie wohl mir iſt.

Franz. (auf Meta deutend) Nun Caſpar, was meinſt du?

Caſp. Ich wünſche mir noch ein Dutzend Augen, lieber Herr.

Franz. (den Bettler erblickend) Ah Stelzfuß, biſt du da? ſey willkommen.

Bettl. Großen Dank, Junker. Ihr habt Wort gehalten, und heut' in aller Frühe euch meiner erinnert; aber heute ſeh't ihr anders aus als geſtern. Euer Auge ſtrahlt von Freude.

Franz. Die du vermehrſt durch deine

Gegenwart. Hat man dir alle Gemächer meines Hauſes aufgeſchloſſen?

Bettl. Ja Herr, allein wozu? ſoll ich euren Prunk, euren Reichthum rühmen? ich verſteh mich ſchlecht darauf.

Franz. Nein Alter, mir iſt Noth, die ein dankbares Gemüth zu beweiſen.

Bettl. Wofür?

Franz. Das ſollſt du ſchon gelegentlich erfahren. Wohne in meinem Hauſe, iß an meinem Tiſche, trink aus meinem Becher bis an deinen Tod.

Bettl. Ei das hör' ich wohl gern. Aber laßt mich frei von der Leber weg reden, wie es einem alten Kriegsmann geziemt. Die Mattenburg iſt mein Pallaſt, die Weſerbrücke mein Luſtſchloß. So lange ich noch bei Kräften bin, trage ich kein Verlangen nach weichlicher Ruhe; ich müßte ſterben vor langer Weile. Wer iſt frei und froh wie der rechte Bettler? wem weht die Luft ſo friſch als mir? Täglich müſſen

Das Kind. Ach! den Vater haben ſie erſchlagen, meine kleine Schweſter iſt todt, mein jüngſter Bruder liegt unten am Waſſer und blutet, wo iſt meine Mutter! wo iſt meine Mutter!

Theobald. Komm in meine Arme, unglückliches Kind!

Das Kind. Dort war unſere Hütte — alles iſt eingeſtürzt — es brennt gewaltig — unſer kleiner Garten iſt verwüſtet — wo ſoll ich bleiben! — Mutter! Mutter! (läuft weg und man hört es noch in der Ferne ängſtlich die Mutter rufen.)

Theobald. Hu! wie das mein Gebein durchſchaudert! wie das Haar auf meinem Haupte den Helm mir lüftet — Knabe! Knabe! laſſ' ab mit deinem Geſchrey! du ſchreyſt den Muth aus meinem Herzen. — Was iſt das: Muth? die Kraft zu widerſtehen? oder die Kraft zu dulden? — vielleicht beydes, und hier verläßt mich beydes! — O was iſt dann der Muth! wenn das Winſeln

Rathsherren und Matroſen, Narren und Doktoren an mir vorübergehn zu meinem Zeitvertreib, und alle Beutel ſtehn mir offen; iſt's auch nicht viel, doch genug, denn viel taugt mir nicht. Wie könnt' ich's beſſer haben? drum laßt mich wo ich bin. Wollt ihr an jedem Morgen, wenn euer Koch Fiſche kauft, mir einen Engelgroſchen ſenden, ſo will ich ihn dankbar empfangen. Was drüber iſt, das iſt vom Uebel.

Franz. Aber wenn du alt und ſiech wirſt —

Bettl. Nun dann komm' ich zu euch.

Franz. Topp, es gilt.

Bettl. Und wenn ihr Hochzeit macht mit dieſer ſchönen Jungfrau, ſo will ich mir auch ein Stück vom Hochzeitkuchen holen.

Franz. Lebe nach deinem Gefallen, man ſoll auch einem Bettler das Glück nicht aufdringen.

Bettl. Zumal wenn er es ſchon beſitzt.

Neunte Scene.

Hans Maus. Die Vorigen.

Hans. Herr Bruder, was hör' ich? Dein Schornſtein raucht wieder?

Franz. Ja, deinem guten Rath verdank' ich meinen Wohlſtand; denn ohne meine Reiſe nach Antwerpen wär ich noch immer ein armer Teufel.

Hans. Du biſt alſo kein armer Teufel mehr? Laß dich an mein Herz drücken! dir gönn' ich es vor Allen.

Franz. Sieh', das iſt die holde Dirne, die ich ſchon im Krämergäßigen liebte; jetzt meine Braut.

Hans. Juchhe! ich grüß' euch, edle Jungfrau, und auch euch, ehrbare Matrone, gewiß ſeyd ihr der geſegnete Baum, der dieſe liebliche Frucht getragen. Nun, das kann ich euch verſichern, ihr bekommt einen wackern Schwiegerſohn. Gott ſey Dank! nun wird es wieder lebendig hier im Hauſe. Wie ſieht's um Küch' und Keller?

Franz. Ich meine, gut; aber Hans Maus, laß dir ſagen: du ſollſt an meiner Tafel ſtets willkommen ſeyn. Wenn du jedoch vermeineſt, ich wolle hier wie vormals in Saus und Braus die Zeit verpraſſen, ſo irr'ſt du; künftig werden Fleiß und Ordnung hier regieren. Eine geſunde Schüſſel, einen Firnewein, durch der Wirthin Freundlichkeit gewürzt, mehr kann ich dir nicht verſprechen.

Hans. Wirf den Gaſt zur Thür hinaus, der mehr begehrt.

Zehnte Scene.

Jacob Giermann. Erwin Schnorr.
Peter Lützelberg. Die Vorigen.

Gierm. Da bin ich, Herr Bruder, nach alter Weiſe.

Schnorr. So eben hab' ich vernommen, daß mein trautes Brüderlein wiederum in der Wolle ſitzt.

Lützelb. Ich komme dir zu ſagen, daß mein Ohm geſtorben iſt. Da ſprach ich alſobald zu meiner Köchin: den ledigen Platz am Tiſche verwahrt für meinen Buſenfreund, den ehrlichen Franz Melcherſon.

Franz. Gott grüß' euch, ihr edlen Geſellen, und Gott geleit' euch auch ſogleich wieder aus dem Hauſe: denn hier wird nicht mehr geſchmauſt.

Gierm. Du ſpaßeſt, Herr Bruder, ich habe ſchon in die Küche geguckt.

Schnorr. Ich habe hinein gerochen.

Lützelb. Da wird geſotten und gebraten.

Franz. Aber nicht für euch.

Gierm. Es iſt doch noch immer der alte ſpaßhafte Franz, ha, ha, ha!

Schnorr. Laß dich umarmen.

Lützelb. Ja Brüdergen, laß dich erdrücken. (einer reißt ihn dem andern aus den Armen)

Franz. Hört, laßt mich zufrieden, es iſt mein völliger Ernſt.

Gierm. Das wollen wir bei der zehnten Flaſche unterſuchen.

Schnorr und Lützelb. Ja, bei der zehnten Flaſche.

Franz. Ihr wollt nicht gehen?

Gierm. Nicht von der Stelle.

Schnorr. Nicht eher bis wir taumeln.

Lützelb. Nach alter Weiſe.

Franz. (bei Seite) Nun, Rothmantel, wo ſteckſt du? du haſt mir verſprochen, noch einmal zu erſcheinen.

Rothmantel. (tritt aus der Wand plötzlich neben ihn) Da bin ich. Was begehrſt du? rede frei. Mich ſieht und hört keiner als du.

Franz. Schaffe die Schmarutzer mir vom Halſe.

Rothm. Das mag leicht geſchehen, denn ich habe mein Barbierzeug mitgebracht. Doch gebe ich dir zu bedenken, daß ich zum letzten

Mal hülfreich dir erſcheinen darf, darum wolleſt du erwägen, ob es nicht gerathener ſey, auf den Nothfall meine Hülfe aufzuſparen.

Franz. Ei, Lieber, ich habe keine andere Noth mehr auf Erden, als dieß verdammte Geſindel zu vertreiben.

Rothm. Nun, ſo ſchicke ſie mir in deine Kammer. Ich mag die Braut hier nicht erſchrecken.

Franz. Ihr werdet ihnen doch den Hals nicht umdrehn?

Rothm. Fürchte nichts, ich werde ſie bedienen nach meiner Weiſe.

Franz. Nun in Gottes Namen.

Rothm. Leb wohl! hier ſehn wir uns nicht wieder. (geht in das Kabinet)

Franz. Schlaf wohl, ehrlicher Rothmantel! kommen wir einmal dort zuſammen, ſo ſoll kein anderer mir den Bart putzen als du. (Die übrigen haben während dieſes Geſprächs ihn neugierig und verwundert beobachtet)

Gierm. Zum Henker, Herr Bruder, mit wem redeſt du denn?

Franz. Ich? mit Niemanden. Ich überlege nur, wie ich meine alten Freunde am beſten bewirthen könnte.

Schnorr. Bewirthe uns nur nach alter Weiſe.

Franz. Ich habe einen Magenwein aus Hiſpania mitgebracht.

Gierm. Haſt du? den müſſen wir geſchwind verkoſten.

Franz. Ein paar Flaſchen zur Probe ſtehn dort in der Kammer. Geht nur hinein.

Gierm. Das laſſen wir uns nicht zweimal ſagen.

Schnorr. Du biſt ein prächtiger Kerl.

Lützelb. Mir wäſſert ſchon der Mund.

(Alle drei eilen in die Kammer)

Hans. Ei, ich muß auch dabei ſeyn.

(will folgen)

Franz. Halt, mein Freund! auf dich iſt

es nicht gemünzt. Sie finden dort noch einen Fremden, der Wirthsſtelle vertreten, dir aber nicht behagen wird.

Hans. Wenn er nur trinken kann, ſo wollen wir bald Bekanntſchaft machen.

Franz. Er kann aber nicht trinken. Haſt du wohl jemals gehört von dem Barbier zu Rummelsburg?

Hans. O ja. Das Mährgen hat meine Amme mir oft erzählt.

Franz. Es gibt wunderliche Zeiten, wo die Ammenmährgen zu Ehren kommen. Ich muß euch nur ſagen, ich habe Gelegenheit gehabt, dieſem Barbier einen Dienſt zu erweiſen. Dagegen iſt er aus Dankbarkeit für heute in meine Dienſte getreten, und hat mir zugeſagt, mich von den Plagegeiſtern auf immer zu befreien.

Hans. Du ſcherzeſt.

Trude. Ich will nicht hoffen, Herr

Schwiegerſohn, daß ihr mit böſen Geiſtern Umgang pflegt?

Franz. (Netta's Hand faſſend) Dafür behüte mich dieſer gute Geiſt.

Hans. Es iſt ein Schwank und weiter nichts.

Franz. Das wird ſich bald zeigen.

Betti. Potz Velten! da kommen drei Kürbisköpfe! ([illegible]mann, Schnorr und Ziegelberg, alle drei kahl geſchoren, halten ſich bei den Händen, ſchneiden ſchreckliche Geſichter, ſchauen immer ängſtlich nach der Kammerthüre, taumeln rückwärts nach der Stubenthüre, und als ſie dieſelbe erreicht haben, ſtürzen ſie einer über den andern hinaus.)

Trude. Gott ſteh' uns bei! die ſind kahl geſchoren!

Hans. (faßt nach ſeinem Kopf) Barmherzigkeit für mein Haar!

Franz. Sei außer Sorgen. Das Geſpenſt barbiert nur ſolche, die den Schalk im Nacken tragen.

Hans. Ei ei, da wird es viele Kunden bekommen.

Franz. Es iſt leider zum letzten Mal erſchienen.

Hans. Jammerſchade! ich wollte ſchon Peruquenmacher werden; denn wenn der gute Freund acht Tage nur ſo fort barbiert, ſo beſtellt ſich die halbe Stadt Peruquen.

Franz. Die halbe nur?

Hans. (verſtohlen auf das Parterre deutend) Stille! wir werden da unten behorcht.

(Der Vorhang fällt)

ſeln eines Kindes den Arm des Helden entnervt! mein Blick begegnet einem brechenden Auge, und meine Kniee ſchlottern; der Seufzer eines Sterbenden macht mich zum Weibe. — Gut, gut, daß der Kampf vorüber iſt, ich könnte jezt nicht fechten.

Dritter Auftritt.

Der Schildknapp. Bald darauf ein Mönch.

Schildknapp. Alles iſt ruhig geworden, die Straße mit Leichen bedeckt, Männer, Weiber und Kinder; die Ehre Gottes gerochen, die Haine der Götzen zerſtört, überall prangt das heilige Kreuz, nur wenige Heiden flohen, einige hundert Gefangene, unter ihnen des Dorfes Oberhaupt; die Unſrigen kehren ſiegreich zurück, mit reicher Beute beladen.

Druckfehler.

Seite 68 Z. 16 lies: gebt ſie mir ſtatt: Gottes Freund
— 75 — 19 lies: Vater ſt. Veter
— 102 — 9 — angethan ſt. angeſehn
— 107 — 6 — Verlöbniß ſt. Verhältniß
— 107 — 19 — nun ſt. nur
— 140 — 12 — wann ſt. wenn

Der
Capitain Belronde.

Ein
Luſtſpiel
in drei Akten
von Picard,
für die deutſche Bühne bearbeitet
von
Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.
1817.

Der

Capitain Belronde.

Luſtſpiel in drei Akten

von Picard.

Perſonen.

Der Capitain Belronde, ein alter Seemann.

Carl von Belronde, ſein Neffe, Cavallerieofficier.

Morand, Fabricant von Lyon.

Olivier Fortis, Student.

Thomas, vormals Matroſe, jetzt des Capitains Diener.

Bertrand, des Capitains Gärtner.

Frau von Montclair, eine junge Witwe, Creolin.

Madame Florence, Witwe eines Capercapitains von Nantes.

Roſe, ihre Tochter.

Victorine, des Capitains Mündel.

(Der Schauplatz iſt auf einem Schloſſe des Capitains, zwiſchen Lyon und Macon, an den Ufern der Saone).

Erſter Akt.

(Ein Theil des Parkes. Im Hintergrunde ein Hügel, auf deſſen Spitze ein zierliches Luſthaus in Form eines griechiſchen Tempels. Im Vorgrunde zu beiden Seiten Gitter. Es wird angenommen, daß man durch Eines derſelben auf die Saone, durch das Andere auf die Landſtraße ſehen kann, welche von Paris nach Lyon führt.)

Erſte Scene.

Beim Aufrollen des Vorhanges ſteht **Thomas** auf der Spitze des Hügels, der **Capitain** an deſſen Abhange, einen Maßſtab in der Hand. Seine Leute, welchen er Befehle austheilt, arbeiten zum Theil im Park, zum Theil tragen ſie Möbeln in das Luſthaus, unter anderen eine Harfe und ein Notenpult.

Capitain. Nun, Thomas, geht die Arbeit vorwärts?

Thomas. Ja, Herr Capitain! in einer guten halben Stunde ſind wir fertig.

Capit. (herabkommend) Gott ſey Dank! ſo können die Damen noch dieſen Morgen in meinem hübſchen Luſthaus ſich ergötzen.

Thom. (herabkommend) Sapperment! das iſt ein allerliebſter Schmollwinkel! beſſer als die Kapitainskajüte auf unſerm berühmten Kaper, die ſchöne Franzöſin genannt.

Capit. Du! ich verbitte mir jede Geringſchätzung meines Kapers.

Thom. Ei bewahre der Himmel! ich meine nur: der Kaper war doch kein Boudoir.

Capit. Nein, das war er nicht.

Thom. Uebrigens ſchenke mir der Herr ſein Schloß und zehn ſolche Schlöſſer, mir wird doch nimmermehr ſo wohl darin ſeyn, als zwiſchen den betheerten Planken unſrer ſchönen Franzöſin. Erinnert ſich der Capitain noch, als wir, nicht weit von Cadix, ſie in die

die Luft ſprengen wollten? Das Herz hat mir geblutet —

Capit. Braver Kerl! doch ſtandeſt du ſchon mit brennender Lunte.

Thom. Aber zum Glück ſtrichen die beiden Oſtindienfahrer noch zu rechter Zeit die Segel.

Zweite Scene.

Bertrand. Die Vorigen.

Bertrand. Hier bringe ich die Blumenſträußer, die der Herr Capitain jeden Morgen an die Damen auszutheilen pflegt.

Capit. Schon gut. Nun mögen ſie kommen, ſo bald es ihnen beliebt. Thomas, ſchicke die Arbeiter fort, damit die Damen nicht gleich gewahr werden — (Thomas gehorcht) und du, Bertrand, vergiß nicht das Luſthaus mit Blumen zu ſchmücken.

Bertr. Nein, Herr Capitain. Die Mahler, die Vergolder haben für das Auge geſorgt,

Theobald. Beute nannteſt du es? nenn es Raub! Raub! den ich nicht zu theilen begehre.

Schildknapp. Auch habe ich ohnweit des Dorfes den Pfaffen wieder gefunden, der auf dem Zuge uns geleitete. Ich mußte des ehrwürdigen Herrn lachen. Er hatte im Getümmel des Kampfes die höchſte Eiche erklettert, und ſchielte zwiſchen den Zweigen verſtohlen hernieder. Ich rief ihm zu: die Gefahr ſey vorüber, da klimmte er am Stamme herab, und folgt mir auf dem Fuße.

Theobald. Trotzig wie ein Knabe die Flamme anblaſen und ſcheu wie ein Knabe in ſichere Winkel entſchlüpfen, wenn ſie wild um ſich greift, das iſt all ihr Weſen! — Mir iſt ſonderbar zu Muthe — eine unſichtbare Hand zerreißt den trügenden Schleyer, die Wahrheit dämmert mir in der Ferne entgegen. — Ich wollte, ich wäre daheim bey meinem Weibe.

ſorgt, ich ſorge für die Naſe. — Ja, ja, das iſt recht ſchön und gut; der Herr baut Grotten und Tempel, aber die eingefallenen Mauern ausbeſſern zu laſſen, daran denkt Niemand.

Capit. Das hat noch Zeit.

Bertr. Jnu ja, die Blumen wird man nicht ſtehlen, aber die Früchte — da geht's drüber her, als ob alle Nachbarn ſich in Sperlinge verwandelt hätten. Es iſt eine Sünde und Schande, ſo einen braven Mann zu beſtehlen. Seit 20 Jahren bin ich hier Gärtner, fünf- oder ſechsmal hat das Schloß ſeinen Herrn gewechſelt, aber ſo Einen haben wir noch nicht gehabt. Erſt vor einem halben Jahre hat der Herr Capitain das Gut gekauft, und ſeitdem gibts hier Arbeit vollauf für jeden armen Teufel, der Brodt verdienen will. Vollends nun, da ſeit vier Tagen der Herr Capitain mit den ſchönen Damen aus Paris hier eingezogen iſt.

Capit. Meinſt du? Schmeichler!

Bertr. O ich weiß wohl, daß die Domeſtiken ihre neuen Herren auf Koſten der alten zu loben pflegen; aber ich meine es ehrlich, habe auch meine guten Urſachen dazu.

Capit. Zum Exempel?

Bertr. Zum Exempel — hä! hä! hä! — ſo oft man dem Herrn Capitain eine Rechnung überreicht, ſo flucht er wie ein Matros und bezahlt wie ein Fürſt.

Capit. Da da, ein Trinkgeld für deine Blumen.

Bertr. Großen Dank! (er macht ſich allerlei zu ſchaffen)

Capit. (für ſich, indem er die Blumenſträuße auf die Bank legt) Ja ja, die Leute meinen, ein alter Seemann zu Lande wäre ein dummer Teufel; aber (indem er ſich vergnügt die Hände reibt) den will ich doch ſehn, der ſeine Sachen pfiffiger eingerichtet hätte, als ich. Vier allerliebſte Weiber habe ich mit herausgebracht, und bin ganz allein unter ihnen, der Hahn im Korbe. Hoffentlich ſentlich wird Niemand in dieſer ſchönen Einſamkeit mich ſtören, bis — ja, bis mein Herz entſchieden hat und eine glückliche Vermählung — (ſein Auge fällt auf das Gitter rechter Hand.) Holla! was iſt das? eine Poſtchaiſe! — Alle Teufel! Gerade in dem Augenblick, wo ich ſo froh war, keinen ungebetenen Gaſt zu haben — Thomas, ſieh doch einmal, wer kommt denn da?

Thom. Sogleich. (er geht ab)

Capit. Blitz und der Hagel! iſt's ein junger Menſch, ein Ueberläſtiger, ſo wird er ſchlecht empfangen werden. Nicht als ob ich alle die Schmetterlinge fürchtete — indeſſen — (er ſchaut durch das Gitter) — es iſt ein Officier — ich kenne die Uniform — ei das iſt ja wohl gar mein Spitzbube von Neffen? (Thomas kehrt zurück) Nun Thomas?

Thom. Herr Capitain, es iſt der leibhaftige Dragonerlieutnant, Herr Carl von Vel-

Belronde, ihr Neffe, ein allerliebſter junger Herr —

Capit. Geh zum Teufel mit deinem allerliebſten jungen Herrn. Er kommt wohl als mein Erbe, um zu ſehn, ob ich ihm ein hübſches Gut gekauft habe? O! noch ſteht es mit der Erbſchaft im weiten Felde.

Thom. Ei ei, Sie thun ihm Unrecht, wer ſo gern verthut wie Er, der iſt nicht eigennützig.

Dritte Scene.

Carl. Die Vorigen.

Carl. (noch hinter der Scene) Meinen Wagen unter Dach! meine Pferde in den Stall! und laß dir ein Zimmer anweiſen, wohin du meinen Mantelſack bringen kannſt.

Capit. Vortrefflich! er macht ſich's bequem.

Carl. Guten Tag, lieber Oheim.

Capit. Guten Tag, lieber Neffe. Was willſt du hier?

Carl. Sie ſehen, Ihr neues Schloß bewundern, Ihnen die Honneurs machen helfen. Ich weiß, Sie lieben die Welt, Sie lieben den Zeitvertreib. Vermuthlich haben ſie viele Gäſte, die Nachbarn ungerechnet?

Capit. Ganz und gar nicht. Hier iſt Niemand.

Carl. Niemand? man hat mich verſichert, hier wären Damen?

Capit. Wenn auch! Dieſe Damen — geſetzt, ſie liebten die Einſamkeit? oder geſetzt, mir wäre es nicht gelegen, daß man ſie ſähe?

Carl. Beſter Oheim, ſo ſpricht ja nur ein eiferſüchtiger Vormund, oder ein argwöhniſcher Ehemann. Wo bleibt Ihr liebenswürdiger, traulicher Charakter?

Capit. Ich will nicht liebenswürdig ſeyn, ich will brummen. Ich brauche Niemanden, um die Honneurs in meinem Hauſe zu machen, das kann ich ſelbſt, und mit Einem Worte, ich liebe es nicht, daß man ungebeten zu mir kommt.

Carl. Könnten Sie ſo grauſam ſeyn, mich wieder fortzuſchicken?

Capit. Fortſchicken? das nun eben nicht — aber —

Carl. Sieh da, Ihr treuer Thomas, vormals Ihr beſter Matros, jetzt Ihr Kammerdiener. Gott grüß dich, Thomas! (zu Bertrand) Auch dich, den ich nicht kenne. Wir werden aber Bekanntſchaft machen.

Bertr. Viel Ehre, Herr Lieutnant, (zu Thomas) Unſer Neffe ſieht recht brav aus.

Thom. Er hat ein Familiengeſicht.

Carl. O ich erſchrecke nicht über Ihren kalten Empfang, ich weiß, Sie lieben mich doch.

Capit. Nun ja, ich liebe dich, habe ja zwei- oder dreimal deine Schulden bezahlt.

Carl. Auch habe ich blos um Ihnen

Vergnügen zu machen Urlaub genommen, und denke den Reſt der ſchönen Jahreszeit bei Ihnen zuzubringen.

Capit. Den Reſt der ſchönen Jahreszeit? mit nichten! du irrſt gar ſehr; du machſt mir keineswegs Vergnügen; ich ſchicke dich zwar nicht fort, aber — wenn du dich ein wenig in meinem Schloſſe umgeſehen haſt, und morgen oder übermorgen wieder abreiſen wollteſt, ſo würdeſt du mich ſehr verbinden.

Carl. Wenn ſie ſo befehlen, ſo muß ich wohl — (indem er den Park ringsum beſchaut) Ei wahrhaftig! man hat mir nicht zu viel geſagt; das iſt ein herrliches Landgut. Ein ſchönes Schloß mit allem Zubehör, in einer fruchtbaren Gegend, zwiſchen Lyon und Macon.

Capit. Nicht wahr? beſonders dieß Plätzgen. (indem er auf das Gitter linker Hand deutet) Schau einmal durch dieſes Gitter, kaum einige Schritte weit, da fließt die Saone. Die friedliche Saone mit ihren reizenden Ufern!

Thom. Und alle Morgen, ungefähr um dieſe Stunde, geht die ordinäre Waſſerpoſt hier vorbei, von Macon nach Lyon, oder auch aufwärts, von Lyon nach Macon.

Capit. (auf das Gitter rechter Hand deutend) Und hier ſiehſt du die große Landſtraße von Paris nach Lyon.

Thom. Da iſt ein Leben und Weben! die Fuhrleute, die Reiſenden, die Poſtwagen —

Capit. Das rollt und raſſelt, und klatſcht und lärmt unaufhörlich. (bei Seite) Aber zum Henker! ich laſſe mich ja beſänftigen, als ob ſeine Ankunft mir gar nicht fatal wäre. (zu Thomas und Bertrand) Geht, laßt uns allein. Und vor allen Dingen gebt wohl Acht, daß die Damen den Pavillon nicht betreten.

Bertr. Mein Seel, ſie ſind verdammt neugierig, beſonders die jungen Fräulein. Aber ich habe ihnen weiß gemacht, es wäre ein altes Gemäuer, und den Schlüſſel hätte ich verloren.

Capit. Daran haſt du wohl gethan. (Lachend ab)

Carl. Was hat es denn für eine Bewandniß mit dem Pavillon?

Capit. Mein lieber Herr Neffe, das iſt ein Geheimniß.

Thom. Eine Ueberraſchung, eine Galanterie —

Capit. Halt's Maul und geh.

Thom. Ich gehe ſchon. (ab)

Vierte Scene.

Der Capitain und Carl.

Carl. Ein Pavillon — Geheimniſſe — Ueberraſchungen? — Sollt' es wahr ſeyn, was man von Ihnen ſagt?

Capit. Was ſagt man denn?

Carl. Sie würden heirathen.

Capit. Nun? wer hat etwas dagegen einzuwenden? du vielleicht?

Carl. Ich? ganz und gar nicht. Ich würde auf Ihrer Hochzeit tanzen nach Herzensluſt.

Capit. Gewiß?

Carl. Das verſteht ſich. Sie haben in Ihrem Leben ſich's ſo ſauer werden laſſen —

Capit. Dreißig Jahre lang bin ich auf der See herumgeſchwärmt.

Carl. Sie beſitzen ein großes Vermögen —

Capit. Eine Million.

Carl. So iſt's ja wohl natürlich, daß Sie nun die Früchte Ihrer Arbeit in Ruhe genießen wollen; daß Sie eine liebenswürdige Gattin wählen, und dem Vaterlande Kinder ſchenken, die ihrem wackern Vater gleichen.

Capit. Du machſt dich doch nicht luſtig über mich, wie du wohl bisweilen zu thun pflegſt?

Vierter Auftritt.

Der Mönch. Die Vorigen.

Der Mönch. Gelobt ſey Gott! Heil euch edler Ritter! Der Herr war mit eurem Schwerdte. Sie ſind gefallen die ſtolzen Heiden, zerſtört die ſchändlichen Götzenbilder. Eine fromme Thräne befeuchtet mein Auge, eine Thräne himmliſcher Freude, wenn ich hinblicke auf das heilige Zeichen des Kreuzes, durch euren tapfern Arm erhöht.

Theobald. So gebt mir Zeugniß, daß ich mein Gelübde ehrlich vollbracht. Ihr wißt es, wie euer Abt mich zu dieſem Zuge überredete, durch heiligen Eifer, der von ſeinen Lippen ſtrömte, durch päpſtliche Bullen, durch Ablaß und Seegensſprüche. Gebt mir Zeugniß vor ihm, daß ich mein ritterliches Wort erfüllt.

Der Pfaff. Das will ich. Berichten will ich ihm, welche Wunder der Tapferkeit,

Carl. O beſter Oheim! wo denken Sie hin? Sie necken mich wohl zuweilen, und ich necke Sie wieder; allein nie hab' ich die Achtung verletzt, die ich Ihnen ſchuldig bin, und wenn von ernſten Dingen die Rede iſt — heirathen Sie, lieber Oheim.

Capit. Ich werde dir ſo wenig als möglich entziehen; du ſollſt ein recht artiges Vermögen von mir erben. Für mich und meine Frau wird immer noch genug übrig bleiben.

Carl. Ach wenn Sie doch an meinen Vortheil nicht mehr als ich ſelber dächten.

Capit. Ja ja, im Grunde biſt du ein ganz guter Neffe — ein Freund ſogar. — Wohlan! da ich dich vernünftiger finde, als ich vermuthen durfte, ſo bin ich auch nicht mehr grämlich. Es iſt mir lieb, daß du gekommen biſt, und ich will mich dir ganz vertrauen.

Carl. Thun ſie das; und wenn ich Ihnen helfen kann —

Capit. Wer weiß. Ich hatte auch Unrecht dich zu fürchten; es iſt mir ja bekannt, daß du ſchon eine Liebe im Herzen trägſt.

Carl. Ich, lieber Oheim?

Capit. Hängt dir nicht ein Bildgen auf der Bruſt, welches du mir nie haſt zeigen wollen? Wie haſt du es denn über dein Herz bringen können, dich von dem geliebten Gegenſtande zu entfernen?

Carl. Er wohnt in dieſer Gegend.

Capit. Iſt vielleicht von Lyon? Du willſt mir noch immer nicht entdecken — ?

Carl. Noch nicht, lieber Oheim. Hinderniſſe —

Capit. Armer Junge!

Carl. Sprechen wir von Ihnen.

Capit. Ja ja, ich bin nicht ſo verſchwiegen als du.

Carl. Sie ſind alſo auch verliebt?

Capit. Wie ein Narr.

Carl. In wen?

Capit. Das weiß ich noch nicht.

Carl. Wie?

Capit. Ich ſchwanke zwiſchen drei allerliebſten Weibern. Keiner hab' ich noch ein Wort geſagt, denn ich bin mit mir ſelbſt nicht einig. Der Gedanke zu heirathen kam mir erſt, als ich dieß Gut gekauft hatte. Die drei Damen, unter welchen ich wählen will, hab' ich ſchlauerweiſe angeworben, den ſchönen Herbſt hier zuzubringen, und ſeit vier Tagen ſind wir hier beiſammen; ich der einzige Mann unter ihnen, folglich können ſie keine Vergleiche anſtellen, die mir nachtheilig wären. Ich erweiſe ihnen eine Menge kleine Aufmerkſamkeiten; ſie ſehen das ſchöne Landgut, den herrlichen Park, die Weinberge, wo der Burgunder wächſt, das neumöblirte Schloß; ſie bemerken die Wohlhabenheit, die überall ſichtbar iſt; das gefällt den Jungen wie den Alten. — Das ſchmeichelt, das gewinnt, und ſtößt ihnen natürlich ein Verlangen ein, alle dieſe Genüſſe mit dem Eigenthümer zu theilen. Wie?

Carl. Sehr richtig. Wer ſind denn die Damen, zwiſchen welchen Sie ſchwanken?

Capit. Du kennſt ſie Alle. Da iſt erſtens Victorine Dorſay, meine Mündel, die Tochter meines armen Kameraden Dorſay, der auf dem Kaper, die ſchöne Franzöſin, an meiner Seite fiel. Seit einem Monate habe ich ſie aus der Penſion genommen, wo ſie erzogen wurde, während ich noch Kreuzzüge machte.

Carl. Ein allerliebſtes Mädgen. Ohne die andern zu kennen, entſcheide ich für dieſe.

Capit. Warte nur. Da iſt zweitens Frau von Montclair, die junge Witwe, die ich auf meiner letzten Reiſe von der Inſel Bourbon mitgenommen habe.

Carl. Auch die iſt ſchön und geiſtreich. Man hält ſie für kokett, weil ſie munter iſt, aber ich traue ihr Empfindung zu, und begreife nun wohl Ihre Unentſchloſſenheit.

Capit. Drittens, Madame Florence,

die Witwe des braven Rheders, der mir das erſte Schiff anvertraute.

Carl. Auch noch eine recht hübſche, angenehme Frau.

Capit. Das wohl, aber wenn man doch einmal heirathen will, ſo nimmt man lieber eine junge. Madame **Florence** iſt zwiſchen 35 und 40.

Carl. Das mochte wohl ſeyn.

Capit. Aber ſie hat eine Tochter von 18 Jahren, die auch mit hier iſt.

Carl. Eine Tochter? ja ja, ich entſinne mich. Ich habe ſie neulich auf einem Balle geſehen.

Capit. Roſe, die liebliche Roſe!

Carl. (lebhaft) lieblich, allerdings! (er ſetzt ſich) Alſo die finden Sie lieblich? ſie iſt mir ein wenig ſimpel vorgekommen: ſehr unſchuldig, ſehr leichtgläubig, und plappert Alles heraus, was ihr eben einfällt. Ich würde doch die Zurückhaltung, die Beſcheidenheit, ſelbſt die Kälte ihrer Mündel vorziehen. Daß Sie zwiſchen Frau von Montclair und Victorinen ſchwanken, das finde ich ſehr natürlich, aber — was Mademoiſell Florence betrifft, die mögte ſich wohl nicht für Sie ſchicken.

Capit. Ei ſie ſchicken ſich alle drei für mich. Ich entſcheide für keine, ich verwerfe keine. Alle drei jung, hübſch, voller Talente, und von herzlicher Freundſchaft für mich beſeelt. Aber freilich das gnügt mir nicht. Ich liebe mit Wärme und will eben ſo wieder geliebt ſeyn. Kurz, ich werde diejenige wählen, die ich am gefühlvollſten finde. Heute werde ich das erfahren; und, da ich dir einmal ſo viel geſagt habe, ſo ſollſt du Alles wiſſen, auch das Geheimniß jenes Pavillon's. Ich habe ihn bauen laſſen. Schau hin. Von außen ein kleiner griechiſcher Tempel von Bäumen umgeben, von innen ein Boudoir, ein allerliebſtes Cabinet, elegant möblirt, mit ſentimentalen Gemälden ausgeziert. Seit den vier Tagen, die wir hier ſind, komme ich jeden Morgen ſelbſt, ehe die Damen aufſtehn, um die Arbeit zu dirigiren und zu fördern. In einer Stunde iſt Alles fertig, und dann will ich beobachten, welchen Eindruck der Anblick des Innern auf jede machen wird. O ich habe Scharfſinn und Erfahrung. Ich werde in dem Herzen der Frau von Montclair leſen, trotz ihrer Munterkeit; in Victorinens Herzen, trotz ihrer Kälte; und in dem der hübſchen Roſe trotz ihrer Einfalt. Und die, die meine Gefühle theilt — Sapperment, lieber Neffe! die will ich lieb haben! die ſoll glücklich werden! Alles Feuer meiner erſten Jugend werde ich bei ihr wiederfinden.

Carl. Fürwahr, Sie ſind ein prächtiger Mann, und ich wollte Niemanden rathen, ſich zu Ihrem Nebenbuhler aufzuwerfen.

Capit. Nebenbuhler? laß ſie kommen! ich fürchte ſie nicht. Indeſſen, um mehrerer Sicherheit willen iſt es mir doch lieb, daß ich die Damen hier auf meinem Schloſſe habe, ſein weit von dem Pariſer jungen Volke: denn — freilich — geſtern war mein funfzigſter Geburtstag. Man muß aber nicht davon reden, verſtehſt du mich?

Carl. Schade! ich wollte ihn feiern —

Capit. Nein, nein, nein! das laß nur bleiben, das ſchickt ſich nicht.

Carl. Aber nach der Hochzeit werden Sie doch wieder nach Paris kommen, und dort iſt der Aufenthalt eben ſo gefährlich für Ehemänner, als für Freier.

Capit. Das wohl, aber meine Liebe, mein zuvorkommendes Betragen, die Tugend meiner Frau —

Carl. Richtig.

Capit. Sieh da, die beiden jungen Mädgen. Ho! ho! wie die Roſe herbeihüpft, und wie ihr Victorine mit abgemeſſenen Schritten folgt. Geſchwind meine Blumenſträuße. (er nimmt zwei Blumenſträuße von der Bank, wohin er ſie beim Anfang der Scene gelegt hatte)

Fünfte Scene.

Roſe. Victorine. Die Vorigen.

Roſe. (herbeihüpfend) Hieher, Victorine! hieher! ich ſagte dir wohl, daß ein Fremder gekommen wäre, ein Offizier — (ſie erkennt Carl) Ach!

Victorine. (ſchlendernd) Nun? warum ſo erſchrocken? es iſt ja Herr Carl von Belronde, der Neffe meines Vormundes.

Roſe. Ja wahrhaftig!

Carl. Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, Mademoiſelle, daß ſie mich noch wieder kennen.

Roſe. Ei wie ſollt' ich nicht den Neffen des Herrn Capitains erkennen! Meine Mutter empfiehlt mir unaufhörlich, für den Herrn Capitain allen nur möglichen Reſpekt zu haben, und ich fühle mich von ſelbſt geneigt, ihr zu gehorchen; ich liebe und achte den Herrn Capitain von ganzem Herzen.

Capit. (leiſe zu Carl) Hörſt du? ſie liebt mich, ſie achtet mich.

Roſe. (zu Carl) Und dann — haben Sie mir ſo viel Spas gemacht, als Sie mit mir tanzten. (zu Victorinen) Er machte ſich luſtig über die ganze Welt, beſonders über die alten Jungfern, die ſo grämlich waren, weil Niemand mehr zum Tanze ſie aufzog. Und dann hat er mich plötzlich wieder gerührt, bis zu Thränen gerührt, als er von den trefflichen Eigenſchaften, und von der Güte ſeines Oheims ſprach. Ja ja, Herr Capitain, Ihr Neffe hat Sie gewaltig lieb.

Capit. Das war recht hübſch von dir, daß du mich gegen ſie gelobt haſt. (Er bietet ſeine Blumenſträuße) Meine Damen —

Roſe. Ich danke, Herr Capitain.

Victor. Mein lieber Herr Vormund, ich bin ſehr gerührt von ihrer Aufmerkſamkeit.

zur Ehre des Geſalbten, ihr unter meinen Augen —

Theobald. (ſpöttiſch) Ja wohl unter euren Augen.

Der Pfaff. Und verdoppeln wird er den Ablaß, auf eure Kinder ihn ausdehnen, euch ſeegnen bis ins tauſendſte Glied.

Theobald. Wohl, ſo habe ich des Seegens genug und ſo nehmt dann mit dieſem ritterlichen Handſchlag den unverbrüchlichſten Eid, daß ſo lange dieſer Arm Schwerdt und Lanze zu führen vermag, er nie wieder für die Kirche — oder für Gott, wie ihr es nennt — kämpfen ſoll.

Der Pfaff. Ritter! Ritter! ihr vergeßt euch.

Theobald. Ich vergeſſe mich nicht, ſo wenig ich jemals die Jammerſcenen der entwichenen Nacht vergeſſen werde. — Ich halte euch beym Wort. Gabt ihr mir nicht Zeugniß, daß ich mein Gelübde vollbracht? was brauchts mehr? Habe ich, haben meine Väter

Capit. (leiſe zu Carl) Hörſt du? ſie iſt gerührt, trotz ihrer Kälte: ſie nennt mich ihren lieben Vormund. Wenn ich ein Geck wäre, ſo könnte ich mir wohl einbilden —

Roſe. Da kommt Frau von Montclair.

Capit. Frau von Montclair? geſchwind einen andern Blumenſtrauß. (er nimmt den dritten von der Bank)

Sechste Scene.

Frau von Montclair. Die Vorigen.

Capit. (ihr den Strauß bietend) Schöne Dame, erlauben Sie —

Fr. v. Montclair. Guten Morgen, mein lieber Capitain.

Capit. Madam, ich habe die Ehre —

Fr. v. M. Ah ſieh da, Herr Lieutenant! nun ſage man noch mehr, Ihr Oheim habe nur Damen hier empfangen wollen, fürchte ſich vor jungen Männern. Hat er doch ſeinen Neffen eingeladen.

Carl. Nicht eigentlich eingeladen —

Capit. Aber es iſt mir doch lieb, daß er gekommen iſt.

Fr. v. M. Was mich betrifft, ich ſehe Jedermann gern, der Ihnen angehört; denn nimmermehr werde ich vergeſſen, wie freundlich, wie zart Sie während unſrer langen Seereiſe mich behandelt haben. Auf dieſer Reiſe war es, wo wir eine herzliche Freundſchaft ſtifteten. Auch zähle ich ganz auf Sie, und nicht wahr? wenn ſich wieder eine Gelegenheit darböte, mir einen Dienſt zu erweiſen, Sie würden ſie nicht entſchlüpfen laſſen?

Capit. (mit Feuer) Gewiß nicht!

Fr. v. M. Ich halte ſie beim Wort.

Capit. (leiſe zu Carl) Bei meiner armen Seele! ich fürchte nur, wenn ich eine von den dreien wähle, daß ich die andern beiden unglücklich mache.

Fr. v. M. Hier, Herr Lieutnant, verſammlen wir uns jeden Morgen vor dem Frühſtück. Es fehlt uns Niemand als Madame Florence.

Roſe. Da kommt Mamma.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Madam Florence.

Roſe. (ihr entgegen) Ach, liebe Mamma! der Neffe des Herrn Capitain iſt angekommen.

Madam Flor. Holla! holla! kleine Perſon! was ſoll dieſe Lebhaftigkeit? dies laute Weſen? (zu Carl) Ihre Dienerin, mein Herr. (bei Seite) Der Neffe iſt mir fatal. (laut) Gut geſchlafen, lieber Capitain? Sie ſehen wohl aus.

Capit. Und befinde mich auch ganz vortrefflich! (indem er die drei jungen Frauenzimmer zärtlich anblickt) Bin ſo glücklich in meinem Schloſſe!

Carl. (reicht ihm den vierten Blumenſtrauß) Sie vergeſſen, lieber Oheim —

Capit. Du haſt Recht. (ihn überreichend) Madam —

M. Flor. Immer ſo galant. Meine Tochter und ich, wir ſind Ihnen hoch verbunden. Ich weiß wohl, daß Sie ſo großmüthig ſind zu behaupten, die Verbindlichkeit ſey wechſelſeitig, und ohne meinen ſeligen Mann, der in Ihrer Jugend ſich Ihrer annahm, würden Sie Ihre großen Reichthümer nicht erworben haben. So iſt unter guten Menſchen das ganze Leben ein immerwährender Austauſch von Gefälligkeiten und Erkenntlichkeiten. (zu Roſe) Aber ſo rede doch, mein Kind! Sage dem Herrn Capitain, daß du ganz ſo denkſt und fühlſt wie ich.

Roſe. O der Herr Capitain weiß das ſchon.

Fr. v. M. Unter uns iſt ja Niemand, der ihm nicht verbunden wäre.

Victor. Mich hat er mit ſo vieler Sorgfalt erziehen laſſen.

Carl. Meine Schulden hat er bezahlt.

Capit. Meine Damen – mein lieber Neffe — Sie überhäuſen mich — Sie entzücken mich —

Roſe. (rechts durch das Gitter ſchauend) Sieh da, der Poſtwagen.

Victor. (etwas [illegible]) Der Poſtwagen?

Roſe. Ganz vollgepfropft.

Capit. (hinſehend) Warum hält er denn vor meinem Schloſſe?

Roſe. Ein junger Menſch ſpringt heraus —

Carl. Läßt ſeinen Mantelſack ſich reichen —

Roſe. Und gibt ihn einem Knaben, der eben da ſteht.

Fr. v. M. Er nimmt den Weg hieher.

Capit. Was ſoll das heißen?

Carl. Das ſoll wohl heißen, lieber

Oheim, daß Sie noch einen Gaſt bekommen.

Capit. Einen Gaſt? hol' ihn der Henker! wenn's noch ein Neffe wäre. — Aber Gott ſey Dank, ich habe nur Einen.

Roſe. O wie er läuft! — Da iſt er ſchon am Gatter. (dem Kommenden entgegenrufend) Gemach! gemach! klingeln Sie nicht, ich werde aufmachen. (ſie thut es)

Achte Scene.

Olivier. Die Vorigen. (Ihm folgt ein Knabe mit ſeinem Mantelſack)

Olivier. Mademoiſell, ich danke ſchön. (zu dem Knaben) Bleib nur da, mein kleiner Freund, man wird dir den Mantelſack ſogleich abnehmen. Potz tauſend! wie viele Damen! Ich wage mich nicht näher.

Fr. v. M. Er ſcheint blöde.

Capit. Blöde oder dumm, gleichviel. Wen ſuchen Sie, junger Mann?

Oliv. Den Herrn Capitain Belronde. (auf Carl zeigend) Vermuthlich dieſer?

Capit. Nein, ich bin es.

Oliv. Ah ſo — ich bitte um Vergebung — ich meinte — weil ich die Uniform ſah — ich hatte vergeſſen, daß der Herr Kapitain in Seedienſten geſtanden; daß er ſeinen Abſchied genommen und keine Uniform mehr trägt.

Capit. Schon gut. Was wollen ſie von mir?

Oliv. O jetzt erkenne ich Sie. Aber Sie? Sie erkennen mich nicht? Wie?

Capit. Nein.

Oliv. Ich habe Sie doch oft bei meinem Papa geſehn, als ich noch in die Schule ging, und Donnerstags und Sonntags zu Hauſe ſpeiſte, weil wir dann Ferien hatten.

Capit. Das kann ſeyn.

Oliv. Ich fange ſchon an, mich von der erſten Verwirrung ein wenig zu erholen. Nun erkenne ich auch den Herrn Lieutnant von Belronde, Ihren Neffen, und Madam Florence mit ihrer Tochter, und Frau von Montclair, die ein wenig ſpaßhaft ſeyn ſoll. (auf Victorinen zeigend) Nur dieſe Dame kenne ich nicht.

Capit. Das iſt meine Mündel.

Oliv. Ah ſo! Sie ſind ihr Vormund. Sie iſt recht hübſch.

Roſe. (zu Victorinen) Wie naif! ſonſt nicht übel.

Victor. Meinſt du?

Capit. Nun? und was weiter?

Oliv. Ich bin Olivier, der Rechtsgelehrtheit Befliſſener, ein Sohn des Advokaten Fortis, Ihres Freundes.

Capit. Ja, ja, Fortis iſt mein Freund, war mein Advocat, hat mir manchen Proceß im Priſengericht gewonnen, ein braver Mann, ein gelehrter Juriſt.

Oliv. Freilich, mein Papa —

Capit. (bei Seite) Der Sohn ſcheint ihm wenig zu gleichen.

Oliv. Am letzten Sonnabende wurde viel geſprochen bei meinem Papa von dem ſchönen Gute, welches Sie gekauft haben: es wäre wunderſchön, ſagten die Leute. Da kam mir die Luſt an, meine Ferien hier zuzubringen. Ich vertraute es der Mamma, und die Mamma vertraute es dem Papa, und der Papa meinte, Sie wären ein gar guter Mann. Geh hin, mein Söhnchen, ſagte er, und ſetze dich auf den Poſtwagen. Da, nimm dieſen Empfehlungsbrief, den überreiche, (er thut es) und ſage meinem alten Freunde: gegen das Ende der Ferien würde ich auch wohl nachkommen mit deiner Mutter und deiner kleinen Schweſter.

Capit. Sonſt Niemand?

Oliv. Ne, ſonſt Niemand.

Capit. Ohne Umſtände. Alſo Sie wollen die Ferien bei mir zubringen?

Oliv. Herzlich gern.

Capit. Wie lange dauern denn die Ferien?

Oliv. O nur zwei Monate. Aber wenn man ſich die Zeit gut vertreibt, ſo kann man ſie auch verlängern.

Capit. Verlängern! allerliebſt. (er erbricht den Brief) Mit Erlaubniß, meine Damen.

Carl. (zu Olivier) Mein Oheim wird ſich ein Vergnügen daraus machen, den Sohn ſeines Freundes zu bewirthen.

Capit. Das fehlte noch! du machſt die Honneurs.

Carl. Wie ſchon geſagt, ich bin ausdrücklich deshalb hieher gekommen.

Capit. (mit einem Seitenblick auf Olivier) Freilich, ſo ein einfältiger Burſche kann eben nicht gefährlich werden. (er lieſt) „Im Vertrauen auf Ihre Freundſchaft — ſchicke ich Ihnen meinen Sohn — hoffe, er werde Sie nicht geniren —“

Oliv. Ach ne, gewiß nicht! ich werde

Väter noch nicht genug gethan? iſt es euch entfallen, daß ich ſeit drey und zwanzig Jahren eine vaterloſe Waiſe bin? daß Hugo der Wulfinger ins gelobte Land gegen die Sarazenen zog, und wahrſcheinlich dort ſein Grab fand?

Der Pfaff. Heil ihm! wenn ſein Blut zu Gottes Ehre floß.

Theobald. Aber auch meine Thränen, meiner Mutter Thränen floſſen um ihn.

Der Pfaff. Perlen in den Kranz des Gerechten.

Theobald. An ſchönen Worten leidet ihr nie Mangel, ehrwürdiger Vater!

Der Pfaff. Die Worte des Dieners der Kirche, ſein Zeugniß, ſein Segen, tragen ſchnell wie auf Strahlen des Lichtes, die Seele zu himmliſcher Freude. In ſolcher Worte Geleite vertritt ihr kein Engel den Weg. — Doch wenn eurer Tapferkeit Glut die kahlen Worte mißfallen, wohlan Ritter! an euch iſts Thaten zu thun. Auf! kämpft für herum laufen, arbeiten, habe meine Hefte mitgebracht.

Capit. (lieſt) „Ein guter, junger Menſch — etwas lebhaft —“ (für ſich) Der ſoll lebhaft ſeyn, (lieſt) „voll Geiſt“ —

Oliv. Der Papa iſt gar zu gütig.

Capit. (leiſe zu Carl) Was meinſt du? der iſt geiſtreich?

Carl. In des Vaters Augen.

Capit. Freilich, die väterliche Zärtlichkeit. (laut) Wohlan, Herr Olivier, weil Ihr Vater Sie einmal hergeſchickt hat —

Oliv. So behalten Sie mich? das freut mich ungemein.

Roſe. (durch das Gitter links ſchauend) Da kommt die Waſſerpoſt, die von Chalons nach Lyon geht.

Oliv. Ho! ho! wie viele Menſchen auf dem Verdeck!

Carl. Das Reiſen wird wieder Mode in Frankreich.

Roſe. Da ſteigt ein Reiſender in ein Boot.

Carl. Ein Mann von gutem Ausſehn.

Oliv. Und flink.

Roſe. Und mit Gepäck beladen.

M. Flor. Er rudert nach dem Schloſſe.

Carl. Richtig. Er macht es wie Herr Olivier und packt ſeine ſieben Sachen einem Straßenbuben auf.

Capit. Er wird den Fußſteig am Waſſer gehn.

M. Flor. Nein, nein, er kommt die Allee herauf.

Carl. Noch einen Gaſt, lieber Oheim.

Capit. Ei warum nicht gar! Ich verlange keine Gäſte, und ſiehe da, ſie kommen mit Extrapoſt, mit der ordinären Poſt und mit der Waſſerpoſt.

Oliv. Da iſt er ſchon. Warten Sie! Warten Sie! klingeln Sie nicht, ich werde aufmachen.

Capit. Der einfältige Burſche iſt auch gleich bei der Hand.

Neunte Scene.

Morand. Die Vorigen.

Morand. (dem ein Knabe mit ſeinem Gepäck folgt) Großen Dank, junger Herr! (zu dem Knaben) Bleib hier, mein kleiner Freund, und erwarte meine Befehle. (näher kommend) Oho! hier gibt es Damen. Das freut mich, ich liebe die Damen. (zum Capitain) Ohne Zweifel habe ich die Ehre, mit dem Herrn vom Hauſe zu ſprechen? (während dieſer Scene ſchwatzen die beiden Straßenbuben mit einander, und ſetzen ſich endlich auf die Mantelſäcke)

Capit. Ja, mein Herr, ich bin der Capitain Belronde. Was ſteht zu Dienſten?

Morand. Herr Capitain, mich führt ein ſonderbares Abenteuer zu Ihnen. Ich bin ein Seidenfabrikant aus Lyon. Mein Haus iſt ſehr bekannt. Blos um eine Spazierfahrt zu machen, ſetzte ich mich geſtern auf die Waſſerpoſt, welche die Saone aufwärts von Lyon nach Chalons geht.

Capit. Wie? nach Chalons wollten Sie? aber dieſe Poſt kommt ja eben von Chalons?

Mor. Geduld. Das iſt eben mein Abenteuer. Sie wiſſen — oder wiſſen vielleicht nicht — daß die Fahrzeuge, die aufwärts gehn, und die, welche herunterkommen, in Macon zuſammentreffen und dort die Nacht über bleiben? Nach dem Abendeſſen im wilden Manne, einem guten Wirthshauſe, legte ich mich zeitig ſchlafen, um 4 Uhr Morgens ſchlief ich noch ſehr ſüß, als der Kellner kam und mir in die Ohren ſchrie: man werde ſogleich abfahren. Ich ſtand auf, kleidete mich haſtig an, und ſtieg noch halb ſchlaftrunken in das Fahrzeug, und ſuchte ſchnell ein Plätzgen, wo ich auch richtig wieder einſchlief. Stellen Sie ſich mein Erſtaunen vor, als ich beim Erwachen bemerkte, daß wir nicht den Strom hinauf, ſondern hinunter gingen. In dieſem Augenblicke ſagte eine dicke Frau zu einem Kinde, welches ſie auf den Armen trug — es war ein recht hübſches Kind — „Schrei nicht, mein Püppgen, wir werden nun bald in Lyon ſeyn, da wirſt du Papa ſehn und Mamma ſehn.“ — Was zum Teufel! fing ich an — verzeihen Sie mir den groben Ausdruck — gehn wir denn nach Lyon? — „Ei freilich“ — war die Antwort — Himmel Tauſend Sapperment! — Verzeihen Sie mir die unſchickliche Redensart, aber ich war ganz aus Reih' und Gliedern — Ich will ja nach Chalons? — Da lachte die dicke Frau und ſagte: Chalons liegt uns im Rücken. — Stellen Sie ſich vor! während der Nacht war ich im Taumel des Schlafes richtig in das unrechte Fahrzeug gerathen, und marſchirte in aller Geſchwindigkeit mit dem Strome wieder nach Hauſe.

Otto. Das iſt luſtig.

Mor. Daß dich alle Teufel! rief ich aus verzeihen Sie mir den Fluch; aber ich fluchte noch weit ärger, denn die ganze Reiſegeſellſchaft ſtand um mich her und lachte aus vollem Halſe; ich wollte raſend werden! In dieſem Augenblicke fuhren wir Ihr Schloß vorbei. Ich frage: wem gehört das ſchöne Landgut? man antwortete mir: dem Capitain Belronde, einem braven, alten Seeoffizier, einem reichen, guten, freundlichen, gaſtfreien Mann. Alſobald ergreife ich meine Partie, laſſe mich ans Land ſetzen, komme, ſehe und erfahre, daß man mich nicht hintergangen hat, als man die Geſellſchaft rühmte, die ich bei Ihnen antreffen würde.

Carl. (zu ſeinem Oheim) Ein angenehmer, luſtiger Patron.

Capit. (grämlich) O ja, ſehr luſtig. — Mein Herr, man hat Sie auch nicht hintergangen, als man Ihnen ſagte, ich ſey gut und gaſtfrei — verſteht ſich für meine Freunde, und höflich gegen Jedermann. Ich werde Ihnen einen Wegweiſer mitgeben, allenfalls auch einen Wagen anſpannen laſſen, um Sie in das nächſte Dorf zu geleiten, wo ein ſehr gutes Wirthshaus iſt. Dort findet ſich auch immer Gelegenheit nach Chalons.

Mor. Sehr verbunden. — Faſt hätte ich vergeſſen — als der Schweizer hörte, daß ich auf Ihrem Schloſſe einkehren wollte, gab er mir ein Packet aus Paris für Sie mit.

Capit. Ich weiß ſchon. Es enthält Muſikalien, neue Romane und mehr ſolche Kleinigkeiten, die ich für dieſe Damen aus Paris verſchrieben habe.

M. Flor. Für uns? Welche feine Galanterie! (zu Roſen) Bedanke dich doch, mein Kind.

Capit. Sehr verbunden, mein Herr, daß Sie ſich damit beläſtigt haben. Man ſoll Ihnen auch ein paar treffliche Pferde vorſpannen; in einer Viertelſtunde haben Sie das Dorf erreicht. — He! Thomas!

Carl. Halt! halt lieber Oheim! Der Herr iſt noch ganz verblüfft durch ſein Abenteuer. Sie ſind ein ſo höflicher Wirth; es ſcheint mir, Sie können nicht wohl umhin, den Herrn zu bitten, daß er hier ausruhe.

Capit. Meinſt du? freilich. Der Schiffer mußte ihn wohl kennen, ſonſt würde er ihm das Packet nicht anvertraut haben. — Allein dem Herrn iſt vielleicht die Zeit karg zugemeſſen — ?

Mor. Ganz und gar nicht.

Thom. (kommt) Herr Capitain! ſoll ich das Frühſtück in die Geisblattlaube tragen?

Capit. Allerdings, und ſogleich.

Carl. Ja ja, ſogleich. (zu Morand) Wenn der Herr uns die Ehre erzeigen wollte, vor ſeiner Abreiſe mit uns zu frühſtücken —

Capit. (für ſich) Da haben wir's! nun iſt er eingeladen.

Mor. Wenn der Herr Capitain mich nicht überzählig findet —

Capit. Gehorſamer Diener.

Mor. So bleibe ich allerdings recht gern.

Capit. Das iſt ſehr gefällig von Ihnen. (bei Seite) Das Frühſtück mag paſſiren.

Mor. In der That, ich bedaure ſehr, von einem ſo braven Manne nicht gekannt zu ſeyn, ich würde ſonſt um die Erlaubniß gebeten haben, die nächſte Waſſerpoſt hier abzuwarten.

Carl. Wie bald kommt ſie?

Mor. Morgen früh; aber ich bin natürlich nicht ſo unbeſcheiden —

Capit. (verlegen, obwohl ſehr höflich) Mein Herr, Sie werden fühlen, daß ich — da ich zum erſten Mal die Ehre habe, Sie zu ſehn — und da von den hier Anweſenden Niemand Sie kennt — (zu Madam Florence) Iſt Ihnen vielleicht dieſer Herr bekannt?

M. Flor. Nein.

Capit. (zu Carl) Oder dir?

Carl. Nein.

Oliv. Mir auch nicht.

Fr. v. M. Ich kenne ihn.

Capit. Sie Madam?

Fr. v. M. Es iſt Herr Morand, ein ſehr wackerer Mann. Ich bin ſowohl in Paris als in Lyon ſehr oft mit ihm in Geſellſchaft geweſen.

Mor. Sieh da, das iſt die ſchöne, liebenswürdige Frau von Montclair. Verzeihung, daß ich Sie nicht ſogleich bemerkte. Ich war ſo verlegen —

Capit. (für ſich) Verlegen? das ich nicht wüßte. (zu Madame Florence) Haben Sie eine Verlegenheit an ihm wahrgenommen?

M. Flor. Er that, als ob er zu Hauſe wäre.

Carl. Wohlan, ſo bald Frau von Montclair den Herrn kennt —

Capit. Einen Augenblick! (zu Mad. Florence.) Wie gefällt ihnen das? Mein Neffe iſt mehr Herr im Hauſe als ich.

Gottes Ehre! iſt euer Arm ſchon müde: iſt euer Schwerdt ſchon ſatt? — ſeht, alle die Völkerſchaften, Bewohner dieſer Ufer, ſchlummern unvorbereitet, und wo etwa ein Flüchtling eurer Fauſt entrann, da goß er Angſt und Schrecken in jedes bebende Herz. Auf! laßt zum Abzug blaſen! fort zu neuen Siegen!

Theobald. Schonet eurer Lunge, Herr Pater, ich halte meinen Schwur — was meynet ihr, daß ſolche unritterliche Fehde Gott, euch, mir und meinem Lande fromme? — Gott bedarf keines Kämpfers. — Tapfere Männer auf Schwerdt und Kolbenſchlag zählte ich unter meinen Reiſigen, ſiehe, ſie ſind zu Räubern geworden, ſchonen nicht Kind noch Greiß, und würfeln um die Beute.

Ein herzukommender Reuter. Herr Ritter, man führt das gefangene Oberhaupt dieſes Fleckens in Ketten vor euch. Hier iſt ſein Panier. (Er überreicht ihm einen langen Stab,

auf

Fr. v. M. Herr Morand wollte vielleicht ſeiner Frau entgegen fahren?

Mor. Ganz recht.

Fr. v. M. Sie war geſonnen, faſt mit mir zugleich Paris zu verlaſſen.

Capit. Der Herr iſt verheirathet?

Mor. Mit einer Frau, die ich anbete.

Fr. v. M. Und von der er auf das zärtlichſte geliebt wird.

Capit. (beruhigt) Aha! Sie ſind verheirathet. Wohlan, mein Herr, das Zeugniß der Frau von Montclair iſt bei mir vom größten Gewicht, und —

Mor. Sie wollen die Güte haben, mir zu erlauben?

Carl. Allerdings.

Mor. Wenn ich aber beſchwerlich fallen ſollte.

Capit. Nein doch, nein! Sie fallen mir nicht beſchwerlich. (bei Seite) Gott ſey

Dank! heute kommt keine Poſt mehr, weder zu Waſſer noch zu Lande.

Mor. Nun, Burſche, ſo trage meine Sachen nur aufs Schloß.

Oliv. Du auch die Meinigen. (Die beiden Knaben ab)

Mor. Wie geſagt, meine Reiſe war blos zum Vergnügen unternommen; ſie fing an ſehr unangenehm zu werden; aber jetzt — jetzt fluche ich ganz und gar nicht mehr, ſondern freue mich herzlich über das quidproquo.

Capit. In der That, ein Mann von der beſten Laune.

Fr. v. M. O wenn Sie ihn erſt näher kennen, ſo werden Sie gleich mir bedauern, daß er ſeinen Aufenthalt nicht verlängern kann. Sie wollen aus Ihrem Schloſſe einen Sammelplatz aller Vergnügungen machen? dabei könnte Herr Morand Ihnen ſehr behülflich ſeyn.

Mor. Ja, ich liebe die Freude und ihre Feſte.

Carl. Da könnte der Herr ja wieder kommen.

Mor. Wenn meine Geſellſchaft dem Herrn Capitain behagt —

Carl. Und ſeine Frau mitbringen.

Mor. Sie iſt, gleich mir, lebhaft und munter.

Carl. Unterdeſſen können wir heute Abend die neue Muſik probiren, die aus Paris gekommen iſt.

Mor. Ich ſpiele den Baß.

Carl. Ich die Violine.

Capit. Dieſe Damen die Harfe und das Pianoforte. (zu Olivier) Und Sie, mein junger Freund?

Oliv. Ich weiß keine Note, aber ich werde zuhören, applaudiren.

Mor. Wenn ich wieder komme — nicht wahr, Sie lieben die Jagd? ich kenne die Ge-

Gegend, ich führe Sie — die Damen folgen auf ruſſiſchen Droſchken. Abends ſpielen wir Sprüchwörter, oder gar Comödie. Ich bin vernarrt in's Comödienſpielen.

Carl. Ich übernehme die Bedientenrollen.

Mor. Ich die Vormünder.

Oliv. Ich die Liebhaber.

Capit. (bei Seite) Ja, die dummen.

Mor. Dieſe Damen ſpielen die naifen Liebhaberinnen, die Kammermädgen, die Koketten.

Capit. Ich bin Souffleur. Potz Velten! Meine Herren, Ihre Luſtigkeit ſteckt mich an. Ich wünſche mir Glück, Sie bei mir zu ſehn. Aber das Frühſtück — es läßt lange auf ſich warten.

Roſe. Ich laufe, um zu ſehn, ob es fertig iſt. Komm mit mir, Victorine. Haſt du gehört? Concerte, Comödien, Rendezvous auf der Jagd, Spazierfahrten auf der Droſchke — O ich bin ſehr vergnügt! (ſie läuft fort)

Vict. Wir werden uns herrlich unterhalten. (ſie folgt)

Mor. (zu Madam Florence) Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? — (zu Olivier) Munter, junger Herr! Geben Sie doch der Frau von Montclair Ihren Arm.

Oliv. Wenn Sie ſo befehlen. (beide Paare gehen ab)

Zehnte Scene.

Der Capitain. Carl.

Capit. Sage mir nur ums Himmelswillen, was dir ankam, den fremden Menſchen einzuladen?

Carl. Hab' ich's nicht recht gemacht?

Capit. J nu, es mag drum ſeyn. Beim Licht betrachtet: Olivier iſt ein Dummkopf; der Seidenfabrikant iſt verheirathet; du biſt verliebt; alſo kann ich Euretwegen ruhig ſeyn. Aber bei alle dem iſt es doch furios, daß heute ſchon drei junge Männer ſich bei mir eingefunden haben. Morgen können ihrer Viere kommen. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Mein Pavillon iſt fertig — du haſt mir deine Hülfe zugeſagt —

Carl. Von ganzem Herzen. Gibt es eine Unterredung zu veranſtalten, ein Liebesbriefgen zu beſtellen, zu lauſchen, zu ſpioniren, ich bin ganz zu Ihren Dienſten.

Capit. Braver Junge! ich werde erkenntlich ſeyn. Haſt du noch Schulden? Da bin ich. Entdecke mir nur den Gegenſtand deiner Liebe, damit ich die Hinderniſſe aus dem Wege räumen kann.

Carl. Sobald Sie Ihre Wahl erklärt haben, lieber Oheim.

Capit. Ich verlaſſe mich auf meinen Pavillon. Was gilt's, er gefällt der muntern Witwe, weckt das Gefühl in meiner Mündel und den Geiſt in der hübſchen Roſe. Drei

aller-

allerliebſte Geſchöpfe, die ſchon ſo viel Freundſchaft für mich empfanden; es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht Eine drunter wäre, die ihre Freundſchaft in ein bisgen Liebe verwandeln mögte.

Carl. Das kann nicht fehlen. (Beide ab)

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

(Das Innere des Pavillons, elegant und reich möblirt und verziert. Im Hintergrunde ein großes Fenſter, durch welches man in den Park ſieht. Unter den Gemählden iſt Eines, welches die, mit Adonis, vom Mars überraschte Venus vorſtellt. Harfe und Notenpult mit Muſikalien. Eine Staffelei. An einer Seite eine Glasthür, die zu einem Kabinet führt.)

Erſte Scene.

Der Capitain. Carl. Thomas. Bertrand.

(Beim Aufrollen des Vorhanges iſt **Bertrand** beſchäftigt, Blumen in Vaſen und Körben zu ordnen.)

Thom. Nur herein, Herr Capitain! ſchauen Sie.

Capit. (eintretend) Komm, komm, lieber Neffe. Nun was ſagſt du?

Carl. Ich ſage, daß meine Erwartung noch übertroffen iſt.

Bertr. Und meine Blumen, he? die putzen das Ganze.

Capit. (gibt ihm Geld) Alles gut. Nimm und geh.

Bertr. (mit dem Gelde klopfend) Ach, beſter Herr Capitain! verkaufen Sie doch ja Ihr Schloß niemals. (ab)

Carl. (um ſich ſchauend) Dieſe Gemählde —

Capit. Dieſe Spiegel —

Carl. Dieſe Möbeln —

Capit. Dieſe bunten Fenſterſcheiben —

Carl. Verbreiten ein ſo zartes Licht, eine Art von Dämmerung —

Thom. Bomben und Granaten! wenn hier den jungen Fräuleins nicht eng ums Herz wird —

Capit. Bewundere die Ausſicht. Thomas, mach doch das Fenſter auf.

Thom. (gehorcht)

Carl. Man könnte hier ein Dutzend Landſchaften mahlen.

Capit. Und alle drei mahlen recht artig. Hier iſt auch eine Staffelei, eine Harfe, eine Auswahl der beſten Muſikalien.

Carl. Lieber Oheim, Sie ſind ein gefährlicher Mann.

Capit. Ja, zu meiner Zeit — wenn ich irgendwo den Fuß an's Land ſetzte — ich war das Schrecken aller Ehemänner, aller Duenna's, aller Mütter, aller Vormünder. Leider mußte ich immer ſehr bald mich wieder einſchiffen, und meine Liebeshändel oft im intereſſanteſten Momente unterbrechen. Jetzt habe ich Zeit auf meinem Grund und Boden ſie gehörig einzuleiten und auszuſpinnen. Aber nein! fort mit den galanten Abenteuern! ich

will

auf deſſen Spitze das ausgeſchnitzte Bild eines Bären oder irgend eines andern wilden Thieres befeſtigt iſt.) Ein ſtolzer unbändiger Alter. —

Der Pfaff. (haſtig) Hat er Gott geläſtert?

Der Reuter. Das nicht. Er ſpricht wenig, aber jedes Wort iſt ein Befehl, und ſein feſter Ton, ſein graues Alter, ſein erhabner Blick — man gehorcht ihm, ohne es zu wollen. Er kömmt.

Fünfter Auftritt.

Miſtivoi, in Feſſeln unter der Wache einiger Reiſigen **Die Vorigen.**

Miſtivoi. Wo führt ihr mich hin? warum ſchleppt ihr mich über die Leichen meiner Brüder? über die rauchenden Trümmer meiner zerſtörten Wohnungen? iſt es nicht gleich viel, wo ich ſterbe? — Tödtet mich, ich gehe nicht weiter!

will ein ordentlicher Menſch werden, will ganz für meine Frau leben.

Carl. Iſt Ihre Wahl ſchon getroffen?

Capit. Ich glaube faſt. Bemerkteſt du bei Tiſche, wie Frau von Montclair ihre Aufmerkſamkeiten für mich verdoppelte? — Indeſſen — die beiden jungen Mädgen ſind ſo hübſch — Jetzt iſt die ganze Geſellſchaft im Parke zerſtreut; Morand ſchlendert mit einer Flinte herum, Olivier angelt. Wenn nun die Damen die Thür des Pavillons offen ſehn, ſo treibt die Neugier ſicher ſie herein. Hol mich der Teufel! der Erſten, die ſich blicken läßt, werfe ich meine Liebeserklärung an den Hals.

Thom. (am Fenster) Wohlan, Herr Capitain, aufgeſchaut! da kommt ſchon Eine.

Capit. Alle Teufel! welche iſt es?

Thom. Ich kann's noch nicht erkennen, ſie iſt noch weit.

Capit. (hinſehend) Ich glaube es iſt Roſe.

Thom. Nein.

Capit. Victorine?

Thom. Nein.

Capit. Frau von Montclair? deſto beſſer! (zu Carl) Ich laſſe dich allein mit ihr. Du ſollſt das Geſpräch einleiten — verſtehſt du mich? — Dann will ich plötzlich erſcheinen, und ſo weiter. Jetzt hab ich eben noch Zeit, im nächſten Buſch mich zu verbergen.

Carl (hinſehend) Nicht doch. Es iſt weder Roſe, noch Ihre Mündel, noch die Witwe, es iſt Madam Florence, Roſe'ns Mutter.

Capit. Ja wahrhaftig! nun ſo bleib ich. Alle Wetter, ich habe nur eine einzige Mutter im Hauſe, und gerade die muß die erſte ſeyn.

Carl. Aber ſie iſt noch recht hübſch.

Capit. Ja, für eine Mutter —

Zweite Scene.

Die Vorigen. Madam Florence.
(Thomas geht ab)

M. Flor. Ei ſieh da! bezaubernd ſchön! Das war es alſo, was Sie ſo ſorgfältig vor uns verbargen? Eine verlaſſene Ruine, hieß es immer. Ha! welch ein Geſchmack! welche Eleganz! welche Pracht!

Capit. Nicht wahr, Madam?

M. Flor. Die ſchönen Gemählde! aus der heiligen Schrift —

Capit. Nicht doch, Madam. Venus und Adonis, Diana und Endymion.

M. Flor. Jo ja, aus der Fabel. Wozu iſt denn dieſer reizende Aufenthalt beſtimmt?

Capit. Ein Schmollwinkel. Man ſoll hier leſen, zeichnen, ſingen, ausruhn, frühſtücken, ſich zanken, ſich wieder verſöhnen —

M. Flor. Verſöhnen, warum nicht? Dieſes Dämmerlicht hat etwas ſo Feierliches, ſo Zärtliches — dieſe Blumen duften ſo lieblich — Wiſſen ſie auch, daß ich mich hier fürchten würde?

Capit. Wovor?

M. Flor. Vor einem *tête à tête.*

Capit. Mit mir? Mein Seel, Madam — (zu Carl) Bewundere doch die Wirkung meines Pavillons. Selbſt die Mutter kommt mir hier recht jung und hübſch vor.

M. Flor. Was ſagen Sie?

Carl. Mein Oheim und ich bewundern den friſchen Jugendreiz, den Sie noch beſitzen.

M. Flor. Wahrhaftig? — Aber was fiele mir ein! wenn man eine Tochter zu verheirathen hat — Nicht wahr, meine Tochter iſt recht liebenswürdig?

Capit. Ein kleiner Engel!

Carl. Gewiß! Ich habe zwar nicht die Ehre, ſie ſo zu kennen, wie meines Oheims Mündel — Victorinen — die ſo ſchön, ſo gut iſt — (bei Seite) Verdammte Lage! der Mutter gefallen, und dem Oheim die Tochter zuwider machen, das iſt ſchwer zu vereinigen.

M. Flor. Meine Tochter ſcheint unbeſonnen, aber ſie fühlt tief. Und welche Talente! Mit welchem Vergnügen wird ſie hier zeichnen, ſingen, ſpielen —

Carl. Was die Talente betrifft, ſo darf mein Oheim ſich rühmen, eine wahre Künſtlerin, eine Virtuoſin hier im Schloſſe zu beſitzen, ich meine Frau von Montclair —

M. Flor. Meine Tochter hat eine herrliche Stimme.

Carl. Und die muntere, geiſtreiche Frau von Montclair glänzt in allen Geſellſchaften — Ganz wie Sie, meine Gnädige.

M. Flor. Allzuhöflich.

Capit. (leiſe) So laß doch die brave Mutter das Lob ihrer Tochter vollenden.

M. Flor. Ich mag die Vorzüge der Frau von Montclair nicht beſtreiten. Manche ſagen freilich, ſie ſey kokett und neidiſch — ich glaube es nicht. Sie liebt zu lachen, zu ſpotten, und das iſt es Alles. Meine Tochter —

Carl. Still! da kommt Frau von Montclair.

Capit. Bravo! wie ſchön ſie iſt!

Dritte Scene.

Frau von Montclair. Die Vorigen.

Fr. v. M. (eintretend) Allerliebſt!

Capit. Das erſte Wort, das jeder entſchlüpft.

Fr. v. M. Bravo, Capitain! ein Tempel der Kunſt. Schöne Gemählde, gut gedacht, gut ausgeführt.

Capit. Ich ſelbſt habe die Gegenſtände dem Mahler angegeben.

Fr. v. M. (ſich der Harfe nähernd) Sie ſind nicht neu, aber gut gewählt.

Carl. Ein Lob aus ſolchem Munde muß meinen Oheim entzücken.

M. Flor. Wie er ihr ſchmeichelt!

Fr. v. M. (thut einige Griffe auf der Harfe) Eine vortreffliche Harfe.

Capit. Hörſt du? Welche Töne! Welche Fertigkeit! (leiſe) Es iſt entſchieden, ich nehme die Witwe. Rede mit ihr zu meinem Vortheil.

Carl. (leiſe) Führen Sie nur erſt die Mutter weg.

Fr. v. M. In der That, Capitain, Ihr Schloß iſt ein Zauberpallaſt. Er erinnert mich an die Gärten der Armide, der Alcine.

Capit. Ja, meine Gärten ſind nicht übel. Meine Raſenplätze, meine Grotte, mein Labyrinth — Apropos, Madam Florence, Sie kennen mein Labyrinth noch nicht. Ich will es Ihnen zeigen. (zu Carl leiſe) Sie ſoll ſich drinn verirren.

M. Flor. (zu Frau von Montclair) Werden Sie uns nicht begleiten?

Fr. v. M. (ſetzt ſich) Ich bin ein wenig ermüdet.

Capit. Mein Neffe ſoll hier bleiben. (zu Madam Florence) Kommen Sie Madam. Ich führe Sie zurück, durch meine Baumſchule, meinen Küchengarten. Sie ſollen mir Ihre Meinung ſagen. (leiſe zu Carl) Ich bin gleich wieder hier.

M. Flor. (bei Seite) Der Neffe und Frau von Montclair — da wird's über den lieben Nächſten hergehn. (indem ſie dem Capitain den Arm reicht und mit ihm abgeht) Wieder auf meine Tochter zu kommen, ich verſichere Sie, meine Tochter iſt eine Perſon, die — (beide ab)

Vierte Scene.

Carl. Frau von Montclair.

Carl. Ich freue mich ſehr, mit Ihnen allein zu bleiben.

Fr. v. M. Ich auch. Ich hab' es gewünſcht.

Carl. Hätten Sie mir vielleicht etwas zu ſagen?

Fr. v. M. Allerdings. Zwar nicht gerade Ihnen —

Carl. Wem denn?

Fr. v. M. Ihr Oheim iſt ein ſehr braver Mann.

Carl. Wer weiß das beſſer als ich? (bei Seite) Oho! ſie leitet das Geſpräch nach meinem Wunſche.

Fr. v. M. Wie viel verdank' ich ihm ſchon!

Carl. Es macht ihn glücklich, wenn er dienen kann.

Fr. v. M. Ich betrachte ihn als meinen beſten Freund.

Carl. Er iſt Ihnen aufrichtigſt ergeben. (bei Seite) Sollte ſie ihn lieben?

Fr. v. M. Wohlan! ich muß nothwendig eine ſehr ernſthafte Unterredung mit ihm haben.

Carl. Und mir hat er eben aufgetragen, Sie darum zu bitten.

Fr. v. M. Um eine Unterredung mit mir?

Carl. Ja, Madam. Aber ich erſtaune, daß Sie meine Dazwiſchenkunft nöthig glauben, um ſich an meinen Oheim zu wenden.

Fr. v. M. Wirklich — Das, was ich ihm zu ſagen habe, iſt ſo zart — und da ich eben allein mit Ihnen bin — auch Sie haben mir Vertrauen eingeflößt — ich denke faſt, ich thäte beſſer, Ihnen zu ſagen, was ich auf dem Herzen habe, damit Ihr Oheim es durch Sie erführe.

Carl. Ich bin bereit —

Fr. v. M. Wiſſen Sie alſo — ich — ich — es will doch nicht heraus. Beſſer ich erwarte Ihren Oheim ſelbſt. Er iſt mein

Ein Schildknapp. Beuge deine Knie vor jenem Kreuze.

Miſtivoi. Nimmermehr!

Der Pfaff. Wie! du läſterſt?

Miſtivoi. Nie habe ich euren Gott geläſtert, und würde es auch dann nicht, wenn ich Sieger wäre. Nie habe ich vor eurem Gotte meine Knie gebeugt, und werde es auch nun nicht, da ich Sclave bin.

Der Pfaff. Hört ihr Ritter? er taſtet die Ehre Gottes an. Laßt tropfenweiß ſein Blut am Fuße des heiligen Kreuzes —

Theobald. Nicht doch ehrwürdiger Vater, mein Ohr hörte keine Läſterung. (halb für ſich) Greiß ich ehre deinen Stolz.

Der Pfaff. Ritter! ich befehle euch im Namen Gottes —

Miſtivoi. Iſt das euer Ritter? iſt er es, der in mitternächtlicher Stille einen wehrloſen Haufen bübiſch überfällt? iſt das euer Ritter? iſt er es, der ſein Schwerdt nur

zieht,

Freund, ich werde mir ein Herz faſſen. Aus ſeinem Munde erfahren Sie Alles.

Carl. Auch das. Er wird ſogleich hier ſeyn.

Fr. v. M. Und — wiſſen Sie, was Er mir zu ſagen hat?

Carl. O ja.

Fr. v. M. Was denn?

Carl. Er — Er — es will doch nicht heraus. Beſſer Sie erwarten meinen Oheim ſelbſt. Sie ſind ſeine Freundin, und ich will ihn des Vergnügens nicht berauben, Ihnen ſelbſt zu erklären — Da kommt er ſchon.

Fr. v. M. (bei Seite) Der Capitain iſt ein Biedermann und mein wahrer Freund; ihm darf ich Alles ſagen.

Fünfte Scene.

Der Capitain. Die Vorigen.

Capit. Madam Florence ſpaziert mit ihrer Tochter in meinem Labyrinth herum, und ich, ſchöne Dame, ich eile zu Ihnen —

Fr. v. M. Ich ſehe Sie immer gern. (bei Seite) Warum zittre ich denn?

Capit. (leiſe zu Carl) Nun? wie ſteht's?

Carl. Reden Sie nur, es wird Alles gut gehn. Ich hätte leicht in Ihrem Namen ſprechen können, aber ich gönne Ihnen die Freude, das Geſtändniß der ſchönen Frau aus ihrem eignen Munde zu hören.

Capit. Habe Dank! habe Dank!

Carl. Madam hat den Wunſch geäußert, ſich allein mit Ihnen zu unterhalten. Ich gehe. (leiſe) Nur ohne Furcht. (für ſich) Ich will indeſſen verſuchen, Madam Florence mit mir auszuſöhnen. (ab)

Sechste Scene.

Der Capitain. Frau von Montclair.

Capit. Madam —

Fr. v. M. Nun? was weiter?

Capit. (für ſich) Zum Henker! ich habe doch ſonſt wohl Courage bei den Damen gehabt. (laut) Alſo finden Sie dieſen Pavillon geſchmackvoll?

Fr. v. M. Vom auserleſenſten Geſchmack.

Capit. Wie glücklich bin ich, ihn der Schönheit widmen zu können!

Fr. v. M. Keine Complimente, lieber Capitain. Die erlaube ich Ihnen vor der Welt; aber wenn ich allein bin mit einem ſo treuen Freunde, ſo habe ich wohl das Recht, eine andere Sprache zu erwarten, wie ſie für Perſonen ſich ſchickt, die durch Vernunft und Gefühl ſo eng verbunden ſind.

Capit. Recht, meine liebenswürdige Freundin! O wie entzücken Sie mich! Ja, Vernunft und Gefühl, laſſen Sie uns darauf zurück kommen.

Fr. v. M. Ihr Neffe hat mir geſagt, Sie wünſchten mich allein zu ſprechen?

Capit. Mein Neffe hat mir geſagt, Sie hätten mir etwas zu vertrauen?

Fr. v. M. Es iſt wahr —

Capit. Nun ſo reden Sie.

Fr. v. M. Nein, reden Sie zuerſt, mein Freund.

Capit. Da ich reich bin — auch eben noch nicht alt — mein Gefühl noch nicht abgeſtumpft — ſo hatte ich gemeinet — ich dürfte wohl noch hoffen — ſchöne Tage mit einer Gattin zu verleben —

Fr. v. M. Wie? Sie wären verliebt?

Capit. Ach ja, ich liebe. Mein Neffe, ein geſcheidter Junge, mein einziger Erbe, gibt mir Beifall, ermuntert mich —

Fr. v. M. Ei wer würde das nicht thun, lieber Capitain! Sie verdienen ſo ſehr —

Capit. O Madam — (für ſich) Sie iſt mein!

Fr. v. M. Auch ich liebe —

Capit. Sie lieben?

Fr. v. M. Ich bin noch jung — man ſagt mir, daß ich einige Annehmlichkeiten beſitze — und mein Herz iſt nicht fühllos —

Capit. (für ſich) Wie zart ſie mir geſteht —

Fr. v. M. Aber das iſt noch nicht Alles —

Capit. Wie?

Fr. v. M. Zwar bin ich Witwe, folglich Herrin meiner Handlungen; allein ich habe Rückſicht zu nehmen — meine Familie — beſonders mein Oheim, der Präſident, deſſen Erbin ich einſt werde. — Er iſt Ihr Freund, Sie vermögen Alles über ihn —

Capit. Ja ja, ich ſchmeichle mir, ſeine Achtung zu beſitzen.

Fr. v. M. Da ich einmal ſo viel geſagt habe, ſo muß ich wohl vollenden —

Capit. Vollenden Sie, meine Theure, vollenden Sie!

Fr. v. M. Allein ich habe Sie unterbrochen — Sie wollten mir ein Vertrauen ſchenken —

Capit. Wenn ich mit Ihrem Vortheil mich beſchäftige, iſt das nicht auch der meinige?

Fr. v. M. Die Sache iſt weiter gekommen, als Sie ſich einbilden.

Capit. Wie meinen ſie das?

Fr. v. M. Ich muß fürwahr ein ſehr großes Vertrauen zu Ihnen hegen, um zu wagen —

Capit. Wagen Sie immer.

Fr. v. M. Wohlan denn! ich bin — aber ich zittre — ich ſtocke —

Capit. Und ich werde ungeduldig. Nun? Sie ſind — ?

Fr. v. M. Verheirathet.

Capit. Alle Hagel!

Fr. v. M. Heimlich verheirathet, und ich zähle auf Sie, daß Sie meiner Familie es beibringen werden.

Capit. Ich?

Fr. v. M. Ja, mein Freund, und ich empfehle Ihnen Schweigen, bis Sie meinen Oheim, den Präſidenten, gewonnen haben.

Capit. Verheirathet! Mit wem denn?

Fr. v. M. Mit Herrn Morand.

Capit. Was? mit dem Herrn, der in die unrechte Waſſerpoſt geſtiegen iſt?

Fr. v. M. Das war ein Mährgen, erfunden, um ſich Eingang bei Ihnen zu verſchaffen. Wir hatten es ſo verabredet.

Capit. Verabredet? ei!

Fr. v. M. Ich ſchrieb ihm nach Paris, daß er mich hier auf Ihrem Gute finden würde, unweit Lyon, wo er wirklich wohnt.

Capit. Sie ſchrieben ihm? So?

Fr. v. M. Ich bat ihn, ein Mittel ausfindig zu machen, um ſich bei Ihnen einzuführen. Er erſann dies Geſchichtgen. Wenn er Ihnen ſagte, er ſey verheirathet, ſo war das nicht gelogen, denn ich bin ſeine Frau.

Capit. Darum kannten Sie ihn auch.

Fr. v. M. Wenn ich Ihnen ſagte, er reiſe wahrſcheinlich ſeiner Frau entgegen, ſo wußte ich wohl, daß ich es errathen hatte, weil er wirklich mir entgegen kam. Nun mußte ich aber eilen, mich Ihnen zu entdecken, denn da Sie ihn nicht kennen, ſo würden Sie ihn vielleicht morgen genöthigt haben, ſich wieder auf die Poſt zu ſetzen. Jetzt aber, da Sie wiſſen, welch' ein Band mich an ihn feſſelt, jetzt wird Ihre Freundſchaft für mich ihm ſchon erlauben —

Capit. Meine Freundſchaft — allerdings. Aber ſagen Sie mir um Gotteswillen, wie konnte Frau von Montclair mit dieſem Morand ſich verbinden? einem Mann ohne Erziehung —

Fr. v. M. O er hat nur dieſen Ton angenommen, um ſich bei ihnen das Anſehen von Treuherzigkeit zu geben.

Capit. So ſo!

Fr. v. M. Sie ſind doch nicht böſe, mein Freund?

Capit. (für ſich) Ihr Freund — das Wort thut mir weh! (laut) Aber er iſt doch unter ihrem Stande?

Fr. v. M. (lachend) Ei nun, ein wenig unter meinem Stande, das iſt auch ſo übel nicht; deſto ſicherer iſt eine Frau zu herrſchen. Und Sie dürfen fürwahr nicht geringſchätzig von ihm denken. Er iſt freilich nur Kaufmann, aber ſehr unterrichtet, ſehr beleſen; gleich mir, von immer froher Laune, und doch ſo tief, ſo zart empfindend. Ganz wie Sie, mein Freund, der unter des Seemanns rauher Hülle ein zartes Gefühl, ein treues Herz für ſeine Freunde birgt.

Capit. Gehorſamer Diener! freilich, da Sie ihn Ihrer Liebe werth fanden, ſo muß er wohl Vorzüge beſitzen, die —

Fr. v. M. Da kommt er. Ich hatte ihm geſagt, daß ich Ihnen mich entdecken würde, de, und da hat die Unruhe ihn auf und ab getrieben. Nur näher, mein Freund.

Siebente Scene.

Morand. Die Vorigen.

Capit. (bei Seite) Das iſt ihr rechter Freund.

Fr. v. M. Ich habe dem Capitain alles geſagt.

Mor. Frau von Montclair haben alles geſagt? Nun gut, mein liebes Weibgen, daran haſt du recht wohl gethan.

Capit. (bei Seite) Sein liebes Weibgen!

Mor. Ich beſchwöre Sie, beſter Capitain, nehmen Sie ſich unſer an! Wir verdienen es. Unſere Liebe iſt ſchon ſo alt —

Capit. Alt?

Mor. Wir ſind zuſammen erzogen worden; ihre Mutter war von Lyon, und ich

liebte

zieht, um es in die Bruſt der Säuglinge zu ſtoßen?

Theobald. (Ans Schwerdt greifend.) Mann! — doch deine Feſſeln ſchützen dich.

Miſtivoi. Was zauderſt du? ein Mord mehr oder weniger. Oder meynſt du, es ſey minder ehrenvoll einen wankenden Greiß zu durchbohren, als ein jammerndes Kind? Stoß zu!

Theobald. Rauher Mann, du verkennſt mich.

Miſtivoi. O ich kenne dich, das Winſeln der Sterbenden nannte mir deinen Namen. — Wie ſie da ſtehen und mich angaffen, der eine ſtolz, der andere mitleidig. Gafft mich lieber ſtolz, als mitleidig an, Stolz kann ich erwiedern, Mitleid iſt kränkend.

Theobald. Nehmt ihm die Feſſeln ab, und laßt uns allein. (Die Knappen gehorchen und gehen.)

liebte Carolinen ſchon ehe ſie Frankreich verließ.

Fr. v. M. Caroline iſt mein Taufname. Denken Sie ſich den Kummer des armen Auguſt, (ſo heißt er) als er erfuhr, daß ich, nach meiner ſtrengen Mutter Willen, auf der Inſel Bourbon mich verheirathen müſſen.

Capit. (ſeufzend) Dieſen Kummer kann ich mir wohl denken.

Mor. Aus Verzweiflung heirathete ich auch.

Fr. v. M. Herr von Montclair war ein vortrefflicher Mann, der mich auf den Händen trug; das hab' ich jederzeit dankbar erkannt.

Mor. Ich aber hatte ein böſes Weib!

Fr. v. M. Der Tod raubte mir den biedern Gemahl.

Mor. Der Tod war ſo gütig, meine Frau zu holen.

Fr. v. M. Ich kehrte nach Frankreich zurück.

Mor. Ich machte eine Reiſe nach Paris.

Fr. v. M. Dort erfuhr ich, daß er Witwer ſey.

Mor. Und ich vernahm, ſie ſey Witwe.

Fr. v. M. Wir ſahen uns wieder —

Morand. Bei einem gemeinſchaftlichen Freunde.

Fr. v. M. Die alte Zuneigung erwachte —

Mor. Sie war niemals recht eingeſchlafen.

Fr. v. M. Wir vermählten uns.

Mor. Ich ging zurück nach Lyon.

Fr. v. M. Ich blieb in Paris.

Mor. Nun wiſſen Sie Alles und werden finden —

Capit. Ja ja, ich finde, daß (bei Seite) daß ich mich drein ergeben muß. (ſeufzend) Ich werde an ihren Oheim ſchreiben. (bei Seite) Nun habe ich nur noch unter zweien zu wählen.

Fr. v. M. Edelmüthiger Freund!

Capit. (bei Seite) So oft ſie mich Freund nennt, gibt ſie mir einen Stich ins Herz.

Mor. Nun werden Sie mich doch morgen nicht fortſchicken?

Capit. Nein, nein.

Mor. Und — wenn Sie recht ſehr gütig ſeyn wollten — Ihre Haushälterin hat mir ein Zimmer angewieſen — ſo weit von meiner Frau — im zweiten Stock —

Capit. (ſeufzend) Sie ſollen ein Zimmer im erſten Stock haben.

Fr. v. M. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo lange Sie nur von mir unterhalte. Aber nun zu Ihnen. Mein guter Mann iſt hier nicht zu viel (zu Morand) Du ſollſt wiſſen, daß unſer Wohlthäter mir auch etwas zu vertrauen hat.

Mor. O wenn wir ihm nützlich ſeyn könnten!

Capit. Ja, ich habe — ich wollte — einen guten Rath wollte ich mir von Ihnen erbitten. — Ich bin nemlich geſonnen zu heirathen.

Mor. Ei wirklich?

Fr. v. M. Es gibt wohl keine Frau, die ſich nicht glücklich ſchätzen würde —

Capit. Allzugütig. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich noch ſchwanke zwiſchen Dreien — das heißt nemlich zwiſchen Zweien —

Fr. v. M. Ich errathe, unſere beiden jungen Mädgen, Roſe und Victorine?

Capit. Richtig.

Fr. v. M. Mich dünkt, Ihr Herz hat ſchon für eine von beiden entſchieden.

Capit. Meinen Sie?

Fr. v. M. Als während des Frühſtücks wieder vom Komödienſpielen die Rede war, da erklärten Sie ſo haſtig: Sie hätten ein Lieblingsſtück, das Mündel, von Fayan, und Sie eilten in Ihre Bibliothek, es zu holen, mit dem Vorbehalt, daß Sie den liebenswürdigen Vormund ſelbſt ſpielen wollten. Da haben Sie ſich verrathen.

Capit. (in dieſem Augenblicke ſich entſcheidend) Nun ja! Victorine. Ihr Vater war mein Freund — ſterbend vertraute er ſie mir — ja ja, ſie iſt's, die ich liebe.

Fr. v. M. Haben Sie es ihr ſchon geſagt?

Capit. Mein Gott, nein!

Fr. v. M. Sie iſt Ihnen ſehr gut. Wollen Sie, daß ich ihre Neigung erforſche?

Capit. Darum wollt' ich Sie eben bitten. Aber — ich habe nicht ohne Urſach' dieſen Pavillon ſo ſorgfältig geſchmückt. Victorine iſt zurückhaltend, ich mögte ſagen kühl; da habe ich nun den erſten Eindruck belauſchen wollen, den dieſer Anblick auf ſie machen würde.

Mor. Gut ausgedacht.

Capit. Es wird aber doch wohl beſſer ſeyn, daß Frau von Montclair — Madam Morand wollt' ich ſagen —

Fr. v. M. Nennen Sie mich immer Frau von Montclair, bis ich meine Verbindung öffentlich erklären darf.

Capit. Es wird alſo beſſer ſeyn, wollt' ich ſagen, daß Sie zuerſt — nemlich hier — mit meinem Mündel reden — weil — ich weiß nicht recht warum — oder vielmehr, ich weiß recht gut warum — ich bin blöde.

Fr. v. M. (lächelnd) Sie? der tapfere Capitain von der ſchönen Franzöſin?

Capit. Ja, wenn's ein Schiff zu attakiren gäbe.

Mor. Wohlan, laſſen Sie meine Frau nur walten. Sie hat Verſtand, iſt Ihnen treu ergeben, und kennt die Leiden des Herzens.

Fr. v. M. Ja ja, ich kenne das —

(Olivier erſcheint am offen gebliebenen Fenſter und drückt ſeine Verwunderung aus)

Fr. v. M. Ich werde Victorinen aufſuchen und hieher führen.

Capit. Ich gehe indeſſen. Aber Liebe und Ungeduld werden mich bald wieder hertreiben.

Mor. Und wiſſen Sie was! damit wir nicht von Ueberläſtigen geſtört werden, ſo wollen wir den Schlüſſel mit uns nehmen. Wenn Sie meiner bedürfen, ſo ſteh' ich zu Dienſten. Unterdeſſen will ich leſen, ſpazieren gehn, Billard ſpielen.

Capit. (zu Frau von Montclair) Machen Sie doch ja meine guten Eigenſchaften ein wenig geltend; ſchildern Sie meine Gefühle —

Fr. v. M. (indem ſie mit ihm abgeht) Vertrauen Sie auf mich.

Mor. (folgend) Und vergeſſen Sie ja nicht, mir ein Zimmer im erſten Stockwerk geben zu laſſen. (man hört die Thür verſchließen)

Achte

Achte Scene.

Olivier (am Fenſter).

Aha! die Thür wird zugeſchloſſen. Gleichviel. (er ſpringt hinein) Da bin ich. — Zu rechter Zeit hat mich das Glück an dieſes offne Fenſter geführt. — Meine Rolle hab' ich gut geſpielt, ſie halten mich alle für einen Dummkopf. — Nun wird ſie kommen — aber die andern werden auch mit kommen — wenn ich mich hier verſtecken könnte — ſieh da, ein Kabinet — gut! — Aber wie mach' ich es, daß ſie gleich merkt? — Holla! mein Liedgen — es iſt ihr bekannt, Text und Muſik ſind von mir — das leg ich hier auf das Notenpult — und dann die Zeichnung von dem Landhauſe ihrer Couſine, wo ich zum erſtenmale wagte, ihr meine Liebe zu bekennen, meine ewige Liebe! — Ja, die Zeichnung lege ich hier auf die Staffelei — beides wird ſie gewahr werden, wird mich verſtehn — die andern werden nicht darauf merken. — O Victorine! geliebte Victorine! wenn ich doch nur erſt alt genug wäre, um dich zu heirathen! — Kommt noch Niemand? (er ſieht durch das Schlüſſelloch) Richtig, Victorine — und Frau von Montclair — eine gute Frau — wenn die ſich unſrer annehmen wollte. — vielleicht geht ſie wieder. — Man ſchließt auf — geſchwind auf meinen Poſten (er ſpringt in das Kabinet).

Neunte Scene.

Frau von Montclair. Victorine.
Olivier (verſteckt).

Fr. v. M. Hier herein, liebes Kind.

Victor. (überraſcht) Ah!

Fr. v. M. Was meinen Sie dazu?

Victor. Allerliebſt!

Fr. v. M. Der Geſchmack Ihres Vormundes.

Victor. Ich werde ihm mein Kompliment darüber machen.

Fr. v. M. Eine neue Galanterie.

Victor. Für wen?

Fr. v. M. Natürlich für Sie, ſein Mündel, gleichſam die Frau vom Hauſe.

Victor. Für mich?

Fr. v. M. Er hat Sie herzlich lieb.

Victor. Ja, er liebt mich wie eine Tochter, und ich liebe ihn wieder wie meinen Vater.

Fr. v. M. (bei Seite) Wie ihren Vater? Das iſt es nicht eigentlich, was wir wollen. (laut) Macht der Anblick aller dieſer ſchönen Sachen Ihnen nicht ein wenig Herzklopfen?

Vict. Das wohl eben nicht.

Fr. v. M. (bei Seite) In meinem Leben bin ich nicht ſo kalt geweſen.

Vict. (das Lied erblickend) Ah!

Fr. v. M. Was gibt's?

Vict. Ich blätterte in dieſen Noten. Artige Lieder —

Fr. v. M. Auch die hat ihr Vormund ausgeſucht.

Miſtivoi. Ich weiß nicht Ritter — iſt es Wohlthat — zerbrachſt du meine Feſſeln, auf daß als freyer Mann ich ſterben ſoll? dann habe Dank! -- oder iſt es Spott? — Wollteſt du mich fühlen laſſen, daß auch feſſellos mein Arm nichts mehr vermag? — dann wehe über dich! der nächſte Feuerbrand werde in meiner Hand zur Keule.

Theobald. Greiß! ich wähnte einen Blick in deine Seele zu thun. Ich wünſche ein ruhiges Geſpräch mit dir. Ich ſuchte ein Mittel, dein wallendes Blut zu beſänftigen; ich ließ dir die Feſſeln abnehmen.

Miſtivoi. Ruhig? — Schwärmſt du? — ich hatte ſieben Söhne, ſie ſind gefallen. Ich hatte drey Töchter, deine Buben haben ſie geſchändet und ermordet. Ich hatte ein Weib, ein Weib, das 40 Jahre lang Freude und Leid mit mir theilte, dort liegt ſie in ihrem Blute. — Ruhig? ruhig? — ich war Oberhaupt dieſes Fleckens, ich wurde geehrt und geliebt, Jung und Alt ſammelten

ſich

Vict. Ich bin demjenigen ſehr verbunden, der ſie ausgeſucht hat.

Fr. v. M. Eben jetzt, hier auf dieſer Stelle, ſprach er mit mir von Ihnen.

Vict. Er iſt ſo gut —.

Fr. v. M. Er ſagte mir, es ſey ſein innigſter Wunſch, Sie glücklich zu machen; er ſelbſt werde nicht eher glücklich ſeyn, bis er Sie an einen wackern Mann verheirathet habe — verſtehn Sie mich? — einen Mann, der Sie eben ſo lieb haben werde, als er ſelbſt.

Vict. Ich erkenne ſeine Güte. (ſie erblickt die Zeichnung) Ah!

Fr. v. M. Was gibt's ſchon wieder?

Vict. (haſtig die Zeichnung unter den übrigen verbergend) O nichts — man wird hier ſo angenehm überraſcht — dieſe Zeichnungen.

Fr. v. M. Auch die hat der liebe Vormund ausgeſucht. Aber kommen Sie her, ſetzen Sie ſich zu mir, laſſen Sie uns vertraulich ſchwatzen.

Vict. Mich ſetzen? — Verzeihen Sie — ich wollte —

Fr. v. M. Vielleicht allein ſeyn?

Vict. O ich bin ſehr gern bey Ihnen; aber — Sie wiſſen, wir ſollen das hübſche, kleine Luſtſpiel, das Mündel, aufführen; mir iſt die Rolle der Julia zugetheilt worden — mein Gedächtniß iſt ſchlecht — ich wollte hier den Anfang mit dem Auswendiglernen machen. Sehn Sie, ich habe das Buch mitgebracht. (ſie zieht es aus ihrem Strickbeutel)

Fr. v. M. Sehr wohl. Was halten Sie von Ihrer Rolle?

Vict. Daß ſie eben nicht ſchwer zu ſpielen iſt, wenn man einen ſo guten Vormund hat, als ich.

Fr. v. M. (bei Seite) Das iſt wohl eine Art von Geſtändniß. (laut) Allein, warum ſo damit eilen?

Vict. Es wird meinem Vormund Vergnügen machen.

Fr. v. M. Freilich. (bei Seite) Mehr brauche ich wohl nicht zu wiſſen. Für eine ſo eiskalte Perſon war das deutlich genug. (laut) Nun ſo ſtudiren Sie, mein Kind. Auf Wiederſehn.

Vict. O ja, recht bald.

Fr. v. M. (im Abgehn) So viel als dieſes Mädgen lieben kann, wird es den Vormund lieben. (ab)

Zehnte Scene.

Victorine. Olivier.

(**Victorine** folgt der Frau von Montclair mit den Augen. **Olivier**, der die Thür des Kabinets geöffnet hat, thut daſſelbe mit Ungeduld)

Vict. (ſehr lebhaft) Kein Zweifel mehr! Olivier iſt hier! Dieſes Lied, dieſe Zeichnung —

Oliv. Ja, er iſt hier! er liebt Sie! er wird Sie ewig lieben!

Vict. Ei ſieh da, junger Herr, ſind Sie es? — Ich habe mit Ihnen zu zanken. Dieſen Morgen, als Sie kamen, habe ich auch nicht einen Blick von Ihnen erhalten. Ich hatte Ihnen freilich geſagt, Sie ſollten ſich ſtellen, als kennten Sie mich nicht; aber Sie haben meine Inſtruction auch ſo pünktlich befolgt — Sie waren ſo impertinent gleichgültig —

Oliv. Und Sie ſo abſcheulich ruhig! nicht die geringſte Verwirrung.

Vict. Undankbarer! es hat mir Mühe genug gekoſtet, meine Bewegung zu verbergen.

Oliv. Und ich, wie viel habe ich gelitten, Sie nicht anſehn zu dürfen! Aber ums Himmelswillen! zanken wir jetzt nicht. O Victorine! ſeit ich Sie zum erſten Mal geſehn — es war in der Penſion die Geburtstagsfeier Ihrer Erzieherin — ſeitdem habe ich geſchworen, keine Andere zu lieben, keine Andere zu heirathen, als Sie! Vor 14 Tagen, bei Ihrer Couſine, haben Sie eingewilligt. Meine Schweſter, ihre Geſpielin, war unſere erſte Vertraute. Jezt hab' ich auch meiner Mutter Alles entdeckt.

Vict. Und ich — ich denke darauf, meinem Vormund zu vertrauen — aber gehn Sie! wenn man uns überraſchte —

Oliv. Ich gehorche, ich gehe. Ach! Ihnen zu gehorchen, wird ſtets mein Glück, meine Freude ſeyn. — Es iſt hier ſo heimlich, ſo traulich — Es wird mir ſauer, diesmal zu gehorchen — aber ich gehe ſchon — Wie ſchön ſie iſt! (er ſtürzt zu ihren Füßen) Sagen Sie mir zuvor nur noch ein Wörtgen, daß Sie mich lieben.

Vict. Da haben wir's! Da liegt er zu meinen Füßen. (ſie entfernt ſich von ihm) Ja ja, ich liebe Sie — aber ums Himmelswillen, ſtehen Sie auf.

Oliv. O ich kniee ſo gern vor Ihnen —

Vict. So gehen Sie doch — nein bleiben Sie — Himmel! man kommt!

Eilfte Scene.

Der Capitain. Frau v. Montclair.
Die Vorigen.

Capit. Oho!

Vict. Mein Vormund!

Oliv. (aufſtehend) Der Vormund.

Capit. Sapperment! Madam, Sie hatten große Eile, mich hieher zu führen, zum Zeuge einer ſolchen Scene zu werden.

Fr. v. M. Die auch mir ſehr unerwartet iſt.

Oliv. Ei, da Sie uns doch einmal überraſcht haben, ſo brauche ich auch nichts mehr zu verheimlichen. Ja, mein Herr, wir lieben uns.

Capit. Ihr liebt Euch?

Vict. Am Geburtsfeſte meiner Gouvernante habe ich in der Penſion ihn zum erſten

Mal geſehn — Seine Schweſter, meine beſte Freundin, hat mir ihn vorgeſtellt — den ganzen Abend wollte er immer nur mit mir tanzen —

Oliv. Und ſeitdem habe ich immer nur an ſie gedacht. O Herr Capitain! man ſagt, Sie wären ſo gut, ſo nachſichtsvoll, ſo theilnehmend — Madam, helfen Sie uns den Herrn Capitain erbitten!

Capit. Potz tauſend! 'wie der Einfaltspinſel nun ſchwatzen kann.

Vict. Er iſt nicht einfältig, er ſtellte ſich nur ſo, um hier geduldet zu werden, und Ihnen kein Mißtrauen einzuflößen. Ich habe das Alles ſo eingefädelt.

Fr. v. M. Das kleine Mündel, ſo kalt, ſo zurückhaltend — wer hätte das gedacht?

Capit. Aber wie iſt er denn hereingekommen? wir hatten ja die Thür verſchloſſen?

Oliv. Durchs Fenſter. Ich habe auch

gehört, was Madam mit Mademoiſelle geſprochen.

Fr. v. M. Wo waren Sie denn?

Oliv. Im Kabinet.

Capit. Satan!

Vict. Ich hatte Unrecht ohne Zweifel, dieſe Liſt zu erſinnen. Bedurfſt' ich deren mit meinem Vormund? er wünſcht ja mein Glück, er wird mir den Geliebten nicht rauben.

Capit. (bei Seite) Den Geliebten! vortrefflich!

Oliv. Uns fehlt nur noch Ihre Einwilligung. Die meines Vaters hab' ich ſchon. Das heißt — mit ihm habe ich zwar noch nicht geſprochen, aber mit meiner Mutter, die thut Alles, was ich will, und mein Vater thut Alles, was ſie will. Sie ſagt freilich, wir wären noch zu jung, aber ich werde ihr ſchon beweiſen, daß es die höchſte Zeit iſt, uns zu verheirathen. Ach Herr Capitain! Sie haben die Pflichten eines Vormundes ſo großmüthig erfüllt, Sie werden auch nun Ihr Anſehn nicht mißbrauchen. Nur von Ihnen will ich ſie verlangen, und habe ich ſie Einmal, o dann will ich ſo fleißig ſeyn, in meinem Berufe mich ſo auszeichnen — Bitte! Bitte!

Fr. v. M. Die armen Kinder!

Capit. Wie, Madam? Sie beklagen ſie noch?

Fr. v. M. Um Vergebung, lieber Capitain, ich beklage auch Sie. Das heißt fürwahr mit Unglück ſpielen. Aber die jungen Leute rühren mich.

Capit. Mich rühren ſie gar nicht. (zu Olivier) Sich hier einſchleichen, um mein Mündel zu verführen? Sie werden mir den Gefallen thun, junger Herr, ſogleich ihre Rückreiſe anzutreten.

Zwölfte Scene.

Morand. Die Vorigen.

Mor. Nun? wie ſteht's mit dem lieben Mündel?

Capit. Alle Wetter, mein Herr, ich bin gar nicht in der Laune zu lachen. Und Sie, der Sie auch en Masque ſich bei mir eingeſchlichen haben, es kleidet Sie ſehr übel —

Fr. v. M. Schweig! wir haben den jungen Menſchen zu Victorinens Füßen gefunden.

Mor. Ohe! darum ſagte er auch, er wolle die Liebhaberrollen ſpielen.

Vict. (liebkoſend) Mein guter Vormund! Mein Freund! Mein Vater!

Capit. Mein Vater — Tauſend Sapperment! Da kommt der Eine, Madam hält ihn zurück, und es findet ſich, daß er ihr Mann iſt; dann kommt der Andere, ſpielt den

dummen

ſich an feſtlichen Tagen um mich her und nannten mich ihren Vater, noch geſtern Abend ſtand ich im Kreis der Meinigen und ſeegnete die untergehende Sonne, heute bin ich kinderlos — allein! — Ruhig? ruhig! — ich hatte eine friedliche Wohnung, blühende Felder, fette Heerden; mein Haus iſt in Trümmer zuſammengeſtürzt, meine Felder ſind verwüſtet, meine Heerden blöcken in der Irre —!

Theobald. (heftig bewegt) Halt ein!

Mitzlivoi. (betrachtet ihn forſchend. Nach einer Pauſe.) Junger Mann! du biſt nicht das, was du ſcheinen willſt oder mußt. — Was that ich dir? wir haben uns nie geſehen, ich habe dich nie beleidigt, warum überfielſt du mich, da ich ſorglos ſchlummerte? Haſt du auch ein Weib? Haſt du auch Kinder? — Haſt du auch ein Herz?

Theobald. (ſchweigt beſchämt.)

Der Pfaff. Wir ergriffen die Waffen auf den Befehl unſers Gottes, um ſein heiliges dummen Jungen, und iſt ein Schalk, in mein Mündel verliebt. Das ſind Streiche!

Vict. Wie? dieſer Herr iſt der Gemahl der Frau von Montclair?

Fr. v. M. Ah Capitain! Sie hatten uns verſprochen zu ſchweigen.

Capit. Was iſt daran gelegen, da ich es übernehme, mit Ihrem Oheim alles auszugleichen?

Fr. v. M. Und dieſe jungen Leute?

Capit. (ſich faſſend) Dieſe jungen Leute? — ich verſtehe. (bei Seite) Nun bleibt mir nur noch Eine übrig. (laut) Wir werden ſehn — (zu Olivier) Ich werde an Ihren Vater ſchreiben — unterdeſſen — mein Mündel iſt immer ſo gehorſam geweſen — und wenn ich ihr jetzt verböte, Sie zu lieben — ſie wäre im Stande mir nicht zu gehorchen — das mag ich doch nicht riskiren.

Oliv. (ſpringt ihm an den Hals) Prächtiger Herr Capitain!

Vict. (thut daſſelbe) Theuerſter Vormund!

Fr. v. M. Mein Freund!

Mor. Braver Mann!

Capit. Schon gut, ſchon gut. Eine Hand wäſcht die andere.

Fr. v. M. Befehlen Sie über mich und meinen Gatten.

Vict. Zählen Sie ganz auf mich und Olivier.

Oliv. Da ſind wir alle Viere zu Ihren Dienſten.

Capit. Ich merke wohl: ſo oft ich ſcheitere, ſo oft gewinne ich mir neue Freunde. (er zieht Frau von Montclair auf die Seite) Victorinen muß ich entſagen, das iſt verdammt hart! aber heirathen will ich nun Einmal. Daß ich zuerſt an Victorinen dachte, war natürlich — aber Roſe — eigentlich iſt's Roſe, die ich liebe.

Fr. v. M. Nun, mein Freund, warum ſollen dieſe es nicht auch hören?

Capit. In Gottes Namen.

Fr. v. M. (zu Victorinen) Ihr Vormund liebt Roſen.

Vict. Meine Freundin? o vortrefflich! Beſter Vormund, Sie haben da eine gute Wahl getroffen.

Mor. Allerdings.

Oliv. Ich wollte wetten, daß Roſe Sie liebt.

Mor. Wie ſollte ſie nicht? Sie ſind reich, Sie ſind gut, Sie ſind jung —

Oliv. Ja wahrhaftig, Sie ſind jung. Gott ſey Dank, daß Sie nicht an Ihr Mündel gedacht haben! Sie wären ein gefährlicher Nebenbuhler für mich geweſen.

Mor. Wozu bedürfen Sie da unſerer Hülfe? ſprechen Sie bei ihr an, Sie werden gewiß nicht abgewieſen.

Vict. Wir haben oft vom Heirathen mit einander geſprochen — das trifft ſich wohl —

und ich bin ſicher, daß mein lieber Vormund ihr gefällt.

Capit. Vielleicht — aber meine Blödigkeit — die hat leider zugenommen. Ich lavire gegen den Sturm.

Vict. Nun, wenn Sie mir es erlauben, ſo werde ich mit Roſen ſprechen.

Fr. v. M. Und ich mit ihrer Mutter.

Capit. Ihr ſeyd Alle recht gute Leutgen. Nun ich will auch auf der Stelle ſchreiben — an Ihren Oheim — an Ihren Vater.

Fr. v. M. Madam Florence wird ſich ſehr glücklich ſchätzen, ihre Tochter ſo gut zu verſorgen. (ab)

Vict. Und Roſe iſt ein Kind, das meinem Rathe folgen wird. Ich vermag etwas über ſie. (ab)

Mor. Ich gehe, meine Frau zu ſecundiren. (ab)

Oliv. Sie herrlicher Vormund! ich mögte noch recht lange bei Ihnen bleiben,

wenn

wenn ich nicht Victorinen nachlaufen müßte. (ab)

Capit. (allein) Der eine geht mit ſeiner Frau — der andere läuft ſeiner Braut nach — Alle ſind glücklich! nur ich! — ei ich werde auch bald glücklich ſeyn. Ja, Roſe wird mich lieben! — Verdammter Pavillon! er hat mir Unglück gebracht. Ich werde ihn niederreißen laſſen. — Aber warum? nach der Hochzeit mit Roſen bleibt er immer ein ſchönes Boudoir für Frau von Belronde. (ab)

(Ende des zweiten Akts.)

Dritter Akt.

(Eine andere Gegend des Parks, von einer Seite begrenzt durch eine Mauer, in welcher, ſo nahe als möglich dem Vorgrunde, eine groſſe Lükke ſich befindet; ihr gegenüber eine Grotte mit zwei Eingängen. Hinter der Mauer ein Baumgarten.)

Erſte Scene.

Carl. Gleich darauf **der Capitain** mit zwei Briefen in der Hand **und Thomas.**

Carl. Ich ſuche meinen Oheim überall und kann ihn nicht finden. Ich bin in einer Unruhe — Ah da iſt er!

Capit. (ohne Carl gewahr zu werden) Mancher an meiner Stelle würde verzweifeln; aber ich —

Carl. Endlich, lieber Oheim, finde ich Sie!

Capit. Laß mich zufrieden! ich habe ganz andere Dinge zu thun, als mit dir zu plaudern. Nun Thomas? was ſagt Frau von Montclair?

Thom. Sie mögten Sie hier erwarten, neben der groſsen Mauerlücke, der Grotte gegenüber.

Capit. Nun da bin ich. O für die iſt mir nicht bange. Der Mutter bin ich gewiß.

Carl. Ich wollte Ihnen ſagen, beſter Oheim —

Capit. Schweig! (zu Thomas) Und Victorine?

Thom. Ich habe ſie von ferne beobachtet, wie der Herr mir befohlen hat. Sie iſt immer noch in lebhafter Unterredung mit Mamſell Roſe und dem jungen Herrn Olivier.

Capit. Wenn's der auch gelingt — und warum nicht? Scharmante junge Leute, mein Mündel und der kleine Olivier; brave Leute, der Merand und die Frau von Montclair; es macht mir von Herzen Freude, daß ich zu dem Glücke beider Paare etwas beizutragen im Stande bin. Hier, Thomas, nimm dieſe Briefe und trage ſie gleich auf die Poſt.

Thom. Sehr wohl, Herr Capitain. (ab)

Carl. Darf ich nun endlich reden?

Capit. Was willſt du denn? ich liebe nicht, daß du mir immer nachſchleichſt.

Carl. Wie weit ſind Sie mit Frau von Montclair?

Capit. Wie weit? (bei Seite) Ich ſage ihm nichts, er lacht mich nur aus.

Carl. Hat Ihr Pavillon Wunder gethan?

Capit. Allerdings.

Carl. Sie werden geliebt?

Capit. Das verſteht ſich. Frau von Montclair liebt mich, und Victorine liebt mich auch; ich habe es mir aber reiflicher überlegt; im Grunde paßt weder die Eine noch die Andere für mich; kurz, ich heirathe die hübſche kleine Roſe.

Carl. Die wollen Sie heirathen?

Capit. Mit deiner Erlaubniß, ja. Ich weiß wohl, daß du ſie nicht leiden kannſt, und darum will ich von dir nichts gegen ſie hören.

Carl. Aber, beſter Oheim, die paßt nun ganz und gar nicht für Sie. In der That, ich muß dagegen ſprechen, denn ich liebe Sie zu ſehr, und ſehe voraus, das wird eine ſchlechte Ehe geben. Sie wollen Ihre Einkünfte auf eine anſtändige Weiſe verzehren; nun was brauchen Sie dazu? eine Frau, die den Ton der großen Welt habe; die in Ihrem Hauſe mit Anſtand die Honneurs machen könne. Das finden Sie aber nicht bei dieſem jungen Mädgen;

gen; die iſt unbeſonnen, ſchwatzhaft, hängt ſich mit kindiſcher Neigung an Jedermann, und ich halte ſie gar nicht fähig, weder zu denken, noch zu lieben. Hübſch iſt ſie, das geb' ich zu; wenn ſie aber auch ein wenig geiſtreich wäre, ſo könnte das nicht ſchaden.

Capit. Schweig! du brauchſt ſie gerade nicht zu loben, als ob ſie deine eigene Geliebte wäre, du ſollſt aber auch nichts Böſes von ihr ſagen. Die arme kleine Perſon! ich mögte nur wiſſen, womit ſie deinen Haß verſchuldet hat?

Carl. Nicht doch, lieber Oheim. Ich haſſe ſie nicht, ich ſehe ſie nur, wie ſie iſt. Nehmen Sie ſich in Acht! ſolche junge naiſe, leichtgläubige Mädgen ſind auch nicht ſelten kokett, und das iſt um ſo gefährlicher, da ihre Einfalt Ihnen keine Waffen gegen die Verführung leiht. Leſen Sie doch nur Ihren Moliere.

Capit. Nun findet er ſie gar kokett! es iſt abſcheulich, wie er das arme Kind verleum-

Kreuz unter euch Heiden zu erhöhen, euch Verblendete auf den Pfad des Lichtes zu führen, euch Wölfe zu Lämmern der Heerde Gottes umzuſchaffen.

Miſſiwoi. So hättet ihr mit der Palme des Friedens in eurer Hand, dem Honigſeim der Ueberredung auf euren Lippen, unſern einſamen Hütten euch nahen, Wahrheit predigen, unſere Herzen überzeugen ſollen, und vielleicht wären wir willig gefolgt.

Der Pfaff. Erkennſt du nicht die Macht unſers Gottes? die Ohnmacht eures Götzen? Schau hin! dort liegt er im Staube, hoch prangt das heilige Kreuz —

Miſſiwoi. Blödſinniger! Menſchenhände ſchufen jenen Klotz, Menſchenhände ſchufen dieſes Kreuz. Menſchenarme haben jenen geſtürzt, und dieſes auf die Spitze des Hügels gepflanzt. Wo liegt der Beweis für die Ohnmacht des Gottes, der ſein Bild Frevlern Preiß giebt? — Was willſt du mit deinem Gotte und unſerm Gotte? wir haben det, das die Unſchuld und Aufrichtigkeit ſelbſt iſt.

Carl. Sie beſtehen darauf? Nun ſo muß ich Ihnen ſagen — Sie ſehen mich ganz bereit zu Ihren Dienſten, wenn es darauf ankommt, Eine von den beiden andern Ihnen zuzufreien; was aber dieſe betrifft, da zählen Sie nicht auf mich.

Capit. O ich brauche dich gar nicht, ich will mir ſchon ſelber helfen, und habe auch noch andere Freunde, die in dieſem Augenblicke für mich handeln.

Carl. Andere Freunde? wen?

Capit. Was geht es dich an? Laß dir einen guten Rath geben: ſuche dich bei Roſen einzuſchmeicheln; denn ehe du dich's verſiehſt — es möge dir nun gefallen oder nicht — iſt ſie deine Tante, die du reſpektiren mußt.

Carl. Meine Tante? — nun — wenn es nicht anders ſeyn kann, ſo — ſo will ich Ihnen beiſtehn. (bei Seite) Ich werfe mich zu den Füßen der Mutter! ich entdecke ihr Alles. (laut) Auf der Stelle will ich zu ihr —

Capit. Bleib du nur, ich mag deine Hülfe nicht. Du biſt mir verdächtig.

Zweite Scene.

Morand. Die Vorigen.

Mor. Erſt in dieſem Augenblicke haben wir mit Madam Florence eine Unterredung anknüpfen können. Gott weiß, was ſie ſo aufgebracht hat gegen Sie und gegen Ihren Neffen, aber ſie will fort, ſie will Poſtpferde holen laſſen.

Capit. Poſtpferde! da haben wir's! Das habe ich meinem ſaubern Neffen zu verdanken. Das ſind die Folgen deiner Impertinenzen gegen eine ſo reſpektable Frau. Tauſend Sapperment! man ſoll nicht ſagen, daß du Leute aus meinem Hauſe jagſt, die ich liebe, die ich hochachte, die ich eingeladen habe —

Sie verſtehn mich doch, Herr Lieutnant? ich halte Sie nicht zurück.

Carl. Mein Gott, lieber Oheim, ich ſprach ja nur zu Ihrem Beſten.

Capit. Iſt ganz überflüſſig. Bin ich denn ein Unmündiger? Biſt du etwa der Oheim? bin ich der Neffe?

Carl. Nun, nun, ereifern Sie ſich nur nicht, ich gehe ſchon. (zu [illegible]) Ich bin verloren, wenn ich mit Roſen nicht allein ſprechen kann! (ab)

Capit. Daß dich das Donnerwetter! (hitzig) Ach, mein beſter Herr Morand! will ſie denn wirklich abreiſen?

Mor. Verlieren Sie den Muth nicht. Unter uns, ich glaube ſie iſt nur erbittert, weil Sie um meine Frau und um Ihre Mündel ſo emſig beſchäftigt waren; die Spöttereien und das Betragen Ihres Neffen nimmt ſie nur zum Vorwand.

Capit. Der Haſenfuß ſoll mir fort!

Mor. Da kommt die Mutter. Treten Sie einen Augenblick bei Seite. Wir wollen ſie ſchon überreden.

Capit. Ach ja, thun Sie das! ich ſteh' auf Kohlen. (er tritt in den Hintergrund)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Madam Florence. Frau von Montclair.

Fr. v. M. Aber ich bitte Sie! warum denn abreiſen?

M. Flor. Ich habe meine Urſachen.

Mor. Der brave Capitain, es wird ihm ſehr ſchmerzlich ſeyn.

M. Flor. O er wird ſich ſchon tröſten. Es bleibt ihm ja die Geſellſchaft von Madame und ſeinem intereſſanten Mündel, und Ihre Geſellſchaft, mein Herr, und vor Allen die ſeines theuren Neffen. Wir haben ja geſehen, meine Tochter und ich, wie wenig er ſich um uns bekümmert. Bald bei Madam, bald bei ſeinem Mündel — für uns blieb ihm kein Augenblick übrig. Allein, glauben Sie nicht, daß ich deswegen — nein, in der That, ich habe Geſchäfte in Paris, wichtige Geſchäfte.

Fr. v. M. Wenn ich Ihnen nun aber ſage, daß Herr Morand und ich, im Namen des Capitains, von weit wichtigern Geſchäften mit Ihnen zu reden haben?

M. Flor. Unmöglich.

Mor. Er hat uns aufgetragen, um Ihre Tochter für ihn anzuwerben.

M. Flor. Wie? im Ernſt?

Fr. v. M. In vollem Ernſt.

M. Flor. Fürwahr — Sie haben Recht, meine Liebe — das iſt allerdings ſehr wichtig.

Capit. (vortretend, ſchüchtern und galant) Wollen Sie nun noch abreiſen?

M. Flor. Ei ſieh da, Sie haben uns belauſcht?

Capit. Sie zürnen doch nicht darüber?

M. Flor. (lächelnd) Ich bleibe.

Capit. Und erlauben mir zu hoffen?

M. Flor. Braver Mann! meine Tochter iſt die Ihrige.

Capit. Aber doch nicht erzwungen? ich wünſchte zu gefallen.

Mor. Wenn man wahrhaft liebt, ſo will man Alles nur der Liebe verdanken.

M. Flor. Freilich. Ich gehöre auch nicht zu den Eltern, die immer nur befehlen. Ich liebe meine Tochter zu ſehr, um ihrer Neigung Gewalt anzuthun, ich bin eine gute Mutter — aber — ich werde ſie mit Sanftmuth leiten — und kurz, ich will haben, daß ſie Sie heirathen ſoll.

Capit. O Madam — lieber Morand, Frau von Montclair — wie hoch verpflichtet bin ich Ihnen —

Fr. v. M. Umgekehrt. Wir Ihnen. Sie haben bereits an meinen Oheim geſchrieben?

Capit. Ja ja, der Brief iſt abgegangen.

Und wenn ich ſo glücklich bin, daß Roſe meinem Mündel ein geneigtes Gehör vergönnt —

M. Flor. Wie? ſpricht Victorine mit meiner Tochter?

Fr. v. M. Freilich. Wir haben uns Alle für unſern gütigen Wirth intereſſirt.

Capit. Meinen Neffen ausgenommen, der ſich bekehren, oder ſich trollen wird, denn ſo paßt er nicht unter meine Freunde. Seht, da kommt Olivier ganz haſtig. Ich zittre zu vernehmen —

Vierte Scene.

Olivier. **Die Vorigen.**

Capit. Nun, mein junger Freund? Sie dürfen hier Alles gerade heraus ſagen, die Mutter hat eingewilligt.

Oliv. Und ich habe prächtige Neuigkeiten für Sie.

Capit. (ſehr fröhlich) Heraus damit!

Oliv. Victorine hat das Geſpräch ſehr bald auf Heirathen, auf Liebe gelenkt. Roſe erklärte ganz treuherzig, ſie habe noch nie geliebt. Dann ſprachen wir von Ihnen. O ja, ſagte ſie, der Capitain hat mich auf den erſten Blick gefeſſelt. Er iſt ſo gut, ſo bieder — ich fühle für ihn eine Hochachtung, die mir Vertrauen einflößt, aber auch eine Ehrfurcht, die mich ſchüchtern macht. — Die Schüchternheit müſſen ſie überwinden, habe ich geſagt.

Capit. (fröhlich) Sie hat noch nie geliebt — ſie achtet mich hoch — die Mutter willigt ein — was fehlt meinem Glücke?

Oliv. Als das Geſpräch eine ſo günſtige Wendung nahm, gab Victorine mir einen Wink, den ich verſtand und mich beſcheiden zurückzog, damit die beiden jungen Mädgen ohne Zwang plaudern können. Sie folgen mir.

Capit. Nun bin ich endlich meiner Sache gewiß.

M. Flor. Aber ich kenne dieſen jungen Herrn nicht wieder. Welche Lebhaftigkeit!

Fr. v. M. Das iſt ein Geheimniß.

Mor. Wir haben deren noch andere Ihnen zu entdecken.

Capit. Nun ſoll es erſt recht luſtig in meinem Schloſſe hergehn. Heute Abend groſer Ball, und meine ſchöne Braut die Königin des Balls.

M. Flor. Ich tanze mit. Eine Mutter darf tanzen bis nach der Hochzeit ihrer Tochter.

Fr. v. M. Auch wohl bis ſie Großmutter wird.

Capit. Geſchwind Einladungskarten an die ganze Nachbarſchaft! He! Thomas und Bertrand! ich eile, alles zu veranſtalten, und kehre zurück, um mein Herz und alle meine Habe zu den Füßen der ſchönen Roſe zu legen. (ab)

M. Flor. So ein Mann! wer ſollte ihn nicht lieben?

Oliv. Da kommen die Mädgen. Am beſten wir entfernen uns. Ich werde Victorinen im Vorbeigehn zuflüſtern, daß ſie ihre Freundin hier aufhalten ſoll, bis der Capitain zurückkommt. (ab)

(Alle entfernen ſich)

Fünfte Scene.

Roſe. Victorine.

Roſe. Man braucht dich eben nicht zu fragen, woher du auf einmal ſo munter geworden biſt? Du, ſonſt ſo ernſt und abgemeſſen.

Vict. Mein Vormund iſt der beſte Mann auf der Welt! Aber dich muß man fragen: woher ſo traurig? Du, ſonſt ſo munter und ſo leichten Sinnes?

Roſe. Traurig? ach nein! ich habe üble Laune, oder nenne es Verdruß. Gute Nacht

alle

nur einen Gott! — muſste deßhalb das Blut von hunderten fließen, weil dieſer ein Kreuz und jener ein Löwenantlitz zum Sinnbild des Unſichtbaren wählte?

Der Pfaff. Hört Ritter! er läſtert.

Theobald. Schweig Pfaff' und ehre ſein Alter.

Der Pfaff. Wenn die Ehre Gottes minder am Herzen dir liegt, als die ſeinige — wohlan! ſo gedenke zum mindeſten der harten Streifereyen, mit welchen in einer Reihe von Jahren, ſeit Heinrich der Löwe und Bernhard von Aſcanien nicht mehr ſind, dieſe rohen Wilden dein und deiner Brüder Gebiete heimgeſucht; gedenke der armen Chriſten durch ſie ins harte Joch der Sclaverey geſchmiedet; gedenke der Weiber und Kinder, durch ſie zu hülfloſen Wittwen und Waiſen gemacht!

Miſtivoi. Du lügſt. Nie hat mein kleines Volk, ſo lange ich deſſen Oberhaupt war, ſeine friedlichen Gränzen verlaſſen. Du lügſt. Nie haben die Meinigen ſich von alle unſere ſchönen Entwürfe! Meine Mutter will zurück nach Paris.

Vict. Sie, die ſo viele Freundſchaft für meinen Vormund hegt?

Roſe. Und jetzt ſcheint es, als wolle ſie mit ihm brechen. Sie hat mir faſt befohlen, ihm ein ſaures Geſicht zu machen. Das wird mir ſchwer werden. Ich liebe den guten Capitain ſo ſehr. Seines Neffen Ankunft war meiner Mutter nicht angenehm. Nun frage ich dich: was hat der arme junge Mann ihr je zu Leide gethan? Ich bin freilich ſelbſt ſehr unzufrieden mit ihm. Wie konnt' er ſo ungeſchickt ſeyn, meiner Mutter zu mißfallen? — Wenn ſie mich nur nicht wegführt, um eine reiche Heirath zu Stande zu bringen, von der ſie ſeit einigen Tagen unaufhörlich ſchwatzt, ohne mir die Perſon zu nennen. Was du glücklich biſt! Du haſt einen guten Vormund, der dich nicht wider deinen Willen verheirathen wird.

(Hier erſcheint **Carl** im Hintergrunde.)

Vict. Tröſte dich, du wirſt nicht abreiſen. Der gute Vormund wird deine Mutter ſchon zurückhalten. Vertraue dich ihm. Ich glaube faſt, er hat dir auch ein Geheimniß zu vertrauen.

Roſe. Welches Geheimniß?

Vict. Erräthſt du nicht? er wird es dir ſagen.

Roſe. Du liebſt, du wirſt geliebt, du Glückliche! Mich liebt Niemand! mir hat noch Niemand geſagt, daß er mich liebe.

Vict. Gedulde dich nur noch ein ganz klein wenig. Ich ſchicke dir meinen Vormund. (ab)

Roſe. So warte doch! höre doch!

Sechste Scene.

Carl und Roſe.

Carl. Schöne Roſe —

Roſe. Ach mein Gott! ſind Sie es? wie Sie mich erſchreckt haben.

Carl. Die Augenblicke ſind koſtbar. Ich liebe Sie! ich kann nicht glücklich ſeyn ohne Sie! — nur um Ihrentwillen kam ich hieher. Ach! wenn ich hoffen dürfte — Verdammt! mein Oheim! (er ſchlüpft in die Grotte)

Roſe allein. (fröhlich) Er liebt mich! — ich bin ſo verlegen —

Siebente Scene.

Der Capitain. Roſe.

Capit. (zurückſprechend) Sagt dem Thomas, er ſoll ſogleich herkommen. (Roſen erblickend) Ha! da iſt ſie! Gott ſey Dank! bei der iſt mir Niemand zuvorgekommen. Muth gefaßt! (ſie anredend) Mademoiſelle —

Roſe. (aus ihren Träumereien auffahrend) Herr Capitain —

Capit. Mademoiſelle — (bei Seite) Alle Wetter! meine Blödigkeit kommt wieder.

Roſe. (bei Seite) Die Gegenwart ſeines Oheims verwirrt mich vollends.

Capit. Mademoiſelle — ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu verkünden, die mich entzückt! mögte ſie nur auch Ihnen ſo angenehm ſeyn.

Roſe. Was denn?

Capit. Ihre Frau Mutter bleibt hier.

Roſe. Und ich wollte ſie eben bitten, meine Mutter zu beſänftigen.

Capit. Sie iſt ſchon beſänftigt — meine Wünſche und die ihrigen ſtimmen überein, und — Ihre Frau Mutter ein wenig lebhaft, mein Neffe ein wenig ſarkaſtiſch — aber ich werde ihm den Text leſen! ich werde ihm beweiſen, daß Ihre Naivität nicht Einfalt iſt.

Roſe. Er hält mich für einfältig?

Capit. Daß Ihre liebenswürdige Zutraulichkeit darum nicht Leichtgläubigkeit iſt.

Roſe. Er hält mich für leichtgläubig?

Capit. Und daß, wenn er Sie gar im Verdacht der Koketterie hat —

Roſe. Er hält mich für kokett?

Capit. Nur Geduld! er ſoll Ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Roſe. (bei Seite) Himmel! ſo ſchlecht denkt er und ſpricht er von mir!

Carl. (in der Grotte) Er bringt mich um Alles!

Capit. He! was war das? (er wendet ſich nach der Grotte, Carl verſteckt ſich.) War mir's doch als ob geſprochen würde? ſollte Jemand in dieſer Grotte ſeyn? Erlauben Sie einen Augenblick. (er geht auf der einen Seite in die Grotte, während Carl auf der andern herausſchlüpft.)

Carl. (haſtig zu Roſen) Ich werde Ihnen hernach erklären, warum ich ſchlecht von Ihnen zu meinem Oheim geſprochen habe. Ich glaube nicht ein Wort von dem Allen. Sie ſind gut, ſchön, liebenswürdig. Eben Ihre Unſchuld, Ihre Naivität haben mich auf ewig an Sie gefeſſelt. (Er küßt ihr die Hand und ſpringt über die Mauerlücke. In demſelben Augenblicke kommt der Capitain zurück aus der Grotte, auf demſelben Wege, den Carl genommen.)

Roſe. (für ſich) Das laſſ' ich gelten.

Capit. Ich habe mich getäuſcht, es iſt Niemand da. Wieder auf meinen Neffen zu kommen, Sie müſſen ihm ſeine Albernheit nicht ſo gar übel nehmen. Ein Menſch, der verliebt iſt, ja der ſieht nur Vollkommenheiten in der Geliebten.

Roſe. Ihr Neffe iſt verliebt?

Capit. In ein Frauenzimmer aus Lyon.

Roſe. Aus Lyon?

Capit. Er trägt ihr Bild auf der Bruſt, aber er zeigt es mir nicht.

Roſe. Ein Bild? (bei Seite) Der Böſewicht!

Achte Scene.

Thomas. Die Vorigen.

Thom. Da bin ich, Herr Capitain.

Capit. Gut. (zu Roſen) Mademoiſell, ich habe einen Augenblick mit ihm zu reden — es betrifft Sie — und auch die übrigen Damen — ein Ball — ein kleines Feſt für dieſen

ſen Abend — (zu Thomas) hör' einmal! (er geht mit ihm in den Hintergrund und ſpricht zu ihm, indem er Roſe'n dem Rücken zukehrt.)

Carl. (ſpringt über die Mauerlücke. Haſtig und leiſe.) Das Frauenzimmer aus Lyon ſind Sie! das Portrait iſt das Ihrige! verſtohlen habe ich Sie mahlen laſſen. Sehn Sie her! (er zeigt ihr das Portrait, küßt es, und ſpringt wieder hinter die Mauer.)

Roſe. Ja ſo! es iſt *mein* Portrait.

Capit. Verſtehſt du mich?

Thom. Ja, Herr Capitain. (ab.)

Roſe. (für ſich) Es iſt freilich impertinent, daß er mich hat mahlen laſſen, aber es iſt doch immer ein Beweis —

Capit. Nun bin ich ganz zu Ihrem Befehl. Sprechen wir nicht mehr von meinem Neffen. Ich habe eben eine Unterhaltung mit Ihrer Frau Mutter gehabt. — Errathen Sie den Gegenſtand derſelben?

Roſe. (ſchüchtern) Ich glaube faſt — es war vielleicht von einer Heurath die Rede —

Capit. Ganz recht.

Roſe. O ich bitte Sie! bewegen Sie meine Mutter, daß ſie mich nicht aufopfere.

Capit. Aufopfere?

Roſe. Nach dem, was ich von meiner Mutter gehört, iſt der Mann, den ſie mir beſtimmt, ſchon über 40 Jahr alt. —

Capit. 40 Jahre, allerdings, auch wohl etwas drüber — aber wenn es ſonſt ein wackerer, freundlicher Mann wäre — zum Exempel ich —

Roſe. Sie? ach mein Gott!

Capit. Wie?

Roſe. Aber nein, deſto beſſer!

Capit. Sie würden zufrieden ſeyn?

Roſe. Ganz gewiß. Sie ſind ſo gut, ſo vernünftig; Sie würden leichter als ein anderer

rer einſehen, daß Sie zu alt ſind — nicht doch, ich wollte ſagen, daß ich zu jung bin. — Sie ſind ſo reich. — Sie werden ſo viele finden, von welchen Sie geliebt ſeyn werden. —

Capit. Mein Alter wäre alſo das Hinderniß. —

Roſe. O nein! Sie haben ſo große Verdienſte. — Sie ſind ſo liebenswürdig. — Ach ja, ich würde Sie recht gern heurathen, wenn nur —

Capit. Wenn nur?

Roſe. Ich wag' es nicht —

Capit. Frei heraus!

Roſe. Wenn ich nicht — im Grunde meines Herzens —

Capit. Was?

Roſe. Einen andern liebte.

Capit. Da haben wir's! Das iſt die dritte, die mir entſchlüpft. — Aber haben Sie nicht eben meinem Mündel erklärt, es habe ſich noch Niemand um Sie beworben?

Roſe. Ja, als ich mit Victorinen ſprach, da hatte der Andere noch nicht mit mir geſprochen.

Capit. Und in der kurzen Zeit? iſt denn ohne mein Wiſſen noch ein junger Menſch im Schloſſe?

Roſe. Ohne Ihr Wiſſen Niemand — es iſt —

Capit. Alle Hagel! es iſt mein Neffe!

Roſe. Ja.

Capit. Der mir ſo viel Böſes von Ihnen geſagt hat —

Roſe. Er hat mir jetzt eben verſprochen, mir das zu erklären; und ich errathe auch ſchon, warum er es gethan: damit ich Ihnen gleichgültig würde. O ich bin auch ſchlau.

Capit. Jetzt eben? wo iſt er denn?

Carl. (ſchlüpft hervor und ſchleicht in den Hintergrund.)

der Beute des Raubes genährt. Du lügſt. Nie haben Chriſtenſclaven in unſern Feſſeln geſchmachtet. Ich ſelbſt beſaß nur einen einzigen, einen Greiß, er war mehr mein Freund, als mein Sclave, ich habe ihn nicht entführt, ich habe ihn von meinen Nachbarn gekauft.

Der Pfaff. Einen Chriſten? heiliger Gott! wo iſt er? wo iſt dieſes verirrte Schaaf? Hört es nicht die Stimme des Hirten?

Theobald. (der während dieſer ganzen Scene einen Entwurf zu brüten ſchien, naht ſich jetzt dem Greiſe mit edlem doch ſchüchternem Anſtand. Ihm die Hand reichend.) Kannſt du mir vergeben?

Miſkiwoi. (ſeine Hand zurückſtoßend.) Nimmermehr! du nahmſt mir alles, und wenn ich dir vergebe, ſo füllſt du das Maaß deiner Grauſamkeit — du läſſeſt mir das Leben.

Theobald. Aber wenn ich nun wieder gut mache, was ich kann? wenn ich in alle deine Rechte dich wieder einſetze, die zerſtreu-

ten

Roſe. Anfangs war er in dieſer Grotte.

Capit. In die ich hinein ging?

Roſe. Während er durch den andern Eingang herausſchlüpfte.

Capit. So! und dann?

Roſe. Dann verbarg er ſich hinter dieſer Mauer.

Capit. Laß doch ſehn.

Roſe. Suchen Sie nicht, er iſt nicht mehr dort.

Capit. Nun wo iſt er denn?

Roſe. Da ſieht er.

Capit. Satan!

Carl. Theuerſter Oheim! könnten Sie mein und ihr Unglück wollen?

Capit. Ihr Unglück? wenn ich ſie heirathe?

Roſe. Das Mädgen, das er liebt, bin ich. Das Portrait, welches er verbirgt, iſt das meinige. Zeigen Sie es doch Ihrem guten Oheim; es iſt recht ähnlich.

Capit. O ja, recht ähnlich. Der gute Oheim! der maliziöſe Neffe! der mir erſt mein Vertrauen ſtiehlt, und dann —

Neunte Scene.

Morand. Olivier. Die Vorigen.

Carl. Warum wollen Sie nicht Frau von Montclair heirathen, die Sie ſo hoch ſchätzt?

Capit. Ach, die hat ja ſchon einen Mann!

Carl. Wie?

Mor. Ja, mein Herr, ich habe die Ehre —

Carl. Nun wenn das iſt, warum heirathen Sie nicht Ihre Mündel?

Capit. Ach die hat ja ſchon einen Bräutigam.

Oliv. Ja, mein Herr, ich habe die Ehre —

Carl. Und Sie gaben Ihre Einwilligung? alſo bin nur ich es, auf den Sie zürnen? nur ich, gegen den Sie Ihre Großmuth verleugnen wollen?

Capit. Ja, weil du mein Neffe biſt; weil ich über die andern keine Rechte habe; weil es abſcheulich von dir iſt, mit deinem Oheim dein Spiel zu treiben.

Letzte Scene.

Die Vorigen. Madam Florence.
Fr. v. Montclair. Victorine.

Capit. Kommen Sie, kommen Sie, Madam! ſaubere Dinge habe ich entdeckt.

Mein Spitzbube von Neffe liebt Ihre Tochter, und wird von ihr geliebt.

M. Flor. Ich will nicht hoffen —

Fr. v. M. Der arme Capitain!

Capit. Sie können ſie ihm geben, wenn Sie wollen, aber ich enterbe ihn. Und damit mein Entſchluß unwiderruflich ſey, ſo ſuche ich mir ſchnell ein Mädgen oder eine Witwe, ich heirathe und bekomme Kinder, die ihn auslachen mögen, wenn er am Hungertuche nagt.

M. Flor. Herr Capitain, ich bin eine zu gute Mutter, um meine Tochten einem jungen, enterbten Menſchen zu geben. (zu Roſen) Und du, Heuchlerin —

Roſe. Schmälen Sie nicht, liebe Mutter, ich kann wahrhaftig nichts dafür. Das iſt gekommen ich weiß nicht wie. Und Sie, Herr Capitain, der Sie ſo gut gegen Alle ſind, warum denn nur ſo hart gegen mich?

Capit. Sapperment! Sie waren frei, Ihre Mutter hatte Sie mir zugeſagt, und vor meinen Augen, vor meiner Naſe werden Sie mir weggeſchnappt! Soll ich denn ein alter Hageſtolz werden? Meinen Sie, ich hätte noch viel Zeit übrig, mich zu verheirathen?

Roſe. Je nun, wenn Sie durchaus heirathen wollen — nehmen Sie die Mamma.

M. Fl. Kind, biſt du toll?

Capit. Ihre Frau Mutter?

Fr. v. M. Sie hat Recht.

Oliv. Das ſchickt ſich beſſer.

Carl. Ja, lieber Oheim, heirathen Sie Madam Florence.

Capit. I nu — mein Seel! —

Mor. Ein herrlicher Einfall! drei Hochzeiten! die meinige ungerechnet, die ſchon vorbei iſt.

Capit. In meinem Pavillon hab' ich ſie jung und hübſch gefunden — und auch jetzt — ſie iſt gar nicht übel — Was meinen Sie dazu, Madam?

M. Flor. Mein Gott — das wäre ja eine Thorheit —

Capit. Eine viel kleinere, als die, die ich eben begehen wollte. Nun? Sie ſchlagen die Augen nieder? Sie erröthen? Alle Wetter! ſind Sie etwa auch ſchon verſagt?

M. Flor. Das nicht —

Capit. Wohlan denn, meine ſchöne Freundin, ſchlagen Sie ein.

M. Flor. Ich muß in der That meine Tochter wohl ſehr lieb haben — weil ich — um meinem Eidam die Erbſchaft zu erhalten —

Capit. Topp! wir ſind richtig!

Alle (ſammeln ſich um das Paar) Oheim — Tante — Freund — Mutter — lieber Vormund — braver Capitain!

Capit. Ja ja, wünſcht mir nur Glück. Ich habe am Ende doch auch keine Niete gezogen, und, beim Licht beſehen, ſchicke ich mich auch beſſer für die Mutter, als für die Tochter.

(Der Vorhang fällt.)

Switrigail

ein Beytrag

zu den Geſchichten

von

Litthauen, Rußland, Polen und Preuſſen.

Von

Auguſt von Kotzebue,

Mitgliede der Königl. Preuſſiſchen Academie der Wiſſenſchaften, Correſpondenten der Ruſſiſch-Kayſerl. Academie der Wiſſenſchaften, Mitgliede der Königl. Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg, Doctor der Philoſophie.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer
1820.

[illegible] P

ten Haufen um dich ſammle, die Gefangenen losgebe, die blutige Beute zu deinen Füßen lege, deine Hütten wieder aufbaue —

Miſiwoi. (Mit einem Blick gen Himmel.) Ach mein Weib! meine Kinder!

Theobald. (plötzlich ſtumm.) (Eine feyerliche Pauſe.)

Theobald. (mit Wärme.) O daß ich kein Gott bin! daß der entflohne Hauch des Lebens meiner Stimme nicht gehorcht! — Aber Greiß, deſſen Silberhaar mit unnennbarer Ehrfurcht mein Herz durchbebt, du warſt nicht blos Mann und Vater, du warſt Oberhaupt einer größern Familie, an deinen Lippen hiengen Lehren der Weisheit und des Friedens, dir dankten ſie Ruhe und Glück, ohne dich ſind ſie verwayſt. Nimm zurück dieſen Stab, das Zeichen deiner Würde, beglücke ferner dein kleines Volk und werde ein Sohn unſerer Kirche.

Miſiwoi. Junger Mann, aus deinem Auge ſtrahlt die Güte deiner Seele. Ich be-

greiſe

Vorbericht.

Einen großen Mann gegen ſein Schickſal muthig kämpfen ſehn, bleibt immer ein Schauſpiel, welches Theilnahme und Bewunderung erregt. Ein ſolcher Mann war Switrigail, der Großfürſt von Litthauen und Beherrſcher vieler ruſſiſchen Provinzen. Mit dem Ruhme der Tapferkeit verband er den, eines Fürſten noch würdigern Ruhm unverbrüchlicher Treue ſeines Worts, wenn auch zu eigenem Nachtheil. Im Kriege war er ſchnell und kräftig, doch minder grauſam als ſeine Zeitgenoſſen; er rächte ſich bisweilen, verzieh aber öfter. Nie ſchlug Unglück ihn zu Boden, immer ſtand er feſt im Sturme. Freunden blieb er ſtets ein warmer Freund. Argwohn verſchmähte er nur zu leicht, wie große Seelen pflegen; darum ward er oft getäuſcht, ihm nicht zur Unehre. Immer fand man ihn bereit, für unglückliche Gefangene zu ſprechen, oder ihnen nach Vermögen beyzuſtehn. Während ſeiner kurzen Regierung hat er den Handel kräftig beſchützt, und den großen Plan entworfen, die griechiſche Kirche mit der römiſchen zu vereinbaren.

Die Wahrheit dieſer Schilderung beruht auf unverwerflichen Urkunden. Man kannte ihn bisher nur aus polniſchen Geſchichtſchreibern und aus Kojalowicz, der von dem ältern Chroniken-Sammler Strykowsky einen Auszug geliefert, den wiederum Schlözer im Auszug überſetzt hat. Hier erſcheint Switrigail als ein verworfener Menſch, als ein wütiger Trunkenbold.

Mir ſchien es Pflicht, ſein Andenken von der unverdienten Schmach zu retten und zu beweiſen, daß die genannten Schriftſteller die Geſchichte jener Zeit eben ſo wenig kannten als den Charakter jenes Helden.

Als ich im Jahr 1813 nach Königsberg kam, fand ich den gelehrten Archivar daſelbſt, Doktor Hennig, noch beſchäftigt, für die Ritterſchaften von Cur-, Lief- und Ehſtland, alle Urkunden des geheimen Archivs abſchreiben zu laſſen, die auf die Geſchichte dieſer Provinzen ſich beziehen. Mit Verwunderung bemerkte ich jedoch, daß er viele derſelben unabgeſchrieben zurück legte, ſobald ſie mit Switrigail's Geſchichte in Verbindung ſtanden, und auf mein Befragen eröffnete er mir, er habe, dieſen Fürſten betreffend, ſo viel Neues und Wichtiges gefunden, daß er entſchloſſen ſey, es der Welt in einer eigenen Abhandlung mitzutheilen, weshalb er die dahin gehörigen Urkunden und Briefſchaften nicht früher bekannt machen wolle.

Der Tod verhinderte zwey Jahre ſpäter die Ausführung ſeines Vorhabens. Ich wandte mich ſogleich an die preuſſiſche Regierung, erbat und erhielt die Erlaubniß, Hennig's Sammlung zu copiren, und, da die Geſchichte eines Fürſten, der mit Rußland in ſo engen Verhältniſſen ſtand, deſſen Mutter eine ruſſiſche Fürſtin war, mir der Aufmerkſamkeit der kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften würdig ſchien, auch die mir, durch Ernennung zum Correſpondenten derſelben, erzeigte Ehre, mir die angenehme Pflicht auflegte, nach meinen Kräften mich dankbar zu beweiſen, ſo gieng ich mit Eifer an die Arbeit, deren Frucht dieſe Bogen ſind, die ich der Academie ehrerbietig vorlege.

Sie gründen ſich auf mehr als hundert Original-Urkunden und Briefe (bisweilen gleichzeitige Abſchriften) deren ich zwar nur acht im Anhange ganz geliefert, aus welchen allen ich aber mit gewiſſenhafter Treue dasjenige ausgezogen habe, was nur irgend zur Erläuterung dienen konnte. Von ruſſiſchen Hülfsquellen habe ich benutzt: die von Sr. Excellenz dem Herrn Reichskanzler Grafen Romanzow herausgegebene Собраніе Государственныхъ Грамотъ и Договоровъ, die Древняя Россійская Библіоѳика, Tatiſchtſchew, Tſcherbatow, Stritter, und einige ruſſiſche Chroniken. — Levesque ſchien mir ganz unbrauchbar. —

Ewers hat eine, wenigſtens für die Zeit die ich meyne, ganz irrige Anſicht aufgeſtellt, wenn er behauptet, die Ruſſen und Litthauer wären gleichſam gebohrne Feinde geweſen. Die folgenden Blätter werden das Gegentheil beweiſen, und zugleich manchen eingeſchlichenen Irrthum auch in der ruſſiſchen Geſchichte berichtigen. Doch konnte ich den Urſprung und die Fortſchritte der litthauiſchen Herrſchaft in Rußland größtentheils nur dem Kojalowicz nacherzählen, deſſen Glaubwürdigkeit, für ſpätere Zeiten durch die gelieferten Urkunden entkräftet, nun auch für die früheren ſehr zweydeutig geworden iſt; zumal da zwiſchen ſeinen und den ruſſiſchen Berichten ſo oft Widerſprüche herrſchen.

Switrigail*).

Ein Beytrag zu den Geſchichten von Litthauen, Rußland, Polen und Preußen.

I. Urſprung und Fortſchritte der litthauiſchen Herrſchaft in Rußland.

Es gab eine Zeit, im eilften Jahrhundert, wo der Dniepr mitten durch das Gebiet der Ruſſen floß; aber es kam eine andere Zeit, im funfzehnten Jahrhundert, wo die Ruſſen dieſſeits jenes Stroms keinen Fußbreit Landes beſaßen. Die Litthauer hatten mit dem Schwerdte jene Länder ſich unterworfen; bisweilen gereizt, öfter aus Herrſchgier, immer, wie Völker pflegen, das Recht in der Macht ſuchend.

An der Wilja war es, wo zum Erſtenmale die Ruſſen und Litthauer ſich feindlich berührten**). Kiern,

---

*) Dieſer Name wird von Ruſſen und Deutſchen Swidrigail auch Swidrigall geſchrieben. Ich habe geglaubt, ihn ſo ſchreiben zu müſſen, wie dieſer Großfürſt ſelbſt ihn eigenhändig über ſeine Briefe ſetzte.

**) Es möchte doch ſchon früher und oft geſchehen ſeyn, denn Татищевъ in ſeiner Исторiя Россiйская II. p. 107. erwähnt ſchon bey dem Jahre 1038 eines Kriegszuges Jaroslaw I. gegen die Ungarn (Jatwinger), die, nach Schlözers Meinung, auch Litthauer waren, (auch Tatiſchtſchew hält ſie dafür in ſeinen Anmerkungen S. 401.) und im Jahr 1040 ſoll er namentlich die Litthauer unein Fürſt der letztern, hatte in der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts eine Kolonie dahin geführt und

---

terworfen, 1044 ſie abermals beſiegt haben. Dann aber verſchwinden ſie ganz aus der ruſſiſchen Geſchichte bis zum Jahr 1130. Nur wird im Jahr 1102 wiederum eines Krieges gegen die Ятвяги kurz erwähnt, den der Poloʒker Boris Wſelawitſch ſiegreich geführt und bey der Gelegenheit Boriſſow gegründet habe. Daſſelbe Volk ſoll im Jahr 1112 abermals geſchlagen, doch nur wenige gefangen worden ſeyn, weil keiner ſich lebendig ergeben wollte und die Ruſſen in die Wälder ſie zu verfolgen ſich ſcheuten.« (ibid. p. 210.) Ein Beweiß von der Litthauer Tapferkeit. Im Jahr 1130 ſoll der Großfürſt Mſtiſlaw aus einem Kriege gegen Litthauen (welches hier ſeit faſt hundert Jahren zum Erſtenmal wieder genannt wird) viele Gefangene heim gebracht haben. Aber ein Jahr ſpäter hatte er weniger Glück. Zwar zündeten die Litthauer ihre eignen Häuſer an, und flohen mit ihrem Vieh in die Wälder, (ibid. p. 242.). Plötzlich aber überfielen ſie den ſorgloſen Mſtiſlaw, ſchlugen ihn und nahmen ſein Gepäck. Im Jahr 1173 (ibid. III. p. 182.) that Roman Roſtiſlawitſch von Smolensk einen Streifzug nach Litthauen, von da er Gefangene mit zurück brachte, und ſie in die Dörfer zur Feldarbeit vertheilte, woher das Sprüchwort entſtanden ſeyn ſoll: Злѣ романе робить, что литвиномъ ореть. (Das Böſe macht Roman zum Leibeignen, indem er mit Litthauern pflügt.) 1181 hatte ſich Litthauen mit dem Fürſten von Poloʒk verbunden, (ibid. p. 241.). 1182 herten die von Pſkow viele Klagen der an Litthauen grenzenden Dörfer, das ihre Nachbarn oft aus den Wäldern hervorbrächen und ſie plünderten. Da ſtreiften die von Pſkow nach Litthauen, und verwüſteten das Land, (ibid. p. 252.). 1192 bekriegte Jaroſlaw Wladimirowitſch Fürſt von Nowogorod die Litthauer, weil ſie den verſprochenen Tribut nicht entrichan den Ufern jenes Stromes ein feſtes Schloß, Kiernow, erbaut; ob aus Vergrößerungs-Sucht? ob um

---

tet hatten, und kehrte mit vielem Vieh und Gefangenen heim, (ibid. 301.). 1196 zog Roman Mſtiſlawitſch gegen die Jatwinger; eigentlich nur, weil er ſein Heer nicht unnütz halten wollte. Sie flohen in die Preußiſchen Sümpfe und Wälder. (ibid. p. 324.).

Im Jahr 1200 hatten die Litthauer das Gebiet von Nowogorod überfallen, wurden aber verfolgt bis Tſchernán (vielleicht Kiernow), wo ſie an einem befeſtigten Orte Stand hielten, aber geſchlagen und ihnen 80 Mann getödtet, auch Gefangene abgenommen wurden. Da jedoch auch 15 Nowogoroder an ihren Wunden ſtarben, ſo ſandte Nowogorod noch einmal ſeinen Feldhauptmann Nesdelá Pochtſchikitſch, wiewohl mit weniger Mannſchaft, gegen ſie aus, der in befeſtigten Scheunen ſie angriff, ſo tödtete, und einige hundert Weiber und Kinder mit ſich fortführte, (ibid. 331.). Weit übler ſoll es ihnen noch im Jahr 1202 ergangen ſeyn, wo die Fürſten von Tſchernigow, auf Bitten der Polozker, ſie überfielen und in einem hitzigen Treffen ihrer 1700 erſchlugen, (ibid. 338.). Dieſe Niederlage ſcheint ſie geſchwächt zu haben, denn erſt eilf Jahre ſpäter (1213) wagten ſie wieder Einfälle in das Gebiet von Pſkow (ibid. 375.), und 1216 in Schelona, (ibid. 402.).

1223 zog der Poſadnik von Staroi Ruſ. Feodor mit 1000 Mann gegen ſie aus, wurde aber geſchlagen und mußte ſich mit großem Verluſt durch Wälder und Sümpfe zurückziehn, (ibid. 431.). Zum Erſtenmale wird hier eingeſtanden, daß die Litthauer geſiegt haben, allein nur, wie hinzugefügt wird, weil Feodor von Nowogorod keine Hülfe begehrte. — 1225 heerten und brannten 7000 Litthauer im Gebiet von Nowogorod und Toropezk. Da vereinten ſich hier Jaroslaw Wſewoloditſch, die Fürſten von Rſhew und Nowotorſhok mit David, dem Fürſten von Toropezk, jagten und ereilten die Einfälle der nahen Ruſſen zu verhüten? iſt ungewiß; allein gewiſſer, daß dieſe Nachbarſchaft, den Ruſſen mißfallend, Feindſeligkeiten veranlaßte. Rußland, bald darauf durch ſeine Schickſale im Innern zerrüttet, bot wehrlos eine leichte Eroberung dar, und die Litthauer, nicht ſäumend die Gelegenheit zu ergreifen, überwältigten Oroslaw, verheerten mit Feuer

---

die Litthauer, tödteten deren 2000, verlohren aber ſelbſt den Fürſten David u. ſ. w. (ibid. 443.), und in demſelben Jahre ermahnte der Metropolit Kirilla den Großfürſten Jury zur Einigkeit mit den ruſſiſchen Fürſten, beſonders um den Tataren auf Einer Seite und den Litthauern auf der andern zu widerſtehen, (ibid. 444.). — 1229 Streiferey der Litthauer gegen Nowogorod; 1234 gegen Staraja Ruſa, wo ſie unter andern ein Kloſter plünderten und 4 Mönche erſchlugen, allein von Jaroſlaw verfolgt, bey der Dubrowna erreicht und geſchlagen wurden. Damals verlohren ſie 300 Roſſe, ihre Waffen, und Gepäcke, (ibid. 462.). Die von Nowogorod nur 10 Mann. — Alle dieſe ſogenannten Kriege wurden meiſtens nur von Räuberbanden geführt.

Es gab (wie auch Tatiſchtſchew in ſeinen Anmerkungen S. 509. ſagt) weder Litthauiſche Kriegsheere noch Litthauiſche Fürſten. Die Ruſſen, beſonders im Nowgorodiſchen Gebiete, wurden ſeit 1190 oft von dieſen unruhigen Nachbarn überfallen, doch dieſe immer geſchlagen, ſo bald die Ruſſen ſich geſammelt hatten und endlich gezwungen, Tribut zu zahlen. Die Unwahrheiten und Widerſprüche in den litthauiſchen Geſchichtſchreibern hat Tatiſchtſchew S. 525. fleißig auseinander geſetzt. Allein ſie ſowohl als die Ruſſiſchen Chroniken zu ſichten und mit einander zu verbinden, muß einer größern Arbeit vorbehalten bleiben. Hier ſollten blos litthauiſche Berichte als Eingang zu Switrigall's Geſchichte dienen.

und Schwerdt alle Wohnungen zwiſchen der Düna und Wilja.

Die Ruſſen, von den Polen gedrängt, mußten auf Rache verzichten, ja ſie waren ſchlau genug, die Litthauer in ihren Vortheil zu verweben, denn im Jahr 1082 kämpften ſie, mit dieſen vereint, gegen die Polen und drangen bis an die Weichſel vor *). Doch eine Freundſchaft, nur auf Beutegier gegründet, löſte ſchnell durch gleichen Grund ſich auf, und Streifereyen, damals Krieg genannt, bereicherten die Litthauer oft mit ruſſiſcher Beute.

Zwar demüthigte ſie Roman, der tapfere Fürſt von Halitſch und Wladimir, und ließ ſogar die Ueberwundenen, dem Zugvieh gleich, vor Pflug und Wagen ſpannen; aber ſein Tod zerbrach ihre Feſſeln, und ſie wurden, wie zuvor, räuberiſche Nachbarn, wenn gleich bisweilen von tapfern ruſſiſchen Fürſten in ihre Wälder zurück gejagt.

Als nun die Tataren, im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, Rußland zinsbar machten, da wuchs das Glück der Litthauer durch der Nachbarn Unglück. Sie rückten in das, durch die Mogolen verödete, Land, erbauten und befeſtigten Nowogorodek, unterwarfen ohne Schwerdtſtreich Grodno, Brzeſc und Drohyczyn, ſammt den Bewohnern dieſer Gegenden, die in den Trümmern ihrer zerſtörten Schlöſſer, in den

---

*) Die ruſſiſchen Geſchichtſchreiber wiſſen nichts von dieſem Kriege gegen Polen; wohl aber daß Großfürſt Wſewolod, vom deutſchen Kaiſer Heinrich aufgefodert, im ſelben Jahre gegen die Ungarn ſich gerüſtet. (Tatiſchtſchew II. 136.).

greife dich. Du warſt nicht der Grauſame, (mit einem Blicke auf den Pfaffen) du warſt nur das Werkzeug. — (ihm die Hand reichend) Ich vergebe dir. Das Blut der Erſchlagenen komme nicht über dich und deine Kinder! — Ich nehme zurück den Stab, in das Blut der Meinigen getaucht, ich nehme ihn zurück um wohlzuthun, ſo lange noch mein müder Fuß am Rande des geöffneten Grabes ſteht: aber meinen Glauben verläugnen, das werd' ich nie. Ich bin ein Greiß, meiner Tage ſind nur noch wenige, ſchon hat der Töpfer den Thon bereitet, aus dem er meine Urne kneten wird, ich will ſterben im Glauben meiner Väter.

Der Pfaff. Hört Ritter, er läſtert.

Miſtivoi. Doch ſey es dir unverwehrt, Männer in mein Gebiet zu ſenden, die friedlich jene Wahrheiten verkünden, deren Beſitzer ſie zu ſeyn vorgeben; es ſey den Meinigen unverwehrt, der neuen Lehre zu folgen.

Gräbern ihrer erſchlagenen Edlen keine Zuflucht fanden. Doch iſt zu rühmen, daß die neuen Herren weder den Chriſten-Glauben, noch das Eigenthum antaſteten, und durch ihren Schutz gegen die Tataren die Unterjochten zu gewinnen ſtrebten, und gewannen. Erdiwil hieß der glückliche Fürſt, dem durch Siege es gelang, dem Strome der Mogolen hier einen Damm zu ſetzen.

Daß auch Polozk bald darauf unter litthauiſche Herrſchaft fiel, hatte es ſelbſt verſchuldet. Denn — ſeiner Fürſten durch die Mogolen beraubt, zum Freyſtaat ſich mit Uebermuth erhebend — griff es die gefährlichen Nachbarn an und büßte durch ſeine Freyheit.

Vergebens wagte der ruſſiſche Fürſt Mſtislaw im Jahr 1120 den Verſuch, die Litthauer aus Nowogorodek zu vertreiben; die Folge war, daß die Bedrohten durch neue Eroberungen Pinsk und Turow an ſich riſſen.

Auch der Mogolen mit den Waffen erneuertes Begehren, Tribut von den Litthauern zu empfangen, diente nur, die letztern als Sieger in Rußland mehr noch auszubreiten, denn, ihren ſtolzen Feind ſchon über den Dniepr verfolgend, entriſſen ſie ihm Mozyr, Starodub, Czernigow, Karaczow und ganz Sewerien.

Der erſte litthauiſche Fürſt, der zum Chriſtenglauben ſich bekannte, der erſte, der mit einer ruſſiſchen Fürſtentochter von Twer ſich vermählte, war Boris, Herr in Polozk, Erbauer von Boriſſow, weil die Bereſina ſeinen Staat begrenzte. Ihm befehdeten die Ruſſen von Smolensk und Pſkow, allein nicht glücklich. Baſilius, ſein Nachfolger, machte

Pſkow zinsbar, und Algimund, Fürſt im neuen Litthauen, beſiegte den ruſſiſchen Fürſten David von Luzk.

Jedoch vereinte bisweilen gemeinſchaftliche Gefahr die Sieger mit den Beſiegten; denn als die Mogolen mit großer Macht noch einmal heran rückten, kämpften unter Litthauiſchen Fahnen auch die ruſſiſchen Fürſten von Kiew, Druzk, Volhynien und Luzk. Zwey derſelben erkauften den Sieg mit ihrem Blute.

Als Ringold, ein glücklicher Böſewicht, um das Jahr 1230 die Litthauiſchen Staaten unter ſeinen Scepter vereinte, ſeinen Stuhl nach Nowogorodek verſetzte, und durch ſeine Macht wohl dazu berechtigt, der erſte ſich einen Großfürſten nannte, empörte der neue Titel die ruſſiſchen Fürſten von Wladimir und Druzk; ſie griffen ihn an, und büßten das Wageſtück mit dem Verluſte ihres ganzen Lagers *).

Mendog, ſeinem Vater Ringold folgend, entledigte durch Meuchelmord ſich ſeiner Vettern; noch lebten aber Neffen, die ſein Argwohn traf. Um ſie zu entfernen, rüſtete er ſie aus zu Streifereyen gegen die Ruſſen. Allein ſie thaten mehr als er begehrte, eroberten und gründeten ſich Fürſtenthümer in Druzk,

---

*) Hingegen berichten um dieſe Zeit die Ruſſen, ihr berühmter Fürſt, Alexander Jaroslawitſch habe die Litthauer, die 1243 im Gebiet von Nowogorod eingefallen, geſchlagen und die Gefangenen an Pferdeſchweife gebunden. (Tammyenb IV. 12.) Daſſelbe geſchah 1245 (ibid. p. 13.). 1258 hingegen ſollen ſie viel Unheil angerichtet haben, dagegen ihr ganzes Land von den Tataren verwüſtet ſeyn. (ibid. 29.).

einen Theil von Smolensk, Witepsk, und dem, durch ſeines Herrn Güte, wieder frey gewordenen Polozk. Solches Glück den Neffen mißgönnend, bekriegte ſie der Oheim. Jhm, dem Mächtigen, zu widerſtehen, verbanden die Bedrängten ſich mit dem deutſchen Orden, und auch die ruſſiſchen Fürſten, Daniel von Kiew und Waſili von Halicz, traten eigennützig auf ihre Seite.

So geſchah es, daß Mendog im Jahr 1245 den Frieden erkaufen mußte durch Rückgabe eines großen Theils von Rußland, ja durch Aufopferung ſeines Glaubens; denn, von den deutſchen Rittern gedrängt, unterwarf er ſich dem Pabſte, der ihn taufen und zum Könige krönen ließ.

Doch als die Gefahr vorüber war, ſpottete er ſeines Endes, opferte den Götzen, trug glückliche Waffen nach Polen, Preußen, Liefland, Kurland, und verband ſich mit den Ruſſen gegen die Polen im Jahr 1262. Ein Enkel des Großfürſten von Kiew, Suarmir genannt, war ſein Begleiter auf einem Raubzuge nach Maſovien, wo dieſes Landes alter Herzog, ein Gefangener der Ruſſen, von ihnen ermordet wurde.

Auch Mendog fiel, mit zwenen ſeiner Söhne, durch Meuchelmord eines Tochter-Mannes, der, nach kurzem Genuß der Früchte des Verbrechens, wiederum von einigen Kriegern der alten Leibwache im Bade erſchlagen wurde.

Noch lebte ein Sohn Mendog's, dem Vater unähnlich; er hieß Wolſtinik. Den Ruſſen als Geiſel überliefert, war auch er ein Chriſt geworden, und nicht, wie ſein Vater, vom Glauben wieder abgefallen. Jn einem von ihm ſelbſt erbauten Kloſter, bey Nowogorodek an der Memel, diente er eifrig dem erkannten Gott, als Mendog ermordet wurde. Nur gewöhnt das Rauchfaß zu ſchwingen, entfloh er dem blutdürſtigen Schwager nach Pinsk und übertrug den Scepter, ſammt des Vaters Rache, dem Fürſten Theophilus von Polozk, der aber, verrathen, die Herrſchaft mit dem Leben verlor.

Durch eine Reihe von Verbrechen, durch innere Zwietracht und äußere Feinde, ſtand Litthauen jetzt an einem Abgrunde; doch ſchien es, daß die Ruſſen dem aufgedrungenen Scepter ſchon ergeben waren; denn auch ſie fanden ſich zu Kiernow ein, als die vornehmſten des Landes zur Wahl des neuen Großfürſten ſich dort verſammelten. Die meiſten Stimmen begehrten Wolſtinik den Mönch. Weil aber andere, von ihm Rache fürchtend, ihn verwarfen, ſo ſchlugen die Ruſſen vor, Einen ihrer Fürſten zu berufen, Daniels Sohn, oder deſſen Neffen Suarmir, Fürſten von Luzk und Drohicz, der ſchon in Mendog's Heer als tapferer Krieger ſich bewieſen hatte. Die Litthauer widerſprachen: aus ruſſiſchen Provinzen hat ſich des Staates größter Theil gebildet: ſollen wir nun auch den Fürſten aus ihnen wählen, ſo mögten bald wir ihnen, nicht ſie uns, unterworfen ſeyn. Die Ruſſen gaben nach, Wolſtinik ward Großfürſt, faſt wider ſeinen Willen; auch trug er über dem Fürſtengewande ſtets die ſchwarze Mönchskutte. Des Vaters alter Freund, Suarmir, wurde ſein Waffengefährte. Als aber beyde gegen die Polen unglücklich fochten, ſchien es plötzlich Wolſtinik bequemer, Waffenruhm und Beute in dem zerrütteten Rußland zu erwerben. Ein unbekanntes Recht auf Wolhynien wollte er geltend machen, und bedrohte ſchon **Wladimir**, deſſen Fürſt, **Leo**, Nachgiebigkeit heuchelnd, ihn gaſtfreundlich lockte, und dem Unbewahrten, nach einem ſchwelgeriſchen Mahle, den Kopf ſpaltete. Die böſe That blieb ungerochen. Zehn Jahre ſpäter (1280) fochten die Litthauer als erbetene Hülfstruppen gegen die Polen, unter den Fahnen des Großfürſten **Leo** von **Kiew**, und ein litthauiſcher Fürſt, **Doumand**, befehligte um dieſe Zeit das Kriegsvolk der freyen Stadt **Pſkow**, in deren Fehden mit den Liwen. Später machte er ſich zum Herrn von **Polozk**, durch Begünſtigung der **ruſſiſchen** Einwohner *).

---

*) Von dieſen Begebenheiten wiſſen auch die Ruſſen. Sie erzählen: im Jahr 1264 ſey großer Aufruhr in Litthauen geweſen, **Mendog** erſchlagen, ein litthauiſcher Fürſt in **Polozk** eingeſetzt worden. Ein Sohn **Mendog's**, den ſie nicht **Wolſtinik**, ſondern **Woſbleg** nennen, ſey ſchon von ſeiner Mutter, einer **Twerſchen** Fürſtentochter, im Chriſtenglauben unterwieſen worden, (alſo nicht Geiſel in Rußland geweſen) habe Alles verlaſſen und 10 Jahre auf dem Berge Sinai gehauſt, bey ſeiner Zurückkunft alle Lockungen ſeiner Verwandten verſchmäht, und ſich nach **Pinsk** ins Kloſter begeben. Nach ſeines Vaters Tode aber habe er Gott um Beyſtand angerufen, deſſen Ermordung zu rächen, habe die Mönchskleidung ausgezogen und gelobt, ſie nach drey Jahren wieder anzulegen, auch nimmermehr ſein Kloſtergelübde zu verletzen. Dann habe er die Freunde ſeines Vaters geſammelt, viele Litthauer getauft, den **Andre Danilowitſch** zum Großfürſten ernannt, und ſey ſelbſt ins Kloſter zurückgekehrt, wo er viel Gutes gethan und im hohen Alter verſtorben ſey. (*Татищевъ* IV. p. 34 u. f.). (Alſo völlig widerſprechend den Litthauiſchen Berichten, die auch nichts da-

In den letzten Jahren des dreyzehnten, und den erſten zwanzig Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, während Litthauen immer fort blutige Kriege mit dem deutſchen Orden führte, war die Zeit den Ruſſen günſtig ihre Feſſeln abzuſchütteln, und die meiſten ruſſiſchen Fürſten benutzten die Gelegenheit, wagten ſogar Einfälle in das Gebiet von Nowogorodek. Doch Gedimin, der nunmehrige Großfürſt von Litthauen, gewann, durch einen Waffenſtillſtand mit dem Orden, Friſt den Ruſſen neue Ketten zu ſchmieden. Seine erſte Eroberung war Wolhynien, deſſen Fürſt, Wladimir, gleich dem letzten Soldaten focht, und nur mit dem Leben ſeine Hauptſtadt verloren gab. Sie mußte vom Sieger Beſatzung und Obrigkeit empfangen, das Volk ihm huldigen. Gleiches Schickſal traf Luzk, deſſen Fürſt Leo nach Sewerien entfloh. Drohiczin und Brzesc unterwarfen ſich aufs neue. Zitomir fiel, obſchon von zahlreichem ruſſiſchen Adel vertheidigt. Gedimin rückte gegen Kiew.

Da ermannten ſich die ruſſiſchen Fürſten. Mit Unwillen eingedenk (ſo ſpricht die Chronik) der alten ruhmwürdigen Zeiten, wo dieſes Volk (die Litthauer) den Ruſſen zinsbar war, vereinten ſich die meiſten ruſſiſchen Fürſten, vor allen die aus Sewerien, Oleg von Perejaslawl, Roman von Bransk, und

---

von wiſſen, daß 1266 der litthauiſche Fürſt Domant mit ſeiner Familie ſich zu Pſkow taufen laſſen, den Nahmen Timofey empfangen, und mit Gottes Hülfe den Fürſten Gerden geſchlagen: auch nichts von den Streifzügen, welche die Tataren in den Jahren 1275, 1279 und 1282 nach Litthauen gethan. (ibid. p. 47. 56. 60.) u. ſ. w.)

der aus Luzk vertriebene Leo. Doch ihr Glück entſprach nicht ihrem Muthe. Sie wurden geſchlagen, und Kiew, von ſeinen Bürgern tapfer vertheidigt, von ſeinen feigen Fürſten aber verlaſſen, öffnete dem Sieger die Thore. Alles huldigte dem neuen Großfürſten von Kiew und Rußland *).

Noch nicht geſättigt, trug er ſein Schwerdt nach Sewerien. Bransk und Perejaslawl mußten ſich ergeben. Statthalter in Kiew wurde Mindow, ein chriſtlicher Fürſt. Gedimin aber baute Wilna und Troki. Gegen die Dänen, die von Ehſtland her das ruſſiſche Gebiet verletzten, ſandte er Hülfe denen von Pſkow **).

---

*) Statt aller dieſer Heldenthaten Gedimin's erwähnen die Ruſſen der Litthauer um dieſe Zeit gar nicht, als nur um in zwey Zeilen eine ihrer gewöhnlichen Streifereyen 1323 zu berühren, die, gleichfalls wie gewöhnlich, von den Nowogorodern ſoll gezüchtigt worden ſeyn. (Татищевъ IV. 113.). Daß aber Nowogorod ſchon 18 Jahre früher den Litthauern nicht mehr gewachſen war, beweiſt eine Urkunde von 1305. (Собраніе Государств. Грамотъ и Договоровъ 1. 9), in welcher dieſe Stadt ſich von dem Großfürſten von Twer, Michael Jaroslawitſch im Nothfall Beyſtand gegen die Litthauer ausbedingt. Eines förmlichen Friedens mit ihnen wird zum Erſtenmale 1325 erwähnt. (Татищевъ IV. 116.)

**) Im Jahr 1329 floh der Fürſt Alexander Michailowitſch von Twer zu den Deutſchen und Litthauern, um der Rache des Chans der Tataren zu entgehen. (ibid. 124.), es ſcheint daher daß engere Verhältniſſe zwiſchen ruſſiſchen und litthauiſchen Fürſten ſich immer mehr geſtalteten; beſonders durch die Fürſten von Twer, die in der

In neuen Kriegen mit dem Orden befreyte endlich des kaum erfundenen Schießpulvers Wirkung die Welt von dieſem Eroberer, der unklug ſeine Staaten unter ſieben Söhne theilte; und ſo wurden fünf dieſer Söhne ruſſiſche Fürſten.

Olgerd, Großfürſt von Litthauen, iſt mit Ruhm zu nennen, denn er vertrieb im Jahr 1331 die Tataren Rußlands Peiniger, von den Ufern des Dniepr, bis nach Oczakow hinab, und oſtwärts von Putiwl bis an die Mündung des Don. Auch Podolien ward von ihnen geſäubert, und vier Neffen Olgerds übergeben, indeſſen, faſt gleichzeitig, die öſtlicher wohnenden Ruſſen das tatariſche Joch abgeworfen hatten*).

Das verdankten ſie vor Allen dem Fürſten Dmitri von Moſcau, der aber, ſtolz auf ſeine Siege, nach Alleinherrſchaft ſtrebte, und alle die Länder, die Litthauen an ſich geriſſen, ja ſelbſt Tribut für das letztere, mit Uebermuth von Olgerd foderte. In Wilna, ſo

---

Folge oft ihre Töchter nach Litthauen vermählten. Soll doch ſchon Mendog's Gemahlin eine Twerſche Prinzeſſin geweſen ſeyn.

*) Die ruſſiſchen Chroniken wiſſen von alle dem nichts, ſondern erzählen unter dieſem Jahre, Gedimin (der längſt nicht mehr lebte) habe einen Biſchoff ſammt dem Poſadnik von Nowogorod gefangen und ſie nicht eher los gelaſſen, bis ihm die Nowogorodiſchen Vorſtädte (Пригороды), auch die kleinen Städte Ladoga, Orehow u. ſ. w. abgetreten worden. (IV 128.) Dann laſſen ſie wieder Narimund, Gedimin's Sohn, taufen, und nennen ihn Gleb. (130.) Gedimin's Tod ſetzen die Ruſſen erſt in das Jahr 1341, laſſen auch Olgerd gleich auf ihn folgen, (148.)

prahlten ſeine Geſandten, wolle ihr Herr mit Feuer und Schwerdt ihn heimſuchen. Olgerd aber kam ihm zuvor, einen raſchen Zug nach Moſcau unternehmend. Durch Wälder und Moräſte mußten vor ihm her die Bauern Wege bahnen, doch ſchonte er des Landmannes. Plötzlich ſtand er vor Moſcau. Der überraſchte Großfürſt war gezwungen, den Frieden theuer zu erkaufen. Das ganze Land, von Moſhaisk bis Ugra, trat er ab, erſetzte die Kriegskoſten, und beſchwor einen ewigen Frieden ſammt der Geiſtlichkeit und den Bojaren *).

---

*) Hingegen erzählen die Ruſſen, der Großfürſt Iwan Danilowitſch habe 1335 die litthauiſchen Städte Otſetſchen und Rosna verbrannt und unzählige Litthauer erſchlagen, obgleich auch viele gute Leute von Nowogorod geblieben wären (133.). Aus dieſen Widerſpruchen ſcheint wenigſtens ſo viel Gewiſſes hervorzugehen, daß um dieſe Zeit Litthauen wirklich mit Moſcau gekriegt hat. Olgerds Erſcheinen vor Moſcau ſetzen die Ruſſen in das Jahr 1341. (149.) Ein Jahr ſpäter ſoll Olgerd denen von Pſkow gegen die Deutſchen beygeſtanden haben. Aus Dankbarkeit hätten ſie ihn gebeten, ſich taufen zu laſſen, wogegen ſie ihn zu ihrem Fürſten machen wollten. Er aber habe geantwortet: ich bin ſchon getauft und ein Chriſt und mag Euer Fürſtenthum nicht. Hingegen habe er ihnen ſeinen Sohn gegeben, den ſie getauft hätten (153.) 1345 habe er ſeine Bruder Narimund und Ewnuti vertrieben; der erſtere ſey zu den Tataren geflohen, der letztere nach Moſcau, wo er ſich taufen laſſen und den Namen Johann empfangen. (157.) 1346 ſoll Olgerd gegen Nowogorod geſtritten und deſſen Poſadnik umgebracht, (159.) 1347 durch die deutſchen Ritter, in einer einzigen Schlacht 14000 Mann verlohren, (163.) 1348 mehrere ruſſiſche Fürſten ſammt Olgerd's eigenen Brudern, ſich gegen

Einige Jahre ſpäter machte **Olgerd**, einen treuloſen Vaſallen züchtigend, ganz **Podolien** zu einer litthauiſchen Provinz. Doch als ſeine, durch den deutſchen Orden geſchwächte, Macht den Polen nicht mehr furchtbar ſchien, wurden ſie laut im Jahr 1349, und ihr König **Caſimir**, ein Erbrecht vorgebend auf Länder, die **Gedimin's** und **Olgerd's** Schwerdt erobert hatten, zwang die Litthauer durch Waffengewalt, **Wolhynien** und **Podolien** ihm zu räumen. Lange blutige Fehden hatte dieſer ſchmerzhafte Verluſt zur Folge, und immer waren jene unglücklichen Länder der Schauplatz kriegeriſcher Greuel. Die Ruſſen blieben abhängig *), Polniſche Beſatzungen bewahrten ruſſiſche Städte und Schlöſſer; bis **Caſimir** ſtarb (1370) und **Olgerd**, noch vor ſeinem Tode (1381), einen litthauiſchen Fürſten in **Wolhynien** wieder herrſchen ſah **). Man will, er ſey ein Chriſt

---

ihn verbunden haben, worauf er Hülfe bey den Tataren geſucht, die aber den Geſandten, ſeinen Bruder **Kowiod**, nach Moſcau geſchickt hätten; (164.) dort ſey er nicht eher befreyt und heim entlaſſen worden, bis **Olgerd** durch eine mit Geſchenken abgefertigte Geſandtſchaft um Frieden gebeten habe. (168.) Vom Jahr 1352 wird ähnliches erzählt, (171.) 1356 ſollen Aufrührer ihn nach **Branſk** berufen und er daſſelbe ſeiner Botmäßigkeit unterwerfen, (182.) 1363 **Oreſdwa** genommen haben, (190.)

*) Doch viele derſelben behaupteten ihre Unabhängigkeit, unter andern der Fürſt von **Räſan**, der um dieſe Zeit mit dem moſcauiſchen Großfürſten **Dmitri Joannowitſch** und deſſen Bruder ſich verband, nur mit wechſelſeitiger Zuſtimmung Frieden mit Litthauen zu ſchließen. (Собраніе Гос. Гр. и Догов. p. 53.)

**) Die Ruſſen erzählen noch von einem fürchterlichen Kriegs-

Wann ſie ihre Pflichten gegen mich und ihre Brüder erfüllen, ſo werde ich ſchweigen.

Theobald. Das iſt mir genug. — Nur noch eine Bedingung. Du ſprachſt von einem Chriſtenſclaven, den du an dich gekauft? meine Ritterpflicht verbietet mir, ihn unter den Heiden zu laſſen.

Miſtivoi. Ich gehe ihn aufſuchen. Doch ehe wir ſcheiden, Fremdling! gieb mir deinen Namen.

Theobald. Theobald der Wulfinger.

Miſtivoi. Und der mit dem du ſprachſt iſt der alte Miſtivoi, der zum Zeichen, daß er keinen Groll mehr gegen dich hegt, dieſen Ring mit dir theilt. (Er zieht einen Ring vom Finger, den er entzwey bricht.) Nimm, und wenn du dich jemals dieſen Wohnungen wieder näherſt, du, oder einer deiner Söhne, deiner Enkel, ſo ſende er mir die Hälfte dieſes Ringes, ſo werd ich erkennen, daß ich den Bund der Gaſtfreundſchaft mit ihm errichtet, und ihn aufnehmen in meiner Hütte

— wenn

geſtorben, denn ſchon längſt hatte ſeine Gattin **Uliana**, eine Fürſtentochter von **Witepsk**, ihn dem

---

zuge **Olgerd's** nach Moſcau im Jahr 1368, von dem die Litthauer nichts wiſſen. (IV. 212.) Der Großfürſt von **Twer** nämlich, **Michael Alexandrowitſch**, den der Großfürſt von Moſcau, **Dmitri Iwanowitſch**, mit Krieg bedroht habe, ſey zu **Olgerd**, ſeinem Schwager, nach Litthauen gegangen, ihn theils durch eigne Thränen, theils durch die ſeiner Schweſter überredend, Moſcau anzugreifen. **Olgerd** habe hierauf ein mächtiges Heer geſammelt und ſeine eigenen Sohne und alle Fürſten von Litthauen, und den Fürſten von Twer, und die bewaffnete Macht von Smolensk mit ſich genommen. Ihm ſey eigen geweſen, ein kriegeriſches Vorhaben jederzeit ſo zu verheimlichen, daß weder die Seinen noch Fremde je erfahren hätten, was er eigentlich im Schilde führe, und auf ſolche Weiſe habe er viele Länder und Städte, nicht blos durch Gewalt, ſondern durch Liſt genommen und überall Furcht erregt. So habe auch dieſesmal der Großfürſt **Dmitri** nicht eher von dem anrückenden Feinde etwas erfahren, als bis derſelbe ſchon an den Grenzen geſtanden, und habe folglich, ſo überraſcht, nicht ſchnell genug eine hinreichende Macht ihm entgegen ſtellen können; **Olgerd** habe die Grenzorte erobert, geplündert, verbrannt, am 21. November einen vollſtändigen Sieg erfochten, und ſey vor Moſcau gerückt, drey Tage vor deſſen Mauern ſtehen geblieben, habe es zwar nicht eingenommen, aber viel Unheil dem Lande zugefügt, und eine zahlloſe Menge Gefangener und Vieh mit ſich fortgeſchleppt. Nie zuvor habe Moſcau durch Litthauen ſo viel Böſes erlitten. — Ein zweyter Kriegszug **Olgerds** wird bey dem Jahre 1371 erzählt, (ibid. 218.). Er ſoll abermals, und zwar am 6. December, vor Moſcau ſich gelagert und, die Umgebungen dieſer Stadt verheerend, dieſes Mal acht Tage verweilt haben. Unterdeſſen hätten ſich mehrere ruſſiſche Fürſten

Chriſtenthum geneigt gemacht. Ueberhaupt ſchien er den Ruſſen zugethan, denn auch ſeine zweyte Gemahlin, Marie, war eine Tochter des Fürſten von Twer.

Sechs Söhne hinterließ er aus der erſten Ehe, ſie herrſchten in Kiew, Podolien, Wolhynien, Mſtiſlaw und Czernigow. Von ihnen ſtammen die noch heute blühenden Geſchlechter der Trubezkoi, Czartoriſky und Sanguſko.

Sechs jüngere Söhne hatte Marie ihm gebohren, unter dieſen Jagiel, Skirgail und Switrigail *).

---

gegen ihn vereint, und als er dies vernommen, habe er ſich zum Frieden geneigt, der durch eine Vermählung ſeiner Tochter mit dem Fürſten Wlodimer Andrewitſch beſiegelt worden ſey.

1372 ſoll ein Litthauiſches Heer Pereſlawl, Torſhek u. ſ. w. erobert haben, (ibid. 225.) Olgerd aber, 1373, als er, abermals auf Anſtiften des Fürſten von Twer, gegen Moſcau gezogen, geſchlagen und der Friede erneuert worden ſeyn, (ibid 227.) Allein zwey Jahre ſpäter habe Olgerd ſchon wieder ſeinem unruhigen Schwager von Twer Hulfe zugeſagt, doch nicht Wort gehalten, und ihn dadurch gezwungen, den Frieden mit Moſcau demuthig zu erbitten. (ibid. 235.) Dem widerſpricht jedoch die ſpätere Erzählung, daß Olgerd in demſelben Jahre die von Smolenſk hart gezüchtigt habe, weil ſie gegen ſeinen Schwager die Waffen geführt. (ibid 237.)

*) Die Ruſſen ſetzen Olgerd's Tod 4 Jahre früher, in das Jahr 1377 (ibid. 239.), und erzählen bey dieſer Gelegenheit, er habe alle ſeine Brüder an Macht und Würde übertroffen, weil er weder Trunk noch Spiel geliebt, noch irgend etwas, was einem Herrſcher nicht gezieme. Sie nennen ihn verſtändig, Weisheit liebend, ſtarken Geiſtes, wodurch es ihm gelungen, viele Länder, Städte und Fürſten-

Auch **Olgerd's** mächtiger Bruder, **Kirnſtut**, ſah von ſechs tapfern Söhnen ſich umringt, unter welchen das Schickſal **Witold** und **Segemund** für glänzende Rollen beſtimmte.

Seinen Liebling, **Jagiel**, hatte der ſterbende Vater zum Großfürſten beſtimmt, und er behauptete ſich in dieſer Würde durch Verrath und Mord. Denn den alten tapfern **Kirnſtut** erwürgten **Jagiel's** Trabanten, und **Witold** mußte vor den Dolchen ſeiner Mörder in Weiberkleidern entfliehen *). Als jedoch die deutſchen Ritter mit gewaffneter Hand ihn ſchützten, fand **Jagiel** gerathener, mit ſeinem Vetter ſich auszuſöhnen. Zwiſchen beyden entſtand eine warme Freundſchaft, und **Witold** herrſchte ruhig in **Grodno**, **Wolkowiſk** und **Brezk** **).

---

thümer ſich zu unterwerfen, und ſein Großherzogthum ſo zu vergrößern, wie keiner ſeiner Vorfahren, auch nicht ſein Vater Gedimin. Sie geben ihm 5 Söhne von der erſten Gattin, und 7 von der zweyten, die ſie Uljana nennen; deren vierter Sohn **Switrigail** geweſen. Alle habe er mit Städten und Fürſtenthümern begabt, den **Jagiel** am meiſten geliebt, und ihn deshalb zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Seine Tochter **Feodora**, auch ein Kind der zweyten Gemahlin, ſey vermählt worden an den Fürſten **Swätoslaw**, einen Urenkel des ſeligen Märtyrers **Michael** von **Tſchernigow** u. ſ. w. Nach ſeinem Tode ſey in Litthauen großes Elend und Verwirrung entſtanden.

*) Dieſe Begebenheit ſetzt **Tammugenb** in das Jahr 1379 (p. 257.), nach **Kojalowicz** trug ſie ſich im Jahr 1382 zu.

) Die Ruſſen berichten: (p. 258.) im Winter 1370 habe der Großfürſt **Dmitri Iwanowitſch einen glücklichen Kriegszug nach Litthauen unternommen, wobey auch Einer von **Olgerd's** Söhnen, **Andreas** von **Polozk** ſich

Damals verkauften die Ungarn für eine hohe Geldſumme ihre Anſprüche auf Rußland an Jagiel's Oheim, Lubart, der über Luzk, Wlodimir und ganz Wolhynien regierte.

Aus der Polniſchen Geſchichte iſt zur Gnüge bekannt, daß um dieſe Zeit (1386) die Königin Hedwig gezwungen wurde, den heydniſchen Großfürſten von Litthauen auf ihren chriſtlichen Thron zu erheben; für Rußland, wie für Preußen, eine bedenkliche Begebenheit; denn die Macht beyder Staaten einig handelnd, konnte Rußland und Preußen verſchlingen *).

---

befunden. Damals ſeyen Trubtſchewsk und Starodub erobert worden. Ein anderer Sohn Olgerd's Dmitri von Trubtſchewsk, ſey mit ſeiner Gemahlin und Kindern und ſeinen Bojaren dem Großfürſten demüthig aus der Stadt entgegen gekommen, und ihm nach Moſcau gefolgt, wo ihn derſelbe mit großen Ehren und Liebe aufgenommen und ihm Pereslawl mit allen Einkünften gegeben.

Im Jahr 1380 ſollen der Fürſt Oleg von Räſan und Jagiel den, gegen Moſcau gerüſteten, Chan der Tataren gebeten haben, das Großfürſtenthum Moſcau zwiſchen ihnen zu theilen (263.). Im folgenden Jahre ſtanden, nach Angabe der Ruſſen (274.), Jagiel's Brüder, Andreas von Polozk und Dmitri, der hier der Bränskiſche genannt wird, unter Moſcau's Fahnen gegen die Tataren.

Im Jahr 1385 ſoll ein litthauiſcher Fürſt, Kowat, bey einem Aufſtand in Moſcau umgebracht worden ſeyn, (310.). Wer dieſer Kowat geweſen, läßt ſich nicht errathen.

*) Auch ſcheint in der That merkwürdig, daß die frey gebliebenen ruſſiſchen Fürſten, und auch Nowogorod, ihn ſchon damals eine nähere Verbindung mit dem deutſchen

Jagiel erkaufte den Polniſchen Scepter durch Verleugnung ſeiner Götzen, und empfing in der Taufe den Namen Wladislaw. Mit ihm zugleich wurden auch ſeine Brüder, ſeine Vettern Chriſten. Witold hieß nun Alexander, Skirgail Kaſimir, und Switrigail Boleslaus. Der letztere, der hier zum Erſtenmale öffentlich erſcheint, mogte ein zarter Jüngling ſeyn, weil er ſechs und ſechzig Jahre ſpäter noch am Leben war *).

Die deutſchen Ritter in Preußen und Liefland waren die Erſten, welche den neuen König mit den Ruſſen entzweyten; denn, auf Jener Hülfe vertrauend, war Jagiels Bruder, Andreas Wigund, gegen ihn ausgezogen. Dieſen Wigund liebten die Ruſſen, weil er ſchon als Kind die griechiſche Religion angenommen. Nun lüſtete ihm, mit deutſchen und ruſſiſchen Waffen ein litthauiſches Fürſtenthum ſich zu erobern. Er ſtreifte längs der Düna, bezwang das feſte

---

Orden geſucht haben, ſtatt denſelben in Liefland zu befehden. So lange Polen und Litthauen jene wie dieſen bedrohten, waren Rußland und Preußen gebohrene Bundesgenoſſen.

*) Die erſte, von ihm noch übrige Urkunde iſt ein lateiniſches, ſehr ſchlecht geſchriebenes Credenz-Schreiben †) für einen Abt, den er an den Biſchoff von Breslau ſandte, ohne Datum ausgeſtellt zu Pathama und unterzeichnet: Swytrygaylo Alygerdowicz dux di Lytwama. Da er nach ſeiner Taufe ſich nie anders als Boleslaus alias Switrigail unterſchrieb, ſo iſt wahrſcheinlich, daß er damals noch ein Heyde war, daß aber vielleicht die Sendung des Abts auf ſeine Bekehrung ſich bezog.

†) Geh. Arch.

Schloß Lukoml, und Druja, Driſſa, Polozk ergaben ſich ihm faſt freywillig. Auch Swátoslaw, Fürſt von Smolensk, griff zu gleicher Zeit, vielleicht im Einverſtändniß, Witepsk und Orſha an und belagerte Mſtislaw.

Aber ſchleunig ſandte Jagiel ein Heer unter Witold's und Skirgail's Befehlen. Swátoslaw fiel in der Schlacht. Sein gefangener Sohn, Georg, mußte ſein Fürſtenthum durch Unterwerfung retten. Polozk öffnete dem Sieger die Thore. Wigund ſchmachtete gefangen in einem feſten Schloſſe. Um die Ruhe in Rußland zu verbürgen, ſetzte Jagiel den Switrigail nach Polozk. Witold blieb in Grodno, Skirgail in Troki und zwey andere ſeiner Brüder in Mſtislaw und Sewerien *).

Auch als König von Polen behielt Jagiel die Herrſchaft über Litthauen; allein zum Großfürſten — eigentlich ſollte der nur ein gehorſamer Statthalter ſeyn — ernannte er ſeinen Bruder Skirgail, einen wollüſtigen Schwelger, dem Witold, ſeines überlegenen Geiſtes wie ſeiner Verdienſte um den König ſich bewußt, die Würde beneidete, und bald durch Liſt bald durch Waffengewalt, ihn zu verdrängen ſuchte. Der König mußte (1390) laus Kiew und Sewe-

---

*) Dieſe Begebenheiten ſetzen die Ruſſen in das Jahr 1387, die Schlacht auf den 29. April und nennen Switrigail als den erſten Anführer der Litthauer. (Tammayonb IV. 321.) Von Wigund aber wiſſen ſie nichts. Im Jahre 1388 ſoll Semen Lugwen Olgerdowitſch, ein Bruder Jagiel's, nach Nowogorod gekommen, mit Ehren empfangen worden ſeyn, und die Städte, die Narimund, Gedimin's Sohn, beſeſſen, inne gehabt haben. (326.)

rien Ruſſen gegen ihn aufbieten, die Grodno belagerten. Witold floh nach Preußen, kehrte bald mit beutegierigen Kreuzfahrern zurück, und gewann eine Schlacht, in welcher vier ruſſiſche Fürſten, unter ihnen der von Smolensk, den Tod fanden *). Doch ſein großes Ziel erreichte er noch nicht, obgleich Jagiel den untauglichen und allen Litthauern verhaßten Skirgail nach Rußland verbannte, wo er, an ſeines vertriebenen Bruders Wladimir Statt, Fürſt von Kiew wurde.

Indeſſen, da Witold, mit eigennütziger Hülfe der deutſchen Ritter, ſeine Anfälle ſtets erneuerte, entſchloß Jagiel ſich endlich, mit Uebergehung ſeines würdigen Bruders Switrigail, dem gefürchteten Vetter Litthauen zu überlaſſen, wenn er dem Könige Treue gelobe, und in demſelben Augenblicke die dem Orden geſchworene Treue breche. Ohne Bedenken that Witold beydes und wurde Großfürſt im Jahr 1392 **).

II. Switrigail's Kampf gegen Witold.

Es beſteht kein Zweifel, daß Witold durch Geiſteskraft, Erfahrung und Tapferkeit jener Ehre würdig war; denn er bewährte acht und dreyßig Jahre hindurch alle jene Eigenſchaften in blutigen Kriegen, bald mit dem Orden, bald mit den Tataren, bald mit ſeinen Vettern, die in Rußland regierten, und ſeine Oberherrſchaft über Kiew, Sewerien und Podolien nicht erkennen wollten. Aus jedem Kampf ging er als Sieger hervor, und als er ſtarb, reichte ſein Scepter von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meere, von Polens Grenzen bis tief in den Norden hinauf, und der deutſche Kaiſer wollte zu einem Könige ihn krönen. Dennoch bleibt der Unwille gerecht, den Switrigail empfand, als ſein eigner Bruder ſeines Vaters Erbe dem Vetter übergab. Ruhig hatte er auf Olgerd's Fürſtenſtuhle, zuerſt des Vaters Liebling Jagiel, dann den ältern Bruder Skirgail geſehn, wenn aber dieſer, unwürdig erfunden, herabſteigen mußte, warum ſollte Switrigail ihn nicht beſteigen? — älter war Witold, auch kriegserfahrner als er; doch dieſe Gründe konnten ihm ſein Recht nicht ſchmälern. Nur in ſeiner Untauglichkeit hätte Jagiel den gerechten Vorwand finden mögen, und freylich hat Kojalowicz ihn ſo geſchildert: allein die aufgefundenen unverwerflichen Zeugniſſe *) ſtellen ihn dar, als einen klugen, tapfern und redlichen Mann. Daß er auch das letztere war, mag in der Geſchichte, die faſt immer nur glückliche Böſewichter bewundert, ihm den verdienten Nachruhm geraubt haben.

---

*) Im Jahr 1391 vermählte ſich der Großfürſt Waſſili Dmitriwitſch mit Sophien, der Tochter Witolds, und zwar ſoll dieſe Vermählung in Deutſchland geſchehen ſeyn (nämlich in Preußen), wohin Witold geflohen war (359.), von dieſem letztern Umſtand wiſſen die Preußiſchen Annalen nichts.

**) Die Ruſſen ſagen 1393 (374.).

Im erſten Unwillen floh er nach Preußen (1393), hoffend, eine günſtige Aufnahme bey den Rittern zu finden, die Witold ſo oft betrogen hatte. Dieſe Hoffnung täuſchte ihn nicht. Mit deutſchem Kriegsvolke kehrte er zurück, verheerte Witold's Güter,

---

*) Das geheime Archiv zu Königsberg hat ſie geliefert.

eroberte mehrere Schlöſſer und machte 3000 Gefangene. Kein unrühmliches Auftreten eines Jünglings, dem man Feigheit aufzubürden gewagt.

Witold erfuhr im nächſten Jahre ſogar die Demüthigung, ſeine Hauptſtadt Wilna durch Switrigail belagert zu ſehn. Vorliebe für die Ruſſen und deren Religion (die, während ſeines ganzen Lebens, nicht ohne Grund ihm vorgeworfen wurde) ſoll damals ihn beſtimmt haben, durch einen ſchlauen Unterhändler in der Stadt, eine Anzahl ruſſiſcher Mönche zu bewegen, ihm die Eroberung, durch Anzünden zweyer hölzernen Schanzen zu erleichtern; doch einer dieſer Mönche habe den Anſchlag verrathen, wodurch Switrigail genöthigt worden, die Belagerung aufzuheben. Iſt die Sage gegründet, ſo beweiſt ſie, daß ſchon damals, in dem faſt noch heydniſchen Litthauen, deſſen Fürſten kaum erſt als römiſche Chriſten getauft waren, ſchon ruſſiſche Klöſter ſich befanden.

Aufs neue bewies Switrigail, im Jahr 1396, daß es weder an Muth noch an Schlauheit ihm fehle. Von Liefland aus mit geringer Macht durch die Wälder von Polozk ſchleichend, überrumpelte er Witepſk, wo ein Höfling Jagiel's regierte, der von den Mauern herabgeſtürzt wurde, die er ſo ſchlecht vertheidigt hatte. Nun bedurfte es kaum der Gewalt, Orſha und der feſten Plätze noch Manche zwiſchen der Düna und dem Dniepr zu erobern, denn die Ruſſen liebten Switrigail und unterwarfen ſich freywillig.

Doch Witolds geſammelte Macht, dem jungen Helden zu überlegen, nahm ſchnell Orſha wieder und zwang die Fürſten von Druzk und Smolenſk, dem

Mächtigern ſich anzuſchließen *). Witepsk wurde hart belagert, und von Switrigail, an der Spitze der Liefländer, einen Monat lang hartnäckig vertheidigt. Aber ein Feind, der alle Bande löſt, der Hunger, empörte die fremden Söldner gegen den unglücklichen Fürſten; ſie lieferten ihn aus und Witold ſandte den Gefangenen ſeinem königlichen Vetter.

Hier ſchweigt der litthauiſche Geſchichtſchreiber von den Schickſalen des Mannes, den ſeine Feder verfolgt.

Mit Verwunderung würde man bald nachher den Fürſten Switrigail in Freyheit und als Podoliens Beherrſcher finden, (beydes hätte ſchwerlich der Sieger Großmuth ihm verliehen), wenn hier nicht hand-

---

*) Die Ruſſen melden von dieſem Jahre blos einen Kriegszug der Fürſten von Räſan, Smolensk u. ſ. w. gegen Litthauen, welches ſie verheert hatten. (380.) Witold ſey zwar gegen Räſan vorgerückt, doch bald darauf aus Furcht zurück gewichen. Aber in demſelben Jahre habe Witold den Fürſten Iwan Michailowitſch von Smolensk mit dem Tode beſtraft, ſein Haus geplündert, ſeine Frau und Kinder weggeführt. (342.) 1308 ſoll Witold im Räſaniſchen das Blut wie Waſſer vergoſſen und darauf ſeinen Schwiegerſohn in Moſcau beſucht haben, der ihn mit Ehren und Geſchenken überhäuft, (385.), aber auch Geſchenke von ihm erhalten, denn in ſeinem Teſtamente vermachte er ſeinem Sohne unter andern ein großes Gefäß (Судно) von Stein, welches ihm Witold geſchenkt. (Древняя Россійская Вивліоѳика. Част. I p. 151.). Im Jahr 1410 hatte Witold ihm unter andern Geſchenken, zwey Preußiſche kupferne Kanonen geſchickt. (354)

— wenn ich erſt wieder eine habe! — (nach einer Pauſe mit inniger Rührung) Leb wohl!

Theobald. (ſtürzt in ſeine Arme) Leb wohl! ſey mein Freund!

Miſtiwoi. Ich bins. Dich ſegne dein und mein Gott! — Glaube mir Jüngling! Männer wie wir finden ſich gewiß einſt wieder, es ſey vor dem Throne Jehovahs oder in Radegaſts himmliſchen Wohnungen. (geht ab)

Theobald. (lehnt ſich wehmüthig an einen Baum.) Schäme dich nicht der Thräne, laß ungehindert ſie fließen, er iſt der Thräne eines Ritters werth. Welche Tugend mangelt dieſem Heiden? ich nahm ihm alles und er verzieh mir. Erröthe Chriſt! erröthe!

Der Pfaff. Edler Ritter, ſeyd auf eurer Hut! Heidentugend iſt eitel Gleißnerey.

Theobald. (unwillig) O laß mich! murmele deine Litaneyen, ſchwenke dein Rauchfaß, du wirſt mir den Glauben an die Menſchheit nicht wegmurmeln.

Der

ſchriftliche Beweiſe das Räthſel löſten *). Der Comthur zu Dünaborg meldete dem Hochmeiſter in Preußen: „es ſeyen zwey Herzoge mit Macht gekommen und haben Switrigail aus ſeiner Hafft befreyt, Alles mordend was ſich ihnen widerſetzte. Witold liege zu Trakken ſchon zwölf Wochen ſehr bekümmert, weil er Verrätherey beſorge. Switrigail werde mit großer Macht wieder zu Felde ziehen. Der Schloßberg in Wilna ſey eingeſtürzt. Ein ungariſcher Herzog habe, mit 700 Pferden, Witolden ſeine Dienſte angeboten."

Obgleich dieſer Bericht ohne Tag und Jahreszahl iſt, ſo paßt er doch zu gut auf jene Zeit, (auf keine andere,) als daß man zweifeln könnte, er ſey im Jahr 1396 geſchrieben. Denn die ruſſiſchen Fürſten, welche Switrigail befreyten, waren vermuthlich die von Druzk und Smolensk (vielleicht auch der von Räſan, des letztern Schwiegervater), weil Kojalowicz meldet, Georg von Smolensk habe, gleich nach der Eroberung von Witepsk, das Gebiet von Orſha wiederum feindlich verheert, ſey erſt durch einen neuen Kriegszug Witolds vertrieben worden, und habe ſein Land dem Fürſten Chleb, ſeinem Bruder, überlaſſen müſſen. Ohne Zweifel war der befreyte Switrigail in Georgs Lager, und ruſſiſche Hülfe die neue Macht, von welcher der Comthur berichtet. So wird auch klar, warum Jagiel dem feindlichen Bruder Podolien abgetreten, ſammt großen Gütern in Polen und 1400 Polniſcher Mark jährlicher Einkünfte aus den Salzwerken. Nicht ſeinem Gefangenen gab

---

*) No. 1. Geheimes Archiv zu Königsberg.

er aus Großmuth die Freyheit und ein Fürſtenthum, ſondern von dem noch immer bewaffneten, durch die Anhänglichkeit der Ruſſen noch immer gefährlichen Feinde, erkaufte er den Frieden, der eben damals ihm unentbehrlich war, weil **Witold** die Tataren bekriegen wollte.

Toktamyſch, ein tatariſcher Chan, von **Timur** verjagt, hatte zu **Witold** ſich geflüchtet, der, ihm Hülfe zuſagend, alle ruſſiſche Fürſten leicht überredete, gegen den alten gemeinſchaftlichen Feind mit ihm ſich zu verbinden. An den Grenzen von **Smolensk** hielten alle einen Kriegsrath. Doch vor der Hand lag dem ſchlauen Witold weniger die Demüthigung der Tataren als die nächſte Beute das Fürſtenthum **Smolensk** am Herzen, da **Chleb**, der **Witolds** Waffen es verdankte, dennoch Fürſt und nicht bloß Statthalter ſeyn wollte. Mehr kühn als klug hatte auch er ſich im Kriegsrath eingefunden, und **Witold**, ihn höflich aufhaltend, ließ indeſſen durch ſein Volk das Land beſetzen. Mit Gütern wurde der Betrogene abgeſpeiſt. Aber einer ſo unedel errungene Herrſchaft mit Recht mißtrauend, blieb **Witold** in Smolensk, um neue Wälle aufzuwerfen, indeſſen ſein Feldherr, **Olgerd**, ſammt den Ruſſen über den Don und die Wolga ſetzte, und in einer Schlacht, in der drey Chane blieben, die Tataren überwand. Auch ſoll damals der Fürſt von **Räſan**, **Witolds** immer thätiger Feind, durch Verheerung ſeines Gebiets beſtraft worden ſeyn.

Allgemein hatte der glänzende Sieg die Fürſten ermuthigt, und auch **Waſſili**, Großfürſt von **Moſcau**, trat jetzt um ſo lieber dem Bunde bey, da enge Familienbande ihn, als Tochtermann an **Witold**, das

Haupt deſſelben, feſſelten. Jetzt beſuchte er ſeinen Schwiegerſohn in Smolensk, und ein neuer Feldzug wurde im Jahr 1397 veranſtaltet.

Von Kiew brach das Heer auf, gieng bey Aſſov über den Don, und ſchleppte ganze Horden der überraſchten Tataren mit Weibern und Kindern in die Gefangenſchaft. Aber noch war nichts entſchieden. Ein im nächſten Jahre geliefertes Treffen raubte Witold den einen Bruder. Dennoch fuhr er hartnäckig fort, des ſchrecklichen Timur Zorn zu reizen, bis er im Jahr 1399 durch deſſen Feldherrn Ediga an der Worskla eine gänzliche Niederlage erlitt *), und ſeine eigene Rettung nur einem ſchnellen Roſſe verdankte, indeſſen ein Bruder des Königs von Polen, Andreas Wigund, die Fürſten Iwan von Kiew, Chleb von Smolensk und mehrere von Witolds nahen Verwandten auf dem Schlachtfelde blieben; worauf die Tataren Sewerien und Wolhynien verwüſteten, und Kiew um 3000 Goldſtücke brandſchatzten **).

In dieſer Schlacht ſoll auch Switrigail gefochten haben und, gleich ſeinem Vetter, nur durch ein ſchnelles Roß dem Tode entgangen ſeyn. Es iſt möglich, aber zweifelhaft. Denn daß er wenigſtens ein

---

*) Die Ruſſiſchen Chroniken beſchuldigen Witold ungeheurer Prahlereyen, durch die er vor der Schlacht die Tataren gereizt habe. Das iſt unwahrſcheinlich, (Tammujenb 395.), gleichwie die Liſt, deren die Tataren ſich bedienet haben ſollen, ihn ſicher zu machen.

**) Die Ruſſen ſagen, 3000 Rubel habe Kiew, und 300 das Petſcherskiſche Kloſter gegeben. (398.)

Jahr früher noch Unzufriedenheit hegte, beweiſen zwey an ihn gerichtete Schreiben des Hochmeiſters in Preußen, der in dem erſten ihm ſein Beyleid bezeugt und ihn an die Ordens-Geſandten verwies, die noch in Ungarn ſich aufhielten *). Alſo war wohl Switrigail 1398 nach Ungarn geflohen **) und hatte von dort aus neue Verbindungen mit dem deutſchen Orden angeknüpft. In dem zweyten meldet ihm der Hochmeiſter: der Comthur zu Rheden, Graf Kyburg, habe keine Vollmacht gehabt, mit ihm etwas abzuſchließen. Guten Rath wiſſe man ihm nicht zu geben. Mit Witold ſey noch kein Friede gemacht, ſondern nur ein Tag zur Unterhandlung beſtimmt. Alſo fürchtete der Orden ſich mit ihm einzulaſſen, um das Friedenswerk mit Witold nicht zu ſtören. Dieſe getäuſchte Hoffnung mag damals Switrigail'n bewogen haben, Vergleichs-Vorſchlägen Gehör zu geben, die ihn nach Podolien als Statthalter verſetzten und vielleicht auch zum Mitkämpfer in dem ein Jahr ſpäter gelieferten unglücklichen Treffen machten.

Es ſcheint, er habe, in ſeiner untergeordneten Lage, ruhig beſſere Zeiten abgewartet, um ſeine Rechte geltend zu machen. Denn auf die deutſchen Ritter konnte er nur vertrauen, wenn deren eigener Vortheil ſie mit Witold entzweyte. Schon damals verſuchte

---

*) Belege zu Kotzebue's Preußiſcher Geſchichte. III. Band. S. 288.

**) Auch Lindenblatt's Chronik erwähnt ſeines Aufenthalts in Ungarn, und das geheime Archiv liefert ein lateiniſches Beglaubigungsſchreiben Switrigail's für Czoſſiſczo ausgeſtellt in Preſpurk, Sabatho post festum Scte Dorotheae, doch ohne Jahrzahl.

Switrigail auch den Pabſt in ſeinen Vortheil zu ziehen; auf welche Weiſe, iſt unbekannt; aber ein Schreiben des Ordens-Procurators zu Rom, Johann von Velde, berichtet am Tage St. Dominici 1402 (4. Auguſt) daß er für die Bullen, „die er vom Pabſte „für Herzog Switrigail erworben, 60 Duces ausgegeben habe *).“ Dieſe Bullen ſind verlohren, was enthielten ſie? vermuthlich eine Art von Urtheil oder Gutachten des Pabſtes über Switrigail's Rechte auf Litthauen. Dieſe ſchlummerten jetzt. Nur im Jahr 1401 wird eine Kriegsthat von ihm erzählt, indem er den unruhigen Woywoden der Wallachey überwunden und gefangen. Wichtiger war für ihn, Herzen zu erobern, und daß ihm ſolches gelungen, bezeugt ein geachteter Chronikenſchreiber **) mit den Worten: „und „viele Ruſſen und Polen warfen ihn zu einem Herrn „auf.“

Das reizte natürlich Witolds Eiferſucht, erregte auch wohl Furcht. Um Switrigails etwanigen Entwürfen vorzubeugen, beſchloſſen Witold und Jagiel die feyerliche Vereinigung Litthauens mit Polen, beriefen im Jahr 1401 ihre Edlen nach Wilna, und mit deren Zuſtimmung, erklärten ſie den Beſchluß: daß, nach Witolds Tode, Litthauen ſammt allen ſeinen Provinzen an den König und das Reich zurück fallen und ohne gegenſeitige Bewilligung Polen nie einen König, Litthauen nie einen Großfürſten wählen ſolle ***).

---

*) Geh. Archiv.

**) Lindenblatt.

***) In dieſes Jahr ſetzen die Ruſſen einen Friedens- und Allianz-Tractat zwiſchen Witold, dem Großfürſten

Beyde fühlten wohl, daß Switrigail, hintangeſetzt, einſt durch ſeinen Widerſpruch die Kraft des Vertrages ſchwächen könne. Darum lockten ſie auch ihn nach Wilna, und er war hochherzig oder gutmüthig genug zu erſcheinen. Doch als er erfuhr, wovon die Rede ſey, und in der Feinde Gewalt, die freye Willensäußerung ſeinem Leben gefährlich wurde, nahm er ſeine Zuflucht zur Verſtellung, hieng, wie eine Chronik behauptet [*], ein falſches Inſiegel an die Urkunde, zeigte ſich fröhlich bereit einem Schmauſe beyzuwohnen, entfloh aber ſelb dritte, als Kaufmann verkleidet, nach Marienburg in Preußen, und vergebens ſuchte Jagiel durch freundliche Botſchaft ihn zur Rückkehr zu bewegen. Seine Diener folgten ihm einzeln.

Daß er dem Orden ein willkommenes Werkzeug ſeyn werde, durfte er jetzt erwarten und fand ſich nicht betrogen. Zwar hatten die Ritter, in einem ohnlängſt mit Witold geſchloſſenen Frieden, ſeiner nicht erwähnt, ſondern ihn unedelmüthig ſeinem Schickſal überlaſſen; aber nun hatte Witold dieſen Frieden ſchon mannichfach gebrochen; durch verbreitete Wahrheiten an allen chriſtlichen Höfen den Orden entlarvt, und eben weil er Wahrheit ſprach, ihn um ſo mehr er-

---

Waſſili Dmitrewitſch und dem Fürſten Iwan Michailowitſch von Twer. (402.) Ferner iſt hier einer Sage zu erwähnen, welche Lindenblatt's mit Recht geachtete handſchriftliche Chronik liefert: Witold habe in dieſem Jahre Nowogorod belagert und geſtürmt. Da hätten die Ruſſen ein groß Wildgarn über die Mauer herausgehängt „und zogen die Leine zuſammen und fiengen über „60 Mann gleich als Wild."

[*] Lindenblatt.

bittert, vor Allem aber mußte ihm eine Vereinigung Litthauens mit Polen auf ewige Zeiten unleidlich ſeyn; denn ſo verlahr er das alte gewohnte Spiel, beyde Völker gegen einander zu verhetzen. Darum wurde Switrigail mit offnen Armen aufgenommen, obwohl man Schutz und Beyſtand ihm theuer verkaufte. Verſprechen mußte er, „wenn ihm Gott zu ſeinem väterlichen Gütern helfe,“ Alles treulich zu erfüllen, was Witold nur verſprochen aber nicht gehalten hatte, auch „die Lande und Herrſchaft der Ruſſen zu „Pleskow,“ auf welche Weiſe ſie genommen würden, dem Orden abzutreten *).

Zwey förmliche Urkunden wurden darüber ausgeſtellt **), und nun begann der Krieg, der den Großfürſten jetzt um ſo unwillkommener überraſchte, weil um eben dieſe Zeit der entſetzte Fürſt Georg von Smolensk, mit Hülfe ſeines Schwiegervaters von Räſan, ſein Fürſtenthum wieder erobert, und Witolds Beſatzungen grauſam gemißhandelt hatte. Zwar rächte Witold dieſen Schimpf mit gewohnter Schnelligkeit, und vertrieb den beraubten, vergebens in Preußen um Hülfe flehenden Fürſten auf ewige Zeiten nach Ungarn ***); allein er fühlte ſich doch durch dieſen Kampf geſchwächt, konnte Litthauens Verwüſtung nicht hindern, und mußte Frieden ſuchen, wenigſtens Zeit gewinnen. Denn wäre ſein Geſuch ſchon im Jahr 1403 ihm Ernſt geweſen, ſo würde er, bey der erſten prunkvollen Zuſammenkunft mit dem Hochmeiſter, weniger Uebermuth gezeigt haben. Die Unterhandlung zerſchlug ſich. Auch Switrigail war gegenwärtig, und Witold klagte, daß man ſeinen ärgſten Feind ihm gegenüber geſtellt, der, (wie der Kläger unerwieſen hinzu fügte) Mörder gegen ihn gedungen habe. Damals antwortete der Hochmeiſter: „Er iſt in Treue zu „uns gekommen, die wir auch an ihm beweiſen, und „wollen noch mögen ihn von uns nicht laſſen, ihm „widerfahre denn ein Mögliches."

---

*) No. 2. Geh. Archiv zu Königsberg.

**) Eine derſelben liefert der Anhang in extenso.

***) Ein Umſtand, der zu bezweifeln ſeyn möchte, da, laut einer Urkunde vom Jahr 1402 (Собр. Гос. Гр. и Догов. p. 65.) der Fürſt von Räſan durch den Großfürſten Waſſili Dmitrewiſch mit Witold wieder ausgeſöhnt wurde.

Trotz dieſer ſchönen Worte war ein Jahr ſpäter, als der bedrängte Witold den Frieden wirklich unterzeichnen mußte, von Switrigails Anſprüchen weiter nicht die Rede. Der treuloſe Orden ließ das unnütz gewordene Werkzeug wieder fallen. Da mußte der unglückliche Fürſt mit ſeinem Bruder Jagiel ſich verſöhnen. Nach allem was vorgegangen, mögte es ſcheinen, er habe nicht ohne Gefahr ſeines Lebens dem fühlloſen Bruder ſich in die Arme geworfen; allein ihn ſchützte wohl die argwöhniſche Scheu, die den König ſtets wünſchen ließ, daß Witold nicht zu mächtig werden, nicht ganz ſorglos auf ſeinem Fürſtenſtuhle ſitzen mögte; darum bewirkte er ſelbſt, nicht allein kühle Verſöhnung zwiſchen den grollenden Vettern, ſondern — da während der letztern Begebenheiten die Polen, aufrühriſch in Podolien, des abweſenden Switrigail Beſatzungen verjagt und ein Geſetz gegeben hatten, daß künftig nur ein Pole dort befehlen ſolle, folglich Switrigail hier keine anſtändige Verſorgung mehr finden konnte — ſo mußte Witold auch Jagiel's befehlenden Wunſch erfüllen, die Fürſtenthümer Bransk und Starodub ihm einzuräumen. Seinen Aufenthalt wieß er in Sewerien ihm an, um ihn leichter zu bewachen.

Doch ohne Waffengeraſſel gab es für Witold keinen Genuß, denn vom Kriege, wie vom Trunke, kann der Menſch ſich ſchwer entwöhnen. Mit Preußen war Friede, der Nebenbuhler entwaffnet; ſo brach nun Witold eine Urſach vom Zaune (1406), den Großfürſten von Moſcau, ſeinen eignen Schwiegerſohn zu befehden. Den Vorwand lieh ein nicht geleiſteter Schadenerſatz für geplünderte Kaufleute. Eine perſönliche Zuſammenkunft an der Ugra ſöhnte jedoch ſcheinbar die verwandten Fürſten aus, nachdem Waſſili, wie behauptet wird, ſowohl der Kaufleute Verluſt als Witolds Kriegskoſten erſtattet hatte *).

---

*) Die Ruſſen berichten vom Jahre 1403, Witold habe durch den Fürſten Lugwen Wäsma bekriegt, woſelbſt die Fürſten Iwan Swätoslawitſch und Alexander Michailowitſch gefangen worden. (411.) 1404 habe Witold 7 Wochen vergebens vor Smolensk gelegen; Fürſt Georg ſey nach Moſcau gegangen, um von deſſen Großfürſten Hülfe zu erflehen, die dieſer jedoch verweigert, weil Witold ſein Schwiegervater und mit ihm in Frieden ſey. Georgs Abweſenheit benutzend, hätten die Smolensker, die Witold mehr als ihn geliebt, dem erſten ihre Thore geöffnet, wo derſelbe Georgs Gemahlin, Olga, eine Räſaniſche Fürſtin, gefangen, mit vielen Bojaren nach Litthauen geführt, und Alle, die ihm nicht zugethan, ermordet habe. Georg aber ſey nach Nowogorod entflohen. (S. 413 u. f.). Von ſeiner Flucht nach Ungarn iſt auch hier nicht die Rede, wohl aber wird bey dem Jahr 1413 erzählt (423.), als die Nowogoroder ſeinetwegen von

Dieſe erzwungene Nachgiebigkeit mogte den Großfürſten von Moſcau bald gereuen; vielleicht ſuchte er deshalb des Feindes alten Feind zu wecken. Switrigail's Groll ſchlummerte leiſe und ſobald er einer neuen Stütze verſichert war, brach er los, (1407) verbrannte ſelbſt ſeine Schlöſſer von Branek und Starodub, überlieferte Nowogorodek, Sewerien's Hauptſtadt, dem Großfürſten Waſſili und gieng nach Moſcau, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Nicht als ein herum irrender Abentheurer erſchien er dort, ſondern begleitet von einem mächtigen Anhange; denn ihm folgten ſechs ruſſiſche Fürſten und eine Menge Bojaren. Ein glänzender Ruf war vor ihm hergegangen. Die ruſſiſchen Geſchichtſchreiber nennen ihn einen tapfern, kriegserfahrnen Mann *) und

---

Jagiel und Witold bedroht worden, habe er, um Blutvergießen zu verhüten, ſich für die ſo lange genoſſene Gaſtfreundſchaft mit Thränen bedankt, und ſey freywillig zu den Deutſchen entwichen. – 1405 predigte Antonius, Biſchoff von Turowa den griechiſchen Glauben in Litthauen, und bey dieſer Gelegenheit wird behauptet, Witold ſey vormals griechiſch getauft, allein nachher, ſeinem Vetter Jagiel zu gefallen, zu der lateiniſchen Kirche übergetreten. (419.) Bey dem Jahre 1406 erwähnen die Ruſſen freylich eine Unternehmung Witolds gegen das Gebiet von Pſkow und gegen Woroneſch, auch eines Zuges des Großfürſten Waſſili Dmitriwitſch gegen Litthauen (421.), allein von den Begebenheiten an der Ugra wiſſen ſie nichts. Hingegen ſoll der letztere 1407 mit einem großen Heere gegen Witold ausgezogen, auch mit tatariſchen Hülfstruppen bis an die Plawa gekommen ſeyn, wo man Frieden gemacht, ohne ſich zu ſchlagen. (423.)

*) Къ брани же устроенъ и храбръ и крепокъ

Der Pfaff. Das iſt die Sprache des Verführers, Sohn der Kirche ſtähle dein Herz! Rüſtzeug des Herrn wanke nicht im Glauben! — Habt ihr vergeſſen Ritter den Eid, den in die Hände unſers frommen Abts am Altar ihr geſchworen? Habt ihr vergeſſen die feyerliche Zuſage, dieß Geſindel auszurotten mit Stumpf und Stiel? — und noch leben einige hundert Gefangene, noch lebt der ſtolze übermüthige Miſiivoi.

Theobald. Er lebt und ſoll leben. Ich habe jenes unſelige Gelübde vollbracht, ihr ſelbſt gabt mir deſſen Zeugniß. Kein Tropfen unſchuldiges Blutes ſoll mehr fließen.

Der Pfaff. Iſt das die Sprache eines Chriſtlichen Helden? wollt ihr nicht lieber den Götzen wieder aufrichten? am Fuße des heiligen Kreuzes ihm opfern laſſen?

Theobald. Bleibt daheim, ehrwürdiger Vater, mit eurem Spott. Iſt es euch um Ausbreitung der rechtgläubigen Kirche zu thun? wohl, auch dafür iſt geſorgt. Ihr keiner beſchuldigt ihn der Laſter, die der Litthauer Kojalowicz ihm aufbürdet. Waſſili empfing ihn mit großen Ehren, und gab ihm Wolodimir, Pereſlawl, Jurjew Polskoy, Wolok Lamſkoy, ganz Rſhew und die Hälfte der Kolomna *).

In die nächſten Tage vor dieſer Zeit gehört vermuthlich ein Schreiben des Obermarſchalls an den Hochmeiſter vom 10. März, (Dienſtag nach Reminiſcere) ſonſt aber ohne Jahrzahl, berichtend, Herr Jacob, der Jungfrauen Kapellan zu Königsberg, ſey aus Litthauen gekommen, und mündlich habe Switrigail ihm aufgetragen: „Der Hochmeiſter ſolle die „Häuſer an den ruſſiſchen Grenzen, Narwa und „Wiedau, fleißig hüten bey Tag und Nacht, und ſich „nicht verlaſſen auf den Frieden mit den Ruſſen, denn „ihnen ſey nicht zu trauen. Er ſelbſt werde jetzt mit „dem ruſſiſchen Metropoliten nach Rußland „ziehen, und könne nun keine andere Botſchaft an den „Hochmeiſter bringen, als durch Ruſſen nach Narwa „und Wiedau. Dort ſolle der Hochmeiſter beſtellen, „daß es geheim gehalten und ihm gleich zugefertigt

---

на ополченіе. Руский Лѣтописецъ Част. I. p. 221. Ради извѣстной его храбрости и опытности въ войнѣ. Истор. Росс. Государства Иваномъ Стриттеромъ. Част. III. p. 101. In der Zeitrechnung ſetzen die Ruſſen Switrigails Ankunft in Moſcau zwey Jahre ſpäter als Kojalowicz.

*) Истор. Росс. описанная Татищевымъ. Част. IV. стр. 438. u. a. m.

„werde. Er wolle nicht länger in Rußland verweilen, „bis ſeine Sachen ſich anders wenden.“ *)

Die Freygebigkeit des Großfürſten Waſſili Dmitriew beweiſt, welchen hohen Werth Er darauf ſetzte, einen ſolchen Mann für ſich gewonnen zu haben. Auf ihn vertrauend, brach er mit Witold **), der ſogleich an der Spitze eines großen, bey Smolensk gemuſterten Heeres gegen ihn aufbrach. Aber an der Ocka vertheidigte Switrigail einen engen Paß zwiſchen Moräſten mit Ruſſen und Tataren; aus Wäldern und Sümpfen brachen die Seinen plötzlich hervor, jagten und fiengen die ſtreifenden Litthauer. Der Mangel riß in Witolds Heere ein, den Paß überwältigen konnte er nicht; um ſich zu retten, mußte er ihn umgehen. Es gelang. Verwüſtung im moscowiſchen Gebiete war die Folge, und ein erzwungener Friede, in welchem der Großfürſt, um nur die alten Bedingungen zu erhalten, den neuen Freund aufgeben mußte ***).

---

*) Geh. Archiv.

**) Die Ruſſen erwähnen dieſes Krieges nur mit kurzen Worten (432 — 434.)

***) Daß der Großfürſt Waſſili Dmitrewiſch ſeiner Gemahlin ihres Vaters hochfahrende Herrſchſucht nicht entgelten ließ, und überhaupt mit Witold ſich aufrichtig verſöhnt hatte, beweiſt ſein Teſtament, (Siehe des Grafen Romanzow Urkundenbuch S. 83.), in welchem er nicht nur ſeine Mutter, Sophia Witowtowna, reichlich bedenket, und ſeinem Sohne ernſtlich beſiehlt 'Чти матерь и слушай своей матери въ мое мѣсто своего отца, ſondern ſie auch (S. 85.), ſammt ihren Kindern, Gott und dem Großfürſten Witold empfiehlt.

Die Litthauer berichten, Switrigail habe, beutegierig, das rückkehrende Heer durch Ruſſen und Tataren in große Noth gebracht. Die Ruſſen hingegen erzählen, er habe, nicht zufrieden, die Hälfte des moſcowiſchen Gebietes zu beſitzen, Serpuchow geplündert und verwüſtet, und ſey mit großer Beute heim gezogen. Das erſtere iſt wahrſcheinlich. Das letztere wäre unſinnig, wenn nicht der Großfürſt ſelbſt, Kraft des Friedens mit Witold und aus Furcht vor dieſem, ſeinen Gaſt aus dem Lande getrieben hätte. Da mag Verzweiflung ihn ergriffen und er an Sezpuchow ſeine Rache ausgelaſſen haben. Rachgier iſt doch edler als Beutegier; zumal wenn, wie in dieſem Falle, der Unglückliche, den Lockungen des neuen Freundes vertrauend, Alles geopfert, den Weg zur Rückkehr ſich verſperrt hatte und nun verſtoßen wurde.

In der That war ſeine Lage jetzt verzweifelt. Mit Witold und Jagiel unverſöhnlich entzweyt, von Waſſili verrathen, in Preußen keine Zuflucht findend, ſo lange der Friede zwiſchen Witold und dem Orden beſtand; wohin ſollte er ſich wenden? — Die Urkunden ſchweigen zehn Jahre lang von ſeinem Schickſale. Es ſcheint, er habe einen Verſuch gemacht, ſich in Litthauen zu behaupten, und ſey, als der mißlungen, zu den Tataren geflüchtet. Beweiſe dieſer Vermuthung liegen in zwey uns noch erhaltenen Briefen; der Eine, des Comthurs zu Brandenburg an den Marſchall, geſchrieben zu Mnyniſken am St. Jacobstage 1408, (d. 25. July) berichtet, Switrigail ſey weg und habe faſte Lute viele Leute) mit ſich genommen. Der andere, von demſelben Jahre, vom Hochmeiſter ſelbſt an Witold gerichtet, bezeugt Abſcheu vor

Switrigail's (ſogenannter) Verrätherey, beſonders weil er ſich zu Leuten gewandt habe, „wo er „leichtlich ganz vom Chriſtenglauben abfallen mögte." (Damit konnten wohl nur die Tataren gemeynet ſeyn.) Der Kapellan, den Switrigail geſandt, ſey ein Preußiſches Landeskind und wolle auch nicht wieder zu ihm ziehen, weil er, ſo wenig als der Orden, ihm traue *).

Genug, der Unglückliche würde hier ganz aus der Geſchichte verſchwinden **), wenn nicht die ruſſiſchen Annalen glaubwürdigen Aufſchluß über ſein Schickſal gäben. Er ſaß 9 und ein halbes Jahr gefangen zu Kremmecz, vielleicht war er, in den Reihen der Tataren fechtend, ſeinem Gegner in die Hände gefallen. Aber große Männer behalten auch im Unglück thätige Freunde.

---

*) Geh. Archiv. Die Ruſſen erwähnen allerdings unter dem Jahre 1409 eines tatariſchen Einfalls in Litthauen. (434.)

**) Während ſeiner Abweſenheit ſoll Witold, nach den Berichten des Kojalowicz, im Jahr 1414 Pſkow und Nowogorod (weil ſie dem Orden in Liefland beygeſtanden) erobert, mit einem Tribut an Geld, Pferden und Rauchwerk belegt und durch ſeine Statthalter ſie regiert haben. Allein davon wiſſen die Ruſſen nichts, auch werden Pſkow und Nowogorod ſonſt nirgend als litthauiſche Beſitzungen angeführt.

(Hingegen ſtimmen die Geſchichtſchreiber beyder Nationen darin überein, daß Witold 1415 (nach Tatiſchtſchew 1414. IV. p. 464.) durch eine Kirchenverſammlung der litthauiſchen Biſchöffe einen eignen Metropoliten für Kiew erwählen laſſen. Ein Schreiben dieſes Metropoliten (Zamblak) an die litthauiſchen Biſchöffe, vom Jahr 1415, liefert die Древняя Вивліоѳика. Част. XIV. 12.

Ein Schreiben des Comthurs zu Ragnit an den Marſchall *), ausgeſtellt zu Tilſit am Georgen-Abend (23. April) 1418, erzählt: man habe durch Kaufleute, „die zu Königsberg wohnhaftig ſind und zu Kauwen auf Kaufferſchaft gelegen haben,“ erfahren, daß Switrigail „wohl mit 200 Pferden entritten ſey, und Herzog Andreas, der Smolensk inne hält, ihm ausgeholfen hat, und auch mit ihm weg ſey,“ wobey Conrad von Frewdenberg, der Befehlshaber in Kremmecz, erſchlagen worden. „Das ſoll geſchehen ſeyn in den Oſterheiligentagen, und ein Theil ſage, daß Switrigail die kleine Walachia inne habe, ein anderer, Podolien. Man habe ihm geſchworen und gehuldigt. Darum halte Herzog Witold des Switrigail Hausfrau in großer Huth, denn er beſorge ſich, wenn Switrigail ſeine Hausfrau wieder bekäme, würde ſich das Land zu ihm ſchlagen **).“

---

*) Geh. Archiv.

**) Tatiſchtſchew IV. 482. erzählt die Begebenheit folgendergeſtalt: Der Fürſt Daſhko Fedor, Oſtroſhko's Sohn, habe den Anſchlag gemacht, Switrigail'n zu befreyen, und deshalb ein Paar Vertraute nach Kremmecz geſandt, die dem Befehlshaber daſelbſt ihre Dienſte angeboten, auch freundlich aufgenommen worden. Nun ſey in der heiligen Woche Fürſt Daſhko mit 500 Mann bey Nachtzeit vor der Stadt eingetroffen, habe ſich durch Hülfe der vorausgeſandten Männer der Fähre und der Brücke bemächtigt, ſey in die Stadt gedrungen, Conrad, ſammt den polniſchen und litthauiſchen Befehlshabern, durch ſein Schwerdt gefallen und Switrigail aus den Eiſen, in welchen er 9½ Jahr geſchmachtet, befreyt worden, worauf beyde Lutſhesk (Luzk?) erobert hätten. Hieraus erhellt, daß

Freylich war ſie eine ruſſiſche, vielleicht vom Volke geliebte Fürſtin. Die Sage, daß man in der Walachey oder in Podolien Switrigail'n gehuldigt, bleibt unerwieſen; gewiß aber iſt, daß er wieder auf den Schauplatz trat, in demſelben Jahre (1418) wo Witolds Waffenſtillſtand mit dem Orden ablief, und neue Feindſeligkeiten ausbrachen; ferner, daß er den litthauiſchen Grenzen nahe geblieben *), großen Anhang gefunden und auf preuſſiſche Hülfe nur Rechnung gemacht. Denn ſo ſchreibt der oberſte Marſchall an den Hochmeiſter **), aus Königsberg am Dienſtage nach St. Dorotheen-Tag 1419 (6 Febr.) „er rathe ihm, dem Herzog Switrigail wegen der Vlyher (Flüchtlinge, Auswanderer) zu antworten: daß er die Vlyher von Samayten und Litthauen, und ſonderlich die rechtfertig ſeyen und Herzog Switrigail's Beyleger und Gönner, wolle aufnehmen, hegen und halten, oder auch ungehindert zu ihm ziehen laſſen. Auch hatte Switrigail zu wiſſen begehrt, welcher Hülfe er ſich vom Orden möge zu getröſten haben? Darauf ſolle der Hochmeiſter antworten ſo freundlich und tröſtlich, als er vermöge,

---

die Königsberger Kaufleute wahrhafte Nachrichten eingezogen hatten und nur in dem Nahmen des ruſſiſchen Fürſten irrten.

*) Zwar ſagt Tatiſchtſchew: er ſey damals nach Ungarn entwichen und erſt 1420 von da zurückgekehrt, um mit ſeinem Bruder ſich zu verſöhnen und in Litthauen zu leben; (IV. 483. 486.) allein die Urkunden beweiſen, daß er in der Nähe blieb.

**) Geh. Arch.

daß er ſeine Verbindung mit **Switrigail** treulich halten wolle.“

Hieraus geht hervor, daß die Litthauer und Samayten, **Witold** haſſend, **Switrigail** liebend, häufig ihrem Vaterlande den Rücken kehrten, und daß der Orden den alten Bund mit dem letztern erneuert hatte. Allein der Orden ſelbſt befand ſich damals in ſolcher Bedrängniß, daß er nur durch päbſtliche Vermittlung einen Waffenſtillſtand mit Polen errang, und da hiedurch abermals **Switrigail's** Hoffnungen getäuſcht wurden, ſo floh er zum Kaiſer **Sigismund**, und knüpfte nothgedrungen, durch dieſen Unterhandlungen an, deren Folge Verſöhnung mit **Jagiel** und **Witold** war; wobey der Beſitz von **Czernigow** und mehreren anſehnlichen Ländereyen, ihm ausbedungen wurde. Denn das geheime Archiv bewahrt noch einen lateiniſchen Abſage-Brief [*]) von ihm an den Orden gerichtet, geſchrieben zu Borawo, terre maſovie, im Jahr 1422; der Grund ſeiner feindlichen Erklärung: weil **Witold** und der König, fratres ſeniores noſtri et domini gracioſiſſimi, im Streit mit dem Orden wären, quorum nos ſumus ſubditus, ſervitor et adjutor fidelis. Hier nennt er ſich dux Lyttwanie et terrarum Czirncow, Bzwor et Trubeczen dominus.

Auch ein Bericht des Comthurs von Dünaburg, ausgeſtellt am Montage nach Quaſimodogeniti 1421 [**]) (31. März) beweiſt, daß **Switrigail**, der eingegangenen Verbindung treu, ſchon damals für **Witold** gefochten; denn es wird darin erzählt, daß die Tataren aus Litthauen weggezogen, daß Switrigail ſie geſchlagen und 30 Gefangene an Witold geſandt, der ſie habe foltern und köpfen laſſen *).

---

[*]) Geh. Arch.

[**]) Geh. Arch.

---

*) Von Witolds letzten Feindſeligkeiten gegen die Ruſſen iſt noch zu erwähnen: daß er (nach Kojalowicz) 1426 gegen Pſkow zog; weil aber ein heftiger Regen die Wege verdarb und die von Pſkow ihm Geld boten, ſo kehrte er wieder heim,

Tatiſchtſchew hingegen erzählt: Witold habe mit großer Macht vor Pſkow geſtanden, (497) und die Bürger hätten, als ihre Brücke ganz voll Feinde geweſen, durch Abſchneiden der Stricke plötzlich die Brücke, und mit ihr die Feinde hinabgeſtürzt, wodurch viele umgekommen, viele gefangen worden. Da ſey Witold ab- und vor Woroneſh gezogen, wo ihn aber ein ſo heftiges Ungewitter überfallen, daß er ſelbſt geſchrieen: Herr erbarme dich! — Darauf habe der Großfürſt von Moſcau, Waſſili Waſſilewitſch, ſein Enkel, ihn beſchickt und ermahnt, deſſen väterliches Erbe nicht zu verwüſten. Dem habe Witold ſich gefügt. Zugleich hätten die von Pſkow ihm 3000 Rubel gebracht, wovon er jedoch nur 1000 angenommen und wieder heim gezogen.

1428 ſoll er, nach Kojalowicz, Nowogorod noch Einmal wegen Grenz-Streitigkeiten heimgeſucht, die Stadt zur Unterwerfung gezwungen und den Tribut derſelben vermehrt haben. Tatiſchtſchew erwähnt, (IV. 499.) er habe auch Kanonen mitgeführt, unter andern eine ſehr große, genannt Galka (der Feuerbrand), die von 40 Pferden geführt wurde. Sein Büchſenmeiſter, Nicolaus, habe ſich vermeſſen, die Kirche des heil. Nicolaus in der Stadt durch dieſe Kanone zu zerſtören, was ihm aber nicht gelungen; ſondern die Kanone ſey plötzlich geſprungen und habe den Woewoden von Polozk, den Buchſenmeiſter ſelbſt und viel

So ſcheint es nun, Switrigail habe, durch Erfahrung belehrt, daß dem Orden nie zu trauen ſey und die Ruſſen zu ſchwach oder zu getheilt waren, ihn wieder auf den väterlichen Thron zu ſetzen, klüglich Witolds Tod abgewartet, der in ſo hohem Alter nicht fern mehr ſeyn konnte. Dennoch ſtarb er erſt gegen Ende des Jahres 1430, Kojalowicz beſtimmt den 27ſten Oktober als ſeinen Sterbetag, Tatiſchtſchew den 24ſten, ein Greis von achtzig Jahren. Ein gleichzeitiger Schriftſteller *) behauptet, er habe zuvor die Großen ſeines Landes verſammelt, und Switrigail zum Erben erklärt, bereuend, daß er ihm ſo lange die Herrſchaft vorenthalten. Ein ſpäterer hingegen **) verſichert, er habe ſterbend das Großherzogthum dem Könige von Polen übertragen, der auch, ſammt Switrigail, ſeiner Leiche folgte.

III. Switrigail als Großherzog.

Als Mitbewerber um Litthauens Fürſtenhut traten auf: Siegmund Fürſt von Starodub, Witolds Bruder und zwey Neffen von Jagiel, deren Einer Alexander Fürſt von Kiew. Aber einmüthig

---

Volks zerſchmettert. Indeſſen hätten die Häupter von Nowogorod, ſammt dem Biſchof, den Großfürſten durch Bitten und Thränen erweicht, wohl mehr noch durch ein Löſegeld von 10000 Rubeln (von Tribut iſt nicht die Rede), und Witold habe als Urſach der Feindſeligkeiten angegeben, daß man ihn einen Verräther und Schlemmer (Бражникъ) genannt habe.

*) Cromer.

**) Dlugoſſ.

wählten die Litthauer und Ruſſen Switrigail *). Würden ſie das gethan haben, wenn er, wie Kojalowicz behauptet, ein unſinniger Menſch und immer berauſcht geweſen wäre?

Er ſoll die Polen verachtet, beſchimpft, ihre Briefe erbrochen, zerriſſen, den König beym Bart gezauſt, ihm nur die Wahl zwiſchen Gefangenſchaft oder Tod gelaſſen haben. Hingegen ſpricht die angeführte Urkunde ausdrücklich: „er ließ ſeinen Bruder ziehen und erzeigte ihm viel Ehre.“ Ohne Zweifel würde auch der bald folgende feindliche Briefwechſel zwiſchen ihm und Jagiel, zwiſchen Jagiel und dem Orden, Spuren davon enthalten, da in demſelben alle Vorwürfe erſchöpft wurden; allein nie klagt der König, daß ſein Bruder ihn gemißhandelt habe.

Nur daß er ihn gewiſſermaßen als Gefangenen zurückgehalten, ergiebt ſich aus einem Briefe des liefländiſchen Ordens-Meiſters an den Hochmeiſter, geſchrieben am Dienſtage nach Vincenti (31. Januar, 1431 **). Hier erwähnt Jener, daß dieſer ihm geſchrieben, der neue Großfürſt von Litthauen habe den König von Polen gefangen und gehemmet, weshalb die Polen vom Orden Hülfe begehrt, die Litthauer desgleichen; mit wem er es nun halten ſolle? — Der kluge Ordens-Meiſter erwiedert: „der Hochmeiſter wolle ſich eine Weile bequemlich enthalten zwiſchen beyden Partheyen, bis man ſähe, wie es ſich damit wollte verlaufen, doch ſolle er die Litthauer nicht ungetröſtet in ihre Heimath habt gehört, welchen Bund Miſtivoi mit mir geſchloſſen.

---

*) Handſchr. des geh. Arch. Buch C.

**) G. h. Arch.

Der Pfaff. Ein Bund mit Heiden! wie ſtimmt Chriſtus und Belial! er ſchwur um zu retten, was noch zu retten war, er ſchwur um die reiche Beute wieder zu erhaſchen, welche unſer fromme Abt den Kirchengütern vorbehielt. — Wo ſind nun alle ſeine ſchönen Entwürfe! er wollte den Altar neu kleiden, die gottloſen Zierrathen der Götzen in goldene Kelche umſchmelzen, köſtliche Meßgewänder, ſilberne Rauchpfannen, Bilder der Heiligen. —

Theobald. Ich verſiche euch, ehrwürdiger Vater; ich werde die Beute ſchätzen laſſen, und aus meinen eigenen Mitteln der Abtey den Verluſt erſetzen.

Der Pfaff. Dank euch edler Ritter im Namen der Kirche; aber —

Theobald. Nun kein Aber mehr! macht nicht, daß es mich gereue, das Kreuz auf meinem Mantel aus den Händen eures Abtes genomziehen laſſen, da dieſer Großfürſt von jeher des Ordens großer Gönner geweſen, und fände er jetzt keinen Troſt bey dem Orden, ſo wäre zu befürchten, daß ſie untereinander ſich vereinigten, und den Orden büßen ließen, wo denn auch alle Ruſſen gegen ihn ſeyn würden. An den Polen hingegen habe man nimmer feſten Glauben noch ſtete Freundſchaft befunden.“

Switrigail hatte wohl Grund, ſeinen Bruder feſt zu halten, denn kaum war Witold todt, da zogen alle Polen, die bey ihm waren, nach Podolien, bemächtigten ſich des Landes und befeſtigten Kammetz. Dieſe ſchöne Provinz wollte Switrigail nicht von Litthauen trennen laſſen; darum ließ er den König nicht eher heim ziehen, bis er das Verſprechen ihm abgenöthigt, ihm Kammetz wieder auszuliefern. In Verſtellungs-Künſten wohl erfahren, fertigte Jagiel ſogar Befehle an den Commandanten aus, ließ aber zugleich insgeheim ihn unterrichten, daß er dieſen Befehlen nicht gehorchen ſollte. In eine Wachs-Kerze hatte der Schlaue ſeine Doppelzüngigkeit verſteckt. Und als er vollends heimgekehrt, einen Reichstag zu Sendomir verſammelte, wo erklärt wurde, man könne den neuen Großherzog nicht anerkennen, indem Litthauen dem Reiche Polen einverleibt ſey; (ein Beſchluß, zu dem Switrigail, Olgerd's rechtmäßiger Erbe, nie ſeine Einwilligung gegeben) da warf, ohne ſein Verſchulden, die Zwietracht ihren Apfel aus. Beyde Theile griffen zu den Waffen.

Kojalowicz verſichert, ſelbſt der Pabſt habe dem Großfürſten ſein unſinniges Betragen verwieſen, ihn mit dem Banne bedroht. Wäre das geſchehn, warum hätte Jagiel ſich nimmer auf des Pabſtes Zorn berufen? er, deſſen Briefe ſämmtlich darauf abzweckten, den Orden von Switrigail abzuziehen. Ganz Europa ſoll dieſer Fürſt gegen ſich empört haben! — Dem widerſpricht gradezu ein Schreiben des Hochmeiſters an den Meiſter in Liefland*), aus Marienburg vom 18. Januar 1431. Hier wird gemeldet, der Comthur von Schlochau ſey vom römiſchen Könige heim gekehrt und habe die Zeitung mitgebracht, der König wolle ſelbſt nach Preuſſen kommen. Man gehe damit um, daß Switrigail die Krone empfahen ſolle. Das werde den Orden viel koſten, denn Alle, die den neuen König beſuchen wollten, müßten durch Preuſſen ziehen und wenigſtens verköſtigt werden. „So ſitzen wir nun in großer Fährlichkeit mit den Polen, die uns ernſtlich anliegen, uns gegen Litthauen mit ihnen zu verbinden. Wir haben ſie mit Glimpf abgewieſen, ſind aber ſehr bekümmert.“

Alſo weit entfernt, den neuen Großherzog in fremden Staaten ſo zu würdigen, wie die Polen es wünſchen mogten, war vielmehr ſchon damals der Kaiſer entſchloſſen, den Mann, den er perſönlich kannte, mit der Königs-Krone zu beehren. Jagiel bot Alles auf, den Kaiſer von ſeinem Bruder abwendig zu machen, unter andern durch das Vorgeben, daß Switrigail mit den Ketzern, den Huſſiten, in Verbindung ſtehe. Das zu erweiſen, ſandte er zwey aufgefangene Briefe in böhmiſcher Sprache an den Kaiſer, die der Großfürſt an Sigmund Korybut und Prokop ſollte geſchrieben haben, vielleicht auch wirklich geſchrieben hatte; denn da die Polen ſchon längſt mit den Huſſiten im Einverſtändniß waren, ſo handelte Switrigail klug, wenn er ſie zu trennen ſuchte. Auch kümmerte ſich der Kaiſer ſo wenig darum, daß er vielmehr die (noch vorhandenen) Abſchriften dem Hochmeiſter zuſandte, mit den Worten: „Auch lieber Meiſter ſenden wir deiner Andacht hierin verſchloſſen eine Abſchrift zweyer böhmiſcher Briefe, die uns der König von Polen geſandt hat, wie der Großfürſt und die Ketzer an einander ſollen geſchrieben haben, und der König meynt, ihn damit gen uns zu ergern (uns gegen ihn aufzubringen), des wir aber nicht achten, ſondern wir haben ſolche Schrift dem Großfürſten zugeſandt *).“

---

*) Geh. Arch.

Es iſt ferner Verläumdung, wenn die Polen erzählen, Switrigail habe, gleich nach ſeines Bruders Heimkehr, zu den Waffen gegriffen. Noch am 7. Jan. 1431 war der Krieg nicht ausgebrochen, denn an dieſem Tage (Sonntag nach Simonis) ſchrieb Switrigail an den Hochmeiſter **): er habe für gewiß gehört, „wie daß der Puchala ken Polen uff ſold ruſe (werbe) ſo daß viele aus Reuſſen und Lamberg zu ihm reiten.“ Was ſie damit mögen, wiſſe er nicht. Der Hochmeiſter ſolle ſich vorſehen, würden ſie ihn aber angreiſen, „wir wollen Euch nicht abeloſſen, ſondern mit vollkommlicher Treue beyſtehen. Gegeben zur Symmo an unſerm Hofe.“

Die Polen hingegen erzählen, kaum ſey Jagiel heim gekehrt, ſo habe Switrigail Podolien verheert, beſonders das Land von Lwow und Trenbowl. Da habe der König ihm entbieten laſſen, er ſolle alſobald jene Länder räumen, ſich perſönlich ſtellen und bitten, daß er, nach altem Brauch, zum Großfürſten erklärt werde; wo nicht, ſo ſey Krieg die Loſung. Switrigail habe erwiedert, er fodere Podolien nur als ſein Erbtheil, und werde nicht ruhen bis er es erlangt habe. Darauf hätten die Polen ſich gerüſtet, der gute König aber doch noch einen Friedensboten an ihn abgefertigt, der mit einer Ohrfeige zurückgekehrt ſey. Nun wären die Polen bey Hrodlo über den Bug gegangen, hätten in verſchiedenen Scharmützeln Switrigail'n geſchlagen und ihn gezwungen ſich nach Luzk zu ziehen, weil er, nebſt den beſten ſeiner Leute, auch den ruſſiſchen Fürſten Sjenk im Treffen verloren habe. Da ſey Wladimir erobert, und, weil es ſich vertheidigt, niedergebrannt worden. Zugleich habe Caſimir, Fürſt von Maſovien, das Fürſtenthum Betz gräßlich verwüſtet. Hierauf habe Jagiel ſein Heer vor Luzk geführt, Switrigail ſelbſt die Stadt in Brand geſteckt, ſich in das feſte Schloß gezogen, aber auch dieſes, einer ſtarken Beſatzung es vertrauend, als ein Flüchtling verlaſſen; die Polen hätten ſeinen Nachtrab eingeholt, geſchlagen und die berühmten Litthauer, Gaſtold und Rambowd zu Gefangenen gemacht. Dennoch habe der König Luzk nicht erobern können und die murrenden Polen hätten ihm vorgeworfen, er ſey insgeheim auf ſeines Bruders Seite.

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Indeſſen hatte Switrigail Wallachen und Tataren in Sold genommen, und, während er mit Jagiel um Frieden unterhandelt, das Chelmer Land überfallen, Ratnum erobert und die Gegend verheert, bis der Adel die Waffen ergriffen und ihn bey Chelmno und Kremmy geſchlagen. Die Belagerung von Luzk habe bis in den Winter gedauert, Menſchen und Thiere ſehr gelitten, und Alles nach Frieden geſeufzt.

Weil aber Alexander, Fürſt der Wallachey, eben damals Podolien und der Orden Dobryn angegriffen, ſo habe Switrigail den Frieden verſchmäht, bis mehrere Niederlagen ſeiner Bundesgenoſſen zu einem Waffenſtillſtande ihn gezwungen, worauf beſchloſſen worden, am 25. Febr. zu Parczow über den endlichen Frieden zu unterhandeln.

So berichten Kojalowicz und Dlugoſſ die Begebenheiten des Jahres 1431. Aber noch vorhandene Urkunden des deutſchen Ordens *) beweiſen, daß Polen zuerſt ein Kriegsheer an den ruſſiſchen Grenzen ſammelte, nachdem es der Königin durch glatte Worte nicht gelungen war, den Orden von ihrem Schwager abzuziehen. Ihr heuchleriſcher Gemahl verſuchte noch einmal ſeinen oft zu argloſen Bruder zu bethoren, ihm ſchreibend, er möge kommen mit geringer Begleitung, ſie wollten die Händel freundlich abthun. Switrigail mißtraute den gleisneriſchen Worten, verſprach zu erſcheinen, beſchloß aber, durch ein zahlreiches Gefolge ſich zu decken. Allein noch vor dem angeſetzten Tage, empfing er ſchon den Abſagebrief der Polen, die zugleich in Rußland einfielen, das Städtlein Hrodlo zerſtorten. (Jagiel's Einladung, wie ſeine Kriegs-Erklärung, ſind noch vorhanden.)

Nun rüttelte ſich der Orden, von Switrigail aufgefodert. Das zu hintertreiben, brachte der Biſchof von Leslau Friedens-Worte, und der König ſelbſt ſchrieb an den Hochmeiſter in ſüßlichem Tone: „er

---

*) Buch C. des geh. Archivs.

wolle mit ganzer Macht gen Litthauen ziehen, bittend, daß Eure Liebe und Freundſchaft ſich dieweile laſſe befohlen ſeyn, unſern höchſten Schatz den wir haben, unſer Weib und Kind, die jungen Herrlein.“ Als aber die glatten Worte nicht in die Ohren der Ritter drangen, berannte er Luzk, noch immer hoffend, des Ordens Feindſchaft ſey nicht ernſtlich gemeint. Allein der hatte, am Dienſtage vor Johanni, ein förmliches Bündniß mit Switrigail geſchloſſen *), und rückte plötzlich mit Heeres-Macht ins feindliche Land. Dieſe Zwiſchenkunft war es, die den König bewog, einen Waffenſtillſtand zu genehmigen, bey welchem der redliche Switrigail dieſelben Bundesgenoſſen nicht vergaß, die ſchon mehr als Einmal ihn vergeſſen hatten. In Lybicz ſollten zwölf Prälaten und Räthe ſich verſammeln, Jagiel und Switrigail in der Nähe, jener in Partzow, dieſer in Brzeſc, die Unterhandlung leiten.

Der König verſuchte abermals durch oft wiederholte ſüße Einladungen den Bruder ins Garn zu locken, allein vergebens. Switrigail ſchrieb an den Hochmeiſter: „meinen Marſchall Rumpolt hält der König gefangen, will ihn nur auf das Vorwort meiner Unterthanen, der litthauiſchen Herren befreyen, nicht auf das meinige. Wenn er ein ſo kleines uns nicht trauen will, was ſollen wir ihm denn unſeren eigenen Leib glauben und vertrauen **)?“ Und am 7. April

---

*) Es iſt in den Belegen zu Kotzebue's Preußiſcher Geſchichte, III Bd. p. 468. abgedruckt.

**) Geh. Arch.

(Montag nach Lätare) wiederholte er aus Traken *): der Bote, den er wegen Rompold und dem mit gefangenen liefländiſchen Marſchall nach Polen geſandt, ſey unverrichteter Sache zurück gekommen. Der König habe den Brief mit anhängendem Inſiegel nicht angenommen. „So vernehmen wir offenbar aus dem, daß er die brüderliche Liebe zu uns nicht will tragen, als ſich das gebührte. So haben wir ihm nun verſchrieben, ſintemal er die unſrigen nicht will geben, daß dann Er die Seinen uns ſtelle. (Die folglich Switrigail auf Bürgſchaft unbedenklich los gelaſſen hatte.) Das ſchreiben wir Euch des Leidens klagende ſam Jenem (als Einem) der in unſerer Freude ſich ſoll mit uns freuen und im Leiden Mitleidung haben."

Nun vermeynte Jagiel den Orden anzugreifen, vorwendend, dieſer habe den Waffenſtillſtand gebrochen. Doch Switrigail erklärte: wenn dies geſchähe, werde er unverzüglich an Polen Rache üben. Nicht einmal des Königs gleisneriſches Erbieten, ihn „zum Verweſer und Regierer des ganzen Landes Polen zu ernennen," konnte den Redlichen erſchüttern. „Ich werde nicht vom Orden ſcheiden," ſprach er, „wenn du mir auch die ganze Welt verſprächeſt."

Endlich fertigte Jagiel einen Geleitsbrief aus für die zwölf Prälaten und Räthe, die den Frieden unterhandeln ſollten, doch erwähnte er in demſelben weder des Ordens noch der Wallachen, die auch für ſeinen Bruder gefochten hatten. Darum verwarf Switrigail das Geleite und die Räthe giengen auseinander.

---

*) Geh. Arch.

Dieſe Erzählung, die auf einer Seite ſo viel Argliſt, auf der andern ſo viel Treue und Glauben zeigt, iſt auf unverwerfliche Urkunden geſtützt, und manche ſind noch zurück, die der Polen falſche Angaben klärlich beweiſen.

Switrigail, der, wie oben erwähnt, am 7. Januar „noch nicht wußte, was die Polen mit ihren Werbungen meynten,“ konnte auch, weder am 23. Januar noch am 5. Februar, in Podolien ſeyn; denn an dem erſten dieſer Tage unterzeichnete er zu Wilna eine friedliche Vereinbarung mit Großnowogorod*), und am andern (Montag nach Mariä Reinigung) ſchrieb er von Wilna an den Ordens-Marſchall ein Beglaubigungs-Schreiben für „den edlen Smolna, unſern Kämmerer, der da auch unſers Vorfahrers Liephaber (Günſtling) iſt geweſen**);“ eine Urkunde, die zugleich beweiſt, wie milde Switrigail mit ſeines Todfeindes, Witold, nächſten Freunden verfuhr. Auch am 16. März war er noch immer in Litthauen und hatte kein Kriegsvolk in Podolien. Denn an dieſem Tage (Freytag vor Judica) ſchrieb er von Traken an den Ordens-Marſchall Herrn Heynrichholt***): die Polen wären von Kammetz weggeritten, nach Podolien „zu unſerer Stadt Braſlaw, allwo ſie großen Schaden gethan im Lande unſern Leuten, und Jammer und unermeßlich, das ſich nicht ziemt Euch zu ſchreiben.“ Die Leute, die den Jammer an Weibern und Kindern geſehn, hätten ſich nicht enthalten können, ſondern wohl zwanzig nahmhaftige Ritter und Herren von Polen todt geſchlagen.

---

*) Собранiе Государств. Грамотъ и Договоровъ p. 24. Schade daß von dieſer intereſſanten Urkunde ſo wenig mehr zu leſen iſt. Am Schluß derſelben iſt ausbedungen, daß, bey entſtehender Feindſchaft, ein Monat vor wirklichem Ausbruch der Fehde ein Abſagebrief überſandt werden ſolle.

**) Geh. Arch.

***) Geh. Arch.

Alſo war es nicht Switrigail, der Podolien verwüſtete, ſondern die Polen ſelbſt machten der Greuel ſich ſchuldig, die Kojalowicz Jenem andichtet.

Auch am 29ſten April ſaß der Großfürſt ruhig zu Nowogorodek, laut ſeines Schreibens an den Ordens-Marſchall, geſchrieben am Sonntage vor Philippi und Jacobi *). Dieſer Brief iſt in mehr als Einer Hinſicht merkwürdig, beſonders weil er ein helles Licht auf die ihm angeſchuldigte Verbindung mit den Huſſiten wirft. Er habe, heißt es in demſelben, eine ſtattliche Botſchaft an den König, ſeinen Bruder, geſandt, nemlich den Herzog Waſſili, Hewpt zur Witewſko, die Herren Kirſgal, Chodken und Südymunth, die ſeyen nun zurückgekommen. Der König wolle 14 Tage nach Pfingſten einen Tag mit ihm halten, er aber es verſchieben bis Maria Magdalene. Der König drohe ihm und dem Orden mit den Huſſiten, aber die wären nicht im Guten von ihm geſchieden, und gerade die, auf die er am meiſten baue, Procop und Herzog Siegmund (Korybut) hätten, ſammt den älteſten der Huſſiten, ſich gegen Switrigail erboten, deſſen Feinde oder Freunde als die ihrigen zu erkennen. Er aber wolle derhalb den römiſchen König beſchicken, und ohne deſ-

---

*) Geh. Arch.

ſen Zuſtimmung ſich auf nichts einlaſſen: auch dann nur um der Polen Hoffarth etwas zu demüthigen.

So erklären ſich zur Gnüge die böhmiſchen Briefe, die, von Jagiel aufgefangen, dem römiſchen Könige hämiſch zugeſandt wurden, doch auf dieſen keinen Eindruck machten.

Auch am 9ten May befand ſich Switrigail zu Garthen (Grodno, von wo er, in vigilia aſcenſionis, ſchreibt *): er habe von ſeinem Bruder gefodert, daß er ihm die Schlöſſer Kammetz, Smotacz u. a. m. zu Podolien gehörig abtrete, noch vor der Zuſammenkunft (er nennt ſie Parlamenth) an dem beſtimmten Tage, ſo wie der König mündlich und ſchriftlich oft verſprochen habe. (Alſo hatte Switrigail doch ein gutes Recht, auf dieſer Abtretung zu beſtehen.)

Ferner wird von ihm gemeldet; ſein Bote, der ſtrenge Ritter Peter, Hewpt zu Nowogorodek, ſey vom tatariſchen Kaiſer zurückgekommen, und verſichere, daß derſelbe in wahrer Liebe und Freundſchaft mit ihm leben wolle, wie mit ſeinen Vorfahren, und ihm beyſtehen, nicht nur mit ſeiner ganzen Macht, ſondern auch mit ſeinem eignen Leibe, wann und wo das Noth wäre. Darauf habe er ſeine Handfeſte gegeben, gleichwie die vorigen Kaiſer ſich Switrigail's Vorfahren verſchrieben haben, und um dieſe Freundſchaft zu bekräftigen, ſchicke er vier ſeiner höchſten Fürſten, unter ihnen ſeinen frommen Vater. Auch habe der Kaiſer ihm den Grehory Prothaſy, Hewpt zu Mzinſko, nebſt mehreren Gefangenen, zurückgeſandt.

---

*) Geh. Arch.

genommen zu haben; ſchon geſtern, als ich zum Zuge mich rüſtete, ſchon geſtern erkaltete mein Eifer, wankte mein Vorſatz —

Der Pfaff. Erkaltete? wankte? ſeht ihr Ritter, wie geſchäftig der Satan —

Theobald. (lächelnd) Nichts vom Satan, guter Vater.

Der Pfaff. Was ſonſt, edler Ritter! was ſonſt! wodurch könnte —

Theobald. Wodurch? — warum ſoll ich mich ſchämen, es zu geſtehen — durch die Thränen meines Weibes. Meine Adelheid ſchaute mir ſo beklommen ins Auge, ſchlich mir allenthalben ſo wehmüthig nach, holte ſo tiefe Seufzer aus ihrer Bruſt, und als der Bube die Waffen hereintrug, da konnte ſie der Thränen ſich nicht erwehren, und als ich die Rüſtung anſchnallte, da klammerte ſie ihre Arme ſo ängſtlich um meinen Hals —

Der Pfaff. Weibertand, Ritter kennt ihr das noch nicht?

Dieſer Brief iſt ein Beweis von **Switrigail's** Thätigkeit, wie von dem Anſehen in welchem er ſtand.

Auch am 15. Juny hielt er zu **Kauen** Hof und meldete von dort aus dem Hochmeiſter *), daß er am Freytage vor Johanni nach **Kirsmemel** kommen wolle, um ewige Freundſchaft, „ſo Gott will,“ mit ihm zu ſchließen. Und am 22. Juny ſchrieb er aus **Wilna** **), er höre, daß der Hochmeiſter über das Haff gekommen ihn zu beſuchen, und erwarte ihn mit Freuden. Den vorausgegangenen Ordens-Marſchall ſende er die Aelteſten des Rathes entgegen, nemlich die Herren **Oſtik** und **Gedigolt**, Hewpter zur Willd, „die ihn lieplich aufnehmen ſollen.“

Am 25. Juny (nach bereits geſchloſſenem Bündniß berichtet er dem Hochmeiſter, abermals aus **Wilna** (Montag nach Johanni) ***), die Polen zögen von dreyen Enden auf ſeine Häuſer, das Städtlein **Hrodlo** hätten ſie ausgeplündert; die Häupter daſelbſt, nebſt andern reuſſiſchen Leuten, hätten ſich lange mit ihnen herum geſchoſſen, „daraus mögt Ihr wohl merken, wie ſie den Frieden mit uns halten als verſchrieben war.“

Noch enthält dieſes Schreiben ganz beſondere Umſtände, die nicht mehr zu enträthſeln ſeyn mögten. „Als denn Eure Liebe mit uns geredet hat von der Browlyn (Fräulein? wegen von Pommern, wiſſet daß w anders ſprochen ſeyn denn ſie, und können uns nicht vornemen, jedoch gefüget es Gott, wenn wir mit dem römiſchen Könige zuſammen kommen, wollen ſeines Rathes darinnen gebrauchen, ob uns andirs ſolches darwider nicht vurkommt, als wir das auch dem römiſchen König verſchrieben haben, auch vor der Sammlunge unſeren Drove (sic) haben wir in ſeine Hände gelegt, daß ſeine Gnade ſelber den Tag und Stat ſoll verramen, als wir ihm das nun ſchreiben."

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

***) Geh. Arch.

Vielleicht hatte der Hochmeiſter ihm eine Trennung von ſeiner ruſſiſchen Gattin und eine pommerſche Fürſtin zur Gemahlin vorgeſchlagen.

Endlich am 3. July meldet er dem Ober-Marſchall aus Nowogorodek, am Dienſtage Nachts nach Viſitationis Mariä *), ein ſchneller Bote habe ihm Briefe gebracht, daß die Polen mit Büchſen gegen ſeine Grenze ziehen, um ihn anzugreifen. Darum möge der Hochmeiſter flugs die Seinen aufbieten. Zögen die Polen nach Preuſſen, ſo wolle er in ihr Land fallen; zögen ſie nach Litthauen, ſo ſolle der Orden Polen angreifen, auch ſolches dem römiſchen König berichten.

Bis hieher alſo nahm Switrigail weder perſönlich Theil am Kriege, noch hatte er ein Heer im Felde, ſondern Alles beſchränkte ſich auf Streifereyen der Polen. Von ſeiner Zuſammenkunft mit dem Könige war weiter nicht die Rede. Alſo hub Jagiel die Belagerung von Luzk an, als erſt zehn Tage vorher ſein Bruder Kunde von dem feindlichen Einfall erhalten hatte. Nun griff auch er zu den Waffen, entfloh aber nicht aus Luzk, wie vorgegeben wird; denn eben aus dieſem Schloſſe **) und bald nachher aus ſeinem

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch. des C.

Feldlager (am Dienſtage vor Mariä Geburt den 4ten Septbr.)*) ſchreibt er an den Hochmeiſter: er habe mit dem Könige einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen auf Ein Jahr, von Johanni bis wieder zu Johanni. Der König räume Lawczk und ziehe heim. Drum danke er für die empfangene Hülfe, die er dem Orden nie vergeſſen werde; jetzt aber bitte er, die Kriegs-Völker abzurufen.

Später, im Oktober, ſchickte Switrigail aus Morani wichtige, für den römiſchen König beſtimmte, Briefe an den Hochmeiſter, mit der Bitte, ſie durch Boten zu befördern**); ein neuer Beweis, theils von dem Vertrauen, welches er auf den Orden ſetzte, theils von ſeinem ununterbrochenen Einverſtändniß mit Kaiſer Sigismund.

Am 7. November (Mittwoch vor Martini) theilt er aus Ramolz dem Hochmeiſter die Nachricht mit***), daß ſein Bruder ihm geſchrieben, der Orden ſammle ſich ſtark und gehe über die Weichſel, Polen zu beſchädigen. Allein er habe geantwortet: der Orden werde den Frieden nicht brechen, wenn Polen es nicht thäte, und geſchähe das, ſo werde er ſeinen Bundesgenoſſen beyſtehn. Alſo wieder eine Spannung, an der die Ritter nicht unſchuldig ſeyn mogten, wo aber Switrigail ſie ſtandhaft vertrat.

Er benutzte die kurze Ruhe, um den Handel ſeines Landes zu befördern; denn aus dieſem Monat (Novbr.) finden ſich drey Briefe von ihm****), in deren Einem er um Geleit „für die vorſichtigen Hans Tſcheiz und

---

*) Geh. Arch. **) Geh. Arch.

) Geh. Arch. *) Geh. Arch.

Niclas Sachſe, deſſen Schwager, unſer Hofgeſinde" bittet, die in Geſchäften nach Schleſien giengen; in dem andern für Bomann, Bürger von Wilna, der in Handels-Angelegenheiten nach Danzig reiſe. Aus beyden erhellet zugleich, daß er viel und gern der Deutſchen ſich bediente. Das beweiſt auch der dritte, ein Beglaubigungs-Schreiben für Andres Mzus, Marſchall ſeines Hauſes, und Niclas Schellendorfer „aus der Sleſie, Inewonere unſers Landes."

Zwey Schreiben vom 20. und 23. Novbr., jenes aus Wilkomyre (Dienſtag nach St. Eliſabeth), dieſes aus Poniany (Freytag am Tage Clementi) *), lieferten dem Orden neue Merkmale, von Switrigail's dankbarer Treue. Der Hochmeiſter hatte geklagt, daß die Polen an den Grenzen mancherley Unfug verübten; wogegen freylich die Polen einwandten (wie ein Schreiben des Königs aus Krakau vom 21. December, St. Thomas-Tag, beweiſt), es ſey Alles nur quasi repellendo vim geſchehn **). Switrigail meldete nicht nur, daß er deshalb ſogleich ſeinen Schreiber an Jagiel geſandt, ſondern erſuchte auch den Hochmeiſter, ihm einen ſeiner Gebietiger zu ſchicken, „uff unſer lieben Frowen Tag als man Kerze wenht, uff den Tag der zwiſchen uns und den Polen verramt iſt, der da bey allen Teidingen zugegen ſey und rathe." Was die Gefangenen betreffe, ſo vermuthe er, daß Jagiel „ſie uff unſere Hand (Bürgſchaft) geben werde."

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Wahr iſt alſo, was Kojalowicz erzählt, daß in einem Scharmützel bey Luzk vornehme Gefangene den Polen in die Hände gefallen, unter andern des Ordens Landmarſchall aus Liefland. Das Schreiben aus Wilkomyre enthält die Nachricht, daß der ſtrenge Ritter Michel, Switrigail's Marſchall, von dem Könige in Polen ſehr gut empfangen worden. Doch habe dieſer Geſandte in Erfahrung gebracht, daß die Polen, nach Ablauf des Waffenſtillſtandes, zwar mit Litthauen, aber nicht mit dem Orden Frieden halten wollen. Wenn das geſchähe, ſo wolle auch Switrigail brechen, „wenn wir ſammt mit den unſern von Euch nie abtrünnig wollen werden.“ Einen gewiſſen Faſchker (deſſen Character Switrigail durch die Worte bezeichnet: „der aller Zweiunge und Krieges zwiſchen uns und dem Könige Zuträger iſt“), hätten die Polen nach Rom geſandt; der werde ohne Zweifel viele Unwahrheiten dem Pabſte vorbringen, darum ſolle der Hochmeiſter ſeinen Procurator in Rom davon benachrichtigen.

Am 16. Decbr. (Sonntag nach Lucie) ſchrieb der Großherzog *), ſein Schreiben ſey zurückgekommen. Er hatte wegen des gefangenen Landmarſchalls, auch wegen Rompold und Gaſtold, einen Bürgebrief „mit unſers und unſerer Fürſten und Bojaren Ingeſiegel“ nach Polen geſandt, und zur Antwort erhalten, daß ein gewiſſer Manſik, der ſchon unterwegs ſey, ihm über Alles Auskunft geben werde. Was der nun bringe, wolle Switrigall ſogleich durch ſeinen Diener Gabriel berichten. Er vermuthe, daß ſie

---

*) Geh. Arch.

ihn nur vom Orden abziehen wollten. „Aber Ehrwürdiger Herr,“ fügte er hinzu, „habet guten Muth und zweifelt an uns in keinerley Weiſe, wenn keine Werlet (Welt) uns von Euch ſcheiden mag, ſondern wollen Euch getreulich beyſtehen und fruntlichen mit varen, als Ihr uns des erzeigt habt. Hütet nur die Grenzen, daß ſie in der Freden der Falſchheyt und Untreue nicht beweiſen, als uns vor Lautſke beweyſet haben.“

Der letzte Wink erregt die Vermuthung, daß jene Gefangene durch einen treuloſen Ueberfall gemacht werden. Später meldete Switrigail *), die ſeinigen wären losgelaſſen, aber nicht der Landmarſchall von Liefland. Es ſey von keinem Nutzen, daß er ferner auch für dieſen ſich verwende, da ſeine Briefe in Polen gar nicht mehr angenommen würden; der Hochmeiſter möge künftig ſie ſelbſt beſtellen.

Am 17. Decbr. (Montag vor St. Thomas) fertigte Switrigail in Wiſchnowo ein Beglaubigungsſchreiben aus **), „für den tüchtigen Noſtwitz ſeinen lieben Getreuen,“ der nach Böhmen zu Prokop und Korybut zog. Der Orden wird erſucht, ihm zu rathen und zu helfen, auf daß er unverſehrt an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangen mögte.

Endlich, am 31. Decbr. (Montag vor dem neuen Jahre), meldete Switrigail dem Hochmeiſter ***) aus Wilna, daß er, auf deſſen Begehren, „dem wohlgebohrnen und edlen Herrn Friedrich von Be-

---

*) Buch C. p. 328. 336.
**) Geh. Arch.
***) Geh. Arch.

dirſtein, zu ſeinem Hofgeſinde und lieben Getreuen aufgenommen habe," und bat, dem Bruder dieſes Mannes in Preuſſen gleiche Ehre zu erweiſen.

Zu den brieflichen Urkunden dieſes Jahres (1431) die Geſchichte deſſelben erläuternd, gehören noch zwey Schreiben *), das Eine von dem Hochmeiſter an den Ordens-Procurator in Rom, das Andere des letztern Antwort auf die Nachricht, daß der Orden ſich mit Switrigail verbunden; beyde in vieler Rückſicht merkwürdig.

Der Hochmeiſter ſchreibt: er habe ſich vormals hoch beeyfert, zwiſchen dem Könige von Polen und Herzog Witold ſeligen Gedächtniſſes alle Zwietracht abzuthun, und hätte Witold nur noch eine Weile gelebt, ſo würde es auch gelungen ſeyn, Polen, Litthauen und Preuſſen dermaßen zu vereinen, daß die ganze Chriſtenheit dadurch erfreut, und die böhmiſche Ketzerey ausgerottet worden wäre. „Die litthauiſchen Herren, mit Eintracht aller reuſſiſchen Herzogen und Herren, nach dem Verſcheiden des vorbenannten Herzogen Witauds, den irlauchten Fürſten Herrn Boleslaum anders Switrigail, des Königs in Polen rechten Bruder, der ein ſunderlicher Gönner und Freund iſt unſers Ordens, haben erwählt. Unter denſelben zween Herren Gebrüdern es noch nicht ſteht allzufreundlich:" beyde hätten ihm Boten geſandt, beyde ſein Bündniß nachgeſucht. „Wir etlichermaßen in unſerem Gemüth von denſelben Sachen ſeyn bekümmert." Es ſcheine, daß die Polen ſich zum Kriege gegen den Orden bereiten. Sie hätten

---

*) Geh. Arch.

zu Krakau einen Tag gehalten, wohin auch die Ketzer (nemlich in Böhmen) eine „merkliche Botſchaft" geſendet, und „ein gemein Gerücht iſt, daß ſie ſich mit ihnen haben geeynet." An der Grenze gegen Preuſſen haben ſie zwey Hauptleute geſetzt, Herzog Siegmund (Witolds Bruder auf Dobryn und Puchalen zu Bromberg. „Dieſelben zweene gar ſchreckliche und groſe Ketzer ſeyn."

Drey treffliche Botſchaften habe der Orden ausgeſandt, zum römiſchen Könige, nach Litthauen und nach Polen. allein die leztere ſey unverrichteter Sache heimgekehrt, nachdem ſie eine Woche vergebens auf Geleitsbriefe gewartet, was auch ſehr bedenklich ſey. Uebrigens leide Preuſſen auch durch groſes Sterben an Menſchen und Pferden und durch den Zwiſt des Königs von Dänemark mit den Seeſtädten. Zulezt ermahnt er den Procurator, „daß Ihr Euch mit Eure Zerunge, Staten, Pferden und Geſinden etlicher Maßen wollet meßigen, und ſezet Eure Staten alſo, daß es zur alten Gewohnheit vor gehalten in etlicher Maße möge kommen."

Der Procurator hingegen ſchreibe aus Rom vom 11. November: der Hochmeiſter habe ihm aufgetragen, das Bündniß mit Switrigail gegen den Pabſt zu verantworten. Allein ſchon 20 Tage früher ſeyen die Zeitungen aus Polen zu Rom geweſen, und 15 Tage früher Briefe von Jagiel und dem Biſchofe zu Krakau eingetroffen, „mit ſampt der Pfaffheit daſelbſt klagende groß auf unſern Orden was Schande, Schade mit bornen brennen, morden, Frauen und Jungfrauen Beſchempniß und wie Ihr den Freden gebrochen hättet in der Abweſunge des Königs, und wie Ihr Euch mit den Heyden wider die Chriſten habet vereynet.“

Als der Pabſt und die Kardinäle dieſe jämmerliche Klage vernommen, ſeyen ſie dermaßen ergrimmt worden, daß ſie ihn anfangs gar nicht hören wollen. Des Ordens Gönner ſeyen übel zufrieden, auch habe der Pabſt „einen Unwillen an Ew. Gnaden, darum daß ihr ihm, nach Gewohnheit aller chriſtlichen Fürſten, brieflich keinen Gehorſam gethan habt.“ Nun ſey die Sache der Polen zweyen Kardinalen zur Unterſuchung aufgetragen. „Gott gebe daß ſie uns nicht alſo richten, als die Richter vor Zeiten thaten de carceribus. Dieſe Sachen wollen haben eine kluge Verantwortung. Wollte Gott, daß wir die Vorklage hätten gethan.“ Einſtweilen habe er hundert Ducaten geliehen, um ſie dem Advocaten des Ordens zu geben. Ein Kardinal habe ihm insgeheim vertraut, daß der Pabſt einen Legaten an den Hochmeiſter ſenden wolle, ihn zu ermahnen, daß er wider die Ketzer, und nicht wider einen chriſtlichen Fürſten Krieg führe, der ſich noch obendrein erboten, „die Ketzerey in Böhmen zu tilgen, und ſich ſelbſt in des Pabſtes Gehorſam und Beſchirmunge zu übergeben.“

Vermuthlich geſchah es auch auf päbſtliches Verlangen, daß die baſelſche Kirchenverſammlung ein Ermahnungs-Schreiben an den Orden ergehen ließ *).

Endlich muß auch hier noch eines Schreibens gedacht werden, in welchem der Hochmeiſter dem Meiſter von Liefland den mit Switrigail geſchloſſenen Bund

---

*) Martene amplis. collectio T. 8. p. 39.

mittheile *), ihn erinnernd, daß er ſchon vormals die Gründe dazu ihm auseinander geſetzt, wie auch, daß ſolches mit Rath des römiſchen Königes, etlicher Churfürſten und vieler andern Fürſten geſchehen, auch „mit Eurer Aller Gutdünken." Man müſſe daher ſich kräftig rüſten, „ſont Alle unſers Ordens und der Lande Gedeyhen daran ſteht." Nun habe zwar der Ordens-Meiſter ihm Undeutſche zu Hülfe geſandt, wofür er danke; man brauche aber Leute, die ſich mit den Polen und Ketzern im Kriege ſchon verſucht haben, „und ihren Uſſatz wiſſen, auch wohl geharniſcht und beritten ſeyn, ohne die wir nichts geſchaffen mogen." Darum ſolle der Ordens-Meiſter ihm lieber eine Summe Geldes ſchicken, wogegen er die Leute ihm zurückſenden wolle, weil ſonſt vielleicht die Ruſſen ihn ungewarnt überfallen mögten.

Am Ende fügt er noch hinzu: „Sonderlich bitten wir Euch mit ganzem Fleiſſe, ſeyd ja lieber Herr Gebietiger darnach, daß Ihr mit den Ruſſen einen Frieden macht und haltet alſo Ihr längſte moget, damit Ihr uns ſonderlich zu Danke ſeyd."

Es iſt noch übrig, die ruſſiſchen Geſchichtsſchreiber von dieſem Jahre zu Rathe zu ziehen, doch ſie gewähren keine Aufklärung für die Geſchichte Litthauens, obgleich zu jeder Zeit der ruſſiſchen Fürſten ſo viele in jene Händel verwickelt waren. Kaum wird Switrigall's Nahme genannt **).

Nunmehro ſey vergönnt, aus ſämmtlichen Urkun

---

*) Geh. Arch.

**) Стриттер. Истор. Част. III. p. 159. Татищевъ. IV. p. 501.

Theobald. Nein ehrwürdiger Vater, ich kenne meine Adelheid. Zwar aus der Bauerhütte erhob ich ſie zur Gefährtin meines Lebens, aber in ihren Adern fließt ſo edles Blut, als zählte ſie eine Reihe von Helden unter ihren Ahnen; nie hat ein Gedanke, ihres jetzigen Standes unwerth, ihren vorigen Stand mir verrathen. Wie oft hat ſie, wenn Kampf und Fehde ins Feld mich riefen, mit eigenen Händen die Rüſtung mir angelegt, und mit heiterer Mine bis ans Burgthor mich geleitet. Nur geſtern — unbegreifliche Ahndungen hoben ihren Buſen, ihr letzter Abſchiedskuß ſchwamm in Thränen, und mit der Stimme der herzlichſten Wehmuth bat ſie mich der Unglücklichen zu ſchonen, ſo viel meine eigene Sicherheit mir verſtatte.

Der Pfaff. Zu ſchonen? — würklich viele Großmuth. Waren es nicht dieſelben Heiden, die vor acht Jahren bey einer Streiden und Berichten ein Gemälde dieſes Jahres mit wenigen Worten darzuſtellen. Einmüthig erwählten, nach Witold's Tode, die Litthauer und Ruſſen Switrigail'n zum Großfürſten, und beyde Nationen hiengen mit ſolcher Wärme an ihm, daß der Ordens-Meiſter von Liefland den Hochmeiſter erinnern mußte: wenn er Switrigail'n nicht beyſtunde, würden alle Ruſſen gegen ihn ſeyn.

Den Polen war dieſe Wahl zuwider, weil der neue Großfürſt Litthauens Vereinigung mit Polen nicht beſtätigen, ſondern, wie ſein Vorfahrer, ein ſelbſtſtändiger Fürſt ſeyn, und auch Podolien, die Eroberung ſeiner Vorfahren, ihnen nicht überlaſſen wollte. Jagiel hatte ſeinem Bruder mündlich und ſchriftlich dieſe Bedingungen zugeſagt, und die Polen ſelbſt vermutheten, vielleicht nicht ohne Grund, daß er insgeheim, aus Verliebe für ſein Vaterland, Switrigail's Anſprüche begünſtige. Allein er durfte das nicht äuſſern, mußte den neuen Großfürſten, der noch unvorbereitet war, durch das Anerbieten einer freundlichen Zuſammenkunft täuſchen, aber noch vor dem beſtimmten Tage ihn plötzlich überfallen, und, wenn die Verheerung feindlicher Länder ein wahrer Vortheil genannt werden kann, ſo hatten die Polen ihn erfochten. Doch Switrigail, Tücke ahnend, hatte nichts verabſäumt, was einem kräftigen Regenten gebührt; er hatte eilig mit dem Orden und mit dem Chan der Tataren einen feſten Bund geſchloſſen, die Wallachen ſich befreundet, den römiſchen König gewonnen, die Huſſiten den Polen abwendig gemacht; er hatte in Schleſien und Pommern Verbindungen angeknüpft, die Liefländer aufgeboten, der Ruſſen Zuneigung zu erhalten geſtrebt, und in allen dieſen Verhandlungen ſprach er ſeinen redlichen Character ſo deutlich aus, daß keiner ſeiner Bundesgenoſſen jemals an ſeiner Treue zu zweifeln Urſach fand.

Auch die Polen feyerten nicht, ihm entgegen zu arbeiten, aber auf ihre Weiſe. Dem, ſonſt mit Recht, von ihnen gehaßten Orden, ſchmeichelten ſie faſt kriechend; dem Pabſte ſtellten ſie Switrigail's Unterhandlungen mit den Huſſiten in dem gehäſſigſten Lichte dar, nachdem ſie ſelbſt ſchon ſeit Jahren mit dieſen Ketzern innig befreundet geweſen. Nun verſprachen ſie, die Ketzerey zu vertilgen; nun ſchrieen ſie laut, daß man ſogar die Heyden gegen chriſtliche Fürſten bewaffne.

Als aber die Belagerung von Luzk ſich in die Länge zog; als Switrigail an der Spitze eines Heeres ſtand; der Orden, die Tataren, die Wallachen wirklich in Polen einbrachen; da bequemten ſie ſich zu einem Waffenſtillſtande, den ſie ſogar in ewigen Frieden verwandeln zu wollen vorgaben. Im Grunde wollten ſie nur Zeit gewinnen, den Großfürſten einſtweilen durch das Verſprechen bethören, daß er Regent von ganz Polen werden ſolle, damit ſie unterdeſſen ſeinen furchtbarſten Bundesgenoſſen, den Orden in Preuſſen beſiegen, und hernach mit Litthauen nach Belieben ſchalten könnten. Darum wollten ſie des Ordens Räthe von dem Friedens-Congreß entfernen.

Aber Switrigail zerriß das Gewebe dieſer Künſte, indem er alle ihm allein gebotenen Vortheile verſchmähte, und, ſeinem Worte ſtets getreu, erklärte, daß er, ohne den Orden, ſich auf nichts einlaſſen werde.

So ſtanden die Sachen am Schluß des Jahres. Und nun möge wiederum Polens Lobredner, Kojalowicz, nach ſeiner Weiſe fortfahren.

IV. Switrigail verrathen.

Jagiel ſoll wirklich zu Parczow (1432) ſeinen Bruder vergebens erwartet, darob ergrimmt die Geduld verlohren, und Witold's Bruder, Siegmund, Fürſten von Starodub, durch das Verſprechen, ihm das Großherzogthum zu verleihen, gegen Switrigail verhetzt haben. Kaum ſey die Grenze Litthauens von Siegmund berührt worden, als faſt alle litthauiſche Große und ſonſt viel Volkes ſich zu ihm gewandt; denn Switrigail habe ſich durch Grauſamkeit bey Allen verhaßt gemacht, ſonderlich bey den alten litthauiſchen Geſchlechtern, indem er aus Liebe zu ſeiner tweriſchen Gemahlin, blos Moſcowiter und Ruſſen hervorgezogen und zu den wichtigſten Aemtern befördert habe.

Durch angeſponnenen Verrath habe Siegmund ſeinen Vetter in Oſchmyana überfallen, fangen und nach Polen ſchicken wollen. Zwar ſey Switrigail, durch den Woywoden von Troki noch zeitig gewarnt, der Gefahr entronnen, doch faſt allein, ſelbſt mit Zurücklaſſung ſeiner Gemahlin, als ein Flüchtling in Smolensk erſchienen, worauf Kiew und Polozk ihn als ihren Fürſten anerkannt. Siegmund habe nun Litthauen ohne Schwerdtſtreich erobert und ſey, unter ſehr erniedrigenden Bedingungen, von Jagiel zum Großfürſten ernannt worden, wobey man in der Kirche zu Wilna eine päbſtliche Bulle vorgeleſen, durch welche alle Litthauer von ihrem Switrigail'n geleiſteten Eyde entbunden worden. Die Ordens-Geſandten, als Spione gegenwärtig, hätten vergebens die Litthauer mit den Polen zu entzweyen verſucht, ja ſogar den Befehl erhalten, das Land zu verlaſſen.

Indeſſen habe Switrigail die Ruſſen durch Beſtechung gewonnen, und ſey mächtig genug geworden, ſowohl die Polen als den eingedrungenen Nachfolger zu bekriegen. Er ſelbſt, mit einem Heere, ſey nach Litthauen aufgebrochen, indeſſen Theodor, Fürſt von Oſtrog, Podolien ſchnell überwältigt, doch von den Polen am 30. November geſchlagen worden.

Daſſelbe Schickſal habe Switrigail'n betroffen, obgleich er mit einem Heere von nicht weniger als 30000 Mann bey Oſchmyana Stand gehalten. Nicht blos das litthauiſche Rußland, Polozk, Smolensk, Mſtislaw, Sewerien, Kiew und Wolhynien, hätten damals unter ſeinen Fahnen gefochten, ſondern auch Moſcau, Räſan und Twer, unter Anführung Jaroſlaws, eines Bruders des Fürſten Boris von Twer. Dennoch habe Siegmund mit einem an Zahl weit geringern Heere ihn geſchlagen, 10000 Feinde auf das Schlachtfeld geſtreckt, 4000 Gefangene, unter ihnen die Häupter, und Switrigail ſelbſt ſey kümmerlich nach Kiew entronnen, worauf Siegmund gegen die Gefangenen grauſam gewüthet und zu Oſchmyana eine Kirche erbaut habe.

So beſchließt Kojalowicz das Jahr 1432. Nun mögen die Urkunden ſprechen.

Das neue Jahr ſchien friedlich anzuheben, denn am 5. Januar ſchrieb Switrigail von Wilna an den Hochmeiſter *): er habe einen Brief vom Könige empfangen, der Rompold und Gaſtold frey und ledig ihm auf die Hand gegeben. Er hoffe, bald ein gleiches vom Landmarſchall und den übrigen Gefangenen ihm berichten zu können, denn ſein Bote habe ſie frey geſehen und ſie hätten am Chriſttage „mit dem Könige zu

---

*) Geh. Arch.

Tiſch geſeſſen." — Alſo wußte Jagiel durch freundliche Nachgiebigkeit den ſicher zu machen, den er verderben wollte.

Am Donnerſtage nach den heiligen drey Königen (d. 10. Januar) erſuchte Switrigail den Erzbiſchof von Riga *), ein gleiches Bündniß wie der Orden mit ihm abzuſchließen. Auch meldete der Ordensbote, Voigt zu Bratchen, von Trokeyn am Mittwoch vor Fabian Sebaſtian (den 16. Jan.), der Großfürſt habe ihm „vorbracht und in Heimlichkeit geſagt, daß die Biſchöfe zu Riga und Dörpt in der Sigillata nicht mit verſchrieben wären," und wünſche, daß ſolches noch geſchehen möge. Die Boten, die der Hochmeiſter zum Tage (zu der Friedens-Unterhandlung) ſenden wolle, werde Switrigail gütlich aufnehmen und zuvor Alles mit ihnen überlegen; ſo wie er überhaupt dem Orden günſtig ſey.

Die Wahrheit dieſer letzteren Verſicherung bewies noch mehr ein Zettel (cedula inclusa) von Switrigail's eigner Hand, in welchem er die Ankunft ſeiner Gefangenen berichtet, und daß auch ſie erzählen, wie die Polen ſtets darauf ausgiengen, ihn von dem Orden zu trennen, „gelobende uns mancherley große Dinge, nemlichen das ihr ganze Land in Polen, daß wir des Begerer und Verweſer werden ſulden." (Alſo Jagiel's Nachfolger auf dem polniſchen Throne, denn was könnte das Wort Begerer ſonſt bedeuten?) Rompold und Gaſtold hätten geantwortet, ſie wären keine Boten und könnten ſich darauf nicht einlaſſen. „Jo lieber Freund," fuhr der ehrliche Großfürſt fort, „habt Ihr keinen Zweifel an uns, daß wir

---

*) Geh. Arch.

ſollten von Euch geſchieden werden, wenn wäre es möglich, daß man uns gäbe die ganze Welt, wir thäten jo das in keinerley Weiſe, daß wir von Euch abtrünnig wären oder werden ſollten." Indeſſen wolle der König auch die gefangenen Liefländer ihm übergeben, „auf einen gewonlichen Tag zu ſtellen."

Am 8. Februar (Freytag nach Dorotheen) ſchrieb Switrigail aus Wolkewiſcz*), Jagiel habe erklärt, „der Tag ſey aufgenommen vor Lawtzk alleyne mit ezlichen Perſonen aus Polen und mit ezlichen Perſonen von des Herrn Großfürſten wegen zu halten," weiter ſolle aber Niemand dabey gegenwärtig ſeyn. „Er gönne den Herrn des Ordens wohl den Weg, aber in ſeinen Rath ſollen ſie nimmer kommen." Switrigail habe geantwortet, daß in dieſem Falle auch ſeine Bevollmächtigten, ohne das Werk zu beginnen, von dannen ſcheiden würden. Ohnehin habe der Hauptmann in Podolien (deſſen Brief er beygelegt, und der ſich Knycz (Knäs?), Fedor Koribitowitſch (Korybut) nennt), ihn gewarnt, daß die Polen ſich ſtark rüſten in drey Haufen.

Am 17. Februar (Montag vor Cathedra) erwähnt Switrigail in einem Schreiben aus Slonyen, daß der Hochmeiſter ihm geklagt, wie die Polen, während des Waffenſtillſtandes, „einem redlichen ihm lieben Manne ſeinen Hof und alles was darinnen ausgebrannt und ihn genzlich verderbet, wie auch in der Neumark Kaufleute beraubet haben." Switrigail begehrt, der Hochmeiſter ſolle ihm den Schaden aufgeben, ſo wolle er einen Boten an ſeinen Bruder ſenden, und ihn darob zur Rede ſtellen. Ferner dankt er für einen Brief des römiſchen Königs, aus welchem zu erſehen ſey, daß derſelbe eine Geſandtſchaft ſowohl aus Preuſſen als aus Litthauen erwarte. Auch habe Switrigail bereits „mit Rathe unſerer Herren“ eine merkliche „Botſchaft erwählt,“ die ihren Weg durch die Wallachey und Ungarn nehmen ſolle. Zugleich fragt er an, ob es nicht wohl gethan ſey, ihre Sendeboten mit einander ziehen zu laſſen? — Endlich meldet er, die Boten, die der Orden in die Wallachey geſandt, „der ehrſame Hans Reibenitz und der tüchtige Hans Fochs,“ wären geſund bey ihm angelangt und hätten erzählt: „wie daß der Woywode mit allen den Seinen ſie freundlich und redlich aufgenommen, gnediglich verhört, lieblichen und wohl gehandelt, ihnen mancherley Ehrung und Gunſt bezeigende, und ihnen auch, nach Eurem Wünſchen und Begehren, gnediglich Antwort gegeben hat.“

---

*) Geh. Arch.

Tages darauf, am 18. Februar (Montag vor Cathedra *), entließ Switrigail zu Slony den „ehrſamen Heinrich Hole alten Marſchall“ (nemlich des Ordens), „weil er unſer Gelegenheit wohl weiß,“ und dem Hochmeiſter mündlich alles beſſer vortragen, als der Großfürſt es ſchreiben könne. Unterdeſſen wolle er den Schweſterſohn deſſelben, den ehrſamen Heinze, bey ſich behalten, doch ſolle der Hochmeiſter, auf ſein Begehren, ihm den Marſchall wieder ſchicken, „wenn wir uns mit ihm wohl beſprechen mögen und ſeine Sythen (Sitten wohl wiſſen, und von ihm nicht anders wiſſen zu ſagen, wenn daß er unſer beſonders lieber Freund und Bruder iſt, und nach Eurem und unſerm Gute, Ehren und Frommen mit ſeinem Rathe getreu

---

*) Geh. Archiv.

lich bey uns ſteht, das wir ihm vor Eurer Liebe groß-lichen und hoch danken müſſen."

Zwey Berichte des Voigts zu Bratchen *), der ſich damals auch zu Slonyen aufhielt, beſtätigen alle dieſe Nachrichten. Die Herren der Wallachen würden nächſtens Botſchaft an den Orden ſenden, auch wären Reibenitz und Fochs köſtlich dort begabt worden, und, ſobald der Großfürſt ſie beurlaube, würden ſie heim ziehen, weshalb der Hochmeiſter Heu und Haber zwiſchen Ragnithen beſtellen ſolle, „auf daß ſie mit behaltener Habe zu Lande mögen kommen." (Wie anders wurde damals noch regiert, als man den Fürſten eines Landes noch erſuchen durfte, Heu und Haber zu beſtellen.) In dem zweyten Schreiben berichtete der Voigt, angekommene Polen hätten dem Großfürſten vorgeworfen, ſeine Boten (zum Friedenswerke) wären wohl drey Tage zu ſpät gekommen und hätten den Tag verſäumt; worauf Switrigail erwiedert habe: ſeine Räthe wären drey Tage früher angekommen als die des Königs, und dieſer allein ſey Schuld an der Verſäumniß. Der Voigt beſtätigt, daß die Polen den Orden und die Wallachen von der Verhandlung ausſchlieſſen wollen, und daß Switrigail erklärt habe, dann könne gar nichts daraus werden. — Endlich hatten auch die Polen den Orden beſchuldigt, er ſammle ſich ſtark an ihren Grenzen, weshalb ſie Schaden beſorgten und den Großfürſten ermahnten, dem Friedebriefe genug zu thun. Hierauf habe Switrigail geantwortet: „Ihr ſeyd alle gereit (bereit und liegt auch ſtets zu Felde, warum ſollen wir, der Hoch-

---

*) Geh. Archiv.

meiſter und All die unſern auch nicht fertig und gereith uns machen? und mit allen ſulchen ſchlechten Teydingen ſind die Polen geſchieden.“

Auch dieſer Berichterſtatter wiederholt **Switrigail's** Anſuchen, den Schaden aufzugeben, den die Polen während des Beyfriedens im Ordenslande verübt, weil er den Landmarſchall löſen und Gefangene um Gefangene geben wolle.

Noch am 18. März ahnte **Switrigail** nichts von ſeines Bruders angeſponnener Verrätherey; denn an dieſem Tage (Dienſtag nach Reminiſcere), ſchickte er dem Hochmeiſter einen Brief des Königs *), mit der Bemerkung, daß er aus ſolchem wohl erkennen werde, wie der König geſonnen ſey, den Beyfrieden zu halten.

Am 3. April (Donnerſtag vor Lätare) verkündigt **Switrigail** dem Hochmeiſter **): der König habe in einem freundlichen Antwortſchreiben manche Klage des Ordens „beſchweret etlicher Maßen, um des willen ob er uns mögte von Euch in einigerley Weiſe abziehen, das doch nach ſeinem Willen nie geſchehen wird.“ Die (vom Hochmeiſter vorgeſchlagene) Zuſammenkunft nach den Oſterfeyertagen ſey er wohl zufrieden und wolle mit Vollmacht ſenden den „ſtrengen Herrn **Gedigolt**, Woywoden zur **Wille** (Wilna).“ Was ihm der Hochmeiſter von den Polen melde, nemlich daß ſie bey dem Pabſte mancherley Lügen gegen ihn und den Orden vorbrächten, „Ihr moget wohl erkennen, daß ſie thun das von langes her, wenn ſie der Waffen wohl gewohnt ſeyn und ihnen das anhängt.“

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Am 6. April (Sonntag nach Lätare) fertigte Switrigail nicht allein den genannten Gedigolt ab *), ſondern auch den ſtrengen Ritter Boguſch, Sendeboten des großmächtigen Herrn Iliaſch, Woywoden der Wallachey.

Gegen Ende des Aprils (Sonntag infra octavas corporis Christi) meldete er dem Hochmeiſter **), daß die Herzoge von der Moſau ihm geſchrieben, ſie wollten mit ihm und dem Orden in eine ewige Verbindung treten, dazu habe er ihnen, heute über 4 Wochen, einen Tag in Garthēn (Grodno) anberaumt, oder in Gonyandz, wenn jenes ihnen zu entlegen ſey. Der Hochmeiſter möge auch einen Bevollmächtigten ſenden, den Vertrag zu unterzeichnen. „Ew. Ehrwürdigkeit für der wir nicht verbergen wollen, daß die Großfürſten von Odoyow, Gebrüdere, ſeynd nu geſtern zu uns kommen mit mannichfaltigen Gaben, begehrende und ſünderlich bittende, daß wir ihr gnediger Herr und Beſchirmer ſeyn geruhten, bey der Eyde gelobten, uns zu dienen zu ewigen Zeiten." — Bey dieſem Schreiben lag noch ein Zettel, des Inhaltes, der Woywode aus der Wallachey habe gebeten, ihm ſeine Tataren zurückzuſenden, weil er mit ſeinem Bruder und den Beſſarabiern Krieg führe. Zwar, mit dem Erſten habe er ſich nun vertragen, allein die Letztern wären mit 66 Schiffen in ſein Land gefallen, wo er ſie dermaßen empfangen, daß keiner entronnen ſey. Eben ſo hätten die Ungarn beym eiſernen Thor die Türken geſchlagen. „Das ſchreiben wir Euch zu einer ſonderlichen Troſeren den Vater eures Weibes mit ſich in die Gefangenſchaft führten?

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Theobald. So iſt es. Meine Adelheid hat ſeinen Verluſt beweint, ohne drum der Menſchlichkeit zu entſagen. Das unedle Gefühl der Rache iſt ihr fremd.

Sechſte Scene.

Ein Reuter führt den alten Bertram herbey.

Der Reuter. Herr Ritter! hier iſt der Chriſtenſclave, den Miſiwei euch ſendet.

Theobald. Tritt näher! wie lange warſt du in der Gefangenſchaft?

Bertram. Acht Jahr, nein, fünf Jahr nur. Die letztern drey, ſeit ich in Miſiweis Hütte lebte, waren nicht Jahre der Sclaverey.

Theobald. Aus welcher Gegend biſt du? daß ich deinem Herrn dich zurückſende?

ſtunge, indem es von Gottes Gnaden den unſern überall wohl geht."

Am 7. May (gegeben an der Methewoche Stanislai) *) that er dem Hochmeiſter zu wiſſen, daß er am Freytage nach Kowen und von da nach Kirſmemel ziehen, und den Hochmeiſter daſelbſt erwarten werde.

Hier nun wurde das Bündniß nochmals feyerlich erneuert, und es ſind uns noch zwey gleichzeitig geſchriebene Blätter übrig geblieben **), welche die Liſte derer enthalten, die den Vertrag mit unterzeichnet haben. Von Seiten des Ordens alle Comthure, Voigte, Pflegere, Gebietigere, Landrichter, Pannerführer und viele Ritter. Die merkwürdigſten darunter ſind: Heinrich von Plauen, Voigt zu Dirſchau; ein Patzkow (Bazko?), Ritter und Pannerführer des Gebietes Rieſenburg; Hans v. Bayſen, Ritter; und ein Gard Patkuld; ſammt den Städten Culm, Thorn, Elbing, Königsberg, Danzig, Marienburg, Revel, Vellin, Pernau, Wenden und Wöldemer (Wolmar), (Dörpt und Riga befinden ſich nicht darunter, wohl aber ein Swedyr von Reve, Comthur zu Riga), die Alle ihre Siegel mit rechter Wiſſenſchaft dem Briefe haben laſſen anhängen am Donnerſtage St. Sophie der heiligen Jungfrauen Tage (den 13. May).

Auf dem zweyten, ſehr zerriſſenen Blatte (eine Abſchrift oder Entwurf), ſteht die Erklärung der Lithauer und Ruſſen, „daß ſie den, zwiſchen ihrem

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Herrn Großfürſten und dem Orden gemachten Vertrag, in allen Stücken, Punkten und Artikeln, als die in den verſiegelten Hauptbriefen ſeyn ausgedrückt, kreftig, ſtete, feſte und unverſeret, ohne allerley arge Liſt und Gefährde, zu ewigen Zeiten wollen halten,“ worauf die Nahmen folgen, aber freylich von einem deutſchen Schreiber ſo geſchrieben, daß viele derſelben nicht zu enträthſeln ſind: Zuerſt die Nahmen der Fürſten, deren ſechs geweſen: Iwan Wladimirowicz, Andrey Wladimirowicz, Iwan Putata Semenowicz, Waſſili Semenowicz, Hlew Kniderowicz, Jetko Nyeſweczky. Dann folgen die Nahmen der Städte: Wilna, Traſken, Samayten, Kiew, Czernigow, Wladimer, Lauzk, Smolensk, Bransk, Witepsk, Plozk, Mjenska, Nowagrod, Brezlaw, Breſk, Kawen, Drohozyn. Endlich die Nahmen der Mannen, funfzig an der Zahl *).

Am 30. May (Freytag nach Aſcenſionis) ſchrieb aus Grodno Switrigail dem Hochmeiſter **), des Königs Sendeboten, „der Biſchof von der Loye und Lorenz Saramba,“ wären bey ihm geweſen, und in Gegenwart der Ordensbrüder Heinrich Holt und Hans Reibenitz, ſey viel vom ewigen Frieden, von den Geſangenen u. ſ. w., unterhandelt worden, doch zu keinem rechten Ende gekommen. Die Polen hätten ſtets gebeten, einen Tag mit ihrem Herrn zu verramen, und Switrigail, nachgebend, habe den nächſten Michaelistag zu Thorn beſtimmt. Dort möge auch der Hochmeiſter ſich einfinden, „ſintemal das eine Parte iſt,“ und der König möge zu Leſlaw ſeyn oder zu Reczins, ſo ſey zu hoffen daß es beſſer gehen werde.

---

*) Im geh. Archiv befindet ſich auch noch ein alter Zettel, der billig im Anhang unter No. 2. ganz mitgetheilt wird, weil er die Nahmen aller Städte und Gebiete enthält, über welche Switrigail herrſchte. Es ſind deren über achtzig. Der Zettel mag dienen zu beweiſen, wie mächtig er war, und welch' ein großer Theil von Rußland ihm gehorchte. Nur ſchade, daß ſo viele Nahmen, vermuthlich durch eine deutſche Feder, verſtümmelt worden ſind.

**) Geh. Arch.

In welchem Anſehn damals der Großfürſt bey den Ruſſen geſtanden, geht deutlicher als irgendwo aus ſeinem Schreiben vom 7. May (in vigilia Pentecostes) hervor *). Hier meldet er dem Hochmeiſter die auffallende Thatſache, daß Großnowogorod ſeines Bruders Sohn, den Herzog Jury Langwinowicz zum Herrn erkohren, und durch eine bittende Geſandtſchaft ſeine Einwilligung begehrt habe. „Wir gaben ihnen denſelben Herzog aus unſerer Hand zu einem Herrn,“ unter der Bedingung, daß er jederzeit ihm und ſeinen Freunden zu Dienſten ſey. Nun ſey jedoch Großnowogorod in Feindſchaft mit Schweden und Norwegen, und begehre Erlaubniß, dieſer Feinde ſich zu erwehren. Bevor er dieſe ertheile, wünſche er zu wiſſen, ob der Orden mit jenen Ländern in Freundſchaft ſtehe.

Kojalowicz meldet bey dem Jahre 1389, es habe Jagiel ſeinem Bruder, dem Fürſten v. Mſtiſlaw, Simeon Linguen, das Gebiet von Groß-Nowogorod verliehen. Von dieſem Bruder folg-

---

*) Es wird im Anhang unter No. 1. ganz geliefert.

lich, den die Nowogoroder geliebt haben mogten, war der begehrte Fürſt ein Sohn; aber auffallend ſcheint, daß hier nicht blos von ihrem Gebiet die Rede iſt, ſondern daß ſie ſelbſt ihn zu ihrem Herrn heiſchen, und nicht einmal, ohne Switrigail's Einwilligung, ſich ihrer Feinde zu erwehren wagen.

Tages darauf, den 8. Juny (am Pfingſtage), meldet Switrigail aus Grodno dem Hochmeiſter *), daß der erlauchte Furſt, Herzog Wenzeſlaw von Troppau, mit ſeinem Hofgeſinde wieder heim ziehe durch das Ordensland, und bittet ihn zu geleiten, beſonders durch die Neumark, von Schloß zu Schloß. In ſo freundlichen Beziehungen ſtand folglich der Großherzog mit den ſchleſiſchen Furſten, daß ſie ihn beſuchten mit ihrem Hofgeſinde.

Am 16ten Juny (Montag nach Trinitatis) war Switrigail zu Nowogoradek, und antwortete dem Hochmeiſter **), der zu wiſſen begehrt hatte, wo ſeine Boten ihn finden würden, er werde 14 Tage daſelbſt bleiben, dann ſeinen Zug fügen gen Wormy und Wowen, und einen Pryſtabeln (Priſtav) nach Grodno ſenden, um die Boten von ſeinem Aufenthalte zu unterrichten.

Am 20. July (Sonntag vor Maria Magdalene) ſchrieb Switrigail aus Grodno ***), er könne noch nicht glauben, was der Hochmeiſter ihm gemeldet, daß nemlich die Polen den Orden überfallen wollen, und auch die Ketzer an deſſen Grenzen ſtehen. Der König habe ja, durch den Biſchof von der Cove und durch Zaramba, in Gegenwart des Comthurs von Elbing und des Voigts zu Bratchen, entboten, daß er den Beyfrieden halten wolle. Sollte er dennoch wortbrüchig werden, ſo habe Switrigail in allen ſeinen Landen es alſo beſtellt, daß Jedermann ſchlagfertig ſey, auch dem Woywoden der Wallachey aufgetragen, den Polen ſogleich ins Land zu fallen. Indeſſen ſende er eine Abſchrift von dem Briefe, den er deshalb nach Polen geſchrieben, worin er den König auch gebeten, ſeinem Boten zu erlauben, daß er gen Krakau reite, den gefangenen Landmarſchall und die übrigen zu beſuchen: „dem wir durch den ſemlichen unſern Boten etwas Zuzehrunge und von unſerer Hausfrau von den weißen Kleidern, als Hemden, Leilach, Handtücher, Tiſchlaken und ſonſt anderes geſandt haben.“ (Wie menſchenfreundlich!) Wolle der König aber den Ritt nach Krakau nicht vergönnen, ſo ſolle der Bote jene Sachen Niemanden anvertrauen, denn er habe vormals auch dergleichen an Rumpold und Gaſtold durch des Königs Diener geſandt, wovon ſie nie etwas empfangen hätten. (Wie ſchaamlos!)

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

***) Geh. Arch.

Am 22. July (am Feſte Maria Magdalene) ließ Switrigail aus Grodno in lateiniſcher Sprache ein Schreiben an Jagiel ergehn *): er vernehme, daß die Böhmen und Thaboriten ſammt mehreren Polen ſchon die Oder überſchritten, um dem Orden ins Land zu fallen. Der König ſolle ſich erinnern, wie Switrigail im vorigen Jahre die Tataren, die Polen ver-

---

*) Geh. Arch.

wüſtet, ihm zu gefallen mit großen Koſten zurückgezogen; darum ſolle auch Er untergeordneten Perſonen nicht verſtatten, den Beyfrieden zu brechen, quod putem non absque Veſtro conſenſu eſſe; ſonſt werde er ſammt den Wallachen für einen Mann ſtehn. Auch bittet er nochmals, ihm die Gefangenen auf ſeine Bürgſchaft auszuliefern. Wenn er ihm nicht traue, ſo ſeyen die Herzoge von Schleſien erbötig, ſich mit zu verbürgen.

Gegen das Ende des July Monats hatte Switrigail eine mündliche Unterredung mit dem Hochmeiſter, denn am 28. (Montag nach Jacobi), berichtet er demſelben *): „als wir nu geſtern von Euch ſchieden, ſo haben wir den Herzog Pomaſſken unſern Schweſterſohn begleitet, mancherley Rede mit ihm an dem Wege bewegende, alſo do wir uns von ihm ſcheiden wollten, do nahm er uns bey der Hand, und führt ein wenig bey Seite auf einen Plan, und in Gegenwärtigkeit unſers Rathes, deren wir fünf bey uns hatten, und vor ſeine zween älteſten ſprach ſam mit weinenden Augen alſo: „„lieber gnediger Herr, unſer älteſter, ich habe alſo lange geſchwiegen und durfte Euch nicht zuſprechen, daß ich an Euch vernommen habe und an den Euren, wie daß Ihr mir nicht genzlich habet zugetrawen, noch getrawet zu meynen dieſer Zukunft, und vermuthet Euch nichts daß ich in der Sporunge (спорь?) zu Euch kommen wäre.““ Switrigail bejahte das. Da fuhr er fort: „„lieber Herre, glaubet mir genzlich als Eurem Blute, daß ich in rechter Treue und Liebe zu Euch kommen bin und Euch mit Treue zu bewaren vor der Polen Uffſatze.““

---

*) Geh. Arch.

Die Polen hätten auf ihn und ſeinen Bruder Ungunſt geworfen, und er wolle ſich mit ſeinem Bruder beſprechen, „und die Ehre an ſie legen und je eher je lieber ſeinen älteſten Rath mit Vollmacht ſenden, um dem Bündniß zwiſchen Switrigail und dem Orden beyzutreten, „„wenn ich weiß wohl daß wir der Polen Uebermuth und Das .? auf die Länge nicht werden mögen leiden."" Sobald er heim komme, wolle er zum Könige reiten, für Switrigail und den Orden ſprechen und die Antwort melden."

Auch wegen der Brücke über die Weichſel (vermuthlich von den Polen geſchlagen), habe er ſeinen Schweſterſohn erforſcht, dieſer jedoch geſchworen, daß er keine wüßte. Aber Schlöſſer würden auf der Weichſel angelegt, und wenn die würden broken (?) wolle er ſogleich es melden.

Switrigail könne nicht anders merken, als daß er es ehrlich mit ihm und dem Orden meyne. Er ſolle auch mit dem Könige wegen des Tages der Zuſammenkunft ſprechen, wolle man den Orden dabey nicht zulaſſen, ſo ſolle auch nichts daraus werden.

Zuletzt meldet Switrigail noch, daß er den Diener, der den Orden geläſtert, in Eiſen ſchmieden laſſen, und ihn ſeinem Herrn, dem Herzog Vetko zugeſandt, „ihm ernſtlich befehlende, daß er bey unſerer Gnade den Buben alſo ſtrafe, daß ihm die ſeine thörigte Rede und Blattunge ſauer genug werde."

Alſo gewarnt war Switrigail nun, und die Anſtalten der Polen auf der Weichſel verriethen zur Gnüge, was ſie im Schilde führten. So auch Jagiel's Unfreundlichkeit; denn, nach einem Schreiben des Großherzogs aus Worany vom 9. Auguſt

(Montag vor Laurentii)*), hatte ſein Bruder nicht erlaubt, daß Switrigail's Bote den Gefangenen in Krakau die kleinen Geſchenke brächte. Er ſelber wolle ſie ſchicken, hatte er geſagt, der Bote aber dem nicht vertraut, weil (wie hier nochmals wiederholt wird) ſie eben ſo wenig bekommen würden, als vormals Rumpold und Gaſtold.

Ein Schreiben vom 13ten Auguſt aus Traken (Mittwoch vor Aſſumptionis Marie)**), liefert einen neuen Beweis, ſowohl von Switrigail's traulichen Verhältniſſen mit Schleſien, als auch von ſeiner Fürſorge für den Handel. „Wir haben,“ meldet er, „den ehrwürdigen Herrn Conrad, Biſchof zu Breslau, unſern lieben Bruder, von uns abgelaſſen,“ der Hochmeiſter ſolle ihn geleiten bis Cüſtrin, und auch bey dem Herzoge von Stolpe anfragen, „ob ſich der eben benannte Herr von ihm und den Seinen beſorgen oder nicht vorſehen ſolle?“ (Eine naive Anfrage.) Ferner bittet Switrigail, den Einwohnern der Stadt Breslau Geleite durch das Ordens-Land zu geben, „mit ihrer Kaufferſchaft frey und ungehindert, wenn ſie uns viel Lipniſſe bezeigen.“ (Schleſien ſtand folglich damals in engen Handelsverbindungen mit Litthauen, und ſogar ſeine Fürſten, ſeine Biſchöfe, machten freundſchaftliche Beſuche am Hofe des Großfürſten.)

Am 14. Auguſt (am Laurentii-Tage) berichtete der Voigt zu Bratchen aus Lepumsken***), Switrigail habe „ſeinen obriſten Liephaber Andrike“

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

***) Gem. Arch.

nach Polen geſandt, mit dem Auftrage, zu wiederholen, daß nur mit Zuziehung des Ordens, der Wallachen und **Ruſſen** über den Frieden unterhandelt werden könne. Aus der Tatarey ſey Nachricht eingelaufen, daß der Kaiſer „wider ſeinen Feind hat geſtritten, ſo daß er geſiegt hat wider den, er hat ihn gefangen und hat ihn dem Herrn Großfürſten geſandt, und will Sr. Herrlichkeit beyſtehen „mit ganzer Macht, wenn und wo er es begehren wird.“ „Die Pleſkauer, anders benannt die **Obſcawiter**, ſeyen bey dem Großfürſten geweſen, begehrende von ihm einen Hauptmann, und wollen ihm auch getreulich beyſtehn.“

Auch an den König von Ungarn habe **Switrigail** Botſchaft ſenden wollen und den Voigt deshalb um Rath befragt. Allein die verſprochene Botſchaft der Moſcauer ſey noch nicht eingetroffen, „umb deswillen es wohl ſteht zu erkennen, daß ſie mit Taſcherie und Uffſatz umgehn.“

Er hatte wohl Recht, Verrätherey zu ahnen, denn zwiſchen dem 14. und 28. Auguſt geſchah der lange vorbereitete Schlag. Am letzten Tage (Dienſtag nach Bartholomäi) berichtete derſelbe Voigt dem Hochmeiſter *), **Switrigail** ſey „von dem großfürſtlichen Staate entſazt“ und Herzog **Segemund** zu Litthauen und Reuſſen ſey Großfürſt geworden. Vereint mit Herzog **Simon**, Herzog **Alexander**, „denen er mechtiglich hat usgeholfen,“ und mit andern Woywoden und Hauptleuten, als „mit Herrn **Petraſche**, Woywoden zu **Novegrotke**, Herrn Gaſtold und vielen andern Herrn“ habe Segemund zu Opſmanne im Dorfe den Großfürſten Switrigail früh überfallen, ſo daß er kaum mit 14 Pferden davon gekommen. Das ganze Land wolle den Segemund gern aufnehmen, „um viel gebroches willen, den Switrigail in ſich hat gehat, als die Woywoden und Hauptleute denn dem neuen Herrn Segemund eigentlich und muntlich haben erzählt, ſonderlich daß er die Chriſtenheit nicht gemehrt habe, und mehr geſchwecht, auch ſo habe er ſeine Frau nach ihrem eignen Willen laſſen leben und unchriſtlich; er habe ſie nicht zum Chriſtenglauben gehalten. Sie gäbe Seiner Großrechtigkeit vor, daß Ew. Ehrwürdigkeit ihr ein Bild, als St. Jörgen hätte gegeben, damit hätte ſie ihren Spott getrieben.“ Segemund habe die beyden Schlöſſer zu Traken und die Wille (Wilna) inne, indem er den Hauptmann von Traken durch das Verſprechen beſtochen, ihn auch zum Befehlshaber zu Wilna zu machen.

---

*) Geh. Arch.

Alle Verbindungen, die Switrigail mit dem Orden gehabt, wolle auch Siegmund gern eingehen, und „wir können nicht anders erkennen, als, wenn der alte Herr Großfürſte gutwillig zu der Eynung und Verſchreibunge geweſen, dieſer noch gutwilliger iſt,“ wolle auch gern mit dem Hochmeiſter zuſammen kommen, zu Memel oder anderswo. Indeſſen, (troß all der ſchönen Worte) habe er auch eine Botſchaft an den König von Polen geſandt, „was er damit meynt können wir nicht wiſſen. Auch will er uns die (Ordens-Geſandten) nicht ziehen laſſen, er habe denn eine gütliche Antwort von Ew. Gnaden.“

Bertram. Ich bin ein Bauer aus dem Weichbild von Wulfingen, mein Herr iſt Ritter Hugo der Wulfinger.

Theobald. Deſſen Sohn hier vor dir ſteht.

Bertram. So ſeyd ihr Ritter Theobald? Gott grüße euch edler junger Herr!

Theobald. Dein Name?

Bertram. Bertram.

Theobald. (auffahrend) Bertram! — Himmel! — hatteſt du eine Tochter?

Bertram. (erſchrocken) Eine Tochter? — Nein — Ja —

Theobald. Iſt Adelheid dein Kind?

Bertram. (ſehr betroffen) Adelheid? — ja — ſo heißt meine Tochter. — Lebt ſie noch?

Theobald. (drückt ihn in ſeine Arme) Adelheid iſt mein Weib!

Bertram. (laut aufſchreyend) Euer Weib!

Theobald. Mein gutes, mein geliebtes Weib!

Ber-

Am 3. September (am 5. Tage vor Mariä Geburt) ſchrieb Switrigail ſelbſt aus Plozk an den Hochmeiſter *), Herzog Sigismund und Simon Herzog von Olſchan, hätten ihn und ſeinen Hof in der Stadt Oſchman überfallen, doch ſey er mit den tatariſchen Generalen glücklich nach Polozk entkommen, (nicht nach Smolensk entflohen, wie Kojalowicz fälſchlich vorgiebt) und bitte um ſchleunige Hülfe.

Allein der Orden, der die heiligſten Verbindungen zu zerreißen gewohnt war, ſobald ſein Eigennutz es heiſchte, wendete ſich ſchnell zu der aufgehenden Sonne. Ein Diener, Hans Balg, unter geringem Vorwand abgefertigt, berichtete ſchon am 8ten Septbr. aus Troki **), er ſey am Dienſtage vor Egidii (am 26. Auguſt) bey dem neuen Großfürſten angekommen (alſo wenig Tage nach jenem Ueberfall in Oſchmyana). Siegmund habe ſich verwundert, gute Worte von ihm zu hören, indeſſen die Liefländer in Litthauen ſengten und brennten, ihm auch einen ſpöttiſchen Abſagebrief zugeſandt hätten. Wie das geſchehen könne ohne des Hochmeiſters Willen und Erlaubniß? Der Orden möge ſich erklären, ob er Frieden halten wolle? Hans Balg bejahte das. „Du ſagſt nur was ich gern höre," meynte Siegmund, „auf daß ich dich nicht hier feſt halte, aber ich werde dir thun, wie die Liefländer meinen Boten gethan haben, von welchen ich nicht weiß, ob ſie lebendig oder todt ſind.“ Hans Balg ergab ſich darein und ſtellte ſich beherzt, „ſundern Gott weiß wohl was ich gedachte, ich were lieber daheme geweſen.“ Indeſſen baten die Räthe für ihn.

---

*) Geh. Arch.

**) Belege zu Kotzebue's Preußiſcher Geſchichte, Band III. p. 488., wo dieſer Bericht vollſtändig abgedruckt iſt.

Ferner meldet er, es ſey den Liefländern nicht zum Beſten in Samayten ergangen, mehrere derſelben ſeyen gefangen worden, Einen habe er ſelbſt noch an ein Pferd gebunden geſehn, aber nicht mit ihm reden dürfen. Der Großherzog ſey ſehr erbittert gegen die Liefländer und wolle ſich an ihnen rächen; doch die Kaufleute mögten ungehindert hin und her ziehen. Mit dem Orden in Preuſſen wolle er Frieden halten, wenn der ihn nicht ſelbſt bräche; aber von Switrigail nichts wiſſen, und mehrere vornehme Litthauer hätten ihm (dem Boten) geſagt: „wir willen Alle er (eher) in unſerm Blute vertrinken.“ Siegmund gebe den Leuten, die väterliches Erbe beſitzen, Handfeſten nach Magdeburgiſchem Rechte, wie auch allen denen, die ſein Bruder (Witold) vormals belehnt habe; „domethe machet er die Luthe willig und ſie ſprechen: ſich (ſieh) wy lip hot uns unſer Herre, das tate Switrigalle nicht, vor den wille wir ſterben.“

Nun ſandte der Orden einen ſchlauen Unterhändler, den Comthur von Mewe, Ludwig Lanze, der aus Troki am 26. Septbr. (Freytag vor Michaelis) an den Meiſter in Liefland ſchrieb *): Siegmund habe ſich erboten, das Bündniß mit dem Orden zu halten wie Switrigail es verbrieft, darum ſolle jener Meiſter nicht darauf achten, wenn der alte Großfürſt ihn etwa beſchicke.

---

*) Geh. Arch.

Allein der Ordens-Meiſter in Liefland, den allerdings **Switrigail**, durch den Ruſſiſchen Herzog von Pleßkow, **Waſſili Jwanowicz**, zu ſeinem Beyſtande aufgefodert hatte, äuſſerte andere Anſichten. Am 7. Oktober (Dienſtag nach Franciſci) ſchrieb er aus Wenden an den Hochmeiſter *): „ſulden wir nu unſir Hulffe dem Herzog **Switrigail** ganz entzihen unde abe ſagen, das wolde uns ſere vorkart (verkehrt) und zu keyner Treue noch Wiſſenheit gerechnet werden. Zunderlichen von unſirm allergnedigſten Herrn dem Romiſſchen Konighe, der en Orſprongh und Anbegynn unſir Vorcynunge und Vorſchreibunge iſt geweſen, und och dergleichen von andern Herrn und Fürſten. — Wurde Herzog **Segmundt** die obirhant behalten, ſo weren die Lande mit dem Königriche zu Polen ganz ens, was denne unſerm Orden davon entſteen und kommen mochte, das mag Euer Gnade betrachten, wir konnen irkennen nicht gut. — Und wurden **Switrigail's** Sachen zu beſten irfolgen, was ungelymp und verdriſſes unſerm Orden von ihm entſteen und kommen mochte, mag Euer Gnade och betrachten, zumalen da die Ruſſen und Tataren es mit ihm halten wollen.“

Am 15. Oktober (ſeria quinta beati Brunonis) ſchrieb **Switrigail** ſelbſt in lateiniſcher Sprache an den Hochmeiſter **): als er in Boriſſow angelangt, ſey Herzog **Wladimir** mit vielen Bojaren aus Litthauen zu ihm gekommen, erzählend, daß bey ſeiner Annäherung, das Caſtrum Ojrusko ſeinen Getreuen ſich ergeben, auch viele andere Schlöſſer, wobey ſeines Feindes, Herzog Jwan Wladimirs Gemahlin ihm in die Hände gefallen, Regine Polonie Germana cum pueris et Thilanko capti, ad nos sunt adducti, quod vobis in consolationem nunciamus specialem. Auch aus der Wallachey ſey ihm Zeitung gekommen, der Woywode habe die Polen geſchlagen und rücke vor in deren Land. Lituani inter se sunt discordes, der Palatinus Trocensis decollatus. Fraudulentus dux Sigismundus ſey auch in Nöthen et nullus Polonorum sibi in subsiduum venit ut auditur.

---

*) Belege zu Kotzebue's Preuſſiſcher Geſchichte Band III. p. 485., wo dieſes Schreiben ganz abgedruckt iſt.

**) Geh. Arch.

Früher ſchon, am 3. Oktober (Sonntag nach Dionysii) ſchrieb der Comthur von Oſterrode aus Soldau an den Hochmeiſter *): ihm ſey kund worden, daß die Polen ſich mit den Litthauern vereinen wollen, daß der König ſelbſt nach Litthauen kommen werde, „und ſie damit umgehn, daß ſie Herzog Switrigallen die Reuſſiſchen Lande einräumen wollen, auf daß ſie ihn deſto bequemlicher von der Herrſchaft bringen und damit ſtillen; denn ohne Zweifel merken ſie einigerley Hülfe und Macht die er hat.“ Der König „mit ſeiner Betrüglichkeit“ werde ihm wohl weiß machen, daß das Geſchehene ihm leid ſey, und daß er darum brüderlich ihm die Reuſſiſchen Lande übergeben wolle, „daß er drüber herrſche, auf daß er ſo ganz nicht unter werde gedrückt.“ Wenn aber Switrigail einwillige, meynt der Comthur, ſo werde ſolches deſſen „gründliche Verderbniß“ ſeyn. Ver-

---

*) Geh. Arch.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08026/073

muthlich würden die Polen auch den Orden beſchwatzen wollen, aber, nach ihrer Weiſe, nicht Wort halten. Der Hochmeiſter möge nur alle Chroniken leſen, ſo würde er nirgend finden, daß die Polen „Wahrheit hätten gehalten.“ Drum ſolle er lieber den Großfürſten insgeheim warnen und tröſten. Noch habe Switrigail die Ruſſiſchen Lande inne, „Lutzke halt ſich noch feſte, ſunder (aber) Ruſſiſch Briſzke haben ſie ihm abgewonnen,“ mit Hülfe von 300 polniſchen Pferden. Auch werbe Polen um Freundſchaft in Dännemark, Stettin, Stolpe u. ſ. w., um dem Orden die Straßen zu verlegen.

Am 7. Novbr. (Freytag nach aller Heiligen) berichtet der Meiſter in Liefland aus Wenden *), er habe 80 Gewappnete, mit den Heerleuten zuſammen bey 300 Pferde, Switrigail'n zu Hülfe geſandt, die in 14 Tagen zu Roſſitten eintreffen und von dagen Pleſcow ziehen ſollten; denn länger habe man mit der Hülfe nicht zögern können, da ſogar Einer von Switrigail's Boten, auf deſſen ausdrücklichen Befehl, ſein Gewerbe knieend angebracht habe. Von Segemund ſeyen Briefe von vier Verräthern aufgefangen worden, deren Schreiber er ins Gefängniß geworfen.

Alſo kehrten die Liefländer ſich keinesweges an des Hochmeiſters Verbot.

Am 10. Novbr. (am St. Martins-Abend) berichtet Hans Balg aus Braunsberg **): Euer armer Knecht, Euer kleinſter Diener, hat erfahren, daß Switrigail „mit mechtiger Heerfarth nur noch 14 Meilen von der Wiße (Wilna) ſtehe, und geſonnen ſey davor zu ziehen, und hat die Wilner und Trakener an ihren Eyd mahnen laſſen.“ Dieſe hätten alle ihre Güter auf die Häuſer (feſten Schlöſſer) flüchten müſſen, „und das ganze Land ſchrent über die Polen,“ und die Gemeinen ſagen: „als ſie ſich ergeben haben, da haben ſie nicht gewuſt, daß Switrigail noch lebe, und viele Leute laſſen Weib und Kinder ſitzen und reiten zu Switrigail, und die Mähre ging alſo, daß ihm der tatariſche Kayſer hat geſandt 19000 Schurſchen (?) zu Hülfe.“

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Herzog Michel ſey auf der Wille; dieſes Hauß und Traken wären allein bemannt. In Kauen werde ſtark gebaut und jeder Bürger müſſe ein Klet (Kleete, Vorrathshaus), im dortigen Schloſſe bauen, alſo daß ſie in dem Lande hoch betrübet ſeyn.“

Am 13. December (St. Lucientage) theilte der Gebietiger zu Liefland dem Hochmeiſter wichtige Nachrichten mit *), und zugleich eine deutſche Ueberſetzung von einem ruſſiſchen Briefe, den er von Switrigail empfangen. In dieſem dankt der Großfürſt für die geſandte Hülfe und erſucht den Meiſter, wenn derſelbe, wie er verſprochen, ſelbſt kommen werde, ihm eine große Büchſe mitzubringen, die Koſten wolle er tragen. Dann meldet er ihm: er ſey, auf Bitten der ruſſiſchen und litthauiſchen Herren und Bojaren, in ſein väterliches Erbe nach Litthauen gezogen; wo viele Schlöſſer und Höfe ſich freywillig ihm ergeben. Uebrigens möge man den mündlichen Berichten ſeines „ge-

---

*) Geh. Arch.

treuen Kammerjungen Juſchka" glauben, als ob er ſelbſt ſpräche. Gegeben zu Woſchemne den 30. November. Dem zufolge meldete nun der Meiſter von Liefland: der Kaiſer der Tatarey habe ſeinen Schwager mit 20000 Mann Switrigail'n zu Hülfe geſandt, dazu 50000 Wallachen und den Hauptmann von Kyarn mit 10000. Die ſollten vereint die Polen ſchlagen. Der Großfürſt ſelbſt ſey aus dem Hofe Woſchemne ausgezogen, ſtehe 7 Meilen von Wilna, und den Comthuren von Aſcherade und Dünaborgh, die mit ihren Haufen bis Pleſkow gekommen wären, habe er entboten zu ihm zu ſtoßen, und von dem letztern ſey bereits der Bericht eingelaufen, daß die Beſatzung von Kauen, bey Switrigail's Erſcheinen in der Gegend, ſich freywillig ergeben habe.

Des Großfürſten Gemahlin habe einen jungen Sohn geboren. (Alſo war ſie nicht gefangen.) Auf dem Schloſſe, wo ſie liege, wolle Switrigail ſeinen Schwager mit 10000 Mann laſſen, „uff daß dor Nymand uff noch abe komme, und och kein Bindeth (?) an der Geburt geſchehen möge."

Herzog Segemund ſolle den Herzog Gaſtok nach Polen um Hülfe geſandt haben; ob dieſer kommen werde, wiſſe man noch nicht. Indeſſen habe er, der Gebietiger, alle den Seinen anſagen laſſen, ſich bereit zu halten, und am nächſten Sonntag auf der Düna zu ihm zu ſtoßen, um den Zug nach Litthauen anzutreten.

Allerdings iſt zu vermuthen, daß Switrigail's getreuer Kammerjunge Juſchka, um die Ritter anzuſpornen, die Macht ſeines Herrn, die Hülfe der Tataren u. ſ. w., mag übertrieben haben: doch ſeines Zweckes hatte er nicht verfehlt. Denn bey dem erſten Anſcheine, daß Switrigail doch wohl obſiegen könne, hatte der Orden, während er dem neuen Großfürſten die alten Verträge zuſagte, heimlich ſeinen klugen Ludwig Lanze an Switrigail geſandt, von deſſen Hoflager, Weirwiſchke, er am Thomas-Tage den 21. December ſchrieb *): Switrigail wolle auf Frauenberg Lichtmeſſen, oder acht Tage früher, nach Litthauen ziehen, mit Liefländern, Ruſſen und Tataren, daſſelbe werde das Heer aus der Wallachey mit ſeiner ganzen Macht thun. Hätte jedoch der Hochmeiſter nicht ihn, den Ludwig Lanze, geſchickt, ſo würden die Sachen nun anders ſtehen und ſich wohl bis künftigen Sommer verzogen haben, vielleicht auch gar nichts daraus geworden ſeyn, wenn jene Herren nicht Ernſt bey dem Orden geſehn hätten. Nun aber wären die Ruſſen dem Großfürſten wieder zugethan, darum ſolle der Hochmeiſter ihm nicht verdenken, daß er ſich habe halten laſſen, denn wäre er nicht zugegen, „Gott weiß, es würde ganz anders ausſehen.“

Ob hier der Comthur ſeinen Dienſten nicht einen zu hohen Werth beylegte, mag unentſchieden bleiben. Allerdings mogte die Verſicherung, daß der Orden ſeinen redlichen Bundes-Genoſſen im Unglück nicht verlaſſen werde, auf Switrigail's Anhänger wirken. Ob dieſe Verſicherung ſich auch bethätigen würde, hieng bey dem Orden, der immer nur dem Glücklichen Wort hielt, einzig vom Erfolge ab. Schon das bloße Verſprechen, dem Bunde treu zu bleiben, mußte Switrigail erkaufen, denn des Comthurs Schreiben ſchließt mit der Anzeige: der Großfürſt habe dem

---

*) Geh. Arch.

Orden Polangen wieder gegeben zu bauen, mit einer Grenze von drey Meilen.

Daß ſolches auf ausdrückliches Verlangen des Ordens geſchah, beweiſen zwey ſpätere Schreiben deſſelben Lanze, vom 26. Decbr. (am Tage Stephani *), das eine an den Hochmeiſter, das andere an den Ordens-Marſchall gerichtet, beyde enthalten dieſelbe Nachricht; in dem letztern wird ausdrücklich erwähnt, daß er den Auftrag gehabt um die Abtretung von Polangen zu bitten, „es zu bauen und zu beſitzen," was denn auch bewilligt ſey, „nebſt drey Meilen in die Wildniß bis an die Grenzen." Darum ſolle nun der Hochmeiſter eilen, „daß er Polangen mit Macht einnehme, baue und befeſtige," damit ſowohl er als der Großfürſt ungehindert vom Strande fortkommen mögten; und die Boten ſicher giengen. Dieſen, in damaliger Lage der Dinge ſehr ſcheinbaren Grund, hatte man dem Großfürſten vorgeſpiegelt.

In beyden Briefen berichtet Lanze ferner: es ſey am Chriſtabend ein Bote vom Herzog Betko aus der Podolie gekommen, mit der Nachricht, daß derſelbe, mit Hülfe der Wallachen und Tataren, die Polen beſiegt, deren wohl 12000 erſchlagen, worunter bey 400 rittermäßigen Leuten. Dieſe Nachricht beſtätige ſich von allen Seiten, „alſo ſo erkennt der Großfürſt wohl, daß er deſto bequemlicher habe zu thun."

Indeſſen wurde um dieſe Zeit bey Oſchmyana eine Schlacht geliefert, in welcher beyde Theile ſich den Sieg zuſchrieben **). Siegmund meldete dem

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch. Buch C. p. 348. 349.

Bertram. Gott! Gott! wie iſt das möglich!

Theobald. Der Tugend und Schönheit iſt alles möglich. Ich fand ſie eines Tages am Brunnen, es war nicht lange nachdem die Heiden dich ihr entführet, ſie weinte, ich frug um die Urſach ihrer Thränen. ich bin eine Waiſe, ſagte ſie, meine Mutter verlor ich, da ich noch nicht lallen konnte, und den Vater haben mir die Wenden vor wenig Tagen entriſſen. Ihre Worte, ihre Thränen giengen mir ans Herz, ich gieng und kam wieder, ich ſah ſie oft und nimmer genug. Mein Ohm erkieſte ein edles Fräulein mir zum Gemahl, umſonſt, ich lag in ſanften Liebesbanden, mein Herz lachte des Geſchwätzes von Reichthum und Ahnen, ich führte Adelheid zum Traualtar. Ich danke dir Gott! noch nie habe ich meine Wahl einen Augenblick bereut. Komm Alter, du ſollſt Zeuge unſers Glücks ſeyn, du ſollſt Enkel ſehen —

Hochmeiſter vom Schlachtfelde: Switrigail habe eine vollſtändige Niederlage erlitten, ſey nur im Schutz der Nacht entronnen. Dieſer hingegen verſicherte, er habe nicht zwanzig guter Leute verlohren, der Feind möge prahlen wie er wolle; gegen Einen gebliebenen Ruſſen zähle man ſechs Litthauer. Indeſſen fügte er doch eine wehmüthige Bitte um Beyſtand hinzu, in der er, um ſie noch beweglicher zu machen, den Hochmeiſter ſeinen lieben Vater nannte.

Die ruſſiſchen Geſchichtſchreiber geben auch in dieſem Jahre keine Kunde von den wichtigen, ihr Vaterland ſo nahe berührenden Begebenheiten in Litthauen.

Aus ſämmtlichen Urkunden geht hervor, den partheyiſchen Kojalowicz faſt in jeder Zeile widerlegend: daß einzig und allein Polens Hartnäckigkeit, den Orden von den Friedens-Unterhandlungen auszuſchließen, und Switrigail's unerſchütterliche, ſeinem Bundes-Genoſſen bewieſene Treue, den Congreß hinderten, und daß ſogar jenes verführeriſche Anerbieten, die Herrſchaft über Polen und einſt die Krone dieſes Reiches ihm zuzuwenden, den edlen Großfürſten nicht wankend machte; daß eben ſo treu, wie er am Orden, die Ruſſen an ihm gehalten, auch die Lieſländer, Tataren und Wallachen ihn nicht verlaſſen haben. Aus allen ſeinen Handlungen und Briefen ergiebt ſich, daß ſeine Seele den Argwohn verſchmähte, und immer noch von den Polen glaubte, daß ſie wenigſtens mit ihm es redlich meynten. So war es leicht, den verrätheriſchen Ueberfall zu vollbringen. Er floh, doch ſeine Gemahlin ließ er nicht zurück. Auch waren die Litthauer nur überraſcht, kei nesweges ſeiner Herrſchaft müde; denn was auch Segemund that um ſie zu gewinnen, ſie eilten haufenweis unter ſeine Fahnen, ſobald ſie wußten, daß er noch lebe; ſie hatten ihn todt geglaubt.

Die päbſtliche Bulle, die, in der Kirche zu Wilna verleſen, die Unterthanen ihres Eydes entbunden haben ſoll, kennt nur Kojalowicz, ſie iſt nirgend zu finden, ihrer wird ſonſt nirgend erwähnt. Wo ſollte ſie auch ſo ſchnell herkommen?

Der Hauptvorwurf, der ihm gemacht wird, iſt ſeine Vorliebe für die Ruſſen, und daß er dieſen die wichtigſten Aemter anvertraut. Wenn ſie ihm die meiſte Treue bewieſen, ſo wäre er darum nicht zu tadeln. Freylich war er ein litthauiſcher Fürſt, aber durch ſeine Mutter ein Ruſſe, und die reuſſiſchen Länder, über die er herrſchte, waren bey Weiten beträchtlicher, als ſein litthauiſches Erbe. Es mag auch wohl ſeyn, daß die ruſſiſche Fürſtin, ſeine geliebte Gattin, ihren Einfluß bisweilen mißbraucht. Indeſſen geht aus den Urkunden keinesweges hervor, daß er in ſeinen Geſchäften beſonders der Ruſſen ſich bedient habe. Rompold und Gaſtold, für deren Befreyung er ſich ſo herzlich verwandte, und deren Einer dennoch zum Verräther an ihm wurde, waren Litthauer. Heinrich Hole war ein Deutſcher. Der Woywode zu Wilna, Gedigolt, war ein Litthauer, ſo auch der Commandant von Troki. Sein Günſtling Andrike ſcheint kein Ruſſe geweſen zu ſeyn. Witolds Günſtling, den er nicht verſtoßen, war auch ein Litthauer, und ſo kommt in allen Urkunden, außer ſeinem Kammerjungen Juſchka, kein ruſſiſcher Nahme vor, wie doch wahrſcheinlich zu erwarten wäre, wenn er ſeine wichtigſten Geſchäfte blos Ruſſen übertragen hätte. Wenn ſeine griechiſche Gemahlin ihn gegen den katholiſchen Glauben etwas lau gemacht hatte, ſo ließ er wenigſtens in keiner öffentlichen Verhandlung es merken, und ſandte ſogar einen Gevollmächtigten, den Ordens-Prieſter Pfaffendorff, an das Concilium zu Baſel*. Aber auf Vereinigung der griechiſchen und katholiſchen Kirche dachte er ernſtlich, wie in der Folge wird bewieſen werden.

Eine lächerliche Behauptung iſt es, daß Switrigail die Ruſſen durch Beſtechung gewonnen habe. Seine Regierung über Litthauen war ſo kurz, und durch die Begebenheiten derſelben ſo koſtſpielig, daß er unmöglich einen Schatz geſammelt haben konnte. Sein Schatz war allein die Liebe der Ruſſen; nur durch dieſe, nur durch ungeſchwächten Muth im Unglück, und raſtloſe Thätigkeit, wenn gleich Alles verlohren ſchien, wurde es ihm möglich in wenigen Monden ein Heer zu ſtellen, mit dem er ſeinem Gegner die Spitze biethen konnte, und hätte der Orden, wie es ſeine Pflicht war, ihn kräftig unterſtützt, ſo würde Segemund die Verrätherey theuer gebüßt haben. Switrigail gewann die Schlacht bey Oſchmyana nicht, allein er wurde, wie die Berichte, und noch mehr die Folge beweiſen, auch nicht geſchlagen.

V. Switrigail's fernere Anſtrengungen.

Kojalowicz ſelbſt geſteht, derſelbe Mann, den, wenige Zeilen vorher, ſeine Feder vernichtet, habe während des Winters 1433, ein neues und weit größeres Heer in Rußland geworben, denn nun wären alle Verwandte und Freunde der, in der Schlacht, von Segemund Gefangenen und aus Nachgier des Lebens beraubten, zu Switrigail getreten, auch habe Segemund ſich durch Geiz verhaßt gemacht, und polniſche Hülfe ſey ihm ausgeblieben.

---

*) Geh. Archiv enthält auf Pergament mit wohlerhaltenem Inſiegel Switrigail's Original-Vollmacht, ausgeſtellt in caſtro noſtro Wetebsky am Sonntag Lätare 1433.

(Der Vorwurf des Geizes kann dem neuen Großfürſten, nach oben gelieferten Berichten, ſchwerlich gemacht werden, wenigſtens war er freygebig mit Handfeſten und Belehnungen. Hülfe aus Polen wurde ihm allerdings, indem die polniſchen Waffen, mit denen der Huſſiten vereint, den deutſchen Orden ſchwächten, der ſonſt ihm läſtig und gefährlich werden konnte.)

Switrigail ſoll mit drey Heeren den Feldzug eröffnet, er ſelbſt Litthauen verwüſtet, ſeine Feldherren, Kerybut, Oſtrog und Roß, Podolien und Wolhynien ohne Schwerdtſtreich eingenommen, Siegmund, den Litthauern mißtrauend, nicht gewagt haben, perſönlich im Felde aufzutreten. Sein Feldherr habe eine Schlacht verlohren, worauf er ſelbſt mit Weib und Sohn und wenigen Getreuen, in dicke Wälder ſich verſtecken müſſen, während der wüthende Switrigail Wilna, Troki, Gredno, Lida, Merez und alle Dörfer der ganzen Gegend verbrannt habe. Dann ſey er nach Witepsk gezogen, habe unterwegs den Fürſten Michael Iwanowicz erſäufen laſſen, und, nachdem ſich Witepsk ergeben, den Fürſten Simon v. Olſcha oder Holſa (denſelben der den Ueberfall in Oſchmyana leitete) von einem hohen Berge in die Düna geſtürzt, auch einen Schwärmer, Geraſim, den Flammen übergeben, weil er ſich einen ruſſiſchen

Pabſt genannt und römiſche Chriſten zur griechiſchen Kirche bekehrt habe. (Das widerſpräche ja geradezu dem Vorwurfe der Lauigkeit in Religions-Sachen.)

Switrigail habe nun in Rußland eine Herrſchaft ſich gegründet (die längſt gegründet war) und ſeine Feldherren wären bis in Poleſien eingedrungen, hätten ſchon **Brezk** belagert, es faſt durch Hunger bezwungen, bis die maſoviſchen Fürſten ſie genöthigt, die Belagerung aufzuheben.

Viele Tataren, von **Switrigail** theuer gemiethet, hätten ihn verlaſſen und verflucht, ſobald ſie vernommen, er ſey ein Rebell, und auf dem Rückzuge wäre von ihnen **Kiew** und **Czernigow** geplündert worden. Doch erſt im Herbſt habe **Siegmund** aus den Wäldern ſich hervor gewagt, **Switrigail's** Gebiet verwüſtet und **Mſtislaw** erobert.

Das iſt alles, was **Kojalowicz** von dem Jahre 1433 zu erzählen weiß. Wie unbefriedigend es ſey, ſpringt in die Augen. **Switrigail**, der blos um den Beſitz von Litthauen kämpfte, ſoll, nachdem er ſeinen Feind geſchlagen und in die Wälder gejagt, nachdem er das ganze Land und deſſen Hauptſtädte eingenommen, ſich die Zeit damit vertrieben haben, ſie zu verbrennen, und dann heim zu ziehen, ſeinem vertriebenen Nebenbuhler das Feld freywillig räumend!

Hier können abermals nur die Urkunden Licht in dieſe Dämmerung bringen.

Die erſte iſt ein Schreiben des Obermarſchalls an den Hochmeiſter vom 1. Januar 1433 (am Tage circumciſionis *), aus welchem erhellt, daß der Hochmeiſter über mehrere Herren des Ordens Beſchwerde geführt, weil ſie mit Siegmund unterhandelt hatten. Denn alſo verantwortet ſich der Obermarſchall: „als Ew. Gnade berührt von Wochſen, deme wir als von ihm ſelbſt haben mitgegeben zu werben und mit Herzog Segesmunde zu reden. Gnediger lieber-Herr Hochmeiſter, was wir mit ſammt dem von Brandenburg geſucht haben, und obirwegen, das iſt alles um des beſten willen geſchehn und erkannt uff die Zeit. Aber die Geſpenſter verwandeln ſich von Tage zu Tage, als Ihr uns denn ſchreibt, wer kann alſo gerathen eigentlich in die Sachen. Auch wird Herr Reibnitz Ew. Gnaden wohl erzählen, wie's eine Geſtalt hat mit Herzog Switrigail und den Seinen.“

---

*) Geh. Arch.

Dieſes Schreiben iſt dunkel, aber es ſcheint doch zu beweiſen, daß nicht allein der Hochmeiſter, ſondern auch ſeine Gebietiger, in ſteter Unentſchloſſenheit ſchwankten, daß aber Jener damals mehr zu Switrigail'n ſich neigte.

Am 6. Januar (am Tage Epiphanie) ſandte Ludwig Lanze aus Withwiſk *) die deutſche Ueberſetzung eines tatariſchen kaiſerlichen Schreibens, die jedoch, wahrſcheinlich aus Unkunde des Ueberſetzers, faſt unverſtändlich iſt. Nur ſo viel läßt ſich errathen, daß der Kaiſer Machmet dem Großfürſten ſelbſt zu Hülfe kommen, oder doch viele ſeiner Herren und Freunde ſenden wolle. Er möge nur riſch ſagen was er bedürfe, ſo werde Machmet bereit ſeyn mit ganzer Macht „uffzuſitzen uff die Pferde.“ Auch habe er den Herzog Michel von Kywen (Kiew?) zu ſich entboten.

Derſelbe ſchreibt am 11. Februar (Mittwoch vor Valentini) aus Luke[illegible] **) klagend, daß der Hoch

---

*) Geh. Arch. **) Geh. Arch.

meiſter ſeine Meynung geändert. Er, der Comthur, ſey doch von Elbing abgefertigt worden in Gegenwart der Prälaten, Gebietiger und des ganzen Landes, mit dem Auftrage, Switrigail'n zu verſichern, daß der Hochmeiſter getreulich bey ihm halten wolle, ſo wie er es verſchrieben und beſchworen. Das und nicht mehr habe er ausgerichtet, worauf der Großfürſt, und auch der Meiſter in Liefland, ſich verlaſſen und dazu geſchickt haben. Der tatariſche Kaiſer ſende fünf Alaen (?) ſeinem nächſten Freunde mit 10000 Bogen, mit welchen Switrigail noch dieſen Winter einen Zug nach Litthauen unternehmen wolle. Nun laſſe ihn der Hochmeiſter durch Herrn Reibenitz wiſſen, er ſolle den Großfürſten verlaſſen, „daß er jedoch mit keinerley Redlichkeit und Ehre bisher thun mogte.“ In acht oder zehn Tagen wolle er gehorchen, doch ſchien es ihm viel beſſer, noch einige Zeit zu verharren. Segemund wolle in keinen Vergleich ſich einlaſſen, ſondern habe Switrigail's Friedensboten fahen und erſäufen laſſen. Dennoch habe dieſer Segemunds Boten gütlich wiederum entlaſſen; „als ſie aber heim kamen, ließ Segemund ſie auf den Straßen ſchleifen und erſäufen.“

Andere Boten, die Switrigail an den König von Polen geſandt, habe dieſer an Segemund ausgeliefert, der ſie köpfen laſſen. Schließlich wiederholt er noch einmal den Rath, bey Switrigail'n auszuharren.

(Ein wichtiger Bericht, indem er theils die erbärmliche Unzuverläſſigkeit des Hochmeiſters, theils den großen Unterſchied zwiſchen Switrigail's und Segemunds Charakter beweiſt.)

Am 12. Februar (am Donnerſtag vor St. Scolaſtiken) ſchrieb der Obermarſchall aus Königsberg [*], die Samayten ſagen aus, daß, wenn der Orden oder Switrigail nichts (etwas) dazu thun wolle, ſie das ganze Land ohne groſſe Arbeit und Mühe einnehmen würden. Es bedürfe dazu keines Heeres, man ſolle ihnen nur heimlich einige Paniere von Switrigail ſchicken, ſo wollen ſie den Kämmerer und Alle, die es mit Segemund halten, fangen und ausliefern. Das übrige zu leſen, macht ein groſſes, vom Zahn der Zeit eingefreſſenes Loch unmöglich. Vom Schnee iſt die Rede, der jetzt einen Zug hindere. Zuletzt werden die Kämmerer genannt: Sawdikke zu Kalthyneiten, Thule zu Kalthyneiken, Goß Eybithenſke zu Medwyken, Charebe zu Roſſyenn, und Kneppe zu Mygynythen.

Alſo hieng ſo ſehr der gröſſere Theil der Schamayten an Switrigail, daß ſie ſich vermaßen, auch ohne bewaffnete Hülfe, das ganze Land aufs neue ihm zu unterwerfen.

Indeſſen heuchelte Jagiel eine Friedens-Neigung, denn es findet ſich ein Schreiben in lateiniſcher Sprache, des polniſchen Oberfeldherrn, Caſtellan von Krakau, Nicolaus de Michalow, der am 22. Februar (am Sonntage vor Matthie) [**] den Hochmeiſter um Geleit erſucht für einen Friedensboten des Königs, Strenuum Nicolaum (hier iſt ein Loch in der Urkunde) Awjzwſky, cubicularem suum, der erſt zu Segemund und von dieſem zu Switrigailn reiſen ſolle, eine treuga zu unterhandeln, auf welche hoffentlich pax perpetua folgen werde.

---

[*] Geh. Arch.

[**] Geh. Arch.

Am 23ſten Februar (Mittwoch nach Faſtnacht) ſandte der Ordens=Meiſter aus Liefland einen Bericht von ſeinem Kriegszuge [*]). Er habe mehrere Ortſchaften verbrannt und verheert, auch wohl 3000 Gefangene, jung und alt, mit ſich geführt, ſey eilf Nächte in Feindes Land geweſen. Als aber Switrigail ihn wiſſen laſſen, er habe ſein Volk noch nicht ganz beyſammen, habe der Ordens=Meiſter ſich zurückgezogen. Switrigail erwarte 12000 Tatarn, den Hauptmann von der Podolie, die Moſcowiter und den Herzog von Otvern (Twer), „ohne die andern Ruſſen und ſeine Macht die er bey ſich hat.“

Am 23ſten April (am Tage Georgi) ſchreibt der Comthur von Oſterrode aus Ylau [**]): wahrhaftige Zeitung ſey ihm gekommen von Herrn John Swynchen, daß Switrigail Luzk mit allen Zubehörungen wieder inne habe; Herzog Roſſik habe es ihm geräumt, weil Switrigail ihm Alles vergeben, und dieſer Roſſik und Herzog Wetko ſollten ſeine Heergrafen (Heerführer) ſeyn. Faſt wäre auch Briſke mit dem ganzen Lande ihm wieder zugefallen. Auch ziehe das Volk aus Litthauen über die Maſſen wieder zu ihm, worüber die Polen ſehr erſchrocken ſeyen, und Segemund von Sinnen gekommen, und man beſorge, daß die Polen „ihn werden laſſen über ein Bein fallen.“

---

[*]) Geh. Arch. [**]) Geh. Arch.

Die Böhmen hätten ſich untereinander veruneinigt und geſchlagen, ſo daß die Weiſen die Taborer niedergelegt.

Jagiel habe an Herzog Symke geſchrieben, ihm werde keine Hülfe von den Böhmen. Auch habe er einen Hort Tataren und einen Bru[illegible] aus der Wallachey gefangen, und „mit ſuſſen W[illegible]n zu ihm gezogen; darum ſo wäre es wohl Herrn Joans Rath, daß Ew. Gnaden ſchreibe Herzog Switrigail'n und ihn daran warnet, daß er dieſelbigen, ob er mogte, zu ihm zöge und nähme; wenn nun die auch den Polen entzogen würden, ſo fühlen ſie von buwſſen (auſſen) keine Beyſteuer oder Hülfe. Auch ſo ſolle der König geſprochen haben zu ſeinen Obriſten: Ich habe Euch gebeten und auch geboten, daß Ihr keinen Zugriff ſolltet thun, und das habt Ihr derüber nicht gelaſſen, und wollet kriegen ohne meinen Willen, nun kann ich Euch fort mehr nicht helfen, noch Rath ſchaffen."

Die Herren von der Maſau hätten ſich entzweyt, weil Herzog Symke den Herzog Wladimir nicht mit zum Hochmeiſter genommen, „und waren ſo herrlich mit Worten zuſammen kommen, und hätten die Räthe (nicht) gethan, ſie mogten ſich untereinander geärgert haben." Nun wollten ſie das Land theilen, ſo daß Herzog Wladimir das Land dieſſeits der Weichſel nehmen, und ſich in des Ordens Beſchirmung geben wolle. Auch ſey zu der alten und jungen Herzogin geſchickt worden, „daß ſie ſich binnen kurzem wollen zuſammen fügen."

Der Comthur zu Straßburg habe gefangen Herrn Joſiſch von der Stregen, einen Keyer, den ſolle

Bertram. (immer erſchrocken) **Enkel!**

Theobald. Zween ſüße Knaben, wenn die Vaterliebe mich nicht blendet. Aber was zitterſt du? warum ſchweift dein Blick ſo irre umher? Hat das Joch der Sclaverey dein Herz für jede Freude ſtumpf gemacht? oder wie? wähnſt du, du werdeſt minder Vater für mich ſeyn, weil das blinde Schickſal deinen Eidam zum Ritter und dich zum Bauer machte? fürchte nichts! du biſt der Vater meines Weibes, ich werde dich ehren, meine Kinder werden dich ehren, der Reſt deiner Tage ſoll in ungetrübter Ruhe dahinfließen —

Bertram. Ich danke euch Ritter, vergönnet mir nur noch eine Frage.

Theobald. Nenne mich Sohn.

Bertram. Iſt euer Vater aus dem gelobten Lande zurück?

Theobald. Ach nein! — warum miſcheſt du Wermuth in meinen Becher der Freude? ſeit 20 Jahren hört ich nichts von ihm.

man nicht allzu hart halten, „wenn er woll mogte nutze werden.“ Auch meyne Herr Jon, „da ſich die Dinge von Gottes Gnaden nun alſo fügen,“ ſo ſolle der Hochmeiſter die Polen angreifen, „weil es nun die beſte Zeit ſey, und daß man fortan keinen Frieden mit ihnen mache, da ſie genzlich machtlos wären.“

Am Freytag vor Antoni (vermuthlich im May) ſchreibt der Obermarſchall aus Königsberg*), der Comthur von Memel habe von loſen Leuten vernommen, daß die Samayten ſich gar nicht in die Händel zwiſchen Switrigail und Segemund miſchen wollen. Auch ſey keyn Samayte dem letztern zugezogen, als er gegen Switrigail ſeine Heerfahrt angetreten.

Uebrigens iſt aus dieſem Schreiben zu erſehen, daß der Hochmeiſter abermals um Rath gefragt, welche Parthey er ergreifen ſolle. Der Marſchall verweiſt ihn an die Prälaten, Gebietiger, Räthe, und andere von den Landen, die ihr nutze dazu werdet erkennen.“

Am 25. May (am Tage nach Dominica) meldet der Comthur von Osterrode aus Soldau**). Das Gerücht, daß die Herzöge Roſſke und Betko ſammt den Wallachen ſich mit den Polen ſollten vereint haben, ſey erlogen. Ein Paar geiſtliche Perſonen, ſeine Spione, hätten berichtet, daß die Brücke bey Nacht durchbohrt und durchlöchert worden, ſo daß ſie unbrauchbar ſey, „und hoffe, der ein ſolches gethan hat, von Ew. Gnaden und dem Orden ein Liephaber geweſt iſt.“ Der Geiſtliche wolle auf die Cove kommen gen Leſlau, doch zuvor erſpähen, „wie es ſteht im Lande zu Dobryn, ob auch Volk da iſt, und ob ſich Jemand über die Weichſel will ſetzen und auch was ſie vorhaben zu thun.“ Der Geiſtliche meyne, man ſolle das Land zu Dobryn einnehmen je eher je beſſer, beyde zu Lande und zu Waſſer. Wollten die Polen hier oder bey Ploczk eine Brücke über die Weichſel ſchlagen, die ſollten die Schiffkinder zerſtören, unbekümmert wenn vom Hauſe zu Plozk auf ſie geſchoſſen würde, „wenn es iſt alſo beſtellt uff dem Hawſe, daß man alſo wird ſchießen, daß es ihnen nicht wird ſchaden.“

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Switrigail und Segemund ſollen beyde ſtark zu Felde liegen, und einander geſchrieben haben, daß ſie um St. Bartholomäi einander ein Treffen liefern wollen.

Am 15. May (Freytag vor Himmelfahrt) berichtet der Ordens-Meiſter aus Liefland *); daß er ſich auf Himmelfahrt mit Switrigail zu Plozk vereinigen werde, um in Litthauen einzufallen.

Am 7. Juny (Sonnabend vor Pfingſten) ſchrieb Switrigail ſelbſt von Kriczow an den Hochmeiſter **), ihm dankend für erhaltene Warnung. Dann meldet er: „der Herzog von der Maſau, Wladislaus, unſer Schweſterſohn, erbeut ſich uns zu Dienſten mit aller ſeiner Macht wider den Verretter-Siegmund von Litthauen, und wider alle unſere Feinde, und daß wir ihm die Güter, die Herzog Witold genommen und entfremdet hat ſeinen Ahnherren, daruff ſie Briefe haben, wieder geben." Switrigail will es thun, wenn Wladislaus mit ihm und dem Orden ſich treulich verbinde, und er (nemlich der Herzog von der Maſau) „meynt die Güter ſelber zu gewinnen an den Sigmund" (nemlich ohne Switrigail's Hülfe.)

---

*) Geh. Archiv.

**) Geh. Archiv. Bey der Jahreszahl iſt ein Loch, ſo daß nur XXX zu leſen iſt, doch gehört das Schreiben wahrſcheinlich in das Jahr 1433.

Ein anderer Herr, Stromylo, der ein Schloß an der maſauiſchen Grenze habe, kriege jetzt mit Sigmund wegen „unbezahlten Soldes, und habe Switrigail'n gebeten, daß er ihm den Zorn vergebe als er bey Sigmunden wider uns geweſt iſt, und erbeut ſich uns mit ſeinem Bruder zu dienen." Dem habe er geantwortet wie ſeinem Neffen. Ein dritter, Rozale, Kammerherr zur Maſau, wolle in Switrigail's Sold treten „auf 200 Spieße, das iſt 600 Pferde, 3 Schock Groſchen auf jeden Spieß den Monat, das bringt 1000 Schock." Er habe das Erbieten angenommen, den Boten jedoch, der alles dieſes verkündet hat, zurück behalten, bis Antwort aus der Maſau eintreffen werde, um zu ſehen, „ob ſie es auch mit rechter Treue meynen."

Am 3. July (Freytag nach der Feyer unſer lieben Frauen Visitationis) hatte Switrigail bereits von Ludwig Lanze vernommen, daß die Polen ſammt den Ketzern den Orden in der Neumark angegriffen, daß aber auch viele Gäſte (Söldner und Kampfluſtige) nach Preuſſen gekommen wären, worüber er dem Hochmeiſter ſeine Freude bezeigte*) und verſprach, „da Segemund ſich mechtig ſammle, ſein höchſtes Vermögen und Fleiß daran zu ſetzen, mit den Lieflandern und den Tataren von der Orda am Sonntage nach Margarethe in Litthauen einzufallen.“

---

*) Geh. Archiv.

Zugleich mit dieſem Schreiben des Großfürſten, traf auch Eines von dem Ordens-Geſandten Ludwig Lanze ein [*]), der ſich eines lieblichen Empfanges von Switrigail rühmte, verſichernd, daß er den Auftrag, den Großfürſten zu bearbeiten, ſich möglichſt angelegen ſeyn laſſe. Dann beſtätigt er die Nachricht, daß um die gemeldete Zeit der Einbruch in Litthauen geſchehn werde. Daß aber die von Groſsnowögorod dem Großfürſten 100000 Schock böhmiſcher Groſchen ſollten gegeben haben, ſey nicht wahr. Wenn er etwas Geld bey Switrigail merken ſollte, ſo werde er den Hochmeiſter nicht vergeſſen. (Alſo hatte Herr Ludwig Lanze unter andern den ſchändlichen Auftrag, einem vertriebenen Fürſten Geld abzuzwacken.)

Herzog Alexander, fuhr er fort, habe die Polen zu Sampur geſchlagen und wohl 500 Pferde erbeutet; Herzog Betko ſey nicht dabey geweſen, habe ſich aber nun, nebſt 4000 Tataren, mit Alexander vereinigt, und ſo wären beyde wieder ausgezogen; was da geſchehn, wiſſe man noch nicht. Die Tataren aus der Orda würden nicht durch Podolien ziehen, ſondern hier in der Nähe zum Herrn kommen und mit ihm gegen Litthauen ziehen; was doch nicht geſchehen wäre, wenn die Liefländer ſich beſſer geſputet hätten.

Am 24. July (am Abend Jacobi Apoſtoli) ſchrieb der Pfleger zu Lochſtedt von Königsberg an den Hochmeiſter [**]): es wären ſechs Ruſſen nach Königsberg gekommen, deren Einer Switrigail's Schreiber, und, ſeit deſſen Vertreibung, bey Segemund gefangen geweſen. Der Hauptmann Manowit von Garthen (Grodno) habe ſie los gebeten und zu ſich genommen. Bey dem wären ſie geweſen, als er mit 1500 Pferden zu Inſterburg einbrechen wollen. Zwey lety Luthe (ledige Leute?) aus Inſterburg hätten die Litthauer gefangen und ſie ausgefragt, wie es an den Grenzen beſtellt wäre? Die hätten klug geantwortet: das ganze Hinterland ſey mechtig auf den Beinen, worauf ſie ſich zurück gezogen, um ſich zu verſtärken. Bey dieſer Gelegenheit wären die Ruſſen entwiſcht, und erzählen: daß Switrigail eine große Macht geſammelt habe, man wiſſe aber nicht, ob er gegen Polen oder Litthauen ſich wenden werde. Er, der Pfleger, ſey geſonnen, ſich auf drey Wochen auszurichten (rüſten) und landwärts zu logen (lugen, ſpioniren). Die Ruſſen werde er dem Hochmeiſter ſchicken, der ſie vertheilen möge nach Gefallen.

---

[*]) Geh. Arch.

[**]) Geh. Arch.

Der Comthur zu Memel berichtet am 25ſten July (am Tage Jacobi) *), daß, der Ausſage dreyer Samayten zufolge, die beſten Barone und Reiſigen aus Samayten zu Herzog Segemund, hingegen der Comthur von Goldingen mit den Curländern gegen Ragnit gezogen ſeyn, wohin die Samayten Weib, Kind und Gut geflüchtet haben; übrigens könne er die Wahrheit dieſer Ausſage nicht verbürgen.

Am 10. September (am Donnerſtage nach der Geburt Mariä) berichtet der Comthur von Ragnit aus Königsberg **): Switrigail ſolle jetzt in Lit-

---

*) Geh. Arch. **) Geh. Arch.

thauen ſtark heeren und brennen, bis auf zwey Meilen von **Kauen**, und habe den Herzog **Michel** gefangen, auch ſonſt viele Leute und Bojaren aus Litthauen, und die noch bey **Segemund** geblieben, ſeyen auch allzumal zu **Switrigail** gezogen, und wollen **Segemund**, der in die Wälder geflohen ſey, nicht mehr beyſtehn. So haben auch die Samayten ihm den Dienſt aufgeſagt, ſeyen heim gezogen und wollen blos ihr Land vertheidigen. Aber auch **Switrigail** habe ſich bis an die Grenze mit den Gefangenen zurückgezogen, wolle dieſe nach Rußland ſchicken und dann wiederkehren. In Litthauen habe er ein Haus gewonnen, Nahmens **Cranwe**, welches er dem Meiſter von Liefland gegeben. Die Polen auf dem Hauſe zu **Kauen** wären alle todt geſchlagen, und ſey da jetzt Niemand. Alles das habe er von drey **Blaſern** (Pfeifern), die von **Traken** gekommen, erfahren.

Aus dieſem Berichte ſcheint es klar zu werden, warum **Switrigail** ſich zurück zog. Er hatte zwar das platte Land erobert, doch nur ein einziges feſtes Schloß (Haus) **Cranwe**, nicht einmal eines der Berühmtern; auch der Gefangenen ſo viele gemacht, daß er, um Gefahr zu vermeiden, ſich ihrer erſt entledigen muſte, ehe er weitere Entwürfe ausführen konnte. Er ſchloß daher einen Waffenſtillſtand mit **Segemund**. Zwang ihn die Nothwendigkeit, ſo zu handeln, ſo muſte er auch erwarten, daß ſein Feind ſchnell aus den Waldern wieder hervorbrechen werde, und ſo geſchah es. Denn am 28. Oktober (am Tage Simonis) ſchrieb der Comthur zu Thorn dem Hochmeiſter *), Segemund wolle den Beyfrieden (Waffenſtillſtand) nicht halten, ſondern ſpreche öffentlich, daß er keines Friedens bedürfe. Ob die Polen ihm das gerathen, wiſſe der Comthur nicht, melde aber, daß der Rath zu Thorn ihm das Begehren der Handwerker vorgetragen, die zu Martini auf den Jahrmarkt nach Plozk ziehen und wiſſen wollen, ob ſolches ohne Gefahr geſchehen könne, auch um ſicheres Geleit und um ein Schreiben an den Fürſten in der Maſau bitten.

Zwey Schreiben Switrigail's, ohne Datum, ſcheinen noch in dieſen Winter zu gehören **). Das Erſte iſt lateiniſch, und nicht allein an den Hochmeiſter, ſondern auch an den Marſchall, den Groß-Comthur, die Comthure, Voigte, Gebietiger und alle Beamte des Ordens gerichtet, und durch ſeinen familiarem, Joskoni mikowio, überſandt. Es enthält blos die Anzeige, daß einige polniſche Magnaten ihm Freundſchaft und Beyſtand zugeſagt, und die Bitte, daß der Orden ihm gleichfalls Rath und Hülfe nicht verſagen möge; übrigens beruft er ſich auf des Boten mündliches Anbringen, dem man, als ihm ſelbſt, vertrauen, und ihn nicht lange aufhalten ſolle.

Das Zweyte iſt geſchrieben aus dem Schloſſe Simczislaw am Sonnabend nach Michaelis, und erzählt: Herzog Jürge Langwendeſon ſey mit 14 guten Leuten aus dem Gefängniſſe entkommen. Segemund ſammle ſich mächtig, führe Büchſen mit ſich und ziehe wider ſein Land gegen Ruſſen. Auch die Polen hätten ſich geſammelt und wollten Kuzk umlegen; ſo falle es ihm ſchwer, ſeinen Feinden auf allen Seiten zu begegnen, und darum bitte er den Hochmeiſter, „als wir hochſte mogen,“ ſie anzugreifen wo er wolle.

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Ferner gehört hieher das Schreiben der Kirchenverſammlung zu Baſel an Switrigail *), ihn väterlich ermahnend, ſich mit Polen zu verſöhnen. Er war zu Allem willig, doch nur gegen Räumung von Litthauen. Dieſen Stein des Anſtoßes konnten die Väter in Baſel nicht auf die Seite wälzen. Auch Switrigail's Bevollmächtigter, Andreas Pfaffendorff, ſchrieb von Baſel an den Hochmeiſter am allerheiligen Abend (31. Oktbr.) **), und meynte, der Orden könne Switrigail nicht aufgeben, „es wäre denn, daß Ihr Euch all Eurer Ehren wollt begeben und meyneidig vor der Welt geheiſſen werden.“

Alle dieſe Ermahnungen der ehrlichen Männer im Orden fruchteten nichts.

Sämmtliche Urkunden beweiſen, daß Switrigail im Jahre 1433 durch Hülfe der Ruſſen und Tataren (von deren Rückzuge und ausgeſprochenem Fluche nirgend etwas erwähnt wird), ſeinem Feinde überlegen war; daß die Litthauer und Samayten ihm haufenweis zuſtrömten; daß die Lieſländer und Wallachen treulich an ihm hielten; daß der Hochmeiſter immerfort eine zweydeutige Rolle ſpielte, und daß die Polen öfſentlich einen Waffenſtillſtand vermittelten, heimlich aber Segemund verhetzten; denn wie hätte er ſonſt wagen mögen, am Ende des Jahres den Beyfrieden zu brechen? er, der den Litthauern nicht trauen, und keiner andern Hülfe als polniſcher gewärtig ſeyn durfte.

---

*) Martene ampliss. collectio T. 8. p. 582.

**) Geh. Archiv. Dieſes Schreiben wird, als in weiterer Hinſicht merkwürdig, im Anhang unter No. 3. ganz geliefert.

Nun erzählt Kojalowicz ferner, unter dem Jahre 1434, Jagiel ſey geſtorben, ſein Sohn Wladislaw ihm gefolgt, der kranke Siegmund nicht auf dem Reichstage erſchienen, doch habe er durch Abgeordnete in ſeinem und ſeiner Stände Nahmen die alten Bünde daſelbſt erneuert; bey welcher Gelegenheit der ruſſiſche und podoliſche Adel dem polniſchen völlig gleich geſetzt und die ruſſiſchen Fürſten von der bisherigen Abgabe an Getrayde, wie von der Verpflichtung auf eigene Koſten im Felde zu dienen, befreyt worden wären. (Aber welche ruſſiſche Fürſten? ſie hielten ja faſt Alle es mit Switrigail? wollte man dadurch vielleicht ſie von ihm abziehen?)

Switrigail habe, von Polozk aus, einen Zug gegen das Broſlawiſche Gebiet unternommen, ſey aber durch häufigen Regen, Sumpfe und angeſchwollene Seen genöthigt worden, abzulaſſen. Die Liefländer wären in Schamayten durch einen Hinterhalt faſt ganz vertilgt worden, und kaum habe der Meiſter Sancius (der nie exiſtirt hat) durch die Flucht ſein Leben gerettet.

Die Podolier hätten Theodor Korybut, den Switrigail verhaften laſſen, mit Gewalt befreyt, und, mit Hülfe der Buczaker, Switrigail's Truppen geſchlagen, worauf Theodor, zu den Polen übergehend, die Schlöſſer Braslaw und Kremmetz ihnen eingeräumt.

Switrigail, nimmer muthlos, habe für das folgende Jahr nicht blos die Ruſſen bewaffnet, ſondern auch durch Sold und Bündniſſe fremde Kriegsvölker ſich zu verſchaffen gewußt: Liefländer, Moſcowiter, kaſaniſche Tataren, Böhmen und Schleſier, wogegen der neue König 8000 Polen nach Litthauen geſandt habe.

Die Urkunden vom Jahre 1434 ſind folgende:

Am 7. April (Mittwoch nach St. Ambroſii) meldet Switrigail dem Hochmeiſter aus Wezma *): er ſey am heiligen Oſterabend an die Grenze des Landes Moſkwa kommen, „in des iſt uns viel lipliche und fröliche Botſchaft worden, daß ſich geſchlagen haben im Felde mit aller ihrer Macht, mit großem Heere und mächtigen Streite Herzog Jürge der Großfürſte zu Moſkwa mit Waſſili, Großfürſten, ſeines Bruders Sohne. Da hat Gott Herzog Jürgen geholfen, daß er ſeinen Feind den Waſſili und alle ſeine Heere niedergelegt und geſchlagen hat, und Häuſer und Dörfer und ganzen Landes ſich unterwunden hat, und die alte Großfürſtinn und Waſſili's Hausfrau und alle andere, die wider ihn geweſt ſeyn, gefangen hat, und Waſſili aus dem Lande getrieben, und Herzog Jürge iſt von langen Zeiten guter und auch gebohrner Freund uns und hat entboten, er wolle uns helfen und ſeinen Sohn zu uns ſenden."

(Ruſſiſche Chroniken ſetzen die Einnahme von Moſkwa auf den 15. April in der Oſterwoche, allein das wäre ſchon deshalb unrichtig, weil Oſtern im Jahr 1434 am 28. März gefeyert wurde. Swi

---

*) Geh. Arch.

Gewiß fiel auch er ein Opfer der Wuth der Ungläubigen, wie ſo mancher andere tapfere Held, der mit ihm ins Morgenland zog. Ich habe tauſend Thränen als Knabe im Schooße meiner Mutter, als Jüngling auf dem Grabe meiner Mutter, und als Mann am Buſen deiner Tochter um ihn geweint. — Laß' uns davon abbrechen. Der Reſt dieſes Tages ſey der Freude heilig. Himmel! welch ein volles Maaß des Entzückens erwartet meine Adelheid! wie ſehr trog ſie ihre bange Ahndung! — Ich eile zum Abzug blaſen zu laſſen. Halte dich fertig Alter, in wenig Minuten brechen wir auf. (ab mit dem Pfaffen.)

Bertram. Allein. Wie iſt mir geſchehen! — Ich Elender! werde ich nur darum unter meine Brüder zurückgeführt, um ein liebendes Paar in endloſen Jammer zu ſtürzen! friſtete nur darum Gott meine Tage, um die härteſte Prüfung, den ſchwerſten Kampf zwiſchen Religion und Menſchenliebe trigail's Bericht vom 7. April hebt vollends allen Zweifel. Die Schlacht muß vor Oſtern geliefert worden ſeyn, und ſo mag allerdings Moſkwa in der Oſterwoche ſeine Thore geöffnet haben. Stritter erwähnt *) eines Bündniſſes zwiſchen dem Großfürſten Georg und dem von Räſan, wodurch erſterer ſich anheiſchig machte, ohne des letztern Zuſtimmung in keine Art von Verbindung mit Switrigail zu treten. Dennoch muß es geſchehen ſeyn, da Switrigail ausdrücklich das Verſprechen ſeines Beyſtandes verkündet, und auch Kojalowicz die Moſcowiter unter Switrigail's Truppen zähle.)

Vier Tage ſpäter, am 11. April (Sonntag vor Tiburcii) ſchrieb Switrigail abermals aus Wezma (Wiäsma) **). Ein Bote vom tatariſchen Kaiſer, Nahmens Tolmacz, „den wir uff das Kayſerthum geſazt haben," ſey nach Wezma gekommen, und berichte, der Kaiſer ſey nun wirklich aufgebrochen, in der Gegend von Kywen Switrigail's Beſtimmung erwartend, wohin er ſich wenden ſolle.

Zwey niedergelegte Zettel begleiten dieſes Schreiben, in dem Einen die von Herzog Betko aus Podolien überſandte Nachricht, daß die Polen in jenes Land eingerückt, eine Stadt, Zwaraſko, geplündert und dann heim gezogen wären Aber Betko habe raſch ſeine Leute geſammelt, ihnen nachgeſetzt bis in die Heymath, ſie Alle gefangen ſammt dem Geraubten und fort geführt. Auf dem Hinwege ſey ihm verrathen worden, daß Frau Skarwken in der Nähe ſey, „deren Mann groſser Landherr iſt im Lande Lewen“ (Liwen). Dieſe Frau ſey erſt kürzlich bey Jagiel geweſen, „deme und auch der Königinne ſie gar heimlich iſt.“ Die habe er auch gefangen ſammt ihrer Schweſter, ihrem Bruder und zwey reichen Landleuten, nachdem er die verfolgenden Polen zurück geſchlagen. Die Frau Skarwken verſichere, daß, zu groſsem Schrecken der Polen, der römiſche König dem von Polen entſagt habe. Den erſtern habe Switrigail auch um ein Schreiben an den Woywoden der Wallachey gebeten, auf daß er ihm und nicht den Polen helfen ſolle.

---

*) III. p. 169.

**) Geh. Arch.

Der zweyte Zettel berichtet: als Switrigail ſchon von W[illegible]zma nach Smolensk fortgezogen, habe er bey Drohobuz (Dorogobuſch), Herzog Andres Stadt, abermals Boten vom tatariſchen Kaiſer angetroffen, die alles ſchon Gemeldete beſtätigten, „und haben uns auch Gift und Gabe gebracht zu Gedächtniß, und dazu ſeine Großfürſten und ganzer Rath haben uns ſunderlich ihre Botſchaft gethan und ſich gegen uns hoch erboten mit ſammt ihrem Herren dem Kayſer, daß ſie uns wollen zu unſerm väterlichen Erbe und Großfürſtenthum helfen, und daß ſie ganz bereit ſeyn und ihre Pferde ſatt ſind, und der Kaiſer danket ihnen ſehr der Fürſten, daß ſie ihn hoch in Würden haben, und er begehrt und bittet uns, daß wir ihnen das ihm zu Ehren und auch ihnen in unſerm Briefe Dankſamkeit ſchreiben wollen.“

(Das letztere iſt dunkel, wenn es nicht auf Switrigail's Ausdruck bezogen wird: den wir uff das Kayſerthum geſazt haben; Er alſo hatte den Tataren einen Kaiſer gegeben.)

Am 25. April (am Tage St. Philippi Jacobi) ſchrieb Switrigail aus Smolensk*): Gute und getreue heimliche Freunde in Polen und Litthauen und auch ſeine Diener an der Grenze haben ihm entboten, daß die Polen auf Pfingſten ſeine Schlöſſer Lawzk und Kremmetz berennen, gewinnen oder aushungern, und dann mit den Litthauern in ſeine Lande ziehen wollen. Sein Marſchall, Herr Remyza, Hauptmann von Brauſke, ſey vom tatariſchen Kaiſer Sedachmet gekommen, und mit ihm deſſelben Kaiſers Großfürſt Bato, wie auch deſſen oberſter Marſchalk. Die ſagen, daß der Kaiſer wohl gerüſtet im Anzug ſey mit allen ſeinen Fürſten, und ſeine Beſtimmung erwarte. Darum habe Switrigail nun, mit Rathe ſeiner Fürſten und Herren, den Ywaſchka Mennywidowicz zu Sedachmet geſandt, daß er ziehen ſolle auf die polniſche Grenze, die Schlöſſer und Häuſer zu bewahren, während Switrigail ſelbſt mit ſeinen Helfern nach Litthauen aufbrechen werde. Der Großfürſt, Herzog Jerige von Moſkwa, habe ſeinen Sohn geſchickt mit großer Macht, und auch der Großfürſt zu Tfer (Twer) und die Fürſten von Odoyow, „welche unſere Vorfahren nie mogten zu Hülfe gehaben. Auch hat uns dieſelben Fürſten von Odoyow und ihre Lande der Kayſer gegeben und verſchrieben aus ſeinen Händen.“ Darum ſolle nun der Orden auch zuſchlagen, auf daß die Polen ihre Macht theilen müßten. „Wenn ſo wir alſo einander helfen werden, als wir uns gelobet und geſchworen haben mit unſern Landen, ſo werden wir mit Gottes Hülfe allen unſern Feinden ſtark genug ſeyn.“

---

*) Geh. Arch.

Ferner meldet Switrigail, die Polen hätten öfter ihm Frieden angeboten, wenn er den Orden laſſen wolle; allein dazu werde er ſich nie verſtehen. Auch der römiſche König habe ihn ermahnt, treulich bey dem Orden zu halten, „das haben wir allezeit gethan und thun es, und fürbaß thun wollen, und unſere Eyde und Gelübde treulich halten unverrückt.“ Daſſelbe hoffe er aber auch vom Hochmeiſter; darum ſende er den edlen Gabriel Zerla, ſeinen heimlichen Schreiber, der das Weitere ihm mündlich ſagen werde.

Der redliche Großfürſt ahnte nicht, daß der Orden ihn bereits verrathen hatte. Noch am 27. Juny (am Sonntage vor Petri Pauli) wiederholte er aus Smolensk *) faſt alle obige Nachrichten, Bitten und Ermahnungen. Leider iſt dieſes Schreiben ſehr zerriſſen und zerfreſſen.

Am 6. Juny (Sonntag nach Bonifacii) meldete der Comthur zu Riga dem Hochmeiſter **): Segemund ſey ausgezogen mit zwey Heeren, auch Switrigail ſtark gerüſtet, die Tataren bey ihm zahlreich. Segemund's Sohn ſoll dem Vater entritten, wohl mit 200 Pferden und 60 Bojaren zu Switrigail'n übergegangen ſeyn. Auch der Polen Haupt, Stromyt, ſey mit Weib und Kindern von Segemund heimlich entwichen.

---

*) Geh. Arch. **) Geh. Arch.

Während Switrigail auf des römiſchen Königs Wort und auf des Ordens Treue baute, hatte dieſer längſt mit ſeinen Feinden ſich verbunden; denn ſchon am 28. Februar ſchrieb Kaiſer Sigismund aus Baſel einen donnernden Brief an den Hochmeiſter *), ihm vorwerfend, daß er in dem Frieden mit Polen des verbündeten Großfürſten nicht gedacht; ihn erinnernd, daß ſeine, des Kaiſers Ehre, dadurch nicht minder angetaſtet ſey; daß Switrigail, auch in größter Bedrängniß, den Orden nie verlaſſen habe; daß der geſchloſſene Friede dem Orden ſelbſt am Ende verderblich ſeyn werde; ihn bedrohend, dem Orden das ganze Land, das er ſo lüderlich verwalte, zu entziehen; ihn ermahnend und ihm befehlend, bey Verluſt aller Würdigkeit, Ehren, Gnaden, Privilegien und Freyheiten, die der Orden vom heiligen römiſchen Reiche habe, alſobald jenen unbilligen und unredlichen Frieden zu brechen und dem Großfürſten mit aller Macht beyzuſtehn.

Auch daran kehrte der Orden ſich nicht. Nur einen ſchwachen Verſuch machte er Ehrenhalber, den Großfürſten Siegmund bittend, daß er ſeinem Vetter wenigſtens „etliche Winkel des Landes einräumen ſolle, davon er ſich enthalten möchte;“ und als das mißlang, ſchloß er unbedenklich einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand, in dem er ausdrücklich verſprach, dem Bündniß mit Switrigail zu entſagen, auch an des Kaiſers oder Pabſtes Mißbilligung ſich nicht zu kehren. (Die Erwähnung des Pabſtes beweiſt abermals, daß deſſen zu Wilna verleſene Bulle ein

---

*) Geh. Archiv. Es wird im Anhange No. 4. ganz geliefert.

Mährchen war, denn wie hätte man ſonſt von dieſer Seite Mißbilligung befürchten können?)

Auch im Orden ſelbſt gab es der Redlichen viele, die des Hochmeiſters Treubruch laut mißbilligten, und es bleibt beſonders merkwürdig, daß der Meiſter von Liefland ihm ſogar den Gehorſam verſagte; denn am 19ten April (Montag nach Jubilate) ſchrieb er aus Wolmar ſehr freymüthig*: er habe mit ſeinen Gebietigern, Rittern und Knechten den Frieden, der in Preuſſen gemacht worden, zwiſchen Polen und dem Orden wohl erwogen, „keinen Nutzen daraus erkannt,“ und daher beſchloſſen, ihn nicht zu halten. 14 Tage nach Pfingſten wolle er gegen Litthauen aufbrechen, um zu hindern, daß man dort nichts gegen Switrigail unternehme.

Schade nur, daß ſein redliches Vorhaben einen ſo üblen Ausgang hatte, denn am 1. September (am Tage Egidii) ſchrieb der Comthur zu Goldingen aus Schrunden an den Comthur zu Memel**), er habe 800 Mann zu Fuß und zu Pferde nach Samayten geſchickt, „und die ſind allzumal, daß Gott erbarms, todt geſchlagen und gefangen und nicht Ein Pferd iſt zurück gekommen und alle unſere Armbrüſte und Harniſche ſind dort geblieben. Nur das Landvolk kommt bey 6 und 7 zurück, aber von den Herren und Dienern keiner.“

So meldet auch der Landmarſchall von Liefland am 18. Oktober (St. Lucas-Tag) aus Riga***), man wiſſe noch nicht genau, wer gefangen oder erſchlagen ſey. „Ein Theil Hofleute, allhier zu Lande geſeſſen, und auch ein Theil Diener und Undeutſche kommen zurück, bey zwey und drey, wie ſie aus den Gefängniſſen brechen, allein vom Orden iſt noch Niemand zurück. Des Meiſters Bruder, Berthold Kirſchkorff, Heinrich Rodenberg und des Marſchalls Schwager ſollen gefangen, Reynold Rutenberg ſoll todt ſeyn.“ Die Litthauer lägen vor Witepsk, und Switrigail ſammle gegen ſie Tataren und Ruſſen. Die Pleskauer habe Segemund aufgefodert ſich ihm zu unterwerfen, allein ſie haben erklärt, „daß ſie Leib und Seele bey Switrigail laſſen wollen,“ begehren jedoch Hülfe, die er ihnen auch zugeſagt.

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

***) Geh. Arch.

Indeſſen ſcheint es faſt, der abgeſchloſſene Waffenſtillſtand ſey ſo heimlich gehalten worden, daß Switrigail nichts davon erfahren (wie auch der Kaiſer in ſeinem Schreiben vermuthet), denn noch am 6ten December (St. Nicolaus-Tag) bat er den Hochmeiſter aus Smolensk, des römiſchen Königs Boten, der bey ihm geweſen, ſicher durch Preuſſen zu geleiten *).

Es mag hier der Ort ſeyn, von ein Paar gleichzeitigen, doch mit keinem Datum verſehenen, beyde in lateiniſcher Sprache abgefaßten Friedens-Entwürfen Erwähnung zu thun **). Der erſte ſetzt im 3ten Artikel feſt; quod illustris princeps Boleslaus alias Swidrigal, magnus dux Lithuanie et Russie, frater carnalis domini regis Polonie, qui natalis est etiam heres magni ducatus Lithuanie (der durch die Baronen und Edlen mit Einwilligung Jagiel's erwählt worden ſey,) subordinatione prefati dni regis spoliatus, juris ordine praetermisso, in pristinum statum et pacificam possessionem herzuſtellen ſey.

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Der andere trägt die Ueberſchrift: „Antwort des römiſchen Königs auf die Anträge, welche Sigismund Roth, Switrigail's Abgeordneter, gemacht hat.“

Erſtens auf den Antrag, ein Bündniß mit ihm und dem Orden zu ſchließen; der Kaiſer ſey das wohl zufrieden.

Zweytens: um Verleihung der Königs-Krone? wogegen Switrigail ſein getreuer Sohn zu ſeyn verſprach. Der Kaiſer bewilligt ſolches, und will ſogar, troz vieler Geſchäfte, ſelbſt kommen und die Krönung vollziehen. Switrigail ſolle nur dem Hochmeiſter ungeſäumt ſchreiben, an welchem Orte es geſchehen ſolle.

Drittens: daß Switrigail geſonnen ſey, ſich mit der Tochter des Woywoden von der Moldau zu vermählen, um ihn dadurch von den Türken und Polen abzuziehn. Auch das billigt der Kaiſer und dankt für das Erbieten, ihm gegen die Türken beyzuſtehn; er werde das nie vergeſſen und bey Gelegenheit brüderlich vergelten. Das Blatt iſt unterzeichnet Caſper ꝛc. (des Kaiſers Kanzler hieß Caſpar Schlick.)

Obgleich beyde Entwürfe beyſammen liegen, ſo ſcheint es doch, der leztere ſey ſchon zwey Jahre früher gemacht. Nur bleibt unbegreiflich, wie Switrigail ſich habe erbieten können, eine andere Gemahlin zu ehlichen, da er doch ſchon längſt mit einer Twerſchen Fürſtentochter vermählt war. Ueberhaupt iſt über das Schickſal ſeiner Gattin viel Dunkelheit verbreitet. Kojalowicz läßt gleich anfangs in Oſchmyana ſie in Gefangenſchaft gerathen, welches irrig ſeyn muß, da ſie bald nachher auf einem von Switrigail's Schlöſſern im Kindbett lag. (Der Sohn, den ſie damals gebahr, muß jedoch geſtorben ſeyn, denn Switrigail gieng kinderlos aus der Welt.) Allein gefangen wurde ſie doch wirklich (wann und wo iſt unbekannt , und, vielleicht als eine koſtbare Geiſel, von Siegmund bewahrt. das iſt zu erſehen aus einer Bulle des Pabſt Eugen an dieſen Großfürſten, aus Florenz vom 13. Novbr.*), worin der Pabſt ihn nicht allein zum Frieden ermahnt, ſondern ihn auch auffodert, Switrigail's Gemahlin Sophie zurück zu geben, die von den Seinigen in einem gewiſſen Schloſſe, zugleich mit dieſem Schloſſe genommen worden ſey, und die er immer noch zurück halte, welches dem Pabſte unmenſchlich ſcheint. Es habe heydniſche Helden gegeben, ſchreibt Eugen, die, wenn ſie Städte eingenommen, die Weiber mit Ehren nach Hauſe geſchickt; um ſo mehr zieme ſolches einem chriſtlichen Fürſten. Weiber müſſen am Kriege keinen Theil nehmen, und, wenn Siegmund Frieden begehre, ſo ſolle er die Fürſtin Sophie, als des Friedens Erſtlinge, ihrem Gemahl zurück ſenden.

Es iſt nirgend zu finden, daß dieſe Ermahnung gewirkt. Da der Pabſt von einem eroberten Schloſſe ſpricht, in welchem Sophie ſich befunden, ſo iſt faſt zu vermuthen, daß jenes wohl verwahrte Schloß, in welchem ſie ihre Niederkunft abwarten ſollte, dennoch, trotz der ſtarken Beſatzung, von Sigmund erobert, vielleicht überrumpelt worden; nur bleibt es ſtets ein Räthſel, daß in keinem Briefe des Großfürſten, in keinem Berichte der Ordens-Beamten, dieſer Begebenheit erwähnt wird.

---

*) Geh. Archiv. Es wird im Anhange No. 5. ganz geliefert.

Es gehören in dieſes Jahr noch drey andere Bullen deſſelben Pabſtes von demſelben Datum*), die nicht minder merkwürdig ſind. Die erſte iſt an Switrigail gerichtet. Eugen, heißt es, habe erfahren, daß Switrigail mit dem ruſſiſchen Metropoliten Geraſim einverſtanden ſey, die griechiſche Kirche mit der römiſchen zu vereinigen, und daß Geraſim ſelbſt deshalb zum heiligen Stuhle wallfahrten wolle, welches ihm, dem Pabſte, ſehr angenehm zu hören geweſen. Wenn Switrigail dieſes Werk zu Stande bringe, ſo werde ſolches allein hinreichen zu beweiſen, daß er ſeinen Völkern von Gott gegeben ſey. Vor allen Dingen müſſe aber der Metropolit ein Provincial-Concilium von ruſſiſchen Geiſtlichen verſammeln und ſich von dieſem zu der Handlung bevollmächtigen laſſen; dann werde er ihn mit großen Freuden und Ehren bey ſich aufnehmen. Uebrigens ermahnt er auch Switrigail'n zum Frieden, gleichwie er Sigmunden ermahnt hatte.

Die zweyte Bulle deſſelben Inhalts iſt an Gerasimus ſelbſt gerichtet. Die dritte an die Biſchöfe von in mein Verhängniß zu weben! — Ein Wort, und ich ſchmettre vier unſchuldige Menſchen in den Staub, jage ſie ins Elend, und bringe den Bannfluch über ihr Haupt. — Nein ich will ſchweigen, will mir die Zunge aus dem Halſe reißen! — Adelheid! meine gute Adelheid! — o warum ließt ihr den alten Bertram nicht hier ſterben! — (man hört in der Ferne einen Trompetenſtoß.) Das Zeichen zum Aufbruch. Doch ehe ich ſcheide, noch eine Thräne am Halſe des edlen Mißivoi; mögte es die letzte ſeyn, die ich hienieden weine. (Er ſchwankt, geſtützt auf ſeinen Stab, über die Ruinen.)

---

*) Geh. Archiv. Sie werden alle drey im Anhange No. 6. 7. 8. ganz geliefert.

Siebente Scene.

Zimmer der Burg Wulfingen.

Der fette Abt des Prämonſtratenſer Kloſters tritt herein, und ſieht ſich um.

Ueberall keine menſchliche Seele. Immer verſchloſſen in ihr Betgemach, immer knieend

Wilna und Camin, enthält den Auftrag, zwiſchen Sigismund und Switrigail Frieden zu ſtiften.

Von demſelben Jahre iſt auch noch ein lateiniſcher ſehr unleſerlicher Entwurf vorhanden von einem Schreiben, in welchem der Hochmeiſter Jon Milesdorf dem Pabſte empfiehlt, weil er in den Geſchäften gebraucht ſey, die Rückkehr der Ruſſen in den Schoos der Kirche betreffend; datirt Marienburg den 22. July.

Durch obige Bullen wird nun nicht allein gänzlich ſowohl der Vorwurf entkräftet, daß Switrigail lau in der Religion geweſen, als auch der, daß er ſich mehr zu dem griechiſchen, als zu dem katholiſchen Glauben hingeneigt habe; er wünſchte vielmehr eine Vereinigung beyder, hatte ſie wirklich mit dem Metropoliten verabredet, und, hätte das Unglück ihn nicht verfolgt, wäre er nicht machtlos geworden, ſo mögte es wohl gelungen ſeyn und der ganze Norden dadurch eine andere Geſtalt gewonnen haben. Die Politik konnte ſchwerlich dieſen ſeinen Wunſch veranlaſſen, denn für ſeine weltlichen Angelegenheiten konnte es nicht vortheilhaft ſeyn, wenn Ruſſen und Polen eines Glaubens waren. Alſo mag es wohl ſeine fromme Ueberzeugung geweſen ſeyn.

Allein wer war Geraſim? — Die ruſſiſchen Chroniken nennen Iſidor; auch reiſte wirklich Iſidor in dieſen Angelegenheiten zum Pabſte, und wir beſitzen noch das Tagebuch ſeiner Reiſe *), die er im September 1436 angetreten. Alſo wäre dieſe Reiſe als eine

---

*) Древняя Россійская Вивліоѳика. Част. VI. p. 27.

Folge jener Bulle zu betrachten. Allein er kam erſt 1441 zurück. Unterdeſſen laſſen ruſſiſche Geſchichtſchreiber *) ihn erſt 1437 aus Conſtantinopel in Moſkwa anlangen, ſpäter ihn zum Pabſte abfertigen, 1438 aber noch die Fürſtin Eupraxia begraben, dann abermals die Reiſe antreten und ſchon in Dorpat Beweiſe ſeiner Vorliebe für den katholiſchen Ritus geben, wovon jedoch das Tagebuch ſeiner Reiſe nichts enthält. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Widerſprüche zu vereinigen. Nur wie Geraſim mit Iſidor verwechſelt worden, iſt zu unterſuchen. Dieſer Geraſim war Metropolit zu Smolensk (woraus ſich auch Switrigail's trauliches Verhältniß zu ihm erklärt), er war ſchon 1434 am 26. May zu Nowogorod beſtimmt worden, Metropolit in Moſkwa zu werden, allein Photius, der Metropolit von ganz Rußland, der zu Kiew ſeinen Sitz hatte, widerſetzte ſich dieſer Ernennung und ſie unterblieb **). Das hatte ohne Zweifel Switrigail nicht vermuthet; er hatte bereits dem Pabſte ſeinen Geraſim als den Mann dargeſtellt, der, vermittelſt ſeiner Würde, die Vereinigung beyder Kirchen bewirken könne, und ſo richtete Eugen ſeine Bulle an ihn. Indeſſen fand Switrigail in Iſidor ein eben ſo willfähriges Werkzeug, und ſo gieng die Sache ihren bekannten Gang.

Vom Jahre 1435 erzählt Kojalowicz: durch Sigmunds Sohn, Michael, einen tapfern Jüngling, habe Switrigail an der Swjonta die blutigſte Niederlage erlitten, in welcher auch der Meiſter von Lieſland mit ſeinen beſten Rittern geblieben wäre. Die Anführer der Böhmen und Schleſier, wie auch die meiſten ruſſiſchen, habe Michael ſeinem Vater als Gefangene zugeſandt, ſeinen Sieg verfolgt, allein die Schlöſſer vor Polozk und Witepsk nicht bezwingen können. Sigmund habe die Gefangenen erſäufen, vergiften und auf allerley Weiſe ermorden laſſen, unter andern auch den Fürſten von Mſtislaw, Jaroslaw Lingum. Da wären der römiſche König und der Hochmeiſter geſchmeidiger geworden, und hätten 1436 Frieden gemacht.

---

*) Татищевъ V. 517. 519. 520. 522.

**) Татищевъ V. 522.

Der letztere that weiter nichts, als was er längſt beſchloſſen und eingefädelt hatte, den Treubruch gegen Switrigail in einem langen Schreiben an den Deutſchmeiſter *), damit entſchuldigend, daß der Großfürſt, alle Warnungen verſchmähend, 1431 den Frieden von Luzk gemacht. Verrätherey ſey gegen ihn angeſponnen worden; „man warnte ihn abermals, er glaubte es nicht, bis ihm der Glaube in die Hände kam. Durch den Frieden von Luzk hat er ſein eignes Unglück geſchmiedet, daraus iſt aller Jammer entſproſſen.“

Von der großen verlohrnen Schlacht an der Swjenta ſind im geheimen Archiv zwar viele Spuren, doch keine umſtändlichen Berichte zu finden. Der Hochmeiſter meldete dem römiſchen Könige, Switrigail ſey, mit ſeines Bruders Sohn, Herzog Jürge von Rußland, entkommen. Die Schlacht muß im Winter geliefert worden ſeyn. Ein lateiniſches Schreiben Switrigail's vom 26. Februar 1435 (Sonnabend

---

*) Geh. Arch. Graiſtrande.

nach Matthäus Evangeliſt) *) beweiſt, daß er ſich in Witepsk geworfen, denn von Vithewsko iſt daſſelbe datirt. Er meldet dem Hochmeiſter ſehr betrübt, daß er, ſammt dem Meiſter von Liefland, durch Gottes Zulaſſung und Uebermacht der Feinde geſchlagen, mehrere getödtet, viele gefangen worden, mahnte an das alte Bündniß, bat um Rath und Hülfe, und daß der Orden den Polen aliqua damna zufügen wolle. Zugleich ſandte er einen Boten an den römiſchen König, um deſſen Beförderung er den Hochmeiſter erſuchte.

Alſo noch immer vertraute er dem Orden, und der Hochmeiſter hatte wohl Recht, ihm vorzurücken: daß ſein Gemüth zu arglos ſey und jede Warnung verſchmähe. Nur ſcheint der Grund ſeines Unglücks weniger in dem Frieden von Luzk zu liegen, als in dem zweydeutigen Schwanken und Zögern des Ordens, als Sigmund den Großfürſten in Oſchmyana überfallen hatte. Wäre der Hochmeiſter damals gleich in Litthauen eingerückt, ſo konnte die Verrätherey, die nur von wenigen angeſponnen war, dem Verräther keine Frucht tragen.

Nur noch Ein Schreiben findet ſich von dieſem Jahre, obwohl ohne Datum. Es iſt von dem Grafen von Temeswar de Rozgon an Switrigail gerichtet **), und meldet ihm, der Kaiſer ſey ihm nach wie vor ergeben und werde Alles für ihn thun.

Am bewunderswürdigſten erſcheint Switrigail im Unglücke, nie den Muth verlierend, immer neue Hülfsmittel in ſeinem Geiſte, ſeiner Thätigkeit, und der Treue ſeiner Ruſſen findend.

---

*) Geh. Arch. **) Geh. Arch.

Kojalowicz irrt ſehr, wenn er vorgiebt, die Schlacht an der Swjenta habe den römiſchen König von Switrigail abwendig gemacht. Dem widerſpricht geradezu ein Schreiben Sigismunds vom 1. Februar 1436. (Die Lune ante festum purificationis virginis gloriose), aufgeſtellt in Alba regali Regnorum nostrorum Anno Hungarie XIX., Romanorum XXVI., Bohemie XVI. et Imperii tertio *), unterzeichnet ad mandatum domini Imperatoris Caspar Slitzk miles cancellarius. Hier meldet der Kaiſer magno duci Litwanie, fratri et consanguineo nostro carissimo, er habe deſſen familiarem Watzlawsko gütig aufgenommen, auch Alles wohl verſtanden, und, ob er gleich mit Schmerzen vernommen, percepto conflictu inter Vestram fraternitatem et adversarios vestros habito, ſo ſey er doch nun wieder erfreut und getröſtet, da dieſer Watzlawsko, der gegenwärtig geweſen, und deſſen Erzählung er völlig traue, ihn berichtet habe, Switrigail's Heer ſey nicht ſo arg beſchädigt worden, als anfangs das Gerücht verbreitet.

Dann ſchreibe er die Schuld ſeines eigenen Zögerns, auf die Hoffnung einer allgemeinen treuga, durch welche die Polen ihn getäuſcht, indem ſie zugleich verſprochen hätten, dem Herzog Siegmund keine Hülfe zu leiſten. Sed speramus in deum omnipotentem ista omnia debite et magnifice ad honorem vestrum et commodum nostro auxilio restaurare. Er werde nun nach Böhmen gehn, quo fiet, quod rebus nostris atque vestris multo melius

---

*) Geh. Arch.

poterimus consulere et sic indubie frater carissime faciemus.

Der König von Polen habe oratorem suum Grotkonem zu ihm geſandt, mutuam convencionem et treugas mit ihm und dem Orden zu ſchließen, sed quia de vestra fraternitate non fiebat mentio refutavimus illam convencionem atque treugas, nolens sine vestra fraternitate aliquid cum polonis inire. Das habe er dem Grotko in Gegenwart der Legaten, des Concilii und der Böhmen erklärt. Auf nächſte Pfingſten ſollen der König von Polen und Herzog Sigmund Bevollmächtigte nach Prag ſenden; daſſelbe erwarte er von Switrigail und dem Orden, et ibi per medium legatorum sacri concilii et consiliorum regni Bohemie speraremus quod omnes discordie inter partes per dei gratiam feliciter tollerentur. Ipsi enim legati super hoc haberent commissionem a sancto concilio et Boemi se ad hoc etiam juxta mandata nostra promptissimos offerebant et hoc in presentia ipsius Grotkonis factum est, quem legati et Boemi similiter ad hoc sunt adhortati. Grotko habe auch ſogleich einen salvum conductum für die Oratores mitgenommen. Es mögten aber die Widerſacher erſcheinen oder nicht, ſo ſollen doch Switrigail und der Orden nicht ausbleiben, um das nöthige zu verhandeln; nemlich wenn die Eintracht nicht zu Stande komme, quo modo et forma nos effectualiter adjuvare et temeritati adversantium obviare poterimus. Sit ergo vestra fraternitas robusta animi et consoletur in domino, et principes, Barones, terras et subditos vestros confortet atque certificet de nostro adjutorio atque auxilio, quo vestram fraternitatem nullatenus deseremus, commodosiusque hoc fieri poterit ex quo omnipotens deus nobis bellicosissimum regnum nostrum Boemie dignatus est restituere.

Nun gehe er nach Buda, von da nach Waradein, und dann ad Cassoviam, um die Grenzen gegen Polen zu disponiren, ut tempore suo, si opus fuerit, ad guerram sint parati, et tamen festinabimus celeriter, ut dietam Sti Georgii cum Boemis non negligamus.

Mündlich werde der Großfürſt mehr erfahren durch die Strenui et fideles ac dilecti familiares Martynko de Baworow und Nicolaus Brzezinka, (für welche am ſelben Tage ein Credenzbrief ausgefertigt worden) *), auch durch Wazlow, Switrigail's eignen Boten.

Alle dieſe Zuſicherungen wiederholte der Kaiſer am 3. Auguſt aus Brünn **), wo er die Nachricht bereits erhalten, daß Switrigail ſich ſeinem Willen in Allem fügen werde. Arrestatio Marescallis vestri, fügt er hinzu, et nunciorum vestrorum in Moldavia, multa nobis dedit impedimenta, quod in preparationibus nostris, non potuimus nec scivimus nos bene regere. Auch ſey Grotko abermals mit Clymko, einem familiaris des Königs, zu ihm gekommen, um Frieden zu unterhandeln, der doch nur in Gemeinſchaft abgeſchloſſen werden ſolle. Geſchähe das nicht, immediate veloces nuncios ad vos mittemus und Switrigail ſolle verſichert ſeyn, quod invasione regni Polonie auxilia nostra praestabimus.

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Daß der Großfürſt ſolchen ernſtlichen und oft wiederholten Verſicherungen eines römiſchen Kaiſers traute, kann ihm wohl nicht verargt werden. Auch iſt noch eine Art von Erklärung vorhanden *), welche beweiſen mag, daß der Kaiſer wenigſtens einen Unterhändler ſandte, **Johann Richard**, kaiſerlichen Notar, der am 29. Februar (ohne Jahrzahl) in Alba regali bezeugte, er ſey an den Hochmeiſter geſchickt, um zu verhindern, daß derſelbe nicht zu **Thorn** cum polonis de et super quatuor articulis ſich vereinbaren möge. Das ſey geſchehen auf des Kaiſers Befehl und auf die Bitte von **Switrigail's** Marſchall **Wazko**: deo teste cum quanta solicitudine laboribus et vigiliis dictam concordiam impedivi quantum vires sufficiebant; wie denn auch **Wazko** wohl wiſſe, der ein dominus magne prudentie et claritatis ſey.

Switrigail's Briefe an den Hochmeiſter wurden von nun an in lateiniſcher Sprache geſchrieben, und er bat auch um lateiniſche Antworten, weil er jetzt Niemanden habe, der in lingwagio theutonica ſchreiben könne.

Am 24. Febr. 1436 (am Tage St. Mattheus) meldete er aus **Kiew** **), die Polen wollten Frieden unterhandeln, darum habe er den Biſchof von **Kiew** und den Ritter **Maſko Blewicz** hingeſandt; es hieße, ſie würden als Gefangene behandelt, weil die Tataren und Litthauer durch Streifereyen in Polen Schaden angerichtet. Er wiederholt die Verſicherung, nichts ohne den Orden einzugehen, und, wenn etwa der Hochmeiſter es anders erführe, ſo ſolle er dem keinen Glauben beymeſſen.

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Smolensk und Starodub wären von ihm abgefallen, doch haben Nemyra und der Palatinus von Kiew, Gyrſo, das letztere ſchon wieder erobert mit vielen Diſtricten, auch 170 gefangene Litthauer dort gefunden nebſt vielen andern Gefangenen. Die Unterwerfung von Smolensk hoffe er auch bald berichten zu können. Der tatariſche Kaiſer komme ſelbſt, und liege ſchon in ſeinem Lande nahe bey dem Schloſſe Kyow.

Am 16. März (feria quinta post beati Gregorii pape et confessoris gloriosi) wiederholt Swittrigail aus Kiew die letztern Nachrichten *) und klagt, daß er keine Antwort auf ſeine Briefe erhalte. Man habe ihn todt geſagt, weshalb der Palatinus des Schloſſes Mſczensko, Gregorius alias Prochasy, und einige andere Schlöſſer von ihm abgefallen. Allein Gregorius ſey bereits zu der alten Treue zurückgekehrt, und die andern Schlöſſer, auſſer Smolensk, habe er wieder erobert.

Während die Tataren gegen Litthauen zögen, ſolle der Orden die Polen angreifen. Alſo noch immer zählte er auf des Ordens Hülfe, und wurde nicht müde, die alten Verſicherungen und Ermahnungen zu wiederholen.

Endlich, am 1. April (Palmſonntag), ſchreibe er

---

*) Geh. Arch.

von Kyow *), nun habe er vernommen, daß der Orden mit Siegmund Frieden gemacht, sed nos hoc factum fore non credimus, da auch Er, usque ad finem vite nostre dem Bunde treu bleiben wolle. Uebrigens gehe es ihm in ſeinen Angelegenheiten wohl, nam omnia castra, civitates, districtus, et quevis tenuta in omnibus terris Russie, que per inductionem et commocionem ipsorum Gregorii alias Prothasy et Georgii olim Capitanei Smolncii (Smolenskii) a nobis recesserunt et alienata erant, cum dei adjutorio acquisivimus et possidemus universa, excepto dumptaxat Castro Smolensko, de quo etiam providebimus meliori. Ceterumque castrum Crezemienez in terra podolie et ipsam terram podolie quasi totam in manibus nostris et in potestate nostra possidemus. Den Ywaſſko Moniwidowicz habe er daſelbſt zum Statthalter ernannt. Ferner meldet er: ſein Freund, der Woywode von der Moldau, Stezka, habe ſeinen Bruder überwunden und aus der Moldau gejagt, doch, wie man ſage, wären die Einwohner noch zwieſpältig untereinander. Der Kürze wegen übergehe er noch vieles Gute mit Stillſchweigen, bitte jedoch, dem römiſchen Könige Alles zu wiſſen zu thun, da ſeine eigene Boten nicht zu ihm gelangen könnten.

Noch am 29. November (in vigilia beati Andree) wiederholte er aus Luczſko **), daß es ihm wohl gehe und er alle ihm veruntreute Schlöſſer mit ihren Gebieten wieder inne habe, allein noch immer vor ihrem Crucifix, oder mitten unter den Weibern bey Spindel und Nährahm, oder die Knaben an ihr hängend wie Kletten. — Iſt es Tugend? iſt es Temperament? vielleicht beydes, vielleicht auch keins von beyden. Der Bauerdirne iſt die Edelfrau zu Kopfe geſtiegen, man hat ihr das Wörtgen Ehre vorgeſchnarrt, ein blendendes Spielwerk, deſſen ſie am Ende wohl müde werden wird. Hab ichs nur erſt dahin gebracht, daß die Sprache meiner Augen ihr nicht mehr fremd iſt, daß wenn meine Blicke in Zärtlichkeit zerſchmelzen, ſie mich — wie ſoll ich es ausdrücken — nicht ſo dumm, ſo ſeelenlos anſtarrt; hab' ichs nur erſt dahin gebracht, daß ſie die Augen vor mir niederſchlägt, ſo iſt mein Spiel gewonnen. — Wenn nur der Ritter mir Zeit läßt, wenn nur Pater Benjamin ſeinem Auftrag gewachſen iſt, durch fromme Schwärmerey ſeine jugendliche Hitze zur Tolkühnheit befeuert, von einer Nation zur andern, aus einem Kampfe in den anempfange er keine Antwort auf ſeine Briefe. Der tatariſche Kaiſer, Sedachmeth, ſein Freund, habe den Kaiſer Machmet überwunden, die Orda ſich unterwürfig gemacht, und verſpreche nun ſchleunige Hülfe. Mit den Polen habe Switrigail, auf ihr Verlangen, bis zum nächſten St. Nicolaustage einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, aber förmlichen Frieden werde er ohne den Hochmeiſter nicht machen.

---

*) Geh. Arch.

**) Geh. Arch.

Ein kahles Glückwünſchungsſchreiben des Hochmeiſters, über Switrigail's angeknüpfte Unterhandlung mit Polen, war alles was der verrathene Großfürſt erlangen konnte *). Der römiſche König überließ ihn ſeinem Schickſale. Die Tataren, durch innerliche Zwietracht gehindert, konnten ihm nicht kräftig beyſtehn, und ſo blieb er blos auf ſeine Ruſſen beſchränkt, die nicht Macht genug beſaßen, ſein väterliches Erbe ihm wieder zu ſchaffen.

Kojalowicz erzählt vom Jahre 1437, Polozk und Witepsk hätten feſt an Switrigail gehangen, doch endlich, nach langer Belagerung, ſich ergeben. Smolensk ſey durch Hunger überwältigt worden, doch nicht eher, bis Mütter ihre Kinder geſchlachtet und verzehrt hätten. Switrigail's Briefe beweiſen, daß Smolensk ſchon längſt durch Verrätherey ihm entriſſen war; auch wiſſen die ruſſiſchen Chroniken nichts von dieſer Belagerung und dieſem gräßlichen Hunger **).

---

*) Geh. Archiv. Regiſtrande.

**) Es iſt in der That erſtaunenswürdig, daß die ruſſiſchen Annalen, nachdem ſie bey dem Jahre 1430 Switrigail's Thronbeſteigung angezeigt, gänzlich von ihm und ſeinen

Switrigail ſoll nun, faſt aus ganz Rußland vertrieben, überall um Hülfe gebettelt, überall abgewieſen, in Verzweiflung ſich ſelbſt zu Krakau geſtellt, den König und Senat um Verzeihung angerufen, den Polen Luzk und Wolhynien abgetreten haben, worauf der Senat durch kräftige Fürſprache ihn mit dem Könige ausgeſöhnt, auch durch eine feyerliche Geſandſchaft dem Großfürſten Siegmund vorgeſtellt habe: Switrigail's Alter verdiene Mitleid, er begehre das Großherzogthum nicht, ſondern nur einen kleinen Winkel ſeines Vaterlandes, wo Er, ein gebohrner litthauiſcher Fürſt, ruhig ſterben könne. Allein Siegmund habe ſtolz erwiedert: er kenne Switrigail, das Alter habe ſeine Thorheit nicht gebeſſert und innere Zwietracht ſey unvermeidlich, wenn Er in Litthauen lebe. Ehe wolle Siegmund alle Bündniſſe brechen, ehe er in Switrigail's Zurückberufung willige. Darauf ſey dieſer, aus ſeinem Vaterlande verbannt, in die Wallachey in's Elend gewandert.

Schickſalen ſchweigen, und erſt wiederum bey dem Jahre 1437 eines Friedenstractats zwiſchen Segemund und Nowogorod erwähnen (Татищевъ IV. 517.), da doch ſelbſt aus dem Urkundenbuche des Grafen Romanzow erhellt, daß Nowogorod mit Switrigail Verträge abſchloß. Ein neuer Beweis (wenn es deſſen bedürfte) wie mangelhaft die Chroniken ſind. Nur Stritter (III. 190.), indem er deſſelben Vertrags erwähnt, fügt hinzu: Segemund ſey mit Hülfe der Polen auf den Thron gelangt, aber eben damals beſorgt geweſen, wie die Polen angefangen, Mitleid für Switrigail zu empfinden. Aus welcher Quelle er dieſe Behauptung geſchöpft, iſt mir unbekannt.

Das ſind lauter grobe Unwahrheiten. Ein einziges Schreiben Switrigail's an den Hochmeiſter aus Hruſſwicza, vom 27. Septbr. 1437 (fer. sec. vor Michaelis) beweiſt, wie falſch Kojalowicz, oder Strykowsky, berichtet worden *). Er habe vernommen, meldet Switrigail, daß der Hochmeiſter mit dem Könige von Polen (den er nun wieder Serenissimum principem und dominum nennt), einen Waffenſtillſtand (treugam) geſchloſſen, und wünſche, daß auch Er daſſelbe thun möge. Et hoc, quod ante tempora sine consensu vestro facere noluimus, ad praesens fecimus, und er ſey nunmehro ad unionem laudabilem mit dem Könige gekommen, Ita, quod serenitati sue cum omnibus nostris subditis (alſo hatte er auch Unterthanen) terris et dominiis que possidemus (alſo hatte er noch Länder), adhesimus et domini Poloni, et signanter terrarum Russie dignitarii, nobis nostros contra quoslibet Inimicos eorum consilia et auxilia dare ac facere se inscripserunt et promiserunt. (Alſo ein förmlicher Vertrag Einer Macht mit der andern.) Daher es nun auch ſein ernſtlicher Wunſch ſey, daß der Orden ſich mit Polen vereinen, und gegen beyderſeitige Feinde mit ihm für einen Mann ſtehen möge, beſonders gegen Herzog Siegmund von Litthauen, qui nobis, prout vobis non latet, servire cum juramento promisit. (Alſo hatte vormals Siegmund ihm gehuldigt.) Mündlich werde der Ueberbringer dieſes Schreibens, nobilis Nicolaus Podkragiewsky

---

*) Geh. Archiv.

familiaris noster, ihm Alles clarius referre. Dem Meiſter von Liefland habe er daſſelbe geſchrieben.

Uebrigens meldet er, daß, während er nach Krakau zum Könige geritten, zwey Heere der Litthauer, Eines gegen Luzk, das andere gegen Kiew, vorgerückt ſeyen, das erſtere habe sturmonem auf die Stadt ſelbſt unternommen, ſey aber abgeſchlagen worden, und als die Feinde gehört, daß er mit dem Könige ſich vertragen, ſeyen ſie mit großem Verluſt eilig heim gekehrt. Das andere habe der kyowſche Palatinus Gyrſcha mit ſeinen Leuten und den Tataren gänzlich geſchlagen, ſieben Fahnen (septem vexilla) erbeutet, viele erſchlagen, 135 nobiles notabiles gefangen, unter welchen ſich viele befänden, die an Switrigail treubrüchig geworden. Der Feldhauptmann der Litthauer ſey ſchwer durch einen Pfeil verwundet, zu Fuß entwichen und irre noch mit Einigen in Feldern und Wäldern umher, wo noch manche aufgegriffen würden.

Switrigail gieng alſo keinesweges nach der Wallachey ins Elend; er blieb ungeſtört Herr ſeiner ruſſiſchen Beſitzungen, welche die polniſchen und ruſſiſchen Großen ihm ſchriftlich verbürgten. Auch die Wahrſcheinlichkeit iſt hier auf Seiten der Wahrheit. Die Polen trauten dem tollen Siegmund nicht mehr; ihre Politik erheiſchte, den Großfürſten Switrigail nicht ganz zu verderben, um ihn im Nothfall gegen Siegmund zu bewaffnen. Daher auch Switrigail noch immer den Plan nicht ganz aufgeben mogte, ſeinen Erbfeind endlich zu beſiegen; denn ſpäter noch bat er den Hochmeiſter, Jenem nicht beyzuſtehn, und erhielt die Antwort*): das ſolle nimmer geſchehn, obgleich man auch ihm nicht helfen könne, da Siegmund in den Frieden mit Polen einbedungen worden.

Vom Jahre 1438 iſt zwar nur noch Ein unbedeutendes Credenzſchreiben übrig von Switrigail, für Nicolaus Rogola genannt Podkrayewsky ausgeſtellt**), am 6. December (St. Nicolaus-Tag) datirt aus Premſil, doch mag es zum Beweiſe dienen, daß er nicht im Elend lebte***).

Freylich mogte das Alter ſeine Thatkraft gelähmt haben, denn er zählte gewiß ſchon gegen ſiebenzig Jahre. Ueberwunden, aber nicht entehrt, trat er vom Schauplatz ab und genoß der Ruhe. Siegmund aber erndtete nicht lange die Früchte ſeiner Verrätherey, durch Geiz und Grauſamkeit machte er mit jedem Tage ſich verhaßter. Wenn zwey Perſonen vertraut miteinander ſprachen, ſo ließ er auf der Stelle Jeden einzeln über das Geſprochene vernehmen, und, wenn ihre Ausſagen nicht übereinſtimmten, ſie als Empörer im nahen See erſäufen. Die Fürſten von Mſtislaw und Sluzk beraubte er ihrer Herrſchaft, und ſperrte ſie ein. Alles bewegliche Vermögen der Hingerichteten eignete er ſich zu, ihre Güter und Schlöſſer vertheilte er unter ſeine Stallbuben. Was durch Gnade ſeiner Vorfahren, oder durch Erbſchaft erworben war, riß er an ſich; nur durch ſeine Gnade durfte man beſitzen *). Endlich wollte er gar zu Troki, in einer deshalb berufenen Verſammlung der Stände, alle ihm Verdächtige auf Einmal durch ein Blutbad ausrotten, da wurde er durch Verſchworne, an deren Spitze Fürſt Czartoriſki, am Palm-Sonntage 1440 ermordet.

---

*) Geh. Arch. Regiſtrande.

**) Geh. Arch.

***) Vermuthlich nahm er Theil an einem Einfall der Tataren in Litthauen, deſſen Tatiſchtſchew bey dieſem Jahre erwähnt. (IV. 522.)

Auf dieſe Nachricht ſoll Switrigail aus der Wallachey herbeygeeilt ſeyn, Luzk überrumpelt und die Edlen, die Siegmund dort verhaftet, befreyt haben.

Als die litthauiſchen Großen ſich verſammelt hatten, um den neuen Herrn zu wählen, ſtimmten viele für Switrigail, beſonders die Verſchwornen, die, nach Kojalowicz Behauptung, Lohn, oder wenigſtens Strafloſigkeit von ihm erwarteten; doch gab es mehrere, die ſeine Rache noch zu fürchten hatten; ſo wurde endlich, nach langem Streite, Kaſimir, der Bruder des Königs von Polen, erkohren, und es findet ſich keine Spur, daß Switrigail dieſer Wahl ſich widerſetzt habe. Kojalowicz ſagt, er ſey nach Dacien zurück gegangen, zwey Jahre ſpäter jedoch von ſeinem Neffen Kaſimir in Luzk wieder eingeſetzt worden. Noch zehn Jahre bis 1452 habe er daſelbſt gelebt, ohne Theilnahme, wie es ſcheint, an öffentlichen Unruhen. Sein letzter Befehl ſey geweſen: nach ſeinem Tode keine andere als lit-

---

*) Eine ganz ähnliche Schilderung entwerfen die Ruſſen von ihm (IV. 531.), und fügen hinzu, ſein Sohn Michael ſey, wegen ſeines Vaters Gewaltthaten, nicht zu deſſen Nachfolger erwählt worden.

thauiſche Beſatzung in Luzk einzulaſſen. Was an alle dem wahr oder falſch, kann weiter nicht bewieſen werden. Daß es dem Greiſe Ernſt war, der Ruhe zu genieſſen, zeigt ein Schreiben von ihm ſelbſt an den Hochmeiſter, vom Jahre 1446, in welchem er berichtet: „er ſey des Großfürſten treuer Diener geworden *).“

So lange Switrigail über einen groſſen Theil von Rußland herrſchte, waren die meiſten ruſſiſchen Fürſten ihren Vettern in Litthauen zugethan; erſt als er von der Bühne abgetreten war, finden ſich Spuren ihres Mißtrauens. In dem Vertrage, welchen der Großfürſt Waſſili Waſſilewitſch im Jahre 1447 mit den Fürſten von Moſhaisk, Borowsk und Ruſan ſchloß **), machte er die ausdrückliche Bedingung, daß keiner, ohne ſeine Genehmigung, mit Litthauen ſich verbinden ſolle, und 1471 verbat ſich Nowogorod die Gegenwart litthauiſcher Fürſten ***), nachdem es 30 Jahre früher ſogar einen Herrn von Switrigail begehrt hatte.

In einem andern Vertrage deſſelben Großfürſten mit dem von Twer und deſſen Sohne und Brüdern, vom Jahre 1451 ****), geloben ſie einander Hülfe gegen alle Feinde, beſonders gegen Litthauen, Polen u. ſ. w. Solche Verträge liefert das angeführte Urkundenbuch nicht früher, als nachdem mit

---

*) Geh. Arch. Regiſtrande.

**) Собранiе Государств. Грамотъ и Договоровъ. p. 145.

***) ibidem p. 26.

****) ibid. p. 171.

Switrigail's Untergange das Vertrauen erloſchen war. Ihn hatten ſie gekannt als einen billigen, redlichen, ſeinem Worte ſtets getreuen Fürſten. Schon wenige Jahre nach ſeinem Tode (1455) entriß Polen Kiew den ruſſiſchen Fürſten Simon und Michael, die ihres Vaters Erbe unter ſich theilen wollten.

Wäre Switrigail auf ſeinem väterlichen Throne geblieben, ſo würde Polen nimmermehr eine wichtige Rolle geſpielt haben. Bedrängt durch Litthauen, Rußland, Preuſſen und den römiſchen König, wäre es wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts eine litthauiſch-ruſſiſche Provinz geworden.

No. 1.

Boleſlaus anders Switrigal von Gots Gnaden Groſfurſte zu Litthawen und Rewſſen ꝛc. Dem Ehrwürdigen Herren Herrn Pawel von Ruſdorff Homeiſter deutſches Ordens unſerm beſundern lieben Frunde, Frundſchafft mit Merunge alles Gutes Ehrwürdiger Herr unſer beſunder lieber Frunth als no neheſten der namhafftige Herre Gedigolt In Preuſſen bey Euch geweſen iſt und geſaget hatte wie die von Groſſnowogarod begerenden woren erkyſen zu erem Herren, den Irlauchten Furſten Herzog Jury Langwinowicz unſers Bruders Zon, no ſeyn ſie allhir bey uns geweſd mit groſſen beten begehrende, das wir en jo geratheten zu geben und da wir ſogen (ſahen) und merckten ere groſſe Trawe und begerunge die ſie zu uns getragen haben, wir goben denſelben Herzog Jurij unſers Bruder Zon en aus unſer Hand zu eynem Herren, alſo das er uns und unſern Frunden ſol Dienſt mit em beweiſſen, wenn adir wo wir des notdürfftig weren, hyrumb begeren wir ap Ew. Erwirdikeit mit den von Sweden adir Norweyen ſich gefrunth habe, wenn ſie den ebenampten von Groſſnowogorod vil Schaden und Vorterb thuen und ſie uns gebeten haben, das wir en dirlewben wollen, das ſie ſich en dirwerten und wir wollten yo en das nicht dirlewben, wir hetten denn vor Ewer beſandt Erwirdikeyt, die uns vorſchreyben wolle, ap Jr mit denſelben von Sweden und Norweyn Irkeyn Fruntſchaft adir

Vorbindunge habt, das wir wuſten, wie wir en vorſchreyben ſulden. Vorder Erwirdiger Herre hat uns der Konig von Polen geſant ſeine etliche Briffe, die wir Euch hyrins ſenden vorſloſſen, die auch beſteende wirt voramen Ewer Erwirdikeit, die Got der Almechtige bewaren geruhe in wolfarende Geſuntheit zu langen ſelligen begerrin Zeithen. Gegeben zu Garten vom Sonnabend In Vigilia Pentecostes Anno MCCCCXXX Secundo.

No. 2.

Copie eines Zettels aus dem geheimen Archiv.

Infra scripta castra et terrae sunt serenissimi ducis Switirgall Magni ducis Lithuaniae, Russiae etc.

Primo Kyow Castrum cum districtibus plurimis
Czirnikow cum districtibus non paucis

Smolnyesk
Wydebsk
Poltesk
Granesk cum distr. plur.
Wisznyesk
Lyubutesk
Mesczesk, Castrum
Tula, Castrum
Rereste
Doruzen
Rethun

Sirpeesk
Rylesk
Starzodub
Trubszosk
Homey
Crysow
Mohylow
Teterim
Postesk
Drokow
Birlan

dern ihn ſchleppt, und immer das Himmelreich in Bereitſchaft hält, es ihm vorzuſpiegeln, wenn er laß wird. Und wenn nun einmal troz ſeiner Tapferkeit der lange Spieß eines Heiden den Weg zu ſeinem Herzen fände — ha! das wäre luſtig, die junge Wittwe zu tröſten, ſich unter der Larve des Mitleids in ihr Herz zu ſchleichen — ſtille wer kömmt! — ich wurde zu laut —

Achte Scene.

Die beyden Knaben Willibald und Ottomar hüpfen herein.

Willibald. Gott grüß euch Herr Abt.

Ottomar. Gott grüß euch Herr Abt.

Der Abt. Ich danke euch, Kinder. Wo iſt eure Mutter?

Willibald. Ich weiß nicht.

Ottomar. (ſich brüſtend) Aber ich weiß.

Czicžeresk
Putywl
Chotmisl
Nowegrodek Sewerski
Kuresk cum multis distr.
Donyesk cum multis distr.
Meczislaw
Wyasma
Recha, Castrum muratum
Drutesk
Cukomla
Obelcze
Myeszew
Boryssew.
(Scheinen größtentheils
ſehr verſtümmelt), ferner:
Braczslaw
Dryswatlı
In terra podoliensi Castra
Cirkassi
Zwimhrod
Sakolecz
Czarnygrad
Kaczakenow
Mayak, Karawull
Doschau in metis Caspen
Turopycz
Kozaryn
Dubna
Koznaw
Czercza (szyszecz)
Rzzebra

Oszchewa
Welikee lucky
Byberew
Welyscz
Zukopa
Item altera Rszowa
Gelecz cum districtibus
multis et Castris
Wrouasz (Woroneſh?)
Oskol
Miloluhl
Muszecz cum multis distr.
Snowesk
Brehynia
Regicza
Mozir
Vruczey
Item terra lutensis
Item Wladimiricum
Czremenyecz
Olesko
Ostrob
Polonęc
Luczska
Wladimir
Czortoryesk
Zytomir
Stepan
Wzwaholl
Zawsche
Letyzow.

No. 3.

Willigen Gehorſam Tag und Nacht und zu allen Zeiten zuvor, Ehrwürdiger gnediger lieber Herr Homeiſter. In dem Sonntag vor der Apoſtel-Tag Simonis habe ich von dem Herrn Conrad Swanberg Ew. Gnaden Brief empfangen, in dem Ihr mir ſchreibt, daß Ihr mir gerne beſſre Mähre wolltet ſchreiben. Gott weiß daß ich hette ſie auch lieber gehört von Ew. Gnaden und vernommen. Nun es denn Gott alſo über uns verhangen hat, ſo ſollten wir es billig geduldig leiden und ein beſſeres von ſeinen Gnaden bitten und hoffen. Gnediger Meiſter, von vergangenen Geſchefften iſt nicht Rath zu haben, aber von zukünftigen Geſcheeſten ſoll man weislich rathen und vorſehn. Nu hör' ich ſagen von Herrn Conrad Swanberg, daß die Polen den zukünftigen Tag, der auf Andreä verramet iſt zu halten, nicht wollen geleiſten oder beteydingen, es wäre denn, man übergebe Herzog Switrigal den Großfürſten zu Litthauen und auch das Haus zu Neßaw, und Ew. Gnaden noch denen Gebietigern vorbaß nicht zu getrauen, es geſchehe denn, daß ſich die Prälaten, Ritter und Knechte, Städte und Lande gegen ſie verſchreiben. Gnediger Meiſter, Ew. Gnaden und Eure gebietiger Ritter und Knechte u. ſ. w., alſo mich denn dünkt, mögen mit keiner Weiſe Herzog Switrigal den Großfürſten übergeben, es wäre denn, daß Ihr Euch all Eurer Ehre wollt begeben, und meyneidig vor der Welt geheißen werden. Wenthe gedenkt mich recht (denn wenn ich mich recht entſinne) als ich jüngſt aus war bey meinem Herrn König itzund Kayſer zu Mayland und forte zu im Hofe zu Rom, derweile war Ew. Gnaden und Gebietiger und etliche vom Lande und aus den Städten zu Litthauen mit dem Großfürſten zu einem Tage und beſtätigten den Bund mit dem Großfürſten von beyden Theilen als ich hörte ſagen mit achtbaren und offenbaren Eyden und Krewzepus (?) (Vermuthlich die Unterſchriften durch Kreutze derer die ihre Nahmen nicht ſchreiben konnten.) Hierum wähne ich, gnediger Homeiſter, daß ich, kein getreuer oder werje Mann, den ehgenannten Bund zu brechen ſollte rathen. Item hat leider Ew. Gnaden die große Macht der Polen und der Ketzer (Huſſiten), die ſie in den Neumark und im Lande zu Preuſſen haben gehabt, wohl erfahren und erfunden, es iſt vorſehlich (wahrſcheinlich), übergebt ihr ihnen den Großfürſten, ſie kriegen die Lande und deren Macht zu ihrer Macht die ſie jetzund haben mit den Ketzern, wie Ihr ihnen denn mögtet widerſtehen das ſetze ich zu Ew. Gnaden und Gebietigern Erkenntniſſe, wenn (da) Ew. Gnaden ja erfunden hat, daß alle der Polen Theidunge nicht anders wo auf ſteht (auf nichts anders abzweckt) als daß ſie Euch mögten aus dem Lande theidingen.

Item gnedigſter Meiſter, Neſaw zu vergeben, es iſt vorſehlich (wahrſcheinlich) daß Euch das etliche Eurer Räthe vielleicht rathen werden, ſprechende, man muß thun wie mag, nicht wie man will, oder dergleichen Worte. Warlich, gnedigſter Meiſter, es iſt ſicher, je mehr Ihr weg gebet, je weniger Ihr behaltet. Mancher biedere Mann unſers Ordens und ſonſt mancher guter Mann, Ritter und Knecht iſt geſtorben, eh man von der Eichen Neſſaw hat gebaut. Mich dunket nicht Neſſaw gering zu achten. Hetten dieß Jahr die Polen Neßaw gehabt, ich wähne ſie ſollten es alſo beſtellt haben, daß im culmiſchen Lande wenig unverbrannt geblieben wäre, ſo auch in einem gemeinen Sprüchwort, daß eine Feſte offt bewährt ein ganzes Land. Auch, hette Neßaw ein geringer Ritter oder ein Hovemann, er wollte etwas drum leiden eh er es den Polen übergäbe. Man mag mir wohl ſagen, ein kleines zu übergeben auf daß man ein größes bewahrete ſey wohl Rath; ich bekenne es, wenn man es alſo meynte und daß es alſo geſchähe; aber ich beſorge, die Polen wollen das kleine ha'n, auf daß ſie das große möchten kriegen und gewinnen, darum deucht mich gut ſeyn, Ew. Gnaden behalten das Kleine mit dem Großen. Item, gnedigir Meiſter, den dritten Artikel, als von Verſchreibung wegen der Prälaten, Ritter und Knechte u. ſ. w., habe ich dicke und offte In Eurem Rathe mit Euren Gebietigern hören wägen, hierum es nicht noth davon zu ſchreiben. Ich meyne in meinem Muthe, da iſt [illegible]ter von den drey Artikeln, beteidungen ihn die Polen (gelingt es ihnen damit) ſie meynen in zukünftigen Zeiten ein groß Arg damit zu bethätigen. Neßaw liegt nicht fern von Thorn, gnediger Meiſter, Thorn liegt im culmiſchen Lande ꝛc. Ich weiß leider noch nicht, wie es um alle Ding gelegen und geſtalt iſt aber als mich dünkt, ehe ich ihnen Neßaw gäbe, ich wollte hoffen Bromberg zu gewinnen, darnach hette (ich) einen Haufen gerüſtiger Leute, die vor den Landen geſeſſen wären, als Helitzten und in der Gegend aus ꝛc., und hette eine gute Nothdurft und einen großen Haufen Land und Leute damit zu beſchirmen und reite (bereite) Hände und Füſſe, Gott möchte ihnen nachhelfen. Iſt es nicht immer geſchehn, der heute verlohren hat, wendet ſich das Glück er mag morgen gewinnen, aber wo man ſolt alſo velen (fehlen) houeleute nehmen ſat, das iſt ohne Zweifel eine ſorgl (Sorgung, Sorgniß), als es vielleicht itzund nu gelegen iſt, jedoch müßte man dazu ja einen Rath finden ehe denn man alſo ganz verdürbe. Jedoch haben uns die Polen das vor gelehrt, da ſie uns nöthigten daß wir ihnen muſten geben hunderttauſend Schock und funfzigtauſend Gulden. Ich wähne es were nicht unrecht, möchten wir es alſo noe (nahe?) bringen. Ich beſorge mich doch ſollten dieſe Sachen in ſolchem Geprengniß berichtet, wir werden doch den Polen alſo viel müſſen geben, daß ſie ihre Helfer die Ketzer mögen bezahlen. Gnediger Meiſter, ich bekenne, daß ich viel unnützer und unweislicher Wort Ew. Gnaden ſchreibe, ich thu es doch von Treuen und wollte gern, daß es alſo gienge, ſam ich gedenke. Hierum bitte ich Ew. Gnaden demüthiglich geruht mir das zu vergeben. Gegeben zu Baſel am Allerheiligen Abend im XXXIII. Jahr (1433).

Bruder Andreas Pfaffendorff.

No. 4.

Wir, Siegmund, von Gottes Gnaden Römiſcher Kayſer u. ſ. w., entbieten dem ehrwürdigen Meiſter Pauls von Rußdorff u. ſ. w. unſere Gnade und alles Gute. — Als der würdige Friedrich Graf zu Zolre und der ſtrenge Ritter Reinhart van Wipperck, unſere Sendeboten, jetzund von Preuſſen her zu uns kommen ſeyn, haben ſie uns klärlich und volliglich erzählt alle Handlungen, die ſich zwiſchen Euch und dem Kunig von Polen verlaufen haben, und ſonderlich in welcher Maſſe Ihr einen Frieden mit den Polen gemacht und eingegangen ſeyd. Solches Friedens und klägliches Geſchichtes wir und alle unſere Churfürſten, Fürſten, Herren und Räthe, die denn bey uns waren, zumal großlich erſchrocken und bekümmert ſeyn, ſonderlich darum, daß Ihr den hochgebohrnen Fürſten Herzog Swidrigal, Großfürſten in Litthauen unſern lieben Bruder in ſolchen Frieden nicht beſchloſſen, ſondern den alſo gänzlich ausgelaſſen habt, und bekümmert uns das ſo viel deſto mehr, darum daß unſere kayſerl. Ehre damit auch berührt iſt. Nach dem nu ſolch Einung und Bündniß, die dann zwiſchen Euch und dem ehgenannten unſern Bruder geſchehen iſt, zuförderſt durch unſere Anweiſung und dem Orden zu Troſte geſchehen iſt, und hätten wohl getraut, ehe der Orden ein ſolches gethan hette, er hette ehe genzlich Verderben über ſich gehn laſſen; ſonderlich auch angeſehen ſolch Verbrieſunge (hier iſt ein Loch in der Urſtunde) und auch daß der ehgenannte unſer Bruder Herzog Swidrigal Großfürſt in dem nächſten ſeinen (das Loch) macht, den Orden und Euch nie hinter ihm gelaſſen wollte, wiewohl es ihm an herten Verderben lag. Solches Euch billig zu Herzen gegangen ſeyn ſollte, ſonderlich auch daß der Friede die Länge Euch und denſelbigen Landen nicht ein Friede nach (oder noch) Enthaltung, ſondern ein ganz Verderben und Unterdrückung ſeyn mag, und nicht allein des Ordens ſondern der ganzen Chriſtenheit und können uns nicht (genug) verwundern, daß Ihr in ſolchen Sachen, die des Ordens Ehre, Würdigkeit und Glimpff gröslich berühren, ſogar geringlich gefahren habt, wiewohl Euch doch unſere obgenannte Sendeboten das veſtiglich widerrathen haben. Solches uns als einem Römiſchen Kayſer, dem der Orden zu verſprechen ſteht, in keinem Weg zu leiden iſt, und wir meynen auch ſolchen Frieden nicht zugehn laſſen, darum, daß dem Orden die Länge dadurch gründlich Verderben entſtünde, und auch daß ſolcher Friede ohne unſern als eines Kayſers Willen und unſern Sendeboten das offentliche widerrathende geſchehen iſt. Und hoffen nicht daß dieſelben Lande, die durch Eure Vorfahren mit großem Blutvergießen mit Hülfe des Reichs und anderer Chriſten-Fürſten und frommer Leute von einer eichen herrlich gewonnen, und täglich mit der Hülfe Gottes und deutſcher Lande gewachſen und gebreitet ſind, durch Eure Säumniß und Unachtbarkeit alſo ſollen verlohren werden, und iſt auch hie trefflich gerathſchlagt worden, daß beſſer wäre, daß ſich das heilige Reich derſelben Lande ganz unterwunde, denn daß ſie der ganzen Chriſtenheit zu Schaden ſo lüderſich ſollen entzogen werden. Nu laſſen wir Euch wiſſen, daß der ehgenannte unſer Bruder Herzog Swidrigal itzund ſeine ehrbare Botſchaft zu uns gethan und uns erzählen laſſen hat wie ihm der Orden in dem vergangenen Sommer faſt hülflich geweſen ſey und wie er ſich gänz dazu gerichtet und auf St. Johannis-Tag vor die Wille in Litthauen ziehen will und bittet uns Euch zu ſchreiben, zu bitten und zu gebieten, daß Ihr ihm dazu mit Macht helfet und beyſteht und ſolcher Euer Bündniß nachgeht, wenn er die ye ſtet halten wolle, dabey wir prüfen daß er von ſolchem Euern Frieden noch nichts vernommen hat, und wenn uns ſolch ſein Vorſatz gut bedünkt und wir ihm dazu auch getreulich nach allem Vermögen rathen und helfen wollen und Ihr das auch von Bündniß und Gelübd wegen pflichtig ſeyd, darum ſo ermahnen wir Euch aller Treue, Ehren und Pflicht, damit Ihr uns und dem Reich verbunden ſeyd, und gebieten Euch auch von Römiſch Kayſerl. Macht ernſtlich und ſo wir hochſt mögen bey Verliſunge (Verluſt) aller Eurer Würdigkeit, Ehren, Gnaden, Privilegia und Freyheit, die Ihr und der Orden von dem heiligen römiſchen Reiche habet, und die andern ſchweren Pönen die wir dazu auf Euch legen wollen, daß Ihr zur Stunde nach Angeſicht dieſes Briefes ſolchen unbilligen und unredlichen Frieden den Ihr gemacht habe ohne Willen des Reichs und wider Euer Gelübd und Bündniß abſagt und abe thut und Euch zurichtet, Herzog Swidrigaln mit aller Macht beyzuſtehn und zu helfen und ſonderlich daß der Meiſter aus Liefland mit ſeiner Macht dem Großfürſten zuziehe und ob die Polen wider ſie zieden wollten daß Ihr dann und das ganze Land zu Preuſſen gen Polen rückt und, alle Eure Macht wendet zu Hülfe und Rettung des ehgenannten Großfürſten, als Ihr denn das von Bündniß wegen pflichtig ſeyd, wenn wir ihm auch Hülfe und Steuer zufügen und ihn nicht laſſen wollen nach allem unſern Vermögen und getrauen Euch wohl Ihr werdet darinn nicht anders thun, wenn würdet Ihr Euch das widdern und Euren Glimpff alſo geringlich wägen, ſo ſollet Ihr wiſſen und ſicher ſeyn, daß wir unſere Gnade und Gunſt ganz von Euch werfen und mit Rathe unſerer Churfürſten, Fürſten und anderer alſo dazu gedenken müßten, damit von dem heiligen Reich und der Chriſtenheit dieſelben Lande behielten, und daß die durch Euch nicht ſo kläglich verwahrloſt und verlaſſen würden. Und daß Ihr unſern ernſten Willen in den Sachen baß vermerken möget, den man das mit Schrifft begreifen mag, ſo ſenden wir zu Euch und dem ganzen Lande den ehgenannten Grafen Fridrichen von Zolre ꝛc. und den ſtrengen Ritter Wiprechten von (ein Loch) — lmſtad unſere Sendeboten und lieben Getreuen und wollen, was ſie Euch von unſertwegen ſagen, erzählen und gebieten werden, daß Ihr ihnen das als uns ſelber gentzlich glaubt, vollkommlich haltet und vollführt und darinn nicht anders thut als lieb Euch ſey die obgenannte Pene und dazu unſere und des Reiches ſchwere Ungnade zu vermeiden. Gegeben zu Baſel verſiegelt mit unſerm Kayſerl. uffgedruckten Innſiegel nach Chriſtus Geburt vierzehnhundert Jahr, und darnach im XXXIIIIſten Jahre an dem Sonntag Oculi in der Waſte unſerer Reiche des hungariſchen ꝛc., im

XLVIIſten, des Römiſchen im XIIIIten, des böhmiſchen im XIIIIten und des Kayſerthums im Erſten Jahre.

Ad mandatum dm. Imperatoris
Caspar Slick cancellarius.

Ein ganz ähnliches Schreiben, unter gleichem Dato iſt ergangen an die Prälaten, Ritter, Knechte und Mannen, Städte und Gemeinden der Lande zu Preuſſen und Litthauen, nur iſt da, nebſt dem Grafen von Zollern, der Ritter Reinhardt von Neypperk genannt.

Bey den Worten „ſolcher unredliche Friede," iſt beygefügt: „der durch Eure Anweiſung Rath und Willen alſo hat ſeyn müſſen."

Unten ſteht wieder ſtatt Neypperk, Wipprecht von Helmſtad.

No. 5.

Eugenius Episcopus servus servorum dei dilecto filio nobili viro Sygismundo duci Lituanie Salutem et apostolicam benedictionem. Licet opinemur Nobilitatem Tuam ad que sunt, pacis optare. Audivimus Te, in presentiarum ea pacis consolatione non frui. Quinimmo multos ex subditis Tuis cum subditis dilecti filii Nobilis viri Boleslai ducis et consanguinei Tui sepe esse congressos ita ut nonnunquam multa discrimina inter utramque partem evenerint. Percepimus inter alia dilectam in Chri-

Der Abt. Nun laß doch hören, kleiner Vielwiſſer.

Ottomar. Was gebt ihr mir, wenn ichs euch ſage?

Der Abt. Biſt du ſo eigennützig? Thuſt du nichts umſonſt?

Ottomar. O ja, gegen Arme; aber ihr ſeyd ein reicher Mann, ſagt mein Vater, und habt mehr als ihr braucht.

Der Abt. Sagt er das? nu, nu, ſo muß ich dich wohl erkaufen.

Wilibald. Erkaufen! pfui Bruder!

Ottomar. Ei was kann ich dafür, daß er es ſo nennt.

Der Abt. Sieh hier Ottomar, welch ein ſchönes Bildgen.

Ottomar. (greift begierig darnach) Was iſt das für ein Mann mit dem großen Schlüſſel?

Der Abt. Der heilige Petrus.

Ottomar. Was macht er mit dem Schlüſſel?

sto filiam mulierem nobilem Sophiam prefati ducis uxorem in quodam castro tunc ejusdem ducis existentem simul cum ipso castro per homines Tuos captam esse et usque in hodiernum diem ex mandato Tuo contra prefati ducis voluntatem detineri quod profecto satis inhumanum videtur. Quid enim meruit sexus infirmior et qui pugnare non nouit. Legimus magnos principes captis urbibus mulieres ipsas cum omni honestate ad suos statim remisisse et quidem cum summa eorum laude hy tamen dei precepta non noverant, quanto magis Tu qui ex divina gratia christianum nomen induisti et salvatoris Tui instituta cognoscis Te obnoxium existimas Inquit enim quos deus conjunxit homo non separet. Si vindictam aut pugnam forsitan queris certe mulier in causam venire non debet inter furentes acies et bellorum gravissimas tempestates hoc unum humanitatis officium servari solet ut sexus hujusmodi servetur illesus alienum quippe est a viro forti et magni animi in mulierem vel parum attemptare. Si pacem desideras ut magis existimamus ad quam etiam totis cordis nostri visceribus Te hortamur hanc quam captivam detines veluti pacis primitias ad virum suum ante premittas. Sequere pacis auctorem et mandata ejus observa, qui ipsam pacem potest Tibi subministrare de celo cujus manum et in pace et in bello non potes effugere. Hec inclite fili pro cordis affectu scribimus Tibi qui statum et honorem Tuum qui salutem anime Tue qui denique pacem illius patrie propensius querimus et debemus. Age igitur et monita nostra ymmo salvatoris nostri pro virtute Tua amplecti velis. Quicquid consilii et auxilii ad federandam hujusmodi caritatem et pacem opus esse videbitur, nos ex parte nostra libenter offerimus et parato animo repromittimus quemadmodum et prefato duci Boleslao satis oportune scribimus. Datum Florentie anno dominice incarnationis Millesimo quadingentesimo tricesimo quarto XIIII Kalendas Novembris pontificatus nostri anno quarto.

(Gleichzeitige Abſchrift.)

No. 6.

Eugenius Episcopus servus servorum dei dilecto filio nobili viro Bolislao magno duci Lituanie Salutem et apostolicam benedictionem. Referentibus nobis venerabili fratre Petro quem tam pro merito virtutum suarum quam pro Tui contemplacione in episcopum et pastorem gentis Samaritarum (ſo ſteht für Samaitarum) promovimus ac dilecto filio Magistro Joanne Nicolosdorff legum doctore et cubiculario nostro plane cognovimus quanto Zelo afficiatur excellentia Tua hisque ad honorem dei et salutem animarum pertinere noscuntur. Inter alia hoc primum Tue devotionis desiderium esse percepimus ut Ruthenorum populos ad unitatem ecclesie sancte Romane devenire conspicias et apostolice sedis fideles ac devotos fieri convenisti cum venerabili fratre nostro Gerasimo eorum metropolite ut apud ipsam apostolicam sedem horum saluti consules quam omnium ecclesiarum magistram justissime profiteris quo factum est ut ipse se paratum exhibeat pro hujus sanctissime unionis et pacis opere ad ipsam sedem apostolicam se conferre dummodo id nobis gratum esse cognoveritis. Ex qua re exultavit cor nostrum in domino illique obtulimus ostiam iubilationis et laudis qui animo tuo hoc celeste desiderium inspirare dignatus est. Nunc primum hujus future unionis spes magna oborta est Illi laus et gloria illi gratiarum actio qui devotioni tue tam laudabile tam pium infudit desiderium. Nihil jam ambigimus inclite fili divinam misericordiam affuturam qua per tuam opem operam et industriam tam preclarum opus debitum optatumque finem consequatur quid enim dignitati Tue congruentius accidere poterat quid dignius omnium seculorum memoria quid denique amplioris meriti. Et hoc uno Te illis populis datum et a deo constitutum poteris comprobare. Age itaque fili perge ut cepisti et immortalem gloriam ex hoc sanctissimo pietatis studio Tibi vindica cura ut que felici principio cepta sunt optatum habeant prosecutionis effectum. Et ut ad rem ipsam veniamus hoc inprimis agendum est veluti ad necessarium totius operis fundamentum ut si licet ex mandato ejus Metropolite Episcopi abbates et alii provincie Ruthenorum ex omni provincie parte conveniant fiatque provinciale concilium ad dandum ipsi Metropolite mandatum per quod ad nos veniens illud sanctissimum opus unionis et pacis nobiscum possit plene concludere. Tue igitur cure erit ut hec omnia per ordinem absolvantur presertim ita plena facultas detur qua ipse Gerasimus quam primum ad nos veniens ad sanctissimum opus unionis et pacis ex Christo austore proficiat. In qua re quidquid consilii et favoris esse conspexeris pro tua devotione et virtute impendere velis fidentes preclare sapientie tue quam Tibi adeo infusam esse conspicimus ut populos Tibi creditos deo acceptabiles reddas et eorum salute facias lucrum anime Tue. Cum primum is venerabilis frater ad nos venerit illum manibus illum tota mentis letitia recipiemus ejusque personam pro tam sancto opere etiam pro Tui contemplatione honorare curabimus. Causam vero hujus sancte unionis et pacis sic habemus commendatam ut nihil omnino pretereatur quo minus debitum et felicem sortiatur effectum sic in dei miseratione confidimus. Letetur igitur inclita devotio Tua letentur et populi Ruthenorum quos per medium principatus tui veros dei cultores effectos suscipere cupimus in visceribus caritatis. Aliud superest in cumulum virtutis tue ut cum carissimo in Christo filio Polonie Rege illustri ac ejus germano filiis quondam inclite memorie Polonie regis germani Tui bonam pacem habeas ut preteritorum oblitus ipsos ut consaguineos recognoscas per quos et Tibi et Tuis quietem et tranquillum statum consequi poteris. Profecto nihil clementie animi tui magis conveniens erit nihil glorie solii Tui magis accomodum proprium magni et excelsi principis est ad preterita non respicere et pace magis quam bello dominatum querere his presertim debes qui propinquo sanguine conjuncti sunt. Que de nepotibus tuis diximus hoc de dilecto filio nobili viro duce Sigismundo consanguineo te facere hortamur, ut scilicet secum pace et caritate Te constringas, quod et ipsum [illegible] toto mentis affectu concupiscimus sibique satis oportune scribimus. Ex his animo tuo concipe quales dotes quantamque gratiam a deo consecutus sis [illegible] horum beneficiorum memor cura quantum potes ut voluntati ejus pareres quod profecto efficies si que supra premisimus servare institues sicut de Tua inclita virtute speramus. Datum Florencie anno dominice incarnationis millesimo quadringentesimo tricesimo quarto XIII Kalendas Novembris Pontificatus nostri anno quarto

---

No. 7.

Eugenius Episcopus servus servorum dei venerabili fratri nostro Gerasimo provincie Ruthenorum Archiepiscopo salutem et apostolicam benedictionem. Multa cordis nostri letitia nuper intelleximus quanto studio fraternitas Tua ad unionem catholice fidei se paratam exhibeat venientes quippe ad nos venerabilis frater Petrus quem veluti bene meritum in pastorem Samaritarum (sic pro Samaytarum) promovimus et dilectus filius Magister Johannes Nicolsdorff legum doctor et cubicularius noster retulerunt nobis desiderium anime Tue et celum domus dei et signanter apostolice sedis cui tota mente humilitate Te affectum ostendis. Egimus omnipotenti deo gratias quod hanc mentem Tuam sua sancti spiritus gratia afflare dignetur ut omnem Ruthenorum provinciam Tibi commissam ad obedientiam et devotionem ipsius apostolice sedis quam omnium ecclesiarum caput et magistram esse constat totis affectibus inducere cupias. Cognovimus inter cetera Fraternitatem Tuam libenti animo separatam reddere ut pro consequenda hac sanctissima unitate ad nos et apostolicam sedem personaliter venias dummodo id gratum nobis esse intellexeris. Ex qua re devotionem Tuam in domino plurimum commendamus et ipsi omnipotenti deo qui tanti boni Te ministrum eligere dignatus est iterum gratias reddimus. Id enim ministerii assumpsisti quo nichil gloriosius nichil deo acceptius nichil denique fructuosius prestare potuisses. Sic profecto decet verum servum Christi sic fidelem domini sacerdotem una est enim Christi sponsa, una columba sine macula et ruga, una catholica et apostolica ecclesia toto orbe diffusa extra quam nullus omnino salvatur Fraternitatem [illegible] hortamur in domino Jesu ut in eo sancto proposito perseveraris id indies ardentius exequi studeas in quo veluti totius hujus sanctissimi operis necessario fundamento id agendum esse censemus ut in Tua provincia quam primum institues Ruthenorum provinciale concilium in quo omnes episcopi et alii qui in talibus esse solent simul conveniant ibique ab eis plenum mandatum obtineas quo hanc sanctissimam causam unionis et pacis nobiscum tractare et concludere possis. Post cum aliquibus de quibus ipsi provinciali concilio videbitur ad nos et sanctam apostolicam sedem venire festines ut hac Tua instantia hoc Tuo studio opus hujusce modi unitatis et pacis auctore domino compleatur. Situnt anima Tua ad deum fontem vivum quando venies et apparebis ante faciem domini transibisque in locum tabernaculi admirabilis usque ad domum dei in voce exultacionis et confessionis. Cum ad nos veneris, Te manibus Te amplexibus Te tota mente letitia suscipiemus et personam Tuam ut decens est honorabimus. In hoc sancto pietatis opere erimus Tibi auxilio et consilio nihilque pretermittemus quo minus res ista plenum sortiatur effectum. Exsurge igitur et confortare hujus tam precipui muneris fructum pone ante oculos Tuos Confidimus in domino qui bonus est sperantibus in eum anime querenti illum et iterum aque multe non poterunt extinguere caritatem et flumina non cooperient eam. Datum florencie anno dominice incarnationis Millesimo quadringentesimo tricesimo quarto XIII Kal. Novembris Pontificatus nostri anno quarto.

(Gleichzeitige glaubwürdige Abſchrift. Hier und da ſcheint der Abſchreiber falſch geleſen zu haben, ich habe nicht gewagt, Berichtigungen anzubringen, um der diplomatiſchen Treue nichts zu vergeben.)

No. 8.

Eugenius Episcopus servus servorum dei venerabili fratri Paulo Episcopo Caminacensi salutem et apostolicam benedictionem. Nonnullorum a Lituanie partibus venientium fide digna didicimus relatione, dilectos filios nobiles viros Boleslaum et Sigismundum Lituanie duces inimico pacis et humani generis instigante, apertis invicem odiis certare et acerrimum quoad possunt bellum continuo gerere. Cujus rei causa preter innumerabilia utriusque partis subditorum damna finitimorum etiam illis locorum populos agitari et maximis affici damnis audivimus. Quare et illorum errori et populorum qui damna sustinent incommodos paterno compatientes affectu litteras ad eos duces dedimus exhortantes et quantum oportere visum fuit urgentes ut ea que pacis sunt cogitantes quemadmodum sanguinitate juncti sunt, ita etiam velint fraterna caritate et benevolentia copulari. Hujusmodi autem litteras et si multum in ea re credimus efficaces futuras vocem tamen vivamque alterutros movere urgere et impellere posset plurimum momenti habituram speramus. Ideoque munus hoc pietate plenum episcopo et viro deum timente dignissimum existimamus Tuam hortamur fraternitatem ut apud predictos duces oportune et importune summa cum sollicitudine velis instare eosque ad pacem caritatem et animarum quietem unionemque nitaris inducere. Argumenta enim ad hanc rem illis suadendam nullatenus deesse poterunt quoniam eos faciliter adduci in sententiam credimus nisi modo sese homines sese Christianos sese consanguineos esse voluerint oblivisci. De hac autem re fraternitatem tuam strictissime oneramus quoniam nulla esse posset quo nostris precordiis tenacius insideret, quam ut duces istos tot Christianorum dominos ad pacis caritatisque dulcedinem jungi sentiamus. Datum Florentie anno dominice incarnationis Millesimo quadringentesimo trigesimo quarto XIII Kalendas Novembris Pontificatus nostri anno quarto.

Eine, von Wort zu Wort gleich lautende Bulle erhielt auch Matthias Episcopus Wilnensis.

(Aus einer gleichzeitigen glaubhaften Abſchrift im geheimen Archiv.)

No. 9.

Vertrag zwiſchen Boleſlaus, anders Swidrigall, Fürſten von Littauen, und dem Hohemeiſter Konrad von Jungingen. D. D. Marienburg den 2. März 1442.

Vom Original auf Pergament im deutſchen Ordens-Archiv zu Königsberg, Schieblade 54. No. 1.

In nomine sancte et indiuidue Trinitatis Amen, Nos Boleslaus alias Swyttirgail dei gratia Princeps et heres Litwanie et Russie et dominus Podolie Universis presentibus et posteris presencium noticiam habituris Salutem et rei geste ad perpetuam memoriam cognoscere veritatem, Cum auctor pacis ad pacis et vnitatis spiritum suis rigorosis monitis et mandatis sedule nos inuitet dignum arbitramur ut inueterate displicencie, gwerre, et offense contra venerabilem Ordinem Beate Marie Jerusalemitan de domo theuthonica per nos diucius exagitate in pacem perpetuam remissionem et concordiam contemplacione orthodoxe fidei commutentur, Hinc est quod nos cum venerabili domino Conrado de Jungingen Magistro Generali suisque Compreceptoribus dicti Ordinis Anno die et loco infrascriptis certum terminum placitorum concor-

Der Abt. Er öfnet die Pforte des Himmelreichs. Doch jezt ſage mir, wo deine Mutter iſt?

Wilibald. Du haſt dich erkaufen laſſen, nun mußt du auch reden.

Ottomar. Erkaufen, mit deinem dummen Erkaufen. Da Herr Abt habt ihr euer Bild wieder. Die Mutter iſt hinuntergegangen ins Dorf, und holt Waſſer vom Brunnen.

Der Abt. Sie ſelbſt? — Konnte ſie denn keine ihrer Dirnen ſenden? giebt es nicht Quellen, hier oben auf der Burg? Du lügſt Kleiner.

Ottomar. Pah! wißt ihr was ich neulich that, als der lange Walther, meines Vaters Knappe, zu mir ſprach: Junker ihr lügt?

Der Abt. Nun?

Ottomar. Ich ſchlug ihn ins Geſicht.

Der Abt. Und was that denn der lange Walther?

diter celebrauimus super pace inter nos et Terras nostras ex vna, et dictum Magistrum, generalem suos et Terras eiusdem Ordinis parte ex altera faciendo perpetuo et firmanda, et varijs premissis tractatibus tandem non coacta nec vi nec metu compulsi, sed sponte et bona voluntate sinceritate animi nostri, quam reuera ad fidem Cristi gerimus expressimus in hunc modum In primis siquidem promisimus in omnibus Terris nostris pro posse nostro fidem catholicam dilatare Sacrosancte Romane Ecclesie Sacroque Romano Imperio ea exhibere et facere, que ceteri liberi Reges et principes catholici ipsis tenentur ex debito exhibere, Nullorum Christianorum Terras excepta via defense aut propulsande iniurie vnquam in manu nostri exercitus inuadere, aut ut inuadantur, vllos cum proposito et voluntate admittere, et quidquid nobis fuerit possibile intuitu cristiane fidei firmiter adimplere, Insuper promisimus et presentibus bona fide promittimus quod ex nunc et in antea tenebimus pacem inviolabilem et concordiam cum dicto domino Conrado Magistro suis successoribus totoque Ordine predicto, ac Ecclesiis et Prelatis in prussia et liuonia eorum et earum terris quibuslibet, terrarumque incolis, perpetuis temporibus obseruare, nec vnquam volumus nec debebimus aliquam ligam inire aut facere contra Ordinem et ecclesias predictas cum dominis aut alijs hominibus quibuscunque, Et rancore quolibet postposito, omnes et singulas iniurias si quas nobis aut nostris per se vel per alios quomodolibet intulerunt remittimus penitus et offensas, Insuper limites et terminos inter nostras et eiusdem Ordinis Terras distingwi fecimus et distingwimus in hunc modum, Incipiendo in quadam Insula dicta Sallyn sita in fluuio dicto Memla habente sub se Insulam aliam dictam Romeywerder, Quequidem Insula Sallyn tota apud ordinem permanebit temporibus affuturis Et ita ab extremitate superiori dicte Insule Sallyn directe progrediendo ad fluuium dictum Nauese in decliuo seu valle continue sub silua dicta Heilgenwald, Ab hinc dictum fluuium sequendo in mediis fluctibus usque in Wiswilten, ab hinc directe eundo ad quendam lapidem magnum dictum Roda iacentem in fluuio dicto A. et Rode volgariter nuncupatum, Ab isto lapide ascendendo ad Stagnum dictum Smarden, Ab hinc directe ad Stagnum seu lacum dictum Apeytensee, A dicto Stagno seu lacu per directum eundo usque ad viam volgariter nuncupatam der Brengelissche weg, Abhinc directe usque in Nenemyten, Abhinc linealiter procedendo versus finem seu aciem Merice volgariter dictam die heide ad locum ubi fons oritur, A dicto ortu fontis procedendo per directum in solitudinem quandam communiter wiltnisse dictam, ubi fluuius Egloffe ortum habet, Ab hinc directe eundo permedium dicte Solitudinis videlicet Wiltnisse usque ad terminos illorum de ploskaw, Et hy omnes termini premissi siti sunt versus lyuouiam, Ascendendo vero versus prussiam termini subscripti per dictum Ordinem perpetuo sine quolibet contradiccionis obstaculo habebuntur, Incipiendo a supradicta Insula Sallyn in directum procedendo usque ad fluuium dictum Suppe, Ab hinc ascendendo ad locum ortus sui, Ab hinc directe progrediendo usque ad fluuium qui effluit a lacu dicto Metensee, et dicitur communiter Metemflies, Abhinc per descensum fluuii usque in fluuium dictum Beber, Deinde dictum fluuium sequendo usque ad Granicies Terre Masouiensis, Omnes igitur terras versus prussiam et lyuoniam per predictos limites ut premittitur distinctas, cum omnibus suis iuribus et vtilitatibus ad predictum Ordinem expresse recognoscimus perpetuo pertinere Quibus eciam se quid iuris in eisdem nobis nostris coheredibus heredibus et successoribus competeret seu competere posset, expresse presentibus renunciamus, Quare homines Ordinis Agricolas, Militares, aut cuiuscunque condicionis existunt, qui a tempore inite perpetue pacis et concordie cum Illustri Allexandro alias wytoldo sollempniter contracte de Terra Samaythe ad dictum Allexandrum quomodocunque aufugerunt, absque contradiccione restituere seu reddere tenebimur de Terris nostris vndecumque, omni dolo procul moto, quam cito auxiliante domino redire ad propria nos contingat, Insuper volumus quod homines Ordinis et Ecclesiarum predictarum in omnibus Terris nostris mercari et negociari libere valeant absque thelonijs aliisque exaccionibus, quos eciam tuebimur sicut nostros, saluis tamen theloneis ab olym institutis, ac quibuslibet edictis nostris editis et edendis in Terris nostris, quibus nostri artantur et dicti Ordinis homines sint artati. Preterea nullum hominem, agricolam, clientem, Militarem, aut cuiuscunque condicionis vel status fuerit sine expressa licencia Magistri generalis qui pro tempore fuerit debebimus ad Terras nostras recipere aut locare, Item nobis in expedicione communi cum predicto Ordine et ipsius hominibus existentibus, Quotquot ipsi captiuauerint suos habeant et teneant ut captiuos, Excessus quoque et maleficia per Ordinis homines qualitercunque commissos et commissa Capitaneus exercitus Ordinis libere iudicabit, Excessus vero communes per vtriusque exercitus homines commissos, Capitanei vtriusque exercitus insimul et communiter iudicabunt, Nullos insuper Armigeros, dominos, Milites, vasallos, vel alterius cuiuscunque generis homines, eciam si Cristi fideles fuerint in dampnum seu preiudicium ipsius Ordinis aut suorum scienter vnquam per Terras nostras ire permittemus, Sed impediemus et prohibebimus iuxta posse. Insuper homines proscriptos seu bannitos a Terris Ordinis non recipiemus ad Terras nostras, maxime, qui in sui vindictam homicidia seu incendia Ordini vel ipsius hominibus comminantur, Preterea per Terras dicti Ordinis contra quoscumque nunquam traducemus exercitum aut traduci per quemcumque faciemus, nisi expresse fuerit de beneplacito dicti Ordinis, Quo obtento, dampnum nequaquam Ordini aut ipsius hominibus inferemus, Insuper tractatum habitum dudum super pace et concordia perpetua per Illustrem Allexandrum alias Wytoldum patruum nostrum cum dicto Ordine quantum ad iniuriarum remissionem, districtuum et granicierum limitacionem, cum aliis quibuscunque Capitulis seu clausulis prout eiusdem originalis dudum tradita sepedicto Ordini lacius dicta continent, Que omnia et singula, ex certa sciencia hic habere volumus pro insertis, Excepto articulo de non recipiendis hominibus superius mutato, Et alio articulo ex certa sciencia simpliciter obmisso, qui sonat de dominio et terra Ruthenorum de Pleschkaw, et positus est in originali dicti Wytoldi, Approbamus gratificamus et laudamus rata et grata habere volentes, verum cum assistentibus nobis prosperis quoque domino adiuuante ad paterna bona perueniremus, Promittimus presentibus bona fide quod tunc velimus et debebimus tradere aliam literam presenti litere per omnia consimilem, cum Baronum procerum ducum aliorumque nostrorum pociorum omnia predicta dictata et ordinata singulorum Sigillis, qui per Magistrum generalem et preceptores suos tunc postulati fuerint, ad fulcimentum maioris roboris sigillandam, Omnia vero et singula premissa in articulis premissis et eorum quolibet contenta bona fide promittimus pro nobis heredibus coheredibus et quibuslibet successoribus nostris firmiter et inuiolabiliter obseruare, Nec vmquam contraueniemus aut contraueniri procurabimus per quoscunque arte racione Ingenio, de iure, vel de facto consilio vel auxilio publice vel occulte In quorum omnium euidens testimonium et fidem de et super omnibus premissis literas tam in latine quam theutonico per omnia eiusdem sentencie, nostri Sigilli munimine facimus communiri, Datum in Castro Marienburg, Anno Domini Millesimo Quadringentesimo secundo, Secundo die Mensis Marcij.

Leben
Auguſt von Kotzebue's.

Ottomar. Er lief zum Vater und klagte über den Junker, aber der Vater hat mich nicht drum geſcholten. (läuft ab.)

Wilibald. Der Vater hat Recht. (läuft ſeinem Bruder nach.)

Der Abt. Wie die Eyer, ſo die Brut.

Neunte Scene.

Adelheid mit zwey Waſſerkrügen, die ſie an der Thür niederſetzt.

Der Abt. Gott grüße euch, edle Frau!

Adelheid. Auch euch Herr Abt.

Der Abt. So iſt es denn doch wahr! ich glaubte, der kleine Ottomar habe mich belogen.

Adelheid. Er darf auch im Scherz nicht lügen. Was war es, daß ihr ihm nicht glauben wolltet?

Der Abt. (auf die Waſſerkrüge deutend) Euer Herablaſſen zu den Beſchäftigungen einer gemeinen Dirne.

Leben
Auguſt von Kotzebue's.

Nach ſeinen Schriften
und
nach authentiſchen Mittheilungen dargeſtellt.

> Verlaß Dich nicht darauf, daß der Haufe groß iſt,
> mit dem Du Uebel thuſt; ſondern gedenke, daß
> Dir die Strafe nicht ferne iſt. —
> Jeſus Sirach. VII. 17, 18.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Seit dem Tode des Mannes, von deſſen Leben dieſe Schrift handelt, hat die liebe deutſche Jugend der erbaulichen Straf- und Kapuziner-Predigten Viele, in gebundener oder ungebundener Redeform, anhören müſſen. Nachgerade erheiſcht es die Chriſtenpflicht, mit allen den Ermahnungen einmal inne zu halten, wenn gleich Beſſerung noch überall Noth thut. Laß uns erwägen, geneigter Leſer! daß zu viel Worte den Grund und Sinn der Rede gar leicht verkehren in Ungrund und Unſinn, und daß ewiges Predigen nur ſchläfrige Zuhörer und taube Ohren macht. Darum erwarte hier nicht dergleichen; auch nicht die Wiederholung deſſen, was ſeit mehreren Monaten an hundert Orten über von Kotzebue gedruckt ſteht. Dennoch kann nur wenig Neues im Einzelnen verheißen werden: wenn gleich das Lebensgemälde, wie es daſteht, dadurch eine eigenthümliche Neuheit des Kolorits erhält, daß der Mann ſelbſt immer redend eingeführt wird; weshalb die ſämmtlichen Schriften K—s, (mit Ausnahme der dramatiſchen, von welchen er immer behauptete, daß er in ihnen nicht ſelbſt ſpreche, ſondern ſeine Theatercharaktere reden laſſe,) fleißig benutzt ſind, wie es Anlage und Plan mit ſich brachten.

Vielleicht wird mancher Fehler zu berichtigen, manche Lücke zu ergänzen ſeyn. Beides ſoll dankbar erkannt werden, wenn nur nicht verkannt wird, daß für Jung und

Alt in dieſem Buche viele wohl zu berückſichtigende, fleißig zu erwägende Fingerzeige, zu welchen K—s Leben, Wirken und Tod anmahnt, redlich gegeben ſind. — Einige Punkte, als die angeſchuldigte Autorſchaft der Expektorationen, blieben abſichtlich unberührt. Vor allem ſind, nach Anleitung der auf den letzten Blättern namhaft gemachten Berichtigungen, in dieſer Schrift manche Fehler zu verbeſſern, die wohl, nur der kleinern Hälfte nach, der Schuld der unleſerlichen Handſchrift beigemeſſen werden dürfen. Andere dort nicht angegebene, aber leicht zu errathene Fehler, z. B. etwannige Verwechſelung des m und n, und kleine Verſehen gegen die Interpunktion, mögen da, wo ſie dem Auge des Korrektors entgangen ſind, gefälligſt berichtigt werden. —

Die eigentliche Würdigung der ſchriftſtelleriſchen, beſonders der dramatiſchen Arbeiten K—s, zu einer vollſtändigen Kritik über ihn, lag nicht in dem Zwecke dieſer Schrift. In den kritiſchen Blättern des In und Auslandes ſind dazu, ſeit dreißig Jahren, ſchätzbare Materialien niedergelegt, welche zu benutzen und zu ſammeln, zunächſt iſt der Beruf der Akademien der Wiſſenſchaften, deren Mitglied v. K. war, und in deren Mitte ſtatutenmäßig ſein Andenken mit Lobreden begangen werden muß.

Näher lag es, dir, geliebter Leſer! hier den geſchichtlichen Standpunkt zu bezeichnen, auf welchen das deutſche Vaterland ſeinen entarteten Zögling fallen und die traurigen Folgen jenes Todes ſich verbreiten ſah. Nicht etwannige Sorge vor dem weiten Banne der Vehmgerichte konnte den Verfaſſer beſtimmen, das zu verſchweigen, was eine Bekanntſchaft mit der Geſchichte ſo deutlich erkennen läßt, daß die Ereigniſſe der neueſten Tage und die nach den unwandelbaren Geſetzen der Weltordnung ſich daran knüpfenden Stürme der Zukunft, mit ihrer ganzen Kataſtrophe zu berechnen ſind. — Wohl griff er muthig zur Feder, um die Züge des raſch fortſchreitenden Trauerſpiels der Schrift zu vertrauen; doch in der Bekümmerniß ſeines Herzens verſagte, mit der hervorbrechenden Thräne, das Auge den Dienſt; und als er hinaustrat, um, wie oft, aus dem Sternenlichte neue Lebenskraft zu trinken, da leuchteten ihm von den Bergeshöhen die Siegesfeuer der Völkerſchlacht (— es war am 18ten October —) entgegen. Ehe noch die Siegesfreude, im Rückblick auf die glorreichen Tage der Vergangenheit, Raum gewann, legte ein kalter, giftiger Nebel ſich um die Berggipfel, verdeckte mit ihnen den Himmel und die Gottesſterne, und während die Irrenden mühſam ihr Obdach ſuchten, gedachte er der Worte Samuels, im neunzehnten Kapitel ſeines zweiten Geſchichtsbuches: „Aus dem Siege des Tages ward ein Leid unter dem ganzen

Volke, — und es ſtahl ſich weg an dem Tage, daß es nicht zur Stadt kam, wie ſich ein Volk wegſtiehlt, das zu Schanden geworden iſt.“ — Mit dieſem Gedanken ſchloß der Verfaſſer jammernd die Vorrede, noch ehe der 18te Oktober beendet war, im Jahre 1819. —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Erſtes Buch.

Seine Jugend, bis zu ſeiner Abreiſe nach Rußland.

Adelheid. Fällt euch das auf, Herr Abt? — wohl mögtet ihr's für eitel Ziererey halten, da ich der Dirnen genug habe, und eine fleißige Hausfrau eben nicht nöthig hat, das Waſſer vom Brunnen zu holen. Ich will euch das erklären, Herr Abt. Euch iſt meine Abkunft kein Geheimniß. Heute ſind es acht Jahr, als ich mit dieſen nemlichen Waſſerkrügen gegangen war aus dem nemlichen Brunnen zu ſchöpfen. Meine Thränen miſchten ſich mit dem Waſſer, denn ihr wißt es, wie mir eben damals die Wenden meinen alten Vater, die einzige Stütze meiner hülfloſen Jugend geraubt hatten. Mich ſah Ritter Theobald, er liebte mich und machte mich zum glücklichſten Weibe. Soll ich dieſen Tag nicht feyern? Ich werde dieſe Waſſerkrüge bey meinem Brautſchmuck verwahren, ſo lange ich lebe. Nie verſäume ich es an dieſem Tage, ſobald ich mein Morgengebet verrichtet, hinunter an den Brunnen zu eilen — mich meiner ehemaligen Nie-

drig-

„Todten ſoll man nichts übles nachreden, iſt ein Grundſatz, der ſeine Entſtehung wahrlich nur dem Umſtande verdankt, daß die Todten fein unter den Füßen liegen, und niemanden im Wege ſtehn. Wenn die Todten ihre tauſendjährige Muße zum Bücherſchreiben anwendeten, ſo würde man ihnen mehr Uebles nachreden, als irgend einem Lebendigen. So aber glaubt man gar nicht, welch' eine ſchöne Sache das Todtſeyn für einen Schriftſteller iſt. Die Blumen, die ihm auf dem Lebenspfade nur ſparſam blühten, wachſen üppig auf ſeinem Grabe. Die letzte Schaufel Erde deckt ſeinen Buckel, wenn er einen hatte, und ſeine Fehler, wenn er welche hatte. Nach hundert Jahren ſchwört die Nachwelt, er ſey der geradegewachſenſte Mann und tadelfreieſte Schriftſteller geweſen."*) —

Ohne das Glück näher zu würdigen, welches hier den Entſchlafenen beigemeſſen wird, ſey es verſucht, einen Theil des Fluches zu löſen, der, über die Nachwelt ausgeſprochen, das heilige Gebieth hiſtoriſcher Wahrheit als eine Narrenbühne elender Lobpreiſungen bezeichnet. Dieſen Bann zu brechen, in Hinſicht der Lebensgeſchichte eines Mannes, der auf ſeiner Pilgerbahn und durch die Art ſeines Todes vieles Aufſehn erregte, iſt unbezweifelt der Augenblick der günſtigſte, wo die Zeugen ſeines Lebens noch nicht abgetreten, und die Zeugniſſe ſelbſt noch nicht verſchollen ſind.—

„Die ſchöne Sache des Todtſeyns" kann dadurch nicht gefährdet werden; denn wenn, wie wir ſo zuverſichtlich hoffen, den Dahingeſchiedenen ein Rückblick auf das Erdenleben vergönnt iſt, ſo bleibt doch wohl gewiß die Glückſeligkeit des Jenſeits, wie der wahre Werth des Diesſeits, ewig bedingt von der Gerechtigkeit und Wahrheit. —

---

*) Siehe: Fragmente über Recenſenten-Unfug, von A. v. Kotzebue. Leipzig 1797. Seite 141 und 142. —

Unter den Männern, welche Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar, aus dem Hauſe Braunſchweig-Wolfenbüttel, dieſe herrliche Frau, ihres beſonderen Vertrauns würdigte, gehörte der Legationsrath Kotzebue. Sie rief ihn von Braunſchweig nach Weimar, gebrauchte ihn als Kabinetsſekretair in vielen wichtigen öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, und ſchätzte ihn als einen thätigen, einſichtsvollen, und treuen Diener eben ſo ſehr, als er von ſeinen Mitbürgern geachtet wurde. Die Kotzebueſche Familie ſtand damals zu dem Braunſchweigiſchen Fürſtenhauſe in vielfachen Beziehungen. Ein älterer Bruder des Legationsrathes hatte unter dem heldenmüthigen Ferdinand, bei der alliirten Armee im ſiebenjährigen Kriege tapfer gefochten, ſich bis zum Major hinaufgearbeitet, und durch eine Kanonenkugel einen Arm verloren. Er blieb in der nähern Umgebung ſeines Feldherrn, bis er zu deſſen Schweſter, der Markgräfin von Baireuth, als Geſchäftsträger ging, in welcher Stelle er den Ruhm eines braven, redlichen Mannes mit in die Gruft nahm. *) Eine Schweſter dieſer beiden Brüder war erſte Kammerfrau der Herzogin Amalia, und ward von dieſer, durch ſo ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, unſterblichen Fürſtin, mit wahrhaft ſchweſterlicher Zuneigung geliebt. —

Der Legationsrath Kotzebue ſtarb ſchon 1763 und hinterließ eine noch lebende Witwe, geborne Krüger aus Braunſchweig, und mehrere Kinder, von welchen, nach dem Tode des Sohnes, deſſen Leben dieſe Blätter gewidmet ſind, an der Seite der würdigen, achtzigjährigen Mutter gegenwärtig noch zwei zu Weimar leben, ein älterer Sohn, der früher Theologie ſtudirte, aber einer ſehr ſchwachen körperlichen und geiſtigen

---

*) Dieſem Major Kotzebue hat der Neffe den dritten Theil der jüngſten Kinder ſeiner Laune gewidmet. Wodurch der Schriftſteller veranlaßt wurde, dem Namen des Oheims das Wörtlein von vorzuſetzen, iſt unbekannt.

Organiſation halber, nie in Amtsverhältniſſe trat; und eine Tochter, die verwitwet, mit dem Syndikus Gildemeiſter, erſt zu Duisburg, dann zu Lübeck, verheirathet war. Zwiſchen dieſen Geſchwiſtern dem Alter nach mitten inneſtehend, war August Friedrich Ferdinand Kotzebue den dritten Mai 1761 zu Weimar geboren. — Er ſelbſt ſchildert uns ſein Knabenalter in einem „mein literariſcher Lebenslauf“ überſchriebenen Aufſatze*), der an charakteriſtiſcher Eigenthümlichkeit gewinnt, wenn man ohne der Reihefolge der Jahre vorzugreifen, das einleitende Vorwort nicht überſieht und ſo erwägt: wie der Mann ſich ſelbſt in dem Verhältniſſe zum Leben betrachtet. —

Er beginnt: „Ich habe als Schriftſteller Gutes und Böſes erfahren, Beides in reichem Maaße. Ich bilde mir ein, es könne Jünglingen, welche dieſe ſchlüpfrige Bahn betreten wollen, zu großem Nutzen gereichen, wenn ſie die Erfahrung eines Mannes leſen, der zwar nicht am Ziele ſteht — denn wie wenige erreichen es! — aber doch lange vor ihnen auslief; der ſich in einen Kreis mit ihnen ſetzt und ohne Schminke erzählt, wo er ſtrauchelte, wo er fiel; wo er beräuchert oder begeifert, geneckt oder getäuſcht wurde; wo die Muſe ihm winkte, oder wo er eine Bacchantin für eine Muſe anſah.“

---

*) Siehe „die jüngſten Kinder meiner Laune, von A. von Kotzebue,“ fünftes Bändchen. 1796. Seite 123 ff.

„So ſammelt euch um mich, ihr Unerfahrenen, die ihr die Spitzen eurer Stäbe nur erſt in den Honig des Parnaſſes tauchtet, und meint, er müſſe euch wohl bekommen, weil er ſüß iſt; laßt euch nieder, und hört mir zu. Ihr ſeht, ich habe es mir bequem gemacht, meine Seele iſt im Negligé, und meine Lippen ſind geöffnet, eben ſo aufrichtig zu bekennen, wo die Eitelkeit mich zwickte, als wo das Gefühl für das Wahre und Schöne mich durchwärmte.“

„Auch will ich mir dieſe Aufrichtigkeit gar nicht zum Verdienſte anrechnen, denn es giebt Lagen des Lebens, in welchen es eben ſo leicht wird, Gutes zu thun, als ſeinen Ueberrock anzuziehen, und das ſind gewöhnlich diejenigen, wo man den ganzen Tag im Ueberrocke herumſchlendern darf; wo man ſich nur bückt, um eine Blume zu pflücken, und nie, um einen Handſchuh aufzuheben, oder ein Namensfeſt zu verherrlichen; wo man mehr Freude über die erſten Maiknospen, oder den erſten Zahn des jüngſten Buben empfindet, als über die gnädigen Worte des Gönners: Sie ſpeiſen heute bei mir. Wenn man abgeſchieden von der großen Welt in ländlicher Ruhe lebt, wenn Zufriedenheit und Genügſamkeit das Herz jeder Freude, und folglich jeder Tugend öffnen; wenn man nur von wenigen Lieben umgeben iſt, die des Herzens nie unedle Regungen von den Verirrungen des Kopfes ſchon längſt geſchieden haben; o dann bekennt man gern jedes Unrecht, deſſen man ſich ſchuldig glaubt; man tritt mit Freudigkeit vor das Publikum, weil nur die Stimmen der gutmüthigen Beurtheiler in die Einſamkeit wiederhallen, die Stimmen derer, welche die Worte des Erzählers nicht verdrehen, nicht beſpötteln, nicht hämiſch deuteln.“ —

„Wohlan denn! ihr böſen Krittler! ihr Ehrabſchneider von Profeſſion! was kümmert euer

Bellen den frohen Mann in ſeiner Einſamkeit? hat er doch nur ein Weib und ein paar Freunde, die ihn kennen und lieben; drum bellt! ihr elenden Söldner! dieſes Weib, dieſe Freunde werdet ihr ihm nicht vom Buſen wegbellen."

„Wenn ich behaupten wollte, ich ſchriebe dieſes Büchlein blos den Jünglingen zu Nutz und Frommen, ſo würde ich eben ſo unwahr reden, als ein Buchhändler, der ſeine Bücherpreiſe blos deswegen herabſetzt, um den Liebhabern der Wiſſenſchaften den Ankauf zu erleichtern. Nicht doch, lieben Freunde! es ſind Ladenhüter, die er gern los ſeyn möchte, und ſo lag auch dieſe Schrift ſchon ſeit fünf Jahren in meiner Seele, ich muß ſie herausſchaffen, um Platz zu bekommen. Mir ſelbſt verſpreche ich Genuß davon, unbekümmert um fremde, vielleicht verwöhnte Gaumen, denn ich habe überhaupt in meinem Leben nur ein Buch und eine Broſchüre, andern Leuten zu gefallen, geſchrieben *), und das wurden gerade meine

---

*) Die Broſchüre, wie man weiterhin zu erfahren Gelegenheit findet, führt den Titel: „Bahrdt mit

ſchlechteſten Arbeiten. Alle meine Schauſpiele hingegen, Alles, was etwa Rührendes oder Schönes aus meiner Feder floß, ſchrieb ich für mich, und die Stunde, in der ich es ſchrieb, lohnte mir köſtlicher, als Publikum und Verleger.“

„So ſoll denn auch jetzt meine Phantaſie den erſten Schnee wegſchmelzen, der heute vor meinem eigenen Fenſter gefallen iſt; was kümmern mich fremde Fenſter? Nebenher ſoll es mich wohl herzlich freuen, wenn auch andere Leute in Winkeln der Erde, wo heute am dritten Oktober noch kein Schnee fällt, mein Büchlein gern leſen und nicht gewahr werden, daß es beim erſten Froſte geſchrieben worden; doch behüte mich der Him-

---

der eiſernen Stirn;“ das Buch iſt das: „vom Abel.“ Das Titelkupfer des letztern iſt merkwürdig: in den Lüften ſchwebt eine Jungfrau, in der Rechten einen, mit dem ruſſiſchen Wappen verzierten Schild tragend; die Linke gehoben, um zahlreiche Blitze zu ſchleudern. Gegenüber eine mächtige Eiche, an deren Fuße unförmliche Knäblein beſchäftigt ſind, ſie umzureißen. — Nun iſt ſehr zweifelhaft: ob die dreuenden Blitze der Eiche, oder den Knaben, oder beiden gelten ſollen? —

drigkeit zu erinnern — ſo ſagt mein Kopf; die erſten Blicke, die erſten Worte meines Theobalds mir ins Gedächtniß zu rufen — ſo ſagt mein Herz.

Der Abt. Das iſt löblich, edle Frau, doch hütet euch eure Liebe zum Abgott zu machen.

Adelheid. O daß ich noch mehr lieben könnte! verdank ich ihm nicht Alles? Ohne ihn, was wäre aus mir geworden! eine Vater- und Mutterloſe Waiſe, in die weite Welt geſtoßen, jeder Gewaltthätigkeit Preiß gegeben — Meine Thränen floſſen in den Waſſerkrug, ſeit acht Jahren hab' ich nur Freudenthränen geweint. O daß ich noch mehr ihn lieben könnte! daß dieſes Herz noch wärmerer Gefühle fähig wäre!

Der Abt. (bey Seite) O weh!

Adelheid. (niedergeſchlagen) Heute iſt es zum Erſtenmale, ſeit acht glücklichen Jahren, daß er an dieſem Tage von mir abweſend iſt. Er ſtreitet für die heilige Kirche, mein Herz

muß

gierig an einem Romane ſchmauſt, indeſſen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerſtreut liegen? — Das warſt du!“ —

„Meine gute Mutter — Dank ſey Gott! ſie lebt noch! ſie hört meinen Dank noch! — Meine gute Mutter entſagte, als eine noch ſehr junge Witwe, manchem Reitze und manchem Genuſſe des Lebens, um ſich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie beſaß Geſchmack, Beleſenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz duldender Mutterliebe; mit dieſen Eigenſchaften konnte ſie ihren Zweck nicht ganz verfehlen.

„Sie hat mir zwei oder drei Hofmeiſter gehalten, Kandidaten der heiligen Theologie, die, während ſie mit Sehnſucht harrten, daß ein göttlicher Beruf ihnen eine kleine Heerde anvertraue, mich ihre Hirtenſtäbe weidlich fühlen ließen, und keine Mühe ſparten, ein Schaaf aus mir zu machen. Der eine war ein phyſiognomiſcher — der andere ein verliebter Theolog; der eine kritiſirte meine Naſe, der andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend in ihrem Zimmer, eine Vorleſung von ihr, war mehr werth, als die ganze Plackerei mit Langens Colloquiis und Luthers großem und kleinem Katechismus. Jene ließen den Papagay ſchwatzen, ſie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geſchmack am Leſen faſt mit der Muttermilch ein. Ich zählte vielleicht kaum fünf oder ſechs Jahre, als ſchon oft ein Buch mich von meinem Schaukelpferde lockte.“

„Das Erſte, deſſen ich mich lebhaft entſinne, und deſſen zahlreiche Bände ich, nach oben beſchriebner Weiſe, auf eine Bank gekauert, geleſen und wiedergeleſen habe, waren die damals beliebten Abendſtunden, eine Sammlung kleiner Erzählungen aus verſchiedenen Sprachen, auf deren Titelblatt ein ſchlafender Hund zu ſchauen iſt, mit der Umſchrift: non omnibus dormio. Ich weiß nicht, worauf der Schlummer dieſes Hundes ſich bezog, aber das weiß ich, daß ich noch jetzt an keinem ſchlafenden Hunde vorübergehe, ohne an die Abendſtunden zu denken.“

„Diejenige Erzählung in jener Sammlung, welche den erſten großen Eindruck auf mich machte, mir die erſten Thränen der Rührung koſtete, war die Geſchichte von Romeo und Julia, aus welcher Weiße nachher den Stoff zu ſeinem Trauerſpiele nahm. Sie erſchütterte mich ſo tief, daß vielleicht damals ſchon der erſte Grund zu meiner Vorliebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde. Das zweite, mich anziehende Buch war Dom Quixotte, der freilich lange nachher von Herrn Bertuch ſehr viel beſſer überſetzt worden iſt, mir aber nie wieder ſo viele Freude gemacht hat. Ein Kind bringt zu ſeiner Lektüre, wie zu ſeinen Spielen, mehr Empfänglichkeit, mehr Reizbarkeit mit; daher glaubt es in beiden den Zauber zu ſehen, den, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nur die Friſchheit ſeiner Empfindungen ihnen leiht, ſo wie auch ein halbwelkes Blatt ſchön iſt, wenn das Morgenroth darauf glüht.“ —

— „Empfange meinen Dank, ehrlicher Dom Quixotte! und theile ihn mit Sancho Panſa. Ihr ſeyd ein paar gute Geſellſchafter, ich bin gern mit euch in den Wirthshäuſern umhergezogen, bis Robinſon Cruſoe mir aufſtieß, dieſer Wundermann, der mich, wie jeden Knaben, mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſich riß, den ich geiziger verwahrte, als mein beſtes Spielzeug; mit dem ich oft auf den ſogenannten rothen Gang, auf die Schwelle des Pferdeſtalles floh, um fern von der Trommel meiner Geſpielen, ungeſtört mit ihm auf die Ziegenjagd zu gehn. Die Glocke zum Vesperbrod tönte, ich hörte ſie nicht! Die Sonne ging unter, ich las mir in der Dämmerung die Augen trübe. O! wie ſehnlich wünſchte ich damals, daß mir doch einſt das Glück beſchieden ſeyn möchte, auf eine wüſte Inſel verſchlagen zu werden! wie herrlich ſchmeckten mir im Geiſte die Brodkuchen, die Robinſon in der Erde buck (backte), und das Ziegenfleiſch, das er in ſelbſt verfertigten Töpfen kochte!" —

„Ich fing an, Jagd auf alle die abentheuerlichen Robinſons zu machen, welche die Nachahmungsſucht in meinem lieben Vaterlande hervorbrachte; aber wo war einer, der dem Original an Kraft, Natur und Intereſſe gleich kam? — Die Inſel Felſenburg galt freilich viel bei mir; die Erſcheinung des Geiſtes, der ſich in

Geſtalt einer Wolke über das Waſſer wälzt, erregte in mir einen angenehmen Schauder: auch Robert Pierrot erzwang ſich meinen Beifall, beſonders da, wo aus der Höhle mit Todtenköpfen kanonirt wird; aber es war doch alles nichts gegen den ehrlichen Robinſon Cruſoe, den ich bewunderte, und ſeinen Freitag, den ich herzlich lieb hatte, und der mir durch ſein Entzücken, beim Wiederfinden ſeines gebundenen Vaters, ſüße Thränen entlockte."

„Inſel, und beſonders wüſte Inſel, war damals ein Zauberwort für mich, an welches ſich eine Reihe lieblicher Bilder knüpfte. Ich dachte zuweilen: warum lerne ich decliniren, und conjugiren, und exponiren? Wäre es nicht beſſer, ich lernte ein halbes Dutzend Handwerke, damit ich mir künftig einmal zu helfen wüßte? denn wenn der Himmel mir meinen brennendſten Wunſch gewährt, ſo wirft er mich in einem lecken Schiffe einſt auf eine Klippe, und läßt mir nichts als ein Wrack, um mir aus den Trümmern eine Hütte zu bauen. — Wer hätte geglaubt, daß ich nach Verlauf eines Vierteljahhunderts dieſen Wunſch eben ſo brennend erneuern würde! Ich bin mit einem liebenden Herzen zur Geſelligkeit geboren, und folglich iſt es mir Bedürfniß, die Einſamkeit zu ſuchen; denn ich will lieber fern von böſen Menſchen leben und ſie vergeſſen, als ſie täglich ſehn und haſſen.“ —

Wenn im Verfolg dieſer Mittheilungen der Leſer zu dem Zeitpunkte kommt, in welchem Kotzebue über ſeine Jugend und über ſich ſo redete, wird es ſich von ſelbſt ergeben, welche böſen Menſchen er hier im Sinne hatte. — Er fährt fort:

„Wenn die Perleninſel und die Inſel Felſenburg, die ſchwimmende und die fliegende Inſel meine Phantaſie zu überſpannen drohten, ſo wußte meine Mutter, in den Abendvorleſungen, meinem weichen Gehirn mildere Eindrücke zu geben. Den Aeſop las ich gern; mit Gellerts Fabeln und Liedern wurde ich bald befreundet; viele derſelben wußte ich auswendig. Haller und Bodmer waren mir zu hoch; aber Gleim, Uz und Hagedorn gefielen mir, denn ich verſtand ſie. Sehr früh fing ich an, dieſen Sängern nachzuzwitſchern. Ich erinnere mich noch ganz gut meines erſten poetiſchen Verſuchs. Ich mochte vielleicht kaum ſechs Jahre alt ſeyn; das ſchließe ich daraus, weil ich mein Manuſcript hinter dem Spiegel, neben der Ruthe verwahrte. Es ſollte ein ländliches Gemälde werden, wozu ich die Bilder aus allen mir bekannten Dichtern zuſammengeſtohlen hatte. Folgende zwei Zeilen kamen darin vor:

Es ſinget die ſteigende Lerche,
Es hüpfen die Schäfchen am Berge" — —

„Sie gefielen mir außerordentlich, weil ſie ſo luſtig dahin hüpften. Ich wußte nicht, daß es Daktylen waren, und zwar die einzigen im ganzen Gedichte. Mehrere Tage lang zerbrach ich mir den Kopf, um die folgenden Zeilen eben ſo artig mittanzen zu laſſen, aber vergebens! Alle die übrigen waren und blieben ſchwerfällige Spondäen und ich begriff gar nicht, wie es zuging, daß man die Verſe könne nach Gefallen zu Fuße gehn und galloppiren laſſen."

„Bald nachher wagte ich auch meinen erſten dramatiſchen Verſuch. Die Fabel vom Milchmädchen und den beiden Jägern war mir, ich weiß nicht wo, in die Hände gefallen; die beliebte kleine Oper exiſtirte noch nicht, oder war wenigſtens mir unbekannt. Ich machte ein Luſtſpiel, welches gerade eine Octavſeite lang war. Freilich fühlte ich nicht, daß es weit länger ſeyn müſſe, um einem Luſtſpiele ähnlich zu ſehn; aber verlohnte mich die Kunſt, den Faden fein lang zu ſpinnen?"

„Indeſſen hatte die Dichtkunſt auch bei mir ihre gewöhnlichen Wirkungen geäußert, das heißt, ſie hatte mein kleines Herz für die Liebe empfänglich gemacht. Ich hing mit ganzer Seele an ein junges, liebenswürdiges, aber völlig erwachſenes Mädchen, welches nachher meine Tante wurde. Am 3ten Mai 1768, alſo an meinem ſiebenten Geburtstage, ſchrieb ich in ein Zeichenbuch, auf die leere Rückſeite einer Zeichnung, einen enthuſiaſtiſchen Liebesbrief, welcher nicht übel in der aſiatiſchen Baniſe figurirt haben würde. Ich machte ihr darin zärtliche Vorwürfe, (denn ſie war ſo blind, den Oheim dem Neffen vorzuziehn,) und bat ſie zuletzt um die einzige Gunſt, „„ihre kleine weiße Hand noch einmal zu küſſen.““ —

Wie unverkennbar auch das Wohlgefallen ſeyn mag, mit welchem H. v. K. dieſen Zug ſeiner Kindheit erzählt, ſo braucht man doch kein mürriſch-ſtrafender Sittenrichter zu ſeyn, um mit dem Gefühle der tiefſten Wehmuth hier auf den ſiebenjährigen Knaben zu blicken, der offenbar ſchon dem Heiligthume der kindlichen Unbefangenheit entriſſen und der Herrſchaft des Gefühls eines reiferen Alters hingegeben erſcheint. Dieſes über ihn verhängte Mißgeſchick blieb ſelbſt dem Manne nur inſofern unvergeßlich, als theils im Verfolg deſſelben ſeiner Eitelkeit gefröhnt, theils ſeine Eigenliebe bei dieſer frühen Liebſchaft verletzt wurde. —

„Meine Mutter wurde dieſen Brief gewahr, ſie fand, daß die Ausdrücke und Wendungen deſſelben die gewöhnlichen Fähigkeiten meines Alters übertrafen; ſie ergötzte ſich daran, und konnte *der kleinen mütterlichen Eitelkeit nicht widerſtehen*, bei Beſuchen in unſerm Hauſe, das Zeichenbuch hervorzuholen, und den Brief in meiner Gegenwart den Gäſten vorzuleſen, die denn natürlich immer herzlich darüber lachten. Ich ſpielte dabei eine höchſt verlegene Rolle, und es iſt die erſte tief marternde Empfindung meiner Seele, deren ich mich zu erinnern weiß. Sie ließ einen bleibenden Eindruck bei mir zurück; je öfter die Vorleſungen wiederholt wurden, je höher ſtieg meine Erbitterung. Ich weinte im Holzſtalle heiße Thränen der Schaam und des gekränkten Ehrgeizes, nahm endlich das verhaßte Zeichenbuch aus dem kleinen grünen Eckſchranke, in welchem es verwahrt wurde, und warf es ins Feuer. Seit jener Begebenheit verlor ich in Herzensangelegenheiten das Vertraun zu meiner Mutter auf lange Zeit, und Aeltern und Erzieher mögen aus dieſem Beiſpiele lernen, wie vorſichtig ſie mit zarten Kindern bei ſolchen Gelegenheiten (!) umgehen müſſen, und wie gefährlich jede öffentliche Beſchämung iſt, wäre ſie auch nur im Scherze geſchehn."

„Die Liebe, und der Hang zur Religionsſchwärmerei, ſind, wie man weiß, ſehr nahe mit einander verwandt. Auch dieſer ergriff mich einſt in muß ſchweigen. — Was meynt ihr Herr Abt? Könnte er wohl bald von dieſem Zuge zurück ſeyn?

Der Abt. Nachdem es fällt, edle Frau. Er ſchwur mir, den heidniſchen Flecken jenſeits der Elbe, der Erde gleich zu machen, und mit Feuer und Schwerdt alle deſſen Einwohner zu vertilgen. Traf er das Geſindel unvorbereitet, ſo mag er leicht deſſen Meiſter geworden ſeyn; wo nicht, ſo mögten ſich die Tage wohl zu Wochen ausdehnen.

Adelheid. (Augen und Hände emporhebend) Schütze du ihn, guter Gott! dein heiliger Name iſt es, für den er kämpft! decke ihn, ihr Engel, mit eurem Fittig! führt ihn als Sieger an den Buſen ſeines liebenden Weibes, in die Arme ſeiner Kinder zurück!

Der Abt. (bey Seite) Da bin ich nun mit ihr allein, und nicht eine kahle Sylbe ſteht mir zu Gebote.

Wilibald. (kommt) Mutter, der Wächter auf dem Thurm hat ins Horn geſtoßen.

Otto.

meinen Kinderjahren; ich war über alle Maaßen fromm, und wäre ich ſo fortgeſahren, ſo müßte meine Mutter ſchon längſt die Freude erlebt haben, welche einſt der Mutter des heiligen Borromäus zu Theile wurde. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlaſſen, ſo ging ich auch ſchon, um ganz ungeſtört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort ſchloß ich mich ſorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernte, ſondern aus der Tiefe des Herzens hervorgepreßte, und mit Thränen geſalbte Stoßſeufzer. Ich weiß noch, welche Mühe ich mir gab, Variationen in meinen frommen Seufzern anzubringen, damit Gott nicht glauben möchte, ich wolle ihm alle Tage das nämliche auftiſchen. Aus dieſer Urſache waren mir auch Benjamin Schmolkens Morgen- und Abendandachten trotz ihrer leichten Verſification ſehr zuwider. Ich mußte ſie oft in dem Zimmer meiner Mutter vorleſen, und dachte immer dabei: Gebete aus einem gedruckten Buche könnten Gott nicht wohlgefällig ſeyn, weil er doch ſchon alles wüßte, was darin ſteht. Mit geiſtlichem Stolze ſah ich zurück auf meine Betſtunden, in welchen Gott, nach meiner Meinung, immer etwas Neues erfuhr.“ —

„Soll ich ſagen, was dieſen Hang zur Frömmigkeit in mir erſtickte? — man wird es wohl ſchwerlich errathen: das Kirchengehn. An jedem Sonntage, Vormittag und Nachmittag, trieben die Hofmeiſter in Weimar ihre Zöglinge vor ſich her in die Kirche. Dort durften wir nicht plaudern, nicht die Köpfe hin- und herdrehen, nicht mit den gemalten Engeln am Platfond liebäugeln, ſondern mußten fein ſtillſitzen, emſig zuhören, und wenigſtens die Poſitionen und die Eintheilung einer ſchaalen Predigt aufſchreiben, oder im Kopfe behalten. Im Winter geſchah das Aufſchreiben mit verkrümmten Fingern, und im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne ſo lieblich durch die Kirchenfenſter ſchimmerten, ſehnten wir uns hinaus ins Freie.“

„In der Schloßkirche zu Weimar habe ich viele und große Langeweile erlitten. Ich fiel endlich auf ein Mittel, mir dieſe Trübſal etwas zu erleichtern; ſobald ich nämlich von der Predigt dasjenige weggeſchnappt hatte, was ich wieder erzählen mußte, ſo ſetzte ich mich in einen Winkel, nahm das Weimariſche Geſangbuch, und las die Geſchichte der Belagerung Jeruſalems, welche in einem Anhange erzählt wurde, und meiner Einbildungskraft reiche Nahrung gab. Das Geſchrei des Wahnſinnigen, der auf den Mauern Jeruſalems: Wehe! Wehe! ruft, ſchallte jeden Sonntag in meine Ohren, und da keine andere Leſebibliothek in der Kirche befindlich war, ſo las ich die Geſchichte ſo oft, bis ich ſie faſt auswendig konnte.“ —

„Meine exemplariſche Frömmigkeit war nicht allein verſchwunden, ſondern ich fing ſogar an ein Zweifler zu werden; denn ich mochte etwa neun bis zehn Jahre alt ſeyn, als mein kindlicher Verſtand an dem Begriffe von der Allmacht Gottes ſcheiterte. Ich fragte nämlich einſt meinen Hofmeiſter: ob Gott auch einen andern Gott hervorbringen könne, der größer und mächtiger ſey, als er ſelbſt? und als mir dieſe Frage verneint wurde, zog ich daraus den Schluß: Gott ſey nicht allmächtig. Das ſchien mir ſo klar, daß ich nicht begreifen konnte, warum die Menſchen nicht früher auf dieſe einleuchtende Wahrheit gefallen? und mir nebenher nicht wenig auf meinen Scharfſinn zu gute that. Mehrere Wochen hindurch nährte ich dieß ſtolze Gefühl meiner ſich entwickelnden Seelenkräfte, verſuchte auch wohl einige Mal, aber vergebens, unter meinen Geſpielen Proſelyten zu machen. Der Eine lachte mich aus, der Andere hörte gar nicht darauf. Ich wurde es bald müde, mein nagelneues Syſtem zu predigen; die Lampe verloſch allmählich, da ſie von der Eitelkeit keine Nahrung empfing, und es blieb mir nichts übrig, als der angenehme Eindruck des Bewußtſeyns meines erſten Selbſtdenkens."

„Damals ſtarb in Weimar ein blühendes Mädchen von funfzehn bis ſechszehn Jahren an den Pocken. Sie war die einzige Tochter troſtloſer Aeltern, und ganz im Stillen, denn ſie wußte ſelbſt nichts davon, die Geliebte eines Knaben, der zum Jünglinge heranreifte. Er war mehrere

Jahre älter als ich, aber da wir in einem Hauſe wohnten, und ich ſeinen verliebten Entzückungen ein gefälliges Ohr lieh, ſo gab er ſich, trotz der Verſchiedenheit unſers Alters, viel mit mir ab. Ich begleitete ihn zuweilen des Abends bis unter die Fenſter ſeiner kranken Geliebten, wo wir oft ſtundenlang uns ganz geduldig beſchneien und beregnen ließen, ob wir gleich nichts, als undeutliche Schatten wahrnehmen konnten, über welche wir uns dann unſere Vermuthungen mittheilten. Einmal — es iſt mir noch, wie heute — ſahen wir ziemlich deutlich den Schatten einer Perſon, die einen Löffel vor ſich hertrug, vermuthlich um der Kranken Arznei zu reichen. Mein Gefährte fing auf der Straße bitterlich an zu weinen; mir wurde das Herz weich, ich weinte mit, ohne zu wiſſen: warum? — ſehr natürlich, daß dieſe Scene einen nieverlöſchten Eindruck bei mir zurückließ, und daß mein Gefühl in dieſem Augenblicke meinem körperlichen Wachsthume um einige Jahre vorauslief. Rauhes Wetter, Nacht, der trübe Lampenſchein aus der Krankenſtube, der Schatten mit dem Löffel, der auf die vorgezogene

Gardine fiel, der ſchluchzende Jüngling, der Gedanke: dort ſtirbt ein hübſches Mädchen, das du ſo oft hüpfen und tanzen ſehen; alles das ſetzte meine Einbildungskraft in ſtürmiſche Bewegung, und als das Mädchen nun wirklich ſtarb, beweinte ich ſie trotz ihrem Liebhaber; fand aber bald eine Quelle des Troſtes in mir, die für ihn nicht floß. Ich dichtete nämlich eine Elegie, und da kein erkünſteltes Dichtergefühl, ſondern wahre Empfindung mich begeiſterte, ſo gerieth das Produkt beſſer, als alle meine bisherigen Verſuche. Man ſprach im Ernſt davon, die Elegie drucken zu laſſen. Der bloße Gedanke daran brachte mich außer mir vor Entzücken, und hätte es in meiner Macht geſtanden, das Mädchen ins Leben zurückzurufen, ich weiß nicht, ob ich es auf Koſten meiner Hirngeburt gethan haben würde. So übte zum erſten Male die allgewaltige Schriftſtellereitelkeit ihre Tyrannei über mich aus. Die Elegie blieb indeſſen ungedruckt, ich kann mich nicht mehr erinnern, aus welchen Urſachen; aber meinen Schmerz würde ſie getilgt haben, wäre auch das Mädchen meine eigne Geliebte geweſen.“ —

Unmittelbar an dieſen erſten Vorfall, wo Schriftſtellereitelkeit eine unnatürliche Gewalt über Kotzebue als Knabe ausübte, der beſonders deshalb merkwürdig, weil er wohl der einzige ihm ſelbſt klar gewordene iſt, knüpfte er die Erzählung der Ereigniſſe, die ihn ſchon in zarter Kindheit an das Theater feſſelten, und, verbunden mit ſeiner zum dramatiſchen Dichter mit großem Talente verſehenen Individualität, dahin wirkten, daß er nicht allein ein ſehr fruchtbarer dramatiſcher Schriftſteller wurde, ſondern daß auch ſeine ganze Tendenz ſich dahin neigte, das Menſchenleben wie eine vielfach zu variirende Theatermaske zu behandeln und eitles Wohlgefallen zu hegen, wenn ſolches Faſtnachtsſpiel Beifall erwarb. —

„Der Schauſpieler Abt kam mit einer herumziehenden Geſellſchaft nach Weimar, und ſchlug ſeine Bühne in der Reitbahn auf. Seit ich denken konnte, war in Weimar kein Schauſpiel geweſen, und folglich meine Neugier ohne Grenzen. Muſäus, der gute vortreffliche Muſäus, der mich ſchon als Kind liebte, und der damals noch Pagenhofmeiſter war, erbot ſich, mich mitzunehmen."

„Mit einem heiligen Schauer betrat ich die Reitbahn; nie hatte ich etwas ähnliches in der Schloßkirche empfunden. Die vielen Lichter, die verſammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine: alles das ſpannte meine Erwartung aufs Höchſte. Man gab den Tod Adams von Klopſtock. Muſäus ſtellte mich vor ſich auf die Bank, damit ich über die Köpfe wegſehen konnte. Der Vorhang rollte auf, ich war ganz Auge, ganz Ohr; mir entging kein Wort, keine Bewegung; ich wurde unwillig, wenn jemand von den Zuſchauern huſtete oder ſich ausſchnaubte; ich ſtrampelte auf meiner Bank mit den Füßen, wenn ein läſtiger Nachbar den gefälligen Muſäus anredete. Nein, nie! nie habe ich wieder einen mächtigern Eindruck auf meinen Geiſt empfunden!"

„Ich kam betäubt nach Hauſe. Man fragte mich, wie es mir gefallen? — Ach Gott! Gefallen war nicht das rechte Wort. Ich ſollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünſchte mir auf der Welt nichts mehr, als das Glück, täglich einem ſolchen Schauſpiel beizuwohnen. Robinſon Cruſoe verſchwand ganz aus meinem Gedächtniſſe, denn auf ſeiner Inſel gab es kein Theater. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute ſo ruhig davon ſprechen, und ihre Geſchäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Meiner Meinung nach hätten ſie alle, wie die Bürger von Abdera, herum laufen und ſchreien ſollen: o du! der Götter und Menſchen Herrſcher! großer Abt! — Fragte jemand meine Mutter: werden Sie heute ins Schauſpiel gehn? und ſie antwortete etwa: ſie habe ſich zu einem Spatziergange engagirt, oder ſonſt etwas dergleichen; ſo dachte ich bei mir ſelbſt: mein Gott! wie iſt es möglich, irgend ein anderes Vergnügen dem Schauſpiele vorzuziehen, wenn man thun darf, was man Luſt hat.“

„Unbeſchreiblich war daher meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalia, dieſe Vertraute der Muſen, eine ſtehende Bühne errichtete, und unſtreitig die Beſte, welche damals in ganz Deutſchland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Bock und der unſterbliche Eckhof kamen nach Weimar.

„Eckhof! du großer und guter Mann! ich ſegne deine Aſche! du haſt mein Herz und meinen Verſtand gebildet, haſt jede edle Empfindung in mir geweckt, und durch dein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Phantaſie mit Ideen und Bildern bereichert, welche ohne dieſes Vehikel mir nie ſo anſchaulich geworden wären. Oft, wenn ich dich des Vormittags um zehn Uhr in einem ſchlichten Rocke, einer ungekämmten Perücke und mit einem gebückten, höchſt anſpruchsloſen Gange nach den Proben wandern ſah, bewunderte ich im Stillen in dir den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Miniſter auf die Bühne trat, zum Herrſchen geboren ſchien. Dort waren deine lebendigen Darſtellungen für mich eine Schule der Weisheit, und noch außer der Bühne lehrteſt du, anſpruchloſer Mann! mich das Verdienſt vom äußern Prunk ſcheiden.“

„Als Richard der Dritte und als Herzog

Ottomar. (hüpft herein) Mutter, viele Männer zu Pferde, ſie machen einen gewaltigen Staub.

Adelheid. Hat der Wächter ſie nicht erkannt?

Wilibald. Sie ſind noch weit.

Adelheid. So geht Kinder, klettert auf die Zinne, und wenn der Haufe näher kömmt, ſo meldet mirs. (die Knaben laufen fort)

Der Abt. (ein wenig ängſtlich) Es wird doch nicht etwa — ein feindlicher Ueberfall —?

Adelheid. Seyd unbeſorgt, Herr Abt, mein Gemahl hat keine Fehde mit ſeinen Nachbarn. Vielleicht ſind es Gäſte, dann iſt mir's nur leid, daß der Ritter nicht zu Hauſe iſt. Vielleicht reiten ſie aber auch linker Hand am Buſche hinunter, den Weg nach Ermersdorf.

Wilibald und Ottomar (mit Freudengeſchrey) Mutter! Mutter! der Vater kömmt! der Vater kömmt!

Michel, als Odoardo und als Vater Rode blieb Eckhof immer gleich groß, unerreichbar! — Man gab wöchentlich drei Vorſtellungen, und die mütterliche Erlaubniß, ihnen beizuwohnen, hing theils von meiner Aufführung, theils von meinem Fleiße ab. Eine knöcherne franzöſiſche Gouvernante gebot in jenen Tagen über die größten Freuden meines Lebens. Wir laſen und überſetzten bei ihr die Werke der Madam Beaumont. Täglich gab ſie mir einen Zettel mit nach Hauſe, worauf entweder die Worte: bon oder mediocre, oder das Schreckenswort mal geſchrieben ſtand. Im letztern Fall war an kein Schauſpiel zu gedenken; meine Mutter blieb gewöhnlich unerbittlich. Wie oft habe ich, wenn Demoiſell Louvel die Feder bereits eingetaucht hatte, um jenes fatale Wort nieder zu ſchreiben, wie oft habe ich ihre ſchöne, weiße Hand ergriffen — das Einzige, was an ihr ſchön genannt werden konnte — und mit Küſſen und Thränen ſo lange bedeckt, bis ſie das harte Urtheil milderte, und das vermaledeite mal wenigſtens in ein mediocre umſchuf.“

„Meine Leidenſchaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage. — Ich darf kühn behaupten, daß ich unter allen Zuſchauern, groß und klein, immer der aufmerkſamſte war. Zum Beweiſe mag der Umſtand dienen, daß ich Leſſings Emilia Galotti von einem Ende zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemals in Händen gehabt zu haben. Ich muß auch zur Ehre des damals zu Weimar herrſchenden, durch das Beiſpiel einer liebenswürdigen Fürſtin gebildeten Geſchmacks hinzufügen, daß Emilia Galotti ſehr oft, und immer bei vollem Hauſe gegeben wurde. — Auch Engels dankbarer Sohn prägte ſich, ohne Vorſatz, meinem Gedächtniſſe wörtlich ein, blos durch die Kraft ſeiner inneren Vortrefflichkeit. Ich brachte meine Geſpielen bald dahin, dieſe beiden Stücke, auf einer Bühne von Bettſchirmen, mit mir aufzuführen und übernahm dann wechſelsweiſe alle Rollen." —

Dieſes willjährige, aber gefahrvolle Uebernehmen aller Rollen, zuerſt im Kinderſpiele verſucht, dann mit dem fortſchreitenden Alter, als Jüngling und als Mann fleißig wiederholt, ſcheint ein vorwaltender Zug Kotzebue's geworden zu ſeyn, daß er ihm ſpäterhin, oft ſelbſt unwillkührlich, Folge leiſtete; woher es denn erklärlich wird, daß er bei dem ſchnellen Rollenwechſel, je weiter er im Leben vorſchritt, die Haltung der Wahrheit immer mehr verlor. —

„Nichts gleicht der Ehrfurcht, die ich damals für jeden, ſelbſt mittelmäßigen Schauſpieler hegte. Konnte ich mich im gemeinen Leben zu einem drängen, ihn reden hören, oder gelang es mir gar, ſelbſt ein Wort mit ihm zu ſprechen, ſo glaubte ich mich hochgeehrt. Ich weiß noch, wie gerne ich des Sonntags zu einem gewiſſen Henſel ging, um das Repertorium der künftigen Woche zu erfahren, denn Komödienzettel waren ungewöhnlich. Zu Hauſe ſteckte ich alles mit meiner Theaterwuth an; einige Schäferſpiele, an Geburtstagen aufgeführt, genügten mir nicht; jedes neue Stück mußte ſich gefallen laſſen, unter unſern Streichen zu bluten, und endlich fiel mir gar einmal Gerſtenbergs Ugolino in die Hände, dieſes vortreffliche Kunſtwerk, das nicht ſo allgemein bekannt iſt, als es zu ſeyn verdient.

Ich war entzückt davon, und weil es nur wenige Perſonen enthält, ſo glaubte ich, es ſey recht für unſere Privatübungen gemacht, ohne zu bedenken, daß jede dieſer Perſonen einen vollkommenen Schauſpieler erfordert. Ich übernahm die Rolle des Anſelmo, den ich mit allem Feuer meiner jugendlichen Einbildungskraft herperorirte."

— „Auf die großen pantomimiſchen Ballete wurden in Weimar anſehnliche Koſten verwendet. Mit Entzücken erinnere ich mich noch der glänzenden Darſtellungen von Idris und Zenide, Orpheus und Eurydice, Incle und Jariko, die Amazonen u. ſ. f. (Die Idee zu dem Letzteren war von Muſäus.) Was die Schauſpiele auf meine Empfindung, das wirkten die Ballete auf meine Sinne, und ich dachte bald auf Mittel, auch dieſe nachzuahmen. Zu dem Ende ſchuf ich mir ſelbſt ein kleines Theater, anfangs nur von Wachs, dann von Papier und endlich von Holz. Wer malen konnte mußte mir Dekorationen pinſeln, Mutter und Tanten mußten mir ſeidene Lappen liefern, um meine Puppen zu kleiden. Sie tanzten ihre Solo's und pas de deux am Drahte, die Blitze von semen lycopodii fuhren aus Federkielen in die Flamme, und kurz, jedes neue Ballet, das die Herren Koch und Schütz auftiſchten, war gewiß einige Wochen nachher auf meiner Privatbühne zu ſchauen. Der Geſchmack an dieſem Spielwerke pflanzte ſich unter den weimariſchen Knaben fort, in kurzem beſaß jeder ſein kleines Theater, und lernte von mir den Gebrauch der kleinen Maſchinerien.“

„O ſcheltet nicht, daß ich vielleicht zu lange bei dieſen kindlichen Spielen verweilte! Der mächtige Einfluß, den ſie auf meine künftige Beſtimmung hatten, mag meine geſchwätzige Feder rechtfertigen.“

„Ich gehe zu der traurigen Epoche über, wo ein unglücklicher Brand das weimariſche Schloß und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Aſche legte (im Mai 1774). — Die Geſellſchaft wurde nun verabſchiedet und ging nach Gotha. Ich weihte ihrer Abreiſe manche Thräne. Ja, ich muß es noch einmal wiederholen, daß ich jener Epoche den größten Theil meiner Bildung verdanke."

Bei dieſer Stelle verweißt K. auf folgenden Ausſpruch Voltaire's: J'ai toujours reconnu l'esprit des jeunes gens, au détail qu'il faisaient d'une pièce nouvelle, qu'il venaient d'entendre; et j'ai remarqué, que tous ceux, qui s'en acquittaient le mieux, ont été ceux, qui depuis ont acquis le plus de reputation dans leurs emplois. Tant il est vrai, qu'au fond l'esprit des affaires, et le veritable esprit des belles lettres est le même; — und knüpft, nachdem er ſo für die Anerkennung ſeiner Talente und Verdienſte einen beſcheidenen Fingerzeig gegeben, daran folgende Betrachtungen: „Aus inniger Ueberzeugung fordere ich Eltern und Erzieher auf, wenn ſie das Glück genießen, eine gute, geſittete Bühne in ihren Mauern zu beſitzen, ihre Kinder und Zöglinge, ſo oft als möglich, in dieſe Schule zu führen. Ein gutes Schauſpiel iſt das ſicherſte und ſchnellwirkendſte Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abſcheu vor dem

Laſter und Liebe zur Tugend einzupflanzen. Der gewöhnliche Einwurf, den man zu machen pflegt: die Kinder werden zu ſehr dadurch zerſtreut — iſt völlig unbedeutend. Ich habe nie mit mehrerem Eifer gelernt, nie ſchnellere Fortſchritte gemacht, als da ich die Hoffnung hatte, meinen Fleiß am Abend durch ein Schauſpiel belohnt zu ſehen. Ich verfiel gegentheils in eine Art von Trägheit, als dieſer große Reiz verſchwunden war. — Sollte hier irgend ein Frömmling aufſtehen und mit verdrehten Augen ausrufen: „Welch ein gottloſer Menſch! er warnt vor der Kirche und preißt dagegen das Schauſpiel an!“ — dem würde ich mit Achſelzucken antworten: Guter Freund! iſt es meine Schuld, daß Predigt und Schauſpiel, zwei Dinge, die zu gleichen Zwecken erdacht wurden, nicht beide ihre Beſtimmung erfüllen? Was die Sittlichkeit des Menſchen befördert iſt mir heilig, es heiße, wie es wolle. Könnt ihr durch eine Predigt die nämlichen Wirkungen hervorbringen, ſo ſoll es mir ſehr lieb ſeyn. Wahr iſt's, ihr gebt eure Predigten gratis, aber dafür laßt ihr uns die gräßlichſte Langeweile um Gottes Willen erdulden. Ich frage einen Jeden auf ſein Gewiſſen, ob er, wenn er aus zwei Uebeln wählen muß, nicht lieber ein ſchlechtes Schauſpiel als eine ſchlechte Predigt mit anhören will?" —

Da hat er denn ſeine Frage hingeſtellt, auf der einen Seite das Schauſpiel, auf der andern die Predigt: für jenes eine heilbringende, an ſich ſelbſt bewährte, ihm ſehr wohlthätig, andern ſehr verderblich ſcheinende Wirkſamkeit angenommen; dieſe als eine Geburt der Jämmerlichkeit bezeichnet, um ſo zu ſeinem Ziele zu gelangen, und ſelbſt für das ſchlechte Schauſpiel das Ehrenkränzchen des Lieberhörens zu ſichern. Von der großen Kluft, die zwiſchen einem moraliſch ſchlechten, unſittlichen Schauſpiele und einer unzweckmäßigen, alſo ſchlecht genannt werdenden Predigt iſt, kann der Vertheidiger jenes durchaus nichts ahnen, da er ſeinen Pädagogen ein für alle mal die dramatiſche Methode, bei der er ſich ſelbſt ſo wohl befunden, anempfiehlt. Um ſich den Streit gegen andere Anſichten dieſes Gegenſtandes nicht zu erſchweren, kommt ihn kein Einwurf in den Sinn, „als der völlig unbedeutende“: daß die Kinder durch Hinleitung zur Theaterwelt zu ſehr zerſtreut würden, und doch iſt, näher betrachtet, das Wort „zerſtreut“ wieder ſo glücklich gegriffen, daß damit die leichteſten Verirrungen und die größten ſittlichen Uebel, in der Manier des vor uns ſtehenden Schriftſtellers bezeichnet werden können. — Doch hiermit genug, um vorläufig darauf hinzuweiſen und aufmerkſam zu machen, wie K. über und für ſich redet und ſeine Anſichten durchführt. —

„Ich war nun ſchon,“ fährt er in der Erzählung ſeines Jugendlebens fort, — „ich war nun ſchon ſeit einiger Zeit Schüler des Gymnaſiums zu Weimar, ein Inſtitut, welches damals noch großer Verbeſſerungen bedurfte. Ich fing dieſe meine Schülerlaufbahn in Tertia an, wo wir, unter andern nichtswürdigen Dingen, auch gezwungen wurden, hebräiſch zu lernen. Was Wunder, daß ich oft, ſtatt die Schulſtunden zu beſuchen, heimlich zu einem Mitſchüler ſchlich, der von meinem herzensguten Oheim

(Muſäus) erzogen und ein wenig verzogen wurde: Was machten wir dort? — Was anders, als Plane, um Komödie zu ſpielen? — Wir hatten den geſchäftigen Müßiggänger gewählt, und ich erinnere mich, daß wir viele Tage mit Abſchreiben der Rollen zubrachten, ohne zu ahnen, daß wir ſchon durch die Wahl des Stückes eine Satyre auf uns ſelbſt machten."

„In Secunda ging es ſchon etwas beſſer. Zwar ließ man ſich auch dort noch manchen Zeitverderb zu Schulden kommen, wohin ich unter andern die Stunden rechne, in welchen wir, wir mochten wollen und können oder nicht, lateiniſche Verſe ſchmieden mußten. Der gute Muſäus unterrichtete ſehr wider ſeinen Willen in dieſer Kunſt. Dagegen aber lernten wir dort auch manches Gute, und zwar das Meiſte von eben dem vortrefflichen Manne, deſſen Name ſo eben meine Feder ehrte. Bei ihm übten wir uns im Briefſchreiben, und man weiß, daß Muſäus Briefe zu ſchreiben verſtand. Ferner hatten wir in jeder Woche eine poetiſche Stunde, um deren willen mir der Sonnabend ein lieber Tag

Adelheid. Mein Theobald! (ſie ſtürzt zur Thür hinaus, die Knaben hinter ihr her)

Der Abt, wie vom Bliz gerührt. Alle Teufel! — Pater Benjamin! Pater Benjamin! der Streich iſt culpa grauis *). (ab)

Ende des erſten Akts.

---

*) Die Prämonſtratenſer pflegen ſehr fein zwiſchen culpa leuis, media und grauis zu unterſcheiden.

wurde. Muſäus hielt es damit folgender Geſtalt: Sobald er in die Klaſſe trat, erkundigte er ſich, ob etwa einer der Schüler ſelbſt einen poetiſchen Aufſatz verfertiget habe? denn gezwungen wurde, wie billig, niemand dazu. Gewöhnlich fanden ſich einige ſchüchterne Muſenjünger, welche aufſtanden, und mit niedergeſchlagenen Blicken anzeigten, daß ihr Pegaſus geſattelt ſey. Sogleich räumte ihnen Muſäus den Katheder ein, ſie traten auf, und durften von der Zeder bis zum Iſop reden, indeſſen Muſäus, die Hände auf den Rücken geſchlagen, ſchweigend auf und nieder ging. Hatte der Dichter geendet, ſo wurde ſein Machwerk vom Lehrer kritiſirt, doch nie ſo abſchreckend, als ſeine Herren Kollegen in der großen Schule der Welt zu thun pflegen. — Wenn keiner mehr da war, der das Schulpublicum mit eigenen Gedichten zu unterhalten ſich erbot, ſo traten diejenigen auf, die fremde Gedichte auswendig gelernt hatten, und ſie herſagten, um ſich in der Deklamation zu üben. Auch hier war aller Zwang verbannt. Es ſtand einem Jeden frei, zum Behufe dieſer Uebung zu wählen, was ihn gut dünkte, oder auch ſich gar nicht damit abzugeben. Muſäus billigte oder tadelte die deklamirten Stücke, und gab ſeinen Schülern Gründe für beides. Wir waren glücklicher als das Publikum, das ſich ohne Gründe behelfen muß."

„Wie ich vormals als Kind mein frommes Gebet nur aus dem Herzen holte, ſo wollte ich auch jetzt als Knabe dem Muſengotte nichts Auswendiggelerntes vorplappern; ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl derjenigen, die ihr eigenes Unkraut auf dem Parnaß ausſäten und keine fremden Blumen brachen. Noch jetzt beſitze ich einige Kleinigkeiten aus jener Epoche, die gerade nicht die ſchlechteſten in einem gewöhnlichen Muſenalmanache ſeyn würden. — Damals gingen die Balladen ſtark im Schwange. Die Almanache wimmelten von ſchauerlichen Ritter- und Geiſtergeſchichten. Es konnte nicht fehlen, daß ſie meinen Beifall erhielten und meinen Nachahmungstrieb weckten. Ich reimte alſo auch eine Ballade, ganz im Geſchmacke jener Zeit. Es wurde darin geſchmaußt, gemordet, durch ein

Geſpenſt Buße gepredigt, und der verſtockte Sünder endlich vom Teufel geholt. — Am nächſten Sonnabend konnte ich den Augenblick kaum erwarten, um mit dieſem Meiſterſtücke, das übrigens wirklich leicht verſificirt war, die Rednerbühne zu betreten. Der wichtige Augenblick erſchien, mein Herz klopfte, ich deklamirte mein Machwerk mit zitternder Stimme. Aber wie funkelten meine Augen! wie hob ſich meine Bruſt! als Muſäus, nachdem ich geendigt hatte, folgende mir unvergeßliche Worte ſprach: „Gut, recht gut; aus welchem Almanache haben Sie das genommen? —" Man denke ich — nein, man kann ſich das nicht denken! — mit welchem freudigen Kitzel ich antwortete: Ich habe es ſelbſt gemacht. — „Wahrhaftig?" ſagte Muſäus, „ei, ei! bravo! fahren Sie ſo fort!" — Ich war außer mir! ich hätte dieſen Augenblick für kein Königreich verkauft. Mit glühenden Wangen ging ich wieder nach meinem Sitze, und da ich ſah, daß die Augen aller meiner Mitſchüler auf mich geheftet waren, ſo verbarg ich mein Geſicht mit ſtolzer Beſcheidenheit in den blauen

Mantel, den — ſonderbar genug — alle Schüler zu tragen verbunden waren. — Von nun an hielt ich mich für einen Dichter. Muſäus hatte bravo geſagt, Muſäus konnte glauben, die Ballade ſey aus einem Almanache genommen, Produkte, für welche ich damals große Ehrfurcht trug; wer konnte mir jetzt noch meinen Beruf zum Dichter ſtreitig machen? — Ich hätte nun fortfahren, und jeden Sonnabend ein neues Muſenkind liefern ſollen, aber es kam mir vor, als ſey meine Ballade unerreichbar, und als könnte ich doch nichts dem ähnliches wieder hervorbringen. Ich ruhte daher auf meinen Lorbeern aus, und begnügte mich, die Ballade immer in der Taſche zu tragen, um ſie gelegentlich einem Jeden vorzuleſen, der Luſt hatte, ſie zu hören.“

„Ein Glück für mich, daß Muſäus eben ſowohl verſtand, Uebermuth zu dämpfen, als Talente aufzumuntern. Einige Monate nachher nahte das feierliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Beſtes thaten, um vor einem zahlreichen Auditorio zu glänzen. Muſäus wollte denn auch, zur Recreation der geſtrengen Herrn

Examinatoren, einige Gedichte deklamiren laſſen, und forderte beſonders diejenigen dazu auf, die eigene Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reihe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade. — „Welche Ballade?“ — Ei, die nämliche, die der Herr Profeſſor vor einigen Monaten ſo ſehr lobten! — Ich ſprach dies mit einer Zuverſicht und Selbſtgenügſamkeit, die Muſäus durchaus nicht leiden konnte. — „Ach was! bleibe Er mir mit ſeiner dummen Ballade vom Halſe! ich habe das alberne Ding ſchon längſt vergeſſen. Mache Er was Neues, was Vernünftiges!“ — Ich ſtand verſteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit ſank in Trümmern, die Schaam weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufſiehen von meinen welken Lorbeern, auf denen ich ſo ſanft geſchlummert hatte, und mir einen friſchen Kranz zu verdienen ſuchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Millers moraliſchen Schilderungen die Geſchichte des unnatürlichen Sohnes, der ſeinen Vater eingeſperrt hält. — Dieſe ſchreckliche Geſchichte brachte ich in Verſe, und erwarb mir abermals den Beifall meines Lehrers. — Außer den Schulſtunden genoß ich ſeinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und dieſe Privatſtunden hatten einen großen Vorzug vor jenen; dort war es nur auf Geiſtesbildung angeſehen, hier lernte ich ſein gutes Herz kennen, ſeine häusliche Tugend lieben, ſein vortrefliches Muſter nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen ſehr ſtreng gegen mich war." —

Dieſe von Kotzebue ſelbſt mitgetheilten Züge ſeines Knabenlebens laſſen tiefe Blicke in ſein Inneres thun; je aufmerkſamer man ihn auf ſeiner weiteren Pilgerfahrt begleitet, um ſo öfter wird man an jene erinnert. Unbezweifelt war er mit einem ſehr empfänglichen, regſamen Geiſte von der Natur beſchenkt; ſchon als Kind entwickelte er ungewöhnliche Fertigkeiten und Talente, aber mit ihrem Aufkeimen bemächtigte ſich ſeines ganzen Daſeyns die ungemeſſenſte Eitelkeit. Früh ging ihm die ſchönſte Blüthe der Jugend, die kindliche Unbefangenheit, die wahre Reinheit des

Gemüths verlohren. Nicht die freie Knabenſphäre, mit ihren wilden Spielen, mit ihren unbeſtimmt ins Leben hineinſtürmenden Luſtgebilden, beflügelten ſeinen Geiſt; er lebte nicht in der frohen Gegenwart, nicht in der anmuthvollen Wirklichkeit der Kindheit und noch weniger in der reichen Welt einer ſich idylliſch geſtaltenden Zukunft: das Menſchenleben, wie es in guten und ſchlechten Schauſpielen, in wunderlich verzerrten Abentheuren und Romanen erſcheint, Liebeleien, mit denen er erwachſene, ihn neckende, ihn verſpottende Mädchen heimſuchte, Familien-Umgebungen, die an ſolchen Naturverirrungen Scherz und Gefallen fanden, und ein eitles Streben, für die wildauflodernde Selbſtſucht aus dieſem entweiheten Boden Gewinn zu ziehen — dies waren die Truggeſtalten, unter denen Kotzebue zum Jüngling heranreiſte. —

Schon in Secunda erneuerte er ſeine dramatiſchen Verſuche. Die Verſchwörung des Catilina bearbeitete er als Trauerſpiel in fünf Akten, „welches ohngefähr einen halben Bogen lang ſeyn mochte." Ein erwachſener Mitſchüler, der für einen ſchönen Geiſt galt, erhielt es zur Durchſicht, und tadelte daran, daß ſich die Perſonen: Herr nannten und zugleich duzten. Durch ſolchen ſchlechten Vorwurf ſank die hohe Achtung, die der Verfaſſer für den ſogenannten ſchönen Geiſt hegte, bis zum Mitleid herab. — Wäre Eckhof noch in Weimar geweſen, gewiß, verſichert Kotzebue, hätte er ihm ſein Werk in Demuth überreicht, und ihn gebeten, die Rolle des Cicero darin zu übernehmen. —

Zur Beſtätigung jener kurz vorhin ausgeſprochenen Bemerkung, fährt K. dann fort, das Gemälde ſeiner Jugend weiter auszuführen: „In jenem Alter, wo der Geiſt, gleich einem jungen Bäumchen, ſich mit jedem Winde beugt, iſt alles, was wir hervorbringen, Nachahmung, und ich bin überzeugt, daß kein origineller Gedanke aus dem Kopfe eines Menſchen kommen kann, ehe und bevor er im Stande iſt, ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Alles, was ich damals ſchuf, war immer nur Nachahmung meiner letzten Lectüre. Die Brandesſchen Schauſpiele, zum Exempel, gefielen, denn auf der öden Steppe unſerer dramatiſchen Literatur war man froh ein Blümchen zu finden, wenn es auch nur ein blaſſes Veilchen war. Ich ſchrieb ein Luſtſpiel, Ende gut, Alles gut, welches, wo ich nicht irre, viel Aehnlichkeit mit dem Grafen von Olsbach hatte; auch eine Frau Wattel, ganz nach der Frau Wandel gebildet, kam darin vor. Göthe beſuchte damals oft unſer Haus — (wenn ich ihn nicht Herr Geheimerath von Göthe nenne, ſo geſchieht es aus der nämlichen Urſache, die Herr Schulz in ſeinen mikrologiſchen Aufſätzen anführt) — er hörte von meinem Luſtſpiele, und war ſo herablaſſend oder ſo höflich, ſich das Ding zum Durchleſen auszubitten. Er machte meiner Mutter durch dieſen Wunſch eine große Freude, und das war auch wohl ſeine Abſicht. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört und geſehn, würde es ihm auch ſehr verargen, wenn er ſeine Zeit damit verdorben hätte. Indeſſen war dieſer geiſtreiche Mann in meinem Knabenalter doch immer ſehr gütig gegen mich. Er erlaubte mir, in ſeinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, denn ich war damals ſchon ein leidenſchaftlicher Jäger. Wenn ich nun des Morgens um ſechs Uhr, auch wohl noch früher, hinaus wanderte, um zu ſehen, ob ich einen Krammtsvogel oder ein Rothkehlchen erbeutet hätte, ſo kam er oft zu mir herab, unterhielt ſich freundlich mit mir, und munterte mich auf zum Fleiße. Er hat das vermuthlich ſchon längſt vergeſſen, ich aber werde es nie vergeſſen; denn jedes ſeiner Worte war mir höchſt merkwürdig, und machte einen tiefern Eindruck auf mich, als die ſchulgerechten Ermahnungen meines Conrectors. — Göthe hatte damals ſein allerliebſtes kleines Stück, die Geſchwiſter, geſchrieben. Es wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt: er ſelbſt ſpielte den Wilhelm, meine Schweſter die Marianne, und mir — mir wurde die wichtige Rolle des Poſtillons zu Theile. Man denke ſich meine ſtolze Freude, als es mir zum erſtenmale erlaubt war, vor einem großen Publicum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Menſchen, ob ich meine Rolle gut geſpielt hätte? — Die Undankbaren! ſie erinnerten ſich des Poſtillons kaum." —

Zweyte Handlung.

Plaz vor der Burg Walſingen. Im Hintergrunde: ein Stuk der Burg, mit einem Graben umgeben, über den eine Zugbrücke führt, welche niedergelaſſen wird, nachdem der Vorhang ſich geöffnet.

Adelheid, der Abt, Wilibald und Ottomar kommen ſchnell durchs Burgthor über die Brücke.

Adelheid.

Wenn es nur keine vergebliche Freude wär.

Wilibald. (hüpfend und ſpringend) Nein, nein, Mutter! der Thurmwächter hat des Vaters Rüſtung genau erkannt, und den weiſſen Helmbuſch, und der dicke Pater Benjamin iſt auf einem Maulthier hinterdrein gezuckelt.

Hätte ſich Kotzebue doch öfter dieſes Jugendvorfalls erinnert; er, der ſo oft Rollen übernahm und wechſelte, er, der ſelbſtzufrieden umherfragte: ob er ſeine Rolle gut geſpielt, und dann die, als Undankbare, verläumdete, welche ſich des Poſtillons kaum erinnerten, oder die dem Fragenden das Bekenntniß nicht vorenthalten konnten, daß er falſch geblaſen und ſchlecht gefahren habe! —

„Bald nachher las ich auch zum erſtenmale Göthe's Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieſer herrliche, philoſophiſche Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine ſo ſchwärmeriſche Liebe für den Verfaſſer erzeugt, daß er mich hätte ins Feuer ſenden können, um einen verlohrenen Schuhriemen heraus zu holen. — Noch ein anderer Dichter voll Sturm und Drang ging bei uns öfter aus und ein, Herr Klinger, der mit einer ſchönen, männlichen Geſtalt ein gewiſſes raſches, biederes Weſen verband, das mich zu ihm zog. Mit ihm und Muſäus habe ich einſt eine Fußreiſe nach Gotha gemacht, an die ich, ſo lange ich lebe, mit Vergnügen zurückdenken werde *). Es konnte nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit ſolchen Männern, meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, deſſen ſie fähig waren." —

„Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verſtorbene gelehrte Heinſe mir zum erſtenmale Geſchmack an der lateiniſchen Sprache einflößte, die in den untern Klaſſen blos als Gedächtnißwerk und ſo handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, ſie mit Luſt zu ſtudiren. Heinſe aber las in Privatſtunden den Terenz mit uns, und las ihn ſo, daß der Kern nicht verloren ging. Terenz hat mir viele Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholaſtiker lehrte, die trockene Univerſalhiſtorie von Zopf, und was

---

*) Siehe Nachgelaſſene Schriften des Prof. Muſäus, herausgegeben von A. v. Kotzebue. Leipzig 1791. Seite 20.

dergleichen mehr war, erweckte mir ſolchen Eckel, daß ich in den Schulſtunden faſt nichts anderes that, als unter dem Mantel Romane leſen. — So nahte nun endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen ſollte, und ich war noch nicht völlig ſechszehn Jahre alt als ich ſie wirklich bezog.“ —

Hier muß der Kotzebueſchen Selbſtbiographie Einiges eingeſchaltet werden, um nicht ganz unberückſichtigt die Verhältniſſe zu überſpringen, unter welchen er, als frühgereiſt, durch ſeine Mutter von Weimar weg, nach Jena gebracht wurde. — Bei einer ſehr leichten und glücklichen Faſſungsgabe, bei großer Regſamkeit des Geiſtes und einer Gemüthsart, die in Selbſtgefälligkeit, ſinnlicher Reizbarkeit und Eitelkeit alle übrigen Charakterzüge verdunkelte, zeigte K. gar bald, daß er unter dem gefährlichſten Himmelszeichen geboren war, welches ſeinen Einfluß auf einen zum Jünglinge heranreiſenden talentvollen Knaben üben kann. Der Stern, welcher Kotzebue's Leben, von früher Jugend an, Licht verlieh, war der Witz. Durch ihn machte er ſich bemerklich und erndete Beifall, durch ihn gereizt, wurde es ihm unmöglich, je in Erlernung irgend einer Scienz oder Wiſſenſchaft Freude zu finden, durch ihn büßte er früh die ſittliche Reinheit ein, die das Jugendleben verherrlichen muß. Da er für immer dem Ernſte des Schulfleißes entzogen, nie mit demſelben vertraut werden, aus demſelben Gewinn ziehn konnte, ſo wurde er mit ſeinem jugendlichen Muthwillen bald überläſtig, ja ſogar verhaßt, als man bemerkte, daß er auf Neckereien und Spöttereien alle ſeine Fähigkeiten verwendete und bei denſelben eine Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen zum ſchönen Geſchlechte offenbarte, die bei einem Knaben von ſeinem Alter in offenbare Frechheit ausartete. Die Nachſicht, welche die Seinigen ihm angedeihen ließen, fand eine beſondere Stütze in dem gemüthvolleſten argloſeſten Satyriker, der je in der Welt gelebt hat, in Muſäus, der zu nichts weniger, als zum Jugenderzieher geſchaffen war, in kindlicher Unbefangenheit durchs Leben ging und aus nichts in der Welt etwas Arges hatte. So war Kotzebue aus dem Kreiſe ſeines Lebensalters geſchieden und fand eine Nahrung des Ehrgeizes darin, ſich in die Kreiſe der Erwachſenern zu drängen. Mehrere Umſtände trafen zuſammen, daß die jungen Leute beiderlei Geſchlechts ſich veranlaßt fanden, den unreifen und überreifen Knaben aus ihrer Mitte zu entfernen, wie denn gewöhnlich die, welche die Kinderſchuh eben verlaſſen haben, am wenigſten gern mit denſelben Kurzweil treiben. — Hierdurch wurde K—s Eitelkeit auf das tiefſte verwundet; er hegte nur Einen Gedanken — den der Rache; ſie ergoß ſich in einem Pasquille, welches die gröbeſten Unſittlichkeiten ausſprach, und, um den ernſthafteſten Unannehmlichkeiten vorzubeugen, ſeine ſchnelle Entfernung von Weimar rathſam machte. — So war Kotzebue wirklich im ſechszehnten Jahre frühgereift zu nennen, aber nicht in wiſſenſchaftlicher Bildung und Kenntniß, ſondern in Selbſtſucht und ſchaamloſen Muthwillen; für den höheren wiſſenſchaftlichen Unterricht der Univerſität war er noch auf keine Weiſe empfänglich, weshalb ſeine Mutter den Verſuch machte, da es mit ihm auf dem Weimariſchen Gymnaſio auf keine Weiſe gehn wollte, ihm durch Unterricht in Jena die noch mangelnden Sprachkenntniſſe zu verſchaffen, welche immer die Grundlage aller wiſſenſchaftlichen Studien ſeyn müſſen. —

K. erzählt weiter: „Freilich blieb ich anfangs auch dort ein halber Schüler, und beſuchte noch nicht die eigentlichen Brodkollegia. Uebung in todten und lebenden Sprachen war im erſten Jahre mein Hauptzweck. Seit ich den Terenz kannte, hatte ich eine hohe Idee von der lateiniſchen Sprache gefaßt; in Jena wurde ſie noch vergrößert. Der damalige Herr Adjunktus Wiedeburg, jetzt Profeſſor zu Helmſtädt, las über den Horaz. Die Stunde gleich nach dem Mittagseſſen war freilich unbequem, beſonders in den Sommermonaten, und man mußte ganz ſo angenehm unterhalten werden, als es dort geſchah, um nicht zuweilen den Anwandlungen des Schlafes zu unterliegen. Wiedeburg drang mit philoſophiſchem Geſchmack in den Geiſt des Dichters, und wußte eben ſo gut die Schönheit der Sprache, als die der Gedankenfülle auseinander zu ſetzen.“

„Das Franzöſiſche hatte ich zwar ſchon von Kindheit an getrieben, aber in Jena wurde ich zum erſten Male vertraut damit. Boulet, der gute alte Boulet, war kein gemeiner Sprachmeiſter. Beleſen in den beſten Schriftſtellern ſeines Jahrhunderts, aus welchen er die ſchönſten Stellen ausgezeichnet hatte, wußte er ſeinen Unterricht mit Witz und Laune zu würzen, und ſein glückliches Gedächtniß war unerſchöpflich. Ihm verdanke ich die Vorliebe zu der franzöſiſchen Sprache und den Produkten der Franzoſen; denn ob ich gleich ein Deutſcher, und zwar ein deutſcher Schriftſteller bin, folglich dies Bekenntniß ſeltſam in meinem Munde klingen mag, ſo muß ich doch freimüthig geſtehn, daß wir im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften, und beſonders in der leichten, faßlichen Art, Geſchichte und Philoſophie darzuſtellen, noch immer weit hinter den Franzoſen zurückbleiben, woran denn freilich auch unſere ſchwerfällige, übelklingende Sprache zum Theile Schuld ſeyn mag. — Das Italieniſche lernte ich von Herrn Valenti, und machte durch ihn meine erſte Bekanntſchaft mit Arioſt.“ —

„Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauſpielkunſt nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich mein erſtes Beſtreben, als Mitglied deſſelben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Akademien weigern ſich, auf ſolchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, ſie thun recht wohl daran. Schlimm iſt es freilich, daß man dadurch genöthigt wird, Jünglinge in Weiberkleidern auftreten zu laſſen; denn obgleich bartlos, behalten ſie doch immer ein linkes Anſehen. Meiner Jugend wegen wurde ich zu Frauenzimmerrollen beſtimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den ſechs Schüſſeln die Frau von Schmerling im Reifrocke, und außerdem noch ſo manche andere, zärtliche und naive Mädchenrolle geſpielt habe.“

„Nebenher fuhr ich fort, Reime zu ſchmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es widerfuhr mir im erſten Jahre meiner akademiſchen Laufbahn eine Demüthigung und eine Aufmunterung. Mit der erſteren verhielt es ſich folgender Geſtalt:“

„Ich hatte meinem löblichen Nachahmungstriebe zu Folge, es auch gewagt, **Wieland** nachzuahmen; denn weil ſeine Verſe ſich ſo leicht **leſen** ließen, ſo dachte ich, ſie müßten auch leicht zu **machen** ſeyn. Ich reimte daher in zwei Tagen ein Wintermährchen zuſammen, ſchrieb es am dritten Tage ſauber ab, und ſandte es am vierten mit der Poſt gerade an Wieland. Ich ſchrieb ihm dabei einen ſtolz beſcheidenen Brief, und machte für mein Mährchen mit vieler Zuverſicht Anſpruch auf einen Platz im deutſchen Merkur. — Man kann leicht denken, daß **Wieland** mehr zu thun hatte, als mir zu antworten. Das that mir zwar wehe, indeß war ich doch bereit, ihm zu verzeihen, wenn er mein Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umſtand, an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete daher zu Ende jedes Monats mit der größten Ungeduld auf das neue Stück vom deutſchen Merkur, und durchlief mit gierigem Auge das Inhaltsverzeichniß. In den erſten Monaten fehlgeſchlagener Hoffnung tröſtete ich mich mit dem Gedanken, daß Wieland mein Produkt nur auf kurze Zeit zurückgelegt habe, weil er zu reichlich mit Materialien verſehen geweſen. Als aber ein viertel- und ein halbes Jahr verſtrich, und immer noch kein Wintermährchen von der Sonne beſchienen wurde, da war ich albern genug, mir einen Augenblick einzubilden, **Wieland wolle mein aufkeimendes Talent unterdrücken.** Ich bemäntele meine Schwächen nicht; Dichterlinge, ſpiegelt euch! — Zwei Jahre nachher, als ich etwas vernünftiger geworden war, ſandte ich ihm abermals ein Gedicht, **Ralph und Guido**, von einem beſcheidenen, anonymen Briefe begleitet, und hatte das Vergnügen, es im nächſten Monatsſtücke aufgenommen zu ſehen." —

Die erwähnte **Aufmunterung** beſtand darin, daß K. um dieſelbe Zeit, wo ſein Wintermährchen ein ſo trauriges Schickſal hatte, ein anderes ſeiner Gedichte, zu welchem ihn der Tod eines Studenten, der beim Baden in der Saale ertrank, veranlaßte, komponirt und gedruckt ſah, und daß man ihm mit der Verſicherung ſchmei-

Der Abt. Ich wünſche euch Glück, edle Frau!

Adelheid. Ich danke euch, Herr Abt. — Lauft doch Kinder, klettert dort auf den Hügel und ſagt mir, wenn ihr den Zug näher kommen ſeht.

Wilibald und Ottomar. (den Hügel hinankletternd) Juchhey! über Stock und Stein! der Vater kömmt! der Vater kömmt!

Der Abt. (ſeinen Aerger durch ein Lächeln verdeckend) Ueber die kindiſche Freude!

Adelheid. O die meinige iſt um nichts geſetzter. Ich hüpfte gern mit über Stock und Stein, wenn es einer ehrbaren Frau ziemte. Und warum ziemt es nicht? o die Sitten ſind Tyrannen, haben ſelbſt über Lieb' und Zärtlichkeit die Herrſchaft an ſich geriſſen. — Kinder ſeht ihr noch nichts?

Wilibald. (mit der Hand über den Augen) Die Sonne blendet mich, Mutter.

Ottomar. (auf die Zahen tretend) Ottomar iſt ſo klein, liebe Mutter!

Der

chelte, ſein Gedicht ſey unter drei andern zu gleicher Zeit erſchienenen, das beſte geweſen. „Dieſer Vorzug, und das unausſprechliche Vergnügen, mich zum erſten Male gedruckt zu ſehn, vertilgten jene demüthigende Rückerinnerung, und ich wurde eifriger als jemals ein Verehrer der Muſen.“ —

„Das erſte Jahr war verſtrichen. Meine gute Schweſter verheurathete ſich nach Duisburg am Rhein. Aus Liebe zu ihr, und damit ſie nicht auf einmal von allen ihren Verwandten und Bekannten verlaſſen ſeyn möchte, begleitete ich ſie dahin, mit dem Verſprechen, ein Jahr auf dieſer Duodezuniverſität zuzubringen. Auf der Reiſe nach Duisburg wurde meine Einbildungskraft mit unzähligen neuen Bildern bereichert, denn ich ſah Kaſſel mit allen ſeinen Kunſtwerken, Frankfurt am Main, und endlich die herrlichen Naturſcenen am Rhein, da wir uns auf einer Jacht einſchifften, und in kleinen Tagereiſen bis Kölln fuhren. Wer verſuchen will, ob er Anlage zum Dichter hat, muß dieſe Reiſe unternehmen, und wenn ihm denn die Ader nicht von ſelbſt aufſpringt, ſo thut er beſſer, den ſpröden Muſen zu entſagen.“ — —

„In Duisburg ging meine erſte Sorge dahin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brachte auch mit leichter Mühe einen Haufen junger Leute zuſammen, die ſämmtlich Luſt hatten, Hauptrollen zu ſpielen; aber weit ſchwerer hielt es, einen ſchicklichen Platz zu finden, um ein Theater aufzuſchlagen. Ein dicker Nebel von Vorurtheilen lag noch auf dieſer kleinen Gränzſtadt; die Wenigen, die Geſchmack beſaßen, hatten keine Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte, wollte ihn nicht ſo ſündlich entweihen laſſen. Durch wen glaubt man wohl, daß uns aus dieſer Noth geholfen wurde? — durch die ehrwürdigen Patres des Menonitenkloſters!!!“ — (Hätten die ehrwürdigen Patres nicht vernünftiger gehandelt, wenn ſie der Noth nicht abgeholfen, ſondern den Gedanken feſt gehalten hätten, daß die Jünglinge der Univerſität einen höheren Zweck und Beruf hatten, als mit Theaterpoſſen ihre Zeit zu vergeuden, nutzloſen Zerſtreuungen ſich hinzugeben, ſolchen zu Unſittlichkeiten und Unordnungen führenden Unfug zu betreiben???*) —) „Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, beſuchten unſere Proben, ergötzten ſich an unſern Schwänken, und erzählten, wie ſie ſelbſt ehemals bibliſche Geſchichten aufgeführt hätten. Ueberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich unter den katholiſchen Seelenhirten nie ſoviel geiſtlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Proteſtanten. Dieſe halten ſich urplötzlich für höhere Weſen, ſobald das Benedicat tibi Dominus! über ſie ausgeſprochen worden; jene vergeſſen nie, daß ſie Menſchen ſind, und wenn ſie in Glaubenslehren unduldſam ſcheinen, ſo ſind ſie dagegen tolerant für menſchliche Schwachheiten. Die Hölle iſt freilich auch ihr Popanz, aber bei ihnen iſt doch noch Erlöſung zu hoffen, und kurz, wer einmal verdammt iſt, in Pfaffenhände zu fallen, der fährt mit einem Mönche doch noch immer beſſer, als mit einem Superintendenten." —

---

*) Dieſe drei Fragezeichen ſtehen hier als Erwiederung der drei Ausrufungszeichen, die K. bei der eben mitgetheilten Stelle ſeiner Selbſtbiographie macht.

So hat Kotzebue ſein Glaubensbekenntniß ausgeſprochen, den Geſichtspunkt feſtgeſtellt, nach dem ſein Leben zu würdigen iſt, indem er als Mann (1796, in ſeinem fünf und dreißigſten Jahre) auf ſeine Jugend zurückblickt. In Glaubenslehren mag der Geiſt der Kirche und der Religionslehrer immerhin unduldſam ſeyn, wenn nur dagegen die menſchlichen Schwachheiten Toleranz finden; das heißt: wenn man nur thun und treiben darf, was jede Sinnesluſt Lockendes darbietet. — Dieſes iſt die feine Moral, welche er unzählige Male in ſeinen Schauſpielen und andern Schriften wiederholte, durch die er ſich in allen Ständen, zumal in den ſogenannten höheren, ſo viele Freunde, Beſchützer, Bewunderer erwarb, dieſes die Moral, mit der er, er mochte thun, was ihm gelüſtete, immer zufrieden und keck auf dem Theater des Lebens hervortrat. —

„Im Kreuzgange des Menonitenkloſters alſo gaben wir zum Erſtaunen, zur Freude und zum Skandal des Duisburger Publikums die Nebenbuhler. Seit die Welt ſteht, iſt vielleicht nie ein ſo profanes Stück in einem Mönchskloſter geſpielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang ganz voll Damenkopfzeuge ſah, mußte ſich billig fragen: wo bin ich? iſt es ein Traum? — Das Lächerlichſte bei der Geſchichte war, daß ich, aus Mangel an Akteurs, zwei Rollen ſpielte — und welche? — Julia und den Junker Akkerland!! Wo Julia mit dieſem zuſammenkommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich ſpielte die Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich ſchnell um, wenn Potz Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten ſollte. So mußte jede Schwierigkeit meiner Theaterwuth weichen."

„Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele." (Jedoch mußte ſich ſchon damals K. für fähig halten, oder wenigſtens eine beſtimmte Ahnung der bald eintretenden Fähigkeit, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, gehabt haben; denn er betrieb ſeine Liebſchaften wieder mit wildem Eifer und bezeigte gar große Luſt, ſich mit einem Frauenzimmer, dem Gegenſtande ſeiner Huldigungen, zu verloben. Doch dieſe Dame, nachher ſehr glücklich mit einem akademiſchen Lehrer und Geiſtlichen verheurathet, wies den Thörigten mit gebührender Verachtung zurück.) „Ein Roman, den ich in Duisburg anfing, glich auf ein Haar Sophiens Reiſen von Sachſen nach Memel. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein paar andere Produkte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur um zwei neue Demüthigungen zu erfahren. Das erſte war: der *Ring, oder Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels*, ein Luſtſpiel in drei Akten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum Grunde. — Ich hatte die Verwegenheit, das Stück an *Schröder* zu ſenden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückſchickte, eben als ich mit mir ſelbſt zu Rathe ging, wie groß das Honorarium wohl ſeyn müßte, das ich zu fordern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der ſeinen eigenen Vortheil nicht beſſer verſtand, überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatiſchen Muſe, ließ ſie im Stiche, und ſchrieb einen Roman von acht oder zehn Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in nichts nachſtand; ja die Geſchichte war noch weit ſchauerlicher, denn der Held ſtürzte ſich von einem hohen Berge und wurde zerſchmettert.“

„Weygand in Leipzig war damals die Hebamme aller modiſchen Romane. Ihm ſandte ich mein Produkt, und überließ ihm das Honorarium nach Verdienſt zu beſtimmen. Zweimal in der Woche eilte ich auf das Poſthaus, um die erſeufzte Antwort abzuholen. Sie kam endlich, und da ſie blos in einem dünnen Briefe beſtand, mir alſo das Manuſcript nicht zurückgeſchickt wurde: ſo ſchloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meiſterwerk nothwendig bereits unter der Preſſe ſeyn müſſe. Aber wie erſchrack ich, als ich las: daß Herr Weygand ſchon für einige Meſſen mit Verlagsartikeln hinlänglich verſehen ſey, und daß mein Manuſcript mir ſogleich wieder zu Dienſten ſtehe, wenn ich vorher die Güte haben würde, ihm das Poſtgeld zu erſetzen, denn ich hatte, im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Waare, ſie ihm unfrankirt zugeſchickt, und er glaubte vermuthlich, ich würde aus väterlicher Zärtlichkeit nicht ermangeln, mein Kind einzulöſen. Aber da irrte er ſich. — Wie? mein Held ſollte nicht allein gratis vom Berge ſpringen, und ſeine geſunden Gliedmaßen ſo jämmerlich zerſchmettern? ſondern ich ſollte auch noch einbüßen? — nimmermehr! — Zwar hätte ich mein Manuſcript um ſo lieber wieder gehabt, weil ich, als ein echtes Genie, nicht einmal ein Brouillon davon zurückbehalten, ſondern den erſten Wurf, wie er aus meiner Feder gefloſſen, abgeſandt, ohne mich mit dem pedantiſchen Feilen abzugeben; aber — wer jemals Student war, wird wiſſen, daß der Muſenſohn nie einen Gulden zuviel hat, und ich beſchloß daher, meinen Schatz in den Händen des Herrn Weygand zu laſſen.“ —

Alſo unglücklich in den Liebſchaften und in den Autorſchaften kehrte Kotzebue 1779 von Duisburg nach Jena zurück. Die ihren Sohn ſo zärtlich liebende Mutter wurde nachgerade für deſſen künftiges Daſeyn beſorgt. Hatte ſie früher auch auf die Theater- und Dichterſpielereien des Sohnes nicht ohne mütterliches Wohlgefallen hingelächelt, ſo war ſie doch verſtändig genug, mit jedem Augenblicke ernſter dieſe unnütze Vergeudung der ſchönſten Jugendjahre zu erwägen. Was ſollte aus ihm, der, bei dem glücklichſten, ſo leicht auffaſſenden, ſich mühlos Alles zu eigen machendem Kopfe, eigentlich noch gar nichts, als einige Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache, erworben hatte, der ſich mit nichts zu beſchäftigen wußte, als mit Liebeleien, mit Romanengebilden und mit Theaterrollen, was konnte aus ihm werden? — Kotzebue hatte die Jurisprudenz zu ſeinem künftigen Berufsſtudio gewählt; dieſem ſich nun auch ernſtlich zu widmen, wurde ihm wiederholt und ſehr ernſtlich anempfohlen. Er liebte ſeine Mutter, darum verſprach er Fleiß und Beſſerung, er liebte aber noch mehr, ſeinem Gelüſte zu fröhnen, darum kamen alle Ermahnungen und Verheißungen gar bald ins Vergeſſen. Es wurden wiſſenſchaftliche und namentlich zum Studio der Jurisprudenz gehörige Kollegien angenommen, aber nur wenig beſucht; an allen Lehrern hatte Kotzebue etwas auszuſetzen, jeder ernſte Vortrag eckelte ihn an. „Der alte H—, der ſeine Zuhörer durch Zoten ergötzte,“ ſo erzählt K., „der trockene S—, der ſeit einem Vierteljahrhundert in jedem Semeſter zwei Späßchen vorbrachte, die immer dieſelben waren, und über die niemand lachte als er ſelbſt; der weitſchweifige, geſchmackloſe W—, und der biedere, aber ungeſittete Sch— waren meine Lehrer. Geſchichte hörte ich bei dem ſeligen Müller, der keine Periode hervorbringen konnte, ohne ſie durch die beiden Wörtchen „mit unter“ zu würzen, ſie mochten dahin gehören oder nicht; Logik und Metaphyſik bei dem Herrn Hofrath Ulrich, der damals noch keinen überlegenen Gegner gefunden hatte. Ich ſetzte meine Sprachübungen bei Boulet und Valenti fort, und lebte in den Nebenſtunden mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater. Damals gebar ich ein Trauerſpiel: Charlotte Frank, welches, ſo elend es auch war, mir in unſern Tagen die Ehre der Verfolgung zuziehen würde. Ein Fürſt

Der Abt. (ſpöttiſch) Scheint es doch, als habe der Herr Ritter nur einen freundſchaftlichen Beſuch abgelegt.

Adelheid. (mit Nachdruck) Er hat gewiß ſeine Pflicht gethan, und daß er ſo ſchnell ſie that, iſt, dünkt mich, Dankes werth, von euch, dem Stifter der Fehde; von mir, dem harrenden Weibe. — Wilibald, ſiehſt du nichts?

Wilibald. Staub, liebe Mutter, viel Staub! zwiſchen durch flimmerts und blinkerts wie Waffen.

Der Abt. (ſpöttiſch) Wenn die Wiederkommenden eben ſo viel Staub machen, als die Ausziehenden, ſo iſt es ja ein glückliches Zeichen, daß jeder ſeine Haut heil wieder mitbringt.

Adelheid. (mit Ernſt) Ich weiß nicht, Herr Abt, was ich von euren Reden denken ſoll? wollt ihr des Ritters Ehre antaſten, warum beleidigt ihr das Ohr des Weibes?

Der Abt. Nicht doch, edle Frau. —

nämlich verliebte ſich auf der Jagd in die Tochter eines Landpredigers, die Geliebte eines brauſenden Jünglings, raubte ſie, und wurde von dem verzweiflenden Liebhaber erſchoſſen. Der Fürſt hatte auch eine Art von Marinelli um ſich, eine ſehr verſudelte Kopie, im Koſtume eines Huſarenrittmeiſters; eben ſo war der Prediger eine elende Nachahmung des Odoardo. — Dem ſey, wie ihm wolle, es gelang mir, meine Mitbrüder zu überreden, das Stück aufzuführen, und der verſtorbene Kapellmeiſter Wolf war ſo gefällig, ein allerliebſtes Adagio dazu zu komponiren, welches geſpielt wurde, während der Held des Stückes im Gefängniſſe betete, und welches natürlich das Beſte von der ganzen Vorſtellung war. Ich ſelbſt ſpielte den Fürſten — aber ach! als ich am Ende erſchoſſen werden ſollte, verſagte die Piſtole. Mein Mörder hatte ſich auch auf dieſen Fall mit einem Dolche bewaffnet, ich ſtürzte aber beim Abdrücken der Piſtole, ehe ich noch Feuer ſah, ſogleich todt nieder; der Held warf ſich auf mich, da mich der Schrecken ſchon getödtet hatte, und ſtieß mir zum Ueberfluſſe, mit ſeinem Dolche, noch einige blaue Flecke. Der Vorhang fiel und der Beifall war ſehr karg. — Bald nachher wagte ich mich an ein Luſtſpiel: Die Weiber nach der Mode. Es gelang beſſer, und hatte, ſoviel ich mich erinnere, einige wirklich komiſche Züge. Hin und wieder waren verſchleierte Stadtanekdötchen hineingewebt, ein Umſtand, der dem Dinge mehr Beifall verſchaffte, als es verdiente. Dieſer Beifall kitzelte den muthwilligen Jüngling, und erzeugte vielleicht in ihm jenen unſeligen Hang zur Satyre, dem er zwar ſelten, und wahrlich! nie aus hämiſchen Abſichten den Zügel ſchießen laſſen, der ihm aber doch als Mann eine Reihe von Jahren verbittert hat. Die Satyre iſt ein Bienenſtachel, der Geſtochene leidet wenig daran; der Stechende aber läßt ihn zurück, und fühlt es ſein Leben lang. Wenn dieſe Schrift auch keinen andern Nutzen hervorbringt, als den, daß ſie vielleicht hier und da einen Jüngling von der gefährlichen Bahn abruft, wo zwar ſchadenfrohe Zuſchauer ihm auf allen Seiten Beifall zulächeln, aber hinter ihm ein Kreuz ſchlagen — ſo bin ich belohnt." —

Hier haſt du, geneigter Leſer, ein Geſtändniß und eine Ermahnung von einem Schriftſteller, der in der Satyre, und beſonders im Pasquille gar viele Verſuche machte, und, unterſtützt vom Witze, im letzteren eine wahre Virtuoſität gewann. Wenn er ſo oft im unzüchtigen Muthwillen und zu kleinlicher Rache achtungswerthe Menſchen dem Geſpött Preis gab, Stadtanekdötchen auf die Bühne brachte, in Schmähgedichten verbreitete, Zwietracht in Familien brachte, das Vertraun geſellſchaftlicher Mittheilung ſtörte und den zum Gegenſtande ſeiner Verfolgung Auserſehenen wohlerworbene Achtung raubte, ja ſelbſt durch teufelſche Anſchuldigungen zur Verzweiflung brachte — ſo leidet nach ſeinem Gefühle der Geſtochene doch nur wenig, das Hauptleiden hat der Spötter zu tragen, weil hinter ihm ein Kreuz geſchlagen wird. Wenn man ſich des Zeitpunktes erinnert, in welchem Kotzebue dieſes Geſtändniß ablegt, (es war kurz nach der berüchtigten Geſchichte des Bahrdt mit der eiſernen Stirn,) ſo möchte ihm der Vorwurf der gewiſſenloſeſten Selbſtſucht wohl mit Recht gemacht werden können. Daß der eines höheren moraliſchen Gefühles Fähige, wenn er ſeinen Mitmenſchen durch pasquillantiſche Angriffe begeifert, und ſo böſe Schuld auf ſich geladen hat, in ſeinem Innern mehr leidet, als der unſchuldig Verfolgte und Gebrandmarkte, iſt wohl unbeſtreitbar, aber hiervon redet unſer Autor nicht; er will nichts von der ſich im Innern erzeugenden Strafe des Verbrechens wiſſen, ſondern er zeigt mit der faden Entſchuldigung: er habe nie aus hämiſchen Abſichten den Zügel ſchießen laſſen, nur auf die äußeren Folgen ſeiner Handlungsweiſe und findet dieſe ſehr unangenehm und unbequem; darum warnt er dafür. —

Kotzebue machte ſich als Knabe ſchon auf dem Gymnaſio zu Weimar durch die Sucht, mit ſeinem Witze petulanten Muthwillen zu treiben, berüchtigt; dieſes gefährliche Spiel ſetzte er in Jena fort. Früh ſchon hatte er ſich zu ſolchen ſchlechten Späßen mit einem entarteten jungen Menſchen verbunden, von dem bald noch andere ſtrafbare Vergehn bekannt wurden, der deshalb, mit Steckbriefen verfolgt, ſich aus dem Staube machte und in Amerika ſtarb. —

Einige für Dichtkunſt Neigung habende Jünglinge verbanden ſich in Jena zu einem poetiſchen Klub; Kotzebue war Mitglied deſſelben. Man kam einige Abende in der Woche zuſammen, um einander kleine, ſelbſtverfertigte Arbeiten vorzuleſen und gegenſeitig zu beurtheilen. Der Hofrath Schütz übernahm die Leitung der Arbeiten und den Vorſitz in den Verſammlungen. K. erkennt die Verdienſte an, die ſich dieſer würdige Mann um die kleine Geſellſchaft erwarb; jedoch nicht ohne den ausgeſprochenen Dank mit Schmähungen zu verbinden. Er ſagt: „Er, Schütz, ließ ſich zu uns herab, und ſtellte uns als Recenſent ein Muſter auf, nach welchem das Recenſentenfreicorps, das er jetzt kommandirt, ſich leider nicht gebildet hat.“ —

Schütz verkannte Kotzebue's Talente, ſeinen Witz und die glückliche Leichtigkeit, mit der er im Verſe und im Dialoge die Sprache behandelte, nicht, wurde aber durch die Perſonalſatyre und durch Unſittlichkeit ſeiner eingereichten Arbeiten oft in Verlegenheit geſetzt und zu dringenden Ermahnungen veranlaßt; doch dieſe fruchteten ſo wenig, als die nothwendig gewordenen Erinnerungen und Zurechtweiſungen des akademiſchen Senats. Ja dieſe mußten bis zu den ſchärfſten Drohungen geſteigert werden, als Kotzebue in einer höchſt obſcönen Parodie eines beliebten Bürgerſchen Gedichts die achtungswertheſten Damen Weimar's an den Pranger zu ſtellen ſich bemühte. Vom Hofrathe Schütz, als Cenſor, verlangte er für dieſes Machwerk die Erlaubniß zum Drucken, und als ihm dieſe mit Recht verweigert wurde, ließ er ſein Gedicht anderwärts drucken und verbreitete es zum Hohn jedes ſittlichen Gefühls, der erhaltenen Ermahnung zum Trotze und zur großen Betrübniß ſeiner Angehörigen. — Selbſt nach ſechszehn Jahren hatte ſich das Wohlgefallen über das gelungene Schelmſtückchen noch nicht vermindert, wie K—'s Worte bezeugen: „Es kam ein Seiltänzer nach Weimar, der ſeine ſchöne, herkuliſche Geſtalt durch die mannigfaltigſten Biegungen ſeines Körpers in das vortheilhafteſte Licht zu ſetzen wußte. Die Verleumdung ſtreute aus, er habe das Herz mancher Dame gewonnen, und mir kam dabei die luſtige Idee in den Sinn, Bürgers Lied: die Weiber von Weinsberg, zu parodiren. Ich muß bekennen, daß ich noch heute, nach ſechszehn Jahren, dieſe Parodie für eines meiner witzigſten Produkte halte; aber um ſo mehr zog es mir den gerechten Haß der Damen zu. Ein gewiſſer B—, der auch für einen Dichter galt, und ſich nicht wenig darauf zu Gute that, wurde auf dringendes Begehren der Schampion der Damen, und that mir die Ehre an, eine Romanze auf mich zu machen, in welcher mir in effigie gar jämmerlich mitgeſpielt wurde. Eine billige Züchtigung für den Frevel, das ganze ſchöne Geſchlecht anzutaſten, wo vielleicht kaum eine geſtrauchelt hatte."

Er fährt fort: „In meinem achtzehnten Jahre wurde ich Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Jena, welches ich damals für eine große Ehre hielt, ein Irrthum, von welchem ich längſt zurückgekommen bin. Von den in dieſer Verſammlung vorgeleſenen beiden Aufſätzen erinnere ich mir nur noch, daß einer derſelben eine Vertheidigung des Kaiſers Julian enthielt, und daß ich ſchon damals die albernen Mährchen und blutdürſtigen Ränke der ältern und neuern Chriſten verabſcheute.“ .

„Einige frohverlebte Sommermonate auf dem Klippſteiniſchen Garten gaben einer kleinen Sammlung von Gedichten das Daſeyn, welche, durch Vermittlung meines Freundes Muſäus, bei W— in E— gedruckt wurden*). Ich nenne mit Fleiß weder den Verleger, noch den Titel dieſer kleinen Broſchüre; denn es könnte irgend einem neugierigen Leſer einfallen, ſich das Ding kommen zu laſſen, wobei ich traun! nichts gewinnen würde. Es machte mir aber damals unausſprechliche Freude, und ich pflegte ſorgfältig jeden Katalog, der mir in die Hände fiel, nachzuſchlagen, um meine Augen an dem Titel meines Machwerks zu weiden. Woher mag es kommen, daß die erſten Schritte auf der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn eine ſo ſüße Selbſtgenügſamkeit gewähren? — Um öffentlich zu zeigen, daß ich meine Zeit nicht blos mit den ſchönen Wiſſenſchaften vertändelt hatte, beſchloß ich, im neunzehnten Jahre meine akademiſche Laufbahn mit der Rolle eines Opponenten bei einer Doktorpromotion; ging darauf zurück nach Weimar, ſtudirte fleißig die Pandekten, wurde von der Regierung examinirt und zum Advokaten kreirt. Während ich auf Klienten wartete, fuhr ich ſelbſt fort, ein eifriger Klient der Muſen zu ſeyn. Ich beſang die Weimarſchen Schönen, und gab mir alle Mühe, das Andenken an eine gewiſſe Romanze zu vertilgen, die mir ein oder zwei Jahr vorher entſchlüpft war." —

---

*) Der Titel iſt: Er und Sie. Vier romantiſche Gedichte. Eiſenach 1781.

Wie er die Schönen beſang, beweiſen die unter dem Titel: „Erzählungen" geſammelten Gedichte*), und das Andenken an die famoſe Parodie ſuchte er durch neue Satyren zu verdrängen, wie denn z. B. die „die eherne Tafel" überſchriebene Erzählung voll beleidigender Anſpielungen iſt. Merkwürdig bleibt es, daß in den ſämmtlichen Poeſien Kotzebues, aus ſeiner ſchönſten Jugendperiode auch nicht eine Spur zu finden, nicht eine Ahnung der ſchönen Weiblichkeit, deren ideales Bild ſonſt ſo beſeligend des gefühlvollen Jünglings Buſen erfüllt. Schon hier erkennt man die unausbleiblichen Folgen früh verlorner Unſchuld und kindlicher Reinheit. Mit wahrer Wehmuth hört man ihn, ſich ausſprechen, wenn er „an Elvina“ ſagt:

---

*) Leipzig bei Kummer. 1782.

„Es war einſt eine Zeit, in der ich unbefangen
Und ungeſtraft ein jedes Mädchen ſah,
Und wo der Liebe quellendes Verlangen
Mir nie den Buſen hob. Geſchah
Es ja einmal, daß unſre Schönen mich
In ihre ſanften Ketten zwangen,
So wurden drum nicht bläſſer meine Wangen,
Und eine Woche kaum verſtrich,
So war all das Gefühl vergangen.
Ich war noch flatterhaft und jung,
Und hielt die Mädchen blos für Schlangen,
Die unter Blumen uns empfangen,
Nur mit erborgter Tugend prangen,
Und dann durch einen häm'ſchen Sprung
Uns, unſer Glück und unſre Ruhe fangen.“ —

Adelheid. Nicht doch, Herr Abt. Ich bin nicht geſonnen, mir meine Freude ſtören zu laſſen. — Wilibald, ſiehſt du noch nichts?

Wilibald. (klatſcht in die Hände) Juchhey, liebe Mutter! es iſt der Vater! es iſt der Vater! ich erkenne ſeinen Schimmel, und der lange Walther reitet hinter ihm drein, und der dicke Pater Benjamin ſitzt auf dem dürren Mauleſel, wie ein Bär auf einem Baummaſt.

Ottomar. Ich ſeh das alles auch, liebe Mutter!

Adelheid. Ich danke dir Gott, daß du meinem heiſſen Gebet ihn wieder geſchenkt; daß du meine trüben Ahndungen zu Schande gemacht.

Der Abt. Ahndungen, edle Frau! empfandet ihr dergleichen?

Adelheid. Ahndungen, oder dickes Blut, oder böſe Laune; nennts wie ihr wollt. Immer zwar ſeh ich mit bangem Herzen den Gaul vorführen, der meinen Gatten ins

Schlacht

Den erſten Sommer, nach ſeiner Rückkehr von Jena, nennt K. den glücklichſten ſeines Lebens. Er genoß den täglichen Umgang des Biedermannes, deſſen er mit liebender Verehrung öfter und beſonders in dem Aufſatze gedenkt, der „einige Züge aus dem Leben des guten Muſäus, von der Hand ſeines Schülers entworfen“ überſchrieben, den nachgelaſſenen Schriften des originellen Verfaſſers der Volksmährchen, vorgedruckt ſteht. — „Wir ſchriftſtellerten,“ erzählt er, „aus einem Dintenfaſſe: und ich ſehe noch das gutmüthige Lächeln um ſeine Lippen, den hellen, ſtarren Blick ſeines Auges, wenn ſein Geiſt in Begriff ſtand einen witzigen Einfall zu erhaſchen. — Was Wunder, daß ich jetzt, nachdem ich ſchon Wieland und Brandes, Göthe und Hermes nachgeahmt hatte, auch auf den Einfall gerieth, Muſäus zu kopiren. Wittekind in Eiſenach ging gerade damals mit dem Vorſatze ſchwanger, ein bändereiches Werk herauszugeben, eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten, für welche er, ich weiß nicht mehr, was für einen, alltäglichen Titel beſtimmt hatte. Er lud mich ein, das Ehrenamt eines Mitarbeiters zu übernehmen, und ich verſprach es unter der Bedingung, daß mir die Wahl eines lockenden Titels überlaſſen werde. Ich taufte das Kind Ganymed für die Leſewelt, machte die Vorrede zum erſten Bande und ſchrieb: Ich, eine Geſchichte in Fragmenten, worin ich Muſäus eigne Sprache und originelle Wendungen zu erreichen ſuchte. Ich habe weiter keinen Theil an dieſem Werke. Das zweite Produkt dieſes Sommers waren die bei Dyck zu Leipzig herausgekommenen Erzählungen, die der Verleger mit vieler Eleganz drucken ließ. — Das dritte Kind, welches ich in dem Gartenhäuschen des lieben Muſäus zur Welt brachte, war ein Luſtſpiel in drei Akten: Das dreifache Gelübde. Anlage und einzelne Scenen waren nicht übel. Es ſollte auf einem Privattheater, nach der Niederkunft der Herzogin von Weimar geſpielt werden. Unglücklicher Weiſe war es aber blos auf den Fall kalkulirt, daß die Frau Herzogin uns einen Prinzen ſchenken würde; da ſie aber dieſes Mal ihre liebenswürdigen Eigenſchaften einer Tochter mitzutheilen beliebte, ſo unterblieb die Aufführung, und im Druck iſt es auch nie erſchienen. Außer dieſen Produkten habe ich auch damals, auf Verlangen eines würdigen Mannes, der mich mit ſeiner Freundſchaft beehrte, einige Recenſionen in eine gewiſſe gelehrte Zeitung gearbeitet, die, wenn ſie auch ſonſt den Stempel der unreifen Jugend tragen, wenigſtens kein Kennzeichen der heutigen reifen Recenſenten-Unverſchämtheit an ſich trugen." —

„Im Herbſte 1781 ging ich nach Petersburg." —

Wenn man die Lebensgeſchichte eines Mannes, der über ſich ſelbſt und über die gehabten Schickſale ausführlich geredet, näher ins Auge faßt, ſo erweckt es immer beſondere Aufmerkſamkeit, ihn ſolche Sprünge thun und ſolche Lücken laſſen zu ſehen, wie hier Kotzebue. Er iſt Advokat in Weimar, lebt den glücklichſten Sommer ſeines Lebens, genießt volle Muße, ſchreibt mit Muſäus aus Einem Dintenfaſſe und geht auf einmal im Herbſte — nach Petersburg. Was veranlaßte ihn eine reizende Vaterſtadt, eine beneidenswerthe Lage, eine liebende Mutter, ein Amtsverhältniß, das ihm zu jeder weitern Beförderung die Hand bot, zu verlaſſen, und über dieſe wichtige Veränderung ſeines Schickſals ein gänzliches Stillſchweigen zu beobachten, ihn, der ſonſt auf ſeine Perſönlichkeit ein ſo ungemeſſenes Gewicht legt, und deſſen Weiſe es nicht iſt, irgend etwas von dem zu verſchweigen, was ihm zum Lobe gereichen kann? — —

Dieſe Betrachtungen, welche der Biograph Kotzebue's anſtellt, beantworten ſeine damaligen Mitbürger und die tadelloſeſten Zeugen, vollkommen genügend.

Mehrere Ausſchweifungen, Verirrungen übertriebener Selbſtſucht und zügelloſer Ergüſſe ſeiner Satyre, hatten ihn in die unangenehmſten Verhältniſſe verſetzt; er hatte ſeine ſchweigenden Feinde wieder aufgeweckt und ſich viele neue gemacht, durch Pasquille, in welchen er ſelbſt dem Hofe, der herzoglichen Familie und beſonders der edlen, aber auch ihre ſchwachen Seiten habenden verwitweten Herzogin Hohn ſprach. Da kein verſuchtes Mittel gegen den Störenfried fruchtete, keine Ermahnung der bekümmerten Familie etwas frommte, ſo wurde ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, deſſen Reſultat ein auf Landesverweiſung lautendes Urtheil war. Ob dieſes förmlich vollzogen iſt, muß bezweifelt werden; gewiß aber iſt, daß ſein eigener Verwandte, der Kanzler Dr. Schmidt das Consilium abeundi ihm bekannt machte und die beſtimmteſte Weiſung ertheilte, daß Kotzebue in den Weimariſchen Landen nie irgend eine Anſtellung für die Zukunft zu erwarten habe. Daß man ihn ohne weitere Strafe oder öffentliche Rüge von dannen ziehen ließ, verdankte er der Vermittelung der Freunde ſeiner Familie, der Achtung in welcher das Andenken ſeines Vaters ſtand, dem Mitleide das man ſeiner tiefbekümmerten zärtlichen Mutter ſchenkte, und den Vorbitten ſeiner Vaterſchweſter, die als erſte Kammerfrau der verwitweten Herzogin, deren ganz beſonderes Zutraun und allgemeine Verehrung genoß. —

Daß übrigens Kotzebue, wenn es irgend möglich geweſen wäre, dieſe Vorfälle ſo zu ſtellen, als ob ihm von ſeinen Feinden Unrecht widerfahren ſey, Gelegenheit geſucht und gefunden haben würde, die ihn treffende Mackel von ſich zu entfernen und wenigſtens eine ſcheinbare Vertheidigung in die Leſewelt zu ſchicken, dafür bürgt ſeine ganze übrige Lebensweiſe und ſein Schriftſtellercharakter. —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Zweites Buch.

Sein Aufenthalt in Rußland. — Seine Flucht nach Paris. — Geſchichte des Bahrdt mit der eiſernen Stirn.

Der edle Staatsmann, welcher als Erzieher des gegenwärtigen Großherzog von Sachſen-Weimar, dieſes ſchönen Vorbildes eines in liberalen Ideen wirkenden Regenten, bis 1778 zu Weimar gewohnt und mit Kotzebue's Vater und Familie nähere Bekanntſchaft gehabt hatte, der noch jetzt in Regensburg im hohen Alter lebende Königl. Preußiſche Staatsminiſter Graf von Schlitz genannt von Görtz *), ſtand damals als Preußiſcher Geſandter zu Petersburg. An ihn war der junge Kotzebue, der nun in

---

*) Eine intereſſante Biographie dieſes Neſtor's der jetzt lebenden Staatsmänner, von J. von Arnoldi, findet man im achten Stücke der Zeitgenoſſen (Leipzig, bei Brockhaus. 1818).

dem koloſſalen nordiſchen Reiche ſein eigentliches Leben beginnen, ſich durch Anſtellung im öffentlichen Dienſt ein Verhältniß bilden ſollte, empfohlen. Das Schickſal, welches die äuſſere Lage der Erdbewohner beſtimmt, hatte bis dahin für den zum Jünglinge herangereiſten Kotzebue ſo viel gethan, daß er ſchon damals, wie auf ſeiner ganzen ferneren Laufbahn, als ein Lieblingskind deſſelben erſcheint. — Und wenn er dennoch in nicht beneidenswerthen Verhältniſſen aus ſeiner Geburtsſtadt, aus dem Kreiſe ſeiner Familie und Freunde, aus ſeinem Vaterlande ſcheiden mußte, ſo durfte er die Urſache dieſes Mißgeſchickes nur in ſich ſelbſt ſuchen; er war deshalb um ſo unglücklicher. —

Der Miniſter Graf von Görtz, gern an ſeinen früheren, ſo ſegensreichen Wirkungskreis in Weimar erinnert, nahm ſich des Angekommenen mit treuer Liebe an; er empfahl ihn an den General-Ingenieur von Bawr, einen redlichen, einſichtsvollen Mann, der in einem großen Wirkungskreiſe lebend, Katharina's beſondere Gnade genoß, und mit großer Vorliebe für ſeine Lands-

Schlachtgetümmel tragen ſoll, nie aber hab ich das empfunden, was geſtern in mir vorgieng. Mir wars, als läg' eine Welt auf mir, als öffne ſich eine Gruft zwiſchen mir und meinem Theobald — — Gottlob! es war nur Hang zur Schwärmerey, meine Einbildungskraft fängt leicht Feuer.

Der Abt. Verwerſt das nicht ſo leichtſinnig, Ahndungen ſind Warnungen des Himmels. Zwar kehrt euer Gemahl geſund in euren Arm zurück, dafür danken wir Gott und dem heiligen Norbert! Doch iſt ſein Leben denn das einzige Gut, für deſſen Erhaltung ihr zittert? Ich weiß es, ſchöne Frau, daß einer liebenden Gattin die unverletzte Treue faſt mehr am Herzen liegt. Wie wenn — dafür behüte der Himmel! doch der Verſucher iſt geſchäftig — wie, wenn im verführeriſchen Dunkel einer mondhellen Nacht, einer ſchönen Heidin der Satan ſich bediente, dem frommen Ritter Fallſtricke zu legen? Ich habe ſie geſehen, dieſe raſchen Dirnen, ihr leute, die Deutſchen, junge, hoffnungsvolle Männer dieſer Nation für den ruſſiſchen Dienſt zu gewinnen, immer befliſſen war. Der junge Kotzebue empfahl ſich dem General von Bawr durch ſeine äuſſere Bildung, durch die glückliche Leichtigkeit, mit welcher er ſchriftlich Gedanken entwickelte, und durch ſeine Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache; er machte ihn zu ſeinem Privatſekretair. Dieſe Stelle hatte früher der geniale, leider auf halbem Wege eigener Bildung verkümmerte J. M. R. Lenz *), deſſen auch Göthe in ſeinem „aus meinem Leben“ gedenkt, bekleidet; aber nie war er dahin gelangt, zu erkennen und an ſich zu bewähren, was Göthe ſo ſchön und ſo wahr bemerkt: „wie alle Menſchen guter Art bei zunehmender Bildung empfinden, daß ſie auf der Welt eine doppelte Rolle zu ſpielen haben, eine wirkliche und eine ideale, und daß in dieſem Gefühle der Grund alles Edlen auf-

---

*) Er ſtarb mit zerrüttetem Geiſte, in tiefſter Armuth den 24ſten Mai 1792 zu Moskau. Siehe das Intelligenzblatt der allg. Lit. Zeitung. Jahrgang 1792. Nro. 99.

zufinden ſey.“ — Lenz blieb immer für die wirkliche Welt des Menſchenlebens völlig unbrauchbar und nutzlos, und konnte doch auch nicht ſeiner idealen Welt eine harmoniſche Selbſtſtändigkeit geben; ſo erregte er denn in ſeinem Amtsverhältniſſe gar bald die Unzufriedenheit ſeines nachſichtsvollen Principals. Dieſes Vorbild und die ihm mit auf die Reiſe gegebenen, innigen Ermahnungen ſeiner zärtlichen Mutter, gereichten Kotzebue zur Warnung. Er widmete ſich mit aller Anſtrengung ſeinem neuen Berufe — doch — wir wollen ihn ſelbſt erzählen hören:

„Ich nahm mir vor, die Dichtkunſt ganz an den Nagel zu hängen, aber naturam si furca expellas — zwar verging wohl ein halbes Jahr während ich mir ſelbſt Wort hielt, und meine Vorgeſetzten wußten nicht einmal, daß ein Dichterfunke in mir glimmte, oder daß ſogar ſchon mein Name in dem Leipziger Meßkatalog erſchienen ſey. Dieſe Beſcheidenheit war eigentlich das Reſultat meiner Beobachtungen, denn ich fing an einzuſehen, daß man — und zwar mit allem Rechte — in der großen Welt einen ſehr geringen Werth auf ein Geſchöpf legt, das zu reimen verſteht.“ —

— Warum nennt K.- das, das Reſultat ſeiner Beobachtungen, was doch zur Ehre ſeines Herzens, in Erwiederung ſo großer Zärtlichkeit, vielleicht nur das Reſultat des wiederholten Flehens und der vom tiefen Kummer ausgepreßten Thränen ſeiner Mutter war. —

— „Ein Zufall zog meine Eitelkeit unter dem wohlthätigen Drucke meiner Vernunft hervor. Der große und biedere General-Ingenieur Bawr reiſ'te nach Riga, beſuchte von Ohngefähr den Hartknochſchen Buchladen, und fand dort die obenerwähnten Erzählungen. Er ſtutzte, fragte, erfuhr, der Verfaſſer ſey der nämliche Kotzebue, der jetzt unter ſeiner Anleitung, bei ganz heterogenen Arbeiten ſchwitzte. Er kaufte das Buch, kam zurück, und als wir bei Tiſche ſaßen, ließ er ſichs unvermuthet bringen. Ich erröthete, und ſein Beifall blies die Aſche von dem noch immer glimmenden Funken. Nach und nach fing ich wieder an, meine Nebenſtunden, — deren ich damals freilich ſehr wenige zählte — den Muſen zu widmen. Es fand ſich ein höchſt mittelmäßiges deutſches Theater in Petersburg. Außer einer gewiſſen Madam Teller, die wirklich viel Talent beſaß, war Fiala das vorzüglichſte Mitglied deſſelben; aus dieſem Umſtande mag man auf die Erbärmlichkeit der Uebrigen ſchließen. Die Einnahme war ſchlecht, und die Bühne bereits ihrem Untergange nahe, als der intrigante Fiala ſich an den General Bawr wandte, ihn als einen Deutſchen beſchwor, ſich der deutſchen Kunſt, die nach Brod ging, anzunehmen, und durch ſeinen Einfluß zu bewirken, daß die Kaiſerin das deutſche Theater unter die Zahl ihrer Hoftheater aufnehme. Es geſchah; Bawr erhielt die Direktion. Von nun an lebte ich wieder in meinem Elemente." —

„Ich ſchrieb ein Trauerſpiel in fünf Akten: Demetrius, Zaar von Moskau. Der Stoff iſt aus der bekannten Geſchichte des wahren oder falſchen Demetrius genommen, der, der Sage nach, als Kind zu Uglitſch ermordet wurde, plötzlich aber, von den Polen unterſtützt, zum Vorſchein kam, und den Heuchler Boris Gudenow entthronte. Man bemerke, daß ſelbſt die beſten Geſchichtſchreiber über die Frage: ob dieſer Demetrius ein Betrüger geweſen? getheilt ſind. — Meine Konvenienz als Dichter brachte es mit ſich, den Helden der Geſchichte nicht als Betrüger erſcheinen zu laſſen. Als mein Stück fertig war, las ich es in einem kleinen, ausgewählten Zirkel. Der damalige preußiſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe und der Präſident der Akademie der Künſte zu Petersburg, Männer von geläutertem Geſchmacke, wohnten der Vorleſung bei. Das Stück wurde gebilligt, vermuthlich aus nachſichtsvoller Güte, wie ich nun wohl einſehe; denn ich würde es jetzt nicht wagen, es auf die Bühne zu bringen. General Bawr befahl, es aufzuführen, und ließ herrliche Dekorationen und koſtbare Kleider im altruſſiſchen Koſtume dazu verfertigen. Da die Kaiſerin ſelbſt ihm die unabhängige Direktion des Theaters anvertraut hatte, ſo hielt er es für überflüſſig, das Manuſcript vorher der Cenſur zu übergeben, und dieſe Vernachläſſigung hätte beinahe meine ganze Freude zu Waſſer gemacht; denn als der Tag zur Aufführung beſtimmt, und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, ſandte eines Morgens der Oberpolizeimeiſter auf das Theater, und ließ es verbieten. Der beſtürzte Fiala lief zum General Bawr, der General Bawr fuhr zum Oberpolizeimeiſter, ihn von der Unſchuld des Inhalts zu verſichern. Aber — es exiſtirte eine mir unbekannte Ukaſe von Peter dem Großen, welche dieſen Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärte. Wie durfte ich es alſo wagen, meinen Helden unter dem Titel: Zaar von Moskau, vor das Publikum zu ſtellen? — Aus Achtung für den General Bawr gab der Polizeimeiſter zwar die Aufführung endlich nach; aber er ſandte einen Offizier zu mir, mit dem Bedeuten: mein Stück wenigſtens dahin abzuändern, daß dieſer Demetrius öffentlich vor dem Volke entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonſtrirte ich dem Offizier, daß er eben ſo gut das ganze Trauerſpiel ins Feuer werfen könne; er beſtand darauf, ich ſolle nur dieſen einzigen, kleinen Umſtand ändern. Der General legte ſich abermals ins

Mittel, und man begnügte ſich endlich mit einer feierlich von mir ausgeſtellten Erklärung: daß ich für meine Perſon, der hohen Ukaſe gemäß, völlig von der Betrügerei des Demetrius überzeugt ſey, und daß die Freiheit, welche ich mir in meinem Schauſpiele genommen, blos eine licentia poetica geweſen. — So wurde es denn wirklich, trotz aller Hinderniſſe, vor einem zahlreichen Publikum, deſſen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr geſpannt worden, mit einem Beifall aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anſpruch machen durfte. — Bald nachher ſchrieb ich ein Luſtſpiel: Die Nonne und das Kammermädchen. Die Aufhebung der Klöſter, die gerade damals Joſeph den Zweiten beſchäftigte, und die von den Engländern im Texel blockirte holländiſche Flotte, hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da dieſe Begebenheiten des Tages damals großes Aufſehn erregten, ſo konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen.“ —

Für die Erweiterung ſeiner Kenntniß des Theaters war der damalige Aufenthalt zu Petersburg ſehr geeignet, und K. benutzte ihn ſehr eifrig, in ſofern er die Bühnen der verſchiedenen Nationen, der Ruſſen, der Franzoſen, und beſonders der Italiener fleißig beſuchte. Letztere zeichnete ſich durch einen recht vorzüglichen Harlekin aus und zog ihn daher beſonders an. — „Ich verſäumte“ (ſagt er, in der Flucht nach Paris) „trotz dem Geſpötte meiner Freunde, ſelten das italieniſche Luſtſpiel, weil man ſich dort immer recht ſatt lachen konnte, und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden mochte. Die ganze Welt konnte nicht begreifen, wie man über das abgeſchmackte Zeug lachen könne; aber die ganze Welt ging hin und lachte. Hinterher ſchämten ſie ſich aber, und, auſſer mir, geſtanden nur Wenige ein, daß ihnen das Ding wirklich Spaß mache.“ — Dieſes Bekenntniß beſtätigt, daß die Komick des italieniſchen Luſtſpieles K— früh feſſelte, wie dieſes auch manche ſeiner Dichtungen beweiſen; jedoch machen letztere es kund, daß er nie dahin gelangte, eine klare Anſicht von dem eigenthümlichen Weſen der italieniſchen Masken und beſonders ihres Harlekin's zu erhalten. — Er fährt fort:

Einer, zwar nur mit ſehr geringer Mühe verbundenen, aber in Rückſicht des Lokals, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nämlich von dem großen Schwall deutſcher Journale nur wenige ſich bis nach Petersburg verirrten, und auch dieſe wenigen nicht geleſen wurden, weil ſie, einzeln genommen, wenig lesbares enthielten, ſo veranſtaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutſchen Journalen, und gab, unter dem Titel: **Bibliothek der Journale**, monatlich einen ſtarken Heft heraus. Mehrere Bände von dieſer Schrift, die nach meiner Abreiſe von einem andern Unternehmer fortgeſetzt wurde, ſind erſchienen. Sie wurde von dem deutſchen Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen günſtig aufgenommen, und hinlänglich unterſtützt. — Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bei Hofe hatten, den Plan, mir einen gewiſſen Poſten zu verſchaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen ſehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen **Fabeln und Erzählungen für junge Fürſten** ſchriebe, und ſolches den jungen Großfürſten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für dieſe Dichtungsart gefühlt; da ſie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden ſollte, ſo beſchloß ich den Verſuch zu wagen. Ich theilte dieſen Entſchluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthuſiaſtiſch eingenommen war. Er verſprach ohne Bedenken dieſe Fabeln mit typographiſchem Prunke drucken zu laſſen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den erſten Bogen in Empfang nahm. Faſt täglich überlief er mich, riß mir die noch naſſen Blätter weg, ließ ſie auf das ſchönſte Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn ſie auch nur eine Oktavſeite einnahm, einen Kupferſtich verfertigen. So wurden in der größten Geſchwindigkeit die erſten vier Bogen vollendet, die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was den äuſſern Schmuck betraf, einen ſolchen Triumph wohl rechtfertigten. Aber wie erſchrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir ſelbſt geſtehen mußte, daß auch nicht eine einzige

Götze iſt Wolluſt, die Schaam hat keinen Tempel unter ihnen, und Ritter Theobald erbte, wie man ſpricht, von ſeinem Vater warmes Blut.

Adelheid. (lächelnd) Herr Abt, wenn ihr den Scherz nicht übel deuten wolltet, ſo ſpräch ich frey: ihr trüget Gift auf eurer Zunge. — Doch horcht! ich höre ſchon der Roſſe Huf im Hohlweg ſchallen! Kommt Kinder! Kommt herab! geſchwind dem Vater entgegen! (Sie eilt, ſammt den Knaben nach der Gegend, wo Ritter Theobald herkömmt)

Der Abt. Verwünſcht! es iſt ihr nirgend beyzukommen.

Zweyte Scene.

Ritter Theobald (ſtürzt in Adelheidens Arme) hinter ihm **Bertram, der Mönch,** und Gefolge.

Adelheid. (die Arme um Theobald ſchlingend) Mein Gemahl! — ſobald zurück?

darunter ſey, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich ſah nun wohl ein, daß ich für dieſe Gattung von Gedichten nur deshalb keinen Trieb verſpürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beſchloß daher kurz und gut, dem Verleger alle ſeine Koſten zu erſetzen, und die vier Bogen in eine ewige Vergeſſenheit zu vergraben. — O ihr! die ihr mich oft laut und verſteckt der Eitelkeit beſchuldigt, mit meinen Fabeln in der Hand ſtrafe ich euch Lügen. Ihr Rückkauf koſtete mich einige hundert Rubel, aber meine Eigenliebe keinen Seufzer!" —

So weit er ſelbſt. — Was das Todesurtheil betrifft, welches er über ſeine Fabeln ausſprach, ſo iſt es zu bewundern, daß er zur Erkenntniß ihrer Werthloſigkeit ſo ſpät und doch wiederum ſo früh kam. Die Ueberzeugung, daß ihm für dieſe Dichtungsart alles Talent mangele, muß ſchnell vorübergehend geweſen ſeyn, denn, ſo ſehr auch alle Welt mit dieſer Behauptung übereinſtimmte, ſo hat doch Kotzebue ſeinen ſpätern Schriften häufig Fabeln eingeſtreut. — Der rebendſte Beweis ungemeſſener Eitelkeit, welche, wie häufig bemerkt, ſein ganzes Daſeyn gefangen nahm, liegt unverkennbar in der ganzen Art und Weiſe, mit der er hier ſelbſtgefällig, um einen Gegenbeweis zu führen, auftritt. —

Jene Ausſicht zur Erlangung eines gewiſſen Poſtens ſcheiterte, und auch die Freude, unter der Autorität ſeines Chefs bei der Direktion des deutſchen Theaters in Petersburg einen Wirkungskreis zu haben, dauerte nicht lange. Schon im Jahre 1783 ſtarb der General **Bawr** *); da K. nur in deſſen Privatdienſten ſtand, ſo würden mit dieſem Todesfalle ſeine Ausſichten für eine fernere Dienſtkarriere ſehr verdunkelt ſeyn, wenn

---

*) Friedrich Wilhelm von **Bawr**, zu Biber, im Hanauſchen, wo ſein Vater Oberförſter war, 1731 geboren, trat 1755 mit guten Schulſtudien ausgerüſtet in heſſiſche Militairdienſte, war im ſiebenjährigen Kriege einige Zeit General-Adjutant des Herzogs **Ferdinand** von **Braunſchweig**, nahm 1761 als Huſaren-Major preußiſche Dienſte und privatiſirte nach dem Frieden auf ſeinem Gute zu Bockenheim bei Frankfurt am Main. 1769 zog ihn **Katharina** II. in ruſſiſche Dienſte, wo er im Felde den Ruhm eines einſichtsvollen Generals bewährte,

Bawr nicht, als einen Beweis, daß ſich Kotzebue ſeine Gunſt zu erwerben wußte, in ſeinem Teſtamente ſeinen bisherigen Sekretair der Gnade der Kaiſerin beſonders empfohlen hätte. Katharina ehrte in dieſem Vermächtniſſe die Verdienſte des Entſchlafenen und ernannte noch in demſelben Jahre den ihrem Schutze Uebergebenen, zum Titularrath, unter Ertheilung des Befehles, ihn in der neuerrichteten Revalſchen Statthalterſchaft anzuſtellen. Dieſem zufolge ging Kotzebue kurze Zeit nachher als Aſſeſſor des Oberappellationstribunals nach Reval ab.

Amtsgeſchäfte ſcheinen in dieſem neuen Verhältniſſe Kotzebue's Thätigkeit wenig in An-

---

noch größere Verdienſte aber ſich durch Anlegung mehrerer Kanäle, Waſſerleitungen, Kunſtſtraßen, Häfenbaue und Verbeſſerung der Salzwerke erwarb. Die Kaiſerin ſchätzte ihn ſehr, ehrte ihn beim Leben durch mehrere Gnadenbezeugungen und Ordensverleihungen, und ließ zu ſeinem Ehrengedächtniß, nachdem er den 4ten Febr. 1783 geſtorben, ein marmornes Monument errichten. — Er gab eine treffliche Karte von der Moldau in ſieben Blättern, und ſehr belehrende Mémoires histor. geogr. sur la Valachie (1778) heraus. —

ſpruch genommen zu haben. Er verlebte den erſten Sommer größtentheils auf dem Luſtſchloſſe Katharinenthal, las mehr als er ſchrieb, und fand in den Familien des Eſthländiſchen Adels, als ein lebendiger junger Mann, als ein heiterer Geſellſchafter die freundlichſte Aufnahme. Sogleich wie er die erſten Fäden der Bekanntſchaft in den gebildeten Zirkeln jenes Landes angeknüpft hatte, beſchäftigte er ſich mit der Bildung eines Privattheaters. Die Schauſpielerkunſt machte denn auch ſeit ſeinem Aufenthalte in Reval wichtige Fortſchritte. Vor der Zeit ſeiner Ankunft wurden zuweilen von umherziehenden, mitunter höchſt elenden Geſellſchaften, Schauſpiele in Reval, Pernau und andern Städten aufgeführt. Unter den Revalern weckte er die Liebe für jene Kunſt und begründete ein Nationaltheater, das ſich auch noch erhielt, als er ſchon längere Zeit die Direktion aufgegeben hatte. Er wußte den theatraliſchen Enthuſiaſm, der ſein eignes Lebenselement war, einem Theile des Revalſchen Publikums mitzutheilen. Die Neuheit einer Erſcheinung, wie die des Privattheaters, ſprach Viele an, und der ſchöne Sinn der Mildthätigkeit, der zur Schau getragen wurde, indem man die Stücke zum Beſten der Armen gab, verſöhnte ſelbſt manchen Andersdenkenden. Wie aber das Komödienſpiel auf das häusliche Glück ſo mancher Familie einen höchſtſchädlichen Einfluß hatte, wie manche brave Gattin, manche ſtille gute Tochter zu galanten Damen und Theaterprinzeſſinnen umgebildet wurden, erkannten die Beſonnenern erſt, als die Luſt an dieſen Beſchäftigungen ſchon recht weiten Spielraum gewonnen hatte *).

Von mehreren Seiten her ſchien ſich das Glück zu überbieten, um Kotzebue's Lage zu verſchönern. Er gewann das Herz eines Mädchens, deſſen körperliche und geiſtige Reitze ſeine Wünſche feſſelten; er war der Lehrer der Geliebten und wußte, ohngeachtet vieles Widerſpruches von Seiten der Familie des Fräuleins, dahin zu gelangen, daß ihm ihre Hand nicht verſagt werden

---

*) Siehe: „Ueber den neueſten Zuſtand der Literatur, Gelehrſamkeit, Künſte u. ſ. f. in Liefland und Eſthland von J. C. Petri." Im allgemeinen liter. Anzeiger. 1801. Seite 1034 ff. ff.

konnte; Friederike von Eſſen, die reichbegüterte Tochter des Oberkommandanten, Generallieutenants und Ritters von Eſſen, der ſich bald darauf mit dem, ihm anfänglich gar nicht zuſagenden Schwiegerſohne verſöhnte, wurde ſeine Gattin (1784). Im Jahre 1785 wurde die ehrenvolle Stelle eines Präſidenten des Gouvernementsmagiſtrats der Provinz Eſthland erledigt, der Generalgouverneur Graf Browne *) ſchlug ihn dazu vor; und er erhielt ſie mit dem Range eines Obriſtlieutenants. Von dem Zeitpunkte an, wo Kotzebue zu dieſer Präſidentenſtelle, mit der der perſönliche Adel verknüpft iſt, gelangte, ſchrieb er ſich von Kotzebue und verſchaffte ſo ſeinen

---

*) George **Reichsgraf von Browne**, General-Gouverneur von Lief- und Eſthland, 1698 in Irland aus einer der älteſten und blühendſten Familien geboren, trat, als Katholik daheim von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen, im 27ſten Jahre in Churpfälziſche und 1730 in ruſſiſche Kriegsdienſte, wo er bis 1762 ruhmvoll unter den nordiſchen Kaiſerfahnen focht und dann als General-Gouverneur jener Provinzen dreißig Jahre hindurch alles Nützliche, Gerechte und Edle unermüdet beförderte. Er ſtarb 94 Jahr alt, den 18ten Sept. 1792.

Nachkommen den Familienadel, ein Ziel wonach ſeine Eitelkeit ſchon längſt ſtrebte. Um hierzu zu gelangen, hatte er ſich ſchon an das preußiſche Miniſterium gewendet, ſeine Abſtammung von einer adlichen Familie der Mark vorgegeben, die in dem Dorfe Koſſebuh ihren Sitz gehabt haben ſoll, und darauf das Geſuch, um Verleihung oder Erneuerung des Adels, geſtützt *); er wär aber von dem Miniſter Grafen von Herzberg ab-

---

*) In den an ſich höchſt unbedeutenden theologiſchen Streitigkeiten, die auf den Magdeburgiſchen Kanzeln und Schulſtuben, auch in mehr als dreißig Fehdeſchriften, zwiſchen dem Paſtor Cramer und dem Rektor Evenius, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts geführt worden, trat auch für die Partei des letztern ein Paſtor Kotzebue oder Kotzebuvius (wahrſcheinlich ein Vorfahr unſeres K., aber kein nobilitirter) auf, deſſen der Alvenslebiſche Paſtor Schrader in einer Schrift: Fustes Alvenslebienses d. i. Alvenslebiſche Prügel und Knüttel auf zwei Pasquillenmacherſche Stadteſel zu Magdeburg," alſo gedenkt: „Ich habe zween Pillen gemacht, die ich Kotzebuvio und Evenio in ihre ehrendiebiſche und verläumderiſche Hälſe, legitime retorquendo hineinſchieben will," u. ſ. f.

ſchläglich beſchieden. — Seit Peter dem Großen, der den Rang an die Stelle, welche der Unterthan im Staate bekleidete, knüpfte, und acht Rangſtufen bildete, konnte in Rußland der durch eine höhere Civil- oder Militairbedienung, oder durch Verleihung eines Ordens, zum perſönlichen Adel gelangte, denſelben auf ſeine ehlichen Nachkommen vererben, früher unter gewiſſen Beſchränkungen, die in den neuern und neueſten Zeiten immer mehr hinweggeräumt ſind. —

Wenn ihn auf ſeinem gegenwärtigen Lebenswege Unannehmlichkeiten trafen, ſo waren es nur ſolche, die er unmittelbar ſelbſt hervorgerufen hatte; dahin gehören, wie einer ſeiner Freunde andeutet *), die bei der Stiftung und Direction

---

*) Der Verfaſſer der Flugſchrift: Ueber und an Herrn Auguſt von Kotzebue. Nebſt einem Poſtſcripte an die heilige Inquiſition, den Verfaſſer des Bahrdts mit der eiſernen Stirn betreffend. Hannover und Reval 1792, — der für Hrn. v. K. nach ſeiner eigenen Manier ſo Partei nimmt, daß man häufig auf die Vermuthung gerathen, v. K. ſey ſelbſt der Urheber dieſer Vertheidigungs- und Lobſchrift. Siehe allgem. deutſche Bibliothek, 112ter Band, Seite 222.

des Privattheaters vorkommenden kleinen Zwiſchenſcenen, bei geöffneter und geſchloſſener Gardine, die Streitigkeiten die er mit den dortigen Geiſtlichen auf Veranlaſſung einer Redoute anfing, wo er übereilt muthwillig handelte, und ſeinen Hang zu boshaften Neckereien nicht verleugnen konnte; dahin gehört endlich die arge Züchtigung, welche er über mehrere Mitglieder der dortigen Freimaurerloge zu verhängen gezwungen wurde. Wenn damals in den Logen noch häufig alchymiſtiſche und theoſophiſche Grillen gehegt wurden, ſo hat gegenwärtig die Verirrung des Geiſtes einen andern Deckmantel gewählt, begünſtigt mehr durch die heilloſen Misbräuche des norddeutſchen Logenweſens, als durch den urſprünglichen Sinn des Ordens, der ſeiner Auflöſung nahe iſt. —

Oft lebte v. K. auf dem Lande, wo ihm ſelbſt „Wald- und Moraſtreiche, durch den Zauberſtab der Freundſchaft, durch die milde Wärme der Herzensgüte zum Paradieſe umgeſchaffen wurden." Hier lernte er, „im Zirkel guter und vortrefflicher Menſchen, daß man glücklicher lebt, wenn draußen die Wölfe heulen und die Bären brummen, als wenn Heuchler und Zungendreſcher an die Thür klopfen. Die Wälder waren von Raubthieren bewohnt, aber die Verläumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in den Moräſten umher, aber der Neid geſellte ſich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch ſpäter entfaltete ſich die Roſe, aber Unſchuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden ſeine Früchte, aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groſchen iſt eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Die Muſen verſchmähten nicht, jene Wälder zu verſchönern. Die erſten beiden Schauſpiele, denen er ſelbſt einigen Werth beilegt, der Eremit auf Formentera und Adelheid von Wulfingen wurden auf Kiekel (dem eben geſchilderten Landſitze der Familie Roſen) geſchrieben. Die Vorſtellung des Eremiten wurde dort ſogar gegeben.“ —

Wenn Kotzebue an einem Orte ſeinen Wohnort aufſchlug, ſo war das Theater ſein erſter Gedanke und ein Liebhabertheater ſein erſtes Streben; ſo auch zu Reval, wo es ihm beſonderen

Theobald. (ſcherzend) Dir doch nicht zu früh?

Adelheid. Schäcker! faſt mögt' ich die Frage bejahen.

Der Abt. (für ſich) Ich mögte berſten.

Theobald. Noch nie war mein Zug ſo glücklich. Gott grüße euch, Herr Abt! Liebes Weib, ich bringe ein Geſchenk dir mit, köſtlicher denn alle deine Kleinodien.

Adelheid. Dich ſelbſt, nicht wahr?

Theobald. Willſt du mich eitel machen? Ich war ja längſt ſchon dein. — Nein, ein geraubtes Gut, das manche Thräne dich gekoſtet, bring' ich dir heut zurück. Magſt du doch immer zwiſchen mir und ihm deine Liebe theilen. — Blicke um dich! weiſſagt dein Herz dir nichts?

Adelheid. (erblickt den alten Bertram, der bis jetzt ſchüchtern unter dem Gefolge ſtand, und ſtürzt auf ihn zu) Mein Vater!

Kummer veranlaßte, daß der zahlreiche Adel der Stadt und der umliegenden Gegend ſich, ſelbſt nach K—s Verheirathung, gar nicht wollte für das Liebhabertheater gewinnen laſſen. Er läßt ſeinen lebhaften Unwillen darüber „in der Nachricht von einem theatraliſchen Inſtitute, welches der Welt bekannt zu werden verdient“ (Siehe geſammelte kleine Schriften des Hrn. v. K. Thl. 3) auf alle Weiſe aus, und weiß ſich gar nicht darein zu finden, nicht darüber zu tröſten, daß man den hohen Werth des Liebhabertheaters nicht anerkennen will, obgleich der Ueberſchuß der Einnahme zur Unterſtützung der Hülfsbedürftigen verwendet wird; er ſtellt officielle Belobungsſchreiben über dieſe erworbenen Verdienſte der Mildthätigkeit zur Schau, und theilt ein Schreiben an die Mitglieder des Eſthländiſchen Miniſterii (vom 21 Januar 1786) mit, worin er die Herren Prediger bittet, ſie möchten doch „mit der Muttermilch eingeſogene Vorurtheile gegen das Liebhabertheater, um der bedrängten Witwen und Waiſen willen bekämpfen.“ „Und wie können wir am ſicherſten hoffen,“ fährt er fort, „dieſen Wunſch zu erreichen, als indem wir uns an diejenige ehrwürdige Verſammlung wenden, deren Mitglieder vermöge der Aemter, die ſie tragen, Berather der Witwen und Väter der Waiſen ſeyn ſollen und ſind. Ihr Beyſpiel wird jeden Zweifler überzeugen, Vorurtheil und Verläumdung werden erſchüttert zurückbeben. Wir wagen es daher, Sie zu bitten, unſere geſellſchaftliche Bühne mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Theilen Sie mit uns den Segen der Armen, flößen Sie uns durch Ihre Unterſtützung Stolz und Muth ein, und rechnen Sie auf unſern innigſten, aus der Fülle unſeres Herzens ſtrömenden Dank." — Hierauf antwortet der Herr Oberpaſtor Moier Namens des Miniſterii ſehr vernünftig, indem er die Einladung zur Unterſtützung nicht als eine Aufforderung zum Mitſpielen, ſondern nur zum Beſuchen des Theaters nimmt, daß er nicht glaube, die perſönliche Gegenwart der Prediger im Schauſpielhauſe könne etwannige Vorurtheile beſchwichtigen; übrigens ſtehe es ja jedem Geiſtlichen, der es gerathen finde, frei, das Liebhabertheater zu beſuchen, ohne deshalb von Seiten des

Miniſterii Tadel befürchten zu dürfen. — „Wie oft Ernſt und Scherz angewandt worden,“ ſagt v. K. weiter, „die Feinde unſerer Bühne zu bekehren, mag auch das Nachſpiel beweiſen, welches am achten December 1786 auf dem Liebhabertheater zu Reval aufgeführt iſt.“ — Es iſt überſchrieben: Das Liebhabertheater vor dem Parlament, ein Nachſpiel mit Geſang, und hat ganz den Charakter eines Perſonal-Pasquills auf die Widerſacher der Liebhabertheaterfreude; die Gegner derſelben heißen der Präſident von Güldenkalb, die Parlamentsräthe Weibermund, Jaja, Olim und Klatſchſieb, die Vertheidiger dagegen Selten und Herz. Das ganze Publikum wußte damals in Reval, wer unter jedem Namen gemeint ſey. —

Von Kotzebue hegte das Verlangen, nach ſo ſchnell in Rußland gemachten Fortſchritten auf der Stufenleiter der Ehrenſtellen, Deutſchland wiederzuſehn; auch dieſer Wunſch wurde ihm gewährt, indem er zu einer ſolchen Reiſe den erbetenen Urlaub erhielt. Er ſetzte mit derſelben ernſtere literariſche Zwecke in Verbindung, indem er theils für die Ausführung der Idee einer Geſchichte Heinrichs des Löwen Manches ſammelte, theils ein Werk vorbereitete, das er über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm, aller Völker, aller Jahrhunderte zu ſchreiben gedachte. Zwar kamen beide nicht zu Stande; jedoch rechnete er es ſich immer zum Verdienſte an, den Plan des zuletztgenannten Unternehmens, deſſen Ausführung ſeine Kräfte überſtieg, gefaßt zu haben. Er verſichert ſpäterhin, daß ihm das Unternehmen in anderer Rückſicht ſehr nützlich geworden, denn er habe ſeine Kräfte daran geübt, mehrere hundert philoſophiſche und hiſtoriſche Werke zu dieſem Behufe geleſen, mehrere Alphabete von Kollektaneen geſammelt. Nie bereuete er den eiſernen Fleiß, mit welchem er über dieſe Idee brütete, die unzähligen Stunden die er darauf verwandte, und das Einzige was ihm Reue auspreßte, war das Bruchſtück dieſes Werkes, über den Adel, was er lange nachher aber nicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt drucken ließ. (Jüngſte Kinder meiner Laune. Thl. 5. S. 222).

Unter dieſen Beſchäftigungen, von welchen beſonders die Leitung des Revalſchen Privattheaters ſehr zeitraubend war, unter den Genüſſen eines auf äuſſeren Wohlſtand gegründeten geſelligen Lebens, mangelte ihm dennoch die Zeit nicht, die ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Rüſtigkeit zu verfolgen, die mit ſeinen reifern Jahren immer zunahm. Im gegenwärtigen Zeitraume beendete er ſeinen Roman, die Leiden der Ortenbergſchen Familie, begann eine Zeitſchrift, für Geiſt und Herz, die aber wenig Beifall fand, und entwarf die dramatiſchen und Unterhaltungsaufſätze, die er bald darauf unter dem Titel: kleine geſammelte Schriften in vier Bändchen herausgab. Wie reitzbar er auch gegen jeden Tadel war, der gegen ſeine Produktionen ausgeſprochen wurde, ſo fühlte er ſich doch für denſelben reichlich entſchädigt, durch den Beifall, den er ſich in der Theater- und Leſewelt zu verſchaffen wußte, durch lebendige Darſtellung, glückliche Benutzung der Kontraſte, leichtes und gewandtes Zuſammenreihen der Scenen in der Erzählung, wie im Dialog, durch eine ſich ſchon klar zeigende, ſehr genaue Kenntniß des Effektes auf der Bühne, durch frappantes Sentenzenſpiel wie durch Witz, Muthwillen und Laune. —

Wenn man ſo von K—s Lage und Verhältniſſe überſieht und das Reitzende derſelben für den jungen, noch nicht dreißig Jahr alten Mann erwägt, ſo muß man ſie beneidenswerth finden, und wirklich mochten auch Neider genug zu ihm hinblicken, wirklich mochten ſie manchen Stein des Anſtoßes ihm in den blumenbeſtreuten Pfad werfen. Doch es beſtätigt ſich immer von Neuem bei näherer Beobachtung des Menſchenlebens, daß die höchſte Stufe gewährter Wünſche nur zum Mißmuthe führen, wenn nicht innere Wahrheit des Charakters und moraliſche Selbſtſtändigkeit des Gefühls des Mannes Zufriedenheit ſichern, gegen verzärtelte Reitzbarkeit, gegen den Ueberdruß des Glückes und gegen die Unfähigkeit, Misgeſchick zu tragen. — Im Herbſte 1787 verfiel v. K—, ohne daß eine bedeutende äußere Veranlaſſung nachgewieſen werden konnte, in einen Trübſinn, der bald zur Gemüthskrankheit und Melancholie wurde. Alle die glücklichen Verhältniſſe, die ihm bisher ſo reizvoll erſchienen, zeigten ſich ihm jetzt unter den düſterſten Farben; das nördlichere Klima, mit ſeiner ſchweren Luft, ſeinem längeren Winter und ſeinen drückenden Nebeln mochte wirkliches körperliches Uebel, wie es häufig zu gehen pflegt, mit ſeiner eingebildeten, geiſtigen Krankheit in Verbindung ſetzen; es war letzterer, als vorwaltender, um ſo ſchwieriger beizukommen, da von K— nie dahingelangte, geiſtig über ſein, nur auf Gefühlen beruhendes Bewußtſeyn die geringſte Gewalt auszuüben, da ihm die moraliſche Selbſtſtändigkeit der Religioſität immer fremd blieb. — Was er ſelbſt, was ſeine Hausgenoſſen und beſonders ſeine Gattin, in dieſer Zeit ſollen gelitten haben, durch ihn, der ſich damals aus den geſellſchaftlichen Verbindungen zurückzog, können die Augenzeugen und er ſelbſt nicht jammervoll genug ſchildern. In dieſem Zuſtande empfand er heftigen Widerwillen gegen jede Art von Thätigkeit; nur die Vorliebe für das Theater übte noch ihre gewohnte Herrſchaft. Er ſchrieb eine ganze Reihe von Schauſpielen, unter welchen die beiden genannt zu werden verdienen, welche, bei den unleugbarſten Spuren von Ueberſpannung, v. Kotzebue's Ruf ſehr erweiterten, Menſchenhaß und Reue, und das Kind der Liebe; auſſerdem die Indianer in England, die Sonnenjungfrau, Bruder Moritz der Sonderling, die edle Lüge, u. ſ. f. — Das zuerſt namhaft gemachte Stück, vielleicht das charakteriſtiſchſte von den zahlloſen Schauſpielen, die er lieferte, ſchuf er auf der höchſten Staffel ſeines Trübſinnes. „Nie“ ſagt er, „weder vor- noch nachher, iſt mir wieder eine ſolche Fülle von Gedanken und Bildern zugeſtrömt, und ich glaube, daß es unleugbar Gattungen von Krankheiten giebt, (worunter wohl beſonders diejenigen gehören, welche die Reizbarkeit der Nerven vermehren) die die Geiſteskräfte höher, als gewöhnlich ſpannen, ſo wie der Sage nach, die kranke Muſchel eine Perle anſetzt.“ —

Der große, ſchnell verbreitete Beifall, den v. K. auf der Bühne, wie in der Leſewelt erhielt, konnte, ſo ſehr auch ſeine Eitelkeit dadurch geſchmeichelt wurde, ſeine Gemüthsſtimmung nicht erheitern; denn jenem Preiſe ſtellten ſich zahlreiche Kritiken entgegen, die gewöhnlich auf Anerkennung ſeines Talentes, aber auf völlige Misbilligung des davon gemachten Gebrauches hinausliefen. Vorzüglich machten ſie darauf aufmerkſam, daß er als Dichter immer bei verführten und gefallenen Mädchen und Weibern verweilte, daß er um neu und originell zu ſcheinen, was die Handlung betrifft, Unwahrſcheinlichkeiten und Bizarrerien, in Hinſicht des Wortes aber hochtönende, unlautere Moral predigende Sentenzen häuft, und ſeinen Beruf darin ſetzt, dem konventionellen Leben und dem ſittlichen Anſtande Hohn zu ſprechen. Je lauter ſolcher Tadel angeſtimmt wurde, je öfter man mit demſelben darauf hindeutete, daß durch dieſe Mängel von Kotzebue's eigenthümliches Talent für die Bühne der beſſeren Frucht beraubt werde, um ſo mehr wurde er verwundet; jede Misbilligung erſchien ihm als jämmerlicher Neid, als ſchändliche Verfolgungsſucht. Wer ihn nicht bewunderte und pries, gegen den bildete er ſogleich eine ſchroffe Oppoſition, und ſo begann er eine Fehde mit der geſammten Recenſentenwelt, die er bis zu ſeinem Tode mit nie erlöſchendem Ingrimm fortſetzte.

Eine kritiſche Würdigung der für die Geſchichte der Literatur nicht unwichtigen ſämmtlichen Werke Kotzebue's iſt eine beſondere Aufgabe, welche mit dieſer Darſtellung ſeines Lebens nicht verbunden werden konnte; Vieles dazu iſt bereits in zahlreichen einzelnen Aufſätzen beigebracht, Vieles, in der Stimme des Publikums über ihn aufbewahrt. — Nur Eines mag hier, mit näherer Beziehung auf ſeinen Charakter und auf ſeine Lebensgeſchichte, bemerklich gemacht werden, damit man ſich deſſen ununterbrochen erinnere: von Kotzebue, der Menſch, der Schriftſteller, der Dichter erſcheint als ein Schooskind des Glückes, in ſorgenfreier Muße, in erwünſchten häuslichen und freundſchaftlichen Verhältniſſen, in ausgebreitetem Rufe und großem Beifalle des Publikums — aber dies alles genügte ihm nicht, konnte ihm keine Zufriedenheit verleihen; in ihm lebte die Ahnung eines höheren Gutes und das vergebliche Streben nach dieſem unerreichbaren Etwas, wurde die Geiſſel ſeines Lebens. — Es war Achtung, wahre, auf moraliſchen Werth gegründete Achtung, die er ſo ſehnſuchtsvoll zu

Bertram. (erwiedert ihre Umarmung, doch drückt ſein Geſicht eine ſchmerzhafte Verlegenheit aus) Liebe Tochter!

Adelheid. O! das iſt mehr, als meine kühnſten Hoffnungen je mir vorſpiegelten! Gott! ich habe keine Worte! gieb mir Thränen! gieb mir Thränen! — Seyd ihrs wirklich? den meine Arme umſchlingen? ach! ſchon lange fürchtete ich, ihr habt unterlegen der Laſt eurer Jahre und eurer Leiden. Ich kann mich nicht ſatt an euch ſehn. Ihr ſeyd noch ganz derſelbe, nur euer Haar ein wenig grauer. — Gott! ich habe keine Worte! mein Dank ſchwimmt in dieſer Thräne! — Mein Vater, ich bin vermählt, das ſind meine Kinder — kommt her, Wilibald und Ottomar, ſeht euren Großvater, umfaßt ſeine Knie, bittet mit mir um ſeinen Segen. (Sie knieen um Bertram)

Bertram. (Sie wechſelsweiſe liebkoſend und aufhebend) Steht auf! ſteht auf! — wenn der Seegen eines Greiſes — der euch, wie erlangen wünſchte, die aber nach den durch keine Truggeſtalt zu beſtechenden Geſetzen der ewigen Gerechtigkeit immer von ihm floh; wie er auch ſeine Rolle wechſeln oder feſthalten mogte: die Achtung ſeines Zeitalters erreichte er nie. —

Zur Wiederherſtellung ſeiner noch im̃mer leidenden Geſundheit, erhielt er, in Mitwirkung des von der großen Kaiſerin perſönlich ſo hochgeſchätzten Zimmermann's zu Hannover, dem v. K. auf ſeiner erſten Reiſe nach Pyrmont näher bekannt geworden war, einen einjährigen Urlaub, den er benutzte, um Deutſchland wieder zu ſehen und im Sommer 1790, unter Zimmermanns ärztlicher Leitung die Heilquellen Pyrmonts wieder zu gebrauchen. V. K. erzählt in der Flucht nach Paris, S. 43: „Ich diene der Kaiſerin von Rußlant. Dieſe große und gute Frau gedachte mitten im Gewimmel ihrer Siege und Schlachten eines einzelnen kranken Dieners, deſſen Geſundheit ſchon ſeit Jahren litt, und den die feuchte kalte Luſt des baltiſchen Meeres zu tödten drohte. Sie ſchenkte mir ein Jahr, um mich zu erholen.“ —

Seine Gattin, in naher Hoffnung neuer Mutterfreuden, begleitete ihn bis Weimar, zu ihr kehrte er nach Beendung der Kur mit dem Anfange des Septembers zurück, und dort in ſeiner Vaterſtadt traf ihn das harte Schickſal, dieſe Gattin an den Folgen einer ſonſt glücklichen und ſchnellen Entbindung, in den letzten Tagen des Novembers durch den Tod zu verlieren, nachdem ſie ihn zum Vater einer geſunden Tochter gemacht hatte. Daß dieſe ſchmerzliche Kataſtrophe auf ihn, den nervenſchwachen, höchſtreizbaren, kaumgeneſenen Mann einen heftigen Eindruck machte, war ſehr natürlich, und weckte das Mitleid jedes gefühlvollen Herzens, aber die Art und Weiſe wie er in der eben genannten Schrift ſeine Liebe zur Verſtorbenen und ſeinen Schmerz über ihren Verluſt ausſprach, ließen an der Lauterkeit und Wahrheit beider zweifeln, ſo großen Gefallen auch mitunter empfindſame und hyſteriſche Damen an dieſem literariſchen Todtenopfer fanden. Wenn man durch die Lektüre des Buches zu zweifeln beginnt, ob v. K. die Darſtellung ſeiner Empfindungen bei dem Krankenbette ſeiner Gattin und auf der nach ihrem Tode vorgenommenen ſchnellen Reiſe nach Paris mit Wahrheitsliebe entworfen, oder wie die gewählte Rolle eines Schauſpiels behandelt habe, ob er überall einer wahren Liebe fähig geweſen ſey und ob er dieſe für ſeine verſtorbene Gattin empfunden habe — ſo ſind es geradehin ſeine eigenen Worte, die ſolche Zweifel erwecken. So erzählt er ſchon in der Vorrede: „Noch iſt es kein Jahr, als ich mir den Scherz erlaubte, ihr (ſeiner Gattin) am erſten April einen kritzlichen, unleſerlichen Brief zu ſchreiben, als komme er von einer armen Witwe, die mit ein paar halbnackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verſchmachte, und ihre Hülfe anflehe. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damals nicht einmal ganz geſund, aber ſie ſuchte in Eile alte Wäſche und Kleider zuſammen, und ließ anſpannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich ſah den Wagen von Weitem kommen, er hielt ſtill vor einem Hauſe am Ende der Vorſtadt. Ich erſchrack und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! ſie war ausgeſtiegen, um Semmeln zu kaufen für die hungrigen Kinder, welche ſie anzutreffen glaubte. So trat ſie in das ihr bezeichnete Haus, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwei Rubel zwiſchen den Fingern, *halb erfroren*, und doch weniger unwillig *über meinen grauſamen Muthwillen*, als darüber, daß ſie wieder wegfahren ſollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war ſie vollbracht! Nie wird der erſte April wiederkehren, ohne Thränen in meinem Auge zu finden! Nur dieſen einen Zug gab ich euch unter tauſenden. Solch ein Weib habe ich beſeſſen — und verloren! Ach! darum ſcheltet nicht, daß ich von ihr rede und nichts anders reden möchte!“ —

Iſt ein Mann, der mit den heiligſten Gefühlen, mit dem ſchönen Sinne des Mitleids eines geliebten Weibes, mit Daranſetzung des Verluſtes ihrer Geſundheit und ihrer Achtung, einen „*grauſamen Muthwillen*“ treiben, jene durch

Aprilnarrenſtreiche entweihen kann, iſt der fähig je zu lieben oder geliebt zu werden? —

Dann erzählt v. K — die an ſich in keiner Hinſicht merkwürdige Krankheitsgeſchichte ſeiner Frau mit einer techniſchen Genauigkeit, die ganz zwecklos ſo oft das ſittliche Gefühl beleidigt und Eckel erregt. Man höre ihn (S. 11. ff.) „Herr Hofrath Stark war ſo gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her (von Weimar nach Jena) gefahren. Er fand meine Frau ſehr krank, aber noch lange nicht ohne alle Hoffnung, und ich holte zum erſtenmale wieder freien Athem. Ausleerende und ſchweißtreibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes krankes Weibchen war jetzt ſehr eigenſinnig und mürriſch. Sie wollte ſich, zum Beiſpiel, die Lavements, die man ihr verordnet hatte, von Niemanden ſonſt beibringen laſſen, als von mir; ich that es alſo zum erſtenmale in meinem Leben mit zitternden Händen, Hofrath Stark gab mir einige Anweiſung dazu, die Liebe that das Uebrige es ging recht gut, meine Frau küßte mich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird der Liebe alles! Ich hoffe nicht, daß jemand bei dieſer Stelle ſpotten wird. Wer anders als gutmüthig darüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn wurden dieſe Blätter nicht geſchrieben." — In gleichem Tone redet er Seite 28 und 29 wo „eine freiwillige ſtarke Ausleerung eine Hauptſtütze ſeiner wiederkehrenden Hoffnung iſt," und er dennoch, nach dem Rathe der Aerzte, von Neuem „Lavements bereiten läßt und bereits am Bette ſteht, ſein neues Amt zu verwalten." —

Gutmüthig lächeln, nicht bitter belachen, darf man, wenn v. K. am Krankenbett (S. 9.) ausruft: „O ſeliger Augenblick! Ich las ihr eine Scene aus meinem Schauſpiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfſtein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das ſtrich ich weg. Ach! weſſen Gefühl wird in Zukunft mich leiten! Mein Genius hat mich verlaſſen und mein Feuer iſt erloſchen! — „Oder wenn er (S. 19.) vom Krankenbett ein wenig hinaus ins Freie geht und verſichert: „könnte ich alles beſchreiben, was ich auf dieſem Wege gedacht, empfunden, gebetet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden.“ —

„Von Kotzebue's Gattin liegt in den letzten Zügen, und nun — werden wir durch eine Scene überraſcht, die einen Beweis giebt, daß Manches im wirklichen Leben wahr iſt, was in der poetiſchen für ungereimt gelten würde. Führte ein Romanenſchreiber einen Mann auf, der ſeine Gattin zärtlich, ja ſchwärmeriſch zu lieben verſichert, und doch in dem Augenblicke des beginnenden Todeskampfes, in die Kutſche ſich ſetzte, und ſchleunigſt nach Paris führe, um dort die grands et petits Spectacles der Reihe nach zu beſuchen, ſo würde jeder dieſes für unſinnig, charakterlos und unnatürlich halten *) — und doch berichtet v. K. — ſo und nicht anders von ſich ſelbſt. Vielleicht mindert, vielleicht vergrößert dieſe auf-

---

*) Eben dieſe Anſicht ſprach ſchon die Literatur-Zeitung aus, bei der Recenſion der Flucht nach Paris. 1792. Stück 20. Seite 222 ff.

fallende Charakterſonderbarkeit noch folgende Nachricht (S. 33): „Ich hatte ſchon ſeit länger als acht Tagen einem alten treuen Freunde auf einem Spaziergange geſagt, daß ich alle meine Beſinnung verlieren würde, im Falle das Schickſal das größte Unglück, den Verluſt meines theuren Weibes über mich verhängen würde; ich hatte ihn gebeten, auf dieſen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigſtens meinen unmündigen, mutterloſen Kindern einen Vater zu erhalten, der ſelbſt ſeit drei Jahren ſein Grab immer offen zu ſehen glaubte; ich hatte ihn gebeten, ſobald das Leben meiner Frau ohne Rettung verloren ſey, in höchſter Eile eine Poſtchaiſe anſpannen zu laſſen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur ſo weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden ſtarben und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er verſprach es, und hielt Wort, in dieſer ſchrecklichen Stunde. Er ging ſelbſt, meine Frau noch einmal zu ſehn, er ſah ihren letzten Todeskampf, kam eilig zurück, hoffnungslos zu dem Hoffnungsloſen, und ſchickte nach der Poſt." —

So nimmt der Scheidende (S. 52.) auf ewig Abſchied von der Vaterſtadt, die die Freuden des Knaben und die Leiden des Mannes ſah, und ruft aus: „In dir erhielt ich das Daſeyn — in dir verlor ich es wieder! Hoffnung und Fröhlichkeit geleiteten mich in deine Thore, die Verzweiflung trieb mich hinaus!“ —

Dann erhält der Leſer gar flüchtige Reiſebemerkungen, die der Titel: „Flucht nach Paris“ zu rechtfertigen ſcheint, kurze Nachrichten von den Wegen, von den Diligenzen, von den Reiſegeſellſchaften, von den Gaſthöfen — und vorzüglich von den Theatern, auf recht ſonderbare Weiſe durchwebt mit Exklamationen an ſeine Friederike, bald wirklich Gefühl zeigend, bald widerwärtig ſtörend, bald in bombaſtiſche Uebertreibungen ſich verlierend, oder durch Verletzung des konventionellen Wohlſtandes beleidigend, oder nicht ſelten fauniſche Lüſternheit kundgebend. Den 30ſten November war er in Mainz, den 13ten December in Straßburg und den 18ten in Paris. Hier einige Stellen, die charakteriſtiſch ſind: „Man ſandte mir heute (zu Mannheim, den 9ten Nov.) ein Gedicht von unbekannter Hand, auf die geſtrige Vorſtellung des Kindes der Liebe, des Inhalts: die Kunſt habe die Natur auf ein Meiſterſtück eingeladen, und die Natur habe geantwortet: das müſſe von mir verfertigt, und von Iffland, Beck und der Witthöft geſpielt werden. Dergleichen grobe Schmeicheleien ſind unausſtehlich eckelhaft. Ueberhaupt iſt es ſonderbar, daß jeder, der meine Bekanntſchaft macht, gleich meint, er müſſe mit einem Lobe meiner Stücke gegen mich debütiren. Muß man ſich denn einem Dichter immer mit vollem Maule näheren, wie den morgenländiſchen Königen mit vollen Händen? Wenn die Leute nur wüßten, wie einem dabei zu Muthe, und wie jämmerlich verlegen man iſt, immer die gewöhnlichen Gemeinſprüche herſtottern zu müſſen: „ich bitte gehorſamſt! Sie erzeigen mir viel Ehre! Ihr Beifall iſt mir eine Aufmunterung u. ſ. w.“ Man glaube indeſſen ja nicht (— Wem wäre dies wohl je eingefallen —) daß mir die Achtung der Menſchen gleichgültig ſey; nur mit ihren Hofworten ſollen ſie mich verſchonen“ — (Seite 63).

ſeine Kinder liebt — im Ohr der Allmacht etwas gilt — ſo ſegn' ich euch! — Gott wende jedes Unglück von euch ab — oder geb' euch Muth es zu tragen.

Adelheid. Wie könnt ihr an Unglück denken in dieſer frohen Stunde? alle meine Wünſche ſind erfüllt.

Wilibald. Lieber Großvater, küßt mich.

Ottomar. Mich auch, lieber Großvater.

Bertram. (ſie küſſend) Ihr ſüßen Knaben — (wehmüthig) ihr armen, guten Kinder!

Theobald. Warum arm, ehrlicher Alter? was fehlt ihnen zu ihrem Glücke? — nicht wahr, Herr Abt, ein ſolches Schauſpiel kann Engel vom Throne Gottes herablocken.

Der Abt. Pfui, Herr Ritter, dergleichen irdiſche Freuden mit dem ſeeligen Anſchauen des Höchſten zu vermengen.

Theobald. Verzeiht einem Laien, dem die Schwärmerey der Religion noch nie ihre

Flügel

„Der Buchhändler Amand König zu Straßburg läßt jetzt eine Ueberſetzung meiner Adelheid von Wulfingen drucken, deren Verfaſſerin eine gewiſſe Madame de Rome in Paris iſt. Dieſe Ueberſetzung gab er mir mit nach Hauſe, um ſie durchzublättern, und die Lektüre der franzöſiſchen Adèle de Wulfing hat mir viel Spaß gemacht. Es iſt alles franzöſirt“ — (Seite 80).

„Dieſe Art Gefangenſchaft (im verſchloſſenen Wagen der Diligenze) hat mir manche Herzensbeklemmung verurſacht, denn ich kann nichts weniger leiden, als ſo eingeſperrt zu ſeyn. Will man einmal p—ſſen, ſo iſt das eine ſchreckliche Weitläufigkeit, ehe der Kondukteur (der den Wagen aufſchließt,) gerufen wird; ehe er die Hülferufende Stimme vernimmt; ehe er dem Poſtillion den Befehl, ſtille zu halten, ertheilt; ehe er von ſeinem hohen Sitze herabſteigt, die Thür zu öffnen; ehe die ſämmtlichen Gepreßten ſich auf einige Augenblicke noch härter zuſammenpreſſen, um den einen Nothleidenden hinauszulaſſen, wobei ſie natürlich oft ſchiefe Geſichter ziehen; ehe die Bank aufgehoben wird, welche den Eingang verbollwerk; ehe der Tritt heruntergelaſſen wird, auf welchem man zur Erde hinabſteigt: — nein, lieber hält man ſein bißchen Waſſer drei Stunden länger an ſich, und wagt alles, ehe man ſich entſchließt, einen ſo gewaltigen Aufruhr zu erregen“ — (Seite 85).

„Man findet (in den franzöſiſchen Gaſthäuſern) nirgends Oefen, nirgends geheitzte Zimmer. Man wird ſogleich in die Küche geführt, wo ein gutes Kaminfeuer brennt. Wer glücklicher Weiſe unter den erſten Eintretenden iſt, und ſich überhaupt auf das Herzudrängen verſteht, nun der kann das Vergnügen genießen, ſeinen H— oder ſein Vordertheil zu wärmen, denn beides auf einmal iſt nicht möglich, und das iſt wieder ein neuer Vortheil für den Schnupfenliebhaber, ſo wie auch der Fußboden dieſen ſeltſamen Leuten nicht wenig zu ſtatten kommt, da er nirgends gedielt, ſondern überall mit Backſteinen ausgelegt iſt, welche eine kalte Näſſe ſchwitzen. Dieſer Schweiß iſt es jedoch nicht allein, der die Fußboden netzt, ſondern man findet in jeder Küche noch ſo viel nebenher gegoſſen, geſprützt, geſpuckt, von Hunden gep—t, daß man ſeines Gleichgewichts ziemlich gewiß ſeyn, oder das Schlittſchuhfahren gut verſtehn muß, um ſicher darauf zu wandeln“ — (Seite 88). Am ſchlimmſten iſt ein armer, mit ſeiner Geſundheit entzweiter Menſch daran, der ſich etwa gewöhnt hat, gewiſſen unterirdiſchen Gottheiten, die einſt bei den Römern in großem Anſehn ſtanden, jeden Morgen ſein Opfer zu bringen. Das ewige Rütteln des Fuhrwerks wird ihm Verſtopfungen verurſachen; iſt er etwa gewohnt, dieſe durch eine Taſſe Kaffee und eine Morgenpfeife zu bekämpfen, ſo wird ihm entweder gar keine Zeit dazu geſtattet, oder, geſetzt auch, er bricht ſich von ſeiner nächtlichen Ruhe eine Stunde ab, ſteht eine Stunde früher auf, als alle andere, um dieſes große Bedürfniß zu befriedigen, deſſen Vernachläſſigung, wie Montaigne ſagt, einen Seneca zum Narren machen kann, wo ſoll er Kaffee hernehmen?“ —

„Wäre ich nicht im Mittelpunkte aller Zerſtreuungen (in Paris), ſo würde der heutige Tag mir ſehr traurig verfließen, denn es iſt der Stiftungstag unſers Liebhabertheaters.

Heute iſt in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum erſtenmale dort geſpielt. Meine theure Friederike machte die Amazili, der Kranz im Haare ſtand ihr ſo gut — o Gott! welch eine ſchmerzliche Rückerinnerung!“ — (S. 105).

„In den Logen (des Theaters, denn dies iſt Hrn. v. K—s Flucht-Ziel) rings umher glänzten viele, ſehr viele, größtentheils künſtlich ſchöne Geſichter. Ach! nirgends eine Friederike! nirgends ein Geſicht, das den vollen Ausdruck der Güte, ſo in jedem Zuge trug, als das Ihrige!“ — (Seite 115).

„Pſyche (ein Ballet) an der Toilette, wo die Liebesgötterchen allenthalben gleichſam hervorwuchſen; Pſyche als Schülerin der Terpſichore das alles hat theils ſtark, theils ſanft auf meine Sinne gewirkt, die Tänzerin, welche Pſyche darſtellte, war ein reizendes Geſchöpf, und konnte ſo viel Unſchuld heucheln, als ſey ſie in ihrem Leben nicht Tänzerin der groſſen Oper in Paris geweſen“ — (S. 117).

„In die Loge, welche wir eingenommen hatten, ſchlichen ſich auch ein paar Freudenmädchen ein. Da ich dieſer Klaſſe von Dirnen einmal erwähne, ſo muß ich bei der Gelegenheit ſagen, daß ich auch noch nicht eine geſehen habe, die fähig wäre einen Mann von nur etwas zartem Geſchmacke zu reitzen. Die Frechheit hat jedes Geſicht geſtempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einſt, in früheren Jahren der Unſchuld, Liebesgötter bewohnten, dient jetzt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Bläſſe, ſchwärzlich blaue Säcke hängen unter den matten Augen. Das iſt das treue Bild derer die ich bis jetzt ſah, und ich habe viele geſehen, denn im Palais royal ſchwärmen ſie Haufenweiſe herum. Uns gegenüber, in einer Loge, ſaß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich ſo eingerichtet hatte, daß man ſie augenblicklich für das, was ſie war, erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgeſicht wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen ſehr gehoben. — Wieder auf unſere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie ſaßen vorher in der Loge neben uns, mochten aber wohl gehört haben, daß wir deutſch mit einander ſprachen, mochten uns für ein paar fremde Nigauds halten, und geſellten ſich daher zu uns. Stoff zum Geſpräch fand ſich bald. Die Eine frug, ob wir Engländer wären? — Ja, antwortete mein Gefährte. Ich bemerkte darauf, daß die Fragerin zwar ſehr gut franzöſiſch ſprach, aber es ſehr langſam zu ſprechen affektirte. Ich frug ſie um die Urſach. — Monsieur, ſagte ſie, je ne suis pas française, je suis allemande. — Aus welcher Gegend Deutſchlands? — de Vienne, war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immerfort deutſch unter einander, und ſie nahm es ganz treuherzig für engliſch. Ich mußte mich auf die Zunge beißen, um ihr nicht ins Geſicht zu lachen. Vermuthlich glaubte ſie unſer Zutrauen zu vermehren, indem ſie ſich ſelbſt für eine Fremde gab. Wenn wir ſtill ſchwiegen, ſo hörte ich ſie unter einander reden, von dieſem und jenem Traiteur und Reſtaurateur, wo man des Abends vortrefflich ſoupire. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hauſe und aß mein einfaches Aepfel-Kompot" — (Seite 128 ff.)

„Eine Menge Freudendirnen zierten abermals dieſes Spektakel, und waren zum Theil ſehr zudringlich. Eine davon ſteckte meinem Gefährten ihre Addreſſe in die Hand, die ich zum Scherz genau kopiren will: Mlle Adelaide, au palais royal Nro. 88 par le derrière. — Wer Luſt hat ſie zu beſuchen, der mag es thun" — (Seite 134).

„Die Unverſchämtheit der Freudenmädchen lernte ich an dieſem Abend erſt recht kennen. Sie waren heute alle außerordentlich geputzt; man hätte die geringſte unter ihnen für eine Dame genommen. Zwei junge hübſche Dinger, welche Arm in Arm gingen, verfolgten uns unaufhörlich, und ſchlugen uns eine partie quarrée vor. Um ſie los zu werden, ſagte ich der einen, ihre Gefährtin ſey nicht hübſch genug. — Mais, ſagte ſie, elle est très bien composée. — Während dieſes Geſpräches drängte ſich eine dritte zwiſchen uns, und raunte mir ſehr ſchnell ins Ohr: voulez vous venir, me voir? — Das nahmen die andern beiden, die ſchon lange auf uns Jagd gemacht hatten, ſehr übel. Comment Madame! ſagten ſie der Neuhinzugekommenen: vous nous enlevez nos hommes? — Um ihrem Streite die Realität zu benehmen, ließen wir ſie alle drei ſtehn, und verſchwanden im Gedränge. Eine Vierte hatte uns vermuthlich deutſch reden hören, und drängte ſich nun beſtändig an uns heran, indem ſie das Wort deutſch! deutſch! in einem ſehr komiſchen Accente ausſprach, welches ſie irgendwo aufgeſchnappt haben mochte. Eine fünfte endlich, welche mein Gefährte im Schauſpiele hatte kennen lernen, ein niedliches, kleines Ding von kaum ſechzehn Jahren, drollig und lebhaft, lud uns mit ſo ausgelaſſener Luſtigkeit zum Souper ein (verſteht ſich auf unſere Koſten) daß wir uns entſchloſſen, mit ihr zu gehn, um doch einmal zu ſehn, wie es bei einem ſolchen Mädchen ausſehe und auf welchem Fuß ſie lebe.“ —

Doch genug und vielleicht ſchon bis zum höchſten Widerwillen zuviel, von der Art und Weiſe wie der Hr. v. K., der über den Tod ſeiner Gattin im tiefſten Seelenſchmerz verſunkne Wittwer, ſich mit den Freudenmädchen zu unterhalten und wo es ihm etwa rathſam dünkt, ſeinen Begleiter als Sündenträger vorzuſchieben weiß. Aber Kotzebue's moraliſche Seelenſtärke kann mit Leichtigkeit ſolche Extreme vereinigen und ſich vor ſich ſelbſt, wie vor dem gleichgeſinnten Leſer rechtfertigen: „Ich," ſagt er, „einem Freudenmädchen gegenüber! Einem hübſchen närriſchen Mädchen das um uns her gaukelte, und durch jede ihrer Bewegungen Begierden zu wecken ſuchte — — Ach! wer ſo geliebt hat, als ich, der darf ſich kühn unter Lais und Phrynen wagen. Ein Gedanke an meine Friederike — o wie klein und albern, wie eckelhaft und langweilig kam mir alles rings umher vor. Ein Gedanke an dich! vielleicht hat dein Geiſt mich umſchwebt! wohl mir! ich darf deine Gegenwart nicht ſcheuen, ſelbſt bei einem Freudenmädchen. — — O ich kann das nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; aber meine Empfindungen ſind wahrlich edel! und ſo verachte ich den, der vielleicht den Mund ſpöttiſch verzieht, wenn er lieſ't, daß ich bei einem Freudenmädchen war — — (Seite 152 ff. ff.). Da findet man dann den pſychologiſchen Schlüſſel zu dem ſchnellen Wechſel der Empfindungen, wovon Ein, in der großen Oper verlebter Abend wieder ein recht auffallendes Beiſpiel giebt. Zuerſt wird Gluck's Alceſte gegeben, da arbeitet ſeine kranke Phantaſie Aehnlichkeiten und Beziehungen zu ſuchen. — „Ja, es iſt vielleicht lächerlich, aber nicht lachenswürdig: ich ſah im Admet mich ſelbſt! Admet krank, ich auch; ſein Weib opfert das Leben für das Seinige: ich reiſe, um meine Geſundheit wieder herzuſtellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieſer Reiſe! Hat ſie ſich nicht auch für mich geopfert?“ — (Seite 217). — Aber bei dem Ballete, Telemach und Pſyche, welches man als Nachſpiel giebt, verweilt „die kranke Phantaſie,“ bei ganz andern Aehnlichkeiten und Beziehungen. „Telemach erhält, wie Pſyche, alle Sinne in einer lieblichen fröhlichen Spannung. Wie die hübſchen Mädchen umherwimmeln, wie göttlich ſie tanzen, wie wollüſtig, und doch grazienvoll jede ihrer Bewegungen, welcher ſüße Wirwar, welche Gruppen! — Für ein Raffinement von Koketterie

Flügel lieh, bis in den dritten Himmel ihn zu verzücken.

Der Abt. Schwärmerey nennt ihr das? ihr häuft Leichtſinn auf Leichtſinn. Doch ich verzeihe euch, um des guten Werks willen, das ihr ſo eben vollbracht habt. — Eure Rückkehr war ſehr ſchleunig. Vermuthlich habt ihr das heidniſche Geſindel gänzlich ausgerottet? ihre Altäre umgeſtürzt, ihre Götzenbilder zerſtört? ihre goldenen und ſilbernen Geſchirre zum Dienſt der Kirche mit euch geführt?

Theobald. Ich habe alles gethan, was ich thun konnte, ich habe mehr gethan, als ich thun ſollte. Mein Schwur als Kreuzritter verband mich, den Götzendienſt der Heiden mit Feuer und Schwerdt auszurotten, das heilige Kreuz unter ihnen zu erhöhen. Pater Benjamin war Zeuge der Erfüllung meines Schwurs.

Der Abt. Wohl. Da aber Gottes Engel ſichtbar mit euren Waffen war, warum

zogt

halte ich es, daß die Unterhoſen der Damen von fleiſchfarbener Seide gemacht ſind" (Seite 220). Darf man von v. K— das rühmen, was er an einer reizenden Schauſpielerin, „die kleine, liebe, unſchuldige Roſe Renaud" preiſ't? — Er ſagt: „Wenigſtens hat ſie die Uniform der Tugend, die Sittſamkeit noch nicht abgelegt, und ſo lange ſie die Uniform trägt, ſo lange glaube ich und will es durchaus glauben, ſie ſey im Dienſte der Tugend" — (Seite 239).

Nachdem der Leidtragende ſo bis zum 3ten Januar 1791 ſein Tagebuch fortgeführt hat, verzeichnet er mit einemmale, „daß er nicht länger in Paris bleiben mag" und giebt zwölf Urſachen an, die ihm den Aufenthalt verleiden. Wer die erſte und die letzte hört, kann die dazwiſchen liegenden, als gleichartig, leicht errathen. „Wenn ich," erzählt er, „auch ein Jahr lang hier wohnte, ſo würde ich doch nie zu Hauſe ſeyn, und wo ich nicht zu Hauſe bin, da gefällt es mir nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichts bedeutend iſt, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich. — Ich pflege des Morgens vor ſechs Uhr aufzuſtehen. In Deutſchland kann ich mein Frühſtück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehauſe gefällig iſt, aufzuſtehen, und an mich zu denken, und das geſchieht nie vor halb neun Uhr, alſo drei Stunden ſitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewohnt bin, ſo macht mirs unangenehme Empfindungen. — — — „Und endlich zwölftens: man mag ſich noch ſo ſehr vorſehen, ſo wird man hier und dort und überall um ſein Geld geprellt, und ſo grob, ſo Gewiſſen- und Schaamlos geprellt, daß die tiefe Verachtung, welche man für ſolche Menſchen fühlen **muß**, endlich zur läſtigſten und drückendſten Empfindung wird.

So giebt v. K. in ſeiner Flucht nach Paris von Seite 285 bis 292 (erſchienen 1791) die Veranlaſſung ſeiner ſchnellen Abreiſe an; in ſeinem literariſchen Lebenslaufe, den er im fünften Bande der jüngſten Kinder ſeiner Laune, fünf Jahre ſpäter, 1796, mittheilte, erfährt man eine ganz neue Veranlaſſung der Rückreiſe, nach der jene zwölf Urſachen als unwahres Geſchwätz erſcheinen. Er ſagt (Seite 227.): „Der Kummer über den Tod meines guten Weibes trieb mich in die weite Welt. Ich floh nach Paris, und ohne einen Wink unſeres Geſandten, würde ich mich ein halbes Jahr lang in die Wellen dieſer Hauptſtadt begraben haben.“ —

Den 4ten Januar um 6 Uhr fährt v. K. mit der famoſen Diligence von Paris ab, wundert ſich an den Ufern der Marne, „daß jenes Land nicht Schaaren von Idyllendichtern hervorbringt,“ und gelangt den 12ten nach Mainz, fürs erſte das Ziel ſeiner Reiſe. Das Klima iſt dort ſanft und mild, die Gegend rings umher göttlich ſchön, und der Umgang, für den er gern allein lebt, ſehr angenehm. „Die Herren Koch, Chriſt und Porſch ſind die Vertraute und Lieblinge ihrer Kunſt. Den Erſteren ſieht man nur zu ſelten, weil man ihn immer zu ſehn wünſcht. Die ſanfte Madam Porſch, die ſchalkhafte Madam Mende und Madam Eunike, die geborne Gurli, ſind Zierden dieſer Bühne. Ueberhaupt wird man ſelten auf einem Theater ſo viele hübſche Geſichter antreffen als auf dem hieſigen. Was ich ſonſt noch von und über Mainz zu ſagen wüßte, das ſage ich nicht.“ —

So endet die Flucht, und das Büchlein beſchließt eine Nachſchrift und Zueignung, in der der Verfaſſer jedem ſeiner Biographen die Pflicht auferlegt, in dieſer Schrift das wahre Gemälde ſeines individuellen Charakters zu finden. Er verſichert:

„Wer dies kleine Buch geleſen hat, kennt mich, ſo gut ich mich ſelbſt kenne.“ — (Seite 306).

Darum war es ein Akt der hiſtoriſchen Gerechtigkeit bei den einzelnen Zügen der Mittheilung zu verweilen, den Verfaſſer auf ſeinem Wege zu begleiten und ihn ſelbſt, der ſich ſo redeſelig ausſpricht, mit ſeinen Worten auftreten zu laſſen. Dieſe Mittheilungen mag die geharniſchte Schutzrede beſchließen, die v. K. in ſeinem literariſchen Lebenslaufe, dieſem Trauerdenkmale ſeiner verſtorbenen Gattin hält (Seite 228 u. f. f.): — Ich vertauſchte das von Krämpfen erſchütterte Paris mit dem damals ſo ruhigen und freundlichen Mainz. Hier brachte ich das Tagebuch jener Reiſe, und meines kummervollen Lebens, in Ordnung; es erſchien unter dem Titel: die Flucht nach Paris. Ueber dieſes Buch iſt denn auch wie gewöhnlich, viel Dumm-böſes und Bös-dummes geſchnattert worden; beſonders hat man ſich in der Behauptung gefallen: es ſey der erkünſtelte Ausdruck eines erlogenen Gefühls. Ich habe über den Grund dieſes geiſt- und herzloſen Tadels nachgedacht, und ihn da gefunden, wo ſo vieler moraliſche Unrath verborgen liegt: in der Eitelkeitsgrube des Menſchen *). Verſtand und Gefühl ſind Dinge, von denen ein Jeder gerade ſo viel beſitzt, als zu ſeiner Zufriedenheit hinreicht. Daß ein Dritter ihm am Verſtande überlegen ſey, das räumt der Menſch wohl zuweilen ein,

---

*) Sehr richtig; nur überſieht v. K. die Eitelkeitsgrube des eigenen Herzens, indem er die anderer Menſchen zu befahren trachtet. Die erſte Veranlaſſung jenes Tadels, den er herzlos nennt, lag in der näheren Bekanntſchaft mit dem häuslich-ehlichen Verhältniſſe, wo Leichtſinn und Selbſtſucht auf der einen Seite, auf der andern Eiferſucht manchen Zwieſpalt erregten.

weil es eine nicht wohl abzuleugnende Sache iſt; aber er tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß er wenigſtens die nämliche Perfektibilität beſitze, und daß jener nur, entweder durch eine koſtbare Erziehung, oder durch glückliche Situationen, ihm den Vorſprung abgewonnen; er fühlt ſich daher geneigter, die Gaben des Zufalls zu verzeihen. Das Gefühl hingegen, dieſes Geſchenk der Natur, kann er, ohne ſich ſelbſt zu demüthigen, keinem dritten in einem höheren Grade zugeſtehn. Wenn ihm alſo eine Erſcheinung aufſtößt, die er mit ſeinem bischen Gefühle nicht umſpannen kann, ſo nennt er ſie ohne Umſtände Erdichtung, und rettet ſeine Eigenliebe durch ein Achſelzucken. Alles das hätte ich früher bedenken, und mein überſtrömendes Gefühl in meine Bruſt einkerkern ſollen. — Eine andere Gattung von Menſchen leugnet die Wahrheit ſolcher Empfindungen aus Bosheit; ſie fühlt, daß die tiefe Trauer eines Gatten ihm Mitleid und Liebe erwirbt, Schätze, welche die Misgunſt einem verhaßten Feinde ſo gern rauben mögte. Daher die ſcheelſüchtigen Recenſionen dieſes Buches, das, man mag ſagen, was man wolle, eines der Wenigen iſt, die allein das Herz diktirt hat. Dieſen Stempel trägt es an der Stirn, und ich fordere unſere erſten Dichter heraus, etwas Aehnliches zu ſchreiben, wenn ſie nicht in einer ähnlichen Lage ſind.“ —

In den ſo eben bezeichneten Zeitpunkt des v. Kotzebueſchen Lebens fällt die Erſcheinung einer Flugſchrift, die für Kotzebue, für die Entwickelung ſeines öffentlichen Charakters, für das Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen über ihn, von größter Wichtigkeit iſt, und als ein Wendepunkt ſeines Lebens ſchon deshalb für ihn ſehr folgereich wurde, weil von hier an alle ſeine Bemühungen, eine auf Anerkennung des ſittlichen Werthes gegründete Achtung zu erlangen, ſcheiterten. Da die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes Libell und ſeinen Urheber, als ein herrliches Zeugniß, wie die Stimme des Volkes und die ewige Gerechtigkeit moraliſche Verbrechen beſtrafen, nicht allein in dem Augenblicke ſeiner Erſcheinung, ſondern mehrere Jahre hindurch fixirt war, da durch dieſe Schrift die Ehre und das Glück ſo vieler Männer geſtört und ſelbſt manches Leben verkürzt wurde, da ſpäter dieſe Erſcheinung oft in Erinnerung gebracht, aber nie im Zuſammenhange erzählt iſt, da mehrere hierher gehörige Dokumente zu literariſchen Seltenheiten geworden ſind, da Kotzebue, in den Tagen ſeines Glanzes jeden Hinblick auf dieſe Geſchichte ſo ſorgfältig zu verwirren ſich bemühte, ſo ſoll hier eine vollſtändige Darſtellung derſelben, als ein Beitrag zur Literargeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, verſucht werden. —

Geſchichte der Schrift:

Doktor Bahrdt

mit

der eiſernen Stirn.

Am Ende des Jahres 1790 wurde, ohne Namhaftmachung des Verſenders, durch die deutſchen Buchhandlungen eine Druckſchrift verbreitet, die den Titel führt:

> Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn, oder die deutſche Union gegen Zimmermann. Ein Schauſpiel in vier Aufzügen von Freyherrn von Knigge. 1790.

Die Titelvignette (wodurch die ſelten gewordene, und jetzt in Auktionen oft mit mehreren Thalern bezahlt werdende Originalausgabe, ſich von den mehrmals veranſtalteten Nachdrücken unterſcheidet,) zeigt eine Geierkralle und eine Löwentatze, die von entgegengeſetzten Seiten aus Wolken kommend, in einander greifen, und die Ueberſchrift haben: Vis unita fortior. Nach dem Titelblatte folgt eine „Zueignungsepiſtel an den Herrn Schauſpieldirektor Großmann,“ die ſchon vorläufig den Zweck Unternehmers, den Ritter von Zimmermann *) zu Han-

---

*) Johann Georg von Zimmermann geb. zu Brugg, im deutſchen Theile des Kantons Bern, den 8ten Dec. 1728, erhielt eine großartige wiſſenſchaftliche Bildung zu Göttingen, unter der Leitung ſeines unſterblichen Landsmannes Albrecht von Hallers. Er wählte den Beruf des Arztes, und erlangte als ſolcher gar bald vielen Ruhm, wie er denn zugleich als Schriftſteller durch ſeine Werke, über die Reizbarkeit; von der Erfahrung in der Arzneikunde; vom Nationalſtolz, wie durch ſeinen erſten Verſuch, über die Einſamkeit, allgemeine Aufmerkſamkeit und Bewunderung erregte. 1768 ward er als königl. Leibarzt und Hofrath nach Hannover berufen. Viele Regenten und Fürſten gaben ihm Beweiſe der Hochachtung und Katharina II ernannte ihn, mit dem ſie einen lebhaften Briefwechſel unterhielt, zum Ritter des Wladimir Ordens,

zogt ihr nicht ſogleich weiter gegen die nächſte Dorfſchaft, und verbreitetet Schrecken und Verwüſtung im ganzen Gebiete der Heiden?

Theobald. Weil — Herr Abt, laßt euch das ein für allemal geſagt ſeyn — weil ich nie wieder mein Schwerdt gegen Männer ziehen will, die mich nie beleidigten. Sind es Schaafe, die in der Irre herumlaufen, ſo zeige man ihnen den rechten Weg, aber man führe ſie nicht zur Schlachtbank. Am wenigſten hab' ich Luſt der Schlachter zu ſeyn.

Der Abt. Herr Ritter —

Theobald. Herr Abt —

Der Abt. Ihr unterfangt euch, mit der Kirche zu rechten?

Theobald. (verdrießlich) O nein, Herr Abt, ich kenne meine Pflichten und übe ſie. Aber wollt ihr nicht Theil an unſrer Freude nehmen? Schaut umher, und leſet in jedem Auge den Wunſch, rein und ungetrübt einen Tag zu genießen, den Gott mit einer Wohlthat bezeichnete.

Adel.

nover an ſeinen vielen literariſchen Gegnern zu rächen, andeutet, und als der einzige, nicht mit den frecheſten Zoten durchwebte Theil des Pasquills, hier ſtehen mag; ſie lautet:

— „Gott zum Gruß! mein lieber Großmann! wenn Gott anders mit uns beiden etwas zu thun haben will. Ich bin ſehr ſchwach und krank, mein letztes Stündlein naht, und da geht es mir,

---

damals für einen Gelehrten eine große Auszeichnung; indeß genoß er wenig Lebensfreude, denn manche körperliche Uebel, ein lokaler Schaden, ungewöhnliche Reizbarkeit ſeiner Nerven, Familienleiden und immer mehr überhandnehmende Hypochondrie ſtörten den Frieden ſeines Daſeyns. Mit ſeiner Celebrität, die noch dadurch wuchs, daß Friedrich der Einzige, ihn an ſein Krankenbette berief, wuchs ſeine Eitelkeit und der Unwille ſeiner Neider und Gegner; beiden gab er ſelbſt die Waffen in die Hand, durch die berüchtigt gewordenen Fragmente über Friedrich II, wo er ſich beſonders dem entgegen ſtellte, was man damals Aufklärung nannte. Ueberall ſah er nur Zeichen der Vernichtung der chriſtlichen Religion und der Fürſtengewalt. — Früher, als ſein Körper, erlag ſein Geiſt den düſteren Gebilden, die ihm die Wirklichkeit und die Phantaſie zeigten. Die Erſcheinung des Bahrdt m. d. e. St. vollendete ſein Unglück. — Er ſtarb 1795 zu Hannover. —

wie es unſeres Gleichen gewöhnlich zu gehen pflegt: das Bischen Gewiſſen rührt ſich. Alle die alten Geſchichten, zum Beiſpiel die Eheteufeleien in Göttingen (und wer vermag die Sterne am Himmel zu zählen?) ſtehen rabenſchwarz vor meiner Seele.“

„Unter andern, mein lieber Großmann! — er weiß wohl — haben wir uns ſchwer an dem braven Zimmermann verſündigt, wenn wir uns des Abends, nach dem Eſſen mit einander hinſetzten, und mit dem Viertelpfunde Witz, welches uns Gott verliehen hat, einen unerlaubten Wucher trieben. — Da habe ich nun alle meine Kräfte zuſammengerafft, um wieder gut zu machen, ſo viel ich kann, und hoffe, da Zimmermanns Großmuth mir aus tauſend Beiſpielen bekannt iſt, er werde mir alle meine Thorheiten verzeihen, auf daß ich ruhig ſterben könne. — Die heilige Lavaterſche Salbung, welche hier in Bremen herrſcht, wo ich ſeit kurzem Droſt geworden bin, hat viel zu meiner Bekehrung beigetragen. Ihm, lieber Freund! rathe ich, ſobald er morgenfrüh aus dem Bette aufſteht, ſich demüthiglich in Zimmermanns Behauſung zu verfügen, damit dieſer wahrhaft große und gute Mann, die Hand auf ſeine kahle Glatze lege, und ihm alle ſeine winzigen Albernheiten verzeihe. Nur unter dieſer Bedingung, und da wir immer alte Freunde und Spiesgeſellen geweſen, habe ich ihn in dieſer luſtigen Komedia nicht ſelbſt mit auftreten laſſen, wie es ſich doch gar eigentlich gebührt hätte. Nehme er ſich in Zukunft aber wohl in Acht, und ſey er keine von den ſchmutzigen Fliegen, die ſich nicht entblöden, ihr Häuflein auf einen blanken Spiegel zu ſetzen. — — Geſchrieben zu Bremen. Am Tage des Erzengels Michael, 1790, von dem Erzſchalk Knigge."

Die dann verzeichneten ſpielenden Perſonen ſind: Doktor Bahrdt, mit der eiſernen Stirn, der gute Bieſter, der wohlgezogene Gedike, der junge Büſching, der uneigennützige Campe, der feinlachende Trapp, der Achſelträger Boje, der artige Klockenbring, der kleine geile Mondkorreſpondent Lichtenberg, der blinde Ebeling, der Heerführer Nicolai, der keuſche Käſtner, der arme Teufel Quittenbaum, der

Leipziger **Magiſter**, Aſſiſtent des Vorigen, Monſieur [illegible], der [illegible] **Schulze**, der kleine, tapfere **Mauvillon**, der verkappte **Blankenburg**, Doktor **Luthers** Geiſt, **Goldhagens** Geiſt, Ritter von **Zimmermann**, **Heinrich**, deſſen Bedienter, Chor von Zeitungsſchreibern unter Anführung des **unbedeutenden Ettingers**, die Schulräthe **Stuve** und **Heuſinger**, der Marionettenprincipal **Schink** u. ſ. w. **Aufwärter**, **Huren**, Himmliſche **Heerſchaaren** u. ſ. w.

Im erſten Aufzuge finden ſich die genannten Perſonen einzeln auf **Bahrdts** Weinberge ein und vereinigen ſich, von Neid und Misgunſt durchdrungen, gegen **Zimmermann** gemeinſchaftliche Sache zu machen; im zweiten wird das Bündniß durch einen feierlichen Schwur beſiegelt, im dritten rühmt jeder der Verſchworenen, was er gegen Zimmermann thun, wie er ihn in ſeinen Schriften angreifen will, und im letzten, dem vierten Aufzuge, überſchrieben: „Apotheoſe des Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn und ſeiner Mitverſchwornen“ erhält Zimmermann die gegen ihn gerichteten Schmähſchriften und — ſendet ſie auf den Abtritt. Ein Epilogus beſchließt das Ganze. Hier die letzten Reime:

„Friſch auf! ihr beiſſiges Geſindel!
Packe nun jeder ſein Bündel,
Und kehre wohlgemuth nach Haus,
Denn die luſtige Farce iſt aus.
Die Peitſche wird hier an den Nagel gehängt,
Und zuweilen mit Oel ein wenig eingeſprengt,
Damit ſie fein geſchmeidig bleibt,
Wenn euch der Kitzel noch einmal treibt.
Dann holen wir ſie wieder herunter,
Und ſchwingen ſie luſtig, tapfer und munter.“

Daß dieſer an ſich höchſt dürftigen Fiktion in ſofern keine Wahrheit zum Grunde liegt, als wie jeder mit der Literargeſchichte jener Tage einigermaaßen Bekannte weiß, nie eine Verbrüderung oder Union ſtatt gefunden hat, um Zimmermanns Ruhm zu vernichten, daß vielmehr jene Schriftſteller, die ihn angriffen, jeder für ſich, nach ganz verſchiedenen Veranlaſſungen gegen Zimmermann auftraten und daß ſeine vielen Gegner unter ſich zum Theil ſehr feindſelig gegen einander dachten, iſt entſchieden; eben ſo wenig kann auf der andern Seite geleugnet werden, daß weder vor- noch nachher in deutſcher Sprache jemals irgend etwas geſchrieben und gedruckt iſt, wo die größte ſittliche Verworfenheit ſo zur Schau getragen iſt, als im Bahrdt mit der eiſernen Stirn. Der verabſcheuungswürdigſte Schmutz der verworfenſten Bordellſcenen, die gräßlichſten Zoten, die Gräuel, welche der Entartetſte zu verdecken ſich bemüht, ſind hier zuſammengehäuft und offen mit frechem Wohlgefallen dargelegt, auf eine Weiſe, die um ſo mehr allen Glauben überſteigt, da die als ſpielende Perſonen genannten Schriftſteller mit einer genauen Kenntniß ihrer Perſonalität dargeſtellt ſind. —

Wenn ſich ſo der Verfaſſer dieſer Schandſchrift — es wird nicht zu viel behauptet — als ein, jedes ſittlichen Gefühl Verlorenhabender kund giebt, ſo darf man doch nicht verkennen, daß er ſo viel Witz zeigt, eine ſo entſchiedene Fertigkeit durch charakteriſtiſche Züge ſeine Perſon zu vergegenwärtigen, eine Leichtigkeit in der Karikatur-Zeichnung und ein Talent für die ſchmutzigſte, jede Schranke verſchmähende Satyre — und daß man, wider Willen, oft an Ariſtophanes kecke Manieren erinnert wird. Schon die bezeichnenden Beiworte der ſpielenden Perſonen ſind unübertreffbar gewählt. Das große Aufſehn, welches die Farce erregte, fand zum Theil ſeinen Grund in dem beleidigten ſittlichen Gefühle jedes Leſers, in der tiefen Verachtung eines Verbrechens, das den Menſchen zum Auswurf der Schöpfung macht; es ſtieg jenes Aufſehn noch dadurch, daß mit dem Vorwurfe der ſchändlichſten Laſter hier eine Menge von Männern öffentlich gebrandmarkt wurden, die als Schriftſteller vielen Ruhm in Kunſt und Wiſſenſchaft erlangt hatten. Wie jedes Blatt der Schandſchrift Infamien häufte, ſo ſprach auch ſchon der Titel eine der größten aus, indem hier Knigge, ein Mann von vielſeitigen Verdienſten, als Schriftſteller geliebt, als Staatsbürger auf einem bedeutenden Ehrenpoſten ſtehend, als der Verfaſſer genannt wurde. Knigge lebte, dies war bekannt, mit Zimmermann in nichts weniger als freundſchaftlichen Verhältniſſen, er hatte mit letzterem literariſche Streitigkeiten, die, veranlaßt durch angeſchuldigte politiſche Meinungen, ſogar bis zum Injurienprozeſſe gediehen. Hiernach ſchien es zwar unerklärlich, daß er auf eine ſolche Weiſe, um Zimmermanns Gegner zu züchtigen, die Feder ergreifen ſollte! jedoch ſagten andere dagegen: Knigge hat ſich bereits durch mehrere humoriſtiſch-ſatyriſche Schriften bekannt gemacht, ſein Muthwille hat ihn ſchon zu manchem literariſchen Schwanke verleitet, er hat hier die Miene eines Verehrers Zimmermanns angenommen, um ihm auf dieſem Wege die boshafteſten Schläge zu verſetzen; eine ſo hingeſprochene Vermuthung war in jenen Tagen der aufgeregten Gemüther hinreichend, in den Augen Mancher das verläumderiſche Vorgeben dieſer neuen, aufgedrungenen Unterſchrift zu beſtätigen. —

Indeß die allgemeine Stimme die Ausmittelung, und Beſtrafung des Urhebers dieſes Frevels forderte, und die polizeilichen Beſtimmungen vieler Länder die weitere Verbreitung des dramatiſchen Schandgemäldes zu verhindern ſich bemühten, fand die Churfürſtlich Hannöverſche Regierung zuerſt eine nähere Veranlaſſung in jener Hinſicht ernſtliche Schritte zu thun.

Unter die mit den ruchloſeſten Schmähungen und Beſchuldigungen beſudelten Perſonen des Bahrdts mit der eiſernen Stirn gehörte Klockenbring, ein Mann der zu Hannover in geachteten, glücklichen Verhältniſſen lebte, mit der Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten im öffentlichen Amte die Polizei der Stadt verwaltete, mit Zimmermann in gutem Vernehmen ſtand und nie etwas wider ihn geſchrieben hatte. Dieſer Mann — man erfuhr nie, auf welche Veranlaſſung — war hier unter die Feinde Zimmermanns geſtellt, und mit der verabſcheuungswürdigſten Bosheit als Menſch und als Officiant der gräuelvollſten Laſter beſchuldigt. Solches Unglück erſchütterte ihn ſo, daß er auch bald darauf in eine völlige Verſtandeszerrüttung verfiel und ſtarb; er zeigte der hannöverſchen Regierung das Daſeyn des ſtrafwürdigen Pasquills deshalb officiell an, weil in demſelben viele verdiente unbeſcholtene Männer, von denen beſonders mehrere unter dem Schutze der Hannöverſchen Regierung lebten, pasquillantiſch angegriffen waren, weil es ihm beſonders in dem Verhältniſſe zu ſeinem Amte die größten Verbrechen andichte und endlich, weil die ihm gemachten Beſchuldigungen von der Art wären, daß ſelbſt die churfürſtliche Regierung dadurch in ein ſehr böſes Licht geſtellt ſey.

Sofort ward von der Regierung der Juſtizkanzelei aufgegeben, Alles aufzubieten, um auf dem Wege gerichtlicher Unterſuchung den Verfaſſer herauszubringen. Im Publikum trug man ſich mit verſchiedenen Vermuthungen; manche hielten Zimmermann ſelbſt fähig, der Verfaſſer des Pasquills zu ſeyn; doch ſprach zu ſeiner Vertheidigung die von ihm nie verleugnete Achtung für Anſtand und ſittlichen Werth, andere glaubten, daß denn doch wohl Knigge der Verfaſſer ſeyn könne, wenn auch der Druck ohne ſeine Mitwirkung erfolgt ſey, noch andere richteten ihren Verdacht auf Dr. Bahrdt, auf Mauvillon zu Braunſchweig, auf den damals ſehr beliebten Schriftſteller Friedrich Schulz zu Mitau, den Verfaſſer des Moritz und der Leopoldine, und auf andere. Auf den wahren Verfaſſer dachte niemand; viele unſchuldige Menſchen

Adelheid. (zu Bertram) Was iſt euch, mein Vater? ihr ſcheint unruhig.

Bertram. Mir iſt nicht wohl.

Adelheid. O geſchwind kommt herein! ihr bedürft der Ruhe. Ihr habt heute ſo manchen Wechſel der Empfindungen ausgeſtanden —

Bertram. Ja wohl!

Adelheid. So kommt! ſtützt euch auf mich, daß ich in eine ſtille Kammer euch führe.

Bertram. Nicht in dieſe Burg, liebe Adelheid. Ich bin es nicht gewohnt, zwiſchen Thürmen und Mauern zu leben. Laß mich meine alte Hütte wieder ſuchen.

Adelheid. Eure Hütte iſt verfallen und unbewohnt, jeder Witterung Preiß gegeben. Gönnt mir die Freude, nahe um euch zu ſeyn.

Bertram. (mit gepreßter Empfindung) Ich muß allein ſeyn — oder ich ſtürze todt zu

euren

wurden in dieſe Geſchichte gemiſcht, in gerichtliche Unterſuchungen gewickelt, und um die Ruhe ihres Lebens gebracht.

Der Obriſtlieutenant Mauvillon zu Braunſchweig, bekannt durch ſeine literariſche Verbindung mit Mirabeau, hatte ziemlich laut geäußert: „er ſey für ſich, nach perſönlicher Ueberzeugung, über den Verfaſſer des „Bahrdt" gar nicht in Zweifel," dieſes wiederholte er auch aktenmäßig, als er auf Requiſition der Hannöverſchen Regierung von den Braunſchweigſchen Militair-Gerichten, den 19ten Januar 1791 vernommen wurde. Er erklärte hier: „Vor dem Publiko, dem eigentlichen und einzigen Richter der gelehrten Streitigkeiten getraue ich mich den Verfaſſer der bemeldeten Schrift ſo deutlich zu erweiſen, daß alle diejenigen, die gewohnt ſind, Schriften zu unterſuchen, ſogleich ſagen werden: Ja! er iſts! — Ich getraue mich eben da, dieſe höchſt gründlichen Vermuthungen, durch Data zu verſtärken, die dieſelben zu einem ſolchen moraliſchen Beweiſe erheben würden, bei dem ein jedes Gemüth ſich ſelbſt in einer ſehr wichtigen Angelegenheit, völlig beruhigen würde. Aber dergleichen vor Gerichte vorzutragen, empfinde ich einen unüberwindlichen Widerwillen *)." — Auf dieſe zwar ablehnende, jedoch die Aufmerkſamkeit in der That erſt recht ſpannende Ausſage, erfolgte von Hannover eine neue Requiſition, wonach Mauvillon angehalten wurde, ſeine gründlichen Vermuthungen und geſammelten Data über den Urheber jener Schrift, wie er es mittelſt körperlichen Eides zu bekräftigen ſich getraue, anzugeben; worauf denn M. zu den Akten gab:

„Des Obriſtlieutenants Mauvillon's gründliche Vermuthung und geſammelte Data, nach welchen er feſt überzeugt iſt, daß der Verfaſſer der Schrift: Bahrdt mit der eiſernen Stirn, oder die deutſche Union gegen Zimmermann, kein an-

---

*) Siehe: des Herzoglich Braunſchweigſchen Ingenieur-Obriſtlieutenants Mauvillon gerichtliche Verhöre und Ausſagen, den Verfaſſer der Schrift, Bahrdt mit der eiſernen Stirn betreffend. Braunſchweig 1791. Seite 10.

derer Menſch iſt, als der Herr Hofrath, Leibarzt und Ritter von Zimmermann ſelbſt,“

auch gleich darauf, in der eben genannten Schrift dieſe Deduktion ſeiner Vermuthung dem Publiko vorlegte. Geht man die Gründe der Vermuthung und die geſammelten Data durch, ſo läßt ſich in der Entwickelung und Zuſammenſtellung derſelben ein gewiſſer Scharfſinn, aber auch ein wider Zimmermann ſehr gereiztes Gemüth nicht verkennen. Manche leidenſchaftliche Schritte die jener gegen ſeine Widerſacher gethan, Gleichheit der Ausdrücke in den Zimmermannſchen Schriften und in dem Pasquille, die ſchon von Z. vorgetragene Idee von einer Verbrüderung, welche gegen ihn geſchloſſen ſey, mehrere Fehlſchritte, zu denen Z. durch ungemeſſene Eitelkeit und Eigenliebe verleitet war, eine genaue Kenntniß von allem, was je gegen Zimmermann geſchrieben, wie der Urheber deſſelben u. ſ. f. waren die Wahrſcheinlichkeitsgründe die Mauvillon aufſtellte, und die er dahin mit einem Eide zu bekräftigen ſich bereit erklärte, daß er ſie für entſcheidend halte, um vermittelſt derſelben zu der moraliſchen Ueberzeugung der ausgeſprochenen Behauptung zu gelangen. Er fügte hinzu (S. 106): „Es iſt aber kein juriſtiſcher Beweis. Es bleibt immer möglich, daß ein Anderer der Verfaſſer ſey. Ich habe indeß auch keinen juriſtiſchen Beweis verſprochen, und der hat auch von mir nicht gefordert werden können. Ich habe mich anheiſchig gemacht, den Verfaſſer vor dem Publiko ſo deutlich zu erweiſen, daß Jeder, der gewohnt iſt, Schriften zu prüfen, ſagen ſoll: Ja! er iſts! — und das glaube ich gethan zu haben. Ich berufe mich desfalls lediglich auf das Zeugniß des Publikums.“ —

Hiergegen erklärte Herr von Zimmermann, im 45ſten Stücke des Hamburger unpart. Korreſpondenten 1791: — „Ohne mein Vorwiſſen erſchien Bahrdt m. d. e. St. — Ganz Hannover hatte dieſe Schrift ſchon geleſen, als ich dieſelbe zum erſtenmale ſah, und mit Schrecken und Betrübniß ihren Inhalt erfuhr. Man wünſchte dieſe Schrift unter Henkers Hände zu bringen. In öffentlichen Blättern behandelte man den Verfaſſer als den ſchändlichſten Buben, der je gelebt habe; man ſagte, die geringſte Strafe die er verdiene, ſey Staupenſchlag und Brandmark. Dieſe journaliſtiſchen Rechtsſprüche waren ergangen und allgemein bekannt; und nun ſchrieb Herr D. L. Mauvillon ein Buch, um zu beweiſen: *ich ſey der Verfaſſer des Bahrdt* ꝛc. — Auf eine ſolche Beſchuldigung muß ich antworten, da ein Officier ſie drucken läßt, da ein Officier vor einem Kriegsgerichte ſie auszuſprechen wagt! Meine ganze, ſehr kurze, völlig hinreichende Antwort gab ich heute, unaufgefordert der königl. Juſtiz-Kanzelei zu Hannover mit dieſen Worten: *Ich bin willig und bereit, den ſchauderhafteſten Eid zu ſchwören, daß ich weder mittelbar, noch unmittelbar den allergeringſten Antheil an der Schrift des Bahrdt mit der eiſernen Stirn habe, und daß ich von dem ganzen Inhalte dieſer Schrift nichts wußte, bis ich dieſelbe gedruckt in meinen Händen ſah.*" —

Indeß ſo dem in dieſer Sache unſchuldigen

Zimmermann auf das Uebelſte mitgeſpielt wurde hatte die hannöverſche Juſtiz-Kanzelei erfahren, daß die Schmähſchrift bei Henning in Graitz im Voigtlande gedruckt war, daß die vorhin näher bezeichnete Titelvignette von dem ſich damals in Weimar aufhaltenden Kupferſtecher Lips geſtochen, und bei ihm vom Rath Friedrich Schulz aus Mitau beſtellt ſey. Da dieſe Thatſachen unmittelbar auf die Entdeckung des Verfaſſers des Pasquilles führen mußten, ſo wurde Herr von Kotzebue, in deſſen Auftrage Schulz die Verfertigung jener Vignette beſorgt hatte, bange, man mögte hinter das verübte Schelmſtück und ſeinen Urheber kommen, er bot alle Schleichwege des Betruges auf, um die Sache zu verwirren und ſo unentdeckt durchzuſchlüpfen. — Kotzebue fürchtete eine gerichtliche Requiſition nach Mitau zu Schulz Vernehmung, die auch bald nachher wirklich erfolgte. In dieſer Angſt des böſen Gewiſſens ſchrieb er an letztern, er möchte, wenn er gerichtlich befragt würde, nicht die Wahrheit ſagen, ſondern vorgeben, er habe den Auftrag an Lips von einem Buchhändler Gauger in Dorpat bekommen. Er, v. K., wolle Herrn **Schulz** einen falſchen antedatirten Brief von **Gauger** verſchaffen, worin der Auftrag zur Beſorgung der Vignette enthalten ſey, und dieſen Brief möchte er vor Gericht produciren. — Hierbei blieb Herr von Kotzebue noch nicht ſtehn; er bewog einen ganz unbekannten Menſchen in Reval, **Schlegel** mit Namen, hervorzutreten, ſich für den Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn auszugeben, und dieſes falſche Geſtändniß durch eine Revalſche Notariats-Urkunde zu bekräftigen.

Dieſer **Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel** zu **Reval** gab ſofort bei Nicolovius zu Königsberg (1791) eine **Erklärung des Verfaſſers der Schrift: Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn**, heraus, die, wer Kotzebue's Redeweiſe einigermaaßen kennt, unmittelbar zu der Vermuthung führt, daß ſie aus K—s Feder gefloſſen ſey, wie denn auch, der Lage der Sache nach, dieſer Verdacht ganz liegt. — Hier läßt denn Herr von **Kotzebue** den **Schlegel** erklären, daß er um **Zimmermann**, der ſein Lieblingsſchriftſteller ſey, an ſeinen Gegnern zu rächen, in einer fröhlichen Stunde den Bahrdt ꝛc. geſchrieben und durch Vermittelung ſeiner Freunde zum Druck befördert habe; „auſſer ihm, dem Endesunterſchriebenen, habe keine Chriſten- oder Deiſtenſeele, kein Schauſpieldichter und kein Hannoveraner eine Sylbe an erwähnter Schrift geſchrieben oder eingeſchaltet.“ — Wenn der Schmutz des Pasquilles ſelbſt allen Glauben überſteigt, ſo überbietet die Frechheit, mit der Kotzebue Schlegeln die erlogene Autorſchaft behaupten läßt, jede Vorſtellung. Er ſchließt: „Ich erwarte daher ruhig und geduldig mein Schickſal. Werde ich geſtraft, ſo ſtrafe ich wieder; das heißt: ich ſchreibe eine neue Komedie in der es noch weit luſtiger hergehen ſoll, als in der erſten; denn wahrlich! man hat mir indeſſen ſchon wieder Stoff genug zum Lachen gegeben. Was die ſchriftſtelleriſchen Züchtigungen betrifft, ſo achte ich deren nicht, denn ich bezahle auch mit gleicher Münze, und danke Gott, der mir Waffen in die Hände gegeben hat, eben ſo ſpitzig, als die der Herren zu Braunſchweig, Göttingen, Hannover u. ſ. f. *).“ —

So glaubte ſich von Kotzebue wohl verwahrt zu haben, und ſich im weiſlich bereiteten Verſteck des verübten Muthwillens erfreuen zu können, doch des Verbrechens Sicherheit, wird ſo oft eine Klippe, an der das Raubſchiff ſcheitert. — Indeß von mehreren Seiten darauf hingewieſen wurde, daß Schlegel gar nicht der Mann ſey, der ein ſolches den frevelſten Witz, viele Bekanntſchaft mit der neueſten Literatur, genaue Kennt-

---

*) Schon unterm 21ten Nov. 1791 ward bei Anzeige dieſer Erklärung im 93. Stücke der Königsberger Zeitung, ſowohl die Frechheit des H. Schlegel, als die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Geſtändniſſes bemerklich gemacht, und darauf hingewieſen, daß mit deß beigebrachten Notariats-Inſtrumente im Grunde nichts bewieſen ſey, als daß Schlegel ſich als Verfaſſer des Manuſcripts dieſer Erklärung bekannt habe. Was aber die Autorſchaft des Bahrdt m. d. e. St. betrifft, ſo wird mit Recht erwähnt, daß die Vermuthung des Gegentheils (Schlegel ſey nicht Verfaſſer deſſelben) auf ſtärkeren Zeugniſſen beruhe, als auf ein Notariatsinſtrument, das zwar das, was ein anderer ausſagt, aber nicht die innere Wahrheit der Ausſage bezeugen kann. —

niß der Perſonal-Verhältniſſe der deutſchen Schriftſteller beweiſendes Pasquill ſchreiben konnte, indeß Schulz erfuhr, daß Kotzebue, was dieſer aber ableugnete, alles aufbiete, jeden noch übrigen Verdacht der Autorſchaft auf ihn zu ſchieben, wies Schulz den ihm gemachten Antrag, ein falſches Zeugniß abzulegen, mit Abſcheu zurück; er ſchickte den dazu auffordernden Brief des Herrn von Kotzebue nach Deutſchland mit der Bitte, ihn jedermann, der daran Intereſſe finde, leſen zu laſſen, nur bat er, davon keinen Gebrauch vor Gerichte zu machen*). —

Kotzebue war in dem ſelbſtgeſtrickten Netze gefangen; die ganze Schmach der ſchändlichen Pasquillſchreiberey, die daran gereihten Vergehen und die Strafen der Gerechtigkeit mußten ihn euren Füßen — ich will keine andere Wohnung, als meine alte Hütte.

---

*) Im 207ſten Stücke des Hamb. Korreſp., Beilage, vom 16ten Dec. 1791 heißt es: „Es kann ihm erwieſen werden (dem Auguſt v. Kotzebue) daß er ſelbſt der Verfaſſer jenes ſchmutzigen Produktes iſt — erwieſen durch ſeinen eigenhändigen Brief, in Pyrmont geſchrieben. Auf eben ſolche Weiſe kann ihm auch erwieſen werden, daß er ſchon vor ſieben Monaten die Abſicht hatte, welche er jetzt ausführt, einen

Theobald. Euer Wille iſt Befehl für eure Kinder. Ich ſende ſogleich Leute, eure Hütte wieder in bewohnbaren Stand zu ſetzen, und mit allen Bequemlichkeiten zu verſehen. Indeſſen ſoll das beſte Gemach meiner Burg euch aufnehmen, und ein fröhliches Mahl die Freude dieſes Tages erhöhen. Gefällt es euch, Herr Abt, uns zu folgen?

Der Abt. Sobald ich die Pflichten meines Amtes vollbracht.

Theobald. Alſo auf Wiederſehen!

(Theobald und Adelheid folgen dem alten Bertram, die Knaben folgen ihnen)

Dritte Scene.

Der Abt und Pater Benjamin.

Der Abt. (ihn ernſthaft anſehend) Nun Herr Pater?

treffen, da verſuchte er durch neue Winkelzüge ſich rein zu brennen, wenigſtens in Privatmittheilungen. In einem Schreiben an ſeine Mutter, die verwitwete Legationsräthin Kotzebue zu Weimar, welches im Intelligenzblatte der allgemeinen Literatur-Zeitung abgedruckt wurde, ließ er ſich alſo vernehmen:

„Ihre Heftigkeit, liebſte Mutter! bei Gelegenheit der fatalen Schrift: Bahrdt mit der eiſernen Stirn, hat mich empfindlich gekränkt. Alles was ich Ihnen ſchon im Monate April, von Mainz aus, über die Sache ſchrieb, iſt buchſtäblich wahr, und ich wiederhole Ihnen hier den feierlichſten Schwur, bei Gott, Ehre und Gewiſſen, daß von allem, was in jener verhaßten Schrift den moraliſchen Charakter eines Menſchen

---

unbedeutenden Menſchen zu bewegen, ſtatt ſeiner die Schande jener ſchimpflichen Autorſchaft auf ſich zu laden. Dieſe Umſtände ſind nun gerichtlich zur Sprache gekommen; die Inquiſition gegen ihn wird fortgeſetzt, und bis die Reſultate derſelben öffentlich bekannt werden, hält man es für Pflicht, dies dem Publiko vorläufig anzuzeigen.“ (Der Einſender nennt ſich nicht, weiſ't aber nach, wo er zu erfragen iſt).

antaſtet, kurz, von allem, was die hannöverſche Requiſition veranlaßte, nichts aus meiner Feder gefloſſen und nicht flieſſen konnte. Ich habe den Hrn. Kl— (Klockenbring) damals (wennehr?) zum erſtenmale nennen hören: ich habe nicht in Göttingen ſtudirt, und mein zehnjähriger Aufenthalt in Rußland hat mich überhaupt ſo auſſer aller Verbindung gebracht, daß ich von dem Privatleben aller jener Gelehrten, Bahrdt ausgenommen, welchen Pott geſchildert hatte, überhaupt nichts, am wenigſten jemals ſkandaloſe Anekdoten erfahren habe. Auch wiſſen Sie daß eine ſolche Anekdotenjägerei nie meine Liebhaberei geweſen. — Ja, werden Sie ſagen, man hat dir aber die Materialien geliefert, und du haſt ſie eingekleidet? — Auch das nicht. Ich kann feierlich beſchwören, daß ich an den mir überſandten Manuſcripten, die ich noch verwahre, nichts geändert, wie der Augenſchein noch täglich beweiſen könnte, wenn ich einen unwürdigen Gebrauch von dem in mich geſetzten Vertrauen zu machen fähig wäre. Hatte ich denn alſo wohl Unrecht, zu hoffen, man werde nicht mir jene gehäſſigen Dinge zur

Laſt legen? — Aber ich hätte freilich gar keinen Theil nehmen, auch nicht mit den unſchuldigen, höchſtens muthwilligen Poſſen mich befaſſen, ich hätte nie ſuchen ſollen, es zum Drucke zu befördern. Sie haben Recht, und ich habe es ſchon tauſendmal bereut, ohngeachtet ich den Bewegungsgrund, der mich dazu vermochte, nie bereuen kann und werde; denn es war die reinſte Freundſchaft und Dankbarkeit. Auch bin ich wohl hart genug beſtraft durch Ihren Zorn, durch alle die Verläumdungen, die ich über mich ergehen laſſen muß, durch das falſche Licht, in welchem ich bei vielen meiner Freunde erſcheine, durch den Verluſt der Liebe des Publikums, und durch den natürlich daraus entſpringenden Mangel an Luſt, etwas zu arbeiten. Glauben Sie mir, liebe Mutter! Rouſſeau hat wohl ganz recht, irgend wo zu ſagen: daß vom Publiko gekannt ſeyn, eine ſchwere Bürde iſt. Heute ſteigen wir wie eine Rakete in die Luft, und morgen trampelt die ganze Welt mit Füßen auf uns herum. Wie oft habe ich als Jüngling nach Ruhm gehaſcht! Ich Thor! ich verkaufe Ihnen heute mein ganzes

Bischen Ruhm für ein Dutzend Stück milchende Kühe, die ich eben jetzt auf meinem Landgute nöthig habe. Das Publikum hat mich undankbar behandelt. Es verdankt mir manchen Genuß, vielleicht auch manche Beſſerung des Herzens; denn ich war immer bemüht, die Tugend liebenswürdig zu ſchildern, und ſelbſt der übrigens gerechte Vorwurf: ich habe manches zu beſtreiten geſucht, was nicht immer Vorurtheil ſey; trifft wenigſtens nicht mein Herz, ſondern höchſtens eine noch zu jugendlich raſche Einbildungskraft. Kaum aber erfährt dieſes Publikum, welchen Antheil eine vielleicht ſchwärmeriſche Freundſchaft an jener verhaßten Schrift genommen, als es nicht Worte, nicht Zeitungen, nicht Journale genug finden kann, um mich zu verläſtern. Geduld! die Liebe des Publikums war mir sehr werth, hat mich aber nie eitel gemacht; von ihm verkannt zu seyn, schmerzt mich sehr, wird mich aber nie ganz niederdrücken. Ich fühle, welchen Werth ich in mir ſelbſt trage; und trotz allem, was ſchon über mich ergangen iſt, und vermuthlich noch ergehen wird, werden Sie mich niemals vermögen, als Angeber aufzutreten; die Rolle iſt gar zu häßlich. Lieber möge man mich noch länger in ganz Deutſchland zerreißen. Wer mich genau kennt, weiß doch, was er zu glauben hat, und daß ich wohl einmal einer leichtſinnigen, aber keiner ſchlechten Handlung fähig war. Erlauben Sie mir, in Zukunft *über dieſe unangenehme Materie ganz zu ſchweigen*. Nur dies eine muß ich noch hinzuſetzen: auch Sie ſcheinen zu glauben, Zimmermann ſelbſt habe um die Sache gewußt? Aber ich ſchwöre Ihnen bei allem, was mir heilig iſt, und ſo wahr ich an das Daſeyn eines Gottes glaube, daß Z. vor dem Drucke der Schrift nicht die geringſte Vermuthung davon hat haben können. Im Gegentheile werden Sie dieſen wahrhaft edlen Mann bewundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ziemlich witziges Produkt, welches im vorigen Frühjahre zu ſeiner Vertheidigung geſchrieben wurde, und in Frankreich gedruckt werden ſollte, wozu bereits alle Anſtalten getroffen waren, *nur allein durch ihn unterdrückt wurde*.“ —

So ſchrieb der Sohn der Mutter; die bekümmerte Mutter — wie leicht iſt ein liebendes Mutterherz zu täuſchen! — glaubte in dieſem Briefe des

Sohnes Entſchuldigung zu finden, ließ ohne deſſen Wiſſen, dieſen Brief abdrucken und zeichnete ſo den ſchon ſo manches Verbrechens in dieſer Sache ſchuldigen, als *einen ruchloſen Heuchler*. Wie gefliſſentlich dort alles unter einander geworfen, Vieles zweideutig geſtellt und auf Entſchuldigungsgründe provocirt iſt, die niemand anerkennt, liegt am Tage; die größte Schande aber erwuchs v. K. aus der öffentlichen Bekanntwerdung des kindlichen Sendſchreibens, die er in ſeiner weiten Entfernung ſich gar nicht als möglich dachte. Gerade in dem Zeitpunkte, wo er dieſen Brief an die Mutter ſandte (ob wenige Tage vor- oder nachher, läßt ſich nicht angeben, da er ohne Angabe des Datums im 14ten Stück des Intelligenzblattes der allg. Lit. Zeitung 1792, Seite 110 bis 112 abgedruckt ſteht,) nöthigten Schritte, zu welchen *Friedrich Schulz* zu *Mitau* in Verfolg der gerichtlichen Unterſuchung ſich veranlaßt fand, den Hrn. v. *Kotzebue* das Bekenntniß in die Welt zu ſchicken: Er, *Auguſt von Kotzebue, und kein Anderer ſey wirklicher und wahrer Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn*. — Aber er hätte nicht der ſeyn müſſen, für welchen er ſich immer kund gab, wenn er ſelbſt dieſes Geſtändniß ſo ganz einfach ſollte abgelegt haben, ohne wieder jemand vorzuſchieben, der die Schuld mittragen mußte. Er ſagt nämlich: „daß alles, was jene verhaßte Schrift an Perſiflage, Scherz und hin und wieder an Muthwillen enthält, mir zugehört, bekenne ich. — Alles hingegen, was jene Schrift an ehrenrührigen Anekdoten enthält; Alles was den moraliſchen Charakter der darin auftretenden Perſonen antaſtet; Alles was die Herrn Klockenbring, Lichtenberg, Käſtner, Mauvillon, Campe, Trapp, Ebeling u. ſ. f. betrifft, kurz Alles, was die Requiſition Hannöverſcher Seits bewirkt hat, rührt wörtlich von einem Manne her, der mein Freund war, und dem es Gott verzeihen möge, daß er mich in dieſe unangenehme Geſchichte verwickelt hat. — Er allein mag verantworten, was er ſchrieb, und wenn er jetzt zu ſeiner Entſchuldigung anführt, er habe die Schrift vor dem Drucke nicht wiedergeſehen, ſo hebt dies doch die Thatſache nicht auf, daß er, was er ſchrieb, wirklich zum Druck beſtimmt hatte *).“

---

*) Siehe allg. deutſche Bibl. Band 112. Seite 219.

Nun fordert ſchlüßlich Herr von **Kotzebue** dieſen Mann auf, ſich zu nennen, weil er ihn ſonſt **ſelbſt öffentlich namhaft** machen würde; dieſe Aufforderung erließ der Mann, der ſo eben an ſeine Mutter geſchrieben hatte: nichts könnte ihn bewegen die gar zu häßliche Rolle **eines Angebers** zu übernehmen. Von ſolchem Vorwurfe befreite ihn denn der hier Angeklagte und Herausgeforderte ſcheinbar; es war der **Leibmedikus Markard in Oldenburg**; aber er züchtigte den Herausforderer dagegen des Verbrechens der Verläumdung, indem er in den Zeitungen unter ſeinem Namen bekannte, mehrere ſcandaloſe Anecdoten Herrn v. **Kotzebue** mitgetheilt zu haben, indeß ſey zwiſchen ihm und K. kein beſtimmter Gebrauch verabredet. Nie habe er geahnet: man könne ſo roh hingeworfene Dinge in Druck geben; der Misbrauch, welcher durch denſelben entſtanden, falle einzig und allein Kotzebue zur Laſt, von welchem der ganze Plan des Pasquills, die Ausführung deſſelben, das Zotenhafte und auch beſonders der Einfall herrühre, einen fremden Verfaſſer-Namen (Knigge's) auf den Titel geſetzt zu haben. —

So lag dieſe ſeit Jahr und Tag die deutſche gelehrte Welt in Allarm geſetzt habende Angelegenheit, und Kotzebue überzeugte ſich endlich, daß zur Verminderung der ihn treffenden perſönlichen Schande, die ſich mit jedem neuen Winkelzuge vergrößerte, mit jeder neuen Lüge die Verworfenheit ſeines Charakters und ſeiner Handlungsweiſe deutlicher an das Licht ſtellte, für den Augenblick nichts richtiger ſey, als eine Begnadigung von der Strafe zu erlangen, die ihn unfehlbar, nach dem Antrage der hannöverſchen Requiſition, am Schluſſe der zu Reval begonnenen Unterſuchung, treffen mußte. Er reiſ'te alſo ſchnell nach Petersburg, er bot alle nur zu erlangende Fürſprachen und Empfehlungen auf, und warf ſich, um Begnadigung flehend, in einem günſtigen Augenblicke zu den Füßen der Kaiſerin. Katharina II. ſprach ihn; er ſpielte ſeine Rolle gut und erlangte die Gewährung ſeiner Bitten um ſo leichter, da die Kaiſerin, wie bekannt, perſönlich ſo große Achtung und entſchiedenes Wohlwollen für Zimmermann hegte, da K— die an Zimmermann verübten literariſchen Frevel mit den ſchwärzeſten Farben zu malen, und die Herausgabe des

Bahrdt mit der eiſernen Stirn wie eine leicht zu entſchuldigende Verirrung ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe für Zimmermann darzuſtellen verſtand. Katharina befahl daher, daß die bereits vorgeſchrittene Unterſuchung in Mitau niedergeſchlagen wurde und daß über die Herausgabe und Verbreitung des Pasquills in ihrem Reiche kein ferneres gerichtliches Verfahren oder Beſtrafung ſtatt finden ſollte. Nicht ſo nachſichtsvoll handelte das deutſche Publikum, denn in dieſem hatte er nun die Achtung, das Vertraun auf wahren ſittlichen Werth für immer eingebüßt. Man erwog ſehr richtig, daß hier nicht von einem einzelnen, voreiligen, muthwilligen oder unüberlegten Streiche, ſondern von einer Reihe von Handlungen die Rede ſey, in deren Verflechtung Kotzebue, mehrere Jahre hindurch, faſt aller Verbrechen überwieſen wurde, die ſich ein Schriftſteller, als ſolcher, zu Schulden kommen laſſen kann. Selbſt die nicht beabſichtigten, aber unmittelbaren Folgen ſeiner Vergehen, vergrößerten die auf ſich geladene Schuld und ihr Andenken. So hatte, wie ſchon erwähnt wurde, unter den mit den ſchändlichſten Schmähungen Beſudelten, beſonders Klo-

Der Pfaff. (ſehr demüthig) Was befehlen Ew. Hochwürden?

Der Abt. Stellt euch nur, als habet ihr eure Sachen recht brav gemacht, mein Vertrauen in euch gerechtfertigt.

Der Pfaff. Mein Gewiſſen ſpricht mich frey.

Der Abt. Wirklich? ſo wünſch ich euch Glück zum weiten Gewiſſen. Ihr wußtet wohl nicht, daß mir alles daran lag, Zeit zu gewinnen, den Ritter aus Gefahren in Gefahren zu ſtürzen, ihn wo möglich darin umkommen zu laſſen, oder doch mindeſtens auf Wochen lang zu entfernen? Ihr wußtet wohl nicht, daß ich den ganzen Zug nur um deswillen veranſtaltet, ſprecht!

Der Pfaff. Wie ſollt ich das nicht wiſſen? auch hab' ich ſicher alles gethan, was in meinen Kräften ſtand, ihn zu verlängern. Ich begnügte mich nicht blos Worte zu verſchwenden, ich ſelbſt ergriff das Schwerdt,

ſtürzte

ckenbring viel Reitzbarkeit gezeigt, die in der mannigfachen Verzögerung der Entdeckung des Verfaſſers immer neue Anregung fand. Als endlich v. Kotzebue mit ſeinem Bekenntniſſe hervortrat, verfiel er in eine wirkliche Geiſteszerrüttung, und wurde, kurze Zeit darauf, ohngeachtet aller angewandter ärztlicher Hülfe, ein Opfer der erlittenen Mißhandlung. Ja ſelbſt Zimmermann, deſſen Schriftſtellereitelkeit ohnehin ſchon ſo manche Züchtigung erdulden mußte, ſoll ſeit dieſem Pasquille keinen heitern Blick mehr dem Leben abgewonnen haben, und doch kehrte von Kotzebue immer darauf zurück, daß er nur ihm zur Liebe ſeine Feder in Gift getaucht. Der ruhige Beobachter wirft gegenwärtig, wo das Feuer der partheiiſchen Leidenſchaft erloſchen iſt, die Frage auf: konnte je ein verſtändig-rechtlicher Mann glauben, durch eine ſolche Schrift zu Zimmermanns Rechtfertigung gegen ungerechte Feinde zu wirken? Kann man wahre Verehrung und Freundſchaft einem Manne zutrauen, der wie Kotzebue handelte? — Die nächſte, vielleicht die richtigſte Vermuthung, über die Motive, die ihn zum Verfaſſer und Herausgeber der Schandſchrift machten, iſt wohl: von K—s Aufmerkſamkeit ward durch das für Z. habende Intereſſe, auf deſſen Widerſacher gerichtet; er erkannte die ſchwachen Seiten derſelben und bekam, durch die ihm mitgetheilten ſkandaloſen Anekdoten aus dem Privatleben jener Männer, Anregung der immer hegenden Luſt an Perſonalſatyre, dem Kitzel ungezügelter Frechheit zu genügen; es hatte auſſerdem Kotzebue in der Schriftſtellerwelt, während ſein Publikum ihm Beifall ſchenkte, ſo manche ſeine Eitelkeit hart verletzende Strafe erdulden müſſen; ſo trieb es ihn denn, auch einmal den berühmteſten Schriftſtellern einen rechten Streich verſetzen zu können. So entſtand das Pasquill, ſo brachte er es ins Publikum, ſo ſuchte er ſich aus dem Vorwurfe verübter Schlechtheit, durch neue Schlechtheiten zu retten. Er bewährte in dieſer Geſchichte eine Perſönlichkeit, die mit ſeinem übrigen Leben in völliger Uebereinſtimmung ſteht. Befriedigung der Eitelkeit und Selbſtſucht machte er zum einzigen Zweck ſeines Daſeyns, und zu dieſem einen Zwecke war ihm jedes Mittel willkommen und geheiligt — alle ſeine Schriften geben davon zahlloſe Beweiſe —

Er ſelbſt wurde ein Opfer ſolcher ſittlichen Verirrung. — Wie der Menſch ohne moraliſchen Werth ſich in den Irrgewinden des Widerſpruches verliert, bald ſo unklug ſein eigenes Verderben bereitet, bald recht pfiffig und liſtig ſeine Abſicht, auf krummen oder geraden Wegen zu erlangen weiß, davon giebt es auch hier gar lehrreiche Beiſpiele.

Schon iſt von den Briefen an Friedrich Schulz und an die Mutter Kotzebue in dieſer Hinſicht berichtet; beſonders der letztere macht wirklich eine ſolche Erbärmlichkeit kund, daß man an dem welterfahrenen Autor ganz irre werden muß. Doch ſolche unglaubliche Zeugniſſe ſeines Mangels an Ueberlegung findet man mehrere in den verſchiedenen Erklärungen, die er über dieſe Sache in den Zeitungen gab, ehe er noch die eigentliche Autorſchaft auf ſich nahm. Da wundert er ſich denn immer darüber, daß man ſo einfältig ſey, das ſchändliche Pasquill für etwas mehr, als für eine unſchuldige Poſſe zu nehmen, und er begreift gar nicht, warum man ihm nicht den Gefallen thun will, das Schelmſtückchen in den erſten vier Wochen zu vergeſſen; — er hat die Beſinnungskraft ſo weit verloren, daß er nicht erwägt, wie ſolche wiederholte Aeuſſerungen, ihn ſelbſt erſt recht verdächtig machen, und die Aufmerkſamkeit der Prüfenden auf das Corpus delicti zurückführen. — Man höre ihn *):

„Es iſt wahr, daß ich das Manuſkript nach Leipzig gebracht, und mir vergebens viel Mühe gegeben, einen Verleger dafür zu finden. Es iſt ſchon manche Poſſe in der Welt gedruckt worden; ich ſehe gar nicht ein, warum man gerade dieſe Poſſe für etwas wichtiges zu halten beliebt. — Es iſt wahr, daß ein bekannter Gelehrter aus Mitau, auſſer der Beſtellung der Vignette, keinen Theil an der Sache hat; es iſt wahr, daß ich ihm geſchrieben, er ſolle, wenn er befragt werde, den wahren Zuſammenhang der Sache nicht entdecken; denn ich ſehe gar nicht ein, warum man jedem unbefugten Frager **) Rede ſtehen ſollte? Es iſt endlich wahr, daß die Leute ſich lächerlich machen, wenn ſie noch länger von einer Poſſe ſchwatzen, die, eben weil ſie eine offenbare Poſſe iſt, wohl Thorheiten züchtigen, aber keines Menſchen Ehre antaſten konnte, und folglich in den erſten vier Wochen vergeſſen ſeyn ſollte."

---

*) Hamburger unpartheiiſcher Korreſpondent Nro. 202. Beilage, vom 20ſten December 1791.

**) Alſo die kaiſerlich-ruſſiſchen Juſtizbehörden waren ihm, dem kaiſerlich-ruſſiſchen Staatsdiener, unbefugte Frager??? —

(Unterz. A. v. Kotzebue).

Nein! ſind Thorheiten gezüchtigt, ſo iſt es, der Zucht wegen, moraliſch nothwendig, daß die Züchtigung nicht in den erſten vier Wochen vergeſſen werde. — Und noch eins: man erkenne die Frechheit, für welche die Sprache keine Bezeichnung hat, mit der v. K. noch am Jahresſchluſſe 1791, auf der Zeitungsbühne hintreten und verkünden kann: „Die Poſſe, — ſo nennt er die Schandthat, — habe keines Menſchen Ehre angetaſtet. — Daß doch das Publikum dieſesmal ſo verſtockt war, ſeinem Lieblinge nicht zu glauben, ſeinen Weiſungen und Ermahnungen nicht Folge zu leiſten! —

Doch, wer ſich dem Böſen einmal verſchrieben hat, dem erſcheint er, wenn auch ſpät und unter Schwefelgeſtank, doch endlich. — Von Kotzebue's Rettung — nicht die Ehrenrettung, ſondern jene, die nichts mehr iſt, als Befreiung von der Strafe des poſitiven Geſetzes — beruhete auf die zu erlangende Begnadigung der Kaiſerin; dieſe zu bewirken, durfte kein Mittel unverſucht gelaſſen werden. Es war damals, man erinnere ſich der Zeitgeſchichte, die Epoche der franzöſiſchen Revolution, wo alle Regenten, beſonders die despotiſch-monarchiſchen, einen wilden Sturm der Leidenſchaft gegen ſich andringen ſahen, der zugleich die damalige Stellung des Adels zum Volke zu ergreifen drohte. Katharina, die kluge Selbſtherrſcherin, konnte an den thronerſchütternden Lieblingsideen von Freiheit und Gleichheit keinen Gefallen finden; aber ſie bethätigte immer, daß ſie großes Wohlgefallen habe an der preiſenden Verherrlichung vielgeleſener Schriftſteller. — Kotzebue, ihr Unterthan und Beamter, auf dem deutſchen Theater beliebt und als Schriftſteller vielgeleſen, war, nach ſeinen politiſchen Meinungen, ſehr verdächtig: denn, wenn er in ſeinen Schauſpielen Fürſten auf die

Bühne brachte, ſo waren es verächtliche Schwächlinge und Wollüſtlinge, die Miniſter und Geheimenräthe waren Böſewichte, und die Adlichen kamen immer mit harten Strafpredigten davon. So ſtand die Sache als Kotzebue, der indeß auch das Von ſeinem Namen vorgeſetzt hatte, ſein Buch: „Ueber den Adel" *), eine werthloſe Zuſammenreihung ganz heterogener Kollektaneen, eiligſt zum Druck beförderte, in demſelben die Herrlichkeit und Nothwendigkeit des Geburtsadels und der damit verbundenen Prärogativen, nach ſeiner Manier ins Licht zu ſtellen ſuchte; aber vor allem hier Gelegenheit fand, wie es nur gehen wollte, ſeiner Kaiſerin demüthig huldigend Lobpreiſungen zu Füßen zu legen.

Man hat neuerlich die Meinung geäuſſert, (Gott! was meinen die Leute nicht alles! —) daß die Kunſt bis zur tiefſten Erniedrigung des Menſchenwerthes, einen Machthaber zu preiſen,

---

*) In demſelben wird auch gelegentlich Jean Paul, als Verfaſſer der Grönländiſchen Proceſſe, Seite 247, ein „ungeſchliffener, elender Witzling" genannt.

daß die Kriecherei vieler Schriftſteller und Wortführer in keinem Zeitpunkte, bei keinem Volke den Grad der Vollendung erhalten habe, als bei den Franzoſen unter Bonaparte's Regimente; aber man geſtehe, geirrt zu haben, oder beweiſe daß Kotzebue übertroffen worden ſey. — Von mehreren hierher gehörigen Stellen, nur eine; er ſagt Seite 44 und 45:

„Unſere große Kaiſerin — deren Namen für meine ſchwache Feder zu erhaben iſt, und deren Lob aus dem Munde eines glücklichen Unterthanen, wie Schmeichelei klingen würde — hat dem Adel alle ſeine Vorrechte beſtätigt und größere verliehen. Sie hat den ruſſiſchen Staat in eine Monarchie verwandelt, den Adel dem Throne näher gehoben, und die Herzen durch Gnade gefeſſelt. Ihr Herz iſt immer offen, wohlzuthun, und ihre Hand hat verlernt, zu ſtrafen. Geben iſt ihre Freude, Unterthanen-Glück ihr Reichthum. Liebe und Ruhm ſind im Streite, welche von beider ihren Triumphwagen ziehen ſoll; aber Liebe iſt ſtärker als Ruhm, und der Segen glücklicher Menſchen ſteigt ſchneller zum Himmel empor, als das Siegesgeſchrei ihrer Krieger. — Siehe da! ich wollte nicht loben, und mein Herz hat mich hingeriſſen. Da Wahrheit macht ſich Luft, Nationen-Dank läßt ſich nicht einkerkern. Millionen ſprechen durch meine Stimme! ich bin ſelbſt groß indem ich Katharinens Größe verkündige!" —

So ſchrieb Kotzebue, überſandte ſein Werk der Kaiſerin, erſchien dann ſelbſt, flehte um Gnade, und ward, wie ſchon berichtet iſt, — begnadigt. — In dieſer Hinſicht war alſo der Verfaſſer des Bahrdt mit der eiſernen Stirn glücklich durchgekommen; dagegen übte das deutſche Publikum eine gerechte Strenge gegen ihn; wenn man ſichs auch ganz gern gefallen ließ, daß er in ſeinen Stücken auf der Bühne Kurzweil trieb, ſo ward doch bei jeder Gelegenheit ſein Name nie anders, als mit der größten Verachtung genannt, und dieſes wirkte denn doch auch auf den bisher gehabten Beifall, auf welchen wohlgefällig hinweiſend, er ſich oft die Miene gegeben, als ſey ihm Schriftſteller- und Recenſenten-Lob oder Tadel völlig gleichgültig. Dieſe ihm, als berüchtigten Verfaſſer des Bahrdts mit der eiſernen

Stirn anhängende Makel, die zu vergeſſen man ihm gar nicht den Gefallen thun wollte, war für ihn die härteſte Strafe, zu hart als daß er nicht verſuchen ſollte, ſie durch irgend einen neuen Theaterſtreich zu beenden. Nachdem er anderthalb Jahr hindurch mit ſich zu Rathe gegangen war, wie er wieder zu einem Scheine der rechtlichen Lauterkeit gelangen könnte, entſchloß er ſich zu einer öffentlichen Abbitte, die aber wiederum die einmal auf ſich geladen habende Verachtung ſchon deshalb vergrößerte, da er dadurch ſeine Schändlichkeit in neue Anregung brachte und von Anfang bis zu Ende zeigte, daß ein eigentliches Anerkennen des Verbrechens, mithin eine Sinnesänderung weit von ihm entfernt war und blieb. Wie billig konnte dieſe Beichte eines nur ſcheinbar reuigen Sünders keine Abſolution finden; ſie ſoll hier vollſtändig, mit einigen Fingerzeigen und Bemerkungen begleitet, ihre Stelle finden.

Auf einem beſondern Bogen, in Octav gedruckt, führt dieſe Erklärung von Kotzebue's den Titel:

ſtürzte mich ins dickſte Gedränge, und ward oft vom Blute der Erſchlagenen beſpritzt.

Der Abt. Was ihr nicht alles gethan habt, ſo viel, daß mir hier nichts zu thun übrig bleibt, und ich vielleicht Jahre lang vergebens einer ſolchen Gelegenheit harren werde. Wollt ihr nicht gehen, von den überſtandenen Beſchwerlichkeiten auszuruhen? Ihr werdet eure Zelle kaum wieder kennen, ſo lange iſt es her, daß ihr ſie verlaſſen habt. (geht ab.)

Der Pfaff. (ihm nachwatſchelnd) Ich habe das Meinige gethan. Man muß Gott bitten, daß er die Herzen lenke, und der guten Sache ſeinen Beyſtand nicht verſage.

Vierte Scene.

Hugo der Wulfinger in Pilgrimstracht, erſcheint auf der Spitze des Hügels, welcher der Burg gegenüber liegt.

Ha! das iſt ſie! das iſt Wulfingen! ſey mir gegrüßt Burg meiner Väter! ſey mir

„An das Publikum von August von Kotzebue. (Dieſes Blatt wird in allen Buchhandlungen Deutſchlands gratis ausgegeben).“ —

„Es iſt kühn, den höchſten Richter, das Publikum, noch einmal mit einer Sache zu behelligen, von welcher vor zwei Jahren ſo manche gelehrte und ungelehrte Zeitung ſprach, und über welche in großen und kleinen Städten, in großen und kleinen Geſellſchaften einſtimmig geurtheilt wurde: ich meine die berufene Geſchichte der unglücklichen Broſchüre: Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn. Doch erwarte ich von jedem ehrlichen deutſchen Manne, er werde mir willig ſein Ohr auf eine Viertelſtunde leihen, wenn ich ihm ſage, daß es für die Ruhe meines Lebens nothwendig iſt, mein Herz über dieſe für mich ſo traurige Begebenheit *) zu erleichtern.“

„Manche werden dies Blatt aus Neugierde in die Hand nehmen; Manche, und die Meiſten, mit

---

*) So lange, als die Begebenheit im Gange war, hielt es Kotzebue für nichts als eine Poſſe; jetzt, da ſie geſchloſſen iſt, heißt ſie ihm: eine traurige Begebenheit.

Vorurtheilen gegen mich*); beide Gattungen von Leſern werden nicht finden was ſie ſuchen. Mein Zweck iſt einfach redlich, und möchte meine Hand vertrocknen, und nie wieder ein ehrlicher Mann Freund zu mir ſagen, wenn irgend eine unredliche Nebenabſicht meine Schrift leitet**)."

„Als ich im Jahre 1790 in Pyrmont war, fiel mir die häßliche Broſchüre „Bahrdt an Zimmermann, deutſch geſprochen" in die Hände***). Schon lange hatte ich im Stillen geſeufzt, über alle die hämiſchen Angriffe, auf einen Mann, der den gebildetſten Geiſt mit der ſchönſten Seele verbindet, einen Mann, den ich meinen Freund nennen darf. So grob und ungeſchliffen war er noch von keinem gelehrten Streiter behandelt worden, als jetzt von dem verſtorbenen Doktor Bahrdt *). Wer einen Freund, der noch überdies gerechte Anſprüche auf Dankbarkeit machen darf, geduldig mißhandeln ſieht und ſchweigt, der verdient keinen Freund zu haben **).

---

*) Sollte ein generelles Mißtraun gegen Kotzebue wohl Vorurtheil zu nennen ſeyn?

**) Dieſe Art, ſich zu vermeſſen und durch Herbeirufung von Strafen, die ihn treffen ſollen, ſeinen Worten Bürgſchaft zu geben, kennt der Leſer ſchon aus den vorhergemachten Mittheilungen.

***) Der eigentliche Titel iſt: „Mit dem Herrn [von] Zimmermann, Ritter ꝛc. ꝛc. deutſchgeſprochen von D. C. F. Bahrdt, auf keiner der deutſchen Univerſitäten weder ordentlichen noch auſſerordentlichen Profeſſor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter ꝛc. ꝛc. (118 Seiten); dieſe Schrift iſt derb, ja gar grob, aber es ſind keine Unfläthereien, keine Bordellſcenen darin. Auch ſtellt ſich Bahrdt, der von Zimmermann angegriffen war, mit ſeinem Namen, als Mann gegen den Mann.

„Noch ehe ich Zimmermann kannte, liebte ich ihn, um der frohen Stunden willen, die ſeine

---

*) Dr. Bahrdt ſtarb zu Halle den 23ſten April 1792.

**) Hier iſt, wohl zu merken, nicht von körperlichen Mißhandlungen, ſondern von literariſchen Zänkereien die Rede, die Z. durch ſeine Fragmente über Friedrich den Zweiten größtentheils ſelbſt veranlaßt hatte; es ſtand hier der Schriftſteller gegen den Schriftſteller und es war am vernünftigſten, in ſofern keine gütliche Vermittlung möglich ſchien, die Streitenden es unter ſich ausmachen zu laſſen, ohne daß durch Einmiſchung eines unbefugten Dritten der Unfug noch unnütz vermehrt wurde. Die von v. K. in Anſpruch genommenen Verdienſte reger Freundſchaft, ſind alſo wieder bei Lichte beſehen, — eine Schalksmaske.

Schriften meinem Geiſte gewährt hatten. Als ich ihn ſelbſt kennen lernte, krank und muthlos, da nahm er ſich meiner wankenden Geſundheit ſo freundlich und uneigennützig an, und verſchaffte mir zweimal, durch die verdiente Gunſt, mit welcher meine Monarchin ihn beehrte, Zeit und Ruhe, Leib und Seele zu pflegen, daß ich ein Ungeheuer ſeyn müßte, wenn ich es je vergeſſen könnte. Seinem Rathe als Arzt verdanke ich meine wiederkehrende Geſundheit, ſeinem Freundestroſte Geduld und Muth. Nie werde ich daher bereuen, was ich für ihn thun wollte*), wohl aber das, was ich that."

Gerade in dem Zeitpunkte, als ich meine Verbindlichkeit gegen ihn am ſtärkſten fühlte; gerade in dem Zeitpunkte, als mein ganzes Weſen ſanft erſchüttert wurde, wenn ich nur ſeinen Namen ausſprechen hörte, erſchien Bahrdts grober Angriff, wurde von allen Badegäſten verſchlungen, von Manchem mit Wohlgefallen belächelt, — und, ich knirſchte. Der Gedanke flog durch meine Seele: tritt auf und räche deinen Freund! Der Gedanke reifte ſchnell zum Entſchluß. Bis hierher habe ich mir nichts Tadelswerthes vorzuwerfen; ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich anders gedacht und empfunden hätte *)."

---

*) Wenn dieſes Wollen darin beſtand, über Zimmermanns literariſche Gegner herzufallen, ſo war dies, es mochte ausgeführt werden auf jede beliebige Weiſe, immer eine Narrheit, oder eine Schlechtheit, oder beides.

Aber jetzt ſtehe ich vor dem Steine des Anſtoßes: die Art und Weiſe, wie ich meinen Entſchluß ausführte, kann und mag ich durch nichts beſchönigen. Ich klage niemand an, als mich ſelbſt; eine unglückliche Verkettung von Umſtänden; ähnlicher Eifer und mißverſtandene Gefälligkeit von einer Seite, ein unbeſonnener Gebrauch derſelben von der andern; die kränkliche Reitzbarkeit meiner Nerven, die mir oft eine grüne Brille auf die Naſe ſetzte; das zuweilen überſprudelnde Jünglingsalter, das nur zu oft meine geſunde Urtheils-

---

*) Das Publikum, welches als Schiedsrichter aufgerufen war, entſchied auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, aus Gründen die S. 195 Anmerkung 2. bereits angegeben ſind.

kraft gefangen nahm — Alles das kann mich nicht entſchuldigen, ich weiß es; auch iſt Entſchuldigung wahrlich nicht die Abſicht dieſes Blattes *).“

„Ich reiſ'te von Pyrmont ab mit häßlichen Materialien beladen, und das glühende Dankgefühl für meinen Freund ließ mir keine Zeit, ſie kaltblütig auf der Wage der Gerechtigkeit und Menſchenliebe zu wiegen. In acht Tagen war die unglückliche Broſchüre fertig **). Zimmermann wußte nichts darum. Auſſer Weimar hat ſie vor dem Drucke niemand geſehen. Aber in Weimar ſah und las ſie ein Mann, der nachher öffentlich behauptete, ſie nicht geſehen und geleſen zu haben, und der doch damals ſelbſt hülfreiche Hand leiſtete, ſelbſt ſogar einen Einfall dazu herlieh, der, wie ich glaube, der ſchlechteſte in der ganzen Broſchüre iſt. Hätte dieſer Mann, den ich damals für meinen Freund hielt, und für deſſen Talente ich Achtung hegte, mich nur mit einem Worte auf die Folgen meiner Handlung aufmerkſam gemacht — ich wage es zu behaupten, ſie wäre unterblieben, oder doch auf eine ganz andere, weit unſchuldigere Art vollzogen worden. Aber freilich hatte er keine Verbindlichkeit dazu, und ich werfe ihm auch nichts weiter vor, als ſein nachheriges zweideutiges Benehmen, wozu keine Noth ihn drang. Denn daß ich jemals gegen irgend Jemand ihn für den Verfaſſer ausgegeben haben ſollte, iſt eine kahle Unwahrheit, durch welche er ſein liebloſes Verfahren nur zu beſchönigen ſucht *). Doch genug davon."

---

*) Wenn nicht zur Beſchönigung und Entſchuldigung, warum iſt denn dieſes alles mit ſeinen räthſelhaften Anſpielungen geſagt? — Und was haben dieſe Worte wenn man ſie auch als Entſchuldigung gelten laſſen möchte, mit den ſchändlichſten Bordellſcenen mit dem Gräuel unnennbarer Völlerei und mit den durch vier Akte fortgeführten Gemälden der Unzucht und Zoten zu thun? —

**) Die kurze Gebährzeit ſoll wieder entſchuldigen und klagt hart an; denn ein nicht in der ſittlichen Verworfenheit zu Hauſe ſeyender Mann, könnte die genannte Zahl von Jahren zubringen, er würde keinen ähnlichen Kreis von Laſtergemälden zuſammen zu ſtellen im Stande ſeyn. Die perſönliche Schande des Verfaſſers liegt nicht in den eingewebten, ſkandaloſen Anekdoten, ſondern in freierdachten Situationen und in der ſchmutzigen Art der Ausmalung derſelben.

---

*) Dieſe Stelle geht auf den Rath Friedrich Schulz

„Die verhaßte Broſchüre war nun einmal geſchrieben und zum Druck weggeſandt. Noch damals, in den erſten Tagen ihrer Exiſtenz, als noch wenige Exemplare im Umlauf waren, und als ich Gelegenheit hatte, das Urtheil einiger achtungswürdigen Männer über die Erſcheinung derſelben zu hören; noch damals hätte ich vielleicht Zeit und gewiß guten Willen genug gehabt, die Verbreitung der Broſchüre zu unterdrücken *); aber das Schickſal hatte beſchloſſen, die unglücklichſten Begebenheiten meines Lebens

---

zu Mitau, der, wie ſchon erwähnt iſt, bei ſeinem Aufenthalte zu Weimar, die Titelvignette zu dem Bahrdt ꝛc. bei Lips beſtellte. — Er beſchuldigte Kotzebue'n, dieſer habe ihn als Verfaſſer des Pasquills genannt; Kotzebue leugnet dies: aber Schulz's Behauptung hat mehr hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeitsgründe für ſich, als die Kotzebueſche Verneinung, denn Kotzebue hat ſich in dieſer Geſchichte viele ſonnenklar bewieſene, und zuletzt ſelbſt eingeſtandene Lügen zu Schulden kommen laſſen; von Schulz ſind dergleichen Schändlichkeiten nicht bekannt: er zeigte vielmehr gegen die ihm von v. K. angeſonnenen Betrügereien redlichen Abſcheu.

*) Da Herr v. K. ſeinen böſen Willen durch Verfertigung und Verbreitung der Schandſchrift bethä-

in dem Jahre 1790 an einander zu reihen. Meine geliebte unvergeßliche Gattin ſtarb den Tag nachher, als ich das erſte gedruckte Exemplar empfangen hatte. Der gerechte Kummer raubte mir jede Kraft der Beſinnung für fremde Dinge. Ich floh nach Frankreich, und kam erſt einige Monate nachher in mein Vaterland zurück.“

„Das Uebel war geſchehen. Ich fing an zu fühlen, was ich gethan hatte, und ſeufzte vergebens mit jenem alten Dichter:

O Jupiter! bring mir die entflohenen Zeiten zurück!“

„Die heftigſte Verfolgung begann nunmehr. Man begnügte ſich nicht, in tauſend Schriften den Verfaſſer als ein Ungeheuer darzuſtellen, ſondern man machte auch die Sache an hundert Orten zugleich gerichtlich anhängig. Ich tadle dies Verfahren nicht, und bekenne, daß ich unſchuldig beleidigt, vielleicht das Nämliche gethan hätte. Aber ich hoffe man wird es auch nicht unbil-

---

tigte, ſo iſt es ein vorgebliches Bemühn, Vertraun erwecken zu wollen, zu den Verheißungen ſeines guten Willens, den er nicht bethätigte.

lig finden, daß ich, als es den Verfolgern endlich gelang, auf einem ungeſetzmäßigen Wege, ſogar bis zum Throne meiner Monarchin durchzudringen, alles aufbot mich zu retten. So ſind einige Verſuche, durch welche ich meine Verfolger zu täuſchen hoffte, hinlänglich durch die Nothwehr entſchuldigt *).“

---

*) Hier erſcheint die Dialektik des Hrn. v. K. in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Die, nach einem vernünftigen Geſchäftsgange, von der hannöverſchen Regierung an mehrere auswärtige Behörden erlaſſenen Requiſitionen, zur Mitwirkung bei der Ausmittlung des Pasquillanten, ſind ihm die heftigſten Verfolgungen; hiernach ſoll man es nicht unbillig finden, daß er, als auch die ruſſiſchen Behörden von der Kaiſerin befehligt wurden, die Nachforſchungen gerichtlich zu betreiben, (dies beliebt er, einen ungeſetzmäßigen Weg, zu nennen) Alles aufbot, ſich zu retten, das heißt Betrug auf Betrug häufte, und dieſes Gewebe von Schändlichkeiten ſtellt er in die Kategorie der hinlänglich entſchuldigten Nothwehr. — Exiſtirte hier ein Angriff gegen Hrn. v. Kotzebue? Wer griff ihn an? Gegen wen hatte er Nothwehr zu üben? — Ein ſchändliches Verbrechen war begangen, er hatte den Verdacht gegen ſich, die geſetzlich-gerichtliche Unterſuchung ließ die Entdeckung des Verbrechers nicht mehr bezweifeln,

gegrüßt bemooſter Thurm! (Er kniet nieder und küßt die Erde.) ich war ein Mann, als ich von euch ſchied, ich ſehe als Greiß euch wieder. Im Geleite von hundert wehrhaften Reiſigen zog ich durch dieſe Thore, ſie alle fraß das Schwerdt der Sarazenen, ich kehre heute allein zurück. (Er ſteigt den Hügel herab und betrachtet einige Augenblicke ſchweigend mit heftiger Rührung die Burg.) Alles noch ſo wie ich es verließ, kein Stein gebrochen, kein Baum umgehauen, faſt mögte ich glauben, noch dieſelben Schwalbenneſter an der Mauer. — Dort unter jener Eiche drückte ich mein wimmerndes Weib zum letztenmale an die Bruſt, und ſeegnete den unmündigen Knaben, der an mein Knie ſich hieng. — Dort unter dem Strohdache jener niedern Hütte ſchloß ich zum letztenmale den Säugling in meine Arme, die Frucht meiner Verbrechen, das Saamenkorn meiner endloſen Reue. — Ach! welch eine Menge von Empfindungen, die ſeit drey und zwan-

„Ich war endlich ſo glücklich, der Monarchin ſelbſt die wahren Umſtände der Sache ohne Hülle (?) vorzutragen. Sie unterſchied den guten Willen von dem böſen Erfolge, den untadelhaften Zweck*) von der tadelnswürdigen Ausführung derſelben, und verzieh, indem ſie befahl, daß in ihrem Reiche nie wieder gerichtlich davon die Rede ſeyn ſolle.“

„Anderthalb Jahre ſind nun verfloſſen, ſeit ich von dieſer Seite völlig beruhigt bin, und keine gerichtliche Procedur mir ferner droht. Es war nöthig dieſe Zeit verflieſſen zu laſſen, damit es nicht ſcheinen möchte, als thäte ich aus Furcht einen Schritt, den ich heute blos auf Antrieb meines Herzens thue. Aber Gott iſt mein Zeuge**), und mehrere meiner Freunde wiſſen es

---

und nun will der Verbrecher Nothwehr geübt haben, indem er durch neue Verbrechen die Entdeckung des früher begangenen Verbrechens unmöglich zu machen, ſich bemüht. Wurde nicht die perſönliche Schuld, wie die geſetzliche Strafe des erſten Vergehens, durch die daranzereihten entſchieden vergrößert?

*) Siehe Seite 195 Anmerkung 2.

**) Da v. K. zum Beiſpiel in dem Briefe an ſeine Mutaus meinem Munde, daß ich gleich damals, von meinem Unrechte überzeugt, den Vorſatz faßte, den Beleidigten Genugthuung zu geben, ſo viel in meinen Kräften ſtünde.“

„Ich habe wegen dieſer Begebenheit, der unglücklichſten meines Lebens, ſo viel gelitten, als je ein Sterblicher leiden kann; ich habe geprüfte Freunde verloren, und die Liebe des Publikums eingebüßt; ich habe tauſend heimliche Nackenſchläge empfangen *), und tauſend hämiſche Anekdötchen

---

ter, auf das Zeugniß Gottes provocirte, um ſeinen Lügen ein rhetoriſches Gewicht zu geben, ſo kann hier dieſer Redeform keine größere Bedeutung beigemeſſen werden, als wenn v. Kotzebue eine Verſicherung durch ſeine Cavalier-Parole beſtätigt hätte. — Das nachfolgende Gelübde, den Beleidigten Genugthuung zu geben, iſt offenbar lächerlich, weil dieſes ſo wenig in ſeinen Kräften ſtand, als es in den Kräften eines Mörders ſteht, den Ermordeten wieder ins Leben zurückzurufen.

*) Die tauſend heimlichen Nackenſchläge erhielt v. K., wenn er ſie wirklich empfing, in Erwiederung der tauſend heimlichen Nackenſchläge die er ausgetheilt hatte und in ſeinem ferneren Leben auszutheilen beſliſſen war. Was die hämiſchen, auf ſeine Rechnung erfundenen Anekdötchen betrifft, ſo iſt es höchſt eigen

ſind auf meine Rechnung erfunden worden. Man hat ſich durch lächerliche Recenſionen an meinen Schriften gerächt, andere haben meinen moraliſchen Charakter, nicht ohne Schein, verunglimpſt. Die Edleren haben geſchwiegen, und ihr Schweigen iſt mir drückender geweſen, als das Wüthen der kleinen Geiſler. Niemand hat die ſchlafloſen Nächte gezählt, in denen meine eigenen Vorwürfe mich peinigten, und niemand hat die bittere Empfindung gemeſſen, welche mir oft jede Freude vergällte. Genug! ich bin überzeugt, daß ich keinem als mir ſelbſt Schaden zugefügt *), und daß noch nie, ſeit die Welt ſteht, eine literariſche Unbeſonnenheit (?) ſo hart gebüßt iſt."

„Nicht um wieder zu gewinnen, was ich verlor; nicht um Recenſenten mit mir auszuſöhnen,

---

daß bei der ganzen Geſchichte immer, beim Lichte beſehen, die Wirklichkeit ſchändlicher war, als die hämiſch erfundenen Anekdötchen. —

*) So fühlt der Selbſtling nur das eigene Mißbehagen begangenen Frevels; vor dem, ſeinem Mitmenſchen zugefügten Unglücke verſchließt er gefliſſentlich die Augen. —

die unverſöhnbar ſind, und deren unedle Rache ich verachte; nein! blos um die Ruhe meines Herzens zu befördern, und meine eigene Achtung vor mir ſelbſt wieder herzuſtellen, trete ich jetzt öffentlich auf, und wende mich an Euch, Ihr alle, die ich unſchuldig beleidigt habe, verzeiht mir! Der Jüngling konnte fehlen, aber er muß ſich nicht ſchämen, zu bekennen, daß er gefehlt hat. Wohlan! ich ſchäme mich deſſen nicht, wie auch Haß und Schadenfreude ſchief und hämiſch darüber urtheilen mögen. Es iſt traurig in die Verlegenheit zu gerathen, einen ſolchen Schritt thun zu müſſen; aber es wäre noch weit trauriger, ihn nicht raſch und ohne Rückſicht auf Verhältniſſe zu thun. Hier in meiner ländlichen Einſamkeit, wo nur Gottes Auge mich ſieht, mein Herz mein Verfahren billigt, und einige geprüfte Freunde mir Beifall lächeln; hier ſoll nichts mich abhalten, mein Unrecht freimüthig zu bekennen. Und reicht auch keiner der Beleidigten mir die Hand, wendet auch kein Herz ſich wieder zu mir ſo habe ich doch gethan, was ich thun mußte. Vergeſſen werde ich dieſe unglückliche Begebenheit nie! Doch von heute an mit minderer Bitterkeit daran zurückdenken.“ —

„Geſchrieben zu Jewe, unweit Narva,
den 17ten Auguſt 1793.“

Den Schluß dieſer Darſtellung mache eine Bemerkung, die Herr von Kotzebue im zweiten Theile des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens, Seite 231 ausſpricht; in dieſen Worten iſt nichts verändert, als der Name des, gegen den ſie gerichtet ſind: dort wurden ſie gebraucht damit ſie einem glücklichen Abentheurer und Ballettänzer Chevalier und ſeines Gleichen zur Lehre dienen; hier, damit ſie in gleichem Sinne den Geſichtspunkt feſtſtellen, nach welchem vorſtehende vollſtändige Erzählung der Geſchichte des Bahrdt mit der eiſernen Stirn durch ſich ſelbſt gerechtfertigt wird: „Kalt, wie es ſich gebührt, habe ich das Strafamt der Publicität verwaltet. Der geſetzlichen Beſtrafung konnte eine glückliche Kombination der Umſtände den Herrn von Kotzebue (im Originale ſteht Herrn Chevalier) entziehen, nicht ſo der heilſamen Publicität, die früh oder ſpät den glücklichen Verbrecher ereilt.“ —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Drittes Buch.

Mainz. — Seine Rückkehr nach Rußland. — Seine Theaterdirection zu Wien. — Das merkwürdigſte Jahr ſeines Lebens. —

Die Behauptung, daß August von Kotzebue's Leben eigentlich mit der Geſchichte des Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn, geſchloſſen ſey, hat viel Wahres; denn, ob er gleich nachher noch ein volles Viertel-Jahrhundert lebte und wirkte, ſo bezeugt doch dieſe letzte Hälfte ſeiner Wallfahrt fortwährend eine ſehr nahe Verwandtſchaft mit der Handlungs- und Sinnesweiſe ſeines frühern Lebenslaufes. —

Was zunächſt ſein perſönliches Daſeyn betrifft, ſo iſt zwar nicht zu verkennen, daß er in demſelben von jetzt an eine gewiſſe Vorſicht feſtzuhalten ſich bemühte, um im Kreiſe des häuslichen Lebens eine gemüthliche Ruhe, die er in der Schriftſtellerwelt für immer eingebüßt hatte, wiederzufinden. Wie das reifere Alter überall eine Neigung zur Gemächlichkeit offenbart, ſo ſtrebte v. K., für den nächſten Kreis ſeiner Umgebungen, als Gatte, Vater, Freund und Gutsherr eine Haltung zu gewinnen, die ſein Leben angenehm machte. Er gefiel ſich in ſolcher Ruhe und blieb ihr ſo lange getreu, als ihn perſönlich nichts Lockendes oder Unangenehmes berührte; trat aber ſolcher Fall ein, wurde das Feuer einer Leidenſchaft durch ein Ereigniß geweckt, ſo verlor er ſchnell alles Gleichgewicht. Die Erfüllung mancher ſchwieriger Pflichten z. B. die der Erziehung ſeiner Kinder, wußte er ſich ſehr leicht zu machen; andere wurden ihm von ſelbſt erleichtert, durch den pekuniären Wohlſtand, welcher unter allem Wechſel des Schickſals zunahm. — Die Mißhelligkeiten des ehlichen Lebens, von welchen ſeine erſte Ehe nicht frei war, denen er durch die Flucht nach Paris ein ſchriftſtelleriſches Sühnopfer zu bringen verſuchte, wurden durch die Beobachtung mehrerer Decenz leichter ausgeglichen. —

Doch der Geſchichte ſeines ferneren Lebens zwanzig Jahren ſchlummerten, erwachen in dieſem feyerlichen Augenblicke. — Ich danke dir guter Gott! daß durch tauſend Gefahren dein Engel mich leitete bis zum Wohnſitz meiner Väter, wäre es auch nur um dies morſche Gebein bey dem ihrigen verſcharren zu laſſen. — Wie mir das Herz pocht! mehr als beym Sturm von Ptolemais. Jeden Baum, jeden Stein möchte ich fragen: lebt mein Weib noch? lebt mein Sohn noch? — Die Fenſter der Burg ſind öde, die Zugbrücke niedergelaſſen, kein Schnitter im Felde; tiefer Friede herrſcht hier, oder die Peſt hat gewütet. — Schutzgeiſt meiner alten Tage, flüſtre mir zu! iſt noch Freude für mich in dieſer Burg? oder ſoll ich umkehren nach Paläſtina und einen Hügel Erde ſuchen, wo der müde Pilger ausruhen könne? —

ſoll nicht vorgegriffen, ſondern nur bemerklich gemacht werden, daß v. K. nach einer eigenen Verkettung ſeiner Thätigkeit, mit dem im vorigen Abſchnitte beſchloſſenen Zeitpunkte ſeines Lebens, das Beſte und das Schlechteſte, die Gränzpunkte ſeines Talentes und des Mißbrauchs deſſelben, gegeben hat — Das Kind der Liebe — Menſchenhaß und Reue — Bahrdt mit der eiſernen Stirn. — Indem wir ihn auf ſeiner Bahn begleiten, wollen wir nicht unterlaſſen, wiederholt uns deſſen zu erinnern, was uns nach ſeinem Tode einer ſeiner vertrauteren Bekannten ſo dringend anempfahl: „Laßt uns," ſagt er, „den Gegnern nicht Verdammniß um Verdammniß zurückgeben. Sie kannten ſeine Fehler, aber ſie kannten ihn nicht ganz. Gerade ſeine beſſere Seite war die der Welt verborgene *)." — Kein geringer Vorwurf für einen Mann, der mit ſo vieler Publicität lebte! —

— V. Kotzebue ging von Paris nach Mainz, wo er eine von Gotha aus ihm werthe Geliebte

---

*) Literariſches Wochenblatt 4ter Band. Nro. 1.

mit der er in fleißigem Briefwechſel ſtand, zu finden und in ihr eine Reiſegeſellſchafterin bis nach Niederſachſen zu erhalten hoffte. Jedoch noch ehe er ankam, hatte die achtungswerthe Familie, der, ohne hiervon etwas zu ahnen, das auf ihren flüchtigen Präſidenten hoffende Fräulein anvertraut war, letztere in die Heimath geſchickt, unter ehrenfeſter Begleitung eines zur Meſſe reiſenden Kamelotwebers. Da ſich unter den leichtſinnig zurückgelaſſenen Papieren auch die Liebesbriefe Kotzebue's an ſeine „göttliche Lotte" befanden, ſo wurden ihm dieſe bei ſeiner Ankunft zu Mainz, nicht ohne ernſte Rüge ſeines Betragens, überreicht. Er benahm ſich einfach; ohne ſichtbare Verlegenheit geſtand er das Liebesabentheuer, — und ging ſeinen Gang fort. — Solche Anekdoten, wo der verführeriſche Präſident, um die Worte einer Geliebten zu gebrauchen, „mäßig-ruchlos und bezaubernd den Schönen zu den Füßen lag" — könnten zahlreich beigebracht werden, wenn es hier nicht vollkommen genügte, dieſe Seite ſeines Lebens leicht zu berühren, die ihm beſonders deshalb hier zu gerechtem Vorwurfe dient, weil ſie die früher geäußerte Vermuthung beſtätigt: die Betrübniß des an Zärtlichkeit überſtrömenden Gatten, in der Flucht nach Paris, war nichts als eine Rolle, die er auf dem Schriftſtellertheater, zur ſonderlichen Erbauung empfindſamer Seelen, ganz gut zu ſpielen verſtand. —

Die vereitelte Zuſammenkunft mit der göttlichen Lotte ſtörte Kotzebues Erwartungen eines genußreichen Aufenthalts zu Mainz durchaus nicht. Er lebte dort mit dem Theater und für daſſelbe, er freute ſich der dort angetroffenen „vielen hübſchen Geſichter," und ſchrieb, bis zum Sommer des Jahres 1791 hier verweilend, den weiblichen Jacobiner-Klubb, den Papagai, den Sultan Wampum und den Spiegelritter; auch bearbeitete er, nach einer franzöſiſchen Handſchrift, das „philoſophiſche Gemälde Ludwigs des XIV.," welches zu Straßburg in demſelben Jahre gedruckt wurde. Im letzteren glaubt er gezeigt zu haben, daß ihm jede Art des Despotismus gehäſſig ſey *). Er erzählt: „Mein Ver-

---

*) Siehe: die jüngſten Kinder meiner Laune. Theil 5. Seite 232. ff.

leger in Straßburg ſchickte mir das Werk im Manuſcripte zu, und die Korreſpondenz, die ich mit ihm darüber führte, wurde erbrochen, ehe ſie in meine Hände kam. Ich beſchwerte mich deshalb bei unſerm Miniſter in Frankfurt; er nahm ſich meiner an, allein man behauptete in Mainz, die Briefe kämen bereits erbrochen an, und ich habe nie erfahren können, wer mir eigentlich die Ehre anthat, mich für einen Spion, oder verkappten Jacobiner zu halten. Es ſcheint überhaupt mein Schickſal zu ſeyn, daß, indeß Herr Huber und Conſorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausſchreien, die Despoten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Demokraten, ihrer mißtrauiſchen Aufmerkſamkeit würdigen. Ich könnte ſeltſame Beiſpiele davon anführen, wenn man alles dürfte, was man kann.“ —

Schon damals, wie ſpäterhin, wo v. K. ſich es zum eigentlichen Berufe machte, über Alles und beſonders über politiſche Gegenſtände und ſtaatswiſſenſchaftliche Angelegenheiten zu ſprechen. wurde er in manche Kolliſionen verwickelt und zog ſich die Mißbilligung aller Parteien zu, indem er inkonſequent ſich dem Spiele augenblicklicher Neigungen, Meinungen und Anſichten hingab. Schon damals ließ er den Irrthum ahnen, nach welchem er ſich einbildete: es ließen ſich die Völker mit ihren heiligen Rechten, mit ihren frommen Begehren eben ſo leicht befriedigen, wie ein ſchauluſtiges Publikum vor dem aufgerollten Theatervorhange mit pomphafttönenden, aber höchſt frugalen Inhalts ſeyenden Sentenzen. —

Kotzebue beſuchte während jener Zeit Hubers Haus oft und gefiel ſich in dem Umgange des durch Talent und Sitten angenehmen Mannes. „Unerwartet war es mir, ſagt er in der oft erwähnten Selbſtbiographie, als Herr Huber*), durch die Herausgabe ſeiner kleinen Schriften, die Maske des Recenſenten abnahm.

---

*) Ludwig Ferdinand Huber, geb. zu Paris 1764, geſt. zu Ulm 1804, als baierſcher Landes-Direktionsrath, hat ſich in der deutſchen Literatur einen beliebten Namen erworben, als geiſtvoller Erzähler, als ausgezeichneter dramatiſcher, politiſcher und kritiſcher Schriftſteller. Unvergeßlich ſeinen Freunden, bewährte er in allen Verhältniſſen ſeines Lebens den Ruhm eines Biedermanns. Mit Aufopferung

Er, in deſſen Geſellſchaft ich ſo manche frohe Stunde genoſſen; er, deſſen Talent ich bewunderte und deſſen Umgang ich liebte; er, der mir perſönliche Zuneigung zu widmen ſchien; er, der trotz der Geringſchätzung, die er für meine Schriften affectirt (?), meiner Sonnenjungfrau einſt die Ehre anthat, ſie durch eine vortreffliche Scene zu bereichern, von welcher ich wünſchte, daß er ſie drucken ließe; er, mit einem Worte, von dem ich mit der freundſchaftlichſten Umarmung ſchied: er bohrte mir einen Dolch in den Rücken! — (dieſe harte Redensart heißt in v. Kotzebue's eigenthümlicher Schreibweiſe nicht mehr und nicht weniger, als, der leichtverletzbare Schriftſteller wurde darüber ſehr aufgebracht, daß Huber an

---

der glänzendſten Ausſichten ward er unter Anſtrengung und Selbſtverläugnung der Retter, Pfleger und Vater der Familie George Forſter's. — In ſeiner noch lebenden Witwe, Thereſe Huber, geb. Heyne aus Göttingen, zuerſt verheyrathet mit G. Forſter, verehrt Deutſchland unbezweifelt eine ſeiner trefflichſten Schriftſtellerinnen, der nicht die Sucht, ſich auf literariſchem Markte überall hören zu laſſen, ſondern ein höherer Beruf, die Feder darreicht. —

der ſchriftſtelleriſchen Tendenz des Eitlen keinen Gefallen finden konnte, und hierüber freimüthig mit Gründen unterſtützt, in den Recenſionen der v. K—ſchen Werke Rechenſchaft ablegte. —) „Ich will gern glauben, daß das Recenſiren mit einem vorher geflogenen freundſchaftlichen Umgange nichts gemein hat, aber ich muß doch bekennen, daß es mir unmöglich wäre, einen Menſchen in den Augen der Welt herabzuſetzen, dem ich unter vier Augen Beweiſe meines Wohlwollens gegeben. — Guter Gott! wenn der Beifall des Publikums einem ſchönen Mädchen gleicht, um deſſen Beſitz ſich ſelbſt Brüder entzweyen könnten — o! ſo entſage ich ihm mit Freuden!“ —

Den Schlüſſel zu jener Möglichkeit, in den Augen der Welt, die Schriften eines Mannes herabzuſetzen, dem er Beweiſe des Wohlwollens gegeben und von dem er ſolche empfangen, hat erſt ſpäterhin v. K. gefunden und, wie bekannt, in ſeinem Freimüthigen und in ſeinem literariſchen Wochenblatte davon vielfachen Gebrauch gemacht.

Noch von einer hierhergehörigen Seite kamen v. Kotzebue und Huber in nicht harmoniſche

Berührung, da in jenen Tagen das oftерwähnte Pasquill, Bahrdt mit der eiſernen Stirn, vielfach beſprochen wurde. Damals ahnete noch niemand den wahren Verfaſſer, den Kotzebue im Geſpräche immer leiſe, aber gefliſſentlich in Schutz nahm; Huber in ſeinem klaren feſten Sinne von Recht und Unrecht, ſprach wiederholt ein eiſernes Urtheil aus, über den Verfaſſer jenes Schandwerkes; v. K. vernahm es ſanft, ſeine große Reitzbarkeit mit der Furcht, entdeckt zu werden, beſchwichtigend — vertraut wurden beide nie. —

Kotzebue ging bald darauf, als die famoſe Vaterſchaft des Pasquills anfing ruchbar zu werden, nach Rußland, da ohnehin ſein Urlaub beendet und ſeine dortige Gegenwart zu Bewirkung der Begnadigung, im Falle der Entdeckung, ſo nothwendig war. Wie er in dieſem Verhältniſſe recht eigen für ſich ſein Werklein über den Adel ſchrieb, deſſen Wirkung wohlberechnend, iſt bereits geſagt; doch hat er ſich darin gefallen, ſeinen Leſern in dunkelen Hindeutungen glaubhaft zu machen, als habe es damit eine ganz andere, nach ihrer Wichtigkeit gar nicht auszuſprechende Bewandtniß. So verſichert er: „Ich könnte vieles darüber ſagen, aber ich darf nicht. Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einſt erfahren — in welchen zweideutigen Ruf einer gewiſſen Gattung, meine vor- und nachher beharrlich geäußerten, aber mißgedeuteten Geſinnungen, mich geſetzt hatten; wenn man wüßte, wie ſelbſt meine vertraulichſte Privatkorreſpondenz mir gefährlich wurde; wenn man wüßte, welche Aufforderungen und von wem ich ſie erhielt; wahrlich! man würde dieſes Produkt aus einem andern Geſichtspunkte beurtheilen; man würde nicht blos den Schriftſteller, ſondern auch den Bürger und Vater dabei im Auge behalten. Indeſſen geſtehe ich gern, daß ich mir eine übelverſtandene Gefälligkeit zu Schulden kommen laſſen, und der Kritik manche Blößen gegeben habe.“ — (S. Kinder meiner Laune Thl. 5. S. 236 und 237.)

Nachdem er in Eſthland wieder einheimiſch geworden war, übernahm er auch ſeine Stelle wieder, ohne dadurch geſtört zu werden, in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, ſeinen Beſchäftigungen mit dem Theater, ſeinen wiederholten Ausflügen auf das Land, und in der Bewirthſchaftung der Beſitzungen, die er theils aus der Verlaſſenſchaft ſeiner verſtorbenen Gattin, theils durch andere eigene Erwerbung beſaß. Alle dieſe Verhältniſſe boten ihm manchen Genuß dar, der nur dadurch in den nächſten Umgebungen des geſellſchaftlichen Lebens geſtört wurde, daß v. K. bei den ununterbrochen ſehr eifrig betriebenen Huldigungen der Damen, zu oft Vorſicht und Delikateſſe aus den Augen ſetzte, und hierdurch nicht ſelten in Verlegenheiten verwickelt wurde. Hierin haben denn auch die ärgerlichen, zum Theil ſehr übertriebenen Läſterungen ihre Veranlaſſung, die Herr von Maſſon gegen v. K— ausſtieß. Solche Geſchichten und Klätſchereien zogen ihm manche Unannehmlichkeiten zu; beſonders, da er kurz nach ſeiner Heimkehr nach Eſthland, den Stand eines betrübten Witwers mit dem eines Ehemannes vertauſcht hatte. Er heyrathete das Fräulein Chriſtel von Kruſenſtern, eine nahe Verwandte des berühmten Weltumſeglers,

Vierte Scene.

Wilibald und Ottomar kommen aus der Burg.

Ottomar. Komm Bruder! ich will dir ein Finkenneſt zeigen, das ich geſtern fand.

Wilibald. Iſt es hoch? muß man brav klettern?

Ottomar. Nein, es iſt ganz niedrig im Buſche.

Wilibald. Dann mag ichs nicht ſehen.

Ottomar. Narr, warum denn nicht?

Wilibald. Wenn weder Mühe noch Gefahr dabey iſt, ſo iſt auch keine Freude dabey.

Hugo. Ein Paar ſüße Knaben! mein Herz wallt.

Ottomar. Sieh Bruder, den bärtigen Alten. Komm, laſſ' uns gehen.

Wilibald. Nicht doch, wir wollen mit ihm reden.

Ottomar. Ich fürchte mich.

Wili-

und erhielt eine Gattin, die, mit vieler Bildung des Geiſtes, jedem, der ſie näher kennen lernte, beſonders deshalb höchſt verehrungswerth erſchien, weil ſie in ihrem Berufe ihr höchſtes Glück fand, und als Hausfrau, als Mutter, als ſorgſame Pflegerin ihres, an abgemeſſene Lebensweiſe, häusliche Bequemlichkeit, behagliche Wohlhabenheit und an Entfernung aller unangenehmen Eindrücke immer mehr ſich gewöhnenden Gatten, große Verdienſte ſich erwarb.

Auch mit dieſer zweiten Verheyrathung nahm v. Kotzebue's Wohlſtand zu, welcher ohnehin in ſeiner literariſchen Thätigkeit eine ergiebige Hülfsquelle hatte. Dieſe glückliche Lage, verbunden mit der Neigung zur äußeren Unabhängigkeit, beſtimmten ihn 1795 ſeine Präſidentenſtelle zu Reval niederzulegen. Er erhielt dieſen geſuchten Abſchied mit der Ernennung zum Kollegien-Aſſeſſor. Da er öfter über den ihm beigelegten Rang zu reden ſich veranlaßt fand, ſo ſey hier rückſichtlich deſſen bemerkt, daß er als Präſident den Rang eines Obriſtlieutenants hatte. Da aber ſehr folgerecht in Rußland der Rang des Amtes, von denjenigen, den der Titel giebt, verſchieden, und Hr. v. K— nur mit dem Titel eines Rathes der den Hauptmannsrang ertheilt, nach Reval kam, ſo würde er bei ſeinem Rücktritt in den Privatſtand, dieſer Klaſſe wieder zugefallen ſeyn, wenn er nicht mit der Verabſchiedung avancirt und zum Kollegien-Aſſeſſor, der den Majorsrang hat, ernannt wäre.

Da ſich Kotzebue's Ruf durch die Autorſchaft des Bahrdt mit der eiſernen Stirn, wenn auch auf eine nicht beneidenswerthe Weiſe, ſehr erweiterte, ſo war er, begünſtigt durch Muſſe und Talent, gar geſchäftig, den Beifall, welchen ſeine dramatiſchen Arbeiten auf der Bühne fanden, durch zahlreiche neue Gaben für die Schauluſtigen, feſtzuhalten und ſich zu ſichern. Ein immer ausgebreiteteres Bürgerrecht gewannen ſeine Stücke auf den Theatern Deutſchlands; ausländiſche Schriftſteller verpflanzten Kotzebue's Schauſpiele, unter dem Beifallgeklatſch des Publikums, auf ihre Bühnen, ſein Name war bekannt in Frankreich und England, in Italien und Spanien — ja, wie er ſelbſt verſichert ſogar in den aſiatiſchen Provinzen Rußlands. Es ärndtete ſeine Eitelkeit aus dieſer Rüſtigkeit gar reichen Gewinn, aber auch vielſeitige Anregung eines ſo oft ſich erneuernden Kummers. Wie häufig ſeine Schauſpiele auf den Theatern gegeben, in wie viele Sprachen ſie auch überſetzt werden mogten, die Freude hierüber genügte ſeinen Wünſchen nicht; er hatte in ſeinem Vaterlande geſehen und ſah beim Hinblick auf daſſelbe täglich, wie ſich Gelehrte, Schriftſteller und Dichter daſelbſt mit ihren Verdienſten Achtung erwarben, wie ſie werthgeſchätzt und von ihren Zeitgenoſſen mit Verehrung ihre Namen genannt wurden; dieſe unbefriedigte Sehnſucht nach Achtung, von einem beſſeren moraliſchen Gefühle geweckt, bezeichnet Kotzebue's literariſchen Lebenslauf, und ſtimmte ihn, bei mancher fehlgeſchlagenen Bemühung, den immer wachen Tadel zu beſchwichtigen, endlich feindſelig gegen die ihm entgegenſtehende deutſche Schriftſtellerwelt. Beſonders gegenwärtig trafen ihn die Nachwehen der Schriftſtellerverbrechen hart. Die bei dem berüchtigten Pasquille offen dargelegte Immoralität, Schaamloſigkeit, Völlerey und Unzucht glaubte man zur Waffnung gegen den von ihm anderweitig errungenen Beifall, auch in ſeinem Leben und in ſeinen übrigen Schriften nachſpüren, warnend zur Sprache bringen zu müſſen — daher, wie verſchieden auch die Anſichten der Schriftſteller waren, die Kotzebue's Namen und ſeine Schriften nannten — immer ſprach Verachtung, Geringſchätzung, Mißgunſt, ſelbſt Neid über ihn das Urtheil. Der auf allen Bühnen gefeierte Schriftſteller, der in anſtändig vornehmen äußeren Verhältniſſen lebende Mann, der ſpäterhin von den Großen der Erde ſo ausgezeichnet Begünſtigte, blieb immer ein Gegenſtand der öffentlichen Mißbilligung, und er ſelbſt ſorgte durch leidenſchaftliche Anregungen, Neckereien und offen dargelegte Züge der verletzten Eitelkeit, daß dieſe Stimmung ſich immer verjüngte. Er gewann nie das Bewußtſeyn, daß in dieſem ſein Leben beunruhigenden Zwieſpalte die aufgeweckte Nemeſis ihre Gewalt übe; er ahnete nie, daß die Nationalſtimmung ſeiner Landsleute über ihn, über ſeinen Charakter, über ſeinen Schriftſtellerwerth, von den unwandelbaren Geſetzen der moraliſchen Nothwendigkeit beſtimmt würde — und ſo erſchien ihm der vielfach über ihn öffentlich ausgeſprochene Tadel immer nur als boshafter Recenſentenunfug. Dieſe ihm ſo unbehagliche Stimmung mit Reſignation ſchweigend zu tragen, war ſeine Sache nicht; das wirklich und ſcheinbar ihm in der Recenſentenwelt zugefügte Unrecht glaubte er durch einen kräftigen Schlag rächen zu müſſen; um das verwundete Gemüth deſto leichter zu verbergen, verſuchte er mit lachender Miene in die Schranken zu treten, indem er ſeine Fragmente über Recenſenten-Unfug (1797) in die deutſche Leſewelt ſchickte. Er ſchlug mit einer Fliegenwedel in ein Weſpenneſt; er ſtrafte nicht das Ungeziefer, ſondern jagte es auf zu neuem Leben und Muthwillen. Er beginnt dieſe Fragmente mit einem „Manifeſt, enthaltend die Kriegserklärung.“

„Ich Kotzebue, durch die Gnade der Muſen, Schauſpieldichter der Deutſchen, thue hiermit kund und zu wiſſen, allen Leſern mit oder ohne Brille, daß:

„Da ich von den Unterthanen des Alten

vom Berge, die ſich vormals Aſſaſſinen nannten *) und heut zu Tage Recenſenten heißen, ſeit mehreren Jahren mancherlei Eindrang erlitten;

„Da ſie meine Kinder überfallen und mit Koth beworfen, weil ſie keinen Geleitsbrief vom Alten vom Berge erkauft hatten;

„Da ſie die Bosheit ſo weit getrieben, ihnen ſogar verdächtige Dinge in die Taſchen zu prakticiren, um ſie hernach für gefährliche Leute auszuſchreien;

„Da ſie auf dem klippenvollen Meere der dramatiſchen Dichtkunſt nicht einmal die Beifalls-

---

*) Zur Erläuterung dieſer ziemlich weit hergeholten Anſpielung Folgendes: Ben-Sabbah gründete, als Haupt eines Ismaelitiſchen Stammes, 1090 ein Reich in Syrien. Er und ſeine ſieben Nachfolger herrſchten unter dem Namen: der Alte vom Berge, weil des Reiches Sitz auf der Bergfeſte Meſiade war. Von hier aus wurden häufig Krieger zu Raub und Mord ausgeſchickt, die man Aſſaſſinen nannte, von dem verſtümmelten Worte Haſchiſcheh, welches ein bis zur Wuth berauſchendes Hanfblatt bezeichnet, deſſen ſich jene furchtbare Schaaren zur Aufregung der Lebensgeiſter und des Muthes bedienten. — Aſſaſſinen — Meuchelmörder; Aſſaſſinat — Meuchelmord. —

flagge reſpektirt haben, mit denen *ihr* und *mein Lehnsherr*, das *Publikum*, mich beſchenkt hatte;

„Da ſie *verlarvt* an den Landſtraßen lauern und mit vergifteten Waffen mich hinterrücks überfallen, ſo oft ich ruhig vorüberwandle;

„Da ſie täglich ihre Troßbuben in meine anſpruchloſen Gärten ſenden, um Pflanzungen zu zertreten, die ſie höchſtens nur vom Unkraute ſäubern ſollten;

„Da ſie Allianzen mit dem *Neide* und der *Unverſchämtheit* gegen mich geſchloſſen haben;

„So ſehe ich mich endlich genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und habe daher allen meinen getreuen Unterthanen Befehl gegeben, ſich zu rüſten. Die *Wahrheit* ſoll, unter dem Kommando der *Vernunft*, den Feind en Fronte angreifen, das *empörte Gefühl* unter dem Kommando der *Kaltblütigkeit*, ihnen in die Flanke fallen; die *gute Laune* iſt als Freikorps errichtet, und dem *Witze* habe ich Kaperbriefe ertheilt. Ich bin nicht geſonnen, Eroberungen zu machen, ſondern gedenke blos, einen übermüthigen Feind — ſo ſehr er mir auch an Zahl und allerlei ſaubern Hülfsmittelchen überlegen iſt — zu einem gerechten und ehrenvollen Frieden zu zwingen. Gegeben zu Friedenthal, den 1ſten Juli 1796.“ —

Dann ſucht er ſich gegen Misverſtand zu verwahren und beſtimmt, „gegen welche Hohnſprecher er ſeine Hirtenſchleuder richtet;“ nicht die Kritik in wiſſenſchaftlichen Fächern will er herabſetzen, ſondern die Alltagskritikaſter im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften. Alſo: „Euch treffe meine Geiſſel, ihr Afterrecenſenten, die ihr ſo ſelten urtheilt, und ſo gern verurtheilt; ſo oft in dem Werke nur die verhaßte Perſon des Autors tadelt; ſelbſt das Gute, was ihr nicht ableugnen könnt, gefliſſentlich verkleinert; hämiſche Seitenblicke auf den Charakter des Verfaſſers werft; Gift aus ſeinen unſchuldigen Worten ſaugt; immer über verletzte Moralität ſchreit, die doch blos der Schild iſt, hinter dem ſich euer Neid verkriecht; euch Alle, die ihr euren einſeitigen Geſchmack dem Publikum zur Richtſchnur aufdringen wollt; keck abſprecht, und, weil es euch an Gründen mangelt, durch hochtrabende Kunſtworte täuſcht, die ihr ſelbſt nicht verſteht; hier einen befreundeten Dummkopf ſanft ſtreichelt; und dort einen angefeindeten Mann von Genie wüthend begeifert — euch Alle treffe meine Geiſſel!" — Darauf folgen denn ſiebzehn „Proben von Albernheiten in der Jenaiſchen Literaturzeitung," die öfter den Schein der Albernheit auf denjenigen werfen, der durch ſolche Beweiſe ſeine Schmähungen rechtfertigen zu wollen, befangen genug iſt; ſo hält ſich v. K. z. B. am längſten bei dem vierten Pröbchen auf, in welchem ihm der Stein des Anſtoßes der iſt, daß das erſte Stück der Schillerſchen Horen, ſehr ſchnell, ausführlich und lobertheilend recenſirt wird. Auch iſt er darüber ſehr ungehalten, daß die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter, deren Verfaſſer (Göthe) damals noch nicht bekannt war, deren Inhalt ihm das fadeſte Geſchwätz, die albernſten Geſpenſterhiſtorien dünken, hervorgehoben werden. Doch erſt im vierten Fragmente „über die Kritteleien der Recenſenten, meine Schauſpiele betrefſend,“ iſt v. K. eigentlich auf dem Tummelplatze, wo er dem beengten Herzen Luft zu machen verſucht. Er weiß die gegen ſeine Schauſpiele gemachten Ausſtellungen leicht abzufertigen: viele Recenſenten haben geſagt, es fehle jenen an Haltung und Konſiſtenz; er beweiſ't aus Sulzers Theorie der Wiſſenſchaften mit wenigen Worten das Gegentheil; andere haben geſagt: ſeine Stücke beleidigten Moralität und Sittlichkeit, wie er denn auch beſonders gern gefallene Mädchen und Weiber auftreten laſſe. Er vertheidigt ſich: „— Nur die ſchändlichſte Verläumdung konnte, um mir wehe zu thun, dieſen Krötengiſt auf mich ausſpritzen. Lange vorher, ehe ich auf der Spiegelbahn der dramatiſchen Kunſt umherwankte, ſchrieb Beaumarchais ſeine Eugenie, und Gemmingen ſeinen deutſchen Hausvater, zwei ſchöne Stücke, deren Hauptperſonen liebenswürdige gefallene Mädchen ſind. Damals fiel es keinem ein, die Naſe darüber zu rümpfen. Und wäre es denn auch in der That wohl unmoraliſch, zu glauben, daß ein gefallenes Mädchen doch wohl ein gutes Mädchen ſeyn könne? — Habe

Wilibald. So geh und ſuche dein Finkenneſt. (zu Hugo) Wer ſeyd ihr Alter?

Hugo. Ein Pilgrim aus Paläſtina.

Wilibald. Aus Paläſtina? bringt ihr Botſchaft von meinem Großvater?

Hugo. Von eurem Großvater? wer iſt euer Großvater? Junker.

Wilibald. (ſtolz) Der tapfere Ritter Hugo der Wulfinger. Habt ihr von ihm gehört?

Hugo. (der ſich kaum zu halten vermag) Ich denke — ja —

Wilibald. (verächtlich) Ihr denkt? ja? — ihr habt nicht von ihm gehört, ſonſt würdet ihrs nicht vergeſſen haben.

Hugo. (Sich auf die Seite wendend und vor Freuden zitternd) Gott! Gott! welch ein Knabe! das iſt mein Blut! — Faſſe dich Alter! deine Stunde iſt noch nicht gekommen.

Ottomar. (zu ſeinem Bruder) Was murmelt er in ſich hinein?

ich denn jemals die Entſchuldigung einer Schwachheit mit der Vertheidigung der Unſittlichkeit vermiſcht? — (dieſes iſt wieder ein Geſtändniß jener bequemen Moral, der der Bequemlichkeit halber, ausgebreiteter Beifall gar nicht entgehen kann. Iſt nicht Entſchuldigung, Bemäntlung des Laſters, das zur liebenswürdigen Schwachheit geſtempelt wird, unendlich verderblicher als eine offene Vertheidigung der Unſittlichkeit?) — „Habe ich jemals einen Fehltritt zur Tugend erhoben? — aber wenn ein reuiger Schächer noch Anſpruch auf das Paradies machen durfte, ſo iſt es doch wohl kein Verbrechen, ein reuiges gefallenes Mädchen intereſſant zu ſchildern?“ — (Seite 27 u. 28.) Dann theilt v. K. vier Anekdoten mit, wo ſeine gefallenen Mädchen auf die Zuſchauer gar erbaulichen Eindruck gemacht, und eine vollkommene Buße bewirkt haben ſollen. Der Vorwurf, daß die Kotzebueſchen Stücke gefährliche Grundſätze gegen den Staat enthielten, iſt am leichteſten zu beſeitigen; da der Verfaſſer überall, ſein ganzes Leben hindurch, mit Grundſätzen nie ins Reine kommen konnte, und da hierbei der Unverſtand oft hörbar wurde, daß man ihm die Worte als perſönliche Meinung aufbürdete, die er den auf die Bühne gebrachten Perſonen in den Mund legte. —

Namentlich greift in dieſen Fragmenten über Recenſenten-Unfug v. K. ganz beſonders an, die Recenſenten ſeiner Werke in der Literaturzeitung, beſonders Hrn. Huber, gelegentlich Hrn. Friedr. Schulz zu Mitau, und dann auch den Freiherrn Knigge, von welchem letztern es ihn ungemein befremdet, daß er ſeine Perſon haſſe und ſich von ihm beleidigt glaube (S. 36.): als ob dieſer Glaube ſo fern liegt, nachdem v. Kotzebue ihn auf dem Titel des Bahrdt mit der eiſernen Stirn genannt und dort gebrandmarkt hatte. Doch er kommt gleich ſelbſt auf dieſes unangenehme Kapitel (S. 37.): „durch die verhaßte Broſchüre, die im Jahre 1790 meine Feder entweihte, hatte ich das Unglück, mehr als Eine jener gewaltigen Leidenſchaften zu wecken. Zwar muß ich mit Hochachtung bekennen, daß unter den Beleidigten ſelbſt, nur wenige ſich unedle Rache erlaubten;

aber das Geſchrei ihrer Protekteurs und Protégés, ihrer Vettern und Verwandten, ihrer Freunde und Bewunderer; das Klaffen der kleinen Geiſter, die, wenn die Schriften eines Mannes Aufſehn erregen, mit Verlangen nur auf den erſten Ton der Mißbilligung warten, um ſogleich einzuſtimmen; Alles das bildete eine mächtige Partei gegen mich. Das alſo war die erſte Quelle aller der Bitterkeiten, die mir ſeit ſechs Jahren in ſo reichem Maaße zugemeſſen worden. Aber es giebt noch eine andere, aus der ſie alle, und zu allen Zeiten ſchöpften, und die, wie die Schwefelhöhle zu Pyrmont, einen giftigen Dampf aushaucht, der Alles erſtickt, was zu viel Leben hat — Dieſe Quelle heißt Neid! — ſie wälzt ihr Waſſer über jedes Blümchen, das von Kunſtliebe erzeugt, und vom Publikum gepflegt wurde!" —

Nun iſt er auf dem eigentlichen Punkte, wo er ſeinen Herzensergießungen freien Lauf läßt, ſich klagend, aber wohlgefällig mit Pope, Moliere, Boileau, Racine, Voltaire u. ſ. ſ. zuſammenſtellt, mit ihren Worten gegen den Neid zu Felde zieht, und dann dieſes Fragment, um ein neues zu beginnen, alſo ſchließt: „Da ſteht das enthüllte Geheimniß. Wahrlich! ihr könnt mir auch nicht einen Schriftſteller nennen, deſſen Werke ſchnelle und große Wirkung auf die Zeitgenoſſen hervorgebracht haben, der nicht, ſo lange er lebte, von hämiſchen Recenſenten angebellt, zerſetzt, zerriſſen, zerſtückelt, zerprickelt und begeifert worden wäre. Wie leicht ließen ſich noch hundert Beweiſe dafür anführen; aber wozu? — ſie haben Voltaire und die Propheten Helvetius, Racine, Moliere, Dorat, Rouſſeau; wenn ſie dieſe nicht hören wollen, ſo würden ſie auch nicht hören, wenn ein Engel vom Himmel zu ihnen redete.“ —

Unverkennbar gefiel ſich Herr von Kotzebue ſo ſehr in der Geſellſchaft der ſchon verſtorbenen franzöſiſchen Klaſſiker, daß er es nicht über ſich gewinnen konnte, einen Blick auf die lebenden deutſchen Klaſſiker zu werfen, die nicht von hämiſchen Recenſenten angebellt, zerſetzt, zerriſſen, zerſtückelt, zerprickelt und begeifert wurden, ſondern mit der ungetheilten Anerkennung großer Verdienſte, die entſchiedene Achtung ihrer Zeitgenoſſen beſaßen; wie hätte er, der Ein Beiſpiel ſolches Glückes vergeblich ſuchte, ſonſt ſeine Zeitgenoſſen, einen Klopſtock, Johannes Müller, Göthe, Herder, Schiller u. ſ. f. überſehen können? Doch gerade in dieſem verdunkeltem Blicke offenbart ſich die Befangenheit des vom Neide zerriſſenen Gemüthes; denn die perſönliche Verehrung, welcher ſich ſolche Männer, ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen, erfreuten, war das köſtliche, von ihm ſo ſehnſuchsvoll begehrte Gut, welches zu erreichen, ihm, wie ſchon bemerklich gemacht iſt, unerbittlich verſagt blieb. — Nur vorübergehend vermag er ſich zu tröſten, indem er wiederholt, daß jedes hervorſtechende Talent ein Gegenſtand des Haſſes ſey, und nicht undeutlich zu verſtehen giebt, daß die Größe des letztern ihm beſonders darum ſo beſchwerlich falle, weil der Haß mit der eminenten Größe ſeines Talentes in einem nothwendigen Wechſelverhältniſſe ſtehe. Für den ſchlimmſten Fall aber ignorirt er die ihm verſagte Achtung und verweiſ't die ſcheelſehenden Recenſenten auf den Beifall, welchen das Ein- und Ausland ſeinen Stücken giebt*). — Auf dieſem Ehrenthron gewinnt er eine ſichere Haltung und ſchleudert ſeine Blitze auf Huber, gegen den der größte Theil des Buches über Recenſenten-Unfug gerichtet iſt, an den in vielfachen Variationen namentlich apoſtrophirt wird, und dem er, mit den übrigen Recenſenten der Literaturzeitung, am Schluſſe folgendes Anekdötchen auf den Weg giebt:

„Als Mezeray ſtarb, fand man unter ſeiner Verlaſſenſchaft einen alten Goldthaler, ſorgfältig in Papier gewickelt, und folgender Geſtalt von ſeiner eigenen Hand überſchrieben:"

„„Dieſen Goldthaler habe ich ſeit zwanzig Jahren verwahrt, um dafür ein Fenſter auf dem Greve-Platz zu miethen, wenn einmal ein Recenſent gehangen wird."" —

---

*) W. K., ſo beleſen in der franzöſiſchen Literatur, hat wahrſcheinlich nie in Bezug ſeiner ſelbſt ſich der Worte Chamfort's erinnert: „Ce qui fait le succès de quantité d'ouvrages, est le rapport, qui se trouve entre la mediocrité des idées de l'auteur et la mediocrité des idées du public." —

Doch jenes feindſelige Geſtirn, welches den in anderer Hinſicht ſo glücklichen Autor verfolgte, wurde durch dieſe Schutz- und Trutzſchrift nicht beſeitigt: Huber machte dem Empfindlichen immer neuen Aerger, er mochte von ihm reden, oder über ſeine Werke ganz ſchweigen. Die feindſelige Spannung zwiſchen beiden ſchien fortwährend zu wachſen, als Huber höchſt unerwartet von Kotzebue (damals in Wien) einen Brief erhielt, des Inhalts: er leide an einem chroniſchen, dem Grabe ſchnell entgegenführenden Uebel (— von einer ſolchen, das Leben K—s bedrohenden Krankheit ahnete in Wien niemand etwas —); ein ſchmerzliches Gefühl möchte er ſo gern noch vor ſeinem Tode getilgt ſehn: das, von Huber verkannt zu ſeyn. Letzterer habe als Recenſent ihn hart behandelt; dieſes Unrecht ſolle ausgeglichen ſeyn, v. K. möchte ſo gern Hubers Verſöhnung und Achtung mit ins Grab nehmen. — Huber nahm freudig und treuherzig die dargebotne Hand, geſtand, daß Leidenſchaftlichkeit ihn ſelbſt über die Grenzen der Billigkeit geführt hätten, und erbot ſich, als Sühne des erkannten Fehlers, dieſes öffentlich zu erklären. **Kotzebue** nahm dieſen Vorſchlag nicht an; aber es blieb von da an, bis zu Hubers Tode, zwiſchen beiden ein freundſchaftlicher, bald häufigerer, bald ſeltener Verkehr, der ſelbſt nicht geſtört wurde, als v. K. einſt den flüchtigen Gedanken hegte, mit H. in eine ſehr nahe Familienverbindung zu treten, gegen deſſen Ausführung ſich der Letztere entſchieden erklärte. — Die Verſöhnung beider, was auch v. K. zu dem erſten Schritte bewegen mochte, war aufrichtig; er blieb von da an immer gegen Huber gleich theilnehmend und einfach, beſuchte ihn noch zweimal auf ſeinen Reiſen, und äußerte nie falſchen Rückhalt, oder drückende Anmaßung. — Mit Vergnügen verweilt der Biograph bei dieſem Zuge aufrichtiger Verſöhnlichkeit. Wie oft im Leben, beſiegt die Feſtigkeit widerwärtiger Leidenſchaft die Dauer traulicher Verbindungen! —

Während v. **Kotzebue** auf ſeiner Schriftſtellerbahn Neid hegte und weckte, und durch die geſcheiterten Bemühungen, höhere Achtung zu gewinnen, oft ſehr verſtimmt wurde, bildete ſich in ſeiner Seele der größte, ihn bis zur Gruft verfolgende Unmuth gegen einen Mann, der gerade dasjenige in recht reichem, herrlichem Maaße beſaß, was ihm ſo wünſchenswerth war und immer unerreichbar blieb. — V. Kotzebue wußte nichts und wollte nichts von dem wiſſen, was auch wohl der gemeine Menſchenverſtand von Göthe's hoher Künſtlerexiſtenz begreift; aber er ſah den Mann, wie er, eine wahrhaft wunderbare Erſcheinung in der Literatur, daſteht, überall Ehrfurcht gebietend, und mit ſeinen Kunſtbeſtrebungen ſelbſt da Bewunderung erweckend, wo Verſchiedenartigkeit der Fähigkeiten und Anſichten getheilte Stimmen laut werden laſſen; er ſah dieſen Mann in der geliebten Vaterſtadt, die er ſelbſt einſt meiden mußte, von wo aus ihn mancher tiefverwundende Pfeil traf, wo er noch gegenwärtig, wenn er das deutſche Athen beſuchte, auſſer dem Kreiſe ſeiner Familie, nicht wohlgelitten war, — hier ſah er ihn, an der Seite des Regenten, deſſen Stolz und Freude er iſt, in jeder Beziehung des Lebens das Bild einer idealen Vollendung. — V. K. ſo höchſt empfindlich gegen unangenehme Eindrücke, verſuchte in verſchiedenen Momenten ſeines Lebens, auf entgegengeſetzten Wegen ſich von dieſem Verdruße frei zu machen, indem er bald Göthe's Kunſtwerke nach ſeiner Weiſe lobte und alle Mittel aufbot, mit Göthe in ein freundliches perſönliches Verhältniß, in eine gute literariſche Kameradſchaft zu kommen, bald ſeine Pfeile gegen ihn abſchoß. — Keines von Beiden fruchtete: denn Göthe ſchritt, wie gefliſſentlich Kotzebue ihm auch entgegen, kam, ohne irgend eine Berückſichtigung ſtets unbefangen einher. Solches verurſachte denn immer neue Wunden; v. K. glaubte gerechte Beſchwerde über erduldeten Hochmuth erheben zu können; er ſann auf Rache und verſuchte, ſich auf ein hohes Pferd zu ſetzen. Seine eigenen Stücke genoſſen ja auf dem Theater für die Gegenwart ein ausgebreiteteres Bürgerrecht, als die Göthe'ſchen, mithin hielt er ſich befugt und machte ſich misműthig ein eigenes Geſchäft daraus, Göthe's dichteriſche Produktionen zu ſchmähen, damit der Vielbewunderte doch nicht ungeneckt davon käme. Da Kotzebue

Wilibald. Mir dünkt, er ſinnt auf eine Lüge.

Hugo. Vergönnt mir eine Frage, lieber Junker! welcher Ritter hauſt auf dieſer Burg?

Wilibald. Ritter Theobald der Wulfinger, mein Vater.

Ottomar. (etwas vorlaut) Er iſt auch mein Vater.

Hugo. (ſich wegwendend, mit der möglichſten Stärke des Ausdrucks) Ich danke dir Gott! — Noch Eins Junker, ihr ſpracht von eurem Großvater, der nach Paläſtina gezogen; (mit bebender Stimme) habt ihr denn auch — noch eine Großmutter?

Wilibald. Nein, die iſt ſchon lange todt.

Hugo. (erſchüttert, wiederholt langſam die Worte) Schon lange todt? (für ſich, wehmüthig) Margarethe! (er ſucht ſich zu faſſen) (zu den Knaben) Liebe Junker, ich bin müde

und

ſelbſt bei ſeinen Theaterdirektionen ſo manche Widerwärtigkeit erfahren hatte, ſo griff er ſpäterhin Göthen auch als Direktor des Weimarſchen Hoftheaters oft an, ſuchte in ſeinen Zeitſchriften dahin gehörige Klätſchereien aus Weimar zu verbreiten, und vermittelſt ſeiner Fertigkeit zum pasquillantiſchen Witze für die müſſigen Zuſchauer beſtens zuzuſtutzen. Auch mit dieſen Verſuchen wollte es ihm nicht glücken, denn Göthe's Ruhm blieb ungefährdet. Nicht einmal der Feindſchaft Göthe's konnte ſich v. K. rühmen, denn jener entwürdigte ſich nie, öffentlich etwas zu erwiedern, und ignorirte mit konſequenter Ruhe die fehdeluſtige Betriebſamkeit des immer fertigen Autors. —

Nicht viel beſſer ging es v. K. mit den andern großen, in allgemeiner Verehrung lebenden Dichtern ſeiner Vaterſtadt, welche jedoch nicht in dem Grade, wie Göthe, ihm Kummer machten; denn ihr Ruhm ſchien zuweilen von der Verherrlichung Göthe's völlig überſtralt.

Dieſe äußerſt gereitzte Stimmung Kotzebue's wurde noch vergrößert, als, vorbereitet durch das Studium der Kant'ſchen Philoſophie und angeregt durch Göthe's und Schiller's Beſtrebungen, die neuern Kunſtanſichten ſich beſtimmter entwickelten. Eine wiſſenſchaftliche Kritik ſtellte, nach den unſterblichen Vorbildern der antiken und der romantiſchen Poeſie, die Forderungen auf, welche, abgeſehn von dem momentanen Beifalle der Menge, das Schöne in dem Gebiete der Redeform ewig bedingt. Hier ſah denn v. K. große Gefahr für den einzigen Rückhalt, aus welchem er bisher alle Angriffe der Recenſenten zurückzuſchlagen verſuchte. Immer verwies er auf den Beifall der Menge, auf die Leichtigkeit, mit der er Thränen und Gelächter zu erregen wußte; nun mit einem Male ſollte die Stimme des großen Publikums nicht mehr über ſeinen Dichterberuf entſcheiden, und der erlangte Preis einen höchſtuntergeordneten Rang erhalten. Solchen Drohungen von der ſogenannten neuen Schule konnte er, deſſen Sache nie das Schweigen war, nicht ohne heftige Gegenrede verwirklicht ſehen. Man erwäge nun noch, daß v. K. bei keinem Gegenſtande durch ſtrengwiſſenſchaftliche Prüfung zu einem gediegenen Urtheil gelangte, daß die ihm verhaßte neue Schule ihre neuen Anſichten ihm ſehr unverſtändlich ausſprach, daß ſie viele bisherige Autoritäten verſpottete, auch wohl Gefallen daran fand, ihre ernſten Beſtrebungen auf excentriſche Weiſe anzudeuten, daß endlich dieſe verhaßten Neuerer in Göthe den Heros der geſammten modernen Kunſt ſahen, daß ſie ſeine Verherrlichung ſich zum heiligen Berufe machten; — man wird es ſehr folgerecht finden, daß der Kampf gegen die neue Schule ein ſtehender Artikel in dem Journale des Lebens Kotzebue's wurde.

Der erſte Wurf, den er gegen die vorzüglichſten Wortführer der neuen Schule, gegen die Gebrüder Schlegel und gegen Tieck unternahm, war der hyperboreiſche Eſel, ein pasquillenartiges Luſtſpiel, in welchem v. Kotzebue ſeinem lebhaften Unwillen freien Lauf ließ. In ein recht grelles Licht ſtellte er hier einzelne aus dem Zuſammenhange geriſſene Behauptungen der genannten Männer, machte die Ironie zum Ernſte, den Ernſt zum Scherze, und ärndete, nach geläufiger

Berechnung, jeden möglichen Gewinn davon, daß er den Karikaturen ſeiner Bühne die Worte ſeiner Gegner in den Mund legt. Alle Nüancen des Dialogs und lebendige Gewandtheit des Witzes ſtehen ihm zu Gebote, da der Genius des Pasquills ihm in Satyrgeſtalt zur Seite ſteht. Er mußte aber gar bald erfahren, daß die von ihm gebrauchten Waffen, von ſeinen Gegnern zu ſeiner eigenen Züchtigung angewendet wurden, wo denn ſein Groll gegen die neue Schule durch Schlegel's „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräſidenten von Kotzebue" und durch Neckereien aller Art, fortwährend Nahrung erhielt. —

Doch, um nicht durch die Betrachtung der ſich ununterbrochen in Kotzebue's Leben an einander reihenden literariſchen Fehden, ſeine perſönlichen Schickſale aus den Augen zu verlieren, kehrt der Biograph zu denſelben zurück. — A. K. lebte nach der Niederlegung ſeines Präſidenten-Amtes auf ſeinem Landſitz Friedenthal in Eſthland, ſich und den Muſen, in ſo günſtigen Verhältniſſen, daß nur ein feindſeliger Geiſt raſtloſer

Unruhe ihn dieſer Lage entreiſſen, und auf eine neue, ſehr dornenvolle Laufbahn locken konnte.

Er erzählt *): Zwei Jahre verfloſſen durch Liebe, Freundſchaft und Ruhe verſchönert. Da ſtarb Alxinger in Wien **). Die Direktion des Hoftheaters glaubte mich tüchtig, ſeine Stelle zu erſetzen; ſie ſchlug mir Bedingungen vor, die eben ſo lukratif, als ehrenvoll waren; und ich verließ Friedenthal, um unter einem milden Himmelsſtriche, zwar Liebe und Freundſchaft, doch nicht Ruhe wiederzufinden. — Die erſte Frage iſt hier: worin beſtanden meine Pflichten? — Die vornehmſte derſelben, die mir der Herr Baron von Braun bereits in ſeinen Briefen an mich auferlegt hatte, war: ein kritiſches Journal über die Wiener Hoftheater zu ſchreiben, von welchem er ſich mehrere gute Wirkungen verſprach. Die übrigen Obliegenheiten, deren damals erwähnt wurde, waren ſehr geringe; ſie beſtanden in Korreſpondenz, Aufſicht über die Bibliothek u. ſ. f. Der Baron von Braun endigte mit den ſchmeichelhaften Worten: „„ich ſollte ſein Freund ſeyn und ihm überhaupt mit Rath und That an die Hand gehn.““ — Gerade dieſer humane Ton war es, der mir Luſt und Muth gab, die beſchwerliche Winterreiſe von 300 Meilen mit meiner Familie anzutreten, nachdem ich zuvor die ausdrückliche Erlaubniß meines Monarchen zu dieſem Dienſtwechſel erbeten und erhalten hatte. Da ſeit meiner früheſten Kindheit das Theater bald Leidenſchaft, bald Beſchäftigung, immer wenigſtens Liebhaberei bei mir geweſen war, und ich ſowohl theoretiſch, als praktiſch, mir viele Kenntniſſe darüber geſammelt hatte: ſo kam ich mit der Hoffnung nach Wien, in einem mir angenehmen Wirkungskreiſe nützlich zu werden. Was hätte mich auch ſonſt wohl bewegen können, mein liebes Friedenthal zu verlaſſen? — Nahrungsſorgen drückten mich nicht; Eigennutz habe ich nie gekannt. Jene Hoffnungen wurden noch lebhafter durch die perſönliche Bekanntſchaft des Baron von Braun in mir erregt. Mein Herz dringt mich, hier öffentlich, im Angeſichte von Deutſchland, das dankbare Zeugniß abzulegen, daß ich in ihm gefunden, was ſeine Briefe verſprachen, daß er mich nie den Vorgeſetzten, aber deſto öfter den Freund fühlen laſſen; daß er vom erſten Augenblicke bis zum letzten, bei Sturm und Sonnenſchein, ſich gegen mich gleichgeblieben; daß er mich immer mit freundſchaftlichem Vertrauen, mit zarter Achtung, mit feiner Freigebigkeit behandelt hat. — Ich hatte den Tag nach meiner Ankunft die Ehre, Sr. Majeſtät dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, und habe ſeitdem noch einigemale das Glück genoſſen, mich dieſem deutſchen Biedermanne zu nähern. — Faſt möchte ich in dieſem Augenblicke bedauern, daß er mich mit einer

---

*) Siehe: Ueber meinen Aufenthalt in Wien von August v. Kotzebue. Leipzig 1799."

*) Johann Baptiſt von Alxinger, der Sänger des Doolin von Mainz und des Bliomberis, geb. zu Wien 1755, daſelbſt geſt. 1797, verſah in den letzten drei Jahren ſeines Lebens die Stelle eines Sekretairs bei der Direktion des kaiſerlichen Hoftheaters. — Früher bekleidete er die Stelle eines Hofadvokaten, um die Streitigkeiten derer, die ſich an ihn wandten, gütlich beizulegen, wofür er den Lohn in der That ſelbſt fand; denn ſein bedeutendes Vermögen ſetzte ihn in den Stand, jedes übernommene fremde Geſchäft, ſeinen Grundſätzen gemäß, völlig unentgeldlich zu verrichten. —

Penſion begnadigt hat, weil dieſer Umſtand den Verdacht der Schmeichelei auf meine Worte werfen könnte. Aber nie habe ich mein Lob verkauft und nie würde ich dieſem Bewußtſeyn, weder für den Preis von 1000, noch von Millionen Gulden entſagen. Ich könnte und würde ſchweigen, da nichts mich zu reden zwingt. — Es iſt daher die reinſte, aus Vernunft und Herzen fließende Ueberzeugung, mit der ich behaupte: daß Franz der Zweite einer der redlichſten und geradeſinnigſten Männer in ſeinen Staaten iſt. Die ausgezeichnetſte ſeiner Tugenden iſt Gerechtigkeit. Er übt ſie gegen den Bettler, wie gegen den Fürſten, und zweimal wöchentlich kann jeder ihm ſeine Noth perſönlich vortragen. Niemand fragt den, der zum Kaiſer gehn will: was wollen Sie bei dem Kaiſer? — Jeder darf ihm ſein Anliegen ſelbſt an ſein edles Herz legen, und obwohl man leicht begreift, wie manche alberne und weitſchweifige Bitten, wie manche thörichte Wünſche bei ſolchen Audienzen vorkommen mögen, ſo ſteht dennoch der Monarch, mit unermüdlicher Geduld, fünf bis ſechs Stunden lang, und hört freundlich und gefällig einen Jeden an. Wohl dem Bittenden, dem Gerechtigkeit und Billigkeit zur Seite ſtehn! er iſt des Erfolgs gewiß *). — Seine Gegenwart flößt Zutraun ein. Er hat etwas ſo Gerades, Offenes in ſeinem

---

*) Dieſe herrliche Einrichtung, nach der es den Bewohnern der Oeſtreichſchen Staaten möglich iſt, ihren Regenten wöchentlich zweimal ſelbſt zu ſprechen, führte zuerſt Joſeph der Zweite ein; der ſegensreiche Erfolg derſelben hat ſich vielfach bewährt. Es liegt ja ſchon darin ein unendlicher Zauber für den Bittenden, wenn er ſeine Wünſche dem Regenten ſeines Vaterlandes von Mund zu Munde, vom Herzen zum Herzen vortragen darf, und im Vertraun auf ſeinen unmittelbaren Ausſpruch, oder wenigſtens auf eine unmittelbare Beſtätigung der Reſolution, ſeine Beſcheidung erwarten kann. Dagegen iſt es ein harter Fluch für eine Nation, wenn ihr Regent unzugänglich iſt, wenn der Bürger nur zu ihm gelangen kann, nach vorgegangener genauer Befragung und Prüfung der Höflinge und der Soldaten, wenn der Regent fremde Geſichter nicht leiden kann und dadurch ſehr leicht in eine ungnädige Verlegenheit verſetzt wird. — Die verhängnißvollen Folgen ſolches übeln Mißſtandes können nie beſeitigt werden durch erbauliche Relationen von manchen löblichen Privateigenſchaften derer, die die Geburt auf die Thronen ſetzte. —

Benehmen; man ſieht es ihm gleich an, daß er es redlich meint; und wenn er dem, der vor ihm ſteht, etwas Angenehmes ſagt, ſo iſt es nie ein feines höfliches Kompliment, ſondern immer etwas herzliches Gutgemeintes. — Was Wunder, daß ich ihn aufrichtig liebe, und daß der Augenblick, in dem ich ihm vorgeſtellt wurde, meinen Muth und meine Hoffnungen noch ſehr belebte. — Unter ſolchen glücklichen Vorbedeutungen begann ich meine Laufbahn. Meine Geſchäfte waren anfangs weniger bedeutend. Die Regie wurde mir nicht auf einmal, ſondern nur nach und nach übertragen, um den bisher beſtandenen Ausſchuß nicht zu kränken.“ —

Die heiteren Ausſichten, mit denen v. K. ſeine neue Laufbahn zu Wien begann, verfinſterten ſich bald. Eine dortige Wochenſchrift, die Wahrheit in Maske, fing an, ihn „mit Sumpfwaſſer zu beſpritzen.“ Es erſchien eine Beſchreibung des Theaters im Thierreiche, in welcher ſein Vorgänger mit dem Elephanten, er ſelbſt aber mit dem Wolfe im Schaafspelze verglichen wurde. Den 17ten April wurde bei der und kraftlos, ich bitte um einen Biſſen Brod und einen Trunk Wein.

Wilibald und Ottomar. (zugleich) Gleich ſollſt du haben. (wollen weglaufen.)

Hugo. Und wenn euer Vater mir ein Nachtlager in der Burg verſtatten wollte —

Wilibald. Ich wills der Mutter ſagen. Der Vater iſt nur eben von ſeinem Zuge zurückgekommen, er ſchlummert, ich darf ihn nicht ſtören. Ottomar, bleib du indeſſen hier.

Ottomar. (ihm nachlaufend) Ich bleibe nicht allein bey dem bärtigen Manne. (beyde ab.)

Hugo. Gott! ſo hat ein dreyundzwanzigjähriges Leiden dich endlich verſöhnt! ſo iſt es wahr, daß ich mein Herz der Freude wieder öffnen darf! — Haſt auch du mir verziehen Margarethe, meine verklärte Gattin! Biſt du nicht mit einer Verwünſchung gegen mich aus der Welt gegangen! — Ja ich bin unwerth der Wonne, die auf mich war-

Feier des Feſtes der Wiener Freiwilligen das Dorf im Gebirge mit großem theatraliſchem Pomp gegeben; es misfiel. „Es ſtieß hier mehreres zuſammen: Künſtlerneid, Parteien, die ſich an einander rieben, entgegengeſetzte Meinungen von allerlei Gattungen; kurz eine Menge Urſachen, die zum Theil ſo zart ſind, daß ich ſie nicht wohl berühren kann.“ (v. K. in der genannten Schrift. S. 22.) Die ihm zur erſten Berufspflicht gemachte Herausgabe eines kritiſchen Journals, gedieh nicht weiter, als bis zur Ankündigung. „Vom Anfange an hatte ich mich,“ (dieſes ſind ſeine eigenen Worte), „mit dem höchſten Widerwillen zu dieſer zeitfreſſenden und undankbaren Arbeit verſtanden. (Und doch hatte er ein Amt geſucht, war freiwillig in daſſelbe getreten, welches ihm dieſe Unternehmung ausdrücklich zur Pflicht machte.) „Da aber der Baron von Braun ſich fortdauernd viel Nützliches davon verſprach, ſo rüſtete ich mich zur Ausführung mit Geduld und Standhaftigkeit. Die Ankündigung machte einiges Aufſehn. Viel angeſehene und kluge Leute prophezeieten mir endloſen Verdruß. Ich hatte mir das ſchon ſelbſt prophezeiet, zuckte die Achſeln und ſchwieg.“ (Dieſes Achſelzucken kam jetzt wohl zu ſpät! —) „Glücklicher Weiſe für mich, war ich es nicht allein, den jene gutmeinende, mit dem Geiſte des Publikums bekannte Männer, von dieſer Idee abzuleiten ſuchten. Auch der Baron Braun wurde von mehreren Seiten auf manche daraus entſpringende Inkonvenienzen aufmerkſam gemacht. — Dies wirkte auf ihn, wie es auf mich gewirkt hatte, und theils dieſe Gründe, theils auch, wie ich mir ſchmeicheln darf, die Neigung zu mir, aus welcher der Wunſch entſprang, mir den wahrſcheinlichen Verdruß zu erſparen, bewogen ihn endlich, am 20ſten April, einem mir unvergeßlichen Tage, mich von der Verbindlichkeit, ein ſolches Journal zu ſchreiben, gänzlich zu befreien. — Dieſe Begebenheit wäre nun ins Klare geſetzt. Der Leſer ſieht, wie einfach und natürlich ſie zuſammenhängt, und wie albern es war, zu glauben: daß ich, der ich meine Zeit weit angenehmer und vortheilhafter benutzen konnte, durch den bloßen Kitzel zu kritiſiren, mich hätte verleiten laſſen, mir ſelbſt eine ſolche Laſt aufzubürden. — Die Idee war nicht allein aufgegeben, ſondern auch bereits vergeſſen, als eines Tages der Baron Braun von dem Redacteur der Hofzeitung erſucht wurde, ihm, wo möglich, ſtatt der bisherigen kurzen und trockenen Titel-Anzeigen von neu aufgeführten Stücken, etwas längere, beurtheilende Nachrichten zukommen zu laſſen, welche er jederzeit im erſten Blatte der Zeitung, gleich nach den officiell bekanntgemachten Artikeln, werde abdrucken laſſen. Der B. v. B. freute ſich, unvermuthet eine Gelegenheit zu finden, ſeinen zur Vervollkommnung der Bühne gehegten Wunſch dennoch, wenigſtens theilweiſe, realiſirt zu ſehn, und hoffte, daß, wenn ich bei Abfaſſung dieſes Artikels anonym bliebe, und mit möglichſter Schonung und Beſcheidenheit zu Werke ginge, das Gute erreicht werden würde, ohne meiner Ruhe nachtheilig zu ſeyn. Ich übernahm, ohne mich zu nennen, die Theater-Anzeigen in der Hofzeitung. Ob ich die zweite Vorſchrift der Beſcheidenheit und Schonung erfüllt habe, darüber erwarte ich von dem unpartheiiſchen Leſer daſſelbe Zeugniß, welches mir mein eigenes Gewiſſen giebt. Man ſehe nur zum Exempel, mit welcher faſt beiſpielloſen Schonung ich das Schauſpiel: der Tag der Erlöſung behandelt habe *). — Dieſe Kritiken erregten einen Lärm, den man ſelbſt mit angeſehen haben muß, um ihn glaublich zu finden. — Es gehört ganz die ausgebreitete Bekanntſchaft mit Theaterkabalen dazu, um ſich nicht darüber zu wundern. Daß der Neid nicht immer dabei ein ruhiger Zuſchauer blieb, iſt in der Ordnung. Er breitete unter andern im Herbſte 1798 eine Verläumdung aus, die nicht allein in Wien ſehr weit um ſich griff, ſondern auch in vielen Zeitungen mit eiliger Schadenfreude verbreitet

---

*) Beiſpielloſe Schonung bei der Beurtheilung von Theaterſtücken an ſolchem Orte, wie die Hofzeitung, iſt immer offenbare Ungerechtigkeit. In dieſem einen gegebenen Beiſpiele, welches rückſichtlich des Tones der übrigen Kritiken gar nichts entſcheidet, liegt eine Selbſtanklage und eine Selbſtverurtheilung; dieſes Beiſpiel zeigt deutlich, wie das Spiel der Parteien in v. K—s Kritiken den mächtigſten Hebel finden mußte. —

wurde. — Es entſtand nämlich plötzlich das Gerücht, ich ſey arretirt, auf einer Feſtung eingeſperrt, oder über die Gränze transportirt worden. Warum? — das wußte man nicht; darum bekümmerte man ſich auch nicht. Genug, es ſollte ſo ſeyn. — Dies ſonderbare Gerücht hatte, wie ſich bei einiger Nachforſchung ergab, in den niederen Ständen angefangen, war aus dieſen zu den höheren übergegangen, welches ſonſt umgekehrt zu ſeyn pflegt. Aber eben dieſer Umſtand verräth ſeinen Urſprung.“ —

„Es war überhaupt ein Kunſtgriff einer gewiſſen Gattung von Menſchen, wenn ſie mir auf keine andere Weiſe beikommen konnte, meine politiſchen Grundſätze verdächtig zu machen, um mich mit dem ehrloſen Beinamen eines Jakobiners zu brandmarken. So wie man vor ein paar hundert Jahren nichts weiter bedurfte, um einen Mann von Kopf zu verſchreien, und das hic niger est ihm anzuheften, als die beweisloſe Beſchuldigung, er ſey ein Ketzer, ſo iſt jetzt an die Stelle des Ketzers der Jakobiner getreten *). Der Begriff von dieſem, wie von jenem, iſt unbeſtimmt, dunkel, vieldeutig, und eben daher ſo außerordentlich bequem für kleine Menſchen, die Luſt haben, zu verläumden. Es iſt bei dieſem, ſo wie es bei jenem war, ſo leicht,

---

*) Beſchuldigungen dieſer Art haben immer in Deutſchland vieles Gedeihen, in den neueſten Zeiten aber einen ausgezeichnet raſchen Wechſel gefunden. Erinnere dich, geneigter Leſer, nur der letzten Jahre: wenn du, vor 1812, in dem größten Theile Deutſchlands an dem franzöſiſchen Joche keinen Gefallen fandeſt, ſo hießeſt du: ein brittiſcher Spion, ein Verräther, ein Tugendbündler; wenn du den Kopf ſchütteln mußteſt nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten, angeborenen Regenten, ſo viele Armſeligkeiten hervorgerufen, und die Verkündiger der wiedererlangten Regentenhuld im Gefolge einer jämmerlichen, hohen Polizei einherziehen zu ſehen — ſo galteſt du für einen Franzoſenfreund; wenn du das allgemeine Streben der Völker, nach einem verbeſſerten Zuſtand des bürgerlichen Lebens, als einen weſentlichen Zug des heutigen Zeitgeiſtes erkennſt, ſo nennt man dich einen Aufruhrprediger; wenn du den, höchſten Orts vielfach angeregten, Unfug der Jugend belächelſt, weil er, ohne das auf ihn gelegte officielle Gewicht, ſo leicht mit verſtändigen Mitteln zu leiten geweſen wäre, — ſo biſt du ein Mitverſchworner des Dolchbundes! — — —

Beweiſe dafür zu finden; denn ein geſcheidter Mann wird doch irgend einmal ein Wort geſagt haben, das ſich, ſey es auch noch ſo unſchuldig, nach boshaftem Belieben deuten ließe.“ —

Von der Wiener geheimen Polizei meint er (S. 29), daß man den an der Spitze derſelben ſtehenden humanen und aufgeklärten Mann, den Grafen Saurau, nur zu kennen brauche, um den Verfaſſer eines, in Betreff jener nachtheilige Thatſachen aufſtellenden, Artikels in den Staats-Anzeigen zu verachten. — Hierbei iſt zu erwägen, daß der vornehmen Leuten oft ſo willfährig beigelegte Lobſpruch, daß ſie human und aufgeklärt ſeyn ſollen, gleichfalls unbeſtimmt, dunkel, vieldeutig und für kleine Menſchen bequem iſt, wohlfeil und doch freigiebig zu loben.

„Weil es aber geſchehen könnte,“ fährt v. K. fort, „daß auch in Zukunft an dieſem oder jenem Orte meines künftigen Aufenthalts, böſe Buben ſich abermals jenes abgedroſchenen Kunſtgriffes bedienen möchten, um mich den Machthabern verdächtig zu machen; ſo ergreife ich dieſe günſtige Gelegenheit, um hier, ein für allemal zu erklären: daß ich aus mir wichtig ſcheinenden Gründen die monarchiſche Regierungsform für die beſte halte, und bis an meinen Tod feſt an ihr hangen zu wollen, hiermit feierlich verſichere! — daß dieſer reiflich erwogene Entſchluß durch die Zeitgeſchichte der letzten zehn Jahre in mir noch mehr befeſtigt worden! — daß, ſo glänzend auch jede andere Theorie ſeyn mag, ich doch überzeugt bin, daß bei dem Uebergange zur Praxis aus dem ſchimmernden Irrlicht eine verzehrende Fackel wird; — daß man bei ſchlechten Theorien Alles kalkulirt, nur die Leidenſchaften der Menſchen nicht, welche doch gerade da den meiſten Spielraum gewinnen; — daß ich den Republiken ihre glänzende Epoche nicht beneide, weil ihr Glanz gewöhnlich im umgekehrten Verhältniſſe mit ihrer inneren Glückſeligkeit ſteht; es ſind Schauſpieler, die auf der Bühne Millionen verſchenken, während ſie zu Hauſe Salz und Brod eſſen; — daß ich glaube, auch die beſte Revolution könne höchſtens nur kommende Geſchlechter beglücken, und daß ich denjenigen für einen bedaurungswürdigen Schwärmer halte, der ſeine gegenwärtige Ruhe, ſein Vermögen und Leben aufopfert, um ſeinen unbekannten Kindeskindern eine noch ſehr problematiſche Glückſeligkeit zu verſchaffen; — daß ich aus allen dieſen und mehreren für mich ſehr überzeugenden Gründen mich nie, auch nur auf die entfernteteſte Weiſe, in irgend eine Art von Revolution miſchen würde, ohne vorher ein Narr oder ein Schurke geworden zu ſeyn.“ —

Nach dieſer politiſchen Abſchweifung kommt v. K. ſogleich auf die Begebenheiten, welche ſchon nach fünfviertel Jahren und im neunten Monate der übernommenen Theaterregie die Ausführung des Entſchluſſes, ſein Amt nieder zu legen, bewirkten. Er erzählt, daß die Auffriſchung eines alten Wiener Theatergeſetzes, zu Folge deſſen pünktlich alle drei Wochen ein neues großes Schauſpiel geliefert werden ſollte, viele Zufriederheit im Publiko, deſto größere Unzufriedenheit unter den Schauſpielern veranlaßt habe; — daß dieſe Unzufriedenheit durch ſeine Vertheilung der Rollen, durch die auf ſeine Vermittlung engagirten neuen Schauſpieler noch ſehr geſteigert, und daß ſo unter den Schauſpielern ein Feuer der Feindſchaft wider ihn erzeugt ſey, welches, unter immer neuen Verläumdungen, endlich ausbrach. Die Schauſpieler und Schauſpielerinnen bildeten zwei Partheien, deren größte, bei weitem zahlreichſte, den feindſeligen Sinn gegen v. K. überall hervortreten ließ, und ſich mit manchen Beſchwerden an den Director des Theaters, den Baron von Braun, wandte; häufig zwar nur mit allgemeinen Klagen, öfter aber auch unter Anführung ſpecieller Urſachen der Unzufriedenheit. Bei näherer Nachfrage ergab ſich denn auch leicht, daß die gegenſeitige Spannung nicht das Werk augenblicklicher Leidenſchaft und Aufregung war, ſondern, daß die gegen v. Kotzebue aufgebrachten Mitglieder ſchon ſeit Monaten ein genaues Tagebuch führten, worin jedes unziemliche Wort, jede von K. erduldete Unbill nach Tag und Stunde verzeichnet war. Daß, da v. K. kein gleichförmiges Betragen feſtzuhalten im Stande war, da er, in allen perſönlichen Beziehungen ſehr reitzbar, ſich ſo leicht von der Gewalt des erſten Eindrucks hintet, nur noch frohe Botſchaft von meiner Adelheid, und Engel neiden das Glück meiner alten Tage. — Welche Knaben! Kaum hielt ſich mein Herz, daß ich ſie nicht in meine Arme drückte. — Aus welchem Geſchlechte mag ihre Mutter ſeyn? ſie pflanzte früh den Keim der Liebe und Ehre in die Bruſt ihrer Kinder, das lohn' ihr Gott! — Herrlich, herrlich, daß hier Niemand mich kennt! Die Herzen meines Sohnes und meiner Schwiegertochter werden offen vor mir liegen, ich werde ihre Gaſtfreiheit, ihre Mildthätigkeit prüfen, ich werde forſchen, ob Theobald ſeines alten Vaters noch gedenkt, ob er ſeine Rückkunft wünſcht, ob er ſeinem Tode wohl eine Thräne weinen würde. — Welch ein Schauſpiel, wenn alles meinen Wünſchen entſpricht! — Nur Faſſung, daß das Vaterherz ſich nicht zu früh verrathe.

teißen ließ, in jenem Sündenregiſter manche wenigſtens auf Unbeſonnenheit hinweiſende Anekdote verzeichnet ſtand, iſt nicht zu bezweifeln; doch hatte Herr v. Kotzebue der Regie des Theaters mit dem beſten Willen vorgeſtanden und ſich keine weſentlichern Fehler zu Schulden kommen laſſen; weshalb er, ſobald er von den feindſeligen Umtrieben näher unterrichtet war, ſofort auf eine genaue Ausmittlung und Unterſuchung der wider ihn erhobenen Beſchwerden antrug. Er ſelbſt veranlaßte, daß ſchnell, ohne weitere Vorbereitung und Machinationen, jedes Mitglied der Hofſchauſpielergeſellſchaft über die Urſachen der Unzufriedenheit vom Herrn v. Braun befragt und zu Protokolle vernommen wurde. Dieſe Maaßregel wirſt ein günſtiges Licht auf den Verläumdeten und beweiſ't ſein gutes Gewiſſen; doch zugleich auch ſeine Unüberlegtheit und ſeine Unfähigkeit, eine gute Abſicht tadellos durchzuführen. Bei der Vernehmung der Unzufriedenen enthielt ſich Herr von Kotzebue nicht nur nicht, ununterbrochen perſönlich gegenwärtig zu ſeyn, ſondern er führte ſogar eigenhändig das

Protokoll. Solche argen Verſtöße gegen die erſten Begriffe einer partheiloſen, freien Unterſuchung fallen theilweiſe dem Herrn Baron von Braun, doch ganz beſonders dem ehemaligen Präſidenten eines Juſtiz-Collegii (der Gouvernements-Magiſtrat zu Reval iſt der Juſtizapellationshof der Provinz Eſthland) ſehr zur Laſt. Die Folge der Verhandlungen war die, welche man leicht errathen kann: dort, dem Herrn v. K. gegenüber, der neben dem Herrn von Braun die Feder führte, ſagten die einzeln herbeigerufenen Schauſpieler nichts Weſentliches aus, und verloren ſich höchſtens in allgemeine Aeußerungen der Unzufriedenheit, weshalb ihnen kein Vorwurf zu machen, am wenigſten der harte, welchen Engel als das Reſultat ſeiner Erfahrungen öfter ausſprach, wenn er behauptete: man könne häufig in einer Schauſpielergeſellſchaft alle Laſter realiſirt finden, nur die nicht, zu welchen perſönlicher Muth gehört. —

Oft trifft man den Herrn v. K. in Situationen, wo man gar nicht begreifen kann, daß ein ſonſt vernünftiger Mann mit ſo befangener Blindheit ſeinen eigenen Standpunkt verkennen kann. Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß die Niederlegung der eigentlichen Klagepunkte wider ihn geſtört, vielleicht unmöglich wurde, da hier ſeine Gegenwart ſo ſtörend ſeyn mußte; doch er ſelbſt findet, immer mit ſich zufrieden, in dieſer Unziemlichkeit einen fröhlichen Beweis ſeines guten Gewiſſens. Seite 36 der Vertheidigungsſchrift ſagt er: „Daß ich ſelbſt bei der Unterſuchung gegenwärtig war, ſollte, ſtatt der hämiſchen davon gemachten Auslegung, vielmehr dem Baron Braun als ein Merkmal ſeiner feinen Schonung verdankt werden (!), da er Alles in der Stille abzuthun wünſchte, und folglich keinen Fremden zur Aufnahme des Protokolls gebrauchen mochte." (Dieſes iſt ſo ein v. Kotzebue'ſches Motiv; die Zwietracht ſelbſt war offenkundig genug, und die Unterſuchungsverhandlungen mußten es, man konnte es zuverläſſig vorherſehen, ſchnell werden. Es waren partheiloſe Perſonen genug davon unterrichtet, man hatte mithin nicht nöthig, einen Fremden als Protocollführer zuzuziehn; es iſt nicht denkbar, daß es an einem verſchwiegenen, ſichern Mann mangeln konnte, der die Feder zu führen geeignet war. —) „Es war ja noch kein Proceß, es war gleichſam ein häuslicher Zwiſt, den ein Familienvater im Stillen abthut. — Ueberdies konnte und durfte ich ja nichts anders niederſchreiben, als die wörtliche Ausſage eines Jeden, die alsdann ein Jeder ſelbſt wieder durchlas, und nur nachdem er ſie wörtlich eingetragen fand, eigenhändig unterzeichnete.“ (Nicht die Verfälſchung der Ausſage iſt der mit Recht dem Herrn v. K. zu machende Vorwurf, ſondern die Ausſage ſelbſt wurde gefeſſelt, beengt und geſtört, durch ſeine Gegenwart.) „Mich ſelbſt betreffend, bewies meine Gegenwart nicht eiſernen Muth, ſondern nichts mehr und nichts weniger, als ein gutes Gewiſſen. Ich hatte dem Baron Braun verſprochen, es möchte vorgehn, was da wolle, mich auf keine Weiſe in die Unterſuchung zu miſchen, ſondern blos zuzuhören und niederzuſchreiben. Dies Wort habe ich redlich gehalten!“ —

Mit ſeiner gleich darauf der K. K. Ober-

Hoftheatral-Direktion eingereichten Vertheidigung bat Herr von Kotzebue dringend um ſeine Entlaſſung und erhielt ſie noch vor dem Jahresſchluß 1798, indem mit dem Neujahre 1799 ein neuer Ausſchuß errichtet und dieſem die Regie der kaiſerlichen Hoftheater übertragen wurde. Dem Verabſchiedeten verlieh der Kaiſer die Verſicherung eines lebenslänglichen Jahresgehalts von 1000 Gulden, und ernamte ihn zugleich zum kaiſerlichen Hoftheaterdichter, mit der beſondern Erlaubniß, ſeinen Aufenthaltsort nach Belieben zu wählen. Die einzige Verpflichtung, welche ihm dieſe Ernennung auferlegte, war, daß er ſeine dramatiſchen Arbeiten den Wiener Hoftheatern jedesmal zuerſt, nicht aber allein zuzuſenden ſich verband. —

So ſchied von Kotzebue von Wien. Er ruft der reichen Kaiſerſtadt, die er mit ſo großen Hoffnungen betrat und unter ſo manchem Verdruſſe verließ, dieſen Abſchied zu: „Ich werde vielleicht Wien nie wiederſehen; aber unvergeßlich bleibt mir die Aufnahme, die ich daſelbſt in den beſten Häuſern gefunden; unvergeßlich die zuvorkommende Gaſtfreundſchaft des Einen; die biedere Herzlichkeit des Andern; die feine Geſelligkeit des Dritten; hier zwangloſe Freude, dort ungeſuchter Witz; hier die geſchmackvollſten Luſtbarkeiten, dort die feineren Vergnügungen der höheren Bildung; überall Sittlichkeit in der zarteſten Vereinigung mit Gradheit, dieſem eigenthümlichen Charakter der Oeſtereicher. — O, wenn es in Wien keinen Staub und keine Tagebücher (man erinnere ſich des von den Schauſpielern über Kotzebues Betragen bei der Theaterregie geführten Tagebuches) gäbe, wo fände man einen reizendern Aufenthalt!" —

Dieſes Lob Wien's, welches in ſeinen Hauptzügen jeder unpartheiiſche Beobachter beſtätigen muß, erinnert an nähere Erkundigungen, die man über Kotzebue's Schickſale, ſpäterhin, als die Aufregungen der Leidenſchaften ſich gelegt hatten, während eines längeren dortigen Aufenthaltes einzuziehen Gelegenheit fand. Fortwährend hatte v. K. dort ſeine Freunde und Verehrer, wie ſeine Widerſacher und Gegner: die ungünſtigen Urtheile und die Lobſprüche vorurtheilsfrei gegen einander abgewogen, muß man als entſchieden annehmen, daß er das ſchwierige Geſchäft der Theaterregie mit redlichem Willen und großem Eifer, zur Vervollkommnung der Hoftheater zu wirken, übernahm, daß er viele Kenntniß des deutſchen Theaterweſens im Allgemeinen mitbrachte, und ohne ſich durch Hinderniſſe irre machen zu laſſen, manches Nützliche und Gute bewirkte. Dagegen wurde er in die erzählten Unannehmlichkeiten verwickelt durch die ihm mangelnde Kenntniß der ſpeciellen Cabal- und Perſonalverhältniſſe, durch die Leichtfertigkeit, womit er ſich dem Vertraun und dem Mißtraun hingab, durch die in ſich tragende Eitelkeit und durch Unvorſichtigkeiten, zu denen ihn ſeine Reitzbarkeit nur zu oft hinriß. Je mehr Sinn Herr v. Kotzebue für die Freuden eines genußreichen, geſellſchaftlichen Lebens hatte, um ſo mehr gefiel er in dieſer Hinſicht in den Wiener Zirkeln, die den gebildeten Fremdling mit ſo großer Willfährigkeit in ihre Mitte aufnahmen. — Unmittelbar nach ſeinem Rücktritte von der Theaterregie erließ der Baron von Braun ein Cirkularſchreiben an die Hofſchauſpieler, in welchem er des Herrn von Kotzebue's ehrenvoll gedenkt, mißbilligend der wider ihn gemachten Ränke, erwähnt und ſeinen Verluſt mit allen Zeichen der Freundſchaft beklagt.

Für den vielfach gehabten Verdruß ſuchte ſich Herr v. Kotzebue zu entſchädigen, indem er im Frühling und Sommer 1799, in der Geſellſchaft ſeiner Familie, Erholungsreiſen durch das ſüdliche Deutſchland machte, und dann nach ſeiner Vaterſtadt ging, die immer für ihn ſo vielen Reiz hatte.

Hier in Weimar, wie immer, in großer literariſcher Thätigkeit, in der Nähe ſeiner würdigen Mutter, an der ſein Herz mit kindlicher Liebe hing, ſchien er ein erwünſchtes Aſyl gefunden zu haben — doch nur auf kurze Zeit. — Welch eine reiche Folge wunderlicher Bilder iſt das Leben dieſes Mannes! —

Gegen das Ende des Jahres 1799 gedieh in Herrn v. Kotzebue, durch eine ſteete Unruhe im äußern und innern Leben umhergetrieben, der Entſchluß zur Reiſe, Weimar zu verlaſſen und die ruſſiſchen Staaten wieder zu beſuchen. Jeder vernünftige Mann wiederrieth ihm die Ausführung ſolches Planes, bei der damaligen Lage der Dinge, da Kaiſer Paul bekanntlich eine allgemeine Gränzſperre angeordnet, und einen mit ſehr harter Behandlung in Verbindung ſtehenden Verdacht gegen alles vom Auslande Kommende tauſendfältig gezeigt hatte. Beſonders widerwärtig waren, wie bekannt, dem Kaiſer Schriftſteller, welche, wie Kotzebue, über alles mitzuſprechen die Gelegenheit ſuchten, und als Pasquillenſchreiber berüchtigt waren. K.* beharrte, der Warnungen ungeachtet, bei ſeinem Vorſatze und fand die Motive dieſer gefahrvollen Reiſe in dem ſeiner Gattin angeblich ſchon bei der Abreiſe aus Rußland gegebenen Verſprechen, ſie nach drei Jahren in die Arme ihrer Verwandten und Freunde zurückführen zu wollen, in der Sehnſucht, ſeine in Petersburg zurückgelaſſenen Kinder zu umarmen, und in der Nothwendigkeit, über ſeine und ſeiner Frau dortige Beſitzungen

Anordnungen zu treffen, die eine perſönliche Gegenwart nothwendig machten. Nur vier Monate ſollte die Reiſe dauern. Durch den ruſſiſchen Geſandten zu Berlin, Herrn von Krüdner, bewarb ſich Herr v. K. nach jenen Zwecken ſeiner Reiſe um die erforderlichen Päſſe. Er erhielt eine günſtige Antwort mit der Aufforderung, den beabſichtigten Weg der Reiſe ungeſäumt anzuzeigen, damit den Schwierigkeiten, die, ohngeachtet des Paſſes, auf der Gränze ſtattfinden würden, durch einen ausdrücklichen Befehl vorgebeugt werden könnte. — Dieſe Anzeige ſchickte er ſofort ein, und darauf benachrichtigt, daß die Päſſe in Berlin zum Empfang bereitet, begann er am 10ten April 1800, in Begleitung ſeiner Frau und drei kleiner Kinder, von Weimar aus das unglückliche Reiſeabentheuer, welches er ſelbſt in zwei Bänden, unter dem Titel: „Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens,“ beſchrieben hat. Wie nothwendig, wird ſich die nachfolgende Erzählung mit möglichſter Treue jener Darſtellung anſchließen und fortwährend auf dieſelbe verweiſen. —

Fünfte Scene.

Adelheid mit den Kindern. Hugo.

Die Knaben. Dort iſt er liebe Mutter. (Sie hüpfen hin zu ihm und bringen ihm einen Becher mit Wein und ein Stück Brod.)

Hugo. Gott vergelt es edle Frau! auch euch liebe Junker.

Adelheid. Seyd willkommen Alter! wenn die Kinder euch recht verſtanden, ſo kommt ihr geradeswegs aus Paläſtina?

Hugo. So iſt es edle Frau; ich zog durch Griechenland, Bulgarien und Ungarn. Fünf Monate lang hab' ich gegen Hunger, Durſt und alle Mühſeligkeiten des Lebens gekämpft. Oft war der Boden mein Lager, der Himmel mein Obdach; oft ſucht' ich Tage lang vergebens eine Quelle, um meinen Durſt zu löſchen, eine Hütte, um mir ein Stück Brod zu erbetteln.

Adelheid. Wie konntet ihr in eurem Alter ſolch eine Reiſe wagen?

Herr von Kotzebue kommt nach Berlin, er findet dort Freundesbriefe aus Liefland und Petersburg, die ihn warnen, „wohl zu bedenken, ob auch das Klima ſeiner Geſundheit zuträglich ſey;“ er dringt in den Geſandten, ihm aufrichtig zu ſagen, ob wohl die Erlaubniß zur Rückreiſe, nach vier Monaten, Schwierigkeiten haben könne; Herr von Krüdner räth ihm, nochmals nach Petersburg zu ſchreiben und ſich vorher der Erfüllung dieſes Wunſches zu vergewiſſern; doch beides nimmt v. K. auf die leichte Achſel und reiſ't von Berlin ab, mit einem Paſſe verſehen, der im Namen und auf Befehl des Kaiſers aller Reuſſen ausgefertigt war. (Thl. 1. Seite 9.) Auf der Reiſe neue Warnungen, die fortwährend unberückſichtigt bleiben. Er paſſirt die preuß.-ruſſiſche Gränze, wird von einem Koſaken nach Polangen begleitet, dort arretirt und unter Beſchlagnahme ſeiner Papiere nach Mitau transportirt. Da er von ſeiner Familie nicht getrennt wird, ermuthigt er ſich, nachdem der erſte Schreck vorüber, und hofft, der Kaiſer werde ihn aus ſeinen Papieren ganz kennen lernen, und zu ſeinem Vortheile in Zukunft Vertrauen zu ihm faſſen. (Thl. 1. Seite 17.) — Dieſe Vorſtellung erſcheint um ſo ſonderbarer, je genauer man das weiterhin mitgetheilte Verzeichniß der bei ſich führenden Manuſcripte durchſieht. Weder die Handſchriften der Schauſpiele, noch ſein geheimes Tagebuch, oder die andern namhaft gemachten Schriften konnten ſo bedeutend zu ſeinem Vortheile wirken, beſonders da er weiterhin ſelbſt nicht verſchweigen kann, daß die Hand eines Menſchenfreundes eine bittere, gegen den Kaiſer namentlich gerichtete Stelle ſeines Tagebuches vernichtete. Dieſe Thatſachen geben den öfter geäußerten Vermuthungen, daß Hr. v. K. nicht verzeichnete Papiere bei ſich führte, durch die er ſich bei dem auf geheime Denunciationen vieles haltenden Kaiſer einſchmeicheln wollte, großen Schein der Wahrſcheinlichkeit. — Mit ſolchen frohen Träumen bildete die Wirklichkeit, in der er genau viſitirt wurde, und ſogar ſeine Taſchen umkehren mußte, einen Trauer erweckenden Kontraſt. — In völliger Gemüthsruhe machte Hr. v. K., obgleich „geheimer Staatsgefangener*)," und in Begleitung eines Koſaken, die dreitägige Reiſe nach Mitau. Hier wird es in dem Vorzimmer des Gouverneurs düſter vor ſeiner Seele, beſonders da ihm ein dort aufgehängtes Bild den Denkſpruch in Erinnerung brachte: „der Menſch könne zügeln den wildeſten Gaul, nur nicht ſein eigenes Maul;" ſein Kummer aber vermehrt ſich, als er bei der Audienz ſelbſt die Bemerkung hörte, ſeine Werke wären hin- und wieder ein wenig ſpitzig geſchrieben, (Thl. 1. Seite 41 und 42) und die traurige Nachricht erhält, ſeine Papiere müßten in Petersburg unterſucht, und er ſelbſt von ſeiner Familie getrennt, dorthin geführt werden. Jene, nämlich Frau v. Kotzebue, ihre drei Kinder, eine Kinderwärterin, eine Kammerfrau und zwei Bediente blieben in Mitau; er ſelbſt wurde dem

---

*) Es giebt Staaten, in welchen die mit dem Prädikat geheim begabten Titel, viele Variationen haben; doch die Legion der geheim Titulirten iſt zu ertragen, wenn der Staat nur befreit iſt von geheimen Staatsbetrügern, und wenn man im Staate nur nichts weiß von geheimen Staatsgefangenen.

Hofrath Schtschekatichin, den v. K. in übler Stimmung, mit den gräßlichſten Farben ſchildert, und eines gar hohen Grades von Beſtialität beſchuldigt, übergeben. Die Thatſachen, welche Hr. v. K. in dem ganzen Berichte ſeines Zuſammenlebens mit jenem Hofrath erzählt, zeugen dagegen von einer ſehr glimpflichen Behandlungs-Weiſe dieſes Mannes; dennoch iſt der Gefangene gegen den Vollzieher des unangenehmſten Auftrages höchſt erbittert und meint: „daß die Wahl eines Begleiters für mich auf ſeine Perſon gefallen, war gewiß nicht die Schuld des Kaiſers, der ihn ſchwerlich kannte; denn ich denke, dieſer gebildete Monarch würde aus mancher Rückſicht mich mit einem ſolchen Manne nicht gepaart haben.“ (Thl. 1. S. 50.) So ſehr wurde Hr. v. K. durch die ſpäter erfolgten kaiſerlichen Gnadenbezeugungen verwöhnt, daß er keinen andern Gedanken hegen konnte, als den, der Kaiſer müſſe die Abſicht gehabt haben, ihm während ſeiner Gefangenſchaft und Reiſe einen Aufſeher zu geben, der, mit der größten Geiſtesbildung, auf die angenehme Unterhaltung des alle Rückſichten der Zartheit in Anſpruch nehmenden Gefangenen Sorge trage, ſich in jede ſeiner Launen ſchicke, und ihn, wenn es ihm gefällig wäre, ſogar entfliehen laſſe. —

Man behandelte ihn mit großer Schonung; dieſe „égards,“ die man für ihn hatte, ſetzt er natürlich nicht auf die Rechnung des „gefühlloſen Herrn Hofraths,“ ſondern meint, ſie wären gewiß von höherer Hand geboten worden; welches, wenn es erwieſen werden könnte, in der That eine große Merkwürdigkeit wäre, denn von den „égards,“ die der Kaiſer Paul ſonſt beſtändig gegen die nach Sibirien Verwieſenen beobachten ließ, ſind außer der Knute und dem Naſeaufſchlitzen im Auslande keine bekannt geworden. (Thl. 1. Seite 62.) Ungeachtet auf die Beſchleunigung der Abreiſe gedrungen wurde, gab man ihm doch Zeit, ſich ein bequemes Fuhrwerk anzuſchaffen, rieth ihm, ſich mit Gelde zu verſorgen, Wäſche und Betten mitzunehmen und andere Reiſebedürfniſſe einzupacken. — Die Kammerfrau, der v. K. bei ſeiner ferneren Erzählung oft dankbar gedenkt, die Einzige, deren Herz beim

Abſchiede nicht krampfhaft zuſammengeſchnürt war, die daher weinte (Theil. 1. S. 63.), beſorgte des über den Schmerz der Trennung Untröſtlichen Reiſeequipage, aber vernachläſſigte die Befolgung jener vorſorglichen Rathſchläge theilweiſe, doch in Hinſicht der Hauptſachen muß ſie wohl nichts vergeſſen haben, ſonſt würde ihr Dienſtherr nicht verfehlen ſie in dieſer Schrift als eine liebloſe Seele an den Pranger zu ſtellen, wie weiterhin ſo vielen wiederfährt. Im Gegentheil heißt ſie in der Inhaltsanzeige des zweiten Theils: „die edelmüthige Kammerjungfer Katharina Tengmann“ und gelegentlich wird erwähnt, daß ohngeachtet der öftern Klagen über Entbehrung aller nöthigen Lebensbedürfniſſe, der Wagen ſehr gut verſorgt geweſen ſeyn muß, bis auf die Liqueurs, die der Hofrath austrank, und das nothwendigſte Silbergeſchirr, welches ungefährdet die ganze Hin- und Rückreiſe mitmachte.

Den Schmerz des Abſchiedes ſchildert v. K. auf das Rührendſte. Die Geſellſchaft beſtand aus dem übelbezeichneten Hofrath und aus einem Senatskourier, Alexander Schülkins, der eine wahre, aber gutmüthige Beſtie genannt wird. (Thl. 1. Seite 58.)

Als der ſchreckliche Augenblick der Trennung vorüber war, ermuthigte ſich der bis dahin vom Schmerze Vernichtete wieder; er hoffte, im Vertraun auf ſeinen „ſchuldloſen Lebenswandel“ von der Zukunft das Beſte (Seite 67.) — Die Reiſe ging in der Nacht von Mitau nach Riga; bei der Weiterreiſe bemerkte Hr. v. K. nach kurzem Schlummer, bei anbrechendem Tage zu ſeiner großen Beſtürzung, daß der Wagen die ihm bekannte Heerſtraße nach Petersburg verlaſſen, und einen ihm unbekannten Weg, der Düna entlang eingeſchlagen habe. Seine Beſtürzung ſtieg bis zur Verzweiflung als ihm auf der nächſten Station der Senatskourier heimlich vertraute, er werde nicht nach Petersburg, ſondern nach Tobolsk geführt; doch ließ er ſich von dieſer empfangenen Unglückskunde gegen den Hofrath, „der ſich eben ſo wenig auf Menſchengeſichter, als auf Kuckuckseier verſtand,“ (Thl. 1. S. 72.) nichts merken; durch das Rütteln des Wagens zu einiger Beſinnung gekommen, erwachte der

Gedanke an Flucht. Dieſe zu vollführen, rechnete er auf die thätige Unterſtützung ſeiner hier in Liefland wohnenden Bekannten, und als erſte Zuflucht richtete er ſein Augenmerk auf das dem Kammerherrn von Beyer gehörige und von ihm bewohnt werdende Gut Stockmannshof, bei welchem die Heerſtraße vorbeiführte. Er beobachtete deſſen Lage genau und wußte durch ſein dringendes Verlangen den Hofrath zu beſtimmen, daß auf der nächſten Poſtſtation, an der Gränze Lieflands Nachtlager gehalten wurde. Umgeben von waldigen Hügeln, lag, wenige hundert Schritte vom Poſthauſe, noch zu Stockmannshof gehörig ein Krug, wo man übernachtete. Früher zurückgehalten durch mancherlei Lebenszeichen der wachenchenden Hausbewohner, entſchlüpfte endlich v. K— um zwei Uhr ſeinen ſchlafenden Wächtern, durchirrte, gequält von Hunger und Durſt, von Furcht vor den Verfolgern, von Gewittern, Regen, Hagel, von Sonnenhitze und von den Gebilden aufgeregter Phantaſie, den Tag über die Gegend, und erreichte um elf Uhr mühſam Stockmannshof. Die Erſcheinung des Flüchtlings ſetzte den menſchenfreundlichen Beſitzer in die größte Verlegenheit, beſonders da jener, nachdem er den Heißhunger geſtillt, Hülfe und Rettung von dem Kammerherrn forderte, indem ihn dieſer auf eines ſeiner entfernten Güter ſchicken und dort verbergen ſoll. Herr von Beyer und ſeine Gemahlin ſchwankten, was hier zu machen ſey, als ein Freund des Hauſes (den v. K. Proſtenius nennt und ihn, da er ſich ſeinen Planen widerſetzte, auf ſeine Weiſe, in ein widerwärtiges Licht ſtellt; er hieß Bresćius, und war, nach unpartheiiſchen Zeugniſſen, ein rechtſchaffener, edler, allgemeingeachteter, ruhigüberlegender Mann, wie auch ſchon daraus vermuthet werden kann, daß er der vertraute Hausfreund einer Familie war, die Hr. v. K— als höchſtverehrungswerth ſchildert —) bewies, daß der Plan der Rettung bei der gegenwärtigen Lage der Dinge völlig unausführbar ſey; daß, ohne Hrn. v. K. zu retten, die ganze Familie des Hauſes in das größte Unglück geſtürzt würde. „Schon ſey,“ ſagt er, „der Hofrath, den Flüchtling ſuchend, am verfloſſenen Tage wieder auf dem Gute geweſen, und von dort nach Riga geeilt, nachdem er die ganze Gegend aufgeboten, unter dem Verſprechen namhafter Belohnung die Einfangung des Entflohenen anbefohlen, und zu derſelben alle möglichen Maasregeln getroffen habe. An ein Verheimlichen Kotzebue's ſey um ſo weniger zu gedenken, da das ganze herrſchaftliche Domeſtikenperſonale bereits ſeine Ankunft wiſſe; dagegen ſey des Unglücklichen Rettung am ſicherſten zu bewirken, wenn man zögernd die Zeit benutze; der Gouverneur von Riga, der General **Rehbinder**, ein Verwandter des Hauſes, müſſe unbezweifelt, des Vorfalls wegen, nach Petersburg berichten, und dieſe Gelegenheit möge K— zu ſeiner Vertheidigung benutzen. — Kotzebue blieb dabei, ſeine Rettung zu verlangen, ohne das namenloſe Elend, welches eine ſchuldloſe Familie, bei dem Mißlingen des Verſuches nothwendig treffen mußte, irgend einer Berückſichtigung zu würdigen. Die vom Hofrath vorgezeigten kaiſerlichen Befehle machten, ohngeachtet der fortdauernden gaſtfreundlichen Bewirthung zu Stockmannshof, für die Nacht eine nähere Aufmerk-

Hugo. Die Begierde, mein Vaterland wieder zu ſehn, da zu ſterben, wo ich geboren wurde, mir die Augen von der Hand meiner Kinder zudrücken zu laſſen —

Adelheid. Habt ihr noch Kinder? wie werden die ſich freuen!

Hugo. Das heſſt mein Vaterherz.

Adelheid. Wart ihr lange weg?

Hugo. Sehr lange edle Frau.

Adelheid. Dann träufelt beym Wiederſehen jeder Tag eurer Abweſenheit einen Tropfen mehr in den Becher der Freude. Danket Gott, Alter, das Schickſal iſt karg mit dieſer Wonne. Auch mein Gemahl hatte einen Vater, der ſchon vor drey und zwanzig Jahren dem Kaiſer Friedrich ins gelobte Land folgte. Er muß wohl todt ſeyn. — Habt ihr auf euren Reiſen nie etwas von Ritter Hugo dem Wulfinger gehört?

Hugo. Doch edle Frau, ich habe. — Noch mehr: er gab mir eine Botſchaft an ſeinen Sohn.

Adelſamkeit auf die Perſon des Hrn. v. K—s nothwendig, die er aber ſehr übel nimmt und dem Herrn Brescius zum großen Verbrechen anrechnet. Ja Hr. v. K. verſichert: „Ich verſichere auf meine Ehre, daß ich an der Stelle des Hrn. von Beyer, ſelbſt mit den zarteſten Begriffen von Unterthanenpflicht, die Vorſicht nicht ſo weit getrieben haben würde.“ — (Thl. 1. S. 124.) Der Verſchluß der Fenſterladen iſt ihm beſonders unangenehm; es ſcheint ihm hinlänglich, wenn vor Thür und Fenſter eine Wache geſtellt wäre. „Hatte ich,“ fügte er hinzu, „Liſt und Glück genug, dieſe Wache zu hintergehen, ſo war Herr von Beyer (nach Kotzebue's Meinung) auſſer aller Verantwortung; denn wer konnte von ihm fordern, daß er in ſeinem Hauſe ein Magazin von Riegeln und Ketten für Staatsgefangene in Bereitſchaft halten ſollte? — Ach Proſtenius! Proſtenius! auch das war gewiß dein Werk! du wollteſt, daß es in meinem Schlafzimmer eben ſo finſter ausſehen ſollte, als in deinem mitleidloſen Herzen.“ — (Thl. 1. S. 125.) —

Am Morgen ſchrieb v. K. Briefe an den

Kaiſer, an den Grafen Pahlen, an den öſtreichiſchen Geſandten zu Petersburg, und an ſeine eigene Frau; indeß erhält er Nachricht von der Ankunft des Hofraths und des Senatskouriers. Beide treten ein und machen ihm, nach eigenem Geſtändniſſe, gar keinen Vorwurf, behandeln ihn nach wie vor, ob ſeine Flucht, wäre ſie nicht verhindert worden, beiden gleich das größte Unglück zugezogen haben würde, zuvorkommend freundlich und höflich; ſie begnügen ſich, ihm nur das bei ſich führende baare Geld, was jedoch ſein Eigenthum bleibt und nur in Verſchluß genommen wird, abzunehmen, um ſo den Verſuch einer zweiten Flucht zu erſchweren. Dieſe letztere Maaßregel wird ſo ſchonend ausgeführt, daß er ein Säckchen mit hundert Rubeln, das ihm ein Mädchen heimlich reicht, verborgen behalten kann — — und dennoch wird der Hofrath, der ſo bei einer ſchweren Pflichterfüllung zarte Menſchlichkeit übte, von Hrn. v. K. mit ſchnöder Verachtung hingeſtellt.

In Stockmannshof mit vielen Beweiſen der thätigſten Menſchenfreundlichkeit ausgeſteuert, mit

Pelzſchlafrock, Tuchmantel, Schlafmützen, Stiefeln, Lebensmitteln und andern Reiſebedürfniſſen beſchenkt, ging dann die Reiſe mit verdoppelter Vorſicht ſchnell ihrem traurigen Ziele entgegen. Wenn in den Poſthäuſern übernachtet wurde, traf man Vorſichtsmaaßregeln, zur Sicherung der Perſon des Gefangenen; man ſtellte Wachen, verſchloß die Fenſterladen u. ſ. ſ. welches jener „gewaltige Anſtalten" nennt. — V. K—s Geſundheit litt ſichtbar, die Zeichen der Theilnahme welche ſein Aufſeher bewies, mißt jener in feindlicher Verblendung, nicht dem Menſchengefühle nur der Beſorgniß bei, die dem Hofrathe der Gedanke der Verantwortlichkeit machen ſoll. Da letzterer zu einem abzuſendenden kurzen Rapport längere Zeit verwendet, entſcheidet v. K., daß er kein großer Geſchäftsmann, „mithin zu nichts zu gebrauchen ſey, als zum Büttel, der die Verurtheilten auf den Richtplatz ſchleppt." (Thl. 1. Seite 154.)

Die Reiſe führt über Polozk, Smolensk, nach Moskau, wo des Gefangenen zunehmende Entkräftung einen zweitägigen Aufenthalt nothwendig machte. Er forderte einen Arzt, einen Notar, um ſein Teſtament zu machen, einen Prediger, um das Abendmahl zu genießen, vergeblich — jeder Zutritt eines Fremden wird gehindert. Die Briefe, welche er auf der Reiſe an ſeine Gattin ſchrieb, und mit der größten Sorgfalt ſicherer Beſorgung anzuvertraun ſich bemühte, wurden, wie er ſpäter erfuhr, untergeſchlagen. Den xten Mai alten Stils, verließ er Abends Moskau, wo er im Hinausfahren das bunte Gewimmel der glänzenden Equipagen, ſchön geſchmückten Damen und leichtfüſſigen Herren ſah, „deren keine und keiner einen Blick auf den armen Autor warf, der vielleicht noch dieſen Abend im Theater durch eines ſeiner Stücke ſie amüſirte. Wie ſich doch die Glücklichen und Unglücklichen in der Welt durch einander treiben, an einander vorübergehen, ohne ſich zu kennen, oder ihre wechſelſeitigen Empfindungen zu ahnen! Wie ſo ſelten Einer den Andern zu errathen ſtrebt, und Jeder nur mit ſich beſchäftigt, ſeinen Weg zum Grabe auf Blumen oder Dornen fortſchlendert!“— (Thl. 1. S. 165.)

Jenſeits Moskau beſſerte ſich der Geſundheitszuſtand des Unglücklichen. Man paſſirte Wolodimir, Niſchnei, Nowogorod, Kaſan, (wo man zwei Tage in der tatariſchen Vorſtadt verweilte, und den 17ten Mai alten Stils, oder den 29ſten nach unſerer Zeitrechnung, wieder abreiſ'te), Perm, Katharinenburg, Tiumen, die erſte ſibiriſche Gränzſtadt und traf am 30ſten Mai a. St. zu Tobolsk ein.“ Bei dem Anblick dieſer Stadt, erzählt v. K., überließ ſich der Hofrath der ausgelaſſenſten Freude; er ſpaßte, ſang und lachte unaufhörlich, ohne auch nur eine leiſe Ahnung von dem Gefühle zu haben, welches Ehrfurcht vor dem Unglücke gebietet. Er kam mir vor, wie ein Scharfrichter, der, wenn er den Kopf eines Deliquenten glücklich auf einen Hieb vom Rumpfe getrennt hat, ſich lächelnd umwendet, und das Publikum zu fragen ſcheint: „„Habe ich es recht gemacht?““ — (Thl. 1. Seite 212.)

In Tobolsk, wo Hr. v. K. von dem Gouverneur, Herrn von Kuſcheleff, auf das gütigſte empfangen und behandelt wird, erfährt er zu neuem Schrecken, daß der kaiſerliche Befehl das Tobolsk'ſche Gouvernement, nicht aber die Stadt Tobolsk zu ſeinem Aufenthalte anweiſe, weshalb der angenehmen Lage und des guten Schlages der Einwohner wegen, das 427 Werſte oder 64 deutſche Meilen weit zur Seite gelegene Kurgan zu ſeinem künftigen Wohnorte gewählt wird. Da ihm indeſſen vergönnt bleibt, zu ſeiner Erholung mehrere Tage in der Gouvernementsſtadt zu verweilen, ſo wird ihm die Freude, ſich über die großen Augen zu beluſtigen, die der nun ſeine Aufſeherfunktionen beendet habende Hofrath macht, als er ſieht, daß ſo viele Menſchen in Tobolsk, ihm, dem Herrn von Kotzebue „den Hof machen," (Thl. 1. S. 219) und die Verſicherung verlautet, „daß mehrere ſeiner (des Hrn. v. K.) Stücke auf dem Tobolskiſchen Theater geſpielt werden, freilich elend, aber doch mit großem Beifall, daß daher ſeine (des Hrn. v. K—s) Ankunft in der Stadt mehr Senſation gemacht habe, als wenn der Kaiſer ſechs Generale en Chef hingeſchickt hätte." — (Theil. 1. Seite 224.) —

Unter ſo erheiternden Adſpekten benutzt v. K. noch die Zeit ſeines dortigen Aufenthalts zur Ausarbeitung eines Memorials an den Kaiſer, worin er bittet, ihn ſeine Schuld wiſſen zu laſſen, damit er ſich vertheidigen könne, und um Begnadigung fleht. — Die Beſorgung deſſelben übernahm der Gouverneur; der Beförderung der Kaufleute übergab er zehn Briefe an ſeine zurückgelaſſene Gattin. Nachdem er ſich mit den Lebensbedürfniſſen mancher Art verſehen, von einem Freunde ſich Bücher geliehen, und einen Bedienten genommen hatte, deſſen eigentliches Handwerk Betrügen war, der gut backen und kochen konnte, überall Beſcheid wußte und den Kuppler ſpielte (Thl. 1. S. 249.), trat er den 13ten Juni a. St. ſeine Reiſe zu dem Orte ſeiner Beſtimmung an; wo er, nach den Empfehlungen des Gouverneurs mit der zuvorkommenden Herzlichkeit aufgenommen wurde, die zwiſchen Unglücksgefährten ſo natürlich iſt. Schnell richtete ſich v. K. ſo gut ein, als es die örtlichen Verhältniſſe irgend verſtatteten. Seine Lebensordnung beſchreibt er folgender Geſtalt: „Morgens um ſechs Uhr ſtand ich auf, und wendete eine Stunde an, ruſſiſche Vokabeln auswendig zu lernen; denn, da von allen Bewohnern des ganzen Städchens niemand eine andere Sprache, als die ruſſiſche verſtand, ſo war es für mich höchſt nothwendig, daß ich ſie beſſer zu erlernen ſuchte. Dann frühſtückte ich, und ſchrieb mehrere Stunden an der Geſchichte meiner Leiden. Nach dieſer mir faſt lieb gewordenen Arbeit ging ich, gewöhnlich in Schlafrock und Pantoffeln, eine Stunde am Tobol ſpatzieren, wo ich mir einen Gang gerade von zwei Werſten abgemeſſen hatte, und wohin ich durch die Hinterpforte gelangen konnte, ohne jemanden zu begegnen. Bei meiner Zurückkunſt las ich noch eine Stunde im Seneca; dann verzehrte ich mein frugales Mittagsmahl, warf mich aufs Bett, ſchlummerte, und las dann in Pallas oder Gmelins Reiſen, bis Sokoloff kam, mich zur Jagd abzu[illegible]. Nachher trank er gewöhnlich Thee mit [illegible], wobei wir unſere Schickſale wiederholten und einander unſere Hoffnungen mittheilten, oder unſere Furcht gegenſeitig mit ſchwachem Glauben bekämpften. Wenn er fort war, las ich wohl noch eine Stunde im Seneca, ſpielte dann eine Weile grande patience mit mir ſelbſt und ging endlich mehr oder weniger ſchwermüthig ſchlafen, je nachdem — faſt ſchäme ich mich es zu geſtehen — das Spiel mehr oder weniger günſtig für mich ausgefallen war." — (Thl. 1. S. 298.) „Da ich immer ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen bin, ſo gab mir die Erlaubniß zu jagen einen ſehr angenehmen Zeitvertreib." — (S. 305.) „Ein anderer, mich oft angenehm zerſtreuender Zeitvertreib waren meine Spatziergänge am Tobol. Es gab da einige Waſchplätze wo die jungen Mädchen aus der Stadt ſich verſammelten, und nach dem Waſchen auch ſelbſt zu baden pflegten. Dieſes Baden wurde bei ihnen zur bewunderungswürdigen gymnaſtiſchen Uebung: ſie ſchwammen ohne alle Anſtrengung über den Tobol hinüber und wieder herüber; ſie gaben ſich oft, lange auf dem Rücken liegend, den Wellen Preis; ſie ſchäckerten mit einander im Waſſer, bewarfen ſich mit Sandklumpen, verfolgten ſich, tauchten unter, ergriffen einander und warfen ſich um; kurz, ſie trieben es oft ſo arg, daß die unkundigen Zuſchauer alle Augenblicke fürchten mußten, ein Paar von ihnen auf immer unterſinken zu ſehen. Alles dieſes geſchah übrigens mit der größten Decenz. Da nur die Köpfe aus dem Waſſer hervorragten, ſo wußte man oft lange nicht, ob Knaben oder Mädchen darin ſchwammen. Den Buſen ſehen zu laſſen, konnten ſie freilich nicht verhüten; und das ſchien ihnen auch ziemlich gleichgültig zu ſeyn. Wenn ſie aber des Spieles müde waren, und nicht länger im Waſſer bleiben wollten, ſo betrugen ſie ſich ſehr ſchamhaft, und baten den neugierigen Zuſchauer entweder ſo lange, bis er ſich gutwillig entfernte, oder, wenn dieſer zuweilen mit boshafter Schadenfreude dennoch ſtehen blieb, ſo zogen die Mädchen am Ufer einen dichten Kreis um die Nackende die aus dem Waſſer hervorkam. Jede warf ihr dann ein Kleidungsſtück zu, und in einigen Augenblicken ſtand ſie züchtig gekleidet unter den Uebrigen. Immer waren dieſe Mädchen munter und muthwillig; immer lachten und ſchäckerten ſie. Der Stadtvoigt, ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts, kam zuweilen gegen Abend zu mir,

Adelheid. (mit Feuer.) Würklich? o ſprecht! lebt er noch?

Hugo. Er lebt.

Adelheid. Und eure Botſchaft?

Hugo. Die mag ich nur dem Ritter Theobald vertrauen.

Adelheid. So kommt herein.

Hugo. Verzeiht mir, edle Frau! ich that ein Gelübde, vor Sonnen Untergang, kein Haus oder Burg zu betreten.

Adelheid. So lauft Kinder! weckt den Vater, er ſoll ſchleunig hieher kommen. (Wilibald und Ottomar ab.)

Adelheid. Darf ich Zeuge ſeyn eures Geſprächs?

Hugo. Ich bitte ſogar darum.

Adelheid. Endlich iſt unſer heißes Gebet erhört! O daß wir noch hoffen dürften, ihm ſeine alten Tage zu verſüßen!

Hugo. Verzeiht mir meine Neubegier, edle Frau, ſie entſpringt nicht aus Fürwitz. Darf ich fragen, aus welchem Gebloſs um ſich an mein Fenſter zu ſetzen, und die ſämmtlichen Schönheiten von Kurgan, welche immer von Zeit zu Zeit Waſſer holten, vorbei paſſiren zu ſehen. Er nannte mir dann eine nach der andern, rühmte auch mehrere als gutwillig; und die verſchämte Freundlichkeit, mit der ſie ihm zuzunicken pflegten, bewies, daß er aus Erfahrung ſprach." — (Thl. 1. S. 306.)

Mit den, durch die ganze Kotzebueſche Beſchreibung des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens fortgehenden Hindeutungen auf ein unendlich zärtliches ehliches Verhältniß, bildet das öfter wiederkehrende Verweilen bei ſolchem, große Lüſternheit verrathenden, „zerſtreuenden Zeitvertreibe" einen ſeltſamen Kontraſt. Wie heiß er auch die Sehnſucht zu ſeiner Gattin ſchildern mag, ſo verſäumt er doch keine Gelegenheit, mit Wohlgefallen ſich andere Schönen, die ihm auf dem Lebenswege begegnen, zur Kurzweil dienen zu laſſen, und darüber mit einer wohlgefälligen Ausführlichkeit zu reden. Beſonders iſt es, nach ſeinem Geſtändniſſe, die böſe Langeweile, die ſeine Aufmerkſamkeit den Frauenzimmern zuwendet. So erzählt er z. B. von ſeinem Aufenthalte in Kaſan, der ihm ſehr langweilig verfloß (Seite 190.): „Eine einzige kleine Zerſtreuung gewährte mir ein ſehr hübſches junges tatariſches Weib, die Frau eines alten Tataren, der unter uns wohnte; nicht als ob ihre Jugend und Schönheit mich im mindeſten intereſſirt hätten, ſondern weil mir die tatariſchen Sitten ſo neu waren. Ein tatariſches Weib oder Mädchen muß nämlich, ſo oft ſie eine fremde Mannsperſon gewahr wird, fliehn oder ihr Geſicht verhüllen. Nun hatte die arme junge Frau ſehr oft etwas in einer Art von Vorrathskammer zu ſchaffen, welche quer über dem Hofe, meinem Fenſter gerade gegenüber, war. Wenn ſie nun ihr Geſchäft vollendet hatte, und mich am Fenſter erblickte, ſo zog ſie ſich zuerſt ſchnell zurück, und wartete ab, ob ich nicht das Fenſter bald verlaſſen würde. Dauerte ihr aber ihre Gefangenſchaft zu lange, ſo bedeckte ſie ſich mit einem Tuche, oder, wenn ſie keins bei der Hand hatte, auch wohl nur mit den vorgehaltenen Armen, was ihr zuweilen ſehr ſauer wurde, da ſie gewöhnlich allerlei geholt, und folglich die Hände nicht frei hatte. Zuweilen verſuchte ſie auch, ſich des Zipfels ihres Halstuches zu bedienen; dann gerieth aber wohl gar ihr Buſen in Gefahr geſehen zu werden. Wenn ſie dieſe Gefahr in aller Geſchwindigkeit verhüten wollte, ſo fiel ihr etwas aus der Hand: ſie mußte ſich bücken, es aufheben; und ſiehe da! Geſicht und Buſen ſtand indeſſen den ungeweihten Blicken offen. Es iſt unmöglich, mehr Schamhaftigkeit mit mehr Koketterie zu verbinden, als dieſe junge Frau; und zu einer andern Zeit würden mich ihre kleinen Künſte ſehr ergötzt haben." —

Indeß Herr v. Kotzebue ſeinen Gemüthszuſtand durch Wiederholung einiger Stellen aus ſeiner Lektüre, dem Seneca, ſchildert, brütete er einen neuen Plan zur Flucht aus, der für den Fall berechnet war, daß ſeine geliebte Gattin ihm nachkäme; dann wollte er eine zunehmende Kränklichkeit und Geiſteszerrüttung affektiren, endlich den Verdacht erregen, als habe er ſich in dem Tobol erſäuft; dies ſollte nach Petersburg gemeldet, er ſelbſt vergeſſen werden, damit er dann heimlich mit ſeiner zurückkehrenden Frau nach Eſthland reiſen und von dort über Schweden nach Deutſchland gelangen könne. — Doch eine günſtige Wendung des Schickſals verhütete das Beginnen und Mißglücken dieſes abentheuerlichen Planes.

Er lebte unter den guten Kurganern, die ihn mit offenen Armen und Herzen aufnahmen, um ſo glücklicher, da ſie ihn gar bald auch als Schriftſteller bewundern lernten; nicht als ob er dort in Sibirien zu neuen Werken Zeit und Luſt und Muße gefunden hätte, nein! ein glücklicher Zufall ließ damals gerade, erwünſchter Weiſe, in der Moskauer Zeitung den ausgezeichneten Beifall verkündigen, welchen die Kotzebue'ſchen Schauſpiele bei den Engländern genoſſen. (Thl. I. S. 322.)

Ehe er noch irgend eine Wirkung ſeines Memorials an den Kaiſer erwarten konnte, ändert ſich plötzlich die Scene. — Schon am 7ten Juli a. St. erſcheint ein vom Gouverneur abgeſandter Dragoner mit der officiellen Bekanntmachung, daß zu Tobolsk ein Senats-Kourier angekommen und den kaiſerlichen Befehl zu Kotzebue's Zurückberufung überbracht habe. Je unerwarteter die Verbannung war, um ſo größer iſt nun die Freude, das Entzücken über die Begnadigung. Aus Gefälligkeit gegen die, die lebhafteſte Theilnahme beweiſenden, guten Kurganer, wohnt v. K. an dem Tage der Erlöſungsbotſchaft noch einem Kirchenfeſte bei, wo der Heilige eines benachbarten Dorfes dem Stadtheiligen von ſechs hübſchen Bauermädchen entgegengetragen wird (Theil II. S. 13.); dann eilt er im geſtreckten Galopp am folgenden Tage gen Tobolsk. Unterweges nöthigt ihn eine zerbrochene Wagenachſe in einem tatariſchen Dorfe zu verweilen. Er vertreibt ſich die Zeit, indem er der jungen Frau ſeines Wirthes einen Spiegel vorhält, (S. 22.), über die Vielweiberei Erkundigung einzieht und erfährt, daß für die Männer bei derſelben der Vortheil ſtatt findet, eine junge Frau nehmen zu können, wenn die ſchon habende alt wird, und daß, wenn die Eine brummt, die Andere lacht. Durch die eingeſtreute Bemerkung, daß dies für die Männer ſehr gut ſey, nur nicht für die Weiber — wobei er ſeine „hübſche Wirthin anſieht, gewinnt das junge Weibchen;" denn ſie bringt ihm freiwillig Eier. (Theil II. S. 24 und 25.) Endlich, als das Fuhrwerk wieder in Stand geſetzt, trennt man ſich mit gegenſeitigem, herzlichem Wohlwollen (S. 29), und der Glückliche trifft den 9ten Juli zu guter Zeit in Tobolsk ein. Er eilt zu dem Gouverneur, wird liebevoll bewillkommt, aber niedergeſchlagen, dort keine Nachricht von ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu finden. Der geſchriebene Befehl des General-Prokurators ſagt: daß der v. K. augenblicklich in Freiheit zu ſetzen, nach Petersburg zu ſenden, und auf Koſten der Krone mit allem, was er brauchen und verlangen werde, zu verſehen ſey. — Hieraus, wie aus der dem Kourier ertheilten Special-Inſtruktion, erſieht er, daß man in Petersburg von ſeiner Unſchuld völlig überzeugt ſeyn müſſe; denn es war ja beſonders anempfohlen, für ihn auf der Reiſe Sorgfalt zu tragen. „Dazu hatte man aber," ſo erzählt v. K. S. 32, „eben nicht den rechten Mann gewählt; denn Herr Carpow (ſo heißt der Kourier) war ein ungezogner junger Menſch, ſo bequem und faul, wie ein Schooshund*). Er bekümmerte ſich um nichts; ihm war es ganz gleichgültig, ob wir ſchnell oder langſam fuhren. Auch hatte er gar nicht das, Leuten ſeiner Art ſonſt ſehr eigene Talent, die Poſthalter, Poſtillione u. ſ. f. durch ein herriſches, inſolentes Weſen, durch Schimpfen und Drohungen anzuſpornen. Das merkte man ihm überall ſogleich an, und ſeine nie zu erſchütternde Indolenz ſtellte in der Folge meine Geduld auf harte Proben. Sonſt war er ein recht guter Menſch, ein verdorbener Apothekerburſche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei ſeiner Mama Butterbrod zu eſſen." — Da iſt wieder ein für des Herrn v. K—s Sinnesart ſo bezeichnendes Karrikaturbildniß. Er ſehnt ſich zurück; da die Reiſe aber nicht ſo ſchnell geht, wie er es wünſcht, ſchmäht er auf den ihn begleitenden Kourier, und macht ihm das zum Verbrechen, was für den verſtändigen Beobachter gerade das Wahrzeichen des höheren moraliſchen Gefühles iſt, daß jener nämlich nicht durch inſolentes Weſen, durch Schimpfen und Drohungen den unvernünftigen Forderungen Kotzebue's Vorſchub leiſtet. Ja, auch die hier gar nicht hergehörige Jugendgeſchichte des ihm einmal unangenehmen Mannes, der geſtändlich „ſonſt ein recht guter Menſch" ſeyn ſoll, muß dazu dienen, ihn zu verläſtern: er iſt ein verdorbener Apothekerburſche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei ſeiner Mama Butterbrod zu eſſen. — Wie würde es Herrn v. Kotzebue gefallen, was würde er geſagt haben, wenn eben dieſer Mann auf gleiche Weiſe, ohne dazu Beruf zu haben, ihn ſelbſt einen verdorbenen weimarſchen Regierungsadvokaten öffentlich genannt hätte, der, wenn er hinter dem Ofen bei ſeiner Mama geblieben und Butterbrod gegeſſen, nie in die Verlegenheit gerathen wäre, eine Exkurſion nach Sibirien machen zu müſſen? —

---

*) Dagegen war ein anderer Kourier, „der, denſelben Weg machend, die Peitſche zur Hand nahm, und bei Menſchen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb," dem Herrn v. Kotzebue ein Mann nach ſeinem Herzen. (Theil II. S. 44.)

Die Rückreiſe aus Sibirien ging, des geäuſſtarken Mißvergnügens über die Langſamkeit ohngeachtet, ſehr ſchnell; ſchon den 15ten Juli a. St. erreichte v. K. Katharinenburg, den 18ten Perm, den 22ſten Kaſan. Zu Niſchnei = Nowogorod wird er mit zuvorkommender, faſt zudringlicher Höflichkeit von der Poſtdirektorin, einer jungen, blühenden Dame, bewirthet, deren Verlangen, ſeine Bekanntſchaft zu machen, eine Scene herbeiführt, die er recht anmuthig beſchreibt; er erzählt: „So ein großer Freund des ſchönen Geſchlechts ich auch bin, ſo ſetzte mich doch die Erſcheinung meiner Wohlthäterin in nicht geringe Verlegenheit. Ich ſtand ihr gegenüber, wie ein Cyniker einer Aspaſia; ihre holde Freundlichkeit konnte meine Verwirrung nicht beſiegen, wenn mein Blick auf den zerlumpten Schlafrock oder gar in einen Spiegel fiel. Was wurde aber vollends aus mir, als ſich nach und nach das ganze Zimmer mit Herren und Damen vom erſten Range, Ruſſen und Deutſchen, füllte, die ſich alle höflich zu mir drängten, in deren Mitte ich ganz allein, wie ein König von Spanien, eſſen mußte, die mich bald durch herzliche Theilnahme rührten, bald durch ſchmeichelndes Lob verwirrten, und endlich gar den erſten Band meiner Schauſpiele herbeiholten, um die Aehnlichkeit des davor befindlichen Bildniſſes an dem langbärtigen Originale zu erproben! — So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, ſo geſtehe ich doch gern, daß ich dieſes Genuſſes erſt recht froh wurde, als ich wieder in meinem Kibitken ſaß. Dann aber — warum ſoll ich es leugnen! — gewährte es mir eine angenehme, ſchmeichelnde Erinnerung, noch an den Gränzen von Aſien, und ſelbſt in dieſem, dem Rufe nach ſo unwirthbaren Welttheile, Freunde meiner Muſe gefunden zu haben, die mir in bedrängten Stunden meines Lebens willig mit Troſt und Hülfe entgegenkamen, weil ſie in mir einen alten Bekannten ſahen, den ſie ſchon lange lieb gewonnen hatten. O, dieſer Lohn iſt wahrlich mehr werth, als Journallob, das heut zu Tage — möchte ich beinahe behaupten — an lebende Dichter nie anders, als aus trüben Quellen geſpendet wird.“ — (Theil II. S. 55 bis 57.)

ſchlechte Ritter Theobald ſeine würdige Gattin wählte?

Adelheid. (Etwas verlegen.) Darf ich euch antworten: aus dem Menſchengeſchlechte?

Hugo. Ich verſteh euch nicht.

Adelheid. Das heißt, guter Alter: wenn die häuslichen Tugenden nur auf einem Stammbaum wachſen, ſo darf ich keinen Anſpruch darauf machen, meine Väter beſaßen keine Schlöſſer, ihr Name ſteht in keinem Turnirbuch; wenn aber Treue, Frömmigkeit und Tugend ein Recht auf das Herz eines Ritters geben: ſo tauſch ich das meinige mit keinem edlen Fräulein

Hugo. (Etwas betreten.) Ihr ſeyd alſo nicht von edlem Stamme?

Adelheid. Nein, Alter, doch drum kein unedler Zweig. Ich bin nur eine Bauerdirne, mein Vater hat keinen andern Titel, als den eines ehrlichen Mannes.

Hugo. (für ſich.) Nun alter Thor! läuft dir ſchon wieder ein kindiſches Vorurtheil quer

über

Gleich darauf theilt Hr. v. K. ein neues Reiſeabentheuer mit (Seite 58 bis 63), wo er durch ſeine Wachſamkeit großer Gefahr, Mord oder Beraubung entgangen zu ſeyn wähnt; jedoch erweckt die ganze Erzählung die Vermuthung, als ob dieſe Geſchichte ein Spiel der Phantaſie oder eine nicht ſonderlich gerathene Fiktion ſey. —

Er trifft den 28ſten Juli in Moskau ein, und gelangt, wenige Tage nachher, über Twer, Niſchnei-Woloffſchok, Nowogorod und Zarskóſelo glücklich in Petersburg an. Mit der Schilderung der Freude des Wiederſehens ſeiner Gattin, ſeiner Kinder, ſeiner vertrauten Freunde, verbindet er die Darſtellung der Sorge um ihn, und des kummervollen Aufenthaltes, den indeß ſeine Familie in Eſthland gehabt gehabt, bis ſie den 17ten Juni a. St. vom Grafen Pahlen benachrichtigt worden, daß der Kaiſer den Verbannten nach Petersburg zurückberufen, und auch ihr den Aufenthalt daſelbſt erlaubt habe. Hier werden die Freunde der Kotzebueſchen Familie zu Reval namhaft gemacht und in Kontraſt geſtellt, mit denen, die des Hrn. v. K. Forderungen und Erwartungen nicht gehörig erfüllten. Beſonders wird es dem Gouverneur von Kurland vorgeworfen, daß er ſich der Kotzebueſchen Familie nicht angenommen, der Frau v. Kotzebue, als ſie ſich einſt bei ihm Audienz verſchaffte, artige, nichts bedeutende Dinge ſagte und ſeine eigene Frau mit ihrer Schwangerſchaft, die ſie hinderte die Unglückliche bei ſich aufzunehmen, entſchuldigte. — Die Wahrheit aber iſt, daß der Gouverneur von Driaſen den Herrn v. Kotzebue bei ſeiner Arretirung und Transportirung mit der ausgezeichnetſten Schonung und Menſchenfreundlichkeit behandelte, wie die Erzählung im erſten Theile des merkwürdigſten Jahres, ſelbſt ergiebt; daß er ſich aber, mit einer ſehr klugen Berechnung ſeiner officiellen Stellung, weiterhin ſehr ſorgfältig von der Kotzebueſchen Familie entfernt hielt, um ſo, mit dem beſten Erfolge, gefahrlos für dieſe verlaſſenen Unglücklichen wirken zu können. Solches politiſche Benehmen machte der argwöhniſche Späherblick des Kaiſers nothwendig. —

Unter Freudenſcenen mancher Art, die v. K. mit großer Leichtigkeit an einander reiht, verlebte er die erſten Tage ſeiner Heimkehr zu Petersburg, und ſah gar bald die günſtige Veränderung ſeines Schickſals noch erhöht, da er unter dem 13. Auguſt a. St., als reichliche Entſchädigung für das erlittene Ungemach, durch eine kaiſerliche Ukaſe das in Liefland gelegene Krongut, Worroküll, mit 400 Bauern, geſchenkt bekam, wodurch er ein jährliches Einkommen von 4000 Rubeln erhielt. — Dieſe ausgezeichnete Gnadenbezeugung führt unmittelbar auf die Frage: was denn wohl eigentlich die Veranlaſſung war, die den Kaiſer perſönlich bewog, jetzt über v. K. ſo harte Maasregeln zu verhängen, und ihn dann gleich darauf mit reichen Geſchenken zu begaben, beides ohne ſichtbare Motive. — Nach dem argwöhniſchen Charakter des Kaiſers Paul, nach ſeinem Widerwillen, den er gegen Schriftſtellerei hegte, nach der Laune des Augenblicks, die oft wechſelnd ſeine Handlungen entſchied, mußte ein Mann, wie Kotzebue, bei einem verbreiteten und höchſt zweideutigen Rufe, ſehr viel wagen, wenn er die

Gränzen des damals geſperrten ruſſiſchen Reichs überſchritt, und die Warnungen vernünftiger Ueberlegung und rathender Freunde nicht achtete. Dieſe Unvorſichtigkeit, dieſer Leichtſinn, der beſonders bei einem ſich als zärtlich beſorgten Familienvater ſchildernden Manne unverantwortlich iſt, berechtigt zu harten Vorwürfen, wenn v. K. im Verlauf der Geſchichte ſelbſt geſteht, daß ſeine mit ſich geführten Papiere, auf deren Schuldloſigkeit er ſich ſonſt ſo vieles zu Gute that, namentlich ſein Tagebuch, Aeuſſerungen dieſer Art enthielten:

„Der Kaiſer Franz ſey ein ſehr gerechter Mann, der nie ohne die ſtrengſte Unterſuchung einen Angeklagten verurtheile. — Freilich der Kaiſer Paul findet es ſelten der Mühe werth, eine Unterſuchung anzuſtellen.“ — (Thl. 2. S. 109.) V. **Kotzebue**, der in Wien in dem böſen Rufe eines Jakobiners ſtand, dem nach ſeiner Abreiſe von dort manche feindſelige Gerüchte folgten, deſſen Name ſehr üble Erinnerungen weckte, zog, als er den argwöhniſchen Kaiſer um Päſſe bat, den Verdacht auf ſich, daß er als

Emiſſär, oder als Auflaurer nach Rußland komme, und der Kaiſer entſchied kurz und gut dahin, daß der Ankömmling einen ſolchen Wohnort und ein ſolches Verhältniß im ruſſiſchen Reiche erhalten ſolle, wo jeder ſchädlichen Abſicht der Spielraum verſagt würde; — er ſchickte ihn nach Sibirien. — Während dies geſchah, trat wieder der Glückſtern hervor, der ſo oft in K—s Leben gerade dann ſeine Zauberkraft bewährte, wenn ihn Mißgeſchick zu verfolgen ſchien, oder wenn ihn die unmittelbaren Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit trafen: wenn ihn ſein Ruf als Schriftſteller nach Sibirien brachte, ſo bewirkte dieſer wiederum auch ſeine Befreiung. Aus Kotzebue's Schriften kann man Zeugniſſe für alles, für demokratiſche und despotiſche Anſichten, für die Menſchenrechte und für den härteſten Despotismus, für die chriſtliche Religion und für die entſchiedenſte Irreligioſität, für Geiſtesfreiheit und für die ſtrengſte Feſſel des Geiſtesdruckes entlehnen, und dieſe Chamäleonnatur mußte bei allen vom konſequenten Wahrheitsſinne Verlaſſenen um ſo größeres Gefallen ärndten, da ihm für den Augenblick das paßliche

Wort ſelbſt ſchon zur ſubjektiven Ueberzeugung genügte.

V. K. hatte mehrere Jahre zuvor das kleine Drama, Peters des dritten alter Leibkutſcher, geſchrieben, worin des ruſſiſchen Kaiſers Edelmuth geprieſen wird; ein junger Mann Namens Krasmopolski, hatte es ins Rußiſche überſetzt, dem Kaiſer zugeeignet und zugeſchickt. Das Stück zog Pauls Aufmerkſamkeit auf ſich, es gewann ſeinen Beifall, es erinnerte ihn an den verbannten Original-Verfaſſer, deſſen Name auf dem Titel der Handſchrift ſtand. Die ſchleunige Unterſuchung der Kotzebueſchen, in Beſchlag genommenen Papiere ward veranlaßt, und dieſer fiel in die Hände eines menſchenfreundlichen, für die Begnadigung des Unglücklichen ſich thätig intereſſirenden Mannes, der ſogar jene für den Kaiſer beleidigenden Bemerkungen des Tagebuches durch einen deckenden Dintenſtrich völlig unlesbar machte (S. 109), für Kotzebue günſtig berichtete und veranlaßte, daß Kaiſer Paul mit der Zurückberufung Gnadengeſchenke verband. —

Mit dem Dankſagungsſchreiben, welches der

Glückliche dem kaiſerlichen Wohlthäter einſchickte, verband v. K. die Bitte, auf das Land gehen und im Stillen die ertheilten Wohlthaten genießen zu dürfen; denn trotz der unverkennbaren Zeichen des allerhöchſten Wohlwollens hatte ſich doch der Schrecken ſeinem Gemüthe ſo tief eingeprägt daß ihm das Herz klopfte, ſo oft er einen Senatskourier oder Feldjäger erblickte, und daß er nie ausfuhr, ohne ſich reichlich mit Gelde zu verſehen, und gleichſam zu einem neuen Exile vorzubereiten *). (S. 115.) Das Geſuch um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutſchland durfte v. K. gar nicht wagen, und ſelbſt die Erfüllung ſeines Wunſches, ſich auf ſeine ländlichen Beſitzungen zurückziehen zu dürfen, wurde ihm ver-

---

*) Dieſe Sorgfalt war nicht übertrieben, da v. K., noch nicht durch Schaden klug geworden, höchſt unvorſichtig, während ſeines Aufenthaltes in Rußland über dortige Verhältniſſe und Ereigniſſe, Aufſätze entwarf und nach Deutſchland an Journalherausgeber z. B. an den Herrn von Archenholz, ſchickte. Dieſer Thorheit rühmt er ſich ſelbſt im merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens Thl. 2 Seite 302 und 303.

ſagt, indem ihm, mit einem Gehalte von 2200 Rubeln und dem Charakter eines kaiſerl. Hofraths, die Stelle eines Direktors der deutſchen Hoftruppe angetragen wurde. Jede ausgeſprochene Bedenklichkeit oder Weigerung blieb unberückſichtigt, nicht aber die Gegenvorſtellung wegen zu großer Geringfügigkeit des Gehaltes; das Einkommen der neu errichteten und von v. K. übernommenen Stelle ward bis auf fünf tauſend Rubel erhöhet, ungerechnet der Benefiz-Vorſtellungen ſeiner eigenen neuen Stücke, die er ſich noch ausbedung.

Nun war v. K. wieder in ſeiner Sphäre, deren Dornenpfad die perſönliche Vorliebe fürs Theater, die Hoffnung große Ehre zu gewinnen und reicher Lohn hinlänglich vergütigten. Zunächſt machte ihm ſelbſt und ſeinem Cenſor Adelung die vorgeſchriebene ſtrenge Cenſur viele Noth; nach den ſpeciellen Anſichten des Kaiſers durfte in dem Kotzebueſchen Stücke Oktavia nicht geſagt werden: „Stirb als ein freier Römer;“ im Epigramme nicht: „daß der Kaviar aus Rußland komme und Rußland weit ſey;“ in den beiden Klingsbergen mußte „Feſtung" in „Gefängniß," „Hofmann" in „Schmeichler," im Abbé de l'Epée: „Wehe meinem Vaterlande!" in „Wehe meinem Lande" verändert werden; letzteres deshalb, weil eine ruſſiſche Ukaſe unterſagte, ſich des Wortes Vaterland zu bedienen. — Nur zu wahr bemerkt Hr. v. K.: „Aus dieſen wenigen Beiſpielen erhellet zur Genüge, wie gefährlich das Amt eines Cenſors für den, der es verwaltete, und wie drückend es für mich war. Der Herr ꝛc. Adelung konnte mir aber mit dem beſten Willen dieſe Laſt nicht erleichtern" (S. 120); hätte er doch zugleich erkannt und ſich ſpäter bei der Vertheidigung der Beſchränkung der Preßfreyheit erinnert, daß, wenn einmal ein unlauteres, die heiligen Menſchenrechte gefährdendes Princip von den Machthabern angenommen wird, der Schritt vom unrechtmäßigen Gebrauche der Gewalt zum Unſinn bewußtlos und ſchnell gethan wird. —

Außer dem inneren Zwieſpalte der Schauſpieler-Geſellſchaft erwuchſen dem neuen Theaterdirektor neue Leiden aus der, zwiſchen dem deutſchen und dem franzöſiſchen Theater ſtattfindenden Eiferſucht. Die berüchtigte Madame Chevalier, die ſo ganz des Kaiſers Gunſt beſaß, vertrat und beherrſchte das letztere. Doch ſtand v. K. perſönlich ſehr gut bei ihr, genoß von ihr viele Artigkeiten und übernahm ſogar von ihr den Auftrag, für ſie eine franzöſiſche Oper zu ſchreiben, die indeß nicht zu Stande, oder vielmehr nicht auf die Bühne kam. Unter ſo günſtigen Verhältniſſen hegte er dennoch den Plan, bei erſter guter Gelegenheit, um ſeinen Abſchied zu bitten. Dieſen Wunſch rechtfertigt das Gemälde ſeiner damaligen Lage vollkommen; „ſo weit,“ ſagt er, „hatten es böſe Menſchen gebracht die das Vertraun eines zu herzlicher Güte geneigten Monarchen mißbrauchten, und ihm überall Schreckbilder aufſtellten, die nicht vorhanden waren, ja, an die ſie ſelbſt nicht glaubten *)! —

---

*) Mit welchen Worten des Schmerzes ſoll der Menſchenfreund den Jammer ſchildern, daß die Erſcheinung der irregeleiteten Regenten, die vor dem Schreckenbilde erlogener Gefahren ihr beſſeres Selbſt ver-

über den Weg. Zwanzig Jahre lang nach Weisheit geforscht, und bey der ersten, besten Gelegenheit gängelt deine Amme dich am Narrenseil.

Adelheid. Ihr scheint betroffen? ihr kennt vielleicht Ritter Hugos Gesinnungen über diesen Punkt? — sollt' er mich unwerth halten des Namens seiner Tochter?

Hugo. Seyd unbesorgt, edle Frau; so weit ich ihn kenne, halt ich solch einer Grille ihn unfähig. Im ersten Augenblick vielleicht wirds ihn überraschen, seine Stirn in Falten legen; denn ihr wißt nicht, wie schwer es ist, die Vorurtheile der Kindheit abzuschütteln. Schon brüstet man sich, sie ganz unter die Füße getreten zu haben, und doch schielt bald hie, bald da, eins mit der Schellenkappe hervor. Indessen bürg ich euch dafür, nur der erste Augenblick kann Ritter Hugos Stirn umwölken, er findet bald sich wieder. Und wenn er sieht und höret, daß ihr durch treue Liebe des Gatten Herz verdient, Mit bangen Ahnungen legte ich mich jeden Abend zu Bette; zitternd hörte ich in der Nacht jedes Geräuſch auf der Straße, jeden Wagen, der in der Nähe meiner Wohnung anhielt; ich erwachte zu neuen Sorgen, wie ich an dieſem Tage jedes Unglück vermeiden wolle; ängſtlich fuhr ich auf der Straße, um ja, wenn der Kaiſer mir begegnete, zu rechter Zeit auszuſteigen; — mit ungewohnter Sorgfalt wachte ich über jedes meiner Kleidungsſtücke und über die Art, ſie zu tragen; — Weibern von zweideutigem Rufe und Männern von ſchwachem Geiſte mußte ich huldigen; — den unverſchämten Uebermuth eines unwiſſenden Balletmeiſters (des Gemals der Madame Chevalier) ertragen; — bei jeder Aufführung eines neuen Stückes zitternd erwarten, ob die immer wachſame Polizei oder die geheime Expedition nicht etwa ein unwillkührliches Vergehn darin entdeckt habe. — So oft meine Frau mit meinen Kindern ſpatzieren fuhr und etwa einige Minuten über die beſtimmte

---

leugnen, ſich täglich erneuert, täglich mehr Wirkſamkeit erhält!!! —

Zeit ausblieb, zitterte ich, zu erfahren, daß ſie nicht ſchnell genug vor dem Kaiſer ausgeſtiegen, und deshalb, ſo wie die Frau des Gaſtwirths Demuth, in ein Polizeigefängniß gebracht worden ſey. — Nur ſelten konnte ich meinen Kummer in den Buſen eines Freundes ausſchütten; denn alle Wände hatten Ohren und der Bruder traute dem Bruder nicht mehr! — Keine Lektüre konnte mich um die gräßliche Zeit betrügen, denn alle Bücher waren ja verboten *). — Auch die Feder mußte ich wegwerfen, mir ſelbſt durfte ich nichts vertrauen; denn wie leicht konnte man plötzlich mein Portefeuille unterſuchen! — Ein Gang in Geſchäften, wenn er vor dem Schloſſe vorbeiführte, drohete der Geſundheit Gefahr; denn bei dem übelſten Wetter durfte man ſich dieſer Steinmaſſe nur mit entblößtem Kopfe nähern. — Der harmloſeſte Spatziergang gewährte keine Zerſtreuung; denn faſt täglich begegnete man Unglückliche, die arretirt, oder vielleicht wohl gar

---

*) Dies iſt eine von den Uebertreibungen, die man Hrn. v. K., der immer nur halb die Wahrheit ſagen kann, verzeihen muß. —

zur Knute geführt werden! — (Thl. 2. S. 124.) Der durch ſolche Umgebungen in Hrn. v. Kotzebue erzeugte Trübſinn verklärt ſich aber zu der ſchönſten Heiterkeit, als er den 16ten December zum Kaiſer beſchieden, und durch dies unerwartete Uebermaaß großer Gnade erſchüttert wird. Er erhält den Auftrag, eine vom Kaiſer eigenhändig in franzöſiſcher Sprache aufgeſetzte Herausforderung an die Souverains von Europa zu einem Turnier, in das deutſche zu überſetzen, und genügt dieſem Verlangen zur Zufriedenheit Pauls, der die Ueberſetzung jener durch die Zeitungen verbreiteten, damals ſo vieles Aufſehn erregenden Zeilen mit einer reichen, zwei tauſend Rubel Werth habenden Doſe belohnt. — Mit dieſem Ereigniß gewinnt v. K. die ſeinem Herzen ſo lange fremd geweſene Ruhe ſogleich wieder, denn nun, da er den Monarchen ſelbſt geſprochen und ſein edles Herz offen geſehen hat, verſchwindet der größte Theil der Furcht. Von nun an liebt er ihn mehr, als er ihn vorher fürchtete, und iſt überzeugt, daß eine gewiſſe Freimüthigkeit, ein offenes gerades Betragen, ohne Kriechen, ohne Niederſchlagen der Augen dort alles vermochte. „Nur in ſeine kleinen Eigenheiten mußte man ſich fügen, und wie leicht konnte man das! denn zugegeben daß es gerade nicht groß war, die Beobachtung gewiſſer Kleinigkeiten allzuſtreng zu verlangen, ſo war es doch wahrhaftig noch weniger groß, mit Widerwillen in ſolchen Dingen zu gehorchen, welche das wahre Glück der Unterthanen eigentlich gar nicht ſtörten. — Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine Beweiſe von des Kaiſers Gnade.“ — (Theil 2. S. 135 u. 136.)

So ſchnell ändert ſich gewiſſer Menſchen Meinung! ſo leicht iſt es, jedem Dinge ein deckendes Mäntelchen umzuwerfen! —

Ueber den Eindruck, welchen Kotzebue's Perſon bei der erſten Unterredung auf den Kaiſer machte, ſoll ſich letzterer gegen ſeine Gemahlin dahin geäußert haben: „Er ſieht aus, wie ein Schuſter; aber ſeine Augen verrathen Geiſt!“ — So erzählt v. K. wenigſtens dieſe damals oft beſpöttelte Anekdote im Freimüthigen 1803. Stück 4. Seite 16.

Bald fand ſich eine Gelegenheit, durch deren

Benutzung Hrn. v. K. die ihm ſo läſtige Direktion des Theaters aufs Angenehmſte erleichtert wurde. Er erhielt vom Kaiſer den Auftrag den eben vollendeten Michailowſchen Palaſt, den Paul mit der kaiſerlichen Familie bezogen hatte, mit allen darin enthaltenen Kunſtwerken und Seltenheiten ausführlich zu beſchreiben. Unter dem Vorwande, durch dieſe Arbeit zu ſehr in ſeiner Zeit beſchränkt zu ſeyn, bewirkte er die Anſtellung eines Regiſſeurs, auf deſſen Schultern er nun die drückendſte Laſt der Theaterdirektion werfen und ſich manches Aergerniß erſparen konnte. (Thl. 2. S. 143.) So genoß er alle Annehmlichkeiten einer genauen Verbindung mit dem Theater, ohne das Widerwärtige derſelben zu haben; er lebte, bei einem reichen Einkommen (er ſelbſt berechnet den nach ſeiner Zurückberufung aus Sibirien erhaltenen Zuwachs deſſelben, ohne den Ertrag der Benefizvorſtellungen, freie Wohnung und Equipage zu veranſchlagen, auf 9000 Rubel jährlich, [S. 107.] —) in einem ſehr angenehmen Freundeskreiſe, war durch die Palaſt-Beſchreibung, bei der er für das antiquariſche

Fach von Köhler, für das architektoniſche von Brenna und für die Gemälde von den Gebrüdern Kügelgen unterſtützt wurde, ehrenvoll beſchäftigt, und er erfreute ſich der Auszeichnung daß ſich der Kaiſer faſt täglich einige Augenblicke mit der einnehmendſten Freundlichkeit mit ihm unterhielt.

In dieſer beneidenswerthen Lage rang Herr v. Kotzebue nach einem Ziele, welches, wenn er es erreicht, ſeine Eitelkeit gekrönt hätte: er bot alle möglichen Triebfedern auf, um Malteſer-Ritter zu werden, und mit dem Malteſer-Kreuze dekorirt ſich zeigen zu können. Es iſt bekannt, wie der Kaiſer Paul ſich damals an die Spitze dieſes alten, berühmten Ordens geſtellt hatte; durch die perſönliche Gnade des Kaiſers glaubte v. K. die Erfüllung ſeiner Wünſche leicht zu erlangen. Als ihm ſpäterhin dieſes Streben nach einem romantiſchen Ritter-Koſtume öffentlich vorgehalten und mit höhnenden Seitenblicken belächelt wurde, mußte er die Sache ſelbſt eingeſtehn; er verſuchte aber, den Vorwurf thörigter Eitelkeit dadurch zu mildern, daß er vorgab:

„Das Malteſerkreuz ſey ihm von ſeinem Chef als Belohnung verſprochen, für die Beſchreibung von dem neuen Palaſte des Malteſer-Großmeiſters. — (Siehe: Kurze und gelaſſene Antwort des Hrn. v. Kotzebue u. ſ. w. Berlin 1802 Seite 106.)

Noch am 11ten März (1801), Mittags um Ein Uhr erkundigte ſich der Kaiſer nach der Palaſtbeſchreibung, hörte mit Wohlgefallen, daß Hr. v. K. deren nahe Vollendung verhieß — und ſchon am 12ten erfährt der fleißige Autor, beim frühen Erwachen, wie in der verhängnißvollen Nacht Kaiſer Paul in die Todtengruft geſunken, ſein Sohn Alexander aber auf den glanzreichen Thron des weiten ruſſiſchen Reichs geſtiegen ſey. Mit dieſer groſſen Kataſtrophe waren auch die Traumgebilde verſchwunden, die v. K. für zukünftige Gnadenbezeugungen und Belohnungen hegte. Er knüpfte daher an den Tod des Monarchen die Ausſicht, nach Deutſchland zurückkehren zu können und übergab ſein hierauf gerichtetes Geſuch am Ende des Märzes dem General-Adjutanten Fürſten Subew. Die Verweigerung der Erlaubniß beſtimmte ihn nun zu der Erklärung, daß er „dankbar gerührt, ſich glücklich ſchätzen würde, Alexandern, dem Liebenswürdigen und Geliebten zu dienen, daß es ihm aber nur zieme, ferner an der Spitze des deutſchen Hoftheaters zu ſtehen, wenn damit eine durchgreifende Veränderung vorgenommen würde.“ — Letztere zu bewirken, reichte er auf erhaltenen Befehl einen Plan ein, der auf einen jährlichen Fond von ſechzig tauſend Rubeln baſirt war. Dieſe Forderung, damals zum großen Aerger des Hrn. v. K. „*gigantesk*“ genannt, wurde *nicht* bewilligt. Durch dieſen mißlungenen Verſuch hinlänglich mit der Stimmung des neuen Kaiſers über das deutſche Theater bekannt, erneuerte er die Bitte, um ſeines Abſchied, und erhielt ihn in der letzten Hälfte des Aprils, auf ehrenvolle Weiſe, indem er zum Kollegienrath ernannt und ihm der fernere Genuß des bisher bezogenen Gnadengehalts zugeſichert wurde.

Schon am 29ſten April verließ er, „durchdrungen von Dank für den verſtorbenen und für den lebenden Monarchen,“ Petersburg, und ging durch Eſth- und Liefland, zunächſt nach Königsberg.

Die Nachrichten von dieſer Reiſe, die den Schluß des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens ausmachen, beſchäftigen ſich größtentheils mit Erinnerungen an Perſonen, mit denen er in jenem Abſchiede ſeines ſo ſchnell wechſelnden Schickſals zuſammentraf, denen er bald den Blumenkranz des freundlichen Dankes, bald die Dornenkrone harter Vorwürfe flicht. Mit beiden gleich vorſchnell, wurden hierdurch, wie natürlich, viele ſeiner Gegner geweckt, denen der leichtfertige Autor ſchon deshalb ein recht leichtes Spiel machte, da hiſtoriſche Genauigkeit der Erzählung nie ſeine Sache war, und da der hieraus entſtehende Verdacht der Unwahrheit noch vergrößert wurde, durch das immer ſichtbare Streben, ſeiner Perſönlichkeit ein Gewicht zu geben. Dem eitlen Mann machten mehrere hierdurch veranlaßte Zeitungsnachrichten und Flugſchriften vieles zu ſchaffen. Beſonders eine der Letztern, mit dem Titel: „Nöthige Erläuterungen zu der Schrift des Hrn. v. Kotzebue: das merkwürdigſte

Jahr meines Lebens. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1802., und viele Anſchuldigungen des Hrn. von Maſſon veranlaßten ihn zu einer Gegenſchrift *), in der er ſich von mehreren Perſonen in und um Reval einige Lebensumſtände atteſtiren läßt, die theils gar nicht zum Gegenſtande der gemachten Vorwürfe gehören, theils ſo geſtellt ſind, daß man in vollem Ernſte einen Mann bedauren muß, der ſich dergleichen atteſtiren zu laſſen genöthigt glaubt. Sehr unvorſichtig nannte Hr. v. K. den Bibliothekar Friedrich Adelung zu Petersburg als den Verfaſſer der eben erwähnten „nöthigen Erläuterungen," und ſah ſich bald darauf veranlaßt, dieſe Behauptung als unwahr zu widerrufen. — Wie ſo oft in ſeinem Leben hatte v. K. auch bei jenen literariſchen Zänkereien das Schickſal, daß die Sentenzen, welche er ſeinen Widerſachern zur Strafe ausſprach, ihm ſelbſt

---

*) Der Titel derſelben iſt: Kurze und gelaſſene Antwort des Hrn. v. Kotzebue auf eine lange und heftige Schmähſchrift des Hrn. v. Maſſon. Berlin 1802.

dient, daß ihr die Mutterpflichten gefliſſentlich erfüllet, ſo wird er ſeinen Seegen dem Bunde nicht verſagen.

Adelheid. Ihr krönt durch euren Troſt der frommen Liebe Glück. Ja nur die reinſte Zärtlichkeit verknüpfte unſre Herzen, und ſeit acht frohen Jahren war ſie unwandelbar.

Hugo. (ſich beynahe vergeſſend.) So ſegn' euch Gott mit ſeinem beſten Seegen! — (ſich beſinnend) ſo mag ich ohne Scheu in Ritter Hugos Namen ſprechen.

Adelheid. (mit aufgehobnen Händen) O all ihr guten Engel! bringt ihn in unſre Arme ſo ſchnell als unſer Wunſch zurück! wie will ich ſeines Alters mit Lieb und Sorgfalt pflegen! wie ſollen meine Kinder um ſeine Kniee gaukeln, die Stunden ihm wegtändeln und ſeine kleinſten Wünſche von ſeinem Blick erlauſchen

Hugo. (ſehr bewegt für ſich) Gott! nimm den vollen Becher der Freude mir von den Lippen, ein hartes Urthel wurden, deſſen rächender Hand er vergeblich zu entgehen ſich bemühte. So ſagt er in der „kurzen und gelaſſenen Antwort,“ S. 6.: „Ein Mann, der ſchon einmal der Verläumdungen überwieſen worden, mag ja nachher ein Rieß Papier vollſchreiben: er hat unter rechtlichen Leuten*) ſeine Glaubwürdigkeit, und auch wohl noch ſonſt etwas, auf immer verloren.“ —

Den Schluß dieſes Abſchnittes des Kotzebueſchen Lebens mache die Standrede, die er dem von ihm vielfach geprieſenen Kaiſer Paul, von welchem nebenbei die ſchrecklichſten Gräuel nicht verſchwiegen werden, hält.

Im zweiten Theile des merkwürdigſten Jahres ſeines Lebens, Seite 243 und 244 ſagt von Kotzebue: „So ruhe denn ſanft die Aſche eines Mannes, der wahrlich den größten Theil der Schuld, deren man ihn anklagt, auf ſeine dornige Lage in früheren Jahren, auf die Begebenheiten ſeines Zeitalters, und auf die Perſonen, die ihn umgaben, zurückwerfen könnte; der ſich zwar oft in den Mitteln vergriff, das Gute zu bewirken, der aber immer nur das Gute, das Gerechte wollte, ohne Anſehen der Perſon; — der zahlloſe Wohlthaten ſäete, doch aus dem Saamen nur giftige Pflanzen aufſchießen ſah, die bunt um ihn her blühten, und in deren Duft er verwelkte!“ —

---

*) Wohl gemerkt: „Unter rechtlichen Leuten,“ das heißt unter ſolchen, denen das heilige Recht die ewige Norm des Urtheils iſt; aber dieſe Rechtlichkeit iſt heut zu Tage ſelten worden, da das ſchlaffe Spiel der Neigungen und Meinungen die Anerkennung der Tugend und des Laſters dem Wechſel des Augenblikkes unterwirft. —

Auguſt von Kotzebue's Leben.

Viertes Buch.

Berlin. — Seine Reiſen. — Sein wechſelnder Aufenthalt in Rußland und in Deutſchland. — Fernere Schickſale. — Sein Tod. —

Der Kollegienrath von Kotzebue erſchien wieder in Deutſchland; an Celebrität hatte er durch ſeine neueſten Schickſale gewonnen. — Je größer das Unglück, welches ein Mann erlebt, je mehr Publicität es erhält, um ſo lebendiger wird die Theilnahme für denſelben aufgeregt. In dem Augenblicke, wo wir ein hartes Verhängniß ihn treffen ſehn, fragt man nicht: leidet er ſchuldig oder unſchuldig? iſt er mein Freund oder mein Gegner? — Die Sache des Unglücklichen, des Verfolgten iſt der Gegenſtand allgemeines Mitleids, beſonders wenn der Verfolger die Stimme des Zeitalters ſo wider ſich hat, wie Kaiſer Paul in der traurigen Verirrung ſeines Geiſtes. Kaum verbreitete ſich in Deutſchland die Nachricht von Kotzebue's Transportirung nach Sibirien, als auch viele Beweiſe des thätigen Mitleids ſichtbar wurden. So wandte man ſich von mehreren Seiten an Preußens herrliche Königin, an Sie, die ſo gern hülfreich die Hand bot wo ſie das Edle fördern, das Elend vermindern, die Thräne des Kummers trocknen konnte, und bat um ihr vielgeltendes Fürwort für den unglücklichen Verbannten beim ruſſiſchen Kaiſer. Wie gern ſie es ſich zum Berufe machte, zu ſolchen Zwecken zu wirken, bewies die herzliche Freude, mit der ſie, zuerſt in Deutſchland von der günſtigen Wendung des Kotzebueſchen Schickſals unterrichtet, die Nachricht von ſeiner Zurückberufung verkündigte. Eben trat die von ihr immer mit beſonderer Huld beſchenkte Madame Meyer (jetzige Madame Hendel-Schütz, in der unſer Zeitalter ſeine größte mimiſche Künſtlerin verehrt), zur ſchönen Königin, um von Neuem ihre vermittelnde Fürſprache zu erbitten, als aus St. Petersburg eingegangene Briefe die Begnadigungs-Botſchaft mittheilten. Mit der den Bewohnern

Berlins eigenen Empfänglichkeit für Tages=Neuigkeiten, verbreitete ſich die frohe Nachricht, Kotzebue's Name war das Wort des Tages, und zwar zum erſten Male, ohne daß argwöhniſche Seitenblicke auf ſeinen zweifelhaften Charakter geworfen wurden, wie ſolches namentlich bei der erſten Nachricht von ſeiner Gefangennehmung an der Gränze Rußlands der Fall geweſen war. Damals argwöhnte man, daß wohl ein bald ins Licht geſetzt werdendes Genieſtückchen ſeiner Weiſe ſolche harte Maasregeln veranlaßt haben könne. Als indeß ohne den Erfolg einer geſetzmäßigen Unterſuchung, mit der Verurtheilung nach Sibirien der Anfang gemacht wurde, löſ'te ſich der Verdacht in Mitleid auf.

Dieſe rege Theilnahme, die man zu Berlin ſeinem neueſten Schickſale bewieſen, entgingen der Beobachtung des auf ſeine Perſönlichkeit ein gar hohes Gewicht legenden Kotzebue's nicht. Ihrer erinnerte er ſich mit Wohlgefallen und Dank, als er den Blick auf Deutſchland warf und hier die Wahl eines Wohnortes traf. Zwar kehrte er zunächſt nach Weimar zurück und hielt ſich abwechſelnd hier und in Jena auf; doch gerade in ſeiner Heimath konnte nie ſeines Bleibens ſeyn, weil er nirgend weniger wohlgelitten war, als hier. Er ſorgte dann auch ununterbrochen dafür, daß durch ſeine zahlloſen literariſchen Streitigkeiten, durch ſeine Verläſterungen der neuen Schule, durch unziemliche Schmähungen Göthe's und ſeiner Kunſtfreunde, das Andenken ſeines eigenen unlauteren Weſens immer neue Anregung erhielt.

Von Kotzebue wählte Berlin zu ſeinem Wohnorte (1802) und wählte ſehr glücklich. Hatte hier gleich Göthe auch ſeine Verehrer, Schlegel und Tieck ihre Freunde, die Literaturzeitung ihre Leſer und die Zeitung für die elegante Welt ihre Korreſpondenten, ſo eröffnete dennoch Berlin für einen Mann ſeiner Art, die reizendſten Ausſichten. Wo anders konnte er eine ſeiner Eitelkeit völlig entſprechende Aufnahme erwarten, als hier? wo anders zu gleicher Zeit, ſeinen Neigungen angemeſſen, ſo unbeachtet leben? wo anders ein für ſeine Thätigkeit empfänglicheres Publikum erwarten? Beſonders verhießen ihm die dortigen geſelligen Verhältniſſe und das National-Theater, welches ſo eben ein neues Lokale erhielt, vielfachen Genuß. Rückſichtlich des geſellſchaftlichen Lebens ſuchte er vornehme und für den Umgang mäſſig gebildete Leute; beide mußten von der Art ſeyn, daß er ohne verletzende Kolliſionen mit ihnen fortkommen konnte: die Vornehmen durften nicht durch große Reichthümer unabhängig ſelbſtſtändig, die Gebildeten nicht der Empfänglichkeit für Kotzebue's Theaterwelt entwachſen ſeyn. Beſonders jenes war in Berlin nicht zu fürchten, wohin ſich der großentheils ſo arme Adel der Monarchie drängt, um in Hof-, Militair- und Staatsbedienungen ein Auskommen zu finden; wo höchſtens einige Wohlhabende mit Anſtand einen mäßigen Luxus treiben und wo die eigentlichen Zügel des Staatsregiments in den Händen neugeadelter, oder nächſtens das Adelsdiplom erwartender, oder gut bürgerlicher Officianten ruhn. Darum giebt es in Berlin höchſtens einen Militair- und Officianten-Ariſtokratismus, welcher letztere ſeine Verherrlichung in Titeln findet; aber von ſtörendem

Drucke eines hohen, reichen Adels auf das geſellige Leben hat man nichts zu fürchten und dem Kaſtenſtolze der höheren Officianten kann ja der keine Bedienung Suchende leicht aus dem Wege gehn. —

Mit dem, was man in Berlin in den höheren Ständen damals im Allgemeinen Bildung nannte, (— vielleicht auch noch gegenwärtig, obgleich ſeit der Errichtung der Univerſität und durch den gewaltigen Druck der Zeit, hierin einige Veränderung ſichtbar geworden —) war Kotzebue vollkommen einverſtanden; hierin war er ganz zu Hauſe. Man zehrte häufig von den Ueberreſten der wiſſenſchaftlichen Bildung, die die Refügie's auf den unfruchtbaren Boden der Mark verpflanzten, und fand eine vollkommene Geiſtesberuhigung in dem Rückblicke auf die ruhmvollen Zeiten Friedrichs des Großen. Was beſonders deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft betraf, ſo hielt man ſich an die allgemeine deutſche Bibliothek, die einheimiſches Gut und dabei ſo hübſch verſtändlich war; in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften führten vorzüglich die Matadore rippen, daß ich im Rauſche nicht des Dankes etwa vergeſſe.

Adelheid. Da kömmt mein Gemahl.

Hugo. (für ſich) Standhaft Alter!

Sechſte Scene.

Ritter Theobald und die Knaben.

Theobald. Wo iſt der Greiß, der meines Vaters Namen nannte? — Sey mit dieſem Handſchlag herzlich mir willkommen! Du biſt ein Bote Gottes.

Hugo. Ich grüß euch, edler Ritter! der Herr ſey mit euch und eurem Hauſe.

Theobald. Du kannteſt meinen Vater? ſprich! mein Herz klopft deiner Botſchaft entgegen.

Hugo. Seit mehr denn zwanzig Jahren nenne ich Ritter Hugo meinen Freund. Ich focht an ſeiner Seite in Parthien, Medien, Perſien und Meſopotamien. Oft haben wir die Wunden, die uns des Feindes Säbel der franzöſiſchen Kolonie das franzöſiſche Wort; die deutſchen Mitglieder laborirten, mit wenigen Ausnahmen, an der geiſtigen Lethargie. In der Nichtachtung der poſitiven Religion that es Berlin allen übrigen deutſchen Städten zuvor; man deckte ſich gegen den Vorwurf der flachen, charakterloſen Unſittlichkeit, durch die Berufung auf Aufklärung, ſo gut es gehn wollte, und verſchrie das wahrhaft religiöſe Leben als eine böſe Reminiscenz aus der vorigen Regierung (Friedrich Wilhelms des Zweiten), aus den Tagen des Religionsedikts. Die königliche Familie bildete in ſchöner Sittenreinheit einen auffallenden Kontraſt mit der Lebensweiſe der Hauptſtadt; der mäßige Glanz des Hoflagers wurde gehoben durch den Ruhm häuslicher Tugenden, welche freilich dem entarteten Lüſtling der großen Welt leicht freudenleer erſcheinen und den Luxus, in welchem die Künſte gedeihen, vermiſſen laſſen. Um ſo mehr war den Berlinern das Theater ihr Eines und ihr Alles; zu dieſer Vorliebe waren ſie berechtigt durch die großen Künſtler, welche damals die dortige Bühne verherrlichten. Die gefeierten

Namen jener Tage ſind abgetreten von der Bühne des Schauſpiels und des Lebens; das Andenken an ſie aber iſt um ſo unvergeßlicher, je weniger überall der wahre Künſtler je erſetzt wird.

So gab es vielfache Beweggründe, die v. Kotzebue nach Berlin hinzogen. Auſſer der Stimmung des Publikums für ihn, auſſer dem Beifall, welchen man ſeinen Stücken auf der Bühne zollte, fand ſeine Neigung zum deutſchen Theater noch mehrere Anregungen, die ihm hier den größten Genuß verhießen. Iffland's Verdienſt als mimiſcher Künſtler, wurde erhöht durch den Ordnungsſinn, durch die Thätigkeit, durch die techniſche Sorgfalt, vermittelſt welcher er die Forderungen an die Theater-Direktion und an die Theater-Regie zu erfüllen ſtrebte. Hatte in dieſer Hinſicht bisher ein beſchränktes Locale die vielen zu beſiegenden Schwierigkeiten vermehrt: ſo verhieß das mit königlicher Opulenz erbaute neue Theater die Beſeitigung manches bis dahin ſehr Mangelhaften, und gewann für den Theaterbeſuch ſelbſt die Neigung der ſonſt nicht Schauluſtigen. Die günſtigen Vorbedeutungen zu einer ausgezeichneten Aufnahme in Berlin wurden vergewiſſert, durch das gute freundſchaftliche Verhältniß, in dem von Kotzebue zu Iffland, der in den Theaterangelegenheiten beim Hofe Alles, beim Publiko Vieles vermochte, ſtand. Nach ihrer früheren Bekanntſchaft wurde zwiſchen beiden dramatiſchen Schriftſtellern die perſönliche Nähe gegenwärtig leicht vertrautere Freundſchaft, da die von Kotzebue ſo verhaßten Neuerer in Kritik und Kunſt, die ihm ſo vielen Kummer verurſachten, auch Ifflands Dramen von einer leicht verwundbaren Seite angriffen, parodirten und die beſchränkte Manier derſelben mit dem treffenden Spott-Namen der Iffländereien bezeichneten. —

Kotzebue erſchien zu Berlin; er gefiel ſich und andern, in dem Beſitze nicht zu verkennender geſellſchaftlicher Talente. Das neue koſtbare Nationaltheater wurde mit zwei neuen Stücken ſeiner Feder (die Kreuzfahrer, ein Schauſpiel, und das Zauberſchloß, eine natürliche Zauber-oper) eröffnet, er erhielt Zutritt in den höheren Zirkeln, die Verleger beeiferten ſich ſeine Manuſcripte zur Preſſe und ihm reichliches Honorar darzubringen — und ſelbſt der König zeichnete ihn aus, über Erwarten, indem er ihm ein Kanonikat ſchenkte, und kurze Zeit nachher ihn, der es in keiner Wiſſenſchaft jemals über das Alltagswiſſen brachte, zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften machte. Zwar gab letzteres beſonders den für witzige Beziehungen ſo leicht empfänglichen Berlinern manche Aufregung zum Spotte; der Neid ließ ſich auch mit manchen Neckereien vernehmen. Dennoch würde v. K. nach allen ſeinen Neigungen in Berlin höchſt glücklich haben leben, und ſelbſt eine gewiſſe Achtung wieder gewinnen können, wenn er nicht durch mehrere Seiten des in dieſem Zeitpunkte herausgegebenen merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens, durch die berüchtigten Streitigkeiten, welche dieſes Buch mit Herrn von Maſſon veranlaßte, Hinweiſungen auf ſeine früheren Sünden natürlich machte, wenn er nicht mit immer neuem Uebermuth die ſogenannte neue Schule geneckt, jeden unbedeutenden Stein des Anſtoßes aufgenommen, in die nutzloſeſten Zänkereien mit der Zeitung für die elegante Welt ſich eingelaſſen und ſeine jetzt begonnene Zeitſchrift, den Freimüthigen, mit Klätſchereien mancher Art, beſonders über Weimar und gegen Göthe erfüllt hätte. Er hatte und behielt zwar immer ein Publikum für ſich, beſonders in den, ihm durch korreſpondirende Flachheit geiſtesverwandten, höheren Ständen. —

Seine ſich bis zum Schluſſe ſeines Lebens hin immer mehr erweiternde Schriftſtellerthätigkeit gleicht den Uebungen eines Schützen, der zwar bei jedem Schuſſe ſein Ziel beſſer treffen lernt, deſſen Pulvervorrath ſich aber auch natürlich mit jedem Schuſſe verringert. Da ihm der Beifall Alles war, ſo meinte er, und lebte ſich in dieſen Glauben immer mehr hinein, er ſey auf rechtem Wege und habe es gut gemacht, wenn er eine Menge Zuhörer um ſich ſah. Je mehr Stücke er aufs Theater brachte, um ſo mehr hielt er ſeine Herrſchaft auf der deutſchen Bühne geſichert, gleich den Regenten, die ihre Regierungsmacht nicht anders zu offenbaren wiſſen, als durch viele Geſetze, die, eines immer noch unvollkommener als das andere, ſich wechſelsweiſe halten ſollen. —

Es mag dennoch nie verkannt werden, daß v. K. fortwährend durch die Leichtigkeit und Lebendigkeit ſeines Dialogs, durch eine höchſt gewandte Benutzung des ſceniſchen Lebens, für die Ausbildung der geſellſchaftlichen Sprache, für die Beſeitigung des Theaterpedantismus der Deutſchen und für die Möglichkeit einer deutſchen komiſchen Nationalbühne wirkte; wie er denn für letztere, gerade in dieſem Zeitpunkte ſeines Lebens, in ſeinen deutſchen Kleinſtädtern, ſeinen Beruf am deutlichſten offenbarte. Wie er es aber von hier an immer bequemer fand, die Künſtlerbahn zu verlaſſen, ſich in der Rolle eines dramatiſchen Spaßmachers zu gefallen, in der Vielſchreiberei ſein Glück zu verſuchen, hierzu hat er es an Zeugniſſen nicht fehlen laſſen; wie er ſo tief und immer tiefer ſank in Gemeinheit und Unſittlichkeit; wie er endlich ſeinem Publiko und ſich ſelbſt alles bieten durfte, davon giebt eines ſeiner letzten Luſtſpiele, der Rehbock, einen, unſer Zeitalter in der That brandmarkenden Beweis. — — —

Wenn v. K. ſo den Mangel an Künſtler=

und Charaktergehalt an den Tag legte, ſo wurden ihm natürlich hierdurch der kleinere, aber beſſere Theil des Publikums abwendig gemacht, und der Rücktritt dieſes wirkte nicht ſowohl nachtheilig auf ſeine Celebrität, als auf die Bezeichnung ſeines perſönlichen Werthes. Hiergegen konnte er ſich auch nicht dadurch ſichern, daß er in der Unterhaltung der Geſellſchaften die Rolle der reſignirten Beſcheidenheit, gegen die ſein Schriftſtellerleben laut genug ſprach, annahm. So erinnert ſich der Biograph ihn oft beobachtet und abgeſchliffene Unterhaltungsgabe an ihm bewundert zu haben, die gewiß ſeiner Leidenſchaftlichkeit viele Anſtrengung koſtete. — K. kam öfter nach dem Schauſpiele in einen Theezirkel, der aus Herrn und Damen beſtehend für Kunſt und Literatur vielen Sinn hatte und im Ganzen genommen wenige ſeiner Verehrer zählte. Hier trat er einſt ein, nachdem er eines ſeiner Schauſpiele, bei ſehr gefülltem Hauſe und manchem Beifallszeichen, hatte aufführen ſehn. Das Geſpräch knüpfte ſich an die Vorſtellung, und von mehreren Seiten wurde ihm geäußert: daß es ihm doch zu großer Genugthuung gereichen müſſe zu ſehen, wie auf allen Bühnen Deutſchlands ſeine Stücke eine ſo große Anziehungskraft für das Publikum hätten; worauf er denn erwiederte: daß dieſer ſcheinbar hohe Gewinn in der That ein ſehr geringer ſey, und daß er ihn allein dem Umſtande verdanken müſſe, daß die beſſern Köpfe Deutſchlands ſich entweder dem dramatiſchen Fache nicht widmeten, oder es verſchmähten, fürs Publikum zu ſchreiben. —

Solcher reſignirter Aeuſſerungen ungeachtet, machte es ihm doch manchen unfreundlichen Eindruck, daß um dieſe Zeit gerade A. W. Schlegel nach Berlin kam, ſeine Kunſtanſichten unter großem Zulaufe in Vorleſung entwickelte, in vielen Köpfen neue Anſichten weckte und eine ernſtere Würdigung der Erſcheinungen der Literatur in Anregung brachte; auch erſchien Schlegels Ion auf der Nationalſchaubühne (den 16ten Mai 1802), ward mit großem Intereſſe geſehen, aber nur einmal wiederholt, und verſchwand dann, unbekannt aus welchen Urſachen, für immer aus dem dortigen Repertoire. — Zuweilen konnte es von Kotzebue nicht vermeiden, mit Schlegel und ſeinen Freunden perſönlich zuſammenzutreffen, welches dann für Beobachter ganz eigene Scenen gab. Daß hier die Zänkereien der Schriftſtellerwelt nicht in Anregung kamen oder fortgeführt wurden, lag in den erſten Pflichten des guten Tones; doch konnten die geſchlagenen Wunden ohnmöglich ganz vergeſſen werden. Hier zeigte ſich denn v. K. immer ſehr befangen, der ihm ſonſt ſo leicht zu Gebote ſtehende Witz verließ ihn; er wich aus, wo er nur wußte und konnte. So traf er einſt beim Eintritt in das Zimmer einer geiſtvollen Dame einen ſolchen Gegner; ganz verlegen ſuchte er den Faden eines Geſprächs zu gewinnen, indem er wiederholt auf das damalige kalte Winterwetter zurückkam. — „Darüber beklagen Sie ſich mit Unrecht, Herr Kollegienrath!" erwiederte Jene, „Sie haben Sibirien beſucht, und nun kommt Sibirien nach Berlin, um Ihnen die Gegenviſite zu machen!" — v. Kotzebue ſchwieg und entfernte ſich nach kurzer Zeit ſichtbar beleidigt. —

Wenn er von den Witzeleien anderer öfter leiden mußte, ſo gewährte es ihm um ſo mehr Genuß, die empfangene Gabe wieder zurückzugeben. Der Gelegenheit, einem Witze freien Lauf zu laſſen, konnte er nicht leicht widerſtehen; darum verwundete er nicht ſelten Schuldloſe. So ſchrieb aus einer kleinen Garniſon das Officierkorps an ihn und bat ihn um Zuſendung und Ueberlaſſung eines kleinen dramatiſchen Familiengemäldes, welches ſie ſelbſt auf einem Privattheater am Geburtstage ihres Chefs aufzuführen gedachten. — Er ſandte ihnen hiernächſt, ohne weitere Zuſchrift, ein Exemplar der deutſchen Kleinſtädter und erzählte mit großem Wohlgefallen den verübten Muthwillen. —

Einen offenbaren Nachtheil hatte Berlin davon, daß v. K. mit ſo vieler öffentlicher Auszeichnung aufgenommen war. Wenn man dort darauf bedacht war, den Glanz des preußiſchen Staates zu vermehren, indem man ausgezeichnete Männer des Auslandes berief, ſo wurden dieſe an der Annahme ſolcher ehrenvoller Anträge durch die vernünftige Betrachtung verhindert, daß es doch wohl ein gar gewagtes Unternehmen ſey, in eine ſchlug, mit Bruderliebe Einer den Andern verbunden, oft wenn wir Mangel litten, den letzten Biſſen Brod, den letzten matten Trunk brüderlich getheilt; bis das wandelbare Glück des Krieges uns trennte, als er nach Kaiſer Friedrichs Tode, mit Richard Löwenherz gen Aſkalon gezogen. Dort kam es zwiſchen Saladin und uns zur Schlacht. Der Sieg war blutig, der tapfern Ritter blieben manche auf dem Platze. Auch euren Vater hielt das ganze Heer für todt, und es verſtrich mir manches Jahr unter fruchtloſem Nachforſchen der Freundſchaft. — — Endlich, als vor acht Monden, müde des Umherſchweifens, ich die Reiſe ins Vaterland anzutreten beſchloß, da traf ich unvermuthet den alten Hugo in Babylon, unter den Gefangenen des Sultans.

Adelheid und Theobald. (laut aufſchreyend) Gefangen?

Hugo. So iſt es edler Ritter, er ſchmachtet in harten Feſſeln. Sein Geſicht war eingefal-

Sphäre einzutreten, in welcher man an Kotzebue ſo ganz ſeinen Mann gefunden zu haben ſchien. — Manche vertrauliche Aeuſſerung Schillers muß wenigſtens hierauf gedeutet werden. —

Zwiſchen Freude und Leid inne ſtehend, hatte v. K. das Unglück, daß ſeine Gattin häufig kränkelte; ihr bekam das Berliner Klima um ſo ſchlechter, je beſſer es ihm, im Ganzen genommen, zuſagte. Sie beſuchte gar keine Geſellſchaften, ſondern widmete ſich der Pflege ihrer kleinen Kinder und den Pflichten der Hausfrau.

Als Vater zeigte v. K. immer den Seinigen die Anhänglichkeit, welche dem menſchlichen Gefühle ſo natürlich iſt. Mit Verleugnung ſeiner Perſönlichkeit für ſie zu wirken, durch nähere Beſchäftigung mit ſeinen Kindern an deren Bildung zu arbeiten, mit ihrem Leben auf wahrhaft väterliche Weiſe vertraut zu werden, dazu mangelte ihm die feinere Moralität und die ernſtere Charakterſtetigkeit. In der kurzen Tageszeit, die er mit ſeinen Kindern verlebte, freuete er ſich ihres Anblickes und Wohlſeyns; die eigentliche Sorge für ſie blieb der Mutter und Andern überlaſſen. Wuchſen die Söhne heran, ſo brachte er ſie in die Kadettenhäuſer zu Petersburg und Wien; die Töchter lebten mit der Mutter; Kotzebue ſelbſt gehörte, mit ſeiner großen Geſchäftigkeit, der Schriftſtellerwelt, dem Theater, der Geſellſchaft. Es ſteht nicht zu vermuthen, daß er in den letzten Jahren ſeines Lebens hierin weſentliche Abänderungen traf, denn ſeine übrige Lebensweiſe blieb fortwährend dieſelbe. Nur dadurch, daß er bei dem beſtändigen Wechſel ſeines Wohnorts und ſeiner äuſſern Verhältniſſe, auf Reiſen und unter Zerſtreuungen jeder Art, jene feſthielt, iſt es erklärlich, daß er die Zeit gewann, um ſich als äuſſerſt produktiver Schriftſteller auszuzeichnen.

A. K. pflegte regelmäßig vor fünf Uhr des Morgens aufzuſtehn und ununterbrochen, beim Genuße des Kaffees Taback rauchend, an ſeinem Schreibtiſche zu arbeiten, bis elf Uhr. Dann wurden Beſuche gegeben oder angenommen, Theater- und Leſeproben gehalten, Spatzierfahrten gemacht, u. ſ. f. — Nach Ein Uhr ging er zu Tiſch, am liebſten aß er im Kreiſe ſeiner Familie, für die Mittagsmahlzeit nahm er nicht gern Einladungen an. Nach einer kleinen Sieſta war der Nachmittag wieder der Arbeit und Lectüre gewidmet, der Abend ganz dem Theater, dem geſellſchaftlichen Leben und häuslichen Zirkeln. Sommerabende brachte er gern im Freien zu; in den Winterabenden war ihm das Kartenſpiel eine angenehme Zerſtreuung. Er machte gern eine Partie Whiſt oder Boſton, und gewann ſolchem Spiele ein großes Intereſſe ab, weshalb ihn auch anhaltendes Unglück oder Fehler der Mitſpieler leicht verſtimmen konnte, nicht des pekuniären Verluſtes halber, denn er war nicht geitzig. War er in einer Geſellſchaft ſo nahm er an jeder frohſinnigen Unterhaltung mit vieler Empfänglichkeit Theil. Späteſtens um elf Uhr ging er zur Ruhe. Er hatte Sinn für die Freuden der Tafel; hielt viel, nicht ſowohl auf zahlreiche, als auf gut zubereitete Speiſen; er war aber im Eſſen und im Trinken mäßig und wußte zuweilen den Genuß durch Entbehrung zu würzen. Die Eleganz ſeiner Umgebungen war ihm viel werth, auffallende Vernachläſſigungen hiergegen konnte er mit bitterem Witze rügen. Wie er haushälteriſch war mit ſeiner Zeit, ſo war er es mit ſeinem Vermögen, ohne geitzig oder habſüchtig zu ſeyn; er war unneidig und mildthätig, ſchon deshalb, um jeden unangenehmen Eindruck aus ſeiner Seele zu entfernen. Leicht dem Unwillen preis gegeben, leicht für Verſöhnung empfänglich, konnte ihn niemand eigentlich haſſen, der ihn mit Unbefangenheit länger beobachtete. —

Im Jahre 1803 verlohr v. K. ſeine zweite Gattin Chriſtine geb. v. Kruſenſtern. — Welches zweifelerregende Licht auch das Gerücht auf v. K—s erſte eheliche Verbindung und das hinterher von ihm ſo hochgeprieſene Glück derſelben zu werfen ſuchte, darüber iſt man einig, daß er mit dieſer zweiten Gattin im Allgemeinen in einem genußreichen häuslichen Verhältniſſe lebte, welches ſelbſt durch ſeine Neigung zu manchen Liebesabentheuern nicht bedeutend geſtört wurde. — Der Verluſt der treuen, duldſamen, ſtets häuslich ſorglichen Lebensgefährtin war gegenwärtig für ihn um ſo größer, da der Kreis ſeiner Kinder zahlreicher war. Doch wußte er, für ſeine eigene

Erheiterung bedacht, die Vaterſorgen zu beſeitigen, und ſuchte Zerſtreuung auf einer Reiſe nach Paris, wohin er ja auch ſchon beim Tode ſeiner erſten Gattin gewallfahrtet war. Seinen Freimüthigen übergab er indeß dem zum Mit-Redakteur angenommenen Garlieb Merkel *), der mit ſchriftſtelleriſchen Sudeleien in Berlin ſeinen Broderwerb ſuchte. Dieſer Verbindung, die mit einem ſchlechten Federkriege endete, ſchämte er ſich ſpäterhin mit Recht; aber mit großem Unrechte ſchrieb er gegen den Famoſen ein ſtachelloſes dramatiſches Pasquill, unter dem Titel: Gottlieb Merks, Egoiſt und Kritikus. (Almanach dramatiſcher Spiele. Jahrgang 1810). Kotzebue reiſ'te in der Geſellſchaft des Muſikdi-

---

*) Wen eine Charakteriſtik dieſes verſchollener Autors intereſſiren könnte, findet ſie in der Recenſion ſeines neueſten Werkes, in der allg. Halliſchen Lit. Zeit. 1819. Februarheft, Stück 44 bis 46. — Im zweiten Jahrgange der Biene, 1809, weiſ't von Kotzebue Seite 215 ff. nach, daß Merkel, als Mitredakteur des Freimüthigen, für ihn 78 Thlr. Honorar empfangen, davon aber 50 Thlr. für ſich behalten habe. —

rektors beim Nationaltheater zu Berlin, jetzigem Kapellmeiſter Weber, im Herbſte deſſelben Jahres nach Paris ab, und machte unmittelbar nach ſeiner im März 1804 erfolgten Rückkunſt wie er auch ſchon dreizehn Jahre früher gethan, Mittheilungen aus ſeinem Reiſetagebuche bekannt. Vergleicht man dieſe Erinnerungen aus Paris (Berlin 1804. bei Frölich.) mit der frühern Flucht nach Paris, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß v. K. gegenwärtig weit beſonnener und anſtändiger redet, als damals, daß er, wenn auch ſeine ſchon bekannte Individualität zuweilen Mißtöne herbeiruft, dennoch im Ganzen genommen mehr Sittlichkeit vermuthen läßt. Anſtatt des früheren Gewimmers über den Tod ſeiner erſten Frau, der mit ſehr rohen Aeuſſerungen widrig kontraſtirt, deutet er hier eine Wehmuth an, die jedem Schmerze einen lauteren Charakter giebt. So ſchreibt er in der Bergſtraße an eine Freundin: „Sie ſehen, ich dachte, wo ich nur fühlen ſollte: ein Beweis, daß ſelbſt dieſe Zauber der Natur, von welchen der Reiſende einen ganzen Tag lang umweht wird, mir noch keinen reinen Genuß gewährten. Ach! was iſt Genuß ohne Mittheilung. — Der gute gebildete Menſch kann nicht allein genießen. Alles, worauf ich in meinem Leben mich am meiſten gefreut habe, Alles was in meinem Leben mir die meiſte Freude gemacht hat, ging immer von Andern aus, oder zu Andern über. In dem Auge eines geliebten Gegenſtandes Vergnügen ſchaffen, iſt ja wohl wahrhaftig ein göttliches Vergnügen; denn, der uns ſchuf, kannte kein andres. — Ich, der ich nichts mehr habe als die Erinnerung, der ich noch obendrein alle Augenblicke die Vernunft mit Ketten nachſenden muß — ich verließ die ſchöne Bergſtraße, wie ein Tauber ein Concert.“ —

Als Erzähler entfaltet v. K. in dieſen Erinnerungen das Talent, auf eine ſehr glückliche Weiſe die Züge des geſellſchaftlichen Lebens aufzufaſſen und leicht aneinander zu reihen; es iſt nicht unintereſſant, bei dieſer Anerkennung das Kotzebueſche Werk zuſammen zu ſtellen mit den kurze Zeit nachher erſchienenen vertrauten Briefen über Paris, die der geiſtvolle, aber gleichfalls viel von der egoiſtiſchen Eitelkeit leidende Kapellmeiſter **Reichardt** herausgab. Da dieſe Vergleichung nicht ganz zu **Kotzebue's** Nachtheil ausfällt, ſo iſt ſchon hieraus abzunehmen, daß er ſich nicht, wie früher, darauf beſchränkt, faſt ausſchließlich bei Theaternachrichten und beim Zuſammentreffen mit Freudenmädchen zu verweilen. — Die Schilderung der Straßen von Paris und die daran gereihten ſkizzirten Gemälde ſind in der Lebendigkeit des Vortrags dem Beſten zuzuzählen, was unſer Schriftſteller gegeben hat; dagegen kann die Art, wie er über die Kunſtwerke und Kunſtſammlungen redet, Wenigen genügen und nur ſeine völlige Unkunde des Werthes höherer Kunſtbeſtrebungen offenbaren. Dieſes iſt leicht zu überſehen, da er ſeine Meinungen anſpruchslos vorträgt und ſeltener, als ſonſt, ſich beikommen läßt, Muthwillen gegen die zu verüben, die wie **Göthe**, **Schlegel**, **Tieck** u. ſ. f. mit ihrem Wollen und Wirken auſſer der Sphäre **ſeines** Geſichtskreiſes ſtehen. —

Als bemerkungswerth in Hinſicht der Mittheilungen **Kotzebue's** mag erwähnt werden, daß er hier, wahrſcheinlich ohne ſich ſeiner eigenen Perſönlichkeit zu erinnern, ausruft: „Ja wohl! iſt der kraſſeſte Egoismus ein Zeichen unſerer Zeit!“ (Seite 26.), daß er von der Bonaparteſchen Familie und beſonders vom erſten Konſul, dem er vorgeſtellt wird und den er öfter ſpricht, mit großer Verehrung redet, und daß er zwiſchen dem letztern und zwiſchen dem von ihm hochgefeierten Kaiſer Paul viel Charakterähnlichkeit findet. Zwar ſieht er die Keime des ſich entfaltenden Despotismus, den er aber nur in ſofern rügt, als er ſich in der, ſpäterhin von ihm ſo lebhaft empfohlenenen, Beſchränkung der Preßfreiheit offenbart. So ſagt er noch am Ende ſeines Buches (Seite 590.): „Den Schluß der in meiner Schreibtafel gezeichneten Bemerkungen macht eine gerechte Rüge. In den letzten Tagen meines Pariſer Aufenthaltes erſchien ein Werk von Pigault le Brün, in zwei Bänden, le Citateur genannt, welches ſehr viel Aehnlichkeit mit Voltaire's Bible enfin expliquée hat, auch vielleicht ganz daraus geſchöpft worden iſt; folglich enthält es die abſcheulichſten Schmähungen gegen Religion und Bibel. Dazu hat ſich der Verfaſſer ohne Bedenken genannt, der Buchhändler **Barba** hat es ohne Bedenken verlegt, die Cenſur hat es ohne Bedenken drucken laſſen, und die Polizei erlaubt es ohne Bedenken, daß es öffentlich im Palais royal verkauft werde. Die gröbſten Läſterungen gegen Chriſtus ſind alſo in Paris erlaubt; aber es unterſtehe ſich Einer auch nur Eine Zeile gegen — zu ſchreiben, wenn er nicht etwa neugierig iſt, die Ufer von Cayenne zu ſehen.“ —

Im Frühjahre 1804 verließ von **Kotzebue** Frankreich, durchreiſ'te Deutſchland und beſuchte ſeine Beſitzungen in Lief- und Eſthland. Hier warb er um die Hand des Fräulein — von Kruſenſtern, einer nahen Verwandtin ſeiner zweiten Gattin, die, wie man ſagt, auf dem Todtenbette ihm **dieſe** Wiederverheirathung ans Herz legte. Seine Wünſche wurden erfüllt; der Verlobung folgte ſchnell das Hochzeitsfeſt und unmittelbar nach demſelben, begann er an der Seite ſeiner dritten Gattin eine Reiſe aus Liefland, über Riga, Berlin, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, durch Tyrol nach Italien, wo er in Rom und gefallen, ſeine Wange ſo bleich, ſein Auge ſo hohl, ſein Bart ſo lang und verworren, daß ich kaum den alten Freund in ihm zu erkennen vermogte. Er ſchloß mit Thränen mich in ſeine gefeſſelte Arme, und jammerte, daß ſeiner elenden Tage er weder Ziel noch Ende ſehe. Er zeigte mir ſein Lager, das war ein harter Stein, ein Scherben mit Waſſer gefüllt ſein Trank, ein wenig dicker Reiß all ſeine magere Koſt.

Theobald. Gott, mein armer Vater!

Hugo. Ach, ſprach er: lieber Robert, du ſiehſt, wie ich verſchmachte, wie unverdiente Feſſeln die Haut von Hand und Fuß mir reiben. Doch wie des Tages Hitze und ungewohnte Arbeit den alten Körper mir zermergeln, wie oft des Guardians Peitſche den Rücken mir blutig geißelt, und wie die feuchten Dünſte, die kalte Näſſe, des Nachts in einem Keller, mir Schlaf, Geſundheit, Ruhe rauben — das Freund, das ſiehſt du nicht.

Neapel verweilte, weshalb die von ihm im nächſten Jahre herausgegebenen Erinnerungen an dieſe Reiſe (Berlin bei Frölich, 1805, drei Bände.) über dieſe Städte und ihre Umgebungen ausführlich reden. Den Eingang ſeines Buches beginnt er mit faſt orientalem Dichterfluge, in dem er den Preis des Kaiſers Alexanders, den er kurz vor der Abreiſe zu Reval ſprach, verkündet — „Alexander — ich meine nicht den gewaltigen Reiſenden, der in großer Geſellſchaft die Welt durchſtrich, und endlich gar eine Brücke in den Mond hinaufbauen wollte; ich meine den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten ſie von ihm, wohl gern eine Brücke herunterbauen mögten — auch Alexander iſt in dieſem Jahre durch ſeine deutſchen Provinzen gereiſ't (— dies iſt nämlich die nahe Veranlaſſung die den Hrn. v. K. beſtimmt von jenem Monarchen zu reden: er will in dieſem Jahre reiſen und der Kaiſer iſt gereiſ't —), freilich nicht, wie ich, um Blumen zu pflücken, ſondern, wie es ihm gebührt, um Früchte zu ſammeln, die im Strahl ſeiner Frühlingsſonne zu reifen beginnen.

Nicht Liebe mögte ich es nennen, ſondern Leidenſchaft, die man in Eſth- und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich blos was ich ſelbſt ſah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge löſ't ſich, ſobald ſein Name genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bei ſeiner Abreiſe Thränen gefloſſen ſind, wie man ſie um einen ſcheidenden Geliebten weint, — — ich breche lieber ab, denn kalt von ihm ſprechen kann ich nicht, und meine Wärme ſoll niemand mißdeuten. — Heil der Mutter die ihn gebar! u. ſ. w. (Thl. 1. S. 7 bis 9.)

Noch einige Blätter verweilt der Erzähler in Lief- und Eſthland, hebt es beſonders heraus, daß einige Letten gegen die Aufhebung der Leibeigenſchaft ſollen proteſtirt haben, beſteht am Peipuſſee ein Gewitter, ſieht in Dorpat Studenten mit Helmen, denen er die Weiſung giebt, über dem Helm die Eule nicht zu vergeſſen, und belächelt den Rektor der Univerſität, der einen Federhut tragen, ſich aber nicht Etatsrath nennen laſſen darf. — Dann geht es, unter Beifügung einer beſondern Nachricht über die Extrapoſten in den durchflogenen Ländern vorwärts, ſo raſch, als es der Poſtillon zuläßt, aber nicht ſo raſch, um nicht einige beiläufige Bemerkungen zum Beſten zu geben, und beſonders Göthen den Rath zu ertheilen, daß er jedesmal beim Zujauchzen des Publikums aufträte, und beſcheiden ausriefe: geweſen! (Seite 57). Schnell genug iſt er in Italien und da beginnen ſeine ausführlichen Mittheilungen, über deren Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und zuweilen offenbaren Unverſtand ihm nichts anzuhaben iſt, da er ſchon in der Vorrede jeden möglichen Vorwurf zu beſeitigen weiß: „Mein Aufenthalt in Italien war zwar nur kurz; doch wüßte ich nicht, warum das eben den etwannigen Werth meiner Urtheile verringern ſollte. Die Gabe zu beobachten, iſt eine Naturgabe; wer ſie nicht mitbringt, wird ſie auch in Jahren nicht erwerben. Die meiſten Dinge ſieht man entweder gleich beim erſten Male recht, oder nie. Das wirklich Auffallende, wirklich Bemerkenswerthe, zeigt ſich beim erſten Ueberblick, und ich möchte faſt ſagen: nur beim erſten. Hat das Auge ſich einmal an die Gegenſtände gewöhnt, ſo iſt der ſcharfe Blick ſchon verloren. Auch ich habe die berühmteſten Kunſtwerke zwei- und mehrere Male geſehen, doch immer gefunden, daß mein erſtes Gefühl am friſcheſten, am durchdringendſten war. Darum ſuchte ich auch immer dieſen Eindruck feſtzuhalten, und wenige Stunden nachher auf dem Papiere zu ſchildern. Wer indeß mein Buch blos als eine Sammlung von flüchtigen Bemerkungen betrachten will, der thue es immerhin; die flüchtigen Bemerkungen ſind nicht immer die ſchlechteſten!" —

Aber oft!! —

Von dem, was von **Kotzebue** über Italien, Kunſt und Kunſtwerke ſagt, oder vielmehr ſchwatzt, — keine Zeile; nur die Bemerkung darf nicht verſchwiegen werden, denn ſie iſt für ſein inneres Leben charakteriſtiſch, daß er durch das ganze, drei Bände ſtarke Werk hindurch, immer wieder darauf zurückkommend, mit dem petulanteſten Muthwillen bei Allem verweilt, was auf poſitive Chriſtuslehre, auf Legenden, Martyrergeſchichte, Kirchen- und Prieſterthum hindeutet. Hier zeigt er ſeine Fertigkeit in allgemeinen, unbeſtimmten halbwahren Wendungen, Wortſpielen, Späßchen und witzigen Einfällen, das der chriſtlichen Welt Heilige zu verſpotten. Hier ein Beleg mit ſeinen eigenen Worten: „Wenden wir uns lieber rechter Hand, wo vom Tempel des Friedens noch drei herrliche Bogen ſtehen. Das prächtige Säulengewimmel iſt freilich verſchwunden. Nur eine einzige entging der Zerſtörung. Und was hat man mit dieſem koſtbaren Ueberreſte angefangen? — Ei nun, Papſt Paul V. hat die Säule vor der Kirche Maria Maggiore aufgerichtet und eine unbefleckte Jungfrau“ (— die oft der Gegenſtand ſeines Spottes wird —) „hinaufgeſtellt. Seltſam, daß eine Säule des Friedenstempels vom eigenſinnigen Schickſale beſtimmt wurde, die Mutter des Mannes zu tragen, deſſen Lehre einen endloſen blutigen Krieg veranlaßte.“ — (Seite 196.) Alſo: die Lehre Chriſti hat die endloſen blutigen Kriege veranlaßt? — Ein Mann der ſelbſt Religion hat, oder, der mit einigem moraliſchem

Sinne, die Religion ſeines Mitmenſchen als ſolche achtet, würde geſagt haben: Menſchen, die ſich Gläubige der Lehre Chriſti nannten, veranlaßten blutige Kriege; aber der himmliſchen Lehre der Liebe und des Friedens das beizumeſſen, was Verblendung und Leidenſchaft der Sterblichen verſchuldete — iſt — — doch nein! es braucht kein Fluch über ſolches Verbrechen ausgeſprochen zu werden. — Näher liegt es, den Unglücklichen zu beklagen, der der hohen Freuden des religioſen Lebens entbehren mußte. — Hiervon überall Zeugniſſe: Thl. I. S. 107 u. 108 lieſ't man: „Eine andere junge Nonne — entſprang vor Kurzem, und — man denke ſich den frommen Abſcheu der alten Urſelinorinnen, die verſtohlenen Seufzer der jungen Nonnen — heirathete wenige Tage nachher einen Soldaten vom Regiment Jordis, deſſen Kommißbrod ihr beſſer ſchmeckte, als die klöſterlichen Leckerbiſſen. Jetzt ſoll die vormalige Braut Chriſti Hoffnung haben, bald ein lebendiges Kind an den mütterlichen Buſen zu drücken. Vielleicht hat ſie einmal davon gehört, daß der gottloſe Voltaire behauptete, der Vater ihres himmliſchen Bräutigams ſey ein lockerer römiſcher Soldate geweſen.“ — Thl. II. S. 106 ſagt er: „Dieſe Münzen (des alten Syrakus) können für das älteſte Modenjournal auf dem Erdboden gelten. Möchten es doch die Chriſten mit ihrer heiligen Jungfrau eben ſo gemacht haben, ſo hätten wir die vollſtändigſten Modeberichte von achtzehn Jahrhunderten, und die Madonna würde ſehr erbaulich, bald mit der Fontange, bald mit einem Bonnet à l'Eulalie erſcheinen. Das wäre doch wahrlich paſſender, als die augsburgiſchen Allongen-Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten ſicilianiſchen Münzen, ſich plötzlich in chriſtliche Zeiten verſetzt, wenn man das Kreutz in mancherlei Geſtalt gewahr wird; dieſes Kreutz iſt aber egyptiſchen Urſprungs — daß doch die Chriſten ſo gar nichts Neues erfunden haben!“ — Thl. III. S. 17: „Indien iſt ganz mit Gold gemalt (auf einer geographiſchen Karte im vatikaniſchen Palaſt zu Rom). Die Inſchrift ſagt: es ſey ein Land wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöſer geboren ſey. — Welcher? Chriſtus oder Wiſchnu? denn bekanntlich iſt Chriſtus nur eine Nachahmung von Wiſchnu.“ —

Da Italien an Monumenten der durch Andacht verherrlichten Kunſt und des chriſtlichen Glaubens ſo reich iſt, ſo kann man leicht erachten, wie oft Herr von Kotzebue Gelegenheit ſucht und findet, in ſolcher Manier ſeine Gloſſen zum Beſten zu geben und ſich ſelbſt zu ſchänden, indem er verächtlich vom Chriſtenthume redete. Räthſelhaft aber könnte es Manchen dünken, daß dieſer irreligiöſe, unmoraliſche Schwätzer in einem Zeitpunkte ſo viele beifällige Zuhörer finden konnte, wo es auf anderer Seite ſchien, als ob die ewige Heiligkeit des chriſtlichen Glaubens ſelbſt in dem proteſtantiſchen Deutſchland ſich von Neuem offenbare. — Doch auch für die, welche an ſeinem gegen das Chriſtenthum ausgeſprochenen Hohn etwa Aergerniß nehmen, ihm darüber Vorwürfe machen, ihm deshalb ihre Gunſt entziehen wollten, hat er eine Entſchuldigung, die mit der Jämmerlichkeit der zu beſchönigenden Ruchloſigkeit gleichen Schritt hält. — Er läßt ſich in der Vorrede (S. 5. ff.) alſo vernehmen: „Doch einer

Mißdeutung muß ich vorbeugen. Ich habe leider ſo oft Gelegenheit gefunden, über Pfaffengeiſt und Aberglaube (Nur über dieſe? —) zu ſpötteln, daß ein flüchtiger oder übelwollender Leſer wohl auf den Einfall gerathen könnte, ich hätte die Religion ſelbſt angreifen wollen. Gegen dieſe Beſchuldigung halte ich für nöthig, mich feierlich zu verwahren. Von der Nothwendigkeit einer poſitiven Religion iſt niemand überzeugter, als ich; Geſetze binden nur, Religion kettet die menſchliche Geſellſchaft zuſammen, ſie iſt die Philoſophie des Volkes, ihm ein Stab in Leiden, ein Hoffnungsſtern im Unglück, ein Schild gegen die Schrecken des Todes; durch Religion erhalten die Bande der Natur für den ſinnlichen Menſchen eine Weihe; ſie iſt oft Schöpferin, öfter noch Erhalterin des nothwendigſten Glücks auf Erden, des Familienglücks; wehe alſo dem, der ihre Freuden und Tröſtungen dem Volke rauben mögte! — aber wenn Pfaffen den Hang des Volkes zum Ueberſinnlichen mißbrauchen, um in dem dickſten Aberglauben es zu verſtricken; wenn ſie die Religion blos zum Werkzeug ihrer Habſucht und

Herrſchſucht herabwürdigen, weil ſie Mährchen auf Mährchen häufen, jedes Aufſtreben unterdrücken, jedes Lichtlein verlöſchen, damit es ihre Ignoranz nicht beleuchte; wenn ſie vom Schweiße des Volkes ſich mäſten, mit deſſen Blute ihre feiſten Wangen färben; wenn ſie auf deſſen zertretenem Gehirne thronen, und die dümmſte Dummheit ihnen noch nicht dumm genug iſt, — ja dann iſt es erlaubt, gegen dieſe Brut zu donnern; ſie hat nichts mit der Religion gemein. Dieſe ehre ich, wie ſichs gebührt, und Gottlob! es giebt noch Prieſter derſelben, die Ehrfurcht und Liebe verdienen; ja ich ſelbſt zähle unter meine beſten Freunde einen katholiſchen Prieſter. — Vielleicht würde ich überhaupt dieſe, von Voltaire und andern eigentlich längſt erſchöpfte Materie gar nicht berührt haben, wenn wir nicht gerade in einem merkwürdigen Zeitpunkte lebten, wo eines der größten Genies unſeres Jahrhunderts — vom Vertraun auf ſich ſelbſt verlaſſen, weil Bewußtſeyn reiner Seelengröße es verließ, den morſchen Stab des Aberglaubens faſt ängſtlich ergriffen hat, und ihn ſo ſchwer auf den Nacken des Vol-

Theobald. Halt ein! ein jedes deiner Worte preßt Blut aus meinem Herzen.

Adelheid. (weint.)

Hugo. Du, ſprach er weiter: du Glücklicher! kehrſt nun zurück in unſer deutſches Vaterland. Dich geleite Gott! — Sollte dich dein Weg vor meiner Burg vorbeytragen, ſo grüße meine Gattin, wenn ſie noch lebt, und meinen Sohn Theobald, ſchildre ihnen die Leiden, denen mein Alter unterliegt, weck' in ihrem Buſen Lieb' und kindliche Pflicht, daß ſie ſchleunig ſammlen, was an Koſtbarkeiten ihnen der Himmel gab, um den Gatten und Vater aus harter Sclaverey zu löſen. Gehab dich wohl indeſſen! ich werde die Tage deiner Pilgrimſchaft zählen, und auf dieſem Steine Nächte lang für das Glück deiner Reiſe beten.

Theobald. Habe Dank würdiger Greiß! Habe Dank, daß du ſo treulich die Botſchaft ausgerichtet. Geſchwind, wie viel beträgt das Löſegeld?

Hugo.

kes drückt, daß es haſtig dem lichten Tage den Rücken kehrt, um mit verſchloſſenen Augen in die finſtere Nacht des dreizehnten Jahrhunderts zurückzulaufen. Darum iſt das oft Geſagte wiederum ein Wort zu rechter Zeit, und Jeder, der dem Aberglauben die Larve vom Geſichte, die elenden Lumpen vom Leibe reißt, thut Recht; kein Unbefangener wird ihn beſchuldigen, er habe die Religion antaſten wollen.“ —

Wie paßt dieſes Geſchwätz, mit allen den unbeſtimmten, halbwahren und verzerrten Zügen, zu den eben beigebrachten Zeugniſſen, die die Entwürdigung der chriſtlichen Kirche ſo offenbar zum Zwecke haben? — Wenn v. K. in ſeinen Schauſpielen dagegen nicht ſelten, — zwar nie eine religioſe Sinnesart — doch eine gewiſſe Achtung für die chriſtliche Offenbarung ausſpricht, ſo darf ihm dieſes durchaus nicht als perſönliche Ueberzeugung beigelegt werden: denn es iſt nichts, als Dekoration der Theaterrolle. Jene, in ſeinen Schauſpielen, in Sentenzen, Tiraden und Geſprächen, wo es Schlag um Schlag geht, gepredigt werdenden Anſichten haben ihn oft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſtellt; wird hier die Sittlichkeit empfohlen, ſo ſagt er: „Seht dies iſt meine Anſicht, dieſes mein Verdienſt; ſo bemühe ich mich die Tugend zu lehren;“ wenn er aber Laſter, Völlerei, Unwahrheit, Schlechtheit beſchönigend, entſchuldigend und Beifall winkend, auftritt, ſo muß die Charakterzeichnung der aufgeführten Perſon die Schuld tragen. — Alſo haben die Klugen dieſer Welt ihre Rechtfertigung immer in Bereitſchaft; ſie unterlaſſen nicht, ſich ſelbſt da zu vertheidigen, wo keine Vertheidigung von Nöthen war, und beſtätigen das Voltaire’ſche: Qui s'excuse, s'accuse; wo dagegen keine Entſchuldigung etwas fruchtet, vermerken ſie es gar übel, wenn man es mit ihnen ſo ſtreng nehmen will, und ſind bei der Führung der Rede wenigſtens nicht um das Wort verlegen. —

Daß v. Kotzebue hiernächſt daheim, wie auf der Reiſe, ſich oft angeregt findet, ſeine Wuth gegen Göthe, gegen die neuen Philoſophen, Aeſthetiker und Kritiker Worte zu geben, daß er friſch weg, über Alles, was ihm in den Wurf kommt, etwas zu ſprechen weiß, daß hieraus eine

Maſſe von Konverſationsſtückchen ſich bildet, die der flachen Gemeinheit zur Zeitverkürzenden Unterhaltung dient, verſteht ſich von ſelbſt. Leicht wurden die drei Bände der Rückerinnerungen an dieſe Reiſe wenige Monate nach ſeiner Ankunft zu Berlin hingeworfen und durch die deutſche Leſewelt zerſtreut. — Da er in dieſem Zeitpunkte ſeiner Schriftſtellerthätigkeit, ſich eigentlich noch nicht, wie ſpäterhin, in die Politik verirrt hatte, ſo finden wir hier noch bedeutende Lobſprüche auf eine freiſinnige Geiſtesthätigkeit, welche mit ſeinem nachher zur großen Erbauung verfinſterter Schwächlinge verlautbarten Fledermaus-Geſchwirr nicht zuſammenſtimmen; es iſt nachzuweiſen, nicht, daß er in ſpätern Lebensjahren moraliſch beſſer, wohl aber daß er geiſtig ſchlechter wurde. So ſpricht er noch an dem Schluſſe der Erinnerungen (Thl. 3. Seite 420 ff.) von dem Unheil der Bücherzenſuren und ſchließt:

„Die Machthaber ſcheinen die Geſchichte zu betrachten, wie die Fuhrleute die gemachten Warnungstafeln auf den Tyroler Gebirgen, ſie nehmen ſich keine andere Lehre daraus, als: daß man die Räder tüchtig einhemmen müſſe; ſie vergeſſen aber, daß dort die Urſache (nämlich die ſteilen Gebirge) nicht weggeräumt werden könne, hier hingegen es allein von ihnen abhängt, alles Einhemmen überflüſſig zu machen. Nicht Cenſur, noch Jakobiner (Burſchenſchaften-, Teutonen- und Bund-) riecherey, nicht Ignoranz und dichter Aberglaube ſchützen vor Revolutionen; in Preußen z. B. darf man leſen, ſchreiben, drucken, ſprechen, unterſuchen, was man Luſt hat *), und dennoch iſt kein Staat in Europa ſicherer vor einer Revolution; die ganze Kunſt, ſie zu verhüten, beſteht in dem einzigen Worte: Volksglück. Ein glückliches Volk rebellirt nie, wenn auch Millionen Schriftſteller durch Millionen Federkiele es zu bewirken ſuchten. Man zeige mir ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte, wo ein glückliches Volk ſich empört hätte. Wenn alſo — wie jetzt wieder bei einer benachbarten fremden Nation geſchieht —

---

*) Dieſes berichtet von Kotzebue in dem Jahre nach Chriſti, unſeres Heilandes, Geburt, ein tauſend acht hundert und funf. —

der Monarch ſeinen Thron mit allen jenen Ungeheuern umringt, die Mißtraun ausbrüten; ſo bekennt er dadurch laut vor Welt und Nachwelt, was ſein eigenes dunkles Gefühl ihm ſagt: Mein Volk iſt nicht glücklich!" —

Daß doch die menſchliche Schwachheit in funfzehn Jahren ſo Manches vergeſſen läßt, oder, daß doch von den zahlloſen Leſern Kotzebue's die Machthaber gerade dieſe einfach verſtändige Weiſung ſo ganz außer Acht laſſen mußten! — Zu dieſen Wünſchen geſellt ſich ein neuer bei der Durchleſung des Buches, er, der mit manchen Empfehlungen verſehene Verfaſſer, erlangte auf ſeinen Reiſen überall zu den Großen der Erde den geſuchten Zutritt, und ſprach ſo auch die, nach unlauteren Quellen, in Hinſicht ihrer Perſönlichkeit oft gar ſehr verläumdete Königin von Neapel. Von ihr will Kotzebue im Geſpräche die Worte gehört haben, die in dem Munde einer Königin die größte Bewunderung erregen: „Ich ſtimme das Volk lieber hinauf, als herab.“ — Sollte dieſes nicht jedes denkenden, auf das Volk wirkenden Menſchen Pflicht ſeyn! Aber hat je ein Mann, als Schriftſteller dieſer herrlichen Maxime mehr entgegen gehandelt, um nur in dem Beifalle des großen Haufens dem Gelüſte der augenblicklichen Eitelkeit zu fröhnen, — ſo war es v. Kotzebue. Dieſe traurige Entartung war die nothwendige Folge ſeines, jedes höheren moraliſchen Werthes entbehrenden Charakters; nach ſelbigem bewies er mit ſeinem ganzen Leben, daß er von dem geiſtigen Werthe der Menſchheit die traurigſten, die Alles oberflächlich abfindenden Menſchen immer tiefer hinabziehende Vorſtellungen hatte. Sein Geiſt, nie der Weihe religiöſer Anſichten fähig, hielt ſich an den Gedanken, daß die Ausbildung des menſchlichen Geſchlechts, ein von Ewigkeit her zugemeſſenes, keiner Vergrößerung fähiges Ganzes ausmache; er predigte: „es giebt in der moraliſchen Welt nur eine gewiſſe Summe von Ausbildung, wie in der phyſiſchen nur eine gewiſſe Summe von Materie, die ſich nie vergrößert und nie abnimmt *)," und lebte hiernach. Wer ſich einmal einer ſolchen Meinung hingegeben, hält es gar nicht mehr der Mühe werth, und wird mit derſelben unfähig für moraliſche Vervollkommung, zur Erlangung eines höheren geiſtigen Werthes ſeiner ſelbſt und Anderer zu wirken; denn ganz folgerecht mußte ſich v. K. ſagen: es iſt ganz gleichgültig und erfolglos, ob du mit dem Ernſte eines geiſtigen Berufes einem höheren Ziele entgegen arbeiteſt; das moraliſche Gute, das einmal in der menſchlichen Geſellſchaft verbreitet iſt, bleibt doch, vermehrt und vermindert ſich auf keine Weiſe; darum iſt es am rathſamſten ſich keine Sorge zu machen, dem Leben einige genußverheißende Seiten abzugewinnen und außerdem einen gewiſſen Anſtand zu beobachten, der vor äuſſern, unangenehmen Berührungen ſchützt. — Dieſes iſt die ſogenannte

---

*) Dieſes iſt öfter, direkt und indirekt in v. K—s Leben und Schriften ausgeſprochen; die aber hier wiederholten Worte ſtehn in ſeiner Schrift: Fragmente über Recenſenten-Unfug. Leipzig 1797. Seite 135 und 136.

Lebensphiloſophie, die in der ſchlaffen Entartung der Kotzebueſchen Zeitgenoſſen, beſonders in den höheren Ständen, vielen Beifall fand. In ihren weiten Mantel gehüllt, nähert ſich der zurückkehrende Reiſende mit frohem Herzklopfen der Hauptſtadt des Preußiſchen Staates. „Mit leichter Bruſt,“ ſagt er, „ſah ich die Thürme der Reſidenz eines Landes wieder, das zwar dem Gaumen keine Orangen liefert, aber der Zunge erlaubt zu ſprechen, und dem Gehirne, zu denken, ohne jedes Wort durch einen Spion, jeden Gedanken durch einen Cenſor vergiften zu laſſen. Hier, wo Vertrauen der Regierung mit ächter Aufklärung im Bunde ſteht; hier, wo wahre Freiheit herrſcht, der Bürger keiner Laune, nur weiſen Geſetzen gehorcht, durch ſie dem Fürſten gleichgeſtellt, — die einzige vernünftige Gleichheit! — Hier hänge ich meinen Wanderſtab, als ein ex voto in den Tempel der Muſen, der durch die Nähe von Bellonens Tempel nicht beunruhigt wird. Hierher flüchte jeder ruhige, den Wiſſenſchaften ergebene Mann, gleich dem Schiffer, der, um das Cap Horn ſegelnd, das ſtille Meer zu erreichen ſtrebt, das nie ein Sturm bewegt.“ —

Dieſe Zuſammenſtellung des ſtillen Meeres und der Mark Brandenburg gewinnt ſchon deshalb ein ganz eigenes Anſehn, weil in letzterer bekanntlich der leiſeſte Windhauch Sand und Staub gewaltig in Bewegung ſetzt. — V. Kotzebue, ſonſt oft unvorſichtig, aber in dieſer Hinſicht ſehr konſequent pfiffig — pflegte nie ein Land oder eine Stadt zu loben, ohne zu gleicher Zeit Rußlands huldigend zu gedenken. Solcher Sitte bleibt er denn auch bei dieſem Reiſeberichte treu; eine Parallele zwiſchen Italien und Rußland muß dazu dienen, um mit einer Lobrede auf letzteres den Beſchluß machen zu können. — Hier iſt dieſes Probeſtück der Kotzebueſchen Kombinationsweiſe:

„Italien geſehen zu haben, iſt ſehr angenehm; es zu ſehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwiſchen Italien und Rußland zöge? und wenn ich es zum Vortheile des letztern thäte? — Dann wird man mich paravor ſchelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe. — Das Klima in Italien iſt lieblich und mild, aber ſehr veränderlich. Keinen Tag, faſt keine Stunde, kann man ſich auf die Witterung verlaſſen; daraus entſteht großer Nachtheil für die Geſundheit; größerer noch aus den vielen Sümpfen, die faſt das ganze Jahr hindurch die Luft mit ſchädlichen Dünſten füllen, den Seen und Bächen, die man ſchon meilenweit riecht. Die Reichen müſſen im Sommer auf Berge fliehen und ſich gegen die Luft der Ebene verſchanzen; die Armen müſſen bleiben und ſterben. Die jährliche Ueberzahl der Todtenliſten erregt Schaudern. Wo der giftige Aushauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menſchen mit ihrem Schmutze nach. Bei dieſem abſcheulichen Hange der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Miſtkäfer, iſt mir unbegreiflich, daß die Peſt ſo lange nicht in Italien geweſen; ſehr begreiflich hingegen iſt mir, daß das gelbe Fieber dort ſeinen Thron aufgeſchlagen; ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort ſeinen Urſprung genommen. — Dage-

Hugo. (mit Achſelzucken) Zehn tauſend goldne Byzantiner.

Theobald. Das iſt viel! ſehr viel! aber Gott wird helfen! — Liebes Weib! wir müſſen unſre Burg verkaufen, wir müſſen alles zu Gelde machen, wir müſſen uns behelfen, ſo gut wir können.

Adelheid. Gern, lieber Theobald, gern. Ich will dir ſogleich meinen Schmuck holen, meine goldenen Spangen und Armbänder.

Wilibald. Nehmt meinen gehenkelten Thaler auch dazu.

Ottomar. (traurig) Hab' ich denn nichts zu geben?

Hugo. (bey Seite) Das Herz will mir ſpringen.

Theobald. (Adelheid umarmend) Ich danke dir, gutes Weib! Ich danke euch, Kinder! dieſer Augenblick feſſelt mein Herz auf ewig an euch.

Hugo. (für ſich) Und auch das meinige.

gen Rußland*) — das Klima iſt rauh, doch beſtändig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Gluth der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüſſen kann man luſtwandeln, ohne die Naſe zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Geſundheit; Arme, wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte iſt heilſam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner, als das Reich der Todten. In Städten und Häuſern herrſcht mehr Reinlichkeit; in einer finniſchen Bauerhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in dem Palaſte des erſten Miniſters zu Neapel. — Der Winter iſt in Italien ſehr mild, und dennoch — Neapel etwa ausgenommen — beſchwerlicher, als in Rußland; denn wie ſoll man mit rauchenden Kaminen, ſteinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenſtern auch nur einem Grade Kälte widerſtehen? — In Rußland hingegen ſind oft ſogar die Vorhäuſer ſchon geheitzt, die Zimmer erhalten durch tüchtige Oefen und doppelte Fenſter, eine immer gleiche angenehme Temperatur. Der Rücken friert nicht, wenn der Bauch ſchwitzt, man reibt ſich nicht immer die Hände, Wolken von Athem ſichtbar von ſich blaſend. Der Sommer iſt in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgeſpannt, man weiß ſich nicht zu laſſen. In Rußland genießt man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die ſchönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und Herbſt ſind in Italien ſchöner, Sommer und Winter in Rußland. — Italien erzeugt Wein und edle Früchte, Rußland bezahlt ſie. Ich habe in Neapel nie eine ſo ſüße Orange gegeſſen als in Petersburg. Die meiſten Weingattungen Welſchlands widerſtehen dem Gaumen der Fremden; Florentiner Wein und Thränen Chriſti ſind die einzigen guten Tiſchweine; ſelten ſind ſie echt zu haben; mitten unter Millionen Reben ſchmachtet oft der Weindurſtige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer laſſen Quellen dahin fließen. Auch die erſten

---

*) Welches Rußland denn? Man kann doch wohl nicht füglich die ſo verſchiedenen Klimate des ausgedehnten Reiches alle über einen Kamm ſcheeren? —

Bedürfniſſe des Lebens, Fleiſch, Brod, Milch, ſind unendlich beſſer und wohlfeiler, als in Italien. — Aber die herrlichen Alterthümer und Kunſtwerke, welche Italien beſitzt? — die kann und will ich ihm nicht ſtreitig machen, doch zum *Glücke des Lebens* tragen ſie nichts bei. Man ſieht ſie dreimal, man ſieht ſie ein Dutzendmal, nun hat man ſie genug geſehen, und am Ende fährt man zu Rom am Coloſſeum eben ſo gleichgültig vorbei, als zu Petersburg am Marmorpalaſte. — Und wenn ich nun von den lebloſen halb erſchöpften Reizen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie ſteht dann das erſtere im Schatten! — Der *Regent* — ich werde mich wohl hüten, zwiſchen *Ferdinand* IV., oder dem *Papſte*, oder gar zwiſchen dem Herrn Vicepräſidenten *Molzi* (?) und *Alexander* I. eine Parallele zu ziehen. Noch wogt Italien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt ſtill. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finſtern über Welſchlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk *Liebe* und der Monarch *Vertrauen*;

beide kennen die Furcht nicht. In Welſchland muß der Fremde jeden Schritt in die ſchöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er ſteht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verſtümmelte Hand vor die Augen. Banditen-Phyſiognomien umringen ihn überall und Erzählungen von Mordthaten beklemmen ſeine Bruſt. In Rußland geht er ſicher in finſterer Nacht durch dichte Wälder, hört, ſtatt der jammervollen Litanei des Bettlers nur heiteren Volksgeſang des fleißigen Arbeiters und brave Geſichter lachen ihm überall entgegen. — Italien wimmelt von faullenzenden Pfaffen, die, in Kutten aller Farben, ihre Bäuche paarweiſe zur Schau tragen; in Rußland wirſt Du mit dieſem empörenden Anblicke gänzlich verſchont. Zwar herrſcht auch dort Aberglaube — und wo herrſcht er nicht! — aber die Regierung herrſcht nicht durch Aberglauben, wie in Welſchland, ſie treibt nicht mit der Vernunft ein gottloſes Spiel, ſie würdigt den Menſchen nicht unter das Vieh herab. — Die kraſſeſte Ignoranz hat ihren Flußſchleier über Italien gebreitet; die einzige

Wiſſenſchaft der Vornehmen iſt Kartenſpiel; ſie leſen — in Farobüchern; ſie ſchreiben — mit Kreide auf den Spieltiſch. In Rußland iſt ein ſchöner Morgen für Kunſt und Wiſſenſchaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe dieſe Parallele ſich fortſetzen, doch nur noch einen Zug will ich herausheben. Italien ſeufzt und murrt unter dem Joche einer fremden, oft übermüthigen Nation; Rußland athmet frei und leicht unter dem ſanften Szepter des Enkels der großen Katharina. — Genug! — Auf das Lob ſinnreich zu ſeyn, macht meine Parallel keinen Anſpruch; aber daß ſie wahr iſt, dafür bürge ich. — Wird man ſich noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte!" —

Kotzebue, in Berlin wieder häuslich, zeigte ſich als Schriftſteller rüſtiger, als je. Mit Verwunderung überſieht man die Reihe der Bände, die er zuſammen ſchrieb. Während er ſich des Freimüthigen wieder als Mitredakteur und als Mitarbeiter annahm, und hier immer von Neuem mit ſeinen Gegnern anband, Schauſpiele über Schauſpiele auf die Bühne brachte, Almanache für dramatiſche Spiele, jährlich ein Taſchenbuch der Chroniken, eine bänderreiche Sammlung kleiner Romane und Miscellen, voluminoſe Reiſeberichte u. ſ. f. herausgab, und dieſes alles, als Modewaare, von der großen Leſerzahl, die leicht unterhalten ſeyn will, häufig geleſen wurde, erfreute er ſich der Früchte dieſes Beifalls; doch mit den lauten Spöttereien der Widerſacher, mit den Rügen der Recenſenten, blieb es wie immer, ſie machten ihm vielen Aerger. — Er leiſtete nach allen Direktionen hin, was er irgend zu leiſten im Stande war; fleißig bearbeitete er ſein Publikum in allen Rangordnungen, beſonders in den höheren, denen er ſelbſt zuzugehören, als Edelmann, als Kollegienrath und Akademiker das Glück hatte; aber noch immer ſollte es ihm mit der eigentlichen Achtung, die er ſo gern gewinnen wollte, nicht gelingen. Dem Spotte der Gegner wußte er zwar Spott, dem Witze ſeinen Witz gar geläufig, nie beim Gebrauch der Feder verlegen, entgegen zu ſetzen; aber der immer ſich erneuernde Vorwurf, daß er zwar ein produktiver Schriftſteller ſey, daß es ihm aber an einer eigentlich wiſſenſchaftlichen Bildung völlig fehle, daß er weder als Dichter, noch als Gelehrter, noch überall als Schriftſteller auf wahres Verdienſt Anſpruch machen könne, wurde ihm immer verletzender. Er faßte den Entſchluß, ſeine ganze Thätigkeit, allen ihm möglichen, beharrlichen Fleiß daran zu ſetzen, um der Welt ein wiſſenſchaftliches Werk zu liefern, das dieſen Vorwurf für immer verſtummen machte. Ob freie Willkühr, oder ein ehrenvoller Auftrag des ihn mit beſonderer Gnade auszeichnenden Berliner Hofes, die Wahl des Thema's zur Ausführung jenes Planes leitete, mag dahin geſtellt bleiben; genug von Kotzebue entſchloß ſich, in dem Felde der Geſchichte nach einem Palmenkranze zu ringen, und unternahm die Bearbeitung der ältern Geſchichte Preußens. Auf der einen Seite verhieß ihm der mangelhafte Zuſtand der hiſtoriſchen Literatur und Kunſt bei den Deutſchen, auf der andern beſonders der unter der Autorität des Königs verſtattete Zutritt zu allen Inſtituten, Archiven und Kanzeleien des Königreichs, die Benutzung bisher unzugänglicher Quellen, großen Ertrag. Nur überſah er, im überwiegenden Vertraun der Eitelkeit, daß ſolche Arbeit nur verdienſtlich werden konnte, unter den Bemühungen eines Gelehrten, der mit allen ihm fehlenden Talenten und Kenntniſſen ausgerüſtet war. Ohne das Bedürfniß der erforderlichen Hülfswiſſenſchaften zu ahnen, ohne von der hiſtoriſchen Kritik einen Begriff zu haben, ohne in dem Zeitalter, in welchem er Preußens Geſchichte ſpeciell darſtellen wollte, ſich vorher tüchtig orientiren zu können, ging er ſorglos an ſein Werk und glaubte, daß, je mehr ſich die Materialien häuften, um ſo mehr das Mangelnde von ſelbſt finden würde. Schon im Jahre 1805 ging er nach Königsberg und widmete ſeinen ganzen Fleiß dieſen Beſchäftigungen; weder der Staub archivariſcher Sammlungen, noch die Schwierigkeit des Verſtehens alter Dokumente, noch die Geſchmackloſigkeit der Chronikenſchreiber, oder der Ernſt zu Rathe gezogener Gelehrter konnte ihn irre machen. So entſtand ſeine ältere Geſchichte Preußens, die ihm viele Mühe, Sorge und Arbeit koſtete, aber in ſo fern völlig mißglückte, als er gehofft hattte, durch dieſelbe zu ſeines Namens ehrenvolles Gedächtniß ein bleibendes, wahren wiſſenſchaftlichen Werth habendes Monument hinzuſtellen. Tief kränkte es ihn, daß dieſes Werk bei ſeinem Erſcheinen ſo ganz unberückſichtigt blieb, völlig überſehen, ihm Hinſichts deſſelben gar kein Verdienſt beigemeſſen, kein Werth zuerkannt wurde, da er doch gehofft hatte, ſich nun einmal, nach Verwendung alles möglichen Fleißes ſelbſt zu übertreffen, und die ſchmähſüchtigſte Kritik zu befriedigen. Höchſtens nannte man die in den Anlagen der geſchichtlichen Darſtellung zum erſten Male mitgetheilten Dokumente eine Bereicherung der Literatur; was er als ſein Eigenthum gegeben, hielt man keines Wortes werth. Seiner eigenen Unfähigkeit zur unternommenen Arbeit konnte von Kotzebue unmöglich dieſe kalte Aufnahme eines Lieblingskindes ſeines Geiſtes zuſchreiben; den böſen Recenſenten, die ihm auch nicht einmal den Gefallen thaten, ſein Werk zu tadeln, ſondern durch Schweigen eine entſchiedene Nichtachtung zu erkennen gaben, konnte er auch nicht alle Schuld beimeſſen; ſo tröſtete er ſich denn mit dem Gedanken, daß der Zeitpunkt der Erſcheinung (er fiel ſchon in die Unglücksperiode des preußiſchen Staates, 1809), und das damals über Deutſchland verbreitete Kriegselend die Anerkennung der Trefflichkeit ſeiner ältern Geſchichte Preußens verhindere.

In der That aber braucht man v. Kotzebue's Individualität nur partheilos ins Auge zu faſſen, um überzeugt zu werden, daß er durchaus untüchtig war, zur genau hiſtoriſchen Darſtellung irgend eines Gegenſtandes; die Auflöſung ſchwieriger hiſtoriſch kritiſcher Aufgaben lag völlig außer ſeinem Geſichtskreiſe. Er iſt nie im Stande, bei der Entwickelung eines Objektes dieſes wirklich feſt ins Auge zu faſſen und ſeine Perſönlichkeit zu vergeſſen; er behandelte die Geſchichte, wie weiland Doktor Bahrdt, die Schriften der chriſtlichen Offenbarung handhabte, daher letzterem Göthe gar bezeichnend die Worte in den Mund legt:

„Da kam mir ein Einfall ungefähr,
So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär'." —

(Siehe Prolog zu den neueſten
Offenbarungen Gottes).

Theobald. Wir wollen in eine Hütte ziehen, wir wollen das Feld bauen, an Brod wird es uns nicht mangeln, und ſtatt der Leckerbiſſen ſey uns in Feyerſtunden die ſüße Hofnung, meinen alten Vater zu befreyen. Ich eile zum Abt, ſchon lange gelüſtete ihm nach meinen Ländereyen. Zwar wird er, wenn er meine Noth erfährt, nur kärglich mir zahlen — immerhin! wenn er nur bald ſchafft, ſo viel ich brauche.

Hugo. (für ſich) Ich kann mich nicht länger halten.

Theobald. Geht hinein, Alter, erquicket euch mit Speis und Trank, mein Weib wird es euch an nichts fehlen laſſen. — Sieh da kommt Bertram! er nehme Theil an unſern frohen Hoffnungen.

Hugo. (für ſich) Warlich, das iſt Bertram. O daß ich ihm nicht entgegen rufen darf: wo haſt du meine Tochter!

Als ſo ſchnell nach dem Ausbruche des Franzöſiſch-Preußiſchen Krieges von 1806 die Provinzen des eigentlichen Königreichs Preußen von den Franzöſiſchen Heeren überzogen und Königsberg bedroht wurde, ging von Kotzebue mit ſeiner immer zahlreicher werdenden Familie nach Rußland, wo er abwechſelnd zu Reval und auf einem ſeiner in Eſthland gelegenen Güter, vorzüglich zu Schwarze, ſeine literariſche Thätigkeit fortſetzte, und hier zuerſt in ſeinem nächſten Lebenskreiſe aufgeregt, mit einem fortwährenden Haſſe gegen Bonaparte, eine antifranzöſiſch-politiſche Tendenz bekam, die ihm häufig in ſpäteren Jahren zum großen Verdienſt angerechnet wurde. Wenn er beſonders ſeit der Redaktion des Freimüthigen einen Beruf zu haben glaubte, über Alles mit- und abzuſprechen, was ihm in den Wurf kam, ſo war ſeine gegenwärtige Theilnahme an der Tagesgeſchichte, die das Unterjochungsſyſtem des franzöſiſchen Kaiſers in einzelnen Zügen verfolgte, ohne den konſequenten Zuſammenhang deſſelben zu ahnen, der Weg, welcher ihn ſpäterhin zum politiſchen Schriftſteller machte. Er dachte nichts, konnte ſich nicht fortwährend mit Etwas im Geiſte beſchäftigen, ohne darüber zu ſchreiben; gleich alternden Frauen, die, was ihnen in den Sinn kommt, vom Herzen wegplaudern müſſen; ſie ſind froh, wenn ſie Zuhörer haben, ſo war es Kotzebue, wenn er Leſer fand. Uebrigens iſt es ein entſchiedener Irrthum, wenn man glaubt, daß v. Kotzebue als Schriftſteller den Haß gegen franzöſiſche Bedrückung geweckt und begründet habe; er war nicht mehr, als eine Stimme der Zeit, welche das Vorhandene ausſprach; eben ſo iſt es heut zu Tage ganz irrig, wenn man vorgiebt, daß durch gewiſſe Schriftſteller der ſich ſo lebhaft offenbarende Haß gegen die Juden, erzeugt ſey: Da, wo in chriſtlichen Staaten die Bewohner von den privilegirten Spießgeſellen der Plusmacherei, von den Juden gedrückt werden, lebt und waltet jener chriſtliche Haß und wird den Tag des Gerichtes herbeirufen, wenn auch kein Schriftſteller je einen Buchſtaben zum Nachtheile der Juden der Preſſe vertraut. — Am wenigſten iſt Kotzebue's politiſche Schriftſtellerei in eine Vergleichung zu ſetzen mit dem hochherzigen Streben anderer deutſcher Schriftſteller, die damals durch das herannahende Unglück und durch die Würdigung der Geſchichte zu Propheten geworden, des einbrechenden Jammers Vorzeichen zu deuten den Beruf in ſich trugen und thatenreiche Buße predigend, ihre Kraft, ihr Leben, unter Gefahren und Elend widmeten. Wie auch die Meinungen der Menſchen über Menſchen wechſeln, ſo lange ein tugendlicher Sinn im Herzen des deutſchen Mannes wohnt, ſoll nicht vergeſſen werden, wie in dieſer Hinſicht manche edle Schriftſteller, durch die reinſte Vaterlandsliebe, ihre Namen verherrlichten. Unter dieſen werde hier vor allen des Verfaſſers des Zeitgeiſtes (1805) gedacht, weil es neuerlich der Ton der Machthaber geworden, ſolcher Männer Andenken zu verunglimpfen und ihnen allerhand Staatsverbrechen anzudichten, die im ſchlimmſten Falle, unrichtige Anſichten ſind. — Wie könnt ihr euch beimeſſen, des Gedankens Irrthum ſo hart ſtrafen zu wollen, da ihr nicht wißt, die herrliche That zu lohnen, wohl aber des lieben Vaterlandes heiligen Ruhm ſo verunglimpfen? —

Die Kotzebue'ſche Zeitſchrift, die Biene (1808 bis 1810, vier Bände) wurde von den franzöſiſchen Behörden ſtreng verboten und in den unter ihrem Drucke ſeufzenden Ländern mit großer Gefahr geleſen; dieſes hat wahrſcheinlich der Zeitſchrift den unverdienten Ruhm zugezogen, daß durch ſie bedeutend zum Haſſe gegen die Zwingherrſchaft der Franzoſen gewirkt ſey. Um zu ſehen, was dadurch gefrommt werden konnte, iſt es genügend, dieſe bunte Reihe leichter Mittheilungen zu durchblättern. Da findet ſich, daß in der Hülle der lebendigen leichtverſtändlichen Erzählung Kotzebue ein unterhaltendes Allerlei liefert, dem jedes Lob, nur nicht das der politiſchen Bedeutſamkeit beigemeſſen werden mag.

Da indeß die Biene öfter genannt, als gekannt iſt, da es in derſelben nicht an Hindeutungen auf die Zeitgeſchichte mangelt, und mitunter ſich ſolche finden, welche die fleiſſigſten Leſer der Kotzebueſchen Schriften am wenigſten beherzigt zu haben ſcheinen, ſo mögen hier folgende Auszüge, die abſichtlich ſo gewählt wurden.

daß ſie durch Anſpielungen charakteriſtiſch ſind, hier ihre rechte Stelle finden:

Von der Selbſtbiographie eines mit zwei Zungen gebornen Engländers heißt es (Heft 1. S. 194.): „Schade, daß dieſe Biographie nie gedruckt erſchien! Man würde vielleicht daraus erſehen haben, ob er zu gleicher Zeit mit der einen Zunge Vivat, und mit der andern Wehe ſchreien konnte? — Vermochte er das, ſo wünſche ich jedem ehrlichen Deutſchen zwei ſolche Zungen.“ —

Wo v. K. von der Farbe der Trauer redet, trifft man auf folgende Stelle: „Man hat ſich viele Mühe gegeben, den Sinn der verſchiedenen Farben zu erklären. Die weiße Farbe, ſagt man, bedeutet die Reinheit; die gelbe iſt von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in welche man die Todten verſcharrt; die blaue das Glück, deſſen er in einer beſſern Welt genießt; die ſchwarze die Beraubung des Lichtes; die violette eine Miſchung von blau und ſchwarz, vereint die Trauer mit den Wünſchen für die Seligkeit des Verſtorbenen. Solche Deutungen ſind nicht eben ſchwer zu finden. Hätte es lieber einem Volke beliebt roth zu trauern, ſo würde man vielleicht ſagen, die Gewohnheit ſey von einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher ſehr viel Blut vergoſſen worden. Und wirklich ſollte man aus dieſer Urſache den Deutſchen rathen, jetzt nicht anders als roth zu trauern, beſonders ſeitdem die deutſchen Blutſtröme zum Theil durch Deutſche vergoſſen worden ſind. Ach! wenn man nur auch eine Farbe für die Schande hätte!“ — (Seite 196.)

Ein kurzer, Thomas Kuli Chan überſchriebener Aufſatz, ſchließt mit den Worten: „Wie ging es denn aber am Ende dieſem Könige der Könige? — Obgleich ſeine Tyrannei ihn allgemein verhaßt machte, ſo blieben doch, wie gewöhnlich, die unterjochten Völker ruhig, denn Handel und Wandel wurden ungehindert getrieben, und wenn die Menſchen nur Geld gewinnen können, ſo ſind ſie zufrieden. Aber eine geheime Empörung unter ſeinen Creaturen ſpann ſich gegen ihn an, und er wurde nach einer dreizehnjährigen Regierung ermordet. Welch ein Glück für die ſeufzende Menſchheit, daß ein Tyrann keine Freunde hat, ſelbſt unter denen nicht, die er aus dem Staube hervorzog und mit denen er ſeinen Raub theilte! — — Was half nun dem Wüthrige der gehäufte, mit Blut befleckte Raub? — Es iſt merkwürdig, daß auch Nero gerade dreizehn Jahr regierte. Es ſcheint daß die Zahl dreizehn den Tyrannen gefährlich iſt.“ — (Heft 3. Seite 191 und 192. 1808.) Ohne Schwierigkeit kann hier eine Divination finden, wer dergleichen aufzuſuchen, Gefallen findet. — Bei Erwähnung der in den neueſten Zeiten oft wieder in Unterſuchung geſtellten Möglichkeit, den Pol zu erreichen, bemerkt v. K. (Jahrg. 2. S. 42): „Es fragt ſich nur, ob es der Mühe werth ſey, ſie (die Reiſe nach dem Pole) zu unternehmen? — Freilich würde man dort leicht ein Land finden, wo der Grundſatz: was ich kann, das darf ich auch, nur von weißen Bären ausgeübt wird; allein die Eroberungswuth, ſchrecklicher als das Polareis, würde bald auch bis zu den Polen dringen, und das goldene Weltalter dort zerſtören. Nein, lieber mögen ſie unbeſucht bleiben, damit man hoffen dürfe, es gebe noch ein Plätzchen auf der Welt, den Pol, wo es rechtlich zugeht.“ —

In Kotzebue's Feder ſind folgende Worte, die er einem Aufſatze, von den Urſachen des Verfalls eines Reiches einverleibt, merkwürdig: „Der entſtehende Deſpotismus erlaubt alles zu ſagen, wenn man ihm nur dagegen erlaubt, alles zu thun. Aber der befeſtigte Deſpotismus verbietet zu reden, zu denken, zu ſchreiben. Dann ergreift eine Art von Starrſucht die Geiſter; alle die zu Sclaven gewordenen Bürger verfluchen die Brüſte, an welchen ſie geſogen, und in einem ſolchen Staate mehrt jedes neugeborne Kind die Zahl der Unglücklichen. Das gefeſſelte Genie ſchleppt ſeine Ketten hinter ſich; es fliegt nicht mehr, es kriecht. Die Wiſſenſchaften werden vernachläſſigt, die Unwiſſenheit wird in Ehren gehalten, und jeder gute Kopf für einen Feind des Staats erklärt. In einem Reiche von lauter Blinden, haßt man den natürlich Sehenden. Erwiſchen ihn die Blinden, ſo ſchlagen ſie ihn todt. So geht es dem aufgeklärten Bürger im Reiche der Unwiſſenheit. Je kurzſichtiger der Despot, je bedrückter Jener. Unter Friedrich II., unter Antonin, durfte man Alles ſagen, denken und ſchreiben, unter — man muß ſchweigen *).“ — — —

Doch, um die Verwunderung, wie ſolche Gedanken, dort eine Stelle finden, nicht zu ſehr zu ſteigern, ſoll nicht verſchwiegen ſeyn, daß dieſe letztern Reflexionen aus Helvetius Werken überſetzt ſind. —

Erſt gegen den Schluß der Zeitſchrift werden die Anſpielungen auf Bonaparte, auf den gräßlichen, entwürdigenden Unfug ſeiner Lobpreiſer zahlreicher und vernehmlicher, beſonders in den durch mehrere Stücke fortlaufenden Bemerkungen eines Unpartheiiſchen bei Leſung des Unpartheiiſchen (— nämlich des Hamburger unpartheiiſchen Korreſpondenten —) und in dem, jeden Stücke angehängten Quodlibet. Von jenem ſagt er: „dieſe von Herzens Einfalt

---

*) Ja wohl! ja wohl! man muß ſchweigen. —

und ein wenig geſundem Menſchenverſtande eingegebenen Bemerkungen, werden, ſo geringfügig ſie ſcheinen mögen, den künftigen philoſophiſchen Geſchichtsſchreiber, wenn er einſt auftreten darf, nicht entſchlüpfen, und ſollen deshalb fortgeſetzt werden, ſo oft ſich der Stoff dazu darbietet. Sie enthalten lauter getreue Pinſelſtriche von dem Gemälde des heutigen Europa." (Dritter Band. Seite 63.)

Die Art und Weiſe, wie in der Biene, zwei höchſt denkwürdige Begebenheiten, die Achtserklärung des Miniſters Freiherrn von Stein, und die Geſchichte des Schillſchen Abentheuers erwähnt worden, verdient hier noch eine Stelle: „Nro. 2. (des Hamb. Correſp. 1809.) liefert den Armeebefehl, durch welchen ein gewiſſer Stein (le nommé Stein), weil er Unruhen in Deutſchland zu erregen ſuchte, für einen Feind Frankreichs und des Rheiniſchen Bundes, und ſeiner Güter verluſtig erklärt wird. Er ſoll ergriffen werden, wo man ſeiner habhaft werden kann. — Das iſt eine Achtserklärung, und es iſt intereſſant, die Formel derſelben mit der zu ver-

Siebente Scene.

Bertram. Die Vorigen.

Bertram. Ihr habt den alten Bertram ſo ganz allein gelaſſen?

Theobald. Komm her und freue und betrübe dich mit uns. Sieh, dieſer Greiß bringt Botſchaft vom Ritter Hugo, meinem Vater. Er ſchmachtet in den Feſſeln des Sultans von Babylon; aber heute verkauf ich meine Burg und Alles, was ich habe, werfe es zu des Moslems Füßen, und führe im Triumpf meinen Vater zurück!

Bertram. (heftet ſeine Blicke ſtarr auf Hugo) Wie iſt mir? — täuſcht mich ein Geſicht? — dieſe Züge —

Hugo. Du irrſt dich nicht, ich bins.

Bertram. (ſtürzt laut aufſchreyend zu ſeinen Füßen) Ritter Hugo! mein Herr!

gleichen, die vor tauſend Jahren üblich war. Damals lautete ſie folgender Geſtalt: „„„N.! als dich N. nach Kampfrecht und Frankenrecht geheiſchen und gefordert hat, und wir dir darum geſchrieben, und Rechtstage geſetzt haben, alsdann mit Urtheil ertheilt ward, daß du alles verſchmähet haſt, und uff ſolche Forderung auſſen blieben, und unſerm Gebote widerſäſſig und ungehorſam geweſen und noch biſt, des urtheilen wir und achten dich, und nehmen dich von und aus allen Rechten, und ſetzen dich in alles Unrecht, und wir theilen deine Wirthin zu einer gewiſſenhaftigen Witwe, und deine Kinder zu ehehaftigen Waiſen, deine Lehen dem Herrn, von dem ſie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleiſch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fiſchen in dem Waſſer. Wir erlauben dich auch manniglichen uff den Straßen und wo ein jechlich Mann Fried und Gleid hat, da ſollt du keines haben, und wir weiſen dich in die vier Straßen der Welt, in dem Namen des Teufels bei der Eyder in der Sach.““ (Burgermeiſter Corpus juris publ. et priv.) — Man bemerkt hier ſogleich, wie viel milder und humaner in unſerm Zeitalter ſolche Dinge ausgedrückt werden. Der gewiſſe Stein wird nicht in des Teufels Namen in die vier Straßen der Welt gewieſen, ſein Fleiſch wird nicht den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fiſchen im Waſſer zugetheilt, ſondern es heißt ganz einfach, er ſolle ergriffen werden, wo man ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber ſelbſt, wenn das geſchehen ſollte, wird man ihn vermuthlich blos erſchießen, und dann begraben. — Es mögte ſcheinen, als hätte die tauſendjährige Achtserklärung darin einen Vorzug vor der heutigen, daß man ſich darin auf Rechtstage beruft, und daß man erſt alsdann das Urtheil geſprochen, als er alles verſchmähet hatte; allein man muß bedenken, daß die Schuld des N. wahrſcheinlich noch nicht erwieſen war, die Schuld des gewiſſen Stein hingegen vermuthlich als erwieſen anzuſehen iſt. — Man mögte auch von der alten Achtserklärung rühmen, daß nur die Lehen des N. verfallen ſeyn, deſſen

Erb und Eigen hingegen deſſen Kindern gehören ſollen; aber auch die Güter des gewiſſen Stein ſind ja vor der Hand nur ſequeſtrirt, und von der bekannten Gerechtigkeitsliebe und Milde des Kaiſers Napoleon läßt ſich mit Grunde erwarten, daß die Kinder des gewiſſen Stein nach dem Ausſpruche der Bibel, die Miſſethat, ihres Vaters nicht tragen werden. — Uebrigens ſcheint es faſt — ſo ſchwer auch das Schickſal iſt, den Zorn des größten und mächtigſten Monarchen zu tragen, — daß ein Schwärmer, wie dieſer gewiſſe Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann für einen Feind Frankreichs (der großen Nation) und des Rheiniſchen Bundes erklärt zu werden.“ — (Band 3 des zweiten Jahrganges. Seite 8 ff.)

Ueber Schill alſo:

„Die wegen Schill in Preußen niedergeſetzte Kommiſſion hat erkannt, er ſoll erſchoſſen werden; hingegen wurden ſeine Officiere nicht für ſtraffällig erklärt, weil ſie ihm gehorchen mußten, und er ihnen vorſpiegelte, er ſey zu dieſem Schritte autoriſirt. Eine ganz andere Anſicht der Sache hat die franzöſiſche Specialkommiſſion gehabt, welche viele dieſer Officiere zum Tode verdammte, weil ſie zu einer Räuberbande gehört haben. — Wenn es erlaubt iſt, wie ich nicht zweifle, ſeine Meinung mit Beſcheidenheit vorzutragen, ſo mögte ich wohl die Vermuthung äuſſern, die Preußiſche Kommiſſion habe ſo Unrecht nicht gehabt, wenn ſie einiges Bedenken trug, das Wort Räuberbande zu gebrauchen. Schill war ein Tollkopf, das mag ſeyn; ein unbeſonnener Schwärmer, das iſt wahr; ein Verbrecher gegen ſeinen König, das iſt nicht zu leugnen; und dafür ſollte er auch erſchoſſen werden; aber ein Räuber? — mir würde es ſchwer fallen, das zu beweiſen. Mich dünkt, das Rauben gehöre zu denjenigen Verbrechen, die keiner Mode in unſerer Moral unterworfen ſind, und was heute Rauben heißt, muß auch noch über 200 Jahre ſo heißen und vor 200 Jahren ſo geheißen haben. Nun iſt aber bekannt, daß vor einigen hundert Jahren jedem Söldnerhauptmanne vergönnt war, ſein Panier aufzupflanzen, einen Haufen ſolcher Miethlinge um ſich zu verſammeln und dann auf ſeine eigene Hand einer der kriegführenden Mächte beizuſtehen. — Geſetzt nun, was kaum zu bezweifeln ſteht, Schill habe ſich gleichfalls blos für einen ſolchen kriegeriſchen Abentheurer gehalten: ſo verdient er allerdings den Tod, weil er aus den Dienſten ſeines Königs deſertirte; ob er aber ein Räuber geweſen, darüber herrſcht zwiſchen der Franzöſiſchen und Preußiſchen Militair-Kommiſſion eine verſchiedene Meinung, und da beide Kommiſſionen aus ſehr ehrenwerthen Männern beſtanden haben: ſo kann man zwar der erſtern keinen Vorwurf machen, aber doch der letztern beipflichten, u. ſ. f." — Unwillkührlich drängt ſich noch die Frage auf: was geſchehen ſeyn würde, wenn Schill, wie er ſich thörigterweiſe einbildete, Deutſchland aufgewiegelt, ein großes Heer geſammelt, und Siege davon getragen hätte? — Ach! ich fürchte, dann würde die Welt eine neue Niederträchtigkeit begangen, blos nach dem Erfolge geurtheilt und ihn als einen Helden vergöttert haben! Dann hätte man ohne Bedenken Traktaten mit ihm geſchloſſen; dann wäre es blos der Nemeſis, oder, was eben ſo viel gilt, der Geſchichte vorbehalten worden, zu entſcheiden, ob er ein Räuber, oder ein Held geweſen. — Das Schickſal ſeiner Officiere iſt beklagenswerther, als das ſeinige; denn er hat den Tod, nach ſeiner Einbildung, auf dem Bette der Ehre gefunden, jene hingegen unter dem Henkerſchwerde; und nicht allein ſie, ſondern auch ihre Aeltern und Verwandte ſind gewiſſermaaßen geſtraft worden, da man die Namen, nicht allein der Väter, ſondern ſogar die Geſchlechtsnamen der Mütter in allen Zeitungen in zwei Sprachen bekannt gemacht hat. Ich kann nicht ohne die bitterſte Wehmuth an die ohnehin unglückliche Familie denken, der ein ſolches Zeitungsblatt gebracht worden. Da alle dieſe ehrwürdigen Familien gewiß unſchuldig an dem Vergehen ihrer Söhne waren: ſo läßt ſich wohl keine andere Urſache jener nichtſchonenden Behandlung aufſpüren, als der Wunſch der Richter, durch eine ſolche Publicität künftig andere Aeltern zu vermögen, ein wachſameres Auge auf die Schritte ihrer Söhne zu richten. Nur bedachten ſie wohl nicht, daß es Aeltern, deren Söhne im Militairdienſte ſtehen, ganz unmöglich iſt, ihre Schritte zu bewachen." —

Wer erkennt nicht in ſolchem Gerede die ſchlaffe, leere, halbwahre Wortfolge wieder, der wir ſo oft in Kotzebue's Schriften begegnen? — Nicht ohne reifliche Erwägung verweilen wir hier länger bei der Biene, denn dieſe Vaterſchaft iſt dem Kollegienrath von Kotzebue häufig zum großen Verdienſte angerechnet, und, aller zu rügenden Mängel ohngeachtet, ſeines Autorlebens Lichtpunkt, von welchem ſich negativ um ſo mehr rühmen läßt, da ſich gerade in jenem Zeitpunkte der Franzöſiſchen Uebermacht, ſo viele Schriftſteller poſitiv der ſchändlichſten Verbrechen zu Schulden kommen ließen. Die zarte Schonung, die er gegen den damals unglücklichen, gebeugten Preußiſchen Staat und deſſen Miniſterium beweiſ't, erweckt noch heute ein ungetrübtes Wohlgefallen, beſonders wenn man ſich erinnert, wie damals z. B. der Kriegsrath von Cölln im Angeſichte der hohnlächelnden Feinde, unter vielen wahren Mängeln, der Preußiſchen Staatsverwaltung große Schmach und Schande beimaaß, viele als Officiant geſammelte Notitzen, ſeinem Dienſteide zuwider, durch den Druck bekannt machte, das auf moraliſche

Ueberzeugung gegründete Vertrauen zur möglichen Rettung des Vaterlandes ſchwächte, und vorzüglich durch den gewählten Zeitpunkt, in dieſer, zwar lukrativen, aber entehrenden Schriftſtellerei ein Wahrzeichen ſeiner Sinnesart aufſtellte. Hierüber, wie über die im Erfolge weniger ſchädlichen Schreibereien eines gewiſſen Lange (v. K. nennt ihn in einem ſchlechten Wortſpiele: Hr. Schlange. Siehe Biene, zweiter Jahrg. S. 81 ff.) den Herausgeber des Telegraphen, der ein verächtlicher franzöſiſcher Söldling, zu Berlin, dann zu Erfurt ſein Gewerbe trieb und unter den übertriebenſten Schmeicheleien der Franzoſen und ihres Uſurpators auf alles Nichtfranzöſiſche, beſonders auf alles Preußiſche gemein ſchimpfte, ſpricht von Kotzebue ſeinen Unwillen aus, und verwahrt ſich ganz beſonders, ihn nicht mit dem v. Cölln und ſeinem Gelichter in eine Klaſſe zu ſetzen. Er ſagt: „Meine Biene iſt ein ſehr unſchuldiges Flugblatt; — kein Feuerbrand, kein Löſcheymer, keine Gallerie Preußiſcher Charaktere, keine Sammlung vertrauter Briefe, und wie ſonſt die Tritte alle heißen, mit welchen verſchiedene Thiere den verwundeten Löwen betaſten. — Ich kann mir unmöglich einbilden, daß irgend jemand daran Anſtoß nehmen könnte, wenn ich meine Meinung über Grundſätze der Moralität äuſſere; wenn ich über die Leiden klage, welche der Krieg mit ſich bringt, und worüber ſchon ſeit Anbeginn der Welt geklagt worden; wenn ich Ausſchweifungen beſeufze, die etwa hier und da die Sieger in ihrem Taumel ſich erlaubten, und die vermuthlich der Feldherr ſelbſt nicht billigt; wenn ich frappante Züge aus der Geſchichte aushebe, die man gar nicht auf neuere Zeiten zu deuteln braucht, um ihnen Intereſſe zuzugeſtehn; wenn ich moraliſche Urtheile und Ausſprüche alter Schriftſteller anführe; wenn ich, wie ſchon Tauſende vor mir, Sittenverderbniß züchtige oder beſpöttele u. ſ. w." —

Von Kotzebue ward in jenen Tagen,* wo man einen Bewohner des europäiſchen Kontinents nichts ſtrafwürdigeres andichten konnte, beſchuldigt: er ſey im Brittiſchen Solde und ſchreibe in Engliſch-miniſteriellem Auftrage ſeine Biene; ſchon ſolcher Vorwurf und das darauf erfolgende Franzöſiſche Verbot jener Zeitſchrift war geeignet, ihr eine jetzt faſt unbegreifliche Celebrität zu verſchaffen. Er vertheidigte ſich gegen jenen Vorwurf wiederholt, da damals auch Rußland eine kriegeriſche Stellung gegen England genommen und ſeinen Unterthanen jede Verbindung mit den Engländern ſcharf verboten hatte. Uebrigens bedurfte es bei ruhiger Prüfung ſolcher Rechtfertigung gar nicht: theils iſt der ganze Inhalt der Biene nicht ſo angethan, daß die Engländer für dergleichen etwas zu bezahlen gerathen finden können, theils zeigt v. K. ganz beſonders keine ſonderliche Vorliebe für die brittiſche Politik und erwähnt z. B. des Bombardements von Kopenhagen mit ſtrengmißbilligenden Worten. Kurze Zeit zuvor hatte zwar v. K. eine Aufforderung erhalten, nach England zu kommen, doch dieſe hatte durchaus keine politiſche, ſondern eine rein literariſche Veranlaſſung. Seine Rückerinnerungen von der Reiſe nach Italien waren ins Engliſche überſetzt, und hatten wegen der leichten Lebendigkeit der Erzählung bedeutenden Abſatz gefunden; dies veranlaßte den Buchhändler Philippſon zu London,

(Alle fahren auf bey dieſen Worten, ſtoßen abgebrochene Sylben, halb artikulirte Töne der Freude, des Staunens, der Verwunderung aus, umringen den Alten, hängen ſich an ſeinen Hals, die Kinder an ſeine Kniee. Der Verhang fällt)

Ende des zweyten Acts.

Hrn. v. Kotzebue nach England einzuladen, damit er das Inſelreich bereiſe und ein ähnliches Werk über Britannien ſchreibe. Er ging aber in dieſen Vorſchlag nicht ein, wie er denn nie beſondere Vorliebe für England zeigte. Einem ſeiner Söhne, der dort Militairdienſte ſuchen wollte, verſagte er entſchieden ſeine väterliche Einwilligung zu dieſem Schritte und ſo unterblieb er. —

Während v. Kotzebue vielleicht die glücklichſten Jahre ſeines Lebens dort in Eſthland verlebte, rückte das Kriegsungewitter dem Ruſſiſchen Reiche immer näher und überzog verwüſtend die weſtlich-europäiſchen Provinzen deſſelben. Der erſte Feldzug, wenn gleich reich an Beweiſen der Ruſſiſchen Tapferkeit und Ausdauer, war in ſeinen Reſultaten ſo trauererregend; je näher v. Kotzebue's Wohnort dem weit ausgedehnten Kriegstheater war, um ſo mehr wurden ſeine Umgebungen, wurde er ſelbſt von den unausbleiblichen Folgen des Krieges gedrückt und verletzt. Die einzige Urſache des namenloſen Elendes, deſſen Zeuge er ſeyn mußte, war die verwegene Herrſch- und Eroberungsſucht, von welcher der Franzöſiſche Kaiſer getrieben wurde; dieſe Betrachtung ſteigerte in v. K. Seele die bis dahin wider den franzöſiſchen Uſurpator gehegte Abneigung zum Haſſe und ſein Intereſſe für ſeine nunmehrige Heimath zur dauernden Leidenſchaft, die in dem nachher von den ſiegreichen Ruſſiſchen Heeren erfochtenem Ruhme feſte Haltung gewann. — Haß gegen Bonaparte und gegen die von ihm Befehligten — und der Preis jeder ſeiner Geiſteskraft möglichen Huldigung dem Kaiſer Alexander und ſeinen Unterthanen, dieſes waren die Loſungsworte, die mit Flammenzügen in ſein Inneres geſchrieben waren, als er, nach der durch das Strafgericht Gottes erfolgten Vernichtung der Franzoſen in Rußlands Eisfeldern, mit dem im Siegeszuge daher ziehenden Ruſſiſchen Heeren nach Deutſchland kam. — Berlin war im März 1813 von den Franzoſen geräumt und von den Ruſſen beſetzt. Schon im April begann von Kotzebue dort ſein halbofficielles Ruſſiſch-Deutſches Wochenblatt herauszugeben, wodurch er wirklicher politiſcher Schriftſteller wurde. Die vermittelſt deſſelben zu löſende Aufgabe war nicht ſchwierig, am wenigſten für einen raſch arbeitenden Schriftſteller, der im leichten Fluß der Rede ſein Publikum zu feſſeln wußte und von der Größe des Augenblickes ergriffen war. Jedermann war begeiſtert und alle Welt wurde ſo ſehr vom Taumel der Freude und Hoffnung fortgeriſſen, daß man ſogar von oben herab kein Bedenken trug, die deutſchen Völkerſchaften bei ihrer ſchwachen Seite zu faſſen, indem man ihnen vorſpiegelte, ihr bürgerliches Heil ſollte des ſchwer zu erringenden Sieges Lohn ſeyn. Die nahe Erfüllung deſſen, was man ſehnſuchtsvoll wünſcht, glaubt man gern. — Kotzebue's politiſche Zeitung brauchte nicht geleſen zu werden, um die Herzen aller Deutſchen den Verbündeten zu gewinnen; ſie wurde geleſen, weil ſie längſt gewonnen waren. Indem ſie manche frohe Nachricht verbreitete, manche Hoffnung belebte, manche Sorge bekämpfte, wurde ſie vom Publiko mit großem Beifall aufgenommen, und beſonders begierig in Gegenden geleſen, wo die wachſamen Augen der Franzöſiſchen Polizei ihre Verbreitung ſorgfältig zu verhindern ſuchte; aber dennoch wurde dieſes Ruſſiſch-Deutſche Wochenblatt ſchon nach wenigen Monaten (mit dem eingetretenen Waffenſtillſtande?) geſchloſſen. —

Erwägt man aufmerkſam den Zeitpunkt und die Verhältniſſe, unter welchen von Kotzebue jetzt perſönlich in Deutſchland auftrat und in freier literariſcher Wirkſamkeit wieder als Schriftſteller zu ſeinen Landsleuten reden konnte, ſo iſt nicht zu verkennen, daß damals den zum höheren Mannesalter Herangereiften, alle Mittel zu Gebote ſtanden, die Irrwege der flüchtigern Jahre vergeſſen zu machen, und endlich am Ziele die ſo oft vergeblich geſuchte, oft muthwillig verſcherzte, oft zufällig verſchuldete, immer tief entbehrte perſönliche Achtung bei ſeinen Zeitgenoſſen zu gewinnen. Aber der böſe Dämon, welchem er ſich verſchrieben, trieb ihn, den mit dem entfeſſelten Zeitgeiſte zurückkehrenden, wieder mit einem Male die in der Freude der errungenen Nationalität ſich ſo ſelig fühlenden Deutſchen auf eine recht auffallende Weiſe wider ſich zu empören, indem er ihnen ein alle hiſtoriſche Haltung entbehrendes Zerrbild, in ſeiner jetzt herausgegebenen Geſchichte des deutſchen Reiches (1814) hinſtellte. Wie ſehr dieſe Schriftſtellerverirrung mit ſeinem kurz vorher geſchloſſenen Ruſſiſch-Deutſchen Volksblatte kontraſtirte, da dieſes den deutſchen Nationalſinn wecken und bemuthen ſollte, jene aber denſelben demüthigte, hatte er, in der verführeriſchen Luſt etwas Neues aufzutiſchen, wohl ſelbſt nicht in Erwägung gezogen; vielmehr machte ihn die Eitelkeit glauben, daß, wenn er mit der ältern Geſchichte Preußens, des unglücklichen Zeitpunktes der Erſcheinung wegen, den Ruhm eines Hiſtorikers nicht erlangte, er hier, wo alle Deutſchen mit verdoppelter Liebe auf ihr Vaterland und deſſen Geſchichte ſahen, einen recht glänzenden Augenblick erlauſcht habe. — Ach! hätte er ſich des Gelübdes erinnert, welches er einſt voll Bewunderung der Geiſtesgröße Schlötzer's ausſprach, wo er ausruft: „Heil dir, ehrwürdiger Schlötzer! nimmer hätteſt du deine Stimme für Geld, oder ſogenannte Ehrenzeichen (oder für den Rauſch der Eitelkeit) verkauft. Dein unbeſtechbares Urtheil hat auch mich, deinen Schüler, zum Geſchichtſchreiber erhoben (?); auf dieſen Ruhm bin ich ſtolz, und deinem Schatten ſchwöre ich es: nie ſoll irgend ein Wahnſinn mich verblenden, den Verbrecher zu preiſen, wenn auch aus deſſen Verbrechen das Heil der Welt entſpränge. Ich habe in einer verhängnißſchweren Zeit gelebt, ich will dieſe Zeit der Nachwelt ſchildern, und ſie wird ſchaudernd meine Stimme hören, wenn auch alles, was Clio's ſpielende Schweſtern mir eingaben, längſt verhallt iſt." — (S. die Biene. Zweiter Jahrgang, vierter Band. Seite 180.)

Wäre er dieſem getreu geblieben, wie würde ſeines Namens Gedächtniß in redlichem Danke fortleben unter den Nachkommen, indeß nun unter ernſten Warnungen den Spätergebornen ſein Grabmal gezeigt wird! — Alle die Oberflächlichkeit, das Halbwahre, das Zerriſſene, das mangelhafte Verſtehn der Gewährsmänner, die Unfähigkeit die Quellen, als ſolche zu würdigen, alle die Verdrehungen, um eine vorgefaßte Anſicht durchzuführen — kurz alle Abwege, die einen Hiſtoriker vom wahren Ziele ableiten und ſeine Geſtalten zu Theatergruppen machen, muß man hier auf dem erſten Blicke entdecken. Hierauf wird man ſchon hingewieſen, wenn man in der einleitenden Vorrede die Quellen in Erwägung zieht, die v. Kotzebue als die ſeinigen, im wunderlichſten Gemiſch, angiebt. Dort wird denn auch als ſolche Voltaire angegeben. Welcher vernünftige Geſchichtserzähler (vom Geſchichtsforſcher ſoll gar nicht einmal die Rede ſeyn), kann bei der deutſchen Reichsgeſchichte Voltaire als Quelle benutzen? — Aber der Kotzebueſchen Manier war er eine erwünſchte Fundgrube, die er hochpreiſ't; er ſagt von Voltaire: „Seine Gelehrſamkeit war oberflächlich? — das heißt: ſie war nicht pedantiſch, ſie prangte nicht mit Citaten, ſie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geſchrieben, hat mehr Kenntniſſe verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant ſeiner Zeitgenoſſen. (S. die Biene. Jahrgang 1808. Seite 200.) — Die Sucht, etwas Neues aufzutiſchen und den Nationalruhm der Deutſchen, in dem Andenken der gefeierten Nationalhelden, z. B. Karls des Großen, herabzuſetzen, — dieſes ſind die unverkennbaren Führer der Kotzebueſchen Darſtellung; bei der er denn auch die immer geſuchte Gelegenheit, dem Chriſtenthume und der kirchlichen Verfaſſung ſeine Abneigung zu erkennen zu geben, nie ungenutzt vorüber gehen läßt. Wenn man dieſen letztgenannten Zug ſeiner Schriftſtellercharakteriſtik verfolgt, ſo mag man ſich erinnern, daß er, wie in dieſer Schrift (Seite 80) mit ſeinen eigenen Worten erzählt iſt, ſchon als Student die Vertheidigung des Kaiſers Julian des Abtrünnigen, ſich zum Thema wählte; bis zu ſeinem Tode erwähnt er ohne Unterlaß in ſeinen Schriften den Julian und die Verunglimpfungen, welche dieſer von den kirchlichen Schriftſtellern erlitten hat, nach ſeiner Meinung, als einen das Chriſtenthum treffenden Vorwurf. Früher hat Hume, deſſen hiſtoriſcher Werth ſo oft durch den ſichtbaren Haß gegen das Chriſtenthum gefährdet wird, den Julian eifrig vertheidigt, ohne die auf uns gekommenen Zeugniſſe jenes Zeitalters mit kritiſcher Hinſicht zu prüfen; ihr ſpricht Kotzebue bei dieſem Lieblingsthema nach. —

Kurze Zeit, nachdem von Kotzebue ſein politiſches Wochenblatt geſchloſſen hatte, ging er, um das Ruſſiſche Handelskonſulat zu übernehmen, nach Königsberg, und trat ſo in ein ehrenvolles, halb diplomatiſches Verhältniß, in welchem er genügende Muße hatte, alle ſeine literariſchen Beſchäftigungen fortzuſetzen, ſelbſt in nähere Beziehung zur Direktion des Königsberger Theaters zu treten und ſonſt alle Annehmlichkeiten des Privatlebens mit einem gewiſſen Glanze der öffentlichen Repräſentation zu verbinden. Die mit dem Konſulate verknüpften Geſchäfte beſorgte er ſehr ordentlich und pünktlich, zwei Eigenſchaften die mit ſeiner abgemeſſenen Lebensweiſe in unmittelbarer Beziehung ſtanden; er zeigte ſich dem Publiko gefällig und dienſtfertig; war er auch einmal aufbrauſend oder durch ſeine reizbare Eitelkeit verletzt, ſo war doch nach kurzer Zeit niemand leichter zu verſöhnen, als er, und der verſöhnte Kotzebue erſchien perſönlich liebenswürdig. So war es natürlich, daß viele Perſonen ſeiner Bekanntſchaft es bedauerten, als er in der Mitte des Jahres 1816 von dieſer Stelle abgerufen, Königsberg verließ, und zum Etatsrath ernannt, nach Petersburg ging, um dort für ſeine künftige Beſchäftigung neue Beſtimmungen zu erhalten. Dieſem Zeitpunkte des Kotzebueſchen Lebens gehören folgende Auszüge aus Briefen an ſeine Mutter an:

„Reval, den 13ten Sept. 1816.

Nach einer Reiſe von zehn Tagen kamen wir wohlbehalten hier in Reval an, wo die Freude über unſere Ankunft um ſo größer war, da man ſeit mehreren Wochen die abgeſchmackteſten Gerüchte ausgeſprengt hatte; nehmlich der Kaiſer habe mich in Ungnade verabſchiedet, und ich dürfte wegen der Briefe der Generalin Bertrand, weder die Ruſſiſchen, noch die Preußiſchen, noch die Oeſtreichiſchen Staaten jemals wieder betreten. — Gott ſey Dank, daß ich noch immer, und auch dieſes Mal, über meine Neider triumphirt habe. — Den 3ten September kam ich glücklich in Petersburg an. Der Kaiſer iſt ſchon ſeit einiger Zeit abweſend; allein der Chef meines Departements empfing mich ſehr freundlich, und fing damit an, mich officiell zu verſichern, daß er mit der Führung meines Amtes in Königsberg zufrieden ſey, und mir ſehr wohlwolle.“ —

Dritte Handlung.

Ein Saal der Burg. An den Wänden hängen acht Gemälde, in Lebensgröße, die Ahnen des Geſchlechts der Wulfinger.

Erſte Scene.

Hugo, in ritterlicher Kleidung, und Bertram.

Hugo.

Hier ſind wir ſicher, hier belauſcht uns weder Pfaffen- noch Weiberohr. Komm näher, antworte mir. Die Frage lies in meinem Auge.

Bertram (ängſtlich verlegen) Ihr forſcht um Kundſchaft von eurer Tochter?

Hugo. Langweiliger Schwätzer! daß doch die Menſchen im Occident ſo kalt ſind! Rede! rede! karge nicht ſo mit deiner Zunge

„Reval, den 29ſten Novbr. 1816.

Seine Majeſtät, der Kaiſer hat mir die Beſtimmung angewieſen, Ihm monatlich Berichte zu erſtatten, von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statiſtik, Finanzen, Kriegskunſt, öffentlichen Unterricht u. ſ. f. in Deutſchland und Frankreich in Umlauf kommen, und aus dieſen monatlichen Rapporten ſollen ſodann die verſchiedenen Miniſterien Auszüge erhalten, ein Jedes von der Materie, die in deſſen Hauptfach ſchlägt. Dieſer Auftrag iſt mir in ſo ehrenvollen ſchmeichelhaften Ausdrücken geſchehen, daß die Beſcheidenheit verbietet, ſie zu wiederholen. Ferner ſcheint es mir ein Geſchäft, welches nicht allein ganz mit meiner Neigung übereinſtimmt, ſondern in welchem ich auch für das Ruſſiſche Reich unendlich viel Gutes ſtiften kann; wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiſer ſelbſt und deſſen Miniſtern bekannt werden, was ohne dieſe Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre. Ich habe folglich aus dieſer Urſache den Antrag dankbar angenommen. — Da ſich fand, daß Weimar ſo ſchön in der Mitte zwiſchen Leipzig und Frankfurt liegt, daß die Buchhändler dieſer Städte mir ſehr leicht alles liefern können, was Deutſchland und Frankreich neues Merkwürdiges hervorbringen, ſo ſchlug ich Weimar vor, und erhielt die gnädige Antwort, daß ich mir meinen Aufenthalt wählen könnte, wo ich wollte. — Ich halte es für eine Pflicht des Wohlſtandes, Seine Königliche Hoheit, (den Großherzog von Weimar) davon zu unterrichten, daß und auf welche Art ich nach Weimar kommen werde, um ſeine Erlaubniß zu meinem dortigen Aufenthalte zu erbitten. Ich lege daher einen Brief bei u. ſ. f.“ —

„Reval, den 10ten Januar 1817.

Es wird Sie intereſſiren, liebſte Mutter! einige Stellen aus dem Schreiben zu leſen, durch welches mir der Antrag geſchah. — Ich habe, ſchreibt er (der Miniſter), bei dieſer Gelegenheit das Vergnügen gehabt, neue Beweiſe von der Achtung zu erhalten, welche Seine Majeſtät für Ihre Verdienſte hegen u. ſ. f. — Der Kaiſer will, daß Ihr Auftrag blos wiſſenſchaftlich ſey, und man Sie betrachte, als einen Reiſenden.

Mit Vergnügen wird er Sie ganz den Wiſſenſchaften ſich widmen ſehen.“ —

So erblicken wir von Kotzebue im Begriff nach Deutſchland abzureiſen, um in ein neues Berufsverhältniß zu treten, in welchem er gar bald zahlloſe Stimmen gegen ſich weckte, ſich auf allen Seiten von Widerſachern umringt ſah und — ein Opfer aufgeregter Leidenſchaften — den Tod fand. Ganz abgeſehn von ſeiner Perſönlichkeit, wie von der während dieſes ſeines letzten Berufsaufenthalts in Deutſchland betriebenen Schriftſtellerei, muß der Auftrag ſelbſt, in welchem Kotzebue auftrat, hier näher ins Auge gefaßt werden, da dieſer kurze Zeit nachher der Gegenſtand ſo vieles Geredes geworden iſt.

Was den in jenen Briefſtellen angegebenen Zweck betrifft, welchem ſich von Kotzebue widmen ſollte, ſo gereicht er, wie er dort ausgeſprochen iſt, der Sinnesart des Ruſſiſchen Kaiſers, oder ſeines Miniſterii, je nachdem er von dieſem, oder von jenem, oder von beiden vorgezeichnet wurde, zum höchſten Preiſe, wie der deutſchen

Literatur zum Lobe. Ob mit der Ausführung des Zweckes der rechte Mann beauftragt wurde, kommt hier nicht in Betrachtung. Wenn nach Deutſchland, in rein wiſſenſchaftlicher Hinſicht, ein Mann geſendet wurde, um die neuen Erzeugniſſe der Wiſſenſchaft, Politik, Statiſtik, Finanzverwaltung, des öffentlichen Unterrichts u. ſ. f. zu beobachten und über deren Geiſt unmittelbar an den Kaiſer und ſeine Miniſter zu berichten, ſo liegt hierin ein für deutſche Schriftſteller unendlich ſchmeichelhaftes Anerkenntniß, von der Bedeutſamkeit der Nationalkultur und ihrer Früchte. Jeder redliche Staatsbürger möchte wohl wünſchen, daß alle Regierungen eine gleiche Aufmerkſamkeit dem in der Literatur ſich offenbarenden Nationalſtreben der Deutſchen, zu ernſter Würdigung, ſchenkten! — Es iſt auch wohl zu erwägen, daß hier gar nicht die Rede ſeyn kann vom Erſpähen eines Nationalſchatzes, welcher geheim ſeyn und innerhalb der Gränzen der deutſchen Staaten, den Ausländern verſteckt aufbewahrt werden ſoll. Was die Schriftſteller ausſprechen, iſt ein Eigenthum aller Menſchen und aller Zeitalter, und der höchſte Wunſch des Autors iſt der, daß ſeine Worte von recht Vielen in Erwägung gezogen werden, beſonders bei den namhaft gemachten Gegenſtänden der Intelligenz. — Daß bisher nur ſelten ſolche, eigen dazu beauftragte, Beobachter der Literatur von den Regenten der Staaten in andere Länder geſchickt ſind, gereicht den Machthabern zum gerechten Vorwurfe. Die Maasregel des Außergewöhnlichen kann wohl dem Engherzigen verdächtig, nie aber dem Unbefangenen tadelnswerth erſcheinen. Wir wollen nicht an die alten Zeiten erinnern, wo ſich die Völker beſchickten, um die heilige Frucht der Geiſtesbildung, weiſe Geſetze, von einander zu erbitten; das Ungleiche der damaligen und jetzigen Literatur, die Oeffentlichkeit der damaligen Geſandtſchaften, mögte gegen die verſteckt liegenden Punkte der Vergleichung Manches erinnern laſſen. Wir finden das völlig Gleiche bei den größten Regenten der neuern Zeit, und daß wir es finden, beweiſ't ihre weiſe Aufmerkſamkeit auf den Zeitgeiſt. So war der Baron von Grimm der literariſche Agent der großen Kaiſerin Katharina in Frankreich und in Deutſchland zu einer Zeit, wo er keinen Ruſſiſchen diplomatiſchen Charakter hatte.

In jenem Auftrage ſelbſt, den von Kotzebue erhielt, liegt alſo durchaus nichts, was ihm oder ſeinem hohen Kommittenten zum Vorwurfe gereichen könnte. — Nun ſagt man aber: Hinter der literariſchen Beſchäftigung war eigentlich eine diplomatiſche Spionerie verſteckt, von der Deutſchland von Rußland herkommende Gefahr zu fürchten hat und Kotzebue, der Deutſche von Geburt, erſchien ſo als Verräther ſeiner Landsleute. Je entſchiedener man behaupten muß, daß v. Kotzebue zum literariſchen Agenten nichts taugte, und doch dazu ernannt wurde, um ſo weniger kann man dieſen eben wiederholten Verdacht dadurch beſeitigen, daß man Kotzebue's Unbrauchbarkeit für das geheime Gewebe der Spionerie anführt. — Ohne irgend eine Perſönlichkeit in Erwägung zu ziehn, iſt der Verdacht in ſich ſelbſt ſo unhaltbar, daß man ſich wundern muß, wie er bei geſcheuten Leuten hat Glauben finden können. — In der Geſchichte iſt noch nie ein Zeitpunkt geweſen, wo das Intereſſe aller kultivirten

Menſchen in Europa zu ihren gegenſeitigen politiſchen Verhältniſſen ſo groß war, als gegenwärtig; was daher in dem Bereiche jedes Volkes, jedes Staates, jeder Regierung liegt oder Neues geſchieht, ſoll, kann und darf keinem Menſchen ein Geheimniß ſeyn; die ſogenannten Staatsgeheimniſſe ſind ein ſchlechter Unfug der Machthaber, ein ewiger Fluch der Nationen, welche es denen recht Dank wiſſen können, die ſich die Mühe nehmen wollen, auf ſolches ertragloſe Miniſterial-Erz ihren Grubenbau zu richten. — Was über das dermalige Verhältniß der deutſchen Völker zu ihren Regierungen den Schriften anvertraut wird, und wie die Wünſche beider eins ſeyn ſollten und es nicht ſind, weil ſich zwiſchen beide ſchlechte Vorurtheile und bejammernswerther Miniſterial-Obſcurantismus ſtellen, deren Opfer oft die redlichſt geſinnten Fürſten werden: — dies mag keinem einheimiſchen, keinem fremden Regenten ein Geheimniß bleiben. Wenn dieſes zu erforſchen, hierüber Notizen zu ſammeln, von Kotzebue geheime Inſtruktionen gehabt, zur Bekanntwerdung dieſes Geheimniſſes an den Ruſſiſchen Kaiſer gewirkt haben könnte, ſo wollten wir alle, die wir redliche Deutſche zu ſeyn uns rühmen, ihm gern ſein Geheimniß, und jede in unſerer Literatur auf ſich geladene Schuld obendrein vergeben, und ſein Andenken heilig halten, wie das eines wohlverdienten Mannes. —

Hiernach iſt man berechtigt, den Auftrag, in welchem von Kotzebue nach Deutſchland kam, für rein wiſſenſchaftlich zu halten. — Er wählte Weimar zu ſeinem Wohnorte. Dieſer Entſchluß hatte unbezweifelt ſeinen Grund in der Liebe zu ſeiner Mutter, in der Anhänglichkeit an ſeine übrigen Verwandte, und an einige Jugendfreunde, wie in der ſich gewöhnlich mit dem zunehmenden Alter vergrößernden Sehnſucht nach dem Orte der Geburt; denn ohne dieſe Motive hatte von Kotzebue Gründe genug, jede Stadt Deutſchlands, nur nicht Weimar zu wählen. Er ſelbſt, der ſeinen Werth nie gering anſchlug, konnte ſich ſagen, daß, nach dem bekannten Sprichworte, der Prophet in ſeinem Vaterlande immer am wenigſten gilt; und Kotzebue wollte doch ſo gern recht viel gelten. — Außerdem gab es für ihn, den Unvorſichtigen und leicht Reizbaren, hier ſo viele Berührungen, die er, wenn er glücklich zu leben bedacht war, um jeden Preis hätte vermeiden ſollen. Nach der Art, wie er als Jüngling ſein Vaterland hatte verlaſſen müſſen, — ſo etwas wird überall leichter vergeſſen, als in der Heimath — nach dem übeln Andenken, in welchem er in Weimar überhaupt ſtand, nach den ewigen Fehden und Klätſchereien, die er mit dortigen Gelehrten angeſponnen, über ſie verbreitet hatte, konnte er leicht berechnen, daß er dort höchſt ungern geſehn, oder, was ihm ſehr empfindlich war, gerade von den Edelſten nachſichtsvoll überſehen wurde. Bei der Wahl ſeines Aufenthaltsortes berückſichtigte er nicht nur ſolche Abmahnungen nicht; ſeine getroffene Beſtimmung wollte er auch noch mit den Befriedigungen der Eitelkeit in Verbindung ſetzen; der nunmehrige Kaiſerlich Ruſſiſche Etats-Rath wollte mit einem gewiſſen diplomatiſchen Glanze in Weimar auftreten, in dieſer Glorie an dem dortigen Hoflager Zutritt haben. Dieſes iſt die nahe liegende Vermuthung, nach der von Kotzebue's Schritt, ſich ſchriftlich bei dem Großherzoge anzumelden, oder, wie er ſich ausdrückt, „denſelben davon zu unterrichten, daß und auf welche Weiſe er nach Weimar kommen werde, und deſſen Erlaubniß zu einem dortigen Aufenthalte zu erbitten,“ beurtheilt werden muß; denn Kotzebue hatte, ſeit ſeiner Verweiſung als Ruſſiſcher Officiant öfter Weimar wieder beſucht, ſich dort längere oder kürzere Zeit aufgehalten, ohne je des Herzogs Erlaubniß dazu nachgeſucht zu haben. Jene war auch wirklich um ſo unnöthiger, da in den Weimariſchen Landen jedermann ſeine Wohnung aufſchlagen kann, der ſich redlich nährt und den Geſetzen, deren Schutz er genießt, Gehorſam leiſtet. — Die natürliche Folge jener Anmeldung war wohl, daß der Großherzog den an ſeinem und den übrigen Sächſiſchen Höfen accreditirten Geſandten officiell befragen ließ: welche Beſchaffenheit es mit der ganz ungewöhnlichen, von Kotzebue ſelbſt angemeldeten Sendung habe; auf welche Veranlaſſung von Kotzebue denn unſtreitig die Weiſung erhielt, daß er nur als Privatmann ſich in Deutſchland aufhalten, durchaus aber keine diplomatiſche Repräſ-

Bertram. Ach!

Hugo. Ein Seufzer? — ich verſtehe — ſie ſtarb — eine Seele mehr vor Gottes Thron, die Wehe! über mich ſchreyt.

Bertram. Wollte Gott, ſie wäre tod!

Hugo. Was iſt das? — iſt ſie entehrt? geſchändet?

Bertram. Herr Ritter, bereitet euch auf eine Erzählung — euch iſt die Welt nicht fremd — ihr wißt was Zufall — Schickſal — Gott! meine Zunge verſagt mir den Dienſt! — Euer Haar wird himmelan borſten, euer Blut in den Adern zu Eis gerinnen —

Hugo. (ſehr kalt) Mit wem ſprichſt du? ich lebe 60 Jahr, bin ſeit 35 Jahren Ritter, ein Ball des Glücks, ſeit ich der Windel entwuchs, habe Trug und Wahrheit ſcheiden gelernt — wenn ſie nicht entehrt iſt, ſo rede, ich bin auf alles gefaßt.

Bertram. Funfzehn Jahre lang erzog ich eure Tochter, als die meinige, ſie wuchs ſentation wahrzunehmen habe. Er ſollte nur als Reiſender erſcheinen, wie er ſeiner Mutter ſchreibt. Um indeß dieſes den früheren Andeutungen und ſeiner Eitelkeit widerſprechende Privatleben ſich und der lieben Mutter einigermaßen zu verſüßen, ſtellt er in dem Briefe (vom 10ten Januar 1817) die Miniſterverſicherung von der Achtung, die der Kaiſer für ſeine Verdienſte hege, ganz beſcheiden voraus; er, der doch, als er den Brief vom 29ſten November 1816 ſchrieb, vor lauter Beſcheidenheit, die ehrenvollen und ſchmeichelhaften Ausdrücke nicht wiederholen konnte, mit denen ihm der literariſche Auftrag ſelbſt ertheilt war. —

Kaum hatte von Kotzebue in Weimar ſein Haus gefunden, ſeinen Haushalt aufgeſchlagen und begann dort, wie das Sprichwort ſagt, wieder warm zu werden, als zwei Ereigniſſe im Herbſte 1817 ſchnell auf einander folgend dazu dienten, ihn ſeinem Vaterlande in einem gar nachtheiligen Lichte zu zeigen, und ihn als einen Feind aller liberalen Ideen, als einen Verläumder der Beſtrebungen des Zeitgeiſtes, als einen entarteten

Sohn des deutſchen Vaterlandes kund zu machen. Der viele Lärm, welchen fortwährend jene Ereigniſſe verurſachten, wurde mehr bewirkt durch die unermüdete Thätigkeit, mit der er die Wichtigkeit ſeiner Perſon als Schriftſteller und als Kaiſerlich Ruſſiſcher literariſcher Berichterſtatter zur Schau trug, mit der Schwächlinge von ſeinen politiſchen Meinungen befangen wurden, und darauf fußten, als daß in der That die Vorfälle ſelbſt den Keim einer Bedeutſamkeit in ſich getragen hätten. —

Es zogen zur Feier des Reformationsfeſtes von Jena und von andern Univerſitäten viele Studenten nach der alten Wartburg bei Eiſenach, um dort das Andenken des großen Befreiers vom kirchlichen Despotismus zu begehen, in dankbarer Erinnerung ſich zu ſtärken und in der Freude über die errungene Befreiung von fremder Zwingherrſchaft ſich es zu vergegenwärtigen, wie nach dem Bedürfniſſe der Zeit die kirchliche Reformation fortwirken müſſe, zur Verewigung der deutſchen Nationalfreiheit und des Nationalwohls. In dieſem Sinne iſt es dem Weſen nach ſo wahr, was die Beſchreibung des Feſtes auf der

Wartburg, in einem Sendſchreiben an die Gutgeſinnten, ſagt: „Noch nie ſah die deutſche Geſchichte, vielleicht noch nie das europäiſche Völkerleben, ein ähnliches vaterländiſches Volksfeſt, gefeiert von begeiſterten Jünglingen, die ſich im Angeſichte ihres Volkes verbrüderten zu einem Tugendbunde für ihr Vaterland und ſeine Gerechtigkeit.“ —

Schon in den Jahren 1805 und 1806 war auf mehreren Univerſitäten den ſtudirenden Jünglingen, die in der Ausbildung des Geiſtes ihren Beruf, in der einſtmaligen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ihr Lebensziel vor ſich ſahen, der Gedanke klar geworden, daß die beſtehenden Landsmannſchaften eine Vernichtung des großen, ſchönen Begriffes vom Vaterlande herbeiführten, daß mit dem Vereinzeln der politiſchen Geſichtspunkte der nothwendige Untergang des deutſchen Nationalheils zu befürchten ſtehe. Sie wurden von dieſer wahren Ueberzeugung angeregt aus ihrem Standpunkte, wie der Staatsmann aus dem ſeinigen in der heiligen Wichtigkeit ſeines Berufes wirken muß. — Wie es nun den

Menſchen überall und jugendlich freien Seelen beſonders, wenn ſie aus allen Familienverbindungen herausgeriſſen ſind, ſo eigenthümlich iſt, ein Band näherer Verbindung mit denen zu knüpfen, die gleiche Hoffnungen, Wünſche und Beſtrebungen hegen, ſo war aus dem ſchönſten Vaterlandsgefühl eine Verbindung hervorgegangen, die allen akademiſchen Orden und Landsmannſchaften ein Ende machen, den ſehr entarteten Unitiſtenorden in veredelter Geſtalt wiederherſtellen, auf ſittlichen Grundlagen zu einer Vereinigung der beſſeren Beſtrebungen wirken und des Nationalwohles Heiligkeit bewahren ſollte. Wenn ſich dieſer Zweck, bei Errichtung des Bundes der Burſchenſchaft nicht ganz klar ausſprach, ſo wirkte die bald darauf eingetretene Unterjochung Deutſchlands und der mit der Burſchenſchaft in Verbindung geſtellte Tugendbund hierzu, und verbreitete ein herrliches Nationalſtreben unter allen Ständen, Lebensſtufen und Völkerſtämmen des lieben Vaterlandes. Es erſchien bald der lichtvolle Zeitpunkt, wo aller Deutſchen Herzen Ein Wille begeiſterte und wo die geängſtigten Großen in dem

Rekurs an die Nationalkraft ihr Heil ſuchen mußten. Sie traten hervor mit Bekenntniſſen, wie ſie nie gehört, mit Verſprechungen, wie ſie oft einzeln gewünſcht, aber noch nie den deutſchen Völkern gegeben waren. Vor allen ward die kräftige Jugend aufgerufen zu den Waffen; ſie ward zu Siegen geführt und ihr in Verbindung mit den gegebenen Verheißungen und den Thaten die ſie vollführte, das Bewußtſeyn ihres hohen Berufes näher vor Augen geſtellt. Anſtatt nun, nach zweimal erſtrittenem Frieden, nach der Säuberung des gemeinſchaftlichen Vaterlandes von ausländiſcher Zwingherrſchaft, den vom Kampfe zu dem heimiſchen Tageswerke zurückkehrenden Jünglingen mit väterlicher Liebe den ſchönen Beruf im Bereiche weiſer, auf wahres bürgerliches Wohl wirkender Geſetze ihren Pfad fortzuſetzen, zu vergegenwärtigen, fand man es häufig gerathen, den alten ſchnöden officiellen Commiß-Ton anzuſtimmen, die Löſung der gegebenen Verheißungen zu verſchieben, die Thaten der kräftigen Jugend herabzuſetzen, heranreiſenden Männern drohend die Zuchtruthe des Schulmeiſters oder den Korporalſtock vorzuhalten, und, unter einzelnen Begünſtigungen, die Erfüllung der Gelübde zweifelhaft zu machen.

Dieſes wurde nur zu bald tief empfunden, beſonders von den hochherzigen jugendlichen Seelen gefühlt, die in der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften einen freieren Standpunkt hatten, in den Erzeugniſſen der Literatur, wie in den Bildern der Geſchichte zur Erkenntniß des Zeitgeiſtes und der Klippen gelangten, an welchen das verheißene Nationalglück zu ſcheitern drohte. Solchen Beſorgniſſen, die wohl nicht aus der Luft gegriffen ſind, ſtellte ſich muthig keck entgegen die Burſchenſchaft, welche ſchon deshalb ſchuldlos war, weil ſie, ohne irgend eine Heimlichkeit, ſich offen und frei mit ihren Zwecken und Streben ausſprach und erſt dann lichtſcheu umherſchlich, als die unbegreiflichſten politiſchen Mißgriffe, durch ungerechte Verfolgungen, das friedliche Wollen in ungeſtümes Begehren verwandelte. Die Idee, die dem Bunde zum Stützpunkte diente, darf nicht getadelt werden; wenn auch zufällig oder boshaft Handlungen mit derſelben in Verbindung geſetzt ſind, denen nicht gleiche Lauterkeit zuſagt. —

Kein gerechter Vorwurf eines Frevels war der verſammelten Burſchenſchaft auf der Wartburg zu machen; das herrliche Feſt wurde gefeiert in Frömmigkeit, Sitte und traulicher Vereinigung zu ſchönen Zwecken. Im lebendigen Bewußtſeyn eines untadlichen Wollens, im Rauſche der Freude, im Haſſe des Unwahren, Trügeriſchen, Schlechten ließen jene Jünglinge ein Gericht ergehn, nach ihrer Art, indem ſie das an geweihter Stätte auf dem Gipfel des Berges zu vielfach ſchöner Rückerinnerung angezündete Feuer, zu einem Auto da Fe machten, in welches ſie die Schriften und Schriftlein unlauterer Geiſter, unverſtändiger Läſterer des Zeitgeiſtes, feiler Handlanger heimiſcher Verfinſterung und die Symbole der neuerlich wieder an den Tag gekommenen Soldaten-Knechtſchaft warfen, damit die Flamme das in Aſche verwandele, was die öffentliche Stimme bereits als unheilbringend bezeichnet hatte. Mag die Handlung ſelbſt ihre tadelnswerthe Seite haben, mag die getroffene Wahl der verbrannten

Sachen nicht gebilligt werden, ſo treffe die Mißbilligung den Fehler, die Verirrung; aber ſtaatsverrätheriſche Verbrechen wird kein vernünftiger Beobachter darin finden. —

Unter den hier den Flammen übergebenen Schriften wurde auch Kotzebue's ſogenannte Geſchichte des deutſchen Reichs, nebſt anderm die Nationalehre ſchmähendem Geſchreibſel ſeiner Feder genannt und ſo der ſelbſtgefällige Autor, der gegen die deutſche Jugend und ihre Burſchenſchaft großen Unwillen hegte, zu geſchäftigem Ingrimm aufgeregt. Anſtatt, wie jeder Vernünftige hätte thun müſſen, den an ſich ſo unbedeutenden Vorfall zu ignoriren, erhob von dieſem Zeitpunkte an von Kotzebue ſein, manchen gefälligen Zuhörer findendes Geſchrei über das entſetzliche Unheil, das die Welt von der deutſchen Burſchenſchaft ſchon jetzt erfahre und für die Zukunft noch zu fürchten habe. Mochte es ihn auch immerhin empören, dort mit ſo verrufenen Skribenten, wie der israelitiſche Saul Aſcher, oder wie der von Cölln in eine Klaſſe geworfen zu ſeyn, er hätte ſich ja damit tröſten können, daß ſeine

Werke gemeinſchaftlich verbrannt wurden mit dem Code Napoleon und mit dem an ſich ſehr unſchuldigen Preußiſchen Gensdarmerie-Codex. Jener Autor auf St. Helena mag ſich wenig um die ihm auf dem Wartburgsfeſte angethane Beleidigung bekümmert haben; deſto mehr that es, begünſtigt von ſeiner officiellen Stellung, der Vertreter des zweiten Codex. Wie von Kotzebue nahm er ſich das Ereigniß, von dem die Nachwelt kaum begreifen wird, wie daraus ſo großes Unheil hat erfolgen können, ſo zu Herzen, daß er ſogleich, ſo weit ſeine Befugniß nur reichen wollte, die ſtrengſten Nachfragen über die Theilnahme an dem Wartburgsfeſte verhängte, den um den preußiſchen Staat ſo unſterblich verdienten Großherzog von Weimar, dem preußiſchen Königſtamme ſo vielſeitig befreundet, in deſſen Landen der unſchuldige Gensdarmerie-Codex verbrannt war, vor aller Welt zu beleidigen verſuchte, und die Burſchenſchaft wie eine Verſchwörung bezeichnete, welche es abgeſehen habe auf Regenten, Staaten und geſetzliche Ordnung. Je mehr Verblendete, auf jene Autorität hin, ihm Glauben beimaßen, um ſo mehr gefiel er ſich in dem Wahne, das Vaterland durch Entdeckung einer Verſchwörung retten, und ſich, wie einſt der eitle Cicero, den ſchönen Namen des Vaters des Vaterlandes erringen zu müſſen. Mißglückte auch für dieſes Mal, der Sache nach, die Entdeckung einer Verſchwörung völlig, aus dem einfachen Grunde, weil ſie nur in den Polizey-Köpfen exiſtirte, ſo wird man doch hoffentlich von Seiten der Polizei, wenn kein großes Mißgeſchick erfolgt, mit der Zeit, nach manchem geſcheiterten Verſuche, noch einmal mit einer nicht ganz unwahrſcheinlichen Verſchwörungsgeſchichte zu Stande kommen; dann mögen die Capitol-Wächter den erſehnten Lohn ärndten, bis zu welchem Triumphe hin, den kein redlicher Deutſcher zu erleben begierig, die Geſchichte Salluſts von der Catilinariſchen Zuſammenrottung zum fleißigen Studio den Entdeckungs-Befliſſenen anempfohlen ſeyn mag. —

Die Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen von Kotzebue und den von dem Wartburgsfeſte alles mögliche Unheil Vorherſagenden, auf ſtrenge Beheran, ward ſchön und fromm, entzückte das Auge jedes Jünglings, pflegte mein Alter, und ſtand nach meines Weibes Tode meiner kleinen Wirthſchaft vor. Nie kam der Argwohn in irgend eines Menſchen Seele, als ſey ſie nicht die wahrhafte Tochter des alten Bertrams. Mein Weib ſtarb und nahm das Geheimniß mit ins Grab, nur ich allein vermogte noch, das Räthſel ihrer Geburt zu löſen. Ich kannte, edler Ritter, eure Sinnesart, ich war feſt entſchloſſen nie den Schleyer wegzuziehen, der die Vergangenheit deckte, und als ſie nun ihr mannbares Alter erreicht hatte, da warf ich mein Auge umher im Dorfe, einen braven Jüngling ſuchend, der das Mädchen glücklich machen könne.

Hugo. Recht, Alter, das war mein Wille.

Bertram. Der unerforſchliche Rathſchluß des Himmels wollt' es anders. — Einſt, am Feſte unſers Schutzheiligen, wallfahrtete das ganze Dorf in aller Frühe, nach der Abtey, ſtrafung aller Theilnahme Dringenden machte ſich bald kund und warf auf manchen ſonſt ehrenwerthen Namen einen dunkelen Schatten; wie viel mehr auf ihn, der immer übel berüchtigt war, und immer dafür ſorgte, daß die Unlauterkeit ſeines früheren Lebens in neue Erinnerung gebracht werde. —

Aber wohl zu beachten iſt es, daß, obgleich von **Kotzebue** von dieſem Zeitpunkte an die deutſche Jugend und beſonders die ſtudierende und ihre Muſenſitze, vorzüglich Jena, mit ſeinen verdienſtvollen Lehrern, auf alle ihm zu Gebote ſtehende Weiſe verläſterte und verunglimpfte, ihm doch weder in Jena, wo er öfter war, noch in Weimar, wo täglich Jenenſer Studenten zum Beſuche ſind, und wo ſelbſt das Schauſpielhaus ſo günſtige Gelegenheit dargeboten hätte, ihm nie die geringſte Beleidigung von Studenten zugefügt worden iſt. So gute ſittliche Ordnung herrſcht dort, ſo große Achtung haben dort die Geſetze — dort auf jener Univerſität, über die ſo viel Schändliches gelogen iſt. —

Während noch die Wartburgsgeſchichte und die dortige Verbrennung einiger Schriften in vielen Köpfen ſpukte, veranlaßte von Kotzebue zu Weimar die gleich berüchtigte Bülletins-Geſchichte, welche im Publiko und vor den Gerichtshöfen vielfach verhandelt wurde, und hier, in der Erzählung des Kotzebueſchen Lebens, um ſo kürzer abgefertigt werden kann, da die Akten derſelben mit den neueſten Jahrgängen der Zeitſchriften noch in der Leſewelt umhergehen.

Kotzebue hatte gegen den Jahresſchluß 1817 ſein zweites literariſches Bülletin zur Abſendung an den Kaiſerlich Ruſſiſchen Hof ausgearbeitet und einem Abſchreiber übergeben, der ſelbiges, höchſt unüberlegt einem Dritten zur Durchſicht anvertraute. Letzterer machte daraus Auszüge, deren Inhalt offenbar bewies, daß v. K. in ſeinen literariſchen Berichten den in der deutſchen Schriftſtellerwelt ſich regenden Zeitgeiſt dem Ruſſiſchen Hofe, als allen monarchiſchen Regierungen gefährlich ſchilderte, und dieſes aus deutſchen Schriften zu dokumentiren ſuchte, in überſetzten Beweisſtellen, welche den, dem Berichterſtatter oft gemachten Vorwurf gefliſſentlicher Verdrehungen, oder leichtſinniger Verunſtaltung, oder muthwilligen Zerreißens beſtätigen. Jene, durch die Unvorſichtigkeit des Abſchreibers gemachten Bülletins-Auszüge wurden, als eine leſenswerthe Neuigkeit, dem geheimen Hofrath und Profeſſor Luden zu Jena, als ein Beitrag zu der von ihm redigirten Zeitſchrift, Nemeſis, zugeſchickt. Luden, dieſe herrliche Zierde unſers Vaterlandes und Zeitalters, fand ſich beſonders dabei intereſſirt, das Manuſkript ſchleunigſt, mit Anmerkungen verſehen, abdrucken zu laſſen, da er ſelbſt gerade in den Auszügen verunglimpft und ſeine politiſchen Anſichten dem Kaiſer von Rußland denunciirt waren. Von Kotzebue hatte indeß zu Weimar von der vorgegangenen Entwendung Wind bekommen, und die gerichtliche Beſchlagnahme der ſein Bülletin enthaltenden Bogen der Nemeſis veranlaßt. Ohngeachtet dieſer Maaßregeln aber wußten Profeſſor Oken und Doktor Wieland ſich Abdrücke von jenen Bogen zu verſchaffen, und machten deren Inhalt in der Iſis und im Volksfreunde bekannt. Nun erhob v. K. Geſchrei nach allen Seiten hin, indem er, auf ſeine literariſch-diplomatiſche Sendung fußend, die Bekanntmachung ſeiner Berichte unter dem Geſichtspunkte einer Gefährdung der dem Ruſſiſchen Hofe gebührenden Achtung ſtellte. Offenbar hatte er dieſen Vorfall ſelbſt veranlaßt, durch die Unvorſichtigkeit, mit welcher er die, ſeine Geheimniſſe enthaltende Handſchrift dem Abſchreiber Koch übergab. Daß übrigens Treue und Glauben verletzt waren, indem der Mann, den Koch bei der Entzifferung der unleſerlichen Handſchrift um Rath fragte, dieſe Veranlaſſung benutzte, heimlich Auszüge aus dem Bülletin zu machen und dieſe heimlich zum Drucke zu befördern, iſt offenbar. —

Nun betrieb v. K. mit allem Eifer den Prozeß gegen Luden, Wieland, Oken u. ſ. f.; nach ſeinen wiederholten Anträgen vor Gericht ſollte aber gerade der, der ihm dies Herzeleid eigentlich zufügte, der unvorſichtige Abſchreiber Koch mit aller Strafe verſchont bleiben *). Ob hierbei eine

---

*) Siehe: Heinrich Ludens Verurtheilung und Rechtfertigung in der von Kotzebue'ſchen Bülletin-Sache. Mit einer Einleitungs-Vorrede von Dr. J. C. Gensler. Heidelberg 1818. 8.

gutmüthige Nachſicht, oder etwas anderes zum Grunde lag, bleibt unentſchieden.

Hätte v. K., anſtatt ſich in öfterer Berufung auf die ſeinen literariſchen Depeſchen gebührenden diplomatiſchen Egard's zu gefallen, ruhig die Bekanntmachung jenes, ihm entwendeten Berichtes geſchehen laſſen, hätte er einfach den Vorfall zu ſeiner Rechtfertigung bekannt gemacht, und über den Inhalt der Bülletins zu ſeiner Entſchuldigung geſagt, was ſich etwa ſagen ließ, ſo hätte er ſich vielen Verdruß und den Schwachen viel Aergerniß geſpart. — Aber nein! dieſer Lärm ſchien ihm anfänglich viele Freude zu machen, er ſchmeichelte ja ſeiner Eitelkeit; am Weimariſchen Hofe, bei den Gerichtshöfen und in den Zeitungen betrieb er die neue Fehde, immer darauf zurückkommend: welch ein Frevel es ſey, die Berichte, die er ſeinem Hofe zuſchicke, unbefugt zur Kunde des Publikums bringen, und ihn über deren Inhalt öffentlich verantwortlich machen zu wollen. Nebenzu bekamen denn, wie es ſeine Manier war, ſeine Gegner und Neider, die Burſchenſchaft und der Zeitgeiſt, das Deutſchthum und die Volksſchriftſteller von ihm ihre Strafe.— Dagegen thaten ihm manche Widerſacher den Gefallen, auf das Bülletin ſelbſt ein großes Gewicht zu legen und darauf hinzuweiſen, welch ein Unheil der deutſchen Nationalfreiheit daraus erwachſen könne, wenn Iſinuationen ſolcher Art Eingang fanden im hohen Kaiſerlich Ruſſiſchen Kabinette. In wie weit es nun mit ſolchen Aeußerungen von Beſorgniß ernſtlich gemeint war, oder nicht, ſo verſchwindet ſolche doch von ſelbſt, wenn man erwägt, daß eine durch gemeinſame Sprache und Literatur verbundene Nation, die ſich nicht in dem Zuſtande der Unterjochung unter einem auswärtigen Monarchen befindet, zunächſt von außen her keine Verletzung ihrer geiſtigen Nationalfreiheit zu fürchten hat. Vielmehr ſcheint es, als ob die Ueberzeugung von dem wahren Werthe der Nationalkultur und des daraus hervorgegangenen Zeitgeiſtes noch nicht recht begründet ſey, wenn man ſo leichtfertig weit hergeholter Beſorgniß ſich hingiebt, anſtatt recht frei und treu den heimiſchen Altar zu bewahren, daß die heilige Flamme des rüſtigen Muthes nie verlöſche! —

Die prozeßualiſchen Verhandlungen gingen unter gegenſeitigem Libelliren fort; und wurden erſt nach faſt zwei Jahren beendet, wie es die neueſten Zeitungen mittheilen: ſämmtliche Angeſchuldigte wurden nach dem Urtheil des Weimariſchen Ober-Appellations-Gerichts frei geſprochen; ja ein Urtheil der Juriſten-Fakultät zu Würzburg erkannte ſogar Kotzebue'n ſchuldig, in Betreff der von Luden gegen ihn erhobenen Klage, rückſichtlich des Inhalts des famoſen Bülletins, puncto injuriarum et calumniarum. —

So ungern ſich es v. Kotzebue auch geſtehen wollte, ſo wirkten doch ſolche Vorfälle bedeutend auf ihn und ſtörten ſelbſt ſeine häuslichen Freuden. Er, der ſo gern kleine Geſellſchaften gab und beſuchte, konnte es oft nicht ignoriren, daß Viele von denen, mit welchen er gern Umgang gehalten hätte, ſich ſorgfältig von ihm zurückzogen; Manche vermieden, Kotzebue's Haus zu betreten, gefliſſentlich, und dennoch vergaß man in ſeinem Familienkreiſe leicht, daß er, der von vielen Seiten berüchtigte Mann ſey. Beſonders in Weimar machte er bittere Erfahrungen, ohne ſich aber dadurch in ſeiner Sinnesweiſe irren zu laſſen. Aerndete er von den Einheimiſchen nicht viel Freude, ſo ergötzte ihn dagegen der häufige Beſuch der Reiſenden; denn wie nachtheilig man über ihn denken mochte, wie wenig man ſeinen Anſichten beiſtimmen, ſeinen Lebensbetrieb loben mochte, ſo blieb er doch immer ein merkwürdiger Zug im Bilde der Zeitgeſchichte, und war als ſolcher wohl einer perſönlichen Bekanntſchaft werth.

Das Jahr 1818 wurde für von Kotzebue, durch eigne Schuld, ein ſehr verdrußreiches. Als ob er an den vielen Widerſachern noch nicht genug habe, begann er ein neues Schriftſteller-Unternehmen, das literariſche Wochenblatt, welches nach ſeinem Ton und Zweck allein im Stande war, ſeinen Urheber in endloſe Zänkereien zu verwickeln und ihn zur Zielſcheibe einer ganzen Schriftſtellergeneration zu machen. Wie er auf die unglückſelige Idee dieſer Unternehmung gerieth, iſt leicht aus ihm ſelbſt zu erklären. Die fragmentariſche Schriftſtellerei der Flug- und Zeitungsblätter war die, welche v. K. am beſten gefiel, bei welcher er jeden Gedanken, der ihn unter vielſeitiger Lektüre in den Wurf kam, ſogleich auf den literariſchen Markt bringen konnte. Seine nach Rußland zu ſendenden literariſchen Berichte verpflichteten ihn, die neuen wichtigern Erſcheinungen des deutſchen und franzöſiſchen Buchhandels zu leſen; da ihm aber zum verſtändigen Leſen die Zeit und Fähigkeit fehlte, ſo begnügte er ſich, ſie wenigſtens im Fluge zu durchblättern. Hierbei ſtieß ihm mancher Gedanke auf, den der haushälteriſche Schriftſteller nicht wollte verloren gehen laſſen; die Zeit und Mühe, welche die Erfüllung des kaiſerlichen Auftrages forderten, ſollte auch der Autorſchaft eine Frucht abwerfen; dazu war das bunte Gemiſch des literariſchen Wochenblattes am beſten geeignet, und noch außerdem ſehr brauchbar, um ſich zu rächen an jeden Gegner, in jedem Augenblicke Gelegenheit zu haben, Andersdenkenden ſeine geharniſchten Repliken darzureichen, und den Theil des Publikums feſtzuhalten, welcher nichts unterſuchen kann, aber von Allem ſo viel oberflächliche Notiz haben will, um ein Wort mitreden zu können. — Nicht für ein ſchlechtes Publikum hatte er ſeinen Plan berechnet, er nahm in demſelben die achtbare Klaſſe von Leſern auf, welche durch Berufsgeſchäfte zwar veranlaßt werden, von der Tagesliteratur Notiz zu nehmen, zugleich aber gehindert, ſie ernſtlicher Betrachtung und verſtändigem Urtheile zu unterwerfen, ſo daß man ſie bei leichter Rede, verſtändlichen Worten, witzigen Späßen und Taſchenſpieler-Dreiſtigkeit leicht täuſchen, leicht irre führen kann. — Die von dieſem Unternehmen gehegten Erwartungen, welche auch zum Theil in Erfüllung gingen, hatten für v. K. zu viel Lockendes, als daß er zur Berückſichtigung vernünftiger Abmahnungen hätte gelangen können. Den Rath ſeiner Freunde, ſeine eigenen, früher ausgeſprochenen Bekenntniſſe und Maximen hätte er nur in Erwägung zu ziehen gebraucht: um von dem gefahrvollen Abwege zurückzutreten. Von der unberufenen Luſt zum Kritiſiren ſagte er ſelbſt (1812): „Ja, wenn dieſe Beſchäftigung nur ein ehrbarer Zeitvertreib für verlorene Stunden wäre, wenn ſie nicht ihren Mann ganz forderte! Aber

Männer, Weiber und Kinder, nur die Greiſe blieben daheim. Auch meiner Pflegetochter hatte ich vergönnt, dem Haufen zu folgen, mein Unvermögen verſtattete mir nicht, ſie zu begleiten. — Dieſen Zeitpunkt, da unſere junge wehrhafte Mannſchaft entfernt war, hatten die benachbarten Wenden abgelauert, ſie fielen wohl an die funfzig Mann ſtark in unſer Dorf, plünderten die Häuſer, trieben unſere Heerden weg, und führten die wenigen zurückgebliebenen Greiſe gefangen mit ſich, unter dieſen auch mich. — Acht Jahre verſtrichen, ich trug die Feſſeln der Heiden, meine Pflegetochter war todt für mich, ich todt für ſie. Erſt an dieſem Morgen — o warum mußt' ich ihn erleben! — erſt an dieſem unſeligen Morgen ward ich befreyt durch die Hand eures Sohnes. Ich komme, und finde eure Tochter — in den Armen ihres Bruders.

Hugo. (fährt zuſammen, als ein Menſch, der plötzlich ein Phantom erblickt, aber Muth

genug

das Kritiſiren iſt eine Arbeit, und eine große Arbeit! Man muß Alles leſen, über Alles ſprechen, und gut und richtig ſprechen; man muß alle Manieren gründlich erforſchen, über Vieles urtheilen, was man vorher ſelbſt nicht kannte, und worüber zu entſcheiden bisweilen ſehr kitzlich iſt; mit Einem Worte: man muß ſich ſtellen, als ob man Alles wiſſe, zu Allem fähig wäre, und geſchickt in allen Künſten und Wiſſenſchaften. Eine ſolche Vorſpieglung iſt nach meiner Meinung ſchwerer, als die Erlangung jener Kenntniſſe ſelbſt. — Daher iſt mein Rath: man überlaſſe ein ſolches Geſchäft Leuten, die nichts beſſeres zu thun haben. Wenn man es obenein betrachtet, ſo ſchmeichelt es freilich dem Ehrgeize, aber dieſe Täuſchung ſchwindet bei näherer Prüfung bald, und es findet ſich, daß man blos ſeine Zeit ſehr unnütz verloren hat.“ —

Doch — der edle Schiller ſagt:

„Doch, wenn ein Haus in Feuer ſoll vergehen,
So treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen.“ —

Von Kotzebue grif muthig zur Feder und führte ſelbige ſo geſchäftig, daß er den erſten

Band des Wochenblattes, ohne Hülfe, allein ſchrieb, und auf die auffallendſte Weiſe die Behauptung rechtfertigt, die Prof. Krug in einer geiſtvollen, viel geleſenen Schrift *) niederlegt: „Zwar rühmt ein öffentliches Blatt, daß, wenn derſelbe (v. K.) auch in ſeinen Schriften, und namentlich in ſeinem literariſchen Wochenblatte manches Falſche behauptet, alſo nicht immer wahr geredet, er doch niemand geſcheuet, ſondern ſeine Ueberzeugung freimüthig ausgeſprochen habe. Allein, wir leugnen, daß K. das je in ſich gehabt und gefühlt, was man Ueberzeugung im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes nennt. Er hatte nur Meinungen, und dieſe ſprach er allerdings, wenn er nichts davon beſorgen zu dürfen glaubte, mit vieler Dreiſtigkeit, ja Keckheit aus. — Sobald er aber beſorgen mußte, daß eine offene Aeußerung ſeiner Meinung ihm

---

*) Siehe Hermes oder kritiſches Jahrbuch der Literatur. Drittes Stück 1819. Seite 297. Der dort ſtehende, auch einzeln abgedruckte Aufſatz iſt zur Würdigung des Kotzebueſchen Schriftſtellercharakters von entſchiedener Wichtigkeit. —

ſchädlich werden könnte, machte er nur tiefe Bücklinge. — Weil er nun keine wahrhafte Ueberzeugung hatte, ſondern bloße Meinungen — indem es ſeinem Geiſte an jener Stetigkeit und Selbſtſtändigkeit fehlte, wodurch man allein zu feſten Grundſätzen, als der einzigen Quelle einer wahren Ueberzeugung gelangt — und weil Meinungen etwas ſehr Bewegliches ſind, das ſich nach dem Windſtriche bald ſo, bald anders dreht: ſo iſt hieraus wohl erklärbar, wie es zuging, daß der Herausgeber des literariſchen Wochenblattes nie in eine gründliche Unterſuchung irgend eines Gegenſtandes einging, ſondern alles mit einigen oberflächlichen, höchſtens nur witzigen — denn Witz war ſein Haupttalent — Bemerkungen abthat; daß er über alles ſprach und abſprach, er mochte es verſtehen oder nicht, weil er eigentlich nichts recht, das heißt, aus dem Grunde verſtand; daß er ſeine Gegner nur mit einigen lächerlichen Wendungen und Beiſpielen bekämpfte; und daß er eben daher faſt immer die Lacher, alſo auch denjenigen Theil der ſogenannten Gebildeten, die lieber lachen als denken, und meinen, eine lächerlich gemachte Sache ſey darum auch eine ſchlechte, auf ſeiner Seite hatte. — Das literariſche Wochenblatt hat während der kurzen Zeit, (daß v. K. in ihm ſeine Stimme abgab,) vielleicht einige tauſend Schriften angezeigt und beurtheilt — alles in der oben angezeigten Manier, die offenbar, nächſt der langweiligen, die ſchlechteſte von allen iſt. Denn ſie belehrt nicht, ſondern ſie blendet; ſie bildet nicht, ſondern verbildet; ſie leitet nicht, ſondern verleitet — nämlich zur Seichtheit, zur Halbwiſſerei, zur Spötterei ſelbſt über das Trefflichſte — mit einem Worte: ſie verdirbt den Geiſt von Grund aus. Daher kam auch jene Inkonſequenz, mit welcher v. K. in ſeinem Wochenblatte die liberalen Ideen bald vertheidigte, bald bekämpfte, dem Zeitgeiſte bald huldigte, bald widerſtrebte, wie es augenblickliche Luſt und Laune eben mit ſich brachte. Zu prüfen, bedachtſam und gründlich zu prüfen, was es mit jenen Ideen eigentlich für eine Bewandniß habe, woher ſie ſtammen, wie weit ſie auf den gegebenen Zuſtand der Welt anwendbar ſeyn, ob und in wiefern der Zeitgeiſt gut oder böſe ſey, wie man es anzufangen habe, das Gute, wonach er ſtrebt, zu verwirklichen, ohne zugleich das Böſe, wonach er vielleicht auch ſtrebt, mit zu verwirklichen, wie man alſo, ohne dem Guten zu widerſtehen, das Böſe bekämpfen, und ohne das Böſe zu unterſtützen, das Gute zu befördern habe, — das zu unterſuchen, war ſeine Sache nicht, weil es zu mühſam war, weil es ſo langes, angeſtrengtes Nachdenken forderte, weil er dann in derſelben Zeit, wo er hundert Bücher, gute und ſchlechte, flüchtig durchblätterte und eben ſo flüchtig anzeigte, um aus jedem etwas herauszuheben, womit er den Gaumen einer verwöhnten Leſewelt kitzeln, oder wobei er ſeinen Witz ſpielen laſſen konnte, kaum eines hätte leſen und beurtheilen können." —

Dieſer Mittheilung verdient zur Seite geſtellt zu werden, was ein Freund Kotzebue's im Anfange des vierten Bandes des literariſchen Wochenblattes, mit beſonderer Beziehung auf daſſelbe und auf ſeinen politiſchen Obſkurantismus, ſagt: „Kotzebue befand ſich bei der jetzigen Ordnung der Dinge im Ganzen wohl, und fühlte dabei, daß die Form allein wenig beſſere und daß auch das Beſte gemißbraucht werden könne; darum fiel er über die wirklichen und vermeinten Störer der Ruhe (— ſie waren ja ohnehin auch ſeine perſönlichen literariſchen Gegner —) her. Hierbei beging er zwei Fehler; einmal, wenn er den nichtsſagenden Satz von Locke zum Grunde legte: daß diejenige Verfaſſung die beſte ſey, die am beſten verwaltet wird. Er überſah, daß eine Form vor der andern viel geeigneter ſey, auf die beſſere Verwaltung hinzutreiben, und dem ſo leichten Mißbrauche der Verwaltung kräftiger entgegen zu wirken. Zum andern vermengte er mit Hobbes die geſetzgebende und vollziehende Gewalt. Nicht alle Pflichten, die jedermann der erſten ſchuldig iſt, paſſen auf die zweite. Wenn K. ſogar als Verfechter der Monokratie aufgetreten iſt, ſo war wohl jene Begriffsvermengung daran Schuld, daß er dem menſchlichen Geſchlechte und ſeinem edelſten Daſeyn, ohne es zu wollen und zu ahnen, den Krieg erklärte. Dieſe Behauptung war jenem papiſtiſchen Satze ähnlich, daß diejenige

Verwaltung die beſte ſey, die der Regierungsart im Himmel am nächſten komme, wo auch nur Ein Monarch herrſchte. Wer ſieht aber nicht, daß gerade dieſer Satz die beſte Empfehlung für gemäßigte und ächt repräſentative Verfaſſung ſey? denn eben die Gründe, welche für die heilbringende Nothwendigkeit der göttlichen Gewalt beweiſen, müſſen jedem Sterblichen die unumſchränkte Gewalt aus der Hand winden. — K. überſah, daß es nicht darauf ankomme, ob die Verwaltung bei Einem oder bei Vielen ſtehe; ſondern darauf, daß nicht Einer oder Viele, die nicht das ganze Volk vorſtellen, ſich jener höchſten Gewalt bemächtigen, der es obliegt, Sicherheit, Freiheit und Eigenthum der Geſetzgebung zu bewahren. — Er überſah ferner, daß, wenn wir uns um Manches ſchon jetzt beſſer, als ſonſt befinden, ſelbſt bei mangelhafter Verfaſſung, es hauptſächlich der öffentlichen Meinung zuzuſchreiben, welche als Surrogat einer ſtaatsrechtlichen Verfaſſung, ſich überall einen achtbaren Rang erobert hat, die aber mancher Regierung das Verdienſt der Freiwilligkeit benimmt, was ihr ſo ſehr zu gönnen wäre. — Einen Wunſch hegen wir, mit jedem Vaterlandsfreunde, daß keine Regierung“ (— was leider, leider von ſo mancher geſchieht! —) „die unglückliche Täuſchung mit K. theilen möge, als ob alle unruhige Bewegung, aller Wunſch nach Reform von Wenigen ausgehe. Wer ſich, wie K., nur in der Sphäre der Vornehmen bewegt, wer von den unteren Klaſſen nur die Bedientenſeelen, nur die in Druck und Eigennutz Lebenden kennt, der hört und ſieht nicht, was der Mittelſtand, die *moraliſche Baſis der Geſellſchaft* in Stadt und Dörfern laut genug verlangt, einſieht und täglich beſpricht; der weiß nicht, daß die Schriftſteller öfter das Echo; als die Hauptſtimme führen. Ein ſolcher ſchmeichelt ſich, mit dem Bewußtſeyn des guten Willens könne man ſich an das Alte halten, man könne das hiſtoriſche Recht, ſey es auch noch ſo *unmoraliſch* und für den Menſchenverſtand empörend, mit Gewalt immer fortbehaupten. Ein ſolcher wähnt, dem ehrwürdigen Bauerſtande noch ferner weiß zu machen, daß ſein Land eine gute Verfaſſung habe, weil der Adel für ihn, und doch ohne ihn das Wort führe. — W. K. ſteht da als offener und heimlicher Verfolger der Preßfreiheit um einzelner Frecher willen.“ —

Hier iſt der Standpunkt bezeichnet, aus welchem K., der die Autorfeder ergrif, ohne vorher erwogen zu haben, was er ſchreiben wollte, und der während dem Schreiben ſich auf ſein Talent der Redefertigkeit verließ, als politiſcher Schriftſteller den Nationalunwillen aller redlichen Deutſchen auf ſich zog. Sein politiſches Glaubensbekenntniß, auf welches er, bei allen, ſeiner Charakterloſigkeit eigenen Abſchweifungen, immer zurück kommt, hat er in dieſen Worten zuſammengedrängt, bei denen er davon ausgeht, die ewigen Ideen von ſelbſtſtändiger Freiheit des menſchlichen Geiſtes, gegenüber zu ſtellen den veralteten Anſichten vorgefundener Autoritäten: „Dieſe,“ ſagt er, (die Ideen) verlangen etwas Neues, durch Erfahrung ungeprüftes; jene (die veralteten Ausſichten) heiſchen, daß das alte geprüfte, und im allgemeinen gut befundene erhalten werde. Dieſe verlangen etwas ihnen gemäßes, ohne vor allen Dingen zu beweiſen, daß ſie auch richtig ſind; jene brauchen das nicht mehr zu beweiſen, ſondern deuten blos auf die Erfahrung, die laut für ſie ſpricht. Das Menſchengeſchlecht bleibt immer daſſelbe; ſein ſogenanntes Fortſchreiten (im Moraliſchen) iſt eine Chimäre; iſt ſogar eine gottloſe Einbildung, denn der Menſch iſt nicht auf der Welt, um hier ſchon vollkommen zu werden *). Die Menſchennatur bleibt immer dieſelbe. Was vor 50 und 500 Jahren die Menſchen beglückte, kann und wird ſie auch jetzt beglücken: Liebe und Gerechtigkeit. Dieje-

---

*) Dieſes Argument iſt ein recht auffallendes Zeugniß, wie wenig Kotzebue bei ſeinen wichtigſten Ausſprüchen im Stande war, eine nur irgend haltbare Schlußfolge anzugeben: denn, iſt moraliſche Vollkommenheit nicht, wie alles Reingeiſtige, in ſich unbegränzt? — Sind die mit geiſtiger Freiheit begabten Erdenbewohner dem Ziele der höchſten Vollendung ſchon ſo nahe, daß es eine Gottloſigkeit iſt, ſie noch einen Schritt weiter der Vervollkommnung entgegen zu führen? — Wer kann dem menſchlichen Geſchlechte den ſchönen Beruf rauben, der moraliſchen Vervollkommnung entgegen zu ſtreben? — —

genug hat, darauf los zu gehn, und es zu entlarven. Die Muskeln ſeines Geſichts drücken einige Augenblicke lang einen innern Kampf aus, der ſich doch bald wieder legt. Die gewohnte Ruhe, durch Feſtigkeit der Grundſätze erzeugt, nimmt wieder Platz auf ſeinem Antlitz. Er wendet ſich gelaſſen zu Bertram) Nun weiter!

Bertram. (erſtaunt) Weiter? — Herr Ritter, verzeiht mir! der Schmerz raubte euch den Verſtand, oder ihr habt mich nicht begriffen.

Hugo. Keins von beyden. Ich ſtehe noch immer und warte auf die ſchreckliche Geſchichte, die das Haar auf meinem Haupte himmelan ſträuben ſoll.

Bertram. Heilige Jungfrau! iſt ſie denn nicht ſchrecklich genug? Euer Sohn, der Gemahl eurer Tochter, eure Enkel in Blutſchande erzeugt, eure Familie unter dem Bannfluch der Kirche —

Hugo. Iſt Adelheid vielleicht ein treuloſes Weib? iſt mein Sohn vielleicht ein Räuber?

nige Regierung, die ihren Unterthanen Liebe und Gerechtigkeit beweiſ't, verbreitet auch ſicher das Glück, die Form ſey welche ſie wolle, und ſo alt ſie wolle. — Ey! wer ſind denn die Großſiegelbewahrer der Ideen der Zeit? Suchen wir ſie im Wehrſtande? der gehorcht nur ſeinem Fürſten und thut es gern. Iſt es die Geiſtlichkeit? die trachtet jetzt nur nach einer Konſtitution für ſich. Iſt es der Kaufmannsſtand? der begehrt nur Schutz und Freiheit des Handels, gleichviel unter welcher Form. Sind es die Handwerker und die Bauern? die verſtehen nicht einmal, was die Ideen der Zeit eigentlich wollen, und — wenn ſie nur Liebe und Gerechtigkeit nicht vermiſſen — ſo kümmern ſie ſich auch weiter nicht darum. Wer iſt denn nun noch übrig? der Stand der Gelehrten, der Schriftſteller. Dieſer Stand theilt ſich jedoch in zwei ſehr ungleiche Hälften. Die bei weitem größere Hälfte beſteht aus Staatsbeamten, die, längſt durch Erfahrung belehrt, das erprobte Alte auch nicht verwerfen. Folglich müſſen wir endlich bei der kleinen Zahl derjenigen Schriftſteller ſtehen bleiben, die man die Kometen in der Staatsordnung nennen könnte; die alle Planetenbahnen durchkreuzen und die Sonne nicht ſonderlich zu reſpektiren ſcheinen; die meiſtens einen verzweifelt kleinen Kern haben, aber einen gewaltigen lockeren Schweif, durch den ſie Abergläubige in Schrecken ſetzen; deren Bahn endlich eben ſo ſchwer zu berechnen iſt, als die Kometenbahnen, weil ſie immer excentriſch umherſchweifen. Geſetzt nun, daß ſo ein Komet ſpräche zu der Sonne: Ihre Majeſtät haben lange genug autokratiſch regiert. Ich bringe Ihnen die Ideen der Zeit, Sie müſſen Ihre Planeten nicht mehr ſo regelmäßig um ſich herum laufen laſſen. Das iſt zwar bis jetzt recht gut gegangen, aber nun iſt es alt, und die Ideen der Zeit verlangen etwas Neues. — Ein fader Scherz! werden unſere Gegner ausrufen; aber es liegt wahrlich viel Wahrheit in dem Scherze. Wir können ein halbes oder ganzes Dutzend Schriftſteller durchaus nicht für die alleinigen Inhaber der Ideen der Zeit gelten laſſen. Es ſind ihre Ideen und nichts weiter. — Wenn nur die Regierungen, wie bisher, ſich gar nicht um das Geſchrei bekümmern. Dieſes Geſchrei — wir prophezeihen es mit völliger Gewißheit — wird erſt dann recht angehn, wenn die Konſtitutionen in Deutſchland gegeben ſeyn werden; denn dann wird es wieder heißen: ſie taugen nichts! ſie hätten ſo, oder ſo ſeyn ſollen. Wäre es möglich eine Konſtitution zu erſinden, die alle die ſogenannten Ideen der Zeit realiſirte, ſo wäre das ein Donnerſchlag für die Herren Kometen; denn wenn ſie ſchweigen müßten, wovon ſollten ſie leben? — Wenn es erlaubt iſt, Großes mit Kleinem zu vergleichen, ſo möchten wir in dieſer Zeit ſämmtliche Regierungen, den Theaterdirektionen ähnlich finden, die es auch niemanden recht machen können. Sie mögen die Rollen vertheilen, wie ſie wollen, immer werden die meiſten Schauſpieler unzufrieden ſeyn, und jeder wird glauben, ihm gebühre eine beſſere Rolle, und ein paar Recenſenten werden fortſchreien: das iſt nicht recht, und jenes iſt nicht recht! hört auf uns! wir ſind die Stimme des Publikums! — das eigentliche Publikum aber wird ganz ſtill ſitzen und ſtill genießen, und wenn ihm auch hier und da etwas nicht behagt, ſo wird es ſich beſcheiden, daß nichts auf der Welt vollkommen iſt, und wird dem Direktor Dank wiſſen, für das, was nach Kräften geleiſtet wird. So muß denn auch jeder wackere Fürſt und Miniſter, gleich einem ſolchen Direktor, ohne Anſehn der Perſon die Staatsrollen vertheilen, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, dafür ſorgen, daß ſie gut geſpielt werden, auf das Geſchrei der Recenſenten gefaßt ſeyn und an dem ſtillen Beifalle des bei weitem größern Publikums, vorzüglich aber an ſeinem Bewußtſeyn ſich gnügen laſſen.“ — (Liter. Wochenblatt Band 1. Seite 212 und 213.)

Wollte man ſich die Mühe nehmen, den Inhalt dieſer Zeilen ausführlich zu analiſiren, um alle ſophiſtiſche Verdrehungen, Unrichtigkeiten, den wahren Standpunkt der Nationalforderungen mit gefliſſentlichem Muthwillen verrückende Taſchenſpielerkünſte, um alle boshafte Anſpielungen, alle Bravokünſte blendenden Witzes in ein langes Sündenregiſter neben einander zu ſtellen, der Leſer würde daran früher genug haben, ehe man damit zu Ende wäre. Das meiſte hierher gehörige iſt ſo klar in die Augen ſpringend, daß es ſich jedem, die angeführten Worte mit einiger Aufmerkſamkeit Erwägenden ohne große Mühwaltung von ſelbſt darbietet. Auch dürfte die eine Probe der Kotzebueſchen Staatskunſt und Würdigung des Zeitalters ſo vollkommen genügend ſeyn, daß in dieſer Hinſicht zur Charakteriſirung ſeines Strebens nichts weiter beigebracht zu werden braucht; wie denn auch eine Kritik ſeiner Kritiken gewiß gern geſchenkt wird, da der Neugierige den Beweiſen des Krugſchen Urtheils in jedem Stücke des literariſchen Wochenblattes, ſo lange ſeine Feder darin Wind machte, ungeſucht begegnet.

Zwei Fragen dürfen dagegen in der Lebensgeſchichte Kotzebue's nicht überſehen werden, nicht unbeantwortet bleiben:

1. Wodurch iſt die kecke Frechheit zu erklären, mit der v. Kotzebue die heiligſten, durch unendliche Opfer erkauften Wünſche und Hoffnungen der deutſchen Völker höhnt? Steht dieſer Frevel nicht in offenbarem Widerſpruche mit der vorhin gegebenen Behauptung: v. K. habe ſeine Meinungen nur dann ausgeſprochen, wenn er nichts

zu beſorgen, wenn für ihn keine ſchädlichen Folgen davon zu fürchten ſtanden? — In der That kannte v. K. den Gegner gar nicht, den er den Fehdehandſchuh zuwarf und wollte ihn nicht kennen lernen. Daß eine heilige Sehnſucht nach einem verbeſſerten bürgerlichen Zuſtande unter den Deutſchen erwacht ſey, daß der kräftige Wille nach einer Verbeſſerung des Staatsregiments in Haupt und Gliedern nicht mehr ſich beſchwichtigen laſſe, durch verjährte Autoritäten, daß die Schriftſteller, denen er alles Böſe des Zeitgeiſtes anſchuldigt, ohne das Herrliche deſſelben, und auch ihr Verdienſt anzuerkennen; daß dieſe nicht die egoiſtiſchen Urheber jenes Staats-Reformations-Verlangens, ſondern die redlichen Sachwalter deſſelben — hiergegen verſchloß er gefliſſentlich die Augen. Alle Ereigniſſe des Zeitgeiſtes, die gerade jetzt bei den Deutſchen dadurch eine höhere Gediegenheit bekommen, daß ſie die Früchte ſind einer tugendlichen Vaterlandsliebe, waren ihm ein Gräuel, deſſen Stammwurzel er alſo bezeichnet: „Der deutſche Patriotismus iſt ein armer Wicht, der ſich gar zu gern Freibillets ausbittet, wenn er ins Schauſpiel gehen will; ein fleißiger Leſer, der ſich aber nur für Leſebibliotheken abonnirt, und nie ſelbſt Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menſchen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl ſchwören, aber nicht wetten wollte! — Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es iſt eine Wolke, die freilich jedermann ſieht, die aber alle Augenblicke ihre Geſtalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spitze des Berges, den ſie verhüllt, Zedern trägt, oder in Schnee vergraben iſt!" —

Je weniger er nun hiernach den Zeitgeiſt erkennen wollte, um ſo weniger konnte er ſich es auch geſtehn, daß er gar arge Schuld auf ſich lade und ſich im ſchlechten Gewerbe nutzlos nothwendiger Gefahr ausſetze. Dagegen war es ihm ſehr einleuchtend und klar, wo der böſe Geiſt, dem er ſich verſchrieben, ſeine irdiſche Heimath aufgeſchlagen, von woher ſeine Autorſchaft Rückhalt zu erwarten habe, und ſtillen Beifall, der ihm im Freudentaumel ſo verführeriſch ſchmeichelte, daß er forthin den Wald überſah vor lauter Bäumen.

2. War denn aber wirklich der Beifall ſo entſchieden, der Schaden, welchen ſeine politiſchen Taſchenſpielerkünſte anrichteten, ſo groß, daß dadurch der Kotzebue treffende Nationalhaß gerechtfertigt wird? — Wenn man nach dem Erfolge ſeiner Handlungsweiſe die Strafbarkeit beſtimmen wollte, ſo laſtet auf ihn unbezweifelt eine ſchwere Verantwortlichkeit. Wie unlauter auch ſeine Zwecke ſeyn mochten, man kann immer die Behauptung ſeiner Freunde gelten laſſen, daß er den Erfolg ſeines verderblichen Schriftſtellerbetriebes zu überſehen nicht fähig war; aber der Schaden, den er anrichtete in unſerm lieben deutſchen Vaterlande, darf nicht überſehen werden. — Kotzebue hatte das entſchiedene Talent der unterhaltenden Darſtellung; er hatte durch eine gar thätige Autorſchaft dafür geſorgt, ſein Publikum feſtzuhalten und zu vergrößern. Der Theil der Leſewelt, er iſt immer der ausgebreitetſte, der nur unterhalten ſeyn will, ohne mit der Mühwaltung des Denkens beläſtigt, der einige Notitzen von den neueſten Früchten der Literatur, von den eben gangbaren Ideen des Zeitgeiſtes verlangt, ohne

durch wiſſenſchaftliches Eindringen in beide ermüdet zu werden, fand ſeine Rechnung beim literariſchen Wochenblatte. An dieſer Quelle verſammelten ſich beſonders Leſer aus den höheren Ständen, und fanden an Kotzebue's Anſichten ſchon deshalb großen Gefallen, da die ihnen ſo werthen Vorurtheile in Schutz genommen wurden. Waren ſie auch zuweilen geſcheut genug, das Unhaltbare in dem Kotzebue'ſchen Anſtreben gegen den Zeitgeiſt nicht zu verkennen, ſo war ihnen doch ſeine Lüge lieber, als die bittere Wahrheit anderer Schriftſteller; ja letztere überſah man, um ſich den Aerger widerwärtiger Zeugniſſe zu erſparen und begnügte ſich an den Relationen des literariſchen Wochenblattes. — So kam es, daß Kotzebue eine der edelſten Bemühungen der mit weiſer Ueberlegung ſich dem Vaterlande widmenden politiſchen Schriftſteller hemmte; nämlich die: als Organ der Nationalſtimmung und des Zeitgeiſtes ein unmittelbares Band zwiſchen dem Volke ſelbſt und deren Regenten, die durch die Klauſur der Miniſterien und des Officiantenheeres, jenem entfremdet ſind, wieder herzuſtellen, und ſo den allgemeinen Wunſch der Volksrepräſentation zu vermitteln, einzuleiten und zu befriedigen auf die trefflichſte Weiſe. Alle Vorurtheile, alle Mißbräuche der Verfaſſung, durch welche Miniſter und Verwaltungsbehörden ſo großen Spielraum, ſogar Unverantwortlichkeit erlangen, die tröſtliche Verſicherung, daß es mit dem Volkswillen nichts und mit der Schriftſtellerſtimme eine Thorheit ſey, der willkommene Rath, daß man nur recht feſt bei dem alten Unweſen beharren müſſe, um den Sieg über den Zeitgeiſt davon zu tragen, alle Fehlgriffe der Regenten und der von ihnen beſtellten Machthaber fanden ihre Vertheidigung in der jämmerlichen Sophiſtik Kotzebue's, ſo wie jede freimüthige Idee aus der Nation, über den Staat und ſeine Gewaltigen dort ſeinen Verläumder, ſeltener ſeinen Ankläger. So wurde die unglückliche Täuſchung, wie es jener Freund Kotzebue's warnend in den angezogenen Worten nennt, daß der allgemeine, dringende National-Wunſch zur Staatsreform an Haupt der? ſind meine Enkel vielleicht nichtswürdige Buben?

Bertram. Ach nein! nein! das füllt ja eben das Maas des Elends! Sie lieben ſich ſo zärtlich, haben Kinder wie die Engel, und müſſen ſich trennen auf ewig, müſſen die unſchuldigen Kleinen der Schande und Verachtung Preiß geben.

Hugo. Müſſen? — wer zwingt ſie dazu?

Bertram. Gott! wie ihr auch fragen könnt. Herr Ritter, ihr ſeyd ein Chriſt und wolltet den Gräuel dulden?

Hugo. Warum nicht? — Ich verzeihe dir, Alter, deine Bedenklichkeiten, blindes Pfaffenvorurtheil flößte dir ſie ein, Unkunde der Welt nährte ſie, verjährte Gewohnheit gab ihnen Rieſenſtärke. Aber laſſ' uns dem Geſpenſt, deſſen Anblick dir ſo ſcheußlich iſt, ein wenig näher unter die Augen treten. Welch Unheil mögte daraus entſpringen? durch doppelte Bande Herz an Herz geknüpft,

iſt

und Gliedern nicht, wie eine Sonne die Welt erleuchtet, ſondern wie ein Irrlicht einige Wenige in das Verderben lockt, ein auf Kotzebue's Autorität von vielen Regierungen angenommenes Prinzip, deſſen unglückliche Folgen der Strafe der rächenden Nemeſis nicht entgehen werden. —

Wie nun ein Schriftſteller, der auf Kotzebue's Weiſe, zu ſo ſchlechten Umtrieben ſeine Feder darbietet, gegen Gedanken- und Preßfreiheit, gegen die Begründung des wahren bürgerlichen Glückes, und des ſchönſten Fürſtenruhmes, zum Fluche ſeines Zeitalters, um ſo mehr Gefallen findet bei ſchlechten Regenten und elenden Miniſtern, je mehr Spektakel und Gewirre er verurſacht, jemehr Leſer, Widerleger oder Nachbeter er findet; um ſo verächtlicher und verhaßter muß ein ſolcher Schriftſteller einem in liberalen Ideen ſein großes Tagewerk leitenden Regenten, einem wahrhaft erleuchteten Miniſterio ſeyn. Daher kam es denn, daß v. K. bei dem Hofe zu Weimar, wo er gern ſich zeigen mochte, ſo wenig wohlgelitten ſeyn konnte, als er es dort in andern Zirkeln war. Da er die geachtetſten Lehrer der Akademie zu Jena, die beſten Köpfe zu Weimar, mit beſtändigem Hohngelächter ſo neckte, angriff, ſchmähte, wie er den Stolz jener Stadt und jenes Hofes, den Ruhm Deutſchlands und ſeines Zeitalters, wie er Göthe ſein ganzes Leben hindurch mit Gaſſenbuben-Muthwillen verfolgte, — da ſich ſo immer eine ärgerliche Geſchichte an die andere reihte, ſo entſtanden hieraus ſelbſt für den, von Eigendünkel verblendeten v. K. Mißverhältniſſe, denen er durch eine Entfernung aus Weimar aus dem Wege zu gehen beſchloß. Er bereiſ'te im Sommer 1818 das nördliche Deutſchland (Halberſtadt, Braunſchweig, Hannover, Bremen u. ſ. f.), vorzüglich um ſich zu zerſtreuen und zu erholen, denn die unaufhörlichen Zänkereien blieben für ihn nicht ohne Aerger, der Aerger nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit. —

Kotzebue ſelbſt hatte ſich das reizende Aſyl, welches er recht ſorglich ſich hätte bewahren ſollen, verleidet; der unheimliche Geiſt, welcher ihn immer unſtät umhertrieb, erlaubte ihm nicht länger in Weimar zu verweilen. Er ſuchte um eine

Stelle zu Reval, dann wieder um die eines General-Konſuls zu Leipzig (?) nach; er erhielt keine von beiden, wohl aber die Erlaubniß, unter Belaſſung ſeines ſehr bedeutenden Gehaltes nach Eſthland zurückzukehren, um dort in Muße ſeinen literariſchen Arbeiten zu leben, indem ihm zugleich für die Verſorgung ſeiner Kinder kaiſerliche Zuſicherungen gemacht wurden. Dieſe neue ausgezeichnete Vergünſtigung des Schickſals, durch die er mit einem Male aus einer ſich ſelbſt geſchaffenen, unangenehmen Lage gezogen wurde, wußten ihm indeß ſeine Feinde zu verleiden, indem ſie unwahr verbreiteten, daß er als Folge ſeines ſchlechten literariſchen Umtriebes nach Rußland zurückzukehren, den Befehl erhalten habe. Man motivirte dieſes aus dem Umſtande, daß v. K. die berüchtigte Schrift Stourdza's, die das rechte Waſſer auf ſeine Mühle gab, als officiell, unter Autorität des Ruſſiſchen Kaiſers verfertigt, bezeichnet hatte, was ſie doch nicht ſeyn ſollte und welche voreilige Behauptung im Ruſſiſchen Kabinette allerdings Unzufriedenheit veranlaſſen konnte. Da die Zurückberufung ſelbſt unter ſo günſtigen Verheißungen erfolgte, mag es auch dahin geſtellt bleiben, ob das Geſuch um dieſelbe, aus eigener Bewegung, oder im Verfolg erhaltener Winke, von Kotzebue eingereicht wurde; entſchieden iſt, daß er den Vorſatz faßte, erſt im Jahre 1820 nach Rußland zurückzugehn, „um ſich vorher (nach den Worten ſeines oft erwähnten Freundes, im Anfange des vierten Bandes des Lit. Wochenblattes,) zur beſſeren Beförderung ſeiner literariſchen Arbeiten, die Befreiung von der Viſitation der eingehenden Schriften auszuwirken, durch welche ihr Empfang gewöhnlich lange aufgehalten wird.“ — Wenn man der Unwahrſcheinlichkeit ohngeachtet dieſe in der That ſonderbare Angabe als wahr gelten läßt, (denn eine ſolche Befreiung konnte er unbezweifelt, wenn er ſich in Rußland aufhielt, leichter und beſſer betreiben, als wenn er von dem Orte der Entſcheidung ſeiner Bitte mehrere hundert Meilen entfernt war,) ſo dient ſie nicht zu ſonderlicher Empfehlung der von Kotzebue immer hocherhobenen Freiſinnigkeit der Ruſſiſchen Staatsbehörden, indem die durch beſchwerliche und zeitraubende Viſitationen erwachſende Schwierigkeit aus dem Auslande Bücher zu beziehen, wohl in keinem europäiſchen Reiche ſo ſchmerzlich von den Literaturfreunden empfunden werden muß, als in dem, in welchen v. Kotzebue hiernächſt wieder ſeine Tage zu verleben gedachte. —

Vor dem Jahresſchluſſe 1818 ging er über Frankfurt nach Mannheim, wo er an der Seite ſeiner Gattin, umgeben von ſeinen Kindern, (mit Ausſchluß der erwachſenen Söhne; dreizehn Kinder überlebten ihn) ſich häuslich niederließ; in gewohnter Geſchäftigkeit ſchien er ſeine Tage heiter und zufrieden zu verleben, wie dieſes immer dann der Fall war, wenn er einen neuen Wohnort ſich gewählt, und in ſeinen Umgebungen noch keine unangenehmen Berührungen auf ſich gezogen hatte. Von hieraus leitete er fortwährend ſein literariſches Wochenblatt, in welchem er ſchon mit dem Beginn des zweiten Bandes nicht mehr allein die Stimme führte, gern einlenkenden und vermittelnden Aufſätzen eine Stelle gab, und ſich ſelbſt mehr mit den Erſcheinungen der Literatur, als mit politiſchen Gegenſtänden beſchäftigte. In der genauen Beobachtung der auf ſorgfältigem

Haushalt mit der Zeit berechneten Lebensweiſe, in ſeiner ununterbrochenen Thätigkeit am Schreibtiſche, von früh Morgens bis zu den Mittagsſtunden, in der ungeſchwächten Kraft ſeines Gedächtniſſes und Witzes, in der regen Empfänglichkeit für alle Freuden des geſelligen Lebens zeigten ſich bei ihm eine treffliche körperliche Organiſation, die, ohngeachtet vorübergehender Unpäßlichkeiten, noch keine bleibende Hinweiſungen auf das nahe Greiſenalter dem rüſtigen Manne vor die Augen ſtellten. Zwar klagte er neuerlich gegen Vertraute zuweilen, daß die Abnahme der Imagination ihm dankbaren Stoff zu dramatiſchen Arbeiten zu verſagen anfange; doch lag hierin der Grund vielleicht mehr in der Art, wie er eine Reihe von Jahren hindurch ſeine Talente für die dramatiſche Dichtkunſt verſchwendet hatte, als in der Verminderung ſeiner geiſtigen Regſamkeit. — Nähere Beobachter wollen an ihm gegen das Ende des Märzes hin zuweilen eine wehmüthige Stimmung bemerkt haben, wie man auch erzählt, daß er um dieſe Zeit, bei Erblickung ſeines jüngſten, kaum die erſten Laute lallenden Sohnes ſich ſoll erinnert haben, wie er ſelbſt nicht älter war, als ihm der Tod ſeinen Vater hinwegnahm. —

So erſchien der verhängnißvolle Tag, der 23ſte März des Jahres 1819, wo eine wunderbare Geſtalt ihm gegenübertrat. —

Karl Friedrich Sand, 24 Jahre alt, der Sohn trefflicher Aeltern (ſein Vater iſt geheimer Juſtizrath zu Wunſiedel bei Bayreuth, im Ober-Main-Kreiſe) der Bruder hoffnungsvoller Geſchwiſter; er, einer der erſten, welche den Fahnen der Freiwilligen im Freiheitskriege zueilten, und da Achtung und Liebe ſich erworben; bei ſeiner Heimkehr mit gleichem Eifer ſich der gelehrten Ausbildung widmend, und das mit ſeltener Treue, Liebe und ausgezeichnetem Erfolge, ein Muſter der Sittlichkeit und Sittenreinheit, ein frommer Sohn, herzlicher Bruder und treuer Freund, durchdrungen von einer heiligen Liebe zum Vaterlande; dabei reich begabt von der Natur mit der einnehmendſten, beſcheidenen, aber kräftigen Geſtalt, ſo geſchätzt von ſeinen Lehrern, wie von Allen, die ihn kennen. —

Sand war ausgezogen mit einer hohen Begeiſterung für Religion und Vaterland, für Ehre und Jugend in den Krieg (1815); dann gen Erlangen und ſpäter nach Jena, um auf beiden Univerſitäten ſeine wiſſenſchaftliche Bildung für den geiſtlichen Stand fortzuſetzen. Ihn traf 1817 ein Schlag, deſſen heftige Erſchütterung ſein ganzes Daſeyn zu vernichten drohte: ſein Stubengenoſſe ertrank vor ſeinen Augen beim Baden, ohne daß er ihn retten, oder mit ihm ſterben konnte. Die Feier des Wartburgsfeſtes, das ſchöne, freie Leben der Studenten auf dem geweihten Muſenſitze zu Jena und der Ernſt wiſſenſchaftlicher Anſtrengungen richteten ihn wieder auf. Er zeichnete ſich aus durch Fleiß, Genügſamkeit, Sittlichkeit, durch raſtloſe Thätigkeit und ein ſich ſelbſt völlig verleugnendes Hingeben, wenn es darauf ankam Edles zu wirken. Vorzüglich war ſein Geiſt beſchäftigt mit der Verherrlichung der deutſchen Nation, die er auf moraliſche Beſſerung begründet wiſſen wollte. Wie viel bei dieſem Ziele der deutſchen Jugend, als der Pflanzſchule künftiger Kraft, Würde und Größe — oblag, konnte ihm nicht entgehen; hieran knüpfte er ſeine Plane für das deutſche Burſchenweſen, welches ſeine ganze Seele erfüllte.

Die deutſchen Hochſchulen ſollten, nach ſeinem Sinne, die Pflegemütter deutſcher Männlichkeit und Treue werden; von ihnen die Tugend ausgehn, um ſich über die Nation zu verbreiten. Der Geiſt der Einzelnheit ſollte vertilgt werden und an deſſen Stelle ein Geſammtverein treten, zu ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Ausbildung, zur Treue für das Vaterland, Tapferkeit, Fleiß, Mäßigung und Keuſchheit. — Bei ſolchem hohen Streben trat der Glaube an eine überſinnliche Welt, und das lebendigſte religiöſe Gefühl immer auf die rührendſte Weiſe bei ihm hervor und zeigte ein Gemüth, welches das Chriſtenthum, ohne reflektirende Verſtandbemühungen, als eine unmittelbare göttliche Offenbarung in ſich aufgenommen hat, ohne Schwärmerei oder frömmelnden Stolz; er zeigte in allen Verhältniſſen ein frommes, reines, nüchternes, tugendliches Herz.

Im Jahre 1818 reiſte Sand von Jena aus viel umher in dem lieben deutſchen Vaterlande, (auch in Berlin war er ganzer vier Wochen hindurch; er ward dort gaſtfrei aufgenommen von einem Kriegsgefährten, der als wirklicher Hauptmann bei der Königlichen Garde ſtehend, bald nach Kotzebue's Tode als aggreirter Hauptmann, außerhalb Deutſchland, nach Poſen verſetzt wurde —) um deſſen Einwohner kennen zu lernen, mit Empfehlungsbriefen von ſeinen akademiſchen Lehrern an die edelſten Männer und Gelehrten Deutſchlands. Wo er hinkam, trug er die beſten Empfehlungen in ſeiner Perſon mit ſich, überall ſuchte er in Kunſt und Wiſſenſchaft den Geiſt zu ſtärken, aber er traf mehr auf jammernde Zeugen des gefahrvollen Kampfes zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Tugend und Laſter, Freiheit und Sklavenfeſſel, als auf muthvoll redliche Arbeiter im Weingarten des Herrn; und wenn er — edle Herzen wiſſen ſich ſo leicht zu finden, lernen ſich ſo bald verſtehen, — wenn er mit den einſichtsvollſten Männern über die großen Angelegenheiten unſerer Tage, über Volksglück, Nationalehre, Geiſtesfreiheit, Religionswürde, Fürſtenheil u. ſ. f. vertraut ſprach, ſo hörte er an allen Orten und in allen Gegenden, immer nur einen Namen wiederholen, deſſen Autorität, der Schild und die Waffe der Schlachten, wie eine Zauberformel des Böſen ausgeſprochen wurde — es war der Name: Kotzebue! Alſo kehrte iſt ihre Liebe, iſt ihr Glück eines Zuwachſes fähig? durch den Bruder zur Mutter gemacht, giebt es hoffnungsvollere Knaben? beneidenswerthere Eltern?

Bertram. Alles wahr, Herr Ritter, aber —

Hugo. Stille! das Gemählde iſt noch nicht halb vollendet, ich zeigte dir ſie nur im Innern ihrer Burg, itzt laſſ' ſehen, wie all das außer ſich wirkt. — Ein guter Vater, ein zärtlicher Gatte, ſollt' er ein böſer Nachbar ſeyn? ſollt' er minder wohlthun? ſollt' er verlangen nach fremden Gut, da er mit dieſem Weibe, mit dieſen Knaben, ſich für reicher hält als ſein Fürſt?

Bertram. Schön und wahr, Herr Ritter, aber das Aergerniß —

Hugo. Aergerniß? wem giebt ers? — mir nicht. Dir vielleicht? Ruhig, Alter! auch dieß Phantom, wage ich zu entlarven. — Noch, wirſt du ſprechen, noch ſind dem Manne ſeiner Schweſter Pflichten übrig, deren er betrübt zurück zu ſeinem lieben Jena, zu den Hörſälen ſeiner Lehrer und zu den im heiligen Gebiete der Wiſſenſchaft, noch von keinem Zwange beſtimmter Lebensverhältniſſe gefeſſelten, in keinem Aufſtreben des Geiſtes gehemmten, jugendfrohen Freunden. Gegen dieſe wurde er immer inniger, zarter, kindlicher, im Aeußeren erſchien er den ferner Stehenden faſt ſchwermüthig und verſchloſſen. — Er verläßt den 9ten März ganz im Stillen ſeinen akademiſchen Wohnort. Er wandert über Würzburg nach Mannheim. Hier tritt er frohes Anſehns in einem Gaſthofe ab, wo er ſich nach von Kotzebues Wohnung und nach der eines ihm von Erlangen aus bekannten Predigers erkundigt. Zweimal meldet er ſich in erſterer den 23ſten Vormittags; er wurde beide Male abgewieſen, weil v. K. des Morgens ſich in ſeinen Arbeiten nicht unterbrechen ließ, und gegen 12 Uhr Mittags ausgegangen war. Der junge Mann kehrt zur Wirthstafel zurück, wo er unbefangen und lebendig an der Unterhaltung der Tiſchgeſellſchaft Theil nimmt; auch von Kotzebue wird geredet, manches Nachtheilige über ihn geſagt, hierzu ſchweigt er; von einem ihm nach der Landesſitte hingeſtellten Schoppen Wein genießt er nur wenig; doch den Genuß der Speiſe verſchmäht er nicht; mit einem dort getroffenen Landgeiſtlichen ſpricht er vieles, bis die Zeit heranrückt, auf welche er von dem Bedienten, um Kotzebue zu ſprechen, beſchieden iſt. —

Kotzebue hatte den Tag auf gewöhnliche Weiſe verlebt. Nachmittags um 5 Uhr, als ſeine Familie ſo eben Beſuch von einer Dame erhielt, ward er abgerufen; ein junger Fremdling wünſchte ihn zu ſprechen. Er geht in das Zimmer, wo ihn dieſer erwartet. Nach wenigen Augenblicken durchdringt ein Geſchrei das Haus, man ſtürzt herbei, die Bedienten finden ihren Herrn auf dem Boden im Blute liegend. Noch ringt er mit dem Fremdlinge, welcher mit dem in feſter Hand haltenden blutigen Dolche ihm Herz und Lunge durchbohrt hat. Umgeben von ſeiner jammernden Familie ſchließt von Kotzebue nach wenigen Minuten für immer die Augen. Indeß der Ruf nach einem Wundarzte ſchon den Vorübergehenden von der ſchrecklichen That Kunde giebt, rafft ſich der Jüngling, der ſie vollführte, auf, die Treppe hinab, erreicht die Straße, ſinkt auf ſeine Knie, ruft mit lauter volltönender Stimme: „Der Verräther iſt gefallen, das Vaterland gerettet! — Ich bin der Mörder; aber ſo müſſen alle Verräther ſterben. — Dir, himmliſcher Vater danke ich, daß Du mir die That haſt vollbringen laſſen!“ —

Dann reißt er die Kleider auf, wendet den Dolch gegen die eigene Bruſt und verwundet ſich tief. Von der herbeiſtrömenden Menge wird er halbentſeelt in das Bürgerhoſpital gebracht, wo er unter ärztlicher Pflege und gerichtlicher Unterſuchung den Ausſpruch ſeiner irdiſchen Richter erwartet, mit ſeinem Leben für ſich im Reinen, — ohne alle Reue der That! —

Sand iſt dieſer Jüngling, der die ſchreckliche Schuld des Meuchelmordes auf ſich lud und auf das geliebte Vaterland. Welch eine unergründliche Verkettung des Menſchen und der That! — Welch ein ſchwerer Beruf hier richten zu müſſen, als berufene Richter! — Aber die unberufenen mögen ſchweigen; ſchweigen auch die unberufenen Vertheidiger. Es iſt gleich verbrecheriſch, Sand anzuklagen, ihn entſchuldigen zu wollen; jenes thut die begangene That hart genug; dieſes am lauterſten ſein reines Leben. —

Kotzebues Leiche ward aus dem Trauerhauſe, zu welchem das Mannheimer Theater gemacht war, den 25ſten März, Morgens 6 Uhr, um kein Aufſehn zu erregen, in aller Stille, nur von wenigen Freunden der Familie begleitet, beigeſetzt. Dort ruht nun in enger, düſterer Wohnung die Aſche des Mannes, der hienieden ſo raſtlos ſich umhertrieb und die Fahrt durch ein ſtürmiſches Lebensmeer, von manchen Irrgeſtalten verlockt, mit einem Schiffbruche endete. Wenn die Stimme der Wahrheit über ſein öffentliches Leben ein hartes Todtenurtheil ausſpricht, ſo mag es den Schatten verſöhnen, daß Mutter, Gattin, Kinder und Freunde die Thränen der Liebe ſeinem Andenken widmen.

Nach den ewigen Geſetzen der moraliſchen Welt ſteht kein Leben und keine Handlung iſolirt da; ſondern jede iſt das Glied einer unabſehbaren Kette, der Keim ſich ewig fortpflanzender Begebenheiten. Was mit edlem Sinne geſäet ward, bringt früh oder ſpät ſchöne Früchte; aber das Unkraut wuchert fort zu neuem Schaden. — So wollte es das Verhängniß, wider den Willen deſſen, der gegen Kotzebue den Dolch zückte, daß ſein Tod zunächſt der deutſchen Nation nicht gedeihlich wurde, ſondern er ward für den Augenblick faſt noch ſchädlicher, als ſein Leben geweſen war.— Wie Kotzebue bei ſeinen Umtrieben gerade in dem Lande ſeiner Geburt, an der Stelle, wo ſeine Wiege ſtand, in den Hallen, wo er Weisheit lernen ſollte, oft Unfrieden geſtiftet, oft widerwärtige Störung weckte, ſo geſchah dieſes noch nach ſeinem Tode, in verdoppeltem Grade, indem ſogar die Hochſchule, deren Mitbürger er einſt war, ſeines Schickſals halber verantwortlich gemacht, von auswärtigen Miniſterien verunglimpft, ohne Klage und Gericht verdammt wurde. Es ſollte dort durchaus eine ganze Rotte von Meuchelmördern und Meuchelmord Predigenden entdeckt werden, die unvernünftigſten Gerüchte von einer Burſchenſchaft, in der Sand durchs Loos beſtimmt ſey, Kotzebue'n bei Seite zu ſchaffen, von einem ſchriftlich ausgefertigten Todesurtheile, welches Sand, wie ein Beglaubigungsdokument oder wie einen Komedienzettel, in der Taſche bei ſich geführt habe, wurden durch die Zeitungen verbreitet; doch das Unſinnige kann nie beweiſen, die Lüge konnte nicht einmal wahrſcheinlich gemacht werden. Man ſuchte ſich durch Gewaltſtreiche, die den deutſchen Namen eben ſo entehren, wie der Meuchelmord, aus der Verlegenheit zu ziehen, man glaubt ſich der Verpflichtung zu einem förmlichen Urtheil, mit dem die Unterſuchungen hätten geſchloſſen werden ſollen, entbunden, weil der Burſchenſchaft die Ehre geſchehen, ihr den Ausſpruch des Todesurtheils über Kotzebue anzudichten. — Und wäre ſelbſt Sands Unthat hervorgegangen aus einem, göttliche und menſchliche Geſetze mit Füßen tretenden Studentenbunde, ſo waren ja dieſe Verbrecher und Mitſchuldige nicht die Univerſität, an der man Rache nahm, ohne, wie es rechtlichen Männern geziemte, das entdeckte Verbrechen zu ſtrenger Beſtrafung dem weiſen Landesvater anzuzeigen. — Welchen Anſpruch kann der darauf machen, im Dienſte der Jugend, am Altare des Vaterlandes zu ſtehn, der nicht des Rechtes erſte Forderung, der Menſchen- und Chriſtenpflicht heiligſtes Gebot erfüllt? —

Als ob man gefliſſentlich Mittel geſucht hätte, um freiſinnige, aber im Feuer der Jugend leicht das Maas überſchreitende Jünglinge zu Verbrechen anzureizen, brachte man die Todtenfeier Kotzebue's eiligſt auf die Bühnen, ſein Lob, recht nach den Worten, mit welchen dieſe Lebensbeſchreibung (Seite 3) beginnt, in alle Tagesblätter. Ja man triumphirte laut, wenn hier Unvorſichtige eingefangen, dort, unter Obhut der Polizeiſchaaren das ausgeſonnene Stückchen wohl von Statten gegangen war. —

Von Kotzebue ſchrieb:

„O ſelig, wer —
— Jedem Lichtſtrahl der Vernunft
Den Zugang feſt verrammelt, — —
„„Ein guter Menſch,““ ſpricht Jedermann,
Das heißt: er iſt zum Schöps geboren,
Zieht eine Löwenhaut ihn an,
Doch ſeht ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Menſch, ein ehrlich Blut,
Der nichts des Hängens würdig thut. — —
— Spricht der Kluge nur ein Wort:
Er iſt gefährlich! ſchafft ihn fort! —
Verfolgter iſt der Dumme nie,
Verfolger iſt er wohl zuweilen;
Ihn necket keine Polizei
Mit Jakobiner-Riecherei. — —
Gleich Fröſchen wird er aufgebläht
Von großer Herren günſt'gen Blicken,

Weil er Despoten-Räder dreht,
Wie blinde Pferde die Fabriken. —
Stirbt er — —
An ſeiner Urne ſchallt es dann:
Er war ein guter, lieber Mann!" —

Es iſt nicht zu verkennen, wie hier (im dritten Theile der jüngſten Kinder meiner Laune. 1795) Kotzebue der Dummheit ein ironiſches Lob ſpendet, welches wohl treffender der boshaften Halbheit ſelbſtſüchtiger Thoren beigemeſſen werden muß. —

Er ſelbſt ſetzte ſich am Schluſſe der eben genannten Sammlung folgende Grabſchrift:

„Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verläumdung war ſein trübes Loos;
Glück fand er nur in ſeines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schoos.
Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzuſtreuen,
Die Liebe ließ ihm Roſen blühn; —
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
Er hat der Welt verziehn." —

Je nachdem nun Jeder Kotzebue's Leben aus ſeinem Geſichtspunkte anſieht, mag er auch dieſe Grabſchrift billigen, abändern, verbeſſern, oder verwerfen, je nachdem es ihm recht und billig dünkt vor Gott und Menſchen.

Was aber alle die wunderlichen Erſcheinungen betrifft, die in unſeren Tagen die Köpfe in Verwirrung, die Federn in Bewegung ſetzen; Erſcheinungen, welche mit Kotzebues Leben und Wirken in näherer oder entfernterer Verbindung ſtehn, bei denen ſein Name bald preiſend, bald mißbilligend genannt wird, ſo wollen wir unverzagt darauf hoffen, daß ſie, mit Gottes Hülfe bei redlicher That, einen guten Ausgang gewinnen. —

Dieſe Darſtellung aber ſey mit den Worten geſchloſſen, welche Hieronymus Mencelius ausſpricht, in der Vorrede zu dem Werke des alten, frommen Magiſters, Cyriakus Spangenberg, wider die böſen Sieben in des Teufels Karnöffelſpiel, und alſo lauten:

— „Nun ſchreitet aber der Teufel noch weiter, und erwecket ſeine läſterlichen Werkzeuge, die ihm darzu dienen, daß ſie erhobene Spaltungen, ſammt dem unordentlichen Weſen der Leut, nur ſtatlich aufmutzen, und in aller Welt ausſchreien; nicht daß es ihrem Abgott und ihnen, wenn es alſo zugehet, entgegen und leid iſt, ſondern daß ſie mit ſolchem feindſeligen Geſchrei, die Unwahrheit zu läſtern, die Einfältigen zu betrüben und irr

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08027/074

ten ich nicht erwähnte, Pflichten heiliger, als die übrigen alle — Pflichten gegen Gott!

Bertram. Ach! da ſteckt es eben —

Hugo. Still! — wird er weniger innbrünſtig beten? — und merk es wohl! ſein Gebet iſt nicht das Zudringen der nimmer ſatten Begier nach Reichthum und Ehre, ſein Gebet iſt ſtiller Dank, ſtrömend aus zufriedenem Herzen. — Wird er weniger tapfer für Kirche und Vaterland fechten, als der Vagabund, dem kein Gedanke an Weib und Kind die Bruſt mit Heldenmuth begeiſtert? — wird er minder fromm die heiligen Sakramente empfahen, wenn er im Auge der neben ihm knieenden Gefährtinn ſeines Lebens hohe Andacht liest? — werden Gewiſſensbiſſe ſeine letzte Stunde verbittern, weil dem Berufe des Menſchen getreu, er ſeinem Vaterlande zween nützliche Bürger, der Welt zween Biedermänner, dem Himmel zween Engel mehr gab? Nein! nein! nein! mit heiterer Stirne, an der Hand ſeines Weibes, zu machen, und vom rechten Wege abzuſchrecken vermeinen. — Aber, wie der liebe Gott wider ſolche Teufelsmäuler und Läſterer allzeit etliche aus den Seinen zu ſtandhaftigen Hirten geſendet, und mit ſeinem Geiſte geſtärkt hat, daß ſie ſolche Kalumnien, Läſtergeſchrei, Lügen und Blasphemien widerſprechen, und Gutherzige dafür verwaret und gewarnet, auch darneben zur Beſtändigkeit an der Wahrheit wider ſolch Aergerniß feſt zuhalten, ermahnt haben; alſo hat er auch von je und je Gnade gegeben, daß immerdar ein kleines Häuflein auf rechter Bahn geblieben iſt, daß ſich ſolch Geſchrei nit hat anfechten, noch irr machen laſſen; das auch die Knie für Baal nit gebeugt hat. — — — Der barmherzige Gott wolle ja ſeine liebe Kirche von ſolchen Unflätern vollends reinigen, und uns in derſelben gnädiglich mit ſeinem Geiſte ſchützen und was er angefangen, auch zu ſeinen Ehren vollführen. Amen!" —

Anhang.

I.

Voltaire und Kotzebue.

(Fragmente.)

In dem beliebten Converſations-Lexicon, deſſen wiſſenſchaftlicher Werth ſchon dadurch bekundet wird, daß es, ohne Anmaßung, in der neueſten Auflage den Namen einer Real-Encyklopädie annehmen konnte, leſen wir unter dem Artikel, Kotzebue, folgende Stelle (Band 5. Seite 495.):

— „Man ſieht, daß K. in gleichem Maaße ein Mann von ungemeinem Talente und ein Schooßkind des Glückes iſt. Beinahe möchte man ihn in mancher Hinſicht den deutſchen Voltaire nennen, denn beide haben ſich in denſelben Fächern verſucht, als Dichter, als Philoſophen, als Hiſtoriker, als Kritiker, beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, ſich ähnelnden Geiſt, Witz und Ton, ſich gleichende Leichtigkeit und Ungenirtheit, ſo wie denſelben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftſteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Korrektheit, Eleganz und Univerſalität wird Kotzebue von Voltaire unendlich übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, ſo lange es eine franzöſiſche Sprache giebt; die Kotzebueſchen Schriften ſind ſchon jetzt größtentheils vergeſſen. Voltaire war dabei bis zu ſeinem letzten Athemzuge ein Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Willkühr der Fürſten, und der Zuſtand Europens vor der franzöſiſchen Revolution iſt ihm der Typus des höchſten Volksglückes." —

Auf dieſe Autorität hin, bei der der Nachſatz wenig berückſichtigt wurde, iſt in den neueſten Tagen, wo man nach Kotzebue's Ermordung ſo viel Erbauliches von dem Verſchiedenen zu Markte brachte, oft wiederholt: daß v. K. der deutſche

Voltaire ſey. Die Ausführung eines Parallel zwiſchen dem unſterblichen Marquis und dem Ruſſiſchen Etatsrath iſt ein zu intereſſantes Thema, als daß nicht einige hierher gehörige Bruchſtücke eine Stelle verdienen ſollten:

Von Kotzebue ſagt von Voltaire:

„Seine Gelehrſamkeit war oberflächlich! — das heißt: ſie war nicht pedantiſch, ſie prangte nicht mit Citaten, ſie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geſchrieben, hat mehr Kenntniſſe verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant ſeiner Zeitgenoſſen.“ — S. die Biene, zweites Heft, Jahrg. 1808. S. 200.

Auch Kotzebue's Gelehrſamkeit, oder beſſer ſein Wiſſen iſt mit Recht oberflächlich genannt; auch er mag nicht des Pedantismus angeklagt werden, auch ſeine Schriften prangen nicht mit Citaten und ſind lesbar; aber welche Kenntniſſe oder welche Gedanken haben ſie erzeugt? — —

Nach einem franzöſiſchen Originale zeichnet Kotzebue Voltaire's Portrait, in der eben genannten Zeitſchrift, alſo:

„Voltaire iſt etwas mehr als mittlerer Größe, ein Wuchs, der ausgezeichneten Männern eigen zu ſeyn ſcheint. Er iſt mager, vertrocknet, hat eine verbrannte Galle, ein entfleiſchtes Geſicht, geiſtreiche, höhniſche Züge, ein funkelndes, boshaftes Auge. Alles Feuer ſeiner Schriften, belebt auch ſeinen Körper. Er iſt lebhaft, queckſilbrig, kömmt und geht, rennt hin und her; man wird verdutzt, wenn man ihm lange zuſieht. Natürlich muß ein ſolcher Menſch kränklich ſeyn. Er iſt fröhlich aus Temperament, ernſt um der Diät willen, offen ohne Zutraulichkeit, politiſch ohne Feinheit, geſellig ohne Freunde; er kennt die Welt und vergißt ihrer. Des Morgens ſpielt er den Ariſtipp, Abends den Diogenes. Er liebt das Vornehme und verachtet den Vornehmen, geht ungezwungen mit ihnen um, iſt aber verlegen unter ſeines Gleichen, anfangs höflich, dann kalt, am Ende unerträglich. Er liebt den Hof und hat Langeweile bei Hofe. Empfindſam ohne

Anhänglichkeit, wollüſtig ohne Leidenſchaft, bindet ſeine Wahl ſich an nichts, ſeine Unbeſtändigkeit an alles. Da er vernünftig iſt ohne Grundſätze, ſo ſchweift ſeine Vernunft ſo oft aus, als andere Thorheit. Mit einem ungeregelten Geiſte, einem ungerechten Herzen, durchbringt er Alles und macht ſich über Alles luſtig. Er verſteht auch zu moraliſiren ohne eigene Moral. Seine Eitelkeit wird nur von ſeinem Eigennutze übertroffen. Er ſchreibt weniger für den Ruhm als für Geld. Nach Geld hungert und durſtet er. Für den Genuß ſcheint er geſchaffen, und doch will er ſammeln, Schätze häuten. Zum Dichter geboren, werden die Verſe ihm allzuleicht. Er mißbraucht dieſe Leichtigkeit, daher er faſt nichts Vollendetes liefert. Die Geſchichte würde nach der Dichtkunſt, ſein Fach ſeyn, wenn er weniger Betrachtungen einwebte und nie Parallelen zöge, ob ſie ihm gleich bisweilen gelingen. — Man ſagt, ein großer Schriftſteller müſſe weder Religion noch Vaterland beſitzen; Voltaire thut alles mögliche, um dieſe Vollkommenheit zu erreichen. Seiner Nation iſt er eben nicht ſehr zugethan;

Er lebt gern die Vergangenheit und ſchmollt mit der Gegenwart; iſt ſtets unzufrieden mit ſeinem Aufenthalte, und rühmt hingegen ein Land, das tauſend Meilen weit von ihm liegt.. Er beſitzt viel Beleſenheit in franzöſiſchen und ausländiſchen Werken, und jene oberflächliche Gelehrſamkeit, die jetzt Mode iſt. Politiker, Phyſiker, Geometer, er iſt alles, was man will, doch keines gründlich. Indeſſen gehört allerdings ein ſehr umfaſſender Geiſt dazu, um gleich ihm, von Allem das Pikante abzuſchöpfen. Sein Geſchmack iſt fein, aber unſicher. Er iſt ein witziger Satyriker, aber ein ſchlechter Kritikus. Nie hält er die Mittelſtraße; bald liebt, bald ſchmäht er die ganze Welt. Kurz, er will um jeden Preis ein außerordentlicher Mann ſcheinen."

Dieſe Skizze parodirt, möchte folgendes Bildniß Kotzebue's ſich dem Beobachter darbieten:

Von Kotzebue war mittler Größe; ſein Wuchs und Geſtalt verriethen nichts ausgezeichnetes. Er war mehr mager, als wohlgenährt; jedoch hatte er ein markirtes Geſicht, ein lebendiges, blaues Auge, welches mehr Schlauheit als Scharfſinn und abwechſelnd, Spott und Gutmüthigkeit ausſprach. Eine Neigung zum bequemen Genuſſe gab ſeinen Bewegungen etwas Abgemeſſenes; ſein oft bleiches Geſicht trug die Spuren vom reichen Genuſſe des Lebens. Er war gern fröhlich unter den Fröhlichen, gallſüchtig nur aus Eitelkeit, offen ohne Vorſicht, ſchlau ohne Ueberlegung, geſellig aus Lebensluſt; er kannte die Welt nur aus theatraliſchen Repräſentationen. Er liebte das Vornehme und buhlte um die Gunſt der Vornehmen; ihren Umgang ſuchte er, noch mehr ihren Beifall; aber er begnügte ſich auch mit dem Beifall der Menge, wenn es zuweilen ihm nicht gelingen wollte, den der Vornehmen zu erlangen. Da es ihm an allen Grundſätzen fehlte, ſo ſchwankte er in ſeinen Behauptungen zwiſchen Wahrheit und Irrthum. Da ſein Wiſſen immer höchſt mangelhaft blieb, ſo mußte er ſich oft begnügen, über Dinge zu ſpotten, von denen er zu wenig wußte, um vernünftig darüber reden zu können. Er moraliſirte im Leben und in Schriften immer ſo, als ob zwiſchen Tugend und Laſter keine Gränze Statt fände;

des, im Geleite ſeiner Kinder, wird er einſt hintreten vor den Thron der Allmacht, ohne Zittern ſein Urtheil empfahen, ſeine Stimme miſchen in das Jauchzen der Seligen.

Bertram. Aber das ſtrenge Verbot Gottes —

Hugo. Ich weis, was du ſagen willſt. Das erſte Gebot Gottes war Glück ſeiner Geſchöpfe! dies Gebot iſt ſo alt, als die Schöpfung, für alle Nationen, für jeden Welttheil, für alle Religionen beſtimmt. Was Moſes für das Wohl eines einzelnen Staates durch den Mund Gottes feſtſetzte, — was vielleicht für das Wohl eines jeden einzelnen Staates erſprießlich ſeyn mag — leidet mindeſtens Ausnahmen, und nie war der Fall mehr einer Ausnahme werth. — So reiche mir denn, Alter! getreſt deine Hand, laſſ' uns dies Geheimniß auf ewig verſchlieſſen, Adelheid ſey ferner des alten Bertrams Tochter, freue dich mit mir des Glücks unſerer die Lüſte und der Kitzel des Witzes galten ihm mehr, denn alle Moral. Die Fähigkeiten ſeines Geiſtes waren entſchieden, ſeine Gemüthskraft aber völlig verwahrloſt. Seine Eitelkeit war unbegränzt, ſelbſt wenn ſie ſich unter beſcheidene Worte verhüllte; vom Eigennutze war er frei; ſparſam war er nur mit der Zeit. Er ſchrieb für den Ruhm; er ſchätzte das Geld nur als Mittel zum Genuſſe. Die Verſe und Dichtungen, zumal die dramatiſchen, wurden ihm ſo leicht, daß ſie ſeinen Dichterberuf zweifelhaft machen. Man kann behaupten, daß die durch Uebung erworbene Fertigkeit in der Schriftſtellerei ihn in den Dichterruf gebracht habe. Vor allem mangelte ihm, mit der Charakterwahrheit, der hiſtoriſche Geiſt, daher das Feld der Geſchichte ſeine größten literariſchen Sünden aufbewahrt. — Wenn ein großer Schriftſteller weder Vaterland noch Religion haben ſoll, ſo kann man dieſe Eigenſchaft eines großen Schriftſtellers Kotzebue'n nicht abſprechen. Je höher er und ſein Gehalt in Rußland ſtiegen, um ſo mehr pries er die Ruſſen auf Koſten der Deutſchen; außerdem war ihm gewöhnlich die Meinung die liebſte, von der er den vornehmſten Beifall zu ärndten hoffte. Er wußte wenig und alles oberflächlich; er las Vieles und mochte ſich gern als gelehrter Stimmführer geltend machen; dies mißlang oft, ſelten aber das vom Witze unterſtützte Talent, von Allem das Pikante abzuſchöpfen. Er wollte ein außerordentlicher Mann werden, und konnte es nirgends über das Mittelmäßige bringen; aber der in dieſem Sumpfe watenden Brut war er ein großer Mann! —

In der Zierlichkeit, Vielſeitigkeit, Grazie, Anmuth und in der Reinheit der Behandlung der franzöſiſchen Sprache, er mag ſie in gebundener oder ungebundener Redeform gebrauchen, ſteht V. als ein bleibendes Muſter da. So große Talente in der Leichtigkeit der Mittheilung auch v. K. hat, ſo kann keine jener lobenswerthen Eigenſchaften, ſo wenig, als Korrektheit in irgend einer Hinſicht, ihm beigemeſſen werden. Zuweilen ſieht man ihm einen Anlauf nehmen, als wäre es ihm mit der Behandlung des Elementes ſeiner Mittheilungen ein Ernſt, aber dann ſudelt und ſprudelt er gleich wieder ſo cyniſch mit den Worten um ſich her, daß man widerwillig das Geſchreibſel bei Seite wirft. — V. hat Großes vollbracht, für die Vollendung ſeiner Sprache und der darauf ruhenden Nationalehre; K. nichts, denn er nahm ſich nie die Zeit, vor aller Vielſchreiberei an die Sprache zu denken. — Von der ſüßen Zauberei der Verskunſt, der V. ſo mächtig, wußte er nichts; er behandelte ſie wie ein verächtliches Freudenmädchen, deſſen Umgang er ſich hätte ſchämen müſſen, wenn er Schaam gekannt hätte! —

Flüchtig im Leſen waren beide; Jeder las oft nur, was er zu leſen wünſchte, verdrehete den Sinn, vergrößerte und verfälſchte ſeine Mittheilungen, und hob dann ein ſelbſtgefälliges Gelächter an.

Friedrich Schlegel, ſagt von Kotzebue in ſeinen Vorleſungen: „Wodurch anders iſt der unentbehrlichſte und fruchtbarſte aller Schriftſteller des Zeitalters dieſem ſo zum Bedürfniſſe geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines den Augenblick verkürzenden Reiz mittelt, als dadurch, daß er die ſchwache und mitleidige Seite des Zeitalters zu faſſen und ſich derſelben zu bemeiſtern wußte? — Ein Schriftſteller, der in den folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erſcheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geſchmacks in dem jetzigen.“

Jener franzöſiſche und unſer deutſche Vielſchreiber lebten in unaufhörlichem Streite, welchen zu erneuern, beiden jede Mißbilligung einer Seite ihrer Schriftſtellerei erwünſchte Veranlaſſung darbot. In der Verfolgung ſolches Zweckes zeigt Voltaire unendlich mehr vielſeitige Gewandheit, als Kotzebue, in deſſen Polemik man oft nichts, als den böſen Willen, ſeinen Gegnern recht wehe zu thun, erblickt. Häufig muß er ſich begnügen, den ihn gemachten Tadel, dem Tadler zurückzugeben, eine Streitmaxime, deren Wiederholung Geiſtesarmuth verräth. Wurde ihm geſagt: Die Tendenz ſeiner Schauſpiele ſey unſittlich, ſo erwiderte er: N. N. ſtellt Perſonen auf, die mit meinen Theaterhelden die und die Eigenſchaft gemein haben; N. N. wird für keinen unſittlichen Schriftſteller gehalten, alſo bin ich es auch nicht. — Wurde ihm geſagt: er ſchreibe inkorrekt, ſo entgegnete er: N. N. iſt von Recenſenten geprieſen, als ein großer Schriftſteller und Dichter; ich habe bei N. N. dieſen Sprachfehler ausgewittert, ich habe alſo, ohngeachtet der mir überwieſenen Mängel, Recht und Anſpruch, auf den Namen eines großen Schriftſtellers und Dichters. — Daß ein Kritiker verpflichtet ſeyn kann, an einer Schrift Fehler ſtrafend zu rügen, die er ſelbſt nicht immer zu vermeiden im Stande iſt, wollte v. Kotzebue nicht einſehen. —

Von dem Augenblicke an, wo Voltaire, veranlaßt durch den Calasſchen Prozeß, für die proteſtantiſche Kirche im Gegenſatz der Katholiſchen Hierarchie auftrat, und Duldung und Glaubensfreiheit als ein nothwendiges Erforderniß des Chriſtenthumes darſtellte, blieb er immer dem Berufe treu, die Proteſtanten zu vertheidigen und ihnen die in Frankreich damals verſagten vollen Bürgerrechte zu vindiciren. Aber ohne es zu wollen, fügte er ihnen auf der andern Seite großen Nachtheil zu, weil er bei der Bekämpfung der römiſchen Hierarchie oft ſo gehäſſige Seitenblicke that, auf das Chriſtenthum im Allgemeinen und beſonders auf die erſten Stifter und Verbreiter deſſelben; dieſe Seitenblicke, dieſes irreligioſe, unmoraliſche Hohnſprechen der poſitiven Religion wurde, nach den Aeußerungen ihres Sachwalters nun den Proteſtanten beigemeſſen, um ſie dem katholiſchen Könige und jedem rechtgläubigen Chriſten verdächtig zu machen, die zufällige, oder ſcheinbare Verwandtſchaft zwiſchen denen, die Duldung predigten und denen, die das Chriſtenthum zu untergraben ſuchten, verhinderte, daß die Regierung in Abſicht der Proteſtanten den gerechten und heilſamen Rathſchlägen, welche ſie wirklich billigte, entſchieden und thätig Folge leiſtete. —

Kotzebue hat immer das Chriſtenthum ſchlecht geachtet, ſeinen Werth nie geahnet, aber eine poſitive Religion, gleichviel welche, für brauchbar gehalten, als politiſchen Kappzaum für das Volk, unter welchem er ſich einen Haufen, in einem Staate eingeſerchter Sklaven dachte. —

Voltaire kannte den Zeitgeiſt; in gewiſſer Hinſicht beherrſchte er ihn ſogar; Kotzebue lernte ihn nie verſtehn, ſeine Theaterpraktik ſcheiterte völlig, als er ſich unvorſichtig in das politiſche Leben den Feſſeln verjährter Autorität entwachſener Zeitgenoſſen miſchte. —

Voltaire hielt die Hinrichtung der Chriſten unter den früheren Römiſchen Cäſaren für Recht, weil jene den Volksglauben geſchmähet und die uralten Götter des Reichs in der hergebrachten Autorität gefährdet hatten; und er ſelbſt verunglimpfte auf alle Weiſe den Glauben und Tempeldienſt ſeiner Mitbürger. Mit gleichem Unverſtande vertheidigte und klagte von Kotzebue den politiſchen Fanatismus an, vor welchem gegenwärtig die Fürſten ihr Knie beugen, wie ehemals vor dem kirchlichen. —

War Kotzebue ehrſüchtig, ſo waren ſeine Gegner ruhmbegierig und über beides, machten ſich beide harte Vorwürfe. Je mehr er ſich gefiel, in der Hinweiſung auf eine weit verbreitete Celebrität und auf den Beifall, welchen ſeine politiſchen Anſichten bei vornehmen Perſonen fanden, um ſo weniger überzeugte er ſich von der großen, überall ſichtbar werdenden Thatſache: daß ſich in der deutſchen Nation, deren Stimmführer er ſo unwürdig verläumdete, eine mächtige Sehnſucht regt zur ſittlichen Wiedergeburt durch Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes. — Wie Kotzebue gegen die deutſche Nation, ſtand, nach dieſem Fingerzeige, Voltaire gegen Rouſſeau. —

Indeß Rouſſeau ſich abquälte, ein Blutzeuge menſchenbeglückender Weltreformen zu werden, gefiel ſich Voltaire gar wohl in den Sitten des Zeitalters und in deſſen Anſtrebungen, welche er ämſig beförderte.

Wer wider die Theaterſucht, mit welcher Voltaire die Genfer Bürger angeſteckt hatte, ſprach, war ſein Todfeind, wie jeder, der gleich Rouſſeau, bei ſeinen vielgeleſenen Werken auf ihre unſittliche Seiten hindeutete und bewies, daß wer auf der Bahn der Künſte, von dem Wege der Sittlichkeit abweicht, ſich auch vom Urquell des Schönen entfernt. — Solchen Gegnern alle Schmach anzuthun, ſie mit allen Fechterſtreichen des Witzes zu verfolgen und, um des Sieges gewiß zu ſeyn, ſie für wahnſinnig auszugeben, war Voltaire's Charakter eigen; v. K. ſcheint hierin von ihm gelernt zu haben. —

Ein großer deutſcher Mann, von freiem Sinn und edlen Willen, den man in ſeiner bezaubernden Perſönlichkeit näher gekannt haben muß, um mit dem Gefühle der innigſten Verehrung ſeiner zu gedenken, ein Mann deſſen großes Schriftſtellerverdienſt vielleicht von einer dankbaren Nachwelt ganz gewürdigt wird, — Henke ſagt ſo wahr und bezeichnend von Voltaire:

„Wie viel Mittelmäßiges und Schlechtes in den hundert Bänden ſeiner Werke zu finden ſeyn, wie ungleich ſich ſelbſt er oft in denſelben erſcheinen, wie häufig er ſich wiederholen und abſchreiben mag, immer iſt nur eine Stimme darüber, daß ein Zehntel derſelben aus Meiſterſtücken, und wohl die Hälfte der übrigen aus vortrefflichen Aufſätzen jeder Art beſtehe; auch, daß kein Schriftſteller leicht eine ſo unverſiegbare Ader des Witzes gehabt, keiner ſo ſehr die Kunſt verſtanden, ſich dem Geiſte und den Launen ſeines Zeitalters anzufügen, aber ſie auch wieder nach ſeinem Sinne zu lenken, keiner ſo ausgelernt habe, beredt ohne weitſchweifig, zierlich ohne gekünſtelt, ungezwungen ohne nachläſſig zu ſchreiben, und vornehmlich jeden Gedanken und jede Empfindung alſo in Worten zu faſſen, daß ſie ohne Mühe und vollſerer Kinder, freue dich mit mir — und ſchweige.

Bertram. So wahr Gott in der letzten Todesangſt mir gnädig ſeyn wolle! Herr Ritter! das kann ich nicht. Ein inneres Gefühl der Furcht vor Gott empört ſich dagegen. Ihr habt zu meinem Kopfe geſprochen, mein Kopf iſt ſchwach, ſprecht zu meinem Herzen und ich will euch hören.

Hugo. Zu deinem Herzen? — ſoll ich dir das Elend vormalen, das du über uns alle bringſt? ſoll ich dir den ſchrecklichen Jammer meiner Kinder und Enkel, die Verzweiflung deines alten Herrn zeigen? ſoll ich — ich thu es ungern — ſoll ich dich an die Wohlthaten erinnern, mit denen ich dich, und einſt deine alten Aeltern überhäufte?

Bertram (Seine Knie umfaſſend) Ach nein! nein! lieber Herr! ich verdank euch alles, es ſteht in meinem Herzen geſchrieben; aber gehorche Gott mehr, als den Menſchen! opfere das Zeitliche, wann du Gefahr läufſt, das kommen begriſſen, ihm ſofort klar nachgedacht und mitempfunden werden mußten. Ohne Zweifel wurden durch eben dieſe Lebhaftigkeit des Vortrages, verbunden mit der einnehmendſten Anmuth deſſelben, und mit der feinſten, treffendſten Spottſucht, ſo wie durch die Kühnheit ſeiner Abſprechungen, bei dem Gewichte ſeines Namens, viele ſeichte, falſche Begriffe verbreitet; aber eben ſo gewiß auch viele geſunde Lehren und heilſame Wahrheiten allgemeiner gemacht. Unverkennbar iſt beſonders ſein Verdienſt um die Erweiterung und Aufklärung der Geſchichte der Menſchheit. Ohne eben tief einzudringen, gab er mit ſeiner ſchlichten Vernunft und einfachen Darſtellung ſowohl vielen wichtigen Erkenntniſſen eine größere Verſtändlichkeit und Gemeinnützlichkeit, als auch den Denkern und Gelehrten zu gründlichern Prüfungen und ſchärfern Beweiſen angenommener Meinungen vielfachen Anlaß. Die Leſung vieler von ſeinen Schriften vergifteten viele junge flatterhafte Gemüther, und ſtärkte andre ſchon verderbte im dreiſten, leichtfertigen Vorwitze, in der Schlaffheit und

Lockerheit ſittlicher Grundſätze, im frechen Unglauben; dagegen waren für Herz und Sitten unzähliger Menſchen, wo nicht die meiſten, doch die bekannteſten ſeiner Werke, vorzüglich ſeine Trauerſpiele, von kraftvoller Wirkſamkeit. Es gab nicht leicht einen nachdrücklichern und rührendern Prediger der Menſchlichkeit, der Duldung, der Milde und Großmuth. Von ihm lernten vornehmlich die Regenten die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Volksmeinung ehren und fürchten (Was lernten die Regenten von Kotzebue???); aber ſie verdankten ihm auch den Vortheil der freieren Ausübung ihrer Pflichten und Rechte, die immer noch in der Prieſterherrſchſucht eine mächtige Störung guter Abſichten fand. Schon ein großes Verdienſt, daß er die Fürſten ſeiner Kirche den Unterſchied zwiſchen einem (kirchlichen oder politiſchen) Ketzer und einem Giftmiſcher oder Mordbrenner einſehen lehrte, welchen man ihren Vorfahren mit keiner Mühe hatte beibringen können. Er wirkte beträchtlich zur Verbeſſerung der Geſetze und der Gerichtspflege, beſonders zur Abſchaffung oder doch Beſchränkung des Gebrauchs der Folter. Er brachte die Gräuel der Schwärmerei und Heuchelei, des Aberglaubens, Gewiſſenzwanges und Ketzerhaſſes, die Gleichgültigkeit und Lächerlichkeit jener Lehrgezänke und Parteihändel, welche ſo viele Gewaltthaten und Verfolgungen verurſachten, zum hellſten Anſchauen und in faſt allgemeine Verachtung. Durch die Kunſt, dieſelben Gedanken in den vielfachſten, und immer neuen Darſtellungen zum Umlaufe zu bringen, vernichtete und ſchwächte er lachend viele thörige und ſchädliche Vorurtheile der katholiſchen Kirche, kräftiger, als die proteſtantiſchen und die heller und freier denkenden katholiſchen Gottesgelehrten mit allem Ernſte vermocht hatten." —

Man halte Kotzebues literariſche Wirkſamkeit gegen dieſes unparteiſch = wahre Gemälde. —

Voltaire und Kotzebue wollten beide ihr Zeitalter nicht verderben, ſondern vergnügen, belehren, beſſern; und mit letzterm war es beſonders Voltaire'n ein ſo heiliger Ernſt, daß ſeine ſiebzig Jahre hindurch ausgearbeiteten zahlloſen Schriften über die verſchiedenſten Gegenſtände, der Hauptſache nach, aus einem vorbedachten, feſten Plane hervorgegangen zu ſeyn ſcheinen; darum verdarb er unendlich mehr, als v. K. mit ſeiner inkonſequenten Seichtheit. Jenem war es nicht allein um Beifall zu thun; er hatte ſich ein höheres Ziel geſteckt: er wollte Bewunderung, unumſchränkte gebietende Gewalt über Meinung, Sitten und Geſchmack der Mitwelt erwerben; er erwarb ſie auch wirklich in dem, den bedingten Kräften eines ſo reich ausgeſtatteten Geiſtes, möglichem Grade. — Der deutſche Autor war beſcheidener; in unbeſcheidener Eitelkeit begnügte er ſich mit dem ſchnell vorüberrauſchenden Beifalle des Augenblicks. —

Voltaire's Ruhmſucht war groß, doch noch größer ſeine Habſucht, ſeine Geldgier, die ſich mit dem wachſenden Reichthume vermehrte. Um für ſeine Schriften Geld, immer mehr Geld zu gewinnen, verſchmähte er ſogar den niedrigen Betrug nicht, den Verlag derſelben Handſchrift verſchiedenen Buchhändlern zu gleicher Zeit zu vertrödeln. Hierin handelte v. K. rechtlicher: er war nie reich, höchſtens wohlhabend, er zog gern aus ſeinen Geiſteserzeugniſſen jeden erlaubten irdiſchen Vortheil; doch hätte er dieſen gern aufgeopfert, um eine deſto reichere Beute des Ruhmes ärndten zu können.

Weder V. noch K. können Gottesleugner genannt werden; doch beide lebten in einer leichtſinnigen Genügſamkeit über den Werth und das Schickſal des Glaubens an Gott und Offenbarung; beide ließen jenes Autorität gern ſtehen, wenn man ihnen nur dieſe Preis gab, damit ſie ihre luſtigen Einfälle darüber auskramen durften.

Ueber Religion hatten beide keine beſtimmte Meinung; ſie gebrauchten gern ihre Ausſprüche, um die Charaktere ihrer Schauſpiele damit zu vermannichfaltigen und auszuſchmücken; wahrhafter Ernſt war es, hinſichtlich der Moral, nur dem franzöſiſchen Dichter, nicht dem deutſchen.

Voltaire zeigt in den ſchönſten Stellen ſeiner Trauerſpiele eine Hoheit der Geſinnung, eine Liebe für Geiſtesveredlung, eine Reinheit der Tugend, der **Kotzebue's** ſchönſte Tiraden ſchon deshalb nicht gegenüber geſtellt werden dürfen, weil er von der geiſtigen und ſittlichen Würde des Menſchen gar ſchlechte Vorſtellungen hegt, in der Entſchuldigung der Sinnlichkeit, mit allen ihren Abwegen ſein Verdienſt ſucht und eine Lüſternheit nach dem Genuſſe nie verleugnete. —

Beide hatten die Religion der Chriſten, ihrem Weſen nach, nie kennen gelernt; Voltaire nicht, weil ſein Jugendunterricht ſtupiden Mönchen anheimfiel, die des früh emporſtrebenden Geiſtes Aufflug zum Gebrauche der Vernunft, gewaltſam hemmen wollten; **Kotzebue** nicht, weil er ſich überall mit Nichts ernſtlich befaſſen mochte. Beide wollten eigentlich nur Unvernunft und Aberglauben bekämpfen, das Chriſtenthum hiervon reinigen und dann als ein Inſtitut ſtehn laſſen, welches für den großen Haufen ſeine wohlthätigen Wirkungen haben kann. V. wollte den Aberglauben zerſtören, um ſich die freie Geiſtesthätigkeit zu retten, K. wollte den Aberglauben zerſtören, und dann eine ſo geläuterte Religion zum politiſchen Gängelbande gebrauchen. — V. wollte nichts feſtgeſtellt und ausgemacht wiſſen, denn die Räthſel der Vernunft waren ihm lieber, als ihre Auflöſung; er ſtrebte, mehr zu zerſtören, als zu bauen, vor allen Dingen aber ſich und ſeine Leſer zu beluſtigen; auf letzteres ſann auch K.; aber er hätte gern ein großes Syſtem der moraliſch religioſen Welt aufgeſtellt, wenn er nur, bei ſeiner ſeichten Oberflächlichkeit, in einigen Augenblicken damit hätte fertig werden können.

Beide waren ſchwankend; V. ſuchte ſich oft dafür zu verwahren, für einen Feind der Religion gehalten zu werden, oft ſchien er es zu wünſchen; letzteres wagte K. nie, aber er deutet darauf hin, indem er den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter aufzuheben ſich bemüht, und die Lehren der Kirche als platten Unſinn, als den Fluch der Menſchheit bezeichnet.

Nächſt dem Haſſe gegen die Pfaffendespotie der römiſchen Kirche, ſcheint Voltaire's Abneigung gegen das Chriſtenthum, beſonders durch ſeinen leidenſchaftlichen Widerwillen gegen die Juden, aus deren Volke der große Weisheitslehrer ausging, entſtanden zu ſeyn. Von dem Nationalübermuthe der Schmarotzerpflanze Europäiſcher Staaten empört, erſchienen ihm die Juden, als das ſchmutzigſte, verächtlichſte Trödelvolk aller Zeitalter. Er predigte gern die Vortrefflichkeit der mahumedaniſchen Religion oder das Lob der ſtarrſüchtigen Feſtigkeit der Chineſen, um nur ſeinem Judenhaſſe neue Grundlagen zu geben. Die Widerſprüche, worin er ſich dadurch verwickelte, ſuchte er durch witzige Seitenſprünge zu verſchleiern. — Auch v. K. rühmte gern die Weisheit der Völker, von welchen er am wenigſten wußte; er beachtete aber die Juden, dieſe hiſtoriſch politiſch-wichtige Erſcheinung, nicht näher; und durfte es auch nicht zu arg mit ihnen machen, da ſie in Rußland und den deutſchen Miniſterien, bei dem allgemeinen Finanzelende, ſo unentbehrlich ſind. —

Wenn zwiſchen Voltaire und Kotzebue weiter keine Aehnlichkeitspunkte aufgefunden werden könnten, als der, daß beide vielgeleſene Schriftſteller ſind: ſo wäre dies ſchon genügend, um bei der Erinnerung daran, daß Voltaire nach ſeinem Tode als ein Haupthebel der franzöſiſchen Revolution betrachtet wurde, es intereſſant zu finden, wie von Kotzebue bei ſeinem Leben über die franzöſiſche Revolution, deren Augenzeuge er war, redet. Die Art und Weiſe, wie er dies thut, der Standpunkt freiſinniger Unterſuchung, aus welchem er die thörige Furcht der politiſchen Zionswächter vor den Folgen der franzöſiſchen Revolution darſtellt, aber die nothwendigen Folgen der großen Ereigniſſe andeutet, die Trefflichkeit ſeiner damals ausgeſprochenen Meinungen, der daraus für ſeinen ſpäteren Obſkurantismus ſich bildende Widerſpruch, und vor allen, die für unſere gegenwärtigen Tage aus jenen früheren Bekenntniſſen ſich ergebende heilſame, aber längſt vergeſſene Lehren, machen jene Schrift zu einer der merkwürdigſten, die je aus Kotzebue's Feder floß. Mit Recht muß der Verfaſſer der vorliegenden biographiſchen Darſtellung beklagen, daß er, angewandter Bemühungen ohngeachtat, erſt ſehr ſpät zum Beſitz derſelben gelangte; er hätte bei mehreren Stellen des Kotzebueſchen Lebens gern daraus Bruchſtücke mitgetheilt; er beeilt ſich aber dieſen Mangel hier nachzuholen, da jenes Schriftchen aus dem Buchhandel und noch mehr aus dem Gedächtniß der Leſewelt verſchwunden iſt; ſie führt den Titel:

„Unpartheiiſche Unterſuchung über die Folgen der franzöſiſchen Revolution auf das übrige Europa. Von A. v. K. Thorn, bei der Verlagsgeſellſchaft.“ (1794. 8. 104 Seiten.)
und das Motto:

„Mancher Blitze furchtbar Licht
Kühlt die Luft — und zündet nicht.“

Wenn nur die Anfangs Buchſtaben A. v. K. auf den Verfaſſer hindeuten, ſo wird dieſe Vermuthung zur Gewißheit dadurch, daß Kotzebue bei ſeinem Leben häufig, z. B. in Jördens Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten, dritter Band, Seite 85 als Verfaſſer genannt iſt, das Ewige zu verlieren! Könntet ihr fühlen die Höllenangſt, die in mir wütet, guter Herr! ihr würdet Mitleiden mit mir haben. Was gäb ich drum, die ganze ſchreckliche Geſchichte vergeſſen zu können! Laßt mich zum mindeſten im Beichtſtuhl mein Herz ausſchütten! unſer ehrwürdiger Abt —

Hugo. (mit grimmiger Geberde) Schweig, und höre mich zum Letztenmale! wenn das Elend meiner Kinder, wenn das Jammern der Unmündigen, wenn die Verzweiflung deines Wohlthäters dich nicht rührt, ſo vernimm den Schwur, den ich bey ritterlichen Ehren und Treuen, vor dem Ohr der Allmacht ablege! wo du mit einem Worte, mit einer Sylbe oder Miene an dieſem Geheimniß zum Verräther wirſt, ſo ſtoße ich mit eigner Hand mein Schwerdt in deine Bruſt.

Bertram. Thut mit eurem Knechte, wie euch gefällt, mein letzter Hauch wird euch ſegnen; aber mein pochendes Gewiſſen gebietet mir fürchterlicher als eurer Schwur, das und nie, wie er ſonſt ſo ſorgfältig that, dieſem widerſprochen hat; daß er ferner in Geſellſchaften über dieſes Büchlein ſprach, ohne die Autorſchaft abzulehnen, und daß endlich der Inhalt ſelbſt, ob er gleich gegenwärtig, nach den neueren politiſchen Geiſtesverirrungen *Kotzebue's*, für ſeine Feder viel zu vernünftig erſcheint, unverkennbare Spuren ſeiner Redeform, ſeiner Schlußfolge und ſeiner, ihm ſo eigenthümlichen Abſchweifungen enthält. So konnte er, gerade in dem Zeitpunkte, wo er dieſe Abhandlung ſchrieb, keine Schrift von Stapel laufen laſſen, ohne den Recenſenten einige Brocken hinzuwerfen und des Raubgeſindels Aſiens, der Aſſaſſinen, (Seite 228 dieſes Lebens) zu erwähnen. Beide Merkmale finden ſich auch hier. Wenn übrigens für unſere Tage eine Schrift Kotzebue's eine neue Auflage, viele Leſer und aufmerkſame Beherzigung verdiente, ſo iſt es unbezweifelt dieſe, *die völlig vergeſſene*. Mehrere von den folgenden Auszügen möchten ſich trefflich eignen zu *Denkſprüchen* und *Stammbuchsinſchriften* für die zahlreichen Freunde und vornehmen Gönner Kotzebue's, die nur an ſeinen ſpäteren Bekenntniſſen Erbauung finden. —

Man leſe:

— „Niemand wird ſeine Wünſche bei der jetzigen Bildung der Menſchen ſo weit ausdehnen, in einen Zuſtand natürlicher Freiheit zurückkehren zu wollen, der alle bürgerlichen Verhältniſſe zerſtört; aber doch werden die mehrſten Menſchen eine Freiheit, bei der die allgemeine Sicherheit beſtehen könne, wünſchen. Daß ein ſolcher Wunſch dem ganzen Menſchengeſchlechte allgemein ſey, und nur eine gewiſſe Abgeſtumpftheit davon eine Ausnahme mache, beweiſ't unſere Anhänglichkeit für die Geſchichte der alten Griechen und Römer, und vielleicht würde die Liebe zur klaſſiſchen Literatur nie ſo groß, nie durch eine Reihe von Jahrhunderten ſo anhaltend geworden ſeyn, wenn nicht aus allen Klaſſikern jener Freiheitsſinn athmete, der uns — man vernünftle auch dagegen, was man will — ſo gütlich thut. Daß bei dieſem Wunſche der natürlichen Freiheit, in ſofern ſie ohne Verletzung des geſellſchaftlichen Kontrakts und der bürgerlichen Verhältniſſe beſtehen könne, kein Gedanke an Empörung gegen gute Fürſten, — nothwendig ſey, hat die Erfahrung bewieſen. — (Seite 10 und 11.)

— „Diejenigen Herren, bei welchen die Phantaſie ſich über ihre Denkkraft erhebt, die nicht in dem Hange der Menſchen zur natürlichen Freiheit und größern Vollkommenheit, ſondern den Grund der Theilnahme, in gewiſſen außer uns liegenden Urſachen ſuchen: dieſe ſehen nun — gleich dem alten Mütterchen, das, voll der Furcht auf einem Kirchhofe Geiſter zu ſehen, auch Geſpenſter erblickt — überall Schreckbilder; die nicht in der Wirklichkeit, ſondern blos in der Phantaſie dieſer Herren ihren Grund haben. Gerade dieſer Gattung von Menſchen, die ſich nicht durch Anſtrengung peinigen will, iſt es am liebſten, von einer ihnen unbekannten Wirkung, den Grund ſo nahe als möglich aufzuſinden: dabei kommt denn oft eine dunkle Idee ins Spiel, täuſcht ſie gegen ihr Wiſſen und Willen; ſie glauben eine neue Sache entdeckt zu haben, freuen ſich, daß dieſe Entdeckung ihnen ſo wenig Mühe koſtete, ſuchen Gründe zur Beſtätigung dieſer Meinung, ſie paſſen ſolche ihrem Syſteme an, bürden es demjenigen auf, der noch weniger zu denken Luſt hat, und der doch gern bei einem Modegeſpräche nicht die ſtumme Perſon machen will. Auf dieſe Weiſe geht es mit mancher Meinung, wie mit einer Stadtneuigkeit: man trägt ſich damit herum, verſchönert und verändert ſie, und ſie erhält ſich, je nachdem ſie intereſſirt.“ (Seite 12 und 13.)

— „Das Geſchrei vom heimlichen Katholicismus und geheimen Geſellſchaften (und von Franzoſenriecherei) hatte aufgehört; aber wie derjenige, der lange läuten oder trommeln gehört hat, noch immer dieſen Ton zu hören glaubt, wenn er längſt vorüber iſt, ſo blieb auch in denjenigen Köpfen, welche ſich für die Sache intereſſirt hatten, ein gewiſſer dumpfer Nachhall, eine dunkele Idee zurück, die zu einem Beſtreben ausartete: jedes wichtige Ereigniß, deſſen Grund ſie nicht ſogleich einzuſehen im Stande waren, auf Rechnung einer geheimen Geſellſchaft und ihrer geheimen Machinationen (und des erſonnenen Staatsverrathes und der erlogenen Verſchwörung) zu ſchreiben.“ (Seite 18.)

— „Die Zeit des Unglaubens iſt jetzt nicht mehr bei uns, und wenn wir gleich hin und wieder, in Anſehung des dogmatiſchen Glaubens zuweilen etwas bedenklich ſind, ſo ſcheinen wir doch, im Betreff des hiſtoriſchen (und politiſchen) Glaubens unſere Vernunft ſehr gefangen genommen zu haben.“ (Seite 22.)

— „Es wäre in der That zu wünſchen, daß die Fiskäle bevollmächtigt würden, jeden, der einen ſeiner Nebenmenſchen für einen — — — ausgiebt, zur Führung des Beweiſes anzuhalten, und wenn er dieſen nicht führen könnte, gleich jedem andern Verläumder zu beſtrafen; nur müßte: was Ausbreitung der — Revolution ſey? zuvörderſt genau beſtimmt werden.“ (Seite 29.)

— „So geht es immer, wenn man blos auf die Worte, nicht auf den Sinn einer Aeußerung, nicht auf den Zuſammenhang und die Zeitumſtände Rückſicht nimmt. So gings unſern Vorfahren mit dem Verketzern; ſo machte es vor einigen Jahren die Berliner Monatſchrift, indem ſie ohne Rückſicht auf Ehre, Glück und Zufriedenheit ihres Nächſten, nach jedem Grunde zur

Vertheidigung einer Hypotheſe griff, die um ihrer Sonderbarkeit und Neuheit willen dem Herausgeber und Verleger, ſonſt aber niemanden zum Nutzen war. Auf ähnliche Weiſe dürfte es niemanden ſchwer fallen, der darauf ausgeht, heimliche Jakobiner zu ſuchen, auch welche zu finden. Keine Aeußerung iſt ſo unſchuldig, daß man ſie nicht verdächtig machen könnte." — (Seite 36 und 37.)

— „Ueberhaupt ſcheint die ächte Toleranz einen ſehr hohen Grad von Kultur vorauszuſetzen, der unſerm Zeitalter leider noch mangelt. — Freilich rauchen unter uns (für jetzo noch) keine Scheiterhaufen, keine Caſa Santa verſchließt die unglücklichen Schlachtopfer der Intoleranz (1794). — Ob man den (politiſch) anders Denkenden im Gefängniſſe martert, oder ob man aus bloßer Liebe zur Intoleranz den Intoleranten haßt, kränkt und verfolgt: davon liegt der Grund nicht in der Denkungsart der verſchieden Handelnden, ſondern in der Einrichtung des Staats und der Denkungsart des Zeitalters." — (Seite 41.)

„Wie bei Intoleranz der Theologen, ſo geht es auch bei politiſcher Intoleranz. Jeder ſucht dem, welcher anders denkt, auf ſeine Weiſe zu ſchaden.“ Die Anhänger der franzöſiſchen Revolution ſind größtentheils junge feurige Leute, die durch ihr feuriges Temperament hingeriſſen wurden, und ſich bei kälterem Blute und mehreren Jahren gewiß eines Beſſeren beſinnen. Gerade, daß man ſie ungehindert ſchwatzen läßt, iſt der ſchnellſte Weg zu ihrer Bekehrung: denn ſie erfahren dadurch manchen Widerſpruch und ihre Ideen werden durch Widerlegung manches Scheingrundes berichtigt, welches, wenn der Staat ihre Aeußerung mit Strenge beſtraft, nicht geſchehen würde. — — Derjenige Mann, der in irgend einem Amte iſt, deſſen Urtheile und Aeußerungen verdreht und nachtheilig ausgelegt werden, dieſer iſt weit übler daran. Die Liebe ſeiner Obern, das Zutrauen der ihm Untergeordneten wird geſchwächt, ja ihm vielleicht ganz entzogen und ſo kann der treueſte Diener des Staates durch Verläumdung und Geklätſche in ſeiner Thätigkeit gehemmt und in die unangenehmſten Verhältniſſe geſetzt werden. Dieſe politiſche Intoleranz, dieſe iſt es allein, welche in unſern Zeiten gefährlich bleibt.“ —

„Derjenige Staat, deſſen weiſer Regent dieſe Intoleranz zu vermeiden weiß, deſſen einſichtsvolle Richter nie von Gedanken und Aeußerungen Notiz nehmen, den Denuncianten, welcher ihnen Dinge dieſer Art zuträgt, mit gebührender Verachtung von ſich weiſen: ein ſolcher Staat wird gewiß nur höchſt ſelten oder niemals einen Unterthanen zu ſtrafen haben; der eine der Ruhe gefährliche Abſicht öffentlich äußert.“ —

— „Der Sultan, der im Serail lebt, wird erdroſſelt oder abgeſetzt, und dem Volke iſt's gleichgültig, wer es beherrſcht. Nicht ſo dem Volke, das ſeine Monarchen ſieht, ſich in ſeinen höchſten Nöthen immer auf ihren Schutz verläßt, den König als den erſten Feldherrn, den erſten Vertheidiger des Landes betrachtet. Ein ſolcher Monarch hat von ſeinem Volke nichts zu fürchten;

denn ſein Intereſſe iſt zugleich **das Intereſſe** ſeiner Völker geworden.“ —

„Als Macedoniens Alexander aus der Mitte der Empörer ihren Wortführer ergriff und ihn der Strafe überantwortete, als Peter der Große unter den empörten Strelitzen ſtand und ſie bei ſeinem Anblicke zitterten — o da war für Alexandern und Petern gewiß ein bedenklicherer Zeitpunkt, als es jetzt für irgend einen Monarchen Europa's iſt. Der Unterthan, der ſeinen Monarchen ſo handeln ſieht, als ob er keine Gefahr ſeiner Perſon, keine Gefahr für ſeinen Staat möglich halte, wird von einem gewiſſen ehrfurchtsvollen Schauer hingeriſſen; er fühlt, daß er dieſe Kräfte, dieſen Grad von Seelengröße nicht beſitzt, und huldigt dieſem erhabenen Verdienſte durch Gehorſam und Unterwerfung. *Jede Furcht bleibt immer zugleich Beweis von Schwäche!*“ — (S. 42 bis 45.)

— „*Den Fürſten, der nur gefürchtet, nicht geliebt ſeyn will, den wird auch kein Kriegsheer ſchützen!*“ (S. 49.)

— „Gute, gerechte, weiſe Fürſten! ihr habt die Mittel in Händen, den Saamen des Aufruhrs, ſo wie alle Entwürfe der hölliſchen Politik zu erſticken!“ — (S. 51.)

— „Weislich handelt der Monarch, wenn er nicht einen Stand auf Koſten des andern begünſtigt.“ (S. 66.)

— „Man wird ſagen, eine gemilderte Monarchie nach dem Beiſpiele Englands, dieſe iſts vielleicht, welche Adel und Bürgerſtand gleich ſehnlich wünſchen. — Der Wunſch kann nicht verneint werden; aber ob einige Wahrſcheinlichkeit der Erfüllung deſſelben ſey? — — — Eine Ochlokratie oder Regierung der Sansculots — davon können nur ſolche Leute träumen, denen dickes Blut, oder emporſteigende Dünſte Schreckbilder vorſpiegeln.“ (S. 69 und 70.)

— „Vielleicht kann in dem Staate, wo kein weiſer Regent die Zügel der Regierung lenkt, der Adel manches zu fürchten haben: denn in demjenigen Staate, worin einzig Miniſter herrſchen, werden dieſe jederzeit das Korps begünſtigen, zu dem ſie ſelbſt gehören, und jede Begünſtigung des Adels auf Koſten des

Heil meiner Seele zu retten. — Noch können eure Kinder die Sünde büſſen, durch zeitliches Elend die ewige Seligkeit erringen; aber ſprecht! was ſoll ich antworten, wenn einſt euer Sohn vor dem Richterſtuhl Gottes mich anklagt: dieſer Mann hat darum gewußt, hat das unſelige Geheimniß verborgen, mir das einzige Mittel geraubt, meine Seele vom Untergange zu retten.

Hugo. Höre Bertram! wirſt du dann ruhig ſeyn, wenn mein Sohn der Sache kundig, gleiche Geſinnungen mit mir hegt?

Bertram. (zweifelhaft) Dann würde ich vielleicht —

Hugo. So geh und ſende mir ihn her.

Bertram. Wie? ihr wolltet?

Hugo. Ich ſelbſt will ihm das Geheimniß entdecken, doch vor der Hand ohne Zeugen. Du kannſt in der Nähe bleiben und warten bis ich dich rufe.

Bürgerſtandes wird den Adel ſeiner Auflöſung näher bringen, weil der Geiſt des Zeitalters es jetzt nicht mehr geſtattet, daß erneuerter Druck die Menſchen abſtumpfe.“ (S. 87.)

— „Liebe für gute Könige, für weiſe getreue Staatsmänner, groſe, aber auch menſchliche Feldherren, gelehrte und wahrhaft chriſtliche Prediger, gerechte und nicht nach todten Buchſtaben ſprechende Richter, wird daher beſtändig bei jedem unverletzt bleiben, dem Tugend heilig iſt. Und daß dieſe jedem ewig heilig bleibe: dieß ſey Hauptaugenmerk des Staats; dann bedarf er zu ſeinem Schutze weder religioſe noch politiſche Intoleranz; tauſende freier — ſelbſt aufrühreriſche Schriften werden in dem Staate nicht wirken, worin der Hausvater ruhig und zufrieden lebt, und keinem Unterthan durch Mangel des Erwerbs die Hoffnung benommen iſt, das Glück des Gatten und Vaters zu genießen.“ — (S. 91.) „Vermehrt die Erwerbsquellen, ſchränkt den Luxus ein, erleichtert das Heirathen; ſchätzt, lohnt und erhebt das Verdienſt; — haltet ſtrenge auf die

Ausübung der Geſetze; ſichert Perſon und Eigenthum für jede Bedrückung und jeden Eingriff; erlaubt keinem privilegirten Stande ſich für eine beſſere Menſchengattung zu halten und ſeinem Wohlſtande das Glück der arbeitenden Volksklaſſe nachzuſetzen; herrſcht nicht über Meinungen, ſondern ſeyd zufrieden, wenn Handlungen der Unterthanen euren Geſetzen gemäß ſind, verknüpft Achtung nur mit dem Verdienſte, Ehre und Belohnung nur mit der Erfüllung der Pflicht! der Mann, der dieſe erfüllt — gelte nie in Rückſicht ſeines Standes, ſondern nur ſeiner Verdienſte; ſchafft auch dem Niedrigſten ſchnelle Gerechtigkeit und Genugthuung, wenn ihn der Erſte eures Staats drückt, und laßt ſodann die Gänſe ruhig ſchnattern, die euch weiß machen wollen, daß nur ihre Wachſamkeit das Capitol erhalten könne; weiſet jeden, der euch politiſche Intoleranz anpreiſt, mit der Verachtung zurück, die ein Mann verdient, der ſeinem Fürſten das Vertrauen auf die Liebe ſeiner Unterthanen rauben will: kurz ſeyd Väter eures

Volkes, und jeder wird wetteifern, euch Beweiſe der Liebe und Ehrfurcht zu geben; denn jeder, der ſich unter eurer Herrſchaft glücklich fühlt, wird das Intereſſe des Fürſten, dem er dieſe glückliche Verfaſſung verdankt, zugleich für die ſeinige halten, und zur Vertheidigung deſſelben keine Gefahr ſcheuen.“ (S. 92 und 93.)

Wenn man auch bei einzelnen Stellen dieſer denkwürdigen Kotzebueſchen Schrift auf Zeugniſſe trifft, daß des Verfaſſers Ideen noch keine zur inneren Ausbildung erforderliche Reife erlangt haben: ſo findet man doch freudig eine lautere Würdigung des Zeitgeiſtes, ein lobenswerthes Anſtreben, die heiligſten Forderungen des Menſchen im Staate ins Licht zu ſetzen und in einer Ahnung des Nationalwillens die Pflichten zu entwickeln, welche der Zeitgeiſt den Inhabern der Thronen auferlegt. Wäre Kotzebue dem hier betretenen Pfade getreu geblieben, ſo würde die Nachwelt huldigend ſeinen Namen nennen, indeß gegenwärtig nur die verabſcheuungswürdigen Handlanger der politiſchen Intoleranz mit wohlgefälligem Lächeln hinter ſeiner ſchlechten Autorität ihr unheimliches Weſen betreiben. —

Ihr Verehrer der Anſichten, die Kotzebue in den letzten Jahren zum Hohne des lieben deutſchen Vaterlandes, ſeiner herrlichen Jünglinge, ſeiner lauteren Wünſche und Hoffnungen ausſprach, greift zu den „unpartheiiſchen Unterſuchungen über die Folgen der franzöſiſchen Revolution auf das übrige Europa,“ leſt und lernt von dem Dahingeſchiedenen, was ihr aus dem Munde der Lebenden nicht begreifen wollt! — —

Göthe ſagte von Voltaire: „Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherrn in ſich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in Einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig XIV., ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und eben ſo in Voltairen der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller."

„Die Eigenſchaften ſind mannigfaltig, die man von einem geiſtvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger, als die anderer Nationen."

„Wir ſetzen den bezeichneten Maaßſtab, vielleicht nicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug gereihet, und in heiterer Ueberſicht hierher:"

„Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, Gefühl, Senſibilität, Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioſes, Styl, Verſifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung." —

„Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtes-

Aeußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.“ —

Faſt zu freigiebig möchte hiernach der Kranz großer Schriftſtellereigenſchaften für Voltaire geflochten ſeyn, indem ihm bei näherer Prüfung außer der Tiefe und Vollendung noch manche Tugend gebricht; beſonders haben wir Deutſche ihm nie das Lob der Wahrheit zuerkannt: denn dieſe, ſowohl die hiſtoriſche, als die poetiſche, iſt bei ihm oft der Herrſchaft anderer Zwecke unterthan.

Trägt man den Maaßſtab jener Eigenſchaften auf Kotzebue's Schriftſtellerleben über, ſo wird die Gerechtigkeit fordern, ihm manches Lob zu verſagen, das alle Welt ohne Widerſpruch dem Sänger der Henriade zuerkennt. So arg aber wird deutſche Art und Kunſt niemand ſchmähen, daß er es wagte, was ſich die Franzoſen in Betreff Voltaire's gar wohl gefallen laſſen können, im Verfolg der vielbeſprochenen Parallel, von Kotzebue behaupten zu wollen, daß er ſeines Vaterlandes vereinzelte Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpreche, daß er der höchſte, unter den Deutſchen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller ſey. — Doch darf in unſern Tagen niemand erſtaunen, wenn Behufes der Verherrlichung einer herzbrechenden Todesfeier, zu Kotzebue's Gedächtniß, ähnlicher Hohn unter polizeiliche Sicherheit geſtellt wird. —

II.

Nachträge und Berichtigungen.

Seite 6. -- Kotzebue's Oheim und Baſen mütterlicher Seits waren:

1. der verſtorbene Konſiſtorialrath und Amtmann Krüger zu Jena;
2. die noch lebende Witwe des Profeſſor Muſäus zu Weimar;
3. die verſtorbene zweite Gattin des Rath Jagemanns, des als verdienſtvollen Schriftſtellers bekannten Bibliothekars der Herzogin Amalia.

Seite 7. — K—s noch lebende Geſchwiſter ſind beide älter, als er; ſein Bruder Karl Kotzebue iſt 1757, ſeine Schweſter die verwitwete Frau Amalia Gildemeiſter 1759 geboren.

Zeile 4 lies Bremen, anſtatt Lübeck.

Seite 109 zur Anmerkung: Unter den Schriftſtellern des ſiebzehnten Jahrhunderts findet man mehrere, die den Namen Kotzebue führten, Schulmänner oder Prediger waren, und bei theologiſchen Streitigkeiten als Mitfechter auftraten. Jener in der Anmerkung ſo derb abgefertigte Kotzebue war ein rüſtiger polemiſcher Streiter, der ſich als Rektor des berühmten Gymnaſii zu Quedlinburg, der ſogenannten ſynkretiſtiſchen Händel wegen, genöthigt ſah, 1622 den Abſchied zu nehmen; 1629 findet man ihn wieder als Licenciat der Gottesgelahrtheit und Paſtor zu St. Jakob zu Magdeburg, wo er gleich muthig mit den proteſtantiſchen Ketzern und mit den verſchmitzten Jeſuiten anbindet. —

Folgende Fehler wird der Leſer gebeten zu berichtigen:

Seite 7. Zeile 10: überſchriebenem, anſtatt überſchriebenen.
— 11. — 2 von unten: bräuenden, anſtatt brauenden.
— 38. — 3: verweist, anſtatt verweißt.
— 41. — 1: ihm, anſtatt ihn.
— 45. — 13: ſich, anſtatt ich.
— 75. — 7: aus, anſtatt zu.
— — — 14: teufliſche, anſtatt teufelſche.
— 87. — 6: Verwandter, anſtatt Verwandte.
— 91. — 2: Großherzogs, anſtatt Großherzog.
— 109. — 3 der Anm. ſind nach und, die Worte: in den einzuſchalten.
— 111. — 13: mehr begünſtigt, anſtatt begünſtigt mehr.
— — — 14: Mißbräuche, anſtatt Misbräuche.
— 118. — 13: führt, anſtatt führen.
— — — 15 ſind die Worte: des Gefühls, wegzuſtreichen.
— 119. — 11: durch Religioſität, anſtatt der Religioſität.
— 126. — 20 ſind die Worte: des Verluſtes wegzuſtreichen.

Seite 143. Zeile 4: der kleinen, lieben, unſchuldigen, anſtatt die kleine, liebe, unſchuldige.

— 152. — 8 iſt nach dem Worte Zweck der Artikel des einzuſchalten.

— 158. — 17: ſittliche, anſtatt ſittlichen.

— 163. — 2: verwickelt, anſtatt gewickelt.

— 169. — 20: nahe, anſtatt ganz.

— 171. — 6: Verbrechers, anſtatt Verbrechens.

— 181. — 8: wichtiger, anſtatt richtiger.

— 188. — 14: Selbſtherrſcherin, anſtatt Helbſtherrſcherin.

— 191. — 3: die, anſtatt da.

— 201. — 1 der Anmerkung, vergebliches, anſtatt vorgebliches.

— 202. — 10 der Anmerkung, ihm, anſtatt er.

— — — 13 daſelbſt, zu häufen, anſtatt häufte.

— 204. — 2 der Anmerk. rhetoriſches, anſtatt vhetoriſches.

— 269. — 11: Lokal-, anſtatt Cabal-.

— — — 14: mit ſich, anſtatt in ſich.

— 271. — 4: widerrieth, anſtatt wiederrieth.

— 272. — 14: bereit, anſtatt bereitet.

— 274. — 5: der mitgeführten, anſtatt der bei ſich geführten.

— 277. — 2. von unten: die, anſtatt der.

— 284. — 11: habende, anſtatt führende.

— 304. — 11: Drieſen, anſtatt Driaſen.

— 310. — 4 v. unt.: Oktavia, anſtatt Oktovia.

— 314. — 20: Unglücklichen, anſtatt Unglückliche.

— 319. — 23: Subow, anſtatt Subew.

Bertram. (im Gehen) All' ihr Heiligen! erbarmt euch eines alten, von der Angſt ſeines Gewiſſens gepeinigten Greiſes! (ab)

Hugo. Das ſind die Früchte des blinden Nachbetens, des Klebens an Worten, des Verleugnens der Vernunft, die, Natur, dein köſtlichſtes Geſchenk iſt! — Was darf ich hoffen von der nächſten Stunde? wie werd ich meinen Sohn finden? — Prüfen muß ich ihn, ehe ich die Entdeckung wage, und iſt er zu ſchwach an Kopf und Herzen, das ewige Geſetz der Natur um Pfaffenſchnickſchnack hintanzuſetzen, ſpielt auch bey ihm der Aberglaube den Meiſter, ſo ſchweige mein Mund, es ſterbe Bertram! Beſſer daß ein Greiß, der ſchon am Rande des Grabes ſteht, ein Opfer ſeiner Blindheit werde, als daß mein ganzes Geſchlecht, dem Vorurtheile zum Raube hingeworfen, im Elend untergehe.

Seite 327. Zeile 8: fragen wir, anſtatt fragt man.
— 330. — 4: ja, anſtatt dann.
— 336. — 16: Jahres, anſtatt Jahre.
— 340. — 15: Vorleſungen, anſtatt Vorleſung.
— 341. — 2: deſſen, anſtatt ſeinen.
— 358. — 15: Urſelinerinnen, anſtatt Urſelinorinnen.
— 373. letzte Zeile: Einen, anſtatt einen.
— 378. — 3: Spiele jährlich, Ein, anſtatt Spiele, jährlich ein.
— 381. — 3: ehrenvollem Gedächtniſſe, anſtatt ehrenvolles Gedächtniß.
— 385. — 22 iſt nach wohl aber einzuſchalten: verſteht.
— 399. — 12: die, anſtatt der.
— 401. — 19: einem, anſtatt einen.
— 406. — 8: dem, anſtatt den.
— 410. — 19: ihm, anſtatt ihr.
— 418. — 11: erſcheint, anſtatt erſchien.
— 422. — 17: iſt nach accreditirten, einzuſchalten: Ruſſiſchen.
— 438. — 7: Inſinuationen, anſtatt Iſinuationen.
— 441. — 18: jedem, anſtatt jeden.
— 468. — 14: hiervon, anſtatt hierin.
— 469. — 12: erwarben, anſtatt erworben.
— 472. — 22: Schlechten, anſtatt Schlachten.
— 482. — 13: das, anſtatt daß.
— 495. — 6: Reizmittels, anſtatt Reiz mittelſt.

БИБЛИОТЕКА
[illegible]
[illegible]

Vorrede.

Ich liefere hier dasjenige, was ſich von **vollendeten** Aufſätzen unter den Papieren des Hrn. von **Kotzebue** gefunden, und deren Erſcheinung Herr C. F. von **Knorring** in einer beſondern Anzeige unterm 20ten Februar 1820 angekündigt hat. Dieſen hat man noch einige Briefe berühmter Gelehrten bloß deswegen beigefügt, weil ſie Bezug auf ſeine Schriften haben. Ich hatte große Luſt eine Anzahl derjenigen Briefe, welche ich während unſerer dreißigjährigen Bekanntſchaft von ihm erhielt, mit abdrucken zu laſſen, ſie würden über ſeinen edlen Charakter und Denkungsart vielen Aufſchluß gegeben haben. Da ich aber weiß, wie viele kleinlich geſinnte Menſchen aus allem Gift zu ſaugen und jeder Sache eine falſche Deutung zu geben wiſſen, ſo fürchtete ich, es möchte mir als Eitelkeit ausgelegt werden. Wer ihn kannte, bedarf keiner weitern Beweiſe von ſeinem Werthe, und das Geſchrei einiger Elenden, welche ſeinen Ruhm beneideten, weiß jeder Unpartheiiſche ohnehin zu würdigen. — Nur ſeinen letzten Brief, ſo unbedeutend dieſer auch iſt, konnte ich mich nicht enthalten abdrucken zu laſſen, es iſt wahrſcheinlich der letzte Brief, welchen er in ſeinem Leben geſchrieben hat, denn den Tag darauf, den 23. März 1819, wurde er ermordet, — ſein darinnen erwähnter Sohn iſt der Major Otto von Kotzebue, welcher, nach Vollendung ſeiner Reiſe um die Welt, nun mit ſeiner erſt kürzlich geheiratheten Gemahlin den Vater beſuchen wollte, dieſer war auch wirklich den Tag vor Empfange dieſes Briefs bei mir geweſen, bei dem Vater kam er aber leider erſt nach deſſen Ermordung an.

Leipzig den 21. Februar 1821.

Paul Gotthelf Kummer.

Aus

August von Kotzebue's

hinterlaſſenen Papieren.

Zweyte Scene.

Theobald. Hugo.

Theobald. Ihr habt mich rufen laſſen, mein Vater?

Hugo. Tritt näher, mein Sohn. Wir ſind allein, ich habe viel mit dir zu reden. Ich verließ dich als Knabe, da du im Gehege herumklettertest und Haſelſtauden brachſt; nun biſt du ein Mann geworden, turnierſt und brichſt Lanzen. — Haſt du auch wohl im Turnieren den Dank gewonnen?

Theobald. Zweymal, mein Vater, zu Worms und zu Regenſpurg, beydemal in Gegenwart kaiſerlicher Majeſtät.

Hugo. Gut. — Haſt du ehrliche Fehde ritterlich hinausgeführt?

Theobald. Dreymal für meine Freunde, nur einmal für mich.

Hugo. Warum das? und gegen wen?

Theobald. Gegen Konrad, den Rudelsheimer. Seine Buben hatten Unfug getrie-

ben

Betrachtungen über mich ſelbſt bei Gelegenheit zweier Recenſionen in der jenaiſchen Litteraturzeitung.

Man glaubt gewöhnlich, die Eigenliebe ſey jederzeit der Maasſtab, nach welchem ein Menſch ſich ſelbſt beurtheile, und daher das allgemeine Mißtrauen des Publikums gegen Selbſtbiographien. Ich meine in reifern Jahren, wo ſo manche Täuſchung ſchwindet, könne man es ſchon über ſich gewinnen, gleichſam aus ſich heraus zu treten, und, wie vor einem Spiegel, mit ſcharfem Auge ſein eigenes Bild zu muſtern, wenn man nur ernſtlich will. Wohlan, es gelte einen Verſuch. Es wird bei dieſer Gelegenheit noch manches andere zur Sprache kommen, was, ohne Rückſicht auf mich, den Leſer intereſſiren könnte, und ſo verzeiht er mir auch wohl um deswillen das übrige, was er vielleicht ohne Theilnahme lieſt. Im voraus darf ich ihn verſichern, daß das Sprichwort: „wie „man in den Wald ſchreit, ſo ſchallt es wieder heraus!“ hier nicht in Anwendung gebracht werden ſoll. Doch ſehe ich mich gezwungen, ehe ich auf die Recenſionen komme, welche dieſen Aufſatz veranlaßt haben, etwas weiter auszuholen.

Viele halten mich für **eitel**. Es wäre kein Wunder, wenn ichs geworden wäre, durch all den Weyhrauch, den man vormals mir geſtreut hat, und oft noch jetzt ſtreut; aber — die Hand aufs Herz — ich habe mir nie auf mein Talent etwas eingebildet, ich habe es immer für eine bloße Naturgabe gehalten, die zufällig durch die Lage, in der ich mich als Knabe befand, entwickelt worden. Am meiſten pflegen die Menſchen ſich auf dasjenige einzubilden, was zu erlangen ſie Mühe gekoſtet hat, und je größer dieſe Mühe war, je größer iſt in der Regel die Einbildung des Beſitzers. Daher kömmt es zum Beiſpiel, daß gelehrte Sprachforſcher gewöhnlich auf alle übrigen Künſte und Wiſſenſchaften mit einiger Geringſchätzung herabſehen, denn ſie haben nichts von der Natur, ſie haben Alles mühſam erwerben müſſen.

Ein Gleichniß mögte paſſen, wenn es auch ein wenig hinkt. Der reiche Mann, der ſein Vermögen bei Groſchen hat ſammeln müſſen, legt höhern Werth auf den Reichthum, als der, der ihn geerbt hat. Jener hält zu Rathe, dieſer verſchwendet. Wie? wenn ich auch nur geerbt und bisweilen verſchwendet hätte? —

Mein kleines Erbtheil habe ich von der Natur und daher kam es, daß, als ich meine dramatiſche Laufbahn begann, ich ſelbſt am meiſten überraſcht wurde durch das Lobpreiſen, welches mir von allen Seiten entgegen hallte; und daher kommt es, daß ich noch jetzt (vermuthlich mit Unrecht) weit höhern Werth auf meine hiſtoriſchen Arbeiten lege, als auf meine dramatiſchen Schöpfungen; eben weil jenes Arbeiten und dieſes Schöpfungen ſind; weil jenes mir viele und dieſes keine Mühe verurſacht hat.

Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft des ſonderbaren Eindrucks, den es auf mich machte, als ich 1788 Menſchenhaß und Reue geſchrieben, bald darauf 1789 eine Reiſe nach Deutſchland unternahm, als in Berlin Engel, Rammler, Nicolai und ſo manche andere, damals lebende Gelehrte, auch die Prinzen und Prinzeſſinnen der Königlichen Familie, mich mit einer Art von Enthuſiasmus aufnahmen, als in Pyrmont J. G. Jacobi, Zimmermann und mehrere von den anweſenden Fürſten mich mit Lobſprüchen überhäuften; was empfand ich damals? eine fröhliche Verwunderung, durchaus nicht Eitelkeit. So ungefähr mag einem hübſchen Mädchen zu Muthe ſeyn, das in ländlicher Stille erzogen, zum Erſtenmale in die Welt tritt, und zum Erſtenmale hört, daß ſie hübſch iſt. Freilich wird ſie nun ſich lieber als zuvor im Spiegel beſchauen, ſie wird vermuthlich etwas eitel werden, das kann kaum fehlen; aber, wenn ſie vernünftig iſt, doch nicht eitler, als man einem hübſchen Mädchen wohl vergiebt. Auch mich haben Vernunft und Feinde vor Eitelkeit bewahrt. Wohl verſtanden, ich war nie auf meine Schriften eitel, wohl aber — ſonderbar genug — nicht ſelten auf die Auszeichnungen, die mir wiederfahren, obgleich ſie nur eine Wirkung meiner

Schriften waren. Ich hatt' es gern, daß ſie bekannt wurden, trug gern dazu bei, und muß noch jetzt über manche Schwachheit lächeln, die ich in dieſer Rückſicht begangen habe. Daher mag mir auch wohl der Ruf der Eitelkeit gekommen ſeyn. Nun ja, es war eine perſönliche, aber keine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit. Habe ich die letztere jemals beſeſſen, ſo ſind es doch ſchon viele Jahre her, daß keine Spur davon in mir ſich regt, wie alle meine Freunde, alle, die mit mir umgehn, gewiß bezeugen werden.

Außer dieſen Zeugniſſen habe ich auch noch andere Beweiſe. Wenn ich ein eitler Dichter wäre, woher käme es denn, daß ich meine Nebenbuhler wahrhaft hochſchätze, und ſogar meinen bitterſten Feinden gern Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, wo ſie es verdienen? — Eitelkeit wird verwundet durch fremde Vorzüge. Allein ich habe mich aufrichtig gefreut, als Müllner auftrat, ich leſe ſogar mit Vergnügen, was Schlegel und Merkel Gutes geſchrieben haben; und dieſe Freude, dieſes Vergnügen ſind durchaus mit keiner unangenehmen Empfindung gemiſcht. Selbſt die giftigen Beurtheilungen von Allem, was ich ſchrieb (beſonders in der jenaiſchen Litteraturzeitung) verbittern mir ſchon lange keine Viertelſtunde mehr. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie gern leſe (denn wie könnte es mir gleichgültig ſeyn, daß Männer, die vielleicht übrigens recht brave Männer ſind, ſich ſo gehäſſig und ſo leidenſchaftlich gegen mich beweiſen?); aber es verwundet meine Eitelkeit nicht, und ich beſitze Kraft genug, mir das Wahre in ihren Beurtheilungen zu geſtehen. Uebrigens führen ſie ja ſeit zwanzig Jahren immer dieſelbe Sprache und Niemand hört darauf, was ſie freilich wohl immer verdrüßlicher machen muß.

Der einzige Vorwurf, der mich würklich ſchmerzt, den jeder Lump zu Markte bringt und bis zum Ekel wiederholt, wenn er mir nicht auf andere Weiſe ſchaden zu können vermeint, iſt der: daß meine Schriften unſittlich ſeyen. Gott ſey Dank! ich nähre die innigſte Ueberzeugung, die keine Recenſion mir jemals erſchüttern wird, daß Niemand auf der Welt aus irgend Einem meiner Schauſpiele die Vertheidigung einer unſittlichen Handlung ſchöpfen kann; daß vielmehr die meiſten derſelben darauf abzwecken, irgend eine Tugend einzuprägen.

Auch haben meine Anſchwärzer noch nie verſucht, mir den Vorwurf zu beweiſen, ſondern ſie begnügen ſich immer mit der allgemeinen Behauptung: ſo ſey es. Könnten ſie es beweiſen, fürwahr, ſie hätten es längſt gethan. So wie man während der Revolution manchem braven Manne dadurch zu ſchaden ſuchte, daß man ihn einen Jacobiner ſchalt, ohne Beweiſe für ſeinen Jacobinismus aufſtellen zu können, ſo machen es die Herren mit mir; und gleich wie damals eine ſolche unerwieſene Anſchuldigung hinreichend war, Leute, die nicht ſelbſt prüfen, gegen einen ehrlichen Mann einzunehmen, ſo geht es auch mir.

Was mag wohl zuerſt die Scheingründe geliehen haben, auf welche jene Schreier, die oft ſelbſt die unſittlichſten Menſchen ſind, ſich ſtützen? —

Ich habe in Menſchenhaß und Reue eine Ehebrecherin liebenswürdig dargeſtellt; aber ſie wird von den Qualen der bitterſten Reue gefoltert — ſie iſt höchſt unglücklich! ſie bekennt ſogar in der edlen Lüge, daß auch die Verzeihung ihres Gatten ihr die Ruhe nicht wiedergeben kann. Iſt das unſittlich? iſt es nicht vielmehr eine drohende Warnungsden im Dorfe Rappach, eine Dirne geraubt und ein Haus in Brand geſteckt. Er weigerte ſich des Erſatzes.

Hugo. Wann machteſt du Friede mit ihm?

Theobald. Als er überwunden war.

Hugo. Gut. — Haſt du dein Schild nie eingebüßt?

Theobald. Nie, mein Vater.

Hugo. Gut. — Haſt du Wunden?

Theobald. Fünfe.

Hugo. Alle auf der Bruſt?

Theobald. (unwillig) Alle, mein Vater. (mit edler Hitze) In der Abtey zu Ermersdorf hängt ein feindlich Fähnlein, das ſteckt ich dahin.

Hugo. Gut. — Wer lehrte dich die Waffen führen?

Theobald. Mein Oheim.

Hugo. Und wer ſchlug dich zum Ritter?

tafel? Und haben Eulalien's Gewiſſensbiſſe nicht würklich mehr als eine Frau zu ihrer Pflicht zurückgeführt? — Mir ſelbſt ſind drei ſolche Beiſpiele bekannt, wie viele mögen mir unbekannt geblieben ſeyn. Man ſtelle mir hingegen nur Ein Beiſpiel auf, daß eine Frau durch Eulaliens Leiden auf Irrwege verlockt worden, und ich will zuſehn, wie mein Schauſpiel durch Henkers Hand verbrannt wird.

Göthe hat in ſeiner Stella die Ehe mit zwei Frauen im Götz eine grelle Buhlſchaft aufgeſtellt; er hat in ſeinem Werther einen Selbſtmörder liebenswürdig geſchildert, er läßt in ſeinen Mitſchuldigen eine Frau ihren Liebhaber in der Nacht beſuchen; er hat in den Hexen-Scenen ſeines Fauſt manches derbe Wort ausgeſprochen; und Niemand ſchilt ihn unſittlich. Schlegel hat irgend wo eine Ehe en quatre proponirt, und Niemand ſchilt ihn unſittlich. *Müllner* läßt in ſeiner *Zweiflerin* eine Dame ihrem Liebhaber den Antrag thun, daß ſie zwar einen Andern heirathen, aber nebenher mit ihm leben wolle, und ſein angoliſcher Kater iſt auf eine Zweideutigkeit gebaut; dennoch ſchilt Niemand ihn unſittlich. *Muß* ich denn nun nicht glauben, daß man bloß, um mir perſönlich weh zu thun, nur aus meinen Schriften jedes verfängliche Wort heraushebt?

Hier und da enthalten meine Schauſpiele ſcherzhafte Anſpielungen auf Geſchlechtsliebe, und dieſe werden mir (gewöhnlich von Solchen, die ſie am liebſten hören) zum Verbrechen gemacht. *Molière* iſt in dieſer Hinſicht ſehr viel derber, und nie hat man ihm Unſittlichkeit vorgeworfen. Wenn in *Schillers* *Kabale und Liebe* der Präſident fragt: ob ſein Sohn auch ſeine H. — jedesmal richtig bezahlt habe? ſo iſt, nach meinem Bedünken das weit ſtärker, als alle Scherze, die ich mir jemals erlaubte; dennoch gilt er für den keuſcheſten Dichter. Meine Anſpielungen ſind Alle von der Art, daß ein unſchuldiges Mädchen ſie nicht verſtehen wird, und auch eine ſittſame Frau dabei nur lächeln kann. Selbſt das verſchrieenſte, und zugleich das beſte meiner Luſtſpiele, der Rehbock, iſt blos ein heiterer Scherz, der durchaus keine Veranlaſſung geben kann, ſittſame Frauen und Mädchen auf Irrwege zu führen. Gleich von der erſten Scene an iſt der Zuſchauer völlig von der Unſchuld der Situation unterrichtet, und das Komiſche, oder, wenn man will, das Zweideutige, liegt blos in der Unwiſſenheit der ſpielenden Perſonen. Ich freue mich, gehört zu haben, daß ſelbſt Göthe dieſes Luſtſpiel mit Wärme in Schutz genommen hat.

Aber geſetzt, es kämen in einiger meiner Stücke Stellen oder Situationen vor, welche eine allzuſchüchterne Sittſamkeit beleidigten, warum wird denn immer nur von dieſen ſeltenen Auswüchſen geſprochen? warum denn nie von den vielen meiner Werke, in welchen ich die Tugend im Allgemeinen, oder auch einzelne Tugenden auf das wärmſte empfohlen habe? — Ich nenne unter Andern die Verſöhnung (die würklich alte Feinde in Freunde verwandelt hat), das Kind der Liebe (das würklich einem hülfloſen Unglücklichen ſeinen Vater wiedergab), Ubaldo, falſche Schaam, die Verläumder, Lohn der Wahrheit, die Stricknadeln, die deutſche Hausfrau, den Brief aus Cadix, den Opfertod, das Epigramm, den Ruf, das Schreibepult ꝛc. ꝛc. Athmen ſie nicht Alle die reinſten Grundſätze der Moral? Wer hat ſie ſpielen ſehn ohne Erregung ſittſicher Gefühle? und warum erwähnt man ihrer nicht? — weil Haß und Neid nur das Böſe hervorklauben, das Gute verkleinern, am liebſten mit Stillſchweigen übergehn. Sie fühlen nicht, daß ſie auf dieſem Wege doch nichts gegen mich ausrichten, und nun ſeit einem Menſchen-Alter nichts ausgerichtet haben. Sie ſchämen ſich auch nicht, denn ſie ſchleichen verkappt in den Tagesblättern herum. Littera non erubescit. Wenn ſie aber einmal genöthigt würden, ſtatt eines Buchſtabens ihren Namen hinzuſchreiben, wie dann? —

Bisweilen hat mich auch wohl eine Art von Verdruß angewandelt, wenn ich las, und immer wieder leſen mußte, daß man mich mit Iffland zuſammenſtellte. Nicht als ob ich Ifflands Verdienſte nicht erkennte und ſchätzte, oder als ob es mich unrühmlich dünkte, meinen Namen neben dem Seinigen genannt zu hören; ſondern weil die Zuſammenſtellung durchaus falſch, der Charakter meiner Stücke und der ſeinigen durchaus verſchieden iſt. Iffland beſchränkte ſich allein auf Darſtellung häuslicher Verhältniſſe, und drehte ſich dabei in einem engen Kreiſe herum. Ich habe freilich auch mitunter häusliche Verhältniſſe geſchildert, aber in den wenigſten meiner Stücke, die bei weitem größere Zahl hat ganz andere Zwecke. Ich nenne zum Beiſpiel Octavia, den Schutzgeiſt, Rudolph von Habsburg, Guſtav Waſa, Bayard, Hugo Grotius, die Huſſiten vor Naumburg, Johanna von Montfaucon, die Kreuzfahrer, den Grafen von Burgund, Ubaldo, die Sonnenjungfrau, Rolla's Tod ꝛc. ꝛc. eine Gattung von Schauſpielen, welche Iffland hervorzubringen ſich nie geneigt fühlte. Eben ſo wenig hatte, oder zeigte er Talent für das eigentliche Luſtſpiel, und Stücke wie die deutſchen Kleinſtädter, die beiden Klingsberge, den Rehbock, den Wirrwarr, die Pagenſtreiche, u. ſ. w. hat er nie geſchrieben. Woher kommt es denn, daß man, um Dichter einer gewiſſen, ſehr beſchränkten Gattung anzudeuten, immer Kotzebue und Iffland zuſammenſtellt? — Das kommt daher, weil man eben dieſe Gattung gern als untergeordnet bezeichnet, und weil man eben ſo gern die Gelegenheit ergreift, alle meine Stücke in Bauſch und Bogen in eine untergeordnete Claſſe zu ſetzen.

In No. 228 der jenaiſchen Litteratur-Zeitung vom Jahre 1816 hat ein gewiſſer Herr T — a die Backen ſehr vollgenommen, alſo ſprechend:

„Herr v. Kotzebue hat durch ſeine dramatiſchen Arbeiten überhaupt und durch ſei-

„ne dramatiſchen Almanache insbeſondere, allbekanntlich, den Verfall der Darſtellungskunſt und der Bühne in Deutſchland herbeigeführt. Er iſt es, der durch ſeine Frivolitäten, durch glänzende, aber gehaltloſe Witzſpiele, durch Concetti's und Trivialitäten, ja nicht ſelten durch unanſtändige Zweideutigkeiten ſeinen beſonders kleineren Stücken für ein ungebildetes, oder zum Theil unſittliches Publikum einen ephemeren Reiz verlieh, der zwar die Theater-Caſſen augenblicklich füllte, aber den reinen Geſchmack, das wahre äſthetiſche Gefühl gänzlich ertödtete, und dieſen, ſo wie zugleich der dramatiſchen Kunſt und den Sitten, unheilbare Wunden ſchlug."

Das heißt doch wohl das Kind mit dem Bade verſchütten? — Ich will den geehrten Verfaſſer nicht daran erinnern, daß vier fremde Worte in einer einzigen Periode dem guten Geſchmacke eben nicht zuſagen, denn er könnte mir antworten: es ſey ſein Geſchmack und ſein Geſchmack ſey der einzig gute; ich will ihn blos verſichern, daß ſeine komiſche Tirade mir ein Lächeln entlockt hat. Wir wollen ſie doch ein wenig näher beleuchten.

Er ſetzt voraus, daß in Deutſchland die Darſtellungs-Kunſt und die Bühne in Verfall gerathen ſeyen. Dieſe Vorausſetzung muß vor allen Dingen bewieſen werden; denn wenn etwa der Verfall gar nicht da wäre, ſo konnte ich auch nicht Schuld daran ſeyn. Dieſer Verfall iſt nach ſeiner Meinung vorhanden, ſeitdem ich für die Bühne ſchreibe, alſo ſeit 1788. Worin beſteht er denn? hat es etwa ſeit den letzten 25 Jahren weniger gute Schauſpieler gegeben als vorher? — Das ich nicht wüßte. Schröder, Iffland, Fleck, Brockmann, eine Bethmann u. ſ. w. haben während dieſer Zeit geglänzt, und ſich vielfältig, beſonders in meinen Stücken ausgezeichnet. Auch jetzt noch glänzen Devrient, Wolf, Eßlair, Koch und viele mir unbekannte. Was will denn alſo der Kläger mit ſeinem Verfall der Darſtellungs-Kunſt? — In großer Menge haben die trefflichen Schauſpieler nie exiſtirt, am wenigſten vor meiner Zeit. Alſo muß ich den Kläger bitten, mit ſeinen Beweiſen hervorzurücken, und, wenn es ihm zu beweiſen gelingt, dann erſt ſtehen wir an der Frage: in wie weit ich es verſchuldet habe?

Eben ſo wenig, ſcheint es mir, habe die deutſche Bühne Rückſchritte gemacht, wenn von den Werken die Rede iſt, die für dieſelbe geſchrieben worden. Schiller, Collin, Iffland Müllner, und noch ſo manche Andere, haben ſie zu meiner

Theobald. Herzog Heinrich, der Löwe, von Braunſchweig.

Hugo. Gut. So weit iſt alles gut. — Umarme mich.

Theobald. (ihn umarmend) Und nun mein Vater —

Hugo. Halt! unſere Rechnung iſt noch nicht zu Ende. Wie lange iſt deine Mutter todt?

Theobald. Neun Jahr. Sie ſtarb in meinen Armen und ward begraben bey den Gebeinen unſerer Väter.

Hugo. (ſich wegwendend) Margarethe! — (zu Theobald) ſtarb ſie ſanft?

Theobald. Sanft und heiter — ihr Tod war wie ihr Leben — ſie ſegnete euch und mich — (ſehr bewegt) Vater — wollt ihr meine Wunden wieder aufreißen?

Hugo. Gut! — Wer gab dir Lehre und Unterricht in der Religion?

Theobald. Der Pater Bernhard des Prämonſtratenſerordens.

Zeit bereichert. Sie iſt vor meiner Zeit nie mehr bereichert worden, denn auch die guten Dichter ſind zu allen Zeiten ſelten. Wo iſt denn da Verfall? — Man hat das Wort jetzt ſehr oft im Munde, aber ich möchte kühn behaupten: man weiß gewöhnlich ſelbſt nicht, was man dabei denkt. Unſere Recenſenten loben immer das Vergangene, damit ſie nicht nöthig haben, das Gegenwärtige zu loben.

Das Einzige, was ſeit 25 oder 30 Jahren der deutſchen Bühne großen Schaden thut, das Einzige, was ihren Verfall würklich herbeiführt, ſind die Spektakel-Opern und Spektakel-Stücke. Dieſe verderben den reinen Geſchmack, verwöhnen das Publikum an ſinnliche Genüſſe; nöthigen die Direktionen zu ungeheuren Ausgaben; zwingen ſie, das eigentliche Schau- und Luſtſpiel zu vernachläſſigen und das Geld, womit ſie einen ausgezeichneten Schauſpieler hätten beſolden können, lieber an einen Menſchen zu wenden, der ſingen, aber nicht ſprechen und gewöhnlich auch nicht ſtehen und gehen kann. Ferner rauben die Opern und Spektakelſtücke ſo viele Zeit zum Einſtudiren und Einüben des Mechaniſchen, daß für die Kunſt-Proben zu wenig Zeit übrig bleibt. Man muß ſelbſt eine Bühne verwaltet haben, auf welcher fünf-, oder auch nur drey- und viermal wöchentlich geſpielt wurde, um zu wiſſen, wie oft man mit den Proben ins Gedränge kommt. Zum Einſtudiren einer neuen heutigen Oper heiſcht der Muſik-Director deren zwanzig bis dreißig, wobei nicht allein die eigentlichen Sänger gegenwärtig ſeyn müſſen, ſondern (wenn ich ein paar der größten Bühnen ausnehme) faſt immer das ganze Perſonal von nöthen iſt. Die Märſche der Statiſten, ihre Gefechte u. ſ. w. müſſen abermals häufig probirt werden, und nicht ſelten wird auch durch das Aufſtellen der Decorationen ein ganzer Morgen geraubt.

Um den Impressario vollends in angustia zu verſetzen, begehrt das Publikum jetzt faſt täglich etwas Neues, und beſucht auch gute Stücke, die aber ohne Spektakel ſind, höchſtens zwei oder dreimal. Wo ſoll da die Zeit herkommen, um der Kunſt zu geben, was ihr gehört? Auf ſolche Weiſe müſſen die Bühnen oft Fabrik-Arbeit liefern.

Mit dem innigſten Vergnügen erinnere ich mich der trefflichen Bühne zu Weimar in den Jahren 1771 und 72, unter Eckhofs Leitung. Die Zahl ihrer Mitglieder war kaum ein Dutzend; aber ſie gab vollendet Leiſtungs-Meiſterwerke, und Alles, was zu jener Zeit an Originalen oder Ueberſetzungen Gutes vorhanden war. Sie gab auch die Weiſſiſchen Operetten, die jeder Zuſchauer mitſingen konnte, und die, wenn ſie auch den wenigen Muſik-Kennern keinen ſo hohen Genuß gewährten, als unſere heutigen Opern, doch im Ganzen dem Publikum mehr Vergnügen machten. Sogar ein recht artiges Ballet war mit dieſer Geſellſchaft verbunden, und Alles das unterhielt die treffliche Herzogin Amalia blos auf eigne Koſten, das Publikum gab nichts dazu, die Billette wurden gratis vertheilt. Welcher Fürſt könnte jetzt dieſe edle Freigebigkeit nachahmen? — Was die Herzogin damals mit 12 oder 15000 Rthlr. beſtritt, würde jetzt, Dank ſey es den Opern und Spektakel-Stükken, fünf- oder ſechsmal mehr koſten; Eckhof würde, um die Jungfrau von Orleans zu beſetzen, ſeine Geſellſchaft verdreifachen müſſen, und doch keine Zeit haben, den Vorſtellungen jene Rundung und Vollendung zu verleihen, durch welche ſie damals ſich auszeichneten.

Mögten immerhin die jetzigen Sinnenſpiele ihr Weſen treiben, ſie würden der Kunſt unſchädlich ſeyn, wenn Deutſchland, wie Paris, verſchiedene Bühnen für verſchiedene Gattungen hätte. Dort bewahrt das theatre français das reine Luſt- und Trauerſpiel, die große Oper läßt trällern und tanzen, das theatre Feydeau giebt komiſche Opern, die Porte St. Martin Spektakel-Stücke u. ſ. w. Wir aber wollen Alles auf Einem Theater ſehen, und ſo haben wir denn auch Alles, aber nichts rechtes.

Wer iſt denn nun Schuld an dem Verfall, der durch dieſe Urſachen herbeigeführt wird? — Auch ich habe einige Spektakel-Stücke geſchrieben, aber hat Schiller es nicht gethan? — ich weiß, daß ſelbſt in Berlin Viele ſeine Jungfrau von Orleans nur beſuchen, um den prächtigen Krönungs-Zug zu ſehen.

Soll dieſem Unweſen geſteuert werden,

ſo iſt kein anderer Rath, als daß ein gebildetes Publikum ſich entſchließe, nicht drei oder vier ſchlechte Theater in Einem, ſondern nur Ein gutes Theater zu beſitzen; daß es dem Opern- und Spektakel-Wuſt entſage, und ſeinen Genuß auf Luſt-, Schau- und Trauerſpiel beſchränke. Dann darf es an die Direction die Forderung machen, daß jede Vorſtellung ihm wahren Kunſt-Genuß gewähre: dann wird es auch der Direction nicht an Zeit fehlen, den nöthigen Fleiß darauf zu wenden, und nicht an Mitteln, Künſtler, nicht Handwerker, zu bezahlen. So lange es aber bleibt wie jetzt, ſo lange werden wir Stück- und Flickwerk ſehn. Berlin müßte und könnte hier mit gutem Beiſpiel vorgehen; Berlin müßte ein zweytes Theater errichten, alle Sinnenſpiele auf daſſelbe verbannen, und ſeinen alten Muſentempel blos der dramatiſchen Kunſt widmen. Wien hat bereits etwas Aehnliches gethan, und wenn nicht andere Hinderniſſe im Wege ſtehn, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß Wien die kunſtgerechteſte Bühne in Deutſchland beſitzen werde.

Ich glaube bewieſen zu haben, daß weder der Dichter noch Schauſpieler den gerügten Verfall veranlaſſen, ſondern daß er einzig durch obige Urſachen herbeigeführt wird. Jetzt verleitet mich jener ſprudelnde Ausfall in der jenaiſchen Litteratur-Zeitung zu einem Wageſtück; ich will nämlich mich ſelbſt beurtheilen; ich will unterſuchen, welcher Rang mir als dramatiſcher Dichter gebührt. Dazu gehört erſtens der feſte Wille, keine Nachſicht gegen mich zu üben. Den glaube ich in meinem 56ſten Jahre erlangt zu haben. Zweitens die Betrachtung meiner Werke, als ob ſie fremde wären. Auch das glaube ich zu können, da die Meiſten derſelben, die ich in mehr als zwanzig Jahren weder geleſen noch ſpielen ſehe, mir würklich fremd geworden. Daß ich überhaupt ein Schauſpiel beurtheilen könne, bilde ich mir ein.

Ich habe einige hundert Schauſpiele geſchrieben; es iſt daher kein Wunder, wenn, wie unter den noch zahlreicheren Werken des Lopez de Vega, auch manches mittelmäßige oder wohl gar ſchlechte ſich befindet. Ich fange damit an, ein Drittel, oder wenigſtens ein Viertel meiner Schauſpiele zu perhorreſciren; ich mag ſie gar nicht geſchrieben haben, wenigſtens nicht ſo, wie ſie jetzt ſind, und ſollte ich jemals den günſtigen Augenblick finden, eine Sammlung meiner dramatiſchen Werke zu veranſtalten, ſo würden jene Verſtoßenen entweder gar nicht, oder doch in einer ganz andern Geſtalt in derſelben erſcheinen. Allein mich dünkt, wenn die übrig bleibenden das Verdammungs-Urtheil nicht zu theilen verdienen, ſo ſey das noch immer genug, um mir eine Ehrenſtelle unter Deutſchlands dramatiſchen Dichtern zu bewahren.

Welche Eigenſchaften Anſpruch auf dieſen Titel geben, will ich nach meiner Anſicht entwickeln. Die erſte iſt eine lebhafte Einbildungskraft. Dieſe beſitze ich, oder habe ſie doch beſeſſen. Durch ſie muß die Einbildungskraft des Zuſchauers erregt werden, ohne welche Erregung kein Stück ſich auf der Bühne erhalten kann. Man nehme zum Beiſpiel Göthe's natürliche Tochter (deren Vortrefflichkeit in anderer Hinſicht ich übrigens nicht bezweifeln will). Sie ermangelt des Zaubers der Einbildungskraft und wird nie auf der Bühne gefallen. Jener Zauber iſt es, durch den beſonders Shakeſpear noch jetzt herrſcht und, und bei veränderter Form, ewig herrſchen wird.

Ein Dichter, dem das Glück zu Theil werden ſoll, noch auf den Bühnen der Nachwelt zu erſcheinen, bedarf dazu keiner andern Eigenſchaft, als einer blühenden Einbildungskraft. Die Schöpfungen derſelben ſind die einzigen, die für die Bühne fortleben, wenn gleich ungeſtaltet. Man frage ſich nur, wodurch man an ein gutes Schauſpiel ſich gefeſſelt fühlt? Sind es nicht immer Bilder, die vor der Seele ſchweben? bewegliche Gemälde? — Gleichen ſie nicht ganz denen, die der Hiſtorien-Maler uns liefert? Der bei Zuſammenſetzung hiſtoriſcher Gemälde fürwahr auch ein dramatiſcher Dichter ſeyn muß. — Es giebt keine ſchöne Kunſt, die ſo die Einbildungskraft in Anſpruch nähme, als die dramatiſche. In dieſer beſteht ihr höchſter Genuß. Was der Verſtand, was die Sprache hinzufügen, ſind nur Hülfs-Künſte, nur Schmuck, welcher verwittert; ſie dienen nur der Form.

Hugo. Nicht gut! — Welche deiner Pflichten iſt dir die heiligſte?

Theobald. Mein Vater, darüber habe ich nie nachgedacht, ſie ſind mir alle heilig.

Hugo. Recht, mein Sohn. Aber nicht alle ſind gleich wichtig. Pflicht gegen Gott iſt die erſte Pflicht! dann die Ehre, dann die Liebe, dann die Kirche. Oder machſt du keinen Unterſchied zwiſchen Gott und der Kirche?

Theobald. Die Kirche iſt an Gottes Statt.

Hugo. Aber nicht immer Gottes Mund. — Höre mich, mein Sohn! vernimm und wäge meine Rede! ein ſechzigjähriger Greiß ſpricht mit Ruhe und Ueberzeugung am Rande des Grabes zu ſeinem einzigen geliebten Sohne, deſſen Glück ſein heiſſeſtes Gebet iſt. Heute oder morgen zerfällt meine Hütte, der Blick in die Gruft verträgt ſich nicht mit der Lüge auf der Zunge. — Hört mich, ihr Geiſter meiner Väter! euch ruf' ich zu Zeugen der

Doch eben die Wahl einer anſprechenden Form iſt das zweite Erforderniß eines guten dramatiſchen Dichters. Nur bilde er ſich nicht ein, durch die Form auf die Nachwelt zu kommen; denn ſie iſt der Mode unterworfen. Durch welche Verhältniſſe der Völker, unter ſich oder zu ihren Nachbarn, durch welche Geiſtes-Anlagen oder Ausbildungen, dieſe Mode entſteht und wechſelt, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen; genug es iſt ſo; und alle diejenigen dreſchen leeres Stroh, die uns veraltete Formen wieder aufdringen wollen, wären es auch griechiſche. Wir haben ja erlebt, wie es zum Beiſpiel mit den Chören gegangen, ſogar als Schiller ſie mit allem lyriſchen Prunk ausſtattete. Daſſelbe iſt den Formen Shakeſpears und Calderon's wiederfahren. Diejenigen, welche ſo eifrig darauf beſtehen, die Griechen, die Spanier, die Britten, nur in ihren alten Formen auf unſere Bühne zu bringen, bedenken nicht, wie viel Zeit und Mühe es ſie ſelbſt gekoſtet hat, ſich in dieſe Formen hinein zu ſtudiren, und ihnen Geſchmack abzugewinnen; ſie bedenken nicht, daß ſie gleichſam erſt Zeitgenoſſen von Shakeſpear und Calderone haben werden müſſen, und daß es ganz unmöglich iſt, ein Publikum in drei Stunden zu dem zu machen, worauf ſie ſelbſt Jahre verwandt haben; zumal wenn dieſes Publikum mit Recht fragt: warum es ſich an eine andere Form gewöhnen ſolle? da die jetzige in dieſem Augenblicke alles Erforderliche leiſtet?

Die dritte nothwendige Eigenſchaft eines guten dramatiſchen Dichters iſt Gedanken-Fülle, und die vierte, die Kunſt ſie kräftig auszudrücken, die Sprache; doch beide ſind gleichfalls der Veraltung unterworfen. Man würde ſehr irren, wenn man glaubte, gute Gedanken veralteten nicht. Ein ſchöner Gedanke, der heute ein ganzes Publikum electriſirt, wird nach hundert Jahren durch öfteres Wiederholen trivial. Als Hamlet zum Erſtenmal in London und auch bei uns die Worte ſprach: „Seyn oder nicht ſeyn, das iſt die Frage,“ da wurde das ganze Publikum mächtig ergriffen; jetzt gefallen ſie zwar noch, aber ſie erſchüttern nicht mehr. Man hat ſie zu oft gehört. Ich habe mit Fleiß jenen glänzenden Monolog gewählt; wenn das am grünen Holz geſchieht, was wird am dürren werden?

Allein noch weit mehr als die Gedanken ſteht die Sprache unter dem eiſernen Scepter der Zeit. Welche Umgeſtaltung haben wir in der unſrigen ſeit ein paar Menſchen-Altern erlebt! Und man glaube doch ja nicht, es werde dabei ſein Bewenden haben. So lange eine Sprache lebendig iſt, verändert ſie ſich auch, troß allen Academien, die ſich ſelbſt mit verändern. Was uns heute wohlklingend ſcheint, wird in hundert Jahren rauh und unbeholfen ſeyn und von unſern Enkeln geleſen werden, wie wir den Lohenſtein leſen.

Daraus ſcheint mir zu folgen, daß alle die jetzt vorhandenen Schauſpiele, deren Werth nur auf Form und Sprache beruht, in hundert Jahren, vielleicht noch viel eher, ganz verſchwunden ſeyn werden; diejenigen, die zugleich Gedanken-Fülle enthalten, werden allerdings länger beſtehen; aber man wird ſie auch nicht ſpielen, ſondern nur aus ihnen ſchöpfen. Nur diejenigen, welche einer lebendigen Einbildungs-Kraft ſich erfreuen, werden fortleben in ewige Zeiten. Aber auch nicht ſo, wie ſie jetzt ſind; man wird die Form ihnen abſtreifen, die Sprache umgeſtalten; kurz man wird ein neues Geſchöpf bilden, aber es beleben durch jenen unſterblichen Funken.

Nach meinem Gefühl war Schiller der größte Meiſter in der dramatiſchen Sprachkunſt. Etwas Kräftigeres, Gedieheneres kenne ich nicht. Weit weniger zeichnet er ſich durch neue Gedanken aus. Man ſtreife vielen der glänzendſten derſelben das Gewand der Sprache ab, und man hat ſie tauſendmal gehört. Alſo wird durch eine Eigenſchaft, die uns jetzt ſo ſehr entzückt, Schiller nicht auf die Bühnen der Nachwelt kommen, denn auch ſeine Sprache wird veralten. Man wird ihn leſen, vielleicht ſtudiren, aber nicht ſpielen; zumal da auch ſeine Formen zum Theil gar nicht geeignet ſind, eine lange Dauer zu verſprechen. Die meiſte Einbildungskraft hat er in den Räubern gezeigt, und darum werden die Räuber, obgleich in anderer

Hinſicht eines ſeiner ſchlechteſten Werke, doch nie untergehn, ſondern in veränderter Geſtalt noch Millionen unſerer Enkel ergötzen.

Jedermann führt das Sprüchwort im Munde: der Geſchmack iſt verſchieden; aber keiner will dem Andern einen verſchiedenen Geſchmack auch zugeſtehen, ſondern Jeder begehrt, der Andere ſoll den ſeinigen haben, und dies Begehren wird mit einer Heftigkeit, mit einer Intoleranz ausgeſprochen, die jedes rechtliche Gemüth empören.

Mich dünkt, man könne die Schauſpiele in verſchiedene Gattungen theilen, deren jede friedlich neben der Andern beſtehen kann, weil jede ihr Publikum finden wird. Wen der Wohllaut der Sprache entzückt, der höre Schillers Braut von Meſſina; wer in Gedanken ſchwelgen will, der höre

Göthe's natürliche Tochter; wen fremde Formen ergötzen, der ſehe den ſtandhaften Prinzen; wer in aufgeregter Einbildungskraft Genuß findet, der beſuche die Jungfrau von Orleans. Alle Gattungen ſind gut, wie ſchon Voltaire ſagte, die langweiligen ausgenommen.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß ich des Luſt- und Schauſpiels gar nicht gedenke; man wird vielleicht ſagen, der Witz, ein Hauptbeſtandtheil des Luſtſpiels, bilde eine eigne Gattung. Aber der Witz iſt ein Gedanken-Spiel, veraltet auch mit der Sprache, und Einfälle, über die wir vor funfzig Jahren uns krank gelacht hätten, entlocken jetzt uns kaum ein Lächeln. Man leſe z. B. Rabener. Viele ſeiner beſten Einfälle, die damals neu waren, ſind uns ſeitdem ſo oft, und in ſo mancherlei Formen wieder aufgetiſcht worden, daß ſie uns jetzt alltäglich vorkommen. Der Witz iſt folglich auch nur eine Hülfs-Kunſt, und Luſt und Schauſpiele empfangen ihr eigentliches Leben, wie alle übrigen, auch nur von der Einbildungskraft. Möge ein Luſtſpiel immerhin von Witz überſprudeln; wenn es keine Bilder vor die Seele ſchiebt, ſo wird es ſich doch nur ſo lange erhalten, als der Witz dem Publikum witzig vorkommt. Die Einbildungskraft hingegen braucht nicht zu fragen: „Ihr Zuſchauer, habt Ihr Euch verändert? redet Ihr noch dieſelbe Sprache? ergötzen Euch noch dieſelben Gedanken?“ denn die Menſchen beſitzen ſeit Adam immer dieſelbe Einbildungskraft, und wenn man nur verſteht, ſie zu erregen, finden wird man ſie gewiß.

Man pflegt auch Menſchen-Kenntniß zu den Erforderniſſen eines dramatiſchen Dichters zu zählen, weil er, wie man glaubt, nur durch dieſe in den Stand geſetzt werde, Charaktere treu zu zeichnen, den Gang der Leidenſchaften treu zu ſchildern, u. ſ. w. Allerdings iſt ſie unentbehrlich, aber ſie wird eben ſo wenig erworben, als die Einbildungskraft. Man hat mir oft das Kompliment gemacht, ich beſäße viel Menſchen-Kenntniß, müſſe die Menſchen fleißig beobachtet und ſtudirt haben, als wozu vermuthlich mein Schickſal, meine Lage mir häufige Gelegenheiten dargeboten hätten. Das iſt irrig. Zwar glaube ich ſelbſt, einen ziemlich hohen Grad von Menſchen-Kenntniß zu beſitzen, allein ich habe ſie nicht erlangt, ſie iſt mir angeboren, ich halte ſie für einen menſchlichen Inſtinkt, den Einer mehr, der Andere weniger, oft der Ungebildete, in höherem Grade beſitzt, als der Gebildete; einen Inſtinkt, den man allenfalls durch Uebung ſchärfen, aber nicht erwecken kann, wem die Natur ihn verſagte. Sein Element, oder ſeine Quelle, iſt auch die Einbildungskraft, ſie, die eine eigne Welt in ſich trägt, und ohne fremde Hülfe ihre Geſchöpfe richtig zeichnet, ja, die wohl gerade dann, wenn fremde Hülfe ſich ihr aufdringt, ihre Zeichnungen verhunzt, wie mir ſelbſt bisweilen wiederfahren iſt. Der roheſte Menſch, mit Einbildungskraft begabt, ſo wenig er auch ſonſt mit der Außenwelt in Berührung gekommen ſeyn mag, wird in der Noth gewiß die rechten Worte und Geberden wählen, um diejenigen zu gewinnen, die ihm helfen, oder die ihn ſchonen können, wenn er auch nie zuvor in einer ähnlichen Situation ſich befand, oder ſie bei Andern beobachtet hatte, denn ſeine Einbildungskraft zeigt ihm auf der Stelle in einem *Gemälde* das, was ihm eben wiederfährt; und was geſchehen muß, welche Stellung in dieſer Gruppe er ſelbſt annehmen muß, um die übrigen Perſonen derſelben zu ſeinem Vortheil zu gruppiren.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie

Wahrheit! berührt mich eiskalt und haucht mich giftig an, wenn ich dieſem letzten Sproſſen eures Stammes verderbliche Dinge ins Herz rede, (Er kniet nieder) und du ewiges Weſen, das ich verehre! nimm das Bittere dieſer Stunde und wälze es auf meine Todesſtunde! Dank dir, daß du mich ihn finden ließeſt, als einen braven Ritter, als einen guten Sohn, aber laß mich ihn auch finden unerſchütterlich ſtandhaft, ſo viel Herz als Muth, Eiſen gegen Vorurtheil, Wachs gegen Liebe und Ehre! (er ſteht auf)

Theobald. Eure Reden, Vater —

Hugo. Mein Sohn! es ſind nun dreyhundert Jahr und drüber, als Hans der Wulfinger dieſe Burg erbaute. Er war der erſte unſers Geſchlechts, dem ſeine eigene Tapferkeit das ritterliche Schwerdt um die Lenden gürtete. Kaiſer Konrad der Erſte ſchlug ihn im Jahr 912 zum Ritter, auf demſelben Schlachtfeld, wo gegen die Ungarn ſein Blut fürs Vaterland gefloſſen war. Er ehlichte

Wulfes doch zugegangen, daß ich häufig in meinen Stücken Böſewichter mit treffenden Zügen geſchildert habe. Ich ſelbſt bin kein Böſewicht, und habe Gott ſey Dank auch in meinem Leben nur wenige Böſewichter gekannt, noch weniger ſie beobachtet. Folglich hat nur jener geiſtliche Inſtinkt mir den Pinſel geliehen. Daſſelbe gilt von Helden-Rollen, und noch von ſo manchen andern, die ich im Leben weder geſpielt noch ſtudirt habe. Ich mögte wiſſen, ob ein Mahler, der den Satan abbildet, oder irgend ein anderes Ideal, die Züge deſſelben aus Beobachtungen ſchöpft? oder ob nicht vielmehr ihm, wie dem Dichter, die Einbildungskraft dieſe Züge liefern müſſe?

Alle dieſe fragmentariſchen Betrachtungen mußte ich vorausſenden, um ein Urtheil über mich ſelbſt, als dramatiſchen Dichter, zu begründen.

Ich habe es ſchon geſagt: ich glaube, daß die Natur mir ein reiches Maaß von Einbildungskraft beſchieden hat. In den meiſten meiner Schauſpiele iſt ſie unverkennbar. Darum bin ich überzeugt, wenn in funfzig Jahren auch kein einziges mehr davon geſpielt werden ſollte, ſo werden doch die Dichter der Nachwelt noch oft meine Pläne benutzen, öfter noch einzelne Situationen heraus heben, und ihr Publikum dadurch vergnügen. Der Probierſtein in dieſer Hinſicht iſt: man entkleide ein Schauſpiel von ſeiner Form und Sprache, man faſſe es in eine kurze Erzählung, und wenn auch dann noch, in ſolcher Skizze, die Einbildungskraft des Zuhörers ein ergreifendes Bild erfaßt, ſo wird dieſes Schauſpiel nicht untergehn. So iſt's mit Hamlet, Lear Macbeth u. ſ. w. So iſt's auch mit vielen der Meinigen, doch bei weitem nicht mit Allen. Wohl aber möchten in jedem (das perhorreſcirte Drittel oder Viertel ausgenommen) ſich wenigſtens Situationen finden, die jene Probe nicht ſcheuen dürfen, und mehr kann ein Unbefangener ja nicht einmal von Schiller behaupten. Man verſuche es einmal, ſeiner mit Recht geprieſenen Jungfrau, nicht einmal die Form, nur die Sprache abzuſtreifen, ſo wird ſie der Einbildungskraft des Zuhörers kein ganzes Gemälde, ſondern nur viele einzelne, zum Theil recht ſchöne Gruppen liefern, die er aber nicht in ein Ganzes zu ordnen vermag, nicht mit Einem Blicke faſſen kann, und darum unbefriedigt bleibt. Hingegen liefert Müllner's Schuld ein ſolches Gemälde, ſein Yngurd weniger. Was die Form meiner Schauſpiele betrifft, ſo mag ſie freilich nur in unſere Zeit paſſen. Ich ſchmeichle mir nicht im mindeſten mit der Hoffnung, daß dieſe Form ſich lange erhalten werde. Daß ſie aber jetzt anſprechend war, hat der allgemeine Beifall bewieſen.

Die Expoſition iſt meiſtens gut; ich habe dieſe Kunſt an Leſſings Werken ſtudirt. Die meiſterhafteſte Expoſition, die ich kenne, iſt die der Emilia Galotti. Jeder junge dramatiſche Dichter ſollte ſie zu einem beſonderen Studium wählen.

Die Verkettung der Scenen iſt in meinen Schauſpielen oft fehlerhaft, und es giebt wenige derſelben, in welchen nicht langweilige, oder müſſige Scenen vorkämen. Auch iſt, beſonders in den früheren, der Wechſel des Komiſchen mit dem Tragiſchen oft viel zu grell. Auch Shakeſpear hatte dieſen Fehler, den man nicht nachahmen ſollte.

Die Charakter-Zeichnung iſt richtig, ſo lange mir der Witz keinen Streich geſpielt hat. Aber leider iſt mir oft wiederfahren, daß ich einen witzigen Einfall nicht habe unterdrücken können, wenn er auch in dem Munde deſſen, der ihn ſagen mußte, gar nicht an ſeiner rechten Stelle war, folglich die Charakter-Zeichnung verdarb. Ich erkenne daher den Vorwurf als gerecht, daß nicht ſelten aus meinen Perſonen der Verfaſſer ſpricht.

Den Witz geſtehen mir ſogar meine Feinde zu. Schade nur, daß ich ihn nicht für Gedanken-Fülle geltend machen kann, denn er iſt nur ein Gedanken-Spiel. An jener ſind meine Schauſpiele, wenn nicht arm, doch auch nicht reich. Die früheren widerſtehen bisweilen durch Empfindelei; vor dreiſſig Jahren eine Seuche, die auch mich angeſteckt hatte.

In Kraft und Gediegenheit der Sprache ſtehe ich Schillern und Andern weit nach, ſelbſt in der Octavia und im Schutzgeiſt, auf welche ich in dieſer Hinſicht den meiſten

Fleiß verwandt habe. Ich weiß wohl, daß, um den Zuſchauer das größtmögliche Vergnügen durch die Sprache zu gewähren, man die größtmögliche Anzahl von Gedanken in die wenigſtmöglichen Worte wohlklingend einzwängen muß, weil der Zuhörer unbewußt um ſo höheren Genuß empfindet, je kürzer der Zeitraum iſt, in welchem er ihm dargeboten wird, denn der Geiſt will immerfort in Thätigkeit bleiben, und je ununterbrochener dieſe Thätigkeit iſt, je behaglicher fühlt er ſich. Darum widerſtehen ihm die wäßrigen, mit Flickworten überladenen Jamben ſo ſehr, und darum iſt ein Jambe nur dann vortrefflich, wenn man von ſeinen fünf Füßen keinen wegſtreichen kann, ohne den Gedanken unvollkommner zu machen. Das hat Schiller ſehr gut gefühlt, und lieber häufig einen holprigten, ſchlecht oder gar nicht ſkandirten Jamben mit unterlaufen laſſen, ehe er ſich entſchloß, die Zeit zu verlängern, in welcher er dem Zuhörer den Gedanken vor die Seele ſchieben wollte.

Wie geſagt, er war Meiſter in dieſer Kunſt, und ich habe vergebens geſtrebt ihm zu erreichen. Auch ſcheint es mir, daß Müllner mich darin übertreffe, nicht aber der viel zu hoch geprieſene Collin u. ſ. w. Meine Proſa möchte eher ſich mit jeder andern meſſen dürfen, und im Dialogiſiren iſt mir keiner überlegen.

So habe ich denn das Urtheil über mich ſelbſt kühn ausgeſprochen. Ich ſtelle mir vor, daß meine Feinde es leſen, und meine, wenn ſie ehrlich ſind, ſo werden ſie ſich ſelbſt geſtehen müſſen, daß ich Recht habe, auch in dem, was ich an mir für lobenswerth halte. Freilich, wenn ich den wackern Herrn D—a höre, ſo beſtehen meine Stücke blos aus Frivolitäten, Concetti's, Trivialitäten und Zweideutigkeiten; aber ich denke, wenn das wahr wäre, ſo würden die europäiſchen Nationen doch nicht ſammt und ſonders Gefallen daran finden? Nicht Eines, ſondern viele, und faſt alle meine Schauſpiele ſind in das Engliſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Italieniſche, Ruſſiſche, Schwediſche, Däniſche, Polniſche, manche in das Spaniſche, Portugiſiſche, Ungariſche, Böhmiſche und Eins ſogar in's Neugriechiſche überſetzt. Nun bitte ich den braven Herrn T — a mir zu ſagen, ob es wohl denkbar ſey, daß alle dieſe Nationen durch deutſche Frivolitäten hingeriſſen werden, daß alle dieſe Nationen an deutſchen Concetti's und gehaltloſen Witzſpielen Geſchmack finden, die ohnehin ſich ſelten überſetzen laſſen? daß alle dieſe Nationen Zweideutigkeiten lieben? daß das Publikum jeder dieſer Nationen ungebildet, oder zum Theil unſittlich ſey? — Sollte ich nicht vielmehr ganz Recht haben, wenn ich mir einbilde, daß der Beifall, welchen meine Stücke in Madrid wie in Boſton, in Paris wie in Moskau eingeerndtet, blos dem Umſtande zu verdanken ſey, daß ſie durch lebhafte Einbildungskraft wiederum die Einbildungskraft aller Völker erregen? —

Fremde Nationen ſind für den Dichter ſchon eine Art von Nachwelt; denn in der Fremde wird ſeinen Werken die Sprache, und zum Theil auch die Form abgeſtreift; der Ueberſetzer behält nur dasjenige bei, wovon er weiß, daß es auf ſein Publikum würken werde: die lebendigen Gemählde, die, gleich den Schöpfungen des Mahlers, jede Nation verſteht und fühlt. Darum hat Schiller in Ueberſetzungen weniger Glück gemacht als ich; man hat ihm die Sprache und mit ihr den größten Reiz ſeiner Dichtungen genommen.

Sollte es wohl überhaupt möglich ſeyn, durch Frivolitäten, Trivialitäten u. ſ. w. ein Publikum ein ganzes Menſchen-Alter hindurch zu feſſeln? — Zwar verſichert der wackere Herr T—a, meine Stücke hätten nur einen ephemeren Reiz. Es kommt freilich darauf an, was er ephemer zu nennen beliebt? in Gottes Augen iſt ein Jahrtauſend ephemer; wir arme Sterbliche hingegen haben bisher uns eingebildet, daß die Werke eines Dichters, die ſeit dreißig Jahren auf allen Bühnen gern geſehn werden, doch wohl nicht zu den ephemeren gezählt werden können. Der ehrliche Herr T—a nehme nur einmal die Repertoirs der deutſchen Bühne zur Hand, die der Herr Hofrath Winkler in Dreſden monatlich heraus giebt, und zähle, wie viele meiner alten und neuen Stücke monatlich in Deutſchland geſpielt worden ſind; er wird genöthigt ſeyn ein unwilliges Erſtaunen zu äußern.

Wulfhild von Sickingen, und nannte aus Liebe zu ihr dieſe Burg Wulfingen. Er ward erſchlagen in einer Fehde über eine Bildſäule des heiligen Paulus, die ihm die Wappenheimer heimlich entwenden laſſen. — Dieſer ſein Sohn (er zeigt auf das zweyte Bild) Elbert der Wulfinger, ward beſchuldigt einen Grafen Balduin erſchlagen zu haben. Er mußte ins Gottesgericht, ſeine Unſchuld mit dem Schwerdte zu erweiſen. Er blieb, aber ſein letzter Hauch betheuerte falſche boshafte Anklage. — (Auf das dritte Bild deutend) Sein Sohn, Maximilian der Wulfinger, behauptete bey einem fröhlichen Gaſtgebot, das wunderthätige Marienbild zu Emmerich ſey ein frommer Betrug, und ward auf Anſtiften der Pfaffen gemeuchelmordet. (Auf das vierte Bild deutend) Sein Sohn, Heinrich der Wulfinger, nicht weiſe gemacht durch das Beyſpiel ſeiner Väter, wagte es einige unbedeutende Worte gegen das päbſtliche Anſehen zu ſprechen, ward in den Bann gethan, Ach! das iſt ja eben meine Unglück. wenn ich vergeſſen wäre, ſo würden die Herrn mich wohl zufrieden laſſen. Aber, daß ich ihnen ſelbſt noch immer im Wege ſtehe, das iſt mir nicht zu verzeihen. Ich mögte wetten, daß auch Herr T—a ſich als dramatiſcher Dichter verſucht, und das Publikum ſeine Werke nicht mit Entzücken aufgenommen hat; was kann er anders glauben, als daß die dramatiſche Kunſt in Verfall gerathen iſt? Und an wem kann er ſich rächen: „am Publikum? das geht nicht. Aber an mir,“ das iſt leichter. Friſch die Feder in Galle getaucht! —

Wenn Herr T—a die Güte haben wollte, ſich zu nennen, ſo würde das ohne Zweifel von großem Nutzen ſeyn. Er bedenke doch nur, daß Niemandem zugemuthet werden kann, einem Ungenannten auf ſein Wort zu glauben, wenn er mit Einem Federſtriche ein paar hundert Werke vernichtet, die dem

Publikum ſo oft Vergnügen gewährt haben und noch gewähren; zumal in einer Litteratur-Zeitung, wie die jenaiſche, die in dieſem Fache ſo viele ſeichte, und faſt immer partheyiſche Urtheile liefert. Allein wenn Herr T — a ſich nennt, ſo wird ohne Zweifel ein großer Nahme, durch allgemein geſchätzte Werke gewonnen, dem Publikum imponiren, und er folglich ſeinen Zweck weit ſicherer erreichen. Es iſt ihm doch wohl ehrlich darum zu thun, den Verfall der dramatiſchen Kunſt, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, zu hemmen? Das kann aber nicht geſchehen durch eine unbekannte Stimme, die aus einem finſtern Winkel ſchreit. Er trete hervor an's Licht! Im Namen des Publikums und in dem meinigen erſuche ich ihn höflichſt darum, und verſpreche, ihn ſo ehrerbietig zu empfangen, wie es einem Manne von ſo anerkannten Verdienſten geziemt. Sollte er dieſe freundliche Einladung nicht achten, ſo wollte er bedenken, daß es mir und dem Publikum nicht zu verargen wäre, wenn wir im Stillen die Vermuthung hegten, daß sein Herz, wie ſeine Feder nicht rein und lauter ſeyen.

Dann würde ich ihn auch fragen: wo die unheilbaren Wunden ſind, die ich den Sitten geſchlagen? — Wenn ich den heilloſen Einfluß ausnehme, den die franzöſiſchen Greuel ſeit 25 Jahren auf unſere Sitten gehabt, ſo wüßte ich nicht, daß ſie jetzt mehr Wunden an ſich trügen, als zu der Zeit, da ich zu ſchreiben begann.

Dann würde ich ihn auch fragen: woher er denn weiß, daß ich meine Stücke meiſt aus Canevas des théatre italien zuſammen getragen habe? indem, ſoviel mir bewußt, auch nicht ein einziges ſein Daſeyn dieſem verdankt.

Dann würde ich überhaupt ihn bitten, mich nicht durch allgemeine Andeutungen zu ſchonen, ſondern nur die Beweiſe derb in's Geſicht zu ſagen, nehmlich: Da haſt du eine Trivialität, dort eine Frivolität in jedem deiner Stücke dir zu Schulden kommen laſſen. Gewiß fühlt der wackere Herr T — a ſo gut als ich, wie viel ſeine Behauptungen dabei gewinnen werden, und wenn es ihm auch nicht gelingen ſollte, mich zu beſſern, ſo wird er doch das Publikum dadurch überzeugen, daß er nicht etwa aus Scheelſucht blos ins Gelag hinein geſchwazt hat; ein Argwohn, der ſich um ſo leichter des Leſers bemächtigen könnte, da die hochbelobte Recenſion nicht einmal Eines meiner Werke betrift, ſondern Müllners Almanach für Privatbühnen, und ich nur bei den Haaren herbeigezogen werde. Die Abſicht iſt offenbar, Müllners Almanach auf Koſten des meinigen zu erheben und wie der edle Herr T—a ſich ſehr fein ausdrückt, „die Kotzebueſchen Poſſen und ſentimentalen Farcen zu verdrängen.“

Ich kenne und ſchätze Herrn Doctor Müllner genug, um überzeugt zu ſeyn, daß es ihm ſelbſt nicht angenehm iſt, auf Koſten eines ältern Dichters gelobt zu werden, dem er ſelbſt freundliche Beweiſe von Achtung gegeben. Er bedarf ſolcher Künſte nicht; unſere Almanache können ſehr gut neben einander beſtehen. Der meinige hat ſeit vierzehn Jahren vielen Tauſend Privatgeſellſchaften angenehme Stunden gewährt. Ich wünſche aufrichtig, und zweifle auch nicht daran, daß es Herrn Docter Müllner gelingen werde, ſein Publikum eben ſo lange zu feſſeln. Daß der meinige unter mehr als 80 Kleinigkeiten auch viele mißlungene enthält, will ich gar nicht beſtreiten; allein mit aller Achtung für Herrn Müllners Verdienſte, glaube ich doch, daß es ihm nicht beſſer gehn werde. Die Muſen ſind auch ihren Lieblingen nicht immer günſtig.

Ich wünſche ihm auch ferner von Herzen, daß er immer ſo milde beurtheilt werden möge, als hier geſchehen. Herr T — a nehmlich äußert: „natürlich dürfe bei ſolchen Kleinigkeiten die Kritik es weder mit der Wahrſcheinlichkeit und Charakter-Zeichnung und Haltung, alſo den Materialien, noch auch mit der Form, dem Versbau u. ſ. w. ſo genau nehmen.“

Was gilt die Wette, wenn von mir die Rede wäre, ſo würde es ſehr genau mit allen dieſen genommen haben. Transeat cum caeteris.

Daſſelbe Blatt enthält auch eine Recenſion meines diesjährigen dramatiſchen- und Opern-Almanachs, aber nicht von Herrn T — a, ſondern von Herrn T — z, der augenſcheinlich ein Anderer iſt, denn er wüthet wenigſtens nicht ſo. Freilich tadelt er mich auch mit vieler Bitterkeit; denn mein Lob iſt nur im Munde des Publikums, nicht in den öffentlichen Blättern, die es immer für eine Art von Pflicht halten, ſich dem Geſchmacke des Publikums, er ſey, welcher er wolle, zu opponiren, wäre es auch nur um eine andere, wenn gleich ſelten eine eigene Meinung zu haben. Das Publikum iſt gleichſam der Miniſter im Parlament, die critiſchen Blätter ſind die Oppoſitions-Parthei, der Miniſter darf nur den Mund aufthun, ſo iſt er ſicher, widerſprochen zu werden.

Nun, dieſer Herr T — z hat gefunden, „daß ich Witz und Effect auf Koſten der Wahrheit und Natur hervorbringe.“ Das mag in manchen Fällen nicht ganz ohne Grund ſeyn. Ich habe bereits geſtanden, daß mein Witz nicht ſelten am unrechten Orte ſteht. Was den Effect betrifft, ſo iſt er eine Wirkung der Einbildungskraft, folglich ein Verdienſt des dramatiſchen Dichters. Ein

Schauſpiel, das keinen Effect macht, iſt ein ſchlechtes Schauſpiel. Daß ich aber auf Koſten der Wahrheit und Natur ihn hervorbringe, iſt eine Behauptung, die auf Koſten der Wahrheit geſchrieben iſt. Alle die effectvollſten Situationen in meinen Schauſpielen ſind aus der Natur geſchöpft. Ich behaupte ſogar, daß, ohne Natur und Wahrheit, ſich gar kein Effect hervorbringen laſſe, und fodere Herrn T — z auf, mir das Gegentheil durch ein Beiſpiel zu beweiſen. Er ſieht es ja gleich an meinen Beſtohlenen, die er, wie ich vermuthe, mit Recht getadelt hat. Er ſagt, ſie enthalten Uebertreibungen und Unnatürlichkeiten. Ich will dem nicht widerſprechen, denn — ſie machen keinen Effect; ſie werden nirgend auf die Bühne gebracht. Ein trefflicher Beweis, daß es keiner Recenſion bedarf, um ein mißlungenes Stück von der Bühne zu verdrängen, eben ſo wenig als die von T — a bis

T—z ein gelungenes Stück dadurch verdrängen werden.

Was der Letztere von den übrigen Kleinigkeiten ſagt, hat mir ſeicht geſchienen, und ich übergehe es mit Stillſchweigen. Nur Einer Floſkel muß ich noch erwähnen, die ich gewöhnlich in allen Beurtheilungen meiner Schriften wieder finde, nämlich der Floſkel: „wenn der Verfaſſer mehr Fleiß darauf verwenden wollte.“

Es iſt wahr, daß ich in jüngern Jahren mich der Feile zu wenig bedient, und daß ich immer lieber ein neues Stück geſchrieben, als ein fertiges gefeilt; denn der Trieb, hervorzubringen, war damals mächtiger, als der Trieb, zu gefallen. Aber ſchon ſehr lange iſt es nicht mehr ſo. Ich arbeite und feile mit großem Fleiße, und, wenn es mir nicht gelingt, ſo liegt am Fleiße nicht die Schuld. Ich muß daher meine Beurtheiler bitten, zu allen den Artigkeiten, die ſie mir zu ſagen pflegen, künftig auch die noch hinzuzufügen, daß ich trotz eines angeſtrengten Fleißes, nichts Gutes zu machen verſtehe.

Es möchte hier der Ort ſeyn, in Kürze zu erzählen, auf welche Weiſe ich meine Schauſpiele hervorbringe. Werde ich von einer Idee ergriffen, ſo erfinde ich vor allen Dingen eine Fabel, die ihr zum Grunde dienen könne. Das geſchieht auf einſamen Spaziergängen. Iſt die Fabel in meiner Einbildungskraft vollendet, ſo ſchreibe ich ſie nieder als eine kurze Erzählung, und ſo liegt ſie oft Jahre lang unter meinen Papieren. Will ich ſie endlich ausarbeiten, ſo theile ich ſie zuerſt in Akte, und faſſe abermals jeden Akt in eine kurze Erzählung. Iſt das geſchehen, ſo theile ich, auf einen dritten Bogen, die Akte in Scenen, und bezeichne genau den Inhalt jeder Scene. Nun fange ich an zu dialogiſiren, und zwar arbeite ich than, von Kindern und Freunden verlaſſen, und ſtarb für Gram. (Auf das fünfte Bild) Sein Sohn Albert, der Wulfinger, furchtſam und ſchwach durch Mönchserziehung und Beyſpiel ſeiner Väter, ſchenkte ſein halbes Vermögen an die Pfaffen, belehnte die Kirche mit Wulfingens beſten Ländereyen, ſtarb mit einer Reliquie in der Hand, und wäre beynahe zum Heiligen gemacht worden. (Auf das ſechſte Bild) Sein Sohn, Hermann, der Wulfinger, zog mit gegen die Heiden, um ſie zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. Sein Herz ſpielte ihm einen Streich, er verliebte ſich in eine ſchöne Heidinn, und mußte ſie verlaſſen, weil ſie treu blieb am Götzendienſt ihrer Väter. Er vermählte ſich mit Marien von Simmern, die ihm einen Sohn gebahr, aber den Verluſt der guten Heidinn nicht erſetzte. Er erlangte ein ſieches, unzufriednes Alter und ſtarb. (Auf das ſiebente Bild) Mein Großvater, Otto der Wulfinger, wurde wegen alten heimlichen Grolls von drey Buben

des

die wichtigſten Scenen zuerſt aus, ſie mögen im erſten oder letztern Akte ſich befinden; oder ich wähle auch ſolche, die eben meiner Laune angemeſſen ſind, denn durch die getroffene Eintheilung, paſſen ſie doch am Ende alle zuſammen.

Den erſten Entwurf ſchreibe ich ſehr klein mit Abbreviaturen, faſt ſo ſchnell als meine Gedanken eilen, ſo geht mir nichts verloren. Aber freilich kann ſolche Entwürfe Niemand leſen als ich. Daher bin ich genöthigt, ſie ſelbſt abzuſchreiben, und dieſes langſame Abſchreiben, iſt der erſten Feile ſehr erſprießlich. Nun bleibt das Stück ſo lange liegen, bis es mir wieder etwas fremd geworden, dann empfängt es die zweite Feile. Bin ich nun ſo glücklich, es einem geſchmackvollen Freunde vorleſen zu dürfen, ſo gibt das erwünſchte Gelegenheit zu der dritten Feile, und nun ſtoße ich das Kind hinaus in die Welt. Man ſieht, daß, wenn es ungerathen iſt, es wenigſtens nicht an meinem Fleiße lag.

Noch weit ängſtlicher geh' ich zu Werke, wenn ich in Verſen ſchreibe, daher mir auch der Vorwurf des Herrn T—z, „den Alexandrinern (im Ruf) wäre hin und wieder mehr Sorgfalt zu wünſchen,“ höchſt ungegründet ſcheint. Ich erinnere mich, daß mir derſelbe Vorwurf ſogar einmal irgendwo in Betreff meines Schutzgeiſtes gemacht worden iſt. Aber wenn in einem Werke von mehreren tauſend Verſen auch würklich hie und da eine tadelnswerthe Zeile mitunterliefe, (wie ſogar bei Schiller oft geſchieht) ſoll man deshalb im Allgemeinen ſagen: den Verſen ſey mehr Sorgfalt zu wünſchen? Hätte man nicht bekennen ſollen, der Schutzgeiſt, wie der Ruf, ſeyen im Ganzen ſehr gut verſificirt? (denn das ſind ſie würklich) und wenn man ja ſich gedrungen fühlte, jede kleine Nachläſſigkeit herauszuheben, hätte man nicht die Stellen wörtlich anführen ſollen? man würde dazu fürwahr nicht viel Papier verbraucht haben. Allein durch eine unbewieſene Floskel den Leſer glauben machen wollen, indem man über das Ganze mit Fleiß kein Wort verliert, der Versbau ſey im Ganzen vernachläſſigt; das ſollte kein ehrlicher Recenſent ſich zu Schulden kommen laſſen.

Ich habe mich ausgeſprochen, und was ich hier, bei Gelegenheit zweier Recenſionen, geſagt, diene zur Antwort auf Tauſend ſchon vergeſſene, und auf Tauſend, die noch kommen werden. Dem Publikum aber meinen freundlichen Dank dafür, daß es noch immer, nicht blos in Schillers Lorbeer-Hainen, ſondern auch auf meinen Wieſen gern ſpazieren geht, wenn auch nicht alle Blumen ihm Wohlgeruch duften.

Woher kommt es, daß ich ſo viele Feinde habe?

Woher kommt es, daß ich ſo viele Feinde habe?

(nämlich im Publikum, und ſolche, die mich entweder gar nicht oder doch kaum perſönlich kennen, denn von Feinden, die man ſich, mit und ohne Schuld, in verſchiedenen Verhältniſſen des Privatlebens macht, iſt hier nicht eigentlich die Rede.)

Schon lange habe ich für nöthig erachtet, dieſe Betrachtung anzuſtellen, um mit mir ſelbſt darüber aufs Reine zu kommen und manches, was nur dunkel in meiner Seele liegt, mir wahr und klar zu machen. Manches kann ich vielleicht an mir noch beſſern, und über manches werde ich mich beruhigen, wenn ich ſehe, daß es unvermeidlich iſt.

Daß ich ſelbſt Veranlaſſung gebe, mich zu haſſen, daran darf ich nicht zweifeln, denn ohne Urſache haßt man Niemand; allein es iſt noch ein großer Unterſchied zwiſchen Veranlaſſung und Schuld. Ich muß alſo fragen: welche ſind die Veranlaſſungen? und in wie fern habe ich ſie verſchuldet?

Dieſer zwiefachen Unterſuchung wird aber wohl eine andere vorher gehen müſſen, nämlich: wer ſind die, die mich haſſen?

Erſtens. Ein großer Theil der Schriftſteller, beſonders der jüngeren.

Zweitens. An den Orten, wo ich gelebt habe, ein großer Theil derjenigen, die gern den Ton angeben und eiferſüchtig auf ein gewiſſes Anſehn im Publikum ſind.

Drittens. Alle Myſtiker, Frömmlinge, Schwärmer für das Mittelalter und deren

Poeſie, blinde Anbeter von Göthe, kurz alle die, welche ſich höhere, feinere, ſittlichere Gefühle zutrauen und mich für das halten, was ſie eine gemeine Natur nennen.

Viertens. Alle Buonapartianer.

Nun zur Unterſuchung! Warum haſſen mich ſo viele Schriftſteller? Als ich zuerſt als Schauſpiel-Dichter auftrat, war es nicht ſo. Alle öffentlichen Blätter wiederhallten von meinem Lobe; man erkannte mich für ein Genie; die jenaiſche, damals noch junge, Litteratur-Zeitung ſetzte meinen Namen ſogar unter die der klaſſiſchen Dichter. Es mochten ſich wohl auch ſchon damals Manche über meine Erfolge ärgern, aber keiner wagte mich anzugreifen: denn in den Kämpfen der Litteratur will keiner gern auf einen ſchon berühmten Mann zuerſt zuſchlagen aus Furcht allein zu ſtehen; hat aber nur erſt

Einer von Bedeutung das Signal gegeben, ſo ſtürzen ſie alle herzu und hauen freudig darauf los, weil der Inſtinkt ſie treibt, Alles anzufeinden, was die Aufmerkſamkeit des Publikums von ihnen ſelbſt ableiten könnte. Ich glaube in der That, daß, wenn ich damals nicht die unverzeihliche Unbeſonnenheit begangen hätte, den Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn zu ſchreiben, ich noch jetzt ein von allen Recenſenten gefeierter Dichter ſeyn würde. Aber dieſe ſtrafbare Uebereilung (deren Veranlaſſung mich wohl entſchuldigt, aber nicht rechtfertigt) brachte auf einmal nicht allein alle die Männer gegen mich auf, die ich ſo ſkurilliſch namentlich angegriffen hatte, ſondern überhaupt alle Feinde des Herrn Hofrath Zimmermann, und zuletzt auch ſeine Freunde, da ich mich nicht entſchließen konnte, des Doctor Marquardt ſchwere Mitſchuld an der Sache zu verſchweigen. Dieſe Schrift iſt die Wurzel alles öffentlichen Haſſes, und zugleich aller ungerechten litterāriſchen Angriffe gegen mich. Man hielt mich für einen ſchlechten Menſchen, man nahm alſo ſchon Alles, was ich nachher ſchrieb, mit dieſem Vorurtheil in die Hand, man miſchte überall meine Perſönlichkeit ein und das gehäſſige Urtheil über dieſe würkte, vielleicht bei Vielen unbewußt, auf ihre Anſicht meiner Geiſtes-Produkte. Das iſt ſehr natürlich, das hab' ich ſelbſt verſchuldet und muß die Folgen dieſes Einen Fehltritts tragen bis an meinen Tod.

Ich meine aber doch, daß ich auch einen großen Vortheil aus dieſer traurigen Kataſtrophe meines Lebens gezogen habe. Man war nämlich auf gutem Wege, mich durch Schmeichelei zu verderben, und ich ſelbſt war auf gutem Wege, mich für mehr zu halten, als ich bin. Es wäre mir am Ende vielleicht gelungen, wie unſerm Göthe, der bisweilen die des Leiningers überfallen, als er eben auf der Jagd war, und ſich ein wenig verritten hatte. Sie erſchlugen ihn und flüchteten in das Benedictinerkloſter zu Zettern, wo ihnen für Geld im Namen Gottes vergeben wurde, und kein Sterblicher ſie antaſten durfte. (Auf das achte Bild) Mein Vater Franz, der Wulfinger, wollte ſeines Vaters Tod rächen, mißhandelte in gerechter Wuth einen Benedictiner Laienbruder, der ihm auf dem Felde begegnete, ward in den Bann gethan, in die Acht erklärt, und ſtarb im Elende. — Ich kann mich noch recht gut entſinnen des Jammers meiner armen Mutter — doch ſtille davon! Ich ſelbſt endlich, ich ſelbſt mein Sohn, habe die lange Reihe der Unglücklichen vermehrt, die der Überglaube ins Verderben ſtürzte. Ich ſchäme mich nicht dir zu bekennen, ich war einen Augenblick ein Böſewicht, und welcher Menſch hat nicht ſolche Augenblicke! — Eine einzige böſe That hat Wermuth in den Kelch meines Lebens geträufelt.

alltäglichſten, langweiligſten Dinge mit der vornehmſten Miene auftiſcht, weil man ihm, wie Alexander dem Großen, ſo oft geſagt hat, er ſey ein Gott, daß er es endlich ſelbſt glaubt. Denn leider iſt der Menſch, auch der Vernünftigſte, ſo ſchwach, daß er das Thörigſte, wenn es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, zwar anfangs verwirft, dann belächelt, nach und nach ſich an die Vorſtellung gewöhnt und endlich, wenn es ihm Tauſendmal wiederholt worden, ſo feſt daran glaubt, daß er jeden Zweifel als eine Beleidigung aufnimmt. Vor ſolchen Einbildungen haben meine Feinde mich bewahrt; und ich glaube nicht, daß ich mich ſelbſt überſchätze. (Wer weiß, vielleicht thue ich es doch. Man kann darin nicht mißtrauiſch genug gegen ſich ſelbſt ſeyn)

Im Grunde iſt Doctor Bahrdt längſt vergeſſen. Von Allen, die nur ihn jetzt noch vorwerfen, haben ihn die Wenigſten geleſen; aber es iſt ein bequemes, immer bei der Hand ſeyendes Mittel, mir weh zu thun. Daraus, lieben Söhne, zieht Euch die Lehre: wer zu einem *öffentlichen* Leben berufen iſt, der hüte ſich ſehr, in ſeiner Jugend *öffentlich* einen dummen Streich zu machen, denn der wird ihm nachgetragen bis ins Grab, während man von Andern, die den Neid nicht wecken, Alles leicht vergißt.

Auch *mein* dummer Streich wäre vergeſſen worden, wenn ich nicht das Glück oder Unglück gehabt hätte, als Schauſpieldichter ſo allgemein zu gefallen. Es giebt wenige Schriftſteller, die ſich nicht Einmal in dieſem Fache verſucht hätten, und vielleicht keinen, der ſich nicht einbildete, etwas Gutes hervorgebracht zu haben. Wenn nun die Frucht ſeiner Muſe gleichgültig aufgenommen, oder gar verworfen wird, ſo wundert er ſich und ſtellt Vergleichungen an zwiſchen ſeinem verſchmähten und meinem wohl aufgenommenen Produkte und findet natürlich, daß das Publikum ihm Unrecht thut; aber an dem Publikum kann er ſich nicht rächen, folglich rächt er ſich an mir. Das iſt leider ſehr menſchlich! zumal wenn ſeine Dichtung vielleicht würklich groſe Verdienſte hat, nur nicht zum Aufführen geeignet iſt. Auf ſolche Weiſe habe ich mir beſonders den Hrn. A. W. Schlegel und ſeinen ganzen Anhang zum Feinde gemacht.

Dieſer Mann hat allerdings Dichtungen geliefert, deren Werth ich freilich gerne anerkenne, aber ſie haben kein dramatiſches Leben, wenn ſie gleich, bald nach ihrer Geburt, die Theaterwürde beſchrien haben, ſie verurſachen auf der Bühne Kälte und Langeweile. Da ergrimmte Schlegel und ließ (ich glaube im Athenäum) Shakeſpears Geiſt auftreten, der in einer langen Rede ſich ſehr bitter über den Beifall beklagte, welcher mir zu Theil wurde, der ehrwürdige Geiſt ſprach ſehr wegwerfend von mir; das nahm ich übel und ſchrieb den hyperboreiſchen Eſel. Dieſes launige Produkt macht mir keine Schande, aber in einer Rückſicht wünſchte ich doch, ich hätte es nicht geſchrieben, denn hätte ich, wie Göthe und Schiller, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern, ſo würden dieſe Angriffe kaum bemerkt worden ſeyn. Dieſer Enthaltſamkeit haben Göthe und Schiller es größtentheils zu danken, daß man ſie ſo ruhig ihres Ruhmes hat genießen laſſen; nicht ihrem größeren Verdienſte, welches im Gegentheil, nach Art der Welt, ſie nur noch mehr dem Neide ausſetzen mußte. Aber ich war damals noch viel zu empfindlich gegen bittern Tadel, ich konnte nicht ſchweigen, und dadurch habe ich ſelbſt verſchuldet, daß meine Feinde ſich mehrten. Alſo, lieben Söhne, wenn jemals Einer von Euch Schriftſteller wird, ſo mache er es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze, jeden hämiſchen Angriff zu ignoriren und ſelbſt humanen aber ihm ungerecht ſcheinenden Tadel nicht zu beantworten. Glaubt er aber durchaus, ihn beantworten zu müſſen, ſo thue er es ja mit Kälte und Höflichkeit und vermeide auf dieſe Weiſe einen zweiten von mir begangenen Fehler; denn ich konnte mich nie der Bitterkeit enthalten; meine Streitſchriften waren anzüglich (wenn ich auch aller Perſönlichkeiten mich enthielt); ich ließ einen herben Witz ſpielen, der mir wohl Lacher, aber keine Freunde gewann.

Endlich muß ich unter den Schriftſtellern auch viele zu meinen Feinden zählen, die tief unter mir ſind, die entweder nur Andern zu Gefallen nachplauderten, was ſie ſelbſt weder dachten noch glaubten, oder die ihre unbekannten Namen dadurch berühmt machen wollten, daß ſie ſich an mir rieben. Dieſe waren herzlich froh, wenn ich ihnen antwortete, je bitterer je beſſer, denn ſo hatten ſie neue Gelegenheit mich mit Koth zu werfen, und ich war auch würcklich ſo albern, ihnen nicht ſelten eine ſolche Gelegenheit zu verſchaffen.

Ich komme nun zu der zweiten Claſſe meiner Feinde, beſtehend aus ſolchen Männern die mit mir an einem Orte lebten und ſich durch Rang oder Geiſt auszeichneten. Gewöhnlich wurde ich anfangs von Allen ſehr wohl empfangen und ich leugne nicht, daß mir die Meiſten recht freundlich entgegen kamen. Aber es iſt Einer von den Flüchen der Berühmtheit, daß der Mann ihrer genießt, da, wo er auftritt, ſehr häufig in Geſellſchaft gebeten wird, entweder aus Neubegier, um ihn kennen zu lernen und ſchwatzen zu hören, oder auch nur, um ſagen zu können: der und der hat auch bey mir gegeſſen. Schlägt man ſolche Einladungen aus (wozu man die beſten Urſachen haben kann, als da ſind: Geſundheit, Ruhe, Bequemlichkeit, Blödigkeit oder gar — wie bey mir wahrhaftig nicht ſelten der Fall war — das beſcheidene Bewußtſeyn, in der Geſellſchaft das nicht leiſten zu können, was man von mir erwartet); ſo hat man es mit den Einladenden verdorben. Vernachläſſigt man vollends die Wohlſtands-Beſuche (ein Fehler, deſſen ich mich häufig anklagen muß); ſo iſt, wenn nicht gerade Feindſchaft, doch ein gewiſſer Groll die unvermeidliche Folge. Und kann ichs tadeln, wenn ein Mann, der durch Rang und Stand, durch Geiſt und Herz ſich berechtigt glaubte, die Erfüllung ſolcher Wohlſtands-Pflichten von mir zu fordern, ſich gekränkt fühlte, wenn ich ſie unterließ? — nein ich kanns nicht tadeln. So habe ich mir in meinem Leben viele Feinde gemacht, die ich ſonſt durch nichts auf der Welt beleidigt hatte. Doch muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich mein Verfahren in dieſer Hinſicht noch jetzt nicht bereue; denn, warlich! auf der andern Seite habe ich ſo viele Zeit mir ſelbſt zu leben dadurch gewonnen, daß es mir doch immer noch ſcheint, als hätte ich daß Beſſere gethan. Indeſſen will ich meinen Söhnen doch empfehlen, den etwa von mir geerbten Widerwillen gegen ſolche Dinge, ſo viel in ihren Kräften ſteht, zu überwinden, denn man glaube nicht, wie mancherley Schaden man ſich zufügt, wenn man ſolche Anſprüche nicht befriedigt.

Noch eines kleinen, faſt lächerlichen Umſtandes muß ich erwähnen, der manchen anfangs warm ſcheinenden Verehrer plötzlich fühl gegen mich gemacht hat. Ich bin nämlich oft in groſſen Geſellſchaften zehn und zwanzig Männern zugleich vorgeſtellt worden, die, Jeder in ſeiner Art, bedeutend waren; man nannte mir den Namen eines Jeden, ich ſprach mit Jedem, und folglich waren wir Bekannte. Daß ſie nun meinen Namen nicht vergeſſen, war wohl natürlich, denn ſie hatten ja nur Einen Namen zu behalten; daß ich aber von zwanzig Namen manchen in der nächſten Viertelſtunde wieder vergaß, war auch natürlich, denn wie hätte ich ſo ſchnell ſie Alle in mein, ohnehin in dieſer Hinſicht ſehr ſchwaches, Gedächtniß ſchreiben können? — Nun begab es ſich gewöhnlich bald nachher, daß Einer oder der Andere in einer andern Geſellſchaft, oder gar in einer andern Stadt, wieder mit mir zuſammen kam, mich ſogleich als einen Bekannten anredete, und ſehr empfindlich wurde, wenn ich mich ſeines Namens nicht errinnerte. Oft hab' ich freilich in ſolchen Fällen mich geſtellt, als ob ich recht gut wüßte, mit wem ich zu ſprechen die Ehre hätte; allein bisweilen nahm das Geſpräch doch eine Wendung, die meinen Gedächtnißmangel verrieth, und das iſt mir dann gewöhnlich ſehr übel genommen worden, weil jeder bedeutende Mann eitel genug iſt, zu glauben, man könne ſeiner nicht ſo leicht vergeſſen. Man hielt es wohl gar für alberne Ziererei und ſo habe ich manche brave Leute, ohne es zu wollen, von mir abgewendet.

Die dritte Gattung meiner Feinde habe ich oben ſchon hinlänglich bezeichnet; es ſind diejenigen, deren Haß ich am wenigſten vermeiden kann, weil er blos auf Verſchiedenheit des Geſchmackes und der Meinung beruht. Seit die Welt ſteht, hat es nie etwas Intoleranteres gegeben als den Sectengeiſt und dieſer iſt es, der in unſern heutigen Myſtikern lebt und webt. Auch die fält. Deine Mutter war ein braves Weib, doch Schönheit nicht ihr Erbtheil. Sie liebte mich, ich war nur ihr Freund, konnt' es nicht über mich gewinnen, mit eben der Inbrunſt ſie an mein Herz zu drücken, konnte nicht den feuchten Blick der Wolluſt ſo auf ſie heften, entwand mich oft ihren Umarmungen. Ob ſie das je empfunden, mein Inneres errathen, weiß ich nicht; ſie ſelbſt — Gott lohn es ihr! — ſie ſelbſt betrübte mich nie mit einem Worte, empfing mich nie mit einer Falte auf der Stirne, zwang mir meine ganze Achtung ab. Das wars aber auch alles — meine Liebe — (er ſtockt) Es muß heraus! dir mein Sohn zur Warnung und Spiegel — meine Liebe trug ich oft zu feilen Dirnen, ſchielte nach jedem Bruſttuch, lief jeder Schürze nach. — Einſt an einem heißen Sommertage fand ich ein reizendes Mädchen im Felde, Roſamunda hieß das holde Geſchöpf. Sie war eine Vater- und Mutterloſe Waiſe, hatte nichts auf der Got-

tes

Nibelunger ſind eine Secte, *Göthe's blinde Anbeter* ſind eine Secte u. ſ. w. Nun iſt mir in meinem ganzen Leben nichts gehäſſiger geweſen, als wenn man mir Geſchmack oder Meinungen *aufdringen* wollte. Das iſt aber die Manier dieſer Leute: ſie predigen nicht allein laut die Vortrefflichkeit ihres Glaubens, ſondern ſie halten auch Jeden, der nicht ihres Sinnes iſt, für einen erbärmlichen Menſchen, für eine gemeine Natur, für einen Bleikopf und Schrumpfherz, der ſich nicht zu ihnen hinaufſchwingen kann, um vornehm aus den Wolken auf die gemeine Welt herabzuſchauen. Geht ein ſolcher Menſch ſtill ſeinen Weg, ſo ſchätzen ſie ihn blos gering; unterſteht er ſich aber laut zu bekennen, daß ihr Schwärmen ihm eine Thorheit dünkt, ſo haſſen ſie ihn von Grunde ihres Herzens.

Dieſe Parthei hat ſich beſonders durch Frauen und etwas alte Jungfrauen ſehr vergrößert. Bekanntlich ſind Frauen am leichteſten zu gewinnen, wenn man ihnen erlaubt, und ſogar zur Pflicht macht, nicht zu *denken*, ſondern blos an *dunkeln Gefühlen* ſich zu ergötzen, und wenn man ſie überredet, in dieſen dunkeln Gefühlen liege eben das einzig Erhabene. Die Frauen ſind in der That nur geſchaffen, um zu *fühlen*, und ſelbſt da, wo ſie *gedacht* zu haben ſcheinen, liegt immer ein Gefühl zum Grunde; abſtrahiren können ſie nicht. Darum ergreifen ſie mit Haſt alles Wolkige, Dunſtige, Nebligte, wo ſie hinein phantaſiren können, was ihnen beliebt. Man kann ihnen das nicht verargen, denn welchen andern Vorzug können wir über ſie behaupten, als den, daß wir die Fähigkeit beſitzen, ſchärfer und tiefer zu denken? Wenn ſie nun vermeinen, es ſey verdienſtlich, das dunkle Gefühl an die Stelle des klaren Denkens zu ſetzen; ſo haben ſie jenen Vorzug gänzlich entkräftet und ſich über uns auf den erſten Platz in der Schöpfung geſchwungen. Das iſt, bewußt oder unbewußt, ihr Ziel und ſie folgen nur dem allgemeinen Triebe jedes Menſchen nämlich dem, was Er vermag, die höchſte Wichtigkeit beizulegen. Sie fühlen und phantaſiren nun einmal lebhafter als wir, folglich ſind ſie auch ſehr geneigt zu glauben, daß dieſes Gefühl, dieſe Phantaſie, das Höchſte im Weſen des Menſchen iſt. Werden ſie noch obendrein von Männern zu dieſem Glauben aufgefordert, ſo bilden ſie ſich ein, er ſey auch ein Reſultat des männlichen Nachdenkens und folglich auch in dieſer Hinſicht das Höchſte. Von nun an verachten ſie die klare Vernunft und behandeln Jeden mit Geringſchätzung, der die Macht ihrer dunkeln Gefühle nicht anerkennt.

Auf dieſe Macht ſind ſie um ſo eiferſüchtiger, je ſaurer es ihnen bisweilen wird, Alles das zu thun, zu reden und zu ſcheinen, was die Beichtväter ihrer Empfindungen von ihnen verlangen. Denn man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, die Frauen ergäben ſich ſolchen Schwärmereien recht von ganzem Herzen. Nichts weniger! die ſind für ſie immer nur ein Surrogat, wenn ſie ihre Gefühle an nichts Beſſerem oder Glänzenderem mehr üben können. Daher wird man gewöhnlich finden, daß die Anhängerinnen der Myſtiker, der Nibelungianer u. ſ. w. entweder alternde Wittwen und Jungfrauen, oder häßlich, oder unzufrieden mit ihrer häuslichen Lage, oder überhaupt außer Stande ſind, die Aufmerkſamkeit durch etwas anderes auf ſich zu ziehen. Das Schwärmen und Bewundern macht ihnen oft ſelbſt ſchreckliche Langeweile, aber wenn ſie es unterließen, wer würde auf ſie achten? wer von ihnen reden? — Man verſuche nur einmal, einem ſolchen Frauenzimmer einen andern Gegenſtand zu bieten, den es mit ſeinem Gefühl umfaſſen könne, oder man überrede daſſelbe, die Mode ſey vorüber, man könne ſich nicht mehr dadurch auszeichnen; alſobald wird es aus ſeinen Wolken herabſteigen und die Fittige ſeiner Einbildungskraft ſehr gern an einem irdiſchen Feuer trocknen.

Unter ſolchen Frauenzimmern nun habe ich mir viele Feindinnen gemacht, zumal da ich mich nicht begnügte, im Stillen über ſie zu lächeln, ſondern bei jeder Gelegenheit ihr Unweſen laut verſpottete; denn ich beſitze leider die Gabe, das Lächerliche an einer Sache ſchnell aufzufinden und ſcharf heraus zu heben. Dennoch kann ich die Schuld dieſer Feindſchaften mir eigentlich nicht beimeſſen; ich halte es vielmehr für verdienſtlich, die Kraft, die im Kampfe mit der Thorheit mir beiwohnt, nicht ungenutzt zu laſſen.

Was aber die Männer betrifft, die heutzutage durch hyperpoetiſche Gefühle ſich auszuzeichnen ſtreben, ſo iſt wiederum ſehr natürlich, daß ſie mich haſſen. Jeder Menſch, wenn er in die Welt tritt, ſieht ſich nach einem Plätzchen um, auf dem er vom Publikum geſehen werde. Fühlt er Kraft in ſich, einen Hügel, oder gar eine Bergſpitze zu erklimmen; ſo wird er ſich wenig um das Volk bekümmern, das ihm den Weg vertritt; er ſteigt hinauf und wird geſehen. Iſt aber ſein Trieb, ſich geltend zu machen, ſtärker als ſeine Kraft, ſo bleibt ihm nichts anders übrig, als eine noch leere Stelle unten auf der Ebene zu ſuchen, und dann ſo laut als möglich zu ſchreien: „ſeht her, Leute! ich ſtehe auf einem Hügel!“ Jeder, der ihm im Wege ſteht oder Andere hindert, ihre Köpfe nach ihm zu drehen, iſt ſein geborner Feind.

Die Meiſten dieſer Feindſchaften ertrage ich ſehr gelaſſen, und das wird mir um ſo leichter, weil ich nur gehaßt werde, und nicht wieder haſſe; denn — ein paar Männer ausgenommen, die den Gemüths-Menſchen in mir auf eine hämiſche Weiſe gekränket haben — kann ich bei Gott betheuern, daß ich Niemanden haſſe, ja, daß ich manchen von Herzen liebe, von dem ich gewiß weiß, daß er andere Anſichten, andere Meinungen, einen andern Geſchmack beſitzt als ich; nur muß ich überzeugt ſeyn, daß er es ehrlich meint, und daß auch Er mich darum nicht gering ſchätzt.

Wie kommt es aber, daß ich die Uebrigen auch nicht eigentlich haſſe? — ich muß die Wahrheit ſagen: ich glaube, daß mein Verſtand klarer iſt als der ihrige und bin meiner Ueberlegenheit mir bewußt. Sie können mir auf eine kleinliche Weiſe ſchaden, aber nicht mich ſtürzen. Die Meiſten ſind mir gleichgültig.

Von der vierten Klaſſe meiner Feinde,

den **Buonapartianern**, habe ich wenig zu ſagen, ihre Feindſchaft macht mir Ehre. Aber merkwürdig iſt, daß auch viele derjenigen mich anfeinden, die jetzt am lauteſten gegen Buonaparte ſchreien. Ich kann mir das nur auf folgende Weiſe erklären: Zu der Zeit, als Buonaparte noch allmächtig war, und mancher vor ihm kroch oder doch ſchwieg, der jetzt im feurigſten Patriotiſmus auf ihn ſchimpft, zu jener Zeit war ich Einer der Wenigen, die Jahre lang, ununterbrochen, bei jeder Gelegenheit ihr unzubeſtechendes Urtheil verlautbarten und ihm die Larve abriſſen. Es kann gar nicht geleugnet werden, daß ich, theils durch meine **Bühne**, theils durch mein **Ruſſiſch-Deutſches Volksblatt**, in Deutſchland viel für die gute Sache gewürkt und mich neben her mehr als einmal Verdrüßlichkeiten ausgeſetzt habe. Damals bedurften die unterjochten Deutſchen einer ſolchen Anreizung, damals waren meine

Schriften würklich von Nutzen. Nachher als Napoleon ſchon die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, waren die patriotiſchen Kraftäußerungen der Schriftſteller von weit geringerm Werthe. Das fühlten dieſe Herren wohl und ſuchten nun entweder zu überreden, daß ſie auch in der Schreckenszeit immer ſo gedacht und geſchrieben hätten, oder doch das Verdienſt derjenigen, die ſich deſſen würklich rühmen konnten, tief in den Hintergrund zu ſtellen. Daher war nun, ſo bald der Schwall der Broſchüren hereinbrach, von mir gar nicht mehr die Rede, oder höchſtens wurde meiner mit einer gewiſſen Vornehmigkeit erwähnt, als ob meine politiſchen Geißelhiebe gegen ihre tiefen Abhandlungen gar nicht in Betrachtung kämen. Das iſt ganz menſchlich. Wer zu ſpät thut, was er hätte thun ſollen, der faßt einen Groll, nicht gegen ſich ſelbſt, ſondern gegen den, der es zu rechter Zeit gethan hat.

Nach dieſer gewiſſenhaften Prüfung iſt mir klar, daß die Legion meiner Feinde, die aus verunglückten dramatiſchen Schriftſtellern, Nachbetern und Neidhämmeln, aus Myſtikern, Frömmlingen und Schwärmern, aus Buonapartianer und verſpäteten Patrioten beſteht, keine gegründete Urſache hat mich zu haſſen, daß ich folglich an ihrer Feindſchaft *unſchuldig* bin.

Aber es iſt mir auch eben ſo klar, daß alle diejenigen, welche ich durch die Schrift „Doctor *Bahrdt* mit der eiſernen Stirn“ empört, oder gegen die *ich* gewiße läſtige Wohlſtandes-Pflichten nicht immer beobachtet, oder die ich mit ſtechendem Witz angegriffen habe, mich haſſen mußten, und daß ich die *Schuld* davon trage. Ob ich es beſſer machen würde, wenn ich meine Laufbahn noch einmal von vorne wieder anfangen könnte, das weiß ich nicht, wohl aber, daß ich es tes Welt als ihre Ehre — und die raubt ich ihr. — Du ſtaunſt? du ſchauderſt? recht mein Sohn! laß dieſen Augenblick dir nie aus dem Gedächtniß kommen! ich kann es vor Gott bezeugen, ich war mein ganzes Leben hindurch ein Biedermann — nur dieſe einzige That — ſiehſt du die Thräne in meinem Auge? deren hab' ich ſchon Millionen vergoſſen, und noch brennt eine Jede mir auf der Seele, als wäre es die Erſte. — Das arme Mädchen wurde ſchwanger, gebahr mir heimlich eine Tochter und ſtarb. — Ich vertraute die unglückliche Frucht meines Verbrechens einem ehrlichen Bauer, deſſen Weib ſo eben von einem todten Kinde entbunden worden war. Er ſchwur mir ewige Verſchwiegenheit, und erzog das verwaiſte Geſchöpf, als ſeine eigne Tochter. — — Die Ruhe meiner Seele war dahin, wo ich gieng und ſtand, ſchwebte Roſamundens blaſſe Geſtalt vor meinen Augen, wo ich gieng und ſtand, wähnte ich ihr leztes Winſeln zu hören.

beſſer machen ſollte. Daſſelbe wird, mehr oder weniger, wohl ein jeder Menſch von ſich ſagen müſſen. Noch muß ich bemerken, daß gewiß die meiſten meiner Feinde mich im Grunde nicht gering ſchätzten. Davon habe ich in meinem Leben viele Beweiſe erhalten. Wenn ich z. B. Gelegenheit hatte, Männer öffentlich zu loben, die Jahre lang mich nicht hatten leiden können, ſo war dieſes Lob den Meiſten ſo ſchmeichelhaft, daß ſie von Stund an mir geneigt wurden. Eben das erfuhr ich oft, wenn ich verſäumte Beſuche endlich nachholte, und wegen der Verſpätung mich entſchuldigte. So wenig gehört bisweilen dazu, die Menſchen in guter Laune zu erhalten, und doch habe ich aus unüberwindlichem Widerwillen dieß Wenige ſo oft vernachläßigt!

Es giebt noch einen Zug in meinem Charakter, der mir — gerade nicht Feindſchaft zugezogen — aber doch oft der öffentlichen Meinung über mich eine Doſis Geringſchätzung beigemiſcht hat; ich meine die Leichtigkeit, mit der ich mich ſtets über das Urtheil der Menſchen hinweg geſetzt habe, ſobald ich überzeugt war, etwas Gutes, oder doch nichts Böſes zu thun. Hierauf, lieben Söhne, muß ich Euch beſonders aufmerkſam machen.

Neunzig Männer unter hunderten — ich ſpreche hier nicht von Thoren, ſondern ich behaupte ſogar: neunzig kluge Männer unter hunderten laſſen durch den Gedanken, es ſchickt ſich nicht, oder, was wird die Welt dazu ſagen? ſich von den unſchuldigſten, ja oft von guten Handlungen abhalten, und — was ſie ſelbſt thun, verlangen ſie auch von Andern; ihr eigenes Betragen in der Welt iſt ihr Maaßſtab für das Betragen Anderer, wenigſtens ſolcher, die zu ihrer Claſſe gehören: Derjenige alſo, den das „ſchickt ſich's auch?“ nicht abſchreckt, verliert etwas in ihrer guten Meinung; ſie glauben, weniger Umſtände mit ihm machen zu dürfen.

Um ſtets geehrt zu ſeyn, wenn man es auch ſonſt eben nicht verdient, braucht man blos dasjenige zu beobachten, was Ehrenfeſtigkeit genannt wird, das heißt: man muß nichts Auffallendes thun — ſich dem Urtheil der Menge nie ausſetzen — bey jeder öffentlichen Handlung einen gewiſſen Ernſt und conventionellen Anſtand beobachten. Wer ſein Lebenslang dieſer Regel getreu bleibt, der kann in ſeinen vier Pfählen der nichtswürdigſte Menſch ſeyn, das Publikum wird doch immer einen merklichen Grad von Achtung für ihn beweiſen. Wer hingegen mit leichtem Sinn der Freude ſich hingiebt, ohne die bürgerlichen Verhältniße immer hinter den Seſſel zu ſtellen (gleich jenem Arzt des Sancho Panſa, der jede Speiſe mit ſeinem Stäbchen berührte) — wer, vom Guten ſchnell ergriffen, lieber etwas Auffallendes thun als das Gute unterlaſſen möchte; der hat ſeine Ehrenfeſtigkeit, und mit ihr den Vortheil eingebüßt, mit Achtung und Schonung beurtheilt zu werden. Er nimmt es nicht genau mit der Welt, ſo nimmt es nun auch die Welt nicht genau mit ihm, ſondern urtheilt über ihn obenhin. Iſt aber ſelbſt ein bedächtiges Urtheil über Menſchen ſelten ganz richtig, wie viel weniger ein obenhin gefälltes, welches blos auf einen widrigen Eindruck ſich gründet.

Menſchen, die ſtets ehrenfeſt oder ehrenſteif bleiben, genießen gewöhnlich den Vorzug, daß man ſich gar nicht erlaubt, oder gar nicht daran denket, über ſie zu urtheilen. Wie manche blos leichtſinnige, wohl gar gute Handlung meines Lebens iſt der Gegenſtand ſtarken Tadels geworden, indeſſen ſchlechte Handlungen anderer, mit unter ſehr berühmter Männer mit Stillſchweigen übergangen wurden, blos weil ſie ehrenſteif geblieben waren.

Ich erinnere mich eines kleinen comiſchen Vorfalls, der, gleich in den erſten Jahren meines Aufenthalts in Reval, meine Ehrenfeſtigkeit verwundete. Ich war erſt 23 oder 24 Jahr alt, aber doch ſchon Präſident des Gouvernements-Magiſtrats, und in dieſer Hinſicht allerdings verpflichtet, den äußern Anſtand ſtrenger zu beobachten, als andere junge Leute meines Gleichen. Eines Tages ging ich mit einigen Univerſitäts-Freunden ſpazieren nach Cathrinenthal, einem nahen Luſtſchloß. Der Weg von der Vorſtadt bis dahin beſteht aus tiefem Sande. Auf dieſem Wege holten wir den alten Superintendenten J. ein, der in einem antiken, mit gelben Nägeln beſchlagenen, blos in Riemen hängenden Kaſten, von zwey erbärmlichen Roſinanten ſich ſpazieren fahren ließ, und keinen Bedienten bey ſich hatte. Wir machten unter einander uns luſtig über die traurige Equipage, die ſehr langſam vorwärts ſchlich, und, um die armen Pferde wo möglich ganz zum Stehen zu bringen, kletterten wir ſämmtlich hinten auf den Wagen, hatten eine Weile unſere Knabenfreude an dieſem Muthwillen, und ſprangen wieder herab, als der Weg beſſer wurde. Niemand hatte uns geſehen. Allein, als ich Abends mich auskleidete, vermißte ich meine goldene Uhr. Es war eine Kette daran befindlich, deren Verluſt mich vorzüglich ſchmerzte, weil ich ſie aus der Erbſchaft des verſtorbenen General B. zum Andenken erhalten hatte. Ich ließ alſo ins Wochenblatt ſetzen, daß ich meine Uhr verloren, und daß ich demjenigen, der mir auch nur die Kette wieder brächte, ein anſehnliches Trinkgeld geben wollte. Siehe,

St... ...ek München

da kam an andern Tage der Kutſcher des Superintendenten und brachte mir unverſehrt die ganze Uhr mit allem Zubehör. Er hatte ſie beim Ausſpannen an dem zakigten kleinen Rade hängen gefunden, über welches der Riemen läuft, der den Wagenkaſten trägt. Es war alſo offenbar, daß ich ſelbſt auf den Wagen geklettert ſeyn mußte, und daß bei dieſer ſaubern Expedition meine Uhrkette eine der Zacken des kleinen Rades gefaßt von demſelben feſtgehalten und ſo, von mir unbemerkt, die Uhr nach ſich gezogen hatte. Ich ſchämte mich gewaltig, und in der Stadt erzählte man ſich lachend: der Präſident des Gouvernements-Magiſtrats iſt auf den Wagen des Superintendenten geklettert.

Doch weit mehr, als dieſe bald vergeſſene Anekdote, ſchadete dem Rufe meiner Ehrenfeſtigkeit die Errichtung eines Liebhabertheaters, auf dem für Geld geſpielt wurde; freilich für die Armen; allein man ſetzte ſich doch für Geld dem Urtheil des Publikums aus.

Sechs Meilen von Reval liegt die kleine Kreisſtadt Baltiſport, in derſelben war Arvelius Kreisſecretär, ein liebenswürdiger junger Mann, der in Reval viele Freunde hatte, und der auch mein Freund geworden war. Ihn beſuchte ich eines Tages mit mehreren fröhlichen Jünglingen, und bei dieſer Gelegenheit ſpielten wir zu unſerm Zeitvertreib in Baltiſport Komödie, zu welcher die Honorationen des Städtchens Zutritt hatten, mit deren Beifall wir beehrt wurden. Da fiel mir nun plötzlich ein: wie, wenn wir dieſes Spiel in Reval wiederholten? und zwar für Geld, um Nothleidenden Hülfe zu leiſten? Ich theilte dieſen Gedanken den Uebrigen mit und fand überall offene Herzen. Der Erfolg übertraf unſere

Erwartung. Viele Zuſchauer gaben mehr, als gefordert wurde, und die Einnahme betrug nahe an 400 Thaler. So entſtand in Reval das, nicht unberühmt gebliebene und des Ruhmes würdige, Liebhabertheater, zu dem ſich die Jugend beiderlei Geſchlechts aus angeſehenen Häuſern vereinte, und welches länger als ein Vierteljahrhundert der Thränen viele getrocknet und Manches, von Hülfsmitteln entblößte Talent unterſtützt hat. Ja, ich freue mich noch heute, daß die Errichtung des Liebhabertheaters zu Reval mein Werk geweſen. Ich habe viel Gutes dadurch geſtiftet, aber — meine Ehrenfeſtigkeit dabei eingebüßt. Denn — ſo ſittlich und anſtändig es auch immer in unſerer Geſellſchaft zugegangen — ſo gab es doch erſtens noch viele alte Leute, die alles Komödien-Weſen überhaupt für etwas unehrlich hielten. Zweitens: diejenigen, die aufgeklärter dachten, meinten wenigſtens, es ſchicke ſich nicht für Männer, die in Amt und Würden ſtänden, ſich für Geld der Beurtheilung des Publikums auszuſetzen; und ich will auch nicht läugnen, daß ſchwache Seelen oder ungebildete Menſchen wohl Anſtoß daran nehmen konnten, wenn ſie einen Mann heute auf dem Theater und Morgen auf dem Richterſtuhl ſahen. Indeſſen iſt mir doch kein Beiſpiel bekannt, daß Einem der Mitglieder des Liebhabertheaters die gebührende Achtung bei Ausübung ſeines Amtes wäre verſagt worden. Nur die öffentliche Meinung war, in Anſehung der *Schicklichkeit*, großentheils gegen dieſes Inſtitut; und da man mich als den Urheber davon betrachtete, ſo belaſteten Viele mich deshalb mit einer Art von Groll. Dennoch kann ich meinen Kindern nicht rathen, die warmen Gefühle des Mitleids zu unterdrücken, wenn der Gedanke: was werden die Leute ren. Ich wollte büßen, und gelobte, einen Zug gegen die Saracenen ins heilige Land, verließ Weib, Kind und Vaterland um der Fahne Kaiſer Friedrichs des Rothbarts zu folgen, und im Namen Gottes Menſchen zu morden, die mich nie beleidigt hatten. So oft mein Schwerdt einen Saracenen würgte, wähnt ich mit ſeinem Blute die böſe That von mir abzuwaſchen — umſonſt! — ich krümmte mich betend auf dem heiligen Grabe — umſonſt! ich legte mir ſtrenge Bußübungen auf, vollbrachte mühſelige Wallfahrten — umſonſt! nicht Geiſſel noch Ablaß vermögen zu tilgen des Gewiſſens Schlangenbiß. Endlich ward ich in einem heftigen Scharmützel ſchwer verwundet, und vom Sultan von Babylon zum Gefangenen gemacht. Hier ſchmachtete ich zwanzig Jahre lang in den Feſſeln der Ungläubigen, bis ich endlich nebſt andern Rittern vom griechiſchen Kaiſer gelößt wurde. Müde des Schattenſpiels der Welt, voll banger Sehnſucht nach den Meinigen und mei-

ner

dazu ſagen? ſeinen Eiszapfen in ihre Bruſt bohrt.

Auch hat mir im Grunde das weniger geſchadet, als jener allzu lebhafte Widerwille gegen Alles, was ich für Unrecht, für thörigt oder für Vorurtheil hielt, worüber ich, beſonders in jüngern Jahren, ſtets meine Meinung ſchnell, ſchneidend oder ſpottend zu ſagen gewohnt war, ohne alle Rückſicht auf die Perſonen, die es traf, und ob ſie mir ſchaden könnten oder nicht. Wie hätte mir das nicht Feinde zuziehen ſollen? Zumal da ich nicht die Gabe beſaß, meine witzigen Einfälle zu unterdrücken, und Witz bekanntlich von dem, der ſich getroffen fühlt, nie verziehen wird. Ach verbeſſern mochte ich gar zu gern manches Alte, was vielleicht würcklich einer Verbeſſerung bedurfte, die aber nicht durch mich, den Jüngling, den Fremdling, bewirkt werden könnte, an dem ſelbſt ſo manches tadelswerth war, und der auch wohl manches Alte nicht aus dem rechten Geſichtspunkt betrachtete. Zwar bin ich überzeugt, daß dieſe meine Fehler mit manchen andern guten, ſie überwiegenden Eigenſchaften ſo innig verſchmolzen waren, daß man, bei Ausrottung der erſtern, auch wohl die Wurzeln der letztern mit ausgeriſſen, wenigſtens beſchädigt hätte; allein ich bitte Euch, lieben Kinder, ſeyd nie laut und vorſchnell mit Eurem Tadel; ſetzt ein beſcheidenes Mißtrauen in Euer eigenes Urtheil, verwundet nicht durch Eure Zungen, denn ſolche Wunden vernarben nie. Gott gebe Jedem von Euch — was ich nicht hatte — einen ältern Freund, der Euch warne, wenn Ihr Eure lebhaften Gefühle zur Unzeit in Worte ausbrechen laßt; Gott verleihe Euch die große Kunſt zu ſchweigen, wo Reden nicht beſſert, nur erbittert; ſo werdet Ihr nie, wie ich, Euch vorzuwerfen haben, daß Ihr manche Feindſchaft Euch muthwillig zugezogen. Hätte mir, wie Euch, ein Vater ſeine Erfahrungen ſchriftlich hinterlaſſen, ich würde manche Klippe vermieden haben. Thut das, und wenn es Euch zu gute kömmt, ſo dancket es mir noch im Grabe.

Beantwortung
einer Preisfrage
der
Harlemer Geſellſchaft der
Wiſſenſchaften.

Die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem hat folgende Preisfrage aufgeſtellt:

„Fordert die Vollkommenheit der Geſchichte und iſt es Pflicht des Geſchichtſchreibers, ſich auf die bloſe Erzählung der Thatſachen und der Ereigniſſe zu beſchränken? oder darf Er es ſich erlauben, zugleich Seine Meinungen und Urtheile über die Quellen und Urſachen der Ereigniſſe, über die Bewegungsgründe der Handlungen und über die Lehren der Weisheit und Klugheit mitzutheilen, die ſich daraus ableiten laſſen?“

Wenn ich es wagen dürfte, dieſe Frage zu beantworten, ſo würde ich es folgender Geſtalt thun:

Nicht blos erlauben darf er ſich das Letztere, ſondern Er iſt dazu verpflichtet, ſonſt iſt ſein Buch nur eine Chronik, keine Geſchichte. Der Chronikenſchreiber ſoll blos erzählen, der Geſchichtſchreiber ſoll auch unterrichten. Jener liefert nur ein hohläugiges Skelett, dieſer giebt ihm Fleiſch und Augen, aus welchen der Geiſt hervorſchaut. Eben ſo treu, als in der Zeichenkunſt ein ſogenannter Storchſchnabel den Umriß wieder giebt, eben ſo treu ſoll der Chronikenſchreiber die Begebenheiten aufzeichnen, auch eben ſo wenig dabei denken, als der Storchſchnabel; der eigentliche Künſtler aber, der den Umriß mit Farben ausfüllen, Licht und Schatten hineintragen ſoll, iſt der Geſchichtſchreiber, der muß denken und das Gedachte mittheilen. Es giebt einen nie, deren Zweck der Geſchichte und einen höheren. Der niedere iſt: Befriedigung der Neubegier durch Bekanntmachung deſſen, was ſich zugetragen; der höhere: Beförderung der Sittlichkeit durch die aus den Begebenheiten gezogenen Lehren. Wer nur den Erſtern vor Augen hat, gleicht dem Botaniker, der ſich begnügt, die Namen der Pflanzen und ihre äußern Kennzeichen angeben zu können; wer aber den Letztern zu erreichen trachtet, gleicht dem Arzte, der auch die Eigenſchaften der Pflanzen, in ſo fern ſie ſchädlich oder heilbringend auf den Menſchen wirken, zu wiſſen begehrt. Einen niedern und einen höhern Zweck hat auch der Lehrer der Geſchichte; er ſucht, in Befriedigung kahler Wißbegier, entweder Nahrung nur für das Gedächtniß, oder ihn treibt das Verlangen, aus dem Geleſenen Früchte zu ziehen, eine Nahrung des Geiſtes. Es giebt freilich Leſer, in welchen auch eine Chronik fruchtbare Betrachtungen erweckt, aber wie ſelten ſind ſie!

Der große Haufe lieſt gerade ſo, wie er ſpazieren geht, das heißt gedankenlos. Kaum einem unter tauſend Spaziergängern fällt es ein, in den Werken der Natur um ſich her die Größe des Schöpfers zu ahnen, der Alles ſo weiſe verkettet hat; eben ſo ſelten wird der gemeine Leſer Urſache und Würkung der Begebenheiten und die daraus fließenden Begebenheiten ſich entwickeln. Aber auch der Seltene, der dieſe Kunſt übt, wird dennoch mit erhöhtem Vergnügen einen Geſchichtſchreiber leſen, der ſich ihm vorgeübt hat: er wird dieſes Vergnügen in der Vergleichung ſeiner eigenen Anſichten mit denen des Verfaſſers finden; er wird öfter auf Gedanken ſtoßen, die zuvor in ihm nicht erweckt worden waren, die ihm alſo neu ſind, ihm Genuß gewähren.

Die erhabenſte Beſtimmung der Geſchichte iſt: guten Fürſten Nachruhm zu ſpenden, Tyrannen eine Zuchtruthe zu ſeyn. Aber Beides kann nicht geſchehen, wenn blos nackte Thatſachen erzählt werden ſollen; denn das Rühmliche oder Unrühmliche einer That geht nicht immer aus ihr ſelbſt, ſondern meiſtens aus ihren Beweggründen hervor. Eroberer zum Beiſpiel müſſen wünſchen, daß bloße Chroniken geſchrieben werden, denn nur da erſcheinen ihre Thaten groß. Die ſtumpfe Nachwelt bewundert ihre Siege, nicht achtend, was ſie der Menſchheit gekoſtet haben; allein der Geſchichtſchreiber zieht dem Eroberer ſeinen Panzer aus und zeigt das häßliche Gerippe, welches unter einer blendenden Rüſtung verborgen war.

Warum durfte bei den Römern kein Sklave die Geſchichte ſchreiben? Eben weil man fürchtete, daß er klaviſche Geſinnungen ner Heimath, ergriff ich den Pilgrimsſtab und kehre heut zurück — finde mein Weib todt — und meine Tochter — (ihn ſcharf ins Auge faſſend) in den Armen ihres Bruders.

Theobald. (wie vom Blitz gerührt) Gott! (nach einer Pauſe, in welcher die ganze Gewalt dieſer Entdeckung ihn beſtürmt) Ach mein Weib! meine Kinder!

Hugo. (der ihn ſcharf beobachtet, für ſich) Gut. — Sprich, mein Sohn! was denkſt du anzufangen?

Theobald. Nehmt mir das Leben, aber laßt mir mein Weib.

Hugo. Unmöglich! du kennſt das Verbot Gottes!

Theobald. So möge Gott mich ſtrafen! warum gab er mir dieß liebende Herz? ich kann ſie nicht laſſen!

Hugo. Zitterſt du nicht vor der Strenge unſerer Kirche?

durch ſeine Feder verbreiten würde. Alſo ſetzte man doch voraus, daß der Geſchichtſchreiber ſeine Geſinnungen in ſein Buch verweben müſſe. Eine bloße Chronik hätte immerhin auch ein Sklave schreiben mögen, wenn er nackte Thatſachen vortrug, was könnte das ſchaden? So viel iſt alſo wenigſtens gewiß, daß die Alten die Geſchichtſchreibe-Kunſt aus dem hier aufgeſtellten Geſchichtspunkte betrachteten. Es iſt ferner gewiß, daß ſie uns die beſten Muſter in dieſer Kunſt hinterlaſſen haben, und daß alle die Geſchichtſchreiber, die wir noch jetzt bewundern, ihre Erzählungen mehr oder weniger mit Urtheilen und Lehren zu durchpflechten ſich erlaubten.

Wenn Tacitus in den erſten Zeilen ſeiner Germanik von den Deutſchen ſagt: ſie wären durch Furcht und Berge von den Sarmaten geſchieden worden; ſo iſt doch wohl die Furcht nicht das, was Er ſtreng hiſtoriſch beweiſen kann? Es iſt ſein Urtheil ſeine Meinung. Im 33ſten Kapitel wünſcht Er, daß den Geſchlechten, wenn nicht Liebe zu den Römern, doch Haß unter ſich verbleiben möchte, da dem römiſchen Reiche nichts Glücklicheres wiederfahren könne, als der Feinde Zwietracht. Mit der eigentlichen Geſchichte hat dieſer Wunſch nichts gemein, eben ſo wenig als die Sentenz im 30ſten Kapitel: „Eile ſtehe neben der Furcht, Zaudern ſey näher der Standhaftigkeit,“ eben ſo wenig als die Warnung im 36ſten Kapitel: „unter Unbändigen und Mächtigen genieße man falſcher Ruhe; wo die Furcht entſcheide, da ſey Mäßigung nur ein Aushängeſchild des Mächtigen.“

Wenn Thucydides in langen Reden, die großentheils wohl nie gehalten worden, (wenigſtens nie ſo, wie er ſie aufgezeichnet)

Gründe für und wider abwägt und auseinanderſetzt; ſo erzählt er nicht blos, was die Griechen gethan, ſondern auch was ſie gedacht und geſprochen haben.

Wenn — um ſogleich zu den Neuen fortzuſchreiten. — Gibbon in ſeiner Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reichs ausruft: „In der That, wie war es möglich, daß ein Philoſoph die nichtswürdigen Mährchen der Dichter und widerſinnigen Ueberlieferungen der Vorzeit als göttliche Wahrheiten annehmen, oder als Götter jene unvollkommenen Weſen verehren ſollte, die er als Menſchen verachtet haben würde!“ —; ſo iſt das eine ſehr wahre, aber außerweſentliche Betrachtung für denjenigen, der blos zu wiſſen begehrt, was geſchah, und nicht, wie es möglich war.

Oder wenn er ſagt: „Argwöhniſche Fürſten erheben oft die niedrigſten Menſchen in der eiteln Vorausſetzung, daß diejenigen, die blos von ihrer Gunſt abhängen, auch nur allein ihrem Wohlthäter ergeben ſeyn werden.“ —; ſo rückt füglich die Geſchichte durch dieſe treffliche Bemerkung nicht weiter vor. Wenn Johannes Müller, in ſeinen 21 Büchern allgemeiner Geſchichten, den Charakter des Julianus ſchildernd, vermuthet, dieſer Kaiſer habe es gut gemeint, er ſey zu beklagen u. ſ. w. — oder wenn er behauptet: „die Myſterien der Alten dürften leicht, im Weſen zwar nicht, aber in der Darſtellungs-Manier, vor weit neuern Ideen den Vorzug behaupten, welche das Sterbebett mit unnöthigen Schreckniſſen umringt hätten“ —; ſo iſt jenes nur eine Vermuthung, und dieſes eine philoſophiſche Bemerkung.

Es wäre überflüſſig, wenn man alle die berühmten Geſchichtſchreiber anführen und ſolche Stellen aus ihren Werken häufen wollte.

wo ſie ſich erlaubt haben, ihre eigenen Betrachtungen einzuweben. Thucydides, Tacitus, Gibbon und Johannes Müller mögen wohl für die Repräſentanten aller guten Geſchichtſchreiber gelten; ihre Schriften beweiſen, daß ſie die aufgeſtellte Frage ganz in dem Sinn dieſer Beantwortung entſchieden haben würden. Sie gelten mit Recht für Muſter, und Regeln laſſen ſich nur von Muſtern abziehen. Wir haben ſie längſt allgemein als die beſten Geſchichtſchreiber genannt und verehrt, wie konnten wir noch zweifeln, daß ſie befugt waren, ſo und nicht anders zu ſchreiben? Das Verlangen nach einer ſolchen Geſchichte liegt im Geiſte des Menſchen, der nicht blos ſehen, ſondern auch begreifen, nicht blos empfangen, ſondern das Empfangene auch betrachten will. Ein Palaſt, der ſeiner Würde gemäß ausgeſchmückt worden, iſt doch wohl den rothen Mauern vorzuziehen? — Der

Wanderer über Berg und Thal kann freilich, wenn er ruhen will, ſich ſelbſt ein Plätzchen ſuchen, allein er wird fürwahr den ſegnen, der hie und da eine Ruhebank hingeſtellt hat, wo der Reiſende gemüthlich die zurückgelegte Straße überſchauen kann, und nun erſt Manches bemerken wird, was ihm ſonſt vielleicht entgangen wäre. Solche Ruhebänke ſind in einer guten Geſchichte die eingewobenen Urtheile ihres Verfaſſers.

Der Nutzen, welchen ſie bei vielen Leſern ſtiften, fällt in die Augen. Der redliche Geſchichtſchreiber lehrt die falſche Größe von der wahren unterſcheiden; das Rühmliche oder Tadelnswerthe einer Handlung nicht nach dem Erfolg beurtheilen; das Laſter auf dem Throne verabſcheuen und die Tugend in Ketten verehren; er enthüllt das Gewebe der Leidenſchaften und zeigt, aus welchen dünnen Fäden dieſes Gewebe geſponnen wurde; er macht bemerklich, wie gleiche Würkungen ſtets aus gleichen Urſachen entſpringen und wie die gewaltige Nemeſis durch das Ganze ſchreitet. Man denke ſich junge Fürſten, angehende Staats-Männer als Lehrer einer ſolchen Geſchichte, wer kann das unendliche Gute berechnen, welches eine einzige treffende Zeile auf Jahrhunderte hinaus zu würken vermag.

Aber den Schaden — wird man einwenden — der Schaden, den ein unredlicher Geſchichtſchreiber ſtiften kann, wird er das Gute nicht aufwiegen? — Leider iſt wahr, es giebt noch unter uns in dieſer Hinſicht Sklaven, wie unter den Römern, welchen das Geſchichtſchreiben gänzlich unterſagt werden ſollte; es iſt wahr, eine ſtrenge Cenſur wäre vielleicht in keinem Fache nothwendiger als in dieſem; jede Geſchichte, welche nicht die oben aufgeſtellten Geſinnungen enthielte, ſollte unterdrückt werden. Indeſſen überwiegt dieſes Böſe doch gewiß jenes Gute bey weitem nicht. Denn erſtens iſt die Kraft der Wahrheit unwiderſtehlicher als die der Sophiſterey. Zweitens wird die Zahl der redlichen Schriftſteller ſtets größer ſeyn als die der unredlichen. Ein Geſchichtſchreiber iſt ein kluger Mann, und der Kluge will ſtets das Gute, wenn auch nicht immer aus reinen Bewegungsgründen. Drittens wird der Redliche kalt, der Unredliche leidenſchaftlich urtheilen und nur jenes gewinnt den Leſer. Viertens wohnt dem Menſchen ein, ich möchte ſagen, angebohrenes Gefühl der Gerechtigkeit bei, folglich wird auch das Gerechte leichter Eingang bei ihm finden; dem Ungerechten widerſteht ſeine Natur. Wenn aber auch das Böſe nicht weggeläugnet werden kann, welches eine unlautere Geſchichte hervorzubringen vermag, ſollen denn reiſe Früchte darum nicht verkauft werden, weil ein Böſewicht ein oder die andere vergiften kann.

Freilich iſt in der aufgeſtellten Frage nicht von dem Nutzen der Geſchichte die Rede, ſondern von der hiſtoriſchen Kunſt, aber auch in dieſer Hinſicht beantwortet ſie ſich ſchon durch das gebrauchte Wort; denn eine Chronik zu ſchreiben iſt keine Kunſt.

Aber wie, wenn unter dieſer die Wahrheit litte? —

Hier iſt vor allen Dingen das traurige Bekenntniß abzulegen, daß die Maſſe der hiſtoriſchen, ſtreng erwieſenen Wahrheiten, die wir beſitzen, für ſehr gering zu halten ſey. Einem gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, der vielleicht gar an demſelben Orte gelebt hat, wo die Begebenheit ſich zutrug, ſchenken wir gewöhnlich unſer Vertrauen; doch wie ſelten iſt er im Stande, auch mit dem eifrigſten Willen, umſtändliche, unwiderſprochene Wahrheit zu liefern. Derjenige, zum Beyſpiel, der in Petersburg lebte zu der Zeit, als Paul ſtarb, wird bezeugen müſſen, welche widerſprechende Gerüchte ſich durchkreuzen, wie ſchwer es wurde, das Wahre von dem Falſchen zu ſcheiden, und wie viele Dunkelheiten noch jetzt unaufgehellt geblieben ſind. Wenn es nun ſo ſchwierig iſt, eine Begebenheit, die unter unſern Augen geſchah, aus ihrem Urſprung zu entwickeln, die Theilnehmer derſelben und das Mehr oder Minder ihrer Theilnahme richtig anzugeben; was ſollen wir von einem Livius halten, wenn er uns die erſten Jahrhunderte der römiſchen Geſchichte verträgt?

Die einzigen Zeugen einer Begebenheit, die man für unverwerflich hält, ſind Urkunden, Denkſteine, Münzen; aber auch Urkunden werden oft verfälſcht, und Inſchrif-

Theobald. Ich lache ihres Bannſtrahls! wer mir mein Weib nimmt, kann mich nicht elender machen.

Hugo. Du mußt ihr entſagen! ich befehle es dir!

Theobald. Ich kann nicht mein Vater!

Hugo. Ich gebe dir meinen Fluch!

Theobald. Ich kann nicht mein Vater.

Hugo. Deine Mutter wird im Grabe dir fluchen!

Theobald. Und wenn jeder Stein mir fluchte, jeder Hauch des Windes eine Verwünſchung mir zuwehte — umſonſt! ich kann nicht! — ſie iſt mein Alles! — und meine Kinder —

Hugo. Gut! — gut! — umarme mich mein Sohn!

Theobald. (erſtaunt) Wie mein Vater —

Hugo. Du haſt alle meine Hofnungen erfüllt, dafür danke ich Gott! — Sey ruhig, ten beweiſen nicht immer die Wahrheit deſſen, was ſie erzählen. Man erinnert ſich nur aus den neuſten Zeiten der Inſchrift, welche die Franzoſen an einen Brunnen zu Coblenz anbrachten. Geſetzt, ſie wäre ſtehen geblieben, würde ſie nicht nach tauſend Jahren als ein herrlicher Beweis gegolten haben? waren die Römer nicht auch ein prahleriſches Volk? wer mag allen ihren Inſchriften trauen?

Die ſicherſten Zeugen mögen die Münzen ſeyn, doch über allen Verdacht erhaben ſind ſie nicht. Man erinnere ſich, daß ſchon vor Buonapartes Zuge nach Norden die Schmeichelei eine Denkmünze auf das beſiegte Rußland erfunden hatte. Sollte dieſer Fall ſich zum Erſtenmale ereignet haben? waren die Römer nicht auch die niederträchtigſten Schmeichler?

Geſetzt aber auch, wir dürfen ein Ereigniß als unbezweifelt annehmen, welches durch Urkunden, Inſchriften oder Münzen erwieſen iſt, lernen wir mehr daraus, als daß es ſich wirklich zugetragen habe? — Allein warum hat es ſich zugetragen? wie hat es ſich entwickelt? aus welchen Charakteren oder Leidenſchaften u. ſ. w.? Alles das verräth uns keine Urkunde, kein Stein. Sollte es wohl Leſer der Geſchichte geben, denen es auch ganz gleichgültig wäre, ob dieſe Fragen beantwortet werden oder nicht? Blos darum, weil es doch nicht unbezweifelt ſey, daß der Geſchichtſchreiber ſie wahrhaft beantworten könne? — Wenn ein Bergſturz in der Schweiz ein Dorf begräbt, ſo genügt dem Naturforſcher nicht, dieſe Begebenheit zu erzählen, ſondern er ſucht auch im Schoos der Erde die Urſachen ihrer Entſtehung und theilt dem Leſer ſeine begründeten Muthmaßungen mit. Verdient er nicht Dank dafür, wenn gleich noch gar nicht ausgemacht worden, daß er das Rechte getrofſene habe? ſind denn die Handlungen der Menſchen nicht auch Naturbegebenheiten?

Die Wahrheit hat innere Kennzeichen, die dem verſtändigen erfahrenen Beobachter nicht entgehen. Mit eben der Gewißheit, mit welcher ſo manche Naturbegebenheit aus Gründen erklärt wird, die dem Auge verborgen bleiben, mit eben der Gewißheit kann auch der Geſchichtſchreiber die Ereigniſſe aus Gründen entwickeln, die nirgend geſchrieben ſtehen und — wenn er die Weihe des Menſchenkenners empfangen hat, ſo wird er ſich ſelten irren.

Selten, aber doch bisweilen?

Nun ja, jedes Menſchenwerk iſt unvollkommen. Er muß freilich ſeine Muthmaßungen nicht für hiſtoriſche Gewißheit geben; er muß ſie dem Leſer kurz und ungeſchmückt darlegen und die Worte ſo ſtellen, daß daraus hervorgeht, er habe blos das Wahrſcheinliche zu dem Wahren führen wollen, und der denkende Leſer möge nun ſelbſt entſcheiden.

Auch die eingeſtreuten Lehren und Sentenzen darf er nur ſehr kurz faſſen. Hier möge Tacitus ihm zum Muſter dienen. Nie darf er durch eine Art von moraliſcher Abhandlung die Geſchichte unterbrechen. Was er nicht in wenigen kurzen Perioden ſagen kann, das muß er lieber unterdrücken, denn würzen ſoll er, nicht verwäſſern, und nie ſo lange in ſeinem eigenen Namen reden, daß der Leſer deutlich an ihn erinnert werde. Ich meine ſogar das Wörtlein Ich zu gebrauchen müſſe er ſorgfältig vermeiden. Wo, um Vermuthungen zu begründen, mehr als einzelne Perioden erforderlich wären, da werde die Ausführung in eine Note oder in einen Anhang verwieſen. Die Beobachtung dieſer wenigen Regeln iſt hinreichend, um eine Geſchichte nie durch die Urtheile und Meinungen ihres Verfaſſers zu veranſtalten.

Aber nicht blos die beſten Geſchichtſchreiber haben durch ihr Beiſpiel dieſe Grundſätze bewährt, ſondern auch die berühmteſten Lehrer der Geſchichte ſchreiben ihr ſolche Eigenſchaften zu, erwarten und fordern ſolche Würkungen von ihr, die ſie durchaus nicht anders beſitzen oder leiſten kann, als wenn ſie keinesweges an die nackte Erzählung der Begebenheiten ſich bindet.

Als Schiller ſeinen academiſchen Lehrſtuhl zum erſtenmal betrat, hielt er eine Rede, die unter dem Titel gedruckt worden: Was heißt und zu welchem Zwecke ſtudirt man Univerſal-Geſchichte? Da ſprach er unter andern:

„Die Geſchichte hält den Olivenkranz „friſch, und zerbricht den Obelisken, den die

„Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur, ſchon ſeit dem Anfang der Welt, die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie den wahren Maaßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhunderte anders verfälſcht; ſie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten, und, indem ſie uns auf unſere eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die gewieſenen goldenen Zeiten Alexanders und Auguſtus nicht zurück wünſchen.“

„Erſt aus der Geſchichte wird man lernen, einen Werth auf die Güter zu legen,

„denen Gewohnheit und unangefochtner Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben.“

Solche große Dinge erwartete von der Geſchichte einer unſerer edelſten und berühmteſten Schriftſteller, der ſelbſt ihr Lehrer war; wie aber konnte ſie auch nur den kleinſten Theil dieſer Erwartungen erfüllen, wenn ſie auf Kürze und Trockenheit der Chroniken beſchränkt wäre?

Gleiche Anſichten, bald mehr bald minder ſchön oder tief gedacht, doch immer darauf abzweckend, den Geſchichtſchreiber als den erhabenſten Lehrer der Menſchheit darzuſtellen, liefern Bolingbroke und Johannes Müller in ihren Briefen; Bozin in ſeiner, von Herder überſetzten und bereicherten, Philoſophie der Geſchichte; der Graf Herzberg in ſeinem Memoire über den wahren Charakter einer guten Geſchichte; Mably in ſeinem Werke über die hiſtoriſche Kunſt, und ſo manche Andere mit weniger berühmten Namen.

Aus allen dieſen Betrachtungen ſcheint unwiderſprechlich hervorzugehen, daß die Vollkommenheit der Geſchichte fodert und dem Geſchichtſchreiber zur Pflicht macht, ſich nicht auf die bloße Erzählung der Thatſachen zu beſchränken, ſondern ſeine Meinungen, Urtheile und Lehren mit dieſer Erzählung kunſtreich zu verbinden, weil der höhere Zweck der Geſchichte ſonſt nicht erreicht werden kann.

Weil der geiſtige Genuß dadurch unendlich erhöht wird; weil die beſten Geſchichtslehrer dieſe Methode ſtets empfohlen, die beſten Geſchichtſchreiber ſie ſtets befolgt haben. Würde die Frage anders entſchieden, ſo müßte Clio aus dem Verzeichniß der Muſen ausgeſtrichen werden.

Die
hundertjährigen Eichen,
oder
# das Jahr 1914.

Ein Vorſpiel mit Geſängen
und Tänzen.

hig, ich wollte dich prüfen. Adelheid iſt deine Schweſter und drum nicht minder dein Weib. Wäre eine ſolche Ehe, unter ſolchen Umſtänden, Sünde vor Gott, warlich! ſo hätt' er Geſchwiſtern natürlichen Abſcheu ins Herz gepflanzt. Was den Banden der Geſellſchaft heilſam ſeyn mag, iſt nicht immer Geſetz für den Einzelnen. Drum mein Sohn, ſey wohlgemuth! vertraue auf Gott, liebe dein Weib, ſuch aus deinen Kindern rechtſchaffene Männer zu bilden, und verdiene den Seegen, den ich in dieſer Stunde aus der Fülle meines Herzens über dich ausſpreche.

Theobald. Gott mein Vater! — mein lieber, guter Vater! — ihr erweckt mich zum Leben — ihr gebt mir meinen Verſtand wieder — ach! ich war nahe dabey ihn zu verlieren!

Hugo. Doch darf Adelheid nichts von alle dem ahnden. Weibernerven ſind zu ſchwach für eine ſolche Erſchütterung, in

Wei-

Perſonen:

Der Fürſt.

Walther, ein hundertjähriger Greis.

Wilhelm, ſein Groß-Neffe.

Luiſe, ſeine Groß-Nichte.

Gefolge des Königs. Brautpaar. Handwerker. Ackersleute. Winzer. Schiffer. Gelehrte. Künſtler.

Ein Herold. Das Volk. Tanzende Kinder.

Die Bühne ſtellt dar einen freien Platz in einer Stadt. In der Mitte eine Schmiede durch zwei offene Thorflügel zu ſehen. Rechter Hand die Werkſtatt eines Leinewebers, linker Hand die eines Tiſchlers auf gleiche Weiſe eingerichtet. In allen dreien wird gearbeitet.

Die Schmiede

(indem ſie das Eiſen auf den Amboß bringen.)

Laßt ſprühen die kniſternden Funken!
Hervor mit dem Eiſen, es glüht;
Wir hammern es fröhlich zum Pfluge,
Der friedlich die Felder durchzieht.

Die Weber.

Friſch auf, ihr Geſellen! Wir weben
Die leichten Gewänder geſchickt,

Sie werden nicht länger mit Beben
Für blutende Wunden zerpflückt.

Die Tiſchler.

Wir haben zum bräutlichen Lager
Die Bretter dem Hobel vertraut;
Denn um den Erſchlagenen jammert
Nicht mehr die verlaſſene Braut.

Alle.

Willkommen, ſchöne neue Zeit!
Von Sklaven nicht verflucht;
Denn von der Väter Tapferkeit
Wir erndten ſüße Frucht.

Wilhelm und Luiſe treten auf.

Luiſe.

Was ſagſt du, Bruder! er wird kommen?

Wilhelm.

Heute,
Des biedern Ahnherrn Bruders-Sohn.

Luiſe.

Der einer langen Reiſe Laſt nicht ſcheute!
Ein Greis von mehr als hundert Jahren
ſchon?

Wilhelm.

Es ſcheint der Jahre Laſt ihn nicht zu
drücken,
Man ſagt, er ſtehe noch in Mannes-Kraft,
Es glühe Jugendfeu'r in ſeinen Blicken;
Darob verwundert ihn das Volk begafft.

Luiſe.

Wo kommt er her?

Wilhelm.

Man ſchreibt: aus fernen
Landen,
Von einer Inſel ohne Namen faſt;
Uns iſt er von den Todten auferſtanden
Ein lieber Gaſt.

Luiſe.

Ja wohl ein lieber Gaſt.
Wir ſchon ſeit Jahren elternloſe Waiſen,
Uns wird ein unverhofftes Glück beſcheert;
Den Vater werden wir willkommen heißen.

Wilhelm.

Er werd' als Vater auch von uns geehrt.

Luiſe.

O häuslich Glück, dem keines zu vergleichen,
Dem Gott verjüngende Kraft verlieh'n,
Wenn um den alten Stamm noch grüne Eichen
Die Schößlinge in freud'gem Wachsthum blüh'n! —
Und daß wir eben heute ihn empfangen,
Das macht die Freude mir nun doppelt groß;
Denn ſegnen wird, auf kindliches Verlangen,
Der Greis den Bund, den meine Liebe ſchloß.

Wilhelm.

Doch jenes Erbe, deß wir uns erfreuten —
Haſt du's bedacht? — gehört uns ferner nicht.
Von ſeinem Vater ſtammt's aus grauen Zeiten,
Und ihm zurück es geben iſt meine Pflicht.

Luiſe.

Wohl eine heil'ge Pflicht.

Wilhelm.

Schwer zu erfüllen!
Das Haus, in dem der erſte Strahl des Lichts
An jedem Morgen uns erfreut im Stillen —
Ach, Schweſter! wir beſaßen weiter nichts.

Luiſe.

Nichts weiter? Zu des Glaubens Unterpfande
Blieb uns Vertrauen nicht auf Gott?

Und ſind wir Bürger nicht in einem Lande,
Wo dem beſchützten Fleiß nie Mangel droht?

Wilhelm.

Wird Dein Verlobter auch ſo rechtlich denken?

Luiſe.

Iſt er nicht auch ein Sohn der *neuen* Zeit?
Meinſt Du, er konnte nur ſein Herz mir ſchenken,
Wenn ſchnöde Reize mir der Brautſchatz leiht?

Wilhelm.

Wohlan! ſo ſchwinden meine Bruder-Sorgen.
Mich hat, wie Dich, kein Eigennutz gekränkt,
Und ich begrüße froh den heitern Morgen,
Der, ſammt dem Bruder, mir den Oheim ſchenkt.

Man hört in der Ferne ein Poſthorn.)

Luiſe.

Hörſt Du? ein Poſthorn.

Wilhelm.

Sieh, dort hält ein Wagen —
Sieh, ohne Hülfe ſteigt ein Greis heraus —
O eilen wir, auf Händen ihn zu tragen
In ſeiner Väter wohl erhalt'nes Haus.

(Beide ab.)

(Ein fröhlicher Kinderhauſe mit Blumenkörben und Guirlanden zieht tanzend vorüber.)

Chor der Handwerker.

(Zum Tanz geſungen.)

O ſchauet die fröhlichen Kinder
Mit herbſtlichen Blumen gekränzt!
Wie lieblich in kindlichem Auge
Die Freude der Unſchuld glänzt.
Sie laden und holen die Gäſte
Zum herrlichen Bundesfeſte.

(Die Kinder ziehen vorüber.)

(**Wilhelm** und **Luiſe** führen den alten **Walther** auf die Bühne.)

Walther.

Da bin ich nun.

Wilhelm.

Ehrwürdiger Greis, willkommen!

Luiſe.

O ſtillet unſere frohe Neubegier!

Walther.

So herzlich wird ein Fremdling aufgenommen?
Ihr kannt mich nicht? Ihr wußtet nichts von mir?

Wilhelm.

Wir haben *gründlich* nie etwas erfahren.

Luiſe.

Auch forſchte gründlich wohl der Jugend Leichtſinn nicht.

Wilhelm.

Nur eine Sage, daß vor hundert Jahren
Ihr aus dem deutſchen Vaterland entwicht.

Walther.

Mein Vater war's. Ich noch im Mutterſchooſe,
Ergriffen hatten Furcht und Abſcheu ihn,
Denn es verzweifelte der Hoffnungsloſe
An Deutſchlands Rettung, die unmöglich ſchien.
Ihm ward unleidlich länger zu ertragen
Der fremden Peiniger Uebermuth,
Denn für Verbrechen galt auch nur zu klagen,
Und jeder Seufzer ward erſtickt im Blut.
So ſtets in ſtillem Gram das Herz verzehrend,
Sah er den deutſchen Ehrenkranz verdorrt:
Drum lieber Haus und Hof den Rücken kehrend,
Sucht' er für Thränen einen Zufluchtsort.

Weiberſeelen hat der Aberglaube zu tiefe Wurzel geſchlagen, ſie würde ſich ewig für die verworfenſte Sünderin halten, ſich, dir und mir durch fromme Angſt ihre Tage verbittern. Sie bleibe alſo wie bisher die Tochter des alten Bertrams, und außer ihm und uns dringe kein ſterbliches Auge in dieß Geheimniß. — Wo iſt er, daß er eintrete in unſern Bund, und ſeinen Schwur an den unſrigen kette. Komm näher Bertram! (er öfnet die Thür)

Dritte Scene.

Bertram. Die Vorigen.

Hugo. (ergreift ihn bey der Hand) Wünſche mir Glück Alter! ich darf meiner Kinder mich freuen.

Theobald. (an ſeinem Halſe) Biſt du gleich nicht der Vater meiner Adelheid, ſo verdank' ich doch deinen Lehren das treue, fromme Weib, und werde dirs nie vergeſſen.

Und was der Feinde Habgier nicht erbeutet,
Rafft er zuſammen, dünkte noch ſich reich,
Und, von der treuen Gattin nur begleitet,
Schifft er ſich ein, wohin? das galt ihm gleich.
Nur fern vom Joch; je weiter, um ſo lieber,
Hin, wo der Knechtſchaft Jammer ihn verſchont,
Und wär's nach Canada zum Volk der Biber,
Wär's eine Felſeninſel unbewohnt.

So irrt' er lang umher in fernen Meeren,
Bis er die fernſte Klippeninſel fand,
Da ſtieg er aus, um nie zurückzukehren,
Die nannt' er nun ſein Vaterland.
Anmuthig war's, zum Wohnſitz auserkoren
Von einem ſanften Völkchen, das kein Schiffer kennt;
Da hat die Mutter mich zur Welt geboren,
Da wuchs ich auf im Freiheits-Element.

Da hat der Vater oft in Abendſtunden
Von Deutſchlands Schmach und Jammer mir erzählt,
Und aufgeriſſen ſeine blutenden Wunden,
Und mit Erinnerungen ſich gequält.
Drum iſt von dem, was damals ſich begeben,
Mir, einem Fremden, doch nichts unbekannt;
Es war der Punkt in meines Vaters Leben,
Um den das trauliche Geſpräch ſich wand;
Und immer ſchloß er mit dem männlichen Troſte:
Wir ſind geſchieden von der Sklaven-Welt,
Wir ſind ſo fern von jenem ſtarren Froſte,
Daß unſerer Blüthen keine durch ihn fällt.

So lebten wir vergnügt. Die waldigte Wüſte
Verwandelt' unſer Fleiß in blühende Trift,
Es zeigte ſich kein Schiff an unſrer Küſte,
Die Klippen ſchützten ſie vor europäiſchem Gift.

Die Eltern ſtarben mir in ſpäten Jahren,
In meiner Einſamkeit erwachte nun der Trieb,
Das Schickſal eines Landes zu erfahren,
Das, mir zwar fremd, doch drum nicht minder lieb.
Doch jede Hoffnung ſchien verwegen,
Bis einſt, vom Sturm verſchlagen, ſich ein Schiff
Der Küſte naht' — ich rudert' ihm entgegen,
Um es zu warnen vor dem Korallen-Riff.
Da ſah ich nun die erſten Europäer,
Und jed' Erinnerung erneute ſich,
Mir ſchien, ich ſey dem Vaterlande näher,
Ich ſprach ſie an — erſtaunt begafft man mich.
Nach mancher Frag' und Antwort, halb verſtändlich
Errathen halb, betret' ich ſonder Scheu
Das heimathliche Schiff, erfahre endlich,
Daß Deutſchlands Joch ſchon längſt gebrochen ſey.

Nun war ich länger nicht der Sehnſucht Meiſter!
Vom Grab der Eltern ſchied mein naſſer Blick,
Doch mich umſchwebten ihre ſel'gen Geiſter,
Und führten mich ins Vaterland zurück.

Luiſe.

Wo liebevoll die Enkel Euch erwarten,
Wo man das Alter und die Tugend ehrt.

Wilhelm.

Wo noch ein ſtattlich Haus und Hof und Garten
Als Euer Eigenthum Euch wiederkehrt.

Walther.

Ich, Fremdling, hier ein Eigenthum? Mit nichten!
Ein altes, lang *verjährtes* Recht iſt keins.

Wilhelm.

Habt Ihr kein Recht, so haben wir doch Pflichten
In Deutſchland, Gott ſey Dank! ſind Pflicht und Wille Eins.

Walther.

Ihr wackern Kinder, giebts der Bürger Viele
So hochgeſinnt?

Luiſe.

Alle denken ſo.

Wilhelm.

Wir ringen Alle ja nach Einem Ziele.

Walther.

So war es nirgend, als mein Vater floh.
(Man vernimmt einen Trompetenſtoß.)

Walther.

Was giebt es dort?

Luiſe.

Wohl eines Fremdlings Frage.
Es iſt der Herold, der geſchmückt erſcheint.
Uns einzuladen zu dem Bundestage,
An dem ganz Deutſchland heute ſich vereint.

(Ein zweiter Trompetenſtoß.)

Der Herold zu Pferde.

Ihr Bürger! ſchließt die Werkſtatt! ſchmükket Euch zum Feſte!
Gedenkt des großen Tages, wo der Väter Muth
Von Schmach und Drangſal kühn das Vaterland erlöſte,
Und für der Enkel Heil geopfert Gut und Blut.
Zu jenen alten Eichen, die vor hundert Jahren

Der Väter ſiegende Fauſt gepflanzet und gepflegt,
Verſammle heute ſich zu bunten, fröhlichen Schaaren
Wer eines deutſchen Mannes Ehrentitel trägt.

(Er zieht vorüber.)

(Die Werkſtätte werden geſchloſſen und bald darauf erſcheinen nach und nach die Handwerker militäriſch gekleidet und bewaffnet und ordnen ſich im Hintergrunde.)

Walther.

Ha! ich verſtehe Eurer Väter Thaten,
Sie werden durch den Dank der freien Enkel belohnt.
Beneidenswerthes Volk! glückſel'ge Staaten!
Wenn bei gerechtem Stolz auch Tugend wohnt!

Wilhelm.

Sie iſt der Schmuck und Segen jeden Standes.
Die Liebenden nur, die ſich der Tugend geweiht,

Empfangen am Altar des Vaterlandes
An dieſem feſtlichen Tage den Preis der Sittlichkeit,
Drum darf die Schweſter heute Braut ſich nennen.

Luiſe.

An Vaters Statt werd' Euer Segen mir.

Walther.

Wie ſollt ich fremder Greis Dich ſegnen können?
Der Väter deutſcher Segen ruht auf Dir. —
Doch Räthſel überall, wohin die Blicke ſich wenden!
Die Bürger, die ich noch ſo eben ſah,
Mit Hammer, Weberſchiff und Hobel in den Händen,
Sie ſtehen nun bewaffnet da.

Wilhelm.

Doch nicht zum Kriege, denn ſeit hundert Jahren

Fließt, ungefärbt von Blut, die Welle des
teutſchen Rheins.
Bewaffnet ſeht Ihr dieſe Bürger-Schaaren,
Denn Bürger und Soldat ſind Eins.

Walther.

Was will uns dort des Volkes Jubel melden?
Wer nahet ſich mit majeſtätſchem Gang?

Luiſe.

Es iſt der Fürſt, der Enkel jenes Helden,
Der einſt die Freiheit uns errang.

Der Fürſt erſcheint mit Gefolge. Die Bürger empfangen ihn mit der erſten Strophe des Volksliedes, doch, ſtatt Heil dir im Sieger-Kranz, ſingen ſie: Heil dir im Friedens-Kranz. Der Fürſt nimmt ihre Huldigung wohlwollend auf, und zieht vorüber. Die bewaffneten Bürger ſchließen ſich an den Zug.)

Walther.

Ein ſtattlicher Mann.

Wilhelm.

Ihr ſollt ihn wiederſehen
Im Schatten unſers deutſchen Eichenhains,
Die treuen Stände werden ihm zur Seite ſtehen,
Denn Fürſt und Volk ſind Eins.

Walther.

Doch die ihm folgten — ohne Schmucks-Gepränge.

Luiſe.

O ſie bedürfen nicht des äußern Scheins,
Durch Wohlthun kennt ſie ſchon des Volks-Menge,
Verdienſt und Ehre ſind jetzt Eins.

Walther.

Und ſo iſt's überall im deutſchen Reiche?

Wilhelm.

So iſt es in Europa überall.

Bertram. (immer ängſtlich) So wißt ihr alles?

Hugo. Alles weiß er. Deine Bedenklichkeiten ſind gehoben. Die Sünde fall auf mich, ihn und ſeine Kinder!

Theobald. Entſchlage dich der milzſüchtigen Grillen, gedenke der Vergangenheit nur um dich des Gegenwärtigen zu freuen, vergiß alles, nur nicht unſere Liebe zu dir.

Bertram. Guter, edler Herr — ich will ruhig ſeyn — wenn ich nur kann! Ihr ſeyd ja beyde ein paar fromme, biedere Ritter, ihr werdet mich nicht um meine Seligkeit betrügen.

Hugo. So nehme Gott mir die Meinige, als feſt in mir der Glaube beſteht: wir wandeln nicht auf Pfaden der Finſterniß! — (Er entblößt ſein Schwerdt) Tretet her zu mir! Legt eure Hand auf dieſes Schwerdt, und ſprecht mir nach den Schwur der ewigen Verſchwiegenheit.

(Theo-

Walther.

O zeigt mir eine Karte, daß ich flugs vergleiche
Wie von der Newa bis nach Portugall
Die Scepter herrſchen in den ſchönen Ländern?
Oft lehrte mich der Vater, wie es damals war,
Doch mußte wohl ſeitdem ſich Vieles ändern.

Wilhelm.

(eine Karte von Europa hervorziehend).

Hier iſt die Karte.

Walther (ſie beſehend).

Hm! von welchem Jahr?
Von 1815? — o! von Grenz-Geſetzen
Aus jener alten Zeit giebts heute ja wohl Keins?

Wilhelm.

Ihr irrt. Kein Mächt'ger wagt ſie zu verletzen,
Denn *Macht* und *Recht* ſind *Eins*.

Walther.

(zieht einen Ring vom Finger).

O ſprichſt Du wahr, ſo gieb ſogleich den Armen
Den Werth des mir vererbten Edelſteins.

Luiſe.

Behaltet ihn, wir haben keine Armen,
Denn *Fried' und Wohlſtand* ſind ja Eins.

Walther.

Erlaubt Ihr Euch mit einem Greis zu ſcherzen?

Wilhelm.

Nein wahrlich! Ruhm dem Ruhm gebührt!
Das Alles danken wir mit frohem Herzen
Den edlen Fürſten, die vor hundert Jahren regiert.

Luiſe.

Es ſtrömen ſchon die eingeladnen Gäſte
Hin, wo der Kranz von alten Eichen ſteht.

Wilhelm.

Wollt Ihr uns folgen zu dem Bundesfeſt?
Habt Ihr noch Kraft genug, ſo kommt und ſeht.

Walther.

Ich keine Kraft? es ſtrömen friſche Säfte
Von Euren Lippen in den dürren Baum.
Weg mit dem Stock! ich habe Jugendkräfte!
O weckt mich nicht aus dieſem ſchönen Traum!

(Alle ab.)

(Die Bühne verwandelt ſich in einen freien Platz mit einem Halbzirkel von alten Eichen, durch die man in der Ferne eine Stadt erblickt. In der Mitte ein Altar.)

Die tanzenden Kinder erſcheinen und umringen den Altar mit Blumen=Guirlanden.

Walther. und **Wilhelm** (treten auf).

Wilhelm

(ihn zu den Eichen führend).

Hier iſt der Ehren=Platz für unſern Alten;
Hier werdet Ihr im Schutz der Eichen ſtehn.

Walther.

Ich danke Gott, der mir das Leben erhalten;
Um Deutſchlands Glück und Ruhm zu ſehn.

Ein Marſch.

Chor der Ackersleute und Winzer.

Wir bringen den Segen der Felder und Hügel,
Errungen für eigenen ſichern Genuß.

Wir fürchten die drohende Hagelwolke,
Doch nimmer der Feindes gepanzerten Fuß.
Triumph! wir zahlen nicht Sklaven-Tribut
Mit unſerer Söhne vergoſſenem Blut.

(Während dieſes Geſanges ſtellen die Ackersleute einige Garben an den Fuß der Eichenſtämme, und die Winzer verbinden die Eichen durch Guirlanden von Weintrauben.)

Die Schiffer treten auf.

Chor.

Wir fahren ſicher auf allen Meeren,
An allen Küſten freundlich begrüßt;
Wir ſteuern ſicher in allen Häfen,
Die kein Despoten-Wille verſchließt,
Mit reicher Fracht beladen
Wir kommen und wir gehn,
Und alle Wimpel flattern,
Und alle Flaggen wehn.

(Während dieſes Geſanges ſchmücken ſie die Eichen mit den Flaggen und Wimpeln verſchiedener Nationen.)

Die Gelehrten treten auf, eine weiße Marmortafel tragend, auf welche viele Bücher-Titel eingegraben ſind.

Chor.

Wir bringen, was an reifen Früchten
Der deutſche Geiſt hervorgebracht;
Wir dürfen denken, ſchreiben, dichten,
Vom finſtern Argwohn unbewacht.
Dem Wahrheitsverkünder, dem Redlichen droht
Nicht ſchmähliche Feſſel, nicht ſchmählicher Tod.

(Sie lehnen die Marmortafel an den Altar.)

Die Künſtler treten auf.
(Sie tragen die Büſten der drei verbündeten Monarchen.)

Chor.

Dem glücklichen Frevler Weihrauch zu ſtreuen
War tief entwürdigter Künſte Loos;

Triumph! wir dürfen ſie nicht entweihn,
Verewigen nur, was wahrhaft groß!
Wir formten den Thon, wir ſchliffen die Meiſel,
Wir brachen den Marmor im tiefen Schacht,
Für jener Helden vergangener Zeiten,
Die Segen über die Menſchheit gebracht!
(Sie ſtellen die Büſten auf den Altar.)

(Man vernimmt eine ſanfte Muſik von ferne.)

Alle.

In ſanfter Flöten Geleite
Von Lieb und Tugend geführt,
Erſcheinen die holden Bräute
Mit keuſchen Myrthen geziert.

(Mehrere Brautpaare, unter ihnen auch **Luiſe**, nahen ſich dem Altar. Die Muſik geht in einen majeſtätiſchen Marſch über. Der Fürſt mit ſeinem Gefolge tritt auf und ſtellt ſich vor dem Altar.)

Der Fürſt
(zu den ihn umringenden Brautpaaren).

O meine Kinder! froh von allen Zungen

Den frommen Glückwunſch, den das Herz Euch beut!
Ihr habt den Preis, den Schönſten, Euch errungen,
Den Preis der Tugend und der Sittlichkeit.
An dieſem Ehrentage, ihn zu ſpenden
Beſchloß das freie Vaterland,
Das, ohne blinde Gunſt, in allen Ständen
Die Tugend ehrt, die es geprüft erfand,
Doch wenn wir nun ſeit hundert ſchönen Jahren
In Oelbaums Schatten uns des Segens freun,
Den Ackerbau und Handel uns gebahren,
Den Wiſſenſchaft und Kunſt verleihn.
Wenn keine Braut am Hochzeitstage zittert,
Daß der Geliebt' umgürten muß ein Schwerdt,
Wenn keine Mutter bange Furcht erſchüttert;
Daß ſie den Säugling für den Krieg ernährt;
Wenn deutſche Rechte Freiheit uns bewahren;
Wenn das Verdienſt nach Kronen ringen darf,

Und wenn kein Sturm, ſeit vollen hundert Jahren,
Die hier gepflanzten Eichen niederwarf:
Wem danken wirs? — o richtet Eure Blicke
Nach jenen Häuptern, die der Lorbeer ſchmückt!
Sie ſind die Schöpfer von Europas Glücke,
Sie pflanzten, wo der Enkel Früchte pflückt.
Darum ſtieg des neugebornen Volkes Lallen
Zu jener Helden Strahlen im Thron empor,
Und in der Vorzeit mög' hinüber ſchallen
Dankbarer Nachwelt tauſend ſtimmiges Chor.

Chor.

Ihr weiſen Gründer glücklicher Staaten!
Neigt Euer Ohr dem Jubel-Sang!
Es iſt die Nachwelt, die Eure Thaten
Mit Segen preiſt Aeonen lang
Von Sohn auf Enkel im Herzen hegen
Wie Euers Ruhmes Heiligthum,
Stets fanden in der Nachwelt Segen
Beglückende Fürſten ihren Ruhm.

Dramatiſche Charade.

(Theobald und Bertram ſagen den Schwur nach, Theobald mit feſter, Bertram mit zitternder Stimme)

Hugo. Ich ſchwöre bey Gott und allen Heiligen! daß dieſe Zunge nie zum Verräther werden ſoll an dem Geheimniß der Geburt Adelheidens. Mich treffe, wo ich dieß Gelübde breche des Meyneids fürchterliche Strafe! Nicht Vergebung der Sünden verleihe mir Ruhe! mir folge die Quaal meines Gewiſſens überall, wohin die Verzweiflung mich treibt! ſie lagere ſich auf meinem Todtenbette, und foltre mich in der letzten Stunde, daß ich umſonſt zu beten verſuche, daß ich umſonſt zu ſterben wünſche. Kein Sakrament, kein Prieſterſeegen habe die Kraft mich dieſes Schwurs zu entbinden! das Grab wohin ſie mich einſt ſcharren werden, ſey auch das Grab meines Schweigens. Ich ſchwöre es, ſo wahr Gott mir gnädig ſeyn wolle! Amen. — (Er ſteckt ſein Schwerdt in die Scheide) Es iſt vollbracht.

Dramatiſche Charade.

Erſte Sylbe.

Caroline (allein).

Ich mag nicht leſen, ich mag nicht ſingen, ich mag nicht arbeiten. — Es iſt ſehr langweilig, wenn man zu nichts auf der Welt Luſt hat. — Ich glaube fürwahr, ich bin hypochondriſch. — Pfui! das ſchickt ſich nicht für ein junges Mädchen. Meine Gouvernante ſpricht: hypochondriſch wird man nur durch die Liebe — und die Liebe? — Gott bewahre mich vor der Liebe!

Luiſe (kommt).

Schweſterchen, was giebſt Du mir für das, was ich da unter meinem Schnupftuche halte?

Caroline.

Was iſt es denn?

Luiſe.

Rath einmal.

Caroline.

Ich habe keine Luſt mir den Kopf zu zerbrechen.

Luiſe.

Ei, ſo rathe mit dem Herzen.

Caroline.

Doch wohl nicht gar —

Luiſe.

Ein Brief von Eduard.

(Sie zieht ihn hervor.)

Caroline.

Geſchwind, gieb!

Luiſe.

Aber mein Botenlohn?

Caroline.

Närrchen, wenn der Türke wieder kommt, der neulich bei Hofe auslegte, ſo kaufe ich Dir ein Fläſchchen Roſeneſſenz.

Luiſe.

Zu einem Shawl hätt ich mehr Luſt.

Caroline.

Stille! laß mich leſen.

Luiſe.

Ja lies nur. Unſere Gouvernante, Madame Charivari, wird gleich hier ſeyn, und wenn ſie Dich mit dem Briefe in der Hand findet —

Caroline.

Nun? was weiter?

Luiſe.

So wird ſie Luſt bekommen, ihn ſelbſt zu leſen.

Caroline.

Das wäre auch eben kein Unglück, wir ſchreiben uns nichts Böſes.

(Sie öffnet den Brief und will anfangen zu leſen.)

Luiſe.

Horch! da kömmt ſie ſchon!

Caroline.

Das iſt recht fatal.

(ſie verſteckt den Brief.)

Die Vorigen. Madame Charivari. Henriette. Amalie.

Mad. Charivari.

Mademoiſelle Caroline, jetzt wollen wir Schule halten.

Caroline (gähnend).

O liebe Madam Charivari! heute habe ich keine Luſt.

Mad. Charivari.

So? das wäre mir eben recht! Sie ſind die Aelteſte, und ſollen den Andern mit gutem Beiſpiel vorgehen. Die Glocke hat ſchon 10 geſchlagen. Keine Luſt? ſeht doch! aber in die Komödie zu gehn, wenn die Uhr 6 ſchlägt, dazu haben Sie immer Luſt.

Luiſe (bei Seite).

Es iſt auch weit luſtiger.

Mad. Charivari.

Und in Geſellſchaften durch Geiſt und Kenntniſſe zu glänzen, dazu haben Sie auch Luſt, nicht wahr?

Caroline.

O ja.

Mad. Charivari.

Nun, ſo müſſen Sie auch lernen. Allons Mademoiselles! ſetzen Sie ſich. (Alle ſetzen ſich.) Wir wollen die Univerſalhiſtorie vornehmen.

Luiſe.

Ich kann meine Lection.

Henriette.

Ich auch.

Amalie.

Ich auch.

Mad. Charivari.

Das wird ſich zeigen. Wo fängt die Univerſalhiſtorie an?

Henriette.

Bei Adam und Eva.

Mad. Charivari.

Ganz recht. Welches war das erſte merkwürdige Ereigniß in der Univerſalhiſtorie?

Luiſe.

Eva ließ ſich von einer Schlange die Cour machen.

Mad. Charivari.

Was entſtand daraus?

Henriette.

Sie bekam Luſt, einen Apfel zu eſſen.

Mad. Charivari.

Und dieſer Apfel?

Amalie.

Hat alle Evenstöchter lüſtern gemacht.

Mad. Charivari.

Lieber Gott! nicht die Töchter allein, auch die Söhne. Schon vor der Sündfluth ſoll es gräßlich auf der Welt zugegangen ſeyn. Die Menſchen freyten und ließen ſich freyen.

Luiſe.

Das macht, ſie hatten Luſt zu heirathen.

Mad. Charivari

(zu Carolinen, die unterdeſſen verſtohlen den Brief entfaltet und geleſen hat).

He, was leſen Sie denn da?

Caroline (verlegen).

Ach! nichts.

Mad. Charivari.

Das Nichts will ich ſehen.

Caroline.

Es iſt ein Brief.

Mad. Charivari.

Ein junges Mädchen muß keine Briefe empfangen, welche die Gouvernante nicht zuvor geleſen hat. Von wem iſt der Brief?

Caroline.

Von Eduard.

Mad. Charivari.

Von Eduard? ei! was ſchreibt er denn?

Caroline.

Er ſchreibt, wenn ich ihn nicht heirathen würde, ſo hätte er auch keine Luſt länger zu leben.

Mad. Charivari.

So? und Sie?

Caroline.

Je nun, ich hätte wohl Luſt ihn zu heirathen.

Mad. Charivari.

Davon hernach. Jetzt wieder zur Univerſalhiſtorie.

Caroline.

Aber ich bitte Sie, beſte Madam Charivari, wie kann ich nach einem ſolchen Briefe noch Luſt zur Univerſalhiſtorie haben?

Mad. Charivari.

Aha! ich merke. Ihre eigene Specialhiſtorie gefällt Ihnen beſſer?

Die andern Mädchen (bei Seite).

Mir auch.

bracht. Umarmet mich beyde. Das Gefühl der Ruhe, das ſeit 23 Jahren mir fremd war, kehrt heute in meine Bruſt zurück; die frohe Ausſicht eines glücklichen Greiſenalters öfnet ſich mir wieder, es iſt mir ſo leicht und wohl, Alles um mich her iſt lieblicher geſtaltet. Komm mein Sohn! komm in die Arme meiner zwiefachen Tochter! (**Theobald und Hugo** gehen ab)

Vierte Scene.

Bertram allein.

Weh mir! was hab ich gethan! welch ein Schauer durchbebt meine Glieder! — welche Höllenangſt ergreift mich! mein Schwur war Gottesläſterung! — Ich alter Sünder — ſchon öfnet ſich unter mir das Grab — eine Miſſethat beugt meinen Nacken — Hehler der Blutſchande — Gottes Donnerwolke hängt über mir — Gottes Blitze ziſchen hernieder — welcher Hügel verbirgt mich

Mad. Charivari.

Nun, wir wollen für dieſesmal die Stunde ſchließen. Allein es muß noch etwas declamirt, und auch noch etwas auf dem Fortepiano geſpielt werden. Allons Mademoiselle Caroline. Die beiden Stanzen, die unſer Haus-Poet auf meinen Geburtstag gedichtet hat.

Caroline.

Erdenluſt und Himmelsluſt?

Mad. Charivari.

Ganz recht.

Caroline.

Wenn Sie durchaus befehlen.

(Sie ſteht auf und declamirt.)

Wenn Plutus Dir den nimmerſatten Beutel
An jedem Tage füllt mit ſchnödem Gold;
Wenn Lorbeerkränz' umwinden Deine Scheitel,
Und jeder Recenſent ſogar Dir hold;

Und wenn ein Mägdlein, ſchön und jung und eitel,
Dir lächelnd bietet ſüßen Minnenſold;
So regt ſich wohl etwas in Deiner Bruſt,
Allein es iſt nur ſchnöde Erdenluſt.

Doch, wenn Dir Weisheit ihre Schätze ſchenket,
Zum Jünger Dich in ihrem Tempel weiht;
Und wenn die Muſe Dir Begeiſt'rung ſendet,
Und Schillers Leier ſüße Töne leiht;
Und wenn ein treues Herz ſich Dir verpfändet,
Ein treues Herz für Zeit und Ewigkeit.
Dann ſpüre, was ſich regt in Deiner Bruſt:
Das iſt allein die wahre Himmelsluſt.

Mad. Charivari.

Es mag paſſiren. Nun zum Schluß, Mademoiſelle Henriette, ſpielen Sie noch meine Lieblingsarie von Mozart.

Henriette.

Die aus Belmonte und Conſtanze.

Mad. Charivari.

Ganz recht.

Henriette

(ſpielt die Arie: welche Freude, welche Luſt ꝛc doch nur die beiden erſten Zeilen).

Mad. Charivari.

Nun? weiter?

Caroline.

Wozu denn weiter? liebe Madam Charivari, wir ſollen ja nur die erſte Sylbe darſtellen.

Mad. Charivari.

Ich merke wohl, Sie haben keine Luſt mehr. Nun, ſo wollen wir abtreten, um der zweiten Sylbe Platz zu machen.

Zweite Sylbe.

Emilie (tritt auf).

Nein das iſt zu arg! Die ganze Nacht iſt er nicht noch Hauſe gekommen. Was gilts, er hat wieder geſpielt? — Die verdammten Karten! — Ei, was geht es mich an? will er durchaus Geld und Geſundheit auf die Karten ſetzen, ſo ſoll er wenigſtens nicht länger mit meinem Herzen ſpielen.

(Sie ſetzt ſich und ſtützt den Kopf in die Hand).

Pauline (kommt.)

Schweſterchen, Du ſcheinſt verdrüßlich.

Emilie.

Traurig bin ich.

Pauline.

Ei warum? weil der Ball im Schießhauſe nicht lange genug dauerte.

Emilie.

Keinesweges.

Pauline.

Oder weil die Reſſource-Bälle ſo ſelten ſind?

Emilie.

Auch nicht.

Pauline.

Oder weil die Madame Schulz aus Gotha ihre Waaren ſo theuer verkauft?

Emilie.

Wir haben ja noch Predari und Münderloh.

Pauline.

Ganz recht, das ſind ein Paar liebenswürdige Freunde, immer bereit zu helfen. Nun ſo weiß ich doch fürwahr nicht, was dir fehlt? Heute Abend iſt ein großer Thee, da kommen lauter ſcharmante Leute zuſammen; da werden wir Charaden aufführen, uns verkleiden, und fröhlich ſeyn.

Emilie.

Kannſt Du fröhlich ſeyn, während der Vetter Franz ſich in's Unglück ſtürzt?

Pauline.

Der Vetter Franz? Ich habe ihn wohl zu Deinen Füßen ſtürzen ſehen; aber das war kein Unglück.

Emilie.

Er ſpielt.

Pauline.

Alle Männer ſpielen: der Eine mit Hypotheſen, der Andere mit Weibern, der Dritte mit Karten; und wenn es denn doch geſpielt ſeyn ſoll, ſo iſt es beſſer mit Karten als mit uns armen Geſchöpfen.

Emilie.

Aber Vetter Franz verliert ſein Geld und ſeine Geſundheit.

Pauline.

Wie lange wird's währen, ſo beſinnt er ſich eines Beſſern. Du biſt ja ſeine coeur Dame, und wer die coeur Dame im Herzen trägt, an den haben die übrigen 12 Blätter keine Macht.

Emilie.

Er iſt die ganze Nacht nicht zu Hauſe geweſen.

Pauline.

Was folgt daraus? daß Du über Hals und Kopf ihn heirathen mußt, dann wird er ſchon zu Hauſe bleiben.

Emilie.

Meinſt du?

Pauline.

Freilich. Wenn erſt der Conſiſtorial-Rath Günther den Segen drüber geſprochen hat, das verwandelt die Gemüther.

Emilie.

Wollte Gott!

Pauline.

Ich ſehe ſchon, ich muß Dir das neue Liedchen holen, das Kotzebue auf die Melodie vom Troubadour gemacht hat, das wird Dir die Grillen vertreiben. (ab).

Emilie (allein).

Grillen ſitzen nur im Kopf, aber was ich fühle, können wohl nicht Grillen ſeyn, denn es ſitzt hier (auf das Herz deutend). Horch! er kommt.

Franz (ohne Emilien zu ſehen).

Verdammter Treſbube! — wär ich doch lieber in die Comödie gegangen und hätte über Unzelmann gelacht, ſo hätte ich mein Geld und meine gute Laune noch.

Emilie (für ſich).

Da haben wirs!

Franz.

Aber was kann ich dafür, daß ich ein Deutſcher bin? es wird jetzt ſo viel von der

Würde der Nation geſprochen. Man ſoll ſich zurück leben in's Mittelalter und noch ein Bischen weiter. Die alten Deutſchen haben Weiber und Kinder aufs Spiel geſetzt. Hätt' ich in der vorigen Nacht nur eine hübſche Frau bei der Hand gehabt, ich hätte es auch gethan, und folglich bin ich aus ächtem deutſchen Blut.

Emilie (für ſich).

Saubere Grundſätze!

Franz.

Nein! — nein! — ich hätte es nicht gethan! Pfui, ſchäme Dich, Franz! Du liebſt ein ſo herrliches Mädchen! von Belvedere bis Tieffurth findeſt Du nicht ihres Gleichen. Aber du verdienſt ſie nicht.

Emilie. (für ſich).

Da hat er Recht.

Franz.

Das Geld, wofür ich im Frauenverein

die weiße Weſte kaufen wollte, die Emilie geſtickt hat, der Teufel hat's geholt.

Emilie. (für ſich).

Wenns weiter nichts wäre.

Franz.

Mir iſt wunderlich zu Muthe! mein Lebenslicht brennt ſo dunkel, wie am 18ten October die Feuer auf dem Ettersberge.

Emilie (für ſich).

Das war dunkel genug.

Franz (ſie erblickend).

Ha! da ſitzt ſie. — Ich wage es nicht, ſie anzureden.

Pauline (kommt).

Guten Morgen, Herr Vetter. Gut, daß Sie da ſind. Hier iſt ein neues Liedchen, das meine Schweſter ſingen wird.

Franz.

Ach! mir iſt ſchon am grünen Tiſch ein Liedchen geſungen worden.

vor dem Auge des allſehenden Richters! — (Er ſinkt kraftlos in einen Seſſel) (Pauſe) ſchwacher Greiß! dein Gehirn iſt verbrannt — kühle dein Blut, du ſiehſt Geſpenſter. Wirf einen Blick auf jenes fromme Paar, auf jene Kinder der Unſchuld, nur einen Blick der Menſchlichkeit, mehr bedarf es nicht — welcher Teufel, und hätt' er ſeit Jahrtauſenden der Hölle gedient, welcher Teufel wird es wagen, den Fluch dieſer Unmündigen auf ſich zu laden! — — aber droht mir nicht der Fluch der Kirche! wird ſie mich nicht ausſpeyen aus ihrem Schooße? in der letzten Stunde der Höllenangſt meines Gewiſſens Preiß geben? — Gewiſſen? hab' ich denn allein ein Gewiſſen? ſind Ritter Hugo und ſein edler Sohn nicht Theilnehmer des ſchuldloſen Betrugs? würkt ihr Beyſpiel umſonſt zu meiner Ruhe? — ach! dreyfache Bande der Liebe feſſeln die argloſen Herzen, der Schimmer des Zeitlichen blendet ihr Auge, die Ewigkeit ſchwindet vor ihren Blicken. —

Zwar

Pauline.

Aber die Klapper-Muſik am grünen Tiſche taugt nichts. Man ſagt zwar, Gold und Silber haben einen ſchönen Klang; aber wenn Sie artig ſeyn wollen, ſo werden Sie doch finden, daß meiner Schweſter Silberſtimme rührender klingt!

Franz.

O, um mich zu rühren, brauche ich ſie nur zu ſehen.

Pauline (zu Emilien).

Da hörſt Du, wie galant. Nun, greif zu Deiner Guitarre. Ich ſage Dir die Verſe vor.

Emilie.

Mir iſt fürwahr nicht ſängerlich zu Muthe, doch um gewiſſen Leuten die Verlegenheit des Redens zu erſparen — in Gottes Namen! (Sie nimmt die Guitarre).

Pauline (deklamirt).

O fände doch mein Liedchen offne Ohren!
Und wüßte ſich zu ſchmeicheln in's Gefühl;
Zum ſpielen glaubt der Menſch ſich nur geboren,
Und alles macht er ſich zum loſen Spiel.
Nur wagen, immer wagen,
Nicht achtend Warnung, Klagen,
So folgt er haſtig, wenn die Karte winkt,
Bis er im Strome rettungslos verſinkt.

Emilie
(ſingt die Strophe zur Guitarre).

Franz.

Leider wahr!

Pauline (lieſt).

O daß der Mann nur bei den Karten bliebe!

Sich ſelbſt nur wagend an des Abgrunds
Rand!
Doch ach! er ſpielt auch mit der zarten
Liebe,
Und knickt die Blüthen oft mit rauher
Hand,
Dann nagen bittre Schmerzen,
Dann bluten treue Herzen!
Drum, Mägdlein, iſt ein ruhig Herz
Dein Ziel,
So hüte Dich vor ſolchem böſen Spiel.

Emilie (neigt).

Franz.

Das leidet doch Ausnahmen.

Pauline (lieſt).

Nur Eins gewährt der Unſchuld ſelbſt
Vergnügen;
Erregt, doch überſpannt nicht das Ge-
fühl,

Und weiß ſogar den Kummer einzuwiegen;
O nenn' es mir! — Geſang und Saitenſpiel;
Die bringen keine Reue,
Ergötzen ſtets aufs Neue;
Drum, Lieb' und Karten, ewig ſey's verbannt!
Heil **dem** nur, der das Saitenſpiel erfand!

Emilie (ſingt).

Franz (zu ihren Füßen).

Ja, holde Emilie! verbannen ſie die Karten auf ewig! aber nicht die Liebe! Zu ihren Füßen ſchwöre ich. —

Emilie.

Wenn ich trauen dürfte. —

Pauline.

Liebe Schweſter, darauf kommts hier nicht an. Wir hatten hier weiter nichts zu thun, als die zweite Sylbe darzuſtellen, das iſt geſchehn; nun wollen wir uns rüſten, das Ganze aufzuführen, und unterdeſſen mögen die ſchönen Damen und Herren ſich die Köpfe zerbrechen.

Ueber
Theater-Coup's.

Die neuere After-Kritik hat eine Menge Worte, mit welchen ſie — oft ohne ſelbſt zu wiſſen, warum? — eine gehäſſige Bedeutung verbindet, und die ihr, in Ermangelung beſſerer Gründe, dazu dienen, einen Autor, den der Kritiker als Menſch nun einmal nicht leiden kann, kurz und gut herabzuwürdigen, ohne der beſchwerlichen Gründe zu bedürfen. — Dahin gehört auch das Wort Theater-Coup, welches die Schlegelſche Schule mir jedesmal richtig in den Bart wirft, wenn Eines meiner neuen Stücke ſo unhöflich war, dem Publikum zu gefallen. Dieſen Beifall, der, je nachdem der Autor heißt, von der Schlegelſchen Schule bald geringſchätzig behandelt, bald ſehr geltend gemacht wird, ſollen nun meine Stücke gewöhnlich den Theater-Coup's verdanken; wobei man ſich aber nicht die Mühe nimmt, zu erklären, was denn eigentlich ein Theater-Coup ſey? weil man wohl fühlt, daß das Wort alsdann nicht mehr ſo brauchbar ſeyn würde. Ich will hier eine Definition davon geben, die ſo lange gelten mag, bis Einer unſerer vornehmen Kritiker eine andere, und, wohl zu verſtehen, eine beſſere an ihre Stelle ſetzt.

Ein Theater-Coup iſt alſo ein intereſſanter und überraſchender Moment eines Schauſpiels, der nicht blos vernommen, ſondern auch geſehen wird, der aber ohne Zwang aus der Handlung hervorgeht.

Nach dieſer Difinition brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich mir etwas darauf einbilde, wenn meine Stücke gute Theater-Coup's enthalten, und daß ich der Meinung bin, die beſten Stücke der Alten und Neuern haben dergleichen aufzuweiſen. Iſt denn die Erſcheinung Apolls im Schlegelſchen Jon, oder die der Minerva im Jon des Euripides etwas Anders als ein Theater-Coup? — Die Erſcheinung des Geiſtes in der Scene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter, das Führen des blinden Lear auf die vermeinte Spitze eines Felſen; Bankos Geiſt bei Macbeths Gaſtmahl; der Selbſtmord des Sklaven Eros in der Octavia, u. ſ. w. ſind lauter ächte Theater-Coup's. Es giebt aber auch unächte, wo die Bedingung mangelt, daß ſie ohne Zwang aus der Handlung hervorgehen ſollen, und ich mag nicht dafür ſtehen, daß auch

Zwar ſind acht Jahre verfloſſen, und Gott hat dieſen Greuel geduldet, kein Blitz hat dieſe Burg zerſtört, kein Hagel Wulfingens Fluren verwüſtet, der Mann der Bruder, das Weib die Schweſter — die Früchte der Blutſchande — alle leben, erwachen jeden Morgen zu neuem Glücke, loben mit fröhlichem Muthe den Schöpfer, und noch iſt kein Zeichen an ihnen geſchehen. Gott hatte ja ein Zeichen für den Brudermörder, warum nicht auch für den Blutſchänder? — Verwegner! du wagſt es die Langmuth Gottes zu ſchelten? zu prüfen ſeine geheimſten Rathſchlüſſe? — Elender! hat der Allmacht Auge dich nicht vielleicht erſehen dem Greuel ein Ziel zu ſtecken? und du wollteſt ſchweigen? — Gedenke an deinen letzten Augenblick, wenn um Troſt dir bange ſeyn wird, wenn der geweihte Prieſter das Bekenntniß deiner Sünden dir abfrägt, und ehe du vermagſt es heraus zu ſtammeln, ein böſer Geiſt dir die Kehle zuſchnürt! wenn du lechzeſt nach den heiliin meinen Stücken dergleichen gefunden werden, doch gewiß ſehr ſelten. Es iſt leicht in dieſen Fehler zu fallen, und beſſere Dichter, als ich, ſind nicht frei davon geblieben. So z. B. iſt die Erſcheinung des Teufels in der Jungfrau von Orleans (die ich übrigens als ein Meiſterſtück von Herzen anerkenne) ein unächter Theater-Coup, denn er geht nicht aus der Handlung hervor, und kann auch, dem Ganzen unbeſchadet, weggelaſſen werden.

Bücher-Auction

im

Jahr Dreitauſend Zweihundert und eilfe.

Ein Fragment.

Der Schauplatz iſt in Irkutzk.

Die gegenwärtigen Perſonen ſind: der Auctionator und die Herren B., C., D., E., ꝛc.

Der Auctionator

(tritt auf und ſpricht:).

Meine Herren! heute ſoll eine koſtbare Bibliothek von lauter deutſchen Werken verkauft werden, meiſtens zu der Zeit geſchrieben, als Künſte und Wiſſenſchaften noch in Deutſchland blühten, die nachher, wie Ihnen bekannt iſt, zu uns gewandert ſind, dergeſtalt, daß Irkutzk anjetzo als der Mittelpunkt der Literatur zu betrachten iſt. Vor vierhundert Jahren aber, beſonders im 18. und 19. Saeculo (etwa dreihundert Jahr vor dem gewaltigen Erdbeben, bei welchem die Hälfte von Deutſchland bis an ein gewiſſes Gebirge, der Harz genannt, verſank und zu einem See wurde), gab es manches große Genie unter den Deutſchen. Der Verſtorbene, in deſſen Wohnung wir hier verſammelt ſind, war immer ein eifriger Liebhaber von der deutſchen, nunmehr ſchon längſt todten Sprache, obwohl es mir ſcheint, daß ſie mit der tunguſiſchen, welche wir jetzt zu einem ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, an Reichthum und Lieblichkeit keinesweges zu vergleichen ſey. Aber der Verſtorbene dachte anders. Er wandte einen Theil ſeiner großen Reichthümer an, um in den wüſten Gegenden Deutſchlands, wo man noch Spuren vormaliger Städte antrifft, nachgraben zu laſſen, ſeine Mühe wurde reichlich belohnt. Erfand einſt ein ganzes Landhaus, in welchem zwar keine Bäder befindlich (denn die Deutſchen waren keine Liebhaber von der *Reinlichkeit*), aber dagegen eine ſchöne, wohlerhaltene Bibliothek; denn im *Sammeln* waren die Deutſchen immer *allen ihren Nachbarn* überlegen. Des Wohlſeligen Liebe zu den Wiſſenſchaften trieb ihn ſogar ſelbſt einmal zu der gefahrvollen Reiſe in jene verödeten Länder; er hat die Barbaren am Rhein und an der Elbe beſucht, er hat ihre rohen Sitten und Gewohnheiten ſtudirt, und iſt endlich mit literäriſchen Schätzen beladen, zu den blühenden Ufern des *Irtiſch* und des *Baikal* zurückgekehrt. Noch zwanzig Jahre genoß er die Früchte ſeines Fleißes, bevor er ſtarb. Seine Wittwe iſt jedoch geſonnen, die Bibliothek zu verkaufen, wie das ſo gewöhnlich zu geſchehen pflegt, und wir wollen alſo anjetzo den Anfang damit machen.

Hier iſt No. 1. eine Diſſertation vom Jahr Zweitauſend Einhundert und ſieben und ſiebenzig, in welcher bewieſen wird, daß doch würklich einmal ein A. W. S. exiſtirt habe.

Herr B. (nimmt das Wort).

Oho! ich habe immer gehört, dieſer Punkt ſey längſt entſchieden!

Herr C.

Allerdings, ein ſolcher Schriftſteller hat nie gelebt.

Herr D.

Ich bitte um Vergebung, die Meinungen der Gelehrten damaliger Zeit ſind ſehr getheilt darüber.

Herr E.

Noch im Jahr Zweitauſend Einhundert und ſechzig erſchien ein Gelehrten-Lexicon, in welchem ein ſolches S. ausdrücklich genannt iſt.

Herr B.

Zugegeben, aber die Deutſchen waren ſelbſt eine Zeitlang darüber im Irrthum.

Herr C.

Der Name S. war blos ein nomen collectivum, und wurde gebraucht, um einen übermüthigen Kriticus, oder einen von Dünkel ſtrotzenden Gelehrten zu bezeichnen; ſo wie die Griechen einen Rabuliſten Sycophant zu nennen pflegten, ohne daß man deswegen behaupten könnte, es habe würklich einen Menſchen Namens Sycophant gegeben.

Herr D.

Sie irren, meine Herren. Wir haben einen alten deutſchen Volksdichter aus dem achtzehnten Jahrhundert, Namens Bürger, der dieſes S—'s. ſchon in einem Sonnett erwähnt, einer Gattung von Gedichten, die bei dem damaligen Ueberhandnehmen des verdorbenen Geſchmacks häufig zu Tage gefördert wurde.

Herr B.

Dies Gedicht ſoll nicht ächt, ſondern von einem neuen Commentator hinzugefügt worden ſeyn.

Herr D.

Wie können Sie das beweiſen?

Herr B.

Der alte Volksdichter nennt den S. darin einen jungen Adler, und erwartet gewaltig viel von ſeinem erſten Aus- und Aufflug. Da nun aber von den Werken dieſes jungen Adlers gar nichts bekannt geworden, ſo kann er auch wohl gar nicht exiſtirt haben.

Herr D.

Er kann ja auch früh geſtorben ſeyn.

Herr E.

Oder ſeine Werke ſind verloren gegangen.

Herr C.

Mir iſt wahrſcheinlicher, daß der alte Volksdichter die Kritik ſeines Zeitalters hat perſiffliren wollen.

Herr B.

Wenigſtens bleibt ſo viel gewiß, daß von dieſes S—'s Werken kein Buchſtabe bis auf uns gekommen.

Herr D.

Aber gleichzeitige Schriftſteller erwähnen ſeiner doch oft?

Herr B.

Ja, aber immer auf eine Art, die ſich ſehr wohl auf das genus übermüthiger Kritiker deuten läßt, ohne daß es nöthig ſey, deshalb ein Individuum anzunehmen. Schwerlich läßt ſich auch alles dasjenige, was von ſeiner unbegränzten Arroganz geſagt wird, in Einer Perſon vereinigt denken.

Herr E.

Schon der Umſtand, daß man wenige Jahrhunderte nach jener Zeit eine Diſſertation über S—'s Exiſtenz ſchreiben konnte und mußte, beweiſt, dünkt mich, zur Gnüge, daß er nie gelebt hat.

Herr D.

Verzeihen Sie, mich deucht, das würde höchſtens beweiſen, daß er ſich ſelbſt ſehr bald überlebt hat, und vergeſſen worden iſt.

heiligen Sakramenten, und nur zur ewigen Verdammniß ſie empfängſt! wenn du hinfährſt in deinen Sünden und Teufel vor Gottes ernſtes Gericht dich ſchleppen! — Weg Mitleid! weg Menſchenfurcht! ich muß meine Seele retten! ich muß meine Seele retten! Felſen liegen auf mir! Schlünde öffnen ſich unter mir! (er ſinkt in die Knie) Heilige Jungfrau bete für mich! —

Fünfte Scene.

Der Abt tritt herein.

Der Abt. Der Herr ſegne dich, frommer Bertram!

Bertram. Euch ſendet Gott.

Der Abt. Was iſt dir? dein Blick irrt ſo ängſtlich umher, als drücke eine ſchwere Sünde dein Gewiſſen.

Bertram. Ach! mich peinigt der Verſucher.

Herr B.

Nun, ſo iſt es auch nicht der Mühe werth, daß wir länger darüber ſtreiten. Sechs Pfennige für die Diſſertation.

Der Auctionator.

Sechs Pfennige zum Erſten — ſechs Pfennige zum Andern — ſechs Pfennige zum Dritten -- und — (es wird zugeſchlagen.)

Auctionator.

Wir wollen nun ſogleich zu den Claſſikern übergehen. Hier iſt ein vollſtändiger und ſehr wohl conſervirter Wieland.

Herr B.

Hundert Thaler. —

Herr C.

Zweihundert. —

Herr D.

Zweihundert und funfzig.

Herr E.

Meine Herren, bemühen Sie ſich nicht. Ich habe vom Herzog von Tobolſk Kommiſſion bis auf Tauſend Thaler und drüber, wenn es ſeyn muß.

(Das Exemplar von Wieland wird für Tauſend Thaler zugeſchlagen.)

Auctionator.

Hier ſind Leſſing's Werke.

Herr B. erſteht ſie für Achthundert Thaler im Namen des Grafen von Kungur.

Auctionator.

Schillers ſämmtliche Werke.

Es wird wacker geboten, aber D. hat Kommiſſion vom Kaiſer von China, der (mit Ausnahme der Turandot, welche er nicht für eine Chineſerin anerkennen will) eine ſeines Ranges und ſeines Geſchmacks würdige Summe dazu beſtimmt.

Auctionator.

Göthe's vollſtändige Werke.

Herr E.

Sie vollſtändigen? Sie gehören nicht unter die Claſſiker.

Herr D. erſteht ſie für zehn (Sinad'ors).

Auctionator.

Der ſchöne Auszug aus Göthe's Werken, der fünfzig Jahre nach ſeinem Tode herauſkam. Er enthält Taſſo, Iphigenia und einige Andere, in fünf Bänden.

Herr B.

Iſt der Groß Cuphta darunter?

Auctionator.

Nein.

Herr C.

Auch nicht die Zauberflöte?

Auctionator.

Nein.

Herr D.

Auch nicht was wir bringen?

Auctionator.

Nein.

Herr E.

Nun denn Zweihundert Thaler. —

Herr B.

Dreihundert. —

Herr C.

Vierhundert. —

Herr E.

Fünfhundert.

Es wird noch eine Weile fortgeboten und endlich dem Herrn B. für die Univerſität zu Kurgan zugeſchlagen ꝛc. ꝛc.

Auctionator.

Hier iſt eine Sammlung von deutſchen Philoſophen bis auf die neueſten Zeiten. Der Folgende hat immer dem Vorhergehenden bewieſen, daß er nichts verſtand, hingegen ſeine, des Nachfolgers Philoſophie, die einzig wahre und einzig mögliche ſey. Da ſind Leibnitz und Wolf. Hier Kant, ihr Sieger; hier iſt Fichte, der Kant verſchlungen hat, und hier Schelling, der Fichte verſchlang, hier iſt X., der Schelling vom Throne ſtürzte, und Y., der X.

annihilirte, und Z., der klar bewies, daß Y. mit allen ſeinen Vorgängern nicht wußten, was ſie wollten. Kurz, hier ſind noch dreißig oder vierzig, von welchen der Letzte Recht behalten hat, weil das Erdbeben dazwiſchen kam. — Wer bietet? —

Herr B.

Vier Groſchen. —

Herr C.

Acht Groſchen.

Auctionator.

Acht Groſchen zum Erſten — acht Groſchen zum Andern —

Ein Gewürzkrämer.

Ei, das iſt doch auch gar zu wenig: Einen Gulden. Die Anweſenden lächeln, der Gewürzkrämer ſiegt, und läßt ſeine Beute auf einem zweiſpännigen Karren nach Hauſe fahren.

Die
Liebe läßt ſich nicht täuſchen.

Ein Feenmährchen.

Ein groſſer Zauberer und eine gewiſſe Fee liebten ſich ſchon ſo lange, daß ſie endlich anfingen ſich zu haſſen. Indeſſen wollten doch beide noch immer ſcheinen ſich zu lieben, weil ſie ſich wechſelſeitig fürchteten; denn ihre Macht in der Geiſterwelt war einander ſo ziemlich gleich. Deſto ungleicher waren ihre Gemüther. Die Fee Murrbrulli war ein excentriſches Weſen, immer hoch oben oder tief unten, nie auf der ſichern Mittelſtraſſe; ſie liebte und haßte wüthend; ſie beſchützte mit Heftigkeit und verfolgte mit Hitze; ſie that Gutes und Böſes, bereuete das Eine wie das Andere, und kurz, ſie war das beſte und abſcheulichſte Weib; der Zauberer Todeldu hingegen ein guter Teig von Menſchen, der ſeine Macht zu ſchaden ſelten mißbrauchte. Indeſſen war er von der Natur doch eigentlich zum, beherrſcht werden, und nicht zum herrſchen beſtimmt; denn er that das Gute aus Neigung und das Böſe aus Gefälligkeit für Andere. So hatte er zum Beiſpiel die Fee Tidelda auf eine kurze Zeit von ein paar Tauſend Jahren ihre Geſtalt und ihre Macht beraubt, weil ſie ſich unterſtanden hatte, gegen einen gewiſſen Sylphen zu behaupten, Murrbrulli habe eine Warze am Kinn. Eben ſo übel war es dem Zauberer Marrbrall ergangen, der den läſterlichen Zweifel hegte, Murrbrulli verleugne ihr wahres Alter, wenn ſie ſich für eine junge Dame von kaum ſechs hundert Jahren ausgäbe. Schade nur, daß das Schickſal, indem es ihrer Rache diente, zugleich unwiderruflich feſtſetzte: „daß an dem Tage, an welchem die Bezauberung der Beſiegten aufhören werde, die der Sieger ihren Anfang nehmen ſolle.“ Marrbrulli und ihre Anbeter wußten es, aber die Erſte wußte auch, daß ſie wenigſtens noch Tauſend Jahre ihres Frühlings genießen könne, ehe es dahin kommen werde, und ihr jugendlicher Leichtſinn entwölkte jeden Blick in die Zukunft; dem Andern hingegen war nicht wohl bei der Sache zu Muthe und man muß geſtehen, daß die Gewißheit, man werde für eine Frau leiden, die man vor fünfhundert Jahren liebte, und ſeit fünfhundert Jahren haßt, eben nicht ſehr tröſtlich iſt.

Eines Tages gingen ſie mit einander ſpatzieren und hatten Langeweile; das wollten ſie ſich aber einander nicht ſagen, und ſagten ſich alſo lieber gar nichts. Deſto deutlicher vernahmen ſie das Geſpräch von ein

Der Abt. So wirf dich in den Schoos der heiligen Kirche, und du wirſt Ruhe finden. Was iſt's, das deine Seele ängſtigt?

Bertram. Ehrwürdiger Herr, ihr ſeyd fromm und hochgelahrt, thut ein Werk der Barmherzigkeit und löſt mir einen Zweifel. — Ihr wißt, ich war acht Jahr unter den Heiden, manchen Greuel hab' ich da erdulden, manche Gottloſigkeit mit anſehen müſſen, und wenn ich je zuweilen den Sündern mit Gottes Strafruthe drohte, ſo ward ich verſpottet, aus der Vernunft, wie ſie es nannten, widerlegt.

Der Abt. Vernunft ohne Glauben, ein Stab auf offner See, ein Anker auf feſtem Lande.

Bertram. Unter andern war da ein junges Paar, durch Liebe und Eintracht verbunden, von ſüßen Kindern umgeben, Friede wohnte unter ihrem Dache, reine Tugend in ihrem Herzen, und dieſes Paar — ſolltet paar jungen Leuten, welche keine Langeweile zu haben ſchienen und ſich außerordentlich viel zu ſagen hatten. Ein Geſpräch von Liebe und Zärtlichkeit iſt wie das Kunſtwerk einer Kugel, welche durch manche Krümmung herabrollt, immer wieder durch eine Feder hinaufgeworfen wird, und ihren endloſen Lauf von neuem beginnt. Lange kann man das nicht anſehn, es ermüdet den Zuſchauer; ſo wie den Zuhörer ein Geſpräch von Liebe und Zärtlichkeit, das auch immer wieder von vorne anfängt.

„Hören Sie wohl, was die jungen Leute ſchnickſchnaken?" fragte Todeldu.

„Freilich höre ich es." antwortete Murrbrulli mürriſch.

Der Zauberer (mit vieler Gelaſſenheit). „Das nemliche haben wir uns ſehr oft geſagt."

Die Fee (mit vieler Lebhaftigkeit). „Es iſt ſo lange her, daß ich mich deſſen kaum noch erinnere und daher zu ſchweigen bitte, weil ich Luſt habe, noch ein wenig zuzuhören.“

Der Zauberer ſchwieg aber Murrbrulli hörte doch nicht zu; denn ihre Augen verdrängten diesmal ihre Ohren, weil Almandor wirklich ein ſehr ſchöner ſchlanker Jüngling war. Von dem Mädchen, welches Zilmee hieß, konnte ſie gar nicht begreifen, wie das kleine Ding einen ſo mächtigen Eindruck habe hervorbringen können; deſto beſſer hingegen begriff es Todeldu, dem Almandor zwar ganz gut gewachſen, aber ſehr links und unmanierlich vorkam.

Es entſpann ſich ein leiſes Selbſtgeſpräch in der Bruſt der Zeugen: „Dieſe jungen Leute ſind ſehr glücklich — beinahe möchte man ſich darüber ärgern — wenn man dieſes Glück ſtören — oder theilen — oder auf ſich übertragen könnte — aber wie? ſoll man dem alten Liebhaber, der alten Geliebten, ſeine Wünſche merken laſſen? — Jeder begehrt vielleicht ins Geheim daſſelbe, aber wer wird zuerſt reden? — wer ein Stillſchweigen brechen, das ſie beide drückt?"

„Es ſcheint, mein Herr," hob endlich die Fee an (denn in Wendungen ſind die Damen Meiſter), „daß dieſes Schauſpiel Sie ſehr ergözt?"

„Warum nicht, Madam? wenn es Ihnen Vergnügen macht." — „Vergnügen? o ja, in ſo fern es Sie intereſſirt, wünſchte ich wohl es zu verlängern."

„Das wird nur von Ihnen abhängen. Wir können ja die jungen Leute auf eine gute Art nöthigen, länger bei uns zu verweilen."

Dieſer Rath wurde mit innerer Begierde und äußerer Kälte angenommen und die gute Art, wie man ihn ausführte, beſtand in einer ganz kleinen Feerei, vermittelſt welcher die jungen Leute nicht mehr wußten, wo ſie waren. Eigentlich war dazu gar keine Zauberei vonnöthen; denn ſie wußten es ganz natürlicher Weiſe ſchon lange nicht mehr, und bekümmerten ſich auch gar nicht darum. Der Ort, wo Murrbrulli und Todeldu ſie fanden, war eine wüſte Einöde, das hatten ſie aber nicht bemerkt. Jetzt wandelten ſie plötzlich in bezauberten Gärten unter den Säulen-Gängen eines ſchimmernden Pallaſtes, und das bemerkten ſie eben ſo wenig.

Die Fee wurde ungeduldig. „Dieſe albernen Kinder werden endlich aus lauter Liebe, der Himmel weiß, was vergeſſen, wenn wir ihnen nicht bald erſcheinen.“ Sie erſchienen alſo. Zilmee erblickte ſie zuerſt, denn Almandor ſah nur Zilmee. „Ein paar Fremde kommen uns entgegen“ liſpelte das Mädchen. „Laß uns umkehren,“ ſagte Almandor.

„Wer biſt Du?“ fragte die Fee den Jüngling. — „Ich bin Zilmee's Geliebter.“ — „Aber Dein Rang, Dein Vermögen?“ — „Ich habe nichts als Zilmee's Liebe.“ — „Was willſt Du? Was wünſcheſt Du?“ — „Ewig von Zilmee geliebt zu werden.“ — Der Zauberer richtete an das Mädchen ungefähr die nemlichen Fragen, und erhielt ungefähr die nemlichen Antworten.

„Wo wollt Ihr hin? ſeht Ihr nicht, daß es Nacht wird?“ — „Nein wahrhaftig, das haben wir nicht bemerkt.“ — „Ihr wißt doch, daß es unſchicklich iſt, wenn Liebende in der Dämmerung herumſchleichen?“ „Unſchicklich?

Warum?“ — „Weil — weil man in der Dämmerung allerlei Zufällen unterworfen iſt. Ihr ſeyd unerfahrene Kinder, man muß Euch leiten.“ — „Uns leitet die Liebe.“ — „Ein Kind wie Ihr, und noch obendrein ein blindes Kind. Dankt dem Zufall, der Euch hieher führte; wir wollen Euch dieſe Nacht in unſerm prächtigen Pallaſt beherbergen.“ — „Uns genügt ein Strohdach.“ — „Aber doch mindeſtens eine Wand zwiſchen Euch?“ — „Unſere Seufzer würden ſie durchdringen.“ — „Genug, man wird ſich Eurer annehmen, weil Ihr verlaſſen herumirrt.“ — „Verlaſſen? die Liebe iſt mit uns.“ — „O mein Gott! brummte die Fee; „ſchweigt endlich einmal von Eurer Liebe!“ — „Wovon ſollen wir denn reden? wir wiſſen nichts Anders.“ — „Nun ſo redet mit den Marmorwänden!“ rief ſie empfindlich, indem ſie die Zauberruthe ſchwang, und plötzlich ſah ſich Zilmee allein in einem Zimmer, deſſen Glanz tauſend Augen, aber nicht ein einziges Herz zu blenden vermochte. Freilich giebt es auch gewöhnlich Tauſend Augen gegen Ein Herz.

„Wo iſt Almandor?" rief das arme Mädchen; indeſſen der Jüngling in einer ähnlichen Lage, „wo iſt Zilmee?" rief. „Wo iſt mein Geliebter? was macht er? was denkt er?" — Unzählige Male verhallten dieſe Klagen an den todten Mauern; aber ſelbſt Marmorwände beſeelt die Liebe, und plötzlich erſchien an der Mauer eine Flammenſchrift:

Fürchte nichts für den Geliebten,
Er iſt ein willkommner Gaſt;
Aber heile den Betrübten,
Den Du tief verwundet haſt.

Körperwelt und Geiſter beugen
Sich gehorſam, wenn er ſpricht;

Doch von ſeiner Liebe ſchweigen,
Zilmee! ach! das konnt' er nicht.

Wenn dieſe Verſe auch nur mittelmäßig waren, ſo waren ſie doch das Werk eines Zauberers, und hätten folglich eben ſo gut verdient, mit Druckerſchwärze in einem Muſenalmanach, als mit Flammenſchrift an einer Mauer, zu prangen. Indeſſen würde das Erſtere doch eben ſo wenig Eindruck auf die unempfindliche Zilmee gemacht haben, als das Letztere würklich machte. Sie zitterte für Almandor. Sie begriff, daß ein Nebenbuhler doch nichts anders ſeyn könne, als ein Nebenbuhler, und folglich ein feindſeliges Geſchöpf. Doch zitterte ſie in der That ohne Urſache, denn beiden wurde mit der liebevollſten Aufmerkſamkeit begegnet, beider Wünſchen ſuchte man zuvorzukommen: leider hatten ſie aber nur Einen Wunſch, nemlich den, ſich zu ſehen, und dieſer Einzige blieb unerfüllt.

Um zu erforſchen, welche Würkung ſeine Flammendichtkunſt gethan, beſchloß der Zauberer, die ſchöne Gefangene zu beſuchen. Er folgte darin dem Beiſpiel der Fee, die er bei Almandor vermuthete, und nie ließ ſich wohl ein Liebhaber williger betrügen und williger zur Verhaltung finden. Mit der Zauberkraft, welche er beſaß, ſuchte er den Zauber der Beredſamkeit zu verbinden, welchen er nicht beſaß; er wollte Zilmee beruhigen und beruhigte ſie nicht. Indeſſen war er doch beſcheiden genug, bei dieſer erſten Zuſammenkunft nicht mehr zu wagen. Die Fee hingegen ſprach dreiſter. Sie mahlte dem Jüngling eine glänzende Zukunft. „Fürchte nichts,“ ſagte ſie, „und hoffe Alles.“ Wenig Worte von großer Bedeutung; nur eine Fee durfte ſich das erlauben.

Der undankbare Almandor unterhielt ſie von Zilmee. Sie ſchilderte die Liebe mit glühenden Farben, er ſeufzte und nannte Zilmee. Sie verhieß ihm die ſeligſte Zukunft, und er fragte unbeſcheiden: „Wie? ohne Zilmee?“

Was war natürlicher, als daß ſie ihn endlich nicht in der beſten Laune verließ. Wenn eine Frau, um ſich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, nur wollen darf, ſo iſt es beinahe ausgemacht, ſie werde wollen. Da aber die Fee verrieth, daß das Mädchen den Zauberer eben ſo ſehr intereſſire, als der Jüngling ſie; ſo beſchloß ſie vorher mit ihm Rath zu pflegen, doch ohne ihm ihre Geſinnungen merken zu laſſen; denn glücklicher Weiſe erſtreckte ſich ihre gegenſeitige Macht nicht bis auf einen Blick in das Herz; eine Macht, die bei vieljährigen Geliebten oft gefährlich werden könnte.

ihre glauben Herr Abt? — waren Bruder und Schweſter.

Der Abt (ſchlägt ein Kreuz) Iſts möglich! — Gott wie langmüthig biſt du, daß Sündfluth und ſodomitiſches Feuer jenen Wohnplatz der Greuel noch nicht verzehrt haben. — Und du Alter, wagſt es noch ihnen Tugenden anzudichten? Sünder, die Gottes heiligſtes Gebot freventlich übertreten, die gleich den Söhnen und Töchtern der Menſchen zu den Zeiten unſers Stammvaters Noah den Herrn täglich zum Zorn und Rache reizen! weißt du nicht, daß jene Tugenden die Larve des leidigen Satans ſind? — Ich ſehe es, und mein Herz blutet, ſchon hat der heidniſche Sauerteig dich verunreinigt. Eile! eile du verirrtes Küchlein! rette dich unter die Flügel der Mutterkirche, kaſteye deinen Leib mit Faſten und Beten, Ave Maria ora pro nobis!

Bertram. (ſehr ängſtlich) Alſo meynt ihr hochgelahrter Herr, wenn ein rechtgläubiger

„Nun, mein Herr?“ fragte ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit; „was ſollen wir mit den Kindern anfangen?“ — „Was Ihnen gefällt, Madam.“ — „Mein Gott! reden Sie nicht immer wie ein Ehemann. Antworten Sie beſtimmt.“ — „Wohlan! ich glaube, wir könnten dieſen Kindern keine größere Freude machen, als wenn wir ſie vereinigten.“ — „Freilich — ja — ich bin es zufrieden — aber ich wünſchte doch noch etwas länger mich an ihrer Verlegenheit zu ergötzen.“

Der Zauberer ergötzte ſich an der Verlegenheit der Fee. „Das kann hernach immer noch geſchehen, ſagte er; aber fürs Erſte wünſchte ich wohl, daß wir ſie auf einige Minuten zuſammen brächten; die furchtſamen Geſchöpfe möchten ſonſt Wunder glauben, was dem Abweſenden widerfahren ſey.“ — Eigentlich wollte er ſich durch dieſe Gefälligkeit bei Zilmee einſchmeicheln. Die Fee konnte nichts Vernünftiges dagegen einwenden und durch etwas Unvernünftiges würde ſie ſich verrathen haben; denn ſie glaubte noch immer (was die Verliebten gemeiniglich glauben), daß ſie ihre neue Leidenſchaft ſehr künſtlich vor Jedermanns Augen zu verbergen wiſſe.

Die jungen Leute ſahen ſich alſo, und ſahen nichts als ſich. Der Zauberer und die Fee waren diesmal ſichtbare Zuſchauer, aber das ſtörte ſie nicht. Murrbrulli's Fächer rauſchte auf und nieder. „Wahrhaftig," ſagte ſie, „die Kinder werden ſich noch mit den Augen verſchlingen. Für uns ſind ſie taub und blind." — „Die Liebe, Madam," — verſetzte der Zauberer gelaſſen und mit Achſelzucken. — „Aber man muß doch den Wohlſtand beobachten. Sehn Sie denn nicht, daß er Ihr die Hand ſchon zwanzigmal küßt?" — „Freilich, er treibt es ein wenig arg." — „Und die kleine unbeſonnene Dirne, reicht ſie ihm nicht die andere Hand auch dar?" — „Sie haben Recht, Madame," antwortete Todeldu, etwas bewegt, „er könnte wohl mit der Einen zufrieden ſeyn, und es giebt Leute, die ihm auch dieſe beneiden würden." — „Aber ums Himmelswillen! ſehen Sie nun! war das nicht ein Kuß?" — Jetzt verlor der Zauberer das Gleichgewicht: „Ein Kuß! wie!" — Almandor ließ ihn nicht lange im Zweifel, ob es wirklich ein Kuß geweſen ſey oder nicht, er wiederholte den Verſuch mit ſo vieler Wärme, daß den Zuſchauern das Blut in den Adern erſtarrte.

Murrbrulli ſprang auf. „Fräulein!" rief ſie mit dem Ton einer alten Aebtiſſin; „da Sie vermuthlich eine Art von Erziehung genoſſen haben, ſo darf Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß man gewiſſe Gelegenheiten vermeiden muß." — „Welche Gelegenheiten?"

„Die zu gewiſſen Freiheiten führen könnten.“ — „Welche Freiheiten?“ — „Zum Beiſpiel, der Kuß.“ — „Iſt das Alles?“ — „Nun iſt das noch nicht genug?“ — „Genug? ich weiß es nicht.“ —

Der Zauberer (bei Seite). „Deſto beſſer!“

Die Fee. „Armes Ding, Du ſcheinſt mir ſo unerfahren, Deine Erziehung ſo vernachläßigt — wer war Dein Vater?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete Zilmee. — „Aber Deine Mutter?“ — „Auch das weiß ich nicht.“ — „Wer hat Dich denn erzogen?“ — „Eine unſichtbare Hand.“ — „Welche Menſchen umgaben Dich?“ — „Keine.“ — „Und der erſte, den Du ſahſt?“ — „War Almandor.“

„Und Du?“ fragte der Zauberer den Jüngling.

„Ich weiß nicht, wer ich bin, noch wer meine Eltern waren. Lange Zeit habe ich einen alten Thurm bewohnt. Ein unſichtbares Weſen verſorgte mich mit Allem, was ich bedurfte. Ich lernte reden, ohne zu wiſſen, wozu man die Sprache gebraucht, und ob ich ſie jemals gebrauchen würde. Jahre verfloſſen, aber ich wußte nicht, was ein Jahr ſey. Als mein unſichtbarer Gefährte mir ſagte: ich zählte deren zwölfe, da hatte mir nichts gefehlt, und nichts Langeweile gemacht. Als aber von funfzehn und ſechszehn die Rede war, da ſchien mir Alles zu fehlen, und Alles machte mir Langeweile.“

„Und welche Ideen erwachten damals?“ fragte **Murrbrulli** mit ſchmachtenden Blicken.

„Madam,“ verſetzte **Almandor**, „meine Ideen waren dunkel und verworren; Zil:

mee's erſter Anblick gab ihnen Licht und Ordnung.“

„Fahren Sie fort in Ihrer Geſchichte, junger Herr!“ ſtotterte die Fee empfindlich und Almandor gehorchte.

„Der Tag meiner Befreiung erſchien, ein Erdbeben erſchütterte die Grundfeſte des Thurms; er ſtürzte krachend zuſammen, doch ohne mich zu beſchädigen. Ich ſah mich plötzlich frei, um im nächſten Augenblicke auf ewig gefeſſelt zu werden. Ohnfern meines zerſtörten Gefängniſſes ſtand noch ein anderer Thurm, der dem Meinigen ſehr ähnlich war. Noch hatte die bebende Erde ihn nicht aus ſeinen Wurzeln gehoben, aber ſchon wankte er, und unterirdiſche Flammen leckten an ihm herauf. Eine plötzliche Stimme ſcholl von dorther, es war die erſte Menſchenſtimme, die mein Ohr hörte; eine unbekannte Regung trieb mich dahin, Zilmee ſtreckte ihre runden Arme bittend aus der Oeffnung des Gewölbes. Wie ich es anfing, hinauf zu kommen, wie ich ſie in meine Arme faßte und wie ich wieder mit ihr herabkam? das fragen Sie mich nicht, Madam; ich weiß es nicht. Genug, als die Steine des zertrümmerten Thurmes um uns herrollten, ſtanden wir ſchon Eines in des Andern Blicken verloren, ſo wie —

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Murrbrulil; „ſo wie ich das ſchon öfters geſehn habe. Verlieren Sie nur nicht den Faden Ihrer Erzählung.“

„Mitten aus rauchenden Ruinen,“ fuhr Almandor fort, „ſchwebte eine liebliche Geſtalt herauf. Fürchtet Euch nicht, ſprach der freundliche Genius! ich bin es der Eure Feſſeln zerbrach. Um der Gefahren willen, die Euch drohten, mußtet Ihr ſo lange in jenen

Kerkern ſchmachten. Die Gefahren ſind vorüber, Ihr ſeyd frei. Liebt Euch eben ſo ſehr, als Eure Eltern ſich haſſen." — „Wie!" rief ich voll Unruhe, „Zilmee iſt meine Schweſter?" — „Nein," ſagte der Genius lächelnd, „aber des Schickſals Schluß nöthigte den Zauberer, deinen Vater, ſich mit der Fee, Zilmeen's Mutter, zu verbinden. Die verſammelte Geiſterwelt glaubte durch dieſes Mittel ihren ewigen Zänkereien ein Ende zu machen; aber die verſammelte Geiſterwelt betrog ſich, und hat nunmehr beſchloſſen, diejenigen, die ſie ausſöhnen will, nie wieder mit einander zu verheirathen." — „Wo finden wir unſere Eltern?" fragte ich haſtig? — „Ihr würdet Sie vergebens ſuchen;" verſetzte der Genius. „Sie wurden das Opfer der Rache eines Mächtigeren; aber Du, Almandor, biſt beſtimmt, dieſer Rache Grenzen zu ſetzen." — „Wie? was muß ich thun?" — „Die Stunde iſt noch nicht gekommen," ſprach der verſchwindende Geiſt, „aber ſie wird kommen." —

„Sie wird nicht kommen!" murmelte die Fee zwiſchen den Zähnen; „ich werde es ſchon zu finden wiſſen." Ein Schlag ihrer Zauberruthe, verſetzte die Liebenden zurück in die koſtbaren langweiligen Zimmer.

„Nun, mein Herr!" begann die Fee, als ſie ſich mit Todeldu allein ſah, „geſtehen Sie, daß wir mit all unſerer Kunſt eine ſehr alberne Rolle ſpielen. Hätte der Zufall uns nicht entdeckt — denn hoffentlich haben Sie doch wohl gemerkt, wer die jungen Leute eigentlich ſind?" — „Was ſollte ich nicht!" verſetzte der Zauberer; „Marxbrall iſt Almandor's Vater. — „Recht, und Tidelda Zilmee's Mutter. Nun iſt es klar, wie die Kinder unſern Nachforſchungen entgehen konnten. Aber Sie wiſſen auch, welche Gefahren uns drohen, wenn wir ihre Vereinigung nicht aus allen Kräften hindern." — „Wie können wir das?" — Ich weiß nur Ein Mittel: — wir müſſen ihre Herzen durch andere Gegenſtände zu feſſeln ſuchen." — „Aber durch welche?" — „Freilich, ich weiß in der Geſchwindigkeit Niemand, deſſen wir uns dazu bedienen könnten — es müßte denn ſeyn — daß — um unſerer Sicherheit willen — Sie ſelbſt ſich entſchloſſen — bei Zilmee den Liebhaber zu ſpielen." —

„Wenn Sie, Madam, die nemliche Rolle bei Almandor übernehmen wollten?" — „Ich weiß aus Erfahrungen, mein Herr, wie liebenswürdig Sie ſeyn können, wenn Sie wollen."

„Und Sie, Madam, wenn Sie die Reize, welche Natur und Kunſt Ihnen verliehen, auf Almandor's Herz würken laſſen. —

Chriſt einmal durch einen Zufall — unwiſſend ſeine Schweſter geehlicht hätte, daß eine ſolche Ehe nicht beſtehen könne?

Der Abt. Heiliger Norbert! du beleidigſt meine Ohren mit einer ſolchen Frage. Blutſchande! — meine Zunge wagt dieß Wort kaum auszuſprechen.

Bertram. Verzeiht mir Herr Abt, daß ich ſo kühn bin, der Sache bis auf den Grund nachzuforſchen. — Wann nun eine ſolche Ehe ſeit langen Jahren der ganzen umliegenden Gegend zum Muſter diente? wann liebenswürdige, wohlerzogene Kinder —

Der Abt. Halt ein! ich ſchaudere! wehe! wehe! der Brut aus ſündlichem Saamen erzeugt! — Oder meynſt du eine Sünde ſey weniger Sünde, wenn die unſeligen Folgen dem kurzſichtigen Sterblichen nicht alſobald ſichtbar erſcheinen? meynſt du der Dieb ſey weniger ein Dieb, weil er in ſcheinbarer Ruhe vom Raube ſchwelgt? — Wer vermag Gottes Langmuth zu ergründen! wer

„Es wird mir ſchwer ankommen, doch um Ihnen einen Beweis meiner Gefälligkeit zu geben“ —

„Ich danke Ihnen, und verſpreche, daß Sie mich nicht minder bereitwillig finden ſollen.“ —

So hatten ſich endlich beide des drückenden Zwanges entladen, und konnten nun mit Muſe gemeinſchaftlich überlegen, wie ihr Zweck am ſicherſten zu erreichen ſey. Sie fielen endlich auf ein Mittel, welches zu verſuchen ſie ſich augenblicklich trennten.

Zilmee ſchmachtete in ihrem glänzenden Kerker. Es wurde Abend, man trug ihr die niedlichſten Speiſen auf, ſie rührte ſie nicht an. „Man ißt, um zu leben,“ ſagte ſie, „und ohne Almandor will ich nicht leben“ „Lebe! lebe für Almandor!“ rief die Stimme des Geliebten: „er kömmt! er iſt Dir wieder gegeben!“ Die Thüren flogen auf. — Almandor ſtürzte herein — ein freudiges Ach! entbebt Zilmee's Lippen; — ſie will Ihm entgegen eilen, ſich in ſeine Arme werfen — aber was iſt das? welche unbekannte Macht hält ſie zurück? warum empört ſich ihr Herz? Dreimal breitet ſie die Arme nach ihm aus, dreimal feſſelt ſie ein unerklärbarer Widerwille. Ein ſchmerzlicher Seufzer ſtirbt auf Ihrer Lippe, mit verworrener Stimme wendet ſie dem Geliebten den Rücken, will fliehen, und ſieht ihn mit Entſetzen zu ihren Füßen.

„Wie!" rief Almandor; „Du fliehſt mich!" Er ergreift ihre Hand, die nemliche Hand, die ſie ihm ſonſt ſo gern darreichte; ſie zieht ſie zurück. „Du raubſt mir Deine Hand? Du liebſt mich nicht mehr?— „Ach! Almandor!" ſchluchzte Zilmee; „beklage mich! beklage mich! beklage das unglücklichſte Geſchöpf! — ich liebe Dich nicht mehr! —

„Götter! was ſoll aus mir werden, wenn Zilmee mich verläßt!" — „Ach! Almandor! lieber, lieber Almandor! iſt es möglich, daß ich Dich nicht mehr liebe! iſt es möglich, daß Deine Gegenwart mich eiskalt macht!" —

Es war ſehr möglich, denn der vermeinte Jüngling, der zu ihren Füßen lag, war kein anderer als Todeldu, der ſich in Almander's Geſtalt in ihr Herz ſchleichen wollte; aber die Liebe läßt ſich nicht täuſchen. Der Zauberer wurde das zu ſpät gewahr. „Geduld!" ſprach er bei ſich ſelbſt; eine Verleugnung, die ihm Ehre macht, je ſeltner dieſe Tugend bei Leuten iſt, in deren Macht es ſteht, ſich ihrer zu überheben Die Angſt des armen Mädchens rührte ihn. „Ich gehe," ſagte er laut, „und hoffe in einer günſtigeren Stunde die Zilmee wieder zu finden, die ich geſtern verließ." Er ging wirklich. Zilmee wollte ihm nacheilen und blieb eingewurzelt ſtehen; ſie wollte ihn rufen, und ſein Name ſtarb auf ihren Lippen.

Murrbrulli hatte indeſſen ihren Plan, ihrer Meinung nach, noch feiner angelegt. Als der ſeufzende Almandor einſam in ſeinen Gemächern herumirrt, glaubt er von ungefähr eine verborgene Tapetenthür zu finden, die man zu verſchließen vergeſſen hatte. Er entſchlüpft mit Haſt, eilt die Marmortreppe hinab, ſeine Blicke ſuchen Zilmee's Kerker, er ſchweift in den Gärten des Palaſtes umher, und ſo oft eine Nachtigall leiſe Töne flüſtert, glaubt er in der Ferne die Stimme der Geliebten zu hören. — Plötzlich ſteht er vor einer Grotte — Himmel! täuſcht ihn die Dämmerung? oder der Strahl des aufgehenden Mondes? iſt es Zilmee, die auf jenem Bette von Roſen ſchlummert? — Sie iſt es! erräth mein Herz ſie nicht? — Wie reizend ſie da liegt! — Warum zieht die Liebe mich nicht zu ihren Füßen? — ſoll ich fürchten ihren Schlummer zu unterbrechen? — Aber Liebe und Entzücken werden mich entſchuldigen. — Warum zauderſt Du, Almandor? rief ſie nicht eben Deinen Namen im Traume? — Eile! fliege! — was iſt das? ſtatt zu fliegen, bebſt Du unwillkührlich zurück? —

Der Fee, welche, wie man leicht denken kann, nichts weniger als ſchlief, machte dieſer Monolog lange Weile. Sie erwachte mit vieler Kunſt, ſprang auf und breitete ihre Arme nach ihm aus. Aber wie erſtaunte ſie, als bei jedem Schritte, den ſie vorwärts that, Almandor zwei Schritte rückwärts taumelte. Er ſelbſt erſtaunte nicht weniger darüber. „Mein Geliebter!“ rief ſie mit glühenden Blicken: „komm an meinen Buſen! Unſere Leiden ſind geendigt, der Zauberer und die Fee willigen in unſere Verbindung.“

„Würklich?“ verſetzte Almandor mit einem Tone, als ob ſie ihm eine politiſche Neuigkeit erzählte. — „Himmel! welche Kälte? — Ach, ich weiß es nicht! aber jemehr ich Dich betrachte, je mehr fühle ich einen Abſcheu, der demjenigen gleich iſt, welchen ich für die Fee empfinde. — „Verwegener!“ — Faſt hätte Murrbrulli ſich verrathen, doch ſie erſtickte noch zu rechter Zeit ihre Drohungen in geheuchelten Thränen der Liebe.

„Nur durch Bezauberung,“ ſchluchzte Almandor, „konnte es unſern Feinden gelingen, mir Zilmee verhaßt zu machen. Ach! ich will zurück in meinen Kerker! dort werde ich wenigſtens meine Liebe wieder finden!“

Er ging, die wüthende Fee ſah, daß die Liebe ſich nicht täuſchen laſſe;

aber ſie ſpielte ihre Rolle fort, um den armen Jüngling deſto ſicherer zur Verzweiflung zu bringen. „Geh, Verräther!“ rief ſie ihm nach: „Deine kahlen Ausflüchte werden mich nicht hintergehen! die Liebe iſt unabhängig von Zauberei, was ſage ich! die Liebe beherrſcht jeden Zauber! Geh! fliehe! entſage Deiner Zilmee auf ewig! ſo wie ſie Dir entſagt!“ — Bei dieſen Worten entfernt ſie ſich ſchnell. Der verzweifelnde Almandor will ihr folgen — und kann nicht.

„Was haben Sie ausgerichtet?“ fragte Murbrulli, als ihr Todeldu im Vorſaal entgegen kam. — „Nichts. Und Sie?“ — „Nichts!“ „Was werden wir nun anfangen?“ — „Ich denke, nichts! Die armen Kinder dauern mich, und mein Mitleid“ — „Narren haben Mitleid!“ verſetzte die Fee wüthend. — „Aber geſtehen Sie, Madam, daß unſere Leidenſchaften uns ſchon zu mancher Thorheit verleitet haben." — „Welche Kleinheit, es zu bekennen." — „Die unedle Rache, zum Beiſpiel an Marrbrall und Tidelda, wegen" — „Schweigen Sie, mein Herr! jene verdienten ihr Schickſal. Tidelda, das lächerliche ſanfte Geſchöpf! Es war ein köſtlicher Einfall, ſie in einen Adler zu verwandeln. Mit der Sonne mag ſie buhlen, und, wenn ſie Luſt hat, der ihre Schönheit ſtreitig machen." — „Aber die Kleinigkeiten." — „Welche Kleinigkeit," mein Herr? ich hoffe nicht, daß Sie eine Warze im Geſichte eines ſchönen Weibes eine Kleinigkeit nennen werden? Wie konnte ich ſie beſſer ſtrafen, als indem ich ſie in den Stand ſetzte, ſtatt der Warzen auf meinem Geſichte die Sonnenflecken zu beobachten?" — „Spotten Sie nur, Madam. Aber wenn nun dieſe liebenswürdigen Kinder würklich beſtimmt ſind, uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten?" — „Sie ſind ein Zaghafter. Sie wiſſen, daß Marbrall in ſeiner jetzigen Verwandlung nicht durch die Mauern zu dringen vermag, welche unſern Palaſt umgeben; und ob Tidelda über unſern Gärten in den Lüften ſchwebt, oder ſich auf den Wipfel einer Ceder ſetzt, das gilt mir gleich; ihre Macht fürchte ich nicht." — „Nun, Madam, was wollen Sie den eigentlich?" — „Ich will, daß dieſe albernen Kinder uns wider ihren Willen lieben ſollen; ich will, daß Almandor Zilmeen in Ihrer Geſtalt erſcheine, und Zilmee ihm in der Meinigen." — „Und was ſoll daraus werden?" — „Was weiß ich; eine luſtige Scene der Verzweiflung, vielleicht eine Flucht in unſere Arme. Genug, mein Herr, ich will! Haben Sie mich verſtanden?" — „Vollkommen."

Dieſe Unterredung endigte ſich auf die gewöhnliche Art, das heißt: Toreldu mußte thun, was Murrbrulli haben wollte.

Indeſſen trieb der arme Almandor ſich raſtlos in den bezauberten Gärten herum, redete mit jedem Baume, tobte in der Grotte, ſchalt die Vögel, weil ſie ſangen, und den Bach, weil er murmelte; kurz, er that Alles, was ein verzweifelnder Liebhaber Wohlſtands halber beobachten muß. Unter den Bäumen, welchen er ſein Leid klagte, befand ſich auch eine hohe Eiche, in deren Wipfel es plötzlich gewaltig rauſchte. Ein Blitzſtrahl fuhr vom heitern Himmel herab, und ſpaltete die Eiche von oben bis unten. Statt des Donners ließ ſich eine Stimme hören:

Sey ſtark, Almandor, ſtark.
Durch dieſer Eiche Mark!

Obgleich unſer Held vormals von ſeinem unſichtbaren Lehrer im Thurme gehört hatte, vermag ſeine weiſen Abſichten zu enthüllen, wenn ſein Arm lange ruht, ehe er den ſtrafenden Bliß herabſchleudert!

Bertram. Ach ehrwürdiger Herr! nur noch eine Frage wollet ihr mir löſen. — Was ſoll der thun, der um ſolch eine Sünde weiß?

Der Abt. Hingehen und die Schuldigen der Gerechtigkeit überliefern, damit er einſt nicht mit ihnen zugleich verdammt werde.

Bertram. Wenn ſie aber ſeine Wohlthäter ſind?

Der Abt. Wer iſt ſein erſter Wohlthäter? Gott! wer hat den erſten heiligſten Anſpruch auf ſeinen Gehorſam? Gott!

Bertram. Wenn aber ein Eid ſeine Zunge bindet?

Der Abt. Wehe ihm! wenn im Rauſch der Sünden zu ſolch einem Schwur er ſich verleiten ließ. Irre dich nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Hat nicht die Kirche allein den Binde- und Löſeſchlüſſel? Bruch ſeines daß Achilles mit Löwenmark erzogen worden ſey, ſo war ihm doch die Empfehlung des Eichenmarks, als ein Mittel ſich zu ſtärken, völlig neu. „Was ſoll mir die Stärke? was vermag ſie gegen Bezauberung! meine Liebe iſt ſtark genug, und könnte irgend eine menſchliche Kraft hier etwas ausrichten, ſo würde die Verzweiflung ſie mir leihen!“ — Aber merkſt Du nicht, Almandor, daß etwas Uebermenſchliches in dieſer Begebenheit brütet? ein Bliz vom wolkenloſen Himmel, Ein Donner in Betſen, dergleichen ſieht und hört man nicht alle Tage. Dieſe Betrachtung zog ihn unwillkührlich zu der geſpaltenen Eiche, er griff hinein, um ihr Mark zu prüfen, und zog hervor — ein verroſtetes Schwerdt. — „Ha! nun verſtehe ich Dich, hülfreiche Gottheit! Du erbarmſt Dich meiner Leiden, Du reichſt mir ein Mittel, ſie zu enden.“ Raſch kehrte er die Spitze des Schwerdtes gegen ſeine Bruſt — da erſcholl zum Zweitenmale die Donnerſtimme:

Halt! ſchone Deiner Mutter Blut!
Nur dann, wenn der Geliebten Tod
Durch Deines Vaters Stachel droht,
Dann zeige Deinen Muth!

Almandor empfing dieſes Orakel mit aller der Ehrfurcht, welche man Dingen ſchuldig iſt, die man nicht verſteht. Er verbarg das Schwerdt, ſo gut er konnte, und ſann in den belaubten Gängen der Deutung jener geheimnißvollen Worte nach. Als er nun gerade ſo weit damit gekommen war, daß er einſah, er werde es nimmermehr einſehn, ſchlug er die Augen auf und erblickte in der Ferne die Fee, welche im Mondſchein auf ihn zuwandelte. „Ach!“ ſagte er, „da kömmt die verhaßte Fee. Laß uns umkehren.“ Aber ſtatt umzukehren, ging er etwas ſchneller.

Auch Zilmee hatte eine vernachläſſigte

Tapetenthür gefunden, auch Zilmee war leichtfüßig entſchlüpft, und unaufgehalten bis in den Garten gekommen. Unruhig ſchweifte ſie umher, ſah einen Blitz und wußte nicht, wo; hörte eine Stimme, aber verſtand ſie nicht. Der Zufall führte ſie endlich in den belaubten Gang, in welchem ihr geliebter Orakeldeuter wandelte. „Ach!“ ſagte ſie, „da kömmt der Zauberer. Laß uns umkehren.“ Aber ſtatt umzukehren, ging ſie etwas ſchneller.

Wenn ein Menſch von Weſten kömmt, und der Andere von Oſten und ſie beide ſchnell gehen, ſo kann es nicht fehlen, daß ſie endlich zuſammentreffen. „Welch ein ſonderbarer Widerſpruch meines Herzens!“ — ſprach Almandor zu ſich ſelbſt: „ich konnte Zilmee fliehen, die ich anbete; und eine unwiderſtehliche Kraft zieht mich zu einem Weibe, daß ich verabſcheue.“ — Zilmee machte ſich insgeheim ungefähr die nämlichen Vorwürfe, aber beide widerſtanden vergebens dem Zuge ihrer Herzen.

„Schöne Fee!“ ſagte Almandor. — „Guter Zauberer,“ verſetzte Zilmee „wenn man, um Dir zu gefallen, durchaus eine Fee ſeyn muß“ —

Almandor. Keineswegs, ſo ſehr Du es auch immer biſt. Aber was bleibt mir zu hoffen übrig, wenn nur ein Zauberer Anſpruch auf Deine Gunſt machen darf?

Zilmee. Du ſcherzeſt. Die größte Zauberei iſt Dir gelungen: Du haſt Almandor aus meinem Herzen verdrängt.

Almandor. Du ſpotteſt, um mich zu errinnern, daß Zilmee einſt in den Meinigen herrſchte.

Zilmee. Wie? iſt Zilmee Dir gleichgültig geworden?

Almandor. (drückt ihre Hand an ſeine Lippen). Das Feuer dieſes Kuſſes möge Dir antworten.

Murrbrulli. (hinter einer Roſenhecke zu Todeldu). Wohlan, mein Herr, was ſagen Sie dazu?

Todeldu. Ich ſchäme mich meines Triumphs und bedaure die guten Kinder.

Murrbrulli. In der That, ich finde das arme Mädchen zu beklagen, daß ſie Sie zu lieben glaubt. Was aber den jungen Menſchen betrifft, ſo wüßte ich nicht, warum er Mitleid verdiente.

Jetzt warf Almandor ſich zu den Füßen der vermeinten Fee, und ſeine Lippen ruhten auf einer Hand, die ihm willig überlaſſen wurde. — „Sehn Sie,“ ſagte Murrbrulli, „zu meinen Füßen glaubt er zu liegen, meine Hand glaubt er zu küſſen.“

„Wohl wahr,“ verſetzte Todeldu, „aber mich fleht Zilmee zu ihren Füßen, mir reicht ſie dieſe Hand.“ —

Jetzt traten beide hinter der Roſenhecke hervor. Zilmee glaubt Almandor und die Fee zu erblicken. „Himmel!“ ruft ſie; „muß ich auch noch meinen Geliebten zum Zeugen meiner Untreue machen!“ — Almandor glaubt ſeine Zilmee in Geſellſchaft des Zauberers zuerblicken. „Götter!“ ſeufzt er; „muß auch noch meine Geliebte mich treulos überraſchen!“ — Murrbrulli überließ ſich ihrer boshaften Schadenfreude; aber die ganze Scene wurde plötzlich durch eine große Schlange unterbrochen, welche aus den Wolken herabzuſtürzen ſchien. Ueber ihnen ſchwebte ein mächtiger Adler, welcher das Ungeheuer aus ſeinen Klauen fallen ließ. Ziſchend wendet es ſich zu Murrbrulli, und ſticht ſie in den Fuß. „Ach!“ ruft Almandor; „Zilmee iſt verwundet!“ — Ziſchend kehrt der giftige Wurm ſich jetzt gegen die wahre **Zilmee**, und nun erſt beſinnt **Almandor** ſich auf ſein verroſtetes Schwerdt. Er zieht es hervor, und haut die Schlange durch einen mächtigen Streich mitten von einander. Plötzlich ſchwindet der Zauber. Die Liebenden erſcheinen ſich wieder in ihrer wahren Geſtalt. Vor ihnen ſteht ein Greis, der ſich **Almandor's** Vater nennt, und aus den Lüften ſenkt ſich eine edle weibliche Geſtalt hernieder, welche **Zilmee** als Tochter bewillkommt. **Murrbrulli** ſitzt in Geſtalt einer Elſter auf dem nächſten Baume und ſchnattert. **Todeldu** läuft als Schaaf im Garten herum und blöckt.

Noch ein Donnerſchlag! denn ohne Blitz und Donner kann ein ſolches Mährchen nicht enden. Der Genius, ein Bote des Schickſals, erſcheint. „Lernet,“ ſo redet er die **Fee** und den Zauberer an: „lernet, Ihr

Machthaber des Schickſals! daß es Euch leicht wird, Thorheiten zu begehen, aber ſchwer, ſie wieder gut zu machen. Dieſe Kinder der Unſchuld hat die Liebe auf ewig vereint. Kein Zauber vermochte ſie zu trennen, denn die Liebe läßt ſich nicht täuſchen. Die Glücklichen verzeihen gern, und in ihren Augen leſe ich die edle Bitte um Gnade für ihre Verfolger. Wohlan Murrbrulli und Todeldu! nehmt Eure Geſtalten zurück, und laßt durch einen ſchönen Wechſelbund mit Euren Feinden Euch verſöhnen. Marrbrall vermählte ſich mit Murrbrulli und und Todeldu mit Tidelda. Der Vater trete an die Stelle des Sohnes, die Mutter an die Stelle der Tochter. Seyd glücklich! ich befehle es Euch!"

Hier verſchwand der Genius. Murrbrulli rümpfte die Naſe, Todeldu war mit dem Tauſche zufrieden. Die, welchen *befohlen* worden war, glücklich zu ſeyn, waren es nicht immer, doch *ſprachen* ſie viel von ihrer Zufriedenheit. Die hingegen, welchen kein Befehl das Glück zu einem Geſetz machte, genoſſen es ununterbrochen, und ſprachen nicht ein Wort davon.

Die
Nymphe von Belvedere
an
ihren Beſchützer.

Am 2. Februar 1818.

Schwurs würde der erſte Schritt zur Buße ſeyn.

Bertram. (außer ſich, kniet nieder) Ehrwürdiger Herr! ihr wollet meine Beichte hören.

Der Abt. (aufmerkſam) Nicht doch Bertram, dieß iſt nicht der Ort zu Ausſpendung der heiligen Sakramente.

Bertram. Um Gottes Barmherzigkeit willen! Herr Abt, höret mich! Ihr habt mein Gewiſſen zerknirſcht, ihr habt glühendes Feuer in mein Gebein gegoſſen. Um Gottes Barmherzigkeit willen! höret mich! — Ach! wenn in dieſem Augenblick der Engel des Todes mich ergriffe, und ich meinen Sünden beladenen Geiſt aufgeben müßte, ohne Beichte und Abſolution — Erbarmet Euch meiner, ehrwürdiger Herr! Ihr ſeyd ja ein Diener Gottes und mit Gott darf man zu allen Zeiten reden.

Der Abt. So rede.

(Die Großfürſtin Maria, Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, hatte zur Feier des Geburtstags ihres Gemahls ein Feſt veranſtaltet, bei welchem unter andern die Nymphe von Belvedere, dem Lieblingsaufenthalt des Erbgroßherzogs, erſchien und dieſes Gedicht überreichte.)

Du kennſt mich nicht?
Du haſt mich nur im Blumenſchmuck geſehen;
Für dieſen Tag iſt mein Gewand zu ſchlicht.
Erkenn' in mir die Nymphe jener Höhen,
Wo oft ſo gern Dein Fuß verweilt,
Wo auch Hygea, auch Cythere,
Die ſchönen Horen mit mir theilt:
Ich bin der Genius von Deinem Belvedere! —

In meine Grotte hatte mich verſcheucht
Der rauhe Nordwind, der den Park durchſtreicht;
Da lag ich ſchlummernd in leichten Träumen
Auf meiner Blumen ſchlummernden Keimen;
Und plötzlich ſäuſelt' es um mich,
Als ſey mein Bruder, Zephyr, wach geblieben —
Ich lauſchte — horch! da einten ſich
Die Stimmen derer, die Dich lieben,
Im rührenden Gebet für Dich!
Und wie ſie aus dem Thale ſich erhoben,
Verrieth ihr Wünſchen mir des Tages Feier;

Da wurd' es mir zu eng dort oben;
Raſch warf ich ab den Winterſchleier!
Mit Blumen wollt' ich ſchmücken mein Gewand;

Allein, noch ſchlummerten das Veilchen und die Roſe
In ihrer Mutter ſtarrem Schooſe,
Kaum daß zum Kranz ich dieſe Blätter fand.
Kein Zephyr lieh mir ſeine Flügel,
Und dennoch ſchwebt' ich vom beſchneiten Hügel
Auf heißen Wünſchen ſanft herab:
Empfange freundlich, was die Liebe gab.

Wo bin ich! iſt mir doch im Glanz der Kerzen,
Als ob ich hier nicht heimiſch wäre.
O werde Du nie fremd in Belvedere!
Es biete ſtille Freuden Deinem Herzen!
Es blühe Dir, dem Vater und dem Gatten,
An eines Engels, an Mariens Seite!

O, ruhe noch als Greis in Deiner Bäume Schatten,
Umringt von Liebenden wie heute.

Vergangenheit, Gegenwart
und
Zukunft.

(Zur Nachfeier des Geburtstagsfeſtes der Großfürſtin, Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, gab die Stadt am 16ten Februar 1818 in der Reſſource eine große Masquerade, auf welcher unter mehreren Gruppen auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erſchienen. Amor, in einem Blumenkorbe von vier Nymphen getragen, überreichte der Großfürſtin dieſes Gedicht, das Bezug auf ihre nahe Entbindung hatte.)

Wir wollen Euch im Bilde wiedergeben,
Was aus Vergangenheit noch dumpf herüber klingt,
Was Gegenwart beſitzt, wornach wir ſtreben,
Und was die nächſte ſchöne Zukunft bringt.

Das Haupt in Nebel, mit verwelkter Neſſel,
Das leere Stundenglas am weißen Stab,
Doch in der Linken die zerrißne Feſſel,
So ſchreitet die Vergangenheit hinab.

Und ihr Gefolge wilde Krieger,
Wie ſie zum Kampf der Dämon einſt geweckt,
Bis Eintracht — auch der Höllen-Mächte Sieger —
Den Scepter bannend gegen ſie geſtreckt;
Hoch in den Lüften flattert ihr Panier,
Und Mars, gefeſſelt, ſchreitet hinter ihr.

Und lebensluſtig nach dem langen Streite
Schwingt nun den Thyrſus-Stab die Gegenwart;
Ihr hat, zum freundlichen Geleite,
Der Friede mit der Hoffnung ſich gepaart.

Und überall will nun der Fleiß ſich regen,
Die Biene ſummt, die muntre Sichel klingt;
Und Frömmigkeit erfleht des Himmels Segen,
Durch den der Fleiß Verlornes wiederbringt.

Und ſiehe, ſchon ſchwebet in roſiger Dämmerung
Die lächelnde Zukunft hervor,
Und hält in der Rechten ihr freundliches Sinnbild,
Ein blühendes Bäumchen empor.

Ihr folgen verſchwiſtert Geſundheit und Freude,
Mit Roſen bekränzend, was Friede gab;
Der Ueberfluß ſchüttelt aus ſilbernem Füllhorn
Die goldenen Früchte herab.

Bertram. Es werden nun etliche zwanzig Jahre ſeyn, als eines Morgens frühe Ritter Hugo in meine Hütte trat, mein Weib war vor wenig Stunden von einem todten Kinde entbunden worden. Bertram, ſprach er, indem er ſeinen Mantel aufſchlug und mir ein neugebohrnes Kind zeigte: Bertram, ich kenne dich als einen ehrlichen Kerl und habe Zutrauen zu dir. Sieh dieſes Mägdlein; es iſt die Frucht einer unglücklichen Stunde, in welcher ich der Treue vergaß, die ich meiner Gattin ſchwur. Die Mutter ſtarb, das Kind iſt hülflos, nimm dich deſſen an, laſſ' es aufwachſen als deine Tochter, hier haſt du Geld —

Der Abt. Gerechter Himmel! die Schuppen fallen von meinen Augen. Dieſes Kind —

Bertram. Iſt Adelheid.

Der Abt. Das Weib ihres Bruders?

Bertram. Und Mutter zweyer Knaben.

Da hüpfen und tanzen die fröhlichen Nymphen,
Beſtreuen mit Blumen den Pfad;
Und winken und lächeln dem lieblichen Kinde,
Das unter Blumen ſich naht. —

Und jetzt, an rechter Stelle plötzlich ſteigend
Aus ſeinem wandelnden Blumenhaus,
Die Roſenknoſpe ſittig überreichend,
Spricht es der Zukunft Glück, den Wunſch der Liebe aus.

Mein letzter Wille.

Mein letzter Wille.

Dies war die Aufſchrift eines verſiegelten Packets, das eine Art von Teſtament enthielt, geſchrieben in Reval den 2[illegible]. Januar 1813, kurz vor der Reiſe des Verewigten zur Armee des Grafen Wittgenſtein. Er hinterließ kein Vermögen, es betraf alſo nur Anordnungen zur Bezahlung ſeiner Schulden und Familienangelegenheiten. Am Schluſſe ſagt er:

Ich weiß dieſem Allen nun nichts weiter beizufügen, als:

Den herzlichſten Dank meiner geliebten Frau für die glücklichen Jahre, die ſie mir geſchenkt; für die Geduld, mit der ſie meine Schwächen oft ertragen; für die Liebe und

Sorgfalt, mit der ſie meine Kinder behandelt hat. Meine letzte Bitte iſt, den Kummer, den mein Tod ihr verurſachen wird, ſo viel als möglich zu überwältigen und ihr Leben für unſere Kinder zu ſchonen. Gott laſſe es ihr wohl gehen bis ins ſpäteſte Alter! Daß ich dieſe ſo innig geliebte Frau nicht im Ueberfluß hinterlaſſen kann, iſt mein ſchmerzhaftes Gefühl!

Den herzlichſten Dank meinen Freunden und Verwandten für alle die vielfachen Beweiſe ihrer Freundſchaft und für die Nachſicht, die auch ſie oft mit meinen Schwächen gehabt haben. Iſt ihnen mein Andenken lieb, ſo mögen ſie es an meiner Wittwe und an meinen Kindern beweiſen.

Den herzlichſten Segen über alle meine Kinder! Liebt Euch unter einander! Helfe einander, wo Ihr könnt! und vor allen Dingen ehrt mein Andenken in Eurer guten Stiefmutter!

Ich weiß, daß Ihr bei Verleſung dieſes meines letzten Willens tief erſchüttert ſeyn werdet; aber ſolche Eindrücke verlöſchen nach und nach, und ich wünſchte doch ſo ſehr, daß ſie dann und wann wieder bei Euch aufgefriſcht würden. Darum bitte ich Euch Alle, Euch jährlich Einmal an meinem Geburts- oder Todes-Tage zu verſammeln, ſammt denjenigen meiner Freunde, welche Theil daran nehmen wollen, bei einem guten Glaſe Wein Euch meiner mit Fröhlichkeit zu erinnern, und beim Schluß der Mahlzeit das von mir verfertigte Lied zu ſingen:

Es kann ſchon nicht Alles ſo bleiben,
Hier unter dem wechſelnden Mond,
Es blühet, vergeht und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menſchen,
Lang vor uns gelebt und gelacht.
Dem Ruhenden unter dem Graſe
Sey fröhlich der Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menſchen
Lang nach uns des Lebens ſich freu'n;
Und [illegible] unter dem [illegible]
Den Becher der Fröhlichkeit weih'n.

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Wir haben einander ſo lieb,
Wir theilen einander das Leben;
Ach, wenn es doch immer ſo blieb!

Doch, weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht feſt;
Wer weiß, wie bald uns zerſtreuet
Das Schickſal nach Oſt und nach Weſt.

Und ſind wir ja fern von einander,
So ſind doch die Herzen ſich nah,
Und Alle, ja Alle wird's freuen,
Wenn Einem was Gutes geſchah.

Und kommen wir wieder zuſammen,
Auf wechſelnder Lebensbahn,
So knüpfen ans fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

aber nicht nach Himmels-Melodie, ſondern nach der alten, einfachen, rührenden Weiſe, die Euch bekannt iſt. Sollte auch (was

Gott verhüte!) jemals ein Zwiſt, oder auch nur eine Kälte zwiſchen Euch entſtehen, ſo ſoll an dieſem Tage eine herzliche Verſöhnung gefeiert werden, und Jeder aus allen Kräften dazu beitragen, mein Andenken auf dieſe Weiſe zu ehren.

Lebe wohl, liebes Minchen! lebt wohl, ihr geliebten Kinder und Freunde! Verzeiht mir von Herzen, wenn ich Euch dann und wann gekränkt habe, ſo wie ich Euch wiederum von Herzen vergebe! Wir haben es ja gegenſeitig ohne Abſicht gethan. Ich hoffe, Ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich, bei allen meinen Fehlern, doch kein böſer Menſch war, wozu Haß und Neid mich ſo oft machen wollen.

Sterbe ich in Ehſtland, ſo wünſche ich auf dem Hügel in Schwarzen begraben zu ſeyn, den ich mir längſt dazu ausgewählt hatte. Der jetzige Beſitzer von Schwarzen iſt ein braver Mann, der mir dieſe Bitte nicht abſchlagen wird. Dann wünſche ich, daß man Einen der größten Feldſteine auf mein Grab wälze (unbehauen) und in denſelben bloß die Worte eingraben laſſe: Hier ſchläft Kotzebue.

Briefe einiger Gelehrten

an

A. v. Kotzebue.

Der Abt. Frevler, und du hindertest nicht —

Bertram. Ihr vergeßt, Herr Abt, daß ich ein Gefangener war.

Der Abt. (ſich faſſend) Weiß Adelheid um das Bubenſtück?

Bertram. Sie hält mich für ihren Vater.

Der Abt. Heilige Jungfrau! Heiliger Norbert! welch eine Entdeckung! (bey Seite) Glück zu! das kann wirken.

Bertram. Was denkt ihr zu beginnen, ehrwürdiger Herr?

Der Abt. (mit affektirter Demuth) Ich bin ein ſchwacher Sterblicher wie du. Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet. Ich eile in den Tempel des Herrn, mit Beten und Kaſteyen dieſe Nacht auf den Stufen des Altars zu durchwachen. Vielleicht, daß Gott ſeinen Knecht eines Geſichts würdigt, und mir offenbart was ich thun ſoll.

Halle, am 22ſten Januar 1806.

Hochwohlgeborner Herr,

Geehrteſter Herr Kollegienrath!

Ich habe ohnlängſt, in Beziehung auf ein Ihnen angethanes Unrecht und eine darüber vom Herrn D. **Gall** aus Hamburg erhaltene Berichtigung, an den Herrn Redakteur der Zeitung f. d. el. Welt eine Erklärung abgeſchickt, welche jetzt wahrſcheinlich ſchon abgedruckt und von Ihnen vielleicht auch ſchon geleſen iſt. Es iſt ſehr leicht möglich, daß Sie erſt durch dieſe Erklärung erfahren, daß ein Taſchenbuch von mir mit einer gegen Sie begangenen Sünde in der Welt herumläuft; ja es iſt mir ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß Sie hiedurch erſt auf die weit verbreitete Verläumdung, die man über Ihre Verhältniſſe mit Hrn. D. Gall ausgeſtreut hat, ſind aufmerkſam gemacht worden. Von dieſer Seit betrachtet, könnte meine Erklärung freilich faſt überflüßig erſcheinen; allein ich hielt mich dazu unbedingt verpflichtet, nicht nur, weil ich zur Beſtätigung jener verläumderiſchen Erzählungen durch mein Taſchenbuch vielleicht würde beigetragen haben, wenn kein öffentlicher Widerſpruch dagegen erſchiene; ſondern auch, weil ein ehrlicher Mann es dem andern, ſchon ohne alle eigner Verſündigungen, ſchuldig iſt, die Lügen, welche die Ehre des Andern antaſten, mit der Fackel der Wahrheit zu beleuchten und zu vernichten. — Die Genugthuung, welche ich Ihnen daher öffentlich und freiwillig in jener Erklärung zu geben geſucht habe, wird Sie überzeugen, daß ich nicht zu der hämiſchen Brut der Verläumder gehöre, und daß es mir, aus meiner Gerechtigkeitsliebe, ſehr leid thut, mich zu dem gerügten, böſen Worte gegen Sie haben verleiten zu laſſen. Ich darf alſo gewiß auch hoffen, daß die Bitte, welche ich jener Erklärung angehängt habe, von Ihnen nicht unfreundlich aufgenommen werden wird.

Eine Freude wird es Ihnen gewiß machen, näher zu erfahren, wie ſich Gall in ſeinem Brief an mich über Sie äußert; und ich übernehme ſehr gern die kleine Mühe, Ihnen einige Stellen daraus wörtlich hier mitzutheilen, was ich bei jener öffentlichen Erklärung leider nicht durfte.

Da ich dem braven Gall wohl zutraute, daß er Scherz verſtehe, ſo legte ich ihm zu andern Sachen, die ich ihm nach Hamburg zu ſchicken hatte, auch ein Exemplar meines Taſchenbuchs bei. Seine Antwort hebt mit der unverſtellteſten Freude hierüber an, und die ganze erſte Seite ſeines Briefs enthält nichts, als das Lob meiner leicht hingeworſenen Arbeit. Auf der zweiten Seite ſagt er dann aber:

„Was Sie Seite 47. ſagen, — „„Kotzebue,
„„der zu dem goldenen Bunde mit
„„Gall ſich ſchon neigte aus dieſem Grunde“‘‘ — bedaure ich, daß es aus Ihrer
„Feder gefloſſen iſt. Ich ſchäme mich der Menſchen,
„die ſolche Lügen ausgeheckt haben;
„deswegen will ich Ihnen ſie nicht bezeichnen.
„Sie wohnen in Berlin, und haben ſich in Karikaturen
„und Libellen an den Pranger geſtellt.
„Ich verſichere Sie auf meine Ehre,
„daß Kotzebue nie auch nur den geringſten
„Theil von meinem Erwerbe weder gehabt,
„noch beabſichtigt hat. Wir waren Freunde
„in Wien, warens in Berlin, weswegen er
„mir mit der liebevollſten Gaſtfreiheit ſein Haus
„und ſeinen Tiſch anbot. Ich bin ihm alſo
„Dank und Wahrheit ſchuldig. Bisher habe
„ich alle dieſe.... (hier kann ich ein Wort

nicht leſen) „Früchte des Neides und des
„Lügengeiſtes ruhig verachtet; und ſo lange ſie
„nur **mir** zubereitet werden, mögen ſie hier
„und da unerfahrne Gaume reizen, bis ſie
„einſtens für beſſere Waare bei Seite gelegt
„werden. — Nächſten Mitwochen werden hier
„**die Organe des Gehirns** aufgeführt.
„Ich habe mir ſchon meinen Platz neben Hrn.
„Hauptmann v. Archenholz beſtellt. Man tadelt
„hier, in Wien und in Paris ſehr die
„Tendenz derſelben, und ſchreiet gewaltig über
„**Kotzebue**, als über einen meineidigen
„Freund. Wüßten die Leute ſo gut, wie ich,
„wie mächtig genialiſch entwickelte Organe
„wirken; wüßten ſie, wie ſehr **Kotzebue**
„überzeugt iſt, wie wenig mir **die Organe**
„**des Gehirns**, und durchaus jede Art
„von Spott anhaben können, daß ich eben ſo
„bei dieſen, als bei **Iſcharioth Krall's**
„**Lehren und Thaten** herzlich mitlache —
„und ihre Verfaſſer liebe und ehre: ſo wür-

„den ſie dieſen, vielleicht etwas zu leichtfertigen „Witz mit gleicher Faſſung vertragen, wie ich."

Ein unverdächtigeres Zeugniß über Gall's Geſinnungen gegen Sie und über ſeine Anſicht von Ihrem Scherze mit ſeiner Lehre kann Ihnen ſchwerlich zu Geſicht kommen. Ich hoffe daher, mit dieſer Mittheilung, die überhaupt Ihren Freund ſo trefflich charakteriſirt, Ihnen einen angenehmen Dienſt erwieſen und mein eines böſes Wort, wenigſtens zum Theil, vergütet zu haben. Daß dieß mein aufrichtigſter Wunſch iſt, verſichre ich hochachtungsvoll als

Ew. Hochwohlgeb.

ergebener
A. G. Eberhard.

Berlin, den 5. Decemb. 1789.

Liebſter verehrteſter Freund!

Wovon ſoll ich nun anfangen? womit ſoll ich aufhören? Ich habe den Eremiten geſehn, habe den Anfang der Sonnenjungfrau geleſen habe über Sie mit dem König geſprochen, habe Ihre lieben Brief vor mir, und ſonſt noch ſo Manches an Sie im Kopfe. Laſſen Sie mich Alles, ſo wie es mir einfällt, in Lyriſcher Unordnung hinwerfen.

Der König beſtellte von Potsdam aus die Indianer ꝛc. auf den 17ten November, kam ausdrücklich zu der Vorſtellung herüber und kehrte nach derſelben wieder zurück. Das war ſicher das Werk Ihrer Freundin, der Prinzeſſin Friederike, ſeiner geliebten und liebenswürdigen Tochter, die eben ſo für Sie eingenommen iſt, als Prinzeſſin Luiſe. Nach dem Stück begleitete ich den König, der höchſt freundlich und vergnügt war, an den Wagen. — „Der Kotzebue,“ ſagte er, „hat viel Genie; er ſollte mehr ſchreiben; ſagen Sie ihm das!“ — Wir haben Hoffnung, Ihro Majeſtät, noch dieſen Winter von ihm ein neues Stück zu ſehen; er hat mir's verſprochen. „Von welcher Gattung?“ — Ob Schauſpiel oder Trauerſpiel, kann ich noch nicht errathen; aber eines von beiden. — „Wiſſen Sie ſchon den Titel?“ — Die Sonnenprieſterin, Ihro Majeſtät. — „Schön,“ und damit war der König im Wagen.

„Sie glauben nicht,“ ſagte mir neulich die Prinzeſſin Luiſe von freien Stücken, „wie viel ich von dem Kotzebue ſpreche! der Mann muß unſer werden.“ — Das gebe der Himmel! ſagte ich, und er wird doch nicht zurückziehen, dachte ich, wenns zum Treffen kommt? Denn Jammerſchade wäre es, wenn die liebenswürdige Prinzeſſin Ihre ſo wohlgemeinten Bemühungen umſonſt ſollte angewandt haben. Ach, liebſter Freund! Ich denke Sie mir in Reval, trotz des dortigen Clima, trotz Ihrer Entfernung vom Mittelpunkte der Literatur, und was Ihnen ſonſt noch dort auffallen mag, immer ſehr glücklich. An der Spitze ſo vieler guten Menſchen zu ſtehn; denn alles, was in Reval gut iſt, muß ſich an Sie anketten; die Seele ihrer Geſellſchaften mehr als der Anführer, der Schöpfer ihrer früheſten und edelſten Vergnügungen zu ſeyn; das feſſelt, das bindet. Es muß Kampf koſten, aus dieſem vertrauten Zirkel, aus dieſem Kreiſe Ihrer Jünger hinwegzuſcheiden! und wohin wird in dieſem Kampfe der Sieg ſich neigen? Setzen Sie ſich mit aller Kraft Ihrer ſo glücklichen Phantaſie in die Situation, worin Sie ſeyn werden, und dann ſprechen Sie ein Wort der Entſcheidung! Wie, wenn Reval und Berlin ohngefähr in eben dem Verhältniſſe ſtünden, als eine Privatgeſellſchaft und eine öffentliche Redoute? Welche

Bertram. So bitt' ich euch ehrwürdiger Herr, ihr wollet mir die Abſolution ertheilen.

Der Abt. Finde dich Morgen nach der Frühmetten im Beichtſtuhl ein, daß ich eine Bußübung dir auflege, auf daß mit reinem Herzen du dich nahen könneſt, das heilige Sakrament zu empfahen.

Bertram. Gern, gern, will ich mit der ſchärfſten Geiſſel das Blut aus meinem Rücken peitſchen, gern meine Kniee wund liegen und mich zum Gerippe faſten, wenn ich nur auch das unglückliche Paar dadurch vom ewigen Verderben retten könnte. (geht ab.)

Der Abt. (mit teufliſcher Schadenfreude) Wohl mir! entſchieden iſt der Sieg. Die Zeit des Schweigens vorüber. Ich lache ihres ſtrengen Blickes, ich lache ihrer felſenfeſten Treue. Soll ich länger wie ein Dummkopf ihr Gemeinſprüche vorſtottern? mein Herz nur durch Blicke reden laſſen? — Nein mit freyer Stirn will ich ihr meinen

Antrag

würden Sie verziehn? — Lieber böſer Mann! Sie verſtehen mich.

Der Eremit, mit dem es ſich der Muſik wegen ſehr verzögert hatte, ward geſtern zum erſten Male gegeben. Der erſte Act ward auf eine ſehr ärgerliche Art unterbrochen. Ein Trunkenbold, der ins Haus kam, fing Händel an; ich ſchickte Wache ins Parquet, die er nicht reſpectirte; mehrere Zuſchauer vereinigten ſich, ihn aus dem Parterre zu drängen; er kam nach einer Weile wieder und erneuerte ſeine Händel; endlich ward er, auf allgemeines lautes Verlangen des Parquets und der Logen mit Gewalt aus dem Hauſe geworfen. Darüber entſtand eine lange Pauſe auf dem Theater; die Schauſpieler waren aus ihren Rollen, die Zuhörer aus der Täuſchung heraus: endlich kamen denn beide wieder hinein, und der zweite Act ging von Scene zu Scene immer beſſer. Die Helmuth ſang, wie ein Engel; Fleck ſpielte den Huſſan in ſeiner beſten Laune; beide wurden auſſerordentlich ſtark applaudirt. Auf Morgen hat die Prinzeſſin Luiſe das Stück befohlen, und nächſtens, erwarte ich, wird auch der König es fordern.

Ueber die Eremiten, mein vortreflicher Freund, muß ich Ihnen ein andermal recht ausführlich ſchreiben. Bereiten Sie ſich nur darauf, eine recht fürchterliche Kritik zu leſen, deren Hauptſumma am Ende doch nur ſeyn wird, daß Sie kein ſo großer Muſiker als Dichter, und das Sie überhaupt für die Oper ein viel, viel zu guter Dichter ſind. Die Oper verlangt einen Dichter von nur mittelmäßigem Talent; ſo ſcheint es mir, und ſo hat es mir immer geſchienen. Der große Dichter muß ſich herablaſſen, muß ſich verläugnen, wenn er in dieſer Gattung arbeitet, oder er ſchadet dem Componiſten, eben ſo ſehr, als dieſer ihm. Herr von Kotzebue ſoll keinen Lulu ſchreiben; aber ſeine Sonnenjungfrau, — ach! die ſoll er recht bald vollenden.

In der That, ich bin von dem Anfange dieſes Stücks ganz bezaubert und voll außerordentlichen Verlangens nach der Fortſetzung. So viel Großes, Rührendes, Schönes ſchon in dieſen erſten Acten! Und was für Anlagen zu nachfolgenden immer größern und ſchönern Scenen! Urtheilen kann ich unmöglich; dazu iſt theils der Eindruck noch zu ſtark, zu neu; theils überſehe ich von dem Ganzen noch allzuwenig. Cora iſt das reizendſte Geſchöpf auf Erden, Rolla — ich habe Flecken etwas von dieſem Charakter ſehn laſſen; er ſpielt ihn ſchon in Gedanken, und ich fürchte, er wird nun Alles andre ſchlecht ſpielen, bis er erſt Rolla gemacht hat; Ihr Juan iſt unter den ſo verſchrienen Vertrauten eine ganze neue Erſcheinung, und Ihr Alogo und ſelbſt Ihr Diego — der niedlichen kleinen Dinger nicht zu gedenken, die am Ende des 2ten Actes erſcheinen: — O ums Himmels willen! arbeiten Sie fort, liebſter Freund! und treiben Sie Ihren Abſchreiber! Ich bin in dem Zuſtande eines Hungrigen, der ſeine Lieblingsſchüſſel gerochen, auch in der Küche ein paar Biſſen davon genaſcht hat, und der nun vor Ungeduld umkommt, daß die Tafel noch nicht gedeckt wird. —

Ein Königlicher Kammerdiener hatte mich unterbrochen. Der Eremit ſoll den Dienſtag, den 8ten dieſes, gegeben werden. Sehen Sie, in wie gutem Andenken Sie ſtehn? Ich bin indeſſen auch bei der Prinzeſſin Luiſe geweſen; um meine gewöhnliche Stunde zu geben; ich habe ihr von der Sonnenjungfrau erzählt und ſchon ſo viel an der Prinz zeſſin ſowohl als an Ihrer ſehr aufgeklärten Oberhofmeiſterin gemerkt, daß Sie beſtimmt ſind, der Lieblingsdichter der Damen zu werden. Erſtere hat mir ausdrücklich ein recht großes Compliment an Sie aufgetragen.

Was ich von der Sonnenjungfrau noch ſagen wollte; das iſt indeſſen verflogen, und es mag bleiben. Ohnehin waren es nur ein paar Fragen, die ſich durch die Folge des Stücks von ſelbſt beantworten werden. Als z. B.: Iſt der Oberprieſter nicht Rolla's Vater? Wird nicht Cora's Unwiſſenheit ein Grund Ihrer Rechtfertigung? u. ſ. w.

Nun noch in ſo kurzen Sätzen, als möglich, das Uebrige, was ich Ihnen zu ſagen habe!

Die Anekdote von der entlaufnen Frau, die durch Menſchenhaß ꝛc. zu Ihrem Mann zurückgeführt worden, iſt ſicher; aber nach den nähern Umſtänden muß ich mich ſelbſt erſt erkundigen. Und das will ich gewiß.

Der Catalogus, den Sie wünſchen, iſt von lauter Büchern, die dem alten Voß ſeit vielen Jahren unverkauft auf dem Halſe liegen; ich will ihn erſt durchſehen, ob es auch der Mühe, ihn nach Rival zu ſchicken, werth iſt.

Reichardt will jene componiren, wenn Sie ihm etwas zuſchicken, und wenn Sie ſich wollen gefallen laſſen, über den muſikaliſchen Theil mit ihm zu conferiren. Gegenwärtig iſt er abweſend; er ſucht eine Sängerin für den König. Ich ſchaffe Ihnen auch wohl noch andere Componiſten. Mehr hierüber in meinem nächſten Briefe!

Daß Sie mich gegen Ihre Frau Gemahlin einen Weiberfeind genannt haben, das verzeih Ihnen der Himmel! Und für ſo eine Beleidigung glauben Sie mich durch Ihr Lob einige mittelmäßige Verſchen, die ich gemacht habe, wieder gut zu machen? — O, ich bin böſe. Ich wende mich ganz von Ihnen ab zu Ihrer Gemahlin. Gnädige Frau! Glauben Sie dem afterredenden Manne kein Wort, und ſeyn Sie der innigſten Verehrung verſichert, womit ich ewig ſeyn werde

Ihr und Ihres ganzen Geſchlechts

eifriger Bewunderer und unterthänigſter Diener

J. J. Engel.

N. S. Daß Sie Packete frankiren, iſt wider unſre Abrede. Erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern. Um die Fortſetzung der Sonnenjungfrau bitte ich noch einmal inſtändigſt, Schicken Sie mir lieber einzeln Act vor Act und ohne Brief, als daß Sie mich warten laſſen!

Wien, den 10. July 1791.

Hochwohlgeborner Herr!

Herr Brockmann iſt genöthigt, wegen eines heftigen Fiebers das Bett zu hüten; ich habe alſo die Ehre, Ew. Hochwohlgeb. letztern Brief an ſeiner Statt zu beantworten.

Aus dem Einſchluß werden Ew. Hochwohlgeb. finden, daß unſer Theatercenſor E. v. Hägelin die Sonnenjungfrau nicht paſſiren läßt: ein Umſtand, der für Brockmann um deſto verdrüßlicher iſt, weil er ſich von deren theatraliſcher Wirkung ſehr viel verſpricht. Die auf dem Titelblatte befindliche Cenſur enthält die Urſache von deren Zurückweiſung. Könnten und wollten Ew. Hochwohlgeb. dieſe Steine des Anſtoßes aus dem Wege räumen, ſo bietet Ihnen die Direktion 50 Dukaten dafür an.

Was das Kind der Liebe betrift, welches Brockmann und ich mit vielem Vergnügen geleſen haben, und deſſen unverſtümmelter Abſchrift, die uns Ew. Hochwohlgeb. verſprochen, wir mit großem Verlangen entgegen ſehen, müſſen wir Ew. Hochwohlgeb. auch um zwei Hauptveränderungen erſuchen.

Erſtens kann der Pfarrer durchaus nicht auf unſrer Bühne erſcheinen, denn unſre Theatercenſur hat nun einmal allem, was nur ein wenig in das geiſtliche oder religöſe Fach einſchlägt, ewige Urfehde geſchworen. Auch würde die Wirkung dieſer Rolle ganz verloren gehen, weil man hier von verheiratheten Pfarrern eben ſo wenig Begriffe hat, als man gewohnt iſt, einen Pfarrer als Liebhaber zu ſehen, denn unſre geiſtlichen Herren laſſen ſich in dergleichen krittiſchen Lagen weder zuſehen noch behorchen. Dieſer Pfarrer alſo müßte in einen andern Menſchen umgeſchaffen werden. Ich ſehe die Schwierigkeiten recht wohl ein, die eine ſolche Umänderung herbeiführt: Ein junger Mann müßte er auf allen Fall bleiben, ſonſt würde die Liebe des Mädchens zu ihm vieles von ihrer Wahrheit verlieren. Jetzt iſt dieſer Pfarrer qua talis wichtig im Stück, jetzt behandelt ihn der brave Hauptmann um ſeines Amtes und heiligen Berufs willen als ſeinen Gewiſſensrath, als ſeinen Führer; er vertraut ihm ſeine Herzens- und Familienverhältniſſe, als Gewiſſensſache. Nimmt man ihm nun den Nimbus, der ſein geiſtliches Haupt umſtrahlt, ſo dürfte leicht der oder jener Zuſchauer die Frage aufwerfen: „Warum thut der wackre „vernünftige, weltkluge Hauptmann ſo „vieles durch dieſen jungen Mann, das er „ſelbſt eben ſo gut thun könnte, vielleicht „mit mehr Erfolg und Nachdruck thun könnte?“ u. ſ. w. Doch das ſind Schwierigkeiten, aus

Antrag thun. Man hat Muth gegen den, den man eines Verbrechens ſchuldig weiß. — Willkommen, alter Bertram! willkommen! Heil deiner frommen Einfalt! — ſie bringt mich näher dem Ziele als Liebe mit Liſt gewaffnet. (ab.)

Ende des dritten Acts.

denen ſich Ew. Hochwohlgeb. ganz gewiß recht gut herauszuwickeln wiſſen werden.

Der zweite Hauptpunkt iſt die doppelte Mesalliançe. Freilich hat das Geſetz der Natur, freilich haben Philoſophie und geſunder Menſchenverſtand ſo manches gegen den Begriff von Mesalliançe einzuwenden; freilich ſtatuirt die geſunde Vernunft keine andere Mesalliançe als die Harmonie der Herzen, und nennt jede andere Vorurtheil; aber es iſt mit dieſem Vorurtheil gegangen, wie mit ſo manchem andern: Es iſt zum Geſetz geworden. Es iſt, ſo wie dermalen die Sachen ſtehen, für unſern Adel politiſch nothwendig, ſich gegen Mesalliancen zu ſtemmen: ſie zu vermeiden, ſie als verwerflich anzuſehen, iſt eins der Hauptdogmen in der Moral unſers Adels. Man könnte auch vielleicht erweiſen, daß dieſe Lehre auch auf den Bürgerſtand wohlthätigen Einfluß habe, denn wie leider die Erfahrung lehrt, ſind unter hundert Mesalliançen vielleicht keine zwei, welche gut gerathen. *Adeliche* und *bürgerliche* Erziehung ſind nun einmal himmelweit von einander unterſchieden. Andre *Erziehung*, andre *Begriffe*. Vielleicht giebt es nicht eine Frau aus einem alten Hauſe, der es nicht wenigſtens im Jahre einigemal einfällt, daß ſie ihren bürgerlichen Eheherrn ſechs und dreißig alte unbeſcholtene Ahnen zum Heirathsgut einbrachte, von denen ſie nun weiter keinen Gebrauch machen kann und darf, und die alſo ihrem armen Manne dieſe unerkannte Wohlthat nicht auch ein wenig fühlen läßt.

Nun beſteht aber der größere und achtungswürdigere Theil unſers Publikums aus *hohem Adel*, und jemehr dieſer von der Moralität der Bühne, je mehr er von ihrem Einfluß auf Sitten und Begriffe überzeugt iſt, ein deſto ſtärkeres Recht hat er, uns zu-

zurufen: „Wenn Ihr wollt, daß wir Eure
„Bühne beſuchen ſollen, ſo müßt Ihr unſern
„Söhnen und Töchtern keine Begriffe bei-
„bringen, die in unſern Verhältniſſen und in
„unſrer Verfaſſung ſchädliche Begriffe ſind;
„Ihr müßt ihnen keine falſche Moral pre-
„digen."

In der Hoffnung, daß Ew. Hochwohlgeb. dieſe Erinnerungen nicht ganz ohne Grund finden, und das Stück gütigſt darnach umändern und für unſere Bühne brauchbar machen werden, bietet ſie Ihnen 30 Dukaten dafür, ſage Dreißig Dukaten. Ew. Hochwohlgeb. Anerbieten, uns auch mit Ihren künftigen dramatiſchen Arbeiten zu erfreuen, nimmt unſre Bühne mit Vergnügen an, um ſo mehr, da Ew. Hochwohlgeb. ſowohl aus der beigeſchloſſenen Cenſur, als auch aus den Bemerkungen, die ich ſo frei war Ihnen zu machen, ohngefähr abnehmen können, was für ein Ton, was für Situationen für unſer Publikum wirkſam und brauchbar ſind. In dieſem Fall alſo hat mir die Direktion aufgetragen, Ihnen für jedes vollſtändige Stück, d. h. für jedes Stück, das die Vorſtellung eines ganzen Abends ausfüllt, 50 Dukaten anzubieten, und zwar unter der Bedingung: daß Ew. Hochwohlgeb. das Manuſcript davon unter einem Jahre an kein andres Theater geben, und unter zwei Jahren nicht drucken laſſen. Die erſtere Bedingung hat keinen andern Grund, als die Saumſeligkeit und Nachläſſigkeit, womit man auf unſern mehreſten deutſchen Bühnen mit den Manuſcripten verfährt, und die Furcht, daß es uns öfter ſo gehen möchte, wie mit den Indianern in England, und Bako's Strelizen, welche beide Stücke faſt zu gleicher Zeit, als wir ſie hier aufführten, auch ſchon im Nachdrucke angekündigt wurden: Eine Sache, welche in unſerm ökonomiſchen Zeitalter leicht die Aufmerkſamkeit der Oberſt-Hofdirektion erregen dürfte.

Ich bin mit der vollkommſten Achtung

Ew. Hochwohlgeboren

unterthänigſter Diener,
J. F. Jünger,
Königl. Hoftheaterdichter.

Meine Adreſſe iſt: auf der Johannisgaſſe, No. 996. im erſten Stock.

Wien, den 26. Septemb. 1791.

Es freut mich unendlich, daß Sie die Bemerkungen, welche mein letzter Brief enthielt, ſo gütig aufgenommen haben. Anders konnte ich es aber auch nicht von Ihnen erwarten. Ueber Ausſtellungen, welche in beſcheidnem Tone vorgetragen, und nicht gerade aus der Luft gegriffen ſind, nicht bitter zu werden, das gehört ja unter die Kardinaltugenden beſſerer Schriftſteller.

Daß Sie von Ihrer armen Eulalia Ihre Vaterhand ſo ganz abziehen wollen, das thut mir in der That recht ſehr leid. Mein Troſt iſt aber, daß Sie ſich in Zukunft noch eines Beſſern beſinnen werden, denn die Gleichgültigkeit der Eltern gegen ihre Kinder hält immer nicht lange Stich.

Ihre Sonnenjungfrau hat hier außerordentlich große Wirkung gemacht. Sie wurde am 5ten Januar zum erſtenmal gegeben, und noch bei der achten Vorſtellung, die vor einigen Tagen war, mußten Leute zurückgehen, welche keinen Platz finden konnten. Gewiß würden Sie aber auch mit der hieſigen Vorſtellung zufrieden ſeyn, wenn Sie ſie ſähen. Weder Fleiß noch Koſten ſind geſpart. Sieben und funfzig neue Kleider ſind dazu verfertigt, und fünf neue Theater gemahlt worden, alle im reinſten Coſtüm. Herr **Weigel**, ein geſchickter Tonkünſtler hat Symphonie, Märſche, Chor und Zwiſchenſätze dazu componirt, welche herrliche Wirkung thun, und die Empfindung von Akt zu Akt überführen, ſo daß der Zuſchauer faſt keinen Augenblick zur Zerſtreuung übrig behält.

Die Beſetzung war folgende:

Attaliba	Herr Brockmann.
Oberprieſter	— Müller, Vater.
Rolla	— Lange.
Alonzo	— Müller, Sohn.

D. Juan	Herr Dauer.
Diego	— Weidmann.
Xaira	— Stephanie d. j.
Telasko	— Stephanie d. ä.
Zorni	— Stadler.
Cora	Mademoiſelle Müller.
Die Oberprieſterin	Mad. Mouſeul.
Amazili	Mademoiſelle Grünberg
Idali	Madame Schüz.

Man will zwar ſagen, daß die Operation, die ich mit Ihrer Cora vornehmen mußte, ihr nichts geſchadet habe; aber demohngeachtet mache ich mir Vorwürfe darüber. Sie ſehen daraus wenigſtens, daß ich doch noch eine Art von Gewiſſen habe, ſo ſehr ich auch Autor bin. Ich ſcheine aber einmal dazu geboren zu ſeyn, in Ihre Arbeiten hinein zu pfuſchen. Schon vor zehn oder eilf Jahren, als Sie eine Sammlung Gedichte und Erzählungen bei Dyk in Leipzig herausgaben, war ichs, der auf Dyks Bitte eine Breſche ausfüllen mußte, die der gewaltige Arm des Prof. Erneſti, der damals in dieſem Fache Cenſor war, darin gemacht hatte. Ein Umſtand, den Sie vielleicht nicht einmal wußten.

Ihr Kind der Liebe habe ich zur Aufführung fertig gemacht, und es wird wahrſcheinlich in 4 oder 6 Wochen dran kommen.

Ich ſehe Ihren verſprochnen neuen Arbeiten mit Verlangen entgegen, empfehle mich Ihrem fernern gütigen Wohlwollen, und bin mit der vollkommenſten Achtung

Ihr

ergebenſter

Jünger.

Prag, den 17. Nov. 1793.

Wenn jeder ernſte Vorſatz auch ſofort zur That ſich umwandelte, ſo hätte ich Ihnen, mein Wertheſter Herr von Kotzebue, ſeit ohngefähr Jahr und Tag wenigſtens drei- oder viermal ſchon geſchrieben, und damit Sie das nicht für eine bloße kahle Eingangsformel halten, will ich Ihnen ſogar die Epochen genauer bezeichnen, wo ich mit dieſem wichtigen Vorhaben ſchwanger ging.

Das erſtemal war es, als mir einmal die Frau Gräſin von Pachta im Geſpräche verſicherte, daß Sie mehrmals äußerſt freundſchaftlich von mir Erwähnung gemacht, wiewohl Sie mich für Ihren Rezenſenten in der A. Litt. Zeitung hielten. Ich wollte Ihnen dann mit gebührender Wärme für das Erſtere danken; und zugleich auf das Wort eines ehr-

---

Vierte Handlung.

(Die Bühne iſt wie im dritten Act.)

Erſte Scene.

Adelheid. Der Abt.

Der Abt.

Endlich, edle Frau, verſtandet ihr meinen Wink.

Adelheid. (ein wenig empfindlich) Euren Wink Herr Abt? — Ihr ſcherzt. Ein frommer Prieſter, eine ehrbare Frau und ein Wink, wie verträgt ſich das? Geheimniſſe hab' ich nicht, ſelbſt im Beichtſtuhl nicht.

Der Abt. Schüchterne Tugend, ihr habt mich mißverſtanden. Mir deucht, edle Frau, ſchon empfanden wir beyde Langeweile, und darauf deutete mein Wink. Die Herren Ritter

ter

lichen Mannes verſichern, daß Sie im Leztern Punkte ſich irrten. Nicht nur habe ich ſchon ſeit 1 Jahren auch kein Wort mehr für die A. L. Z. gearbeitet; ſondern auch nie über Ihre ſchriftſtelleriſchen Arbeiten die kleinſte Rezenſion, außer über ihre gefährliche Wette, verfertigt. Dieſe habe ich einmal irgendwo gelobt. Dies und einiges andre wollte ich Ihnen umſtändlicher ſchreiben: verſchob es aber, meiner löblichen Gewohnheit nach immer wieder, bis es unterblieb. Das zweitemal bedrohte ſie meine Zuſchrift, als ich ein Fragment von Ihnen in Hofmanns Zeitſchrift, oder vielmehr Zeitverderb, fand. Damals, aufrichtig geſtanden, erſchrack ich, und wollte Sie bitten, dieſen Antipoden von allem, was recht und gut iſt, nicht zu unterſtützen. Ich wollte dies thun, weil ich Sie — wahrhaft ſchätze, und Mißdeutung Ihres Schritts beſorgte. Aber ich dachte nachher, auch Sie könnten meinen Schritt, als zudringlich, mißdeuten, und ſo unterblieb es wieder.

Ich erhielt Ihr Werk vom Adel; zwar ohne ein ſchriftliches Wörtchen; doch nach allen Umſtänden durch Ihr Andenken. Nun wollte ich ganz gewiß mich bedanken. Aber dieſer Dankbrief ſollte auch mehr als ein bloßes Kompliment ſeyn. Ich hatte Ihnen ſoviel über ein Werk zu ſagen, wo Sie auf einer ganz andern Seite, als ich erwartet hatte, fochten, und wo allerdings Ihr Panier nicht — das meinige war. Ich hätte Tagelang mit Ihnen drüber ſprechen, und muthmaßlich zuweilen auch ſtreiten mögen. — Hier einer der Fälle, wo man endlich nichts ſchreibt, weil man viel ſchreiben will, und darüber ins allzuviel zu gerathen fürchtet! Verzeihung hat mein Stillſchweigen allerdings von nöthen; aber ich glaube, Sie gewähren mir ſolche nicht eher, als wenn ich

Ihnen ſechs oder ſieben engbeſchrieben polemiſche Bogen zugeſchickt hätte.

Doch wenn ich auch jetzt ſtumm bliebe, da mich Ihre ſchöne hieſige, ſchon vorhin von mir genannte Freundin von Ihnen grüßt, und mich fragt: Ob mir wohl Beiträge von Ihnen zum Apollo angenehm wären? — Jetzt wäre das Stummſeyn und Stummbleiben unverzeihbar! Wie in Leßings (leider!) fragmentariſchem Fauſt der erſte Teufel, möchte ich auf dieſe Frage faſt antworten: „Sie hätten eher eine Probe als eine Antwort haben können.“ Denn ſehr natürlich, daß mir Beiträge von Ihnen lieb und angenehm ſeyn werden; und daß ich gleich ins nächſte Stück alles eingerückt haben würde, womit Sie mich bedacht hätten. Mich dünkt, Sie mußten aus meinem perſönlichen Umgang ſchließen, daß ich ihr damaliges litterariſches Gedeihen — wenn Sie mir dieſes Wort erlauben und nicht unrecht deuteln wollen! — ohne Neid, mit freundſchaftlicher Freude betrachtete; daß ich es gern hörte, als Sie von künftigen Arbeiten ſprachen; daß ich dreiſt geſtand, was mir minder gefiel; und daß ich bei andern, die meiner Denkart entgegen waren, wie z. B. der weibliche Jakobiner-Clubb iſt, — ſtillſchwieg. Dieſe Maaßregeln, die nicht künſtliche Ueberlegung, ſondern mein Karakter mit ſich brachte, hab' ich auch nachher beibehalten, als freilich die Jahreszeit um ein vielfaches ſich änderte. Sie mögen ſeitdem von Manchem, der ſich damals tief vor Ihnen beugte, Wankelmuth und Kränkung genug erfahren haben. Aber ſollten Sie jemals hören, daß ich, mit oder ohne Namen, nur ein bitteres Wort gegen Sie geſchrieben hätte, ſo würden Sie Unwahrheit hören. Selbſt da einige von denen, die ſich unverſöhnlich gekränkt glaubten, und noch andre, die den vorher geneideten

Günſtling Thaliens nun gern in Verlegenheit ſahen, mit mir ſchriftlichen oder mündlichen Umgang pflogen, habe ich, ſo oft die Rede auf dieſen Punkt kam, am öfterſten entſchuldigt, zuweilen geſchwiegen, nie es verſtärkt. Wie unbillig wäre es auch gegen eines braven Autors übrige Schriften, ſich ſelbſt zu verblenden, weil mir eine, ihm entſchlüpfte, mißbehagt. Ich liebe Popens Werk über den Menſchen leidenſchaftlich, wiewohl mir ſeine Dunciade viel zu bitter dünkt.

Ob Ihnen dieſe meine Aufrichtigkeit mißfallen dürfte? — Ja dann, beſter Herr von Kotzebue, dann dürfte unſre Korreſpondenz ein ſehr embryoniſches Leben haben. Zum Verſtellen verdorben, oft zur Unzeit freimüthig, verlor ich dadurch ſchon manche angehende Bekanntſchaften; aber mit einigen Freunden, die mich tragen und kennen, hoff' ich für die kurze übrige Zeit meines Lebens Freund zu bleiben. — So drückt mich z. B. (da jetz das Publikum und vorzüglich das kritiſche Synedrium in Teutſchland offenbar gegen Sie ungerecht iſt, und die Letztern gar zu gern Sie unterdrückten) ein Rath, wie Sie ſolche überflügeln könnten, ſchon jetzt gewaltig auf dem Herzen; aber noch will ich erſt einer Antwort von Ihnen entgegen ſehn, um aus ihr zu ſchließen: ob ich, ohne Beſorgniß mißgedeutet zu werden, damit kommen darf.

Wenn übrigens jeder Beitrag von Ihnen, er ſey hiſtoriſch, romantiſch, oder dramatiſch, mir angenehm ſeyn wird, ſo muß ich doch eines noch bitten; und das iſt: Er ſchlage nicht in die jetzigen fränkiſchen Unruhen ein! Hier läßt mich meine bürgerliche Lage durchaus weder für noch wider Antheil nehmen; und da ich ſchon manches deshalb eingeſandtes zurückwieß, ſo möcht' ich gern auch für die Zukunſt ſo neutral, wie — Dännemark bleiben. Ich wiederhole die Verſicherung, hochachtungsvoll zu ſeyn

Dero

ergebenſter

A. G. Meißner.

Prag, den 19. Junk 1803.

Mein theuerſter Herr von Kotzebue!

Mit vielem, ſehr vielem Vergnügen empfing ich ſchon im November vorigen Jahres Ihre freundſchaftliche Einladung zur Theilnahme an Ihren Freimüthigen; und doch blieb ich Ihnen faſt acht Monate lang jede Antwort darauf ſchuldig! Mit völlig übereinſtimmender Denkart las ich, was bisher von ihm erſchien; und freute mich gleich in den erſtern Blättern zu ſehn, daß einer gewiſſen Abgötterei doch wenigſtens von einer Seite her widerſprochen, und einer gleich bösartigen als wahnſinnigen Schule doch wieder ein Damm mehr entgegen geſtellt werde; und gleichwohl verzog ich immer noch ſelbſt mit daran Theil zu nehmen! Das klingt widerſprechend genug. Jenes ſieht einer Unhöflichkeit, dieſes einer trägen Indolenz zwillingsbrüderlich ähnlich. Und doch iſt warlich weder das Eine noch das Andre meine Schuld.

Ihnen einen leeren Brief, einen bloßen Dank für Ihr gütiges Zutrauen und ein höfliches Verſprechen für die — Zukunft zu ſenden, fand ich unſchicklich. Ihnen eine thätige Willfährigkeit zu beweiſen, ſtand wenigſtens in den erſten drei Monaten dieſes Jahres nicht in meiner Gewalt. Denn eine höchſt beſchwerliche, mir jede Minute meiner Nebenſtunden raubende Arbeit lag damals auf meinen Schultern, und hinderte mich, auch nur das kleinſte litterariſche Geſchäfte mit Heiterkeit zu betreiben. Sie iſt noch jetzt nicht ganz vollendet; aber ich habe wenigſtens einen kleinen Stillſtand von einigen Wochen gewonnen; und indem ich während derſelben ein paar litterariſche und freundſchaftliche Schulden abtrug, iſt es mir auch eine angelegentliche Pflicht bei Ihnen nachzufragen: „Ob Sie mein Stillſchweigen nicht allzu „ungünſtig gedeutet haben? Ob Sie es noch „gern ſehen werden, wenn ich Ihnen für künf„tig dann und wann meine Beiträge anbiete?“

Was ich Ihnen heute ſende iſt, ohne falſche Schaam und falſche Beſcheidenheit geſprochen, gar herzlich wenig. Es iſt eine kleine Geſchichte, die ſich in Wagners Geſpenſter (langweiligen Andenkens!) beſſer, als in Ihren muntern Freimüthigen ſchickte; es iſt eine kleine Nachricht von der Aufführung Ihrer Huſſiten zu Prag, wie ſie ſolche aus allen 32 Theilen der Windroſe ſchon empfangen haben mögen, verbunden mit ein paar kleinen hiſtoriſch-litterariſchen Zügen; es iſt eine kleine Anekdote, die ſich allerdings in hieſigen Landen zugetragen hat, von der ich es aber Ihnen überlaſſen muß, ob Sie ſolche einrückbar finden, es iſt noch eine aus des ehrlichen Gottſcheds Leben, vielleicht an ſich ter ſitzen bey vollen Bechern und ſchwatzen von Schlachten und Abentheuern; mir gebietet mein Stand Mäßigkeit und mein Ohr iſt nur zu Hora und Pſalter gewöhnt. Auch ihr ſeyd beym Trinken höchſtens nur Mundſchenk, und die rauhe Erzählung von Hauen und Stechen, von Mord und Brand muß eurem zarten Herzen weh thun. Sollt' es euch nun zuwider ſeyn, daß um milderen Geſprächs willen, mein Blick euch in dieſen Saal beſchied?

Adelheid. Habt ihr geſehen, wie meine Knaben mit offnem Munde an Ritter Hugos Blicken hiengen? habt ihr geſehen, wie mir ſelbſt zuweilen unthätig die Spindel in dem Schooß fiel, wenn er ſo anſchaulich erzählte, wie er unter den Saracenen ſich herumgetummelt, wie er dieſen beym Schopf ergriffen, wie jenes Säbel nur eine Hand breit von ſeinem Halſe ſchwebte? — Ich höre gern dergleichen gefahrvolle Thaten aus dem Munde eines beſcheidenen Ritters, laſſe mich gern in drollicht genug, aber vielleicht der ſtrengern Dezenz nicht ganz angemeſſen; und es ſind endlich ein paar Lückenbüßer, die höchſtens am Schluß eines Blatts, mit kleinerer Schrift, ex fuga vacui Platz finden dürften. Alles dies, ich wiederhole es, iſt wenig an Umfang und Werth. Aber es ſoll auch nur für ein einſtweilen gelten. Sobald ich etwas Muße von einiger Dauer erhalte (und darauf hoff' ich bald); ſo will ich auch beſſere Aufſätze, wenigſtens ſolche, die mir beſſer zu ſeyn ſcheinen, Ihnen ſenden. Nur erwarten Sie nie viel über das hieſige Theater von mir! So nahe mir daſſelbe liegt — denn vielleicht erinnern Sie ſich noch, daß es kaum einen halben Piſtolen-Schuß weit von meiner Wohnung da ſteht — ſo wenig komm' ich in daſſelbige. Es iſt gar zu ſchlecht; die Gagen, die vorzüglich Graf Pachta, (der Gemahl der Ihnen bekannten Dame) ordnet, ſind nicht geeignet, gute Schauſpieler herzuziehn; und die heilloſe Cenſur ſtreicht ſo gräßlich, daß es mich wundert, wie nur noch etwas ſtehen bleibt, das Wirkung macht. Man erwartet jetzt Brockmann. Dann könnte mich die Neugier wieder ein paarmal hinein ziehen. Wollen Sie dann offenherzig mein Urtheil (ich weiß aber nicht, wie Sie mit dieſem Prediger Thaliens dran ſind), ſo ſteh ich zu Dienſte; rechne aber auf Ihre Verſchwiegenheit. Ein Aufſatz übers Ganze würde einer Satyre ſehr ähneln; und dabei iſt, in meiner Lage, alle mögliche Vorſicht nöthig. Dem Verfaſſer des Epigramms, und dem ehmaligen Mitbürger Wiens brauch' ich das nicht weiter auszuführen.

Leben Sie recht wohl, und empfangen Sie noch am Schluß die Verſicherung: daß, wenn Sie auch von allen meinen mitfolgenden Sächlein nicht ein einziges der Einrückkung werthhalten ſollten, dies doch nicht um ein Haar die Zuneigung und Hochachtung mindern würde, mit welcher ich bin und bleibe

Dero
gehorſamſter Freund
und Diener,
A. G. Meißner.

N. S. So eben fällt mir erſt ein, daß ich ganz ohne Beobachtung der Kurialien geſchrieben habe. Nicht wahr, das nehmen Sie keineswegs übel? Hanc veniam etc.

Iſt der 1te Theil meiner Naumanniſchen Biographie Ihnen ſchon zu Geſichte gekommen? Er iſt nicht ganz das Werk meiner freien Wahl. Aber ich hoffe wenigſtens, daß ein paar einzelne Anekdoten in demſelben Ihnen nicht mißfallen werden; und ich würde um eine Anzeige von ihm in ihrem Jr. bitten, wenn Sie es nur nicht für eine Bitte von eigennütziger Art halten dürften.

Berlin, den 19. Juni 1805.

Jedes Andenken von Ihnen, theuerſter Herr College — in doppelter Rückſicht — iſt mir ſehr werth: aber den Aufſatz über Ludwigs XII. Liebſchaften habe ich, ſeiner ſelbſt wegen, mit großem Vergnügen geleſen, und ſende ihn, wie Sie gewünſcht, an die Fröhlichſche Handlung zu dem bezweckten Gebrauch. Zwei oder drei chronologiſche Kleinigkeiten habe ich ohne weiteres verbeſſert; nicht mir allein trauend, ſondern dem genauen Werk der Benidiction: Sur l'art de verifier les dates. Was den Vortrag betrifft, ſo wiſſen Sie wie ich, daß es für die Geſchichte mehr als Einen guten giebt. Wie verſchieden ſind Thucydides und Xenophon, Tacitus und Livius, de Thou und Davilas; in ſeiner Art iſt gewiß Voltaire auch nicht zu verachten: Sie, liebſter

Herr Collegienrath, haben eine ſehr groſe und glückliche Uebung in Entwicklung der Charaktere, im Ausdruck der Empfindungen; die Wege des Herzens ſind Ihnen bekannt. Dieſes macht, und ſoll auch die Grundlage machen. Zum Herzen, zu dem wohlbekannten groſen Publikum reden Sie, und wiſſen die jeder Perſon zukommende Sprache. Dadurch werden Sie keiner der Alten und keiner der Neuern, aber was das Beſſere iſt, Sie ſelbſt Original ſeyn, und aller Zeit und jedem vernünftigen Richter gefallen. Die Schreibart in dieſem Aufſatz iſt, wie ſie ſeyn ſoll; kaum ſcheint in ein paar Reflexionen etwas Dunkeles, darum weil ſie ſo kurz ſind, verliert ſich aber beim Ueberleſen ſogleich. Durch die Geſchichte von Preuſſen (laſſen Sie mich über alles mit Ihnen offen ſprechen) wollen Sie unſerm jetzigen Vaterland ein Opfer bringen; gut; aus Ihrer Hand kann anders nichts als etwas Intereſſantes kommen. Sonſt aber würde ich ganze Staatenhiſtorien mißrathen: Es muß immer viel um des Zuſammenhanges wegen Intereſſirendes unterſucht und aufgenommen werden; das lähmt; läßt man es weg, ſo heißt man ein Varillas, ein Maimbourg, das Buch verliert den Credit. Lieber alſo künftig einzelne große Epochen, reich an Zügen, der Ausmalung empfänglich und werth. Zu dem Ende iſt nicht viel Urkundenſtudium nöthig, wohl aber das Studium anderer Quellen, der Chroniken, der Mem. Wie viel iſt bei Froiſſert (1336 — 1400), wie viel Höchſtromantiſches bei Nicates von Chonon und andern Byzantinern; wie viel, das kaum jemand noch lieſt, in den bändereichen Negociationsgeſchichten! Was da für das Publikum herausgehoben wird, iſt demſelben baarer Gewinn. Ich bin von ganzem Herzen dafür, daß Sie im Ernſt ſich der Geſchichte weihen, und groß werden Ihre Succeſſe ſeyn; eine Menge der ſchönſten Sachen können Sie hervorbringen, und einen großen Theil Ihres Lebens damit auf's angenehmſte und nützlich beſchäftigen; S. **Real's** conjuration de Venise und **Vertot's** Revolutionen haben mehr gewirkt als die gelehrteſten Arbeiten **Mabillons**; und Sie, nachdem wir jetzt ſo viel mehr Quellen und Kritik als jene haben, können an Schönheit ihnen gleich, an Wahrheit über ſie kommen. Wenn Sie mir je etwas zu leſen ſchicken, ſo wird es mir ein Beweis Ihrer Freundſchaft ſeyn; wenn ich Ihnen in etwas behülflich ſeyn kann, ſo werde ich mich freuen, und immer mich beweiſen als einen aufrichtigſt

ergebenen Freund

Jo. **Müller.**

N.S. Dank für die Nachrichten von Ihrer Arbeit über Preußen; ich ſehe, Sie werden viel Neues liefern; dieſes Werk wird gleichſam die Grundlage Ihres hiſtoriſchen Ruhms werden; ich freue mich darauf ganz ungemein.

Eben bekomme ich Ihre Erinnerungen, die ich denn heut leſen werde. Seyn Sie meiner Liebe und Hochſchätzung überzeugt.

Berlin, den 23. Novemb. 1805.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihren höchſt angenehmen Brief vom 17ten, mein theuerſter Herr und Freund. Ihre Idee einer doppelten Geſchichte iſt neu und wirklich die beſte. Ich zweifle nicht, einen Augenblick, daß Ihr vortreflicher Geiſt vieles ſchnell ſehn wird, was den emſigſten Forſchern entging, und ich verwundere mich auch darum nicht, daß Sie Geſchmack an der Sache finden; Ihr Fleiß wird ſich gewiß belohnen. Ich habe ſogleich bei Goldaſt, Lünig und Georgiſch nachgeſchlagen, und keine der notirten Urkunden ſchon gedruckt gefunden; ausgenommen, wie Sie auch vermuthet, Kaiſer Ludewigs Privilegium, München 17. Decemb. 1337, das bei Lünig und Ludwig ſteht. Die Biſchöfe von Albano in der Urkunde 1251, Friede mit dem E. B. zu

Riga ſind ohne Zweifel vermittelnde Cardinäle! Die Urkunde 1416, Alexander IV. de fugitivis, kann mir ein Transſumtum ſeyn; dieſer Papſt war vor bald 160 Jahren geſtorben, und Alexander V. vor ſechs. Zu der 1455 mit Kurbrandenburg wider die Unterthanen, bemerke ich, daß Hülfe gegen künftige innere Unruhen mehrmals (z. B. von Ludwig XV. dem Biſchof zu Baſel 1738) verſprochen worden, doch ſcheint die gegenſeitige Verpflichtung hier eine Beſonderheit. Bei weitem Ihre meiſten Urkunden ſind reiner und wichtiger Gewinn, wahrlich von dem größern Intereſſe; in dieſer Hinſicht wird Ihr Werk großes und hochverdientes Lob finden. Auch werde ich es ſogleich anzeigen und auf den Werth dieſer Schätze aufmerkſam machen. Je weiter Sie kommen, deſto beſſer werden Sie ſehen, wie oberflächlich die Geſchichte bisher meiſt beſchrieben worden. Männer von Geiſt ſcheuten die Mühe; die

Angſt verſetzen, lauſche mit zurückgehaltenem Athem dem Erzähler die Worte ab, und bin oft mit einem lauten Schrey von meinem Sitze emporgeſprungen, wenn meine entflammte Einbildungskraft das feindliche Schwerdt über ſeinem Haupte flimmern ſah.

Der Abt. Gerade wie die Kinder, wenn man ihnen Ammenmährgen vorſchwatzt.

Adelheid. Auch eben ſo glücklich als jene.

Der Abt. Dergleichen erhitzt nur die Phantaſie und ſchaft böſe Träume.

Adelheit. Auch ein böſer Traum iſt angenehm um des Erwachens willen.

Der Abt. Schöne Frau, ihr liebt Widerſpruch.

Adelheid. Ich hoffe nicht daß mein Gemahl mir das nachſagen wird.

Der Abt. Euer Gemahl, und immer ums dritte Wort euer Gemahl. Lebt ihr denn nur für ihn allein?

Adel-

Sammler hatten keine Augen, kein Herz. Ich freue mich auf ihre Arbeit recht innig; an mir ſoll es nicht fehlen, daß Ihnen alle Gerechtigkeit geleiſtet werde.

Von den Creuzfeldiſchen Schriften weiß ich nichts; ich wurde ehemals um eine Vorrede gebeten. Vielleicht wenn die Eigenthümer, wie es mir ſcheint (denn ſie baten mich, ſie ihnen von Jülich zurückzuſchaffen), ſie jetzt herauszugeben wünſchen, kommen ſie mit dem Gedanken wieder an mich. Doch werde ich ihnen bemerken, daß für ſo etwas der Zeitpunkt jetzt wohl nicht ſeyn dürfte: das ganze Litteraturweſen unterliegt dem Getümmel der Waffen; es fehlt an Theilnahme und Geld.

Im vorigen Sommer las ich mit größtem Vergnügen den 3ten Theil Ihrer italieniſchen Reiſe. Ich habe ſie jetzt nicht bei

Händen, ſonſt wollte ich Ihnen ein halbes Duzend Nebendinge bemerken, die bei einer neuen Ausgabe leicht zu ändern ſind; ich habe auf einem Zettel nur die Seitenzahlen hingeſchrieben, und erinnre auswendig mich nur Einer Stelle, die S. 37. ſteht. Es hat nämlich Chriſtina den Monaldechi nicht im Pallaſt Corſini zu Rom, ſondern zu Fontainebleau ermordet.

Ich habe die neue Ausgabe meiner Schweizergeſchichte bis auf etwa 20 Bogen vollendet, für Herders Schriften die Geſchichte des Cid kritiſch beſchrieben, viele Recenſionen gemacht, für eine hier herauskommende Sammlung eine Notiz meines Lebens geliefert, und ſollte nun den 5ten Theil der Geſchichte der Schweiz ausarbeiten, um dann recht bald meinen Titel eines brandenburgiſchen Hiſtoriographen zu verdienen. Allein wer weiß, ob wir nicht in das groſſe Drama hineingezogen werden, wo näherliegende Gegenſtände zu beachten und zur Sprache zu bringen ſind!

Seyn Sie meiner Theilnahme und Bereitwilligkeit, meiner ungeheuchelten Hochſchätzung und Freundſchaft für immer beſtens verſichert

Der Ihrige

Jo. Müller.

Caſſel, den 7. April 1809.

Mit welchem Vergnügen, mein unvergeßlicher College und Freund, und wie aufmerkſam ich die ältere Geſchichte Preußens geleſen, davon zeuge dieſe kleine Nachleſe von Druckfehlern und einfällen, ſo ich mir dabei notirt habe. Ich ſchmeichle nicht und Sie wollen die Wahrheit, ich ſage dem Verfaſſer, was ich über dieſes Buch allen ſage: es iſt vortrefflich; Gründlichkeit, Leben, durchgängige Rechtlichkeit zeichnen es aus. Da Sie von den gewöhnlichen Anſichten ſehr mit Recht, häufig abgehen, ſo habe ich hin und wieder zu bemerken geglaubt, daß Sie auch wohl etwas zu ſtrenge und nach unſern verfeinerten Begriffen mit dem Orden hadern; aber im Ganzen und in der Hauptſache kann ich Ihnen durchaus nicht Unrecht geben. — Erwarten Sie für dieſe große Arbeit nicht jene zahlloſen Leſer Ihrer übrigen Werke, die, zumal militäriſchen, details — ohne welche ein Geſchichtſchreiber: das Bild der Zeiten unmöglich treu und vollſtändig darſtellen kann — werden die leichte Leſewelt, welche gern ſchnell von einem Buche zum andern hüpft, abſprechen: aber was Sie ſonſt ſchreiben, iſt gemacht, Sie im Rang der Lieblingsſchriftſteller unſerer Mitgenoſſen zu erhalten, dieſe Geſchichte ſoll der Nachwelt zeigen, was alles in Ihnen war. Sie wird bleiben, ihr Werth hat einen feſten Grund, und ohne ſie hätte man Kotzebue nicht ganz gekannt. Empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunſch, den erneuerten Ausdruck meiner Hochachtung und Liebe. Auch mir iſt ſüße und wehmüthig die Erinnerung jener Zeiten unter Schrötters gaſtfreiem Dach, und wie gern möchte ich einmal wieder eines ſolchen Tages genießen. Meine Geſchichte liegt, zur Ausarbeitung fehlt Muſſe und Geiſt; doch nicht die Hoffnung, jene einſt noch zu finden, und dieſer und die Wärme der Bruſt noch nicht erloſchen, meine ich zu fühlen. Der Menſch, des Schickſals Spiel, vermag nichts als ſich bereit zu halten.

Die Göttingiſche Geſellſchaft wird ſich ehren, Sie ſich zuzueignen, und ich freue mich eine Collegenſchaft, auf die ich ſtolz bin, auch da zu erneuern. Sie werden nächſtens, vermuthlich bei Anlaß der nächſten feierlichen Verſammlung, ein Diplom bekommen. Empfangen Sie, theuerſter Herr Collegienrath, alter Freund, den reinen Ausdruck der oben bezeugten unveränderlichen Gefühle

Jo. Müller.

N. S. Die Stelle der Citate hat ihr Gutes, eben wie auch ihre Unbequemlichkeit, ich glaube, jedoch, daß das Gute überwiegt, und gedenke bei erſter Gelegenheit eben dieſe Form zu brauchen. —

Göttingen, den $\frac{14}{26}$ Mai 1806.

Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Her. Collegienrath!

Ihr Schreiben vom 21. April — ſo ausgezeichnet-freundlich, wie nicht leicht ein Weltberühmter an Unſer einen ſchreibt — erhielt ich den $\frac{11}{23}$ Mai, und beantworte es ſch[illegible] nach 3 Tagen.

Meine in Parentheſe hingeworfne Angabe von einem lateiniſchen Strykovsky im Czenſtochower Kloſter, glaubte ich ganz gewiß ſo wie die andern Angaben, in dem von mir citirten Braun zu finden, fand ſie aber nicht, und — erſchrack.

Nun erinnerte ich mich, etwas von der Art vor dreiſſig Jahren in Sammlungen, polonica betreffend, geleſen zu haben; ich ſupplicirte, mir von der Art alles von unſerer Bibliothek zu ſchicken. Die lieben Herrn ſchickten mir nicht weniger als vierundzwanzig Stücke, Polniſche Bibliothek, „Janociana etc. etc.:“ — ich ſuchte überall, und fand — nichts.

Schon verzweifelnd ſtieß ich endlich auf Jonozki kritiſche Briefe. Dresden, 1745. 8. in meinem Wuſt von Annotaten citirt, und daraus excerpirt: „Strykovsky Poln. Chronik lat.“ — Sogar auch dieſes ſonſt unbedeutende Buch ward aufgefunden: es enthält S. 39 — 49. ‚Verzeichniß der Tucholſkiſchen Handſchriften, welche die Gräfin Swidzinski in die Czeſtochower Marienbibliothek geſchenkt.“ Hier kommen vor S. 39. hebräiſche, S. 41. griechiſche, S. 44. römiſche, S. 48. polniſche Mſpte.: und auf dieſer letzten Seite ſteht:

„Des Strykovsky polniſche Chronik. Auf Pergament mit neuen Schriften. In Fol. Sie iſt nicht vollſtändig.“

Alſo ein Strykovsky iſt da, aber kein lateiniſcher: ich hatte überſehen, daß hier die römiſchen Mſpte. aufhörten, und thue darüber Buße im Sack und in der Aſche. — Ich tröſte mich, daß Sie den polniſchen Strykovsky ganz gut werden entbehren können, wenn Sie nur den auch äußerſt ſeltnen Kojalovicz — mein Auszug daraus iſt kaum nennenswerth, weil er keine Berichtigungen enthält — auffinden: der Berichtigungen aber, namentlich in den Händeln zwiſchen Littauen und Preußen, werden ungeheuer viele nöthig ſeyn.

Aber warum behellige ich Sie, Edler Herr, mit dieſem langweiligen Datail? — Ich wollte, wo möglich, Ihnen das Zutrauen zu mir machen, daß ich kein übler Correſpondent bin, und Sie veranlaſſen, mich künftig bei Ihrer herrlichen Arbeit mit Fragen zu beehren, über welche ich Ihnen hoffe manchmal, blos als glücklicher naher Anwohner der Götting. Bibliothek, Auskunft geben zu können.

Wenn ich Ihnen übrigens verſichre, daß ich mich enthuſiaſtiſch über Ihre, unter ſo ausnehmend glücklichen Conjuncturen, vorhabende Arbeit freue: ſo kann ich die Aufrichtigkeit meiner Verſicherung durch eine Wolke von Zeugen documentiren. Ich habe nemlich jedesmal, wenn ich in meinen Vorleſungen auf Preußen kam, geäußert, „im ganzen „Mittelalter müßte ich keinen Staat, der einer ſchönen Geſchichte — ich meine, das „hohe Wort ſchöne Geſchichte zu verſtehen „und zu fühlen — fähiger und würdiger wäre, „als der deutſche Ordensſtaat; eine ſchöne Bearbeitung deſſelben würde ſich völlig wie ein „Roman leſen laſſen, wenn auch kein Haar-

Adelheid. Ich denke Herr Abt.

Der Abt. Und entſagt um ſeinetwillen allen geſellſchaftlichen Tugenden?

Adelheid. Das wäre Unrecht, das verlangt er auch nicht. Aber wo fände ich Gelegenheit ſie zu üben? ſeit dem letzten Turnier zu Regenſpurg habe ich unſere Burg nicht verlaſſen. Hier beſucht uns niemand als dann und wann unſer alter rauher Oheim, der ſich lieber mit den Bildern hier im Saal unterhält, als mit einem einfältigen Weibe.

Der Abt. Und meines Beſuchs gedenkt ihr nicht?

Adelheid. (ſcherzend) Eures Beſuchs Herr Abt? nun ja. Wäre ich denn ungeſellig gegen euch? — und wenn auch, euch verpflichtet euer Stand die Fehler des Nächſten zu tragen.

Der Abt. Doch nicht zu ſchweigen, ſondern mit freundlichen Worten zu beſſern. Euer Betragen gegen mich gränzt nahe an

„breit dabei von der ernſten und heiligen „Wahrheit abgegangen würde.“

Ich ſchließe in der ſtolzen Hoffnung, daß Sie, verehrteſter Herr, mir öfter Gelegenheit geben werden, Ihnen die ganz ausgezeichnete Hochachtung zu bezeugen, mit der ich verharre

Ew. Hochwohlgeb.

ganz gehorſamſter Diener
A. L. v. Schlözer.

Göttingen, den $\frac{5}{17}$ Jul. 1806.

Ihr abermals ausnehmend gütiges Schreiben, Edler Herr, vom $\frac{6}{18}$ Jun., erhielt ich den 4ten dieſes. Wenn ich auf die Ehre und das Vergnügen, öfter mit Ihnen zu correſpondiren, Rechnung machen darf; ſo erlauben Sie doch, daß wir uns über alle Etiquette an Schnörkeleien wegſetzen, und immer gleich in mediam rem kommen?

I. Ihren Plan betreffend. — Anno domini 1784 ſchrieb ich eine Vorrede von 24 S. zu Salzmanns Ueberſetzung von „Mably von der Art die Geſchichte zu ſchreiben ꝛc.“ (Strasburg, in der Academ. Buchhandlung, 1784). Was gäbe ich darum, wenn dieſe 12 Blättchen die Ehre hätten, von Ihnen geleſen zu werden! Aber gewiß werden Sie nicht einmal von Ihrer Exiſtenz je gehört haben, und ſie eben ſo wenig mehr in einem Buchladen auſtreiben können. Wundern würden Sie Sich, ſo wie ich ſtolz darauf bin, wie oft wir uns in unſern Ideen einander begegnen. Gerade Ihr Thema handelte ich darin ab, laſſte von den Gränzen — nicht bloß zwiſchen Dichterei und Geſchichte, ſondern auch zwiſchen Geſchichte und ſchöner Geſchichte, zog Scheidewände zwiſchen dem 1. Geſchichtſammler, 2. Geſchichtforſcher, 3. Geſchichtſchreiber, 4. Geſchichtmaler (ſchönen Geſchichtſchreiber). Daß ich ſchon Ihre Idee von fortlaufender Erzählung (verſteht ſich ohne Citata, noch mehr ohne Polemik) witterte, davon zeuge Eine Stelle, die ich unten ausſchreibe. „Nicht immer aus dem Gefühl des Ganzen herausgeriſſen werden, finden Sie nicht darin eine, wenn gleich nur ſchwache Spur von dieſem Ihren herrlichen Ausdruck.“ Nur in pt. Livii ſind wir nicht eins (ibid): ja wohl ſchreibt der ſchön, aber was er von den fünf erſten Saeculis ſchön ſchreibt, daran iſt faſt kein wahres Wort u. ſ. w. Sie wollen alſo 2 Bände eigentlicher (oder wie ich ſie nenne, ſchöner) Geſchichte ſchreiben; denn 2 Bände voll Belegen, Kritik, und Polemik? Im Nothfall wären dieſe 2 letzten Bände nicht einmal nöthig: die Preußiſche Ordens-Geſchichte iſt bereits zu einer ſchönen Geſchichte reif; da iſt ſchon vortreſſlich (obgleich ſchrecklich zerſtreut) geſammelt, kritiſirt, ſelbſt die Quellen gereinigt worden. Alſo, ſo unbarmherzig auch dem weltberühmten Dichter nun, als Hiſtoriker aufgelauert werden wird: ſo ſind Sie gedeckt, Sie, die alles ſo gut kennen, als der Laurer, und noch weit mehr, hm alſo beim erſten Abläugnen Trotz bieten können. Indeß, wenn Sie viele nova u produciren haben, und Gründe finden, on dem bisher allgemein Geglaubten abugehen: ſo werden natürlich dieſer Th. III.

v. IV, ein theures Geſchenk für die ganze Wiſſenſchaft, das den Werth der beiden erſten Theile noch unendlich erhöhen wird. — Nur eine Geſchichte **bloß aus dem Gedächtniß** niederſchreiben, ohne bei **jedem** Facto wieder die Quelle, oder den kritiſchen Verarbeiter noch einmal nachzuſehen, dabei bin ich ein Paarmal in meinem hiſtoriſirenden Leben übel angekommen.

11. Wenn die Stellen, ſo wie Sie ſie anführen, ipsissima verba von L. **David** und **Prätorius** ſind: ſo glaub ich auch, daß **Chriſtian** eine Chronik geſchrieben. Nur da ſie nicht mehr exiſtirt, ſo iſt ja keine Diſpute über deren fidem denkbar. An ſeinen Weidewuth glauben Sie doch nicht? **Kallubek's** (ſo, ni fallor, heißt er polniſch) Chronik iſt ja platter Unſinn in ſeinen beiden Ausgaben! Auch ſtarb er A. 1223, **Chriſtian** lebte (und ſchrieb vielleicht erſt) noch nach 1236: wie fodert

Hartknoch, daß jener dieſen hätte kennen müſſen?

III. Meine Weſſen geb ich bei Leibe nicht auf. Sie ſtehen in Stritters Coder (dem ich, bei Leibe nicht, „wenig zutraue“), und nur noch ein Coder, in Krags herrlichem Büchelchen S. 55. Сесѧ wird häufig in Mſptn., wenigſtens ähnliche Wörter, geſchrieben Сᵉѧ, das c oben abbreviirt, und eine der erſten Regeln der kleinen Critik iſt: da, wo der Dummkopf von Copiſten (und größere gibt es nicht, als ruſſiſche Chronikenabſchreiber) ein ihm unbekanntes, aber einem ihm bekannten nahes Wort findet, da macht er, ohne Menſchenverſtand, das Letztere daraus.

IV. Kriwiczen von Kriwe — eine monſtröſere Etymologie kenne ich kaum. Sie ſchreiben: „die Polotzker (bei Leibe nicht Polovzer!) hätten ſich mit den Ruſſen freiwillig vereint;“ wo ſteht das? Und dieſe

Polotzker waren Slaven, Neſtor II., S. 82, 105, 207. Was gehen die Ihre Preußen und Ihren (halbfabelhaften) Kriwe an? — Sie verwechſeln doch nicht (Polotzker) Kriwitſchen ibid. S. 126. mit Polovzern S. 135.? — Daß Oleg mit Kriwitſcher Smolenſk erobert habe, dem iſt Neſtor III., S. 360., Z. 3., abgeholfen. — (Ueberhaupt bin ich ſeit dreißig Jahren ein geſchworner Feind von Etymologiſiren geworden.)

Aber fall ich Ihnen, hochverehrter Herr, mit meinem weitläuftigen, und dabei in der Eile gar übel ſtyliſirten Geſchwätze nicht zur Laſt? und noch mehr mit meiner altfränkiſchen Offenheit? Doch Sie ſelbſt haben mich ja dazu verleitet.

Leben Sie wohl, und erwiedern Sie meine unbegränzte Hochachtung mit der Fortdauer Ihrer Gewogenheit.

A. L. v. Schlözer.

Göttingen, den $\frac{17}{29}$ Decemb. 1806.

Ihren dritten gütigen Brief, Edler Herr, vom 1. Auguſt, abermals voll von Ausdrücken, bei deren Leſung ich nothwendig roth werden mußte, erhielt ich den 4. Septbr. Sein Inhalt war in hohem Sinne hiſtoriſch-kritiſch. Eben damals hatte ich meine heil. Olga angefangen, ein Stück Arbeit, das nicht gut Unterbrechung vertrug; dennoch wollte ich Zeile für Zeile antworten. Aber wie erſchrak ich, wie ſehr ich mich nach dreißig Jahren im detail der preußiſchen Geſchichte zurückgekommen fühlte! nicht einmal Ihres Lucas Davids konnt ich mich mehr erinnern, nicht einmal ſeine Exiſtenz weder in Braun noch Gadebuſch auffinden. — Nun fingen die langen Nächte an, und mein Augenarzt verbot mir, länger als Eine Stunde in Einemweg bei Lichte zu arbeiten! — Nun kam der weltſtürmende Oktober; wahrlich da verging einem die Luſt zu kritiſchen Recherches. — Dann folgte der für mich individuell noch fürchterlichere Nov.; meine Tochter, Bürgermeiſterin in Lübeck, wohnt ſamt meinen drei Enkeln dichte an dem Thor, wo die Stürmung anfing: ihr Haus wurde durch ein halbes Wunderwerk, durch einen Heldenmuth des berühmten Villers, der werth wäre von Ihnen beſungen zu werden, vor der Plünderung gerettet: natürlich gab alles dieß eine lange rührende Correſpondenz ꝛc. ꝛc. Verzeihen Sie mir nun, beſter Herr, daß ich dißmal ſo lange in Rückſtand geblieben? Und wollen Sie auch künftig mir Nachſicht angedeihen laſſen, falls ich öfter in den Fall käme, ſie nöthig zu haben?

Jetzt ſind mir alle die einzele Ideen wieder verflogen, die ich vor einem viertel Jahr geſammelt hatte: ſtatt deren wage ich es; Sie mit einigen allgemeinen zu langweilen. Ich armer Sünder erkenne und bekenne, daß ich in Sachen Weidewirths und der ganzen preußiſchen Vorgeſchichte (vor Chriſtian) unbekehrlich bin, und ſage frank und frei, daß Sie, unſterblicher Mann als Dichter, ſterben werden als Geſchichtſchreiber, wenn ſie nicht dem Weidewuth und allem ſeinem Weſen und Werken eben ſo entſagen, wie die Sachſen, auf Karls des Großen Befehl, in der Taufformel dem Othen entſagen mußten. Ich werde Sie ſo wenig bekehren, als Sie mich: nur aus ſchuldiger gelehrter Hochachtung für Sie werfe ich Striche hin den Weg zu zeichnen, auf dem ich in meinen Unglauben geſunken bin.

I. Eines meiner Lieblingsſtudien, das ich volle 50 Jahre, wiewohl im Stillen, trieb, war: „Gang der Menſchwerdung

Spott, (mit einem zärtlichen Blick) und den hab ich nicht um euch verdient.

Adelheid. Auch bin ich mir deſſen unbewußt. Die Ehrfurcht, die mir euer Stand gebietet: —

Der Abt. Iſt dem Herzen wenig werth.

Adelheid. Habt ihr auch ein Herz? ich denke ihr müßt es abſchwören, wenn ihr die Tonſur empfangt.

Der Abt. Müſſen, ja; aber doch regt ſichs oft wider Willen. Auch ſind jene Ceremonie und unſere Gelübde nur ein Schauſpiel für den groſſen Haufen. Die Kirche iſt nicht ſo grauſam gegen ihre Kinder. Der Welt ein Beyſpiel zu geben, müſſen wir arm keuſch und gehorſam ſcheinen, doch zu begehren, daß nie im Stillen man dieſe Gelübde breche, das hieße den Mönch zum Engel veredelt.

Adelheid. (ernſthaft) Ihr lehrt mich da eine Moral, die mir bisher fremd war.

der Völker, vom Euphrat und Nil her, über Klein-Aſien und Griechenland an die Tyber, und von dar an den Rhein, die Elbe und die Weichſel: und davon war mein letztes Reſultat," noch vor tauſend Jahren waren alle Menſchen über die Weichſel hinauf, völlig oder doch etwa ſo, wie die, die wir neuerlich auf Kajdak- und am Nootkaſund angetroffen haben. Was man als Spuren von Kultur angibt, läugne ich ab. Die Finnen waren gewandte Seeräuber; aber ſind nicht auch Karaiben brav, wie die Griechen, die Troja ſtürmten? Die Preußen hatten Prieſter: aber es gibt ägyptiſche, göttingiſche, ſibiriſche Prieſter (Schamanen); gerade wie die letzten denk ich mir die Bockweiher...

II. Nun fahr ich fort. Die Wilden kenn ich genau, vorzüglich die ſibiriſchen und amerikaniſchen, und ſage: Wilde haden keine nur einige Saecula zurückgehende Geſchichte, die des Namens werth wäre. Dieß weiß ich a priori: ſie haben kein Material zu einer Geſchichte, nichts von Bedeutung paſſirt bei ihnen; und die ärmliche Tradition von Mund zu Mund, wie lange kann die ein factum rein erhalten? Dieß weiß ich a posteriori: hat Atlaſov eine Geſchichte der Kamtſchadalen und Kurilen mitgebracht?

III. Indeß es gibt doch gedruckte uralte Geſchichten von faſt allen unſern Süd- Mittelnord- und Hochnordiſchen-Staaten? -- Alle dieſe ſtammen aus dem Zeitraum von A. 1200 — 1660. Da geriethen einige müßige Kloſterleute an alte Bücher (leider an die ſchlechteſten) hiſtoriſchen Inhalts, und hatten den unſinnigen Einfall, ihr Volk, ihr Land, müſſe eben ſo hoch in der Geſchichte anfangen, als Aegyptier, Hebräer, Griechen und Römer ꝛc., und ſetzten voraus, daß die Ehre einer Nation in ihrem Alter beſtehe. Nun fingen ſie von Geneſ. X. an; und wühlten in der griechiſchen Mythologie herum. Der Portugiſe hob an mit Ulyſſes, der Spanier mit Tubalkain, der Franke und Deutſche mit Troja und Priamus, die Hochnordländer mit Skythen und Sarmaten. Ein Hauptmittel, wie dieſe Leute ihre Träume, gar mit dem Schein halber Gelehrſamkeit, ausbrachten, war — Etymologiſiren. Aus Völker- und Ländernamen machten ſie, nach dem Vorgange der alten Mythologen, Perſonennamen, und umgekehrt.

IV. Ich habe unſäglich viel Zeit mit Leſereien der Chronikanten aus obbenanntem Zeitraum zugebracht; ich halte ſie nicht für verloren; ich ſah die Fabeln unter meinen Augen, durch Fortwälzen wie Schneebälle entſtehen, und glaube einen Tact bekommen zu haben, den Fabulanten in floribus zu ertappen. Wirklich es läßt ſich eine Theorie ſchreiben, wie alle die Leute zu ihren Grillen, gar nicht aus bloßer Petulanz, mit dem Vorſatz zu lügen gekommen ſind.

V. Haben Sie Luſt und Zeit, gelehrter Mann, den Triumph der hiſtoriſchen Kritik in den letzten 150 Jahren zu ſtudiren: ſo werden Sie Folgendes finden. Alle Specialgeſchichtſchreiber der europäiſchen Staaten fingen mit einem Weidewuth an: wie ſteht es nun? Kein Spanier ſpricht mehr von Tubalkain, kein Deutſcher von Aſchkenas, Francus und Saxo, kein Britte von Brutus; den Lech Czech und Rus haben **Dobner** und ich eraſirt; an Othin glaubt nur hie und da noch einer in Dänemark; reſtirt nur noch Weidewuth — doch nein, er reſtirt nicht noch, Hartknoch ſchon (ein ächter Kritiker) hat das Unding verbannt; ſchmerzen würd' es mich, wenn ich Ihren großen Namen, unter der — gewiß allerletzten Vertheidigung deſelben läſe.

VI. Noch eins, wenn Sie erlauben. Meinem Tact allein traue ich nicht, ob etwas eine Fabel ſey, ſondern — ſo macht' ich es mit Weidewuth. Belieben Sie mich zu controliren, und folgende recherchen anzuſtellen. 1. Wer iſt der erſte Schriftſteller, der die Weidewutherei in die Welt gebracht? 2. Wann hat der Mann gelebt? 3. Wie, wann der, dem alle andre erſt nachgeſchrieben haben, erſt 1506 gelebt hätte: wärs möglich, ihm Dinge zu glauben, die tauſend Jahre vor ihm ſollten paſſirt ſeyn, und von denen doch kein andrer Inländer, deren es indeß mehre gegeben, Meldung gethan? Noch ein zweites: 1. Wann verſchwinden die Alanen aus der alten Geſchichte? 2. Wie kommen ſie in die preußiſche Geſchichte? höchſtwahrſcheinlich durch den Namen Lithalan. Aber 3. das Volk ſelbſt nennt ſich Litva: 4. Wer iſt nun der, der zuerſt den Namen Lithalanus gebraucht, und 5. wann, und wie lange nach dem Verſchwinden der Alanen, hat der gelebt? ꝛc.

(Noch ein drittes, das aber nicht zum Vorigen gehört. Nach den Titeln der von Ihnen aufgefundnen Urkunden ſcheinen mir ſolche ausnehmend wichtig zu ſeyn! Nur ob ſie noch inedita ſind? — Dergleichen Fragen werden Sie, der Sie in der preuß. Geſchichte wohnen, mir, der ich vor langer Zeit nur Streifzüge dahin gethan, an Sie erlauben.)

Ihren vierten Brief vom 7. Oktober, geſchrieben mit liebenswürdiger und dadurch hochachtungsvolles Zutrauen einflößender Offenheit, erhielt ich erſt den $\frac{16}{28}$ December Folge der Schlacht von Jena.

Ihr jetziges Verhältniß zu Ihrem unwürdigen Kumpan kannte ich nicht. Auch der ſeltſame Zufall, daß Jenes Ausfall mir gerade um die Zeit zu Geſichte kam, als Sie mir die Ehre erwieſen, mit mir über das nämliche Sujet zu correſpondiren, machte mich natürlich ſtutzig. — Dennoch verſichre ich Sie, Mann von Würde! auf Ehre, daß ich mich nicht überwinden konnte, Sie im Verdachte eines Vor- und Mitwiſſens, einer Theilnahme an dieſer Büberei zu haben. Dagegen fodre ich auch von Ihnen das Zutrauen, daß ich dem Menſchen nie einer Zeile Antwort im Publico würdigen werde. Nur an Ihrer

Meinung von mir, iſt mir ausnehmend viel gelegen; und ich kann doch nicht erwarten, daß Sie Sich die leidige Mühe geben, die vier Actenſtücke, (die beiden Stellen in M—s Vorzeit und dem Freimüthigen; und meine beide Stellen in der Littauiſchen Geſchichte und im Neſtor) richterlich auf einander zu confrontiren, alſo erlauben Sie mir nur folgende Bemerkungen, aber einzig und allein für Sie.

. . . . . .

Habe ich den Menſchen beleidigt? Iſt Romanſchreiber ein Schimpfwort? oder iſt er es erſt durch den Zuſatz Ritter R. Schr. geworden? So viel ich weiß, gibt es auch vernünftige, geiſtvolle Ritter-Romane. Ich betheure, daß ich im Ernſte glaubte, M— könne unmöglich das, was er vom lettiſchen Moſes erzählt, für hiſtoriſche Wahrheit ſelbſt gehalten haben: meine Anklage war nur, daß er keinen Abſchnitt gemacht, und ehrlich geſagt: „bis hieher habe ich ein artiges Mährchen ausgeſchmückt; von nun an erzähl' ich Geſchichte aus Heinrich dem Letzten.“

Nun zum zweiten Mal, und auf gleiche Art, mutzt er mir das Belaufen auf: und beide Mal läßt er die hochwichtige Parentheſe in meiner Litt. Geſch. aus, daß der Fabulant ſage, vor Weidewuth wären keine Ehen geweſen. Nun ein Volk ohne Ehen; iſt das nicht in einem viehiſchen Zuſtande? — Dann kommt er mit dem Sabinerinnen Raub: iſt da der geringſte Vergleich denkbar? Waren damals noch keine Ehen in Rom? ſogar braucht Livius, da wo er den Raub beſchreibt, die feierlichen Worte conjugium, matrimonium, domum ducere etc. Iſt der Menſch mehr unwiſſend oder mehr boshaft?

Mir ſind oft Leute aufgeſtoßen, die ſo wenig Gefühl für hiſtoriſche Wahrheit hatten, daß ſie es Pedanterei nannten, daß ich, um zu wiſſen, ob die Zahl 1730 oder 1731 heiße, Bücher von der Bibliothek holen ließ: dieſe Leute kamen mir vor wie Kinder und Wilde, die kein Gefühl für Scham, und für nichts Ekel haben. Aber ſo einen Menſchen, der Geſchichten drucken läßt, und hiſtoriſche Kritik überhaupt, durch Polterkammer und Geſchichtkrittelei ridiculiſiren will, hab ich noch nicht gefunden ꝛc.

Ich zittere, wenn ich nun denke, daß dieſes ungehobelte Geſchreibe Ihnen, Meiſter vom Styl, vor die Augen kommen ſoll, bei einer Reviſion könnte ich vielleicht das Rauheſte ſelbſt abhobeln: aber ich habe weder Zeit noch Luſt zum Umſchreiben. Leſen Sie es alſo, oder leſen Sie es nicht:

Der Abt. Verſteht mich recht, edle Frau. Ich will damit ſagen, daß die Tugend des Sterblichen im Verhältniß mit ſeinen Kräften ſteht. Ich ſelbſt kann es mit einem Eide betheuern, daß ich, ſeit ich dieß heilige Gewand trage, noch nie von meiner Pflicht gewichen. (immer zärtlicher) Aber es giebt Meiſterſtücke der Schöpfung, denen man umſonſt Gelübde und Religionsübungen entgegenſetzt, wo das Auge ſich vergißt, der betende Mund zum Lügner wird, und das Herz in ſeine Rechte tritt.

Adelheid. (mit kaltem Ernſt) Laß uns hineingehen Herr Abt.

Der Abt. Nein, edle Frau, ich laſſe euch nicht. Schon lange können meine Blicke euch kein Räthſel mehr ſeyn, ſchon lange war ich nicht mehr Meiſter meiner Unruhe, meiner Zerſtreuung. Euer Bild begleitet mich zu Hora und Metten, in den Beichtſtuhl und vor den Hochaltar. (ſie bey der Hand ergreifend) Schöne Frau, ich liebe euch.

nur in jedem Falle vernichten Sie es nachher. Ohne dieſe Hoffnung und Vorausſetzung würde ich es nicht wagen, meinen Namen darunter zu ſetzen.

Schlözer.

Göttingen, den 9. Jan. 1809.

Lächeln Sie immerhin, ich verdiene es, wenn ich Sie mit dem arrogant-familiären „Willkommen, Herr Collega!“ anrede. Ich ſehe Sie, längſt Weltberühmter Mann, eine neue Stufe glänzenden Ruhms erſteigen, und blicke reſpectvoll zu Ihrer Höhe hinauf.

Am erſten Tage dieſes Jahrs hatte ich die Freude, Ihr gütigſtes vom 3. April 1808, ſamt einem großen Paquet — ich weiß nicht, durch wen immediate? — mit der Poſt zu erhalten. Schon das Aeußere des ſchönen completen Exemplars überraſchte mich. Wie komm ich, dachte ich, zu dem theuren Geſchenke? und dann, das ganze äußerſt mühſame Werk, liegt auf einmal da, deſſen Vollendung ich kaum mehr zu erleben hoffen durfte?

Nun ging ich ins Innere, blätterte, und ſtieß zuerſt auf S. 4 — 17. Hier fand ich, fühlt' ich, 1. Anmuth in der Darſtellung, 2. Kraft im Ausdruck, 3. Gründlichkeit (präciſe Wahrheit in den einzelen factis, denn hierüber durfte ich auf der Stelle ein Urtheil wagen, weil mir alle Börnſteins-Sagen noch von uralten Zeiten her gegenwärtig waren). Dieſe drei Eigenſchaften, nach dem Ideal eines vollkommnen Geſchichtſchreibers, habe ich in der Vereinigung aller dreien, bei einem erz-kritiſchen trocknen Gegenſtande — das verſichre ich auf meine hiſtoriſche und Ritter-Ehre — bei keinem, weder deutſchen noch franzöſiſchen noch engliſchen Geſchichtſchreiber, wahrgenommen.

Dann fiel ich auf Tannenberg. Anmuth und Kraft durchdrang mich auch hier: ob hier auch überall ſimple Wahrheit, nicht mitunter ſchöne Ausſtaffirung ſey, hütete ich mich wohl zu urtheilen: denn Tannenberg war mir nicht mehr ſo geläufig, wie Börnſtein. Dagegen ſeufzte ich: o mihi praeteritos etc... Gott bewahre, nicht in der gewöhnlichen ſchlimmen Bedeutung, ſondern „wäre ich doch funfzehn Jahr jünger,“ da wollt ich Zeile für Zeile das Werk durchnehmen, das erſtaunlich viele Neue unterſtreichen, und ſelbſt die Stellen, die unnachahmliche Anmuth und Kraft haben, in einer öffentlichen Anzeige ausheben.

Aber ich **Veteran**, d. h. armer Invalide, bin zu furchtſam dazu. Ob ich mich nur werde ermannen können, aus Ihrer Vorrede die erſtaunlich wichtigen Quellen, die Sie, **Glücklicher**, zuerſt gebrauchen können, anzugeben; weiß ich noch nicht.

Ich finde meinen Namen ſehr oft in Ihrem Opus immortale, und warlich ich freue mich und ſtolzire darauf. Aber über eine Stelle am Ende Ihrer Vorrede — erſchrak ich! Lieber Gott, war das Wenige, was ich die Ehre Ihnen zu ſchreiben hatte, nur einer Erwähnung, aber nicht mit der Ihnen allein eignen Stärke, werth? Neuer, in ſeiner Art uniquer Beitrag zu dem Gemeinort, daß „höchſtes Verdienſt mit tiefer Herablaſſung Hand in Hand gehn.“

Nun meine ſehr — proſaiſche Hymne auf Ihre beiſpielloſe Großmuth, Nachſicht und Verſohnlichkeit, in pto meines Nichtantwortens auf Ihre Briefe, die ich alle in Schatz lege, und meine Rechtfertigungen deshalb, die Sie einer Milde würdigen werden. Ihr Schreiben vom 1. Auguſt 1806 beantwortete ich umſtändlich den

$\frac{17}{29}$ Debr. Dieſe meine Antwort kam retour den 2. Febr. 1807; man ließ mir nachher von der Poſt ſagen, die Poſt ſey wieder offen, alſo gab ich ihn den 13. April aufs Neue dahin. Dieſen Brief haben Sie endlich bekommen. — Indeſſen lieſen bei mir ein Ihre Briefe den 20. Debr. 1806 und 22. Debr. 1807 (mehr hab ich nicht außer dem letzten vom 3. April vorigen Jahres erhalten). Warum antwortete ich nicht ſchuldigſt? Im Jahr 1807 ward der Anfang gemacht, unſre Glorie Auguſte zu Grabe zu tragen; da wußte Niemand, wo einem der Kopf ſtand. Den 28. April 1808 ſtarb meine Frau, ſiebenzehn Jahr jünger wie ich; in 3½ Tagen lebend, geſund und todt.... Setzen Sie, Mann von Gefühl, das Uebrige zu meiner Rechtfertigung hinzu.

Beneidenswerth, aber hochverdient, iſt Ihr Glück, zu ſo vielen ſonſt verborgnen Quellen Zugang gefunden zu haben. O ſchaffen Sie doch einen Cod. diplomat. Pruss. mit Hülfe Ihres genannten Freundes: Ihr Werk wird ſo reißend abgehen, daß Ihr Verleger Muth dazu bekommen wird. Lucas David noch nicht gedruckt? ſo lange noch nicht einmal genützt?

Sie haben Ihr letztes Wort über Weidewuth gegeben; erlauben Sie mir auch mein letztes Wort. Ich fragte, wer der ſey, dem dieſer Name zuerſt aus der Feder gefloſſen? Sie antworten: Chriſtian. Dieß verſtehe ich nicht! Denn angenommen, es habe je eine Chriſtians Chronik exiſtirt, ſo 1. exiſtirt ſie jetzt nicht mehr, — und non entis nullae sunt affectiones; und 2. von ihm an, bis 1500, ſagt kein Einziger von den vielen preuß. Chronikanten, daß Chriſtian den Namen Weidewuth habe. Wiſſen Sie wohl, daß

Erasmus Stella der allererſte iſt, der dieſen Namen nennt? Sein Zeitalter wiſſen Sie ohnehin. Nun, Sagen reſpectir ich; nur frage ich immer nach der Diſtanz zwiſchen dem ſchriftlichen Anfang der Sage und der Zeit des facti, das ſie erzählt. Meine ſelige Großmutter (Braut A. 1694) erzählte viel vom 30jährigen Krieg; ich glaubte es, denn ſie lebte lange mit ihrer Großmutter, die jenen ganzen Krieg durchlebt hatte. Wenn ſie mir nun aber eben ſo viel von einem großen Mann, Niknef, vorgeſagt hätte, der 1000 Jahre vorher den erſten Weinſtock in Franken gepflanzt, ꝛc. ꝛc. ꝛc., durft ich das glauben? Nun Bürgermeiſter Stella verhält ſich, in der Zeit, zu Weidewuth, wie meine Großmutter zu Niknef: und ſollte ein Geſchichtſchreiber, wie Kotzebue, ſeinen kritiſchen Credit, ſeinem himmliſchen Talente, mit Anmuth und Kraft hirnloſe Mährchen — wie ſie in den Originalen da liegen — zu traveſtiren aufopfern? Richte Mit- und Nachwelt!

Sie ſehen, wie erbärmlich ich ſchreibe: alſo vernichten Sie ja, mein Edler Freund, zu meiner Ehre, alle meine Briefe. Selbſt das mechaniſche Schreiben wird mir ſauer, weil mir ein Nebel auf den Augen liegt; und zur Ordnung im Denken bin ich eben ſo wenig, als zur Wahl der Ausdrücke, aufgelegt. Dennoch, wenn ich noch von Ihnen mit Briefen beehrt werden ſollte, will ich ſchuldige Antworten wohl möglich machen.

Ich verharre, ohne weitere Phraſe

Ihr, Hr. Collega!

aufrichtigſter Verehrer

Schlözer.

Ich habe mir ſchon vorgeſtern Abend die Kleinſtädter von Herrn G. Göthe zum Leſen ausgebeten, da Sie mich dazu autoriſirt hatten. Nach ſorgfältigem Durchleſen des Stücks finde ich nichts willkürliches in ſeiner Verfahrungsart; er hat keine andere Stelle weggeſtrichen, als ſolche, die den Partheigeiſt reizen konnten, den er von dem Theater verbannen will; und das Stück hat dadurch von ſeinem theatraliſchen Werth nichts verloren, weil jene Stellen weder zur Handlung noch zur Charkterzeichnung nothwendig ſind. Was mich betrift, ſo verſichre ich Ihnen nochmals, daß ich aus dem Stücke nichts auf mich beziehe, wiewohl ich verſichert bin, daß alle diejenigen, welchen es darum zu thun ſeyn könnte, Streit zwiſchen uns zu erregen, nicht ermangeln werden, jene Stanze, womit Sie einen Akt ſchließen, und wobei Sie ſchmerzlich nur an mich gedacht haben, als einen

Adelheid. (im vollen Gefühl der Würde einer tugendhaften Frau) Was hab ich gethan Herr Abt, das euch verwegen genug macht, mir ſolch einen ſchimpflichen Antrag zu thun? war ich je pflichtvergeſſen? erſchien ich je wie eine geſchminkte Buhldirne? haben meine Blicke je umhergeſchweift? hat je ein unzüchtiges Wort euch ein unkeuſches Herz verrathen? — und ihr wagt es mir von Liebe vorzureden? wagt es in Gegenwart Gottes, umſchwebt von den Geiſtern der Ahnen meines Gemahls, die eheliche Treue anzutaſten, die ich einſt in eure Hände ſchwur?

Der Abt. Ereifert euch nicht, ſchöne Frau —

Adelheid. Ereifern? — nein Herr Abt, ich verachte euch, und eile in die Arme meines Gemahls, ihm den Schimpf zu klagen, den man der Genoſſin ſeines Bettes anzuthun, kühn genug war. (ſie will gehen)

Der Abt. (hält ſie zurück) Halt Adelheid! — noch glüht Liebe in meinem Auge,

ihr

Ausfall auf mich vorzuſtellen. Und ſelbſt, wenn dem wirklich ſo wäre, würde ich Ihnen keinen Krieg darüber machen, denn die Freiheit der Comödie iſt groß, und die gute heitre Laune darf ſich viel herausnehmen; nur die Leidenſchaft muß ausgeſchloſſen ſeyn.

Dies iſt mein aufrichtiges Bekenntniß ſowohl über dieſen beſondren Casus als über alle ähnliche Fälle; und ich ſetze bloß noch hinzu, daß Sie, nach meiner Einſicht, das Stück ohne Bedenken, ſo wie es jetzt iſt, können ſpielen laſſen, und daß Ihre Nachgiebigkeit Ihnen nicht anders als zur Ehre gereichen kann.

Hochachtungsvoll

Der Ihrige
Schiller.

Abſchrift von Wielands Brief an Böttiger, über die Huſſiten vor Naumburg.

Ich bediene mich Ihrer gütigen Erlaubniß, indem ich Ihnen das mir von Hrn. v. Kotzebue gefälligſt anvertraute Mſpt. der Huſſiten vor Naumburg überſende, mit der Bitte, ſolches baldmöglichſt wieder in die Hände deſſelben zurückgehen zu laſſen, und ihm, nebſt Bezeugung meines wärmſten Danks für die Mittheilung deſſelben, zugleich ein paar herzliche Worte vom dem ganz ausnehmenden Vergnügen und der innigen Rührung zu ſagen, womit ich es an einem ſchönen Morgen dieſer vergangenen Woche in dem Tiefurtiſchen Elyſium durchleſen habe. Ich müßte mich ſehr irren, oder dieſes neue Product des Geiſtes und Herzens unſers unerſchöpflichen Freundes iſt, in jeder Rückſicht, nicht nur das Schönſte und Vollkommenſte aller ſeiner bisherigen Werke, ſondern in Hinſicht auf die Wirkung, die es auf Leſer, und Hörer und Zuſchauer thun muß, das non plus ultra deſſen, was die dramatiſche Muſe über menſchliche Gemüther vermag. Das einzige, was mich, wider meinen Willen, verhindert, dieſem in ſeiner Art (d. i. in der Wahl des Stoffes und deſſen Behandlung und Ausführung) Einzigen Stücks, einen ganz unbedingten Beyfall zu geben, iſt vielleicht auch das Einzige, was den Effekt, den es durch die wirkliche dramatiſche Darſtellung machen muß, zu mildern vermag; da es ſonſt, wenn es in Proſa, oder auch nur durchaus in Jambiſchen Verſen geſchrieben wäre, kaum auszuhalten ſeyn dürfte, — und ſo wäre denn das, was mir in anderm Betracht tadelnswürdig ſcheint, vielmehr eine glückliche Inſpirazion der Muſe, deren beynahe verzärtelter Günſtling der Dichter iſt. Dem ungeachtet kann ich mich doch nicht erwehren, die Vermengung der Jamben mit gereimten Verſen, beſonders mit den ſo häufig vorkommenden ottave rime, für einen fremden Schmuck zu halten, der die ſchöne Natur und ſublime Einfalt dieſes Stücks entſtellt, und auf mich wenigſtens eben die gute Wirkung thut, als wenn die gute Mutter Bertha im Koſtum einer Roxelane oder irgend einer andern franzöſiſchen Opernheldin aufträte. Es kann ſeyn, daß nur ſehr wenige über dieſen Punkt ſo denken, oder vielmehr ſo fühlen wie ich; aber gleichwohl kann ich mir kaum vorſtellen, daß es auch nur einen einzigen nicht ganz ungebildeten Zuſchauer geben könnte, dem es nicht auffallen müßte, den wackern Naumburgiſchen Bürger und Handwerksmann Wolf (ob er gleich Viertelsmeiſter iſt) gleich in der 2ten Scene als ein Improvisatore auftreten und aus dem Stegereif drey Stanzen in den ſchönſten und vollendetſten ottave rime herdeklamiren zu können, — ein Wunder der Improviſirkunſt, deſſen ſich meines Wiſſens vorbeſagtem Meiſter Wolf, ſelbſt unter den geübteſten Italiäniſch. Improvisatoren unterfangen hat. Doch, wie geſagt, da auch Dame Bertha, der Bürgermeiſter u. a. ſo oft ihre Gemüthsbewegung aufs höchſte ſteigt, ſich in Reimen ergießen, da ſogar der Bauer in der 11ten Scene ſeinen Bericht in lauter kurzen 3½ füßigen Jamben abſtattet, und Wolf das (an ſich höchſt vortrefflich ausgearbeitete) Gemählde des Aufruhrs der Mutter ꝛc. ꝛc. in der 1. Scene des 3ten Akts in einer Art kleiner akatalektiſcher Daktylen ◡ | — ◡◡ | — ◡◡ | — ◡ macht, ſo muß ich nothwendig glauben, K. habe die Reime, die achtzeiligen Stanzen, und dieſe auf der Bühne bisher unerhörten kurzzeiligen Versarten abſichtlich für den Ausdruck des höchſten Affekts oder für pathetiſche Stellen, die durch den Rhythmus erſt recht ausgehoben und eine Art von Verſtärkung erhalten ſollen, ausgewählt; und wenn dies iſt, — nun ſo kann ich mir denn auch nicht anders als durch meine obige Hypotheſe helfen, und ſein guter Genius (des den dramatiſchen Dichtern nie genug zu empfehlenden ne quid nimis eingedenk) hat es ihm unmittelbar eingegeben, aber NB. nicht (wie der Dichter, vielleicht von Schillers Beiſpiel verführt, ſich einbildete) die Wirkung auf die Zuhörer zu verſtärken, ſondern vielmehr zu verhindern, daß ſie nicht vor Uebermaaß des Mitgefühls in lautes Weinen und Schluchzen ausbrechen mußten; was unfehlbar, da der Dichter den Ton des Ganzen ſchon ſo hoch geſpannt hat, erfolgen müßte, wenn er die Wirkung der Natur nicht durch ſolche Spielereien der Kunſt (denn alles Reimgeklingel iſt doch nichts als Spielerei) geſchwächt hätte. Uebrigens, l. B., geſtehe ich Ihnen gern, daß die achtzeiligen Stanzen, worin K. ſeinen Wolf ſo häufig ſprechen läßt, an ſich ungemein ſchön ſind. Aber alles, was ich daraus folgere, iſt, daß K., wenn er wollte, mit Arioſten ſelbſt in der Romantiſchen Sprache wetteifern könnte. In dieſe Dichtungsart gehören ſie, nicht auf den Schauplatz, wo Verſe ohne Reime die einzigen ſind, die ich, meiner Ueberzeugung nach, einem Dichter, um die Sprache ſeiner handelnden Perſonen über die alltägliche Proſa zu erheben, zugeſtehen kann. Ich nehme allenfalls die Chöre aus, wo der Reim gewiſſen lyriſchen Versarten ſo angemeſſen werden kann, daß ſie durch ihn einen höhern Wohlklang und eine leichtere Singbarkeit erhalten können. Ich behalte mir vor, über Alles dieſes et quaedam alia mit Herrn. v. K. ſelbſt mit der Offenherzigkeit eines Freundes, in welchem kein Falſch iſt, zu ſprechen, ſobald wir uns, hier oder in Jena, wiederſehen; und bin inzwiſchen nicht entgegen, wenn Sie ihm dieſes Blatt mittheilen wollen, worin ich nichts geſagt habe, als was ich ihm ſelbſt ohne alles Bedenken ſagen zu dürfen verſichert bin. Morgen gehe ich nach Oßmannſtädt zurück, um die Anmerkungen zum Ion zu machen, und erſuche Sie, mir zu dieſem Behuf, den Musgraviſchen Commentar ſobald nur immer möglich nach Oßmannſtädt zu ſchicken.

Wieland.

Mannheim, den 22. März 1819.

Die Prellerei des Hrn. W. iſt ſtark, ich kann aber Ihre Frage nicht genügend beantworten. Ich erhalte nämlich eine Beſoldung, ſo wie alle außer Landes Dienende, in Rubeln zu 50 Stüber holländiſch den Papier-Rubel gerechnet, alſo ungefähr 1¼ Thlr. Das iſt aber ein feſter angenommner Cours noch von Peter I. her. Indeſſen bin ich ſehr überzeugt, daß Sie tüchtig geprellt worden. Der Papier-Rubel ſteht jetzt in Petersburg 375 — 78 Copek, folglich brauchte W., um 200 Silber-Rubel zu bezahlen, nicht mehr als 700 Rubel Papier, vielleicht etwas mehr. Nun dürfen Sie ja nur einen Banquier fragen, wie viel Stüber jetzt der Papier-Rubel in Holland gilt? Dann läßt ſich leicht berechnen, wie er gegen ſächſiſche Thaler ſteht.

Meinen Sohn haben Sie vermuthlich bei

Empfang dieſes ſchon geſprochen. Ich erwarte ihn mit großem Verlangen.

Kruſenſtern ſchreibt mir kürzlich und wünſcht ſehr, daß ein Exemplar ſeines Werkes gelegentlich an Barrow, Secretair der Admiralität zu London, geſchickt werde, auf ſeine Rechnung. Sollten Sie daher Gelegenheit dazu finden, ſo bitte ich ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Mit dem Almanach geht es Gott ſey Dank gut vorwärts. Zwei Drittel deſſelben hoffe ich Ihnen ſchon im April zu ſchicken.

Der Ihrige

Kotzebue.

ihr wißt wie nahe an Haß und Rache verſchmähte Liebe gränzt. Hütet euch!

Adelheid. (ſich loswindend) Laß mich Sünder! du ſchändeſt dein Gewand und deckſt den Schalk mit dem ehrwürdigen Mantel der Religion.

Der Abt. (ſie feſthaltend) Ich kann mit einem Worte dich zermalmen!

Adelheid. Wo hätte das Laſter ein Wort die Tugend zu zermalmen?

Der Abt. Blutſchänderinn!

Adelheid. Ihr ſeyd verrückt.

Der Abt. Du biſt das Weib deines Bruders!

Adelheid. Ihr ſeyd verrückt, Herr Abt!

Der Abt. (ſpöttiſch) Noch nie war ich mehr bey Sinnen. Frage nur den alten Bertram. Frage nur deinen — wie ſoll ich ihn nennen? — deinen Schwiegervater. Zugleich Weib, zugleich Schweſter, zugleich Mutter, zugleich Muhme, warlich! eine ſaubere Familie.

Verzeichniß der übrigen Schriften des Verfaſſers, welche ebenfalls bei dem Verleger dieſes Nachlaſſes erſchienen ſind.

Kotzebue, Aug. v., kleine geſammelte Schriften. 1ſter Theil. Mit Kupfern von Geyſer. Zweyte Auflage. 8. 1792. 1 Thlr. 8 gr.

— derſelben 2ter Th. Zweite Aufl. 8. 1792. 1 Thlr. 8 gr.

— derſelben 3ter Th. 2te Aufl. 1793. 1 Thl. 16 gr.

— derſelben 4ter Th. 2te Aufl. 1794. 1 Thlr. 8 gr.

— meine Flucht nach Paris im Winter 1790. 8. 20 gr.

— Leiden der Ortenbergiſchen Familie. 2 Th. 2te Auflage. 8. 1792. 1 Thlr. 12 gr.

— Adelheit von Wulfingen. Ein Denkmal der Barbarei des dreizehnten Jahrhunderts. Mit einem Titelkupfer von Geyſer. Dritte Auflage. 8. 1792. 12 gr.

— die gefährliche Wette. Ein kleiner Roman in zwölf Kapiteln. 8. 1790. 8 gr.

— der Eremit auf Formentera. Schauſpiel mit Geſang in zwei Aufzügen. Dritte Auflage 8. 1805. 12 gr.

— vom Adel. gr. 8. Gedruckt mit Didotschen Lettern. 1 Thlr. 4 gr.

— Daſſelbe auf Velin-Papier. 2 Thlr.

— die jüngſten Kinder meiner Laune. 6 Th. 8. 1793. bis 97. Jeder Th. 1 Thlr.

— für Geiſt und Herz, eine Monatsſchrift für die nordiſchen Gegenden. Zwölf Hefte. 8. 1786. 4 Thlr.

— Fragmente über Recenſentenunfug. Eine Beylage zu der Jenaer Litteraturzeitung. gr. 8. 1797. 12 gr.

— die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramatiſche Kleinigkeit. 8. 1796. 4 gr.

Kotzebue, Aug. v., Schauſpiel. 5 Bände. Mit Titelkupfer und Vignetten von Geyſer. 8. 1799. 6 Thlr.

— neue Schauſpiele. 1ſter Band. Mit dem Bildniß des Verfaſſers, von Bolt. 8. 1798. 1 Thlr. 16 gr.

— derſelben 2ter Band, mit Titelkupfer von Geyſer. 8. 1 Thlr. 12 gr.

— derſelben 3ter Band. 1797. 1 Thlr. 20 gr.

— derſelben 4ter Band. 1800. 1 Thlr. 12 gr.

— derſelben 5ter Band. 1801. 1 Thlr. 16 gr.

— derſelben 6ter Band. 1801. 1 Thlr. 12 gr.

— derſelben 7ter Band. 1801. 1 Thlr. 16 gr.

— derſelben 8ter Band. 1801. 1 Thlr. 18 gr.

— derſelben 9ter Band. 1803. 2 Thlr. 8 gr.

— derſelben 10ter Band. 1803. 2 Thlr.

— derſelben 11ter Band. 1804. 1 Thlr. 12 gr.

— derſelben 12ter Band. 1805. 2 Thlr. 6 gr.

— derſelben 13ter Band. 1806. 1 Thlr. 16 gr.

— derſelben 14ter Band. 1808. 2 Thlr.

— derſelben 15ter Band. 1810. 2 Thlr.

— derſelben 16ter Band. 1810. 2 Thlr.

— derſelben 17ter Band. 1812. 2 Thlr.

— derſelben 18ter Band. 1814. 1 Thlr. 12 gr.

— derſelben 19ter Band. 1815. 2 Thlr. 4 gr.

— derſelben 20ſter Band. 1815. 1 Thlr. 19 gr.

— derſelben 21ſter Band. 1817. 2 Thlr.

— derſelben 22ſter Band. 1818. 1 Thlr. 22 gr.

— derſelben 23ſter und letzter Band. 1819. 2 Thlr.

Die Schauſpiele, 5 Bände, und neuen Schauſpiele, 23 Bände, enthalten folgende Stücke, welche auch alle einzeln zu bekommen ſind.

— Menſchenhaß und Reue. Schauſpiel in fünf Akten. 8. 8 gr.

— daſſelbe, neue von dem Verfaſſer ſelbſt umgeänderte Ausgabe, 8. 1820. 16 gr.

Kotzebue, Aug. v., die edle Lüge. Schauſpiel in einem Aufzuge. Fortſetzung von Menſchenhaß und Reue. 8. 4 gr.

— die Indianer in England. Luſtſpiel in drei Aufzügen. 8. 8 gr.

— Sultan Wampum, oder die Wünſche. Ein orientaliſches Scherzſpiel mit Geſang, in drei Aufzügen. 8. 7 gr.

— die Sonnenjungfrau. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. 8. 12 gr.

— das Kind der Liebe. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 12 gr.

— Bruder Moritz der Sonderling, oder die Colonie für die Pelew-Inſeln. Luſtſpiel in drei Aufzügen. 8. 12 gr.

— Graf Benjowsky, oder die Verſchwörung auf Kamtſchatka. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. 8. 12 gr.

— der Mann von 40 Jahren. Luſtſpiel in einem Aufzuge. 8. 4 gr.

— Armuth und Edelſinn. Luſtſpiel in drei Aufzügen. 8. 12 gr.

— der Papagey. Schauſpiel in drei Akten. 8. 8 gr.

— die Spanier in Peru, oder Rolla's Tod. Ein romantiſches Trauerſpiel in fünf Akten. 8. 12 gr.

— die Negerſklaven. Ein hiſtoriſch dramatiſches Gemählde in drei Akten. 8. 10 gr.

— die Verläumder. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 14 gr.

— der weibliche Jacobiner-Clubb. Ein politiſches Luſtſpiel in einem Aufzug. 8. 5 gr.

— der Graf von Burgund. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 12. gr.

— falſche Schaam. Ein Schauſpiel in vier Akten. 8. 12 gr.

— La Peyrouſe. Ein Schauſpiel in 2 Akten. 8. 5 gr.

Kotzebue, Aug. v., der Wildfang. Ein Luſtſpiel für die Verdauung in drei Akten. 8. 12 gr.

— die Verſöhnung. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 12 gr.

— die Verwandſchaften. Ein Luſtſpiel in fünf Akten. 8. 10 gr.

— der Opfertod. Ein Schauſp. in 3 Akt. 8. 8 gr.

— die Unglücklichen. Ein Luſtſpiel in einem Akt. 5 gr.

— die ſilberne Hochzeit. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 18 gr.

— die Corſen. Ein Schauſpiel in 4 Akt. 8. 12 gr.

— der alte Leibkutſcher Peter des Dritten. Eine wahre Anekdote. 8. 4 gr.

— Ueble Laune. Ein Luſtſp. in vier Akten. 8. 12 gr.

— der hyperboreiſche Eſel; oder die heutige Bildung. Ein draſtiſches Drama und philoſophiſches Luſtſpiel für Jünglinge, in einem Akt. 8. 6 gr.

— Johanna von Montfaucon. Ein romantiſches Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert in fünf Akten. 8. 14 gr.

— das Schreibepult, oder die Gefahren der Jugend. Ein Schauſpiel in vier Akten. 8. 16 gr.

— der Gefangene. Ein Luſtſpiel in einem Akt. 8. 5 gr.

— das neue Jahrhundert. Eine Poſſe in einem Akt. 8. 5 gr.

— das Epigramm. Ein Luſtſpiel in vier Akten. 8. 18 gr.

— Lohn der Wahrheit. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 14 gr.

— die kluge Frau im Walde, oder der ſtumme Ritter. Zauberſpiel in fünf Akten. 8. 16 gr.

— die beiden Klingsberg. Ein Luſtſpiel in vier Akten. 8. 16 gr.

— Oktavia. Trauerſpiel in fünf Akten. 8. 18 gr.

— Guſtav Waſa. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. 8. 20 gr.

Kotzebue, Aug. v., die Zurückkunft des Vaters. Ein Vorſpiel. 8. 4 gr.

— Bayard. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 20 gr.

— der Beſuch oder die Sucht zu glänzen. Ein Luſtſpiel in vier Akten. 8. 15 gr.

— des Teufels Luſtſchloß. Eine natürliche Zauber-Oper in drei Akten. 8. 7 gr.

— die Kreuzfahrer. Ein Schauſpiel in fünf Akten. 8. 12 gr.

— die deutſchen Kleinſtädter. Ein Luſtſpiel in vier Akten. 8. 16 gr.

— die franzöſiſchen Kleinſtädter. Ein Luſtſpiel in vier Akten. 8. 12 gr.

— der Wirrwarr, oder der Muthwillige. Eine Poſſe in vier Akten. 8. 14 gr.

— die Huſiten vor Naumburg im Jahre 1432. Ein vaterländiſches Schauſpiel mit Chören in fünf Akten. 8. 12 gr.

— Hugo Grotius. Ein Schauſpiel in vier Akten. 8. 16 gr.

— Don Ranudo de Colibrados. Ein Luſtſpiel in vier Akten. Nach Holberg frei bearbeitet. 8. 12 gr.

— Der Schauſpieler wider Willen. Ein Luſtſpiel in einem Akt. 8. 6 gr.

— Pagenſtreiche. Eine Poſſe in 5 Akt. 8. 16 gr.

— Eduard in Schottland, oder die Nacht eines Flüchtlings. Ein hiſtoriſches Drama in drey Akten. 8. 9 gr.

— der todte Neffe. Ein Luſtſpiel in einem Akt 8. 5 gr.

— der Vater von ungefähr. Ein Luſtſpiel in einem Akt. 8. 6 gr.

— die Stricknadeln. Ein Schauſpiel in vier Akten. 8. 12 gr.

— Heinrich Reuß von Plauen, oder die Belagerung von Marienburg. Ein Trauerſpiel in fünf Akten. 8. 16 gr.

Kotzebue, Aug. v., die Schule der Frauen. Ein Luſtſpiel fünf Akten. 8. 11 gr.
— Fanchon, das Leiermädchen. Vaudeville in drei Akten. 8. 14 gr.
— die Organe des Gehirns. Ein Luſtſpiel in drei Akten. 8. 12 gr.
— blinde Liebe. Luſtſpiel in drei Akten. 8. 12 gr.
— Carolus Magnus. Luſtſpiel in dren Akten. (Fortſetzung der deutſchen Kleinſtädter.) 8. 14 gr.
— die Unvermählte. Ein Drama in vier Aufzügen. 8. 15 gr.
— Ubaldo. Ein Trauerſpiel in fünf Akten 8. 18 gr.
— das Geſpenſt. Ein romantiſches Schauſpiel in vier Akten mit Chören und Geſängen. 8. 14 gr.
— das Intermezzo, oder der Landjunker zum erſtenmale in der Reſidenz. Ein Luſtſpiel in fünf Akten. 8. 18 gr.
— die kleine Zigeunerin. Ein Schauſpiel in vier Akten. 8. 20 gr.
— der blinde Gärtner oder die blühende Aloe. Ein Liederſpiel. 8. 6 gr.
— der verbannte Amor, oder die argwöhniſchen Eheleute. Ein Luſtſpiel in vier Akten. 8. 20 gr.
— Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen. Ein Luſtſpiel in fünf Akten. 8. 20 gr.
— das arabiſche Pulver. Eine Poſſe in zwei Akten. 8. 8 gr.
— Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen. Ein Faſtnachtsſpiel in fünf Akten. 8. 15 gr.
— die Belagerung von Saragoſſa, oder Pachter Feldkümmels Hochzeitstag. Ein Luſtſpiel in vier Akten. 8. 16 gr.
— die neue Frauenſchule. Ein Luſtſpiel in drei Akten. 8. 9 gr.
— Max Helfenſtein. Ein Luſtſpiel in zwei Akten. 8. 8 gr.

Kotzebue, Aug. v., der Brief aus Cadix. Ein Drama in drei Akten. 8. 10 gr.

— die deutſche Hausfrau. Ein Schauſpiel in 3 Akten. 8. 12 gr.

— Bela's Flucht. Ein Schauſpiel in zwei Akten. 8. 6 gr.

— Ungarns erſter Wohlthäter. Ein Vorſpiel mit Chören. Und die Ruinen von Athen. Ein Nachſpiel mit Chören und Geſängen. 8. 16 gr.

— der Schutzgeiſt. Eine dramatiſche Legende in ſechs Akten, nebſt einem Vorſpiel. 8. 1 Thlr.

— der Rehbock, oder die ſchuldloſen Schuldbewußten. Ein Luſtſpiel in drei Akten. 8. 12 gr.

— die Weſtindier. Ein Luſtſpiel in fünf Akten. 8. 16 gr.

— Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen. Ein hiſtoriſches Schauſpiel in ſechs Akten. 8. 18 gr.

— des Haſſes und der Liebe Rache. Schauſpiel aus dem ſpaniſchen Kriege in fünf Akten. 8. 18 gr.

— der Vielwiſſer. Luſtſpiel in fünf Akten. 8. 18 gr.

— der Rothmantel, ein Volksmährchen von Muſäus, für die Bühne bearbeitet, in vier Akten. 8. 16 gr.

— der Capitain Belronde. Luſtſpiel in drei Akten von Picard. Für die deutſche Bühne bearbeitet. 8. 14 gr.

— Giſela. Ein Schauſpiel in vier Akten, zu welchem die deutſche Geſchichte den Stoff geliefert hat. 8. 18 gr.

— der deutſche Mann und die vornehmen Leute. Ein Sittenſpiel in vier Akten. 8. 16 gr.

— das Taſchenbuch. Ein Drama in drei Akten. 8. 12 gr.

Kotzebue, Aug. v., Herrman und Thusnelde. Eine heroiſche Oper in drei Akten. 8. 10. gr.

— die entlarvte Fromme oder ein Pröbchen vom Zeitgeiſte. Ein Luſtſpiel. 8. (Nur der erſte und vierte Akt, mehr fand ſich nicht nach des Verfaſſers Tode.) 8 gr.

— Pfalzgraf Heinrich. Erſter Akt, nebſt dem Plane zum ganzen Trauerſpiele. 8. 7 gr.

— über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienſtentlaſſung. gr. 8. 1799. 10 gr.

— Almanach der Chroniken für das Jahr 1801. Mit 15 Kpfrn. u. 14 Vign. 2 Thlr. 16 gr.

— Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten, Miſcellen. 1ſtes und 2tes Bändchen. 8. 1805. 3 Thlr. 12 gr.

— derſelben 3tes und 4tes Bdchen. 8. 1806. 3 Thlr.

— derſelben 5tes und 6tes Bdchen. 8. 1809. 3 Thlr. 8. gr.

— Almanach dramatiſcher Spiele zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande. Sechſter Jahrgang. 1808. enthält: 1) das Poſthaus in Treuenbriezen. 2) der Leinweber. 3) der Stumme. 4) die Erbſchaft. 5) der Graf von Gleichen. 6) der Deſerteur. Mit 6 illuminirten Kpfrn. Gebunden. 1 Thlr. 16 gr.

— Almanach dramatiſcher Spiele, funfzehnter Jahrgang, 1817. enthält: 1) der Ruf. 2) der Citherſchläger und das Gaugericht. 3) die Beſtohlenen. 4) der gerade Weg der beſte. 1 Thlr. 16 gr.

— deſſelben ſechzehnter Jahrgang, 1818. enthält: 1) die Wüſte, ein dramatiſches Gedicht. 2) der Freimaurer. Luſtſpiel in einem Akt. 3) u. A. w. g. oder die Einladungs-Karte, ein Schwank in einem Akt. 4) Marie, eine dramatiſche Idylle. 5) der Spiegel, oder laß das bleiben. Ein Luſtſpiel in einem Akt. 6) La Peyrouſe, ein Schauſpiel. 1 Thlr 16 gr.

Kotzebue, Aug. v., Almanach dramatiſcher Spiele zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande. Siebzehnter Jahrgang, 1819 enthält: 1) die Verkleidungen. Eine Poſſe in zwei Akten. 2) der fürſtliche Wildfang, oder Fehler und Liebe. Ein Luſtſpiel in zwei Akten, mit einigen Geſängen. 3) die Roſenmädchen. Komiſche Oper in drei Akten. 4) die Selbſtmörder. Ein Drama in 1. Akt. 1 Thlr. 16 gr.

— deſſelben achtzehnter Jahrgang, 1820. enthält: 1) die eiferſüchtige Frau. Ein Luſtſpiel in zwei Akten. 2) Verlegenheit und Liſt. Ein Luſtſpiel in drey Akten. 3) die Frau vom Hauſe. Ein Luſtſpiel. 1 Thlr. 16 gr.

— deſſelben neunzehnter Jahrgang 1821, nach dem des bisher: Herausgebers Tode fortgeſetzt vom Mehreren; enthält: Wandrer und Pächterin, Schauſp. in Jamben nach Göthe; 2) der Wunderring Luſtſp. 3) Brief und Antwort, Luſtſp. 4) Ich bin meine Schweſter, Luſtſp. 5) d. Segen der Eiferſucht. 1 Thlr. 16 gr.

— Theater-Almanach f. d. J. 1815. 1 Thlr. 8 gr.

— deſſelben zweiter Jahrg. für das Jahr 1817. 1 Thlr. 8 gr.

— Geſchichte des deutſchen Reichs, von deſſen Urſprunge bis zu deſſen Untergange. 1r Bd. gr. 8. 1814. 1 Thlr. 6 gr.

— deſſelben 2r Bd. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 6 gr.

— deſſelben 3r Band iſt unter der Preſſe.

— Moritz von, der Ruſſiſche Kriegsgefangene unter den Franzoſen. 8. 1815. 1 Thlr.

— Swintrigail, ein Beitrag zu den Geſchichten von Litthauen, Rußland, Pohlen und Preußen. 8. 1820.

Adelheid. Vergeßt nicht, Herr Abt, daß ihr Rechenſchaft geben müßt, von dem, was ihr da redet.

Der Abt. Rechenſchaft? warum nicht? glaubt ihr es mangle mir an Beweiſen? Ein Wort ſo gut als tauſend: ihr ſeyd die Frucht einer ſchönen Stunde, die Ritter Hugo in den Armen einer Bauerdirne verſchwelgte. Bertram war nur euer Pflegevater, ihn entführten die Heiden, und ihr wurdet das Weib eures Bruders.

Adelheid. Herr Abt, das geht zu weit. Bedenkt, daß ich Gattinn und Mutter bin, bedenkt, daß ihr eine Seele in Verzweiflung ſtürzt; nehmt eure fürchterliche Entdeckung zurück, oder gebt mir einen Zeugen der Wahrheit.

Der Abt. Gnügt euch am Bekenntniß des alten Bertrams, das er, von der Angſt ſeines Gewiſſens gepeinigt, im Beichtſtuhl meinen Ohren vertraute?

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9

KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08028/075

Noch Jemand's
Reiſe-Abentheuer.

Eine
heroiſche Tragi-Comödie
von
A. v. Kotzebue.

Seitenſtück
zum
Flußgott Niemen und Noch Jemand.

1814.

Perſonen:

Noch Jemand.
Ein Mammeluk.
Der General Verdammt.
Ein Winzer-Chor vom Rhein.

Erſcheinungen:

Rübezahl.
Libuſſa, eine alte böhmiſche Königin.
Guſtav Adolph.
Der Buchhändler Palm.
Schill.
Andreas Hofer.

Scene 1.

Ein freier Platz.

Noch Jemand (tritt nachdenkend auf, ihm folgt) der Mammeluk.

Mammeluk.

Darf ich zu ſprechen mich erdreiſten?
Wir laufen nun ſchon ſo lange herum,
Wie wär's, wenn wir nach Hauſe reiſten?

Noch Jemand.

Schweig! denn du redeſt gar zu dumm.

Mammeluk.

Ein jeder redet, mein Gebieter,
Wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.
Wir haben zu Hauſe hübſche Güter,
Und Frau und Kindlein wie Ihr wißt,
Da meyn', ich nun, es ſey doch beſſer,
Statt in der Welt herum zu ziehn,
Wenn wir auf einem unſrer Schlöſſer
Den Kleinen in Gottesfurcht erziehn,
Und ſtill verwalten die hübſchen Güter,
Und laſſen auch andre Leute in Ruh',

Noch Jemand.

Potz Stern! was giebts für feige Gemüther!
Mamm'luk ein gemeiner Menſch biſt du.

Mammeluk.

Verwegne, die nach Schätzen trachten,
Gab's in der Welt zu jeder Zeit,
Doch wenn ſie deren Genuß verachten.
So ſind ſie am Ende wohl nicht geſcheit.
Wozu denn immer noch mehr erbeuten
Und Schätze häufen ohne Maaß und Ziel?
Und koſtet' es andern ehrlichen Leuten
Auch unterm Kopf den letzten Pfühl.

Noch Jemand.

Wirſt du den Scherz noch weiter treiben?

Mammeluk.

Ein altes Sprichwort wird gerühmt:
Der Menſch ſoll ſein im Lande bleiben
Und nähren ſich redlich wie's geziemt.

Noch Jemand.

Das Sprichwort mag nicht Unrecht haben,
Doch explicir' es mit Verſtand,
Denn ſehr verſchieden ſind die Gaben:
Dem Einen iſt ſchon ein Dorf ſein Land;
Der Andre braucht, um ſich zu nähren,
Stadt — Königreich — die ganze Welt!
Und ſo mußt du den Trieb erklären,
Der mich belebt, beſeelt, erhält.
Ich gleiche empörten Waſſerwogen,
Mir iſt mein Bette viel zu klein,
Und hätt' ich ganz Europa durchzogen,
So würd' auch das zu eng mir ſeyn.
Willſt du die Schwalbe unterweiſen,
Nie zu verlaſſen ihr warmes Neſt?
Auch ich muß reiſen und immer reiſen,
Nach Süden bald und bald nach Weſt.

Mammeluk.

Wenn Euch das Reiſen nur immer bekäme!
Doch gab's ſchon manchen gefährlichen Sprung,
Und iſt kein Wunder wenn ich mich ſchäme,
Vor mancher fatalen Erinnerung.
Denn als, mit Nil-Waſſer Kaffee zu kochen,
Die Reiſeluſt Egypten erkohr,
Da habt Ihr plötzlich die Achſe gebrochen,
Bei St. Jean d' Acre dicht vor dem Thor.
Dann wolltet Ihr nach England ſchiffen,
Und hattet lange drauf geſpart;
Da hat man euch aber ausgepfiffen,
Weil Ihr zur Reiſe nie fertig wart.
Dann ſeyd Ihr nach Spanien gegangen,
Zuerſt als blinder Paſſagier,
Da haben Euch die Brigands empfangen,
Und warfen Euch wieder hinaus vor die Thür.
Ja, endlich habt Ihr kühn geſchworen.
Nach Rußland zu reiſen in Einem Strich:

Da habt Ihr Eure Naſ' erfroren
Und ließet Euer Gepäck im Stich.
Ihr mußtet Bouillon von Pferdefleiſch kochen,
Und wart dem Hungertode nah,
Denn ach! die Brücke war abgebrochen
Ueber die ſchöne Bereſina.
Nun ſprecht, ſoll mir nicht bange werden,
Wenn Ihr ſchon wieder auf Reiſen geht?
Es mangelt Euch obendrein an Pferden,
Auch geltet Ihr nicht mehr als Prophet.

Noch Jemand.

Halts Maul! und gäb' es Rieſen und Drachen,
Mir ſoll vor keinem Lindwurm grau'n!
Jetzt will ich eine Tour nach Schleſien machen,
Das ſchöne Rieſengebirge zu ſchaun.
Drum geh', mach Anſtalt wie ich befohlen,
Vertraue kühn auf meine Fauſt;
Ich muß mir ſchleſiſche Leinwand hohlen,
Weil mir die Koſaken die Wäſche gemauſt.

(**Mammeluk** zuckt die Achſeln und geht.)

Noch Jemand (allein.)

Es iſt ein Jammer mit ſolch einem Thiere,
Das immer nur am Gemeinen klebt,
Begreift nichts von der grande mesure,
Durch die ein Genie auf Wolken ſchwebt.

Scene 2.

(Rübezahl ſteigt aus dem Boden herauf. Noch Jemand.)

Noch Jemand.

Ha! ha! ein Erdgeiſt will mich necken.
Wer biſt du, der du finſter ſchweigſt?
Meinſt du ich würde vor dir erſchrecken,
Weil du herauf aus dem Boden ſteigſt?
Und wäre dein Antlitz zehnmal gelber,
Und riſſeſt du alle Gebirge auf,
So irrſt du Freund, denn ich ſtieg ſelber
Weit tiefer noch als du herauf.

Rübezahl.

Das weiß ich, denn mit großem Verlangen
[illegible]

Den glühenden Szepter zu empfangen,
Den dir dein Vater aufgeſpart.
Doch weil vor dir und deinen Bütteln
Die Oberwelt noch keine Ruhe fand,
So hat, um aus dem Traume dich zu rütteln,
Das Schickſal mich, den Rübezahl geſandt.
Geh' nicht nach Schleſien, laß dir rathen,
Denn jene Zeiten ſind vorbei,
Wo von den Pyrenäen bis zu den Karpathen
Man dich empfing mit Jubelgeſchrei,
Und, dir die Schlüſſel von allen Pforten
Entgegen tragend, die Zukunft prieß.
Weil deine Zunge mit glatten Worten
Ein neues Paradieß verhieß.
Doch bald iſt's an den Tag gekommen,
Wozu dein ewiges Reiſen taugt,
Dem, der dich gaſtfrey aufgenommen,
Haſt du das Mark aus den Knochen geſaugt;
Und ſo iſt's endlich ſo weit gediehen,
Daß man ſich kreuzigt wo du erſcheinſt,
Weil Jedem die Haut über die Ohren zu ziehen,
Du gar ein Recht zu haben vermeinſt.
Am ſchlimmſten haben es empfunden
Die Gläubigen, welchen du Schutz gelobt;
Die bluten ſeit Jahren aus tauſend Wunden,
Die haben dein neues Glück erprobt
Und ſind deiner Herrlichkeit herzlich müde,
Und kennen deinen Vogelleim;
Drum bleib mit deinem alten Liede,
Das ſonſt bethörte, künftig daheim.

Noch Jemand.

Wer nicht an mich glaubt iſt ein Ketzer!
Gieb acht, ich vollende was ich begann,
Und dir zum Trotz, du elender Schwätzer,
Tret' ich die Reiſe nach Schleſien an.

Rübezahl.

Wohlan, zieh' hin und dünke dich ſicher,
So lange der Uebermuth dich betäubt,
Bis dir der wackre Gaſtwirth Blücher,
Mit doppelter Kreide die Zeche ſchreibt.

Noch Jemand.

Zu lange ſchon quälſt du meine Ohren,
Du alter läſtiger Radoteur!
Zum Reiſen bin ich nun einmal geboren,
Wenn nur der Mond ſo weit nicht wär'!

(er geht ab.)

Scene 3.

Rübezahl (allein.)

Er taumelt fort, dem Traume nachzujagen,
In den ſein aufgeblähtes Hirn ihn ſchaukelt;
Ein großes Beiſpiel wird der Nachwelt ſagen;
Es ſteht fürwahr — was auch der Schein euch gaukelt —
Ein dauernd Glück mit Tugend nur im Bunde,
Nur das Gerechte ruht auf feſtem Grunde.

(er verſchwindet.)

Scene 4.

Eine ſächſiſche Bauernſtube.

Noch Jemand und der Mammeluk.

Noch Jemand.

Verdammter Zufall!

Mammeluk.

Thut Euch dran ſpiegeln.

Noch Jemand.

Wer konnte vermuthen —

Mammeluk.

Wer hätte geglaubt?

Noch Jemand.

Mich ſo zu ſchlagen!

Mammeluk.

Mich ſo zu prügeln!

Noch Jemand.

Iſt das erhört?

Mammeluk.

Iſt das erlaubt!

Noch Jemand.
Ha Blücher! Blücher! wie vermeſſen —
Mammeluk.
Fortuna leiht nicht immer den Wind.
Die Katzbach wollen wir nicht vergeſſen,
Die war ſo falſch wie Katzen ſind.

Noch Jemand.
Doch hab' ich mich nur erſt geſammelt,
Dann wehe dir! die Rache glüht!

Mammeluk.
Der Weg nach Schleſien iſt verrammelt,
Zu Breslau haben wir keinen Credit.

Noch Jemand.
Mich hinderten bloß die Wellen der Bober,
Sonſt hätt' ich Schleſien verſchluckt.
Mammeluk (bei Seite.)
Ich werde ſchaamroth, wie Zinnober,
Mein gnädiger Herr lügt wie gedruckt.
Noch Jemand.
Die Elemente zu bekämpfen,
Iſt mir nicht immer die Kraft verliehn,
Drum will ich meinen Unmuth dämpfen,
Und vor der Hand nach Böhmen ziehn.
Mammeluk (bei Seite.)
Schon wieder eine Reiſe! nun gar nach Böhmen!
Noch Jemand.
Merk auf, mein lieber Mammeluk!
Ich will eine Wallfahrt unternehmen
Nach Prag zum heil'gen Nepomuck.
Mammeluk (bei Seite.)
Ach! wenn wir doch daheim uns redlich nährten!
Hier holt uns der Teufel noch alleſammt.

Noch Jemand.
Geh, rufe meinen Reiſegefährten,
Den wackern General Verdammt!
(**Mammeluk** geht trübſelig a

Scene 5.

Noch Jemand.

Sie werden zu Hauſe nicht glauben wollen,
Daß nur die Bober, der böſe Fluß,
Weil er ſo plötzlich angeſchwellen,
Mir zugefügt den kleinen Verdruß,
Sie werden ſagen: das klingt ja grade,
Wie damals, da er aus Rußland kam,
Und zu der böſen Retirade
Vom argen Froſt den Vorwand nahm;
's iſt aber doch die Bober geweſen,
Und weiter nichts, ich bleibe dabey,
Sie ſollen's in der Zeitung leſen,
Für's Glauben ſorgt die Polizey.

Scene 6.

Noch Jemand und der General
Verdammt.

Noch Jemand.

Ha! ich erwarte dich mit Schmerzen,
Mein lieber Verdammt! mein alter Freund!
Mit dem die Sympathie der Herzen
Zu edeln Thaten mich vereint;
Den böhmiſchen Kirchen und Kapellen
Hab' einen Beſuch ich zugedacht,
Du ſollſt in Prag Quartier beſtellen,
Drum reiſe noch in dieſer Nacht.

Verdammt.

In dieſer Nacht? in dieſem Regen?

Noch Jemand.

Du trinkſt in Böhmen Melneker-Wein.

Verdammt.

Ach gnäd'ger Herr! du wolleſt erwägen,
Die Straßen ſollen nicht ſicher ſeyn.

Noch Jemand.

Dich mit dem Teufel herum zu balgen,
Hab' ich vergebens dich nie ermahnt.

Adelheid. (beynahe ohnmächtig) Gott! das iſt nicht! das kann nicht ſeyn!

Der Abt. Es iſt ſo ſchöne Frau! doch fürchtet nichts, ſo lange ihr mich zum Freunde habt. Ermannet euch, noch kann alles gut werden. Weg mit dieſem ſtrengen Blicke! lernt mein Herz kennen und ſchätzen. Ritter Theobalds Gemahlinn könnt ihr nun einmal nicht bleiben. Ich muß den Vorfall an den heiligen Stuhl zu Rom melden, doch wißt ihr wohl, daß alles auf die Art der Erzählung ankommt. Ich werde dafür ſorgen, daß ſtatt aller Strafe, man euch auf lebenslang in das nahe Nonnenkloſter zu Siegmar verweiſe. Dieſes Nonnenkloſter, ſchöne Frau, hängt durch einen unterirrdiſchen Gang mit meiner Abtey zuſammen, die Aebtiſſinn iſt meine Freundinn, es ſoll euch an nichts mangeln, und der liebende Cyrillus wird ſich für glücklich halten. eure einſamen Stunden zu verſüßen.

Verdammt.

O ja, ich gienge für dich zum Galgen,
Doch weiß nicht, was mir Böſes ahnt.

Noch Jemand.

Pfui, lieber Verdammt! du ſollteſt dich ſchämen,
Du, meinem gefühlvollen Herzen ſo nah,
Du, der mit kaltem Blut in Bremen
Die Oldenburger erſchießen ſah:
Du, der nach Kräften ſtets geſchadet,
Schuldloſe gern in Ketten wirft,
Der ſich ſo gern im Blute badet,
In Seufzern ſchwelgt und Thränen ſchlürft!
Noch einmal, ſchäme dich und eile,
Als ob aus Breslau Geld zu holen wär'.

Verdammt.

Ha! deiner Worte ſpitzige Pfeile
Erwecken mein altes point d'honneur.
Mein Säbel iſt noch nicht verroſtet,
Mein Säbel iſt noch ſcharf und blank,
Ich habe lange kein Blut gekoſtet,
Ich lechze nach dem ſüßen Trank.

(ab.)

Noch Jemand.

Da bracht' ich ihn aufs rechte Kapitel,
Er wird, gleich mir, durch Blut erquickt,
Den möcht' ich kennen, der zum Büttel
In ganz Europa ſich beſſer ſchickt.

Scene 7.

Libuſſa (erſcheint). Noch Jemand.

Noch Jemand.

Ei, ei, ſieh' da ein Frauenzimmer!
Es tritt ſo gravitätiſch herein,
Vom Haupte ſtrahlt einer Krone Schimmer,
Es wird eine Comödiantin ſeyn.
Warum mit ſo erhabenen Blicken
Dein Auge düſter nach mir ſchielt,
Soll ich etwa nach Dresden dich ſchicken,
Wo Mamſel George Semiramis ſpielt?

Ich muß dir im Vertrauen ſagen,
Dort lebt man jetzt ſehr mäßig und keuſch,
Denn Talma ſpielt mit leerem Magen,
Und Mamſell George ſpeiſt Pferdefleiſch.

Libuſſa.

Ich bin Libuſſa, die vor mehr als tauſend Jahren
Mit jungfräulichen Würd' in Böhmen hat regiert,
Die, weil die Zukunft ſie vermag zu offenbaren,
Der Titel einer Böhmiſchen Sibille ziert.

Noch Jemand (nimmt eine Priſe Taback).

Gehorſamer Diener! was ſteht zu Dienſten ?
Darf man erbitten von Eurer Majeſtät
Ein Pröbchen von Dero Zauberkünſten?
Doch unter uns, ich bin auch ein Prophet.

Libuſſa.

Des Schickſals Warnung magſt du klüglich nutzen,
Die dir auf ſein Geheiß mein Mund ertheilt:
Geh' nicht nach Böhmen, der Rache zu trutzen,
Die ſchon bey Töplitz dich ereilt.

Noch Jemand.

Du wirſt mich nicht in's Buckshorn jagen,
Ich folge wohin mein Genie mich zerrt,
Auch iſt — warum nicht? — wohl erlaubt zu fragen,

Libuſſa.

Die böhmiſche Grenze iſt geſperrt.

Noch Jemand.

Geſperrt ? warum ?

Libuſſa.

Weil, um die Völker zu würgen,
Die Franken-Peſt im deutſchen Reiche wütet.
So ſteht nun Wache in den böhmiſchen Gebirgen
Die einzudringen ihr verbietet.

Noch Jemand.

Die Wache wird man überliſten,
Eine Handvoll Menſchen, die ſchlägt man todt.

Libuſſa.

Doch ſie beſteht aus ruſſiſchen Gardiſten,
An deren Spitze dir Oſtermann droht.

Noch Jemand.

Geh, deiner Drohung muß ich lachen,

Weil meinem edeln Trotz doch Alles glückt;
Auch hab' ich ſchon, um Platz zu machen,
Den General Verdammt vorausgeſchickt.

Libuſſa.

So wiſſe denn, du Geiſel dieſes Planeten,
Indem wir ſprechen, hat dein General Verdammt
Nach Rußland die Spazierfahrt angetreten,
Nach jener Stadt, wo jüngſt, vom heil'gen Muth entflammt,
Ein Roſtopſchin die lodernde Fackel geſchwungen,
Auf Gott und Kaiſer im feſten Vertrau'n!
Dort werd Verdammt an jedem Morgen gezwungen,
Vom Kreml eure Greu'l zu überſchau'n.

Noch Jemand.

Frau Königin, ihr wollt mich fangen.
In meiner Kron die ſchöne Perl!
Ei ſprecht, wie wäre das zugegangen?
Er war ja ſonſt ein Teufelskerl.

Libuſſa.

Als Tauſende den Wächter überfielen,
Dem man vertraute der Gebirge Huth,
Da wurde jener Tag der Thermopylen
Glorreich erneuert durch ruſſiſchen Muth!
Und in Libuſſa's Reich drang kein Profaner,
Thermopolä ſchien jeder Felſen-Paß,
Denn jeder Soldat war ein Spartaner
Und jeder Feldherr Leonidas.
Bis endlich, vom tapfern König geſendet,
Der tapfre Kleiſt Euch heimgeſucht,
Und ſo der blut'ge Tag ſich endet,
Mit Eurem Schimpf, mit Ketten, Tod und Flucht.
Jetzt weißt du Alles, Mag dein Blut erſtarren!
Dich nagen des Gewiſſens Schlangenbiß!
Und willſt du nun im Wahnſinn noch verharren,
So überliefr' ich dich der ernſten Nemeſis!

(ſie verſchwindet.)

Scene 8.

Noch Jemand (allein).

Verdammt! das werd' ich dir nimmer verzeihen!
Das hat mir tief in die Bruſt gezwickt!

Doch ſoll ich nun wie Auguſtus ſchreyen:
Gieb, Varus, mir die Legionen zurück?
Was werden ſie zu Hauſe ſagen,
Wenn der Moniteur notificirt,
Daß mein Verdammt auf dem Leiterwagen
In aller Eil nach Moskau ſpazirt? —
Sie ſollens lieber gar nicht erfahren,
Ich kann ja ſprechen allenfalls,
Ihm ſey ein Unglück widerfahren,
Indem er gebrochen ſeinen Hals;
Man müßte den wackern Mann bedauern,
Der alles Blut wieder ausgeſpien,
Und da durch ihn ſo viele trauern,
So traure man nunmehr um ihn. —
Flugs will ich nun was neues erproben.
He! Mammeluck!

Scene 9.

Der Mammeluck. Noch Jemand.

Mammeluk.
Was ſoll dein Knecht?

Noch Jemand.
Die Reiſe nach Böhmen iſt aufgeſchoben,
Das Wetter und die Wege ſind ſchlecht.
Nun will ich zum Strahlauer Fiſchzug reiſen —

Mammeluck (bey Seite).
Ein wahres perpetuum mobile.

Noch Jemand.
Und Morgen in Berlin zu Mittag ſpeißen.
Geh', ſag' es dem Herzog von der Spree.
Er ſoll mit ſeinen Reiſegeſellen
Voran zieh'n, mir ein Mittagsbrod
Bey Dallach hinterm Zeughaus beſtellen;
Was ihm in den Weg kommt, ſchlägt er todt.
Geh', ich vertraue meinem Sterne,
Bin immer noch muthig und getroſt.

Mammeluk.
Ach! die Berliner traktiren nicht gerne,
Ich fürchte, es giebt ſchmale Koſt. (ab.)

Scene 10.

Noch Jemand. (allein.)

Sie ſollen fürwahr mir Pfannkuchen backen,
Traktirten ſie nicht etwa im April,
Schon vor den Thoren, die verfluchten Koſacken?
Jetzt kann ich's vergelten und ich will.
Mich lüſtert nach ihren Teltauer-Rüben.
Der Leipziger Poſt befehl' ich kühn:
Wer heute etwa an mich geſchrieben,
Der ſchicke den Brief nur nach Berlin;
Da bin ich morgen, das kann nicht fehlen,
Voraus beſtimm' ich immer dreiſt;
Dann wird man's in der Zeitung erzählen,
Bewundern meinen prophetiſchen Geiſt.

Scene 11.

Guſtav Adolph. Noch Jemand erſcheint.

Guſtav Adolph.

Vertraue nicht zu kühn den hohen Gaben!
Bey den Berlinern könnt es leicht geſcheh'n,
Daß ſie, ſtatt Rüben, dir ein Rübchen ſchaben.

Noch Jemand.

Wer wagt es, mir zu widerſtehn?
Wer biſt du Alter?

Guſtav Adolph.

Kannſt du rathen?

Noch Jemand.

Du gleichſt fürwahr dem geharniſchten Mann
Auf jenen alten holländiſchen Dukaten,
Für die ich ein neues Gepräge erſann.

Guſtav Adolph.

Du Menſchenverräther und Völkerſpötter!
Ich blieb dir längſt nicht unbekannt;
Von Deutſchlands Freyheit war ich einſt der Retter,
Und Guſtav Adolph hat man mich genannt.

Noch Jemand.

So? biſt du Der? ſo will ich die Hand dir reichen,

Du warſt ein ziemlich guter Soldat,
Obgleich mit mir nicht zu vergleichen.

Guſtav Adolph.

Dir glich nur Einer — Heroſtrat!
Weg mit der Hand, die ſtets nach Raub ſich ſtrecket,
Die ſtets vom Blut der Unſchuld trieft,
Und den Beſitz, der ihre Habgier wecket,
Nur nach dem Höllenrecht des Stärkern prüft!
Hinweg! ich habe nichts mit dir zu ſchaffen!
Und Dir zu gleichen nie begehrt;
Nur für den Unterdrückten ſtritten meine Waffen,
Nur für die Unterdrückung blinkt dein Schwerdt.
Wir beyde Fremdlinge auf dieſem Boden;
Geh', Wanderer, und ſuche unſre Spur;
Hier baute dir die Furcht Pagoden,
Mir ſetzte Liebe einen Feldſtein nur.
Doch deinen Marmor weiht des Rächers Blitzen,
Der Zeitgenoſſe, der dir flucht;
Indeß der ſpäte Enkel noch bey Lützen
Den Platz, auf dem ich fiel, mit ſtiller Wehmuth ſucht.
Dort, wo ich einſt den Heldentod gelitten,
Geht ohne Dank kein deutſcher Mann vorbey;
Denn für die deutſche Freyheit hab ich nur geſtritten,
Du nur für Deutſchlands Sklaverey.

Noch Jemand.

Mon Frère, du ſagſt mir viele Sottiſen,
Und wär'ſt du nicht ein bloßes Geſpenſt,
So ließ ich auf der Stelle dich erſchießen,
Wenn gleich du einen Fürſten dich nennſt.
Ich habe ſchon Prinzen erſchießen laſſen,
Das kannſt du mir glauben auf mein Wort.
Doch ſprich, was willſt du? rede gelaſſen,
So hör' ich dir zu, ſonſt pack dich fort.

Guſtav Adolph.

Dich warnt das Schickſal! werde endlich weiſe,
Das Glück iſt wandelbar!
Aufgeben ſollſt du die Berliner Reiſe,
Wo nicht, ſo drohet dir Gefahr.

Noch Jemand.

Den großen Churfürſt zerſchlag ich in Scherben.

Guſtav Adolph.

Kennſt du die Preußen? mit Gut und Blut
Stehn ſie bereit für ihren König zu ſterben,
Und nichts erſchüttert ihren Muth.
Sie haben ihre Söhne mit Freuden gegeben,
Mit Freuden geopfert ihr Silber und Gold,
Und werden mit ihrem eignen Leben
Die Freiheit erringen, der Tapferkeit Sold.
Fällt Einer von den tapfern Söhnen
Da wo das Vaterland zu kämpfen ihm gebot,
So trocknet die Mutter ihre Thränen
Und ſpricht: er ſtarb einen ſchönen Tod.
Und wenn zum Schutz dem theuern Vaterlande
Der König neue Tauſende begehrt,
So treten ſie hervor aus jedem Stande,
Verlaſſen Alles und greifen zum Schwerdt,
Und wenn, im heißen Kampf mit deinen Ränken,
Des Staates letzte Quelle verſiegt,
So bringt ein Jeder ohne Bedenken,
Den letzten Groſchen und darbt vergnügt.
Nur keinem Fremdling unterthänig,
So werden die Schätze gern vermißt;
Das macht, ſie haben einen König,
Der auch zugleich ihr Vater iſt.
Und dieſer König hat befohlen:
Das Brandenburger Thor verſperre man dir jetzt,
Bis jene Roſſe, die du einſt geſtohlen,
Du wieder oben drauf geſetzt.

Noch Jemand.

Die Redensarten kannſt du ſparen,
Mon Frère, umſonſt iſt dein Bemühn;
Ich habe die Witterung von engliſchen Waaren
Und reiſe luſtig nach Berlin.
Ja, ihr Berliner ſollt den Frevel büßen,
Und wenn ihr den Teufel gegen mich werbt.

Guſtav Adolph.

So wird unterwegs mein Enkel dich begrüßen,
Auf den ich meinen Geiſt vererbt.
Der nun zum zweitenmal der Freiheit Palme
Aus Schweden herüber nach Deutſchland trägt,
Und raſch für jeden der zertretnen Halme

Dir eine rächende Wunde ſchlägt.
So zittre nun vor eines Helden Stahle.
Der einſt dich Undankbaren hat beſchützt!
Leb wohl! wir ſehn uns nicht zum letztenmale,
Wir treffen uns wieder bei Dennewitz.
(er verſchwindet.)

Noch Jemand.

Was will der Murrkopf damit ſagen?
Gleichviel, ich lache nur dazu,
Und fahre flugs in meinem Reiſewagen,
Zu dem Berliner Rendezvous. (er will gehen.)

Scene 12.

Noch Jemand. Der Mammeluk.

Mammeluk.

Ach Herr! bemüht Euch nicht und zähmet Euer Verlangen,
Der gute Herzog von der Spree,
Es iſt ihm wunderlich ergangen,
Er ſteht da draußen und ſchreit: O weh!

Noch Jemand.

Was iſt dem Herzog wiederfahren?

Mammeluk.

Er hat ſich etwas alterirt.

Noch Jemand.

Verſagten ihm die deutſchen Barbaren
Den tiefen Reſpekt, der mir gebührt?

Mammeluk.

Man mag nicht gerne davon reden,
Es kam ihm mancherlei in die Queer;
Denkt nur! die Deutſchen, die Ruſſen, die Schweden,
Sie fielen Alle über ihn her
Und ſchlugen ihn weich wie eine Windel
Bis Untergang des Sonnenlichts.

Noch Jemand.

Es iſt ein unverſchämtes Geſindel.

Mammeluk.

Und aus der Berliner Reiſe wird nichts?

Noch Jemand.
Für diesmal hab' ich ſie aufgegeben,
Weil Hungersnoth in Berlin und Peſt.

Mammeluk (bei Seite.)
Die Trauben hängen zu hoch an den Reben,
Darum der Fuchs ſie hängen läßt.

Noch Jemand.
Das Reiſen ich darum nicht vergeſſe,
Nur friſch die Pferde vorgeſpannt,
Zur Leipziger Michaelis-Meſſe,
Wo Freund Arighi Kommandant.
Da kommen die Buchhändler Alle zuſammen,
Die liebe Cenſur die Geißel ſchwingt,
Und ſoll mir Jeden flugs verdammen,
Der nicht mein Lob zu Markte bringt.

Mammeluk.
Wollt Ihr nicht reiſen aus andern Gründen,
Und nur als Buchhändler Patron,
So werdet Ihr wenig Zeitvertreib finden,
Denn die ſind Alle verhungert ſchon.

Noch Jemand.
So fühl ich mein Herz vor Freude klopfen,
Daß ich an dieſem Ziele bin;
Denn allen Deutſchen das Maul zu ſtopfen,
War längſt mein ernſtliches Bemühn.
Und würden nur die Sachen ſo bleiben,
Wie ſie ſeit zwanzig Jahren ſtehn,
So ſollte man gar kein Deutſch mehr ſchreiben,
Eh' noch einmal zwanzig Jahre vergehn.

Mammeluk.
Recht ſo! die böſen deutſchen Schriftſteller,
Sie ſagen die Wahrheit gar zu dreiſt,
Und Wahrheit gilt jezt keinen Heller;
Den Hund an die Kette wenn er beißt!

Noch Jemand.
Nach Leipzig ſteht doch mein Verlangen,
Wenn auch kein neues Buch erſcheint;
Es werden jezt Leipziger-Lerchen gefangen,
Die eſſ' ich gern, drum geh' mein Freund,
Und fahre mit dem ſchnellſten Roſſen,
Mit meiner Bagage nach Leipzig ſtraks,

Und ſprich: ſie ſollen unverdroſſen
Mir Lerchen braten im Hôtel de Saxe.
(Mammeluk geht.)

Noch Jemand.

Es iſt doch hübſch wenn wie zu Hauſe,
Man überall befehlen kann.
Das macht, weil ich zum Rheinbund-Schmauſe
Ein Pikenik ſo ſchlau erſann.

Scene 13.

Palm (erſcheint.) Noch Jemand.

Noch Jemand.

Welch eine Geſtalt mit blut'gen Flecken,
Auf Bruſt und Stirn? ſo bleich und blaß?
Iſt mir doch faſt als müßt' ich erſchrecken!
Sie droht mit dem Finger? was ſoll der Spaß?

Palm.

Erzittre vor des Schickſals Grimme!
Geh' nicht nach Leipzig! Dein Maas iſt voll!

Noch Jemand.

Sprich, wem gehört die hohle Stimme,
Vor der ein Noch Jemand zittern ſoll?

Palm.

Einſt ſah ich Deutſchland tief hinab geſtoßen,
In die *Erniedrigung* durch deinen Uebermuth,
Und als ich heiße Thränen drum vergoſſen;
Mußt' ich dir büßen mit meinem Blut!
Ich heiße Palm!

Noch Jemand.

Ganz recht du wurdeſt erſchoſſen.
O ja, ich kenne dich recht gut.
Das Leben konnt' ich dir nicht ſchenken,
Man fand eine Schrift bei dir, die mich verhöhnt.
Ich hatte den lieben Deutſchen das Denken,
Schon damals ziemlich abgewöhnt,
Und konnte folglich nicht erlauben,
Daß man auf's neue zu denken begann,
Weil auf Gehorſam und blinden Glauben
Ich nur gegründet mein Vatikan.

Adelheid. Abſchaum der Böſewichter! weiche von mir, du hölliſcher Gaukler! ehre mein Unglück! ehre die leidende Tugend! du wirſt ſie nie zum Bubenſtücke herabwürdigen.

Der Abt. Reizt mich nicht! Vergeßt nicht, daß euer Schickſal in meiner Hand ſteht.

Adelheid. Sprich, in der Hand Gottes!

Der Abt. Noch immer tretet ihr mein Herz mit Füßen? zieht mich bey den Haaren zu der fürchterlichſten Rache?

Adelheid. Geh! geh Böſewicht! gehorche dem Teufel, dem du dienſt!

Der Abt. Wohlan! ihr ſeyd taub gegen die Stimme des Freundes, ſo ſollt ihr den Prieſter Gottes hören! Im Namen des Gekreuzigten rufe ich wehe! über euch! im Namen der Kirche ſprech ich den Bannfluch über euch aus! Verflucht ſey Ritter Theobald und ſein blutſchänderiſches Weib! verflucht ſeine

Drum haſt du ſelber dir beizumeſſen,
Daß dich erſchoſſen meine Grenadier;
Doch dieſe Kleinigkeit ſey vergeſſen;
Erzähle jezt, was willſt du hier?

Palm.

Die letzte Warnung dir anzubieten,
Erlaubte das zögernde Schickſal mir:
Du ſollſt vor der Leipziger Meſſe dich hüten,
Die große Zahlwoch' iſt vor der Thür.

Noch Jemand.

Wann bin ich zu zahlen ſo thöricht geweſen?

Palm.

Verſchuldet Gott und aller Welt,
Gedenkſt du die Wechſel nicht einzulöſen,
Die du auf Völker-Glück ausgeſtellt?

Noch Jemand.

Mir iſt Europa zur Sklavin beſchieden,
Der Rheinbund iſt der Knecht im Haus.
Jetzt hungert mich, drum laß mich zufrieden:
Nach Leipzig geh' ich zum Lerchenſchmauß.

Palm.

Ja, ſchon ſind ausgeſtellt die Netze
Zum großen gewaltigen Lerchenfang.
Auch giebts mitunter eine Bärenhetze
Und Wölfen ſchwur man den Untergang.
Es lauern ſchon die rüſtigen Jäger,
Erwacht iſt Gottes Straf-Polizei!
Es treten auf Millionen Kläger;
Die Wahrheit zeigt ſich ohne Scheu;
O wär ich nun noch ihr Verleger!
Triumph! Triumph! Deutſchland iſt frei!
(er verſchwindet.)

Noch Jemand.

Warum nicht gar! aus meinen Stricken
Sich loszuwinden kein Volk mehr wagt.
Wen ſollt ich künftig nach Spanien ſchicken,
Wenn Deutſchland mir den Dienſt verſagt?
Wir ſind die Römer, die Deutſchen ſind Parther,
Und finden, wie jene, der Freiheit Grab;

Ja, wäre der Feind ſchon im Montmartre,
So trät' ich dennoch kein Dorf ihm ab.
(er geht ab.)

Scene 14.

Ein freier Platz. Im Hintergrunde die Stadt Leipzig.

Mammeluk (allein.)
Nun hab' ich's ſatt! wenn nicht der Friede
Nun bald erfreut das Menſchengeſchlecht,
So ſäß' ich lieber auf der großen Pyramide
Auf der einſt die Engländer Punſch gezecht.
Der Henker hohle das ewige Reiſen!
Glück iſt ein boshafter Poſtillion.
Pflegt endlich doch einmal umzuſchmeißen,
Vor Moskau oder vor Liſſabon.

Scene 15.

Der Mammeluk. Noch Jemand.

Noch Jemand.
Nun Mammeluk! haſt du befohlnermaaßen
In Leipzig mir Quartier beſtellt?

Mammeluk.
Ach Herr! mit langen und blutigen Naſen
Hat man uns dort zurückgeprellt.
Ich fürchte es war die letzte Reiſe,
Die Witterung wird ſchon zu kühl,
Und von dem Waſſer der ſchönen Pleiße
Trank Poniatowsky gar zu viel.

Noch Jemand.
Biſt du von Sinnen?

Mammeluk.
Vor Furcht und Schrecken,
Wills mit dem Erzählen nicht recht fort;
Doch wollt Ihr alles klar entdecken,
So fragt einmal den Herren dort.

Scene 16.

Schill (erſcheint.)

Noch Jemand.

Wer iſt der Herr?

Schill.

Ich bin einſt ausgezogen
Um zu bekämpfen deinen Uebermuth;
Ich heiße Schill, das Glück hat mich betrogen,
Ich hab' es dir bezahlt mit meinem Blut.
Denn eh' ich wollt' in deinem Joche ſchmachten,
Hab' ich, ein freier Mann, den Tod gewählt,
Und traun! die Nachwelt wird den nicht verachten,
Dem zum geprieſ'nen Helden nur das Glück gefehlt.
Ich hab' um wahren Ruhm gerungen,
Um ſchnöde Beute Du, der Herrſchſucht Sklav!
Ich unterlag — Dir iſt's gelungen,
Bis heute Dich der Blitz des Rächers traf.

Noch Jemand.

Was ſoll das heißen?

Schill.

Ringsum eingeſchloſſen,
Durch einen großen tiefdurchdachten Plan,
Haſt du vergebens deine Kartätſchen verſchoſſen,
Es öffnete ſich der donnernde Vulkan;
Du warfſt dich wütend auf den rechten Flügel —
Feſt ſtanden Klenau, Kleiſt und Wittgenſtein,
Und auf dem linken drangen mit verhängtem Zügel,
Noſtiz und Heſſen-Homburg auf dich ein.
Dann beugte dir den ſtolzen Nacken
Der brave ruſſiſche Grenadier:
Orlow=Deniſoff mit den Garde=Koſaken
Warf bis hinter Wachau dein Panier:
Und Blücher fieng deine Adler in Möckern,
Und Bennigſen rückte ſchnell heran,
Indeß einen Lichtenſtein von blutgedüngten Aeckern
Kein Feuerſchlund verſcheuchen kann.
Jetzt naht ſich Karl Johann gleich drohenden Ungewittern,
Und Colloredo iſt nicht weit,

Und auf den Höhen von Wachau deine Schaaren zittern
Vor Barklay de Tolli's Tapferkeit.
Und Schwarzenberg das Ganze überſchauend,
Hat ſchroffe Felſen um dich aufgetürmt
Auf Gott und die gerechte Sache vertrauend,
Wirſt du geſchlagen und Leipzig erſtürmt!
Ha! welch' ein Schauſpiel! auf dem Markte reichen
Die Retter Deutſchlands ihre Hände ſich;
Gefangene Generale ſchleichen
Gebückt umher, verfluchen Dich!
Und tauſend Stimmen hört man ſich erheben!
Zerbrochen iſt das ſchändliche Franken=Joch!
Franz! Alexander! Friedrich Wilhelm! ſollen leben!
Franz! Alexander! Friedrich Wilhelm! Hoch!
(er verſchwindet.)

(Trompeten und Pauken im Orcheſter.)

Noch Jemand.

Na! na! Gemach! gemach! mein Beſter!
Es begehrt zu wiſſen meine Majeſtät,
Wer ohne Befehl da im Orcheſter
Die Pauken zu ſchlagen ſich unterſteht?

Mammeluk.

Ach! wenn ſie nur die Pauken ſchlügen!
Allein ſie ſchlagen uns ſelber mit.

Noch Jemand.

Sei unbeſorgt, 's ſind lauter Lügen,
Wir weichen aus Deutſchland keinen Schritt,
Wir wollen ſchon den Unfug ſteuern
Es ſind ja noch mit uns vereint
Die Könige von Sachſen und Baiern,
Auch Würtemberg es ehrlich meynt.

Mammeluk.

Ach, wenn wir nur ein Obdach träfen
Vor dieſem ſchrecklichen Orkan!
Da kommt ein Geſandter von jenen drei Höfen,
Was mag der anzubringen ha'n?

Scene 17.

Andreas Hofer (erſcheint.)

Noch Jemand.
Wer biſt du mit dem krauſen Barte?
Andreas Hofer.
Tyrol iſt mein liebes Vaterland,
Für das ich einſt mein Blut nicht ſparte,
Andreas Hofer wurd' ich genannt.
Noch Jemand.
Es ſind doch lauter fatale Geſichter,
Auf die ich heute ſtoßen thu'.
Ich haſſe die Leute von deinem Gelichter
Wer ſtörte dich in der Grabes-Ruh?
Andreas Hofer.
Drei wackere Fürſten thäten mich wecken,
Dem einen warſt du lang' ein böſer Gaſt;
Wer tilgt vom Purpur die ſchwarzen Flecken
Mit welchen du beſchmutzt ihn haſt?
Geopfert hat er dir das Glück der Seinen,
Er ſelbſt gefangen, verwüſtet ſein Land,
Muß die Bethörung er beweinen,
Daß er gebaut auf deiner Worte Sand.
Noch Jemand.
Das iſt nicht wahr. Als ſchief die Sachen giengen,
Hatt' ich den trefflichen Rath für ihn,
Er möge, ſo gut es ihm wolle gelingen,
Sich aus der böſen Affaire ziehn.
Verſprochen hatt' ich ihn zu ſchützen,
Weil er ins Joch ſich treu gebückt;
Doch vor der Hand ließ ich ihn ſitzen,
Denn die Citrone war ausgedrückt.
Es lag ſein Land in den letzten Zügen,
Die ſchöne Brücke blieb auch nicht ſtehn,
Dagegen genoß Er das Vergnügen,
Franzöſiſche Comödie zu ſehn.
Andreas Hofer.
Ein ähnliches Schickſal zu erwarten
Beliebt den andern Fürſten nicht;
Daß du geſpielt mit falſchen Karten
Sagt man dir nun ins Angeſicht.

Darum ſie Alle ſich von dir wenden
Und jeder ächte Deutſche kehrt,
Um Deutſchland's Freiheit zu vollenden,
Nun gegen Dich das Racheſchwerdt.
Dich, den Entlarvten, den Verhaßten!
Es wird hinfort dein Sklaven-Joch
Das arme Frankreich nur belaſten.

Noch Jemand.

Der grobe Tyroler fehlte mir noch,

Andreas Hofer.

Du meinſt wohl, deine Ketten und Stricke
Die ſollten unzerreißbar ſeyn,
Wenn man nur Jeden in Blut erſticke,
Der es gewagt, die Wahrheit laut zu ſchrein!
Gedachteſt nicht der Beile und der Ruthen,
Die uns, gleich dir, die Römer einſt gebracht,
Und wie ſie unter Herrmanns Schwerdte mußten bluten,
In jener gewaltigen Rieſenſchlacht; —
Du meinteſt, bald durch ſchlaue, bald durch grobe Lügen,
Die rechtlichen Deutſchen taub und blind
Um die Erinnerung zu betrügen
Von dem was ſie geweſen ſind; —
Vor jedem deiner Worte ſollten ſie zittern,
Für deine Herrſchſucht opfern ihr Blut
Und deine Generale ſollten ſie füttern
Und tragen deiner Zöllner Uebermuth; —
Vor deinen Satrapen ſich ſclaviſch bücken
Nach Frankreich zollen den letzten Schweiß,
Und ihre Söhne nach Spanien ſchicken
Und geben ihre Töchter der Schande Preiß;
Und wer es wagte ſich zu ſträuben,
Der wurde gemordet oder verbannt,
Und wer es wagte die Wahrheit zu ſchreiben,
Der war ein erkaufter Pasquillant
Grauſamer Thor! es ſchlummert ein Volk bisweilen,
Betäubt, gelähmt, durch Tyrannei,
Doch plötzlich erhebt unter Ruthen und Beilen
Es ſtolz den Nacken und iſt frei! —
Durch dich verheert des Erdballs ſchönſte Hälfte,
Warſt du ihr Abſcheu — biſt ihr Spott.

Du haſt geendet wie Karl der Zwölfte,
Du warſt wie Er ein Don Quixotte.

Noch Jemand.

Etwas zu lang war dieſe Predigt,
Jetzt hab' ich ſchon einen Hof-Kaplan,
Doch wird ſeine Stelle einſt erledigt
So trag ich ſicher dir ſie an. —
Ich war ein neuer Meſſias auf Erden,
Allein der Tugend wird ſchlecht gelohnt!
Es ſei! doch ſprich, was ſoll aus mir werden?
Das Reiſen bin ich nun einmal gewohnt;
Man raubt mir Schleſien, den fetten Biſſen,
Man ſperrt mir keck das böhmſche Reich.
Berlin will auch nichts von mir wiſſen,
Und nun ſpielt Leipzig mir noch den Streich!
Das iſt zu arg! Du weißt ohne Zweifel
Ueberall Beſcheid, ſo ſprich, wo reiſ' ich hin?
Denn reiſen muß ich, hohl' mich der Teufel!
Weil ich zum Reiſen gebohren bin.

Andreas Hofer.

Wirſt du noch immer nicht geſcheiter,
So geh' zur Weinleſ' an den Rhein,
Doch Rheingau, Hochheim und ſo weiter,
Was rechter Hand liegt, vermeide fein,
Auch möchten eine Menge Begleiter,
Dir auf der Reiſe läſtig ſeyn.

Noch Jemand.

Den Hochheimer lieb' ich, er iſt der beſte.

Andreas Hofer.

Wenn nur nicht nach der Leipziger Schlacht
Vom Don und Ural viele Gäſte
Zur Weinleſe kommen, nimm dich in acht!
Denn wenn ſie einmal dich ſelbſt erwiſchen,
So möcht' es dir wie Bajazeth ergehn
Es würde dann, dich auszuziſchen,
Um deinen Käficht ganz Europa ſtehn.
(er verſchwindet.)

Noch Jemand.

Gern ließ ich den Kerl noch einmal erſchießen,
Wenn er nicht ſchon erſchoſſen wär.

Mammeluk.

Er hat Euch über den Rhein gewieſen,
O gebt dem guten Rath Gehör!
Herrſcht Ihr bis zu des Rheins Geſtaden,
So bleibt Ihr noch immer ein Matador.
Da kommt ſchon um Euch einzuladen,
Von fleißigen Winzern ein fröhlicher Chor.

Scene 18.

Chor von Winzern und Winzerinnen.

Mel.: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Bekränzt mit Lorbeern Eure vollen Becher
Und trinkt ſie fröhlich leer,
Und feiert laut, ihr edlen deutſchen Zecher,
Der Freiheit Wiederkehr!

Noch Jemand.

Potz Stern! ſie ſoll nicht wiederkehren!
Sie ſei bis auf die Wurzel verdorrt!
Ich mag das dumme Lied nicht hören,
Freiheit iſt ein fatales Wort.
Drum ſende diesmal die Bagage
Ins Teufels Namen nur voran!
Jenſeit des Rheins ſchaff' ich neue Equipage,
Entwerfe flugs den neuen Reiſeplan,
Und während ſie noch von der Elbe ſprechen,
Steht an der Weichſel ſchon mein Zelt.
(er geht.)

Mammeluk.

Er wird den Hals doch endlich brechen,
Denn eher wird's doch nicht Ruh in der Welt.
(er folgt.)

Chor.

Es hatten uns die faulen Franken-Bäuche
Den deutſchen Wein entwandt;
Er wächſt nun wiederum im deutſchen Reiche,
Er wächſt im Vaterland.

O daß er jedem ſüße Labung wäre
Dem Gram das Herz verſchließt,
Weil er im heil'gen Kampf um deutſche Ehre
Sein liebſtes eingebüßt.

Triumph! die deutſche Freiheit iſt errungen,
Zerſtört des Wüthrichs Macht!
Drum jubelt! trinkt! und preiſt mit tauſend Zungen
Die Helden die's vollbracht!

Vor Allen den, der Frieden nicht erkaufte
Mit ſeiner Völker Joch,
Und ſtandhaft blieb auch dann als Moskau rauchte
Leb' Alexander hoch!

(Trompeten und Pauken.)

Kinder und Kindeskinder! kein rechtgläubiger Chriſt erbarme ſich ihrer im Hunger und Durſt! Feuer und Waſſer werd im heiligen römiſchen Reiche ihnen verſagt! wer ſie anrührt, der ſey verunreinigt! Dieſe Burg, der Wohnſitz der Gräuel werde geſchleift und kein Stein auf dem andern gelaſſen! dem Ritter werde ſein Wappen vor den Füßen zerbrochen! er werde ſammt der Genoſſinn ſeiner Miſſethaten an den Holzſtoß gefeſſelt, und hauche ſeine Seele in den Flammen zur Verherrlichung der Gebote Gottes aus! — dann, halsſtarriges Geſchöpf! wenn ſchon die Flamme deine ſchönen Haare ergreift, wenn ſchon der Rauch deine Stimme erſtickt, dann rufe vergebens um Rettung und Hülfe den verſchmähten Cyrillus an! mit dem Lächeln der befriedigten Rache werde ich dich hören, und die glühenden Kohlen unter deinen Füßen weiter von dir entfernen, um länger dich leiden zu ſehn. (geht ab)

Adelheid. Gott, wie iſt mir! — mein Kopf ſchwindelt — mein Gebein erbebt — noch kann ich das Schreckliche meiner Lage nicht faſſen — wähne zu träumen, und blicke um mich nach einer wohlthätigen Hand, die aus dem fürchterlichen Traume mich wecke! — Umſonſt! wohin ich ſehe grinzt mir die Verzweiflung entgegen! Nur allzuklar ſpricht Bertrams räthſelhaftes Betragen für die Wahrheit der ſchaudervollen Geſchichte — Ach! von dem Gipfel des Glücks und der Ruhe in einem Augenblick in den unabſehbaren Abgrund des Jammers hinabgeſtürzt — nicht ich allein — mein Gemahl — meine Kinder — Gott meine Kinder! — — Iſt denn kein Mittel zur Rettung mehr! — gnügt Gott, gnügt der Kirche nicht an einem Opfer? — ich bin bereit — in Wüſten will ich fliehen — in Einöden mein Leben auswinſeln — in fernen Klöſtern meine Tage vertrauren — nur Gnade! Gnade! für Theobald und ſeine unſchuldigen Kinder! — auf mich allein falle die Rache Gottes! mich allein ſtrafe ſein Arm, daß ich übermüthig meines Standes vergaß, jene niedere Hütte gegen den Prunk einer Burg zu vertauſchen wagte — nicht ihn, den edlen Jüngling, der in der Fülle ſeines liebenden Herzens die Bauerdirne in ſeine Hochzeitkammer führte, und nun das Grab ſeiner Ruhe im Arm einer Schweſter findet — Fort! fort Adelheid! durch Nacht und Dunkel! eile, laufe, bis deine wunden Füße dich nicht mehr tragen können, fort in die thebaiſchen Wüſten! verbirg dich in den heiligen Mauern eines Kloſters, daß er nie wieder deinen Namen höre! — — Ach! vergebens! das heuchleriſche Pfaffengezücht ſprach den Fluch über Kinder und Kindeskinder! ihm gnügt nicht am Elend der Mutter allein, er will uns alle vertilgen! — Wehe! wehe! — in weſſen Buſen darf ich ohne Sünde meinen Jammer ausſchütten! — — ſtille! wer kömmt? — Fort! fort in den Garten! — Jeder Bewohner dieſer Burg iſt ein Mitgenoſſe meiner Verbrechen! —

(Sie will fort, ſtößt im Abgehn auf Bertram und ſinkt mit einem Schrey ohnmächtig zu Boden.)

Bertram. Ach! die Unglückliche weiß ſchon! (er wirft ſich neben ihr hin und ſucht ſie zu ermuntern) Meine Tochter! meine liebe Tochter!

Adelheid. (ſich erholend) O ſag' es noch einmal! — gieb mir das Leben wieder! — ſag' es noch einmal daß ich deine Tochter bin!

Bertram. (hilft ihr ſchweigend auf.)

Adelheid. (ergreift ihn haſtig bey der Hand) Kommt her, mein Vater! nicht wahr, er hat gelogen? — O er iſt ſo voller Gift dieſer Pfaff! giftige, ſchändliche Lügen! nicht wahr, mein Vater?

Bertram. (ſchweigt)

Adelheid. Ihr ſchweigt? Ihr wißt vielleicht nicht einmal wovon die Rede iſt? Denkt euch den Unſinn! er wagt es zu behaupten, ich ſey nicht eure Tochter — und ich lieb' euch ja ſo ſehr.

Bertram. (will reden und kann nicht)

Adelheid. Ihr wollt reden? ich verſtehe euch. Es war albern mich darum zu quälen — Eure Adelheid iſt ein Kind.

Bertram. (fällt ihr ſchluchzend um den Hals)

Adelheid. O welchen liebevollen Antheil ihr an eurer Tochter nehmt! Wer zweifelt noch, daß ihr mein Vater ſeyd? — Ruhig! ruhig! es war ja nur ein Phantom. — Es iſt vorübergegangen — mir iſt wieder wohl!

Bertram. (wendet ſich, hebt die Hände empor und betet leiſe)

Adelheid. Er betet — ich ſollt' ihn nicht ſtören — aber mein Herz! mein Herz! es will mir aus der Bruſt ſpringen! — Lieber Vater! nur eine Sylbe aus eurem Munde! mit einer einzigen kahlen Sylbe iſt es gethan! — Meine Angſt iſt freilich wohl nur

Albernheit — aber denkt, ihr hättet ein Kind vor euch.

Bertram. (ſchluchzt und fährt fort zu beten)

Adelheid. Lieber Gott! wird es euch denn ſo ſchwer mich ein Einzigesmal Tochter zu nennen? — Als ich noch klein war — wenn ihr mich dann zuweilen auf eurem Knie ſchaukeltet, und ich mit eurem Barte ſpielte; dann hörte ich oft euch ſagen: Liebes Kind! du biſt meine einzige Freude! — und nun — ich hab' euch doch nicht beleidigt — o geſchwind! nennt mich Tochter! — geſchwind mein Vater! — denkt nur, wenn das wahr wäre, was der Pfaff mir vorgelogen — eure arme Adelheid — und die armen kleinen Kinder —

Bertram. (bleibt in ſeiner vorigen Stellung, weint heftig, und hält ſich mit Müh' auf den Füßen)

Adelheid. (ſteigend, im höchſten Ausdruck der Angſt) Sprecht doch! — Vater! Vater! — ſprecht doch! — (ihn rüttelnd) nennt mich Tochter! um Gottes willen! nennt mich Tochter!

Bertram. (zu Boden ſtürzend) Nein, du biſt nicht meine Tochter!

Adelheid. (in Verzweiflung die Hände ringend, ſtürzt durch eine Seitenthür in den Garten) Ach Gott! Ach Gott!

Bertram. (ſich mühſam aufraffend) Ausgeleert den Kelch bis auf den letzten Tropfen! — Ich will ihr nach! die Verzweiflung peitſchte ſie weg von mir, und führt ſie vielleicht an den Abhang eines Felſen, an das Ufer eines Teiches. Ich will ihr nach — und find' ich ſie nicht mehr — ſo will ich ihr nachſpringen! (ab)

Zweyte Scene.

Hugo. Theobald und der Abt.

Hugo. (in fröhlicher Laune) Wie, ehrwürdiger Herr, ihr wolltet uns ſo entwiſchen, ohne mir zum Willkommen aus dem Becher mit meinem Wappen geziert, Beſcheid gethan zu haben? Ihr Herren pflegt ſonſt einen guten Trunk Wein nicht zu verachten.

Der Abt. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, aber das meinige blutet, und iſt der Freude abgeſtorben.

Hugo. Es blutet? was iſt ihm widerfahren?

Der Abt. Die Gräuel der Welt haben es verwundet.

Hugo. O laßt das gut ſeyn, Herr Abt. Die Welt iſt nicht ſchlimmer und nicht beſſer, als ſie vor tauſend Jahren war, und nach tauſend Jahren ſeyn wird. Sie dreht ſich im Kreiſe, ſtolpert über Gutes und Böſes, das Böſe werfen wir ihr faſt immer ſelbſt in den Weg.

Der Abt. Haltet mich nicht auf, Herr Ritter, die Vesperglocke hat ſchon geläutet.

Hugo. Nicht länger als nöthig ſeyn wird, euch einige Geſchenke zu überreichen, die ich in Paläſtina für eure Abtey ſammelte. Ein Zweig aus Chriſti Dornenkrone, noch grün und unverwelkt; ein Splitter des heiligen Kreuzes, auf welchem ein Blutstropfen haftet, den keine Hand abzuwaſchen vermag; und endlich ein Stück des Gewandes, um welches die Kriegsknechte würfelten. Kommt herein, aus den Händen meines Sohns dieſe Reliquien zu empfangen.

Der Abt. Weder aus ſeinen noch aus euren Händen, Herr Ritter.

Hugo. Nicht? — nun wie ihr wollt. Welche Ratte läuft euch durch den Kopf?

Der Abt. Habt ihr Geduld mich anzuhören?

Hugo. Warum nicht? wenn ihr euch kurz zu faſſen verſprecht; denn die Becher ſind gefüllt, der Wein verraucht.

Der Abt. Ich lag um Mitternacht ſchlaflos in meiner Zelle, und ward von einer Beklemmung des Herzens geängſtigt, die mir kalten Schweiß auf die Stirne trieb.

Hugo. Ihr hattet euch den Magen überladen.

Der Abt. (hitzig) Spötter! wißt, daß ich im Namen Gottes rede! — Schon wollt' ich mein Lager verlaſſen und eine Bußübung beginnen, als plötzlich überirrdiſches Licht meine Zelle füllte, ich ſchlug die Augen auf, und ſiehe, vor mir ſtand der Engel Gottes im ſchneeweiſſen Gewand, ſeine Stirn war umwölkt, in der Rechten trug er ein Schwerdt. Da fiel ich nieder auf mein Antlitz und betete an.

Hugo. (lächelnd) Nun, und was ſprach der göttliche Bote?

Der Abt. (bedeutend) Er ſprach: unter deiner Heerde ſind räudige Schaafe, aus der Hand des Hirten werde ich am Tage des Gerichts die Seelen fodern.

Hugo. Sonſt nichts?

Der Abt. (immer bedeutender) Er ſprach: die Sünde hebt ihr Haupt empor, der Saame des Verderbens hat Wurzel geſchlagen

[illegible]

finſtern Zeiten der Sündfluth kehren zurück.

Hugo. Nun weiter?

Der Abt. (ihn ſtarr anſehend) Er ſprach: Männer verletzen die eheliche Treue, werden Verführer der Unſchuld, und geben ihre Töchter ihren Söhnen zu Weibern!

Hugo und Theobald. (ſtehen wie vom Donner gerührt)

Der Abt. Nun Ritter! — wie ſo verwandelt? — wo iſt ſie hin, die ſpottende Laune? habt ihr Luſt mehr zu hören? — Er ſprach: ſtehe auf und waffne dich mit dem Bannfluch der Kirche! melde dieſen Gräuel dem heiligen Vater Pabſt, dem Statthalter Petri, daß er das blutſchänderiſche Weib aus den Armen ihres Bruders reiſſe! daß er die Bruſt vernichte, die im Schooße der Sünde ihr Daſeyn empfieng! daß er vertilge dieß ganze Geſchlecht, dem Frommen ein Aergerniß! daß er den Flammen es Preiß gebe und ihren Staub den vier Winden des Himmels! (geht ab)

Hugo. (nach einer Pauſe) Mein Sohn, wir ſind verlohren, denn uns gab Gott in die Hände eines blutdürſtigen Pfaffen.

Theobald. Himmel! wie war es möglich —

Hugo. Wie? — der alte Bertram iſt meyneidig geworden, das iſt klar. Die Erſcheinung des Engels iſt eine heilige Fratze.

Theobald. So ſoll mein Schwerdt den graugewordenen Verräther —

Hugo. Halt, mein Sohn! erſt Hülfe, Rettung — dann Rache.

Theobald. Ach! wo wäre noch Rettung für uns! — er geht, unſere unglückliche Geſchichte, von ſeinem ganzen Gifte beſpieen, dem fanatiſchen Prieſter zu Rom ins Ohr zu ſchreyen. Nichts bleibt uns übrig, als die Thore dieſer Burg zu verſchließen, und zu fechten, bis die Mauern über uns zuſammen ſtürzen.

Hugo. Nein, mein Sohn. Das wäre fruchtloſe Verwegenheit. Der römiſche Bannſtrahl wird die Stände des Reichs aufbieten, alle unſere Nachbarn, unſere Freunde und Blutsfreunde, müſſen ihre Waffen gegen uns vereinigen. Was denkſt du einer ſolchen Menge entgegen zu ſetzen?

Theobald. Den Muth zu ſterben. Den Muth mit eigner Hand Weib und Kind zu durchbohren und dann mich ſelbſt unter den Trümmern dieſer Burg zu begraben.

Hugo. Gut, mein Sohn! ich freue mich einen Mann in dir zu finden. Dies alſo ſey unſere letzte Zuflucht.

Theobald. Unſere letzte und unſere einzige. — Ich eile Anſtalten zu treffen, die Burg mit Lebensmitteln zu verſehen, die Mauern zu beſſern, meine Reiſigen zu ſammeln —

Hugo. Nicht ſo raſch, mein Sohn. (nachdenkend) Sollte denn das Schickſal keinen andern Weg uns offen laſſen?

Theobald. Keinen, mein Vater! außer eine ſchimpfliche Flucht.

Hugo. Schimpflich? warum ſchimpflich? — ſchändet der Held ſeinen Muth, wenn er das unſichere Obdach der Eiche verläßt, weil ein naher Bliz ſie zu zerſchmettern droht?

Theobald. Wohlan! ſo laßt uns fliehen. Laßt uns dieſe Burg mit dem Rücken anſehen, und in fernen Landen eine Hütte ſuchen, groß genug für ein liebendes Paar, und klein genug um den Blicken der Verfolgung zu entgehen. — Gott, welch ein Gedanke fährt mir durch den Kopf! — Miſiwoi! alter ehrlicher Miſiwoi! — (er zieht den halben Ring hervor) Mein Vater, dies Zeichen der Gaſtfreundſchaft empfieng ich von einem Heiden, ich glaubte nicht, ſobald Gebrauch davon machen zu müſſen.

Hugo. Nein, mein Sohn, auch die Flucht bringt uns dem Zwecke der Ruhe nicht näher, iſt unthunlich, wenigſtens ſo lange Adelheid unvorbereitet iſt. Unter welchem Vorwande könnteſt du ihr zumuthen, dir zu folgen? Ihr die Wahrheit verheelen wäre unmöglich, ihr die Wahrheit entdecken höchſt gefährlich für die Ruhe ihrer Seele. Du kennſt meine Gedanken über dieſen Punkt. Sie iſt ein Weib.

Theobald. Aber kein gemeines Weib. Edel und erhaben, fromm ohne Aberglauben, ſtandhaft in Gefahren — und rechnet ihr nichts auf ihre Liebe zu mir?

Hugo. Alles mein Sohn; aber du weißt nicht wie Vorurtheile, in der Kindheit eingeſogen, in der Bruſt eines Weibes um ſo feſter wurzeln, je minder Bekanntſchaft mit der Welt, und den Dingen außer ihrem Wirkungskreiß, das Unkraut auszujäten vermogten. — Du ſelbſt mein Sohn, geſtandeſt du mir nicht noch heute, daß nur der Anblick einer blutigen Scene der Verwüſtung, dich das Abſcheuliche der Kreuzzüge habe fühlen laſſen? — Nein ich habe einen andern Plan entworfen. Du weißt, daß ich, um die Koſten meines Zuges ins gelobte Land zu beſtreiten, die beyden Dörfer Rappach und Simmern an die Abtey verpfändete. Laſſ' uns hingehn den Abt aufzuſuchen, laſſ' uns dieſe Dörfer ihm ganz abtreten, als einen Preiß ſeiner Verſchwiegenheit. Was gilts, der Pfaffeneigennutz wird uns gewähren, was der Eifer für die Ehre Gottes uns verſagte.

Theobald. Aber wenn er hartnäckig bleibt?

Hugo. Dann iſts noch immer Zeit, andere Mittel zu ergreifen. Komm laſſ' uns eilen, ehe er in der blinden Wuth ſeines Fanatismus die ganze Cleriſey gegen uns aufwiegelt. (im Abgehen) Ich Thor, der ich einen Pfaffen durch Reliquien zu beſtechen, wähnte! als ob ſie ſich die nicht ſelber machen könnten. (beyde ab.)

(Die Bühne bleibt einige Minuten leer.)

Dritte Scene.

Adelheid mit zerſtreutem Haar und Todbläſſe auf ihren Wangen, tritt langſam mit niederhangendem Haupte in den Saal. Ein wildes Umherirren ihrer Blicke, ein verzogenes, krampfartiges Lächeln um den Mund, verräth dann und wann die Abweſenheit ihres Geiſtes.

Immer noch bin ich allein — jedes lebende Weſen meidet mich — ich war im Garten — die Vögel flohen vor mir — kein Käfer kam mir zu nahe — jede Blume, die ich berührte ſank welk in den Staub — ich ſah gen Himmel — die Sonne trat hinter eine Wolke — was ſoll aus mir werden! ich bin die verworfenſte Kreatur! wer zertritt mich aus Erbarmen! — — (wild auf die Gemählde blickend) Was ſind das für Männer um mich her? mit Schwerdtern an der

Seite? — alle ſehen auf mich, und keiner zuckt ſein Schwerdt! (ſie kniet vor dem nächſten Bild) Barmherzigkeit! du mit dem rauhen Antlitz! befreye die Erde von einem Ungeheuer! — oder iſt dein ritterliches Schwerdt dir zu edel, willſt du es nicht mit dem Blute einer Blutſchänderin beflecken, ſo hebe deinen gepanzerten Fuß, tritt mir auf den Nacken, wie einem giftigen Wurm! — umſonſt! ich ſoll langſam dahin ſterben, die fürchterliche Quaal meines Gewiſſens ſoll mich zermalmen! — Wenn ich nur beten könnte — wenn nur jemand mir vorbeten wollte — wo ſind meine Kinder — (ſie ſchaudert zurück) Kinder! hab ich Kinder? hab ich einen Gemahl? ich bin nicht Mutter! ich kann nicht Mutter ſeyn! Brut der Hölle trug ich in meinem Schooße! Lächeln des Satans begleitete das erſte Wimmern meiner Kinder! Schleudere ſie her, Arm des Rächers! daß ich ihr Gehirn an den Wänden umher verſpritze! daß ich ſammle ihr Gebein, ihre Knochen zu Aſche verbrennt, und der Sturmwind den Staub in die Lüfte verwehe! (ſie ſinkt erſchöpft in einen Seſſel. Nach einer Pauſe) Wo bin ich? — mir iſts ſo dunkel vor den Augen — mir dünkt, es wird Abend — alles iſt ſo ſtille — ſo ſtille — kein Vogel zwitſchert — keine Mücke ſummt — die Sonne geht unter — morgen ganz früh, ganz früh, wirft ſie vielleicht ihre erſten Strahlen auf mein Grab, und küßt eine Thräne von meines Bruders Wange. — Wo werden ſie mein Grab hinmachen? unter die Linden gegen Morgen? — ach nein! unter die Neſſeln an der Kirchhofsmauer, ein kleines ſchwarzes Kreuz werden ſie darauf ſtecken — Gott ſey der Seele gnädig! — Ja ſterben — ich will ſterben — ich und meine armen Kinder. Ohne ihn kann ich nicht leben und mit ihm darf ich nicht leben! Gott wird uns richten! Er wird die befleckten Seelen in den Flammen des Fegfeuers Jahrtauſende läutern, und endlich die ſchuldloſen Kinder unter die Zahl ſeiner Engel aufnehmen. — Es dämmert in meinem Kopfe — ſterben! den Entſchluß haucht kein böſer Geiſt mir ein. (Sie kniet nieder) Heilige Mutter Gottes! hier kniet eine Sünderin im Staube! Blicke gnädig auf mich herab! und wenn der ſchwarze Gedanke des Todes, den meine Seele nährt, nicht Geſpenſt der Phantaſie, nicht Eingebung des Satans iſt; ſo würdige deine Magd eines Wunders! ſtähle meine Bruſt, ſtärke meinen Arm und bewafne ihn mit einem Mordgewehr, daß ich erkenne, daß du mit mir biſt.

Vierte Scene.

Wilibald und Ottomar.

Wilibald. (mit einem Dolch in der Hand) Mutter, Mutter, ſeht den ſchönen Dolch, den hat der Großvater einem Sarazenen abgenommen. Seht wie das funkelt.

Adelheid. (fürchterlich erſchüttert) Ich bin erhört.

Wilibald. Seht nur Mutter, ſeht nur.

Adelheid (erhebt ſich bebend, ſieht ſtarr auf Wilibald, geht langſam auf ihn zu, als wolle ſie etwas erhaſchen, und reißt ihm heftig den Dolch aus der Hand.)

Wilibald. (erſchrocken) Er iſt ſpitz, liebe Mutter,

Adelheid. Iſt er das? (ſie blickt wild auf den Dolch, auf ihre Kinder und dann wieder auf den Dolch. Nach und nach geht ihre Wildheit in Wehmuth über, tiefe, gepreßte Seufzer ſteigen aus ihrer Bruſt empor, ſie fängt an zu weinen.)

Ottomar. (ſich an ſie ſchmiegend) Liebe Mutter, was fehlt euch?

Wilibald. Seyd ihr krank, liebe Mutter?

Adelheid. Krank, ſehr krank — Schwach, ſehr ſchwach — Hochgebenedeyte vollende dein Wunder! ſtärke mich!

Ottomar. (zupft Willibald ängſtlich) Komm Bruder!

Wilibald. Komm wir wollen für die Mutter beten. (ſie wollen gehen)

Adelheid. (vertritt ihnen haſtig den Weg) Wo wollt ihr hin? — zurück! (ſie ſchleudert ſie auf den Vordergrund der Bühne) zurück! Brut von der Hölle beſeelt! — dieſer Arm iſt von Gott geweiht! ha! du wirſt ihm nicht entrinnen! mit Wunderkraft iſt dieſe Fauſt gewaffnet! zittre! deine Stunde iſt gekommen.

Ottomar. (ſich hinter Wilibald verkriechend) Ach Bruder, was iſt das?

Wilibald. Liebe Mutter, der Vater wird gleich kommen, laſſ' uns ihm entgegen gehen.

Adelheid. Der Vater ſagſt du? wer iſt dein Vater? — Ha Schlange! mußt du mir das noch ins Gedächtniß rufen? (ſie hebt den Arm) Halt! — komm her Wilibald —

komm her Ottomar — ſagt mir — habt ihr heute auch gebetet?

Beyde. O ja liebe Mutter.

Adelheid. Wie habt ihr gebetet?

Wilibald. Daß Gott uns gnädig ſeyn wolle.

Adelheid. (bricht in Thränen aus) Gott ſey euch gnädig!

Ottomar. Ihr weint liebe Mutter?

Adelheid. Sprecht weiter! habt ihr nichts Böſes gethan, nachdem ihr gebetet? beſinnt euch wohl!

Wilibald. Ich nichts liebe Mutter.

Ottomar. (ſtockend) Ich — ich habe einem Bauerknaben ein Vogelєy weggenommen — es reut' mich von Herzen.

Adelheid. Knice nieder und bitte Gott um Vergebung.

Ottomar. (kniet nieder) Gott wird mir das vergeben! das erſte Vogelneſt das ich finde, will ich ihm ganz ſchenken.

Adelheid. (zitternd) So — nun iſts vollbracht — der Augenblick iſt da — Gott! führe meinen Arm — laß mich nur gleich das Herz treffen — daß ich das Zucken nicht ſehe — daß ich das Winſeln nicht höre — fort! fort! raſch! — (ſie ſtürzt mit gezucktem Dolch auf Wilibald zu, ſinkt kraftlos neben ihm nieder, der Dolch entfällt ihrer Hand, ſie ſchlingt ihre Arme um ihre Kinder, drückt ſie feſt an ihr Herz und weint bitterlich.)

Beyde Knaben. (an ihr hängend und die Mutter liebkoſend) Liebe Mutter!

Adelheid. Umſonſt herrſcht die ſtrenge Religion mir zu: durchbohre dieſe Knaben! ſie ſind Früchte des ſchändlichſten Verbrechens, Gott und der Welt ein Greuel! — Seht her ihr unerbittlichen Richter! ſeht in dieß ſchuldlos lächelnde Geſicht, — warlich! wenn der Satan hinter dieſer Larve ſteckt, ſo mag er leicht die Heiligen verführen. — Dieſer hat einem armen Bauerknaben ein Vogeley weggenommen, das iſt es alles, das iſt das ſchwerſte Verbrechen, deſſen er ſich ſchuldig weiß, und es reut ihn von Herzen — nicht wahr Ottomar?

Ottomar. Ja liebe Mutter.

Adelheid. Auch er hat dieſen Morgen gebetet, und ſein Gebet war nicht das Maulgeplärr des heuchleriſchen Pfaffengezüchts, es war das reine Lob, das Gott ſich aus dem Munde der Unmündigen zubereitet. — Nein vor Gott ſeyd ihr entſöhnt, ihr und eure armen Eltern, denn ſie wußten nicht was ſie thaten. — Kommt Kinder! helft eurer Mutter Troſt ſuchen in den Armen eures Vaters (ſie will gehen und bebt plötzlich zurück) Weh mir! was beginn ich! ein Geiſt der Hölle ſucht mich zu täuſchen — ſucht den letzten Troſt mir zu rauben, den Troſt einer frohen Ewigkeit! — Bis jetzt war ich unwiſſend, und Gottes Gnade wird mir verzeihen — aber die erſte Umarmung iſt ewiger Tod! — Umſonſt flüſtert die Stimme des Verführers mir zu: es iſt ja nur eine ſchweſterliche

Umarmung, die Schweſter darf den Bruder an ihr Herz drücken — Weg! weg Lockſpeiſe der Sünde! ich kann meinem Herzen nicht gebieten, es iſt das Herz eines liebenden Weibes, Schweſterliebe iſt ihm fremd. — — Gott legte den härteſten Fluch auf das Verbrechen der Blutſchande! ſprach er nicht ſo der Abt? traf nicht der Bannſtrahl der Kirche mich und meine Kinder? bewaffnete nicht die heilige Jungfrau meinen Arm durch ein Wunder? war es nicht der Finger Gottes, der auf das Sühnopfer deutete, das meine Hand ihm darbringen ſoll? — Zeitliches und ewiges Wohl meiner Kinder, heiligſte der mütterlichen Pflichten! — was ſoll aus ihnen werden, wenn ich ſchwach bin in dieſer Stunde! — — Tretet näher meine Söhne. Sagt mir, was denkt ihr anzufangen, wenn ihr einſt groß geworden?

Wilibald. Ich will ein braver Ritter werden, wie unſer Vater.

Ottomar. Ich auch liebe Mutter.

Wilibald. Ich will turnieren, Lanzen brechen, ich will kämpfen auf Schwerdt und Kolbenſchlag.

Ottomar. Ich auch liebe Mutter.

Wilibald. Ich will den Armen wohlthun, Wittwen und Waiſen beſchützen, den Unterdrückten beyſtehn, denn der Vater ſagt: das iſt die Pflicht eines Ritters.

Ottomar. Ich will das alles auch thun, liebe Mutter.

Adelheid. Wollt ihr das? — ach nein! ihr könnt nicht Ritter werden, ihr ſeyd nicht Ritterbürtig — mit euch wird keiner turnieren — gegen euch wird keiner ſein Schwerdt ziehen — eure Namen wird der Turniervogt ausſtreichen, das Kleinod von eurem Helme herunterreißen, eure Waffen zerbrechen, euer Roß verſtümmeln, euern Schild mit Füßen treten! — Mit Schmach bedeckt werdet ihr aus den Schranken fliehen, und die Brüſte verfluchen, die ihr geſogen habt! — In Hölen und Wälder werdet ihr flüchten, euer väterliches Erbe mit dem Rücken anſehn, und überall wird der Bannfluch euch folgen! Der Fromme wird ein Kreuz ſchlagen, wenn er euch von ferne erblickt, der feige Mörder ungeſtraft ſeinen Dolch in eure Bruſt ſtoßen, und eure Leichname den Raubvögeln Preiß geben. — Nein! (ſie ergreift den Dolch) Nein, lieber ſollt ihr von mütterlichen Händen ſterben! kein gedungener Bube ſoll ſeine verruchte Fauſt an euch legen! kein Schimpf ſoll euren Namen brandmarken! kein Ohrenziſcheln ſoll die Schande eurer Mutter kund thun! — Ihr ſollt nicht herumirren in den Wüſten, eure Speiſe aus der Erde kratzen, euren Trank von einer Regenwolke erflehen, Gott und euer Daſeyn verfluchen! — Meine Seele war rein, als der erſte Keim eures Weſens in meinem Schooße wurzelte, meine Seele iſt rein und mackellos heute in dieſer trüben Stunde. — Gott! du gabſt ſie mir, ihre

Geiſter giengen aus deiner Hand; nimm ſie zurück, und laß mich ſie wieder finden vor deinem Throne! — (bebend und außer ſich) Warum zittert ihr Kinder? — warum ſchaut ihr mir ſo ängſtlich ins Geſicht? — — Zittert nicht — ihr werdet glücklich ſeyn — ihr habt ja gebetet — ihr habt nichts Böſes gethan — komm her mein Wilibald — umarme mich — umarme noch einmal deine Mutter —

Wilibald. (ſie umarmend) Liebe Mutter —

Adelheid. (ſtößt ihm den Dolch bis an das Heft in den Rucken) Fahre wohl, trauter Knabe! — fahre wohl!

Wilibald. (ſinkt mit einem Ach! zu Adelheidens Füßen, windet ſich und ſtirbt.)

Ottomar. (bebend) Ach mein Bruder!

Adelheid. (ſtarr auf die Leiche blickend) So — nun iſts vollbracht — nur noch ein Zucken — noch ein Krampf — nun iſt er todt — der Geiſt entflohen — die Hülle keines Fußtritts werth — — dort flattert ſie die freygewordne Seele — alle ihre Bande ſind gelößt — überirrdiſche Klarheit umgiebt ſie — ſieh dort! ein Engel empfängt den jüngern Bruder — geleitet ihn freundlich vor den Thron Gottes — dort ſieht er — ſüßer Knabe — warum ſiehſt du allein da? — wo iſt dein Bruder? —

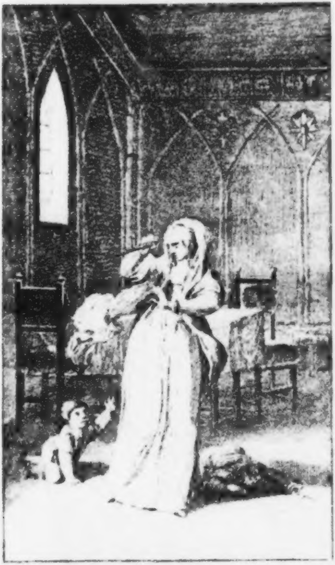
Ottomar. (der ſich indeſſen in einen Winkel verkrochen, kniet nieder und hebt ſeine Händchen empor) Liebe Mutter, laßt mich leben!

Adelheid. (fährt heftig zuſammen) Was winſelt dort im Dunkeln? ſprich! gieb Antwort!

Ottomar. (bittend) Es iſt der kleine Ottomar.

Adelheid. Du noch hier? und allein? — wo iſt dein Bruder?

Ottomar. Ach, dort liegt er.



Ford Oblong.

Adelheid. Du lügſt, Knabe! — Hörſt du ihn nicht rufen? — Biſt du taub gegen die Stimme deines Bruders?

Ottomar. Ich höre nichts, liebe Mutter.

Adelheid. Horch! ſchon wieder! — und nun zum drittenmal [illegible] ſchau empor — er läckelt auf uns hernieder. — er winkt! er ruft! geſchwind! geſchwind! folge ihm! (ſie ſtößt den Dolch einigemal in ſeine Bruſt.)

Ottomar. (beyde Hände über die Wunden ſchlagend und auf den Knieen ihr nachkriechend) Ach Mutter! — ach! — der arme — kleine Ottomar —

Adelheid. Fort Schlange! (ſie ſtößt noch einmal nach ihm, er ſinkt nieder) Ha, das traf! — Das war gut getroffen! — Kein Seufzer mehr — kein Röcheln — Triumph! Triumph! ich habe ſie entriſſen den Klauen des Satans! dort ſchweben ſie Hand in Hand! ihre Stimme iſt Lobgeſang, Licht ihr Gewand! — Triumph! Triumph! ich lache des Bannfluchs! ich lache der drohenden Kirche! das Sühnopfer iſt vollbracht — Gott! ſah mit Wohlgefallen hernieder — (ſie wirft den Dolch weg) Fort! fort in die Kapelle! fort zu Seelmeſſen und Dankgebet! — (ſie erblickt Blut an ihren Händen) Halt! da iſt Blut — ſo darf ich nicht des Tempels Schwelle betreten — mit blutigen Fingern darf ich nicht Weihwaſſer über mich ſprengen — nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes auf meiner Bruſt machen — ich will mich waſchen — ich will hinunter gehn an den Brunnen, wo mein Geliebter weilt — (ſie ſtößt an Wilibalds Leiche) Was iſt das? — ſtille! ſtille! die Kinder ſchlafen — o daß ich zu laut wurde. — Sieh, dieſen hier quält ein böſer Traum — er hat den Mund ſo ſchmerzvoll verzogen — Armer Knabe — dich laſſen die Mücken nicht ſchlafen — ſie haben dich blutig geſtochen — wart, warte!

le! (ſie reißt ihren Schleyer herunter, und bedeckt Wilibalds Leiche) So kleiner Schläfer — ſo ſchlummere ſanft — aber was bleibt mir für jenen? — ſoll ich um der Knaben willen den ſchönen Schleyer zerreißen? — iſt er nicht groß genug, um beyde zu decken? — warum liegt ihr ſo zerſtreut, als habe ein Sturmwind euch hingeſchüttelt? — ich will dieſen neben ſeinen Bruder legen — ſachte! ſachte! daß er nicht erwache! (ſie hebt Ottomars Leiche behutſam auf, legt ſie neben die ſeines Bruders, kniet nieder, deckt den Schleyer über Beyde, und iſt mit vieler Emſigkeit beſchäftigt, nirgend eine Lücke zu laſſen)

Fünfte Scene.

Die beyden Ritter treten herein.

Theobald. Adelheid! was beginnſt du?

Adelheid. St! ſt! ich habe die Kinder in den Schlaf geſungen. (ſie hebt den Schleyer auf und läßt ihn die Kinder ſehen)

Theobald. Jeſus Maria! (Er bebt zurück bis an den nächſten Pfeiler, an welchen er ſich kraftlos lehnt. Sein ganzer Körper zittert, ſein Geſicht iſt fürchterlich verzogen, ſein Blick ſtarr auf die Leichen geheftet, keine Thräne bricht hervor)

Hugo. Gott! zu ſpät! Unglückliche! was haſt du gethan! (Er bleibt ſprachlos mit gefalteten Händen eingewurzelt ſtehen)

Adelheid. (mit der lächelnden Miene des Wahnſinns) Ich ſang ein ſchönes Lied — die heilige Jungfrau hat michs gelehrt — und als ich ſang, da entſchlummerten die ſüßen Knaben —

Hugo. Ach! ſie iſt wahnſinnig geworden.

Adelheid. St! ſprecht leiſe, alter Graukopf! — Nun will ich in den Garten gehn und Blumen pflücken — Veilchen, Roſen und Tauſendſchön — die will ich über ſie herſtreuen — daß ſie vom ſüßen Dufte erwachen

chen — und der Mutter ihre Sorgfalt mit einem Kuſſe lohnen. — Setz dich hierher, Alter — gieb acht, daß kein Lüftchen den Schleyer verſchiebe — und keine Mücke ihre Wangen blutig ſteche — huſch! huſch! bin ich wieder hier! (ſie eilt ab)

Hugo. (nach einer Pauſe, blickt auf ſeinen Sohn, dann auf die Leichen, dann gen Himmel) Gott laß dieſes Opfer abergläubiſcher Raſerey das letzte ſeyn! und nimm dieſe unſchuldigen Seelen unter deinen Engeln auf! (Er kniet nieder und küßt die Kinder. Der Vorhang fällt)

Nachricht an den Buchbinder.

Das Kupfer: Wer biſt du, Unbegreifliche, kommt zu pag. 70.

Das Kupfer: Fort Schlange! kommt zu pag. 523.

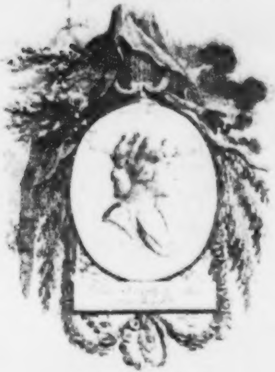
Kleine geſammelte Schriften

des

Herrn von Kotzebue,

Präſidenten des Gouvernements-Magiſtrats
in der Provinz Ehſtland.

Vierter Band.



Mit Kupfern.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Liebe Leſer!

Dieß kleine Buch iſt von keinem Nutzen, vielleicht auch nur wenig unterhaltend. Ich ſchrieb es um mein Herz zu erleichtern, ich ſchrieb es in den unglücklichſten Tagen meines Lebens. Der Verluſt einer Gattinn, die ich unausſprechlich liebte, trieb mich fort in die Welt. Ich floh den Ort, wo ich meines Lebens Ruhe verlohr, und Engel ihre Schweſter wieder zu ſich nahmen. Ach! den Ort konnte ich fliehen, aber das Bild meiner Friederike folgt mir überall, und nur dem Tode gebe ich es zurück, wenn er mir einſt das Original wieder giebt.

Es iſt mir Bedürfniß geworden, immer von ihr zu ſprechen, und immer an ſie zu denken. Der Wunſch, meinen Kummer zu mildern, gab mir die Feder in die Hand — ſiehe da! das Bild meiner geliebten Gattinn ſchwebt vor mir auf dem Papiere, ich weiß nicht mehr was ich ſchreiben wollte, ich ſehe nur ſie, und ſchreibe von **ihr**!

Gute Menſchen! die ihr zuweilen ſanfte Thränen in meinen Schauſpielen vergoſſen habt, wenn ich ein kleines Verdienſt um euch mir erwarb, ſo lohnt mir das jezt durch eine Thräne um meine gute Friederike! oder wenigſtens ſcheltet nicht, wenn ihr dieß kleine Buch in die Hand nehmt, und nicht darinn findet, was ihr ſucht. Laßt mich von **ihr** reden! recht viel von ihr reden und erzählen! ſeht nicht ſcheel drein, wenn jeder, auch der entfernteſte Gegenſtand, mich, Gott weiß wie! immer wieder zu meinem Weibe führt. Gott behüte euch alle für einem ſolchen Verluſt! kommt es aber mit euch auch einmal dahin, ſo ſollt ihr mich auch nicht vergebens um eine Thräne des Mitleids bitten.

Jeder Gatte, der in dieſem Augenblicke ſeine geliebte Gattinn noch beſizt, der drücke ſie herzlich an ſeine Bruſt wenn er dieſes lieſt, und danke Gott dafür! von ihm verlange ich nur Rührung, nicht Thränen. — Aber ihr, die ein gleiches Schickſal näher an mich kettet, ihr, die ihr Mann oder Weib verlohrt, vor kurz oder lang, und euren Verluſt noch nicht vergeſſen habt, o laßt uns zuſammen weinen! wir ſind Geſchwiſter! euch mache ich keine Entſchuldigung, daß ich ein Buch ſchrieb, einzig für mich ſelbſt, für mein wundes Herz, und für ein paar Freunde.

Ich wollte meiner Friederike ein Denkmal errichten, ſo gut ich kann, aber nicht in dieſem Buche, jezt kann ich noch nicht. Ich will einſt die Geſchichte unſerer Liebe und Ehe ſchreiben. Welch' ein ſchöneres Denkmal für die ſchönſte Seele, als das Wegnehmen der beſcheidenen Hülle von allen ihren Tugenden. Sie war ſo ſehr, ſo unausſprechlich gut, nicht nach Grundſätzen, ſondern ſie meynte, es könne nicht anders ſeyn. Ihre Empfindungen waren immer edel, denn es war kein Plätzgen in ihrem Herzen, eine unedle Empfindung zu herbergen; aber bey jedem ſanften, guten Tone klang ihre reingeſtimmte Seele immer mit. Herz und Hand meiner Friederike waren für Nothleidende immer offen, ſie gab gern, und gab, wie man geben ſoll, wie eine Schweſter dem Bruder giebt.

Noch iſt es kein Jahr, als ich mir den Scherz erlaubte, ihr am erſten April einen kritzlichen, unleſerlichen Brief zu ſchreiben, als komme er von einer armen Wittwe, die mit ein paar halbnackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verſchmachte, und ihre Hülfe anflehe. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damals nicht einmal ganz geſund, aber ſie ſuchte in Eil alte Wäſche und Kleider zuſammen, und ließ anſpannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich ſah den Wagen von weitem kommen, er hielt ſtill vor einem Hauſe am Ende der Vorſtadt. Ich erſchrack, und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! ſie war ausgeſtiegen um Semmeln zu kaufen für die hungrigen Kinder, welche ſie anzutreffen glaubte. So trat ſie in das ihr bezeichnete Haus, mit einem Bündelgen Wäſche, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwey Rubeln zwiſchen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grauſamen Muthwillen, als darüber, daß ſie wieder wegfahren ſollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war ſie vollbracht! — nie wird der erſte April wiederkehren, ohne Thränen in meinem Auge zu finden! nur dieſen einen Zug gab ich euch unter Tauſenden. Solch' ein Weib habe ich beſeſſen — und verlohren! ach! darum ſcheltet nicht, daß ich von ihr rede, und nichts anders reden mögte.

Ihr aber, meine Freunde und Bekannte, denen ich nichts weiter zu ſchreiben vermogte, als: **meine Frau iſt tod!** ihr werdet dieß kleine Buch gütig aufnehmen, denn es giebt euch Rechenſchaft von dem was ich war und bin, ſeit das Schickſal mir Alles raubte, und doch mir das Leben ließ. O ich glaubte vormals, ich hätte meinen größten Schatz verlohren, als ich meine Geſundheit einbüßte — ich habe mich geirrt. Selbſt in dem für mich ſchrecklichen Winter von 1788, habe ich ſtille häusliche Freuden an der Seite meines Weibes genoſſen, die kein Geld und kein Ordensband zu kauſen vermag. Um meinetwillen mied ſie alle Geſellſchaften, um meinetwillen genoß ſie keine Luſtbarkeit, und ſchloß ſich mit mir in mein Krankenzimmer, und rechnete es mir nie als Opfer an. Ich war aber auch ſo glücklich, wenn nur einen Augenblick lang mein Körper von Schmerzen frey, und meine Seele heiter war; ich fühlte ſo innig, daß nur eheliches Glück das einzige wahre Glück ſey! ihr Kuß, ihr Händedruck, würzte mir meine elende Grütze und meine Pflaumen.

So hat ſie redlich bey mir ausgehalten, als mich oft Alles verließ; und nun, da ich wieder ein leidliches Daſeyn mit mir herumſchleppe, nun hat ſie mich verlaſſen! — War es vielleicht nur ein guter Geiſt, zu meiner Rettung geſandt? der ſein Geſchäft vollbrachte, und dann in ſeine ſeligen Wohnungen

gen zurückkehrte? war es mein Schutzgeiſt, der nur eine liebliche irrdiſche Geſtalt annahm? ſchwebt er jezt unſichtbar um mich? wird er ſich einſt wieder mit mir vereinigen? — o ſüße Schwärmerey! verlaß mich nicht! du biſt ein Geſchenk des Himmels und Balſam für meine Wunden! —

Ich weiß nicht, wie ich das nennen ſoll, was ich da geſchrieben habe. Es ſollte eine Vorrede werden, aber ich ſehe wohl, es iſt keine Vorrede. Das iſt auch im Grunde einerley. Sey es was es wolle, wenn es nur von Friederiken handelt! —

Eigentlich habe ich darinn ſagen wollen, was es mit meiner Winterflucht für eine Bewandniß hatte, und was der Leſer in dieſem Buche erwarten darf. Eine Reiſe nach Paris, und doch ſo unähnlich einer Reiſebeſchreibung; denn was ich überall ſah, war mein geliebtes, verlohrnes Weib! daher iſt ſie es auch von der ich überall ſpreche.

Ich habe in Paris eine Zeitlang gewohnt, aber ich weiß von Paris blutwenig.

Auch wäre es überflüſſig, viel oder wenig darüber zu ſagen, da unſer Liebling Schulz dieſen Gegenſtand erſchöpft hat. Was mir ſo aufſtieß, habe ich in Form eines Tagebuchs niedergeſchrieben. O es hat mir frohe Stunden gemacht! es hat mir oft Thränen gegeben, wenn ich dieſe wohlthätige Quelle vertrocknet glaubte. Wenn ich mich zum Schreiben niederſezte, ſo konnte ich wieder weinen. Der Zweck dieſes Buches iſt erreicht, es hat meine Verzweiflung in Schwermuth verwandelt.

Paris, am 1ſten Januar 1791.

Meine

Flucht nach Paris

im Wintermonat 1790.

Es ward ihr von Gott geheiſſen,
Trotz Verblutung oder Schmerz,
Von dem Meinigen zu reiſſen
Ihr ihm einverwachſ'nes Herz.

Bürger.

Als im entwichnen Sommer meine Kränklichkeit mich zum zweytenmale zu den wohlthätigen Quellen von Pyrmont führte, da ließ ich meine theure Gattinn, welche bereits eine fünfmonatliche Bürde trug, in Weimar zurück. Jeder ihrer Briefe — ſie ſchrieb mir wöchentlich zweymal und ich ihr viermal — jeder ihrer Briefe enthielt frohe, beruhigende Nachrichten. Sie war geſund, heiter, und hatte keinen andern Wunſch, als nur mich bald wieder in ihre Arme zu ſchließen. Wie herzlich theilte ich dieſen Wunſch mit ihr! wie haſtig entſchlüpfte ich endlich dem mediciniſchen Joche, und flog an ihr Herz! es war im Anfang des Septembers. In Gotha trafen wir uns, ſie war mir bis dahin entgegen gefahren. Unſer Wiederſehn, unſere erſte Umarmung, das Plängen vor dem Gaſthofe zum Mohren, wo dieß geſchah; meine Freude über ihr blühendes Ausſehn, ihre vollen Wangen; über die Heiterkeit die aus ihren Augen blitzte — ach! alles das, ſo gern meine Phantaſie dabey verweilt, ſo raſch und lebhaſt ſie mir jene ſüßen Bilder hinzaubert, ſo träge und unbehülflich iſt meine Sprache, die lieblichen Züge aufzuhaſchen, und ſo wieder zu geben, wie ſie da vor meinem geiſtigen Auge ſtehn.

Noch zwey Monate verfloſſen. Ohne Bangigkeit ſahen wir dem nahen Zeitpunkt entgegen, der ein neues Pfand der Liebe uns geben ſollte. Ich that Alles was in meinen Kräften ſtand, um die Gefahr dieſes Augenblicks zu mindern. Der ſchöne Herbſt begünſtigte meine Abſichten. Oft zog ich mit ſanfter Gewalt meine zuweilen ein wenig phlegmatiſche Friederike aus dem Zimmer, um einen Spaziergang mit mir in dem herrlichen Park bey Weimar zu machen. Sie liebte dieſen reizenden Aufenthalt, ſie gieng gern dahin. Da ſind wir faſt täglich Arm in Arm herumgewandelt, da haben wir geſchwatzt, Schlöſſer in die Luft gebaut, die Zukunft errathen, die Vergangenheit gemuſiert und die Gegenwart genoſſen. Oder wir koſten mit unſern abweſenden Freunden, dachten und erriethen, was ſie wohl in dieſem Augenblicke thäten und trieben, was und wann ſie uns ſchreiben, wo und wann wir ſie wiederſehen würden. Dort in der Hütte von Baumrinden, dort am Waſſerfall, dann oben auf dem Berge, wo die drey Säulen ſtehn, und weiter hin, wo man die Wieſe im Thale wie eine Schaubühne überſieht — o! möge jeder ſchöne Morgen den erquickendſten Thau auf euch herabträufeln, ihr Blumen und Bäume! die ihr Zeugen meines Glückes waret! wachſe friſch und luſtig du grüner Raſen, den der Fuß meiner Gattin betrat, wo mein Wilhelm Purzelbäume vor uns herſchlug, und meine Friederike lächelnd ihm nachſah, wenn der kleine Hund die ungewöhnliche Geſtalt mit komiſchem Eifer anbellte. Nie wird ein glücklicheres Paar dich betreten, reizender Garten!

Oft fuhren wir auch nach Belvedere oder Tieffurth, Luſtſchlöſſer bey Weimar. Dort ſetzten wir uns ins Grüne unter die Bäume, und aſſen eine friſche Milch, und meine Friederike freute ſich, daß es noch ſo warm ſey hier zu Lande, und daß man im October noch den Schatten ſuchen müſſe, wenn man bey uns den Ofen ſucht. Die kleinen Ausfahrten bekamen ihr immer ſo wohl, alles war ſchön und gut.

Noch vier Wochen vor ihrer Niederkunft nahm ich ſie mit auf die Leipziger Meſſe. Nie habe ich ſie munterer geſehen als damals. Als wir wieder nach Hauſe fuhren, verſicherte ſie mich, ſie ſey in ihrem Leben nicht ſo vergnügt geweſen. — O welche gröſſere Wolluſt giebt es auf der Welt! als die, der Geliebten eine Freude zu machen! —

So rückte unter ſteten Ergötzungen und Abwechſelungen der Augenblick heran, den zu fürchten wir weit entfernt waren. Meine Frau genoß einer ununterbrochenen Geſundheit, ihre einzige Arzeney waren Erdbeeren, und ſeit ihrem Aufenthalte in Weimar hatte ſie die Apotheke nicht um einen Dreyer bereichert.

Die erſeufzte Stunde kam endlich. Am 11ten November wurde meine geliebte Gattinn des Morgens früh, glücklich und leicht von einer Tochter entbunden. Sie befand ſich in den erſten drey Tagen außerordentlich wohl, war munter und vergnügt, ſcherzte, lachte, lobte die Hebamme; verſicherte, ein ſolches

Wochenbette ſey nur Spas, ſie habe ſich noch nie ſo wohl befunden, habe noch nie gleich in den erſten Tagen nach ihrer Niederkunft Luſt zum Eſſen gehabt, kurz! der Berg ſchien überſtiegen, die kleine Wolke, die den Horizont vor uns getrübt hatte, war über uns hingezogen, ſo wähnten wir — ach! und wer war froher als ich! die ganze Schöpfung war mein und ich war König darinn. Ich ahndete nicht, daß es die letzten frohen Tage meines Lebens wären!

Am 14ten war ſie krank. Wir ſchoben die Schuld auf das gewöhnliche Milchfieber und blieben ruhig. Die Natur erleichterte ſich auf verſchiedenen Wegen. Am 15ten war ſie wieder recht wohl. Noch ſehe ich ſie, wie ich des Morgens früh um fünf Uhr leiſe in ihr Zimmer trat, und ein wenig beſorgt nach ihrem Bette hinſchielte, weil ich ſie Abends vorher verdrüßlich und leidend verlaſſen hatte.

Sie ſtreckte mir lächelnd beyde Arme entgegen, und richtete ſich auf. O ſeliger Augenblick! — ich las ihr nachher eine Scene aus einem Schauſpiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfſtein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das ſtrich ich weg. Ach! weſſen Gefühl wird in Zukunft mich leiten! mein Genius hat mich verlaſſen, und mein Feuer iſt verloſchen! —

Sie hörte auch an dieſem Morgen mir gern zu wie immer, ſie ſprach darüber wie ſonſt, ihr Geiſt war völlig heiter und unbewölkt. Ach! ich werde das Stück, zu welchem dieſe Scene gehört, wohl nie vollenden! ich erſchrecke wenn mir das Blatt in die Hand fällt, ich fürchte mich dafür, es kömmt mir vor, als ſey es ein Verbrechen, weiter daran zu ſchreiben, auch könnte ich es nicht für alle

Schätze der Welt! da wo ich zu leſen aufhörte, wo ſie mir freundlich zunickte, wie könnte ich da fortfahren! was könnte ich da anders denken, als ihr letztes freundliches Nicken! —

Am 16ten klagte ſie über große Mattigkeit. Von dieſem Tage an verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand. Ich fieng an ängſtlich zu werden, und bat meinen alten Univerſitätsfreund, den Hofmedicus Hufeland, auch mit gutem Rath beyzuſtehn, da bis jetzt der Herr Bergrath Buchholz allein unſer Hausarzt geweſen war. Die Krankheit gieng aus den erſten Wegen in die zweyten, das Fieber wurde immer heftiger, die Mattigkeit immer größer, ſie phantaſirte ſehr oft. So krochen drey ewig lange Tage, mit meiner Angſt beladen, ins Meer der Zeit hinab.

Am 20ſten fuhr ich des Morgens früh nach Jena, um den berühmten Hofrath Stark herüber zu holen; denn ſo groß auch mein Zutrauen zu den beyden braven Aerzten war, die ich zugleich unter meine Freunde zählen darf; ſo glaubte ich doch nichts vernachläſſigen zu dürfen, was meine theure Gattinn zu retten, und mich zu beruhigen im Stande ſey. Ich litt auf dieſem Wege ſchreckliche Angſt, meine Phantaſie arbeitete fürchterlich, und peinigte mich mit trüben Bildern der Zukunft, die leider! nun in Würklichkeit übergegangen ſind.

Herr Hofrath Stark war ſo gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her gefahren. Er fand meine Frau ſehr krank, aber noch lange nicht ohne alle Hoffnung, und ich holte zum Erſtenmale wieder freyer Athem. Ausleerende und Schweistreibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes, krankes Weibgen war jezt ſehr eigenſinnig und mürriſch. Sie wollte ſich, zum Beyſpiel, die Lavements die man ihr verordnet hatte, von Niemand ſonſt beybringen laſſen als von mir; ich that es alſo zum erſtenmale in meinem Leben mit zitternden Händen. Hofrath Stark gab mir einige Anweiſung dazu, die Liebe that das übrige, es gieng recht gut, meine Frau küßte mich zärtlich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird der Liebe Alles! Ich hoffe nicht, daß jemand bey dieſer Stelle ſpotten wird. Wer anders als gutmüthig drüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn wurden dieſe Blätter nicht geſchrieben.

An dieſem Tage wurde Menſchenhaß und Reue aufgeführt. Natürlich verließ ich das Bett meiner Frau nicht, aber ich kann nicht umhin, eines Zuges zu erwähnen, der mir Freude gemacht hat. Es waren nemlich wohl achtzig Studenten aus Jena herüber gekommen, um das Stück zu ſehn. Sie pflegen dann gewöhnlich nach dem Schauſpiel ſich noch einige Stunden luſtig zu machen, und ſo-

ſodann gegen Mitternacht, nicht ohne Lärmen, Schreyen und Klatſchen wieder abzuziehn. Ihr Rückweg führt ſie durch die Straße welche ich bewohnte; aber in dieſer Nacht zogen ſie alle einen andern Weg durch entfernte Straſſen, kein einziger Wagen oder Pferd paſſirte meine Wohnung, um die Ruhe meiner kranken Frau nicht zu ſtören. Ich erzählte es meiner Friederike am andern Morgen; ſie ſchien ſich drüber zu freuen, und ich danke dieſen Herren hier öffentlich für ihre ſchonende Gefälligkeit.

Am 21ſten und 22ſten blieb es mit meiner Frau wie es war. Ich ſchickte jeden Morgen einen Expreſſen an den Hofrath Stark, mit dem Bericht, wie die Kranke ſich befinde. Ich kam wenig von ihrem Lager. Sie ſelbſt ſchien nicht zu fürchten, daß ſie ſterben werde. Aber als ich ſie einmal umarmte, und meine Wange an der ihrigen lag, da konnte ich meine ne Thränen nicht verſchlucken, ich fieng heftig an zu weinen, und da ſchien auch ſie einen Augenblick lang eine ängſtliche Beſorgniß zu äußern, die aber gleich wieder verſchwand, als ich meine Augen geſchwind trocknete, und Hoffnung und Heiterkeit log. Gewöhnlich war ſie nicht bey ſich, und phantaſirte viel. Doch wenn ſie zu ſich kam, hatte ſie am liebſten mich an ihrem Bette.

Am 23ſten war ſie ruhiger und beſſer, welches auch mir eine große Erleichterung gab. Ich gieng mit frohen Hoffnungen zu Bette, und ſchlief nach langer Zeit einmal wieder ſanft ein. Aber am 24ſten, um halb vier Uhr des Morgens, weckte mich das Kammermädgen, mit der Nachricht, meine Frau ſey ſehr ſchlecht. Ach Gott! mit welchem ſchrecklichen Gefühl ſprang ich aus dem Bette, und ſtürzte zu ihr hinüber! Ich fand ſie äußerſt unruhig, ſie klagte über Schmerzen in der Herzgrube, auf der Bruſt, im Kreuz, und beſonders in der rechten Seite, in der Gegend wo die Lunge liegt. Dabey hatte ſie einen ſehr kurzen Athem und rothe Backen. Schon ſeit einigen Tagen hatte ich dieſes Symptom öfter bemerkt, und meine Beſorgniſſe darüber geäußert, war aber immer vertröſtet worden.

Ich zitterte, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, denn ich glaubte das ſey ihre letzte Stunde, und wußte nicht wie ich helfen ſollte. Bey mir war Niemand als das Kammermädgen und die Wärterin. Ich ſchickte zu dem Herrn Bergrath Buchholz, er war auch ſo gütig gleich ſelbſt zu kommen. Bald eilten auch meine Mutter, und die Frau Profeſſorinn Muſäus herbey. Die Kranke wurde mit Flanell am ganzen Körper gerieben, beſonders die ſchmerzhaften Stellen, Blaſenpflaſter gelegt, u. ſ. w. Bald fand ſie ſich erleichtert, die Schmerzen vergiengen, ſie wurde ruhiger.

Ach! wie iſt in dieſen bangen Stunden mein armes Herz zwiſchen Furcht und Hoffnung herumgeworfen worden! doch dachte ich mir den unerſetzlichen Verluſt, der mich bedrohte, noch immer nicht als möglich. Es war mir immer, als flüſterte eine leiſe Stimme mir zu: es kann nicht ſeyn! das Unglück wäre allzugroß! das Schickſal wird nicht mehr dir auflegen, als du zu tragen vermagſt, wird dir lieber alle deine Kinder, und Alles was du haſt nehmen, nur nicht dein Weib! ach! wenn man ſo mit dem Schickſal handeln, wenn man dem Tode ſeine Opfer abkaufen oder austauſchen dürfte! —

Die Aerzte hofften auf den Ausbruch eines Frieſels. Ich beſuchte mein liebes Weib alle Minuten, ob noch kein Frieſel ſich zeigen wolle? und ſiehe da! Mittags fand ich, nach oft wiederholten Beſichtigungen, das Frieſel ſey da! — O meine Freude bey dieſer Entdeckung war unbeſchreiblich! ich lief gleich ſelbſt zu beyden Aerzten, und erzählte es ihnen, und weinte dabey wie ein Kind. Sie theilten meine frohen Hoffnungen, und befahlen nun um Gotteswillen die Kranke nicht aus dem Bette zu laſſen, denn ſie ließ ſich vorher oft in ein friſches Bett bringen, ſie war eigenſinnig in dieſem Punkte, und ſchwer davon abzuhalten. Ich wich alſo nun gar nicht mehr von ihr, weil ſie mir zu Liebe doch Alles that; wenn ich ſie recht zärtlich bat, ſo ließ ſie ſich Alles gefallen, ihre Liebe war ſtärker als ihre Krankheit. Die Nacht legte ich mich zwar nieder, aber unausgekleidet, und die Frau Profeſſorinn Muſäus, die auch hier ſich als eine treue biedere Freundinn bewieß, blieb bey ihr, und ich hatte befohlen, ſobald ſie unruhig werde, mich ſogleich zu wecken.

Um fünf Uhr ſtand ich auf. Man gab mir die frohe Nachricht, die Kranke habe die ganze Nacht ruhig zugebracht. So fand ich ſie auch, als ich ihr meinen Morgenkuß und Gruß brachte, und meine ſüßen Hoffnungen wurden immer lebendiger.

Da ſie ſich ſo wohl befand, ſo gieng die Frau Profeſſorinn Muſäus auch früh nach Hauſe, und ich zündete wohlgemuth meine Morgenpfeife an, und gieng ein wenig im Nebenzimmer auf und nieder, um der Kranken durch den Rauch nicht beſchwerlich zu fallen. Plötzlich tritt das Kammermädgen herein, und hält in der Hand ein Schnupftuch voll Blut, welches meine arme Friederike eben ausgeworfen hatte. Gott! welch ein neuer Schrecken! ich eilte zu ihr, ſie hatte einen kurzen Huſten, und warf immer von Zeit zu Zeit blutigen Schleim aus. Ueber Hals und Kopf eilte ich zum Arzt, er verordnete etwas beruhigenhitzendes, ich brachte es ihr, der Huſten ſtillte ſich wieder, ſie fieng an zu ſchlummern.

Meine Kräfte waren ſehr erſchöpft. Die Morgenſonne beſchien den Erker mir gegenüber; die Luft war warm, der Himmel heiter. Ich beſchloß den Schlummer meiner geliebten Gattinn zu nutzen, und ein wenig hinaus ins Freye zu gehn. Ich wählte den Weg nach Belvedere. Könnte ich Alles beſchreiben, was ich auf dieſem Wege gedacht, empfunden, gebetet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden. Sollte das nicht auch ein Beweiß ſeyn für die Fortdauer unſerer Seele, daß unſere Empfindungen keiner Zeit bedürfen? daß das vollſte Maas derſelben über einen einzigen Augenblick ausgeſchüttet werden kann? daß der Menſch nicht ſagen darf: „in ſo und ſo vielen Minuten vermag ich ſo und ſo viel zu empfinden;“ ſondern daß Menſchenalter ſich zuſammenpreſſen

in

in Ein blitzſchnelles Gefühl, und doch ſo deutlich, ſo beſtimmt und gegenwärtig. Was iſt denn das in uns, das weder Raum noch Zeit bedarf, um allumfaſſend und gewaltig zu würken? iſt es nicht ein Geiſt? —

Mächtig iſt der Reiz der Natur! ſelbſt an dieſem ſchrecklichen Tage würkte ihr Zauber auf meine Sinne, und ſchläferte endlich meine Angſt ein. Der heitere warme Sonnenſchein geſellte ſich zu dem, was er in meinem Buſen ihm gleichartig fand, zu der Hoffnung! er entfaltete ſie gleichſam, und ſie erhob ſich über den Wirrwarr der übrigen Gefühle, und ragte hervor. „Ach!“ ſagte ich plötzlich laut — mir war als ob ich laut ſprechen müßte — „es kann noch Alles gut werden!“ und ſiehe da, von dieſem Augenblicke an verwaltete meine Phantaſie ihr wohlthätiges Amt. Ich ſah meine Friederike geſund; ich ſah ſie wieder im Zimmer auf und nieder wanken, nur noch ein wenig matt; ich unterſtützte ſie, ich führte ſie ſpazieren, ich gab ihr alten Rheinwein zu ſchlurfen, und nachdem ich ſie ſo nach und nach ganz wieder hergeſtellt hatte, ſo dachte ich mir auch ein Feſt aus, um ihre Geneſung zu feyern. Der älteſte Bube ſollte ein Gedicht auswendig lernen, und ein paar Waiſenkinder wollte ich kleiden, und eine kleine frohe Geſellſchaft zuſammen bitten; wenn wir dann bey Tiſche ſäßen, ſollte plötzlich im Nebenzimmer eine Muſik ertönen! Herr Gott dich loben wir! da ſollten die Pauken drein wirbeln! und wir wollten die vollen Gläſer in die Höhe heben, ich meinen Arm um den Nacken meines Weibes geſchlungen, und ſo wollten wir ſingen: Herr Gott dich loben wir!

Liebe, wohlthätige Phantaſie! du haſt in jenem Augenblicke mich ſo glücklich gemacht! du reichteſt mir den Becher der Stärkung zu neuen Leiden.

So war ich unvermerkt bis nach dem Luſtſchloß Belvedere gegangen, welches eine halbe Stunde von Weimar liegt. Ich kaufte für mein krankes Weibgen einen Strauß Blumen, und einen Roſenſtock im Topfe, denn ſie war immer eine große Blumenfreundinn. Den Strauß nahm ich ſelbſt mit nach Hauſe. Als ich kam, es war halb zwey Uhr, ſchlummerte ſie noch, und hatte die ganze Zeit hindurch nicht gehuſtet. Um zwey Uhr erwachte ſie, ich brachte ihr die Blumen, ſie freute ſich drüber, aber nur einen Augenblick lang, denn gewöhnlich war ihr Alles ſehr gleichgültig; auch ihren kleinen Lieblingshund hatte ſie ſeit einigen Tagen gar nicht zu ſehen, oder auf dem Bette zu haben verlangt. Das Frieſel war indeſſen keinesweges zurückgetreten, und alſo lebte auch immer meine Hoffnung noch. Aber Nachmittags fieng der Bluthuſten von neuem an, und dauerte lange und heftig. Gegen

Abend ließ er zwar etwas nach, aber ſie lag röchelnd, ſehr ſchwer Athem ziehend, und kannte ſelten jemand. Man ſetzte ihr Blutigel unter die rechte Bruſt — ſie ſchien es gar nicht zu fühlen. Man brachte mir von Belvedere den blühenden Roſenſtock, ich trug ihn hinein zu ihr und hielt ihn ihr hin — ſie ſchien es gar nicht zu bemerken. Von meinem Zuſtande ſchweige ich, es wäre vermeſſen ihn zu beſchreiben.

Gegen zehn Uhr lag ſie in den letzten Zügen, röchelte ſtärker, das Auge war gebrochen, und, wie auch die Aerzte eingeſtanden, alle Kennzeichen des nahen Todes vorhanden. Man bat mich, ſie nicht ſterben zu ſehn; man erinnerte mich, daß ich die Erhaltung meines Lebens meinen Kindern ſchuldig ſey. Ich war ſo betäubt, daß ich ſelbſt nicht wußte was ich that. Ich nahm Abſchied von meiner Frau, die mich weder hörte noch ſah. Nur als ich mich auſſer mir über ſie warf, und meine brennenden Lippen auf ihren kalten Mund drückte, da ſchien ſie auf einen Augenblick zu ſich zu kommen, und erwiederte meinen Kuß ganz ſchwach, und kaum fühlbar. Dieſes letzte Zeichen ihrer Liebe gab mir plötzlich Thränen, ich weinte nun heftig, deckte ſie noch einmal mit meinen Küſſen und ſtürzte aus dem Zimmer, in der traurigen Ueberzeugung, das ſey der letzte Kuß meiner unausſprechlich geliebten Gattin geweſen.

Man wollte, ich ſollte das Haus verlaſſen, aber das konnte ich nicht. Ich begab mich auf ein anderes Zimmer, und warf mich aufs Bett, und durchwachte die ſchrecklichſte Nacht meines Lebens! Bey meiner Friederike hatte ich meine Mutter gelaſſen.

Wenn ich dieſe lange, ſchaudervolle Nacht beſchreiben könnte! Jeden Augenblick erwartete ich die Todesbotſchaft. So oft ich die

Thür des Krankenzimmers gehen, oder nur einen leiſen Tritt hörte, ſo oft glaubte ich, das Herz werde mir die Bruſt durchſchlagen, und die Angſt lähmte alle meine Glieder. Um Mitternacht ungefähr hörte ich in der Küche Kaffee mahlen. Ach! dachte ich, nun iſt ſie ſchon tod! weil die Wachenden ſonſt ſo früh nicht Kaffee zu trinken pflegten.

Tauſendmal war ich im Begriff, durch die paar Zimmer, die uns trennten, hinzugehn, und ſelbſt zu ſehn, wie es ſtehe; aber immer hielt mich die Angſt zurück, und die Furcht, ihren entſeelten Leichnam zu finden. Jezt, dachte ich immer, iſt doch noch eine leiſe Hoffnung in mir, die raube ich mir dann ganz durch die ſchrecklichſte Gewißheit. So blieb ich immer wieder auf meinem Bette liegen, und ſtand Quaalen der Hölle aus. Nein warlich! einem Verbrecher, der den andern

Morgen zum Tode geführt werden ſoll, kann nicht ſchrecklicher zu Muthe ſeyn!

Doch gab es auch noch Augenblicke wo ich hoffte. Einigemal drohte mein Nachtlämpgen zu verlöſchen, und flammte doch hernach wieder hell auf. Das ſchien mir ein Bild des Lebens. Auch das Leben meiner theuren Gattinn könnte wieder aufflammen, wie dieſes Lämpgen.

Es hatte vier Uhr geſchlagen, als ich die Thür des Krankenzimmers öffnen, und den Fußtritt meiner Mutter auf mein Zimmer zukommen hörte. Ich war einer Ohnmacht nahe, ich konnte mein Herz klopfen hören. Ich blickte ſtarr nach ihr hin, als ſie hereintrat. Sie lebt! war ihr erſtes Wort, und ein wohlthätiger Thränenſtrom ſtürzte aus meinen Augen. Ich konnte nicht reden und nicht fragen, aber meine Mutter erzählte mir mit einem tröſtlichen Geſichte, gleich nach

Mitternacht habe der ſchreckliche Zuſtand aufgehört, ſie ſey ruhig geworden, habe die ganze Nacht gar nicht gehuſtet, kenne wieder Alles um ſich her, und habe auch ſchon ein paarmal nach mir gefragt. Mit einem Sprunge lag ich in ihren Armen. Ach Gott! welch eine Seligkeit! ſie kannte mich, ſie lächelte, ſie erwiederte meine Küſſe, und ſagte dabey: „ich küſſe dich ſo gern, es wird mir aber jezt ſchwer." Sie war ganz vernünftig, meynte auch, ſie befinde ſich beſſer. Ich brachte ihr den Roſenſtock, ſie hatte viel Freude drüber, und zog recht den Geruch in ſich.

O! ich war außer mir für Freuden! und dankte Gott mit einer Innbrunſt, mit der vielleicht noch wenig Menſchen zu ihm gebetet haben. Ich hielt meine Frau für gerettet. Was am höchſten ſtieg, dachte ich, muß wieder fallen; gewiß hatte geſtern Abend die Krankheit den höchſten Gipfel erſtiegen, und nun fällt ſie wieder. Raſch warf ich meine Kleider über, ungeduldig erwartete ich den Anbruch des Tages, kaum war es ein wenig hell auf den Straßen, da flog ich zu meinem Arzte, und wie ſehr erſtaunte dieſer, als er hörte, meine Frau lebe noch. Er nannte mir nun alle die Kennzeichen, die geſtern Abends ſpät ihren nahen Tod verkündeten, wagte es mit mir, die Möglichkeit der Beſſerung zu hoffen, und verordnete, unter andern Mitteln, ſogleich auch wiederum Lavements. Von den letztern, ich geſtehe es, ahndete mir kein guter Erfolg. Erſtlich glaubte ich in meiner Laien-Einfalt, es ſey wohl unnöthig, da meine Frau dieſen Morgen, wider alles Vermuthen, eine freywillige, ſo ſtarke Ausleerung gehabt hatte, als während der ganzen Krankheit kein Lavement und keine Arzeney hatten bewürken können; und das war eine von den Hauptſtützen meiner wiederkehrenden Hoffnung.

Zweytens hielt ich es für gefährlich, durch die Bewegung des Umwendens, u. ſ. w. ihren Bluthuſten vielleicht aufs neue zu reizen; da aber meine beyden würdigen Aerzte darinn übereinſtimmten, ſo blieb mir nichts anders übrig als zu gehorchen.

Ich lief ſogleich wieder nach Hauſe, ließ das Lavement zubereiten, und ſtand bereits, um mein neues Amt zu verwalten am Bette, erwartend, daß die Kranke ſanft und behutſam gewendet werde — aber ach! was ich befürchtet hatte, erfolgte! die Bewegung reizte zu ſehr, der Bluthuſten kam wieder. Ich ließ ſogleich inne halten, eilte zum Arzt, nicht ſo froh als das Erſtemal, ſagte ihm was vorgefallen, und er ſtand nun ſelbſt von dem Lavement ab.

Ach! ich kann den Gedanken nicht verſcheuchen: hätten wir ſie ruhig liegen laſſen, und ſie mit gar keiner Arzeney mehr gequält, ihre Jugend und ihre gute Natur, die eben ſo vortrefflich war, als ihr Herz, würden die Krankheit endlich doch noch überwunden haben. Das ſoll warlich kein Vorwurf ſeyn! meine braven Aerzte thaten gewiß was ſie konnten. Aber wem ſeine Wohnung abbrannte, der meynt denn doch immer, jeder der Umſtehenden habe wohl hie oder da einen Tropfen Waſſer mehr zuſchütten können, um den Brand zu löſchen. Man muß das dem armen Unglücklichen nicht verargen.

Ich ſandte dieſesmal meinen eignen Bedienten zu Pferde nach Jena, ſchärfte ihm ein ſo ſchnell zu jagen, als ihm möglich ſey, und den Hofrath Stark ſelbſt wieder mitzubringen. Der gute Menſch, der meine Frau liebte, weil jedermann ſie liebte, war ſchon in drey und einer halben Stunde wieder zurück. Er brachte mir ein Billet vom Herrn

Hofrath Stark, worinn er auf den Nachmittag ſelbſt zu kommen verſprach.

Es war jezt Mittag. Ich hatte ſeit einer Stunde, erſchöpft durch Alles was in mir und außer mir vorgieng, auf dem Sofa gelegen, und vergebens etwas zu ſchlummern verſucht. Jezt, da ich das Pferd meines Bedienten von weitem die Straße herauf gallopiren hörte, jezt ſprang ich wieder auf, und eilte mit dem empfangenen Billet in der Hand in das Krankenzimmer — ach! da fand ich es wieder wie geſtern Abend! die nemlichen Kennzeichen des nahen Todes, das nemliche Röcheln, die gebrochenen Augen, das Ueberſpringen der Flechſen; verſchwunden jede Hoffnung auf den Geſichtern der Umſtehenden; in den Augen des Arztes das Bekenntniß, daß ſeine Kunſt hier nichts mehr vermöge! —

Ach! er konnte nicht! und Gott wollte nicht! — — warum er eine der glücklichſten

ſten Ehen trennte — warum er ein paar Menſchen von einander riß, die ſich mit jedem Tage lieber wurden — o! wer wird es mir zur Sünde anrechnen, daß ich murre! Gott gab ſie mir! Gott nahm ſie mir! aber — der Name des Herrn ſey gelobt — nein, das kann ich nicht hinzufügen, ich bin kein Heuchler.

Was ich in dieſer und den nächſtfolgenden Stunden gethan, davon habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung. Wie ich ſie zum letztenmale küßte, ohne jedoch wie geſtern auch nur eine ſchwache Erwiederung zu fühlen; wie ich aus dem Zimmer ſtürzte, um nicht den letzten Kampf mit dem Tode zu ſehen; wie ich über die Straße, einige Häuſer davon, zu meinem Freunde G. eilte, und welche ſchreckliche Gefühle dort mein Herz zerfleiſchten, Alles das iſt mir nur wie ein ſchwerer Traum.

Ich hatte ſchon ſeit länger als acht Tagen dieſem meinem alten treuen Freunde auf einem Spaziergange geſagt, daß ich alle meine Beſinnung verlieren würde, im Fall das Schickſal das größte Unglück, den Verluſt meines theuren Weibes über mich verhängt habe: ich hatte ihn gebeten, auf dieſen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigſtens meinen unmündigen mutterloſen Kindern einen Vater zu erhalten, der ſelbſt ſeit drey Jahren ſein Grab immer offen zu ſehen glaubte; ich hatte ihn gebeten, ſobald das Leben meiner Frau ohne Rettung verlohren ſey, in höchſter Eil eine Poſtchaiſe anſpannen zu laſſen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur ſo weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden ſtarben und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er verſprach es, und hielt Wort in dieſer ſchrecklichen Stunde. Er gieng ſelbſt, meine Frau noch einmal zu ſehn, er ſah ihren lezten Todeskampf, kam eilig zurück, hoffnungslos zu dem Hoffnungsloſen, und ſchickte nach der Poſt.

Ich wiederhohle es, meine Empfindungen ſind keiner Beſchreibung fähig. Es war eine Betäubung, es war ein innres Toben, es war eine Angſt und Unruhe, ich konnte nicht eine Minute lang ſitzen, nicht einen Augenblick lang auf einer Stelle ſtehn, weinen konnte ich auch nicht, in dem Zimmer zu bleiben war mir auch nicht länger möglich. Ich lief fort auf die Straße, es pfiff ein kalter Novemberwind, es war mir da auch zu eng. Ich hatte meinem Freunde geſagt, ich wolle vor dem Thore auf ihn warten, ich kam auch würklich hinaus vor das Thor, ich weiß ſelbſt nicht wie, ich weiß auch nicht ob mir Bekannte unterwegens begegnet ſind; nur das erinnere ich mich, weil es meinen Schmerz vermehrte, daß mir der Kutſcher begegnete, der vor einigen Wochen meine Frau und mich nach Leipzig gefahren hatte.

Vor dem Thore blieb ich wohl ein paar Stunden allein, mit meinem Schmerz und meiner Sinnloſigkeit. Es war ein regnigt kalter Tag, ich habe es nicht gefühlt. Ich gieng immer am Rande eines Grabens auf und nieder, und bemühte mich etwas zu denken, ich habe aber gar nichts gedacht. Ein paarmal kamen doch Thränen, aber wenige; das Herz wollte mir ſpringen! Gott war karg mit ſeinen lindernden Thränen.

Ein alter Mann in einer Soldaten-Uniform, den ich für einen Bewohner des in dortiger Gegend gelegenen Hoſpitals halte, hatte mich ſchon lange beobachtet, und kam endlich auf mich zu mit der Frage: ob ich krank ſey? — Ich ſagte ja und gieng vorbey. „Das ſieht

„man Ihnen wohl an“ hörte ich ihn noch hinter mir ſagen. Ich weiß nicht, ob es die Theilnehmung dieſes Mannes war, die mich rührte und überraſchte, zu einer Zeit, wo ich mir in der ganzen Schöpfung verlaſſen vorkam, genug, das gab mir Thränen, ich weinte einige Augenblicke lang ſehr heftig, hernach war es aber wieder vorbey, und ich fiel zurück in eine Art von dummer Betäubung.

Endlich, gegen Abend, ſah ich von ferne meinen Reiſewagen kommen, der nämliche Wagen, den noch vor wenig Wochen meine Friederike mit mir theilte, wo ich ſo oft ſie ein- und ausgehoben, an ihrer Seite ſo manche frohe Stunde genoſſen. Ich ſtieg hinein, und der kleine Hund wedelte mir entgegen, der meiner Frauen Liebling war, und nun der Meinige geworden iſt. In dem Wagen war mir Alles ſo bekannt, überall ſah ich meine Friederike! oder etwas das mich an ſie erinnerte.

An der einen Taſche ein Flecken von einem Arzeney-Glaſe, welches ſie einſt da zerbrochen hatte, hier und dort noch eine Stecknadel oder ein wenig Puder; ach! und das was nicht da war errinnerte mich am meiſten an ſie! ich hatte nämlich ſchon in Reval bey unſrer Abreiſe ein paar kleine weiche Kiſſen machen, und mit Leder überziehen laſſen, um ſie auf der Reiſe unter den Kopf zu legen. Dieſe Kiſſen ließ meine Frau während ihrer Krankheit ſich geben, da die Federbetten ihr zu warm unter dem Kopfe waren — auf dieſen Kiſſen ſtarb ſie! —

Wir fuhren, die Wolken flogen, der Mond ſchien, wir ſprachen nicht. Mein Freund fühlte wohl daß man mich jezt nicht tröſten müſſe, er ſchwieg, und ich danke ihm dafür. Ich ſtarrte hinaus in die Wolken, die der Wind zu mancherley Geſtalten zuſammenballte. Es ſah gar abentheuerlich in meinem Kopfe aus, ich ſezte mir aus den Wolken Geſchichten zuſammen; die eine ſah aus wie ein Sarg, die andere wie ein Hut mit einem langen Trauer-Flor. Ich fand Alles am Himmel was ich ſuchte, nie hat mir meine Phantaſie ſo fürchterlich treue Dienſte geleiſtet. Um acht Uhr des Abends kamen wir nach Erfurt.

Bald nach unſerer Wegreiſe war Hofrath Stark von Jena gekommen, und hatte meiner Friederike noch eine Ader geöffnet, aber vergebens! nichts konnte das beſte, ſanfteſte Geſchöpf ins Leben zurück rufen. Sie betrübte mich zum Erſtenmale ſeit unſerer Verbindung — ſie ſtarb! —

Man hat mir nachher geſchrieben, der Brand ſey in die Lunge gerathen, auf welche ſich die verirrte Milch geworfen, und des ſey die Urſach ihres Todes geweſen. Mich quälen auch über dieſen Punct tauſend trübe Vorſtellungen. Zwar giebt gewiß meine theure Friederike mir in dieſem Augenblicke das Zeugniß vor jenem großen Richter, daß ich Alles gethan habe um ſie zu retten, was die zärtlichſte Liebe zu thun vermag; aber doch bilde ich mir immer ein: wenn doch noch das oder das geſchehen, oder jenes unterlaſſen worden wäre! ſo oft hängt ja das Leben eines Menſchen nur an einem Faden, an dem kleinſten, unbedeutendſten Zufall. Da verfolgt mich zum Beyſpiel die Erinnerung, daß meine geliebte Gattinn in den lezten Tagen ihrer Krankheit ſehr oft, aber freylich nur immer in einer Art von Phantaſie, die ruſſiſche Medicin von mir verlangte. Sie wollte ſich immer deutlicher ausdrücken, ſie gab ſich alle Mühe ſich mir verſtändlich zu machen, konnte ſich aber nie auf den rechten Namen beſinnen, immer kam wieder: die ruſſiſche Medicin. Ich konnte mich durchaus nicht beſinnen, was ſie damit ſagen wollte, nachher aber iſt mir eingefallen, daß ſie vielleicht das Ailhaudiſche Pulver darunter verſtanden, deſſen man ſich in unſern Gegenden häufig bedient, und das, die Herren Aerzte mögen nun ſo viel dagegen ſchwatzen, als ſie immer wollen, oft ſchon Wunder gethan hat. Da ich ſelbſt dieſem Pulver das Leben eines vom Arzte bereits aufgegebenen Sohnes verdanke, ſo iſt es leicht möglich, daß der Mutter dieß beyfiel, und — ach Gott! wer weiß ob damals, als ihre Bruſt noch frey war, nicht eine ſtarke Purganz den ganzen Gang der Krankheit verändert haben würde. Doch wo hätte ich den Muth gefunden es ihr einzugeben! — und wenn ſie dann doch geſtorben wäre, würde ich mich nicht als ihren Mörder angeklagt haben? und noch elender geweſen ſeyn als jezt?

Ach! es war nun einmal beſchloſſen, daß es ſo und nicht anders ſeyn ſollte, und das große Rad unſerer Schickſale, vom Verhängniß getrieben, läßt ſich durch keinen Strohhalm aufhalten. Sie iſt tod! alle meine Freuden und Hoffnungen ſind tod! dieſſeits des Grabes iſt für mich kein wahres Glück mehr! ich werde vielleicht noch oft lachen, aber nie wieder frölich ſeyn; ich werde vielleicht noch lange nicht ſterben, aber nie wieder leben, denn die beſſere Hälfte meines Lebens iſt von mir geſchieden! die zurückgebliebene ſehnt ſich nach Wiedervereinigung, und hofft Wiedervereinigung! das iſt der einzige Troſt meines zermalmten Herzens.

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
an der Liebe Banden nach!
daß auch ich zu Engeln komme,
zeuch, du Engel, dir mich nach!

* * *

Ehe ich weiter rede, muß ich vorher noch eine Art von Vertheidigung meines Betragens übernehmen. Meine Freunde quälen mich, und machen mir einen Vorwurf daraus, daß ich weggereiſt bin. Ich hätte in Weimar bleiben ſollen, ſagen ſie alle — warum? — ja das kann ich mir nicht erklären. Ein Brief nach dem andern verfolgt mich auf meiner Flucht, ſie ſind alle gleichlautend. Der eine ſagt: „man hofft, daß „wenn die Zeit deinen Schmerz nur erſt gelindert hat, du dich eines beſſern beſinnen, „und zurückkommen wirſt.“ — Der andre ſagt: „du biſt es deinem guten Rufe ſchuldig, zurück zu kommen, denn man wird „ſonſt glauben, du habeſt nur jede unangenehme Empfindung fliehen, jeden traurigen „Gegenſtand aus deinem Geſichtskreis verbannen wollen.“

Ich haſſe dieß man ſagt, man glaubt, tödlich, habe mich auch nie viel darum bekümmert, ſo lange mein Gewiſſen ſeine

Stimme nicht in die des Publicums miſchte; aber nie hat mich ein Urtheil ſo unerwartet überraſcht als dieſes; nie konnte ich eines weniger vorausſehn, als dieſes.

Was ſoll ich in Weimar? wer antwortet mir auf dieſe Frage? wer hätte nicht an meiner Stelle eben ſo gehandelt, wenn ihn kein Verhältniß mehr an den Ort band, wo das Grab alle ſeine Freuden verſchlang? O! ich bedaure den armen Unglücklichen, den vielleicht Amt oder Armuth zwingen, das Fleckgen Erde nicht zu verlaſſen, wo man ſeine Geliebte einſcharrte; ich bedaure ihn, und danke Gott, daß das nicht mein Fall war! Ich diene der Kaiſerinn von Rußland. Dieſe große und gute Frau gedachte mitten im Gewimmel ihrer Siege und Schlachten, eines einzelnen kranken Dieners, deſſen Geſundheit ſchon ſeit Jahren litt, und den die feuchte, kalte Luft des baltiſchen Meers zu tödten drohte.

Sie ſchenkte mir ein Jahr, um mich zu erhohlen. Ich brachte den Sommer in den Bädern zu, und kehrte im Herbſt aus freyer Wahl nach Weimar zurück, in der Hoffnung, dort einen frohen Winter, an der Seite meiner Friederike, im Schooße meiner Familie zu verleben. Froh kann dieſer Winter nun nicht mehr ſeyn, und unter allen Orten, die ein theilnehmender Arzt mir vorſchlagen könnte, meine wankende Geſundheit zu befeſtigen, müßte, dächte ich, Weimar gerade der letzte ſeyn.

Noch einmal, was ſoll ich da? warum ſoll ich dahin zurückkehren? — O! ich fühle recht gut, wie ich da ungefähr leben würde. Der Kirchhof würde mein täglicher Spaziergang, meine Wohnung ſeyn. Da, in dieſem Gewölbe, ruht mein Vater, den ich zwar nie kannte, denn er ſtarb, als ich kaum gebohren war, den aber Alles was ich von ihm weiß, mir lieb und ehrwürdig macht. Dort, an jener Mauer, ſchlummert Muſäus — O mein guter lieber Muſäus! wenn du noch lebteſt, du hätteſt deinen armen Freund und Zögling billiger beurtheilt! — Endlich dort iſt das Grab meines Weibes! dort hat man mein einziges Kleinod verſcharrt! dort ruht das Glück meines irrdiſchen, die Hoffnung meines himmliſchen Lebens. Vater, Lehrer, Freund und Gattin ſind begraben auf dieſem Kirchhofe, und mich armen ſchwachnervigten Kranken will man da Tage lang ſeinem Kummer überlaſſen? —

„Ey du mußt nicht hingehn“ höre ich wohlweiſe und mit belehrender Kaltblütigkeit einwenden.

Würde das in meiner Macht ſtehen? würde ich mich durch Vernunft oder Freundſchaft zurückhalten laſſen? würde ich meinen

Schmerz nicht mit jedem Tage lieber gewinnen? und vielleicht gar noch am Ende ein empfindelnder Thor geſcholten werden.

Und wo ſollte ich denn hin gehn? wo iſt ein Plätzgen in Weimar, das ich nicht mit meiner Friederike betreten? und nun ſoll ich allein gehn? — allein in den ſchönen Park, der ſonſt mein und ihr Lieblings-Aufenthalt war? da iſt kein Gang, den ich nicht mit ihr durchwandelt, keine Bank, auf welcher ich nicht mit ihr geſeſſen, keine reizende Ausſicht, von welcher ich nicht mit ihr geſchwazt habe. Dort am Fluſſe haben wir die türkiſchen Enten gefüttert; hier auf der Schaukel haben wir unſern Wilhelm hin und her geſchleudert; dort an der Brücke haben wir Fiſche gekauft, und ſelbſt aus dem Fiſchkaſten herausgeſucht; überall eine Erinnerung, überall das Bild meiner geliebten Friederike!

Alſo auch dahin darf ich nicht! der Park und der Kirchhof — beyde würden meinem wunden Herzen wohl thun — aber es brechen.

Das Haus meiner Mutter? — ach! da habe ich mit ihr gewohnt! da iſt jeder Gegenſtand Zeuge meiner verlohrnen Freuden geweſen. An dieſem Tiſchgen frühſtückte ſie des Morgens mit mir; auf dieſem Stuhle ließ ſie ſich friſiren, vor dieſem Spiegel kleidete ſie ſich an, aus dieſem Klaviere lockte ſie Töne ſanft wie ihr Herz; dieß war ihr Platz beym Eſſen, auf dieſem Sofa hat ſie mir vorgeleſen, wenn ich kränkelte und nichts hören mogte, als ihre weiche Stimme; dort war ihre Schlafſtätte, und — dort iſt ſie auch geſtorben! — nein! nein! nein! der hat nie geliebt, der mir zumuthen kann, auch nur eine Stunde in dieſem Hauſe zu verweilen. Dieß Haus iſt für mich ein offenes Grab!

und hat gleich das Leben keinen Reiz mehr für mich, ſo habe ich doch Kinder.

Welcher Aufenthalt bleibt mir nun noch übrig? — unter die Menſchen zu gehn? o wer mag in meiner Lage Menſchen ſehen! wenigſtens keine bekannte Menſchen, keine ſolche die mich bedauern, mich fragen wie mirs geht, mich tröſten, mir die weiſen Rathſchlüſſe des Himmels zu Gemüthe führen, u. ſ. w. Ich weiß wohl daß ich dort auch Freunde habe, die von Herzen mit mir weinen würden, aber niemand könnte doch den unberufenen Tröſtern wehren, von denen ich mich im Geiſt auf jeder Straße angezapft ſehe.

Ich will überhaupt gar nicht getröſtet ſeyn, ich will gar nicht daß man mit mir weine, denn das letztere iſt doch größtentheils nur eine ſchöne Phraſe, und kann doch Niemand ſo herzlich weinen als ich, weil ich Alles verlohr, verlor, und weil ich weiß und fühle was ich verlor. Mir iſt am leichteſten zu Muthe, wenn ich unter einer Menge ganz unbekannter Geſichter ſtehe, deren Keines meinen Verluſt ahndet, deren Keines Intereſſe für mich hat; dann bin ich mit meinem Weibe allein, und gedenke ihrer nie herzlicher und inniger, als wenn mich Niemand an ſie erinnert.

Sonderbar! zum Vorwurf macht man mir das, daß ich „die traurigen Empfindungen fliehe“ ey mein Gott! wer flieht ſie denn nicht? — man räth mir dieſen Verdacht durch meine Zurückkunft zu vernichten — nein, nein, dieſer Verdacht iſt ſehr gegründet, ich kann und mag ihn nicht widerlegen. Ich fliehe Weimar, um meinem Schmerz nicht ewig neue Nahrung zu geben. Wie dieß ganz natürliche, vollkommen menſchliche Benehmen, meinem guten Rufe ſchaden könne, ſehe ich nicht ein. Daß ich aber nicht floh, um meine geliebte Gattinn zu vergeſſen, o! das möge euch dieß kleine Buch beweiſen, welches treue Rechenſchaft giebt, von dem was ich that und empfand, ſeit jenem unglücklichen Tage. Um meiner Friederike zu gedenken, bedarf es nicht der Nähe ihres Grabes; wer wird ſich in die Flammen ſtürzen, wenn er ſich nur wärmen will?

„Aber,“ ſagt man, „du haſt Kinder in M. die deiner bedürfen.“ Eben weil ſie meiner bedürfen, will ich mein ſieches Daſeyn für ſie erhalten ſo lange ich kann. Denn jezt, und unter dieſen Umſtänden bedürfen ſie meiner nicht. Der älteſte iſt ſeit wenig Wochen in Schnepfenthal, unter der Aufſicht eines verehrungswürdigen Mannes, der mehr Kraft und Willen hat, ſich ſeiner anzunehmen, als ich jezt thun könnte. Das jüngſte bedarf noch keines Vaters, ſondern nur einer Amme. Auch geſtehe ich gern, daß der Anblick

blick dieſes Kindes eine Quaal mehr für mich ſeyn würde. Ach! es hat meiner Friederike das Leben gekoſtet! es wird lange währen, ehe es mir möglich ſeyn wird es zu lieben! — in dem Hauſe der Grosmutter kann es übrigens auch dieſer kleinen Waiſe an nichts mangeln.

Meine Flucht ſtreitet alſo gegen keine meiner Pflichten, und ſo iſt es denn feſt beſchloſſen: ich ſehe den unglücklichen Ort meiner Geburt nie wieder! Dank allen denen die mich dort freundſchaftlich aufnahmen! Dank allen denen, die meine Friederike ſchäzten und liebten! Dank meinen braven Aerzten für jede Schmerzenserleichterung, für jede gelinderte Minute, die ſie der guten Kranken verſchafften! — Dank auch dir lieber G! du biſt ein ſeltner Menſch, denn du biſt ein Freund in der Noth. Ich kann nicht viele Worte machen, aber du verſtehſt mich, es bleibt beym Alten. —

So nehme ich denn auf ewig Abſchied von dir Vaterſtadt, die die Freuden des Knaben und die Leiden des Mannes ſah! in dir erhielt ich das Daſeyn — in dir verlor ich es wieder! — Hoffnung und Frölichkeit geleiteten mich in deine Thore, die Verzweiflung trieb mich hinaus! —

Möge keiner deiner Bewohner jemals ſo elend werden, als ich es in deinen Mauern geworden bin!

* * *

In Erfurt traten wir im Schleendorn ab. Als ich das leztemal hier war, wohnte ich im römiſchen Kaiſer. Meine Frau war mit mir — ich werde nie wieder im römiſchen Kaiſer wohnen.

Im Schleendorn trafen wir den Herrn v. D. einen angenehmen und ſehr inſtruirten jungen Mann, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke ſitzen. Ich bat ihn uns Geſellſchaft zu leiſten. Mein Zuſtand rührte ihn. Er iſt ganz ſein eigner Herr, er bedurfte nur einer Minute ſich zu entſchließen, er reiſte mit uns. Noch in dieſer Nacht fuhren wir weiter.

Am 30ſten

langten wir in Maynz an. Den Gegenden rings umher vermag ſelbſt der Winter nicht ihren zauberiſchen Reiz abzuſtreifen. Wer den Berg bey Hochheim herunterfährt, den Rhein und Mayn im Thale vor ſich hin ſchwimmen ſieht; ſieht wie der Rhein ſeine Braut empfängt, und ſtolz an ihrer Seite hinabwallt; wie die Stadt an den blühenden Ufern ſich ausbreitet; wie die Weinrebenhügel all das ſo lieblich bekränzen — wer dann, trotz aller Leiden die ſein Herz preſſen mögen, nicht wenigſtens einmal heiter aufblickt und lächelt, o! der iſt ein armer Menſch! er iſt noch elender als ich!

Am 2ten December

reiſte mein G. wieder nach Weimar zurück. Gott lohne ihm ſeine Freundſchaft! er hat auch eine Frau die er liebt, Gott laſſe ſie ihm, ſo iſt er belohnt. — Ich gab ihm meinen Reiſewagen wieder mit, denn dieſer Wagen iſt ein Zimmer welches ich mit ihr bewohnte. Alles entbehrliche ſandte ich zurück, weil ich entſchloſſen bin, mit Herrn v. D. ſo leicht als möglich und mit der Diligence zu reiſen. Auch den kleinen Hund wollte ich ihm wieder mitgeben, aber ich konnte mich nicht von ihm trennen. — Sonderbar! ich habe ſonſt die kleinen Hunde nie leiden mögen.

Am 3ten.

Ein melancholiſcher Morgen. Das Bild meiner Friederike hat mich nicht einen Augenblick

blick verlaſſen. Ich fieng heute an die Geſchichte ihrer Krankheit zu ſchreiben. Das hat mich ſehr angegriffen, und doch will ich es fortſetzen, denn es iſt mir eine bitterſüße Beſchäftigung.

Ich lernte heute einen Mann kennen, der mir als Schriftſteller ſchon lange liebenswürdig war, und es mir nun auch als Menſch wurde: Profeſſor Heinſe, Verfaſſer des Ardinghello.

Am 2ten

beſah ich, von ihm geführt, die churfürſtliche Bibliothek, welcher er vorſteht. Die Zimmer ſind ſehr geſchmackvoll, neu erbaut. Wir ſahen da die älteſten Monumente der Buchdruckerkunſt, die erſte Bibel von Guttenberg, eine ſehr ſchön gedruckte Sammlung von Proben aller Schriftarten in der Welt, herrliche Ausgaben der Claſſiker, die Ruinen von Palmyra und Balbek, die größten und koſtbarſten Werke aus der Naturgeſchichte u. ſ. w.

Was aber alles dieß weit übertraf, war die göttliche Ausſicht vom Balcon. Unter uns der Rhein, die große Schiffbrücke, und das lebendige Gewimmel der Schiffe; jenſeits des Rheins die Vorſtadt Caſſel, in der Ferne Hochheim, rechts hinunter die Bergſtraße, und der Zuſammenfluß des Rheins und Mayns, links eine ſtille liebliche Inſel im Rhein, weiter hinunter das Schloß Bibrich, und im Hintergrunde den ganzen Rhingau. Ich habe nie etwas ſchöneres geſehn. Wer wiſſen will, ob er Beruf zum Mahler oder Dichter habe, der trete auf dieſen Balcon. Bleibt ihm hier ſein Beruf noch zweifelhaft, ſo iſt er nicht dazu gebohren. — Hätte Friederike neben mir geſtanden und mit mir genoſſen, ich würde in dieſem Augenblicke unausſprechlich glücklich geweſen ſeyn.

Dieſen Morgen bekam Hr. v. D. Briefe aus Weimar. Er ſagte mir: in meinem Hauſe ſey Alles ruhig. — O! wie mir das durch Mark und Bein ſchnitt! — ruhig? — ja freylich! Tod iſt auch Ruhe. Meine Frau ſchlummert — ach! welch ein Schlummer für diejenigen, die umher ſtehn und wachen müſſen! — Hr. v. D. meynte es gut, er glaubte mir etwas Tröſtliches zu ſagen. Ich antwortete ihm nichts darauf, aber immer! immer! mitten unter Geräuſch und Zerſtreuung, ergreift mich ſeitdem ſchrecklich der Gedanke: in meinem Hauſe iſt Alles ruhig.

Am 5ten

Abends, fand ich auf meinem Zimmer einen Brief aus Weimar. Ein Zittern überfiel mich als ich ihn ſah. Ich wagte es nicht ihn noch heute zu leſen, aber das half doch nichts. Ich hatte eine ſchreckliche Nacht! — und einen traurigen Morgen! —

Am 7ten

fuhren wir des Morgens um 8 Uhr mit einem Miethkutſcher nach Mannheim. Wir hatten einen herrlichen Tag, die Sonne ſtand unbewölkt am Himmel, und ſpiegelte ſich im ſtillen, glatten Rhein, an deſſen Ufern wir hinfuhren. Die Ausſichten rings umher, trotz des Winters, immer lächelnd, bald Weinberge, bald Inſeln im Rhein, bald Klöſter, die immer in die lachendſte Gegend gebaut waren, den Horizont linker Hand ſchloſſen hohe Berge, durch welche hin die Bergſtraße ſich windet. — Millionenmal ſtieg der heiſſe Wunſch in meiner Seele auf: mögte doch meine Gattinn mir hier zur Rechten ſitzen, wie ſie ſas als wir nach Deutſchland reiſten, und ich oft meinen Kopf in ihren Schoos oder auf ihre Schulter legte, um zu ſchlummern, oder ihre liebe Hand Stundenlang in der Meinigen hielt, ſie hundertmal an meine Lippen drückte, und da-

dafür einen ſanften Druck empfieng. Ach! ich werde nie wieder ganz glücklich ſeyn! —

Meine lebendige Phantaſie, die treuſte Freundinn welche die Natur mir gab, hat mich auch heute nicht verlaſſen. Ich habe mir ein Schloß in die Luſt gebaut, ſo ſchön und lieblich, ich habe mich wohl eine Stunde lang daran ergötzt. Die Gelegenheit dazu gab eine der reizenden Inſeln, welche der Rhein umarmt. Ich dachte mir einen Gott oder Halbgott, der meine Friederike ins Leben zurückrief, und ſie mir unter der Bedingung wieder ſchenkte, meine Tage auf dieſer Inſel zuzubringen, ohne jemals einen Fuß an das jenſeitige Ufer zu ſetzen, oder Beſuch von dorther zu empfangen. Ich ſah den Nachen der uns hinüber führte, wir ſtiegen aus, der Nachen ſtieß wieder ab, und wir blieben allein. Nicht ganz allein. Die Liebe war mit uns herüber geflattert, Achtung und Gewohnheit be-

beſchnitten ihr die Flügel, ſie mußte bey uns bleiben.

Nun richtete ich unſere Wirthſchaft ein. Dort wo die Gruppe von Bäumen ſteht, baute ich ein kleines Haus, meine Friederike legte einen Garten an, wir ſäten und pflanzten, begoſſen und erndteten. Dort auf der Wieſe, die ſich bis an das Ufer hinunter zieht, ſollte das Vieh weiden, da ſollten auch die Kinder ſpielen; aber daß ja keines von ihnen ins Waſſer fällt! wir machen einen Zaun um die Wieſe. — Lächelt nur — aber gönnt mir die Freuden, die meine Phantaſie mir vorlügt — ich habe keine andern!

Wir kamen gegen Abend nach Mannheim.

Am 8ten

Ich war dieſen Mittag zu Iffland eingeladen. Ich war krank und konnte nicht hingehn. Da ich aber einmal durch ſeine Einladung

dung gerechten Anſpruch auf den Genuß ſeiner Unterhaltung hatte, ſo bat ich ihn um das Manuſcript des Herbſttages, und erhielt es. Ein vortreffliches Stück, ganz ſeines Verfaſſers würdig.

Abends wurde das Kind der Liebe aufgeführt. Ich gieng nicht hin, weil ich feſt entſchloſſen bin, dieß Schauſpiel nie wieder zu ſehn, weil meine liebe liebe Friederike auf unſerm Geſellſchaftstheater, die Amalie darinn geſpielt hat, weil ich ſie die Rolle damals ſelbſt gelehrt habe, weil alſo die wehmüthigſte Erinnerung mich bey jedem Worte foltern würde; und endlich, weil auch in dem Munde des Pfarrers einige Stellen vorkommen, die ich jezt nicht ohne die heftigſte Rührung würde hören können. Ich blieb alſo ganz allein und widmete dem Andenken meiner Gattinn einen melancholiſchen Abend. Man hatte mir Bücher aus dem Buchladen gebracht, aber ſie blieben ungerührt, ich gieng im Zimmer auf und nieder, und ſchwärmte. Unter andern beſchwor ich mit Thränen den Geiſt meiner Friederike mir zu erſcheinen. Meine Einbildungskraft ſpannte ſich dabey ſo hoch, daß ich mich würklich wundere, nichts geſehn zu haben.

Hernach machte ich den Entwurf zu einem Denkmal, welches ich ihr künftig in meinem Zimmer errichten will. Es waren ſehr traurige, aber auch ſehr feſſelnde Stunden.

Am 5ten.

Heute erhielt ich Briefe von meiner Mutter und aus Reval, die meine Wunden wieder aufriſſen. Meine Mutter ſchreibt mir, ſie habe das kleine, neugebohrne Mädgen unter dem Bilde ſeiner Mutter taufen laſſen. Ach! warum mußte ſie mir das ſchreiben! —

In H—s Briefe aus Reval liegt ein Brief von ſeiner Frau, der beſten Freundinn der meinigen, addreſſirt: „an meine liebe Friederike.“ Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, als ich die Addreſſe las. Ich habe meine Ruhe auf immer verloren!

Man ſandte mir heute ein Gedicht von unbekannter Hand, auf die geſtrige Vorſtellung des Kindes der Liebe, des Innhalts: die Kunſt habe die Natur auf ein Meiſterſtück eingeladen, und die Natur habe geantwortet: das müſſe von mir verfertigt, und von Iffland, Beck und der Witthöft geſpielt werden. Dergleichen grobe Schmeicheleyen ſind unausſtehlich ekelhaft. Ueberhaupt iſt es ſonderbar, daß jeder der meine Bekanntſchaft macht, gleich meynt, er müſſe mit einem Lob meiner Stücke gegen mich debütiren. Muß man ſich denn einem Dichter immer mit vollem Maule nähern, wie den morgenländiſchen Königen mit vollen Händen? wenn die Leute nur wüßten, wie einem dabey zu Muthe, und wie jämmerlich verlegen man iſt, immer die gewöhnlichen Gemeinſprüche herſtottern zu müſſen: „ich bitte gehorſamſt! Sie erzeigen mir viele Ehre! Ihr Beyfall iſt mir eine Aufmunterung u. ſ. w.“ Man glaube indeſſen ja nicht, daß mir die Achtung der Menſchen gleichgültig ſey; nur mit ihren Hofworten ſollen ſie mich verſchonen.

Dieſen Mittag machte ich die Bekanntſchaft der Frau v. D. einer Dame von vielem Geiſt, in deren Hauſe ich ſpeiſte. Nur eine Probe ihres Witzes, weil dieſe zugleich eine ſehr wahre Bemerkung enthält, die mancher wohl thun wird, ſich zu Nutze zu machen. Man ſprach davon, daß die Schauſpieler auf der Bühne ſich oft durch ein O! oder Ach! aushelfen. „Das iſt ein dramatiſcher Stock, ſagte ihr Gemahl, auf den ſich die Herren ein wenig ſtützen.“

„Ein dramatiſcher Prügel, verſezte ſie, den die Zuſchauer wacker fühlen müſſen.“

Am 10ten

beſahen wir den ſogenannten Antikenſaal. Der Benennung nach erwartete ich eine Sammlung von würklichen Antiken zu finden, es gieng mir aber wie einigen Einwohnern von Erlangen, die haufenweiſe ein Haus beſuchten, an welchem geſchrieben ſtand: Hier iſt ein Elephant zu ſehen! ein luſtiger Student beſas den Kupferſtich eines Elephanten, welchen er den Neugierigen vorzeigte.

Der Antikenſaal alſo enthält nichts als Abgüſſe in Gips, die man gröſtentheils auch in der Roſtiſchen Kunſthandlung in Leipzig findet, und zwar weit beſſer als hier, doch haben mir Hercules, Laocoon, der berühmte Torſo u. ſ. w. recht gut gefallen.

Ein gemeiner Kerl, welcher der hieſigen Academie zum Modell dient, gab ſich das Anſehn

ſehn uns herum zu führen und zu belehren. „Dort, ſagte er, ſieht auch Voltaire, der in „Paris geſtorben iſt.“

„Wer war denn der Voltaire?“ frug ich. „Er war ſo ein Poet, ein Rechtsgelehrter, der „nichts glaubte, aber wie es zum ſterben kam, „da glaubte er Alles.“

Wie viele Mühe ſich doch die Pfaffen gegeben haben, auszuſprengen, Voltaire habe ſich auf dem Todtenbette bekehrt.

Von hier giengen wir in die Bildergallerie, die ſehr ſchön iſt. Ach! ich ſuchte überall unter den vielen tauſend gemahlten Geſichtern, ein Geſicht das meiner Friederike ähnlich ſey; ich fand keines. — Dieſe Gallerie enthält beſonders viele Stücke aus der niederländiſchen Schule. Vorzüglich gefallen hat mir die Verſöhnung der Römer und Sabiner nach dem famöſen Weiberraub, von Rembrand wo ich nicht irre. Es iſt angenehm, daß die Namen der Künſtler hier immer über dem Rahmen des Bildes angebracht ſind. Ich habe das weder in Dresden noch in Düſſeldorf, Caſſel und Sansſouci gefunden.

Abends gab man die Sonnenjungfrau. Iffland ſpielte den Oberprieſter ganz vortrefflich, und gab dem Dichter einen Beweis, daß auch die größten Erwartungen noch übertroffen werden können. Auch Demoiſell Witthöft, ob ſie gleich als Idali nur eine ſehr kleine Rolle hatte, zeigte, daß eine große Schauſpielerinn in jeder Rolle groß iſt. Decorationen und Kleidungen waren geſchmackvoll und prächtig. Nur weiß ich nicht, warum der Rolla eine Keule trug? ein Volk das ſolche Tempel baut, ſchlägt ſich nicht mehr mit Keulen herum.

Am 11ten,

Mittags fuhren wir mit der Diligence nach Strasburg. Ich hatte dieſes Fuhrwerk, das ich nur vom Hörenſagen kannte, theils aus Oekonomie gewählt, größtentheils aber, um mehr Zerſtreuung zu finden. Es waren bereits fünf Perſonen darinn, und da wir ein wenig ſpät kamen, ſo mußten wir mit den ſchlechteſten Plätzen vorlieb nehmen. Unſere Reiſegefährten waren:

No. 1. ein junger Kaufmann, der in alle Ecken des Wagens Champagner-Bouteillen geſtopft hatte, und ſehr geſund ausſah, weil er ſehr wenig zu denken ſchien.

No. 2. neben ihm ſas ein allerliebſtes Mädgen aus Landau, das deutſch und franzöſiſch ſprach, und gern mit ſich ſchwatzen ließ. Sie und Nummero 1. gaben ſich zuweilen für Mann und Frau aus. Da verſchiedene Kleinigkeiten zwiſchen ihnen vorfielen, die ich dem Leſer zu errathen überlaſſe, ſo hätte das freylich die Vermuthung, als wären ſie Eheleute, beſtätigen ſollen; ſie waren es aber doch nicht.

No. 3. Ein Officier aus der Mannheimer Garniſon, der mir, trotz des Verbots in Diligencen zu rauchen, ſeinen Tabak oft ziemlich unverſchämt ins Geſicht bließ. Uebrigens ſchien er eine gute Haut, erzählte aber zuweilen langweilige Geſchichten, worüber er von Nummero 4 geſchraubt wurde.

No. 4. ſah aus wie ein holländiſcher Prediger und hatte unſtreitig den meiſten Verſtand unter unſrer Reiſegeſellſchaft.

No. 5. Ein unbedeutendes, häßliches, ſtummes Frauenzimmer.

Der Officier beluſtigte mich, indem er mir erzählte, Herr von Kotzebue ſey Tages vorher in Mannheim geweſen, und habe die Sonnenjungfrau ſpielen ſehn. Er ſchwazte noch Allerley von mir und meinen Schriften, da ihm aber Niemand darauf antwortete, ſo machte er das Geſpräch allgemeiner, durch einige Bemerkungen über die ſchlechte Beſchaffenheit des Mannheimer Trinkwaſſers, wobey der Kaufmann lächelnd nach ſeinen Champagner-Bouteillen ſchielte.

Sehr beluſtigend war auch die Verlegenheit meines Bedienten. Zum Erſtenmale in ſeinem Leben fuhr er mit mir in einem Wagen, ſein Knie an dem Meinigen. Ueberhaupt war ihm das ganze achtſitzige Fuhrwerk, und das introduciren ſeiner kleinen Perſon in eine honette Geſellſchaft, etwas ſo neues, daß man die Verwunderung deutlich auf ſeinen dicken Backen las. Ich habe ihn auf dieſer Reiſe auch oft mit mir an einem Tiſche eſſen laſſen, und gefunden, daß dieſe Art von Vertraulichkeit, oder Herablaſſung, wenn ihr es ſo nennen wollt, zwar wohl die Liebe der Bedienten zu ihrer Herrſchaft vermehrt, ihnen auch ein gewiſſes Gefühl ihres Werths giebt, aber drum keinesweges die ſchuldige Ehrfurcht

ſchwächt,

blieben, als der Champagner Kaufmann, und das hübſche Mädgen. Um deſto bequemer waren unſre Plätze.

Um 9 Uhr kamen wir nach Landau, wo die erſte franzöſiſche Beſatzung liegt. Man gab uns nur eine halbe Stunde Zeit um zu frühſtücken, und dieſes Frühſtück mußten wir auf einem Kaffeehauſe ſuchen, und dieſes Kaffeehaus war ſehr weit vom Poſthauſe entfernt. Es iſt eine alberne Einrichtung in Frankreich, daß man nirgends als auf den Kaffeehäuſern, Kaffee trinken kann.

Wenn man auch nicht wüßte, daß man die Grenzen des franzöſiſchen Gebiets betreten hat, ſo würde man es doch gleich an der affectirten Zierlichkeit merken. Auf dem Kaffeehauſe, zum Beyſpiel, darf kein Taback geraucht werden. Ich frug, wer den Saal frequentire? — Officiers. — Und die Herren Officiers rauchen nicht? — non Monſieur —

und können auch den Tabacksrauch nicht vertragen? — non Monſieur.

Nach einer halben Stunde mußten wir wieder fort. Wir hatten nunmehr die beſten Plätze, denn auch das hübſche Mädgen blieb in Landau — Aber — o Jammer! — mit uns ſtiegen noch ſieben Perſonen ein, Summa-Summarum zehen. Ich geſtehe, daß mir im erſten Augenblicke ſo ängſtlich wurde, daß ich im Begriff ſtand, wieder auszuſteigen und Extrapoſt zu nehmen; denn es ſieht ſo gefährlich aus, wenn Einer über den Andern herſteigt, ihn drückt, tritt, quetſcht, den Mantel beſchmiert u. ſ. w. und wenn man meynt, nun wären ſie alle da, und es könne kein Schooshund mehr Platz im Wagen nehmen, ſiehe da, ſo ſchiebt ſich noch ein Kopf zur Thür herein, und wieder Einer, und noch Einer, daß man denken mögte, man ſey zum Häring geworden, und ſolle eingeſalzen werden;

den; aber es ordnet ſich am Ende doch Alles, und in einer halben Viertelſtunde ſizt man, wenigſtens auf den hintern Plätzen, ganz bequem.

Unter unſern neuen Gefährten war der Maire eines benachbarten Dorfes, der gewaltig viel von ſeinem Office, von Decreten, Notables u. ſ. w. ſchwazte. Er war erſt kürzlich gewählt worden, man hatte ihn hinter dem Pfluge weggehohlt, um ihn an die Spitze der Völker zu ſtellen, und er that ſich nicht wenig darauf zu gute. Es wurde viel Politik geſprochen. Es verſteht ſich, daß wir uns nicht darein miſchten. So viel ſcheint gewiß, daß mit der neuen Einrichtung Niemand zufrieden iſt, ſo ſehr auch Jedermann der Revolution zugethan ſcheint. Der Baum gefällt ihnen, weil er ſo luſtig heraufgeſchoſſen iſt, aber die ſauern Früchte mögen ſie nicht.

Als ich das politiſche Gewäſch ſatt hatte, ließ ich mich von dem angenehmen Schwätzer

Jean Jacques unterhalten, den ich in der Taſche trug; und als es zu dämmern begann, da machte ich mein Buch zu, drückte mich in die Ecke, und öffnete das kleine Fenſtergen neben mir. Die Diligence hat nämlich acht Fenſter, eines an jeder Seite, eines forne, eines hinten, und dann noch vier kleine, kaum ein paar Hände groß, an den vier Ecken. Es war ein ſchöner Abend, der halbe Mond ſtand hell am Himmel, der gröſte Theil der Reiſegeſellſchaft ſchlief, es war Alles ſtill, ich fieng an zu ſchwärmen, hinüber in beſſere Welten! ich ſuchte das Bild meiner Friederike, ich bat ihren Geiſt, ſich unter die Bäume an der Landſtraße zu ſtellen, und wenn ich ihn unter dem nächſten Baume nicht fand, ſo kuckte ich immer vorwärts, um ihn in der Ferne zu erblicken, und wenn dann von weiten ein weiſſer Pfahl in der Dämmerung mich täuſchte, ſo klopfte mir das Herz hoch auf! —

war es Furcht! — o nein! die Erſcheinung der Geliebten kann dem Liebenden nicht fürchterlich ſeyn. Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch, den Geiſt meiner Gattinn nur einen Augenblick lang zu ſehn. Mein ganzes Leben gäbe ich für dieſen Augenblick! denn er würde in Ueberzeugung verwandeln, was jezt nur Hoffnung iſt: ſie einſt wieder zu finden! ihr einſt wieder anzugehören!

Abends kamen wir nach Hagenau. Wir ſpeiſten in einem großen Saale, worinn acht gewaltige Tiſche ſtanden, alle mit Leuten beſezt, die da tranken, aßen und ſpielten. Manche waren auch betrunken. Es gieng ſehr luſtig zu, der Sonntag trug vermuthlich das Seinige bey. Auch die Patrouille erſchien einmal, ließ ſich aber mit einem Glaſe Wein abfinden.

Ich frug einen Officier aus der Straßburger Garniſon, einen unſerer Reiſegefährten, ob dieſe, indem ich auf die Patrouille zeigte, die National-Uniform ſey? — „Mon Dieu!“ ſagte er mit einem ſpöttiſchen Tone: „haben „Sie die noch nicht geſehn? die findet man jetzt in jedem Winkel.“

Aus dieſer Antwort ſchloß ich, daß die Garde nationale und das eigentliche militaire noch ſehr zweydeutig für einander geſinnt ſind.

Auch erzählten einige Gardes am nächſten Tiſche, allerley gegen Offiziere verübte Heldenthaten und Prügeleyen, die ſämmtlich auf Beſchimpfung des Militair abzweckten. Unſer Reiſegefährte ſchwieg weislich zu alle dem, und ehrte durch ſein Schweigen das Recht des Stärkern.

Am 13ten

früh um 6 Uhr fuhren wir weiter. Unſere Geſellſchaft hatte ſich um eine Perſon vermehrt, ein ältlicher Mann mit dem Ludwigs-Kreutze, einer Flinte und einem Jagdhunde, der uns eine Menge Mordgeſchichten erzählte, welche ſeit kurzem in dieſen Gegenden vorgefallen. Er documentirte ſeine Erzählungen durch friſch aufgeworfene Hügel und hölzerne Kreutze, welche wir hin und wieder am Wege fanden. Da jezt Alles unbeſtraft bleibt, ſelbſt dann, wenn man die Thäter weiß, ſo kann das einem armen Reiſenden wenig Muth machen, ſeinen Weg fortzuſetzen. Doch was hat der noch zu fürchten, der Alles verlohr! —

Wir kamen gegen Mittag in Strasburg an, und ſtiegen im rothen Hauſe, an dem ſchönen Parade-Platze ab. Hier iſt ſchon Alles national. Eine Pharmacopée nationale habe ich im Vorbeyfahren bemerkt, und ſogar einen Chapelier national.

Mein Unſtern wollte, daß ich, als ich das Bureau der Diligence verließ, ehe ich noch das Wirthshaus erreichte, Zeuge eines unglücklichen Zufalls ſeyn mußte. Ein paar wilde Pferde vor einem Karren, warfen ihren Führer ab, und wälzten und zertraten ihn eine ganze Straße lang. Es ſah ſchrecklich aus. Ich wandte mein Geſicht ab, mir ward ohnmächtig zu Muthe; ich hörte nur noch hinter mir die gräßlichen Worte: il eſt mort (er iſt tod.) Das Bild dieſes Menſchen hat mich den ganzen Tag nicht verlaſſen. Ach lieber Gott! habe ich denn nicht traurige Bilder genug in der Seele! —

Die Wache zog unter unſern Fenſtern auf. Ihre Märſche waren allerliebſt. Ein Marſch ſollte aber eigentlich nie allerliebſt ſeyn. Sie glichen mehr Arien als Märſchen. Sehr franzöſiſch kam es mir auch vor, daß die Kanoniers zu ihren Uniformen Schuh und Strümpfe trugen, und zwar nicht einmal einerley Strümpfe.

Nachmittags beſuchten wir den Buchhändler Herrn Amand König, einen höflichen, zuvorkomvorkommenden jungen Mann, dem ich hier für ſeine uneigennützige Gefälligkeit, meinen wärmſten Dank ſage. Er läßt jezt eine franzöſiſche Ueberſetzung meiner Adelheid von Wulſingen drucken, deren Verfaſſerinn eine gewiſſe Madame de Rome in Paris iſt. Dieſe Ueberſetzung gab er mir mit nach Hauſe, um ſie durchzublättern, und die Lectüre der franzöſiſchen Adele de Wulfing hat mir viel Spas gemacht. Es iſt Alles franzöſirt. Am Ende entwickelt es ſich, daß Adele eine fille ſubſtituée, eine Tochter von dem alten Miſtivoi, und folglich nicht Theobalds Schweſter iſt. Die auffallenden Unwahrſcheinlichkeiten aus dem Wege zu räumen, hat man nicht der Mühe werth gehalten.

Ich begreife überhaupt nicht, wie man erwarten darf, dieſes Stück werde auf der franzöſiſchen Bühne Glück machen. Herr K. aber behauptet, es komme eben zu rechter

Zeit, weil der Pfaffengeiſt darin gehäſſig dargeſtellt werde. Die Zeit muß es lehren.

Auch Hr. K. trug die National-Uniform, die recht artig ins Auge fällt. Auf den Knöpfen ſteht: la loi et le roi. Ich frug ihn, ob der Roi etwa nur des Reims wegen da ſtünde?

Am 14ten

früh um 6 Uhr giengen wir mit der Diligence nach Paris, wo wir am 18ten des Abends um 6 Uhr ankamen.

Dieſe Reiſe war eine der unangenehmſten, die ich in meinem Leben gemacht habe. Zwar geſtehe ich gern, daß mein Trübſinn mir jezt Alles in ſchwarzen Flor gehüllt zeigt, und daß ich mich oft ärgere, wo ich vormals gelacht haben würde, aber Manches war doch auch würklich unausſtehlich. Fürs erſte: die gerühmte Bequemlichkeit der Diligencen iſt erlogen, bedarf wenigſtens einer großen Einſchränkung. Ja, wenn nicht mehr als vier, oder höchſtens ſechs Perſonen darin ſitzen, dann laſſe ich es gelten, aber ſie iſt für acht Perſonen gebaut, und wehe dieſen acht Perſonen, wenn ſie ſich würklich finden! wehe ihnen, wenn ſie auch nur mager ſind! ſterben müſſen ſie, wenn ſie dick ſind. Im Fond und rückwärts ſitzen dann drey und drey, an jeder Thüre Einer. Daß die Menſchen Beine haben, darauf iſt gar keine Rückſicht genommen worden, Invaliden, denen Arme und Beine abgeſchoſſen ſind, würden ſich ſo ziemlich darinn befinden. Man weiß durchaus nicht, wo man die Füße laſſen ſoll, man findet kein Plätzgen das nicht ſchon von einem Paar Beinen occupirt wäre; man wird ſo lange getreten, die Leichdorn, die man etwa hat, dienen dem Nachbar ſo lange zum Schemel, bis man die Füße an ſich zieht, wie ein fliegender Paradiesvogel. Natürlich hält man das auch nicht lange aus, und man fühlt bald eine unausſtehliche Steifigkeit in den Gliedern, man kann kaum ausſteigen, kaum gehen.

Eben ſo iſt es mit Armen und Händen. Ein Schnupftuch aus der Taſche nehmen, iſt eine Arbeit, die ohne großen Schweisverluſt nicht vollbracht wird, und einem Beutelſchneider ſollte es ſchwer werden, in einer Diligence ſein Handwerk zu treiben. Sitzt man im Fond oder rückwärts, ſo iſt die Preſſe am unerträglichſten, wozu noch kommt, daß die Nachbarn links und rechts nicht immer reinlich ausſehn, und ihre Haare oft verdächtige Spuren tragen. Sitzt man an der Thür, ſo iſt man mit den Armen frey, aber übrigens noch unbequemer, und überdieß der Angſt ausgeſetzt, den Hals zu brechen, wenn die Thür nicht feſt eingeklinkt iſt.

Das Einathmen von ſo vielen fremden Ausdünſtungen iſt eine neue Quaal. Zwar ſind ſechs Fenſter im Wagen, da man aber bey ſchlechtem Wetter nur Eines oder ein paar aufmacht, ſo iſt das nicht immer hinlänglich. Sehr ängſtlich iſt es auch, daß man keine Thür von innen öffnen kann, man ſitzt in einem Gefängniß, in einem Käficht, aus welchem nur der Conducteur (ſo viel als in Deutſchland Schaffner) befreyt. Da führt er ſo einen Wagen voll Menſchen von einer Stadt zur andern, wie die Bauern einen Hünerkorb voll Hüner, und oft haben wir, wenn wir auch ſchon an Ort und Stelle waren, eine halbe Viertelſtunde lang warten müſſen, ehe es ihm gefallen hat, unſer Loch zu öffnen. Dieſe Art Gefangenſchaft hat mir manche Herzensbeklemmungen verurſacht, denn ich kann nichts weniger leiden, als ſo eingeſperrt zu ſeyn. Will man einmal p — ſſen, ſo iſt das eine ſchreckliche Weitläuftigkeit, ehe der Conducteur gerufen wird; ehe er die Hülferufende Stimme vernimmt; ehe er dem Poſtillion den Befehl ſtill zu halten ertheilt; ehe er von ſeinem hohen Sitze herabſteigt, die Thür zu öffnen; ehe die ſämmtlichen Gepreßten ſich auf einige Augenblicke noch härter zuſammenpreſſen, um den einen Nothleidenden hinauszulaſſen, wobey ſie natürlich oft ſchiefe Geſichter ziehen; ehe die Bank aufgehoben wird, welche den Eingang verbollwerkt; ehe der Tritt heruntergelaſſen wird, auf welchem man zur Erde hinabſteigt: — nein, lieber hält man ſein bisgen Waſſer drey Stunden länger an ſich, und wagt Alles, ehe man ſich entſchließt, einen ſo gewaltigen Aufruhr zu erregen.

Es giebt viele Leute, die den Schnupfen für geſund halten. Wer ihn lange nicht gehabt hat, kann ſeine Wünſche in der Diligence ſehr bald befriedigt ſehen, denn da ein Jeder ſein Geld bezahlt, ſo ſteht es auch natürlich einem Jeden frey, die Fenſter zu öffnen, wenn und wo er will, wenigſtens die, denen er am nächſten ſitzt, daraus entſteht denn oft ein ſo pfeifender Zugwind, daß ich mich wundere, wie ich ſo glücklich mit einem ſteifen Halſe entwiſcht bin.

Des Mittags ſpeiſt man ſchlecht und theuer. Verdammt fade Bouillons mit geweichtem Brode, unangenehm zu ſehen, und noch unangenehmer zu eſſen, völlig kraftloſes, faſerigtes Rindfleiſch, Gemüſe an manchen Orten mit Oel gekocht, das iſt das herrliche Mittagsmahl, welches man ganz gewöhnlich mit einem halben Laubthaler bezahlt.

Die Servietten zu beſchmieren iſt hier unmöglich, weil ſie ſchon beſchmiert genug ſind. Ungeputzte Gabeln laden warlich nicht zum Aufgabeln ein, und Meſſer erhält man gar nicht, weil vorausgeſetzt wird, jeder Reiſende führt, wie die Bauern und Metzger in Deutſchland, ſein Meſſer in der Hoſentaſche, ſchlage es auseinander, wetze es ein paarmal auf der glänzenden, ſchwarzledernen Hoſe, und haue ſodann ein. Der Wein iſt noch das beſte, ungeachtet es nur ein gewöhnlicher Landwein iſt. Man trinkt ihn überall aus Biergläſern und das gefällt mir auch nicht. Gern würde ich für ein gutes Stück Rindfleiſch und einen kräftigen Braten das Deſert ſchenken, welches jede Mahlzeit, auch in der ſchlechteſten Auberge, beſchließt, und aus allerley trockenem, elendem Backwerk, Kaſtanien und Früchten beſteht. Beſonders habe ich in meinem Leben nichts unſchmackhafteres gegeſſen, als eine Art Backwerk échaudé genannt. Es ſchmeckt wie ſehr dicke Luft.

Weit unbequemer iſt die Reiſe freylich noch, wenn ſie im Winter geſchieht. Man findet nirgends Oefen, nirgends geheizte Zimmer. Man wird ſogleich in die Küche geführt, wo ein gutes Kaminfeuer brennt. Wer glücklicherweiſe unter den erſten Eintretenden iſt, und überhaupt ſich auf das Herzudrängen verſteht, nun der kann das Vergnügen genieſſen, ſeinen H— oder ſein Vordertheil zu wärmen, denn beydes auf einmal iſt nicht möglich, und das iſt wieder ein neuer Vortheil für die Schnupfenliebhaber, ſo wie auch der Fußboden dieſen ſeltſamen Leuten nicht wenig zu ſtatten kommt, da er nirgends gedielt, ſondern überall mit Backſteinen ausgelegt iſt, welche eine kalte Näſſe ſchwitzen. Dieſer Schweiß iſt es jedoch nicht allein der die Fußböden nezt, ſondern man findet in jeder Küche noch ſo viel nebenher gegoſſen, geſprützt, geſpuckt, von Hunden gep—t, daß man ſeines Gleichgewichts ziemlich gewiß ſeyn, oder das Schlittſchuhfahren gut verſtehen muß, um ſicher darauf zu wandeln.

Zwey Stunden hält ſich die Diligence des Mittags auf, auch des Nachts ſoll ſie eigentlich immer ſtill liegen, da aber im Winter die Wege ſchlechter ſind, und ſie doch auf den beſtimmten Tag in Paris eintreffen muß, ſo geht ſie dann oft die ganze Nacht durch, oder bleibt doch wieder nur wenige Stunden, zu wenig um auszuruhen, oder ſich ſchlafen zu legen, und doch genug um ſich zu langweilen, wenn man nicht etwa Luſt hat, gegen die gewöhnliche Lebensordnung zu verſtoßen, und, gleich den meiſten Reiſenden, mitten in der Nacht zu eſſen und zu trinken.

Trifft ſichs aber auch, daß dem Paſſagier eine Zeit von fünf oder ſechs Stunden zur Ruhe vergönnt wird, ſo muß er doch ein wenig Hexerey verſtehen, wenn er wirklich ruhen will. Denn nun führt man ihn in eine eiskalte Kammer, in welche überall der Wind pfeift, man weißt ihm ein Bette an, mit den gröbſten Lailachen verſehn, zu den Füßen hoch aufgeſchüttelt, in der Mitte am tiefſten, und unter dem Kopfe ſehr niedrig. Gelingt es einem müden Pilger, trotz alle dem ein wenig zu ſchlummern, ſo wird ihn bald, entweder das Getöſe der ſchwärmenden Reiſegeſellſchaft, oder der Wind der im Kamine heult, wieder wecken.

Am ſchlimmſten iſt ein armer, mit ſeiner Geſundheit entzweyter Menſch daran, der ſich etwa gewöhnt hat, gewiſſen unterirrdiſchen Gottheiten, die einſt bey den Römern in groſſem Anſehn ſtanden, jeden Morgen ſein Opfer zu bringen. Das ewige Rütteln des Fuhrwerks wird ihm Verſtopfungen verurſachen; iſt er etwa gewohnt dieſe durch eine Taſſe Kaffee und eine Morgenpfeife zu bekämpfen, ſo wird ihm entweder gar keine Zeit dazu geſtattet, oder, geſetzt auch, er bricht ſich von ſeiner nächtlichen Ruhe eine Stunde ab, ſieht eine Stunde früher auf, als alle andere, um dieſes große Bedürfniß zu befriedigen, deſſen Vernachläſſigung, wie Montaigne ſagt, einen Seneca zum Narren machen kann; wo ſoll er Kaffee hernehmen? im Hauſe giebt man ihm keinen, er muß ihn auf dem Kaffeehauſe beſtellen, aber auf dem Kaffeehauſe ſteht man ſo früh nicht auf, und verſpräche man gleich Trinkgelder über Trinkgelder, le garçon oder la fille werden ſich des Abends zu allem anheiſchig machen, und des Morgens nichts halten. Man reiſt alſo nüchtern wieder ab, und ſchleppt die drückende Bürde wider Willen mit ſich herum.

Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung der Diligencen, deren Gemählde ich ſehr treu entwarf, komme ich nun auf das Detail unſerer Mühſeligkeiten, die uns insbeſondere betraſen. Unſere Geſellſchafter waren theils ſolche, die von Strasburg aus bis Paris mit uns reiſten; theils ſolche, die ſich unterwegens aufſetzten, bis zu dieſer oder jener Stadt mitfuhren, und alſo nur ab- und zu-giengen. Die erſteren waren

1) ein Kaufmann aus G—, der, weil er ſich ſelbſt ſo außerordentlich genug ſchien, auch allen andern Menſchen genug zu ſeyn glaubte, der Alles zu wiſſen, überall geweſen zu ſeyn affectirte, und der uns immer gute Lehren gab, wie wir uns da und dort zu verhalten, was wir da oder dort zu ſehen hätten. Er beſaß unter andern den Tic ſehr gut franzöſiſch zu ſprechen, machte den Franzoſen ihr Schnarren und Ziehen nach, und immer ſtach der G—iſch thüringiſche Dialect durch. Ueberdieß alles hatte er die unausſtehliche Gewohnheit, auf Alles was man ſagte wie? oder plait-il? zu antworten, ohngeachtet er nicht taub war; und wenn einmal ein elendes, froſtiges Späßchen unter ſeine

Zähne fiel, ſo zermalmte er es ſo lange, bis es ſo ekelhaft wurde, wie der Trank den ſich die Südſeeinſulaner aus Yamswurzeln kauen. So hatte man, zum Beyſpiel, einem aus der Geſellſchaft, deſſen ich nachher erwähnen werde, den Beynahmen Monſieur le Baron gegeben, und nun that unſer Herr R— nichts anders, als immer von Zeit zu Zeit, wenn niemand mehr daran dachte, ausrufen: Monſieur le Baron! ich habe zwar meiſtentheils die Barons langweiliger gefunden als ihre Titel, aber dießmal war es umgekehrt.

2) Ein Flammänder Namens B— der ſeit zwölf Jahren in Petersburg wohnt, mit einer vollſtändigen Kalmuckenphyſiognomie. Nie habe ich einen Menſchen geſehn, der immer ſaufen, immer lachen, immer Zoten reiſſen konnte, wie dieſer. Er führte viel Ungeziefer bey ſich, und ſang Chanſons wenn es ihn juckte. Er war es den Nummero 1.

Monſieur le Baron nannte. Der Urſprung dieſes traurigen Spaßes iſt mir verborgen geblieben.

3 et 4) ein paar ehrſame Bürger aus irgend einer kleinen Stadt in Lothringen oder im Elſaß. Der eine von beyden, ein dicker Menſch, deſſen Mund nach der Naſe hinauf einen halben Cirkel formirte, (welches ein untrügliches Kennzeichen des Hochmuths iſt,) war gleichſam der Mentor des andern, der ein braunes, verwegenes, ſtark mit Bart verziertes Geſicht hatte. Wenn er das Maul aufthat, und es wagte in den geringfügigſten Kleinigkeiten anderer Meynung zu ſeyn als der Dicke, ſchwubs! hatte er einen Hieb von dem Dicken weg. Sie gaben zu verſtehen, daß ſie in öffentlichen Geſchäften reiſten. Vermuthlich hatten ſie etwas bey der Nationalverſammlung anzubringen, und der Dicke ſollte die Rede halten, denn er lehnte ſein Haupt

oft mit geſchloſſenen Augen an das eine Fenſtergen und bewegte die Lippen.

5) Ein Officier von der Nationalgarde, von dem ſich weiter nichts ſagen läßt, als daß er immer einer der Erſten vor dem Kamine war, ſich hinten und forne zu wärmen.

Außerdem fuhren noch abwechſelnd verſchiedene Menſchen mit uns. Unter andern in Nancy ein Jude, der jeden Morgen im Wagen, den Gebräuchen ſeiner Religion gemäß, ſich den Arm aufſtreifte, dieſen und den Kopf mit allerley Dingen bewickelte, und dann, ohne ſich im geringſten um uns zu bekümmern, ſein Gebet herbabbelte.

Ein junger Officier, der auch einige Stationen weit mitfuhr, rieb ſich beſtändig an dieſem armen Menſchen auf die ungeſchliffenſte Weiſe. F— war immer ſein drittes Wort. Avouez que tous les Juiſs ſont des f— coquins. Dergleichen Galanterien machte er ihm alle Augenblicke. Ich konnte endlich meinen Unwillen nicht länger unterdrücken. Ich ließ ein Wörtgen davon fliegen, daß es unanſtändig ſey, einen Menſchen anzugreiſen, der ſich nicht vertheidigen könne, und ſezte hinzu, ich ſey überzeugt, es gebe auch ſehr brave Leute unter den Juden. Der Officier ſah mich mit groſſen Augen an, die mir ſehr deutlich ſagten: „Aha! der Herr iſt vermuthlich auch ein Jude.“ Mein guter Wille hätte mir einen verdrüßlichen Handel zuziehen können, aber zum Glück hatte der Officier, wie gewöhnlich, mehr Maul als Herz, und er ſchwieg, ließ auch von nun an den Juden mehr in Ruhe. Dieſer ſchien indeſſen, wie die meiſten, ſein Schickſal zu verdienen, da er weder für die Beleidigungen jenes rohen Martisſohnes, noch für mein menſchlicheres Benehmen dabey, Sinn zu haben äußerte.

Die übrigen, welche ab- und zuflogen, verdienen keine Erwähnung. Sie haben nichts gethan, als uns noch mehr gedrückt, im phyſiſchen und moraliſchen Verſtande.

Wir giengen den erſten Tag über Saverne nach Phalsbourg, wo wir zu Mittag ſpeiſten. Dann über Sarbourg nach Blammont, wo wir einige Stunden der Nacht verweilten.

Am 15ten

über Luneville und St. Nicolas nach Nancy, wo wir des Mittags eintrafen. Hier war mir ſchon die ganze Diligence ſo äuſſerſt unausſtehlich und läſtig geworden, daß ich beſchloß, ſie wenigſtens auf vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen. Gern hätte ich gleich Extrapoſt genommen bis Paris, aber wir hatten uns einmal in Strasburg auf drey Plätze der Diligence einſchreiben laſſen, und hätten 12 Louis neufs umſonſt bezahlen müſſen.

Ich gieng alſo mit meinem Reiſegefährten und meinem Bedienten in einem Cabriolet nach Toul, wo wir uns gütlich thaten, und erſt am andern Morgen weiter fuhren. Die Diligence war freylich unterdeſſen um ein gutes Stück vorgerückt. Wir giengen über St.Aubin, Barleduc und Vitry nach Chalons ſur Marne, wo wir

am 16ten

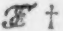
um 10 Uhr des Abends, das Unglück hatten ſie einzuhohlen.

Wahr iſt es, die Extrapoſten ſind hier zu Lande gewaltig theuer, und die Einrichtung iſt mir durchaus unerklärbar. Wenn man in Deutſchland drey Pferde bezahlt, ſo ſpannt der Poſtmeiſter das vierte Pferd oft gratis an. So iſt es auch in Rußland und Pohlen. In Frankreich umgekehrt. Bezahlt man drey Pferde, ſo werden zwey angeſpannt, deren jedes 25 Sous die Meile koſtet. Iſt man aber ſo unglücklich, durchaus drey Pferde zu ſeinem Fortkommen zu gebrauchen, ſo muß man jedes Pferd mit 30 Sous bezahlen. Mich dünkt, der Billigkeit gemäß, ſollte der Preis fallen, jemehr Pferde man braucht und bezahlt. Da wir keine eigne Chaiſe hatten, ſo mußten wir noch überdieß durchgehends die kleine unbequeme Poſtkaleſche für ein Pferd bezahlen; alſo vier Pferde und zwey gab man uns. In Vitry ſagte man uns, man habe keine andere Poſtkaleſche, als eine die etwas ſchwer ſey, wir würden uns alſo gefallen laſſen noch ein Pferd mehr zu bezahlen. Wir thaten es, und man ſpannte uns ein Pferd weniger vor. Als wir uns darüber beſchwerten, ſagte der Maitre de poſte: Meſſieurs, c'eſt une grace qu'on Vous fait, puisqu'il falloit payer 30 Sous par lieue. (Meine Herren man erzeigt Ihnen noch eine Gnade, weil Sie eigentlich 30 Sous für die Meile bezahlen müßten). Ich antwortete ihm, ich hätte immer viel von der Politeſſe der franzöſiſchen Nation gehört, nachdem er mir aber eine Gnade von fünf Sous für die Meile erzeigt habe, müſſe ich billig daran zweifeln.

Man fährt hier eben ſo ſchnell als in Rußland. Ob man aber noch lange ſo fahren wird, iſt eine andere Frage, da ſeit der Revolution ſich niemand mehr um die Wege bekümmert, und ſie folglich täglich ſchlechter werden.

Am 17ten

des Morgens, ließen wir uns wieder in unſer Gefängniß preſſen, und nach Epernay kutſchen, wo der vortreffliche Champagner wächſt. Auch auf mich würde vielleicht dieſer Göttertrank ſeine erheiternde Würkung nicht verfehlt haben, hätte nicht ein Zufall mich in mein Nichts zurückgeſchleudert. Verſchiedene Durchreiſende nämlich hatten die Wände des Speiſeſaals mit Verſen und Namen bekleckſt, und unter andern erblickte ich, in einem Winkel am Fenſter ein verſchlungenes F. E. und ein Kreutz dabey.



Weg war das bisgen Laune, welches der Wein erkünſtelt hatte. Ich fiel in den düſterſten Trübſinn. Dieſe Buchſtaben und das ſchauerliche Kreutz, ſchienen mir einen Vorwurf zu machen, daß ich noch Sinn haben könne, für die Freuden des Weins, da die Freuden der Liebe auf ewig für mich verlohren ſind. Wer nie in einer ähnlichen Lage war, der wird lächeln, wenn ich ihm ſage, daß ich den Geiſt meiner Gattinn um Vergebung bat, Wein getrunken zu haben. — O Gott! was wird aus mir werden, wenn der geringfügigſte Zufall im Stande iſt, mein Herz ſo gräßlich zu zermalmen.

Unſer Nachtlager war dieſesmal in Chateau Thierry, wo wir ſchon um acht Uhr des Abends ankamen, und bis um drey Uhr des Morgens verweilten.

Ich ließ mir ſogleich ein eignes Zimmer geben, und Kaminfeuer machen, weil meine Laune jezt und nie wieder mit der rauſchenden Luſtigkeit meiner Gefährten ſtimmte. Sie giengen zum Eſſen und Trinken, und ich in meinem einſamen Zimmer auf und nieder, um mich mit meiner lieben Friederike zu unterhalten. Drauſſen wütete gerade ein Sturm, noch hörbarer in dem Zimmer welches ich bewohnte, da Chateau Thierry überhaupt hoch liegt. Das Praſſeln des Feuers, und das ewige Knarren der Thür, vereinigten ſich mit dem Heulen des Sturms. Es waren ein paar ſüße, melancholiſche Stunden. Denn wenn ich ſo allein bin, ſo iſt Friederike immer bey mir, ich rede mit ihr als ſey ſie gegenwärtig.

tig, und erzähle ihr Alles was ich auf dem Herzen habe. Ach! vielleicht iſt ſie auch gegenwärtig! vielleicht umſchwebt ſie mich als mein Schutzgeiſt! — aber warum erſcheint ſie mir nicht auf einen Augenblick mich ihres Daſeyns zu verſichern? — ich habe ſie an dieſem Abend wieder ſo herzlich darum gebeten.

Chateau Thierry iſt der Geburtsort des liebenswürdigen la Fontaine. Das hat mich weit mehr intereſſirt, als die berühmte, über Bergen ſchwebende Brücke bey Nancy.

Dieſe Nacht war wieder ganz ſchlaflos, und hätte es ſeyn müſſen, auch ohne die Unruhe meines Gemüths, denn ein ſolches Heulen des Sturms hörte ich noch nie. Es war als hätte Boreas ſeinen Schlauch in unſerm Zimmer geöffnet.

Am 18ten.

verließen wir Chateau Thierry, waren Mittags in Meaux, und kamen endlich Abends nach ſechs Uhr, Reiſens- und Lebensſatt nach Paris.

Unendlich leid that es mir, daß es ſchon dunkel war. Doch machten die niedlich aufgepuzten und erleuchteten Kramläden zu beyden Seiten der Straße, eine angenehme Würkung. Die Gewohnheit, überall mit großen Buchſtaben den Namen und das Gewerbe des Bewohners an die Häuſer zu mahlen, gefällt mir ſehr; man findet ſie, ſobald man die franzöſiſche Grenze betritt. Zugleich führen die meiſten Häuſer Schilder, und — ein ſonderbarer Zug der franzöſiſchen Prahlerey — faſt immer iſt etwas Gold dabey angebracht. La pomme d'or. La boule d'or. Au Lion d'or; à la Clef d'or u. ſ. w. Ehemals hielt man den Geſchmack unſerer Voreltern an bunten Farben für das Zeichen der Kindheit eines Volkes. Sollte der Geſchmack am Golde nicht vielleicht das Greiſen-Alter eines Volkes bezeichnen, das wieder in Kindheit zurückfällt? Das Wort or wird indeſſen jezt zuweilen von dem Worte nation und national verdrängt, welches ſie überall hinkleckſen. So ſah ich vor einigen Tagen ſogar ein Haus mit der Ueberſchrift: traiteur de la nation. Den Henker! dachte ich, es ſoll dir ſauer werden, das ganze hungrige Volk zu tractiren.

Am 19ten.

Wäre ich nicht im Mittelpuncte aller Zerſtreuungen, ſo würde der heutige Tag mir ſehr traurig verfließen, denn es iſt der Stiftungstag unſers Liebhabertheaters. Heute iſt in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum Erſtenmale dort geſpielt, meine theure Friederiſe machte die Amazili, der Kranz im Haar ſtand ihr ſo gut — o Gott! welch' eine ſchmerzliche Rückerrinnerung!

Wir giengen gegen Mittag ein wenig im Palais royal ſpazieren. Schulz hat es ſehr gut beſchrieben, ich ſage alſo nichts mehr davon. Es hat einen angenehmen, aber keinen groſſen Eindruck auf mich gemacht. Das ſchöne Gebäude der Buden in Petersburg, giebt ihm wenig nach.

Ein Menſch lud uns im Vorbeygehn mit großem Geſchrey ein, einen homme ſauvage (wilden Mann) und eine jeune Alſacienne für 12 Sous zu ſehn. Der homme ſauvage, der Gott weiß auf welcher Inſel gefangen worden ſeyn ſollte, war eben ſo wenig ſauvage als ich. Er war ein ſchöner Kerl mit einer Chriſtusphyſiognomie, der ſich einen ſchwarzen Bart hatte wachſen laſſen, und übrigens in einem lächerlichen Aufputze erſchien. Im

Haar trug er einen Kranz von künſtlichen Blumen, und am Körper nichts als ein Netz von Bindfaden in weiten Maſchen geſtrickt. Seine ganze Wildheit beſtand darinn, daß er Steine fraß, wie es bekanntlich mehrere Menſchen giebt. Er zermalmte die Kieſel mit den Zähnen, ſperrte das Maul weit auf um uns die kleingekauten Steine ſehen zu laſſen, ſchluckte ſie hinter, und ließ uns dann auf ſeinem Unterleibe trommeln, wo wir ein anſehnliches Depot von Steinen konnten klappern hören. Betrug ſchien es mir nicht zu ſeyn. Der einzige Betrug war, daß er ſich ſtellte, als könne er nicht ſprechen.

Hierauf erſchien die junge Elſaſſerinn, ein Mädgen von ungefähr zwölf Jahren, geſchminkt wie ein Weyhnachtslärvgen, übrigens ſchmutzig wie ein Ferken, die uns allerley alltägliche Kunſtſtücke auf dem Drate vor machen wollte. Ich verbat mir das, zahlte meine 12 Sous, und gieng.

Ein anderer Schreyer machte uns aufmerkſam auf den Saal voll Wachsfiguren in Lebensgröße, der würklich ſehenswerth iſt. Der König, die Königinn, der Dauphin mit ſeiner Schweſter, la Fayette, Bailli, Voltaire, Rouſſeau, Franklin, die berühmten beyden Gefangenen, die in ihrer Gefangenſchaft ſo intereſſant, und außer derſelben ſo langweilig ſind, ich meyne Trenk und la Tude, die indianiſchen Geſandten die einſt hier waren, Madame du Barry ſchlafend und halbnackend, Maria Thereſia, Clermont Tonnerre, und Gott weiß wer ſonſt noch Alles, ſtehen hier in außerordentlicher Aehnlichkeit, in ihrer gewöhnlichen Kleidung. — Was gäbe ich nicht darum eine ſolche Abbildung meiner Friederike zu beſitzen! — Bin ich nicht ein Thor! als ob ihr Bild in meinem Herzen nicht weit lebendiger ſtünde, als der Künſtler es nachzubilden vermag. — Aber doch! — ich würde die Figur neben mich an den Tiſch ſetzen, wie die Egyptier ihre Mumien, welches, im Vorbeygehn geſagt, mir eine vortreffliche Gewohnheit zu ſeyn ſcheint.

Lächeln mußte ich darüber, daß Rouſſeau und Voltaire ſo friedlich beyſammen an einem kleinen Tiſchgen ſaßen, und ſich ganz gelaſſen etwas vorzudemonſtriren ſchienen.

Es iſt unterhaltend, ſich auf den Kaffeehäuſern im palais royal herum zu treiben. Allenthalben hängen Affichen, Annoncen, Avertiſſements, die mit unter ſehr drollig ſind. Zum Beyſpiel: es bot ſich auf einem kleinen demüthigen Zettel in Octav ein Bedienter an, der auſſer ſeiner Mutterſprache, dem franzöſiſchen, auch noch deutſch, italiäniſch und engliſch verſtehe, friſire, raſire, koche, die Pferde ſtriegle, ein Cabriolet kutſche &c. &c. — Ich mögte wiſſen, was er unter dem et cetera noch verſtehen konnte.

Von Freyheit, und allem was dahin gehört, wird hier und überall bis zum Ekel geſchwatzt. Unſer Peruckenmacher, der auch ein Mitglied der Nationalgarde und ein gar eifriger Democrat iſt, nennt den König nicht anders, als le pauvre homme, und die Königinn la Coquine, la miſerable femme du roi; und wenn er bey guter Laune iſt: la femme de Louis XVI. und wenn er bey ſpöttiſcher Laune iſt: la femme du pouvoir exécutif. Ueberhaupt erlaubt man ſich, laut zu ſagen: es ſey Jammer und Schade daß man die Königinn nicht am 6ten October umgebracht, da man doch ſchon ſo nahe dabey geweſen.

Das Volk iſt in Unruhe, der Kaiſer Leopold werde Truppen in Frankreich einrücken laſſen. Man hat der Königinn, ſo ſagt man, einen Zettel unter die Serviette gelegt, worauf gedrohet wird, ihren Kopf ihrem Bruder auf einer Pike entgegen zu tragen, wenn er es wage, die franzöſiſche Freyheit anzutaſten.

Vor einigen Tagen gab es in der Oper einen fürchterlichen Auftritt. Man ſpielte Iphigenie. Bey dem Chor: chantons, celebrons notre reine! (laßt uns preiſen unſere Königinn!) applaudirte die Herzoginn von Biron, und noch einige andere in den benachbarten Logen. Man rief bis! bis! welcher Zuruf ſonſt in der Oper nie gewöhnlich ſeyn ſoll; und als der Schauſpieler es würklich wagte, das Chor wiederhohlen zu laſſen, warf ihm die Herzoginn einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Schon genug und überſatt, um das Volk in Wuth zu jagen. Man ſchrie, man lärmte, man nahm ſich die Freyheit der Herzoginn den Ehrentitel Catin beyzulegen, alles ſtürzte hinaus, kaufte und raubte, Orangen, Aepfel und Birn, harte und weiche. Die ganze Loge war in einem Augenblicke mit Obſt, die arme Ducheſſe mit blauen Flecken bedeckt, und konnte noch froh ſeyn, daß ein Meſſer, welches mit herauf flog, ſie nicht traf. Einige unter dem Haufen, mehr muthwillig als boshaft, hatten Ruthenbündel mit herein gebracht, um ihr vor den Augen des ganzen Publicums einen derben Schilling zu geben. Sie hatte ſo viel Geiſtesgegenwart den Pöbel austoben zu laſſen, und bey alle dem ganz ruhig zu bleiben. Verließ ſie die Loge, ſo zerriß man ſie im foyer; wagte ſie ein beleidigendes Wort oder Geberde, ſo zerriß man ſie in der Loge.

Es ward endlich wieder ruhig. Die Herzoginn ließ alle die Aepfel, Birn und Orangen ſammeln, vergaß nicht das Meſſer beyzulegen, und überſandte das ganze Bündel dem Marquis de la Fayette, wobey ſie ihm ſagen ließ: er ſehe hier des preuves frappantes *) de la liberté françaiſe, und ſie bitte ihn, Alles dieß in ihrem Namen auf dem Altar der Freyheit nieder zu legen. — Sie ſoll gleich darauf Paris verlaſſen haben.

Der Schauſpieler Enné mußte am andern Tage das Publicum demüthig um Verzeihung bitten, und den erhaltenen Lorbeerkranz öffentlich mit Füſſen treten.

Beweiſe von dem Uebermuth der Nation kann man täglich ſammeln. Der Fiacre, der uns geſtern Abend in das hotel d'Angleterre

---

*) Dieß Wortſpiel läßt ſich kaum überſetzen. Allenfalls: treffende Beweiſe der franzöſiſchen Freyheit.

et de Ruſſie brachte, wo wir wohnen, nannte meinen Reiſegefährten im Geſpräch mon ami. Dieſer antwortete ihm lächelnd: „glaubſt du im Ernſt daß ich dein Freund ſey?“ — Ah ba! ſagte der Fiacre: nous ſommes tous égaux! (wir ſind einander alle gleich.)

Auch unſer Lohnlaquay, der uns heute einen Wagen holte, um in die Oper zu fahren, bat uns ſans façon um Erlaubniß, ſich mit hinein ſetzen zu dürfen, weil das Wetter ſchlecht ſey.

Die Oper hat mir gefallen und weiter nichts, hundert Nebendinge aber haben mir ſehr mißfallen. Als wir um fünf Uhr dahin kamen, war das Haus ſchon ganz voll, und wir bekamen mit Mühe noch Billets auf den Balcon, das heißt: in eine Art von großer Loge, an den beyden Seiten des Theaters.

Ein ſolcher Platz koſtet 10 Livres, alſo ein halber Louisd'or, das finde ich theuer. Und wenn wir wenigſtens dafür einen guten Platz gehabt hätten; aber nein! auch hier war es bereits ganz voll, und wir mußten froh ſeyn, ungefähr die Hälfte der Bühne überſehen zu können.

In den Logen rings umher glänzten viele, ſehr viele, größtentheils künſtliche ſchöne Geſichter. Ach! nirgends eine Friederike! nirgends ein Geſicht, das den vollen Ausdruck der Güte ſo in jedem Zuge trug, als das ihrige.

Ein junger höflicher Mann, der neben mir ſtand, zeigte mir eine gewiſſe Madame Gouverné, von der er mir ſagte, ſie ſey das ſchönſte Weib in Paris. Er mogte Recht haben. Sie ſchien auch mir außerordentlich ſchön, und hatte viel von der ſanften Grazie, ohne welche kein Weib in meinen Augen ſchön iſt.

Man gab les pretendus, Opera Comique. Muſik und Sänger waren vortrefflich, und, was man bey unſern deutſchen Operiſten vermißt, ſie ſpielten auch alle ſehr gut. Den Beſchluß machte ein Lieblingsballet des hieſigen Publikums in drey Aufzügen: Pſyche. Der Total-Eindruck davon war bey mir nicht ſtark, aber einzelne Stellen und Maſchinen haben mir außerordentlich gefallen. Pſyche, oben auf dem ſchroffen Felſen, vom Zephyr in einer Wolke fortgetragen, die, als ſie ſchon dem Auge entrückt war, noch einen lichten Schein hinter ſich ließ; Pſyche an der Toilette, wo die Liebesgöttergen allenthalben gleichſam hervorwuchſen; Pſyche als Schülerinn der Terpſichore; das Alles hat theils ſtark auf meine Sinne, theils ſanft auf meinen innern Sinn gewürkt. Vom Tanzen, das heißt, vom bloßen Springen und Herumdrehen, und Arme und Beine aufheben, bin ich kein großer

Liebhaber, daher hat auch ſogar Veſtris als Amor mit ſeinem Solo und pas de deux mich kalt gelaſſen. Hingegen gefiel mir ſehr das leichte Schweben des Zephyrs, der würklich mehr zu fliegen als zu gehen ſchien. — Der Hercules ſah gerade aus wie der Steinfreſſer von dieſem Morgen. — Einiges war mir zu gräßlich für ein Ballet. Zum Beyſpiel das Herumwälzen und Herumzerren der Pſyche in den Armen von einem Dutzend Teufeln, ihr Herabſtürzen von einem hohen Felſen in den brennenden Phlegeton u. ſ. w. Die Tänzerinn, welche die Pſyche darſtellte, war ein reizendes Geſchöpf, und konnte ſo viel Unſchuld heucheln, als ſey ſie in ihrem Leben nicht Tänzerinn der großen Oper in Paris geweſen.

Ob das ganze Spectakel einen halben Louisd'or werth war, darüber bin ich noch nicht mit mir ſelbſt einig; daß ich aber das Nachſpiel nicht für 10 Louisd'or wieder mit-

ſpie-

ſpielen mögte, das weiß ich gewiß. Eine halbe Stunde warten zu müſſen, ehe die Menge ſich verlaufen habe, darauf waren wir gefaßt; aber ach! ſchon anderthalb Stunden hatten wir uns im Foyer gelangweilt, ehe das Gedränge dünner wurde, und wir es wagten unſern Bedienten zu ſuchen. Dabey ſtanden wir von allen Seiten dem ſchrecklichſten Zugwind aus, und retirirten wir uns in eine Loge, ſo jagte uns der Geſtank der ausgelöſchten Lichter und Lampen wieder heraus. Zum Unglück konnte der Laquay keinen Fiacre finden, und das verlängerte unſere Quaal. Ein kalter Schneewind durchpfiff uns am Eingang. Ich armer hypochondriſcher Menſch ſah mich im Geiſt ſchon am Rande des Grabes.

Endlich kam ein Wagen, und ein neuer Zug von der Impertinenz des franzöſiſchen Pöbels, preßte mir ein Lächeln von den erfrornen Wangen. Es näherte ſich mir nemlich ein Savoyard, und verlangte ein Trinkgeld dafür daß er den Wagen geholt habe. Ich ſagte ihm, das habe ja mein eigner Bedienter gethan. Der Savoyard verſicherte das Gegentheil, und der Laquay geſtand endlich, er habe, um ſeine Strümpfe nicht zu beſchmutzen, den Savoyarden an ſeiner Stelle geſchickt. Ich ſagte ihm, daß er meinetwegen ſchicken könne wen er wollt, aber auch ſelbſt bezahlen müſſe. Das that er denn auch nach einigem Widerſtand, und wir traten unſere Fahrt an.

Kaum waren wir einige Schritte vorwärts gekommen, als eine klägliche Stimme uns anhielt, und der Fiacre bat, ob wir nicht dem Monſieur da drauſſen erlauben wollten, den vierten Platz im Wagen einzunehmen (denn auf den dritten hatte ſich abermals der

Herr Lohnlaquay gepflanzt) da ſein Weg auch nach dem palais royal gehe. Wir willigten ſehr gern ein, und es ſtieg ein gutgekleideter Herr zu uns in den Wagen, der mit franzöſiſcher Leichtigkeit Bekanntſchaft machte, und in einer Viertelſtunde von der Sonne bis zum Yſop der an der Wand kriecht ſprach.

Wir äußerten Verlangen, einer Aſſemblée nationale und ihren Debatten beyzuwohnen. Er ſagte uns, man werde nicht ohne Billet eingelaſſen, er ſelbſt aber ſey député à l'aſſemblée nationale, und werde ſich daher ein Vergnügen daraus machen, uns Billets zu verſchaffen, welches Erbieten wir mit vielem Danke annahmen. Noch weiß ich nicht, wer der höfliche Mann war, denn es iſt eine von meinen Schwachheiten, daß ich Niemand um ſeinen Namen fragen kann, ſo wie ich mich auch ſelbſt höchſt ungern nenne. Indeſſen habe ich ihm meine Addreſſe gegeben, und hoffe alſo mehr von ihm zu hören.

Unſer Landsmann Schulz ſteht hier im Hauſe, wo auch er wohnte, noch in gutem Andenken, wie überall wo er geweſen iſt. Die Wirthin ſowohl, als unſer Peruckenmacher, der auch ihn friſirt hat, nennen ihn bon enfant, und glauben vermuthlich einem Deutſchen eine große Ehre durch dieſe Benennung zu erzeigen.

Am 20ſten.

Blech, Leder und Papier, ſind ſchon oft in der Noth zu Münzen ausgeprägt worden. Hier findet man jezt kein anderes Geld, als Papierlappen, Aſſignate genannt, mit des Königs Bildniß. Die geringſten ſind von 200 Livres.

„Was ſoll ich damit machen?“ frug ich heute meinen Banquier, Monſieur Perregaux, der mir einen Wechſel von ein paar tauſend Livres in dieſer nicht klingenden Münze auszahlte. Er zuckte die Achſeln. „Wir haben nichts anders!“

Das iſt traurig!

„Sehr traurig mein Herr!“ und damit ließ er mich laufen. Ich verliere fünf Procent beym Wechſeln, und wechſeln muß ich doch, da es tauſend kleine Ausgaben giebt, die geringer ſind als 200 Franken. Nun verſtehe ich die Savoyarden, die mir ſeit einigen Tagen zu Dutzenden am Eingang des palais royal entgegen geſchrieen haben: voulez vous de l'argent Monſieur? dabey klingelten ſie mir immer mit ihren vollen Beuteln um die Ohren, und ich wußte nicht, ob ſie ihren Spas mit mir trieben.

Heute fuhren wir auf die Boulevards zu den grands danſeurs du roi, die gar keine danſeurs ſind, eben ſo wenig Großes an ſich haben, als der König ihr Herr, und ihren prächtigen Titel eben ſo wenig verdienen, als die Erzbiſchöffe von Chalcedonien, Tarſus, Joppen u. ſ. w. Wie ſie zu dieſem Titel gekommen ſind, das mag der Himmel wiſſen! der König hat ſeine grands danſeurs gewiß nie geſehn.

Das Schauſpielhaus würde einer kleinen Landſtadt in Deutſchland Ehre gemacht haben. Die Entrée auf den erſten Platz koſtet hier nur 30 Sous, alſo ungefähr ſechs mal weniger als in der Oper. — „Und iſt auch ſechsmal weniger unterhaltend?“ Das kann ich eben nicht ſagen. Zwar, als wir hineintraten, (es war erſt halb 6 Uhr) tanzten einige ſehr ſchmutzige, und kränklich ausſehende Kinder auf dem Seile, welches ſie ein Divertiſſement nannten, ob es gleich Niemand divertirte. Indeſſen, über Namen wollen wir nicht ſtreiten, es geht oft ſo in der Welt.

Um 6 Uhr hub das eigentliche Schauſpiel an. Man gab la pêche aux huitres, (die Auſterfiſcherey). Vier Weiber prellten ihre Männer, und das Ganze war ziemlich indecent, aber die meiſten ſpielten allerliebſt, mit einer Leichtigkeit, Feinheit, Schnelligkeit, Natur und Wahrheit, die ich auf den berühmteſten deutſchen Bühnen nie fand. Das fiel immer ſo richtig ein, das ſtockte nie, das rollte ſo raſch fort, das warf den (freylich oft zweydeutigen) Witz ſo leicht hin, accentuirte keinen witzigen Einfall, wie unſere deutſchen Schauſpieler leider beynahe immer zu thun pflegen, kurz, es riß mit ſich fort zu beſtändigem Lächeln und Lachen. Alle hatten ihre Rollen vortrefflich einſtudirt, und das mußten ſie auch, weil ſie gar keinen Souffleur

leur hatten. Ich habe das auf mehrern Pariſer Theatern gefunden, und wo er auch noch gebraucht wird, ſizt er wenigſtens nicht in dem verdammten Bienenkorbe, ſondern ſo tief unten, daß ſeine Augen mit der Bühne parallel laufen, und er alſo ſchon durch die Lampen ganz verdeckt wird. Wieder ein großer Vorzug vor den deutſchen Bühnen. Wann wird denn einmal ein deutſcher Directeur dieſe verhaßte Gewohnheit lieber ganz abſchaffen? und dadurch die Nachläſſigen zwingen, unſere Ohren nicht durch das ewige Hapern und Stottern zu züchtigen.

Dieſe Leute waren des Converſationstons ſo ganz Meiſter, daß man ſchon in der zweyten Minute, nicht mehr vor einer Bühne, ſondern mitten in einem Zimmer zu ſitzen glaubte.

Auf die pêche aux huitres folgte l'abbé Court-diner, ein kleines Stück, in welchem gar kein Plan war, das aber wiederum durch einzelne, ſehr drollige Scenen, und durch die ungemeine Leichtigkeit des Spiels beluſtigte.

Darauf eine Pantomime, les metamorphoſes de la fée bienfaiſante, (die Verwandlungen der wohlthätigen Fee) in vier Acten, eine eigentliche italiäniſche Comödie mit dem Harlekin, die mir Langeweile machte, weil die Maſchinerieen nichts taugten, die Kleidungen ſchlecht und ſchmutzig waren, und endlich, weil ich im Jahr 1782 den Harlekin in Petersburg weit beſſer geſehen hatte. Dort verſäumte ich, trotz dem Geſpötte meiner Freunde, ſelten das italiäniſche Luſtſpiel, weil man ſich da immer recht ſatt lachen konnte, und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden mogte. Die ganze Welt konnte nicht begreifen, wie man über das abgeſchmackte Zeug lachen könne, aber die ganze Welt gieng hin und lachte. Hinterdrein ſchämten ſie ſich aber, und, auſſer mir, geſtanden nur wenige ein, daß ihnen das Ding würklich Spas mache.

Ich kehre zurück zu den groſſen Tänzern des Königs. Den Beſchluß ihrer heutigen Vorſtellungen, machte ein ſehr ungeſittetes Stück in drey Acten, les quatre rendezvous. Ein ſechzigjähriger Mann liebt das Kammermädchen ſeiner Frau, die ſechzigjährige Gattin den Kammerdiener ihres Mannes, nur das gute Spiel konnte dieſe ungeziemenden Poſſen erträglich machen. Endlich noch eine fête champêtre (ländliches Feſt) in welcher die grands danſeurs du roi ſehr ſchlecht tanzten.

Das war doch warlich genug für 30 Sous. Hätten die Lampen nicht ſo wiedrig gedampft, hätte das Orcheſter nicht ſo wiedrig geſpielt, und hätte man uns in der Pantomime nicht ſo viel Colofonium zum beſten gegeben, ſo würde ich mich ganz erträglich befunden haben.

In die Loge, welche wir eingenommen hatten, ſchlichen ſich auch ein paar Freudenmädchen ein. Da ich dieſer Claſſe von Dirnen einmal erwähne, ſo muß ich bey der Gelegenheit ſagen, daß ich auch noch nicht Eine geſehen habe, die fähig wäre, einen Mann von nur etwas zartem Geſchmack zu reizen. Die Frechheit hat jedes Geſicht geſtempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einſt, in früheren Jahren der Unſchuld, Liebesgötter bewohnten, dient jetzt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Bläſſe, ſchwärzlich blaue Säcke hängen unter den matten Augen. Das iſt das treue Bild derer, die ich bis jetzt ſah, und ich habe viele geſehn, denn im palais royal ſchwärmen ſie haufenweiſe herum. Uns gegenüber, in einer Loge, ſaß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich ſo eingerichtet hatte, daß man ſie augenblicklich für das was ſie war erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgeſicht, wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen ſehr gehoben.

Wieder auf unſere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie ſaßen vorher in der Loge neben uns, mogten aber wohl gehört haben, daß wir deutſch miteinander ſprachen, mogten uns für ein paar fremde Nigauds halten, und geſellten ſich daher zu uns. Stoff zum Geſpräch fand ſich bald. Die Eine frug, ob wir Engländer wären?

Ja, antwortete mein Gefährte.

Ich bemerkte darauf, daß die Fragerinn zwar ſehr gut franzöſiſch ſprach, aber es ſehr langſam zu ſprechen affectirte. Ich frug ſie um die Urſach.

Monſieur, ſagte ſie, je ne ſuis pas françaiſe, je ſuis allemande. (Mein Herr, ich bin keine Franzöſinn, ich bin eine Deutſche.)

Aus welcher Gegend Deutſchlands?

De Vienne (von Wien) war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immer fort deutſch untereinander, und ſie nahm es ganz treuherzig für engliſch. Ich mußte mich auf die Zunge beiſſen, um ihr nicht ins Geſicht zu lachen. Vermuthlich glaubte ſie unſer Zutrauen zu vermehren, indem ſie ſich ſelbſt für eine Fremde gab.

Wenn wir ſtill ſchwiegen, ſo hörte ich ſie untereinander reden, von dieſem und jenem traiteur oder reſtaurateur, wo man des Abends vortrefflich ſoupire. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hauſe, und aß mein einfaches Aepfel-Compot.

— Elende Geſchöpfe! — Man muß eine Gattinn beſeſſen haben, wie die Meinige, um das ganze Geſchlecht hier nicht haſſen zu lernen.

Am 21ſten.

Heute wird auf dem place la Greve ein armer Teufel gerädert. Ich werde mich wohl hüten, dieſen Vormittag auszufahren, damit kein Zufall mich in dieſe gräßliche Gegend führe.

Jeden Morgen pflege ich einige Stunden im palais royal zuzubringen, auf dem Caffé de Chartres, wo man deutſche Zeitungen findet, oder in Cuſſacs Buchladen, oder im Gedränge der geſchäftigen Menge, unter dem betäubenden Geſchrey von tauſend Ausrufern, mein Blick zerſtreut durch tauſend niedliche Gegenſtände, welche der Luxus in jeder Boutique aufgethürmt, und die Gewinnſucht reizend zu ordnen gewußt hat.

Wir wählten dieſen Abend das Theater der Mlle de Montanſier au palais royal. Man gab eine kleine Oper, ganz nach dem gewöhnlichen Schlage, arm an Leib und Seele, das heißt: arm an Text und Muſik, oder umgekehrt wenn man lieber will. Die einzige komiſche Rolle, welche dem Stücke, wenigſtens für Franzoſen einiges Leben gab, war ein vielfreſſender Abbee, der ſich in einer Romanze beklagte, daß man der Geiſtlichkeit ihre Güter genommen. Dergleichen Züge nimmt das Publicum mit wiehernder Freude auf.

Der kleinen Oper folgte: le Sourd, ou l'auberge pleine, (der Taube, oder die volle Herberge) Luſtſpiel in drey Acten, oder vielmehr farce, aber eine niedliche farce, die auch ſehr gut geſpielt wurde, und die auf der deutſchen Bühne wohl Glück machen könnte. In einer Scene, welche in zwey Zimmern zugleich ſpielt, war die Bühne ſehr gut eingerichtet.

Der Vordergrund ein Speiſeſaal, im Hintergrunde führten einige Stufen ſeitwärts in eine Schlafkammer, deren eine Hälfte ſichtbar, und mit einem Fenſter verſehen war, welches durch den Speiſeſaal ſein Licht erhielt. Man findet dergleichen noch hin und wieder in alten Gebäuden. Hinter dieſem Fenſter gieng ein Theil der Handlung vor, die mit der Handlung im Vordergrund genau zuſammen hieng, und gute Würkung that. Am Ende dieſer Scene zog der Taube in der Kammer ſeine Vorhänge zu, und nun war die Bühne wieder ungetheilt.

Ich lernte den Verfaſſer dieſes noch ungedruckten Stücks, Monſieur Des Forges kennen. Er war ſo gütig, mir ſein Manuſcript mitzutheilen, und ich mache vielleicht Gebrauch davon.

Eine Menge Freuden-Dirnen zierten abermals dieſes Spectakel, und waren zum Theil ſehr zudringlich. Eine davon ſteckte meinem Gefährten ihre Addreſſe in die Hand, die ich zum Scherz genau copiren will: Mlle Adelaide, au palais royal, nro 88 par le derriere. Wer Luſt hat ſie zu ſuchen, der mag es thun.

Am 22ſten.

Dieſen Morgen erhielt ich einen Beſuch von Madame de Rome, Ueberſetzerinn meiner Adelheid von Wulſingen. Sie hat ihre Ueberſetzung den Comediens du Theatre de Monſieur übergeben, und erwartet jezt, ob dieſe Herren Tod oder Leben darüber beſchließen werden. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß, wenn auch das Stück, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, um einiger Scenen willen zu leben verdient, es doch, franzöſirt wie es jezt iſt, den Tod redlich verſchuldet hat.

Madam de Rome ſteht im Begriff, auch Menſchenhaß und, Reue in ihre Sprache zu dollmetſchen, und, mit ihrer Erlaubniß, ein wenig zu verhunzen. Une femme adultere! das geht nicht! il faut qu'elle ne ſoit qu'imprudente. — Bon! — Dann ſind zu viel Perſonen im Stück, man muß einige davon wegſchneiden. Der General, der Greis, und Bittermann, werden nicht die Ehre haben, in dem franzöſiſchen Menſchenhaß und Reue zu erſcheinen.

Mögte auch das noch hingehn. Aber es ſind ihr nicht Confidents genug im Stücke, Madam de Rome braucht noch einen Confident, und auf wen fällt ihre Wahl? ſie macht den Monſier Peter zum Pivot der ganzen Intrigue, zum Vertrauten des Majors, zum Freunde und Kammeraden des alten Franz, die nun beyde vereinigt den Menſchenhaſſe nach ihrer Pfeife tanzen laſſen, und den Knoten löſen.

Das wird was ſchönes werden! —

Die einzige würklich überflüßige Perſon in meinem Drama, (ich meyne Lotten) die hat ſie nicht weggeſtrichen. Warlich! bey der Ehre dieſer Ueberſetzung, wird mir von Menſchenhaß und Reue nichts übrig bleiben, als die Reue es geſchrieben zu haben. Wenn es ſo wie es aus meinen Händen gieng für die franzöſiſche Bühne nicht genießbar iſt, ey nun, ſo laſſe man es lieber unüberſezt.

„Es kann nicht ſo bleiben,“ ſagte ſie: les français s'éloignent encore trop de la nature. (Die Franzoſen entfernen ſich noch zu ſehr von der Natur.) Ein Lobſpruch für mich, dachte ich, wenn ſie ſich dann zugleich vom Geiſte meiner Werke entfernen.

Uebrigens hat mich Madam de Rome intereſſirt. Sie ſcheint eine brave, vernünftige

Frau zu ſeyn, ſpricht viel und gut. Sie gehört zu der Parthey, die man hier Ariſtocraten ſchilt, denn ihr Mann war ein militaire, Ritter des Ludwigsordens, ein Greis von ſechzig Jahren, den die Unruhen der Revolution ins Grab ſtürzten. Fünf Tage und fünf Nächte, ſo erzählte ſie mir, waren ſie in ihren eignen Zimmern keinen Augenblick ihres Lebens ſicher. Bald hatte man ihren Mann tödten, bald an die Spitze einer Bande Aufrührer ſtellen, bald das Haus plündern und bald es anzünden wollen. Darauf hat die National-Verſammlung ſie einer Penſion beraubt, „und — ſezte ſie mit vieler Lebhaftigkeit hinzu: „nicht einmal meines Wappens „darf ich mich bedienen! wenn ich einen Brief „zuſiegeln will, ſo muß ich den Daumen dar„auf drücken"

Ich vermuthe, daß die arme Frau ſich jezt größtentheils von Schriftſtellerey nährt, obgleich ihr Aeuſſeres ſehr anſtändig war, und auch nicht die geringſte Klage, oder Aufforderung fremdes Mitleids ihrem Munde entwiſchte. Sie verſicherte, daß ſie viel verdienen würde, wenn ſie ſich zu jenen elenden ſolliculaires geſellen wollte, die das Publicum mit Broſchüren gegen den Hof überſchwemmen, worin die Königinn l'execrable Antoinette und la miſerable femme du roi genannt wird. Auch Madam de Rome beſtätigte, das ſeyen die gelindeſten Titel, die man ihr gebe, und ein Wunder von Mäßigung ſey es, wenn man ſie blos la femme du roi nenne.

Sie ſchenkte mir einen Heft von den Anecdotes de Joſephe ſecond, die ſie überſezt, und von welchen kaum hundert Exemplare verkauft worden ſind. Dieſe mißlungene Speculation ſchreibt ſie gleichfalls dem tödlichen Haſſe zu, den das Volk gegen Alles hegt, was dem Hauſe Oeſtreich verwandt iſt.

Von ihr erfuhr ich auch, daß ein Schnupftabackshändler in Nancy im Begriff ſteht, ein theatre Allemand herauszugeben. Wehe uns armen Deutſchen!

Am meiſten griff mir die Frau ans Herz, als ſie von dem Verluſte ihres Mannes ſprach. Sie berührte da eine Saite, die bey mir ſehr leicht mittönt. Und doch — wie viel glücklicher iſt ſie — wie viel glücklicher ihr Mann geweſen! — Beynahe ein Vierteljahrhundert lang waren ſie vereinigt, und erſt als Matrone wurde ſie zur Wittwe. — Ich habe meine geliebte Friederike nur ſechs Jahre lang beſeſſen, und zähle noch nicht dreyßig Jahr! Alles Glück meines Lebens war zuſammen gepreßt in dieſen kurzen Zeitraum! — Aber warum ſo früh? warum gab mir das Schickſal nicht die paar Tropfen Freude am Ende meiner Tage? und da wir doch einmal Kinder ſind, Spielzeuge der Natur, warum machte ſie es nicht mit mir, wie Kinder mit ihren Eßwaaren, die ſich einen Leckerbiſſen bis zuletzt aufheben? — oder wie? — werde ich vielleicht bald weggerufen werden, von der Tafel an welcher für mich kein Genuß mehr iſt? mußte ſie nur vorangehen, um mich, der ſchon lange an der Pforte ſtand, drauſſen zu empfangen? um mir es leicht zu machen, die Thür auf ewig hinter mir zuzuſchlagen, und nicht zu hören, wenn meine Kinder mir nachrufen! —

Siehe da! — wie mich Alles auf dieſen Punct führt! —

Zurück nach Paris! wo Jedermann genießt, und Niemand fühlt, wo Jedermann Theil nimmt, und Niemand ſich mittheilt.

Der Morgen war ſehr ſchön, wir fuhren ein wenig ſpazieren, durch die gewühlvolle Straße St. Ho-

St. Honoré, auf den Platz de Louis XV. Von da giengen wir zu Fuße in die Tuilerien. Wir fanden viele Spaziergänger, die Sonne ſchien freundlich. An der Mauer linker Hand hatten ſich eine Menge Menſchen gelagert, beſonders Weiber mit kleinen Kindern, die in den matten Winterſtrahlen ſich wärmten. Der Anblick war ſo ruhig, ſo lieblich. Ich dachte an den Prinzen Lambesc, der auf dem nämlichen Platze die bekannten Grauſamkeiten verübte. Der Gedanke contraſtirte ſo mit der freundlichen Gruppe die ich vor mir ſah, und der Contraſt that der leztern keinen Schaden.

Ich habe einmal geleſen, ich weiß nicht mehr wo, von einer kleinen ländlichen Hütte, und von dem Eindruck, den ſie auf einen Reiſenden machte, der ſie unvermuthet zwiſchen prächtigen Ruinen fand, die ein Erdbeben übereinander hergewälzt hatte. Ich ſtelle mir vor, er hat empfunden, was ich in den Tuilerien empfand.

Wir giengen auch auf einen Augenblick in den innern Hof des Pallaſtes. Ueberall fanden wir Schweitzer und Nationalgarde, friedlich nebeneinander die Wache halten; aber ſie ſahen ſich denn doch, wie mich dünkte, ſo ſcheel an, wie ein guter und böſer Engel, die auf die Abfahrt einer Seele warten.

Am Ufer der ſchmutzigen Seine nahmen wir wieder einen Wagen, und fuhren auf den pont neuf, um Heinrich dem Vierten zu huldigen. — Guter König! — auf ſeinem Geſichte lieſt man den guten Menſchen. Eines gilt wohl ſo viel als das andre.

Von da fuhren wir in das ſogenannte Palais, wo die Urtheile publicirt werden. Wir fanden den Hof voll Garde zu Pferd, und unſer Fiacre ſagte uns ſehr witzig:

On donnera à un pauvre diable à dejeuner et à diner. (Man wird hier einem armen Teufel Frühſtück und Mittagsbrod geben.)

Das ſollte heiſſen: man ſpricht eben jezt einem armen Verbrecher ſein Urtheil und wird ihn nachher hängen. Ich ſchauderte. Auch unſer Lohnlaquay ſprach ſo gleichgültig von einer Execution, als von den Sprüngen eines Seiltänzers.

Wir ſtiegen die große Treppe hinauf. Ich habe im Palais weiter nichts geſehen, als was man im jüdiſchen Tempel ſah, ehe Chriſtus ihn ausfegte, nämlich Käufer und Verkäufer, beynahe in eben ſo großer Menge als im palais royal.

Am Ende einer winkligten Gallerie fanden wir endlich den Gerichtsſaal, wo jezt eben die Sentenz dem armen Sünder vorgeleſen wurde. Aber es war ſo voll und ſo warm, und das Ganze machte mir eine ſo wiedrige, ängſtliche Empfindung, daß ich ſogleich wieder umkehrte. Den Verbrecher habe ich gar nicht geſehn, und von den Richtern nur ihre ſpaniſchen Hüte.

Von da führte uns der Fiacre über den Platz la Greve, wo bereits die Blutbühne errichtet war, ein Rad und eine Leiter in Bereitſchaft lagen, und eine Menge Volks ſich herzudrängte. Wie froh war ich, als wir den Platz mit ſeinem berühmten Reverbere im Rücken hatten. Wenn man mir auf dieſem Platze den prächtigſten Pallaſt ſchenken wollte, mit der Bedingung ihn zu bewohnen, ſo würde ich mich für das Geſchenk bedanken.

Abends waren wir im Theatre italien. Ein ſchöner Saal, bequeme Plätze, ſchlechte Decorationen, gute Sänger, mittelmäßige Schauſpieler. Man gab la fauſſe magie, und Sargines. Das erſte iſt ein albernes, unleidliches Ding, mit einer ungeſalzenen Muſic von Gretry. Das letztere iſt auch in Deutſchland bekannt, es iſt unterhaltend, und die Muſic recht artig. Aber der Vater des Sargines ſah aus wie ein Peruckenmacher, und ſeine belle Couſine wie eine H—.

Da in der Rolle des Sargines hin und wieder tragiſche Stellen vorkommen, ſo bekamen wir hier ſchon ein Pröbchen, von der Art der Franzoſen ſich dabey zu benehmen. Es war ein ſo ſchreckliches Hauen, Fechten, die Luft ſäbeln, blöken, und ein über Alles unausſtehliches Athem aufziehen, welches nur die höchſte Leidenſchaft, und auch dann nur auf Augenblicke lang ſich erlauben darf.

Lieber Gott! welch' ein ſonderbares Ding iſt es doch um den Geſchmack! ich lachte bey allen ſolchen Stellen, und die Franzoſen weinten, und klatſchten, und ſchrieen bravo! —

was iſt denn das? die Franzoſen ſind ja doch geſcheute Leute, und ich glaube doch auch keinen ſchlechten Geſchmack zu beſitzen; woran liegt es denn, daß wir hier ſo himmelweit auseinander ſind? — Ich liebe die Natur, und die Franzoſen die Kunſt. Aber wie iſt es denn möglich, daß ſie mit ihren reizbaren Herzen die Natur nicht auch lieben? und wie iſt es möglich, daß ſie eine Kunſt lieben, welche nicht die Natur nachahmt? ich glaubte ſonſt immer, die Kunſt ſey nur liebenswürdig, in ſo fern ſie die Natur erreiche. — Ich bin nicht in der Stimmung Abhandlungen zu ſchreiben. Erklären kann ich es nicht, genug es iſt ſo. Ich werde nächſtens das theatre de la nation beſuchen, um ein Trauerſpiel zu ſehn, und mich recht ſatt zu lachen.

Wahr iſt es, daß vor einem franzöſiſchen Publicum keine Sentenz, kein Tugendſpruch, keine edel ausgedrückte Empfindung verlohren geht. Dergleichen iſt hier immer ein Funke, der den ſchallendſten Beyfall wie Pulver in die Höhe lodern macht. Aber wenn ich dann in einem ſolchen Augenblicke an den Menſchen dachte, der Todesurtheil und Hinrichtung eines armen Verbrechers mit Frühſtück und Mittageſſen verglich; ſo konnte ich doch das Volk nicht lieben, das ein Wort erſchüttert, und eine That kalt läßt.

Im Sargines ſind auch viele Stellen, die im jetzigen Augenblicke große Würkung auf die Zuſchauer machten, und ihre Sinnesart offenbarten. Zum Beyſpiel: il faut vaincre ou mourir pour ſon roi! (für den König ſiegen oder ſterben!) Wenn man nach dem lauten Beyfall urtheilen dürfte, mit welchem dieſe Stelle aufgenommen wurde, ſo ſollte man glauben, jeder Pariſer brenne für Begierde für den nemlichen König zu ſterben, welchen er einen pauvre homme nennt.

Unter den Actricen war ein allerliebſtes Geſchöpf, Roſe Renaud genannt, von kaum ſechzehn oder ſiebenzehn Jahren, mit einem ſo ſanften, unſchuldvollen Geſichte, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Nachbar zu fragen: ob das Geſicht dieſes Mädchens nicht lüge? ob ſie wohl noch würklich unſchuldig ſey? Er verſicherte es mich, und ich glaubte ihm gern, ſo unwahrſcheinlich es auch klingt. Auſſer ihren ſchuldloſen Zügen, gab auch ihr Anſtand auf der Bühne meinem Glauben noch mehr Gewicht. Sie war auſſerordentlich furchtſam beſcheiden, und nur nach vielem Applaudiren des Publicums, deſſen Liebling ſie zu ſeyn ſcheint, verlor ihre Stimme nach und nach das Zittern mit welchem ſie anhub. Ich denke dieſe Furchtſamkeit kann keiner verworfenen Dirne eigen ſeyn. Und ſo ſende ich noch in dieſem Augenblicke von ganzem Herzen ein Stoßgebet für ihre Tugend gen Himmel!

iſt es auf einer franzöſiſchen Bühne möglich, ſo gehe der Kelch der Wolluſt vor ihr vorüber! — Ihr Geſang griff unwiderſtehlich an's Herz, ihre Stimme war ſo biegſam, ſo ſanft ſich auſchmiegend, ſo frey von aller Anſtrengung; aber als Schauſpielerinn war ſie noch wenig oder nichts.

Auch mein Gefährte iſt ganz von ihr bezaubert. Als wir dieſen Abend ſchon im Bett lagen, und ich meine ewige Schlafloſigkeit durch eine alte franzöſiſche Komödie zu überliſten ſuchte, ſprang er plötzlich auf, und brachte ein quatrain auf Mammſell Roſe Renaud zu Papiere, das er ſo eben gebohren hatte.

Am 23ſten.

Dieſen Morgen ward das junge, neugebohrene quatrain an Mlle Roſe würklich abgeſchickt. Sie hat es mit einem Lächeln aufgenommen, und ich — habe den Kopf geſchütſchüttelt. Es war vielleicht ein Wölkgen mehr zu dem Weyhrauchdampfe, der einſt ihre Tugend umnebeln, oder gar erſticken wird.

Eben hat mir der Schneider ein Kleid gebracht. Er ſetzte mir nichts dir nichts ſeinen Hut in der Stube auf, unterhielt ſich mit mir in guter Kammeradſchaft, und die Cocarde auf ſeinem Hute rief laut dazwiſchen: nous ſommes tous égaux!

Abends beſuchten wir die variétés amuſantes. Der ſchönſte Schauſpielſaal den ich jemals geſehn habe. Alles darinn athmet Geſchmack und Zierlichkeit. Die Schauſpieler hingegen blieben unter meiner Erwartung. Man gab les deux Figaros, ein niedliches, intriguen-volles Stück, deſſen Verfaſſer Mitglied der Bühne zu Bourdeaux iſt. Es enthält eigentlich eine Critik von Beaumarchais

Figaro, welchem man verwirft, daß er mit all ſeinem Witz, doch nur dumme Teufel zu übertölpeln verſtehe, wie den Grafen Almaviva und den Doctor Bartholo. In dieſem Stücke hingegen wird Figaro ſelbſt, trotz ſeiner Pfiffigkeit, von dem andern Figaro, welches der verkleidete Cherubin iſt, alle Augenblick überliſtet. — Zum Beſchluß l'enrôlement ſuppoſé, eine abgenuzte Idee ohne Saft und Kraft.

Da dieſes Spectakel ſchon um halb 9 Uhr geendigt, und es noch zu früh war, um ſich in das Zimmer zu ſperren, ſo gieng ich mit meinem Reiſegefährten Arm in Arm unter den ſtarkerleuchteten Arcaden des Palais royal ſpazieren. Auf dem großen Platze in den Alleen vertrat der Vollmond die Stelle der Lampen. Alles wimmelte, Ausrufer blökten, Waaren ſchimmerten, Politiker ſchwatzten, junge Herren liebäugelten, Freudenmädgen zupften.

Die Unverſchämtheit der lezteren lernte ich an dieſem Abend erſt recht kennen. Sie waren heute alle außerordentlich gepuzt, man hätte die geringſte unter ihnen für eine Dame genommen. Zwey junge hübſche Dinger, welche Arm in Arm giengen, verfolgten uns unaufhörlich, und ſchlugen uns eine partie quarrée vor. Um ſie los zu werden, ſagte ich der einen, ihre Gefährtinn ſey nicht hübſch genug.

Mais, ſagte ſie, elle eſt très bien composée.

Während dieſes Geſprächs drängte ſich eine dritte zwiſchen uns, und raunte mir ſehr ſchnell ins Ohr: voulez vous venir me voir?

Das nahmen die andern beyden, die ſchon lange Jagd auf uns gemacht hatten, ſehr übel. Comment Madame! ſagte die eine zu der neuhinzugekommenen: vous nous enlevez nos hommes?

Um ihrem Streite die Realität zu benehmen, ließen wir ſie alle drey ſtehen, und verſchwanden im Gedränge.

Eine vierte hatte uns vermuthlich deutſch reden hören, und drängte ſich nun beſtändig an uns heran, indem ſie das Wort deutſch! deutſch! mit einem ſehr komiſchen Accent ausſprach, welches ſie irgendwo aufgeſchnappt haben mogte.

Eine fünfte endlich, welche mein Gefährte im Schauſpiel hatte kennen lernen, ein niedliches kleines Ding von kaum ſechzehn Jahren, drollig und lebhaft, lud uns mit ſo ausgelaſſener Luſtigkeit zum Souper ein, (verſteht ſich, auf unſere Koſten) daß wir uns entſchloſſen mit ihr zu gehn, um doch einmal zu ſehn, wie es bey einem ſolchen Mädgen ausſehe,

ſehe, und auf welchen Fuß ſie lebe. Weil unſerer zwey waren, ſo wollte ſie geſchwind noch eine Geſpielinn holen, das verbaten wir uns aber, denn für den unſchuldigen Zeitvertreib, den wir bey ihr ſuchten, war ſie uns genug.

Sie führte uns eine Treppe hoch im palais royal, wo ſie einige niedliche Zimmer bewohnte. Hier wäre aber beynahe um unsertwillen ein neuer Krieg ausgebrochen. Es traf ſich nemlich unglücklicherweiſe, daß Demoiſell Adelaide, welche neulich meinem Gefährten die erwähnte Addreſſe gegeben, ihre nächſte Nachbarinn war, daß ſie von unſerm Beſuche Wind bekam, und behauptete, wir hätten zu ihr kommen wollen, die Kleine aber habe uns weggefiſcht. Wenigſtens ſchien ſie feſt entſchloſſen zu ſeyn, an dem Souper Theil zu nehmen, wir aber hatten das Gegentheil feſt beſchloſſen, und Adelaide ließ uns brummend allein.

Die femme de Chambre, oder la bonne, brachte den Speiſezettel des reſtaurateurs, wir lieſſen die Kleine ſelbſt wählen, und ſie war beſcheiden genug, nicht mehr als vier Schüſſeln, ein Aepfel-Compot und gewöhnlichen Wein zu beſtellen.

Als wir ſo vor dem Kamine ſaßen, konnte ich mich nicht enthalten, einen Blick auf meine Lage zu werfen. Ich einem Freudenmädgen gegenüber! einem hübſchen, närriſchen Mädgen, das um uns her gaukelte, und durch jede ihrer Bewegungen Begierden zu wecken ſuchte — und ich ihr gegenüber, mit dieſer Ruhe, dieſem völligen Schweigen des leiſeſten Begehrens, ja ich darf ſagen, mit dieſer Langeweile. — Ach! wer ſo geliebt hat als ich, der darf ſich kühn unter Lais und Phrynen wagen. Ein Gedanke an meine Friederike — o wie klein und albern, wie ekelhaft und langweilig kam mir Alles rings umher vor. Ein Gedanke an dich! vielleicht hat dein Geiſt mich umſchwebt! wohl mir! ich darf deine Gegenwart nie ſcheuen, ſelbſt nicht bey einem Freudenmädgen.

Ja es iſt ſonderbar, aber ich bekenne es gern, daß meine Begriffe von ehelicher Treue jezt noch weit ſchwärmeriſcher ſind als vormals. Den Reizen eines ſchönen Weibes zu widerſtehen, wenn ſie es darauf angelegt hätte mich zu fangen, würde mir manchen Kampf gekoſtet haben, vielleicht manchen vergeblichen Kampf — aber jezt — ich biete der Venus Troz, mich dem Andenken meiner Friederike untreu zu machen! Der Tod zerriß unſere Ehe, ich bin jezt wieder ihr Liebhaber, derſelbe romantiſche Schwung meiner Ideen, daſſelbe geiſtige an ihr hängen, das jeden Blick auf einen andern Gegenſtand als Verbrebrechen anrechnet, mit einem Worte: das ganze Feuer meiner erſten Liebe, das mich vor ſechs Jahren oft ſo glücklich, und oft ſo närriſch machte. O ich kann das nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; aber meine Empfindungen ſind warlich edel! und ſo verachte ich den, der vielleicht den Mund ſpöttiſch verzieht, wenn er lieſt, daß ich bey einem Freudenmädgen war. Er an meiner Stelle wäre vermuthlich nicht ſo reines Herzens da geweſen als ich, und hätte es folglich auch nicht ſo ehrlich bekennen dürfen.

Das kleine Ding erzählte uns ihre Geſchichte, wahr oder falſch, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ein alter Narr hatte ſie ihren Eltern in Verſailles entführt, in Paris unterhalten und eingeſperrt, ihr aber ſonſt keinen Schaden gethan. Dieſes Lebens müde war ſie ihm entflohen, und lebte nun als Madam de Vincennes auf ihre eigne Hand, wenn man das ſo nennen kann, geſtand daß ſie oft nicht einen Sous in der Taſche habe, daß ſie ihrer bonne immer ſchuldig ſey, daß ſie bis Nachmittag im Bett liege, im Bett frühſtücke, im Bette zu Mittag eſſe, und zur Veränderung Burzelbäume ſchlage, dann ſich ankleide, einen petit ecu ihrer bonne abſchwatze um irgend ein Spectakel zu beſuchen, und Abends unter den Arcaden auf die Jagd gehe. Das iſt die gewöhnliche Lebensordnung eines ſolchen Geſchöpfs. Das arme kleine Ding ſchien von Natur ein herzensgutes Mädgen zu ſeyn. Sie warnte uns vor dem Umgang mit den Geſchöpfen im palais royal, und geſtand ſelbſt ein, daß auch nicht eine einzige unter ihnen ganz geſund ſey.

Das Souper kam. Madame de Vincennes aß mit vielem Appetit. Sie hatte vielleicht lange nicht ordentlich gegeſſen. Bald nachher legten wir ihr ein kleines Geſchenk auf den Kamin und giengen. Es reut mich nicht, da geweſen zu ſeyn, weil mir das Alles ſo neu war; zum zweytenmale aber mögte ich meine Zeit nicht ſo verſchwenden.

Uebrigens dünkt es mich unwiderſprechlich, daß der Umgang mit dem andern Geſchlecht für den geſitteten Mann jeden Reiz verliert, wenn er gar keinen Widerſtand, nicht einmal den Widerſtand der Koketterie findet. Die Mädgen im palais royal könnten, was dieſen Punct betrifft, ſogar von den Hunden lernen.

Am 24ſten.

Dieſen Morgen erhielten wir einen Beſuch von dem Abbee de R**, der nemliche höfliche Unbekannte, der uns neulich Billets für die Entree der Nationalverſammlung verſprochen hatte. Der Menſch konnte gewaltig viel fragen. In Frankreich war er ziemlich zu Hauſe, aber in allem, was auſſer Frankreich liegt, war der egoiſtiſche Franzoſe jämmerlich unwiſſend. Frankreich war ihm der Mittelpunct der Welt, und Paris der Mittelpunct des Himmelreichs. Rußland war ihm unbekannter, als mir das Reich des Prieſters Johann. Er glaubte, Liefland gehöre zu Pohlen; glaubte, man reiſe in Rußland im Winter mit einer Bouſſole, um ſich durch den Schnee zu finden, weil er vermuthlich vorausſezte, die Dörfer ſeyen bis über die Schornſteine zugeſchneyt, und man binde dort, wie Münchhauſen, die Pferde an die hervorragenden Kirchthurmſpitzen.

Als ich gegen Mittag in Cuſſacs Buchladen ein wenig herumblätterte, trat ein alter, mehr als achtzigjähriger Mann herein, dem zwar ſeine Füße nicht mehr die beſten Dienſte leiſteten, der aber auf ſeinem Geſichte unverkennbare Spuren froher Laune trug. Cuſſac freute ſich, ihn noch ſo munter zu ſehn.

„O! ſagte er, das kommt daher, que j'ai „eu dans ma vie beaucoup de regrets, „mais jamais de remords." (Ich habe viel Kummer in meinem Leben gehabt, aber nie Gewiſſensbiſſe.)

Der Mann gefiel mir. Ich hörte, er ſey Monſieur de la Place, Verfaſſer, oder vielmehr Ueberſetzer, einer großen Sammlung von Romanen, und mancher anderer Schriften. Freylich gebührt ihm auch wohl der Titel Verfaſſer, wenn es wahr iſt, was mir Cuſſac ſagte, er habe nemlich den Tom Jones zum Beyſpiel, ſo ſehr verbeſſert, daß man ihn wieder aus dem franzöſiſchen ins engliſche überſezt habe. — Ich lächelte. —

Nach einer Viertelſtunde ungefähr, wollte Mr. de la Place gehen, kehrte aber, als er ſchon die Thür in der Hand hatte, plötzlich wieder um, als ob ihn ein Einfall überraſche. Tenez, ſagte er, je m'en vais Vous dicter un impromptu *). Und ſiehe da, er brachte folgenden politiſchen quatrain zu Markte, welchen ich mir abſchrieb als er fort war.

Pour que de deux partis les noms mieux entendus,
Dans l'état diviſé peuvent moins troubler l'ordre,
Les *enragés* ſont ceux qui ſurent trop mordus,
Et les *enrageans* ceux qui voudroient encore mordre **).

Enragés und Enrageans ſind bekanntlich die Sobriquets der beyden herrſchenden Partheyen.

Die

---

*) Ich will Ihnen ein Impromptu in die Feder ſagen.

**) Daß nicht Mißverſtand über Benennungen beyder Partheyen den getrennten Staat länger beunruhige. Die Wütenden ſind die, welche brav gebiſſen worden, und die Wütigen die, welche

Die heutigen petites affiches enthalten ein paar merkwürdige Artikel. Ehe ich meine Gedanken über den erſten äuſſere, will ich ihn von Wort zu Wort hieher ſetzen:

Un jeune homme de 30 ans, bien né, reduit par les Circonſtances à ſe retirer dans une très jolie habitation, à une lieue d'une ville agreable, et 20 de Paris, où il jouit de 100 Louis de rente, voudroit trouver une perſonne, d'une education ſoignée, et d'une fortune à peu près à moitié de la ſienne, qui voulut paſſer ſes jours avec lui, *non pour le mariage, mais pour la Société*, &c. *). Er ſchließt mit der Bitte, die Ant-

---

che noch heiſſen wollen. —— Ich überlaſſe gern einem Jeden, anders und beſſer zu überſetzen, wenn ihm meine Ueberſetzung nicht treu ſcheint.

*) Ein junger Mann von 30 Jahren, guter Geburt, durch Umſtände genöthigt, ſich in eine kleine, niedliche Wohnung zurück zu ziehen, eine Meile von einer angenehmen Stadt, und 20 Mei-

wort in den Mercure de France einrücken zu laſſen.

Sind das die Begriffe der Franzoſen von der Ehe? oder ſind es nur die Launen eines einzelnen Menſchen? iſt das Erſtere, ſo verabſcheue ich dieß ſittenloſe Volk; iſt das leztere, ſo bedaure ich den armen jungen Mann! und iſt er würklich ein Menſch von Kopf und Herz, findet er würklich ein gutes ſanftes Geſchöpf, das ſeine Tage ohne alle Bedingung mit ihm verleben will; ſo prophezeye ich ihm, daß ſie in Jahr und Tag ſein Weib ſeyn wird. Er darf nur damit anfangen, ſie gern um ſich zu ſehn; ſie darf ihn nur einigemal wahren Antheil an ſeinem Schickſale merken laſſen.

Meilen von Paris gelegen, wo er eine Rente von 100 Louis verzehrt; wünſchte eine Perſon zu finden von guter Erziehung und einem Vermögen ungefähr halb ſo groß als das ſeinige, welche ihre Tage mit ihm verleben wollte, nicht als Gattinn, ſondern als Geſellſchafterinn. u. ſ. w.

ſen, nach und nach wird er ſich an ſie gewöhnen, nach und nach wird ſie ihm unentbehrlich werden, nach und nach wird er ſie lieben, und endlich wird er ſich in ſie verlieben. Der Genuß? — o Poſſen! der Genuß iſt gar nichts! er erweckt keine Liebe, und vermindert keine Liebe. Wer nach dem Genuß zu lieben aufhört, der muß gar nicht ſagen, daß er geliebt habe. Liebe iſt die eigentliche Nahrung auf Hymens Tafel; der Genuß in der Ehe iſt nur ein Glas Wein, oder ein Backwerk, das man auch leicht entbehren kann.

Im Ganzen mag dieſer Zeitungs-Artikel beweiſen, welch' eine unbegrenzte Licenz hier herrſcht, und was man hier Alles laut ſagen darf. Zufälligerweiſe ſtand noch ein ähnlicher Artikel in der nemlichen Affiche, doch mit dem Unterſchiede, daß der Mann, welcher eine junge, wohlerzogene Perſon als Geſellſchafterinn und Haushälterinn zu beſitzen wünſchte, ſich als très agé (ſehr betagt) angab, und das iſt denn doch ein Schleier, er ſey ſo dünn er wolle.

Der zweyte Artikel, den ich nicht umhin kann meinen Leſern mitzutheilen, enthält eine ſehr rührende Anecdote. Das jetzige Freyheitsfieber hat unter andern die Würkung hervorgebracht, daß man auf den franzöſiſchen Bühnen, und vorzüglich auf dem theatre de la nation (vormals theatre français) nichts zu ſehen wünſcht, als Trauerſpiele, die einigen Bezug auf die Revolution haben, Tyranney oder Fanatismus mit gehäſſigen Farben darſtellen. So giebt man jezt unzähligemal Brutus, Guillaume Tell, la Mort de Céſar, Rome Sauvée und Jean Calas. Die tragiſche Geſchichte des Leztern, iſt ſogar ſeit kurzem wieder von verſchiedenen Verfaſſern bearbeitet worden. Bey dieſer Gelegenheit erzählen die öffentlichen Blätter heute folgende Anecdote:

Alle Bühnen wiederhallen von dem Namen Jean Calas, und man vergißt, welche ſchmerzliche Wunden man dadurch wieder aufreißt. Madam Calas, die arme alte Wittwe, lebt noch. Sie wohnt, nebſt ihren beyden Töchtern, ſeit funfzehn Jahren in Paris, in der Straß poiſſonnière. Sie hat ſeit dem Tode ihres Gatten die Trauer nicht abgelegt, und die Uhr, welche an ſeinem Todestage ſtehen blieb, nicht wieder aufgezogen. So oft auf den Straßen ein Todes-Urtheil verkündigt wird, eilt die Magd ſchnell die Treppe herab, um die Ausrufer zu bitten, dieſes Haus und dieſe Gegend ſtill vorüber zu gehn, weil jeder ſolcher Ausruf ihrer armen Frau eine Ohnmacht zuzieht.

Dieſe Anecdote hat mich unbeſchreiblich gerührt. Ich mag der Aufführung des Trauerſpiels Jean Calas nicht beywohnen. Es kann unmöglich den Eindruck erhöhen, welchen der einzige Zug auf mich gemacht hat: „ſie „zog die Uhr nicht wieder auf, welche am „Todestage ihres Mannes abgelaufen war.“

Wir beſuchten dieſen Abend das theatre de la nation. Ein ſchön gebauter Saal. Man gab Brutus und le reveil d'Epimenide à Paris, (Epimenidens Erwachen in Paris). Ich fuhr mit Widerwillen hin, und völlig befriedigt wieder hinweg. Nicht als hätten die Schauſpieler weniger geſäbelt, und gehauen, und geſchluchzt, als ich mir vorſtellte; ſondern weil ich vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werde, die Empfindungen einer ganzen Nation ſo zwanglos ausbrechen zu ſehn, und weil ich nie wieder, auf irgend einer Bühne, etwas ſo kühnes zu hören hoffen darf. Das leztere gilt eigentlich nur vom Nachſpiel, denn viele Stellen im Brutus wurden nur auffallend durch die Anwendung welche man davon machte. Folgende Stellen wurden mit einer Ausgelaſſenheit beklatſcht die nahe an Wahnſinn grenzte:

> Deſtructeurs des tyrans, Vous, qui n'avez pour rois,
> Que les Dieux de Numa, Vos vertus et nos loix!

(Tyrannenbändiger! ihr, die ihr keine Könige habt, als Numas Götter, eure Tugenden und unſere Geſetze.)

> Nous avons fait, en lui rendant hommage,
> Serment d'obéiſſance, et non point d'esclavage.

(Wir leiſteten, als wir ihm huldigten, den Schwur des Gehorſams, und nicht der Sklaverey.)

> Sous un Sceptre de fer ce peuple abattu,
> A force de malheurs a repris ſa vertu.

(Dieß Volk, das unter den eiſernen Scepter ſich beugte, fand im Uebermaaß des Elends ſeine Tugend wieder.)

— — je porte en mon Coeur
La liberté gravée et les rois en horreur!

(Ich trage in meinem Herzen: Freyheit und Abſcheu für Königen.)

Sois toujours un héros! ſois plus, ſois citoyen!

(Sey immer Held! ſey mehr, ſey Bürger!)

Arrêter un Romain ſur des ſimples ſoupçons,
C'eſt agir en tyrans! —

(Einen Römer verhafften, den nur der Argwohn anklagt, heißt als Tyrann handeln.)

Dieux! donnez nous la mort plûtot que l'esclavage!

(Götter! lieber Tod als Sklaverey!)

Ueber ein paar andere Stellen hingegen wäre beynahe Tumult ausgebrochen. Hier ſind ſie:

Quel homme eſt ſans erreur, et quel roi ſans foibleſſe?
Eſt ce à Vous de pretendre au droit de le punir?
Vous, nés tous ſes ſujets, Vous, faits pour obeïr.
Un fils ne s'arme point contre un coupable pere,
Il detourne les yeux, le plaint et le revere.
Les droits des Souverains ſont ils moins précieux?
Nous ſommes leurs enfans, leurs juges ſont les Dieux.

(Wo iſt ein Mann ohne Fehler, oder ein König ohne Schwachheit? Dürft ihr Anſpruch machen auf das Recht ihn zu ſtrafen? Ihr, alle ſeine gebohrene Unterthanen, ihr, geſchaffen um zu gehorchen! — Der Sohn waffnet ſich nicht gegen den ſchuldigen Vater, er wendet den Blick weg, beklagt und verehrt ihn. Sind die Rechte der Fürſten minder heilig? Wir ſind ihre Kinder, ihre Richter die Götter!)

Kaum ließ man den Schauſpieler dieſe Stelle vollenden. Und nun noch eine andere, die das Pulver völlig in Flammen ſezte:

> Rome a changé de fers et ſous le joug des grands,
> Pour un roi qu'elle avoit a trouvé cent tyrans.

(Rom hat ſeine Feſſeln vertauſcht, und unter dem Joche der Großen, fand es, ſtatt eines Königs, hundert Tyrannen.)

Bey dieſen Worten wagte es irgend ein Verwegener, königiſch Geſinnter, in den Logen des zweyten Ranges zu klatſchen. Das ganze Parterre gerieth in Bewegung, ein Jeder erhob ſich von ſeinem Platze, hier ziſchte einer, dort ſchimpfte einer: ah que cela eſt bête! (ach! wie dumm das iſt!) hier eine drohende Gruppe, dort ein Getöſe von Schreyen, Pochen und Stampfen. Alle Blicke flogen nach der Gegend wo geklatſcht worden war. Die

Schauſpieler ſchwiegen, und warteten ab, was erfolgen werde. Aber nach und nach legten ſich die ſtürmiſchen Wogen, denn wer war es geweſen? wer mogte den einzelnen Schuldigen ausfindig machen? Denn daß nur ein Klatſchender in den Logen war, das hatte man deutlich unterſcheiden können. Bey alle dem war dieſer Eine ein unbeſonnener Menſch, ſeine That war nicht Kühnheit, ſondern Dummdreiſtigkeit. Was half es ihm, die Menge zu reizen? Hätte einer ſeiner Nachbarn ihn verrathen, ſo wäre er ohne Gnade an den Laternen-Pfahl gehängt worden, und ſein Eifer hätte den Schatten-König der Franzoſen nicht um einen Schritt vorwärts gebracht.

Nach dieſer Probe, welche das Parterre von ſeiner republicaniſchen Eiferſucht abgelegt hatte, wagte es Niemand mehr, ſein Miß- oder Wohlbehagen, an dieſer oder jener Stelle zu erkennen zu geben, wenn ſie nicht ganz orthodox democratiſch war. Aber eine verdammte Intoleranz blieb es denn doch immer von dem Parterre, den Logen das durch baares Geld erkaufte Recht ſtreitig zu machen, ihr Wohlgefallen an den Tag zu legen, wann und wo es ihnen beliebte, indeſſen die Herren unten die entfernteſte Anſpielung bey den Haaren herbey zogen, ſich die Hände wund klatſchten und den Hals heiſer riefen.

Lächerlich iſt es mir geweſen, wie die armen, kleinen Franzoſen Alles was die großen Römer ſagten und thaten, auf ſich anwandten. Ein jeder Soldat von der National-Garde glaubte aufs wenigſte ein Titus zu ſeyn, und ſah in jedem deputé à l'aſſemblée nationale einen Brutus. Bey den Worten:

Sois toujors un héros, ſois plus, ſois Citoyen!

(Sey immer Held! ſey mehr, ſey Bürger!)

klopfte jedem Schneider das Herz im Buſen hoch auf! es war ihnen ſo behäglich zu hören, daß es ſo leicht ſey, mehr als Held zu ſeyn.

Genug vom Brutus! nur noch eine Bemerkung über die Vorſtellung des Stücks. Sie war ganz franzöſiſch. Brutus ſchrie, ohne alle Uebertreibung, ſo, daß mir die Ohren weh thaten. Titus hatte viel empfehlendes, ein angenehmes und doch männliches Organ, auch rührte er mich in manchen Stellen, der Ausdruck des Edlen, Großen, gelang ihm gut; aber Leidenſchaft ward auch bey ihm ſogleich Carricatur. Der guten Tullia ſah man es an, daß ſie des geilen Tarquins Schweſter ſey, und der Geſandte des Porſenna hatte einmal wieder die verdammte Peruckenmacher-Phyſiognomie, und die ganze Peruckenmacher-Grazie, die ſo vielen franzöſiſchen Schauſpielern eigen iſt, und ſo drollig mit dem ſtolzbefiederten Helm contraſtirt.

Das Coſtum war mit Einſicht und Geſchmack beobachtet. Doch gilt das nur von den Hauptperſonen. Die Toga des Brutus mit den Purpurſtreifen war ganz römiſch, ſo ſein Haar, ſein Bart, die Bekleidung ſeiner Füße, und nur die ſtumpfe Naſe erinnerte an Monſieur tel et tel. Valerius Publicola verband mit eben ſo altrömiſcher Kleidung ein ſo ächt altrömiſches Geſicht, ganz wie man es auf den Gemmen ſieht, daß er mich auf einige Augenblicke ſehr angenehm getäuſcht hat. So auch die meiſten übrigen. Wie aber die Statiſten? die römiſchen Senatoren, die Lictoren u. ſ. w. Iſt es nicht kindiſch albern, ſo viel auf die Vorſtellung eines guten Stücks zu wenden, und dann bey einer Kleinigkeit zu knauſern? Als der Vorhang hinaufrollte, und der römiſche Senat da vor mir in voller Verſammlung ſaß, als mein Auge zuerſt auf Brutus und Publicola fiel, und die Worte des Erſtern in meine Ohren tönten: Destructeurs des tyrans! &c. da beſah ich mir die Herren Tyrannenbändiger rings umher ein wenig, und ſiehe da, ich fand, daß ſie zwar alle mit einer Toga verſehen waren, in welche ſie ſich beſtändig mit den Armen verwickelten, daß ſie aber übrigens mit wohlfriſirten Locken, weiſſen baumwollenen Strümpfen und rothen Pantoffeln einher traten. Weg war meine Täuſchung! ich dachte an das berühmte Gemählde, wo Dido ſich auf den Scheiterhaufen ſezt, und einer ihrer Hofleute in ſpaniſcher Tracht zuſchaut.

Ich komme nun zu dem Nachſpiel: **Epimenidens Erwachen in Paris.** Eine kurze Erzählung dieſes Stücks wird den Leſer nicht unangenehm unterhalten. Doch werde ich nur die auffallendſten Stellen herausheben.

Der Schauplatz iſt in den Spaziergängen der Tuilerien. Ariſt erzählt ſeiner Tochter Joſephine, daß Epimenide immer, nachdem er einige Zeit gelebt, 100 Jahr ſchlafe, und ſodann zum neuen Leben erwache. Auf dieſe Weiſe habe er allen Staatsveränderungen in Griechenland und Rom beygewohnt, und ſey, beſonders in Frankreich, oft Zeuge geweſen:

> „wie der Monarch und die Großen, zügel-
> „und ſchrankenlos, die höchſte Gewalt hin-
> „und her gezerrt; wie Ludwig XIV ſein
> „Volk zum Sclaven ſeines Ruhms ge-
> „macht, für dieſen Alles, für jenes nichts
> „gethan, und bewundert worden ſey, von
> „Geſchöpfen deren Elend ſein Werk war.“

Dieſer Epimenide werde heute erwachen, und finden:

> „weniger Prunk und mehr Wahrheit, die
> „Albernheit und Eitelkeit in Trauer, und
> „das

„das Volk endlich auch für etwas gerech„net.“ (compté pour quelque choſe.)

Epimenide erſcheint, und drückt ſeine Freude aus, den Garten wieder zu ſehn, den le Nôtre für den großen Ludwig pflanzte. Schade ſey es, daß jener Monarch das traurige Schloß von Verſailles dieſem lachenden Aufenthalte vorgezogen.

Ariſt antwortet ihm, daß einer von Ludwigs des Großen Nachkommen, Frankreichs Abgott, gekommen ſey, unter ſeinem Volke zu wohnen, daß ſeine Gegenwart Ruhe und Glück herbey geführt habe, daß keine fremde Garde ihn umringe u. ſ. w.

Dieſe ganze Stelle machte das Jauchzen des Publicums beynahe unhörbar. Alles ſchrie bis! bis! und der Schauſpieler mußte ſie wiederhohlen.

Epimenide frägt: ob man alle Mißbräuche abgeſchafft habe?

Ariſt antwortet ſtockend und mit Achſelzucken: Viele.

Epim. Die Hofleute haben alſo jezt ein anderes Syſtem? táuſcheſt du mich nicht?

Hier rief das ganze Parterre non! non! non!

Ariſt. Ein weiſer Monarch frágt nicht ſeine Hóflinge um Rath.

Epim. Die Parlamenter alſo?

Ariſt. Eben ſo wenig.

Epim. Wen denn?

Ariſt. Alle Biedermánner ſind ſeine Ráthe. Jede Provinz ſchickt die ihrigen an den Hof. Alles kann nicht in einem Tage vollendet werden. Manche haben jámmerliche Rollen geſpielt, aber es iſt vorbey! der Himmel beginnt heiter zu werden, wer wird nun noch an den Sturm denken. Jezt geht Alles gut, das freye Volk liebt ſeinen Kónig, gehorcht ihm, und der Monarch den Geſetzen. (lauter Beyfall!)

In der ſiebenten Scene wundert ſich Epimenide, daß der Zeitungsſchreiber Gorgi ſich erlauben dürfe, falſche Nachrichten auszuſtreuen, und äuſſert ſeine Beſorgniß vor der Baſtille. Wie groß iſt ſein Erſtaunen, als man ihm ſagt, die Baſtille exiſtire nicht mehr. „Wie! ruft er, jene Veſte, gegen welche der „große Condé drey Monate lang vergebens „focht!“

Joſephine antwortet ihm ganz ſchnippiſch: man iſt in unſern Tagen geſchickter, man braucht nur eine, oder ein paar Stunden dazu. Einige brave Bürger, ſo erzählt d' Harcourt, nahmen die Mühe über ſich, die Stadt davon zu befreyen, und jene Mauern zu zerſtören, welche der Rachſucht der Tyrannen, dem Argwohn der Miniſter und den Launen der Mätreſſen fröhnten.

Die achte Scene iſt drollig. Madame Brochure verkauft allerley fliegende Blätter, keinen einzigen Chanſon mehr, nichts als Politik. Epimenide frägt nach den berühmten Dichtern ſeiner Zeit. Moliere? —

Madame Brochure. Seine Epoche iſt vorüber.

Epim. Wie! man hört ſeine vortrefflichen Verſe nicht mehr?

M. Broch. Zuweilen noch im Schauſpiel, das ſind aber nur magere Tage.

Epim. Aber Corneille —

M. Broch. Gott bewahre!

Epim. Racine —

M. Broch. Man lieſt keine Verſe mehr. Jedes Jahrhundert hat ſeine eigne Thorheit. Zehn Jahre lang ſpukte die Encyclopädie in den Köpfen —

Joſephine. Darauf folgte die Chemie, und endlich erſchien am Hofe mehr als ein Oeconomiſt, aber kein Oeconom. Nun iſt die Politik an der Reihe, Jeder meiſtert den Staat, und ſelbſt die Kokette hat das Buch von den Rechten der Menſchen auf ihrer Toilette liegen.

In der zehnten Scene erſcheint Monſieur Rature, geweſener Cenſor des Königs, deſſen Stelle man eingehn laſſen, und ihm nicht einmal eine Penſion gegeben, weshalb er natürlich ſehr gegen die neue Regierung eifert. Man räth ihm, ſich um dieſen oder jenen Dienſt zu bewerben. Er geſteht endlich, daß, ob er gleich Voltaire und Jean Jacques cenſirt habe, er doch nicht einmal ſchreiben könne. — Was können Sie denn? — Cenſiren! — und damit läuft er fort.

Epimenide ſagt, er halte die Abſchaffung der Cenſur für eine der größten Wohlthaten. Sie habe nur dazu gedient, die Könige mit unglücklichen Stummen zu umringen. „Die

„Tyrannen haben nur darum die Denkkraft gefeſſelt, um die Unterthanen zu unterjochen.“

In der vierzehnten Scene tritt ein Edelmann mit ſeinem Pachter auf, und frägt ihn, warum er nach Paris gekommen? ob er etwa einen Proceß habe?

„O ja! ſagte dieſer, wir ſämmtliche Bauern in ganz Frankreich hatten einen ſehr großen Proceß, und Gottlob! wir haben ihn gewonnen. Wir waren ehmals dumm wie das Vieh. Die Stärkſten hatten die Geſetze gemacht, und wir mußten uns gängeln laſſen Gott weiß wie! Heut zu Tage iſt es anders. Wir ehren einen braven Edelmann, der ſich für uns herumſchlägt, und arbeiten für ihn; aber wir wollen nicht, daß ein Schurke uns unterdrücke! wir kennen die Rechte des Menſchen!“

Der Edelmann hingegen meynt, wenn man dem Kerl ſo zuhöre, ſo ſollte man glauben,

ben, ſie wären einander gleich. Ehemals! ja da waren gute Zeiten in Frankreich! Der Marquis bückte ſich vor dem Herzog, der Hofmann vor dem Marquis, der Landedelmann vor dem Hofmann u. ſ. w. Er ſchließt mit der Verſicherung, er wolle in der weiten Welt einen Winkel ſuchen, wo man noch ein wenig Geſchmack für Sklaverey habe, und finde er überall nur Freyheit, ſo wolle er ſich in den nächſten Fluß ſtürzen.

In der ſechzehnten Scene tritt ein ſingender Abbee auf, der ſich über den Verluſt ſeiner Pfründen beklagt, und verſichert, er habe die Nation, wider ſeinen Willen, ſchon bey ſeinen Lebzeiten zum Erben einſetzen müſſen. „Ich, fährt er fort, kann allenfalls noch leben; aber was wird aus denen werden, die „von meinen Wohlthaten lebten? ich habe immer die leidende Schönheit unterſtützt, und

„monatlich 1000 Thaler meinen armen Ver„wandtinnen geſchenkt.“

d' Harcourt. Verwandtinnen mein Herr? warum denn nicht Verwandte?

Der Abbee. Ich hatte keine. Nur ein paar Kouſinen, liebenswürdige Wayſen —

Und was das ärgſte iſt, man nimmt uns unſer Geld, und läßt uns unſere Pflichten.

d' Harcourt. Aber mein Herr, jeder Stand hat eine Veränderung erlitten; es iſt alſo nicht mehr als billig, daß auch die Geiſtlichkeit —

Der Abbee. Ey ja doch! man hätte ſich nur anders dabey benehmen ſollen.

d' Harcourt. Wie denn?

Der Abbee. Gerade umgekehrt; uns die Pflichten nehmen und das Geld laſſen.

In der ſiebenzehnten Scene jammert ein Tanzmeiſter über den Verfall ſeiner Kunſt. „Frankreich iſt ausgeartet! ruft er in Ver

„zweiflung: man tanzt nicht mehr! man „ſchreibt! man ſchreibt! man iſt Publiciſt „oder Soldat, und einige Hofleute ſind ſchon „als Jünglinge Staatsmänner. Wie viele „Menſchen ſind für die Tanzkunſt verlohren „gegangen! alle meine Freunde ſind zu den „Sarmaten geflohen."

(Nota bene meine lieben deutſchen Landsleute, dieſe Sarmaten ſind wir.) „Unter den Ariſtocraten hatte ich meine beſten Schüler." Er ſchließt mit der Ankündigung eines Feſtes nach der Mode: ein Nationalballet, welches zu veranſtalten er forthüpft.

d' Harcourt. Es wird beſſer werden. Die ſanfte Frölichkeit und die liebenswürdige Urbanität werden wieder unter uns wohnen, wie vormals. Freylich haben wir uns, durch Umſtände gezwungen, ſeit 5 oder 6 Monaten ein wenig davon entfernt.

Hier konnte ich nicht umhin heimlich zu fragen: wie! nur ſeit 5 oder 6 Monaten? und nur ein wenig?

In der achtzehnten Scene tritt ein eifriger Democrat auf, der überall Ariſtocraten wittert, und auch vom Epimenide argwöhnt, er zettle eine Verſchwörung an. Man ſagt ihm zwar, Epimenide habe ſeit hundert Jahren geſchlafen —

„Deſto ſchlimmer!“ fällt er ungeduldig ins Wort; „er hat um Ludwig den Großen gelebt, jener Hof war nicht populär, und er iſt vielleicht gar ein heimlich Abgeſchickter“—

Joſephine (ſpöttiſch lachend). Aus der andern Welt.

Ariſt. Halt! ihr weckt ewigen Argwohn, der grauſamen Menſchen zum Vorwand dient, der Geſetze zu ſpotten, und jene öffentlichen Schandthaten zu begünſtigen, über welche Frankreich noch lange erröthen wird. —

Freyheit iſt nicht das Recht zu beleidigen; der Freyheit Mißbrauch muß nicht ihrem Gebrauch vorausgehn.

Es wird in dieſer Scene noch viel Gutes geſagt, wovon zu wünſchen wäre, daß die Franzoſen es beherzigen mögten.

In der zwanzigſten Scene erſcheinen ein Officier und zwey Soldaten von der Nationalgarde.

Epim. Was wollen dieſe Leute?

Ariſt. Sie haben ſie verlangt.

Epim. Ich? Gott bewahre! ich wünſchte einen Schneider —

Der Schneider. Hier iſt er als Füſelier.

Epim. Und einen Procureur —

Der Procureur. Er iſt Grenadier geworden.

Epim. Und einen Notarius —

Der Notarius. Sie ſehen ihn als Hauptmann.

d' Harcourt. Wir ſind alle Soldaten. Der König zählt ſo viele Krieger als Unterthanen.

Hier ſchließt das Stück mit einem Rundgeſang, in welchem folgende Strophe, auf lautes Verlangen des Publicums, zweymal wiederhohlt werden mußte:

J'aime la vertu guerriere
Des nos braves defenſeurs;
Mais d'un peuple ſanguinaire,
Je déteſte les fureurs.
A l'Europe redoutables,
Soyons libres à jamais!
Mais ſoyons toujours aimables,
Et gardons l'eſprit français.

(Ich liebe den Muth unſerer braven Vertheidiger, ich haſſe die Wuth eines blutdürſtigen Volkes. Laßt uns frey ſeyn auf immer, furchtbar dem ganzen Europa! aber laßt uns immer liebenswürdig bleiben, treu dem Geiſt der Franzoſen.)

Hierauf folgt ein Ballet, von National-Garden und artigen Mädgen getanzt. Die leztern ſchmücken die Hüte der erſteren mit National-Kokarden. Eine ganze Compagnie von der National-Garde zieht auf, präſentirt das Gewehr vor dem Publicum, ſchwenkt eine große weiſſe Fahne, worauf man das Wort Libertas lieſt, und der Vorhang fällt.

Ich halte dieß Stück in ſeiner Art für vortrefflich, und wohlthätig für den Zeitpunct, in welchem es erſcheint. Das Gute der Revolution iſt glänzend herausgehoben, und das Böſe ohne Schonung gerügt. Der lebhafte Beyfall, mit welchem die Franzoſen auch das leztere aufnahmen, iſt ein Beweis, wie viel Gutes eine Bühne würken kann, wenn ſie ihr Amt gehörig verwaltet, das Amt eines Sittenpredigers.

Uebrigens halte ich es für eine gewaltige Inconſequenz der Franzoſen, daß ſie im Brutus,

tus, ſo oft vom Tarquin die Rede war, ſich ihren König dachten, und im Nachſpiel für Freuden taumelten, daß dieſer nämliche König nun nicht mehr in Verſailles, ſondern mitten unter ihnen wohne.

Als wir nach Hauſe fuhren, ſahen wir ganz Paris erleuchtet. Es war der heilige Chriſtabend, jeder hatte ſein Lämpgen beygetragen. Wenn man aber eine Illumination in Petersburg geſehen hat, ſo kommt einem die hieſige doch etwas kleinlich und knauſerig vor. Dort ſind weit mehr Lampen, die Straſſen breiter, die Häuſer ſchöner, denn man ſtelle ſich doch um Gotteswillen nicht vor, Paris ſey eine ſchöne Stadt. Es giebt freylich auch hier Palläſte genug, aber ſie hängen nicht ſo aneinander wie dort, und Paris hat keine Straße aufzuweiſen, wie die groſe newskiſche Perſpective in Petersburg. Wenn man das unbeſchreibeſchreibliche Gewühl aus den Straßen wegnähme, wenn man alle Boutiquen zuſchlöſſe, ſo würde Paris einen traurigen Anblick gewähren, mit ſeinen engen Gaſſen, ſeinem ſchwarzen Koth, und ſeinen Haufen von Auſterſchaalen.

Die Schornſteine betreffend herrſcht hier auch eine gar ſonderbare Bauart. Sie ragen rings herum in Geſtalt von langen Mauern an den Häuſern hervor, und es ſieht aus, als habe man das Haus ins Gefängniß geſezt. Das gilt vorzüglich von den Häuſern am quay Auguſtin und in jener Gegend.

Am 25ſten.

Dieſen Morgen habe ich Madame de Rome meinen Gegenbeſuch gemacht. Ich traf ſie an bey der Ueberſetzung von — Crells chemiſchen Annalen, welche ihr von irgend einem Gelehrten aufgetragen worden. Wir ſetzten uns vor den Kamin, auf welchem verſchiedene deutſche Schriften lagen. Das Geſpräch fiel, wie hier in Paris überall, ſehr bald wieder auf Politik, und da Madame de Rome eine erklärte Ariſtocratin iſt, ſo nannte ſie die National-Verſammlung in ihrem Eifer die zwölfhundert Majeſtäten.

Wir fuhren um vier Uhr nach Hofe, um den König und die Königinn in die Meſſe gehen zu ſehn. Wir ſtanden in dem Saale, wo die hundert Schweitzer Wache halten, ſchöne große Leute, in der alten Tracht aus den Zeiten Heinrich des Vierten, mit langen Piken. Wir warteten wohl beynahe eine Stunde. Es war der Mühe nicht werth ſo lange zu warten.

Endlich rauſchten die Flügelthüren auf. Der König watſchelte vor mir vorbey, er ſah aus, als wollte er ſagen: es wird mir recht ſauer! die Königinn ſegelte vor mir vorüber, denn ſie, und alle ihre Hofdamen, hatten ſo gewaltige Reifröcke an, daß man ſie in der Ferne für wandelnde Montgolfieren hielt. Sie kamen vom Eſſen, ſie giengen in die Meſſe, ſie giengen zum Spiel, ſie ſezten ſich zur Tafel, ſie legten ſich ſchlafen. Ach lieber Gott! welch' ein jämmerliches Leben!

Der König der Franzoſen hat jezt den ruhigſten und einträglichſten kleinen Dienſt in Europa. Sein Gehalt iſt fünf und zwanzig Millionen, wofür er jedesmal ja ſagt, wenn man ihm ein Decret zu ſanctionniren unterlegt. Auch da läßt er noch oft lange genug auf ſich warten.

Da heute alle Spectakel geſchloſſen ſind, ausgenommen die Ombres Chinoiſes im palais royal, ſo giengen wir dahin, konnten es aber nicht länger als eine Viertelſtunde aushalten. Ich glaubte, dieß kleine Schauſpiel hier in ſeiner größten Vollkommenheit zu finden, hatte mich aber geirrt. Die Gemählde waren ſehr bunt und ſchlecht, die kleinen Figuren ſteif und hölzern, ſogar die Fäden oft ſichtbar, mit welchen ihre Arme und Beine gezogen wurden.

Es wurde unter andern eine Scene vorgeſtellt, in welcher eine ruſſiſche Ehefrau ſich gegen ihre Freundinn beklagt, daß ihr Mann ſie gar nicht mehr liebe, weil er ſie ſchon in drey Tagen nicht geprügelt habe, worauf denn der Mann erſchien, um Verzeihung bat, ſich entſchuldigte, daß er ſeinen Stock irgendwo habe ſtehen laſſen, den er nun erſt wieder gefunden, und endlich, zum Beweiß ſeiner Reue, auf die Frau lospaukte.

C'eſt bien allemand! (das iſt recht deutſch) ſagte Jemand hinter uns. Du lieber Gott! dachte ich, c'eſt bien l'ignorance françaiſe, welche noch immer das alte Mährgen nachſchwazt, daß eine ruſſiſche Frau ſich von ihrem Manne lieber prügeln als küſſen laſſe.

Das Orcheſter beſtand aus einem Knaben, der auf einem Hackebrete trommelte. Der Saal war ſehr klein und niedrig, ganz vollgepfropft von Menſchen, die Luft zum Erſticken. Wir ſchöpften tief Athem als wir an die Thür kamen.

Um ſieben Uhr nahm das Concert im Cirque national ſeinen Anfang. Dieſer Circus iſt der gröſste Saal den ich jemals geſehen habe, ſeine Länge iſt vollkommen 150 Schritt. Da er gröſstentheils unterirrdiſch iſt, ſo erhält er ſein Licht durch eine Glasdecke von oben. Eine Gallerie läuft rings herum. Man findet daſelbſt ein groſses Orcheſter, eine Menge Bänke für die Zuhörer in Form eines Amphitheaters, eine Art von runden Tempel, worinn man Erfriſchungen bekömmt, Boutiquen, Billards, kurz! wieder eine Welt im Kleinen.

Ich ſchätze die Menge der Anweſenden auf einige tauſend. Der Saal mag wohl 4000 faſſen. Alles lief durcheinander, größtentheils nachläſſig gekleidet, mit den Hüten auf den Köpfen. Als die Muſic anfieng, näherte ſich mir ein Garde national, mit der Bitte, meinen Hut abzunehmen. Ich ſah mich ſchnell um, denn ich hatte nicht bemerkt, daß alle Zuſchauer bereits mit entblößten Häuptern ſtanden; aber es kam mir lächerlich vor, daß ich gerade nun den Hut abnehmen ſollte. Im Schauſpielhauſe iſt mir das ſehr begreiflich, da thut man es, um den Hintenſtehenden nichts von der Ausſicht zu benehmen, wenigſtens ſind die Mannsperſonen ſo höflich. Aber warum im Concert? wenn man ihn nicht gleich beym

Eingange abnehmen muß, welches ich freylich ſehr billig und natürlich gefunden haben würde. Ich konnte mich nicht enthalten den Garde zu fragen: ob man hier die Muſic grüſſe? er wußte mir nichts darauf zu antworten. Die Symphonie gieng aus b dur, es war das erſte b dur in meinem Leben, vor dem ich den Hut abnahm.

Uebrigens war das Orcheſter lange nicht ſo gut beſezt, als — ſo ſagte ich zu mir ſelbſt mit einem gewiſſen deutſchen Stolz — das Maynzer zum Beyſpiel, welches ich erſt kurz vorher gehört hatte. Ich fieng an mich zu langweilen, wie mir denn das in groſſen Geſellſchaften gar leicht begegnet, und ob ich gleich für meine 36 Sous noch einem Balle hätte beywohnen können, ſo reizte mich doch mehr die Einſamkeit meines Zimmers. Ich ließ meinen Gefährten zurück und fuhr nach Hauſe.

Ich mußte über mich ſelbſt lächeln. Als ich mich in den Wagen ſezte, ſagte ich mir laut: ich will nach Hauſe zu meiner Friederike. Als ob ich ſie da finden würde! — aber ich bin jezt ſo ſelten allein, nur des Morgens ein paar Stunden, weil ich früh aufſtehe. So oft ich nun allein bin, ſo oft kommt mirs vor, als ſey ich bey ihr! ich rede mit ihr, ich erinnere ſie an jede ſchöne und frohe Situation unſers Lebens, ich frage ſie ob ſie um mich ſchwebt? ob ſie mich hört? ich ſehe links und rechts hinauf in die Luft, ob meine Phantaſie ſich nicht wenigſtens ein Wolkenbild erſchaffen werde.

Man ſagt, es gebe keine Geſpenſter, aber man behauptet doch, eine lebhafte Einbildungskraft ſehe dergleichen, wenn ſie ſie ſehen wolle. Ach! ſo habe ich denn keine lebhafte Einbildungskraft! denn ich mag immerhin meine ganze warme Phantaſie aufbieten, mich zu täuſchen, es iſt umſonſt! ich muß immer wieder zurück in mein Herz blicken, wenn ich die Geſtalt meiner Gattinn ſehen will.

Am 26ſten.

Ich erfuhr dieſen Mittag bey unſerm Geſandten, le Vaillant, der intereſſante Reiſende in das Innere von Afrika, ſey ſeit einigen Monaten nicht mehr hier. Paris ſchien ihm unerträglich. Seine Wüſten waren ihm lieber als die Champs eliſées, und er zog ſeinen Kraal dem Louvre vor. Den größten Unterſchied mogte er freylich wohl unter den Menſchen finden, wenigſtens ſuchte er im palais royal vergebens eine Narina. Herr Dubrowsky, welcher öfter mit ihm in Geſellſchaft geweſen, beſchreibt ihn als einen finſtern, in ſich gekehrten Mann, der wenig mehr aus dieſem Welttheil an ſich gehabt, ohne alle Prätenſion, ſtill, oft ſtarr vor ſich hinſehend, Europa um ſich her vergeſſend.

Endlich ward die Sehnſucht nach ſeinen Hottentotten ſo groß bey ihm, daß er eines Morgens plötzlich verſchwand, und nur ein Billet auf dem Tiſche zurückließ, welches ſeine Frau belehrte, er ſey auf der Reiſe nach Afrika, und werde nie wieder nach Europa zurückkehren. Wenn er alſo auch in ſeinem Character wenig ähnliches mit den Franzoſen hatte, ſo war er doch wenigſtens ein Pariſer Ehemann.

Dieſen Abend im theatre de Monſieur, deſſen Aeuſſeres und Inneres nicht ſonderlich ins Auge fällt. Man gab le proces de Socrate, und l'hiſtoire univerſelle. O heiliger Socrates! wie wurde dein Andenken geſchändet! wäre Mendelsſohn unter den Zuſchauern geweſen, er hätte ſich tod gelacht oder geärgert.

Socrates ſchnarrte trotz einer Berlinerin. Der ſanfte Weltweiſe durchſägte die Luft, machte ſeine Richter herunter wie die Bettelbuben, ſagte ihnen die gröbſten Impertinenzen mit dem gröbſten Anſtande, war unausſtehlich eitel, machte ſich über alle Götter luſtig, und predigte den reinen Deismus. Kurz, er ſah ſo wenig dem ächten Socrates ähnlich, als das Bild eines Greiſes mit der Weltkugel in der Hand dem lieben Gott ähnlich ſieht. Um jeden groſen Zug aus dem Character des tugendhafteſten Mannes wegzuwiſchen, hatte man ein Drama daraus gemacht. Man ließ ihn zwar zum Tode verdammen, auch ſezte er ſchon den Giftbecher an den Mund, aber ſeine Freunde ſtürzen herein, erbieten ſich ihn zu befreyen, und er iſt auf der Bühne höflicher und nachgiebiger als er im Kerker zu Athen war.

Auch gegen die griechiſchen Sitten und Coſtum war hin und wieder gewaltig verſtoſſen. Die Weiber liefen den ganzen Tag auf der Straße herum, als ob kein Gynäceum mehr in Athen ſey. Der Oberrichter ſas auf einem hölzernen Grosvaterſtuhl, der einem Nachtſtuhl ſehr ähnlich ſah. Die griechiſchen Soldaten erſchienen in langen türkiſchen Beinkleidern, mit franzöſiſchen Locken, wohl pommadirt und eingepudert. Am drolligſten aber nahm ſich ein gemahlter Kamin im Gefängniß des Socrates aus, mit dazu gehöriger Feuerzange und Schaufel, und auf dem Kamin — lagen einige Tabakspfeifen.

Es könnte wohl ſeyn, daß bey dieſer Erzählung Mancher glauben mögte, ich verſchönere ein wenig meine Berichte; aber ich übertreibe warlich nichts, es iſt Alles buchſtäblich wahr. Das ſind die pfiffigen Franzoſen! das unwiſſendſte Volk auf Gottes Erdboden, und eben deshalb das eitelſte. C'eſt bien Allemand! ſagte geſtern mein Nachbar, als der Ruſſe ſeine Frau prügelte. C'eſt bien français! hätte ich heute ſagen mögen, als ich den Kamin mit den Tabakspfeifen ſah.

Auch der Ring, welchen Socrates zulezt dem Kerkermeiſter gab, war nach der allerneueſten Mode, ein länglich blauer Stein, oder Glas, in Brillanten gefaßt. Er contraſtirte ſehr niedlich mit dem übrigens gut beobachteten griechiſchen Coſtum. Xantippe hat mir am beſten gefallen, ihr Character war am fleißigſten ausgearbeitet, und treu dargeſtellt. Nicht das zänkiſche, unleidliche Geſchöpf, wie ſie in den a b c Büchern erſcheint, ſondern ein zwar ſehr lebhaftes, aber gutherziges Müttergen, wie ſie würklich war. Auch wurde dieſe Rolle ſehr brav geſpielt. Die

Natur war der Schauſpielerinn durch eine reichliche Gabe von Häßlichkeit zu Hülfe gekommen.

Die übrigen verdienen keine Erwähnung. Sie ſäbelten alle von der Rechten zur Linken, ſchrieen alle wie die Beſeſſenen, und wurden durch den ſchallendſten Beyfall belohnt. Ueberhaupt iſt man hier in allen Theatern mit dem Applaudiren verſchwenderiſch freygebig. Alle Augenblicke wird geklatſcht, daß einem die Ohren gellen, alle Augenblicke bravo gerufen, und immer um nichts und wieder nichts. Laſſen ſich vielleicht gar einige Stellen auf die hochbelobte Freyheit beziehn, oder vielmehr, werden Königen und Miniſtern recht derbe Impertinenzen darinn geſagt, (wie das auch heute einigemal der Fall war) ſo lärmt der Pöbel zügellos, man glaubt unter einem Haufen ungeſitteter Studenten zu ſitzen.

Das zweyte Stück entſchädigte uns für die Langeweile des erſten. L'hiſtoire univerſelle iſt eine niedliche Oper von dem bekannten Couſin Jacques, die da beweiſen ſoll, daß jeder Erdenbewohner, vom Reichſten bis zum Aermſten, vom Könige bis zum Bettler, über Unglück klagt und Unrecht hat. Dieſes allgemeine Klagen, und die mancherley nicht ſeltenen Vorfälle des Lebens, über welche ſich hier ein Jeder beſchwert, als: verlohrne Proceſſe, Untreue in Freundſchaft und Liebe, ungerathene Kinder u. ſ. w. haben dem Stücke den Titel hiſtoire univerſelle zuwege gebracht. Es iſt voll Witz und Laune, die meiſten Arien haben drollige Refrains, und ſind niedlich componirt. Ganz zuletzt erſcheint ein Eremit in der Verſammlung, der ſie belehrt, daß man immer luſtig und fröhlich ſeyn müſſe, weil es eigentlich gar kein Unglück auf der Welt gebe, als das man ſich ſelbſt mache.

Der Couſin Jacques mag mirs nicht übel nehmen, wenn ich ihm hier nicht beypflichte. Es giebt warlich Unglück auf der Welt! freylich mag unter hundertmalen, das immer unzufriedne Geſchöpf, der Menſch, 99mal ſein eigner Peiniger ſeyn; aber wenn nun Jemand unter der Menge aufgetreten wäre, und zu dem Eremiten geſagt hätte: „Freund! der Tod hat mir mein geliebtes Weib entriſſen!“ — ich hätte doch hören mögen, was der luſtige Eremit geantwortet haben würde. Vermuthlich hätte er ſich durch einen Gemeinſpruch aus der Sache gezogen.

Ich habe einen practiſchen Maasſtab für das Unglück, der mich ſelten trügt. So bald mir etwas unangenehmes begegnet, ſo frage ich mich ſelbſt: „werde ich über ein Jahr um dieſe Zeit noch daran denken? wird es dann noch Einfluß auf mein Schickſal haben?“ — Muß ich dieſe Frage mit Ja beantworten, ſo nenne ich das ein Unglück. Alles andere ſchlage ich mir aus dem Sinne.

So war mir dein Verluſt, geliebte Gattinn! ein großes Unglück! denn könnte ich Jahrhunderte alt werden, dich würde ich nie vergeſſen! —

Am 27ſten

Dieſen Abend beſuchten wir die Comediens de Beaujolois, und litten gräßliche Langeweile. Ein kleines, leeres, kaltes, unfreundliches Haus; häßliche, quäkende Schauſpieler, und die ſchlechteſten Stücke, welche zu Anfang dieſes Jahrhunderts geſchrieben worden. l'Antidramaturge, Luſtſpiel in drey Acten, von welchen nicht weniger als drey überflüßig waren. Eine eiskalte Abhandlung über die Schauſpieldichtkunſt, mit der fadeſten Liebesintrigue verflochten.

Le bon pere, Opera in einem Act, von für ſeine Kinder, höchſt langweilig für uns, Bierfiedler-Muſic, ſingen konnte keiner unter ihnen, und wehe ihnen! wenn ſie einſt Rechenſchaft geben müſſen, von jedem falſchen Ton, den ſie hienieden herausgegurgelt haben.

Den Beſchluß machte endlich le deguiſement amoureux, abermals Opera in zwey Acten, die abgedroſchenſte Intrigue, ein Zwillingsbruder des bon pere. Wir hatten den Muth auszuhalten bis faſt ans Ende. Mein Verdienſt dabey war eben nicht groß, denn nie habe ich weniger den Zweck erreicht, um deſſen willen ich die hieſigen Bühnen beſuche, ich meyne Zerſtreuung. Nie war ich weniger zerſtreut. Den ganzen Abend iſt meine Frau bey mir geweſen, ſie hat neben mir auf der Bank geſeſſen, und ich habe mich ſo ſelten als möglich aus der ſüßen Täuſchung wecken laſſen.

Das Publicum war auch hier, wie überall in Paris, mit ſeinem Beyfall lächerlich verſchwenderiſch. Einmal waren ſie gar ſo unverſchämt, bey Gelegenheit eines abgeſchmackten Chors, bis! bis! zu rufen, und dieß *bis* ſprechen ſie ſo weich und ekelhaft aus, daß man gleich dabey an ihre Fricaſſees denkt. Noch wiederlicher klingt aber dem deutſchen Ohre die Ausſprache der lateiniſchen und griechiſchen Namen in einem franzöſiſchen Munde. Da iſt Brûtûs, Titûs, Anytûs, Melitûs — o es iſt zum übel werden!

Am 28ſten.

Die petites affiches de Paris, wovon täglich ein halber Bogen, außer dem Supplement, und oft auch noch mehr herauskömmt, enthalten beynahe jeden Morgen etwas dem Beobachter merkwürdiges, und wer ſich die Mühe geben wollte, aus jedem Jahrgange auch nur das zu ſammeln, was den Bewohner jedes Landes intereßiren muß, der würde jährlich ein artiges Bändgen zu liefern im Stande ſeyn. Ich habe ſchon einige Proben davon gegeben, und ich fahre fort:

Hier iſt ein quatrain, eine Art von Lückenbüßer des heutigen Tageblatts, ſo glänzend geſagt, und doch ſo unwahr.

O bonheur! o chimere! envain l'homme t'implore,
Hélas! pour étre heureux, ſes voeux ſont ſuperflus,
En eſpérant, il ne l'eſt pas encore,
En jouiſſant, il ne l'eſt deja plus.

(Vergebens ruft der Menſch des Glückes Göttinn! indem er hofft, iſt er noch nicht glücklich; indem er genießt iſt er es ſchon nicht mehr.)

Ich leugne beydes. Wie? Hoffnung mache nicht glücklich? — o dann wären wir arme Menſchen! Hoffnung iſt die Kindheit und das Jünglingsalter des Glücks. Man wird gegängelt, in den Schlaf geſungen, mit ſchönen Bildergen hingehalten, und iſt man endlich zu der Würklichkeit hinüber geſchritten — je nun, ſo bunt, ſo lachend iſt ſie freylich nicht; aber daß der Augenblick des Genuſſes derjenige ſey, in welchem die Hoffnung glücklich zu werden, mit dem Gefühl es geweſen zu ſeyn verſchmelze, — o armer Menſch der das ſchrieb.

Der Himmel mag wiſſen, welchen Genuß der Dichter im Sinne haben mogte. Sprach er vom Becher der Wolluſt, oder von jeder andern Sinnlichkeit, dann mag er Recht haben. Aber — gewiß ward er nie des einzigen wahren Glücks theilhaftig, des einzigen wofür der Menſch geſchaffen wurde, häusliche Ruhe und Freude! er weiß gewiß nicht, wie da die Wochen zu Stunden werden; wie einem alles ſo gewöhnlich, ſo alltäglich, und doch immer lieb iſt; wie man immer vorher weiß, was man in der nächſten Stunde thun wird, und es doch gern thut; wie man immer gern nach Hauſe geht, und nirgends lieber iſt, als zu Hauſe; wie man ſchon auf der Straße ſich freut, daß man die liebe Gefährtinn ſeines Lebens auf dem und dem Plätzgen, ſo oder ſo beſchäfftigt finden wird, ob man ſie gleich alle Tage da findet; wie wohl der freundliche Empfang dann thut; wie frey man Athem hohlt, wenn man etwa in einer geſchraubten Geſellſchaft war: wie haſtig man Alles herausſagt, alles mittheilt, was einem auf dem Herzen lag; man legt es nieder in das Herz eines Andern, und wird verſtanden, und iſt leicht und froh; wie heiter man dann zur Arbeit geht, die man ſich jeden Augenblick würzen kann, durch ein freundliches Geſpräch, oder einen Kuß.

O warlich! warlich! dann reicht man ſich oft ſtill und freundlich die Hand, und im Auge ge ſteht geſchrieben: wir ſind glücklich! Auch mein Mund hat es oft laut und dankbar bekannt. Oder iſt das nicht Genuß? und zwar der ſüſſeſte, der einzig Herz befriedigende, der uns hienieden gewährt wurde? die Aufſtufung vielleicht von irrdiſchen Freuden zu überirrdiſchen? —

Doch der Dichter war wohl kein Ehemann, oder irre ich mich — nun ſo iſt ſeine Frau keine Friederike.

Ueberhaupt ſpielen die Franzoſen immer mit Worten, der Dichter mit eſperance und jouiſſance, der Pöbel mit conſtitution und fédération. Wurden doch heute ſogar bonbons à la fédération angekündigt. Frankreich kommt mir vor, wie eine große bonbonniere, alle die edlen und ſchönen Geſinnungen der Franzoſen ſind überzuckerte bonbons, die ſie zwar in den Mund nehmen, abſaugen, hin- und herwerfen, und eine ſüße

Zunge davon bekommen, die aber auf ihr Inneres keine weitere Würkung hervorbringen.

Jedes Tageblatt enthält unter andern einen Artikel: effets perdus ou trouvés (verlohrne oder gefundene Sachen). Die Ueberſchrift iſt falſch: es ſollte eigentlich nur heiſſen effets perdus (verlohrne Sachen) denn noch nie fand ich, daß etwas gefunden worden ſey. Das iſt freylich kein Lobſpruch für die Ehrlichkeit der Pariſer.

Um uns für die Langeweile zu entſchädigen, die wir geſtern bey den Comediens de Beaujolois ausgeſtanden hatten, giengen wir heute in die große Oper, und ich geſtehe, daß ich ſelten einen ſo mannichfaltigen Genuß gehabt habe, den theils dieſes prächtige Schauſpiel ſelbſt, theils Nebenumſtände mir verſchafften.

Wir fuhren dieſesmal ſchon um 4 Uhr hin, um einen guten Platz zu bekommen, und erreichten unſern Zweck vollkommen. Gegen die Langeweile hatten wir uns mit Büchern gewaffnet. Man gab Alceſte von Gluck, ein ſchwelgeriſches Gaſtmahl für Ohr und Auge, aber warlich keine lindernde Arzeney für mein Herz! — Kaum hatte das Stück ſeinen Anfang genommen, ſiehe da, gleich arbeitete meine kranke Phantaſie, Aehnlichkeiten und Beziehungen zu ſuchen. Ja es iſt vielleicht lächerlich, aber nicht belachenswürdig: ich ſah im Admet mich ſelbſt, Admet krank, ich auch; ſein Weib opfert ihr Leben für das ſeinige; ich reiſe um meine Geſundheit wieder herzuſtellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieſer Reiſe! hat ſie es nicht auch für mich geopfert? lebte ſie nicht vielleicht noch, wenn ich ſie zurückgelaſſen hätte? — ich lächle ſelbſt über dieſe

Schwärmerey, aber eine Thräne läuft mir dabey über die Backen, und wer bey dieſer Stelle anders lächeln kann, der ſchlage um Gotteswillen das Buch zu.

Orcheſter, Geſang und Chöre, Decorationen und Kleidungen, Alles wetteiferte in Geſchmack und Pracht. Das Orcheſter beſtand ungefähr aus achtzig Perſonen, und auf der Bühne waren oft mehr als hundert. Das Coſtum überall ſchön beobachtet, ſowohl an Menſchen als Gebäuden. Aber — warum muß denn immer durch Kleinigkeiten die Würkung des Ganzen, wenigſtens auf Augenblicke lang, verhunzt werden? iſt denn Niemand da, deſſen Pflicht es iſt, Sänger und Tänzer vorher zu muſtern? oder bin ich der Einzige, bey dem der geringſte Verſtoß die Täuſchung ſogleich zerſtört? parturiunt montes, und vielleicht wird Mancher, das was nun kömmt, für eine kleine Maus halten. Ich kann mir nicht helfen. Die großen, breiten, neumodiſchen Schnallen der Tänzer, mit welchen ſie unter Admets Augen, in einem altgriechiſchen Pallaſte figurirten, haben mich gewaltig gequält, und meine Täuſchung ſehr unſanft aus dem Schlummer geweckt. Ich wollte immer nicht hinſehen, ich wollte die großen Schnallen vergeſſen, aber ich konnte nicht. Je weniger ich hinſehn wollte, je öfter that ich es. Eine ängſtliche Unruhe bemeiſterte ſich meiner, welche mich bis in den Tempel des Apoll, und bis vor ſeinen flammenden Altar begleitete, überall ſah ich große, neumodiſche Schnallen.

Das Ballet welches auf die Oper folgte, war nach der Geſchichte des Telemach gearbeitet, und enthielt gerade das erſte Buch des Fenelon. Es war in drey Aufzüge getheilt, der Verfaſſer iſt Monſieur Gardel, der auch die Pſyche ſchuf. Telemach und Pſyche ſind ein paar ſehr reizende Kinder, doch glaube ich, daß die Ausführung des Telemach ihm noch ſchwerer werden mußte, als die der Pſyche, weil in dem erſteren, auſſer Telemach, Mentor und dem kleinen Cupido, nicht eine einzige Mannsperſon vorkömmt.

Telemach erhält, wie Pſyche, alle Sinne in einer lieblichen frölichen Spannung. Wie die hübſchen Mädgen herumwimmeln, wie göttlich ſie tanzen, wie wollüſtig, und doch Grazienvoll jede ihrer Bewegungen, welch reizendes in einander verſchlingen, welcher ſüße Wirrwarr, welche Gruppen! — Für ein Raffinement von Koketterie halte ich es, daß die Unterhoſen der Damen von fleiſchfarbner Seide gemacht ſind.

Am meiſten beluſtigte mich an dieſem Abend das Erſtaunen meines ehſtniſchen leibeigenen Bedienten, den ich mit mir genommen hatte, um auch ihm eine Zerſtreuung zu verſchaffen;

denn da der arme Teufel nicht eine Sylbe franzöſiſch verſteht, ſo ſizt er den ganzen Tag ſich ſelbſt gegenüber, und wird von der gräßlichſten Langeweile gemartert. Ich hatte ihn neben mich ſitzen laſſen, um ſeine Empfindungen zu beobachten, die ſo ſchnell wechſelten, als die Decorationen auf der Bühne. Telemachs Schiffbruch ſtarrte er ängſtlich an, bey ſeiner Rettung lächelte er. Als die Nymphen den Wettlauf begannen, als die ſchönſte unter ihnen das Ziel oben auf dem Felſen erreichte, und gleich darauf mit ihren Pfeilen eine weiſſe Taube von der Stange herunter ſchoß, da glänzte die Luſt in ſeinen Augen, und er fieng an mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Aber ſtarr, ſtumm und ohne Athem blieb er faſt, als Venus und Cupido ſich in einer Wolke herabließen, als das Schiff lichterloh brannte, ſich endlich in Wolken verwandelte, die ſchöne Nymphe gen Himmel fuhr, und Telemach ſich vom Felſen herab in die Fluten ſtürzte.

Er kam ſehr froh nach Hauſe; ich hatte ihn zwiſchen dieſem Vergnügen und dem baaren Gelde wählen laſſen, er hatte das erſtere vorgezogen, und ſeine Wahl ſchien ihn nicht zu gereuen.

Am 29ſten.

Das heutige Tageblatt begehrt einen Hofmeiſter für einen jungen Herrn von Stande, der aber eine Religion éclairée beſitzen müſſe. Es iſt aber nicht näher beſtimmt, was man eigentlich unter dieſer aufgeklärten Religion verſteht.

Wir fuhren gegen Mittag in das Inſtitut der Blinden, um den öffentlichen Uebungen beyzuwohnen. Schulz hat dieſes Inſtitut ſo ſchön und umſtändlich beſchrieben, daß mir wenig davon zu ſagen übrig bleibt. Doch ich geſtehe aufrichtig, daß, ob ich gleich ihre Art zu leſen, zu ſchreiben, zu drucken u. ſ. w. bewundere, ich es doch für eine blos unnütze Spielerey halte.

Das Leſen mit den Fingern wird ſelbſt denen, die am geübteſten darinn ſind, ſo beſchwerlich, und geht ſo langſam von ſtatten, daß gewiß kein Blinder jemals Geſchmack daran bekommen wird. Auch wäre er ſehr zu bedauern, wenn es doch geſchähe, da der Bücher für ihn ſo wenige ſind, und in hundert Jahren ſeine Bibliothek vielleicht höchſtens auf zehn Bände anwachſen könnte. Wozu alſo das bisgen Leſen? unnützer Zeitverluſt.

Eben ſo das Drucken. Sie ſetzen drey Worte, indeſſen ein geübter Setzer eine Octavſeite fertigt. Alſo wieder unnütz.

Eben ſo das Muſiciren. Da ſie die Noten mit den Fingern leſen müſſen, ſo geht es natürlich ſehr langſam her, ehe ſie ein neues Stück lernen, wenn ſie ſich nicht etwa durch das Gehör helfen. Es ſcheint aber auch keiner große Freude an der Muſic zu haben, denn ſie ſpielen alle ſchlecht, und wiſſen auch vermuthlich nichts anders zu ſpielen, als das Chor, welches ſie zweymal in der Woche den neugierigen Fremden vorkratzen müſſen.

Eben ſo die Geographie. Daß der Blinde Länder und Städte greift, ey! nun ja, ich wundere mich darüber, aber immer dringt ſich mir wieder die Frage auf: cui bono? — Das Rechnen mögte allenfalls eine Ausnahme von der allgemeinen Verdammniß machen, aber ich habe doch auch nur ſehr kleine Exempel rechnen ſehn, die der Blinde vielleicht noch ſchneller im Kopfe zuſammen addiren könnte.

Am lächerlichſten iſt mir der Unterricht geweſen, den die Blinden kleinen ſehenden Kindern ertheilen. Im Leſen mag es noch hingehn,

gehn, das heißt, wenn das Kind die Buchſtaben ſchon kennt, und der Blinde daher nur mit den Fingern folgen darf, um zu wiſſen, ob das Kind richtig geleſen. Wie er ihm jedoch die Kenntniß der Buchſtaben beybringen könnte, das ſehe ich nicht ein.

Belachens- und erbarmungswürdig aber iſt es zu hören, wenn der Blinde einen muntern, ſehenden Knaben von höchſtens vier Jahren, in allen Theilen der Grammatik examinirt. Da muß der arme Junge alle Theile der Redekunſt nennen, muß erklären, was ein Subſtantivum, ein Adjectivum, ein Nomen, ein Pronomen iſt, und Alles das geht ſo unbeſchreiblich raſch und ſchnell, Frage und Antwort folgen immer ſo Schlag auf Schlag, daß man wohl hört, es werde nur auswendig hergebabbelt. Ich halte daher Alles, was an dieſem Inſtitut am meiſten auffällt, für bloſſe Charlatanerie.

Doch ferne ſey es von mir, das Verdienſt des Stifters und Erfinders ſchmälern zu wollen, der im Genuß ſeines guten Werkes ſo ſelig zu ſeyn ſcheint. Es bleibt auch in der That immer noch genug übrig, um einem Biedermanne das Himmelreich zu erwerben. Das Spinnen, die Seiler- und Gürtler-Arbeit, das Stricken, kurz, jede Handarbeit, die ſie in ziemlicher Vollkommenheit verfertigen, iſt nützlich, ernährt die armen Unglücklichen, und bewahrt ſie vor Müſſiggang. Für alles übrige Bewunderung ſo viel ihr wollt, aber keine Achtung.

Einen kleinen Zug muß ich noch nachholen. Zwey Blinde ſollten eine Probe ihrer Druckerey ablegen, und der Inſpector bat, um eine ihnen vorzulegende kurze Phraſe. Ich ſagte: Vive la liberté! (es lebe die Freyheit!) Sogleich fiengen beyde an zu ſetzen. Der Eine brachte mir auch würklich ſein vive la liberté! der Andere hatte aber ſtatt deſſen gedruckt: quand elle eſt ſans abus. (wenn ſie ohne Mißbrauch iſt.) Vielleicht hatte der Lehrer es ihm unbemerkt zugeflüſtert.

Zum Beſchluß recitirte einer von den älteſten unter ihnen ein Gedicht, welches er ſelbſt gemacht zu haben vorgab.

Wir fuhren von da auf den Platz, wo ehemals die Baſtille ſtand. Ihre Spur wird kaum noch gefunden. Nichts mehr von den ſchwarzen hohen Mauern, nichts gräßliches und düſteres mehr. Ein ſchöner freyer Platz, wo nur noch hin und wieder ein Steinhaufen verräth, daß er ehemals bebaut war. Auch dieſe wenigen Ueberbleibſel hinweg zu ſchaffen, fanden wir noch immer eine Menge Leute beſchäftigt.

Die Empfindungen, welche den Fremdling auf dieſem fürchterlichen Platze ergreifen ſind unbeſchreiblich. Jeder Stein an dem man vorübergeht, diente vielleicht einem Elenden zum Kopfkiſſen; jede Schaufel Erde, die der Arbeiter auf ſeinen Karren wirft, hat vielleicht Thränen in ſich geſogen.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit des durch ſeine Leiden auch unter uns bekanntgewordenen Monſieur de la Tude erwähnen. Er ließ vor einigen Tagen folgendes in die öffentlichen Blätter einrücken:

An die Herausgeber.

„Meine Herren.

„Die Menſchen haben mich immer ſo übel „behandelt, daß es mir Bedürfniß wird von „meiner Dankbarkeit zu reden, wenn ich ein„mal das Gegentheil erfahre. Ich übergab „vor einiger Zeit ein Exemplar meiner me„moires der Committé der franzöſiſchen Ko„mödie. Unſere heutigen Roſciuſſe haben ſo

„oft Gelegenheit, gegen die Tyrannen, und „für die Freyheit zu reden, daß ich glaubte „ihnen mittheilen zu müſſen, das, was 40 „Jahr 3 Monate und 14 Tage der Quaalen, mir „wohl das Recht gegeben haben, die Archive „des Deſpotismus zu nennen, u. ſ. w.“

Er dankt hierauf öffentlich für die freye Entrée, welche die Comediens du roi, ihm, und ſeiner Wohlthäterinn und Befreyerinn, der Madame le Gros, zugeſtanden haben. Aber mein Gott! welcher Sprache bedient man ſich noch immer mitten in Paris, in einem öffentlichen Blatte!

Monſieur de la Tude iſt Officier du genie. Welche Empfindungen müſſen dieſen Mann ergreifen, wenn er über den großen, freyen Platz geht, von welchem er ehemals einen kleinen Raum von einigen Schritten zwiſchen vier Mauern bewohnte! welche Gefühle, wenn er die Gegend ſucht und betritt, in welcher dieſer kleine Raum gelegen war! jeder Stein muß ihm merkwürdig ſeyn, denn es iſt vielleicht eine vierzigjährige Bekanntſchaft.

Abends beſuchten wir les ambigus comiques, und fanden da ſo viel Beluſtigung und Zerſtreuung, als nur immer zu finden möglich ſeyn mag, wenn man Tages vorher in der Oper geweſen iſt. Man gab l'épreuve raisonnable in einem Act, und Bekir et Niza, perſiſches Drama in zwey Acten. In beyden eine ſehr einfache Fabel ziemlich glücklich behandelt, und ziemlich gut geſpielt.

Den Beſchluß machte eine Pantomime in vier Acten, l'homme au masque de fer. Die bekannte Geſchichte der geheimnißvollen eiſernen Maske, die unter Ludwig dem Vierzehnten die Baſtille bewohnte, und über welche ſo mancherley Muthmaßungen exiſtiren, hatte den Stoff dazu hergegeben. Verhielte ſich die Geſchichte ſo, wie hier der Dichter träumt, ſo wären die Räthſel auf einmal gelöſt. Die eiſerne Maske in dieſer Pantomime nemlich, iſt des Königs Bruder, beyde ſind in ein Mädgen verliebt, das vermuthlich irgend eine Prinzeſſinn iſt. Der König iſt der verſchmähte Liebhaber, er trifft ſeinen Bruder zu den Füßen ſeiner Schöne, ſie ſchlagen ſich, die Wache entwaffnet den Prinzen, und nun wird ihm die eiſerne Maske vorgelegt. Alle die kleinen Anecdoten, welche uns die Geſchichte darüber aufbehalten, ſind benuzt, der Gouverneur immer fertig mit der Piſtole den Gefangenen aus der Welt zu ſchaffen, im Fall er es wagen ſollte laut zu werden; der ſilberne Teller auf welchen der Gefangene kritzelt, und ihn einem Fiſcher zuwirft der nicht leſen kann; u. ſ. w.

Allein vom dritten Aufzuge an jagt eine Unwahrſcheinlichkeit die andere. Die Maske ſitzt im Gefängniß, und ſpielt auf der Cither, man antwortet ihm von unten herauf auf der Flöte. Die Maske ſinkt Gott weiß wie hinunter, und holt ſeine Geliebte herauf, die Gott weiß wie dahin gekommen iſt. Sie hat, Gott weiß wie, erfahren, daß hinter einem Stein der Mauer ein Dolch und eine Piſtole verborgen ſind, mit dem erſteren bewaffnet ſie ſich, mit dem lezteren den Prinzen; dieſer erſchießt den Gouverneur, und giebt ſich der Wache zu erkennen, die ihn, Gott weiß warum, für ihren König anerkennt. Er flieht nun, Gott weiß wohin; wird verfolgt, Gott weiß von wem; findet Hülfe, Gott weiß wo; ſchlägt ſich tapfer herum, ſiegt, und ſieht am Ende mit ſeiner Donna ruhig zu, wie die Bauern und Bäuerinnen vor ihm herumtanzen.

Die Muſic [illegible] ſehr angenehm ins Ohr, freylich nur au[illegible]dert Opern zuſammengetragen, aber was ſchadet das? wenn ſie nur zu der Empfindung paßt, die ſie eben ausdrücken ſoll.

Sonſt iſt eine Pantomime ein Ding, dem ich keinen Geſchmack abzugewinnen weiß. Man muß Alles rathen, man tappt mit der Einbildungskraft immer im Finſtern herum, und die ſpielenden Perſonen müßten ſehr ausgezeichnete Talente, oder die Zuſchauer eine ſtarke Uebung beſitzen, wenn jede Bewegung richtig ausgelegt werden ſollte.

Am 30ſten.

Dieſen Abend lockte mich ein neues Schauſpiel mit Geſängen in das theatre italien, weil ich aus den Affiſchen ſah, daß man es in ſehr kurzer Zeit ſechs und zwanzig mal gegeben hatte. Es heißt Euphroſine ou le tyran corrigé. Das Haus war auch dieſesmal ſehr voll, und ich fand, daß das Stück ſeinen Ruf verdient.

Drey Schweſtern, arme Wayſen, werden an einen Hof gebracht, wo die Laune eines Deſpoten herrſcht, wo kein Unterthan ſich dem Fürſten zu nähern wagt, wo man keine Leidenſchaft kennt als Herrſchſucht, und keine Freude als jagen, turnieren, kriegen; wo jedes ſanfte Gefühl ein Verbrechen iſt. Die ältere der drey Schweſtern, Euphroſyne, übernimmt es mit vieler Zuverſicht, den wilden Deſpoten in einen guten Fürſten, den immer ſchlagfertigen Ritter in einen girrenden Liebhaber zu verwandeln, und — es gelingt ihr.

Das iſt der Plan des Stücks, das einzelne, ſehr niedliche Details hat, beſonders die Scene, in welcher der Fürſt ſeine neue Leidenſchaft mit Schrecken gewahr wird, aber dem Dinge keinen Nahmen zu geben weiß; den Leibarzt rufen läßt, um zu erfahren was ihm eigentlich fehle, und mit Beben erfährt, ſeine Krankheit ſey die nemliche, die einſt Troja verwüſtet, und die Könige aus Rom verjagt — ſey Liebe! und dann die Scene, in welcher der Fürſt, eben im Begriff ein Treffen zu liefern, bereits gewappnet mit Helm, Schild, Lanze und Schwerdt, Euphroſynen ſeine Liebe bekennt, ſie aber, ihn neckend, Furcht vor ſeinen kriegeriſchen Zurüſtungen heuchelt, ihn Stück vor Stück entwaffnet, und als er nun ganz Waffenlos vor ihr ſteht, auf ſeine Frage: ob er ihr ſo gefalle? doch noch antwortet: nein, du biſt mir zu groß, ich muß an dich hinaufſehn, das macht mir Halsweh. Er, den Wink verſtehend, ſinkt zu ihren Füßen, und nun bewaffnet ſie ihn ſelbſt wieder, und ernennt ihn zu ihrem Ritter.

Auch die Muſic iſt mehr als artig, iſt beynahe ſchön. Vorzüglich wurde ein Duett ſehr beklatſcht, bey welchem mir Hören und Sehen vergieng. Eine gewiſſe neidiſche Gräfinn ſucht den neuverliebten Fürſten eiferſüchtig zu machen, er wird es, ſie freut ſich darüber, und dieſe Eiferſucht, und dieſe Schadenfreude geben die Veranlaſſung zu einem wütenden Duett, in welchem zulezt, da eines das andere im Singen nicht mehr übertreffen konnte, beyde anfiengen, ganz accentlos und tonlos zu ſchreyen, aber ſo zu ſchreyen, daß es auf die widrigſte Weiſe durch Mark und Bein drang. Das Publicum ſchien dieß für ſuperieurement bien zu halten, und miſchte ſeinen tobenden Beyfall in das gewaltige Rauſchen der Muſic, in das wütende Geſchrey der Sänger; Alles zuſammen genommen, ließ die Annäherung des jüngſten Tages erwarten.

Beyde, Acteur und Actrice, ſanken am Ende links und rechts in ein paar Seſſel, und arbeiteten ſo heftig mit der Bruſt, daß es ſchien, als wolle ſie zerſpringen. Einer meiner Nachbarn behauptete zwar, das ſey nur Grimaſſe, um die Zuſchauer zu rühren, wenn ſie ſähen, wie man ſich um ihres Vergnügens willen aufopfere; ich aber glaube gern, daß es Ernſt geweſen, denn ich wäre ja beynahe vom bloßen Zuhören krank geworden.

Einen Uebelſtand der franzöſiſchen Bühne, den ich heute nicht zum Erſtenmale bemerke, muß ich noch rügen. So oft nemlich ein franzöſiſcher Schauſpieler ſich in ſeiner Rolle gegen einen Andern ſtolz zu benehmen hat, ſey dieſer Stolz auch übrigens noch ſo edel, ſo dreht er ihm unfehlbar den Rücken zu, und ſpricht ganze Scenen lang mit der Wand, indeſſen der Andere mit ſeinem Hintertheile redet. So machte es heute der Fürſt mit der Gräfinn, so machte es neulich im Theatre de la nation Titus mit dem Geſandten des Porſenna, ſo machte es im theatre de Monſieur Socrates mit dem Oberprieſter, kurz, das abgeſchliffenſte Volk von der Welt, hat für den Ausdruck des edlen Stolzes keine andere Bewegung, als die, dem andern den H— zuzukehren.

Man gab noch eine kleine Oper in zwey Acten, die auch recht angenehm unterhielt, denn Geſang und Orcheſter ſind, im Ganzen genommen, bey dieſer Bühne vortrefflich. In Deutſchland, wo man nicht ſehr freygebig iſt, hätte man das kleinere Stück gewiß weggelaſſen, da Euphroſyne ein Stück in drey Aufzügen iſt, und volle zwey und eine halbe Stunde ſpielt. Aber mit zwey und einer halben Stunde läßt ſich der Pariſer nicht abſpeiſen, er muß ſeine vier Stunden haben, und er hat Recht. Ehemals war es bey uns auch ſo, doch je höher der Gehalt unſerer Schauſpieler ſteigt, je weniger glauben ſie ſich dem Publicum verpflichtet.

Die kleine, liebe, unſchuldige Roſe Renaud ſpielte heute auch wieder mit. Ich erblicke bey dem Worte unſchuldig ein Faunslächeln auf dem Geſichte manches meiner Leſer; aber ich bitte euch, laßt mir die ſüße Täuſchung. Ich halte ſie nun kurz und gut für unſchuldig, und das macht mir Freude. Was auch Erfahrung und Weltkenntniß mir ſelbſt dagegen einwenden, das ſchlage ich mit der tröſtlichen Wahrheit nieder: es giebt Ausnahmen, und Roſe Renaud iſt eine Ausnahme. Wenigſtens hat ſie die Uniform der Tugend, die Sittſamkeit noch nicht abgelegt, und ſo lange ſie die Uniform trägt, ſo lange glaube ich, und will es durchaus glauben, ſie ſey im Dienſte der Tugend.

Am 31ſten.

Aus dem heutigen Tageblatte.

Edle That des Pfarrers zu Ternan, nahe bey St. Jean d'Angely.

Der unglückliche la Tierce, Herr der Burg Varaiſe, bebte in der Mitte von 15 bis 1800 aufgewiegelten Meuchelmördern, die mit Meſſern, Senſen, Sicheln und Beilen über ihn herfielen. Plözlich ſtürzt ein Geiſtlicher, Pfarrer des Kirchſpiels zu Ternan, ſich zwiſchen das blutende Opfer und die Henker. Seine Gegenwart hemmt auf einen Augenblick ihre Wuth. Er redet die Sprache des Gottes dem er dient, die Sprache des Friedens; er ſchildert das Henkermäßige ihres Verfahrens, ſagt ihnen, daß nur das Geſez im Nahmen der Gottheit ſtrafen dürfe, und ſchlägt ihnen vor, den Herrn la Tierce in ein Gefängniß zu ſperren, bis man ihm ſein Urtheil geſprochen.

Umſonſt! das Gedränge um ſie her wird immer größer, die Wuth immer zügelloſer.

Jezt erblickt der Geiſtliche die offne Thür eines Hauſes, bis vor welche das heftige Drücken und Drängen des Volks, ihn und das Schlachtopfer von ungefähr geſtoſſen und geſchoben hatte; er wagt es zu hoffen, er ſtößt den Gegenſtand der Volkswuth raſch in das Haus, ſtürzt ſich ihm nach, und ſchlägt die Thür hinter ſich zu?

Alles vergebens! die Unſinnigen ſprengen die Thür in einem Augenblicke, reiſſen la Tierce aus den Armen des Geiſtlichen, und ſchleppen ihn von neuem auf den Markt. Der Geiſtliche achtet nicht der Gefahr ſeines eignen Lebens, er drängt ſich mit Gewalt mitten unter die Henker, und da man ſeine Stimme nicht mehr hört, da ſeinem unbewaffneten Arm nichts anders übrig bleibt, ſo ſchlingt er ihn um den bebenden la Tierce, drückt ihn gegen ſeine Bruſt, und wähnt, ihm ſo zum Schilde zu dienen. Aber in dieſem Augenblick empfängt la Tierce einen Senſenhieb über den Kopf, und eine Flintenkugel in die Bruſt. Der Unglückliche fällt, und beſprüzt mit ſeinem Blute ſeinen edelmüthigen Vertheidiger.

Am 29ſten hielt die königliche Geſellſchaft des Ackerbaues ihre öffentliche Sitzung. Unter den Preiſen, welche ſie vertheilte, iſt die ſilberne Medaille von 100 Livres der Madame Kattier, Frau eines Valet de Charrue (Karrenführer) zuerkannt worden, und die Handlung, wodurch ſie dieſen Preis verdient hatte, verſezte die ganze Verſammlung in eine ſüſſe Rührung.

Dieſer edlen Frau wurde vor fünf Jahren ein Kind anvertraut, deſſen Eltern ſie ſeitdem nicht wieder ausfündig machen konnte. Sie ſelbſt hat vier Kinder und nicht mehr als 50

50 Thaler jährlich einzunehmen, welche ihr Mann im Schweiß ſeines Angeſichts verdient. Doch verließ ſie ihren kleinen Zögling nie. Man rieth ihr vergebens, ihn in's Findelhaus zu bringen, und ſelbſt dann, als die immer ſteigende Theurung aller Lebensmittel ſie in Mangel und Noth verſezte, fuhr ſie fort, für die arme verlaſſene Wayſe zu thun, was ſie für ihre eignen Kinder that.

Solche Züge von Herzensgüte, ſind freylich, Gott ſey Dank! unter allen Völkern nicht ſelten, aber — man muß gerecht ſeyn — nicht unter allen Völkern werden ſie öffentlich bekannt und belohnt.

Eine neue Probe von Sittenverderbtheit in dem nemlichen Tageblatt.

Ein junges Frauenzimmer, von angenehmen Umgange, die leſen, ſchreiben, und mit der Wäſche umzugehn verſteht, wünſcht als

Geſellſchafterinn bey einem einzelnen Herrn anzukommen. — In Deutſchland würde man mit Fingern auf eine Perſon deuten, die ſich öffentlich als Geſellſchafterinn eines einzelnen Herrn, zu deutſch Maitreſſe, ausbietet.

Als ich dieſen Morgen bey dem Baron G — frühſtückte, ließ die Wittwe Calas ihm den Tod ihres einzigen Sohnes melden. Sein Tod iſt zugleich der Fall ihrer lezten Stütze. Die unglückliche Frau! ich fühlte in dieſem Augenblicke, daß es doch noch gröſſere Leiden giebt als die meinigen. Zwar hat ſie mit dem Tode ihres Mannes gewiß nicht mehr verlohren als ich, aber ſie hat es auf eine ſchreckliche Art verlohren. Unbegreiflich iſt es mir, daß ſie noch lebt, oder daß ſie noch ihres Verſtandes mächtig iſt, und beynahe mögte ich mit Leſſing ausrufen: wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Baron G — ſagte mir, ſie ſey ſchon ſeit einigen Jahren ſehr ſchwach, und faſt fühllos geworden, gegen Alles was um ſie her vorgeht.

Dieſer Baron G — deſſen Bekanntſchaft ich nicht ohne Vorurtheile machte, da ich erſt kurz vorher die Suite des Confeſſions de Rouſſeau geleſen hatte, iſt der liebenswürdigſte Greis, ſanft und zuvorkommend, einnehmend und liebreich, bekannt in allen Fächern der Wiſſenſchaften, doch nie ſein Wiſſen auskramend, ſondern immer nur das Geſpräch auf die natürlichſte, ungeſuchteſte Weiſe durch ſeine Kenntniſſe würzend. Der gute Rouſſeau war gewiß nicht ſelten Viſionnär.

Hernach habe ich dieſen Morgen noch mancherley Dinge geſehn. Ich bin auf der Bibliothek des Königs geweſen, es iſt aber eben ſo gut, als ob ich nicht da geweſen wäre. Denn wem es bekannt iſt, daß man daſelbſt dreymalhunderttauſend gedruckte Bücher, und hunderttauſend Manuſcripte findet, und wer übrigens weiß wie ein Buch ausſieht, der weiß gerade ſo viel davon als ich; oder man müßte mich darum beneiden, daß ich ſchöne lange Säle durchwandert habe.

Eine große Bibliothek auf eine halbe Stunde lang zu beſehen, kommt mir am Ende eben ſo zwecklos vor, als einen großen Gelehrten zu beſuchen. Das ſeltenſte Buch ſieht von auſſen eben ſo aus, als der neueſte Leipziger Meßartikel, ſo wie der gröſte Gelehrte ſich durch nichts äuſſerliches von ſeinen dümmern Brüdern unterſcheidet. 300000 Menſchen kann man allenfalls manévriren laſſen, aber 300000 Bücher kann man nur anſehn.

Die Manuſcripte auf Papyrus und auf Wachstafeln habe ich mit Intereſſe geſehn. Iſt noch ein Stäubgen von der Hand übrig, welche dieſe Züge entwarf? — Die beyden groſſen Globen, von denen man viel Rühmens macht, ſcheinen mir doch durch den Gottorpſchen Globus in Petersburg übertroffen zu werden, obgleich unſer Führer das Gegentheil verſicherte.

Dieſer unſer Führer war ein Abbee, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe. Statt uns die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu zeigen oder auch nur auf unſere Fragen zu antworten, hatte ihn der Henker alle Augenblicke in der Politik. Er bewieß mir, der ich ohne ihn ſchon davon überzeugt war, der Friede mit Schweden ſey ein Meiſterſtück von rußiſcher Seite; er entwickelte den Plan einer franzöſiſchen Allianz mit Rußland, zu welcher wir beyde wohl wenig beytragen werden; er berührte kürzlich die Verhältniſſe der europäiſchen Höfe gegeneinander, kurz, er jagte mich

aus

aus der Biblothek des Königs mit dem flammenden Schwerdte ſeiner Beredſamkeit über Hals und Kopf heraus.

Die Bibliothek der Sorbonne, wohin ich nun fuhr, iſt klein, beſizt aber auch einige ſeltene Manuſcripte. Man hat deren in den lezten Tagen einige geſtohlen, und der Aufſeher, der uns herumführte, ließ uns merken, daß die Herren von der Sorbonne ſelbſt, ſie mitgehn heiſſen, da ein jeder von ihnen einen Schlüſſel von der Bibliothek beſitze, und ſonſt niemand hinein komme. Ich kann das den Leuten nicht verdenken, denn ſie erwarten in kurzem das Decret von der National-Verſammlung, Kraft deſſen auch ihr Eigenthum für das Eigenthum der Nation erklärt werden ſoll.

Das Grabmal des Cardinal Richelieu, in der Kirche der Sorbonne, iſt ein Meiſterſtück der Bildhauerkunſt. Der Kardinal ruht in den Armen der Religion, zu ſeinen Füſſen die weinende, verhüllte Weisheit in Geſtalt eines Weibes. Dergleichen läßt ſich nicht beſchreiben, man muß es ſehn. Wiſſen mögte ich aber, warum Griechen und Römer, Franzoſen und Italiäner, die Weisheit in Geſtalt eines Weibes abbilden, und warum wir uns denn doch immer über gelehrte Frauen luſtig machen? Nur von Stein mögen wir die weibliche Gelehrſamkeit leiden.

Da ich an dem Gewölbe der Kirche einige Arbeiter auf Gerüſten ſah, ſo frug ich, was man da mache? — Man nimmt, war die Antwort, auf Befehl der National-Verſammlung, das Wappen des Kardinal Richelieu, welches hie und da prangt, allenthalben weg.

Warum das?

Weil alle Wappen im ganzen Reiche proſeribirt ſind.

Das iſt luſtig. Richelieu hat ſich einen Adel errungen, den keine National- und keine

Völker-Verſammlung ihm rauben wird, wenn man auch alle ſeine Wappen zertrümmert.

Die Façade der Kirche der heiligen Genoveſa hat mich entzückt. Hätte ich mein Auge zu gleicher Zeit für alle die armſeligen Hütten rings umher verſchließen können, ſo würde meine Einbildungskraft mich nach Athen verſezt haben, denn bey dieſer Kirche errinnert auch kein ſpitzig in die Wolken hinausgaffender Thurm, an den allerchriſtlichſten König und das achtzehnte Jahrhundert. Aber der ſchöne freye Platz iſt mit Hütten — wie ſoll ich es nennen? — eingezäunt.

Das theatre italien kündigte auf heute die erſte Vorſtellung eines kleinen Schauſpiels an, deſſen Titel mich unwiderſtehlich anlockte les derniers momens de Jean Jacques Rouſſeau (Rouſſeaus lezte Augenblicke). Die

Vorſtellung dieſes Sonderlings auf der Bühne hat mich auſſerordentlich bewegt. Alles was er ſagte, war aus ſeinen Schriften gezogen, Alles was er that, gründete ſich auf hiſtoriſche Wahrheit.

Das Stück ſpielt in Rouſſeaus Zimmer in Ermenonville. Ein Klavier, ein Schreibtiſch, und das Bild der Madame de Warens ſind deſſen Zierrathen. Thereſe, Rouſſeaus Frau, und ſeine alte achtzigjährige Amme, unterhalten ſich von den traurigen Schickſalen dieſes verfolgten Weltweiſen, von der Ruhe, die er jezt genieſſt, und harren mit Verlangen auf ſeine Zurückkunft von einem gewöhnlichen Morgenſpaziergange, um mit ihm zu frühſtücken.

Nun erſcheint Rouſſeau? Der Schauſpieler, der ihn darſtellte, hatte ihn gewiß ſehr treu copirt, denn im ganzen Hauſe entſtand auf einmal ein froher Tumult. Wahrſcheinlich hatten ihn die meiſten der Zuſchauer ſelbſt gekannt, oder doch oft geſehn; ein ſchallendes Bravo! tönte dem Künſtler entgegen — und — Rouſſeaus Wittwe, die würklich im Schauſpiel war, wurde ohnmächtig.

Seine Kleidung war ganz grau, auf dem Kopfe eine runde Perücke, ſeine Knie ein wenig gebogen, ſein Gang ängſtlich, ſein ganzes Weſen ſehr ſanft und heiter. Er trug unter dem Arm ein Bündel Kräuter, und in der Hand ein Vogelneſt, in welchem er ſeinen Hausgenoſſen ſechs Junge zeigte. Als Thereſe ihn wegen der Grauſamkeit ſchalt, die Jungen der Mutter geraubt zu haben, da erzählte er mit rührender Naivetät, wie er ſeit vierzehn Tagen jeden Morgen dieſe Vögel belauſcht, wie er heute Zeuge geweſen, als die Mutter ſie gefüttert, aber gleich nachher von einem Sperber zerriſſen worden ſey. Da habe er denn das Neſt mitgenommen, und bitte ſie, die Kleinen zu erziehen.

„Was willſt du denn damit machen?“ frägt Thereſe.

„Ihnen die Freyheit geben, ſobald ſie ſie „gebrauchen können.“

Gleich dieſer erſte Zug erhielt auſſerordentlichen Beyfall, der nach und nach immer ſtärker, und ſchallender, und zügelloſer wurde. Man ließ beynahe keine Periode vorbeygehn, ohne ſie zu beklatſchen, daß einem die Ohren gellten. Ich habe gar nicht geklatſcht, aber ich habe geweint.

Darauf ſezt ſich Rouſſeau mit ſeiner kleinen Familie zum Frühſtück, und ſiehe da, es war das lebendige Bild des Frühſtücks, wie er es in ſeinen Confeſſions beſchreibt, zu der Zeit als er noch bey dem Marechal de Luxembourg wohnte. Ich kann meine innerlich ſanfte, und doch heftige Bewegung bey alle dem nicht beſchreiben. Die Thränen drängten ſich unaufhörlich in mein Auge, ich gab mich ganz der Täuſchung hin, die noch weit größer geweſen ſeyn würde, wenn das verdammte Klatſchen ſie nicht alle Augenblicke unterbrochen hätte.

Das Frühſtück iſt geendigt, und Rouſſeau empfiehlt ſeiner Thereſe, zu einer armen Frau zu gehn, die mit dem achten Kinde in den Wochen liege, und hülfsbedürftig ſey. Bald nachher erſcheint ein junger Tiſchlergeſell, der einige Arbeit für Rouſſeau bringt. Rouſſeau lieſt Kummer auf ſeinem Geſicht, frägt ihn, und erfährt, ſein Vater ſolle heute wegen einer Schuld von 300 Livres ins Gefängniß wandern, und er, der Jüngling, verliere eben dadurch ein geliebtes Mädgen, das er im Begriff geweſen ſey zu heyrathen, und das der Vater ihm nun nicht geben wolle, da er ſeine Familie für entehrt halte. — Rouſſeau beklagt ſeine Ohnmacht ihm zu helfen. — Der Jüngling bittet, ein gutes Wort für ihn bey Herr von Girardin dem Herrn des Gutes einzulegen. Rouſſeau verſpricht es.

Als der junge Menſch fort, und Rouſſeau eben darauf denkt, ihm Wort zu halten, bringt ihm Monſieur Duval einen Brief von ſeinem Buchhändler Rey, und 300 Livres, als die Auszahlung der jährlichen Rente, welche Rey ihm ausgeſezt hatte. (Im Vorbeygehn muß ich anmerken, daß Duval eine National-Kokarde am Hute trug, und durch dieſen Anachronismus der Täuſchung gewaltig ſchadete.)

Rouſſeau, höchſt erfreut über dieſen Zufall, hält Rath mit ſeiner Frau und Amme, ob ſie jezt Geldes bedürftig ſind? und da ſie ihm **Nein** antworten, ſo ſchickt er ſogleich wieder nach dem jungen Tiſchlergeſellen, und giebt ihm den vollen Beutel. Dieſer glaubt, Mr. de Girardin mache ihm dieß Geſchenk, und — der ſchönſte Zug — Rouſſeau läßt ihn bey dieſem Glauben. — Der Jüngling will ihm aus Dankbarkeit für ſeine kräftige Fürſprache zu Füſſen fallen. „Das iſt erniedrigend für dich „und mich,“ ſagt der Weltweiſe.

„Darf ich — darf ich“ — ſtottert der Jüngling zitternd, indem er ſeine Arme gegen ſeinen Wohlthäter ausbreitet.

„Ey warum nicht?“ ſagt Rouſſeau, und drückt ihn an ſein Herz. Wenig Augen blieben bey dieſer Scene trocken.

Der Jüngling fliegt nun ſeinen Vater zu befreyen, und Rouſſeau erhält einen Beſuch von ſeinem Freunde, Monſieur de Girardin, welchem er entdeckt, daß er ſeine lezte Stunde herannahen fühle, daß er dieſen ganzen Morgen eine ungewöhnliche Schwäche verſpürt habe, daß ſein Auge dunkel geworden ſey, und er umſonſt verſucht habe, zu leſen. Er dankt dem braven Manne, der ihm eine Zuflucht gab, wo er ruhig ſterben kann, für alle ſeine Freundſchaft, empfiehlt ihm ſein Weib, und ſchenkt ihm zum Andenken ſein eigenhändiges Manuſcript von Contrat Social, welches Girardin mit Entzücken annimmt, an ſeine Lippen drückt, und — nun kommt eine franzöſiſche Uebertreibung — behauptet, Gott habe dieſes Werk dictirt. Wir werden alſo bald einen fünften Evangeliſten haben.

Jezt erſcheint der junge Tiſchler wieder, mit ſeinem Mädgen und ſeinem Vater, welche alle den Hern Girardin mit feurigen Dankſagungen überhäufen, die dieſer natürlich gar nicht verſteht, und nicht zu deuten weiß. Rouſſeau genießt dabey ſchweigend eines ſeligen Augenblickes, und als ſeine Thereſe den Umſtehenden das Räthſel löſt, umringen ſie ſeinen Seſſel und liebkoſen ihm.

Doch nun fühlt er immer näher und gewiſſer den lezten Augenblick ſeines Lebens. Er läßt das Fenſter öffnen um noch einmal die Sonne zu ſehn, und bewundert zum leztenmale die Pracht der Schöpfung. „Das iſt Gott! Gott der mich zu ſich ruft!“ Mit dieſen Worten ſinkt er zurück auf den Seſſel, die Umſtehenden bilden eine rührende Gruppe um ihn, und der Vorhang fällt.

Alſo würklich ein Trauerſpiel, und das erſte franzöſiſche Trauerſpiel in Proſa, und das erſte, worinn die Schauſpieler vernünftig, natürlich, und ohne Luftſäbeln ſpielten. Mögte der außerordentliche Beyfall den dieſes Stück erhielt, die Franzoſen belehren, daß dieſer Weg der Weg der Natur iſt, der einzige, um allen Völkern, in allen Zeiten zu gefallen. Als der Vorhang fiel, waren tauſend Schnupftücher in Bewegung, tauſend Stimmen rieſen laut, und zweytauſend Hände klatſchten. l'Auteur! l'Auteur! erſcholl es auf einmal aus allen Winkeln und Ecken, aus Logen und Parterre.

Es währte lange, ehe man auf der Bühne darauf zu achten ſchien, aber das Geſchrey verdoppelte ſich, und tobte unaufhörlich fort. Endlich rollte der Vorhang in die Höhe. Ein Schauſpieler trat auf und ſagte: „Meſſieurs, der Verfaſſer iſt Monſieur Bouilly, der nemliche, dem wir auch Pierre le grand zu verdanken haben.“

Der Vorhang fiel wieder, aber der Lärm hörte drum noch nicht auf. l'auteur! l'auteur! kreiſchte man in eins fort, und unter beſtändigem Händeklatſchen. Nach zehn Minuten ungefähr, da man ſah, das Publicum werde ſich nicht beruhigen, gieng der Vorhang abermals auf, ein Schauſpieler erſchien, und ſagte: Meſſieurs, nous avons cherché l'auteur par tout, mais il n'eſt pas ici. (Meine Herren, wir haben den Verfaſſer überall geſucht, aber er iſt nicht hier.)

Il eſt ici! Il eſt ici! (er iſt hier!) ſchrie das ganze Haus. Woher ſie das ſo gewiß wußten, das begreife ich nicht. Vielleicht hatte man ihn während der Vorſtellung in einer Kuliſſe ſtehen ſehn. Endlich, da das Publicum ſich auf keine Weiſe abſpeiſen ließ, ſo trat der Verfaſſer ſehr beſcheiden, und ſehr verlegen wie es ſchien, auf die Bühne, und machte eine tiefe Verbeugung, worauf er ſich unter dem tobendſten Beyfall zurückzog.

Jean Jacques! Jean Jacques! ſchrie nun Alles ſo lange, bis auch der Schauſpieler, der den Rouſſeau geſpielt hatte, hervortrat. Der Verfaſſer hielt ihn an der Hand, beyde verbeugten ſich ehrerbietig gegen das Publicum, und darauf umarmte der Dichter den Künſtler öffentlich. Beyde giengen Arm in Arm ab. Den unausſprechlichen Tumult des Publicums muß man ſelbſt gehört haben, um ſich eine Vorſtellung davon zu machen.

Die andern beyden Stücke, welche man heute gab, waren unerträglich langweilig. Lucas et Luzette, Oper in einem Act, Felix Oper in drey Acten, fade Muſic, fader Text, fade Intriguen. Lächeln mußte ich über die alte Amme, welche im Felix vorkömmt, und eine Deutſche ſeyn ſoll. Das arme Weib hatte das Deutſche ganz vergeſſen, denn ſie radebrechte einige Worte auf das jämmerlichſte. Ja Err. *Habit* blau. Kruſe Rock.

Die Pariſer Fiſchweiber erhalten heute im Journal de Paris ein ſo ausgezeichnetes Lob, daß ich mich nicht entbrechen kann, es zu überſetzen.

„Die Dames de la Halle, heißt es daſelbſt, wurden bey Eröffnung dieſer Sitzung vorgelaſſen, und brachten ihre guten Wünſche dar, für den glücklichen Erfolg der Bemühungen der Repräſentanten der Nation.

Die Verſammlung hörte dieſe Wünſche gern, aus welchen das Herz des Volkes ſprach. Man weiß, daß die Damen der Halle ſchon öfter in dieſer Revolution aufgetreten ſind, und immer voll Vaterlandsliebe. Ihr Karakter, von jeher zur Unabhängigkeit geneigt; das Freye in ihren Reden, das man ihnen ſelbſt dann verzeihen mußte, als man noch ſo wenig verzieh; Alles das mußte ihnen einen vorzüglichen Eifer für die öffentliche Freyheit einflößen, und wie unbekannt müßte man mit den Urſachen ſeyn, die auf dieſe Begebenheiten Einfluß gehabt haben, wenn man an dem ihrigen zweifeln könnte.“

„Vor einiger Zeit hätte eine ſolche Bemerkung den Leuten von gutem Ton vielleicht manche Spötterey entlockt, die ihnen ſehr witzig vorgekommen ſeyn würde; aber was iſt er denn izt, dieſer gute Ton? was iſt aus ihm geworden in dem Augenblicke, wo die männliche und ſtolze Stimme der Freyheit ſich erhub?“

Freylich, dieſer gute Ton iſt verſchwunden. Ob aber die Fiſchweiber etwas beſſeres an ſeine Stelle geliefert haben, das kann jeder beurtheilen, der ſich auch nur drey Tage in Paris aufhält.

Am 1ſten Januar 1791.

Sey freundlich gegrüßt, erſter Tag in dieſem neuen Jahre! Gott ſey Dank! das unglücklichſte Jahr meines Lebens liegt hinter mir! ich bin gewiß, es muß beſſer mit mir werden, weil es nicht ſchlimmer werden konnte. Die Zukunft kann mir wenig rauben, aber viel wiedergeben. Ich habe keine Hoffnungen mehr für dieſe Welt, was ich da verlor, iſt unerſetzlich! aber ſey willkommen du neues Jahr! ein Schritt näher zu den Hoffnungen jener Welt! —

Vor einem Jahre um dieſe Zeit ſaß ich in meinem Studierzimmer, mein Wilhelm trat herein, und recitirte keck und wohlgemuth einen niedlichen Neujahrswunſch, den die Mutter ihn gelehrt hatte, und die Mutter ſtand hinter der Thür und lauſchte, ob er es auch recht machen werde? Ich ſchloß ſie in meine Arme, ſie weinte. „Warum weinſt du?“

„Ach! daß ich dir vor einem Jahre an „dieſem Tage vergebens die Wiederherſtellung „deiner Geſundheit wünſchte, und ſie dir viel„leicht heute wieder vergebens wünſche.“

„Sey ruhig,“ ſagte ich, „ich bin ja glück„lich, und habe frohe Tage in dieſem Jahre „erlebt, und die frohſten durch dich!“

Ja freylich war ich glücklich, meinem ſiechen Körper zum Trotz. Ich bin ſeitdem geſunder geworden, aber mein froher Muth iſt zu Grabe gegangen, der einzige Genuß, der mir übrig blieb, ſind die Freu-

..n

den der Vergangenheit, meine einzige Hoffnung, die Freuden der Zukunft, einer Zukunft, wo ich ſie wiederfinde! ſie, die unter Millionen Mädgen allein mich ganz glücklich machen konnte, ſie, die ich unter Millionen würklich finden muſte — um ſie zu verlieren! — Warum muſte ich ſie finden! — und doch — um alle Schätze der Welt mögte ich dieſe frohen ſechs Jahre nicht aus meinem Leben wegſtreichen, mögte nicht die kleinſte meiner Freuden vergeſſen, wenn ich es auch könnte. Der Fluß Lethe der Griechen ſcheint mir eine abgeſchmackte Erfindung zu ſeyn. Als ob nicht überall, und gewiß auch dort noch, die Rückerinnerung den gröſten Theil unſerer Freuden ausmachte? — Ja, meine theure angebetete Friederike! gewiß gedenkſt auch du noch meiner! vielleicht an dem heutigen Tage, wenn es anders für dich noch Tage und Stunden giebt; vielleicht in dieſem

Augenblicke, da dieſe Thräne deinem Andenken warm über meine Wange herunterfließt, und auf den kleinen Hund fällt, der dein Liebling war, und der nun immer auf meinem Schooſe liegt, wo er, wie du weißt, ſonſt nicht liegen durfte.

Ich war dieſen Morgen in der alten Kirche de notre Dame, ein gothiſches, geſchmackloſes, und doch Ehrfurcht erweckendes Gebäude, innwendig mit theils vortrefflichen Gemählden geziert. Die catholiſchen Kirchen ſind doch alle weit zweckmäßiger gebaut und ausgeſchmückt, als die proteſtantiſchen. Man wird hingeriſſen zur Frömmigkeit, man mag wollen oder nicht, und am meiſten dann, wenn es ganz ſtill in der Kirche iſt, wenn weder Geſang, noch Meſſe, noch Predigt, die Andacht ſtört, ſondern nur einzelne Leute ab- und zu-gehn, hier und dort hinknieen und leiſe beten. In proteſtantiſchen Kirchen mangelt es ganz an Stille. Man hat geglaubt, die Frömmigkeit müſſe auch Zeitvertreib haben, könne nicht aus ſich ſelbſt den Faden der Andacht ſpinnen, darum jagt ein holprigter Geſang den andern, und Gebete und Litaneyen verfolgen ſich bis zum Ekel. Iſt das vorbey, ſo ſchließt man den Tempel zu, und der liebe Gott giebt weiter keine Audienz, für ſolche, die gern ſtill und andächtig in einem Winkel knieen, und vor dem Schöpfer der Welten ihr Herz ausſchütten möchten, ohne durch Singſang und langweilige Predigten daran gehindert zu werden. Um allen Vorwurf der Partheylichkeit von mir abzulehnen, muß ich noch hinzuſetzen, daß ich ein Lutheraner bin.

In der großen hohen Kirche de notre Dame fanden wir kaum ein Dutzend Leute, die, ohne auf uns zu achten, hier und dort auf den Knieen lagen. An einem der dicken Pfeiler der Kirche ſas eine Nonne, mit ſechs kleinen, uniform gekleideten Mädgen. „Das ſind Fündelkinder, ſagte unſer Führer, das Fündelhaus iſt nur wenige Schritte von hier.“

Sogleich richteten wir unſern Weg dahin, und — Dank dir Gott! für die erſten ſüßen und frohen Augenblicke in dieſem neuen Jahre. Wir wurden in einen großen Saal geführt, welcher in vier Reihen hundert kleine Betten faßte, in jedem Bette lag ein Kind, keines über ein Jahr alt, alle ſauber gewaſchen und gewickelt, bey allen das Bettzeug weiß wie gefallener Schnee, die Luft rein und temperirt, ohne den mindeſten üblen Geruch.

Eine alte Nonne kam uns entgegen, und empfing uns mit der offenſten Heiterkeit. „Kommen Sie, ſagte ſie, meine zahlreiche Familie zu beſuchen? ich bin eine glückliche

Mutter, ich habe heute zum Neujahrsgeſchenk ſchon zehn kleine Kinder bekommen.“ Sie zeigte ſie uns, man wuſch und ſpeiſte ſie eben. Eine Menge erwachſener Mädgen, auch Fündelkinder, ſaßen vor dem Kamin, reichten ſich die kleinen Ankömmlinge wechſelsweiſe zu, und vergalten ſo an dieſen armen Dingern, was man einſt an ihnen gethan hatte. Man hätte glauben ſollen, hundert Kinder müßten ein gewaltiges, ununterbrochenes Geſchrey machen, aber man hörte nur wenig quäken, ein Beweiß, daß ſie ſich wohl befinden, und ihnen nichts mangelt.

Das Fündelhaus hat im verfloſſenen Jahre 5842 Kinder aufgenommen, es hält 17000 Ammen auf dem Lande, aber die gute alte Nonne klagte, daß es ihr jezt ſo ſchwer werde, Ammen zu bekommen, da ſie ſie nicht bezahlen könne, ſeit man ihr kein Geld mehr auszahle, und die Nationalverſammlung ſich des Hauſes noch nicht angenommen habe. Sie zeigte uns, wie die Kinder mit Reis und Milch gefüttert wurden, welche Methode ſie gar nicht billigte. Vor einigen Jahren hatte man alle Ammen abſchaffen, und dieſe Art, die Kinder zu ſpeiſen, durchgehends einführen wollen, aber man hatte bald von dieſem Vorhaben wieder abſtehen müſſen.

Ein Schauer hat mich überlaufen, bey der Erzählung von allen den Kindern, welche hier das veneriſche Gift ſchon mit auf die Welt bringen. Seit fünf und dreyßig Jahren iſt die alte Nonne Vorſteherinn dieſes Hauſes, nie, ſagt ſie, hat es daran gefehlt, aber ſo arg, als es ſeit zehn Jahren geworden, iſt es noch nie geweſen. Zum Glück leben ſolche Kinder ſelten länger, als einige Wochen.

Mit dem ganzen Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht, und der Sicherheit und Ruhe, welche daraus erwachſen, erzählte uns die brave Soeur de la Charité, daß, ob ſie gleich täglich mit allen dieſen veneriſchen, krätzigen und ausſätzigen Kindern umgehe, ſie waſche, reinige, ſalbe, ſie ſelbſt doch in 35 Jahren nicht ein einzigesmal angeſteckt worden ſey, ob ſie gleich kein anderes Präſervativ brauche, als reines Waſſer.

Dieſe Nonne gehört gewiß unter die glücklichſten Menſchen, nicht allein in Paris, ſondern in der ganzen Welt. Eine ſolche ſüße Ruhe und Heiterkeit ſah ich noch auf wenig Geſichtern. Sie trug den Himmel in ihrem Herzen, und das gab ihr den vollen Reiz der Sanftmuth und Duldſamkeit hier auf Erden. Auch mit den bereits etwas erwachſenen Kindern gieng ſie um, wie die zärtlichſte Mutter, alle hatten ſo viel Zutrauen zu ihr, waren dreiſt, und ſprachen ohne Scheu. Sie zeigte uns ein niedliches kleines Mädgen, und bat uns, daſſelbe zu fragen, wo es gefunden worden ſey?

Dans la neige. (Im Schnee) antwortete das arme kleine Ding.

Ueber der Thür des Saals hängt eine Tafel mit folgender Innſchrift: mon pere et ma mere m'ont abandonné, mais le Seigneur a pris ſoin de moi. (Mein Vater und meine Mutter haben mich verlaſſen, aber der Herr hat ſich meiner angenommen.)

Ein beſonderes Zimmer enthielt die Wäſche dieſer kleinen Verlaſſenen, und war vom Fußboden bis zur Decke mit weiſſer Wäſche vollgepfropft.

Wir ſchieden von der guten alten Nonne mit Thränen im Auge. Ich werde die Stunde nie vergeſſen, die ich dort zubrachte. O! wäre meine Friederike bey mir geweſen! welch' ein Genuß für ihre gute ſanfte Seele! mich

dünkt,

dünke, ich ſehe die Thränen der Wehmuth, die ſie vergoſſen haben würde, und die ſie ſo gern weinte.

Das heutige Tageblatt enthält einen drolligen Scherz:

„Man hat uns folgende Neuigkeit zugeſandt, deren Authenticität wir nicht verbürgen können. — In dem Dorfe Romecourt, bey Mezières-le-vie, iſt eine Frau mit drey Knaben niedergekommen, denen man die Beynamen *Nation*, Geſetz und König gegeben hat. *Nation* und Geſetz ſind geſtorben, aber der König lebt, und befindet ſich wohl.“

Unſer Vorſatz war, heute das theatre français comique et lyrique zu beſuchen, wo man ein ſehr beliebtes, und ſchon oft wiederhohltes Stück, *Nicodemus im Monde*, gab.

Aber wir hatten uns verſpätet, und fanden das Haus ſo gepfropft voll, daß wir weiter fahren mußten.

So führte uns unſer böſer Genius in das theatre comique, des Aſſociés genannt, wo wir noch mit genauer Noth ein Plätzgen fanden, wo Hitze und Geſtank uns peinigten, und wo ein pöbelhafter Lärm hinter uns, und vor der Thür, uns noch die paar Brocken raubte, die wir allenfalls hätten aufſchnappen können.

Aber es war auch kaum der Mühe werth zuzuhören, denn eine ſchlechtere Bühne iſt mir auf unſern Pariſer dramatiſchen Wallfahrten noch nicht vorgekommen. Man gab l'honnête homme, Luſtſpiel in einem Act. Es war etwas ſo gewaltig alltägliches, ich ſah es zum Erſtenmale, aber es kam mir vor, als hätte ich es ſchon hundertmal geſehn. Le triomphe de l'amour, Drama in drey Acten, ein weinerliches, abgeſchmacktes Ding. Nie hat wohl die Liebe einen langweiligern Triumph gefeyert. Und endlich les etrennes de la liberté conquiſe, (die Neujahrs-Geſchenke der errungenen Freyheit). Schauſpiel mit Geſang in einem Act.

Dieß leztere war über allen Ausdruck albern. Mercur erſchien und kündigte an, daß Minerva, Mars, Bachus und Cupido auf dem Wege nach Paris wären, um am Neujahrstage, der hieſigen Gewohnheit gemäß, Boutiquen zu errichten, und ihre Waaren feil zu bieten. Die angekündigten Götter erſchienen auch ſogleich. Jeder ſang ſein Geſezgen, und zwar ohne muſicaliſche Begleitung, nur gab ihnen jedesmal vorher eine einzelne Violine Ton, Tact und Melodie an, worauf ſie denn mit ächten Bänkelſänger-Stimmen, ihr Couplet herausgurgelten, und auch dann noch oft ganz herauskamen.

Die vier Götter traten nun in die vier Ecken der Bühne, welche, ſtatt einer Illumination, mit einigen gewöhnlichen Laternen behängt war, und dieſe vier Ecken nannten ſie ihre Boutiquen.

Es erſchienen allerley Käufer. Minerva bot ihre Weisheit, und Mars ſeine Tapferkeit, immer umſonſt feil. Dem leztern ſagte man, von ſeiner Waare habe man hier überall vorräthig, und die Franzoſen wären das erſte Volk, welche die Freyheit herab auf die Erde gebracht hätten. Alle Augenblicke wurde la Fayette genannt und beſungen. Wohl ihm, daß er nicht zuhören durfte. Die Geiſtlichkeit mußte, wie jezt überall, auch hier wieder Stoff zum Lachen hergeben. Unter den Käufern nemlich, war ein Abbee, dem man ſeine Pfründen genommen, und den Minerva zu ſich einlud, welcher er entdeckte, ſein Orden habe zwar immer die Lehren der Weisheit

heit im Munde, aber nie im Herzen getragen. Er läßt ſie ſtehen, und geht zu Bachus und Cupido, welche überhaupt die meiſten Kunden hatten.

Da aber der Käufer im Grunde doch immer nur wenige waren, und die Götter ſich darob verwunderten, ſo erſchien endlich die Freyheit ſelbſt, in Geſtalt einer dicken Viehmagd, und ſagte, ſie wolle ihnen das Räthſel löſen. Bekanntlich liebten die Franzoſen die Veränderung in ihren Vergnügungen; Weisheit, Tapferkeit, Liebe und Wein hätten ſie ſchon ſeit vielen Jahrhunderten beſeſſen, aber die Freyheit noch nie, daher laufe man jezt auch nur dieſer nach. Luſtig genug, daß die Frau Freyheit ſich nur als ein Vergnügen betrachtete, das die Franzoſen ſich einmal zur Veränderung gewählt haben. Luſtig genug! zumal da es mir wahr ſcheint.

Herzlichere Langeweile habe ich in Paris nicht empfunden als an dieſem Abend.

Das palais royal war heute ſehr glänzend, alle Buden auf das prächtigſte und geſchmackvollſte verziert und illuminirt. Beſonders hatten die Zuckerbecker niedliche, wunderſchöne Sachen verfertigt, und die überzuckerten Franzoſen wallfahrteten ſehr häufig zu ihnen.

Am [illegible]ten Januar.

Folgende Anzeige im heutigen Tageblatt, liefere ich in der Ueberzeugung, ſie ſey nur Scherz, weil es beynahe unmöglich iſt, daß ein Menſch ſolchen Unſinn im Ernſt träumen könne.

„In den Bureaus des Foyer des Circus, „in der Straße du grand Chantier, nro 1. „in der erſten etage, findet man eine Mahler„Werkſtatt, wo man geſchickter wird, als Ra-

„phael, **Rubens** und Michel Angelo. Für „18 Livres bis 100 Louis, kann man fünf „und zwanzig Portraits in Oelfarbe in einem „Tage mahlen, 30, 40, 240 in 8 Tagen, in „2 oder 3 Monaten aufs längſte. Für Arme „iſt Alles dieß gratis. Man iſt völlig gewiß, „dort in wenig Tagen ſein Glück zu machen, „entweder durch vortreffliche Bedienungen, „oder durch unermeßliche Lotterien, wo Niemand einſetzt, und doch Jedermann gewinnt, „und endlich, durch Speculationen, und groſe, „unfehlbare Entrepriſen, deren Unfehlbarkeit „in hundert neuen, und erſtaunenswürdigen „Bänden dargethan iſt. Man läßt ſich daſelbſt in Oel mahlen von 12 Livres bis 100 „Louis, und eben ſo in allen andern Gattungen „der Mahlerey nach Proportion.“

(Meine Leſer erſtaunen? o das iſt noch Alles nichts.)

„Man findet daſelbſt Oefen von 15 Zoll im „Durchſchnitt, und 25 Zoll hoch, welche eben „ſo viele Wärme geben, als funfzig gewöhn„liche Oefen, und für 12 Sous täglich den „ganzen Circus heizen können. Ferner: „Kamine von Glas, von unverbrennbarem „Papier, Oefen von Flor, Glas, Holz, Pappe, „Leinewand, von 9 Livres bis 50 Louis.“

Wenn das kein Spasvogel hat einrücken laſſen, wovon man jedoch keinen Wink in den Affichen findet, ſo iſt es vermuthlich aus dem Tollhauſe zum Einrücken geſandt worden. Ich werde kein Thor ſeyn, hinzufahren, damit mirs nicht geht wie den Zuſchauern des Hans Nord, als er verſprach in eine Flaſche zu kriechen.

Heute war ich ſo krank, daß ich nicht ausgehen konnte. Schon ſeit einigen Tagen fühlte ich, daß dieſer Beſuch mir drohe, ich glaubte ihn durch Zerſtreuungen zu verſcheuchen, aber vergebens! ich mußte zu den alten, treuen Freunden, die ſich mir ſchon ſeit einigen Jahren aufgedrungen haben, Kamillenthee und Pulver meine Zuflucht nehmen. Was vormals alle meine körperlichen Leiden mit ſanfter Hand milderte, habe ich verlohren, und fühlte es heute wieder doppelt.

O meine Friederike! wie ungerecht war ich gegen das Schickſal, wenn ich oft die Roſe die mir blühte, ſo ganz ohne Dornen pflücken wollte. Selbſt jene Stunden des Leidens, wo ich ängſtlich und beklommen im Zimmer auf und nieder gieng, und nicht ſprechen konnte, weil mir das Sprechen ſauer wurde, und nichts denken konnte, als mich ſelbſt; — ja, ſelbſt die Rückerrinnerung an jene Stunden hat jezt Reize für mich. Du ſaſſeſt dann in einem Winkel des Sofa, und ſchwiegſt, und nähteſt, und blickteſt immer verſtohlen über dein Nähzeug weg nach mir hin, und nahmſt dich wohl in acht, eine Thräne aus dem Auge zu wiſchen, bis ich dir etwa den Rücken gewendet hatte. So vergiengen oft Stunden, Alles Körperliche in mir war Schmerz, Alles Geiſtige heitere Ruhe und Gefühl häuslichen Glücks. Sobald nun die körperlichen Empfindungen nachließen, und die Geiſtigen die Oberhand behielten, dann reichte ich dir im Vorbeygehn die Hand, dann wußteſt du ſchon, daß mir anfieng beſſer zu werden, dann legteſt du flugs dein Nähzeug weg, und ſtandeſt auf, und giengſt mit mir Arm in Arm. O nun wurde mir ſo wohl! ein Kuß, und Alles war vergeſſen! —

Froh warf ich mich auf den Sofa, innig froh mit dir allein zu ſeyn, denn nie iſt mir mit dir allein die Zeit lang geworden. Du nahmſt ein Buch und laſeſt mir vor; oder du giengſt an dein Klavier, ich ergriff meine Flöte, und wir ſpielten eine Sonate von Hoffmeiſter. — O ihr ſeligen Stunden! wir waren uns ſo ganz genug! und wenn wir uns auch einmal einbildeten, ein Ball, oder etwas dergleichen werde uns Freude machen, und wenn wir nun auch würklich hingiengen, — ja, lieber Gott! kaum ſchlug die Uhr zehn, ſo kam Friederike zu mir, oder ich zu ihr, und raunte ihr ins Ohr: „ſollen wir noch nicht wegfahren?“ — „O ja“ war immer die Antwort. Wir fuhren, und die erſten Worte, mit welchen wir unſer Zimmer betraten, gewöhnlich: „Gott Lob daß wir wieder zu Hauſe ſind!“

Arme Menſchen, die ihr nie eheliche Glückſeligkeit ſchmecktet, und vielleicht gar drüber hohnlächelt; ihr ſeyd nur in einem Stücke zu beneiden: ihr habt nichts zu verlieren.

Gegen Abend wagte ich es doch, in die Oper zu fahren. Man gab Armide, ein herrli, ches, Sinne berauſchendes Schauſpiel. Ich ſage nichts von der Muſik, ich bin nicht Kenner, aber Glucks Nahme bürgt für ihre Vortrefflichkeit. Herrliche Decorationen, über allen Ausdruck ſchön, der feurige Regen, der zulezt vom Himmel fällt, unter welchem ſich Armide in die Lüfte erhebt, und auf ihr brennendes, in Trümmern zuſammenſtürzendes Schloß herabblickt. Es war fürchterlich ſchön.

Eine Bemerkung bleibt mir noch zu machen übrig, welche vorzüglich unſere deutſchen Schauſpieler angeht. Die Oper war heute ungewöhnlich leer, vermuthlich weil die Comediens de Monſieur heute ihren neuen Schauſpielſaal eröffnen, und Alles dort zuſammenſtrömte. Troz dieſer Leerheit, ſpielte, und tanzte, und ſang Alles mit der nemlichen Vollkommenheit, mit dem nemlichen Eifer wie ſonſt. Da ſah man kein träges, unfreundliches Geſicht, dem es auf der Stirn geſchrieben ſteht: „heute thue ich nur meine „bezahlte Pflicht." Die deutſchen Schauſpieler hingegen wollen immer ein volles Haus, und haben ſie das nicht ſo plappern ſie ihre Rollen geſchwind, und mit einer ſichtbaren Verdroſſenheit her. Sie ſind froh, wieder von der Bühne wegzukommen, und der Zuſchauer iſt auch froh, ſie weggehn zu ſehn. Ich habe das oft an unſern größten Künſtlern bemerkt, und das iſt nicht fein.

Am 3ten.

Ich mag nicht länger in Paris bleiben. Denn wenn ich auch ein Jahr lang hier wohnte, ſo würde ich doch nie hier zu Hauſe ſeyn, und wo ich nicht zu Hauſe bin, da gefällt mirs auch nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichtsbedeutend iſt, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich, und ich glaube, das würde bey jedem der Fall ſeyn, der ſich an eine gewiſſe einförmige Art zu leben gewöhnt hat, oder, warum ſoll ich es nicht gerade heraus ſagen? der ein wenig bequem iſt, wie ich.

Ich pflege des Morgens vor 6 Uhr aufzuſtehn. In Deutſchland kann ich mein Frühſtück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehauſe gefällig iſt aufzuſtehn, und an mich zu denken, und das geſchieht nie vor halb neun Uhr, alſo drey Stunden ſitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewohnt bin, ſo macht mirs unangenehme Empfindungen.

Zweytens: Der Kamin wärmt mich nur von forne, und das Zimmer erwärmt er gar nicht. Ich liebe eine gleich verbreitete Wärme, und das immer brennende Feuer im Kamin verdirbt mir die Augen.

Drittens: Ohngeachtet unſere Zimmer recht artig mit Seide und Mahagony möblirt ſind, ſo iſt doch der Fußboden nur mit Steinen ausgelegt, und das iſt mir ſehr zuwider, weil ich immer warme Stiefeln tragen muß, um mir nur die Füſſe nicht zu verkälten.

Viertens: Da man hier erſt gegen Mittag aufſteht, ſo ſpeiſt man auch erſt gegen Abend zu Mittag. Das iſt unleidlich für den, der ſich gewöhnt hat, ſein Körper-Uhrwerk täglich zu einer gewiſſen Zeit aufzuziehn.

Fünftens: Wenn man nun lange genug auf die Mittagskoſt gewartet hat, ſo iſt ſie noch überdieß erbärmlich, und kaum genießbar; vorausgeſezt, daß man nicht einen Louis für die Portion zu zahlen Luſt hat. Ich aber, der ich einen halben Laubthaler bezahle, und meyne, man dürfe dafür immer vier gute Schüſſeln erwarten, ich habe mit fader Fleiſchbrüh, unzerhaubarem Rindfleiſch, einem ekelhaften Fricaſſee und einem ausgetrockneten Braten vorlieb nehmen müſſen, und hätten wir uns nicht täglich Kartoffeln kochen laſſen, ſo hätten wir hungrig vom Tiſche gehen müſſen. Der Wein iſt eben ſo ſchlecht als theuer, und das Waſſer, wenn es auch gleich filtrirt iſt, immer milchhaft, trübe und ſüßlich ſchmeckend.

Sechſtens: Die Betten ſind hart wie die Bänke in einer Wachſtube, und wer vollblütig iſt, der mag ſich hüten, denn man legt ihm nichts unter den Kopf, als ein närriſches, rundes Ding, von einer Form, ungefähr wie die Kiſſen, welche auf unſern Sofas dazu dienen, die Arme darauf ruhen zu laſſen. Immer muß ich Mantel und Pelz unterſtopfen, um nur den Kopf mit den Füſſen in eine Parallellinie zu bringen, um den Schwindel zu vermeiden.

Siebentens: Der Schlafluſtige, der um zehn Uhr zu Bett geht, darf deswegen noch keine Rechnung darauf machen, um zehn Uhr einzuſchlafen, ehe und bevor er ſich nicht an das Raſſeln der Wagen gewöhnt hat, welches bis gegen zwey Uhr dauert. Es iſt immer, als ob die Olympiſchen Spiele unter ſeinen Fenſtern gefeyert würden, und alle Fiacres von Paris um den Preis wettrennten.

Das ſind die Beſchwerden innerhalb der vier Mauern, welche man bewohnt. Wagt man ſich heraus, ſo ſey man gerüſtet zum neuen Kampfe gegen tauſend Unbequemlichkeiten.

Achtens: Man geht zu Fuſſe, und da watet man in ſchwarzem Kothe, rennt hier an ein Waſſerfaß, und dort an ein Fiſchweib, hier an einen Ausrufer, und dort an einen Säuftenträger; wird beſprüzt von hundert Miethwagen, wird angezapft von hundert

Bettlern, wird eingeladen von hundert Freudendirnen, wird aufgehalten von hundert Savoyarden, die ihm dieß und jenes verkaufen wollen, und jeden Fremden dabey für ſo dumm halten, daß er ſich durch den Titel Mylord werde übertölpeln laſſen, ſein Geld auf die Straſſe zu werfen. Hat man ſich nun ganz dicht an der Mauer eine Straſſe lang hinuntergeſchoben, und will man queer über die Straſſe gehn, um in eine andere zu kommen, ſo muß man ſein Tempo gut wahrnehmen, um nicht gerädert zu werden. Ich, der ich nie lieber meinen Grillen nachhänge, als wenn ich auf der Straſſe gehe, finde alles dieß unleidlich.

Neuntens: Man fährt, und da hängt man alle Augenblicke in den engen winkligten Straſſen mit hundert andern Wagen zuſammen, da muß man geduldig ſitzen und warten, ſich ängſtigen und frieren, oft Viertelſtunden und länger, ehe der Knäuel ſich loswickelt, und die Geſchicklichkeit des Miethkutſchers alle Hinderniſſe überwindet. Iſt man an Ort und Stelle, ſo wird man ſelten ohne Zank abkommen, denn immer behauptet der Fiacre eine Viertel- oder eine halbe Stunde länger gefahren zu haben, als würklich geſchehen iſt. Man weiß, daß die Fiacres nie höflich waren, und daß die Freyheit ihre Sitten nicht verbeſſert hat.

Zehntens: Eine meiner Hauptbeſchwerden iſt die Luft in Paris. Wenn auch der Himmel blau und heiter iſt, ſo ruht doch auf der Stadt ein ewiger Nebel, und ſelten kann man die Gegenſtände am andern Ende der Straſſe erkennen. Die Beſtandtheile dieſes Nebels ſind gröſtentheils ein beiſſender Rauch, der vermuthlich aus den vielen Garküchen aufſteigt, der meine Augen oft wund gebiſſen, und mich genöthigt hat, in meinem Wagen

Thränen zu vergießen. Ja ich fühlte endlich, daß, wenn auch die Urſache nicht mehr da war, die Würkung doch fortdauerte, und meine Augen würklich ſehr angegriffen worden ſind.

Eilftens: Der unausſtehliche Egoiſmus der Menſchen drückt mich.

Und endlich zwölftens: man mag ſich noch ſo ſehr vorſehen, ſo wird man hier und dort und überall um ſein Geld geprellt, und ſo grob, ſo Gewiſſen- und Schaamlos geprellt, daß die tiefe Verachtung, welche man für ſolche Menſchen fühlen muß, endlich zur läſtigſten und drückendſten Empfindung wird.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit einer lächerlichen Anecdote erwähnen. Es wurde mir im palais royal eine kleine ſpaniſche Hündin zum Kauf angeboten. Da das arme kleine Thier, welches mir meine geliebte Friederike hinterlaſſen, jezt oft Langeweile hat, weil ich es nicht allenthalben mit hinnehmen kann, ſo beſchloß ich, ihm eine Gehülfinn zu geben, und vermählte ihn mit der kleinen ſpaniſchen Pariſerinn. Das Hündgen war von einer ſchönen braunen Farbe, nach und nach aber fieng es an heller zu werden, nach und nach wurde es gelb, und endlich ſpielte die gelbe Farbe ſogar ins weiſſe: kurz, das Thier war gemahlt. Mir war das nun zwar ſehr gleichgültig, denn auf die Farbe kam es mir nicht an, und ihrem Gemahl eben ſo wenig, aber es iſt doch ein jämmerlich kleinlicher Betrug.

Das ſind die zwölf Puncte, die mich hier täglich verdrüßlich machen, und als ich dieſen Morgen das Alles in meinem Herzen bewegte, brachte es mich plözlich zu dem Entſchluſſe, Paris morgen zu verlaſſen.

Aber Paris verlaſſen, ohne in der National-Verſammlung geweſen zu ſeyn? nein das geht nicht. Zwar hat es der Hr. Abbee de R — gemacht, wie alle ſeine Landsleute, er hat uns mit ſchönen Worten genarrt, von Tage zu Tage Billets zu ſchicken verſprochen, mich dadurch gehindert ſie anderwärts zu ſuchen, und noch bis heute nicht Wort gehalten. Zum Glück kann man für Geld Alles haben, alſo auch Billets in die National-Verſammlung, mit welchen ein gewaltiger Handel getrieben wird, der den Repräſentanten der Nation unmöglich verborgen ſeyn kann, und den ſie um ihrer Ehre willen nicht leiden ſollten. Unſer Bediente verſchaffte uns ſehr bald zwey Billets für 3 Livres das Stück.

Als wir noch weit von dem ehemaligen Reithauſe entfernt waren, welches zu den Sitzungen eingerichtet worden, mußten wir vor einem Thore ausſteigen, und durch zwey bis drey Höfe waten. In einem derſelben konnte man die Schuhe im Kothe ſtecken laſſen, der andere war ganz voll Waſſer, ein paar Savoyarden hatten Bretter drüber gelegt, und ließen ſich das wie billig bezahlen; vielleicht hatten ſie auch das Waſſer zuvor hingetragen. Alles das gab mir noch keine große Idee von der Verſammlung der 1200 Majeſtäten.

Nun näherten wir uns dem Gebäude ſelbſt, und horch! die Freyheit tönte uns ſchon von ferne entgegen, denn wenigſtens auf zweyhundert Schritt von der Treppe ſchlug ein pöbelhaftes Gelächter an mein Ohr. Dieſes Gelächter kam aus dem Verſammlungsſaale. Wir wurden auf eine Gallerie geführt, die bereits drey Mann hoch mit Menſchen dicht beſezt war, alſo nicht einmal bequeme Plätze für unſere 6 Livres. Der Saal iſt ſehr lang und breit, auf beyden Seiten, der Länge nach, erheben ſich amphitheatraliſch Reihen von Bänken, auf welchen die Mitglieder ſitzen; viele gehen aber auch herum, wo ſie wollen, oder ſtehen in dem mittlern Gange, laufen bald hinüber, bald herüber, tragen Schreibtafeln in den Händen, und ſchreiben von Zeit zu Zeit ein paar Worte hinein.

Die Debatte war heute ſehr lebhaft. Als wir ankamen, ſtand eben linker Hand ein junger Mann, declamirte gegen die Geiſtlichkeit und ſprach von einem Prieſter, der ſeinem Eyde die Einſchränkung beygefügt habe: „gemäß dem, was der Herr Biſchoff von Lydda „geſagt hat.“ Darüber entſtand ein gewaltiger Lärm, man ſchrie ohne alle Ordnung untereinander, man ſchraubte ſich, man ſagte bons mots, und lachte ſich alsdann ſehr unſchicklich aus. Dieſes pöbelhafte Lachen, welches ſehr oft wiederhohlt wurde, ſchien mir der Würde der Verſammlung nicht angemeſſen, und ich geſtehe, daß, wenn ich ein Mitglied derſelben wäre, mich ihre witzigen Einfälle, und ihr Lachen herausjagen würde, ſo wie es mich ſogar als Zuſchauer herausjagte; denn nachdem man feyerlich beſchloſſen, „die Geiſtlichkeit ſolle ohne alle Ein„ſchränkung ſchwören,“ und man nun zu der Unterſuchung übergieng, „wie in Zukunft die „Zeugenverhöre abgefaßt werden ſollten,“ ſo intereſſirte mich das zu wenig, und ich gieng fort. Mit großen Erwartungen kam ich hin, mit ganz winzig kleinen Bildern in der Seele fuhr ich wieder weg.

Nachmittags packten wir unſre Koffer, und verſpäteten uns darüber ſo ſehr, daß wir keinen Platz mehr in der Oper fanden, welche wir zum leztenmale beſuchen wollten. Wir fuhren alſo in das theatre de la nation, wo man Turcaret, ein niedliches, von Witz überſprudelndes Luſtſpiel, und mir die Ueberzeugung mit auf den Weg gab, daß die franzöſiſchen Schauſpieler im Luſtſpiel von keiner Nation übertroffen werden.

Eine Anecdote, welche ich dieſen Mittag von ſehr guter Hand erfuhr, darf ich nicht vergeſſen. Als der Herzog von Orleans am Neujahrstage bey Hofe war, und ſich vor dem Kamine wärmte, ſagte einer von den Hofleuten zu einem Dritten, doch ſo, daß der Herzog es recht gut hören konnte: „Was will „dieſer Ravaillac hier?“ Herr von Orleans war ſo klug, ſich taub zu ſtellen.

Am 4ten.

Des Morgens um 6 Uhr fuhren wir abermals mit der famöſen Diligence von Paris ab. Doch dieſesmal habe ich mich zum theil wieder mit ihr ausgeſöhnt, denn wir fanden nur einen einzigen Gefährten darinn, einen Buchdrucker, der nach Petersburg gieng, ſehr beſcheiden

ſcheiden war, und uns folglich nicht überlaſtete. Wir hatten alſo bequeme Sitze, konnten uns ausbreiten nach Gefallen, konnten die Fenſter auf und zu machen wenn wir wollten, hörten keine abgeſchmackten Scherze und kein Alltagsgewäſch, hatten vortrefflićhes Wetter; Alles das verſezte uns in beſſere Laune als das erſtemal, und gab uns Muth und Kraft für die übrigen Unbequemlichkeiten, welche zu heben, nicht in unſerer Macht ſtand.

Als wir, nach einer Stunde ungefähr, Paris im Rücken hatten, und zum Erſtenmal wieder friſche, ungeräucherte Luft ſchöpften, o da fiel mir ein Stein vom Herzen. Ueberhaupt ſind meine Empfindungen, wenn auch nicht froh, doch nie ſo ſanft geweſen, als in den beyden erſten Tagen unſerer Reiſe. Wir fuhren beſtändig an den Ufern der Marne, die ſo blühend, ſo angebaut, ſo reizend ſind, und von einer ſo warmen Frühlingsſonne beſchienen wurden, daß ich mich wundere, wie dieſes Land nicht Schaaren von Idyllendichtern hervorbringt. Ich habe immer das Fenſter offen gehabt, und immer hinausgeſtarrt in die ſchöne liebe Natur, und nichts gedacht, aber viel empfunden. Dank dir ehrlicher Buchdrucker! daß du immer ſchlieſſt, und nichts ſprachſt.

Wir giengen dieſesmal über St. Menehoud nach Metz, wo wir am 7ten ankamen. Das Schauſpiel, welches ich ſogleich beſuchte, ſoll eines der beſſeren in den franzöſiſchen Provinzen ſeyn; das Haus war recht artig, aber alles übrige nicht des Anſehns werth.

Wir nahmen in Metz einen Miethkutſcher, der ſchon ein ſchlechtes lothringiſches Deutſch ſprach, und den wir bis Maynz bedungen. Der arme Teufel, dem auch die Freyheit ein wenig im Kopfe wirbelte, wäre in Deutſchland beynahe ein Märtyrer derſelben geworden; denn die braven Deutſchen hängen an ihren Fürſten, wenn ſie brav ſind, mit Leib und Seele. Ein ſolcher iſt der Fürſt von Leiningen, von welchem unſer Kutſcher in einem Wirthshauſe ungebührlich ſprach, weil er, wie er meynte, Chauſſeegeld habe bezahlen müſſen, für eine Chauſſee die noch nicht exiſtire. Nun iſt es zwar wahr, daß mit dem Chauſſeegelde in Deutſchland gewaltiger Unfug getrieben wird, aber der Kutſcher hätte denn doch beſcheidner ſprechen ſollen. Auch bekam es ihm übel. Der Wirth, ein alter Mann, ſchien anfangs nicht viel darauf zu achten; ſein Sohn hingegen, ein junger raſcher Kerl, nahm das Ding ſchief, polterte und ſchimpfte, theils auf die ganze franzöſiſche Nation, theils auf das franzöſiſche Individuum, unſern Kutſcher. Das brachte endlich auch das träge Blut des Alten in ſchnellere Bewegung, er nahm Theil an der Fehde; umſonſt gab der Kutſcher die beſten ſchönſten Worte, und erklärte Alles was er geſagt, für unverfänglichen Scherz, Vater und Sohn machten Anſtalten, ihn derb durchzuprügeln. Es hielt ſchwer, Frieden zu ſtiften. Ohne unſere Vermittelung, hätten ſie ihn gewiß auf drey Tage zum Fahren untüchtig gemacht. Ich wette, wenn der Kerl nach Hauſe kömmt, ſo ſagt er: ces b - allemands! il ne vaut pas la peine, leur precher la liberté.

Kurz vor dieſem Unfalle, ſahen wir plötzlich, als wir zwiſchen Bergen und Waldungen uns durchwanden, ein niedlich gebautes Jagdſchloß, in einer wilden, ſehr romantiſchen Gegend, nicht weit davon im Gebüſch ein kleiner runder Tempel, mit der Ueberſchrift: Salomon Geſsner. Der Anblick war mir auſſerordentlich überraſchend. Ich ließ halten, ſtieg aus, und wallfahrtete hinüber. Der kleine Tempel war noch nicht ganz fertig, es war auch übrigens nichts beſonders da zu finden, aber die Idee iſt allerliebſt, und Segen dem Fürſten, der deutſche Dichtkunſt ehrt.

Als wir an das obbemeldete Haus kamen, wo die Leiningiſchen Patrioten wohnten, und erzählten was wir geſehen hatten, rief der Alte: „o ja das kenne ich, das iſt Salo„mons Tempel.“

In demſelben engen Thale habe ich auf einem Berge die mahleriſchſten Ruinen geſehn, die vielleicht in Deutſchland gefunden werden. Man ſagte mir, es ſey ein Schloß, das im dreyſſigjährigen Kriege zerſtört worden.

den. Doch mein Gewährsmann iſt ein Jude, dem ich keine tiefen hiſtoriſchen Kenntniſſe zutraue.

Am 12ten

kamen wir endlich nach Maynz, fürs Erſte das Ziel meiner Reiſe. Hier iſt das Clima ſanft und mild, die Gegenden rings umher göttlich ſchön, und der Umgang ſehr angenehm — für den der gern allein lebt. Das Schauſpiel iſt eines der beſten in Deutſchland, es beſitzt vortreffliche Mitglieder, die deutſche Muſe iſt dem Herrn Baron von Dalberg Dank ſchuldig. Die Herren Koch, Chriſt und Porſch, ſind Vertraute und Lieblinge ihrer Kunſt. Den erſteren ſieht man nur zu ſelten, weil man ihn immer zu ſehen wünſcht. Die ſanfte Madam Porſch, die ſchalkhafte Madam Mende, und Madam Eunike, die gebohdie gebohrne Gurli, ſind Zierden dieſer Bühne. Ueberhaupt wird man ſelten auf einem Theater ſo viele hübſche Geſichter antreffen, als auf dem hieſigen. Auch die Oper iſt vorzüglich gut beſezt. Ich darf nur Madam Walter und Madam Schick nennen, um dieſes Urtheil zu rechtfertigen.

Was ich ſonſt noch von und über Maynz zu ſagen wüſte, das — ſage ich nicht.

Nachſchrift und Zueignung.

Alles was ich da geſchrieben habe, habe ich aus meinem Herzen geſchrieben, ungekünſtelt und ohne daran zu feilen. Es ſind viele Nachläſſigkeiten darinn, immerhin! ich ſchrieb es ohne Fleiß, ich gebe es wieder, ohne eine Sylbe daran zu ändern; denn thäte ich das, ſo würde ich den Character dieſes Buchs verwiſchen.

Ich wollte ein Bild meiner Empfindungen darſtellen, wie ſie mit tauſend Zerſtreuungen ſich miſchten, und doch immer dieſelben blieben. Wer dieß kleine Buch geleſen hat, kennt mich, ſo gut ich mich ſelbſt kenne. Ob es den Leſer unterhalten werde? daran zweifelte ich, als ich es anfieng, und das hoffe ich, nun da ich es vollendet habe. Warum ſollte man es nicht eben ſo gern leſen als einen Roman? hat doch Wahrheit immer den Vorzug vor Dichtung behauptet, und hier iſt Wahrheit, wenn je eine geſchrieben wurde.

Ich bin ſeit einigen Tagen ſehr mächtig in meinem Vertrauen beſtärkt worden. Es fiel mir die Beylage einer Hamburger Zeitung in die Hand, ich fand einen Artikel, der an mich addreſſirt war, ich ſtutzte und las: „eine Anzahl Freunde und Freundinnen in Schleſien, die mir völlig unbekannt ſind, die nur das allgemeine Band gefühlvoller Seelen an mich kettet, betrauret meinen Verluſt, bezeigt mir öffentlich Theilnehmung und tröſtet mich.“ O! ich kann nicht ausdrücken, wie mich das überraſcht, gerührt und erfreut hat! welch' ein ſüßer Lohn der Dichtkunſt, unter einem fremden Himmelsſtriche Freundſchaft und Mitleid zu finden, zu einer Zeit, wo man deren ſo bedürftig iſt.

Ich danke dieſen guten Menſchen hier öffentlich, und wünſche ihnen nichts, als die

Erhaltung deſſen, was ſie beſitzen, denn Seelen wie den ihrigen kann es an Freunden und Geliebten gewiß nicht fehlen, und hat man das, und behält man das — was mangelt noch zum Glücke!

Ich bin alſo ſchon eines Cirkels verſichert, der dieß Büchlein nicht wegwerfen wird, und wenn man mich in Schleſien bedauert, wo ich in meinem Leben nicht geweſen bin, warum ſollte man es nicht auch an andern Orten thun, wo ich nie war, und nie hinkommen werde.

In Gottes Nahmen! du kleines Buch, gehe hin unter die Menſchen, fliehe die Glücklichen, kette dich an die Unglücklichen, dort wirſt du Nachſicht und liebreiche Aufnahme finden. Daß ich dich ſchrieb war Gebot meines Herzens. Daß ich dich drucken laſſe, könnte mir der Kritiker verargen, und ich habe keine Entſchuldigung dafür, als den menſchlichen

lichen Wunſch, gute Menſchen für mich zu intereſſiren.

Auf dem Titel ſtand anfangs: für Freunde geſchrieben. Aber ſeit ich jene tröſtenden Zeilen in der Zeitung las, ſetzte ich: für bekannte und unbekannte Freunde geſchrieben.

Wem ſoll ich nun dieß kleine Buch zueignen? wem anders als derjenigen, welche durch ihre mannichfaltigen Tugenden meiner Friederike zum Muſter diente, ein Muſter, welches ſie faſt erreicht hatte. Wem anders als Ihnen

Verehrungswürdige Frau von Roſen,

die Sie uns Mutter waren, zu einer Zeit, wo wir keine Mutter hatten. O wie ſüß iſt es, Wohlthaten bekennen, wenn man ſie Ihnen ſchuldig iſt.

Ihre Tochter iſt hinübergeſchlummert, ſtoßen Sie Ihren verwaiſten Sohn nicht von ſich. Ihre Tochter nennt jezt Ihren Nahmen dankbar vor Gott! Sie knieet dort vor dem Throne des ewigen Lichtes, an der Hand hält ſie Ihren Moritz, Ihren guten, biedern Moritz! beyde flehen Segen auf Sie herab! und mein Gebet ſteigt hinauf, ſich miſchend unter das Jauchzen der Seligen! —

Der
Spiegelritter

---

eine Oper
in drey Aufzügen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08007/054

Vorbericht.

Man hat mich oft aufgefodert, doch auch einmal eine Oper nach heutigem Zuſchnitt zu verfertigen, und da habe ich denn endlich eine gemacht. Der Leſer wird hoffentlich finden, daß ſie eben ſo närriſch und abentheuerlich und albern iſt, als ihre ältern Geſchwiſter auf der deutſchen Bühne. Unter allen Operibus eines Schriftſtellers iſt eine ſolche Oper das leichteſte Opus.

Der Himmel mache mich ſo glücklich, als er die Herren Eberl & Conſorten gemacht hat; das heißt: er ſchenke meinem Spiegelritter eine Muſik, wie die der Dittersdorffe, Mozart's, Martin's oder Reichard's, ſo wird ſich der Burſche wohl durch die Welt helfen.

Perſonen.

Der König, des Landes Dunniſtan.

Die Königinn.

Prinz Almador, ihr Sohn.

Milmi, Königinn der ſchwarzen Inſeln.

Burruduſuſſuſu, ein Zauberer.

Kroxboz, ein Rieſe.

Ein Zwerg.

Schmurzo, des Prinzen Schildknapp.

Hofdamen, Knappen, Schiffsvolk u. ſ. w.

Der
Spiegelritter;
eine Oper,
in drey Aufzügen.

Erſter Auftritt.

(Ein freyer Platz an der See, am Ufer liegt ein ſegelfertiges Schiff, auf welchem das Schifsvolk herumläuft, die Segel aufwindet, u. ſ. w. Im Vordergrunde, in der Mitte der Bühne, ſteht der Prinz, geharniſcht, mit gezogenem Schwerdt, und einem ſilberblanken Schild, ohne Sinnbild, am Arm. Um ihn her der König, Hofdamen und Knappen.)

Alle,

Heil euch Herr Ritter!
in kraftvoller Jugend.
Traget das Schwerdt

für Unſchuld und Tugend.
Euch trockne die Liebe
am Abend den Schweiß,
Liebe, ja Liebe!
der Tapferkeit Preiß.

Der König.

Laß dieſe zitternde Hand
auf deine Stirn mich legen;
Dir folgt in fernes Land,
der beſte Vaterſeegen.

Alle.

Heil euch Herr Ritter!
in kraftvoller Jugend.
Traget das Schwerdt
für Unſchuld und Tugend.
Euch trockne die Liebe
am Abend den Schweiß,
Liebe, ja Liebe!
der Tapferkeit Preis.

Der König. Ja mein Sohn, du haſt lange genug mit Weibern getändelt, mit Hofſchranzen dich geſchäftlos herumgetrieben, gegeſſen ohne Hunger, getrunken ohne Durſt, geſpielt um die Zeit zu tödten, und geſchlafen, indeſſen Tauſende für dich wachen muſten. Du biſt zum Jünglinge gereift, jezt werde ein Mann.

Der Prinz. Ich bin es mein Vater. Dieß Schwerdt in meiner Fauſt, und dieſe Ruhmbegier in meinem Buſen, ſagen mir daß ich es bin. Dank euch für meine erſten Waffen!

Der König. Wer Ruhm erndten will, muß Thaten ausſäen. Prinz ſeyn iſt nur Zufall. Du biſt Prinz, weil deine Mutter eine Königinn war. Jezt ringe nach dem, was kein Zufall dir zu geben vermag: nach Tapferkeit und Tugend.

Der Prinz. Ich will es mein Vater. Der Prinz ſoll zu Hauſe bleiben, nur den Ritter will ich mit auf Reiſen nehmen.

Der König. So höre ichs gern.

Eine Dame. Ihr wollt uns verlaſſen, ſchöner Prinz?

Der Prinz. Verlaſſen, aber nicht vergeſſen.

Eine Andere. Wer wird uns in Zukunft Netze ſtricken helfen?

Der Prinz. Netze der Liebe zu ſtricken braucht ihr keinen Gehülfen.

Eine Dritte. Wer wird uns mit Fröſchen und Käfern jagen, daß wir kreiſchen?

Der Prinz. Unwahr! deine ſchöne Stimme war immer Geſang.

Eine Vierte. Wer wird uns die Kleider ſtehlen, wenn wir im Bade ſind?

Der Prinz. Ich ſtahl euch die Kleider, und ihr mir das Herz.

Die Erſte. Es war doch artig, wenn wir des Abends im traulichen Cirkel ſaßen, und Pfänder ſpielten.

Der Prinz. Ihr dürft mir nur ſo viele Küſſe vorausgeben, als ich in Jahr und Tag bekommen haben würde.

Die Andere. Es war doch fein, wenn wir uns im Ringeltanze drehten.

Der Prinz. Und ein flatterndes Halstuch mir den Kopf verdrehte.

Die Dritte. Oder wenn wir Blindekuh ſpielten.

Der Prinz. Und ich der Blindekuh in die Arme lief, weil ich ſie für den Gott der Liebe hielt.

Die Vierte. Oder wenn wir uns im Walde verſteckten.

Der Prinz. Und ich euch alle ſuchte, aber es doch am liebſten ſah, wenn ich nur eine von euch fand.

Alle Viere. Welche?

Der Prinz. Immer hatte ich die geſucht, die ich fand; und die gefunden, die ich ſuchte.

Die Erſte. Nun wird Waffengetös dich betäuben.

Der Prinz. Deine ſanfte Stimme wird doch in meinem Herzen tönen.

Die Andere. Blut wird deine Feldbinde färben.

Der Prinz. Das wird mich an deine ſüße Schaamröthe erinnern.

Die Dritte. Unter dem blauen Himmel wirſt du ſchlafen müſſen.

Der Prinz. Der blaue Himmel trägt die Farbe deiner Augen.

Die Vierte. Ein harter Stein zum Kopfkiſſen.

Der Prinz. Seelig wer an deinem Buſen ſchlummern darf.

Die Erſte. Immer Kampf und Gefecht.

Der Prinz. Habe ich denn hier nicht gegen euch kämpfen müſſen, und nimmer geſiegt?

Die Andere. Immer in Todesgefahr.

Der Prinz. Starb ich denn nicht täglich zu euren Füßen?

Die Dritte. Wirſt du uns, dein Herz wieder mitbringen?

Der Prinz. Ich laſſe es euch hier.

Die Vierte. Was ſollen wir damit machen?

Der Prinz. Ball damit ſpielen, wie bisher.

Der König. (lächelnd.) Man hört es, lieber Sohn, daß du noch nie verliebt warſt.

Der Prinz. Ich liebe ſie alle.

Die erſte Dame. Und ſolche Herren ſind uns am liebſten.

Die Andere. Ein Verliebter iſt ungenießbar.

Die Dritte. Er lebt nur für Eine.

Die Vierte. Und macht auch der oft genug Langeweile.

Der König. Jezt, mein Sohn, ſuche dir einen Schildknappen aus.

Der Prinz. Einen Schildknappen? wozu?

Der König. Daß er mit dir auf Abentheuer ziehe.

Der Prinz. Vater, ich will allein ziehn.

Die erſte Dame. Wer wird dir die Wunden verbinden?

Der Prinz. Sie ſollen unverbunden bleiben, wie die, welche du mir ſchlugſt.

Die Andere. Wer wird dir den Speiſekorb nachtragen?

Die Dritte. Den Pfropf aus der Weinflaſche ziehn?

Die Vierte. Das Glas credenzen?

Der Prinz. Ich werde an der Tafel der Rückerinnerung ſchwelgen, und jedes Bedürfniß vergeſſen.

Der König. Nicht doch, mein Sohn, ein Schildknapp iſt dir nothwendig, und wär es auch um nichts weiter, als ein Menſchenantlitz um dich zu ſehen, mit dem du reden kannſt, wenn es gleich nicht zu antworten verſteht. Du wirſt in Lagen kommen, wo es dir Bedürfniß ſeyn wird, zu reden, viel zu reden; gleichviel wer dir zuhört.

Der Prinz. Das iſt die Schilderung eines Verliebten, und der begnügt ſich allenfalls mit den Bäumen im Walde.

Eine Dame. Und wird darüber zum Narren. Nein! nein!

Die Andere. Hier ſtehen vier rüſtige junge Burſche.

Die Dritte. Sie ſind alle viere am Hofe erzogen.

Die Vierte. Und taugen daher alle viere nicht zum Schildknappen.

Die Erſte. Sie ſollen aber nur zuhören, wie die Hofleute.

Die Andere. Und demüthig ſchweigen, wie die Hofleute.

Die Dritte. Oder demüthig ja ſagen wie die Hofleute.

Die Vierte. Nimm dann welchen du willſt. Sie taugen alle viere nichts.

Der Prinz. Wohlan!

Laßt die rüſtigen Geſellen
ſich in eine Reihe ſtellen,
daß mein Auge Mann für Mann
prüfend überſchauen kann.

Die Knappen.

Hier ſtehn wir und harren,
gutherzige Narren,
mit Leib und Seel
zu deinem Befehl.

Der Prinz (zu dem Erſten.)

Wie nennt man dich?

Der Knappe.

[illegible] **Oſmin.**

Der Prinz.

Du willſt mit mir
auf Abentheuer ziehn?

Der Knappe.

Ich brenne für Begier.

Der Prinz.

Und welchen Dienſt darf ich von dir erwarten?

Der Knappe.

Mit Säbel und mit Hellebarden
Wird der Herr Ritter bey Tag und Nacht
Von mir bewacht.

Der Prinz (zum Zweyten.)

Wie heißeſt du?

Der zweyte Knappe.

Holdeu.

Der Prinz.

Wie wirſt du mir auf unſern Reiſen nützen?

Der Knappe.

Mein Schwerdt ſoll neben dem Eurigen blitzen!
Flammen dämpfen,
Drachen bekämpfen,
Rieſen tödten,
Schlangen zertreten,
unter meines Roſſes Huf;
das iſt mein Beruf.

Der Prinz (zum Dritten.)

Dein Nahme Freund?

Der dritte Knappe.

Ich heiße Mirliflur,
allein man nennt mich nur,
den böſen Feind!
Weil ich mit Hexen anbinde,
Dämonen überwinde,

Und weil zu jeder Friſt,
mein Säbel ein muthiger Schläger iſt.

Der Prinz (zu Schmurzo.)

Nun noch zu dir;
Dein dicker Wanſt verſpricht der Heldenthaten
nicht viele mir.

Schmurzo.

Ihr habts errathen.
Mit euch eſſen und trinken;
mit euch lieben und küſſen,
wo ſchöne Dirnen uns winken,
Freuden zu genieſſen;
Euch die Wunden verbinden,
wenn euch Feinde zerſetzen;
Dann unter ſchattigen Linden,
Euch durch Schwänke ergötzen;
Gefällt euch das,
ſo ſchwör' ich bey des Weingotts großem Faß!

ein treuer Knappe zu ſeyn —
doch fechten mögt ihr allein.

Alle Viere.

Hier ſtehn wir und harren,
gutherzige Narren,
mit Leib und Seel'
zu deinem Befehl.

Der Prinz.

Ach! der betrügt zuweilen,
der gar zu viel verſpricht.
Auch kann man alles theilen,
nur Ehr' und Liebe nicht.
Ja, fechten will ich allein,
Du, Schmurzo, ſollſt mein Knappe ſeyn.

Alle.

Glück zu Herr Ritter!
Bey jedem Abentheuer,
durch Ungewitter,
durch Waſſer und Feuer,

durch Kämpfen und Streiten,
müſſ' euch ein guter Genius leiten.

Der König. Das geben die Götter! — noch mangelt dir der Mutter Seegen. Komm, mein Sohn, in ihre Arme, daß wir unſere Augen an ihrem Entzücken weiden; denn was den Vater nur freut, das entzückt die Mutter.

Der Sonne Strahl iſt warm,
doch wärmer iſt Mutterliebe;
Stark iſt des Todes Arm,
doch ſtärker iſt Mutterliebe.

Kein Unglück reißt ihr Herz
von ihrem Kinde los,
kein Opfer iſt der Mutter
für ihren Sohn zu groß.

Der Sonne Strahl iſt warm,
doch wärmer iſt Mutterliebe;
Stark iſt des Todes Arm,

doch ſtärker iſt Mutterliebe. (Er geht mit dem Prinzen ab.)

(Die Knappen folgen, Schmurzo ausgenommen.)

Eine Hofdame. Herr Schmurzo iſt alſo Schildknapp geworden?

Schmurzo. Ja.

Die Andere. Und geht auf Reiſen?

Schmurzo. Ja.

Die Dritte. Und vergißt uns?

Schmurzo. Ja.

Die Vierte. Und ſieht zu, wenn der Prinz mit Rieſen und Drachen kämpft.

Schmurzo. Ja.

Die Erſte. Und läuft davon?

Schmurzo. Ja.

Die Andere. Und prahlt, er ſey dabey geweſen.

Schmurzo. Ja.

Die Dritte. Und kömmt bald wieder?

Schmurzo. Nein.

Die Vierte. Seine Lorbeern zu unſern Füßen zu legen.

Schmurzo. Nein.

Alle Viere. Mit uns zu ſpielen, zu tändeln, zu koſen, zu lachen, zu ſcherzen —

Schmurzo. Nein, nein, nein, nein!

Die vier Damen. (ſich verneigend). Wir gratuliren.

Schmurzo.

Ach laßt mich gehn!

Die Damen.

Dummkopf! wir gratuliren;

Schmurzo.

Ich danke ſchön.

Die Damen.

Nimm von uns Vieren
den Ritterſchlag.

Schmurzo.

Den ich nicht mag.

Die Erſte (ihn mit der flachen Hand auf die Schulter ſchlagend.) Dein Lorbeerkranz
blüh' immer grüner.

Schmurzo.

Gehorſamer Diener!

Die Zweyte (eben ſo.)

Sey unverwundbar im Gefecht.

Schmurzo.

Gehorſamer Knecht!

Die Dritte (eben ſo.)

Dein hoher Muth wachſ' immer kühner.

Schmurzo.

Gehorſamer Diener!

Die Vierte (eben ſo.)

Sey Held für Vaterland und Recht.

Schmurzo.

Gehorſamer Knecht.

Erſte und zweyte Dame.

Zum Lohn ſey dir beſchieden
ein ſittſam Mägdelein.

Schmurzo.

Ey das iſt fein.

Dritte und vierte Dame.

Nie mangle dir hienieden
ein Krug voll Schiraswein.

Schmurzo.

Ey das iſt fein.

Alle Viere.

Schmurzo!

Schmurzo.

Ach! und O!

Alle Viere (ihn ſchlagend.)

Kommſt du nicht recht bald wieder nach Haus,
So kratzen wir dir die Augen aus;

Bringſt du den Prinzen nicht bald wieder
mit,
ſo hohlen wir dich mit Stoß und Tritt.

(ſich plötzlich verneigend)

Wir gratuliren.

Schmurzo.

Ich danke ſchön.

Wißt ihr, was bey dieſer Reiſe mich am meiſten ergötzt?

Eine Dame. Nun?

Schmurzo. Daß ich eure Affengeſichter nicht mehr ſehen werde.

Die Andere. O das Vergnügen kannſt du haben, auch ohne zu reiſen.

Schmurzo. Wie ſo?

Die Dritte. Wenn wir dir die Augen auskratzen.

Schmurzo. So müſte ich euch doch hören, und euer fades Geſchwätz —

Die Vierte. Freylich, wenn wir von dir reden.

Schmurzo. Eure ungeſalzenen Bonsmots —

Die Erſte. Wir werden ſie in Zukunft durch Ohrfeigen würzen.

Schmurzo. Eure Verläumdungen —

Die Andere. Als ob man dich verläumden könnte.

Schmurzo. Euer Stundenlanges Plaudern über ein Kopfzeug —

Die Dritte. Das Deinige werde dir einſt ganz im Stillen aufgeſetzt.

Schmurzo. Ja, ja, macht man keiner von euch den Hof, ſo fallt ihr alle über einen her; und macht man einer von euch den Hof, ſo werden die Andern alle giftig wie die Spinnen.

Die Vierte. Unſere Netze ſind doch keine Spinngewebe.

Schmurzo. Nein, beſſer iſt es, zu den Troglodyten wandern, zu den Anthropophagen und Ichthyophagen, und wie die Bluthunde alle heißen.

Die Erſte. Du wirſt dich noch oft genug nach unſern Fleiſchtöpfen ſehnen.

Schmurzo. Nach euren Fleiſchtöpfen? (ſie höhniſch mit den Augen meſſend.) Das Fett iſt ſchon heruntergeſchöpft.

Die Zweyte. Noch viel zu gut für dich Vollwanſt.

Schmurzo. Ich nage nicht gern an Knochen, die der Prinz unter den Tiſch warf.

Alle Viere. Was? was? du Weinſchlauch! du Brodſack! du Speiſemagazin! du ausgeſtopfter Vogelſcheu! (ſie fallen über ihn her, und bläuen ihn mit Fäuſten.)

Schmurzo. Au weh! au weh!

Ein Knappe. (ſtürzt herein.) Der König kömmt!

(Sie laſſen ihn los, und ſchreyen ſelbſt alle Viere) Au weh! Au weh!

Der König (tritt auf.) Was giebts?

Die erſte Dame. Schmurzo hat mir den Arm verrenkt.

Die Zweyte. Mir hat er den Finger gelähmt.

Die Dritte. Mir hat er eine Ribbe gebrochen.

Die Vierte. Mir hat er blaue Flecken gekniffen.

Der König. Wie Schmurzo? du unterfängſt dich?

Schmurzo. Nun ſeh' einmal Einer die boshaften Katzen an! Sie ſchlagen mich, und bläuen mich mit Fäuſten, daß ich ſchon mein letztes Stoßgebet gen Himmel richte; und da ſie euch, gnädiger Herr, erblicken, ſo werfen ſie euch ohne Scham und Scheu ein Dutzend Lügen in den Bart.

Der König. Ruhig! dieſer Tag iſt ein Tag der Freude, wer ihn zu trüben wagt, den laſſ' ich gebunden in den unterſten Schiffsraum werfen, und auf einer wüſten Inſel ausſetzen. Still! die Königinn kömmt.

Die Damen. (verſtohlen zu Schmurzo.) Etſch! Etſch!

Schmurzo ſchneidet grimmige Geſichter.)

Die Königinn tritt mit dem Prinzen auf.

Der Prinz.

Ach! es iſt ſchön,
fremde Länder ſehn,
fremde Sitten kennen;
Aber ſich zu trennen,
miſſen was man liebt,
unter Sieg und Ehren,
Freundes Kuß entbehren,
ach! das iſt betrübt!

Vater und Mutter.

Wohl iſt nur halbe Freude,
die Vaterland nicht gab;
ja wohl iſt doppelt bitter
im fremden Land' ein Grab!

Alle drey. Drum werde dem geliebten Sohne,
die vaterländſche Lorbeerkrone,
aus $\begin{matrix}\text{(unſern)}\\\text{(euren)}\end{matrix}$ Händen einſt zum Lohne.

Der König. Alles iſt bereit, mein Sohn. Das Schiff iſt ſtattlich ausgerüſtet, dein Gefolge ſoll deiner Geburt Ehre machen. Jetzt fehlt dir nur noch ein Sinnbild, und ein Wahlſpruch um deinen Schild zu zieren. Wir wollen drauf denken. Ein Jeder von euch hat die Erlaubniß, ſeinen Rath zu ertheilen, und ſeine Meinung frey heraus zu ſagen

Alle.

Ein Sinnbild,
auf den blanken Schild.

Ein Knappe.

Es ſey wild!

Eine Dame.

Es ſey mild.

Zweyte Dame.

Es athme Freuden.

Zweyter Knappe.

Es ſey kühn.

Dritter Knappe.

Es ſey ſtolz.

Dritte Dame.

Es ſey beſcheiden.

Vierte Dame.

Ein Zweig von Immergrün.

Schmurzo.

Ein ſaftig blühendes Holz.

Erſter Knappe.

Ein Schwerdt.

Zweyter Knappe.

Ein ſpringendes Pferd.

Erſte Dame.

Eine goldene Sonne.

Zweyte Dame.

Ein ſilberner Mond.

Schmurzo.

Eine volle Tonne!
Denn was übertrifft den edlen Rebenſaft!
in ihm nur wohnt
ſo Lieblichkeit als Kraft.

Dritte Dame.

Ein Helm mit buſchigtem Gefieder.

Dritter Knappe.

Ein Drachenſchwanz.

Erſter Knappe.

Und eine verſchlingende Hyder!

Vierte Dame.

Ein grüner Lorbeerkranz.

König und Königinn.

Halt! ſchon genug!
wir müſſen wählen.
Allein ein Sittenſpruch
wird uns noch fehlen.

Alle.

Halt! ſchon genug!
Jezt wählt den Sittenſpruch.

Erſter Knappe.

Stolz im Leiden.

Zweyter Knappe.

Blind für Gefahr.

Schmurzo.

Warum nicht gar!
lieber auf beiden
Augen den Staar.

Dritter Knappe.

Den Feinden Trutz.

Erſte Dame.

Der Unſchuld Schutz.

Zweyte Dame,

Muth wie Eiſen
am blinkenden Speere.

Dritte Dame.

Für Wittwen und Wayſen.

Vierte Dame.

Für Lieb' und Ehre.

König und Königinn.

Halt! ſchon genug!

Alle.

Halt! ſchon genug!
wähl Sinnbild dir und Sittenſpruch.

Der Prinz. Ihr habt meine Seele ſo mit Bildern angefüllt, daß ich Wochen brauchen würde, Alles das zu ordnen, und das Beſte zu erkieſen. Wählt für mich, mein guter Vater.

Der König. Ich überlaſſe die Wahl deiner Mutter.

Die Königinn. Und ich ſtelle ſie den Göttern anheim.

Ein Knappe tritt auf.

Ein alter Mann mit langem Barte, abentheuerlich geſtaltet, verlangt vorgelaſſen zu werden.

Der König. Er trete näher.

Der Zauberer Burruduſuſſuſu tritt auf.

Heil dir königliches Paar! Heil dir junger Held! Ich habe vernommen, daß es euch mangelt, an Sinnbild und Wahlſpruch auf den Schild dieſes edlen Ritters. Ich komme, euch meine Dienſte anzubieten, und euch mit Beyden auf Treu und Glauben zu verſorgen, wenn ihr meinen Antrag nicht verſchmäht.

Erſte Dame. Du? ha! ha! ha!

Erſter Knappe. Gebt acht, er wird ihm einen grauen Bart auf das Schild mahlen.

Zweyte Dame. Oder einen weiſſen Haarzopf.

Zweyter Knappe. Oder eine Krücke.

Dritte Dame. Oder ein Arzneyglas.

Dritter Knappe. Oder einen gekrümmten Rücken.

Vierte Dame. Oder ein entfleiſchtes Gerippe.

Schmurzo. Oder eine Milchſpeiſe.

Der Prinz. Schweigt!

Halte graues Haar in Ehren!
waren, Mutter, deine Lehren,
Mutter, ich gehorche dir.
Die Erfahrung dient dem Greiſe,
lehrt ihn Vorſicht, macht ihn weiſe;
guter Alter, rathe mir,
gern und willig folg ich dir.

Der Zauberer. Edler Ritter, du verdienſt, was ich für dich thun will. Der Arm des Jünglings ſtüzt den Greis, der Kopf des Greiſes leitet den Jüngling. Heil dir! du gehörſt nicht zu der Zahl der Leichtſinnigen, welche des Alters ſpotten, weil es ſchwach und gebrechlich iſt, und nicht der Seele gedenken, welche die morſche Hütte bewohnt. — Herbey Sandrac!

Ein Knabe erſcheint, und überreicht ihm einen himmelblauen Schild, auf welchem ein runder Spiegel befeſtigt iſt.

Der Zauberer.
So nimm, du junger Held,

den ſilbernen Spiegel im blauen Feld.
Lache der Thoren, trotze den Spöttern,
deine Seele ſey den Göttern,
was ein Spiegel den Menſchen iſt.

Alle.

Glück auf Herr Ritter!

Schmurzo.

Ein Spiegel? ey!
bey meiner Treu,
ein Lanzenſplitter
wär mir lieber.

Eine Dame.

Ein Naſenſtüber
ſey deiner Weisheit Lohn,
Du Bachusſohn!

Der Prinz.

Ich nehm' aus deinen Händen
das himmelblaue Schild,
und das bedeutungsvolle Bild.

König und Königinn.

Die Götter mögen es zum Beſten wenden!

Zauberer.

Und wag' es nicht,
iſt deines Spiegels Glanz verblichen,
zu zeigen dein Geſicht.

Zwey Damen.

Doch, wenn der Spiegel nun zerbricht?

Zauberer.

Dann iſt ſein Herz von Tugend abgewichen,

König und Königinn.

Drum ſey der Tugend eingedenk,
Dein Schutzgeiſt folge dir!

Die Knappen.

Ein drolliges Geſchenk,
wir danken ſchön dafür

Schmurzo.

Der Spiegel iſt ein ſchweres Joch.

Zauberer.

Das ſanfte Joch der Tugend.

Die Damen.

Beſchwerlich der feurigen Jugend,

Alle.

Ein Wahlſpruch fehlt ihm noch.

Zauberer.

Dein Wahlſpruch ſey:
Der Tugend treu.

Alle.

Glück auf Herr Ritter!
Euch trockne die Liebe
am Abend den Schweiß,
Liebe, ja Liebe,
der Tapferkeit Preis.

Der Prinz.

Wer biſt du edler Greiß?

vielleicht ein Genius oder Elfe?
daß mir dein Nahme
in Schlachten ſiegen helfe,
und meine Dame,
wenn ich von deinen Lehren nimmer wanke,
dir einſt den biedern Gatten danke.

Alle.

Sag! an! ſag an!
Du ſonderbarer Mann!
ſag an, wer biſt du?

Zauberer.

Ich bin der Zauberer
Burrudaſuſſuſu.

Alle.

Ha! welch' ein heimlich Grauen!
ein Zauberer iſt er.

Zauberer.

Warum, ihr ſchönen Frauen,
warum dieß heimliche Grauen?
Bin ich gleich ſtumpf und alt,

von abgelebter Geſtalt,
wenn gleich Jahrhunderte mich drücken,
ſo lieb' ich doch die Frauen,
aus deren Blicken
ſchöne Seelen ſchauen.

Zwey Damen.

Er iſt galant.

Zwey Andere.

Er hat Verſtand.

Die beiden Erſten.

Wie er die Herzen zu fangen weiß.

Die beiden Andern.

Er iſt ein liebenswürdger Greiß.

Alle.

Burrubuſuſſuſu lebe!
Achtung und Freundſchaft umſchwebe
ſein graues Haar.

Zauberer.

Noch eins, Herr Ritter, hab' ich euch zu ſagen,
eh' euch die Wellen fern von dieſen Ufern tragen:
der Spiegel warnt euch für Gefahr.
So lang er hell und klar
jede Geſtalt zurück euch wirft,
ſo lang ihr nichts befürchten dürft.

Die Knappen.

Ey kurios!

Zauberer.

Allein ſo bald ſein Glanz verſchwindet,
und wie von einem trüben Hauch,
der ſchimmernde Kryſtall erblindet,
dann hütet euch! (zu Schmurzo) auch du Weinſchlauch!
Euch droht Gefahr und Hinterliſt.
Was noch ſonſt für Wunderkraft
in dieſem Spiegel verborgen iſt,

und welche Freuden er euch ſchafft,
wenn ſeine Strahlen einſt den ſchönen
Wütrich bekehren,
Das alles wird euch die Liebe lehren.

Schmurzo.

Den ſchönen Wütrich? ey kurios!
den Wütrich mag ich nimmer ſehn,
und wär' er noch ſo ſchön.

Alle.

Den ſchönen Wütrich? ey kurios!

Der Prinz.

Ich danke dir. Mein Muth iſt kühn,
und meine Hoffnung groß.
Auf Schmurzo! laß uns ziehn!
Jeder Augenblick länger
iſt der Ehre geſtohlen.

Schmurzo.

Ach! mir wird bänger!
ich gehe mein Bündel zu hohlen. (Er
läuft fort.)

Schiffs.

Schiffsvolk (hinten, mit kriegriſcher Muſik.)

Es brauſen die Wellen,
die Segel ſchwellen,
von günſtigem Winde hoch aufgebläht.
Die Ruder ſchlagen,
ſeht mit Behagen,
wie freundlich und luſtig der Wimpel
weht.

König und Königinn.

Verſtumme Schmerz,
in dieſen trüben Augenblicken;
laß an dieß (Vater-) (Mutter-) Herz
dich Sohn noch einmal drücken.

Der Prinz.

Die Wimpel wehn,
wir müſſen ſcheiden!
euch wiederſehn,
nach Kampf und Streiten,
mit Ruhm geſchmückt,

durch Liebe beglückt,
laßt dieſe Hoffnung mich begleiten.

Alle.

Kehre wieder! kehre wieder!
edler Ritter, treu und bieder,
mit Ruhm geſchmückt,
durch Liebe beglückt.

Schmurzo. (mit einem großen Bündel.)

Hier bin ich, hier bin ich, mit all' meiner Haabe,
Nun greif' ich getroſt zum Wanderſtabe.
Behüt' uns vor Unglück der große Zoroaſter!
Hier ſind meine Salben, hier ſind meine Pflaſter;
wenn euch, Herr Ritter, die Rieſen ſchinden,
will ich damit euch die Wunden verbinden.
Hier iſt mein Brodſack, den Magen zu füllen,

Hier iſt meine Flaſche, den Durſt zu
ſtillen.

Schmurzo und der Prinz.

Auf! wir ſind fertig!
das Schiff unſrer Ankunft gewärtig.

Alle.

Auf! auf!

Beyde Chöre ſich antwortend:

Das Schiffsvolk.

Es brauſen die Wellen,
die Seegel ſchwellen,
von günſtigem Winde hoch aufgebläht
Die Ruder ſchlagen,
ſeht mit Behagen,
wie freundlich und luſtig der Wimpel
weht.

Knappen und Damen.

So fahret Herr Ritter!
Kein Ungewitter

euch treffe, und hemme des Helden Lauf.
Der Schutzgeiſt walte,
kein Sturmwind halte
die Siege des muthigen Kämpfers auf.

Der Prinz und Schmurzo.

Lebt wohl!

König und Königinn.

Leb wohl!

Alle.

Lebt wohl!

Prinz und Schmurzo beſteigen das Schiff, welches vom Ufer ſtößt.

Schifsvolk (noch in der Ferne.)
Luſtig! luſtig!
Rudert! rudert!
Die Wellen durchſchneiden,
auf Wogen hingleiten,

auf Sturmwinden reiten,
ſo haben wirs gern.

Alle.

Schon ſind ſie fern.
Lebt wohl! lebt wohl! (ſie winken mit den Schnupftüchern.)

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

(Die Scene iſt auf den ſchwarzen Inſeln. Die Bühne ſtellt ein Roſengebüſch vor. Im Hintergrunde ein prächtiger Pallaſt, mit einem großen Thor, vor welchem der Rieſe **Kroxbox** Wache hält. Sein Koſtum iſt, wie das des wilden Mannes auf den Harzgulden. Er hält in der Fauſt einen ausgewurzelten Eichbaum, und geht bald trotzig auf und nieder, bald ruht er auf der ſteinernen Bank, neben dem Thore. Im Vordergrunde ſchlummert **Milmi**, nachläſſig hingegoſſen, in einer Roſenlaube. Ihre Jungfrauen haben ſich um ſie her gelagert, und jagen ihr mit Roſenzweigen die Fliegen und Mücken weg.)

Die Jungfrauen.

Leiſe, leiſe, liebe Schweſtern,
fächelt ſie mit Roſenzweigen.

wehrt den Nachtigallen-Neſtern,
daß ſie ſtille, ſtille ſchweigen.
St! St!
Die Mücken ſummen,
die Fliegen brummen,
Stille! Stille!
Zephire lauſchen,
die Blätter rauſchen,
Stille! Stille!
Daß erquickender Schlummer,
mildre ihren Kummer.
St! St!

Eine Jungfrau. Wie ſchön ſie ſchlummert.

Die Andere. Wer ſollte in dieſen ſanften Zügen Blutdurſt ahnden?

Die Dritte. Sie iſt oft ſo gut.

Die Vierte. So freundlich.

Die Erſte. So ſchmachtend.

Die Zweyte. Und dann wieder ſo fürchterlich.

Die Dritte. So blutgierig.

Die Vierte. So heißhungrig.

Die Erſte. Fluch über den häßlichen Zauberer, der ſie in dieſen Zuſtand verſetzte, weil ſie das Unthier nicht lieben konnte.

Die Zweyte. Wie lange iſt es nun, daß ſie kein Männerfleiſch gegeſſen?

Die Dritte. O ſchon ſind fünf Monden verfloſſen.

Die Vierte. Daher wächſt auch mit jedem Tage ihr Hunger und ihre Wuth.

Die Erſte. Wehe dem armen Unglücklichen, den ſein Schickſal an dieſes Ufer wirft.

Die Zweyte. Gute Götter! ſoll denn dieſe Bezauberung nimmer aufhören?

Die Dritte. Ihr wißt ja die Bedingniß.

Die Vierte. Sie läßt uns wenig Hoffnung übrig.

Die Erſte. Stille! ſie bewegt ſich

Die Zweyte. Ein Traum vielleicht.

Die Dritte. Stille! ſie erwacht.

(Ein ſanftes, ſchmelzendes Ritornell, während deſſen Milmi ſich aus ihrem Schlummer erhohlt.)

Milmi.

Mit einem ſanften Herzen
zur Grauſamkeit verdammt!
Urheber meiner Schmerzen,
der aus der Hölle ſtammt!
Löſche dieſe Glut!
Mildre dieſe Wuth!
die, wenn der Hunger mich ergreift,
mich bey den Haaren hin zum Männermorde ſchleifſt!
O welche bittre Qual!
Mein Leiden zu verſüßen,
laßt ungehindert fließen,
die Thränen ohne Zahl.

Arme, gute Mädgen! vergebt mir, daß ihr ein freudenleeres Daſeyn mit mir verleben müßt.

Erſte Jungfrau. Es wird ſchon beſſer werden.

Die Zweyte. Es kann doch nicht immer ſo bleiben.

Die Dritte. Der größte Schalk findet doch am Ende einen Schelm der ihn überliſtet.

Die Vierte. Oder einen ehrlichen Mann, der ihn unter die Füße tritt.

Die Erſte. Wer weiß, welch' eine wohlthätige Fee den böſen Zauberer auf ein paar tauſend Jahr in einen Kieſel einſperrt.

Milmi. Auch das würde mich nicht erlöſen, ſo lange die Bezauberung nicht gehoben iſt.

Zweyte Jungfrau. Ich kenne einen Zauberer, der mächtiger iſt, als die Andern alle; er heißt Hoffnung.

Milmi. Was wird es uns helfen, erlöſt zu werden, wenn die Blüte unſrer Jahre abgefallen iſt.

Dritte Jungfrau Es iſt nichts ſo ſchlimm, es iſt zu etwas gut. Mit unſerer Bezauberung iſt ewige Jugend verbunden.

Vierte Jungfrau. Wie manche ließe um dieſen Preiß ſich mit einſperren,

Milmi. Seyd ihr heute ſchon am Strande des Meers geweſen?

Alle. Ja.

Erſte Jungfrau. Wir haben die Inſel rings umwandert.

Milmi. Und nichts gefunden?

Alle. Gar nichts.

Milmi. Ach wie lange wird dieſer wüthende Hunger mich nagen!

(Die Muſik geht an und verkündet Sturm; dazwiſchen ſpricht:)

Erſte Jungfrau. Seht Königinn, wie der Himmel ſich ſchwärzt.

Die Zweyte. Ein Ungewitter ſteigt herauf.

Die Dritte. Die Vögel ſchweigen.

Die Vierte. Es beginnt in den Wipfeln zu rauſchen.

Die Erſte. Es wird dunkel.

Die Zweyte. Die Wolken fliegen über uns hin.

Die Dritte. Ein Blitz!

Die Vierte. Der Donner hallt zwiſchen den Bergen wieder.

Die Erſte. Große Regentropfen fallen.

Alle Viere. Sollen wir ins Schloß eilen?

Milmi. Bleibt! Sturm und Donner

ſind mir willkommen; ich athme freyer in der tobenden Natur.

Alle.

Es rauſchen und brauſen der Sturmwinde Flügel!
Geh' Almaide auf jenen Hügel,
blick hinaus, ob die Wogen ſtürmen,
blick hinaus, ob die Wellen ſich thürmen.

Almaide (auf dem Hügel.)

Hu! welch' ein Brauſen!
hu! welch' ein Grauſen!
Es ſtürmen die Wellen im tobenden Meer,
und peitſchen ein Schiff ohne Maſten daher.

Alle.

Weh' euch Armen!
zum Tode erkohren!
Weh euch Armen!
Ohne Erbarmen,
ſeyd ihr verlohren!

Almaide (auf dem Hügel.)

Hu! welch' ein Grauſen!
Hu! welch' ein Brauſen!
Ha! dort hängt es an ſpitzigen Klippen,
Angſtgeſchrey tönet von bebenden Lippen,

Schiffsvolk (hinter der Scene.)

Hülfe! Hülfe!
Rettung! Rettung!

Die Jungfrauen.

Umſonſt! umſonſt!
wer mag den Sturm durch Bitten bezähmen!
wer ſeine Flügel durch Worte lähmen!

Almaide.

Ich ſehe! ich ſehe!
dort auf der Höhe,
welche die Blitze grauſend erhellen,
kämpfen zwey Männer mit tobenden Wellen,

Alle.

Willkommen! willkommen!
ihr ſeyd verlohren!
euch haben die Götter
zum Opfer erkohren.

Milmi.

Zum Opfer für mich!
ha! fürchterlich!
Mein Hunger erwacht,
Almaide gieb Acht!

Almaide.

Ich ſehe! ich ſehe!
jetzt wirft ſie die Welle in den Abgrund hinunter,
jetzt hebt ſie ſie hoch auf ſchwindelnde Höhe,
jetzt ſind ſie verlohren, jetzt ſinken ſie unter! —

Alle.

Wehe! Wehe!

Almaide.

Doch dort ragt wieder ein Arm hervor.
Im Heulen des Sturmes hör' ich ihr Wimmern,
ſie greifen in der Angſt nach Schilf und Rohr,
ſie wollen ſich retten auf ſchwachen Trümmern.

Alle.

Fürchterlich! fürchterlich!
Ach Erbarmen!
für die Armen!
Was ſiehſt du weiter? ſprich!

Almaide.

Ha! welch' ein Brauſen! ha! welch ein Toben!
Bald ſind ſie unten, bald ſind ſie oben,
ſie rudern brav mit beiden Händen,
ihr Leben dem Rachen zu entwenden,
der jeden Augenblick ſie verſchlingt.

Doch ſeht! die Götter erbarmen ſich,
ſeht! ſeht o Schweſtern! es gelingt!

Alle.

Was ſiehſt du Schweſter? ſprich!

Almaide.

Schon ragt, gleich eines Gottes Bild,
an ſeinem Arm ein blinkendes Schild,
mit halbem Leib ein junger Mann hervor,
feſt ſteht er wie ein Fels,
ſcheint ungewiß, ſcheint mit ſich ſelbſt zu ſprechen,
ſieht wie die Wellen ſich an ſeinen Knieen brechen,
blickt ruhig in die tobende Natur,
als gebe [illegible] ihm ein Schauſpiel nur,

Alle.

Gieb acht! gieb acht!

Almaide.

Jetzt ſchwingt er ſeinen Degen,
ihm ſchnaubt der Drache entgegen,
der unſre Inſel bewacht.

Alle.

Gieb acht! gieb acht!

Almaide.

Jetzt ſchreitet der junge kühne Mann,
feſten Trittes das Ufer hinan;
auch ſteigt, gleich einer gebadeten Maus,
ein Knappe aus den Wellen heraus.

Alle.

Weh' ihm! weh' ihm!

Almaide.

Jetzt geht der Ritter mit Ungeſtüm
auf den ſchnaubenden Drachen los.

Alle.

Weh' ihm! weh' ihm!

Almaide.

Ha! welch' ein Hieb! ha! welch' ein Stoß!

Alle.

Verwegen und kühn!
Auf! laßt uns fliehn!

Almaide.

Ha! welch' ein Hieb! ha! welch' ein Stoß!

Alle.

Herab Almaide! herab in das Schloß!

Almaide (kömmt herab.)

Der junge Ritter kämpft fürchterlich.
Auf! Kroxbox rüſte dich!

Kroxbox, (indem er ſeinen Baum ſchüttelt.)

Ich bin gerüſtet.
Vergebens haben die Götter,
in Sturm und Wetter,
dem Ritter das Leben gefriſtet.

Die Jungfrauen.

Wir dürfen nicht länger verweilen,
er könnte Sieger ſeyn.
Auf! Schweſtern, laßt uns eilen,
ins ſichre Schloß hinein,
hinein! hinein!

(Sie laufen ins Schloſs. Kroxbox verriegelt das Thor.)

Kroxbox. Freue dich, Kroxbox! nun wird es doch einmal ein wenig Arbeit für dich geben. Es iſt ein jämmerliches Amt, Mädchen zu bewachen, denn nichts auf der Welt findet weniger Spaß am Bewachen, als ein Mädchen. „Guten Tag Kroxbox!„ liſpelt eine Jede, wenn ſie an mir vorübergeht, und ſchielt mich dabey aus dem linken Augenwinkel an, als ſpräche ſie im Herzen: „Hohl dich der Geyer Kroxbox!“ — Wer ſollte auch einen Mädgenwächter lieben? das Mädgen, das gern geſehn ſeyn will, liebt ihn nicht, und das von Rechtswegen; der Jüngling, der das Mädchen gern ſehen will, liebt ihn auch nicht, und das wieder von Rechtswegen. Verwaltet er ſein Amt mit Strenge, ſo verwünſchen ſie ihn; ſieht er durch die Finger, ſo betrügen ſie ihn und ſieht er nicht durch die Finger, ſo betrügen ſie ihn auch. Ja, ja, vergebens bewacht ein Rieſe ein Kleinod, wenn nicht die Tugend im Innern des Pallaſtes Wache hält. — Und wenn nur noch Ehre und Ruhm dabey zu erringen wäre; aber da kommt ſo ein kleiner winziger Ritter, haut mit ſeinem Schwerd ein wenig die Luft unter meiner Naſe entzwey, ein Streich meines Baumes ſtreckt ihn zu Boden, ſiehe da, die Geſchichte iſt aus, und ich muß wieder Monate lang harren, ehe es mir ſo wohl wird, mir eine kleine Bewegung zu machen. Indeſſen will ich heute mein verdrüßliches Amt vergeſſen, und mich freuen, daß die Götter einen Narren an dieſes Ufer ſchickten, der es wagen wird, mit mir anzubinden.

Trotzig ſchwing' ich meinen Eichbaum,
der ziſchend durch die Luft pfeift,
Der entgeht meinem Streich kaum,
und entgegen der Gruft läuft,

der mich angreift.
Sagt wo herum der Schufft ſchweift!
Ha! ha! die Hoffnung ward euch Traum,
daß Milmi des Kampfes Preiß ſey,
doch ich zermalm' euch zu Reisbrey.

Aha! da kommt ſchon Einer. Ich muß mich doch ein wenig verbergen, und hören, wie die kleinen Buben miteinander ſchwätzen.

(Er tritt etwas zurück hinter die Bäume.)

Schmurzo (ängſtlich zurückſchauend, von Näſſe und Kälte erſtarrt, vor Furcht bebend.)

Da haben wirs! da haben wirs!
Aus dem Regen in die Traufe.
Wo ich gehe,
wo ich ſtehe,
wo ich laufe,
zu Waſſer, zu Lande,
droht mir Gefahr.
Ach gute alte Tante!
du ſprachſt wohl wahr:

„Bleib fein daheim,
„da krümmt man dir kein Härgen;
„Schmied' einen Reim,
„erzähl ein Mährgen,
„tändle mit Zofen,
„trink wohlgemuth,
„ſitz hinter'm Ofen,
„das deucht dir gut.“

Wo mich verbergen,
vor Rieſen und Zwergen,
vor Donner und Sturm,
vor Drachen und Lindwurm.

(knieend) Oromazes!
Arimanes!
Zoroaſter!
all' ihr Imams! ihr Pilaſter
unſerer heiligen Religion,
ſteigt herab von eurem Feuerthron,
und nehmet, allen Drachen zum Trutz,
den armen Schmurzo in euren Schutz!

Der Prinz (tritt auf mit entblößtem Schwerdt.)

Er iſt überwunden, geſpaltet ſein
Bauch,
er wird nun nimmer mit ſeinem Hauch
die Luft vergiften.

Schmurzo.

Das denk' ich auch.
Soll ich, Herr Ritter, den Helm euch
lüften?

Der Prinz.

Noch winken mir Kampf und Streit,
noch iſt nicht Zeit
zur trägen Ruh. —
Dank dir Burrudusuſſuſu!
vergieb, daß ich ſo lange ſchwieg,
dank' dir für den erfochtnen Sieg!

Schmurzo.

Schon wollt' ich euch zu Hülfe eilen,
ich kam hieher mein Schwerdt zu wetzen,

und dann den Drachen zu zerfetzen,
mit meines Armes Donnerkeilen.
Schade daß ihr nicht warten wollen,
da hättet ihr bewundern ſollen,
ein feines Stückgen Heldenmuth,
gegen die giftige Drachenbrut.

Der Prinz.

Welch' eine exemplariſche Treu!
Ich danke dir für dein Geſchrey:
Du haſt dem Drachen, wie er ſagt,
ein feines Schrecken eingejagt.

Schmurzo.

Ey was?
Sagt' er das?
Ich will es wohl glauben, beym heiligen
Feuer!
In Iſpahan,
und Farſiſtan,
in Koraſan,

und Turkeſtan,
iſt nirgend ein ſtärkerer Schreyer.

Der Prinz.

Daß wir den bangen
Gefahren entgangen,
danke dafür
den Göttern mit mir.

Beyde.

Dank' euch himmliſche Mächte,
daß ihr in tauſend Gefahren
gnädig uns wollen bewahren;
daß ihr aus wilden Wogen,
uns an das Ufer gezogen;
daß ihr das gift'ge Inſect
mächtig zu Boden geſtreckt:
hört unſern Lobgeſang!
hört unſern feurigen Dank!

Schmurzo. Aber nun was weiter? mich hungert und durſtet. Dieſer Pallaſt iſt artig gebaut, und ich denke, man wird Küch' und Keller nicht vergeſſen haben. Sollen wir anklopfen?

Der Prinz. Vorher den Spiegel zu Rathe gezogen. (Er blickt hinein). Er bleibt hell und klar. Ja Schmurzo, wir dürfen in dieſem Pallaſte Erquickung ſuchen.

Schmurzo. Juchhey! wie wollen wir ſchmauſen! nachdem wir der Gefahr entgangen ſind, von Fiſchen und Drachen geſchmauſt zu werden. (Er geht auf den Pallaſt zu) He da! holla!

Kroxbox (tritt ihm plötzlich in den Weg. Schmurzo ſtürzt zu Boden, und zittert wie Eſpenlaub.)

Kroxbox. Wo wollt ihr hin?

Schmurzo. Wohin ihr befehlt, geſtrenger Herr Rieſe, nur noch nicht ins Paradies.

Kroxbox. Wer hat euch erlaubt, das Gebiet der Königinn der ſchwarzen Inſeln zu betreten?

Schmurzo. Die Wellen haben Fangball mit uns geſpielt, und uns endlich hier an's Ufer geſchleudert. Wir wollen aber nicht den geringſten Schaden hier anrichten. Die Inſeln, und die Frau Königinn, ſollen ſo ſchwarz bleiben als ſie geweſen ſind.

Kroxbox. Hat euch der Drache durchgelaſſen, der am Strande Wache hält?

Schmurzo. Wir haben uns die Freyheit genommen, den Herrn Drachen todt zu ſchlagen.

Kroxbox. Was? den Lieblingsdrachen meiner Königinn?

Schmurzo. Ach! wir wuſten ja nicht, daß es der kleine Lieblingsdrache Ihrer Majeſtät wäre.

Kroxbor. Dieſen Frevel ſollt ihr mit eurem Leben büßen.

Schmurzo. Gnade! Gnade!

Der Prinz. Wozu die Prahlerey Herr Rieſe? und du, feiger Tropf, wozu die Demuth? Hier gilt kein anderer Richter, als das Schwerdt und euer Weberbaum; hier müſſen keine andere Töne die Luft erſchüttern, als Säbelziſchen im Kampf. Ich frage euch alſo Herr Rieſe, wollt ihr mich friedfertig einziehn laſſen in dieſes Schloß? oder ſoll ich euch vorher die Aeſte von eurem Eichbaum abhacken?

Kroxbor. Kleiner Wicht, du ſollſt wiſſen, daß du in meinen Augen nicht mehr biſt, als die Ameiſe, die da an meinem Baume heraufkriecht.

Der Prinz. Nicht viel geprahlt. Wie es dem Drachen ergangen, ſo kann es euch auch ergehn.

Kroxbox. So komm näher, wenn dir die Haut juckt, und du ein Köpfgen zu viel haſt.

Der Prinz. Großſprecher! (Er geht auf ihn loß. Sie kämpfen. Die Streiche fallen dicht wie Hagel, doch der Prinz fängt ſie immer mit ſeinem Schilde, und der Rieſe mit ſeinem Baume auf. Schmurzo rutſcht auf den Knieen hervor, und ſingt während des Kampfes)

Oromazes!
Arimanes!
Zoroaſter!
all' ihr Imams! ihr Pilaſter
unſerer heiligen Religion,
ſteigt herab von eurem Feuerthron,
und helft beſiegen den Enaksſohn!

Kroxbox (ſchreyt plötzlich:) Ha! ein Spiegel! (und ſinkt erſtarrt zu Boden.)

Der Prinz (ſtößt ihm ſein Schwerdt in die Bruſt.) Da liegt er, und doch empfinde ich keine Freude über dieſen Sieg, denn ich merke wohl, daß Burrudnſuſſuſu für mich kämpfte.

Schmurzo. Deſto beſſer! Das iſt Alles einerley. Wer den Zweck erreicht bekümmert ſich wenig um die Mittel.

Der Prinz. Du Vieh!

Schmurzo (zu dem Erſchlagenen tretend:) Aha! mein Herr Rieſe! iſt euch das Hohnſprechen vergangen? (er giebt ihm einen Naſenſtüber.) Hättet ihr wohl geglaubt, von dem kleinen Herrn Schmurzo noch heute einen Naſenſtüber zu bekommen?

Der Prinz. Schämſt du dich nicht Eſel! den todten Löwen zu ſchlagen?

Schmurzo. Wenn er nur noch lebte, ich wollte ihn lehren —

Der Prinz. Schweig! Jetzt ſind hoffentlich alle Hinderniſſe beſiegt. Ich bedarf Erquickung und Ruhe, laß uns anklopfen. (Sie pochen an das Thor des Pallaſtes.)

Holla! holla!

Die Jungfrauen inwendig.
Wer da? wer da?

Der Prinz und Schmurzo.
Gut Freund und Rittersmann.

Die Jungfrauen.
Was will der Rittersmann?

Der Prinz und Schmurzo.
Ermüdet von der Reiſe,
fragt er beſcheiden an,
ob er ein wenig Speiſe,
und Betten haben kann?

Die Jungfrauen.
Wo kommt ihr her?

Der Prinz und Schmurzo.
Weit übers Meer.

Die Jungfrauen.
Wie nennt man euch?

Der Prinz.
Ich bin der Ritter Amador.

Die Jungfrauen.
Und du Langohr,
ſiehſt einem Knappen ziemlich gleich?

Schmurz.

Schmurzo.

Schmurzo genannt. Mein Herr iſt Erbe
von einem Königreich.

Die Jungfrauen.

Was treibt ihr für Gewerbe?

Schmurzo.

Hört' ich all' mein Lebstage
eine ſo alberne Frage!
Eiſen ſchmieden,
für Drachen und Rieſen,
und im Frieden
ſich das Leben durch Liebe verſüßen;
ſeht da den ſchönen Beruf,
für welchen der Himmel die Ritter ſchuf.

Die Jungfrauen.

Läßt der Pförtner euch herein,
ſollt ihr uns willkommen ſeyn.

Der Prinz und Schmurzo.

Wollt ihr nicht ein Mädchen ſenden,
herab und herüber?

zu öffnen das Thor mit zarten Händen,
das wär uns lieber.

Die Jungfrauen.
Läßt der Pförtner euch herein,
ſollt ihr uns willkommen ſeyn.

Der Prinz und Schmurzo.
Der Pförtner war des Amts nicht werth,
Rauch' und ſtraubigt wie ein Beſen,
hat geprahlt, iſt grob geweſen,
drum haben wir ihn Mores gelehrt.

Die Jungfrauen.
Sagt an, was iſt aus ihm geworden?

Der Prinz und Schmurzo.
Er wollt' uns Reiſende ermorden.
Da liegt er nun,
gleich einem gehetzten Thiere,
um ewig auszuruhn,
ſtreckt von ſich alle viere.

Die Jungfrauen.

O Jammer und Noth!
Kroxdex iſt todt!

Schmurzo.

Ey über das Unglück! darf man fragen,
ob wir den Geliebten euch erſchlagen?

Die Jungfrauen.

Sagt an! ſagt an!
Herr Rittersmann,
habt ihr den Drachen gefunden?

Der Prinz.

Auch er iſt überwunden.

Die Jungfrauen.

O Jammer und Noth!
Der Drache iſt todt!

Schmurzo.

Welch' ein Wimmern, welch' ein Klagen!
Schöne Mädgen, darf man fragen,
ob wir den Schooßhund euch erſchlagen?

Die Jungfrauen.

Wer wird in Zukunft unſer Wächter
ſeyn?

Der Prinz und Schmurzo.

Laßt uns hinein,
wir werden eure Wächter ſeyn.

Die Jungfrauen.

Packt euch fort ihr Böſewichter!
fort ihr hölliſches Gelichter!
fliehet! flieht im ſchnellen Lauf!

Der Prinz und Schmurzo.

Seyd doch nicht ſo ſtrenge Richter,
laßt uns ſchauen eure Geſichter,
macht auf! macht auf!
(Pauſe.)
Macht auf! macht auf!
(Pauſe.) (ſie horchen am Thor.)
Ihr antwortet nicht? (Pauſe)
Verbergt euer Geſicht? (Pauſe)
Ihr wollt' euch nicht bequemen? (Pauſe)

Nun ſo werdet ihr nicht übel nehmen,
wenn mit Gewalt
in eure Burg wir dringen.
(Sie machen Anſtalten, das Thor zu ſprengen.)

Die Jungfrauen.

Halt! halt!

Schmurzo.

Was gilts, wir lehren ſie ein anderes Liedgen ſingen.

Die Jungfrauen.

So grob mit wehrloſen Mädgen ſpaßen,
iſt das auch recht?

Schmurzo.

Uns hier verhungern, verdurſten laſſen,
iſt das auch artig? ſprecht!

Der Prinz (ſanft)

Wir bitten von eurer Huld,
ihr wollet mit Speiſ' und Trank uns laben.

Die Jungfrauen.

Geduld! Geduld!
ihr ſollt zu eſſen haben.

Schmurzo.

Dem Himmel ſey Dank! in Wellen begraben,
liegt mein Speiſekorb und mein Schlauch,
die Kehl iſt trocken, es murret mein Bauch;
ſoll ich unſre Leiden vergeſſen,
ſo muß ich trinken, ſo muß ich eſſen.

Die Jungfrauen.

(laſſen an einem Seile einen mit Servietten zugedeckten Korb aus dem Fenſter herab.)

Was Korb und Linnen euch verſtecken,
das eßt mit fröhlichem Gemüth,
und laßt es euch recht treflich ſchmecken,
wir wünſchen guten Apetit.

Schmurzo.

Das klingt artig, das klingt fein,
hört wie nun die Vögelein ſingen.

Doch ſprecht! enthält der Korb auch
Wein?

Die Jungfrauen.

Auch Wein wird man euch bringen.

Schmurzo.

Herr Ritter laßt uns dort in jene
Laube gehn,
die ſüßer Roſenduft erfriſcht,
dort laßt uns riechen, laßt uns ſehn,
was man uns aufgetiſcht.

(Sie lagern ſich in der Laube. Schmurzo
öffnet den Korb.)

Paſteten! ey!
bey meiner Treu!
recht niedliche Paſteten.
Ein Pudding? ey!
bey meiner Treu!
Genug für einen Praſſer,
mir läuft das Maul voll Waſſer.

Der Prinz.

Halt! Schmurzo halt! faſt hätten wir vergeſſen,
zu hören was der Spiegel ſpricht.
(Er blickt hinein.)
Ach! Schmurzo ach! wir dürfen nicht
von dieſen Speiſen eſſen.

Schmurzo.

Nicht eſſen? wie? nach einem doppelten Gefecht?
Das wär' mir eben recht.

Der Prinz.

Sieh' her, wie blaß und bleich,
der Spiegel warnt uns Beyde.

Schmurzo.

Verdammte Mädgen! der Henker hohle euch!
Der Hunger zerwühlt mir die Eingeweide.

Der Prinz.

Auch mir, doch fern ſey der Genuß
von dieſen vergifteten Speiſen.
Da wirf den Korb in jenen Fluß.

Schmurzo.

Ach! dürft' ich einmal nur in dieß Paſteigen beißen!
Ihr Mädgen von Stahl und Eiſen!
Ihr Dirnen von Stahl und Erz!
Mir blutet das Herz!
Mit welchem Widerſtreben
werd' ich die köſtlichen Speiſen
den Wellen übergeben.

(Er trägt den Korb fort.)

Der Prinz.

Des Hungers Wuth beſiegt mich nicht,
Enthaltſamkeit iſt Ritterpflicht.

Schmurzo (kömmt zurück)

Ach! ich bin krank und ſchwach!
Und was das Trinken betrift,

das uns die Dirne verſprach,
iſt denn auch das nur Gift?

Beyde.

Wir hungern und dürſten!
Ach welche Plage!
Wir harren geduldig
auf beſſere Tage.

Schmurzo (weinend.)

Herr Schmurzo! wart ihr nicht ein Pinſel
als ihr das Vaterland verließt?

Der Prinz.

Schweig! man kömmt.

Ein Zwerg (tritt auf, und trägt auf einem ſilbernen Credenzteller einen goldenen Pokal.)

Herr Ritter euch begrüßt
die Königinn der Inſel.
Sie iſt ſchön und jung,
ſie ſah' euch dort vom Söller,

und ſendet euch aus ihrem Keller,
hier dieſen Labetrunk.

Der Prinz und Schmurzo.

Sagt der Frau Königinn und ihren
Damen,
in unſerm Nahmen,
den ſchönſten Dank,
für dieſen Labetrank.

Der Zwerg.

Trinkt! Trinkt!
Der Becher winkt.

Der Prinz und Schmurzo.

Laßt uns trinken,
aus dieſes Bechers Schooß,
die Tropfen blinken,
der Durſt iſt groß.

Der Zwerg

Trinkt! Trinkt!
Der Becher winkt.

Der Prinz.

Halt! Schmurzo halt!
Der Spiegel — du verſtehſt mich ſchon.

Schmurzo.

Ach mir wird warm! ach mir wird kalt!
So ſpricht man unſerm Mangel Hohn!
Fort! pack dich fort! du Zwergenſohn!

Der Zwerg.

Wollt ihr euch nicht bequemen,
mit dieſem Trunk vorlieb zu nehmen?
Er wird euch ſtärken, wird euch laben,
wir geben es, ſo gut wirs haben.

Der Prinz und Schmurzo.

Setz' nur den Becher auf die Raſenbank,
und bringe der Königinn unſern Dank.

Der Zwerg (ſetzt den Becher hin.)

Lebt wohl Herr Ritter, der Wein iſt gut,

er ſtärket den Magen, erfriſchet das Blut,
ich wünſche guten Appetit.

(Er geht fort.)

Der Prinz.

Geſchwinde Schmurzo! fort damit!

Schmurzo.

Ach wie ſo hell! ach wie ſo klar!
Wer ahndet da Gefahr?
Ach wie ſo kräftig er riecht,
in ſüßen Taumel die Sinne wiegt.

Der Prinz (reißt ihm den Becher aus der Hand, und ſchüttet den Wein weg.)

Laß dich die Sinne nicht verführen,
die treue Warnung zu verachten.

Beyde.

Da muß man die Geduld verlieren,
und verdurſten, und verſchmachten.

Beyde.

Iſt das des Kampfes Lohn
mit Rieſ' und Drache?

Man ſpricht uns Hohn,
Rache! Rache!

(Sie klopfen ſtark an den Pallaſt.)

Holla! Holla!

Die Jungfrauen inwendig.

Wer da? wer da?

Der Prinz und Schmurzo.

Gut Freund und Rittersmann.

Die Jungfrauen.

Was will der Rittersmann?

Der Prinz und Schmurzo.

Er frägt beſcheiden an,
ob man ein kleines Ruhebette
in dieſem Schloß wohl für ihn hätte?

Die Jungfrauen.

Habt ihr gegeſſen?

Der Prinz und Schmurzo.

Ja.

Die Jungfrauen.

Habt ihr getrunken?

Der Prinz und Schmurzo.

Ja.

Die Jungfrauen.

Und wollt' nun ruhen?

Der Prinz und Schmurzo.

Ja.

Die Jungfrauen.

Und wollt' nun ſchlafen?

Der Prinz und Schmurzo.

Ja.

Die Jungfrauen.

Wohlan ſo kommt herein,
ihr ſollt willkommen ſeyn.

(Beyde Flügel des Thores öffnen ſich. Die Jungfrauen kommen ſingend und tanzend heraus, den Ritter und Knappen mit Blumen umwindend. Türkiſche Muſik läßt ſich inwendig hören.)

Chor der Jungfrauen.

Auf Schweſtern mit Blumen und
Kränzen!
Geſängen und luſtigen Tänzen,
er ſoll uns willkommen ſeyn!
Auf Schweſtern mit lieblichem Koſen,
umwindet das Opfer mit Roſen,
und führet es lachend herein!

(Sie führen den Prinzen und Schmurzo in den Pallaſt. Das Thor wird wieder verſchloſſen.)

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

(Ein prächtig verzierter Saal im Innern des Pallaſtes der Königinn der ſchwarzen Inſeln. Rechts ein Ruhebette. Links ein Nachttiſch mit güldenen und ſilbernen Gefäßen, doch ohne Spiegel. In der Mitte ein gedeckter Tiſch für zwey Perſonen mit köſtlichen Speiſen und Weinen beſetzt. Im Hintergrunde ein Dreyfuß, auf welchen ein Flämmgen brennt.

Die Jungfrauen, (indem ſie den Prinzen und Schmurzo hereinführen.)

Viel Glück herein! Viel Glück und Wonne!
Herr Ritter, hier ſind eure Zimmer;
in dieſes Fenſter wirft die Sonne
des Morgens ihren erſten Schimmer.
Hier iſt Speiſe euch zu laben,

und ein Bett' ſo gut wirds haben.
Ruhet ſanft, ruhet wohl nach Kampf und Schlacht!
Gute Nacht! gute Nacht!

(ſie verneigen ſich und gehen fort.)

Der Prinz. Endlich Schmurzo, ſind wir allein.

Schmurzo. (Der die gedeckte Tafel ſchon lange beäugelt hat.) Da haben die hölliſchen Geiſter ſchon wieder einen Tiſch hingeſetzt, und martern mich mit Bratendampf. Seht doch in euren Spiegel, Herr Ritter, ob es erlaubt iſt, anzubeißen?

Der Prinz. Ach nein, der Spiegel iſt trübe wie Bley.

Schmurzo. Nun ſo wollte ich, daß die Damen alle mit einander bis an den Hals in Reisbrey ſäßen und nicht ſchlucken könnten; daß es Weinflaſchen auf ſie herabregnete, eine jede an ihren Köpfen entzwey bräche, und ſie doch keinen Tropfen davon zu trinken bekämen.

Der Prinz. Ich geſtehe, daß auch mich Hunger und Durſt foltern. Der tapferſte Ritter bleibt doch immer nur ein Menſch.

Schmurzo. Und wenn man ihm nichts zu eſſen giebt, ſo hört er gar bald auf ein Menſch zu ſeyn. Nein länger halte ich es nicht aus! und wenn in jedem Biſſen ein Dolch verſteckt wäre, und in jedem Tropfen eine Hölle brannte, ich muß — (er will zugreifen.)

Der Prinz. Halt! Was willſt du thun! Unvermeidlicher Tod iſt dein Loos.

Schmurzo. Ich muß ja doch ſterben, und unter allen Todesarten iſt mir der Hungertod der fürchterlichſte.

Der Prinz. Verziehe noch einen Augenblick, wir wollen verſuchen, ob wir unſern guten Zauberer zu rühren vermögen. (Den

Blick auf den Spiegel geheftet:) Burrudusuſſuſu! wir bitten dich um etwas Speiſ und Trank, nur wenig, nur ſo viel als nöthig iſt, um Leib und Seele zuſammen zu halten.

Schmurzo. O mein werther Herr Burrudusuſſuſu! Wenn ihr einmal dabey ſeyd, ſo ſchickt ihr auch wohl etwas mehr.

(Ein kleiner Tiſch mit einer Schüſſel und einem Weinkrug beladen, und hinter welchem ein Genius ſteht, ſteigt aus der Erde herauf.)

Schmurzo. Seht! ſeht Herr Ritter! Victoria!

Der Genius. Mein Herr und Meiſter Burrudusuſſuſu, ſendet euch dieſe Erquickung.

Der Prinz. Schöner Jüngling, darf ich dir trauen?

Der Genius. Fragt euren Spiegel nur um Rath.

Der Prinz. (ſieht in den Spiegel:) Hell und klar! Geſchwind Schmurzo! laß uns zu Tiſche eilen.

Schmurzo. Seyd unbekümmert, ich werde nicht der letzte ſeyn.

(Sie ſetzen ſich zu beyden Seiten. Der Genius ſteht hinter dem Tiſche und legt vor.)

Schmurzo. O ihr ſeyd gar zu gütig, gar zu höflich. (Indem er ihm den leeren Teller wieder hinreicht) Nur ein wenig langſam im Vorlegen. (Eben ſo mit dem leeren Glaſe.) Nur ein wenig nachläſſig im Einſchenken. — Seyd ihr etwa Hof-Küchen- und Kellermeiſter bey dem Herrn Burrudusuſſuſu?

Der Genius. Errathen.

Schmurzo. Ich muß euch geſtehen, wenn ich der Herr Burrudusuſſuſu wäre, hätte ich euch ſchon lange aus dem Dienſt gejagt.

Der Genius. Warum das?

Schmurzo. (Indem er ihm abermals Teller und Becher leer hinreicht.) Weil ihr ſo langſam ſeyd, und nicht Achtung gebt, wenn die Teller und Gläſer leer ſind.

Der Genius. Das kommt daher, Freund Schmurzo, weil mein Herr ſich Zeit nimmt, die Speiſen zu kauen, du ſie aber ganz hinunter ſchluckeſt.

Schmurzo. So? kann der alte Herr noch kauen? Womit kaut er denn?

Der Genius. Nimm dich in acht, daß er ſeinen Zahn nicht an dir wetzt, du mögeſt dein ganzes Leben lang daran zu kauen bekommen.

Schmurzo. Nun, nun, es war ſo böſe nicht gemeynt. Burrudusuſſuſu ſoll leben!

Der Prinz. Unſer Wohlthäter lebe! (Indem ſie die Becher in die Höhe heben, und trinken, verſchwindet der Genius mit ſammt dem Tiſche.)

Schmurzo. He! holla! was iſt das! ich bin ja noch nicht ſatt. He da! Herr

Küchenmeiſter! Herr Kellermeiſter! wo ſeyd ihr geblieben? Nehmt doch wenigſtens die leeren Gläſer wieder mit. Fort iſt er! das iſt eure Schuld Herr Ritter, weil ihr nur um ein paar Biſſen batet.

Der Prinz. Ich fühle mich geſtärkt und erquickt, ich bin zufrieden.

Schmarzo. Je nun, ein paar Stunden lang kann ich es auch wohl wieder aushalten. (er geht herum und beſieht ſich im Zimmer.) Ey ſieht doch wie hier alles ſo artig und zierlich uns entgegen lacht, die goldnen Wände, das weiche Ruhebett, der ſtrotzende Nachttiſch, mit Gefäßen beladen; aber nicht einmal ein Spiegel ſteht darauf. Wer ſollte denken, dieſer Pallaſt ſey nur von Mädchen bewohnt.

Der Prinz. Ich ſehne mich nach Ruh. Aber horch! man läßt uns noch nicht allein.

Zwey Jungfrauen (treten herein und verneigen ſich tief. Die Eine hält eine Cither im Arm.)

Die Erſte. Herr Ritter, uns ſchickt die Königinn, euch beym Eſſen die Zeit ein wenig zu vertreiben.

Die Andere. Aber wie? Ihr habt nichts angerührt?

Der Prinz. Wir waren noch ganz ſatt von den Speiſen, die ihr uns im Korbe herabgelaſſen.

Schmurzo. Ja, die Paſteten ſättigen ſtark.

Erſte Jungfrau. So wollen wir euch in der Verdauungsſtunde zu beluſtigen ſuchen.

Der Prinz. Ich mögte euch ungern bemühen, ſchöne Kinder.

Zweyte Jungfrau. Wir thun unſere Pflicht.

(Die Jungfrau mit der Cither, läßt ſich auf das Ruhebette nieder, und nachdem ſie die Cither geſtimmt, ſingt ſie mit ſchmachtenden, auf den Ritter gerichteten Geberden, wobey die andere eben ſo lockend und einladend tanzt.)

Ein junger Prinz am Waſſer ſaß,
ſeht! rief er, ſeht, ich angle;
bald warf er gähnend ſich ins Gras,
nicht wiſſend was ihm mangle.
Ja angle nur! die Herzen fängt
man nicht mit Netz und Seile;
nur liebevolle Zärtlichkeit
macht nimmer Langeweile.

Drauf ſprach er, als der Morgen tagt,
„was iſt's daß ich mich quäle?“
Der junge Prinz gieng auf die Jagd,
unwiſſend was ihm fehle.
Ja jage nur! die Herzen trift
man nicht mit ſolchem Pfeile;

nur liebevolle Zärtlichkeit
macht nimmer Langeweile

*

Drauf zog der Prinz wohl in den Krieg,
im Ritterſchmuck und Kleide;
allein nach manchem Kampf und Sieg,
hatt' er doch keine Freude.

Ja kämpfe nur! Ein Herz bekämpft
man nicht mit Schwerdt und Keule;
nur liebevolle Zärtlichkeit
macht nimmer Langeweile.

*

Drauf ſprach der Prinz: „Bey meiner Treu!
„Ich will in Büchern leſen;“
allein trotz Buch und Schreiberey
mehrt ſich ſein traurig Weſen.

Studiere nur! Das Herz erwärmt
nicht Frau Minervens Eule;

nur liebevolle Zärtlichkeit
macht nimmer Langeweile.

*

Drauf fand er einſt ein Mägdlein hold,
das hat er ſich erkohren;
da lacht ihn alles an wie Gold,
da war er neu gebohren.
Ja! liebe nur! in Lieb' allein
war dir das Glück zu Theile!
nur liebevolle Zärtlichkeit
macht nimmer Langeweile.

*

Der Prinz. Dank dir holde Sängerinn.

Schmarzo. Auch dir, du niedliche Tänzerinn.

Der Prinz. Morgen ſehen wir uns wieder.

Erſte Jungfrau. Es wird nur an euch liegen, aus Morgen Heute zu machen.

Der Prinz. Der Schlaf überwältigt mich. Ein ſchlafender Jüngling iſt keine Geſellſchaft für ein wachendes Mädgen.

Zweyte Jungfrau. Wir verſtehen zu gehorchen.

Erſte Jungfrau. Zwey unſerer Geſpielinnen werden ſogleich hier ſeyn, dir die lezte Pflicht der Gaſtfreundſchaft an dieſem Abend zu leiſten.

Der Prinz. Ich bedarf nichts weiter als Ruhe.

Zweyte Jungfrau. Dieſe Ruhe ſey ſanft und erquickend. (Sie gehen fort.)

Der Prinz. Die Dirnen werden mir mit ihrer Höflichkeit beſchwerlich.

Schmurzo. Die da auf dem Ruhebette ſaß, hatte Luſt darauf ſitzen zu bleiben, und euch in den Schlaf zu lullen.

Der Prinz. Höre ich recht, ſo trippeln da ſchon wieder Weiberpantoffeln vor unſerer Thür herum.

Zwey andere Jungfrauen. (treten herein mit Waſchfaß, Blumen und Rauchwerk. Sie verneigen ſich und ſingen:)

Laßt, Herr Ritter, von uns Beyden
euch entkleiden;
der ſchweren Rüſtung entladen,
kommen wir euch zu baden.

Der Prinz.

Nicht Weichlichkeit iſt Ritterpflicht,
Schöne Kinder, bemüht euch nicht.

Die Jungfrauen.

Es ward uns anbefohlen,
vom Haupt bis zu den Sohlen,
aus dieſen Flaſchen,
mit Roſenwaſſer euch zu waſchen.

Der Prinz.

Ich bin ja nicht ſo zart und weich,
ſchöne Kinder, ich danke euch.

Die Jungfrauen. (indem ſie Rauchwerk auf den Dreyfuß werfen.)

Der Befehl der Königinn war,
köſtliches Rauchwerk anzuzünden,
euer Lager mit Blumen zu umwinden,
und zu ſalben euer Haar,
euch von der Stirn zu trocknen den Staub,
und ſie zu kränzen mit Myrtenlaub.

Der Prinz.

Allzugütig, allzuhöflich,
doch ſo zart und weichlich ſeyn,
ziemt mir nicht, und wäre ſträflich,
laßt ihr Mädgen mich allein.

Alle Drey.

Die Jungfrauen. Iſt die Urſach' gleich verborgen
deines Sträubens, wir gehorchen,
und wir laſſen dich allein.

Der Prinz. Mädgen in des Lenzes Blüte,
ich erkenne eure Güte,
aber laßt mich jetzt allein.

(Die Jungfrauen verneigen ſich, und gehen fort.)

Der Prinz. Nun wird man uns doch endlich in Ruhe laſſen.

Schmurzo. Ich will die Thüre verriegeln. (Er thut es.)

Der Prinz. Wenn nur keine verborgene Fallthür oder Tapetenthür uns den Untergang droht.

Schmurzo. Ich verlaſſe mich auf den Herrn Burrudufuſſuſu.

Der Prinz. Hilf mir den Bruſtharniſch abſchnallen. (Schmurzo gehorcht.) So, nun iſt mir leicht und wohl. (Er wirft ſich auf das Ruhebette.) Ich will verſuchen zu ſchlummern, thue du ein Gleiches.

Schmurzo. Das iſt ein Verſuch, der mir in meinem Leben noch nicht mislungen iſt. Aber für euch hat man beſſer geſorgt, als für mich. Ich werde mich wohl auf der blanken Erde behelfen müſſen. Auch gut! wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen. (Er kauert ſich in einen Winkel.)

Der Prinz.

Des erquickenden Schlummers Gefieder,
ſenkt nun auf meine Augenlieder,
wohlthätig ſich herab.

Schmurzo.

Der dicke Schlaf ſo ſchwer und bleyern,
naht ſchon mich zu überſchleyern,
o welch' ein ſüßes Grab!

Der Prinz.

Schöne Träum' umgaukeln,
mein Gehirn,
bunte Bilder ſchaukeln
ſich auf meiner Stirn.

Schmurzo.

In meinem Kopfe walten
furioſe Luftgeſtalten,
es wird mir ſo konfus,
wie Senf und Aepfelmus.

Der Prinz (ſchlummernd.)

Ich ſehe — himmliſche Geſtalt!

Schmurzo (ſchlummernd.)

Ich ſchmecke — und der Wein iſt gut.

Der Prinz.

Ich fühle — ha! welch' warmes Blut!

Schmurzo.

Ich rieche — und der Wein iſt alt.

Der Prinz.

Ich höre — ſüße, lockende Stimme!
Ach! wo ſoll Almador dich ſuchen!

Schmurzo.

Du Braten — und du Eyerkuchen —
ihr entgeht nicht meinem Grimme.

Der Prinz.

Ich ſeh' und fühle — was ich nie gefühlet,
wie Liebe ſich in dieſen Buſen wühlet.

Schmurzo.

Ich ſchmeck' und rieche — was ich nie gerochen,
den Götterdampf von einem Bratenknochen.

Beyde. (im Traum.)

Dieſe Reize — ſie berauſchen —
nicht mit Göttern — würd' ich tauſchen, —
dieſem himmliſchen — Vergnügen —
muß ich ſchmachtend — unterliegen —
welche Ohnmacht — die mir droht —
ich ſterbe — welch' ein ſüßer Tod!

(Sie ſchlafen feſt ein.)

Milmi und zwey Jungfrauen (kommen durch eine verborgene Tapetenthür mit blanken Dolchen in den Händen.)

Alle drey.

Sie ſchlafen die Narren,
laßt leiſe uns flüſtern,

die Thüre nicht knarren,
die Schuhe nicht kniſtern.

Die Jungfrauen (ſchleichen auf den Zehen herbey:)

Sie ſchlafen wie die Todten,
da iſt kein Lebensfunken;
ſie haben ja getrunken
den Wein, den eure Frauen
aus dickem Mohnſaft brauen.

Milmi.

Der Tod hat ſie ergriffen,
die Dolche ſind geſchliffen.

Die Jungfrauen.

Ach Milmi! komm ihn anzuſehn,
ach Königinn! er iſt ſo ſchön!

Milmi.

Was ſanftes Mitleid ſpricht,
muß dieſes Herz vergeſſen;
denn lieben kann man nicht,
bis man ſich ſatt gegeſſen.

Die Jungfrauen.

Sieh, ſieh, das lockigte Haar,
die männlich ſchöne Wange.
Mir iſt ſo bange,
ſo ſonderbar!

Milmi.

Mich tödtet des Hungers Quaal,
betäubt des Mitleids Schmerz.
Geſchliffen iſt der Stahl,
grab' aus der Bruſt ſein Herz!

Die Jungfrauen.

Ein unwillkührlich Grauſen
durchbebt die Glieder mir.

Milmi.

Verhängniß hat mich hier
zur Tafel eingeladen,
und ha! wie will ich ſchmauſen!
in ſeinem Blute mich baden!
Stoßt zu! Stoßt zu!

Die Jungfrauen.

Ach Milmi! komm ihn anzuſehn,
Ach Königin! er iſt ſo ſchön.

Milmi.

Stoßt zu! ſtoßt zu!

Die Jungfrauen.

Ach Königinn! zürne nicht!
Verſchone ihn bis morgen,
gern wollten wir gehorchen,
allein wir können nicht.

Milmi.

So muß ich ſelbſt! zurück! ihr Feigen!
Er falle unter meinen Streichen.
Poche nur Herzgen,
klopfe nur Närrgen,
Du klopfeſt und pocheſt zum letztenmale.
Es nahet ſich Milmi mit blinkendem Stahle,
ſcharf geſchliffen ohne Tadel,
ſpitzig, ſpitzig wie eine Nadel;

wo iſt das Herzgen? Hier iſt es, hier klopft es!
Wie ſchmeckſt du Herzgen? ich lüſtre nach dir,
zur köſtlichen Speiſe dieneſt du mir.
Stirb! Stirb!

(Sie zückt den Dolch, und will ihn dem Prinzen in die Bruſt ſtoßen. Der Prinz erwacht plötzlich, und fällt ihr in den Arm. Auch Schmurzo taumelt auf.)

Der Prinz und Schmurzo.

Halt! halt!

Alle.

Ha! was iſt das!
Wie wird mir! wie iſt mir! naß und kalt,
Kalt und naß,
deckt der Todesſchweiß mir die Stirn!
Ha! wie meine Sinne ſich verwirren!
Die Dinge vor meinen Augen flirrn,

daß Haar auf meinem Haupte ſich
ſträubt —
Ich bin erſtarrt! ich bin betäubt!

Der Prinz.

Was ſoll das, Königinn? ſag an,
was hab ich Leides Dir gethan?
So grauſam und ſo ſchön, das ſcheint
ein Widerſpruch.

Milmi.

Fluch über Dich! den bitterſten Fluch!
Herab ihr hölliſchen Geiſter!
Seyd meines Buſens Meiſter!
und leiht mir eure Krallen,
den Unhold anzufallen;
daß ich Tod ins Ohr ihm kreiſche!
daß ich mit den Zähnen ihn zerfleiſche!
daß ich mit blutgieriger Luſt
das Herz ihm reiſſe aus der Bruſt!
Hört mein wüthendes Geſchrey!
Herab! Herab! und ſteht mir bey!

(ſie ſinkt erſchöpft und ohnmächtig auf das Ruhebette.)

Schmurzo (knieend und zitternd.)

Oromazes!
Arimanes!
Zoroaſter!
all' ihr Imams, ihr Pilaſter
unſerer heiligen Religion,
Steigt herab von eurem Feuerthron!
Seht mir zittert jede Flechſe,
helft mir doch von dieſer Hexe!

Der Prinz.

Ich bin verſteinert, weiß nicht was ich fühle:
So grauſam, und ſo ſchön und jung.
Gewiß, hier iſt Bezauberung
und Feerey im Spiele.

Die Jungfrauen.

Errathen Herr Ritter,
ihr Schickſal iſt bitter.

Der Prinz.

Ueberlaßt ſie ihrem Schlummer,
und erzählet mir des armen Mädgens
Kummer.

Erſte Jungfrau.

Einſt lebt' ein König, ſein Gebein
thut ſchon im Grabe ſchmoren,
em ward ein ſchönes Töchterlein
von ſeiner Frau gebohren.
Sie wuchs heran gar wunderſchön,
und wer ihr thät ins Auge ſehn,
der muſte ſie auch lieben.

Beyde.

Ja, ja, lieben!

*

Zweyte Jungfrau.

Einſt kömmt ein groſſer Zauberer,
ſie nannten ihn Kripinſel,
weit übers Land, weit übers Meer,
an dieſe ſtille Inſel;

Der thut ihr in das Auge ſehn,
und findet ſie gar wunderſchön,
und will, ſie ſoll ihn lieben.

Beyde.

Ja, ja, lieben!

*

Erſte Jungfrau.

Der alte böſe Zauberer
thät nur vergebens ſchmunzeln.
Er war ſo häßlich als ein Bär,
und hatte tiefe Runzeln.
Das ſchöne Mädchen lacht ihn aus,
und ſagt es ihm ganz frey heraus;
ſie kann ihn ja nicht lieben.

Beyde.

Nein, nicht lieben!

*

Zweyte Jungfrau.

So ſey verdammt, ruft er in Wuth,
Zu tauſendfachen Schmerzen!

So dürſte tauſend Jahr nach Blut,
nach Männerfleiſch und Herzen!
Ein ew'ger Hunger foltre Dich!
Nur Männerfleiſch erſättge Dich,
weil Du verſchmähſt die Liebe.

Beyde.

Ja, ja, Liebe!

*

Erſte Jungfrau.

Da ſitzen wir ſchon hundert Jahr,
und ſind in höchſten Nöthen,
und haben eine ganze Schaar
von Männern müſſen tödten,
und trinken müſſen Männerblut,
und ſind doch von Natur ſo gut,
und mögten gerne lieben.

Beyde.

Ja, ja, lieben!

*

Der Prinz.

Mir Mitleid einzuflöſſen,
iſt euch gelungen;
Doch die Bezauberungen
ſind endlich doch zu löſen?
Sagt mir ein Mittel an,
ich wage mein Leben dran.

Erſte Jungfrau.

Ach vergebens jede Heldenthat!
Das Schlimmſte hat
der alte borſtige Graubart
bis zulezt noch aufgeſpart,
den bitterſten von ſeinen Streichen:
Er nahm uns alle Spiegel weg!
von Glas, von Silber, von Marmor,
von Blech;
und die Bezauberung wird nicht eher
weichen,
bis unſere Königinn, als Braut,
ſich wieder in einem Spiegel ſchaut.

Der Prinz.

An einem Spiegel liegt es nur?

Die Jungfrauen.

Nur! Herr Ritter? nur!
was in der ganzen Natur
mögt ihr fürchterlicher glauben,
als den Spiegel uns zu rauben?

Erſte Jungfrau.

Ein Reiter ohne Bügel,
Ein Gaul ohne Zügel,
das geht noch an;
Ein Mädgen ohne Spiegel —

Beyde.

Das geht nicht an.

Zweyte Jungfrau.

Ohne Wappen und Siegel
Ein Rittersmann,
das geht noch an;
Ein Mädgen ohne Spiegel —

Beyde.

Das geht nicht an.

Erſte Jungfrau.

Ohne Stacheln ein Igel,
Ein Adler ohne Flügel,
das geht noch an;
Ein Mädgen ohne Spiegel —

Beyde.

Das geht nicht an.

Zweyte Jungfrau.

Ein Tanzbär ohne Prügel,
Ein Maulwurf ohne Hügel,
das geht noch an;
Ein Mädgen ohne Spiegel —

Beyde.

Das geht nicht an.

Erſte Jungfrau.

Alchymiſten ohne Tiegel,
Gefängniß ohne Riegel,

das geht noch an;
Ein Mädgen ohne Spiegel —

Beyde.

Das geht nicht an!
Nein, wahrlich nein! das geht nicht an!

Der Prinz und Schmurzo.

Das geht nicht an.

Alle Viere.

Nein wahrlich nein! das geht nicht an!

Der Prinz.

Seyd fröhlich! die Erlösung naht.
Zwar iſt es keine Heldenthat,
reizenden Mädgen-Geſtalten,
den Spiegel vorzuhalten;
Doch ein Ritter muß nicht blos zu fechten
wiſſen,
er muß auch tändeln, er muß auch küſſen,
muß allenfalls,
wenn um den Hals
das Tuch ſich verſchoben,

was eine künſtliche Hand aus leichtem Flor
gewoben,
in Ordnung bringen ohne hinzuſehn,
und eine Nadel zu ſtecken verſtehn.

Die Jungfrauen.

Seht doch, Herr Ritter, bey eurem Eyd!
Nun merken wir erſt, daß ihr gefährlich ſeyd.

Milmi (erwachend, mit verdoppelter Wuth).

Herab ihr hölliſchen Geiſter!
Seyd meines Buſens Meiſter!
und leiht mir eure Krallen,
den Unhold anzufallen,
Den Unhold —

(Der Prinz hat unterdeſſen den Schild ergriffen, und hält ihr plötzlich den Spiegel vor. Die Muſik fällt ſogleich in das ſanfteſte, ſchmelzendſte Adagio).

Milmi.

Ha! wie ſanft und lieblich!

Welche ſüſſe Wonne!
Wie am Strahl der Sonne
tauſendjährge Felſen
von Schnee und Eis, am Nordpol
ſchmelzen,
So zerrinnt in meiner Bruſt,
beim erſten Blick auf dieſen Spiegel,
die mörderiſche Luſt.
Ja, er iſt der Erlöſung Siegel!
Du, der aus fernen Landen her,
weit übers Meer,
an dieſe ſtille Inſel kam,
Du biſt mein Bräutigam.

Der Prinz (zugleich).
Ich, der aus fernen Landen her,
weit übers Meer,
an dieſe ſtille Inſel kam,
ich bin Dein Bräutigam.

Beyde.

Komm in meine Arme,
daß mein Herz
vergeſſe allen Schmerz,
und an dem Deinigen erwarme.

Alle.

Liebe! Herzens-Königin!
Liebe! groſſe Zauberin!
Welch ein Schmerz auf Erden iſt,
dem Du nicht ſanfter Balſam biſt.

Zwey Jungfrauen
(treten eilig herein).

Wir haben in den Lüften ein Geräuſch vernommen,
wir lauſchten hinauf, da ſahen wir kommen,
in Wolken getragen,
einen köſtlichen Wagen,
von Löwen gezogen,
und ſchimmernd wie ein Regenbogen.

Beym Klange feſtlicher Lieder,
ſenkt er am Schloſſe ſich nieder,
und eine fröhliche Menge
ſtieg aus in buntem Gedränge.

Alle.

Sie kommen! Sie kommen! da ſind ſie
ſchon!

Burrudusuſſuſu, der König des Landes Dünniſtan, die Königinn und ihr ganzer Hofſtaat eilen herbey.

Der Prinz (ihnen entgegen).

Vater! Mutter!

König und Königinn
(ihn umarmend).

Sohn! mein Sohn!

Der Prinz.
(Milmi in ihre Arme führend).

Hier eure Tochter, meine Braut.

König und Königinn.

Deine Braut.

Alle.

Seine Braut!

Der Prinz.

Ehrwürd'ger Greis, auch Du!
Auf Dich war unſre Hoffnung gebaut,
auf Dich, Burruduſuſſuſu!
Du gabſt den Zauberſpiegel mir —

Alle.

Wir danken Dir! wir danken Dir!

Der Zauberer.

Ja, die Götter haben euer Flehn erhört.
Milmi und Almador, ihr ſeyd einander werth.
Die Königin wird hinfort noch manche Herzen fangen,
doch wird ſie keines zu eſſen mehr verlangen.

Die Frauen und Jungfrauen.

Liebe! Herzens-Königinn!
Liebe! große Zauberinn!
welch ein Schmerz auf Erden iſt,
dem Du nicht ſanfter Balſam biſt.

Alle.

Heil euch Herr Ritter!
Euch trocknet die Liebe am Abend den Schweiß!
Liebe, ja Liebe! der Tapferkeit Preis!

Einige Züge
aus dem Leben des guten Muſäus,

von

der Hand ſeines Schülers entworfen.

Einige Züge
aus dem Leben des guten Muſäus,
von der Hand ſeines Schülers entworfen.

Weine Leſer! wenn du ihn kannteſt, — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt! —

Weg mit Redner-Prunk! ihn zu loben bedarf es keiner hülfreichen Muſe; ich habe ein Herz.

Er war einſt mein Lehrer und wurde mein Freund! — rede mein Herz! in dir iſt ſein Bild lebendig.

Aber wie ſoll ich Theilnahme erwecken in dem Leſer der ihn nicht kannte? Was liegt daran wenn er gebohren wurde? wenn und wo er in die Schule gieng? wenn er ſich verheyrathete?

Laßt mich auf einen Augenblick den alltäglichen Leichenredner machen. Ihr werdet freilich da nichts ſehen, als was ihr täglich ſeht. Doch es iſt der Grund des Gemähldes, und der muß doch auch gemahlt werden.

Johann Carl Auguſt Muſäus ward gebohren zu Jena im Jahr 1735. Sein Vater war Landrichter daſelbſt, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eiſenach verſetzt.

Der Sohn, ein offener, munterer Knabe, gewann das Herz ſeines Vetters, des Superintendenten Weiſſenborn in Allſtädt, der ihn zu ſich, und ein Jahr darauf, als er Generalſuperintendent in Eiſenach wurde, dahin mit ſich zurück nahm. Er war damals 9 Jahr alt, und blieb in dem Hauſe ſeines Wohlthäters bis in ſein 19tes Jahr. Der gute alte Mann hielt ihn wie ſeinen eignen Sohn, und gab ihm eine anſtändige Erziehung.

Vierthalb Jahr ſtudierte der Jüngling in Jena, ward daſelbſt Magiſter und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, (das bedeutete damals mehr als jezt) kehrte darauf zu ſeinen Eltern zurück, und lebte einige Jahre in Eiſenach als Kandidat des Predigtamts, predigte auch oft daſelbſt mit Beyfall. Ein Zufall verſchloß ihm dieſe Laufbahn. Er ſollte Pfarrer in Pfarrode werden, einem Dorfe ohnweit Eiſenach; aber die Bauern wollten ihn nicht, weil er einmal getanzt hatte.

Im Jahr 1763 wurde er Pagen-Hofmeiſter am Weimariſchen Hofe, und ſieben Jahr nachher Profeſſor am daſigen Gymnaſium. Bald darauf verheyrathete er ſich mit Juliana Krüger, und wurde Vater von zwey Söhnen.

Das iſt der Schlendrian ſeines Lebens. Nichts zeichnete ihn aus unter Tauſenden um ihn her, als ſein Kopf und ſein Herz.

Der Geiſt des Schriftſtellers lebt in ſeinen Schriften. Leſet und bewundert! Aber das Herz des Menſchen — ach! laßt mich verſuchen euch das zu ſchildern.

Er ſchrieb Satyren, und hatte keinen Feind. Welch ein Lobſpruch! und wie buchſtäblich wahr iſt er! In den Ringmauern von Weimar athmete niemand der ihm übel wollte, denn ſeine Laune war nie mit Galle gemiſcht, die Pfeile ſeines Witzes waren nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größern und Liebe der Geringern folgten ihm auf jedem Fußtritt.

Noch ſehe ich ihn, wie er täglich, mit dem Buche unter dem Arm, aus ſeinem Hauſe ins Gymnaſium gieng, wie rechts und links die Bürger ihn ſo freundlich grüßten, und er ſo höflich, immer mit dem Hute in der Hand, ſein „ſchönen Dank!“ ihnen zulächelte. Und wenn er ſpazieren gieng, vor das Thor, an den Krautfeldern herunter, und die Bürger arbeiten ſah, ſo unterhielt er ſich mit einem jeden, und immer ſprach er ſo, daß es den intereſſirte mit welchem er ſprach: von Wirthſchaft und Hausweſen, von Rüben und Kartoffeln. Gern ließ dann der fleiſſige Landmann Hacke und Spaten ruhn, hielt ſeine Mütze in der Hand und wurde geſchwätzig. Aber auch er hielt ſeinen Hut in der Hand, und bedeckte ſich nicht eher, bis der andere ſeine Mütze wieder aufſetzte. So ſtahl er ſich in alle Herzen, und man durfte nur den Profeſſor Muſäus nennen, wenn man ein freundliches Geſicht ſehen wollte.

Als er im Jahr 1787 in eine ſchwere Krankheit fiel, holte einſt ſeine Magd Brod aus einem Beckerladen. „Was macht denn ihr Herr?“ frug der Becker. Ach! er iſt ſehr ſchlecht!“ „Gott wolle ihm helfen!“ ſagte der Becker: „ich kenne ihn nicht, aber ich ſehe ihn zuweilen hier vorbey gehn, und ich habe ſo viel Gutes von ihm gehört.“

So liebten ihn Bekannte und Unbekannte. Der Zauber, deſſen er ſich bediente, war die Höflichkeit.

Es liegt manchem Narren ſo viel daran, im Geſpräch ſeinen Titel zu hören. Muſäus ermangelte nie, denſelben alle Augenblicke einfließen zu laſſen; und wenn er zum Beyſpiel nicht recht gewiß wußte, ob der, mit dem er ſprach, Rath oder Hofrath ſey, ſo nannte er ihn lieber Herr Hofrath, um auf keinen Fall zu verſtoßen. Ein Edelmann, war er gleich nur Fähndrich, war bey ihm immer Ew. Gnaden. Das, ſagt' er oft ganz trocken, koſtet mich ja nichts. Niemand verſtand beſſer als er, die Anſprüche jedes Narren in Gottes Namen gelten zu laſſen, jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war Recht zu behalten, keine Thorheiten anzutaſten außer mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, ſeine eignen ausgenommen.

Ja, ſeine eignen kleinen Launen und Sonderbarkeiten waren oft das Ziel ſeines Witzes. Stundenlang erſchütterte er das Zwergfell ſeiner Freunde, wenn er mit der gutmüthigſten und trockenſten Laune von der Welt anfieng, ſich über ſich ſelbſt, oder über ſeine Frau luſtig zu machen. Unnachahmlich war ſeine Art und Weiſe aus den geringfügigſten Kleinigkeiten eine drollige Erzählung zu machen, und ich werde mich wohl hüten, ihm ſeine kleinen allerliebſten Geſchichtchen nachzuplaudern, welche in dieſem Augenblicke dutzendweiſe vor meinem Gedächtniſſe ſchweben.

Nur ſelten verließ ihn ſeine liebenswürdige Heiterkeit, obgleich oft körperliche Leiden, und beſonders heftige Kopfſchmerzen ihn quälten, und obgleich ſein Leben nur eine Kette von Mühſeligkeiten war. Vier Stunden täglich raubte ihm ſein Amt, bey karger Beſoldung. Um die ſchmalen Einkünfte zu verbeſſern, gab er noch überdieß einige Privatſtunden in der Geſchichte u. ſ. w. an junge Damen oder Herren vom Adel. In den erſten ſechs oder acht Jahren ſeines Eheſtandes nahm er auch Koſtgänger in ſeinem Hauſe auf, meiſtens junge Liefländer deren Körper und Seele er verpflegte. Doch endlich ward er gewahr, daß er eine unverſiegende Quelle gewiſſerer Einkünfte in ſeinem Kopfe mit ſich herumtrage, und nun ward er Schriftſteller.

Wenn wir auch der Phyſiognomik des ſchwärmeriſchen Lavater ſonſt nicht viel verdanken, ſo iſt das Verdienſt doch groß genug, die phyſiognomiſchen Reiſen veranlaßt zu haben. Mit dieſem launigten Werke trat jetzt Muſäus, doch ohne ſich zu nennen, auf die Bühne der deutſchen Litteratur, nachdem ſeine Muſe lange Jahre geſchlummert hatte. Denn nicht die Erſtlinge ſeines Geiſtes opferte er hier. Schon in ſeinen Jünglingsjahren, als der engliſche Grandiſon den Teutſchen die Köpfe verdrehte, wie ſpäterhin der teutſche Werther, ſchon damals ſchwang er mit nicht ſchwacher Fauſt die Geiſel der Satyre, und ſchrieb den zweyten Grandiſon, ein Werk, welches dem Jahrzehend, in welchem es erſchien, wahrlich keine Schande macht. Auf Bitten des armen Verlegers, ſeiner damaligen Hebamme, welcher, nach Erſcheinung der phyſiognomiſchen Reiſen auch von dem wachſenden Ruhme ihres Verfaſſers Nutzen zu ziehen wünſchte, entſchloß er ſich im Jahr 1781, blos aus Herzensgüte, für ein höchſt karges Honorarium, zu einer gänzlichen Umarbeitung dieſes Werkchens, und ſo iſt es noch heute ein Buch voll origineller Laune, eben ſo beluſtigend, wenn gleich nicht eben ſo bekannt, als Siegfried von Lindenberg.

Außer dieſem erſten Verſuche, haben wir aus ſeinen frühern Jahren nichts von Bedeutung aufzuweiſen. Das Gärtnermädchen, eine komiſche Oper; die vier Stufen des menſchlichen Alters, ein Vorſpiel mit Geſang; Recenſionen in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und einige Gelegenheitsgedichte, iſt alles was er dem Druck übergab.

„Wie? höre ich fragen: ein Mann wie Muſäus ſchrieb Gelegenheitsgedichte?“ Ja, und was noch mehr iſt, Gelegenheitsgedichte für Geld. Teutſche Dichtkunſt iſt eine Pflanze, die nur ſelten ein Fürſt begießt und pflegt, und unter Glas vor rauher Witterung bewahrt; eine Pflanze, die ihre Nahrung, mit den gemeinſten Pflanzen um ſich her, aus einer Luft, aus einem Boden ziehen muß. Wie manchesmal habe ich den verdienſtvollen und kargbeſoldeten Muſäus, wenige Tage vor dem Neujahrsfeſte, beſchäftigt angetroffen, mitten unter dem Schnarren der Spinnräder und Kindergeſchrey, (denn nur Ein Zimmer faßte die ganze Familie), für den Küſter der Stadtkirche zu Weimar ein Neujahrslied zu dichten, wofür ihm dieſer einen Laubthaler bezahlte, es dann gedruckt, ſammt der Liſte der Gebohrnen und Geſtorbnen in Goldpapier binden ließ, und den Leuten in die Häuſer trug.

So preßte der immer emſige Vater und Gatte wider Willen aus ſeinem Kopfe manchen unbedeutenden Reim, indeſſen vielleicht manches Meiſterſtück in ſeiner Einbildungskraft ſchlummerte, weil kein Küſter ſein Intereſſe dabey fand, es zu bezahlen.

Doch auch ſeine gränzenloſe Beſcheidenheit, ſein Mißtrauen in eigne Kräfte, waren Schuld daran, daß er nicht eher eine glänzende Rolle unter den guten Köpfen ſeiner Zeit ſpielte. Erſt dann, als Sehnſucht nach häuslicher Ruhe ihn beſtimmte, ſich alle Koſtgänger vom Halſe zu ſchaffen, erſt dann grub er nach dieſer Quelle, die ſo reichhaltig hervorſprudelte.

Zwar, er ſelbſt war der lezte, der ſich von dem innern Gehalt ſeiner Schriften überzeugte. Beſcheiden unterdrückte er ſeinen Namen vor den phyſiognomiſchen Reiſen; nur wenig Perſonen wußten um ſeine Autorſchaft: er lauerte auf das Urtheil der Welt, ſchwieg noch immer als Fama ſchon in ihre Poſaune ſtieß, und litt geduldig, daß alle gelehrte Zeitungen andre Männer als Verfaſſer nannten.

Als endlich der Name Muſäus an den Platz jener dunkeln Namen trat, als der Verfaſſer der phyſiognomiſchen Reiſen Sitz und Stimme neben Swift und Rabner nahm, und das teutſche Publikum ihm Beyfall jauchzend anerkannte: da blickten auch die ſchönen Geiſter, deren das feine und glückliche Weimar ſo manchen beherbergt, bewundrungsvoll ſich unter einander an, ſtaunend, einen Mann in ihrer Mitte zu ſehen, den ſie bisher nicht für ihren Gildegenoſſen erkannt hatten. Alles drängte ſich zu ihm. Alles wetteiferte, ihm Bewunderung zu zollen, ſein Haus wurde nicht leer, und ſein kleiner Knabe war dieſer Art Beſuche ſchon ſo gewohnt, daß er einſt durchs Fenſter blickend rief: „da kommt wieder Einer der den Papa loben will.“

Dem beſcheidenen Manne ſtieg dieſer Weihrauch nicht zu Kopfe. Er blieb wie er war, erhaben über ſeinen Ruhm, und zufrieden als Hausvater ein Mittel gefunden zu haben, kargen Erwerb und Ruhe mit einander zu vereinigen. Kargen Erwerb, ſagte ich, denn ſeine Verleger bezahlten ihm ſchlecht.

ſchichte *). Zwey Laubthaler erhielt er für den Bogen ſeiner phyſiognomiſchen Reiſen, ein Werk, bey welchem Herr Richter in Altenburg Tauſende verdient hat **).

Die Bahn war gebrochen, und er fuhr fort zu ſchreiben. Die Volksmährchen, Freund Heins Erſcheinungen, die Straußfedern, ſind in aller Leſer Händen, ihr Lob in aller Leſer Munde. Wenigen aber iſt vielleicht bekannt, daß, als er den Gedanken faßte Volksmährchen der Deutſchen zu ſchreiben, den, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um ſich her verſammelte, ſich in ihre Mitte ſetzte, und von ihnen mit ekelhafter Geſchwätzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach ſo reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ ſich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes Mährchen mit einem Dreyer. — Eines Abends kam ſeine Frau von einem Beſuche zurück. Als ſie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von ſchlechtem Tabak entgegen, und ſie erblickte durch dieſen Nebel ihren Mann am Ofen ſitzend, neben einem alten Soldaten, der ſein kurzes Pfeifgen zwiſchen den Zähnen hielt, tapfer drauf los ſchmauchte, und ihm Mährchen erzählte.

---

*) Ich bitte hier zu Gunſten meines Freundes Steiner in Winterthur eine gerechte Ausnahme zu machen. W.

**) Und dennoch verkümmert dieſer Mann anjetzt der Wittwe den kleinen Nachſchuß, für die neuern Auflagen der phyſiognomiſchen Reiſen. Sie hat ihn gerichtlich deshalb belangen müſſen, und ich behalte mir vor, den Ausgang dieſer Sache, und das Verfahren des Herrn Richters dabey, zur Warnung jedes Schriftſtellers, dem Publikum vor Augen zu legen.

Jede Stunde die ſeine Berufsgeſchäfte ihm gönnten, war lehrreicher Beluſtigung des Publikums gewidmet. Ein kleiner Garten an der Ilm mit einer Hütte, nur eben groß genug, um einen Tiſch und ein Paar Stühle zu faſſen, lud im Sommer ihn oft in ſeine Schatten ein. Da war es ſo ſtill und kühl, und nur der Fluß murmelte leiſe. Ach! da habe ich oft an ſeiner Seite geſeſſen, er für die Nachwelt dichtend, und ich, den Muſen meine Erſtlinge opfernd. Wenn er dann ein Paar Seiten geſchrieben hatte, ſo machte er mir zuweilen die Freude, mir das vorzuleſen. Vergieb mir Leſer, daß ich bey dieſem ſüßen Andenken verweile! es waren die ſchönſten Stunden meiner Jünglingsjahre. Wenn wir des Abends nach Hauſe giengen, ſo rauften wir vorher im Garten ein paar Dutzend Radiesgen aus, um unſre frugale Mahlzeit damit zu würzen. Wenn wir ſpät uns trennten, ſo gaben wir uns die Hand darauf, den andern Morgen früh um 6 Uhr wieder im Garten zu erſcheinen, und wer der Lezte war, mußte den Andern mit Kaffe bewirthen. Oft traf ſichs dann, daß wir am andern Morgen zu der beſtimmten Zeit, auf entgegen geſezten Wegen, beyde nur noch gleich fern vom Garten waren; wenn er nun von weiten durch ſeine Lorgnette mich erblickte — noch ſehe und höre ich ihn, wie er dann zu laufen begann, und dabey lachte, daß ihm der Athem vergieng, um mir um einige Schritte zuvor zu kommen. So einfach und ſo ſchuldlos waren alle ſeine Freuden. Süße Stunden! ihr kehrt nie zurück!

In den leztern Jahren ſeines Lebens hatte er auf der Altenburg bey Weimar ſich ein Plätzgen gekauft, ſelbſt einen Garten angelegt, und ein kleines niedliches Haus gebaut. Die Herzogin Amalia, dieſe Freundin und Vertraute der Muſen, möblirte die Freyſtadt des Dichters. Es ward ſein Lieblingsaufenthalt. Dort ſah er ſtill glücklich jeden Strauch wachſen und gedeihen, den er ſelbſt gepflanzt hatte. Ach! daß er nicht jeden Strauch zum Baume werden ſah!

Seine Wittwe hat dieſes Plätzchen, mittelſt einer Lotterie veräußert. Die herrliche Ausſicht weggenommen, ſo war es noch wenig werth; aber Muſäus hatte da gelebt und geſchrieben — es war viel werth! Leſer wenn du jemahls von Jena nach Weimar fährſt, und dein Wagen den Berg bey Weimar herunter rollt; ſo blicke linker Hand auf das kleine liebe Plätzgen, und weine wenn du ſeinen ehemaligen Beſitzer kannteſt — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt!

Ach! er war ein ſeltner Menſch! der von auſſen wenig ſchien, weil er in ſeinen Geſprächen nie mehr Verſtand durchſchimmern ließ, als der, mit dem er ſprach, ertragen konnte; weil er jedem Thoren ſeine Thorheit ließ, den Narren nie an ſeiner Kappe zupfte; weil er mit dem Witzlinge nicht das gemein hatte, daß er keinen witzigen Einfall verſchlucken konnte; und endlich, weil er den Schmuck ſeines Körpers vernachläſſigte, verachtete immer und immer in ſeinem grauen Rocke und ſeiner runden übel genug friſirten Locke einher gieng, und ſeiner Frau einen großen Gefallen zu erzeigen wähnte, wenn er einmal ein neues Kleid anzog, welches ſie ihm heimlich hatte machen laſſen.

So wenig aber auch er ſelbſt auf Kleiderprunk achtete, ſo ſah er doch ſeine Frau gern geputzt, ſein liebes Julchen, für welche er bis an ſeines Lebens letzten Hauch der zärtlichſte Gatte, wie für ſeine Söhne, der beſte Vater war. Oft wurde er mit den Kindern zum Kinde. Nie habe ich ihn froher und heiterer geſehen, als am Weyhnachtsfeſte, wenn die Kinder auf den heiligen Chriſt warteten. Da ließ er ſichs nicht nehmen, die ganze Veranſtaltung ſelbſt zu treffen; da ſaß er ſo emſig, und vergoldete Roſinen, Aepfel und Nüſſe, ſchnitt Wachsſtöcke zu, putzte Zuckerbäume aus, ſetzte einen Engel mit einer Fahne von Flittergold oben drauf, und wenn alles fertig war, ſo zündete er die Lichter ſelbſt an, rief mit Jubelgeſchrey die harrenden Kinder herein, hüpfte und ſprang unter ihnen herum, und war glücklich wie ſie.

Oft that er kleine Reiſen zu Fuß nach Jena oder Gotha. Dann war er immer mit einem Regenſchirme ausgerüſtet, den er, nach Beſchaffenheit der Umſtände, gegen Sonnenſtrahlen oder Regen nützte, oder, wenn der Wind ihm ins Geſicht blies, vor den Bauch hielt. Dabey gieng er mit aufgeknöpfter Weſte, und trug ſein Kleid und einige Wäſche an einem Stocke auf der Schulter, unbekümmert ob man ihn in dieſem Aufzug für einen Handwerksburſchen nehmen werde. Ich habe einſt in ſeiner und Klingers Geſellſchaft eine ſolche Reiſe nach Gotha mit gemacht. Dort kaufte er für ſeinen Knaben ein Steckenpferd, und da er auf dem Rückwege nicht recht wußte wo er es laſſen ſollte, ſo band er auch das noch an ſeinem Stocke feſt, und zog, ſo abentheuerlich heraus ſtaffirt durch die Thore von Weimar. Man kannte ſeine kleinen Eigenheiten, man lächelte darüber, und liebte ihn drum nicht minder.

Ach! warum war Freund Hein nicht dankbar gegen dieſen Mann, der einſt ſeine Erſcheinungen ſo lieblich bildete? Muſäus ſtarb im Oktober des Jahres 1787 im 52ſten Jahr ſeines Alters, an einer höchſt ſeltenen Krankheit, einem Polypen am Herzen. Daher wurde ihm das beneidenswerthe Glück, daß ſein Tod die Sache eines Augenblicks war — aber welch' ein Augenblick für alle die ihn liebten!

Den Grund zu dieſer Krankheit mochte er ſeit langen Jahren wohl ſelbſt gelegt haben; denn dieſer, in Rückſicht ſeines Körpers, äußerſt mäßige Mann, erlaubte doch oft ſeiner Seele zu ſchwelgen. Wann er den lieben langen Tag ſeine mühſelige Berufsarbeit vollbracht hatte, ſo ſetzte er ſich gewöhnlich des Abends nach dem Eſſen an ſeinen Schreibtiſch, dichtete bis um zwey Uhr des Morgens, und rauchte Toback, und trank kalten Kaffee dabey. So verpraßte er ſeine Geiſteskräfte, trotz dem öftern Bitten und Flehen ſeiner Gattin, und aller die ihn liebten, das heißt: aller die ihn umgaben. Schon lange litt ſein Körper, manches Symptom warnte ihn, er achtete nicht darauf — und unterlag.

Zeugen der Liebe ſeiner Mitbürger waren die Thränen, welche am Tage ſeines Leichenbegängniſſes floſſen, die zahlreiche Menge welche unverabredet herbey ſtrömte, die Lobrede welche der groſſe Herder unaufgefordert ihm hielt, und endlich das ſchöne einfache Denkmahl, welches kurz nach ſeinem Tode ihm auf dem Kirchhofe zu Weimar errichtet wurde, von — man weiß nicht von wem! Da ſpringt auch an der Mauer der St. Jacobs-Kirche ſein ſehr ähnliches Basrelief in die Augen, darunter erblickt ihr eine Urne, welche auf einem Buche ſteht, mit der Ueberſchrift: dem unvergeßlichen Muſäus.

Ja wohl unvergeßlich! O Geiſt meines theuern Muſäus! meines Freundes! meines Lehrers! ſchwebe hernieder und hauche ſanft die Thräne von meiner Wange, in welcher die Buchſtaben zittern, die mein Herz meiner Feder verſagte!

Leſer! wenn es euch vorkam, als hätte ich euch manches erzählt, das unwerth ſey der Nachwelt aufbehalten zu werden: ſo verzeiht dem Ausbruch meiner Empfindung! Denkt ihr einmal bey einem Grabe vorüber, wo ein Sohn um ſeinen Vater weint, und Blumen, ſo gut er ſie hat, auf den Hügel wirft — nicht wahr ihr würdet ſtehen bleiben, und eure Mitleidsthräne dem Bekümmerten nicht verſagen? Ach! und hättet ihr ihn gekannt, den rechtſchaffenen Mann, den treuen Gatten, den liebreichen Vater, den biedern Freund, immer heiter, immer zufrieden mit dem Wenigen das ihm der Himmel gab, immer theilend mit dem ärmern Bruder das Wenige das ihm der Himmel gab, nie ſich bückend vor Rang und Gold um ſich Gönner zu erſchmeicheln, nie — —

Doch halt! warum wirſt du unwillig, lieber Geiſt? — Folgte die Beſcheidenheit, die deines Lebens Gefährtin war, dir auch ins Reich der Schatten? Wohlan! ich ſchweige — und weine!

August von Kotzebue.

Erzählungen

von

A. Kotzebue.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Herrn

Profeſſor Muſäus

gewidmet.

Es iſt fürwahr um's Bücherſchreiben
Zu dieſer Friſt ein küzlich Ding!
Wer klug iſt, läßt es immer bleiben:
Doch klug iſt auch kein Dichterling.
Ein Jeder trägt dem Gott der Muſen
Sein Scherflein zu, und bildet froh ſich ein,
Nur er allein
Könn' auf Verdienſte fußen,
Sey in ſo hohem Grad mit Lichtgenie begabt,
Wie auf der ganzen weiten Erde
Vor ihm kein Menſchenkind gehabt,
Auch nach ihm keines haben werde.
Weil nun von Ulm an bis Archangel,
Was Finger hat, gar tapfer ſchreibt,
Auch Jeder ſein Produkt vertreibt,
So iſt auf dem Parnaß an Opfern nie ein Mangel,

Und wie beym lezten Balle
Mir Dame Erato geſtanden,
So iſt im unverhofften Falle,
Wenn etwa die Berliner-Galle
(Wie leicht geſchehen kan) die Herren Skribler alle
Einmal zu Boden wirft, und jeden Finger lähmt,
Auf zwanzig Jahr Makulatur vorhanden.
Allein, „ein Schelm, der drob ſich grämt!“
Hör' ich die Legionen ſagen,
Und ſehe, wie ſie unverſchämt
All' ihre Bündel doch zum Gott der Muſen tragen,
Auch wohl in einem Odenſieber
Sich mächtig über
Ein ehrſam Publikum beklagen.

Ich, meine Damen und Herrn!
Geſtehe gern,
Daß keine der Göttinnen
Die Leyer mir geſtimmt,

Und daß mein Fuß den Berg der Pierinnen
Noch nie erklimmt;
Noch weniger hat in der ſüßen
Dichtkunſt Apollo ſelbſt mich Armen unterwieſen;
Denn, ach! ich kam zu ſpät — dem ſey nun, wie ihm ſey! —
Weil ſo viel tauſend Muſenſöhne
(Aechte oder Baſtard — einerley!)
Sich ſchon am Rand der Hippokrene
Gelagert hatten,
Und jeder in des Lorbeers Schatten
So manchen Kikelkakel ſchrieb,
Daß auch für mich kein Pläzchen übrig blieb.
Doch bin ich drum noch nicht von aller Hülfe baar;
Denn einer — der, als der Parnaß
Von falſchen Irrlichtern
Und unberufnen Dichtern
Noch nicht ſo überſchwemmt als itzo war,
Dem Muſengott zur rechten Seite ſaß —

Nahm ſich getreulich meiner an,
Und der biſt Du! Du, theurer Mann!
Du lehrteſt mich den erſten Grundakkord
Der ganzen Dichterharmonie;
Und Deine Lehren, Freund! was wär ich ohne ſie?
Du gabſt mir Wielands, Bürgers Schriften:
Ich ſah, wie unbegreiflich leicht
Der Dichtkunſt Klippen ſie behend vorüberſchifften,
Wie ſtets ein Vers den andern zeugt,
Und Wieland hier, und Bürger dort,
Den Helikon, als wärs ein Stockwerk hoch, erſteigt.
Unwiderſtehlich riß michs fort!
Ich fühlte nach und nach, wie manche trübe Stunde
Uns ſchneller dann vorübereilt,
Wie manche ölbedürftge Wunde
Auch eine Stanze nur aus Wieland's Oberon heilt.

Denn was verſüßt die rauhe Bahn,
Die wir oft lang, oft kurz hienieden wallen,
Bis wir des alten Charons Kahn
Einſt an des Todes Rand uns nahn;
Und was erzwingt oft ſelbſt dem finſtern Biedermann
Ein Lächeln und ein ſüßes Wohlgefallen?
Iſt's nicht ein frölich Lied, das von der Leyer tönt,
Und oft uns mit uns ſelbſt verſöhnt,
Wenn jener böſe Geiſt, Hypochondrie genannt,
Den Weg zu unſerm Herze fand?

Die alten und die neuen Dichter
Beſtimmen uns der Dinge drey,
Wovon uns jedes nöthig ſey,
Um unſre frölichen Geſichter
Und offne Stirn von allen Falten
Der böſen Laune rein zu halten:
Ein Freund — ein Mädchen — ein Glas Wein;

Und ich geſtehe gern, daß ich von allen dreyen
Sehr ungern eins entbehren möchte.

Ein köſtlich Ding um einen braven Freund,
Der's treu und redlich mit uns meynt,
Der mit uns lacht und mit uns weint,
Und — wenn uns auch die Sonne nicht mehr ſcheint —
Doch nimmer uns den Rücken dreht,
Bis an des Grabes Rand vereint
Mit uns durchs Pilger-Leben geht.

Ein köſtlich Ding, in eines Engels Arm
Sich zu entladen jedes Kummers,
Da zu vergeſſen jeden Harm,
Da zu genießen ſüßes Schlummers,
Und zu erwachen von dem Kuſſe
Der reinſten Unſchuld, die mit Liebe ſich vermählt,
Und wo dich nie nach dem Genuſſe
Die Reue quält.

Ein köſtlich Ding um alten Wein,
Gekeltert da, wo Vater Rhein
In majeſtätſchen Fluthen ſich ergießt!
„Ein köſtlich Ding!“ ruft jeder Zecher,
Indem aus dem belaubten Becher
Der Zaubertrank in ſeine Kehle fließt.

Doch auch der Muſen Gunſt gewährt
Nur ſtille zwar, doch ſüße Freuden,
Und auch die Muſe, traun! iſt wohl des Wunſches werth,
Von ihr geliebt zu ſeyn, ſich nie von ihr zu ſcheiden.
Oft, wenn ein Kummer oder Leiden
Ermüdet unſere Geduld,
So ſetzet man ſich an ſein Pult,
Singt ſeinem Mädchen, ſeinem Freunde
Ein frölich Liedchen — man erholt ſich nach und nach,
Und wenn den Augenblick vorher man weinte,
So lacht man einen Augenblick hernach.

So macht' ichs ſchon ſeit langer Zeit.
Nur denen, die Apoll zu Lieblingen geweiht,
Verſucht' ich nachzuſtammeln;
Und ſiehe da! ich bin ſo weit,
Daß ich vermag ein Bändchen voll zu ſammeln.
Nimm hin die erſten Frühlingsfrüchte!
Nicht unterm Lorbeer wuchſen ſie,
Verdienen auch vielleicht den Kranz des Lorbeers nie.

Nur unſre vaterländ'ſche Fichte
Sah ſie entſtehn, die ſchüchternen Gedichte:
Und iſt nicht jedes das,
Was — wenn ichs ſagen darf — es eigentlich ſeyn ſoll;

Ey nun! ſo weißt Du, der Parnaß
War, wie geſagt, für mich zu voll.

Phyllis,

Königin von Thrazien, an Demophoon, des Theseus Sohn.

Freye Ueberſetzung.

Ovid. Heroid. Ep. II.

Dein rhodopejiſch Mädchen wagt,
Dich, ach! vielleicht im Buhlen-Arm zu ſtören!
Sie weint von dir erpreßte Zähren.
Das Leiden, das in ihrem Innern nagt,
Hat ihre Seele ſtumpf gemacht:
Du ſollſt zum leztenmal ſie hören! —
Verſprachſt du nicht zurückzukehren,
Sobald der ſilberfarbne Mond
Nur Einmal ſeinen Lauf geendet?

Und viermal — ach, Demophoon!
Hat Luna ſchon
Die dunkelblaue Bahn vollendet:
Vier Monden ſind ſo ſchnell entflohn,
Und noch führt das ſidon'ſche Meer
Nicht ein aktäiſch Schiff mir her.

Du ſiehſt, ich klage nicht zu früh;
Verliebte zählen ja die Stunden,
Und nun iſt all mein Muth entſchwunden! — —
Demophoon! — Doch werd' ich nie
Dein Herz des bittern Vorwurfs werth,
Dich ſelbſt ſo falſch, ſo untreu glauben;
Du weißt, will man uns Hoſnung rauben,
Die wir ſo lang, ſo lang genährt,
Wie dann wir die Gewißheit ſcheuen,
Des ſüßen Wahns uns gerne freuen,
Und gern entſchuldigen, wenn nur
Noch eine kleine, kleine Spur
Dazu uns übrig bleibt. — Auch ich
Wie oft, wie gern entſchuldg' ich dich!

Oft wähn' ich frey und unbekümmert,
Daß Theſeus dich vielleicht noch hält;

Dann bin ich ruhig; aber fällt
Mir der Gedanke ein: zertrümmert
Kann, ach! wohl gar dein leichtes Schiff
Auf Hebrus Höhen ſeyn, und tief
Liegt mein Geliebter nun im Meere —
Demophoon! — dann quillt die Zähre
Hell über meine Wang' herab,
Und wirbelnd dampfen die Altäre
Von Opfern, die ich für dich gab.

Oft lag ich an des Meeres Strand,
Wenn über mir in blau Gewand
Der Himmel ſanft gehüllet war,
Wenn um mich leiſe Wellen rauſchten:
Und Zephyrs nur im grünen Haar
Der hohen Tannenwipfel lauſchten.
Oft ſtund ich einſam, wenn der Stern
Der Liebe auf- und unterging,
Und Nacht und Grauen mich umfing;
Und bliebſt du dann noch immer fern
Von deinem Mädchen, war ich gern
Bereit, in tauſend neuen Gründen
Des Zögerns Urſach aufzufinden.

Umſonſt! dich führt nicht unſre Liebe
Und nicht dein Schwur zu mir zurück:
Ich wandle einſam nun und trübe,
Verfluche dich und mein Geſchick.
Du fürchteſt nicht, Zevs könne rächen
Mit Blitzen den gebrochnen Schwur!
Ach! Falſcher! nicht dein Segel nur,
Auch deine Worte, dein Verſprechen,
Gabſt du mit unbefangnem Sinn
Den Winden und den Wellen hin.
Sprich, harter, ungetreuer Mann!
Sprich! was hat Phyllis dir gethan? —

Wars unrecht, o Demophoon!
Daß, wenn dein Auge auf mich blickte,
Dich meine Augen selten flohn?
Wars unrecht, daß, wenn Theseus Sohn
So feurig warm die Hand mir druckte,
Ich ſtets den Druck zurücke gab?
Wars unrecht, daß in deinen Armen
Ich lachte meiner Unſchuld Grab? —
O lieber Jüngling! dann Erbarmen
Der Schwachheit! — nein! nie reut ſie mich!
Sie iſt ja ein Verdienſt um dich.

Und welcher Gott war dir zu groß,
Den, ohne vor dem Schwur zu beben,
Du nicht zum Bürgen mir gegeben?
Du ſchwurſt beym Meere, das doch eben
In ſtürmſchen Wellen ſich ergoß,
Auf dem ſo oft du Glück und Leben
Gewagt, und dem du doch ſo gern
Aufs neue nun dich preisgegeben.
Du ſchwurſt mir bey dem Abendſtern,
Bey Cyprien, bey Amors Bogen,
Der ſeinen Pfeil mit Höllenſchmerz
Mir grub in's unbefangne Herz. —
Verſchlingt den falſchen Mann, ihr Wogen!
Ach! alle ſeine Schwüre ſind
Verweht vom leichten Abendwind.

Und ſollte nun ein jeder Gott,
Zur Rach' entflammt durch deinen Spott,
Gerührt durch deiner Phyllis Klagen,
Des falſchen Meineids Rächer ſeyn;
O Jüngling! könntſt du wohl allein
Die Rache des Olympus tragen? —

Ach! daß ich ſelbſt ſo ſorgenlos
Das Gift mir in den Buſen goß!

Zertrümmert war von ſtürmiſchen Gewäſſern
Dein leichtes Schiff — ich half es beſſern,
Das Schiff, auf dem du mich verließſt,
Gab dir das Ruder in die Hände,
Ich ſchuf den Jammer ohne Ende,
Den du, o Ewiger! nur ſiehſt.
Ich habe deinen glatten Worten
Und deiner Herkunft ſelbſt getraut,
Auf deine Thränen ſelbſt gebaut:
Ich wähnte nicht, du könnteſt morden,
Durch bittern namenloſen Gram,
Das Mädchen, das ſo liebevoll
Dich einſt in ihre Arme nahm.
Doch dieſe Rückerinn'rung ſoll
Mich Arme nicht noch mehr beſtrafen.
Auch das iſt ein Verdienſt um dich,
Daß deine Phyllis ſelbſt den Hafen
Dir öffnete; das Schiff, das mich
Von dem Geliebten trennen ſollte,
Selbſt beſſerte, dir Thränen zollte,
Und nur durch Küſſe, Mund auf Mund,
Verſiegelte der Herzen Bund.
Wer aber tilgt den Vorwurf mir,
Daß ich zu ſchnell Gehör gegeben;

Daß ich, in Hoffnung, einſt mit dir
Mein Daſeyn wonnig zu verleben,
In jener Nacht — ſo bang — ſo ſüß —
Dich meine Unſchuld rauben ließ?
O Zevs! wo war da deine Macht?
Zevs! konntſt du nicht mit deinen Blitzen
Das ſchwache Mädchen unterſtützen?
Und ach! der Tag vor dieſer Nacht —
Wär' er mein Todestag geweſen!
So würd' ich wenigſtens doch noch
Geſchmückt mit meiner Unſchuld weſen. —

Ich traute dir, ich hoffte doch
Ein beſſer Schickſal zu verdienen.
Ich war ja, Lieber! dir ſo gut!
Ein Mädchen, das mit ihrem Blut
So gern bereit war, dir zu dienen;
Und fühllos konntſt du von mir gehn! —
Demophoon! ich war es werth,
Den Wunſch nach dir erfüllt zu ſehn,
Und wenn man dann, was man begehrt,
Doch nicht erhält — gewiß, das kränkt
Die makelloſe Seele mehr,
Als flatterhafter Leichtſinn denkt.

O Mann! bey Gott! es iſt nicht ſchwer,
Durch glatte, ſchmeichelvolle Lügen
Ein wehrlos Mädchen zu betrügen —
Doch wehe dem, der uns verführt,
Den nicht die fromme Einfalt rührt,
Der ſcherzen kann zum Zeitvertreib
Mit Unſchuld, unſerm Heiligthum!
Ich — eine Liebende — ein Weib —
Von dir verführt — iſt das dein Ruhm,
So ſetze man dir Ehrenſäulen
Dort unter den egidiſchen;
Dann wird ſich Theſeus dort verweilen,
Wird mitten unter ihnen ſtehn,
Wird leſen, was Prokruſtes that,
Wie Sinis, Minotaurus ſtritten,
Was überwundne Theben litten,
Wie Scyron einſt gefochten hat;
Und kommt er dann an ſeinen Sohn,
Den tapfern Held Demophoon,
So leſ' er dieſe Worte laut:
„Ein Mädchen — Phyllis — ſeine Braut —
„Die, als er an ihr Ufer kam,
„Ihn gaſtfrey in die Arme nahm,
„Hat ihre Unſchuld ihm vertraut.

„Sie liebt ihn noch, ſtatt ihn zu haſſen,
„Und er — zum Dank — hat ſie verlaſſen.“

Von allem dem, was Theſeus that,
Iſt nur in deinem Sinn geblieben
Das Mädchen, das er auch zu lieben
Nur vorgab, und verlaſſen hat. *)
Was er allein entſchuldgen möchte,
Nur das bewundert jezt ſein Sohn;
Doch wünſch' ich nicht, Demophoon,
Daß mich ein Gott, wie jene, rächte. **)

Die Thrazier verachten mich,
Daß ich dich Fremdling vorgezogen:
„Geh! übergieb dich Meereswogen!
„Flieh nach Athen! vermähle dich
„Mit ihm, dem ungetreuen Mann!
„Beherrſchen wird ein König dann
„Das kriegeriſche Thrazien;
„Und aus dem Ausgang wird man ſehn,
„Ob unſre Phyllis wohl gethan.“

---

*) Ariadne.

**) Bacchus heirathete Ariadnen.

So ſagen ſie. Doch wer will hier
Die That wohl nach dem Ausgang richten?
Demophoon kann alles dies zernichten,
O! käm' er nur zurück zu mir
Und wäre ganz — ganz wieder mein,
Dann ſollte Jeder Richter ſeyn.

Doch ach! dich reizt auch nicht die Krone,
Der Glanz von meiner Königsſtadt,
Das Mädchen, das auf einem Throne
Dein wartet; und, vom Streiten matt,
Wirſt du dich nach vollbrachten Thaten
Nie in biſton'ſchem Waſſer baden.

Noch ſeh' ich, wie du von mir gingſt,
Noch fühl' ich, wie mit tauſend Zähren
Du da an meinem Halſe hingſt,
Noch wähn' ich — ach! dich ſelbſt zu hören:
„Du klagteſt, Falſcher! daß der Wind
So günſtig in die Segel blies,
Und als dein Schiff nun ſo geſchwind
Den Hafen Thraziens verließ,
Da riefſt du mir noch einmal nach:
„Ich halte, was ich dir verſprach!

„Geliebte! bald erwarte mich!"
Da ſteh' ich nun, erwarte dich,
Dich, der mein Klagen nicht mehr hört,
Mich nicht mehr liebt, und der nun nimmer
Zurück auf dieſe Küſte kehrt —
Und doch erwart' ich dich noch immer!
O, kehre wieder! kehre wieder,
Geliebter! noch iſt's nicht zu ſpät!
Du warſt ja ſonſt ſo gut, ſo bieder —
Komm! ſieh, ein günſtiger Oſtwind weht.

Umſonſt, umſonſt ſind meine Bitten!
Noch hab' ich nicht genug gelitten!
Vielleicht, daß eben jezt dein Arm
Sich um ein ander Mädchen windet,
So liebevoll, ſo feurig warm,
Als ſonſt um mich. — O! wer ergründet
Der Männer falſche Herzen je!
Sonſt warfſt du dich mit trunknem Sinn
So gern in meine Arme hin,
Schwurſt mir, berauſcht von ſanfter Liebe Freuden:
„Nur Tod, Geliebte, ſoll uns ſcheiden!"
Nicht Tod, nur eine ſtille See

Hat von dem Mädchen dich getrennt,
Das dein Gedanke kaum noch kennt.

Geliebter! ach, Demophoon!
Kennſt du noch, die in Sturmes Noth
Dir Thraziens Hafen gaſtfrey bot?
Die des erhabnen Theſeus Sohn
Gern alles gab, was ihr gehörte;
Die mächtig ſeine Schätze mehrte,
Lykurgens Reich ihm unterwarf,
Das eines Mannes Arm bedarf;
Die von dem kalten Rhodope
Bis an den ſchattenreichen Hämus
Geleitete des Fremdlings Fuß;
Die endlich — nun zu Ach und Weh,
Zu ewgem namenloſen Jammer —
Dich führte in die Hochzeitkammer?
Da kreiſchten um mich her die Eulen,
Tiſiphone begann zu heulen,
Alekto kam mit bleichen Wangen,
Um ihren Buſen wanden ſich
Mit Hohngeziſche kurze Schlangen,
Und Grabesfackeln ſchreckten mich.

Doch lieb' ich noch den Ungetreuen!
Des Meeres Ufer iſt mein Bette;
Da wohn' ich, ohne für der Kette
Der ſteilen Klippen mich zu ſcheuen;
Da blick' ich oft wohl Tage lang
Mit ſtarrem Aug' hinaus ins Meer,
Und wiegt ſich dann ein Schiff daher —
O Jüngling, wie wird mir ſo bang!
Ich laufe mit beklemmtem Sinn
Wohl auf, wohl ab am Ufer hin,
Und wähne plözlich die Geſtalten
Der Götter meines Reichs zu ſehn, *)
Bald will ich bleiben — wieder gehn —
Bald tauml' ich fort — bald bleib' ich ſtehn —
Mein Auge dämmert, und dann halten
Die Mädchen ihre Königin,
Mich, die verlaßne Thrazierin,
Die hoffnungsloſe Dulderin.

Am Strand des Meers iſt eine Bucht,
Dort hab' ich, ach! verzweiflungsvoll
Dir und dem Schickſal oft geflucht,

---

*) Die Götter des Landes wurden auf die Flaggen gemalt.

Dort wein' ich laut, und dort entquoll
Zuerſt der Vorſatz meinem Herzen,
Durch einen kühnen Sprung ſo leicht
Zu enden alle meine Schmerzen.
Denn trägt die Welle mich vielleicht
Hin an dein Ufer, wirſt die Laſt
Da an den Strand, und unbegraben,
Ein Raub der Tiger und der Raben
Wirſt du mich finden, o! und haſt
Du dann ein Herz, das noch empfindet,
So wirſt du meinen Tod beklagen,
Vielleicht mit einer Thräne ſagen:
„Daß ſo mein Auge hier dich findet,
„Verzerrt dein lächelndes Geſicht —
„Nein, Phyllis, nein! das wollt' ich nicht!"

Oft ſollte Dolch, oft Gift das Glück
Elyſiums mir Armen bringen,
Oft wollt' ich auch mit einem Strick
Von deinem Haar den Hals umſchlingen,
Weil er von ungetreuen Armen
Sich einſt umſchlingen ließ — und nun —
Beſchloſſen iſt es, ohn' Erbarmen!
Von meinem Elend auszuruhn,

Zu ärnten meines Kummers Lohn,
Zu ſterben! — — ach, Demophoon!
Hier unter dieſem Herzen liegt
Ein Kind von dir — ich wollt' es ſchonen —
Doch wer wird mir mein Dulden lohnen?.
Oft hat mich die Natur beſiegt,
Doch nun — entflammt vom wilden Grimme
Veracht' ich ihre ſanfte Stimme.
Ich ſterbe, und mein Leichenſtein
Soll meiner Unſchuld Zeuge ſeyn.
O Jüngling! meine Wange röthet
Sich nicht aus Abſcheu für der That;
Der grauſam mich verlaſſen hat,
Demophoon hat mich getödtet!
Er iſt die Urſach', er allein!
Er führte mich zum ſchwarzen Rand
Des Grabes, ſtürzte mich hinein! —
Ich lieh ihm ja nur meine Hand.

Periander. *)

1.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,
Der einſt das Grab des Lykophron umwehte!
Nimm weg den Myrtenkranz, der hier
Am Fuß der Leyer hängt, umhülle ſie mit Flohr,
Auf daß ſie ſchwirre langſam traurig,
Gleich jenem Schluchzen, das nur ſchwach und ſchaurig
Entbebt Korinthens Thor.

2.

Im weißen Schleyer und Gewand,
Mit einem himmelblauen Band

---

*) Dieſe Geſchichte iſt theils aus dem dritten Buche des Herodot, theils aus des Diogenes Laertius Leben des Perianders gezogen.

Durchwebt das ungeſchmückte Haar,
Umringt den Sarg der Mädchen Schaar;
Die Thräne fällt herab auf bloße Füße,
Vermiſcht ſich mit dem Staub,
Geweint um Lykophron, des frühen Todes Raub:
Die Wache folget ſtumm, geſenkt ſind ihre Spieſe.

3.

Wer iſt der Greis, der an der Spitze
Von jenem Haufen ſchweigend wankt,
Und deſſen Silberhaar die Stütze
Des jungen Knaben dort verlangt?
Der ſich umſonſt bemüht, die Thräne zu verſchlucken,
Die über ſeine Wange rinnt,
Der laut zu weinen nun beginnt,
Und dem die ſchwachen Nerven zucken?

4.

Ach! Periander iſts! er weint um Lykophron,
Den ſüßen hofnungsvollen Knaben,
Des Reiches Erben — ſeinen Sohn —
In namenloſen Schmerz vergraben,

Gelehnt auf einen weißen Stab,
Mit naſſem Blick folgt er der Baare;
Die Winde wehn durch ſeine grauen Haare,
Und er — er trocknet ſich die Thränen damit ab.

5.

Der Zug naht langſam feyerlich
Der Burg, Akrokorinth genannt,
Von deren Zinne ſich
Ein Theil von Griechenland,
Das ioniſche und das ägeiſche Meer
Dem Auge zeigte, aber leer
War für das trauernde Volk die Welt,
Es ſah die Baare nur und den verblichnen Held.

6.

Hier goß der Greis auf ſeines Sohnes Leiche,
Vermiſcht mit Thränen, Honig, Milch und Wein,
Und tiefe Stille herrſchte allgemein.
Drauf zündet' er das duftende Geſträuche
Des Scheiterhaufens an,
Und ſüßer Wohlgeruch des Weihrauchs und der Oele

Stieg in die Wolken. — Mit in Schmerz verſunkner Seele
Sah Periander ſtarr die Flamme an.

7.

Doch eine Thräne, ach! ſo glühend
Als jene Flamme, nezt ſein Silberhaar.
In wenig Augenblicken war
Der Jüngling, kraftvoll, ſchön und blühend,
Des Scheiterhaufens Beute,
Ein Klumpen Aſche, die, halb abgewandt,
Der gute Greis mit zitternder Hand
In eine goldne Urne ſtreute.

8.

Er nimmt den Deckel in die Linke,
Sieht auf die Aſche ſtarr hinab;
Und nun ſchließt er die Urne, giebt mit einem Winke
Den ſchluchzenden Korinthern zu verſtehen,
Daß er mit ihnen ſprechen will,
Und alle, voll Erwartung, ſehen
Auf ihn, und rings umher wird Klag' und Schluchzen ſtill.

9.

„O ihr Korinther! meine Theuren!“
Sprach Periander: „ach! dies arme Herz
„Durchtobt ein namenloſer Schmerz.
„Der Tag, den heute wir mit ſtillem Pompe feiren,
„Iſt Gottes Rache auf mein Haupt!
„Und o! wer hätte je geglaubt,
„Daß ich das Diadem zurück euch geben würde!
„Nehmt es zurück; es iſt mir eine Bürde!

10.

„Ich bin es, der die Freyheit euch entriß!
„Ich bin geſtraft — ich habe keinen Sohn
„Und keinen Erben mehr! auch Lykophron,
„Der Freud' im Alter mir verhieß,
„Er iſt dahin! — Dank für die Thräne,
„Die in dem Auge meiner Bürger ſchwimmt!
„Dank für das dumpfe Klagetöne,
„In das an ſeinem Grab' ihr eure Flöten ſtimmt!

11.

„Nehmt eure Freyheit, eure Rechte,
„Nehmt ſie zurück, ich bin kein König mehr!

„Von Perianders einſt erhabenem Geſchlechte
„Iſt jede Spur vertilgt, Korinthens Thron iſt
„leer!
„Ihr ſeyd mir alle gleich, ſeyd alle meine Brü-
„der,
„Lebt wohl! wir ſehen nie uns wieder!“
So ſprach er, ſchnitt das weiße Haar ſich ab
Und ſtieg zu Lykophron ins Grab.

12.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,
Der hier das Grab des Lykophron umwehte!
Komm, wiſch die Thräne weg! und nun erzähle
mir
Von Perianders erſter Morgenröthe
Bis zu dem Tag, wo ſchauervoll
Aus des Palaſtes Thoren die Trompete
Dreymal gedämpft erſcholl.

13.

Gemartert von Gewiſſensbiſſen
Sprach auf dem Sterbebett an ſeines Grabes
Rand

Der Vater zu dem Sohn, der an des Hauptes
Küſſen
Mit thränenvollen Augen ſtand:
„Komm, Periander! gieb mir deine Hand,
„Und lerne, daß auch Fürſten ſterben müſſen!
„Was hilft mir nun dies weite Land?
„Dies Volk, dem ich die Freyheit einſt entriſſen?

14.

„Ha! zittert all' ihr Böſewichter,
„Wenn ihr der lezten Stunde naht!
„Dann wälzet euch, wie ich, auf eurer Lager-
„ſtatt,
„Und bebt vor dem gerechten Richter!
„Ach! jedes Gute, das man hier begangen hat,
„Erleichtert unſern Tod, macht unſre Stirne
„lichter;
„Und jede ungerechte That
„Malt einen trüben Zug in unſere Geſichter.

15.

„O Periander! o mein Sohn!
„Der Todesengel deckt mit ſchrecklichem Gefieder
„Mein brechend Auge ſchon;

„Drum höre mich! gieb Du Korinth die Freyheit „wieder!
„Froh ſieht dein Vater dann von dem Olymp „hernieder,
„Und ſüße Ruh wird dir zum Lohn!
„Die Menſchen ſind ja alle unſre Brüder,
„Geformt aus einem Thon.“

16.

Er ſtarb und gab dem Sohn den beſten Segen,
So fern er thät, was er ſich ſterbend noch bedung;
Doch Periander war zu jung,
Die guldne Lehre zu erwägen.
Von ſeiner Hoheit Glanz berauſcht,
Vom Heer der Schmeichler rings umgeben,
Das nach dem kleinſten Winke lauſcht,
Verfließt dem jungen Held ein Theil von ſeinem Leben.

17.

Und kein Gedank' an jenen bittern Tod
Erfüllt des Jünglings Bruſt mit Schrecken,

Und keine Klage, keine Noth
Des Volks, vermag ihn zu erwecken
Aus ſeinem Taumel. Gleich der Spur,
Gedrückt in Sand von eines Löwen Fuß,
Verſchwemmt von einem Regenguß,
Vergaß der Prinz den feyerlichen Schwur.

18.

Mit Tigergrimm, doch ſtets umſonſt, verſuchten
Sich ſeine Völker zu befreyn:
Vergebens war's, daß allgemein
Ihm ſeine Unterthanen fluchten.
Verſchanzt von einer Burg, geſchützt von ſeiner Wache,
Zerſtreut er leicht wehrloſer Bürger Chor,
Und nur im Stillen drang empor
Zu Gottes Thron ein heiß Gebet um Rache.

19.

Allein umſonſt! nur frohe Tage gatten
Sich wolkenfrey:
Gelagert in Fortunens Schatten
Hört Periander nicht der Leidenden Geſchrey.

Gewöhnt an hartes Joch, gewöhnt an ſtillen Gram,
Ward nach und nach der Bürger Unmuth zahm,
Und unvergällte Freuden weben
Sich wonniglich in Perianders Leben.

20.

Meliſſe, ſchön wie Frühlingsroſen,
Und Erbin von Arkadien,
Ward zu des Prinzen Mitgenoſſen
Von ſeinem Reiche auserſehn,
Und mancher Tag und manches Jahr verfloſſen
Ihm unter Scherzen, Tändeln, Koſen,
Und Lieb' um Liebe ſchuf ein Meer
Von Freud' und Wonne um ihn her.

21.

Ein Sohn, der Mutter Ebenbild,
Gleich einem Strahl, der roſig mild
Beym erſten Auferſtehn Auroren
Aus einer Purpurwolk' entquillt,
Ward von Meliſſen ihm geboren,
Zum Erben ſeines Reichs erkohren,
Und kein Talent ging ungenuzt verloren,
Das Lykophron des Vaters Aug' enthüllt.

22.

Doch dieſe frohe Zeit entflog,
Und Periandern ruft nun Krieg und Schlachtgetümmel;
Im rauſchenden Getös, im lärmenden Gewimmel
Der Trommeln und der Fahnen, zog
Er aus der Burg und hinterließ
Ein liebend Weib, das ſtille Thränen weinte,
Und Glück' und Sieg ihm über ſeine Feinde
Durch Opfer und Gebet verhieß.

23.

Und Periander ſieht, wie ſchnell vor ſeinen Waffen
Das Volk der Corcyreer weicht;
Doch wenn die Löwen einmal ſchlafen,
Dann wird's den kleinern Thieren leicht,
Sich von dem Joche zu befreyen,
Das Macht und Stärke ſich erbaut. —
Nur wenig einzelnen Getreuen
War Perianders Reich vertraut.

24.

Auch dieſe fielen — Aufruhr gährte
In wenig Tagen durch das Land,

Korinth empörte ſich, man fand
Im ganzen Reich nur ſchwachen Widerſtand,
Und jeder Unterthan griff muthig nach dem Schwerte,
Weil jeder den Gedanken nährte,
Entjochet ſey das Vaterland,
Eh Periander noch ſiegreich zurücke kehrte.

25.

Meliſſe — gleich dem ſchwankenden Geſträuche,
Des Wetters und der Winde Spiel,
Sobald die hocherhabne Eiche,
An deren Fuß es blühte, fiel —
Meliſſe floh beym ſchrecklichen Gewühl,
Das, Wetterwolken gleich, ſich fürchterlich und ſchwül
Zuſammenzog, mit ihrem Sohne
Zurück zur Burg, der Stütze von Korinthens Throne.

26.

Allein noch war ſie nicht dem Grimm des Volks entflohen;
Rings um die Mauern ſteht zahlloſer Buben Heer,

Die, Wellen gleich im aufgethürmten Meer,
Die Veſte zu beſtürmen drohen.
Der noch Getreuen waren wenig,
Aufruhr, Verrätherey umgab
Sie überall; ſie ſendet ſtracks hinab
Zu Prokles, Epidaurens König.

27.

Bisher war Prokles ſtets ein treuer Bundsgenoſſe,
Als Periander noch im Schooſe
Des Glücks ſein Leben hingeträumt;
Doch bey Meliſſens Bothſchaft keimt
Schnell der Gedanke, ſich zum Herren
Des Reichs zu machen, und zum Lohn
Der Freundſchaft, ſeines Freundes Sohn
In einen finſtern Thurm zu ſperren.

28.

Er ſammelt ſtracks ein Heer, beſiegt
Mit leichter Müh' all die Verzagten,
Die freventlich ſich zu empören wagten.
Meliſſ', in ſüßen Wahn gewiegt,

Er komm' als Freund, eilt hin, ihn zu empfangen;
Ein friſchres Roth malt ihre Wangen,
Und frölich öffnet ſie das Thor
Dem, der Korinthens Thron oft ſeine Treue ſchwor.

29.

Doch Prokles nimmt mit Hohngelächter
Die Burg als Sieger in Beſitz.
Meliſſe tobt umſonſt! kein rächeriſcher Blitz
Trifft ſeines Schwures frevelnden Verächter;
Sein ungezähmter Stolz erwacht,
Er hofft ganz Griechenland nun bald zu unterjochen,
Und unvertheidigt, ungerochen,
Sieht ſich die Königin in eines Räubers' Macht.

30.

Doch auch im Unglück bleibt ſie ſchön,
Schön wie die Roſe nach dem Regen,
Wenn Perlen noch in ihrem Schooße ſtehn.
Wer darf ihr nahn, wer darf ſie ſehn,
Und Liebe nicht in ſeinem Buſen hegen?
Auch Prokles fühlte. Ha! wilde Triebe regen

Sich ſchnell in ſeiner Bruſt, und eine Königin
Heiſcht der Tyrann als Buhlerin.

31.

Allein Verachtung war ſein Lohn.
Ein edler Stolz entblickt Meliſſen,
Verachtend ſieht ſie ihn zu ihren Füßen,
Verachtend höret ſie ſein Drohn,
Verſchmähet den geraubten Thron,
Und Prolles, unbekannt mit ſo viel Hinderniſſen,
Schwört ihr beym Jupiter, ſie ſolle theuer büßen
Den Frevel! ſie und Lykophron.

32.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
Zu jenes Klagen, jenes Wimmern,
Das dort aus halbverfallnen Trümmern
In meine Ohren tönt. Meliſſe, wehe dir!
Vergebens ruft ſie laut: „Was that dies arme „Kind?
„Warum ſoll Lykophron die Schuld der Mutter „büßen?
„Iſts nicht genug, daß du Korinth
„Und ſeinen Thron dem Freund entriſſen?“

33.

Umſonſt! Der Mutter Flehn um Gnade
Für Lykophron rührt nicht des Laſterhaften Ohr.
Ein feſter Thurm hebt am Geſtade
Des Meeres ſtolz ſein Haupt empor;
Ein Kerker, nacht- und grauenvoll,
Von Wellen, von Moraſt und Gittern rings umgeben,
Das war der Ort, wo Beider Leben
Auf ewig, ach! verjammert werden ſoll.

34.

Wo biſt du, Periander? Rette
Dein Weib, dein Kind und deinen Thron!
Umſonſt! die bluhmenreiche Kette
Der ſchönen Tage war entflohn;
Der trübe Tag der Rache kam,
Um jede Freude nun auf ewig zu verbannen,
Und Periander, ach! vernahm
Von einem Boten des Tyrannen:

35.

„Ich, Prokles, herrſche in Korinth!
„Dein Weib, dein Kind,

„Und deiner Väter Thron ſind mein!
„Doch ſoll es dir vergönnet ſeyn,
„Die Corcyreer, die nur ſchwach
„Noch gegen dich die Waffen führen,
„Wenn du ſie unterjochſt, in Frieden zu regieren.
„Begnüge dich mit dem, was Prokles dir ver-
„ſprach!“

36.

Dies war nicht alles Gift, was jenes Unge-
heuer,
Gleich einem allverzehr'nden Feuer,
In Perianders Buſen goß;
Der Bote ſetzt hinzu: wie theuer
Meliſſe ſeinem Herrn, wie groß
Die Liebe ſey, in deren Schoos
Er ſeit dem erſten Tag das ſchönſte Glück genoß;
Und ſo nagt er den Held, gleich des Prometheus
Geyer.

37.

Wie Menelaus dort, als die verwegne Rotte
Helenen zu entführen kam,
Mit Tigerwuth die Rache unternahm,

So ſchwur der Held, entflammt von Prokles Spotte,
Bey jenem allgewaltgen Gotte,
Den Prokles einſt der Treue Zeugen nahm,
Zu rächen ſeinen Königsſtamm;
Er ſchwur's und rüſtet eine Flotte.

38.

Schon naht er ſich Korinth, dem Sitze ſeiner Väter,
Das unbewehrt, unvorbereitet ſcheint;
Ihm kocht das Blut, zu morden den Verräther,
Zu morden — auch ſein Weib, das treulos er vermeynt.
Meliſſe ſchaut herab vom Thurm,
Sieht ihres Perianders Flaggen,
Sieht ſeine Ruder, die behend die Wellen ſchlagen,
Und dankt — und hofft — doch, ach! ein Sturm

39.

Beginnt zu brauſen, wälzt aus Norden
Sich fürchterlich hervor und untergräbt das Meer;

Die leichten Wolken fliehn, gleich ſanfter Tauben Heer
Die von dem Habicht ſchnell verſcheuchet worden;
Der Horizont wird ſchwarz, zahlloſe Blitze ziſchen
Herab, und leuchten ſchrecklich nur,
Und Klaggeſchrey und banges Winſeln miſchen
Sich in die tobende Natur.

40.

Meliſſe kniet und betet für die Schaaren
Und faltet heulend ihre Hand.
Der Sturmwind pfeift durch ihr Gewand
Und wirbelt in den langen Haaren,
Löſt wütend auf das Perlenband,
Mit dem ſie ſanft durchflochten waren,
Und ſucht der Thränen mehr aus ihren ſchönen Augen,
Als ſchon ſie badeten, zu ſaugen.

41.

Doch ach! ſie ſieht, wie Sturm und Meer
Der Armen Schiffe hin und her
Bald zu den Wolken, bald tief in den Abgrund ſchleudern,

Wie endlich nach und nach ſie ſcheitern,
Wie hier mit bangem Weh und Ach
Die Unglückſeligen, halblebend, nur noch ſchwach
Die Arme aus den Wellen ſtrecken,
Und Leichen überall die Fluten ſchrecklich decken.

42.

Nur Periander rettet ſich,
Ach! aufgeſpart zu tauſend neuen Qualen!
Sein Schiff, das feſteſte von allen,
Schwankt hin und her, bis nun der Sturmwind ſchwieg;
Irrt, gleich dem Wandrer in der Wüſte,
Zwölf Tage an der öden Küſte
Von Afrika umher, und findet mühſam nur
Zurück nach dem verlaßnen Reich die Spur.

43.

Und in Corcyr vergräbt ſich bald
Des armen Perianders Seele
Tief in Melancholie; die ſchauervollſte Höle,
Der ſchroffſte Fels, der dickſte Wald,
War nun ſein liebſter Aufenthalt.
Nicht ſeines Reichs Verluſt, ihn martert die Geſtalt

Des Weibes, das er untreu glaubt,
Mehr als der Thron, den Prokles ihm geraubt.

44.

Meliſſe ſteht indeß ſo manchen langen Tag,
Gelehnt an ihres Fenſters Gitter,
Und klagt, daß ihr Geſchick ſo bitter,
Mehr als zu tragen ſie vermag;
Und manche ſchmerzerpreßte Zähre
Fällt heiß herab auf Lykophron:
„Gott!“ ruft ſie laut, „erfüll, was ich begehre!
„Gieb Tod für mich und meinen Sohn!

45.

„Sein armer Vater iſt dahin,
„Sein Reich iſt in des Räubers Händen,
„Der — ha! — durch mich, mich eine Königin!
„Verſucht des Freundes Bett zu ſchänden!
„O! ſende Tod von dieſen Wänden!
„Stürz ſie zuſammen, Zevs! Laß enden
„All dieſe namenloſe Qual,
„All dieſe Leiden ohne Zahl!“

46.

So, wie der Regen nach und nach
Durch lange wiederholtes Fallen,
Auch in den härteſten Metallen,
Sich eine Höhle gräbt; ſo brach
Meliſſens Wächter nach und nach
Das mitleidlangentwöhnte Herz,
Als er mit jedem neuen Tag
Erneuert ſah Meliſſens bittern Schmerz.

47.

Er bietet ihr die Hand zur Flucht,
Führt ſie hinab durch eine Menge
Verfallner unterirdſcher Gänge,
Die ſeit Jahrhunderten kein Sterblicher beſucht;
Er leitet, einem Engel gleich,
Durch rauhe oft verworrne Stege,
Durch heimliche verborgne Wege,
Sie glücklich aus Korinthens Reich.

48.

Zum zweytenmal ſah nun Meliſſe
Sich in der Schöpfung Gottes frey,
Zum zweytenmal betraten ihre Füße

Die ſchöne Erde; alles neu
War um ſie her; der Bäume blühnde Zacken,
Der Wieſenblumen ſüßer Duft,
War ihr ein Paradies, ſie athmet freye Luft,
Und ſchwingt entzückt den Arm um ihres Sohnes
Nacken.

49.

So ſchafft durch edlen Sinn der Menſch oft
aus Betrübten
Den frohſten Haufen um ſich her. —
Doch noch trennt das ägeiſche Meer
Meliſſen von dem Vielgeliebten,
Um den ſie alles dies gewagt.
Kaum zähmt ſie noch das brennende Verlangen,
Um ſelbſt zu ſehn, was ihr der Wächter ſagt,
Daß Periander lebt, daß er dem Sturm entgangen.

50.

Doch Prokles brütet unterdeſſen,
Durchtobt von gränzenloſer Wuth,
Der Rache ſchwärzeſte, er heiſcht Meliſſens Blut,
Will vom Gemahl ſelbſt ihren Tod erpreſſen.

Er ſendet ſchleunig einen Boten
Hin in der Corcyreer Land,
Der Periandern noch mehr ähnlich einem Todten,
Verſenkt in tiefe Schwermuth, fand.

51.

Er warnt ihn heimlich für Meliſſen,
Läßt aus verſtellter Treu ihn wiſſen,
Sie ſey vom Prokles abgeſchickt,
Ihn erſt mit tauſend wonniglichen Küſſen,
Mit Lieb' und Freude zu begrüſſen,
Und dann, wenn er die ſüße Frucht gepflückt,
Ihm Gift zu geben. — Ha! der Höllen Anſchlag glückt,
Und Periander wird ins feine Netz verſtrickt.

52.

Meliſſe hatte nun nach manchen bangen Stunden
Ein längſt erwünſchtes Schiff gefunden,
Und hatte, unbewußt, welch Gift
Man ihr bereitet, froh ſich eingeſchifft,
Gefahren muthig überwunden,
Und hofft, daß nun aufs neu verbunden

Mit dem Gemahl, den ſie ſo zärtlich liebt,
Der Himmel ihr das Leben wiedergiebt.

53.

Sie landet in Corcyr an ihres Sohnes Hand,
Begleitet von dem muthigen Gefährten,
Den Beid' als ihren Retter ehrten.
Wollüſtge Angſt ergriff ſie an dem Strand,
So nach dem Gatten! — Ha! was da ihr Herz empfand!
Sie athmet ſeine Luft, betritt ſein eignes Land.
O! wer vermag ſie zu beſchreiben,
All die Empfindungen, die dann das Herz betäuben!

54.

Oft, wenn Melancholie ihm tief im Innern wühlte,
Verließ der König den Palaſt,
Wo er allein nur Qualen fühlte,
Und eilte ſonder Ruh noch Raſt
In einen dicken Hain, der düſter, wie ein Grab,
Der finſtern Schwermuth Nahrung gab.
Hier war es, wo Meliſſ' entzückt
Den lang verlorenen Gemahl von fern erblickt.

55.

Sie eilt, mit brennendem Verlangen
Und offnen Armen ihn voll Liebe zu empfangen;
Er ſieht ſie — ſtuzt — und ſchnell erwacht,
Was jener Bote ihm geſagt.
Sie fliegt an ſeinen Hals, liebkoſt ihn, unbewußt
Des nahen Todes, er entblößt
Mit grimmer Wuth den Dolch, und ſtößt
Ihn tief in ihre treue Bruſt.

56.

Sie ſinkt — gleich der geknickten Roſe,
Und färbt mit ihrem Blut den Raſen um ſich her.
Ach! Periander traf mit dieſem Stoße
Ein Herz, in welchem nimmermehr
Der kleinſte Hauch der Falſchheit wohnte:
„O, mein Gemahl! was hab' ich dir gethan,
„Daß ſo dein Arm die treue Gattin lohnte!
„Und welch' ein fürchterlicher Wahn — —"

57.

Hier hemmt der Tod die Zung', auf immer
Schließt nun Meliſſ' ihr Auge zu,
Und ewge, lang erharrte Ruh

Wird dort ihr Lohn. Mit ängſtlichem Gewimmer
Wirſt Lykophron ſich auf den Leichnam hin:
„O! meine Mutter! weh! ich bin
„Sein Sohn, ich darf dein Blut nicht rächen,
„Darf das Geſetz, das die Natur mir gab, nicht
„brechen.

58.

„Doch ewig fliehen will ich ihn!
„Den Wütrich, der das beſte Weib, Meliſſen,
„Die engelgleiche Dulderin,
„Die treuſte Mutter mir entriſſen!“
Er ſprachs und barg mit ſchnellen Schritten,
Dem ſcheuen Rehe gleich, ſich in den dunkeln
Hain,
Und floh die Welt, und ſchloß ſich mitten
Im Haufen wilder Thiere ein.

59.

Und noch vom treuen Blute triefend,
Steht Periander da, ſich in ſich ſelbſt vertiefend,
Und unbewußt, was er gethan,
Freut noch der grauſen That ſich der betrogne
Mann:

Allein Meliſſens tapferer Gefährte
Erzählt ihm ſeiner Gattin Treu,
Und welche Leiden ſie, mit jedem Morgen neu,
Zwey Jahre lang im Buſen nährte,

60.

Wie weder Bitten, weder Drohen
Aus Prokles Mund ſie überwand,
Und wie ſie endlich nun an des Korinthers Hand
Der Wuth des Königes entflohen. — —
Mit ſtarrem Blick hört's Periander an,
Verzweiflung malt ſich im Geſichte,
Und plözlich ſieht er nun im ſchreckenvollſten Lichte
Die Laſterthat, die er zu raſch gethan.

61.

Er ſieht nun ganz den teufliſchen Betrug,
Und ſchnell beginnt er fürchterlich zu raſen:
„So treffe mich der Götter Fluch,
„Die mir den Leidenskelch zu voll, zu bitter maßen!
„Verſchlingt, ihr Tiger, mein Gebein!
„Zermalmt es knurrend mit den Zähnen!
„Und achtet nicht hülfloſes Schreyn,
„Wie ich nicht achtete Meliſſens ſanfte Thränen!"

62.

Er ſprachs, und ſtieß verzweiflungsvoll
Den Dolch ſich in die Bruſt, mit dem vorher Meliſſen,
Die blutend vor ihm lag, das Leben er entriſſen.
Ein dicker Strom von Blut entquoll
Der Wunde, ſeine Bruſt war offen,
Der Durſt nach Blut, nach ſeinem Blut, gekühlt;
Allein der Unglückſelge fühlt,
Daß er noch nicht das Herz getroffen.

63.

Er hebt den Arm zum zweytenmal,
Um jenen mörderiſchen Stahl
Gewiſſer als vorher zu lenken,
Und tief ins Herz ihn zu verſenken;
Doch der getreue Held verhinderte den Stoß,
Sucht nach und nach die Raſerey zu ſtillen,
Ruft Hülf' herbey, und ſchleppt ihn wider Willen
Vom Schreckensort zurück aufs Schloß.

64.

Mit wildem Grimme ruft der Held:
„Ihr martert mich! verlaßt mich! ach! vergebens

„Nur friſtet ihr den Faden meines Lebens!
„Für mich iſt keine Ruh auf dieſer Welt!
„Für mich nun keine frohe Stunde!
„Vollendet ſey der bange Lebenslauf!“
Er ſprichts und reißt die kaum verharſchte Wunde
Mit beiden Händen plözlich auf.

65.

Es ſtrömt ſein Blut. Entkräftet nun, verſtattet
Er wider Willen den Verband
Von des Korinthers treuer Hand.
Zwey bange Nächte liegt er ſinnlos, abgemattet,
Bis endlich Schlaf ihn überſchattet,
Und ſeine Seele ſich mit dem Gedanken gattet,
Zu rächen die verübte Schmach
An dem Verräther tauſendfach.

66.

Der Durſt nach Rach' erhielt ſein Leben.
Er wird, doch langſam nur, geheilt.
Von tapfern Helden rings umgeben,
Verſtärket durch ein Heer der Theben,
Verläßt er nun ſein Reich, und eilt

Ins Vaterland. — Korinthens Mauern beben!
Unvorbereitet kam der Schlag,
Und Prokles Widerſtand war ſchwach.

67.

Siegreich ſtürzt er Korinthens Mauren,
Und der Tyrann der Epidauren
Steht nun gefeſſelt vor ihm da.
Mit einem finſtern Blicke ſah
Ihn Periander grimmig an:
„Dich richte Gott! du Ungeheuer!
„Es räche dort ſein allverzehrend Feuer
„Die Thaten, die du hier gethan.

68.

„Hier iſt der Strafen größte klein
„Für dich, treuloſer Böſewicht!
„Doch ſterben ſollſt du! dein Geſicht
„Spricht Gift; ich muß die Welt von dir, Schen-
„ſal! befreyn.
„Dies ſey die erſte ſchönſte Gabe,
„Die ich den Göttern heut zum Opfer dargebracht.“
Er ſprach's, und ließ um Mitternacht
Ihn morden auf Meliſſens Grabe.

69.

Sein Durſt nach Rache war gekühlt.
Er trat nun ſiegreich auf die Trümmer
Von Prokles Thron; allein ein innrer Schmerz durchwühlt
Des Unglückſelgen Bruſt noch immer,
Und er entſchließt ſich, ſeinem Sohne,
Des Lebens ſatt, Korinthens Krone
Zu überlaſſen, und allein
In einer Einſamkeit den Göttern ſich zu weihn.

70.

Er ſendet nach Corcyr, und wähnet ſorgenfrey,
Daß Lykophron beſänftigt ſey,
Hält alles zu der Krönung fertig,
Des lang entbehrten Sohns gewärtig,
Läuft täglich an den Strand und ſpäht mit gierigem Blick
Ob noch das Schiff nicht bald zurück.
Unglücklicher! ach! endlich kam ein Sarg,
Der Lykophrons erſchlagnen Leichnam barg.

71.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,

Der hier das Grab des Lykophron umwehte!
Nimm weg den Myrtenkranz, der hier
Am Fuß der Leyer hängt, umhülle ſie mit Flohr,
Auf daß ſie ſchwirre langſam traurig,
Gleich jenem Schluchzen, das nur ſchwach und
ſchaurig
Entbebt Korinthens Thor.

72.

„So biſt auch du dahin, mein Sohn!
„Des Schwures frevelhaften Spötter
„Habt ihr geſtraft, gerechte Götter!
„All meine Lieben ſind entflohn,
„Hinauf in euer Heiligthum,
„Sind glücklich nun dort in Elyſium!“
Er ſprachs, ſchnitt ruhig ſich die weißen Haare ab
Und ſtieg zu Lykophron ins Grab.

73.

Nur zwey Getreue — ihm zu dienen —
Begleiteten den Held, trotz ſeinem Widerſtand.
Um Mitternacht befahl er ihnen,
Zu wandeln an des Meeres Strand,
Zu morden da — die Götter zu verſühnen —

Den erſten, der, vom Jupiter geſandt —
Er ſey bekannt, ſey unbekannt —
Sich einſam auf dem Wege fand.

74.

Sie folgen eilig ſeinen Worten,
Sie wandeln an des Meeres Strand,
Und ach! er ſelbſt ließ da ſich morden
Von ſeiner treuen Sklaven Hand.
Der Mond verbirgt die blaſſen Strahlen,
Nur ſchwacher Sternenſchimmer ſcheint.
So endeten ſich alle ſeine Qualen,
Und Periander ſtarb, von ſeinem Volk beweint.

Edwin und Athelſtan.

Aus Meißners bekannten Skizzen. *)

O Freundſchaft! feſtes Band der gleichgeſtimmten Seelen!
Wer wird dich, Göttin, nicht zu unſern Freuden zählen?
Gleichſt zwar der Liebe nicht, biſt nicht blos Leidenſchaft,
Doch giebſt du uns ſo oft zu edlen Thaten Kraft.
Gebaut auf Männerſinn, ſchaffſt du die trüben Stunden
(Mit unſerm Daſeyn ſchon vom Schickſal feſt verbunden)

---

*) Da ich das Buch nicht bey der Hand hatte, als ich die Geſchichte in Verſe übertrug, ſo wird man mir verzeihen, wenn ich in Namen oder einzelnen Stellen von jenem mit verehrungswerthen Verfaſſer abweiche.

Zu ſanften Schmerzen um, und beutſt uns gern die Hand,
Wenn Kummer ſchwermuthsvoll den Weg zur Seele fand.

Edwin und Athelſtan, zwey junge biedre Britten,
Gleich edel von Geburt, gleich gut von Herz und Sitten,
Empfanden ſehnſuchtsvoll der Freundſchaft Allgewalt,
Sie ſuchten Beide ſich und fanden ſich gar bald.
Noch jung durchſcherzten ſie ſchon manches frohes Jahr;
Nie war Edwinen wohl, wo Athelſtan nicht war,
Und Athelſtan betrübt, war ihm ein Tag verfloſſen,
An dem er Freuden zwar, doch ohn' Edwin, genoſſen.

Bald wuchſen ſie heran, der Jüngling ward zum Mann;
Da wählt voll Ruhmbegier der ſtolze Athelſtan
Sich König Edgars Hof, den Tummelplatz der Ehre.

In London, wähnt er oft, ſey eine neue Welt,
Und da die Laufbahn nur für Philoſoph und Held.
Zu glänzend, denkt Edwin, iſt mir des Hofes Sphäre;
Genug, wenn innre Ruh und Selbſtzufriedenheit
Auf meinem Landgut mir den Weg zum Glücke beut.

So trennten Beide ſich. Ein' warmer Abſchiedskuß,
Ein kummervoller Blick, ein heiſſer Thränenguß,
Ein Wunſch nach Wiederſehn, der lezte Druck der Hand,
Das lezte Lebewohl, und Athelſtan verſchwand.

Wenn Sturm durch Wellen tobt, ein Schiff am Felſen ſcheitert,
Die See zwey Reiſende ans wüſte Ufer ſchleudert,
Ein düſtres Eyland, das noch nie ein Cook entdeckt,
Von Klippen rings umwebt, die oft mit innerm Grauen
Der Steuermann vermied, in Nebel ſtets verſteckt,

Und nun die Beiden ſich ein ſtilles Hüttchen bauen,
Nach Müh und Arbeit nicht, nach ſchlechter Koſt nicht fragen,
Durch Freundſchaft ſtark gemacht, ihr Leiden gern ertragen;
Und plözlich kommt der Tod, zerreißt dies kleine Glück,
Und läßt den Einen nur verzweiflungsvoll zurück:
So war dem Edwin jezt die ganze Schöpfung leer. — —
Zurück, o Athelſtan! — umſonſt! er hört nicht mehr.
Ihn feſſelt Londons Prunk, der gleißneriſche Tand
Des Hofs, und Athelſtan vergißt ſein Vaterland,
Vergißt den wärmſten Freund, die jugendlichen Freuden,
Und läßt ſich zum Erſatz von Tauſenden beneiden.
Genug für ſeinen Stolz, daß Edgar, der ihn liebt,
Das Ruder Engellands in ſeine Hände giebt;
Genug für ſeinen Stolz, daß, wenn er gnädig blickt,
Der Hof, die ganze Stadt ſich kriechend vor ihm bückt,
Und täglich der Klient im Vorgemache laurt.

Indeß Edwin nun ſo in der Provinz verſauert,
Fügt ſich's, daß ein Geſchäft ihn ſchnell nach London treibt,
Und er bey Athelſtan auf ein paar Nächte bleibt.
An einem Sommertag, ſchön wie ihn Thomſon malt,
Führt Athelſtan, der gern mit Pracht und Hoheit prahlt,
Stolz lächelnd ſeinen Gaſt in einen prächtgen Garten,
Wo ſich Natur und Kunſt in allen Gängen paarten.
Vom Alterthum bemooſt, erhub ſich aus dem Schoos
Von einem Tannenwald ein halb verfallnes Schloß;
Und hier ein Marmorbad, umgeben mit Statüen;
Und dort ein Sommerhaus, wo fremde Bäume blühen;
Und Grotten im Gebüſch, Waldung, Einſiedeleyen,
Ein Haus voll Kakadour und bunter Papagayen,
Voll Gondeln einen See, und türkiſche Moſcheen,
Kurz, alles, alles ſchien ein Zauberwerk der Feen.

Als nun Edwin das lobt', und ſchön und herrlich fand,
Da lächelt Athelſtan, drückt freundlich ihm die Hand,
Und führt den lieben Gaſt zu einem Springbrunn hin,
Der in den Wolken ganz ſich zu verlieren ſchien,
Und dann mit einemmal mit Plätſchern ſich ergoß,
Und voll Geräuſch zurück ins Marmorbecken floß.
„Sieh an dies Werk der Kunſt! im ganzen Königreiche,"
Sprach Athelſtan, „o Freund! iſt keines, das ihm gleiche."
„Und du," verſezt Edwin, „kannſt das ſo ruhig ſehn?
„So unbefangen da am Rand des Brunnens ſtehn?
„Fühlſt nicht, daß dir dein Herz im Buſen ſchneller ſchlägt?
„Biſt nicht beym Anblick bis ins Innerſte bewegt?
„Denkſt nichts dabey?" — „Und was?" — „Wie, Freund! du fragſt mich noch?

„Wer hoch ſteigt, Athelſtan, gewiß, der fällt „auch hoch!“

Das traf den ſtolzen Mann, erſchüttert ihn mit Macht;
Er fühlt die Wahrheit deß, was Edwin ihm geſagt;
Er ſieht, wie Dionys, ein Schwert an einem Haar,
Das ſeiner Scheitel jezt vielleicht ſchon nahe war;
Er zittert — ſieht Edwin — in ihm das Glück des Weiſen,
Und doch, doch wagt er's nicht, ſich muthig loszureißen;
Ihn feſſelt nur der Stolz, des Königs Freund zu ſeyn,
Er ſchaudert vor Gefahr, und ſtürzt ſich doch hinein.

Edwin, betrübt, daß nichts den Jüngling retten kann,
Verläßt die Reſidenz und ſeinen Athelſtan,
Kehrt in ſich ſelbſt vertieft in die Provinz zurück,
Und ahndet kummervoll des Freundes Mißgeſchick.

Ach! nicht umſonſt; denn kaum verſtreichen wenig Tage,
So ging im Lande ſchon die allgemeine Sage,
Der Liebling Edgars ſey geſtürzt, vom Hof verbannt,
Und habe troſtlos ſich nach Schottland hingewandt;
Und, ach! nur zu gewiß war, was der Ruf verſtreute;
Er wurd' ein Raub des Neids und der Kabale Beute.
Man ſpann den feinſten Plan, nahm Bosheit, Trug und Liſt
Zu Hülfe, alles was den Höfen eigen iſt,
Und kurz! der Edle fiel, und Spott und bittrer Hohn
War ſeiner Biedertreu und ſeines Eifers Lohn.

Beſtürzt, verzweiflungsvoll entfloh jetzt Athelſtan
Der Hauptſtadt, und kam bald auf Schottlands Gränzen an.
Hier wurd' in Wüſteney'n ein Hüttchen ihm erbaut,

Das war nun ſein Palaſt, ſein Garten Haidekraut,
Sein Bette Moos und Stroh, und ſtatt der Papagayen
Hört er um Mitternacht ums Haus die Eulen ſchreyen.
Bald wurd' er menſchenſcheu, verſchloß ſich allen Freuden
Und überließ ſich ganz dem fürchterlichſten Leiden.

Dies alles hört Edwin, der edelmüth'ge Britte,
Sein weichgeſchaffnes Herz beflügelt ſeine Schritte,
Er wirft ſich auf ein Schiff, eilt Schottlands Küſte zu,
Und findet ſeinen Freund, der ſonder Raſt noch Ruh
Oft ganze Nächte lang auf ſeinem harten Lager
Sein härteres Geſchick verflucht, und blaß und hager
An einem Dornenſtab jezt vor die Thüre ſchleicht,
Und ſeine dürre Hand dem Gaſt entgegen reicht.
„O Gott! mein armer Freund! biſt du es Athel-
„ſtan?

„Du weinſt um Hofes Prunk? Komm, Lieber! „ſey ein Mann!
„Vergiß die Tändeleyn, und denk, es war ein „Traum,"
So ſprach Edwin. Allein umſonſt! er hört ihn kaum;
Ein hämiſch Lächeln und ein wilder ſtarrer Blick
Sind ſeine Antwort. Doch Edwin, den ſein Geſchick
Aufs ſtärkſte rührt, hofft noch, für Freuden dieſes Lebens
Empfänglich ſeine Bruſt zu machen; doch vergebens
War lange Zeit die Müh, der Eifer, den er zeigte,
Bis ihm ein Ungefähr zum Glück die Hände reichte.

Der Zufall führt ſie einſt an einen Waſſerfall:
Sie ſtanden lange da, und ſtaunten ob dem Schall,
Mit dem das Waſſer ſich am ſchroffen Felſen brach,
Und alles mit ſich riß, was ihm im Wege lag;
Und endlich ſprach Edwin: „Sieh an! dies iſt „dein Bild!

„Sieh! wie vom Berg' herab das Waſſer ſich ſo wild
„Ins Thal ergießt, der Wind durch hohe Wogen ſauſt,
„Und dort der rauhe Strom am Fuß des Berges brauſt.
„Komm, laß uns weiter gehn! ſieh! hier ein wenig Schaum
„Von alle dem Getöſ'; noch ein paar Schritt', und kaum
„Erkennſt du noch den Strom, die ſtürmſche wilde Welle,
„Die dort ins Thal ſich ſtürzt; hier fließt ſie klar und helle.
„O Athelſtan! o Freund! laß ganz dein Bild dies ſeyn!
„Wer heiter, ruhig iſt, dem ſind auch Wüſteneyn
„So lieb als ein Palaſt; der trozt der Leidenſchaft,
„Und lacht der Tändeleyn, die ihm der Hof verſchafft."

Ein Wort zu rechter Zeit thut mehr als ganze Reden.
Jezt fühlte Athelſtan, er fühlt' es mit Erröthen,

Wie wenig männlich er im Unglück ſich bezeigt;
Die Thränen rollen ihm die Wang' herab, er ſchweigt,
Wirft dann auf ſeinen Freund voll Dankes einen Blick,
Und Ruh und Heiterkeit kehrt in ſein Herz zurück.

O Freundſchaft! feſtes Band der gleichgeſtimmten Seelen!
Wer wird dich, Göttin, nicht zu unſern Freuden zählen?
Gleichſt zwar der Liebe nicht, biſt nicht blos Leidenſchaft;
Doch giebſt du uns ſo oft zu edlen Thaten Kraft.
Gebaut auf Männerſinn, ſchaffſt du die trüben Stunden
(Mit unſerm Daſeyn ſchon vom Schickſal feſt verbunden)
Zu ſanften Schmerzen um, und beutſt uns gern die Hand,
Wenn Kummer ſchwermuthsvoll den Weg zur Seele fand.

Die eherne Tafel,

oder

Geſchichte eines indianiſchen Genie's.

> — — Wer ſich den Teufel zu verſchlucken
> Entſchloſſen hat, darf ihn nicht lang begucken.
> Wieland.

Erſtes Kapitel.

Tam-zy konnte das Glück unter ſeine Freunde zählen. Sein Mädchen war ſchön und liebte nur ihn. Sein Vermögen war mittelmäßig, aber hinreichend. Er war weit entfernt, eine glänzende Rolle in der Welt zu ſpielen, und eben deswegen lebte er ruhig. Seine Philoſophie erſtreckte ſich juſt ſo weit, die Natur ſchön zu finden. Ein ſchattichter Wald, eine Nachtigallenkehle, ein murmelnder Bach, ſchufen ihm Freuden, die keine Furcht verbitterte. Jeden Tag ſah er Ziſka, (ſo hieß ſeine Geliebte) und jeden Tag verlangt' er nach ihr, eh er ſie noch ſah. Beide ſuchten ſich gern und verließen ſich ungern. „Liebes Mädchen,“ ſagte Tam-zy, „du allein füllſt meine „ganze Seele aus. Kein Kummer für mich, wo „du biſt; kein Vergnügen, wo du nicht biſt; kein „Verlangen, das nicht durch dich entſtand. Reichthum und Größe habt ihr mir verſagt, gute „Götter! aber erhaltet mir Ziſka, und alle meine „Wünſche ſind erfüllt.“ „Und mir Tam-zy!“ erwiederte Ziſka; „ſeine Liebe ſoll mir genug ſeyn, „wenn ich auch unbekannt von der ganzen Welt „vergeſſen werde.“

Ziſka war aufrichtig, und Tam-zy glaubte es zu ſeyn; aber plözlich fand er keinen Geſchmack mehr an den einfachen Freuden ſeines Lebens. Die Einſamkeit ſchien ihm traurig, der Vogelgeſang langweilig, der Schatten der Wälder weinerlich, und — was am ſchlimmſten war — die Liebkoſungen der Ziſka unerträglich.

Ihm kam dieſer Ueberdruß ſelbſt wunderbar vor, und er verſuchte ſein Daſeyn wieder aufzufriſchen. Ehrſucht ſchien ihm dazu am ſchicklichſten. Der tiefe Friede, in dem ganz Indien ſchlummerte, benahm ihm die Ausſicht, ſich durch die Waffen zu heben. Er ward alſo Poet, und glaubte ſich glücklich, weil er immer mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden war. Er überſchwemmte die periodiſchen Schriften mit ſeinen Produkten, und war überzeugt, daß ſeine Ehre mit jedem Monate höher ſteige. Voll von dieſem Gedanken reiſte er in die Hauptſtadt, wo er ſeinen Namen in jedem Munde zu finden hoffte. Im Thor ward er durch den Viſitator angehalten. „Führen der Herr keine Kontreband?“ frug er unſern Poeten.

Tam⸗zy. Nein.

Viſitator. Aber was zum Teufel enthält Ihr ſchwerfälliger Koffer?

Tam⸗zy. Gedichte.

Viſitator. Gedichte? was iſt das?

Tam⸗zy. Das ſind die Produkte eines Poeten.

Viſitator. Was bedient ein Poet?

Tam⸗zy. Die Götter auf dem Parnaß. Ein Poet iſt ein Wunderthier, welches den Reim mit der Vernunft zu vereinigen ſucht.

Viſitator. Die Entrepriſe ſcheint beträchtlich genug. Vermuthlich iſts eine geſchloſſene Geſellſchaft. Wie viel ſind deren?

Tam⸗zy. Ihre Zahl iſt Legion.

Viſitator. Und trägts viel ein?

Tam-zy. Die Ehre: weiter nicht viel. Es müßte denn das Projekt durchgehn, das unlängſt ein ſpekulativer Kopf zu Seſuad erfand.

„So, ſo,“ nickte der Viſitator und ging.

Tam-zy erkundigte ſich nach der Wohnung eines gewiſſen Gelehrten. „Wir kennen ihn nicht,“ war die Antwort; und die Antwort war wahr, denn er verwaltete kein öffentliches Amt.

Tam-zy ſeufzte, wie Homer, über die Unwiſſenheit ſeiner Zeitgenoſſen, ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und nahm ſich vor, trotz deſſen ein Poet zu bleiben. Er miethete ein Zimmer, das er ſo ſehr als möglich in Unordnung erhielt. Er affektirte Zerſtreuung. Er ſchnitt ſich die Haare ab, und trug einen Dornenſtock. Er ſprach oft mit ſich ſelbſt und wenig mit Andern. Wie ſehr wunderte er ſich, daß man dem allen ungeachtet ſich nicht um ihn bekümmerte! Tam-zy änderte ſeinen Plan. Er lief in die Schauſpiele, pfiff die neuen Stücke aus, ſpann Kabalen, kannegieſirte auf den Kaffeehäuſern, machte den Weibern einen böſen Leumund, und hatte die Männer zum Beſten. Seine Feinde mehrten ſich, und in der Hofnung, Aufſehen zu machen, ſah er ſich abermals betrogen. Kaum wurde ſein Name von ein paar müſſigen Windbeuteln genannt, und alles übrige blieb in Vergeſſenheit.

Endlich kam er auf den Einfall, ein dramatiſcher Schriftſteller zu werden; das war das einzige Mittel, ſich ſchnell bekannt zu machen. Er ſchrieb ein Stück ohne Regel, kauderwelſchte die indianiſche Sprache, ließ ſeine Helden und Heldinnen in geſuchten Epigrammen reden, kurz, er that ſein möglichſtes, ein ſchlechtes Stück zu machen und Beyfall zu erhalten.

Seine Erwartung wurde für diesmal nicht betrogen. Die Schauſpieler waren erſt beym vierten Akt, und ſchon verlangte man den Autor zu wiſſen. Er erſchien ſtillſchweigend, wurde beklatſcht, und ging wieder, völlig überzeugt, daß er ein großer Mann ſey. Sein Ruf erhielt ſich einige Zeit, aber die kleine Zahl der Kenner entnebelte den großen Haufen: dieſer ſchämte ſich ſeines Enthuſiaſmus, und Tam-zy ſeiner Lorbeern.

Mitten in dieſem fatalen Zeitpunkte fand er im indianiſchen Merkur ein Lobgedicht auf ſich Ihm ſchien es herrlich, und das konnte nicht anders ſeyn, ob es im Grunde gleich erbärmlich war. Es war das Produkt einer Schäferin, die ſehr gern in Verſen ſeufzte, und alle Monate dem nämlichen Boten, der meiſtens ſehr leicht zu tragen hatte, ihre Seufzer mit auf den Weg gab. Tam-zy, der ſchon angefangen hatte zu ſchweigen, wurde nun auf einmal wieder Poet und verliebt. Er antwortete, ſie blieb ihm nichts ſchuldig. Monatliches Entzücken, monatliche Trunkenheit. Tam-zy kann ſich nicht länger halten. Er muß den bewundernswürdigen Gegenſtand ſehen, und läuft, um ſie zu ſuchen, bis in das Herz von Indien.

Er findet endlich dieſe Schülerin der Euterpe, umgeben von einer zahlloſen Menge Poeten, die ſie alle in Schäfer verwandelt hatte. Ein jeder verglich ihre Geſtalt mit der der Galathee, und ihren Geiſt mit dem Geiſte der Sapho. Aber ſie wußte wohl, daß man noch viel zu wenig von ihr ſagte.

Amitis (dieſen Namen hatte ſie angenommen) war fünfundvierzig Sommer alt. Was ihren Augen an Größe abging, erſezte der Mund. Ihre Stirn war mehr als erhaben, die Backen ein wenig eingefallen, die Naſe des Kaiſers der Patagonen würdig. Die Zähne hatten ſich verloren, doch erhielt der Mund durch einen angenehmen Schnurrbart eine eben ſo große Zierde. Faſt hätt' ich das Muttermaal vergeſſen, welches ihr die Natur künſtlich auf die eine Backe gezeichnet hatte, und welches in einer Gänſepfote beſtand. An dieſe verführeriſche Geſichtsbildung ſchloß ſich ein Wuchs, der es nicht minder war. Er hätte für ſchön gegolten, wenn ihm die Natur nicht alle Mittel dazu geraubt hätte. Von dem Buſen der Amitis läßt ſich nichts ſagen; nicht einmal traurige Ueberbleibſel waren davon zurückgeblieben. Ein langes Gewand verbarg den Fuß; aber ihr Gang, der den Enten abgelernt zu ſeyn ſchien, verrieth jedem Kenner, warum dies Gewand ſo lang war.

Der Sammelplatz dieſes Haufens war eine ſchöne Ebne, mit Gebüſch bewachſen, und von einem ziemlich tiefen Fluß durchſchnitten. Das war das Lieblingsplätzchen der Amitis, und hier fanden ſich die Poeten mit jedem Morgen ein, ihr den Hof zu machen. Hier ſah ſie auch Tam-zy zum erſtenmal. Er kündigte ſich durch Verſe an;

ein Zoll, den er der Schönheit der Amitis abgab. Als er ſie ſah, konnt' er nicht umhin, über die augenſcheinliche Lüge zu erröthen; aber er hatte lange auf dies Impromptu gedacht, und alſo durft' es nicht verloren gehn. Amitis ermangelte nicht, ihm in Verſen zu antworten, die ſo ſchmeichelhaft für ihn waren, daß ihre ganze Häßlichkeit in ſeinen Augen verſchwand, und er nichts mehr bedauerte, als ſie nicht mit der jugendlichen Hebe verglichen zu haben.

Sie dagegen nahm ſich vor, ihn von allen ſeinen Nebenbuhlern zu unterſcheiden; theils, weil er ihr hübſcher vorkam, theils, weil ſein Weihrauch zum erſtenmale auf ihrem Altare dampfte. Er ergriff mit Freuden die Schäfertaſche und den Hirtenſtab, und vergaß nicht, dieſe Begebenheit mit Verſen zu feyern. Jede Sylbe feſſelte die Amitis mehr an ihn, denn Tam-zy machte ſogar eine Idylle auf ihren Hund. Sie verabſäumte nichts, ihn fühlen zu laſſen, daß er der geliebte Schäfer ſey. Doch nicht lange! denn troz der Dichterin blieb ſie ein Frauenzimmer. Plözlich wurde ſie mürriſch und eigenſinnig. Tam-zy wagt' es, ſeine Verwunderung zu zeigen, und ſie begegnete ihm mit Verachtung; er wollte ſich beklagen, und ſie verbannte ihn auf ewig aus ihren Augen.

Er entfernte ſich ſeufzend und wimmerte ſein Leid den Felſen. Reiſſende Ströme von Verſen ſtürzten aus ſeiner Feder, und ſanfte Bäche von Thränen rieſelten aus ſeinen Augen. In dieſem Augenblicke erinnerte er ſich, daß Ziſka ihn nie ſolche Thränen hatte vergießen laſſen, und dieſe Rückerinnerung rührte ihn lebhaft. So oft er Amitis wieder ſah, hofft' er ſie beſänftigt zu finden und betrog ſich. Ihr Zorn ſchien ſich zu mehren. Sie begegnete ihm als einem fühlloſen Schäfer.

Einſt ſaß ſie am Ufer des obenerwähnten Fluſſes und hatte ſich an eine Weide gelehnt. Tamzy warf die Augen von ungefähr auf einige Zeilen die ſie eben geſchrieben hatte:

Mein Schäfer ſingt mir ſeinen Schmerz vor
Und klagt — doch traun! er iſt ein Erzthor.
Ich geh' der Liebe Bund vielleicht ein,
Sobald ich werde überzeugt ſeyn,
Daß er allein um meinen Kuß ſingt
Und zum Beweis in dieſen Fluß ſpringt.

Eine ſonderbare Zumuthung, dachte Tam-zy, und las dieſe ſechs Zeilen wohl noch ſechsmal durch. Amitis ſchien jeden Augenblick zu erwarten, daß er ſich hineinſtürzen werde. Tam-zy ſah ſie ſtarr an, und rief:

Entreißt der Fluß mir dieſes ſüße Leben,
Wer wird dir den Geliebten wieder geben?

„Ha!“ erwiederte ſie mit haſtigem Unwillen: „fürchte nichts! die Nymphen dieſes Fluſſes werden „dich ſchützen, und ich werde das Immergrün „deiner Liebe dann nicht länger verkennen. Eine „ſo genievolle Begebenheit wird unſere Flammen „verewigen, und uns vor dem Unglück bewahren, „zu lieben, wie der Pöbel liebt.“

Tam-zy hatte nicht Luſt, die Nymphen des Fluſſes auf die Probe zu ſetzen. Er that plözlich auf den ganzen Schäferkram und auf die Schäferin ſelbſt Verzicht, und ſah in Amitis nichts als den dürren Wuchs, die überhangende Stirne, die eingefallenen Backen, den Schurrbart, die Patagonennaſe und die Ganſepfote.

Noch mehr. Er kam ganz von ſeinem poetiſchen Enthuſiasmus zurück, ſah ſeine Schriften wieder durch, bemerkte alle Fehler daran, und fiel in ſeine erſte Unthätigkeit zurück.

Ehe ich dies Kapitel ſchließe, muß ich noch anzeigen, daß dieſer lezte Periode der merkwürdigſte und wunderbarſte in dieſem ganzen Werke iſt.

Zweytes Kapitel.

Tam-zy hatte einige Philoſophen geleſen, die im dogmatiſchen Tone den Menſchen das Glück predigten. „Sie ſelbſt waren ohne Zweifel glücklich,“ ſagte Tam-zy; „ich will ſie nachahmen.“ Das Vergnügen, ſeines gleichen zu unterrichten, hatte vielen Reiz für ihn. Er ſchrieb eine Metaphyſik in vielen Bänden, die ſo dunkel war, daß es nicht fehlen konnte, ſie mußte bewundert werden. Sie wurd' es, und Tam-zy war ein Orakel ſeiner Zeit.

Eine junge und ſchöne Indianerin fand Geſchmack an ſeiner Perſon und an ſeinen Definitionen. Sie affektirte ſelbſt eine metaphyſiſche Liebe und analyſirte jede Empfindung. Tam-zy geſtand ihr das, was er zu fühlen glaubte; aber ein einfaches, „Ich liebe dich!“ war für ſie nicht genug. Er mußte ihr eine weitläuftige Definition von der Liebe geben, und ſich wohl in Acht nehmen, ſie nicht zu deutlich zu machen. Nun wurd' er gehört, und man ſchien ihn zu verſtehen.

Nachdem er einige Monate geſeufzt hatte, kündigte man ihm ſehr geheimnißvoll ein Rendezvous an, und plözlich glaubte er ſich auf dem Gipfel ſeines Glücks. Er erſchien zur beſtimmten Stunde, und die Metaphyſikerin redte ihn folgendergeſtalt an:

„Ich liebe dich ſo ſehr, als eine wohldefinirte Liebe verſtattet; ſo ſehr, als es die richtig analyſirten Kräfte meiner Seele erlauben. Dank ſey es der Uebereinſtimmung unſrer Empfindungen, daß wir ſo weit gekommen ſind, die geheimſten Triebfedern zu entdecken, welche die Seele in Bewegung ſetzen; die verborgenſten Wirkungen deſſen, das der Pöbel ein Ich weiß nicht was oder Sympathie nennt. Er mag in ſeiner Sphäre kriechen, wir wollen in der unſrigen bleiben: er mag blos das Sinnliche der Liebe genießen, ja ſelbſt misbrauchen; wir wollen uns immer auf die Unterſuchung ihrer Grundtriebe einſchränken.“

Das war das Reſultat dieſes geheimnißvollen Rendezvous. Tam-zy bemühte ſich vergebens, den Miſchmaſch von Worten durch Gründe über den Haufen zu werfen. Er ging für diesmal und nahm ſich vor, den andern Morgen einen neuen Verſuch zu machen. Er kam. Man hatte ihn nicht erwartet; und wie groß war ſein Erſtaunen, als er vor die Thüre des Zimmers kam und die Metaphyſikerin alſo reden hörte:

„Rudo! ich bemerke an dir eine Entkräftung, die mir auffallend iſt; nicht mehr dein ehemaliges Feuer. Meine Bereitwilligkeit iſt noch immer dieſelbe, doch nicht ſo dein Eifer. Es iſt zwey Tage und noch länger — doch ich weiß — Barſine raubt mir deine beſten Stunden. Wagſt du's, Undankbarer! die Sklavin der Frau vorzuziehen?“

Der, dem man dieſe Vorwürfe machte, antwortete nichts. Ein ziemlich langes Stillſchweigen folgte darauf, und Tam-zy hätte raſend werden mögen. Er klopfte an die Thüre, ſie war verſchloſſen: man öffnete ſie, und ſeine Erſcheinung ſetzte die Metaphyſikerin in große Verwirrung. Sie beurlaubte den, der bey ihr war, und der ſich völlig gerechtfertigt zu haben ſchien: es war einer von ihren Sklaven, ein Stummer. Tam-zy wünſchte ihr Glück zu einer ſo geſchmackvollen Wahl, lobte ihre Klugheit, ſolche Geheimniſſe keinem andern als einem Stummen zu vertrauen, und verließ ſie auf immer.

Drittes Kapitel.

Tam-zy war es müde, immer nur an abſtrakten Ideen zu hängen; er wollte über die Natur der Dinge ſelbſt urtheilen. Er ſchuf ein Weltſyſtem, verkehrte die Erde und formte den Himmel um. Einige Derwiſche glaubten, er beneide dem Ochſen des großen Propheten die Ehre, die Welt auf ſeinen Hörnern zu tragen. Man beſprach ſich heimlich über die Beſtimmung des neuen Philoſophen, und die muſulmänniſche Liebe des Nächſten entſchied, daß es am beſten ſeyn werde, ihn in ſichre Verwahrung zu bringen.

Tam-zy ward alſo in einen Kerker geſperrt, bey deſſen Erbauung der Werkmeiſter vergeſſen hatte, ein Fenſter anzubringen, um das Tageslicht hineinfallen zu laſſen. Er lebte daſelbſt viele

Monate ſehr eingezogen, ohne weder von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſeyn, noch von den Richtern eines Beſuchs gewürdigt zu werden. Der Präſident wurde endlich an ihn abgeſchickt, ihn ſein Glaubensbekenntniß ablegen zu laſſen, und auf keinen ſeiner Einwürfe zu antworten. Zu dem leztern war er von Natur ſchon geneigt, und es wurde ihm daher nicht ſchwer, ſeiner Anweiſung pünktlich zu folgen. Er erſchien vor Tam-zy mit dem Alkoran in der Hand, und frug: ob einer, der an ſeiner Vorhaut nicht beſchnitten worden, der ſeligen Gefilde der Hurien würdig ſey? Tam-zy ſagte und ſagte nicht, alles was der Präſident haben und nicht haben wollte, unterſchrieb dies Glaubensbekenntniß, und entwiſchte ſo dem Kerker, feſt entſchloſſen, ſich nicht in den Bann thun oder gar verbrennen zu laſſen.

Dieſe Begebenheit und ſein Ruf verſchafften ihm den Zutritt zu einer Dame, die, anſtatt zu mediſiren und zu ſpielen, dem Laufe der Planeten nachſpürte. Sie war geſchickt genug, den Saturn mit dem Sehrohr in der Hand zu verfolgen, und hübſch genug, um in der Oper durch die Lorgnette begafft zu werden.

Tam-zy, den das Andenken an Ziſka zu verfolgen anfing, ergriff dieſe Gelegenheit, ſich zu zerſtreuen. Er miſchte Zärtlichkeit und Weisheit unter einander, und beide wurden gehört. Er hatte keine metaphyſiſchen Kindereyen zu bekämpfen; der weibliche Phyſiker zog die Erfahrung den Vernunftſchlüſſen vor.

Tam-zy glaubte ſeine Eroberung gewiß. Ein unvorgeſehener Zufall bewies ihm das Gegentheil. Es war eben zu der Zeit, als das Geſtirn der Venus am tiefſten ſtand, ſo daß man es mit dem Sehrohr am hellen Tage unterſcheiden konnte; aber Tam-zy, mit ſeinem Teleſkop bewaffnet, konnte niemals den Standpunkt derſelben erwiſchen. Einer ſeiner Nebenbuhler war glücklicher, faßte das Geſtirn aufs erſtemal, und löſchte dadurch plözlich in den Augen der gelehrten Dame alle Vollkommenheiten des Tam-zy aus, ob er gleich nur einäugig, dagegen aber mit zwey Buckeln verſehen war.

Dieſe Laune heilte den Tam-zy von der Thorheit, ein Philoſoph ſeyn zu wollen. Er dachte über alle die Inconvenienzen nach, die mit dem Nebel, den man Ehre nennt, verbunden ſind, und zog daraus das Reſultat, daß Weisheit nur Irrthum, und Ruf in der Welt nur Schimäre iſt. Ganz mit dieſem Gedanken beſchäfftigt, verließ er die Hauptſtadt und trat den Weg in ſeine Einſamkeit an.

Viertes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen fand er auf einer Ebene eine Menge Volks verſammelt. Er blieb ſtehn und ſah, daß der ganze Haufe beſchäfftigt war, ſich einen Richter zu wählen. Dieſe Wahl dauerte ſchon acht Tage, ohne jedoch entſchieden zu ſeyn. Hundert Subjekte waren vorgeſchlagen, und keines für tüchtig befunden. Der Eine war ein zu guter Vater, der Andere ein zu eifriger Freund, der Dritte ein zu nachgiebiger Ehemann. Dieſer konnte ſeinem Kammerdiener nichts abſchlagen, und Jener den Schönen nichts verſagen, die keinen ſeiner Wünſche unerhört ließen. Mitten in dieſer Verwirrung erſchien Tamzy, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Kammerdiener, ohne Weib und ohne Geliebte: mit wem hätte man die erledigte Stelle beſſer beſetzen können? — Er ſchlug ſie zwar anfänglich aus; allein es wurde ihm von allen Seiten ſo lange zugeſezt, bis er ſich genöthigt ſah, ſie anzunehmen.

Man gab lange Zeit allen ſeinen Entſchließungen den lauteſten Beyfall. Er war nie zu beſtechen, und ſein Mutterwitz erſezte ihm das, was ihm irgend noch zu ſeinem Amte fehlte. Seine Feſtigkeit, mit welcher er alle Geſchenke ausſchlug, erwarb ihm eine Menge andere von ſeinem Fürſten, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machten. Kurz, Tam-zy glaubte, es ſey nichts leichter, als gerecht zu ſeyn.

Eine junge Wittwe, die Geiſt und Schönheit vereinigte, legte ihm einſt mit dem verführeriſchſten Anſtand eine ſehr zweifelhafte Sache vor. Er urtheilte nicht gleich, daß ſie Recht habe, aber er fand ſie außerordentlich ſchön. Die Sache war von Wichtigkeit, und die junge Wittwe erſchien oft vor ihm, ihre ſanften Bitten zu verdoppeln. Je öfter ſie kam, je mehr fand ſie Tam-zy reizend und ihre Sache gerecht. Um ihr Werk zu vollenden, wählte ſie einen ſehr beredten Advokaten: dieſer that noch das ſeinige hinzu, den neuen Richter zu verführen; die Wittwe gewann ihren

Proceß, und ſezte ihrer Erkenntlichkeit keine Schranken.

Einige Zeit nachher fand Tam-zy eine höchſt unglückliche Familie: es war eine andere Wittwe mit vier Waiſen, die er durch den lezten Urtheilsſpruch zu Grunde gerichtet hatte. Dies Schauſpiel rührte ihn. Ein wenig zu ſpät verlangte er, die gebeugte Wittwe zu hören. Sie ſprach mit aller Beredſamkeit, die Wahrheit und Schmerz einflößen. Er ſah ein, daß ſie unſchuldig war; aber das Urtheil war einmal in ſeine Rechtskraft übergegangen. Nur Ein Mittel blieb ihm übrig, das Wenige ergriffen haben würden: er berechnete den Schaden, den er verurſacht hatte. Dieſer betrug ſo viel, als ſein ganzes Vermögen; allein das ſchreckte ihn nicht ab. Er beraubte ſich alles, um es der wieder zu geben, die durch ſeine Schuld darum gekommen war.

Nun war er ganz in ſeinen vorigen Zuſtand zurückgeſezt, und mehr als jemals von dem Verlangen, etwas in der Welt vorzuſtellen, entfernt. Er legte ſein Amt nieder und ging zurück in ſeine Heimath. „Glücklich!“ ſagte er, „wer nichts „weiß, nichts beſizt, nichts hofft und nichts fürch,

„tet!“ Ein Philoſoph hörte dies. „Wärſt du „wohl weiſe genug,“ redte er den Tam-zy an, „zu denken wie ich? — Seit vier Jahren be„müh' ich mich, dem Menſchengeſchlechte begreif„lich zu machen, daß es unſinnig iſt. Ich ver„damme Künſte, Wiſſenſchaften und Geſetze.“ — — „Er hat Recht,“ ſagte Tam-zy zu ſich ſelbſt; denn es ekelte ihm eben ſo ſehr vor allen dieſen Dingen.

„Das iſt nicht alles,“ erwiederte der Philoſoph; „meine Kritik erſtreckt ſich auch auf die „Geſellſchaften, den Luxus, die Vergnügungen, „alle öffentlichen Luſtbarkeiten, die Häuſer und „Paläſte, und ſogar bis auf die Kleidung.“ Tam-zy antwortete nicht, aber er verfiel in ein tiefes Nachdenken. Der Philoſoph, um ihn vollends zu überzeugen, machte ihm ein Geſchenk mit ſeinen Werken. Dieſe vollendeten ihn das zu überreden, was er ſo ſchon zu glauben geneigt war. Er war feſt entſchloſſen, das neue Lehrgebäude des Philoſophen zu realiſiren, und fing damit an, daß er ſein Haus verbrannte.

Seine Freunde liefen herzu, um zu löſchen, und verſchwanden, als die Flamme alles verzehrt hatte. Ziſka kam und bot dem Tam-zy eine Freyſtatt an: er wurde von ihrer Großmuth gerührt, von ihrem Reizen bewegt; aber eine unbekannte Macht hielt ihn zurück. Er ſchlug ihr Anerbieten aus.

Tam-zy war nun von allem, ſogar von ſeinen Kleidern, entblößt. Er beſchloß, dieſe Gegend zu verlaſſen, als er eine Höhle entdeckte, die der Brand ſeines Hauſes geöffnet hatte: er ging hinein. Sie war ſehr geräumig, und Tam-zy erblickte ein ſonderbares Schauſpiel. Auf einem ſilbernen Altar ſtand eine goldne Statüe, und zu den Füſſen derſelben lag eine eherne Tafel. Eine Stimme brüllte aus dem Innern des Altars, und befahl dem Tam-zy, dieſe Tafel wegzunehmen, ſich nie von ihr zu trennen und immer zu thun, was ſie ihm vorſchreiben werde. Tam-zy gehorchte, verließ die Höhle, und ſah in dem nämlichen Augenblicke ihren Eingang verſchwinden. Wunderbar genug! Er beſah die Tafel und fand folgende Worte darein gegraben: Fliehe die gebahnten Wege!

Fünftes Kapitel.

Tam-zy fühlte plözlich einen Muth, und vorzüglich eine Neubegier, die alle Furcht verbannte. Er wählte alſo, ohne ſich weiter zu beſinnen, zu ſeiner erſten Ausflucht einen Wald, der gefährlich zu durchwandern war. Er trat keck hinein. Plözlich ſah er ſich von einem Haufen bewaffneter Leute umringt, die ſich ohne Mühe und ohne Gefahr ſeiner bemächtigten. Dieſe Unbekannten waren auf der wilden Thierjagd, und Tam-zy, der ſo nackend war, wie er aus dem Leibe ſeiner Mutter hervorgegangen, ſchien ihnen zum mindeſten ſo viel Aehnlichkeit mit einer Beſtie zu haben, daß ſie es der Mühe werth hielten, ihn dem Omra, der Statthalter in der Provinz war, zu überreichen: dieſer ſchickte ihn in den Thiergarten des großen Moguls.

Dieſer Monarch war nur ſelten ſichtbar für ſeine Unterthanen, aber er wurd' es für Tam-zy. Der Hof ſprach ganzer acht Tage von ihm, und der Mogul, der nicht recht wußte, was er aus ihm machen ſollte, ließ ihm ein eigenes Haus mit vielen Zierrathen neben dem Behältniſſe eines weißen Baren erbauen.

Er wurde jeden Tag von einer unendlichen Menge von Hofſchranzen beſucht und mit Fragen gemartert; doch alles dies bewirkte weder, daß er ſeinen vergangenen Zuſtand bedauerte, noch den ihrigen beneidete. Er erwartete ganz ruhig die Folgen dieſer Begebenheit, völlig überzeugt, daß, in puris naturalibus zu leben, der glücklichſte Zuſtand des Menſchen ſey, und völlig entſchloſſen, immer bey ſeiner Meynung zu bleiben. — Eines Tages ließ der Mogul in ſeiner Gegenwart prächtige Kleider bringen, und befahl dem Tam-zy, ſie anzuziehn. Tam-zy, ſtatt zu antworten, rieth dieſem Prinzen, ſich der ſeinigen zu entledigen. Der ſtaunende Mogul verſprach ihm köſtliche Geſchenke: ſie wurden ausgeſchlagen. Tam-zy fand eine innerliche Befriedigung ſeines Ehrgeizes darinne, ſich dem mächtigſten Monarchen durch die Gleichgültigkeit, mit der er auf ſolchen Tand herabſah, an die Seite zu ſetzen; und der Herrſcher von Indien fühlte, wie ſehr es ihn demüthige, den Ehrgeiz des Tam-zy nicht reizen zu können. Er befahl daher, auch den kleinſten Begierden des angeblichen Wilden nachzuſpüren, und ſie ſo viel als möglich zu erfüllen. Aber man hatte gut nachſpüren; Tam-zy zeigte keine, und verachtete jeden Zuſtand, den ſeinigen ausgenommen.

Es ging ihm, wie es immer zu gehen pflegt: je mehr er das Glück floh, je mehr ſuchte es ihn. Der Mogul hielt ihn für würdig, Geſchöpfen, die er verachtete, zu befehlen: kurz, Tam-zy wurde Guverneur einer der beſten Provinzen in Indien. Erſt nach langem Widerſtande, blos um dem Thiergarten zu entkommen, und alle ſeine künftigen Unterthanen in Wilde zu verwandeln, nahm er dieſe Würde an.

Sechſtes Kapitel.

Tam-zy begab ſich auf den Weg nach ſeiner Provinz, von einem Gefolge begleitet, das nach ſeiner Meynung viel zu zahlreich war. In allen Städten, durch die er zog, wurd' er angehalten, mit Ehrenpforten traktirt, und, was das ſchlimmſte war, mit Reden bewillkommt. Niemals war ihm die Beredſamkeit läſtiger geweſen, als eben jezt. Er fand, daß der indianiſche Philoſoph vergeſſen hatte, ſich über die öffentlichen Reden luſtig zu machen; beſonders über die, in denen die Menſchen gelobt werden, ſie mögen es verdienen oder nicht.

Um ſeinen Geduldsfaden vollends zu zerreißen, überreichte ihm ein gewiſſer Poet eine Ode, in der er ſeine Pracht, ſeinen Geſchmack für die Künſte, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, kurz, alle die Tugenden herausſtrich, die Tam-zy gerade nicht beſitzen wollte. Statt den Dichter zu belohnen, gab er ihm ſeine Ode zurück. Dieſer rächte ſich durch eine Satire, und ſagte dem neuen Omra unters Geſicht, daß er höchſtens gut ſey, Caraiben und Einwohner von Topinambu zu beherrſchen. Dieſe Satire ſchien dem Tam-zy das ſchmeichelhafteſte Lob. Er nahm den Dichter zu ſich, unter der Bedingung, ihn nie anders zu beſingen.*

Nun durchlief der neue Statthalter ſeine ganze Provinz, und fand, daß es ſchwer halten werde, ſie umzubilden. Sehr unbedeutende Geſchöpfe ließen ſich gnädiger Herr! nennen, und glaubten auch wirklich gnadig zu ſeyn. Ihre gewöhnliche Beſchaftigung war, wilde Thiere zu jagen und zahme Menſchen zu prügeln. Tam-zy unterſagte ihnen dieſe lezte Art von Vergnügungen. Er that noch mehr; er befahl, daß alle ſeine Unterthanen inskünftige frey und einander gleich ſeyn ſollten.

Zwey Tage nach Bekanntmachung dieſes Edikts vernahm er, daß eine große Anzahl von Schlöſſern in die Aſche gelegt worden. „Bravo!“ rief er: „ihre Bewohner fangen an zu denken wie ich; ein Haus ſcheint ihnen ein ſehr unnützes Ding.“ Er lief ſelbſt mit zu, um noch einen Theil dieſes lieblichen Schauſpiels mit anzuſehn: da erfuhr er, daß die gnädigen Herren mit ſammt ihren Schlöſſern verbrannt waren, und daß die Mordbrenner eben diejenigen wären, die von den gnädigen Herren ſo lange waren geprügelt worden. Nun fing er an einzuſehn, daß eine allzugroße Freyheit leicht ausartet; allein er begnügte ſich fürs künftige, einige Anſtalten zu treffen, und gab noch keinesweges zu, Unrecht gehabt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Tam-zo fand auf ſeiner ehernen Tafel folgende Worte: Heil die Menſchen von ihrer gefährlichſten Narrheit. Dieſe Zumuthung ſezte den Herrn Statthalter ein wenig in Verwirrung. Er durchlief in ſeinem Gehirn alle die Unbehaglichkeiten, die der Menſchheit zur Schande gereichen: der Stolz der Bonzen, der Dünkel der Gelehrten, die Eitelkeit der Dichter, die Zweizüngigkeit der Weiber, die Bonhomie der Männer, die Schwärmereyen der Liebenden. Dieſe lezte Art der Narrheit ſchien ihm einer Reforme völlig werth zu ſeyn. Er wollte zugleich ſeine eigene Unbeſtändigkeit gegen Ziſka rechtfertigen, und — völlig überzeugt, daß die Liebe nur ein Bedürfniß ſey, welches, ſobald es einmal befriedigt worden, aufhöre, oder doch wenigſtens aufhören ſolle — beſchloß er, inskünftige die Art à la Sauvage zu lieben, einzuführen. Er ſuchte daher eine Stadt aus, wo alle die ſchwärmeriſchen Liebenden gezwungen ſeyn ſollten ſich hineinzuflüchten, um ſie nimmer wieder zu verlaſſen.

Welch ein Zufluß von ſolchen Geſchöpfchen beiderley Geſchlechts und jedes Alters, da dieſer Entſchluß in der Provinz publizirt wurde! Ein Greis hatte vier Elephanten todt geritten, um nicht zu ſpät zu kommen. „Um Gottes willen!“ ſchrie er den Tamzy an: „erlaube mir den Zutritt zu dieſer Stadt! Zarine wird mir ohne Zweifel zuvorgekommen ſeyn.“ „Zarine?“ verſezte der Statthalter; „wenn du mir ſie beſchreibſt, ſo kann ich dir vielleicht Nachricht von ihr geben.“ „Von Herzen gern,“ erwiederte der ſiebenzigjährige Alte. „Zarine iſt ſchön wie eine Göttinn, und gewachſen wie eine Nymphe. Sie ſpricht, ſingt, ſchreibt und tanzt mit einer unnachahmlichen Grazie. Zarine iſt funfzehn Jahr alt, ſie liebt mich, ſie iſt mir treu. Und wie ſollte ſie auch nicht? Ich komme allen ihren Wünſchen zuvor, ich verſchwende meine Reichthümer. Indien hab' ich zu ihrem Putz von Diamanten erſchöpft, und die Hauptſtadt dieſes Reichs gebiert keinen Roman und keine Broſchüre, die nicht augenblicklich auf ihrem Nachttiſch läge. Phöbus endet jeden Tag ſeinen Lauf, ohne meine zärtliche Sorgfalt geendet zu ſehn.“

Jezt erſchien ein glänzender Wagen. „Da iſt ſie!“ rief der Alte: „das iſt Zarine! die herbey eilt, mir Leben und Freyheit zu widmen. Geliebte Zarine! wie iſt es möglich, daß ich dir zuvor kam? welch ein Zufall hat deine Reiſe verzögert?“

Zarine, ſtatt ihm zu antworten, warf einen zärtlichen Blick auf einen Jüngling, der neben ihr in dem Wagen ſaß. Ihr betagter Liebhaber bewaffnete ſich mit einer Brille, die ihn die ganze Gruppe ſehr deutlich ſehen ließ. „Ihr Götter!“ rief er: „undankbare Zarine! wagſt du's, mich ſo zu kranken?“

Der Statthalter verlangte, daß ſie nur ihm Rechenſchaft geben ſollte, und unter dieſer Bedingung verſprach er, ſie zu ſchützen. Zarine bedachte ſich keinen Augenblick. „Ich war fünf Jahr ſeine Sklavin,“ ſagte ſie, und zeigte auf den Alten: „es iſt wahr, er hat mich in dieſer Zeit mit Geſchenken überhäuft, aber er beraubte mich dagegen auch der unſchuldigſten Freiheit. Sein Palaſt war mein Gefängniß. Ein einziges verſtecktes Fenſter verſchaffte mir zuweilen den Anblick desjenigen, den du hier an meiner Seite ſiehſt. Er war ein Sklave wie ich, und ſchien mir kein anderes Geſchäffte zu haben, als mich zu betrachten.“

„Wunderbar! — ſeine Blicke lehrten mir auf einmal das, was mir, trotz der Liebkoſungen meines Kerkermeiſters, noch bis jezt unbekannt geweſen war. Der Tag, an dem man dein neues Geſez bekannt machte, war der erſte unſrer Freyheit, und was noch mehr iſt, unſrer Vereinigung. Die Mauern unſers neuen Gefängniſſes ſchrecken uns nicht, denn wir werden ſie zuſammen bewohnen.“

„Halt, Lindor!“ ſchrie ein Frauenzimmer, das ſich mit haſtiger Eile auf den Jüngling ſturzte, ſo daß ſie auch den lezten Zahn darüber verlor. „Halt!“ rief ſie, „geliebter Lindor! wie war es möglich, daß du mir noch zuvorkamſt? Verzeih! die Toilette hat mir über vier Stunden Zeit weggenommen. Ich wollte dir heute ſo gern liebenswürdiger erſcheinen als jemals.“

Lindor pfiff eine Operettenarie.

„Urtheile,“ ſagte ſie zum Tam-zo, „wie ſehr er mich lieben muß. Braminen, Omra's, Raja's, und eine zahlloſe Menge von Kapitain-Mogols ſeufzten ehedem in meinen Feſſeln. Alle beteten mich an, und alle wurden erhört. Jezt, da dieſer Haufe zerſtreut iſt, ſind nur dem Lindor all' die quellenden Empfindungen meines Herzens gewidmet. Er allein beſizt den Gegenſtand der heißeſten Wünſche von ſo viel Kapitain-Mogols, Raja's, Omra's und Braminen. Er war täglich um mich, er genoß täglich der Wolluſt, Freude aus meinen Augen zu ſchlürfen, ſchwur mir täglich ſeine Liebe und gab mir Beweiſe davon — zwar ein wenig ſelten, ich geſteh' es, allein der Zwang, dem wir uns heute auf deinen Befehl unterwerfen ſollen, iſt ſchon lange keiner mehr für uns geweſen."

Lindor hatte ſich während dieſer Rhavſodie mit ſeiner geliebten Zarine in die Stadt geflüchtet. Kaum wurde dies der Alte durch ſeine Brille und die Megare durch ihre Lorgnette gewahr, als ſie beide Mine machten, ihnen zu folgen. „Halt!" ſagte Tam-zy, „wollt ihr in dieſem der Liebe geheiligten Zirkel wohnen, ſo ſey es nicht, um das Glück dieſes Jünglings und dieſes Mädchens zu trüben, ſondern um euch ſelbſt mit eurer wechſelſeitigen Zärtlichkeit zu ermüden."

Das betagte Paar ſchlug dies Anerbieten aus. „Mich ſo zu begraben?" rief die alte Dame; „bin ich in dem Alter, in dem man der Welt entſagt? Lindor iſt ein Treuloſer! ich werde ſeine Stelle ſehr leicht erſetzen." Der Greis wiederholte mit wildem Schmerze den Namen Zarine, und würdigte die, die er zum Erſatz haben ſollte, nicht einmal eines Blickes.

Jezt erſchien ein prächtig gekleideter Jüngling, der mit vielem Anſtand einer reizenden Indianerin ſeinen Arm lieh. Man betrachtete ſie mit Vergnügen, und Beide ſchienen ſehr zufrieden, die Blicke der Umſtehenden auf ſich zu ziehen. Tam-zy legte ihnen nach ſeiner Gewohnheit einige Fragen vor. Der Jüngling ſprach zuerſt: „Unter uns," ſagte er zum Statthalter, „ich bin von meiner Eroberung bezaubert; denn du mußt wiſſen, daß dieſes Mädchen deren ſchon tauſend andere gemacht hat. Ich würde ſie weniger lieben, wenn ich weniger Nebenbuhler hätte. Wie vielen hab' ich nicht den Rang abgelaufen! Dieſe Begebenheit wird das Theegeſpräch der ganzen Gegend werden, und dieſer Triumph wird mich noch oft kützeln."

Tam-zy näherte ſich der jungen Indianerin, und zog ſie ein wenig auf die Seite. „Biſt du völlig entſchloſſen, deinen Begleiter zu lieben?" raunte er ihr ins Ohr. — „Allerdings!" verſezte ſie; „warum ſollt' ich ihn nicht lieben? Er hat mir ein Weib aufgeopfert, die ich verabſcheue;

er hat mich an zwey andern gerächt, dadurch, daß er die Briefe der Einen bekannt machte, die ſie ihm niemals geſchrieben, und ſich der Gunſtbezeugungen der Andern rühmte, die er niemals erhalten hat."

„Wenn dem alſo iſt," verſezte der Statthalter, „ſo will ich euch nicht länger aufhalten. Geht! und ſeyd von nun an auf ewig verbunden!"

„Auf ewig?" riefen Beide mit einer Todtenbläſſe im Geſicht. Tam-zy ſagte ihnen, daß das Geſez ausdrücklich dieſe Bedingung gemacht habe. Der junge Herr machte einen Seitenpas und verſchwand, von ſeiner Gebieterin begleitet.

Ein anders noch ſehr junges Geſchöpf erſchien, von Nebenbuhlern faſt erdrückt. Ihre Verwirrung war ſichtbar. Tam-zy wollte die Urſache davon wiſſen, und vernahm folgendes aus ihrem eignen Munde:

„Meine Mutter war ſehr hart gegen mich, aber zärtlich gegen ihre Freunde. Sie beneidete mir ſehr bald das Vergnügen, zu ſehn und geſehn zu werden. Ich hatte keinen Liebhaber, aber ich ſtarb faſt für Begierde, geliebt zu werden. Einige Bücher, die die Lehren des Brama enthielten, und die Beſuche eines alten Braminen, waren mein einziger Zeitvertreib. Der Bramine — um meiner Mutter zu gefallen — ſuchte durch ſein Geſchwätz mir alle Luſt zu benehmen, je gefallen zu wollen, und macht' es ſo, daß er mir ſehr bald nicht gefiel. Doch plözlich änderte er die Sprache, und pries meine Reize und den Eindruck, den ſie auf ſein Herz machten. Ich ließ ihn glauben, daß er mir nicht ganz gleichgültig ſey, und ſiehe da! ich bekam ein ander Zimmer, worinne zum wenigſten ein Dachfenſter war. Ich bediente mich dieſer Gelegenheit, mich ſo oft als möglich zu zeigen, aber faſt immer vergebens; ſo ſchwer war es, mich zu erblicken. Endlich nahm ich meine Zuflucht zur Liſt. Ich beſchüttete einen jungen Menſchen mit Waſſer, ſo als ob es aus Verſehen geſchehen ſey. Er ſah empor und ſchien ſehr zufrieden mit ſeiner Entdeckung; denn ich bat ihn um Verzeihung, und er war nichts weniger als beleidigt. Einige Tage darauf zeigte er mir ein Papier, worauf geſchrieben ſtand: **Ich liebe dich!** ſo groß, daß ich es von meinem Dachfenſter aus genau unterſcheiden konnte. Ich ſchrieb ihm einen Brief, den ich an einem Zwirnsfaden herunterließ, und bat ihn, mir zu antworten. Dies geſchah: allein nach und nach wünſcht' ich auch ihn ſelbſt zu ſprechen. Ich hatte die Verwegenheit ihm den Weg anzuzeigen, der bis zu meinem Kerker führte, ob man gleich durch das Zimmer meiner Mutter gehen mußte, und er hatte die Verwegenheit, ihn zu befolgen. Er kam oft wieder, ohne geſehn zu werden, aber nicht, ohne von dieſer Begebenheit geſprochen zu haben. Ich wurde berühmt, ohne es zu wiſſen. Eine andere ſeufzende Kreatur zeigte ſich unter meinem Dachfenſter, ſchlug den nämlichen Weg ein, und wurde eben ſo aufgenommen. Ich glaubte nicht gefällig genug gegen jeden ſeyn zu können, der mich liebenswürdig fand, und lachte über meine Mutter, die mir täglich vorpredigte, daß ich ſo häßlich ſey als ein Popanz.“

„Sechs Liebhaber erſchienen nach und nach unter meinem Dachfenſter, die alle durch die zärtlichſten Blicke aufgemuntert wurden. Endlich entriß mich dein weiſes Geſez meinem Kerker. Ich ſah alle meine Anbeter wieder; aber welchen zu wählen, ſollt' ich mich entſchließen? Geſtehe mir, groſſer Omra! daß es ſchwer iſt, einen Menſchen von uns zu ſtoßen, der uns liebt. Mein Charakter iſt zu ſanft, als daß es mir je möglich ſeyn ſollte, einen von dieſen zu vernachläſſigen.“

„Auf dieſe Art,“ verſezte Tam-zy, „iſt dies Gefängniß nicht für dich erfunden. Du denkſt zu brav, als daß man dich hier einſperren ſollte.“ Bey dieſen Worten wurde die junge Schöne wieder von dem ganzen Haufen umringt. Einige, beſonders diejenigen, die nur durch zärtliche Blicke aufgemuntert worden waren, hätten ſich dem Geſez gern unterworfen, das ſie auf ewig mit dem Mädchen ihres Herzens vereinigen ſollte. Der Ausdruck: auf ewig! der einem dieſer Herren entwiſchte, erpreßte der jungen Indianerin einen lauten Schrey, und kaum hatte ſie Tam-zy von dieſer Bedingung unterrichtet, als ſie den Entſchluß faßte, lieber zu ihrem Dachfenſter zurückzukehren, und ihre Mutter und ihre Anbeter bey der Naſe herumzuführen.

Ein junger Menſch ſpazierte mit großen Schritten nachdenkend hin und her. „Liebſt du?“ fragte ihn Tam-zy. „Ja, ich liebe!“ erwiederte der Jüngling, „und lieben iſt meine Beſtimmung.

Du ſiehſt hier zwey Mädchen, die beide erwarten, daß ich zwiſchen ihnen entſcheide. Dieſer hier hab' ich lange gehuldigt, allein ich fand ſie immer zu ſehr beſchäftigt, mir zu gefallen, zu ſehr einerley Meynung mit mir: kein Eigenſinn, keine Launen, und kein Schein von Unbeſtändigkeit. Unſer Umgang wurde matt, und faſt hab' ich vergeſſen, daß ſie liebenswürdig iſt. Die Andere hat mich lange ſeufzen laſſen, gähnte oft, wenn ich mit ihr ſprach, machte mich zum Spiel ihrer Laune, und feſſelte mich doch immer mehr und mehr."

„Nun gut!" ſagte der Statthalter, „worauf beſinnſt du dich noch? Nimm die, die du am meiſten liebſt." „Ach, das iſt noch nicht genug!" erwiederte der junge Menſch mit einem verzweifelnden Blicke. „Eine dritte hört nicht meine Seufzer, flieht meine Blicke, lieſt keinen meiner Briefe, verachtet meine Geſchenke, und lacht über meine Leidenſchaft. Du begreifſt leicht, daß ich ſie anbete, und daß ſo viel Gleichgültigkeit mein Herz zu Aſche brennt. Ich bin verloren, wenn dies Mädchen hier, die mich am wenigſten liebt, nicht noch ſchlimmer mit mir umgeht, als gewöhnlich.

das iſt das einzige Mittel, die undankbare Doris, die meines zerriſſenen Herzens ſpottet, aus meinen Gedanken zu verbannen."

In dieſem Augenblicke erſchien Doris mit einem lächelnden liebeweiſſagenden Blicke. „Jezt," ſagte ſie zu dem Jüngling, „da es nicht mehr in deiner Macht ſtehen wird, unbeſtändig zu ſeyn, jezt ſchenk' ich dir meine ganze Zärtlichkeit. Die Natur ſchuf mich ſanft, und du haſt keine Launen mehr von mir zu befürchten. Täglich will ich dir ſagen, daß ich dich liebe, und ich werde wahr reden; täglich werden wir uns künftig ſehn, und nichts wird uns trennen. Sprich, Lieber! werden wir nicht unausſprechlich glücklich ſeyn?"

„Ich zweifle!" erwiederte der Jüngling, und fing wieder an den Kopf zu hängen und mit groſſen Schritten hin und her zu ſpatzieren. Sein Schweigen ließ ſeinen innern Kampf errathen. Doris wurde höchſt unwillig, bediente ſich ihrer Kapricen, und ſah ſich plözlich wieder im Beſiz aller Rechte über ihren wunderlichen Liebhaber. Sie wollte fliehn; allein er warf ſich zu ihren Füßen, und geſellte ſich um ſo lieber zu den Einwohnern der neuen Stadt, mit je mehr Widerwillen Doris ihm zu folgen ſchien.

Tam-zy erblickte einen andern jungen Glücksritter in einer ſonderbaren Stellung. Er lag zu den Füßen eines Weibes, das funfzig volle Jahre zählte, und der Häßlichkeit zum Modell dienen konnte. Er überhäufte ſie mit den ſchmeichelhafteſten Namen, und erſtickte ſie faſt mit den zärtlichen Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft. Sie nahm dies alles auf als eine Frau, die noch mehr zu verdienen und wenig dagegen ſchuldig zu ſeyn glaubt. Tam-zy entfernte den Jüngling von ſeiner alten Gebieterin und befragte ihn über dieſe Sonderbarkeit. „Was ſtaunſt du?“ erwiederte dieſer: „ich liebe mit viel mehr Annehmlichkeit, als meines gleichen zu thun pflegen, und ich habe keine Nebenbuhler; denn die Gegenſtände, die mich feſſeln, ziehen niemand an ſich als mich. Ich habe keine Launen mehr zu bekämpfen; denn du weißt, wie offen ein alterndes Herz den Eindrücken der Zärtlichkeit iſt. Ueberdies kömmt mir auch meine Einbildungskraft ſehr gut zu ſtatten. Ich mache Gedichte, und es wird mir leicht, ſie aus einer Cybele in eine Hebe umzuſchaffen. Ich habe indeß doch einige junge Mädchen geliebt, aber ſie waren häßlich; und ich habe gefunden, daß die Häßlichkeit uns nicht immer vor der Untreue der Weiber ſicher ſtellt. Kurz, ich will dir's nur geſtehen, mein Vorſatz iſt, einen Genie-Streich zu machen, und meine jetzige Gebieterin wird vergeſſen ſeyn, ſobald ſich eine andere zeigt, die noch einige Jahre und einige Runzeln mehr hat als ſie."

Er kehrte zu ſeiner Begleiterin zurück und fand ſie noch unentſchloſſen. Schon verzweifelte er, ſie zu bewegen, als ein neuer Gegenſtand erſchien, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog: ein Weib, das die Natur noch weniger bedacht hatte, als das erſte. Ein Auge hatte ſie verloren, und mit dem andern ſah ſie nur ſehr wenig. „Die Männer ſind blind!" rief ſie mit einem männlichen Baß; „funfzig Jahr ſind verfloſſen, und man bemerkt mich kaum, läßt meinen Verdienſten auch nicht die kleinſte Gerechtigkeit wiederfahren, mir, deren Seele ſo gern jenen ſüßen Empfindungen entſpricht. — Weiſer Statthalter!" fügte ſie hinzu, „befiehl, daß man mich liebe! Mach ein neues Geſez deshalb, wenn es ſeyn muß! es wird deinem Scharfſinn und deiner Gerechtigkeit Ehre machen." Der junge Menſch hörte ſie, und glaubte, daß das Herz dieſes Neulings des ſeinigen würdig ſey. Er ſprach von Liebe und wurde erhört. Die Abandonnata, deren Eigenliebe gekränkt war, wollte ihrer glücklichern Nebenbuhlerin das einzige noch übrige Auge ausreißen, und dem Treuloſen das Geſicht zerkratzen. Allein es war zu ſpät; beide hatten ſchon ihre neue Wohnung betreten.

Ein neues Paar erweckte und befriedigte die Neubegier des Tam-zy. Es war eine junge Theaterprinzeſſin, die täglich das Publikum, und außerdem noch einige Privatleute amüſirte. Sie wurde von einem Menſchen begleitet, dem Natur und Kunſt eine ſchöne Stimme gegeben, und ihm dagegen alles übrige verſagt hatten. Dieſes Bündniß ſezte den Gouverneur in Verwunderung, zumal da die Schauſpielerin von einem jungen Menſchen verfolgt wurde, gegen den Natur und Glück verſchwenderiſch geweſen waren. „Richte uns!“ ſagte er zum Tam-zy. „Seit einigen Jahren widme ich ihr jeden Augenblick meines Lebens, jedes Geldſtück meines Beutels. Und doch — Wen zieht ſie mir vor! — Ein monſtröſes Etwas, ohne Rang, ohne Schätze, ohne Geſchlecht ſogar — —“

Er ſprach noch, als der Sänger und die Aktrice ſchon die neue Stadt bewohnten.

Es wurde Abend. Der Mond brach durch die Fichten, und nun ſtürzten empfindſame Liebende von allen Seiten herbey, denen bisher tauſend Hinderniſſe im Weg lagen oder die ſich's zum mindeſten einbildeten. Kurz, mit Einbruch der Nacht war kein Haus in der neuen Stadt mehr leer.

Tam-zy dachte an Ziſka, und nicht ohne Gewiſſensbiſſe. „Wie viel Beyſpiele, die mich verdammen!“ rief er; „doch ich will ſie auf eine neue Probe ſtellen, die mich vielleicht rechtfertigen wird.“

Achtes Kapitel.

Einen Monat waren nunmehr die empfindſamen Bewohner in dem Kerker der Liebe zuſammen geweſen. Der Erfinder dieſes klöſterlichen Aufenthalts bekam Luſt, zu ſehn, wie man ſich da amüſirte. Er ging in die Stadt. Ein finſtres Schweigen herrſchte überall, und jedes Paar ſchien wechſelsweiſe unerträgliche Langeweile zu haben. Wenn auch einem einmal ein Fragment von Zärtlichkeit entwiſchte, ſo war es doch ſo eiskalt, daß dem andern dabey ſchauderte. Ihr einmüthiger Wunſch war, die Mauern dieſes traurigen Aufenthalts ſchleifen oder das Thor ſprengen zu können. Tam-zy wollte ſeine zweyte Probe verſuchen, der ſich die eherne Tafel nicht widerſezte. Er machte bekannt, daß alle diejenigen, denen es hier nicht behagte, die Erlaubniß haben ſollten, zu gehen, wohin es ihnen beliebte.

Ein Freudengeſchrey ſtieg in die Wolken. Ein Paar nach dem andern ſtürzte dem Thore zu. Die Alte, um derentwillen Tam-zy ein neues Geſez machen ſollte, eröffnete den Zug, der Kaſtrate beſchloß. Die empfindſamen Liebenden hatten doch noch ſo viel Enthaltſamkeit, zu erwarten, bis der Mond aufging, worauf ſie den übrigen folgten, und die Stadt den Eulen und Käuzen Preis gaben.

Tam-zy war ſehr zufrieden mit dieſem Verſuch, glaubte ſeine eigene Unbeſtändigkeit nun ſattſam gerechtfertigt, und beſchloß, ſein Syſtem ferner zu verfolgen. Er erinnerte ſich, Poet, Metaphyſiker und Philoſoph geweſen zu ſeyn, und glaubte nichts beſſers thun zu können, als ſeinen Unterthanen dieſen eiteln Zeitvertreib zu unterſagen. Man muß geſtehn, daß er ſich hierbey ſehr weislich benahm. Er verbot allen Poeten, ihre Verſe vorzuleſen, ohne darum gebeten zu ſeyn. Er befahl, daß jeder Metaphyſiker ſich ſelbſt verſtehn, und jeder Philoſoph ſich Andern verſtändlich machen ſollte. Dieſe Bedingungen, die, wie jeder leicht begreift, unmöglich zu erfüllen ſind, ſchafften allen den Nutzen, den Tam-zy davon gehofft hatte.

Er frug ſein Orakel um Rath, und die eherne Tafel ſprach folgendes: Beſchäfftige dich mit Kleinigkeiten!

Tam-zy dachte lange über alle die Dinge nach, die den geheimnißvollen Staatsmann oft beſchäfftigen, und die doch eine Mücke auf ihrem Schwanze fortträgt. Endlich glaubte er den Sinn des Orakels getroffen zu haben. Gewiſſe Derwiſche ſtritten ſeit funfzig Jahren über die Form ihres Gürtels: dieſe wollten ſie rund, die andern breit. Der Statthalter entſchied zum Vortheil der leztern, und lud ſich dadurch den Haß der erſtern auf den Hals. Sie ſchrieen: daß alles verloren ſey, aber daß der große Prophet ſie rächen werde. Unterdeſſen hatten ſie doch nicht einmal Luſt, ſo lange zu warten. Sie ſezten eine Liſte von allen ſeinen Verbrechen auf, und mahlten ſie (beſonders das lezte) mit vieler Sorgfalt aus. Ein Derwiſch machte ſich damit auf den Weg zu dem Monarchen, unterdeſſen ſich ſeine Mitbrüder den Rücken blutig geiſſelten, um dadurch einen glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe zu erzwingen. Tam-zy wußte alles und lachte, troz ſeinem gewöhnlichen Ernſt: doch wer zulezt lacht, lacht am beſten. Vierzehn Tage nachher kam ein Befehl vom Kaiſer: „die Gürtel ſollen rund ſeyn, und Tam-zy ſoll eingeſperrt werden.“ Der nämliche Derwiſch hatte es über ſich genommen, dieſen Befehl in Ausübung zu bringen: er that es als ein Mann, der nicht Willens hat, der Rache des Propheten viel übrig zu laſſen.

Neuntes Kapitel.

Tam-zy war alſo nunmehr der einzige Bewohner einer feſten Burg, die an drey Seiten ganz unzugänglich und an der vierten ſehr wohl verwahrt war. Er ſpazierte auf und nieder (denn der Derwiſch hatte — man weiß nicht wie es kam — vergeſſen ihn feſſeln zu laſſen) und fing eine Grille nach der andern. Das Bild der Ziſka marterte ihn unaufhörlich. Er verglich jene ſüße Einſamkeit mit ſeinem Gefängniſſe, und jene erſten ſchuldloſen Freuden der Liebe mit den abwechſelnden Launen des Glücks. Das ſchlimmſte war, daß er unmöglich den Gedanken verbannen konnte, Ziſka habe ihm während ſeiner Abweſenheit einen beſſern Jüngling vorgezogen. Die Einſamkeit nährte noch mehr dieſe traurigen Vorſtellungen; Eiferſucht peinigte ihn, und er hätte eine Welt drum gegeben, ſeinem Kerker entfliehen zu können. Doch ach! kein Schlupfwinkel zeigte ſich ihm, und noch weniger durft' er hoffen, die Derwiſche mit den runden Gürteln zu beſänftigen. So oft er ſein Orakel um Rath fragte, erhielt er die Antwort: Suche dein Heil in den Eingeweiden der Erde.

Dieſer Befehl ſezte den Tam-zy in neue Verwirrung. Kein Abgrund zeigte ſich ſeinen ſuchenden Blicken, ein Ziehbrunnen ausgenommen. Dieſen ſah er lange mit zweifelhaften Blicken an, machte ein etwas dummes Geſicht, und wußte nicht recht, wie er ſich dabey benehmen ſollte. Mitten in dieſer wunderbaren Lage, als er mit dem Finger über der Naſe auf und nieder ging, trat er plötzlich auf ein morſches Bret, das unter ihm zerbrach, und ihn eine dunkele Treppe ſehen ließ. Tam-zo ſtieg hinab, und verfolgte einen langen dunkeln Gang, der blos durch einen Karfunkel erleuchtet wurde. Als er eine Zeitlang fortgetappt war, erſchien ihm eine Figur, die eben nichts Einnehmendes hatte. Es war einer aus dem Geſchlechte der Gnomen, die, wie bekannt, nichts zu thun haben, als, gleich Gellerts neidiſchem Hunde, die Schätze der Erde zu bewachen. Er war vier Fuß hoch, eben ſo breit, und hatte kleine runde Augen.

Er gab dem Tam-zo ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte ihn zu einer Menge von Goldhaufen. „Nimm,“ ſagte er unwillig, „ſo viel als du tragen kannſt! du wirſt es nöthig haben.“ Tam-zo gehorchte, obſchon wider Willen. „Du ſiehſt hier einen Schatz,“ fuhr der Gnome fort, „zu dem vor vielen hundert Jahren ein König dieſes Landes den Grund legte, und der ſich täglich durch meine Sorgfalt mehrt. Du ſiehſt hier die Schätze von vielen tauſend Leuten, die alle ihre Reichthümer wohl angewendet zu haben glauben. Durch Hülfe einiger Agenten zieh' ich ſie an mich, ohne dieſen Ort je zu verlaſſen. Ich gebe dem Geizigen einen Verſchwender, dem Eingebildeten einen Schmeichler, dem Dummkopf einen Braminen, und dem Wollüſtling eine Tänzerin. Dort liegt auch das verſchwendete Erbtheil von unzähligen Alchymiſten und Projektmachern. Alle dieſe Schätze ſind todt für die Welt, bis einſt die Tugend an die Stelle des Laſters tritt, und wahre Weisheit an die Stelle der Thorheit.“

So ſprach er und führte den Tam-zy aus dieſem Labyrinth, der, nachdem er viele krumme Gänge durchwandert, endlich das Tageslicht wieder erblickte, und ſich am Fuß eines mit Buſch bewachſnen Felſen ſah. Er verſuchte es, ſich einen Weg hindurch zu bahnen; aber je tiefer er eindrang, je verwachſner wurde das Gebüſch, und ſchon verzweifelte er, einen Ausweg zu finden. In dieſer Noth nahm er ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel und erhielt die Antwort: Entledige dich deſſen, was dir am meiſten beſchwerlich fällt, und dir am wenigſten gefällt.

Zwey Dinge misfielen ihm: ſeine Kleider und ſein Gold. Er würde beides von ſich geworfen haben, wenn die Kleider nicht ſchon größtentheils in den Dornenbüſchen gehangen hätten, und der traurige Ueberreſt derſelben ſchien ihm in dieſem Augenblicke nicht ganz entbehrlich. Er begnügte ſich alſo, ſeine Reichthümer wegzuſchütteln, und kehrte eine jede Taſche ſehr ſorgſam um, damit auch nicht ein einziges Goldſtück zurückbleiben möchte. Und nun entkam er zwar dieſem beſchwerlichen Dornenpfad, allein er fiel aus der Scylla in die Charybdis, oder, mich rein deutſch auszudrücken, er kam aus dem Regen in die Trauſe; denn plözlich ſah er ſich von einer Räuberſchaar umringt, deren Anführer die Frage aufwarfen: ob man ihn erſt berauben, und hernach tödten wollte, oder umgekehrt? Die erſte Meynung ging mit neun Stimmen gegen drey durch. Man beſann ſich aber bald anders, und verurtheilte ihn zum Tode, weil er, bey einer genauen Unterſuchung, gar nichts hatte, womit er ſein Leben hätte erkaufen können. Jezt erinnerte er ſich ſeiner Reichthümer, die er eben auf gut Glück ausgeſäet hatte. „Ich habe nichts,“ ſagte er zu den Raubern, „das eurer Aufmerkſamkeit werth wäre; ich verachte das Gold; aber ich will euch das geben, was ich von mir warf, und ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.“

Die guten Leutchen ließen ſich das nicht zweymal ſagen. „Kameraden!“ ſagte der, der ihr Befehlshaber zu ſeyn ſchien, zu ſeinen Spießgeſellen, „wir müſſen die Expedition mit der Fatme bis dieſen Abend verſparen. Ich rede von einer Wittwe,“ fuhr er fort, indem er ſich zum Tam-zy wandte, „deren Gemahl den ganzen Kanton ausgeſaugt hat; es iſt ſehr billig, daß ſeine Hinterbliebenen uns einen Theil deſſen erſetzen. Ich finde, daß gewiſſe Philoſophen Recht haben —

Das Wort Philoſoph fiel dem Tam-zy auf. Er war zu ſehr eingenommen gegen alles was Philoſophie heißt. Er frug den Räuber, ob er und ſeine Kameraden Philoſophen wären? — „Nein!“ erwiederte dieſer: „meine Kameraden können nicht einmal leſen, und ich ſelbſt leſe nur ſehr wenig. Doch hab' ich die Werke einiger neuern Philoſophen durchblättert, und daraus folgen des Axiom behalten:

„Der erſte, der ein Feld mit Kartoffeln bepflanzte, daben ſagte: dies Feld gehört mir zu! und Leute fand, die dumm genug waren, es zu glauben, wurde der Erfinder des Eigenthumsrechts.

„Aber,“ ſezte der Räuber hinzu, „ich bin nicht ſo leichtgläubig.“

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an dem Orte angelangt, wo Tam-zy ſeine Schätze ausgeſäet hatte. Kaum wurde die ehrſame Zunftgenoſſenſchaft die erſten Spuren davon gewahr, als ſich ihr Herz zwiſchen Freude und Habſucht theilte. Der Chef verſprach dem Tam-zy augenblicklich eine Befehlshaberſtelle unter ſeinen Truppen, und nun zerſtreuten ſie ſich alle zwiſchen den Felſen und Büſchen, wie die Bauernjungen, wenn ſie Erdbeeren ſuchen. Tam-zy nutzte dieſe Gelegenheit, in ein nahgelegnes Holz zu entfliehn, wo er auf ungebahnten Wegen dem Orte, wo die Räuber herumſchwärmten, immer mehr zu entkommen ſuchte. Doch plözlich ſah er ſich gezwungen, Halt zu machen; denn ein Pfeil, der das Gebüſch durchſchwirrte, verwundete ihm den linken Arm. Er glaubte ſich von den Räubern verfolgt; aber ein ſich näherndes Jagdgeſchrey riß ihn bald aus dieſem Irrthum. Eine Dame im Reitkleid, ſo ſchön wie weiland Diane, auf einem ſtolzen Gaul, näherte ſich ihm, umgeben von einem zahlreichen Gefolge. Sie erkannte ihren Pfeil im Arm des Tam-zy, und ſeine edle Phyſiognomie vermehrte den Schmerz, den ſie darüber empfand, ihn zufälligerweiſe verwundet zu haben. Sie drang in ihn, ſie zu begleiten, ließ ihn in einer ſchwankenden Jagdchaiſe ganz ſanft auf ihr Schloß bringen, und gab ſich da alle Mühe, ihn durch die herrlichſte Bewirthung zu entſchädigen.

Tam-zy bewunderte die Wirkungen des Zufalls: dieſe Dame war Fatme. Er eilte, ſie von dem nächtlichen Vorhaben der Räuber zu unterrichten, und von der Art und Weiſe, wie er ſelbſt dahinter gekommen war.

Plözlich war die ganze Burg der Fatme in Aufruhr. Tam-zy, obgleich verwundet, zeigte ſo viel Entſchloſſenheit, daß er den Andern bald Muth einflößte. Man ließ zu rechter Zeit Hülfe kommen, und nahm überhaupt ſo gute Maaßregeln, daß die Räuber, ſtatt zu überrumpeln, überrumpelt wurden.

Zehntes Kapitel.

Fatme, die nun ihr Leben einem Menſchen dankte, dem ſie beynahe den Arm gelähmt hatte, ſezte ihrer Erkenntlichkeit und ihrer Sorgfalt keine Schranken. Nur dieſen Trieb glaubte ſie zu befriedigen, und betrog ſich: in einem faſt überreifen Alter hatte ſie noch mit allen Leidenſchaften der Jugend zu kämpfen. Tam-zy hingegen war nur mit ſeiner Heilung und Abreiſe beſchäfftigt. Das tiefe Schweigen ſeines Orakels ſezte ihn in Verwunderung. Er lechzte nach neuen Abentheuern. Fatme frug, was ihn bewegen könne, ſo in der Welt herumzuſchweifen? „Bloſe Neubegier!“ erwiederte Tam-zy. „O! wenn das iſt,“ verſezte Fatme, „ſo kann es dir gleichviel gelten, ob du heute oder morgen deine Reiſe wieder antritſt.“ Tam-zy ſchüttelte; aber Fatme beſtand auf ihrem Kopf, und nöthigte ihn durch ihre liebevollen Zudringlichkeiten, ihr noch einen monatlichen Aufenthalt zu bewilligen. Sie glaubte dieſen Verzug hinlänglich, um ihn ſo zu feſſeln, daß er dann wohl von ſelbſt einen längern wünſchen würde. Er war ſcharfſichtig genug, zu bemerken, warum ihn Fatme zurückhalte; er fühlte aber auch, daß ſie nur leeres Stroh dreſche. Er betrug ſich gegen ſie, wie man ſich gegen eine Dame beträgt. Fatme — wie jede Frau in ihrem Alter gethan haben würde — nahm ſeine kalte Höflichkeit für zärtliche Sorgfalt, und betrog ſich: aber Tam-zy fand keinen Beruf, ihr die Augen zu öffnen, weil er ſah, wie gern ſie blind ſeyn wollte.

Fatme war reich; daher wurde ihr Haus ſelten von Bonzen leer, und oft gab ſie ihnen den Gegenbeſuch. Beſonders wohnte in ihrer Nachbarſchaft ein Eremit, der durch ſeine außerordentliche Strenge ſo berühmt war, als es der Orden à la Trappe nur immer ſeyn mag. Jedermann wallfahrtete zu ihm, um ſeine Schultern bluten zu ſehn. Auch Fatme bat den Tam-zy oft, ſie dahin zu begleiten. Eines Tages bemerkte er, daß der Bonze ihn mit neugierigem Auge vom Kopfe zum Fuße maß, und dieſe Neubegier erweckte die ſeinige. Er kehrte den folgenden Morgen zu der Einſiedeley zurück, in einer Stunde, wo der Eremit niemand erwartete, und ſeine Diſciplin ruhen ließ. Er wurde empfangen mit einer Herzlichkeit, die ſo ſelten unter den Bonzen iſt, und fand in ſeinen Geſprächen einen Stempel des Edelſinns, der ihm noch ſeltner vorkam.

Tam-zy wollte an ihn eben einige Fragen thun, als er ſich genöthigt ſah, vorher die des Eremiten zu beantworten. Er erzählte ihm ſeine Reiſen, ſeine unvermuthete Zuſammenkunft mit den Räubern, das Komplot derſelben, und endlich ſeinen Aufenthalt bey Fatme. Bey dieſem Namen erſchien eine ſichtbare Verwirrung auf dem Geſichte des Bonzen. „Ich bitte dich,“ ſagte er zum Tam-zy, „verbirg mir nichts! mit welchem Auge betrachtet dich Fatme?“ Tam-zy ſtuzte. Sein erſter Gedanke war, daß der Eremite wohl ſein Nebenbuhler ſeyn möchte, und er wurde ihm deshalb nicht im geringſten feind. „Mit dem Auge der Liebe, wie ich glaube,“ antwortete er ihm. „O! wie glücklich wär' ich,“ rief der wunderſame Mann, „wenn dein Herz dieſen Empfindungen entſpräche!“ Bey dieſen Worten öffnete er eine verborgene Thüre und bat den Tam-zy, ihm zu folgen. Sie gingen durch einen langen dunkeln

Gang. Am Ende deſſelben kamen ſie in einen unterirdiſchen Saal, der durch eine Lampe erleuchtet wurde, die in der Mitte an einer goldnen Schnur herabhing. Tam-zy glaubte in Dionens Höhle zu treten; denn hier fanden ſie ein Weib, ſo ſchön wie jene Göttin, und ein Kind an ihrer Bruſt, das die Illuſion noch vermehrte. „Du ſiehſt hier,“ ſagte der Einſiedler, „die Tochter der Fatme, und die einzige Frucht einer unglücklichen, aber ewigwährenden Verbindung.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Tam-zy daſtand, als hab' ihn der Donner gerührt. Der verkleidete Bonze fuhr fort: „Ich habe meine Jugend in Kriegsdienſten dieſes Staates zugebracht. Mein Vermögen war dem der Fatme gleich. Ich ſah ihre Tochter, liebte ſie, war ſo glücklich, ihr nicht zu miſsfallen; aber unglücklich genug, einen zu ſtarken Eindruck auf diejenige zu machen, von der ſie abhing. Ich rede von Fatmen. Dieſe eiferſüchtige Mutter bemerkte ſehr bald, wie ſehr mich die Reize ihrer Tochter gefeſſelt hatten, und ſah dies als eine Verachtung der ihrigen an. Eine Beleidigung für ein Frauenzimmer, wie du weißt, die nie wieder gut zu machen iſt. Sie beſtimmte ihrer Tochter einen andern Gemahl, und ließ mir die Freyheit, zu gehen, wohin mir's beliebte. Ich war außer mir, ſuchte meinen Nebenbuhler auf und ſchlug mich mit ihm. Er fiel von meiner Hand, und um das Maaß meiner Sünden voll zu machen, entführte ich dies Mädchen. Man konfiſcirte meine Güter und ſprach mir das Leben ab. Wir irrten lange umher von einem Reiche zum andern, und keiner von den zinsbaren Königen wagte es, uns eine Freyſtatt anzubieten. Endlich glaubte ich, daß eine Verkleidung, wie dieſe, mich vor aller Gefahr ſichern könne; ja, daß ich es ſelbſt wagen dürfe, dieſe Gegend wieder zu bewohnen. Ich kannte alle Schlupfwinkel derſelben, und vielleicht bin ich der Einzige, der dieſe Höhle je betreten hat: ſeit vier Jahren bewohne ich ſie mit meiner Zilia. Meine anſcheinende Strenge und meine Entſagung der Welt verſchaffen mir die blinde Verehrung des Pöbels; und mehr als einmal hab' ich die Freude gehabt, zu ſehn, wie ſelbſt Fatme ſich vor Dem mit tiefer Ehrfurcht beugt, dem ſie ſo oft Verderben ſchwur."

Hier ſchwieg der Einſiedler. Er entledigte ſich zu gleicher Zeit eines langen grauen Bartes, und einiger andern groteſken Kleidungsſtücken, die ihn entſtellten, und erſchien nun in den Augen des Tam-zy in einer Geſtalt, die die Wahl der Zilia und den Geſchmack der Fatme vollkommen rechtfertigte.

„Was kann ich für dich thun?“ ſagte Tam-zy zum Amanzul — (ſo hieß der verkleidete Bonze.) „Fodere alles, was in meinen Kräften ſteht.“

„Was du für mich thun kannſt?“ erwiederte dieſer. „Fatme liebt dich. Sie vermag alles bey dem Mogul: von ihrer Fürſprache hängt meine Begnadigung ab. Vielleicht wird ſie einen Preiß darauf ſetzen, doch deine Großmuth — “

Tam-zy verſtand den Sinn dieſes Fragments, und verließ die Höhle, ziemlich unentſchloſſen, welch ein Mittel er ergreifen ſolle.

Eilftes Kapitel.

Seine Macht über das Herz der Fatme vermehrte ſich mit jedem Tage, und Fatme's Zorn gegen ihren Eidam verringerte ſich eben ſo geſchwind. Der Augenblick war da, und Tam-zy bediente ſich deſſen. Er gab vor, daß blos die geſchwätzige Fama ihn von der Begebenheit unterrichtet habe, und führte die Sache der Abweſenden mit einem Eifer und einem Fortgange, der ihn bald für ſich ſelbſt zittern ließ. „Ich geſtehe,“ ſagte Fatme, „daß Amanzul ſehr ſtrafbar iſt; allein er ſcheint mir's weniger, ſeitdem du an ſeinem Unglücke Theil nimmſt. Ich fühlte etwas für ihn, das er nicht zu ſchätzen wußte, und das ein Anderer vielleicht beſſer zu ſchätzen weiß. Was meynſt du, Tam-zy?“

Tam-zy wußte ſelbſt nicht recht, was er meynte, wenigſtens durfte er nicht ſagen, wie es ihm ums Herz war; er begnügte ſich alſo, Fatmen zu verſichern, daß ihre Gütigkeiten in den Augen eines jeden nicht ganz Unempfindlichen koſtbar ſeyn müßten. Sie ließ ihn merken, daß ſie völlig zufrieden ſeyn werde, wenn ſie's nur in den ſeinigen wären. Tam-zy wurde immer verwirrter, und verſicherte ſie ſtotternd ſeiner Hochachtung. Wenig genug für ein liebendes Herz! Fatme brach das Geſpräch ab und verließ das Zimmer.

So oft Tam-zy die ſchüchterne Zilia und ſeinen Freund Amanzul wiederſah, ſo oft verdoppelten dieſe ihre Bitten, ſo oft verdoppelte ſich auch ſein Mitleid gegen ſie; aber ſeine Kälte gegen Fatme verringerte ſich nie. Als er es überdrüßig ward, länger ſo zwiſchen Thür und Angel zu ſchweben, nahm er endlich ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel. Die Antwort war kurz und bündig: **Heurathe Fatmen!** Nun glaubte er, obgleich wider Willen, ſeinem Schickſale gehorchen zu müſſen. Kaum war Fatme von ſeinen Geſinnungen verſichert, als auf ihre Fürſprache Amanzul begnadigt wurde, und Tam-zy führte ſie, jedoch ohne ſie zu der Entdeckung vorzubereiten, zu der Einſiedeley, bis in den unterirdiſchen Saal.

Hier hätte der indianiſche Geſchichtſchreiber uns ſehr füglich die näheren Umſtände des Wiedererkennens weitlauftiger beſchreiben und manches Drama plündern können: aber er ſchlüpft unverantwortlich drüber hin, und wer die Kunſt des Ausdehnens ſo gut verſtünde, als der Biograph des Siegwarts u. ſ. w. könnte ſehr oft aus einem ſeiner Kapitel einen dicken Band machen. Er hingegen begnügt ſich uns zu ſagen, daß Fatme ſehr bewegt war, weinte, und die Zilia wieder für ihre Tochter und den Amanzul für ihren Eidam erkannte. Niemand war weniger glüklich bey dieſer wonnigen Begebenheit, als der Urheber derſelben. Er verglich Fatme mit Ziſka, und fand, daß man eigentlich gar keine Vergleichung zwiſchen Beiden anſtellen könne. „Wie eigenſinnig iſt mein Schickſal!“ rief er. „Ich fliehe ein Madchen, die alle Herzen feſſelt, um mich mit einem Gegenſtande zu verbinden, der ... ach! Ziſka! — Doch genug! — Das Loos iſt einmal geworfen.“

Fatme wollte, daß Amanzul und Zilia ihre Verbindung durch eine neue Cärimonie öffentlich bekannt machen ſollten, und dieſe Cärimonie ſollte von einer andern begleitet ſeyn, an der ſie ſelbſt den meiſten Antheil nahm. Ein herrliches Feſtin folgte darauf. Jedermann war trunken vor Freude, ausgenommen Tam-zy. Fatme, wenn ſie ihren Geliebten betrachtete, bedauerte keinesweges den Verluſt des Amanzul. Sie urtheilte, (und hatte Recht) daß Indien nie eine ſchönere Mannsperſon hervorgebracht habe, als ihren Bräutigam. Glüklich, dachte ſie, wer ſeine Eroberungen ſo endigt! Dieſe ſchmeichelhaften Betrachtungen verſezten ſie in eine Art von Trunkenheit — von Entzücken — erſchütterten ſie ſo gewaltig —

daß ſie endlich in eine tiefe Ohnmacht fiel, aus der man ſie vergeblich wieder zu erwecken ſuchte; kurz, Fatme ſtarb in der Fülle ihrer Freude. Die ganze Verſammlung war verſteinert. Tam-zy ſtand und wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen ſollte. Sonderbares Geſchick! — Er war in einer Stunde Ehemann, Wittwer und Herr von unermeßlichen Reichthümern.

Amanzul und Zilia überhäuften ihn mit Liebkoſungen und bemühten ſich, ihn zu überreden, ſeine Tage in ihren Armen ruhig zu verleben. Allein umſonſt! ſein Schickſal hatte es anders beſtimmt. Er las auf der ehernen Tafel: **Fliehe deine Freunde, die Ruhe, den Reichthum und die Armuth.** Tam-zy glaubte, daß er ſich dem zu folge an einen Hof begeben müſſe, wo man gewöhnlich weder Freunde noch Ruhe antrifft. Amanzul und Zilia widerſezten ſich vergebens: er reiſte ab und nahm nur eben ſo viel mit ſich, als er nöthig hatte, um nicht arm zu ſeyn.

Zwölftes Kapitel.

Der nächſte Weg trug ihn in einen benachbarten Staat. Er durchlief die Hauptſtadt und ſah den Hof. Eine junge, ſchöne Prinzeſſin herrſchte hier. Sie ſpazierte eben, als Tam-zy im Begriff war, die königlichen Garten zu begaffen, auf einer Terraſſe am Ufer des Indus. Ein geliebter Schooßhund fiel in den Fluß und verurſachte einen allgemeinen Aufruhr. Die Königin war außer ſich. Aber Tam-zy hatte eben des Morgens auf ſeiner Tafel geleſen: **Thue das, was die Andern nicht thun.** Er ſah, daß der reiſſende Strom jeden Hofmann abſchreckte, und daher trug er kein Bedenken, ſich hineinzuſtürzen. Die Königin war von ſeinem Muth bezaubert, ließ ihm zu rechter Zeit zu Hülfe kommen, und rettete den Schooßhund und ihn.

Dieſe Begebenheit wurde das Geſpräch der ganzen Stadt. Die Königin mußte natürlich erkenntlich ſeyn, ja, ſie war es gern. Tam-zy erhielt bald ihr ganzes Vertrauen, wurde geſchmeichelt und beneidet. Von ihm hing die Vertheilung der Ehrenſtellen ab, aber er misbrauchte dieſe Freyheit nicht. Er hatte geſunde Vernunft — oft mehr als geſunde Vernunft — ſezte ſich über alle Politik hinweg, und — (wunderbar genug!) die Abwechslungen ſeines Glücks hatten ſeinen Menſchenhaß völlig geheilt. Er zog Leute, die Verdienſte hatten, aus der Dunkelheit hervor, gab denen wenig, die viel verlangten, und denen viel, die oft nichts foderten; ſchaffte Misbräuche ab, ſchonte das Volk, und brachte es ſo weit, daß er, den Hof ungerechnet, kaum von drey Dritteln der Nation gehaßt wurde.

Die Weiber nehme ich aus: faſt alle hielten ihn des Platzes, den er behauptete, werth. Jeden Tag ſtand mehr als Eine Schönheit in ſeinem Vorzimmer, für ihren Mann oder Geliebten eine Gnade zu erflehen. Wäre der Miniſter ſo höflich geweſen, eine jede dieſer Bitten zu gewähren, traun! ſo hätte er keine ihrer Gunſtbezeigungen theuer erkaufen dürfen: aber ein Subjekt, das ſeine Wahl treffen ſollte, mußte Verdienſt, nicht blos Schönheit ſeiner Frau oder ſeines Mädchens aufzuweiſen haben.

Eines Tages brachte man ihm ein Billet von einer Dame, worinne man dieſe ſeine Eigenſchaften außerordentlich erhob, keine Gnade von ihm verlangte, ſondern ihm ein Rendezvous anbot, unter der einzigen Bedingung, ſich die Augen verbinden zu laſſen. Es war Nacht, und der Vorſchlag ſehr zweydeutig; aber die eherne Tafel hatte den Ausſpruch gethan: Sey zu rechter Zeit blind! und alſo that er ohne Bedenken, was man von ihm verlangte. Man führte ihn einige Zeit der Kreuz und Queer, bis man ihm endlich die Binde abnahm, in einem Zimmer, das überall Wolluſt verkündete. Hier erwartete ihn eine Dame, die zwar maſkirt war, aber deren Wuchs und Anſtand keine gemeine Schönheit vermuthen ließ.

Siehe da! wieder eine Stelle, wo der indianiſche Geſchichtſchreiber die Erzählung brusquement abbricht. Er ſagt uns ganz einfach, daß Tam-zy ſehr oft dies nächtliche Rendezvous wiederholte, aber immer mit der nämlichen Vorſicht, und daß die Unbekannte ihre Maſke nie fallen ließ.

Tam-zy ſuchte umſonſt dies Geheimniß zu enthüllen. Er faßte zwar einige Muthmaßungen, beſonders da nach einiger Zeit der Wuchs der Unbekannten ſich merklich verſchlimmerte, und die

Königin in den nämlichen Umſtänden zu ſeyn ſchien; allein wer konnt' es wagen, ſich ſo etwas merken zu laſſen.

Ein unglücklicher Zeitpunkt erwartete ihn: die eherne Tafel gab ihm den Befehl: Sage, was du denkſt! ein Befehl, der nothwendig den nächſten Weg zu widrigen Begegniſſen bahnen mußte. Er hatte oft Gelegenheit, von der Königin zu ſprechen, und, da es einmal ſeine Schuldigkeit war, zu ſagen, was er dachte, ſo ließ er ſich eines Tages merken, daß ſie nicht mit Geſchmack coeffirt ſey. Man antwortete ihm nichts, aber die Folgen waren unausbleiblich. Er wurde am andern Tage in ein enges Gefängniß geführt.

Seine Ungnade gab Gelegenheit zu tauſend falſchen Raiſonnemens. Einige meynten, er ſey ein Verräther des Staats; andere, er habe der Königin nach dem Leben geſtellt; ja, es ging ſogar ein fliegendes Blatt herum, auf dem man ihn beſchuldigte, er habe ihren Papagay mit Gift vergeben. Tamzy ſelbſt verlangte vergebens von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſeyn.

Jezt ſtellte ſich ihm das Bild der liebevollen Ziſka dar. „Theures Mädchen!“ rief er: „du liebteſt mich! deine Liebe war frey von Eigenſinn! zum mindſten würden mich deine Launen nie meiner Freyheit beraubt haben!“

Dreyzehntes Kapitel.

Sein Gefängniß war ein Staatsgefängniß, und er bemerkte bald, daß er nicht der einzige Bewohner deſſelben war. Zwey Gefangene, die nur eine dünne Wand von ihm ſchied, beſprachen ſich zuſammen über eine Verſchwörung, in welcher, wenn ſie zu Stande kam, die Königin die Krone, vielleicht auch das Leben verlieren mußte. Ein anderer an ſeiner Stelle würde die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freuden ergriffen haben; allein Tam-zy dachte viel zu edel. Er beſann ſich nicht einen Augenblick, verlangte eine kurze Audienz bey der Königin, und mußte dreymal darum bitten, eh er ſie erhielt. Endlich ward er vor ſie gebracht, und bemerkte ſogleich, daß ihr Kopfputz eine andere Façon hatte.

Er beklagte ſich nicht, ſuchte auch nicht ſich zu rechtfertigen, ſondern erzählte ihr nur das, was der Zufall zu ſeinen Ohren gebracht hatte. Die Prinzeſſin unterbrach ihn nur durch Seufzer. „Ach, Tam-zy!“ rief ſie aus: „ich ſehe nur zu „gut, wie weit deine Großmuth und meine Ungerechtigkeit geht. Aber, Lieber! vergiß alles. Ich „gebe dir wieder, was ich dir nahm, und bitte dich, „mich zu vertheidigen und zu rächen.“

Er küßte ehrerbietig eine Hand, die ſie ihm darreichte, und ſchwieg. „Was dünkt dir?“ ſetzte ſie hinzu: „machen dieſe natürlich in einander verſchlungenen Haare, nur mit einer einfachen Roſe „geziert, nicht die beſte Wirkung?“ Tam-zy verſicherte, er habe ſie ſchon lange mit Wohlgefallen betrachtet, und dieſe Verſicherung hob ſein Gefängniß auf.

Nun wurden die falſchen Räſonnemens von neuem verſchwendet: der Stoff dazu ward vermehrt, als die Königin die Rädelsführer der Verſchwörung aufheben und auf eine Inſel verweiſen ließ. Tam-zy trat in alle ſeine alten Rechte, und die Ruhe war gänzlich wiederhergeſtellt. Die, welche ſich am meiſten uber ſein Unglück gefreut hatten, ſchienen außer ſich für Freuden über ſeine Begnadigung. Ein Poet, der eine Satyre auf ſeine Gefangennehmung gemacht hatte, wünſchte ihm in einer hochtrabenden Ode Glück zu ſeiner Freyheit. Tam-zy vergab ihm das Lob und die Satyre, rächte ſich an niemand und ſchien zufrieden mit der ganzen Welt. Jezt bekam die Königin Zufälle, die den Tam-zy hoffen ließen, das Dunkel jener geheimnißvollen Nächte zu durchdringen: allein das Orakel ſchien ſich zu widerſetzen, denn es befahl ihm zu reiſen, und er, der nun einmal vom Schickſal beſtimmt war, unſtät und flüchtig zu ſeyn, nahm Abſchied von der Königin, die ihn mit Verweiſen und Geſchenken überhäufte. „Glücklich," ſagte er, als er die Stadt im Rücken hatte, „wer Gunſt und Laune „der Großen geprüft hat! Der wird gewiß von „der Thorheit geheilt ſeyn, auf jene alle ſeine Hof„nung zu ſtellen, und dieſer ihren hämiſchen Strei„chen ſich bloszugeben." Mitten unter dieſen Betrachtungen durchſchnitt ſein Reiſewagen das Land und trug ihn in den benachbarten Staat.

Vierzehntes Kapitel.

Sein Gefolge kündigte einen ſehr reichen Menſchen an, und er war es in der That. Aber nachdem er einige Zeit in der Hauptſtadt von Sevagy geglänzt hatte, fand er auf der ehernen Tafel die Worte: Befriedige dich ſelbſt, und zugleich die, die dich umgeben. Das iſt ſo leicht nicht, dachte Tam-zy, als man ſich wohl vorſtellen mag. Nach einigem Hin- und Herſinnen, fiel es ihm endlich ein, daß er ſeinen Hang zur Freygebigkeit befriedige, wenn er die Geſchöpfe um ſich her glücklich mache. Er dankte den Augenblick alle ſeine Bedienten ab, beſchenkte ſie reichlich, und machte bekannt, daß er ſeine Güter unter die Armen vertheilen wollte. Eine unendliche Menge von Sevagiern, die arm waren, ſtrömten herzu, und eben ſo viele, die es nicht waren. Tam-zy gab ihnen alles, behielt nichts für ſich, und wurde ein Einſiedler; eine ſehr leichte Sache für einen Menſchen, der von allem entblößt iſt. Der einſame Aufenthalt, den er ſich gewählt hatte, war angenehm und bequem, ſo ſehr, als es nur immer die einfachen Produkte der

Natur ſeyn können. Eine Grotte, die der neue Cönobit nur mit einem Bette von dürren Blättern verzierte, wurde ſeine Freyſtatt. Einige Schritte davon fand er eine Quelle, die von einer Menge fruchttragender Bäume beſchattet wurde. Hier erwartete Tam-zy ruhig die Folgen ſeiner Verwandlung. — Die Einſamkeit erinnerte ihn an den Ort ſeiner Geburt, und dieſer Idee folgte ganz natürlich der Gedanke an Ziſka. War es Zärtlichkeit oder waren es Gewiſſensbiſſe, niemals fand ihn dies Bild ruhig. Er fing wieder an, den Begebenheiten ſeines Lebens nachzuhängen, und fand ſein Schickſal launig und lächerlich. „Glücklich,“ ſagte er, „wer ſeine Neugier an ſeinen väterlichen Heerd, ſeinen Ehrgeiz an das, was er beſizt, und die Empfindungen der Zärtlichkeit an ſeine erſte Geliebte bindet! Der kömmt nie in die Verlegenheit, ein Ehemann wider Willen, ein Gefangener ohne Urſache und ein Einſiedler ohne Beruf zu ſeyn.“

Schon acht Tage beſchäftigte ſich Tam-zy mit dieſen Betrachtungen, ſtillte ſeinen Hunger mit den Früchten und löſchte ſeinen Durſt aus der Quelle. Eines Morgens blies er von ungefähr den Staub von der ehernen Tafel, und fand folgende Worte: Kröne die tugendhafte Armuth. Dieſer Befehl, den man einem Einſiedler gab, ſezte den Tam-zy zum erſtenmale in die größte Verwirrung. Er ſuchte nichts deſto weniger in der ganzen Gegend, die er bewohnte, ſehr ämſig nach einem Gegenſtand, der dieſe beiden Bedingungen in ſich vereinigte. Er irrte lange umher, ohne das zu finden, was er ſuchte. Dieſe verdankten alle ihre Tugend ihrem Wohlſtand: Jene waren nur arm, oder ſeufzten, um dieſen Preiß tugendhaft ſeyn zu müſſen.

Ein Indianer, der die Menſchen und alles, was ihrer Ehrbegier ſchmeicheln konnte, floh, ſchien ihm der Anwendung des Orakels am würdigſten: allein er bemerkte bald, daß er ſich betrogen hatte, und daß dieſer Menſch ſich ſelbſt betrog. Es war nicht Tugend, es war Stolz und Menſchenhaß.

Als Tam-zy in ſeine Grotte zurückkam, verzweifelte er, dem Orakel eine Gnüge leiſten zu können, und ſchloß, daß es ihn nur habe auf die Probe ſetzen wollen. Aber die Worte auf der ehernen Tafel blieben, wie ſie waren, und Tam-zy mußte alſo wider Willen auf neue Verſuche denken. Eines Tages, als er ſich der obbeſagten Quelle näherte, erblickte er ein junges Mädchen, das eilig vor ihm floh. Sie war, um mich ſo auszudrücken, nur mit ihren langen Haaren bedeckt, und ihr ganzes Weſen kündigte mehr eine Wilde als eine Indianerin an. Unſer Eremit folgte ihr durch eine Menge Schlupfwinkel und dunkles Gehölz. Er ſah ſie in eine Höhle ſchlupfen, die faſt unzugänglich war, und er bedachte ſich keinen Augenblick, ihr zu folgen. Alles kündigte hier Armuth und Dürftigkeit an, und Tam-zy hoffte das Ende ſeiner Nachforſchungen zu finden. Ein ehrwürdiger Greis, der bey ſeiner plözlichen Erſcheinung beſtürzt ſchien, feſſelte zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit. „Fürchte nichts!“ ſagte Tam-zy zu ihm: „ich ſuche die Tugend, die von dem Glück vergeſſen wurde.“ Die Antwort des Alten, und ſein übriges Geſpräch mit ihm, beſtärkte den Tam-zy in ſeiner Hoffnung. Der Greis, ob er gleich ein Greis war, ſprach wenig, und war nur neugierig zu rechter Zeit. Das Mädchen hatte ſich aus einer natürlichen Schamhaftigkeit verkrochen, und Tam-zy verließ bald darauf den Alten, völlig überzeugt, daß man nicht ärmer und nicht tugendhafter ſeyn könne.

Er kam den folgenden Tag wieder. Beym dritten Beſuche verſprach er, dem Alten eine Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. Dieſe Sprache brachte den Alten auf die Gedanken, daß die Einſamkeit wohl zuweilen den Verſtand verwirre. Er betrachtete unſern Eremiten vom Kopf bis auf die Füße, ohne ihn einmal einer Antwort zu würdigen. Dieſer, um ſich ſein Zutrauen zu erwerben, ließ ihn die eherne Tafel mit den darein gegrabenen Worten ſehen, und enthüllte ihm das ganze Geheimniß des Orakels. Der Greis betrachtete ihn von neuem mit einer Verwunderung, die ſich bald in die ausgelaſſenſte Freude verwandelte. „Ihr Götter!“ rief er endlich: „ich ſehe einen Theil meines Traumes erfüllt!“

Dieſer Ausruf verdoppelte die Neubegier des Tam-zy: er bat den Alten, ſich deutlicher zu erklären. „Ja,“ erwiederte dieſer: „du biſt es, Fremdling, der mir ſo oft im Traum erſchien; die Hand des großen Brama ſelbſt grub dieſe Worte. Aber nicht ich bin es, dem er die Krone durch deine Hand beſtimmt.“

Funfzehntes Kapitel.

Der Greis bat den Tamzy, ſich auf eine Raſenbank, der einzige Zierrath dieſer Höhle, niederzulaſſen. „Du ſiehſt in mir," hub er an, „den Favoriten des leztverſtorbenen Königs dieſes „Landes. Ich liebte die Wahrheit, und daher war „ich ein ſchlechter Hofmann. Bisher hatte der König dies noch ſo ziemlich vertragen; allein ich „ſagte ſie ihm einmal zu unrechter Zeit, war nun „auf einmal nicht mehr Günſtling, wurde verſtoſſen, eingekerkert, und vergeſſen in meinem Kerker. Vier Jahre waren verfloſſen, und die Gewohnheit machte mir mein Unglück nach und „nach erträglicher. Eines Tages würdigte mich „der König eines Beſuchs. Ich erſtaunte, als „er auf mich zulief, mich weinend in ſeine Arme „ſchloß, und mir ſelbſt die Feſſeln abnahm. Ich „muthmaßte aus dieſer innigen Bewegung ſeines „Herzens, daß er unglücklich ſeyn müßte, und „ich betrog mich nicht. Es war mir in der Gunſt „des Königs ein Mann gefolgt, der ſich alle Mühe „gab, mir in nichts ähnlich zu ſeyn. Nur Rathſchlage, die dem Ohre des Prinzen ſchmeichelten,

„floſſen von ſeinen Lippen; er ſuchte jeden Fehler „deſſelben zu bemänteln, und nährte ſeine Schwachheiten. Daher ſtieg er auch bald in der Gunſt „des Königs auf einen Gipfel, den noch niemand „vor ihm erſtiegen hatte. Allein je mehr er hatte, „je mehr wollte er haben. Die Königin war ſchön; „er wagte es, ihr von Liebe vorzuſagen: doch hielt „er es, um ihr zu gefallen, für unumgänglich „nothwendig, ihr eine Krone anbieten zu können, „und plözlich entſpann ſich der Gedanke in ihm, „ſeinen König vom Throne zu ſtoßen.

„Dieſer Prinz führte eben Krieg gegen zwey „ſeiner Nachbarn. Er theilte ſeine Truppen, führte die eine Hälfte ſelbſt an, und übergab das „Kommando der andern dem Yanſu (ſo hieß der „Günſtling.) Ich will dich nicht mit der Erzählung dieſes Kriegs ermüden; beide Parteyen thaten, wie gewöhnlich, große Thaten, und machten „noch größere Fehler. Endlich wurde der König „überrumpelt und geſchlagen: Yanſu hingegen, „der gegen einen andern benachbarten König gefochten hatte, blieb Ueberwinder, und der Vortheil, den er von dieſem Siege zu erhalten ſuchte, war, daß er ſich mit den Ueberwindern des

„Königs vereinigte, und dieſen zwang, ſich in „die Hauptſtadt zuruckzuziehen.

„Danſu fand Mittel, der Königin zu hinterbringen, daß er alles dieſes um ihrentwillen thue, „und daß er den Vorſatz habe, ſie auf den Thron „zu heben. Der ungluckliche Prinz hatte bisher „nichts als Hochachtung für ſie empfunden; kaum „aber ſah er ſich in Gefahr, ſie zu verlieren, als „ſie ihm unausſprechlich theuer wurde. Sie der „Gefahr einer Belagerung auszuſetzen, war ihm „ein unerträglicher Gedanke, und doch wußte er „nicht, wem er ſie anvertrauen ſollte. In dieſer „Verlegenheit dachte er an mich. Mein Alter, „meine Erfahrungen, und noch mehr meine geſunde Philoſophie, hatten mich gelehrt, Fehler „zu verzeihen; vorzüglich Königen, die täglich „von einem Haufen Irrlichter umgeben ſind. Ich „nahm den Auftrag an, geleitete die Königin und „eine vierjährige Prinzeſſin, die einzige Erbin des „Thrones von Sevagy, bis zu dem nächſten Hafen: Beide waren verkleidet. Wir flohen auf „eine von den Inſeln, die dieſes Meer bedecken, „und erwarteten da Nachricht von dem Schickſale „des Königs. Acht Tage nachher verkündete der

„Ruf, daß er eine große Schlacht und das Leben „verloren, und leider verkündete der Ruf nur allzuwahr. Die Königin überlebte ihren Gemahl „nicht lange, und überließ mir die traurige Sorge, ihr Kind zu erziehen. Das Volk, das die „Inſel unſers Aufenthalts bewohnte, beſtand aus „Wilden und Barbaren: ich milderte ihre Sitten. „Man flüſterte dem Herrn der Inſel in die Ohren, es ſey nicht gut, wenn ſeine Unterthanen „wüßten, daß ſie Menſchen wären, und bat ihn, „mein ſträfliches Beginnen nach der Strenge zu „unterſuchen. Ich wurde auf ſeinen Befehl in „Verhaft gebracht, und bey dieſer Gelegenheit „nahm man mir alles, was ich hatte. Die Liebe „der Inſulaner, die ich mir erworben hatte, befreyte mich endlich aus ſeinen Händen, ſammt „der verlaſſenen Waiſe. Ich ſchiffte mich in aller „Stille mit ihr ein, und gewann einen Hafen des „feſten Landes. Lange hoffte ich, der herumirrenden Erbin von Sevagy die Protektion eines „oder des andern benachbarten Prinzen zu verſchaffen; allein der Uſurpator hatte ſie alle wider „uns eingenommen, und anſtatt ihre Hülfe erwarten zu können, mußten wir fürchten, von

„ihnen verrathen zu werden. Endlich führte ich die Prinzeſſin in ihre eignen Staaten zurück, und wählte dieſe Einſamkeit. Seit ſechs Jahren iſt dies unſre Wohnung, und wir ſind noch nie weder erkannt noch beunruhigt worden. Immer habe ich gehofft, daß man dem Panſu den geraubten Thron wieder entreiſſen werde; er hat zu ſehr Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, als daß er immer ungeſtraft bleiben ſollte. Meine Ahndungen, deine Tafel, und du ſelbſt, laſſen mich hoffen, daß dieſer Zeitpunkt nahe iſt, und in der verzweifelten Lage, in der wir ſind, müſſen wir, nach meiner Meynung, einen entſcheidenden Streich wagen.“

Zanti (ſo hieß der Greis) ſtellte unſerm Eremiten die Erbin, die er krönen ſollte, vor: es war das nämliche Mädchen, die er beym erſten Anblick für eine Wilde hielt. Sie war nur mit Lumpen bedeckt, theils um ihre Verfolger zu hintergehn, theils, weil ſie nichts beſſers hatte. Indeß beſaß der Alte noch immer den Ring und einige andere Edelſteine der Königin, womit er die ächte Herkunft der jungen Prinzeſſin beweiſen konnte. Auch die Natur hatte ſchon dafür geſorgt, daß ſie unmöglich zu verkennen war; denn ſie ſah ihrer Mutter ſo ähnlich, als eine Roſenknoſpe der andern. Aber Tam-zy verließ ſich am meiſten auf den Reiz der Neuheit; denn er wußte wohl, wie ſehr der Pöbel das Wunderbare liebt, und wie leicht er ſich deſſen überredet.

Die Waiſe nahm mit ihren beiden Begleitern den geraden Weg nach der Hauptſtadt, wo ihre Ankunft einen großen Zuſammenlauf des Pöbels verurſachte. Man umringte ſie mit neugierigem Erſtaunen. Plözlich rief Tam-zy aus: „Ihr Einwohner von Sevagy! ſehet da eure Königin!“

Dieſe Worte verurſachten ein Gemurmel unter der Verſammlung. Einige, die die Prinzeſſin erkannten, wiederholten ſie jauchzend; Andere lachten drüber. Der Lärm verbreitete ſich bald bis zu dem Palaſte des Yanſu. Seine Garde lief herzu: man bemächtigte ſich der Prinzeſſin, des Alten, und des Einſiedlers. Jedes von ihnen wurde in einen beſondern Kerker geſperrt, und bis zur nähern Unterſuchung genau bewacht.

Sechszehntes Kapitel.

Tam-zy machte es, wie er es gewöhnlich in ſolchen Fällen zu machen pflegte: er grübelte der wunderlichen Laune ſeines Schickſals nach, und, da er die ſchnellen Abwechſlungen deſſelben einmal gewohnt war, ſo fürchtete er auch diesmal nicht im geringſten, daß ewige Gefangenſchaft oder ein ſchimpflicher Tod ſein Loos ſeyn würde. Nur der Zuſtand des Zami und der verwaiſten Prinzeſſin beunruhigten ihn. Dazu kam noch das Bild der Ziſka, mit dem er ſich immer wider Willen beſchäfftigte, ſo oft er unglücklich war.

Yanſu kam, diejenige zu ſehn, die ihn vom Throne zu ſtoßen unternommen hatte. Er fand in ihr alle die Züge der Königin, und zweifelte keinesweges, daß es nicht ihre Tochter ſey. Dieſer Anblick wehte die Aſche von ſeiner Seele, und offen lag nun die Kohle, die bis dahin noch immer, nur verborgen, geglimmt hatte. Er wußte, daß ihre Mutter todt war; die junge Prinzeſſin aber ſchien ihm völlig würdig, ihre Stelle zu erſetzen. Er ließ ſie ihrem Stande gemäß kleiden: das vermehrte ihre Reize und die Begierden des

Tyrannen. Allein, da er die Tugend des Alten und die Kühnheit des Eremiten fürchtete, beſchloß er, ſie Beide ſterben zu laſſen, und dies ſollte vor den Augen des ganzen Volks geſchehn; ein Gedanke, den ihm vermuthlich der böſe Feind eingegeben hatte, und der ſeiner Klugheit wenig Ehre macht.

Beide wurden auf den Richtplatz geführt: eine zahlloſe Menge lief herzu. „Ihr Einwohner von Sevagy!“ rief Tam-zy: „man tödtet vor „euren Augen den weiſen Zanti, den einzigen, „der ſeinem Könige treu blieb.“ Bey dem Namen Zanti fing der biedre Theil der Bürgerſchaar an zu murmeln. Alle erkannten leicht den guten Greis; alle beklagten ihn: aber keiner wagte es, ihm zu helfen; denn Biederſinn iſt nur ſelten unternehmend, und Weisheit iſt es niemals. Doch eben jezt, da der Tod unvermeidlich ſchien, erkannte das Volk in dem Eremiten ſeinen Wohlthäter. Plözlich bewaffnete ſich ein jeder mit dem, was ihm zuerſt unter die Hände kam. Man entriß ſie Beide den Händen des Scharfrichters. Die Garde wurde zerſtreut, der Palaſt geſtürmt und geplündert. Panſu zog zwar einige Truppen an ſich; als er aber eben im Begriff war, auf das Volk loszugehn, endete ein vergifteter Pfeil ſein Leben.

Es war die höchſte Zeit für die junge Gefangene. Man hatte ſchon alle Zubereitungen zu der Vermählungscärimonie vorgekehrt, und einen Tag ſpäter wäre ſie Ehefrau und Königin wider ihren Willen geweſen. Doch dieſe Verkehrungen waren nicht ganz umſonſt. Man krönte ſie mit aller nur erſinnlichen Pracht, und der indianiſche Geſchichtſchreiber bemerkt, (was wir ohne das ſchwerlich geglaubt haben würden) daß ſie mitten unter dem pomphaften Gewühl weder den Eremiten noch den Zanti vergeſſen habe. Dieſer leztere trat wieder in alle ſeine alten Rechte. Die, die dem Panſu am meiſten zu verdanken hatten, waren nun die erſten, ſein Andenken zu verfluchen. Zanti lebte, wie er immer gelebt hatte, das iſt, er ſagte der jungen Königin immer die Wahrheit, und bat ſie, die Schmeicheley von ihrem Throne zu verbannen.

Tamzo wollte ſeine Pilgerkutte durchaus nicht an den Nagel hängen. Er hoffte täglich, daß ſein Orakel ihn von neuem auf Abentheuer ſenden werde; doch die eherne Tafel ſchwieg, und die Königin, die ſichs nun einmal in den Kopf geſezt hatte, ihn zu belohnen, machte ihn zum Befehlshaber ihrer Truppen.

Tam-zy hatte nur Muth und geſunden Menſchenverſtand. Ein alter Obriſter, der zwanzig Schlachten hatte gewinnen und verlieren ſehn, ſchrie überall, daß alles dies, ohne Erfahrung, ſo viel ſey, als ein Schiff ohne Steuerruder. Tam-zy wollte dieſen Satz auf den Probierſtein bringen. Ein benachbarter König wollte den Tod des Panſu rächen, oder vielmehr ſein Nachfolger werden. Der neue General zog ihm entgegen. Es ging juſt wie bey Roßbach. Er hatte das Glück, ſeinem Feinde verächtlich vorzukommen, und das beförderte ſeinen Sieg. Er verwundete ſogar den König ſelbſt, machte ihn zum Gefangnen, und führte ihn in die Hauptſtadt. Hier legte man dem Ueberwundenen ſehr gelinde Friedensbedingungen vor, die er jedoch ſehr hart fand. Sie waren folgende: „Bekriege nur dann deine Nachbarn, wenn dich das Völkerrecht die Waffen ergreifen heißt, und vertheidige die, die ungerechterweiſe angefallen werden.“ Der gefangene König unterſchrieb dieſe Bedingungen freylich wider Willen, war aber feſt entſchloſſen, ſie nur ſo lange zu halten, als ihm die Flügel beſchnitten ſeyn würden.

Siebenzehntes Kapitel.

Tam-zy ſah ſich nun auf einmal, nach dem Beyſpiel vieler Helden unſers Zeitalters, groß und geehrt, ohne eben recht zu wiſſen, wie das Ding eigentlich zugegangen. Er fand glücklicherweiſe noch hundert andere Gelegenheiten, ſeine Talente zu zeigen, und doch ließ er keine entſchlüpfen, auch die Talente Anderer zu belohnen. Er machte ſich beſonders dadurch um den Staat verdient, daß er denen, die nur unglücklich waren, Zeit ließ, den Eigenſinn ihres Schickſals zu bekämpfen, und ihre Glücksumſtände zu verbeſſern. Zanti ſah wohl ein, daß der neue General weit größere Belohnungen verdiene, und die junge Königin ſelbſt hatte längſt darauf gedacht. Sie vergaß nie, was ſie dem Tam-zy ſchuldig war, und, was noch wunderbarer iſt, ſie erinnerte ſich deſſen mit Vergnügen. Gern hätte ſie die Krone, die ſie aus ſeiner Hand erhielt, mit ihm getheilt, aber Tam-zy bemerkte dieſe günſtigen Geſinnungen nicht, oder wollte ſie nicht bemerken. Er war überhaupt ſeit einiger Zeit nicht mehr recht bey Laune. Der Hof machte ihm Langeweile; er verlor ſich oft in dem Gedanken an Ziſka, ohne jedoch den Vorſatz zu faſſen, ſie wiederzuſehn, und kurz, ihm fehlten neue Abentheuer. Eben als dieſe Leere in ſeinem Innern begann ihm läſtig zu werden, erblickt' er auf der ehernen Tafel folgendes:

> Der ruhigſte Hof iſt ein ſtürmiſches Meer.
> Ein ſtürmiſches Meer iſt oft weniger gefährlich als der ruhigſte Hof.

Tam-zy legte dieſen Orakelſpruch ſo aus, wie es die jetzige Stimmung ſeiner Seele heiſchte. „Auf „dem Meere," rief er, „will ich eine Ruhe ſuchen, „die mir der Hof nicht gewährt." Er ging, um von der Königin ſeinen Abſchied zu verlangen, eben als Zanti kam, ihm ihre Hand und ihre Krone anzubieten. Tam-zy ſchlug beides, wie leicht zu erachten, aus; allein er befand ſich doch in einer großen Verlegenheit, als er ſich genöthigt ſah, vor der Königin zu erſcheinen, und dieſe ihn fragte, „ob ſie denn ſo ſehr häßlich in ſeinen Augen ſey?“ Unſer Held erhob ihre Reize, entſchuldigte ſich blos mit dem Neid, den ihm ſeine Erhebung vom ganzen Hofe zuziehn würde, und ließ endlich ein paar Wörtchen von ſeiner geliebten Ziſka fliegen.

„Vermuthlich iſt ſie ſehr ſchön?“ frug die Königin mit einem hämiſchen Lächeln. — „Nicht ſo ſchön, als Ihro Majeſtät!“ erwiederte Tam-zy.

Die Königin. Und du gehſt, ſie aufzuſuchen? und mich läßt du . . . Sie ſtockte. — Tam-zy verſicherte, daß er ſich weiter als jemals von Ziſka entferne; und dieſe Worte gaben der Königin ihren ganzen Humor, und dem Tam-zy ſeine Freyheit wieder. Er nahm nur wenig von den Geſchenken, die man ihm anbot, und begab ſich in den nächſten Hafen, nachdem er vorher mit Zanti und der Königin ein Trio geweint hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Er fand ein ſegelfertiges, nach einer weit entlegnen Gegend beſtimmtes Schiff. Da ihm alles einerley war, ſo ergriff er dieſe Gelegenheit mit Freuden, ſich einzuſchiffen. Man lichtete die Anker bey dem ſchönſten Wetter, war luſtig und guter Dinge, und die ganze Equipage legte ſich jeden Abend unter der Protektion des Neptuns trunken zu Bette. Endlich kam ein ungebetener Sturm dazwiſchen, und machte aller Fröhlichkeit ein Ende. Das Raſen der Winde war fürchterlich, die Geſchicklichkeit der Matroſen unnütz. Man beſchloß, da die Noth am größten war, das ſchwerſte über Bord zu werfen, und noch überdieß den Gottheiten des Meeres einen von der Equipage zu opfern. Ein reicher Fremdling, glaubte man, ſey am ſchicklichſten dazu, und daher fiel die Wahl auf Tam-zy. Hier half kein Widerſprechen: er wurde den Wellen Preis gegeben, doch, es verſteht ſich, ohne ſeine Reichthümer. Die Wogen des Meeres ſpielten eine lange Zeit Federball mit ihm, und er war eben des Spieles müde, als er unter ſeinen Füßen Land fühlte, und ſich ſo gut als möglich anklammerte. Als die tiefe Finſterniß, die das Ungewitter verurſacht hatte, ſich nach und nach theilte, ſah ſich Tam-zy auf der Spitze eines Felſens, der mitten im Meere gewurzelt zu haben ſchien. Solch ein Aufenthalt iſt eben nicht der angenehmſte, beſonders wenn man ſich nicht, wie Ariadne, mit dem Bewußtſeyn ins Meer ſtürzen kann, von einem Gotte gerettet zu werden. Tam-zy hatte hier Muße genug, Betrachtungen über ſein Schickſal zu machen. Er ſah leicht ein, daß er ſich auf dieſem Felſen wahrſcheinlich nicht ſatt eſſen werde, und die Meerwölfe, die er hin und wieder herumplätſchern ſah, ließen ihn ſeine Grabſtätte halb und halb errathen. Sein Gewiſſen erwachte, und ſagte ihm laut, daß er alles dies an Ziſka verſchuldet habe.

Jetzt zerriß die Sonne den dicken Schleyer von Wolken, in den ſie ſich bisher gehüllt hatte, jagte den Nebel vor ſich her, und zeigte nun auf einmal dem Tam-zy in einer kleinen Entfernung eine Inſel; aber ſie war doch zu weit entfernt, als daß er es hätte wagen können, ſie durch Schwimmen zu erreichen. Ueberdieß konnte er auch nicht wiſſen, ob die Geſellſchaft der Leute daſelbſt den

Meerwölfen vorzuziehen ſey. Die eherne Tafel ſchwieg, und er fürchtete ſehr, daß er ſie für dießmal misverſtanden habe. Doch, wie groß war ſein Erſtaunen, als er plözlich eine Menge Kähne auf ſich zurudern ſah, die den Felſen umringten. Man nöthigte ihn einzuſteigen, und ſezte ihn unter lautem Freudengeſchrey aus Land. Er wurde in eine große Stadt gebracht, durch alle Straßen geführt, und endlich in einen Tempel geleitet. Hier kündigte alles ein nahes Opfer an. Tam-zy ſuchte mit ſeinen Augen das Opferthier, und muthmaßte, daß die Ehre wohl auf ihn fallen würde.

Der Oberprieſter erſchien, ein Meſſer in der einen Hand und eine Krone in der andern. Eine Menge anderer Bramanen begleiteten ihn, und umſchlungen unſern Ritter mit Blumenketten. Der Oberprieſter hub an und ſprach: „Was ſoll man dem großen Brama opfern? ein ſchwarzes oder ein weißes Schaf?“ „Ein ſchwarzes,“ erwiederte Tam-zy; denn er war völlig überzeugt, daß das ſo ziemlich einerley ſeyn würde. Dem Oberprieſter ſchien es jedoch nicht alſo. Er erklärte mit funkelnden Augen, daß alle diejenigen an der Stelle des weißen Schafes ſterben müßten, die ſich unterſtünden, ein ſchwarzes opfern zu wollen. Mit dieſen Worten legte er die Krone auf den Altar, ſtreifte ſich den Ermel bis über den Ellbogen in die Höhe, verſuchte die Schärfe des Meſſers, und frug den Tam-zy: „Wer biſt du?“ — „Ich „war alles,“ antwortete Tam-zy, „und bin nichts. „Ich war Poet, Philoſoph, Richter, Statthalter, Staatsgefangener, Miniſter, Einſiedler und „kommandirender General.“

Der Prieſter wurde blaß, und ſagte zitternd: „Wo ſind deine Reichthümer?“

„Ich habe keine mehr.“

Deine Freunde?

„Ich habe nie welche gehabt.“

Deine Schmeichler?

„Ich will keinen haben.“

Wer nöthigte dich, allen dem zu entſagen?

„Mein freyer Wille.“

Wer führte dich unter uns?

„Das Schickſal.“

„Siehe da! unſer König!“ rief plözlich das ganze Volk mit lautem Jubel. Der Oberprieſter ließ das Meſſer aus der Hand fallen, und ſezte dem Tam-zy zitternd die Krone auf das Haupt.

Der neue König, der nicht recht wußte, ob er wache oder träume, wurde in einen prächtigen Palaſt geführt, den man für ihn zubereitet hatte: doch mußte er vorher noch verſprechen, daß er den Irrglauben vom ſchwarzen Schafe fahren laſſen wolle. Nun erklärte man ihm das Räthſel. Dies Reich war ein Wahlreich, und nur das Orakel hatte das Recht, Könige ein oder abzuſetzen: Es bediente ſich dieſes Rechts ſehr oft, denn es ſprach durch den Mund des Oberprieſters, der während der Vacanz jederzeit die Regierung führte, und über die Wahl eines Nachfolgers immer ſehr ſchwierig war. Zehn Jahr waren ſeit dem Tode des lezten Königs verfloſſen, der, um dem Orakel zu gehorchen, ein Bonze geworden, und bald darauf, aus Verdruß, ſo gutwillig gehorcht zu haben, geſtorben war. Der große Brama machte damals durch den Mund des Oberprieſters bekannt, daß man einen Menſchen auf den Thron ſetzen ſolle, der alles geweſen ſey, allem entſagt habe, und nichts des Bedauerns werth finde.

Umſonſt ſuchte man lange nach einem ſolchen Subjekt. Verſchiedene Fremdlinge, die der Zufall oder ihr Misgeſchick an dieſe Inſel warfen, mußten ſtatt des weißen Schafes ihr Leben laſſen, bis endlich Tam-zy erſchien, den Ausſpruch des Orakels zu erfüllen. Dieſer ſezte ſich gleich beym Antritt ſeiner Regierung vor, ein ſchweres Unternehmen auszuführen. Er wollte nämlich alle diejenigen, die ihn umgaben, von Grund aus kennen lernen. Deshalb errichtete er einen neuen Orden, und verſprach den zum Ordensmeiſter zu ernennen (er möchte übrigens turnierfähig ſeyn oder nicht), der ihm den angenehmſten Rath geben würde. Sogleich marterte jeder Hofſchranz ſein bischen Gehirn, und hoffte den Preis davon zu tragen. Der eine rieth dem König, hundert ſchöne Geiſter in Sold zu nehmen, die verbunden ſeyn ſollten, jede Stunde wechſelsweiſe eine Ode zu ſeinem Lobe zu deklamiren; der andere, jedes ſeiner Worte mit goldnen Buchſtaben in Marmor graben zu laſſen; der dritte, er ſolle ein Geſez geben, vermöge deſſen ein jeder, auf den einer ſeiner Blicke fiele, ſogleich zum großen Manne werde, u. ſ. w. Tam-zy ſeufzte innerlich. Endlich näherte ſich ihm ein Menſch, den er bisher unter dem Haufen noch nicht bemerkt hatte, bückte ſich und ſprach: Liebe die Wahrheit!

„Du biſt Ordensmeiſter!“ erwiederte Tam-zy, ſchloß ihn in ſeine Arme, und machte ihn zu ſeinem vertrauteſten Freunde. Um jedoch die andern Rathgeber nicht ohne alle Strafe durchwiſchen zu laſſen, machte er ihre Rathſchläge durch öffentlichen Druck bekannt. (O! wenn das heut zu Tage noch geſchähe! Die Buchhändler würden einen gangbaren Verlagsartickel mehr haben.)

Man hatte ein Serail von auserleſnen Mädchen für den neuen König errichtet. Jede betheuerte, daß ſie ihn aufrichtig lieben, und, im Fall ſeines Abſcheidens aus dieſem Jammerthal, ſich mit ihm verbrennen wolle. Allein keine hatte das Glück, ihm zu gefallen: es blieb eine Leere in ſeinem Herzen, die nur Ziſka füllen konnte. „Theures Mädchen!“ rief er: „du warſt einer Krone „werth! Warum biſt du zu weit von mir entfernt? Wie gern theilt' ich die mit dir, die mir „der Zufall gab!“

Schon lange hatte er Befehl gegeben, alle Indianer, die in ſeine Staaten kommen würden, vor ihn zu führen. Eines Tages brachte man ihm einen, der ſchon mit den Unglück weiſſagenden Blumenketten umſchlungen war. Seine

Sprache verrieth einen Landsmann der Ziſka. Tam-zy befragte ihn mit ſichtbarer Bewegung darüber. Der junge Indianer ſtaunte — ſah den Prinzen mit forſchenden Blicken an und antwortete: „Durch welchen ſonderbaren Zufall wird eine Perſon, die man in ihrem Vaterlande kaum dem Namen nach kennt, einem fremden Monarchen bemerkungswerth? Kennſt du ſie?“ —

„Ob ich ſie kenne!“ rief Tam-zy.

Der junge Indianer that einen lauten Schrey und fiel in Ohnmacht.

Nun nehmt, meine lieben Leſer, alle die Drama's zu Hülfe, die ihr bey der Hand habt: es wird ſich ſchon eine Scene darunter finden, die die Wiedervereinigung des Tam-zy und der Ziſka beſſer ſchildert, als ich es thun könnte. Der indianiſche Autor fühlt ſeine Schwäche ſo ſehr, als ich; denn auch er ſchweigt, und macht blos die armſelige Bemerkung, daß es die höchſte Zeit geweſen ſey, die Ziſka aus den Händen des Oberprieſters zu retten.

Wie lange ſie, Mund auf Mund geheftet, einander in den Armen lagen, kann ich nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß es ſchon ſpät in die Nacht hinein war, als ſie anfingen, wieder ein wenig zu ſich ſelbſt zu kommen, und Ziſka begann dem Tam-zy ihre Geſchichte zu erzählen, die mein Wahrmann, der Indianer, folgendergeſtalt protocollirt hat:

Neunzehntes Kapitel.

Ziſka floh einen Omra, der ſie liebte, um dem Tam-zy zu folgen, der ſie floh. Dieſer Entſchluß war die Frucht eines Traumes, in dem ihr ein Greis erſchienen war, der ſie auf folgende Weiſe angeredet hatte:

> „Der, deſſen Verluſt du beweinſt, beweint auch den Deinigen. Auf! und folge deinem Schickſale! dieſer Ring wird dein Führer ſeyn: es iſt der Ring der Sympathie.“

Bey dieſen Worten erwachte Ziſka: der Greis war verſchwunden, aber — der Ring ſtak an ihrem Finger.

Warlich! es bedarf weit weniger, um ein liebendes Weib zu überreden. Ziſka verbarg ſich in Mannstracht und reiſte ab. Der Ring, der ſie, vermöge ſeiner Eigenſchaften, nur zu Tam-zy ſelbſt, oder doch zu denen, die ihm theuer waren, führen konnte, geleitete ſie zuerſt zu Amanzul und Zilia. Dieſe hatten ihren Wohlthäter noch nicht vergeſſen, aber ſein Schickſal war ihnen unbekannt. Ziſka hielt ſich nur ſo lange bey ihnen auf, als das Vergnügen, von ihrem lieben Tam-zy reden zu hören, ſie feſſelte. Sie kam von da an den Hof, deſſen Premierminiſter er geweſen war. Alles war hier, ſeit er weg war, ſein Freund geworden. (Sehr natürlich!) Ziſka wurde von einer Menge Schranzen umringt, die den Tam-zy aus vollem Halſe bewunderten, aber keinesweges Willens hatten, ihm nachzuahmen. Sie hätte gern mit der Königin geſprochen, aber der Ring widerſezte ſich jederzeit.

Von da kam ſie in das Königreich Sevagy. Tam-zy war weg, allein ſein Ruhm war noch überall. Zanti hatte ſeine Thränen noch nicht abgetrocknet, und der jungen Königin kam es ſehr ſonderbar vor, daß ſie ihn nicht haſſen konnte. Sie hatte, ſeit ſie ihre Einöde verlaſſen, alle die edle Einfalt abgelegt, die ſie damals ſowohl kleidete, und wußte ſich zu verſtellen, troz dem alten

Hofmarſchall. Die Nachforſchungen des jungen Unbekannten erweckten ihre Neugier. Sie wollte ihn ſehen, und Ziſka, ihrem Ringe zufolge, widerſezte ſich nicht. Die Königin erkannte bald in der verſtellungsloſen Ziſka ein Mädchen, und — was noch ſchlimmer war — ihre Nebenbuhlerin. Es kam ihr weit leichter vor, dieſe zu haſſen, als den Tam-zy. Nichts deſtoweniger liebkoſete ſie [illegible], wollte ſie mit Geſchenken überhäufen und an ihrem Hofe zurückbehalten. Ziſka wurde ihren Haß nicht gewahr, erwiederte ihre Liebkoſungen, ſchlug ihre Geſchenke aus, und ſezte ihren Weg fort.

Sie kam in den nämlichen Hafen, wo ſich Tam-zy eingeſchifft hatte, und beſtieg das erſte ſegelfertige Schiff. Nach einigen Tagen machte ein Seeräuber Jagd auf daſſelbe: die ganze Equipage gerieth in Schrecken. Man machte Anſtalt, ſich zu vertheidigen: nur Ziſka blieb ruhig, und wunderte ſich über den geheimen Zug, den ſie verſpürte, ſich dem Räuber zu nähern. Dieſer griff wütend an: man vertheidigte ſich muthig. Ziſka focht eine Zeitlang unter ihrer erborgten Kleidung tapfer; doch endlich, als der Räuber das Schiff eben zu entern ſuchte, konnte ſie dem Ringe nicht länger widerſtehn, und ſprang hinüber in das feindliche Schiff. Das angegriffene machte ſich faſt in demſelben Augenblicke los, entwiſchte, und Ziſka blieb allein und gefangen.

Man wußte nicht, daß ſie ein Frauenzimmer war. Man betrachtete ſie als ein Opfer, das würdig ſey, von der Hand des Oberprieſters geſchlachtet zu werden. (Vermuthlich haben die Leſer ſchon längſt errathen, daß der Seeräuber einer von Tam-zy's Unterthanen war.)

Ziſka trat in den Tempel, gab ihre Stimme dem ſchwarzen Schafe, und der Oberprieſter ſtreifte ſich eben wieder den Ermel auf, als ſie der Befehl des Tam-zy noch zu rechter Zeit dem Opfermeſſer entriß. Tam-zy ließ ſie kurz darauf krönen, und verabſchiedete alle die Weiber, die bisher, der Etikette wegen, ſein Serail bevölkert hatten. Er ſchäzte ſeine Unterthanen, führte ſelten Krieg, ſchaffte Misbrauche ab, liebte Ziſka, machte alles glücklich um ſich her, war es ſelbſt, und — — nun verſchwand die eherne Tafel.

Zoroaſter.

Fragment aus der Cyropädie.

Als Cyrus, Perſiens Regent,
Zu ſeinem Reiſewagen
Faſt durch den ganzen Orient
Sich Land für Land getragen;
Beſchloß er endlich auch, die Magen
Am Golf von Perſien
Und Zoroaſtern ſelbſt zu ſehn.
Der Held war damals ungefähr
Nicht weniger, noch mehr
Vom Golf entfernt, als Joſeph, Deutſchlands Cyrus,
Von Voltärs Ferney war.
So nah? — da ging ich ſelbſt, fürwahr!
Und wär' ich auch ſo arm, als Irus.
Herr Zoroaſter hatte zwar
Den Cyriſchen Beſuch noch nicht begehrt;
Doch Zoroaſter war der Ehre völlig werth.

Er führte Seine Majeſtät
In einen düſtern Myrtenhain,
Der ganz für einen traurigen Damöt
Schien ausgeſchmückt zu ſeyn.
Im dunkelſten Gebüſche war
Ein runder Platz mit Raſenſitzen,
In deſſen Mitte ein Altar,
Den Oromazes nicht mit ſeinen Blitzen,
Nicht Viſtnou's oder Brama's Bild,
Und nicht das heilge Feuer füllt.
Ein Mädchen war's, in Marmor ausgehauen,
Die, traun! den griechſchen Götterfrauen,
An Grazie und Schönheit glich.
Es wäre kühn und freventlich,
Von ihren Zauberreizen allen
Ein Bild euch vorzulallen;
Ich würde ſchwerlich der Natur
Getreu den Pinſel führen,
Und oft mit eigner Phantaſie
Des lieben Mädchens Büſte zieren;
Denn — unter uns — ich ſah ſie nie.
Ein jeder Jüngling darf ja nur
Ihr ſeines Mädchens Reize ſchenken,
Und jede meiner Leſerinnen

Für den gelehrten Tand beſaß,
Um deſto ämſiger in ſeinen Augen las,
Daß ſeine Blicke ſich nicht ſelten
Des ſchönen Mädchens Bild zu ihrem Standpunkt
wählten,
Daß dann er ſtets aus dem Contexte kam,
Melancholie und ſtiller Gram
Durch alle ſeine Muſkeln bebte,
Und oft auch eine Thräne ſich
Still über ſeine Wange ſchlich,
Die er umſonſt zu unterdrücken ſtrebte.

Mit Freuden hätt' ſie einen Strich
Von Cyrus Landen drum gegeben,
Wenn Zoroaſter ihr dies Beben und dies Streben
Nach jener Büſt' auf dem Altar
Erkläret hätte. Doch er war
Auch ohne dies erbötig, auf ihr Bitten,
All das, was er hier unterm Mond gelitten,
Ihr rein zu beichten, und begann
Darob den folgenden Roman:

* * *

„Das Schickſal warf mich in die Zahl
Der Unglückſeligen, die es zum Raub beſtimmte
Dem Schmeichler, der, wenn auch der Tugendfunke glimmte,
Vom Anbeginn der Welt ihn aus dem Buſen ſtahl,
Mit Gift ihn löſcht', und dann den Jüngling, den er trog,
Und der ſo unbefangen ſchuldlos beide Ohren
Dem Teufel lieh, bis in den Abgrund zog;
Kurz, Herr, ich bin ein Prinz geboren. —
Mein Vater war der König der Sophiten,
Ein Volk in Indien. Ich bin ſein ältſter Sohn,
Und war ſein Liebling. Roſig flohn
Der Kindheit Tage mir, ach! nur zu ſchnell verblühten
Die ſüßen namenloſen Freuden,
Die Unſchuld, Unbefangenheit,
In jener jugendlichen Zeit
Mir wonnig in das Leben ſtreuten.

„Einſt, als ich einſam auf der Jagd
Mich tief in einem düſtern Wald
Auf unwegſamen Pfad gewagt,
Erblickt' ich plözlich die Geſtalt

Von einem Mädchen — Gott! — ſo engelſchön,
Daß es im Taumel ſchon
Mir dünkt', ſie ſey von Oromazes Thron
Auf dieſe Welt herabgeflohn.
Gleich einer Büſte blieb ich ſtehn,
Und grollte heimlich mit den Blättern,
Die zwiſchen mir und ihr ſich dick
Verwebten; doch — ich ſah den Zauberblick,
Erborgt von allen Liebesgöttern.
Nachläſſig lag ſie da;
Ich wähnte nicht, daß mir ſo nah
In ihrem Auge Tod
Für meine Ruhe ſey, und unbefangen ſah
Ich nach ihr hin, und glühte, Morgenroth
Von ihrer Lippe zu trinken,
In ihren Arm zu ſinken,
Da zu enthüllen jede Falte
Des Schleyers, der die Marmorbruſt umwallte.
Doch als ich ſo mit giergen Blicken lauſchte,
All' ihren Zauber in mich ſchlang,
Und nur, von innerm Liebesdrang
Gezogen, näher trat; da rauſchte
Mein Fuß im Gras, und ſchüchtern ſprang
Sie auf — ſah nach mir hin —

Ich öffnete den Mund, um mit dem ſanften Hauche,
Dem Ruf der Liebe, ſie zurückzuziehn;
Doch ſchnell — wie alle Freuden fliehn —
Entfloh auch ſie, Selima, meinem Auge.

„Auf Flügeln der Liebe folgt' ich ihr,
Und kam noch eben, als ihr lilienweis Gewand,
Am Ende des Walds, in der Thür
Des Tempels der Veſtalen verſchwand.

„Dem müden Wandrer gleich,
Der bey dem blaſſen Licht der Sterne
Durch das Geſträuch
Mit frohem Muth von ferne
Ein Haus erblickt, den laßgewordnen Schritt
Verdoppelt, und mit jedem Tritt
Das Ziel des Wunſches deutlicher erkennt,
Nicht geht, nein, ihm entgegen flieht! —
Und nun auf einmal ſieht,
Daß noch ein tiefer Fluß ihn ohne Hoffnung trennt:
So war mir, in der nächſten Minute,
So, und noch ſchrecklicher zu Muthe.
Nachdenkend, traurig kehrt' ich um,
Und blickte oft zurück nach jenem Heiligthum.

„Selima iſt ihr Name!“ ſagte
Ein Höfling mir, mit dem ich jagte,
Und den ich, mit erkünſtelter Ruh,
Den Tag darauf um ſeine Meynung fragte.
„Ein guter Greis,“ ſezt' er hinzu,
„Ein Prieſter Brama's iſt ihr Vater.
„Er floh aus Lycien, ſeit funfzehn Jahren hat er
„Den Tempel der Veſtalen im Beſitz,
„Und unterhält das heilge Feuer.“

„Ein jedes ſeiner Worte war ein Blitz
Für mein verwundet Herz. Selima war mir theuer
Seit jenem erſten Augenblick,
Und ohne ſie, wo war für mich ein Glück!
Was ſollt' ich thun? — Sie mit Gewalt
Der Veſta Freyſtatt zu entreißen,
Das konnt' ich nicht! — Mein Vater wurde alt,
Und dann iſt's in der Bruſt der Greiſen
Gewöhnlich für den Schmerz der Liebe kalt.
Er würde ſeinen liebſten Sohn
Verflucht, verſtoßen haben,
Und der Bramine hätte vielleicht
Aus Eifer für die Religion

Selimen in den Flammen begraben.
Doch Jugend und Liebe macht alles leicht!
Die erſten Pflaumenhaare
Entkeimten eben meinem Kinn;
Kaum hatt' ich achtzehn volle Jahre
Durchlebt, und flüchtig war mein Sinn.
Ein Prinz — o! dacht' ich, der darf thun,
Was er nur immer will;
Genug, er iſt ein Prinz! und dann ſchweigt jeder
ſtill.
Er ſey ein Held, ein Böſewicht,
Sie lachen, wenn der Fürſt nur lacht;
Bewundern immer, was er ſpricht,
Es ſey bedacht, ſey unbedacht;
Sie ſchlafen, wenn er ſchläft, und wachen, wenn
er wacht.

Auch ich verließ mit Zuverſicht
Auf dieſen Trugſchluß mich. Ich barg in Mädchentracht
Mein jugendlich Geſicht
Und hatt' ein lang Gedicht
Von meinem Mißgeſchick gar künſtlich ausgedacht.
Ich ſchlich um Mitternacht

Aus meines Vaters Burg, halb vor dem Ausgang bebend
Und halb in ſüßer Hoffnung ſchwebend,
Kam zum Braminen, den ich bald
Durch meine trügende Geſtalt,
Durch die Erzählung meiner Leiden
Bewog, mir einen Aufenthalt
In ſeinem Tempel zu bereiten.
Ich ſchwamm in einem Meer von Freuden!
Selima täglich mir zur Seiten,
Täglich vertrauter mit Amanen,
(So nannt' ich mich) ließ hoffen, nach und nach
Mir einen blumigen Weg zu bahnen,
Der meinem innern Wunſch entſprach.

„Oft, wenn das Morgenroth
Der öſtlichen Wolk' entquoll,
Und ſanfter Gefühle voll
Selime mir den Arm, um luſtzuwandeln, bot,
Zog ich ſie traulich nach mir hin,
Und ſprach mit ihr vom erſten Triebe
Des ganzen All — von Liebe:
Ich malte mit den ſchönſten Farben ihn,
Rief jedes roſige Geſchick

Von Liebenden, die glücklich waren,
Und täglich durch ſich ſelbſt ſich neues Glück gebahren,
In mein Gedächtniß ſchnell zurück,
Und ſo verſucht' ich allgemach
Sie zur Entdeckung zu bereiten;
Doch konnt' ich freylich nicht vermeiden,
Daß oft mein Blick zu feurig ſprach,
Und der Gedank' an jene Freuden,
Die mir ſo herrlich und ſo ſüß
Selimens Liebe einſt verhieß,
Die Aſche dann von meiner Seele blies,
Und offen nun die Kohle lag,
Die nur geheim ich nähren wollte.
Selima blickte forſchend dann,
Wenn ſchmachtend ihr mein Aug' entgegen rollte,
Die traute Freundin an:
„Faſt ſcheint's, Amana hat gefühlt,
„Was ſie erzählt: man ſpricht mehr abgekühlt
„Von Dingen, die man nur vom Hörenſagen hat.
„Mir dünkt, du liebteſt ſelbſt!“ So ſprach ſie oft und bat,
Mich ihr als Freundin zu entdecken;
Oft auch verſuchte ſie durch Scherze, loſes Necken,

Mein Innres zu ergründen
Und mein Geheimniß zu entwinden:
Doch kam, von allem Argwohn frey,
Ihr nimmer in den Sinn,
Zu wähnen nur, Amana ſey
Nicht, was zu ſeyn ſie ſchien.

Auch war mein Vorſatz nicht,
Das liebe Mädchen zu verführen;
Ich ehrte ſtets ein Mädchenangeſicht,
Das Spuren reiner Unſchuld zieren.
Mein Herz war unverdorben,
Und tugendlich Gefühl in mir noch nie erſtorben.
Mein Vorſatz war,
Wenn binnen einem Jahr
Celimens Lieb' ich mir erworben,
Ihr das Geheimniß zu enthüllen,
Und ſie zu bitten, mit dem Mann,
Der nach und nach ihr Herz gewann,
Einſt der Sophiten Thron zu füllen.

Zwey Monden waren nun verfloſſen,
Zwey Monden — ach! in denen wir
Das reinſte Glück genoſſen,

Und ſtets nur Bluhmen mir
Auf meinem Pfad entſproſſen.

Mit Freuden hätt' ich unverdroſſen
In dieſer Einſamkeit mein Leben hingeträumt,
Den väterlichen Thron,
Dem ich allein aus Lieb' entflohn,
Gern meinem Bruder eingeräumt;
Doch plözlich trennte mich ein böſes Schickſal hart
Von der, um die ich pflichtvergeſſen ward.

„Einſt ſtieg die ganze Schaar
Der Prieſterinnen,
Wie dieſes ihre Sitte war,
Auf einen Berg, um da vor dem Altar
Das Opfer zu beginnen,
Und mit geweihter Hand
Das heilge Feuer zu erhalten.
Fröhlich wallten
Wir alle Hand in Hand,
Von jenem alten
Braminen nur begleitet.
Kaum hatten wir zum Opfer uns bereitet,
Als plözlich uns ein Heer

Von Räubern (wie ich damals glaubte)
Umgab, und ohne Gegenwehr
Selimen ſamt dem Alten raubte.

„O! was ich da empfand!
Ha! wer vermag es auszudrücken?
Sinnlos ſtand
Ich da mit funkelnden Blicken,
Und mußte ſie verſchwinden ſehn,
Und ſollte nun allein in jenen Tempel gehn,
In jene freudenloſe Wüſte,
Wo mir den Aufenthalt Selima nur verſüßte.
Nein! — Wütend warf ich mein Gewand
Im Angeſicht der Veſtalinnen
Zur Erde, floh von hinnen
Mit halb zerrütten Sinnen,
Verließ mein Vaterland,
Das ſonſt geliebte Indien,
Durchlief ganz Aſien,
Nur Ein Gedank' beſeelte mich:
Selima! — ach! — ich ſuchte dich!“ —

Hier heftete ſich Zoroaſters Blick
Auf jene Büſte; — feyerlich

Schwieg alles einen Augenblick,
Doch kam der Philoſoph bald zu ſich ſelbſt zurück.

„Einſt," fuhr er fort, „als hofnungslos
Mit unbeſtimmten Schritten ich
Das Land der Lycier durchſtrich,
Da trieb die Sonnenhitze mich
In einen nahen Wald; ich warf mich hin aufs Moos,
Um in der Ruhe Schoos
Mein unglückſelges Loos
Auf wenig Stunden zu vergeſſen,
Und von der gütigen Natur
Ein wenig Schlummer nur
Für mich Ermüdeten, Kraftloſen zu erpreſſen.

* * *

„Kaum hatte der Flügel des Morpheus mein Auge gedeckt, als fernes Jagdgeſchrey in meine Ohren tönte: ich verbarg mich ins Gebüſch und lauſchte erwartungsvoll, als es ſich zu nähern begann. Ein Zug rüſtiger Jäger ritt vorbey: dieſem folgte in Schaaren ein Mädchenheer. Ihre Gewänder umflatterten die ſchneeweißen Zelter,

eine beſcheidene Roſe ſchmückte das blonde Haar,
ein Köcher mit Pfeilen trug nachläſſig über ihre
Schultern.
— und in der Hand
Hielt jede einen Bogen,
Zum Schuß geſpannt. —

„Wie? — hat mein Auge mich betrogen?“
Rief ſtaunend ich,
Als ſie den Buſch vorbey gezogen;
„Selima! ſah ich dich?“

„Sie wars, die in der Mitte
Der Mädchen ich erblickt.
„Ha! Seligkeit! — Bald flog ich halb entzückt,
Von ſüßer Hofnung angeblickt,
Bald ging ich langſam nur mit zweifelhaftem
Schritte
Der nahen Hauptſtadt zu. Ein unbekanntes Beben
Nahm meine ganze Seele ein;
Doch hätt' ich keinen Dank darum gegeben,
Der ängſtlichen Empfindung loszuſeyn.
Es war mir alles ſo behäglich,
Mein Herz ſo wolluſtvoll erweicht,

Nur der Gedanke, mich vielleicht
Getäuſcht zu haben, unerträglich;
Denn, ach! ein ſchöner Traum bleibt doch am End' ein Traum.
Doch meine Seele hatte kaum
Den ſchwarzen Argwohn mir geboren,
Als plözlich jeder Zweifel ſchwand;
Denn eben war ich in den Thoren
Der Hauptſtadt angekommen, ſtand
Auf meinen Stab gelehnt, nicht fern
Von einem Säulengang, als einer von den Herrn,
Die immer gar zu gern
Ein fremd Geſicht mit höflichem Ungeſtüm
Um Namen, Vaterland,
Und tauſend Kleinigkeiten fragen —
Jedoch dagegen ihm,
Wenn er's verlangt, mit Freuden alles ſagen,
Was ſeit Jahrhunderten in ihrer Vaterſtadt
Sich dann und wann beſonders zugetragen —
Als, ſag' ich, ſolch ein Schwätzer zu mir trat,
Und, ohne daß ich ihn mit vielen Fragen quälte,
Mir Folgendes erzählte:

* * *

„Schon ſeit einigen Jahrhunderten werden
„die Lycier von Weibern beherrſcht. Siehe da!
„den Urſprung dieſer Regierungsform. Die Lycier
„waren während eines langen Friedens ſo
„weibiſch geworden, daß ſie anfingen, ſich blos
„mit ihrem Putz zu beſchäftigen, und alle Fehler
„des beſſern Geſchlechts nachzuahmen, ohne jedoch
„das Sanfte, Hinreißende in ihrem Charakter
„erreichen zu können. Wollüſte traten an die
„Stelle liebenswürdiger Leidenſchaften. Sie verachteten
„die lyciſchen Weiber und behandelten ſie
„als Sklavinnen. Plözlich brach ein auswärtiger
„Krieg aus: die feigen, weibiſchen Männer vermochten
„nicht ihr Vaterland zu vertheidigen; ſie
„flohen und bargen ſich in die Höhlen und Wälder:
„die Weiber, gewöhnt an hartes Joch und Sklaverey,
„ergriffen die Waffen, ſchlugen den Feind,
„nahmen das Land in Beſitz, und befeſtigten ihre
„Macht durch ein unveränderliches Grundgeſetz.

„Die Lycier gewöhnten ſich bald an dieſe Regierungsform,
„und fanden ſie viel ſanfter und
„bequemer, als die vorige. Die Männer gaben
„die Geſetze, allein die Weiber ſorgten dafür, daß
„ſie auch ausgeübt wurden. Die dieſem Geſchlechte

borne Sanftmuth verſperrte der Tyranney den Weg, und der Rath verſtändiger Greiſe, welche die Königinnen zu jeder Zeit umgaben, mäßigte den gewöhnlichen Unbeſtand der Weiber.“

„Die Mutter der Selima wurde durch eine ehrgeizige Verwandte vom Throne geſtoßen, und der Gram tödtete ſie bald darauf. Ihr erſter Miniſter floh mit der jungen Prinzeſſin nach Indien, wo er viele Jahre in Geſtalt eines Braminen verlebte, und ſeine vermeynte Tochter als Veſtalin erzog. Indeß unterhielt er ſtets einen geheimen Briefwechſel mit dem königlichen Hauſe: daher wurde Selima, gleich nach dem Tode der Thronräuberin, in alle ihre Rechte wieder eingeſetzt. Ihr unglückliches Schickſal hatte ſie weiſe gemacht, alle ihre Unterthanen liebten ſie, und — (eine Nachricht, die mich am meiſten intereſſirte —) ſie bezeugte einen unüberwindlichen Abſcheu vor dem Heurathen.“

„Ich dankte den Göttern im Stillen, endlich das Ziel meines Herumſchweifens gefunden zu haben, rief ihre fernere Hülfe an, und ſchwur mir ſelbſt und ihnen einen theuren Eid, nie ein ander Mädchen zu lieben.

„Noch fehlten mir die Mittel, mich der Königin zu nähern. Ich ſann lange hin und her, und beſchloß endlich, Kriegsdienſte zu thun. Mein Muth zeichnete mich bald vor Andern aus. In einer Schlacht, die die Freyheit der Lycier entſcheiden mußte, brachten die Carier unſere Völker in Unordnung. Es war auf einer großen Ebne, von einer Kette von Bergen umgeben, welche nur einen engen Ausgang übrig ließ. Ich ſah, wie ein jeder ſich muthlos wendete, um hindurch zu fliehen. Ich gewann dieſen Platz, drohte mit meiner Lanze einen jeden Feigherzigen zu durchbohren, ſammelte ſo unſere Truppen wieder, griff den Feind mit halber Verzweiflung an, und trug einen herrlichen Sieg davon. Dieſe That machte Aufſehn. Man ſprach in der ganzen Armee nur von meinem Muth, und die Soldaten nannten mich den Befreyer des Vaterlandes. Die Königin verlangte mich zu ſehn: ich erſchien, allein ſie erkannte mich nicht. Seit ſechs Jahren waren wir getrennt, und Gram und Kummer hatten meine Geſichtszüge entſtellt.

„Sie frug nach meinem Namen, Vaterland und Herkommen. Ein Blick ihres Auges verrieth, daß ſie dieſe Frage mit herzlichem Antheil that. — Wunderliche Laune der Liebe! — In meinen Augen war Selima ehedem Veſtalin — nur von niedriger Herkunft — und doch wär ich bereit, eine Krone mit ihr zu theilen. Jezt — eine Königin der Locier! Plözlich fuhr der Gedanke durch meine Seele: auch Selima ſollte mir ihre Liebe ſchenken, arm und unbekannt, wie ich ſie ſelbſt einſt wähnte: ich verbarg ihr daher meine Geburt, Herkunft, und nannte ein kleines Dorf in Bactrien, das ich für meinen Geburtsort ausgab.

„Sie kehrte ſich unwillig von mir, ohne eine Sylbe zu antworten. Doch bald hernach übertrug mir auf ihr Anſtiften der Senat das Kommando über die Armee: dies verſchaffte mir einen freyen Zutritt zu der Perſon der Königin: oft auch ſchickte ſie unter dem Vorwand von Geſchäften nach mir, und hatte mir doch nur ſelten etwas zu ſagen. In jenen wonnigen Stunden ſchilderte ich ihr zuweilen unter erborgtem Namen meine Geſinnungen. Die griechiſche und ägyptiſche Götterlehre, die ich auf meinen Reiſen erlernt hatte, gab mir unendlichen Stoff zu beweiſen, daß die Götter ehedem auch Sterbliche liebten, und daß es der Liebe ein leichtes iſt, das Milchmädchen mit dem Beherrſcher der Völker zu vereinigen. Als ich ihr eines Tages eine ſolche Geſchichte, mit aller Wärme, deren ich nur fähig war, erzählte, verließ ſie mich plözlich in der größten Bewegung. Ich fühlte, daß es Liebe war, und eine unausſprechliche Wolluſt bemächtigte ſich meiner. Ihr Vertrauen zu mir wuchs täglich. Ich rief einigemal die unglücklichen Tage ihrer Kindheit ihr ins Gedächtniß zurück. Dann erzählte ſie mir ihren Aufenthalt unter den Veſtalen, und ihre zärtliche Freundſchaft für Amana. Kaum vermogt' ich mich zu halten, wenn ſie ſo herzlich von dieſer entriſſenen Freundin ſprach; und ſchon beſchloß ich ihr das Geheimniß zu enthüllen, als ein unverhoffter Zufall mir den ganzen Umfang ihrer Liebe ſehen ließ.

„Den Geſetzen der Lycier zu folge, war es der Königin nicht erlaubt, ſich einen Gemahl unter den Fremdlingen zu wählen. Selima ließ mich eines Tages rufen, und redte mich folgendergeſtalt an: „Meine Unterthanen wünſchen mich an der Hand eines Mannes zu ſehn, den ich liebe. Geh!

ſag ihnen, daß ich bereit bin, ihre Wünſche zu erfüllen; doch nur unter Einer Bedingung: meine Wahl muß gänzlich frey ſeyn." — Hohe Majeſtät umſtrahlte ſie, als ſie dieſes ſprach, und kaum würdigte ſie mich eines Blickes. Ich zitterte, ſchmeichelte mir wieder, und blieb endlich in einer ſchrecklichen Ungewißheit; denn ich wußte, wie ſehr ſich die Lycier an ihre Geſetze banden. Doch der Senat verſammelte ſich, ich trug den Willen der Königin vor, und nach einigem Widerſtand bewilligte man alles.

„Kaum war Selima davon benachrichtigt, als ſie mir befahl, die Truppen auf der nämlichen Ebne zu verſammeln, wo ich jenen herrlichen Sieg über die Carier davon getragen hatte. Alle die Mächtigen im Volk wurden eben dahin beordert; man erbaute einen koſtbaren Thron; die Königin erſchien, umgeben von ihrem Hofſtaat, blickte lächelnd auf das verſammelte Volk umher, und ſprach alſo:

Seit eine höh're Macht — ſeit Brama ſelbſt von oben
Mich auf den mächtgen Thron der Lycier gehoben,

Hab' ich zu jeder Zeit nur euer Glück geſucht,
Dem Joch der Tyranney, ihr Bürger! ſtets geflucht.
Wer darf es wagen, Recht und Freyheit hier zu beugen?
Ein Blick, der Rache droht, heißt jeden Frevler ſchweigen.
Und doch! — ſchenkt Mitleid mir, ihr Lycier! — ach! die,
Die euer Glück nur ſucht, genoß ſelbſt deſſen nie:
Den Unterthanen darf es nie an Freyheit fehlen,
Doch ihre Königin muß nur gezwungen wählen.
Iſt das gerecht? — o dann nehmt euren Thron zurück!
Denn nur Zufriedenheit, nicht Kronen ſchaffen Glück!
Nehmt mir das Diadem, den güldnen Königsſaal,
Und all den Tand — wo nicht — ſo laßt mir freye Wahl!

„Die ganze Verſammlung jauchzte ihr lauten Beyfall zu. Selima winkte mir, mich an der Spitze der Truppen zu nähern: ſie ſelbſt erhob ſich vom Throne, reichte mir ihre Hand, und erklärte mich öffentlich für ihren Gemahl. „Er „iſt ein Fremdling!“ rief ſie laut; „aber, ihr Ly„cier! er iſt der Befreyer des Vaterlandes! kein „König von Geburt, doch Brama prägte den Kö„nig auf ſeine Stirn.“

Ich warf mich zu ihren Füßen. „Selima!“ rief ich; „erkennſt du deine Amana nicht?“ — Fröhliches Staunen hob die Bruſt meiner Geliebten. Arm in Arm, Mund auf Mund, ſtanden wir da auf den Stufen des Thrones, und der Gott der Liebe trug eine wonnige Stunde auf ſeinem Flügel ins Meer der Ewigkeit. — —

Vergieb mir dieſe Thräne, Cyrus! Der Philoſoph bleibt Menſch, und die Rückerinnerung an jene glücklichen, zu ſchnell entflohnen Tage findet mein Auge nie trocken; denn ach! Selima ſtarb wenige Monate nach unſerer Verbindung. Meine Sinne wurden zerrüttet; ich begann zu wüten, und fiel endlich abgemattet in die tiefſte Traurigkeit. Mir war es, als habe Brama einem jeden der

Verdammten den ſchrecklichſten Tag ſeiner Qualen abgenommen, und für mich ein Jahr daraus gemacht. Endlich ſenkte ſich Weisheit in meine Bruſt, entnebelte meinen Geiſt, und ließ mich ſchauen die wunderbaren Geheimniſſe des Oromazes. Unglückliche Tugend! — was iſt gemeiner in der Welt! und was verführt die armen Sterblichen mehr, gegen die Gottheit zu murren!

Dies bewog mich, den kleinen, noch übrigen Theil meines Lebens, den Lehren göttlicher Weisheit zu widmen.

Ich irrte unter den Weiſen Aſiens umher, beſprach mich mit ihnen über ihre Geſetze und Gottesdienſt, und kam endlich hieher an die Ufer des Aroſis, wo die Magen mich zu ihrem Oberhaupte wählten.“

Zoroaſter ſchwieg. Eine Thräne nezte ſeinen ehrwürdigen Bart, und Cyrus drückte Caſſandanen wehmüthig an ſeine Bruſt.

Das wunderſame Hündlein.

Ein Feenmärchen.

Nach la Fontaine.

Der Schlüſſel zu der Geldkaſſette
Iſt meiſtentheils der Kapital
Zum Schlafgemach und Ehebette
Von unſern Weibern allzumal.
Iſt auch von Junker Amors Bogen
Vergebens jeder Pfeil geflogen,
So übertüncht er ihn mit Gold,
Und plözlich wird das Weibchen hold.

2.

Sonſt geizte nur das Volk der Dichter
Nach einer Hand voll gelb Metall;
Jezt brauchen Könige und Richter
Die güldne Mode überall:
Für Geld ertheilt man Audienzen,
Man ſpricht die herrlichſten Sentenzen,
Für Geld hab' ich um Mitternacht
Die ſchönſte deutſche Frau bewacht.

3.

Wer gar zu ehrlich iſt, verſauert;
Drum hat Frau Venus, wie es ſcheint,
Die Kunſt der Themis abgelauert:
Und biſt du ſonſt nur Amors Freund,
O! ſo verzeihſt du ihm, wie billig,
Den kleinen Fehler gern und willig:
Denn manches Wort zum Herzen geht,
Das, ohne dies, der Wind verweht.

4.

Nun laßt uns die Geſchichte leſen! —
Bekanntlich iſt von Alters her
Die Welt von Narren voll geweſen,
Und zwar bald weniger, bald mehr;
Nur mit dem Unterſchied: ſie kleiden
Sich ſehr verſchiedentlich, und reiten
Bald dies, bald jenes Steckenpferd,
Wie's für die Uniform gehört.

5.

Nun denkt euch einen kleinen Alten,
Ein finſtres, grämliches Geſicht,
Auf deſſen Stirn ein Heer von Falten
Ganz laut von ſechszig Jahren ſpricht;

Denkt dieſen Kopf euch reif zum Tode,
Das Haar ſchneeweis — doch à la Mode
Friſirt, gepudert, aufgeſtuzt,
Und troz dem Paladin gepuzt.

6.

Nehmt eine reichgeſtickte Weſte
Und einen Sammtrock noch dazu,
Füllt dieſe beiden auf das beſte
Mit Bauch, und traun! vom Kopf zum Schuh
Habt ihr den Mann, als hätt' ihn eben
Ein Chodowiecky nach dem Leben
Euch hingezeichnet. Schritt und Gang
War voll von innerm Stutzerdrang.

7.

Es hatten zwar ſich ſieben Städte
Bisher noch nie um ihn gezankt;
Er war, ohn' alle Widerrede,
(Dem Kirchenbuche ſey's gedankt)
In Mantua, der Stadt, geboren,
Und in die Zahl der Senatoren
Erhoben; denn wem Gottes Hand
Ein Amt giebt, giebt ſie auch Verſtand.

8.

Sich auf das Rathhaus zu bewegen,
Ward ſeinem Körper oft zu ſchwer;
Doch einen Haſen zu zerlegen,
War niemand williger, als er:
Er konnte ſchlafen, trinken, eſſen;
Sein Schreiber ſchrieb ſich unterdeſſen
Für maßiges Salarium
Den ganzen Tag die Finger krumm.

9.

Was geb' ich ihm fur einen Namen?
Ein Stutzer heißt ein Paladin;
Sein Gegenfußler, der nur Damen
Vom Anſehn kennt, heißt Miſogyn;
Den eifrigen Zeloten nennen
Wir einen Pabſt; (ich muß bekennen,
Dies nomen collectivum iſt
Sehr paſſend für den Antichriſt.)

10.

Doch dieſe Art der Schellenbrüder
Führt andre Namen unter uns:
Ich ſuchte lange hin und wieder,
Und fand den ſchönen Namen — Duns!

Die Dunſe ſind in unſern Zeiten
(Epigrammatſchen Kleinigkeiten
Sey es gedankt!) bekannt genug
Durch Almanach und Taſchenbuch.

11.

Duns alſo war ein Bibelkenner,
Und thät das Sprüchlein wohl verſtehn,
Daß es nicht gut ſey, wenn die Männer
So weiberlos durchs Leben gehn.
Die Lehre thät ihm baß behagen;
Er nahm in ſeinen alten Tagen,
Trotz Chiragra und Podagra,
Das ſchönſte Weib zu Mantua.

12.

Ein Auge, das mit Jugendfeuer
Und liebeſprechend um ſich blickt;
Ein Buſen, der ſich unterm Schleyer
Hochſchwellend aus der Schnürbruſt drückt;
Ein Haar, das, Herzen zu umſchlingen,
In tauſend zauberiſchen Ringen
Sich ſanft ergoß, und eine Hand,
Die gern der Liebe Druck verſtand.

13.

So reizend ſieht man ſich wohl ſelten
Nach Cicisbeen lange um;
Auch ſchwärmten bald die jungen Helden
Wie Bienenſchwarm um ſie herum.
Der legt ſich liebekrank ins Bette;
Der trägt der Dame Silhouette
Auf ſeiner Bruſt, und der bewohnt
Im Geiſt mit ihr den lieben Mond.

14.

Die Dame Laura ſprach indeſſen
All dieſer warmen Liebe Hohn,
Und wären ſie ſo ſchön geweſen,
Als Paris und Endymion,
Ihr Zimmer blieb für ſie verſchloſſen;
Umzingelten gleich unverdroſſen
Die Herrn den ganzen Tag das Haus,
Sie gukte nicht einmal hinaus.

15.

Fürwahr! ihr werdet's ſchwerlich glauben;
Allein der armen Laura ging
Es wie dem Fuchſe mit den Trauben:
Herr Duns bemerkte jeden Wink,

Und die verſtohlne Augenſprache
War eben nicht Herr Dunſens Sache;
Sein Podagra ſtieg einen Grad,
Wenn Laura nur ans Fenſter trat.

16.

Und eine ſeiner gröſten Gaben
War, nach der Tafel zum Deſert,
In eine Wildſchur tief vergraben,
Den Kopf von Portaporto ſchwer,
Aus ſeiner Bibel zu beweiſen,
Daß ächte Liebe ſtark wie Eiſen,
Und daß Beſtändigkeit und Treu
Die ſchönſte Weibertugend ſey.

17.

Das ſezte endlich in dem Herzen
Der Dame ſich ſo ziemlich feſt,
Und ſie verlachte all die Schmerzen,
Wenn taglich auch von Oſt und Weſt
Wohl tauſend, durch der Liebe Ränke,
Bald durch ein Brieſchen, durch Geſchenke,
Bald auch durch eine Kupplerin,
Beſtürmten ihren Felſenſinn.

18.

Doch einſt begab ſich's, daß in Sachen
Der Mantuanſchen Republik
Man nöthig fand um Rath zu fragen
Den heilgen Vater Pabſt. Viel Glück
Für unſern Duns; denn ſie ernannten
Einmüthig Dunſen zum Geſandten,
Weil, was den Aufwand anbetraf,
Er alle Andre übertraf.

19.

Auch ward dadurch viel Streit vermieden,
Erwägt nur ſelbſt den wichtgen Fall:
Es war ein Eſel abgeſchieden
Aus dieſem öden Jammerthal,
Der jederzeit an heilgen Tagen
Des Orts Reliquien getragen,
Ein Eſel, überall beliebt,
Wie es wohl deren viele giebt.

20.

All ſeine Gönner und Patronen
Vertheidigten daher den Satz:
Man müſſ' auch todte Eſel ſchonen
Von ſolcher Qualität, den Platz

Des Kirchhofs ihnen überlaſſen,
Der könne viele Eſel faſſen,
Und ſolch' ein Eſel, vielgeehrt,
Sey ehrliches Begräbniß werth.

21.

Hingegen gab es böſe Leute,
Die ſagten öfters frank und frey
In dieſem theologſchen Streite,
Daß Eſel doch nur Eſel ſey,
Und daß dem Herrn mit langen Ohren
Der Anger draußen vor den Thoren
Wohl gut genug. — Nun kommt und ſprecht!
Wer von den Beiden hatte Recht?

22.

Die ganze Sache war für Dunſen
Ein Spas, und er war überzeugt,
Daß er ſie keineswegs verhunzen,
Vielmehr dem Pabſte ſie ſehr leicht
Und faßlich machen würde; aber —
(Denn, ach! mit einem böſen Aber
Iſt leider! jedes Ding gepaart,
Und dies war von der ſchlimmſten Art.)

23.

Das Aber alſo brachte plözlich
Den ſeinen Schluß in ſein Gehirn:
„Ein Schwur iſt doch nicht unverlezlich,
„Und wehe, wehe meiner Stirn!
„Ein Weib — und wär ſie auch Veſtale —
„Bleibt doch ein Weib! ſie haben alle
„Ein Schäferſtündchen; wer's verſteht,
„Iſt Sieger, eh ihr's euch verſeht.“

24.

Nun ſchloß er ganz natürlich weiter
Auf ſeiner Ehehälfte Treu,
Und fand bey dieſem Schluſſe leider,
Daß Laura Evens Tochter ſey,
Und niemand dafür ſtehen könne,
Daß, wenn er auch den Streit gewönne,
Und Rom ihm alles eingeräumt,
Dafür der Stirn ein Horn entkeimt.

25.

Ein Horn iſt eine Hauptbeſchwerde,
Und lieber hätte unſer Mann
Wohl ſelbſt auf die geweihte Erde
Von Herzen gern Verzicht gethan.

Drum ward's ihm ſauer ja zu ſagen,
Er unterhielt mit ſteten Klagen
Von Podagra und Chiragra
Den edlen Rath zu Mantua.

26.

Doch als der Rath in manchem langen
Sermon ſein möglichſtes gethan,
So gab er endlich ſich gefangen
Und trat das Ehrenämtchen an.
Ich brauch' euch wohl nicht erſt zu ſagen,
Er that's mit Zittern und mit Zagen.
Schließt aus der Rede, die er hielt,
Was man bey ſolchen Dingen fühlt.

27.

Es war ſo hinter der Gardine
Des Abends vor dem Abſchiedstag,
Als mit der kummervollſten Miene
Er folgendes zu Lauren ſprach:
„Ach! liebes Kind! wir müſſen ſcheiden!
„Und leider werden deiner Freuden,
„So ohne mich, nur wenig ſeyn;
„Doch ungern laſſ' ich dich allein.

28.

„Ich weiß zwar, daß in allen Ehren
„Du mich gehalten jederzeit;
„Doch mein Geſchäft kann lange währen,
„Die Sache iſt von Wichtigkeit.
„Die vielen bunten Schmetterlinge,
„Das Seufzen, Winſeln, das ſind Dinge,
„Die für den armen Ehemann
„Gewiß der böſe Feind erſann.

29.

„Und was das Schlimmſte iſt, ſie denken
„Faſt alle über einen Schlag,
„Beſtürmen endlich mit Geſchenken,
„Wenn Schmeicheley nichts mehr vermag.
„O Laura! hüte dich für beiden!
„Um die Verſuchung zu vermeiden,
„Die oft uns übertölpeln kann,
„So höre meinen Vorſchlag an!

30.

„Der Frühling naht mit ſtarken Schritten,
„Du kennſt mein niedlich Sommerhaus,
„Begieb auf deines Dunſens Bitten
„Auf ein paar Monat dich hinaus!

„Dort, Liebchen, biſt du völlig ſicher,
„Die feinſten Leckerbischen, Bücher,
„Muſik und andre Tändeleyn,
„Soll alles dir zu Dienſten ſeyn.

31.

„Und nimm Heiducken, Läufer, Pagen,
„Halt offne Tafel jederzeit,
„Kauf dir die ſchönſten Equipagen,
„Ein reichgeſticktes Gallakleid,
„Nimm meine ganze Geldkaſſette,
„Doch nur den Platz im Ehebette
„Laß bis zu meiner Wiederkehr
„Für mich, wenn du mich lieb haſt, leer.“

32.

So ſprach er in der Herzensklemme
Von Furcht und Ehrgeiz. Seine Frau
Beſchwur, wenn auch ſelbſt Amor käme,
Sich gegen dieſen Feind genau
Nach ſeiner Vorſchrift zu betragen,
Dem eitlen Welttand zu entſagen,
Und immer ſolle Ja und Nein
In Demuth ihre Antwort ſeyn.

33.

Wenn ich um eine Schöne buhle
Und frage, ob auch ſie mich liebt?
Und ſie — noch neu in Amors Schule —
Ein deutlich Ja zur Antwort giebt;
So bin ich immer ſehr zufrieden
Mit dem, was mir das Glück beſchieden,
Denn wer zu viel ſiegwartiſirt,
Der wird gar leichtlich ennüyirt.

34.

Doch alles, was Subtilitäten
Gleich ſah, kam nie in Dunſens Hirn.
Was ſollt' er auch viel drüber reden,
Und ſich den Kopf noch mehr verwirrn?
Ich wette, Dame Laura dachte
Selbſt nicht daran, als ſie es ſagte;
Drum griff Herr Duns nach Hut und Stab,
Und reiſte ziemlich ruhig ab.

35.

Die Dame thät in allen Stücken
Sofort, wie ihr befohlen war,
Und barg ſich den verliebten Blicken
Von ihrer Paladine Schaar;

Das iſt: ſie ging zur ſelben Stunde
Mit ihrer Zofe, ihrem Hunde,
Und einer Katze ſtracks hinaus
Auf ihres Mannes Sommerhaus.

36.

Dies war ſo etwa eine Meile
Von Mantua. Denſelben Tag
Zog in der allergrößten Eile
Der ganze Schwarm ihr hintennach,
Zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde,
Gleich einer wohlgezognen Heerde,
Die an das Glöcklein ſich gewöhnt,
Und willig folget, wenn es tönt.

37.

Doch, ach! der Schweizer an der Pforte
Des Schloſſes wies ſie alle ab.
Kein Bitten half! mit einem Worte,
Hier grub ſich mancher Held ſein Grab.
Der ſeufzte in die Abendwinde,
Der hing ſich auf an eine Linde,
Der ſtach ſich todt, der ſchoß ſich todt,
Doch Laura lachte ihrer Noth.

38.

'S iſt unbegreiflich! eine Schöne
Von achtzehn Jahren, voll und rund,
Und gleich Correggio's Magdalene
An Stirn und Auge, Naſ' und Mund,
Bleibt kalt gleich einem Salamander,
Bey all den Flammen, die einander
Durchkreuzen und mit Höllenſchmerz
Zerwühlen jedes Jünglings Herz.

39.

Doch ſpotte nur Amors Vaſallen!
Es kömmt ein Augenblick, in dem
Die Prüde und Kokette fallen,
Und wo der Jüngling ganz bequem
Sich ſchnell zum unumſchränkten Meiſter
Des Mädchens macht. Die ſchönen Geiſter,
Und die Genie- und Dichterbrut
Verſtehen dies vorzüglich gut.

40.

Drum iſt beſonders hier zu merken
Ein Jüngling, reizend wie der Tag,
Der nun vor Laurens Feſtungswerken
Zwey Jahre ſchon vergeblich lag;

Und doch behielt er ſeinen Poſten,
Spart keine Seufzer, keine Koſten,
Um als ein ächter Paladin
Noch endlich ſieghaft einzuziehn.

41.

Der arme Junge! ſo zu lieben,
Daß auch der lezte Heller fliegt!
Wär' es beym Seufzen noch geblieben,
Das iſt ein Quell, der nie verſiegt;
Allein bedenkt! in zweyen Jahren
Den Aufwand nicht einmal zu ſparen —
Und doch verfehlt des Wunſches Ziel —
Bey meiner Treu! das iſt zu viel.

42.

Auch ward ihm ſelbſt nicht wohl zu Muthe
Bey ſeines Beutels Vacuum,
Der Armuth zentnerſchwere Ruthe
Warf alle ſeine Hoffnung um,
Sein Gut war auf ein halbes Drittel
Geſchmolzen, und das lezte Mittel
Ergriff er nun, das, wie ihr wißt,
Betrogner Liebe Zuflucht iſt.

43.

„Das lezte Mittel? wie wir wiſſen?
„Er ſtarb doch nicht etwa für Schmerz?
„Er ſtach doch nicht zu Laurens Füſſen
„Sich einen Dolch ins kranke Herz?“
Nichts weniger! er wollte lieber,
Zufrieden mit dem lezten Stüber
In ſeiner Taſche, weiter gehn,
Als auf der Narrenliſte ſtehn.

44.

Gehüllt in eine Pilgerkutte,
Gewaffnet mit dem Pilgerſtab,
Lief er nunmehr in einem Trotte
Den ganzen Tag Berg auf, Berg ab,
Wie alle Herren dieſes Schlages;
Und da begab ſich's eines Tages,
Daß auf dem Wege, den er nahm,
Ein Bauer ihm entgegen kam.

45.

An einem Buſche, der ſchon lange
Dem Thiergeſchlechte Zuflucht gab,
Erblickt der Bauer eine Schlange,
Und ſchwingt ſogleich den Dornenſtab,

Das arme Thier herauszujagen
Und ohne Gnade todtzuſchlagen.
Warum er's that? — Weil, das iſt klar,
Er kein Patron der Schlangen war.

46.

Kodardo aber, müßt ihr wiſſen,
Behauptete oft frank und frey,
(Und hatt' es auch wohl eh'r erwieſen,)
Daß er des Kadmus Enkel ſey,
Der, wie bekannt, nachdem er lange
Genug gelebt, in eine Schlange
Verwandelt wurde, und gewiß
Poſteritäten hinterließ.

47.

Er führte auch in ſeinem Wappen
Ein ſolch Geſchöpf, und trug er gleich
Nur einen Rock mit tauſend Lappen
Geflickt, ſo war kein Königreich
Doch auf der ganzen weiten Erde,
Wofür er dieſe Zubehörde
Von ſeinem Adel, die ſo ſüß
Und groß ihn dünkte, fahren ließ.

48.

Die Folge war, daß er genauer
Für jede Schlange Sorge trug,
Als für ſich ſelbſt. Da nun der Bauer
So unbarmherzig ſtieß und ſchlug,
Als ſey er aller Schlangen Büttel,
So legte ſich der Held ins Mittel,
Und frug erzürnt den groben Mann:
Was ihm das arme Thier gethan?

49.

Doch war der Zorn in ſeinen Mienen
Nichts, das den Grobian bewog,
Bis endlich er ein paar Zechinen,
Die lezten! — aus der Taſche zog.
Der Bauer wunderte ſich tüchtig,
Vermeynt, es ſey wohl nicht recht richtig
In unſers Helden Kopf; drauf ſchlich
Er fort, und ließ die Schlang' im Stich.

50.

Kodardo ging ſo fröhlich weiter,
Als ſey der Pabſt, in einer Schlacht,
Von einem groben Bärenhäuter
Durch ſeine Hülfe frey gemacht.

Ich leſ' in jeglichem Geſichte:
„Was nüzt die Schlange zur Geſchichte?"
Errathen werdet ihr's wohl nie;
Doch nur Geduld! wir brauchen ſie.

51.

Kodardo kam in zweyen Tagen
In einen düſtern Fichtenwald,
Und, weil er ſich ſchon weit getragen
Und müde war, ſo macht' er Halt.
Hier ſang kein Vogel auf den Zweigen,
Ein ewig melancholiſch Schweigen,
Das nur ein naher Waſſerfall
Noch unterbrach, herrſcht überall.

52.

Doch dies war Waſſer auf die Mühle
Des Jünglings, denn er konnte hier
Sich all der drängenden Gefühle
Entledgen, ohne daß ein Thier
Des Walds ſich unterſtanden hätte,
Die traurige Gedankenkette
Zu unterbrechen, denn auch nicht
Ein Haſe kam ihm zu Geſicht.

53.

Hier lebt er fern von ſeines gleichen,
Und baut dem Schmerz ein Heiligthum,
Ein kleines Haus von Tannenzweigen,
Und pflanzt ein Gärtchen drum herum;
Singt: „Ihr verblühtet, ſüße Roſen!
„Ihr blühtet, ach! dem Hofnungsloſen,
„Dem nun der Gram das Herze bricht,
„Und meine Liebe trug euch nicht.“ *)

54.

Acht Tage waren kaum verſtrichen,
Als ſchon die ſüßen Träumereyn,
Von Schwermuth ausgeheckt, entwichen.
Sein Leiden immer ſo allein
Zu tragen, ſchien ihm nicht behäglich;
In kurzem ward ihm unerträglich
Der melancholſche Aufenthalt
In obbeſagtem Fichtenwald.

55.

„O Laura! unbarmherzge Spröde!“
Rief er in einem Monolog:
„Die Welt iſt ohne dich mir öde!

---

*) Siehe Erwin und Elmire.

„Obgleich die Hofnung mich betrog,
„Mich einſt von dir geliebt zu ſehen,
„Obgleich durch all mein heißes Flehen
„Nicht holder ward dein Zauberblick,
„So muß ich doch zu dir zurück!

56.

„Hier — kaum bedeckt von dürren Reiſern —
„Gott weiß, wie gern ich länger blieb!
„Doch deine Feſſeln — ſie ſind eiſern!
„Und Laura — doch mir immer lieb!
„Lebt wohl, ihr Quellen und ihr Bäume!
„Lebt wohl! dahin ſind meine Träume
„Von Ruhe und Zufriedenheit
„In dieſer trüben Einſamkeit.“

57.

Noch ſchlummerte die Welt, doch lächelnd
Beſtieg nun ſchon Aurorens Fuß
Den Purpurwagen, leiſefächelnd
Durchſchwebt ein guter Genius
Des armen Jünglings niedre Hütten,
Und er verließ mit ſtarken Schritten
Den Wald, und fühlt ſich frey und leicht,
Da Phöbus aus dem Meere ſteigt.

58.

Kaum war er zwey bis dritthalb Meilen
Gewandert, als ſein Auge ſchnell
Ein Feenſchloß auf güldnen Säulen
Erblickt, ein Labyrinth, ein Quell,
Aus dem ſich fremde Weine ſtürzten,
Und Nachtigallenkehlen würzten
Mit ihrem Sang im nahen Wald
Den wolluſtvollen Aufenthalt.

59.

Kodardo wußte kaum vor Freuden,
Ob's nicht vielleicht ein bloßer Traum;
Doch lagert er ſich ganz beſcheiden
An einen nahen Pfirſichbaum,
Und — weil er doch noch weiter reiſte —
Auch lange keine Pfirſchen ſpeiſte,
So ſprach er bald in ſüßer Ruh
Dem Pfirſichbaume tapfer zu.

60.

Auch ward zuweilen aus der Quelle
Ein friſcher Trunk dazu gethan;
Berauſcht von ihrer Zauberwelle,
Schien ihm das Land ein Canaan.

Er ſuchte Schatten in der Laube,
An der die rothe Purpurtraube,
Vermiſckt mit Geisblatt und Jasmin,
Sich ſchlängelnd hin und wieder ziehn.

61.

Schon deckte holder ſüßer Schlummer
Den Jungling mit des Flügels Saum,
Und eingewiegt ward jeder Kummer
In einen wonnevollen Traum;
Doch plözlich ſtand im Götterkleide
Die ſchönſte Nymphe ihm zur Seite;
Ihr Auge deckt ein dünner Flor,
Doch feurig ſchimmert es hervor.

62.

In ihrer Hand die Zauberruthe,
Ein Talisman im blonden Haar.
Errathet, wie dabey zu Muthe
Dem ſtaunenden Kodardo war.
Doch lächelnd ſieht die Fee hernieder;
Sie winkt, und tauſend Zauberlieder,
Die's Echo ſpottend wiederhallt,
Ertönen aus dem nahen Wald.

63.

„Kodardo!“ ſprach mit holdem Blicke
Die ſchöne junge Zauberin:
„Dank meine Gegenwart dem Glücke,
„Ich bin noch deine Schuldnerin.
„Mein Nam' iſt Manto. Wie? dir grauet?
„Von mir ward Mantua erbauet,
„Und durch das ganze weite Land
„Iſt meine Zaubermacht bekannt.

64.

„Doch auch wir Feen ſind nicht ſelten
„Begränzt, durch jenes Schickſals Schluß,
„Das in den Millionen Welten
„Der Sterbliche verehren muß.
„In einer Zeit von funfzig Jahren,
„Sind wir beſtimmt, all die Gefahren,
„Die durch der Thiere Leben gehn,
„Auf eine Woche auszuſtehn.

65.

„Wir können die Geſtalt uns wählen,
„Von welchem Thier es uns beliebt.
„Daß dann das Schickſal, uns zu quälen,
„Zuweilen öftern Anlaß giebt,

„Das kannſt du denken. Noch nicht lange,
„Schwebt' ich, verkappt in eine Schlange,
„In einer drohenden Gefahr,
„Und rathe, wer mein Retter war?“

66.

Kodardo wiſchte ſich die Augen,
Die neue wundervolle Mähr
Mit offnem Maule einzuſaugen;
Er prüfte hin, er prüfte her,
Um ſich herum all die Geſtalten,
Erkannte endlich auch den alten
Mit Buſch bewachſnen Zufluchtsort.
Manto, die Fee, fuhr alſo fort:

67.

„Ich könnte mit Europens Kronen
„Dich ſchaffen jedem König gleich,
„Doch ich will deine Hülfe lohnen
„Mit mehr als einem Königreich.
„Schon lange mußt' ich dich bedauren,
„Komm, Jüngling! folge mir zu Lauren!
„Du zögerſt? folge! ſie iſt dein!
„Ich ſelbſt will dein Gehülfe ſeyn.

68.

„In König Pluto's Flammenhöle
„Bewacht Freund Lucifer für mich
„Den größten Schatz; wenn ich befehle,
„Kodardo, iſt der Schatz für dich.
„Weg mit der Liebe liſtigen Ränken!
„Allein mit prächtigen Geſchenken
„Sollſt du erreichen ohne Kunſt
„Das non plus ultra ihrer Gunſt.“

69.

Sie ſprachs und metamorphoſirte
Urplözlich in ein Hündlein ſich,
Das hüpfend vor ihm her ſpazierte
Und nicht von ſeiner Seite wich;
Es ſchwebt im ſelben Augenblicke
An einem dünnen ſeidnen Stricke,
Gewebt mit Pracht und mit Geſchmack,
Um ſeinen Hals ein Dudelſack.

70.

Sofort verſucht er drauf zu blaſen,
Und blies, als wenn er Orpheus wär;
Das Hündlein macht auf grünem Raſen
Boksſprünge hin, Boksſprünge her.

Was aber mehr als die zu preiſen,
War, es beſaß den Stein der Weiſen,
Und machte, troz dem Theophraſt,
Von Gold euch eine Zentnerlaſt.

71.

So zog er dann mit ſeinem Hündlein
Auf Laurens Gut in ſtiller Nacht,
Und hofft, daß nun das Schäferſtündlein
Ihm weiter niemand ſtreitig macht.
Er wirft ſich mit Joli aufs Bette,
Ein wenig auszuruhn — und hätte
Wohl lieber unſre Fee ſo ſchön,
Als ſie des Morgens war, geſehn;

72.

Zum wenigſten auf ein paar Stunden,
In allen Ehren, wie ſichs ziemt.
Doch kaum war dieſe Nacht entſchwunden,
So macht Joli ſich ſchon berühmt,
Und leiſtet nun durch ſeine Künſte
Dem Jüngling mächtge Liebesdienſte.
Gebt acht! allein ihr glaubt es kaum,
Er ſelbſt wähnt oft, es ſey ein Traum.

73.

Kodardo, unter fremdem Namen,
Begann zu pfeifen wunderſchön;
Die Jungen und die Alten kamen,
Dem guten Hündlein zuzuſehn.
Das Hündlein machte unbefohlen
So ſchnurrig ſeine Kapriolen,
Daß jeder Luſt zu lachen fühlt,
Und Jung und Alt den Bauch ſich hielt.

74.

Kurz, es gefielen all die Poſſen
Dem Schwarm ſo wohl, daß ſie vereint
Um Beide einen Zirkel ſchloſſen,
Und dann, als ob der böſe Feind
Sie jage, rund im Kreiſe liefen,
Dabey aus vollem Halſe riefen:
Juchhey! Juchhey! Joli! Joli!
Juchhey! Juchhey! Joli! Joli!

75.

Die Dame, die aus ihrem Bette
Ein kleines Magenweh vertrieb,
Und noch vor ihrer Toilette
Den Schlaf ſich aus den Augen rieb;

Hört auch dies zügelloſe Schwärmen,
Und fragt erzürnt, wer ſo zu lärmen,
Als ob das Dörfchen untergeht,
Um dieſe Zeit ſich unterſteht?

76.

Die Zoſe ſezt ſich die Dormöſe
In aller Eil ein wenig ſchief,
Und folgt dem ſchrecklichen Getöſe. —
Sie kam, ſie ſah Joli'n und lief
So ſchnell zurück, als ſie vermochte,
Sie trat ins Zimmer und noch pochte
Das Herz ihr ſchnell, doch athemlos
Brach ſchon ein Strom von Worten los.

77.

„Ich bin doch auch ſchon in die Jahre!
„Doch ſo etwas ſieht man nicht viel:
„Ich denke wahrlich — Gott bewahre!
„Der Teufel hat dabey ſein Spiel.
„Ich wäre ſelbſt bald in den Reihen
„Getreten, denn an Gaukeleyen
„Und abentheuerlichem Zeug
„Iſt er zum Bucklichlachen reich.

78.

Die Dame, die, wie alle Damen,
Nicht wenig Neubegier beſaß,
Befahl, den Puztiſch abzukramen,
Warf die Saloppe um, vergaß
In aller Eile, ſich zu ſchminken,
Die Kammerthüre zuzuklinken,
Und — weiß der liebe Himmel, was
Die gute Dame noch vergaß.

79.

Sie ging, und ſah aus ihrem Hofe
Incognito den Tanz mit an,
Geſtand auch gegen ihre Zofe,
Der Pilger ſey ein feiner Mann. —
Hier muß ich kürzlich noch bemerken,
Daß eins von Manto's Wunderwerken
Auch das war, daß [illegible]odardo ſich
So wenig als dem Pabſte glich.

80.

Das Hündlein that ihr baß behagen,
Und ihre Zofe muß ſogleich
Zurück, den Preiß ſich zu erfragen.
„Hm!“ ſprach der Held: „Madam iſt reich!

„Doch Indoſtan mit allen Schätzen
„Kann meinen Hund mir nicht erſetzen."
Die Zofe ſah den Wandersmann
Mit Naſenrümpfen ſpöttiſch an.

81.

„Ja, ja," fuhr jener fort: „Mamſellchen
„Braucht nicht ſo ſpöttiſch auszuſehn!
„Joli! laß deines Reichthums Quellchen
„Zur Probe einmal offen ſtehn!"
Joli ließ ſich gehorſam finden,
Und warf im Augenblick von hinten
Smaragd, Topaſen und Rubin
Der Zofe vor die Füße hin.

82.

Die Jungfer machte große Augen.
Sie meynte freylich bis hieher,
Man könn' ihn blos zum Tanzen brauchen;
Allein Joli verſtand noch mehr.
Schon will ſie ſich nach Hauſe ſchleichen,
Das Wunder Lauren anzuzeigen;
Allein Kodardo ruft ihr nach,
Und hört nur an, wie kühn er ſprach:

83.

„So lieb ich meinen Hund auch habe,
„So iſt er doch um Einen Preiß
„Mir feil, mit ſamt der Wundergabe,
„Die eben jezt auf mein Geheiß
„Er ſehen ließ. Wenn Ihre Dame
„So will, wie ich, ſo ſoll dem Krame
„In kurzem abgeholfen ſeyn
„Und gern büß' ich den Hund hier ein.

84.

Die Zofe ſaß in einer Hölle
Von Neugier, eh er's 'raus geſagt:
„Das iſt: des Ehemannes Stelle —
„Doch nur auf eine einzge Nacht —
„Bey Ihrer Dame zu vertreten.
„Verſteht ſich, freylich nicht zu beten;
„Allein der Preiß — beym Sankt Stephan!
„Iſt bill'ger, als man's wünſchen kann."

85.

„Wie!" rief die Zof' und hob die Füße
So hoch, als lägen Eyer da:
„O ſchön! die Frau Ambaſſadrice,
„Die Bluhme von ganz Mantua,

„Am Buſen eines ſchmuzgen Pfeifers! — —
„Warum nicht eines Scheerenſchleifers?
„Wer weiß, ob nicht die vorge Nacht
„Im Hoſpital Er zugebracht.“

86.

Doch als ſie's reiflich überlegte,
Des Pilgers Anſtand und Geſicht,
Samt ſeinem reichen Hund erwägte,
So ſchien es ihr zum mindſten Pflicht,
Der Dam' ein wenig zuzureden.
Sie machte Miene, abzutreten,
Um doch, wo möglich, noch das Ding
Zu ordnen, eh er weiter ging.

87.

„Noch auf ein Wörtchen! Kunigunde!“
Rief unſer Held; ſie kehrt zurück:
Er flüſtert heimlich zu dem Hunde,
Und ſieh! es fällt im Augenblick
Ein ſolcher Haufe von Piaſtern,
Daß Mantua damit zu pflaſtern,
Ein leichtes ihm geweſen wär';
Dabey ein Diamant, ſo ſchwer,

88.

Daß der, der in des Moguls Krone
Brillirt, wohl noch um zehn Karat
Geringer iſt. Zum Botenlohne
Muß nun die Zofe dieſe Saat
Von Gold, ſo viel ſie nur zu laſſen
Vermag, in ihre Schürze faſſen;
Dagegen wird der Diamant
Der Dame Laura zuerkannt.

89.

Das machte nun die gute Dirne
Dem Ritter völlig zugethan.
Kodardo war in ihrem Hirne
So reich, als wie ein Tartarchan;
Zwar nur ein Pilger — doch die Liebe
Weiß, daß Befried'gung ihrer Triebe
Sie hier oft mehr erwarten kann,
Als bey dem größten Ehrenmann.

90.

Sie lief, den Vorſchlag unſers Helden,
Sammt allem, was dahin gehört,
Der Dame ſchleunigſt zu vermelden.
Sie thut's. Allein zum Danke kehrt

Sich Laura um und drückt die Finger
Der ſchönen Hand dem Ueberbringer
Des ſaubern Vorſchlags ins Geſicht
So tief, daß gleich ein Zahn ihm bricht.

91.

Die Zof' entwich dem erſten Grimme
Und ſchlich ſich nach der Stubenthür,
Und Laura rief mit heiſrer Stimme:
„Wie? ſolchen Vorſchlag thut man mir?
„Für einen Hund — mich — meine Ehre!
„Ja, wenn es noch Kodardo wäre!
„Ach! lange neidſcht' und quält' ich ihn,
„Und ſo iſt nun der Arme hin. *)

92.

„Doch er ein Pilger — ich, ihr Götter! —
„Gemahlin des Ambaſſadeurs!
„Wie ſtraf' ich den verwägnen Spötter!
„Ich fühl's, ſchon nahen ſich Vapeurs.“
„„Madam! Ihr Wort in allen Ehren,
„„Wenn Sie die Frau des Kaiſers wären,““
Sprach Kunigund', „„ich rede frey,
„„Das trägt zur Sache gar nichts bey.

---

*) Siehe Erwin und Elmire.

93.

„„Der Hund! der Hund, das iſt die Frage!
„„Wie kriegen wir den ſchönen Hund?
„„Sein Herr — doch das thut nichts zur Sache —
„„Iſt freylich nur ein Vagabund;
„„Doch, glaubt mir! ſchön wie ein Adonis,
„„Und er beſizt dabey in bonis
„„Ein Hündlein, das kein Indoſtan,
„„Kein Kröſus ihm bezahlen kann.““

94.

„Nu nu! der Hund, das muß ich ſagen,
„Der ware ſchon der Mühe werth;
„Doch nein! die Schande zu ertragen —
„Ich kann nicht thun, was er begehrt.
„Du weißt, ich habe ſchwören müſſen,
„Nicht einmal eine Frau zu küſſen,
„(Weil man ſich leicht verkleiden kann)
„Viel weniger noch einen Mann.“

95.

„„Oho! das ſind nur Schreckgeſtalten
„„Für Pöbel. Wer hat je gehört,
„„Daß man dergleichen Schwur gehalten?
„„Der iſt des Haltens gar nicht werth.

»»Und überdieß, Sie werden wiſſen,
»»Daß auch ein Mund, der nie zu küſſen
»»Gewagt, von dem, der viel geküßt,
»»Gar ſchwer zu unterſcheiden iſt.

96.

»»Für wen iſt all' Ihr Reiz geſchaffen?
»»Doch nicht etwa für Herren Duns?
»»Mit dem der Himmel Sie zu ſtrafen
»»Sich vornahm, und der, unter uns!
»»Sich ſchlecht verſteht auf das Genießen.
»»Auch ſeine Rückkunft, wie Sie wiſſen,
»»Und ſich das leicht errathen läßt,
»»Iſt traun! für Sie kein Hochzeitfeſt.«

97.

Von dieſen wirklich triftgen Gründen
Ließ Dame Laura endlich ſich
Nach langem Kampfe überwinden,
Und wollte nur, um ordentlich
In jedem Punkt zu Werk zu gehen,
Vorher den Hund noch einmal ſehen,
Ob auch vielleicht nicht mehr Geſchrey
Von ſeiner Kunſt als Wolle ſey.

98.

Kodardo zögerte nicht lange,
Wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht.
Er fand in einem dunkeln Gange
Die Thür zu Laurens Kabinet.
Auf einen Sofa hingegoſſen,
Von dünnem Neſſeltuch umfloſſen,
Von allen Grazien umſtralt,
Wie Raphael ſein Mädchen malt,

99.

So lag ſie da; der blaſſe Schimmer
Von einer Kerze am Kamin
Warf myſtiſch über's ganze Zimmer
Verrätheriſche Dämmrung hin.
Manch Ach! entbebt Kodardo's Munde,
Als er in dieſer Schäferſtunde,
Der Dame Hand in ſeiner Hand,
Gelehnt an ihrem Sofa ſtand.

100.

Sein Auge, wenig von dem Schleyer,
Der halb die Marmorbruſt umgab,
Gehindert, blickt mit Wolluſtfeuer
In Cythereens Thal hinab:

Er ſprach — das Wort ſtarb ihm im Munde —
Der Dame Blick ward bald dem Hunde,
Und bald, mit manchem Druck der Hand,
Kodardo'n lächelnd zugewandt.

101

„Da bin ich, Abgott meiner Seele!“ —
„„Mein Herr — Ihr Hundgen iſt recht ſchön““ —
„Madam — mein Hund ſteht zu Befehle“ —
„„Ey wie galant! ich muß geſtehn““ …
„Im ganzen Ernſt, wenn Sie erlauben“ …
„„O nein! ich will Sie nicht berauben!““
„Der Preiß iſt eine ſchöne Nacht“ —
Die Dame ſieht ihn an und lacht:

102.

„„Für eine Nacht, mein Herr? — Sie ſchwärmen!““ —
Von Liebe überwältigt blickt
Er Lauren an: mit beiden Aermen
Umfaßt er bebend ſie und drückt
Den Mund auf ihre Lippen, heftet
Sich feſt darauf, und ſchwach — entkräftet —
Von ſo viel Leidenſchaft durchglüht,
Sinkt er aufs Bett. — Doch Laura zieht

103.

Gleich einem Lämpgen, deſſen Flamme
Noch einmal aufſprüht, eh's verliſcht,
Sich ſchnell zurück, und ruft als Dame
All' ihren Stolz zu Hülfe, miſcht
Ein wenig Zorn in ihre Blicke;
Und er — gehorſam — bebt zurücke,
Wirft, trunken von der Liebe Kelch,
Sich neben ihr auf den Fauteuil.

104.

Ein wenig albern, muß ich ſagen,
War der Gehorſam angebracht:
Bey Halbbezwungnen alles wagen,
Iſt das, was uns zum Sieger macht.
Sey, Jüngling, nie zu wohlgezogen!
Ein Stoß vom ſchönen Ellenbogen
Sagt nur: „warum nicht näher, Freund?
„Es iſt ſo böſe nicht gemeynt.“

105.

Auf Laurens Wangen glühte Röthe
Und wolluſtvoller Liebesdrang.
Joli war eben nicht ſo blöde,
Als Freund Kobardo, hüpft' und ſprang

Stracks ohne weitre Komplimente
Auf Laurens Sofa, und behende
War, eh die Dame ſich's verſah,
Der ſchönſte Haufe Perlen da.

106.

Sie nun in eine Schnur zu binden,
Und ſie um ihren Lilienarm
In einen Knoten ſanft zu winden,
Dabey ſo feurig und ſo warm.
Als möglich, ihr die Hand zu drücken,
Das war ein Amt, das mit Entzücken
Der gute Ritter auf ſich nahm,
Und faſt dabey zum Ziele kam.

107.

Ergriffen von der Wolluſt Beben,
Schlüpft' eine Perl' aus ſeiner Hand,
Und gleitet zwiſchen den Geweben
Von Flor und leicht verſchlungnem Band
Auf einen Hügel, der ſo eben
Begriffen war, ſich ſanft zu heben;
Daß ſie von da leicht weiter läuft,
Iſt, was ein jeder gleich begreift.

108.

Dieß noch, wo möglich, zu vermeiden,
Folgt ihr geſchwind Kodardo's Hand,
Und, — o! wer wird ihn nicht beneiden!
Geſezt auch, daß er das nicht fand,
Was er zu ſuchen vorgab: Reize,
Die mit dem lächerlichſten Geize
Herr Duns bis dahin nur verwahrt,
Sind zum Erſatz ihm aufgeſpart.

109.

Und traun! nun wird man leicht begreifen,
Daß ihn, der ſeinen Sieg ſchon fühlt,
Das Nadeln-Bollwerk, von den Schleifen
Verſtärkt, nicht mehr zurückehielt.
Er kam, wie Cäſar, ſah und ſiegte,
Und — was am meiſten ſie vergnügte —
War, Manto gab im Augenblick
Dem Ritter die Geſtalt zurück.

110.

Am andern Abend ging's wie geſtern.
Ha! dieſe wonnevolle Nacht,
Sie hatte hundert ſolche Schweſtern,
Von Wohlluſt trunken durchgewacht.

Allein auch von den liebſten Freuden
Muß man doch endlich einmal ſcheiden,
Wenn auf der ſublunarſchen Welt
Dem böſen Dämon es gefällt.

111.

Zwey Monden waren nun verfloſſen,
In denen, ganz einander werth,
Die Liebenden ſich froh genoſſen,
Als unſer Duns zurückekehrt.
Die ſtrittge Sache war entſchieden,
Der Herr Geſandte kam zufrieden,
Bis an den Hals voll Ehr' und Ruhm,
Nach Hauſe in ſein Eigenthum.

112.

Zum Glücke war Kodardo eben
Auf ein paar Tage lang verreiſt;
Die Fee hatt' ihm den Rath gegeben,
Vermuthlich im prophetſchen Geiſt.
Drum war's Herr Dunſen ſehr behäglich,
Sein liebes Weib ſo keuſch als möglich
Zu finden bey dem Näherahm,
Als unverhofft er wiederkam.

113.

Doch deshalb waren ſeine Sorgen
Noch nicht ſo gänzlich weggeſcheucht.
Er lief ſogleich am andern Morgen
Zu allen Nachbarn, um vielleicht
Von Lauren etwas zu erfahren.
Doch um den Aerger ihm zu ſparen
Ward ihm von jenem Wandersmann
Nicht eine Sylbe kund gethan.

114.

Allein der Teufel miſcht ſich immer
(Ich weiß nicht, wo die Urſach ſteckt)
So gerne unter's Frauenzimmer;
Seht, wie der Handel ſich entdeckt!
Statt ihrer Zofe liebzukoſen,
Ward dieſe vor den Kopf geſtoßen:
Wodurch — warum — das weiß ich nicht,
Ich ſage, was mein Währmann ſpricht.

115.

Kurz, Dame Kunigunde rennte
Voll Rachſucht zum Ambaſſadeur,
Und ſchrie, als ob der Kopf ihr brennte:
„Mein Herr! ich bringe neue Mähr!

„Ach! himmelſchreyend iſt die Sache,
„Und fodert Ihre ganze Rache!“
Und nun erzählt ſie Wort für Wort
Haarklein den ganzen Hund-Accord.

116.

Die Haare ſtanden unſerm Alten
Zu Berg', als ſey das Schlangenhaupt
Meduſens jezt ihm vorgehalten:
„Mein Weib — wer hätte das geglaubt!
„Indeß zum Wohl vom ganzen Staate
„Ich in die ſchwerſte Ambaſſade
„Beym Vater Pabſt verwickelt bin,
„Giebt ſie für einen Hund ſich hin!

117.

„Ich muß für den Senat mich balgen
„Vor'm Throne ſeiner Heiligkeit! —
„O! läg der Eſel unter'm Galgen!
„So wär' ich von der Schmach befreyt!“
So ſprach er. Ohn' ein Wort zu ſagen,
Warf er ſich in den Reiſewagen,
Und fuhr, ſo ſchnell als Pferd' und Rad
Nur laufen wollten, nach der Stadt.

118.

Hier ſann er hin und her auf Rache.
Es giebt der Strafen mancherley,
Doch endlich fand er, daß die Sache
Des Todes völlig würdig ſey.
„Geh, Robert! ſprach er zum Lakayen,
„Du ſiehſt, mein Haupt iſt von Geweihen,
„Mein Herz von Laurens Schandthat ſchwer,
„Geh! bring mir ihren Leichnam her!

119.

„Daß ich in ihren Eingeweiden
„Mit Hohngeziſche wühlen kann!
„So räche die verbotnen Freuden
„Hinfort ein jeder Ehemann.
„Den beſten Gaul aus meinem Stalle
„Nimm zu dir, lock ſie in die Falle,
„Und dort bey jenem Eichenhain
„Stoß ihr den Dolch ins Herz hinein.

120.

„Ha! Robert, wirſt du ſie erdolchen,
„So nimm den Beutel hier zum Dank,
„Und will ſie dir nicht willig folgen,
„So ſprich, ich ſey gefährlich krank,

„Ich nahte mich Cocythens Schlunde,
„Und werde kaum noch eine Stunde
„Verleben, weil die Waſſerſucht
„Mich geſtern plözlich heimgeſucht.“

121.

Der Kammerdiener richtet treulich
Die Bothſchaft ſeines Herren aus,
Allein die Feye hatte freylich,
Verſteckt in eine kleine Maus,
Sich gleich nach Mantua begeben,
Und bey dem ganzen Handel eben
In Mauſelöchern zugehorcht,
Auch ſchon für alles gut geſorgt.

122.

Drum ſezt ſich Laura unverzüglich,
In ihren Reiſekleidern blos,
Auf einen Gaul, doch nimmt ſie klüglich
Das Hündlein mit ſich auf den Schoos.
Der Kammerdiener trabt behende
Voran, und als er nun am Ende
Von einem kleinen Buſchholz war,
So nahm er ſeinen Vortheil wahr:

123.

„Madam! ich muß jezt den Befehlen
„Gehorchen, die mein Herr mir gab;
„Doch will ich Sie nicht lange quälen,
„Sie ſind ſo gütig, ſteigen ab,
„Und können, iſts etwa vonnöthen,
„Auch noch ein Vaterunſer beten.“
Hier ſprang Herr Urian vom Pferd,
Und zog hervor ſein blankes Schwert.

124.

Doch in demſelben Augenblicke
Durchbrauſt ein heftger Donnerſchlag
Die Wetterwolken, und in dicke
Graunvolle Nacht hüllt ſich der Tag.
Das Hündlein wandelt augenblicklich
Sich in die brave Fee, die glücklich,
Da jener nichts vor Augen ſieht,
Die Dame der Gefahr entzieht.

125.

Und plözlich theilt ſich auch der Nebel
Vor ſeinen Augen: zitternd hält
Er in der Hand den blanken Säbel,
Greift zitternd nach dem Sündengeld

In ſeiner Taſch' und will es eben
Dem nächſten Buſche übergeben;
Kurz! eingewurzelt ſtand er da
Und wußte nicht, wie ihm geſchah.

126.

Doch endlich geht er, ſeinem Herren
Zu melden, was ſich hier begab.
„Die Augen wird er freylich ſperren,"
Rief er, „denn ohne Zauberſtab
„Iſt wohl das Ding nicht zugegangen;
„Doch er hat's einmal angefangen,
„Und mag nun machen, was er will,
„Ich zieh mich weislich aus dem Spiel."

127.

Mit dieſem klugen Vorſatz kehrte
Er nun zurück nach Mantua.
Allein als Duns das Wunder hörte,
So ſtieg, troz ſeinem Podagra,
Die Wuth auf vier und achtzig Grade,
Und ſterben ſoll ſie ohne Gnade.
Der Diener ſchweigt und führt ihn fort
An den bewußten Wunder-Ort.

128.

Hier findet Duns ſtatt Wüſteneyen,
Statt Haidekraut, Sumpf und Moraſt,
Erbaut durch Manto's Zaubereyen
Den größten ſchimmerndſten Palaſt.
Kaum will er ſeinen Augen trauen,
Er wird nicht ſatt ihn anzuſchauen,
Er ſteht, begafft bis in die Nacht
Mit offnem Maul die gothſche Pracht.

129.

„Wer hat nun Recht?“ rief der Bediente
Jezt hinter einem Baum hervor:
„Vor wenig Augenblicken grünte
„Hier kaum ein wenig Gras. Der Mohr,
„Der dort in jener Flügelthüre
„Gleich einem faulen Großveziere
„Ein wenig ſich zu ſonnen ſcheint,
„Iſt wohl des Teufels naher Freund.“

130.

Duns dreht die Augen nach dem Orte,
Wohin des Dieners Finger wies,
Erblickt auch wirklich an der Pforte,
Gelehnt auf einen türkſchen Spieß,

Den häßlichſten von allen Mohren,
Den je ein ſchwarzes Weib geboren,
Ein trotzig, fürchterlich Geſicht,
Das eben nicht viel Gut's verſpricht;

131.

Und Lilliput, das Land der Zwerge,
Schien dieſes Unholds Vaterland.
Auf ſeinem Rücken hoben Berge
Empor das ſchmuzige Gewand;
Tief unter finſtern Augenbrauen
Thät er ſo boshaft um ſich ſchauen,
Daß, wer ihn nur von weiten ſieht,
Schon vor dem ekeln Anblick flieht.

132.

Duns hielt ihn für den Schweinehirten.
Hm! dacht' er, dieſes Schloſſes Herr
Wird mit Vergnügen mich bewirthen;
Denn in der That, mich hungert ſehr.
Ich will den Vizlipuzli ſtören:
„Mein Freund! wem mag dies Schloß gehören?"
„„Dein Freund? — ich mag dein Freund nicht
„„ſeyn!""
Verſezt er wild: „„Das Schloß iſt mein!""

133.

Erſtaunt warf Duns ſich ihm zu Füßen:
„Wie, Herr! all dieſe Pracht iſt dein?
„Laß die Verwegenheit zu büßen,
„Zeitlebens mich dein Sklave ſeyn.
„Was iſt die Welt mit allem Schimmer
„Nur gegen eines dieſer Zimmer!
„Gewiß, ein Gott erbaute blos
„Auf ſeinen Wink dies Zauberſchloß.“

134.

„„Gefällt es dir? ich will dir's ſchenken,““
Verſezt der Mohr. „„Du lachſt? ja, ja;
„„Wohl nicht umſonſt, das kannſt du denken;
„„Allein es iſt, ſo wie es da
„„Empor ſich hebt auf güldnen Füßen,
„„Dein eigen, wirſt du dich entſchließen
„„Mein Page nur auf einen Tag
„„Zu ſeyn. — Verſtehſt du, was ich ſprach?““

135.

„Mein Herr!“ verſezt der gute Alte,
„Mein Herr, ein Schurke, der's verſteht!
„Ich und ein Page! — Wenn die Falte
„Auf Stirn und Backen da nicht thät,

„Und dann das graue Haar nicht wäre —
„Nein, ich verbitte mir die Ehre!
„Doch ſtelle dir die Sache für
„Und gieb ein ander Aemtchen mir."

136.

„„Nein, nein, du haſt mich nicht verſtanden,""
Verſezt der Mohr; „„glaub mir, es geht!
„„Kennſt du den Profeſſions-Verwandten
„„Der Hebe, Jüngling Ganymed?
„„Sieh, er verwaltete vor Zeiten
„„Bey Jupitern, umringt mit Freuden,
„„Daſſelbe Amt. — Verſtehſt du nun,
„„Was bey der Sache hier zu thun?""

137.

„Ganz wohl, ſprach Duns, doch ohne Zweifel
„Treibt ſeinen Spas der Herr Patron.
„In meinem Alter! — welcher Teufel
„Spielt dann die Rolle des Giton?
„Die ganze Gegend würde ſagen,
„Ich fang' in meinen alten Tagen,
„(Dazu als ſo ein Ehrenmann)
„Im Kopf verrückt zu werden an."

138.

„„Wenn auch — was iſt daran gelegen?““
„Nein, Freund! das muthe mir nicht zu.“
„„Nun gut! — du willſt nicht? — meinetwegen!
„„So pack dich fort! laß mich in Ruh.““
Hier wendet er mit hämſchen Blicken
Auf einmal den gewölbten Rücken,
Laßt unſern guten Alten ſtehn,
Und will in ſeinen Garten gehn.

139.

Da iſt nicht lange mehr zu zögern,
Denkt unſer Duns, ich bin nicht dumm!
Was ſollt' ich mich da noch viel wegern,
Es weiß ja niemand was darum.
Ein Tag — der iſt gar bald verfloſſen,
Gewiſſensſtrupel — Kinderpoſſen!
Herr Mohr! pſt! komm er nur heran!
Ich nehme ſeinen Vorſchlag an.

140.

Und ſieh! es wandelt ſich behende
Sein Kleid in Pagenliveree.
Der Mohr — das rathet ihr am Ende
Wohl ohne mich — war unſre Fee;

Und plözlich trat, zum großen Schrecken
Herr Dunſens, der ſich zu verſtecken
Bemüht, aus des Palaſtes Thor
Auch Dame Laura ſchnell hervor.

141.

„Wie? ſoll ich meinen Augen trauen?
„Iſt das der Herr Ambaſſadeur?
„Wahrhaftig ja! an dieſem grauen
„Ehrwürdgen Bart kann ohngefähr
„Man ihn erkennen. O! 's iſt Schade,
„Daß ihn in dieſer Maſkerade
„Nicht jeder Mantuaner ſieht. —
„Gewiß! ein mächtger Unterſchied!

142.

„Kodardo — o! der ſchönſte Junge!
„Und hier — ein ungeſtalter Mohr,
„Mit dem Herr Duns — ha! meine Zunge
„Vermag's nicht auszuſprechen. Thor!
„Ich ſollte ſterben, weil Geſchenke,
„Die dieſen Palaſt, wie ich denke,
„Weit übertreffen, jene Nacht
„Mich untreu meiner Pflicht gemacht?

143.

„Urtheile ſelbſt!“ Sie winkt dem Mohren,
Und plözlich wird der Mohr Joli,
Der ſtracks in Gold bis an die Ohren
Sich zaubert ohne viele Müh.
„Nun, Duns,“ fuhr Laura fort, „ich wette,
„Du hätteſt ſelbſt im Ehebette
„Den Platz mit Freuden eingeräumt,
„Wenn dir von ſolchem Schatz geträumt.

144.

„Und ſieh! mit einem Ruthenſtreiche
„Baut mein Joli mir ſo ein Schloß,
„Für das allein du — — doch ich ſchweige!
„Ein Fehler ſey auch noch ſo groß,
„Ein Weib wird gern ihn überſehen.
„Drum, was geſchehn iſt, iſt geſchehen!
„Komm, Alter! gieb mir deine Hand,
„Des neuen Bundes Unterpfand.

145.

„Glaub mir, du wirſt dich doch nie rächen,
„So lang dies Hündlein bey mir iſt.
„Dagegen will ich dir verſprechen
„Des Kleids, in dem du jetzo biſt,
„Mit keiner Sylbe zu erwähnen,

„So lang' ich lebe. Sieh die Thränen
„Der Reue! fort! beſinne dich!
„Noch bin ich dein, komm! küſſe mich!“

146.

Er küßte ſie. Was ſollt' er machen?
Der Ganymed ſtak ihm im Kopf,
Ganz Mantua würd' ihn belachen;
Darum beſchloß der gute Tropf,
Den kleinen Fehl zu überſehen;
Denn was geſchehn iſt, iſt geſchehen.
Er küßt ſie, ſpricht zu allem ja,
Und fährt mit ihr nach Mantua.

147.

Durch Manto's Kunſt und Wundergaben
Ward unſerm guten Duns die Kraft
Von einem achtzehnjährgen Knaben
In Einem Augenblick verſchafft.
Laura gewann dabey am meiſten,
Er war im Stande, das zu leiſten,
Was einſt in jener ſüßen Nacht
Kodardo that in Pilgertracht.

148.

Hm! hör' ich meine Leſer fragen,
Was wurde aber nach der Hand

Aus dem Palaſt? — ich will's euch ſagen
So kurz als möglich: er verſchwand.
Kodardo, voll von Jugendfeuer
Und Luſt, dergleichen Abentheuer
Noch mehr inskünftge zu beſtehn,
Kodardo mußte weiter gehn.

149.

Und zwar allein. Er bat vergebens
Die Feye zur Begleiterin;
Das Hündlein blieb Zeit ſeines Lebens
Der artigen Gebieterin
Getreu, ſchuf, nach ſo vielem Leiden,
Ihr Haus zu einem Haus der Freuden
Und zu der Liebe Heiligthum
In eingen Wochen glücklich um.

150.

Der Alte hatte ganz vergeſſen,
(Wie ſonſt wohl ſeine Mode war)
Zum Nachtiſch nach dem Mittagseſſen
Mit einer ennüyanten Schaar
Von guten Lehren Laurens Jugend
Zu quälen, wußte nun, die Tugend,
Die eine Schildwach noch begehrt,
Iſt traun! nicht Einen Heller werth.

Anhang.

An die Muſe.

Nach der 26ſten Ode des Horaz, im erſten Buch.

Weg mit dem Gram! ins Meer hinab!
Dort ſey des bangen Kummers Grab!
Mich liebt die Muſe! laßt beym Wein
Die Sorgen in den Wind uns ſtreun!

Ob Joſeph oder Friedrich ſiegt,
Ob Engelland mit Frankreich kriegt,
Ob nun Amerika bald frey,
Das iſt mir alles einerley.

Komm, ſüße Muſe! winde mir
Den ſchönſten Straus am Quellbach hier
Von Roſen und Vergißmeinnicht,
Die Lorbeerkrone mag ich nicht.

Komm! wind ihn mir in ſüßer Ruh!
Die Leyer tönt Geſang dazu.
Doch merk! nur für Elwina glüht
Auf dieſem Erdenrund mein Lied.

An Elwina.

Am 12ten May 1781.

Vergebens blickt' auf Berg und Thal
Die Morgenſonn' hernieder;
Es flötete die Nachtigall
Für mich nur Klagelieder;
Es nezten Thränen mein Geſicht;
Denn dich, Elwina, ſah ich nicht.

Kein Wölkchen ſchwamm am Himmel trübe,
Doch ſchwarz und dunkel war's in mir;
Des Mayen ſanfter Hauch war Liebe,
Doch Gram und Kummer pochte hier;
Der Fluß war ſtiller Ruhe Bild,
Doch mir im Buſen ſtürmt' es wild.

Es ſpiegelte die Sonne ſich
In kummervoller Thräne;
In Zephyrs Liſpeln miſchte ſich
Mein leiſes Klaggetöne;

Es jauchzte um mich die Natur,
Doch weinend blickt' ich auf die Flur.

Es ſtanden Perlen in dem Gras,
Die trocknete die Sonne.
Mein Auge ward von Thränen naß,
Die trocknet nicht die Sonne!
Ach! Thrän' um Thräne fiel herab,
Und grub der folgenden ein Grab.

Und als ſo ganz allein ich ſtand
Mit meinem Mißgeſchicke,
Für Florens blumiges Gewand
Stumpf meine naſſen Blicke:
Elwina! — o! da ſah ich dich!
Und holder Frühling ward's um mich.

An deiner guten Schweſter Hand,
Von Nachtigall'n empfangen,
Im leichten flatternden Gewand,
Mit jugendlichen Wangen,
Geröthet ſanft von der Natur,
Dein Auge blauer als Azur:

So trafſt du munter in den Hain,
Und plözlich ſchwand mein Kummer!
Nun war nicht mehr für mich allein
Das Glück im ewgen Schlummer;
Noch trennte nur der ſtille Fluß
Von dir den wärmſten Morgengruß.

Wie wünſcht' ich mir den Schlangenſtab
Merkurs und ſeine Schwingen!
Wie floh ans Ufer ich hinab,
Um in den Kahn zu ſpringen!
Und, ach! wie unerträglich lang
Ging dieſer ſeinen Schneckengang!

Doch endlich — wonniger Genuß! —
Nur fühlbar; — welch Entzücken! —
Ha! Seligkeit in deinem Kuß,
Und eine Welt in deinen Blicken!
Die Schöpfung um mich her verging,
Wie ſo mein Auge an dir hing. — — —

Daß Tag und Stunde Flügel hat,
Wie wahr hab' ich's befunden!
Schon eilet ihr zurück zur Stadt,

Schon war mein Glück entſchwunden,
Und ich — ich wußte doch noch kaum,
Ob's nicht ein ſüßer Morgentraum.

Ich ſah euch lange, lange nach,
Bis das Gebüſch euch deckte,
Und mich der dumpfe Wieſenbach
Aus meinem Taumel weckte;
Auch du, Geliebte! ſahſt dich um,
Und um mich ward's Elyſium!

Es ſchweigt die liebe Nachtigall,
Der Regen trübt die Quelle,
Die Sonne blickt nicht mehr ins Thal,
Doch in mir iſt's ſo helle!
Kein Zephyr liſpelt Liebe mehr,
Und doch iſts wonnig um mich her.

So mag um mich die Welt vergehen!
Ihr Flitterſtaat iſt mir zur Laſt.
O Gott! laß nur ein Hüttchen ſtehen,
Das mich und die Geliebte faßt!
Ein Hüttchen — wär' es noch ſo klein —
O! wie zufrieden wollt' ich ſeyn!

An Elwina.

Es war einſt eine Zeit, in der ich unbefangen
Und ungeſtraft ein jedes Mädchen ſah,
Und wo der Liebe quellendes Verlangen
Mir nie den Buſen hob. Geſchah
Es ja einmal, daß unſre Schönen mich
In ihre ſanften Ketten zwangen,
So wurden drum nicht bläſſer meine Wangen,
Und eine Woche kaum verſtrich,
So war all das Gefühl vergangen.
Ich war noch flatterhaft und jung,
Und hielt die Mädchen blos für Schlangen,
Die unter Blumen uns empfangen,
Nur mit erborgter Tugend prangen,
Und dann durch einen hämſchen Sprung
Uns, unſer Glück und unſre Ruhe fangen.
Ich tändelte gleich einem Schmetterling
Um einen bunten Blumenſtraus,
Flog auf die Roſe hin, und ging

Von da zur Nelke über, hing
Bey jeder meine Angel an.
Mich lockte Laura durch ihr blendendes Geſicht,
Das blaue Auge, das ins Herz mir drang;
(Allein Statuen lieb' ich nicht:)
Amalia durch ihren ſüßen Sang;
Nannette durch ihr ſanftes Schmachten;
Helene durch das ſchwarze Auge, das
Bey ſeinem feuervollen Blick
Zum erſtenmal in mir den Wunſch nach Wolluſt las;
Doch immer kehrt' ich bald zurück
Von meinem Taumel, Kopf und Herz genaß
Mir jederzeit in wenig Tagen.
Mit Grillen mich herumzuſchlagen,
Den Wänden nur mein Leid zu klagen,
War nie mein Vorzug; ich begnügte mich,
Bald der, bald jener, züchtiglich
Viel ſchöne Sachen vorzuſagen,
Wobey jedoch mein Herz beſtändig ſchwieg:
Und glaub! von dieſer Regel wich
Ich nie um einen einzgen Strich.
Doch ach! Elwina! ich ſah dich! — —
Entſchwunden ſind die Träumereyen

Sorgloſer Ruh, an denen ich,
Stolz auf dies Herz von Stahl, ſo oft mich kindiſch freuen,
Mich meiner Kälte rühmen konnte.
Entſchwunden ſind ſie! da, wo Sicherheit nur wohnte,
Wo keines Mädchens Bild noch thronte,
Iſt unauslöſchlich nun das deinige eingegraben,
Und keine Macht, kein guter und kein böſer Geiſt
Wird je Dionens kleinen Knaben
Daraus vertreiben, bis der Tod dies Band zerreißt!

Kupido hatte ſeiner Mutter
In jener Zeit den ſchönſten Diamant,
(Für Pſychen, wie ich glaub') entwandt.
Um nun der Strafe zu entgehen,
Verkroch er ſich in deine Augen.
„Hm! da wird Venus bald dich ſehen!“
Sprach ich, ſo halb im Scherz:
„Mach dir im Herzen eine Grube!“
„Wahrhaftig! du haſt Recht!“ verſezt der loſe Bube,
Und niſtelt g'rade in mein Herz.

Sieh! liebes Mädchen! ſo entriß
Die Liebe mir mein bischen Ruhe,
Und wo ich bin, und was ich thue,
Iſt ſeit der Zeit dein Bild gewiß
Mein ewiger Begleiter; Liebe
Haucht jeder Frühlingsweſt mir zu;
Ich leb' und webe nur durch dich!
Es iſt nichts reizendes für mich
Auf dieſem Erdenrund, als du!
Nur deine Schönheit einzuſaugen,
Nur deine Worte zu verſchlingen,
Gab mir der Himmel Ohr und Augen;
Taub bin ich, wenn man nicht
Mit mir von deinem Lobe ſpricht.
Nur deinen Zauberreiz zu ſingen,
Ward mir die Muſe hold, und traun! entfernt von dir,
Iſt dies die einzge Freude mir.
Du lohneſt dann mit einem Kuß dafür,
Wenn ich den traurigen Geſchäften mich entziehe
Und ſorgenlos in deine Arme fliehe.
Ha! wie verſchwindet jede Falte
So ſchnell aus meinem Angeſicht,
Wenn ich des Gaules Zügel halte,

Und er mit mir hinaus zum Thore fliegt!
Dann ſchwärmet meine Phantaſie,
Dann groll' ich mit den Bergen, die
Mir ſie zu überfliegen nicht erlauben,
Und dir und mir dadurch ein Viertelſtündchen rauben.
Dann ärgert's mich, wenn man ſo lange
Im Thor nach meinem Namen frägt,
Und doch nicht weiß, mit welchem innern Drange
Mir dieſes Herz im Buſen ſchlägt.
Und komm' ich endlich hin zu dir,
Und klopfe leiſ' an deine Thür,
Und du, Geliebte! öfneſt mir
Sie ſelbſt — o! wer vermag's zu ſagen,
Das unausſprechliche Gefühl!
So nah, ſo nah der Wünſche Ziel!
Wie unſre Augen dann ſich fragen:
Liebſt du mich noch? uns nun die lange Trennung klagen,
Uns dann der ſüßen Stunde freun,
Du — holdes Mädchen! ewig mein!
Und ich — o Engel! ewig, ewig dein!
Ha! Lieb' um Liebe! ſüßeſter Beruf!
Ein Freudenmeer, das Gott uns ſchuf!

Du ſeliger Gedanke, laß mich nie! —
Allmächtiger! ſoll einſt der Tod uns ſcheiden,
Nimm mich zuerſt hinauf zu deines Himmels Freuden!
Was wäre mir die Welt, dies Leben ohne ſie!

An Elwina.

Vergiß mein nicht! und wenn uns Meere trennen,
Wenn einſt der Tod mein Auge bricht,
Und neidſche Menſchen nie uns Glück und Ruhe gönnen —
Vergiß mein nicht!

Elwina! ſieh, wie dort ſo ſilberhelle
Der Waſſerfall am Felſen bricht!
Geliebtes Mädchen, komm! es blüht an jener Quelle
Vergißmeinnicht!

Was wäre mir die ſüße Morgenröthe,
Elwina, gegen dein Geſicht!
Ach! Mädchen, ohne dich iſt jede Welt mir öde!
Vergiß mein nicht!

Laß immerhin verbittern alle Freuden,
Die reine Liebe uns verſpricht,

Und leer ihn muthig aus den vollen Kelch der Leiden!
Vergiß mein nicht!

Wie oft, wie oft erheitern Sonnenblicke
Die Wolk', aus der der Donner bricht!
Drum, Theure, komm, daß ich an dieſes Herz dich drücke!
Vergiß mein nicht!

Erinnerſt du der ſanften Wonneſcenen
Auf dieſer Raſenbank dich nicht?
Da bat ich, Liebe, dich, da bat ich dich mit Thränen:
„Vergiß mein nicht!“

Und, Theure! du, du haſt es mir geſchworen,
Und wehe dem, der Schwüre bricht!
Ja! du biſt ewig mein! du biſt für mich geboren!
Vergiß mein nicht!

Wilhelm.

Weint, ihr guten edlen Seelen,
Weint! er war der Thränen werth.
Rechter Biederſinn und Treue
Ward ihm einſt von Gott beſchert.

Nicht romantiſche Geſchichte,
Die die Phantaſie mir bot;
Aber ſchreckenvolle Wahrheit!
Meines armen Wilhelms Tod.

Weh euch Müttern! die ihr immer
Nur Gefühl für Reichthum habt,
Die ihr eurer guten Söhne
Glück und Ruhe untergrabt!

Werdet weinen tauſend Thränen,
Reue folgt der That gewiß;
Aber nimmer könnt ihr tilgen
Des Gewiſſens Schlangenbiß.

Wilhelm liebte ſeine Laura,
War ihr ſo von Herzen gut,
Laura liebte ihren Wilhelm
Wohl mit engelreiner Glut.

Wilhelm ſchwur in ihren Armen,
Bey dem allgewaltgen Gott!
Daß ihn nichts von ſeiner Laura
Trennen ſolle, als der Tod.

Laura ſchwur an ſeinem Buſen
Sanft erröthend Lieb' und Treu;
Schwur, daß all' Gefühl des Herzens
Nur für ihn geſchaffen ſey.

Aber als voll ſüßer Hofnung
Einſt er in das Zimmer trat,
Um den mütterlichen Segen
Seine harte Mutter bat;

Da verſchmähte ſie die Thräne,
Sah auf ſchnöden Reichthum nur,
Wollte fluchen ihrem Sohne,
Wenn er hielte Treu und Schwur.

Wilhelm ſchwieg — doch ſeine Zähren
Klagten ſie im Himmel an!
Wilhelm ſchwieg — um ſeine Ruhe,
Seinen Frieden war's gethan.

Lange hofft' er noch zu wandeln
Seiner Mutter harten Sinn,
Aber ach! die arme Laura
Starb aus Kummer ihm dahin.

Weint! ihr guten edlen Seelen,
Weint! ſie war der Thränen werth.
Aechte Mädchenlieb' und Treue
Ward ihr einſt von Gott beſchert.

Und als nun der Todesbote
Zu dem armen Jüngling kam,
Fraß ſich tief in ſeine Seele
Wohl ein namenloſer Gram.

„Fluche nun, o Mutter! fluche!
„Sieh! zerriſſen iſt mein Herz!
„Ha! was iſt dein Fluch, o Mutter!
„Gegen dieſen Höllenſchmerz.

„Du verſchmähteſt meine Thränen,
„Sahſt auf ſchnöden Reichthum nur,
„Wollteſt fluchen deinem Sohne,
„Wenn er hielte Treu und Schwur.

„Ach! ich ſchwieg — doch meine Zähren
„Klagten dich im Himmel an!
„Mutter! ſieh! um meine Ruhe,
„Meinen Frieden iſts gethan.“

Endlich ward ſein Kopf zerrüttet,
Wütend ſeine Phantaſien,
Schreckenbilder, blutge Leichen,
Aengſteten, verfolgten ihn.

Wilhelm ſtarb. Der Name, Laura!
War des Jünglings lezter Hauch.
Auf der beiden Edlen Grabe
Blüht ein weißer Roſenſtrauch.

Weint, ihr guten edlen Seelen!
Beide ſind der Thränen werth;
Beiden wurde Lieb' und Treue
Von des Himmels Hand beſchert.

An Elwina.

O! daß ich dich verachten könnte,
Du liebe Ungetreue! — Nein!
Das Schickſal, das ſo bald uns trennte,
Wird ewig, ach! mir bitter ſeyn;
Doch was des Freundes Rath auch ſpricht —
Nein! dich verachten kann ich nicht.

Daß nimmermehr zu ſpäte Reue
Mit Thränen einſt dein Auge nezt!
Du liebe, liebe Ungetreue!
Zu theuer biſt du mir noch jezt.
Es trog dein zauberiſch Geſicht —
Doch dich verachten kann ich nicht.

Erinnre dich der frohen Stunden,
In denen wir der Liebe Glück
So rein, ſo unverfälſcht empfunden,
Elwina! hätt' ich ſie zurück!
Dich lieb' ich, bis mein Auge bricht —
Und dich verachten kann ich nicht.

Nimm dieſe Lock' aus meinen Haaren!
Ach! du verlangteſt ſie von mir,
Als ich noch wähnte, unerfahren,
Geliebt, geliebt zu ſeyn von dir.
Nur Täuſchung, was dein Mund verſpricht —
Doch dich verachten kann ich nicht.

Iſt gleich, mein Herz mit dir zu theilen,
Mir alle Hofnung nun geraubt,
So denke doch an den zuweilen,
Den du zu lieben einſt geglaubt.
Bey Gott! ich bin kein Böſewicht,
Wie die Verläumdung von mir ſpricht.

Dich ſegne mit dem beſten Segen
Der Gott, der dich ſo ſchön uns gab!
Das Schickſal ſtreu' auf deinen Wegen
Nur Bluhmen um dich bis ins Grab!
Ein Biedermann beglücke dich,
Den mehr dein Herze liebt, als mich.

Willſt du noch Einen Wunſch erfüllen —
Elwina! — du gewährſt ihn doch? —
So weine, Liebe, mir im Stillen,
Nur eine einzge Thräne noch.
Das Schickſal trennte uns zu früh,
Doch dich vergeſſen werd' ich nie!

Abendlied
eines unglücklich Liebenden.
Im December 1780.

Flimmre, kleine Lampe, flimmre!
Mein Gefährt' und Freund biſt du.
Einſam ſitz' ich da und wimmre,
Suche die verlorne Ruh;

Suche Schlaf und finde keinen,
Habe auch ſchon manche Nacht
Unter Klagen, unter Weinen,
Bey dem Lämpchen durchgewacht.

Horch! es ſtürmt, es regnet draußen,
Schlägt an meine Fenſter mir,
Winde heulen, Winde brauſen,
Klappern mit der Kammerthür.

In der ganzen langen Straße
Wacht kein einzig Lämpchen mehr,
Nur da draußen in dem Graſe
Tanzt ein Irrwiſch noch umher.

Herz und Sinn iſt mir ſo trübe;
Gieb mir Ruhe, o Natur!
Träumte ja einmal von Liebe,
Aber ach, ich träumte nur.

Flimmre, kleine Lampe, flimmre!
Ach! es war nur ſüßer Wahn!
Einſam ſitz' ich nun und wimmre — —
Horch! ſchon kräht der muntre Hahn;

Und das Morgenroth in Oſten
Kündigt an der Sonne Strahl,
Und ſchon hallet vom bemooſten
Thurm die Glocke ſiebenmal.

Liſch nun, Lämpchen, deinen Flimmer!
Will hinaus ins Freye gehn,
Und der erſte Tages Schimmer
Soll nun auch mich weinen ſehn.

Der Dichter und die Muſe,

An Herrn und Madam V—

Im May 1781.

Der Dichter.

Ach!

Die Muſe.

Wie? mit einem trüben Ach!
Beginnſt du ſolch ein fröhliches Gedicht?
Iſt heute nicht
Des bravſten Mannes Hochzeittag?
Drum, willſt du winſeln, Freund! ſo laſſ' ich dich allein,
Ich bin nicht aufgelegt dazu, du ſiehſt, ich lache.

Der Dichter.

Nu, nu! mein Ach! thut nichts zur Sache,
Man wird darum nicht minder fröhlich ſeyn.
Auch mir fällt's heute gar nicht ein,

Von Traurigkeit und Herzeleid zu ſprechen;
Ich bitte nur, mich nicht zu unterbrechen.

* * *

Die Muſe ſchwieg, der Streit war abgethan,
Der Dichter hub von neuem an:

* * *

Ach! jenes ſüße Glück empfindet
Der große Hauſe nie,
Den nur des Prieſters Hand verbindet
Und nicht der Herzen Sympathie;
Der wähnt, ein goldner Ring
Aus Hymens Hand ſey ſtets ein Wunderding,
Und zaubre Liebe immerdar
Auch da, wo nimmer Liebe war.

Ob ihr ſchon lang' Euch zärtlich liebt,
Iſt eine überflüßge Frage.
Der Prieſter, der am heutgen Tage
Euch ſeinen Segen giebt,
Sieht ſchon des ſchönſten Bandes Spur,
Macht einen Doppelknoten nur

Daraus, und drückt die Herzen dann
Ein wenig näher an einander:
Und dieſen Knoten löſt kein Alexander!
Nein! nur der Knochenmann
Vermag mit einem Senſenhiebe
Dies Band, gewirkt aus Liebe,
(Doch erſt in langer, langer Zeit)
Zu löſen. Denn wir kennen
Den finſtern Mann; trotz ſeinem Lebensneid,
Wird er ſo bald ein ſolches Paar nicht trennen.

Wir alſo, denen du vergönnſt,
Dich unſern Freund zu nennen,
Und die du wieder Freunde nennſt,
Wir ſtehen lächelnd da mit wonnetrunknem Blick,
Und ſehn ein dauerhaftes Glück
Um deine Scheitel ſchweben.
Doch müſſen wir wohl auch,
Nach altem hergebrachten Brauch,
Auf's Wünſchen uns begeben.
So ſey es dann! ſchon lange glüht' ich,
An deinem frohen Hochzeittag
Dir Glück zu wünſchen tauſendfach.
Doch meine Feder iſt nur ſchwach:

Frau Muſe! ſeyn Sie doch ſo gütig
Und helfen Sie ein wenig nach!

Die Muſe.

Von Herzen gern! Allein vor allen Dingen,
Sprich! welchen Wunſch ſoll deine Leyer ſingen?
Von Störchen, Wiegen und dergleichen
Will ich dir rathen ſtillzuſchweigen:
Die Braut wird trefflich roth dabey,
Doch iſts am Ende einerley.
Denn Knaben, die dem Vater gleich
An braver Biedermannes Sitte,
Und Mädchen — wie die Mutter — reich
An Schönheit, Tugend und Verſtand,
Giebt Gottes Hand
Auch ohne dein Gebet und Bitte.

Der Dichter.

Nun wohl! Frau Muſ', es ſey darum!
Sie mögen, wenn's beliebt, die Leyer gar zerbrechen.
Der Dichter ſchweigt, mein Herz ſoll ſprechen.

Des Menſchen Leben geht oft krumm.
Es pflegen ſich wohl Dorn und Diſteln

In unſre Laufbahn einzuniſteln.
Der Himmel ebne deine Bahn,
Und kommt einmal von ungefähr
Ein kleiner Berg dir in die Queer,
So führe er dich ſanft hinan!
Kein böſes Wölkchen trübe
Den Pfad, den du zu wandeln haſt;
Des Lebens mannichfaltge Laſt
Verſüße, Beſter, dir die Liebe!
Der Leiden giebt es freylich viele,
Und ohne ſie — kömmt wohl ein Sterblicher zum
zum Ziele?
Nur Müh und Arbeit ſchafft uns Ruh;
Doch wohl dem Manne, der, wie Du,
Der reinſten Liebe Glück genießt,
Dem ſolch ein Weib des Lebens Pfad verſüßt!

Daphne und Apoll.

Nach dem Franzöſiſchen des Fontenelle.

„Du fliehſt mich? bleib! ach bleib,
„Du engelſchönes Weib!
„Ich bin der Dichtkunſt Gott, die Leyer
„Tönt lieblich unter meiner Hand;
„Ich throne in der Sonne Feuer,
„Ihr Strahl iſt mein Gewand.“

So rief Apoll — doch Daphe floh,
Und ich — ich bliebe ſelbſt nicht ſtehn.
Hätt' er gerufen: Sey doch froh!
Ich bin ja jung, ich bin ja ſchön,
Ich will dich küſſen, will dich lieben! —
Gewiß! ſie wäre ſtehn geblieben.

Ende.

Inhalt.

An den Herrn Profeſſor Muſäus S. 7
Phyllis an Demophoon 15
Periander 30
Edwin und Athelſtan 64
Die eherne Tafel 76
Zeroaſter 175
Das wunderſame Hündlein 201

Anhang.

An die Muſe 263
An Elwina 265
An dieſelbe 269

An Elwina . . S. 275
Wilhelm 277
An Elwina 281
Abendlied 284
An Herren und Madam B — 286
Daphne und Apoll 291

Verbeſſerungen.

S. 11. Z. 4. Todes Rand l. Todes Hand.
— 54. Z. 7. So nach l. So nah.
— 58. Z. 14. der getreue Held l. der getreue Sklav.
— 60. Z. 15. Spricht Giſt l. Sprüht Giſt.
— 158. Z. 8. Verkehrungen l. Vorkehrungen.
Ebend. Z. 16. die dem Yanſu am meiſten l. welche dem Yanſu das meiſte.
S. 241. Z. 3. manchem l. manchen.

Kotzebue

Leſbare Sachen

beym

Verdauungsgeſchäfte

und am

Putztiſche.

Zwanzig Begebenheiten.

St. Petersburg und Leipzig,
in Commiſsion der Dykiſchen Buchhandlung,
1783.

Kotzeb.
Lesbar.

Variété, c'eſt toi que je prends pour modéle,
De ce Globe embellis l'uniforme tableau ;
Il n'eſt rien à mes yeux, s'il ne ſe renouvelle.
Viens ; de l'ennui même du beau
Sauve ma Muſe qui t'appelle !
Dirige-la ; ton eſt piquant,
Au vrai mariant l'impoſture,
Des écrits, & de la nature,
Eſt le plus aimable ornement.
Etale à mes regards ce vaſe inépuiſable,
Ce dépôt immenſe de fleurs,
Dont ta main ſi légere aſſortir les couleurs.
Leur frêle & vif éclat reſſemble à nos ardeurs.
Tout ce qui plaît n'eſt point durable ;
La roſe du matin, le ſoir meurt ſur le ſable :
Les zéphirs ſont charmans, les zéphirs ſont trompeurs :
J'aime mieux les regrets, qu'un bonheur qui m'accable :
Le vol même du temps emporte ſes rigueurs.

DORAT.

Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter ſpielt,
Mißfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte ſelten.
Bedien einmal die Welt nach ihrer Art:
Doch zeige, daß Vernunft ſich auch mit Thorheit paart. —
Man leſe dich, man ſuche nichts dabey,
Als wie man angenehm ſich um die Zeit betrüge,
Und finde, daß Natur ſogar in Mährchen rührt,
Und daß Geſchmack und Witz mit allem ſich verbindet. —
Ergötzen iſt der Muſen erſte Pflicht,
Doch ſpielend geben ſie den beſten Unterricht.

Wieland.

Inhalt.

1) Die Nachtigall S. 1

2) Phyllis Königin von Thrazien, an Demophoon des Theseus Sohn: eine Heroide 15

3) Periander 30

4) Edwin und Athelſtan 64

5) Die eherne Tafel 76

6) Zoroaſter 175

7) Das wunderſame Hündlein 201

8) Liebes- und Geſpenſterhiſtorie der ſchönen Kunigunda, oder die durch den Teufel beſtrafte Strenge der ehrbaren Frau Sibilla 262

9) Der wieder gefundene Sohn 274

10) Nadine 334

11) Chloe 338

12) Der Donner 342

13) Selinde S. 347
14) Die Theilung 354
15) Der über uns 357
16) Der Schiffer 360
17) Die Inokulation der Liebe 362
18) Das Hirſchgeweih am Männerhaupte, deſſen Entſtehung 407
19) Der Staatsminiſter und ſein Kutſcher 411
20) Der Bauer beym Guckkaſten 413

Die Nachtigall.

Vergebens wird bey Tag und Nacht
Der Schönen güldnes Vlies bewacht;
Dies iſt verlorne Müh! Sobald, von Luſt gerühret,
Ein Mädchen erſt geheime Flammen ſpüret,
So glückt's dem muntern Jüngling leicht,
Der zu gefallen weiß, an Witz dem Jaſon gleicht,
Die Schwierigkeiten zu beſiegen,
Und Wach' und Drachen zu betrügen;
Zumal, wann ſelbſt des Mädchens Liſt,
Und der erfahrne Gott, der Liebe günſtig iſt.
Der Zwang hat Schönen oft um Zucht und Kranz gebracht;
Sie lieben heftiger, je mehr man ſie bewacht:
Ihr Herz läßt willig ſich verführen,
Und hat die güldne Freiheit lieb:

Der Wächter Huth, und Gitter, Schloß und Thüren
Sind ein zu ſchwacher Damm für junger Mädchen Trieb.
Im zwölften Jahr ſind Schönen ſchon verliebt:
Was Wunder, wann es jezt nicht mehr Agneſen giebt?
Denn jede ſucht die Störer im Vergnügen,
Die Argus ihrer Zucht, argliſtig zu betrügen.
Ein wolluſtvoller Blick, geſtärkt durch ſchlaue Thränen,
Ein zärtlich Wort, und Seufzen, Klagen, Sehnen,
Ein ſchmeichelnd Lächeln, und ein ſanfter Druck der Hand,
Dies alles wird dann angewandt,
Sobald ein Mädchen ſtrebt, durch zärtliches Bemühen,
Den Jüngling in ihr Netz zu ziehen.
Doch gnug davon! Jezt ſoll der Leſer hören,
Was einſtens — niemand zweifelt dran —
Die junge Dorilis gethan;
Und dann ſoll mich ſein Urtheil lehren:
Ob Schönen, die man zwingt, nicht heimlich Flammen fühlen?

Die Doris mag nun ſelbſt die Rolle ſpielen,
Und zeigen, wie der Vogel ſie ergözte,
Den ſie mit Liſt in ihren Käfig ſezte.

In Wälſchland, oder doch nicht weit davon,
Liegt eine Stadt, — den Namen hab' ich nie erfahren; —
Vielleicht liegt dieſe Stadt gar in Utopia,
Doch weiß ich's nicht! Genug, es lebte da
Ein artig Kind von vierzehn Jahren.
Ihr Vater nannte ſich Herr Varambon;
Wie ihre Mutter hieß, das will Boccaz nicht wiſſen,
Wir können auch den Namen leichtlich miſſen.
Die Tochter ward die junge Derilis genannt,
Bey der man alles reichlich fand,
Was nach der Mädchenkenner Lehren
Ein junges Mädchen braucht, des Jünglings Ruh zu ſtören.
Ihr Aug', ihr ſchöner Arm, des weißen Buſens Pracht
Schien, wie ihr Mund, zur Luſt gemacht;
Es blühten Liljen auf den Wangen,
Und Roſen, die erſt aufgegangen:

Zwar ihren größten Reiz verhüllt ein neidiſch Kleid,
Doch ihn verrieth die äußre Treflichkeit.

Bey ſo viel Reiz kann's Schönen zwar im Wählen,
Doch nicht an jungen Buhlern fehlen.
Auch Doris war zwar vieler Wünſche Ziel;
Doch Richard war's allein, der ihr gefiel.
Durch Blicke, die weit mehr als Blicke ſagen,
Durch Seufzer und verſtellten Schmerz
Erobert er in wenig Tagen
Der ſchönen Doris junges Herz.
Sie liebten ſich. Er fand in Doris Zügen,
Und ſie in ihm, ihr Glück und ihr Vergnügen.
Bald aber ſchleichet ſich ein ſchmachtendes Verlangen,
Ein heißer Wunſch in ihre Küſſe ein,
Und beide, da ſie kaum zu lieben angefangen,
Verlangen mehr, als nur geküßt zu ſeyn.
Was denn? Das brauch' ich nicht zu ſagen;
Darnach wird auch kein kluger Leſer fragen.

Jedoch ein Umſtand war den Liebenden zuwider,
Und ſchlug faſt alle Hoffnung nieder.

Die Doris ward mit Sorgfalt auferzogen,
Sie mußte ſtets wo ihre Mutter ſeyn:
Die war der Tochter zu gewogen,
Und ließ die Dorilis bey Tage nie allein;
Bey Nachte ſchlief ſie ſtets nah an der Mutter Bette.
Die Tochter, die ſo gern allein geſchlafen hätte,
Wünſcht heimlich ſich von dieſem Zwange frey,
Wünſcht mindre Zärtlichkeit und mütterliche Treu.
Dergleichen Sorgfalt iſt für Kinder nur,
Für Mädchen nicht von vierzehn Jahren,
Die, was die Mutter einſt erfuhr,
Voll Sehnſucht wünſchen zu erfahren.
Auch Doris ward es überdrüßig,
Sie brachte alle Tage müßig
Und ungeküßt und traurig zu.
Der mütterliche Ernſt ſtört der Verliebten Ruh:
Kein Augenblick iſt abzubrechen,
Sich mit dem Liebling zu beſprechen.
Zwar manchmal, wann er ſeine Schöne fand,
Drückt im Vorübergehn er Doris weiche Hand:
Oft wird ihr auch ein ſanfter Kuß geraubt!
Doch weiter iſt ihm nichts erlaubt!
Wie viel blieb nicht bey dieſem Misgeſchick,

Für der Verliebten Wunſch zurück!
Doch einſt im größten Schmerz von Doris fern zu ſeyn,
Traf ihr vergnügter Freund die Schöne ganz allein.
Hier ſprach er unbehorcht: „Was helfen meine Triebe?
„Was nützet mir der Doris Gegenliebe?
„Das Gluck verfolget mich zu ſcharf!
„Was nützt es, dich zu ſehn, wann ich nicht reden darf?
„Selbſt wann ich klagen will, dein Mitleid zu erwecken,
„So hindert mich der Zwang, mein Herz dir zu entdecken!
„Mußt du denn ſtets bey deiner Mutter ſeyn?
„Weißt du denn nicht von ihr dich zu befreyn?
„Du würdeſt leicht ein Mittel finden können,
„Allein du liebſt mich nicht!“

„Ach, wär ich falſch zu nennen:
„So würd' ich, den Verdacht zu rächen,“
Sprach Doris, „härter mit dir ſprechen.
„Doch ich bin dir zu gut, darum vergeb' ich dir!

„Entdecke mir nur erſt: Was foderſt du von mir?
Er ſprach: „Mir fällt kein beſſer Mittel ein,
„Als dieß: Du mußt vor allen Dingen
„Dein Bette dort in jene Laube bringen!
„Da find' ich dann, wann alles wird im Schlummer ſeyn,
„Dich, meine Doris, ganz allein!
„Ich habe dir viel Wichtiges zu ſagen,
„Doch darf ichs nicht in Andrer Beyſeyn wagen!“
Die Schöne lächelte. Ein Seufzer, und ein Blick
Gab die Bewilligung zu ihres Richards Glück.
Die Liebe, die ſelbſt Spröde weiß zu zahmen,
Giebt auch den Schönen oft Verſtand:
Durch ſie glückt's Doris auch, daß ſie ein Mittel fand,
Sich Richards Wunſche zu bequemen.

Es wird von ihr die nächſte Nacht
Aus Schalkheit ſchlaflos zugebracht.
Sie ſeufzet, ächzet, weint, bewegt ſich hin und wieder,
Klagt über Mattigkeit der Glieder,

Und Varambon, der ihre Klagen hört,
Wird ſelbſt in ſeinem Schlaf geſtört.
Sie wacht: iſt dieß wohl wunderbar zu nennen?
Ein Mädchen, das ſich fühlt, wird ſelten ſchlafen können!
Sobald der Tag war angebrochen,
Klagt ſie, daß Mücken ſie geſtochen,
Und ſagt zur Mutter, die ſelbſt nichts von Hitze weiß,
Die Kammer ſey ihr viel zu heiß!
„Ach! dürft' ich," ſpricht ſie ganz bewegt,
„Mein Bette nicht in jene Laube bringen?
„Da iſt es kühl! Da hör ich auch die Nachtgall ſingen,
„Die in der Dämmerung dort in der Hecke ſchlägt."
„„In jene Laube?"" — „Ja, da wird es kühler ſeyn." —
„„Gut, aber Varambon — ich will ihn erſt befragen;
„„Indeſſen, wird es dir von ihm gleich abgeſchlagen,
„„So willige doch ich darein!"" —

Der Alte wird gefragt; doch Väter ſeines gleichen
Sind gegen junge Töchter hart:
Auch Varambon iſt nicht durch Bitten zu erweichen,
Ob Doris gleich nicht Kuß und Thränen ſpart.
Die Mutter ſelbſt vergißt, aus Liebe für ihr Kind,
Daß Nacht und Freiheit oft den Schönen ſchädlich ſind,
Und hilft, allein umſonſt, durch ſanftes Backenſtreicheln
Zu ihrer Tochter Ruh dem harten Alten ſchmeicheln.
Der Männer Widerſpruch erhitzt der Weiber Blut,
Auch Doris Mutter nimmt die Zuflucht zu der Wuth;
Umſonſt ſucht Varambon ihr noch zu widerſtreben,
Die Furcht für ihrem Zorn befiehlt ihm nachzugeben.
Zwey Worte ſpricht ſie nur: Ich will!
Und ſchüchtern ſchweigt der Alte ſtill.
Drauf folgt der Mutter Wink die Tochter willig nach,
Und ändert gleich ihr Schlafgemach.

Dem Richard wird die Nachricht gleich gebracht,
Der dem Vergnügen künftger Nacht
Voll Hoffnung ſchon entgegen lacht.
Ein jeder Augenblick ſcheint Liebenden zu lang;
Auch Richard ſeufzt und wünſcht der Sonnen Niedergang.
Sobald die Nacht ihm läßt den ſchönſten Wunſch gelingen,
Eilt er, als Nachtigall der Doris vorzuſingen.
Im Bette trifft er ſchön die Schöne ſchmachtend an;
Doch was er da bey ihr gethan,
Ihr Zeit und Schlummer zu vertreiben,
Das braucht dieß Blatt nicht zu beſchreiben.
Gnug, Doris war von vierzehn Jahren:
Die Luſt, die ihn bey ihr entzückt,
Wird viel zu ſchwach hier ausgedrückt:
Wer ſie gern wiſſen will, iſt werth, ſie zu erfahren.
Faſt durch die ganze Nacht ſang ihr der Sproſſer vor,
Und reizte Doris lüſtern Ohr.
Sie ſelbſt geſtand: Es ſey in allen Sträuchen
Mit dieſem keiner zu vergleichen.

Doch, da ſein Ton zu oft erklang,
Geſchah es, daß er müd' in Doris Arme ſank.
Sie ſelbſt, die Schöne, ward bey dem verliebten Liede,
Des Hörens zwar nicht ſatt, des Wachens aber müde.
Kurz, beide ſchlieſen ein, und Varambon erwacht:
Sogleich wünſcht er zu ſehn was ſeine Tochter macht;
Er, den nicht mehr die Luſt, die mich noch rührt, entzündet,
Schleicht zu der Doris hin, die er entſchlummert findet.
Es trifft der alte Ehrenmann
Die Tochter, unbedeckt, in Richards Armen an;
O, hätt' ich ſie an ſeiner Statt erblicket,
Wie hätte mich der Doris Reiz entzücket!
Ihn rührt er auch, jedoch aus Eifer nur.
So nackend, wie man uns, im Schatten junger Bäume,
Die erſten Aeltern malt, im Stande der Natur,
So lag auch Doris hier, gewiegt durch ſanfte Träume:

Doch an des Apfels Statt, den Eva dort gehalten,
Hielt Doris, dieß verdroß den Alten,
Das, was noch oft mein Mädchen hält,
Was heimlich Spröden ſelbſt gefällt,
Was Adam oft gebraucht ſein Evgen zu vergnügen;
Und ſo, wie Richard lag, ſo wünſcht' ich ſelbſt zu liegen!

Kaum faßt der Alte ſich für Schrecken,
So eilt er gleich die Mutter zu erwecken,
Die Varambon noch ſchlafend fand.
„Kind,“ ruft er, „denke doch, der Doris iſt's gelungen,
„Der Sproſſer iſt beſtrickt, der hier ſo oft geſungen.
„Komm! Doris, die ihn fing, hält ihn noch in der Hand.“
„Den Sproſſer? Wie? Wer hätte das gedacht?
„Wie hat das Mädchen das gemacht?
„Er pflegte durch ſein Lied mich oft vom Schlaf zu wecken;
„Iſt er denn groß? Wird er auch Junge hecken?“

„Vielleicht,“ ſprach Varambon; „allein nimm „dich in Acht,
„Damit nicht dein Geſchrey den Vogel ſchüchtern „mache!“
Voll Neugier folgt ſie ihm, und ſieht mit neidſchem Blick
Den Sproſſer, und in ihm der ſchlauen Tochter Glück.
Als Weib will ſie durch Schmähn den Schimpf der Doris rächen:
„Du Schänder!“ ruft ſie aus, und will noch weiter ſprechen;
Allein der kluge Greis verweiſt ſie zur Geduld,
Und ſagt: „Was hilft dein Zorn? Du ſelbſt haſt „alle Schuld!
„Du weißt, ich wollte nicht der Tochter Wunſch „gewähren:
„Doch du bewilligſt erſt der Doris ſchlau Begehren;
„Dein Eifer kommt zu ſpät! umſonſt ſind Flüch' „und Drohn;
„Wir ſehn im Richard nun den künftgen Schwiegerſohn.

„Kein Mittel weiß ich ſonſt, als, wie ich ſchon befohlen,
„Den Prieſter und Notar bey Zeiten herzuholen. — “

Gleich kommt der Prieſter an, begleitet vom Notar,
Und Richard wird ihr Mann, der erſt ihr Buhler war.
Sobald ſein Jawort ihn der Schönen zugeſellt,
So weicht bey Doris Glück der beiden Aeltern Trauer:
Der Alte ruft: „Nun iſt die Nachtigall im Bauer,
„Sie ſinge nun, ſo lang es ihr gefällt.“

Phyllis, Königin von Thrazien,
an
Demophoon, des Theſeus Sohn.

Freye Ueberſetzung.

Ovid. Heroid. Ep. II.

Dein rhodopeziſch Mädchen wagt,
Dich, ach! vielleicht im Buhlen-Arm zu ſtören!
Sie weint von dir erpreßte Zähren.
Das Leiden, das in ihrem Innern nagt,
Hat ihre Seele ſtumpf gemacht:
Du ſollſt zum leztenmal ſie hören! —
Verſprachſt du nicht zurückzukehren,
Sobald der ſilberfarbne Mond
Nur Einmal ſeinen Lauf geendet?

Und viermal — ach, Demophoon!
Hat Luna ſchon
Die dunkelblaue Bahn vollendet:
Vier Monden ſind ſo ſchnell entflohn,
Und noch führt das ſidon'ſche Meer
Nicht ein aktäiſch Schiff mir her.

Du ſiehſt, ich klage nicht zu früh;
Verliebte zählen ja die Stunden,
Und nun iſt all mein Muth entſchwunden! — —
Demophoon! — Doch werd' ich nie
Dein Herz des bittern Vorwurfs werth,
Dich ſelbſt ſo falſch, ſo untreu glauben;
Du weißt, will man uns Hofnung rauben,
Die wir ſo lang, ſo lang genahret,
Wie dann wir die Gewißheit ſcheuen,
Des ſüßen Wahns uns gerne freuen,
Und gern entſchuldigen, wenn nur
Noch eine kleine, kleine Spur
Dazu uns übrig bleibt. — Auch ich
Wie oft, wie gern entſchuldg' ich dich!

Oft wähn' ich, frey und unbekümmert,
Daß Theſeus dich vielleicht noch hält;

Dann bin ich ruhig: aber fällt
Mir der Gedanke ein: zertrümmert
Kann, ach! wohl gar dein leichtes Schiff
Auf Hebrus Höhen ſeyn, und tief
Liegt mein Geliebter nun im Meere —
Demophoon! — dann quillt die Zähre
Hell über meine Wang' herab,
Und wirbelnd dampfen die Altäre
Von Opfern, die ich für dich gab.

Oft lag ich an des Meeres Strand,
Wenn über mir in blau Gewand
Der Himmel ſanft gehüllet war,
Wenn um mich leiſe Wellen rauſchten:
Und Zephyrs nur im grünen Haar
Der hohen Tannenwipfel lauſchten.
Oft ſtand ich einſam, wenn der Stern
Der Liebe auf- und unterging,
Und Nacht und Grauen mich umfing;
Und bliebſt du dann noch immer fern
Von deinem Mädchen, war ich gern
Bereit, in tauſend neuen Gründen
Des Zögerns Urſach aufzufinden.

Umſonſt! dich führt nicht unſre Liebe
Und nicht dein Schwur zu mir zurück:
Ich wandle einſam nun und trübe,
Verfluche dich und mein Geſchick.
Du fürchteſt nicht, Zevs könne rächen
Mit Blitzen den gebrochnen Schwur!
Ach! Falſcher! nicht dein Segel nur,
Auch deine Worte, dein Verſprechen,
Gabſt du mit unbefangnem Sinn
Den Winden und den Wellen hin.
Sprich, harter, ungetreuer Mann!
Sprich! was hat Phyllis dir gethan? —

Wars unrecht, o Demophoon!
Daß, wenn dein Auge auf mich blickte,
Dich meine Augen ſelten flohn?
Wars unrecht, daß, wenn Theſeus Sohn
So feurig warm die Hand mir drückte,
Ich ſtets den Druck zurücke gab?
Wars unrecht, daß in deinen Armen
Ich lachte meiner Unſchuld Grab? —
O lieber Jüngling! dann Erbarmen
Der Schwachheit! — nein! nie reut ſie mich!
Sie iſt ja ein Verdienſt um dich.

Und welcher Gott war dir zu groß,
Den, ohne vor dem Schwur zu beben,
Du nicht zum Bürgen mir gegeben?
Du ſchwurſt beym Meere, das doch eben
In ſtürmſchen Wellen ſich ergoß,
Auf dem ſo oft du Glück und Leben
Gewagt, und dem du doch ſo gern
Aufs neue nun dich preisgegeben.
Du ſchwurſt mir bey dem Abendſtern,
Bey Cyprien, bey Amors Bogen,
Der ſeinen Pfeil mit Höllenſchmerz
Mir grub in's unbefangne Herz. —
Verſchlingt den falſchen Mann, ihr Wogen!
Ach! alle ſeine Schwüre ſind
Verweht vom leichten Abendwind.

Und ſollte nun ein jeder Gott,
Zur Rach' entflammt durch deinen Spott,
Gerührt durch deiner Phyllis Klagen,
Des falſchen Meineids Rächer ſeyn;
O Jüngling! könntſt du wohl allein
Die Rache des Olympus tragen? —

Ach! daß ich ſelbſt ſo ſorgenlos
Das Gift mir in den Buſen goß!

Zertrümmert war von ſtürmiſchen Gewäſſern
Dein leichtes Schiff — ich half es beſſern,
Das Schiff, auf dem du mich verließſt,
Gab dir das Ruder in die Hände,
Ich ſchuf den Jammer ohne Ende,
Den du, o Ewiger! nur ſiehſt.
Ich habe deinen glatten Worten
Und deiner Herkunft ſelbſt getraut,
Auf deine Thränen ſelbſt gebaut:
Ich wähnte nicht, du könnteſt morden,
Durch bittern namenloſen Gram,
Das Mädchen, das ſo liebevoll
Dich einſt in ihre Arme nahm.
Doch dieſe Rückerinn'rung ſoll
Mich Arme nicht noch mehr beſtrafen.
Auch das iſt ein Verdienſt um dich,
Daß deine Phyllis ſelbſt den Hafen
Dir öffnete; das Schiff, das mich
Von dem Geliebten trennen ſollte,
Selbſt beſſerte, dir Thränen zollte,
Und nur durch Küſſe, Mund auf Mund,
Verſiegelte der Herzen Bund.
Wer aber tilgt den Vorwurf mir,
Daß ich zu ſchnell Gehör gegeben;

Daß ich, in Hoffnung, einſt mit dir
Mein Daſeyn wonnig zu verleben,
In jener Nacht — ſo bang — ſo ſüß —
Dich meine Unſchuld rauben ließ?
O Zevs! wo war da deine Macht?
Zevs! konntſt du nicht mit deinen Blitzen
Das ſchwache Mädchen unterſtützen!
Und ach! der Tag vor dieſer Nacht —
Wär' er mein Todestag geweſen!
So würd' ich wenigſtens doch noch
Geſchmückt mit meiner Unſchuld weſen. —

Ich traute dir, ich hoffte doch
Ein beſſer Schickſal zu verdienen.
Ich war ja, Lieber! dir ſo gut!
Ein Mädchen, das mit ihrem Blut
So gern bereit war, dir zu dienen;
Und fühllos konntſt du von mir gehn! —
Demophoon! ich war es werth,
Den Wunſch nach dir erfüllt zu ſehn,
Und wenn man dann, was man begehrt,
Doch nicht erhält — gewiß, das kränkt
Die makelloſe Seele mehr,
Als flatterhafter Leichtſinn denkt.

O Mann! bey Gott! es iſt nicht ſchwer,
Durch glatte, ſchmeichelvolle Lügen
Ein wehrlos Mädchen zu betrügen —
Doch wehe dem, der uns verführt,
Den nicht die fromme Einfalt rührt,
Der ſcherzen kann zum Zeitvertreib
Mit Unſchuld, unſerm Heiligthum!
Ich — eine Liebende — ein Weib —
Von dir verführt — iſt das dein Ruhm,
So ſetze man dir Ehrenſäulen
Dort unter den egidiſchen;
Dann wird ſich Theſeus dort verweilen,
Wird mitten unter ihnen ſtehn,
Wird leſen, was Prokruſtes that,
Wie Sinis, Minotaurus ſtritten,
Was überwundne Theben litten,
Wie Scyron einſt gefochten hat;
Und kommt er dann an ſeinen Sohn,
Den tapfern Held Demophoon,
So leſ' er dieſe Worte laut:
„Ein Mädchen — Phyllis — ſeine Braut —
„Die, als er an ihr Ufer kam,
„Ihn gaſtfrey in die Arme nahm,
„Hat ihre Unſchuld ihm vertraut.

„Sie liebt ihn noch, ſtatt ihn zu haſſen,
„Und er — zum Dank — hat ſie verlaſſen."

Von allem dem, was Theſeus that,
Iſt nur in deinem Sinn geblieben
Das Mädchen, das er auch zu lieben
Nur vorgab, und verlaſſen hat. *)
Was er allein entſchuldgen möchte,
Nur das bewundert jezt ſein Sohn;
Doch wünſch' ich nicht, Demophoon,
Daß mich ein Gott, wie jene, rächte. **)

Die Thrazier verachten mich,
Daß ich dich Fremdling vorgezogen:
„Geh! übergieb dich Meereswogen!
„Flieh nach Athen! vermähle dich
„Mit ihm, dem ungetreuen Mann!
„Beherrſchen wird ein König dann
„Das kriegeriſche Thrazien;
„Und aus dem Ausgang wird man ſehn,
„Ob unſre Phyllis wohl gethan."

---

*) Ariadne.

**) Bacchus heirathete Ariadnen.

So ſagen ſie. Doch wer will hier
Die That wohl nach dem Ausgang richten?
Demophoon kann alles dies zernichten,
O! käm' er nur zurück zu mir
Und wäre ganz — ganz wieder mein,
Dann ſollte Jeder Richter ſeyn.

Doch ach! dich reizt auch nicht die Krone,
Der Glanz von meiner Königesſtadt,
Das Mädchen, das auf einem Throne
Dein wartet; und, vom Streiten matt,
Wirſt du dich nach vollbrachten Thaten
Nie in biſton'ſchem Waſſer baden.

Noch ſeh' ich, wie du von mir gingſt,
Noch fühl' ich, wie mit tauſend Zähren
Du da an meinem Halſe hingſt,
Noch wähn' ich — ach! dich ſelbſt zu hören:
Du klagteſt, Falſcher! daß der Wind
So günſtig in die Segel blies,
Und als dein Schiff nun ſo geſchwind
Den Hafen Thraziens verließ,
Da riefſt du mir noch einmal nach:
„Ich halte, was ich dir verſprach!

„Geliebte! bald erwarte mich!"
Da ſteh' ich nun, erwarte dich,
Dich, der mein Klagen nicht mehr hört,
Mich nicht mehr liebt, und der nun nimmer
Zurück auf dieſe Küſte kehrt —
Und doch erwart' ich dich noch immer!
O, kehre wieder! kehre wieder,
Geliebter! noch iſt's nicht zu ſpät!
Du warſt ja ſonſt ſo gut, ſo bieder —
Komm! ſieh, ein günſtger Oſtwind weht.

Umſonſt, umſonſt ſind meine Bitten!
Noch hab' ich nicht genug gelitten!
Vielleicht, daß eben jezt dein Arm
Sich um ein ander Mädchen windet,
So liebevoll, ſo feurig warm,
Als ſonſt um mich. — O! wer ergründet
Der Männer falſche Herzen je!
Sonſt warfſt du dich mit trunknem Sinn
So gern in meine Arme hin,
Schwurſt mir, berauſcht von ſanfter Liebe Freuden:
„Nur Tod, Geliebte, ſoll uns ſcheiden!"
Nicht Tod, nur eine ſtille See

Hat von dem Mädchen dich getrennt,
Das dein Gedanke kaum noch kennt.

Geliebter! ach, Demophoon!
Kennſt du noch, die in Sturmes Noth
Dir Thraziens Hafen gaſtfrey bot?
Die des erhabnen Theſeus Sohn
Gern alles gab, was ihr gehörte;
Die mächtig ſeine Schätze mehrte,
Lykurgens Reich ihm unterwarf,
Das eines Mannes Arm bedarf;
Die von dem kalten Rhodope
Bis an den ſchattenreichen Hämus
Geleitete des Fremdlings Fuß;
Die endlich — nun zu Ach und Weh,
Zu ewgem namenloſen Jammer —
Dich führte in die Hochzeitkammer?
Da kreiſchten um mich her die Eulen,
Tiſiphone begann zu heulen,
Alekto kam mit bleichen Wangen,
Um ihren Buſen wanden ſich
Mit Hohngeziſche kurze Schlangen,
Und Grabesfackeln ſchreckten mich.

Doch lieb' ich noch den Ungetreuen!
Des Meeres Ufer iſt mein Bette;
Da wohn' ich, ohne für der Kette
Der ſteilen Klippen mich zu ſcheuen;
Da blick' ich oft wohl Tage lang
Mit ſtarrem Aug' hinaus ins Meer,
Und wiegt ſich dann ein Schiff daher —
O Jüngling, wie wird mir ſo bang!
Ich laufe mit beklemmtem Sinn
Wohl auf, wohl ab am Ufer hin,
Und wähne plötzlich die Geſtalten
Der Götter meines Reichs zu ſehn, *)
Bald will ich bleiben — wieder gehn —
Bald tauml' ich fort — bald bleib' ich ſtehn —
Mein Auge dämmert, und dann halten
Die Mädchen ihre Königin,
Mich, die verlaßne Thrazierin,
Die hoffnungsloſe Dulderin.

Am Strand des Meers iſt eine Bucht,
Dort hab' ich, ach! verzweiflungsvoll
Dir und dem Schickſal oft geflucht,

---

*) Die Götter des Landes wurden auf die Flaggen gemalt.

Dort wein' ich laut, und dort entquoll
Zuerſt der Vorſatz meinem Herzen,
Durch einen kühnen Sprung ſo leicht
Zu enden alle meine Schmerzen.
Dann trägt die Welle mich vielleicht
Hin an dein Ufer, wirft die Laſt
Da an den Strand, und unbegraben,
Ein Raub der Tiger und der Raben
Wirſt du mich finden, o! und haſt
Du dann ein Herz, das noch empfindet,
So wirſt du meinen Tod beklagen,
Vielleicht mit einer Thräne ſagen:
„Daß ſo mein Auge hier dich findet,
„Verzerrt dein lächelndes Geſicht —
„Nein, Phyllis, nein! das wollt' ich nicht!"

Oft ſollte Dolch, oft Gift das Glück
Elyſiums mir Armen bringen,
Oft wollt' ich auch mit einem Strick
Von deinem Haar den Hals umſchlingen,
Weil er von ungetreuen Armen
Sich einſt umſchlingen ließ — und nun —
Beſchloſſen iſt es, ohn' Erbarmen!
Von meinem Elend auszuruhn,

Zu ärnten meines Kummers Lohn,
Zu ſterben! — — ach, Demophoon!
Hier unter dieſem Herzen liegt
Ein Kind von dir — ich wollt' es ſchonen —
Doch wer wird mir mein Dulden lohnen?
Oft hat mich die Natur beſiegt,
Doch nun — entflammt vom wilden Grimme
Veracht' ich ihre ſanfte Stimme.
Ich ſterbe, und mein Leichenſtein
Soll meiner Unſchuld Zeuge ſeyn.
O Jüngling! meine Wange röthet
Sich nicht aus Abſcheu für der That;
Der grauſam mich verlaſſen hat,
Demophoon hat mich getödtet!
Er iſt die Urſach', er allein!
Er führte mich zum ſchwarzen Rand
Des Grabes, ſturzte mich hinein! —
Ich lieh ihm ja nur meine Hand.

Periander. *)

1.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,
Der einſt das Grab des Lykophron umwehte!
Nimm weg den Myrtenkranz, der hier
Am Fuß der Leyer hängt, umhülle ſie mit Flohr,
Auf daß ſie ſchwirre langſam traurig,
Gleich jenem Schluchzen, das nur ſchwach und ſchaurig
Entkebt Korinthens Thor.

2.

Im weißen Schleyer und Gewand,
Mit einem himmelblauen Band

---

*) Dieſe Geſchichte iſt theils aus dem dritten Buche des Herodot, theils aus des Diogenes Laertius Leben des Perianders gezogen.

Durchwebt das ungeſchmückte Haar,
Umringt den Sarg der Mädchen Schaar;
Die Thräne fällt herab auf bloße Füße,
Vermiſcht ſich mit dem Staub,
Geweint um Lykophron, des frühen Todes Raub:
Die Wache folget ſtumm, geſenkt ſind ihre Spieſe.

3.

Wer iſt der Greis, der an der Spitze
Von jenem Haufen ſchweigend wankt,
Und deſſen Silberhaar die Stütze
Des jungen Knaben dort verlangt?
Der ſich umſonſt bemüht, die Thräne zu verſchlucken,
Die über ſeine Wange rinnt,
Der laut zu weinen nun beginnt,
Und dem die ſchwachen Nerven zucken?

4.

Ach! Periander iſts! er weint um Lykophron,
Den ſüßen hofnungsvollen Knaben,
Des Reiches Erben — ſeinen Sohn —
In namenloſen Schmerz vergraben,

Gelehnt auf einen weißen Stab,
Mit naſſem Blick folgt er der Baare;
Die Winde wehn durch ſeine grauen Haare,
Und er — er trocknet ſich die Thränen damit ab.

5.

Der Zug naht langſam feyerlich
Der Burg, Akrokorinth genannt,
Von deren Zinne ſich
Ein Theil von Griechenland,
Das ioniſche und das ägeiſche Meer
Dem Auge zeigte, aber leer
War für das traurende Volk die Welt,
Es ſah die Baare nur und den verblichnen Held.

6.

Hier goß der Greis auf ſeines Sohnes Leiche,
Vermiſcht mit Thränen, Honig, Milch und Wein,
Und tiefe Stille herrſchte allgemein.
Drauf zündet' er das duftende Geſträuche
Des Scheiterhaufens an,
Und ſüßer Wohlgeruch des Weihrauchs und der Oele

Stieg in die Wolken. — Mit in Schmerz verſunkner Seele
Sah Periander ſtarr die Flamme an.

7.

Doch eine Thräne, ach! ſo glühend
Als jene Flamme, nezt ſein Silberhaar.
In wenig Augenblicken war
Der Jüngling, kraftvoll, ſchön und blühend,
Des Scheiterhaufens Beute,
Ein Klumpen Aſche, die, halb abgewandt,
Der gute Greis mit zitternder Hand
In eine goldne Urne ſtreute.

8.

Er nimmt den Deckel in die Linke,
Sieht auf die Aſche ſtarr hinab;
Und nun ſchließt er die Urne, giebt mit einem Winke
Den ſchluchzenden Korinthern zu verſtehen,
Daß er mit ihnen ſprechen will,
Und alle, voll Erwartung, ſehen
Auf ihn, und rings umher wird Klag' und Schluchzen ſtill.

9.

„O ihr Korinther! meine Theuren!“
Sprach Periander: „ach! dies arme Herz
„Durchtobt ein namenloſer Schmerz.
„Der Tag, den heute wir mit ſtillem Pompe
„feiren,
„Iſt Gottes Rache auf mein Haupt!
„Und o! wer hätte je geglaubt,
„Daß ich das Diadem zurück euch geben würde!
„Nehmt es zurück; es iſt mir eine Bürde!

10.

„Ich bin es, der die Freyheit euch entriß!
„Ich bin geſtraft — ich habe keinen Sohn
„Und keinen Erben mehr! auch Lykophron,
„Der Freud' im Alter mir verhieß,
„Er iſt dahin! — Dank für die Thräne,
„Die in dem Auge meiner Bürger ſchwimmt!
„Dank für das dumpfe Klagetöne,
„In das an ſeinem Grab' ihr eure Flöten ſtimmt!

11.

„Nehmt eure Freyheit, eure Rechte,
„Nehmt ſie zurück, ich bin kein König mehr!

„Von Perianders einſt erhabenem Geſchlechte
„Iſt jede Spur vertilgt, Korinthens Thron iſt leer!
„Ihr ſeyd mir alle gleich, ſeyd alle meine Brüder,
„Lebt wohl! wir ſehen nie uns wieder!“
So ſprach er, ſchnitt das weiße Haar ſich ab
Und ſtieg zu Lykophron ins Grab.

12.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
Zu jenen Klageton der Flöte,
Der hier das Grab des Lykophron umwehte!
Komm, wiſch die Thräne weg! und nun erzähle mir
Von Perianders erſter Morgenröthe
Bis zu dem Tag, wo ſchauervoll
Aus des Palaſtes Thoren die Trompete
Dreymal gedämpft erſchell.

13.

Gemartert von Gewiſſensbiſſen
Sprach auf dem Sterbebett an ſeines Grabes Rand

Der Vater zu dem Sohn, der an des Hauptes Küſſen
Mit thränenvollen Augen ſtand:
„Komm, Periander! gieb mir deine Hand,
„Und lerne, daß auch Fürſten ſterben müſſen!
„Was hilft mir nun dies weite Land?
„Dies Volk, dem ich die Freyheit einſt entriſſen?

14.

„Ha! zittert all' ihr Böſewichter,
„Wenn ihr der lezten Stunde naht!
„Dann wälzet euch, wie ich, auf eurer Lagerſtatt,
„Und bebt vor dem gerechten Richter!
„Ach! jedes Gute, das man hier begangen hat,
„Erleichtert unſern Tod, macht unſre Stirne lichter;
„Und jede ungerechte That
„Malt einen trüben Zug in unſere Geſichter.

15.

„O Periander! o mein Sohn!
„Der Todesengel deckt mit ſchrecklichem Gefieder
„Mein brechend Auge ſchon;

„Drum höre mich. [illegible] Du Korinth die Freyheit
„wieder!
„Froh ſieht dein Vater dann von dem Olymp
„hernieder,
„Und ſüße Ruh wird dir zum Lohn!
„Die Menſchen ſind ja alle unſre Brüder,
„Geformt aus einem Thon.“

16.

Er ſtarb und gab dem Sohn den beſten Segen,
So fern er thät, was er ſich ſterbend noch bedung;
Doch Periander war zu jung,
Die guldne Lehre zu erwägen.
Von ſeiner Hoheit Glanz berauſcht,
Vom Heer der Schmeichler rings umgeben,
Das nach dem kleinſten Winke lauſcht,
Verſließt dem jungen Held ein Theil von ſeinem
Leben.

17.

Und kein Gedank' an jenen bittern Tod
Erfüllt des Jünglings Bruſt mit Schrecken,

Und keine Klage, keine Noth
Des Volks, vermag ihn zu erwecken
Aus ſeinem Taumel. Gleich der Spur,
Gedrückt in Sand von eines Löwen Fuß,
Verſchwemmt von einem Regenguß,
Vergaß der Prinz den feyerlichen Schwur.

18.

Mit Tigergrimm, doch ſtets umſonſt, verſuchten
Sich ſeine Völker zu befreyn:
Vergebens war's, daß allgemein
Ihm ſeine Unterthanen fluchten
Verſchanzt von einer Burg, geſchüzt von ſeiner Wache,
Zerſtreut er leicht wehrloſer Bürger Chor,
Und nur im Stillen drang empor
Zu Gottes Thron ein heiß Gebet um Rache.

19.

Allein umſonſt! nur frohe Tage gatten
Sich wolkenfrey:
Gelagert in Fortunens Schatten
Hört Periander nicht der Leidenden Geſchrey.

Gewöhnt an hartes Joch, gewöhnt an ſtillen Gram,
Ward nach und nach der Bürger Unmuth zahm,
Und unvergällte Freuden weben
Sich wonniglich in Perianders Leben.

20.

Meliſſe, ſchön wie Frühlingsroſen,
Und Erbin von Arkadien,
Ward zu des Prinzen Mitgenoſſen
Von ſeinem Reiche auserſehn,
Und mancher Tag und manches Jahr verfloſſen
Ihm unter Scherzen, Tändeln, Koſen,
Und Lieb' um Liebe ſchuf ein Meer
Von Freud' und Wonne um ihn her.

21.

Ein Sohn, der Mutter Ebenbild,
Gleich einem Strahl, der roſig mild
Beym erſten Auferſtehn Auroren
Aus einer Purpurwolk' entquillt,
Ward von Meliſſen ihm geboren,
Zum Erben ſeines Reichs erkohren,
Und kein Talent ging ungenüzt verloren,
Das Lykophron des Vaters Aug' enthüllt.

22.

Doch dieſe frohe Zeit entflog,
Und Periandern ruft nun Krieg und Schlachtgetümmel;
Im rauſchenden Getös, im lärmenden Gewimmel
Der Trommeln und der Fahnen, zog
Er aus der Burg und hinterließ
Ein liebend Weib, das ſtille Thränen weinte,
Und Glück' und Sieg ihm über ſeine Feinde
Durch Opfer und Gebet verhieß.

23.

Und Periander ſieht, wie ſchnell vor ſeinen Waffen
Das Volk der Corcyreer weicht;
Doch wenn die Löwen einmal ſchlafen,
Dann wird's den kleinern Thieren leicht,
Sich von dem Joche zu befreyen,
Das Macht und Stärke ſich erbaut. —
Nur wenig einzelnen Getreuen
War Perianders Reich vertraut.

24.

Auch dieſe fielen — Aufruhr gährte
In wenig Tagen durch das Land,

Korinth empörte ſich, man fand
Im ganzen Reich nur ſchwachen Widerſtand,
Und jeder Unterthan griff muthig nach dem
Schwerte,
Weil jeder den Gedanken nährte,
Entjochet ſey das Vaterland,
Eh Periander noch ſiegreich zurücke kehrte.

25.

Meliſſe — gleich dem ſchwankenden Geſträuche,
Des Wetters und der Winde Spiel,
Sobald die hocherhabne Eiche,
An deren Fuß es bluhte, fiel —
Meliſſe floh beym ſchrecklichen Gewühl,
Das, Wetterwolken gleich, ſich fürchterlich und
ſchwül
Zuſammenzog, mit ihrem Sohne
Zurück zur Burg, der Stütze von Korinthens
Throne.

26.

Allein noch war ſie nicht dem Grimm des Volks
entflohen;
Rings um die Mauern ſteht zahlloſer Buben Heer,

Die, Wellen gleich im aufgethürmten Meer,
Die Veſte zu beſtürmen drohen.
Der noch Getreuen waren wenig,
Aufruhr, Verrätherey umgab
Sie überall; ſie ſendet ſtracks hinab
Zu Prokles, Epidaurens König.

27.

Bisher war Prokles ſtets ein treuer Bundsgenoſſe,
Als Periander noch im Schooſe
Des Glücks ſein Leben hingeträumt;
Doch bey Meliſſens Bothſchaft keimt
Schnell der Gedanke, ſich zum Herren
Des Reichs zu machen, und zum Lohn
Der Freundſchaft, ſeines Freundes Sohn
In einen finſtern Thurm zu ſperren.

28.

Er ſammelt ſtracks ein Heer, beſiegt
Mit leichter Müh' all die Verzagten,
Die freventlich ſich zu empören wagten.
Meliſſ', in ſüßen Wahn gewiegt,

Er komm' als Freund, eilt hin, ihn zu empfangen;
Ein friſchres Roth malt ihre Wangen,
Und fröhlich öffnet ſie das Thor
Dem, der Korinthens Thron oft ſeine Treue ſchwor.

29.

Doch Prokles nimmt mit Hohngelächter
Die Burg als Sieger in Beſitz.
Meliſſe tobt umſonſt! kein rächeriſcher Blitz
Trifft ſeines Schwures frevelnden Verächter;
Sein ungezähmter Stolz erwacht,
Er hofft ganz Griechenland nun bald zu unterjochen,
Und unvertheidigt, ungerochen,
Sieht ſich die Königin in eines Räubers Macht.

30.

Doch auch im Unglück bleibt ſie ſchön,
Schön wie die Roſe nach dem Regen,
Wenn Perlen noch in ihrem Schooße ſtehn.
Wer darf ihr nahn, wer darf ſie ſehn,
Und Liebe nicht in ſeinem Buſen hegen?
Auch Prokles fühlts. Ha! wilde Triebe regen

Sich ſchnell in ſeiner Bruſt, und eine Königin
Heiſcht der Tyrann als Buhlerin.

31.

Allein Verachtung war ſein Lohn,
Ein edler Stolz entblickt Meliſſen,
Verachtend ſieht ſie ihn zu ihren Füßen,
Verachtend höret ſie ſein Drohn,
Verſchmähet den geraubten Thron,
Und Prokles, unbekannt mit ſo viel Hinderniſſen,
Schwört ihr beym Jupiter, ſie ſolle theuer büßen
Den Frevel! ſie und Lykophron.

32.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenes Klagen, jenes Wimmern,
Das dort aus halbverfallnen Trümmern
In meine Ohren tönt. Meliſſe, wehe dir!
Vergebens ruft ſie laut: „Was that dies arme Kind?
„Warum ſoll Lykophron die Schuld der Mutter büßen?
„Iſts nicht genug, daß du Korinth
„Und ſeinen Thron dem Freund entriſſen?"

33.

Umſonſt! Der Mutter Flehn um Gnade
Für Lykophron rührt nicht des Laſterhaften Ohr.
Ein feſter Thurm hebt am Geſtade
Des Meeres ſtolz ſein Haupt empor;
Ein Kerker, nacht- und grauenvoll,
Von Wellen, von Moraſt und Gittern rings umgeben,
Das war der Ort, wo Beider Leben
Auf ewig, ach! verjammert werden ſoll.

34.

Wo biſt du, Periander? Rette
Dein Weib, dein Kind und deinen Thron!
Umſonſt! die bluhmenreiche Kette
Der ſchönen Tage war entflohn;
Der trübe Tag der Rache kam,
Um jede Freude nun auf ewig zu verbannen,
Und Periander, ach! vernahm
Von einem Boten des Tyrannen:

35.

„Ich, Prokles, herrſche in Korinth!
„Dein Weib, dein Kind,

„Und deiner Väter Thron ſind mein!
„Doch ſoll es dir vergönnet ſeyn,
„Die Corcyreer, die nur ſchwach
„Noch gegen dich die Waffen führen,
„Wenn du ſie unterjochſt, in Frieden zu regieren.
„Begnüge dich mit dem, was Prokles dir verſprach!“

36.

Dies war nicht alles Gift, was jenes Ungeheuer,
Gleich einem allverzehr'nden Feuer,
In Perianders Buſen goß;
Der Bote ſetzt hinzu: wie theuer
Meliſſe ſeinem Herrn, wie groß
Die Liebe ſey, in deren Schoos
Er ſeit dem erſten Tag das ſchönſte Glück genoß;
Und ſo nagt er den Held, gleich des Prometheus Geyer.

37.

Wie Menelaus dort, als die verwegne Rotte
Helenen zu entführen kam,
Mit Tigerwuth die Rache unternahm,

So ſchwur der Held, entflammt von Prokles Spotte,
Bey jenem allgewaltgen Gotte,
Den Prokles einſt der Treue Zeugen nahm,
Zu rächen ſeinen Königsſtamm;
Er ſchwur's und rüſtet eine Flotte.

38.

Schon naht er ſich Korinth, dem Sitze ſeiner Väter,
Das unbewehrt, unvorbereitet ſcheint;
Ihm kocht das Blut, zu morden den Verräther,
Zu morden — auch ſein Weib, das treulos er vermeynt.
Meliſſe ſchaut herab vom Thurm,
Sieht ihres Perianders Flaggen,
Sieht ſeine Ruder, die behend die Wellen ſchlagen,
Und dankt — und hofft — doch, ach! ein Sturm

39.

Beginnt zu brauſen, wälzt aus Norden
Sich fürchterlich hervor und untergräbt das Meer;

Die leichten Wolken fliehn, gleich ſanfter Tauben Heer
Die von dem Habicht ſchnell verſcheuchet werden;
Der Horizont wird ſchwarz, zahlloſe Blitze ziſchen
Herab, und leuchten ſchrecklich nur,
Und Klaggeſchrey und banges Winſeln miſchen
Sich in die tobende Natur.

40.

Meliſſe kniet und betet für die Schaaren
Und faltet heulend ihre Hand.
Der Sturmwind pfeift durch ihr Gewand
Und wirbelt in den langen Haaren,
Löſt wütend auf das Perlenband,
Mit dem ſie ſanft durchflochten waren,
Und ſucht der Thränen mehr aus ihren ſchönen Augen,
Als ſchon ſie badeten, zu ſaugen.

41.

Doch ach! ſie ſieht, wie Sturm und Meer
Der Armen Schiffe hin und her
Bald zu den Wolken, bald tief in den Abgrund ſchleudern,

Wie endlich nach und nach ſie ſcheitern,
Wie hier mit bangem Weh und Ach
Die Unglückſeligen, halblebend, nur noch ſchwach
Die Arme aus den Wellen ſtrecken,
Und Leichen überall die Fluten ſchrecklich decken.

42.

Nur Periander rettet ſich,
Ach! aufgeſpart zu tauſend neuen Qualen!
Sein Schiff, das feſteſte von allen,
Schwankt hin und her, bis nun der Sturmwind ſchwieg;
Irrt, gleich dem Wandrer in der Wüſte,
Zwölf Tage an der öden Küſte
Von Afrika umher, und findet mühſam nur
Zurück nach dem verlaßnen Reich die Spur.

43.

Und in Corcyr vergräbt ſich bald
Des armen Perianders Seele
Tief in Melancholie; die ſchauervollſte Höle,
Der ſchroffſte Fels, der dickſte Wald,
War nun ſein liebſter Aufenthalt.
Nicht ſeines Reichs Verluſt, ihn martert die Geſtalt

Des Weibes, das er untreu glaubt,
Mehr als der Thron, den Prokles ihm geraubt.

44.

Meliſſe ſteht indeß ſo manchen langen Tag,
Gelehnt an ihres Fenſters Gitter,
Und klagt, daß ihr Geſchick ſo bitter,
Mehr als zu tragen ſie vermag;
Und manche ſchmerzerpreßte Zähre
Fällt heiß herab auf Lykophron:
„Gott!“ ruft ſie laut, „erfüll, was ich begehre!
„Gieb Tod für mich und meinen Sohn!

45.

„Sein armer Vater iſt dahin,
„Sein Reich iſt in des Räubers Händen,
„Der — ha! — durch mich, mich eine Königin!
„Verſucht des Freundes Bett zu ſchänden!
„O! ſende Tod von dieſen Wänden!
„Stürz ſie zuſammen, Zevs! Laß enden
„All dieſe namenloſe Qual,
„All dieſe Leiden ohne Zahl!“

46.

So, wie der Regen nach und nach
Durch lange wiederholtes Fallen,
Auch in den härteſten Metallen,
Sich eine Höhle gräbt; ſo brach
Meliſſens Wächter nach und nach
Das mitleidlangentwöhnte Herz,
Als er mit jedem neuen Tag
Erneuert ſah Meliſſens bittern Schmerz.

47.

Er bietet ihr die Hand zur Flucht,
Führt ſie hinab durch eine Menge
Verfallner unterirdſcher Gänge,
Die ſeit Jahrhunderten kein Sterblicher beſucht;
Er leitet, einem Engel gleich,
Durch rauhe oft verworrne Stege,
Durch heimliche verborgne Wege,
Sie glücklich aus Korinthens Reich.

48.

Zum zweytenmal ſah nun Meliſſe
Sich in der Schöpfung Gottes frey,
Zum zweytenmal betraten ihre Füße

Die ſchöne Erde: alles neu
War um ſie her; der Bäume bluhnde Zacken,
Der Wieſenblumen ſußer Duft,
War ihr ein Paradies, ſie athmet freye Luft,
Und ſchwingt entzuckt den Arm um ihres Sohnes Nacken.

49.

So ſchafft durch edlen Sinn der Menſch oft aus Betrübten
Den frohſten Haufen um ſich her. —
Doch noch trennt das ägeiſche Meer
Meliſſen von dem Vielgeliebten,
Um den ſie alles dies gewagt.
Kaum zähmt ſie noch das brennende Verlangen,
Um ſelbſt zu ſehn, was ihr der Wächter ſage,
Daß Periander lebt, daß er dem Sturm entgangen.

50.

Doch Prokles brütet unterdeſſen,
Durchtobt von gränzenloſer Wuth,
Der Rache ſchwärzeſte, er heiſcht Meliſſens Blut,
Will vom Gemahl ſelbſt ihren Tod erpreſſen.

Er ſendet ſchleunig einen Boten
Hin in der Corcyreer Land,
Der Periandern noch mehr ähnlich einem Todten,
Verſenkt in tiefe Schwermuth, fand.

51.

Er warnt ihn heimlich für Meliſſen,
Läßt aus verſtellter Treu ihn wiſſen,
Sie ſey vom Prokles abgeſchickt,
Ihn erſt mit tauſend wonniglichen Küſſen,
Mit Lieb' und Freude zu begrüſſen,
Und dann, wenn er die ſüße Frucht gepflückt,
Ihm Gift zu geben. — Ha! der Höllen Anſchlag glückt,
Und Periander wird ins ſeine Netz verſtrickt.

52.

Meliſſe hatte nun nach manchen bangen Stunden
Ein längſt erwünſchtes Schiff gefunden,
Und hatte, unbewußt, welch Gift
Man ihr bereitet, froh ſich eingeſchifft,
Gefahren muthig überwunden,
Und hofft, daß nun aufs neu verbunden

Mit dem Gemahl, den ſie ſo zärtlich liebt,
Der Himmel ihr das Leben wiedergiebt.

53.

Sie landet in Corcyr an ihres Sohnes Hand,
Begleitet von dem muthigen Gefahrten,
Den Beid' als ihren Retter ehrten.
Wollüſtge Angſt ergriff ſie an dem Strand,
So nach dem Gatten! — Ha! was da ihr Herz
empfand!
Sie athmet ſeine Luft, betritt ſein eignes Land.
O! wer vermag ſie zu beſchreiben,
All die Empfindungen, die dann das Herz betäuben!

54.

Oft, wenn Melancholie ihm tief im Innern
wühlte,
Verließ der König den Palaſt,
Wo er allein nur Qualen fühlte,
Und eilte ſonder Ruh noch Raſt
In einen dicken Hain, der düſter, wie ein Grab,
Der finſtern Schwermuth Nahrung gab.
Hier war es, wo Meliſſ' entzückt
Den lang verlorenen Gemahl von fern erblickt.

55.

Sie eilt, mit brennendem Verlangen
Und offnen Armen ihn voll Liebe zu empfangen;
Er ſieht ſie — ſtutzt — und ſchnell erwacht,
Was jener Bote ihm geſagt.
Sie fliegt an ſeinen Hals, liebkoſt ihn, unbewußt
Des nahen Todes, er entblößt
Mit grimmer Wuth den Dolch, und ſtößt
Ihn tief in ihre treue Bruſt.

56.

Sie ſinkt — gleich der geknickten Roſe,
Und färbt mit ihrem Blut den Raſen um ſich her.
Ach! Periander traf mit dieſem Stoße
Ein Herz, in welchem nimmermehr
Der kleinſte Hauch der Falſchheit wohnte:
„O, mein Gemahl! was hab' ich dir gethan,
„Daß ſo dein Arm die treue Gattin lohnte!
„Und welch' ein fürchterlicher Wahn — —“

57.

Hier hemmt der Tod die Zung', auf immer
Schließt nun Meliſſ' ihr Auge zu,
Und ewge, lang erharrte Ruh

Wird dort ihr Lohn. Mit ängſtlichem Gewimmer
Wirft Lykophron ſich auf den Leichnam hin:
„O! meine Mutter! weh! ich bin
„Sein Sohn, ich darf dein Blut nicht rachen,
„Darf das Geſetz, das die Natur mir gab, nicht
„brechen,

58.

„Doch ewig fliehen will ich ihn!
„Den Wutrich, der das beſte Weib, Meliſſen,
„Die engelgleiche Dulderin,
„Die treuſte Mutter mir entriſſen!“
Er ſprachs und barg mit ſchnellen Schritten,
Dem ſcheuen Rehe gleich, ſich in den dunkeln
Hain,
Und floh die Welt, und ſchloß ſich mitten
Im Hauſen wilder Thiere ein.

59.

Und noch vom treuen Blute triefend,
Steht Periander da, ſich in ſich ſelbſt vertiefend,
Und unbewußt, was er gethan,
Freut noch der grauſen That ſich der betrogne
Mann:

Allein Meliſſens tapferer Gefährte
Erzählt ihm ſeiner Gattin Treu,
Und welche Leiden ſie, mit jedem Morgen neu,
Zwey Jahre lang im Buſen nährte,

60.

Wie weder Bitten, weder Drohen
Aus Prokles Mund ſie überwand,
Und wie ſie endlich nun an des Korinthers Hand
Der Wuth des Königes entflohen. — —
Mit ſtarrem Blick hört's Periander an,
Verzweiflung malt ſich im Geſichte,
Und plözlich ſieht er nun im ſchreckenvollſten Lichte
Die Laſterthat, die er zu raſch gethan.

61.

Er ſieht nun ganz den teufliſchen Betrug,
Und ſchnell beginnt er fürchterlich zu raſen:
„So treffe mich der Götter Fluch,
„Die mir den Leidenskelch zu voll, zu bitter maßen!
„Verſchlingt, ihr Tiger, mein Gebein!
„Zermalmt es knurrend mit den Zähnen!
„Und achtet nicht hülfloſes Schreyn,
„Wie ich nicht achtete Meliſſens ſanfte Thränen!“

62.

Er ſprachs, und ſtieß verzweiflungsvoll
Den Dolch ſich in die Bruſt, mit dem vorher Meliſſen,
Die blutend vor ihm lag, das Leben er entriſſen.
Ein dicker Strom von Blut entquoll
Der Wunde, ſeine Bruſt war offen,
Der Durſt nach Blut, nach ſeinem Blut, gekühlt;
Allein der Unglückſelge fühlt,
Daß er noch nicht das Herz getroffen.

63.

Er hebt den Arm zum zweytenmal,
Um jenen mörderiſchen Stahl
Gewiſſer als vorher zu lenken,
Und tief ins Herz ihn zu verſenken;
Doch der getreue Held verhinderte den Stoß,
Sucht nach und nach die Raſerey zu ſtillen,
Ruft Hülf' herbey, und ſchleppt ihn wider Willen
Vom Schreckensort zurück aufs Schloß.

64.

Mit wildem Grimme ruft der Held:
„Ihr martert mich! verlaßt mich! ach! vergebens

„Nur friſtet ihr den Faden meines Lebens!
„Für mich iſt keine Ruh auf dieſer Welt!
„Für mich nun keine frohe Stunde!
„Vollendet ſey der bange Lebenslauf!“
Er ſprichts und reißt die kaum verharſchte Wunde
Mit beiden Händen plözlich auf.

65.

Es ſtrömt ſein Blut. Entkräftet nun, verſtattet
Er wider Willen den Verband
Von des Korinthers treuer Hand.
Zwey bange Nächte liegt er ſinnlos, abgemattet,
Bis endlich Schlaf ihn überſchattet,
Und ſeine Seele ſich mit dem Gedanken gattet,
Zu rächen die verübte Schmach
An dem Verräther tauſendfach.

66.

Der Durſt nach Rach' erhielt ſein Leben.
Er wird, doch langſam nur, geheilt.
Von tapfern Helden rings umgeben,
Verſtärket durch ein Heer der Theben,
Verläßt er nun ſein Reich, und eilt

Ins Vaterland. — Korinthens Mauern beben!
Unvorbereitet kam der Schlag,
Und Prokles Widerſtand war ſchwach.

67.

Siegreich ſtürzt er Korinthens Mauren,
Und der Tyrann der Epidauren
Steht nun gefeſſelt vor ihm da.
Mit einem finſtern Blicke ſah
Ihn Periander grimmig an:
„Dich richte Gott! du Ungeheuer!
„Es räche dort ſein allverzehrend Feuer
„Die Thaten, die du hier gethan.

68.

„Hier iſt der Strafen größte klein
„Für dich, treuloſer Böſewicht!
„Doch ſterben ſollſt du! dein Geſicht
„Spricht Gift; ich muß die Welt von dir, Scheuſal! befreyn.
„Dies ſey die erſte ſchönſte Gabe,
„Die ich den Göttern heut zum Opfer dargebracht.“
Er ſprach's, und ließ um Mitternacht
Ihn morden auf Meliſſens Grabe.

69.

Sein Durſt nach Rache war gekühlt.
Er trat nun ſiegreich auf die Trümmer
Von Prokles Thron; allein ein innrer Schmerz durchwühlt
Des Unglückſelgen Bruſt noch immer,
Und er entſchließt ſich, ſeinem Sohne,
Des Lebens ſatt, Korinthens Krone
Zu überlaſſen, und allein
In einer Einſamkeit den Göttern ſich zu weihn.

70.

Er ſendet nach Corcyr, und wähnet ſorgenfrey,
Daß Lykophron beſänftigt ſey,
Hält alles zu der Krönung fertig,
Des lang entbehrten Sohns gewärtig,
Läuft täglich an den Strand und ſpäht mit giergem Blick
Ob noch das Schiff nicht bald zurück.
Unglücklicher! ach! endlich kam ein Sarg,
Der Lykophrons erſchlagnen Leichnam barg.

71.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,

Der hier das Grab des Lykophron umwehte!
Nimm weg den Myrtenkranz, der hier
Am Fuß der Leyer hängt, umhülle ſie mit Flohr,
Auf daß ſie ſchwirre langſam traurig,
Gleich jenem Schluchzen, das nur ſchwach und
ſchaurig
Entbebt Korinthens Thor.

72.

„So biſt auch du dahin, mein Sohn!
„Des Schwures frevelhaften Spötter
„Habt ihr geſtraft, gerechte Götter!
„All meine Lieben ſind entflohn,
„Hinauf in euer Heiligthum,
„Sind glücklich nun dort in Elyſium!“
Er ſprachs, ſchnitt ruhig ſich die weißen Haare ab
Und ſtieg zu Lykophron ins Grab.

73.

Nur zwey Getreue — ihm zu dienen —
Begleiteten den Held, trotz ſeinem Widerſtand.
Um Mitternacht befahl er ihnen,
Zu wandeln an des Meeres Strand,
Zu morden da — die Götter zu verſühnen —

Den erſten, der, vom Jupiter geſandt —
Er ſey bekannt, ſey unbekannt —
Sich einſam auf dem Wege fand.

74.

Sie folgen eilig ſeinen Worten,
Sie wandeln an des Meeres Strand,
Und ach! er ſelbſt ließ da ſich morden
Von ſeiner treuen Sklaven Hand.
Der Mond verbirgt die blaſſen Strahlen,
Nur ſchwacher Sternenſchimmer ſcheint.
So endeten ſich alle ſeine Qualen,
Und Periander ſtarb, von ſeinem Volk beweint.

Edwin und Athelſtan.

Aus Meißners bekannten Skizzen. *)

O Freundſchaft! feſtes Band der gleichgeſtimmten Seelen!
Wer wird dich, Göttin, nicht zu unſern Freuden zählen?
Gleichſt zwar der Liebe nicht, biſt nicht blos Leidenſchaft,
Doch giebſt du uns ſo oft zu edlen Thaten Kraft.
Gebaut auf Männerſinn, ſchaffſt du die trüben Stunden
(Mit unſerm Daſeyn ſchon vom Schickſal feſt verbunden)

---

*) Da ich das Buch nicht bey der Hand hatte, als ich die Geſchichte in Verſe übertrug, ſo wird man mir verzeihen, wenn ich in Namen oder einzelnen Stellen von jenem mir verehrungswerthen Verfaſſer abweiche.

Zu ſanften Schmerzen um, und beutſt uns gern die Hand,
Wenn Kummer ſchwermuthsvoll den Weg zur Seele fand.

Edwin und Athelſtan, zwey junge biedre Britten,
Gleich edel von Geburt, gleich gut von Herz und Sitten,
Empfanden ſehnſuchtsvoll der Freundſchaft Allgewalt,
Sie ſuchten Beide ſich und fanden ſich gar bald.
Noch jung durchſcherzten ſie ſchon manches frohes Jahr;
Nie war Edwinen wohl, wo Athelſtan nicht war,
Und Athelſtan betrübt, war ihm ein Tag verfloſſen,
An dem er Freuden zwar, doch ohn' Edwin, genoſſen.

Bald wuchſen ſie heran, der Jüngling ward zum Mann;
Da wählt voll Ruhmbegier der ſtolze Athelſtan
Sich König Edgars Hof, den Tummelplatz der Ehre.

In London, wähnt er oft, ſey eine neue Welt,
Und da die Laufbahn nur für Philoſoph und Held.
Zu glänzend, denkt Edwin, iſt mir des Hofes Sphäre;
Genug, wenn innre Ruh und Selbſtzufriedenheit
Auf meinem Landgut mir den Weg zum Glücke beut.

So trennten Beide ſich. Ein' warmer Abſchiedskuß,
Ein kummervoller Blick, ein heiſſer Thränenguß,
Ein Wunſch nach Wiederſehn, der lezte Druck der Hand,
Das lezte Lebewohl, und Athelſtan verſchwand.

Wenn Sturm durch Wellen tobt, ein Schiff am Felſen ſcheitert,
Die See zwey Reiſende ans wüſte Ufer ſchleudert,
Ein düſtres Eyland, das noch nie ein Cook entdeckt,
Von Klippen rings umwebt, die oft mit innerm Grauen
Der Steuermann vermied, in Nebel ſtets verſteckt,

Und nun die Beiden ſich ein ſtilles Hüttchen bauen,
Nach Müh und Arbeit nicht, nach ſchlechter Koſt nicht fragen,
Durch Freundſchaft ſtark gemacht, ihr Leiden gern ertragen;
Und plözlich kommt der Tod, zerreißt dies kleine Glück,
Und läßt den Einen nur verzweiflungsvoll zurück:
So war dem Edwin jezt die ganze Schöpfung leer. — —
Zurück, o Athelſtan! — umſonſt! er hört nicht mehr.
Ihn feſſelt Londons Prunk, der gleißneriſche Tand
Des Hofs, und Athelſtan vergißt ſein Vaterland,
Vergißt den wärmſten Freund, die jugendlichen Freuden,
Und läßt ſich zum Erſatz von Tauſenden beneiden.
Genug für ſeinen Stolz, daß Edgar, der ihn liebt,
Das Ruder Engellands in ſeine Hände giebt;
Genug für ſeinen Stolz, daß, wenn er gnädig blickt,
Der Hof, die ganze Stadt ſich kriechend vor ihm bückt,
Und täglich der Klient im Vorgemache lauert.

Indeß Edwin nun ſo in der Provinz verſauert,
Fügt ſich's, daß ein Geſchäft ihn ſchnell nach London treibt,
Und er bey Athelſtan auf ein paar Nächte bleibt.
An einem Sommertag, ſchön wie ihn Thomſon malt,
Führt Athelſtan, der gern mit Pracht und Hoheit prahlt,
Stolz lächelnd ſeinen Gaſt in einen prächtgen Garten,
Wo ſich Natur und Kunſt in allen Gängen paarten.
Vom Alterthum bemooſt, erhub ſich aus dem Schoos
Von einem Tannenwald ein halb verfallnes Schloß;
Und hier ein Marmorbad, umgeben mit Statüen;
Und dort ein Sommerhaus, wo fremde Bäume blühen;
Und Grotten im Gebüſch, Waldung, Einſiedeleyen,
Ein Haus voll Kakadous und bunter Papagayen,
Voll Gondeln einen See, und türkiſche Moſcheen,
Kurz, alles, alles ſchien ein Zauberwerk der Feen.

Als nun Edwin das lobt', und ſchön und herrlich fand,
Da lächelt Athelſtan, drückt freundlich ihm die Hand,
Und führt den lieben Gaſt zu einem Springbrunn hin,
Der in den Wolken ganz ſich zu verlieren ſchien,
Und dann mit einemmal mit Plätſchern ſich ergoß,
Und voll Geräuſch zurück ins Marmorbecken floß.
„Sieh an dies Werk der Kunſt! im ganzen Königreiche,“
Sprach Athelſtan, „o Freund! iſt keines, das ihm gleiche.“
„Und du,“ verſezt Edwin, „kannſt das ſo ruhig ſehn?
„So unbefangen da am Rand des Brunnens ſtehn?
„Fühlſt nicht, daß dir dein Herz im Buſen ſchneller ſchlägt?
„Biſt nicht beym Anblick bis ins Innerſte bewegt?
„Denkſt nichts dabey?“ — „Und was?“ — „Wie, Freund! du fragſt mich noch?

„Wer hoch ſteigt, Athelſtan, gewiß, der fällt „auch hoch!“

Das traf den ſtolzen Mann, erſchüttert ihn mit Macht;
Er fühlt die Wahrheit deß, was Edwin ihm geſagt;
Er ſieht, wie Dionys, ein Schwert an einem Haar,
Das ſeiner Scheitel jezt vielleicht ſchon nahe war;
Er zittert — ſieht Edwin — in ihm das Glück des Weiſen,
Und doch, doch wagt er's nicht, ſich muthig loszureißen;
Ihn feſſelt nur der Stolz, des Königs Freund zu ſeyn,
Er ſchaudert vor Gefahr, und ſtürzt ſich doch hinein.

Edwin, betrübt, daß nichts den Jüngling retten kann,
Verläßt die Reſidenz und ſeinen Athelſtan,
Kehrt in ſich ſelbſt vertieft in die Provinz zurück,
Und ahndet kummervoll des Freundes Mißgeſchick.

Ach! nicht umſonſt; denn kaum verſtreichen wenig Tage,
So ging im Lande ſchon die allgemeine Sage,
Der Liebling Edgars ſey geſtürzt, vom Hof verbannt,
Und habe troſtlos ſich nach Schottland hingewandt;
Und, ach! nur zu gewiß war, was der Ruf verſtreute;
Er wurd' ein Raub des Neids und der Kabale Beute.
Man ſpann den feinſten Plan, nahm Bosheit, Trug und Liſt
Zu Hülfe, alles was den Höfen eigen iſt,
Und kurz! der Edle fiel, und Spott und bittrer Hohn
War ſeiner Biedertreu und ſeines Eifers Lohn.

Beſtürzt, verzweiflungsvoll entfloh jezt Athelſtan
Der Hauptſtadt, und kam bald auf Schottlands Gränzen an.
Hier wurd' in Wüſteney'n ein Hüttchen ihm erbaut,

Das war nun ſein Palaſt, ſein Garten Haidekraut,
Sein Bette Moos und Stroh, und ſtatt der Papagayen
Hört er um Mitternacht ums Haus die Eulen ſchreyen.
Bald wurd' er menſchenſcheu, verſchloß ſich allen Freuden
Und überließ ſich ganz dem fürchterlichſten Leiden.

Dies alles hört Edwin, der edelmüth'ge Britte,
Sein weichgeſchaffnes Herz beflügelt ſeine Schritte,
Er wirft ſich auf ein Schiff, eilt Schottlands Küſte zu,
Und findet ſeinen Freund, der ſonder Raſt noch Ruh
Oft ganze Nächte lang auf ſeinem harten Lager
Sein harteres Geſchick verflucht, und blaß und hager
An einem Dornenſtab jezt vor die Thüre ſchleicht,
Und ſeine dürre Hand dem Gaſt entgegen reicht.
„O Gott! mein armer Freund! biſt du es Athelſtan?

„Du weinſt um Hofes Prunk? Komm, Lieber! „ſey ein Mann!
„Vergiß die Tändeleyn, und denk, es wär ein „Traum,“
So ſprach Edwin. Allein umſonſt! er hört ihn kaum;
Ein hämiſch Lächeln und ein wilder ſtarrer Blick
Sind ſeine Antwort. Doch Edwin, den ſein Geſchick
Aufs ſtärkſte rührt, hofft noch, für Freuden dieſes Lebens
Empfänglich ſeine Bruſt zu machen; doch vergebens
War lange Zeit die Müh, der Eifer, den er zeigte,
Bis ihm ein Ungefähr zum Glück die Hände reichte.

Der Zufall führt ſie einſt an einen Waſſerfall:
Sie ſtanden lange da, und ſtaunten ob dem Schall,
Mit dem das Waſſer ſich am ſchroffen Felſen brach,
Und alles mit ſich riß, was ihm im Wege lag;
Und endlich ſprach Edwin: „Sieh an! dies iſt „dein Bild!

„Sieh! wie vom Berg' herab das Waſſer ſich ſo wild
„Ins Thal ergießt, der Wind durch hohe Wogen ſauſt,
„Und dort der rauhe Strom am Fuß des Berges brauſt.
„Komm, laß uns weiter gehn! ſieh! hier ein wenig Schaum
„Von alle dem Getöſ'; noch ein paar Schritt', und kaum
„Erkennſt du noch den Strom, die ſtürmiſche wilde Welle,
„Die dort ins Thal ſich ſtürzt; hier fließt ſie klar und helle.
„O Athelſtan! o Freund! laß ganz dein Bild dies ſeyn!
„Wer heiter, ruhig iſt, dem ſind auch Wüſteneyn
„So lieb als ein Palaſt; der trotzt der Leidenſchaft,
„Und lacht der Tändeleyn, die ihm der Hof verſchafft."

Ein Wort zu rechter Zeit thut mehr als ganze Reden.
Jezt fühlte Athelſtan, er fühlt' es mit Erröthen,

Wie wenig männlich er im Unglück ſich bezeigt;
Die Thränen rollen ihm die Wang' herab, er ſchweigt,
Wirft dann auf ſeinen Freund voll Dankes einen Blick,
Und Ruh und Heiterkeit kehrt in ſein Herz zurück.

O Freundſchaft! feſtes Band der gleichgeſtimmten Seelen!
Wer wird dich, Göttin, nicht zu unſern Freuden zählen?
Gleichſt zwar der Liebe nicht, biſt nicht blos Leidenſchaft;
Doch giebſt du uns ſo oft zu edlen Thaten Kraft.
Gebaut auf Männerſinn, ſchaffſt du die trüben Stunden
(Mit unſerm Daſeyn ſchon vom Schickſal feſt verbunden)
Zu ſanften Schmerzen um, und beutſt uns gern die Hand,
Wenn Kummer ſchwermuthsvoll den Weg zur Seele fand.

Die eherne Tafel,

oder

Geſchichte eines indianiſchen Genie's.

— — Wer ſich den Teufel zu verſchlucken
Entſchloſſen hat, darf ihn nicht lang beaucken.
Wieland.

Erſtes Kapitel.

Tam-zy konnte das Glück unter ſeine Freunde zählen. Sein Mädchen war ſchön und liebte nur ihn. Sein Vermögen war mittelmäßig, aber hinreichend. Er war weit entfernt, eine glänzende Rolle in der Welt zu ſpielen, und eben deswegen lebte er ruhig. Seine Philoſophie erſtreckte ſich juſt ſo weit, die Natur ſchön zu finden. Ein ſchattichter Wald, eine Nachtigallenkehle, ein murmelnder Bach, ſchufen ihm Freuden, die keine Furcht verbitterte. Jeden Tag ſah er Ziſla, (ſo hieß ſeine Geliebte) und jeden Tag verlangt' er nach ihr, eh er ſie noch ſah. Beide ſuchten ſich gern und verließen ſich ungern. „Liebes Mädchen," ſagte Tam-zy, „du allein füllſt meine „ganze Seele aus. Kein Kummer für mich, wo „du biſt; kein Vergnügen, wo du nicht biſt; kein „Verlangen, das nicht durch dich entſtand. Reichthum und Größe habt ihr mir verſagt, gute „Götter! aber erhaltet mir Ziſka, und alle meine „Wünſche ſind erfüllt." „Und mir Tam-zy!" erwiederte Ziſka; „ſeine Liebe ſoll mir genug ſeyn, „wenn ich auch unbekannt von der ganzen Welt „vergeſſen werde."

Ziſka war aufrichtig, und Tam-zy glaubte es zu ſeyn: aber plötzlich fand er keinen Geſchmack mehr an den einfachen Freuden ſeines Lebens. Die Einſamkeit ſchien ihm traurig, der Vogelgeſang langweilig, der Schatten der Wälder weinerlich, und — was am ſchlimmſten war — die Liebkoſungen der Ziſka unerträglich.

Ihm kam dieſer Ueberdruß ſelbſt wunderbar vor, und er verſuchte ſein Daſeyn wieder aufzufriſchen. Ehrſucht ſchien ihm dazu am ſchicklichſten. Der tiefe Friede, in dem ganz Indien ſchlummerte, benahm ihm die Ausſicht, ſich durch die Waffen zu heben. Er ward alſo Poet, und glaubte ſich glücklich, weil er immer mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden war. Er überſchwemmte die periodiſchen Schriften mit ſeinen Produkten, und war überzeugt, daß ſeine Ehre mit jedem Monate höher ſteige. Voll von dieſem Gedanken reiſte er in die Hauptſtadt, wo er ſeinen Namen in jedem Munde zu finden hoffte. Im Thor ward er durch den Viſitator angehalten. „Führen der Herr keine Kontreband?“ frug er unſern Poeten.

Tam-zy. Nein.

Viſitator. Aber was zum Teufel enthält Ihr ſchwerfälliger Koffer?

Tam-zy. Gedichte.

Viſitator. Gedichte? was iſt das?

Tam-zy. Das ſind die Produkte eines Poeten.

Viſitator. Was bedient ein Poet?

Tam-zy. Die Götter auf dem Parnaß. Ein Poet iſt ein Wunderthier, welches den Reim mit der Vernunft zu vereinigen ſucht.

Viſitator. Die Entrepriſe ſcheint beträchtlich genug. Vermuthlich iſts eine geſchloſſene Geſellſchaft. Wie viel ſind deren?

Tam-zy. Ihre Zahl iſt Legion.

Viſitator. Und trägts viel ein?

Tam-zy. Die Ehre: weiter nicht viel. Es müßte denn das Projekt durchgehn, das unlängſt ein ſpekulativer Kopf zu Seſuad erfand.

„So, ſo,“ nickte der Viſitator und ging.

Tam-zy erkundigte ſich nach der Wohnung eines gewiſſen Gelehrten. „Wir kennen ihn nicht,“ war die Antwort: und die Antwort war wahr, denn er verwaltete kein öffentliches Amt.

Tam-zy ſeufzte, wie Homer, über die Unwiſſenheit ſeiner Zeitgenoſſen, ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und nahm ſich vor, troz deſſen ein Poet zu bleiben. Er miethete ein Zimmer, das er ſo ſehr als möglich in Unordnung erhielt. Er affektirte Zerſtreuung. Er ſchnitt ſich die Haare ab, und trug einen Dornenſtock. Er ſprach oft mit ſich ſelbſt und wenig mit Andern. Wie ſehr wunderte er ſich, daß man dem allen ungeachtet ſich nicht um ihn bekümmerte! Tam-zy änderte ſeinen Plan. Er lief in die Schauſpiele, pfiff die neuen Stücke aus, ſpann Kabalen, kannegieſirte auf den Kaffeehäuſern, machte den Weibern einen böſen Leumund, und hatte die Männer zum Beſten. Seine Feinde mehrten ſich, und in der Hofnung, Aufſehen zu machen, ſah er ſich abermals betrogen. Kaum wurde ſein Name von ein paar müſſigen Windbeuteln genannt, und alles übrige blieb in Vergeſſenheit.

Endlich kam er auf den Einfall, ein dramatiſcher Schriftſteller zu werden; das war das einzige Mittel, ſich ſchnell bekannt zu machen. Er ſchrieb ein Stück ohne Regel, kauderwelſchte die indianiſche Sprache, ließ ſeine Helden und Heldinnen in geſuchten Epigrammen reden, kurz, er that ſein möglichſtes, ein ſchlechtes Stück zu machen und Beyfall zu erhalten.

Seine Erwartung wurde für diesmal nicht betrogen. Die Schauſpieler waren erſt beym vierten Akt, und ſchon verlangte man den Autor zu wiſſen. Er erſchien ſtillſchweigend, wurde beklatſcht, und ging wieder, völlig überzeugt, daß er ein großer Mann ſey. Sein Ruf erhielt ſich einige Zeit, aber die kleine Zahl der Kenner entnebelte den großen Haufen: dieſer ſchämte ſich ſeines Enthuſiaſmus, und kam um ſeine Lorbeern.

Mitten in dieſem fatalen Zeitpunkte fand er im indianiſchen Merkur ein Lobgedicht auf ſich. Ihm ſchien es herrlich, und das konnte nicht anders ſeyn, ob es im Grunde gleich erbärmlich war. Es war das Produkt einer Schäferin, die ſehr gern in Verſen ſeufzte, und alle Monate dem nämlichen Boten, der meiſtens ſehr leicht zu tragen hatte, ihre Seufzer mit auf den Weg gab. Tamzy, der ſchon angefangen hatte zu ſchweigen, wurde nun auf einmal wieder Poet und verliebt. Er antwortete, ſie blieb ihm nichts ſchuldig. Monatliches Entzücken, monatliche Trunkenheit. Tamzy kann ſich nicht länger halten. Er muß den bewundernswürdigen Gegenſtand ſehen, und lauft, um ſie zu ſuchen, bis in das Herz von Indien.

Er findet endlich dieſe Schülerin der Euterpe, umgeben von einer zahlloſen Menge Poeten, die ſie alle in Schäfer verwandelt hatte. Ein jeder verglich ihre Geſtalt mit der der Galathee, und ihren Geiſt mit dem Geiſte der Sapho. Aber ſie wußte wohl, daß man noch viel zu wenig von ihr ſagte.

Amitis (dieſen Namen hatte ſie angenommen) war fünfundvierzig Sommer alt. Was ihren Augen an Größe abgieng, erſezte der Mund. Ihre Stirn war mehr als erhaben, die Backen ein wenig eingefallen, die Naſe des Kaiſers der Patagonen würdig. Die Zähne hatten ſich verloren, doch erhielt der Mund durch einen angenehmen Schnurrbart eine eben ſo große Zierde. Faſt hätt' ich das Muttermaal vergeſſen, welches ihr die Natur künſtlich auf die eine Backe gezeichnet hatte, und welches in einer Gänſepfote beſtand. An dieſe verführeriſche Geſichtsbildung ſchloß ſich ein Wuchs, der es nicht minder war. Er hätte für ſchön gegolten, wenn ihm die Natur nicht alle Mittel dazu geraubt hätte. Von dem Buſen der Amitis läßt ſich nichts ſagen; nicht einmal traurige Ueberbleibſel waren davon zurückgeblieben. Ein langes Gewand verbarg den Fuß; aber ihr Gang, der den Enten abgelernt zu ſeyn ſchien, verrieth jedem Kenner, warum dies Gewand ſo lang war.

Der Sammelplatz dieſes Haufens war eine ſchöne Ebne, mit Gebüſch bewachſen, und von einem ziemlich tiefen Fluß durchſchnitten. Das war das Lieblingsplätzchen der Amitis, und hier fanden ſich die Poeten mit jedem Morgen ein, ihr den Hof zu machen. Hier ſah ſie auch Tam-zy zum erſtenmal. Er kündigte ſich durch Verſe an;

ein Zoll, den er der Schönheit der Amitis abgab. Als er ſie ſah, konnt' er nicht umhin, über die augenſcheinliche Lüge zu erröthen: aber er hatte lange auf dies Impromptu gedacht, und alſo durft' es nicht verloren gehn. Amitis ermangelte nicht, ihm in Verſen zu antworten, die ſo ſchmeichelhaft für ihn waren, daß ihre ganze Häßlichkeit in ſeinen Augen verſchwand, und er nichts mehr bedauerte, als ſie nicht mit der jugendlichen Hebe verglichen zu haben.

Sie dagegen nahm ſich vor, ihn von allen ſeinen Nebenbuhlern zu unterſcheiden; theils, weil er ihr hübſcher vorkam, theils, weil ſein Weihrauch zum erſtenmale auf ihrem Altare dampfte. Er ergriff mit Freuden die Schäfertaſche und den Hirtenſtab, und vergaß nicht, dieſe Begebenheit mit Verſen zu feyern. Jede Sylbe feſſelte die Amitis mehr an ihn, denn Tam-zy machte ſogar eine Idylle auf ihren Hund. Sie verabſäumte nichts, ihn fühlen zu laſſen, daß er der geliebte Schäfer ſey. Doch nicht lange! denn troz der Dichterin blieb ſie ein Frauenzimmer. Plözlich wurde ſie murriſch und eigenſinnig. Tam-zy wagt' es, ſeine Verwunderung zu zeigen, und ſie begegnete ihm mit Verachtung; er wollte ſich beklagen, und ſie verbannte ihn auf ewig aus ihren Augen.

Er entfernte ſich ſeufzend und wimmerte ſein Leid den Felſen. Reiſſende Ströme von Verſen ſtürzten aus ſeiner Feder, und ſanfte Bäche von Thränen rieſelten aus ſeinen Augen. In dieſem Augenblicke erinnerte er ſich, daß Ziſka ihn nie ſolche Thränen hatte vergießen laſſen, und dieſe Rückerinnerung rührte ihn lebhaft. So oft er Amintis wieder ſah, hoft' er ſie beſänftigt zu finden und betrog ſich. Ihr Zorn ſchien ſich zu mehren. Sie begegnete ihm als einem fühlloſen Schäfer.

Einſt ſaß ſie am Ufer des obenerwähnten Fluſſes und hatte ſich an eine Weide gelehnt. Tam-zy warf die Augen von ungefähr auf einige Zeilen die ſie eben geſchrieben hatte:

Mein Schäfer ſingt mir ſeinen Schmerz vor
Und klagt — doch traun! er iſt ein Erzthor.
Ich geh' der Liebe Bund vielleicht ein,
Sobald ich werde überzeugt ſeyn,
Daß er allein um meinen Kuß ſingt
Und zum Beweis in dieſen Fluß ſpringt.

Eine ſonderbare Zumuthung, dachte Tam-zy, und las dieſe ſechs Zeilen wohl noch ſechsmal durch. Amitis ſchien jeden Augenblick zu erwarten, daß er ſich hineinſtürzen werde. Tam-zy ſah ſie ſtarr an, und rief:

Entreißt der Fluß mir dieſes ſüße Leben,
Wer wird dir den Geliebten wieder geben?

„Ha!“ erwiederte ſie mit haſtigem Unwillen: „fürchte nichts! die Nymphen dieſes Fluſſes werden „dich ſchützen, und ich werde das Immergrün „deiner Liebe dann nicht länger verkennen. Eine „ſo genievolle Begebenheit wird unſere Flammen „verewigen, und uns vor dem Unglück bewahren, „zu lieben, wie der Pöbel liebt.“

Tam-zy hatte nicht Luſt, die Nymphen des Fluſſes auf die Probe zu ſetzen. Er that plözlich auf den ganzen Schäferkram und auf die Schäferin ſelbſt Verzicht, und ſah in Amitis nichts als den dürren Wuchs, die überhangende Stirne, die eingefallenen Backen, den Schurrbart, die Patagonennaſe und die Gänſepfote.

Noch mehr. Er kam ganz von ſeinem poetiſchen Enthuſiasmus zurück, ſah ſeine Schriften wieder durch, bemerkte alle Fehler, daran, und fiel in ſeine erſte Unthätigkeit zurück.

Ehe ich dies Kapitel ſchließe, muß ich noch anzeigen, daß dieſer lezte Periode der merkwürdigſte und wunderbarſte in dieſem ganzen Werke iſt.

Zweytes Kapitel.

Tam-zy hatte einige Philoſophen geleſen, die im dogmatiſchen Tone den Menſchen das Glück predigten. „Sie ſelbſt waren ohne Zweifel glücklich," ſagte Tam-zy; „ich will ſie nachahmen." Das Vergnügen, ſeines gleichen zu unterrichten, hatte vielen Reiz für ihn. Er ſchrieb eine Metaphyſik in vielen Bänden, die ſo dunkel war, daß es nicht fehlen konnte, ſie mußte bewundert werden. Sie wurd' es, und Tam-zy war ein Orakel ſeiner Zeit.

Eine junge und ſchöne Indianerin fand Geſchmack an ſeiner Perſon und an ſeinen Definitionen. Sie affektirte ſelbſt eine metaphyſiſche Liebe und analyſirte jede Empfindung. Tam-zy geſtand ihr das, was er zu fühlen glaubte: aber ein einfaches, „Ich liebe dich!“ war für ſie nicht genug. Er mußte ihr eine weitläuftige Definition von der Liebe geben, und ſich wohl in Acht nehmen, ſie nicht zu deutlich zu machen. Nun wurd' er gehört, und man ſchien ihn zu verſtehen.

Nachdem er einige Monate geſeufzt hatte, kündigte man ihm ſehr geheimnißvoll ein Rendezvous an, und plözlich glaubte er ſich auf dem Gipfel ſeines Glücks. Er erſchien zur beſtimmten Stunde, und die Metaphyſikerin redte ihn folgendergeſtalt an:

„Ich liebe dich ſo ſehr, als eine wohldefinirte Liebe verſtattet; ſo ſehr, als es die richtig analyſirten Kräfte meiner Seele erlauben. Dank ſey es der Uebereinſtimmung unſrer Empfindungen, daß wir ſo weit gekommen ſind, die geheimſten Triebfedern zu entdecken, welche die Seele in Bewegung ſetzen; die verborgenſten Wirkungen deſſen, das der Pöbel ein Ich weiß nicht was oder Sympathie nennt. Er mag in ſeiner Sphäre kriechen, wir wollen in der unſrigen bleiben: er mag blos das Sinnliche der Liebe genießen, ja ſelbſt misbrauchen; wir wollen uns immer auf die Unterſuchung ihrer Grundtriebe einſchränken.“

Das war das Reſultat dieſes geheimnißvollen Rendezvous. Tamzy bemühte ſich vergebens, den Miſchmaſch von Worten durch Gründe über den Haufen zu werfen. Er ging für diesmal und nahm ſich vor, den andern Morgen einen neuen Verſuch zu machen. Er kam. Man hatte ihn nicht erwartet: und wie groß war ſein Erſtaunen, als er vor die Thüre des Zimmers kam und die Metaphyſikerin alſo reden hörte:

„Ninie! ich bemerke an dir eine Entkräftung,
„die mir auffallend iſt; nicht mehr dein ehemali-
„ges Feuer. Meine Bereitwilligkeit iſt noch im-
„mer dieſelbe, doch nicht ſo dein Eifer. Es iſt
„zwey Tage und noch länger — doch ich weiß —
„Barſine raubt mir deine beſten Stunden. Wagſt
„du's, Undankbarer! die Sklavin der Frau vorzu-
„ziehen?“

Der, dem man dieſe Vorwürfe machte, antwortete nichts. Ein ziemlich langes Stillſchweigen folgte darauf, und Tamzy hätte raſend werden mögen. Er klopfte an die Thüre, ſie war verſchloſſen; man öffnete ſie, und ſeine Erſcheinung ſetzte die Metaphyſikerin in große Verwirrung. Sie beurlaubte den, der bey ihr war, und der ſich völlig gerechtfertigt zu haben ſchien: es war einer von ihren Sklaven, ein Stummer. Tam-zy wünſchte ihr Glück zu einer ſo geſchmackvollen Wahl, lobte ihre Klugheit, ſolche Geheimniſſe keinem andern als einem Stummen zu vertrauen, und verließ ſie auf immer.

Drittes Kapitel.

Tam-zy war es müde, immer nur an abſtrakten Ideen zu hängen; er wollte über die Natur der Dinge ſelbſt urtheilen. Er ſchuf ein Weltſyſtem, verkehrte die Erde und formte den Himmel um. Einige Derwiſche glaubten, er beneide den Ochſen des großen Propheten die Ehre, die Welt auf ſeinen Hörnern zu tragen. Man beſprach ſich heimlich über die Beſtimmung des neuen Philoſophen, und die muſulmänniſche Liebe des Nächſten entſchied, daß es am beſten ſeyn werde, ihn in ſichre Verwahrung zu bringen.

Tam-zy ward alſo in einen Kerker geſperrt, bey deſſen Erbauung der Werkmeiſter vergeſſen hatte, ein Fenſter anzubringen, um das Tageslicht hineinfallen zu laſſen. Er lebte daſelbſt viele

Monate ſehr eingezogen, ohne weder von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſeyn, noch von den Richtern eines Beſuchs gewürdigt zu werden. Der Präſident wurde endlich an ihn abgeſchickt, ihn ſein Glaubensbekenntniß ablegen zu laſſen, und auf keinen ſeiner Einwürfe zu antworten. Zu dem leztern war er von Natur ſchon geneigt, und es wurde ihm daher nicht ſchwer, ſeiner Anweiſung pünktlich zu folgen. Er erſchien vor Tam zy mit dem Alkoran in der Hand, und frug: ob einer, der an ſeiner Vorhaut nicht beſchnitten worden, der ſeligen Gefilde der Harien würdig ſey? Tam zy ſagte und ſagte nicht, alles was der Präſident haben und nicht haben wollte, unterſchrieb dies Glaubensbekenntniß, und entwiſchte ſo dem Kerker, feſt entſchloſſen, ſich nicht in den Bann thun oder gar verbrennen zu laſſen.

Dieſe Begebenheit und ſein Ruf verſchafften ihm den Zutritt zu einer Dame, die, anſtatt zu mediſiren und zu ſpielen, dem Laufe der Planeten nachſpürte. Sie war geſchickt genug, den Saturn mit dem Sehrohr in der Hand zu verfolgen, und hübſch genug, um in der Oper durch die Lorgnette begafft zu werden.

Tam-zy, den das Andenken an Ziſka zu verfolgen anfing, ergriff dieſe Gelegenheit, ſich zu zerſtreuen. Er miſchte Zärtlichkeit und Weisheit unter einander, und beide wurden gehört. Er hatte keine metaphyſiſchen Kindereyen zu bekämpfen; der weibliche Phyſiker zog die Erfahrung den Vernunftſchluſſen vor.

Tam-zy glaubte ſeine Eroberung gewiß. Ein unvorgeſehener Zufall bewies ihm das Gegentheil. Es war eben zu der Zeit, als das Geſtirn der Venus am tiefſten ſtand, ſo daß man es mit dem Sehrohr am hellen Tage unterſcheiden konnte; aber Tam-zy, mit ſeinem Teleſkop bewaffnet, konnte niemals den Standpunkt derſelben erwiſchen. Einer ſeiner Nebenbuhler war glücklicher, faßte das Geſtirn aufs erſtemal, und löſchte dadurch plözlich in den Augen der gelehrten Dame alle Vollkommenheiten des Tam-zy aus, ob er gleich nur einäugig, dagegen aber mit zwey Bukkeln verſehen war.

Dieſe Laune heilte den Tam-zy von der Thorheit, ein Philoſoph ſeyn zu wollen. Er dachte über alle die Inconvenienzen nach, die mit dem Nebel, den man Ehre nennt, verbunden ſind, und zog daraus das Reſultat, daß Weisheit nur Irrthum, und Ruf in der Welt nur Schimäre iſt. Ganz mit dieſem Gedanken beſchäfftigt, verließ er die Hauptſtadt und trat den Weg in ſeine Einſamkeit an.

Viertes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen fand er auf einer Ebene eine Menge Volks verſammelt. Er blieb ſtehn und ſah, daß der ganze Haufe beſchäfftigt war, ſich einen Richter zu wählen. Dieſe Wahl dauerte ſchon acht Tage, ohne jedoch entſchieden zu ſeyn. Hundert Subjekte waren vorgeſchlagen, und keines für tüchtig befunden. Der Eine war ein zu guter Vater, der Andere ein zu eifriger Freund, der Dritte ein zu nachgiebiger Ehemann. Dieſer konnte ſeinem Kammerdiener nichts abſchlagen, und Jener den Schönen nichts verſagen, die keinen ſeiner Wünſche unerhört ließen. Mitten in dieſer Verwirrung erſchien Tam-zy, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Kammerdiener, ohne Weib und ohne Geliebte: mit wem hätte man die erledigte Stelle beſſer beſetzen können? — Er ſchlug ſie zwar anfänglich aus; allein es wurde ihm von allen Seiten ſo lange zugeſezt, bis er ſich genöthigt ſah, ſie anzunehmen.

Man gab lange Zeit allen ſeinen Entſchließungen den lauteſten Beyfall. Er war nie zu beſtechen, und ſein Mutterwitz erſezte ihm das, was ihm irgend noch zu ſeinem Amte fehlte. Seine Feſtigkeit, mit welcher er alle Geſchenke ausſchlug, erwarb ihm eine Menge andere von ſeinem Fürſten, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machten. Kurz, Tam-zy glaubte, es ſey nichts leichter, als gerecht zu ſeyn.

Eine junge Wittwe, die Geiſt und Schönheit vereinigte, legte ihm einſt mit dem verführeriſchſten Anſtand eine ſehr zweifelhafte Sache vor. Er urtheilte nicht gleich, daß ſie Recht habe, aber er fand ſie außerordentlich ſchön. Die Sache war von Wichtigkeit, und die junge Wittwe erſchien oft vor ihm, ihre ſanften Bitten zu verdoppeln. Je öfter ſie kam, je mehr fand ſie Tam-zy reizend und ihre Sache gerecht. Um ihr Werk zu vollenden, wählte ſie einen ſehr beredten Advokaten: dieſer that noch das ſeinige hinzu, den neuen Richter zu verführen; die Wittwe gewann ihren

Proceß, und ſezte ihrer Erkenntlichkeit keine Schranken.

Einige Zeit nachher fand Tam-zy eine höchſt unglückliche Familie: es war eine andere Wittwe mit vier Waiſen, die er durch den lezten Urtheilsſpruch zu Grunde gerichtet hatte. Dies Schauſpiel rührte ihn. Ein wenig zu ſpät verlangte er, die gebeugte Wittwe zu hören. Sie ſprach mit aller Beredſamkeit, die Wahrheit und Schmerz einflößen. Er ſah ein, daß ſie unſchuldig war; aber das Urtheil war einmal in ſeine Rechtskraft übergegangen. Nur Ein Mittel blieb ihm übrig, das Wenige ergriffen haben würden: er berechnete den Schaden, den er verurſacht hatte. Dieſer betrug ſo viel, als ſein ganzes Vermögen; allein das ſchreckte ihn nicht ab. Er beraubte ſich alles, um es der wieder zu geben, die durch ſeine Schuld darum gekommen war.

Nun war er ganz in ſeinen vorigen Zuſtand zurückgeſezt, und mehr als jemals von dem Verlangen, etwas in der Welt vorzuſtellen, entfernt. Er legte ſein Amt nieder und ging zurück in ſeine Heimath. „Glücklich!“ ſagte er, „wer nichts „weiß, nichts beſizt, nichts hofft und nichts fürch-

„tet!" Ein Philoſoph hörte dies. „Wärſt du „wohl weiſe genug," redte er den Tam-zy an, „zu denken wie ich? — Seit vier Jahren bemüh' ich mich, dem Menſchengeſchlechte begreiflich zu machen, daß es unſinnig iſt. Ich verdamme Künſte, Wiſſenſchaften und Geſetze." — — „Er hat Recht," ſagte Tam-zy zu ſich ſelbſt; denn es ekelte ihm eben ſo ſehr vor allen dieſen Dingen.

„Das iſt nicht alles," erwiederte der Philoſoph; „meine Kritik erſtreckt ſich auch auf die „Geſellſchaften, den Luxus, die Vergnügungen, „alle öffentlichen Luſtbarkeiten, die Häuſer und „Paläſte, und ſogar bis auf die Kleidung." Tam-zy antwortete nicht, aber er verfiel in ein tiefes Nachdenken. Der Philoſoph, um ihn vollends zu überzeugen, machte ihm ein Geſchenk mit ſeinen Werken. Dieſe vollendeten ihn das zu überreden, was er ſo ſchon zu glauben geneigt war. Er war feſt entſchloſſen, das neue Lehrgebäude des Philoſophen zu realiſiren, und fing damit an, daß er ſein Haus verbrannte.

Seine Freunde liefen herzu, um zu löſchen, und verſchwanden, als die Flamme alles verzehrt hatte. Ziſka kam und bot dem Tam-zy eine Freyſtatt an: er wurde von ihrer Großmuth geruhrt, von ihrem Reizen bewegt; aber eine unbekannte Macht hielt ihn zuruck. Er ſchlug ihr Anerbieten aus.

Tam-zy war nun von allem, ſogar von ſeinen Kleidern, entblößt. Er beſchloß, dieſe Gegend zu verlaſſen, als er eine Höhle entdeckte, die der Brand ſeines Hauſes geöffnet hatte: er ging hinein. Sie war ſehr geraumig, und Tam-zy erblickte ein ſonderbares Schauſpiel. Auf einem ſilbernen Altar ſtand eine goldne Statüe, und zu den Füßen derſelben lag eine eherne Tafel. Eine Stimme brüllte aus dem Innern des Altars, und befahl dem Tam-zy, dieſe Tafel wegzunehmen, ſich nie von ihr zu trennen und immer zu thun, was ſie ihm vorſchreiben werde. Tam-zy gehorchte, verließ die Höhle, und ſah in dem nämlichen Augenblicke ihren Eingang verſchwinden. Wunderbar genug! Er beſah die Tafel und fand folgende Worte darein gegraben: Fliehe die gebahnten Wege!

Fünftes Kapitel.

Tam-zy fühlte plözlich einen Muth, und vorzüglich eine Neubegier, die alle Furcht verbannte. Er wählte alſo, ohne ſich weiter zu beſinnen, zu ſeiner erſten Ausflucht einen Wald, der gefährlich zu durchwandern war. Er trat keck hinein. Plözlich ſah er ſich von einem Haufen bewaffneter Leute umringt, die ſich ohne Mühe und ohne Gefahr ſeiner bemächtigten. Dieſe Unbekannten waren auf der wilden Thierjagd, und Tam-zy, der ſo nackend war, wie er aus dem Leibe ſeiner Mutter hervorgegangen, ſchien ihnen zum mindeſten ſo viel Aehnlichkeit mit einer Beſtie zu haben, daß ſie es der Mühe werth hielten, ihn dem Omra, der Statthalter in der Provinz war, zu überreichen: dieſer ſchickte ihn in den Thiergarten des großen Moguls.

Dieſer Monarch war nur ſelten ſichtbar für ſeine Unterthanen, aber er wurd' es für Tam-zy. Der Hof ſprach ganzer acht Tage von ihm, und der Mogul, der nicht recht wußte, was er aus ihm machen ſollte, ließ ihm ein eigenes Haus mit vielen Zierrathen neben dem Behaltniſſe eines weißen Bären erbauen.

Er wurde jeden Tag von einer unendlichen Menge von Hofſchranzen beſucht und mit Fragen gemartert; doch alles dies bewirkte weder, daß er ſeinen vergangenen Zuſtand bedauerte, noch den ihrigen beneidete. Er erwartete ganz ruhig die Folgen dieſer Begebenheit, völlig überzeugt, daß, in puris naturalibus zu leben, der glücklichſte Zuſtand des Menſchen ſey, und völlig entſchloſſen, immer bey ſeiner Meynung zu bleiben. — Eines Tages ließ der Mogul in ſeiner Gegenwart prächtige Kleider bringen, und befahl dem Tam-zy, ſie anzuziehn. Tam-zy, ſtatt zu antworten, rieth dieſem Prinzen, ſich der ſeinigen zu entledigen. Der ſtaunende Mogul verſprach ihm köſtliche Geſchenke: ſie wurden ausgeſchlagen. Tam-zy fand eine innerliche Befriedigung ſeines Ehrgeizes darinne, ſich dem mächtigſten Monarchen durch die Gleichgültigkeit, mit der er auf ſolchen Tand herabſah, an die Seite zu ſetzen; und der Herrſcher von Indien fühlte, wie ſehr es ihn demüthige, den Ehrgeiz des Tam-zy nicht reizen zu können. Er befahl daher, auch den kleinſten Begierden des angeblichen Wilden nachzuſpüren, und ſie ſo viel als möglich zu erfüllen. Aber man hatte gut nachſpüren; Tam-zy zeigte keine, und verachtete jeden Zuſtand, den ſeinigen ausgenommen.

Es ging ihm, wie es immer zu gehen pflegt: je mehr er das Glück floh, je mehr ſuchte es ihn. Der Mogul hielt ihn für würdig, Geſchöpfen, die er verachtete, zu befehlen; kurz, Tam-zy wurde Guverneur einer der beſten Provinzen in Indien. Erſt nach langem Widerſtande, blos um dem Thiergarten zu entkommen, und alle ſeine künftigen Unterthanen in Wilde zu verwandeln, nahm er dieſe Würde an.

Sechſtes Kapitel.

Tam-zy begab ſich auf den Weg nach ſeiner Provinz, von einem Gefolge begleitet, das nach ſeiner Meynung viel zu zahlreich war. In allen Städten, durch die er zog, wurd' er angehalten, mit Ehrenpforten traktirt, und, was das ſchlimmſte war, mit Reden bewillkommt. Niemals war ihm die Beredſamkeit läſtiger geweſen, als eben jezt. Er fand, daß der indianiſche Philoſoph vergeſſen hatte, ſich über die öffentlichen Reden luſtig zu machen; beſonders über die, in denen die Menſchen gelobt werden, ſie mögen es verdienen oder nicht.

Um ſeinen Geduldsfaden vollends zu zerreißen, überreichte ihm ein gewiſſer Poet eine Ode, in der er ſeine Pracht, ſeinen Geſchmack für die Künſte, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, kurz, alle die Tugenden herausſtrich, die Tam-zy gerade nicht beſitzen wollte. Statt den Dichter zu belohnen, gab er ihm ſeine Ode zurück. Dieſer rächte ſich durch eine Satire, und ſagte dem neuen Omra unters Geſicht, daß er höchſtens gut ſey, Caraiben und Einwohner von Topinambu zu beherrſchen. Dieſe Satire ſchien dem Tam-zy das ſchmeichelhafteſte Lob. Er nahm den Dichter zu ſich, unter der Bedingung, ihn nie anders zu beſingen.

Nun durchlief der neue Statthalter ſeine ganze Provinz, und fand, daß es ſchwer halten werde, ſie umzubilden. Sehr unbedeutende Geſchöpfe ließen ſich gnädiger Herr! nennen, und glaubten auch wirklich gnädig zu ſeyn. Ihre gewöhnliche Beſchäftigung war, wilde Thiere zu jagen und zahme Menſchen zu prügeln. Tam-zy unterſagte ihnen dieſe lezte Art von Vergnügungen. Er that noch mehr; er befahl, daß alle ſeine Unterthanen inskünftige frey und einander gleich ſeyn ſollten.

Zwey Tage nach Bekanntmachung dieſes Edikts vernahm er, daß eine große Anzahl von Schlöſſern in die Aſche gelegt worden. „Bravo!“ rief er: „ihre Bewohner fangen an zu denken wie ich; ein Haus ſcheint ihnen ein ſehr unnützes Ding.“ Er lief ſelbſt mit zu, um noch einen Theil dieſes lieblichen Schauſpiels mit anzuſehn: da erfuhr er, daß die gnädigen Herren mit ſammt ihren Schlöſſern verbrannt waren, und daß die Mordbrenner eben diejenigen wären, die von den gnädigen Herren ſo lange waren geprügelt worden. Nun fing er an einzuſehn, daß eine allzugroße Freyheit leicht ausartet; allein er begnügte ſich fürs künftige, einige Anſtalten zu treffen, und gab noch keinesweges zu, Unrecht gehabt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Tam-zy fand auf ſeiner ehernen Tafel folgende Worte: Heil die Menſchen von ihrer gefährlichſten Narrheit. Dieſe Zumuthung ſezte den Herrn Statthalter ein wenig in Verwirrung. Er durchlief in ſeinem Gehirn alle die Unbehaglichkeiten, die der Menſchheit zur Schande gereichen: der Stolz der Bonzen, der Dünkel der Gelehrten, die Eitelkeit der Dichter, die Zweizüngigkeit der Weiber, die Bonhomie der Männer, die Schwärmereyen der Liebenden. Dieſe lezte Art der Narrheit ſchien ihm einer Reforme völlig werth zu ſeyn. Er wollte zugleich ſeine eigene Unbeſtändigkeit gegen Ziſla rechtfertigen, und — völlig überzeugt, daß die Liebe nur ein Bedürfniß ſey, welches, ſobald es einmal befriedigt worden, aufhöre, oder doch wenigſtens aufhören ſolle — beſchloß er, inskünftige die Art à la Sauvage zu lieben, einzuführen. Er ſuchte daher eine Stadt aus, wo alle die ſchwärmeriſchen Liebenden gezwungen ſeyn ſollten ſich hineinzuflüchten, um ſie nimmer wieder zu verlaſſen.

Welch ein Zufluß von ſolchen Geſchöpfchen beiderley Geſchlechts und jedes Alters, da dieſer Entſchluß in der Provinz publizirt wurde! Ein Greis hatte vier Elephanten todt geritten, um nicht zu ſpät zu kommen. „Um Gottes willen!“ ſchrie er den Tam-zy an: „erlaube mir den Zutritt zu dieſer Stadt! Zarine wird mir ohne Zweifel zuvorgekommen ſeyn.“ „Zarine?“ verſezte der Statthalter; „wenn du mir ſie beſchreibſt, ſo kann ich dir vielleicht Nachricht von ihr geben.“ „Von Herzen gern,“ erwiederte der ſiebenzigjährige Alte. „Zarine iſt ſchön wie eine Göttin, und gewachſen wie eine Nymphe. Sie ſpricht, ſingt, ſchreibt und tanzt mit einer unnachahmlichen Grazie. Zarine iſt funfzehn Jahr alt, ſie liebt mich, ſie iſt mir treu. Und wie ſollte ſie auch nicht? Ich komme allen ihren Wünſchen zuvor, ich verſchwende meine Reichthümer. Indien hab' ich zu ihrem Putz von Diamanten erſchöpft, und die Hauptſtadt dieſes Reichs gebiert keinen Roman und keine Broſchüre, die nicht augenblicklich auf ihrem Nachttiſch läge. Phöbus endet jeden Tag ſeinen Lauf, ohne meine zärtliche Sorgfalt geendet zu ſehn.“

Jezt erſchien ein glänzender Wagen. „Da iſt ſie!“ rief der Alte; „das iſt Zarine! die herbey eilt, mir Leben und Freyheit zu widmen. Geliebte Zarine! wie iſt es möglich, daß ich dir zuvor kam?, welch ein Zufall hat deine Reiſe verzögert?“

Zarine, ſtatt ihm zu antworten, warf einen zärtlichen Blick auf einen Jüngling, der neben ihr in dem Wagen ſaß. Ihr betagter Liebhaber bewaffnete ſich mit einer Brille, die ihn die ganze Gruppe ſehr deutlich ſehen ließ. „Ihr Götter!“ rief er: „undankbare Zarine! wagſt du's, mich ſo zu kränken?“

Der Statthalter verlangte, daß ſie nur ihm Rechenſchaft geben ſollte, und unter dieſer Bedingung verſprach er, ſie zu ſchützen. Zarine bedachte ſich keinen Augenblick. „Ich war fünf Jahr ſeine Sklavin,“ ſagte ſie, und zeigte auf den Alten: „es iſt wahr, er hat mich in dieſer Zeit mit Geſchenken überhäuft, aber er beraubte mich dagegen auch der unſchuldigſten Freiheit. Sein Palaſt war mein Gefängniß. Ein einziges verſtecktes Fenſter verſchaffte mir zuweilen den Anblick desjenigen, den du hier an meiner Seite ſiehſt. Er war ein Sklave wie ich, und ſchien mir kein anderes Geſchäffte zu haben, als mich zu betrachten.“

„Wunderbar! — ſeine Blicke lehrten mir auf einmal das, was mir, troz der Liebkoſungen meines Kerkermeiſters, noch bis jezt unbekannt geweſen war. Der Tag, an dem man dein neues Geſez bekannt machte, war der erſte unſrer Freyheit, und was noch mehr iſt, unſrer Vereinigung. Die Mauern unſers neuen Gefängniſſes ſchrecken uns nicht, denn wir werden ſie zuſammen bewohnen.“

„Halt, Lindor!“ ſchrie ein Frauenzimmer, das ſich mit haſtiger Eile auf den Jüngling ſtürzte, ſo daß ſie auch den lezten Zahn darüber verlor. „Halt!“ rief ſie, „geliebter Lindor! wie war es möglich, daß du mir noch zuvorkamſt? Verzeih! die Toilette hat mir über vier Stunden Zeit weggenommen. Ich wollte dir heute ſo gern liebenswürdiger erſcheinen als jemals.“

Lindor pfiff eine Operettenarie.

„Urtheile,“ ſagte ſie zum Tamzy, „wie ſehr er mich lieben muß. Braminen, Omra's, Raja's, und eine zahlloſe Menge von Kapitain Mogols ſeufzten ehedem in meinen Feſſeln. Alle beteten mich an, und alle wurden erhört. Jezt, da dieſer Haufe zerſtreut iſt, ſind nur dem Lindor all' die quellenden Empfindungen meines Herzens gewidmet. Er allein beſizt den Gegenſtand der heißeſten Wünſche von ſo viel Kapitain-Mogols, Raja's, Omra's und Braminen. Er war täglich um mich, er genoß täglich der Wolluſt, Freude aus meinen Augen zu ſchlürfen, ſchwur mir täglich ſeine Liebe und gab mir Beweiſe davon — zwar ein wenig ſelten, ich geſteh' es, allein der Zwang, dem wir uns heute auf deinen Befehl unterwerfen ſollen, iſt ſchon lange keiner mehr für uns geweſen.“

Lindor hatte ſich während dieſer Rhapſodie mit ſeiner geliebten Zarine in die Stadt geflüchtet. Kaum wurde dies der Alte durch ſeine Brille und die Megäre durch ihre Lorgnette gewahr, als ſie beide Mine machten, ihnen zu folgen. „Halt!“ ſagte Tam-zy, „wollt ihr in dieſem der Liebe geheiligten Zirkel wohnen, ſo ſey es nicht, um das Glück dieſes Jünglings und dieſes Mädchens zu trüben, ſondern um euch ſelbſt mit eurer wechſelſeitigen Zärtlichkeit zu ermüden.“

Das betagte Paar ſchlug dies Anerbieten aus. „Mich ſo zu begraben?“ rief die alte Dame; „bin ich in dem Alter. in dem man der Welt entſagt? Lindor iſt ein Treuloſer! ich werde ſeine Stelle ſehr leicht erſetzen.“ Der Greis wiederholte mit wildem Schmerze den Namen Zarine, und würdigte die, die er zum Erſatz haben ſollte, nicht einmal eines Blickes.

Jezt erſchien ein prächtig gekleideter Jüngling, der mit vielem Anſtand einer reizenden Indianerin ſeinen Arm lieh. Man betrachtete ſie mit Vergnügen, und Beide ſchienen ſehr zufrieden, die Blicke der Umſtehenden auf ſich zu ziehen. Tam-zy legte ihnen nach ſeiner Gewohnheit einige Fragen vor. Der Jüngling ſprach zuerſt: „Unter uns,“ ſagte er zum Statthalter, „ich bin von meiner Eroberung bezaubert; denn du mußt wiſſen, daß dieſes Mädchen deren ſchon tauſend andere gemacht hat. Ich würde ſie weniger lieben, wenn ich weniger Nebenbuhler hätte. Wie vielen hab' ich nicht den Rang abgelaufen! Dieſe Begebenheit wird das Theegeſpräch der ganzen Gegend werden, und dieſer Triumph wird mich noch oft kützeln.“

Tam-zy näherte ſich der jungen Indianerin, und zog ſie ein wenig auf die Seite. „Biſt du völlig entſchloſſen, deinen Begleiter zu lieben?“ raunte er ihr ins Ohr. — „Allerdings!“ verſezte ſie; „warum ſollt' ich ihn nicht lieben? Er hat mir ein Weib aufgeopfert, die ich verabſcheue;

er hat mich an zwey andern gerächt, dadurch, daß er die Briefe der Einen bekannt machte, die ſie ihm niemals geſchrieben, und ſich der Gunſtbezeugungen der Andern rühmte, die er niemals erhalten hat.“

„Wenn dem alſo iſt,“ verſezte der Statthalter, „ſo will ich euch nicht länger aufhalten. Geht! und ſeyd von nun an auf ewig verbunden!“

„Auf ewig?“ riefen Beide mit einer Todtenbläſſe im Geſicht. Tam-zy ſagte ihnen, daß das Geſez ausdrücklich dieſe Bedingung gemacht habe. Der junge Herr machte einen Seitenpas und verſchwand, von ſeiner Gebieterin begleitet.

Ein anders noch ſehr junges Geſchöpf erſchien, von Nebenbuhlern faſt erdrückt. Ihre Verwirrung war ſichtbar. Tam-zy wollte die Urſache davon wiſſen, und vernahm folgendes aus ihrem eignen Munde:

„Meine Mutter war ſehr hart gegen mich, aber zärtlich gegen ihre Freunde. Sie beneidete mir ſehr bald das Vergnügen, zu ſehn und geſehn zu werden. Ich hatte keinen Liebhaber, aber ich ſtarb faſt für Begierde, geliebt zu werden. Einige Bücher, die die Lehren des Brama enthielten, und die Beſuche eines alten Braminen, waren mein einziger Zeitvertreib. Der Bramine — um meiner Mutter zu gefallen — ſuchte durch ſein Geſchwätz mir alle Luſt zu benehmen, je gefallen zu wollen, und macht' es ſo, daß er mir ſehr bald nicht gefiel. Doch plözlich änderte er die Sprache, und pries meine Reize und den Eindruck, den ſie auf ſein Herz machten. Ich ließ ihn glauben, daß er mir nicht ganz gleichgültig ſey, und ſiehe da! ich bekam ein ander Zimmer, worinne zum wenigſten ein Dachfenſter war. Ich bediente mich dieſer Gelegenheit, mich ſo oft als möglich zu zeigen, aber faſt immer vergebens; ſo ſchwer war es, mich zu erblicken. Endlich nahm ich meine Zuflucht zur Liſt. Ich beſchüttete einen jungen Menſchen mit Waſſer, ſo als ob es aus Verſehen geſchehen ſey. Er ſah empor und ſchien ſehr zufrieden mit ſeiner Entdeckung; denn ich bat ihn um Verzeihung, und er war nichts weniger als beleidigt. Einige Tage darauf zeigte er mir ein Papier, worauf geſchrieben ſtand: Ich liebe dich! ſo groß, daß ich es von meinem Dachfenſter aus genau unterſcheiden konnte. Ich ſchrieb ihm einen Brief, den ich an einem Zwirnsfaden herunterließ, und bat ihn, mir zu antworten. Dies geſchah: allein nach und nach wünſcht' ich auch ihn ſelbſt zu ſprechen. Ich hatte die Verwegenheit ihm den Weg anzuzeigen, der bis zu meinem Kerker führte, ob man gleich durch das Zimmer meiner Mutter gehen mußte, und er hatte die Verwegenheit, ihn zu befolgen. Er kam oft wieder, ohne geſehn zu werden, aber nicht, ohne von dieſer Begebenheit geſprochen zu haben. Ich wurde berühmt, ohne es zu wiſſen. Eine andere ſeufzende Kreatur zeigte ſich unter meinem Dachfenſter, ſchlug den nämlichen Weg ein, und wurde eben ſo aufgenommen. Ich glaubte nicht gefällig genug gegen jeden ſeyn zu können, der mich liebenswürdig fand, und lachte über meine Mutter, die mir täglich vorpredigte, daß ich ſo häßlich ſey als ein Popanz."

„Sechs Liebhaber erſchienen nach und nach unter meinem Dachfenſter, die alle durch die zärtlichſten Blicke aufgemuntert wurden. Endlich entriß mich dein weiſes Geſez meinem Kerker. Ich ſah alle meine Anbeter wieder: aber welchen zu wählen, ſollt' ich mich entſchließen? Geſtehe mir, großer Omra! daß es ſchwer iſt, einen Menſchen von uns zu ſtoßen, der uns liebt. Mein Charakter iſt zu ſanft, als daß es mir je möglich ſeyn ſollte, einen von dieſen zu vernachläſſigen.“

„Auf dieſe Art,“ verſezte Tam-zy, „iſt dies Gefängniß nicht für dich erfunden. Du denkſt zu brav, als daß man dich hier einſperren ſollte.“ Bey dieſen Worten wurde die junge Schöne wieder von dem ganzen Haufen umringt. Einige, beſonders diejenigen, die nur durch zärtliche Blicke aufgemuntert worden waren, hätten ſich dem Geſez gern unterworfen, das ſie auf ewig mit dem Mädchen ihres Herzens vereinigen ſollte. Der Ausdruck: auf ewig! der einem dieſer Herren entwiſchte, erpreßte der jungen Indianerin einen lauten Schrey, und kaum hatte ſie Tam-zy von dieſer Bedingung unterrichtet, als ſie den Entſchluß faßte, lieber zu ihrem Dachfenſter zurückzukehren, und ihre Mutter und ihre Anbeter bey der Naſe herumzuführen.

Ein junger Menſch ſpatzierte mit großen Schritten nachdenkend hin und her. „Liebſt du?“ fragte ihn Tam-zy. „Ja, ich liebe!“ erwiederte der Jüngling, „und lieben iſt meine Beſtimmung.

Du ſiehſt hier zwey Mädchen, die beide erwarten, daß ich zwiſchen ihnen entſcheide. Dieſer hier hab' ich lange gehuldigt, allein ich fand ſie immer zu ſehr beſchäftigt, mir zu gefallen, zu ſehr einerley Meynung mit mir: kein Eigenſinn, keine Launen, und kein Schein von Unbeſtändigkeit. Unſer Umgang wurde matt, und faſt hab' ich vergeſſen, daß ſie liebenswürdig iſt. Die Andere hat mich lange ſeufzen laſſen, gähnte oft, wenn ich mit ihr ſprach, machte mich zum Spiel ihrer Laune, und feſſelte mich doch immer mehr und mehr.“

„Nun gut!“ ſagte der Statthalter, „worauf beſinnſt du dich noch? Nimm die, die du am meiſten liebſt.“ „Ach, das iſt noch nicht genug!“ erwiederte der junge Menſch mit einem verzweifelnden Blicke. „Eine dritte hört nicht meine Seufzer, flieht meine Blicke, lieſt keinen meiner Briefe, verachtet meine Geſchenke, und lacht über meine Leidenſchaft. Du begreifſt leicht, daß ich ſie anbete, und daß ſo viel Gleichgültigkeit mein Herz zu Aſche brennt. Ich bin verloren, wenn dies Mädchen hier, die mich am wenigſten liebt, nicht noch ſchlimmer mit mir umgeht, als gewöhnlich.

das iſt das einzige Mittel, die undankbare Doris, die meines zerriſſenen Herzens ſpottet, aus meinen Gedanken zu verbannen.“

In dieſem Augenblicke erſchien Doris mit einem lächelnden liebeweiſſagenden Blicke. „Jezt,“ ſagte ſie zu dem Jüngling, „da es nicht mehr in deiner Macht ſtehen wird, unbeſtändig zu ſeyn, jezt ſchenk' ich dir meine ganze Zärtlichkeit. Die Natur ſchuf mich ſanft, und du haſt keine Launen mehr von mir zu befürchten. Täglich will ich dir ſagen, daß ich dich liebe, und ich werde wahr reden; täglich werden wir uns künftig ſehn, und nichts wird uns trennen. Sprich, Lieber! werden wir nicht unausſprechlich glücklich ſeyn?“

„Ich zweifle!“ erwiederte der Jüngling, und fing wieder an den Kopf zu hängen und mit groſſen Schritten hin und her zu ſpazieren. Sein Schweigen ließ ſeinen innern Kampf errathen. Doris wurde höchſt unwillig, bediente ſich ihrer Kapricen, und ſah ſich plözlich wieder im Beſiz aller Rechte über ihren wunderlichen Liebhaber. Sie wollte fliehn; allein er warf ſich zu ihren Füſſen, und geſellte ſich um ſo lieber zu den Einwohnern der neuen Stadt, mit je mehr Widerwillen Doris ihm zu folgen ſchien.

Tam-zy erblickte einen andern jungen Glücksritter in einer ſonderbaren Stellung. Er lag zu den Füßen eines Weibes, das funfzig volle Jahre zählte, und der Häßlichkeit zum Modell dienen konnte. Er überhäufte ſie mit den ſchmeichelhafteſten Namen, und erſtickte ſie faſt mit den zärtlichen Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft. Sie nahm dies alles auf als eine Frau, die noch mehr zu verdienen und wenig dagegen ſchuldig zu ſeyn glaubt. Tam-zy entfernte den Jüngling von ſeiner alten Gebieterin und befragte ihn über dieſe Sonderbarkeit. „Was ſtaunſt du?“ erwiederte dieſer: „ich liebe mit viel mehr Annehmlichkeit, als meines gleichen zu thun pflegen, und ich habe keine Nebenbuhler; denn die Gegenſtände, die mich feſſeln, ziehen niemand an ſich als mich. Ich habe keine Launen mehr zu bekämpfen; denn du weißt, wie offen ein alterndes Herz den Eindrücken der Zärtlichkeit iſt. Ueberdies kömmt mir auch meine Einbildungskraft ſehr gut zu ſtatten. Ich mache Gedichte, und es wird mir leicht, ſie aus einer Cybele in eine Hebe umzuſchaffen. Ich habe indeß doch einige junge Mädchen geliebt, aber ſie waren häßlich; und ich habe gefunden, daß die Häßlichkeit uns nicht immer vor der Untreue der Weiber ſicher ſtellt. Kurz, ich will dir's nur geſtehen, mein Vorſatz iſt, einen Genie-Streich zu machen, und meine jetzige Gebieterin wird vergeſſen ſeyn, ſobald ſich eine andere zeigt, die noch einige Jahre und einige Runzeln mehr hat als ſie.“

Er kehrte zu ſeiner Begleiterin zurück und fand ſie noch unentſchloſſen. Schon verzweifelte er, ſie zu bewegen, als ein neuer Gegenſtand erſchien, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog: ein Weib, das die Natur noch weniger bedacht hatte, als das erſte. Ein Auge hatte ſie verloren, und mit dem andern ſah ſie nur ſehr wenig. „Die Männer ſind blind!“ rief ſie mit einem männlichen Baß; „funfzig Jahr ſind verfloſſen, und man bemerkt mich kaum, läßt meinen Verdienſten auch nicht die kleinſte Gerechtigkeit wiederfahren, mir, deren Seele ſo gern jenen ſüßen Empfindungen entſpricht. — Weiſer Statthalter!“ fügte ſie hinzu, „befehl, daß man mich liebe! Mach ein neues Geſetz deshalb, wenn es ſeyn muß! es wird deinem Scharfſinn und deiner Gerechtigkeit Ehre machen.“ Der junge Menſch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08008/055

hörte ſie, und glaubte, daß das Herz dieſes Neulings des ſeinigen würdig ſey. Er ſprach von Liebe und wurde erhört. Die Abandonnata, deren Eigenliebe gekränkt war, wollte ihrer glücklichern Nebenbuhlerin das einzige noch übrige Haar ausreißen, und dem Treuloſen das Geſicht zerkratzen. Allein es war zu ſpät; beide hatten ſchon ihre neue Wohnung betreten.

Ein neues Paar erweckte und befriedigte die Neubegier des Tamzy. Es war eine junge Theaterprinzeſſin, die täglich das Publikum, und außerdem noch einige Privatleute amüſirte. Sie wurde von einem Menſchen begleitet, dem Natur und Kunſt eine ſchöne Stimme gegeben, und ihm dagegen alles übrige verſagt hatten. Dieſes Bündniß ſezte den Gouverneur in Verwunderung, zumal da die Schauſpielerin von einem jungen Menſchen verfolgt wurde, gegen den Natur und Glück verſchwenderiſch geweſen waren. „Richte uns!“ ſagte er zum Tamzy. „Seit einigen Jahren widme ich ihr jeden Augenblick meines Lebens, jedes Goldſtück meines Beutels. Und doch — Wen zieht ſie mir vor! — Ein monſtröſes Etwas, ohne Rang, ohne Schäze, ohne Geſchlecht ſogar ——“

Er ſprach noch, als der Sänger und die Aktrice ſchon die neue Stadt bewohnten.

Es wurde Abend. Der Mond brach durch die Fichten, und nun ſtürzten empfindſame Liebende von allen Seiten herbey, denen bisher tauſend Hinderniſſe im Weg lagen oder die ſich's zum mindeſten einbildeten. Kurz, mit Einbruch der Nacht war kein Haus in der neuen Stadt mehr leer.

Tam-zy dachte an Ziſka, und nicht ohne Gewiſſensbiſſe. „Wie viel Beyſpiele, die mich verdammen!“ rief er; „doch ich will ſie auf eine neue Probe ſtellen, die mich vielleicht rechtfertigen wird.“

Achtes Kapitel.

Einen Monat waren nunmehr die empfindſamen Bewohner in dem Revier der Liebe zuſammen geweſen. Der Erfinder dieſes klöſterlichen Aufenthalts bekam Luſt, zu ſehn, wie man ſich da amuſirte. Er ging in die Stadt. Ein finſtres Schweigen herrſchte überall, und jedes Paar ſchien wechſelweiſe unerträgliche Langeweile zu haben. Wenn auch einem einmal ein Fragment von Zärtlichkeit entwiſchte, ſo war es doch ſo eiskalt, daß dem andern dabey ſchauderte. Ihr einmüthiger Wunſch war, die Mauern dieſes traurigen Aufenthalts ſchleifen oder das Thor ſprengen zu können. Tam-zo wollte ſeine zweyte Probe verſuchen, der ſich die eherne Tafel nicht widerſezte. Er machte bekannt, daß alle diejenigen, denen es hier nicht behagte, die Erlaubniß haben ſollten, zu gehen, wohin es ihnen beliebte.

Ein Freudengeſchrey ſtieg in die Wolken. Ein Paar nach dem andern ſtürzte dem Thore zu. Die Alte, um derentwillen Tam-zo ein neues Geſez machen ſollte, eröffnete den Zug, der Kaſtrate beſchloß. Die empfindſamen Liebenden hatten doch noch ſo viel Enthaltſamkeit, zu erwarten, bis der Mond aufging, worauf ſie den übrigen folgten, und die Stadt den Eulen und Kauzen Preis gaben.

Tam-zo war ſehr zufrieden mit dieſem Verſuch, glaubte ſeine eigene Unbeſtändigkeit nun ſattſam gerechtfertigt, und beſchloß, ſein Syſtem ferner zu verfolgen. Er erinnerte ſich, Poet, Metaphyſiker und Philoſoph geweſen zu ſeyn, und glaubte nichts beſſers thun zu können, als ſeinen Unterthanen dieſen eiteln Zeitvertreib zu unterſagen. Man muß geſtehn, daß er ſich hierbey ſehr weislich benahm. Er verbot allen Poeten, ihre Verſe vorzuleſen, ohne darum gebeten zu ſeyn. Er befahl, daß jeder Metaphyſiker ſich ſelbſt verſtehn, und jeder Philoſoph ſich Andern verſtändlich machen ſollte. Dieſe Bedingungen, die, wie jeder leicht begreift, unmöglich zu erfüllen ſind, ſchafften allen den Nutzen, den Tam-zy davon gehofft hatte.

Er frug ſein Orakel um Rath, und die eherne Tafel ſprach folgendes: Beſchäfftige dich mit Kleinigkeiten!

Tam-zy dachte lange über alle die Dinge nach, die den geheimnißvollen Staatsmann oft beſchäfftigen, und die doch eine Mücke auf ihrem Schwanze fortträgt. Endlich glaubte er den Sinn des Orakels getroffen zu haben. Gewiſſe Derwiſche ſtritten ſeit funfzig Jahren über die Form ihres Gürtels: dieſe wollten ſie rund, die andern breit. Der Statthalter entſchied zum Vortheil der leztern, und lud ſich dadurch den Haß der erſtern auf den Hals. Sie ſchrieen: daß alles verloren ſey, aber daß der groſſe Prophet ſie rächen werde. Unterdeſſen hatten ſie doch nicht einmal Luſt, ſo lange zu warten. Sie ſezten eine Liſte von allen ſeinen Verbrechen auf, und mahlten ſie (beſonders das lezte) mit vieler Sorgfalt aus. Ein Derwiſch machte ſich damit auf den Weg zu dem Monarchen, unterdeſſen ſich ſeine Mitbrüder den Rücken blutig geiſſelten, um dadurch einen glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe zu erzwingen. Tam-zy wußte alles und lachte, troz ſeinem gewöhnlichen Ernſt: doch wer zulezt lacht, lacht am beſten. Vierzehn Tage nachher kam ein Befehl vom Kaiſer: „die Gürtel ſollen rund ſeyn, und Tam-zy ſoll eingeſperrt werden.“ Der nämliche Derwiſch hatte es über ſich genommen, dieſen Befehl in Ausübung zu bringen: er that es als ein Mann, der nicht Willens hat, der Rache des Propheten viel übrig zu laſſen.

Neuntes Kapitel.

Tam-zy war alſo nunmehr der einzige Bewohner einer feſten Burg, die an drey Seiten ganz unzugänglich und an der vierten ſehr wohl verwahrt war. Er ſpazierte auf und nieder (denn der Derwiſch hatte — man weiß nicht wie es kam — vergeſſen ihn feſſeln zu laſſen) und fing eine Grille nach der andern. Das Bild der Ziſka marterte ihn unaufhörlich. Er verglich jene ſüße Einſamkeit mit ſeinem Gefängniſſe, und jene erſten ſchuldloſen Freuden der Liebe mit den abwechſelnden Launen des Glücks. Das ſchlimmſte war, daß er unmöglich den Gedanken verbannen konnte, Ziſka habe ihm während ſeiner Abweſenheit einen beſſern Jüngling vorgezogen. Die Einſamkeit nährte noch mehr dieſe traurigen Vorſtellungen; Eiferſucht peinigte ihn, und er hätte eine Welt drum gegeben, ſeinem Kerker entfliehen zu können. Doch ach! kein Schlupfwinkel zeigte ſich ihm, und noch weniger durft' er hoffen, die Derwiſche mit den runden Gürteln zu beſänftigen. So oft er ſein Orakel um Rath fragte, erhielt er die Antwort: Suche dein Heil in den Eingeweiden der Erde.

Dieſer Befehl ſezte den Tam-zy in neue Verwirrung. Kein Abgrund zeigte ſich ſeinen ſuchenden Blicken, ein Ziehbrunnen ausgenommen. Dieſen ſah er lange mit zweifelhaften Blicken an, machte ein etwas dummes Geſicht, und wußte nicht recht, wie er ſich dabey benehmen ſollte. Mitten in dieſer wunderbaren Lage, als er mit dem Finger über der Naſe auf und nieder ging, trat er plötzlich auf ein morſches Bret, das unter ihm zerbrach, und ihn eine dunkele Treppe ſehen ließ. Tam-zy ſtieg hinab, und verfolgte einen langen dunkeln Gang, der blos durch einen Karfunkel erleuchtet wurde. Als er eine Zeitlang fortgetappt war, erſchien ihm eine Figur, die eben nichts Einnehmendes hatte. Es war einer aus dem Geſchlechte der Gnomen, die, wie bekannt, nichts zu thun haben, als, gleich Gellerts neidiſchem Hunde, die Schätze der Erde zu bewachen. Er war vier Fuß hoch, eben ſo breit, und hatte kleine runde Augen.

Er gab dem Tam-zy ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte ihn zu einer Menge von Goldhaufen. „Nimm,“ ſagte er unwillig, „ſo viel als du tragen kannſt! du wirſt es nöthig haben.“ Tam-zy gehorchte, obſchon wider Willen. „Du ſiehſt hier einen Schatz,“ fuhr der Gnome fort, „zu dem vor vielen hundert Jahren ein König dieſes Landes den Grund legte, und der ſich täglich durch meine Sorgfalt mehrt. Du ſiehſt hier die Schätze von vielen tauſend Leuten, die alle ihre Reichthümer wohl angewendet zu haben glauben. Durch Hülfe einiger Agenten zieh' ich ſie an mich, ohne dieſen Ort je zu verlaſſen. Ich gebe dem Geizigen einen Verſchwender, dem Eingebildeten einen Schmeichler, dem Dummkopf einen Braminen, und dem Wollüſtling eine Tänzerin. Dort liegt auch das verſchwendete Erbtheil von unzähligen Alchymiſten und Projektmachern. Alle dieſe Schätze ſind todt für die Welt, bis einſt die Tugend an die Stelle des Laſters tritt, und wahre Weisheit an die Stelle der Thorheit."

So ſprach er und führte den Tam-zu aus dieſem Labyrinth, der, nachdem er viele krumme Gänge durchwandert, endlich das Tageslicht wieder erblickte, und ſich am Fuß eines mit Buſch bewachſnen Felſen ſah. Er verſuchte es, ſich einen Weg hindurch zu bahnen; aber je tiefer er eindrang, je verwachſner wurde das Gebüſch, und ſchon verzweifelte er, einen Ausweg zu finden. In dieſer Noth nahm er ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel und erhielt die Antwort: Entledige dich deſſen, was dir am meiſten beſchwerlich fällt, und dir am wenigſten gefällt.

Zwey Dinge misfielen ihm: ſeine Kleider und ſein Geld. Er würde beides von ſich geworfen haben, wenn die Kleider nicht ſchon größtentheils in den Dornenbüſchen gehangen hätten, und der traurige Ueberreſt derſelben ſchien ihm in dieſem Augenblicke nicht ganz entbehrlich. Er begnügte ſich alſo, ſeine Reichthümer wegzuſchütteln, und kehrte eine jede Taſche ſehr ſorgſam um, damit auch nicht ein einziges Geldſtück zurückbleiben möchte. Und nun entkam er zwar dieſem beſchwerlichen Dornenpfad, allein er fiel aus der Scylla in die Charybdis, oder, mich rein deutſch auszudrücken, er kam aus dem Regen in die Traufe; denn plözlich ſah er ſich von einer Räuberſchaar umringt, deren Anführer die Frage aufwarfen: ob man ihn erſt berauben, und hernach tödten wollte, oder umgekehrt? Die erſte Meynung ging mit neun Stimmen gegen drey durch. Man beſann ſich aber bald anders, und verurtheilte ihn zum Tode, weil er, bey einer genauen Unterſuchung, gar nichts hatte, womit er ſein Leben hätte erkaufen können. Jezt erinnerte er ſich ſeiner Reichthümer, die er eben auf gut Glück ausgeſäet hatte. „Ich habe nichts,“ ſagte er zu den Räubern, „das eurer Aufmerkſamkeit werth wäre; ich verachte das Geld; aber ich will euch das geben, was ich von mir warf, und ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.“

Die guten Leutchen ließen ſich das nicht zweymal ſagen. „Kameraden!“ ſagte der, der ihr Befehlshaber zu ſeyn ſchien, zu ſeinen Spießgeſellen, „wir müſſen die Expedition mit der Fatme bis dieſen Abend verſparen. Ich rede von einer Wittwe,“ fuhr er fort, indem er ſich zum Tamzy wandte, „deren Gemahl den ganzen Kanton ausgeſaugt hat; es iſt ſehr billig, daß ſeine Hinterbliebenen uns einen Theil deſſen erſetzen. Ich finde, daß gewiſſe Philoſophen Recht haben —

Das Wort Philoſoph fiel dem Tamzy auf. Er war zu ſehr eingenommen gegen alles was Philoſophie heißt. Er frug den Räuber, ob er und ſeine Kameraden Philoſophen wären? — „Nein!“ erwiederte dieſer: „meine Kameraden können nicht einmal leſen, und ich ſelbſt leſe nur ſehr wenig. Doch hab' ich die Werke einiger neuern Philoſophen durchblättert, und daraus folgendes Axiom behalten:

> „Der erſte, der ein Feld mit Kartoffeln bepflanzte, dabey ſagte: dies Feld gehört mir zu! und Leute fand, die dumm genug waren, es zu glauben, wurde der Erfinder des Eigenthumsrechts.

„Aber," ſezte der Räuber hinzu, „ich bin nicht ſo leichtgläubig."

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an dem Orte angelangt, wo Tam-zy ſeine Schäze ausgeſäet hatte. Kaum wurde die ehrſame Zunftgenoſſenſchaft die erſten Spuren davon gewahr, als ſich ihr Herz zwiſchen Freude und Habſucht theilte. Der Chef verſprach dem Tam-zy augenblicklich eine Befehlshaberſtelle unter ſeinen Truppen, und nun zerſtreuten ſie ſich alle zwiſchen den Felſen und Büſchen, wie die Bauernjungen, wenn ſie Erdbeeren ſuchen. Tam-zy nuzte dieſe Gelegenheit, in ein nahgelegnes Holz zu entfliehn, wo er auf ungebahnten Wegen dem Orte, wo die Räuber herumſchwärmten, immer mehr zu entkommen ſuchte. Doch plözlich ſah er ſich gezwungen, Halt zu machen; denn ein Pfeil, der das Gebüſch durchſchwirrte, verwundete ihm den linken Arm. Er glaubte ſich von den Räubern verfolgt; aber ein ſich näherndes Jagdgeſchrey riß ihn bald aus dieſem Irrthum. Eine Dame im Reitkleid, ſo ſchön wie weiland Diane, auf einem ſtolzen Gaul, näherte ſich ihm, umgeben von einem zahlreichen Gefolge. Sie erkannte ihren Pfeil im Arm des Tam-zy, und ſeine edle Phyſiognomie vermehrte den Schmerz, den ſie darüber empfand, ihn zufälligerweiſe verwundet zu haben. Sie drang in ihn, ſie zu begleiten, ließ ihn in einer ſchwankenden Jagdchaiſe ganz ſanft auf ihr Schloß bringen, und gab ſich da alle Mühe, ihn durch die herrlichſte Bewirthung zu entſchädigen.

Tam-zy bewunderte die Wirkungen des Zufalls: dieſe Dame war Fatme. Er eilte, ſie von dem nächtlichen Verhaben der Räuber zu unterrichten, und von der Art und Weiſe, wie er ſelbſt dahinter gekommen war.

Plözlich war die ganze Burg der Fatme in Aufruhr. Tam-zy, obgleich verwundet, zeigte ſo viel Entſchloſſenheit, daß er den Andern bald Muth einflößte. Man ließ zu rechter Zeit Hülfe kommen, und nahm überhaupt ſo gute Maaßregeln, daß die Räuber, ſtatt zu überrumpeln, überrumpelt wurden.

Zehntes Kapitel.

Fatme, die nun ihr Leben einem Menſchen dankte, dem ſie beynahe den Arm gelähmt hatte, ſezte ihrer Erkenntlichkeit und ihrer Sorgfalt keine Schranken. Nur dieſen Trieb glaubte ſie zu befriedigen, und betrog ſich: in einem faſt überreifen Alter hatte ſie noch mit allen Leidenſchaften der Jugend zu kämpfen. Tam-zy hingegen war nur mit ſeiner Heilung und Abreiſe beſchäfftigt. Das tiefe Schweigen ſeines Orakels ſezte ihn in Verwunderung. Er lechzte nach neuen Abentheuern. Fatme frug, was ihn bewegen könne, ſo in der Welt herumzuſchweifen? „Bloſe Neubegier!“ erwiederte Tam-zy. „O! wenn das iſt,“ verſezte Fatme, „ſo kann es dir gleichviel gelten, ob du heute oder morgen deine Reiſe wieder antrittſt.“ Tam-zy ſchüttelte; aber Fatme beſtand auf ihrem Kopf, und nöthigte ihn durch ihre liebevollen Zudringlichkeiten, ihr noch einen monatlichen Aufenthalt zu bewilligen. Sie glaubte dieſen Verzug hinlänglich, um ihn ſo zu feſſeln, daß er dann wohl von ſelbſt einen längern wünſchen würde. Er war ſcharfſichtig genug, zu bemerken, warum ihn Fatme zurückhalte; er fühlte aber auch, daß ſie nur leeres Stroh dreſche. Er betrug ſich gegen ſie, wie man ſich gegen eine Dame beträgt. Fatme — wie jede Frau in ihrem Alter gethan haben würde — nahm ſeine kalte Höflichkeit für zärtliche Sorgfalt, und betrog ſich: aber Tam-zy fand keinen Beruf, ihr die Augen zu öffnen, weil er ſah, wie gern ſie blind ſeyn wollte.

Fatme war reich; daher würde ihr Haus ſelten von Bonzen leer, und oft gab ſie ihnen den Gegenbeſuch. Beſonders wohnte in ihrer Nachbarſchaft ein Eremit, der durch ſeine außerordentliche Strenge ſo berühmt war, als es der Orden à la Trappe nur immer ſeyn mag. Jedermann wallfahrtete zu ihm, um ſeine Schultern bluten zu ſehn. Auch Fatme bat den Tam-zy oft, ſie dahin zu begleiten. Eines Tages bemerkte er, daß der Bonze ihn mit neugierigem Auge vom Kopfe zum Fuße maß, und dieſe Neubegier erweckte die ſeinige. Er kehrte den folgenden Morgen zu der Einſiedeley zurück, in einer Stunde, wo der Eremit niemand erwartete, und ſeine Diſciplin ruhen ließ. Er wurde empfangen mit einer Herzlichkeit, die ſo ſelten unter den Bonzen iſt, und fand in ſeinen Geſprächen einen Stempel des Edelſinns, der ihm noch ſeltner vorkam.

Tam-zy wollte an ihn eben einige Fragen thun, als er ſich genöthigt ſah, vorher die des Eremiten zu beantworten. Er erzählte ihm ſeine Reiſen, ſeine unvermuthete Zuſammenkunft mit den Räubern, das Komplot derſelben, und en[illegible] ſeinen Aufenthalt bey Fatme. Bey dieſem Namen erſchien eine ſichtbare Verwirrung auf dem Geſichte des Bonzen. „Ich bitte dich,“ ſagte er zum Tam-zy, „verbirg mir nichts! mit welchem Auge betrachtet dich Fatme?“ Tam-zy ſtuzte. Sein erſter Gedanke war, daß der Eremite wohl ſein Nebenbuhler ſeyn möchte, und er wurde ihm deshalb nicht im geringſten feind. „Mit dem Auge der Liebe, wie ich glaube,“ antwortete er ihm. „O! wie glücklich wär' ich,“ rief der wunderſame Mann, „wenn dein Herz dieſen Empfindungen entſprache!“ Bey dieſen Worten öffnete er eine verborgene Thüre und bat den Tam-zy, ihm zu folgen. Sie gingen durch einen langen dunkeln

Gang. Am Ende deſſelben kamen ſie in einen unterirdiſchen Saal, der durch eine Lampe erleuchtet wurde, die in der Mitte an einer goldnen Schnur herabhing. Tam-zy glaubte in Dionens Höhle zu treten; denn hier fanden ſie ein Weib, ſo ſchön wie jene Göttin, und ein Kind an ihrer Bruſt, das die Illuſion noch vermehrte. „Du ſiehſt hier,“ ſagte der Einſiedler, „die Tochter der Fatme, und die einzige Frucht einer unglücklichen, aber ewigwährenden Verbindung.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Tam-zy daſtand, als hab' ihn der Donner gerührt. Der verkleidete Bonze fuhr fort: „Ich habe meine Jugend in Kriegsdienſten dieſes Staates zugebracht. Mein Vermögen war dem der Fatme gleich. Ich ſah ihre Tochter, liebte ſie, war ſo glücklich, ihr nicht zu misfallen; aber unglücklich genug, einen zu ſtarken Eindruck auf diejenige zu machen, von der ſie abhing. Ich rede von Fatmen. Dieſe eiferſüchtige Mutter bemerkte ſehr bald, wie ſehr mich die Reize ihrer Tochter gefeſſelt hatten, und ſah dies als eine Verachtung der ihrigen an. Eine Beleidigung für ein Frauenzimmer, wie du weißt, die nie wieder gut zu machen iſt. Sie beſtimmte ihrer Tochter einen andern Gemahl, und ließ mir die Freyheit, zu gehen, wohin mir's beliebte. Ich war außer mir, ſuchte meinen Nebenbuhler auf und ſchlug mich mit ihm. Er fiel von meiner Hand, und um das Maaß meiner Sünden voll zu machen, entführte ich dies Mädchen. Man konfiſcirte meine Güter und ſprach mir das Leben ab. Wir irrten lange umher von einem Reiche zum andern, und keiner von den zinsbaren Königen wagte es, uns eine Freyſtatt anzubieten. Endlich glaubte ich, daß eine Verkleidung, wie dieſe, mich vor aller Gefahr ſichern könne; ja, daß ich es ſelbſt wagen dürfe, dieſe Gegend wieder zu bewohnen. Ich kannte alle Schlupfwinkel derſelben, und vielleicht bin ich der Einzige, der dieſe Höhle je betreten hat: ſeit vier Jahren bewohne ich ſie mit meiner Zilia. Meine anſcheinende Strenge und meine Entſagung der Welt verſchaffen mir die blinde Verehrung des Pöbels; und mehr als einmal hab' ich die Freude gehabt, zu ſehn, wie ſelbſt Fatme ſich vor Dem mit tiefer Ehrfurcht beugt, dem ſie ſo oft Verderben ſchwur."

Hier ſchwieg der Einſiedler. Er entledigte ſich zu gleicher Zeit eines langen grauen Bartes, und einiger andern groteſken Kleidungsſtücken, die ihn entſtellten, und erſchien nun in den Augen des Tam-zy in einer Geſtalt, die die Wahl der Zilia und den Geſchmack der Fatme vollkommen rechtfertigte.

„Was kann ich für dich thun?“ ſagte Tam-zy zum Amanzul — (ſo hieß der verkleidete Bonze.) „Fodere alles, was in meinen Kräften ſteht.“

„Was du für mich thun kannſt?“ erwiederte dieſer. „Fatme liebt dich. Sie vermag alles bey dem Mogul: von ihrer Fürſprache hängt meine Begnadigung ab. Vielleicht wird ſie einen Preiß darauf ſetzen, doch deine Großmuth — “

Tam-zy verſtand den Sinn dieſes Fragments, und verließ die Höhle, ziemlich unentſchloſſen, welch ein Mittel er ergreifen ſolle.

Eilftes Kapitel.

Seine Macht über das Herz der Fatme vermehrte ſich mit jedem Tage, und Fatme's Zorn gegen ihren Eidam verringerte ſich eben ſo geſchwind. Der Augenblick war da, und Tam-zy bediente ſich deſſen. Er gab vor, daß blos die geſchwätzige Fama ihn von der Begebenheit unterrichtet habe, und führte die Sache der Abweſenden mit einem Eifer und einem Formange, der ihn bald für ſich ſelbſt zittern ließ. „Ich geſtehe,“ ſagte Fatme, „daß Amanzul ſehr ſtrafbar iſt; allein er ſcheint mir's weniger, ſeitdem du an ſeinem Unglücke Theil nimmſt. Ich fühlte etwas für ihn, das er nicht zu ſchätzen wußte, und das ein Anderer vielleicht beſſer zu ſchätzen weiß. Was meynſt du, Tam-zy?“

Tam-zy wußte ſelbſt nicht recht, was er meynte, wenigſtens durfte er nicht ſagen, wie es ihm ums Herz war; er begnügte ſich alſo, Fatmen zu verſichern, daß ihre Gütigkeiten in den Augen eines jeden nicht ganz Unempfindlichen koſtbar ſeyn müßten. Sie ließ ihn merken, daß ſie völlig zufrieden ſeyn werde, wenn ſie's nur in den ſeinigen wären. Tam-zy wurde immer verwirrter, und verſicherte ſie ſtotternd ſeiner Hochachtung. Wenig genug für ein liebendes Herz! Fatme brach das Geſpräch ab und verließ das Zimmer.

So oft Tam-zy die ſchüchterne Zilia und ſeinen Freund Amanzul wiederſah, ſo oft verdoppelten dieſe ihre Bitten, ſo oft verdoppelte ſich auch ſein Mitleid gegen ſie; aber ſeine Kälte gegen Fatme verringerte ſich nie. Als er es überdrüßig ward, länger ſo zwiſchen Thür und Angel zu ſchweben, nahm er endlich ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel. Die Antwort war kurz und bündig: Heurathe Fatmen! Nun glaubte er, obgleich wider Willen, ſeinem Schickſale gehorchen zu müſſen. Kaum war Fatme von ſeinen Geſinnungen verſichert, als auf ihre Fürſprache Amanzul begnadigt wurde, und Tamzo führte ſie, jedoch ohne ſie zu der Entdeckung vorzubereiten, zu der Einſiedeley, bis in den unterirdiſchen Saal.

Hier hatte der indianiſche Geſchichtſchreiber uns ſehr fuglich die näheren Umſtände des Wiedererkennens weitlauftiger beſchreiben und manches Drama plündern können: aber er ſchlüpft unverantwortlich drüber hin, und wer die Kunſt des Ausdehnens ſo gut verſtünde, als der Biograph des Siegwarts u. ſ. w. könnte ſehr oft aus einem ſeiner Kapitel einen dicken Band machen. Er hingegen begnügt ſich uns zu ſagen, daß Fatme ſehr bewegt war, weinte, und die Zilia wieder für ihre Tochter und den Amanzul für ihren Eidam erkannte. Niemand war weniger glücklich bey dieſer wonnigen Begebenheit, als der Urheber derſelben. Er verglich Fatme mit Ziſka, und fand, daß man eigentlich gar keine Vergleichung zwiſchen Beiden anſtellen könne. „Wie eigenſinnig iſt mein Schickſal!“ rief er. „Ich fliehe ein Mädchen, die alle Herzen feſſelt, um mich mit einem Gegenſtande zu verbinden, der … ach! Ziſka! — Doch genug! — Das Loos iſt einmal geworfen.“

Fatme wollte, daß Amanzul und Zilia ihre Verbindung durch eine neue Cärimonie öffentlich bekannt machen ſollten, und dieſe Cärimonie ſollte von einer andern begleitet ſeyn, an der ſie ſelbſt den meiſten Antheil nahm. Ein herrliches Feſtin folgte darauf. Jedermann war trunken vor Freude, ausgenommen Tain-zy. Fatme, wenn ſie ihren Geliebten betrachtete, bedauerte keinesweges den Verluſt des Amanzul. Sie urtheilte, (und hatte Recht) daß Indien nie eine ſchönere Mannsperſon hervorgebracht habe, als ihren Bräutigam. Glücklich, dachte ſie, wer ſeine Eroberungen ſo endigt! Dieſe ſchmeichelhaften Betrachtungen verſetzten ſie in eine Art von Trunkenheit — von Entzücken — erſchütterten ſie ſo gewaltig —

daß ſie endlich in eine tieſe Ohnmacht fiel, aus der man ſie vergeblich wieder zu erwecken ſuchte; kurz, Fatme ſtarb in der Fülle ihrer Freude. Die ganze Verſammlung war versteinert. Tam-zy ſtand und wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen ſollte. Sonderbares Geſchick! — Er war in einer Stunde Ehemann, Wittwer und Herr von unermeßlichen Reichthümern.

Amanzul und Zilia überhäuſten ihn mit Liebkoſungen und bemühten ſich, ihn zu überreden, ſeine Tage in ihren Armen ruhig zu verleben. Allein umſonſt! ſein Schickſal hatte es anders beſtimmt. Er las auf der ehernen Tafel: Fliehe deine Freunde, die Ruhe, den Reichthum und die Armuth. Tam-zy glaubte, daß er ſich dem zu folge an einen Hof begeben müſſe, wo man gewöhnlich weder Freunde noch Ruhe antrifft. Amanzul und Zilia widerſezten ſich vergebens: er reiſte ab und nahm nur eben ſo viel mit ſich, als er nöthig hatte, um nicht arm zu ſeyn.

Zwölftes Kapitel.

Der nächſte Weg trug ihn in einen benachbarten Staat. Er durchlief die Hauptſtadt und ſah den Hof. Eine junge, ſchöne Prinzeſſin herrſchte hier. Sie ſpazierte eben, als Tam-zy im Begriff war, die königlichen Gärten zu begaffen, auf einer Terraſſe am Ufer des Indus. Ein geliebter Schooßhund fiel in den Fluß und verurſachte einen allgemeinen Aufruhr. Die Königin war außer ſich. Aber Tam-zy hatte eben des Morgens auf ſeiner Tafel geleſen: Thue das, was die Andern nicht thun. Er ſah, daß der reiſſende Strom jeden Hofmann abſchreckte, und daher trug er kein Bedenken, ſich hineinzuſtürzen. Die Königin war von ſeinem Muth bezaubert, ließ ihm zu rechter Zeit zu Hülfe kommen, und rettete den Schooßhund und ihn.

Dieſe Begebenheit wurde das Geſpräch der ganzen Stadt. Die Königin mußte natürlich erkenntlich ſeyn, ja, ſie war es gern. Tam-zy erhielt bald ihr ganzes Vertrauen, wurde geſchmeichelt und beneidet. Von ihm hing die Vertheilung der Ehrenſtellen ab, aber er misbrauchte dieſe Freyheit nicht. Er hatte geſunde Vernunft — oft mehr als geſunde Vernunft — ſezte ſich über alle Politik hinweg, und — (wunderbar genug!) die Abwechslungen ſeines Glücks hatten ſeinen Menſchenhaß völlig geheilt. Er zog Leute, die Verdienſte hatten, aus der Dunkelheit hervor, gab denen wenig, die viel verlangten, und denen viel, die oft nichts foderten; ſchaffte Misbräuche ab, ſchonte das Volk, und brachte es ſo weit, daß er, den Hof ungerechnet, kaum von drey Dritteln der Nation gehaßt wurde.

Die Weiber nehme ich aus: faſt alle hielten ihn des Platzes, den er behauptete, werth. Jeden Tag ſtand mehr als Eine Schönheit in ſeinem Vorzimmer, für ihren Mann oder Geliebten eine Gnade zu erflehen. Wäre der Miniſter ſo höflich geweſen, eine jede dieſer Bitten zu gewähren, traun! ſo hätte er keine ihrer Gunſtbezeigungen theuer erkaufen dürfen: aber ein Subjekt, das ſeine Wahl treffen ſollte, mußte Verdienſt, nicht blos Schönheit ſeiner Frau oder ſeines Mädchens aufzuweiſen haben.

Eines Tages brachte man ihm ein Billet von einer Dame, worinne man dieſe ſeine Eigenſchaften außerordentlich erhob, keine Gnade von ihm verlangte, ſondern ihm ein Rendezvous anbot, unter der einzigen Bedingung, ſich die Augen verbinden zu laſſen. Es war Nacht, und der Verſchlag ſehr zweydeutig; aber die eherne Tafel hatte den Ausſpruch gethan: Sey zu rechter Zeit blind! und alſo that er ohne Bedenken, was man von ihm verlangte. Man führte ihn einige Zeit der Kreuz und Queer, bis man ihm endlich die Binde abnahm, in einem Zimmer, das überall Wolluſt verkündete. Hier erwartete ihn eine Dame, die zwar maſkirt war, aber deren Wuchs und Anſtand keine gemeine Schönheit vermuthen ließ.

'Siehe da! wieder eine Stelle, wo der indianiſche Geſchichtſchreiber die Erzählung brusquement abbricht. Er ſagt uns ganz einfach, daß Tam-zy ſehr oft dies nächtliche Rendezvous wiederholte, aber immer mit der nämlichen Vorſicht, und daß die Unbekannte ihre Maſke nie fallen ließ.

Tam-zy ſuchte umſonſt dies Geheimniß zu enthüllen. Er faßte zwar einige Muthmaſungen, beſonders da nach einiger Zeit der Wuchs der Unbekannten ſich merklich verſchlimmerte, und die

Königin in den nämlichen Umſtänden zu ſeyn ſchien; allein wer konnt' es wagen, ſich ſo etwas merken zu laſſen.

Ein unglücklicher Zeitpunkt erwartete ihn: die eherne Tafel gab ihm den Befehl: Sage, was du denkſt! ein Befehl, der nothwendig den nächſten Weg zu widrigen Begegniſſen bahnen mußte. Er hatte oft Gelegenheit, von der Königin zu ſprechen, und, da es einmal ſeine Schuldigkeit war, zu ſagen, was er dachte, ſo ließ er ſich eines Tages merken, daß ſie nicht mit Geſchmack coeffirt ſey. Man antwortete ihm nichts, aber die Folgen waren unausbleiblich. Er wurde am andern Tage in ein enges Gefängniß geführt.

Seine Ungnade gab Gelegenheit zu tauſend falſchen Raiſonnemens. Einige meynten, er ſey ein Verräther des Staats; andere, er habe der Königin nach dem Leben geſtellt; ja, es ging ſogar ein fliegendes Blatt herum, auf dem man ihn beſchuldigte, er habe ihren Papagay mit Gift vergeben. Tamzo ſelbſt verlangte vergebens von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſeyn.

Jezt ſtellte ſich ihm das Bild der liebevollen Ziſka dar. „Theures Mädchen!“ rief er: „du liebteſt mich! deine Liebe war frey von Eigenſinn! zum mindſten würden mich deine Launen nie meiner Freyheit beraubt haben!“

Dreyzehntes Kapitel.

Sein Gefängniß war ein Staatsgefängniß, und er bemerkte bald, daß er nicht der einzige Bewohner deſſelben war. Zwey Gefangene, die nur eine dünne Wand von ihm ſchied, beſprachen ſich zuſammen über eine Verſchwörung, in welcher, wenn ſie zu Stande kam, die Königin die Krone, vielleicht auch das Leben verlieren mußte. Ein anderer an ſeiner Stelle würde die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freuden ergriffen haben; allein Tam-zy dachte viel zu edel. Er beſann ſich nicht einen Augenblick, verlangte eine kurze Audienz bey der Königin, und mußte dreymal darum bitten, eh er ſie erhielt. Endlich ward er vor ſie gebracht, und bemerkte ſogleich; daß ihr Kopfputz eine andere Façon hatte.

Er beklagte ſich nicht, ſuchte auch nicht ſich zu rechtfertigen, ſondern erzählte ihr nur das, was der Zufall zu ſeinen Ohren gebracht hatte. Die Prinzeſſin unterbrach ihn nur durch Seufzer. „Ach, Tam-zy!“ rief ſie aus: „ich ſehe nur zu „gut, wie weit deine Großmuth und meine Unge„rechtigkeit geht. Aber, Lieber! vergiß alles. Ich „gebe dir wieder, was ich dir nahm, und bitte dich, „mich zu vertheidigen und zu rächen.“

Er küßte ehrerbietig eine Hand, die ſie ihm darreichte, und ſchwieg. „Was dünkt dir?“ ſezte ſie hinzu: „machen dieſe natürlich in einander ver„ſchlungenen Haare, nur mit einer einfachen Roſe „geziert, nicht die beſte Wirkung?“ Tam-zy verſicherte, er habe ſie ſchon lange mit Wohlgefallen betrachtet, und dieſe Verſicherung hob ſein Gefängniß auf.

Nun wurden die falſchen Räſonnemens von neuem verſchwendet: der Stoff dazu ward vermehrt, als die Königin die Rathelsführer der Verſchwörung aufheben und auf eine Inſel verweiſen ließ. Tam-zy trat in alle ſeine alten Rechte, und die Ruhe war gänzlich wiederhergeſtellt. Die, welche ſich am meiſten über ſein Unglück gefreut hatten, ſchienen außer ſich für Freuden über ſeine Begnadigung. Ein Poet,* der eine Satyre auf ſeine Gefangennehmung gemacht hatte, wünſchte ihm in einer hochtrabenden Ode Glück zu ſeiner Freyheit. Tam-zy vergab ihm das Lob und die Satyre, rächte ſich an niemand und ſchien zufrieden mit der ganzen Welt. Jezt bekam die Königin Zufälle, die den Tam-zy hoffen ließen, das Dunkel jener geheimnißvollen Nächte zu durchdringen: allein das Orakel ſchien ſich zu widerſetzen, denn es befahl ihm zu reiſen, und er, der nun einmal vom Schickſal beſtimmt war, unſtät und flüchtig zu ſeyn, nahm Abſchied von der Königin, die ihn mit Verweiſen und Geſchenken überhäufte. „Glücklich,“ ſagte er, als er die Stadt im Rücken hatte, „wer Gunſt und Laune „der Großen geprüft hat! Der wird gewiß von „der Thorheit geheilt ſeyn, auf jene alle ſeine Hofnung zu ſtellen, und dieſer ihren hämiſchen Streichen ſich bloszugeben.“ Mitten unter dieſen Betrachtungen durchſchnitt ſein Reiſewagen das Land und trug ihn in den benachbarten Staat.

Vierzehntes Kapitel.

Sein Gefolge kündigte einen ſehr reichen Menſchen an, und er war es in der That. Aber nachdem er einige Zeit in der Hauptſtadt von Sevagy geglänzt hatte, fand er auf der ehernen Tafel die Worte: Befriedige dich ſelbſt, und zugleich die, die dich umgeben. Das iſt ſo leicht nicht, dachte Tam-zy, als man ſich wohl vorſtellen mag. Nach einigem Hin- und Herſinnen, fiel es ihm endlich ein, daß er ſeinen Hang zur Freygebigkeit befriedige, wenn er die Geſchöpfe um ſich her glücklich mache. Er dankte den Augenblick alle ſeine Bedienten ab, beſchenkte ſie reichlich, und machte bekannt, daß er ſeine Güter unter die Armen vertheilen wollte. Eine unendliche Menge von Sevagiern, die arm waren, ſtrömten herzu, und eben ſo viele, die es nicht waren. Tam-zy gab ihnen alles, behielt nichts für ſich, und wurde ein Einſiedler; eine ſehr leichte Sache für einen Menſchen, der von allem entblößt iſt. Der einſame Aufenthalt, den er ſich gewählt hatte, war angenehm und bequem, ſo ſehr, als es nur immer die einfachen Produkte der

Natur ſeyn können. Eine Grotte, die der neue Cönobit nur mit einem Bette von dürren Blättern verzierte, wurde ſeine Freyſtatt. Einige Schritte davon fand er eine Quelle, die von einer Menge fruchttragender Bäume beſchattet wurde. Hier erwartete Tam-zy ruhig die Folgen ſeiner Verwandlung. — Die Einſamkeit erinnerte ihn an den Ort ſeiner Geburt, und dieſer Idee folgte ganz natürlich der Gedanke an Ziſka. War es Zärtlichkeit oder waren es Gewiſſensbiſſe, niemals fand ihn dies Bild ruhig. Er fing wieder an, den Begebenheiten ſeines Lebens nachzuhangen, und fand ſein Schickſal launig und lächerlich. „Glücklich," ſagte er, „wer ſeine Neugier an ſeinen väterlichen Heerd, ſeinen Ehrgeiz an das, was er beſizt, und die Empfindungen der Zärtlichkeit an ſeine erſte Geliebte bindet! Der kömmt nie in die Verlegenheit, ein Ehemann wider Willen, ein Gefangener ohne Urſache und ein Einſiedler ohne Beruf zu ſeyn."

Schon acht Tage beſchäftigte ſich Tam-zy mit dieſen Betrachtungen, ſtillte ſeinen Hunger mit den Früchten und löſchte ſeinen Durſt aus der Quelle. Eines Morgens blies er von ungefähr den Staub von der ehernen Tafel, und fand folgende Worte: Kröne die tugendhafte Armuth. Dieſer Befehl, den man einem Einſiedler gab, ſezte den Tam-zy zum erſtenmale in die größte Verwirrung. Er ſuchte nichts deſto weniger in der ganzen Gegend, die er bewohnte, ſehr ämſig nach einem Gegenſtand, der dieſe beiden Bedingungen in ſich vereinigte. Er irrte lange umher, ohne das zu finden, was er ſuchte. Dieſe verdankten alle ihre Tugend ihrem Wohlſtand: Jene waren nur arm, oder ſeufzten, um dieſen Preiß tugendhaft ſeyn zu müſſen.

Ein Indianer, der die Menſchen und alles, was ihrer Ehrbegier ſchmeicheln konnte, floh, ſchien ihm der Anwendung des Orakels am würdigſten: allein er bemerkte bald, daß er ſich betrogen hatte, und daß dieſer Menſch ſich ſelbſt betrog. Es war nicht Tugend, es war Stolz und Menſchenhaß.

Als Tam-zy in ſeine Grotte zurückkam, verzweifelte er, dem Orakel eine Gnüge leiſten zu können, und ſchloß, daß es ihm nur habe auf die Probe ſetzen wollen. Aber die Worte auf der ehernen Tafel blieben, wie ſie waren, und Tam-zy mußte alſo wider Willen auf neue Verſuche denken. Eines Tages, als er ſich der obbeſagten Quelle naherte, erblickte er ein junges Mädchen, das eilig vor ihm floh. Sie war, um mich ſo auszudrucken, nur mit ihren langen Haaren bedeckt, und ihr ganzes Weſen kundigte mehr eine Wilde als eine Indianerin an. Unſer Eremit folgte ihr durch eine Menge Schlupfwinkel und dunkles Gehölz. Er ſah ſie in eine Höhle ſchlupfen, die faſt unzugänglich war, und er bedachte ſich keinen Augenblick, ihr zu folgen. Alles kündigte hier Armuth und Dürftigkeit an, und Tam-zy hoffte das Ende ſeiner Nachforſchungen zu finden. Ein ehrwürdiger Greis, der bey ſeiner plötzlichen Erſcheinung beſtürzt ſchien, feſſelte zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit. „Furchte nichts!“ ſagte Tam-zy zu ihm: „ich ſuche die Tugend, die von dem Glück vergeſſen wurde.“ Die Antwort des Alten, und ſein übriges Geſpräch mit ihm, beſtärkte den Tam-zy in ſeiner Hoffnung. Der Greis, ob er gleich ein Greis war, ſprach wenig, und war nur neugierig zu rechter Zeit. Das Madchen hatte ſich aus einer naturlichen Schamhaftigkeit verkrochen, und Tam-zy verließ bald darauf den Alten, völlig überzeugt, daß man nicht ärmer und nicht tugendhafter ſeyn könne.

Er kam den folgenden Tag wieder. Beym dritten Beſuche verſprach er, dem Alten eine Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. Dieſe Sprache brachte den Alten auf die Gedanken, daß die Einſamkeit wohl zuweilen den Verſtand verwirre. Er betrachtete unſern Eremiten vom Kopf bis auf die Füße, ohne ihn einmal einer Antwort zu würdigen. Dieſer, um ſich ſein Zutrauen zu erwerben, ließ ihn die eherne Tafel mit den darein gegrabenen Worten ſehen, und enthüllte ihm das ganze Geheimniß des Orakels. Der Greis betrachtete ihn von neuem mit einer Verwunderung, die ſich bald in die ausgelaſſenſte Freude verwandelte. „Ihr Götter!“ rief er endlich: „ich ſehe einen Theil meines Traumes erfüllt!“

Dieſer Ausruf verdoppelte die Neubegier des Tam-zy: er bat den Alten, ſich deutlicher zu erklären. „Ja,“ erwiederte dieſer: „du biſt es, Fremdling, der mir ſo oft im Traum erſchien; die Hand des großen Brama ſelbſt grub dieſe Worte. Aber nicht ich bin es, dem er die Krone durch deine Hand beſtimmt.“

Funfzehntes Kapitel.

Der Greis bat den Tam zu, ſich auf eine Raſenbank, der einzige Zierrath dieſer Höhle, niederzulaſſen. „Du ſiehſt in mir," hub er an, „den Favoriten des leztverſtorbenen Königs dieſes „Landes. Ich liebte die Wahrheit, und daher war „ich ein ſchlechter Hofmann. Bisher hatte der König dies noch ſo ziemlich vertragen; allein ich „ſagte ſie ihm einmal zu unrechter Zeit, war nun „auf einmal nicht mehr Günſtling, wurde verſtoſſen, eingekerkert, und vergeſſen in meinem Kerker. Vier Jahre waren verfloſſen, und die Gewohnheit machte mir mein Unglück nach und „nach erträglicher. Eines Tages würdigte mich „der König eines Beſuchs. Ich erſtaunte, als „er auf mich zulief, mich weinend in ſeine Arme „ſchloß, und mir ſelbſt die Feſſeln abnahm. Ich „muthmaßte aus dieſer innigen Bewegung ſeines „Herzens, daß er unglücklich ſeyn müßte, und „ich betrog mich nicht. Es war mir in der Gunſt „des Königs ein Mann gefolgt, der ſich alle Mühe „gab, mir in nichts ähnlich zu ſeyn. Nur Rathſchläge, die dem Ohre des Prinzen ſchmeichelten,

„floſſen von ſeinen Lippen; er ſuchte jeden Fehler „deſſelben zu bemänteln, und nährte ſeine Schwachheiten. „Daher ſtieg er auch bald in der Gunſt „des Königs auf einen Gipfel, den noch niemand „vor ihm erſtiegen hatte. Allein je mehr er hatte, „je mehr wollte er haben. Die Königin war ſchön; „er wagte es, ihr von Liebe vorzuſagen: doch hielt „er es, um ihr zu gefallen, für unumgänglich „nothwendig, ihr eine Krone anbieten zu können, „und plözlich entſpann ſich der Gedanke in ihm, „ſeinen König vom Throne zu ſtoßen.

„Dieſer Prinz führte eben Krieg gegen zwey „ſeiner Nachbarn. Er theilte ſeine Truppen, führte „die eine Hälfte ſelbſt an, und übergab das „Kommando der andern dem Yanſu (ſo hieß der „Günſtling.) Ich will dich nicht mit der Erzählung „dieſes Kriegs ermüden; beide Parteyen thaten, „wie gewöhnlich, groſſe Thaten, und machten „noch größere Fehler. Endlich wurde der König „überrumpelt und geſchlagen: Yanſu hingegen, „der gegen einen andern benachbarten König gefochten „hatte, blieb Ueberwinder, und der Vortheil, „den er von dieſem Siege zu erhalten ſuchte, „war, daß er ſich mit den Ueberwindern des

„Königs vereinigte, und dieſen zwang, ſich in „die Hauptſtadt zurückzuziehen.

„Vanſa fand Mittel, der Königin zu hinterbringen, daß er alles dieſes um ihrentwillen thue, „und daß er den Vorſatz habe, ſie auf den Thron „zu heben. Der unglückliche Prinz hatte bisher „nichts als Hochachtung für ſie empfunden; kaum „aber ſah er ſich in Gefahr, ſie zu verlieren, als „ſie ihm unausſprechlich theuer wurde. Sie der „Gefahr einer Belagerung auszuſetzen, war ihm „ein unerträglicher Gedanke, und doch wußte er „nicht, wem er ſie anvertrauen ſollte. In dieſer „Verlegenheit dachte er an mich. Mein Alter, „meine Erfahrungen, und noch mehr meine geſunde Philoſophie, hatten mich gelehrt, Fehler „zu verzeihen; vorzüglich Königen, die täglich „von einem Haufen Irrlichter umgeben ſind. Ich „nahm den Auftrag an, geleitete die Königin und „eine vierjährige Prinzeſſin, die einzige Erbin des „Thrones von Sevagy, bis zu dem nächſten Hafen: Beide waren verkleidet. Wir flohen auf „eine von den Inſeln, die dieſes Meer bedecken, „und erwarteten da Nachricht von dem Schickſale „des Königs. Acht Tage nachher verkündete der

„Ruf, daß er eine große Schlacht und das Leben
„verloren, und leider verkündete der Ruf nur allzuwahr.
„Die Königin überlebte ihren Gemahl
„nicht lange, und überließ mir die traurige Sorge,
„ihr Kind zu erziehen. Das Volk, das die
„Inſel unſers Aufenthalts bewohnte, beſtand aus
„Wilden und Barbaren: ich milderte ihre Sitten.
„Man flüſterte dem Herrn der Inſel in die Ohren,
„es ſey nicht gut, wenn ſeine Unterthanen
„wüßten, daß ſie Menſchen wären, und bat ihn,
„mein ſträfliches Beginnen nach der Strenge zu
„unterſuchen. Ich wurde auf ſeinen Befehl in
„Verhaft gebracht, und bey dieſer Gelegenheit
„nahm man mir alles, was ich hatte. Die Liebe
„der Inſulaner, die ich mir erworben hatte, befreyte
„mich endlich aus ſeinen Händen, ſammt
„der verlaſſenen Waiſe. Ich ſchiffte mich in aller
„Stille mit ihr ein, und gewann einen Hafen des
„feſten Landes. Lange hoffte ich, der herumirrenden
„Erbin von Sevagy die Protektion eines
„oder des andern benachbarten Prinzen zu verſchaffen:
„allein der Uſurpator hatte ſie alle wider
„uns eingenommen, und anſtatt ihre Hülfe erwarten
„zu können, mußten wir fürchten, von

„ihnen verrathen zu werden. Endlich führte ich „die Prinzeſſin in ihre eignen Staaten zurück, „und wahlte dieſe Einſamkeit. Seit ſechs Jahren „iſt dies unſre Wohnung, und wir ſind noch nie „weder erkannt noch beunruhigt worden. Immer „habe ich gehofft, daß man dem Panſu den geraubten Thron wieder entreiſſen werde: er hat „zu ſehr Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, als „daß er immer ungeſtraft bleiben ſollte. Meine „Ahndungen, deine Tafel, und du ſelbſt, laſſen „mich hoffen, daß dieſer Zeitpunkt nahe iſt, und „in der verzweifelten Lage, in der wir ſind, müſſen wir, nach meiner Meynung, einen entſcheidenden Streich wagen."

Zanti (ſo hieß der Greis) ſtellte unſerm Eremiten die Erbin, die er krönen ſollte, vor: es war das nämliche Mädchen, die er beym erſten Anblick für eine Wilde hielt. Sie war nur mit Lumpen bedeckt, theils um ihre Verfolger zu hintergehn, theils, weil ſie nichts beſſers hatte. Indeß beſaß der Alte noch immer den Ring und einige andere Edelſteine der Königin, womit er die ächte Herkunft der jungen Prinzeſſin beweiſen konnte. Auch die Natur hatte ſchon dafür geſorgt, daß ſie unmöglich zu verkennen war: denn ſie ſah ihrer Mutter ſo ähnlich, als eine Roſenknoſpe der andern. Aber Tam-zy verließ ſich am meiſten auf den Reiz der Neuheit: denn er wußte wohl, wie ſehr der Pöbel das Wunderbare liebt, und wie leicht er ſich deſſen überredet.

Die Waiſe nahm mit ihren beiden Begleitern den geraden Weg nach der Hauptſtadt, wo ihre Ankunft einen großen Zuſammenlauf des Pöbels verurſachte. Man umringte ſie mit neugierigem Erſtaunen. Plözlich rief Tam-zy aus: „Ihr Einwohner von Sevagy! ſehet da eure Königin!“

Dieſe Worte verurſachten ein Gemurmel unter der Verſammlung. Einige, die die Prinzeſſin erkannten, wiederholten ſie jauchzend; Andere lachten drüber. Der Larm verbreitete ſich bald bis zu dem Palaſte des Yanſu. Seine Garde lief herzu: man bemächtigte ſich der Prinzeſſin, des Alten, und des Einſiedlers. Jedes von ihnen wurde in einen beſondern Kerker geſperrt, und bis zur nähern Unterſuchung genau bewacht.

Sechszehntes Kapitel.

Tamzo machte es, wie er es gewöhnlich in ſolchen Fällen zu machen pflegte: er grübelte der wunderlichen Laune ſeines Schickſals nach, und, da er die ſchnellen Abwechſlungen deſſelben einmal gewohnt war, ſo fürchtete er auch diesmal nicht im geringſten, daß ewige Gefangenſchaft oder ein ſchimpflicher Tod ſein Loos ſeyn würde. Nur der Zuſtand des Zanti und der verwaiſten Prinzeſſin beunruhigten ihn. Dazu kam noch das Bild der Ziſka, mit dem er ſich immer wider Willen beſchäftigte, ſo oft er unglücklich war.

Manin kam, diejenige zu ſehn, die ihn vom Throne zu ſtoßen unternommen hatte. Er fand in ihr alle die Züge der Königin, und zweifelte keineswegs, daß es nicht ihre Tochter ſey. Dieſer Anblick wehte die Aſche von ſeiner Seele, und offen lag nun die Kohle, die bis dahin noch immer, nur verborgen, geglimmt hatte. Er wußte, daß ihre Mutter todt war; die junge Prinzeſſin aber ſchien ihm völlig würdig, ihre Stelle zu erſetzen. Er ließ ſie ihrem Stande gemäß kleiden: das vermehrte ihre Reize und die Begierden des

Tyrannen. Allein, da er die Tugend des Alten und die Kühnheit des Eremiten fürchtete, beſchloß er, ſie Beide ſterben zu laſſen, und dies ſollte vor den Augen des ganzen Volks geſchehn; ein Gedanke, den ihm vermuthlich der böſe Feind eingegeben hatte, und der ſeiner Klugheit wenig Ehre macht.

Beide wurden auf den Richtplatz geführt: eine zahlloſe Menge lief herzu. „Ihr Einwohner von Sevagy!" rief Tam-zy: „man tödtet vor „euren Augen den weiſen Zanti, den einzigen, „der ſeinem Könige treu blieb." Bey dem Namen Zanti fing der biedre Theil der Bürgerſchaar an zu murmeln. Alle erkannten leicht den guten Greis; alle beklagten ihn: aber keiner wagte es, ihm zu helfen; denn Biederſinn iſt nur ſelten unternehmend, und Weisheit iſt es niemals. Doch eben jezt, da der Tod unvermeidlich ſchien, erkannte das Volk in dem Eremiten ſeinen Wohlthäter. Plözlich bewaffnete ſich ein jeder mit dem, was ihm zuerſt unter die Hände kam. Man entriß ſie Beide den Händen des Scharfrichters. Die Garde wurde zerſtreut, der Palaſt geſtürmt und geplündert. Yanſu zog zwar einige Truppen an ſich: als er aber eben im Begriff war, auf das Volk loszugehn, endete ein vergifteter Pfeil ſein Leben.

Es war die höchſte Zeit für die junge Gefangene. Man hatte ſchon alle Zubereitungen zu der Vermählungscärimonie vorgekehrt, und einen Tag ſpäter wäre ſie Ehefrau und Königin wider ihren Willen geweſen. Doch dieſe Vorkehrungen waren nicht ganz umſonſt. Man krönte ſie mit aller nur erſinnlichen Pracht, und der indianiſche Geſchichtſchreiber bemerkt, (was wir ohne das ſchwerlich geglaubt haben würden) daß ſie mitten unter dem pomphaften Gewühl weder den Eremiten noch den Zanti vergeſſen habe. Dieſer leztere trat wieder in alle ſeine alten Rechte. Die, die dem Panſu am meiſten zu verdanken hatten, waren nun die erſten, ſein Andenken zu verfluchen. Zanti lebte, wie er immer gelebt hatte, das iſt, er ſagte der jungen Königin immer die Wahrheit, und bat ſie, die Schmeicheley von ihrem Throne zu verbannen.

Zanti wollte ſeine Pilgerkutte durchaus nicht an den Nagel hangen. Er hoffte täglich, daß ſein Orakel ihn von neuem auf Abentheuer ſenden werde: doch die eherne Tafel ſchwieg, und die Königin, die ſichs nun einmal in den Kopf geſezt hatte, ihn zu belohnen, machte ihn zum Befehlshaber ihrer Truppen.

Tamzy hatte nur Muth und geſunden Menſchenverſtand. Ein alter Obriſter, der zwanzig Schlachten hatte gewinnen und verlieren ſehn, ſchrie überall, daß alles dieß, ohne Erfahrung, ſo viel ſey, als ein Schiff ohne Steuerruder. Tamzy wollte dieſen Saz auf den Probierſtein bringen. Ein benachbarter König wollte den Tod des Panſu rächen, oder vielmehr ſein Nachfolger werden. Der neue General zog ihm entgegen. Es gieng juſt wie bey Roßbach. Er hatte das Glück, ſeinem Feinde verächtlich vorzukommen, und das beförderte ſeinen Sieg. Er verwundete ſogar den König ſelbſt, machte ihn zum Gefangenen, und führte ihn in die Hauptſtadt. Hier legte man dem Ueberwundenen ſehr gelinde Friedensbedingungen vor, die er jedoch ſehr hart fand. Sie waren folgende: „Bekriege nur dann deine Nachbarn, wenn dich das Völkerrecht die Waffen ergreifen heißt, und vertheidige die, die ungerechterweiſe angefallen werden.“ Der gefangene König unterſchrieb dieſe Bedingungen freylich wider Willen, war aber feſt entſchloſſen, ſie nur ſo lange zu halten, als ihm die Flügel beſchnitten ſeyn würden.

Siebenzehntes Kapitel.

Tam-zy ſah ſich nun auf einmal, nach dem Beyſpiel vieler Helden unſers Zeitalters, groß und geehrt, ohne eben recht zu wiſſen, wie das Ding eigentlich zugegangen. Er fand glücklicherweiſe noch hundert andere Gelegenheiten, ſeine Talente zu zeigen, und doch ließ er keine entſchlüpfen, auch die Talente Anderer zu belohnen. Er machte ſich beſonders dadurch um den Staat verdient, daß er denen, die nur unglücklich waren, Zeit ließ, den Eigenſinn ihres Schickſals zu bekämpfen, und ihre Glücksumſtände zu verbeſſern. Zanti ſah wohl ein, daß der neue General weit größere Belohnungen verdiene, und die junge Königin ſelbſt hatte längſt darauf gedacht. Sie vergaß nie, was ſie dem Tam-zy ſchuldig war, und, was noch wunderbarer iſt, ſie erinnerte ſich deſſen mit Vergnügen. Gern hätte ſie die Krone, die ſie aus ſeiner Hand erhielt, mit ihm getheilt, aber Tam-zy bemerkte dieſe günſtigen Geſinnungen nicht, oder wollte ſie nicht bemerken. Er war überhaupt ſeit einiger Zeit nicht mehr recht bey Laune. Der Hof machte ihm Langeweile; er verlor ſich oft in dem Gedanken an Ziſla, ohne jedoch den Vorſatz zu faſſen, ſie wiederzuſehn, und kurz, ihm fehlten neue Abentheuer. Eben als dieſe Leere in ſeinem Innern begann ihm läſtig zu werden, erblickt' er auf der ehernen Tafel folgendes:

> Der ruhigſte Hof iſt ein ſtürmiſches Meer.
> Ein ſtürmiſches Meer iſt oft weniger gefährlich als der ruhigſte Hof.

Tam-zy legte dieſen Orakelſpruch ſo aus, wie es die jetzige Stimmung ſeiner Seele heiſchte. „Auf „dem Meere," rief er, „will ich eine Ruhe ſuchen, „die mir der Hof nicht gewährt." Er ging, um von der Königin ſeinen Abſchied zu verlangen, eben als Zanti kam, ihm ihre Hand und ihre Krone anzubieten. Tam-zy ſchlug beides, wie leicht zu erachten, aus; allein er befand ſich doch in einer großen Verlegenheit, als er ſich genöthigt ſah, vor der Königin zu erſcheinen, und dieſe ihn fragte, „ob ſie denn ſo ſehr häßlich in ſeinen Augen ſey?" Unſer Held erhob ihre Reize, entſchuldigte ſich bloß mit dem Neid, den ihm ſeine Erhebung vom ganzen Hofe zuziehn würde, und ließ endlich ein paar Wörtchen von ſeiner geliebten Ziſka fliegen.

„Vermuthlich iſt ſie ſehr ſchön?" frug die Königin mit einem hämiſchen Lächeln. — „Nicht ſo ſchön, als Ihro Majeſtät!" erwiederte Tam-zy.

Die Königin. Und du gehſt, ſie aufzuſuchen? und mich läßt du . . . Sie ſtockte. — Tam-zy verſicherte, daß er ſich weiter als jemals von Ziſka entferne; und dieſe Worte gaben der Königin ihren ganzen Humor, und dem Tam-zy ſeine Freyheit wieder. Er nahm nur wenig von den Geſchenken, die man ihm anbot, und begab ſich in den nächſten Hafen, nachdem er vorher mit Zanti und der Königin ein Trio geweint hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Er fand ein ſegelfertiges, nach einer weit entlegenen Gegend beſtimmtes Schiff. Da ihm alles einerley war, ſo ergriff er dieſe Gelegenheit mit Freuden, ſich einzuſchiffen. Man lichtete die Anker bey dem ſchönſten Wetter, war luſtig und guter Dinge, und die ganze Equipage legte ſich jeden Abend unter der Protektion des Neptuns trunken zu Bette. Endlich kam ein ungebetener Sturm dazwiſchen, und machte aller Fröhlichkeit ein Ende. Das Raſen der Winde war fürchterlich, die Geſchicklichkeit der Matroſen unnütz. Man beſchloß, da die Noth am größten war, das ſchwerſte über Bord zu werfen, und noch überdieß den Gottheiten des Meeres einen von der Equipage zu opfern. Ein reicher Fremdling, glaubte man, ſey am ſchicklichſten dazu, und daher fiel die Wahl auf Tam-zy. Hier half kein Widerſprechen: er wurde den Wellen Preis gegeben, doch, es verſteht ſich, ohne ſeine Reichthümer. Die Wogen des Meeres ſpielten eine lange Zeit Federball mit ihm, und er war eben des Spieles müde, als er unter ſeinen Füßen Land fühlte, und ſich ſo gut als möglich anklammerte. Als die tiefe Finſterniß, die das Ungewitter verurſacht hatte, ſich nach und nach theilte, ſah ſich Tam-zy auf der Spitze eines Felſens, der mitten im Meere gewurzelt zu haben ſchien. Solch ein Aufenthalt iſt eben nicht der angenehmſte, beſonders wenn man ſich nicht, wie Ariadne, mit dem Bewußtſeyn ins Meer ſtürzen kann, von einem Gotte gerettet zu werden. Tam-zy hatte hier Muße genug, Betrachtungen über ſein Schickſal zu machen. Er ſah leicht ein, daß er ſich auf dieſem Felſen wahrſcheinlich nicht ſatt eſſen werde, und die Meerwölfe, die er hin und wieder herumplätſchern ſah, ließen ihn ſeine Grabſtätte halb und halb errathen. Sein Gewiſſen erwachte, und ſagte ihm laut, daß er alles dies an Ziſka verſchuldet habe.

Jezt zerriß die Sonne den dicken Schleyer von Wolken, in den ſie ſich bisher gehüllt hatte, jagte den Nebel vor ſich her, und zeigte nun auf einmal dem Tam-zy in einer kleinen Entfernung eine Inſel: aber ſie war doch zu weit entfernt, als daß er es hätte wagen können, ſie durch Schwimmen zu erreichen. Ueberdieß konnte er auch nicht wiſſen, ob die Geſellſchaft der Leute daſelbſt den

Meerwölfen vorzuziehen ſey. Die eherne Tafel ſchwieg, und er fürchtete ſehr, daß er ſie für dießmal misverſtanden habe. Doch, wie groß war ſein Erſtaunen, als er plözlich eine Menge Kähne auf ſich zurudern ſah, die den Felſen umringten. Man nöthigte ihn einzuſteigen, und ſezte ihn unter lautem Freudengeſchrey ans Land. Er wurde in eine große Stadt gebracht, durch alle Straßen geführt, und endlich in einen Tempel geleitet. Hier kündigte alles ein nahes Opfer an. Tam-zy ſuchte mit ſeinen Augen das Opferthier, und muthmaßte, daß die Ehre wohl auf ihn fallen würde.

Der Oberprieſter erſchien, ein Meſſer in der einen Hand und eine Krone in der andern. Eine Menge anderer Bramanen begleiteten ihn, und umſchlungen unſern Ritter mit Blumenketten. Der Oberprieſter hub an und ſprach: „Was ſoll man dem großen Brama opfern? ein ſchwarzes oder ein weißes Schaf?“ „Ein ſchwarzes,“ erwiederte Tam-zy; denn er war völlig überzeugt, daß das ſo ziemlich einerley ſeyn würde. Dem Oberprieſter ſchien es jedoch nicht alſo. Er erklärte mit funkelnden Augen, daß alle diejenigen an der Stelle des weißen Schafes ſterben müßten, die ſich unterſtünden, ein ſchwarzes opfern zu wollen.“ Mit dieſen Worten legte er die Krone auf den Altar, ſtreifte ſich den Ermel bis über den Ellbogen in die Höhe, verſuchte die Schärfe des Meſſers, und frug den Tamzy: „Wer biſt du?“ – „Ich „war alles,“ antwortete Tamzy, „und bin nichts. „Ich war Poet, Philoſoph, Richter, Statthalter, Staatsgefangener, Miniſter, Einſiedler und „kommandirender General.“

Der Prieſter wurde blaß, und ſagte zitternd: „Wo ſind deine Reichthümer?“

„Ich habe keine mehr.“

Deine Freunde?

„Ich habe nie welche gehabt.“

Deine Schmeichler?

„Ich will keinen haben.“

Wer nöthigte dich, allen dem zu entſagen?

„Mein freyer Wille.“

Wer führte dich unter uns?

„Das Schickſal.“

„Siehe da! unſer König!“ rief plötzlich das ganze Volk mit lautem Jubel. Der Oberprieſter ließ das Meſſer aus der Hand fallen, und ſetzte dem Tamzy zitternd die Krone auf das Haupt.

Der neue König, der nicht recht wußte, ob er wache oder träume, wurde in einen prächtigen Palaſt geführt, den man für ihn zubereitet hatte: doch mußte er vorher noch verſprechen, daß er den Irrglauben vom ſchwarzen Schafe fahren laſſen wolle. Nun erklärte man ihm das Räthſel. Dies Reich war ein Wahlreich, und nur das Orakel hatte das Recht, Könige ein oder abzuſetzen. Es bediente ſich dieſes Rechts ſehr oft, denn es ſprach durch den Mund des Oberprieſters, der während der Vacanz jederzeit die Regierung führte, und über die Wahl eines Nachfolgers immer ſehr ſchwierig war. Zehn Jahr waren ſeit dem Tode des lezten Königs verfloſſen, der, um dem Orakel zu gehorchen, ein Bonze geworden, und bald darauf, aus Verdruß, ſo gutwillig gehorcht zu haben, geſtorben war. Der große Brama machte damals durch den Mund des Oberprieſters bekannt, daß man einen Menſchen auf den Thron ſetzen ſolle, der alles geweſen ſey, allem entſagt habe, und nichts des Bedauerns werth fände.

Umſonſt ſuchte man lange nach einem ſolchen Subjekt. Verſchiedene Fremdlinge, die der Zufall oder ihr Misgeſchick an dieſe Inſel warfen, mußten ſtatt des weißen Schafes ihr Leben laſſen, bis endlich Tam-zo erſchien, den Ausſpruch des Orakels zu erfüllen. Dieſer ſezte ſich gleich beym Antritt ſeiner Regierung vor, ein ſchweres Unternehmen auszuführen. Er wollte nämlich alle diejenigen, die ihn umgaben, von Grund aus kennen lernen. Deshalb errichtete er einen neuen Orden, und verſprach den zum Ordensmeiſter zu ernennen (er möchte übrigens turnierfähig ſeyn oder nicht), der ihm den angenehmſten Rath geben würde. Sogleich marterte jeder Hofſchranz ſein bischen Gehirn, und hoffte den Preis davon zu tragen. Der eine rieth dem König, hundert ſchöne Geiſter in Sold zu nehmen, die verbunden ſeyn ſollten, jede Stunde wechſelsweiſe eine Ode zu ſeinem Lobe zu deklamiren; der andere, jedes ſeiner Worte mit goldnen Buchſtaben in Marmor graben zu laſſen; der dritte, er ſolle ein Geſez geben, vermöge deſſen ein jeder, auf den einer ſeiner Blicke fiele, ſogleich zum großen Manne werde, u. ſ. w. Tam-zo ſeufzte innerlich. Endlich näherte ſich ihm ein Menſch, den er bisher unter dem Haufen noch nicht bemerkt hatte, bückte ſich und ſprach: Liebe die Wahrheit!

„Du biſt Ordensmeiſter!“ erwiederte Tam-zy, ſchloß ihn in ſeine Arme, und machte ihn zu ſeinem vertrauteſten Freunde. Um jedoch die andern Rathgeber nicht ohne alle Strafe durchwiſchen zu laſſen, machte er ihre Rathſchläge durch öffentlichen Druck bekannt. (O! wenn das heut zu Tage noch geſchähe! Die Buchhändler würden einen gangbaren Verlagsartickel mehr haben.)

Man hatte ein Serail von auserleſnen Mädchen für den neuen König errichtet. Jede betheuerte, daß ſie ihn aufrichtig lieben, und, im Fall ſeines Abſcheidens aus dieſem Jammerthal, ſich mit ihm verbrennen wolle. Allein keine hatte das Glück, ihm zu gefallen: es blieb eine Leere in ſeinem Herzen, die nur Ziſka füllen konnte. „Theures Mädchen!“ rief er: „du warſt einer Krone „werth! Warum biſt du zu weit von mir ent„fernt? Wie gern theilt' ich die mit dir, die mir „der Zufall gab!“

Schon lange hatte er Befehl gegeben, alle Indianer, die in ſeine Staaten kommen würden, vor ihn zu führen. Eines Tages brachte man ihm einen, der ſchon mit den Unglück weiſſagenden Blumenketten umſchlungen war. Seine

Sprache verrieth einen Landsmann der Ziſka. Tam-zy befragte ihn mit ſichtbarer Bewegung darüber. Der junge Indianer ſtaunte — ſah den Prinzen mit forſchenden Blicken an und antwortete: „Durch welchen ſonderbaren Zufall wird eine Perſon, die man in ihrem Vaterlande kaum dem Namen nach kennt, einem fremden Monarchen bemerkungswerth? Kennſt du ſie?“ —

„Ob ich ſie kenne!“ rief Tam-zy.

Der junge Indianer that einen lauten Schrey und fiel in Ohnmacht.

Nun nehmt, meine lieben Leſer, alle die Drama's zu Hülfe, die ihr bey der Hand habt: es wird ſich ſchon eine Scene darunter finden, die die Wiedervereinigung des Tam-zy und der Ziſka beſſer ſchildert, als ich es thun könnte. Der indianiſche Autor fühlt ſeine Schwäche ſo ſehr, als ich; denn auch er ſchweigt, und macht blos die armſelige Bemerkung, daß es die höchſte Zeit geweſen ſey, die Ziſka aus den Händen des Oberprieſters zu retten.

Wie lange ſie, Mund auf Mund geheftet, einander in den Armen lagen, kann ich nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß es ſchon ſpät in die Nacht hinein war, als ſie anfingen, wieder ein wenig zu ſich ſelbſt zu kommen, und Ziſka begann dem Tam-zo ihre Geſchichte zu erzählen, die mein Wahrmann, der Indianer, folgendergeſtalt protocollirt hat:

Neunzehntes Kapitel.

Ziſka floh einen Omra, der ſie liebte, um dem Tam-zo zu folgen, der ſie floh. Dieſer Entſchluß war die Frucht eines Traumes, in dem ihr ein Greis erſchienen war, der ſie auf folgende Weiſe angeredet hatte:

> „Der, deſſen Verluſt du beweinſt, beweint auch den Deinigen. Auf! und folge deinem Schickſale! dieſer Ring wird dein Führer ſeyn: es iſt der Ring der Sympathie.“

Bey dieſen Worten erwachte Ziſka: der Greis war verſchwunden, aber — der Ring ſtak an ihrem Finger.

Warlich! es bedarf weit weniger, um ein liebendes Weib zu überreden. Ziſka verbarg ſich in Mannstracht und reiſte ab. Der Ring, der ſie, vermöge ſeiner Eigenſchaften, nur zu Tam-zy ſelbſt, oder doch zu denen, die ihm theuer waren, führen konnte, geleitete ſie zuerſt zu Amanzul und Zilia. Dieſe hatten ihren Wohlthäter noch nicht vergeſſen, aber ſein Schickſal war ihnen unbekannt. Ziſka hielt ſich nur ſo lange bey ihnen auf, als das Vergnügen, von ihrem lieben Tam-zy reden zu hören, ſie feſſelte. Sie kam von da an den Hof, deſſen Premierminiſter er geweſen war. Alles war hier, ſeit er weg war, ſein Freund geworden. (Sehr natürlich!) Ziſka wurde von einer Menge Schranzen umringt, die den Tam-zy aus vollem Halſe bewunderten, aber keinesweges Willens hatten, ihm nachzuahmen. Sie hätte gern mit der Königin geſprochen, aber der Ring widerſezte ſich jederzeit.

Von da kam ſie in das Königreich Sevagy. Tam-zy war weg, allein ſein Ruhm war noch überall. Zanti hatte ſeine Thränen noch nicht abgetrocknet, und der jungen Königin kam es ſehr ſonderbar vor, daß ſie ihn nicht haſſen konnte. Sie hatte, ſeit ſie ihre Einöde verlaſſen, alle die edle Einfalt abgelegt, die ſie damals ſo wohl kleidete, und wußte ſich zu verſtellen, troz dem alten

Hofmarſchall. Die Nachforſchungen des jungen Unbekannten erweckten ihre Neugier. Sie wollte ihn ſehen, und Ziſka, ihrem Ringe zufolge, widerſezte ſich nicht. Die Königin erkannte bald in der verſtellungsloſen Ziſka ein Mädchen, und — was noch ſchlimmer war — ihre Nebenbuhlerin. Es kam ihr weit leichter vor, dieſe zu haſſen, als den Tamzy. Nichts deſtoweniger liebkoſete ſie ihr, wollte ſie mit Geſchenken überhäufen und an ihrem Hofe zurückbehalten. Ziſka wurde ihren Haß nicht gewahr, erwiederte ihre Liebkoſungen, ſchlug ihre Geſchenke aus, und ſezte ihren Weg fort.

Sie kam in den nämlichen Hafen, wo ſich Tamzy eingeſchifft hatte, und beſtieg das erſte ſegelfertige Schiff. Nach einigen Tagen machte ein Seeräuber Jagd auf daſſelbe: die ganze Equipage gerieth in Schrecken. Man machte Anſtalt, ſich zu vertheidigen: nur Ziſka blieb ruhig, und wunderte ſich über den geheimen Zug, den ſie verſpürte, ſich dem Räuber zu nähern. Dieſer griff wütend an: man vertheidigte ſich muthig. Ziſka focht eine Zeitlang unter ihrer erborgten Kleidung tapfer; doch endlich, als der Räuber das Schiff eben zu entern ſuchte, konnte ſie dem Ringe nicht länger widerſtehn, und ſprang hinüber in das feindliche Schiff. Das angegriffene machte ſich faſt in demſelben Augenblicke los, entwiſchte, und Ziſta blieb allein und gefangen.

Man wußte nicht, daß ſie ein Frauenzimmer war. Man betrachtete ſie als ein Opfer, das würdig ſey, von der Hand des Oberprieſters geſchlachtet zu werden. (Vermuthlich haben die Leſer ſchon längſt errathen, daß der Seeräuber einer von Tamzy's Unterthanen war.)

Ziſta trat in den Tempel, gab ihre Stimme dem ſchwarzen Schafe, und der Oberprieſter ſtreifte ſich eben wieder den Ermel auf, als ſie der Befehl des Tamzy noch zu rechter Zeit dem Opfermeſſer entriß. Tamzy ließ ſie kurz darauf krönen, und verabſchiedete alle die Weiber, die bisher, der Etikette wegen, ſein Serail bevölkert hatten. Er ſchäzte ſeine Unterthanen, führte ſelten Krieg, ſchaffte Mißbräuche ab, liebte Ziſta, machte alles glücklich um ſich her, war es ſelbſt, und — — nun verſchwand die eherne Tafel.

Zoroaſter.

Fragment aus der Cyropädie.

Als Cyrus, Perſiens Regent,
In ſeinem Reiſewagen
Faſt durch den ganzen Orient
Sich Land für Land getragen;
Beſchloß er endlich auch, die Magen
Am Golf von Perſien
Und Zoroaſtern ſelbſt zu ſehn.
Der Held war damals ungefahr
Nicht weniger, noch mehr
Vom Golf entfernt, als Joſeph, Deutſchlands
Cyrus,
Von Voltärs Ferney war.
So nah? --- da ging ich ſelbſt, fürwahr!
Und wär' ich auch ſo arm, als Irus.
Herr Zoroaſter hatte zwar
Den Cyriſchen Beſuch noch nicht begehrt;
Doch Zoroaſter war der Ehre völlig werth.

Er führte Seine Majeſtät
In einen düſtern Myrtenhain,
Der ganz für einen traurigen Damöt
Schien ausgeſchmückt zu ſeyn.
Im dunkelſten Gebüſche war
Ein runder Platz mit Raſenſitzen,
In deſſen Mitte ein Altar,
Den Oromazes nicht mit ſeinen Blitzen,
Nicht Viſinou's oder Brama's Bild,
Und nicht das heilge Feuer füllt.
Ein Mädchen war's, in Marmor ausgehauen,
Die, traun! den griechſchen Götterfrauen,
An Grazie und Schönheit glich.
Es wäre kühn und freventlich,
Von ihren Zauberreizen allen
Ein Bild euch vorzulallen;
Ich würde ſchwerlich der Natur
Getreu den Pinſel führen,
Und oft mit eigner Phantaſie
Des lieben Mädchens Büſte zieren;
Denn — unter uns — ich ſah ſie nie.
Ein jeder Jüngling darf ja nur
Ihr ſeines Mädchens Reize ſchenken,
Und jede meiner Leſerinnen

Sich ihre eigne Büſte denken;
So wett' ich, wird das Bild quaeſtionis mehr gewinnen,
Als wenn ich hundert Federn kaute,
Erſt jeden geheimen Reiz durchſchaute,
Und dann recht à la Grecourt mich
Vertraulich hin an eure Ohren neigte,
Und unter verſchobnem Flor und Schleyer freventlich,
Bald Bruſt, bald Nacken, bald noch andre Dinge zeigte.

Der Philoſoph bat unſern Held,
Die nächſte Raſenbank zu füllen,
Und ſprach mit ihm vom Bau der Welt,
Von all' den philoſophſchen Grillen,
Propheten, Göttern und Sybillen,
Vom erſten Urſprung aller Weſen,
Und wie das alles deutlicher
In der Cyropädie zu leſen.
Allein von ungefähr
Bemerkte Perſiens Königin,
Die neben Zoroaſtern ſaß,
Und, weil ſie eben keinen Sinn

Für den gelehrten Tand beſaß,
Um deſto emſiger in ſeinen Augen las,
Daß ſeine Blicke ſich nicht ſelten
Des ſchönen Mädchens Bild zu ihrem Standpunkte
wählten.
Daß dann er ſtets aus dem Contexte kam,
Melancholie und ſtiller Gram
Durch alle ſeine Muskeln bebte,
Und oft auch eine Thräne ſich
Still über ſeine Wange ſchlich,
Die er umſonſt zu unterdrücken ſtrebte.

Mit Freuden hätt' ſie einen Strich
Von Cyrus Landen drum gegeben,
Wenn Zoroaſter ihr dies Beben und dies Streben
Nach jener Büſt' auf dem Altar
Erkläret hätte. Doch er war
Auch ohne dies erbötig, auf ihr Bitten,
All das, was er hier unterm Mond gelitten,
Ihr rein zu beichten, und begann
Darob den folgenden Roman:

* * *

„Das Schickſal warf mich in die Zahl
Der Unglückſeligen, die es zum Raub beſtimmte
Dem Schmeichler, der, wenn auch der Tugendfunke glimmte,
Vom Anbeginn der Welt ihm aus dem Buſen ſtahl,
Mit Gift ihn löſcht', und dann den Jüngling, den er trog,
Und der ſo unbefangen ſchuldlos beide Ohren
Dem Teufel lieh, bis in den Abgrund zog;
Kurz, Herr, ich bin ein Prinz geboren. —
Mein Vater war der König der Sophiten,
Ein Volk in Indien. Ich bin ſein ältſter Sohn,
Und war ſein Liebling. Roſig flohn
Der Kindheit Tage mir, ach! nur zu ſchnell verblühten
Die ſüßen namenloſen Freuden,
Die Unſchuld, Unbefangenheit,
In jener jugendlichen Zeit
Mir wonnig in das Leben ſtreuten.

„Einſt, als ich einſam auf der Jagd
Mich tief in einem düſtern Wald
Auf unwegſamen Pfad gewagt,
Erblickt' ich plözlich die Geſtalt

Von einem Mädchen — Gott! — ſo engelſchön,
Daß es im Taumel ſchon
Mir dünkt', ſie ſey von Oromazes Thron
Auf dieſe Welt herabgeflohn.
Gleich einer Büſte blieb ich ſtehn,
Und grollte heimlich mit den Blättern,
Die zwiſchen mir und ihr ſich dick
Verwebten: doch — ich ſah den Zauberblick,
Erborgt von allen Liebesgöttern.
Nachläſſig lag ſie da:
Ich wähnte nicht, daß mir ſo nah
In ihrem Arme Tod
Für meine Ruhe ſey, und unbefangen ſah
Ich nach ihr hin, und glühte, Morgenroth
Von ihrer Lippe zu trinken,
In ihren Arm zu ſinken,
Da zu enthüllen jede Falte
Des Schleyers, der die Marmorbruſt umwallte.
Doch als ich ſo mit giergen Blicken lauſchte,
All' ihren Zauber in mich ſchlang,
Und nur, von innerm Liebesdrang
Gezogen, näher trat; da rauſchte
Mein Fuß im Gras, und ſchüchtern ſprang
Sie auf — ſah nach mir hin —

Ich öffnete den Mund, um mit dem ſanften Hauche,
Dem Ruf der Liebe, ſie zurückzuziehn;
Doch ſchnell — wie alle Freuden fliehn —
Entfloh auch ſie, Selima, meinem Auge.

„Auf Flügeln der Liebe folgt' ich ihr,
Und kam noch eben, als ihr lilienweis Gewand,
Am Ende des Walds, in der Thür
Des Tempels der Veſtalen verſchwand.

„Dem müden Wandrer gleich,
Der bey dem blaſſen Licht der Sterne
Durch das Geſtrauch
Mit frohem Muth von ferne
Ein Haus erblickt, den laßgewordnen Schritt
Verdoppelt, und mit jedem Tritt
Das Ziel des Wunſches deutlicher erkennt,
Nicht geht, nein, ihm entgegen flieht! —
Und nun auf einmal ſieht,
Daß noch ein tiefer Fluß ihn ohne Hoffnung trennt:
So war mir, in der nächſten Minute,
So, und noch ſchrecklicher zu Muthe.
Nachdenkend, traurig kehrt' ich um,
Und blickte oft zurück nach jenem Heiligthum.

„Selima iſt ihr Name!“ ſagte
Ein Höfling mir, mit dem ich jagte,
Und den ich, mit erkünſtelter Ruh,
Den Tag darauf um ſeine Meynung fragte.
„Ein guter Greis,“ ſezt' er hinzu,
„Ein Prieſter Brama's iſt ihr Vater.
„Er floh aus Lycien, ſeit funfzehn Jahren hat er
„Den Tempel der Veſtalen im Beſitz,
„Und unterhalt das heilge Feuer.“

„Ein jedes ſeiner Worte war ein Blitz
Für mein verwundet Herz. Selima war mir
theuer
Seit jenem erſten Augenblick,
Und ohne ſie, wo war für mich ein Glück!
Was ſollt' ich thun? — Sie mit Gewalt
Der Veſta Freyſtatt zu entreißen,
Das konnt' ich nicht! — Mein Vater wurde alt,
Und dann iſt's in der Bruſt der Greiſen
Gewöhnlich für den Schmerz der Liebe kalt.
Er würde ſeinen liebſten Sohn
Verflucht, verſtoßen haben,
Und der Bramine hätte vielleicht
Aus Eifer für die Religion

Selimen in den Flammen begraben.
Doch Jugend und Liebe macht alles leicht!
Die erſten Pflaumenhaare
Entkeimten eben meinem Kinn;
Kaum hatt' ich achtzehn volle Jahre
Durchlebt, und flüchtig war mein Sinn.
Ein Prinz — o! dacht' ich, der darf thun,
Was er nur immer will;
Genug, er iſt ein Prinz! und dann ſchweigt jeder
ſtill.
Er ſey ein Held, ein Böſewicht,
Sie lachen, wenn der Fürſt nur lacht;
Bewundern immer, was er ſpricht,
Es ſey bedacht, ſey unbedacht:
Sie ſchlafen, wenn er ſchläft, und wachen, wenn
er wacht.

Auch ich verließ mit Zuverſicht
Auf dieſen Trugſchluß mich. Ich barg in Mädchentracht
Mein jugendlich Geſicht
Und hatt' ein lang Gedicht
Von meinem Mißgeſchick gar künſtlich ausgedacht.
Ich ſchlich um Mitternacht

Aus meines Vaters Burg, halb vor dem Ausgang bebend
Und halb in ſüßer Hoffnung ſchwebend,
Kam zum Braminen, den ich bald
Durch meine trügende Geſtalt,
Durch die Erzählung meiner Leiden
Bewog, mir einen Aufenthalt
In ſeinem Tempel zu bereiten.
Ich ſchwamm in einem Meer von Freuden!
Selima täglich mir zur Seiten,
Täglich vertrauter mit Amanen,
(So nannt' ich mich) ließ hoffen, nach und nach
Mir einen blumigen Weg zu bahnen,
Der meinem innern Wunſch entſprach.

„Oft, wenn das Morgenroth
Der öſtlichen Wolk' entquoll,
Und ſanfter Gefühle voll
Selime mir den Arm, um luſtzuwandeln, bot,
Zog ich ſie traulich nach mir hin,
Und ſprach mit ihr vom erſten Triebe
Des ganzen All — von Liebe:
Ich malte mit den ſchönſten Farben ihn,
Rief jedes roſige Geſchick

Von Liebenden, die glücklich waren,
Und täglich durch ſich ſelbſt ſich neues Glück gebahren,
In mein Gedächtniß ſchnell zurück,
Und ſo verſucht' ich allgemach
Sie zur Entdeckung zu bereiten;
Doch konnt' ich freylich nicht vermeiden,
Daß oft mein Blick zu feurig ſprach,
Und der Gedank' an jene Freuden,
Die mir ſo herrlich und ſo ſüß
Selimens Liebe einſt verhieß,
Die Aſche dann von meiner Seele blies,
Und offen nun die Kohle lag,
Die nur geheim ich nähren wollte.
Selima blickte forſchend dann,
Wenn ſchmachtend ihr mein Aug' entgegen rollte,
Die traute Freundin an.
„Faſt ſcheint's, Amana hat gefühlt,
„Was ſie erzählt: man ſpricht mehr abgekühlt
„Von Dingen, die man nur vom Hörenſagen hat.
„Mir dünkt, du liebteſt ſelbſt!“ So ſprach ſie oft und bat,
Mich ihr als Freundin zu entdecken;
Oft auch verſuchte ſie durch Scherze, loſes Necken,

Mein Innres zu ergründen
Und mein Geheimniß zu entwinden:
Doch kam, von allem Argwohn frey,
Ihr nimmer in den Sinn,
Zu wähnen nur, Amana ſey
Nicht, was zu ſeyn ſie ſchien.

Auch war mein Vorſatz nicht,
Das liebe Mädchen zu verführen;
Ich ehrte ſtets ein Mädchenangeſicht,
Das Spuren reiner Unſchuld zieren.
Mein Herz war unverdorben,
Und tugendlich Gefühl in mir noch nie erſtorben.
Mein Vorſatz war,
Wenn binnen einem Jahr
Selimens Lieb' ich mir erworben,
Ihr das Geheimniß zu enthüllen,
Und ſie zu bitten, mit dem Mann,
Der nach und nach ihr Herz gewann,
Einſt der Sophiten Thron zu füllen.

Zwey Monden waren nun verfloſſen,
Zwey Monden — ach! in denen wir
Das reinſte Glück genoſſen,

Und ſtets nur Bluhmen mir
Auf meinem Pfad entſproſſen.

Mit Freuden hätt' ich unverdroſſen
In dieſer Einſamkeit mein Leben hingeträumt,
Den väterlichen Thron,
Dem ich allein aus Lieb' entflohn,
Gern meinem Bruder eingeräumt;
Doch plözlich trennte mich ein böſes Schickſal hart
Von der, um die ich pflichtvergeſſen ward.

„Einſt ſtieg die ganze Schaar
Der Prieſterinnen,
Wie dieſes ihre Sitte war,
Auf einen Berg, um da vor dem Altar
Das Opfer zu beginnen,
Und mit geweihter Hand
Das heilge Feuer zu erhalten.
Fröhlich wallten
Wir alle Hand in Hand,
Von jenem alten
Braminen nur begleitet.
Kaum hatten wir zum Opfer uns bereitet,
Als plözlich uns ein Heer

Von Räubern (wie ich damals glaubte)
Umgab, und ohne Gegenwehr
Selimen ſamt dem Alten raubte.

„O! was ich da empfand!
Ha! wer vermag es auszudrücken?
Sinnlos ſtand
Ich da mit funkelnden Blicken,
Und mußte ſie verſchwinden ſehn,
Und ſollte nun allein in jenen Tempel gehn,
In jene freudenloſe Wüſte,
Wo mir den Aufenthalt Selima nur verſüßte.
Nein! — Wütend warf ich mein Gewand
Im Angeſicht der Veſtalinnen
Zur Erde, floh von hinnen
Mit halb zerrütten Sinnen,
Verließ mein Vaterland,
Das ſonſt geliebte Indien,
Durchlief ganz Aſien,
Nur Ein Gedank' beſeelte mich:
Selima! — ach! — ich ſuchte dich!" —

Hier heftete ſich Zoroaſters Blick
Auf jene Vaſe; — feyerlich

Schwieg alles einen Augenblick,
Doch kam der Philoſoph bald zu ſich ſelbſt zurück.

„Einſt,“ fuhr er fort, „als hofnungslos
Mit unbeſtimmten Schritten ich
Das Land der Lokrer durchſtrich,
Da trieb die Sonnenhitze mich
In einen nahen Wald; ich warf mich hin aufs
Moos,
Um in der Ruhe Schoos
Mein unglückſeliges Loos
Auf wenig Stunden zu vergeſſen,
Und von der gütigen Natur
Ein wenig Schlummer nur
Für mich Ermüdeten, Kraftloſen zu erpreſſen.

* * *

„Kaum hatte der Flügel des Morpheus mein Auge gedeckt, als fernes Jagdgeſchrey in meine Ohren tönte: ich verbarg mich ins Gebüſch und lauſchte erwartungsvoll, als es ſich zu nähern begann. Ein Zug ruſtiger Jäger ritt vorbey: dieſem folgte in Schaaren ein Mädchenheer. Ihre Gewänder umflatterten die ſchneeweißen Zelter,

eine beſcheidene Roſe ſchmückte das blonde Haar,
ein Köcher mit Pfeilen hing nachläſſig über ihre Schultern,
— und in der Hand
Hielt ſie einen Bogen,
Zum Schuß geſpannt. —

„Wie? — hat mein Auge mich betrogen?“
Rief ſtaunend ich,
Als ſie den Buſch vorbey gezogen;
„Selima! ſah ich dich?“

„Sie wars, die in der Mitte
Der Mädchen ich erblickt.
„Ha! Seligkeit! — Bald flog ich halb entzückt,
Von ſüßer Hofnung angeblickt,
Bald ging ich langſam nur mit zweifelhaftem Schritte
Der nahen Hauptſtadt zu. Ein unbekanntes Beben
Nahm meine ganze Seele ein;
Doch hätt' ich keinen Dank darum gegeben,
Der ängſtlichen Empfindung loszuſeyn.
Es war mir alles ſo behaglich,
Mein Herz ſo wolluſtvoll erweicht,

Nur der Gedanke, mich vielleicht
Getäuſcht zu haben, unerträglich;
Denn, ach! ein ſchöner Traum bleibt doch am End'
ein Traum.
Doch meine Seele hatte kaum
Den ſchwarzen Argwohn mir geboren,
Als plözlich jeder Zweifel ſchwand;
Denn eben war ich in den Thoren
Der Hauptſtadt angekommen, ſtand
Auf meinen Stab gelehnt, nicht fern
Von einem Säulengang, als einer von den Herrn,
Die immer gar zu gern
Ein fremd Geſicht mit höflichem Ungeſtüm
Um Namen, Vaterland,
Und tauſend Kleinigkeiten fragen —
Jedoch dagegen ihm,
Wenn er's verlangt, mit Freuden alles ſagen,
Was ſeit Jahrhunderten in ihrer Vaterſtadt
Sich dann und wann beſonders zugetragen —
Als, ſag' ich, ſolch ein Schwätzer zu mir trat,
Und, ohne daß ich ihn mit vielen Fragen quälte,
Mir Folgendes erzählte:

* * *

„Schon ſeit einigen Jahrhunderten werden „die Lycier von Weibern beherrſcht. Siehe da! „den Urſprung dieſer Regierungsform. Die Lycier waren während eines langen Friedens ſo „weibiſch geworden, daß ſie anfiengen, ſich blos „mit ihrem Putz zu beſchaftigen, und alle Fehler „des beſſern Geſchlechts nachzuahmen, ohne jedoch das Sanfte, Hinreiſſende in ihrem Charakter erreichen zu können. Wolluſte traten an die „Stelle liebenswürdiger Leidenſchaften. Sie verachteten die weichen Weiber und behandelten ſie „als Sklavinnen. Plözlich brach ein auswärtiger „Krieg aus: die feigen, weibiſchen Männer vermochten nicht ihr Vaterland zu vertheidigen; ſie „flohen und bargen ſich in die Höhlen und Wälder: „die Weiber, gewöhnt an hartes Joch und Sklaverey, ergriffen die Waffen, ſchlugen den Feind, „nahmen das Land in Beſitz, und befeſtigten ihre „Macht durch ein unveränderliches Grundgeſetz.

„Die Lycier gewöhnten ſich bald an dieſe Regierungsform, und fanden ſie viel ſanfter und „bequemer, als die vorige. Die Männer gaben „die Geſetze, allein die Weiber ſorgten dafür, daß „ſie auch ausgeübt wurden. Die dieſem Geſchlechte

„berne Sanftmuth verſperrte der Tyranney den Weg, und der Rath verſtändiger Greiſe, welche die Königinnen zu jeder Zeit umgaben, mäßigte den gewöhnlichen Unbeſtand der Weiber.“

„Die Mutter der Seluna wurde durch eine ehrgeizige Verwandte vom Throne geſtoßen, und der Gram tödtete ſie bald darauf. Ihr erſter Miniſter floh mit der jungen Prinzeſſin nach Indien, wo er viele Jahre in Geſtalt eines Braminen verlebte, und ſeine vermeynte Tochter als Veſtalin erzog. Indeß unterhielt er ſtets einen geheimen Briefwechſel mit dem königlichen Hauſe: daher wurde Seluna, gleich nach dem Tode der Thronräuberin, in alle ihre Rechte wieder eingeſezt. Ihr unglückliches Schickſal hatte ſie weiſe gemacht, alle ihre Unterthanen liebten ſie, und — (eine Nachricht, die mich am meiſten intereſſirte —) ſie bezeugte einen unüberwindlichen Abſcheu vor dem Heurathen.“

„Ich dankte den Göttern im Stillen, endlich das Ziel meines Herumſchweifens gefunden zu haben, rief ihre fernere Hülfe an, und ſchwur mir ſelbſt und ihnen einen theuren Eid, nie ein ander Mädchen zu lieben.

„Noch fehlten mir die Mittel, mich der Königin zu nähern. Ich ſann lange hin und her, und beſchloß endlich, Kriegsdienſte zu thun. Mein Muth zeichnete mich bald vor Andern aus. In einer Schlacht, die die Freyheit der Lycier entſcheiden mußte, brachten die Carier unſere Völker in Unordnung. Es war auf einer großen Ebne, von einer Kette von Bergen umgeben, welche nur einen engen Ausgang übrig ließ. Ich ſah, wie ein jeder ſich muthlos wendete, um hindurch zu fliehen. Ich gewann dieſen Platz, drohte mit meiner Lanze einen jeden Feigherzigen zu durchbohren, ſammelte ſo unſere Truppen wieder, griff den Feind mit halber Verzweiflung an, und trug einen herrlichen Sieg davon. Dieſe That machte Aufſehn. Man ſprach in der ganzen Armee nur von meinem Muth, und die Soldaten nannten mich den Befreyer des Vaterlandes. Die Königin verlangte mich zu ſehn: ich erſchien, allein ſie erkannte mich nicht. Seit ſechs Jahren waren wir getrennt, und Gram und Kummer hatten meine Geſichtszüge entſtellt.

„Sie frug nach meinem Namen, Vaterland und Herkommen. Ein Blick ihres Auges verrieth, daß ſie dieſe Frage mit herzlichem Antheil that. — Wunderliche Laune der Liebe! — In meinen Augen war Selima ehedem Veſtalin — nur von niedriger Herkunft — und doch war ich bereit, eine Krone mit ihr zu theilen. Jezt — eine Königin der Locrer! Plözlich fuhr der Gedanke durch meine Seele: auch Selima ſollte mir ihre Liebe ſchenken, arm und unbekannt, wie ich ſie ſelbſt einſt wähnte: ich verbarg ihr daher meine Geburt, Herkunft, und nannte ein kleines Dorf in Bactrien, das ich für meinen Geburtsort ausgab.

„Sie kehrte ſich unwillig von mir, ohne eine Sylbe zu antworten. Doch bald hernach übertrug mir auf ihr Anſtiften der Senat das Kommando über die Armee: dies verſchaffte mir einen freyen Zutritt zu der Perſon der Königin: oft auch ſchickte ſie unter dem Vorwand von Geſchäften nach mir, und hatte mir doch nur ſelten etwas zu ſagen. In jenen wonnigen Stunden ſchilderte ich ihr zuweilen unter erborgtem Namen meine Geſinnungen. Die griechiſche und ägyptiſche Götterlehre, die ich auf meinen Reiſen erlernt hatte, gab mir unendlichen Stoff zu beweiſen, daß die Götter ehedem auch Sterbliche liebten, und daß es der Liebe ein leichtes iſt, das Milchmädchen mit dem Beherrſcher der Völker zu vereinigen. Als ich ihr eines Tages eine ſolche Geſchichte, mit aller Wärme, deren ich nur fähig war, erzählte, verließ ſie mich plötzlich in der größten Bewegung. Ich fühlte, daß es Liebe war, und eine unausſprechliche Wolluſt bemächtigte ſich meiner. Ihr Vertrauen zu mir wuchs täglich. Ich rief einigemal die unglücklichen Tage ihrer Kindheit ihr ins Gedächtniß zurück. Dann erzählte ſie mir ihren Aufenthalt unter den Veſtalen, und ihre zärtliche Freundſchaft für Amana. Kaum vermogt' ich mich zu halten, wenn ſie ſo herzlich von dieſer entriſſenen Freundin ſprach; und ſchon beſchloß ich ihr das Geheimniß zu enthüllen, als ein unverhoffter Zufall mir den ganzen Umfang ihrer Liebe ſehen ließ.

„Den Geſetzen der Vorier zu folge, war es der Königin nicht erlaubt, ſich einen Gemahl unter den Fremdlingen zu wählen. Celima ließ mich eines Tages rufen, und redete mich folgendergeſtalt an: „Meine Unterthanen wünſchen mich an der Hand eines Mannes zu ſehn, den ich liebe. Geh!

ſag ihnen, daß ich bereit bin, ihre Wünſche zu erfüllen: doch nur unter Einer Bedingung: meine Wahl muß gänzlich frey ſeyn." — Hohe Majeſtät umſtrahlte ſie, als ſie dieſes ſprach, und kaum würdigte ſie mich eines Blickes. Ich zitterte, ſchmeichelte mir wieder, und blieb endlich in einer ſchrecklichen Ungewißheit; denn ich wußte, wie ſehr ſich die Lycier an ihre Geſetze banden. Doch der Senat verſammelte ſich, ich trug den Willen der Königin vor, und nach einigem Widerſtand bewilligte man alles.

„Kaum war Selima davon benachrichtigt, als ſie mir befahl, die Truppen auf der nämlichen Ebne zu verſammeln, wo ich jenen herrlichen Sieg über die Carier davon getragen hatte. Alle die Mächtigen im Volk wurden eben dahin beordert: man erbaute einen koſtbaren Thron: die Königin erſchien, umgeben von ihrem Hofſtaat, blickte lächelnd auf das verſammelte Volk umher, und ſprach alſo:

Seit eine höh're Macht — ſeit Brama ſelbſt von oben
Mich auf den mächtgen Thron der Lycier gehoben,

Hab' ich zu jeder Zeit nur euer Glück geſucht,
Dem Joch der Tyranney, ihr Bürger! ſtets geflucht.
Wer darf es wagen, Recht und Freyheit hier zu beugen?
Ein Blick, der Rache droht, heißt jeden Frevler ſchweigen.
Und doch! — ſchenkt Mitleid mir, ihr Lycier! — ach! die,
Die euer Glück nur ſucht, genoß ſelbſt deſſen nie:
Den Unterthanen darf es nie an Freyheit fehlen,
Doch ihre Königin muß nur gezwungen wählen.
Iſt das gerecht? — o dann nehmt euren Thron zurück!
Denn nur Zufriedenheit, nicht Kronen ſchaffen Glück!
Nehmt mir das Diadem, den guldnen Königsſaal,
Und all den Tand — wo nicht — ſo laßt mir freye Wahl!

„Die ganze Verſammlung jauchzte ihr lauten Beyfall zu. Selima winkte mir, mich an der Spitze der Truppen zu nähern: ſie ſelbſt erhob ſich vom Throne, reichte mir ihre Hand, und erklärte mich öffentlich für ihren Gemahl. „Er „iſt ein Fremdling!“ rief ſie laut; „aber, ihr Lycier! er iſt der Befreyer des Vaterlandes! kein „König von Geburt, doch Brama prägte den König auf ſeine Stirn.“

Ich warf mich zu ihren Füßen. „Selima!“ rief ich: „erkennſt du deine Amana nicht?“ — Fröhliches Staunen hob die Bruſt meiner Geliebten. Arm in Arm, Mund auf Mund, ſtanden wir da auf den Stufen des Thrones, und der Gott der Liebe trug eine wonnige Stunde auf ſeinem Flügel ins Meer der Ewigkeit. — —

Vergieb mir dieſe Thräne, Cyrus! Der Philoſoph bleibt Menſch, und die Rückerinnerung an jene glücklichen, zu ſchnell entflohnen Tage findet mein Auge nie trocken; denn ach! Selima ſtarb wenige Monate nach unſerer Verbindung. Meine Sinne wurden zerrüttet: ich begann zu wüten, und fiel endlich abgemattet in die tiefſte Traurigkeit. Mir war es, als habe Brama einem jeden der

Verdammten den ſchrecklichſten Tag ſeiner Qualen abgenommen, und für mich ein Jahr daraus gemacht. Endlich ſenkte ſich Weisheit in meine Bruſt, entnebelte meinen Geiſt, und ließ mich ſchauen die wunderbaren Geheimniſſe des Oromazes. Unglückliche Tugend! — was iſt gemeiner in der Welt! und was verführt die armen Sterblichen mehr, gegen die Gottheit zu murren!

Dies bewog mich, den kleinen, noch übrigen Theil meines Lebens, den Lehren göttlicher Weisheit zu widmen.

Ich irrte unter den Weiſen Aſiens umher, beſprach mich mit ihnen über ihre Geſetze und Gottesdienſt, und kam endlich hieher an die Ufer des Aroſis, wo die Magen mich zu ihrem Oberhaupte wählten."

Zeroaſter ſchwieg. Eine Thräne nezte ſeinen ehrwürdigen Bart, und Cyrus drückte Caſſandanen wehmüthig an ſeine Bruſt.

Das wunderſame Hündlein.

Ein Feenmärchen.

Nach la Fontaine.

Der Schlüſſel zu der Geldkaſſette
Iſt meiſtentheils der Kapital
Zum Schlafgemach und Ehebette
Von unſern Weibern allzumal.
Iſt auch von Junker Amors Bogen
Vergebens jeder Pfeil geflogen,
So übertüncht er ihn mit Gold,
Und plötzlich wird das Weibchen hold.

2.

Sonſt geizte nur das Volk der Dichter
Nach einer Hand voll gelb Metall;
Jezt brauchen Könige und Richter
Die güldne Mode überall:
Für Geld ertheilt man Audienzen,
Man ſpricht die herrlichſten Sentenzen,
Für Geld hab' ich um Mitternacht
Die ſchönſte deutſche Frau bewacht.

3.

Wer gar zu ehrlich iſt, verſauert:
Drum hat Frau Venus, wie es ſcheint,
Die Kunſt der Themis abgelauert:
Und biſt du ſonſt nur Amors Freund,
O! ſo verzeihſt du ihm, wie billig,
Den kleinen Fehler gern und willig;
Denn manches Wort zum Herzen geht,
Das, ohne dies, der Wind verweht.

4.

Nun laßt uns die Geſchichte leſen! —
Bekanntlich iſt von Alters her
Die Welt von Narren voll geweſen,
Und zwar bald weniger, bald mehr;
Nur mit dem Unterſchied: ſie kleiden
Sich ſehr verſchiedentlich, und reiten
Bald dies, bald jenes Steckenpferd,
Wie's für die Uniform gehört.

5.

Nun denkt euch einen kleinen Alten,
Ein finſtres, grämliches Geſicht,
Auf deſſen Stirn ein Heer von Falten
Ganz laut von sechzig Jahren ſpricht:

Denkt dieſen Kopf euch reif zum Tode,
Das Haar ſchneeweis — doch à la Mode
Friſirt, gepudert, aufgeſtuzt,
Und troz dem Paladin gepuzt.

6.

Nehmt eine reichgeſtickte Weſte
Und einen Sammtrock noch dazu,
Füllt dieſe beiden auf das beſte
Mit Bauch, und traun! vom Kopf zum Schuh
Habt ihr den Mann, als hätt' ihn eben
Ein Chodowiecky nach dem Leben
Euch hingezeichnet. Schritt und Gang
War voll von innerm Stuzerdrang.

7.

Es hatten zwar ſich ſieben Städte
Bisher noch nie um ihn gezankt;
Er war, ohn' alle Widerrede,
(Dem Kirchenbuche ſey's gedankt)
In Mantua, der Stadt, geboren,
Und in die Zahl der Senatoren
Erhoben; denn wem Gottes Hand
Ein Amt giebt, giebt ſie auch Verſtand.

8.

Sich auf das Rathhaus zu bewegen,
Ward ſeinem Körper oft zu ſchwer;
Doch einen Haſen zu zerlegen,
War niemand williger, als er:
Er konnte ſchlafen, trinken, eſſen;
Sein Schreiber ſchrieb ſich unterdeſſen
Für mäßiges Salarium
Den ganzen Tag die Finger krumm.

9.

Was geb' ich ihm für einen Namen?
Ein Stutzer heißt ein Paladin;
Sein Gegenfüßler, der nur Damen
Vom Anſehn kennt, heißt Miſogyn;
Den eifrigen Zeloten nennen
Wir einen Pabſt; (ich muß bekennen,
Dies nomen collectivum iſt
Sehr paſſend für den Antichriſt.)

10.

Doch dieſe Art der Schellenbrüder
Führt andre Namen unter uns:
Ich ſuchte lange hin und wieder,
Und fand den ſchönen Namen — Duns!

Die Dunſe ſind in unſern Zeiten
(Epigrammatiſchen Kleinigkeiten
Sey es gedankt!) bekannt genug
Durch Almanach und Taſchenbuch.

11.

Duns alſo war ein Bibelkenner,
Und that das Sprüchlein wohl verſtehn,
Daß es nicht gut ſey, wenn die Männer
So weiberlos durchs Leben gehn.
Die Lehre that ihm baß behagen;
Er nahm in ſeinen alten Tagen,
Trotz Chiragra und Podagra,
Das ſchönſte Weib zu Mantua.

12.

Ein Auge, das mit Jugendfeuer
Und liebeſprechend um ſich blickt;
Ein Buſen, der ſich unterm Schleyer
Hochſchwellend aus der Schnürbruſt drückt;
Ein Haar, das, Herzen zu umſchlingen,
In tauſend zauberiſchen Ringen
Sich ſanft ergoß, und eine Hand,
Die gern der Liebe Druck verſtand.

13.

So reizend ſieht man ſich wohl ſelten
Nach Cicisbeen lange um:
Auch ſchwärmten bald die jungen Helden
Wie Bienenſchwarm um ſie herum.
Der legt ſich liebekrank ins Bette;
Der trägt der Dame Silhouette
Auf ſeiner Bruſt, und der bewohnt
Im Geiſt mit ihr den lieben Mond.

14.

Die Dame Laura ſprach indeſſen
All dieſer warmen Liebe Hohn,
Und wären ſie ſo ſchön geweſen,
Als Paris und Endymion,
Ihr Zimmer blieb für ſie verſchloſſen;
Umzingelten gleich unverdroſſen
Die Herrn den ganzen Tag das Haus,
Sie gukte nicht einmal hinaus.

15.

Fürwahr! ihr werdet's ſchwerlich glauben;
Allein der armen Laura ging
Es wie dem Fuchſe mit den Trauben:
Herr Duns bemerkte jeden Wink,

Und die verſtohlne Augenſprache
War eben nicht Herr Dunſens Sache;
Sein Podagra ſtieg einen Grad,
Wenn Laura nur ans Fenſter trat.

16.

Und eine ſeiner größten Gaben
War, nach der Tafel zum Deſert,
In eine Wildſchur tief vergraben,
Den Kopf von Portaporto ſchwer,
Aus ſeiner Bibel zu beweiſen,
Daß ächte Liebe ſtark wie Eiſen,
Und daß Beſtändigkeit und Treu
Die ſchönſte Weibertugend ſey.

17.

Das ſezte endlich in dem Herzen
Der Dame ſich ſo ziemlich feſt,
Und ſie verlachte all die Schmerzen,
Wenn täglich auch von Oſt und Weſt
Wohl tauſend, durch der Liebe Ränke,
Bald durch ein Briefchen, durch Geſchenke,
Bald auch durch eine Kupplerin,
Beſturmten ihren Felſenſinn.

18.

Doch einſt begab ſich's, daß in Sachen
Der Mantuaniſchen Republik
Man nöthig fand um Rath zu fragen
Den heilgen Vater Pabſt. Viel Glück
Für unſern Duns; denn ſie ernannten
Einmüthig Dunſen zum Geſandten,
Weil, was den Aufwand anbetraf,
Er alle Andre übertraf.

19.

Auch ward dadurch viel Streit vermieden,
Erwägt nur ſelbſt den wichtgen Fall:
Es war ein Eſel abgeſchieden
Aus dieſem öden Jammerthal,
Der jederzeit an heilgen Tagen
Des Orts Reliquien getragen,
Ein Eſel, überall beliebt,
Wie es wohl deren viele giebt.

20.

All ſeine Gönner und Patronen
Vertheidigten daher den Satz:
Man müſſ' auch todte Eſel ſchonen
Von ſolcher Qualität, den Platz

Des Kirchhofs ihnen überlaſſen,
Der könne viele Eſel faſſen,
Und ſolch' ein Eſel, vielgeehrt,
Sey ehrliches Begräbniß werth.

21.

Hingegen gab es böſe Leute,
Die ſagten öfters frank und frey
In dieſem theologiſchen Streite,
Daß Eſel doch nur Eſel ſey,
Und daß dem Herrn mit langen Ohren
Der Anger draußen vor den Thoren
Wohl gut genug. — Nun kommt und ſprecht!
Wer von den Beiden hatte Recht?

22.

Die ganze Sache war für Dunſen
Ein Spas, und er war überzeugt,
Daß er ſie keineswegs verhunzen,
Vielmehr dem Pabſte ſie ſehr leicht
Und faßlich machen würde; aber —
(Denn, ach! mit einem böſen Aber
Iſt leider! jedes Ding gepaart,
Und dies war von der ſchlimmſten Art.)

23.

Das Aber alſo brachte plözlich
Den feinen Schluß in ſein Gehirn:
„Ein Schwur iſt doch nicht unverlezlich,
„Und wehe, wehe meiner Stirn!
„Ein Weib — und wär ſie auch Veſtale —
„Bleibt doch ein Weib! ſie haben alle
„Ein Schäferſtündchen: wer's verſteht,
„Iſt Sieger, eh ihr's euch verſeht.“

24.

Nun ſchloß er ganz natürlich weiter
Auf ſeiner Ehehälfte Treu,
Und fand bey dieſem Schluſſe leider,
Daß Laura Evens Tochter ſey,
Und niemand dafür ſtehen könne,
Daß, wenn er auch den Streit gewönne,
Und Rom ihm alles eingeräumt,
Dafür der Stirn ein Horn entkeimt.

25.

Ein Horn iſt eine Hauptbeſchwerde,
Und lieber hatte unſer Mann
Wohl ſelbſt auf die geweihte Erde
Von Herzen gern Verzicht gethan.

Drum ward's ihm ſauer ja zu ſagen,
Er unterhielt mit ſteten Klagen
Von Podagra und Chiragra
Den edlen Rath zu Mantua.

26.

Doch als der Rath in manchem langen
Sermon ſein möglichſtes gethan,
So gab er endlich ſich gefangen
Und trat das Ehrenämtchen an.
Ich brauch' euch wohl nicht erſt zu ſagen,
Er that's mit Zittern und mit Zagen.
Schließt aus der Rede, die er hielt,
Was man bey ſolchen Dingen fühlt.

27.

Es war ſo hinter der Gardine
Des Abends vor dem Abſchiedstag,
Als mit der kummervollſten Miene
Er folgendes zu Lauren ſprach:
„Ach! liebes Kind! wir müſſen ſcheiden!
„Und leider werden deine Freuden,
„So ohne mich, nur wenig ſeyn;
„Doch ungern laſſ' ich dich allein.

28.

„Ich weiß zwar, daß in allen Ehren
„Du mich gehalten jederzeit;
„Doch mein Geſchäft kann lange währen,
„Die Sache iſt von Wichtigkeit.
„Die vielen bunten Schmetterlinge,
„Das Seufzen, Winſeln, das ſind Dinge,
„Die für den armen Ehemann
„Gewiß der böſe Feind erſann.

29.

„Und was das Schlimmſte iſt, ſie denken
„Faſt alle über einen Schlag,
„Beſtürmen endlich mit Geſchenken,
„Wenn Schmeicheley nichts mehr vermag.
„O Laura! hüte dich für beiden!
„Um die Verſuchung zu vermeiden,
„Die oft uns übertölpeln kann,
„So höre meinen Vorſchlag an!

30.

„Der Frühling naht mit ſtarken Schritten,
„Du kennſt mein niedlich Sommerhaus,
„Begieb auf deines Dunſens Bitten
„Auf ein' paar Monat dich hinaus!

„Dort, Liebchen, biſt du völlig ſicher,
„Die feinſten Leckerbißchen, Bücher,
„Muſik und andre Tändeleyn,
„Soll alles dir zu Dienſten ſeyn.

31.

„Und nimm Heiducken, Läufer, Pagen,
„Halt offne Tafel jederzeit,
„Kauf dir die ſchönſten Equipagen,
„Ein reichgeſticktes Gallakleid,
„Nimm meine ganze Geldkaſſette,
„Doch nur den Platz im Ehebette
„Laß bis zu meiner Wiederkehr
„Für mich, wenn du mich lieb haſt, leer.“

32.

So ſprach er in der Herzensklemme
Von Furcht und Ehrgeiz. Seine Frau
Beſchwur, wenn auch ſelbſt Amor käme,
Sich gegen dieſen Feind genau
Nach ſeiner Vorſchrift zu betragen,
Dem eitlen Weltand zu entſagen,
Und immer ſolle Ja und Nein
In Demuth ihre Antwort ſeyn.

33.

Wenn ich um eine Schöne buhle
Und frage, ob auch ſie mich liebt?
Und ſie — noch neu in Amors Schule —
Ein deutlich Ja zur Antwort giebt;
So bin ich immer ſehr zufrieden
Mit dem, was mir das Glück beſchieden,
Denn wer zu viel [illegible],
Der wird gar leichtlich ennuyirt.

34.

Doch alles, was Subtilitäten
Gleich ſah, kam nie in Dunſens Hirn.
Was ſollt' er auch viel drüber reden,
Und ſich den Kopf noch mehr verwirrn?
Ich wette, Dame Laura dachte
Selbſt nicht daran, als ſie es ſagte;
Drum griff Herr Duns nach Hut und Stab,
Und reiſte ziemlich ruhig ab.

35.

Die Dame that in allen Stücken
Sofort, wie ihr befohlen war,
Und barg ſich den verliebten Blicken
Von ihrer Paladine Schaar;

Das iſt: ſie ging zur ſelben Stunde
Mit ihrer Zofe, ihrem Hunde,
Und einer Katze ſtracks hinaus
Auf ihres Mannes Sommerhaus.

36.

Dies war ſo etwa eine Meile
Von Mantua. Denſelben Tag
Zog in der allergrößten Eile
Der ganze Schwarm ihr hintennach,
Zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde,
Gleich einer wohlgezognen Heerde,
Die an das Glöcklein ſich gewöhnt,
Und willig folget, wenn es tönt.

37.

Doch, ach! der Schweizer an der Pforte
Des Schloſſes wies ſie alle ab.
Kein Bitten half! mit einem Worte,
Hier grub ſich mancher Held ſein Grab.
Der ſeufzte in die Abendwinde,
Der hing ſich auf an eine Linde,
Der ſtach ſich todt, der ſchoß ſich todt,
Doch Laura lachte ihrer Noth.

38.

'S iſt unbegreiflich! eine Schöne
Von achtzehn Jahren, voll und rund,
Und gleich Correggio's Magdalene
An Stirn und Auge, Naſ' und Mund,
Bleibt kalt gleich einem Salamander,
Bey all den Flammen, die einander
Durchkreuzen und mit Höllenſchmerz
Zerwühlen jedes Jünglings Herz.

39.

Doch ſpotte nur Amors Vaſallen!
Es kömmt ein Augenblick, in dem
Die Prude und Kokette fallen,
Und wo der Jüngling ganz bequem
Sich ſchnell zum unumſchränkten Meiſter
Des Mädchens macht. Die ſchönen Geiſter,
Und die Genie- und Dichterbrut
Verſtehen dies vorzüglich gut.

40.

Drum iſt beſonders hier zu merken
Ein Jüngling, reizend wie der Tag,
Der nun vor Laurens Feſtungswerken
Zwey Jahre ſchon vergeblich lag;

Und doch behielt er ſeinen Poſten,
Spart keine Seufzer, keine Koſten,
Um als ein ächter Paladin
Noch endlich ſieghaft einzuziehn.

41.

Der arme Junge! ſo zu lieben,
Daß auch der lezte Heller fliegt!
Wär' es beym Seufzen noch geblieben,
Das iſt ein Quell, der nie verſiegt;
Allein bedenkt! in zweyen Jahren
Den Aufwand nicht einmal zu ſparen —
Und doch verfehlt des Wunſches Ziel —
Bey meiner Treu! das iſt zu viel.

42.

Auch ward ihm ſelbſt nicht wohl zu Muthe
Bey ſeines Beutels Vacuum,
Der Armuth zentnerſchwere Ruthe
Warf alle ſeine Hoffnung um,
Sein Gut war auf ein halbes Drittel
Geſchmelzen, und das lezte Mittel
Ergriff er nun, das, wie ihr wißt,
Betrogner Liebe Zuflucht iſt.

43.

„Das lezte Mittel? wie wir wiſſen?
„Er ſtarb doch nicht etwa für Schmerz?
„Er ſtach doch nicht zu Laurens Füſſen
„Sich einen Dolch ins kranke Herz?“
Nichts weniger! er wollte lieber,
Zufrieden mit dem lezten Stüber
In ſeiner Taſche, weiter gehn,
Als auf der Narrenliſte ſtehn.

44.

Gehüllt in eine Pilgerkutte,
Gewaffnet mit dem Pilgerſtab,
Lief er nunmehr in einem Tritte
Den ganzen Tag Berg auf, Berg ab,
Wie alle Herren dieſes Schlages;
Und da begab ſich's eines Tages,
Daß auf dem Wege, den er nahm,
Ein Bauer ihm entgegen kam.

45.

An einem Buſche, der ſchon lange
Dem Thiergeſchlechte Zuflucht gab,
Erblickt der Bauer eine Schlange,
Und ſchwingt ſogleich den Dornenſtab,

Das arme Thier herauszujagen
Und ohne Gnade todtzuſchlagen.
Warum er's that? — Weil, das iſt klar,
Er kein Patron der Schlangen war.

46.

Kodardo aber, müßt ihr wiſſen,
Behauptete oft frank und frey,
(Und hätt' es auch wohl eh'r erwieſen,)
Daß er des Kadmus Enkel ſey,
Der, wie bekannt, nachdem er lange
Genug gelebt, in eine Schlange
Verwandelt wurde, und gewiß
Poſteritäten hinterließ.

47.

Er führte auch in ſeinem Wappen
Ein ſolch Geſchöpf, und trug er gleich
Nur einen Rock mit tauſend Lappen
Geflickt, ſo war kein Königreich
Doch auf der ganzen weiten Erde,
Wofür er dieſe Zubehörde
Von ſeinem Adel, die ſo ſüß
Und groß ihn dünkte, fahren ließ.

48.

Die Folge war, daß er genauer
Für jede Schlange Sorge trug,
Als für ſich ſelbſt. Da nun der Bauer
So unbarmherzig ſtieß und ſchlug,
Als ſey er aller Schlangen Büttel,
So legte ſich der Held ins Mittel,
Und frug erzürnt den groben Mann:
Was ihm das arme Thier gethan?

49.

Doch war der Zorn in ſeinen Mienen
Nichts, das den Grobian bewog,
Bis endlich er ein paar Zechinen,
Die lezten! — aus der Taſche zog.
Der Bauer wunderte ſich tüchtig,
Vermeynt, es ſey wohl nicht recht richtig
In unſers Helden Kopf: drauf ſchlich
Er fort, und ließ die Schlang' im Stich.

50.

Kodardo ging ſo fröhlich weiter,
Als ſey der Pabſt, in einer Schlacht,
Von einem groben Bärenhäuter
Durch ſeine Hülfe frey gemacht.

Ich leſ' in jeglichem Geſichte:
„Was nüzt die Schlange zur Geſchichte?“
Errathen werdet ihr's wohl nie;
Doch nur Geduld! wir brauchen ſie.

51.

Kodardo kam in zweyen Tagen
In einen düſtern Fichtenwald,
Und, weil er ſich ſchon weit getragen
Und müde war, ſo macht' er Halt.
Hier ſang kein Vogel auf den Zweigen,
Ein ewig melancholiſch Schweigen,
Das nur ein naher Waſſerfall
Noch unterbrach, herrſcht überall.

52.

Doch dies war Waſſer auf die Mühle
Des Jünglings, denn er konnte hier
Sich all der drängenden Gefühle
Entledigen, ohne daß ein Thier
Des Walds ſich unterſtanden hätte,
Die traurige Gedankenkette
Zu unterbrechen, denn auch nicht
Ein Haſe kam ihm zu Geſicht.

53.

Hier lebt er fern von ſeines gleichen,
Und baut dem Schmerz ein Heiligthum,
Ein kleines Haus von Tannenzweigen,
Und pflanzt ein Gärtchen drum herum;
Singt: „Jhr verblühet, ſüße Roſen!
„Jhr blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
„Dem nun der Gram das Herze bricht,
„Und meine Liebe trug euch nicht.“ *)

54.

Acht Tage waren kaum verſtrichen,
Als ſchon die ſüßen Träumereyn,
Von Schwermuth ausgeheckt, entwichen.
Sein Leiden immer ſo allein
Zu tragen, ſchien ihm nicht behäglich;
Jn längern ward ihm unerträglich
Der melancholſche Aufenthalt
Jn obbeſagtem Fichtenwald.

55.

„O Laura! unbarmherzge Spröde!“
Rief er in einem Monolog:
„Die Welt iſt ohne dich mir öde!

---

*) Siehe Erwin und Elmire.

„Obgleich die Hofnung mich betrog,
„Mich einſt von dir geliebt zu ſehen,
„Obgleich durch all mein heiſſes Flehen
„Nicht holder ward dein Zauberblick,
„So muß ich doch zu dir zurück!

56.

„Hier — kaum bedeckt von dürren Reiſern —
„Gott weiß, wie gern ich länger blieb!
„Doch deine Feſſeln — ſie ſind eiſern!
„Und Laura — doch mir immer lieb!
„Lebt wohl, ihr Quellen und ihr Bäume!
„Lebt wohl! dahin ſind meine Träume
„Von Ruhe und Zufriedenheit
„In dieſer trüben Einſamkeit.“

57.

Noch ſchlummerte die Welt, doch lächelnd
Beſtieg nun ſchon Aurorens Fuß
Den Purpurwagen, leiſefächelnd
Durchſchwebt ein guter Genius
Des armen Jünglings niedre Hütten,
Und er verließ mit ſtarken Schritten
Den Wald, und fühlt ſich frey und leicht,
Da Phöbus aus dem Meere ſteigt.

58.

Kaum war er zwey bis dritthalb Meilen
Gewandert, als ſein Auge ſchnell
Ein Feenſchloß auf guldnen Saulen
Erblickt, ein Labyrinth, ein Quell,
Aus dem ſich fremde Weine ſtürzten,
Und Nachtigallenkehlen würzten
Mit ihrem Sang im nahen Wald
Den wolluſtvollen Aufenthalt.

59.

Kodardo wußte kaum vor Freuden,
Ob's nicht vielleicht ein bloßer Traum;
Doch lagert er ſich ganz beſcheiden
An einen nahen Pfirſichbaum,
Und — weil er doch noch weiter reiſte —
Auch lange keine Pfirſchen ſpeiſte,
So ſprach er bald in ſüßer Ruh
Dem Pfirſichbaume tapfer zu.

60.

Auch ward zuweilen aus der Quelle
Ein friſcher Trunk dazu gethan:
Berauſcht von ihrer Zauberwelle,
Schien ihm das Land ein Canaan.

Er ſuchte Schatten in der Laube,
An der die rothe Purpurtraube,
Vermiſcht mit Geisblatt und Jasmin,
Sich ſchlangelnd hin und wieder ziehn.

61.

Schon deckte holder ſüßer Schlummer
Den Jüngling mit des Flügels Saum,
Und eingewiegt ward jeder Kummer
In einen wonnevollen Traum;
Doch plözlich ſtand im Götterkleide
Die ſchönſte Nymphe ihm zur Seite;
Ihr Auge deckt ein dünner Flor,
Doch feurig ſchimmert es hervor.

62.

In ihrer Hand die Zauberruthe,
Ein Talisman im blonden Haar.
Errathet, wie dabey zu Muthe
Dem ſtaunenden Kodardo war.
Doch lachelnd ſieht die Fee hernieder;
Sie winkt, und tauſend Zauberlieder,
Die's Echo ſpottend wiederhallt,
Ertönen aus dem nahen Wald.

63.

„Kodardo!“ ſprach mit holdem Blicke
Die ſchöne junge Zauberin:
„Dank meine Gegenwart dem Glücke,
„Ich bin noch deine Schuldnerin.
„Mein Nam' iſt Manto. Was? dir grauet?
„Von mir ward Mantua erbauet,
„Und durch das ganze weite Land
„Iſt meine Zaubermacht bekannt.

64.

„Doch auch wir Feen ſind nicht ſelten
„Begränzt, durch jenes Schickſals Schluß,
„Das in den Millionen Welten
„Der Sterbliche verehren muß.
„In einer Zeit von funfzig Jahren,
„Sind wir beſtimmt, all die Gefahren,
„Die durch der Thiere Leben gehn,
„Auf eine Woche auszuſtehn.

65.

„Wir können die Geſtalt uns wählen,
„Von welchem Thier es uns beliebt.
„Daß dann das Schickſal, uns zu quälen,
„Zuweilen äußern Anlaß giebt,

„Das kannſt du denken. Noch nicht lange,
„Schwebt' ich, verkappt in eine Schlange,
„In einer drohenden Gefahr,
„Und rathe, wer mein Retter war?"

66.

Kodardo wiſchte ſich die Augen,
Die neue wundervolle Mähr
Mit offnem Maule einzuſaugen;
Er prüfte hin, er prüfte her,
Um ſich herum all die Geſtalten,
Erkannte endlich auch den alten
Mit Buſch bewachſnen Zufluchtsort.
Manto, die Fee, fuhr alſo fort:

67.

„Ich könnte mit Europens Kronen
„Dich ſchaffen jedem König gleich,
„Doch ich will deine Hülfe lohnen
„Mit mehr als einem Königreich.
„Schon lange mußt' ich dich bedauren,
„Komm, Jüngling! folge mir zu Lauren!
„Du zögerſt? folge! ſie iſt dein!
„Ich ſelbſt will dein Gehülfe ſeyn.

68.

„In König Pluto's Flammenhöle
„Bewacht Freund Lucifer für mich
„Den größten Schatz; wenn ich befehle,
„Kodardo, iſt der Schatz für dich.
„Weg mit der Liebe liſtgen Ränken!
„Allein mit prächtigen Geſchenken
„Sollſt du erreichen ohne Kunſt
„Das non plus ultra ihrer Gunſt.“

69.

Sie ſprachs und metamorphoſirte
Urplötzlich in ein Hündlein ſich,
Das hüpfend vor ihm her ſpazierte
Und nicht von ſeiner Seite wich;
Es ſchwebt im ſelben Augenblicke
An einem dünnen ſeidnen Stricke,
Gewebt mit Pracht und mit Geſchmack,
Um ſeinen Hals ein Dudelſack.

70.

Sofort verſucht er drauf zu blaſen,
Und blies, als wenn er Orpheus wär:
Das Hündlein macht auf grünem Raſen
Bocksſprünge hin, Bocksſprünge her.

Was aber mehr als die zu preiſen,
War, es beſaß den Stein der Weiſen,
Und machte, troz dem Theophraſt,
Von Gold euch eine Zentnerlaſt.

71.

So zog er dann mit ſeinem Hündlein
Auf Laurens Gut in ſtiller Nacht,
Und hofft, daß nun das Schäferſtündlein
Ihm weiter niemand ſtreitig macht.
Er wirft ſich mit Joli aufs Bette,
Ein wenig auszuruhn — und hatte
Wohl lieber unſre Fee ſo ſchön,
Als ſie des Morgens war, geſehn;

72.

Zum wenigſten auf ein paar Stunden,
In allen Ehren, wie ſichs ziemt.
Doch kaum war dieſe Nacht entſchwunden,
So macht Joli ſich ſchon berühmt,
Und leiſtet nun durch ſeine Künſte
Dem Jüngling mächtge Liebesdienſte.
Gebt acht! allein ihr glaubt es kaum,
Er ſelbſt wähnt oft, es ſey ein Traum.

73.

Kodardo, unter fremdem Namen,
Begann zu pfeifen wunderſchön;
Die Jungen und die Alten kamen,
Dem guten Hundlein zuzuſehn.
Das Hundlein machte unbefohlen
So ſchnurrig ſeine Kapriolen,
Daß jeder Luſt zu lachen fühlt,
Und Jung und Alt den Bauch ſich hielt.

74.

Kurz, es gefielen all die Poſſen
Dem Schwarm ſo wohl, daß ſie vereint
Um Beide einen Zirkel ſchloſſen,
Und dann, als ob der böſe Feind
Sie jage, rund im Kreiſe liefen,
Dabey aus vollem Halſe riefen:
Juchhey! Juchhey! Joli! Joli!
Juchhey! Juchhey! Joli! Joli!

75.

Die Dame, die aus ihrem Bette
Ein kleines Magenweh vertrieb,
Und noch vor ihrer Toilette
Den Schlaf ſich aus den Augen rieb;

Hört auch dies zügelloſe Schwärmen,
Und fragt erzürnt, wer ſo zu lärmen,
Als ob das Dörfchen untergeht,
Um dieſe Zeit ſich unterſteht?

76.

Die Zoſe ſetzt ſich die Dormüſe
In aller Eil ein wenig ſchief,
Und folgt dem ſchrecklichen Getöſe. —
Sie kam, ſie ſah Joh'n und lief
So ſchnell zurück, als ſie vermochte,
Sie trat ins Zimmer und noch pochte
Das Herz ihr ſchnell, doch athemlos
Brach ſchon ein Strom von Worten los.

77.

„Ich bin doch auch ſchon in die Jahre!
„Doch ſo etwas ſieht man nicht viel:
„Ich denke wahrlich — Gott bewahre!
„Der Teufel hat dabey ſein Spiel.
„Ich wäre ſelbſt bald in den Reihen
„Getreten, denn an Gaukeleyen
„Und abentheuerlichem Zeug
„Iſt er zum Bucklichlachen reich.

78.

Die Dame, die, wie alle Damen,
Nicht wenig Neubegier beſaß,
Befahl, den Putztiſch abzukramen,
Warf die Saloppe um, vergaß
In aller Eile, ſich zu ſchminken,
Die Kammerthüre zuzuklinken,
Und — weiß der liebe Himmel, was
Die gute Dame noch vergaß.

79.

Sie ging, und ſah aus ihrem Hofe
Incognito den Tanz mit an,
Geſtand auch gegen ihre Zofe,
Der Pilger ſey ein feiner Mann. —
Hier muß ich kürzlich noch bemerken,
Daß eins von Manto's Wunderwerken
Auch das war, daß Kodardo ſich
So wenig als dem Pabſte glich.

80.

Das Hündlein that ihr baß behagen,
Und ihre Zofe muß ſogleich
Zurück, den Preis ſich zu erfragen.
„Hm!“ ſprach der Held: „Madam iſt reich!

„Doch Indoſtan mit allen Schätzen
„Kann meinen Hund mir nicht erſetzen."
Die Zofe ſah den Wandersmann
Mit Naſenrümpfen ſpöttiſch an.

81.

„Ja, ja," fuhr jener fort: „Mamſellchen
„Braucht nicht ſo ſpöttiſch auszuſehn!
„Joli! laß deines Reichthums Quellchen
„Zur Probe einmal offen ſtehn!"
Joli ließ ſich gehorſam finden,
Und warf im Augenblick von hinten
Smaragd, Topaſen und Rubin
Der Zofe vor die Füße hin.

82.

Die Jungfer machte große Augen.
Sie meynte freylich bis hieher,
Man könn' ihn blos zum Tanzen brauchen;
Allein Joli verſtand noch mehr.
Schon will ſie ſich nach Hauſe ſchleichen,
Das Wunder Lauren anzuzeigen;
Allein Kodardo ruft ihr nach,
Und hört nur an, wie kühn er ſprach:

83.

„So lieb ich meinen Hund auch habe,
„So iſt er doch um Einen Preiß
„Mir feil, mit ſamt der Wundergabe,
„Die eben jetzt auf mein Geheiß
„Er ſehen ließ. Wenn Ihre Dame
„So will, wie ich, ſo ſoll dem Krame
„In kurzem abgeholfen ſeyn
„Und gern büß' ich den Hund hier ein.

84.

Die Zofe ſaß in einer Hülle
Von Neugier, eh er's raus geſagt:
„Das iſt: des Ehemannes Stelle —
„Doch nur auf eine einzge Nacht —
„Bey Ihrer Dame zu vertreten.
„Verſteht ſich, freylich nicht zu beten;
„Allein der Preiß — beym Sankt Stephan!
„Iſt bill'ger, als man's wünſchen kann."

85.

„Wie!" rief die Zof' und hob die Füße
So hoch, als lägen Eyer da:
„O ſchön! die Frau Ambaſſadrice,
„Die Bluhme von ganz Mantua,

„Am Buſen eines ſchmuzgen Pfeifers! — —
„Warum nicht eines Scheerenſchleifers?
„Wer weiß, ob nicht die vorge Nacht
„Im Hoſpital Er zugebracht.“

86.

Doch als ſie's reiflich überlegte,
Des Pilgers Anſtand und Geſicht,
Samt ſeinem reichen Hund erwägte,
So ſchien es ihr zum mindſten Pflicht,
Der Dam' ein wenig zuzureden.
Sie machte Miene, abzutreten,
Um doch, wo möglich, noch das Ding
Zu ordnen, eh er weiter ging.

87.

„Noch auf ein Wörtchen! Kunigunde!“
Rief unſer Held; ſie kehrt zurück:
Er flüſtert heimlich zu dem Hunde,
Und ſieh! es fällt im Augenblick
Ein ſolcher Haufe von Piaſtern,
Daß Mantua damit zu pflaſtern,
Ein leichtes ihm geweſen wär';
Dabey ein Diamant, ſo ſchwer,

88.

Daß der, der in des Moguls Krone
Brillirt, wohl noch um zehn Karat
Geringer iſt. Zum Botenlohne
Muß nun die Zoſe dieſe Saat
Von Geld, ſo viel ſie nur zu laſſen
Vermag, in ihre Schürze faſſen;
Dagegen wird der Diamant
Der Dame **Laura** zuerkannt.

89.

Das machte nun die gute Dirne
Dem Ritter völlig zugethan.
Kodardo war in ihrem Hirne
So reich, als wie ein Tartarchan:
Zwar nur ein Pilger — doch die Liebe
Weiß, daß Befried'gung ihrer Triebe
Sie hier oft mehr erwarten kann,
Als bey dem größten Ehrenmann.

90.

Sie ließ, den Vorſchlag unſers Helden,
Samt allem, was dahin gehört,
Der Dame ſchleunigſt zu vermelden.
Sie thut's. Allein zum Danke lehrt

Sich Laura um und drückt die Finger
Der ſchönen Hand dem Ueberbringer
Des ſaubern Vorſchlags ins Geſicht
So tief, daß gleich ein Zahn ihm bricht.

91.

Die Zof' entwich dem erſten Grimme
Und ſchlich ſich nach der Stubenthür,
Und Laura rief mit heiſrer Stimme:
„Wie? ſolchen Vorſchlag thut man mir?
„Für einen Hund — mich — meine Ehre!
„Ja, wenn es noch Kodardo wäre!
„Ach! lange neidſcht' und quält' ich ihn,
„Und ſo iſt nun der Arme hin. *)

92.

„Doch er ein Pilger — ich, ihr Götter!
„Gemahlin des Ambaſſadeurs!
„Wie ſtraf' ich den verwägnen Spötter!
„Ich fühl's, ſchon nahen ſich Vapeurs.“
„„Madam! Ihr Wort in allen Ehren,
„„Wenn Sie die Frau des Kaiſers wären,““
Sprach Kunigund', „„ich rede frey,
„„Das trägt zur Sache gar nichts bey.

---

*) Siehe Erwin und Elmire.

93.

„„Der Hund! der Hund, das iſt die Frage!
„„Wie kriegen wir den ſchönen Hund?
„„Sein Herr — doch das thut nichts zur Sache —
„„Iſt freylich nur ein Vagabund;
„„Doch, glaubt mir! ſchön wie ein Adonis,
„„Und er beſitzt dabey in bonis
„„Ein Hündlein, das kein Indoſtan,
„„Kein Kröſus ihm bezahlen kann.““

94.

„Nu nu! der Hund, das muß ich ſagen,
„Der wäre ſchon der Mühe werth;
„Doch nein! die Schande zu ertragen —
„Ich kann nicht thun, was er begehrt.
„Du weißt, ich habe ſchwören müſſen,
„Nicht einmal eine Frau zu küſſen,
„(Weil man ſich leicht verkleiden kann)
„Viel weniger noch einen Mann.“

95.

„„Oho! das ſind nur Schreckgeſtalten
„„Für Pöbel. Wer hat je gehört,
„„Daß man dergleichen Schwüre gehalten?
„„Der iſt des Haltens gar nicht werth.

„„Und überdieß, Sie werden wiſſen,
„„Daß auch ein Mund, der nie zu küſſen
„„Gewagt, von dem, der viel geküßt,
„„Gar ſchwer zu unterſcheiden iſt.

96.

„„Für wen iſt all' Ihr Reiz geſchaffen?
„„Doch nicht etwa für Herren Duns?
„„Mit dem der Himmel Sie zu ſtrafen
„„Sich vernahm, und der, unter uns!
„„Sich ſchlecht verſteht auf das Genießen.
„„Auch ſeine Rückkunft, wie Sie wiſſen,
„„Und ſich das leicht errathen läßt,
„„Iſt traun!. für Sie kein Hochzeitfeſt.“

97.

Von dieſen wirklich triftgen Gründen
Ließ Dame Laura endlich ſich
Nach langem Kampfe überwinden,
Und wollte nur, um ordentlich
In jedem Punkt zu Werk zu gehen,
Vorher den Hund noch einmal ſehen,
Ob auch vielleicht nicht mehr Geſchrey
Von ſeiner Kunſt als Wolle ſey.

98.

Kedardo zögerte nicht lange,
Wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht.
Er fand in einem dunkeln Gange
Die Thür zu Laurens Kabinet.
Auf einen Sofa hingegoſſen,
Von dünnem Neſſeltuch umfloſſen,
Von allen Grazien umſtralt,
Wie Raphael ſein Mädchen malt,

99.

So lag ſie da; der blaſſe Schimmer
Von einer Kerze am Kamin
Warf myſtiſch über's ganze Zimmer
Verratheriſche Dammrung hin.
Manch Ach! entbebt Kedardo's Munde,
Als er in dieſer Schäferſtunde,
Der Dame Hand in ſeiner Hand,
Gelehnt an ihrem Sofa ſtand.

100.

Sein Auge, wenig von dem Schleyer,
Der halb die Marmorbruſt umgab,
Gehindert, blickt mit Wolluſtfeuer
In Cythereens Thal hinab:

Er ſprach — das Wort ſtarb ihm im Munde —
Der Dame Blick ward bald dem Hunde,
Und bald, mit manchem Druck der Hand,
Kodardo'n lächelnd zugewandt.

101

„Da bin ich, Abgott meiner Seele!“ —
„„Mein Herr — Ihr Hundgen iſt recht ſchön““ —
„Madam — mein Hund ſteht zu Befehle“ —
„„Ey wie galant! ich muß geſtehn““ …
„Im ganzen Ernſt, wenn Sie erlauben“ …
„„O nein! ich will Sie nicht berauben!““
„Der Preiß iſt eine ſchöne Nacht“ —
Die Dame ſieht ihn an und lacht:

102.

„„Für eine Nacht, mein Herr? — Sie ſchwärmen!““ —
Von Liebe überwältigt blickt
Er Lauren an: mit beiden Aermen
Umfaßt er bebend ſie und drückt
Den Mund auf ihre Lippen, heftet
Sich feſt darauf, und ſchwach — entkräftet —
Von ſo viel Leidenſchaft durchglüht,
Sinkt er aufs Bett. — Doch Laura zieht

103.

Gleich einem Lämpgen, deſſen Flamme
Noch einmal aufſpruht, eh's verliſcht,
Sich ſchnell zurück, und ruft als Dame
All' ihren Stolz zu Hülfe, miſcht
Ein wenig Zorn in ihre Blicke;
Und er — gehorſam — bebt zurücke,
Wirft, trunken von der Liebe Kelch,
Sich neben ihr auf den Fauteuil.

104.

Ein wenig albern, muß ich ſagen,
War der Gehorſam angebracht:
Bey Halbbezwungnen alles wagen,
Iſt das, was uns zum Sieger macht.
Sey, Jüngling, nie zu wohlgezogen!
Ein Stoß vom ſchönen Ellenbogen
Sagt nur: „warum nicht näher, Freund?
„Es iſt ſo böſe nicht gemeynt.“

105.

Auf Laurens Wangen glühte Röthe
Und wolluſtvoller Liebesdrang.
Joli war eben nicht ſo blöde,
Als Freund Kodardo, hüpft' und ſprang

Stracks ohne weitre Komplimente
Auf Laurens Sofa, und behende
War, eh die Dame ſich's verſah,
Der ſchönſte Haufe Perlen da.

106.

Sie nun in eine Schnur zu binden,
Und ſie um ihren Lilienarm
In einen Knoten ſanft zu winden,
Dabey ſo feurig und ſo warm,
Als möglich, ihr die Hand zu drücken,
Das war ein Amt, das mit Entzücken
Der gute Ritter auf ſich nahm,
Und faſt dabey zum Ziele kam.

107.

Ergriffen von der Wolluſt Beben,
Schlüpft' eine Perl' aus ſeiner Hand,
Und gleitet zwiſchen den Geweben
Von Flor und leicht verſchlungnem Band
Auf einen Hügel, der ſo eben
Begriffen war, ſich ſanft zu heben;
Daß ſie von da leicht weiter lauft,
Iſt, was ein jeder gleich begreift.

108.

Dieß noch, wo möglich, zu vermeiden,
Folgt ihr geſchwind Rodardo's Hand,
Und, — o! wer wird ihn nicht beneiden!
Geſezt auch, daß er das nicht fand,
Was er zu ſuchen vorgab: Reize,
Die mit dem lächerlichſten Geize
Herr Duns bis dahin nur verwahrt,
Sind zum Erſatz ihm aufgeſpart.

109.

Und traun! nun wird man leicht begreifen,
Daß ihn, der ſeinen Sieg ſchon fühlt,
Das Nadeln-Bollwerk, von den Schleifen
Verſtärkt, nicht mehr zurückehielt.
Er kam, wie Cäſar, ſah und ſiegte,
Und — was am meiſten ſie vergnügte —
War, Manto gab im Augenblick
Dem Ritter die Geſtalt zurück.

110.

Am andern Abend ging's wie geſtern.
Ha! dieſe wonnevolle Nacht,
Sie hatte hundert ſolche Schweſtern,
Von Wohlluſt trunken durchgewacht.

Allein auch von den liebſten Freuden
Muß man doch endlich einmal ſcheiden,
Wenn auf der ſublunarſchen Welt
Dem böſen Dämon es gefällt.

111.

Zwey Monden waren nun verfloſſen,
In denen, ganz einander werth,
Die Liebenden ſich froh genoſſen,
Als unſer Duns zurückekehrt.
Die ſtrittge Sache war entſchieden,
Der Herr Geſandte kam zufrieden,
Bis an den Hals voll Ehr' und Ruhm
Nach Hauſe in ſein Eigenthum.

112.

Zum Glücke war Kodardo eben
Auf ein paar Tage lang verreiſt;
Die Fee hatt' ihm den Rath gegeben,
Vermuthlich im prophetſchen Geiſt.
Drum war's Herr Dunſen ſehr behäglich,
Sein liebes Weib ſo keuſch als möglich
Zu finden bey dem Näherahm,
Als unverhofft er wiederkam.

113.

Doch deshalb waren ſeine Sorgen
Noch nicht ſo gänzlich weggeſcheucht.
Er lief ſogleich am andern Morgen
Zu allen Nachbarn, um vielleicht
Von Lauren etwas zu erfahren.
Doch um den Aerger ihm zu ſparen
Ward ihm von jenem Wandersmann
Nicht eine Sylbe kund gethan.

114.

Allein der Teufel miſcht ſich immer
(Ich weiß nicht, wo die Urſach ſteckt)
So gerne unter's Frauenzimmer:
Seht, wie der Handel ſich entdeckt!
Statt ihrer Zofe liebzuloſen,
Ward dieſe vor den Kopf geſtoßen:
Wodurch — warum — das weiß ich nicht,
Ich ſage, was mein Wahrmann ſpricht.

115.

Kurz, Dame Kunigunde rennte
Voll Rachſucht zum Ambaſſadeur,
Und ſchrie, als ob der Kopf ihr brennte:
„Mein Herr! ich bringe neue Mähr!

„Ach! himmelſchreyend iſt die Sache,
„Und fodert Ihre ganze Rache!“
Und nun erzählt ſie Wort für Wort
Haarklein den ganzen Hund Accord.

116.

Die Haare ſtanden unſerm Alten
Zu Berg', als ſey das Schlangenhaupt
Meduſens jezt ihm vorgehalten:
„Mein Weib — wer hätte das geglaubt!
„Indeß zum Wohl vom ganzen Staate
„Ich in die ſchwerſte Ambaſſade
„Beym Vater Pabſt verwickelt bin,
„Giebt ſie für einen Hund ſich hin!

117.

„Ich muß für den Senat mich balgen
„Vor'm Throne ſeiner Heiligkeit! —
„O! läg der Eſel unter'm Galgen!
„So wär' ich von der Schmach befreyt!“
So ſprach er. Ohn' ein Wort zu ſagen,
Warf er ſich in den Reiſewagen,
Und fuhr, ſo ſchnell als Pferd' und Rad
Nur laufen wollten, nach der Stadt.

118.

Hier ſann er hin und her auf Rache.
Es giebt der Strafen mancherley,
Doch endlich fand er, daß die Sache
Des Todes völlig würdig ſey.
„Geh, Robert! ſprach er zum Lakayen,
„Du ſiehſt, mein Haupt iſt von Geweihen,
„Mein Herz von Laurens Schandthat ſchwer,
„Geh! bring mir ihren Leichnam her!

119.

„Daß ich in ihren Eingeweiden
„Mit Hohngeziſche wühlen kann!
„So räche die verbotnen Freuden
„Hinfort ein jeder Ehemann.
„Den beſten Gaul aus meinem Stalle
„Nimm zu dir, lock ſie in die Falle,
„Und dort bey jenem Eichenhain
„Stoß ihr den Dolch ins Herz hinein.

120.

„Ha! Robert, wirſt du ſie erdolchen,
„So nimm den Beutel hier zum Dank,
„Und will ſie dir nicht willig folgen,
„So ſprich, ich ſey gefährlich krank,

„Ich nahte mich Cocythens Schlunde,
„Und werde kaum noch eine Stunde
„Verleben, weil die Waſſerſucht
„Mich geſtern plözlich heimgeſucht.“

121.

Der Kammerdiener richtet treulich
Die Bothſchaft ſeines Herren aus,
Allein die Feye hatte freylich,
Verſteckt in eine kleine Maus,
Sich gleich nach Mantua begeben,
Und bey dem ganzen Handel eben
In Mauſelöchern zugehorcht,
Auch ſchon für alles gut geſorgt.

122.

Drum ſezt ſich Laura unverzüglich,
In ihren Reiſekleidern blos,
Auf einen Gaul, doch nimmt ſie klüglich
Das Hundlein mit ſich auf den Schoos.
Der Kammerdiener trabt behende
Voran, und als er nun am Ende
Von einem kleinen Buſchholz war,
So nahm er ſeinen Vortheil wahr:

123.

„Madam! ich muß jezt den Befehlen
„Gehorchen, die mein Herr mir gab:
„Doch will ich Sie nicht lange quälen,
„Sie ſind ſo gütig, ſteigen ab,
„Und können, iſts etwa vonnöthen,
„Auch noch ein Vaterunſer beten.“
Hier ſprang Herr Urian vom Pferd,
Und zog hervor ſein blankes Schwert.

124.

Doch in demſelben Augenblicke
Durchbrauſt ein heftger Donnerſchlag
Die Wetterwolken, und in dicke
Graunvolle Nacht hüllt ſich der Tag.
Das Hündlein wandelt augenblicklich
Sich in die brave Fee, die glücklich,
Da jener nichts vor Augen ſieht,
Die Dame der Gefahr entzieht.

125.

Und plözlich theilt ſich auch der Nebel
Vor ſeinen Augen: zitternd hält
Er in der Hand den blanken Säbel,
Greift zitternd nach dem Sündengeld

In ſeiner Taſch' und will es eben
Dem nächſten Buſche übergeben;
Kurz! eingewurzelt ſtand er da
Und wußte nicht, wie ihm geſchah.

126.

Doch endlich geht er, ſeinem Herren
Zu melden, was ſich hier begab.
„Die Augen wird er freylich ſperren,“
Rief er, „denn ohne Zauberſtab
„Iſt wohl das Ding nicht zugegangen;
„Doch er hat's einmal angefangen,
„Und mag nun machen, was er will,
„Ich zieh mich weislich aus dem Spiel.“

127.

Mit dieſem klugen Vorſatz kehrte
Er nun zurück nach Mantua.
Allein als Duns das Wunder hörte,
So ſtieg, troz ſeinem Podagra,
Die Wuth auf vier und achtzig Grade,
Und ſterben ſoll ſie ohne Gnade.
Der Diener ſchweigt und führt ihn fort
An den bewußten Wunder-Ort.

128.

Hier findet Duns ſtatt Wüſteneyen,
Statt Haidekraut, Sumpf und Moraſt,
Erbaut durch Manto's Zaubereyen
Den größten ſchimmerndſten Palaſt.
Kaum will er ſeinen Augen trauen,
Er wird nicht ſatt ihn anzuſchauen,
Er ſteht, begafft bis in die Nacht
Mit offnem Maul die gothſche Pracht.

129.

„Wer hat nun Recht?“ rief der Bediente
Jetzt hinter einem Baum hervor:
„Vor wenig Augenblicken grünte
„Hier kaum ein wenig Gras. Der Mohr,
„Der dort in jener Flügelthüre
„Gleich einem faulen Großveziere
„Ein wenig ſich zu ſonnen ſcheint,
„Iſt wohl des Teufels naher Freund.“

130.

Duns dreht die Augen nach dem Orte,
Wohin des Dieners Finger wies,
Erblickt auch wirklich an der Pforte,
Gelehnt auf einen türkſchen Spieß,

Den häßlichſten von allen Mohren,
Den je ein ſchwarzes Weib geboren,
Ein trotzig, fürchterlich Geſicht,
Das eben nicht viel Gut's verſpricht;

131.

Und Lilliput, das Land der Zwerge,
Schien dieſes Unholds Vaterland.
Auf ſeinem Rucken hoben Berge
Empor das ſchmuzige Gewand;
Tief unter finſtern Augenbrauen
Thät er ſo boshaft um ſich ſchauen,
Daß, wer ihn nur von weiten ſieht,
Schon vor dem ekeln Anblick flieht.

132.

Duns hielt ihn für den Schweinehirten.
Hm! dacht' er, dieſes Schloſſes Herr
Wird mit Vergnügen mich bewirthen;
Denn in der That, mich hungert ſehr.
Ich will den Vizlipuzli ſtören:
„Mein Freund! wem mag dies Schloß gehören?“
„„Dein Freund? — ich mag dein Freund nicht
„„ſeyn!““
Verſezt er wild: „„Das Schloß iſt mein!““

133.

Erſtaunt warf Duns ſich ihm zu Füßen:
„Wie, Herr! all dieſe Pracht iſt dein?
„Laß die Verwegenheit zu büßen,
„Zeitlebens mich dein Sklave ſeyn.
„Was iſt die Welt mit allem Schimmer
„Nur gegen eines dieſer Zimmer!
„Gewiß, ein Gott erbaute blos
„Auf ſeinen Wink dies Zauberſchloß.“

134.

„„Gefällt es dir? ich will dir's ſchenken,““
Verſezt der Mohr. „„Du lachſt? ja, ja;
„„Wohl nicht umſonſt, das kannſt du denken;
„„Allein es iſt, ſo wie es da
„„Empor ſich hebt auf güldnen Füßen,
„„Dein eigen, wirſt du dich entſchließen
„„Mein Page nur auf einen Tag
„„Zu ſeyn. — Verſtehſt du, was ich ſprach?““

135.

„Mein Herr!“ verſezt der gute Alte,
„Mein Herr, ein Schurke, der's verſteht!
„Ich und ein Page! — Wenn die Falte
„Auf Stirn und Backen da nicht thät,

„Und dann das graue Haar nicht wäre —
„Nein, ich verbitte mir die Ehre!
„Doch ſtelle dir die Sache für
„Und gieb ein ander Aemtchen mir.“

136.

„„Nein, nein, du haſt mich nicht verſtanden,““
Verſezt der Mohr; „„glaub mir, es geht!
„„Kennſt du den Profeſſions-Verwandten
„„Der Hebe, Jüngling Ganymed?
„„Sieh, er verwaltete vor Zeiten
„„Bey Jupitern, umringt mit Freuden,
„„Daſſelbe Amt. — Verſtehſt du nun,
„„Was bey der Sache hier zu thun?““

137.

„Ganz wohl, ſprach Duns, doch ohne Zweifel
„Treibt ſeinen Spas der Herr Patron.
„Jn meinem Alter! — welcher Teufel
„Spielt dann die Rolle des Giton?
„Die ganze Gegend würde ſagen,
„Jch fang' in meinen alten Tagen,
„(Dazu als ſo ein Ehrenmann)
„Jm Kopf verrückt zu werden an.“

138.

„„Wenn auch — was iſt daran gelegen?““
„Nein, Freund! das muthe mir nicht zu.“
„„Nun gut! — du willſt nicht? — meinetwegen!
„„So pack dich fort! laß mich in Ruh.““
Hier wendet er mit hämſchen Blicken
Auf einmal den gewölbten Rücken,
Laßt unſern guten Alten ſtehn,
Und will in ſeinen Garten gehn.

139.

Da iſt nicht lange mehr zu zögern,
Denkt unſer Duns, ich bin nicht dumm!
Was ſollt' ich mich da noch viel wegern,
Es weiß ja niemand was darum.
Ein Tag — der iſt gar bald verfloſſen,
Gewiſſensſkrupel — Kinderpoſſen!
Herr Mohr! pſt! komm er nur heran!
Ich nehme ſeinen Vorſchlag an.

140.

Und ſieh! es wandelt ſich behende
Sein Kleid in Pagenliverey.
Der Mohr — das rathet ihr am Ende
Wohl ohne mich — war unſre Fee;

Und plözlich trat, zum großen Schrecken
Herr Dunſens, der ſich zu verſtecken
Bemüht, aus des Palaſtes Thor
Auch Dame Laura ſchnell hervor.

141.

„Wie? ſoll ich meinen Augen trauen?
„Iſt das der Herr Ambaſſadeur?
„Wahrhaſtig ja! an dieſem grauen
„Ehrwurdgen Bart kann ohngefähr
„Man ihn erkennen. O! 's iſt Schade,
„Daß ihn in dieſer Maſkerade
„Nicht jeder Mantuaner ſieht. —
„Gewiß! ein machtger Unterſchied!

142.

„Kodordo — o! der ſchönſte Junge!
„Und hier — ein ungeſtalter Mohr,
„Mit dem Herr Duns — ha! meine Zunge
„Vermag's nicht auszuſprechen. Thor!
„Ich ſollte ſterben, weil Geſchenke,
„Die dieſen Palaſt, wie ich denke,
„Weit übertreffen, jene Nacht
„Mich untreu meiner Pflicht gemacht?

143.

„Urtheile ſelbſt!“ — Sie winkt dem Mohren,
Und plözlich wird der Mohr Joli,
Der ſtracks in Gold bis an die Ohren
Sich zaubert ohne viele Müh.
„Nun, Duns,“ fuhr Laura fort, „ich wette,
„Du hatteſt ſelbſt im Ehebette
„Den Platz mit Freuden eingeräumt,
„Wenn dir von ſolchem Schatz geträumt.

144.

„Und ſieh! mit einem Ruthenſtreiche
„Baut mein Joli mir ſo ein Schloß,
„Für das allein du — — doch ich ſchweige!
„Ein Fehler ſey auch noch ſo groß,
„Ein Weib wird gern ihn überſehen.
„Drum, was geſchehn iſt, iſt geſchehen!
„Komm, Alter! gieb mir deine Hand,
„Des neuen Bundes Unterpfand.

145.

„Glaub mir, du wirſt dich doch nie rächen,
„So lang dieß Hündlein bey mir iſt.
„Dagegen will ich dir verſprechen
„Des Kleids, in dem du jetzo biſt,

„Mit keiner Sylbe zu erwähnen,
„So lang' ich lebe. „Sieh die Thränen
„Der Reue! fort! beſinne dich!
„Noch bin ich dein: komm, küſſe mich!“

146.

Er küßte ſie. Was ſollt' er machen?
Der Ganymed ſtack ihm im Kopf.
Ganz Mantua würd' ihn belachen;
Darum beſchloß der gute Tropf,
Den kleinen Fehl zu überſehen:
Denn was geſchehn iſt, iſt geſchehen.
Er küßt ſie, ſpricht zu allem ja,
Und fährt mit ihr nach Mantua.

147.

Durch Manto's Kunſt und Wundergaben
Ward unſerm guten Duns die Kraft
Von einem achtzehnjährgen Knaben
In Einem Augenblick verſchafft.
Laura gewann dabey am meiſten,
Er war im Stande, das zu leiſten,
Was einſt in jener ſüßen Nacht
Kodardo that in Pilgertracht.

148.

„Hm!“ hör' ich meine Leſer fragen,
„Was wurde aber nach der Hand
„Aus dem Palaſt?“ — Ich will's euch ſagen,
So kurz als möglich: er verſchwand.
Kodardo, voll von Jugendfeuer
Und Luſt, dergleichen Abentheuer
Noch mehr inskünftige zu beſtehn,
Kodardo mußte weiter gehn.

149.

Und zwar allein. Er bat vergebens
Die Feye zur Begleiterin;
Das Hündlein blieb Zeit ſeines Lebens
Der artigen Gebieterin
Getreu, ſchuf, nach ſo vielem Leiden,
Ihr Haus zu einem Haus der Freuden
Und zu der Liebe Heiligthum
In eingen Wochen glücklich um.

150.

Der Alte hatte ganz vergeſſen,
(Wie ſonſt wohl ſeine Mode war)

Zum Nachtiſch nach dem Mittagseſſen
Mit einer ennüyanten Schaar
Von guten Lehren Laurens Jugend
Zu quälen, wußte nun: die Tugend,
Die eine Schildwach noch begehrt,
Iſt traun! nicht Einen Heller werth.

Abentheuerliche,
aber wahrhafte und lehrreiche, ſo traurige als luſtige,
Liebes- und Geſpenſterhiſtorie der ſchönen Kunigunda:
oder,
die durch den Teufel beſtrafte Strenge der ehrbaren Frau Sibylla.

Im Jahr nach Zerſtörung der Stadt Jeruſalem 1702.

1.

Herbey zu meiner Mordgeſchichte,
Schaut auf und gafft:
Und hört, was für betrübte Früchte
Die Strenge ſchafft!
Nicht weit von hier, in unſern Tagen,
Iſt es geſchehn;
Erſtaunt wirds euch der Wandrer ſagen,
Der es geſehn.

2.

Verwehrt den Töchtern nicht, ihr Mütter,
Ein zärtlich Herz!
Ihr ſagt umſonſt, die Lieb' iſt bitter,
Und koſtet Schmerz;
Und warnet, wie vor Krokodilen,
Vor Männern ſie,
Es geht euch allen, wie Sibyllen;
Man glaubt euch nie.

3.

Ja, ja, Sibylle hieß die Mutter,
War fromm und ſchlecht,
Dem Teufel trotzte ſie, wie Luther,
Und hatte Recht;
Wenn ſie, mit runzlichtem Geſichte,
Die Stimm' erhebt,
Hätt' er, wie Tochter, Magd und Nichte,
Vor ihr gebebt.

4.

Ihr einzig Kind hieß Kunigunde,
Alt ſechszehn Jahr,
Der Roſe gleich von Wang und Munde,
Und ſchwarz von Haar.

Ein Schwarm von jungen Herrn bemühte
Sich um ſie her;
Es war im Tempel, wo ſie kniete,
Kein Plätzchen leer.

5.

Jedoch ihr Herz ward unter allen
Nur Eines Lohn:
Nur Hildebrand konnt' ihr gefallen,
Des Nachbars Sohn.
Sie ſahn ſich oft, bey Abendſtunden,
Wie jenes Paar, *)
Das einſt in Babylon verbunden
Zum Unglück war.

6.

Herr Hildebrand, der in der Liebe
Noch nichts gethan,
Beweiſt ihr täglich ſeine Triebe
So gut er kann,

---

*) Siehe die ſo alte als anmuthige tragikomiſche Liebesgeſchichte von Thisbus und Pyrame, von unſerm Urgroßvater Peter Squenz in galante Poeterey geſetzt.

Bringt, weil er in der Apothecke
Proviſor war,
Ihr manche zärtliche Schartecke
Voll Zucker dar.

7.

Die Mutter, ſchlau in Liebeshändeln,
Sah bald es ein;
Das Mädchen wollte nichts, als tändeln
Und müßig ſeyn;
Im Nähn zerriß der Zwirn, den Rocken
Verwirrte ſie,
Der Suppe fehlten oft die Brocken,
Und Salz der Brüh.

8.

„Kind,“ ſprach ſie einſt, „geſteh' es immer,
„Du biſt verliebt!
„Ich ſeh dich oft allein im Zimmer
„Still und betrübt.
„Was zauderſt du, dich zu erklären?
„Ich weiß es ſchon.“ —
„„Nun ja — ich lieb' — in allen Ehren,
„„Des Nachbars Sohn.““ —

9.

„Noch nie haſt du mich ſo betrübet,“
Rief ſie entflammt:
„Wer hinter ſeiner Mutter liebet,
„Der iſt verdammt.
„Laß andre Fleiſcheswerke treiben
„Und Böſes thun;
„Du ſollſt ein Tugendſpiegel bleiben,
„Ich will es nun! —

10.

„Verwegne, ſprich, von dieſer Stunde,
„Kein Wort mit ihm!“
(Hier brach aus ihrem vollen Munde
Der Ungeſtüm.)
„Und thuſt du nicht, was ich befohlen,
„So flieh von hier,
„So ſoll dich gleich der Teufel holen!
„Das ſchwör' ich dir!“ —

11.

Das gute Mädchen bricht vor Schrecken
In Thränen aus,
Und ſchleicht, ihr Unglück zu entdecken,
Ins Nachbars Haus;

Aus Ungehorſam nicht — ſie wollte
Nur ihm geſtehn,
Daß — armer Hildebrand! — ſie ſollte
Dich nicht mehr ſehn!

12.

Dann eilt ſie, ſich zu Bett zu legen,
Vor Mitternacht,
Lieſt diesmal ihren Abendſeegen
Recht mit Bedacht.
Die Mutter ſtört im erſten Schlummer
Sie noch voll Wuth:
„Verſchlaf den Kitzel und den Kummer,
„Du Teufelsbrut!“

13.

Ach, aber um die Geiſterſtunde
Erſchallt ins Haus
Ein ſchrecklich Brüllen: „Kunigunde
„Komm, komm heraus!“
Es naht ſich raſſelnd — Eulen ſchwirren
Ums Haus und ſchreyn —
Die Thüre knarrt, die Riegel klirren,
Es kömmt herein.

14.

Im Auge Glut, wild von Geberde,
Von Ketten ſchwer,
Bocksfüßig, ſchleppt es auf der Erde
Den Schweif umher.
Die Weiber badeten vor Jammer
Im Schweiße ſich,
Als es vom weiten in der Kammer
An Wänden ſchlich.

15.

Drauf kam es an der Mutter Lager,
Sie aber ſpricht:
„Herr Teufel, nein, ich bin zu mager,
„Mich ſuch' er nicht.
„O, will er ſich nur dorthin drehen,
„Dort liegt der Tropf!“
Der Teufel folgt, und ſtößt im Gehen
Am Kammertopf.

16.

Das Mädchen, zitternd, wie die Taube,
Liegt tief im Neſt;
Der Teufel, hungrig nach dem Raube,
Ergreift ſie feſt,

Und hält — nicht in dem Schwefelrachen —
In Armen ſie,
Und weiß es ſo geſchickt zu machen,
Daß ſie nicht ſchrie.

17.

Dann huſcht er hurtig, wie Geſpenſter,
Weg, und verſchwand,
Ob durch den Schlott, ob durch das Fenſter,
Iſt unbekannt.
Doch ließ er nicht, wie Teufel pflegen,
Geſtank zum Hohn;
Es duftete ja ſeinetwegen
Der Nachttopf ſchon.

18.

Halb todt vor Schrecken reckt Sibylle
Zuerſt das Ohr,
Dann tief aus ihres Bettes Hülle
Den Kopf hervor;
Ruft Kunigunden außer Oden;
Leer war der Ort,
Leer Kammer, Stube, Küch' und Boden —
Das Mädchen fort!

19.

Die ganze Stadt füllt das Gerüchte
Am Morgen gleich:
„O denkt an eurer Sünden Früchte,
„Belehret euch!
„Bey Frau Sibyllen war der Teufel!“
Und jeder glaubt,
Die gute Mutter, ohne Zweifel,
Sey ſelbſt geraubt.

20.

Bald aber ſchmolzen ganz in Thränen
Die jungen Herrn.
Selbſt Alte weinten, nur die Schönen
Vernahmens gern.
„Man las es ſchon in ihren Augen,
„Sie war kein Lamm.
„Was konnte dieſe Frucht auch taugen?
„Sie glich dem Stamm.“

21.

Verzweiflung quälet Frau Sibyllen:
„Auf Einen Schwur
„Erfüllt der Teufel gleich den Willen,
„Der mir entfuhr,

„Und nimmt, ſo ſehr ſie widerſtrebte,
„Mein Kind zum Raub;
„Doch, da mein lieber Mann noch lebte,
„Da war er taub.“

22.

Sie bringt in reuerfüllter Trauer
Neun Monden zu;
Zur Nachtzeit ſtören kalte Schauer
Sie in der Ruh;
Für alles, was ſie ſonſt beſeelte,
Iſt ſie nun kalt;
Nur, daß ſie gern noch Batzen zählte
Und Mägde ſchalt —

23.

Da kömmt ein Herr im rothen Kleide,
Verneigt ſich tief:
„Madam, ich meld' euch große Freude:
„Hier iſt ein Brief.
„Ich ſoll euch zu Gevatter bitten:
„O kommt geſchwind!
„Zu lang' hat euer Herz gelitten
„Um euer Kind.“

24.

Wie? — Welch ein Räthſel? — Welche Zweifel?
„Nun ja, Madam,
„Erſchreckt euch nicht, ich bin der Teufel,
„Der ſie euch nahm:
„Das Knabchen, das ſie mir geboren,
„Hat ſicherlich
„Nicht Pferdefuß, noch Eſelsohren,
„Iſt glatt, wie ich.“

25.

Die Liſt, das Enkelchen, die Freude,
Dieß alles bricht
Sibyllens Herz, nach ſolchem Leide;
Sie lacht und ſpricht:
„Er kam zuerſt zu meinem Bette,
„Beſinnt er ſich?
„O, daß ich nicht geſchrieen hätte!
„Ich, Thörin ich!“

26.

Und nun durchlief das Abentheuer
Das ganze Land.
„Bedenkt, Sibyllens Ungeheuer
„War Hildebrand!

„Ja morgen früh ſteht ſie Gevatter
„Beym Teufelchen!“
Einſtimmig rufte das Geſchnatter:
„Das muß ich ſehn!“

27.

Die Schönen hörten die Geſchichte,
Mit Tugendwahn
Und bitterm Hohn im Angeſichte,
Mitleidig an.
Doch manche klagten unverholen
Ihr Herzeleid:
„O käm auch Einer uns zu holen!
„Bald wär' es Zeit!“

Der wieder gefundene Sohn.

Eine Geſchichte.

Der Herr von L. heurathete das Fräulein O—r und mit ihr ein Vermögen von ſechsundvierzigtauſend Thalern, wovon, vermöge der väterlichen Verordnung, im Falle, wenn ſie ohne Sohn ſtarb, drey Theile an ihre Schweſter, und der vierte an den Herrn von L. verfallen ſollte. Ihr Tod war alſo das Glück ihrer Schweſter, die, kurz vor ihrer Verheurathung mit dem Herrn von L., mit dem Grafen S** vermählt war, der ſie nahm, um mit ihr die Anwartſchaft auf die ſechsundvierzigtauſend Thaler ihrer Schweſter zu heurathen, da ihm dieſe mit ihrer Hand den Beſitz derſelben abgeſchlagen hatte. Aeltern ſind allezeit doppelt ſtrafbar, die durch eine grillenhafte Austheilung ihres Vermögens den ſchwachen — ſelbſtſüchtigen menſchlichen Herzen ihrer Kinder die ſchweſterliche und brüderliche Liebe ſchwer machen; höchſt ſtrafbar ſind ſie, wenn ſie durch eine Anwartſchaft den Tod des einen für das andere wünſchenswürdig werden laſſen, und ſie müſſen für die Bosheiten und Verbrechen leiden, die ein ſolches Verhältniß ihrer Kinder veranlaßt.

Wäre es auch an ſich möglich, daß zwo Familien, worunter eine ſo offenbar ihren Vortheil aus dem Untergange der andern erwachſen ſieht, eben ſo aufrichtige Freundſchaft gegen einander haben könnten, als wenn ihr Eigennutz ganz unintereſſirt wäre, ſo würde es doch in dem gegenwärtigen Falle blos deswegen ſchlechterdings unmöglich geweſen ſeyn, weil der Graf E ** — Graf S ** war. Er hatte dem Anſcheine nach den beſten und im Grunde den ſchlechteſten Charakter; er war der gewiſſenhafteſte, der untrüglichſte Mann in Kleinigkeiten; bey der Ausſicht auf große erhebliche Vortheile der gewiſſenloſeſte, der treuloſeſte Böſewicht. Er war der freundlichſte, der liebreichſte, der gefälligſte Mann; er konnte zum Beſten ſeiner Freunde und Lieblinge Summen von ſeinem Vermögen anwenden, ohne die geringſte Hoffnung eines Erſatzes, und mit einer ſo großen Aufopferung ſeiner ſelbſt, daß er oft ſehr maßig leben mußte, wenn andere, die durch ihn glücklich geworden waren, nach Maasgebung ihrer ehemaligen Umſtande im Ueberfluſſe lebten. Alle ſeine anſcheinenden guten Handlungen waren Wirkungen ſeines Stolzes, und er hatte bey den nämlichen Gelegenheiten eben ſo viele böſe begangen, wenn ſie ohne Verletzung deſſelben möglich geweſen wären; ſo oft ſich der Eigennutz mit dieſem abfinden konnte, ſo war keine Maſchine ſo verachtlich, ſo ſträflich, die nicht zur Erreichung ſeiner Abſicht in Gang geſezt wurde.

Seine Gemahlin war in Jahren mit ihm verheurathet worden, wo der Charakter ſchon einen zu ſtarken feſtgewachſenen Stamm hat, um eine ganz neue Krümmung anzunehmen, aber doch immer noch Biegſamkeit genug, daß einzele Aeſte und Zweige anders gezogen werden können. Wenn ſie daher gleich ſelbſt nicht Böſes genug that, ſelbſt nicht Plane und Entwürfe zu unerlaubten Endzwecken machte, ſo war ihr doch ihres Mannes Art zu handeln ſo gewöhnlich geworden, daß ſie ſeine Maasregeln niemals, auch geheim nicht, misbilligte; und daß ſie nicht gerade ſo handelte, wie er, daran war nichts als die Eingeſchränktheit ihres Kopfes ſchuld. Sie war bey einer Verwandtin von ihrem vierten Jahre an erzogen worden, bey einer Verwandtin, die einen ſo kleinen Vorrath von Begriffen ſich in ihrem ganzen Leben geſammelt hatte, daß ſie alle in dem Arbeitsbeutel Platz genug hatten. Unter dieſer Aufſicht hatte ſie bis in ihr neunzehntes Jahr nichts gethan, als daß ſie mit ihrer Aufſeherin am Tiſche ſaß, und — nach dem gewöhnlichen Ausdrucke — arbeitete, ſich mit ihr in ein paar Häuſer von Menſchen oder Thieren transportiren ließ, Verbeugungen machte, Komplimente herliſpelte, eine halbe Stunde, wie auf den Stuhl gepfropft, daſaß, von Zeit zu Zeit durch Verbeugungen zu erkennen gab, daß ſie noch lebte, dann aufſtand, wieder Verbeugungen machte, wieder Komplimente ſagte, und nach Hauſe an ihren Arbeitstiſch wieder zurück reiſte. Bey einer ſolchen Kultur kann der fruchtbarſte Boden höchſtens nichts als langes Gras und Binſen tragen: und wer kann ſich noch wundern, daß es ihrer Seele nicht beſſer ging, daß dieſe eigentlich ein ganz leeres Blatt blieb, wie es aus der Fabrik der Natur gekommen war, und an allen ihren Geſchicklichkeiten gar keinen, ſondern der Mechanismus des Körpers allein allen Antheil hatte? daß ſie nicht Verſtand genug hatte, ſo original boshaft zu ſeyn, wie ihr Gemahl, ſondern allenfalls nur zu einer Maſchine bey ſeinen Unternehmungen zu dienen? Eben ſo wenig kann man ſich wundern, daß ſie nach der wenigen Wirkſamkeit, in welche ſie in ihren erſten Jahren geſezt wurde, und der wenigen Erfahrung, die ſie daher machen konnte, eigentlich gar keinen Charakter mit in ihren Eheſtand brachte, das heißt, keine Grundſätze, keine Regeln, die ſie in ihren Handlungen beſtimmten und leiteten: — nein, ſie folgte dem jedesmaligen Antriebe der Ideen, die zufälliger Weiſe in ihr durch irgend eine von den bekannten Urſachen der Ideen entſtanden. Am allerwenigſten wird man ſich endlich wundern, daß bey einer ſo frühzeitigen Entfernung und beſtändigen Abweſenheit von ihrer Schweſter ihre ſchweſterliche Liebe in keine helle Flamme, ſondern kaum ins Glimmen hatte gerathen können. Nun ſezte ſich vollends der Eigennutz in das Herz hinein, neben das glimmende Fünkchen der Schweſterliebe, und fachte, wie ein Alchymiſt, mit aufgeblaſenen Backen ſein Feuer auf ſeinem Heerde an: und ehe man ſichs verſah — weg war das Bischen Schweſterliebe ganz von dem Dampfe des größern Feuers erſtickt! nichts als ein halbrauchender Brand! und im kurzen rauchte und kniſterte er auch nicht einmal mehr! ohne daß die Natur euch zu Gefallen, ihr Weltweiſen, die ihr ſchweſterliche und brüderliche Liebe auf ihre Rechnung ſchreibt, nur mit einem einzigen Hauche den erlöſchenden Fünkchen wieder aufhelfen wollte — oder blies ſie vielleicht erſt, da es ſchon aus war? — ja, das war zu ſpät!

— Und auch nicht ein Fünkchen blieb davon übrig! Ihr Gemahl, der Graf, für deſſen Herz Liebe und Freundſchaft eine fremde, nie gefühlte Empfindung war, hatte im Grunde für ſeine Schwägerin, die Frau von L. nicht einen Gran mehr Liebe, als ſeine Gemahlin, und hätte lieber über ihren Tod ſich die Augen roth geweint, als ihr zu ihrer Vermählung Glück gewünſcht: doch durch eine mehr als gewöhnliche Verſtellung wußte er dieſe Geſinnung ſo zu verbergen, unter

Gefälligkeiten, Dienſtfertigkeit, Freundlichkeit, hinter einem Schwall von feinen und nichts weniger als übertriebenen Komplimenten ſo zu verſtecken, daß man wenigſtens halb unwiſſend ſeyn mußte, um die Betrugerey gewahr zu werden. Hingegen ſeine Gemahlin, ſo ſehr ſie Frauenzimmer war, kannte dieſe Kunſt nicht zur Hälfte ſo gut. Sie vermied ſorgfaltig jede Gelegenheit, ihre Schweſter und ihren Gemahl zu ſehen, und wenn ſie genöthigt war, ſie zu ſehen, ſo hatte ihre Sprache, ihre Geberden und ihr ganzes Betragen einen ſo gezwungnen froſtigen Ton, daß nicht viel Scharfſinn erfodert wurde, um die Uneinigkeit ihres Herzens und ihrer Miene wahrzunehmen. Wenn ihre Nerven gerade eine ſtarke Spannung vertragen konnten, ſo glänzte ihr Geſicht von Freundlichkeit, als wenn es mit ihr, wie mit einem Firniß, dicht überzogen ware; aber der Firniß war zu ſtark aufgetragen; und dann — wie bald wird eine Nerve ſchlaff! bey einem zweyſtündigen Beſuche hielten die ihrigen höchſtens eine halbe Stunde die gewaltſame Anſpannung aus, und ſogleich mußten Migräne, Vapeurs, Kopfweh und andere dergleichen Uebel, die dem ſchönen

Geſchlechte in jedem Nothfalle auf einen Wink zu Dienſten ſeyn ſollen, zu Hülfe gerufen werden, um den Mißton nicht merken zu laſſen, der nothwendig entſtehen mußte, da ſich die Saiten heruntergezogen hatten. —

Ueberhaupt vergrößere man die Verſtellungskunſt des weiblichen Geſchlechts ſo ſehr man will, mit einer ſatiriſchen oder ernſthaften Miene; — ich ſchüttle den Kopf! Man kann ihre Grade nach dem Thermometer abmeſſen. So lange ihr Blut den Grad der natürlichen Lebenswärme oder der gemäßigten Hitze nicht überſteigt, ſo buchſtabire und leſe man ihre Geſichter ganze Tage durch; umſonſt! ſie bleiben unerklärliche Inſchriften, wozu man das Alphabet noch nicht gefunden hat: beſonders wenn gar eine andere Neigung oder Empfindung dazu kömmt, und, wie ein ſcharfer Wind, das Blut abkühlt und den Merkurius im Wetterglaſe niederdrückt. Aber nur fünf Linien ſteige die Hitze über jenen Grad, welches in einer ſo veränderlichen Atmoſphäre, wie die weibliche, ſehr leicht geſchehen kann; und das ganze Herz iſt in ihrer Miene, und jede Bewegung wird an ihnen zum Verräther. — Allerdings haben Frauenzimmer beweglichere geſchmeidigere Nerven, die ſie ſelbſt ſchnell und zu einem hohen Tone anſpannen und leicht in eine Bebung verſetzen können: aber ſie ſind dünne, ſehr fein! eben ſo leicht ermüden ſie! Die Haut, die ihr Geſicht bedeckt, nimmt leicht und ſchnell jede Falte, jede Geſtalt an; aber ſie iſt zu fein, zu durchſichtig; und wer nur ein Paar gute Augen hat, wie leicht kann der durchſehen!

Der Herr von L., ohne eben die beſten Augen zum Beobachten zu haben, ſahe auch wirklich durch die Miene ſeiner Schwägerin in ihr ganzes Herz hinein; doch ſo leicht ihm dieſes wurde, eben ſo undurchdringlich war für ihn das Betragen des Grafen. Nach dem Gemälde, das meinen Leſern von dieſem gemacht worden iſt, und da jener ihn nur aus gewiſſen ſchimmernden Handlungen beurtheilen konnte, war es keine Schande für den Herrn von L., daß er den Charakter des Grafen ganz und gar miskannte. Er ſchätzte ihn aufrichtig eben ſo ſehr, als ihn dieſer zu ſchätzen vorgab; und es iſt ſchwer zu beſtimmen, welcher dem andern mehr Höflichkeit erzeigte — der Herr von L., als ein bewundernder, redlicher Freund? oder der Graf S**, als ein verachtender verſtellter Betrüger?

Nur die Frau von L. hatte die Kurzſichtigkeit guter Menſchen, die, mehr mit ihren und Andrer guten Handlungen als Fehlern beſchäftigt, gar nicht auf den Einfall kommen, böſe Leute in der Welt zu vermuthen; die niemanden eher zutrauen, daß er ſtoßen kann, als bis er ſie zu Boden wirſt, und alsdann noch, wenn es ſich thun läßt, lieber ſich einbilden, daß er unverſehens, als mit Vorſatz, an ſie angerennt ſey; — dieſer wenigen auserwählten guten Seelen, die aus dem kindiſchen Alter der Welt noch übrig geblieben ſind, die für eine Welt, wie die unſrige, zu viel ſtille Größe, zu viel naife Schönheit haben, und denen ich gern mit meinen Händen eine eigne Welt bauen wollte, wenn ich Welten ſchaffen könnte. — O, ihr Edlen! ihr, die ihr allein durch euer Daſeyn den Schöpfer gegen die Anklagen der Menſchheit rechtfertigt! könnte ich euch ein daurendes Denkmal wenigſtens ſtiften, wäre es auch nur ein Leimhauſen — alle Werke eines Angelo, eines Donatello, oder noch mehr erhabner Künſtler würden mir dagegen ſeyn, was dieſer Werke gegen die Werke der Natur ſind. —

Nach der Denkungsart dieſer Gutgeſinnten, *qui, cum ipſi ſint boni, alios ex ſua natura fingunt* *), ſahe die Frau von L. das fremde Betragen ihrer Schweſter gegen ſie als eine Folge ihrer frühzeitigen Trennung, jeden plötzlichen Ausbruch einer gezwungenen Freundlichkeit als eine Bemühung an, ſich von dem Zwange loszumachen, in welchem gewiſſe Leute bey einer neuen Bekanntſchaft mit Verwandten von einem höhern Range ſich befinden — denn die Frau von L. war durch das Amt und den Titel ihres Gemahls weit über ihre Schweſter, die Gräfinn S**, erhoben — ſie ſahe endlich ihre mürriſche Unfreundlichkeit, ihre Sorgfalt ſie zu vermeiden, ihre zuweilen hämiſchen Reden und Geberden als Wirkungen theils dieſes Zwanges, theils ihres Temperamentes und ihrer Erziehung an; kurz, die Frau von L. hielt die Gräfin für unſchuldiger, als dieſe ſich ſelbſt in ihren eignen Augen ſchien.

Der zärtlichſte Ehemann kann ſich um die Geſundheit ſeiner Frau nicht ſo genau und ſo angelegentlich bekümmern, als ſich der Graf für die Geſundheitsumſtände ſeiner Schwägerin intereſſirte. Seit dem Tage ihrer Vermählung war ſelbſt die ſonſt ziemlich gleichgültige Frage: wie befinden Sie ſich? fur ihn von der wichtigſten Bedeutung; und ſchon die Antwort: nicht allzu wohl! ſezte Freude und Beſorgniß in ſeinem Herzen in einen ſolchen Streit, daß ſeine Miene oft in die größte Verwirrung gerieth, die man aber allezeit vortheilhaft als eine beynahe übertriebne Sorge für das Wohlſeyn ſeiner Schwägerin auslegte. Freuen wollte er ſich gern bey einer ſolchen Antwort, weil durch jede ihrer Unpäßlichkeiten die Hoffnung ſeiner Erbſchaft der Wirklichkeit näher zu rucken ſchien; beſorgt mußte er ſeyn, weil vielleicht dieſe kleinen Uebel Ankundigungen einer Schwangerſchaft ſeyn konnten — ach, dieſer Gedanke war ein unabſehlicher Abgrund für ihn, von dem er mit Schaudern zurückſprang.

---

*) Cic. pro Roſc. Am.

In dieſer höchſt unglücklichen Verfaſſung, in einem beſtändigen Zwange der Verſtellung, im Herzen voller Beſorgniß, unruhiger Erwartung und ängſtlichen Schrecken, bey jeder ihm widrigen Nachricht, bey jedem Geklätſche eines alten

Weibes, das die Frau von L. betraf — in dieſer traurigen Verfaſſung brachte der Graf ſechs Jahre zu. Seine Hoffnung wuchs: die Freundſchaft des Herrn von L. nahm ab, wenigſtens wurden ſeine Höflichkeiten kälter, und ſeine Komplimente bekamen mehr die Miene der Fremdheit: denn — warum wundern ſich nun meine Leſer ſo hierüber, daß ich hier ein denn herſetzen muß? — denn der Herr von L. war ein Menſch, das heißt, ein Thier, das andere Thiere neben ſich wohl nicht ungern reich und überhaupt glücklich ſieht, wenn es nur nicht auf ſeine Unkoſten geſchehen muß. — Auch der Gräfin wurde es nun leichter, auf einen beynahe ſchweſterlichen Fuß mit ihrer Schweſter umzugehen, und dieſe hatte es durch ihre öftern Schwachlichkeiten faſt dahin gebracht, daß jene ſie, wie ihre Schweſter, liebte. Nur die Frau von L. blieb unwandelbar ebendieſelbe, und konnte es bleiben, da ſie weder wußte noch glauben wollte, daß jemand im Herzen gegen ſie jemals anders geweſen wäre.

Plözlich wurde dieſe ruhige Periode durch ein höchſt unerwartetes Gerüchte unterbrochen. — Die Frau von L. iſt ſeit drey Monaten ſchwanger!

ſagte jedermann. — Schwanger? wie iſt das möglich? ohne daß der Graf S** davon wußte? Aufmerkſam hatte er doch bey jedem Beſuche die Frau von L. vom Kopfe bis auf die Füſſe beobachtet, um ſich nicht das geringſte Merkmal der Schwangerſchaft entwiſchen zu laſſen; und gleichwohl — aber wozu lange Ueberlegungen? Am beſten iſt es; angeſpannt! hingefahren! geſehen! — und das iſt wahr! — außerordentlich angeſchwollen ſchien dem Grafen die Gegend des Leibes, in welcher ein kleiner Räuber ſeiner Erbſchaft verſchloſſen liegen ſollte; ſo außerordentlich, daß er gleich bey dem erſten Anblicke verſtummte, und in der größten Verwirrung, zum Erſtaunen des Herrn und der Frau von L., während des ganzen Beſuches verblieb, halb abweſend redte, Antworten ſchuldig blieb, und immer ſtarr die Augen dahin richtete, wohin ſein erſter Blick gefallen war, mit einer ärgerlichen Verdrießlichkeit, ſeinem ungebornen Feinde ſo nahe zu ſeyn, ohne ihm ſchaden zu können. — Die Anſchwellung des Leibes ſchien ihm ſogar während ſeiner Anweſenheit merklich zu wachſen, und ſo merklich, daß er befürchten mußte, bey ſo ſchnell fortgehendem

Wachsthume in drey Stunden ſeinen Nebenbuhler auf der Welt zu ſehen. Er brach alſo den Beſuch ab, und hatte nicht einmal Gegenwart des Geiſtes genug, ſich darüber zu entſchuldigen.

Was es doch für eine ſchwere Sache ſeyn muß, ſich in ſeiner Faſſung zu erhalten! Man mag die ſtärkſte Seele, die unverſchämteſte Dreiſtigkeit, die feinſte Verſtellungskunſt beſitzen; ein oft kleines Uebel, das uns plözlich auf den Rücken ſpringt, iſt im Stande, alle dieſe herrlichen Vertheidigungsmittel unnütze zu machen. — Aber wie auch die verrätheriſche Einbildungskraft geſchäftig iſt, den Gebrauch unſrer größten Gaben zu verhindern! Der Graf S** ſahe die offenbarſten Spuren der Schwangerſchaft; ſahe ſogar dieſe Spuren immer merklicher werden: und doch war es nichts als ein kleines Küſſen, womit die Frau von L. wegen öfterer Anfälle vom Magenkrampfe wider die Erkältung den Ort zu bedecken pflegte, den izt der Graf mit ſeinen Augen belagerte. Mit jedem Athemzuge vergrößerte ſich die dadurch verurſachte Erhöhung, und verminderte ſich auch wieder. Doch der Graf — der niemals die Frau von L. anders als mit dieſem durch ein Küſſen erhöheten Unterleibe geſehen, ohne das geringſte Mistrauen in dieſen großen Umfang deſſelben zu ſetzen, der dieſe Gewohnheit der Frau von L. aus ihrem eignen Munde wußte — der arme Graf muß ſich izt, da einmal ſein Herz von Furcht und Schrecken aufgewiegelt iſt, von ſeiner Einbildungskraft den abſcheulichſten Betrug ſpielen laſſen. Sein Gedächtniß ſagt ihm keinen Mux von dem Küſſen; ſeine Einbildungskraft macht ihm die Erhöhung zweimal größer, als ſie ſonſt und als ſie wirklich war; ſie beſticht ſogar die Augen, daß ſie ein falſches Zeugniß ablegen, als wenn die Anſchwellung zuſehends zunähme, und kein Wort davon ſagen, daß eben dieſe gröſſere Anſchwellung bey jedem Athemzuge geſchehe, und nach demſelben gleich wieder in die vorige Beſchaffenheit zurückfalle; und, was mich am meiſten ärgern kann, der Verſtand ſizt ruhig im Armſtuhle da, ſieht unbeweglich zu, wie ſeine Untergebene den armen Grafen herumtummeln; und wenn er ihm auch nur, ohne ſich weiter zu bemühen, zugeflüſtert hätte, wie treulos man mit ihm umginge, und wie wenig dieſe ſich vergröſſernde Anſchwellung, *per rerum naturam*, wachſende Merkmale der Schwangerſchaft ſeyn könnten! aber nichts von allem dem! — das iſt mir ein phlegmatiſcher Bube! der Verſtand!

Tauſend Fragen beſtürmten ihn von Seiten ſeiner Gemahlin wegen ſeiner plözlichen Zurückkunſt und der verzweiflungsvollen Miene, mit welcher er ſich auf das Kanapee hinſtreckte, bis endlich, nach vielen Ausweichungen, die weibliche Beredſamkeit ſo ſehr über ihn ſiegte, daß er das ganze Geheimniß, ſeine Beobachtungen, und ſeine eigne Situation entdeckte. Was? ſchwanger? — rief ſie mit einem lauten Gelächter und ſank in den gegenüber ſtehenden Krüpelſtuhl. Meine Schweſter ſchwanger? — Der Graf ſchoß einen Blick auf ſie, wie ihn ein beleidigter Stolzer zu werfen pflegt. Geſchwinde fuhren ihre Muſkeln zur ernſthaften ehrerbietigen Miene zuſammen: und ob ſie gleich ihrem wildausſehenden Eheherrn den Hauptſaz zugab, ſo äußerte ſie doch über ſeine Gründe dafür ſo viele Zweifel, fand ſo viel daran zu berichtigen, daß ſie ihm im Grunde nicht mehr zugeſtand, als wenn ſie geradezu nein geſagt hätte

Der weiſe Vater des Triſtram Shandy machte unter ſeinen vielen wahren Anmerkungen einſt auch dieſe: wenn die Frau in einem Hauſe niederkömmt, ſo werden alle weibliche Figuren darinnen um einen Zoll höher. Ohne die Klugheit dieſes Mannes tadeln zu wollen, ſetze ich hinzu: ſobald ſie ſich für ſchwanger ausgiebt, nimmt dieſes Wachsthum ſchon ſeinen Anfang, und erſtreckt ſich auch auf alle Anverwandtinnen bis in den fünften und ſechsten Grad; ſogar alle verheirathete Frauenzimmer, die nicht mit ihr verwandt ſind, wachſen ſchon bey der bloßen Erzählung davon um einen halben Zoll, beſonders wenn ſie aus einem männlichen Munde kommt; und überhaupt ſehen nie verheirathete Frauenzimmer auf Mannsperſonen, die nur ein einziges Urtheil über eine ſolche weibliche Angelegenheit wagen, anders als mit der ſtolzen Selbſtgenügſamkeit herab, womit ein großer Geiſt auf einen kleinern herniederblickt, der von einer Sache ſpricht, wovon er allein zu reden ſich berechtigt dünkt.

Durch dieſe Miene und die vorgebrachten Einwendungen, nebſt dem häufigen Ritornell, daß Mannsperſonen dergleichen Umſtände nicht zu beurtheilen wüßten, welches der Grund aller Gründe und der Einwurf aller Einwürfe war, wurde die Diſputation zulezt ſo geendigt, daß der Graf ſelbſt an der Wahrheit der Sache und an der Richtigkeit ſeiner Beobachtungen zweifelte. Nicht lange! denn vierzehn Tage darauf erhielt er von dem Herrn von L. nach vielen verſteckten Ausforſchungen die Verſicherung, daß er und die Aerzte ſeine Gemahlin ſchwanger glaubten, und ſie ſich ſelbſt wegen zuverlaßiger Anzeigen dafür hielte.

Gleich einem Miſſethater, der ſich der zuverſichtlichen Hoffnung des Lebens überlaſſen hat, wenn ihm in der Verſammlung, wo er die Ankündigung ſeiner Befreyung erwartete, ſein Todesurtheil vorgeleſen wird; ſo und nicht anders ſtand der Graf bey dieſer Verſicherung des Herrn von L. da.

Freilich war die Lage des Grafen eine der ſchrecklichſten, in welcher ich mich um eine doppelt ſo große Erbſchaft nicht befinden mögte. Sein eignes, nicht wenig beträchtliches Vermögen hatte er ſeinem Stolze und ſeiner Liebe zur Pracht aufgeopfert; in der nahen Ausſicht auf die Erbſchaft ſeiner Gemahlin hatte er auf Unkoſten vieler dienſtfertiger Gläubiger, die ſich durch ſeine großmüthigen Reden und Pracht blenden ließen, ſeinen Aufwand fortgeſezt und beynahe vergrößert. Die Gläubiger, da ſie allmählich gewahr wurden, wie groß ihre Anzahl war, beſannen ſich endlich, daß ſeine großmüthigen Verſicherungen ſie unmöglich ſo gut, als baares Geld, bezahlen könnten: einige darunter, die er auf ſeine Anwartſchaft vertröſtet hatte, da ſie die Nachricht von der Schwangerſchaft der Frau von L. erhielten, bließen Lärm. Das Volk der Gläubiger hat, wie bekannt, ein ſehr feines ſympathiſirendes Gefühl: nur einer darf einen Hauch in die Trompete thun, und gleich verſammelt ſich der ganze Schwarm ſeiner Mitbrüder von allen Enden der Welt in Perſon und in Vollmacht um ihn her, und zieht mit klingendem Spiele wider den armen Schuldner los. Die wenigen, denen die Schwangerſchaft der Frau von L. ſo bedenklich geworden war, machten ſie den weniger Aufmerkſamen ebenfalls bedenklich; und ſo vielen Leuten zu entgehen, die alle voller Bedenklichkeiten waren, fanden ſich in dem Kopfe des Grafen nur zween Auswege: entweder mußte er bezahlen — aber das widerriethen ihm alle Umſtände, und vorzüglich der wichtigſte unter allen, der Mangel am Gelde; oder er mußte fliehen — izt in dieſem kritiſchen Zeitpunkte? — ſich mit ſeinen Gläubigern während ſeiner Entfernung zu vereinigen ſuchen, ſeiner Pracht entſagen, Bediente abdanken — ach, der Stolz konnte ihn dies Gemälde niemals auszeichnen laſſen, ſo erſchrocken fuhr er vor demſelben zurück. Zween Rettungsmittel waren überhaupt nur möglich; zween wurden verworfen: folglich blieb nach geſchehener Ueberrechnung 2 — 2 = 0 übrig. Indeſſen verſprach er zu bezahlen; und alle Gläubiger ruhten, nur das Herz des Grafen nicht.

Nach vielen vormittäglichen und nachmittäglichen Ueberlegungen zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin, wovon allezeit das Reſultat geweſen war, daß man nicht wußte was man thun ſollte, ließ ſich eines Tages in einer Nachmittagsſeſſion beym Kaffee die Gräfin den unſchweſterlichen Wunſch entfahren: wenn doch meine Schweſter nur — ſtürbe? rief der Graf haſtig —

Nein, das wohl nicht; wenigſtens umwürfe. So wäre doch der Wechſelbalg — „Das iſt wahr!“ — Indem er es noch ſagte, ſprang er auf, eilte in ſeine Stube, klingelte dem Laufer, darauf dem Kutſcher, kam nach einer halben Stunde wieder zur Gemahlin, und ſagte: der Plan iſt gemacht: morgen ſoll es geſchehen; — und ſo ging er in ſein Zimmer zurück.

Eigentlich war der Wunſch der Frau Gräfin nichts als ein plözlicher unwillkührlicher Gedanke, an welchem das Herz keinen Antheil hatte, dergleichen ſehr oft in den Seelen der Sterblichen, wenn ſie von Einer angenehmen oder unangenehmen Sache zu ſehr angefüllt ſind, wie die Dünſte aus einem vollgeſtopften Magen, aufzuſteigen pflegen. Wie dieſe Magendünſte, bleiben ſie zuweilen innerhalb des Leibes und verlieren ſich ganz ſtill; aber zuweilen brechen ſie mit leiſem oder lautem Geräuſche durch, die Seelendünſte durch den Mund, und — —. Auch hatte die Gräfin ihren Wunſch ſo ſchnell, als er herausgefahren war, vergeſſen; und konnte um ſo viel weniger, da ſie nicht wieder an ihn dachte, die lezten Reden des Grafen und die darauf erfolgenden Anſtalten begreifen. Zwar hätte ſie ſich tauſendmal wieder auf ihn beſinnen mögen; ohne in die Seele des

Grafen geſehn zu haben, würde ihr alles ſo unerklärlich, wie vorher, geblieben ſeyn.

In ſeinem Kopf hatte das Wort — umwürfe, eine ganz andere Vorſtellung mitgebracht, als in dem Kopfe der Frau Gräfin damit vergeſellſchaftet war. In ihrem Munde war es nichts als ein pöbelhafter Ausdruck desjenigen, was die Franzoſen mit ihrer gewöhnlichen Delikateſſe *ſe bleſſer* nennen; genug, ſie wünſchte ihrer Schweſter eine unzeitige Geburt, einen todten Sohn, oder ſo etwas. In ſeinem Gehirn hingegen lag der Wunſch ſo ausgedruckt: wenn doch meine Schweſter mit der Kutſche umwurfe, ſo ginge es ihr vielleicht unrichtig, ſo wäre doch der Wechſelbalg, den ſie zu meinem Unglucke bey ſich trägt, vielleicht todt, u. ſ. f. Gleich hinter dieſem Gedanken ſprang ein andrer auf: — das kann man leicht machen; — und dann ein dritter, ein vierter, ein fünfter, und immer ſo fort, bis endlich aus der Zuſammenſetzung aller dieß Ganze herauskam: Morgen will ich zu Mittage auf meinem Landhauſe in W. zu eſſen geben; die Frau von L. ſoll mit mir in meinem Wagen fahren; — das wird leicht dahin zu bringen ſeyn; — unterwegs ſoll mein Kutſcher uns umwerfen, ich will auf ſie fallen, ich will ſie drücken; vielleicht — gleich ſoll der Laufer die Geſellſchaft zuſammenbitten —

Nun iſt das ganze Räthſel entwickelt, warum dem Laufer und dem Kutſcher geklingelt wurde. Lezter empfing zum voraus zur Belohnung ſeiner Verſchwiegenheit und Geſchicklichkeit einen Dukaten, und er verſprach, wie ein Däuschen, umzuwerfen, und ſchon einen Weg zu nehmen, wo umwerfen nicht ſchwer wäre. — Aber wenn ſich die Frau von L. nun entſchuldigte? — Dafür laſſe man die ſiegende Beredſamkeit des Grafen ſorgen.

Die Sache ging vor ſich. Der Kutſcher fuhr in einen ſteinigten bergichten Weg, der vielleicht in ganz Europa der einzige ſchickliche war, um geborne und ungeborne Menſchen ums Leben zu bringen. Man wunderte ſich über den ungewöhnlichen Weg; der Graf ſchimpfte, freylich etwas ſpät, auf den Kutſcher; aber umwenden konnte man nicht. Ohne Beyhülfe des Kutſchers, und eher als er wünſchte, fiel der Wagen um: und auf die Seite des Grafen. Er blutete, die linke

Seite war beſchunden, die ſchöne Doſe von verſteinertem Holze, die er gerade in der Hand hielt, zerſchmettert; Fächer, Ohrringe, Perlen, Menſchenhände und Menſchenfüße, Blonden, Fragmente von Hauben, Hut, Perücke, alles lag, wie in einem Chaos, durch einander. Noch zwo andere Damen, die, ohne einen ungebornen Feind des Grafen bey ſich zu haben, unverſchuldeter Weiſe mit umwerfen mußten, wiewohl ſie nach der Abſicht des Grafen für eine alte Beleidigung bey einer ſo bequemen Gelegenheit mit beſtraft werden ſollten, waren blos an der Kleidung beſchädigt; und die Frau von L., der die übrigen alle zur Unterlage gedient hatten, war, den Schrecken ausgenommen, geſund und wohlbehalten. Man kletterte allmählich heraus; der Graf hinkte, mit der wüthendſten Miene, auf den Kutſcher los, der Schmerz ließ ihn ganz vergeſſen, daß der gute Kerl ſeinen Dukaten redlich verdient hatte, und prügelte ſo gewaltig auf ihn zu, daß dieſer in die größte Verlegenheit gerieth, ob es nicht vielleicht eine ernſtliche Beſtrafung ſeyn ſollte, weil er ſeiner Pflicht nicht völlig Genüge gethan, und das Umwerfen nicht unglücklich genug abgelaufen wäre. Faſt war er, um den Fehler wieder gut zu machen, willens, das ganze Schauſpiel noch einmal zu wiederholen; aber bald riß ihn ein glücklicher Umſtand aus dieſer Verlegenheit. Die Frau von L. wurde einen Fußſteig gewahr. Die drey Damen gingen zu Fuß, ein Bedienter mußte ſie begleiten, der Herr Graf hatte den Fuß verrenkt, er mußte alſo in den Wagen zurück, und ganz allein ſo viele und ſo heftige Stöße ausſtehen, daß er nun völlig begriff, wie empfindlich es für ein Frauenzimmer ſeyn muß, wenn man es durch Umwerfen und ſteinigte Wege dahin bringen will, daß es ihr unrichtig geht.

Dieſe mislungne Probe und die Verzweiflung, in welche der Graf durch die Scham vor ſich ſelbſt, verſezt wurde, erſparten der Frau von L. auf eine lange Zeit dergleichen gewaltſame Geburtshülfen. Indeſſen nahm bey ihr die Erwartung einer glücklichen Entbindung immer mehr zu, und auf der Seite des Grafen die Hoffnung einer erwarteten Erbſchaft verhältnißmäßig ab. Jeder Gedanke daran ſchleppte einen langen Zug von traurigen ſchwarzen Vorſtellungen hinter ſich drein; erſt ſeine Gläubiger; ein jeder einen Arreſtbefehl in ſeinen Handen; dann ſeine Bedienten, ſeine Laufer, Heiducken, alle in Trauerkleidern um ihren unbezahlten Lohn und den Verluſt ihres Dienſtes; darauf der ganze Schwarm von Käufern, die *lege auctionis* ſeine Möbeln, Kutſchen, Kleider, Service unter ſich getheilt hatten. Mit Schaudern ſahe der Stolz dieſe Leichenprozeſſion, die ihn in kurzem in die Gruft begleiten ſollte. Er drückte, er rieb an dem Gehirne, um vielleicht ein Mittel herauszupreſſen, wie dieſe Leichenbegleitung und alſo auch ſein Tod zu vermeiden wäre; das Gehirn war trocken, und brachte auch nicht eine einzige nothdürftige Idee zum Vorſchein.

Die Frau von L. nimmt keine Beſuche mehr an: ſie fährt nicht; ſie tanzt nicht; was iſt alſo zu thun? —

Man berathſchlagt ſchon über die Wahl einer Wehmutter; Herr Graf, nun iſt es Zeit! —

Dieſe Nachricht erhielt der Graf von einem ſeiner Spione, Mittwochs Abends ſiebzehn Minuten auf neun Uhr, als er gerade in ſeinem Schlafrocke am Schreibetiſche ſaß und in Amelots

Ueberſetzung des Tacitus geleſen hatte. Wer ſollte glauben, daß dieſe Nachricht und dieſe Lektüre, durch ihre Zuſammenkunſt, in dem Kopfe des Grafen ein Etwas in dem Augenblicke zur Welt brachten, das die wirkende Urſache von vielen künftigen Begebenheiten, von dem Tode der Frau von L., von einem langen Prozeſſe, u. ſ. w. ſeyn wird? — „Das wäre!“ ruft der Leſer. — Ja es iſt nicht anders. *La vraiſemblance n' eſt pas toujours du côté de la verité*, ſagt Baile, ein Mann, der aus ſeiner Erfahrung wußte, was Urſachen und Wirkungen in menſchlichen Begebenheiten für wunderliche Dinge ſind.

Als der Graf noch unter der Anführung eines Pedanten Phraſes aus dem Tacitus ziehen und auswendig lernen mußte — dieſes Glied will ich meinen Leſern von der Kette der Urſachen und Wirkungen in die Hand geben; wenn ich bis zu dem ganz erſten zurückgehen wollte, ſo würde die Geſchichte dieſes einzigen Vorfalles ſo ſtark als die Geſchichte der Menſchheit werden und mit dieſer von Einem Datum anfangen — zu jener Zeit alſo ſchenkte dem Grafen, zu Erleichterung ſeiner phraſeologiſchen Arbeiten und zu beſſerm

Verſtändniſſe ſeines Autors, ſeine gnädige Tante, ſeligen Andenkens, des Amelot de la Houſſaie Ueberſetzung des Tacitus.

Aus gerechtem Unwillen über den Tacitus, der dem Grafen die Anzahl ſeiner unglücklichen Stunden in dieſem Leben anſehnlich hätte vermindern können, wenn er nichts geſchrieben hätte, beſchloß dieſer auf der Univerſität, keine Silbe, keinen Gedanken mehr in ſeiner Bibliothek zu dulden, von dem er verſichert ſeyn könnte, daß er in dem Kopfe des Tacitus geweſen wäre. Amelot ſollte daher auch unter vielen noch unſchuldigern in die Auktion verwieſen werden, ſeiner Dienſte ungeachtet, die er ehemals geleiſtet hatte: doch Max, der Bediente, der das ganze Geſchäfte beſorgte, hatte ſeit langen Zeiten die Gewohnheit gehabt, Abends die Zopfbänder ſeines Herrn in Amelots überſezten Tacitus zu legen, um ſie von den Runzeln zu kuriren, die ſie den Tag über angenommen hatten. Leicht und vielleicht beſſer hätte manches andere Buch unter dem Vorrathe ſeines Herrn zu dieſem Endzwecke gedient; allein da über Köpfe von ſeiner Klaſſe die Gewohnheit grauſamer tiranniſirt, als irgend ein orientaliſcher Despot, ſo konnte er unmöglich eine Trennung zwiſchen ſich und ſeinem Amelot geſchehen laſſen. Ohne Vorwiſſen ſeines Herrn behielt er ihn zu dem vorigen Gebrauche zurück, und nie war der Graf neugierig genug, in das Buch, wenn er es ſah, hineinzublicken. Ohne fernere Nachfrage war der franzöſiſche Tacitus, auch da er nach Maxens Entlaſſung nicht mehr Haarbänder preſſen mußte, von einem Orte zum andern mit fortgewandert, und hatte zu ſeiner Sicherheit allezeit den verächtlichſten Poſten in dem abgelegenſten Winkel des Bücherſchrankes erhalten, welches er blos ſeinem ſchlechten Kleide zu danken hatte.

Den Tag vorher, ehe der Graf die obgemeldete Lektüre machte, ſuchte der Sekretär in der Gegend, wohin Tacitus diesmal hatte flüchten müſſen, etliche alte Papiere. Das Buch wollte hartnäckiger Weiſe ſeinen Platz nicht verlaſſen, ob es gleich im Wege war; es bekam einen Stoß, und fiel, ſechs Reihen hoch, aufgeſchlagen, mit dem Rücken auf den Boden. In der Hitze des Suchens vergaß der geſchäftige Sekretär ihm wieder zu ſeinem eigenthümlichen Platze zu verhelfen; es blieb die Nacht liegen.

Morgens drauf fand es das Stubenmädchen, als ſie das Zimmer ausfegen wollte, in dem nämlichen Zuſtande. Sie fand nach ihren weiblichen Begriffen von Ordnung und Reinlichkeit, daß ein auf einem unausgekehrten Fußboden liegendes Buch einen ſtaubigten Fleck bedecke, und alſo, wenn es weggenommen würde, dieſer Fleck weniger rein ſeyn, und folglich die harmoniſche Reinlichkeit der Stube geſtöret werden müßte; ſie hub es auf. Bey dem Aufheben reizte das Titelkupfer ihre Neubegierde; ſie ſah es an: aber, durch lange Zucht gewöhnt, in den Zimmern ihrer Herrſchaft Papiere und Bücher gerade in die vorige Lage zu verſetzen, wenn ſie um der Reinlichkeit willen einen Augenblick aus ihrem alten Orte verrückt werden mußten, hielt ſie ſich fur verbunden, das Buch wieder aufgeſchlagen zurückzulegen. In der aufmerkſamen Begeiſterung über dem Titelkupfer war es verblattert worden; und — mit einem höchſtunſeligen Griffe trafen ihre zween Daumen gerade bey dem Blatte zuſammen, auf welchem die alte Giftmiſcherin, Lokuſta, unter der

Aufſicht des Nero, das Tränkchen kocht, das Ihre Majeſtät von Dero Bruder, dem Britannikus, befreyen ſollte. Dieſe Stelle blieb aufgeſchlagen, als das Buch wieder an ſeinen vorigen Platz kam.

Denſelben Tag, Abends, um acht Uhr und fünf Minuten, ſezte ſich der Graf, voll gewöhnlicher Unruhe, die, wie manche Fieber, mit der Dunkelheit zunahm, in einen Lehnſtuhl, dem Bücherſchranke gegenüber. — Leute — ich weiß nicht gleich warum, aber gewiß iſt es — Leute, die niemals an einem Buche Vergnügen gefunden, oder aus bekannten Urſachen keins finden konnten, greifen doch, wenn ſie von einem langen Kummer gequält werden, wie durch einen natürlichen Trieb, nach jedem Buche, das ihnen vorkömmt, als nach einer Panacee. Wenn ſie auch weiter nichts thun als blättern, und zeilenweiſe leſen, ſo glauben ſie doch mehr Beruhigung dadurch zu erlangen, oder erlangen ſie wirklich, als bey jeder andern Beſchäftigung. Vielleicht geſchicht es wirklich auf einen Wink der Natur, die gewöhnlich an dem Orte, wo man ſich verwunden kann, auch das Kraut wachſen läßt, das die Wunde heilt. Jeder neue Gedanke, der von den in unſerm Kopfe vorhandnen verſchieden iſt, bringt unſere Lebensgeiſter auf einen neuen Gang, das iſt bekannt; und aus dieſem Grunde können uns Bücher überhaupt ſchon eine vorübergehende Beruhigung verſchaffen. Iſt aber dieſer neue Gang von dem vorigen zu ſehr abgelegen, daß ſie z. B. izt auf die rechte Seite des Kopfs ſich drehen ſollen, da ſie vorher links gegangen waren, ſo wird der Verdruß, der allezeit in ſo einem Falle entſteht, eine Vermehrung unſerer unangenehmen Empfindungen; — wir werfen das Buch weg. So bald wir aber eine Idee darinnen erhaſchen, die die Lebensgeiſter von dem Fahrwege nur auf einen nebenherlaufenden Fußſteig führen, der mannichmal durch eine Reihe Bäume, zuweilen auch durch einen Graben, oder wohl gar durch ein kleines Büſchgen von dem Hauptwege abgeſondert iſt, aber immer wieder zu dieſem zurück kömmt; alsdann iſt uns das Buch willkommen, und wäre es auch ein Staatskalender.

Vermöge dieſer Theorie ſtund der Graf, da Tacitus, der noch auf dem Boden lag, unvermeidlicher Weiſe in ſeinen Augen das Bild eines

Buchs verurſachte, nachdem er kaum zwo Minuten geſeſſen, vom Stuhle auf, nahm ihn, wie er aufgeſchlagen dalag, und ſahe hinein. Bey der erſten Anſicht erblickte er gerade ſo viel Worte, als nöthig waren, ihm den Inhalt des Blattes intereſſant zu machen; — er las — wandte um — kurz, las die ganze Geſchichte. Sein Gedachtniß brachte ihm die fehlenden Umſtände, die er anderswo geleſen, zuruck; — die entfernte Aehnlichkeit zwiſchen einem Halbbruder, der verdächtig geworden iſt, dem andern eine Krone ſtreitig machen zu wollen, welches der Fall im Tacitus war, und einem Vetter, der den Onkel von einer ſehnlich gewünſchten und bedurften Erbſchaft verdrängen will, welches der Fall des Grafen war — die Aehnlichkeit der Erwartungen des Nero und ſeiner eignen: denn jener mußte, wenn Britannicus leben blieb, aufhören Kaiſer zu ſeyn, als ein Privatmann und vielleicht ſchlecht leben, im Exilium herumwandern, er, der Herr Graf, wenn ſein Vetter ins Leben kam, allen ſeinen Herrlichkeiten entſagen, aufhören prächtig zu leben, in ein freywilliges Exilium wandern, und entweder niemals oder arm wieder zuruckkommen — die Aehnlichkeit der Ruhe und des Wohlſeyns, in welche Nero nach dem Tode ſeines Bruders, und er nach de — — *) ſeines Vetters verſezt zu werden hoffte — Pollio, der Tribunus *cohortis praetoriae*, der den Plan des Kaiſers vollführte, — die alte Hexe, Lokuſta, welche die giftige Mixtur zubereitete; — alle dieſe Ideen ſchwammen in dem Gehirne des Grafen, wie die Trümmern eines verunglückten Schiffs auf dem Meere, herum, ſtießen zuſammen, fuhren wieder auseinander, ohne daß weiter etwas erfolgte. Mitten unter dieſem Aufruhre trat Chriſtian ins Zimmer, ein Bedienter des Herrn von L., der ſich von dem Grafen als Spion bezahlen ließ und darum einen freyen Eintritt in das Zimmer des leztern hatte, ſo oft er Neuigkeiten aus ſeinem Hauſe zu berichten wußte. Izt brachte er, wie ſchon oben geſagt worden iſt, die Nachricht, daß man gegenwärtig über die Wahl einer Kindermutter zu Rathe ginge, und daß man willens wäre, ſeine Muhme, Margrethe, dazu zu gebrauchen. Kaum hatte er es geſagt, als in dem Kopfe des Grafen der Spion, Chriſtian, mit dem Pollio, *tribunus cohortis praetoriae*, die Kindermutter Margrethe, mit der Giftmiſcherin, Lokuſta, zuſammenſtieß. Aus der Zuſammenkunft wurde unter dieſen Leuten bald eine genaue Bekanntſchaft, eine ſo genaue Bekanntſchaft, daß ſie alle viere in dem Kopfe des Grafen ein Projekt zur Welt brachten, deſſen Empfängniß und Geburt geſchwinder hinter einander folgten, als die Empfängniß und Geburt der Minerva im Kopfe des Jupiters. Das Projekt war: Chriſtian ſollte bey der ſo nahen Geburt ſeines Vetters, — Pollio, und die Muhme, Margrethe — Lokuſta ſeyn. Dieſer ſollte ein von geſchickten Händen zubereiteter Schlaftrunk anvertraut werden, welchen ſie bey Annäherung der Geburtsſchmerzen der Frau von L. beybringen, und ſie vermittelſt einer Wiederholung der nämlichen Doſis ſo lange im Schlummer und Betäubung erhalten ſollte, bis ſie ſich ihres Kindes entladen hätte. Die Frau Gräfin ſollte ſich zum Beiſtande bey der Geburt erbieten; Chriſtian bot eine andere Muhme zur zweiten Beiſteherin an, die ſo arm war, daß ſie um einen ſehr billigen Preiß, um eine Mahlzeit, wie die Einwohner von Gorea, *) ſich ſelbſt, mit Leib und Seele verkauft hätte, wenn ſich Liebhaber hätten dazu auftreiben laſſen, und die alſo ihr Gewiſſen um ſo viel weniger theuer hielt; Chriſtian ſelbſt wollte das Kind ſogleich heimlich in einem Korbe bis zur Hinterthüre ſchaffen, wo ſein Bruder, der Zollbereuter warten ſollte, um es zu Pferde weiter an einen verabredeten Ort — den ich vergeſſen habe — fortzubringen. Kam das Kind todt zur Welt, oder war es ein Fräulein, ſo wurde die Geburt nicht verheelet, und die Eltern hatten völlige Freiheit, darüber zu lachen oder zu weinen. Das Kind umbringen zu laſſen, dazu konnte der Graf ſich doch ſo ſchnell nicht entſchließen — ohne Zweifel aus einem Gefühle von Menſchlichkeit, das doch bey Leuten, ſelbſt von mittelmäßiger Erziehung, meiſtentheils wirkſam iſt, und ſie von Verbrechen zurückhält, die ſie gern begehen möchten — beſonders wenn es das erſte iſt, wozu ihnen ihr Vortheil räth.

---

*) Das hier fehlende Wort war in dem Kopfe des Grafen nicht beſtimmt, ſondern nur dunkel ausgedrückt. Vielleicht ſollte es Nichtexiſtenz ſeyn.

---

*) Büffon natürl. Geſchicht. T. 6. S. 236.

Man glaube aber ja nicht, daß das ganze Projekt, ſo wie es vor den Augen des Leſers daliegt, auf einmal und ganz an das Licht kam: nein, nichts als die *prima ſtamina* davon, nichts als die Grundfaden; für den Eintrag und die übrige Arbeit, welche die Vollendung des Gewebes erfoderte, ſorgte Chriſtian, der ſich nicht wenig freute, ſeine halbe Familie bey dieſer Unternehmung ins Brod gebracht zu haben.

So unglücklich das erſte Stratagem abgelaufen war, ſo glücklich ging das gegenwärtige von ſtatten. Während der Betäubung der Frau von L. erſchien ein Sohn, der, der Verabredung gemäß, nach — — — zu einer Soldatenfrau gebracht wurde, die ihn ſäugte und für ihr Kind ausgab, das, ich weiß nicht wie lange vorher, ohne daß es jemand wußte, auf dem Marſche ſich verloren hatte. Es gehört ohne Zweifel mit unter die Rechte und Freiheiten des Kriegs, der damals ſich auch über dieſe Gegenden erſtreckte, daß Soldatenweiber auch ohne das Bewußtſeyn ihrer Männer die Familie vermehren oder vermindern können; wenigſtens wollten einige ihrer Neiderinnen insgeheim verſichern, daß ſie ihr vermeyntlich geſtorbnes Kind im freyen Felde gelaſſen, und — man weiß nicht! genug ſie blieb zurück, als das Regiment den Quartierſtand veränderte, vergaß Mann und Liebhaber und miethete ſich ſechs Meilen über der Grenze in einer Stadt ein; eine Entfernung, die man für weit genug hielt, um nicht entdeckt zu werden, und für nahe genug, um ihr, der Pflegemutter, die nöthigen Unkoſten des Unterhalts bequem überliefern zu können; wiewohl dieſer lezte Einfall blos ein Einfall der Soldatenfrau war, welchen der Graf im Herzen für den ſchlechteſten bey der ganzen Unternehmung hielt, weil er lieber geſehn hätte, daß das Weib, nach Empfange einer Belohnung, mit der Armee und dem Kinde auf ewig fortgegangen wäre und ihm die fernern Unkoſten, es zu erhalten, erſpart hätte. Die Frau hingegen hatte ein gar zu ſtarkes Intereſſe bey dieſer Entweichung von ihrem Manne und dem Regimente, wo eine Nebenbuhlerin ſie um ihren ganzen Beifall gebracht hatte, als daß ſie nicht durch Bekanntmachung der wenigen Umſtände, die ſie wußte, eine boshafte Rache ausgeübt haben würde, wenn man ihren Einfall gemisbilligt hätte. — Was für ein abhängiger Sklave doch der Stolzeſte, wenn er einen böſen Plan auszuführen ſucht, von den ſchlechteſten niederträchtigſten Geſchöpfen iſt!

Nach der Entfernung des Kindes, als die Frau von L. von ihrem Schlummer zurückkam, wurde ihr und ihrem Gemahle gemeldet, daß es ihr unrichtig gegangen wäre, und daß man die hervorgekommene unvollkommene Frucht, auf Befehl der Gräfin, ſogleich weggeſchaft habe, um das mütterliche Herz der Frau von L., wenn ſie vielleicht eher wieder zu ſich gekommen wäre, nicht durch den Anblick zu kränken. Man dankte für dieſe Vorſorge; aber mit welcher Empfindung! — Hätte der Herr von L. von einem Tyrannen, unter Bedrohung der ausgeſuchteſten Qualen, den Befehl erhalten, ſeine Gemahlin augenblicklich zu durchſtoßen; ſeine Verwirrung, ſeine Betrübniß hätte kaum größer ſeyn können, als bey dieſer Nachricht. Die Frau von L. hatte außer der Bekümmerniß über dieſen unerwarteten Vorfall noch mit einem heftigen Anfalle von körperlichen Schmerzen zu kämpfen; und dieſe traurige Situation Beider machte es der Gräfin um ſo viel leichter, mehrere Umſtände auszuſinnen, um die Unverdächtigkeit und Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten zu vermehren.

Man müßte in der That ein Menſchenfeind ſeyn, wenn man glauben wollte, daß der Eigennuz oder eine Misgunſt gegen den Grafen, an dieſer ſo lebhaften Betrübniß des Herrn und der Frau von L. über ihre vereitelte Hoffnung den größten Antheil gehabt hätte. Die Betrübniß des Eigennutzes, des Neids, entſteht niemals ſo plözlich, ohne daß er nicht, ſich unbewußt, einen hämiſchen Blick auf den Gegenſtand wirft, dem die Vereitelung ſeiner Erwartungen eine glückliche Ausſicht eröffnet: auch die klügſte Verſtellung, die wirklich nicht das Talent des Herrn von L. war, kömmt hier zu kurz, wie bey jeder plözlichen unerwarteten Empfindung; *eripitur perſona, manet res.* Aber — die Betrübniß des Herrn von L. war eine ſtumme Niedergeſchlagenheit, die, nach einigen Augenblicken Erholung, mit vielen Freundſchaftsbezeugungen gegen die Gräfin und Zärtlichkeiten gegen ſeine Gemahlin abwechſelten. Dafür bin ich freilich nicht gut, daß nicht während dieſen Freundlichkeiten in ihm der Gedanke aufſteigen konnte: ſie kömmt durch meine fehlgeſchlagne Erwartung ihrem Glücke näher! oder ſo etwas; — aber das waren unwillkuhrliche Zuſammenſetzungen der Einbildungskraft, Spiele des Gehirns, die von keiner misgunſtigen oder unwilligen Regung im Herzen begleitet waren. Noch mehr! der Herr von L. hatte den Graf und die Gräfin ſchon ſechs Jahre lang in dem Verhältniſſe gegen ſich, als einen Mann, deſſen Hoffnung mit ſeiner eignen in beſtändiger Kolliſion ſteht, angeſehen; die Empfindlichkeit darüber war geſchwächt und beinahe gedämpft; ihre beiderſeitige Freundſchaftlichkeit war durch die Länge der Zeit mehr in die Grenzen des Ungezwungnen, des Natürlichen zurückgewichen, und konnte ſchon aus dieſem Grunde ungeheuchelt geworden ſeyn, weil zween Leute, die ſich lange Zeit, äußerlich Freunde zu ſcheinen, zwingen, endlich, ohne daß ſie es wiſſen, wirklich Freunde werden; war gleich die Vorſtellung von ſeinem Verhaltniſſe gegen den Grafen, bey dem Herrn von L. durch die Erneurung ſeiner Erwartung wieder lebhafter und empfindlicher geworden, ſo war doch dieſer überhaupt von einem viel zu ſanften, ruhigen und nichts weniger als ſtark genug empfindenden Gemüthe, um durch das Andenken an die vermehrte Hoffnung des Grafen, da ihm ſeine eigne fehlgeſchlagen war, ſo plözlich und in eine ſo ſtarke Bewegung verſezt zu werden.

Nichts war es, als die plözliche Dampfung einer Freude, die dieſe beiden edlen Seelen über ein Glück gefühlt hatten, daß für erhabne Gemüther das ſüßeſte, das himmliſchſte iſt, deſſen Gewißheit ihnen ſo unwiderſprechlich, als ihre eigne Exiſtenz, ſchien; nichts als die plözliche Dämpfung dieſer Freude war es, die das mütterliche und väterliche Herz ſo ſehr niederſchlugen, wie der Verluſt eines erwachſenen hoffnungsvollen Kindes. So beſeufzt auf

Dem düſtern Pappelaſt, voll Traurens, Philomele
Die Kinder, die vom Neſt, noch unbefiedert, ihr
Der harte Landmann ſtahl; ſie gießt die kleine Kehle
In laute Klagen aus; die Nacht verweint ſie hier,
Und nimmer unterbricht die Ruh die Trauerlieder,

Und ringsum ſchallt das Thal von ihren Klagen wieder.
Kein Gatte, keine Luſt kann ihren Gram zerſtreun,
Sie iſt des Grames Raub, — ſie will es ſeyn. *)

Die ſchwächliche Natur der Frau von L. war durch die angreifenden Mittel des Grafen erſchöpft worden; eben ſo ſehr hatte ſie die Geburt und der Schmerz über ihre fehlgeſchlagne Hoffnung entkräftet: ſie ſtarb. Die Gräfin kam ohne alle Schwierigkeiten in den Beſitz des Antheils, den ihr das väterliche Teſtament von dem Vermögen der Verſtorbnen zuerkannte; der Graf wurde gerettet, ſeine Gläubiger bezahlt, ſein Stolz beruhigt, ſein Kredit wieder hergeſtellt, ſeine Pracht fortgeſezt! der Herr von L. blieb noch immer ſein Freund, und hätte ſich den geringſten Einfall von Verdacht wider ihn, als eine Sünde, angerechnet. Das entführte Kind wurde völlig dem Stande ſeiner vorgegebnen Mutter gemäß erzogen, und ließ auch nicht die mindeſten Merkmale an ſich blicken, in welchem Stande es er-

---

*) Virg. Georg. 4.

zeugt worden war, wie wohl einige Leute ſich einbilden könnten. Die Frau ſtarb, als es vier Jahr alt war, — erfuhr es der Graf nicht zeitig genug? konnte er keine Nachricht davon erhalten? oder wollte er keine haben? — genug, niemand wußte ſeinen Aufenthalt, und jedermann war ruhig darüber.

Ein Jahr darauf, und alſo überhaupt fünf Jahre nach der Entfernung, ließ ſich Chriſtian, der ehemalige Spion des Grafen, einfallen, die Beſchwerlichkeit des Bedientenſtandes auf einmal ſo ſtark zu fühlen, daß er ohne bequemere Umſtände und gänzliche Befreyung von allen Geſchäften nicht länger mehr leben zu können glaubte. Er nahm ſeinen Abſchied, ohne weitere Ausſichten, als auf die Dankbarkeit des Grafen S**. Dieſer war über ſeine dreiſten und ziemlich anſehnlichen Foderungen nicht wenig verwundert, und wäre gern böſe geworden, wenn er es gewagt hätte; er bot ihm, ſtatt einer Erkenntlichkeit, ſeine Dienſte und einen größern Lohn, als der gewöhnliche, an: verächtlich ſchlug er die Anerbietungen des Grafen aus, weil er ſeinen Dienſt nicht verlaſſen hätte, um wieder zu dienen, und gieng, mit einem Geſchenke von dreyßig Thalern ziemlich befriedigt, fort, um damit den Anfang ſeines gewünſchten ruhigen Lebens zu machen, ohne zu bedenken, daß bey einem ſo kleinen Reichthume der Anfang und das Ende ſeines Müßiggangs ſehr nahe bey einander ſeyn mußten.

So lange nur männliche Perſonen auf dem Schauplatze ſind, geht alles langſam; der Dialog iſt ſchleppend, die Handlung träge, und, unter uns geſagt, das ganze Spiel etwas langweilig. Sobald aber eine weibliche Rolle erſcheint, ſchon wenn ſie nur aus der Scene hervortritt, ſo wird gleich der Dialog lebhafter, und die Handlung verwickelt oder entwickelt: gleich wird ſich ein Beweis davon zeigen.

Die Wehmutter, Margrethe, hatte indeſſen einen Mann von mittelmäßigen Mitteln geheurathet; ihre Kunſt war bey dem ſchönen Geſchlechte, durch die öftere Einquartierung fremder Truppen ſehr geſucht und ihr ſehr einträglich geworden, und ſie konnte nun alle Sonntage Braten eſſen, und jeden Feſttag eine andere Haube, mit einer breiten Treſſe, aufſetzen. Die andere Muhme, die Chriſtian zur Beiſteherin bey der

Geburt der Frau von L. empfahl — Sabine mag ſie heißen; das Kirchenbuch kann ich ihrentwegen nicht nachſchlagen laſſen — dieſe, ſage ich, lebte noch in der nämlichen Armuth und Faulheit, und die unumſchränkteſte Wohlthätigkeit der Frau Margrethe war für beide nicht zureichend. Sabine haßte ſie, ob ſie gleich durch ihre Wohlthaten ſich erhielt, weil jene ſonſt nicht viel reicher, als ſie, geweſen war, und nunmehr ſo allerliebſte Treſſenhauben tragen konnte. Mit dieſem neidiſchen Grolle drohte ſie einſt Margrethen, als ihr von dieſer eine kleine Gefälligkeit verſagt wurde, die ganze Verheimlichung des jungen Herrn von L. zu entdecken; — und ſollte es auch mein eignes Unglück ſeyn, ſprach ſie zornig. Die Kindmutter, ein furchtſames Weib, und die nunmehr, bey beſſern Umſtänden, um ihre ſchönſte Feſthaube keinen Antheil an dem Handel gehabt haben möchte, bat ſie, gab ihr, verſprach ihr: geben, verſprechen, Verſprechen erfullen, hörte endlich auf; der Zorn fing bey Sabinen von neuem an, und in der Wuth hezte ſie Chriſtianen wider ſeine Muhme auf, ohne auf neue Verſprechen zu warten: denn eigentlich war es ihr nur zu thun, dieſe um ihre Feſthaube zu bringen, und, wenn es oben drein möglich wäre, mit ſich wieder in gleichen Rang zu ſetzen.

Chriſtian hatte ein müßiges Leben ſehr zuträglich befunden, und war izt gerade in der lezten Scene davon, als Muhme Sabine ihn zu einer neuen Komödie in Feuer ſetzen wollte. Der Gewinnſt war für ihn immer größer dabey, als der Verluſt; er konnte ſich an der filzigen Kargheit des Grafen rächen, eine Belohnung vom Herrn von L. für ſeine Entdeckung erhalten, alsdann wieder müßiggehen; — genug, nach kurzer Ueberlegung, oder vielmehr ohne Ueberlegung, wurde der Vorſchlag angenommen. Der Herr von L. wurde von der ganzen Unternehmung umſtändlich unterrichtet, die Kindermutter vor ihn gefodert, die ſogleich alles geſtand und ihre Mitſchuldigen offenherzig anzeigte, und Muhme Margrethe, Vetter Chriſtian, und Muhme Sabine in Verhaft gebracht, welches aber eigentlich in dem Plane der beiden leztern, in Anſehung ihrer, nicht begriffen, ſondern ein Anhang war, der auf Gutachten des Herrn von L. hinzugethan wurde. Sie wiederholten alle ihr Geſtändniß vor Gerichte, und der Graf S* M war überwieſen? — ja, ſo denken wir Laien in der Gerechtigkeit, aber ganz anders ihre eingeweihten Prieſter. Die Gerechtigkeit iſt blind, das iſt nicht übel ausgeſonnen; aber dafür ſieht ſie auch oft die deutlichſten Beweiſe des Rechts nicht, und muß ſich begnügen, mit den ſtreitenden Partheyen blinde Kuh zu ſpielen; und wie leicht vergreift ſie ſich da! haſcht gerade den Unſchuldigen, wenn der Schuldige unter den Armen wegſchleicht!

Der Graf fing einen Gegenprozeß an; man leuterirte, appellirte, — irte, — irte, — irte, und was für Cerimoniel noch weiter bey der Hofſtatt der Themis gebräuchlich iſt, alles das wurde durchagirt; wer könnte wohl ſo viel erzählen, als Advokaten ſchreiben und Richter durchblättern können? — Kurz, der Graf wandte, weil es ſein Advokat für dienlich erachtete, endlich die ſämtlichen Waffen wider die Wehmutter Margrethe. Die arme Frau mußte das Kind umgebracht, ihr Vetter und ihre Muhme eine falſche Ausſage gethan haben. Dieſe beiden beſtätigten ſogar ſelbſt, daß ſie falſch geweſen wäre, daß ſie alles nur aus der guten Meinung erdacht hätten, um ihre Muhme nicht in Lebensgefahr zu bringen, da ſie ſich einmal durch ihr Gewiſſen gedrungen gefunden hätten, die Sache anhängig zu machen. Was dieſe Böſewichter bewegte, ihre Ausſage wider ihr Gewiſſen ſo zu verändern? — Nichts, als die Hoffnung, durch die Strafe ihrer Muhme ihrer eignen zu entgehen, den Graf aus dem Verdachte des Mordes zu ziehen, welcher ſehr ſtark wider ihn war, und aus Erkenntlichkeit von ihm wieder aus dem ganzen Handel (und oben drein mit einer gewiſſen Ausſicht in ein ruhiges Leben) gezogen zu werden, welches alles vermuthlich nicht in ihren Kopf gekommen wäre, wenn ſie nicht die Verſicherung und die Anſtiftung des Grafen dazu veranlaßt hätte, der ſeine Verſprechungen durch einen ſehr natürlichen Weg bis zu Beiden ins Gefängniß zu bringen wußte.

Was ſollte die Gerechtigkeit thun? — Sie überlegte ſich alle *pro* und *contra* lange, wälzte ſie auf allen Seiten herum, und das ganze Reſultat von ihren langen Ueberlegungen war: Nachdem Kindermutter Margrethe das Kind umgebracht, als etc etc. — Zwo Facultaten bekamen die *pro's* und *contra's* zugeſchickt, und in jeder hatte eines der hochgelahrten Mitglieder beynahe ein Pfund Knaſter in die Akten geblaſen, als man endlich im Namen aller zurückſchrieb: Nachdem Kindermutter Margrethe das Kind umgebracht, als etc. etc. — Es war nichts, als eine kleine Nachkomödie noch übrig, nämlich, daß jemand über ſich nahm, für Kindermutter Margrethen eine ſogenannte Defenſion zu führen, hurtig war ſie durchgeſpielt — hurtig, das heißt wenigſtens in drey Vierteljahren — und die Kataſtrophe war gerade dieſelbe: Nachdem Kindermutter Margrethe das Kind umgebracht, als ſoll ſie die Strafe leiden, die einer Kindermörderin durch die Geſetze unſrer rohen Vorfahren und eine hergebrachte Gewohnheit zuerkannt wird.

Aber, um des Himmels willen, werden meine Leſer ausrufen, die beſſer, als die Gerechtigkeit, von dem, was Kindermutter Margrethe gethan hat, unterrichtet ſind, konnte denn niemand der Gerechtigkeit die Binde nur einen Finger breit von den Augen ziehen, daß ſie doch wenigſtens … — Wozu? Sie that das ihrige. Sie ſchloß ſehr tiefſinnig, und nichts war alſo möglich, als daß Frau Margrethe eine Kindermörderin war, oder — daß die Gerechtigkeit falſch ſchloß. Auſſerdem wollten einige Leute gar einen gegründeten Verdacht auf die Gerechtigkeit werfen — ich mag nichts davon ſagen! — die Gerechtigkeit! ich ſchäme mich, es nur von ihr zu denken, wie viel mehr müßte ſie ſich ſchämen, es zu thun!

Glücklicher Weiſe für die Kindermutter Margrethe war der Tod diesmal ein ſo großer Wohlthäter, als er nur jemals geweſen iſt. Er ließ ſie ſterben, ehe noch das Urtheil an ihr vollſtreckt werden konnte. — — Sollte der empfindſame Theil meiner Leſer eine Thräne in Bereitſchaft haben, um ſie auf den Namen der unglücklichen Margrethe fallen zu laſſen, ſo bitte ich, nur noch einen Augenblick ſie im Auge zurück zu halten, noch ein paar Worte von ihr anzuhören, und alsdann ſich zu beſinnen, ob ſie fallen, oder bis zu einer andern Gelegenheit aufgehoben werden ſoll. —

Die Kindermutter Margrethe hatte in ihren jüngern Jahren, durch Armuth verleitet, ſich einem gewiſſen Manne preis gegeben, und ein Kind, das wider ihre Veranſtaltung erſchien, — was weiß ich? — ermordet, erdruckt, kurz, von der Welt weggeſchaft. — Die Obrigkeit verurtheilte ſie unſchuldig, und ſtrafte ſie mit Recht.

Welch' eine weiſe Regierung der Welt, wo unvermeidliche Fehler das Gleichgewicht des Ganzen erhalten, und die unverſchuldeten Irrungen des einen die verſchuldeten Strafen des andern ſind! —

Der Graf S* befand für dienlich, den Verdacht gegen die übrigen beiden Mitgefangenen ſo ſehr zu vermehren, daß man *in dubia cauſa* ſie lieber unter ihrem Verdienſte, als gar nicht beſtrafen wollte. Chriſtian mußte ſeine Hoffnung auf ein ruhiges und müßiges Leben noch weiter hinaus ſchieben: — er kam auf den Bau, und ſeine Muhme wurde des Landes verwieſen.

Eines Tages, als Chriſtian, nebſt etlichen ſeiner Gefährten, einen wohlbeladenen Karren voll Steine durch die Straßen rollen mußte, um ſie zur Aufbauung eines Waiſenhauſes herbeyzuführen, das an der einen Seite des Zuchthauſes angelegt wurde, weil das alte an der andern einzufallen drohte — bey dieſer Gelegenheit, ſage ich, bekam er einen Knaben zu ſehen, der auf dem Hofplatze des Waiſenhauſes mit andern Waiſenkindern ſpielte, und bey dem erſten Anblicke ſeiner Aufmerkſamkeit ganz auf ſich zog: warum? — das weiß ich nicht zu ſagen, und er vielleicht ſelbſt nicht. Er erkundigte ſich in eigner Perſon und vermittelſt ſeines Vorgeſetzten nach der Herkunft, den ehemaligen Umſtanden des Knabens u. ſ. w.; und, was er erfuhr, war für ihn völlig genugthuend. Die gegenwärtige Waiſenmutter, hieß es, hatte ihn, als ſie ihr Amt angetreten, auf Erlaubniß der Direktion mitgebracht; ihr wäre er, als ſie noch in — — gewohnt, von ihrer Nachbarin auf dem Todbette anvertraut worden, mit der Eröffnung, daß er zwar ihr Sohn, aber von einem vornehmen Vater, ſey; ſie ſey alsdann mit ihm, weil es ihre Umſtände ſo verlangt hätten, in verſchiedenen Städten der daſigen Gegend herumgezogen, bis ſie endlich in die gegenwärtige, und in das gegenwärtige Amt gekommen ſey. Sie ſezte außerdem hinzu, daß ſie ihn wegen ſeines geſitteten und für ſein Alter verſtändigen Betragens liebte, und gab dieſes als eine Urſache an, warum ſie, bey ihren vormaligen nicht allzuguten Umſtänden, ſich ſeiner angenommen hätte. — Hieraus machte Chriſtian den

Schluß: das iſt der junge L., den ich entführt habe. Er bat, daß man dieſe Erkundigungen, nebſt ſeiner eignen Auſſage darüber, dem Herrn von L. melden möchte, weil er vielleicht nach völliger Aufklärung der Sache ſich von ſeiner unverſchuldeten Strafe befreyen, und dem Herrn von L. einen Sohn verſchaffen könnte. Auf den erſten Umſtand achtete die Menſchlichkeit der Obrigkeit wenig, und er wäre ganz unkräftig geblieben, wenn der andere nicht auf ihren Eigennutz deſto ſtärker gewirkt hätte. Der Herr von L. war ein angeſehner Mann, in einem angeſehnen Amte; und ſolche Leute verdienen, daß man ihnen einen Dienſt thut — vielleicht hat man ſich ſelbſt einen zugleich gethan. Der Herr von L. wurde benachrichtigt.

Beynahe wären dieſe Bemühungen fruchtlos geweſen, weil die Nachrichten noch nicht den Grad der Deutlichkeit und Zuverlaßigkeit dem Herrn von L. zu haben ſchienen, um eine gerichtliche Unterſuchung darauf anzufangen; wenigſtens hing Chriſtians Schluß mit den Prämiſſen nicht ſonderlich genau zuſammen. Allein ein anderes Intereſſe obwaltete dabey. Der Graf S** gab den vorigen Prozeß öffentlich für eine Wirkung einer Rachſucht, einer Misgunſt in dem Herrn von L. aus, und brüſtete ſich triumphirend mit ſeiner bewieſnen Unſchuld. Unmöglich konnte dieſer ſeinen Charakter ſo ſehr in Gefahr geſezt ſehn, ohne jeden auch geringfügigen Umſtand zu nützen, der nur einigermaßen ſeinen guten Namen zu retten verſprach.

Die Gerechtigkeit nahm ſich diesmal beinahe drey Jahre Zeit zur Unterſuchung und zur Entſcheidung; und am Ende derſelben fand ſie nichts gewiſſer, als daß vorgefundner junger Menſch der wahrhafte Sohn des Herrn von L. ſey. Was ſie zu dieſer Entſcheidung bewegte? — Ja, wer kann alles das wiſſen? — Wer neugierig darnach iſt, leſe die Akten des Prozeſſes! — Eines fällt mir doch ein! Unter der Verlaſſenſchaft der verſtorbnen Kindermutter, Margrethe, fand ſich eine ſchriftliche Inſtruktion, mit des Grafen eigner Hand geſchrieben, (wie *ex actis vol. 16—35* zu erſehen,) worinne der ganze Plan der Entführung enthalten war. Ohne Zweifel hatte ſich die gute Kindermutter dieſer Waffen zu ihrer Vertheidigung nicht bedient, weil ſie entweder dieſe Schrift nicht mehr zu beſitzen glaubte, oder in der Betäubung nicht daran dachte, oder etc. etc.

Dadurch war die Wirklichkeit der Entführung bewieſen; — aber daß der benannte Waiſenknabe das entführte Subjekt war? — das bewieſen die abgehörten Zeugen 1. 2. 3. 4. 5. 6. u. ſ. w. — am beſten, man ſieht, wie geſagt, die Akten nach.

Der junge Herr von L. war alſo öffentlich für das, wozu ihn ſeine Geburt beſtimmt hatte, erklärt; er war jung genug, um die Bildung, die ihm ſeine verbeſſerten Umſtände verſchafften, mit Nutzen anzunehmen, aber auch zu jung, um ſeine Erhebung in dem gehörigen Geſichtspunkte anzuſehen, und ſich nun nicht für einen beſſern Menſchen zu halten, weil er ein vornehmerer war. Unterdeſſen hatte doch keines von beiden für ihn völlig gute noch ſchädliche Wirkungen. Er gehörte in die Klaſſe menſchlicher Maſchinen, denen die Natur eine gewiſſe Linie der Mittelmäßigkeit im Laſter und in der Tugend vergezeichnet zu haben ſcheint, über welchen ſie keinen Fuß ein Haar breit aus eignen Kräften heben können; die für ſich eigentlich weder gut noch böſe ſind, aber auch alles werden, wozu ſie die Geſellſchaft macht, ihren Weg in der Welt in geraden langſamen Schritten fortgehen; wenn ihnen jemand in den Weg kömmt, oder an ſie ſtößt, bedachtſam ausweichen, ohne jemanden zu ſtoßen, er müßte denn zu hurtig laufen, daß ſie nicht zeitig genug aus dem Wege kommen könnten; die zufrieden oder vielmehr in einem gewiſſen mittlern Zuſtande zwiſchen Zufriedenheit und Unzufriedenheit ſind, wenn ihre thieriſche Bedürfniſſe hinlänglich geſtillt, und die kleinen Spiele ihrer Einbildungskraft in Bewegung geſezt werden. Wie unterſchieden und wie ähnlich war dieſer Charakter, und der Charakter ſeiner verſtorbnen edlen Mutter! Ihre Güte war eine vom Verſtande erleuchtete, thätige, empfindſame Güte, die aus zu großer Empfindlichkeit die Natur andrer Menſchen nicht unter ſich erniedrigen konnte; die ſeinige war todt, unthätig, eine Folge der ſchwachen Verſtandskräfte und eines groben Mechaniſmus: ihre war ſchäzbar wegen der guten

Handlungen, die ſie hervorbrachte; die ſeinige untadelnswürdig wegen der böſen, zu welchen ſie ihn unfähig machte; — aber beide waren doch gut.

Weil ihn die Schwäche ſeiner Leidenſchaften und ſeine ganze Natur in einen engen Wirkungskreiß einſchloß, und beſonders, weil gewiſſe Leute von ſeinem Stande ihn nie um ſich ſehen konnten, ohne eine kleine Uebelkeit zu verſpüren, — vermuthlich weil er bis in ſein zwölftes Jahr einen bürgerlichen Namen geführt hatte, ſagten damals manche Leute — und weil dieſe Uebelkeit nach dem Tode des Vaters immer mehr zunahm, und allerhand üble Folgen für die Geſundheit dieſer delikaten Leute zu beſorgen waren, ſo beſchloß der Onkel und Vormund des jungen Herrn von L., der auf ſeinen Ritterſitze lebte, ihn ſo lange zu ſich zu nehmen, bis er mündig würde, d. h. ſein Geld willkührlich verthun, und eine Frau nehmen könnte.

Von dieſem Aufenthalte und ſeinen übrigen Schickſalen iſt nichts Merkwürdiges zu erzählen. Das Landleben gefiel dem jungen von L., er kaufte ſich ein Ritterguth, heurathete im ſechsundzwanzigſten Jahre, ließ bis in ſein funfzigſtes Jahr ſechs Fräulein und vier Junker taufen und zum Theil wieder begraben, ſchoß bis in ſein achtundſechzigſtes Jahr Haſen und ſtarb in ſeinem neunundſechzigſten Jahre an einer Indigeſtion. Sein Leben war das gewöhnliche Leben eines Landedelmanns.

Nadine.

„Nadine, komm und miſch in deinen Kuß
„Den Zauberton, der Philomelens gleichet,
„Indeß die Nacht, mit unbemerktem Fuß,
„Den jungen Tag in Florens Arm beſchleichet!

„Ein Augenblick wird ſchon zu theur verſäumt!
„Sie fliehn, ſie fliehn, mit Flügeln an den Füßen,
„Die Stunden fliehn, die unter unſern Küſſen
„Ein Quincica am Quell der Luſt verträumt!

„Wenn deinen lezten Hauch mein Mund einſt aufgeküßt,
„Was folget uns ins öde Reich der Schatten?
„Ach, die Erinnerung, was wir genoſſen hatten,
„Iſt mehr vielleicht, als dann uns übrig iſt!“

So ſpricht Amynt, verbirgt, indem ers ſpricht,
In ihrer Bruſt ſein glühendes Geſicht,

Und fühlt, vom Arm der Liebe ſanft umwunden,
Den ganzen Werth der eilenden Sekunden.

Mit Augen, wo die Traurigkeit
In ſüße Wolluſt ſchmilzt, verſchämt, doch hingeriſſen
Von eurer Macht, Natur und Zärtlichkeit,
Entwind't ſie läßig nur ſich ſeinen heißen Küſſen.

Die ſchlaue Nacht zieht, jüngferlich beſcheiden,
Ein Wölkchen, wie vom dünnſten Silberflor,
Dem Seitenblick der ſpröden Luna vor:
Ein Roſenbuſch wächſt ſchnell um ſie empor,
Und ungeſehn umflattert ſie ein Chor
Von Liebesgöttern und von Freuden.

Nur einer aus der kleinen Schaar,
Ein junger Scherz, von dreiſterem Geſchlechte,
Den eine Grazie dem ſchönſten Faun gebahr,
Setzt ſchalkhaft auf dem braunen Haar
An deiner Stirn, Nadine, ſich zurechte.

Amint wird ihn zulezt gewahr,
Und will den loſen Gaukler fangen,

Allein der Scherz, der leicht von Füßen war,
Entſchlüpft, und rettet ſich ins Grübchen ihrer Wangen.

Auch da verfolget ihn Amint.
Nun, denkt er, ſoll mirs doch auf ihren Lippen glücken.
Doch, ſeht, wie ſich ſein Gegner ſchnell beſinnt,
Den kleinen Gott mit Küſſen zu erſticken.

Er zappelt, wie ein junger Aal
Im feuchten Netz, und ſchlägt, und ſträubt ſich mit den Flügeln,
Bis, zwiſchen ſanft erhabnen Hügeln
Von lauem Schnee, ein dämmernd Roſenthal
Sich ihm entdeckt. Er glitſcht an einer Leiter
Von Bändern unbemerkt herab;
Umſonſt! der Mund, der keine Raſt ihm gab,
Folgt ihm durch Berg und Thal, und treibt ihn immer weiter.
Wohin, o Venus, ſoll er fliehn?
Wie kann er zu entrinnen hoffen?
Er flattert keuchend her und hin;
Wo findet er die lezte Zuflucht offen?

So wie ein Reh, vom frühen Horn erweckt,
Mit raſchem Lauf, der kaum das Gras berühret,
Von Bergen flieht, dann ſteht, die Ohren reckt,
Dann ſchneller flieht, vom Nachhall fortgeſchreckt,
Und ſich zulezt in einen Hain verlieret,
Wo krauſer Büſche Nacht ihm ſeinen Feind verſteckt.

Der Flüchtling glaubt, in Paphos dunkelm Hain,
Wo, unentdeckt, ſogar beym Sonnenſchein,
Sich Amor oft an Spröden ſchon gerochen,
Glaubt in Dionens Heiligthum,
In Dädals Labyrinth, ja im Elyſium
Nicht ſicherer zu ſeyn, als wo er ſich verkrochen.

Allein der Liebesgötter Schaar,
Die, Bienen gleich, doch unſichtbar,
In Trauben, an Nadinens Wangen,
An ihrem Mund, an ihrem Buſen hangen,
Bemerkten bald die reizende Gefahr,
Und riefen laut, da es zu ſpäte war:
„Ach! Brüderchen, du biſt gefangen!“

Chloe.

Hüpfend, wie das Blut in deinen Adern, ſcherzet,
Chloe, deine Seel' ihr Daſeyn hin;
Keine Ahndung ferner Uebel ſchwärzet
Deinen freyen unbewölkten Sinn;
Alles, däucht mir, iſt, wie deine Wangen,
Roſenfarb, gleich Liebesgöttern hangen
Tauſend Hofnungen von brütender Begier,
Sanft entfaltet, gaukelnd über dir.
Jeder Wunſch, der mit Vergnügen ſchmeichelt,
Scheint dir ſchuldlos: du erfuhrſt noch nicht,
Daß der Schmerz ſich oft zu Wolluſt heuchelt,
Und die Hofnung ſtets zu viel verſpricht.

Ach! warum, o Chloe, ſinds nur Träume,
Wenn die Phantaſie mit eitler Schöpfungskraft
Goldne Welten um uns her erſchafft?
Lauter Luſt, wohin das Auge gafft,
Lauter Roſen, lauter Myrthenbäume:

Nektar aus Tockay in allen Flüſſen,
Göttertiſch, von Grazien gedeckt,
Lüfte, die von ſelbſt in Symphonien fließen,
Schlaf auf Schwanen, den zu ſtillen Kuſſen
Amor oft, die Sorge niemals weckt:
Lauter Feſte, Tänz' und frohe Spiele,
Lauter Unſchuld, Eintracht, Zärtlichkeit,
Kurz, der Menſchen ganze Lebenszeit
Ein Gewebe lieblicher Gefühle:
Welch ein Traum! — Warum, ſo ruft, entzückt,
Von Nanett im kurzen Unterrocke,
Triſtram aus, indem des Mädchens ſchwarze Locke
Sich im ungelernten Tanz entſtrickt,
Und ihr lächelnd Aug' unwiſſend Liebe blickt —
Ach! warum, du, deſſen Wohlbehagen
Unſre Freuden ſchafft und unſre Plagen,
Kann hier nicht ein Mann ſich in der Freude Schoos
Niederlegen, tanzen, ſingen, und ſein Pater ſagen,
Und gen Himmel mit Nanetten gehn?
Eitler Wunſch, vielleicht verzeihbar im Entſtehn,

Aber doch im Aug' der ernſten Weisheit Sünde!
Ein Verhängniß, deſſen dunkle Gründe
Wir vielleicht in beſſern Welten ſehn,
Findt für dieſe Welt ein reines Glück zu ſchön,
Miſcht in jeden Tropfen Luſt geſchwinde
Zween von Bitterkeit: gefällt ſich, wie es ſcheint
Jede Hofnung ſelbſt gewählter Wonne,
Wenn zu unſerm Wunſch ſich alles ſchon vereint,
Plözlich zu verwehn: erfindt für jeden Morgen,
Der uns Luſt verhieß, unvorgeſehne Sorgen:
Giebt die Unſchuld oft der Bosheit, dem Betruge
Preis, und lohnt die Treu mit einem Aſchenkruge.
Chloe, hoffe nicht, daß innerhalb dem Kreiſe,
Der den Erdball von dem Sternenfeld
Trennt, die Wonne je ihr himmliſch Antlitz weiſe;
Ach! ſie ſinkt nicht bis zur Unterwelt!
Alle dieſe ſchönen Luftgeſichte,
Deren bloßer Name deine Bruſt
Wallen macht, ſind eitle Schaugerichte,
Leichte Träume, unweſentliche Luſt!
Freundſchaft! — Lieb! Euch laſſen uns die Götter

Nur von fern aus offnem Himmel ſehn,
Dieſſeitsher verſezt, ſind eure Fruchte Blätter,
Die mit leerem Schmuck das Auge hintergehn.

Der Donner.

Eine Erzählung.

Was doch der Donner wirken kann!
Er zähmt den grauſamſten Tyrann;
Und treibt den Freygeiſt ſelbſt zum Beten.
Der ſichre Sünder, der ſonſt lacht
Wenn ihm ſein Pfarrer noch ſo heiß die Hölle
macht,
Geräth bey Strahl und Schlag in tauſend Angſt
und Nöthen.
Die eitle Donne flieht den Putz,
Und ſuchet beym Gebetbuch Schutz.
Der Säufer läßt die vollen Gläſer ſtehen;
Und auf den Straßen ſich kein kühner Stutzer
ſehen!
Der frechen Dirne pocht das Herz,
Sie flucht der Liebe und dem Scherz,
Und ſingt ein Lied mit banger Stimme.
Der Böſewicht erſchrickt und zagt,

Sucht bey dem Himmel Hülf', und ſagt:
„Herr! ſtraf mich nicht in deinem Grimme!“
Kurz: alles fürchtet Gottes Stimme;
Doch nur, wenn er im Donner ſpricht:
Denn, wenn er liebreich ruft, ſo hört die Welt ihn nicht!

* * *

Ein Mann, an Sünden nicht zu leichte,
Ging übers Feld mit ſeiner Frau zur Beichte.
Zwar war der Weg ein wenig weit,
Allein die ſchöne Jahreszeit,
Der Wieſen Flor, der Felder Fruchtbarkeit,
Und was wir mehr für Herrlichkeit
Hier malen könnten, doch nicht wollen,
Vertrieb dem andachtsvollen Paar,
Die Zeit, ſo gut es möglich war.

Doch, eine Wolke dräut Gefahr.
Man ſieht den Bliz, man hört den Donner rollen:
Der Sturmwind wirbelt wild daher,
Und rauſcht durch Thal, und Wald, und Flächen.

Die Bäume ſtürzen, und zerbrechen,
Aus jeder Wolke ſtürzt ein Meer:
Die feſte Erde wird erſchüttert;
Und alles Blitz und Schlag!

„O Gott! dieß iſt der jüngſte Tag,“
Ruft Veit, indem Brigitte zittert.
„Der Herr iſt über uns erbittert!
„Was gilt's! der Donner ſchlägt uns todt!
„Wo find ich Troſt in dieſer Noth,
„Wo Gnade, für die vielen Sünden?
„Wer ſie nicht beichtet, heißt's, kann nicht Vergebung finden!
„Drum komm, Brigitte, laß uns frey
„Einander unſre Schuld bekennen!
„Gnug, was vorbey iſt, iſt vorbey!
„Viel beſſer, friſch bekannt, als in der Hölle brennen!

„Ach!“ fing Brigitte ſchluchzend an,
„So wiſſe denn, mein lieber Mann!
„Oft wünſcht' ich dich ins andre Leben,
„Um Görgen meine Hand zu geben.“

„Das,“ fiel der arme Sünder ein:
„Mag auch der Himmel mir verzeihn!
„Ich konnte freilich Greten leiden,
„Und — die verdammten dunkeln Weiden!“

Indeß erheitert ſich die Luft,
Die Sonne zeiget ſich mit ihrem Glanze wieder,
Die Lerche lockt, und ſchwingt ihr träufelndes Gefieder,
Die ſcheue Taube fleucht zum Gatten aus der Kluft.
Der Zephyr gaukelt auf und nieder:
Ein aromatiſchlauer Duft
Erfüllt den Hain, den ſchwüle Dämpfe füllten,
Und lacht aus Au'n, worauf Verderben brüllten.

Brigitte ſtutzt, und Veit kratzt ſich den Kopf,
Und denkt: „was war ich für ein Tropf,
„Daß ich dem Weib das Ding erzählte!“

Doch, weit gefehlt, daß ſie darüber ſchmählte,
Kam ſie ihm ſelbſt im Widerruf zuvor.

„Mann!“ ſprach ſie ſchamroth, „ſey kein Thor!
„Was ich von Görgen dir entdecket,
„Hat mir allein der Donner abgeſchrecket.“

„Auch das hab ich aus Angſt erdacht,“
Verſezte Veit, „was ich geſaget.
„Nie hab ich ſo was mich gewaget,
„Ja nicht einmal dir Greten angelacht.“

„Schweig,“ rief Brigitte: „ſchweig, du ſauberer Geſelle!
„Huy! daß ich etwann ſie und dich
„Nicht neulich ſelber überſchlich?“

„Was, mich mit Greten? — — Himmel! „Hölle!
„Dich, meynſt du wohl, bey Görgen ich?
„Säß ich dir nicht an Gottes Stelle —“
„„Du?““ — „Ja! —“
Ihr Leute zankt euch nicht!
Ein neuer Sturm ſcheint zu erwachen!
Geht heim, und denkt an eure Pflicht,
Sonſt wird der Donner Friede machen!

Selinde.

Der Tage ſchönſter war nun da,
Beſtimmt, um Damon mit Selinden
Durch Hymens Feſſeln zu verbinden,
Und dem er ſehnſuchtsvoll ſchon längſt entgegen ſah.
Wer kann ihn auch darum verdenken?
Er liebte ſie, und ſie war ſchön,
So ſchön, daß, ſollte ſie noch heute Paris ſehn,
Und hätt' er noch den güldnen Apfel zu verſchenken,
So würd' er ſich nicht lang' bedenken,
Und ihn Selinden zugeſtehn:
Sie liebt ihn wieder, und ihr wird
Kein Mädchen es verdenken,
So zärtlich und ſo treu iſt kein arkadſcher Hirt,
Und keine würde ſich bedenken,
Ihm für ſein Herz das ihrige zu ſchenken.
So liebte ſich dieß liebenswerthe Paar:
Was eines Wunſch und Freude war,

War auch des Andern Luſt und Wille;
Und küßt er ſie, ſo hielt ſie ſtille.
In Einem Stücke nur that ſie ihm Widerſtand —
(Dieß iſt auch nicht ſo ſeltſam, wie bekannt,
Die Schönen pflegen gern zu widerſtreben)
Den Tag mit ihm, und ganz für ihn zu leben,
Ja, dieſes ſchien ſie zuzugeben;
Doch auch die Nacht? —
O nein! Sprach er davon, ſo ward ſie aufgebracht,
Und zeigt ihr Amtsgeſicht mit aller ſeiner Macht:
Da ſchalt ſie ihn
Verwegen, frevelhaft, und kühn,
Und hätte gern ſogleich mit ihm gebrochen,
Wenn er ſie nicht mit Küſſen ſtill gemacht,
Wenn ſie ihm nicht ſchon ihre Huld verſprochen.
Er legte ſich auf Bitten, Schmeicheln, Flehn,
Ein jedes, Vater, Mutter, Freund, Verwandte,
Gevattern, Vettern, Muhmen und Bekannte,
Sucht ihm in Bitten beyzuſtehn —
„Umſonſt! dieß iſt nicht auszuſtehn,“
Rief ſie, „mit einem Mann, ich? ſchlafen gehn,
„Das wär mir ſchön!“
„Nein, nein, viel lieber will ich ſchwören,

„Daß ich —“ Doch hier beſann ſie ſich,
Noch ſchwur ſie nicht, ſie drohte nur zu ſchwören.
„Kurz, laſſet,“ ſprach ſie, „laſſet mich
„In Ruh, ich willige niemals in dieß Begehren!“
Der alten Muhmen ſprachreich Chor
Stellt ihr in manchem Beyſpiel vor,
Daß dieß die Mode eingeführet:
Und daß von Even her ſich Keine ſo gezieret,
Daß es nach dem Geſez der Eh' ſich ſo gebühret,
Daß durch die Nacht die Frau am ſicherſten regieret —
Allein ſie predigten nur einem tauben Ohr,
Und jede ſchwieg zulezt und ſchmollte
Und ſchwur, daß ſie kein Wort mehr ſagen wollte.
Doch was that er? Er räumt' ihr alles ein,
Zum wenigſten that er's zum Schein. —
Der Leſer denke ſelbſt, was er da machen ſollte!
Indeß ſucht er durch tauſend Schmeicheleyn,
Und durch verliebte Tandeleyn
Selinden dahin zu vermögen,
Nur Eine Nacht mit ihm zurückzulegen.

„Nur Eine Nacht —“ ſprach er, „was heißt denn „dieß?
„Alsdenn verſprech' ich Ihnen ganz gewiß,
„Will ich mich gern darein ergeben,
„Und durch mein ganzes künftig's Leben
„Nicht mehr nach dieſem Glücke ſtreben —“
„Nur Eine Nacht — nur Eine,“ ſprach ſie, „nun,
„Das könnt' ich thun —
„Doch, was fällt Ihnen immer ein,
„So ſehr darum in mich zu dringen?
„Es mag wohl was beſonders ſeyn!“
Hier miſchte ſich die liebe Neugier ein;
Zum Abfall konnte ſie die Mutter aller bringen,
Und Mädchen laſſen ſich dadurch am erſten zwingen.
Celinde willigte zulezt aus Neugier ein:
Doch die Bedingung blieb, er ſollt' es niemals wagen,
Dergleichen ihr noch einmal anzutragen,
Sonſt wollte ſie auf ewig ihm entſagen:
Verſteht ſich, er beſchwur auch, was er ihr verſprach.
Als nun die Nacht die Erd' im Mantel hüllte,

Und Morpheus manchen Wunſch, der ſich nicht wachend ſtillte,
Zum wenigſten im Traum erfüllte:
Ging er in das beſtimmte Schlafgemach,
Und ſie unwillig langſam nach.
Was ſie drauf thaten oder dachten,
Ob ſie die Nacht durch ſchliefen oder wachten,
Dieß weiß der Dichter nicht;
Zumal, da auch nicht die Geſchicht
Sehr viel von dieſem Umſtand ſpricht.
Die Muhmen horchten zwar an Thüren,
Und ſuchten treu der Wahrheit nachzuſpüren:
Doch da, was ſie erzählt, ſich nicht einſtimmig zeigt,
So thut er beſſer, wenn er ſchweigt.
Sie zankten noch am nächſten Morgen,
Wer unter ihnen wohl am leiſeſten gehört?
Die Spröden waren voller Sorgen,
Und hielten es des großen Rathes werth,
Wie man die künftge Nacht es machen ſollte,
Wann ihr Gelübd Selinde halten wollte.
Doch, eine alte Jungfer nur,
Die der Erfahrung und Natur
Durch ihre Weisheit Ehre machte,

Stand, ſchüttelte den Kopf und lachte.
Indem ward ſchnell das Zimmer aufgethan,
Der Mittag war ſchon halb heran,
Und Damon kam mit ſeiner Schönen an.
Welch Lärmen! jede trat empor hoch auf die Zähen,
Um ihr in Augen auszuſpähen,
Was in der vorgen Nacht geſchehen.
Von allen Seiten zupften ſie,
Und fragten: „nun? mein liebes Mühmchen, „wie
„Hat ſie geſchlafen? Wie läßt ſichs im Finſtern „küſſen?
„Nur nicht ſo mürriſch — o! wir wiſſen, was „wir wiſſen,
„Wir hörten wohl — ja, wir ſind ſchlau:
„Sie ſieht — ſie ſieht, wie — eine junge „Frau.
„Doch wie? Herr Damon wird doch nunmehr „ſein Verſprechen,
„In Zukunft nicht bey ihr zu ſchlafen, brechen?“
— „Ja, ja, dieß iſt die erſt' und lezte Nacht!“
Dieß war ein Donnerwort! auch ſank Selinde nieder,

Und zitterte durch alle Glieder!
Ein O und Ach erklang aus blaſſen Lippen wieder.
„Ey,“ ſprach die Mutter, „ey, was haben Sie gemacht?
„Was fehlet dir, du Liebling meiner Seelen?“ —
„Mir, mir?“ ſprach ſie, mit halb verſchlucktem Ach!
„Was kann mir fehlen?
„Wie? hörten Sie es nicht, was hier die Tante ſprach? —
„Die erſt' und lezte Nacht! — Weh mir! ich wette,
„Daß Damon es vergeſſen hatte,
„Was ich verlangt' und er verſprach:
„Nun wird er's halten! — o! ich dachte da nicht nach,
„Ich armes Kind!
„Daß jezt ſo kurz die Nächte ſind!“

Die Theilung.

An ſeiner Braut, Fräulein Chriſtinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — ſein Geſchlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle ſeine Landesleute,
Die Pommern, ganz abſcheulich witzig und galant.

Was ſchwazte nicht für zuckerſüße Schmeicheleyen
Der Junker ſeinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereyen
Er ihr vertraut ins Ohr!
Mund, Aug' und Naſ' und Bruſt und Hände,
Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.
Das Fräulein war geſchnürt (vielleicht zum erſten Male)
„Ha!“ ſchrie der Junker; „wie geſchlank!

„Ha, welch' ein Leib! verdammt, daß ich nicht
„male!
„Als käm' er von der Drechſelbank!
„So dünn! — Was braucht es viel zu ſprechen?
„Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel?
„Ich will ihn von einander brechen!
„Mit den zwey Fingern will ich ihn zerbrechen,
„Wie einen Pfeifenſtiel!“

„Wie?“ rief das Fräulein; „wie, zerbre-
„chen?
„Zerbrechen“ (rief ſie nochmal) „mich?
„Sie könnten ſich an meinem Halſe ſtechen.
„Ich bitte, Sie verſchonen ſich.“

„Bey'm Element! ſo will ich's wagen,“
Schrie Junker Bogislav, „wohlan!“
Und hatte ſchon die Hände kreuzweis angeſchlagen,
Und packte ſchon heroiſch an;
Als ſchnell ein: „Bruder! Bruder, halt!“
Vom Ofen her aus einem Winkel ſchallt.

In dieſem Winkel ſaß, vergeſſen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngſter Bruder, Fritz

Fritz ſaß mit offnem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!“ ſchrie er, „Bruder! Auf ein Wort!“
Und zog den Bruder mit ſich fort:
„Zerbrichſt du ſie, die ſchöne Docke,
„So nimm die Oberhälfte Dir!
„Die Hälfte mit dem Unterrocke,
„Die, lieber Bruder, ſchenke mir!“

Der über uns.

Hans Steffen ſtieg bey Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näſchigkeit die Dämmerung erwarten)
In ſeines Edelmannes Garten
Und plünderte den beſten Aepfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesglut die Dämmerung erwarten,
Und ſchlichen ſich in eben dieſen Garten,
Von ungefähr an eben dieſen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben ſaß
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenſtill, vor Wartung böſer Dinge,
Daß ſeine Näſcherey ihm diesmal ſchlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß,
Und immer ſachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui!“ rief Hanne; „welcher Spaß!
„Nicht doch, Johann! — „Ey was?“
„O, ſchame dich! — Ein andermal — o laß —
„O, ſchame dich! Hier iſt es naß.“ — —
„Naß, oder nicht; was ſchadet das?
„Es iſt ja reines Gras.“ —

Wie dies Geſpräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wiſſen?
Sie ſtunden wieder auf, und Hanne ſeufzte tief:
„So, ſchöner Herr! heißt das blos küſſen?
„Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewiſſen!
„Sie könnten es uns ſo verſüßen!
„Wie grauſam aber müſſen
„Wir armen Mädchen öfters dafür büſſen!
„Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
„Ein Kind — ich zittre — wer ernährt
„Mir dann das Kind? Kannſt du es mir ernähren?“
„Ich?“ ſprach Johann; „die Zeit mag's lehren:
„Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
„Der über uns wird's ſchon ernähren.
„Dem über uns vertrau!“

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ey, wie ſchlau?
„Nein!“ ſchrie er: „laßt Euch andre Hoffnung laben!
„Wenn ich ein Bankbein nähren ſoll:
„So will ich es auch ſelbſt gedrechſelt haben!“

Wer hier erſchrack und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bey dem Edelmann
Sie auch den Aepfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß ſie's gethan.

Der Schiffer.

Nix Bodenſtrom, ein Schiffer, nahm
(War es in Hamburg oder Amſterdam,
Daran iſt wenig oder nichts gelegen)
Ein junges Weib.

„Das iſt auch ſehr verwegen,
„Freund,“ (ſprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitſchmauße
Der Schiffer bat.) „Du biſt ſo lang und oft vom „Hauſe;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein!
„Und dennoch — Willſt du mit Gewalt ein „Hahnrey ſeyn?
„Indeß daß du zur See dein Leben wagſt,
„Zu Surinam, am Amazonen Fluſſe
„Dich mit den Hottentotten, Kannibalen plagſt,
„Indeß wird ſie …“

„Mit Eurem ſchönen Schluſſe!“
Verſezte Nix. „Indeß! Indeß! Ey nun!

„Das Nämliche wird Euer Weibchen thun —
„Denn, Herr, was braucht's dazu viel Zeit? —
„Indeß Ihr auf der Börſe ſeyd.“

Die Inokulation der Liebe.

Eine Erzählung.

Dem Herrn Kreisſteuereinnehmer Weiße
gewidmet.

De l'art d'un Inoculateur
C'eſt l'Amour qui fut l' inventeur.
Pour l'intérêt d' un jeune coeur
On fait la piqûre:
La cure
En eſt ſure
Jeunes Beautés, ne craignez rien;
C'eſt un mal qui fait du bien.

Favart.

Wie ſelten fällt des jungen Dichters Wahl
Auf den Geſang, den ihm ſein Herz empfahl!
Singt Einer auch von Amors Abentheuern:
So ſtimmen hundert ihre Leyern

Auf den Trompetenton der feſtlichen Moral,
Und jeder ſchreyt mit andern Schreyern;
Und mancher Harletin wagt einen Todtenſprung,
In ſeiner erſten Angſt, zu dem erhabnen Young,
Und tändelt voller Ernſt mit allen Ungeheuern
Der Schwermuth, ſpornt ſich ſelbſt zu Raſereyen an,
Schweift in die Gegenden der Freuden ein — und ſturzet
Mit Murren auf den Wandersmann,
Der durch ein Lied das ihm ſein Genius erſann,
Sich ſorglo [illegible]n Weg verkürzet. —

Wie reizend ſtell' ich mir die freyen ſichern Zeiten
Horazens und Properzens vor,
Wo nie ein Menſch um Andrer Menſchlichkeiten
Das Maul verzog und nur ein Wort verlor.
Man rechnete dem Dichter ſeine Lieder
Nicht für Verbrechen an, und Cicero rief nicht:
„Wer einen Wieland, lieben Brüder,
„Wer einen Wieland lieſt, der iſt ein Böſewicht.“

Es lebe Billigkeit! Ich räche
An Andern niemals eine Schwäche,

Die ich ſelbſt nicht beſiegen kann,
Und ſehe dieſe Welt gern für ein Gaſthaus an,
Das jedem offen ſteht. — Wer ſprechen will, der ſpreche.
Hier iſt für jedermann ein voller Tiſch gedeckt:
Ein jeder eſſe, was ihm ſchmeckt,
Und jeder zahle ſeine Zeche!

Auch ich, ich höre gern die Sprache des Gefühls
Der Mädchen, die, nun ſatt des langen Kinderſpiels,
Den erſt erwachten Wunſch erwärmter Herzen ſtammeln;
Und ſehe gern, wie nach und nach
Sie von dem Leitband' an bis in das Brautgemach
Empfindungen der Freude ſammeln:
Und überraſche gern die Unerfahrenheit
Mit der Natur und Lieb' im Streit. —

Freund, den die Scherze gern zu ihrem Dichter wählen,
Der zur Erholung auch nach langem Ernſte lacht,
So einen Streit laß Dir erzählen!

Ein Mann von Welt wie Du, wird nicht gleich bitter ſchmählen,
Wenn es die Muſe ſo, wie unſre Damen macht:
Die ziehn, — wer weiß es nicht? Beſcheidenheit dem Schimmer
Des allzufreyen Putzes vor:
Doch deckt ihr ſchönſter Theil ſich immer
Am liebſten mit dem dünnſten Flor.

Da, wo der dunkle Strom des Maynes
Sich in den hellern Rhein verliert;
Wo nebſt dem Gott des deutſchen Weines
Der erſte Fürſt des Reichs regiert:
Nicht weit von Maynz — damit es jeder wiſſe,
Wer ſich auf Politik und Flüße
Und gute Weine nicht verſteht, —
Da lebte, kürzlich noch, dem fetten Vaterlande,
Dem Adel und der Welt zur Schande,
Ein altes, geiziges, ſtiftmäßiges Skelet:
Ich nenn' es Harpagon. — In ſeinen jüngern Jahren
Kam ihm die Grille ſich zu paaren
Aus Liebe nicht, aus Raubſucht ein. Er ſtahl

Zwo Tonnen Golds durch ſeine ſchlaue Wahl:
Denn ſeine Ehe war nichts weiter,
Als nur ein Einbruch ohne Leiter,
Bey dem er noch vor der Gefahr
Gehenkt zu werden ſicher war.
Gewinnſt genug für ihn, um einer Art von Drachen
In ſeinem Bette Raum zu machen!

Es ſegnete kein Menſch den neuen Eheſtand,
Den Trauungsſeegen ausgenommen.
„Gott, welch' ein Paar!“ rief man durchs ganze Land,
„Was werden erſt für Kinder kommen!“ —
Dieß Urtheil war ſehr übereilt gefällt.

Es kam ein Mädchen an: allein man mußte ſagen,
So ſchön, als an den Hochzeittagen
Sich keine Seele vorgeſtellt.
Es hatte kaum die Augen aufgeſchlagen,
So ſtarb die Mutter ſchon, da ſie zum Glück der Welt
Das Ihrige nun beygetragen. —

Das Kind zog jedermann mit bittendem Geſchrey,
Nur ſeinen Vater nicht, herbey. —
Der arme Mann! wie kann man das begehren?
Er ſaß, ganz blind von vielen Zähren,
Und überrechnete genau,
Was zu der Reiſe einer Frau
In jene Welt für Koſten nöthig wären?
Man ſtelle ſich nur vor, wie ſo ein Tod zerſtreut!
Bald ängſtigt ihn die Pflicht, ſie ehrlich zu begraben,
Und bald durchſchauert ihn in ſeiner Einſamkeit
Das mächtige Gefühl, ſie überlebt zu haben.
Halb froh, halb ängſtlich, wie ein Dieb,
Verglich er das was ihm zurücke blieb,
Und was er ihr zu laſſen hatte.
Er ſtahl der todten Frau die Hälfte von dem Bette,
Schloß jede Kleinigkeit von ihrem Nachlaß ein,
Und ließ ſein Töchterchen nach fremder Hülfe ſchreyn.
Manch Mädchen lief herbey, und hatte zwar den Willen,
Allein ſonſt nichts, das Kind zu ſtillen:
Der Himmel mag Vergelter ſeyn! —

Zulezt erſchien ein Weib mit thätigerm Erbarmen,
Bat weinend ſich das Kind von ſeinem Vater aus.
„Nehmt's hin wenn's Euch gefällt, ich mache mir
„nichts draus.“ —
Die Alte nahm's und trug's mit ſchmeichelhaften Armen
In ihr armſelig Bauernhaus. —
Der Alberne, der Ungerechte
War hier zum erſtenmal für ſeinen Vortheil blind.
Ich wußte nicht, was ſo geſchwind
Für eine ſüße Müh ſo viele Freude brächte,
Als ein geſundes, hübſches Kind,
Zumal vom weiblichen Geſchlechte. —
Von Tag' zu Tag' entwickelt ſich
Ein neuer Reiz in ſeinen ſanften Zügen.
Sey Vater oder Freund, ſtets überraſcht es Dich
Mit einem menſchlichern Vergnügen!
Die Wolluſt kannt' Er nicht. — Das gute Bauerweib
Nahm das verlaſſne Kind zu ihrem Zeitvertreib
Für ein geringes Koſtgeld über.
Mit Seufzen zahlt Er's aus, zur Nahrung für den Leib —

Und für die Seele? — Keinen Stüber!
Wenn man, dacht' Er, den Körper nur erhält,
Was kann die Seele noch verlangen?
Wer weiß es, ſitzt die nicht zur Straf' in dieſer Welt,
Gleich einem Züchtlinge, wie auf dem Bau' gefangen.
Die Alte nahm ſo gut ſich dieſes Mädchens an,
Als jemals eine Fee gethan.
Ich könnte viel davon erzählen:
Doch will ich nur Ein Beyſpiel wählen,
Von dem man weiter ſchließen kann.

Es herrſchte in dem Dorf' ein alter Aberglaube,
Für jedes Kind ein Bäumchen zu erziehn.
Die Alte, der ein Baum noch viel zu wenig ſchien,
Pflanzt' für ihr Fräulein eine Laube
Von jungem ſproſſenden Jasmin.
Die Anſtalt war ſehr gut: denn alle Mädchen hatten
Nach funfzehn Jahren ihren Schatten:
Die Mühe war gering, doch eine Kleinigkeit

Kömmt manchmal in der Folgezeit
Den guten Kindern wohl zu ſtatten.

Dem droht der Ueberdruß vergebens,
Der manchen Ehemann gleich nach der Trau befällt,
Wer die Gefährtin ſeines Lebens
Aus einer Beaumont Hand erhält:
Der kluge Mann wird nichts vermiſſen.
Ihm bleibt zu weiterm Unterricht
Nichts übrig, als die Kunſt zu küſſen.
O warum konnte doch die gute Mutter nicht
So viel als eine Beaumont wiſſen!
Das, was ſie wußte, lehrte ſie:
Sie lehrt das Kind erſt reden und dann ſingen,
Und wußt' ihm ohne viele Müh
Geſchmack am Leſen beyzubringen.
Sie wagt' es ohne Locks Verſuch
Die Unterweiſung abzuändern:
Sie laſen manches gute Buch,
Und wechſelten mit Hauskalendern.
In dieſen Uebungen verfloß

Die lange Zeit von funfzehn Jahren.
Das Fräulein war nun hübſch und groß,
Empfindlich: aber unerfahren.

Einſt las ſie Zeitungen, und fing von Frankfurt an,
Die ſeltne Neuigkeit zu leſen:
„Es ſey Dimsdal, der große Mann,
„Der Blatterimpfer, da geweſen" —
Drauf, wie man denken kann, drauf fuhr
Die Zeitung fort, die Leſer zu belehren,
Wie viele Mädchen ſchon mit Hülfe ſeiner Kur
Vor dem Verluſt der Reize der Natur
Zu ihrem Troſt geſichert wären. —
Ihr Krankheitsbändiger mit tödtendem Geſicht,
Ihr habt wohl Recht auf dieſe Kur zu ſchimpfen! —
Auch unſer Mütterchen, das doch ſonſt eben nicht
Schwergläubig war, fing an dabey das Maul zu rümpfen. —
„Die Blattern?" ſchrie ſie, „was? die Blattern „einzuimpfen? —
„Unmöglich iſt das gut: doch wollt' ich, der Bericht

„Wär' wahr! Ich weiß, was ſie mir einſt verdarben.
„Auch ich war einſtens ſchön. — Da ſah mich jedermann
„Mit freundlichen und güt'gen Augen an:
„Doch itzt! — Wie bald iſt es um uns gethan!
„Bey dieſer Larve voller Narben
„Denkt weiter keine Seele dran.“ —
Das junge Fräulein hört zum erſtenmal' erſchrocken
Der Alten zu, und ſieht zugleich in ihr,
Mit angſtvoll ſtiller Neubegier,
Ein traurig Monument der fürchterlichen Pocken;
Denn wie die Pfirſich nichts von ihrer Güte weiß,
Wenn ſie auf der Natur Geheiß
Sich färbt, mit Woll' umzieht und endlich ſüßgefüllet
Der Lüſternheit entgegen ſchwillet:
So war bisher auch Fräulein Karolinen
Ihr eigner Werth noch unbewußt.
Sie tändelte noch nicht mit ihrer Schwanenbruſt
Und dachte nicht daran durch ſchlaugewählte Mienen

Den Ruhm der Schönheit zu verdienen.
Mit ſich noch unbekannt und kaum von ſich geſehn,
War ſie in ſtiller Anmuth ſchön.
Doch itzt, da ſie mit ihren feinen Zügen
Der Alten Häßlichkeit verglich;
Itzt, da ihr Geiſt mit heimlichem Vergnügen
Des Körpers Lilien beſchlich;
Da ihr geſchärfter Blick mit lüſternem Bedachte
Die neuen Gegenden durchlief:
Fuhr manche Ahndung auf und manche Sorg' erwachte,
Die ſtill bisher in ihrem Schooße ſchlief. —
„So wäre," rief ſie aus mit traurigen Geberden,
„Dieß alles nur auf kurze Zeit ſo ſchön?
„Dieß alles könnte noch ein Raub der Blattern werden?
„Und gäb es denn kein Mittel auf der Erden
„Der Schönheit Feinden zu entgehn? —
„Dürft' ich nur meinen Vater fragen!
„Allein ich weiß es ſchon, es rühren meine Klagen
„Ihn niemals: denn ſein Kopf iſt nur von Zahlen voll,

„Und ſtets ſchmählt er auf mich · · · Es ſey! —
„Man kann ja wohl
„Für ſeine Schönheit etwas wagen? —“
Der väterliche Troſt war der Erwartung werth.
So heuchleriſch, ſo ſchriftgelehrt,
Als ob er ihn in * * * ſtudieret: —
„Das iſt ein Thor, wer ſeine Schmerzen häuft,
„Ein Sünder, welcher Gott in ſeine Rechte greift,
„Ein Böſewicht, — wer ſich inoculiret.“ —
Damit entließ er ſie. — Die junge Schöne ſchlich
Zu ihrer Fee, und fing ſo weinerlich,
So rührend an ihr Herz dem Mitleid zu entfalten,
Daß jeder Laut der guten Alten
Bis in die Seele drang: und gleich entſchloß ſie ſich,
Die Zeitung in der Hand, im Dorfe öffentlich
Mit ihren Nachbarn Rath zu halten.
Sie lief von Haus zu Haus und fing zu fragen an,
Vom Schulzen bis zum Leyermann:
Doch keiner war, der ſie belehrte.
Der Küſter ſelbſt, ſo klug er war, erklärte,
Daß eine Kur, wie die, noch nie erfunden ſey. —
Indem ſie nun betrübt nach ihrer Hütte kehrte,
Ritt ein gepuzter Herr vorbey:

Auch dieſen fiel ſie an. Er hörte
Mit Lächeln zu, und ſprach: „Laßt mich das Mädchen ſehn!
„Es iſt nichts leichter zu verſtehn.“ —
Ein jeder junger Herr, (geſagt zu unſern Ehren,)
Wenn ihn nicht die Natur blos für die Oper ſchuf,
Fühlt ſtets in ſich den gütigen Beruf,
Einfältge Mädchen zu belehren.
Der Ritter war von dieſer Art;
Empfehlend, freundlich und erfahren
In mancher Kunſt, wie Abelard,
Als ſeine Künſte und ſein Bart
Noch ungekränkt im Wachsthum waren.
Ihn lehrten nur Ovid und Gleim
Die ſchwere Wiſſenſchaft, dieß Leben zu empfinden,
Und doch, — wer glaubt es wohl? gelockt durch reiche Pfründen
Wagt' er es einſt, zu Mergentheim
Das Kreuz der Keuſchheit umzubinden,
Schwur Haß und Tod (das ging zur Noth noch an)
Den Türken und den Sarazenen;
Und ſchwur — Was haben denn Unſchuldige gethan? —

Auch Etwas ähnliches den Schönen.
Nun ſagt man zwar, die ſtrengſten deutſchen Herrn
Veränderten die Pflicht des Türkenkriegs ganz gern
In einen Ritterzug nach kleinen Liebeshändeln,
Und ließen oft die Mädchen ungeſcheut
In ſcherzender Vertraulichkeit
Mit ihren Ordenszeichen tändeln.
Ich ſage nur, was halb Europa ſpricht,
Vielleicht iſt's wahr, vielleicht auch nicht:
Ich achte nicht auf jede Stimme,
Und wär' es wahr — Nun wohl! Der große Sancho ſprach:
„Man ſey nur Ritter erſt, das Uebrige folgt „nach;
„Ein guter Umweg, keine Krümme.“

Nicht jeder trifft, Bekanntſchaften zu machen,
Die Zeit ſo gut, wie ſie der Ritter traf.
Die Schöne lag in einem luſt'gen Schlaf,
Ein Viertelſtündchen vorm Erwachen.

So mancher Reiz, von dem der ſchwüle Tag
Die feinen Decken weggeſchoben,
Ward durch das halbe Licht der Laube mehr erhoben,
In deren Schattenkreis ſie lag. —
Ein ſolches Kleinod zu entdecken,
War ſich der Ritter nicht verſehn.
Er ſah und blieb mit freudigem Erſchrecken
Beym erſten Augenblick, wie eine Säule, ſtehn:
Beym zweiten wollt' er näher gehn,
Beym dritten . . . aber ach! die Unſchuld ſchläft zu ſchön;
Es wär ja Schade, ſie zu wecken! —
Nun konnt' er eine lange Zeit,
In unentſchloßner Trunkenheit,
Bey dieſem Gegenſtand nicht ſeinen Blicken wehren;
Doch, als er reiflicher erwog,
Was ihm der Schlaf verrieth und was er ihm entzog,
Wagt' er es endlich, ihn zu ſtören. —
Denn ſehn wir wohl die größte Schönheit ganz,
Man ſeh' auch was man will, ſo lange wir den Glanz

Von ihren Augen noch entbehren?
Er kniete vor ihr hin, küßt' ihre nächſte Hand ...
Kein Wunder, daß der Schlaf verſchwand!
Es war der erſte Kuß, den ſie in ihrem Leben,
(Beglückt war der, der ihn gegeben!)
Im Wachen und im Traum empfand.
Erröthend ſprang ſie auf und drehte
Den ſtarren Blick auf den, der ihr die Hand gedrückt.
So ſteht im Schein' der Abendröthe
Der Venus Marmorbild, das einen Garten ſchmückt.
Man ſpotte nicht! Der jungen Schönen
War der Beſuch von einer Mannsperſon
Noch unerhört: doch wird ſie ſchon
Sich mit der Zeit daran gewöhnen. —
Die gute Fee, der wohl an Scenen
Von dieſer Art nicht viel gelegen war,
Ermunterte zuletzt das allzuſtille Paar,
Sich ihrer Sprache nicht zu ſchämen. —
„Hier dieſer Herr,“ ſchrie ſie, „das dächten Sie wohl nicht,
„Verſicht die Wunderkur, von der die Zeitung ſpricht,

„Und würde ſich wohl gar bequemen,
„Die Kur mit Ihnen vorzunehmen,
„Wenn Sie es wünſchten.“ — Auf einmal
Faßt, auf das Wort der Fee, die ſchöne Karoline
Vertrauen zu dem Herrn, den ſeine gute Miene
Schon ohnedem bey ihr empfahl:
„Herr Dokter — oder wie Ihr Titel
„Sonſt heißen mag, beſitzen Sie das Mittel,
„Von dem die Zeitung Wunder ſpricht:
„So bitt' ich, retten Sie mein jugendlich Geſicht.
„Es iſt das einzige, was mir das Glück gegeben,
„Was mich noch zu erfreun vermag.
„Ging es verloren: keinen Tag
„Würd' ich dieß Unglück überleben.
„Ich weiß zwar nicht, ob ich die Müh,
„So ſehr mein Herz es wünſche, verdiene? —
„Nun, lieber Herr,“ — mit unſchuldsvoller
Miene
Sah ſie ihn an, — „was meynen Sie?“ —

Wie pochte nicht das Herz dem jungen Herrn!
So nahe
Hatt' ihm noch nie die Lieb' ein Netz gelegt.
Er fühlt', je mehr er auf ſie ſahe,

Je mehr ſie ſprach, ſein Innerſtes bewegt.
Was ſoll er thun? Das ſchmeichelnde Vergnügen,
Dieß liebe Kind noch oft zu ſehn,
Verwehrt ihm itzt, die Wahrheit zu geſtehn;
Die Ehrlichkeit verbot, es zu betrugen.
Zuletzt entſchloß er ſich, durch eine halbe Lügen
Den ſichern Mittelweg zu gehn. —
„Ich bin ein deutſcher Herr, der in der Nachbarſchaft
„Auf ſeinen Gütern lebt, doch miſch' ich mich zuweilen
„Gern in die Medicin, und kann ſo meiſterhaft,
„Als Dimsdal nimmermehr, ein hübſches Mädchen heilen.
„In meinem Umgang ſchon ſteckt die verborgne Kraft,
„Die Krankheit andern mitzutheilen.
„Es iſt ja überhaupt der Blattern Eigenſchaft!
„Eins ſteckt das Andre an … doch gnug, itzt muß ich eilen:
„Sie werden das ſchon mit der Zeit verſtehn.
„Sie leben wohl, auf baldig Wiederſehn! —“
Hiemit entriß er ſich des Fräuleins Schmeicheleyen,

Schwang ſich aufs Pferd und zog den Hut …
Da hielt es noch die alte Fee für gut,
Ihm dieſe Warnung vorzuſchreyen:
„Der Himmel ſegne Sie für Ihre Gütigkeit,
„Mein junger Herr, auf viele Jahre!
„Nur ſorgen Sie, daß vor der Zeit
„Des Fräuleins Vater nichts von Ihrer Kur erfahre:
„Das iſt ein Mann, der für die ſchönſte Haut
„Nicht einen Groſchen giebt, und (daß Sie Gott bewahre!)
„Dem böſen Feinde mehr als einem Arzte traut."

Dem Leſer, welcher das Projekt
Des Ritters nicht etwa von ſelber ſchon entdeckt,
Will ich davon, ſo viel ich weiß, erzählen. —

Er hatte nicht umſonſt ſo manche hübſche Nacht
Des Körpers Wunderbau, das Labyrinth der Seelen,
Als Ritter durchgeirrt, als Weiſer durchgedacht,
Und alle Wendungen, die die Verliebten wählen,

Nach Regeln der Natur in einen Plan gebracht.
Er war ſeitdem der Liebe nur getreuer,
Und wieß, je mehr er izt mit kritiſchem Verſtand
Beleuchtete, was er empfand,
Nur deſto weniger die kleinen Abentheuer
Mit hübſchen Kindern von der Hand. —
Unwiſſenheit berauſcht, Erfahrung machet nüchtern.
Wenn izt die Lieb' ihm winkt, flammt ſeine Einbildung
Nicht mehr ſo hoch als ſonſt, und ſeine Foderung
Iſt nicht zu dreiſt und nicht zu ſchüchtern.
Sein erſter Rauſch war zwar ſchon längſt vorbey, doch blieb
Ihm ſtets davon noch die Erinnrung lieb.
Er ſah an Andern gern die Luſt, die er empfunden,
Sah gern die Liebenden in ihrem erſten Glück,
Und rufte, wie ein Kind in ſeinen Morgenſtunden,
Den halbvergeßnen Traum zurück.
Noch lieber ließ er ſich mit den vertrauten Scherzen
Zum Unterricht ſo unerfahrner Herzen,
Wie Amor ihm in Karolinen gab,

Mit lehrbegierger Luſt herab,
Es iſt, — ihr Mädchen hört's! — die feine Kunſt zu lieben,
Wie das Baſſet, ein ſehr betrüglich Spiel.
Es giebt der Männer gar zu viel,
Die ſich in loſen Künſten üben,
Wenn Euer Herz, mißtrauiſch beym Gefühl
Der Liebe ſtutzt: gleich unterſchieben
Sie Euch ein falſches Wort, das, wie der Unſchuld dünkt,
Schon mehr erlaubt und beſſer klingt.
Ein Kuß auf Eure Hand iſt nur ein Ehrfurchtszeichen,
Das, wenn es ſich auf Euren weichen
Korallenfarbnen Mund verirrt,
Nicht Liebe, nein, nur Freundſchaft wird.
Euch lockt ein ſüßer Trieb zu ſchattenreichen Büſchen —
Was wollt Ihr da? — Ihr wißt es ſelber nicht:
Doch Euer Freund erklärt's. Ihr ſucht Euch zu erfriſchen,
Weil Euch — weil Euch die Sonne ſticht.
Aus Müdigkeit ſezt er ſich bey dem Bache nieder,
Ihr folgt dem Wink aus gleicher Müdigkeit:

Des Bachs Geräuſch iſt ſchuld an der Zufriedenheit,
Die aus Euch ſcherzt — und Weißens Jugendlieder
Vertreiben Euch die kurze Zeit:
Und wenn Ihr Euch aus Zärtlichkeit nun Beide
So weit vergeßt, wie ich mich oft vergaß —
Was grübelt Ihr? — Fragt ihn! Es war nur Uebermaaß
Der Liebe nicht, nein nur der Freude.

Nach dieſem glücklichen Syſtem
Hielt unſer junger Herr auch dießmal für bequem,
Das unerfahrne Herz des Fräuleins zu behandeln,
Und eine Kur, von der er nichts verſtand,
Durch Sympathie in eine zu verwandeln,
Für die er mehr Beruf empfand. —
Mit dem Entſchluß ging er zu Bett' und träumte,
Wie jeder junge Arzt von ſeiner erſten Kur:
Doch daß er nicht etwa ſein krankes Kind verſäumte,
Was manchmal ſelbſt Boerhaven wiederfuhr,
Zog er zuvor an ſeiner Uhr
Den Wecker auf. Die Mühe war vergebens,

So klein ſie war. Das Herz, der Wecker unſers Lebens,
Ermuntert uns weit ſicherer zur Zeit
Von einer ſolchen Wichtigkeit.
Kaum war er wach, kaum war der Tag erſchienen,
Der doch im May nicht langſam iſt:
So eilt er ſchon zu Karolinen.
Er fand das muntre Kind im Grünen:
Mit einem Blick ward er von ihr gegrüßt,
Der leichter anzuſehn, als zu beſchreiben iſt.
Unnöthig ſuchte ſie, daß eine ſanfte Sprache
Verſtändlicher ihn nach und nach beredter mache.
Ein Blick, wie dieſer war, iſt leichter zu verſtehn,
Als manche wohlgeſezte Chrie.
„Ich," fing ſie ſtotternd an, „komm', wie Sie „mich hier ſehn,
„Erſt aus dem Bett'. Und Sie — Sie geben ſich „die Mühe
„Um mich, — ich ſchäme mich, — ſo früh ſchon „auszugehn? —"
„Ein Liebesdienſt kann," rief er, „nie zu frühe
„Auch ſelbſt um Mitternacht geſchehn."
Du armes Kind! So liſtig hintergangen,

Seitdem es Mädchen giebt, ward keine noch als du;
Du eileſt, wie du glaubſt, mit löblichem Verlangen
Um die Erhaltung deiner Wangen
Dem Arzt — Betrogene, du eilſt der Liebe zu!
Noch unbekannt mit ihren Streitigkeiten,
Ergiebſt du dich ihr gern, nach einer Kranken Pflicht.
Wie könnteſt du mit Amorn ſtreiten,
Du gutes Kind, du kennſt ihn nicht! —

Der Arzt fing an zuerſt, wie ſichs gebührt, zu fragen:
„Wie geht der Puls?“ — „So, ſo; — da fühlen „Sie, mein Herr“ —
„Er geht ſehr friſch — allein in wenig Tagen,“
Fuhr er prophetiſch fort, „wird er weit heftiger
„In den geſchwollnen Adern ſchlagen.
„Und izt,“ ſprach er, „halt' ich für gut,“
Und ſprachs in jenem Ton, der den verlornen Muth
Den Kranken wiederbringt, „mit freundſchaftlichen Küſſen

„Das jungfräuliche Winterblut
„Vor allen Dingen zu verſüßen.
„Für eine feurige Natur
„Iſt dieß die beſte Frühlingskur,
„Wie wir aus der Erfahrung wiſſen. — “
„Ich folge gern,“ rief das geliebte Kind,
„Und fühle wirklich ſchon die Süßigkeit gelind
„Mit jedem Kuß durch meine Adern fließen.“ —
Sie wiederholten oft der Liebe Kinderſpiel,
Das beiden Theilen wohlgefiel:
Die Alte nur fing an den Kopf dabey zu ſchütteln.
„Eh ich noch völlig mündig war,“
Murrt' ſie vor ſich, „genoß ich zwar
„Auch dann und wann von dieſen ſüßen Mitteln:
„Allein, wenn ich mich recht beſinnen kann,
„War etwas anders Schuld daran.
„Doch, wie man manchmal lieſt, hat alles ſich „verwandelt.
„Ein jedes Jahr hat eine neue Kur,
„Und ſonſten brauchten Mörder nur
„Den Schirlingſaft, den izt der Arzt verhandelt.“

Das junge Paar fuhr fort, in beſter Eintracht, froh
Zu küſſen Er — und Sie — dafür zu danken:
Und wie der erſte Tag entfloh,
Verging der andre auch — Doch fingen ſchon der Kranken
Am dritten an die Knie zu wanken.
Der Puls ſchlug heftiger, ſobald der Ritter kam,
Und ſtockte, wenn er Abſchied nahm:
Dann jagten Wünſche ſich mit ſchreckenden Gedanken.
Die Langeweile zwar beſchleunigte die Nacht;
Doch ſeufzend ward ſie hingebracht:
Matt ſtand ſie auf. — Mit ſchmachtenden Geberden
Erzählte ſie der Alten ihre Noth,
Und ſprach am vierten Tag', um widerlegt zu werden,
Mit ſüßem Lächeln von dem Tod.
Die Alte ließ an ſie, weil doch einmal die Mütter
Viel weiter als die Töchter ſehn,
Erſahrungsvoll viel Tröſtliches ergehn. —
„Mein Kind,“ ſprach ſie, „der Tod iſt bitter.
„Sie werden, — laſſen Sie den Ritter

„Das Seinige nur thun — es beſſer überſtehn,
„Als ſich izt denken läßt.“ … Zum Glücke
Trat auch, indem ſie ſprach, der junge Arzt herein,
Und mit ihm Troſt und Ruh. Sein Kuß und ſeine Blicke
Verbreiteten, (ſo wie geſchwinder Sonnenſchein
Ein Schimmern übers Meer,) auf Karolinens Wangen
Ein Lächeln, wie man nur in einer Brautnacht ſieht,
Das von dem Herzen ausgegangen,
Sich auf das Herz zurücke zieht,
Und unſerm jungen Herrn ein feuriger Verlangen
Nach ihm, als nach dem Tod, verrieth.
Der Ritter zitterte, und wär dem keuſchen Orden
Beynah ſchon ungetreu geworden. —
Wenn ich Deutſchmeiſter wär, hätt' ich's ihm wohl verdacht?
Die Liebe hat ſchon mehr Meineidige gemacht,
Die dennoch zu Kapitel gehen:
Denn, würde jeder abgeſezt,
Der dieſe ſtrenge Pflicht verlezt,
So würden weit und breit die Lehen
Des deutſchen Reiches offen ſtehen.

Ach wider eines Mädchen Reiz
Hilft weder Fürſtenhut noch Kreuz! —
Und dennoch hielt der junge Herr noch lange
Sein Herz, ſo ſehr es auch nach der Vollendung ſchlug,
In jenem ungeduld'gen Zwange,
Den nie vor ihm ein deutſcher Herr ertrug.
Zwar überließ er noch den unzufriednen Sinnen
So manche ſchon erlangte kleine Luſt
Auf Karolinens Mund und Bruſt,
Wenn's möglich wär, noch einmal zu gewinnen,
Und ſchob nur Etwas auf, das, wenn man zärtlich liebt,
Man ungern einen Tag verſchiebt.
So überließ Columb ermüdeten Begleitern
Von ſeiner Tapferkeit das ſchon entdeckte Land:
Voll Ahndungen, mit ſieggewohnter Hand
Sein ſeltnes Glück noch zu erweitern,
Schifft er in Ruhe fort, und überſchifft den Strand,
Wo Helden ohne Vorſicht ſcheitern. —

Der Schönen ward, nach Sonnenuntergang,
Wo ſie ihr Freund verließ, die Zeit gewaltig lang.

Sie ſank verlaſſen und entkräftet
Auf einen alten Lehnſtuhl hin,
Und hatte voller Eigenſinn
Die Augen auf die Wand geheftet:
„Ach!“ ſeufzte ſie mit krankem Ton,
„Ich werde mich bald legen müſſen!
„So ausgebreitet fühl' ich ſchon
„Die Wirkungen von ſeinen Küſſen
„Durch alle meine Adern fließen:
„Drum, gute Mutter, haltet nur
„Ein friſchgemachtes Bette fertig;
„Ich bin den Ausbruch meiner Kur
„Faſt jeden Augenblick gewärtig.“ —
Drauf legt' ſie ſich, wie manchmal eine Braut
Vor ihrem Hochzeittage, nieder,
Und ſeufzte leis: „Mit heiler Haut
„Geſchieht es doch gewiß nicht wieder!“ —
Die Alte wachte wunderſam,
Um ja durch nichts der Kranken Schlaf zu ſtören,
Und wedelte den Arm ſich lahm,
Von ihr die Fliegen abzuwehren.
Wer ſieht nicht gern den Schlaf von einer ſolchen Kranken,
Als Fräulein Karoline war?

Da werden oft die heimlichſten Gedanken
In jeder Wendung offenbar.
Wie viel verrieth auch hier die angenehme Röthe,
Die immer mehr ſich im Geſicht
Der ſchönen Träumerin erhöhte!
Wie viel verrieth der Trieb, der ihren Buſen blähte,
Den Augen des Bemerkers nicht!
Wenn's eine Wette gält', den Traum wollt' ich erzählen,
Es ſollte mir kein Umſtand fehlen. —
Das alte Weib, trotz ſeiner Schläfrigkeit,
Blieb treulich wach, bis zu der Morgenzeit,
Wo Karoline ſich dem Schlummer
Mit einem Seufzerchen entwand,
Und immer noch ihr Herz voll Kummer
Und nach Beſichtigung des Buſens und der Hand
Kein Merkmal noch von Blattern fand.

Ein Umſtand macht mich izt verlegen,
So wenig ich's ſonſt bin; es regen
Zween Wünſche ſich, die auf einmal
Sich ſelten anzutreffen pflegen:
Bleib oder bleib' ich nicht? Ich habe bey der Wahl

Mehr, als man denket, zu erwägen.
Wie ungern möcht' ich izt von meinem Poſten gehn?
Das Fräulein ſucht, um aufzuſtehn,
Ihr Mieder und ihr Unterröckchen —
Ich läugne nicht, das möcht' ich ſehn!
Als Knabe ſchon trug ich mein Döckchen
Im Hemd herum und fand es ſchön:
Die kindſche Luſt hat ſich erhalten.
Allein, beym Bliz! erſt ſteht mir bey der Alten
Ein böſer Augenblick bevor:
Die dehnt ſich aus und gähnt empor,
Und löſt — das iſt nicht auszuhalten —
Die Schleifen auf — Gut, gut! ich wünſche wohl zu ruhn;
Ich hab' auch anderwärts zu thun.

Der Ritter hatte kaum gemerkt,
Wie redlich ihn der Schlaf geſtärkt,
So ſtand er auf, von allen Sorgen
Des Alters und der Milzſucht frey,
Und ſegnete den heitern Morgen

Und ſeine Jugend und den May.
Der Plan, der ihm die Lieb' entwarf,
Das unſchuldvollſte Herz zu rühren,
War halb erreicht; und es bedarf
Nur einer Kleinigkeit, ihn vollends auszuführen.
Voll Muth klopft ſein entſchloßnes Herz,
Und an der Hand der Zärtlichkeit geleitet,
Eilt er dahin, wo ihm der Scherz
Ein ſanftes Lager zubereitet;
Und weil er weiß, daß ſich der Liebe Reiz
Mit falſchem Putze nicht verträget:
So hatt' er, eh er ging, ſein glänzend Ritterkreuz
Mit klugem Lächeln abgeleget. —
Die Kranke hatte kaum den jungen Arzt erblickt,
So lag ſie ſchon in ſeinen Armen,
Und ward mit tröſtendem Erbarmen
An ſein verliebtes Herz gedrückt: —
Die Glücklichen! — Sie fühlten nur und ſchwiegen,
Und wechſelſeitiges Vergnügen,
Das rührend ſtill ſo wie der Morgen war,
Schien dieß berauſchte frohe Paar
In die Vergeſſenheit zu wiegen;
Und wolluſtvolle Thränen ſtiegen

Den Küſſenden ins Aug' ... allein
Wird wohl der armen kranken Schönen
Mit alle dem geholfen ſeyn?
Ich will nichts Böſes prophezeihn:
Allein ich zweifle faſt, denn ihre Blicke ſehnen
Sich, wenn ich's recht verſteh', nach ſtärkern Arzeneyn.
Ihr Buſen zieht des jungen Mannes Thränen,
Ihr heißer Mund zieht ſeine Küſſe ein,
Und jeder Athemzug vergiftet,
Wie leicht zu denken iſt, ihr wallend Blut noch mehr.
Der Puls bleibt aus, der Athem wird ihr ſchwer.
Nun wankt — nun ſinkt ſie gar — und er? —
Indem er ihr die Schnürbruſt lüftet,
Ruft Hülfe — doch, auf das Gehör
Der Alten, welche ſchlief, war ſich nicht zu verlaſſen.
Er rufte noch einmal — allein er hätte eh'r
Den Vater aus dem Wald, die Kinder von den Gaſſen
Herbeygeruft: denn Schlaf und Alter hören ſchwer,
Und von den Bäumen in dem Garten

War nichts als Schatten zu erwarten.
Auch der iſt gut zu ſeiner Zeit.
Er trug (die Laube war zu gutem Glück nicht weit)
Sein krankes Kind dahin, und legt die matten Glieder
Sanft ausgeſtreckt in weichem Raſen nieder,
Und lobte die Gelegenheit.
Kaum lag die Schöne da, ſo gingen
Ihr ſchon die Augen auf, die blaſſen Wangen fingen
Mit neuem Feuer an zu glühn ...
Was half denn ſo geſchwind? Kann etwa der Jasmin
Ein Mädchen wieder zu ſich bringen?
Wie? oder hat ein Arzt, der ſeine Kunſt verſteht,
In ſeinen Händen ſchon dieß glückliche Vermögen?
Das weiß ich alles nicht, das mag die Facultät
Der Aerzte weiter überlegen. —
Kurz, der Geneſung ſchnell Gefühl
Bewies ihr deutlich gnug, ſie habe nun das Ziel
Der Kur erreicht. — Im ſchnellen Uebergange
Vom Dunkeln in das Licht, (und eben dieſes war

Der jungen Dame Fall) iſt uns vor der Gefahr,
Aus Freuden blind zu werden, bange:
Man klaget lächelnd über Licht,
Hält ſeine Hände vors Geſicht,
Und traut ſich halb und traut ſich wieder nicht,
Die ſcheuen Augen aufzuſchlagen:
Doch was man nicht ſogleich vermag,
Kommt ſchon — Wir blinzeln erſt, bis wir den vollen Tag
So gut als Andere vertragen. —
So ſaß auch ſie in Furcht und Hoffnung da,
Und wußte nicht wie ihr geſchah,
Und ob die Kur geendet wäre?
Mit Stammeln fragt ſie ihn: doch er erklärt ſich nicht,
Und führet ſie zu mehrerm Unterricht
Noch einmal in die Kinderlehre. —
Und nun floh der Betrug und unſre Schöne nahm,
Je weiter ſie in der Erkenntniß kam,
Nach der Gewohnheit aller Schönen,
Die lezte Zuflucht zu den Thränen.
Bey ihrem ſüßen nie gefühlten Gram
Schwur ſie, mit ihm, der ſie in ſeine Arme nahm,

Mit dieſem falſchen Mann ſich niemals zu verſöhnen. —
So martert ſich aus Stolz, aus Sehnſucht und aus Scham,
Ein ſäugend Kind, das wir entwöhnen.
O möchte ſtets die Scham der Mädchen Wang' erhöhn!
Dieß Himmelszeichen macht ein jedes Mädchen ſchön.
Selbſt Pſyche ward dadurch dem jungen Amor lieber.
Die Röthe, die wir oft an mancher Schöne ſehn,
Wenn wir zu viel uns unterſtehn,
Iſt nicht von dieſer Art; gleich einem Scharlachfieber
Greift ſie die Haut nur an, und — wenn wir weiter gehn,
Tritt ſie wohl gar ans Herz und geht in Ohnmacht über. —
Die Farbe, welche hier des Fräuleins Wang' umzog,
War ächte Farb', und ſie verflog
Nach tauſend Küſſen erſt, und Beide
Genoſſen nun die ſeltne Freude,

Die Freude der Beruhigung.
Nur manchmal noch entſtand auf Karolinens Wangen
Ein wiederkommendes Verlangen
Aus dankbarer Erinnerung. —
Doch wer beſchreibt die Freude, die wir fühlen,
Wenn die entbrannten Triebe nun
Sich in gelinder Wärme kühlen,
Und unſre Sinne, von den Spielen
Der erſten Lieb' ermattet, ruhn! —
O möcht' ich bald zu deinen Füßen,
Geſpielin meiner Jugendzeit,
Nach wohlerlangter Müdigkeit
Dieß Glück der Wanderer genießen! —
Laß nicht, izt da der Weg mit Blumen überſtreut
Uns manchen Platz zur Ruhe beut,
Unthätig unſre Zeit verfließen!
Was ſoll uns denn den Weg verſüßen,
Wenn erſt der Winter kömmt und Berg und Thal verſchneyt,
Und alle Schritte uns verdrüßen?

Die Zeit verſtreicht für Liebende geſchwind:
Und unſer junges Paar verlauſchte
Den Mittag ſchon, als etwas mehr als Wind
Um die verſchwiegne Laube rauſchte.
Es war die gute Fee — Sie hatte nun die Nacht,
Wo ſie die Schlafende bewacht,
So ziemlich wieder eingebracht.
Kaum konnte ſie die Glieder regen,
So lief ſie nach der Laube hin:
Doch, wenn ich recht berichtet bin,
Kam ſie diesmal ein wenig ungelegen.
Als eine ſeichte Kennerin
Von Schilderey'n der Art, beſah ſie Karolinen
Vom Fuß' an bis zum Kopf, und doch verſtand ſie nicht,
Was ihr dieß glühende Geſicht
Und dieſe ſo zufriednen Mienen
Ganz deutlich vorzumalen ſchienen.
Sie macht die Brille feſt, und guckt und fragt dabey,
Ob ihr ein wenig beſſer ſey? —
„Ja,“ rief das Fräulein, „ja; die Krankheit iſt „vorüber.
„Ich fühle mich ſo hergeſtellt,

„Wie jedes Mädchen wünſcht. Mir iſt nunmehr „die Welt,
„Mein Reiz, und ſelbſt mein Leben lieber.“ —
Sie reicht dem Arzt die Hand, indem ſie dieſes ſprach,
Und tauſend Küſſe folgten nach. —
Die Alte ſah den Herrn mit jener Ehrfurcht an,
Die wir für Aeſkulape tragen,
Und wollte ſchon für ihren hohlen Zahn
Bey der Gelegenheit nach einem Mittel fragen.
Allein, er ließ ſie nicht zum Wort,
Stand auf und ging entſchloſſen fort,
Und ſprach: „Noch kennen Sie nicht alle die „Gefahren,
„Die mit der Kur verknüpfet ſind:
„Drum geh' und ſorg' ich izt, mein Kind,
„Sie für dem Rückfall zu bewahren,
„Der täglich faſt bey Ihren Jahren
„Zu fürchten iſt.“ — Wohin mag er wohl gehn?
Vielleicht weiß er ein Kraut im nächſten Walde ſtehn,

Das dazu dient ... Doch nein! — Mit übereiltem Schritte
Ging er nach ihres Vaters Hütte.
Nun die Geſichter möcht' ich ſehn! —
Doch ich errathe ſeine Bitte.
Ein Andrer hätte ſie ſo hurtig nicht gethan: —
Er hielt um Karolinen an.
Sobald der junge Herr ſich deutlicher erklärte,
Daß, außer Karolinens Hand,
Die ihm auf dieſen Fall der Alte zugeſtand,
Er keine Ausſtattung und kein Geſchenk begehrte,
Kein Hemd' und neues Kleid: mit einem Worte nichts
Als nur die Mitgift des Geſichts
Und das, was ihr noch ſonſt als Mädchen angehörte; —
So ſprach er: „Ja," und gab ihm zum Verkauf
Sein Ehrenwort und ſeine Hand darauf,
Und ſchickte gleich nach Karolinen. —
Die kam geſchwind mit ihrer Alten her,

Sah auf den jungen Herrn mit halb verſchämten Mienen,
Und ſagte hurtig „Ja,“ und kurz nach ihr erſchienen
Zween Zeugen und ein Geiſtlicher ...
Das ſieht ja eilig aus! — Ich glaube,
Der Alte weiß wohl gar, was in der grünen Laube
An ſeinem Töchterchen für eine Kur geſchehn?
O nein! Sein Geiz argwöhnte nur, es möchte
Der Kauf wohl noch zurücke gehn,
Sobald der Ritter ihn als Oekonom bedächte. —
Er that es nicht, und bot ſchon ſeine Rechte
Der ſchönen Braut mit Freuden dar;
Da ward, zum Glück für ſein freyherrliches Geſchlechte,
Die alte Fee noch ein Verſehn gewahr:
Die Schöne ſtand in der Gefahr,
In der wohl öfters Jungfern ſtehen,
Sich ohne Kranz getraut zu ſehen,
Und ließ ihr dunkelbraunes Haar,

Verſtört, wie es ſeit Morgens war,
Uneingedenk in alle Winde wehen.
Die Zeit verläuft indeß; der Abend bricht herein.
Wie iſt der Sache wohl in ſolcher Eil zu rathen? —
Nach manchem Vorſchlag, den ſie thaten,
Fiel endlich noch der Braut das beſte Mittel ein. —
„Auf was," rief ſie, „will man noch warten?
„Geh, Marthe! lauf! Wie vieles findet ſich
„Zu einem Kranz' in deinem Garten?
„Lauf nur zur Laube hin und brich
„Drey Stängel ab! Sie, die ich oft in Tagen
„Der ſchwülen Sommerszeit zu meinem Troſt beſchlich,
„Sie wird mir nicht den letzten Dienſt verſagen.
„Nur ihre Blätter will ich tragen;
„Denn man erzog ſie ja für mich?" —
Man weiß, ein Kranz iſt bald gewunden,
Bald feſtgeſteckt, und manchmal bald zerſtört. —

Nun ward dem Geiſtlichen mit Andacht zugehört,
Und nach Verlauf von wenigen Secunden
Die Braut, — der Ehre war ſie werth —
Zu einer jungen Frau erklärt. —
So ging der Trauungstag zu Ende.
Ein wenig zwar beraubt folgt ihm die erſte Nacht:
Doch unſer Fräulein ward durch ſchon bekannte Hände
In alle Sicherheit gebracht.
Denn man liegt doch im Bette, wie ich glaube,
Weit ſichrer, als in einer Laube,
Die noch ſo ſchönen Schatten giebt.
Hier ſieht's kein Menſch, wenn ſich die Haube
Auch dann und wann im Schlaf verſchiebt: —
Und wenn es ja des Morgens merklich wäre:
So eine Kleinigkeit ficht eine Frau nicht an —
Sie ſezt ſie wieder recht und ſchwört bey ihrer Ehre,

Der Mann hab' es im Schlafe blos gethan …
Doch wo gerath ich hin? — Das kommt von vielem Plaudern. —
Wer hieß mich auch ſo lange zaudern? —
Die Leutchen haben ſchon einander eingewiegt.
Wie ſüß iſt nicht ſein Schlaf! Auch unſre Karoline
Liegt neben ihm in der zufriednen Miene,
In der wohl jede Frau beruhigt und vergnügt
Nach einer ſchweren Krankheit liegt.

Das Hirſchgeweih am Männerhaupte, deſſen Entſtehung.

Eine Romanze.

Es war einmal ein Edelmann,
Akteon hieß ſein Name,
Der war mit Liebe zugethan
Der allerſchönſten Dame.

Doch ihrer Gegenliebe ſchien
Der Kavalier nicht würdig:
Die hohe Dame war von Wien,
Er war von hier gebürtig.

Einſt war ihr warm, da wollte ſich
Die ſchöne Dam' erfriſchen;
Sie zog ganz leicht ſich an, und ſchlich
Zu abgelegnen Büſchen.

Welch Mädchen kann der Neubegier
Der jungen Herrn entweichen? —
Es wagt der junge Kavalier
Die Dame zu beſchleichen.

Sie ſezte ſich an einen Bach,
Er — war ſo unbeſcheiden
Und ſah, im Stillen, nach und nach
Die Dame ſich entkleiden.

Nun ſtand ſie wie die Venus da,
Ganz luſtig, auf dem Sande
Des Bachs; doch eh ſie ſichs verſah,
Stand ihr Amant am Rande.

Was ſollte ſie in aller Eil
Zu allererſt verſtecken?
Bald griff ſie nach dem Obertheil,
Bald nach den Unterröcken.

Zulezt, um mit verſtärkterm Grimm
Ihn ewig zu beſtrafen,
Stand ſie ganz ſtill, und ließ von ihm
Sich, wie ſie war, begaffen.

Doch mit verbißner Scham empfand
Sie Luſt zur Weiberrache,
Und ſchöpfte eine hole Hand
Voll Waſſer aus dem Bache.

Sie ſprüht und ſpricht: „Geh hin und lern
„Nunmehr beſcheidner handeln!
„Es iſt ein Spas, euch junge Herrn
„In Thiere zu verwandeln.“

Und da wuchs ihm ein Hirſchgeweih
Auf ſeinem Scheitel prächtig;
Denn ſolcher kleinen Hexerey
Iſt jede Dame mächtig.

Kaum fühlt er das Geweih, ſo fühlt
Er ſchon davon die Güte:
Denn Hirſchhorn, wie wir wiſſen, — kühlt
Die Wallung im Geblüte.

Izt hatt' er weiter keine Luſt,
Am Bache zu verweilen.
Er lief, und fing mit voller Bruſt
Erbärmlich an zu heulen.

Zu jener Zeit, da ging's noch ſchlimm
Bey Schmäuſen und Viſiten:
Wohin er kam, da ließ man ihm
Hof, Stadt und Land verbieten.

Kein ſeidner Strumpf, kein Gallakleid,
Kein Orden ſtund ihm ferner.
Izt macht das keinen Unterſcheid,
Mit — oder ohne Hörner.

Für Gram ſtarb drauf der Kavalier
Bey ſeinen Anverwandten:
Aus ſeinem Nachlaß haben Wir
Sein Hirſchgeweih erſtanden.

Der Staatsminiſter und ſein Kutſcher.

Eine Erzählung.

Ein Staatsminiſter ſtarb und kam
An keine gute Stelle;
Sein Kutſcher, kurz und dick und lahm,
Sah ihn: — „Und Sie auch in der Hölle?
„Sie in der Hölle? — Gnädger Herr! —
„Wo führt Sie denn der Teufel her?
„Und was zum Henker haben Sie gethan?“ —

„Paul,“ fing der Staatsminiſter an,
„Ich? — hier? — Gewiß um meinetwillen nicht! —
„Du warſt mein Kutſcher zwanzig Jahr,
„Und weißt es, wie gewiſſenhaft ich war. —
„Um meinen Sohn, den Böſewicht!
„Betrog ich, ſtahl, vergaß ich meine Pflicht;

„Und, Paul! was thut ein Vater nicht! —
„Doch, was biſt du denn hier? Das hätt' ich nicht gedacht!“ —
„Auch um den Sohn; — denn ich hab' ihn gern—.“

Gedanken
eines Bauers bey dem Guckkaſten.

Da werden doch die Abentheuer,
Die Mordgeſchichten dieſer Welt,
Dem armen Mann, für einen Dreyer,
Schön und natürlich, nicht ſo theuer
Als in der Oper, vorgeſtellt.

Dieß kleine Spiel hat manche Stunden
Mich traurig und vergnügt gemacht.
Ich lachte meiſtens ungebunden:
Oft hab' ich Furcht, oft Schmerz empfunden,
Oft ernſthaft drüber nachgedacht.

Einſt ſah ich Karln, den Kaiſer, ſpeiſen,
Und Salomonis güldnen Thron:
Da wollt' ich mich für Neid zerreißen,
Da wünſcht' ich auch ein Herr zu heißen,
Wie Kaiſer Karl und Salomon.

Doch bald hernach erfolgten Poßen,
Wie ſie von Zeit zu Zeit geſchehn:
Den Pharao, mit Wag und Roßen,
Hab' ich, elendiglich erſchoßen,
Im rothen Meere ſchwimmen ſehn.

Er ſchleuderte mit Angſt, und Schmerzen,
Und Fluchen, Kron' und Zepter hin.
Huy! dacht' ich da in meinem Herzen,
Das heißt ein bischen mehr als ſcherzen:
Wohl mir, daß ich kein König bin!

Ende.

Druckfehler.

S. 54. Z. 7. So nach l. So nah.
— 58. Z. 14. der getreue Held l. der getreue Sklav.
— 60. Z. 15. Spricht Giſt l. Sprüht Giſt.
— 158. Z. 8. Verkehrungen l. Vorkehrungen.
Ebend. Z. 16. die dem Yanſu am meiſten l. welche
dem Yanſu das meiſte.

28
2
6

Die gefährliche Wette.

Ein kleiner Roman, in zwölf Kapiteln.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die
gefährliche Wette.

Ein kleiner Roman,
in zwölf Kapiteln.

Ein
Pendant zu der Geſchichte
meines Vaters.

Von
Demſelben Verfaſſer.

Meine väterliche Inſtruktion für dieſen Knaben.

Flattre hin, Du Kind meiner muthwilligen Laune, über das Baltiſche Meer. Dort wird Dir unter dem 59ſten Grade ein hoher Thurm entgegenwinken, dem heiligen Olaus geweiht. Bald nachher wird vor deinen Blicken am ſandigen Ufer eine Stadt ſich ausbreiten, ihr Nahme iſt **Reval.** Da wohnen der guten Menſchen viele, aber ich addreſſire Dich für dieſesmal nur an Einen. Dieſer Eine iſt der Beſten Einer, ſein Nahme iſt **Friedrich von Ungern Sternberg.**

Merke wohl auf, Du windiger Bube, wie Du es anfangen mußt, daß Du ihn findeſt. Sobald das Schiff, mit welchem

Du ſegelſt, im Hafen die Anker geworfen, und der Officier des Wachtſchiffes Deinen Paß gehörig durchgeſehn, und Deine kleine Perſon nicht für kontreband erklärt hat; ſo ſetzeſt Du Dich in eine Schaluppe, landeſt an der Brücke, ſteigſt aus, und begiebſt Dich durch die große Strandpforte in die Stadt. Da gehſt Du nun die ganze lange Straße hinauf, und grüſſeſt zu beyden Seiten alle gute Freunde und Bekannte, die ſich Deines Vaters erinnern.

Dann wirſt Du am Ende der Straße auf ein Thor ſtoßen, das geleitet Dich zu einem Berge, den mußt Du erklettern. Wenn Du oben biſt, ſo zeigt ſich Deinen herumſchweifenden Blicken zuerſt ein ſtolzes Gebäude, das iſt das Schloß. Laß es linker Hand liegen, und beſieh in dem Hauſe neben an mit dankbaren Empfindungen den großen rothen Seſſel, von welchem die huldreichſte Monarchin Deinen kränklichen Vater auf ein ganzes Jahr diſpenſirt hat. Dann eile vor der Dom-

Kirche vorbey, wo immer viel Zugwind iſt, und ſchlage Dich in eine kleine Straße rechter Hand, am Ende derſelben öffnet ſich Dir die Ausſicht aufs hohe Meer. In einem großen Hauſe rechter Hand, klopfſt Du beſcheiden an die Thür eines Zimmers, welches parterre gelegen iſt, öffneſt ſie leiſe, und erblickſt an einem Tiſch, am Fenſter ſitzend, einen ſchönen jungen Mann, mit dem Pinſel in der Hand. Dieſer Mann, Bube, iſt mein Freund! nenne ihm Deinen Vater, und er wird Dich freundlich empfangen, wenn er auch ſonſt eben kein großes Behagen an Dir finden ſollte. Dieſer Mann hat Deinem Vater viele ſeiner kranken Stunden erleichtert, viele ſeiner Launen ertragen, jeden Kummer und jede Freude mit ihm getheilt.

Grüſſe ihn recht freundlich von mir! ſage ihm: daß ich auch in der Ferne mit der zärtlichſten Sehnſucht ſeiner täglich gedenke, und daß der Bund unſerer

Freundſchaft mir heilig ſeyn wird, diſſeits und jenſeits des baltiſchen Meeres, diesſeits und jenſeits des Grabes.

Uebrigens führe Dich gut auf in dem Lande dahin Du reiſeſt, denn es iſt ein Land, in welchem Dein Vater immer viel Liebes und Gutes genoſſen hat. Geſchrieben zu Weimar, am 3ten October 1790.

Die gefährliche Wette.

(Ein muthwilliger Scherz, welcher auf die nemliche Art entſtanden iſt, wie die Geſchichte meines Vaters im dritten Bande meiner kleinen Schriften. Die Worte lieferte mir mein Freund Friedrich von Ungern Sternberg, und das iſt Alles was ich davon zu ſagen weiß.)

Schuſter. Ring. Tabacksdoſe. Gemählde. Orkan. Feuersbrunſt. Schnurrbart. Rendezvous. Badewanne. Thurm. Gelächter. Richter.

Erſtes Kapitel.

Der Schuſter.

Nach mancher kecken Wanderſchaft in fremde Länder, war Meiſter Freundlich nun ſeit wenig Wochen in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt. Meiſter und Geſellen der ehrſamen Schuſterzunft empfiengen den Wanderer mit traulichem Handſchlag, und wohlhergebrachtem Gruß. Ein frohes Mahl wartete ſein in der Herberge, und das braune Bier ſchäumte aus dem vollen Becher ihm entgegen. Bald nachher legte der fleiſſige Freundlich dem Amte ſein Meiſterſtück vor, und ward als Mitglied der Zunft anerkannt.

Seine Eltern hatten ihm ein kleines Haus hinterlaſſen, groß genug für einen Wohnplatz der Zufriedenheit. Wer in die Kirche, oder ins Schauſpielhaus gieng oder fuhr, mußte Meiſter Freundlichs Laden vorbey. Er war ein Mann von dreyßig Jahren, hatte gar nicht die Lavaterſche Schuſter-Phyſionomie, ein Paar kleine, muntre, ſchwarze Augen, blitzten Fröhlichkeit und Freude, Geſundheit färbte ſeine Wangen, und Herkuliſche Muſkelkraft herrſchte in ſeinem ganzen Gliederbau. Wenn er auf ſeinem Schemel ſaß, mit flinker Hand die Pfrieme und den

Pechdrat führte, ſo ſang er ſich ein frohes Lied dabey, und munter zwitſcherte die Lerche drein, welche zwiſchen grünen Zweigen, im Käſicht, an ſeinem Fenſter hieng. Manches ehrſame Bürger-Mädchen gieng viermal im Tage durch die Straße, ihren Geſchäften nach, wenn ſie es in zweyenmalen hätte verrichten können.

„Gott grüße ihn! Meiſter Freundlich!“ liſpelten ſie zu ihm hinüber. Schönen Dank Jungfer! nickte der wackere Geſelle, und ſchien nicht zu bemerken, wenn dieſe oder jene ihr Halstuch ein wenig verſchob, oder ſich an der Ecke noch ein Paarmal nach ihm umſah.

Meiſter Freundlich verſpürte noch keinen Minnetrieb, ſich ein Neſt zu bauen, er meynte, das Zwitſchern der Lerche ſey ihm lieber als Kindergeſchrey.

Einſt, an einem ſchwülen Sommerabend, lag er nach vollbrachter Arbeit, ſein Pfeifgen

ſchmau-

ſchmauchend, im offenen Fenſter. Ein Gewitter ſtieg langſam am weſtlichen Horizont herauf, die Luft war ſo ſtill, ſo drückend, es donnerte von ferne, ſeine Lerche ſaß mit ausgeſpreizten Federn in ihrem Käſicht, als habe ſie die Darre.

„Es wird ein ſchweres Wetter werden!“ murmelte Meiſter **Freundlich**, hohlte ſein Geſangbuch vom Gieſimſe herab, und ſchlug ein Lied auf, beym Donnerwetter zu ſingen. Kaum hatte er einige Strophen intonirt, als eben das Schauſpiel geendigt war, und in lichten, bunten Haufen Caroſſen und Fußgänger durch die Straße wallten. Aber ach! plötzlich entſtand ein Wirbelwind, mit ihm zog das Gewitter ſchnell herauf, der Hagel praſſelte an die Fenſter, ein Donnerſchlag daß die Scheiben zitterten. Das bunte Völkgen aus Thaliens Tempel ward zerſtreut, wie die Nonnen und Mönche welche Oberon jagt. Hier rollte ein Hut die Straße hinab, dort flatterte ein florenes Halstuch in die Luft;

hier ſegelte ein Jüngling, in deſſen Mantel ſich der Wind gefangen hatte, dort hielt ein Mädgen mit beyden Händen ihre Haube, und ein Greis ſeine Perücke.

Drey junge Weibergen, welche ſich ein wenig verſpätet hatten, wurden vom Hagelwetter und Wirbelwind ſo mächtig ereilt, daß ſie über Hals und Kopf in Meiſter Freundlichs Laden ſtürzten, und um Erlaubniß baten, das ſchreckliche Ungewitter unter ſeinem Dache abzuwarten. „Immer herein!“ ſprach Meiſter Freundlich, indem er ihnen ein paar alte, lederne Stühle ſezte; „es wird „nicht lange dauern, ſo klärt ſich der Him„mel wieder auf, wir wollen indeſſen ein „geiſtliches Lied anſtimmen.“ Er nahm ſein Buch zur Hand, und ſang andächtig fort. Die drey jungen Weibergen beknixten einander, brachten ihre Kopfzeuge und Halstücher in Ordnung, und ſo oft ein Donnerſchlag krachte, fielen ſie mit kreiſchender Stimme in die Melodie des Liedes ein; wenn es wieder ſtill wurde, begafften ſie einander vom Kopf bis zum Fuſſe, und eine jede glaubte am Geſchmackvollſten gekleidet zu ſeyn.

Meiſter Freundlichs Geſang gieng zu Ende, er ſchwieg und das Donnerwetter ſchwieg auch. Nur in der Ferne brummte noch zuweilen ein Schlag, die Lerche fieng an zu ſingen, die Damen erhohlten ſich. „Mein armer Mann!“ ſprach Amalie, „wird ſich recht um mich ängſtigen.“

Henriette. Der Meinige ſucht mich gewiß ſchon in der ganzen Stadt.

Sybille. Dem Meinigen ſchmeckt kein Biſſen, wenn ich nicht bald nach Hauſe komme.

Amalie. Es ſoll auch das leztemal ſeyn, daß ich zu Fuſſe in's Schauſpiel gehe. Eines meiner Pferde iſt lahm.

Henriette. Mein Kutſcher iſt krank.

Sybille. Mein Wagen iſt zerbrochen.

Amalie. Ich erwarte alle Augenblicke eine Miethkutſche, mein Mann iſt viel zu beſorgt um mich.

Henriette. Der Meinige ſchickt mir gewiß eine Sänfte.

Sybille. Wüßte der Meinige wo ich zu finden bin, er würde mich auf den Händen nach Hauſe tragen.

Amalie. Wie glücklich man doch iſt, wenn man ſo geliebt wird. Mein Mann kömmt meinen kleinſten Wünſchen zuvor.

Henriette. Der Meinige lieſt ſie mir aus den Augen.

Sybille. Der Meinige läßt mir gar nichts zu wünſchen übrig.

Amalie. Und ſeine geprüfte Treue —

Henriette und Sybille. O was das betrifft, da giebt der Meinige gewiß nichts nach.

Amalie. Es pflegt wohl zu geſchehen, daß aus einem brauſenden, wilden Jüngling, nach mancher Ausſchweifung, ein ſtiller geſezter Ehemann wird; ich hingegen darf mich des ſeltenen Glückes rühmen, meinen Gemahl als Junggeſellen in meine Arme geſchloſſen zu haben.

Henriette. O der Meinige war ſo keuſch, als der junge Menſch im La Fontaine, welcher die Mädchen für Gänſe hielt.

Sybille. (verſchämt.) Und der Meinige wuſte nicht einmal — hä! hä! hä! — er wuſte nicht einmal —

Amalie. (mit einem Knix.) Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu reden?

Sybille. (mit einem Knix.) Zu dienen, mit der Zollinſpectorin Flink.
Und Sie?

Amalie. (mit einem Knix) Aufzuwarten, die Magiſterin Balg. (zu Henrietten.)
Und Sie?

Henriette. (mit einem Knix.) Zu Befehl, die Advocatin Schwefel.

„Ich freue mich die Ehre zu haben, Sie „kennen zu lernen.“ „Die Ehre iſt auf

„meiner Seite.“ „Sie belieben zu ſpaſſen.“ „Sie beſchämen mich ganz.“ „Sie ſind allzu gütig ꝛc. ꝛc. ꝛc.“

Meiſter Freundlich. Hm! das hätte ich doch nicht gedacht, daß ich dieſen Abend die drey glücklichſten Frauen der Stadt unter meinem Dache ſehen würde.

Amalie. Er hat Recht, Meiſter, nichts mangelt meinem Glücke, ich habe mein reichliches Auskommen.

Henriette. Mein Mann läßt es mir an nichts fehlen.

Sybille. Ich trage die Schlüſſel zum Geldkaſten ſelbſt bey mir.

Amalie. Doch Reichthum und Ehre machen nicht allein die Zufriedenheit des Menſchen aus. Weit höher als das, ſchätze ich meines Mannes Liebe und Treue.

Henriette und Sybille. So denke ich auch.

Amalie. Auf die leztere darf ich bauen, wie auf einen Felſen von Granit. Mein

Mann iſt kalt wie Eis gegen jedes weibliche Geſchöpf.

Henriette. Der Meinige ſieht kein Frauenzimmer im Wege an.

Sybille. Der Meinige wendet den Kopf weg.

Amalie. Sie ſelbſt meine Damen, ſo ſchön Sie ſind, würden meinen Mann zu keiner Untreue verleiten.

Henriette. (ſpöttiſch.) Die Behauptung iſt ein wenig kühn.

Sybille. Wir werden ihn nicht in Verſuchung führen.

Henriette. Wer immer Waſſer trank, vermißt den Wein nicht.

Amalie. Doch beſſer klares Waſſer als eine Pfütze.

Sybille. Und beſſer ſchweigen als mit Narren reden.

Amalie. Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Henriette. Drum iſt auch Schweigen das Heiligthum der Klugheit.

Sybille. Und ein immer offenes Herz wie ein offener Brief.

Amalie. Beſchämte Eitelkeit iſt luſtig, ha! ha! ha!

Henriette. Sie kommen aus der Komödie, Madam, und haben nicht natürlicher lachen gelernt?

Amalie. Sie haben Recht, Madam, an Stoff fehlt es mir nicht.

Sybille. So wenig als an Impertinenz.

Der Leſer ſieht welch ein neues Donnerwetter heraufzieht, fürchterlicher als jenes, vor welchem die Damen in Meiſter Freundlichs Schuſterbude flohen. Die Blitze ziſchten links und rechts, fahren überall in brennbare Materie, und hätte Meiſter Freundlich ſich nicht zum Wetterableiter aufgeworfen, ſo wären die Hauben und Halstücher umſonſt dem Wirbelwinde entgangen.

„Die Frauenzimmergen, hub er an, er-
„eifern ſich ohne zu wiſſen warum. So
„viel ich von der Sache verſtanden, glaubt
„eine jede von ihnen den Vogel Phönix zu
„beſitzen, das heißt, einen treuen Ehemann.
„Nun denke ich ſo in meiner Einfalt, dieje-
„nige ſey glücklich, welche ſich das Ding ein-
„mal recht feſt in den Kopf geſezt, und es
„könne ihr ſehr gleichgültig ſeyn, ob man es
„glauben wolle oder nicht. Wenn aber die
„Frauenzimmergen darauf beſtehen, daß man
„ihnen aufs Wort trauen ſoll, und die Treue
„ihrer Ehemänner Probefeſt iſt; ſo können ſie
„ja einen Verſuch unter einander machen, ob
„es einer von ihnen gelinge, der andern ihren
„Gemahl wegzukapern, und ihn zu einer Treu-
„loſigkeit zu verleiten. Da wird ſichs bald
„finden, welche Dame die meiſten Reize,
„welcher Ehemann die meiſte Standhaftig-
„keit beſizt."

So wie einſt Pulfio und Varen, Todfeinde ſeit Jahren, dem Zweykampf entſagten, um in der erſten Schlacht Beweiſe ihrer Tapferkeit zu geben, Wort hielten, als Helden, und darum vom Cäſar verewigt wurden; ſo goß jezt Meiſter Freundlichs kurze Rede heldenmüthige Entſchlüſſe, edlere Vorſätze in die ſchönen Buſen der Damen. „Ein „guter Vorſchlag! das wollen wir! das „wollen wir!“ tönten einmüthig ihre Kehlen, die einzige Möglichkeit vielleicht, drey weibliche Kehlen in einen Ton zu ſtimmen. Die Verabredung wurde folgendermaßen getroffen:

Erſtens: wird den Schönen eine Friſt von vier Wochen verſtattet, in welcher es ihnen frey ſteht, ſich aller Gewebe, Netze, Schlingen und Angeln zu bedienen, welche Natur oder Kunſt ihnen verliehen, um den Vogel oder den Fiſch ins Garn zu locken. Die Frau Magiſterin Balg wird angewieſen, dieſes mißliche Experiment mit dem Herrn Advocaten Schwefel anzuſtellen; die Frau Advocatin Schwefel mit dem Herrn

Jnſpe-

Inſpector Flink; und die Frau Inſpectorin Flink mit dem Herrn Magiſter Balg.

Zweytens: eine jede von den reſpective Contrahentinnen, macht ſich anheiſchig, noch am ſelbigen Abend ihren theuren Ehekonſorten mit irgend einem Kleinod zu beſchenken, unter der ausdrücklichen Verwarnung, daſſelbe unter keinerley Vorwand zu veräußern. Madame Balg beſtimmt hiezu einen koſtbaren Ring von ihrem eignen Haar: Madam Schwefel eine Tabacksdoſe mit Brillanten beſezt; und Madam Flink ihr liebenswürdiges Portrait in edle Steine gefaßt.

Drittens: An dem Tage, an welchem die vierwöchentliche Friſt abgelaufen, erſcheinen ſämmtliche Contrahentinnen wiederum in Meiſter Freundlichs Laden, legen daſelbſt Rechenſchaft von ihren Progreſſen ab, und beſcheinigen die Wahrheit ihrer Ausſage durch Vorzeigung desjenigen Kleinods, welches ſie dem fremden, liebetrunkenen Ehemanne, in irgend einer ſüßen Stunde entlockten.

Viertens: diejenige, oder diejenigen, welchen Geſchicklichkeit und Glück ein ſolches Unterpfand in die Hände geführt, werden auf ewig deſſen Eigenthümerinnen, und haben es zu betrachten als den goldenen Apfel, welcher ihren Reizen gebührt.

Fünftens: ſchwört jede Dame bey ihrer unverwelklichen Schönheit, ihre Ehehälfte keinesweges vor der drohenden Gefahr zu warnen, ſondern den Nachen der ehelichen Liebe, allein mit dem Steuerruder der ehelichen Treue bewaffnet, hinaus aufs hohe Meer zu ſenden, ja nicht einmal mit einer Sylbe der, an dieſem Abend gemachten Bekanntſchaft zu erwähnen, auf daß ſorgloſe Sicherheit ihren Fittig über jedes Ehebette verbreite. Und endlich

Sechſtens; (hub Meiſter Freundlich an,) „wette ich mit jedem von den Frauenzimmergen um ein Paar neue Schuh, daß heute

„über vier Wochen ſie ihre Kleinodien „ſämmtlich vertauſcht haben.“

Die Damen lächelten, und giengen den Vorſchlag ein, eine jede feſt bey ſich überzeugt, daß nur ſie die Wette gewinnen werde.

Zweytes Kapitel.

Der Ring.

Dame Balg ſchürzte ihre Röcke ſo hoch, daß die Grenzen von einem Paar allerliebſten Waden ſichtbar wurden. Der Platzregen hatte die Steine blank gewaſchen, ſie trippelte vorſichtig von einem zum andern, und erreichte glücklich ihre Wohnung mit unbeſchmuzten Schuhen. Sie fand daſelbſt ihren Gemahl, den Herrn Magiſter Balg, mit deſſen Kopf und Beinen ich nunmehro den Leſer bekannt zu machen genöthigt bin. Ich erwähne mit gutem Bedacht nur ſeines Kopfes und ſeiner Beine, denn was an Bruſt und Bauch und Rücken ihm der Himmel verlieh, war blutwenig, und ſelbſt dieß wenige forne und hinten, ſo in die Breite und Höhe gewölbt, daß ſeine Schuhſchnallen ihm unſichtbar blieben, und ſein Haarbeutel in horizontaler Lage ruhte. Dagegen trugen ein Paar wadenloſe Stelzen einen ungeheuren, länglich runden Kopf, an welchem, unter einem Walde von Augenbraunen, zwey kleine, grüne Sterne funkelten, und Naſe und Kinn ſich brüderlich vereinten, den Felſenſchlund, der zwiſchen ihnen lag, neugierigen Blicken zu entziehen. Seine Wangen ruhten kühl im Schatten von zween großen Backenknochen, und ſeine gefurchte Stirn war ein Tummelplatz tiefſinniger Gedanken.

Amalie ſtand an ſeiner Seite, wie eine junge Birke neben einem Kürbis. Sie hatte ehemals, da noch jungfräuliche Phantaſie roſenrothe Brillen ihr lieh, viel und mancherley ſiegwartiſirt; auch hatte die milde Hand der guten Mutter Natur mit manchem blühenden Reiz das blonde Mädgen begabt. Hingegen war das Glück an dieſem holden Geſchöpfe ſo karg und unempfindlich vorüber gegangen, daß in dieſen koſtſpieligen Zeiten kein rüſtiger Jüngling es wagen wollte, in ihren Armen von Luſt und Liebe zu leben. Magiſter Balg, ein reicher Erbe, warb um Amaliens Hand und Herz, und da ſie vergebens hoffte, ihn zu ihr hinauf zu ſtimmen, ſo ſtimmte ſie endlich zu ihm herab, gab ihre Hand Preiß, und behielt ſich vor, über das Eigenthum ihres Herzens gelegentlich zu ſchalten.

Sie fand eben nicht Urſach, ihre Wahl zu bereuen. Freund Balg war ein großer Aſtronom, unbekümmert um die irrdiſchen Angelegenheiten, wenn man ihn nur ruhig zwiſchen den Sternen herumwandeln ließ. Ohnfern der Stadt, auf einem ſchroffen Felſen hatte vor dreyhundert Jahren ein adelicher Räuber gehaußt, deſſen zerſtörte Burg, nun eine Wohnung der Eulen, noch manche Trümmer zeigte. Ein feſter, runder Thurm hatte allein bis jezt der Gewalt von Jahrhunderten getrozt, und diente nunmehr dem Magiſter Balg zum Obſervatorium, wie der Fuchsthurm bey Jena dem ſeligen Profeſſor Wiedeburg.

Hier war es, wo unſer kleiner, langbeinigter Freund den Venustrabanten belauerte, und ſeine eigne Venus mit allen ihren Trabanten drüber vergaß. Hier war es, wo er Sonn- und Mondfinſterniſſe berechnete, Kometen und Fixſterne beäugelte, den feuerſpeyenden Bergen im Monde nachſpürte, unbekümmert um die lieblichen Schneehügel ſeines jungen Weibgens. Ein Glück für ihn, daß Amalie in ihrer Unſchuld keinen Mangel fühlte; ein Glück für ihn, daß die allmächtige Gewohnheit ihr ſeine langen Beine und ſeine Knochenfinger erträglich machte, obſchon ſie von Natur einen Widerwillen gegen Spinnen hatte. Jeden Monat ein ſeidnes Kleid, alle acht Tage ein nicht daran gedacht hatte, daß er gebohren worden war. Dankbarlich drückte er ſeine Knochenfinger in Amaliens runde fleiſchigte Hand, und verſprach bey allen ſieben Planeten, den Ring, als ein Denkmal ihrer Liebe, nie anders von ſich zu legen, als wenn er ſich die Hände waſche.

Darauf legte das zufriedene Ehepaar in ſüſſer Einigkeit ſich ſchlafen. Seine langen Knochenfinger niſteten in ihrem Schooſe, und mußten ihr Erſatz gewähren, für Alles was ſonſt vielleicht an ihm zu kurz war. Amalie träumte von ſchalkhaften Entwürfen, den Advocaten Schwefel ins Netz zu locken, und Magiſter Balg von einem neuen Syſtem der Sonnenflecken.

Drittes Kapitel.

Die Tabacksdoſe.

Auch Madam Schwefel war indeſſen, aus Meiſter Freundlichs Wohnplatz der Zufriedenheit, in ihre Hölle zurückgekehrt. Amalie gehörte unter die Zahl jener unglücklichen Geſchöpfe, welche man verheyrathet, ehe ſie noch der Puppe und dem Blindekuhſpiel entſagt haben. Kaum vierzehn Jahr und ſieben Wochen zählte das muntere Ding, als Hymen ſchon das Brautgewand ihr reichte, doch nicht in Amors Fabrik gewebt. Herr Advocat **Schwefel** war ein eigenſinniger kriklicher Mann, der jedes Stäubchen wegzublaſen pflegte, ſich ärgern konnte, wenn man ihm ein Stück Papier auf ſeinem Arbeitstiſch auch nur um einen Zoll breit weiter gerückt, ein Mann den eine angebrannte Suppe Wochenlang verſtimmen konnte, der gar nicht wieder aufhörte davon zu ſprechen, wenn ſie auch ſchon längſt verdaut war, ein mißtrauiſcher Geſelle, der in jedem Lächeln Spott, in jedem Flüſtern Betrug ahndete.

Arme Henriette! wie mag es ihr ergangen ſeyn, ihr, die mehr Staub auf die Tiſche tanzte, als ihr Ehegemahl wegblaſen konnte, und die Suppe anbrannte, ſo oft ein Wagen durch die Straße fuhr; ihr, die ſo gern über alles lachte, und ſo glücklich war über ein Nichts lachen zu können. Anfangs gieng es noch ſo ziemlich gut, der rüſtige Bräutigam ſchenkte ſeiner kleinen Braut, welcher kaum die Bruſt das Halstuch zu wölben begann, eine goldene Uhr, und Henriette, welche bis dahin unter ihren Spielſachen nur eine zinnerne gehabt hatte, ward ſo geblendet und verblendet durch dies köſtliche Geſchenk, daß ſie ohne alles Bedenken den Advocaten Schwefel unter ihre Spielkammeraden aufnahm. Ja, weiter dachte ſie warlich nichts bey jenem feierlichen Ja, bey jenem Ringewechſel, wo ein jeder ſeine Freiheit dem andern ſymboliſch an den Finger ſteckt und es tollkühn wagt, ſeine winzige Treue unter dem Bilde der Ewigkeit vorzuſpiegeln.

Die erſten Jahre verſtrichen, die Roſenknoſpe entfaltete ſich, der ſchöne Buſen hob

ſich

ſich täglich höher, und in dem ſchönen Buſen entſtand ganz unvermuthet ein Herz. O wie erſchrack die gute Henriette, als ſie das Daſeyn eines Fremdlings ſpürte, deſſen Beſuch mit Ruhe und Freude ſich oft ſo wenig verträgt, und den wir doch um alle Welt nicht verjagen würden; eines Fremdlings, der immer unterhalten ſeyn will, zu dem man nicht ſagen darf: „mit Erlaubniß, ich habe ein „kleines Geſchäft, ich bin den Augenblick „wieder bey Ihnen!“ der die Vernunft als ſeine Dienſtmagd anſieht, die Widerſpenſtige in Feſſeln ſchlägt, und am Ende, wenn man dem unartigen Kinde ſeinen Willen thut, doch nur mit ſanfter Traurigkeit belohnt. Womit ſoll die gute Henriette den fremden Gaſt unterhalten? mit dem Bilde ihrer theuren Ehehälfte? ja, wäre ihr Herz ſchon damals, als ſie ihre Hand ihm reichte, einer von den Hochzeitgäſten geweſen; ja wäre er nicht ſo mürriſch, ſo ein Inſekt das ſich vom Aktenſtaube nährt! indeſſen dienten doch ſeiner Stirn Gewohnheit und Erziehung zum ſichern Schutz, Henriette fühlte und wußte nicht recht was ſie mit dieſem Gefühl anfangen ſollte, es war ihr zu muthe wie damals, als ſie die zinnerne Uhr mit einer goldenen vertauſcht hatte.

In ſolch einer Stimmung führte irgend ein Dämon das Ungewitter herbey, welches Anlaß zu jener vermaledeiten Wette gab. Ihr Herz ahndete Beſchäftigung, ihr Stolz war verwundet, was bedurft es mehr, um in einem Augenblicke, den kühnen Entſchluß keimen und reifen zu laſſen, auf Koſten ihres Gemahls, des erſtern Bedürfniß zu befriedigen, die Wunden des letztern zu heilen.

Voll von dieſem Entwurfe betrat ſie die Schwelle ihres Hauſes, und hörte ihren Eheherrn ſchon auf der Treppe poltern.

Er. Madam kommen ſehr früh nach Hauſe!

Sie. O es wäre luſtig wenn Sie dem Donnerwetter einen Prozeß machten.

Er. Würklich, ein Frauenzimmer, das um eine Ausflucht verlegen iſt, ſchämt ſich nicht, ſelbſt den Himmel in ſein Intereſſe zu ziehn.

Sie. Ich freue mich daß Sie ſo feſt geſchlafen haben, einige Schläge waren würklich ſtark.

Er. O ich weiß, eine leichtſinnige Frau ſieht es gar zu gern wenn ihr Mann feſt ſchläft. Aber ich werde erwachen, Madam, ich werde erwachen!

Sie So werde ich Ihnen einen guten Morgen wünſchen.

Er. Darf ich fragen, warum es Ihnen bequemer war, das Ungewitter auf der Straße abzuwarten, als in Ihrem eigenen Hauſe?

Sie (mit Kälte). Weil ich lieber die Wolken als meinen Mann donnern höre.

Er. Ernſthaft Madam, Sie bringen mich in Harniſch.

Sie. (lächelnd) Mein Beſter, Sie ſind ja immer gerüſtet. Ernſthaft alſo: ich war im

Schauſpiel das wiſſen Sie; als ich nach Hauſe gehen wollte, hat es gedonnert und geblitzt, geregnet und gehagelt, das wiſſen Sie auch; ich trat in das erſte beſte Haus, bis das Gewitter vorüber war, das konnten Sie vermuthen; ich komme nach Hauſe, alles gieng ſehr natürlich zu.

Er. In welches Haus traten Sie, wenn ich fragen darf?

Sie. In das Haus eines Schuſters?

Er. Eines Schuſters? welches Schuſters?

Sie. Ja, mein Gott wer kann alle Schuſter kennen.

Er. Aber woher wiſſen Sie denn daß der Mann ein Schuſter war?

Sie. Da haben Sie wieder einmal recht. Es kann auch ſeyn er war ein Prinz, der zu ſeinem Vergnügen Schuhe machte. Nein würklich, gefragt habe ich ihn nicht. Sein Handwerksgeräthe hat mich zu dieſem Irrthum verleitet.

Er. Nicht ſpöttiſch Madam! waren Sie ganz allein da?

Sie. Ganz allein! ſtellen Sie ſich vor liebes Männchen, ganz allein mit einem unbeweibten Schuſter mitten im Donnerwetter, welch eine romantiſche Scene!

Er. Und als Sie giengen, reichte Ihnen niemand den Arm? kein junger Stutzer, der Sie vielleicht in der Komödie beäugelt hatte?

Sie. Ach nein! das Gewitter hatte ſie alle aus einander gejagt.

Er. O verſtecken Sie ſich nicht hinter kahlen Scherz, ich weiß daß der Seufzer Ihnen Ernſt war. Verdammt! über das weibliche Geſindel mit Gift im Herzen und Honigſeim auf den Lippen. Dient man euch nicht immer zur Ehrenwache, läßt man den Käfig nur ein einziges mal offen ſtehen, huſch iſt der Vogel heraus!

Sie. Wenn das Bild vom Käfig wahr iſt, ſo mögen Sie Recht haben. Aber mein geſtrenger Herr, es iſt doch ſonderbar daß ihr mit uns umgehen wollt, wie mit Kindern die keinen Tropfen Wein zu trinken bekommen, indeß der Vater ſich einen Rauſch zulegt. Leuchtet uns mit eurem Beyſpiel, löſcht die Fackel der ehelichen Treue nicht in jeder Pfütze aus, an der ihr vorüber geht, wenn ihr wollt daß ihre Flamme immer rein in eurer Weiber Herzen lodern ſoll. Aber da flattern ſie wie die Bienen von einer Blume zur andern, nur mit dem Unterſchied, daß die Biene ſammelt, und der Ehegemahl verſchwendet, eine Untreue martert ihr Gewiſſen ſo wenig als ein geſchlachtetes Huhn das meinige, Geſetze geben iſt leicht mein Herr, Geſetze befolgen ſchwerer.

Er. Würklich Madam, Sie lernen täglich beſſer plaudern. Deſto ſchlimmer für mich! aber das Bild welches Sie da vom Ehemanne entwarfen, es war doch wohl nicht mein Bild? gab ich Ihnen nicht ſtets das Beyſpiel ehelicher Liebe und Treue? bin ich nicht immer um Sie wie Ihr Schatten? genieß ich ein Vergnügen ohne Sie?

Sie. Beinahe möcht ich antworten, Sie genießen gar keines, denn Sie pflegen ſich ſelbſt ein jedes zu verbittern. Aber was Sie da von meinem Schatten zu ſagen beliebten, war wohl nur eine ſchöne Phraſe. Den ganzen Morgen laufen Sie, mit Ihren Akten unter dem Arm, Straße auf Straße nieder, und wer ſteht mir dafür daß Sie die Akten nicht ſo pro forma unter dem Arme tragen. Die gute Frau hat zu Hauſe in ihrer Küche zu thun, die wird Ihnen nicht nachlaufen. Dann kommt vollends noch ſo manche Reiſe über Land hinzu, hier einen Termin abzuwarten, dort einen böſen Gläubiger zu mahnen, o warlich! da muß ich oft ſchattenlos herumirren, mein Mißtrauen in mich verſchließen, mich zwingen ein Liedgen zu trällern, wenn der Argwohn in mir zu niſten droht.

Er. Habens nicht nöthig Madam, habens nicht nöthig, werden mich nie auf einem fahlen Pferde ertappen.

Sie. Deſto beſſer! um ſo weniger werden Sie ſich ſcheuen einer kleinen Probe ſich zu unterwerfen, die mein muthwilliges Gehirn ſo eben ausgeheckt.

Er. Nun laſſen Sie hören.

Sie. Es gelüſtete Sie ſchon lange nach der ſchönen Tabacksdoſe mit Brillanten, welche ich von meiner alten Pathe zum Geſchenk erhielt. Hier iſt ſie, ich ſchenke ſie Ihnen, aber unter der Bedingung, daß ſie nie aus Ihren Händen komme, daß kein feines Liebchen ſie Ihnen abſchwatze, daß ſie nie der Preis einer Schäferſtunde werde.

Die Aufforderung ward auf der Stelle angenommen, und der mürriſche Gatte freute ſich von Herzen um einen ſo wohlfeilen Preis, Beſitzer jenes Kleinods zu ſeyn. Er füllte die Doſe ſogleich mit ſpaniſchem Taback, ſchlürfte wollüſtig eine Priſe in die Naſe, ohne zu argwöhnen, daß aus dieſem Staube ihm ein paar der niedlichſten Hörner hervorwachſen würden.

Viertes Kapitel.

Das Gemählde.

Man ſagt, es gebe nicht zwey Dinge auf der Welt, die einander vollkommen ähnlich ſeyn, eben ſo wenig ein Ehepaar, deſſen Seelen in vollkommnen Einklang geſtimmt wurden. Zwey dergleichen haben wir ſchon hinter ihrer Stubenthür belauſcht, auch ein drittes wird dieſe Erfahrung beſtätigen, und wenn es mir vergönnt wäre, die Gardinen aller Ehebetten in ganz Europa, die meinige nicht ausgenommen, mit dreiſter Hand vor euren lüſternen Blicken aufzuziehen, ihr würdet finden, daß auch das ſanfteſte, beſte Weibchen oft links will, wenn ihr Geſpann ſich rechts dreht, und ſo umgekehrt.

Der Eheſtand iſt der Pflug vor welchen man zwey Ochſen ſpannt, friedlich neben einander den Acker zu furchen. Nun kommt alles dabey auf den Treiber an. Geht der Gott der Liebe hinter dem Pfluge her, iſt er es der am Abend die Unterjochten in den Stall begleitet, ſich lagert zwiſchen Beide wenn ſie ihr karges Abendbrod verzehren, und mit ſanfter Hand den Schlummer auf ihre Augenlieder herabwinkt, o dann vergißt ſich bald des Tages Laſt und Hitze! dann darf kühn der Gott der Ehen rufen: mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht! wo aber Mißtrauen, Widerwillen, Mangel und Eiferſucht die Sklavenpeitſche ſchwingen, o da wäre es beſſer, einen Mühlſtein zum Halsgeſchmeide, in des Meeres Tiefe ſein Grab zu ſuchen.

Doch die wohlthätige Natur hat manches fühlloſe Herz gepanzert gleich der Schildkröte, es trägt die größte Laſt ohne zerquetſcht zu werden. Zu dieſer Gattung gehörte auch der Zollinſpektor Flink. Er war ein rüſtiger Burſch, aus deſſen Augen Wolluſt funkelte. In ſeinen jüngern Jahren folgte er dem Stabe Merkurs, hatte einen Kramladen von allerley Seidenwaaren, kaufte, verkaufte, handelte und tauſchte. Doch bald erwies ſich auch an ihm die Wahrheit des Satzes, daß noch kein Sanguineus zum Kaufmann gebohren wurde. Das langweilige Buchführen, das ewige Credit und Debet, Addiren und Subtrahiren, die nothwendige pünktliche Ordnung, alles das ward dem Herrn Flink bald zum Eckel, er ließ ſeine Bedienten ſchalten und walten, ſchlug ſeine Wohnung in Kaffeehäuſern auf, ſchenkte jedem hübſchen Mädchen, das ihm einen freundlichen Blick zuwarf, ein Stück Zeug oder ein ſeidenes Halstuch, und fand auf dieſe Weiſe bald den Weg zum Hoſpital. Auf geziemendes Anſuchen ſeiner Correſpondenten erſchien ein Paar ernſthafter Männer, verſiegelte ſein Waarenlager, und ſetzte den

Herrn Flink auf die Straße. Ihm blieb nichts übrig um Hunger und Mangel zu verſcheuchen, als eine artige Figur.

Doch jeder Menſch auf der Welt beſitzt irgend etwas und weiß er dies etwas geltend zu machen, ſo iſt er geborgen. Der Fehler iſt gewöhnlich der, daß er ſein etwas nicht kennt, ein Fehler welchen man unſerm Flink nicht vorwerfen konnte. Er wußte recht gut, wie zierlich ſein Wuchs, wie feurig ſein Auge, wie blühend ſeine Wange ſey, und ehe ein halbes Jahr verſtrich, war er Bräutigam der Demoiſelle Sybille, ein kleiner Teufel, mit einer artigen Stumpfnaſe und zwanzig Tauſend harten Thalern.

Wie es ihm ergangen, ſeit er dieſen Knoten geſchürzt, nun das werden wir bey der Zurückkunft ſeiner Dame aus Meiſter Freundlichs Aſyl des breiteren vernehmen.

Keifend betrat Sybille die Schwelle ihrer Hausthür, denn ſie war unterwegens in eine

Pfütze getreten, ihr Kopfzeug durch einen Windſtoß zerſtört, und ihr ſeidener Mantel durch eine Dachtrauſe beſchädigt worden. „Wo iſt mein Mann?“ war ihre erſte Frage. „Nicht zu Hauſe“ die Antwort.

„Wieder nicht zu Hauſe? ich darf nur den „Rücken wenden, ſo ſpringt das Herrchen „über Tiſch und Bänke.“

Das Kammerkätzgen ward herbey gerufen, Sybille entkleidete ſich belſernd, ſchüttete Ohrfeigen aus dem Füllhorn ihres Mißmuths, warf einen Pantoffel nach dem Bedienten, der den Tiſch zu decken kam, und verſcheuchte ihren Schoßhund durch einen Fußtritt in den verborgenſten Winkel unter den Sofa. Es ſchlug zehn Uhr, der treue Flink ließ ſich noch nicht ſehen; die Speiſen wurden aufgetragen; Sybille kaute und wiederkaute, bey jedem Biſſen Scheltworte auf ihren ſaubern Gemahl hervorſprudelnd. Sie erzählte den Domeſtiken, ſo wie ſie es ſchon tauſendmal vorher gethan hatte, daß Herr

Flink ſo nackend geweſen, als eine Kirchenratte, als ſie ſich ſeiner erbarmt, daß er kein ganzes Hemde auf dem Leibe gehabt, daß das ſchöne Vermögen nur von ihr herſtamme, daß er nicht im Stande ſey einen Heller zu verdienen, daß ſie ihm den Poſten beym Zollamt für ihr baares Geld gekauft, damit er nur nicht ganz und gar dem lieben Gott die Tage abſtehle.

Unter ſolchen erbaulichen Tiſchgeſprächen gieng das Mahl zu Ende. Sybille warf ſich auf den Sofa, gähnte, blätterte in einem Buche, puzte zwanzigmal das Licht aus, ließ es zwanzigmal wieder anzünden, ſchlummerte und erwachte immer wieder, um einige Thränen der Bosheit zu weinen. Nun war es Mitternacht. Der Magiſter Balg träumte ſchon ſeit einigen Stunden von ſeinem Sonnen-Syſtem, Amalie von ihren Eroberungen, der Advokat Schwefel von ſeiner neuen Tabacksdoſe, Henriette von ihren ſchlauen

Entwürfen, nur Sybille wälzte ſich ſchlaflos auf ihrem Lager.

Endlich, gegen drey Uhr des Morgens, kam Herr Flink geſchlichen, öffnete leiſe die Thür ſeines Schlafzimmers, trippelte auf den Zähen, um ſeine theure Ehehälfte nicht zu wecken, und ſprach kaum hörbar flüſternd mit dem Bedienten, der ihn auszukleiden hereingetreten war. Aber Sybille vermeynte gar nicht ihn ſo wohlfeilen Kaufs entſchlüpfen zu laſſen. Kaum hatte der Bediente das Nachtlicht angebrannt, und das Zimmer verlaſſen, als ſie im bloßen Hemde aus dem Bette ſprang, beyde Arme in die Seite ſtemmte, und im lieblichſten Furienton ihren flatterhaften Gemahl anſchnalzte. Flink hatte ſich auch bereits ſeiner männlichen Zierde, der Hoſen, entlediget, ſtand im kurzen Nachthemd ſeiner Gattin gegenüber, und ihm war nicht wohl bey dem ausbrechenden Donnerwetter zu Muthe.

Sie. Sprich, Herumtreiber! rede! aus welchem Meere ſoll ich meine Geduld ſchöpfen?

Er. Aus dem Meere der Liebe, mein Schatz.

Sie. O guter Freund, meine Liebe zu Dir war nie ein Meer, höchſtens eine Quelle, die längſt vertrocknet iſt.

Er. Das thut mir leid, die meinige ſprudelt klar und helle.

Sie. Schweig von Deiner Pfütze! denke nur nicht wieder mit ſchaalen, glatten Lügen durchzuſchlüpfen. Wo biſt Du geweſen?

Er. Allenthalben wo ich war, hat Dein Bild mich begleitet.

Sie. So haſt Du mein Bild ſehr gemißbraucht. Aber keine Ausflüchte! wo haſt Du bis an den hellen lichten Morgen herumgeſchwärmt?

Er. Ich war in Geſellſchaft einiger Freunde, wir vertieften uns bey der Lectüre eines Buches, die Stunden ſind uns zu Minuten geworden.

Sie. So wie jedes Wort in Deinem Munde zu einer Lüge. Du und ein Buch? Ja wenn Du von Farobüchern ſprichſt, ſo will ich Dir wohl glauben. Rede! haſt Du nicht wieder mein Geld verſchleudert? meine ſchönen harten Thaler auf eine Karte geſezt?

Er. Bewahre der Himmel!

Sie. Vielleicht gar wieder, wie neulich, meine Schatulle erbrochen, oder meinen Schmuck beym Juden verſezt?

Er. Sybillgen! Sybillgen! wer Dich ſo reden hörte, ſollte denken, ich wäre ein ganzer Spitzbube.

Sie. Und thäte Dir wohl großes Unrecht.

Er. Du doch gewiß! denn das würde ja ausſehn, als ob ich nicht Herr eines Pfennigs wäre.

Sie. Das biſt Du auch nicht. Iſt das Vermögen etwa Dein? Hatteſt Du einen Heller in der Taſche, als ich Dir die Ehre anthat, Dich zum Manne zu machen? haſt

Du vergeſſen, daß Du ohne mich an den Hungerpfoten ſaugen müßteſt?

Er. Wie könnte ich das vergeſſen, mein Schatz, Du erinnerſt mich ja täglich daran.

Sie. Deſto ſchlimmer, wenn Du undankbarer Weiſe mein Haab und Gut an lüderliche Dirnen verſchwendeſt.

Er. An lüderliche Dirnen? ey, ey mein Engel! da müßte ich Deine Reize nicht kennen.

Sie. Schnickſchnack! leeres Gewäſche! ich weiß daß Du jeder weiſſen Schürze nachläufſt, ich weiß daß Du verdächtige Häuſer beſuchſt, ich weiß daß Du mein Geld bey Buhlerinnen und Freuden-Mädgen verpraſſeſt —

Er. Da weißt Du mehr als ich.

Sie. Schon gut, ſchon gut, wir wollen ſehen. — Höre Mann! ich will Dich auf die Probe ſtellen, aber Gott ſey Dir gnädig wenn Du mir nicht Farbe hältſt, ich kratze Dir die Augen aus!

Er. So würde ich ja außer Stande ſeyn Deine Schönheit zu bewundern.

Sie. Spott! verdammter Spott! aber hüte Dich, daß nicht einſt der Tag der Vergeltung komme. — Sieh, Du logſt mir vor einigen Minuten vor, „mein Bild begleite Dich allenthalben?“ ich will dieſe Lüge zur Wahrheit machen, damit Du eine Sünde weniger auf Deinem Gewiſſen haſt. Hier ſchenke ich Dir mein Portrait, unter der Bedingung, daß Du es ſtets bey Dir trägſt, es für keinen Preiß weder verkaufſt, noch verſchenkſt, noch verliebelſt, und im Fall Du Dein Wort nicht hältſt, mir die Erlaubniß giebſt, Dich zum Hauſe hinaus zu jagen.

Bey den lezten Worten machte ſie einen ſpöttiſchen Knix, der ſich im bloßen Hemde ſehr drollig ausnahm.

Herr Flink erſtaunte über die unerwartete Wendung des Geſprächs, war froh um einen ſo geringen Preiß ihren Händen zu entkommen, ſprach willig alle Schwüre und Flüche nach, die man ihm vorzuſchreiben für gut fand, und kroch ins Bette, um der aufgehenden Sonne entgegen zu ſchnarchen.

„Aber das iſt doch ſonderbar!“ höre ich einwenden: „im erſten Kapitel dieſer „wahrhaften Geſchichte pochen drey Weiber „auf die Lieb' und Treue ihrer Ehemänner, „mit einer Heftigkeit, als wüßte eine jede von „ihnen ſich im Beſitz eines Hüons oder Combabs, und nun, da wir das Ding beym „Lichte beſehen, findet ſichs, daß keine von „allen gegründete Hoffnungen aufzeigen „kann.“

Antwort. Mein Gott! wißt ihr denn noch nicht, daß jedes Weib ſeine Mitſchweſtern zu überreden ſucht, der Mann, dem es ſich ergab, ſey der beſte, liebevollſte, treuſte? Es liegt den Damen warlich nicht ſo viel daran, einen guten, braven Ehemann würklich zu beſitzen, als es Andere glauben zu machen. Sie wollen nemlich damit ſagen: meine allmächtigen Reize feſſeln ihn, machen ihn ſanft und geſchmeidig, nur für mich hat er Auge und Ohr. Es wäre ja erniedrigend für die weibliche Eitelkeit, geſtehen zu müſſen, man habe nicht Schönheit, nicht Verſtand genug, das Herz eines Mannes auf ewig an ſich zu ketten. Glaubt mir, wäre dieſe wohlthätige Eitelkeit nicht, wir würden der Klagen weit mehrere aus dem Munde ſchöner Weiber hören. Und dieſe nämliche Eitelkeit — ſie iſt meiſtentheils die Mutter der Eiferſucht.

Fünftes Kapitel.

Der Orkan.

„Du ſollteſt doch lieber heute zu Hauſe bleiben,“ ſagte der Magiſter Balg zu Amalien: „Das Wetter iſt ſehr ſchlecht, es wütet ein „Sturm, wie auf den antilliſchen Inſeln.“

Herzlich gern mein Engel! liſpelte das ſanfte Weibgen: du weißt daß ich nirgends lieber bin als bey dir.

Der langbeinigte Engel ſchmunzelte.

„Aber, ſezte ſie hinzu, wenn es nur nicht
„ſchon zu ſpät iſt. In fünf Jahren habe
„ich die liebe Freundinn meiner Jugend,
„Scharlotte Wild, nicht ein einzigesmal ge-
„ſehen, und doch wohnen wir nur acht Mei-
„len auseinander.“

Er. Ob ſich nun aber die Erde, vor eurer Zuſammenkunft, einmal mehr oder einmal weniger um ihre Achſe dreht, das kömmt doch am Ende auf eins heraus.

Sie. Ja wenn ich ihr nur nicht ſo beſtimmt geſchrieben hätte, daß ich gerade heute bey ihr eintreffen wollte. Sie weiß, daß ich Wort zu halten pflege, ſie wird mich erwarten, ſie wird ſich ängſtigen, ſie wird die ganze Nacht über kein Auge zuthun.

Er. Je nun, wenn nur der Himmel Sternenklar iſt, ſo kann ſie ſich angenehm genug unterhalten.

Sie. Aber der Fuhrmann iſt einmal beſtellt, er wird ſein Geld haben wollen, und das wäre ja doch auf die Straße geworfen.

Er. Beſſer mein Schatz, als daß der Sturm Dich auf die Straße wirft.

Sie. Aber du kannſt gar nicht glauben, wie unangenehm es iſt, ſich förmlich zu einer Reiſe angeſchickt zu haben, Wagen und Pferde ſind vor der Thür, das Frühſtück eingenommen, der Mantel umgeworfen, die Kappe über den Kopf gezogen, der Geiſt ſchwärmt bereits an dem Orte umher, wohin man zu reiſen gedenkt, der träge Körper iſt nur noch zu Hauſe. Plötzlich wird das Wetter ſchlecht, man läßt abſpannen, man entkleidet ſich, man gähnt, man taumelt aus einem Winkel in den andern, man nimmt ein Buch, wirft es wieder weg, fängt an Filet zu ſtricken, der Faden reißt, nichts will gelingen, der ganze Tag iſt verdorben. Es iſt einem gerade ſo zu Muthe, wie dir zuweilen, mein Engel, wenn du dir vorgenommen haſt, eine heitere Nacht auf deinem Obſervatorium zuzubringen, und des Abends um neun Uhr bewölkt ſich der Himmel.

Dieß leztere Argument war für den Spindelbeinigten Magiſter das kräftigſte, er wußte kein Wort mehr zu entgegnen. Ein fürchterlicher Orkan heulte, aber Amalie warf ſich in den Wagen; und rollte zum Thore hinaus, um ihre Freundinn Scharlotte Wild, in einem Landſtädtgen, acht Meilen von da, heimzuſuchen.

Ich wette um den erſten Zahn meines jüngſt gebohrnen Kindes, daß der Leſer nicht errathen wird, was eigentlich Amalien, bey ſo ſtürmiſchen Wetter, aus ihres Magiſters Armen riß. Nicht die Beſorgniß, der Freundinn ihrer Jugend, eine ſchlafloſe Nacht zu verurſachen, nicht die Furcht einige Thaler zu verlieren, nicht das Beſtreben der Langeweile zu entgehn, welche zwiſchen ihren vier Pfählen ihr entgegen gähnte; nein, dieſe ländliche Reiſe war nichts anders, als der erſte Faden eines Plans, welchen die unerſchöpfſchöpfliche weibliche Schlauheit angeſponnen hatte. Selbſt der Sturm war ihr willkommen, denn er erleichterte ihr die Mittel zum Zwecke.

Sie hatte nämlich durch ein vertrautes Kammerkätzgen ausgeſpäht, daß der Advocat Schwefel in der nämlichen Stadt, dem Wohnſitze ihrer Freundinn, am andern Morgen einen präcluſiviſchen Termin abzuwarten habe, daß er alſo ganz unfehlbar dieſe Straße fahren müſſe. Gleich einem Räuber beſchloß Amalia ſich auf der Landſtraße in Hinterhalt zu legen, und ihm Herz und Tabacksdoſe abzutrotzen. Der ſchalkhafte Fuhrman war beſtochen, und auf die Rolle, welche er ſpielen ſollte, hinlänglich vorbereitet.

Sie fuhren eine Stunde weit, bis auf einen Hügel, von welchem ſie weit hinter ſich herab ins Thal ſehen, und die Kutſche des Advocaten in einer großen Entfernung erblicken konnten. Sobald Amalie ihre Beute witterte, ſprang ſie aus dem Wagen, und befahl ihn umzuwerfen. Ein unverleztes Hinterrad ward abgenommen, in einem kleinen Gebüſche verſteckt, und ein zerbrochenes, welches man zu dieſem Behufe mitgenommen, dafür angeſchroben. In dieſer bejammernswerthen Lage erwartete ſie die Annäherung ihres Ritters. Ihr langes blondes Haar flatterte hoch in den Sturm, ihr weiſſer Rock ſchmiegte ſich, wenn ſie ſo gegen den Wind ſtand, faſt um ihre Lenden, daß der ſchöne Umriß derſelben, ein vollkommenes Gegenbild zu ihres Gemahls Spindelbeinen, völlig ſichtbar wurde. Die ſtolzen Straußfedern auf dem Hute wallten hoch in die Luft, die dünne Halstuchwolke trieb der Sturm hin und her, das Roſenknöspgen ihrer Bruſt entblöſſend.

Armer Advocat Schwefel! flieh! flieh! wenn du deinen präcluſiviſchen Termin nicht verſäumen willſt. Hier wartet ein Kläger auf dich, deſſen erſter Blick deine ganze Rechtsgelehrſamkeit zu verſchlingen droht, keine Exception gilt hier, keine Dilation wird verſtattet, kein Eyd ins Gewiſſen geſchoben, du mußt ohne Barmherzigkeit bonis cediren, und die Tabaksdoſe, welche deiner ehelichen Treue verhypothecirt wurde, ſteht in Gefahr den privilegirten Rechten der Liebe überantwortet zu werden.

Umſonſt! ſchon ziehen vier keuchende Rappen ihn langſam den Hügel herauf, ſchon weht der Sturm Amaliens ſanfte Bitte um Hülfe an ſein Ohr. Er befiehlt dem Kutſcher zu halten, betrachtet den umgeworfenen Wagen, das zerbrochene Rad, den ſchönen Umriß der Lenden, und ach! läßt ſich verleiten auch einen Blick auf die enthüllte Roſenknoſpe zu werfen. Die bejammernswerthe Lage, in welcher ein ſchönes Weib ſich mitten auf der Landſtraße befindet, dringt ihm ans Herz, er frägt, man antwortet ihm, und als er nun vollends erfährt, daß die unbekannte Schöne willens ſey, an den nämlichen Ort zu reiſen, wohin ſeine Geſchäfte ihn rufen, ſo kann er ſich unmöglich entbrechen, ihr den leeren Platz in ſeinem Wagen anzubieten. Das war es eben was Amalie wünſchte. Das Anerbieten ward züchtiglich angenommen, und in der nächſten Minute ſaßen die neuen Reiſegefährten ſchon dicht nebeneinander, Knie an Knie, Ellenbogen an Ellenbogen gedrückt. Nun iſt keine Lage auf der Welt, für einen armen Teufel, der nur noch ein kleines Stückgen Herz im Buſen trägt, gefährlicher als eben dieſe. Der Wagen iſt eng, die Fenſter ſind aufgezogen, je mehr es draußen ſtürmt, je wohler iſt einem zu Muthe, wenn man neben einer ſchönen Frau in Sicherheit ſitzt. Und dann, die Ausdünſtung! Schon der große Boerhaave ſpricht von der mirabili efficacia exhalationum, und der Abt Antonio Genoveſi in ſeiner Scienze metaſiſiche giebt klärlich das Einathmen der Liebe zu.

Unſer Advocat Schwefel hatte keinen von beyden geleſen, aber ſeine eigene traurige Erfahrung überzeugte ihn bald von der Wahrheit jener Behauptungen. Ihr Athem roch wie Pomeranzenblüthe — nein! das iſt ein alberner Vergleich. Mulier tum bene olet, ubi nihil olet, ſagt Plautus, „eine „Frau riecht am beſten wenn ſie nach nichts „riecht.“ Ihr Athem roch alſo nach nichts, aber auch nach gar nichts! es war ein warmes lindes Frühlingsſäuſeln, kommend, man weiß nicht woher, erquickend, man weiß nicht warum. Ihr Auge hatte ſein ſanftes Blau vom heitern Himmel herabgeſtohlen, es war nicht blendend wie die Sonne, es war nicht buhlend mit jedem Verliebten wie der Mond, aber wenn man hinein ſah, ſo glaubte man bis auf den Grund des Herzens hinab zu ſchauen, und überhaupt war es gar nicht rathſam hinein zu ſehen, denn ihr Blick zog mit ſich fort im Wirbel, erſt in weiten, dann in immer engern und engern Kreiſen, hinab,

hinab in die Tiefe! verſchlungen ohne Rettung und Wiederkehr. Ihr Buſen und ihre Hand — hier muß ich den Buſen um Verzeihung bitten; ſo oft ich einen ſchönen Buſen und eine niedliche Hand beſchreiben ſoll, ſo oft ärgere ich mich, daß ich nicht zweyhundert Jahre früher auf die Welt gekommen. Die Gleichniſſe von Schnee, von Lilien, von Schwänen, von Marmor, von Hügeln in dünnes Gewölk verſteckt, und ſo weiter, die hätte ich alle erfunden. Aber nun, im Jahr 1790 hält es verteufelt ſchwer, ſich mit Ehren an die Beſchreibung eines Buſens zu wagen. In meinem Zimmer ſteht ein Gipsabguß der Venus von Medicis, und auf meinen Sofa, drey Schritte hinter mir, ſizt ein recht artiges Weibgen; ich habe bey ſolchen Gelegenheiten zuweilen verſucht, mich bey dieſer durch einen Kuß, und bey jener durch einen Blick zu begeiſtern, aber ich habe immer gefunden, daß es leichter iſt, einen ſchönen Buſen zu bewundern, als zu beſchreiben.

Baſta alſo! Amaliens Buſen hatte ſeine Form von der mediceiſchen Venus erborgt, beleben mag ihn ein jeder mit dem Feuer, das im Buſen ſeines eigenen Mädgens lodert; und dann mag er ſich an die Stelle des Advocaten Schwefel denken, und fühlen wie jener, daß es Dinge in der Welt giebt, gegen welche ſelbſt die Jurisprudenz nicht kalt zu bleiben vermag, ſo eiskalt dieſe Dame auch übrigens iſt.

Sie fuhren und fuhren, der Orkan wütete fort, der Regen ſchlug an die Fenſter, das blaue Auge ſtrahlte, der ſchöne Buſen klopfte, das runde Knie drückte, der Ellenbogen kitzelte, die Hand von Atlas verirrte ſich in die ſeinige, und der warme, nach gar nichts riechende Athem, welchen Herr Schwefel mit gierigen Zügen in ſich ſog, machte ſeine Bruſt immer beklommener, ſein Herz ſtieg hinauf in ſeine Blicke, und mit jeder Minute wuchs die Furcht, daß es endlich von da auf ſeine Lippen herab ſteigen werde.

Sechſtes Kapitel.

Die Feuersbrunſt.

Als die beyden Reiſenden gegen Mittag in einem Dorfe anhielten, um die Pferde füttern zu laſſen und einige Erfriſchungen einzunehmen, waren ſie bereits ſo weit mit einander gekommen daß der Advocat Schwefel es wagen durfte, Amalien, als er ihr beym Ausſteigen den Arm reichte, ſanft die Hand zu drücken, welcher Druck noch ſanfter erwiedert wurde. Man ſezte ſich zu Tiſche, um einen Eyerkuchen zu verzehren, und eine Flaſche griechiſchen Wein als Oel in das Feuer der Liebe zu gieſſen.

Ihr wundert euch vielleicht, daß ich meinen Helden und meine Heldinn noch nicht ein einzigesmal redend eingeführt habe? wundert euch nicht, es wurde ſehr wenig dabey geſprochen, und auch dies wenige war unbedeutend, betraf meiſtentheils das ſchlechte Wetter, welches ohne Aufhören tobte. Rouſſeau ſucht der Sprachen Urſprung auf den Inſeln, weil er meint, die Menſchen wären durch den engen Raum zur Geſelligkeit gezwungen worden; aber mich dünkt der enge Raum ſey dem Entſtehen der Sprache eben nicht vortheilhaft; eine Kutſche iſt doch wohl enger als eine Inſel, und doch wette ich um das Andenken an den Kuß meiner erſten Geliebten, daß Amalie und ihr Begleiter nie Erfinder der Sprache geworden wären. Auch bey der Mittagstafel, wo ſonſt der verſchloſſenſte Mund ſich gern zu öffnen pflegt, ging es mäuschen ſtille zu, nur daß ſein ſchmuziger Stiefel ſich unter dem Tiſche einige mal an ihren niedlichen Fuß verirrte, und endlich ihn ganz feſt hielt wie der Geyer die Taube.

Schon ſeit einer halben Stunde hatte der Fuhrmann verkündigt, daß ſeine geſättigten Rappen wieder vorgeſpannt worden, auch ließ er fleißig den Knall der Peitſche und einige Fuhrmannsflüche hören, aber das trunkne Paar ſaß noch immer und ſchmaußte mit den Augen, bis endlich nahe hinter dem

Advocaten ein Kukuk aus einer hölzernen Wanduhr ihm viermal in die Ohren ſchrie; er gedachte an den präcluſiviſchen Termin, hob ſeine Schöne in den Wagen, die Rappen begannen zu traben, das blaue Auge zu ſtrahlen, der ſchöne Buſen zu klopfen, das runde Knie zu drücken. Alle die Scenen des vorigen Kapitels erneuerten ſich.

Die Hochzeit des Figaro kann man hundertmal auf der Pariſer Bühne geben, und das Haus iſt immer voll, aber die Liebe ſpielt ihre Scenen hunderttauſend mal, und es würde ihr nie an Zuſchauern fehlen, wenn die handelnden Perſonen nicht lieber vor leeren Bänken ſpielten. Doch ſo wie man eine Rolle bey der zwoten Vorſtellung beſſer inne hat, mit freyerem Anſtand auf die Bühne tritt, dem Einbläſer nicht mehr ängſtlich auf die Worte horchen darf; ſo wagte auch ſchon unſer Advocat Schwefel durch nähere Bekanntſchaft geſtärkt, durch eine Flaſche Wein begeiſtert, hin und wieder an den Enden des

Knotens zu zupfen, der ſich ſo lieblich und wunderſam geſchürzt hatte.

Beati poſſidentes dachte er, und nahm ihre Hand in Beſitz. Verſchiedene Rechtsregeln drangen ſich ſeinem Gedächtniß auf:

Libertas inaeſtimabilis res eſt! da ſeufzte er tief.

Non debet alteri per alterum iniqua conditio inferri. Da dachte er, es ſey doch unbillig, daß ihn ein ſchönes Weib mitten auf der Landſtraße ſo nolens volens um ſeine Ruhe betrogen. Aber was ſollte er nun anfangen?

Semper in dubiis benigniora praeferenda ſunt, man muß den Weg der Güte einſchlagen. Doch iſt das Unternehmen auch recht, deſſen Entwurf er ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagt? Aber kann er denn widerſtehen?

Culpa caret, qui ſcit, ſed prohibere non poteſt.

Impoſſibilium nulla eſt obligatio.

Doch was wird ſeine Frau dazu ſagen?

Velle non creditur, qui obſequitur imperio patris, vel domini, (vel vxoris.)

Aber iſt er denn ſicher daß das neben ihm ſitzende Weibchen nicht ſeinen Antrag verächtlich von der Hand weiſe? hat ſie mit einem Worte, mit einer Sylbe ihm Aufmunterung gegeben?

Qui tacet non utique fatetur, ſed tamen verum eſt, eum non negare.

Aber wer leiht ihm Kraft und Muth das kühne Wagſtück auszuführen?

Vani timoris juſta excuſatio non eſt.

Auf dieſe drollige Weiſe wechſelten Ebbe und Fluth in ſeinem juriſtiſchen Gehirn. Meine ſchönen Leſerinnen bitte ich um Verzeihung wegen des lateiniſchen, das ſie nicht verſtanden haben, und ich ſelbſt auch nicht verſtehe. Wir haben beyde nichts dabey verlohren, die Liebe iſt im Griechiſchen, Lateiniſchen, und im Hebräiſchen, immer einerley, und was ſie eigentlich iſt, läßt ſich in keiner

Sprache erklären. Kurz! der Himmel weiß, wohin es noch endlich im engen Bezirk des Wagens mit der ehelichen Treue des Advocaten Schwefel gekommen ſeyn würde, zumal da es bereits anfing dunkel zu werden, hätte nicht plötzlich der Fuhrmann vor einem Wirthshauſe an der Straße ſtille gehalten, den Schlag geöffnet, und naß wie ein Budelhund, erſtarrt wie ein Murmelthier, mit einem kräftigen Fluche betheuert, daß es ihm unmöglich ſey in dieſem Hundewetter weiter zu fahren. Der Advocat erwachte aus ſeinem Taumel, ſahe das Schreckensbild des präcluſiviſchen Termins vor ſich, und beſtund darauf; noch heute, wäre es auch erſt um Mitternacht an Ort und Stelle zu ſeyn.

Umſonſt! dem Fuhrmann waren ſeine vier Rappen und ſein eigner Leichnam zu lieb. Alles was ſein Paſſagier durch Bitten und Drohen, durch Geld und gute Worte von ihm erlangen konnte, war das Verſprechen, in der frühſten Morgenſtunde aufzubrechen, und ihn, ehe noch die Glocke neune gebrummt, ſicher und wohlbehalten vor dem Tempel der Themis abzuſetzen.

Amalien war dieſer Zufall ſehr willkommen, man ſtieg aus, das Feuer praſſelte im Kamin, ein junges Huhn ward in den Topf geſteckt, eine kräftige Suppe zubereitet, eine zwote Flaſche Wein aus dem Kutſchkaſten gehohlt und das alte Spiel begann von neuem.

Während der Mahlzeit nahm der Advocat Schwefel einigemal eine Priſe aus der ſchönen Tabacksdoſe ſeiner Henriette. Amalie bat ſich dies Kleinod zum beſehen aus, drehte es hin und her in ihren weißen Händen, ermangelte nicht, es ausſchweifend zu loben, den Beſitzer einer ſolchen Doſe glücklich zu preiſen, mit einem Seufzer anzumerken, wie lange ſie ſchon eine dergleichen zu haben gewünſcht, und was an glatten Worten die lüſterne Begier ihr ſonſt noch zuflüſterte.

Aber unſer Prieſter der Gerechtigkeit, unerfahren in den Myſterien der Galanterie, war und blieb taub. Er betrachtete ihr öfteres Erwähnen der Doſe nur als ein dilatoriſches Verfahren, und verwandelte das Geſpräch immer wieder in ſtummes Mienenſpiel.

Inzwiſchen hatte der Abend ſeiner finſtern Schweſter der Nacht das Feld geräumt, es war Zeit ſchlafen zu gehn, und der Wohlſtand befahl ſich zu treñen. Was auch für kühne Bitten auf der Lippe des Advocaten ſchwebten, ſo wagte er es doch noch nicht ſeine Zunge zu entfeſſeln. Was auch Amalie ins Geheim zu gewähren beſchloſſen hatte, ſo verbot ihr doch die weibliche Beſcheidenheit ihren Reiſegefährten ſein Glück ahnden zu laſſen. Sie trippelte alſo in ein anderes Zimmer, wo man ein Bette für ſie zubereitet, entkleidete ſich, ließ das Licht brennen, und verſuchte zu ſchlummern. Umſonſt! ſie vermogte kein Auge zu ſchließen, als habe man aus der ſchönen Doſe ihr Taback hineingeſtreut. Sie ging in Gedanken alle die Romane durch, welche ſie einſt geleſen oder geſpielt hatte, und endlich gerieth ſie auf einen Einfall den ſie feſt hielt, hin und her rollte, auf allen Seiten bearbeitete, bis ſie ihn ihrer Meinung nach völlig gerundet hatte.

Sie ſprang auf, riß die Bettgardinen von Neſſeltuch herunter, trug ſie mitten in das Zimmer und zündete ſie an; jedoch mit Vorſicht, ſo daß die Flamme keinen der angrenzenden Gegenſtände ergreifen konnte. Als nun der ganze brennbare Vorrath in Zunder verwandelt da lag, und dicker Rauch das Zimmer füllte, da lief ſie, wie ſie war, im bloßen Hemde in das Schlafgemach ihres Reiſegefährten, warf ſich athemlos und ängſtlich bebend auf den Sopha, und ſchrie Feuer! Feuer!

Der Advocat Schwefel hatte die ſonderbare Gewohnheit, ganz nackend zu ſchlafen, er ſprang alſo nur mit ſeiner eignen Haut bekleidet

kleidet aus dem Bette, und erkundigte ſich be‑ſtürzt nach der Urſache des Lärms. Amalie zog ihn ſchweigend bis an die Thür ihres Zimmers, aus welchem der dicke Rauch ihm entgegen dampfte. Die Leute im Hauſe lagen im erſten Schlafe, er wollte durch ſein Geſchrey ſie wecken, allein Amalie verhinderte ihn weißlich daran, indem ſie ihm zurief: die Flamme ſey bereits gelöſcht, das Licht habe, indem ſie geſchlummert, ihre Bettgardinen ergriffen, ſie ſey erwacht, habe alle ihre Geiſtesgegenwart zu Hülfe gerufen, die Gardinen herunter geriſſen, und ſo das Feuer gedämpft. Aber nun ſey ſie durch den dicken Rauch, der ihr die Augen wund gebiſſen aus ihrem Schlafzimmer verjagt worden, und wiſſe nicht, wo ſie den übrigen Theil der Nacht zubringen ſolle.

„Wo anders Madame als in meinem Zim„mer?“ verſezte unſer Held indem er ihr ſeinen nackten Arm reichte; „ich räume es

„Ihnen ſo wie mein Bett und mein Herz mit
„Vergnügen ein.“

Der Vorſchlag ward beliebt. Amalia kroch in das noch warme Bett des Advocaten Schwefel, und dieſer war ſo vertieft in ihren enthüllten Reizen, daß er ſo gar vergaß einen Schlafrock um ſich zu werfen. Auch Amalie, wir müſſen es nur geſtehn, fieng an zu wünſchen, er mögte dreiſter werden, und dieſer Wunſch verdankte ſein Daſeyn nicht blos der Begierde, die ſchöne Tabacksdoſe zu beſitzen. Sie hatte während der ſonderbaren nächtlichen Zuſammenkunft mit ihrem Begleiter, die Bemerkung gemacht, daß nicht alle Männer Spindelbeine haben, und daß es Dinge in der Welt giebt, von deren Exiſtenz, wenigſtens in dieſer Art, ihr Gehirnchen bis dahin nichts geträumt hatte. Ihr ſchmachtender Blick verweilte gern auf dieſen unbekannten Dingen, ihr Auge war einladend, der Advocat wurde dreiſter, zudringlicher, und mit jeder Minute eine Kraft ſichtbarer, deren ſüße Wirkungen die gute Amalie faſt nur vom Hörenſagen kannte. Doch vergaß ſie bey alle dem nicht den Zweck ihrer Reiſe, ſie machte Bedingungen, welche der Sieger willig unterſchrieb. Huſch! war die Doſe in Amaliens Hand, der Advokat Schwefel in Amaliens Armen; und — der präcluſiviſche Termin ward verſäumt.

Siebentes Kapitel.

Der Schnurrbart.

Es war einmal eine gute alte Zeit, da war jeder brave Deutſche ein Soldat, ſchliff im Nothfall ſich aus ſeinem Pfluge ein Schwerdt, und zog es kühn für Weib und Kind und Eigenthum. Damals hieß es adelich zu fechten, für Freyheit und Vaterland, und wem ſein Fleiß ſo viel beſcherte, daß er ein muthiges Roß im Schlachtfeld tummeln konnte, den nannte man einen Ritter. War nun die

Fehde rühmlich ausgefochten, ſo zog der Gatte heim zu ſeinem Weibe, der Vater heim zu ſeinen Kindern, und kein Herrenloſes Lumpengeſindel machte die Landſtraßen unſicher, oder bettelte auf den Gaßen. Als aber unbeſonnene Herrſchſucht die teutſchen Kaiſer ſo oft nach Welſchland führte, da fand man es nach und nach bequemer, ſich der Miethlinge und Söldner zu bedienen, welche für einige Gulden ſich niedermetzeln ließen, und, wenn man ſie nicht mehr brauchen konnte, arme Gecken *) wurden, das ſind ſie auch geblieben bis auf den heutigen

Tag

---

*) **arme Gecken.** So nannte der deutſche Pöbel im 15ten Jahrhundert einen Haufen von Räubern, welche ehemals Kriegsdienſte gethan, nach geſchloßenem Frieden aber verabſchiedet wurden, und ſich nicht anders zu ernähren wußten. Eigentlich hießen ſie Armagnaken, von ihrem ehmaligen Anführer dem Grafen von Armagnak.

Tag. Daher kommt es, daß, wenn man das Unglück hat ſich in eine Reſidenz zu verirren, man jeden Augenblick auf einen hungrigen Müßiggänger ſtößt.

„Wer iſt der Mauſefallenkrämer?“
Ein Vertheidiger des Vaterlands.
„Wer jener Beſenbinder?“
Ein Beſchützer des Königs.
„Wer dieſer hinkende Bettler?“
Ein Opfer fürs Vaterland.

„Heil euch ihr edlen Krieger!“ ſingt der begeiſterte Dichter: „ſüß iſt es fürs Vaterland zu ſterben.“ Im nemlichen Augenblicke klopft ein verſtümmelter Soldat an ſeine Thür, bittet um einen Groſchen, um ſich einen Bißen Brod zu kaufen, und wird die Treppe hinab geworfen.

Unglückliches Geſchöpf! das heute im Ueberfluße ſchwelgt, und Morgen darbt, heute den Säbel zieht, und Morgen die Schuhe puzt, betteln oder ſtehlen iſt dein Loos, und wenn es hoch kömmt, ein Hoſpital dein Lohn.

Eine ſonderbare Deklamation! wohin ſie wohl führen mag?

Sie ſoll euch mit einem ehrlichen Schnurrbart bekannt machen, der ſich im nemlichen Falle befindet. Hans Punk war als ein achtzehnjähriger Jüngling von ſeinem väterlichen Pfluge, aus den Armen ſeiner Mutter geriſſen worden, hatte unter dem Herzog Ferdinand den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, ließ in der Schlacht bey Frankfurt ſein linkes Bein auf dem Platze, und erhielt dafür die Freyheit, mit ſeinem rechten Beine zu gehen, wohin es ihm beliebte. Er war ein guter Schlag von Menſchen, ſtehlen mogt er nicht, zu betteln ſchämt er ſich, gelernt hatte er nichts, außer ein wenig Keßelflicken. Da trieb ihn einſt die Noth vor Henriettens Hausthür, als dieſe eben ihrem eiferſüchtigen Murrkopf auf einige Minuten entwiſcht war, und friſche Luft zu ſchöpfen herab kam. Er bat ſo kläglich und beweglich um einen durchlöcherten Keßel, ſah ſo hohläugig drein, ſein ſchwarzer Schnurrbart contraſtirte ſo jämmerlich mit der bleichen Farbe ſeiner Wangen, daß augenblicklich ein paar Perlen an Henriettens langer Augenwimper zitterten. Aber was war zu thun! das gute Weibchen iſt nicht eines Groſchens Herr, und ihr Brummkater hält es für eine obligatio imperfecta einem Armen hülfreich beyzuſpringen. Auch findet ſich zum Unglück in ihrer ganzen Wirthſchaft kein Keſſel in welchem ein Loch ſo groß als ein Nadelknopf wäre.

Doch dem Himmel ſey es gedankt! nicht zu Argliſt und Schelmerey allein verlieh die Natur dem Weibe ſeltne Geiſtesgaben, nein auch zu frommen ſchuldloſem Betrug. Die muntere Henriette ergriff den erſten beßten Kieſelſtein, ſprang in die Küche, hohlte einen blankgeſcheurten Keſſel von der Wand, und klopfte und hammerte ſo lange mit ihrem Steine darauf herum, bis ſie ihn glücklich entzwey gehammert, und Hans Punk mit reichlicher Arbeit verſehen war. Nicht genug, ſie that noch mehr. Schon lange hatte ihr Ehegemahl über den Hausknecht Klage geführt, daß er ein verſoffener Schlingel ſey, daß er oft mit brennendem Licht des Nachts im Stalle ſein Weſen treibe, und noch einmal das Haus in Brand ſtecken werde.

Henriette bediente ſich dieſer Gelegenheit, für den ehrlichen Hans Punk um dieſen Poſten Supplicando einzukommen. Der Advokat Schwefel reſolvirte eine Ocular-Inſpection anzuſtellen, und da die treuherzige Phyſionomie des alten Kriegers ihm nicht mißbehagte, ſo deferirte er ihrem petito.

Hans Punk war alſo nunmehr wohlbeſtallter Hausknecht, der Schöpferin ſeines Glücks mit Leib und Seele ergeben, heizte die Ofen, puzte die Stiefeln, und kämmte in müßigen Stunden ſeinen Schnurrbart, auf welche Zierde ſeiner Oberlippe er eben ſo viel hielt als ein arabiſcher Cheik auf ſeinen langen ehrwürdigen Bart, ohne zu ahnden, daß einige Jahrhunderte früher man ihm um eben dieſes Bartes willen das heilige Abendmahl unter beyderley Geſtalten verſagt haben würde *). Hätte man ihm dieſen Schnurrbart angetaſtet, er würde gleich den Janitſcharen bey Bender als Carl XII. ihnen die Bärte abzuſcheeren drohte, eher ſein Leben gegen eine Säbelklinge gewagt haben.

Dieſen nemlichen Hans Punk hatte Henriette ſich nunmehr zum Poſtillon d' amour auserſehen, und fürs erſte von ihm ſelbſt den Grundſatz angenommen, daß man erſt den Feind recognoſciren müße, ehe man ihn anzugreifen wagen dürfe.

„Welch eine Art von Menſchen iſt dieſer „Inſpector Flink? Was treibt er? womit „beſchäftigt er ſich? auf welcher Seite iſt „ihm

---

*) Quia barbati et qui prolixos habent granos, cum poculum inter epulas ſumunt, prius liquore pilos inficiunt quam ori infundunt.

„ihm am leichteſten beyzukommen? wie ſieht
„er aus?“ und hundert dergleichen Dinge
mußten erſt ins Licht geſezt werden, ehe
man einen ſichern Operations-Plan entwerfen konnte.

Hans Punk erhielt daher vorläufig Ordre, ſeinen Stelzfuß in Bewegung zu ſetzen, der Spur des Herrn Flink überall zu folgen und jeden Abend ſeinen Rapport an die Behörde abzuſtatten. Der alte Kriegsmann ſchmunzelte, ſtrich ſeinen Schnurrbart zu beyden Seiten, hinkte Straße auf, Straße nieder, und berichtete am erſten Abend folgendes:

„Aus meinem Quartier rückte ich um
„ſieben Uhr des Morgens bis an die Vorpoſten
„des feindlichen Lagers, und legte
„mich in das Defilee einer Quergaße im Hinterhalt,
„ſo daß keine Marketenderin von mir
„unbemerkt aus- und ein gehen konnte. Es
„dauerte aber verzweifelt lange, ehe die Reveille
„geſchlagen wurde. Erſt gegen eilf

„Uhr erſchien der Feind in der Nachtmütze am Fenſter, und gähnte wie eine Kartaune. Vierzig Minuten auf zwölfe verließ er mit Ober- und Untergewehr das Lager, und that einen forcirten Marſch aufs Zollhaus, wo er aber nicht länger, als 5 Minuten verweilte, ſondern gleich darauf in einem Kaffeehauſe neben an fouragirte und ſeinen Magen bis gegen drey Uhr verproviantirte. Dann that er wieder einen forcirten Marſch in den Park, ſo übereilt, daß mein hölzernes Bein ihm kaum folgen, und ich nur von weiten obſerviren konnte, wie er mit einigen jungen Dirnen ſcharmuzirte. Von da zog er ſich zurück ins Schauſpielhaus, wo er aus einer Loge in die andere lief, und mit Jedermann ſo freundlich ſchwatzte, als ſey er auf Werbung ausgeſandt. Nach der Komödie ſtellte ich mir vor, er würde wieder in das Lager rücken, aber keinesweges! er ging gerade wieder aufs Kaffeehaus los,

„attaquirte dort eine Faro-Bank, lies aber um Mitternacht ſeine Bagage im Stich, und bezog ohne alles Geräuſch das Nachtlager. Der Feind iſt übrigens ein ſtattlicher Mann, wohlbeleibt, mit friſchen rothen Backen und einer Habichtsnaſe, ſcheint ſchon manche Campagne mitgemacht zu haben, hat aber zum Unglück für mich, nie ſein linkes Bein verlohren, daher es mir ſehr ſauer wird, ihm einen Marſch abzugewinnen.“

So ungefähr lautete der Rapport Tag für Tag, und als nun Henriette glaubte, hinlängliche Kundſchaft von der Stärke und Schwäche ihres Gegners eingezogen zu haben, hielt ſie für nöthig ihrem ſchnurrbärtigen Geſchäftsträger andere Inſtructionen zu ertheilen.

Achtes Kapitel.

Das Rendezvous.

Ob die Sache ſelbſt, oder nur das Wort franzöſiſch ſey, wage ich nicht zu entſcheiden. Mir iſt nichts unausſtehlicher als eine buntſchäckige Wekhrlinſche Schreibart, wo man ſich jeden Augenblick fragen muß: welche Sprache leſe ich denn? Ich würde daher auch nicht ermangelt haben das Rendezvous ins Deutſche zu überſetzen; hätten nicht Wort und Sache ſchon ſeit vielen Jahren das Bürgerrecht unter uns erhalten, und klänge nicht das Begebt euch gar zu hölzern.

„Donner und Wetter!“ ſchrie Herr Flink, indem er mit dem Fuße ſtampfte: „wo ich „gehe und ſtehe, auf allen Tritten und „Schritten, folgt mir der verdammte Schnurr„bart nach. Seit einer Woche iſt er mir ſo „wenig von der Seite gekommen, als meine „Rocktaſchen, und hat mich ſo ſcharf aufs „Korn genommen, als habe er ſeine Blicke

„meiner lieben Frau abgeſtohlen. Verzwei-
„felt! es geht mir ein Licht auf, der Hund iſt
„ein Spion, er ſteht im Solde meiner theuern
„Ehehälfte."

„Kerl wer biſt Du?" fuhr er einſt den ehrlichen Hans Punk an, als ihm dieſer eben um eine Ecke nachfolgte, wo ein Haus der Freude ſeine beyden Thorflügel dem lockern Zeiſig öffnete. „Sprich!" ſchrie er, indem er ihn bey der Bruſt packte, „was willſt Du?"

„Ihn hinter die Ohren hauen!" verſezte Punk ganz kaltblütig, „wenn Er mich nicht den Augenblick los läßt; denn das muß Er wißen Herr, ob ich gleich einen lahmen Stelzfuß trage, ſo habe ich drum noch keine lahmen Arme, und es iſt hier zu Lande nicht Sitte daß man die Menſchen auf öffentlicher Straße anpackt, als ob man ſie plündern wolle."

Schon bey Punks erſten Worten hatte Herr Flink ſeinen Zorn gemäßigt, der nur im Verhältniß mit ſeines Gegners Furcht oder

Muth ſtieg oder fiel. Er ſuchte daher die erſte rauhe Diſſonanz in die Frage aufzulöſen: warum läßt Er ſich aber allenthalben auf meinem Wege treffen?

Punk. Ey Sie gehen Ihren Weg, und Ich gehe den Meinigen. Die Straße iſt für alle gepflaſtert.

Flink. Ausflüchte! Er ſchleicht mir nach.

Punk. Pfui! nachſchleichen! das thut kein alter Soldat. Nein Herr, ich bin Ihm nachgegangen, frey und offen kündig, und hätten Sie ſich einer weniger rauhen Manier bedient, hätten Sie zum Beyſpiel geſagt: „Guter Freund! ich ſehe es wird Ihm ſauer, mir mit ſeinem Stelzfuß allenthalben zu folgen, hier hat Er ein Trinkgeld, thue Er ſich gütlich dafür, und ſammle Er neue Kräfte zu ſeinen forcirten Märſchen;“ hätten Sie mir dabey einen harten Thaler in die Hand gedrückt, nun ſo wüßten Sie vielleicht ſchon, warum ich Ihnen nachgegangen bin, und ich wette um mein geſundes Bein, Sie hätten mir noch einen großen Dank obendrein in den Bart geworfen.

Flink. Guter Freund, Ihn hat meine Frau beſtochen, das weiß ich, ohne einen harten Thaler drum weg zu werfen.

Punk. Eine Frau ſendet mich, da haben Sie ganz Recht, aber Ihre Frau iſt ſie mein Seel nicht!

Flink. Wie! was! eine Frau? und nicht meine Frau? Iſt ſie jung? iſt ſie ſchön?

Punk. Jung? ſie war noch nicht gebohren als der ſiebenjährige Krieg ſchon zu Ende ging. Schön? ſie iſt ſchöner als meine Grete die ich Anno 56 verlaſſen mußte.

Flink. Und heißt?

Punk. So weit geht meine Ordre nicht.

Flink. (in die Taſche greifend). Auch dann nicht wenn ich den harten Thaler verdoppele.

Punk. Auch dann nicht. Aber nur her damit! ich will Ihnen mehr dafür zurück geben, als der Name werth iſt. Achtung!

auf den Dienſtag iſt eine Mummerey, oder Masquerade wie ſie das Ding nennen. (Er zog ein Stückchen Pergament aus der Taſche). Da wird unter den Verlarvten auch eine ſeyn, die eine heydniſche Beſtie vorſtellt, den Namen habe ich nicht behalten können, aber hier ſteht er geſchrieben.

Flink griff begierig zu und las: Hebe.

„Nun wiſſen Sie genug, ſagte Punk, und „wenn Sie den Rummel verſtehen, ſo müßte „es ſchlecht ſeyn, wenn Sie die Feſtung nicht „wegnähmen ohne Schwerdſtreich.“ Mit dieſen Worten ließ er den Glücksritter ſtehn und rückte in die Winterquartiere.

Herr Flink wußte nicht recht wie ihm geſchah. Ehemals waren ihm dergleichen Abentheuer nicht ganz fremd, aber ſeitdem er den Block des Eheſtandes am Fuße trug, wollte ihn Niemand mehr aufſuchen, und oft genug ſuchte er ſelbſt vergebens. Wäre er nicht ſo ein kleiner eitler Laffe geweſen, ſo hätte er leicht auf die Vermuthung fallen können, daß man ihn zum Beſten habe, aber dafür bewahrte ihn ſeine Eitelkeit, er hüpfte vor den erſten beſten Spiegel, und fand den Betrug unmöglich.

Mit welcher Ungedult ward der Dienſtag herbey geſeufzt, der nämliche Dienſtag, an welchem der Advocat Schwefel, allen Stürmen zum Trotz, den präcluſiviſchen Termin zuereilen ſtrebte, und mitten in ſeiner Laufbahn durch ein Säuſeln der Liebe aufgehalten wurde.

Flink kleidete ſich als Bachus in fleiſchfarbenen Atlas den Thyrſus in ſeiner Hand; ein Kranz von Weinreben mit Roſen durchflochten, zierte ein paar kleine verguldete Hörner auf ſeinem Haupt. Er war einer der erſten im Saal, und verwandte kein Auge von der Thür durch welche ſeine Hebe eintreten mußte.

Sie kam, im Glanz der Göttin der Jugend! in Ringen fiel ihr ſchwarzes Haar herab, auf einen Buſen den man für Alabaſter nahm, hätte nicht ein ſanftes Roth ihn colorirt, und warmes Blut ihn wol lüſtig aufgebläht. Eine ſchwarze Larve deckte die obere Hälfte ihres lieblichen Geſichts, doch ihre braunen Augen, zween Funken des himmliſchen Feuers, welches Prometheus einſt den Göttern ſtahl, ſtrahlten mächtiger als des Gürtels Diamanten, welche den ſchlanken Leib gefeſſelt hielten. Eine aufgeworfene Lippe auf welcher Roſenknoſpen ihr jugendliches Roth entfalteten, ſchien dem Kuſſe der Liebe entgegen zu glühen, und wenn ſie ſich öffneten — Ach! in wem erwacht nicht die Begierde, von jenen kleinen weißen Zähnen im Rauſch der Wolluſt gebiſſen zu werden! ein griechiſches Gewand umfloß ihren Grazien-Leib, im Arm trug ſie ein Trinkgefäß vom Schenktiſch der Bewohner des Olymps.

Unſer Bacchus vergaß ſein Weinfaß, und berauſchte ſich für diesmal im Kelch der Liebe.

So wie einſt überall der geheimnißvolle Schnurrbart ihm nachgeſchlichen, ſo folgte er auf jedem ihrer Tritte der holden Jugend-Göttin. Die ſchalkhafte Henriette bemerkte es, und lächelte des leichten Sieges. Sie ſchien den zudringlichen Bachus gar nicht wahr zu nehmen, wich ihm muthwillig aus, ſchweifte immer mit ihren ſchönen Augen an ihm vorüber, bis er ſich endlich ein Herz faßte, zu ihr an den Punſchtiſch trat, und, verlegner als es einem unſterblichen Gotte geziemt, folgender geſtalt anhub: —

„Wie glücklich iſt mein Vater, ſchöne „Göttin! aus deinen Händen den Nektar „zu empfangen."

Hebe. Und doch, mein Herr, hat man mich unbarmherzig aus dem Olymp verjagt.

Bachus. Und es vermuthlich ſchon tauſendmal bereut, denn man gähnt nun dort, und wird mit jedem Tage älter. Was Wunder daß auch ich freywillig mich verbannte, um der Göttin der Jugend vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang zu folgen.

Hebe. Thun Sie das nicht! ich durchziehe das ganze Firmament, und da würden Sie unterweges auf eine verlaſſene Ariadne ſtoßen.

Bachus. Der ich nur Ihr Bild zeigen würde, um ihren Zorn zu entwaffnen.

Hebe. Unter die Sterne verſetzt werden, iſt ein dürftiger Erſatz für verlohrne Liebe.

Bachus. Wer den Glanz der Geſtirne im Auge trägt, bedarf deſſen freylich nicht.

Hebe. Sie ſind galant Herr Bachus, man ſollte nicht glauben, daß Löwen, Tyger, Panther und Luchſe, Ihren Wagen ziehen.

Bachus. O die hab' ich längſt in ihre Wälder zurückgejagt, und wünſche nichts mehr, als ſelbſt an den Triumphwagen der Göttin der Jugend gefeſſelt zu werden.

Hebe. Sie wiſſen doch mein Herr, daß die Göttin der Jugend einen Gemahl hat?

Bachus. Einen Gemahl? nein bey meines Vaters Barte! das wußt ich nicht. Wie nennt ſich dieſer glückliche Gott?

Hebe. Es iſt für diesmal nur ein Halbgott; ihr Herr Bruder Herkules.

Bachus. O meine ſchöne Schwägerin, den laſſen wir die Hydra bekämpfen, und den Stall des Augias ausmiſten. Unmöglich kann er verlangen, daß ſein junges, ſchönes Weib indeſſen einſam ſchmachte.

Hebe. Und doch beſitzt er dieſen ſonderbaren Eigenſinn. Sie haben Recht, er iſt eben wieder verreiſt, um eine Herkuliſche Arbeit zu unternehmen, oder mit andern Worten, um einen Prozeß zu führen.

Bachus. O mögte ich indeſſen den meinigen vor dem Richterſtuhl der Schönheit gewinnen!

Hebe. Und welche Sporteln dächten Sie meinem Manne dabey zuzuwenden? vielleicht die goldnen Hörner, welche ihr lockigtes Haar ſchmücken?

Bachus. Engel an Geiſt wie an körperſichem Reiz! weg mit der neidiſchen Larve! daß ich das Lächeln dieſer Wange ſehe, daß ihr ſanftes Erröthen den Muthwillen Lügen ſtrafe, der aus dieſem ſchalkhaften Auge ſchimmert.

Hebe. Gemach mein Herr! Sie bringen ſich unnutzer Weiſe um den Athem, denn ſehen Sie, die Larve iſt feſt gebunden, und nur mein Kammermädchen hat die Erlaubniß den Knoten aufzulöſen. Aber über dem Geſchwätz hätte ich beynahe meinen Schleyer verlohren. O haben Sie doch die Güte, die Nadel hier oben ein wenig feſter zu ſtecken.

Sie hielt ihm ihren Kopf hin, Herr Flink nützte den günſtigen Wink, ziſch! zog er die Schleiſe auf, und die Larve fiel zu Boden.

Böſewicht! ſagte Henriette mit verſtelltem Zorn! vermuthlich haben Sie ein wenig zu tief in ihr Weinfaß geſehen.

„In Ihr Auge Madam, verſezte Flink, wahrlich nur in Ihr Auge! ja ein ſolcher Blick macht trunkner als Chierwein. O vollenden Sie ihre Güte, ſagen Sie mir Ihren Namen, Ihre Wohnung, daß ich Morgen mit dem erſten Sonnenſtrahle zu Ihrer Toilette eile, und dort ohne läſtige Zeugen Ihnen ewige Liebe betheure.“

Henriette. Mit dem erſten Sonnenſtrahle? das iſt zu früh, ich pflege lange zu ſchlafen.

Flink. O ſpotten Sie nicht länger! Geſegnet ſeyſt Du mir Schnurrbart mit dem Stelzfuße! Ihren Namen Engel, Ihre Wohnung! — —

Henr. Mein Name hat mit meinem Herzen nicht die geringſte Gemeinſchaft, und meine Wohnung — — ein Liebhaber dem es Ernſt iſt wird ſie ſchon zu finden wiſſen.

Flink. Wohlan, ich werde ſie finden, und ſollt' ich vom Mittelpunkt des Sirius bis in den Mittelpunkt der Erde hinabſteigen.

Henr. Gott bewahre! Sie haben nicht einmal bis in den Mittelpunkt der Stadt zu gehen.

Fink. Ich darf alſo kommen?

Henr. Was würde es mir helfen, die Thüren zu verriegeln, ein Gott kriecht allenfalls durchs Schlüſſelloch herein.

Flink. O eile herbey ſeelige Morgenſtunde! peitſche Bruder Phöbus deine Sonnenpferde.

Henr. Laſſen Sie die armen Thiere ungepeitſcht! Nein mein Herr, morgen wird nichts daraus.

Flink (beſtürzt). Nicht? und warum nicht?

Henr. Weil ich — weil ich mich Morgen früh baden will.

Flink. Deſto beſſer! ſo werde ich Sie überraſchen wie Alcibiades ſeine Glycerion.

Henr. Und ich werde Sie in einen Hirſch verwandeln, wie Diane den Aktäon.

Flink. Doch nicht, um mich von Hunden zerreiſſen zu laſſen?

Henr. Ich hatte keine Hunde, aber mit meinen Nägeln will ich Ihnen die Augen auskratzen.

Mit dieſen Worten hüpfte ſie fort, ließ den guten Bachus in wollüſtiger Begeiſterung ſtehen, und er verſuchte umſonſt den langen Abend über, ein zweites Geſpräch anzuknüpfen. Seine vornehmſte Sorge war nun, ihre Wohnung auszuſpähen. Er lauerte wie ein Falke auf jeden ihrer Schritte; als ſie den Saal verließ, bot er ihr den Arm, ſie die Treppe hinab zu begleiten, hob ſie in den Wagen, trottirte in ſeinem dünnen Gewand von fleiſchfarbenem Atlas, troz der kalten Nachtluft, hinter dem Wagen her, grub tief in ſein Gedächtniß das Haus vor welchem er ſie ausſteigen ſah, und [illegible] in einem Meere von Entzücken in die Arme ſeiner ſchnarchenden Sybille.

Neuntes Kapitel.

Die Badewanne.

Am andern Morgen in aller Frühe, entwand Henriette ihre ſchönen Glieder den Armen des Schlafs um ins Bad zu ſteigen. Sie hielt zu dieſem Gebrauch nicht 500 Eſel wie die eitle Poppäa, um in deren Milch ihre Haut zu entrunzeln. Die Göttin der Jugend bedarf deſſen nicht. Sie ließ auch weder Menſchen noch Thiere ſchlachten, um in ihrem Blute die verlohrenen Kräfte wieder zu ſuchen, denn Henriette war geſund wie ein Fiſch. Die unſchuldigen Ingredienzien ihres Bades beſtanden aus Liebſtöckel, Rosmarin, Kamillen und Steinklee. Auch bediente ſie ſich keines gefährlichen Cylinders, worinn einſt ein franzöſiſcher Requetenmeiſter in die andere Welt hinüber badete; ſondern ſie ſaß in einer einfachen kupfernen Badewanne, bis an den Hals im Waſſer, als Herr Flink durch die beſtochenen Wachen ins Vorzimmer drang, und im leichten zierlichen Morgenkleide mit einer feinen Verbeugung vor ihr ſtand.

Henriette. Sehr kühn mein Herr! wahrlich! ſehr kühn! wiſſen Sie daß mein Mann im Nebenzimmer iſt?

Flink. Wenn er nur nicht in Ihrem Herzen iſt Madam, ſo mag er meinethalben ſeyn wo er will.

Henr. Nun, und wenn er auch nicht in meinem Herzen wäre, Sie ſind doch wohl nicht ſo eitel, zu hoffen, daß ich Ihnen einen Platz darinn einräumen werde?

Flink. Warum nicht? wenigſtens aus Barmherzigkeit, wenn er uns hier überraſchen ſollte.

Henr. Weſſen Ueberraſchung würde Sie mehr in Verlegenheit ſetzen? die meines Mannes, oder die Ihrer Frau?

Flink. Der Henker das iſt ſchwer zu entſcheiden, ich glaube beynahe die letztere.

Henr. So mein Herr? alſo fühlen Sie doch das Unrecht welches ihre unſchuldige Gattin leidet?

Fl. Sie Madam müſſen mich das nicht fragen. Bey Ihnen habe ich nur ein Gefühl, in welchem jedes andere verſchlungen wird.

Henr. Das iſt ſchon tauſendmal geſagt worden.

Fl. Auch empfunden?

Henr. Aber was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Fl. Was ich will? leſen Sie es denn nicht in meinen Augen?

Henr. Nicht eine Sylbe.

Fl. Nun ſo wünſchte ich ein Fenſter auf der Bruſt zu tragen, in meinem Herzen ſteht es deutlich geſchrieben.

Henr. Ihr Herz kommt mir vor wie eine ſchmuzige Schreibtafel, wo man alle Augenblicke mit Bimsſtein das Geſchriebene weglöſcht, und einen andern Namen auf ein paar Minuten an die Stelle ſezt.

Fl. Sie beleidigen den Gott der Liebe, der in ihrem Auge thront, nicht mich. Was Amors glühender Meiſel mit unzerſtörbaren Flammen-Zügen eingräbt —

Henr. Und ſo weiter, ja, ja, wer da glaubt wird ſeelig werden; aber auf dieſe Seeligkeit muß ich ſo lange Verzicht thun, bis —

Fl. Bis? O um aller Götter willen; ſchieben Sie den Termin nicht zu weit hinaus.

Henr. Bis ich weiß, ob Sie, ohne zu ſündigen, eine andere lieben dürfen?

Fl. Und welchen Maaßſtab der Sünde hat die ſchöne Henriette?

Henr. Man ſagt Ihre Frau ſey jung und ſchön.

Fl. Jung? o ja, ſie iſt leider ſehr jung. Schön? das hab ich vergeſſen.

Henr. Vergeſſen?

Fl. Ja was vergißt man nicht in vier Jahren.

Henr. Ich danke für die gute Lehre. Aber haben Sie denn nichts, ihrem unglücklichen Gedächtniß zu Hülfe zu kommen? Keine Silhouette? kein Miniatur-Portrait? denn kurz und gut! ich will mit eignen Augen ſehen, ob ihre Untreue verzeihlich iſt.

Fl. Da dürfen Sie nur in den Spiegel ſehen.

Henr. Die Wendung war nicht übel, aber Sie entſchlüpfen mir doch nicht.

Fl. Nun da ſehen Sie. (er zog das Gemählde hervor.) Meine Frau hat ſich mahlen laſſen, hat ſich vom Mahler ſchmeicheln laſſen, nicht eine Spur von ihren eilftauſend Sommerſproſſen, nicht eine Spur von der verdammten Falte zwiſchen den Augenbraunen, welche die Freude aus jedem Zirkel ſcheucht, und Grazien in Macbeths Hexen umſchaffen würde — und doch nur ein fades Alltagsgeſicht.

Henriette, deren Kopf bisher nur ſichtbar war, ſtreckte nun auch eine ihrer runden

Hände aus dem Waſſer, um das Kleinod in Empfang zu nehmen, welches ihr im Nothfall den Verluſt der Doſe erſetzen ſollte. Nachdem ſie es lange genug hin- und her gedreht, von forne und hinten beſchaut, rief ſie ihre Zofe und befahl ihr es ſorgfältig zu verſchließen.

Herr Flink ward ein wenig beſtürzt, doch ließ er ſich als ein Weltmann nicht aus der Faſſung bringen. „Das Portrait meiner „Frau“ ſagte er, „iſt glücklicher als das „Original ihres Mannes.“

Henr. Meine Abſichten bey dieſem Raube ſind die beſten. Denn warum trugen Sie das Gemählde bey ſich? Aus Zärtlichkeit doch wohl nicht? ſondern um auf Franks Kaffeehauſe, wenn der lezte Thaler aus dem Beutel geflogen, die Diamanten auf eine Karte zu ſetzen, das war ihre Abſicht, und das ſollen Sie nicht mein Herr. Sie ſind ein Spieler, ich will Sie zum ordentlichen Menſchen machen.

Fl. Und doch habe ich nie ein größeres Hazard-Spiel gewagt, als ſeit ich Sie geſehen.

Henr. Jezt laſſen Sie mich allein! das Waſſer fängt an kalt zu werden, und Sie ſehen, die Stellung in welcher ich ſitze iſt nicht die bequemſte.

Fl. Wer wehrt Ihnen ſie zu ändern?

Henr. (lachend.) Ich fürchte Sie zu beleidigen, wenn ich ſo im Negligé vor Ihnen erſchiene. Fort! mein Herr.

Fl. Nicht von der Stelle! und um mich ſelbſt außer Stand zu ſetzen ihren Befehlen zu gehorchen, (er ging an die Thür, und verriegelte ſie von innen.)

Henr. Ich werde meine Leute rufen.

Fl. Wozu das? Sie haben ihre Liebesgötter bey ſich, die werden Sie nicht verlaſſen.

Henr. Verwegner! Dein eleganter Frack ſoll die Kühnheit büßen.

Sie ſchöpfte mit beyden Händen Waſſer, und ſprüzte es zu wiederhohlten malen auf den ſüßen Zoll-Inſpector, der ſich anfänglich in einen Winkel zurückzog, da aber das Zimmer klein, und er nirgends ſicher war, ſo beſchloß er ein keckes Wagſtück zu verſuchen.

„Sprützen Sie Madam!“ rief er, „ſprützen Sie! Ihr Auge hat mein Herz zu „Aſche gebrannt, Ihre Hand will mich erſäufen: Aber zum mindeſten will ich das „Paradies offen ſehen, ehe ich ſterbe.“

Mit dieſen Worten ſprang er raſch auf die Badewanne zu, drehte den Hahn am Boden derſelben und ein dicker Waſſerſtrahl ſchoß heraus. Umſonſt verwandelte die ſchöne Henriette ihren Trotz in ſanfte Bitten. Lachend wie ein Faun ſah Flink, wie mit jedem Waſſertropfen, der auf den Boden floß, ſich ſeinem lüſternen Auge ein neuer Reiz enthüllte. Henriette ſchmiegte ſich vergebens, des Waſſers in der Badewanne wurde immer weniger, ſie ſchimpfte, drehte, bat, ſchlug ihre Arme über die entblößte Bruſt, und hätte ſich die vier Flügel eines Cherubs gewünſcht, um alles zu bedecken, was mit jedem Augenblick ſichtbar wurde. So windet ſich ein kleiner glatter Fiſch, den die Fluth ans Ufer geworfen, und die Ebbe nackend im Sande liegen laſſen. Welches Mittel blieb dem holden Weibe, als die Flucht; obgleich auch fliehend ſie durch lüſterne Blicke Gaſſen laufen mußte. Sie ſprang auf, bediente ſich ihrer Hände, eben ſo wie die mediceiſche Venus der ihrigen, und eilte einem nahen Ruhebette zu. Doch der Anblick dieſer himmliſchen Geſtalt — ſo ſtieg einſt Aphrodite aus dem Meere — färbte glühendroth die Wange unſers Helden, Feuerſtrahlen ſchoſſen aus ſeinem Auge, ein wollüſtiges Zittern dröhnte bis in ſeine Fingerſpitzen, er wußte nicht mehr wo er war, noch wie ihm war, mit kurzem Athem keuchend, umſchlang ſein nervigter Arm die liebliche Beute, ſie zog ihn ſträubend nach ſich auf die Ottomanne, Flammenblicke wurden gewechſelt, bis ſich beyder Augen ſchloſſen.

Zehntes Kapitel.

Der Thurm.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe die ſchmachtende Amalie, und die feurige Henriette glücklich in den Hafen ihrer Wünſche geſteuert, halten wir es für unſre Pflicht, trotz der drohenden Gefahren, uns noch einmal aufs hohe Meer zu wagen, um wo möglich auch die verlaſſene Sibylle in Geſellſchaft des Herrn Magiſter Balg wohlbehalten an das Ufer zu ſetzen. Ihr fühlt welch ein kitzliches Unternehmen es ſey, einen Mann ins Garn der Liebe zu verſtricken, welcher keinen andern Einfluß kennt, als den Einfluß der Geſtirne; einen Mann, der weder Masqueraden beſucht, noch präcluſiviſche Termine abzuwarten hat; einen Mann, welchen ſeine Spindelbeine nicht weiter tragen, als von Hauſe auf den Thurm welchen er zu ſeinem Obſervatorio erkohren, und von da wieder nach Hauſe.

Sybille hatte von allem dieſen hinlängliche Erkundigung eingezogen, und ſahe wohl ein, daß kein anderer Kampfplatz ihr offen ſtehe als obbeſagter Thurm. Sie wählte daher eine heitere Sternklare Nacht, ſo wie man zu thun pflegt, wenn man Krebſe fangen will. Ein verſchwiegener Diener ward abgeſandt, welcher den Magiſter Balg unter ſeinen Sectanten und Quadranten herausklaubte, ihm eine zierliche Empfehlung von ſeiner Gebieterin brachte, und in ihrem Namen um die Erlaubniß bat, ihm in dieſer Nacht auf ſeinem Thurme einen Beſuch abſtatten zu dürfen, da ſie für die Wiſſenſchaft der Aſtronomie leidenſchaftlich eingenommen ſey.

Magiſter Balg verſicherte, daß er mit Ungeduld den Augenblick erwarte, eine ſo vernünftige Dame kennen zu lernen, und wenig Minuten nachher erſchien Sybille in einer ſo nachläſſig verführeriſchen Kleidung, daß ſie glaubte mit Recht hoffen zu dürfen, den Glanz aller Sterne zu verdunkeln. Doch ach! alle ihre Reize entgingen den Himmelwärts gekehrten Blicken des Aſtronomen. Kein Dämon der Eitelkeit flüſterte ihm ins Ohr, daß dieſer Beſuch nicht den Sternen, ſondern ihm gelte; er gab ſich daher alle mögliche Mühe die ſchöne Nachtwandlerin ſeiner Meinung nach angenehm zu unterhalten. Durch ein Herſchelſches Sehrohr, erblickte ſie die feuerſpeyenden Berge im Monde, den Ring des Saturn, Jupiters Trabanten, und den Schild des Mars.

Magiſter Balg, der zugleich ein großer Sterndeuter war, bewirthete ſie nebenher mit einem curſus der Aſtrologie, erzählte, in welchem Anſehn dieſe Wiſſenſchaft bey den

Chaldäern, Egyptiern und Juden geſtanden; welche Wirkung Hippocrates den Plejaden, dem Arctur und dem Hunde, Galen den Strahlen des Mondes beylege; wie unwiderſprechlich der Doctor Mead in unſern Zeiten die Behauptung des leztern bewähre. Er demonſtrirte ihr ferner, daß der Menſch ein Mikrokosmos ſey, daß Saturnus die Melancholie hervorbringen, Mars über die Galle herrſche, Jupiter über das Blut.

„Und, wer,“ frug Sybille, „wer herrſcht „über das Herz? vermuthlich Venus?“

„Ein Knäblein unter dem Einfluß dieſes „Geſtirns gebohren,“ verſezte Magiſter Balg ſehr ernſthaft, „iſt geneigt zu Ausſchweifungen. Doch wer mag die Stunde ſeiner Geburt umwandeln! ich zum Beyſpiel erblickte „das Licht der Welt als eben Saturn und „Merkur durch die Mittagslinie gingen; das „hätte mich nothwendig zu einem melancholiſchen Diebe machen müſſen, hätte nicht der

„Durſt nach höhern Wiſſenſchaften zeitig „dieſem gehäſſigen Einfluß entgegen gearbeitet.“

Sybille. O wie glücklich iſt ihre Gemahlin, täglich aus ihrem Munde dergleichen angenehmen Unterricht ſchöpfen zu können.

Magiſter Balg. Ach meine Frau frägt den Henker nach den Sternen? wenn Herſchels Entdeckungen mich allmächtig hinreiſſen, ſo gähnt ſie, und wenn mein neues Syſtem der Sonnenflecken mich begeiſtert, ſo ſchläft ſie gar ein.

Sybille. Unbegreiflich! mich dünkt, in Ihrem Munde erhält die trockenſte Materie Reiz. Ich könnte Ihnen Tagelang zuhören, Nächtelang mit Ihnen am Horizont herumſchwärmen, und wenn Sie denn von einer kalten Nachtwanderung halberfroren und erſtarrt zurück kämen, ſo würde ich Sie in meinen Armen, an meinem Buſen erwärmen.

Magiſter Balg. Allzugütig! allzugütig!

Sybille. Würklich muß man ſo durchdrungen als Sie von der Göttlichkeit jener erhabenen Wiſſenſchaft ſeyn, um ſich all den Unbequemlichkeiten unter freyem Himmel auszuſetzen. Zum Beyſpiel heute, dünkt Ihnen nicht auch es ſey ſehr kühl? ich wundre mich, wie Sie noch die Finger rühren können. Laſſen Sie doch fühlen.

Bey dieſen Worten ergriff ſie ſeine knöchrigten Finger, und ihr ſanfter Druck erregte ein Klappern als ob man Würfel in einem Becher ſchüttelt.

Ich ſelbſt, fuhr Sybille fort, bin zu dünn bekleidet (ſie ſchob an ihrem Halstuch) auch hab ich da eine Nadel verlohren. Mit Ihrer Erlaubniß.

Sie nahm das Halstuch ab, als wollte ſie es von neuen in Falten, und um die Bruſt legen. Indeſſen tanzte der Strahl des Mondes auf ihrem keuſchen Buſen, welches unſern Magiſter veranlaßte die Bemerkung zu machen, daß der Mondſchein oft den ſchädlichſten Einfluß auf den Körper habe; daß ein kleiner amerikaniſcher Fiſch Allunado genannt, im Mondſchein weich werde, und ſeinen Geſchmack verliere; daß ein verwundeter Mauleſel eben dadurch ſteif an allen Gliedern werde, und daß er daher die Dame inſtändigſt erſuche, ſich ſogleich zu bedecken.

Arme Sybille! welcher Pfeil iſt Dir nun noch übrig, nachdem dieſer fruchtlos verſchoſſen worden. Leichter ſchien es, einen

Bewohner des Saturn herab zu locken, als die Begierden dieses Mondmannes zu wecken. Die gereizte Sybille, welcher der Ring an des Magiſters Finger mächtiger ins Auge ſtrahlte als das Geſtirn der Plejaden, beſchloß daher ihre lezte Batterie zu öffnen.

„Ich bin gewohnt,“ liſpelte ſie, „nie der „kühlen Nachtluft zu trotzen, ohne äußerlich „und innerlich kräftige Gegenanſtalten zu „treffen. Ich habe daher eine Flaſche guten „ſpaniſchen Sekt mit mir genommen, und „bitte um Erlaubniß in Ihrer Geſellſchaft ein „paar Gläſer auszuleeren.“

Sie winkte und der Bediente brachte den Sekt welcher mit einer ſtarken doſis Opium verſezt war. Auf die Geſundheit des groſſen Galilei leerte der Magiſter Balg ein Glas und noch ein Glas. Die Dame nippte zümferlich wie es einem wohlgezogenen Frauenzimmer geziemt. Ehe eine Viertel-Stunde vergieng, fiel des Magiſters ſchwerer Kopf herab auf die hohle Bruſt, als er eben im Begriff war, ſeiner Schülerin die Geſchichte der unglücklichen Gefangenſchaft des großen Galilei mit zu theilen. Sybille verweilte keinen Augenblick länger, ſie zog ihm den Ring vom Finger und trippelte mit ihrer geretteten Keuſchheit und einem ſtarken Schnupfen nach Hauſe.

Magiſter Balg erwachte, als es ſchon hoch am Tage war, und die Sonne ſchien in ſeinen geöffneten Schlund hinab. Er gähnte, reckte ſeine matten Glieder, wußte nicht wie ihm geſchahe und ſtieg langſam die Windeltreppe herab, ohne jedoch ſeinen Ring zu vermiſſen. Als er aus Thor kam, rollte ein Wagen vor ihm vorbey, und eine Dame rief aus dem Schlage dem Kutſcher zu: halt!

es war ſeine ſanfte Amalie, welche ſo eben in Begleitung des Herrn Advocaten Schwefel von ihrer abentheuerlichen Reiſe zurückkehrte.

Höchſt erfreut über dieſen glücklichen Zufall, vergaß unſer Magiſter ſeine geräderten Glieder, druckte ſeine triefende Naſe zum Willkommen auf Amaliens Wange, dankte ihrem Begleiter aufs wärmſte für ſeine Höflichkeit, und bat ſein erröthendes Weibchen, ſo bald ſie zu Hauſe angelangt ſeyn würde, ein kräftiges Frühſtück zuzubereiten.

Eilftes Kapitel.

Das Gelächter.

Dieſes iſt ein Kapitel in welchem jeder lacht, und nur Einer von Herzen. Wenn ich euch nun mit zwey Worten ſage, worüber eine jede von den ſpielenden Perſonen lachte, ſo wird das Kapitel ſehr kurz werden, und das iſt wider meine Abſicht; denn einmal verwundet es das Auge wenn unter zwölf Folianten ein Duodez-Bändchen ſieht, und zweytens würde es ausſehen, als fehle es mir an Ingredienzien, über das Wort Gelächter eine lange Brühe zu machen, das wäre ein Schandfleck für meine Schriftſteller-Ehre, denn es iſt ja kein Prediger ſo arm an Redekunſt, der nicht, ſo oft das Neujahrsfeſt eintritt, ein paar Stunden lang über den armſeligſten Text von der Welt zu predigen im Stande wäre. Hier würde alſo eine philoſophiſche Abhandlung über das Lachen an ihrem

rem rechten Orte ſtehen, und dieſes Kapitel zum anſehnlichſten unter ſeinen Brüdern qualificiren; wäre nicht der verzweifelte Beattie mir damit zuvorgekommen. Zwar, wenn ich meine Beleſenheit auskramen wollte, ſo würde ich den Namen Beattie gar nicht einmal erwähnen, weil ſeine Schriften in Jedermanns Händen ſind; und dagegen des Joubert traité du ris, de ſes cauſes et de ſes effets, oder des Simon Abhandlung de naturali et praeternaturali riſu, welche nicht in Jedermanns Händen ſind, mit unermüdeter Fauſt ausſchreiben; aber ich ſehe es lieber daß meine Leſer lachen, als daß ſie wiſſen warum ſie lachen.

Doch will ich, um keine Sünde auf mein Gewiſſen zu laden, ihnen auch nicht verheelen, daß ſie in Gefahr ſtehen, bey dem geringſten Lächeln die ewige Seeligkeit zu verſcherzen. Denn der heilige Baſilius verdammt zum höllischen Feuer jeden frommen Chriſten, der ſich zu lachen erkühnt, und er hat Recht, denn der noch heiligere Lucas ſagt ausdrücklich: Wehe euch die ihr lacht, euer Lachen wird in Weinen verkehrt werden.

Da es nun aber außer dem Narren Heraklit, keinen Menſchen auf der Welt giebt, der nicht wenigſtens Einmal in ſeinem Leben gelacht hätte, ſo ziehe ich daraus den Schluß, daß die Thiere, welche nie lachen, beſſere Chriſten ſind als wir. Uebrigens heiliger Yorik! flehen wir dich an, du wolleſt dort oben eine Fürbitte für den heiligen Baſilius einlegen, daß er nicht der ganzen heiligen Verſammlung zum Gelächter werde.

Das Lachen, welches ſich derer in dieſer Geſchichte handelnden Perſonen, mit Ausnahme eines Einzigen, bemeiſterte, war ein

Sardoniſches Lachen, eben ſo erzwungen als habe man einem armen Teufel die Fußſohlen mit Butter beſchmiert, und ſie dann von einer Ziege lecken laſſen. Sybille lachte, weil ſie den Ring in ihre Gewalt bekommen, ohne ihre Keuſchheit Preis zu geben. Magiſter Balg lachte, weil er eine ſo ſchöne Sternenklare Nacht auf ſeinem Obſervatorio ungenutzt verſchlafen. Amalie lachte, weil ſie nun endlich wußte, wo es ihrem Spindelbeinigten Gatten eigentlich fehle. Der Advokat Schwefel lachte, weil der Sturmwind ihm ein ſchönes Weib zugeführt und einen präcluſiviſchen Termin entführt hatte. Henriette lachte, weil das Zimmer ſo naß geworden, und Flink lachte, weil ein ſo reizendes Abentheuer ihm nur das Gemählde ſeiner Frau gekoſtet, da er doch gern das Original oben drein gegeben hätte.

Wer war denn aber der Eine, welcher von Herzen lachte? — das war Meiſter Freundlich der Schuſter. Denn als nun der beſtimmte Tag erſchien, an welchem die Macht der weiblichen Reize offenbar werden ſollte, da fanden die drey Damen abgeredeter maaßen in ſeiner Bude ſich ein. Sybille trug an ihrem kleinen Finger Amaliens Ring, Amalie ſpielte mit Henriettens Doſe und Henriettens Buſen blähte ſich unter Sybillens Portrait.

O es war luſtig wie immer eine der andern es im Lachen zuvor zu thun ſuchte, und der verbiſſene Aerger auf der höhniſch verzogenen Lippe die lächelnde Wange Lügen ſtrafte. Meiſter Freundlich allein ſtemmte beyde Arme in die Seite, und ſchlug ein ſo ſchallendes Gelächter auf, daß die Damen endlich anfingen zu fürchten, er werde Convulſionen bekommen.

Iſt nun noch Jemand unter meinen Leſern, dem dies Kapitel nicht lang genug iſt, der beliebe auf die folgenden zwo leeren Seiten das Wörtchen Ha! ſo oft zu ſchreiben oder drucken zu laſſen, als es ihm nöthig dünkt, und mir dann ein ſchriftliches Zeugniß zu ertheilen, daß ich mich mit Ehren aus dieſem verdammten Gelächter gezogen habe.

Zwölftes Kapitel.

Der Richter.

Nun entſtand alſo die Frage: wer hat die Wette gewonnen? ich! ich! ich! rief eine jede, hier iſt der Beweis! Meiſter Freundlich ſey Richter.

Der muntere Schuſter nahm Platz auf ſeinem Dreyfuß, rüttelte ſich mit ehrbarer Mine, und ſprach folgende Sentenz:

„Vor allen Dingen iſt es klar, daß ich „Meiſter Freundlich meine Wette gewonnen „habe. Ich verſprach heute vor vier Wochen „einer jeden von Ihnen ein paar neue „Schuh, wenn Sie nicht am heutigen Tage „ihre ſämtlichen Kleinodien vertauſcht haben würden. Der Tauſch iſt richtig, und „es gebühren mir alſo aufs wenigſte drey „harte Thaler, welche die contrahirenden „Theile ſofort zu erlegen ſchuldig und gehalten ſind.“

Man unterwarf ſich dieſem erſten Punkte willig. Drey harte Thaler klapperten auf dem Tiſche. Meiſter Freundlich fuhr fort: „Ob die drey Ehemänner, deren Hochzuver„ehrende Ribben ich hier vor mir ſehe, den „Schwur der Treue verlezt, wage ich nicht „zu entſcheiden, aber ich will nicht Steffen „Freundlich heißen, wenn von der Keuſch„heit dieſer Damen noch ſo viel übrig iſt, als „ich auf die Spitze meiner Pfrieme legen „kann.“

Amalie und Henriette (zugleich). Wie? Was? wie verſteht Er das?

Meiſter Freundlich. Buchſtäblich. Denn ſehen Sie nur, ich bin auch in der Welt herumgelaufen, und wo ich ein hübſches Mädchen ſah, da krabbelte mirs am Herzen, daß ich hingehn und ihr ſo mit einer gewiſſen Manier ins Auge ſehen mußte. Nun das konnte mir keine verbieten, und Sie habens auch gar zu gern, wenn Sie merken daß der Anblick ihres Affengeſichtgens einem ehrlichen Kerl wohlthut. Aber wie weiter? Vom ſehen wird man nicht ſatt. Da habe ich all mein Lebstage eine Methode befolgt, die mir nie fehl geſchlagen iſt.

Zuerſt kam ich mit einem ſeidnen Halstuch angeſtiegen, dafür erhielt ich das Recht, zuweilen unter das Halstuch zu ſchielen. Dann bracht ich auch wohl eine feine Schürze von Zitz, die band ich dem Mädgen ſelbſt um den Leib, unter der Bedingung, ſie bey Gelegenheit wieder los binden zu dürfen. Und endlich war ich wohl gar ſo freygebig, ein paar ſeidne Schuh zu verſprechen. Da mußte ich dann erſt das Maaß nehmen. Lieber Gott! bey der Gelegenheit kommt man der Wade ſo nahe, daß die Neubegier einen zuweilen hinreißt, und ehe man ſichs verſieht, iſt das Halstuch verſchoben, die Schürze losgebunden, die Schuh ſtehen neben dem Bette.

Amalie, Henriette und Sybille lächelten, und ſchielten durch ihre Fächerſtäbe, Meiſter

Freundlich ſollte glauben, ſie wären roth geworden.

„Ein Menſch iſt kein Engel," fuhr er ganz ehrbar fort, „ein Engel hat weder Fleiſch „noch Blut, und die gnädigen Damen wer„den mich das nicht überreden, ſo oft man „ſie auch vielleicht in ihrem Leben Engel ti„tulirt haben mag. Wenn ich alſo ſehe daß „Ring, Doſe und Gemählde in ihren Hän„den ſind, ſo vermuthe ich nicht, daß man „dergleichen auf der Straße findet. Um„ſonſt iſt der Tod! Sie verſtehen mich."

Nunmehr erfolgte ein langes Verhör, in welchem Amalie und Henriette auf ihrer Unſchuld beharrten, Sybille aber ſanft erröthend die ſüße Schuld einzugeſtehen ſchien.

„Auf dieſe Art," ſprach Meiſter Freundlich, „werden wir nicht hinter die Wahrheit „kommen. Aber ich beſinne mich, es fehlt „an den gehörigen Formalitäten, man muß „die Parteyen einzeln vernehmen."

Mit dieſen Worten führte er Amalien in ein anderes Zimmer und verriegelte die Thür hinter ſich.

„Wir ſind allein,“ hub er ſchmunzelnd an, „und haben keine Zeit zu verlieren, ich will „daher meinen Vortrag kurz und bündig ein„richten, Sie haben nichts darauf zu ant„worten als Ja oder Nein. Entweder ich „gehe in der nächſten Viertel-Stunde zu dem „Herrn Magiſter Balg, und erzähle ihm „haarklein die ganze Geſchichte, oder Sie zah„len mir für meine Verſchwiegenheit den „nämlichen Preis, den Sie für dieſe Doſe „bezahlt haben. Kurz und gut! Ja oder „Nein?“

Da half kein Appelliren, kein Demonſtriren, kein Capituliren. Amalie mußte ſich endlich entſchließen, weder Ja noch Nein zu antworten. Sie bezahlte mit Vergnügen, und weil ſie einmal ins Bezahlen gekommen war, ſo entrichtete ſie den Preis der Doſe drey doppelt. Ja, ihre Freygebigkeit würde ſich noch weiter erſtreckt haben, hätte nicht Meiſter Freundlich ſelbſt ſeinen Forderungen Grenzen geſezt. Er entriegelte die Thür, führte die gerechtfertigte Schöne zu ihren Schweſtern zurück, und erkannte ſie feyerlichſt für unſchuldig.

Hierauf mußte die muntere Henriette ſich dem nämlichen Examen unterwerfen. Sie übertraf an Feuer ihre Vorgängerin ſo ſehr, daß ſie den wackern Meiſter Freundlich nicht allein nöthigte Ihre Unſchuld anzuerkennen, ſondern auch Dame Sybillen frank und frey, ohne weitere Unterſuchung, von ferneren gerichtlichen Proceduren zu entbinden.

So endigte ſich dieſer Handel in Zufriedenheit und Eintracht. Amalie ſchnupfte bis ans Ende ihres Lebens Taback aus der wohl erworbenen Doſe, und noch in ihrem achtzigſten Jahre, als ſie bereits mit dem Haupte wackelte, belebte eine ſolche Priſe ihre Runzeln mit einem Lächeln der Rückerinnerung. Henriette ließ ſich aus den Diamanten der Einfaſſung des Gemähldes ein paar ſaubere Ohrgehänge verfertigen, und Sybille betrachtete nie ihren Ring oder den geſtirnten Himmel, ohne der luſtigen Nacht zu gedenken, in welcher ihre Keuſchheit ins Meer geworfen, aber ganz unvermuthet von der nächſten Welle wieder ans Ufer geſpült wurde. Die drey Damen verließen ihre bisherigen Schuſter und ließen von nun an bey Niemand arbeiten als bey Meiſter Freundlich, welcher ſie auch ſämtlich wohl und gewiſſenhaft bediente.

Magiſter-Balg hatte in kurzem die Freude einen dicken runden Jungen an ſeine erhabene Bruſt zu drücken, welcher auf Begehren ſeiner Mutter Steffen genannt wurde, und da ſein präſumtiver Vater eben damals einen neuen Stern im Horn des Ochſen entdeckt hatte, ſo legte er um ſeine Mannheit zu verewigen, dieſem Geſtirn den Namen Steffen bey, worüber Meiſter Freundlich ſich zu Tode lachte. Auch der Advocat

Schwefel ward bald durch eine zahlreiche und geſunde Familie erfreut, deren Hofmeiſter und Wärter Hans Punk mit dem Stelzfuße war. Herr Flink ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre an einer Entkräftung, und Sybille hatte das Vergnügen, noch vier Männer nach ihm zu begraben.

Aus dieſer wahrhaften Geſchichte mögen meine ſchönen Leſerinnen die Lehre ziehen, daß Eitelkeit oft eben ſo weit und irre führt, als Liebe, und daß eine Frau die Macht ihrer Reize nie ungeſtraft zum Gegenſtande einer Wette machen darf.

Bruder Moritz,

der Sonderling

oder

die Colonie für die Pelew=Inſeln

Luſtſpiel in drey Aufzügen

von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer 1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An
den Herrn Obriſten von Eckermann
auf Jewe.

Ich bin ein eitler Menſch. Ich wollte der Welt gern öffentlich ſagen, daß ein Biedermann mein Freund iſt, und da ſezte ich Ihren Namen hieher, der an der Spitze eines beſſern Werkes zu ſtehen verdiente. Verzeihen Sie mir, und erhalten Sie Ihre Freundſchaft einem armen Unglücklichen, dem Gott die Wonne der Liebe grauſam entriß. Maynz, den 29ten Januar 1791.

A. v. Kotzebue.

Bruder Moritz,

der Sonderling.

Oder:

die Colonie für die Pelew-Inſeln.

Perſonen:

Moritz Eldingen.

Euphroſine, ſeine alte Tante.

Julchen, } ſeine Schweſtern.
Nettchen, }

Omar, ein junger Araber, ſein Freund und Bedienter.

Marie, Kammermädchen.

Wilhelm von Moll, Aſſeſſor bey einem Juſtiz-Collegium.

Lieutenant Dietrich von Moll, ein Invalide, mit einem Stelzfuß, Wilhelms Bruder.

Kammerherr Graf von Stierenbock.

Schiffer Thoms.

Karg, ein Schriftſteller unſrer Zeit.

Ein Kind.

Erſter Aufzug.

(Das Stück ſpielt in einer Seeſtadt. Der Schauplatz, welcher unverändert bleibt, iſt ein grüner Platz. Im Hintergrunde ein Garten mit Staketen umgeben, deſſen Thür auf die Bühne geht. Zu beyden Seiten einige Raſenbänke. Im Vordergrunde links und rechts die Bildſäulen Amors und der Diana. Ganz in der Ferne ragt ein ſchönes Haus über die Bäume hervor).

Erſter Auftritt.

Karg (allein).

(Er ſitzt auf einer Raſenbank mit Schreibtafel und Bleyfeder in der Hand. Er ſinnt, ſchreibt nieder, ſchüttelt den Kopf, ſtreicht aus, ſinnt wieder). **Nur erſt den Titel! das Buch ſoll wohl nachkommen. Ein Buch ſchreiben iſt keine Kunſt.**

Auf drey, vierhundert Seiten allerley zu Markte tragen was den Käufer reizt, ey wer kann das nicht? Aber einen Titel erfinden, der ohne alle fremde Beyhülfe das Buch verkaufe, einen Titel der die Eßluſt wecke, wenn man gleich noch nicht weiß, ob Kartoffeln oder Faſanen auf dem Tiſche ſtehen werden, einen Titel der aus einem, höchſtens zwey Worten beſtehe, und doch zu hundert Büchern paſſe, das iſt das Meiſterſtück der heutigen Schriftſtellerzunft, und Gott ſey Dank! in Titeln nehm ich es mit jedem auf, meine Verleger ſtehn ſich gut dabey. Nur dieſesmal will es mir nicht gelingen. Der Gegenſtand iſt wichtig, aber eben deßhalb liest Niemand das Buch, wenn der Titel nicht neu und auffallend iſt (nachſinnend) „Vom Urſprung des Uebels" — das kauft Niemand. „Die Quelle des Böſen" — das liest Niemand. „Die trübe Quelle" — das ginge ſchon eher an. „Pandorens Büchſe" — das iſt ſchon abgenutzt — (ſich vor die Stirn ſchlagend) Halt! ich habe es! ein elektriſcher Funke! „Teufel!" ſoll das Buch heißen. Teufel! und nicht eine

Sylbe mehr. Ein Gegenſtück zu Herders Gott. (Er ſchreibt) Ein guter Engel hat mir da den Teufel zugeflüſtert. Das Buch wird reißend abgehen, ich wette, der Teufel erlebt ſeine drey Auflagen.

Zweyter Auftritt.

Omar. Karg.

Omar. (trägt einen Tiſch aus dem Garten und ſetzt ihn vor die eine Raſenbank.)

Karg. Guten Morgen, guten Morgen Herr Omar. So früh aus den Federn? Was ſoll's denn hier geben?

Omar. Man will im Grünen frühſtücken.

Karg. Ey, ey, der Einfall iſt nicht übel, ein recht poetiſcher Einfall. Ich bin auch noch nüchtern, ich werde hier bleiben.

Omar. Nach Belieben, hier iſt es kühl, der Schatten iſt einladend. Das Haus dort — nehme er mir's nicht übel Herr! aufs Bauen verſteht er ſich nicht. Das Haus iſt wie eine Laterne, in allen Zimmern wird man von der Sonne gebraten. Lieber wollt' ich für ein arabiſches Zelt doppelte Miethe geben, als die einfache für ein ſolches Treibhaus.

Karg. Guter Freund, ich habe das Haus nicht gebauet.

Omar. So hätte er es nicht kaufen ſollen.

Karg. Ich habe es auch nicht gekauft. Es iſt ein Erbſtück von meinem Vater.

Omar. War ſein Vater auch ein Schriftſteller?

Karg. Ach du lieber Gott! nein! er war ein Strumpffabrikant.

Omar. Welches Handwerk trägt mehr ein? Die Schriftſtellerey oder das Strumpffabriciren?

Karg. Ach leider! das Strumpffabriciren. Doch nur in baarem Gelde, nicht in Ruhm und Ehre. In den Zimmern die ich nun vermiethe bin ich groß gezogen worden.

Omar. Und ſeine Zimmer unter dem Dache?

Karg. Bewohnten damals meines Vaters Lehrburſche. Die Welt iſt ungerecht, blind —

Omar. Ach nein, ſie ſieht mit hellen Augen. Strümpfe ſind nothwendig, Bücher entbehrlich, ſo denkt die Welt.

Karg. Und hat Unrecht.

Omar. Und hat Recht. (Er geht ab und zu, hohlt Taſſen, Theemaſchine u. ſ. w.)

Karg. (ihm nachrufend) Aber die Ehre! die Ehre! doch was weiß ein Araber von der Ehre. Freylich wohne ich nur unter dem Dache, aber mein Name wohnt in Paläſten. Freylich ſind meine Mahlzeiten nur pythagoriſch, aber mein Name iſt Salz und Würze auf den Tafeln der Großen. (zu Omar der indeſſen zurückkam und um den Tiſch beſchäftiget iſt) Trete Er doch näher guter Freund, laß' Er uns ein wenig plaudern. Es iſt noch früh, die Herrſchaft liegt im ſüßen Morgenſchlummer. Ich will Ihm ein Projekt mittheilen, wie Er auf einmal durch ganz Europa berühmt werden kann.

Omar. Berühmt? Ich will nicht berühmt werden.

Karg. Hör' Er nur. Ein Projekt, deſſen Ausführung Ihm federleicht werden kann. Ich trage ſchon lange den Gedanken mit mir herum, eine Beſchreibung von Egypten herauszugeben, weil Savary und Pocoke und Volney und wie ſie alle heiſſen, nicht vollſtändig genug ſind.

Omar. Iſt Er denn in Egypten geweſen?

Karg. Nein.

Omar. Und will es beſchreiben?

Karg. Warum nicht? und Er ſoll mir helfen. Egypten iſt Sein Vaterland, Er kann mir wichtige Aufſchlüſſe geben, und ich werde Seinen Namen dankbarlich drucken laſſen.

Omar. Sehr verbunden.

Karg. Auch könnte man wohl gar in einem Anhang Seine Reiſen auftiſchen. Das Publikum liebt die Reiſebeſchreibungen.

Omar. Das mögte wohl ſchwerlich der Mühe werth ſeyn.

Karg. Ey warum nicht? Heut zu Tage iſt alles der Mühe werth. Und ſo viel ich weiß hat Er mit Seinem Herrn die halbe Welt durchſtrichen?

Omar. So ungefähr.

Karg. Und eine Menge Abentheuer erlebt?

Omar. O ja.

Karg. Vielleicht gar einmal Schiffbruch erlitten?

Omar. Nein, das nicht.

Karg. Oder eine neue Inſel in der Südſee entdeckt?

Omar. Das auch nicht.

Karg. Aber ſage Er mir doch, wie iſt denn Sein Herr zu dem großen Reichthum gelangt?

Omar. Iſt mein Herr reich?

Karg. Ey freylich, wie ein ſpaniſches Regiſterſchiff. Man weiß ja wohl welch ein kümmerliches Leben ſeine beyden Schweſtern und die alte Tante vor ſeiner Ankunft führten. In dem Häringsgäßchen haben ſie gewohnt, in einem elenden engen Stübchen, da haben ſie Tag und Nacht ſich die zarten Fingerchen wund genäht um des lieben täglichen Brodes willen. Aber kaum erſcheint der Herr Bruder — wie durch einen Zauberſtab verwandelt ſich die kleine Hütte im Härings-Gäßchen in dieſes prächtige Landhaus, Wolle wird gegen Seide vertauſcht, Diamanten treten in die Stelle von Glasperlen. Die ganze Stadt ſperrt die Augen auf und erſchöpft ſich in Muthmaßungen —

Omar. Die armen kleinen Menſchen!

Karg. Nun, nun, eine erlaubte Wißbegierde — ich ſelbſt muß geſtehn, daß ich wohl zu erfahren wünſchte — hat Sein Herr vielleicht in den egyptiſchen Pyramiden das Grab eines alten Königs geplündert?

Omar. Nein.

Karg. Oder unter den Ruinen von Palmyra einen Schatz gegraben?

Omar. Auch nicht.

Karg. Oder Goldkörner aus dem Nilſchlamm gewaſchen?

Omar. Auch nicht. Ich will Ihm das Geheimniß mit zwey Worten aufklären: Mein Herr iſt ein Wucherer?

Karg. Ein Wucherer? So ſieht er mir nicht aus.

Omar. Die Natur hat mit zwey großen Schätzen ihn ausgeſtattet, den einen trägt er hier (aufs Herz deutend), den andern hier (auf den Kopf). Dieſer (aufs Herz) hat ihm tauſend

Herzen erworben und dieſer (auf den Kopf) hat ihm den Beutel gefüllt. Verſteht Er mich?

Karg. (lächelnd aber unbefriedigt). Ja, ja, das iſt recht artig geſagt, das läßt ſich einmal in einem Buche anbringen, nur Schade, daß es nicht wahrſcheinlich iſt. Das Herz, mein guter Freund, gilt in baarer Münze nicht einen blutigen Heller, und der Kopf — ach du lieber Gott! jedes andere Glied wird beſſer bezahlt, als der Kopf.

Omar. Das iſt nicht wahr! und wäre es — nun ſo hat die Natur auch hier nicht unbillig gehandelt, denn Kopf und Herz bezahlen ſich ſelbſt, mit einer Münze, welche kein Fürſt ſchlagen kann: mit dem Gefühl ihres Werths.

Dritter Auftritt.

Julchen. Nettchen. Vorige.

(Schon in der Ferne hört man Nettchens Stimme im Garten; ſie trällert aus Erwin und Elmire: mit vollen Athemzügen ſang ich Natur aus dir u. ſ. w).

Omar (wird unruhig). Nettchen kömmt!

Julchen und Nettchen (treten Arm in Arm auf).

Nettchen (auf den Theetiſch zeigend). Sieh da! wir leben wie in der guten alten Feenzeit. Tiſch decke dich! Ein Schlag der Zauberruthe, und alles ſteht fertig.

Julchen. Guten Morgen Omar.

Nettchen. Guten Morgen Omar.

Omar. Guten Morgen ſchöne Mädchen.

Nettchen (gen Himmel ſehend). Guten Morgen liebe Sonne!

Julchen (Karg erblickend). Auch unſer Herr Hauswirth. (Sie macht ihm einen Knix.)

Nettchen. Von Phöbus hinab zu ſeinem Zögling (zu Karg) Sohn des Olymps — (Sie macht ihm eine tiefe Verbeugung)

Karg (ihren Gruß mit Karrikatur erwiedernd) Geſpielin der Venus! Schalkhafte Grazie! —

Nettchen. Schön! ſchön! eine Grazie hat mich noch Niemand genannt. Um beſungen zu werden, muß man den Dichter loben. Lieber Herr Karg ſchenken Sie mir eine kleine Portion Unſterblichkeit, machen Sie ein Lied auf mich.

Karg. Holde Muſe! Die Funken der Begeiſterung welche aus Ihrem Auge ſprühen — (bey Seite) Ich glaube ſie iſt in mich verliebt.

Nettchen. O fahren Sie fort! Meine Seele lagert ſich in meine Ohren.

Karg. Wie! Sie ſelbſt würdigen mich, mir die Leyer zu ſtimmen? — (bey Seite). Es iſt richtig.

Julchen (zu Nettchen). Schaff uns den Narren vom Halſe.

Nettchen. Er macht mir Zeitvertreib.

Julchen. Mir Langeweile.

Nettchen. Ich errathe. Du willſt mir Neuigkeiten erzählen, die ich auswendig weiß. Es ſey! aus ſchweſterlicher Liebe. Herr Karg mir iſt ein Unglück wiederfahren.

Karg. Ein Unglück? (bey Seite ſich das Herz ſtreichelnd) Ja, ja ein Unglück.

Nettchen. Sie könnten mir es wenigſtens erträglich machen.

Karg. Da haben wir's! (laut) Reden Sie! reden Sie! mein Herz thut ſich auf wie ein Stadtthor.

Nettchen. Mein Igel iſt geſtorben.

Karg (ſehr betreten, ſtockend). Ihr — Ihr — Igel? —

Nettchen. Er fing ſo ſchön Mäuſe.

Karg. Und — und ich — ſoll die Ehre haben Ihnen dieſen Verluſt zu erſetzen? Ich verſtehe ja nicht Mäuſe zu fangen.

Nettchen. Leider nein! der Verluſt iſt unerſetzlich. Nur laute Klagen vermögen meinen Schmerz zu lindern. Klagen, welche ſanft von der Leyer eines Dichters tönen. Mein Herz begehrt eine Elegie auf den Tod meines Igels und ich würde mit Freuden einen Dukaten bezahlen —

Karg. Einen? — Wollten Sie wohl die Güte haben, dies Wort zu wiederhohlen?

Nettchen. Einen Dukaten.

Karg. Dukaten! ich verſtehe — Nicht das Geld, welches der Dichter wie Staub unter ſeine Füße tritt, ſondern der girrende Schmerz der zärtlichen Taube wird mich begeiſtern.

Nettchen (ganz ehrbar). Ja, lieber Herr Karg, ich bin eine Taube, welche von ihrem Igel verlaſſen worden.

Karg. Ich überziehe meine Leyer mit Trauerſlor und ſinge!

Nettchen. Eilen Sie, eilen Sie! Morgenſtunde hat Dukaten im Munde. Und wenn es Ihnen recht gelingt, ſo gebe ich Ihnen obendrein einen Kuß.

Karg. (entzückt) Dürfte ich vorläufig meine brennenden Lippen auf dieſe Schwanenhand drücken?

Nettchen. (ihm die Hand hinhaltend) Da! Sind Sie nun begeiſtert?

Karg. Ja — aber — (mit einem Blick auf den Theetiſch, ſehr höflich) Ich habe noch nicht gefrühſtückt.

Nettchen (lachend). Langen Sie zu.

Karg (der ſich ſo etwas nicht zweymal ſagen läßt). Nur eine Minute dem Körper, dann ſteht mein Geiſt ganz zu Befehl. (Er geht an den Tiſch, ſchenkt ſich ein, ſtopft Butterbrod in den Mund u. ſ. f. Die Damen, welche unterdeſſen ein anderes Geſpräch anknüpfen, bekümmern ſich nicht weiter um ihn, und werden es nicht einmal gewahr, als er nach einigen fruchtloſen Verbeugungen davon ſchleicht).

Vierter Auftritt.

Julchen. Nettchen. Omar.

Nettchen. Schweſterchen, er wird uns alles rein aufeſſen.

Julchen. Laß ihn, ich habe keinen Hunger.

Nettchen. Aber ich.

Julchen (zu Omar). Iſt mein Bruder aufgeſtanden?

Omar. Schon ſeit zwey Stunden beißt er ſich mit der alten Tante herum.

Nettchen. Weswegen?

Omar. Sie will den Glanz ihres Hauſes wieder herſtellen, ſie will Kammermädchen, Läufer, Thürhüter, Equipage; und Moritz antwortet ihr immer ganz trocken: „wie Du „willſt liebe Tante, beſolde die Leute nur nicht „von meinem Gelde.“ Sie huſtet ſich halb todt, um ihm die Nothwendigkeit zu beweiſen; er lacht und ſchüttelt den Kopf.

Julchen. Recht gut, wenn er lacht, aber die Tante wird ſo lange fordern und begehren, bis der gute Moritz des Gebens überdrüßig werden wird. Das iſt undankbar. Sie vergißt, was wir waren und was wir durch ihn ſind.

Nettchen. Aber das Kammermädchen darf er uns nicht abſchlagen. Du haſt ſie geſehen, das ſanfte ſchwermüthige Geſchöpf.

Julchen. Geſehen und geliebt im erſten Augenblicke.

Nettchen. *Wir* brauchen keine Bedienung, aber ſie braucht eine Herrſchaft. Aus dieſem Geſichtspunkt muß man dem Bruder die Sache vorſtellen. O die Männer müſſen thun, was wir haben wollen, wenn wir's nur immer am rechten Ende anfaſſen.

Omar. Und die Natur hat für das rechte Ende euch einen ſo feinen Sinn gegeben, daß ihr es ſelten verfehlt.

Nettchen. Woher weißt Du denn das, krausköpfiger Araber?

Omar. Bin ich nicht die halbe Welt durchreiſt? Die Mädchen und die Pfaffen gleichen ſich überall.

Nettchen. Auch unter euren herumſchweifenden Horden?

Omar. Auch da.

Nettchen. O beſchreibe mir ein wenig eure Schönheiten. Wie muß ein Mädchen ausſehn, um ſolchen wilden Menſchen die Köpfe zu verrücken?

Omar. Sie muß ſchwarze Augen haben, groß und ſanft, wie die Augen einer Gazelle, überwölbt von zwey Bogen von Ebenholz. Sie muß ſchlank ſeyn wie eine Lanze. Sie muß leicht einhertreten, wie ein junges Füllen. Ihre Lippen färbt ſie blau und ihre Nägel goldfarbig. Ihr Buſen gleicht einem paar Granatäpfeln, und ihre Worte ſind ſüßer als Honig.

Nettchen. Die Lippen blau?

Julchen. Und die Nägel goldfarbig?

Nettchen. O über den armſeligen Geſchmack!

Omar. Das nämliche ſagen meine Landsleute von euch.

Nettchen. Deine Landsleute ſind Narren, die beſſer mit einer Säbelklinge umzugehen wiſſen, als mit einer Purpurlippe.

Omar. Du mußt ihnen verzeihen. Sie ſahen Nettchen nie.

Nettchen. Ey der tauſend! Das war ein hübſches Compliment. Aber Du haſt vergeſſen, daß Julchen auch hier iſt.

Omar. Was vergißt man nicht bey Dir!

Nettchen. Immer beſſer!

Omar. Vaterland und Eltern, alles könnt' ich um Deinetwillen vergeſſen.

Nettchen (verlegen). Willſt Du nicht meinen Bruder rufen? ſag' ihm daß uns hungert — daß wir auf ihn warten —

Omar. Ja, ja, ich gehe — Du willſt mich los ſeyn — ich habe vielleicht dummes Zeug geſchwatzt — vergieb mir! (Er drückt ihr im Vorübergehen die Hand und entfernt ſich).

Fünfter Auftritt.

Nettchen. Julchen.

Nettchen (etwas bewegt). Wie der Bube die Hand zu drücken verſteht, als habe er von Jugend auf nichts anders gethan.

Julchen. Ich wünſche Dir Glück zu der Eroberung.

Nettchen (lachend). Ja doch! der Bediente meines Bruders.

Julchen. So nennt er ſich ſelbſt, aber nennt auch Moritz ihn ſo?

Nettchen. Laß mich zufrieden, verdirb mir meine Laune nicht. (Sie wendet ſich zu Dianens Bildſäule) Keuſche Diana! überziehe mein Herz mit einer Eisrinde, die kein verliebter Blick zu ſchmelzen vermöge! Und kannſt Du das nicht, nun ſo ſchlage die Männer mit Blindheit, daß ſie meine Reize nicht ſehen.

Julchen. Oder mache ſie minder unbeſtändig.

Nettchen. Oder vertilge ſie ganz von der Erde! ja Julchen, das wäre das Beſte. Die

Herren bilden ſich ein, man könne nicht ohne ſie leben, ſie ſchreiben in dicken Büchern, die Geſchichte der Amazonen ſey eine Fabel; Eitelkeit! jämmerliche Eitelkeit! ſie ärgern ſich, daß es Weiber gab, welche Muth genug hatten, allenfalls die rechte Bruſt aufzuopfern, wenn es darauf ankam einem ſeufzenden Liebhaber den Kopf zu ſpalten.

Julchen. Glückliches Nettchen! mit Deiner immer gleichen Laune.

Nettchen. Sprich lieber: geſundes Nettchen! Ich bin geſund wie ein Fiſch, nichts ſteckt in mir, kein träge ſchleichendes Blut, alles läuft immer raſch! raſch! raſch durch einander! Mein Körper hat immer irgend ein kleines Bedürfniß und wäre es auch weiter nichts, als daß mir einmal die Luſt ankömmt zu hüpfen. (Sie hüpft). Sieh, ſo ſteht meine Seele unter dem Pantoffel, ſie darf nicht Grillen fangen, wenn ſie auch wollte. Bey Dir hingegen iſt es umgekehrt. Der ehrwürdige Geiſt führt den Scepter, und erlaubt Deinem Körper kaum ſich ſatt zu eſſen. Folge mir Schweſterchen, wirf den räthſelhaften Willhelm zur Thür deines Herzens hinaus, ſchließ zu und laß ihn pochen, und rufe durchs Schlüſſelloch: es iſt Niemand zu Hauſe!

Julchen. Kann ich das? Iſt meine Liebe nicht ein Theil meines Lebens geworden? Ach Nettchen! was hab' ich ihm gethan? Warum meidet er mich ſeit meines Bruders Ankunft? Warum ſtottert er mir nichts bedeutende Höflichkeiten? Ich bin ihm treu! wahrhaftig ich bin ihm treu! mein Herz macht mir keinen Vorwurf. Woher denn dieſe plötzliche Verwandlung?

Nettchen. Dieſe Frage haſt Du ſchon hundertmal an mich gethan, und hundertmal hab' ich Dir geantwortet: ich weiß es nicht. Wer vermag die Männer zu ergründen! Glaube mir, dieſe ſeltſamen Geſchöpfe wiſſen ſelbſt nicht was ſie wollen.

Julchen. Wenn ich noch an den letzten Abend denke — es war zwey Tage vor meines Bruders Rückkunft — welche liebliche Schlöſſer wir da in die Luft bauten, wie wir im Geiſt ſchon dem Leichenbegängniß des alten hectiſchen Raths beywohnten, der ſeiner Beförderung noch im Wege ſteht, wie wir dann ſeine Einkünfte berechneten, unſre häuslichen Einrichtungen machten, und er mir lächelnd verſprach, den Verdienſt ſeiner Mahlerey mir zum Nadelgelde auszuſetzen — ach! es war ein ſchöner Traum! was hab' ich ihm gethan?

Nettchen. Auch ein ſchöner Traum iſt Dankes werth. Und liebes Julchen! was wären wir ohne ſolche Träume? Nimm uns den Genuß der Phantaſie, o wie arm läßt uns die Würklichkeit! Sieh da, ich fange an zu philoſophiren, ich ſpreche in Sentenzen, wie lange wird es währen, ſo ſchreibe ich ein Buch.

Julchen. Ach! was hab' ich ihm gethan?

Nettchen (um ſich blickend). St — frag ihn ſelbſt, er kömmt.

Julchen (erſchrocken). Er kömmt? Wer?

Nettchen. Wilhelm Moll. Dort ſchleicht er am Bache herunter — ſieh jetzt geht er den Fußſteig über die Wieſe — jetzt ſteht er bey der großen Pappel — er ſcheint unentſchloſſen —

aber ich verwette mein Gebetbuch, er geht hier vorbey.

Julchen. Ach Nettchen! was ſoll ich thun? Komm laß uns hinein gehen.

Nettchen. Ey ja doch, nicht von der Stelle! Wie würde der junge Herr ſich kitzeln, wenn ein paar hubſche Mädchen vor ihm liefen.

Julchen. Ich glühe. Ich werde ihm nicht ein Wort zu ſagen wiſſen.

Nettchen. Deſto beſſer! ich will ihm ſchon einheitzen, wenn er es wagt, uns anzureden.

Julchen. Aber Du mußt ihn nicht beleidigen.

Nettchen. Sanftes Täubchen! (ſich umſehend) Herz gefaßt! der Feind rückt an.

Sechſter Auftritt.

Wilhelm von Moll. Julchen. Nettchen.

Wilhelm (macht im Vorübergehen den Damen eine ehrerbietige Verbeugung).

Nettchen (ruft ihm zu). Schon ſo früh heraus, Herr von Moll?

Wilhelm. Um den ſchönen Morgen zu genießen. (Er geht auf der andern Seite ab).

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Julchen. Nettchen.

Julchen (wirft ſich auf eine Raſenbank und bricht in Thränen aus).

Nettchen (mit dem Fuße ſtampfend). Der Böſewicht! So machen ſie es alle. Sie lieben und wiſſen nicht warum, ſie brechen und wiſſen auch nicht warum. Wenn man die Natur früge: warum ſchufſt du Männer? Ich wette, ſie weiß auch nicht warum. Doch ja, zu unſerer Quaal! Nicht doch! und von allen hübſchen Mädchen gefoppt zu werden. Das iſt unſer Beruf. Wehe der Verlornen die von ihrem Herzen auf einen Irrweg ſich leiten ließ. Munter Julchen! hilf mir die Männer foppen. Steh auf, trockne Deine Thränen, ich höre die Tante huſten, gut daß ſie endlich kommen. Mein Zorn ſchweigt und macht meinem Hunger Platz. Laß uns frühſtücken, die Männer ſind nicht ein Butterbrod werth.

Julchen (trocknet ſich die Augen und ſucht eine heitre Miene zu erkünſteln).

Achter Auftritt.

Omar. Die Vorigen.

Nettchen. Nun? kömmſt Du allein?

Omar. Die alte Tante hält ſich noch bey den Erbſenblüthen auf. Die Sperlinge haben ihr allerley Schaden angerichtet, ſie will einen ausgeſtopften Vogelſchen hineinſtellen.

Nettchen. Sie darf ſich nur ſelbſt hineinſetzen, ſo kann ſie die Koſten ſparen.

Neunter Auftritt.

Moritz. Die Vorigen.

Mor. (auf Omar zugehend und ihm herzlich die Hand ſchüttelnd). Guten Morgen Omar! Wir ſahen uns nur im Vorbeygehen.

Omar. Guten Morgen lieber Moritz!

Mor. Haſt Du mit dem Schiffer Thoms geſprochen?

Omar. Ja.

Mor. Was ſagt er?

Omar. Er wird kommen heute oder Morgen?

Mor. So muß man wohl bald an einen Mahler denken. (zu ſeinen Schweſtern) Guten Morgen Kinder!

Nettchen. Eine allerliebſte Rangordnung, erſt den Bedienten, und dann die Schweſtern.

Mor. Ja liebes Schweſterchen, ſpötteln magſt Du immerhin, meine Rangtabelle ſteht in meinem Herzen.

Nettchen. Immer beſſer! Der Krauskopf iſt Dir lieber, als das ſanfte Julchen und das muntre Nettchen?

Mor. Er iſt mir lieber.

Nettchen (mit komiſchem Zorn). Barbar! Du zerreiſſeſt alle Bande des Bluts.

Mor. Ich könnte Dich verlegen machen, wenn ich Dich frage: was denkſt Du bey dieſem Ausdruck?

Nettchen. Was ich denke? Das iſt eine dumme Frage. Ein Frauenzimmer denkt nichts.

Mor. Die Eitelkeit der Eltern, die Dankbarkeit der Kinder, die Gewohnheit, welche Geſchwiſter an einander feſſelt, das nennt ihr Bande des Blutes.

Nettchen. Aber die Sympathie, der geheime Zug der Herzen —

Mor. Plappre keine Thorheiten.

Nettchen. Du glaubſt nicht daran?

Mor. Eben ſo wenig als ich glauben werde, daß zwey Bäume ihre Wipfel gegen einander neigen, deren Keime vormals in einer Frucht verborgen lagen.

Nettchen (ihm die Wangen ſtreichelnd). Aber ſag' mir doch Du Narr! warum biſt Du denn zurück gekommen, wenn Deine Schweſtern Dir gleichgültig waren?

Mor. Gleichgültig? Wer ſagt das? Ich bin euch von Herzen gut, denn ich denke mit Entzücken an die frohen Stunden meiner Kindheit und meiner Jünglingsjahre. Alle jene Freuden habt ihr mit mir getheilt, keine ſüße Rückerrinnerung wird lebendig in meiner Seele, ohne euer Bild in ihrem Gefolge mit ſich zu führen. Wenn mein Geiſt in dem ſchönen Gehölze herumirrt, welches an das Schloß unſers Vaters gränzte, ſo ſeh ich Julchen wie ſie einſt ihre Florſchürze an einer Dornenhecke zerriß und weinte und bange war vor den knöchernen Fingern der dürren Gouvernante. Gehe ich über die Wieſe, durch welche der Bach ſich ſchlängelte, wo wir die ſchönen Krebſe fingen, ſo ſehe ich Nettchen, wie ſie vor einem Froſche läuft, den ich ihr nachſchleudere. Betrete ich das finſtere Zimmer unſers pedantiſchen Hofmeiſters, ſo ſehe ich Julchen, wie ſie für mich bittet, da er mich züchtigen wollte, weil ich Pfirſiche geſtohlen hatte. Setze ich mich auf die ſteinerne Bank vor die Hausthür, ſo ſehe ich Nettchen, die mir ihren Sparpfennig in die Hand drückt, um ihn einer armen abgebrannten Frau zu geben, welche ihr Kind auf dem Rücken in einem Korbe trug. Seht, das ſind die Bande, die mich an euch feſſeln, das ſind die Quellen meiner Sehnſucht nach euch. Die Natur lächelt eures Irrthums.

Nettchen. Wohlan, wenn wir das auch gelten laſſen, was hat der ſchwarze Bube denn gethan, daß wir in Deinem Herzen gleichſam ſeiner Gnade leben?

Mor. Was er gethan hat? — Lieber Omar, entferne Dich auf einen Augenblick, ich will Dich loben.

Omar. Nicht doch, Du weißt, ich kann das nicht leiden.

Mor. Ich auch nicht, aber einmal iſt es nothwendig. Geh, ich bitte Dich, und bleib in der Nähe.

Omar (zu Nettchen mit niedergeſchlagenen Augen). Wenn Deines Bruders Lob nur Deine Freundſchaft erwirbt, ſo will ich es gern durch meine Schaamröthe erkaufen. (er geht in den Garten).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne Omar.

Nettchen. Immer hat er mir etwas zu ſagen. Vorhin war er gar ſo dreiſt mir die Hand zu drücken.

Mor. Ich hoffe, Du haſt den Druck herzlich erwiedert?

Nettchen. Ey das ließ ich wohl bleiben.

Mor. Die Hand eines Biedermanns —

Nettchen. Da hätten wir viel zu thun, wenn wir allen ehrlichen Leuten die Hand drücken wollten.

Mor. Er hat Deinem Bruder zweymal das Leben gerettet.

Julchen. Hat er das?

Nettchen. Der Bube wird noch machen, daß ich ihn lieben muß.

Mor. Das ſollſt Du — Alles was ich habe, verdank ich ihm, denn es ſtand in der Macht ſeines Vaters mir alles zu nehmen, ſeine Bruderliebe hat auch das mir erhalten. Es ſind nun vier Jahre, als ich mit der großen Caravane nach Mecca zog, theils aus Neubegier, theils um durch Tauſch und Handel neue Schätze zu ſammeln. Vierzig Kameele tragen meine Reichthümer, unſre Geſellſchaft beſtand aus einigen tauſend Perſonen. Kaum hatten wir ein paar Tagereiſen vollendet, als plötzlich in einer ungeheuren Sandwüſte ein Schwarm von Arabern uns umringte. Die Janitſcharen, welche zu unſerer Bedeckung dienten, wurden zerſtreut, alle unſere Habſeligkeiten geplündert, und wir, gleich einer Heerde Vieh, in die Gefangenſchaft getrieben. Omars Vater war Scheick oder Fürſt dieſer Horde, Omar ſelbſt hatte mit dem Säbel in der Fauſt mich zu ſeinem Sclaven gemacht. Meine gute Laune, die mich dann am wenigſten verläßt, wenn ich nichts als Geld verloren habe, ſtach ſonderbar gegen das Seufzen und Stöhnen der übrigen ab. Man zeichnete mich aus, man gewann mich lieb. Ich verſtand allerley kleine nützliche Künſte, ich tummelte mein Pferd trotz einem gebornen Araber, ich ſchoß mit der Piſtole ein Stück Geld von der Lanze herab, man bewunderte mich. Des Abends lagerte ich mich in ihrem Kreiſe, und erzählte Märchen, wovon ſie große Liebhaber ſind. Gelegentlich ſtreuete ich faßliche Sittenlehren ein, um nach und nach die Wildheit dieſer rohen Menſchen zu mildern. So wurde ich ihnen unentbehrlich, der alte Scheick nannte mich ſeinen Sohn, und Omar hing ſich täglich feſter an mich. Ich hatte meine Freude daran, den Jüngling zu bilden, es gelang mir über alle Erwartung. Der Keim war ſo gut und ſchön, ich pflegte ſein brüderlich, er trug herrliche Blüthen und verſprach köſtliche Früchte. Nach und nach, ſo wie es in ſeinem Kopfe heller ward, regte ſich der Wunſch in ihm, geſittete Völkerſchaften kennen zu lernen, unter ihnen Tugenden auszuüben, für welche ſeine Landsleute noch keinen Sinn hatten. Es hielt ſchwer den alten Vater zu einer Trennung zu bewegen, er willigte endlich ein, er vertraute ihn meiner Obhut, wir reiſten ab. Von unſerer Wanderſchaft ſollt ihr nur ſo viel wiſſen, daß einſt in Syrien uns eine Räuberſchaar umzingelte, daß Omars Tapferkeit mir Leben, Freyheit und Vermögen rettete, daß er ſelbſt in ſeinem Blute ſchwimmend auf dem Platze blieb, daß ſeine Stirn und ſein Hals noch heute die Narben tragen. Das iſt noch nicht alles. Als wir uns in Smyrna zu Schiffe ſetzen wollten, und an einem ſtürmiſchen Tage in einem kleinen Boote, auf die Rheede fuhren, warf eine Welle unſer Fahrzeug um. Ich kann nicht ſchwimmen, ich wäre ohne Rettung ertrunken; aber Omar faßte mich bey dem Schopf und hielt meinen Kopf über Waſſer und kämpfte eine halbe Stunde lang gegen die Wuth der Elemente, bis man uns zu Hülfe eilte. Kaum war er ans Land geſtiegen, ſo fiel er ohnmächtig zu Boden.

Julchen (bewegt). O wie lieb' ich ihn nun!

Nettchen (eine Thräne aus den Augen wiſchend). Der Krauskopf niſtet ſich mit Gewalt in mein Herz.

Mor. Begreift ihr nun warum er mir lieber iſt, als Eltern und Geſchwiſter? Er iſt mein Wohlthäter, und es giebt für ein edles Herz keine ſtärkere Bande, als die der Dankbarkeit. Nun Nettchen, willſt Du den Druck ſeiner Hand noch nicht erwiedern?

Nettchen. Ich will ihn küſſen.

Mor. So hör' ichs gern (er ruft) Omar! Omar!

Eilfter Auftritt.

Omar. Die Vorigen.

Mor. Komm her Du treuer Gefährte! daß ich die Denkmäler Deiner Liebe meinen Schweſtern zeige (er ſtreicht ihm die Haare von der Stirn).

Stirn). Seht ihr Kinder! (er küßt ihm die Halsbinde). Seht ihr hier? (Er küßt ihn auf Stirn und Hals). Das war ich meinem Herzen ſchuldig, und nun in Deiner Gegenwart nie ein Wort mehr davon.

Omar. Sepp lieber Moritz! verſprich mir das!

Julchen (ihn freymüthig umarmend). Ich danke Dir meines Bruders Leben!

Nettchen (ein wenig ſchüchtern). Da drück mir die Hand noch einmal (er thut es, ſie drückt ſie ihm wieder und reicht ihm den Mund).

Omar (entzückt). O welch ein Augenblick!

Zwölfter Auftritt.

Die alte Tante. Die Vorigen.

Tante (zuweilen huſtend). Kinder! Kinder! ey mein Gott! was macht Ihr denn da? Habt Ihr alle Zucht und Ehrbarkeit verabſchiedet.

Nettchen. Einen Kuß in Ehren, kann Niemand wehren.

Julchen. Liebe Tante es war nur der Ausbruch unſrer Dankbarkeit.

Tante. Dankbarkeit? Was Dankbarkeit! Die muß bey einem jungen Mädchen nie in Küſſe ausbrechen. Ein Kuß führt oft gar weit! ſo ſagt man; ich ſelbſt habe die Erfahrung nie gemacht.

Mor. Wenn das Herz voll iſt und wir keine Worte haben, ſo kann nur eine feurige Umarmung unſer Dollmetſcher ſeyn.

Tante. Aber ſo redet doch! Was giebt es denn? Was hat er denn gethan, daß eure Herzen ſo grimmig voll davon ſind. Wenn es würklich der Mühe werth iſt, nun ſo bin ich auch nicht ſo ſtolz wie manche andern meines gleichen, und ich will ihm wohl einen Kuß geben.

Nettchen. Er hat dem Bruder Moritz das Leben gerettet.

Julchen. Zweymal.

Tante. Wie denn? Wo denn? Wann denn?

Nettchen. Einmal wurden ſie von Räubern überfallen.

Tante. Und da hat er ſich brav gewehrt?

Nettchen. Errathen.

Tante. Nun das war ja ſeine Schuldigkeit.

Jul.

Julchen. Ein andermal fielen ſie beyde ins Waſſer.

Tante. Und da hat er ihn heraus gezogen?

Nettchen. Errathen.

Tante. Nun das war ja ſeine Schuldigkeit.

Mor. (etwas auffahrend). Weißt Du was, liebe Tante, nimm Dich in Acht, daß Du nicht ins Waſſer fällſt. Wenn Omar Dich heraus ziehen wollte, ich würde ihn bey den Haaren zurück halten.

Tante. Kinder! Kinder! ihr familiariſiert euch ſo ſehr mit den Domeſtiken. Es iſt ein Glück, wenn man treue Leute um ſich hat, aber man muß ſie nicht verwöhnen. (Sie zieht ein Stück Geld aus der Taſche) Da guter Freund, trink Er einmal auf meine Geſundheit.

Mor. (reißt ihr das Geld aus der Hand und wirft es ihr vor die Füße. Darauf umarmt er Omar). Vergieb ihr lieber Omar! Sie iſt zu bedauern, ſie hat ein enges Herz, aber es iſt nicht ihre Schuld. Sie iſt ein guter ehrlicher Schlag von Weibe, deren Empfindungen eine hochbeinigte Gouvernante ſchon in der Kindheit verſtümmelt hat, damit alles was ſie thut fein vornehm ausſehn möge. Es iſt ihr gegangen, wie einſt den römiſchen Knaben, denen man die Gelenke brach, um zum Kriegsdienſte und tapfern Thaten ſie unfähig zu machen. Sie kann nichts dafür.

Tante. Ey mein Gott! —

Mor. (ſie haſtig unterbrechend). Nicht weiter liebe Tante. Er iſt unſer Wohlthäter! Selbſt die kleine Münze, die ich da in den Buſch warf, verdankſt Du ihm. Daß er Dir des Morgens den Thee bereitet, und Deine Blumen begießt, und Deine Canarienvögel füttert, das iſt ſein freyer Wille; denn bey Gott! wenn er's verlangt, ſo bin ich ſein Knecht, Du ſeine Köchin, Nettchen ſeine Wäſcherin und Julchen ſeine Magd.

Omav (verlegen). Hör' einmal auf, Du haſt es mir verſprochen.

Mor. Nur noch ein Wort. Der Zufall kann es fügen, daß ich heute oder Morgen von euch ſcheide. Er iſt mein Einziger Erbe. Sein iſt alles was mein war. Auch meine Schweſtern vermach ich ihm, und will er nach meinem Tode euer Bruder ſeyn, ſo habt ihr keinen Bruder verloren.

Omar (gerührt und verlegen). Du hältſt nicht Wort, Du jagſt mich ſchon wieder fort. (Er geht in den Garten).

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne Omar.

Moritz. Ein Bedienter iſt ein Menſch wie wir, oft beſſer als wir. Wer kalt und unfreundlich iſt gegen einen treuen Bedienten, der mag immerhin ein groſſer Staatsmann, ein tapferer Krieger ſeyn, mein Freund iſt er nicht. Doch das gehört unter die unerkannten Gewohnheitsſünden, aber ich bitte Euch Schweſtern, ich bitte Dich liebe Tante, laßt mich nie ein ungeziemendes Betragen gegen meinen Omar ſehn. Ehrt mich in ihm, er iſt mein Bruder, und ich leide kein Vornehmthun auf irgend einer Naſe!

Tante. Nun ja doch, ja! Viel Lermens um nichts!

Nettchen. Betrachte mein Näschen, es kann nicht vornehm thun, wenn es auch wollte.

Tante. Ich dächte lieber Neffe, da der Himmel Dich mit Geld und Gut geſegnet hat, und der Menſch Dir doch ans Herz gewachſen iſt, Du ſchickteſt ein paar hundert Gulden nach Wien und ließeſt ihn adeln.

Mor. (ſieht ſie unwillig und verächtlich an. Iſt im Begriff ihr heftig zu antworten, ſchluckt es aber nieder und ſagt hingeworfen). Ja, ja — Wir wollen frühſtücken, ich bin hungrig. (Sie ſammeln ſich um den Theetiſch).

Tante. Nein das kann mir Niemand nachſagen auch nicht in den blühendſten Zeiten unſrer Familie, daß ich die armen Dienſtbothen über die Gebühr geplagt hätte.

Mor. Was heißt das: über die Gebühr?

Tante. Nun was man mit Recht von ihnen fordern darf, dazu hab' ich freylich ſie mit Strenge angehalten, denn lieber Gott! dieſe Art von Leuten iſt doch nun einmal dazu geboren.

Mor. Dieſe Art? Es iſt keine Art! Ich ſag' Dir, es ſind Leute wie wir, wir gehören alle zu einer Art! und nur der Dummkopf iſt von rechts wegen zur Sklaverey geboren, ſein Vater ſey ein Holzhacker oder ein Baron.

Tante. Wie Du nun wieder aufſprudelſt und brauſeſt, wie der Brodelbrunnen in Pyrmont. Unterbrich mich nicht, ich wollte Dir erzählen, daß noch bis auf den heutigen Tag vier Perſonen am Leben ſind, welche in beſſern Zeiten bey mir gedient haben; alle ſind durch mich verſorgt worden. Da war die Anna Gutbrod, die heyrathete den Haushofmeiſter des Grafen von Solms, und ich habe ſie reichlich ausgeſteuert. Da war die Catharina Zipfelmann, die heyrathete einen Huſarenwachtmeiſter unter dem Regimente meines wohlſeeligen Herrn Vaterbruders, die hat mich noch vor ein paar Jahren zu Gevatter gebeten —

Mor. Schon genug! Schon genug liebe Tante! ich bin von Deiner Gutherzigkeit überzeugt.

Tante. Und da wolt' ich nur ſagen, wenn wir nun die neue Kammerjungfer annehmen, von der ich mit Dir ſprach, ſo ſollſt Du ſehen, lieber Neffe, ich will ſie halten wie ein Kind.

Mor. Wieder das alte Lied!

Tante. Ich muß es ja wohl ſo lange ſingen, bis Du endlich darauf hörſt. Julchen, Nettchen, helft mir doch den wunderlichen Menſchen zur Vernunft bringen. Er ſchlägt es rund ab, die hübſche, kleine Marie, in unſre Dienſte zu nehmen. Er bedenkt gar nicht, daß ich von Kindesbeinen auf, bis zu dem Tode meines wohlſeeligen Herrn Bruders mich nie ohne Kammermädchen beholfen habe. Kein Kopfzeug kann ich allein mir aufſtecken, keinen Latz zuſchnüren. Iſt es denn noch nicht genug, daß wir ſeiner Grille zu gefallen unſern Stand verbergen? Er ſpricht, das ſey nur äußerer Flitter. Wohlan! wenn dem auch alſo wäre; meine Bequemlichkeit, ein behagliches Wohlbefinden auf meine alten Tage, iſt das auch nur äußerer Flitter?

Mor. So muß ich es noch einmal wiederhohlen? Ich bin gekommen, Dir und meinen Schweſtern ein ruhiges, ſorgenfreyes Leben zu verſchaffen. Ihr habt um das liebe tägliche Brod arbeiten müſſen, von dieſer Plackerey habe ich Euch erlöſt und dann ſeyd zufrieden. Euch in Ueberfluß verſetzen, das wollt' ich nicht, und ich ſelbſt begehre ihn nicht. Ihr habt eine Magd, die Euch bedient, das iſt genug. Verlangt Ihr mehr, und bin ich ſchwach genug Euch mehr zu geben, ſo nehmt Ihr das nicht mir, ich brauch' es nicht, aber Ihr ſtehlt es ärmern Menſchen.

Julchen. Wie aber lieber Bruder, wenn eben Deine Einwilligung Wohlthat für einen Armen wäre?

Mor. Wie das?

Nettchen. Das Mädchen, welches die Tante in ihre Dienſte zu nehmen wünſcht, iſt ein armes verlaſſnes Geſchöpf. Wir brauchen ſie nicht, aber ſie braucht uns.

Mor. Das iſt ein anders. Warum ſagt Ihr das nicht gleich?

Nettchen. Du ſollſt ſie ſehen, ſie wird Dir gewiß gefallen. Sanfte Schwermuth wohnt auf ihrem Geſichte. Ihr Mund klagt nicht, aber ihr Blick verräth, daß ſie unglücklich iſt.

Mor. Ey ſo laßt ſie kommen, je eher je lieber! So lange ich ein Fleckchen Erde habe, das ich mein nennen darf, ſoll ein Unglücklicher mich nie vergebens um eine Freyſtatt anſprechen.

Julchen und Nettchen. Guter Bruder!

Tante. Das heiß ich denken wie ein Edelmann —

Mor. Denken ſollte, wenn er ein Menſch iſt.

Julchen. Wie wird die arme kleine Marie ſich freuen.

Nettchen. Wir wollen gleich nach ihr ſchicken.

Mor. Da ſich's nun einmal ſo trifft, ſo iſt mir's auch lieb, daß unſre kleine Wirthſchaft ſich um ein geſchäftiges Weſen vermehrt. Es könnten in der Zukunft ſich Fälle ereignen, wo wir ſie nöthig haben dürften.

Nettchen. Was will der Herr Bruder damit ſagen?

Mor. Ich will heyrathen.

Nettchen, Julchen und die Tante (zugleich). Du?

Mor. Ja ich. Schon lange fühle ich, daß mir etwas mangelt. Wenn ich ein hübſches Mädchen ſehe, ſo hängt mein lüſternes Auge an ihr, mit einer Begehrlichkeit, die ich nie empfand, als ich noch auf Reiſen mich herum warf und in Geſchäften wühlte. Nichtsthun und Langeweile das ſind gröſtentheils die Quellen, aus welchen die Liebe entſpringt. Wenn ein kleines Kind mir aufſtößt, ſo nehme ich es unwillkürlich auf meinen Arm, und küſſe es und kneipe es in die rothen Backen. — Ich will Vater werden, und alſo will ich ein Weib nehmen.

Nettchen. Darf man fragen: wem der hochgebietende Sultan ſein Schnupftuch zuwerfen wird?

Mor. Dir, wenn Du willſt.

Nettchen. Mir? Ha! ha! ha!

Mor. (zu Julchen). Oder Dir?

Julchen. Mir? Ha! ha! ha!

Tante (hüſtend). He! He! He!

Mor. Warum lacht Ihr? Ich ſpreche im Ernſt. Ihr gefallt mir beyde, ich kenne Euch beyde, Ihr ſeyd ein paar gute Mädchen, Ihr ſeyd hübſch, vergleicht Euch unter einander, welche von Euch mich haben will. Mir gilt es gleich viel.

Nettchen. Bruder es ſpükt in Deinem Gehirn.

Mor. Ey das wäre? Und warum?

Tante. Neffe, Neffe! Du biſt auf gutem Wege toll zu werden. Haſt Du denn gar keine Ehrfurcht vor den heiligen Banden des Blutes?

Mor. Da haben wirs! Wieder ein verdammtes Vorurtheil! Ich will Dir in einem Athem hundert Völker nennen, die ihre Schweſtern heyrathen und ſich wohl dabey befinden.

Tante. Das ſind Heyden! blinde Heyden! aber unter geſitteten, chriſtlichen Völkern, geht das nicht an. Ja die Tante allenfalls, da diſpenſiert ein hochpreißliches Conſiſtorium zuweilen —

Nettchen (ſchalkhaft). Ja die Tante! Was meynſt Du?

Mor. Ich meyne Ihr ſeyd Thörinnen, mit welchen man in Dingen, wo es auf geſunde Vernunft ankömmt nicht ſtreiten muß. Ihr wollt mich nicht? Nach Belieben. Heute oder Morgen zieh' ich hinaus auf die Landſtraßen und ſuche mir ein Weib.

Tante. Sieh nur dabey auf unbeſcholtene Herkunft, auf eine untadeliche Familie.

Mor. Venus ward aus Meerſchaum geboren. Ein ſchönes Mädchen iſt mir eine Königin, und wenn ich ſie auf einem Miſthaufen finde.

Nettchen. O ihr ſchwachen Männer!

Vierzehnter Auftritt.

Omar. Schiffer Thoms. Die Vorigen.

Omar. Da iſt Schiffer Thoms.

Mor. Willkommen Thoms!

Thoms (reicht ihm die Hand und macht einen Kratzfuß). Gott grüße Euch Herr! ich wollte Euch man ſagen, daß ich bald klar ſeyn werde. Morgen oder Uebermorgen gedenke ich aus dem Baume zu legen, und wenn Wind und Wetter Ge-

Gedeihen geben, ſo ſegeln wir wills Gott um ein paar Tage nach der Levante. Habt Ihr was zu beſtellen an Eure gute Freunde, ſo macht es man fertig.

Mor. Schönen Dank Thoms für den Advis. Ich will Dir ein klein Paket mitgeben für den alten Scheick Omars Vater. Ich habe das ſchon mit unſerm Conſul in Smyrna richtig gemacht, der weiß Mittel und Wege es an die Behörde zu befördern, an den darfſt Du es nur abliefern.

Thoms. Wohl! Wohl!

Mor. Aber Kinder, ich brauche einen Mahler. Als wir von dem guten alten Scheick uns trennten, mußte ich ihm mein Bild verſprechen. Wißt Ihr mir einen Künſtler nach zu weiſen, der ſeine Kunſt verſteht?

Nettchen (raſch). Aſſeſſor Willhelm von Moll.

Julchen (raſch und heimlich). Um Gottes willen Nettchen —

Mor. Aſſeſſor? und von? Nein das iſt nichts. Ich will keinen Dilettanten, der durch das Opfer ſeiner Zeit und ſeiner Mühe mir Verbindlichkeit auflädet, ich will einen Menſchen den ich bezahlen kann.

Nettchen. Ja dieſer läßt ſich auch bezahlen. Ich will ihn rufen laſſen. (Sie hüpft fort).

Julchen (läuft ihr nach). Nettchen! Nettchen!

Tante. So wartet doch! Ey mein Gott! Kinder! ſo wartet doch! (ſie keucht ihnen nach).

Thoms. Wäre ſonſt noch etwas zu Euern Dienſten? Ich habe da noch allerley Kram zu beſorgen.

Mor. Nichts, nichts, lieber Thoms. Komm auf den Nachmittag wieder, daß wir zum Valet noch eine Flaſche mit einander leeren.

Thoms. Das kann wohl geſchehen. Gott befohlen! (ab).

Funfzehnter Auftritt.

Moritz und Omar.

Mor. Du ſteh'ſt in Gedanken?

Omar (bewegt). Ich denke an meinen Vater.

Mor. Willſt Du nicht auch Dein Konterfey ihm ſenden?

Omar (nach einer Pauſe). Was meynſt Du Moritz! ich bringe ihm lieber das Original zurück?

Mor. (Erſchrocken). Ernſt oder Scherz?

Omar. Ich bin nicht glücklich.

Mor. (Seinen Arm um ihn ſchlingend). Was mangelt Dir?

Omar. Ich habe mehr als ich hatte, mein Reichthum iſt mein Unglück. Du lehrteſt mich kennen, was von meinen Pferden und Kameelen mich unterſchied; mein Herz! ich wähnte damals aus Deiner Hand einen Schatz empfangen zu haben. O dieſer Schatz iſt läſtig zu verwahren. Was das Herz giebt, iſt kärglicher Genuß, was es entbehrt wird ihm zur Marter.

Mor. Lieber Omar, ich verſtehe Dich nicht.

Omar. Sieh, Du mußt mir das nicht übel nehmen, wenn ich zuweilen Vergleichungen anſtelle, zwiſchen meiner vorigen Lebensart und meiner jetzigen, wenn ich die letztere zwar

reitzend,

reizend, auch vielleicht dem Berufe des Menſchen angemeſſener finde; aber dann doch am Ende der Rückerinnerung an meine wilden Steppen eine Thräne weine und wünſche — vergieb mir! Dich nie gekannt zu haben!

Mor. (traurig). Mich? Deinen Freund und Bruder?

Omar. Dich! meinen Freund und Bruder! Nicht um die Schätze Indiens mögte ich wieder ſeyn, was ich war; aber die Schätze des ganzen Erdbodens gäbe ich darum, nie geweſen zu ſeyn, was ich bin. Wirf einen flüchtigen Blick auf meine damalige Lage und auf meine heutige. Du haſt ein Jahr unter uns gelebt, Du weißt was ein Araber bedarf um glücklich zu ſeyn. Das muthige Roß tummeln und mit nervigter Fauſt die Lanze ſchwingen, ſiehe da ſein ganzer Ehrgeiz. Eine junge ſittſame Beduine zum Weibe, ein Zelt, ein Pelz und ein Mutterpferd zur Zucht, ſiehe da ſein ganzer Reichthum. Hatte ich des Morgens die Sonne aufgehn und meinen Vater lächeln ſehn: ſo war ich glücklich. Frohes Muthes ſetzte ich mich am Mittage an dem Eingang meines Zeltes, mit meiner Milch und meinen Datteln, und jeder Vorübergehende war mein Gaſt. Hatte ich Langeweile ſo ſchlief ich, der Schlaf ſtand mir immer zu Gebote, denn Kopf und Magen waren nie von Unverdaulichkeiten überfüllt. Ein Spruch aus dem Koran und ein hübſches Märchen waren die einzige Speiſe meiner Seele, die einzige Nahrung meiner Phantaſie. Du kamſt und zaberteſt in wenig Wochen eine neue Welt um mich her. Du gabſt mir neue Wünſche, neue Bedürfniſſe, Du befriedigteſt auch manche derſelben, aber um alle zu befriedigen, hätteſt Du ein Gott ſeyn müſſen. Soll ich nun Gott oder Dich anklagen, daß meinem Herzen mangelt, was mir Niemand geben kann! daß ich immer begehre und mir immer verſagt wird! daß mein Kopf über die Gränzen hinaus will, welche die Natur ihm ſteckte! Aber warum muß ich fühlen, daß es ſolche Gränzen giebt! warum haſt Du dies Gefühl in mir geweckt? Deine Lehren koſten mich die Ruhe meines Lebens.

Mor. Ich bin verſteinert. Oefter ſchon hat [illegible]mar über Zeit und Ewigkeit, über [illegible]tenglück und Menſchenberuf mit mir ge[illegible]lt, es iſt nicht zum erſtenmale, daß er über den Nebel klagt, der auf der Zukunft liegt; aber immer blieb er ruhig, wenn ich ihm von Ferne den Engel des Todes zeigte, der uns hinter den Vorhang winkt, welcher den Genuß von der Hoffnung ſcheidet. Wie es da hinten ausſehen mag, das gilt gleich! genug ich überzeugte Dich einſt, dieſes Lebens letzter Augenblick ſey nicht der Allerletzte. Und ſo drückt kein Vorwurf mein Gewiſſen. Ich habe Dir nichts genommen, was ich Dir nicht tauſendfältig erſetzt hätte. — Nein Omar, heuchle nicht! das iſt nicht der Anlaß Deiner trüben Laune, das erwachte nur in Dir, weil Du ſonſt nicht glücklich warſt. Es iſt etwas mit Dir vorgegangen, was Deine Seele in dieſen Mißton ſtimmt (ihn zärtlich umarmend). Und dies etwas wollteſt Du mir verbergen?

Omar. Ach Moritz!

Mor. Heraus damit!

Omar. Ich liebe Deine Schweſter.

Mor. Julchen?

Omar. Nettchen.

Mor. Iſt das alles? Ich gebe ſie Dir zum Weibe.

Omar. Wider ihren Willen?

Mor. Warum ſollte ſie nicht wollen?

Omar. Nein, nein ſie will nicht.

Mor. Hat ſie Dir's geſagt?

Omar. O das fühlt ſich wohl. Wenn unſre Blicke ſich begegnen, ich ſchlage die Augen nieder, ſie ſieht mir unbefangen ins Geſicht. Wenn mein Herz überſtrömt und ein bedeutendes Wort meinen Lippen entſchlüpft, ſie muß mich doch verſtehen, aber ſie macht einen Scherz daraus.

Mor. Das iſt ihre Art ſo.

Omar. O Du weißt nicht, wie ſchon lange dieſe Leidenſchaft mich quält, von deren Entſtehung ich Dir eben ſo wenig Rechenſchaft zu geben weiß, als vom Urſprung des Nils. Ich ſchlafe nicht und träume wenn ich wache. Ich eſſe nicht und bin nie hungrig. Ich ſtrecke meine Hand aus und denke nichts dabey, ich rede und weiß nicht was. Immer hab ich lachen müſſen, über unſre morgenländiſchen Dichter, die von einem Heißverliebten zu ſagen pflegen: „ſein „Körper werfe keinen Schatten mehr.“ Ach Moritz! bald werde ich die Hyperbel wahr machen. — Nein ich will zurück zu meinem alten Vater, der vielleicht mit jedem Morgen ſeine kraftloſen Arme gegen die Sonne ausſtreckt und betend ſeinen Sohn von Gott zurückfordert.

Mor. Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß meiner Schweſter Stumpfnäschen meinen Omar zum Schwärmer machen könne. Sey ruhig, guter Freund, ich will mit Nettchen reden.

Omar. Willſt Du das?

Mor. Nun ja das verſteht ſich.

Omar. Aber ja nicht ſie überreden.

Mor. Ach nein doch! überlaß das mir. Wahrhaftig Omar, ich habe groſſe Luſt ein wenig zu lachen. Das begann ſo tragiſch, das ſchien geradeswegeſ auf einen Selbſtmord los zu führen, und am Ende iſt's beym Lichte beſehen, eines Mädchens Gunſt das frivolſte Ding auf Gottes Erdboden.

Omar. Wie Du es nimmſt.

Mor. Und Du es nehmen wirſt, über kurz oder lang. (Er ergreift ihn bey der Hand) Friſch auf! ſey heiter! Wenn meiner Schweſter Beſitz Dich glücklich machen kann, ſo geb' ich ſie Dir alle beyde und die alte Tante obendrein.

Omar. Iſt Nettchen mein, ſo bin ich Herr der Welt. (Sie wollen gehen.)*

Sechszehnter Auftritt.

Karg (mit einem Blatt Papier in der Hand)
Vorige.

Karg (ſehr eilig). O nur einen Augenblick mein Herr! nur einen einzigen Augenblick!

Mor. (unwillig). Was ſteht zu Dienſten?

Karg. Ich ſelbſt ſtehe ganz zu Ihren Dienſten. Da iſt eine Elegie, mein Herr, eine Elegie! — Sie haben doch den Igel Ihrer Demoiſell Schweſter gekannt? Nun dieſer Igel iſt unter die Sterne verſetzt! — Hier iſt ſein Kreditiv.

Mor. Was will der Menſch haben?

Karg. Einen Dukaten will ich haben, den Ihre Demoiſell Schweſter mir verſprochen hat, und 99 Dukaten ſchenke ich ihr, denn dieſe Elegie, mein Herr, ſie iſt gelungen, ich ſage Ihnen, ſie iſt gelungen! Hundert Dukaten iſt ſie unter Brüdern werth. Ich will ſie Ihnen vorleſen. Hören Sie nur! (er räuspert ſich).

Mor. (giebt ihm Geld). Hier mein Freund, aber unter der Bedingung, daß Du mir nie etwas vorleſeſt (Er geht mit Omar in den Garten.)

Siebzehnter Auftritt.

Karg allein. (Den Dukaten betrachtend).

Gehorſamer Diener! Ein ſchöner gerandeter Dukaten. Aber nie etwas vorleſen? Nein mein Herr, dies unausſprechliche Vergnügen verkauft der Dichter nicht für Plutos Schätze. Vorleſen muß ich! gleich viel wem. Und will

nie-

niemand mir zuhören, nun ſo hört ihr mich, ihr Vögel des Waldes! ihr Quellen und Bäume! (in die Ferne blickend). Ha, dort weidet ein Schäfer ſeine Heerde, geſchwinde hin zu ihm! daß er meine Elegie höre und ſeine Schallmey verſtumme (ab).

Ende des erſten Akts.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nettchen (allein).

(Sie ſitzt neben Dianens Bildſäule und hat ein Körbchen mit Roſen neben ſich ſtehen, aus welchem ſie eine Guirlande zu winden beſchäftigt iſt. In der Ferne lauſcht Omar. Sie ſingt):

Selbſt die glücklichſte der Ehen,
Mädchen hat ihr Ungemach;
Selbſt die beſten Männer gehen,
Oefters ihren Launen nach.

Ach ſie gehen nicht, ſie gallopiren! da iſt kein Halten, da iſt kein Bändigen; ſie thun was ihnen gut dünkt und ihren Herzen gelüſtet. (Sie ſingt):

Peitſcht die Närrin doch mit Neſſeln,
Die das Wageſtück beging
Sich auf Lebenslang zu feſſeln
Durch den goldnen Fingerring.

(Sie trällert und brummt vor ſich, indem ſie auf ihre Arbeit und dann in das faſt leere Körbchen ſieht). Ich habe doch nicht Roſen genug gepflückt. Immerhin! Diana muß vorlieb nehmen.

Omar (der ihr zugehorcht entfernt ſich bey dieſen Worten).

Nettchen (ſingt):

„Komm ſüßes Kind!“ ſo ſpricht der
Bräutigam,
„Du Weib, komm her!“ ſo ſpricht der
Mann.
Drum will ich nimmer, nimmer freyn,
Nein, nein! nein, nein! nein, nein!

Text und Compoſition ipſe fecit. Es reimt ſich wohl nicht recht, aber es iſt doch wahr.

Omar (iſt unterdeſſen herbey geſchlichen, hat das Körbchen mit friſchen Roſen gefüllt und iſt wieder in den Garten geſchlüpft).

Nettchen (wiederholt die letzte Strophe) Drum will ich nimmer — (ſie blickt von ungefähr auf das Körbchen und fährt zuſammen). Ah!

was iſt das! — Ich wette, das hat kein Ehemann gethan. Aber es iſt doch drollig! (ſie ſieht ſich allenthalben um). Keine lebendige Seele. Gewiß hat ſich eine Sylphe in mich verliebt. O ſolche Liebhaber muß man feſt halten, man kann ſie zu allerley brauchen. (Sie wirft einen Kuß in die Luft) Herr Sylphe, ich bedanke mich für die artige Galanterie. (Sie fängt an die friſchen Roſen zu verarbeiten und trällert vor ſich).

Zweyter Auftritt.

Moritz (aus dem Garten). **Nettchen.**

Mor. Ah, Schweſter Nettchen! es iſt mir lieb, daß ich Dich allein finde!

Nettchen. Ich bin nicht allein.

Mor. Wer iſt denn bey Dir?

Nettchen. Mein Liebhaber.

Mor. (ſich lächelnd umſehend). Vermuthlich ein unkörperliches Weſen?

Nettchen. Errathen.

Mor. Du Liebling der Götter und Menſchen. Aber entſchlage Dich auf einen Augenblick

blick der Geiſter, wir wollen von irrdiſchen Dingen mit einander ſprechen.

Nettchen. Laß hören.

Mor. Ein Liebhaber mit Fleiſch und Bein iſt doch immer beſſer, als ein luftiges Weſen.

Nettchen. Das iſt noch die Frage.

Mor. Jener kann Dich umarmen, das kann dieſer nicht.

Nettchen. Jener kann mich ſchlagen, das kann dieſer auch nicht.

Mor. Nettchen, ich hätte wohl eine Frage an Dich, wenn es Dir möglich wäre, nur ein paar Minuten lang ernſthaft zu ſprechen.

Nettchen (räuſpert ſich und affektirt eine feyerliche Miene). Herr Großinquiſitor, ich ſtehe zu Befehl.

Mor. Willſt Du heyrathen?

Nettchen. Nein.

Mor. Warum nicht?

Nettchen. Drollige Frage! das iſt eben ſo, als ob Du frügeſt: willſt Du eſſen? — nein! — warum nicht? — Ey Herr Bruder, das verſteht ſich von ſelbſt, weil ich keinen Hunger habe.

Mor. Aber gutes Kind, die Zeiten ändern ſich. Man muß ſammeln auf den Winter. Man wird hungrig, und am Ende kann man nicht eſſen, weil man nichts zu eſſen hat.

Nettchen. Willſt Du etwa ſelbſt wieder mir einen Heyrathsantrag thun?

Mor. Nein mein Schatz. Du mögteſt mich wieder an die alte Tante verweiſen.

Nettchen. Nun ſo laß Dir ſagen, daß dieſe Art von Hunger mich nie ergreifen wird. Ich ſehe ſo manche, die ſich den Magen überladen haben.

Mor. Grillen! Was wirſt Du denn anfangen, wenn die Zeit der Blüthe verſtrichen iſt und Niemand mehr die überreifen Früchte begehrt? Wenn Du herumkeuchſt wie unſre alte Tante, der Welt und Dir ſelbſt zur Laſt. Unter den Huronen wählen die alten Weiber Fürſten, auf den Marianen herrſchen ſie, und Gott verzeih mir's! es giebt ſogar eine Völkerſchaft, die keinen andern König anerkennt, als eine alte Jungfer. Aber unter den Europäern, liebes Schweſterchen, iſt eine alte Jungfer wie ein alter Brief, der zwar geſchrieben, aber nicht abgeſchickt worden.

Nettchen. Ey nun, was kümmert's Dich? Iſt er doch nicht an Dich addreſſiert.

Mor. Eine Blume, die am Stengel verwelkt.

Nettchen. Wer heißt Dich ſie brechen?

Mor. Ein Baum voller Blätter, aber ohne Früchte.

Nettchen. Erquicke Dich an einem andern.

Mor. Ein Haus, das Niemand bewohnt, weil das Alter darin ſpukt.

Nettchen. Herr Bruder, Sie erſchöpfen Ihren Witz.

Mor. Und Du meine Geduld. Kurz und gut, ihr ſeyd da um zu heirathen, das iſt euer einziger Beruf. Ein alter Hageſtolz kann der Welt doch noch auf tauſenderley Art nützlich werden; aber eine alte Jungfer ſtiehlt jeden Biſſen den ſie in den Mund ſteckt, weil ſie mit dem Unkraut alles gemein hat, nur nicht die Fruchtbarkeit.

Nettchen. Prr! wie das überſprudelt! aber mein beredſamer Herr Bruder, der Sie ſo ſehr um das Wohl Ihrer Schweſtern bekümmert ſind, Sie vergeſſen einen Hauptumſtand.

Mor. Der wäre?

Nettchen. Ein Mädchen muß nicht eher heirathen, als erſtens: bis ſie Luſt dazu hat; und zweytens: bis jemand kommt, der ſie haben will.

Mor. Das letztre iſt für diesmal nicht Dein Fall.

Nettchen. Nicht? O geſchwind! meine Neubegier lodert in hellen Flammen auf. Wer bewirbt ſich zärtlich und ehrerbietig um dieſe kleine weiſſe Hand.

Mor. Ein Mann mit einem makelloſen Herzen flammend für die Liebe, heiß für die Freundſchaft, warm für die Tugend, weich für das Mitleid, ſchön wie der Frühling, wohlthätig wie der Herbſt, fromm wie ein Kind und klug wie ein Greis.

Nettchen. Mit einem Worte ein Gott!

Mor. Mit einem Worte Omar!

Nettchen (gedehnt). Omar?

Mor. (ihr nachſpottend). Omar? Ja Omar! Du ſprichſt den Namen aus, als ob Du einen beſſern zu nennen wüßteſt.

Nettchen. Nein, Omar iſt mir zu klug.

Mor. Ein ſonderbares Gebrechen.

Nettchen. Wenn ich ja heirathen ſoll, ſo gebt mir einen Mann je dümmer je beſſer, mit dem ich ſchalten und walten kann nach Belieben, der mir nie mit einem Aber beſchwerlich fällt, der, wenn ich zu ihm ſage: dies U iſt ein X, mir ganz demüthig ſein X nachläßt; der mich ſchön findet, wenn ich Launen habe, und reizend, wenn ich maule; der meine Liebhaber höflich vor der Thür empfängt und meine Kinder wiegt.

Mor. Genug des Spottes! wüßte ich, daß Du denkſt, wie Du redeſt, ich wäre im Stande Dich mit dem Schriftſteller Karg zu verkuppeln.

Nettchen. Das ginge ſchon eher an. Die Frau eines Schriftſtellers kann wirthſchaften nach Gefallen, und thun, was ihrem Herzen gelüſtet, wenn ſie ſich nur dann und wann herabläßt,

abläßt, die Geiſtesprodukte ihres Gemahls zu loben! — Aber nein! Freyheit! goldene Freyheit! Dir weihe ich meine Tage! Mit Blumen ſind zwar die eiſernen Ketten umwunden, gar lieblich von außen anzuſchauen, aber der ſie ſchleppt, fühlt ihre Laſt und die Blumen verwelken in den Flitterwochen. (Sie hat indeſſen ihre Guirlande vollendet). Diana! keuſche Diana! empfange das Gelübde Deiner Nymphe! mache mich fühllos wie dieſen Stein, und kalt wie den Mond, der deine Scheitel ziert. (Sie umwindet bey dieſen Worten Dianens Bildſäule mit der Guirlande).

Mor. Du biſt eine Närrin! und das möchteſt Du immerhin ſeyn, wenn Deine Narrheit unſchädlich wäre. Aber ich, ich muß ſie theuer bezahlen! ſie koſtet mich einen Freund — ich hatte nur einen, er verläßt mich, ſein Platz wird leer in meinem Herzen, und wer vermag ihn auszufüllen.

Nettchen. Warum leer? Lieb' und Freundſchaft werden durch Trennung noch heißer.

Mor. Ein entfernter Freund iſt ein todter Freund.

Nettchen. Auch will ich Dir im Vertrauen ſagen: wenn das Deine einzige Sorge iſt, ſo darfſt Du ganz ruhig ſeyn. Omar wird nicht reiſen.

Mor. Nicht? Ich ſage Dir, er wird.

Nettchen. Ich ſage Dir, er wird nicht! er iſt verliebt.

Mor. Eben deswegen.

Nettchen. Eben deswegen reiſt man nicht. Wenn die Verliebten im Stande wären wegzureiſen, man würde nicht ſo viel Unglück in der Welt erleben.

Mor. Du kennſt ihn nicht, noch vor wenig Minuten hat er mir ſeinen Entſchluß eröffnet.

Nettchen. Das muß ich beſſer wiſſen, und wenn er ſeinen Koffer ſchon gepackt hätte, und wenn er ſchon mit einem Fuße im Schiffe ſtände, ſo ſage ich (zärtlich) Omar! — huſch zieht er ſeinen Fuß zurück.

Mor. Boshaftes Geſchöpf!

Nettchen. So! iſt das Geſchöpf boshaft, das ſeine Waffen kennt und ſie gebraucht?

Mor. Ich wünſchte, Omar hätte uns behorcht, er müßte Dich haſſen.

Nettchen. Paperlapap! laß uns von etwas anderm reden. Da kömmt Herr von Moll, der will Dich mahlen.

Mor. Ich weiß kaum, ob es nöthig ſeyn wird, denn geht Omar fort, ſo geh ich mit ihm.

Nettchen (komiſch feierlich). Um einſt wie Oreſt und Pylades in der Geſchichte zu glänzen.

Dritter Auftritt.

Wilhelm von Moll. Die Vorigen.

(Wechſelſeitige Verbeugungen).

Nettchen. Verzeihen Sie Herr von Moll die Dreiſtigkeit einer alten Bekanntinn. Mein Bruder wünſchte, ſich mahlen zu laſſen, und ich war ſo frey —

Wilh. Ohne Umſtände es geſchieht ſehr gern.

Nettchen (lebhaft). Ein Tiſch, ein Glas Waſſer (bey Seite) und Julchen (laut) ſollen gleich hier ſeyn. (Sie hüpſt ab).

Vierter Auftritt.

Moritz und Wilhelm.

Mor. Für's erſte, lieber Mann — denn lieb iſt mir eine ſolche Phyſiognomie — muß ich einen Umſtand ins Klare ſetzen. Ich bin ein Feind von aller Geſchraubtheit, von allem dem conventionellen Unweſen, welches müßige Köpfe erfanden und Narren nachäfften. Darunter gehört auch die drollige Sitte, einen Menſchen anzureden, als wären ihrer ein Dutzend. Ich kann das verdammte Sie nicht über die Lippen bringen und bitte daher, mir meine Weiſe nicht übel zu deuten, es iſt nicht bös gemeynt.

Wilh. Sprechen Sie nach Gefallen, mein Herr, wenn Ihr Umgang mir behagt, so erwiedere ich einſt vielleicht dies Du.

Mor. [illegible]! das war vom Herzen weggeſproch[illegible]ichs gerne. Nun muß ich fürs zweyte bitten, mir den Preiß Deiner Gemählde zu ſagen.

Wilh. Sind Sie reich?

Mor. Was nennſt Du reich?

Wilh. Haben Sie mehr als nöthig iſt um bequem und anſtändig zu leben?

Mor. Für Arme ja.

Wilh. Der Preiß iſt 25 Dukaten.

Mor. Das iſt viel.

Wilh. Ja.

Mor. Du biſt vermuthlich ein Meiſter in Deiner Kunſt?

Wilh. Man lernt immer und ich habe noch ſehr viel zu lernen.

Mor. Aber die Aehnlichkeit zu faſſen?

Wilh. Das gelingt mir größtentheils.

Mor. Nun das iſt mir genug. Denn ſieh nur, das Gemählde iſt beſtimmt für einen alten arabiſchen Scheick, und Du kannſt leicht denken, daß unter jenen Horden die freyen Künſte noch in der Wiege liegen. Er verſteht den Henker von Colorit, Haltung, Draperie u. ſ. w.

Wenn er ein Bildchen hat, welches die Züge ſeines Freundes ihm ins Gedächtniß ruft, ſo iſt er zufrieden.

Fünfter Auftritt.

Omar (bringt einen Tiſch und ein Glas Waſſer).

Vorige.

Wilh. Iſt's gefällig?

Mor. Weiſe mir meinen Platz an und drehe mich, und richte mich, wie es ſeyn muß.

Wilh. Nur dort auf die Bank.

Mor. (ſetzt ſich auf die Raſenbank, Wilhelm an den Tiſch ihm gegenüber, und kramt ſeine Materialien aus).

Omar (halb leiſe zu Moritz). Du ſprachſt mit Nettchen?

Mor. Ja.

Omar. Und meine Hoffnungen?

Mor. Sind auf Flugſand eines weiblichen Herzens gebaut.

Omar. Ach! das dacht' ich wohl.

Wilh. Den Kopf ein wenig mehr rechts — ſo — nicht [illegible]cht ernſthaft — es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie ſich mit jemand unterhalten.

Mor. Setze Dich her zu mir Omar, wir wollen von Deinem Vater ſprechen (Omar ſetzt ſich neben ihn, ſie ſprechen leiſe mit einander, Wilhelm mahlt).

Sechſter Auftritt.

Graf von Stierenbock und Karg (erſcheinen im Vordergrunde und ziehen ſich ganz herauf bis an die erſte Couliſſe).

Karg. Geruhen Ew. Excellenz einen Blick ſeitwärts fallen zu laſſen, dort ſitzt er auf der Raſenbank.

Graf (lorgnirend). Welcher von beyden?

Karg. Der im grauen Frack. Er trägt nie ein anderes Kleid.

Graf. Und der, welcher neben ihm ſitzt?

Karg. Iſt ſein Bedienter.

Graf. Sein Bedienter? Ha! ha! ha! ein allerliebſtes Debut, der mir den Mann auf den erſten Blick charakteriſiert.

Karg. Ein Araber, den er mit aus Egypten brachte.

Graf. Immer beſſer, alſo nicht einmal von einer vernünftigen Menſchenrace — Sieh, ſieh, er ſchlingt den Arm ihm um den Nacken. Man ſollte glauben, das ſchwarzbraune Ungeheuer ſey eine ſokratiſche Liebe.

Karg. O der Kopf dieſes Mannes iſt ſo voll von ſonderbaren Grillen, als der Kopf Ew. Excellenz voller Puderſtäubchen, und ich zweifle faſt, ob der geſchmeidige Hofmann ſich mit dem rohen Sohne der Natur vertragen werde.

Graf. Sey unbeſorgt, ich weiß in jede Falte mich zu ſchmiegen, im Nothfall jede Maſke vors Geſicht zu halten; und kröche mir ein Käfer zu einem Naſenloche hinein, und zum andern wieder heraus, ſo verſpreche ich Dir, nicht einmal die Naſe zu rümpfen. Ich habe Dir geſagt, daß in meinen Finanzen Ebbe iſt, eine reiche Heirath allein kann wieder Fluth hinein bringen, und ſollte auch der edle Stolz auf meine tapfern Ahnherrn dabey auf den Sand laufen.

Karg. O ſchön! ſchön! (Er zieht ſchnell ſeine Schreibtafel heraus und ſchreibt).

Graf. Was machſt Du da?

Karg. Ich notire mir das herrliche Gleichniß, um es in eine meiner neuſten belletriſtiſchen Schriften einzuweben.

Graf. Ich bin daher entſchloſſen der Schweſter dieſes Mannes meine Hand zu reichen, was auch Stadt und Hof dazu ſagen mögen. Ich kenne ein vortrefliches Mittel den Spöttern das Maul zu ſtopfen, ich werde nämlich der erſte ſeyn, der ſich über meine Heirath luſtig macht, und wenn meine künftige kleine Frau bey Hofe eine bêtiſe macht, ſo werde ich den grinſenden Junkern mit dem vollen Beutel um die Ohren klingeln. Cela mettra les rieurs de mon coté.

Karg. Wenn der freygebige Bruder nur die Hälfte ſeiner Diamanten zum Brautſchmuck beſtimmt, ſo iſt er im Stande die gemeinſte Bauerdirne zur Fürſtin umzuzaubern.

Graf. Der Menſch iſt grimmig reich, ſo ſagt man: deſto beſſer! Gold iſt die Folie, welche man der Ehre unterlegen muß, wenn ſie etwas gelten ſoll.

Karg. O ſchön! ſchön! (er ſchreibt wieder).

Graf. Damit aber dieſer mißliche Schritt nicht umſonſt gethan ſey, damit ich wiſſe wie dieſem Menſchen am beſten beyzukommen iſt, ſo ſey ſo gut, mein Freund und unterrichte mich ein wenig, ehe wir näher treten, von ſeiner Art zu denken, zu ſprechen, zu handeln, von ſeinen vorgefaßten Meynungen, von ſeinen Grillen und Thorheiten, kurz, verrathe mir die ſchwache Seite der Feſtung. Du kannſt, außer den 2 Louisd'ors, welche ich Dir für das Hochzeitgedicht verſprach, noch auf meine ganze Erkenntlichkeit, auf meine Protection Staat machen.

Karg. Mein Kopf und meine Zunge ſtehen unter Ew. Excellenz hohen Befehlen. Charaktere zu mahlen, das verſteh ich trotz dem Epictet und dem Brüyere. Der Hauptzug in dem Charakter dieſes Sonderlings iſt der ſteife Glaube an Gleichheit aller Stände. Ein Graf mit Ew. Excellenz Erlaubniß, und ein Handwerker, mit Reſpekt zu melden, gelten ihm gleich und oft der letztere noch etwas mehr. Er bediente ſich einſt in meiner Gegenwart des Gleichniſſes: Ein Stachelbeerbuſch ſey ihm lieber, als ein welker Zweig auf einer hundertjährigen Eiche.

Graf. (Eine Priſe Taback nehmend). Ich kenne dieſe abgeſchmackten Grundſätze, welche Preßfreyheit in der Welt verbreitet. Sie ſind das Steckenpferd bürgerlicher Schriftſteller. Die Hunde bellen den Mond an und mögten ihn vom Himmel herunter beißen. Nur weiter.

Karg. Aus dieſer Albernheit fließen alle die übrigen. Er iſt ein geſchworner Feind der wohlhergebrachten Gebräuche in der menſchlichen Geſellſchaft. Du! Du! ſo nennt er den Fürſten und den Bauer. Er ſetzt ſich, wenn es ihm beliebt, und läßt ſeinen Gaſt ſtehen; man zieht den Hut vor ihm, er behält den ſeinigen auf dem Kopfe; man hat mit ihm zu reden, er ſagt ohne Umſtände: man ſoll ihn allein laſſen.

Graf. Ich weiß genug, laß uns näher treten, und mache ihn bekannt mit meinem Stand und Namen. (Sie gehen auf Moritz zu).

Karg. Herr Eldingen, ich habe die Ehre, Ihnen Sr. Excellenz den Herrn Grafen Eugenius von Stierenbock! Erbherr auf Goldbach und Kümmerdingen, Sr. Durchl wohlbeſtallten Kammerherrn, Präſidenten der Akademie der Künſte, Mitglied der freyen ökonomiſchen Geſellſchaft zu Petersburg wie auch verſchiedener deutſchen und lateiniſchen Geſellſchaften Ehrenmitglied —

Graf. Wozu die Litaney lieber Mann! war ich je ſtolz auf Titel? — Mein Herr, ich bin Graf Stierenbock kurzweg, dem Alles, was er von Ihnen ſah und hörte den Wunſch abnöthigte Ihre Bekanntſchaft zu machen und vielleicht — Ihre Freundſchaft zu gewinnen.

Mor. (ſich ein wenig gegen ihn neigend, doch ohne aufzuſtehn). Sehr verbunden. Meine Freundſchaft iſt wenig und meine Bekanntſchaft iſt gar nichts werth.

Graf. Immer war Beſcheidenheit die Gefährtin wahrer Verdienſte.

Mor. Man findet überall viele Fehler mit einigen Tugenden verſchmolzen, ſo wie das Kupfer immer ein wenig Gold mit ſich führt.

Graf. Vortrefflich gedacht und geſagt. Der erſte Augenblick unſerer Bekanntſchaft überzeugt mich, daß der geheime Wunſch meines Herzens mich nicht täuſchte. — Doch — was werden Sie von meinem Eigennutz denken — wenn ich Ihnen ſogleich freymüthig bekenne, daß noch ein anderes näheres Intereſſe mich zu Ihnen führt?

Mor. Das habe ich vermuthet.

Graf. Vermuthet? Wie?

Mor. Nur Eigennutz knüpft Menſchen an Menſchen.

Graf. Wo bliebe denn Wohlwollen, Freundſchaft, Liebe?

Mor. Das ſind nur edlere Gattungen von Eigennutz.

Graf. Ja, wenn Sie es ſo nehmen. Um deſto eher faſſe ich Muth, Ihnen ein Anliegen zu entdecken, welches das Glück meines Lebens betrifft. — Erlauben Sie — ich muß ein paar Worte allein mit Ihnen ſprechen.

Mor. Seit ich aufgehört habe Kaufmann zu ſeyn, habe ich für Niemanden auf der Welt ein Geheimniß.

Graf. Aber ich habe Geheimniſſe für dieſe Herren.

Mor. So muß ich bitten, mir ſie auf ein andermal mitzutheilen!

Graf. Ich — ja — ich — mein Dienſt — die Neigung des Fürſten, der ſich ſo ſehr an meine Geſellſchaft gewöhnt hat, vergönnen mir ſo ſelten, meine Zeit da zuzubringen, wohin mein Herz mich ruft — Sie wollen es? Es ſey! — in meiner Seele iſt kein Gedanke, der das Tageslicht ſcheuen dürfte, und ohnehin wird es doch bald kein Geheimniß mehr ſeyn, doch — wo das Herz warm mitſpricht, da pflegt die Zunge den Dienſt zu verſagen. Freund Karg jetzt iſt es an Dir.

Karg (nach einigem Räuſpern). Scheu und ſchüchtern würde ich auftreten in dieſer hochanſehnlichen Verſammlung, wenn nicht der ſchöne Gegenſtand meiner Rede, ohne allen Schmuck und Prunk vorgetragen, mir Bürge wäre für den Beyfall meiner Zuhörer. Welches Ohr könnte der Liebe ſeine Hörkraft, welches Herz ihr ſeine Fühlkraft verſagen! Mich verſteht nicht bloß der Mikrokosmos zu welchem ich rede, mich verſteht jeder Baum, jeder Grashalm, jeder zwitſchernde Vogel in den Lüften, jedes Würmchen, das ſich wollüſtig im Staube krümmt.

Graf. Halt das Maul! Du biſt ein Narr! — Herr Eldingen, ohne Vorrede — denn ich habe den für einen Hofmann läſtigen Fehler an mir, daß das Herz mir immer auf der Lippe ſitzt — ich liebe Ihre Schweſter und wünſche ſie zu meiner Gemahlin zu machen.

Mor. Meine Schweſter? Welche von beyden?

Graf (verlegen, ſich ſchnell zu Karg wendend, heimlich). Welche iſt es denn?

Karg (heimlich). Julchen.

Graf (laut). Julchen.

Wilh. (verräth die gröſte Unruhe, er löſcht wieder aus, was er angefangen, er fängt wieder an und löſcht wieder aus).

Mor. Meiner Schweſter ſteht es frey zu wählen, an ſie hätte dieſer Antrag gerichtet ſeyn müſſen, ich werde mir nie anmaaßen in Herzensangelegenheiten der Vormund eines Frauenzimmers zu ſeyn.

Graf. So mußte ein weltkluger Biedermann mir antworten, ich konnte das vorausſehen. Auch bin ich nicht hier die Hand der Schweſter von dem Bruder zu erbitten, nur ein kleines hülfreiches Wort ſollen Sie der ſchüchternen Liebe zugeſtehen, nur der Dollmetſcher meiner Empfindungen ſeyn, denn in Gegenwart Ihrer liebenswürdigen Schweſter, würden nur meine Augen reden, und mein Mund würde verſtummen.

Mor. Das heißt, ich ſoll Julchen vorbereiten?

Graf. Ganz recht.

Mor. Das will ich wohl thun.

Graf. Meine Ruhe liegt in Ihren Händen. Jahre ſind es ſchon, ſeit dieſe Leidenſchaft mich ins geheim verzehrt. Sie wiſſen es, liebſter Eldingen, daß nichts in der Welt mehr von eiteln Convenienzen abhängt, als die Wünſche unſers Herzens.

Mor. Das weiß ich.

Graf. Mein Rang, mein Stand, meine Familie, der Fürſt ſelbſt, alles hat mir Hinderniſſe in den Weg gelegt. Man hat mir zugeredet, man hat die Waffen des Spottes gegen mich gebraucht, man hat gebeten und gedroht, — umſonſt! aus jedem Kampfe mit mir ſelbſt, ging immer die Liebe als Siegerin hervor.

Wilh. (der ſich nicht länger zu halten vermag). Darf ich fragen, Herr Graf, wie und wo Sie die Bekanntſchaft der Mademoiſelle machten?

Graf (ihn mit den Augen meſſend). Beynahe mögt' ich antworten: Sie dürfen nicht fragen. Doch ich bin zu heiter geſtimmt, um einen kleinen Verſtoß gegen die Wohlanſtändigkeit zu rügen. Nur geſehen habe ich das holde Mädchen,

chen, nur geſehen auf Spatziergängen und in der Kirche. O um ſie zu lieben, darf man ſie nur ſehen.

Wilh. Da haben Sie Recht (ſich faſſend, doch ein wenig hämiſch). Nicht wahr, ihre ſchwarzen Augen ſtrahlen ein Feuer —

Graf. O ihre Augen! ſo ſchwarz als Rabengefieder im Strahl der Sonne —

Karg (ihn zupfend). Sie hat blaue Augen.

Graf. So ſcheint es in der Ferne, und wenn man näher tritt, ſo gleichen ſie dem Veilchen und der Kornblume.

Wilh. Und ihr langes, goldgelbes Haar —

Graf. Wenn es in Ringeln über ihren Buſen herabwallt, immer ruft es mir das Bild der deutſchen Mädchen aus dem erſten Jahrhundert ins Gedächtniß, die ſchöne Biſſula, von welcher Tacitus erzählt —

Karg (ihn zupfend). Ihr Haar iſt aſchfarbig.

Graf. Zwar hat nur die Kunſt jenes goldne Haar hervorgebracht, aber auch ohne jenen gelben Puder, welchen die Mode erfand, würden

den ihre aſchfarbigen Locken Männerherzen beſtricken.

Wilh. Und ihr großer edler Wuchs —

Graf (welcher merkt, daß man ihn zum beſten hat). Wozu die Aufzählung von Reizen, die ſich nur fühlen, nicht beſchreiben laſſen (zu Wilhelm hämiſch). Sie vergeſſen ſich ganz, mein Herr Aſſeſſor. Wie leicht könnte die Vernachläſſigung dieſes Gemähldes Ihrem Ruhm und Ihren Einkünften Nachtheil bringen.

Wilh. Was wollen Sie damit ſagen?

Graf. O nichts auf der Welt! Ich weiß daß Herr **von Moll** erhaben über jede alberne Convenienz des Vorurtheils ſpottet, welches einem Edelmann verbietet eine bürgerliche Handthierung zu treiben, und ſich dafür bezahlen zu laſſen.

Wilh. Ganz recht, ich ſpotte darüber.

Graf. Zwar weiß ich auch, daß der Herr Aſſeſſor von Moll einen Poſten bekleidet, welcher ihn reichlich ernährt; aber wer kann es ihm verargen, wenn er ſucht, ſich einen kleinen Schatz zu ſammeln, damit, wenn er ſich einſt blind gemahlt, es ihm nicht gehen möge, wie dem Beliſaire Ha! ha! ha!

Wilh. Mein Herr Graf —

Graf. Nicht weiter. Jeder Menſch handelt nach ſeinen Grundſätzen, und nur die ſind die beſten, welche innerlich beglücken, ohne Rückſicht auf das Urtheil der Welt. — Leben Sie wohl, liebſter Eldingen! Muß ich es wiederhohlen, daß das Glück meines Lebens Ihren Händen anvertraut iſt? Dieſen Nachmittag ſeh ich Sie wieder — entzückender Gedanke! — um Sie vielleicht als Bruder an mein Herz zu drücken. (Er macht eine leichte Verbeugung und geht).

Karg (ihn am Rockzipfel haltend). Ew. Excellenz noch ein Wort.

Graf. Nur geſchwinde.

Karg. Wollten Sie mir nicht einen Thaler auf Abſchlag der zwey Louisd'or —

Graf. Ich habe nichts als Gold bey mir (ab).

Karg (ſchüttelt den Kopf und ſchleicht ihm nach).

Siebenter Auftritt.

Vorige, ohne den Grafen und Karg.

(Eine Pauſe. Wilhelm ſucht ſeine Gemüthsbewegung umſonſt zu verbergen).

Moritz. Du haſt Dich geärgert?

Wilhelm. Ich hätte mich nicht ärgern ſollen.

Mor. Nein warlich, es war der Mühe nicht werth. Aber weißt Du auch, worüber Du Dich geärgert haſt?

Wilh. Ueber ſein Faunengeſicht, über ſein Satyrlächeln, über ſeinen giftigen Ton, ſeine hämiſche Höflichkeit —

Mor. Mein Schatz, nimm mir's nicht übel, Du haſt Dich geärgert, weil er beynahe Recht hatte.

Wilh. Er hatte Recht?

Mor. Ja ſieh, wenn es wahr iſt, daß Du ein einträgliches Amt bekleideſt —

Wilh. Das iſt wahr.

Mor. Von welchem Du honett leben kannſt.

Wilh. Von welchem ich leben kann.

Mor. Nun ſo, müßte die Mahlerey Deine Geſpielin und nicht Deine Arbeitsdirne ſeyn. Werde nur nicht wieder böſe, ich meyne es gut, und will Dich nicht beleidigen; aber Du haſt eines von denen Geſichtern, zu denen ich immer reden muß, wie ich denke.

Wilh. Du meynſt alſo auch, ich ſchände meinen Stammbaum, indem ich —

Mor. Poſſen mit dem Stammbaum! ein gutes Herz, aus welchem die Zweige der Tugend ſich verbreiten das iſt der ächte Stammbaum.

Wilh Nun und alſo —

Mor. Biſt Du verheirathet?

Wilh. Nein.

Mor. Haſt Du vielleicht alte unvermögende Eltern?

Wilh. Nein.

Mor. So nehme ich von meiner Behauptung nichts zurück. Ein junger geſunder Mann, der vollauf zu leben hat, denkt wenig an das Sparen und Sammeln. Thut er es doch — ey es iſt recht klug, recht erſprießlich, aber es verträgt ſich nicht mit unbefangener Jugend, es verräth einen kleinen Hang zum Geiz, den das Alter einſt vollends ausbrüten wird.

Wilh. (ſehr bewegt). Du thuſt mir Unrecht — doch laß uns davon abbrechen.

Mor. Recht gern.

Wilh. (nach einer Pauſe). Wirklich — ich habe mich über den Laffen ein wenig geärgert, — ſo geärgert, daß meine Hand noch immer zittert. Ich kann nicht mahlen. Vergönne mir einige Minuten Erholung.

Mor. Nach Deinem Gefallen. Komm Omar laß uns einen Gang unter die Linden machen. (Er zieht ein Buch aus der Taſche). Ich will Dir einen Schatz mittheilen, den ich heute in dieſem Buche fand. (Er lieſt den Titel) „Beſchreibung der Pelew-Inſeln“ Da wirſt Du ein Völkchen finden! Ja Omar es giebt noch Menſchen! Ich habe einen köſtlichen Einfall. Komm, daß ich Dir ihn mittheile, und hilf mir ihn ausführen. (Er faßt ihn unter den Arm, ſie ſchlendern zuſammen fort).

Achter Auftritt.

Wilhelm allein (den Kopf in die Hand und den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt).

Glänzendes Laſter gilt dem Menſchen für Tugend, und heimliche, im Stillen würkende Tugend wird mit ſchimpflichen Vermuthungen gebrandmarkt. Was hab' ich davon, daß ich gut bin und rechtſchaffen handle! ich werde verkannt, und nicht blos Narren verkennen mich, auch Männer deren Urtheil einen Werth für mich hat, deren Hochachtung mich aufrichten würde, ſo wie ihre Geringſchätzung mich niederbeugt. — Was hab' ich davon? — O Tugend! Tugend! wärſt du dir nicht ſelbſt Belohnung, keiner würde Muth haben, um Lohn jenſeits des Grabes zu kämpfen.

Neunter Auftritt.

Julchen. Wilhelm.

Wilh. (in Gedanken vertieft, hört ſie nicht kommen).

Julchen (ſteht neben ihm und legt ihre Hand ſanft auf ſeine Schulter) Wilhelm!

Wilh. (erſchrocken auffahrend). Gott! Julchen!

Julchen (mit ſchmelzender Stimme). Was hab' ich Dir gethan? Womit hab' ich Dich beleidigt?

Wilh. (ſehr verwirrt). Du mich beleidigt? —

Julchen. Sieh, ſchon lange irre ich hier im Garten herum, und lauſche nach einem Augenblick Dich allein zu finden — und nun da dieſer Augenblick gekommen iſt — läßt meine Beklemmung mich kaum reden. — Nein, ich habe Dich nicht beleidigt — und doch biſt Du ſo verändert gegen mich.

Wilh. Verändert?

Julchen. Du meideſt meine Gegenwart.

Wilh. Bin ich drum verändert? Auch Julchen verkennt mich!

Julchen. So rede! Was iſt es denn, das Dich von mir ſcheucht?

Wilh. Dein Gold.

Julchen. Mein Gold?

Wilh. Die Reichthümer Deines Bruders. O Du biſt nicht mehr was Du warſt. Ich liebte Dich — nur Gott allein weiß wie ich Dich liebte! alle meine Gedanken hingen an Dir, alles hatte Beziehung auf Dich! Wenn ich zuweilen ernſthaft und finſter unter einem Berg von Akten ſaß und eine Relation machte; ſo konnte es mich ſtundenlang zerſtreuen, wenn ich etwa plözlich ein groſſes J ſchreiben mußte. Alle meine weiblichen Portraits hatten Aehnlichkeit von Dir; alle meine Handzeichnungen ſahen aus wie Du. Wenn ich einen Menſchen ſah, der Schäze ſammelte, oder wenn ich in den Zeitungen las, daß irgend ein Fürſt einen Thron beſtiegen hatte, ſo ſezte ich mich an ihre Stelle und dachte, wie arm ich ſeyn würde, ohne Dich!

Julchen (an ſeinem Halſe). Ach! was habe ich Dir gethan, daß Du nicht mehr ſo denkſt!

Wilh. Ja ich bin arm ohne Dich! ſehr arm! — O daß Du noch mein dürftiges Julchen wärſt! Wie ſüß war die Empfindung mit der ich einſt jeden erſparten Groſchen zurücklegte, mit dem Gedanken: dieſer Groſchen iſt für Julchen. Noch jetzt gehe ich täglich ein paarmal durch die kleine enge Straße, welche Du ehemals bewohnteſt und ſehe durch die niedrigen Fenſter in das dunkle Stübchen, in welchem ich ſo manchen ſeeligen Augenblick genoſſen. Julchen! Julchen! ziehe wieder dorthin! nähe wieder! ſticke wieder! auf daß ich Dich wieder lieben darf!

Julchen. Verſteh' ich Dich recht? Wie, Du könnteſt mit dem Schickſal zürnen, daß Deine Geliebte von Noth und Mangel befreyet wurde?

Wilh. Nur durch mich ſollteſt Du davon befreyet werden, etwas ſpäter vielleicht, aber eine ſpäte Frucht aus der Hand der Liebe, war ſie nicht reizender, als eine frühere aus der Hand des Zufalls?

Julchen. Gewiß guter Wilhelm! aber da es nun einmal ſo und nicht anders iſt, ohne mein Zuthun, nicht einmal eine kahle Hoffnung hab' ich darzu hergeliehen, ſoll ich darum mit meines Lebens Glück für dieſen Zufall büßen?

Wilh. Es iſt vorbey! jener ſchöne Traum iſt ausgeträumt! ich verdanke mein Glück keinem Weibe! und die Ohrgehänge allein die Du da trägſt, wären genug mich auf ewig von Dir zu verſcheuchen.

Julchen (die Ohrgehänge haſtig losmachend). Da nimm ſie! und gieb ſie dem erſten Armen, der Dir aufſtößt.

Wilh. (ihre Hand zurückſtoßend). Welche Quaal, wenn Gefühle Grundſätze beſtürmen! — Nein Julchen, es iſt feſt beſchloſſen, ich bettle nicht um Deine Hand bey Deinem reichen Bruder.

Julchen. Mein Bruder iſt ein edler Mann.

Wilb. Das mag ſeyn. Aber er, der mich nun ſchon geizig ſchilt, weil ich für Geld mahle, was würde er von mir denken, wenn ich um ſeine reiche Schweſter würbe? Meynſt Du ich würde mich herablaſſen, ihn eines beſſern zu belehren?

Julchen. Ueberlaß das mir.

Wilb. Du wirſt ihm ſeine Einwilligung ablocken, ich zweifle nicht, aber er wird doch glauben, was er will, und jedes zweydeutige Geſicht von ihm wäre ein Stachel in meiner Seele, der jede Freude mir ſelbſt in Deinen Armen verbittern würde.

Julchen (empfindlich). Das iſt übertriebener Stolz, oder wohl gar nur eine Larve.

Wilh. Auch das noch!

Julchen. Du haſt aufgehört mich zu lieben, und biſt um einen Vorwand verlegen.

Wilh. Ach Gott! wie weh' thut man mir!

Julchen. Ruhig Herr von Moll. Sie bedürfen keiner Ausflüchte. Ich hatte keine andern Anſprüche, als die Ihr Herz mir gab. Vor dem Richterſtuhl der Liebe allein konnte ich ſie geltend machen.

Wilh. (zieht ein Portrait aus der Taſche, welches er wehmüthig betrachtet). Tröſte Du mich!

Julchen. Ein Wink vielleicht. Ich habe auch noch das Ihrige. (Sie zieht es hervor). Sollen wir tauſchen?

Wilh. Gott Julchen! das kam nicht aus Deinem Herzen.

Julchen (bricht in Thränen aus, die ſie zu verbergen ſucht).

Wilh. Nein dies Bild ſoll mir nur der Tod entreiſſen! und auf meiner Bruſt ſoll es begraben werden! — Die frohen Stunden meines Lebens ſind vorüber! was da unten im Kelche noch übrig blieb, das ſind bittre Hefen. Ich werde einſt vielleicht ein angeſehener Mann werden, aber nie ein glücklicher Mann! — Dieſer Stunde wird Julchen noch oft reumüthig gedenken. Du haſt mich heute zum erſtenmale in Deinem Leben bitter gekränkt. Mitleid ſollteſt Du mir geben und gabſt mir Verachtung. Verzeih' Dir der Himmel! (er geht ab).

Julchen (ihm vergebens nachrufend). Wilhelm! Wilhelm!

Zehnter Auftritt.

Julchen allein, gleich darauf Nettchen.

Julchen (ſinkt auf einen Stuhl neben der einen Statue nieder und weint).

Nettchen (kommt langſam und ſieht ein wenig trübſelig aus, ſie betrachtet Julchen einen Augenblick ſchweigend, und nimmt dann an der andern Seite der Bühne die nämliche Stellung an).

Julchen. Ach!

Nettchen. Ach!

Julchen. Ich hab' ihn verloren.

Nettchen. Ich werd' ihn verlieren.

Julchen. Er verläßt mich, und ich kann ihn nicht haſſen.

Nettchen (trübſelig). Ich auch nicht!

Julchen. Stolzer, edler Wilhelm.

Nettchen. Verdammter Krauſkopf.

Julchen. (Sich zu ihrer Schweſter wendend). Hilf mir Nettchen!

Nettchen. Rathe mir Julchen.

Julchen. Er will mich nicht, weil ich reich bin.

Nettchen. Ich will ihn nicht, weil ich ſelbſt nicht weiß, was ich will.

Julchen. Aber ich werde mit meinem Bruder reden.

Nettchen. Ja das werd' ich auch thun.

Julchen. Nur gut, daß ich doch endlich einmal der Sache auf den Grund gekommen bin, daß ich weiß warum er mich floh. Dieſe heftige Spannung ſeiner Seele kann nicht lange dauern, der Stolz einer edlen Entſagung kann meinem Wilhelm den Genuß der Liebe nur auf Augenblicke erſetzen. (Sie ſteht auf). Nein! noch iſt nicht alles verloren. Weg mit den Thränen. Ich hoffe wieder.

Nettchen. Sieh, ſieh, Du biſt ja recht geſprächig geworden. Bey uns wirkt die Liebe im umgekehrten Verhältniß, Dich bringt ſie zum reden und mich zum ſchweigen.

Julchen. Liebſt Du denn?

Nettchen (erſchrocken). Was? Hab ich das geſagt? das war ſehr dumm, und noch dümmer wenn es wahr wäre (ſich beyde Ohren zuſtopfend). Nein, es iſt nicht wahr! es iſt nicht wahr! ich will ſo lange ſchreyen, bis ich mein Herz überſchreye.

Julchen. Vergebliche Mühe! Und warum auch glückliches Mädchen, wenn es nur bey Dir ſteht, der Liebe in die Arme zu laufen?

Nettchen. Da haben wir's! Nur geradezu in die Arme gelaufen! wie man dabey fahren wird, das findet ſich wohl hinterdrein. Die Liebe iſt ein Kind mit einem paar Rieſenarmen, alles umfaßt ſie, aber das wenigſte drückt ſie ans Herz.

Julchen. O Du biſt nicht verliebt, ſo lange Du noch witzeln kannſt.

Nettchen. Bin ich nicht? Wirklich nicht? Ich danke Dir Schweſterchen! (ſie nimmt ſie beym Kopf und küßt ſie). Du giebſt mir das Leben wieder. Alſo wer hüpft und ſingt und ſpringt, item wer drollige Einfälle hat, der iſt nicht verliebt. Ergo bin ich nicht verliebt. Ey wie muß man denn ausſehen, wenn man verliebt iſt? (Sie nimmt eine ſchmachtende Stellung an und ſchlägt die Augen nieder). Ach! — O! — Ach! — O! — (die Augen gen Himmel) Heiliger, keuſcher Mond blick' herab auf meine Leiden! —

Julchen. Muthwilliges Geſchöpf!

Nettchen. Du und unſre kleine ſanfte Marie, ihr macht zuſammen ein allerliebſtes Pärchen. Ich wette um einen Blick aus Omars ſchelmiſchen Augen, das Mädchen iſt auch verliebt, oder iſt es wenigſtens geweſen, und hat ein Haar darinn gefunden. Aber weißt Du auch, daß ich mich recht warm für das Madonnengeſicht intereſſire. Ihre Beſcheidenheit, ihre langen Augenwimpern, ihr plötzliches Rothwerden über nichts, ihre Heimlichkeit, ihr Lächeln wenn man ſie anſieht, und ihr Seufzen wenn man ſie nicht anſieht, das alles hat ſo was romantiſches; Neugier erweckendes — wir müſſen das Mädchen zu unſrer Freundin machen.

Julchen. Das wollen wir, und gewiſſermaaßen ſind wir es ihr auch ſchuldig. Die Tante wird mit ihren Launen ſie genug plagen und quälen.

Nettchen. Thut ſie das, ſo ſag' ich es dem Bruder, der ſetzt ihr den Kopf zurecht.

Eilfter Auftritt.

Marie. Die Vorigen.

Marie. Die Tante ſchickt mich her, ſie ſollen beyde geſchwind, geſchwind hinauf kommen.

Nettchen. Was giebt es denn geſchwind geſchwind?

Marie. Die Kanarienvögel ſollen gefüttert, und dann aus dem Benjamin Schmolk ein paar Seiten geleſen werden.

Nettchen. Konnte ſie dieſe wichtigen Geſchäfte nicht Dir anvertrauen?

Marie. Ich erbot mich dazu, aber ſie meynt, ich wiſſe noch nicht damit umzugehen.

Nettchen. Ey freylich! eine groſſe Kunſt!

Julchen. Wir müſſen denn doch wohl gehen.

Nettchen. Gleich, gleich. Nun liebe Marie, wie gefällt es Dir bey uns?

Marie. Ach wenn ich nur nicht mißfalle!

Nettchen. Wenn ich ein Bube wäre, ich würde Dir über dieſen Punkt einige recht artige Dinge ſagen. Haſt Du meinen Bruder ſchon geſehen?

Marie. Nein.

Nettchen. Wenn die Tante Dir zuweilen ein wenig rauh begegnet, ſo laß Dich das nicht an-

anfechten, es iſt ihre Art ſo, ſie iſt kränklich und macht es mit uns auch nicht beſſer.

Julchen. Unſere Liebe ſoll Dir einen Stand erleichtern, zu welchem Du nicht geboren ſcheinſt. (Sie küßt ſie und geht ab).

Nettchen. Geboren? Ein ſchönes Mädchen iſt geboren um zu herrſchen. Vergiß das nie, und bey der erſten Gelegenheit mache Gebrauch von den Waffen, die Du da in Deinen Augen trägſt. (Sie küßt ſie auch und folgt ihrer Schweſter).

Zwölfter Auftritt.

Marie (allein).

Bin ich allein? — werd' ich ein heimliches Plätzchen finden, wo ich Gott im Stillen danken darf, daß er der betrogenen Unſchuld eine Freyſtatt gab? — Das hab' ich kaum gehofft, daß mir noch ſo wohl in der Welt werden würde. — Ein paar liebe fromme Mädchen, nicht gebieteriſch, nicht über die Achſel anſchauend. Ach ja! nur der verſteht reich zu ſeyn, der einſt arm war. Auch die alte Tante — zwar ein wenig mürriſch und grämlich, — aber mein Gott! ſie hat auch einen böſen Huſten. Nein ich bin zufrieden. Sparſamkeit wird mich, und auch mein anderes ich ernähren. Hier will ich zu vergeſſen ſuchen — (mit einem Seufzer) daß man mich vergaß (Sie will gehen).

Dreyzehnter Auftritt.

Moritz. Marie.

Mor. (ſtutzend da er Marien erblickt). Hübſche Kleine, wer biſt Du?

Marie (trocken). Mein Herr, ich diene in dieſem Hauſe.

Mor. Und ich befehle in dieſem Hauſe. Es kommt mir aber beynahe vor, als ſeyſt Du zum Befehlen geboren, und ich zum Dienen.

Marie (mit beſcheidener Freundlichkeit). Sie ſind vielleicht der Bruder meiner Herrſchaft?

Mor. Recht mein Schatz.

Marie. Ich bitte um Ihr Wohlwollen.

Mor. Das haſt Du mir ſchon genommen. Höre ſchönes Kind! als ich Dich frug! wer biſt Du? da fertigteſt Du mich kurz und trocken ab: mein Herr ich diene in dieſem Hauſe. Nun, da Du hörſt, ich ſey der Bruder meiner Schweſtern, bezahlſt Du mir die Verwandſchaft auf der Stelle mit einem freundlichen Blik. Ich muß Dir aber ſagen, daß ich das nicht leiden kann, wenn man mich freundlich anſieht aus irgend einer fremden Urſache. Das Lächeln eines hübſchen Mädchens will ich nur mir ſelbſt verdanken.

Marie. Das Mädchen, das zum Erſtenmal Sie ſieht und gleich zuvorkommend lächelt, deſſen Lächeln iſt wenig werth.

Mor. (ſtutzig). Meynſt Du? — Du magſt Recht haben.

Marie. Es giebt Geſichter, welchen die Natur den Zauber gab, das Zutrauen der Menſchen auf den erſten Blick zu feſſeln. Sie, mein Herr, ſind ein ſolcher Günſtling der Natur. In Ihrem Auge ſteht die Zuſicherung: ein ehrliches — (ſtockend) ein ehrliebendes Mädchen wagt nichts bey Ihnen. Ich arme Waiſe habe eine Freyſtatt in Ihrem Hauſe gefunden; Sie werden mich nicht wieder wegjagen.

Mor. Wegjagen? Ließ ich Dich ſo etwas befürchten?

Marie. Beynahe.

Mor. (raſch). Wann? Wie?

Marie. Würden Sie mich ſchelten, mürriſch ſeyn; ich wollt' es gern ertragen; mein Dienſteifer ſollte Ihnen Ihr Wohlwollen abtrotzen. Aber Sie ſehen mich kaum, und ſchmeicheln mir, und nennen mich hübſch, das macht mich ſchüchtern. Ein unbekanntes Mädchen ſchön nennen iſt ein Verſuch, ihre Tugend zu beſtechen. Lieber Herr! ſehn Sie nicht ſo mich an, gerade ein ſolcher Blick iſt es, der mich aus Ihrem Hauſe jagen könnte.

Mor. Du fürchteſt die Männer?

Marie. Ach ja!

Mor. Du haſt Erfahrungen gemacht?

Marie. Ich bin 19 Jahr alt.

Mor. Freylich, das war eine dumme Frage. Erzähle mir doch ein wenig ſchönes Kind — gutes Kind wollt' ich ſagen: was hat die arge Welt Dir Leides gethan?

Marie. Soll ich die erſte Stunde in Ihrem Hauſe einer bittern Rückerinnerung widmen?

Mor. Mädchen Du ſprichſt gut, und in Deinen Augen ſteht noch weit mehr als Du ſprichſt. Wie wenn Du vergäßeſt, daß der Zufall ungerecht gegen Dich war, daß Du nur meiner alten Tante Kammermädchen biſt? Wie wenn ich Dein Bruder wäre? —

Marie. So würde ich ſagen: lieber Bruder, laß mich zufrieden. Mein Kummer iſt mir lieb geworden. Dulden und Schweigen wird dem nicht ſchwer, den fremdes Mitleid niederdrücken würde.

Mor. Und ich — ich würde ſagen, die Natur hat einen albernen Streich gemacht, als ſie Dich zu meiner Schweſter ſchuf; oder die Menſchen waren von Sinnen, als ſie der Natur das Geſetz unterſchoben: ein Bruder darf nicht ſeine Schweſter lieben, als ein Weib. Denn ſieh, ich fange an Dich lieb zu haben. Dank ſey dem Himmel, daß wir nicht Geſchwiſter ſind! Seit meinen Jünglingsjahren, ſeit ich in die Welt trat, ſind überall meine Lieblingsneigungen mit Vorurtheilen zuſammengeſtoßen.

Das hat mich zum Ritter gemacht, zum Erbfeind aller menſchlichen Thorheiten. Mein ganzes Leben war ein ununterbrochner Kampf gegen Vorurtheile, immer bereit mich mit ihnen herumzuſchlagen, wie der Maltheſer mit dem Muſelmann, es hat mir manche Freude verbittert, manche ganz zu Waſſer gemacht. Bedaure mich ſchönes Mädchen! ich hatte das nicht verdient, denn ich bin immer ein ehrlicher Kerl geweſen. (Er ergreift ſie liebkoſend bey der Hand). Und wenn Du mich bedauerſt, ſo haſt Du nur noch einen kleinen Schritt zu thun, bis zu dem Wunſch, die Ungerechtigkeit des Schickſals an mir wieder gut zu machen. Ich habe mich ſo oft über Vorurtheile ärgern müſſen, in Deinen Armen würde ich nur darüber lachen.

Marie (ihre Hand zurückziehend). Sie vergeſſen, mein Herr, daß weibliche Tugend kein Vorurtheil iſt. (Sie entfernt ſich ſchnell).

Vierzehnter Auftritt.

Moritz allein.

(Sieht ihr einige Augenblicke ſchweigend nach). Doch, doch, liebes trotziges Mädchen! weibliche Tugend iſt nur Vorurtheil. Der Europäer vertheidigt ſie mit dem Schwerdte und der Tunguſe verkauft ſie für eine Blaſe voll Thran; der Morgenländer ſperrt ſie hinter Riegel und Schloß, und der Neger verhandelt ſie an den Meiſtbietenden. — Aber ſo ſind die Weiber, das heißt die ſchönen Weiber. Sie hauen überall den Knoten entzwey. „So iſt es! „So ſoll es ſeyn!“ Wir ſchreiben dicke Bücher und Niemand glaubt uns; ſie ſprechen ein Wort, und die hochweiſen Männer lallen ſämmtlich ein demüthiges Ja! — Das Mädchen mit dem warmen Frühlingsgeſichtchen hat mir den Kopf verrückt: — (nach einer Pauſe) nein, das Herz hat ſie mir verrückt! — das iſt zu arg! Oſten und Weſten durchreiſt, überall mit heiler Haut davon gekommen, und hier in dieſem Winkel der Erde — lieber Gott! iſt man denn nirgends vor den Weibern in Sicherheit? (ab)

Ende des zweyten Akts.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Omar iſt beſchäftigt den Anfangsbuchſtaben von Nettchens Namen in einen Baum zu ſchneiden. **Moritz** tritt nachdenkend mit heruntergeſchlagenem Hute von der andern Seite auf und ſpielt mit einer Roſe zwiſchen den Fingern, an welcher er zuweilen riecht).

Moritz (als er den Omar erblickt). Was machſt Du da?

Omar. Ich mache einen Baum ſtolz. Er ſoll deiner Schweſter Namen tragen.

Mor. (ſich von ihm wendend). Warlich! dieſe Frühlingsluft iſt Hauch der Liebe! Alles liebt! — — (zu Omar). Eben hab' ich dort im Buſche ein Hänflingsneſt entdeckt. Die Mutter flatterte ſo ſcheu und doch ſo dreiſt in kleinen Cirkeln um meinen Kopf herum. Höre Omar! (mit dem Finger zeigend) dort im Buſche! Sorge da-

dafür, daß kein muthwilliger Knabe es zerſtöhrt.

Omar (immer mit ſeiner Arbeit beſchäftigt). Das will ich gern.

Mor. (abgewendet). Alles liebt! alles baut Neſter! — (zu Omar) Es iſt heute ein warmer Frühlingstag. Meine alte Tante hat zum erſtenmale ihr Fenſter geöffnet. Du hätteſt ſehen ſollen, wie die Kanarienvögel in ihrer Hecke munter und lebendig wurden, wie ſie von Sproſſe zu Sproſſe hüpften und Baumwolle zu Neſte trugen. Meine Schweſter Nettchen ſtand auch dabey.

Omar (ſich raſch umdrehend). Stand auch dabey?

Mor. Und lachte.

Omar (unwillig). Und lachte?

Mor. Und lächelte wollt' ich ſagen.

Omar (freundlich). Und lächelte? — und hohlte ein wenig tiefer Athem als vorher?

Mor. So kam es mir vor.

Omar. Ach! (er fährt fort in den Baum zu ſchneiden).

Mor. (abgewendet). Alles liebt! alles baut ſich Neſter! Menſchenaugen ſchwimmen in Wolluſtthränen, und ſelbſt ein ſolcher Seufzer iſt Wolluſt (zu Omar). Haſt Du geſehen, wie die Schwalben unter unſerm Dache zwitſchern und ſchwirren, ein- und ausſchlüpfen und ihr luſtiges Weſen treiben? — Lieber Omar, ſorge dafür, daß kein reinlicher Hausknecht mir meine Gäſte verjagt.

Omar (ſich zu ihm kehrend). Wenn der ſüße lebendige Wirrwarr in der ganzen Natur Dir ſo viel Freude macht, warum bau'ſt Du Dir nicht ſelbſt ein Neſt?

Mor. (Nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen). Sieh dieſe Roſe.

Omar. Sie iſt ſchön, nur eben aufgeblüht, und riecht — (Er ſtreckt die Hand darnach aus).

Mor. (zieht ſie ſchnell zurück und legt die Hand auf den Rücken). Nein guter Freund! der Genuß ſey nur mir vorbehalten. — Ich habe ein Mädchen gefunden!

Omar. Ein Mädchen?

Mor. Vor wenig Minuten ſah' ich das liebliche, ſittſame Geſchöpf. Mich dünkt ich liebe!

Omar. Seit wenig Minuten?

Mor. Wie viele Minuten braucht der Hänfling ſich eine Sie zu wählen?

Omar. Nur mit dem kleinen Unterſchiede: der Hänfling wählt auf einen Sommer, und wir auf Sommer, Herbſt und Winter unſers Lebens.

Mor. Wer ſagt das?

Omar. Der Tyrann aller Völker, die Gewohnheit.

Mor. Aller Völker Tyrann, aber nicht der meinige. Wenn mein Weib mir nicht behagt, ſo nehm ich mir morgen ein anderes.

Omar. Und übermorgen nimmt Dich keine mehr.

Mor. Aber Omar, der Hänfling iſt ein Narr, wenn er jeden Sommer unbeſtändig wechſelt. Er iſt ein Narr, er verſteht ſich nicht auf ſeinen Vortheil, ſein Vergnügen. Eine neue Geliebte iſt eben ſo unbequem, als ein neues Kleid. Das engt Dich um die Bruſt, das ſpannt Dir unter dem Arm, und iſt das Zeug ein wenig ſteif, ſo ſchmiegt ſich's nicht in die gewohnten Falten, dem armen Wichte iſt zu Muthe, wie Dir Morgenländer, als Du zum erſtenmale europäiſche Kleidung trugſt. Wir Deutſchen haben ein Sprüchwort: alte Liebe roſtet nicht. Ein wahres Wort, mein Freund! denn neue und alte Liebe verhalten ſich zu einander wie Gallakleid und Schlafrock. O wie wohl iſt einem, wenn man des Abends aus einem ſteifen Cirkel nach Hauſe kehrt, und ſich in ſeinen lieben alten Schlafrock werfen darf.

Omar. Von Deinem Gallakleide war die Rede.

Mor. Ich will es zum Schlafrock machen. Den Alltagsmenſchen feſſelt die Gewohnheit an ſein einziges Weib, und mich Bequemlichkeit, Vergnügen. Er darf nicht wechſeln und ich will nicht.

Omar. Nenne mir meine künftige Gebieterin.

Mor. Deine Freundin! — Eine ſchöne Blume nicht im Treibhaus von der Hand des

Gärtners groß gezogen, ſondern unter Gottes freyem Himmel lieblich aufgewachſen. Ein Mädchen von der Natur zur Fürſtin geboren, und von der Convenienz zur Kammermagd gedrechſelt — Marie —

Omar. Die bey der alten Tante —

Mor. Eben die —

Omar. Ein hübſches Mädchen! und wenn ſie gut iſt, ein ſchönes Mädchen! aber nichts fürſtliches habe ich an ihr geſehen.

Mor. Was nennſt Du fürſtlich? — Armer Wicht! — Alles was Gewalt giebt über die Menſchen, das iſt fürſtlich. Ein geſcheuter Kopf, ein Schwerdt in der Hand und ein voller Beutel, all' das iſt fürſtlich; und ein ſchönes Mädchen königlich! denn Schönheit hat oft vollendet, was Klugheit und Schwerdt vergebens wagten. — Du lächelſt?

Omar. Vergieb. Ich dachte mir eben den Moritz, wie er ſo manchesmal von einer artigen Dirne zurück kam, mich gähnend auf die Schulter klopfte und ſprach: „Der alte „Graubart Plato hatte Recht; die Weiber

„haben keine Seele. Ein Zeitvertreib von wenigen Minuten — und man gähnt!“ —

Mor. Geh lieber Omar, ſende mir Marien her, daß ich in ihren Armen dieſe Läſterung büße.

Omar. Eine ſtrenge Buße! — biſt Du ſchon ſo weit mit ihr, daß ich zu einer heimlichen Zuſammenkunft ſie herbeſtellen darf?

Mor. Ach nein! — Du mußt einen Vorwand ſuchen — da ſteht noch allerley wegzuräumen — ſag, ich hätte befohlen —

Omar. Befohlen?

Mor. Nun ja zum letztenmale befohlen —

Omar (lächelnd im Abgehn). Um dann auf immer zu gehorchen.

Zweyter Auftritt.

Moritz allein.

Gehorchen? — Warum nicht? — Was iſt gehorchen für den freyen Mann? Gehorch' ich nicht der Sonne, wenn ſie mir winkt mich in ihrem Strahl zu wärmen? Gehorch' ich nicht der Tugend, wenn ſie mir gebietet eine edle

That auszuüben? — Ja, ſo werd' ich auch Marien gehorchen. — Thun wollen was man thun darf; folgen, wo Natur und Herz gebieten; das iſt die Freyheit des Weiſen! — Sonderbar! — ſeit dieſen wenigen Minuten entwickeln ſich hundert neue Begriffe in meinem Kopfe. Ich denke ſo manches hell und klar, was ich nie dachte, und doch kommt es mir vor, als habe es nur da (auf den Kopf deutend) geſchlummert. Alles iſt plötzlich erwacht, ich weiß nicht wie. Ein Wirrwarr in meinem Gehirn! ein Wirrwarr in meinem Herzen! die jungen neugebornen Begriffe da wollen die alten verſchlingen; die zarten, neugebornen Gefühle hier wollen die alten verdrängen — die alten? Was hab' ich denn vorher gefühlt? — Nichts! gar nichts! — (bewegt). Ich fühle heute zum erſtenmale! — (er trocknet ſein feuchtes Auge). Ich bin! — Ich fühle daß ich bin! — und der ganze Wirrwarr löſet ſich auf in das göttliche Gefühl meines Daſeyns! —

Dritter Auftritt.

Marie. Moritz.

Mor. (auf ſie zugehend). Süßes Mädchen vergieb mir! ich habe Dir vorhin allerley Armſeligkeiten vorgeſchwatzt. Hundertmal geſagte Dinge bringen bey Hunderttauſenden immer dieſelbe Wirkung hervor. Ich zählte auch Dich unter den großen Haufen und habe mich geirrt. Weg mit der feyerlichen Mine! ich bin kein Laffe und auch kein Wollüſtling. Was ich jetzt Dir ſagen und Dich fragen werde, iſt mir Ernſt. (Mit der Hand auf die Bruſt). Gott ſieht mich! ich habe keinen höhern Schwur.

Marie. Was ſoll das?

Mor. Du gefällſt mir. Willſt Du den Genuß des Lebens mit mir theilen?

Marie. Mein Herr, für Geld kann man alles kaufen, leider ſogar nicht ſelten die Ehre eines Mädchens! doch nicht die meinige (ſie will fort).

Mor. (ſie zurückhaltend). Du haſt mich mißverſtanden. Du kennſt nicht meine Art zu denken, aus ihr fließt meine Art mich auszudrücken. Den Genuß des Lebens mit mir zu theilen, kann nur mein Weib, meine Gattin. Das wirſt Du ſeyn! doch mir gilt Prieſter-Seegen weniger als Band der Liebe. Keine Formel, nur mein Herz kann meine Treue Dir verbürgen. Biſt Du aber mit andern Begriffen groß geworden, wohlan! gieb mir Deine Hand und führe mich zu dem erſten beſten Ehrenmanne, der für ein paar Thaler es übernimmt, unſern Bund in das Protocoll des Himmels einſchreiben zu laſſen.

Marie (höchſt erſtaunt). Mein Herr — das Gerücht trägt ſich mit hundert ſonderbaren Zügen Ihres Charakters, aber was ich heute ſelbſt erfahre, überſteigt dennoch meine Erwartung.

Mor. Nun ich habe doch in meinem Leben nichts alltäglicheres gethan. Es iſt ein wunderliches Ding um die vorgefaßten Meynungen der Menſchen. Da heißt es überall, der Moritz ſey ein ſonderbarer Kauz, der immer ſeinen eigenen Weg ſich bahne, nie thue was andre thun, nie denke was andere denken. Tauſende heirathen, und man findet das ſehr natürlich: aber der Moritz will heirathen — ey! das findet man erſtaunenswürdig.

Marie. Nicht doch, nur die Art und Weiſe. Sie ſehen mich heute zum Erſtenmale —

Mor. Ich höre Dich kommen, aber nur eine Frage, liebes Mädchen: ſind denn die Ehen immer die beſten, wo man Jahre lang wählt? Jahre lang im Brautſtand ſchmachtet? ehrerbietig um eine ſchöne Blüte herumtrippelt, die man brechen dürfte, die man aber ganz geduldig zu einer überreifen Frucht werden läßt? Glaube mir! wer von ſeinem Herzen und dem Zufall raſch ſich leiten läßt, wird ſeltener betrogen, als der Wohlbedächtige, der an der Krücke ſeines Verſtandes herumhinkt, die Brille des Intereſſe auf die Naſe ſetzt und ein Weib für ſeine Wirthſchaft, nicht für ſein Herz ſich ſucht.

Marie. Was nennt ihr Männer denn ein Weib für euer Herz? In euren trunknen Augenblicken, wo alles körperlich an euch iſt, wähnt ihr immer, euer Herz ſey mit im Spiele. Ein holder Blick aus einem ſchönen Auge — „Ach! „das hat mein Herz getroffen!“ ein ſanfter Druck von einer weichen Hand — „Ach! das „ging mir bis ans Herz!“ Es iſt nicht wahr! ihr überredet euch, das ſey Genuß! nein, ihr begehrt nur; und ach! ſobald ihr aufgehört habt zu begehren — verſchwunden iſt das Mädchen eures Herzens! an ihrer Stelle — (ſie gähnt) ſteht ein Weib.

Mor. Wahr Du allerliebſte Schwätzerin! wenn Du von den Weibern ſprichſt, wie ſie gewöhnlich ſind: denn an denen iſt blutwenig zu begehren. Aber ein Weib das in einer Stunde verliebten Tändeleyen ihre Reize leiht, und in der andern an meinem Buſen meinen Kummer theilt; in der einen Stunde blinde Kuh mit mir ſpielt und in der andern — eben nicht den Phädon, aber doch den Wieland mit mir lieſt, ein ſolches Weib läßt den glücklichen Gatten immer begehren und immer genießen. Ein ſolches Weib biſt Du! ſchlag ein! es ſoll Dich nicht gereuen.

Marie. Nein mein Herr, Sie vergeſſen, daß Ihr Geſchlecht oft Dinge thun darf, die man dem unſrigen nie verzeiht. Der Mann darf raſch in den Eheſtand hinein galloppiren, das Mädchen darf nur Schritt vor Schritt ihm ſittſam folgen. Ich kenne Sie nicht.

Mor. Aber Du haſt von mir gehört? Moritz, der Sonderling iſt das Märchen der Stadt! Wohlan! was haſt Du von mir gehört? Ein Mann iſt ſelten ſchlechter als ſein Ruf, oft aber beſſer. Man wird vielleicht mir hin und wieder Lächerlichkeiten aufbürden, doch wer mag einer unedlen That mich zeihen? — daß ich in ſchönen Sommernächten unter dem geſtirnten Himmel herumſpatziere, wenn andre Leute ſich ſchlafen legen, oder Faro ſpielen; daß ich zuweilen des Morgens um 6 Uhr zu Mittag eſſe, und des Abends Kaffee trinke; daß ich immer und immer in meinem grauen Frack erſcheine und am Sonntage mein Haar nicht weißer pudern laſſe, als am Sonnabend; all' das gehört nicht zum Weſen des Menſchen, es iſt nur der Rahmen des Gemähldes. Laß den Rahmen immerhin ein wenig in chineſiſchem Geſchmack geformt ſeyn, wenn nur das Gemählde wahr und unverdorben iſt, wie es aus der Hand des großen Meiſters hervorging. Und wahrlich, das iſt es! mein ungepudertes Haar beſchattet einen denkenden Kopf, unter meinem ſimpeln Frack ſchlägt ein warmes Herz. Sieh' Mädchen, wie ich da vor Dir ſtehe — einige Kleinigkeiten abgerechnet — halte ich mich für einen der beſten Menſchen in der ganzen Welt. Nimm daß nicht für Eitelkeit, für ſtolzen Wahn; ich fühle daß ich gut bin, warum ſoll ichs nicht ſagen?

Marie. Gewiß, auch ich fühle, daß ein Biedermann zu mir ſpricht, dieſen Ton ahmt kein Schurke nach. Aber —

Mor. Ich hoffe, dieſes Aber iſt das letzte Opfer, welches Du der jungfräulichen Sittſamkeit bringſt?

Marie. Nein, mein Herr, dies Opfer bring ich meiner Pflicht. Es wird mir ſchwer, Ihre Hand auszuſchlagen. Deſto beſſer! ich danke Ihnen: ich fange an, mich ſelbſt wieder hochzuachten.

Mor. Räthſel liebes Mädchen! gieb mir Gründe, vernünftige Gründe, und wenn Du keine haſt, ſo ſprich ein raſches Ja! bey Gott! es ſoll Dich nicht gereuen.

Marie. In meinem Herzen wohnt nur ein Grund, aber für Sie hab' ich mehrere Gründe. Ich bin eine arme vaterloſe Wayſe —

Mor. Ey über den ſchönen Grund!

Marie. Mein Vater war nur ein armer Handwerker.

Mor. Ueber den ſchönen Grund!

Marie. Meine Mutter —

Mor. (Sie ein wenig ungeduldig unterbrechend). Ich will ja Deine Mutter nicht heirathen, liebes Kind. Geh' zu ihr, laß Dir ihren Segen geben und komm zurück an mein Herz. Oder iſt ſie arm? Vermuthlich. Nun ich habe Geld genug, was mein iſt, iſt auch Dein.

Marie (gerührt). Braver Mann!

Mor. Oder meynſt Du, ich würde mich ihrer ſchämen? Führe ſie her zu mir, und wäre ſie in Lumpen gekleidet, der erſte Platz an meinem Tiſche ſey der ihrige.

Marie (ſehr bewegt). Edler Mann!

Mor. Pfui Kind! das iſt nicht Edelmuth. Ein gutes Gedächtniß und weiter nichts: ich vergeſſe nie, daß ich ein Menſch bin. — Doch wenn Du es dafür nehmen willſt, immerhin! ich mögte gern in Deinen Augen ein wenig mehr gelten, als ich wirklich werth bin. — Nun? Deine Gründe?

Marie. Ach!

Mor. Du ſprachſt von einem Grunde der in Deinem Herzen wohne? Laß mich den wiſſen. Die Gründe da (aufs Herz deutend) ſind freylich ſchwerer zu beſtreiten, als die Gründe hier; (auf den Kopf zeigend). Aber laß mich das verſuchen.

Marie (ſehr verlegen). Ich — ja — ich will mich Ihnen zeigen wie ich bin — in wenig Augenblicken — ich verlaſſe Sie — in einer Viertelſtunde bin ich wieder bey Ihnen.

Mor. Was ſoll das? Warum nicht gleich?

Marie. Laſſen Sie mir immer noch eine Viertelſtunde lang den ſüßen Wahn, von einem Biedermanne geliebt zu werden (ab).

Vierter Auftritt.

Moritz allein.

(Er iſt beſtürzt. Seine Blicke folgen ihr. Nach einer Pauſe). Was will ſie damit ſagen? (Er lehnt ſich in der Stellung eines Nachdenkenden, den Blick an die Erde geheftet, an die eine Bildſäule, indem er die Worte wiederholt). Was zum Henker will ſie damit ſagen?

Fünfter Auftritt.

Dietrich Moll mit einem Stelzfuß,
an einer Krücke gehend. Moritz.

Dietr. (ein wenig haſtig). Mein Herr, ich bin Ihr Diener.

Mor. (dreht den Kopf nach ihm, betrachtet ihn, und ſagt trocken): Das biſt Du nicht.

Dietr. Nun, nun, es iſt ſo eine Redensart.

Mor. Ich bediene mich keiner Redensarten (er verſinkt in ſeine vorige Stellung).

Dierr. Nicht? Nun ſo ſpielt der Herr eine traurige Figur in der Welt: denn heut zu Tage iſt alles Redensart. Die Freundſchaft iſt eine Redensart, die Tugend iſt eine Redensart, und das iſt fein bequem, denn eine gewiſſe Art zu handeln iſt immer ſchwerer, als eine gewiſſe Art zu reden. Sieht der Herr, ohne Redensarten kommt der Herr in unſern beſten Geſellſchaften nicht fort. „Ihr gehorſamer Diener
„mein Herr! — ganz gehorſamer Diener! —
„wie befinden Sie ſich? — recht wohl, Ihnen
„aufzuwarten — Und die Frau Gemahlin? —
„ſo ziemlich — und die liebe kleine Familie?
„der jüngſte macht Zähne. — Wie ſteht's
„denn übrigens mein beſter Freund? — immer
„noch beym alten — Sie ſind von meiner
„Freundſchaft überzeugt (Er macht die Panto-
„mime des Handſchüttelns). Wenn ich Ihnen
„irgendwo dienen kann, ſo befehlen Sie über
„mich, es wird mir eine wahre Freude ſeyn. —
„Aber böſer Freund, man ſieht Sie ſo ſelten,

„Sie machen ſich rar. — Bitte gehorſamſt, „man wird mich nirgends vermiſſen. — Böſer „Mann! Sie verſündigen ſich an der Freundſchaft.“ — Sieht der Herr, ſo jagt immer eine Redensart die andere, und wenn die Redensarten nicht wären, ſo würde mancher feine Herr — o Wunder! nicht zehn Worte zu ſagen wiſſen, und manche geſchwätzige Dame — o Wunder über Wunder! — ganz ſtill ſchweigen.

Mor. (der gar nicht auf ihn acht gab). Was zum Henker wollte ſie damit ſagen?

Dietr. Was ich damit ſagen will? Nichts auf der Welt mein Schatz. Eine alltägliche Wahrheit, von der Sie ſich heute oder Morgen in jedem bunten Zirkel überzeugen können. Auch kam ich wahrlich nicht hieher, um Redensarten auszukramen. Ich will wiſſen, ob der ſaubere Herr Graf von Stierenbeck bey Ihnen geweſen? oder ob er noch kommen wird? und wenn? — Nun ich bitte mir eine Antwort aus? — He! — träumt der Herr?

Mor. (ein wenig auffahrend). Wer biſt Du? Was willſt Du?

Dietr. (zurückprallend). Du? — Bomben! Mörſer und Cartaunen! ſieht der Herr nicht, daß ich Offizier bin? Meynt der Herr, weil mein linkes Bein bey Quebec begraben liegt, ich könne den rechten Arm auch nicht mehr rühren?

Mor. (gelaſſen). Du mußt mir das nicht übel nehmen, guter Freund, ich nenne alle Menſchen Du.

Dietr. (beruhigt). So? Ein Quäker alſo? Nun in Gottes Namen! ich bin's zufrieden. Höre Bruder Eldingen ich frug, ob der Graf von Stierenbock bey Dir geweſen?

Mor. Dieſen Morgen, ja.

Dietr. Wird er wiederkommen?

Mor. Er verſprach es.

Dietr. Das beweiſt noch nichts. Hat er ein Intereſſe wieder zu kommen?

Mor. Ich denke, ja.

Dietr. Nun dann kommt er wohl. Du wirſt mir erlauben hier ein wenig auf ihn zu warten. Ich verfolge den Windhund ſchon ſeit drey Stunden. Zuerſt war ich vor ſeinem Hotel, da ſchnarchte ein großer viereckigter Taugenichts mir entgegen: „Se. Excellenz ſind „nicht zu Hauſe.“ Er ſah dabey mitleidig herab auf mein hölzernes Bein, und ſtrich ſich ſeine dicken Waden. Ja, ja mein Freund, geſunde Waden gelten freylich mehr, als kranke Stelzfüße. Von da hinkt ich zu einer Opertänzerin, die gar weidlich auf ihn ſchimpfte, und mich verſicherte, ſie laſſe die Excellenz ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr über ihre Schwelle kommen. Seit einiger Zeit, verſtehſt Du Bruder Eidingen? das heißt: ſeitdem er kein Geld mehr hat. Von da trollt ich aufs Koffeehaus. Eine Minute früher, ſo hätte ich ihn erwiſcht. Er hatte eben à Conto 100 Dukaten verloren, und war ſehr übler Laune hinaus auf die Heiligenwieſe gefahren, um mit einem Luftballon in die Höhe zu ſteigen. Wenn er den Hals nicht bricht, ſo wird er von dort wohl zu Dir kommen.

Mor. Was willſt Du denn von ihm?

Dietr. Ich will mich mit ihm ſchlagen.

Mor. Schlagen? Duelliren?

Dietr. Ja auf Degen oder Piſtolen, er hat die Wahl.

Mor. Weißt Du auch, daß dieſe Art ſich Recht zu ſchaffen, eines der grauſamſten Vorurtheile iſt, welche die Welt vergiften.

Dietr. Das geht mich nichts an, ich hab' es nicht erfunden.

Mor. Die beleidigte Ehre ſoll es rächen, aber was iſt Ehre?

Dietr. Ehre? Glaubſt Du, ich wiſſe nicht was Ehre ſey (er ſchlägt auf den Degen). Hier iſt die Ehre!

Mor. Dein Degen iſt nur ein Mittel Ehre zu erringen, doch wahrlich nicht im Zweykampf! Ehre iſt der moraliſche Werth, welchen das Urtheil eines Biedermanns uns beylegt.

Dietr. Das kann ſeyn, aber ich muß mich mit dem Grafen ſchlagen.

Mor. Den Biedermann überzeuge ich von dieſem moraliſchen Werth nicht durch meinen Degen, ſondern durch meine Handlungen und den Thoren — will ich nicht überzeugen.

Dietr. Das kann alles ſeyn, aber ich muß mich doch mit dem Grafen ſchlagen.

Mor. Wenn ich brav bin und edel, und ein Schurke denkt oder redet böſe von mir, ſo macht das ihm Schande, nicht mir.

Dietr. Das iſt wahr, aber ich muß mich hohl mich der Teufel mit dem Grafen ſchlagen.

Mor. Was hat er Dir gethan?

Dietr. Mir? Nichts auf der Welt. Aber meinen armen Bruder hat der Großſprecher beleidigt, und mich in ihm.

Mor. Wer iſt Dein Bruder? Iſt er nicht Mannes genug ſeine eigne Sache zu führen.

Dietr. Beym Himmel! das iſt er. Wilhelm von Moll hat das Herz auf dem rechten Flecke. Aber er ſteht hier in Civildienſten, der Fürſt iſt ſcharf und mein guter Bruder hat hundert Rückſichten zu nehmen, die bey mir wegfallen.

Mor. Wilhelm von Moll? Das iſt der junge Mahler?

Dietr. Der nämliche, der dieſen Morgen hier war. Nun? Du biſt dabey geweſen?

Mor. Ja, und ich muß geſtehn, die Art mit welcher der Graf zu Deinem Bruder redete,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08009/056

war beleidigend, wenn anders ein Verſtändiger von einem Thoren beleidiget werden kann. Der Grundſatz: Dein Bruder ſchände ſeinen Adel, weil er ſein Talent ſich bezahlen läßt, iſt ein abgeſchmackter Grundſatz. Aber das wirſt Du mir zugeſtehen, daß ein junger Mann, der ein einträgliches Amt verwaltet, das ihn nährt und kleidet, immer durch eine ſolche Handlung eine unedle Haabſucht verräth. Wäre ich an Deines Bruders Stelle, ich würde dies ſchöne Talent als einen Zehrpfennig betrachten, und ſprechen: „welcher Schurke darf mich necken um des lieben täglichen Brodtes willen? Ich werfe ihm mein Amt und meinen Titel ins Geſicht, ergreife den Pinſel und wandre zum Thor hinaus.“ O Du glaubſt nicht, wie das Muth ſchaft im Leben und Würken, wenn man auf einen ſolchen Hinterhalt trotzen darf. Aber Dein Bruder hat ſein Talent verunedelt, indem er es zum Sklaven erkünſtelter Bedürfniſſe macht.

Dietr. Höre Bruder Eldingen, urtheilſt Du immer ſo voreilig?

Mor. Oder vielleicht will er Schätze ſammeln? Das iſt auch kein Handwerk für ſein Alter.

Dietr. Bey meiner armen Seele! Du haſt voreilig geurtheilt — (er wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge). Bruder Wilhelm! — guter Bruder Wilhelm! — Pfuy! ich glaube beynahe ich könnte mich ſchämen, und lieber ſchweigen und dich verläumden laſſen. Heraus damit! (zu Moritz). Ich halte Dich für einen braven Mann. Thäte ich das nicht, mit dem Degen in der Fauſt hätte ich Dir geantwortet. Du meynſt, Wilhelm mahle, um ſeinen Gaum zu kitzeln? Oder ſeinen Körper zu erquicken? Oder eine Maitreſſe zu bezahlen? — Nein! — Wilhelm mahlt, um ſeinen Krüppel von Bruder zu ernähren! — (er weint heftig).

Mor. (fällt ihm um den Hals und drückt ihn heftig an ſeine Bruſt). Glück zu! wieder ein paar Menſchen gefunden!

Dietr. Ich war von Jugend auf ein roher Burſch, hatte nicht Luſt viel zu lernen, habe nichts gelernt. Ich wurde Soldat und zog in die neue Welt. Den Kopf hätte ich lieber entbehrt als das Bein. Man ſetzte mich auf halbe Löhnung, das iſt kaum ſo viel, daß ich meine Krücke bezahlen kann. Ich kam zurück. Mein Unglück, meine Armuth, die Langeweile warfen mich aufs Krankenbette, da lag ich anderthalb Jahr und hätte verſchmachten müſſen ohne meinen Bruder. Bis tief in die Nacht hinein hat er geſeſſen und gearbeitet, daß ihm, wenn er des Morgens aufſtand die rothen dicken Augen thränten. Alles was ich bin und habe iſt ſein! der Rock den ich auf dem Leibe trage iſt ſein! (heftig bewegt). Und mein Herz! mein Herz iſt ewig ſein.

Mor. Mann! gieb mir Deine Hand! Laß uns Freunde ſeyn! ich that Deinem Bruder Unrecht, ich will ihm das abbitten. O dürft ich für den edlen jungen Mann etwas thun, ohne ſeinen Stolz zu beleidigen.

Dietr. Das darfſt Du, und ich will Dir ſagen wie?

Mor. Sprich! ich bin reich, darf ich mit ihm theilen?

Dietr. Wilhelm von Moll mahlt für Geld. Urtheile ob er Geſchenke nimmt.

Mor. So habe ich nichts ihm anzubieten, als meine Freundſchaft —

Dietr. Und Deine Schweſter Julchen —

Mor. Mit einem Brautſchatz von 10,000 Dukaten.

Dietr. Da nimmt er ſie nicht.

Mor. Wie?

Dietr. Seit vier Jahren liebt ſich das junge Paar und hofft und wünſcht. Der alte Rath, der im Juſtiz-Collegio über meinem Bruder ſitzt, iſt nahe an die ſiebenzig. Stirbt er heut oder Morgen, ſo rückt Wilhelm in ſeine Stelle, hat zu leben mit Weib und Kind und heirathet Julchen. Sieh' ſo ſtanden die Sachen, als Du mit Deinen verdammten Reichthümern zurückkehrteſt. Seitdem hat mein armer Bruder keine frohe Stunde.

Mor. Das kann nicht ſeyn. Alles Gold der beyden Indien wird meiner Schweſter Herz nicht umwandeln.

Dietr. Wer ſagt das? Julchen iſt ein braves Mädchen, Du kamſt zurück, und ſie glaubte dem Ziel' ihrer Wünſche um ſo näher zu ſeyn.

Mor. Und hatte Recht.

Dietr. Und hatte Unrecht. Denn mein Bruder nährt ſo ſeine eignen Grillen. Er will keinem Weibe ſein Glück verdanken.

Mor. Was heißt das: einem Weibe ſein Glück verdanken? Wenn Julchens Beſitz ihn zum frohen Manne und Vater macht, verdankt er ihr dann nicht ſein Glück?

Dietr. Freylich wohl.

Mor. Alſo mit andern Worten: er will ihr kein Geld verdanken und das iſt ſchon wieder ein verdammtes Vorurtheil. Wir müſſen uns die Hände bieten, ihn davon zurück zu bringen.

Dietr. Wenn Du meynſt, daß es frommt.

Mor. Ich will ihm beweiſen, daß — wir werden unterbrochen, bleib hier, wir ſprechen mehr davon.

Dietr. (umſchauend). Aha! der ſaubere Herr Graf.

Sechſter Auftritt.

Graf Stierenbock. Vorige.

Stierenb. (zu ſeinem Läufer). Der Fürſt kann warten (hervortretend). Auch Lieb' und Freundſchaft haben ihre Rechte. Nicht wahr mein theurer Freund Eldingen? Ich fliehe zu Ihnen, der Fürſt will ausfahren, er hat ſich's in den Kopf geſetzt mich mitzunehmen, ich ſoll ihm etwas angenehmes vorplaudern — ich? — bin ich im Stande einen Fürſten zu unterhalten? mit meinen Empfindungen? mit meiner Art zu denken? Du biſt krank, ſagte der Fürſt neulich zu mir, du biſt hypochonder, du mußt reiſen, und da hatte er die Gnade mir einen Geſandſchaftspoſten vorzuſchlagen, welchen der Sohn unſers Miniſters neulich vergebens briguirt hat; — aber — Ew. Durchl. verzeihen, war meine Antwort: mich feſſelt das Vaterland und dann der Hof, die Politik iſt nicht die Sphäre in der ich zu glänzen wünſche. Zu glänzen? nein, ich will gar nicht glänzen. Das Glänzende iſt nicht immer das Beſſere, nicht wahr mein liebenswürdiger Freund? Und dann, man muß Talente haben, man muß Kopf haben, ich habe nun einmal mehr Herz als Kopf. Mich ſchuf die Natur für die ſtillen häuslichen Freuden. Ein Mann wie Sie, mein lieber Eldingen, gereiſt, ausgebildet, der beraubt den Staat, wenn er ſich in die Einſamkeit begräbt. A propos! ich habe dieſen Mittag bey dem Miniſter der auswärtigen Affairen geſpeiſt, werden Sie mir verzeihen, wenn ich zu voreilig geweſen? Meine Freundſchaft riß mich fort. Der Miniſter ſprach von einem gewiſſen epineuſen Poſten in — unter uns — (er flüſterte ihm ein Wort ins Ohr). Wir waren nach der Tafel in ſeinem Cabinet. Lieber Graf, ſagte er zu mir: Sie kennen unſre Verhältniſſe mit dieſem Hofe, unſere Anſprüche und den Kaltſinn, der ſeit einiger Zeit um ſich greift, wir müſſen einen Mann dahin ſchicken, der, wie man zu ſagen pflegt, das Terrain ſondirt, einen Mann von ausgebildeten Kenntniſſen, von feiner Lebensart, kurz, Sie verſtehn mich, Sie ſind ein Menſchenkenner, ſchlagen Sie mir einen ſolchen vor. Verzeihung liebſter Freund! Ihr Name entſchlüpfte meinen Lippen. Der Miniſter ſtutzte, er kannte Sie nicht, ich entwarf ihm Ihr Bild. Die Freundſchaft führte den Pinſel, und er verſprach mit dem Fürſten zu reden. Das will auch ich, verlaſſen Sie ſich darauf, und mein Credit iſt nicht zweydeutig. Ich bitte ſelten, und wer ſelten bittet, dem ſchlägt man ſelten ab. Aber a propos mein Theuerſter! wie iſt's mit Julchen? Mein Herz iſt ſo voll von Ihr, ich kann an nichts anders denken, von nichts anderm reden, als von Ihr.

Mor. Das thut mir leid, denn Julchen will und ſoll den Grafen Stierenbock nicht heirathen.

Graf. Sie will nicht? Sie ſoll nicht? Wie verſteh' ich das?

Mor. Wörtlich, wenn es beliebt. Sie will nicht, weil ihr Kopf, Sie ſoll nicht, weil ihr Herz es ihr verbietet.

Graf. Ihr Herz? — Aha! da hat meine Schüchternheit mir einen verzweifelten Streich geſpielt. Man hat mich ſupplantirt? Man iſt mir zuvor gekommen? Glücklicher Rival! ich kann nichts thun, als ihn beneiden und ſchweigen. Darf man ſeinen Namen wiſſen? Iſt er von Stande? Daß nur kein Unwürdiger dieſen Schaz mir raube! ſie kennt mich nicht, ſie kennt nicht dieſes Herz, dem kein Opfer zu groß war, um Julien zu beſitzen. Man hat mich aufgezogen, man hat mir das Alter meiner Familie vorgerückt, deren Wappen ſchon vor 700 Jahren in Turnieren bekannt war, und deren Namen, ſeit man die albernen Turniere abgeſchaft, in den Domkapiteln prangt. Schweigt! hab' ich geſagt: was mir der Zufall gab, ſoll die Liebe mir nicht anrechnen. Julchens Gemahl iſt der ſchöne Titel, um den ich alle übrigen verſchmähe. Dann hat man mit der Ungnade des Fürſten mir gedroht, weil der Fürſt einſt andere, ſehr gnädige Abſichten mit mir hatte; aber hat man mein Herz um Rath gefragt? Ich bin erſt Menſch, dann Graf. Wer ſo wie ich denkt und empfindet, dem wiegt Julchens Liebe wohl auch die Gnade eines Fürſten auf. Sehn Sie, liebſter Freund, das hab' ich geſagt.

Mor. Solche Grundſätze ſind immer ſchön, auch wenn man ſeinen Zweck nicht erreicht.

Graf. Freylich — ja — man muß ſich eine raiſon machen von Dingen, die nicht zu ändern ſind. Meine Geſinnungen gegen Sie, mein theuerſter Freund, werden immer dieſelben bleiben, wenn ich Ihnen jemals in irgend etwas dienen kann, ſo befehlen Sie über mich. A propos — weil ich doch einmal hier bin — zwar der Hofrath Müller hat mir ſchon verſprochen — auch ſein Bruder der Kriegsrath — aber man trifft die Leute ſelten des Nachmittags zu Hauſe — und die Sache hat Eile. Sie könnten mir eine kleine Gefälligkeit erzeigen —

Mor. Sehr gern! nur geſchwind.

Graf. Baron Winter verkauft die ſchöne Herrſchaft Wintershagen, kennen Sie ſie? um ein Spottgeld um 30,000 Thaler. Der Menſch hat geſpielt, iſt heruntergekommen, da wäre ein Coup zu machen. Wir ſind ſchon ſo gut als einig, dieſen Abend ſoll bey einer Flaſche Wein der Contrakt abgeſchloſſen werden. Einige Monate früher hatte ich Geld genug liegen, ich war ſogar verlegen damit, es ſicher unter zu bringen. Einige Monate ſpäter wird es eben ſo ſeyn, aber gerade jetzt bin ich nicht bey Caſſe. Ich wende mich an Sie, mein beſter Freund, denn ich beleidige meine Freunde nicht gern durch Mißtrauen oder Zurückhaltung. Sie werden ſo gut ſeyn, mir 10,000 Dukaten auf einen Sola-Wechſel vorzuſtrecken.

Mor. Ich verborge nie Geld.

Graf. Nicht? Was thun Sie denn damit?

Mor. Ich verzehre es.

Graf. Und wenn es zu Ende iſt?

Mor. (lächelnd). Dann ſpiele ich Faro.

Graf. Und wenn Sie verlieren?

Mor. Dann heirathe ich ein reiches Mädchen.

Graf. Sie ſcherzen, oder Sie ſind heute nicht bey Laune. Ich werde Morgen wieder vorſprechen und Ihnen die Dokumente von meinen Gütern mitbringen. Sicherheit, Hypothek, Pfand, Alles, Alles wie Sie es nur immer haben wollen. A revoir mein ſüßer Freund! (er umarmt ihn). Ich trenne mich ungern von Ihnen, ſo ſehr hab' ich mich ſchon an Ihren geiſtreichen Umgang gewöhnt. (Er will fort).

Dietr. (der während des vorhergehenden ſeine Schlaghandſchuh angezogen und auf verſchiedene Weiſe ſeine Ungeduld zu erkennen gegeben, ihm in den Weg tretend). Halt Herr Graf! Wir haben auch noch ein paar Worte mit einander zu reden.

Graf. (mißt ihn mit den Augen, und ſtellt ſich, als ob er ihn plötzlich erkenne). Ah! mein lieber Freund, der Lieutenant von Moll. Endlich ſeh' ich Sie wieder! böſer Mann! muß ich Sie am dritten Orte finden? Hab' ich Sie nicht gebeten, mein Haus als das Ihrige zu betrachten? Bleibt Ihr Couvert nicht immer leer an meiner Tafel? Beſſern Sie ſich, oder ich belange Sie vor dem Richterſtuhl der Freundſchaft (er will fort).

Dietr. (ihn beym Arm faſſend). Poß Redensarten und kein Ende! Nur zwey Worte Herr Graf! der Fürſt wird wohl die Gnade haben noch ein Augenblickchen zu warten. Es hat

Ihnen dieſen Morgen beliebt meinem Bruder ein paar Sottiſen zu ſagen; es wird Ihnen daher dieſen Nachmittag belieben, ein paar Kugeln mit mir zu wechſeln (indem er ein paar Piſtolen aus der Taſche zieht).

Graf. (der ſeinen Schrecken, ſo gut es gehen will, hinter ein Lächeln verbirgt). Allerliebſt! immer gutes Muthes, immer froher Laune. Sehn Sie lieber Eldingen, da muß man ein Beyſpiel nehmen. Der brave Mann hat Unglück gehabt, viel Unglück, er hat mit Ehre gedient, ich ſage Ihnen, er hat ſeinem Regiment Ehre gemacht. Und was hat er davon? Lieber Gott! die feile Fortuna buhlt mit dem Glücke und ſelten mit dem Verdienſt. Trotz alles deſſen iſt er der beſte Geſellſchafter, immer guter Dinge, il a toujours le mot pour rire. Ich bin in Verzweiflung meine ſüßen Freunde, daß die Zeit mir nicht erlaubt, in dieſem kleinen traulichen Zirkel, an dieſem herrlichen Frühlingstage, noch länger den wahren Genuß des Lebens mit Ihnen zu theilen. Aber der läſtige Dienſt — (er will fort).

Dietr. (ihn haltend). Donner und Wetter! Herr! glauben Sie die Ehre meines Bruders, ſey mir für ein paar Schmeicheleyen feil? Ich will Satisfaction haben. Wählen Sie eine von dieſen Piſtolen; oder wollen Sie lieber auf den Degen, ſo ziehen Sie Ihren Froſchſpies; denn ungeſchlagen kommen Sie bey meiner armen Seele hier nicht davon.

Graf. Die Ehre Ihres Herrn Bruders? Lieber beſter Herr Lieutenant, hier herrſcht ein Mißverſtändniß. Ich bin der wärmſte Freund des Herrn Aſſeſſors von Moll, wir ſind ſogar verwandt mit einander, meine Urgroßtante war eine leibliche Couſine von dem Baron Hammer, deſſen Stiefbruder eine geborne von Moll zur Gemahlin hatte. Fragen Sie den Präſidenten Grafen Sorr, wie ich noch neulich von Ihrem Herrn Bruder geſprochen, fragen Sie die Hofdame Ihrer Durchlauchten, die Baroneſſe Werbing was ich noch geſtern von ihm geſagt —

Dietr. Das gilt mir gleich. Ich weiß, was Ihnen heute zu ſagen beliebt hat, und alſo ohne weitere Umſtände — (er reicht ihm eine Piſtole).

Graf. Heute? mein Gott! ſollte mir im Feuer eines freundſchaftlichen Geſprächs irgend ein Wort entſchlüpft ſeyn — aber nein, das iſt nicht möglich! ein Irrthum lieber Herr Lieutenant, ein bloſſer Irrthum, und ein ſolches quid pro quo ſollte mich verleiten, meinen Degen gegen einen Mann zu ziehen, den ich wegen ſeiner Verdienſte und wegen ſeines liebenswürdigen Charakters perſönlich hochachte? Nimmermehr! Wenn ich auch die Warnung vergeſſen könnte, welche mir der Fürſt gab als ich vor einigen Jahren das Unglück hatte, den Ritter Cederholm im Zweykampf zu tödten, hier hält nicht Fürſtendrohung mich ab, hier iſt es Freundſchaft, ungeheuchelte Zuneigung welche meinen Arm lähmt. Ich fliege zu Ihrem Herrn Bruder, ich drücke ihn an mein Herz, und wir erſäufen allen Groll in einer Flaſche Champagner (Dietrich will ihn halten, aber er entſchlüpft ihm).

Siebenter Auftritt.

Moritz Dietrich.

Dietr. (der ihm nachwill). Verdammter Windbeutel!

Mor. Laß ihn laufen, es iſt nicht der Mühe werth, daß Du auch nur einen Splitter aus Deiner Krücke drum abnutzeſt.

Dietr. Ich denke Bruder Eldingen, ich ſchlage ihm lieber die ganze Krücke auf dem Kopfe entzwey.

Mor. Und müßteſt Dir eine neue kaufen, das koſtet mehr als der ganze Graf werth iſt. Glaube mir, guter Moll, ſeine Ehre an einen Narren verlieren, und von einem Narren wieder fordern, heißt ein Goldſtück emſig im Auskehrigt ſuchen, das man in der Taſche trägt.

Dietr. Du ſprichſt wie ein Buch, aber die Geſetze der Ehre —

Mor. Wurden nicht in hohlen Köpfen ausgeheckt, ſie ſtehen hier ins Herz gegraben und ſind die Geſetze der Tugend. Ehre und Tugend ſind unzertrennlich, wie Licht und Wärme, doch genug davon! ich habe Eile (er ſieht nach der Uhr). Die Viertelſtunde iſt beynahe ſchon zur halben geworden. Geh lieber Moll und hohle mir Deinen Bruder. Ich würde mit Dir gehn, aber mein Herz hat hier noch ein Geſchäfte abzuthun. Führe ihn in die Arme eines Mannes, der ſonſt karg mit ſeiner Freundſchaft iſt. Verrath ihm nicht, was wir zuſammen geſprochen, wir wollen ihm unverhoſt einen frohen Abend machen.

Dietr. Ja, ja das wollen wir! dem lieben Bruder Wilhelm! Höre Schatz, gieb mir einen Kuß (ſie küßen ſich) dem Bruder Wilhelm eine Freude machen! Heyſa! Du alter Stelzfuß! vorwärts Marſch! (ab).

Achter Auftritt.

Moritz allein.

Es giebt doch viele gute Menſchen in der Welt, und die ungebildeten ſind größtentheils die beſten. Sie ſingen ſo natürlich, ſie haben nicht nach einer Leyer gelernt. — Welch ein ſchöner Tag! wenn alles geht, wie es gehn ſoll. Ich bin eben recht in der Laune glückliche Menſchen zu machen, denn ich bin froh und leicht wie ein zehnjähriger Knabe, der nichts denkt, als: heute! heute! und nichts fühlt, als daß er lebt und geſund iſt. — Aber Marie — aufkeimende Liebe und Frohſinn, man nennt das Widerſpruch? O nein! nein! Marie hat dieſem Herzen gegeben, was ihm mangelte. Es ſuchte und wußte nicht was; es darbte und prahlte mit Ueberfluß; es hing an der Freundſchaft, wie das Auge des nächtlichen Schwärmers am Monde — es fror — die Sonne ging auf — o wie iſt mir ſo warm geworden! —

Neunter Auftritt.

Marie mit einem kleinen Knaben an der Hand. Moritz.

Mor. (ihr entgegen). Endlich Du Wortbrüchige! ſind das deine Viertelſtunden? Dafür ſollſt Du in Zukunft mir Jahre zu Viertelſtunden zaubern.

Mar. Ich ſtand ſchon lange dort hinter der Hecke — Sie waren nicht allein — und ich wollte mich ſammeln — mich vorbereiten — und meine Augen waren ſo roth —

Mor. Süßes Mädchen! die rothe Wange will ich Dir verzeihen, denn jungfräuliche Schaam röthet die Wange, aber Kummer die Augen. Meine Gattin darf nur fremden Leiden eine Thräne weinen.

Marie. Eines Mannes Edelmuth kann bittere Thränen trocknen, aber eines Mannes Edelmuth iſt nicht Allmacht, kann nicht die Vergangenheit vertilgen, noch ihre Spuren wegwiſchen aus einem zerriſſenen Herzen. Ihre Gattin! — Guter, edler Mann! Es war eine

Zeit in der ich mich würdig hielt eines ſolchen Titels; aber aus jenen ſüßen Tagen meiner Unſchuld, iſt nichts mir übrig geblieben — als der Muth — Ihnen ſelbſt zu ſagen — daß jene Zeit nicht mehr iſt! — Dieſer Knabe — iſt mein Sohn! — (Sie kauert ſich zu dem Kinde und ſchließt es bewegt in ihre Arme.) Karl! Karl! Deine Mutter hat Dir ein großes Opfer gebracht! um dieſes Opfers willen darfſt Du einſt mir nicht fluchen, daß ich in einer ſchwachen Stunde Dir ein ehrloſes Daſeyn gab! (ſie richtet ſich auf) Leben Sie wohl mein Herr! mein Dank und mein Seegen ſchwimmen in dieſer Thräne. Ich bin Ihnen viel ſchuldig. Sie haben meine Seele wieder empor gehoben. Sie haben mir Anlaß gegeben zu fühlen, daß ich noch nicht ganz nichtswürdig bin. Ja mein Herr, ich will es Ihnen gern bekennen, ich war ſo niedergebeugt, daß ich mich kaum getrauete zu Gott zu beten: denn was hatte ich ſonſt, um meine Schuld auszuſöhnen, als Worte. Das Opfer, das ich heute der Tugend bringe, giebt mir wieder einen leiſen Anſpruch auf meine eigne Hochachtung. Ich danke Ihnen mein Herr! Sie haben eine Elende gerettet! denn wer iſt elender als der, der ſich ſelbſt verachtet! Das Andenken an die verfloſſene Stunde, wird mir noch manches Jahr meines Lebens verſüſſen, ich werde wieder freudig zu Gott beten! und in jedem meiner Gebete wird Ihr Name meinen Lippen entſchweben. — Leben Sie wohl! (ſie will gehen.)

Mor. (ergreift ſie haſtig bey der Hand) Halt! (nach einer kleinen Pauſe zieht er das Kind zu ſich) Wo iſt Dein Vater Kleiner?

Das Kind. Er iſt geſtorben.

Mor. (hebt den Knaben in die Höhe) Ich bin Dein Vater, kleiner Narr!

Marie. Gott!

Mor. (von dem Kinde ablaſſend zu Marien) Du wirfſt mir da ſchon wieder ein Vorurtheil in den Weg, und ich — ich ſtolpere nicht. Sieh dieſen Diamanten (ihr ſeinen Ring zeigend) er iſt ſchön, vom reinſten Waſſer, er iſt mein; ich bin nicht der erſte, der ihn beſaß, aber wills Gott! ich werde der lezte ſeyn, er ſoll mit mir begraben werden, und da macht mir ſein Beſitz eben ſo viel Freude, als hätte ich ihn ſelbſt aus den Minen von Golconda hervorgehohlt. (Ihre Hand mit Herzlichkeit ergreifend) Mädchen! ich fühle daß Du mich glücklich machen wirſt, ſo wie Du da vor mir ſtehſt. Du ſprichſt von einer Zeit in welcher Du beſſer geweſen, als jetzt? Und ich, ich ſage Dir, Du biſt jetzt beſſer als damals. Deine Unſchuld war Unwiſſenheit, Gewohnheit. Du warſt gut, weil man Dir geſagt hatte, man müſſe gut ſeyn. Jetzt weißt Du, warum Du gut biſt, jetzt biſt Du tugendhaft! und ich ſollte das Glück meines Lebens einer Grille opfern? Ich ſollte eine Roſe nicht brechen, weil ein Schmetterling einen Augenblick lang mit ihr buhlte? — Was Du einſt warſt, darnach hab ich kein Recht zu fragen. Ich weiß was Du jetzt biſt und was Du mir ſeyn wirſt. Frägſt Du mich doch auch nicht, ob ich immer ein ſittſamer Jüngling geweſen, ohne alle Liebeley? und in meinen Augen haben beyde Geſchlechter gleiche Rechte. Schlag ein Mädchen! heute fängt ein neues Leben an! Die Gegenwart iſt heiter, die Zukunft lacht, die Vergangenheit liegt hinter uns, wie eine Regenwolke, welche der Wind über uns hin jagte. Hänge nicht ſchwärmeriſch an Deinem Kummer? gedenke Deiner Leiden nur mit dem frohen Gefühl, daß ſie überſtanden ſind, was in Zukunft Dich betrübt, das theile ich redlich mit Dir.

Marie (heftig erſchüttert, verſucht umſonſt zu ſprechen, ſie drückt ihren Dank durch Geberden aus, ſie ſchließt den Knaben in ihre Arme, blickt ſanft und zärtlich an Moritz hinauf, die Worte ſtammelnd). Und dieſes Kind?

Mor. Ich bin ſein Vater, er iſt mein Sohn! Die Mutter welche mir ihn gebar, heißt nicht Wolluſt, ſondern Liebe. Die Natur hat mir ihn nicht in einer trunkenen Stunde zum Sohne aufgedrungen, er iſt mein Sohn durch meines Herzens Wahl. (Er reicht dem Knaben die Hand.) Komm Kleiner! ſchlag ein! (der Knabe thut es, Moritz ſchüttelt ihm die Hand.) Hier verſpreche ich Dir im Angeſichte derer, welche den meiſten Antheil an Deinem Schickſaal nehmen, im

Angeſichte Gottes und Deiner Mutter, ich will ehrlich und redlich Dein Vater ſeyn! ich will ſo väterlich an Dir handeln, daß einſt Dein wahrer Vater ſelbſt vor Gottes Throne nicht wagen ſoll zu ſprechen: der Junge iſt mein!

Der Knabe. (ſein Händchen zurückziehend) Au! Du thuſt mir weh.

Mor. (lächelnd) Er hat mich nicht verſtanden. Aber Gott hat mich verſtanden und Du — nicht wahr?

Marie. (ſehr gerührt) Ich habe!

Mor. Das wäre denn abgethan. Ich bin Dir nicht mehr fremd und darf nun dreiſter die Frage an Dich richten: willſt Du, ſüßes Mädchen, meine Gattin werden?

Marie. Ach! Sie verdienen ein ungetheiltes Herz.

Mor. Verdien ich es, ſo wird mirs auch wohl werden. Was etwa hier und dort an fremden Gegenſtänden hängen blieb, die Zeit führt es zurück mit jedem Tage wächſt mein Reichthum und ſelbſt dieſes Gefühl des Anwachſens iſt ein neuer Genuß.

Marie. Ja ich werde Sie lieben! bis jetzt kann ich noch nicht: denn Sie waren zu ſehr mein Wohlthäter, wir ſind einander noch nicht gleich genug. Aber wenn Hochachtung und Dankbarkeit der wahren Liebe erſte Nahrung ſind — wie ich das ſelbſt in dieſem Augenblick zu fühlen glaube — nun dann — ja! —

Mor. (ergreift entzückt ihre Hand) Sprich mir nach: Du —

Marie. (ſanft und verſchämt) Du —

Mor. Ich liebe Dich —

Marie. Dich —

Mor. Ich bin Dein —

Marie. Dein —

Mor. (ſie in ſeine Arme ſchließend) Mein! — Hieher Kleiner!, das ſchöne Kleeblatt zu füllen. (Er hebt ihn in die Höhe, der Knabe umarmt ſie beyde.)

Mor. (indem er ihn wieder niederſetzt und Marien losläßt.) Der Knoten iſt geſchürzt, unauflöslich, doch nur in meinen Augen, in den Deinigen bedarf es noch einer Ceremonie. Komm folge mir zu einem Prediger.

Marie. Vergönne daß ich mich erhohle — ich bin ſo tief erſchüttert — ich vermag kaum mich auf den Füſſen zu erhalten.

Mor. Geh auf Dein Zimmer liebes Weibchen.

Marie. Ach ja — mir iſt ſo enge — ich muß mit Gott reden! (den Knaben ergreifend) Komm Kind! Du ſollſt neben mir knieen; Dein Lallen und meine Thränen — Gott wird das nicht verſchmähen! (ſie will gehn, Moritz umarmt ſie.)

Mor. Bleibe nicht lange, ja nicht lange!

Zehnter Auftritt.

Omar, der unterdeſſen aus der Gartenthür getreten. Vorige.

Omar. Glück zu!

Mor. Ha! biſt Du da? (er nimmt ihn beym Kopf und küßt ihn mit Heftigkeit) Fühlſt Du daß ich glücklich bin?

Omar. Bey meines Vaters Bart! ich fühle es.

Mor Omar, Du ſiehſt in ihr meine Gattin; Marie, er iſt mein Bruder.

Omar. (ihr die Hand reichend) Gott ſegne Dich ſchönes Mädchen! laß uns Freunde ſeyn! — Aber jetzt geh hinein, die alte Tante keift, ſie hat ſchon zwanzigmal nach Dir gefragt, ſie ſchilt und huſtet um die Wette.

Mor. Sey unbeſorgt, geh auf Dein Zimmer. Ich will indeſſen der alten Tante ſo wunderbare Dinge erzählen, daß ihr das Huſten und Schelten darüber vergehen ſoll. Du Omar denk an meinen Plan, mach Dich reiſefertig, wir ſteuern nach den Pelew-Inſeln.

(**Moritz** und **Marie** mit dem Knaben ab.)

Eilfter Auftritt.

Omar allein.

Nach den Pelew-Inſeln? Und euer Steuermann iſt die Liebe? Nein, Omars trübe Laune ſtimmt nicht zu eurer Fröhlichkeit. Ich will zurück zu meinem alten Vater! Ich war ein Thor, daß ich von ihm ging. Dort galt ich unſern gnügſamen Dirnen für einen wohlgemachten Araber; hier iſt mein Geſicht zu gelb, zu braun, zu wild, zu trotzig. Dort gab man mir den Ruhm eines geſchickten Jünglings: denn ich ſaß trefflich zu Pferde und wußte auch ein paar Sprüche aus dem Koran; hier lacht man über meine Dummheit, denn ich kann nicht einmal tanzen und weiß nichts — als daß ich liebe! — Ja ich will zurück! wenn es nicht zu ſpät iſt — ach! es iſt zu ſpät! Milch trinken, Datteln eſſen, mich in Lumpen kleiden, und unter Zelten wohnen, das wollt ich gern; aber mein Kopf! mein Kopf! ich denke nicht mehr arabiſch (mit der Hand vor der Stirne) da ſitzt kalter grübelnder Norden, und alle Wärme, die ich aus Süden mitbrachte, iſt heruntergeſunken in mein Herz. (Einen Blick auf den Baum werfend in welchen er Nettchens Namen ſchnitt) Ha! meine Arbeit iſt noch nicht vollendet. (indem er hingeht und fortfährt zu ſchneiden.) Du guter Baum! in zwanzig Jahren wird dieſer Name mit deiner Rinde noch nicht ſo innig verwachſen ſeyn, als er in wenig Monden in dieſes Herz ſich grub.

Zwölfter Auftritt.

Nettchen (ſchleicht herbey, ſieht ohnbemerkt was Omar ſchafft, und ſtützt dann ihren Ellenbogen gedankenvoll auf das Piedeſtal der Diana.)

Omar. (nachdem er ſein Werk vollendet, blickt zärtlich drauf) Ach Nettchen!

Nettchen. (tragikomiſch) Ach Omar!

Omar. (erſchrickt, läßt das Meſſer fallen, fliegt auf ſie zu und ergreift ihre Hand) Wem galt dieſes Ach?

Nettchen. Mir ſelbſt.

Omar. Du nannteſt mich.

Nettchen. Du nannteſt mich.

Omar. Weil ich dich liebe.

Nettchen. Weil ich keinen Mann lieben will.

Omar. Warum nicht?

Nettchen. Weil ihr alle nichts taugt.

Omar (herzlich) Ich bin ein guter Menſch.

Nettchen. Das ſeyd ihr alle, ſo lange ihr nur wünſcht und begehrt.

Omar. Du thuſt mir Unrecht.

Nettchen. Ey freylich!

Omar. Ich werde Dich immer ſo lieb haben.

Nettchen. Du ſollſt mich nicht lieb haben.

Omar. Ich muß.

Nettchen. Wer zwingt Dich?

Omar. Warum verfolgſt Du mich überall? Ich ſehe Dich, oder ich ſehe Dich nicht, das gilt gleichviel. Ich ſchweife mit meinen Gedanken unter dem heitern Himmel Egyptens, ich luſtwandle an den Ufern des Nils, überall Deine Geſtalt; ich ſuche das Zelt meines Vaters, Du ſitzeſt am Eingange! ich verirre mich unter den Ruinen von Balbeck, Du ſtehſt hinter jeder abgebrochnen Säule.

Nettchen. Du biſt ein Narr!

Omar. (ſeufzend) Ja wohl!

Nettchen Was ſoll man mit Dir anfangen?

Omar. Mich wieder klug machen.

Nettchen. Nein, guter Freund, wir mögen euch gerne zu Narren machen, denn eure Klugheit iſt uns läſtig.

Omar. Ich will Dir nicht mehr läſtig ſeyn, auch nicht durch meine Narrheit. Ich will zurück in die Hütte meines Vaters. Schiffer

Thoms wird in wenig Tagen abſegeln, er ſoll mich mitnehmen. Aber glaube mir Nettchen, wenn ich fort ſeyn werde, wirſt Du gewiß noch manchmal ſagen: der Omar war doch ein guter Menſch!

Nettchen. Ey ja doch! ein Mädchen denkt dergleichen nur.

Omar. Leb wohl!

Nettchen. Biſt Du toll?

Omar. Es iſt beſchloſſen, ich reiſe! Du wirſt mich niemals, niemals wiederſehn! und ſo könnteſt Du mir wohl einen Kuß geben.

Nettchen. Seht doch! den impertinenten Menſchen!

Omar. Wie leicht vergißt ein Mädchen einen Kuß! mir aber wird er ſüße Nahrung ſeyn, bis in meine Heymath.

Nettchen. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ein Kuß ſo nahrhaft wäre.

Omar. (etwas bitter) Spott hab ich nicht verdient! (er dreht ſich um und will gehen.)

Nettchen. Bleib! — bleib junger Menſch! — reiſen willſt Du? Haſt Du mich um Erlaubniß gefragt?

Omar. Du jagſt mich fort.

Nettchen. Nein! Nein! ich befehle Dir zu bleiben.

Omar. Nun ſo willſt Du mich martern, wie ein Knabe der einen Käfer an einen Faden gebunden hat.

Nettchen. Dazu ſeyd ihr geſchaffen, ſtrebe Deinem Berufe nicht entgegen.

Omar. Ich wollte gern alles leiden, wenn ich nur einſt, wär' es auch erſt in ferner Zukunft, Erſatz hoffen dürfte.

Nettchen. Das heißt: wenn Du mich einſt wieder martern dürfteſt?

Omar. Wenn Du geliebt werden, eine Marter nennſt?

Nettchen. Wie der braune Bube ſchwatzt, als habe er alle unſere Romane geleſen.

Omar. (knieend) Liebes Nettchen!

Nettchen. Nun ja, das fehlte noch.

Omar. Ich weiß nicht, ob das, was ich ſage in Romanen ſteht; aber warlich! es ſteht in meinem Herzen.

Nettchen. (ihn halb zärtlich anblickend). Und dabey ſieht er aus, als ob es wahr wäre.

Omar. Es iſt wahr.

Nettchen. (zu der Bildſäule) Keuſche Diana! ſchütze mich! — ſteh auf junger Menſch! ſiehſt Du nicht, daß dort alle Augenblicke Leute vorübergehn? Ein europäiſches Mädchen darf keinen Araber unter freyem Himmel vor ſich knieen laſſen.

Omar (aufſtehend). Aber quälen darf ſie ihn?

Nettchen. Sey vernünftig! was willſt Du von mir?

Omar. Ich will Dich heirathen.

Nettchen. Dacht' ichs doch, gleich ſind ſie mit dem Heirathen fertig. Aber ich erſchrecke vor dem Worte.

Omar. Die Sache iſt ſo leicht.

Nettchen. (auf Dianen zeigend.) Und ich habe dieſer verſprochen (mit einem komiſchen Seufzer) in ihrem Dienſte grau zu werden. Dieſe Guirlande habe ich mit eigener Hand gewunden, mit eigner Hand zum Opfer ihr gebracht. Dieſe Roſen ſind ein Symbol meiner Jungfräulichkeit.

Omar. Laß ihr das Symbol, ich bin mit dem übrigen zufrieden.

Nettchen. Ein frommer, gnügſamer Menſch!

Omar. Und Deiner trotzigen Diana ſtehn die Roſen nicht einmal gut. Sie würden dem ſchalkhaften Amor dort weit beſſer kleiden.

Nettchen. Meynſt Du?

Omar. Laß uns das verſuchen. (Er reißt plötzlich Dianen die Guirlande ab, und fliegt damit hinüber zu Amors Bildſäule.)

Nettchen. (mit komiſchem Zorn) Verwegner Bube!

Omar. (hat geſchwind das äußerſte Ende der Guirlande an Amors Hand befeſtigt, mit dem andern Ende in der Hand, eilt er wieder zu Nettchen, zieht ſie mit ſanfter Gewalt zu ſich, ſchlingt ſeinen Arm feſt um ſie, dreht ſich mit ihr, und wickelt ſich ſo ſammt ihr in die Guirlande). Du wirſt mein ſeyn! ja ich leſe es in Deinen lieben ſchwarzen Augen, trotz Deinem Muthwillen! Du biſt mein!

Nettchen. (ſich ſanft ſträubend) Ich will mir die verdammten Plauderer auskratzen!

Omar. (küßt ſie feurig) Du biſt mein?

Nettchen. (ihn zärtlich anblickend und ihm endlich um den Hals fallend) Ach ja! (Pauſe.)

Omar. (entzückt) Du haſt mich zum Gott erhoben! — Nun weg mit dieſen Feſſeln! (er wickelt die Guirlande los) Auch nicht einmal Blumen ſollen Dich binden, nur meine Liebe! nur mein Herz! Dir allgewaltiger Götterſohn! Dir dieſe Roſen! (er umwindet den Amor damit).

Nettchen. (ihm zuſehend nach einer Pauſe.)

Qui que tu ſois, voila ton maitre!
Il l'eſt, il le fut, ou il doit l'etre.

Dreyzehnter Auftritt.

Julchen Vorige.

Nettchen. Ach Julchen!

Julchen. Was haſt du?

Nettchen. Ich hatte einen Liebhaber, und nun hab' ich einen Mann!

Julchen. Ernſt oder Scherz?

Nettchen. Siehſt Du denn nicht an meiner Ehſtandsmiene, daß es der bitterſte Ernſt iſt?

Omar. Wünſche mir Glück, Schweſterchen, Glück zum ſchönen Siege.

Julchen. Von ganzer Seele! (Sie umarmt Nettchen.)

Nettchen. Und wenn Du mich lieb haſt, ſo gehe hin und thue ein gleiches: denn nichts iſt verdrüßlicher, als gefangen ſeyn, und die andern in Freyheit draußen herum ſpatzieren ſehen.

Julchen. Soll ich mir ihn erbetteln, den trotzigen Mann, der um meines Goldes willen mich verſchmäht? Ach Nettchen! ich fürchte, ſein Stolz iſt ſtärker als ſeine Liebe.

Nettchen. Nicht doch. Sein Stolz hat nur das Zimmer verſchloſſen, in welchem ſeine Liebe brennt; aber das hilft ihm nichts, über lang oder kurz ſchlägt die Flamme zu allen Fenſtern heraus. (zu Omar, der unterdeſſen ihre Hand geliebkoſet.) Nun, junger Menſch, eſſe er meine Hand nicht auf.

Julchen. (ſich umſehend) Ach Nettchen!

Nettchen. Was giebts?

Julchen. Er kömmt

Nettchen. Ach das große Unglück!

Julchen. Verlaß mich nicht!

Nettchen. Will er dich entführen?

Julchen. Verbirg meinen Trübſinn hinter Deine gute Laune, rede, lache, ſcherze, damit er nicht merke, wie weh mir ums Herz iſt.

Nettchen. Warum ſoll er es denn nicht merken?

Julchen. Ey, ich will ihm ſeinen Stolz vergelten.

Nettchen. Bravo! à ce trait je reconnois mon ſang.

Vierzehnter Auftritt.

Wilhelm und Dietrich von Moll. Die Vorigen.

(wechſelſeitige Verbeugungen.)

Nettchen. Willkommen meine Herrn!

Dietr. Wir glaubten Ihren Herrn Bruder hier zu finden.

Nettchen. Und wurden ſehr angenehm getäuſcht, nicht wahr? denn Sie finden uns.

Dietr. Ey freylich — das — das verſteht ſich.

Nettchen. Lieber Herr Lieutenant, Ihnen nehme ich es nicht übel, wenn ein hübſches

Mädchen Ihnen eine Galanterie mit der Zange, aus dem Munde hohlen muß: denn der Generalmarſch verträgt ſich ſchlecht mit dem ſüßen Hofgeliſpel; aber Ihr Herr Bruder —

Dietr. Der iſt krank.

Julchen. (ſchnell) Krank? Was fehlt ihm?

Nettchen. Ein Schnupftuch, ihm die Thräne wegzuwiſchen, die da an ſeiner blonden Augenwimper hängt. Leih ihm deine Hand Schweſterchen.

Wilhelm. (verlegen) Verzeihen Sie — ich weiß nicht lieber Bruder — ich bin ganz geſund —

Dietr. Das iſt gelogen Herr Bruder! Urtheilen Sie ſelbſt. Ich komme nach Hauſe und habe ihm viel und mancherley zu erzählen. Ich hebe meinen Spruch an, er ſieht mir ſtarr in die Augen. Ich rede eine Viertelſtunde lang, und als ich fertig bin, hat er nicht ein Wort verſtanden.

Nettchen. Das iſt die Starrſucht, eine bedenkliche Erſcheinung der Seele. Aber meine arme Schweſter iſt doch noch weit ſchlimmer daran.

Wilh. (ſchnell) Wie ſo? Was fehlt ihr?

Nettchen. Sie leidet an den edeln Lebenstheilen. Vor wenig Minuten ſtößt ihr ein Fall auf, wo man das Herz brauchen muß, ſie ſucht es, und, ſtellen Sie ſich vor, es iſt fort! fort über alle Berge!

Julchen. (ſchmerzhaft lächelnd) Nettchen! quäle mich nicht!

Nettchen. Ein Schmetterling trägt es auf ſeinem Flügel bis auf die nächſte Roſe, dort ſchüttelt er es ab und läßt es unter die Dornen fallen.

Wilh. Wollen auch Sie mir den Sieg der Vernunſt erſchweren?

Nettchen. (macht einen tiefen Knix) Das iſt für die Frau Vernunſt, und das für die Liebe! (Sie umarmt Omar.)

Dietr. Bravo! Das iſt ein ſchmuckes Ding. Ich glaube daß man an ihrer Hand durchs Leben marſchieren kann, ohne auch nur ein einzigesmal Raſttag zu halten.

Nettchen. Ey Herr Kriegsmann! Sie fangen an aufzuthauen.

Dietr. Wahrlich ich merke beynahe, daß es noch andere Arten von Feuer giebt, als Kanonen-Feuer. Aber Baſſa! der junge freundliche Mann dort hat Sie redlich erbeutet. Und wäre auch das nicht — mein Stelzfuß! — ach du lieber Gott! mein Stelzfuß! —

Funfzehnter Auftritt.

Moritz. Marie. Die alte Tante und die Vorigen.

Tante (huſtend) Wenn es nur nicht ſchon zu kühl iſt.

Nettchen. Ach nein! wir ſchwitzen hier alle.

Mor. (zu Dietr.) Habe Dank, Bruder Moll, daß Du Wort gehalten.

Dietr. Ich halte immer Wort.

Mor. (zu Wilhelm) Lieber junger Mann, ich bitte um Deine Freundſchaft. Hat mein übereiltes Urtheil Dir dieſen Morgen weh gethan, ſo thut mirs herzlich leid. Man ſtößt ſo ſelten in der Welt auf einen Menſchen und man ſieht es ihm ſo ſelten an der Naſe an, daß er ein Menſch iſt. Dein Bruder hat das Räthſel mir gelößt. Du würdeſt mich hart ſtrafen, wenn Du einen Groll gegen mich behielteſt.

Wilh. Wie Bruder, Du haſt geplaudert?

Dietr. Freylich, zum Teufel! das hab' ich. Ich ſollte wohl gelaſſen zuſehn, wie man auf Deine Ehre mit vergifteten Pfeilen ſchoß?

Mor. Du liebſt meine Schweſter, Julchen liebt Dich, ihr wart einig, mein Gold hat euch getrennt, das muß es nicht. Mag es immerhin Grille ſeyn, es iſt eine ſtolze, ſchöne Grille, und ich ehre ſie. Julchen iſt arm, bettelarm, von mir bekommt ſie nicht einen Heller.

Wilh. (fliegt auf Julchen zu) Julchen!

Julchen. (in ſeinen Armen) Böſer, ſtolzer, lieber Wilhelm.

Tante. Wartet doch Kinder! ey mein Gott! ſo wartet doch! (ſie trippelt zwiſchen beyde) Ich muß ja wohl Mutterſtelle vertreten. Ich gebe euch meinen Seegen. Ich bin mit dieſer Verbindung recht wohl zufrieden: denn ſeine Herkunft iſt untadelhaft.

Nettchen Aber liebe Tante, Julchen frägt ja nicht, wo er hergekommen iſt? Wenn er nur da iſt.

Tante. Schweig, wenn das wäre, ſo müßten ja alle Menſchen gleich ſeyn: denn alle Menſchen ſind da. (Sie huſtet) Wie abſurd!

Wilh. (umarmt Moritz) Mein Bruder!

Mor. Keinen Groll mehr!

Wilh. Herzliche, brüderliche Freundſchaft!

Mor. Nun dann — der Freund durfte Dir nichts anbieten, der Bruder darf ſchon eher ein Wort ſprechen (ihn vertraulich an ſich ziehend) Wenn es Dir einmal an Gelde mangelt — nicht wahr? —

Wilh. Ja, ja.

Dietr. (iſt herzlich bewegt, hinkt zu Wilhelm, zu Julchen und zu Moritz, ſchüttelt ihnen ſchweigend die Hände und dreht ſich dann in eine Ecke, wo er ſich die Thränen trocknet.)

Nettchen. Numero Eins wäre abgethan. Bruder Moritz, komm doch ein bischen näher!

Mor. Was willſt Du?

Nettchen. Siehſt Du mir nichts an?

Mor. Du ſiehſt trübſelig aus.

Nettchen. Siehſt Du nicht, daß Omar und ich unſere Geſichter getauſcht haben?

Mor. (ſie einen Augenblick wechſelsweiſe betrachtend) Iſt es richtig?

Nettchen. (Mit einem komiſchen Seufzer) Es iſt richtig!

Mor. Nettchen, Du machſt mir da eine große Freude. Gott ſeegne euch! (Er ſchließt ſie beyde zugleich in ſeine Arme.)

Tante. Wartet doch Kinder! ey mein Gott! ſo wartet doch! (ſie trippelt zwiſchen beyde) Ich muß ja wohl Mutterſtelle vertreten. — Wie iſt mir denn? — Er iſt wohl ein recht guter, junger Menſch — aber ſeine Herkunft —

Mor. O liebe Tante, ich habe Dir ja ſchon geſagt: ſein Vater iſt ein arabiſcher Fürſt.

Tante. Ein Fürſt? Er trägt ja keinen Orden.

Mor. Das Herz macht ihn kenntlicher, als der Orden.

Tante. Nun, nun, ich gebe Euch meinen Seegen.

Nettchen (ſeufzend). Ach! — Numero Zwey wäre auch abgethan.

Mor. Aber Nettchen ſiehſt Du mir nichts an?

Nettchen. Du ſiehſt aus wie ein vernünftiger Bruder, der ſeiner Schweſter 10,000 Dukaten ſchenken will.

Mor. Geſchenkt hat. Das bey Seite. Siehſt Du ſonſt nichts?

Tante. Ach! das hätte ſeine ſeelige Mutter ihm gewiß auch nicht angeſehen!

Mor. Liebe Tante, verleumde meine Mutter nicht.

Nettchen. Du machſt mich neugierig.

Mor. (umarmt Marie). Sieheſt Du noch nichts?

Nettchen (klatſcht in die Hände). Ah wahrhaftig! ich ſehe! ich ſehe! Numero Drey! Numero Drey!

Julchen. Unſere Marie?

Tante (ſtark huſtend). Ja, ja unſere Marie.

Julchen (auf Marien zugehend und ſie umarmend). Liebe Schweſter.

Nettchen (desgleichen). Nun ſind die drey Grazien vollzählig (auch die übrigen drängen ſich um Moritz und Marien mit Geberden des Glückwünſchens).

Tante. So wartet doch Kinder! ey mein Gott! ſo wartet doch! (Sie trippelt in den Kreis). Ich muß ja wohl Mutterſtelle vertreten. Zwar die Herkunft! die Herkunft! — Das hat noch kein Graf von Eldingen gethan!

Wilhelm, Dietrich und Marie (zugleich). Graf?

Mor. Wozu das liebe Tante? Ja meine Freunde ich bin Graf. Mein Vater beſaß anſehnliche Güther im Elſaß, er lebte gut, er ſtarb arm und hinterließ uns außer ſeinem Grafen-Titel nur Schulden. Wir zogen weg aus der Gegend, wo wir nicht mehr glänzen konnten. Ihr wißt, wie meine Schweſtern unter dem Schutz ihrer alten Tante ſich lange Jahre mit Händearbeit ernährten. Die Buben kommen leichter durch die Welt. Ich verſetzte die goldene Kapſel meines Grafen Diploms bey einem Juden, um Reiſegeld zu bekommen. Ich ging nach der Levante, und wurde Kaufmann. Der Handel, die Arbeitſamkeit, das Glück, die Freundſchaft und auch ein paarmal die Liebe haben mich reich gemacht, der Graf hat nicht ein einziges Mittagseſſen für mich bezahlt. Ein afrikaniſcher Prinz, deſſen Zuneigung ich einſt in Handlungsgeſchäften erwarb, machte mich zum Fürſten des Mondes und der Geſtirne, er ſelbſt war unumſchränkter Herr der Sonne. Alles das iſt eitel Larifari, und wenn ihr mich lieb habt, ſo laßt mich nie das Wort „Graf" aus eurem Munde hören. Meine Buben mögen es einmal halten wie ſie wollen (zu Marien). Du aber gutes Mädchen, ſollte Moritz Graf von Eldingen Dir lieber ſeyn, als Moritz ſchlecht weg?

Marie (ſchmiegt ſich an ihn).

Tante. Nun, nun, Du biſt und bleibſt ein wunderlicher Kauz. Kommt her, ich geb' Euch meinen Seegen.

Nettchen. Dank dem Himmel! die drey Grazien ſind unter die Haube gebracht.

Mor. Hört Kinder! ich habe einen Entwurf Euch mitzutheilen. Wir müſſen alle, wie wir da ſtehen, nur eine Familie ausmachen. Ein Häuflein gute Menſchen, die abgeſondert von den cultivirten Unweſen das Feld mit eignen Händen bauen, die Früchte unſers Fleiſſes erndten, ungeneckt von den Gewaltigen im Lande, von Niemanden beneidet, als von den Engeln — eine ſolche Freyſtatt bietet uns ein Fleckgen Erde mitten im Ocean, das zu arm iſt, um die Haabſucht der Menſchen zu reizen. Ein Engländer Wilſon hat die Pelewinſeln entdeckt,

deckt, dort wohnen gute, unverdorbene Geſchöpfe. Ich bin entſchloſſen, mein ganzes Vermögen in Nothwendigkeiten des Lebens zu verwandeln, die will ich auf einige Schiffe laden, und dort mich häuslich niederlaſſen. Wollt ihr mitziehen?

Julchen. Geht Wilhelm mit?

Nettchen. Geht Omar mit?

Dietr. Niemand frägt: geht Dietrich mit?

Alle. Ja, wir gehen alle mit.

Nettchen. Paar und Paar, wie in die Arche Noa.

Dietr. Mich aufgenommen, ich bringe nicht einmal ein paar Beine mit.

Nettchen. (leiſe). Heirathen Sie die alte Tante.

Dietr. Gehorſamer Diener! lieber werd' ich Schulmeiſter auf den Pelew-Inſeln.

Wilh. (zu Moritz). Du haſt dieſen Entwurf mir aus der Seele geſtohlen. Schon lange waren die leidigen Verhältniſſe mir zuwider. Cultivons notre Champ! ſagt Candide.

Mor. Und hatte Recht.

Alle. Er hatte Recht.

Sechszehnter Auftritt.

Schiffer Thoms. Die Vorigen.

Thoms. Heyſa! das geht hier luſtig zu.

Mor. Gut daß Du kommſt, ehrlicher Thoms. Haſt Du jemals von den Pelew-Inſeln gehört?

Thoms. Das iſt da, wo die Antelope Schiffbruch litt? Was ſollt ich nicht?

Mor. Willſt Du uns wohl dahin ſteuren?

Thoms. Iſt was dabey zu verdienen?

Mor. Ey freylich.

Thoms. Je nun, ſo ſteure ich Euch nach Lappland und Spitzbergen.

Tante. Aber Kinder, ihr bedenkt nicht, ich mit meinem Huſten.

Nettchen. Liebe Tante, dort iſt ein vortreflichés Klima für alle Lungenſüchtigen.

Tante. Je nun, wenn Ihr meynt.

Mor. O wie glücklich werden wir! o wie glücklich werden unſre Kinder ſeyn!

Thoms. Iſt es denn Ernſt mit der Geſchichte?

Wilh. Ganzer Ernſt.

Thoms. So laß ich meinen Bruder nach der Levante ſeegeln und gebe Euch mein neues Schiff, welches Morgen vom Stapel laufen wird. Ihr mögt es kaufen.

Moritz. Wie ſoll es heiſſen?

Julchen. Bruder Moritz.

Alle. Vivat! Es lebe Bruder Moritz! (Sie ſchwenken die Hüte, der Vorhang fällt.)

Ende des Stücks.

Nachſchrift des Verfaſſers.

Wenn eine Bühne die Rolle des Grafen Stierenbock nicht ſehr gut beſetzen kann, ſo ſtreiche ſie lieber den größten Theil der Rolle ganz weg; denn fades Hofgeſchwätz iſt an und für ſich ſchon langweilig, und kann nur erträglich werden, wenn es ſehr gut hergeplappert wird.

Ich bin gezwungen worden, dieß Stück jetzt ſchon drucken zu laſſen, weil in den Gegenden des Rheins ein ſchändlicher Handel damit getrieben wird. Die Directionen ſchämen ſich nicht, geſtohlne Manuſcripte zu kaufen und zu verkaufen. Einige Mitglieder der Großmanniſchen Geſellſchaft hauſiren ordentlich mit meinen Schauſpielen. Der Schriftſteller iſt freylich übel daran, wenn die Directionen ſolchen Unfug dulden, oder wohl gar die Hände dazu bieten.

Der
Papagoy

ein

Schauſpiel in drey Acten

von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer,
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An den

Herren Brigadier

Grafen

Pontus von Steinbock.

Bey den Griechen ritt der Gott der Liebe auf einem Löwen; bey den Indiern reitet er auf einem Papagoy. Da alſo die Papagoyen durch jene Götter-Gemeinſchaft gewiſſermaßen veredelt worden; ſo habe ich den meinigen für Freundſchaft und Hochachtung geſattelt, und wenn er Ihnen, guter biederer Mann! die Verſicherung überbringt, daß Ihr Herz das Meinige, und Ihr Geiſt den Meinigen gefeſſelt hat; wenn er Ihnen das täglich vorplaudert; ſo glauben Sie daß er es nicht auswendig lernte.

A. v. Kotzebue.

Perſonen.

Lady Amalie Bedford, eine reiche Wittwe.
Betty, ihre Kammerfrau, (ein wenig taub:)
Der alte Richard Weſterland, vormaliger Kaufmann,
Georg.
Ludwig. } ſeine Söhne.
Xury, ein Mohren-Sclave.
Heinrich, ein Bedienter.
Ein bejahrter Fiſcher.

Der Schauplatz iſt in einer deutſchen Handels-Stadt; im Hintergrunde ein Theil des Seehafens, und eine Fiſcherhütte. Im Vordergrunde links und rechts, zwey ſchöne Häuſer, mit großen artigverzierten Beyſchlägen, ſo wie man ſie in Danzig, Königsberg, Elbingen u. ſ w. (beſonders in letzterer Stadt:) beynahe vor allen Häuſern ſieht. —

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Amalie und Betty.

Amalie. (ſizt auf der Bank des Beyſchlages vor ihrem Hauſe rechter Hand. Vor ihr auf dem Geländer ſteht ein Käſicht mit einem Vogel. Sie hat den Kopf in die Hand geſtüzt, und den Blick auf den Vogel geheftet. Betty ſteht ein wenig ſeitwärts)

Amalie. (ſingt)

Flattre, flattre, kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens May.
Sieh' zerbrochen iſt dein Kerker,
Flattre, flattre, du biſt frey.

Aber horch es lockt im Buſche
Ein verführeriſcher Ton!
Trau ihm nicht, dem ſüßen Locken,
Flattre, flattre huſch davon.

Siehſt du nicht die bunte Schlinge,
Wo die rothe Beere hängt?
Flattre, flattre, armer Vogel,
Eh ſie dich Betregnen fängt.

Haſt du einmal ſie verſchlungen,
Jene Beere ſüß und roth;
O dann zappelſt du vergebens.
Deine Schlinge löſt nur Tod!

Nein, nein, du armes kleines Thier, ich meyne es nicht ſo böſe. Wer ſelbſt Jahre lang im Kerker ſchmachtete, der wird kein lebendiges Weſen einſperren. Ich bin wieder frey! Alles um mich her ſoll frey ſeyn, auch du, lieber Vogel. (Sie öffnet den Käficht, läßt den Vogel heraus fliegen, und ſingt, indem ſie ihm nachſieht.)

Flattre, flattre, kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens May.
Sieh zerbrochen iſt dein Kerker,
Flattre, flattre, du biſt frey.

Betty. (für ſich) Da ſpricht ſie nun eine Viertelſtunde vom Flattern, ich glaube wahrhaftig ihre Vernunft iſt mit davon geflattert.

Amalie. Was murmelſt du da in den Bart?

Betty. Ein Bart, Mylady?

Amalie. O du taubes Geſchöpf. Es gehört viel fröhliche Laune darzu, um an deiner Seite durch das Leben zu ſchlendern, oder dich auch nur hinterher ſchlendern zu laſſen.

Betty. Ein Schlender Mylady? der iſt ja lange aus der Mode.

Amalie. (lachend) Ha, ha, ha, (etwas lauter.) Ich fragte, warum du da in der Ecke ſtehſt, und in dich hineinplauderſt.

Betty. Ich machte meine Gloſſen über das, was Sie ſagten —

Amalie. Und die waren? — laß doch hören!

Betty. Erſtens, kam es mir vor, als ob ich nicht viel davon verſtünde.

Amalie. (lachend) Schon genug, das Zweytens erlaſſe ich dir. Es war ein Lied, das Wohlbehagen an meiner jetzigen Freiheit ausdrückte, und mich zugleich warnte, mir das Netz nicht wieder ſo ſchnell über den Kopf werfen zu laſſen.

Betty. (ſehr geſchwätzig) Ach, warum denn eben ein Netz Mylady? machen Sie aus dem Netz ein roſenfarbenes Band, und das Ding gewinnt gleich ein anderes Anſehen.

Amalie. Nun habe ich ſie auf ihre Lieblingsmaterie gebracht.

Betty. Weil Sie einen alten mürriſchen Mann hatten, der die Freuden des Lebens nicht mehr zu genießen vermochte, und auch Ihnen mißgönnte, ſo muß nun der

Eheſtand entgelten, woran doch nur der Ehemann ſchuld war; verſuchen Sie es nur, gnädige Frau. Mylord Bedford war ein alter Mann, nehmen Sie einen jungen: Mylord Bedford war immer mürriſch; ſuchen Sie ſich einen mit immer froher Laune. Zum Exempel der Baron Weſterland (ſie deutet auf das Haus gegenüber.)

Amalie. Ja das dachte ich wohl. Der ſteht ſehr in deiner Gnade. Ein paar Schmeicheleyen deinen Reizen geopfert. und eine Handvoll Gold in deinen Beutel geſchüttet, haben vortrefliche Würkung gethan.

Betty. Würkung muß es auch thun, da haben Sie ganz Recht Mylady. Er iſt ein junger ſchmucker Cavalier, reich und vornehm.

Amalie. Das gilt mir gleich.

Betty. Mit dem beſten Herzen von der Welt.

Amalie. Dies wäre etwas.

Betty. Er hat gar keine Verwandte, außer einen alten Oheim, der Gouverneur, Gott weiß, auf welcher Antilliſchen Inſel iſt, ein ſteinreicher Mann. Wann der ſtirbt, ſo erbt der junge Herr ein paar Tonnen Goldes.

Amalie. Immer Gold um das dritte Wort! habe ich denn nicht Geld genug? oder will ich mich mit einem Goldſack trauen laſſen?

Betty. O trauen können Sie ihm immer, prahlen thut er gar nicht. Ich kenne auch ſeinen Kammerdiener, den Herrn Heinrich Fliederbuſch. Ein recht artiger, luſtiger Menſch, ſo reputirlich, ſo wohl bey Leibe, ein Dreyßiger ungefähr, und noch nicht verheirathet; der ſagte mir —

Amalie. Was ich nicht hören will! Um zu heirathen, muß man lieben, um zu lieben muß man hochachten. O Hymen iſt ein gebrechlicher Knabe, wenn er ſich nicht links und rechts auf Achtung und Liebe ſtüzt.

Betty. (für ſich) Das verſtehe ich gar nicht.

Amalie. Und von beyden, hat der junge Herr gegenüber noch nicht ein Fünkchen bey mir erregt. Er iſt ein ſehr alltägliches Geſchöpf, ein Roman den man in einer halben Stunde durchblättert.

Betty. Ey Roman hin, Roman her! Ein rechter Roman muß ſich doch am Ende mit einer Heirath ſchließen.

Amalie. Seine Geſtalt gefällt mir, er iſt eine artige Puppe, aber wer mag immer ſpielen.

Betty. Spielen? das redet man ihm im Haſſe nach, er iſt kein Spieler! Daß er aus langer Weile, dann und wann —

Amalie. Die Güte ſeines Herzens iſt mir auch noch ſehr zweifelhaft.

Betty. Mir gar nicht.

Amalie. Nein, nein! goldne Freiheit, nimmer werde ich dich vertauſchen, wenn nicht das Verdienſt mir die Feſſeln reicht.

Betty. Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Amalie. Eben deswegen wollte ich dir rathen, dich nicht drein zu miſchen.

Betty. Aber wenn Sie nicht heirathen wollen, warum bleiben Sie denn ſo lange hier?

Amalie. Denkſt du, ich ginge hier auf Heirathen aus, wie unſere Südſeefahrer auf Entdeckungen. Ich bleibe hier, weil — ich weiß ſelbſt nicht recht — weil ich zu bequem bin, um weiter zu reiſen, und weil ich mich freue, hier bleiben zu dürfen, ohne irgend Jemand Rechenſchaft davon zu geben.

Betty. (lebhaft) Ach dort ſehe ich den Herrn Fliederbuſch kommen.

Amalie. (lächelnd) Und ein Ach fliegt ihm entgegen.

Betty. O in allen Ehren. Mylady.

Zweyte

Zweyte Scene.

Die Vorigen. **Heinrich** (mit einem großen Korbe, der mit einem weiſſen Tuche bedeckt iſt; und den er am Arme trägt.)

Heinrich. (macht im Vorbeygehen ſeinen Kratzfuß und will in das gegenüberſtehende Haus.)

Betty. Wohin, lieber Herr Fliederbuſch?

Heinrich. Nach Hauſe, wie Sie ſehen. Ich habe Eile.

Betty. Eile mit Weile.

Heinrich. (für ſich) Das heißt: Verweile mit langer Weile.

Betty. (herunter auf die Straße und ihm näher tretend) Ey wie Er ſchwitzt! er hat ſichs recht ſauer werden laſſen.

Heinrich. Ja in ſaure Aepfel muß man auch beiſſen.

Betty. Das Wetter iſt gewaltig ſchwül.

Heinrich. (mit Beziehung auf Betty) Recht drückend.

Betty. Wir werden heute ein Gewitter bekommen; die Hähne krähen.

Heinrich. Ja; und die Gänſe ſchnattern ſo viel.

Betty. Was trägt Er in dem Korbe?

Heinrich. Sachen für meinen Herrn. Der Korb ſteht Ihr zu Dienſten.

Betty. Wunderlicher Menſch! das weiß ich ja wohl, daß Er in ſeines Herrn Dienſten iſt. Laß Er doch ſehen. (Sie lüftet das Tuch ein wenig.)

Heinrich. (ſperrt ſich vergebens.)

Betty. (zieht eine Citrone hervor) Ey ſchöne große Citronen, was wollt Ihr damit machen?

Heinrich. Limonade.

Betty. (ſucht weiter, und findet eine verpichte Flaſche, woran ein Zettel gebunden iſt, mit der Aufſchrift Arrak (ſie lieſt) Arrak. Das ſieht ja beinahe aus, als ob Ihr Punſch brauen wolltet? Sollte es wahr ſeyn, was die Leute ſprechen?

Heinrich. Was ſprechen denn die Leute?

Betty. Dein Herr ſey dem Trunke ergeben.

Heinrich. Dem Trunke? ey warum nicht gar! den Arrak brennen wir in der Nachtlampe. Mein Herr kann den Geruch vom Baumöhl nicht vertragen.

Betty. So, ſo, (ſie zieht eine andere Flaſche heraus worauf geſchrieben ſteht Champagner) Champagner! Ey! brennt ihr den auch in der Nachtlampe?

Heinrich. Davon trinkt mein Herr zuweilen ein Glas, um ſich des Nachts beym Studiren munter zu erhalten.

Betty. So, ſo, (ſie findet ein Packet Karten) Ey Karten! Sollte es wahr ſeyn, was die Leute reden?

Heinrich. Was reden denn die Leute?

Betty. Dein Herr ſey ein Spieler.

Heinrich. Poſſen!

Betty. Was thut Ihr denn mit den Kärten?

Heinrich. Wir ſiegeln Billets, für den Muſik-Meiſter.

Betty. In ſolcher Menge?

Heinrich. Die übrigen brauchen wir zu Viſiten-Karten.

Betty. Ja ſo.

Heinrich. (ſehr höflich und mit vielen Kratzfüßen, aber etwas leiſe) Nun du taubes, dummes Plappermaul, habe ich dir doch eine Naſe aufgebunden.

Betty. (welche vermeynt, er ſage ihr viel Schönes vor) O, Sie ſind gar zu gütig.

Heinrich. (wie vorher) Hohl dich der Henker, du neugieriger Affe.

Betty. (ſich freundlich verneigend.) Gehorſame Dienerin.

Heinrich. (für ſich, indem er ins Haus geht.) Ich muß meinem Herrn einen Wink geben, daß ſeine Schöne ſichtbar iſt.

Betty. (wieder zu ihrer Gebieterinn tretend) Ein recht höflicher Menſch, der Herr Fliederbuſch. Immer weiß er etwas artiges zu ſagen.

Amalie. Ja wenn du die artigen Sachen nur recht hören könnteſt.

Dritte Scene.

Ludwig. Amalie. Betty.

Ludwig. (am Fenſter gegenüber) Guten Abend Mylady.

Amalie. Guten Abend Herr Baron.

Ludwig. Sie ſind herabgekommen, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Amalie. Friſch iſt die Luft eben nicht. Es ſteigt dahinten ein Gewitter herauf.

Ludwig. Die Göttinn der Liebe hat nichts zu fürchten, von ihres Vaters Donnerkeilen.

Amalie. Ein gutes Gewiſſen iſt der beſte Wetterableiter.

Ludwig. Hilft aber doch nicht für die Beklommenheiten des Herzens. Ein krankes Herz zieht den Blitz an, trotz Eiſen und Stahl. Ich werde kommen unter Ihren Flügeln Schutz zu ſuchen. (Er macht das Fenſter ſchnell zu, ohne ihre Antwort abzuwarten.)

Amalie. Macht mich der Menſch gar zu einer Gluckhenne, die Taube mag das ſaubre Küchlein unter ihre Flügel nehmen. Ich danke. — (geht hinein.)

Betty. Weis der liebe Himmel, was die Verliebten für einen Miſchmaſch unter einander ſchwatzen, von Gluckhennen und Küchlein, von Donner und Wetter und Blitzen und Herzen. (Sie nimmt den leeren Käficht und will gehen.)

Vierte Scene.

Betty. Ludwig und **Heinrich** aus dem Hauſe.

Ludwig. (ihr zurufend) Wo blieb deine Herrſchaft?

Betty. Sie gieng hinein.

Ludwig. Eben da ich komme? das iſt nicht aufmunternd.

Betty. O munter iſt ſie noch genug, es hat erſt 7 Uhr geſchlagen, und ſie geht vor Mitternacht nicht zu Bett. Aber ſie hat ſo zuweilen ihre Grillen.

Ludwig. Was macht ihr mit dem leeren Käficht? wolt ihr Herzen hineinſperren?

Betty. Sie hat ihn gekauft, und nach einer halben Stunde wieder fliegen laſſen. (Sie geht ins Haus.)

Fünfte Scene.

Ludwig und Heinrich.

Ludwig. (ſich auf die Bank werfend) Das Weib hat ſonderbare Launen. Ich ſehe wohl, auf dem gewöhnlichen Wege iſt ihr nicht beyzukommen.

Heinrich. Mit Erlaubniß, Herr Baron, was nennen Sie den gewöhnlichen Weg einem Frauenzimmer beyzukommen?

Ludwig. Ey, nun die große Heerſtraſſe der Eitelkeit, der Sucht zu gefallen, auf welcher ſie alle wandeln.

Heinrich. Wie wärs, wenn Sie den Schleifweg der Empfindſamkeit verſuchten?

Ludwig. Der iſt auch ſchon mit Gras überwachſen. Es läßt ſich niemand darauf betreten, ſeitdem die Satyriker Strohwiſche darauf gepflanzt haben.

Heinrich. So muß ich Ihnen rathen, Herr, ſich bey Zeiten eine neue Bahn zu brechen; denn auf der großen Heerſtraße des Borgens wird man nächſtens für uns den Schlagbaum fallen laſſen.

Ludwig. Wie ſo?

Heinrich. Je nun, die Herren Kaufleute reden wenig und ſchreiben viel: aber hier und dort hört man doch ſo ein Wörtchen von Wechſeln, von prompter Zahlung, von Arreſt — Es ſind unbarmherzige Menſchen. Nicht einmal die nothwendigſten täglichen Bedürfniſſe, Champagner und

Burgunder, wollen ſie mehr verabfolgen laſſen. Ich habe gut reden: mein Herr trinkt nichts anders, er kann kein Waſſer in den Mund nehmen. Sie lachen mich aus und ſagen: ich ſoll die Bouteillen unter eine Dachtraufe ſtellen, wenn es einmal Champagner regnet.

Ludwig. Die Leute wiſſen nicht mit Kavalieren umzugehen.

Heinrich. Und ſind ſo kleingläubig, und munkeln von ſelbſtgeſchmiedeten Freyherrn-Diplomen. Der Nahme Weſterland iſt unter den Kaufleuten allzubekannt. Ihres Vaters ehemalige weitläuftige Correſpondenz.

Ludwig. Laß ſie die Köpfe zuſammenſtoßen, habe ich mich doch nur zum Baron gemacht; es gab einmal einen Kaiſer, der ſich die Krone ſelbſt aufſezte.

Heinrich. Und wir führen die Krone nur im Petſchaft. Aber beſſer wäre es immer, wenn Sie einen andern Nahmen gewählt hätten. Zum Exempel Baron Weſtwind! das klingt ſo warm, ſo regnigt, ſo fruchtbar. Oder etwas erhabenes. Adlersfeld, Cederberg, Löwenhaupt, Sonnenſtern, das klingt prächtig.

Ludwig. Du biſt ein Narr.

Heinrich. Nein, nein, auf den Nahmen kommt gar viel in der Welt an. Geben Sie einmal acht auf ſich, wenn Sie einen fremden Nahmen hören, ob Sie nicht gleich einen Begriff, eine Geſtalt damit verbinden? und ob Sie zum Beyſpiel ſich wohl ein Mädchen ſchön denken würden, das Brigitte Schlamm, oder Sybille Wermuth hieße?

Ludwig. Laß die Poſſen! du haſt mir da einen Wurm ins Ohr geſezt. Ich verlache das Urtheil der Welt, es gilt mir gleich, ob ſie mich für einen hundertjährigen oder für einen dreytägigen Baron hält, aber die Lady kann es erfahren — es giebt dienſtfertige Leute. —

Heinrich. Ach die dienſtfertigen Leute würden uns nicht viel ſchaden, wenn Ihr alter Papa nur nicht hier wäre.

Ludwig. Was?

Heinrich. Er iſt ſchon zweymal vor unſerer Thüre geweſen. Ich habe ihn klopfen laſſen, und ihm durch das Schlüſſelloch zugerufen, mein Herr iſt verreiſt. Denn er ſah eben nicht aus, als ob er Geld brächte.

Ludwig. Welcher böſe Geiſt mag ihn in dieſe Stadt geführt haben.

Heinrich. Wahrſcheinlich der böſe Geiſt der Armuth. Er hat einen kläglich ehrlichen Banquerout gemacht, verſteht nicht zu rechter Zeit zu ſterben, hat vermuthlich erfahren, daß wir durch unſre Induſtrie, (mit Pantomime des Kartenſpielers,) etwas vor uns gebracht, und beſucht nun das liebe Ludgen, das immer ſein liebſtes Söhngen war, um in ſeinen Armen zu ſterben Mais

hélas!

hélas! er kommt auch hier zu ſpät. Wie gewonnen, ſo zerronnen.

Ludwig. Muth, Muth, lieber Heinrich, das Glück wird uns nicht immer den Rücken drehen. Die Guineen der Engländerin, und die Ducaten unſrer Gäſte — du haſt doch die beyden Fremden eingeladen?

Heinrich. Verſteht ſich, danken ſchön, wollen kommen. — Aber an den Guineen der Engländerin zweifle ich.

Ludwig. Leider! ich auch; nun wer weiß, welchen Schatz die hereinbrechende Nacht in ihrem Schooße verbirgt.

Heinrich. Wenn er nur ſchon gehoben wäre.

Ludwig. Indeſſen iſt es nothwendig, daß du alle Schritte meines Vaters genau beobachteſt, und allen dummen Streichen vorbeugſt. Es darf durchaus niemand wiſſen, daß mein Vater ein Bettler iſt. Hab' ich erſt die beyden Fremden ein wenig gerupft,

rupft, dann geb ich dem Alten einen Theil ab, denn wenn er wirklich ſo arm iſt, muß ich doch etwas für ihn thun. Meynſt du nicht auch? wo wohnt er denn?

Heinrich. (zuckt die Achſeln) Er hat ſeine Addreſſe in einem elenden Gaſthofe in der Vorſtatt. (es donnert in der Ferne.)

Ludwig. Das Gewitter ſteigt herauf.

Heinrich. (ſich umſehend) Es bezieht ſich dahinten über der See gewaltig ſchwarz — Aber — zum Henker! — ſeh' ich recht? — wenn ich nicht irre, Herr Baron, ſo iſt der Mann, der da unten am Stabe über die Brücke ſchleicht, Ihr Vater.

Ludwig. Mein Vater? ja wahrhaftig! ſollte er hieher kommen? Um des Himmels willen ſuch ihn für jezt wo anders unterzubringen. Eh ich ihn ſpreche, muß ich erſt haben. Hörſt du? Jezt mag ich ihn nicht ſehen. Das wäre ein doppeltes Donnerwetter. (er geht hinein.)

Sechſte Scene.

Heinrich (allein.)

Anderswo unterzubringen? Ja wo denn? Es iſt doch herrlich bequem, wenn man zu allen läſtigen Geſchäften ſich ſeine Leute halten kann. Da geht er hin, trinkt ein Glaß Punſch, und ich mag zuſehen, wie ich mit dem Alten fertig werde. — Was ſoll ich ihm ſagen? der Herr iſt ausgegangen? dann wartet er auf ſeine Zurückkunft. Der Herr iſt verreiſt? damit iſt er ſchon einmal abgeſpeiſet worden. Der Herr iſt krank? Ja, heute ſoll er einmal krank ſeyn. Beym Lichte beſehn, iſt das nicht einmal gelogen. Denn ihm mangelt der *nervus rerum gerendarum*, das heißt auf deutſch: er hat ein Nervenfieber.

(es donnert immer von Zeit zu Zeit in der Ferne.)

Siebente Scene.

Der Greiß Richard Weſterland und Heinrich.

Richard. (ſich langſam nähernd) Mein Freund, iſt Herr Weſterland zu Hauſe?

Heinrich. Herr Weſterland? den kenne ich nicht.

Richard. Wer wohnt denn hier?

Heinrich. Baron Weſterland.

Richard. Nun ja, Baron, ins Himmels Nahmen. Iſt er zu Hauſe?

Heinrich. Ja.

Richard. (indem er in das Haus gehen will) Eine Treppe hoch?

Heinrich. Halt, halt, guter Freund mein Herr iſt nicht zu ſprechen.

Richard. Nicht zu ſprechen? Ich bin ſein Vater.

Heinrich. Sie ſein Vater?

Richard. (ihn ſcharf ins Auge faſſend) Und — und — du biſt

Heinrich. (etwas verlegen) Heinrich Fliederbuſch zu dienen.

Richard. Du biſt der Heinrich, der, als ich noch im Wohlſtande lebte, in einem harten Winter als Knabe vor meiner Thür bettelte. Ich nahm dich Halberfrornen auf. Hab' ich eine Schlange in meinem Buſen erwärmt?

Heinrich. (ſich ſtellend, als ob er ihn nach und nach erkenne) Ach Sie ſind wohl gar — Herr Richard Weſterland?

Richard. Der bin ich Heinrich! ich führte einſt dich zu meinem Sohne, und ließ dich mit ihm erziehen; führe du jetzt mich zu meinem Sohne.

Heinrich. Das wollte ich gern — aber er iſt krank — er hat ausdrücklich verboten. —

Richard. Er iſt krank? wer wird ihn beſſer pflegen, als ſein Vater? Laß mich hinein.

Heinrich. Ich darf nicht.

Richard. Du darfſt nicht? wuſte Ludwig, daß ſein Vater kommen würde? — Er könnte es freylich wiſſen, aber ich will hoffen, er wußte es nicht.

Heinrich. Und wenn ers auch gewußt hätte, es iſt heute ein kritiſcher Tag, er muß ſich vor Gemüthsbewegungen hüten. Die plötzliche Freude, Sie wieder zu ſehen, könnte ihm das Leben koſten.

Richard. Ach Gott! ſo habe ich alter Mann mit Angſt und Mühe einen Weg von ſiebenzig Meilen vergebens gemacht. Wo ſoll ich Troſt und Hülfe ſuchen, wenn meine Kinder ihre Thür vor mir verſchließen?

Heinrich. So iſt es ja nicht gemeynt, alter Herr; auf ein anderes Mahl, wenn ſeine Kräfte es erlauben. (ein Spielgaſt geht quer über die Bühne in das Haus.)

Richard. Wer iſt der, den du da hereingehen läßt?

Heinrich. Das war der Arzt. (Ein andrer Spielgaſt folgt dem Erſten auf dem Fuße.)

Richard. Und wer iſt der?

Heinrich. Das iſt der Apotheker.

Richard. Wehe dir Heinrich, wenn du mich belügſt! ſchon ſeit drey Tagen bin ich in dieſen Mauern. Mein Nothpfennig iſt aufgezehrt.

Heinrich. (bey Seite) Deſto ſchlimmer!

Richard. Der Schiffer, der mich über das Baltiſche Meer führte, fordert Bezahlung.

Heinrich. (bey Seite) Deſto ſchlimmer!

Richard. Ich bewohne eine elende Kammer in der Vorſtadt, und bald werde ich auf der Straße wohnen müſſen.

Heinrich. (bei Seite) Eine geräumige Herberge.

Richard. Wehe dir Heinrich, wenn du mich belügſt! du würdeſt einen Greiß als deinen Ankläger vor Gottes Richterſtuhl ſenden.

Heinrich. Ey klagen Sie Ihren Sohn an, ich hab' ihn nicht krank gemacht.

Richard. So lohnt Ludwig mir meine zärtliche Vaterliebe. Hat er vergeſſen, daß ich um ſeinetwillen oft ungerecht gegen ſeinen ältern Bruder war? daß er es iſt, um deſſen willen mein guter Georg ſich freywillig nach Amerika verbannte? ich ließ ihn ziehen — er zog vielleicht ins Elend! — O ich will ihn aufſuchen! — Georg! Georg! ich will zu dir nach Amerika.

Heinrich. Iſt das Ihr Ernſt Herr Weſterland? es liegen zwey Schiffe im Hafen ſegelfertig, das Eine nach Virginien, das Andere nach Penſylvanien. Mein Herr wird gern einen Platz in der Kajüte für Sie bezahlen.

Richard. Ungeheuer! einen Platz in der Hölle habt ihr um mich verdient!

(es donnert heftiger:)

Hein.

Heinrich. (ein wenig erſchrocken) das Gewitter kömmt näher — es fängt an dunkel zu werden — bald wird es ſtürmen und regnen: Wiſſen Sie was, alter Herr, dort liegt eine alte Fiſcherhütte, wenn Sie da bis morgen unterzukommen ſuchten.

Richard. Heinrich! Heinrich! Hier unter freyem Himmel, in Sturm und Ungewitter, willſt du mich armen alten Mann ſtehen laſſen?

Heinrich. Behüte! ich weiſe Ihnen ja die Hütte dort an, nur bis morgen. Thun Sie es immer. Unterdeſſen erholt ſich Ihr Sohn vielleicht, und dann bringe ich Sie zu ihm. (er geht in das Haus, und verſchließt es.)

Achte Scene.

Richard Weſterland (allein.)

(ſieht ihm lange ſchweigend nach.) Erwache, alter Mann, aus dieſem böſen Traume! Sprich ihn nicht aus, den Fluch, der auf deinen Lippen ſchwebt. Es war ja nicht mein Sohn, nur ein Miethling mit einer gemeinen Seele, der, wenn er ſich ſatt gegeſſen, aufſteht, und nicht einmal ſagt: ich bedanke mich. Nein, mein Sohn weiß nicht, daß ich hier bin. Er iſt krank! (ſeine Hände gegen die Fenſter aufhebend) Gott gebe ihm eine ſanfte Ruhe! ich werde Morgen wieder kommen. (Er thut einige Schritte) Aber wo gehe ich hin? in die Hütte dort, ohne Geld? Man wird mich abweiſen. Der weite Gang und dieß Geſpräch haben meine Kräfte erſchöpft, das Gewitter zieht immer näher — bis zu meiner Wohnung kann ich nicht. — Und könnte ich auch bis in die Vorſtadt mich ſchleppen, verſprach ich nicht meine Schuld zu bezahlen? wird man mich aufnehmen, wenn ich mit leeren Händen komme? — Ach guter Gott! haſt du keinen Blitz für mich? ich habe genug gelebt!

Neunte Scene.

Richard und der alte Fiſcher.

Der Fiſcher. (tritt aus ſeiner Hütte, und ſieht ſich nach dem Wetter um) Das wird ein ſchweres liebes Wetter werden. Die See geht gewaltig hohl. Gut, daß ich mein Boot an Land gebracht habe. Beſſer bewahrt, als beklagt. Das ſieht mir aus, als ob Wind und Wellen in dieſer Nacht gar wunderlich pfeifen und tanzen würden. Gott helfe jedem ehrlichen Seemann, der jezt auf dem hohen Meere herumtreibt, dem armen Teufel, der dieſen Nachmittag auf der Höhe kreuzte, und wegen contrairen Wind nicht einlaufen konnte, dem ſey der liebe Gott gnädig! (er will wieder in ſeine Hütte.)

Richard. (ſeufzt tief.)

Der Fiſcher. (hört es und bleibt ſtehen) Was ſeufzt denn du? He! leidet jemand Noth?

Richard. Ach, guter Alter ich kann nicht weiter! Nacht und Gewitter haben mich hier überfallen.

Der Fiſcher. Wer ſeyd ihr denn?

Richard. Ein Fremder, vormals ein Bremer Kaufmann, glücklich und wohlhabend. Unglück und falſche Freunde haben mich um all das Meinige gebracht.

Der Fiſcher. Ein Bremer? ich denke Bremen iſt weit von hier?

Richard. Nicht zu weit für den, den das Elend durch die Welt peitſcht.

Der Fiſcher. Was führte euch in dieſe Stadt?

Richard. Der einzige Freund, der mich nicht verlaſſen hat: die Hoffnung. Ich hatte zwey Söhne, der Aeltere ein ehrliches Blut, deſſen geraden Biederſinn der verblendete Vater nicht nach Würden ſchätzte, ging vor zwölf Jahren nach Amerika. Der jüngere, mein Liebling, theilte meinen Wohlſtand in beſſern Tagen. Als aber der

Mangel in meinem Hauſe einkehrte, ging er in die weite Welt.

Der Fiſcher. Das war ſchlecht.

Richard. Fünf Jahre, blieb ich mit meinem Elend allein. Nach langem Suchen und Forſchen erfahre ich endlich, er habe, ich weis nicht wie, ein glänzendes Glück gemacht, und wohne in dieſer Stadt. Dieſe Nachricht lockte mich aus meiner Heimath.

Der Fiſcher. Habt ihr euren Sohn gefunden?

Richard. Noch nicht.

Der Fiſcher. Nun in dieſem Wetter werdet ihr ihn auch nicht ſuchen. Kommt herein und verweilt bey mir, bis das Ungewitter vorüber zieht.

Richard. Ich nehme es mit Dank an.

Der Fiſcher. (gegen die Hütte) Roſe! (Eine weibliche Stimme inwendig) Vater! (der Fiſcher) Setze den Keſſel aufs Feuer, und ſiede einen Hecht blau. (ſie gehen in die Hütte) (Sturm und Gewitter.)

Zehnte Scene.

Georg und **Xury**. Der letztere trägt einen Papagoy auf der Fauſt. Beyde in bloßen Häuptern mit naſſen Haaren und zerſtörter Kleidung tappen durch die Finſterniß.

Georg. (die Hände ringend) Alles verlohren! Großer Gott.

Xury. Muth! lieber Herr! ich habe euch immer ſagen hören, nur Leben und Ehre kann niemand zurück geben, alles übrige läßt ſich wieder gewinnen.

Georg. Ach Xury! die ſchönen Grundſätze ſind keine Freunde in der Noth. Sie ſchmarotzen bey uns in glücklichen Tagen, und gehn davon, wenn wir ihrer bedürfen.

Xury. Dafür habt ihr mich, guter Herr, daß ich ſie feſt halte, wenn ſie euch entſchlüpfen wollen. Seht, das Leben haben wir gerettet, und ich denke, unſere Ehre auch!

Georg. Das iſt aber auch alles.

Xury. Ey nicht doch, ihr habt den Papagoy vergeſſen?

Georg. Das arme Thier ſoll alſo auch mit mir verhungern!

Xury. (den Vogel ſtreichelnd) Jaco wird nicht hungern, ſo lange Xury noch einen Biſſen hat.

Georg. (bitter) Hat Xury den?

Xury. (in die Taſche fühlend und lachend) Nein wahrlich! Zwieback habe ich einzuſtecken vergeſſen. Dummer Xury! Sonſt habe ich immer alle Taſchen voll. Halt! da finde ich doch etwas, ein Korbfläſchgen, das ergriff ich, als das Schiff auf die Klippe ſtieß, mit der einen Hand, und unſern Papagoy mit der andern. Es iſt aber auch nicht viel mehr darin (ihm das Fläſchgen hinhaltend) trinkt guter Herr.

Georg. Wenn es Gift iſt, ſo gieb es her.

Kury. Gift? — pfuy! — Als ich aus Africa zu euch gebracht wurde, und keine andern Götter kannte, als meine Fetiſchen, da lehrtet ihr mich den wahren Gott erkennen, und ſagtet mir, er ſey ein Fels in der Noth.

Georg. (bewegt) Kury! — (er ſchließt ihn in ſeine Arme) Ich bin nicht arm, ich habe einen Freund gerettet!

Kury. Und habt einen Vater, der iſt Gott! nicht wahr, guter Herr?

Georg. Gott! dieſe ſchöne Seele habe ich dir gebracht.

Kury. Jezt iſt es Nacht, es wird ſchon einmal wieder Tag werden. Habt ihr denn gar nichts gerettet? nicht euren Geldbeutel? nicht eure Papiere?

Georg. Nichts, gar nichts.

Kury. (ſich ſchüttelnd) Hu, es iſt feucht und kalt. Frierſt du auch, armer Jako?

Georg. Guter Xury! wirſt du mir verzeihen, daß ich dich zum Gefährten meines Elendes machte?

Xury. Nein Herr, ſo müßt ihr nicht reden. Jemand auf dieſe Art an Wohlthaten erinnern, iſt nichts beſſer, als ſie ihm vorrücken. Ohne euch wo wäre ich jetzt? lebendig begraben in den ſpaniſchen Goldgruben, oder ich begöſſe mit meinem Schweiß eine engliſche Zuckerplantage. Guter Herr! der blutig unterlaufne Zirkel, den mir einſt meine Feſſeln drückten, und den ich lange um Hand und Fuß trug, iſt nach und nach vergangen, meinet ihr meine Dankbarkeit werde auch ſo vergehen? Meynt ihr, weil ich keine Feſſeln mehr trage, ſo wollte ich auch mit euch kein Unglück mehr tragen. Ich bin geſund und ſtark; ſo lange ich meine Arme rühren kann, ſoll es Euch an Brod nicht fehlen. Verzeiht mir, daß Xury ſo ein Narr war, über

Kälte zu klagen. Ihr müßt das nicht übel deuten, ich wollte Euch nur einen Wink geben, daß es Zeit ſey, Dach und Fach zu ſuchen, und unſere Kleider zu trocknen.

Georg. Wer wird in finſtrer Nacht uns Schiffbrüchige aufnehmen? Wenn man nichts gerettet hat, als einen Papagoy — wenn man das Mitleid nicht mit baarer Münze erkaufen kann? —

Xury. So? iſt es hier zu Lande Sitte, das Mitleid zu bezahlen? O lieber Herr! dann zieht mit mir nach Africa, in unſre wilden Steppen; ich will euch zu meinem alten Vater bringen, er wird euch ſein Binſenlager einräumen, er wird euch die Füße waſchen und ſalben, er wird ſeinen Bogen von der Wand nehmen, zwiſchen den Klippen herumklettern, und euch ein Wildpret ſchießen.

Georg. Laß mich Xury! mein Herz ſehnte ſich nach dem Lande, in welchem wir ſind, es iſt mein Vaterland! Arm und elend ward ich daraus verſtoßen, arm und elend kehre ich dahin zurück.

Xury. (das Haus linker Hand begaffend) In dem großen ſchönen Hauſe da muß wohl ein reicher Mann wohnen. Da iſt auch noch viel Licht, und es kommt mir vor, als hörte ich Gläſer klingen. Laßt uns anklopfen, lieber Herr, der reiche Mann wird ſich freuen, ſo unverhoft mitten in der Nacht eine Wohlthat ausüben zu können.

Georg. Meinſt du?

Xury. Nun freilich, wofür wäre er denn reich?

Georg. So klopfe an, und lerne aus Erfahrung was ich mich ſchäme, dich zu lehren.

Xury. (klopfend) He! Holla! macht auf.

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinrich. (am Fenſter) Zum Teufel! wer lärmt da?

Xury. Mach auf, mach auf! hier ſind Gäſte!

Heinrich. Die gebetenen Gäſte ſind ſchon längſt verſammlet, die ungebetenen mögen vor der Thür bleiben. (er ſchlägt das Fenſter zu.)

Xury. Der Kerl weiß nicht, daß wir arme Schifbrüchige ſind, was gilts, er wird anders reden, wenn er das hört. (er klopft von neuem) He da, Holla!

Heinrich. (am Fenſter) Schon wieder? ſeyd ihr Schaarwächter?

Xury. Wir ſind arme Unglückliche, die Schifbruch gelitten, mit naſſen Kleidern und hungrigem Magen.

Heinrich. So wollt ich, daß ihr im Abgrund der See läget! (er wirft das Fenſter zu.)

Xury. Hartherziger Schelm!

Georg. Biet' ihm Geld.

Xury. Ihr scherzt, Herr! Iſt Geld denn beredſamer als Unglück.

Georg. Biet ihm Geld, ſag ich dir.

Xury. Wir haben ja keines.

Georg. Nur um dir zu beweiſen —

Xury. Nun wie ihr wollt. (gegen das Fenſter) He! guter Freund! wir verlangen deine Mühe nicht umſonſt.

Heinrich. (am Fenſter) Was ſagt ihr da?

Xury. Mach auf, wir wollen dir Geld geben.

Heinrich. Geld? o dann ſeid ihr überall willkommen. Ich bin den Augenblick bey euch. (er macht das Fenſter zu.)

Xury. Beſtie, wenn das dein Herr wüſte, er ließe dich todtſchlagen.

Georg. Guter Sohn der Natur, du wirſt noch aus manchen ſüſſen Träumen geweckt werden.

Xury. Ey laß uns zurückkehren nach Jamaika.

Heinrich. (mit einer Laterne) Da bin ich ſchon. Was giebt es hier zu verdienen?

Xury. Ein Gotteslohn.

Heinrich. Sonſt nichts?

Xury. Haſt du etwa ſchon ein Capital davon gemacht?

Heinrich. So ein Capital trägt ſchlechte Zinſen.

Xury. Narr! Gott ſchlägt die Zinſen zum Capital, und bezahlt es dort mit einander.

Heinrich. Habt ihr mich herabgerufen, um mir einen Sittenſpruch vorzuleyern?

Xury. Wir wolten dir nur ſagen, daß du ein Schlingel biſt. Konnteſt du nicht gleich kommen, als du hörteſt es ſtänden ein paar Schiffbrüchige vor deiner Thüre. Verkaufſt du dein Mitleid um Geld? pack dich nur wieder hinein! mit einem ſolchen

Vieh mögen wir nicht eine Stunde unter einem Dache hauſen.

Heinrich. (beleuchtet ihn) Du ſchwarzer Teufel! ich laſſe ein paar handfeſte Kerls kommen, und dich windelweich prügeln.

Xury. (den Arm ſchwingend) Ja laß ſie nur kommen du weiſſer Satan! es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ich Gelegenheit finde, mir den Froſt ein wenig aus den Gliedern zu baren.

Georg. Guter Freund, wer wohnt in dieſem Hauſe?

Heinrich. Der Baron Weſterland.

Georg. Ludwig Weſterland? aber Baron — iſt er ſchon ſeit lange Baron?

Heinrich. Nicht ſo lange, als nöthig iſt, um klug zu werden.

Georg. Sein Herr iſt alſo kein gebohrner Edelmann?

Heinrich. Ich war nicht bey ſeiner Geburt, und der adeliche Stempel wird im Mutterleibe ſehr unleſerlich aufgedruckt.

Georg. Iſt dieſes Land ſein Vaterland?

Heinrich. Sein Vaterland iſt überall, wo man Auſtern und Champagner haben kann.

Georg. (bey Seite) Das muß ich näher unterſuchen.

Heinrich. Aber ich finde eben, daß die Zeit zur Converſation ſehr unbequem gewählt iſt. Ihr ſeid durch und durch naß, ihr armen Schelme. Nun ich will euch beweiſen, daß der Punſch mein Herz zur Mildthätigkeit erwärmt hat. Kommt herein, wir wollen dem Kutſcher ein gutes Wort geben, daß er euch ein Plätzgen im Stalle anweiſt.

Georg. (bei Seite) Ich in meines Bruders Stalle? lieber ſterben unter freiem Himmel. (laut) Ich danke euch mein Freund, ich bedarf eurer Hülfe nicht.

Heinrich. Nun zum Geyer! warum vexirt ihr mich denn herunter? gerade da einer von unſern Gäſten das intereſſanteſte Quinzeleva von der Welt gebogen hatte.

Xury. Um dir zu ſagen, daß du ein Grobian biſt. Bey mir zu Lande führt man die Gäſte nicht in den Stall. Man giebt ihnen Reiß zu eſſen, und einen Schluck Rum zu trinken, und ein Bett ſo gut man hat: verſtehſt du mich?

Heinrich. So ſind die Leute bey dir zu Lande Narren. (indem er wieder hineingeht, und die Thür verſchließt.) Wo kein Geld iſt, da iſt auch kein Schweitzer. Umſonſt iſt der Tod. Deine Anweiſung auf das ewige Leben iſt ſchon längſt verrufene Münze.

Zwölfte Scene.

Xury und Georg.

Xury. Verdammter Hund! lieber will ich in der Afrikaniſchen Wüſte Tyger bekämpfen, oder in der neuen Welt in das Grab einer Silbergrube hinabſteigen. Unter jenen herumwallenden Leichen giebt es noch Menſchen.

Georg. Ereifere dich nicht, guter Xury, miß nicht das kultivirte Land nach dem Maaßſtabe deiner rohen Güte; Verfeinerung erzeugt Bedürfniſſe, Bedürfniß unterdrückt mehr oder minder die Stimme der Natur.

Xury. Recht gut, Herr. Ich kümmere mich auch wenig um eine ſchlafloſe Nacht unter freiem Himmel. Aber Eines vergönnt mir zu fragen, wenn ihr wüßtet, wie eure Landsleute denken, warum verließt ihr unſere friedliche Hütten? eure blühenden Plantagen? warum verkauftet ihr all' eure Haabe und wagtet euch auf jenes ſtürmiſche Element, um in ein Land zu ſchiffen, wo man mehr Häuſer aber weniger Menſchen ſieht, als bey uns.

Georg. Weiſt du, was das iſt! Vaterland?

Xury. (freudig) O ja, das iſt der Ort, wo ich gebohren bin.

Georg. Wie iſt dir zu Muthe, wenn du an dieſen Ort denkſt?

Xury. Ach! es iſt nun ſchon lange, lange, daß ich ihn nicht geſehen habe. Ich war kaum ſechs Jahr alt, als ein Portugieſiſcher Schiffer mich kaufte, und nach Jamaika ſchleppte, aber immer noch wollte ich euch die Gegend mahlen, wo die Hütte meiner Eltern ſtand. (begeiſtert und ſchnell) Es war am Bache, rechter Hand ein Hügel, und linker Hand ein kleiner Buſch. Auf den Hügel pflegte meine Mutter zu ſteigen, wenn ſie meinen Vater von der Jagd zurück erwartete. Ich hing mich dann an ſie, hüpfte meinem Vater entgegen, er gab mir ein Stück Wild, das trug ich ihm nach, und meynte Wunder, wie wichtig meine kleine Perſon ſey. — (ſehr bewegt) Ach! verzeiht mir Herr! wenn ich noch an die Hütte denke —

Georg. Begreifeſt du mich nun?

Xury. — Wo ich die frohen Jahre der Kindheit durchlebte —

Georg. Vaterſtadt! wo ich die Unbefangenheit des Knaben Alters genoß —

Xury. — Wo jeder Baum, jede Staude mit mir aufwuchs —

Georg. Noch wollte ich jedes Höckerweib mahlen, das an der und der Ecke ſaß —

Xury. Noch höre ich das Zwitſchern der Vögel, das Murmeln des Bachs —

Georg. Noch ſummt der Glocken Ton vom nahen Kirchenthurm, in meinen Ohren —

Xury. Da ſtehe ich neben meinem Vater am Bache, und ſehe die Fiſche zappeln —

Georg. — Da hüpfe ich um den Tiſch meiner Mutter, wenn ſie Kuchen bäckt —

Xury. Ein Fiſchgen in meinen Waſſertopf — o wie luſtig ſprang ich davon!

Georg. Ein Stück Kuchen in meiner Hand, und alle meine Wünſche waren befriedigt.

Xury. Ob ich wohl noch einmal in meinem Leben wieder dahin kommen werde wo die kleine Hütte ſteht? vielleicht ſteht ſie nun ſchon lange nicht mehr! Ob wohl mein Vater, meine Mutter noch leben? — Sie müſſen nun ſchon ſehr alt ſeyn.

Georg. Und mein Vater — ach! — brechen wir davon ab Xury, laß uns noch einen Verſuch machen, unter Dach zu kommen. Ich ſehe dort noch Licht brennen, (auf die Fiſcherhütte zeigend) vielleicht nimmt man uns auf.

Xury. Dort? — Herr, das Hauß iſt ſehr klein; hat man uns von der Thür des Reichen weggewieſen, wie könnt ihr hoffen, unter dem Dache eines Armen eine Zuflucht zu finden?

Georg. Schon wieder fehl geſchloſſen. Der Arme weiß, wie dem Armen zu Muthe iſt.

Kury. Ja, aber er hat nichts; und der Reiche hat.

Georg. Der Arme theilt ſein Nichts, und giebt mehr, als der Reiche hat.

Kury. Das verſteh ich nicht.

Georg. Schon gut, wir wollen ſehen, wer die Menſchen beſſer kennt. (er klopft an die Hütte)

Der Fiſcher. (inwendig) Wer da?

Georg. Ein Unglücklicher, der Schiffbruch gelitten.

Der Fiſcher. Ich komme gleich.

Georg. (zu Kury) Was ſagſt du nun?

Kury. Ich ſage, daß hier zu Lande die verkehrte Welt iſt.

Dreyzehnte Scene.

Der Fiſcher. Die Vorigen.

Der Fiſcher. (mit einer Laterne) Wer klopft denn noch ſo ſpät? oder ſo früh, wollt ich ſagen.

Xury. Bruder, haſt du Platz in deiner Hütte für zwey Menſchen und einen Papagey?

Der Fiſcher. Die Hütte iſt klein, aber wenn euch an wenig Platz, und viel gutem Willen gnügt, ſo iſt ſie groß genug.

Xury. Wir haben aber nichts, womit wir es dir vergelten können.

Der Fiſcher. Doch wohl eine Anweiſung auf Gottes Lohn.

Xury. Die iſt hier zu Lande verrufene Münze.

Der Fiſcher. (andächtig gen Himmel blikkend) Dort gilt ſie wieder.

Xury. (froh bewegt für ſich) Mich dünkt, das ſey meines Vaters Hütte.

Der Fiſcher. Ich ſehe, ihr ſeyd ganz durchnäßt. Ihr ſeyd gewiß mit dem Schiffe verunglückt, das den ganzen Tag auf der Höhe herumtrieb.

Georg. Ja, guter Alter, wir ſtießen auf Klippen, das Schiff bekam einen großen Leck, füllte ſich plötzlich mit Waſſer und ſank.

Der Fiſcher. Ich habe es wohl gedacht; iſt gar ein beſchwerliches Einlootſen in dieſen Hafen. Aber habt ihr denn die Tonnen nicht geſehen?

Georg. Die Wellen verſchlangen ſie jeden Augenblick, und wenn auch — der Sturm —

Der Fiſcher. Freilich das Wetter war gar zu unfreundlich, da läßt ſich kein Schiff regieren. Nun ſo kommt herein! trocknet eure Kleider, aber mit den Betten ſieht es übel aus. Ich habe da ſchon einen alten Mann in meinem Hauſe, den hat mir auch das böſe Wetter zugeführt, dem hat meine Tochter ihr Bett eingeräumt; er liegt in ihrer Kammer. Mein Bett ſteht euch zu Dienſten, aber du Schwarzer, du wirſt wohl mit einem Bund Stroh vorlieb nehmen müſſen.

Xury. Die Art, wie du dein Stroh giebſt, macht es zu Eyderdunen.

Der Fiſcher. Der Menſch thut nichts umſonſt. Ich hatte auch einmal einen Sohn, der vor vielen Jahren als Matroſe nach Indien gieng. Er hieß Niclas Fürchtgott Röder. Ich habe nichts wieder von ihm gehört. Vielleicht ruht er ſchon lange im Meeresgrunde. Vielleicht fange ich manchen Fiſch, der ſich von ſeinem Fleiſche genährt hat. Vielleicht aber auch nicht. Man hat der Exempel, daß ein junger Kerl nach vielen Jahren glücklich und wohlhabend

bend wieder heimgekehrt iſt. Da will ich nun hoffen und harren, ſo lange meine morſchen Glieder noch zuſammen halten, wie mein altes geflicktes Netz. Da will ich denken: wer weiß, wo mein Sohn Niclas jetzt Wohlthaten empfängt! und das will ich vergelten, an jedem Unglücklichen der mir aufſtößt. Kommt herein!

Xury. Vor dem ſchönen großen Hauſe hat man uns abgewieſen.

Der Fiſcher. Das glaub ich wohl; wenn ihr ein paar Dirnen, ein paar Spieler, oder ein paar Pferde geweſen wäret, ſo würde man euch ſchon hineingelaſſen haben, da findet ihr es doch bey mir ruhiger und beſſer. In dem Hauſe ſpuckt es.

Xury. Es ſpuckt?

Der Fiſcher. Das ſchlimmſte Geſpenſt, das böſe Gewiſſen geht drinn irre. Nein Gott ſey Dank! ich bin drey und ſiebenzig Jahr alt, geſund, froh und wohlgemuth. Ich bin in meinem Leben nicht krank geweſen, die Arbeit iſt mein Arzt, mein Koch und mein Kellermeiſter. Ich wohne freilich nur in einer armſeeligen Hütte, aber eine Hütte, die mein frohes Lachen hört, iſt mehr werth, als ein Pallaſt, der meine Thränen ſieht. Kommt herein! in einer Viertel-Stunde wißt ihr meinen ganzen Lebenslauf auswendig.

Xury. Und werde ihn nie wieder vergeſſen.

(ſie gehn alle drey in die Hütte.)

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Ludwig im Ueberrocke aus dem Hauſe ſchleichend, hernach Heinrich.

Ludwig. Hurtig, Hurtig! alles iſt todt.

Heinrich. (von innen) Ja, unſre Sünden leben.

Ludwig. Verdammtes Glück! grade, da ich dich ſo nöthig habe —

Heinrich. (indem er einen Mantelſack hinlegt) Mußte ich zu viel trinken, und übertölpelt werden.

Ludwig. Kerl! izt keinen Scherz — mach daß wir fortkommen! —

Heinrich. Warten Sie nicht nach mir! ich komme nach. (geht hinein.)

Ludwig. Welcher Teufel verblendete mich, mein Geld an Leute zu verlieren, die ich überſehn konnte! — Wenn die Engländerinn — Nein, nein — Wie ſoll ich meinen Mangel, meine Schulden, meinen Vater vor ihr verbergen! — Mein alter Vater! — Weg mit dieſer Erinnerung! — (zur Thür herein) Heinrich hurtig! der Tag bricht an.

Heinrich. (bringt noch einen Mantelſack) Sind Sie noch da? — Ich vermuthete Sie ſchon im Hafen.

Ludwig. Damit du dich deſto ſichrer mit meiner Garderobe davon machen könnteſt?

Heinrich. Wäre das etwa nicht freundſchaftlich? würde Ihre Bürde nicht leichter, und meine ſchwerer? und muß in dieſer Welt nicht einer dem andern tragen helfen?

Ludwig. Menſch! wie du noch ſcherzen kannſt. —

Heinrich. Traurigkeit macht ſchwere Beine, und wir bedürfen leichter Füſſe, wenn uns die Creditoren nicht ereilen ſollen.

Ludwig. Aber Heinrich, wenn mein Plan mit der Engländerin —

Heinrich. Poſſen! — um das Weib zu fangen, hätten Sie ſich von einer ganz andern Seite zeigen müſſen. — Selbſt als würklicher reicher Baron hätten Sie nichts ausgerichtet. — Alſo fort — fort!

Ludwig. Du haſt doch nichts vergeſſen?

Heinrich. Eine ziemliche Portion unbezahlter Rechnungen ausgenommen, kann ſich keine Motte an unſerm Nachlaß laben. — Halt! — ich muß die Thüre verſchließen! das leere Neſt könnte üble Gedanken verurſachen. —

Ludwig. (im Abgehen) Ich gehe in die Türkey und werde ein zweiter Bonneval.

Heinrich. (hat die Mantelſäcke genommen, und folgt ihm) Ich gehe nach Eldorado und ſammle Kieſelſteine.

Zweyte Scene.

Der alte Richard aus der Hütte.

Nein, ich kann nicht ſchlafen, indeſſen mein kranker Ludwig vielleicht eine bange Nacht in Fieberhitze durchwacht. Mögen die armen Schiffbrüchigen, die ich in der Stube des alten Fiſchers reden hörte, meine Kammer und mein Bett einnehmen; ich will indeſſen für Ludwig beten. — Der Morgen graut, es iſt noch ſo heimlich und ſtill auf den Straßen, ein einzelner Fußtritt ſchallt bis ans Thor; ſo ausgeſtorben, ſo feierlich, und die dämmernde Beleuchtung des erſten Morgenroths — o! das giebt eine herzige Stimmung zum Gebet! — Ich will mich hieher ſetzen, (er ſetzt ſich auf den Beyſchlag vor Amaliens Hauſe, und wartet bis es völlig Tag wird) und lauſchen nach jedem Schatten, den ich hinter den Vorhängen wandeln ſehe. — Es giebt einen heitern Morgen nach einer ſtürmiſchen Nacht! Bild unſers Lebens! ach ja! ich habe auch ſchon manchmal meine Sonne auf- und untergehn ſehn, und da hab ich nun Vertrauen zu Gott! — So friſch und jugendlich, wie jenes Morgenroth, war mein Ludwig, als ich ihn aus meinen Armen ließ, blaß und entſtellt ſollt' ich ihn wieder finden. — Gedult! hagere Wangen füllen ſich wieder aus, matte, hohle Augen glänzen wieder; wenn nur die Seele nicht kränkelt, da hilft kein Arzt! — Gott! träufle du mit dieſem Morgenthau heilende Kraft auf ihn herab! Es wird doch ſchon lebendig in der Stadt. Da höre ich in der Ferne einen Schmidt arbeiten, und auch das Rad eines Ziehbrunnens knarren. Fleiß und Kummer ſind doch immer am erſten wach! Ha! der alte Fiſcher. —

Dritte Scene.

Richard. Der alte Fiſcher ſezt ſich vor ſeiner Thür hin, flickt ein Netz, und ſingt.

In der Welt hat Jedermann ſein Netz!
Jeder ſucht ſich einen Fiſch zu fangen:
Weibernetze ſind geſchminkte Wangen,
Süße Worte, goldne Spangen.
Fürſtennetz, ein Ordensband;
Dichternetze, feine Lügen;
Der Soldat läßt für das Vaterland
Durch **das Netz der Ehre** ſich betrügen,
Liebesnetz, iſt Schwur der ewgen Treu;
Der Schmarutzer fängt durch Schmeicheley
Sich den Biſſen von des Großen Tiſche;
Aber ich — ich fange Fiſche.

Richard. Gott gebe euch einen guten Morgen lieber Alter!

Fiſcher. (wirft ſein Netz hin, und tritt vor) Was? — Ja, ſo wahr ich lebe! — Ich denke, ihr ſchlaft noch in ſanfter

Ruh! — warum verlaßt ihr denn euer Bett, und ſezt euch da auf den harten Stein? Ihr habt doch der Ruhe ſo nöthig!

Richard. Ruhe? Guter Alter, ich weiß von keiner. Mein Herz wird von zärtlichen Beſorgniſſen geängſtet. Ihr ſeid ja auch Vater, ihr müßt es wiſſen, wie es einem iſt, wenn man ſich nach ſeinem Kinde ſehnt.

Fiſcher. Ich ſollt' es denken. Aber es iſt ja noch ſo früh am Tage. Beſſer wärs, ihr ruhtet erſt aus, und ſuchtet dann euern Sohn auf.

Richard. Ach, ich hab' ihn ſchon gefunden, guter Mann — aber ich kann ihn nicht ſprechen, der arme Junge iſt krank.

Fiſcher. Da dauert ihr mich, armer Herr. Nun wartet nur, bis es vollends Tag iſt, dann will ich euch hinbegleiten. Ihr ſeid ſchwach und bedürft einen Führer.

Richard. Ich danke euch. Aber ich habe nicht weit zu ihm, dort in jenem Hauſe gegenüber.

Fiſcher. Da euer Sohn? — Ach du lieber Himmel.

Richard. Ihr ſeht mich ſo traurig an? ihr wißt alſo auch, daß er krank iſt? Es ſteht wohl ſehr ſchlecht um ihn?

Fiſcher. Ja wohl ſteht es ſchlecht mit ihm.

Richard. O Gott!

Fiſcher. Es wird bald aus mit ihm ſeyn.

Richard. Unglücklicher Vater! ſo muſte ich kommen, ihm die Augen zuzudrücken!

Fiſcher. Die Augen zuzudrücken?

Richard. Ja, dieſen kläglichen Dienſt wird man mir doch nicht verſagen! Ich muß hinein.

Fiſcher. Ich verſtehe euch nicht, guter Herr. Euer Sohn iſt nicht krank.

Richard. Nicht krank?

Fiſcher. Wenigſtens nicht körperlich krank.

Richard. Nicht körperlich krank, was iſt das? — Geſtern Abends ſpät bin ich vor ſeiner Thüre; man weiſt mich ab, man ſagt mir, er liege im Fieber; man ſagt mir, mein Anblick werde ihn zu ſehr erſchüttern.

Fiſcher. Pfuy! das iſt zu arg! —

Richard. (ängſtlich) Redet, redet!

Fiſcher. Euer Sohn taugt nichts, guter Herr. Ich weiß ſeine ganze Geſchichte. Ein alter treuer Bedienter, den er vor einigen Wochen fortjagte, weil er zu ehrlich für ihn war, hat mir alles erzählt.

Richard. Das war gewiß mein guter Joſeph.

Fiſcher. Richtig! ſo hieß er. Wir waren gute Nachbaren, plauderten manchen Abend miteinander. Es ſtanden ihm immer die Thränen in den Augen, wenn er von der liederlichen Wirthſchaft da drinnen ſprach. Da iſt ein Schurke im Hauſe, Namens Heinrich, der iſt eures Sohns ganzes Unglück, der verführt ihn zu allem Böſen.

Richard. Der? Iſt das mein Dank für meine Wohlthaten?

Fiſcher. Das ſagte der alte Joſeph auch. Euer Sohn verließ euch; nicht um euch die Laſt zu erleichtern; ſondern, weils anfing knapp bey euch zu werden. Mit dem Gelde, das ihr ihm gabt, ging er nach Spaa; das große Spiel lockte ihn, der Teufel ließ ihn gewinnen, in vier Wochen war er ein Spieler.

Richard. Ach; ſo hat er die Ruhe ſeines alten Vaters auf eine Karte geſezt — und verlohren.

Fiſcher. Anfangs ging es gut, das iſt eben ſchlimm; wo kämen die vielen Böſewichter her, wenn das Böſe nicht immer im Anfange zu gelingen pflegte? Er mag wohl ein acht bis neuntauſend Thaler gewonnen haben.

Richard. Acht bis neuntauſend Thaler? und mir ſchickte er nichts?

Fiſcher. Schwärmte von einer Stadt zur andern.

Richard. Und mir ſchrieb er nicht einmal?

Fiſcher. Hier iſt er nun ſchon ſeit Jahr und Tag, hier hält ihn die Liebe, wie er es nennt.

Richard. Ohne Zweifel eine verworfene Dirne?

Fiſcher. Das nicht, es ſoll ein gutes braves Weib ſeyn, eine Wittwe, eine Engländerin. Aber wie der alte Joſeph ſagte, ſo mag ſie ihn nicht, und da hat ſie ganz Recht; vielleicht möchte er ſie auch nicht, wenn ſie nicht ſo reich wäre, und wenn er nicht auf den Hefen ſäße.

Richard. Alles wieder durchgebracht?

Fiſcher. Solches Guth bringt kein Gedeihen. Verſpielt, vertrunken. Heinrich, der feine Spitzbube, hilft ihn beſtehlen.

Richard. Und geſtern Abends war er zu Hauſe?

Fiſcher. Ja wohl, und hat die ganze Nacht geſoffen und geſpielt.

Richard. O ich armer Vater, ich will mich wieder nach Hauſe betteln, und mich dort bey meinem guten Weibe einſcharren laſſen. Ja, ich will fort! der Boden brennt unter mir. Aber ich bin dem Schiffer, der mich herbrachte, noch 13 Thaler ſchuldig, und habe nicht einen Heller: wäret ihr nicht geweſen, ſo hätte ich geſtern Abend hungrig zu Bette gehen müſſen.

Fiſcher. 13 Thaler? ach ich armer Mann! Hier ſind 12 Groſchen, meine ganze Baarſchaft — nehmt vorlieb.

Richard. Gott ſegne dich, aber nein —

Fiſcher. Verſchmäht meine Armuth nicht! ich bitt' euch!

Richard. Nein, guter Alter, ich will es nehmen, weil es euch kränken würde, wenn ich es ausſchlüge.

Fiſcher. O welche Freude, wohlzuthun! es würde keinen Reichen geben, wenn der Reiche das zu fühlen vermögte. Nun will ich in der ganzen Stadt herumlaufen und die 13 Thaler für euch zuſammen betteln. Gott befohlen!

Vierte Scene.

Der alte Richard allein.

Nein! der iſt nicht vom Schickſal ganz verlaſſen, dem in der Noth ein Freund zum Troſt erſcheint! Reich oder arm, in Lumpen oder in Seide, immer iſt Freundes Anblick tröſtlich. Helfen kannſt du mir nicht, guter Alter, aber erquickt haſt du mich. (er fällt in düſteres Nachdenken) Georg! Georg! das habe ich um dich verſchuldet! könnteſt du ſehen, wie tauſendfach mir dein Bruder die Härte vergilt, mit der ich dich einſt in die weite Welt ſtieß! So wie ich hier fremd und hülflos, ſo haſt du vielleicht herum irren müſſen unter einem fremden

Himmel. — O daß mein Seegen dich erreichen könnte, wie mich dein Fluch erreicht hat! — Ich bin ſehr matt — dies Geſpräch hat meine lezte Kraft erſchöpft — (er ſinkt auf die Bank vor Amaliens Hauſe) ach ich bin ſehr matt — was iſt das — daß meine Augen mir zufallen — und ich doch nicht ſchlafen mag — (er ſinkt in dumpfes Hinbrüten mit geſchloſſenen Augen.)

Fünfte Scene.

Georg aus der Hütte, ohne **Richard** gewahr zu werden.

Da bin ich alſo nun gerade wieder ſo weit, als ich vor zehn Jahren war, da ich mein Vaterland verließ. Nicht doch, damals hatte ich zehn Jahr weniger, und das iſt viel. Auch konnte ich noch meine Ueberfarth nach Weſtindien bezahlen; heute bleibt mir nicht ſo viel, um meine Ueberfarth ins Reich der Todten zu erkaufen. Doch Klagen und Wimmern macht das nicht beſſer; bin ich doch erſt 33 Jahr alt; was den Greiß erdrücken würde, das ſchüttelt der Mann nur ab.

Ein ſchöner Morgen, keine Spur vom geſtrigen Gewitter. Warum denn nur auf meinem Antlitz die Spuren des geſtrigen Unglücks? Wo noch Kraft iſt, da iſt noch Hülfe. Ich will thätig ſeyn, ich will mich durchſchlagen. Aber wie? nach Bremen zu meinem Vater? nein. Das war mein Lieblingsplan, ſo lang ich Geld im Sacke trug, mich vor ihn hinzuſtellen, und zu ſprechen: „Nun Vater, bin ich jezt „eurer werth? Der ſchläfrige Georg, wie „ihr ihn immer nanntet, hat ſein ehrliches „Auskommen ſich erworben; der Fleiß hat „ihm das Genie entbehrlich gemacht.“ Aber ſo — durch meinen Anblick Wohlthaten von ihm heiſchen, — nein, das mag ich nicht! — Hier bey meinem Bruder? — Weiß ich doch noch nicht einmal, ob er mein Bruder iſt? und vorausgeſetzt er wäre es:

ob er auch ein Menſch iſt, dem ich verpflichtet ſeyn mag? — Nein, bey Verwandten muß man zuletzt Hülfe ſuchen. Es wird doch noch jemand in der Welt ſeyn, der einen rüſtigen Geſchäftsmann braucht. In dieſer Stadt wohnen eine Menge Kaufleute; habe ich doch ſelbſt hier einen Correſpondenten. Den will ich aufſuchen, wann es nicht mehr ſo früh am Tage iſt; der wird mir ſchon mit gutem Rath und That — (er kehrt ſich im Sprechen von ungefehr nach der Seite des Alten.) Gott was ſeh' ich! — (Pauſe — dann raſch) mein Vater! — (Pauſe — dann langſam den Blick vom Alten weg gen Himmel) mein Vater — (Pauſe — dann wieder ſtarr nach dem Alten blickend, darauf ſehr bewegt und abgewendet) Mein Vater! o mein alter Vater! Was iſt das? — Wie kömmt der alte Mann hieher? — und hier auf die Bank? — Iſt das Haus, welches mein Bruder bewohnt, das ſeinige? — warum hat er Bremen verlaſſen? — hat er ſich hier etablirt? — Doch ſein Aeußerliches ſcheint Mangel anzukündigen. Und ſein Schlummer hier auf dieſer Bank? was ſoll ich davon denken? — (er tritt näher) Sein Haar iſt ſo grau geworden, ſeine Wangen eingefallen, ſeine Hände dürre: ach er muß viel Kummer gehabt haben! Wenn nur der Gedanke an ſeinen Georg ihm nie zum Vorwurf geworden! mein Herz hat ihm verziehen.

Was thue ich? wecke ich ihn auf? — Nein ich bleibe hier, und bewache ſeinen Schlummer. Ob er mich wohl noch kennen wird? Zehnjährige Trennung, und manche Sorgen voll durchwachte Nacht haben auch mein Geſicht verändert. — Ob ich mich bey ſeinem Erwachen ihm zu Füßen ſtürze, und den Nahmen Vater ſtammle? oder ob ich verſuche meinem Herzen zu gebieten? — Ja ich will lauſchen auf die Stimme der Natur in dem ſeinigen.

Richard. (fährt erſchrocken in die Höhe und erwacht) Hu! das war ein böſer Traum! Mein Sohn Georg ſtand vor mir, bleich und entſtellt; ein hohler, ſtrafender Blick — Hu! das war ein böſer Traum.

Georg. Guter Alter, ihr ſitzt da ſo in der Sonne, ihr werdet Kopfſchmerzen bekommen.

Richard. Kopfſchmerzen, mein Herr? Mein bisgen Gehirn hat das Unglück ausgetrocknet.

Georg. Ihr ſeid unglücklich, ehrwürdiger Greiß?

Richard. Haben Sie das Trauerſpiel, den König Lear, geſehen? Gott behüte Sie vor ſeinem Schickſale! — Mein Kopf wird ſehr ſchwach.

Georg. Sollten eure eignen Kinder —

Richard. Ich hatte zwey Söhne.

Georg. Und beyde — ?

Richard. Nicht beyde! Keine Läſterung auf meinen guten Georg. Ihn verſtieß ich, und ſein Bruder verſtößt mich, das iſt Gottes gerechte Strafe! — O mein Sohn Georg! könnte ich noch einmal dich ſehen, ehe ich ſterbe! — könnte ich mit der letzten Thräne, aus dieſen vertrockneten Augen gepreßt, dich um Verzeihung meiner Härte anflehn — dich ſegnen —

Georg. (zu ſeinen Füßen) Segnet mich, mein Vater, ſegnet euren Sohn Georg!

Richard. (bebend erkennt ſeinen Sohn, will ihn an ſein Herz drücken, und fällt ohnmächtig zurück.)

Georg. Gott! die Entdeckung war zu raſch. Vater! Vater! — (gegen die Hütte) Xury! Xury! — Er ſtirbt — ach! was hab' ich gethan! (er ſucht den Alten wieder ins Leben zu rufen.)

Richard. (erholt ſich nach und nach.)

Georg. (ſtürzt in ſeine Arme.)

Richard. (drückt ihn feſt an ſich, läßt ihn dann zitternd los, und fällt mit aufgehabenen

Händen auf beyde Knie nieder.) Vergebung, mein Sohn, Vergebung!

Georg. (verſucht umſonſt ihn aufzuheben, und kniet neben ihm) Guter Vater! nichts vom Vergangenen. — Ihren Seegen.

Richard. (legt die Hände auf ihn) Dich ſegne der Gott, in deſſen Gewalt allein es ſteht, kindliche Liebe zu belohnen. Er ſegne dich, ſo wie Er mir verzeihe!

Georg. (hebt den Alten auf und ſezt ihn wieder auf die Bank) Vergeſſen iſt all mein Elend! vergeſſen die lange, zehnjährige Prüfungszeit! ich habe die Liebe meines Vaters wieder! ich bin glücklich und froh! der Seegen meines Vaters ruht auf mir! ich bin reich! ich tauſche mit keinem König!

Richard. Setze dich zu mir, Georg, daß ich dich betrachte, und die Züge deiner Mutter auf deinem Geſicht ſuche. — Ja, du biſt es: das iſt das Auge meiner guten Friederica, das iſt ihr ganzer ſanfter Blick! Gott! wie war es möglich, daß ein ſo holdes Weib, auch die Mutter eines Ungeheuers werden konnte? Ach! die erquickende Frucht und die wurmſtichige wachſen auf einem Baume. Dein Bruder — oder wie? — weißt du vielleicht ſchon? ich finde dich hier? wie, und warum finde ich dich hier? gehörſt du auch in jenes Haus?

Georg. Nein, mein Vater, erſt ſeit wenig Stunden bin ich in dieſer Stadt.

Richard. Gott ſey Dank! du giebſt mir das Leben wieder.

Georg. Aber mein Bruder? — Sie wollten von meinem Bruder reden.

Richard. Er verdient es nicht, daß wir dieſen frohen Augenblick durch ſeinen Namen beſudeln. Er — ich will alle ſeine Verbrechen in Ein Wort zuſammen faſſen — er verachtet ſeinen Vater.

Georg. Ich ſchaudere! aber ſind Sie deſſen auch gewiß, lieber Vater?

Richard. Klagt wohl ein Vater ſein Kind an, ehe er ſeiner Verbrechen gewiß iſt? Siebenzig Meilen weit komme ich armer, zu Grunde gerichteter Mann hieher, weil ich höre, daß es meinem Ludwig wohl geht, und weil ich denke, es werde ihm noch beſſer gehn, wenn er mit ſeinem alten Vater theilen darf. In Sturm und Ungewitter trete ich bey heranbrechender Nacht vor ſeine Thür, und werde abgewieſen. Spieler und Spitzbuben melden ſich, und werden eingelaſſen. — Ich hungere und ſie ſchwelgen. Mir ſagt man, mein Sohn ſey krank; ich bete und er ſündigt. Mit einem Worte, Georg: hier iſt deines Bruders Haus, und hier ſitzt dein Vater unter freyem Himmel, ohne Dach und Fach.

Georg. Ha! das iſt ſchändlich! (aufſpringend) Ich will hinein. —

Richard. Bleib! ſein Verbrechen iſt zu groß, nur Gott kann es ſtrafen! Gott ſtelle ich meine Sache anheim! Ich will zurück in meine Heimath, zieh mit mir lieber Sohn, willſt du?

Georg. O mit Freuden.

Richard. Wo kommſt du her?

Georg. Aus Weſtindien.

Richard. Gewiß nicht mit leeren Händen.

Georg. Gott hat meinen Fleiß geſegnet, aber die Wellen haben die Früchte deſſelben wieder verſchlungen.

Richard. Das iſt ſchlimm. — Doch ich habe dich wieder, ich drücke wieder einen Sohn an mein Herz, ich bin nicht arm. Mach nur, daß wir von hier fortkommen, denn hier wird mir nimmer wohl werden.

Georg. Ich ziehe mit Ihnen, ſobald Sie wollen.

Richard. Da iſt der Schiffer, der mich herbrachte, ein böſer rauher Mann, dem bin ich noch 13 Thaler ſchuldig und habe nicht 13 Groſchen; denn ich dachte hier viel zu finden. Wenn du nur machen kannſt, daß wir dieſen böſen Schuld-Herrn los werden, ſo wollen wir gleich aus dem Thore wandern.

Georg. Dreyzehn Thaler?

Richard. Ja, ſo viel wirſt du doch gerettet haben?

Georg. Ach guter Vater! nicht einen Heller hab ich gerettet.

Richard. Nicht? — Gott prüft mich hart.

Georg. Ja wohl hart! Mein Bißchen Reichthum konnt ich entbehren, aber die Freude, einem Vater zu helfen, ſoll ich auch die entbehren? Geduld! ich habe einen Correſpondenten, der mich in allen Briefen **Freund** nannte; er verdankt mir manchen kleinen Dienſt, manchen kleinen Vortheil, er ſoll es mir heute mit Wucher vergelten; 13 Thaler, wenig für ihn, unendlich viel für mich!

O für mich hätte ich nicht betteln können! ich eile zu ihm — aber — Sie hier ſo allein zu laſſen — Xury! Xury! — Ich werde Ihnen einen Menſchen vorſtellen, den ich aus meinem Sclaven zu meinem Freunde machte. Sein Geſicht iſt ſchwarz wie eine Kohle, ſeine Seele weiß, wie das Gewand eines Cherubims. — (gegen die Hütte rufend) Xury! Xury!

Sechſte Scene.

Xury. Die Vorigen.

Xury. (gähnend) Ich komme ſchon.

Georg. Hieher, lieber Xury! ſchlaf ein andermal länger; komm und umfaſſe die Knie dieſes Greiſes, er iſt mein Vater.

Xury. Euer Vater? (er kniet vor dem Alten nieder, und ſetzt deſſen Fuß auf ſeinen Kopf; der alte

Richard, reicht ihm die Hand.

Xury. (küßt ſie.)

Georg. Ich muß in die Stadt, du vertraue ich ihn an, weiche nicht von ſeiner Seite.

Xury. Eher ſoll man die Löwinn von ihren Jungen trennen.

Georg. (eilt fort.)

Siebente Scene.

Richard Weſterland. Xury.

Xury. Ihr ſeid ſein Vater? das freut mich. Seht wie der große Geiſt jeden Bliz der entwichenen Nacht durch einen Sonnenſtrahl wieder entkräftet. Mein guter Herr iſt auch einmal wieder froh und muthig geworden. Wo ging er hin?

Richard. Zu einem Freunde, um etwas Geld zu leihen. — Biſt du ſchon lange um meinen Sohn?

Xury. Seit ſieben Jahren. Er kaufte mich los aus einer harten Sclaverey, mich und noch fünf meiner Kameraden. Ach! er hat es immer gut mit uns gemeynt. Ein paar Jahre hinter einander ſtrafte der große Geiſt das Land mit Mißwachs, viele der andern Sclaven verhungerten, bey uns war immer voll auf. Und als er nun die ſchöne Plantage verkaufte um in ſein Vaterland zu gehen, da hättet ihr das Jammern und Winſeln hören ſollen! ja einen ſolchen Herrn bekommen ſie freilich nicht wieder.

Richard. Sage mir Kury, hat er wohl auch meiner gegen dich erwähnt?

Kury. Oft, ſehr oft.

Richard. Und immer mit einer Verwünſchung?

Kury. Je pfui; wir haben einen Papagoy, ihr ſollt ihn ſehen, es iſt das Einzige, was wir aus dem Schiffbruch retteten, mein Herr hat ihn ſelbſt erzogen, und ihn allerley ſprechen gelehrt. Zum Beyſpiel: bete Georg! faſſe **Muth**, bete für den **Vater**! Wann er ſich den ganzen Tag müd und matt gearbeitet hatte, und er des Abends nach Hauſe kam, dann rief der Vogel ihm zu: Bete Georg! bete für den Vater, da hab ich oft geſehn, wie er auf ſeine Knie fiel, und den großen Geiſt bat, euch zu ſegnen.

Richard. Genug, genug! du thuſt meinem Herzen wohl und wehe. Ach Xury! ich hatte noch einen Sohn.

Xury. Noch einen? iſt er geſtorben?

Richard. Wollte Gott, er wäre tod! ſo dürfte ich ihn noch lieben. Er iſt meinem Herzen fremd geworden. Er verſtößt mich, verachtet mich. —

Xury. Pfui!

Richard. (trocknet ſich die Augen.)

Xury. Ich möchte ſolche Thränen nicht auf meiner Seele haben, ich denke, ſie müſſen brennen, wie die Mittags-Sonne unter der Linie!

Richard. Er lebt herrlich und in Freuden.

Xury. So; ob das auch wohl lange dauern wird. Ich denke immer, der Himmel

mel ſey noch ſo heiter, der Böſewicht hört den fernen Donner und zittert vor ihm. — Weinet nicht alter Herr, eure Thränen werden ihn weder beſſern, noch tödten. Kommt mit mir in die Hütte, hier ſperren die Vorübergehenden die Mäuler auf. Dort wohnt ein armer Mann mit einem reichen Herzen. Er wird euch mit einem Schluck Rum erquicken, und dann könnt ihr vielleicht ein wenig ſchlummern, bis mein Herr zurück kömmt.

Richard. Ach Xury! giebt es in Africa und America auch ſolche unnatürliche Söhne.

Xury. Nein alter Herr in Africa nicht. Aber in America wohnt ein Volk, das ſchlägt ſeine Greiſe todt, wenn ſie nicht mehr fort können, und nimmt vorher den zärtlichſten Abſchied von ihnen.

Richard. Beſſer Xury! Zehnmal beſſer, einen Kuß auf den Mund des Vaters und eine Keule auf ſein Gehirn, als tauſendfach gemordet zu werden. Ach die erſte Thräne die geweint wurde, war die Thräne eines unglücklichen Vaters. (er wankt in die Hütte.)

Achte Scene.

Xury allein.

Xury. (ihm nachſehend.) Ich möchte ſolche Thränen nicht auf meiner Seele haben. — Iſt das das Land, wo die Menſchen frey ſind? nicht Sclaven ihrer Herren, aber zehnfache Sclaven ihrer Lüſte? — Großer Geiſt! erhalte mich bey meiner ſclaviſchen Denkungsart! Heiß iſt das Land wo ich gebohren wurde, rauh ſind die Sitten meines Volkes, aber ſolche Thränen habe ich nie dort weinen ſehn.

Neunte Scene.

Georg und Xury.

Georg. (niedergeſchlagen und finſter) Wo ließeſt du meinen Vater?

Xury.

Kury. In die Hütte brachte ich ihn.

Georg. Kury, ich brauche dreyzehn Thaler.

Kury. Ich hab nicht einen Heller.

Georg. Das weiß ich, aber das Geld muß herbey, und sollten wir es auch aus dem Mittelpunct der Erde kratzen.

Kury. War euer Freund auch ein so feiner Zeiſig, und ließ euch hülflos ziehen? ja Herr, eine gute Quelle erkennt man in der Zeit der Dürre.

Georg. Du thuſt ihm Unrecht, er ſtarb vor wenig Wochen, ich fand ſeine Wittwe in Trauer und Thränen.

Kury. Er ſtarb? ja dann iſt er außer Schuld. Aber ungelegner hätte er doch nicht ſterben können, (er ſinnt einen Augenblick nach) wißt ihr was Herr, verkauft mich.

Georg. Pfuy! Kury, ich treibe keinen Menſchen-Handel, du biſt in einem freyen

Lande, und was mehr iſt, als das; du biſt mein Freund.

Xury. Eben deswegen. Euer Feind wird ſich nicht für euch verkaufen laſſen.

Georg. Kein Wort mehr! — ich brauche wenig; dreyzehn Thaler, um einen ungeſtümen Gläubiger zu bezahlen — Mir fällt etwas bey. Lauf, hole unſern Papagey. Die Stadt iſt groß, es giebt der Narren genug darin, die ein paar Goldſtücke wegwerfen, um das Vergnügen zu haben einen bunten plappernden Vogel auf das Fenſter zu ſtellen. Denn das gehört mit zum guten Ton. Geh, biet ihn feil, aber keinen Heller unter dreizehn Thalern.

Xury. Ach du lieber Gott! mein Jaco! lieber wollte ich mir das Wamms vom Leibe verkaufen.

Georg. Ich auch, aber das bezahlt uns Niemand.

Xury. Der Vogel iſt ja das Einzige, was wir noch haben.

Georg. Eben deswegen gehört es meinem Vater.

Xury. Er hat mir immer aus dem Munde gefreſſen.

Georg. Mein Vater hungert.

Xury. Nun ſo fahre wohl lieber Jaco, du wirſt vielleicht in Hände gerathen, wo du mehr Zucker und Mandeln bekömmſt, als bey mir, aber es wird dich doch keiner ſo lieben, als ich.

Georg. Auch mein Herz hängt an dem Vogel. Er hat mir manche unſchuldige Freude gemacht. Doch es muß ſeyn, komm!

Xury. Armer Jaco, lebe wohl! (beyde gehn in die Hütte.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Betty hernach Amalia.

Betty. (erſcheint und bereitet den Theetiſch Bald darauf auch)

Amalie. (in einem reizenden Negligee, ſie ſezt ſich hinter den Theetiſch, ſchenkt ein und trinkt.)

Betty. (macht Butterbrod zurecht)

Amalie. Der Thee taugt nichts.

Betty. Er taugt immer nichts, wenn Mylady verdrießlich ſind.

Amalie. So? bin ich verdrießlich? und worüber?

Betty. Das nicht, nein.

Amalie. Ich frage, warum du mich verdrießlich glaubſt.

Betty. Je nun, entweder Sie wiſſen es ſchon, und dann brauche ich es Ihnen nicht zu ſagen, oder Sie ſind verdrießlich, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum, und dann will ich es Ihnen ſchon ſagen.

Amalie. Du machſt mich neugierig.

Betty. Sie ſind verliebt.

Amalie. In deine Katze?

Betty. In den Baron Weſterland.

Amalie. Wirklich? macht er dir ſo etwas weiß?

Betty. Ey nun, wer wird denn bey einer Mannsperſon auf das Geſicht ſehen? und ſo gewaltig braun iſt er doch auch nicht.

Amalie. Wäre doch dein Mund eben ſo feſt verſchloſſen, als dein Ohr.

Betty. Schloſſen und Plazregen, ja es war ein gewaltig böſes Wetter.

Amalie. Du ſprichſt von der vergangenen Nacht? und doch hat das Donnerwetter mich weniger im Schlaf geſtört; als das Sauſen und Brauſen dort gegenüber. Da hab' ich ſingen, jubiliren, und Gläſer klingen hören. Es war als wenn ſie den Donner ſtatt der Pauken beſtellt hätten, beym Geſundheittrinken zu accompagniren.

Betty. Ich liebe die Pauken nicht.

Amalie. Das nimmt mich Wunder. Es iſt doch das einzige Inſtrument, welches du zu hören vermagſt.

Betty. Nein die Vocal-Muſik ziehe ich vor.

Amalie. In London, nicht wahr? wenn Händels Meiſterwerke von neunhundert Künſtlern verewigt werden? dann reichen deine Ohren gerade hin.

Betty. O ja, wenn ich reich wäre. —

Amalie. Ha! ha! ha! die drolligſte Unterhaltung von der Welt. Aber doch bey alle dem langweilig, wenn man ſie täglich hat. Und nun vollends ein Mann, den man auch täglich hat, und immer hat, und den man doch ſo ſelten braucht.

Betty. (welche ſehr aufmerkſam zuhörte) Alſo bedarf man ſeiner doch zuweilen.

Amalie. Ey nun ja, ſo beym Donnerwetter wie in der vergangenen Nacht, um ein Lied aus dem Geſang-Buch vorzuleſen.

Betty. Beym Donnerwetter nur? Ach Mylady! es giebt manches Ungewitter im menſchlichen Leben wo es einem ſehr wohlthun mag, wenn man in den Armen eines Freundes die Augen zudrücken darf, wenn es blizt.

Amalie. Sieh! da haſt du nichts dummes geſagt. Ach ja, allein genießen und allein leiden, iſt beydes gleich traurig. Ich bin noch jung genung, um zu fühlen, daß Liebe mir mangelt, aber ich bin auch alt genug, um zu begreifen, daß Liebe ohne Hochachtung nur ein artiges Kind iſt, mit dem man wohl einmal eine Stunde tändelt, aber es hernach wieder laufen läßt; und ihm höchſtens nachruft: komm bald einmal wieder, lieber kleiner Knabe!

Betty. (ſich umſehend) Wo iſt er denn?

Amalie. Iſt es meine Schuld, daß ich noch nicht fand, was ich ſuchte? iſt es meine Schuld, daß es ſo viele Menſchen in der Welt giebt, die man nur lieben kann?

Betty. (für ſich) Sie bewegt den Mund, ich merke, daß ſie redet, aber nicht mit mir.

Amalie. Ich habe weder Eltern, noch Vormund, die meine Jugend leiten! ſo muß ich denn wohl die Vernunft zu meinem Vormund machen. Die will ich ausſchicken, mir einen Gatten zu wählen; das Herz will ich nur zur Bedienung mitgeben.

Zweyte Scene.

Vorige. Xury mit dem Papagoy.

Xury. Papagoy! wer kauft! wer kauft!

Betty. Hu! der iſt ſchwarz!

Xury. Guten Tag. Wollt ihr meinen Papagoy kaufen?

Amalie. Kann er reden?

Xury. O ja, er plaudert vom Morgen bis auf den Abend.

Amalie. Wie viel willſt du dafür haben?

Xury. Drey Louisdor.

Betty. Biſt du toll? hier kauft man die Papagoye zu einem Ducaten.

Xury. Das iſt mehr, als ich für dich geben würde, und weniger als eine einzige Feder von meinem Papagoy werth iſt.

Betty. Du biſt ſehr höflich.

Xury. Man kann nicht alles zugleich ſeyn, ich bin ehrlich. — Wollt ihr kaufen, ſchöne Frau? ich habe Eile. Wenn ihr das Geld entbehren könnt, ſo thut es immer, ich verkaufe euch etwas, das hundert Thaler werth iſt, den Papagoy gebe ich euch oben drein.

Amalie. Und das wäre!

Xury. Die Freude, eine Wohlthat gethan zu haben.

Amalie. Du gefällſt mir. Komm ich will dir das Geld auszahlen.

Xury. Nun guter Jaco, lieber Landsmann, wir ſehen uns heute zum letzten mahle. Lebe wohl. Führe dich gut auf, mache deiner Erziehung keine Schande. (er folgt Amalien in das Haus.)

Dritte Scene.

Betty allein.

Das iſt nun wieder ſo ein Einfall! — Was gilts, ſie kauft den Vogel, um ihn Morgen einer mitleidigen Seele in Penſion zu geben. — Immer ſagt ſie, Betty! du haſt Launen, und ſie iſt doch aus lauter buntſchäckigen Launen zuſammen geſezt. Wenn ſie etwas Großes, Glänzendes erzählen hört, da ſchießen ihr gleich die Thränen in die Augen, und da ſteht ſie gemeiniglich im Begrif einen dummen Streich zu machen. In ſolchen Fällen denkt ſie oft weder an Stand noch Geſchlecht. Ihre Gunſt kann man durch Kleinigkeiten gewinnen, und durch Kleinigkeiten verſcherzen. Schon zweymal ſtand ſie im Begrif, anſehnliche Heyrathen zu vollziehen, der eine Liebhaber war ein Lord, der gefiel ihr, weil er in einem Trauerſpiele weinte; und ſie gab ihm den Abſchied, weil er, als er ſie eines Tages im Cabriolet ſpazieren fuhr, die Pferde ein wenig peitſchte. Du lieber Gott! und er peitſchte doch nur ihr zu gefallen. — Nun frag ich: hat Betty ſolche Launen? der andere war ein reicher Baronet, der warf einmahl, als man in einer großen Geſellſchaft für einen abgebrannten Prediger Geld ſammelte, ſeinen ganzen Beutel in den Hut. Huſch! hatte er ihr Herz weg, hernach erfuhr ſie, er habe einen alten treuen Bedienten fortgejagt, der zwanzig Jahr in ſeines Vaters Hauſe geweſen war, Bautz! gab ſie ihm den Korb. — Hat Betty wohl ſolche Launen? Ein andermahl wollte ſie mit des Henkers Gewalt einen armen Schiffs-Lieutenant

tenant heyrathen, weil er mit Gefahr ſeines Lebens eine ſchwangere Frau gerettet hatte, die ins Waſſer gefallen war. Zum Glück wurde der junge Herr ſchleunig commandirt, und ſegelte mit einer Eſkadre davon. — Hat Betty ſolche Launne? da kommt er wieder. Es muß doch kurios ſeyn, ſo einen ſchwarzen Mann zu haben. Ich muß ein Bischen mit dem Burſchen plaudern. (laut) Höre doch Schwarzer!

Vierte Scene.

Xury und Betty.

Xury. (zählt das Geld, welches er empfangen emſig in ſeiner Hand.)

Betty. Biſt du verheyrathet?

Xury. (das Gepräge eines Geldſtückes betrachtend) Das iſt ein Weib.

Betty. Nun freylich du Narr, mit einem Weibe. Heyrathen ſich bey euch zu Lande die Männer?

Xury. Das Silber ſcheint mir von ſchlechtem Gehalt zu ſeyn. Die Naſe iſt roth.

Betty. Was, das ſagt mir ein Schelm nach! denkſt du etwa es wäre meine Art, zu tief ins Glas zu ſehen?

Xury. Weſſen Bild mag es doch ſeyn? das Weib iſt hübſch genug.

Betty. (ſich brüſtend) Man hat ſich conſervirt.

Xury. Da ſteht etwas geſchrieben. Ich muß doch ſehen, ob ich mein Bischen leſen noch nicht verlernt habe. (er buchſtabirt) E — li — ſa — beth.

Betty. Ja ſo heiſſe ich, aber kurz weg nennt man mich Betty.

Xury. (indem er das Geld in die Taſche ſchiebt) Was zum Teufel plauderſt du? Sie iſt toll oder taub. Leb wohl!

Betty. (ihn zurückhaltend) Nein, ſo haben wir nicht gewettet.

Xury. Wir haben gar nicht gewettet.

Betty. Aber wir werden wetten.

Xury. Worüber?

Betty. Daß du dich in mich verlieben wirſt.

Xury. Ich? — Ha! ha! ha! ja wärſt du in Afrika.

Betty. Je nun, wenn es nur nicht ſo weit wäre. Indeſſen was der Himmel einmal beſchloſſen hat.

Xury. Glänzend ſchwarz, wie Ebenholz —

Betty. Ey darüber ſeh ich weg —

Xury. Aber ich nicht.

Betty. Du biſt gar zu beſcheiden. Wenn ich nur für dich hübſch genug bin.

Xury. Hm! der Mund —

Betty. (beiſſt die Lippen zuſammen) Der Mund? iſt er nicht klein genug?

Xury. Eben deswegen! Breit muß er ſeyn, die Lippe dick.

Betty. Wir verſtehen uns nicht.

Xury. Es kommt mir auch ſo vor, drum geh ich.

Betty. So warte doch, ich habe dir noch viel zu ſagen.

Xury. Und ich dir nichts zu antworten; denn wenn du auch ſchwärzer wärſt, als du weiß biſt, und wenn du nur einen Gedanken von einer Naſe, und Lippen wie Leberwürſte hätteſt; ſo geht doch mein Herr izt vor. (geht ab.)

Betty. Was ſchwazt der wunderliche Menſch? Ein Gedanke von einer Naſe? Lippen, wie Leberwürſte? meint er mich? hat er Luſt meine Nägel in ſeinen krauſen Haaren zu fühlen?

Fünfte Scene.

Amalie und Betty.

Amalie. (haſtig) Betty! Betty! Lauf ihm nach. Bring ihn zurück, ich muß ihn ſprechen.

Betty. Warum? Warum?

Amalie. Das wirſt du hernach hören — Lauf! Lauf!

Betty. Aber wenn er nicht kommen will?

Amalie. So verſprech ihm Geld.

Betty. (indem ſie geht) Ich glaube wahrhaftig, ſie hat ſich in den Schwarzen verliebt.

Sechſte Scene.

Amalie allein.

Der ſeltſamſte Papagoy, den ich je ſchwatzen hörte. **Bete Georg, bete für den Vater,** rief er mir deutlich zu. Dahinter ſteckt etwas, das ich enträthſeln muß. Wer einen Papagoy ſtatt **Wer da? Gut Freund,** und dergleichen, eine Ermahnung zum Gebet lehren kann, der muß ſeine beſondere Urſachen dazu haben. Riefe der Vogel nur: bete Georg! ſo würde ich glauben er habe einem Quäker zugehört; aber bete für den Vater! warum denn eben für den Vater?

Siebente Scene.

Amalie. Kury. Betty.

Kury. Was wollt ihr ſchöne Frau? ich habe große Eile.

Amalie. Warum ſo eilig?

Kury. In dieſem Augenblick weint vielleicht ein Vater am Halſe ſeines Sohnes, und Kury der dumme Menſch kann helfen und kommt noch nicht!

Amalie. Du kannſt helfen? wie das?

Kury. Drollige Frage, mit dieſem Beutel.

Amalie. Du ſpannſt meine Erwartung immer höher. Was iſt das für ein Vogel, den du mir verkauft haſt?

Kury. Der ſchönſte Vogel von der Welt; er iſt gebürtig von St. Domingo, nicht älter als ſieben Jahr, und kann noch hundert Jahr leben, ſpricht deutſch, frißt

Mandeln läßt ſich gerne im Kopf krauen, und beißt kleine Kinder — Gereut euch der Kauf, ſo gebt mir ihn zurück, aber das Geld bekommt ihr nicht wieder.

Amalie. Narr, der Vogel gefällt mir. Wer hat ihn ſprechen gelehrt?

Xury. Mein Herr.

Amalie. Wer iſt der Herr?

Xury. Ein braver, unglücklicher Mann.

Amalie. Sein Nahme?

Xury. Georg Weſterland.

Amalie. (ſtutzt) Georg Weſterland? Baron Weſterland!

Xury. Nichts Baron, kann man nicht auch; ohne das, brav ſeyn?

Amalie. O ja, die Tugend ſtellt keine Diplomen aus! hat dein Herr Verwandte hier in der Stadt?

Xury. Einen armen Vater.

Amalie. Sonſt niemand?

Xury. Und einen reichen Bruder.

Amalie. Der Vater arm? der Bruder reich? wie geht das zu?

Xury. Das geht ſo zu, daß der Sohn ein Taugenichts iſt, der den Vater betteln läßt. Nehmt mirs nicht übel, ſchöne Frau, der junge Herr iſt vielleicht von eurer Bekanntſchaft?

Amalie. Ja, ja ich kenne ihn, aber nicht ſo gut, als du mich ihn eben kennen lehrſt. Der arme Vater! doch er hat ja zwey Söhne, und ich hoffe, dein Herr iſt ſeinem Bruder ſo unähnlich. —

Xury. Als eure Geſichtsfarbe der meinigen. Aber der gute Wille iſt vor der Hand ſein ganzer Reichthum. Wenn ihr einmal bey ſchönem Wetter auf die Rhede fahrt, ſo könnt ihr da auf den Klippen linker Hand Trümmer hängen ſehn; und wenn ihr die ſeht, ſo denkt: es war doch hart, daß ein guter Sohn gerade vor dem Hafen Schiffbruch leiden, alles einbüſſen, und ſeinen Vater am Bettelſtabe finden muſte.

Amalie. Schiffbruch habt ihr gelitten?

Xury. Im Sturm der entwichenen Nacht.

Amalie. Aber der Papagoy?

Xury. Der Papagoy? nun der ſah wohl, wie er ſich durchhalf, dafür hat ihm der liebe Gott ein paar Flügel an den Leib geſetzt. Als das Donnerwetter los ging, und das Schiff brach und zertrümmerte, flog mein armer Jako auf ein Stück von — der Kajute, das aus dem Waſſer hervorragte, und rief: Bete Georg! Ja, dachte ich, beten hat auch ſeine Zeit, jetzt müſſen wir ſchwimmen. Ich plätſcherte, ſo nahe ich konnte, an ihn heran, erwiſchte ihn bey den Beinen — denn ihr müßt wiſſen, daß ich im Schwimmen meines gleichen ſuche — und ſo brachte ich ihn glücklich ans Land.

Amalie. Und konnteſt ſo hartherzig ſeyn, ihn zu verkaufen?

Xury. Ach! ſchöne Frau, was ſoll man thun? der Alte hatte nichts zu eſſen, und war 13 Thaler ſchuldig. Ich gieng mit meinem Herrn zu Rathe, und wir beſchloſſen — nein er beſchloß, ich habe keinen Theil an dieſer guten That — den armen Jako loszuſchlagen. Freylich haben wir beyde geweint, als ich ihn forttrug; und Jako hätte gewiß auch geweint, wenn er weinen könnte.

Amalie. Aber reden kann er, und was bedeuten die Worte, die er ſpricht?

Xury. Seht nur, ſchöne Frau, mein Herr wurde vor zehn Jahren aus dem väterlichen Hauſe gleichſam verſtoßen. Er kam nach Jamaica, wo es ihm anfangs kümmerlich genug erging. Du lieber Gott! er blieb Menſch, hatte ſeinen Vater nie beleidigt, und kam oft in die Verſuchung, ihn um der unverdienten Härte willen zu verwünſchen. Da erzog er ſich den Papagoy, der in den trüben Stunden der Verzweiflung ihm zurufen müßte: Bete Georg! bete für den Vater!

Amalie. (bewegt) Ich weis genug. Dein Herr muß ein vortreflicher Mann ſeyn.

Xury. (glühend) Ja, liebe, ſchöne Frau. Ja das iſt er!

Amalie. Du würdeſt ihn wohl nicht verlaſſen?

Xury. Nicht um die Diamantgruben von Golconda.

Amalie. Guter Junge! — den Papagoy haſt du zu wohlfeil verkauft. (ſie reicht ihm einen vollen Beutel) Da nimm das, und thu dir gütlich dafür.

Xury. Ich danke, ſchöne Frau! ihr ſeyd mehr als ſchön, ihr ſeyd gut.

Amalie. (bey Seite) Noch nie hat mir jemand etwas ſo ſchmeichelhaftes geſagt.

Xury. Juchhey! ich laufe zu meinem Herrn! der wird Augen machen, über den reichen Xury. Lebt wohl, ſchöne Frau!

der große Geiſt gebe euch einen goldenen Stuhl im Himmel, und ein ſanftes Ehebett auf Erden.

Amalie. Noch eins, wo iſt eure Wohnung?

Xury. Wir haben keine. Der gute alte Fiſcher dort nahm uns auf. (er lauft fort)

Achte Scene.

Amalie und Betty.

Amalie. (wirft ſich auf die Bank, und ſtützt den Kopf in die Hand.)

Betty. Was mag ſie nun ausbrüten? ich habe von der ganzen Unterredung wenig verſtanden. Ein Schiffbruch — ein alter Papagoy, der Schulden hat — ein väterliches Haus, das nach Jamaica verſtoßen worden — daraus werde der Henker klug.

Amalie. Meine Gedanken treiben ſich in meinem Kopfe herum, wie Schneeflocken an einem ſtürmiſchen Wintertage, nur weniger kalt, als jene.

Betty. (für ſich) Sie ſpricht von Schneeflocken, und wir haben die ſchönſten Sommertage.

Amalie. Iſt es die Liebe zum Wunderbaren? oder iſt es mein Herz, das romantiſche Bilder mir vormahlt?

Betty. Aha! ſie ſpricht in Bildern.

Amalie. Wie, wenn ich beſtimmt wäre, dieſen tugendhaften Menſchen glücklich zu machen? wie wenn er beſtimmt wäre, mir die ſchönen Jahre wieder zu geben, die ich an der Seite eines mürriſchen Greiſes verlohr?

Betty. Verlohren? den Verſtand verlohren, ſo ſcheint es mir.

Amalie. Aber Lady Bedford und ein Bettler! aber ein Bettler mit ſolch einem Herzen! — das Meinige hat bey Rang und Reichthum darben müſſen.

Betty. Ich glaube wahrhaftig, ſie will den Schwarzen heyrathen.

Amalie. Ob er gut gebildet ſeyn mag? — denn das iſt doch immer ein Punct, nach welchem unſere Augen zuerſt fragen; bey dem Throne der Vernunft vorüber gehn, und unſerm Herzen den Bericht abſtatten. — Gleichgültig iſt mir ſeine Geſtalt freylich nicht; aber meinen Entſchluß beſtimmen — nein, das ſoll ſie nicht. Mir genügt an ſeiner Tugend. Ein guter Sohn, iſt auch ein guter Gatte.

Jener ſo genannte Baron — gewiß iſt er ſein Bruder. Wohl mir, daß dieſer Zufall mich ihn ganz kennen lehrt. Er iſt nicht blos ein Geck, er iſt ein Laſterhafter; denn der erſte Schritt jedes großen Verbrechers war Verachtung ſeiner Eltern.

Laß ſehen, wie fang ich es an, den Sprachmeiſter meines Papagoy näher kennen zu lernen. — Ihn zu mir bitten laſſen? — das wird mich verlegen machen. Ich wünſchte lieber zufälliger weiſe — (ſie ſinnt nach)

Neunte Scene.

Die Vorigen. Der alte Fiſcher.

Fiſcher. Ey ſo wollt' ich, daß ihr alle im Abgrunde der See läget, ihr hartherzigen Menſchen! Ausgelacht hat mich das Teufelsvolk, das reiche. Nur bey armen Lumpenhunden, wie ich, hab ich die drey Thaler zuſammen gebracht. — Was ſoll er damit.

Amalie. Vermuthlich iſt das der alte Fiſcher der ihn beherbergte. — Guter Freund! iſt jene Hütte die Eurige?

Fiſcher. (für ſich) Das iſt auch eine Reiche. — Wenns nicht grob wäre, ſo gäb' ich ihr keine Antwort.

Amalie. Habt ihr mich nicht verſtanden. Iſt jene Hütte die Eurige?

Fiſcher. Ja Madame! ich bin keinen Heller darauf ſchuldig.

Amalie. (lächelnd) Das war es nicht, warum ich frug. Man hat mir geſagt, ihr beherbergt einen Greis und ſeinen Sohn?

Fiſcher. Da hat man Ihnen die Wahrheit geſagt.

Amalie. Nehmt euch in Acht, Alter! an den Leuten ſoll kein gutes Haar ſeyn.

Fiſcher. Da hat man Sie verdammt belogen.

Amalie. Wie ſo?

Fiſcher. Weil es mir beynahe vorkommt, als ob Sie in allen Ihren großen Häuſern vergebens ſuchen würden, was ich da in meiner Hütte habe. Den Alten machen graues Haar und Unglück ehrwürdig. Der Junge — o ein braver Junge! ſo ehrlich und bieder, ſo kindlich und fromm — er hat nichts, als ſein Herz und ſeinen guten Namen, (er zieht die Mütze ab) und ich bitte Madame, keines von beyden in meiner Gegenwart anzutaſten.

Amalie. Wann ich nach der Wärme eures Lobes urtheilen ſoll, ſo muß euer Gaſt ein vorzüglicher Menſch ſeyn?

Fiſcher. Das iſt er auch. Wenn eine junge, reiche Wittwe ihr Glück machen wollte —

Amalie. Sein Glück machen wollte?

Fiſcher. Ihr Glück machen wollte. Ich weis wohl, was ich rede.

Amalie. Wirklich? ich danke euch, guter Alter! Aber — (bey Seite) Weiblichkeit! wie ſchwer biſt du zu verleugnen! (ſchüchtern) iſt ſeine Geſtalt angenehm? —

Fiſcher. (lächelnd) Seine Geſtalt? Ha! ha! ha! was geht mir und Ihnen ſeine Geſtalt an? Er iſt bucklicht, Madam, und ſchielt auf beyden Augen. Aber Gott ſieht das Herz an. — Da kömmt er ſelbſt. Nun können Sie ihn begaffen nach Herzensluſt. Seine Geſtalt! Ha! ha! ha! als ob das Herz in der Geſtalt ſäße.

Amalie. (neugierig in die Ferne blickend) Ganz ſo, wie ich es wünſche.

Zehnte Scene.

Georg mit Amaliens Beutel in der Hand.

Die Vorigen.

Georg. (zu dem Fiſcher) Ehrlicher Alter! mein Vater ſchlummert und Xury wedelt ihm die Fliegen ab. — Kommt! helft mir den harten Schiffer aufſuchen. Seht — hier iſt Geld, — Geld! nun kann ich helfen. In Zukunft wollen wir nur eine Familie ausmachen; die ganze Woche arbeiten, und des Sonntags unter der Linde bey einem Trunke Dünnbier froh ſeyn.

Fiſcher. Seht, junger Herr! da ſollt' ich mich nun freuen, aber ich freue mich nur halb, weil ich nicht helfen konnte. Ich habe nur 3 Thaler zuſammen gebracht.

Georg. Guter Alter! Eure That bleibt was ſie iſt. Kommt! kommt.

Amalie. (ſchüchtern) Mein Herr! auf ein Wort!

Georg. (verlegen) Madame! ich habe dringende Geſchäfte —

Amalie. Ihre Geſchäfte kenne ich, und Sie wünſchte ich zu kennen.

Georg. Madame Sie werden ſich in der Perſon irren. Ich bin ein Fremdling, der erſt ſeit wenig Stunden —

Amalie. Ich irre mich nicht, ich ſpreche mit Georg Weſterland.

Georg. (erſtaunt) So heiſſe ich, doch muß ich mich billig wundern, dieſen gleichgültigen Namen aus dem Munde einer unbekannten Dame zu hören.

Amalie. Mein Herr, dieſer Name iſt mir nicht gleichgültig.

Georg. (für ſich) Sonderbar! vielleicht eine Buhlſchweſter, die mich für einen reichen Weſtindienfahrer nimmt. (laut) Madame, Sie ſehen einen Schiffbrüchigen vor ſich, der Ihnen in nichts, in gar nichts dienen kann.

Amalie. So kann ich vielleicht Ihnen dienen. Ich wundre mich, in einem ſo guten Herzen, den Argwohn zu finden: nur Eigennutz ſey die Mutter jeder Handlung.

Georg. O Madame! wenn man viel unter Menſchen geweſen iſt, ſo verlieren ſich die ſüſſen Träume von Bruderliebe und Menſchlichkeit.

Amalie. Ich würde Sie um dieſes Grundſatzes willen haſſen, wenn nicht Ihr Unglück ihn entſchuldigte.

Georg. (für ſich) Hm! ſo ſpricht keine Buhlſchweſter.

Amalie. Erlauben Sie mir eine Frage, die Ihnen vielleicht ſonderbar ſcheinen wird, aber ich bitte Sie, mich nicht nach dem Anfang, ſondern nach dem Ende unſers Geſprächs zu beurtheilen.

Georg. Fragen Sie, Madam!

Amalie. Sind Sie verheurathet?

Georg. (raſch) Gottlob! nein!

Amalie. Gottlob? nein? — ſind Sie ein Weiberfeind?

Georg. Das nicht, aber es würde mir weh thun, ein unſchuldiges Geſchöpf in mein Elend verwickelt zu haben, doch verzeihen Sie! Klagen iſt nicht meine Sache.

Amalie. Muth, Muth! einer Ihrer Dichter ſagt wahr und ſchön. — ein einziger Augenblick kann alles umgeſtalten: Sie ſtehen alſo in keiner Verbindung mit irgend einem weiblichen Weſen? weder hier, noch in Indien?

Georg. Ich weiß nicht Madam —

Amalie. Warum ich das frage? Sie ſollen es bald erfahren. Mein Herr, ich bin Lady Amalie Bedford —

Georg. Mylady —

Amalie. Die nehmliche, die Ihren Papagey kaufte.

Georg. (ſehr verlegen) So verdanke ich Ihnen —

Amalie. Bis jetzt noch nichts, vielleicht einſt Etwas. — Ich weiß Ihre Geſchichte, ich weis auch, warum Sie den Papagey verkauften.

Georg. (ſtutzt, halb für ſich) Sollte Xury mich verrathen haben.

Amalie. Nichts weniger. Ihr Papagey verrieth Sie, und Xury verrieth nur den Papagey.

Georg. Ich weis nicht, Madam! wohin Alles dies führen ſoll?

Amalie. Vielleicht zu einem unerwarteten, aber guten Ende. — Ihre kindliche Liebe hat mein ganzes Herz bewegt. Der Schritt, welchen ich zu thun im Begriff ſtehe, iſt ſonderbar, ſehr ſonderbar; aber ich bin eine freye Engländerinn, und folge gern den Regungen meines Herzens. Meinen Namen wiſſen Sie, er trägt mir jährlich

lich 3000 Pfund ein. Lord' Bedford ein Greis, dem ich einſt gezwungen meine Hand reichen mußte, lebt nicht mehr. Daß ich kein häßliches Weib bin, ſagt mir mein Spiegel; daß ich ein gutes Weib ſey, beweiſt Ihnen die Achtung, die ich für Ihre Tugend heze, denn nur der kann Tugend hochachten, deſſen Herz deren ſelbſt fähig iſt — Mein Herr — es wird mir ſchwer, weiter zu reden — ſollten Sie mich nicht verſtehn?

Georg. Mylady — ich habe nur einen Gedanken — und der iſt zu groß für dieſe Welt.

Amalie. Sie müſſen mich erſt ganz kennen lernen. (munter) Erlauben Sie mir, Ihnen mein Bild zu entwerfen. Ich bin 28 Jahr alt, bin ein wenig eitel, lache gern, und ſehe es ſehr ungern, daß andere weinen. (plötzlich ernſt) Kann aber auch mit weinen, wenn ich gute Menſchen leiden ſehe, und im Nothfall mehr als weinen. (wieder munter) Mein Wittwenſtand fing an mir Langeweile zu machen, ich beſchloß wieder zu heyrathen, und meine Wahl mehr der Vernunft, als dem Herzen zu überlaſſen. Ich ſah der Männer viele, aber Herz und Vernunft ſchwiegen. Auch Ihr Bruder war unter dieſen.

Fiſcher. Ja, Ihr Bruder —

Amalie. Stille! nichts mehr von ihm; es muß Ihnen weh thun ſeinen Namen zu hören. — Schon glaubte ich mich zum ewigen Wittwenſtande verurtheilt; wer hätte denken ſollen, daß ein Papagoy reden würde, wo Vernunft und Herz ſo lange ſchwiegen? „Georg bete für deinen Vater!“ rief der Vogel mir zu, und dieſe ungewöhnlichen Worte in dem Schnabel eines Papagoyen, erweckten meine ganze weibliche Neubegier. Ich lies Ihren Xury zurückrufen, ich fragte ihn aus — nun wiſſen Sie alles. Ihre kindliche Liebe hat mich mit Achtung und Bewunderung erfüllt, hat mir den Wunſch entlockt, vom Schickſal auserkohren zu ſeyn; ein Werkzeug, Ihre Tugend zu belohnen. — Wir kennen uns noch zu wenig,

nig, um uns zu lieben, aber genug, um uns hochzuachten, und dann, ſagt man, iſt es nur noch ein kleiner Schritt. Und wenn ich nun entſchloſſen wäre, nach der Probezeit eines Jahrs mein Schickſal mit Ihnen zu theilen. Antworten Sie, mein Herr, frey und aufrichtig, wie es dem deutſchen Manne gegen das brittiſche Weib ziemt! würden Sie an meiner Hand dieſen Schritt thun können?

Georg. Mylady! — Ihre Großmuth — mein Erſtaunen — wenn es kein Traum iſt —

Amalie. Wahrheit! ſo ſonderbar mir ſelbſt dieſer Auftritt ſcheint.

Georg. Wenn Sie denn nicht blos ſcherzen Mylady; wenn Sie dann wirklich die offene Engländerin ſind; ſo hören Sie ohne Unwillen die freymüthige Erklärung des Deutſchen. Ich habe nie geliebt, aber ein Herz, das nie liebte, iſt der Liebe am fähigſten. Sie ſind ſchön, Mylady, Sie haben Verſtand und Herz, ich fühle daß ich Sie lieben würde. Aber wenn nun jenes ſüße Band uns vereinigt, wenn an Ihrem Buſen mein Glück wieder aufblüht, wenn Ihre Reichthümer mich in den Stand ſetzen, meinem alten Vater ſeine letzten Tage zu verſüßen; wird nie in einer übellaunigen Stunde Ihnen ein Vorwurf entſchlüpfen? wird nie der Gedanke Sie quälen, einem Bettler ohne Namen, Rang und Anſehn aufgeopfert zu haben? werden Sie es immer nur meiner eigenen freien Empfindung überlaſſen, mich deſſen zu erinnern, was Sie für mich thaten? O Mylady! jeder trübe Augenblick, jede Wolke auf Ihrer Stirn würde den ſchrecklichen Gedanken in mir erzeugen: der Schritt, den Sie jetzt thun wollen, habe Sie gereut! und ach, zehnfach elender würde dann ich ſeyn! tauſendfach elender, wenn ich Sie liebte. Prüfen Sie ſich! gehorchen Sie nicht der Aufwallung Ihres guten Herzens! Blicken Sie in die Zukunft, und entſcheiden dann über mein Schickſal.

Amalie. Ja, Sie ſind meines Herzens, meiner Liebe werth! Gebe Gott! daß ſich dieſe Geſinnungen nicht ändern mögen; ſo bin ich in Jahres-Friſt ein höchſt glückliches Weib.

Georg. Dieſer Termin —

Amalie. Iſt nicht zu lang; unſer Glück hängt davon ab. Das was ich thue, iſt ſchon ſo ungewöhnlich — was würden Sie von mir denken, wenn ich, ohne Sie zu kennen, noch weiter ginge? — Sprechen Sie!

Georg. Ich unterwerfe mich jeder Probe, auch dieſem Aufſchub meines Glücks. — (küßt ihre Hand)

Fiſcher. Und er wird in der Probe beſtehen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Und ſie wird in der Probe beſtehen, denn ſo etwas hab' ich in meinem Leben von keiner Reichen gehört. Und weil Sie gewiß alle beyde in der Probe beſtehen werden, ſo ſag ich — ſehn Sie! mit naſſen Augen — Gott ſegne das Brautpaar!

Betty. Meine Ohren haben nichts verſtanden; meine Augen deſto mehr!

Georg. Guter Alter; ich werd' es nie vergeſſen, daß eure Hütte mir offen ſtand, als noch Jedes Herz mir verſchloſſen war.

Amalie. Lebe nur noch ein Jahr, braver Mann! und du ſollſt an meinem Hochzeittage an unſrer Tafel ſitzen.

Fiſcher. Zu viel Ehre Madame! Nein, da gehöre ich nicht hin. Ich will in der Ferne ſtehn, und für Ihr Glück beten.

Georg. Ich eile zu meinem Vater! eine ſolche Botſchaft iſt erquickender als Schlummer. Mit dieſer Freude will ich ihn wecken, und in die Arme ſeiner Tochter führen; die ich — bey dem Allmächtigen! durch gute Geſinnungen und Handlungen verdienen will. — (ab)

Betty. Nun, das hat mir lange geahndet, daß Sie ſich ſo fangen würde. Mylady! Ihre vornehmen Verwandten in London werden ſich freuen, wenn ſie die Notifications-Schreiben bekommen.

Amalie. Ich verbitte mir dergleichen Anmerkungen.

Betty. Das meyne ich eben: an Anmerkungen wird es nicht fehlen.

Amalie. Ich lebe für mich, und nicht für meine Verwandte. — Bey dem ſaubern Herrn Baron wird es heut ſpät Tag! —

Fiſcher. Ja, das wollte ich Ihnen vorhin ſchon ſagen — der iſt über alle Berge.

Amalie. Was!

Fiſcher. Schon abgeſegelt; ich ſah ihn, und ſeinen Heinrich auf dem Verdecke. — Ihr habt gewiß eine gute Fahrt, dachte ich ſo bey mir; denn was hängen ſoll —

Eilfte Scene.

Vorige. Richard. Georg und Kury.

Georg. Hier iſt ſie, die edle, ſonderbare Frau!

Richard. (wankt auf ſie zu) Mylady; — mein Dank iſt ſtumm — Eine Freudenthräne — ich habe deren in zwanzig Jahren nicht geweint — ſie ſey Ihrer Großmuth Lohn.

Amalie. Lieber Vater, der Lohn deſſen, was ich thue, iſt die Hand eines Biedermanns; beſteht er ſeine Probe —

Richard. Er wird — oder das heiße Gebet eines Vaters müßte nicht zu Gottes Thron dringen.

Amalie. So soll unſern glücklichen Cirkel hinfort nichts trennen, unſer Vater, mein Georg, ich und jener brave Alte. (auf den Fiſcher deutend)

Xury. Und den armen Xury wollt ihr vergeſſen, der ſich ſo ſehr freut — ſo ſehr, daß er weinen muß, wie ein Kind.

Georg. Xury! mein Freund! unter keinem andern Titel ſollſt du bey mir wohnen.

Amalie. Und den Papagoy ſchenke ich dir wieder.

Xury. Ich danke ſchön! mein guter Jaco, wie wird er ſich freuen. Jeden Morgen will ich ihm die Worte lehren: „Xury bete für Georg und die gute Frau.“

Richard. Lehr ihn: „ſo belohnt Gott kindliche Liebe!“

Ende.

VOM ADEL.

BRUCHSTÜCK

EINES

GRÖSSEREN HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN WERKES

ÜBER

EHRE UND SCHANDE,

RUHM UND NACHRUHM,

ALLER VÖLKER, ALLER JAHRHUNDERTE.

VOM

PRÄSIDENTEN VON KOTZEBUE.

Vergiſs deines Ranges wenn die Menſchheit ſpricht!
Gedenke deiner Ahnen wenn die Ehre ruft!

LEIPZIG,
BEY PAUL GOTTHELF KUMMER.
1792.

DEN

FÜRSTEN UND EDLEN

DES

DEUTSCHEN REICHS

GEWIDMET.

Erklärung des Titelkupfers.

Der *Adel* unter dem Bilde eines alten Eichbaums. Ein Haufe ungezogener Buben hat der Göttinn der Freyheit ihren Hut entwandt, und ihn mit einer Schellen-Kappe geschmückt. Ein anderer Haufe legt die Axt an den alten ehrwürdigen Stamm. Ihn deckt Ruthenia in den Wolken mit ihrem Schilde, auf welchem der Russische Adler schwebt, unter seinen Flügeln die französischen Lilien.

EINLEITUNG.

Ein *kleines* Buch übergebe ich dem Leser, doch ist es vielleicht ein Wort zu seiner Zeit geredet. Kann denn nur ein *dickes* Buch Aufsehn erregen und Nutzen stiften? Die dicken Menschen und die dicken Bücher haben nicht immer viel Verstand. Der magere Voltaire sagte auf drey Seiten mehr Gutes, als der dicke Melchior Götz in allen seinen polemischen Schriften.

Ich wünsche mir eine Gattung Leser die sonst wenig liest: Jünglinge, welche froher Lebensgenuſs um ihre Zeit betrügt; Geschäfftsmänner, welchen ein Roman keine Erhohlung gewährt; Damen, welche mehr zu kennen wünschen als die neusten Moden; junge Krieger auf der Wache; müssige Höflinge im Vorzimmer. Für Gelehrte schrieb ich nicht, ich bin kein Gelehrter.

Dieses kleine Buch ist Resultat meiner Lectüre aus vielen groſsen Büchern. Ich habe zusammengestellt, was hier und dort zerstreut, am Wege oder in Winkeln lag. Ich habe ein Scherflein dazu gegeben, Gold? oder Silber? oder Kupfer? das entscheide der Leser. Dank habe ich verdient, wenn diese Blätter ein wenig Salz und Kraft enthalten; wenn sie treffen wo sie treffen sollen; wenn sie beweisen, daſs die Menschen nie und nirgends einander gleich waren; daſs der Dummkopf und der Feigherzige gebohrne Sklaven, der Weise und Tapfere gebohrne Edelleute sind; wenn sie den jungen ahnenstolzen Laffen erinnern: nur Tugend sey der wahre Adel; doch auch den Alles bespöttelnden Freyheits- und Gleichheits - Prediger überzeugen: der alte Geschlechts-Adel sey keine bloſse Schimäre. Ist mein Verdienst nur *klein*, ey nun, mein guter Wille ist *groſs*, und stiften diese Blätter hin und wieder ein wenig Gutes, so bin ich belohnt.

Wenn heute ein Mahler aufträte, und die Menschen bittend warnte: "zerstört doch nicht die schö-"nen Gemählde von Raphael, Cor-"reggio und Michel Angelo!" man würde ihm in die Zähne lachen, und mit Recht; denn nur ein Rasender könnte an jenen Meisterwerken sich vergreifen. Aber zu den Zeiten der Bilderstürmerey, als man mit heiliger Wuth die Kirchen ihrer Zierden beraubte, als man die Götzen vernichten wollte, und die Kunst vernichtete; damals war des Mahlers Warnung ein Wort zu rechter Zeit gesprochen. So ist es auch mit diesen Skizzen und Fragmenten über den Adel; nur im umgekehrten Verhältniſs. Hätte ich noch vor hundert Jahren meine Zeitgenossen ermahnt, den Adel in Ehren zu halten, als Ahnen noch Verdienste gaben, und oft das einzige Verdienst waren; man würde mich mit Recht einen Thoren gescholten haben. Aber in unsern fieberhaften Zeiten, wo es Mode wird am Daseyn Gottes zu zweifeln; wo man Empörung zu Heldenthaten stempelt; wo man es für überflüssig hält, Gott und dem Kayser zu geben was ihnen gebührt;

wo man den Adel herabzuwürdigen glaubt, wenn man auf ihn *schimpft;* wo die Gleichheit aller Stände der Stecken-Esel ist auf welchem junge Dichter reiten; heutzutage, meyne ich, verdient Aufmunterung und Dank der Mann, der es versucht dem Volke zuzurufen: "ihr mögt "immerhin die Bilder wegnehmen, "daſs man sie nicht zu Götzen erhebe, doch zerstört das Gute nicht "mit dem Bösen! Der Baum hat "dürre Äste, wollt ihr drum ihn "abhauen? Trägt er doch auch "grüne saftige Zweige."

Ehe ich die Vertheidigung des Adels übernehme, muſs der Leser eine Reise um die Welt mit mir machen. Eilig wollen wir bey jedem Volke einkehren, seine Sitten belauschen, uns unter seine Edlen mischen, und ihre Rechte und Gewohnheiten mit zwey Worten in unser Tagebuch eintragen. Bey den meisten verlohnt es nicht der Mühe lange zu verweilen, doch darf ich, meinem Zwecke treu, an Keinem vorübergehn. Macht Euch der erste Bogen Langeweile, so werft darum das Buch nicht gleich aus der Hand. Windet Euch mit mir durch den verworrenen Pfad bis zu jenem Hügel; den wollen wir erklettern, und das Land umher überschauen. Findet ihr dann auch keine prächtige Lustschlösser, Garten und Cascaden; so sollt ihr doch, wenn mir die Musen ihre Hülfe nicht versagen, ein anmuthiges Kornfeld, Wiesen und Bäume erblicken.

ERSTES KAPITEL.

Skizze einer Geschichte des Adels unter allen Völkern des Erdbodens.

Nicht die Farbe der Haut allein; nicht die platte oder gebogene Nase; nicht das lange gelbe Haar oder die krause schwarze Wolle, unterscheiden Menschen von Menschen. In *diesem* Winkel der Erde wohnt *Ehrlichkeit*, in *jenem* nistet *Falschheit*: in diesem leuchtet *Aufklärung*, in jenem kriecht *Finsterniſs*; hier stempeln Klima und Lebensart ein Helden-Volk, und dort ein Volk entnervter Weichlinge; hier wächst eine Republik, und dort blüht eine Monarchie. Aber überall wohin dein Auge blickt, auf dem festen Lande und den Inseln des Weltmeers, unter der südlichen Zone und am Nordpol, unter dem Scepter des Alleinherrschers und im Wirrwarr der Volksregierung, findest du ohne Verabredung, ohne Zwang, dieselbe Verfassung, dieselbe Einrichtung; überall findest du *Adel*. Ist das nur Würkung des Zufalls, oder Gesetz der Natur? ja, sie wollte nicht, daſs in ihrem weiten Reiche irgend ein Ding dem andern gleichen sollte; physische oder moralische Ungleichheiten sollten alle geschaffene Wesen trennen; sie sprach: kein *Abgrund*, sondern eine *Stufenleiter* scheide die Grasmücke vom Adler, und den Bauer vom Fürsten!

Hinweg mit dem Vorhang hinter welchem Jahrhunderte schlummern! der groſse Erdball drehe sich langsam unter unsern Blicken, und jedes Volk oder Völkgen, gebildet oder ungebildet, halte still unter den Augen des Forschers. Herrliches Vorrecht des menschlichen Verstandes, in jedem Winkel der Erde, von und zu allen Nationen reden zu dürfen, von allen gehört werden, sie alle kennen, und von allen gekannt seyn.

Einige wilde Völker.

Die *Eskimos* und *Grönländer* sagen: Cranz. "brav war der Vater, brav wird auch der "Sohn seyn; und der Enkel wird Seehunde "fangen, oder Menschenschädel skalpiren, "eben so geschickt als sein Ahnherr." Drum ist das Recht, im Kriege und auf der Jagd Anführer zu seyn, gewissermassen erblich unter ihnen. Mancher Grönländer prangt mit einer Stammtafel von zehn Ahnen, mit allen ihren Nebenästen. Schade nur dafs in Grönland keine hohe Stifter blühen!

Den *Tungusen* gilt Muth und Tapfer- Georgi. keit für Adel, und sie glauben fest, dafs diese Eigenschaften vom Vater auf den Sohn forterben. In Othaheite, und auf allen In- Cook. seln des Südmeers, ist der Unterschied der Stände gekannt und geehrt. Die Einwohner der *Sandrich-Inseln* theilen sich in

Klassen. Die Erste derselben bilden die *Erees*, oder Chefs der Districte.

[illegible] Die *Abiponen* in Paraguay schufen einen kriegerischen Orden, welcher den persönlichen Adel verleiht, und mit groſsen Feyerlichkeiten ertheilt wird. Unter diesen ist die sonderbarste, daſs eine alte Frau die Tugenden und Thaten des Einzuweyhenden in einer Lobrede preist. Gieng der Geist des Cicero und Demosthenes über in die alten Weiber von Paraguay? — Der Eingeweyhte empfängt einen neuen Nahmen, der sich mit der Sylbe *In* endigt. Diese Sylbe gebührt nur dem Adel. Also giebt es mehrere Länder, wo der *Adel* an Sylben klebt. — Auch Weiber werden dann und wann in diesen Orden aufgenommen, trotz der Verachtung, mit welcher sonst die Amerikaner auf die *bessere* Hälfte der Menschenkinder herabsehn.

[illegible] Sklaven halten, kaufen und verkaufen, ist das Vorrecht des *afrikanischen Adels.* Das elende Negervolk in Issiny ist seinem Adel (den Brembis oder Capcheran) sklavisch unterworfen. Gelang es Einem durch Fleiſs und Arbeit, sich insgeheim einen kleinen Schatz zu sammeln, so trägt er ihn zu des Königs Füssen. Für eine Summe von acht Thalern in Goldstaub, erklärt ihn dann der König in Gegenwart aller Brembis, für ihren Bruder, für einen Edelmann. — Der wohlfeilste Adel in der Welt! — Der schwarze Monarch wendet sich darauf an das Meer, gieſst eine Flasche Branntewein hinein, und verbietet ihm, dem neuen Edelmann zu schaden, oder seine Canots umzuwerfen. — Die Thorheiten der Menschen gleichen sich überall und in allen Jahrhunderten. Der Doge von Venedig gebraucht einen *Ring*, Xerxes *Ketten*, und der König von Issiny eine *Flasche Branntewein*, um das Meer seinem Herrscherwillen gehorsam zu bannen. — Hat nun die See ihren Tribut verschluckt, so kniet der neue Edelmann vor dem Könige nieder, der seine Hände zusammenfügt, wieder trennt, und mit den Worten hinein bläst: "lebe in Frieden!" oder: "ich gebe dir "meinen Frieden!" Diesen Spruch wiederhohlt die ganze Versammlung, und darauf wird geschmaust. — Die Sitte nach einer Feyerlichkeit zu schmausen, ist so alt als die Welt, und daheim unter jeder Zone.

Marchais Die Negern in *Guinea* ehren den Adel, wie ihre Brüder in *Senegal.* Sie kaufen ihn, sie erringen ihn durch Gunst oder kriegerische Thaten. Der Neugeadelte wirft sich zu des Königs Füssen, bestreut Haupt und Rücken mit Staub, wird ermahnt, seinen Stand durch keine nichtswürdige Handlung zu entehren, und erhält eine Trommel, sammt einigen kleinen elfenbeinernen Trompeten. — Warum denn eben Trommeln und Trompeten? Gerade so mögt ihr fragen: warum denn eben Band und Stern? überall in der Welt werden groſse Dinge durch Kleinigkeiten bezeichnet. Wohl dem Fürsten, der Gut und Blut der Seinigen durch elfenbeinerne Trompeten erkaufen kann. — Sklaven tragen den neuen Edelmann auf ihren Schultern im Dorfe herum, Trommeln und Trompeten erschallen; Weiber tanzen und singen; es wird geschmaust. Das Volk erhält einen Ochsen, und so viel Palmwein als es saufen mag.

In Äthiopien sieht der Adel das gemeine Volk nicht über die Achsel an. Im Königreiche Sennaar sind die Edlen Sklaven, und Sklaverey ihr Stolz. Erzeigt man dort einem Manne nicht die gebührende Achtung, so frägt er gleich: »ob man nicht wisse, »dafs er ein Sklave sey?» In gewissen Gegenden erkauft man den Adel, und mit ihm das Recht zu handeln, durch einen Hund, eine Ziege und einen Ochsen; Geschenke welche die alten Edlen empfangen, und dafür in ihre Brüderschaft aufnehmen. Die Ochsenköpfe werden sodann als Zeichen des Adels aufbewahrt. Es giebt also auch in Afrika *adeliche Ochsenköpfe.* Buffon. Bruce. de Bry.

Das Recht zur Krone und der Adel, werden in *Loango*, wie im alten Lycien, François Pyrard.

und auf den maldivischen Inseln, durch die Mutter fortgepflanzt. [illegible] In den Lybischen Wüsten verhüllen die Edlen den Kopf mit einem schwarzen Tuch bis an die Augen, und müssen also beym Essen, so oft sie einen Bissen in den Mund stecken, das Gesicht auf- und geschwind wieder zudecken. Die Ursache, die sie von dieser sonderbaren Sitte angeben, ist noch sonderbarer: es sey nemlich dem Menschen eben sowohl eine Schande, die Speisen zu sich zu nehmen, als von sich zu geben. Im Grunde läst sich nichts dagegen einwenden.

Nomadische Völker.

[illegible] Die *Beduinen*, das zahlreichste Hirtenvolk des Erdbodens, halten sich für edler, als ihre Brüder, die Stadtbewohner. Sie hassen, wie die alten Teutschen, jeden Wohnplatz welchen Mauern umzingeln. Ihre Scheichs und Emirs, der *Adel* der Beduinen, leiten ihre Abkunft vom Stamme der *Ko-*

raischiten, und dulden keine Miſsbündnisse.

Mahomets Nachkommen heissen *Sheriffs*, in der Türkey *Emirs*. Minder edel als diese, werden selbst die mächtigsten Schechs geachtet. Am geehrtesten ist Mahomets Geschlecht in *Hedsjas*, weil es dort am seltensten mit fremdem Blute sich mischte. Ein solcher Enkel des Propheten darf mit seinem grünen Turban in der Schlacht sich kühn ins feindliche Getümmel wagen, vorsätzlich wird kein Schwerdt ihn treffen. Weder Schloſs noch Riegel verwahren sein Haus, denn selbst der Räuber geht mit Ehrfurcht vorüber. Nicht Tod, nur Gefängniſs bestraft seine Verbrechen. Geringe Vergehen richtet kein Pascha oder Kadi, sondern das Oberhaupt seiner Familie. So ehrt die Nachwelt den Stifter ihrer Volksreligion! Der Glaube kennt keine Mittelstraſse; er mordet oder er vergöttert.

Die *Turkmannen* kümmern sich wenig Niebuhr.
um den Adel; die *Kurden* aber schätzen

ihm wie die Araber. Ihre Agas vermählen sich nur mit edlen Jungfrauen. Töchter sind daher ein groſser Reichthum; eine edle schöne Tochter wird von dem Jüngling oft mit funfzig Beuteln (16500 Rthlr.) erkauft.

[illegible] Topographie. Den *Kurden* gleichen die *Bewohner des Kaukasus*; den *Turkmannen* alle Hirtenvölker von tatarischer Abkunft, die ostwärts vom kaspischen Meere umherziehn. Unter den *Kirgisen*, *Karakalpacken*, *Chiwaneern*, gelten nur Reichthum, Macht und Verdienst; unter den *Mingreliern*, *Circassiern* und *Georgiern* gilt die Geburt. Das Niebuhr. Volk der *Drusen* hat seine Edlen, und die Pflicht dieser Edlen ist, Herzen von Marmorstein zu besitzen; denn Niebuhr erzählt: ein Drusischer Edelmann werde ein Gegenstand der Verachtung, wenn man, bey welcher Gelegenheit es auch sey, Thränen in seinen Augen erblicke.

Pallas. Die Calmyken haben ihre Fürsten und Herren, ihren *hohen* und *niederen Adel*. *Taidschi* und *Chans*, auch *Schwanenfür-*

ſten, nennt der Dalailama den Ersteren; den Lezteren bilden die *Saiſsans*, oder Richter und Oberhäupter. Ihr Adel und ihre Würden sind nicht erblich.

Mehr oder minder gesittete Völker.

Als die Spanier die *canariſchen Eylande* entdeckten, fanden sie daselbst den strengsten Unterschied der Stände. Nur mit einem Weibe aus fürstlichem Geblüt durfte der König von Teneriffa sich vermählen; im Nothfall auch mit seiner Schwester. Kein Edelmann heyrathete unter seinem Stande. Doch nicht die Geburt allein schuf den Edelmann. Der adelich *gebohrne* Jüngling muſste noch überdieſs vor Priester und Zeugen beweisen können, daſs er auch adelich *gelebt* habe. Dann schnitt der Priester ihm das Haar kurz um den Nacken weg, und erklärte ihn für einen ächten Edelmann und Krieger. Wo aber eine unedle That seinen

Ruf befleckte, da ward das Haupt ihm kahl geschoren, und er hörte auf ein Edelmann zu seyn, weil er kein *edler Mann* war. — Welch' eine schöne Ahnen-Probe! wenn der Jüngling hintreten und schwören kann: ich habe keine Unschuld verführt, keinen Freund im Zweykampf ermordet; ich habe kein Weib betrogen in der Liebe, und keinen Mann im Spiele; ich habe den Nahmen meiner Vorfahren *ererbt*, und ihre Tugenden *erworben*.

Mexico Der *mexicanische* Adel war sehr zahlreich, und theilte sich in verschiedene Klassen. Die Lehnsverfassung herrschte. Der König ward gewählt; der Adel blieb sein Vormund. Lange stemmte er sich mit aller Macht gegen die Erblichkeit des Thrones; endlich doch vergebens. Der lezte Kaiser Montezuma war ein Despot. — Nur die *edlen* Mexicaner kleideten sich in Silber, Gold und feine Leinwand; nur sie speisten aus vergoldeten und gemahlten Gefäſsen; nur sie durften Schuhe tragen. Die *Nicht-*

Edlen wickelten sich in grobes Zeug, aſsen aus irdenen Schüsseln, und giengen barfuſs. Wichtiger als jene kleinlichen Auszeichnungen, war das Vorrecht, Lehne zu besitzen, den König zu wählen, seine *Leibwache* und seinen *Rath* zu bilden.

Der erste natürliche Götterdienst des Menschen ist der Dienst der Sonne. Seine Helden oder seine Wohlthäter, nennt er dann in staunender Einfalt *Göttersöhne*, *Sonnenkinder*. So war es in *Peru*, in *Florida*, unter den *Natchez* und den Einwohnern von *Bogota*. Die Edlen in Louisiana, die sogenannten Natchez, nennen alle übrige *Micha Quipi*, zu deutsch *Stinker*. Ihr Adel besteht aus 580 Sonnen. Der König tritt jeden Morgen aus seiner Hütte, bietet der Sonne seine Pfeife zu rauchen an, und schreibt ihr mit dem Finger den Weg vor, den sie den Tag über nehmen soll.

Robertson.

Zimmermann, Natchez.

In *Japan* hat der Adel sonderbare Vorrechte. Nur er darf sich die Eingeweide ausreissen, und die Ehre gebietet ihm, diese

Kaempfer.

angenehme Execution selbst zu verrichten. Wo nicht, so hält man ihn für zaghaft, und er stirbt eines härtern Todes durch Henkers Hand. Nicht für alle Schätze der Welt würde ein Japanischer Edelmann eine Bürgerliche heyrathen.

[illegible]

Der *grofse Mogul* räumt in seinen Staaten der Geburt keinen Vorzug ein. Der Sohn eines Omrah ist oft gemeiner Soldat. Nur seine Leibwache bildet den Adel, sie ist in drey Kompagnien getheilt: die des *goldenen*, die des *silbernen*, und die des *eisernen Streitkolbens*. Man mufs darunter gedient haben, um zu Würden im Staate zu gelangen.

Malaka

Die Stämme der *Malayen* werden von Häuptern regiert, welche den *hohen Adel* bilden, und selbst einer Königin gehorchen; denn des Weibes Sanftmuth weifs Ehrfurcht und Liebe zu paaren; der Held unterwirft sich gern dem Weibe, ungern dem Manne. Doch ist die Königin der Malayen eingeschränkter, als die Könige von Mexico waren.

In allen südlich asiatischen Reichen hat Despotie den Adel verschlungen. Nur in du Halde *China* leben zwey Geschlechter, deren Adel die Kayser anerkennen, weil die Religion sie adelte: das Geschlecht des *Lao Kiun*, Stifters der ältesten Volksreligion; und die Nachkommen des Confucius. Jenes Stammes Zweige blühen noch heute in der Provinz *Kiam si*, werden als Lehrer des Gesetzes verehrt, und haben den Rang der ersten Mandarine. Man wallfahrtet zu ihnen, man kauft von ihnen Weissagungen und Amulete. Ähnliche Vorrechte hat Confucius auf seine Enkel vererbt. Man nennt sie Ching gin ti chi ell, die Enkel des *grossen Mannes*. Wenn Einer von ihnen nach Kiofeou in der Provinz Canton, dem Geburtsort des Confucius, wallfahrtet, so hat er das Recht, mit Gepränge durch die Straſsen von Peking zu ziehen. In Kiofeou ist immer Einer aus der Familie Statthalter. Hingegen nimmt sogar der Rang der kaiserlichen Prinzen in China mit jeder Generation ab: in der siebenten darf nur der älteste Sohn noch einen gelben Gürtel tragen: seine Brüder aber gehören schon zum Pöbel. — Woher mag es kommen, daſs Chineser, Türken und Perser die Stifter ihrer Religion noch im späten Enkel ehren? indessen die Christen gleichgültig bleiben gegen die Nachkömmlinge ihrer Volkslehrer, und kaum wissen, wohin der Zufall sie zerstreut hat? Ich weiſs nur *einen* Grund dafür: *Luther* schwang kein Schwerdt und *Calvin* keine Lanze; ohne Lanze und Schwerdt war unter den Europäern kein Adel.

[illegible] In *Siam* ist der Adel nicht erblich. Der König ertheilt ihn nach Gutdünken. Der Neugeadelte vertauscht seinen Nahmen, und erhält eine goldene oder silberne Büchse, um Betel daraus zu kauen. Wenn die Elephanten des Königs von Siam ihren Lehrmeistern Ehre machen, das heiſst, wenn sie in allerley Künsten wohlerfahren sind, so macht sie der König zu Grafen, Marquis

u. s. w. Der vornehmste Elephant heiſst *Fürst*, hat ein eigenes Gebäude, und wird von Staabsofficieren bedient. Wir lachen darüber; aber was ist denn Lächerliches dabey? etwa daſs die Elephanten vorher etwas lernen müssen. Unter den *Tunkinesern* ist, wie Baron versichert, der Adel blos Belohnung litterarischer Verdienste.

Sonnerat

Die *Hindus* haben einen erblich *kriegerischen*, und einen höheren *geistlichen* Adel in den Braminen, gleich den Priestern des alten Egyptens und den Leviten der Juden. Unter den Hindus scheidet eine tiefe Kluft einen Stamm von dem andern. Der Unglückliche aus der lezten, verworfenen Caste, der durch Zufall einen Edlen berührt, wird von dem Edlen ungestraft ermordet. Deshalb schreyt er schon von Ferne, um seine Gegenwart kund zu thun, und jeder Schrey dieses Elenden ist eine Klage vor dem Richterstuhl der Menschheit.

In dem übrigen westlichen Asien, und im nordwestlichen Afrika herrschen Despo-

Bruce. ten. In *Abyssinien* ist der Adel persönlich, und erlischt mit der Würde.

Ein Blick auf die Vorwelt, Griechen und Römer.

Theseus, Fürst der Athenienser, war der Erste, welcher den Edelmann vom Bürger unterschied, und nur jenen zu Priestern oder Magistratspersonen wählte. Das nemliche that Solon der Gesetzgeber. Er theilte die Staatsbürger in drey Klassen, nach Maasgabe ihrer Wohlhabenheit, und nur aus diesen besetzte er die öffentlichen Ämter. Vermählungen zwischen Bürgern von Athen und fremden Dirnen, stempelte er zu Mißbündnissen.

Dionys. Halicarnass.

Obgleich die Griechen den Adel in der heutigen Bedeutung des Worts nicht kannten, und nicht zuliessen; so hatten doch alle griechische Staaten Edle, die sich ihrer Ahnen rühmten, und sich *Wohlgebohrne*, Εὐγενεῖς, nannten. Freylich war der griechi-

[illegible]

sche Adel nicht so bestimmt in seinen Vorzügen als der heutige; er hob denjenigen nicht mit fremder Kraft empor, dem eigenes Verdienst keine Schwingen lieh. Aber die Geburt aus angesehenen Geschlechtern, erleichterte auch ihm die Mittel empor zu klimmen, und bahnte den Pfad der Ehre einem Alcibiades.

Den *römischen Adel* stiftete Romulus, als er seine Unterthanen in zwey Klassen theilte; die *Senatoren*, welche er *Väter* nannte, und den Rest des Volkes, die *Plebejer*. Nach und nach erlaubten sich die Abkömmlinge der Senatoren, die *Patricier*, ausschliessende Ansprüche auf alle Würden des Staats, und hüteten sich, die Töchter der Plebejer zu Weibern zu nehmen. Die menschliche Eitelkeit lächelte, als ihr das Meisterstück gelang, auch die Liebe zu unterjochen. — Bey Volksversammlungen rief man jeden Patricier bey seinem Nahmen, und nannte dabey den Stammvater seines Geschlechts. Die Plebejer hingegen wurden **nur nach Curien, Centurien und** Tribus aufgerufen. Die Vertreibung der Könige aus Rom, zog den Sturz der Patricier nach sich. Macht und Überlegenheit hoben bald auch die Plebejer zu Senatoren, Consuln und Dictatoren empor. Den Patriciern blieb kein anderer Vorzug, als das Bewuſstseyn, gebeugte Spröſslinge eines alten edlen Stammes zu seyn; denn sie waren die Enkel der ersten zweyhundert Senatoren, welche Romulus schuf, oder auch, wie andere wollen, der hundert Senatoren, welche Tarquin der ältere jenen beyfügte. Daher nannte man die Plebejer auch dann noch, als sie schon alle Würden des Staats mit den Patriciern theilten, novi homines, *neue Menschen*. Die Welt *war* was sie *ist*, und wird es bleiben.

Es gab noch eine andere Gattung von Geburtsadel: der ingenuus, ein freyer Mann von freyen Eltern gebohren, mit einem Worte, das, was wir auch im Bürgerstande von guter Familie zu nennen pflegen. Der

Gentilis, ein Spröſsling aus einem alten Hause. Kriegerische Verdienste, so hoch auch die kriegerischen Römer sie achteten, gaben nicht eigentlich den Adel. Der römische *Ritter* war kein Edelmann, obgleich man es für eine Ehre hielt, ex equestri familia abzustammen. Hingegen wurden die zu den Magistraturen Berufenen zum Adel gerechnet; auch sogar die Kinder und Enkel, deren Väter und Groſsväter *hintereinander* eine jener Würden bekleidet hatten. Daher die Redensart: der Adel pflanze sich fort auf die Nachkommen, patre et avo consulibus.

Der römische Edelmann unterschied sich durch keinen Titel, durch kein *von*. Er hatte das Recht goldene Ringe zu tragen, und seine von Wachs verfertigte Brustbilder an *dem* Orte seines Hauses aufzustellen, der am meisten in die Augen fiel. Sie wurden heilig aufbewahrt, und bey Leichenbegängnissen vorgetragen. Auch dann, wann der Jüngling auf öffentlichem Markte die toga praetexta mit der toga virilis vertauschte, welches im 17ten Jahre geschah, standen die Bilder seiner Vorfahren um ihn her, und man erzählte ihm ihre Thaten. Heutzutage läſst jeder kleine Bürgermeister sich mahlen im Sammtmantel mit Hermelinschwanzen.

Unter den Kaisern gieng Alles drunter und drüber. Die Patricier waren ausgestorben, oder vermischt mit den Plebejern; die hohen Staatsämter, welche den Adel verliehen, unterdrückt, oder nach Willkühr verschleudert; das Recht der Bilder und Denkmaler nach und nach vernichtet. Die Kaiser schufen neue adeliche Ämter: Comes, Praefectus, Consul, Proconsul, u. s. w. Nur allein die römischen Senatoren erhielten sich das Vorrecht, wieder Senatoren zu zeugen; die Kinder der Illustres waren gebohrne Senatoren, und hatten Sitz und Stimme im Senat, sobald sie das gehörige Alter erreicht hatten. Die Kinder der Clarissimi hingegen durften zwar auch den Senatsversammlungen beywohnen, hatten aber keine Stimme. Doch waren auch diese, sogar die Töchter, frey von allen Abgaben und Strafen, welchen man die Plebejer unterwarf. Die Kinder der Decurionen, und die der alten verdienten Soldaten, Veterani genannt, waren auch von öffentlichen Lasten befreyt, weil ihre Väter sie schon mit ihrem Blute bezahlt hatten, wurden aber nicht zum Adel gerechnet.

Übrigens konnte nur ein *Römischer Bürger* den römischen Adel erringen. Fremdlinge, wenn sie auch römische Unterthanen, und in ihrem Vaterlande Edelleute waren, nannte man nur *domi nobiles*, das heißt: Edelleute bey sich zu Hause, aber nicht hier bey uns. Man kennt die grenzenlose Eitelkeit der Römer, die sich Herren der Welt träumten. Da aber der Forscher nach Wahrheit kein Vaterland kennt, und überall zu Hause ist; so sollen jezt die übrigen Nationen des *älteren und neueren Europa*, die stolzen Römer ablösen.

* * *

Europa ward in den ältesten Zeiten von *Slaven* und *Celten* bewohnt. Eine Stelle des *Procop* hat manchen Gelehrten verleitet zu glauben, die Slaven hätten keinen Unterschied der Stände gekannt, und nicht einmal ein Wort für Freyheit oder Knechtschaft gehabt. Doch streitet dagegen die älteste bekannte Verfassung aller einzelnen slavischen Völker. Zwar gab es einst in Russland democratische Städte und democratische Völker, nehmlich die *saporogischen* und *jaikschen* Cosacken; doch beyde entstanden auf eine so besondere und einzige Art, dafs von ihnen kein Schlufs auf die übrigen slavischen Nationen gelten darf; denn alle hatten Könige, Fürsten und erblichen Adel, wie die Titel *Bojaren*, *Wojewoden*, *Knesen*, *Hospodaren* u. s. w. beweisen.

Bis in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts gab es in *Polen* nur *Edle* oder *Freye* und *Leibeigene*. Damals erhielten auch die Bürger von Cracau, und einiger anderen Städte, die Vorrechte des Adels, welche sie aber bald wieder verlohren, weil sie nicht in Person zu Felde zogen. Es gab zu allen Zeiten nur *eine wachsame Tugend*, indessen die übrigen *schlummern*: damals herrschte die *Tapferkeit*.

Eben so war es unter den *Ungarn*. Adel v. Ungarn. Erst später hin, und lange nach Einführung der christlichen Religion, erhielten Prälaten und Barone Vorzüge in Ansehung des Ranges und des Homagii. Selbst die Würden der Magnaten, die groſsen Reichsämter, die Obergespannschaften u. s. w. waren nicht erblich, bis die Monarchen des österreichischen Hauses zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts erbliche Würden verliehen.

Der König von Ungarn kann selbst Leibeigene adeln, indem er ihnen ein Schloſs oder ein Dorf schenkt, oder auch nur ein Diplom ertheilt. Doch werden die lezteren durch die Benennung *Armalisten* unterschieden, und müssen eine Taxe erlegen, von welcher die Güterbesitzer frey sind. Auch der Edelmann kann mit Erlaubniſs des Königs einen Leibeigenen an Kindesstatt annehmen, und dadurch den Adel auf ihn überpflanzen. Der Sohn eines Edelmannes und einer leibeigenen Dirne ist ein Edelmann; der Sohn eines Leibeigenen und einer edlen Jungfrau bleibt ein Sklave.

Die Vorrechte des *ungarischen* Adels gleichen denen des *polnischen*. Seine Güter sind frey von allen Abgaben. Er steht nur unter des Königs Gewalt. Auch diesem darf er sich mit Recht widersetzen, wenn die Grundgesetze seines Vaterlandes angetastet werden. Nur Raub, Nothzucht und Mordbrennerey, wenn er dabey ertappt wird, können ihn, ohne gerichtliche Untersuchung, zum Gefangenen machen.

[illegible] Fast eben so verhält es sich mit dem *sklavonischen Adel*. Doch verleiht nur der Besitz adelicher Güter ihm die *Reichsstandschaft*. Der verarmte sklavonische Edelmann darf ein Handwerk treiben, oder

Bauergüter bearbeiten, ohne seinem Adel Abbruch zu thun.

Leider ist es nicht überall so, aber es *sollte* überall so seyn. Fleiſs und Arbeitsamkeit adeln jeden Stand; der Müssiggänger, der Bettler, kann kein Edelmann seyn.

Der Adel in der *Moldau* und *Wallachey* theilt sich in drey Klassen, nach den höheren oder geringeren *Ämtern*, die von ihm selbst, oder von seinen Vorfahren bekleidet, und nach *Lehngütern*, welche ererbt, oder im Kriege erworben worden. Cantemir. Sulzer.

Das kleine Ländgen *Poglitza* in Dalmatien, welches dem Nahmen nach unter venetianischer Hoheit steht, ist von unzugänglichen Gebirgen eingeschlossen, zählt nicht mehr als 15000 Einwohner, und unter diesen drey Rangordnungen. Die erste besteht aus zwanzig edlen ungarischen Geschlechtern, die sich während der unglücklichen Türkenkriege in die dalmatischen Alpen flüchteten. Aus ihnen wählt die zweyte Klasse, welche aus edlen bosnischen Fami- Fortis.

ben besteht, den *Groſsgraf.* Die dritte Klasse, oder die nicht edlen, aber *freyen* Männer wählen aus der zweyten die kleinen Grafen oder Dorfrichter.

2) Der [illegible] Adel [illegible] Die *Russen* unterschieden sich von dem Adel der übrigen slavischen Völker; sie kannten alten und neuen, hohen und niedern Adel. Keine Nation hat ihre Familiennachrichten sorgfältiger aufbewahrt, als die russische; jedes vornehme Geschlecht besizt seine Stammtafeln, und die sogenannten Rostad-Bücher sind Hülfsquellen der russischen Geschichte. Man zog den alten Adel, die *Rodoslownie Liudi*, dem neuen vor; Zaare und Groſsfürsten bestätigten die Stammtafeln des Ersteren, und so entstanden die *Rodoslownie Knigi, Geschlechtsbücher*; die seltensten sind aus den Zeiten des Zaar Iwan Wasiliewitsch. Man theilte den Adel in *Knesen* und *Dworjänin*; doch der leztere Nahme war ehemals der Titel einer Hofbedienung, bis man nach und nach ihn mit *Edelmann* verwechselte. Den

Rang der Edlen bestimmte die gröſsere oder kleinere Anzahl verdienstvoller Männer, von welchen sie abstammten.

Alles in der Welt artet aus. Der edle Stolz, auf Verdienst der Vorfahren gegründet, ward endlich thörigter Ahnenstolz. Der verdienstlose Jüngling von altem Adel, weigerte sich den Befehlen eines würdigen, aber ahnenlosen Greises zu gehorchen. Zaar Feodor Alexewitsch fand daher für gut, die *Rosräd - Bücher*, das Spielwerk des Hochmuths der Groſsen, im Jahr 1682 nach Hofe bringen zu lassen, und der 12te Januar war der Tag, an welchem sie sämmtlich durch das Feuer vertilgt wurden. So jätete ein sorgfältiger Gärtner das Unkraut, und die Pflanze des Verdienstes konnte wieder gedeyhen.

Peter der Groſse band endlich jeden Rang nur an die Würde, welche der Unterthan im Staate bekleidete. Er schuf unter seinen Dienern acht Klassen oder Rangstufen, welche alle die Vorzüge des ältesten

Adels, sogar den Nachkommen, mittheilten. Wer vor seiner Erhebung auf eine dieser Stufen, Kinder erzeugt hatte, durfte wenigstens für *einen* seiner Söhne um den Adel nachsuchen. Peter der Groſse ward auch Schöpfer des persönlichen Adels im Civilstande. Wenn Groſsvater, Vater und Sohn Ämter verwaltet hatten, welche ihnen den Rang eines Staabsofficiers ertheilten; oder wenn auch nur Vater und Sohn solche Ämter zwanzig Jahre lang mit Ruhm bekleideten; so durften sie Anspruch machen auf den erblichen Adel. So öffnete seine Hand den Tempel der Ehre auch dem *Verdienst*; wo bisher nur *blinder Zufall* Pförtner gewesen war, und das Vorurtheil Lorbeerzweige ausgestreut hatte.

Unsere groſse Kaiserinn — deren Nahme für meine schwache Feder zu erhaben ist, und deren Lob aus dem Munde eines glücklichen Unterthans wie Schmeicheley klingen würde — hat dem Adel alle seine Vorrechte bestätigt, und gröſsere verliehen.

Sie hat den russischen Staat in eine Monarchie verwandelt, den Adel dem Throne näher gehoben, und die Herzen durch Gnade gefesselt. Sie ist durch Sanftmuth, was sie durch Gewalt seyn könnte. Ihr Herz ist immer offen, wohlzuthun, und ihre Hand hat verlernt zu strafen. Geben ist ihre Freude, Unterthanen Glück ihr Reichthum. Liebe und Ruhm sind im Streite, welche von beyden ihren Triumphwagen ziehen soll; aber Liebe ist stärker als Ruhm, und der Segen glücklicher Menschen steigt schneller zum Himmel empor, als das Siegsgeschrey ihrer Krieger. —

Siehe da! ich wollte nicht loben, und mein Herz hat mich hingerissen. Die Wahrheit macht sich Luft, Nationen Dank läſst sich nicht einkerkern. Millionen sprechen durch meine Stimme! ich bin selbst groſs, indem ich Katharinens Gröſse verkündige.

Ohne Urtheil und Recht darf jezt kein Edelmann seiner Würde, seiner Ehre, seines Lebens und Vermögens beraubt werden: nur Meyneid, Verrath, Mord, Raub, Fälschung u. s. w. ziehen den Verlust des Adels nach sich. Der Edelmann ist frey von Leibesstrafen, er wird von seines Gleichen gerichtet; er bildet in jeder Provinz eine Ritterschaft, welche Versammlungshäuser, Archive, Siegel, Kassen, Secretaire, Adelsbücher halten, Vorstellungen und Beschwerden überreichen darf. Die edle Dirne verliert ihren Adel durch kein Miſsbündniſs, theilt solchen aber nicht ihren Kindern mit. Der Adel darf mit seinen Produkten im Groſsen handeln; Fabriken und Flecken anlegen; die etwa auf seinen Gütern sich findenden Metallminen selbst benutzen. Er ist frey von persönlichen Abgaben; auf seinen Gütern frey von Einquartierung. Wer ein Adelsdiplom von der Kaiserinn, oder einem andern Monarchen aufweisen kann, dessen Nahme gehört in den *ersten Theil* der Geschlechtsbücher. Der *zweyte* ist für den *Kriegsadel*. Dieser entspringt aus der Staabsofficierswürde, welche der Einzuschreibende, oder dessen Vorfahren bekleideten. Der *dritte* ist für den *Acht Klassen Adel.* Diesen erwirbt man durch eine Bedienung, welche zu den ersten acht Rangstufen gezählt wird. Der *vierte* ist für die *fremden Geschlechter*, die sich in Russland niedergelassen. Der *fünfte* für die Fürsten, Grafen, Freyherrn. Der *sechste* endlich für den *alten Adel*, dessen Ursprung in Dunkelheit begraben liegt.

Die slavischen Völker wufsten nichts von Grafen und Baronen; so sind auch in Russland erst seit den Zeiten Peter des Grofsen diese Titel üblich geworden. — Man hielt es für kein Mifsbündnifs, wenn ein russischer Zaar sich mit der Tochter eines gemeinen Edelmanns vermählte. Auch gab es *nicht fürstliche* Familien, welche den *fürstlichen* gleichgeschätzt wurden, zum Beyspiel die *Scheremetows*, die *Romanows*, u. s. w.

Unter dem Zaar Alexei Michailowitsch galt ein Gesetz, nach welchem ein Tatar Scherer Annales de la pet. Russie.

oder Jude, der sich taufen lieſs, die Rechte eines eingebohrnen Edelmanns erhielt. Immer bestach die Religion die *Zeitlichkeit*, damit sie ihr Recruten für die *Ewigkeit* liefere.

Slaven und *Celten*, diese verschiedene Menschengattungen, trennen sich auffallend auch in ihren Begriffen vom Adel. Die Slaven kannten nur zwey Stände: den *Edlen* oder *Freyen*, und den *Sklaven*. Die Celten hatten *Edle*, *Freye*, *Freygelassene* und *Sklaven*. *Jener* Adel war sich untereinander gleich, oder doch nicht wesentlich verschieden, und in Klassen abgesondert, wie *dieser*. *Jener* bekümmerte sich wenig um die Reinigkeit des Adels, denn die Slaven adelten Personen, die nach den Begriffen der Celten gar nicht adelsfähig waren, z. B. Leibeigene. Nur die Geburt gab unter den Celten den Adel, nur die Geburt pflanzte ihn fort; nicht so unter den Slaven. Auch behaupteten *diese* ihren Adel bey mancherley Handthierung, welche *jene* als erniedrigend verwarfen. Endlich waren auch die Fürsten der Slaven eingeschränkter oder uneingeschränkter, ihr Adel gebundener oder ungebundener, als unter den übrigen nicht slavischen Europäern.

In Norden durfte einst jeder Freygebohrne die Waffen tragen, bis Nicolaus im Jahr 1152 dieses Recht in den Städten auf wenige Personen einschränkte, welche *Wäpnar* oder *Waffendiener* hieſsen, und dem Adel seinen Ursprung gaben. Als im Jahr 1658 Copenhagen in Gefahr stand, erobert zu werden, muſsten alle Einwohner sich bewaffnen, und man bestimmte zum Lohn jeder ausgezeichneten Heldenthat den *Adel*.

Allgem.
Welt-
gesch.

Die Organisation des Adels unter den *crimmischen Tatarn*, vor Ankunft der Genuesen, vor ihrer Abhängigkeit von der Pforte, und vor Eroberung der Crimm durch die Russen, beweist, daſs jenes Volk mit den geistreichsten Europäern gleiches Ursprungs sey. Dem Chan folgte sein ältester Sohn. Die Macht des Chans war durch

Ton
Klee-
mann.

den hohen Adel beschränkt. Diesen bildeten fünf alte Geschlechter; an der Spitze eines Jeden stand ein Bey. Diese fünf Beys, und ein Sechster, welcher den niedern Adel repräsentirte, machten den *Rath* des Chans, ohne dessen Einwilligung er nichts Wichtiges unternehmen durfte. Das vornehmste Geschlecht war das der *Schyrin*, dessen Bey im Range unmittelbar auf den Chan folgte, denselben Hofstaat hielt, den ganzen tatarischen Adel repräsentirte, und dessen Häupter zusammenberief, wenn der Chan Eingriffe in seine Rechte wagte. Nach diesem folgten die Geschlechter *Mansur*, *Sedschud*, *Arguin*, und *Barum*. Sie stammten wahrscheinlich ab von den ersten Gefährten des Dschinghis Chan. Den niedern Adel verlieh die Gunst des Fürsten. Man nannte ihn *Mirza-Kapikuli*, das heiſst, *Fürsten-Sklaven*. Vermählungen zwischen ihm und dem alten Adel waren Miſsbündnisse; denn Fürsten-Gunst ist stark wie die Liebe, aber Vorurtheil und

Macht der Zeit sind stark wie der Tod. — Nur ein sehr armer tatarischer Edelmann konnte sich entschlieſsen, einen Hofdienst anzunehmen. Die meisten lebten auf dem Lande vom Ertrag ihrer Güter.

In *Hochschottland* und auf den *Hebriden* waren die *Cairds* oder *Edle* Eigenthumsherren der Clans, Anführer im Kriege, Richter und Beschützer im Frieden, Stammherren und Älteste, ihr Wille Gesetz, Ergebenheit gegen sie die gröſste Tugend, Untreue [illegible] ihnen das schwerste Verbrechen. Man schwur bey ihrer Rechten; die gewöhnliche Losung war: »Gott sey mit unserm Herrn!« oder: »Stets möge unser Herr obsiegen!« Sie kehrten mit ihrem Gefolge ein wo sie wollten, und waren überall willkommen. Sie lebten von ihren Ländereyen, empfingen einen Theil der Strafgelder, bey dem Tode eines jeden Meyers ein Pferd, und zuweilen freywillige Beyträge, aus Liebe bewilligt, und mit Liebe empfangen; denn die Cairds waren *wahrhaft Edle*,

Littleton.
Pennant
Johnson

sie betrachteten ihre Lehnsleute nicht als Unterthanen, nicht als Leibeigene, sondern als Brüder, Verwandte und Kriegskameraden, nur stiefmütterlich vom Glücke behandelt. Sie übten Freygebigkeit, Gastfreundschaft und Vaterliebe an einem Jeden. Stark wie Eisen war dieſs schöne Band, bis steigendes Bedürfniſs, Luxus und Pracht, vor wenig Menschenaltern es auflösten. Nie fand man auf der bewohnten Erde etwas Ähnliches, nie vielleicht wird man es wieder finden. Herren über ihrer Unterthanen Güter und Leben, miſsbrauchten die Cairds nie ihre Gewalt. Sie wurden nicht gefürchtet, denn Liebe kennt keine Furcht. Die Vasallen bauten das Feld ihres Herrn, und hüteten seine Heerden; doch waren sie mehr seine Kinder und Brüder, führten seinen Nahmen, aſsen mit ihm aus einer Schüssel, und tranken mit ihm aus einem Becher. Seine Freude war die ihrige, seinen Kummer theilten sie. O verweile, Freund der Menschheit, bey diesem schönen Gemählde! das Herz genieſst, und die Augen werden feucht. Sende mit mir den frommen Wunsch zum Himmel: sollen und können die Bewohner des Erdbodens einander nicht gleich seyn; o so gieb du, der du uns alle schuſst, uns Herren wie die caledonischen Gairds, oder Unterthanen wie ihre Clans in *Hochschottland* und auf den *Hebriden.*

Die Teutschen.

Die erste Bekanntschaft mit den *Teutschen* verdanken wir den Griechen und Römern. Der *teutsche Adel* ist so alt als die Nation. Das Wort *Adel* kommt nicht her vom schwedischen Worte *Odel*, (ein Erbgut) sondern wahrscheinlich von *Edel* und *Atta*, Adelung
welches leztere Wort die Natur selbst auf die Zunge des Kindes legte, als es zum Erstenmale *Vater* lallen wollte; oder auch von *Adal* oder *Athal*, welches in der Spra- Scheidt.
che der Angelsachsen, Longobarden und

Franken *vortrefflich, ausgezeichnet* bedeutete. Z. B.: *Adalmuat*, Edelmuth, *Adalscalk*, Edelknabe, Edeldiener.

Tacitus Germ.

Noch waren die Teutschen, was einst alle Völker waren, Hirten, Jäger und Räuber, Viehheerden ihr Reichthum, Ackerbau verachtet, nur von Knechten betrieben; Fürsten und Heerführer wählte man für einzelne Unternehmungen; die Reichen und Vornehmen wohnten wie die Armen in hölzernen Hütten, aſsen Habermuſs und geronnene Milch wie die Armen, und ihre Söhne wuchsen unter dem Vieh auf. Doch kannten sie auch damals schon den Adel, der wahrscheinlich aus den Nachkommen der ersten Stifter und Gesetzgeber jedes Volkes entsprang. Aus ihm wählte man Könige, Richter und Priester; aus ihm nahm man edle Jungfrauen als Geisseln; aus ihm gesellte man Jünglinge den Häuptern des Volkes zu, oder sandte sie aus auf Abentheuer, um Ruhm zu gewinnen, wenn ihre eigene Nation in Frieden lebte. Der Adel richtete und schlichtete öffentliche Angelegenheiten von geringer Bedeutung. Wichtigere legte er dem Volke vor, und dann hatte er das Recht, öffentlich zu reden. Dieses Recht ist der Schlüssel zu den Herzen der Menschen.

Das salische Gesetz erwähnt zwar nicht des Adels unter den Franken, doch die in der fränkischen Geschichte oft erwähnte leudes, optimates, und was den Titel vir inluster bekam, gehörte gewiſs zum Adel. Aus den Formeln des Markulf erhellt, daſs es kein persönlicher, sondern wahrer Geschlechtsadel war. Domino inlustri, et prae cunctis magnificentissimo, ac *nobilitate prosapiae* decorato. L. 2. form. 59.

Schmidt Gesch. d. Deutsch.

Der Edelmann durfte ein Gefolge von andern edlen oder freyen Kriegern um sich sammeln. Er gab ihnen Streitrosse, Waffen, Nahrung und Kleidung. Stolz und Würde, Ehrfurcht der Nation, Bewunderung der Fremden, beruhten auf einem zahlreichen und tapfern Gefolge. Von fremden Fürsten und Völkern empfing ein solcher Edelmann Gesandtschaften und kostbare Geschenke. Seine eigene Nation führte ihm freywillig Vieh und Früchte zu, gab ihm mehr Ackerfeld, und einen grösseren Antheil an der gewonnenen Beute. Wo ein Strom fliefst, da eilt ein jedes Bächlein ihm zu.

Bald lernten die Teutschen den Ackerbau von den Römern, und bald entstanden unbewegliche Erbgüter, denn jeder Freye oder Edle, erhielt und behielt als sein Eigenthum, was ihm sonst nur *jährlich* angewiesen worden war. So entsprang das hässliche Geschöpf *Leibeigenschaft*, und der Übergang in den Stand der Edlen wurde schwerer. Denn unbewegliche Güter liessen sich nicht so leicht erwerben, als bewegliche. *Frey* und vielleicht auch *Edel* blieben jedoch immer, die reich genug waren, Sklaven für sich arbeiten zu lassen, indessen sie auf einem Streitrofs, gewappnet und gerüstet, blutige Fehden ausfochten. So trennte sich nach und nach der *hohe Adel* von dem niedern; aus jenem wählte man die Herrscher der Nation. Ein solches Geschlecht war z. B. einige Jahrhunderte später das Geschlecht der *Agilolfingen* in Bayern, welches alle Vorrechte des Adels vierfach genoſs. Wer einen aus dieser Familie ermordete, muſste ein vierfaches Wehrgeld erlegen. [illegible]

Als die Teutschen anfiengen römische Provinzen zu erobern, da wuchs die königliche Macht, da sank des Adels Ansehn. Zwar konnten die ersten fränkischen Könige nicht eigenwillig neue Grundgesetze schaffen, nicht neue Auflagen heben, nicht Freyheit, Gut und Leben rauben; aber doch eigenwillig Krieg und Frieden schliessen; Gesetze geben; Edle richten; über Freye nach Wohlgefallen Richter und Hauptleute setzen; Herzöge über ganze Länder bestellen; Güter verleihen; Freye und sogar Leibeigene, zu Grafen und Bischöfen machen;

unter ihr Hofgesinde aufnehmen, und selbst *dadurch* adeln.

Zuwachs an Einkünften, groſse Domainen, verbunden mit allen jenen Vorrechten, machten den König immer mächtiger und den Adel immer abhängiger. Mit der Erblichkeit der königlichen Würde verschwand endlich der Unterschied zwischen hohem und niederm Adel. Unter den Carolingern durfte kein reicher Edelmann mehr ein Gefolge von Freyen und Edlen unterhalten. Doch erhielt der alte Adel sich das Vorrecht, nicht von Bedienten des Kaisers, sondern vom Kaiser selbst gerichtet zu werden. So sucht der Abgebrannte sich einen Winkel im Schutt seines Hauses, ruht unter den Trümmern, und träumt von ehemaliger Herrlichkeit.

Der Werth des Edlen stieg jezt nur mit seiner Würde im Staate. Der dienstlose Edelmann und der Freye wurden mit demselben Wehrgelde bezahlt. Glimpflicher als die Franken behandelte Carl der Groſse die

Sachsen. Sie wurden nur von gebohrnen Sachsen aus den edelsten Geschlechtern beherrscht. Unter ihnen galt das Gesetz: »Keiner soll über seinen Stand heyrathen. »Ein Nichtedler ist des Todes, der mit einer edlen Frau oder Jungfrau sich vermählt.» Gut, daſs Lanze und Schwerdt, Krieg und Mord, unserer heutigen Empfindsamkeit den Weg zu den Herzen jener eisernen Männer versperrten. Liebe unter Gesetze beugen, heiſst der Natur Hohn sprechen. Unter Weibern sollte gar kein Unterschied der Stände Statt finden. Wie kömmt es denn, daſs gerade die Weiber am öftersten dem Ahnenstolz als einem Götzen huldigen? Schönheit ist der älteste Adel in der Natur! sechzehn Ahnen vertilgen kein Sommerspröſsgen.

Möser.

Adam. Brem.

Hatte gleich der Adel unter den fränkischen Königen von seiner Würde verlohren; so wurde doch noch immer der Kopf des Edlen zwey bis dreymal höher geschäzt, als der des Freyen; denn *dieser* bearbeitete sein Erbgut selbst, und *jener* lieſs es bearbeiten. Sonderbare Verirrung des menschlichen Geistes! du lebst vom Schweisse deiner Brüder, folglich bist du mehr werth als jene; sie wachen, du schläfst; sie arbeiten, du spielst; sie hungern, du schwelgst; folglich bist du besser als sie. Der faule Edelmann muſste indessen doch auch etwas thun, wenn er nicht in seinem Fette erstikken wollte, er gieng auf die Jagd, und so wurde diese ein Vorrecht des Adels. Aber nie erniedrigte er sich so tief, das Land selbst zu bauen, und so einzig als schön ist daher das Beyspiel in Müllers Schweizer-Geschichte. Müller Schweiz. Gesch. Ein Sohn Albrechts von Östreich bewunderte einen Alten am Pfluge, seinen schönen Sohn, seine raschen Pferde; und das Erstaunen des Prinzen wuchs, als er am folgenden Tage eben diesen Alten als Freyherrn von Hegenau mit vielen Knechten nach Hofe reiten sah.

[illegible] Ein Degen an der Seite, ein Falke auf der Hand, bezeichnete damals den Adel.

Selbst in der Kirche ſaſs der Vogel auf seines Herrn Faust oder Schulter. Der Schatzmeister der Cathedrale zu Nevers hatte das Recht, gestiefelt und gespornt, *gedegnet* und *gefalkt* im hohen Chor zu singen. Der Mann muſs eine drollige Figur gemacht haben. — In den ältesten Zeiten trugen die Edlen längere Haare und Bärte. Nach und nach maaſsten nur Könige und Prinzen sich dieses Vorrecht an, bis Ludwig der Siebente im dreyzehnten Jahrhundert aus frommen Eifer sich Haar und Bart bescheeren lieſs. Seine minder fromme Gemahlin Leonore fand ihn so ungestaltet, daſs sie sich von Stund' an von ihm trennte, und durch ihre Vermählung mit Heinrich von der Normandie den Saamen der Zwietracht zwischen Engländern und Franzosen ausstreute, welcher drey Millionen Menschen das Leben gekostet hat. — Bey den Taxoyern unterscheidet sich die königliche Würde durch Haare in Gestalt einer Krone geschnitten, und durch lange Daumnägel, welche nur der König

Pelloutier.

St. Foi.

Nieuhof Reise n. Brasil.

tragen darf. Die Prinzen vom Geblüte dürfen wohl lange Nägel an den Fingern tragen, aber nicht am Daumen. — Im vierzehnten Jahrhundert wurden lange Schuhe das Kennzeichen hoher Geburt. Worauf fällt nicht die menschliche Thorheit, wenn es darauf ankömmt sich geltend zu machen! und was auf der Welt ist so gering und schlecht, das nicht die Eitelkeit einmal zum Ehrenzeichen stempelte! So wird der Knochen am Arm des Bewohners der Pelew Inseln zum Ritterorden, und die Excremente des Dalai Lama sind Heiligthümer. Drum lachet nicht, ich bitte euch! wenn ein gebratener Guckuck den sterbenden Bewohner des Berges Bata, oder eine pissende Kuh den Indianer zum Heiligen macht. C'est tout comme chez nous. Könige und Fürsten trugen Schuhe die drittehalb Fuſs lang waren, Barone und Dynasten nur von zwey Fuſs, gemeine Edelleute von anderthalb Fuſs. Daher entstand die Redensart: »auf einem groſsen Fuſse leben.«

[illegible]ison.

Die Macht der fränkischen Könige erlosch in den Bürgerkriegen zwischen Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen. Der unterdrückte Adel hob sein Haupt empor. Die streitenden Fürsten verschenkten Alles was sie hatten, um ihre Anhänger zu besolden. So verarmten die lezten Carolinger an Macht und Reichthum; nur drey Städte blieben ihnen in Frankreich übrig.

Bisher gab es nur Lehensträger der Krone, jezt übertrugen auch grofse Vasallen Lehne an kleinere. Die Würden der Herzöge und Grafen wurden unter Carl dem Kahlen erblich; in Teutschland etwas später. Noch Heinrich der Dritte sezte in der Pütter.
Mitte des eilften Jahrhunderts Herzöge ab, und Otto der Grofse machte Herrmann Biling zum Herzog in Sachsen, der mehr Tugenden als Leibeigene besafs, denn seine ganze Habe bestand in sieben Hufen Landes. Die Kriegslehne wurden erst im Jahr Boehm.
1037 durch ein Gesetz Conrad des Zweyten Comp. jur. feud.
erblich.

Doch ehe noch Alles dieſs geschah, überschwemmten im 9ten und 10ten Jahrhundert, Saracenen, Normänner, Wenden und Ungarn alle Provinzen des ehemaligen fränkischen Reichs, verheerten Städte und Klöster, ermordeten Weiber und Kinder, und was das Schwerdt nicht fraſs, ward in die Sklaverey geschleppt. Plözlich wuchs in Frankreich und Teutschland aus jeder Bergspitze ein festes Schloſs hervor; anfangs nur erbaut den Barbaren zu trotzen, bald aber den wehrlosen Nachbarn fürchterlicher als Normänner und Saracenen. Raub und Plünderung auf den Landstraſsen ward nun Sitte, die Bande der Gesellschaft lösten sich, die Menschen giengen auf Beute aus, wie die Raubthiere ihrer Wälder, es entstand Hobbes Krieg Aller wider Alle. In Italien muſste man sogar den Hoſsbeamten und Reichsständen, wenn sie auszogen den Reichstag zu besuchen, gebieten: sie sollten, was sie nöthig hätten, fein für einen billigen Preiſs kaufen, wie es vormals Sitte gewesen. Heutzutage raubt kein Hofbeamter mehr. — Ein Erzbischof von Colln, der eine neue Burg erbaute, und einen Burgvogt hineinsezte, ward von diesem gefragt, wovon er leben solle? da zeigte ihm der Bischof die vier Landstrafsen, und kehrte ihm den Rücken. Die Urspergische Chronik sagt: das Land sey unter dem Nahmen der Ritter voller Räuber gewesen. Vermöge der sogenannten Treuga Dei ward festgesezt, dafs man wenigstens einige Tage in der Woche Ruhe haben solle. Der Schwache ward Vasall des Stärkeren; der Landmann ergriff freywillig die Leibeigenschaft, um nur nicht ganz von seinem väterlichen Erbe verjagt zu werden. So gerieth fast alles unbewegliche Eigenthum in die Gewalt des Adels. Fünf Sechstheile aller europäischen Nationen waren Sklaven, deren Güter, Leben und Ehre allein von der Gnade des Edlen abhiengen. Der Adel machte die Nation. Heere von vielen Tausenden bestanden aus lauter Edelleuten. Ihre Anzahl

Ursperg. Chronik.

Schmidt

war damals mindestens dreymal gröſser als jezt. Der Sachsen- und Schwabenspiegel theilt den teutschen Adel in sieben Heerschilde. Der Erste gebührt den Kaisern und Königen; der Zweyte den geistlichen Fürsten; der Dritte den Layen-Fürsten; der Vierte den Freyherren; der Fünfte den Mittelfreyen, das heiſst: dem landsässigen Adel, fürstlichen Vasallen; der Sechste den Dienstleuten, Adelschälken. Dem Siebenten ist das sächsische Landrecht sehr abhold, denn es sezt darin: Pfaffen, Frauen, Bauern, Kaufleute und alle die unehelich gebohren sind, und sagt von ihnen: »sie »sollen Lehnrecht darben, denn ihnen fehlt »die *Adelheit;*« so lautet das alte teutsche Wort.

Als Herzöge und Grafen erblich wurden, da bildeten sie den *hohen Adel.* Ihnen wurden gleich geachtet die *alten Edlen,* die schon zu der Carolinger Zeiten unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Königs standen, und durch das Faustrecht selbst so mächtig geworden waren, daſs jene umsonst versuchten, diese zu unterjochen; denn auch die *Dynasten* waren Landesherren und zählten Edle unter ihre Vasallen. Noch heute ist der sempertfreye Reichsadel keinem Fürsten unterworfen; er ist ein Reichsstand und genieſst alle Rechte eines solchen. Noch heute giebt es Familien unter demselben, welche Städte und Dörfer, mit hohen und niedern Gerichtsbarkeiten, Parochialrechten u. s. w. besitzen. Ich nenne z. B. die Nahmen *Riedesel*, *Ingelheim*, *Sickingen*, *Dalberg*, *Görz*, *Schulenburg*, u. a. m. Arme wehrlose Edelleute nahmen Hofdienste. Doch war die Grenzlinie zwischen *hohem* und *niederm* Adel noch nicht gezogen; Vermählungen zwischen beyden keine Miſsbündnisse. Gräfinnen heyratheten gemeine Edelleute, und die Wittwe Ludwigs des Dicken vermählte sich mit einem edlen Montmorency. Fürstenkinder aber, mit Frauen vom gemeinen Adel erzeugt, waren nicht successionsfähig; ausser

St. Foix

Pütter.

da, wo die Gewalt jeden Geburtsflecken tilgte, denn die Gewalt ist der Inbegriff aller Rechte.

Schulde. Mindermächtige zählten oft Mitglieder des hohen Adels unter ihre Burg- und Lehnsmänner. Fürsten wurden Bischöfen und Äbten *dienstpflichtig*, und verbanden sich sogar gegen Städte, oder gemeine Edelleute, auf einen bestimmten Tag *zum Einlager zu reiten*, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen würden. Das that sogar Kaiser Carl der Vierte gegen die Bürger zu Speyer; denn Schulden *nicht bezahlen*, war damals *unadelich*. Wir lächeln der frommen Einfalt unserer Ahnherren. Die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Sitten.

Von schimpflichen Strafen war der hohe Adel eben so wenig frey als der niedere. Man glaubte damals noch, die schlechte Handlung schände mehr als die Strafe selbst. Kaiser Friedrich der Erste verurtheilte einen Pfalzgrafen am Rhein zum *Hundetragen*, und einen Erzbischof von Maynz schützte vor eben dieser Beschimpfung nur sein hohes Alter.

Alle Edle hiessen damals nobiles viri. Keine Rangordnung theilte den Adel in Klassen. Ein Herzog von Lüneburg, ein Landgraf von Cassel, nannten sich schlechtweg *Edler Herr zu Lüneburg*, *Edler Herr zu Cassel*. Die Grafen von der Lippe schreiben sich noch heutzutage *Edle Herren von der Lippe*. Oft findet man in den Urkunden des Mittelalters, die Nahmen regierender Herren hinter den Nahmen gemeiner Edelleute, Ritter hinter Knappen. Ein Blick auf die heutige Welt. Die Rechte des Adels schrumpften zusammen, und seine Titel wuchsen. Wir sind Grafen ohne Land und Freyherren in der Dienstbarkeit; aber Gott bewahre! daſs wir unsern Nahmen hinter den eines ehrlichen Bürgers setzen sollten.*

Baro bedeutete in den ältesten Zeiten einen *Mann*, unter den Carolingern einen *Herrn*. Die Normänner brachten das Wort nach Frankreich, von da es nach England, Italien und Teutschland übergieng. *Bar* heiſst so viel als purus, idoneus; daher die Redensarten: *baares Geld, mannbar.* Merkwürdig ist, daſs dieses Wort auch unter den crimmischen Tatarn eine Klasse von Edelleuten bezeichnet. *Freyherr* ist weit jünger als *Baro*, und nicht gleichbedeutend mit *Dynast.*

Als im zehnten Jahrhundert auch die Lehne für Hof- und andere Dienste erblich wurden, da theilte sich der niedere Adel in den *freyen* und *dienstpflichtigen* Adel. Der letztere nehmlich diente am Hofe eines Fürsten als *Marschall, Kammerer, Truchsess,* u. s. w. und trug dafür Fürstengüter zu Leben. Auch fromme Fürsten sogar wurden Dienstleute der Klöster und Stifter, Knechte der Knechte Gottes, welche sich zu Herren aller Herren des Erdbodens aufwarfen. [illegible] Die Grafen von Hapsburg und Kirchberg, waren vormals Dienstmänner des Abts von St. Gallen.

Diese *Dienstmannschaft* des niedern Adels war, beym Licht besehn, eine Art von Leibeigenschaft. Er durfte sich nur mit Frauen oder Jungfrauen vermählen, die seinem Herrn gleichfalls dienstpflichtig waren. Wollte er seine Töchter an Grafen verheyrathen, so muſsten sie vorher von ihrem Herrn, oder gar vom Kaiser, freygesprochen werden. Wer ein *Kriegslehn* beſaſs, konnte sich in jedem Augenblicke frey machen, indem er es zurückgab; ein Dienstlehn aber konnte man nicht so eigenwillig zurückgeben. So wurden nach und nach *dienstpflichtige* Geschlechter für weniger edel als *freye* gehalten. Da aber goldene Fesseln jede Sklaverey erträglich machen, so bewarb der Adel sich dennoch mit Eifer um erbliche Hofämter, denn die damit verknüpften Vortheile waren groſs. Auch litt er, jene Einschränkungen ausgenommen, nichts dadurch an seiner Ehre. Er ward nach wie vor bey Turnieren und zur Ritterwürde zugelassen; er war des Fürsten

v. Schletten.

gebohrner Rath, half Bischöfe wählen, ward oft als Schiedsrichter zwischen streitenden Fürsten erkohren, und schloſs sogar Bündnisse mit dem Landesherrn. [illegible] Den Bischof von Münster nahmen einst seine eigene Dienstmänner gefangen. In einer Urkunde des funfzehnten Jahrhunderts geloben zwey Leibeigene eines Herrn von Rheden, unter dem Siegel ihres Herrn, Scheidt den Bischof von Halberstadt, die Herzoge von Braunschweig und die Grafen von Wernigerode *nicht zu befehden.* [illegible] Den Herzogen von Pommern ertheilte der Kaiser im Jahr 1757 die Erlaubniſs, Erbämter zu schaffen, mit der ungewöhnlichen Bedingung: daſs diese Hofdienste den Adel nicht *schwächen*, sondern *erhöhen* sollten.

[illegible] d. D. Doch ein groſser Theil des niedern Adels schämte sich der Hofdienste, verpflichtete sich nie einem Fürsten, und nahm den Titel *semperfrey* an. Solche *semperfreye* Geschlechter waren es, welche sich in Preussen, Pommern, und hier bey uns in Liefland niederliessen. Adeliche Rechte und Freyheiten waren und sind zum Theil folgende: Kein Edelmann durfte vor einem Unterrichter erscheinen. Er war frey von bürgerlichen Lasten und Abgaben, Frohndiensten, Steuern und Schätzungen. Heutzutage muſs er Prinzen-Reisegelder, Fräuleinsteuer, Schloſsbau, Römermonate, Brandschatzung, Zoll und Accise, Einquartirung u. s. w. tragen. Er durfte sich in der Kleidung auszeichnen durch Gold, Perlen, Scharlach, Sammt und Hermelinfutter. Er hatte überall den Rang vor dem Nichtadelichen. Er konnte, und kann noch, dem leztern verbieten, ein dem seinigen ähnliches Wappen zu führen. Er war und ist frey vom Bürgereide. Ihm gebührt die Jurisdiction auf seinen Gütern. Sein Ehrenwort galt als Beweis und Notariatsbekräftigung. Wohl ihm! wenn er dieses schöne Recht nie miſsbrauchte. Er durfte sich im Zweykampf herumbalgen, denn in den salischen, fränkischen, sächsischen und schwäbischen Rech- v. Loen.

ten war es ihm ausdrücklich erlaubt. Er durfte bey Verbrechen von keinem Büttel angerührt, noch in unterirdische Gefängnisse gesperrt, noch auf die Folter gespannt, noch auf die Galeeren geschmiedet, noch mit einer schimpflichen Todesstrafe belegt werden. Kaiser Joseph der Zweyte kehrte sich wenig an diese Vorrechte. Ein Bösewicht hört auf ein Edelmann zu seyn. So dachte er, und lieſs den adelichen Bösewicht geisseln und Schiffe ziehn. Mich dünkt, er hatte Recht. Schlosser meynt, man sehe heutzutage nur noch einige Ruinen von der Scheidemauer, welche ehemals den Adel vom Bürgerstande trennte, nehmlich in Ritterorden, Stiftern, Staatsämtern, bey den Armeen, und im Hofzirkel. Wenn das *Ruinen* sind, so muſs man gestehen, daſs sie denen von Palmyra gleichen.

Lebensart und Sitten bildeten bald die Edlen zu einer Menschenklasse, die sich nicht blos durch Rang und Reichthum, sondern auch durch körperliche Schönheit und

Stärke, wie durch Geistesgröſse auszeichnete. Die schweren Helme und Panzer; die Lanzen, Schlachtschwerdter und Streitäxte, deren behende Führung den Enkeln ein Wunder scheint; die ununterbrochenen Leibes- und Waffenübungen; der Genuſs einfacher, aber reichlicher Nahrung; die Wohnung auf luftigen und gesunden Bergschlössern; Krieg, Jagd und Ritterspiel; und mehr als Alles das: *Bewuſstseyn der Unabhängigkeit*, erzeugten eine schöne kraftvolle Menschengattung an Leib und Seele.

Schon im zwölften Jahre zog der Marschall von Boucicaut in den Krieg. Ein ungeheurer Flammländer schlug ihm die Streitaxt aus der Hand, mit den Worten: va têter, va enfant! (Geh Kind, und sauge an der Mutter Brust.) Der behende Knabe stieſs ihm den Dolch zwischen die Rippen, und antwortete: les enfans de ton pays se jouent-ils à tel jeu? (Spielen die Kinder in deinem Lande auch *solche* Spiele?) Seine ritterlichen Thaten erwarben ihm schon im [illegible] Jahre die Marschallswürde, und von seiner übermenschlichen Stärke erzählt man Wunderdinge.

In der Regel wurde aber der junge Edelmann erst im 21sten Jahre mündig, der Nichtedle schon im 14ten, weil zum Feldbau kein höheres Alter erforderlich schien; denn der mütterlichen Erde den Unterhalt abgewinnen, heiſst mit einem Freunde freundlich handeln und wandeln, aber der Ehre muſs man ihre Lorbeerzweige abtrotzen.

[illegible] d. Rit- terorden u. d. Tur- niere.

Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts stieg ein Meteor am Horizonte herauf, und leuchtete über ganz Europa. Der *Ritterorden* entsprang. Man nennt Gottfried von Preuilly als dessen Erfinder. Mit ihm wandelte Hand in Hand ein schönes verschwistertes Paar, eine bisher nie gekannte Rittertugend und Rittersitte. Die Grenzmauer zwischen hohem und niederm Adel sank in Trümmern, selbst der Nichtedle konnte durch Tapferkeit die Ritterwürde erringen. Fürstensöhne wurden Pagen und Knappen berühmter Ritter, Bediente ihrer Herren. Selbst Kaisersöhne, die noch nicht zu Rittern geschlagen worden, hiessen nur *Junker*, die Ritter allein waren *Herren*, und ihre Weiber *Frauen*, dominae, Dames, Mesdames, alle übrigen nannte man Demoiselles. Von dem Ritter erwartete man zwiefache Stärke. Bey der Belagerung von Dün-le-Roi im Jahr 1411 mufste ein Ritter acht Faschinen tragen, und ein Knappe nur vier. Schwerer war die Rüstung des Ritters als die des Knappen. Jener focht nicht gegen diesen, wohl aber konnte er mit Königen im Turniere kämpfen, und sogar Könige zu Rittern schlagen, wie Bayard mit Franz dem Ersten that; ja es gab einst einen Kaiser, Otto den Ersten, der die Ehre seiner einzigen Tochter durch den Zweykampf eines Ritters bewähren liefs. Nur Ritter trugen goldene Zierrathen und Kostbarkeiten, waren frey von allen Zöllen, genossen Vorzüge vor Gericht, wurden zu Gesandtschaften gebraucht, und durften, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, Anspruch machen auf Verbindungen mit den ersten Häusern. Turnier-Könige, Herolde und Waffen-Persevanten erinnerten den jungen Ritter, der zum Erstenmale im Turnier erschien, an die Thaten seiner Ahnherren. »Gedenke wessen »Sohn du bist!« riefen sie ihm zu: »und »schlage nicht aus der Art.« Der edle Jüngling nahm weder Wappen, noch Feldlosung, noch Wahlspruch an; trug eine Decke über seinem Schild, damit sein Geschlechtswappen nicht sichtbar werde, bis Schwerdt oder Lanze die Decke zerhauen oder zerrissen haben würde. Oft lieſs er auch den Schild ganz weiſs; Tapferkeit und Tugend mahlten ihm ein Sinnbild darauf. Die Turniergesetze lauteten fromm und einfältig also:

Wer ketzerischen Glauben hat,
Verachtet kaiserlich Mandat,
Wer Frauen schändt, schwächt eine Meid,
Wer Siegel bricht und schwört Meyneid.
Wer seinen Herren läſst in Noth,

Wer seiner Bettgenossin giebt den Todt.
Wer besucht Kirchen, Wittwen und Waysen,
Wer unabgesagt thut kriegen und reisen.
Wer neu Zoll, Meut und Beschwerd aufricht.
Wer ohne Ehe sizt, oder Ehe bricht.
Wer Fürkauf, Wucher, Wechsel treibt,
Wer nicht in edlen Stämmen bleibt
Mit Heyrathen, oder sein Geschlecht
Nicht von vier Stämmen edel bracht.
Das seynd die zwölf Turnier - Stück
Die der Kaiser ordnet mit Glück.

Ich wette, daſs nach diesen Gesetzen wenig Edle im heiligen römischen Reiche turnierfähig sind.

Ein Ritter muſste überdieſs andächtig Messe hören; den christlichen Glauben, Wittwen und Waysen beschützen; in keinem ungerechten Kriege dienen; keinen übermässigen Sold begehren; jeden Unschuldigen durch Zweykampf befreyen; dem Kaiser gehorchen; das Teutsche Reich bey Ehren erhalten, und überhaupt vor Gott und Menschen ein untadeliches Leben führen. Schöne Pflichten! wie gern verzeiht man dem, der sie zu erfüllen vermogte, ein wenig Rauhheit der Sitten.

So wie die schwere Rüstung und die Lanze den Ritter vom Knappen unterschieden, so der Degen den Edlen vom Nichtedlen. Sogar auf Reisen durfte der leztere sich nur mit einem langen Messer bewaffnen, und als Friedrich der Erste reisenden Kaufleuten erlaubte, einen Degen bey sich zu führen, durften sie ihn doch nicht an ihre Hüften, sondern nur an den Sattelknopf hangen. Den Pferden, meynte man, könne man eher einen solchen Vorzug gestatten.

Ohren-schlagen.

Digression.

Montes-quieu.

Warum ist das Schwerdt eine adeliche Waffe? warum der Stock eine verächtliche Wehr? Metall wird im Schoofse der Erde erzeugt, und Holz wächst über die Erde hervor, warum ist jenes edler als dieses? Das salische Gesetz, die Gesetze der Frisen und Longobarden, belegen denjenigen, welcher Stockschläge austheilte, mit einer weit kleineren Strafe, als denjenigen, welcher eine noch so geringe blutige Wunde versezte. Es gab Geldbuſsen für *einen*, für *zwey*, für *drey* Stockschläge. Heutzutage gilt es gleich, ob man *Einen* odert *hundert* Streiche empfangen hat. Karl der Groſse verordnete den Zweykampf mit Stöcken, dessen sich in der Folge nur Knechte bedienten.

Die Ehre gebahr nach und nach ein Unding und lieh ihm einen Nahmen, für welchen der Teutsche noch heute kein Wort hat: Point d'honneur. Dieser *Punct*, oder die Beobachtung alles dessen, woran die Menschen den Begriff von Ehre geknüpft haben, ist dem mathematischen Puncte gleich, der weder Höhe, Dicke noch Länge hat, sondern blos in der Einbildung besteht, aber doch dazu dient, Himmel und Erde auszumessen. Das Point d'honneur ist eine Schimäre, diese Schimäre hält aber den im Zaum, der sonst keine Gesetze kennt, und für den auch der Zaum der Religion ein bloßer Zwirnsfaden ist. Der Ankläger trat vor Gericht, der Beklagte sprach: jener habe gelogen, der Richter gebot Zweykampf. *Daher die Sitte sich zu schlagen, so oft man Lügen gestraft wurde.* Wer sein Wort gab, auf dem Kampfplatze zu erscheinen, konnte es nicht zurückziehen; *daher die Heiligkeit des Ehrenworts.* Die Edlen schlugen sich mit Schwerdtern, die Nichtedlen mit Stöcken; *daher die Verachtung welche den Stock traf*; denn wer einen Stockschlag empfangen hatte, war wie ein Nichtedler behandelt worden. Bey den Römern schändeten Stockschläge nicht, und jener edle Grieche sprach: *schlage mich, aber höre!*

Nur die Nichtedlen kämpften mit entblößtem Gesicht. Schläge in das Gesicht konnten daher nur Nichtedle treffen, und *so wurde eine Ohrfeige Schande.*

Es ist interessant nachzuspüren, wie die Meynungen der Menschen oft im dürren

Sande Wurzel gefaſst, und zu stämmigen Bäumen herangewachsen sind.

Fortsetzung des abgebrochenen Kapitels.

Durch die Kreuzzüge wurden viele edle Geschlechter ganz ausgerottet, viele erschöpft und viele zu Grunde gerichtet. Eine wohlthätige Folge davon war, daſs die Leibeigenschaft erträglicher wurde, denn die Edlen blieben nicht mehr mächtig genug, ihre Unterthanen zu drücken. So ist jedes *Übel* in der Welt mit *Gutem* gepaart; so wird oft Thorheit die Mutter von Menschenglück; so theilt ein Blitz die schwüle drückende Luft, und die Pflanzen wachsen.

Stände zur Zeit.

Die Stände übernahmen die Schulden der Fürsten, die Unterthanen der Stände muſsten Steuern zahlen, und wurden dagegen von den Fürsten geschützt. Das Grundstück war ein Eigenthum dessen, der es bearbeitete. Allgemeine Leibeigenschaft dauerte in Teutschland kaum ein einziges Jahrhundert, in andern Ländern etwas länger.

"Die Knechtschaft," so spricht *Meiners* in seinem *historischen Magazin*, "war immer "unter den edelsten Völkern der Erde nur "ein vorübergehender unnatürlicher Zu-"stand, eine kurz dauernde Krankheit."

Mit der Wiedergeburt des Standes der *Freyen* sank die Macht der *Edlen*, noch mehr mit der Vervielfältigung und dem Wachsthum der Städte. Schon zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts zogen viele edle Geschlechter in reiche und mächtige Städte. Dort genossen sie Schutz und nahmen Theil an einträglichen Würden und Lehnen. Der Nahme *Bürger* ward selbst Fürsten ein Ehrennahme. Freylich zwangen übermüthige Städte auch manchen armen Edelmann, sich wider seinen Willen unter ihren Schutz zu begeben, und schon im Jahr 1231 klagten Fürsten und Herren auf dem Reichstage zu Worms, vor Heinrich dem Siebenten, laut den Übermuth der Städte an. Doch Klagen schaden nur dem Schwachen, den Gewaltigen muſs man durch

Gewalt bekämpfen. Der Adel schickte sich in die Zeit, verband sich näher mit den Bürgern, führte sie an im Kriege und richtete sie im Frieden. Kaiser Heinrich der Vogler sezte den neunten Mann aus der Landritterschaft in die Städte, um sie gegen die Einfälle der Hunnen zu schützen.

Bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ward der *städtische Adel* dem *Landadel* gleich geachtet. Damals aber beschloſs der Landadel zu Heilbronn, keinen städtischen Edelmann bey Turnieren zuzulassen, wenn er nicht vorher dem Bürgerrecht entsagt habe. Von dieser Zeit an sanken die Patricier, und erlangten nie wieder gleiches Ansehn mit den edlen Güterbesitzern. Woher dieser Haſs? diese Ungerechtigkeit? Der Keim der Zwietracht lag in Ungleichheit der Sitten und getheiltem Interesse. Der Stadtadel beschüzte Handel und Wandel, der Landadel zerstörte ihn. Jener trieb seltener ritterliche Übungen, lieſs sich oft zu Gewerben herab, die man bisher

v. Schletten.

für unedel hielt, und vermählte sich mit reichen bürgerlichen Dirnen. Auf einem Turnier zu Onolzbach 1485 sezte der Adel fest: ein Edler solle nicht von dem Turnier zurückgewiesen werden, weil er eines Bürgers Tochter geheyrathet, doch müsse ihm diese, zum Aufkommen seines Stammes, wenigstens 4000 Gulden Heyrathsgut zugebracht haben. Jedes Jahrhundert wieſs dem Reichthum einen Platz im Tempel der Ehre an. Ob er durch die groſse Pforte eingieng, oder durch eine Nebenthür schlupfte, das gilt gleich: genug er *war* darinn, er *ist* darinn, und wird darinn bleiben so lange die Welt steht.

Dat census honores,
Census amicitias: pauper ubique jacet.
Ovid. Lib. 1. Fast.

Auch die Härte, mit welcher die Städte einen adelichen Räuber zu strafen pflegten, der in ihre Gewalt gerieth, erbitterte den Adel immer mehr und mehr. Mit Zähneknirschen sah er den eisernen Käfigt, in welchem die Quedlinburger einen benachbarten Grafen eingesperrt hielten. Der Adel verband sich gegen die Städte, welche seine Schlösser niederrissen und ihn zu vertilgen suchten, wenn sie konnten. So entstand der berühmte *Löwenbund*, der Bund der *alten Minne*, u. s. w. Jene Bündnisse zu den Zeiten des Faustrechts, deren Gegenstand theils Schutz gegen Gewalt, theils Handhabung von Recht und Billigkeit war, bahnten der Unmittelbarkeit des Adels den Weg. So entsprang der Bund der Wetterauischen Reichsstädte im Jahr 1555; so der Bund der Städte am Rhein; so die *groſse Einigung* des fränkischen Adels im Jahr 1404. Wer vorher die einzelne Ruthe knicken konnte, versuchte nun umsonst das Reisigbündel zu zerbrechen. Sehet da den Ursprung der Reichsritterschaft sammt ihren Cantons!

Bald fieng man auch an, *Bürgerliche*, nicht blos um kriegerischer Thaten, sondern um jeder öffentlichen Tugend willen, in den Adelstand zu erheben. Schon Heinrich der Sechste soll im Jahr 1198 bey einem Turnier zu Nürnberg, acht und dreyſsig Familien auf einmal geadelt haben. Andere glauben, die ältesten Beispiele solcher Standeserhöhungen nur erst unter der Regierung Karls des Vierten zu finden. Adelsbriefe kamen im 14ten Jahrhundert auf. Kaiser Wenceslaus der Thor, adelte Krämer und allerley Gesindel. Auch seinem Nachfolger Sigismund war Alles um Geld feil. Unter dem Kaiser Ferdinand adelte man sogar einen Schornsteinfeger in Breslau. Seit einem halben Jahrhundert versteht man auch die Kunst, die Gebeine in der Gruft zu adeln.

Als im 14ten und 15ten Jahrhundert die römischen Rechte in Teutschland Wurzel schlugen, und rechtskundige Männer den Fürsten unentbehrlich wurden, da öffnete sich dem Verdienst eine neue Laufbahn. Um eine Richterstelle ruhmwürdig zu verwalten, ward jezt mehr erfordert, als Erfahrung, Biedersinn und gesunder Menschenv Steck. Strube.

verstand. Die Doctoren der Rechte erlangten den Adel, wurden sogar in Stiftern aufgenommen, und oft den Rittern vorgezogen. Kaiser Sigismund pflegte zu sagen: er könne in einem Tage hundert Ritter schlagen, aber in seinem ganzen Leben nicht einen Doctor machen. Sie nannten sich gelehrte *Kriegsmänner.* Daher die artige gereimte Redensart: arte et marte, litteris et armis. Sie beriefen sich ferner auf verschiedene Gesetzsteilen, welche ich dem Leser schenke; auf verschiedene Verordnungen der Kaiser Constantin, Honorius und Theodosius; und endlich auf eine gewisse Glosse über ein gewisses Gesetz, welche sagt: "die "Wissenschaften führen den Adel mit sich." Ob nun gleich diese Glosse da etwas so vernünftiges sagt, als eine Glosse sonst selten zu sagen pflegt; so sind doch heutzutage die Doctoren der Rechte nur Bürgerliche, trotz aller vermoderten Kaiser, Gesetze und Glossen.

Was endlich die Übermacht des Landesherrn auf immer gründete; was den Adel und die Städte in gleichem Grade niederdrückte; war der *Landfriede*, oder die Abschaffung des Faustrechts, die *Einführung des Feuergewehrs* und die Errichtung stehender Heere. Das ganze Kriegswesen nahm einen andern Gang. Die italienischen Condottieri, die teutschen und französischen grossen Banden, wurden meist von Abentheuern aus allen Ständen angeführt. Die Infanterie begann wichtiger zu werden, durch den Gebrauch, welchen man von den Schweizern machte. Der Adel war nur allein zur schweren Reiterey geübt, wobey mit minder Gefahr mehr Ehre zu erwerben war. Die Erfindung des Schieſspulvers verursachte, daſs diese Reiterey nur eine Nebenrolle zu spielen bekam. Diese Revolution zerstörte den ganzen Plan der adelichen Erziehung. Sie machte auch den Turnieren ein Ende, und so konnte der einzelne Ritter sich ausser dem Kriege dem

Volke nicht mehr darstellen und Ehrfurcht abzwingen. Helme und Panzer schützten nicht mehr. Waffenübungen, und mit ihnen körperliche Vorzüge verschwanden. Aufklärung, Thätigkeit und Wohlhabenheit der Nichtedlen wuchsen. Der Edelmann ward Unterthan so gut als der Bürger und Bauer. Die Erziehung seiner Söhne und Enkel wurde vernachlässigt, ihr Körper weichlicher, ihr Geist schwächer. Der Glaube an Fortpflanzung erblicher Tugenden erlosch. Man stiftete politische Bündnisse, man heyrathete ohne Liebe, man zeugte Kinder ohne Liebe. Mit Jedem Jahrhundert ward die Stammtafel gröſser, und der Seelenadel kleiner.

Doch die Keime haben nur geschlummert. Unterdrückung weckt Verdienste. Vormals gerechte Vorwürfe entkräftet der heutige Adel durch Streben nach höherer Vollkommenheit. Der Ahnenstolz klettert nicht mehr auf dürren Felsen umher; die Tugend hat ihm die Hand gereicht, und ihn in die fruchtbaren Gefilde des Verdienstes gebietet. Ich könnte groſse Nahmen nennen, aber die Bescheidenheit gebietet mir Schweigen, und unverdächtiger Ruhm ist nur für die Todten.

Der französische Adel.

Unter den Galliern, spricht Cäsar, giebt es nur zwey Klassen von Menschen, die *Druiden* und die *Edlen*; alle übrige sind Sklaven. Mit den römischen Waffen kam auch der römische Adel nach Gallien, und nistete sich ein, bis die Franken ihn verjagten. So mischten sich die gallischen Ritter mit den Römern, die Römer mit den Franken, und die Franken mit beyden. Die Abkömmlinge dieser drey Nationen bilden den heutigen *französischen Adel*. Seine Geschichte gleicht der des Teutschen. Ich will ein Wort reden von seinen vormaligen und heutigen Rechten und Befugnissen.

Frank, frey, edel, adelich, waren vormals gleichbedeutende Worte. Chevalier banneret (Panierherrn) nannte man den Edlen, der reich genug war, funfzig besoldete Kriegsknechte um seine Fahne zu sammeln. Die Bacheliers dienten unter der Fahne eines andern Ritters, weil sie zu arm waren, um selbst das Panier aufzustecken. Die Schildknappen hiessen Ecuyers.

Der Edle diente nur zu Roſs, drum durfte auch nur er allein Sporen tragen. Die Ritter hatten deren von Gold, die Knappen von Silber. Daher das Sprichwort: vilain ne sait ce que valent epérons, (der gemeine Mann versteht die Sporen nicht zu schätzen.)

Der adeliche Kriegsgefangene bekam doppelte Portionen. Aſs und trank er mehr als der bürgerliche? ich weiſs es nicht. An den Unadelichen ergieng das Aufgebot sich zu stellen, nur Tages zuvor; an den Edelmann vierzehn Tage früher. Kam es dem lezteren saurer an, Weib und Kind zu verlassen? ich weiſs es nicht.

Nur der Edle besaſs Lehne, nur er durfte auf der Jagd faullenzen. Die Edelfrau, die einen Sohn gebahr, hörte von diesem Augenblicke an auf, Besitzerin ihrer Güter zu seyn; sie wurde nur Verwalterin derselben im Nahmen des Sohnes; sie durfte nicht veräussern, noch verpfänden, noch verschenken. Nur einen kleinen Theil, weniger als ein Fünftel, konnte sie vermachen. Der Edelmann hingegen, beerbt oder unbeerbt, blieb Herr eines Drittels seiner Güter. Das war auch eine von den Ungerechtigkeiten, deren wir so manche an den Weibern begehn, ohne einen Grund dafür zu haben.

Der junge Edle, der ein Weib nahm, oder zum Ritter geschlagen wurde, erhielt sogleich ein Drittel der Güter seines Vaters und seiner Mutter. Ansprüche an sein Erbtheil wurden erst in *einem Jahre* und *einem Tage* gültig. Der *Minderjährige* konnte gar nicht gerichtlich belangt werden.

Der Edle schlug sich nur zu Pferde, auch gegen den Nichtedlen, wenn der leztere Angreifer war. Hatte aber der Edle den Nichtedlen gefodert, so begann der Zweykampf zu Fuſs. Ist es ehrenvoller, sich zu Fuſs oder zu Pferde den Hals zu brechen? ich weiſs es nicht.

Wenn der Herr, wegen Verbrechen seines Vasallen, dessen bewegliche Güter einzog, so hatte der Vasall, wenn er ein Edelmann war, das Recht zurückzubehalten sein bestes Pferd, den Streithengst seines Knappen, zwey Sättel, ein Lastpferd, sein bestes Wamms, Bette, Gürtel, Ring, Brust- und Busenschleyer seines Weibes, und eines ihrer Kleider. Die Edelfrau, welche ohne Zustimmung des Lehnsherrn ihre Tochter vermählte, verlohr ihre beweglichen Güter; doch lieſs man auch ihr ein Alltagskleid, Geschmeide, Bette, Wagen, Pferde, und einen Paradegaul, wenn sie einen hatte.

So lange der Edle selbst zu Felde zog, war er frey von Kriegssteuer. Auch nachher gab er sein Vermögen nur nach Willkühr an, und man glaubte ihm, wie der Geistlichkeit, auf sein bloſses Wort.

Die Vornehmsten unter dem Adel hielten einen Maaſs- und Münzherrn. Einige machten sogar Anspruch auf das Recht, Fische und andern Mundvorrath für die Stadt Paris, wenn sie über ihren Grund und Boden giengen, anzuhalten und verzollen zu lassen. Nur der Edle durfte Silberzeug über die Grenze von Frankreich bringen, doch blos zu eigenem Gebrauch.

Strenger büſste der Edle, wenn von Geldstrafen die Rede war. Verbrechen kosteten ihm Ehre und Repons en Cour. Der Nichtedle litt Leibesstrafen. In der Provinz Dauphiné durfte man im Hause eines Edlen seine Haabe nicht mit Arrest belegen. Auf der Universität Angers zahlten die Nichtedlen eine jährliche Abgabe von zwanzig Sous; der Edle gab nach Willkühr, so viel oder so wenig er Lust hatte. In dem Flekken Carcassone steuerte er gar nichts zu den Abgaben die[illegible] Fleckens. Nur um todeswürdiger Verbrechen willen konnte er in Champagne mit der Tortur belegt werden.

Bey Vertheilung von Präbenden, Beneficen und dergleichen, hat der Edle das Vorrecht, die Zeit seines Studirens abzukürzen. Lernt er schneller? oder braucht er weniger zu lernen, als der Nichtedle? Ich weis es nicht. Sonderbar bleibt es immer, dafs der Edelmann mit gutem Fug und Recht doppelte Portionen speist, und nur halb so viel lernt, als der Nichtedle. Ein Gesetz Ludwigs des Zwölften, und verschiedene andere Verordnungen, überheben ihn vieler Mühe und Arbeit. Auch erlaubt das Lateransche Concilium den Edelleuten und Gelehrten, mehrere Würden in derselben Kirche, mit Dispensation des Papstes zu besitzen.

Der Adel ist steuerfrey und entbunden von allen Zwangsgerechtigkeiten und Frohndiensten. Er trägt allein den Degen und ziert sein Wappen mit Helm oder Krone. Er ist Vormund seiner Kinder; sein Erbe, selbst das bürgerliche, wird nach adelichen Rechten getheilt. Einquartirung trägt er nur im höchsten Nothfall. Die edle Jungfrau, welche sich mit einem Nichtedlen vermählt, tritt nach dessen Tode wieder in ihre adelichen Rechte.

Der adeliche Verbrecher wird nicht gepeitscht. Seine Todesstrafe ist Enthauptung. Nur Hochverrath, Raub, Meyneid und Zeugenbestechung machen ihn des Adels verlustig. In peinlichen Fällen hat der Adel seine eigene Gerichtsbarkeit, und kann verlangen, von der Grand-Chambre gerichtet zu werden.

Da das Gesetz der Ehre, welches die Natur dem wahrhaft Edlen in das Herz schrieb, kräftiger würkt, als alle Zwangs- und Strafgesetze; so kann der französische Edelmann seinen adelichen Schuldner vor das Tribunal du Point d'honneur laden, welches bey dem Doyen der Marschälle von Frankreich gehalten wird. Auch in Teutschland kannte man vormals ein sogenanntes

Ehrengericht oder *Ehrentafel;* es war gebräuchlich in Preussen, Schlesien, Lausitz, Böhmen, Östreich, Wolfenbüttel, u. s. w. und wurde gehalten in Ehrensachen, oder in Fällen, wo man den adelichen Stand einer Person bezweifelte. Der beleidigte Theil muſste das Gericht vom Landesherrn erbitten. Zwölf Edelleute aus zwölf verschiedenen Geschlechtern, deren keines des Beklagten oder Klägers Wappen führte, also mit keinem von ihnen verwandt war, saſsen zu Gericht, und wählten unter sich einen *Ehrenmarschall.* Schön war der Gedanke, die Waage der Gerechtigkeit der Göttin der Ehre in die Hand zu geben. Jene richtet mit verbundenen Augen nach dem *Gesetz,* diese mit wachsamen Blicken nach dem leisen inneren *Gefühl.* Oft heiſst die Gerechtigkeit gut, was die Ehre verwirft; und diese reiſst oft den Lorbeerzweig von der Stirn, wenn jene die Palme des Friedens reicht.

Man wird mir hier eine kleine Abschweifung verzeihen. Catharina die Groſse schuf für ein ganzes Volk, was Frankreich und Teutschland nur der gebildeten Menschenklasse angemessen glaubten. Ich rede von dem *Gewissensgericht*, einem der schönsten Zweige in Catharinens Lorbeerkrone. Jede Provinz wählt den Edelsten ihrer Männer zum *Gewissensrichter*. Ihm sind Beysitzer zugegeben. Allgemeine Menschenliebe, Achtung für seine Brüder, Erleichterung der Menschheit sind seine schönen Gesetze. *Jeder* Unterthan kann in *jeder* Sache, zu *jeder* Zeit sich an ihn wenden; kann seine *erste* Klage an ihn gelangen lassen, oder auch eine bereits vor andern Gerichten anhängig gemachte Sache, plözlich abbrechen und vor seinen Richterstuhl ziehen. Vor sein Forum gehört *Alles* und *Nichts*; denn nur der *Gewissenhafte* stellt sich, der *Gewissenlose* darf ihn vorübergehn wie sein eignes Gewissen. Aber die öffentliche Meynung brandmarkt denjenigen, der sich weigert, dem Gewissensrichter *Rede* zu stehn, und mir sind nur wenige dergleichen Fälle bekannt. Wer sich seinem Ausspruch unterwirft, der kann nur an Gott appelliren. Selbst jeder andere Richter, vom höchsten Tribunal bis zur niedrigsten Instanz herab, kann in Sachen, wo das Summum jus ihm vielleicht Summa injuria scheint, die Entscheidung verschieben, und mit Bewilligung beyder Partheyen die geschlossenen Acten an das *Gewissensgericht* senden, um von der Billigkeit zu heischen, was vielleicht das strenge Recht versagte. Wer weder Hochverrath, noch Mord, noch Raub begieng, und doch drey Tage gefangen ſaſs, ohne verhört zu seyn; den befreyt das Gewissensgericht auf der Stelle, und sein menschenfreundlicher Befehl muſs vollzogen werden, *ohne eine Stunde zu säumen.* *)

---

*) Der Verfasser, welcher selbst die Ehre hat, Präsident einer Appellationsinstanz zu seyn, darf aus Erfahrung versichern, daſs das *Gewissensgericht* mehr als einmal, zur Zufriedenheit beyder Partheyen, Streitsachen geschlichtet hat, wo bey einem Urtheil nach strengem Recht dem das Herz geblutet haben würde.

Heil Catharinen, der *Menschenfreundinn!* ich vermag ihr keinen schöneren Titel zu geben. Sie würkte durch diesen erhabenen Gedanken auf die Bildung aller ihrer Bürger. Wenn die Zeit einst Alles was ich schrieb zu Staub zermalmt hat, o so verwahre du, Muse der Geschichte! dieses einzige Blatt, auf welchem Catharinens Nahme steht! Nenne dann mit dem ihrigen auch den Nahmen des Edlen, den sein Vaterland zum Gewissensrichter wählte: nenne den Nahmen *Kursel*, und umwinde ihn mit einer Bürgerkrone.

Nach dieser Abschweifung, welche jeder Leser von Gefühl mir gewifs verzeihen wird, kehre ich zurück zu der Geschichte des *französischen Adels.* Er theilt sich, wie der teutsche, in hohen und niederen, in alten und neuen. Fürsten, Grafen, Marquis, Barons und Ritter bilden seine verschiedenen Klassen. Nur der wird zum *alten Adel* gerechnet, der seinen Adel seit dem Jahr 1500 erweisen kann. Die Erklärung vom 8ten Februar 1661 behandelt alle übrige als Bürgerliche, die nicht einmal steuerfrey sind. Ein behelmtes Wappen beweiſst heutzutage nichts mehr. Jeder Narr sezt statt der Schellenkappe einen offenen Helm auf sein Wappen. Der *alte Adel* wird Noblesse de nom et d'armes (Nahmen- und Waffen-Adel) genannt, von der alten Sitte, die *Nahmen* der Edlen im Heere laut auszurufen, und nach blutigen Schlachten ihre *Waffen* als Siegeszeichen aufzuthürmen. Der Bailly und Seneschall in Orleans, Moulins und Blois, darf nur aus dem *Nahmen- und Waffen-Adel* gewählt werden. Der sogenannte *Turnier-Adel* ist nicht mehr im Gebrauch seit 1559, als das lezte Turnier König Heinrich dem Zweyten das Leben kostete.

Vor Zeiten gab es vier Wege den Adel zu erlangen: durch die Waffen; durch Lehnsgüter; durch hohe Würden und Ämter; durch ein Diplom. Der Soldat ist heutzutage nicht mehr Edelmann; nur gewisse

Grade, gewisse Dienstjahre adeln ihn. So ertheilte auch die Kaiserin-Königinn von Ungarn im Jahr 1757 jedem Officier den Adel, der dreyſsig Jahre lang in ihrem Heere untadelhaft gedient hatte. An den Besitz von Lehnsgütern und Würden ist der Adel ebenfalls nicht mehr unbedingt geknüpft. Doch wenn Vater und Sohn adeliche Ämter verwaltet haben, so ist der Enkel ein gebohrner Edelmann.

Der Adel geht verlohren durch Actes de derogeance; (ungeziemende Handlungen) dergleichen sind: mechanische Künste; Benutzung fremder Pachtgüter; Handel und Wandel; erniedrigende Handthierungen und Ämter, von Schergen, Büttel u. s. w. Der Handel zur See, und im Groſsen, thut dem Adel keinen Abbruch. Der Edelmann in Bretagne, welcher Handlung treiben will, erklärt förmlich, daſs er seinen Adel auf eine Zeitlang *schlafen* lassen wolle. Haben Vater und Groſsvater ihren Adel auf diese Weise schlafen lassen, so kann der

Enkel ihn ohne Umstände wieder erneuern. Geschieht das aber nicht, so bedarf der Urenkel ein neues Diplom. Vormals ward der Adel durch den Ritterschlag ertheilt. Seit den Zeiten Franz des Ersten geschah es seltener. Doch findet man noch Beyspiele unter Ludwig dem Vierzehnten in den Jahren 1662 und 1676.

Nur der König kann in seinem Reiche adeln. Vormals mifsbrauchten dieses Recht Herzöge und Grafen, Bischöfe und Erzbischöfe, ja sogar Statthalter der Provinzen. Franz der Erste verlieh das Vorrecht zu adeln der Universität Toulouse.

Die Geistlichkeit geniefst adeliche Vorrechte, wird aber darum nicht zum Adel gezählt. Die ehrwürdigen Herren der Diöcesen von Autun und Langres machen zwar würcklich Anspruch darauf; denn was ist in der Welt, worauf ein Geistlicher nicht irgend einmal Anspruch gemacht hätte?

Das Schöpfenamt (Echevin) ist gleich den Decurionen der alten Römer, an manchen Orten mit dem Adel verbunden. Karl der Fünfte adelte im Jahr 1371 alle Bürger von Paris. Heinrich der Zweyte schränkte diese Freygebigkeit im Jahr 1577 auf den Prevôt der Kaufleute, und die vier Schöpfen ein. *Glockenadel* ist der des Maire und verschiedener Municipalbeamten. Man nennt ihn so, weil die Versammlungen zur Wahl solcher Beamten, durch Glocken angekündigt werden.

Verschiedene Ämter und Würden adeln ihren Besitzer sammt allen seinen Nachkommen. Dergleichen sind: der Siegelbewahrer, der Staatssecretär, der Staatsrath, der Requetenmeister, die Parlamentsräthe von Paris, Dauphiné, Besançon, Dombes u. s. w. Es gilt gleichviel, ob der Adel durch kriegerische Thaten, oder bürgerliche Tugenden errungen worden. Ehemals verband man beydes. Das salische Gesetz verordnet ausdrücklich: «der Ritter solle sein Schild nicht ablegen, indem er Recht spreche.» Woher der unbillige Vorzug, den in manchen Ländern der Soldat vor dem Richter genieſst? Er wagt sein Leben! höre ich alle Martissöhne rufen. Auch der Richter thut dasselbe, nur nicht auf eine so glänzende Weise. Jenen tödtet ein Schwerdtstreich auf der Stelle, und diesen foltert ein langsamer Tod, der bey der nächtlichen Lampe ihn beschleicht, wenn er für Bürgerglück wacht und arbeitet. Muth und Tapferkeit bedarf man nur im Kriege, Gerechtigkeit aber in Krieg und Frieden; im Frieden, um dem Kriege vorzubeugen; im Kriege, um den Frieden zurück zu führen. Hohe bürgerliche Ämter gaben daher nicht blos den Adel, sondern auch die Ritterwürde, und Froissart spricht von *Rittern des Rechts.*

Der Adel, der sich blos von der Mutter herschreibt, wird *Kunkeladel* genannt. Er war vormahls häufiger. Unter Ludwig dem Heiligen konnte der Sohn einer adelichen Mutter und eines unadelichen Vaters Lehne besitzen. Charles de Montaigu, Grandmaitre de France unter Karl dem Sechsten, war nur Edelmann durch seine Mutter. Karl der Siebente adelte Jean d'Eguisé, Bischof von Troyes, seinen Vater, seine Mutter, alle ihre Nachkommen, und ertheilte auch den weiblichen das Recht, den Adel fortzupflanzen. Wenn es wahr ist, daſs der Fürst den nützlichen Bürger auch deshalb adelt, damit er in seiner lezten Stunde mit dem frohen Gedanken aus der Welt scheide, daſs er *allen* seinen Kindern sauer errungene Vorzüge hinterläſst; so finde ich es billig, daſs der Adel in seiner ganzen Kraft auch auf die Töchter forterbe, denn ein guter Vater liebt seine Töchter eben so sehr als seine Söhne.

In Champagne genossen alle Weiber das Vorrecht, den Adel ihrer Nachkommenschaft mitzutheilen. Man erzählt, im Jahr 841 sey der gröſste Theil des Adels jener Provinz in einer Schlacht getödtet worden. Um nun diesen Verlust zu ersetzen, habe man den Weibern gestattet, sich mit Bürgerlichen zu vermählen, und diese durch das Geschenk ihrer Hand zu adeln. Andere suchen den Ursprung dieser Gewohnheit in noch entfernteren Zeiten, als vielleicht die *freyen* Weiber von Champagne *Sklaven* ehlichten, ohne daſs die Freyheit ihrer Kinder dadurch gefährdet wurde. Aber das Gewohnheitsrecht von Meaux sagt ausdrücklich: la verge annoblit, le ventre affranchit. Doch gleichviel wie dieſs Recht entsprungen sey, genug es galt; nicht allein in Champagne, sondern auch in Meaux, Sens, Artois und St. Michel. Der wahre Adel wollte jedoch den *Kunkeladel* nie anerkennen. Es entstand im Jahr [illegible] unter Ludwig dem Dreyzehnten ein Proceſs darüber; beyde Theile schrieben sich müde, alle ihre Schreibereyen wurden bey Seite gelegt, und die Sache blieb unentschieden. Jedoch erkannte ein Arrêt noch im Jahr 1785 den Söhnen einer Edelfrau in Champagne und eines unadelichen Vaters, adeliche Rechte zu.

Das bekannteste Beyspiel eines solchen Adels von mütterlicher Seite, ist die Nachkommenschaft des Mädgens von Orleans, Jeanne d'Arc, welche Karl der Siebente aus Erkenntlichkeit für ihre wichtigen Dienste, sammt allen ihren Verwandten adelte, und ihr den Nahmen du Lys gab. Auch die Töchter pflanzten den Adel auf ihre bürgerlichen Gatten fort, bis Heinrich II, Heinrich IV und Ludwig XIII dieses Vorrecht auf die männliche Linie einschränkten. Ähnliche Rechte genossen, nach dem Zeugniſs des Justus Lipsius, die Töchter sieben edler Familien in Löwen.

Es giebt noch eine sonderbare Gattung von Adel in Frankreich, der *Glasadel.* Eine alte Sage nehmlich behauptet, nur Edelleute dürften *Glas blasen.* Gewiſs ist es, daſs in den meisten Glasfabriken Edelleute diese Arbeit verrichten, und keinen Bürgerlichen neben sich leiden. Indessen giebt das noch keinen Beweis für den Adel, obgleich la Roque selbst es zu glauben scheint. Im Gegentheil baten unter Philipp dem Schönen und seinen Nachfolgern verschiedene

Edelleute um Dispensation, Glasfabriken anzulegen. Wozu das, wenn es dem Adel nicht Abbruch thäte? oder wenn es ihn gar verliehe? Kaiser Theodosius befreyte die Glasfabrikanten von vielen öffentlichen Lasten; aber er that es nur, um diese nützliche Kunst aufzumuntern.

Nachdem die Kreuzzüge einen grofsen Theil des Adels weggerafft hatten, fand Philipp der Kühne für gut, viele bürgerliche Familien in den Adelstand zu erheben, und dadurch das Beyspiel seines Vorgängers Philipp des Schönen nachzuahmen, welcher zuerst im Jahr 1270 Raoul Lorfevre (das hiefs: den Silberbewahrer, Silberkämmerer seines Hauses) durch ein Diplom adelte. D'Hozier in der Histoire d'Amanzé, führt zwar schon ein solches Diplom vom Jahr 1008 an, aber die Ächtheit desselben ist sehr verdächtig. Andere wollen, den ersten Adelsbrief habe Philipp der Erste im Jahre 1095 ertheilt, an Eudes, den Maire, genannt Chalo S. Mars.

Nach und nach bediente man sich dieses Mittels als einer Finanzoperation. Karl IX machte zu verschiedenen Zeiten zwey und vierzig Edelleute für Geld. Heinrich III schuf tausend auf einmal, und Ludwig XIV achthundert, zweyhundert, und hundert zu gleicher Zeit. Man hatte einen Vorrath von Adelsbriefen für *ausgezeichnete Verdienste*, in welchen nicht einmal der Nahme ausgefüllt war; gleich einer Geldanweisung: »dieser Adel wird dem Überbringer dieses ausgezahlt.« Reiche und wohlhabende Leute wurden *gezwungen*, sich adeln zu lassen. Richard Graindorge, ein berühmter Ochsenhändler aus dem Lande Auge in der Normandie, muſste im Jahr 1577 wider seinen Willen einen Adelsbrief mit 30,000 Livres bezahlen. So raubte der Fürst sich selbst das schöne Recht, durch Ehre zu belohnen; denn was ein Ochsenhändler kaufen *kann*, und kaufen *muſs*, ist keine Ehre. Heinrich der IV. widerrief im Jahr 1598 allen Adel, der für Geld ertheilt worden. Er widerrief aber auch diesen Widerruf 1606. Ludwig XIII und XIV erkannten den bezahlten Adel für ungültig. Das hieſs mit dürren Worten: unsere Vorfahren haben mit falscher Waare gehandelt. Ein Kaufmann, welchen der Käufer auf solchem Betrug ertappt, muſs wenigstens das Geld zurückgeben; nicht also die gekrönten Kaufleute. Sie vergessen, daſs der Nachfolger, wenn man Vertrauen zu ihm haben soll, halten muſs was der Vorfahr versprach; sie vergessen, daſs, obgleich es rühmlich ist, keinen erkauften Adel zu dulden, man doch ein wohlerworbenes Recht nicht eigenwillig vernichten kann. Der Fürst hat nun einmal diese Münze für Gold gestempelt; soll sie nicht mehr gelten, so wechsle er sie ein; und ist seine Schatzkammer nicht reich genug dazu, so lasse er sie noch länger aus einer Hand in die andere laufen. Ein ächter Kenner wird sich doch nicht damit besudeln.

„Um der Vorrechte des Adels vollkommen theilhaftig zu werden, muſs das Diplom in der Chambre des Comptes und in der Cour des aides registrirt worden seyn.

Man geht bey der Ahnenprobe selten über acht Ahnen; nur die Teutschen und Niederländer wollen mit sechszehn belogen seyn.

Hier steht mit wenig Pinselstrichen ein Bild des vormaligen französischen Adels. Wie der Knaben Muthwille dieſs schöne Gebäude in unsern Tagen zertrümmert hat, das weiſs Jedermann. Aber auch seine Ruinen sind noch ehrwürdig. Eingedenk ihrer schönen Pflicht, der Treue gegen ihren Monarchen, kehren die Edlen von Frankreich mit blutenden Herzen dem väterlichen Heerd den Rücken, und fliehen ein Land, wo die Freyheit sich in Bürgerblut berauscht. Der Reichthum, den sie mit sich nahmen, war die *Ehre*. Vergessen mögen sie ihre Ahnen, vergessen die Verdienste ihrer Vorfahren; sie bedürfen deren nicht länger, sie sind *geadelt durch sich selbst.*

Bruchstücke aus der Geschichte des übrigen europäischen Adels.

Da Ursprung, Fortpflanzung und Sitten des Adels, unter den übrigen europäischen Nationen sich gleichen; so werde ich den Leser nicht durch Wiederholungen ermüden, sondern nur abweichende Thatsachen ausheben.

Zimmermann.

In *Spanien* ist der Adel zahlreich und arm. Mancher Ritter geht hinter dem Pfluge. Aber er steckt ein paar Hahnenfedern auf den Hut, hat Mantel und Degen neben sich liegen, und läſst den Pflug sofort stehen, schwingt flugs den Mantel über die Schulter, faſst den Degen unter den Arm, streicht den Stutzbart, und thut, als ob er wie ein Cavalier auf dem Felde spaziere, wenn ein Reisender vorbeygeht. Man unterschied vormals daselbst *Panieradel* und *Kesseladel*. Der Erstere ward so genannt, weil er seine Vasallen unter dem *Panier* versammelte. Der leztere, die ricos hombres (reiche Männer) ersezten, wie es von jeher Sitte war, *Tugend* und *Tapferkeit* durch Geld. Sie fütterten diejenigen, welche mit ihnen in den Krieg zogen, aus grofsen *Kesseln*, daher die Benennung *Kesselader.* In Castilien, Leon, Arragonien, Portugall, Navarra, und andern spanischen Staaten, tragen viele grofse Häuser *Paniere* oder *Kessel* in ihren Wappen, als Zeichen eines alten glänzenden Ursprungs. Der hohe spanische Adel theilt sich heutzutage in Grafen, Markgrafen, Herzöge und Grandes. Sie werden Titulados genannt. Der niedere Adel besteht aus Cavalleros und Hidalgos. In Spanien, wo sonst eben nicht viel Gutes geschieht, hat man vor Kurzem einen Versuch gemacht, die Zigeuner, und andere umherstreifende Müssiggänger zu guten Bürgern umzuschaffen. Eine Familie, die drey Menschenalter hindurch einen nützlichen Nahrungszweig betrieben, darf Anspruch auf Belohnung, Ehre, und sogar auf den Adel machen.

Gut- [illegible] Vor- [illegible]

* * *

In der Republik *Genua* ertheilt man auch den Adel par aggrégation, das heiſst: man nimmt Familien in den Adel auf, sie werden demselben gleichsam *eingeimpft.* Diese Gewohnheit begann im Jahr 1528. Man zählte in Genua nur acht und zwanzig alte Häuser; aber vier hundert zwey und dreyſsig, welche diesen zugesellt worden. Ency-clop.

Auch in *Florenz* that man dasselbe nach Vernichtung der Republik. Die Aufgenommenen wechselten Nahmen und Wappen. In Neapel herrscht seit dem Jahr 1500 diese Sitte, gleichwie in *Mantua* und ganz Italien. Das Haus Gonzaga hat mehrere Familien sich eingeimpft. Lucan erzählt dasselbe vom Adel von *Ragusa.* Er nennt als Beyspiele die Grafen von Blageay und Cathasa.

* * *

Die Doctoren der Rechte werden auch in Italien dem Adel gleich geschäzt. In

Mayland mufs sogar ein solcher schon Edelmann seyn, um Anspruch auf den Doctorhut machen zu dürfen. So erzählt Paul de Morigia.

* * *

In Florenz unterscheidet man den *Seidenadel* und den *Wollenadel*. Der Erste ist angesehener als der Lezte. Vermuthlich entsprang diese Benennung von den verschiedenen Kleidertrachten; denn die Klage: *das Kleid macht den Mann*, ist sehr alt.

* * *

In *Biscaya, Chiary in Piemont*, und an einigen Orten des venetianischen Freystaats, giebt es *Localadel*; das heifst: solcher, der auf dem Orte haftet, wo man gebohren wurde. Als ob nicht jede Handbreit Erde gleich edel wäre. Man kann in Tempeln sündigen, und in Häusern der Freude edle Thaten thun.

Zimmermann.

In den Gebirgen von Piemont und in der Grafschaft Nizza siehet man die Überreste groſser adelicher Familien, die gegenwärtig bloſse Bauern sind, aber sich viel auf ihr vornehmes Haus, und wohledelgebohrnes Blut einbilden. Ein Reisender, der bey einem solchen adelichen Bauer übernachtete, hörte einen Vater seinen Sohn fragen: »Ritter! hast du die Schweine gefüttert?»

* * *

Die *Schweizer* schätzen nur denjenigen Adel, welcher schon vor Veränderung ihrer Regierungsform existirte. Oder eigentlicher zu reden: die Alpenrepublicaner schätzen den Adel gar nicht.

* * *

Auch die *Italiener* und Spanier fodern nur acht Ahnen. In dem Orden du Croissant, welchen Réné, König von Sicilien und Herzog von Anjou, im Jahr 1448 stiftete, wird die Ahnenprobe gleichfalls nur auf acht festgesezt.

* * *

Der *portugiesische Adel* ist nicht erblich. Der König verleyht die Titel Graf, Marquis, Herzog, auf eben die Art wie in England der Ritterstand ertheilt wird. Auch dort werden diese Klassen, wie in Spanien, Titulados genannt. Oft ist der Vater betitelt, und der Sohn nicht; oft umgekehrt. Die Edlen von Portugall sind stolz, und die Weiber, wie gewöhnlich, am stolzesten. Em. de Faria. Emanuel de Faria, ein portugiesischer Schriftsteller, sagt: der Adel dünkt sich Gott gleich; die Frauen lassen sich von ihren Mädgen nur kniend bedienen, und eben so müssen auch andere gemeine Leute zu ihren reden. Es bleibt ein moralisches Problem, warum die Weiber immer stolzer sind als die Männer. Wenn wir Herren Marcus Herz glauben, so sondert sich der Nervensaft in ihren Köpfen schneller ab, und sie sind leichter zum *Schwindel* geneigt. Männerstolz ist unerträglich und verdient einen Blick der Verachtung; Weiberstolz ist lächerlich, und verdient die Ruthe.

*   *   *

Der *venetianische Adel* ist gröſstentheils arm, oft so arm, daſs er im fünften Stockwerk zur Miethe wohnt, seine Lebensmittel selbst einkauft und zubereitet. Er lebt allein vom Verkauf seiner Wahlstimme, die der Ärmste gleich dem Reichsten im Senate giebt, und die sein kostbarstes Vorrecht ist. Mit dieser Armuth paaren sich Hochmuth und Insolenz. Er schäzt sich Fürsten gleich, und blickt herab auf die ältesten Familien des festen Landes. Er darf nie körperlich angetastet werden. Er speyt zum Zeichen seiner Hoheit im Schauspiel dem Volke aus den Logen auf die Köpfe. — Zuweilen öffnet der Senat das *goldene Buch*, wie er solches noch im Jahr 1775 gethan. Dieses Buch heiſst vermuthlich so, weil es Gold einbringt; denn man schreibt die Nahmen der neuen Edlen hinein, und das ist eine Finanzoperation. Im lezten Türkenkriege war der Preiſs 10,000 Zechinen. Damals lieſs mancher reiche Kaufmann sich zum

Archenholz.

Account of the *Manners* and Customs of Italy.

Nobile umschaffen. Das leztemal aber verlangte man blos Mitglieder aus dem *Adel* des festen Landes. Die Bedingungen waren: vier Ahnen: 10,000 venetianische Ducaten Einkünfte; und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Der leztere Punct schreckte viele ab. Wehe dem Staat, der *Ehre verkaufen* muſs, um seinen Schatz zu füllen! Kein Hülfsmittel wird leichter erschöpft als die Ehre.

* * *

Der *florentinische Adel* war zu den Zeiten der ersten Medicis reich, denn er handelte; jezt ist er arm, denn er schämt sich des Gewerbes, welches der groſse Cosmus trieb. Der Handel in Livorno würde ihm groſse Vortheile darbieten; aber er associirt sich lieber mit Krämern in Florenz, und ist so herablassend, den Wein selbst in Pallästen Flaschenweise zu verkaufen. Er macht wenig Aufwand, und dennoch steht seine Ausgabe in keinem Verhältniſs mit seiner Einnahme.

* * *

Der *neapolitanische Adel* besizt fünf Versammlungshallen, und theilt sich daher in fünf Höfe oder Seggi. Jede Halle führt ihre eigene Devise und Panier, zu jeder zählt sich eine gewisse Anzahl adelicher Geschlechter. Diese wählen ihren Syndicus, welcher sie zusammenberuft, über ihren Statuten wacht, die Befehle des Staatsraths empfängt, sie in den Höfen registriren läſst und Gegenvorstellungen macht, welche gewöhnlich nichts fruchten. Denn in Neapel gilt nur *Ein* Gesetz, des Königs *Wille*. Luxus und Mangel paaren sich unter dem neapolitanischen Adel. Man läſst vier Läufer vor sich hertreten, sich von vierzig Bedienten aufwarten, man hält funfzig Pferde auf dem Stalle, und der Haushofmeister weiſs oft nicht was er seinem Herrn zu Mittag vorsetzen soll. Von Zeit zu Zeit werden sogenannte Ricevimenti gegeben, wo drey bis vierhundert Personen zusammenkommen, und sich an Biscuit satt essen. —

Nur im Mittelstande findet man dort, wie überall, ächte Tugend, wahres Glück.

* * *

Der *Katholische Adel* hat grofse Vorzüge vor dem *Protestantischen.* Dieser schämt sich seiner geistlichen Würden; aus jenem werden Churfürsten und Fürsten gewählt. Die *Kirchenverbesserung* hat also dem teutschen Adel grofsen Schaden zugefügt, und überhaupt die Menschen nicht um ein Haar gebessert, weil sie nun und nimmermehr zu bessern sind. An Gottes Schöpfung meistern, ist eine undankbare Mühe. Vollkommenheit liegt vielleicht im Keim des Menschen; wohl uns, wenn sie hienieden Frucht *ansezt!* aber *reife Früchte* sind nicht für diese Welt.

* * *

Hume. In *England* gab es vormals Edle, Freye und Sklaven. *Thanes* nannte man die Ersteren; *Ceorles* die Zweyten, deren manche Ackerbau trieben; und *Villains* die Lezteren, deren Stand am zahlreichsten war.

Wilhelm der Eroberer führte das Lehnrecht ein, und schuf zwo Gattungen von Baronen, deren erste Klasse unmittelbar unter dem König stand, die zweyte aber ihre Güter von den groſsen Baronen zu Lehn trug. Im Gefolge der Lehnsverfassung erschienen wie gewöhnlich tausend Miſsbräuche. Die Barone wurden den Fürsten furchtbar; das Volk bestand aus Bettlern und Sklaven; die Städte wurden von dem beherrscht, in dessen Gebiete sie lagen; Verachtung drückte den Handel, Künste und Wissenschaften schlummerten, die Edlen schmausten, kriegten und zogen auf die Jagd. Die groſsen Barone hatten einen Hof, Hofämter, Marschälle, Kammerherren, drückten hier das Volk, rieben sich dort an den Fürsten, und wurden von beyden gehaſst. Die Normänner brachten in England die Zunahmen auf, und zu Richards des Ersten Zeiten kamen die Wappen in Gebrauch. Geadelt ward auch der freye Landmann, der fünf Hufen Landes erworben hatte, eine Kapelle, eine

Halle, eine Küche und eine Glocke besaſs. Jezt theilt sich der hohe englische Adel in fünf Klassen: *Baron*, *Viscount*, (Vicomte) *Earl*, (Graf) *Marquis*, *Duke*, (Herzog). Sie führen alle den Titel *Lord*, und der älteste Sohn hat Sitz und Stimme im Oberhause. Der niedere Adel heiſst *Gentry*, ein Glied desselben ein *Gentleman*; doch wird heutzutage jeder rechtliche Mann Gentleman genannt. Die Stufen des niedern Adels sind *Baronet*, *Knight*, (Ritter) *Esquire*. Der Titel der Ersteren ist erblich. Ritter schafft der König. Esquire darf sich ein Jeder nennen, der 500 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte aus seinen Landgütern zieht.

* * *

Gesch. d. Cosaken.

Noch leben unter dem *ukrainischen Adel* einige alte Geschlechter, von den Zeiten her, ehe das Land unter polnische Herrschaft gerieth. Ihrer sind wenige. Der polnische und russische Adel hat sich unter sie gemischt. — Der Hettmann der

Cosacken muſste Soldat und von guter Geburt seyn. Ohne Einwilligung des hohen Adels, der *neun Starschinen*, durfte er nichts unternehmen. Verbrecher dieser Starschinen konnte nur der Zaar bestrafen.

* * *

Der *dänische Adel* hatte ehemals groſse Vorrechte, welche nach Einführung der souverainen Regierung erloschen sind. Der neue Adel wurde dem alten gleich gesezt; Ämter, Würden und Titel, durch eine Rangtabelle von neun Klassen bestimmt, verleyhen des Adels Vorrechte. Seit 1671 schuf man in Dännemark Grafen und Freyherren.

* * *

Der *schwedische Adel* ist der erste Reichsstand. Grafen und Freyherren, welche man in Schweden seit 1561 kennt, geniessen keine Vorzüge vor dem übrigen Adel. Der König ertheilt den Adel nur sparsam, weil ausgezeichnetes Verdienst überall nur sparsam gefunden wird. Im Jahr 1755 enthielt die Reichsmatrikel 86 gräfliche, 257 freyherrliche, 1954 Ritter- und adeliche Geschlechter, wovon aber viele erloschen, oder im Reiche nicht mehr ansässig sind.

So habe ich denn aus der Geschichte aller Länder und Nationen erwiesen, daſs überall, in jedem Winkel der bewohnten Erde, der Mensch den Unterschied der Stände kennt und ehrt. Wer drang ihm diese Überzeugung auf? wer war sein Lehrmeister, wenn es die Natur nicht war? *Ein allgemeines Vorurtheil hört auf ein Vorurtheil zu seyn, und wenn die ganze Welt Unrecht hat, so hat vermuthlich die ganze Welt Recht.* — Jezt will ich versuchen zu entwickeln, wie diese Begriffe entstehen *konnten* und *muſsten*; wie sie nach den Gesetzen der Natur entstehen *sollten*, und wie sie mit der Vernunft sich paaren.

ZWEYTES KAPITEL.

Vorzüge und Gebrechen der Seele pflanzen sich fort wie die des Körpers.

Fortes creantur fortibus et bonis,
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus, nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.
Horat.

Starke werden nur von Starken gebohren, Adler brüten keine Tauben aus. Der Esel pflanzt seine Trägheit fort, und der Fuchs seine List; der Löwe seine Stärke, und der Mensch seinen Adel. Der philosophische Weikard.
Arzt Weikard erzählt, es habe nicht allein ganze Familien mit vier und sechs Fingern, oder Horngewächsen, sondern auch ganze Familien von Selbstmördern oder Dummköpfen gegeben. "Wenn," sprach Scipio vom Metellus, "wenn seine Mutter noch

"die fünfte Frucht gebähren sollte, so ist "es sicherlich ein Esel."

Können Eigenheiten des Körpers, wie Finger und Hörner; können Erscheinungen der Seele, wie Selbstmord und Dummheit, in ganzen Geschlechtern sich fortpflanzen; warum nicht auch Seelengröſse? Seelenadel? Der Mensch hält sich berechtigt, von *dummen* Eltern einen *dummen* Sohn zu erwarten; warum nicht auch von *edlen* Eltern einen *edlen* Sohn?

Was ist die *Seele*? o wer weiſs das? — Trenne die Eisenerde von ihrem Phlogiston, und der Magnet zieht das Eisen nicht mehr an. Trenne die Bestandtheile des Körpers, und der Mensch denkt nicht mehr. Ein aufgetriebener Darm löscht der Seele göttliches Licht aus. Aber die Seele sey immerhin ein Geist oder die feinste Materie; so wird und muſs doch jeder Zweifler zugeben, daſs jenes denkende Wesen, welches moralische Handlungen bestimmt, durch die vollkommnere oder unvollkommnere Organisation des Körpers, bald eingeschränkt, und bald mit freyerer Würksamkeit ausgerüstet wird. Wem aber verdanken wir Stärke oder Schwäche, Schönheit oder Häſslichkeit des Körpers? — unsern Eltern. Warum sollte es denn gleichgültig seyn, ob ein Edler oder Unedler mir seine Organisation mittheilte? Der Sohn erbt von seinem Vater die Hypochondrie, eine *Krankheit der Seele*; warum denn nicht auch den Edelmuth, eine *Gesundheit der Seele?*

Wenn die Tugend, mit Plutarch zu reden, nur eine lange Gewohnheit ist; warum sollte ein ganzes Geschlecht sich nicht eben so leicht an Ausübung der Tugend gewohnen können, als ein einzelner Mann? Der junge Edle wird gebohren; die Grundsätze der Ehre in seiner Familie lebten schon vor ihm, alles was ihn umringt, schärft ihre Gesetze ihm ein, und er wird unwillkührlich ein Mann von Ehre, so wie in jenen Ländern, wo man nichts als schöne Formen um sich sieht, lauter schöne Menschen heranwachsen.

Wenn Homer in der Odyssee, und Euripides in den Herakliden wähnen: nur wenige Söhne würden den Vätern ähnlich; wenn Demosthenes es gar für ein Gesetz des Schicksals hält, daſs immer die besten Menschen die schlechtesten Kinder hinterliessen; so höre ich nur den Dichter und den Redner sprechen; ich halte mich an die Erfahrung, und rufe mit Lessing aus: wer übertreibt, sagt nichts! Wozu überhaupt mit fremden Waffen kämpfen? wir sind gebohren um selbst zu denken.

Aristoteles — ich zittere, da ich es wage, seinem Ansehn zu widersprechen, und schlieſse mich furchtsam an den Plutarch, der ihm sein Recht an den *Fragmenten über den Adel* streitig macht — Aristoteles spricht freylich wahr, wenn er sagt: die Tugend der Menschen mit welchen wir leben, sey mehr werth, als die Tugend ihrer gestorbenen Voreltern. Aber wenn nun die

Tugend der Zeitgenossen nur in der Tugend ihrer Vorfahren keimen konnte, wie die Ceder im Saamenkorn der Ceder — und hier stelle ich einen Greiſs als meinen Gewährsmann auf, vor dem selbst Aristoteles die Kniee beugen muſs, die *Erfahrung* — warum sollen wir, wenn wir im Schatten des jungen Baumes sitzen, den Mann nicht ehren, der die erste Ceder pflanzte, wenn gleich sie schon längst verdorrt wäre? — Aristoteles hat das selbst gefühlt, als er bald darauf den Begriff des Wortes *Wahlgebohren* erklärte. "Hatte, spricht er, der Erste "eines Geschlechts vorzüglichen Werth, so "wird er mehrere hervorbringen, welche ihm "gleich sind; denn wie der Ursprung, so "auch gewöhnlich das daher Entsprungene." Gerade das ist auch meine Behauptung, und so höre ich wieder auf zu zittern, denn ich habe die Ehre mit dem Aristoteles einerley Meynung zu seyn.

Doch mit Stolz und Freude berufe ich mich auch noch auf den Lieblings- und

Modephilosophen unsers Jahrhunderts, auf *Kant*, wenn er von den verschiedenen Menschenracen spricht. Was blos zu den Varietäten gehört, und also nicht an sich selbst erblich ist, kann doch durch Ehen, die immer in denselben Familien bleiben, dasjenige mit der Zeit hervorbringen, was ich den *Familienschlag* nenne, wo sich etwas Characteristisches endlich *so* tief in die Zeugungskraft einwurzelt, daſs es einer Spielart nahe kömmt, und sich wie diese perpetuirt. Man will dieses an dem alten Adel von Venedig, vornehmlich den Damen desselben bemerkt haben. Zum wenigsten sind in Otaheite die adelichen Frauen insgesammt gröſseren Wuchses als die gemeinen. Auf die Möglichkeit, durch sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden, endlich einen dauerhaften Familienschlag zu errichten, beruhte die Meynung des Herrn von *Maupertuis:* einen von Natur *edlen* Schlag Menschen in irgend einer Provinz zu ziehen, worinn Verstand, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wären.

Wenn die Natur überhaupt edle und unedle *Menschenracen* schuf; warum nicht auch edle und unedle *Familien?* Americaner und Neger, die Völker des südlichen und östlichen Asiens, erkennen den höheren Adel der Europäer; sie bringen ihm ihre Weiber und Töchter, sie wünschen Zweige dieses edlen Stammes auf den ihrigen gepfropft zu sehn, und halten sich geehrt durch das, was sie in der Wuth der Eifersucht unter ihrem eigenen Volke mit dem Tode bestrafen. Die Europäer sind erhaben über die Creolen, die Mulatten über die Mestizen, die ursprünglichen Indianer über die Zambis, die Freynegern und alte Negersklaven über ihre africanischen Brüder. Was von der *Gattung* gilt, das gilt auch von *Einzelnen.* Die Natur schuf edle *Völker*, die Natur schuf edle *Geschlechter.* Man mische Grönländer unter Europäer, so verliert sich der *Volksadel;* man vermähle

Götz von Berlichingen mit der Tochter Rüdgerolts, so verliert sich der *Geschlechtsadel.* Als im dreyzehnten Jahrhundert der Adel so zahlreich war, dafs der teutsche Boden ihn nicht ernähren konnte, da wanderten viele Edle aus in fremde Dienste, selbst bis nach Constantinopel zum griechischen Kaiser. Viele giengen nach Ungarn, bildeten des Königs Leibwache, wurden Fürsten gleich geachtet, auch Principes genannt. Otto von Freysingen behauptet: die bis dahin häfsliche ungarische Nation, sey durch Vermischung mit den teutschen Edlen selbst veredelt worden. Hätte man ihnen Grönländer geschickt, es wäre nicht geschehen. "Blut und Stamm sind *gemein,* "*edel* oder *erlaucht.*" So sprachen die alten Dänen. Die Frucht wird dem Stamme entsprechen, der Sohn dem edlen Vater gleichen. Seelenadel drückt sich der Gestalt auf, sichtbar in Söhnen und Enkeln. In Hirtentracht nahte Regner der holden Suanhita; aber kaum erblickte die Jungfrau die erhabene Gestalt, das feurige Auge, als sie ausrief: "du bist nicht was du scheinst! "dein Auge verräth den Königssohn." Saxo Grammaticus erzählt der Beyspiele mehrere, zum Theil lächerliche, wo Geschlechtsadel blos aus der Gestalt erkannt wurde, selbst dann wenn er in Lumpen gehüllt erschien.

Es ist mit uns gerade wie mit edlen Arabes. Hunden oder Pferden. Die Stammtafeln arabischer Pferde reichen oft bis in das dreyzehnte Jahrhundert hinauf. Nur in Gegenwart obrigkeitlicher Personen werden die edelsten Stuten belegt, und die Mutter wirft in Gegenwart von Zeugen. Solche adeliche Pferdegeschlechter zeichnen sich nicht blos durch Schönheit, sondern auch durch Sanftmuth, Geselligkeit, Verstand und Duldsamkeit aus. Fast eben so ist es mit den Pferden in Paraguay. Es gilt überhaupt gleichviel, ob der Forscher nach Wahrheit seine Beobachtungen an Menschen oder an Thieren anstellt; die Resultate bleiben dieselben.

Freylich ist *auch* die Erziehung des jungen Edlen von der des Nichtedlen sehr verschieden, und würkt auf Geist und Körper; wer leugnet das? Aeneas Sylvius schildert die jungen teutschen Edlen folgendergestalt: sie lernen eher reiten als reden, Kälte und Hitze sind ihre Gefährten, Arbeit ihr Freund. Die Waffen tragen sie so leicht, als andere Menschen Arme und Beine tragen. Die Kretenser machten wenig Unterschied zwischen Knechten und Freyen, doch waren die ersteren aus ihren Gymnasien ausgeschlossen; und die Tugendschule, welche Xenophon den Persern andichtet, scheint blos für ihren Adel bestimmt gewesen zu seyn. Doch wäre der ein blinder Nachbeter des Helvetius, der behaupten wollte, die Erziehung könne einen Herostrat zum Socrates umschaffen. An den Körper wird das Unbegreifliche, das wir *Seele* nennen, fest gebunden. Kränkelt jener, so kränkelt dieser; und ist jener gesund und stark, so hat die Tugend freyen Spielraum in dieser.

Immer ist ein Bösewicht krank, wenn wir es gleich nicht äusserlich gewahr werden; immer liegt der Saame aller Laster in einer fehlerhaften Organisation des Körpers. Diesen gaben Vater und Mutter. Wie viel oder wie wenig Vater oder Mutter dazu herleyhen, beruht auf unbekannten Gesetzen der Natur. Sind aber beyde *edel*, so wird gewiſslich auch der Sohn *edel gebohren* seyn, und der Erziehung liegt es alsdann ob, ihn *edel auszubilden.*

Wer mag ein heimliches, unbegreifliches Gefühl der Ehrfurcht ihm versagen? Neuer Adel ist das Werk des Fürsten, alter Adel nur das Werk der Zeit. Jener gebiert öfter Talente, dieser öfter Seelengröſse.

Schlosser meynt, es sey doch sonderbar, Schlosser
daſs die heutige Welt die Vorwelt vieler Jahrhunderte fragen müsse, wen sie ehren und achten soll? daſs der Stempel den die Vorwelt aufdrückte, durch zwanzig Generationen seinen Charakter nicht allein nicht verlieren, sondern ihn immer noch tiefer eindrücken sollte; die neue Welt aber sogar das Recht solche Stempel aufzudrücken, verlohren habe. Ich verkenne hier den sonst so feinen Beobachter. In allen Dingen gilt der Stempel der Vorwelt mehr als der der heutigen. Religionen werden ehrwürdig durch Alterthum. Die Schriftsteller der Römer und Griechen behaupten den Rang über die unsrigen oft nur deshalb, weil sie zweytausend Jahre älter sind. Das Recht der Vorwelt, den Stempel der Ehre

aufzudrücken, wird nach Jahrhunderten das Rostige seyn. Worüber beklagen wir uns?

[illegible] Auch versagt kein ächter Edelmann dem *durch Verdienst* Neugeadelten seine Achtung. Warum sollten die Pyramiden von Memphis die Meisterwerke der neueren Baukunst herabwürdigen? warum das bemooste Felsstück dem florentinischen Marmor Hohn sprechen, weil er erst neuerlich gehauen worden? Wie schön ist jener Adel, sagt Plutarch, der durch Tugend entsprungen, von den Vorältern auf uns herabgeleitet wird, und ihr Andenken in uns erneuert. Plutarch war der Lieblingsschriftsteller des Homme de la nature et de la verité! Der Philosoph Chrysippus führt einen alten Denkspruch an:

Wer rühmt seines Vaters sich
als *unwürdige* Söhne?

den er folgendergestalt verdreht:

Wer rühmt seines Vaters sich
sonst als *würdige* Söhne?

Dionysodor von Trozene tadelt ihn darüber.

Mich dünkt, beydes ist wahr. Der Thor hüllt sich in das Verdienst seiner Voreltern; aber auch dem Weisen, dem, wie Pindar singt, seiner Väter hoher Geist angeerbt wurde, macht es Freude, bey den Denkmälern seiner Ahnherren zu verweilen. Stolz ist edel; aber es giebt Hochmüthige ohne Stolz und Stolze ohne Hochmuth.

Das Andenken der Tapferkeit, die um die Scheiteln unserer Ahnen immer grüne Lorbeern wand, ist eine stete Erinnerung, wir sollen nichts thun, das ihrer unwerth sey; wir sollen glauben so groſs seyn zu können als sie. Die Tugenden der Vorväter nachzuahmen, und ihre schönen Tage wieder herzubringen, muſs man sich seines Herkommens um der Pflichten willen erinnern, die es auflegt; man muſs sich seiner Ahnen erinnern, weil sie Beyspiele für uns sind; man muſs jene Thaten in Bildern aufführen; sie durch jeden Reiz der Beredsamkeit und Dichtkunst erhöhen; nie glauben, ihr Ruhm sey ein Erbtheil das wir ruhig Zimmermann geniefsen können; nie dem albernen Wahn Raum geben, alles müsse vor einem grofsen Nahmen weichen. Alsdann leben die Väter unter ihren Enkeln wieder auf, dann winken uns die Schatten der Erschlagenen auf das Schlachtfeld hin, dann beseelen sich die öden Trümmer und die alten Trophäen. Durch diese angenehme Schwärmerey lodert statt der Eitelkeit kleiner Seelen, die Sehnsucht nach grofsen Thaten in allen Herzen empor, ein neuer Eifer für den Staat, und die wahre Liebe der vaterländischen Tugend. Die Kinder der Hunnen geriethen in eine Art von Raserey, wenn man ihnen die grossen Thaten ihrer Vorfahren erzählte, und ihre Väter weinten, dafs sie nicht mehr hoffen durften ihren Kindern gleich zu seyn.

Hier ein Wort über den *unächten Ahnenstolz.* Grofse Männer haben seiner gespottet, und kleine Männer, deren Gewissen nicht frey davon ist, mögen diesen Spott hier wieder lesen. Freylich soll der Pflaumenbaum, der doch nur huzlichte gelbe

Pfläumgen trägt, sich nicht brüsten, weil er aus einem Apricosenkern entsprungen ist, der einst aus Epirus gebracht wurde.

Shakespeare. Das ist eine wassersüchtige Ehre, die blos vom Stolz der Geburt aufschwillt. Das Wort *Ehre* wird auf jedem Grabe gemiſshandelt, ist ein lügendes Siegeszeichen jeder Gruft, und eben so oft stumm, wo Vergessenheit das Gras würklich ehrenwerther Gebeine ist.

Seneca. Die sich mit Bildern und Stammtafeln brüsten, sind freylich *bekannte* Menschen, aber drum nicht immer *edle* Menschen.

Zimmermann. Würklich ist der Adel etwas groſses, wenn er sich auf eigene Verdienste, oder auch auf ausnehmende Verdienste der Voreltern gründet. Aber läppisch ist der darauf sich beziehende Stolz, wenn man entweder schlechterdings auf seine Titel und Wappen, oder so sehr auf die Verdienste seiner Voreltern stolz ist, daſs man es für überflüssig hält selbst Verdienste zu erwerben. Eine adeliche Geburt wirkt in gnädigen Herren von kleinem Verstand nichts als Hochmuth. Für Edelleute, welche die Ehre haben von Helden abzustammen, und das Unglück ihnen in allem unähnlich zu seyn, schickt sich eine edle Selbstschätzung eben so wenig, als der Stolz auf das vornehme in seinen Adern wallende Blut für einen Junker, der kein ganzes Paar Hosen hat.

> Je ne puis souffrir qu'un fat dont la mollesse
> N'a rien pour s'appuyer qu'une vaine noblesse,
> Se pare insolemment du merite d'autrui,
> Et me vante un honneur, qui ne vient pas de lui.

So singt Boileau. Und wie manchen Dichter, Redner und Weltweisen könnte ich noch plündern, wenn mir daran läge, meine Belesenheit anstaunen zu lassen. Doch einen Teutschen mufs ich noch anführen, und zwar einen teutschen *Edlen*.

> Mir hat noch nie die grenzenlose Ehrsucht
> Den kleinen Stolz auf Ahnen eingeprägt.

So dichtet der Freyherr von Gemmingen. Und welcher brave Edelmann dächte nicht wie er! wenn er es gleich nicht so schön zu sagen weiſs. Die ganze Welt ist nur Eine groſse Familie. Der Bauer ist verwandt mit den Hapsburgern, und der Bettler mit den Welfen. Ein vor Ratten und Mäusen bewahrter Stammbaum ist kein Verdienst; spricht ein teutscher Graf, und ich liebe ihn drum. Ein schaamhaftes Lächeln glänzt auf der Wange des wahrhaft Edlen, wenn er die sonderbare Etymologie des Wortes *Ahnen* in einer Glosse des Sachsenspiegels liest: "Das Wort *Ahnen*," heiſst es dort, "ist aus dem Latein gezogen, von dem "Wörtlein anus, welches heiſset, der Hin- "dere an dem Menschen."

Schlözers Staats-Anz.

Die Könige von Sparta hielten Köche und Trompeter, welche ihre Ämter auf ihre Kinder vererbten, diese mogten das Kochen und Trompeten verstehen oder nicht. So lächerlich ist *Ahnenadel* ohne *Ahnentugend*. Nur mit dem Unterschiede: daſs unwürdig ererbter Adel tausend Unglückliche machen kann; da es hingegen eben nicht viel zu sagen hatte, wenn auch dem König von Sparta beym Trompeten einmal die Ohren weh thaten, oder seine schwarze Suppe angebrannt war. Auch täuscht der Ruhm der Vorfahren nur allzuoft. Das rohe Alterthum hatte einen andern Maaſsstab der Gröſse; oft gebrach es auch den Geschichtschreibern an eigenem Seelenadel, um fremde Thaten nach Verdienst würdigen zu können. Der Held *Alexander* ist heutzutage nur ein gekrönter Räuber. Mancher würde vor seinen Ahnen laufen, wenn er plözlich in ihrer Mitte stünde. Werft einen Blick auf die rohen Menschen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, wie sie nur von Turnieren und Fehden träumen; wie sie *in Gottes Nahmen* ausziehn, arme Handelsleute auf der Straſse niederzuwerfen und zu berauben; wie sie in dieser Stunde morden, und in der andern sich besaufen; wie sie an einem elenden Volksliede sich ergötzen, und über die faden Schwänke eines Hofnarren lachen; wie sie ihre Rache an den Meistbietenden *verhandeln*, und dieser dann auf seinem Bergschloſs lauert, den unbefangenen Reisenden niederwirft, oder eine Ritterzehrung von ihm heischt; wie der Befehdungen kein Ende ist, und sogar Küchenjungen ihren gnädigen Herren die Fehde ankündigen. Freylich wuchs auch Weitzen unter jenem Unkraut, und Heldenthaten keimten zwischen Raub und Mord. Der Segen beschüzter Wittwen und Waysen drang öfter zum Himmel empor, als das Hülfsgeschrey geplünderter Wehrloser.

Höre mich, edler Jüngling meines Volkes! Ehre deine Vorfahren durch Thaten! Vergiſs deines Ranges wenn die Menschheit spricht! Gedenke deiner Ahnen wenn die Ehre ruft! Sey nicht stolz auf die Geister der Helden! sey *ihr* Stolz wenn sie auf dich herabblicken! Herrsche sanft über den, den nur *Gehorchen* beglückt! sey der Bruder dessen, den Gleichheit glücklicher macht! Liebe den Redlichen im Kittel! Ehre den Weisen in der Hütte! Sey selbst redlich und weise, damit sie dich wieder lieben und ehren. Dein Herz sey reich wie deine Geburt! dein Herz sey edel wie dein Geschlecht! Dann tritt kühn vor deinen Stammbaum und sprich: "Hier lebten grofse und "gute Menschen! ich bin auch Einer."

VIERTES KAPITEL.

Von alten Geſchlechtern.

Ungern raube ich manchem Thoren eine glückliche Täuſchung. Ich gedenke dabey einer vortrefflichen, eben ſo *edlen* als *adelichen* Frau, die mir einſt fein und wahr ſchrieb: "eine Täuſchung die mich beglückt, ist mir lieber, als eine Wahrheit "die mich elend macht."

Es giebt Geſchlechter, welche die alten Porzier, Fabier, Centulier, zu ihren Ahnherren machen, oder ihre Stammtafeln bis zu den Zeiten Karls des Groſsen hinauf führen, das heiſst, ſie ergötzen ſich an Fabeln. Fast jedes teutſche Fürſtenhaus denkt man zu ehren, indem man ihm die Karolinger oder Wittekinde zu Ahnherren auflügt. Den Kaiſer Rudolph beſchenkte man mit einer Stammtafel aus der *Aniciſchen* und *Perleoniſchen* Familie; *Anhalt* ſollte aus dem *Ursinischen* Geschlechte abstammen; *Hohenlohe* aus dem *Flaminischen; Hohenzollern* aus dem *Columnesischen.* Welche Thorheiten! Unser Erdball wälzt im moralischen wie im physischen Verstande sich ewig im Kreise, und es ist kein Bube so gering, daſs er nicht sicher hoffen dürfe, nach einigen tausend Jahren der Stammvater eines Fürsten zu seyn. In den mehrsten Stammbäumen ist der Erste des Verzeichnisses immer ein groſser Staatsmann oder Officier vom ersten Range. Der ehrliche Handwerker der ihn *zeugte*, und die ganze Reihe seiner frugalen Vorfahren, die Wurzeln dieses edlen Stammes, sind abgehauen, und ihr dürft euch ja nicht einbilden, daſs der edle Stifter dieser Familie auch einen Vater gehabt.

Wäre die Welt auch nur noch ein Jüngling von sechs tausend Jahren, so hätte sie doch wenigstens schon zweyhundert Generationen aufzuweisen. Von diesen *Zweyhunderten* kennt auch das älteste Haus in

Europa — ich gebe *viel* zu — nicht mehr als *Fünf und zwanzig.* Aber die übrigen hundert und fünf und siebenzig haben doch auch existirt? wer waren sie? Edle oder Unedle? — Die Ahnen, welche hinter der v. Schlief-fen. Scheidewand des eilften und zwölften Jahrhunderts verborgen sind, erblickt nur die Eitelkeit durch ihre Brille. Und wer steht dafür, daſs auch die übrigen, deren Nahmen uns bekannt wurden, *mehr* als den bloſsen Nahmen zu Fortpflanzung ihres Geschlechts hergeliehen haben? Als im Jahr 1719 zu Dresden ein Turnier gehalten werden und ein Jeder seine Ahnen beschwören sollte, erklärte der bekannte drollige General von Kiau: er könne das nur in Ansehung seiner Schum-mel. Mutter thun.

Nein die Zeiten sind nicht mehr, wo auf einem Familiengemählde die Jungfrau Maria zu dem vor ihr knienden Ritter spricht: "Stehen sie auf, Herr Vetter, und bedecken "sie sich." Die Zeiten sind nicht mehr, wo man den Brief mit Ehrfurcht anstaunte, durch welchen Pontius Pilatus einem Kämmerer *Dalberg* zu Worms, die Kreuzigung Christi notifizirt. Es gehört nicht zum Wesen des Adels, dafs er wisse, wo die ersten Windeln getrocknet wurden. Immer *alte* Redlichkeit, immer *neue* Thaten, immer *junge* Tugend, erheben das jüngste Geschlecht zum ältesten in Europa.

Schön glänzt der Stempel, welchen die Geburt
Am grofsen Ahnen auf den Enkel drückt;
Doch schöner glänzt er in dem Würdigen.

Euripides Hekuba.

FÜNFTES KAPITEL.

Der ächte Adel.

Fromm, weise, klug und mild,
Gehöret in das Adelsschild.

So singt der alte Reim, und Cicero nennt den Adel eine *anerkannte Tugend*, weil der erste Adel aus der Vermählung der Hochachtung mit der Tugend entsprang.

Wer waren die *ersten Edlen?* Nenne sie Muse in sanften und starken Tönen! es waren die Wohlthäter der Menschheit! Die Nahmen Hercules, Amphion und Orpheus leben noch, und selbst die Fabeln, die man ihnen nacherzählt, sind Beweise ihrer grossen Thaten. Theseus, Draco und Solon bildeten die Athenienser, Lycurg und Minos die Kretenser, Philolaus die Thebaner, Apollo die Arcadier, Zoroaster die Bactrianer, Plato die Magnesier, Romulus und Numa die Römer, Peter und Catharina die

Russen. Mogen immerhin Hunnen und tatarische Horden die Welt verheeren, Alexandrinische Bibliotheken verbrannt werden, und Erdbeben Länder verschütten; ihr Nahme wird nie vertilgt, und ihre Denkmäler werden nie zerstört.

O wie schön ist es, der Zeitgenossen Glück schaffen! o wie schön und groſs, auch der Nachwelt Glück bereiten! Sie ist nicht undankbar, sie vergilt mit Lieb' und Ruhm die kleinste Wohlthat deren Einfluſs fühlbar blieb. In dem Dorfe Tschikmann, im Werchoturischen Gebirge, leben die Nachkommen eines gewissen Babinow, der im Jahr 1705 eine neue bequeme Landstraſse baute, und dadurch das allgemeine Wohl beförderte. Ihn beschenkte Zaar Michael Federowitsch mit einem Gnadenbriefe; ihn ehren noch heute seine Enkel, und seine Enkel sind in ihm geehrt. So leicht ist es, die Nachwelt zu bestechen, wenn die Münze eine Wohlthat ist; wenn man, statt Kirchen und Klöster, Landstraſsen baut.

Darum wird auch der Weise und Tapfere für edel geachtet, wenn er gleich kein Edelmann ist. Adel der Gesinnungen verleyht freylich keinen Stammbaum. Auf jedem Pfade der Tugend kann man *edel* seyn, doch Glück, Verdienst, Zufall und Gunst müssen sich der Tugend zugesellen, um adelich zu werden.

Schon vor drey tausend Jahren hat Homer in seiner Iliade den wahren Adel bezeichnet. Warum, mein Freund — so spricht dort Sarpedon zum Glaucus: warum verehrt man uns in Lycien als Götter: warum sind wir Herren der fruchtbarsten Ländereyen? warum überhäuft man uns mit Ehrenbezeugungen bey öffentlichen Feyerlichkeiten? — Wir sollen den Gefahren trotzen; wir sollen die Ersten seyn auf dem Schlachtfelde; damit unsere Krieger von uns sagen mögen: Solche Fürsten sind es werth, die Lycier zu beherrschen.

Iliade.

Damals war Tapferkeit noch die einzige geltende Münze, wofür man Ruhm und Ehre eintauschen konnte; denn in der Jugend eines Staates blühen die Waffen, im männlichen Alter die Wissenschaften, im Greisenalter Künste und Handel. So ward mit dem Wachsthum der Kultur, jede bürgerliche gemeinnützige Tugend nach ihrem wahren Werth gewürdigt. *Tugend ist der einzige Adel!* rief Horaz; *) *nur Tugend adelt!* sprach Apulejus; **) *fremde Thaten sind nicht unser Eigenthum!* sang Ovid; ***) *nur der Edle ist adelich gebohren!* schrieb Euripides; ****) *Tugend adelt herrlicher als das Blut der Könige der Franken!* dichtete Marcellus. *****)

---

*) Nobilitas sola est atque unica virtus. Lib. 7. Satyr. 8.

**) Quos non opes, non generis excellentia, sed ingenii, mores, virtusque nobilitaverunt.

***) Nam genus et proavos, et quae non fecimus ipsi Vix ea nostra puto.
Metam. lib. 13.

****) Nobilis est, non qui majoribus longo jam tempore [illegible] [illegible] [illegible].

*****) Virtute decet non sanguine niti,
Sive tibi Galliarum rex et regina parentes
Et maneat virtus [illegible] nulla tuis,
Non plus laudanda es quam tibi rustica mater
Si sit et ignavus rusticus et ipse pater.
Marcellus Palling.

Ja! Tugend bedarf keines Ranges. Edles Bewustseyn ist ihr Schild, eine schöne That ihr Helm. Wer fragt nach Ahnen wo Franklin erscheint? wer fragt nach Titeln wo Rousseau auftritt? wer fragt nach einem Pergament wo alle Herzen reden? Leibnitz, Wolff und Haller wurden zu Freyherren erheben, doch spricht man immer noch: Leibnitz, Wolff und Haller, und erwähnt ihrer Freyherrlichkeit nur selten. Es giebt Menschen, *welchen Titel* Ehre leyhen; es giebt andere, *welche Titeln* Ehre leyhen. Ludwig XIV adelte Moliere, Moliere lachte darüber. Sein Adel ist vergessen, seine Lustſpiele leben noch. Lucas Cranach, Rubens, van Dyk, wer kennt nicht ihre Nahmen? ihr Adel hängt in den Bildersälen, wer fragt nach ihren Diplomen? Jeannin war einer der besten Minister Heinrichs des Vierten, obgleich die Spanier nicht begreifen konnten, wie man einen Menschen ohne Adel zum Gesandten an ihrem Hofe machen könne. De qui êtes-vous fils? fragte ihn der König. Sire! de mes vertus, antwortete der Biedermann. Alberoni trug als Knabe grüne Waare zu Markte, und verwirrte als Kardinal ganz Europa. Die Erretterinn Peter des Grofsen war ein liefländisches Bauermädgen, und sein Freund verkaufte einst Pasteten. Papst Adrian VI war eines niederländischen Fischers Sohn; Iphicrates der Sohn eines Schusters; Marius, der siebenmal Consul wurde, der Sohn eines Handwerkers. Salvidim, einst Hirte, ward Consul. Numerius Quintius, einst Mauleseltreiber, ward zu Clodius Zeiten Tribun des Volkes. Basilius, ein Bettler, ward griechischer Kaiser, und regierte gerecht und menschlich. Der Kanzler l'Hopital wurde mitten in den Felsen von Auvergne in einem Dörfgen gebohren, das eben so unbekannt ist, als seine Familie. Papst Hadrian IV, dem Kaiser Friedrich der Rothbart die Füfse küfste, den Steigbügel hielt, und sein Pferd am Zaum neun römische Schritt weit führte, war der Sohn eines englischen Bettelmönchs, und lange Zeit selbst Bettler. Erzbischof Willigis von Maynz, der durch seine Weisheit die Fürsten des teutschen Reichs nach Gefallen lenkte, war eines Fuhrmanns Sohn, daher auch noch das Rad im Maynzer Wappen stammt. Der schwedische Erzbischof Birger war der Sohn eines Kohlenbrenners in Nordhalland; Verdienst und Rechtschaffenheit hoben ihn empor. Ich könnte Bogen anfüllen mit den Nahmen derer, welche durch Kopf und Herz, in den Tempel des Ruhmes drangen. "Schweigt!" sprach die Königinn Christina von Schweden, als man darüber murrte, daſs sie den Salvius, der von niedriger Geburt war, zum Reichsrath von Schweden erhoben hatte: "schweigt! eben das macht ihm Ehre."

Berge-wisch.

Diese groſse Frau bestätigte dem Adel seine Rechte, und bediente sich in der Urkunde des Ausdrucks: daſs zu den höchsten Kriegsbedienungen kein *Varbyrding*, das heiſst, kein *Schlechtgebohrner* gelangen solle. Als der neue Adel und angesehene

Schwach.

Bürger sich dadurch gekränkt glaubten, erklärte sie in einer besondern Verordnung diesen Ausdruck so: Ein Varbyrding ist nur der Müssiggänger und Lasterhafte. Tugend und Vaterlandsliebe geben Ansprüche auf jede Ehrenstelle, man sey ein gebohrner Edelmann, Bürger oder Bauer.

[illegible] Was spornt mehr zu grofsen Thaten? was schon errungen ist? oder was noch zu erringen übrig blieb? Der Erste der den Adel erwarb, war er nicht ein Bürgerlicher? und der Enkel an seiner Stelle, hätte er ihn erworben? Glück und Verdienst müssen Hand in Hand gehen, das Glück öffnet die Schranken, das Verdienst giebt Muth hinein zu treten. Alle, welche in entflohenen Jahrhunderten ihre Geschlechter adelten; alle, welche in kommenden Jahrhunderten ihre Geschlechter adeln werden, sind Beweise, dafs das Schicksal nur Wenigen Glück und Verdienst zu Gefährten leyht.

Kaiser Leo pflegte zu sagen: die Thaten, nicht die Geburt, machen den Feldherrn; so wie das Gold nicht den Spieſs macht, sondern die Schärfe der Spitze, wäre sie auch nur von Eisen. Ein solches Wort ist immer Lobes werth; es ist herrlich in dem Munde eines Kaisers! Ihm gleichen die Gesinnungen Friedrichs des gekrönten Weltweisen. Alle Geschöpfe, sprach er, welche auf dem Erdball wimmeln, sind Kinder *eines* Vaters, aus *einem* Blute entsprossen. —

> Voulez-vous en effet paroitre au dessus d'eux,
> Montrez-vous plus humains, plus doux, plus vertueux.
>
> Le philosophe de Sanssouci.

Es giebt ewige Wahrheiten, wahr in jedem Jahrtausend, wahr unter jeder Zone, in jedem Rang und Alter. Die Natur sagt sie den Weisen aller Nationen in die Feder, ohne Verabredung, ohne Forschen, ohne Mühe. Eine solche ist der goldene Spruch: "nur *eine* Sonne leuchtet! und nur *eine* "*Ehre!* sie begrüſst die *Tugend* als ihre "Mutter."

SECHSTES KAPITEL.

Von des Adels Pflichten.

Montesquieu. O es ist schwer! ruft Montesquieu aus, einen groſsen Nahmen behaupten. Die Tugenden gewöhnlicher Menschen sind nicht das Ziel, nach welchem man ringen, sondern nur der Punct, von welchem man ausgehen muſs.

[illegible] Verbrechen eines Edlen sind Flecken auf Goldstoff; man wird sie dort leichter gewahr, als auf grober Wolle. Eine Warze im Gesicht verunstaltet mehr als eine Warze auf der Hand. Der Bürgerliche *darf* Verdienste haben; der Edelmann *muſs* Verdienste haben. Den Bürgerlichen überstrahlen keine Ahnen, er darf unbekannt und ungepriesen leben und sterben. Zeichnet er sich dennoch aus, so machen ihm die Edlen der Nation Platz unter sich, und seine niedrige Herkunft gilt für ein Verdienst mehr, denn sie war eine Schwierigkeit mehr. Das Vaterland erwartete nichts von ihm; desto besser, wenn er das Vaterland durch Thaten überrascht.

Der Ruhm der Vorfahren hingegen ist der Maasstab, mit welchem man den *Edlen* miſst. Erreicht er ihn, so hat er nur seine Pflicht gethan; erreicht er ihn nicht, so nennt ihn Friedrich der Groſse

d'un tronc fameux une branche pourrie.

Dergleichen faule Zweige giebt es freylich viele. Daher die ewigen Vorwürfe, welche man dem Adel über seine Unwissenheit macht. Sonderbar ist es, sagt Lord Rivers, daſs faſt alle *teutsche* Schriftsteller, besonders die *guten*, Bürgerliche sind; dahingegen über die Hälfte der besten französischen und englischen Schriftsteller zum Adel gehören.

Es läuft noch mancher rohe adeliche Knabe herum, der die Pest für eine groſse Plage hält, weil dann nicht einmal ein Edelmann seines Lebens sicher ist; der nichts versteht als einen Gaul zu reiten, oder einem Recruten den Rock auszuklopfen; der den reichen Mann in der Bibel *Herr von* titulirt, und den armen Lazarus schlechtweg Monsieur Lazarus. Aber wenn es darauf ankommt, einen Bürger von Verdienst zu behohnlächeln, o da ist er Meister! Diese Brut muſs man in einer scharfen Lauge von Satyre ersticken; diese Miſsgeburten muſs man unbarmherzig geisseln; der bürgerliche Witz muſs ihnen Nasenstüber geben, so lange bis sie begreifen, daſs der Edelmann von Gott und Rechtswegen besser seyn *muſs* als der Bürgerliche, und daſs er dann immer nur noch seine Pflicht gethan hat. Besizt der Bürgerliche *Muth*, so sey der Edelmann *tapfer*; besizt der Bürgerliche *Kenntnisse*, so sey der Edelmann *gelehrt*. Immer stehe er eine Stufe höher durch *Verdienst*, so gönnt man ihm auch die, auf welche die *Geburt* ihn stellte.

Drum leset und lernet! damit ihr nicht, wie jener alte Officier, den Jacobus major für einen Obristwachtmeister haltet; damit ihr die gothische Baukunst nicht in Gotha sucht; damit ihr cremor tartari und crimmische Tatarn nicht für Eins haltet; damit ihr den Buchhändler nicht anfahrt, der euch, da ihr doch *General* seyd, nur eine *Special*-Charte bringt; damit ihr euch nicht wundert, daſs man vor Troja kein Pulver und keine Kanonen brauchte; damit ihr nicht auffahrt, wenn ihr auf der Wache steht, weil das Aequinoctium passirt sey, ohne sich im Thore anzugeben; — und was der Lächerlichkeiten mehr sind, welche man dem Adel nacherzählt. Hieher gehört das merkwürdige Billet Friedrichs des Groſsen an einen teutschen Grafen, der seines Sohnes *gräfliche* Ansprüche dem König keck und albern vortrug. Die Anecdote ist zu bekannt, als daſs ich mir erlauben sollte, sie zu wiederholen.

In Spanien soll es einmal einen Kanzler gegeben haben, welcher verordnete, daſs kein Justizcollegium sich unterstehen solle, einen Edelmann der Unwissenheit halber abzuweisen. Spanien ist das Land des Aberglaubens; es hat der Heiligenbilder nicht genug, drum macht es seine Edlen noch zu Götzen. Doch es geschicht nichts neues unter der Sonne, und zu allen Zeiten haben Unwürdige sich keck und unverschämt dem bescheidenen Verdienst vorgedrängt. Schon Salomo klagt: "Es ist ein Unglück "das ich sah unter der Sonnen, nehmlich "Unverstand, der unter den Gewaltigen ge"mein ist, dafs ein Narr sizt in grofser Wür"de, und die so reich an Verstand sind un"ten an sitzen. Ich sahe Knechte auf Ros"sen, und Fürsten zu Fufs gehen, als ob "sie Knechte wären."

Vormals hielt der beste Edelmann es für eine Ehre, wenn er sich *Doctor* und *Ritter* schreiben konnte, heutzutage hält er dieses Prädicat dem Adel für verkleinerlich. Es gieng damit, wie mit allen Ehrenzeichen, welche man *verschwendet*, sie werden *verachtet*. Als Pfalzgrafen anfiengen Ballendoctoren zu schaffen, und diese Rabulisten wurden; da wollte kein fürstlicher Rath mehr Doctor heiſsen. Das kleine *v.* verdrängte das groſse *D.*

[illegible]

In den ältesten und mittleren Zeiten würde die Erlernung der Singkunst, oder irgend eines Instruments, den Edelmann beschimpft haben. Auch die Damen gaben sich nicht damit ab, und entsagten folglich einem ihrer lieblichsten Reize. Eine süsse Stimme, eine schöne Hand auf dem Klavier — wie manches Herz ist schon dadurch gefesselt worden! Doch hatte auch der unwissende Adel im 15ten Jahrhunderte reines Gefühl für die Dichtkunst behalten. Schön und naiv ist der Nachruhm eines Herrn von Westerburg in der Limburgischen Chronick: "Was er sang, das sangen die "Leute alle gern."

[illegible]

Belohnungen litterärischer Verdienste waren freylich vormals nicht so lockend, als die der kriegerischen. Kein Herold rief sie aus, kein staunendes Volk beklatschte sie an den Schranken, und der Dank der Damen war selbst für die gelehrtesten Männer so selten, daſs man den Kuſs, welchen die Königin Margareta von Schottland dem Chartier gab, für ein halbes Wunder hielt. Die Zeiten haben sich geändert, wenn gleich Mars die Musen scheel ansieht. Noch ein drückender Vorwurf, welchen man dem Adel macht, ist der: er schäme sich seiner bürgerlichen Freunde; er reiche ihnen in vertrauten Zirkeln frey von allem Ahnenstolz die Hand; in glänzenden Kreisen aber ziehe er sich zurück. Das ist nicht fein! wäre es auch nur Mangel an Muth, gegen den Strom der Vorurtheile zu schwimmen. Wer das Herz hatte einen bürgerlichen Freund zu *wählen*, der muſs auch das Herz haben ihn zu *bekennen*; oder er hat überall kein Herz. Oft aber auch macht das Bewuſstseyn des geringeren Standes den Bürgerlichen miſstrauisch; oft nimmt er *Wohlstand* für *Stolz*. Man vergiſst überhaupt nur gar zu leicht, daſs der Stolz unter die

Erbsünden gehört, mit welchen die Natur uns beschenkte, um bisweilen über uns zu lachen; daſs der Stolz an der Wiege des Bauern sich brüstet, wie an der Wiege des Fürstensohnes. Der Edelmann sieht auf den Bürger herab, der Bürger auf den Handwerker, der Handwerker auf den Knecht, der Knecht auf den Stalljungen, der Stalljunge auf den Esel welchen er reitet. Adelstolz ist thöricht, Bauernstolz dumm, Bürgerstolz hämisch. Stolz auf *ererbten Reichthum* ist noch weit lächerlicher als Stolz auf *ererbten Adel.* Ich wundere mich gar nicht, daſs der Mensch sich Täuschungen überläſst, die ihm schmeicheln; ich würde mich wundern, wenn er es nicht thäte. Er glaubt, und wird ewig glauben, was sein Interesse heischt. Folgt er zuweilen der Spur der Wahrheit, sucht er Weisheit; so bildet er sich gewiſs ein, Wahrheit und Weisheit werden sein Interesse befördern. Keine Albernheit ist so groſs, daſs sie nicht Vertheidiger fände, wenn Eigennutz und Eigenliebe [illegible] sich ins Spiel mischen. Wer wagt es den Mirmidonen zu widersprechen, wenn sie ihren Ursprung von Ameisen herleiten? wer dem König von Madure, wenn er einen Esel zu seinem Stammvater macht?

O daſs mein Ohr auch jene leider oft gerechte Klage nicht mehr vernähme: adeliche Abkunft ersticke gemeiniglich Fleiſs und Nacheiferung; der Edelmann sey dem Gipfel näher, er habe weniger Stufen zu erklimmen, drum werde er träge, und meyne es *müsste* so seyn, er bedürfe kein Verdienst; edle Geburt sey wie ein ererbter Schatz, von dessen Interessen er zehren könne. Ach! die Geburt gleicht nur dem jungen edlen Telemach, das Verdienst muſs ihr Mentor seyn. Dann steht sie unbeneidet auf der höheren Sprosse, man gewöhnt sich an ihren Anblick; daher trift Miſsgunst nur den *neuen*, nie den *alten* Adel. Aus diesem, ihr Fürsten! wählet eure Räthe, denn ihnen gehorcht das Volk gern, es betrachtet sie, wie euch, als Menschen zum Herrschen *gebohren.* Aber stoſst sie zurück unter den Pöbel, wenn sie nicht zu herrschen *lernten*, wenn sie ihre Geburt nur als ein Rennpferd betrachten, das sie schneller zum Ziele bringt, als den Fuſsgänger.

Tu es grand, tu es puissant, ce n'est pas assez, fais que je t'estime.

La Bruyere.

SIEBENTES KAPITEL.

Wie erringt und beweist man den Adel.

Der erste Edelmann eines Stammes war nicht immer ein ehrlicher Mann. Er hatte vielleicht mehr Genie, aber weniger Unschuld und Reinigkeit der Sitten, als seine Nachkommen. Es giebt kleine krumme Fuſssteige auf der Bahn der Ehre, die man oft betritt, wenn es eben unbemerkt geschehen kann. Nicht alle können von sich prahlen wie Cicero: "ich habe meinen Adel "errungen! ich habe meinen Nachkommen "durch Tugend vorgeleuchtet!" Cicero war gewaltig eitel.

In den ältesten Zeiten verlieh nur Tapferkeit den Adel. Nicht wer seinem Bruder beystand, sondern wer seinen Bruder tapfer todtschlug, der war ein Edelmann. Die Völker entwuchsen der Kindheit, Weisheit und Erfahrung galten ihren Preiſs, das

Recht des Stärkeren wich den Gesetzen; diese zu handhaben wählte man Männer aus edlen Geschlechtern, und lieſs sie, statt des Schwerdtes, lange Röcke tragen, gleich den römischen Rathsherren. So verirrte sich nach und nach der Adel aus dem Schlachtfelde in die Gerichtssäle. Vormals adelte man nur einen Zweig der Tugend, jezt adelte man die Tugend selbst, in welcher Gestalt sie auch erschien. So ward auch jener Wahn nach und nach vertilgt: nur des Kriegers Herz sey empfänglich für Ehre, weil er in jedem Augenblicke sein Leben wage. Man fand, daſs Matrosen und Bergleute dasselbe thun. Euler studiert sich blind, und das ist schlimmer als Tod.

Wer im langen unangefochtenen Besitz v. Loen.
des Adels sich befindet; wer unter seinen Vorfahren Prälaten und Bischöfe, Helden und Staatsmänner zählt; wessen Nahmen und Wappen in Kirchen, Chronicken, Archiven, diplomatischen Sammlungen, alten Kauf- und Schenkungsbriefen, auf Denk-

und Grabmälern aufbewahrt worden; wessen Vorfahren sich mit alten Geschlechtern verschwägerten, oder Herrschaften und Lehnsgüter besaſsen; der darf sich keck rühmen, er sey ein alter Edelmann.

Adelsbriefe sind nur Beweis der Gnade des Monarchen und geben keine Ahnen. Zwar ist die Kaiserliche Kanzeley so höflich, oft auch die Voreltern im Grabe für Edelleute zu erklären; allein die Rechte des alten stifts- und turniermäſsigen Adels kann weder Kaiser noch König, keine Kanzeley und keine Erfindung in der Welt verleyhen. Trotz aller Pönalverordnungen wird kein neuer Edelmann in Orden, Stiften, Burgmannschaften, Ganerbschaften, Landstuben u. s. w. aufgenommen.

Das Wörtlein *von* beweist nicht immer den Adel; denn die Leute schrieben sich ehemals von ihrem Geburtsort: Niclas von Grumbach, Hans von Flörsheim u. s. w. Ihre Kinder thaten dasselbe, und so waren sie auf einmal *Herren von.*

Man thut übel, die alten Wappen zu verändern; man wähnt, ein groſses zusammengeseztes Schild, mit sechs und acht Feldern, und einem Mittelschild, werde dem Dinge ein besseres Ansehn geben. Man irrt sich. Die ersten Wappen waren alle sehr einfach; und gewöhnlich darf man heutzutage behaupten: je mehr Felder im Wappen, je weniger Ahnen. Die Menschen wissen oft selbst nicht, was ihre zwey und drey Helme mit turniermäſsigen Aufsätzen bedeuten. Es geht ihnen wie jenem Holländer, der das Wappen des Prinzen von Oranien über seine Thür mahlen lieſs, aus keiner andern Ursache, als: *weil es schön stünde.*

Verjährung gilt überall, warum nicht auch wenn vom Adel die Rede ist? Wenn eine Familie seit hundert Jahren für edel gehalten wurde; wenn sie ihr Prädicat und Wappen schon damals führte; wenn Fürsten und ganze Collegien ihr das Ehrenwort *von* beylegten; so ist der Adel erwiesen, und man kann nicht weiter quaestionem status formiren. Jeder Spröſsling dieses Stammes ist, wie Siegfried von Lindenberg spricht, ein Edelmann so gut als der Kaiser.

Durch Adoption wird der Adel nicht mitgetheilt. Doch wenn ein Fürst ein adeliches Kind adoptirt, so wird dieses Kind ein Prinz. Denn der Edelmann kann wohl Fürst, der Fürst aber nie ein gebohrner Edelmann werden, wenn er es nicht vorher schon war. Vermählungen zwischen Fürsten, und edlen Jungfrauen aus alten ritterbürtigen Geschlechtern, sind keine Miſsheyrathen. War doch der Fürst selbst vormals nur *ein* Edelmann, der das *Amt* eines Herzogs oder Grafen verwaltete, und dessen Titel spät erst erblich wurde.

Ein biederer Fürst wird aber auch nie vergessen, daſs er der erste Edelmann im Lande ist. Gustav Adolph schlug in der Hitze dem Obristen Seaton ins Gesicht. Als dieser seinen Abschied foderte, lieſs ihn Gustav zu sich rufen: "ich habe Sie belei-

"digt, sprach er; hier sind zwey Degen, "und hier ein Paar Pistolen. Wählen Sie!" Der gerührte Seaton warf sich dem Helden zu Füssen, Gustav umarmte ihn, und erzählte öffentlich am Hofe, wie er seine Übereilung wieder gut gemacht. Ludwig XIV hatte seine Nichte, die Mademoiselle Montpensier, dem Herrn von Lauzun, einem simpeln Edelmann, zur Ehe versprochen, nahm aber sein Wort zurück, als der spanische Hof sich dagegen sezte. Lauzun sagte dem König ins Gesicht: ein ehrlicher Mann müsse Wort halten, wenn er auch ein König wäre. Ludwig ward zornig, gieng zum Fenster, und warf den Stock, den er in der Hand hatte, auf die Straſse, mit den Worten: "Zum Fenster hinaus mit dir! ich "könnte sonst so unglücklich seyn einen "Edelmann zu schlagen." Das that Ludwig, jener stolze Monarch, der dem zitternden Europa Gesetze vorschrieb, und das Project einer Universalmonarchie in seinem Kopfe herumwälzte.

Die natürlichen Kinder eines Fürsten führen den Stand der Mutter. Sie sind Grafen oder Freyherren, wenn diese Gräfin oder Freyin war. Auch das mit einer bürgerlichen Dirne erzeugte Kind der Liebe darf der Fürst für einen Edelmann erklären, und ihm ein Wappen ertheilen. Die Philosophie enthält hiebey sich aller Glossen. Es ist nun einmal so Sitte, und die Götter dieser Erde kümmern sich selten um den Beyfall der Himmelsgöttinn *Weisheit.*

Digression über die Miſsbündnisse der Fürsten.

Bemerk. Mss. Miſsbündnisse der Fürsten in ihrem eigenen Lande, werden des Übermuthes Quelle unter den neuen Schwägern. Auch mag der Mitbürger nicht gern seines gleichen über sich sehen; leichter wird ihm jedes Opfer für einen Fremden, den er nicht als Knabe kannte, mit dem er nicht heranwuchs, gewöhnt, jedes Recht, jeden Vorzug mit ihm zu theilen.

Von jeher behaupteten die Landstände das Recht, sich Miſsbündniſsen ihrer Fürsten zu widersetzen; von jeher versagten sie den Kindern solcher Ehen ihren Gehorsam, ihre Treue. Heinrich der Erlauchte, Markgraf zu Meiſsen und Landgraf zu Thüringen, warf sich nach dem Tode seiner zweyten Gemahlin in die Arme einer Fräulein von Maltitz, die seine Gattin wurde, und ihm den Kummer tragen half, welchen sein Sohn Albrecht ihm verursachte. Sie gebahr ihm einen Sohn, Friedrich. Vaterliebe begünstigte diesen Jüngling. Kaiser Rudolph erhob ihn und seine Mutter in den Stand der Semperfreyen, Markgraf Heinrich wollte ihn erben lassen wie seine Brüder; und doch muſste er sich mit dem Besitz der Stadt Dresden begnügen, dem Fürstentitel entsagen, und seinen Bruder für seinen *gnädigen Herrn* erkennen. Die Mutter schrieb sich nur *Wittwe des Markgrafen Heinrich.* Eben so gieng es nachher Albrecht dem Unartigen, dessen Gemahlin eine Fräulein von

Eisenberg war. Als Buhlerin verdrängte sie eine unglückliche Fürstentochter aus dem Hohenstaufischen Hause, welche der Tyranney ihres Gemahls durch die Flucht entgieng. Aber nie konnte der boshafte Apitz, die Frucht jener mit Fluch beladenen Ehe, seine Brüder Friedrich und Diezmann verdrängen, obgleich die ungerechte Vorliebe des Vaters ihn stüzte. — Auch Herzog Wilhelm hielt die Einwilligung seiner Landstände für nothwendig, und suchte sie, als er sich mit Katharinen von Brandenstein vermählen wollte. Churfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz that das nehmliche, als er ein ansehnliches Stück Landes dem Sohn der schönen Sängerin Klara Dettin von Augsburg verlieh, welcher der Stifter des fürstlichen und gräflichen Hauses von Löwenstein-Wertheim wurde. — Georg Aribert, aus dem Hause Anhalt, vermählte sich mit Elisabeth von Krosigk. Aber obgleich die Stände sie als seine rechtmäſsige Gemahlin anerkannten, versagten sie ihr doch den Fürstentitel, und ihr Sohn war nur Graf von Bahringen.

Die erste und einzige Miſsheyrath, welche wir in der Geschichte des östreichischen Kaiserstammes finden, ist die Vermählung zwischen Ferdinand und Philippine Welser. Sie war die schönste Dirne in Augsburg, das Schooskind der Natur, ihre Seele ein Hauch der Gottheit. Er war ein stattlicher Jüngling, rasch und heftig, treu und beharrlich. Sie liebte ihn, doch mehr noch ihre Tugend; er liebte sie, und ehrte ihre Tugend. Die Liebe führte beyde heimlich zum Altar, die Liebe knüpfte ein unauflösliches Band, nur der Tod machte einst den Versuch es zu trennen. Kaiser Ferdinand und sein stolzer Bruder verstieſsen das gute Paar. Acht Jahre nachher warf sich Philippine in verstellter Tracht zu des Kaisers Füssen, der hohe Seelenadel, welchen die Natur auf ihre schöne Gestalt geprägt hatte, besiegte den zürnenden Greiſs. Er genoſs den schönsten Augenblick seines Lebens, er verzieh.

Doch waren ihre Kinder nie Erzherzöge von Östreich, sondern nur Markgrafen von Burgau. Aber keine Politik, kein Interesse vermogte das Herz des braven Mannes von dem Herzen des edlen Weibes zu trennen, kein Opfer schien der Liebe zu grofs! Philippinens Denkmal in der Franziskanerkirche zu Inspruk, und die Schaumünze mit ihrem Engelbilde, divae Philippinae gewidmet, sind auch Denkmäler der beharrlichen Liebe ihres Gatten.

Gern wollte ich euch nun auch den grausamen Mord der armen Agnes Bernauerin erzählen; aber die süsse Empfindung, welche Philippinens Schicksal in mir weckte, stimmt nicht mit jener schauerlichen.

Fortsetzung des siebenten Kapitels: wie der Adel errungen wird.

Nun sind leider schon Jahrhunderte verflossen, seit man auch den Adel für baares Geld *kaufen* kann. Die Ehre steht gefesselt am Zählbret, auf welches der Käufer seine Ducaten wirſt, und wird weinend ausgeliefert als eine Leibeigene.

Et genus et formam regina, pecunia donat

Wer Geld hat:

Clarus erit, fortis, justus, sapiens etiam et rex
Et quidquid volet.

Die Römer machten bisweilen für Geld einen Menschen zum Gott. Ich muſs immer lachen, wenn man die Römer, und Alles was sie thaten und nicht thaten, bis in den Himmel erhebt. Es gab weise Leute unter ihnen wie unter uns. Es gab Narren unter ihnen wie unter uns.

Freylich sollte die Ehre nicht wie eine Schaumünze unter das Volk geworfen werden, daſs ein jeder Bürger gleiches Recht habe darnach zu greifen. Aber wenn nun einmal der Fürst, durch den Stempel seiner Gunst, dem Kupfer den Werth des Goldes gab; so ist es Pflicht des treuen Unterthans, mit *Asmus* auszurufen: "es kann Einer noch "*adelich* seyn, und nicht mehr *edel*. Denn "bis der Landesherr den Stempel wieder "tilgt, muſs Jedermann, aus Achtung für "den Landesherrn, den Edelmann für einen "edlen Mann ehren; er mag es seyn oder "nicht."

Das schöne Geschlecht erlangt und verliert den Adel nur durch Heyrathen. Kaiser Ferdinand gab zwar dem Geschlechte der *Waffen zur Todtenwart* das sonderbare Vorrecht, seinen Adel auch durch die Tochter fortzupflanzen, doch war dieſs eine seltene Ausnahme von der Regel. Denn das Weib ist nur eine Null, deren Werth von der Zahl abhängt, welche man ihr vorsezt. Diese Zahl ist der Mann. Aber die Null brüstet sich, wie Nullen gewöhnlich zu thun pflegen. Immer ist der Character des Weibes *Übertreibung* im Guten wie im Bösen, im Groſsen wie im Kleinen, im Reich der Ehre und im Reich der Mode; bald hingebend ihre lezte Gunst, bald tugendhaft bis auf die Fingerspitze; bald vertraulich mit ihrem Kammerdiener, und bald hohnsprechend dem bürgerlichen Gelehrten. Der

Weise zuckt die Achseln; der Cholericus erzeigt ihnen die Ehre sich über sie zu ärgern, und der Sanguineus findet sie hochadelich lächerlich. An einem gewissen fürstlichen Hofe verliessen die Hofdamen ihre Plätze in der Schloſskirche, weil eines neugeadelten sehr würdigen Geheimenraths Tochter sich daselbst einfand.

Hui! ruft Plautus: homunculi quanti estis! das heiſst auf teutsch: (denn ich spreche ja mit Damen:) *Ach ihr armen Menschlein!*

Man verzeiht dem Pfau das Ausbreiten seines Schweifes, weil er keinen andern Vorzug hat; aber ihr, von der Natur mit tausend Zauberreizen ausgerüstet; ihr, geschaffen durch Sanftmuth und Bescheidenheit Männerherzen zu fesseln; ihr entweyht jede schöne weibliche Tugend durch lächerlichen Ahnenstolz. Es war einmal ein närrischer Gärtner, der zog schöne Rosen. Eines Tages baten ihn die Rosen, er mögte ihnen doch schöne Kleider von Gold und Seide nähen lassen. Der Gärtner that es, denn wer kann den Bitten einer Rose widerstehen? Da lachten die groſsen Bäume rings umher, und alle Grasblumen lachten mit. Die Rosen staken bis über die Köpfe in Gold und Seide, und die Luft umher war nicht mehr von ihrem süssen Duft geschwängert.

Diese weibliche Einfalt ist es, welche unsern Dichter Gockingk veranlaſste zu singen:

> Sie ist an Geist und Herzen ohne Tadel,
> Verbindlich gegen Jedermann,
> Und — was man fast nicht glauben kann —
> Bey allem dem von altem teutschen Adel.

Es thut mir weh, meine Waffen gegen ein Geschlecht kehren zu müssen, dem ich die schönsten Augenblicke meines Lebens verdanke, und dem ich oft schon als Dichter das Opfer meines Herzens brachte. Aber wenn der Philosoph Hand in Hand mit dem Geschichtschreiber auftritt, so muſs der Dichter schweigen.

ACHTES KAPITEL.

Ob ein Fürst nur in seinem eigenen Lande adeln dürfe?

Die Meynungen sind getheilt; denn es haben sich Gelehrte mit dieser Frage befaſst, und Gelehrte sind nie einig. Man lese, wenn man will, Tiraqueau und Jean Raynuce, welche Recht zu haben scheinen.[*]

Als Kaiser Sigismund im Jahr 1415 während der Krankheit Karls des Sechsten nach Paris kam, ward er im Parlament durch Faction des Hauses Bourgogne empfangen. Man klagte vor ihm eine Sache, betreffend das Amt des Seneschalls von Beaucaire, welches jederzeit von Edelleuten war verwaltet worden. Einer der Mitbewerber, ein Ritter, pochte auf seinen Adel. Sein Nebenbuhler, Guillaume Signet, war nur ein Bürgerlicher. Sigismund wollte ihn begünstigen, und auf der Stelle zum Ritter schlagen. Schon lieſs er ein Schwerdt und goldene Sporen herbeybringen, als der Kanzler, der zu seinen Füssen saſs, die Bemerkung machte, es stehe nicht in seiner Macht, in Frankreich einen Edelmann zu schaffen. "Gut!" sprach Sigismund zu Guillaume Signet: "folge mir "bis zu der Brücke von Beauvoisin." Und dort schlug er ihn zum Ritter.

Überflüſsige Weitläuftigkeit! Ein Fürst kann überall adeln; denn wenn der Adel dem Verdienst ertheilt wird, so ist er eine *gerechte Gnade*, oder eine *gnädige Gerechtigkeit*. Ein Fürst *kann* und *soll* aber überall gerecht und gnädig seyn. In Teutschland adelt nur der Kaiser, oder seine Vicarien. Das Recht der Reichsfürsten wird bestritten.

NEUNTES KAPITEL.

Darf ein Edelmann Handlung treiben?

Eine Menge Gesetze erklären sich gegen diese Frage. Eine Menge Schriftsteller sind gleicher Meynung. *Knipschild* unter andern declamirt gewaltig gegen den Stand der Kaufleute. Knipschild Er muſs wohl oft von Juden oder Christen betrogen worden seyn, und nennt nun alle Kaufleute Betrüger. Schon zu der Thebaner Zeiten, spricht er, ward nur der fähig gehalten, ein öffentliches Ehrenamt zu verwalten, der zehn Jahre lang keine Kaufmannschaft getrieben. Man machte es dem Tarquinius Priscus zum Valerius Maximus Vorwurf, daſs sein Vater ein Kaufmann gewesen. Plato, Aristoteles und Apollonius hielten die Kaufmannschaft für eine Feindinn der Tugend. Lycurg untersagte sie seinen Bürgern, und Cicero schmähte sie. Der heilige Chrysostomus spricht sogar den

Kaufleuten die ewige Seligkeit ab. Er sagt: ein Kaufmann kann selten oder nie Gott gefallen, drum soll kein Christ ein Kaufmann seyn, bey Strafe der Ausschliessung aus der christlichen Kirche. Matthias Corvinus, der König der Ungarn, spottete der venetianischen Edelleute, weil sie Handlung trieben.

Doch alles was vor alten Zeiten von Weisen und Thoren, von Gesetzgebern und Gelehrten dagegen vorgebracht worden, hat heutzutage seine Kraft verlohren. Vormals nannte man jeden Krämer einen Kaufmann. Die Lydier waren die Ersten, welche den Handel ins Große trieben, öffentliche Herbergen errichteten, goldene und silberne Münzen prägten. Phönicier, Sidonier, Carthaginenser, Perser und Egypter werden mächtig durch den Handel. Sie blühten und verblühten. Andere sprossen auf und wuchsen. Neue Welten wurden entdeckt; Florenz, Venedig, Genua, Sevilla, Lissabon und Antwerpen blühten auf. Selbst der Adel rüstete Schiffe aus. Neapel, Palermo, Marseille, London und die Hanseestädte folgten diesem Beyspiel. Man lernte die Annehmlichkeiten des Lebens kennen; neue Bedürfnisse erwachten; der Überfluſs schüttete sein Füllhorn aus, immer sind Künste und Wissenschaften in seinem Gefolge. Die Ritter rauften sich nicht mehr; die Turniere wurden vergessen; mit ihnen Rüxners Turnierbuch und die meisten Gesetze, welche dem Adel die Handlung verboten. Der Kaiser adelte viele Kaufleute. Die Fugger und Schmettau wurden Grafen, die Medicis Fürsten. Die Doria und Pallawicini schämten sich nicht des Handels. Nemeiz erzählt in seinen *vernünftigen Gedanken*, die würklich meistens ziemlich vernünftig sind; er habe auf seiner Reise nach Italien einen Wechsel an den Principe Pallavicini gehabt, und auf dessen Comptoir würklich ausgezahlt erhalten. Als Lord Oxford England beherrschte, war sein Bruder Factor zu Aleppo. Der Sohn des Staatsministers Wal-

Nachricht von illustren Negocianten.

Nemeiz.

Archenholz.

pole war Banquier. Ein Sohn des Lord Bute gieng als Handelsschreiber nach Ostindien. Eine kleine Insel, die nur Bley, Zinn, Steinkohlen und grobe Wolle erzeugt, ward durch Handlung Königinn der Meere. Von Holland sagt man mit Recht: deine Kaufleute sind Fürsten! und wenn Baron Theodor, der sonderbare König von Corsica, in seinem Manifest, über die Handlung treibenden Genuesischen Edlen spottet; so spotten wir dagegen über ihn in unsern komischen Opern. Auch Cicero hält, so sehr er in seinem Buche von den Pflichten gegen die *Krämerey* declamirt, doch die *Handlung im Groſsen* aller Ehren werth. In seiner Rede gegen den Verres, nennt er den Lucius Pretius einen *vortrefflichen römischen Ritter*, (splendidissimum equitem romanum.) ob er gleich seiner eigenen Aussage zufolge in Palermo Handlung trieb. Nun waren aber damals die römischen Ritter gar angesehene Leute. Thales, Solon und Hippocrates handelten; Plato verkaufte

Oel auf seiner Reise nach Egypten, und der Vater des Demosthenes war ein Eisenhändler. Selbst Cato kaufte Sklaven, lieſs sie unterrichten, und verkaufte sie theurer wieder. Wo ist der unweise Fürst, der nicht den Handel schüzt? ihn beschäme ein Gesetz des Königs Athelstan aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, welches verordnete: daſs ein Kaufmann, der für eigene Rechnung zwey Reisen in entfernte Länder gethan, den Rang eines *Than* oder Edelmannes haben solle. Hume.

Es findet sich in der Geschichte Esthlands eine Sonderbarkeit, die ich nicht übergehen darf, weil sie mit allen damals hergebrachten Rittersitten streitet. Bey der Huldigung des Heermeisters Herrmann von Brüggeney, ward auf dem Markte zu Reval ein Turnier gehalten, wobey ein *Kaufgeselle* einen Edelmann vom Pferde rannte. Die Bürger lachten, der Adel griff zum Schwerdt. Des Bürgermeisters Vegesack Beredsamkeit stellte die Ruhe wieder her.

und der Heermeister selbst entschied zum Nachtheil des Adels. Wie kam es, dafs zu einer Zeit wo der Adel das Waffentragen als ein ausschliessendes Recht begehrte; wo den Söhnen der Geistlichen und Bauern das Wehrgehäng um ihre Hüften scharf untersagt war; wo die Kaufleute auf Reisen das Schwerdt nur an den Sattelknopf hängen durften; man in Reval sogar mit ihnen turnierte? in Reval, dessen Edle und Ritter aus den ältesten semperfreyen teutschen Geschlechtern abstammten? Mischte vielleicht die Freude des festlichen Tages alle Stände untereinander? oder zeichneten schon damals, wie heute, die Edlen Esthlands sich aus durch brüderliche Eintracht mit dem braven Bürger? —

* Loen. Und im Grunde sind wir ja Alle Kaufleute, wir handeln Alle, vom Gröfsten bis zum Kleinsten. Die Fürsten handeln mit Soldaten, verkaufen sie bisweilen nach America. Der Landadel verkauft Getraide und Vieh. Ich darf nicht sagen, womit die Geist-

lichkeit handelt. Die Gelehrten sind Papierhändler, sie lassen sich jeden Dintenfleck bezahlen. Die Dichter handeln mit Zuschriften und Schmeicheleyen. Der Soldat handelt mit Leib und Leben; Haut um Geld, Leben für Ehre. Der Rechtsgelehrte handelt mit Gesetzen, der Arzt verkauft Gesundheit. Der Politiker handelt mit Lügen, und der Verliebte mit Schwüren. Die ganze Welt ist ein groſser Jahrmarkt, wo Jeder seine Waare anpreiſst. Der Stand schändet nie den Menschen, wohl aber oft der Mensch seinen Stand.

> Ehr' und Schande sind an keinen Stand Pope.
> Gebunden. Thue Recht, so hast du Ehre.

Die gesunde Vernunft hat also nichts dagegen einzuwenden, daſs der Edelmann auch ein Kaufmann seyn könne; denn ein groſser Kaufmann sezt eben so viele groſse und mannichfaltige Eigenschaften voraus, als der Fürst, der Feldherr, der Gelehrte. Doch eingewurzelte Vorurtheile kämpfen noch immer mit stärkern Waffen gegen die Aussprüche der gesunden Vernunft; und da diese verträglicher ist, als jene sind, so läſst sie dem alten Schlendrian seinen Lauf und schweigt. Es giebt freylich noch manchen Winkel in Teutschland, wo der Ahnenstolz hohnlächelnd auf Fleiſs und Arbeitsamkeit herabblinzelt. Wer mag es dann dem reichen Handelsmann verargen, wenn er mit seinen Schätzen in ferne Länder zieht, wo man nicht fragt:

> Quis homo hic est? quo patre natus?
>
> Horat. Satyr.

ZEHNTES KAPITEL.

Wie der Adel verlohren geht.

v. Loen.

Schon aus den oben angeführten Turniergesetzen kann man sehen, welche Verbrechen den Verlust des Adels nach sich ziehen. Freylich war jene gute alte Zeit oft strenger als die unsrige. Mit der *Ketzerey*, z. B., hat es heutzutage nicht viel mehr zu sagen. Doch hört der Renegat auf ein Edelmann zu seyn, und dem Gotteslästerer gebietet das sächsische Recht die Zunge aus dem Halse zu reissen. Dem *Majestätsverbrecher* werden Helm und Schild zerbrochen, seine Güter confiscirt, sein Nahme für ehrlos erklärt, sein Gedächtniſs verflucht, sein Haus geschleift, und an dessen Stelle Schandsäulen errichtet. Auch die unschuldigen Kinder büſsen des Vaters Verbrechen, sie sind ehrlos, und sogar der Gebrauch der Sacramente ist ihnen untersagt. So verordnet die goldene Bulle: "Aus besonderer Kaiserlicher Sanftmuth schenken wir den (unschuldigen) Söhnen das Leben; aber sie sollen von aller Erbschaft ausgeschlossen, immer bedürftig und arm seyn; Schande der Väter soll sie begleiten; keine Würde, keine Sacramente mögen sie jemals erlangen, und wer auch nur für sie bittet, soll ohne Gnade ehrlos und infam seyn." Haben das Menschen geschrieben? war das Kaiserliche *Sanftmuth?* Ist es nicht genug, und vielleicht billig, dafs die Kinder, auf welchen ohne eigenes Verdienst der Eltern *Ehre* ruht, auch der Eltern *Schande* tragen?

Wer in die *Acht* und *Vogelfrey* erklärt wird, der ist des Adels verlustig. Doch mufs es rechtmäfsig, nicht aus Rachsucht, nicht aus politischen Gründen geschehen seyn, wie vormals in der Grumpachischen Sache zu Gotha, und bey der Hinrichtung des Herrn von Patkul.

Der *Mörder* verliert den Adel. Man mögte glauben, die Turnierartikel hätten etwas überflüssiges verordnet, als sie sprachen: Keiner soll seine Bettgenossinn tödten. Aber es gab doch einmal einen Freyherrn von Sichelsheim, der seine Gattinn umbrachte, und — kaum ist es glaublich! — dazu den Augenblick wählte, in welchem sie ein Kind zur Welt gebahr. Er wurde deshalb von den Turniervögten aller Ehren und Würden entsetzt. Die Würde der Menschheit hatte er schon längst verlohren.

Peckenstein theatr. Saxonic.

Der *Räuber* verliert den Adel. Aber *falsch spielen* ist eine *freye Kunst*, und verliert man deshalb den Adel in unsern Zeiten nicht.

Kein Edelmann soll sich als *Spion* gebrauchen lassen, er sey denn durch irgend einen Titel dazu privilegirt worden.

Miſsheyrathen schwächen den Adel. Schon unter den alten germanischen und nordischen Völkern war es Grundsatz: edle Jünglinge sollen bey Vermählungen mehr auf den gleich edlen Stamm der Braut, als auf die Schönheit sehen, mit welcher die

Saxo Grammaticus.

Natur sie ausgestattet. Selbst tapfere Männer niedriger Abkunft durften nicht nach den Herzen erlauchter Jungfrauen streben. Der glückliche *Räuber*, und folglich der *Held* Ebbo, muſste noch an seinem Vermählungstage um die gothische Königstochter kämpfen, weil sein Blut unwürdig war sich mit dem ihrigen zu mischen; und der fabelhafte Starcather strafte einen fremden Goldschmidt, der eine königliche Jungfrau verführt hatte.

Krämerey und *gemeine Gewerbe* vertilgen den Adel. Ausdrücklich sind dem Edelmann folgende Handthierungen und Nahrungszweige untersagt: Storcher, Quacksalber, Zahnbrecher, Marktschreyer, Klopffechter, Comödiant, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Apotheker, Barbirer, Bader, Koch, Mezger, Becker, Müller, Schlösser, Glaser, Zollner, Schreiber, Schneider, Schuster, Zimmermann, Maurer, Dachdecker, Weiſsbinder, Wirth, Bierschenk, Gärtner, Fischer, Spielmann, Pfeifer u. s. w.

Durch *Verjährung* kann man wohl den Adel erlangen, aber nicht einbüſsen. Ist gleich ein Geschlecht verarmt und in Niedrigkeit versunken, so konnten doch die Eltern der Kinder Rechte nicht vergeben. Wer beweisen kann, daſs sein Urgroſsvater ein Edelmann gewesen, der ist es noch, und ist weiter keine Rehabilitation des Fürsten nöthig.

Durch folgende Dinge verliert man in unsern aufgeklärten Zeiten den Adel nicht: wenn man Schulden macht, und nicht bezahlt; wenn man unschuldige Mädgen verführt und sitzen läſst; wenn man uneheliche Kinder in die Welt sezt, und sich nicht weiter um sie bekümmert; wenn man den Freund im Zweykampf ermordet; wenn man faullenzt und dumm ist.

EILFTES KAPITEL.

Von der Titelsucht.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, diese drollige Materie hier einzuschalten, da sie dem Adel leider! ziemlich nahe verwandt ist.

Unsere Voreltern hieſsen schlechtweg *Ehrenfest*, *Ehrsam*, *Achtbar*, *Groſsachtbar*, *Gestreng*, *Edel*, *Mannhaft*, *Fromm*. Wer *Fest* und *Fürnehm* genannt wurde, der war ein angesehener Mann. Ein holprigter, aber sehr vernünftiger alter Reim singt:

> Da man uns *Edle* hieſs, Gestreng und *Ehrenfest*,
> War Gut und Blut und Muth bey uns am Allerbest.
> Nun aber, da es heiſst *hochwohlgebohrne Gnaden*,
> Weiſs man nicht in der Welt der Narrheit mehr zu rathen.

Die Worte *Gnädig* und *Euer Gnaden* sind lächerlich: denn nur ein unmittelbarer Reichsstand, welcher die hohe und niedere Gerichtsbarkeit hat, kann *Gnade* austheilen. Doch wollte ich Keinem rathen, einer adelichen Dame die Gnade zu versagen, sie versagt ihm gewiſs dagegen die ihrige.

Es war eine gute alte Zeit, da man die Könige *edel*, und die Fürsten *ehrbar* nannte. Ein Herzog von Braunschweig schrieb im Jahr 1370: "Hier hefft over gewesen te "ehrbare Vorste Bischop Altert von Halberstadt."

Werner und Otto, Edle in Egelen, redeten den Herzog von Braunschweig also an: "Werner und Otto, die Edelen von Hamersloo und to Egelen, beden dem achtbaren "Vörsten, useme Herzogen Otten von Brunswick use berde und willige Denste."

Der Papst schrieb an alle groſse Herren nur: nobili principi, dem edlen Fürsten. Königssöhne hieſs man *Junker* oder *Edelherren*; ihre Gemahlinnen Frauen, und ihre Töchter Jungfrauen, oder Fräulein.

In Frankreich nannte man vor Zeiten die Könige *Excellenz.* Die *Majestät* gebührte nur dem Kaiser. Die Könige von England hieſsen *Ew. Gnaden.* Noch im spanischen Successionskriege gab man in Wien der Königinn von England, Anna, nur den Titel *Königliche Würde*, dignitas regia. Heutzutage heiſst jeder Fähnrich im Dienste eines Fürsten über eine Spanne Landes, *Ew. Gnaden.* Unsere Grafen nennt man *Hochgräfliche Excellenz*, und seit kurzem gar *Erlaucht.* Unsere Monarchen sind *unüberwindlichst* und *allergnädigst*; bald werden wir sie *allmächtig* nennen. Mancher *Beschützer des Glaubens* vertrieb den nehmlichen Glauben aus dem Lande, mancher *Mehrer des Reichs* verminderte es. Dem Könige von Jerusalem gehörte nicht ein Dachziegel daselbst.

Des Menschen Demuth ist eben so übertrieben als des Menschen Stolz. "Ich habe "die allerhöchste Gnade gehabt, allerunter-"thänigst aufzuwarten." "Die allerhöchsten

"Herrschaften haben allergnädigst geruht "der Oper beyzuwohnen." Wehe euch! wenn ihr einst Rechenschaft geben sollt, von jedem unnützen Worte, das ihr auf Erden spracht. — Vor ungefähr achtzig Jahren schrieb man am Schluſs der Briefe: *zugethaner Diener*; darauf wurden wir *gehorsamste Diener*, und nun haben wir schon die *Ehre es zu seyn.* Der Duc d'Epernon schrieb kurz vor seinem Tode an Richelieu, und schloſs mit Votre très - humble et très obéissant serviteur. Als der Brief schon fort war, besann er sich, daſs der Kardinal nur très affectionné an ihn geschrieben. Geschwind schickte er eine Staffette nach, änderte den Brief und starb ruhig. — Ein ehrlicher Priester schrieb an Pius den Vierten: "An Pius, den Knecht der Knechte Gottes," und ward dafür ins Gefängniſs geworfen.

Die sonderbarsten Titel schuf man im Mittelalter. Da gab es *Oberflaschenbewahrer, Oberspieſser* u. s. w. Im Fürstenthum

Zelle waren die Herren von Spörke *Erbpötker.* Als die Dichtkunst sank, da kam die Narrheit empor und ward ein Nahrungszweig, daher gab es sogar *Titulär-Hofnarren.* Schwab

Es gab eine Zeit, wo der Königstitel sehr gemein war. Man kannte einen König der Gerichtsschreiber (Basoche); einen König der *Lüderlichen*, der die Aufſicht über das Hofgesinde führte; einen König der Barbierer u. s. w. Die Zigeunerobristen sind Könige und Herzöge.

Allgem. Weltgeschichte

Titel und Worte haben die Menschen öfter entzweyt, und mehr Blut gekostet, als Länder und Kronen. Iwan Wasilewitsch und Sigismund August führten langwierige Kriege um den Czaartitel.

Doch die Titelsucht ist nicht blos eine europäische Narrheit, sie ist ein geiles Unkraut unter jedem Himmelsstriche; und wenn die Römerinn Paula sich vom heiligen Hieronymus bereden läſst, den unsinnigen Titel *Gottes Schwiegermutter* anzuneh-

Zimmermann.

men; so nennt sich dagegen der Sultan von Archenholz.
Menany Cabo Herr der Luft und der Wolken, Herr der nach Gefallen morden und
umbringen kann, ohne daſs er dadurch ein
Verbrechen begeht; der seine Abgaben in
lauterem Golde Scheffelweise einnimmt; dessen Beteldose von Golde mit Diamanten besezt ist. Der König von Bali heiſst *Gott*
und seine Prinzen sind *Engel.* Alle Könige
von Asien sind Geschwisterkind mit Sonne,
Mond und Sternen. Ein mongolischer Chan Müller russ. Gesch.
führt den Nahmen *Altin Zaar*, der goldene
König.

Die vier vornehmsten mexicanischen Robertson.
Staatsräthe hatten gewaltige Titel. Der Erste hieſs: *Fürst der Todvollen Lanze*; der
Zweyte *Männerzerspalter*; der Dritte *Blutvergieſser*; der Vierte *Herr des finstern
Hauses.* Die Groſsen an des Moguls Hofe
heiſsen *Reyhenzerschmetterer*, *Strahlenschiesser*, *Donnerschleuderer.* Das Haupt
der Erees auf den Sandvich-Inseln, heiſst
Eree More, das ist: ein Mann in dessen Cook.

Gegenwart sich alle übrige schlafen legen
Tott. müssen. Der Kochkessel steht bey den Janitscharen in eben so groſser Achtung, als bey uns die Fahne. Daher heiſst der Hauptmann *Suppengeber*, und der Major *Küchenobrister*.

Der König von Marocco ertheilt zuweilen den Titel *Kaid Raso*, das heiſst: *Gou-*
Hoest. *verneur über seinen eigenen Kopf.* Diese Würde soll dort wenig bedeuten. Das nimmt mich Wunder; denn es giebt wenige Menschen in der Welt, die Gouverneure über ihre eigenen Köpfe sind.

Tachard. Der König von Siam ist der König der Könige, der die Wasser wachsen und fliessen läſst, der Gott ähnliche Monarch, die Mittagssonne, der Vollmond, der Nordstern, die immer sich fortwalzende Kugel, womit man die Abgründe des Meeres messen kann; der Gewaltige, dessen Flügel die ganze Welt überschatten; der göttliche Beherrscher des weiſsen, rothen und rundgeschwänzten Elephanten; König einer zahllosen Menge Pferde mit goldenen Hufeisen und kostbaren Geschirren; Herr aller Kaiser, Könige und Fürsten in der Welt, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang; König so mächtig als Gott! u. s. w.

Lichte die Anker, Sebastian Brand! dein Narrenschiff ist voll geladen.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Der Landedelmann.

Hinweg von jenen Auswüchsen des menschlichen Geistes, zu den freundlichen Scenen der reinen unverdorbenen Natur. "Selig "der 5000 Livres Einkünfte hat, und mich "nicht kennt!" sprach Heinrich der Vierte.

Als Gyges, der mächtige Lydische Monarch, das Orakel befrug, wer der glücklichste der Menschen sey? erhielt er zur Antwort: *Aglaus.* Wer ist dieser Aglaus? — man frug lange hin und her. Aglaus war ein Landmann, der ein paar Hafen baute, und in seinem Gärtgen im Genuſs der schönen Natur schwelgte.

O fortunatos nimium sua si bona norint
Agricolas, quibus ipsa, procul discordibus armis,
Fundit humo facilem victum justissima tellus.

Virgil. 2 Georg.

Schöne Bestimmung des Menschen! erster Stand in der Welt! ohne welchen Kronen nur Theaterprunk seyn würden. Feldherren und Minister kann der Fürst eher entbehren, als dich, fleiſsiger Landmann! Dichter und Künstler sind des Staates *Zierde*, aber du bist seine *Stütze*. Schranzen und Hofgesindel verachten dich, wie die Tulpe die Kartoffel verachtet. Sie lachen deiner, wie ein Tanzmeister über einen Gelehrten lacht. Sie bedauren dich, wie der stehende Kammerherr in der fürstlichen Loge den sitzenden Bürger im Parterre bedauert. Sie bemitleiden dich, wie der Junker mit Zuckerbrod in der Hand, den Bauerknaben bemitleidet, der die Backen voll Butterbrod stopft. Hätten sie nicht, statt des Gehirns, Puder im Kopfe; könnten sie auch Lorgnetten für die Augen des Geistes kaufen; sie würden warlich nicht hohnlächeln, wenn das Kleid des Landedelmanns nicht nach dem neusten Schnitt und sein französischer Accent nicht parisisch ist.

Zucke die Achseln, nützlicher Landmann! lache der schimmernden Thoren, und hülle dich in das Gewand genügsamer Ruhe. *Ein* dankbarer Blick in dem Auge eines Bauers, den deine Vatersorge beglückte, ist mehr werth, als der goldene Schlüssel an der Hüfte des Höflings.

Du allein bist das Schooskind der gütigen Natur. Einen Theil ihrer Kinder stöſst sie hinaus in die Welt, nur ihre Lieblinge behält sie zu Hause; für sie schmückt sie sich im Frühlingsgewande, für sie reifen die vollen Ähren, für sie werden des Herbstes Früchte aufgetischt. Schalmeyenklang und Bachgemurmel tönen lieblicher als die Pauke beym Gastmahl und die Trommel in der Schlacht. Der Frühling stickt Feyerkleider; ein Baum mit Blühten überschneyt, ist freundlicher zu schauen als ein gepuderter Kopf. Wer vermiſst Mara und Todi, wo tausend Nachtigallenkehlen floten? wer vermiſst Ball und Opernglanz, wo die Morgensonne in ihrer Herrlichkeit mit jedem neuen Tage ein neues prächtiges Schauspiel erleuchtet?

Der Morgen graut, die Vögel erwachen, Perlen glänzen im Grase. Der erste Sonnenstrahl hat dem Landmann den Schlaf vom Auge gestohlen. Er öffnet seine Hausthür, ihn umschwirren die Schwalben, ihn umzwitschern die Sperlinge, die Tauben gurren, und die Hühner gackern. Das Morgenroth schminkt sein Gesicht, die frische Morgenluft stärkt seine Brust. Er schaut um sich, siehe da zieht die Heerde hinab auf die Weide, die Kühe blöken der frischen Nahrung entgegen, und die Lämmer umgaukeln ihre Mütter. Dort aus der Ferne tönt ein Morgenlied, mit frohem Herzen gesungen, indem der Bauer die mütterliche Erde furcht. Sorgsam und wachsam umschreitet der Landmann seine Felder, mit Blicken messend, ob auch die Furche tief genug gezogen, ob hier der Dünger nicht gespart, und dort der Saame nicht verschleudert wurde. Sanfte Freude, wenn das Roggengras um einen Zoll breit wuchs; wenn Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit wechselten; wenn kein Sturm das Korn in der Blühte traf. Sanfte Freude, wenn die Ähren immer gelber, und seine Hoffnungen immer rosiger werden.

Zwischen der lieben Gattinn und gesunden Kindern, erwarten ihn am Mittage das Brodt, das er selbst buk, der Trank, den er selbst braute, die Milch seiner Kühe und die Wurzeln aus seinem Garten. Zwey Gäste sitzen täglich mit an seinem Tische: *Gesundheit* und *froher Sinn.* Zwey Freunde gesellen sich zu ihm, *Hoffnung* und *Schlaf.* Zwey Schwestern verlassen ihn nie, *Zufriedenheit* und *Ruhe.* Einen Feind kennt er nicht, den *Mangel.* Einen Feind achtet er nicht, den *Neid.* Zwey Schmarutzern verschlieſst er seine Thür, der *Pracht* und *Schwelgerey.* Ein Henker foltert ihn nie, die *Ehrsucht.*

Nie steigt er wie ein Meteor am Horizonte herauf; aber er wandelt wie der Stern der Liebe, seinen Gang einen Tag wie den andern. Er thut heute, und wird morgen thun, was er gestern that; und so bleibt er frey von der fürchterlichsten Seelenkrankheit, der *Langenweile*, denn Einförmigkeit der Lebensart ist das würksamste Mittel dagegen. Auch füllen tausend kleine Freuden seine leeren Stunden: ein junger Obstbaum, der zum Erstenmale Früchte trägt; ein Fullen, das keck und munter im Hofe herumspringt; ein Bienenschwarm, der glücklich eingefangen worden; eine Melone, die in seinem Treibhause reifte; ein groſser Fisch, der unvermuthet an die Angel gebissen; jede Kleinigkeit, die nach Wunsch gerieth, Alles, Alles macht ihm frohe Augenblicke. Dann sizt er, und sieht mit Wohlgefallen, wie die fleiſsige Hausmutter in ihrer Wirthschaft kramt; wie sie Flachs austheilt an die Spinnerinnen, wie Rad und Weife sich munter drehn, wie Kohl und Erbsen für den Winter bereitet, und die Früchte zu Muſs eingekocht werden. Dann kommen Tage, an welchen die ländliche Freude auf jedem Gesichte glänzt; dann kommt das

Erndtefest, der Dudelsack tanzt voran, ihm folgt die ganze Gemeinde. Die Alten lagern sich mit kurzen Pfeifen im Munde, um die volle Biertonne, und schwatzen mit Minen voll Weisheit von Dingen, die sie nicht verstehen. Die Jungen drehen sich im Kreise, die Herrschaft mischt sich unter sie, der Erbherr tanzt mit der Milchmagd und der Bauer mit dem Fräulein. Juchhey! die Menschen sind froh! die schönste Decoration auf der Bühne der Natur sind frohe Menschengesichter.

Wie? Undankbarer! du könntest die Freuden der Jagd vergessen? die so oft deinem Körper frische Kraft gaben, und deiner Seele wohlthätige Zerstreuung gewährten. Da steht der muntere Jäger an einem schönen Frühlingsabende im jungen kaum grünenden Busche; die Sonne sank hinab, sanfte Dämmerung verbreitet sich umher, der Käfer summt, die Weindrossel singt, die Beccassine meckert; er steht und lauscht und lauert, da hört er die Waldschnepfe gurren, sie zieht der Liebe nach, weil im Frühling die Natur eine Buhlerinn ist; sie achtet nicht den lauersamen Jäger, findet oft den Tod auf dem Pfade der Wollust, entschlüpft öfter, beym Aufblitzen des Pulvers sich werfend, der schuldlosen Mordlust des Ungeübten. — Doch schon färbt sich die Saat, die gefiederten Bewohner des Waldes haben gebrütet, der Landmann wirft die Flinte über die Schulter, ihm folgt seine treue Diane, in kleinen Kreisen spürt sie vor ihm her, die Nase hoch in der Luft. Jezt wittert sie plözlich das Wild im tiefen Grase, jezt steht sie mauerfest, der Wedel bewegt sich schnell, der Kopf, das feurige Auge zielen gierig auf den Zufluchtsort, den nur die Witterung verrieth; jezt naht sie auf den Zuruf des Jägers langsam mit lauernder Vorsicht. Der Hahn ist gespannt, die Kette fliegt auf, das Gewehr wird an die Backe geworfen, ein Schuſs — dort liegt die Beute. Diane faſst sie leise und bringt sie dem rüstigen Waidmann. — Doch schon weht der Herbstwind über die Stoppeln, und nur die Mittagssonne theilt die Morgennebel; da werden die heulenden Hunde losgekoppelt, zerstreuen sich im Walde, hierhin und dorthin und überall hin. Jezt findet Einer die Spur des Hasen, er ruft laut seine Brüder, sie eilen herzu, sie folgen der Spur, alle ihre Stimmen durchschallen den Busch wie Glockengetöne; sie jagen den Hasen im Kreise, und indem er zurückkehren will in das verlassene Lager, ereilt ihn das tödtliche Bley. Oder er wagt, auf die Schnelligkeit seiner Läufe trotzend, sich heraus auf das Blachfeld; der flüchtige Windhund entflieht wie ein Pfeil dem Strikke, und raubt den kreischenden Feind. *All todt!* ertönt es im Felde, *All todt!* ertönt es im Walde; der Piqueur wirft das Wild über den Gaul, der rinnende Schweiſs färbt des Gaules Hüften, das Jagdhorn ertönt, die Jäger ziehen forder. Und wenn sie am Abend um den wohlbesezten Tisch sich lagern, ha! wie ist durch Bewegung und frische Luft jede Speise gewürzt, jeder Trunk schmackhaft geworden. Sie taumeln süſs ermüdet in die offenen Arme des Schlaſs.

Nein, es ist doch nirgends besser als auf dem Lande, wo keine groſse Leidenschaft mich foltert; wo kein Interesse sich an dem andern reibt, und schuldlose Freuden vergällt; wo kein Nachbar mir in die Schüssel kuckt, kein Feinzüngler meine Speisen beschniffelt, kein Kleinmeister meinen schlichten Rock bespöttelt; wo nur die Zeitungen mir sagen was in der Welt vorgeht, und Krieg und Empörung nur das Geschwätz meiner müssigen Abendstunden sind; wo Gesundheit und Ruhe am liebsten wohnen; wo keine Klatscherey mir die Stunden verbittert, und der Neid es nicht der Mühe werth achtet mich aufzusuchen.

Du lieber häſslicher Ort! von Wald und Morästen umgeben, wo ich in den Armen eines guten Weibes, an der Seite vortrefflicher Menschen, die schönsten Tage meines Lebens zubrachte! dich hat die Natur nicht in der besten Laune geschaffen, dich schmückt keine romantische Aussicht; aber Freundschaft und Liebe wanden mir täglich neue Kränze, und die Musen waren mir hold. In einer unwillkührlichen Thräne glänzt dem Schöpfer mein Dank für Alles was ich dort empfunden und genossen. Dort war es, wo ich zum Erstenmale fühlte, was Vater *Gleim* so wahr vom Glück des Landmanns singt:

O du bist selig, o du Weiser!
In deiner ungestörten Ruh;
Viel seliger als alle Kaiser
Und alle Könige bist du!

DREYZEHNTES KAPITEL.

Der Edelmann als Hofling.

Hofkreis und *Paradechargen* würden den Schlosser Bürger nur verderben, und bewürken was in Rom die Mittheilung der Staatsämter bey den Plebejern nach sich zog. Beyde Stände würden sich wechselseitig verschlechtern. Hofzwang, Hofsprache, Hofsitten, müssen einem weniger zahlreichen Kreise eigen bleiben; denn sie sind die Auflagen, womit der Adel seinen Glanz und die Ehre seiner Paradedienste bezahlt. Der nehmliche Zwang, die nehmliche Sprache, die nehmlichen Sitten, würden jedem Bürger drückend und unerträglich seyn. Der Hofmann maskirt mit Höflichkeit den ihm angebohrnen Stolz, und man verzeiht ihm das Geschenk des Zufalls. Der Stolz des Bürgers würde nur Dünkel auf eigenes Verdienst verrathen, und keine Maske würde ihn decken. Hofzwang, Sprache und Sitten, würden, in das gemeine Leben eingeführt, die menschliche Gesellschaft ekelhaft machen. Wahrheit, Freundschaft, Vertraulichkeit, und alle schöne gesellige Tugenden, sind aus dem Hofkreis verbannt; aber dieser Kreis erstreckt sich selten über den zehnten Theil der Residenz. Bey Hofe herrschen Langeweile in der Gesellschaft, Lüge im Umgang, Schmeicheley in der Freundschaft; die Etikette zeichnet Kleid, Gesicht, Stellung, und jede Bewegung des Körpers vor; Geschmack, Gesinnungen, Grundsätze, Meynungen, Urtheile, Tugend und Religion, formen sich nach dem Muster eines Einzigen; das Leben der Alten ist Repräsentation, und die Erziehungskunst der Jungen mimischer und dramaturgischer Unterricht.

Was schadet das Alles, so lange jenes Gemählde nicht auch die Sitten der Bürger darstellt? Aber dann, wenn man auch in jedem Bürgerhause eine Kopie davon fände, wie tief würden dann die Nationen herabsinken!

Unternähme es der Adel, den Bürgerstand vom Gefühl der Ehre, vom Besitz der Tugend und Weisheit auszuschlieſsen, dann mögten Philosophen und Dichter immer über den Unterschied der Stände schreyen und klagen. Aber der Adel ist weit entfernt solche Ansprüche zu machen, und wo hin und wieder ein Einzelner es thut, da wird er selbst von Knaben verlacht.

Nicht das Vorurtheil, die Weisheit der ältesten Zeiten hat gewollt, daſs es den Herrschern nicht frey stehen solle, sich Gesellschaft und Umgang nach ihrer Willkühr zu wählen. Die Egyptier, die Meder, die Perser, die Macedonier, die griechischen Kaiser, alle neuere Nationen haben gewisse Familien ausersehen, den Privatcirkel des Fürsten zu bilden, in welchem die Geschichte, jedes Tages, der Geschichte des ganzen Jahres gleich sehen sollte.

Ich habe Schlossers Meynung, nur etwas abgekürzt, hier vorgetragen. Sie ist die meinige. *Klein* sind die Seelen stolzer Höflinge, aber *winzig klein* die Seelen ihrer
1796. Neider. Wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab.

VIERZEHNTES KAPITEL.

Der Edelmann als Domherr, Domkapitular, teutscher Ordensritter u. s. w.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — Ich gestehe gern, daſs mir der Nutzen jener Stiftungen sehr einleuchtend seyn würde, wenn ich selbst eine fette Pfründe besäſse. Loben kann ich nicht, tadeln will ich nicht, auf beyden Achseln tragen mag ich nicht. Meine Gedanken sind zollfrey, mein Scherz unschuldig, und meine Satyre ohne Stachel. Wen Unglück oder Armuth unfähig machen, des Adels Würde zu behaupten, der sollte, wie in Bretagne, seinen Adel eine Zeitlang *schla-*

fen lassen, und bürgerliche Handthierung treiben.

Ganz anders verhält es sich mit den adelichen *Fräulein-Stiftern.* Sie sind eine schickliche Zuflucht armer Mädgen, welchen die Natur nicht Reize genug verlieh, einem Jüngling ihres Standes Liebe einzuflöſsen, und die doch nicht *unter* ihrem Stande lieben *dürfen.*

FUNFZEHNTES KAPITEL.

Der Adel im Staate.

Wohl dem Lande, wo ein Theil der Bürger nur der Ehre huldigt, Schande mehr flieht als den Tod, und sich vorzüglich gebohren glaubt, am Glücke seines Vaterlandes zu arbeiten. Muſs man nothwendig einen Sporn zuviel haben, so ist doch immer noch der Sporn der Ehre der beste.

Der Adel ist das erste Glied der groſsen Kette, deren Ring die Hand des Monarchen hält. Eine Monarchie ohne Adel wäre ein Mensch ohne Hände. Kopf und Füſse können nicht zusammenkommen, aber die Hände reichen an beyde. Wo kein Adel ist, da ist kein Monarch; die Türkey hat einen Despoten.

Dict. de l'homme d'état.

Der Adel mildert den Glanz der Königswürde durch den seinigen; er gewöhnt das Volk an Sternenlicht, auf daſs ihm das Sonnenlicht minder die Augen blende. Der Adel steht um den Thron und verherrlicht den Thron. Ist er allzu zahlreich, so versinkt er in Armuth, und es entsteht ein Miſsverhältniſs zwischen Ehre und Wohlstand. Auch leidet des Fürsten Ansehn, und die Gerechtigkeit ist in Gefahr. Drum ist es gut für beyde, daſs die Macht des Adels nicht ihre Grenzen übersteige. Ein Zaum dem Pöbel, eine Brustwehr dem Monarchen, ein Fürsprecher dem Volke, das ist des Adels edle Bestimmung. Nehmt ihm seine Vorrechte, und ihr habt einen Volksstaat, oder ihr huldigt einem Despoten.

Montesquieu.

Die Ehre ist die Triebfeder der Monarchien, aber ich sehe nicht durch Montesquieus Brille in der Ehre nur das Vorurtheil jedes Standes, und jeder einzelnen Person. Die Ehre kann nicht den Platz der Tugend einnehmen, denn sie ist selbst die Tugend.

Die Ehre ist das Gesetz des Adels, sie gebietet ihm Treue und Gehorsam gegen seinen Fürsten. Kriegsdienst ziemt dem Adel vor Allem, weil groſse rasche Thaten im Felde gebohren werden, und oft das Glück, oft auch das Unglück ihn in den Tempel des Ruhmes führen. Man weiſs, wie ungern Friedrich der Zweyte, nachdem der siebenjährige Krieg den Adel verschlungen hatte, die Officiersstellen mit Bürgerlichen besezte. Der englische Adel begrub sich mit Karl dem Ersten unter den Trümmern seines Thrones. Als Philipp der Zweyte das Wort *Freyheit* in die Ohren der Franzosen tönen lieſs, war es der Adel, der seine Krone schüzte; der Adel, der es für ehrenvoll hielt einem König zu gehorchen, aber für schändlich die Volksmacht zu theilen. Welche Opfer in unsern Tagen der französische Adel dem Monarchen bringt, steht mit seinem edlen Blute geschrieben am Altar der Göttinn *Ehre*. — Als vormals das Haus Östreich den ungarischen Adel zu unterdrücken strebte, ahndete es nicht, was dieser Adel ihm einst seyn würde. Es suchte

Gold wo keines war: es fand Männer! Man theilte seine Staaten, seine Macht sank in Trümmern; siehe da verzieh der edle Ungar seinem Beleidiger, stand auf und focht für ihn, und starb für ihn! —

Es ist Pflicht der Gesetze in einer Monarchie, den Adel zu schützen, ihn erblich zu machen. Er darf seine Vorrechte nicht theilen mit dem Volke. Eine solche Theilung würde dem Adel seine Stärke *nehmen*, und dem Volke keine Stärke *geben*. Er soll auch nicht seyn die Scheidewand zwischen Fürstenmacht und Volksschwäche, sondern das Band zwischen beyden. Fürst und Volk hassen zuweilen den Adel, jener den *Stand* und dieses die *Personen*, welche den Stand ausmachen. Der Fürst mag den Stand nicht dulden, der sein Ansehen einschränkt, und das Volk vergißt, [illegible] Machiavell und Montesquieu [illegible] laut und scharfsinnig vorgepredigt haben: daß der Adel die Grenze bewache, zwischen Monarchie und Despotie

Schlosser meynt, die Geburt müsse nur Ansprüche geben, da, wo vom Glanz der Höfe die Rede ist, und da sey die Erhaltung des Adels allerdings wichtig; nicht aber bey Staats- und Kriegsdiensten. Er belegt dieſs mit Stellen aus dem Scipione Ammirato, den er dem Machiavell an die Seite sezt, und dessen ganze Declamation gegen den Adel in einem dicken und derben witzigen Einfall besteht. Er sagt nehmlich: der Adel werde an den Höfen unterhalten, so wie man Zwerge und Hofnarren, Löwen und Tyger füttere. Ein alter Edelmann sey ein seltenes Thier, und deshalb müsse ihn ein prachtliebender Fürst an seinem Hofe dulden. So dachte wohl Kaiser August nicht, als er den Hortalus ermunterte sich zu verheyrathen, damit sein edler Stamm nicht aussterben mögte. Nein, er dachte gewiſs nicht: der Stamm des Hortalus ist ein Stamm von seltenen Thieren, den man füttern muſs; aber er sah in ihm den edlen Enkel des Redners Hortensius. Selbst Tiberius und

Nero unterstüzten den armen Adel, und gaben nicht zu, daſs ein edler Nahme durch Armuth erlösche. Beweise dessen sind die Nahmen Valerius Messala, Aurelius Cotta, und Haterius Antoninus.

Scipione Ammirato, der Nebenbuhler Machiavells, bemerkt ferner: je geringer und niedriger ein Volk sey, desto ruhiger und sorgloser könne der Fürst es beherrschen; und beweist diesen sonderbaren Satz mit einem noch sonderbarerem Beyspiele, nehmlich mit der Politik der türkischen Kaiser, die in den Ländern, welche sie eroberten, immer den Adel vertilgten. Nun weiſs Jedermann, wenn er auch nur die Hamburgischen Zeitungen liest, wie *ruhig* und *sorglos* der türkische Kaiser herrscht, wie heute der Hunger und morgen eine Feuersbrunst ihn auf seinem Throne zittern lehrt; wie heute der Pöbel das Serail stürmt, und morgen die Janitscharen ihn erdrosseln.

Bald darauf hängt unser Scipio den Mantel auf die andere Achsel, nennt die Fürsten

Götter, und den Adel Engel und Erzengel; vergleicht die Bürger mit Kirschen und Obstbäumen, und den Adel mit Cedern und Palmen, und zieht daraus endlich den Schluſs: ein Fürst müsse den alten Adel unterstützen, weil mit dem Untergang desselben, auch ein Theil seines eigenen Glanzes verlohren gehe. — Seines *Glanzes* nur? nein, auch seiner *Stärke!* setze ich hinzu. Der Fürst ist der Vater der Familie, die Edlen sind seine Kinder, die er immer um sich deren Interesse das Seinige ist, deren Augen für ihn wachen, wenn er von Sorgen müde zuweilen entschlummert. Der Despot ist ein Hagestolz, der nur Knechte, aber keine Kinder hat.

Daſs das Königreich Polen trotz seines zahlreichen Adels ohnmächtig war, beweist hier nichts für das Gegentheil. Die Ursachen jener Ohnmacht lagen in Dingen, deren Erörterung hieher nicht gehört, und mich zu tief in das Labyrinth der politischen Verhältnisse von Europa verwickeln würde.

In Aristocratien ist ein ewiges Haschen und Jagen, Drängen und Treiben. Es wird dem Adel leicht das Volk zu unterdrücken, aber schwer sein eigenes Gleichgewicht zu zerstören. List, Gewalt und Ränke heben Familien über Familien empor. Die Eine herrscht, die Andere sucht zu herrschen. Nur zwey Wünsche beleben die Brust des aristocratischen Edlen: den Mächtigern zu stürzen, oder mit ihm zu steigen. Gern thut er das leztere; lieber noch tritt er ihm auf den Nacken, um einst wieder getreten zu werden. Der Staat bleibt seinem Familieninteresse untergeordnet. Er sinnt am Tage, er brütet bey Nacht über dem Emporkommen seines Geschlechts; er verhandelt seine Tochter aus Politik und kettet durch sie groſse Häuser an das Seinige; er bestimmt seinen Söhnen Aemter in der Wiege, und seine Vettern sind in alle Departements vertheilt; er haſst nie allein, die ganze Familie muſs mit hassen, und die kleinen Kinder müssen den Haſs aus der Brust der Amme saugen; er betrügt das Volk um seine Liebe durch höfliche Freundlichkeit auf der Straſse; um seine Ehrfurcht durch Frömmigkeit in der Kirche; und um seine Achtung durch Geldaustheilen unter die Armen an gewissen Tagen des Jahres; er berauscht zuweilen die Sinne des Volks durch Gastmahle und Schauspiele. Sein ganzes Leben ist das Kämpfen eines Schiffes gegen Wind und Wellen, und das Schiff gelangt nie in den Hafen, wenn es keinen Medicis zum Steuermann hat.

Das Volk ist zuweilen glücklich, weil die Groſsen nicht Zeit haben, an das Volk zu denken: das arme Schaaf entschlüpft, indessen die Wölfe um seinen Besitz kämpfen. Soll ein solcher Staat glücklich seyn, so muſs der Adel, wie zu Bern, groſse Tugenden besitzen. Aber groſse Tugenden schmücken nicht alle Jahrhunderte, und leuchten nur kurze Zeit; denn sie sind stark gespannte Federn, welche bald erschlaffen.

Armuth und Reichthum des Adels sind in Aristocratien gleich verderblich. Man zwinge den Adel seine Schulden zu bezahlen, so wird er nicht arm werden. Man schaffe weise Gesetze, auf daſs er nicht zu reich werde. Doch keine Confiscationen! keine Leges agrariae! keine Vernichtung der Schulden! Alles das wird die Quelle unendlicher Übel. Es herrsche nicht, wie zu Venedig, das Recht der Erstgeburt. Immer Theilung, um immer Gleichheit zu bewirken. Man dulde keine Fideicommissen, kein Naherrecht, kein Majorat, keine Adoption. Weg mit allen Mitteln, die nur erfunden wurden, den Adel in der Monarchie zu unterstützen, und deren Frucht in der Aristocratie Tyranney seyn würde!

Die Familien müssen aber Einigkeit unter sich wachen. Rasch und gerecht entscheide der Richter Streitigkeiten zwischen Edelmann und Edelmann, und verhüte, daſs nicht aus dem Zwist der Einzelnen Familienzwist entspringe.

Kein Gesetz begünstige die kleinliche Eitelkeit, als sey dieses Geschlecht älter und edler als jenes. Solche winzige Albernheiten überlasse man einzelnen Thoren. Wünscht mit alle dem euch Glück, wenn euer Staat so gut als böse, zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Tod und Leben vegetirt; denn die unnatürlichste Regierungsform auf Erden ist die Aristocratische; so wie hingegen die Natur den ersten Vater im Kreise seiner Familie zum Monarchen krönte.

Die Democratie bedarf keines *Adels*, sie hat nur *Bürger*. Sie lohnt nicht mit Wappen, sondern mit Bürgerkronen. Sie verstöſst den *Ehrgeiz* und sucht nur *Vaterlandsliebe*. *Jener* schickt sich in die Zeit und leyht von *dieser* eine Larve. In Republiken und in despotischen Staaten sind die Menschen einander Alle gleich. In Republiken, weil Alle *Alles* sind; in despotischen Staaten, weil Alle *nichts* sind.

SECHSZEHNTES KAPITEL.

Träume einiger Weltweisen. Miſsgeburten einiger Witzlinge. Beſchluſs.

Plato *Plato* in seiner Republik bediente sich einer Fiction, den Adel dem Volke ehrwürdig zu machen. Die Natur, sprach er, schuf die Menschen aus Gold, Silber, Erz und Eisen. Nur die *goldenen* Menschen sind gebohren zu herrschen. Da aber ein *goldener* Mensch auch wohl der Vater eines *eisernen* Menschen werden kann; so sollen die Kinder gleich nach ihrer Geburt alle untereinander geworfen, und erst bey Entwickelung ihres Characters die besseren von den schlechteren geschieden werden.

Mich dünkt, er habe durch diese Lüge nichts gewonnen. Wenn Menschen einen *guten* Menschen *erzeugen*, so wissen sie sich oft eben so wenig Rechenschaft davon zu geben, als wenn sie einen guten Menschen *zeugen.* Wahlreiche sind von jeher um nichts besser regiert worden, als Reiche wo das Erbrecht galt.

Wieland.

Wieland leyht in seinem goldenen Spiegel dem Adel von Scheschian das Recht; wenn ein edles Geschlecht erlosch, aus der zweyten oder dritten Volksklasse den Würdigsten zu wählen, um die Lücke auszufüllen. Der König konnte nicht adeln, wohl aber einen erloschenen Stamm aus dem hohen Adel, durch einen noch blühenden aus dem niedern ersetzen. Schwer war der Übergang aus einer Volksklasse in die andere; am schwersten aus der lezten. Vermischung aller Klassen durch Heyrathen ward nicht geduldet.

Ob es gut sey, dem Könige das Recht zu nehmen, den Stand der Ehre zu schaffen? ob der *wählende* Adel mehr oder minder der Gefahr unterworfen sey, in den Verdiensten des *Gewählten* sich zu irren? Diese Fragen beleuchtet er nicht. Mich dünkt, seine Dichtung zur Würklichkeit erhoben, werde nichts bessern, vielleicht manches verschlimmern.

Hobbes. *Hobbes* taxirt in seinem Leviathan den Werth des Menschen wie ein Pferd, das man auf dem Markte kauft. Er meynt, man müsse die Macht und Betriebsamkeit eines Jeden zu Geld anschlagen. So viel alsdann ein Jeder zuzahlen mögte, um die Macht des Andern zu besitzen, so viel ist der andere mehr werth. Das nenne ich drollige Dinge mit der ernsthaftesten Mine vorbringen. Freylich beruht der Werth des Menschen nur auf der Meynung Anderer; aber eben diese wird geleitet durch ewige Grundgesetze der Natur. Eine *solche Handlung* kann unter *solchen Umständen* nur ein *solches Urtheil* bewirken. Die moralische Welt gehorcht den Gesetzen der Nothwendigkeit wie die physische; wir glauben was wir glauben *müssen*: aber Hobbes Krämerey ward uns — Dank sey es dem Himmel! — nicht als Glaubensartikel vorgeschrieben. Denn hätte der Werth des Menschen, seine Liebe und Freundschaft, seine Ehre und Tugend, sich zu Gelde anschlagen; so wäre die Welt nicht eine taube Nuſs werth.

v. Dalberg *Dalberg* wünscht den moralischen Werth durch Zahlen auszudrücken, so wie er eine geometrische Progression für die Leidenschaften annimmt, und endlich die Zeit für den Maasstab moralischen Werthes hält. Ich erlaube mir nicht, dem scharfsinnigen Denker weiter zu folgen; aber ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, den Nahmen eines Weisen anzuführen, der aus einem der edelsten teutschen Geschlechter entsprossen ist.

Wieland *Wieland* spricht im teutschen Merkur über den Adel als *schöner Geist*, *Philosoph* und *Weltmann*. Als schöner Geist belächelt er die Albernheit, daſs die bürgerlichen Erdensöhne *ungebohren* seyn sollen; bezweifelt die strenge Keuschheit aller unserer Mütter, Groſsmütter und Eltermütter; erinnert, daſs ein Edelmann in nichts besser gebohren sey, als Meister Knieriemen; daſs er seiner Mutter nicht aus dem Ohre krieche wie Gargantua, auch weder Confect noch Creme à la fleur d'Orange in seine Windeln mache wie Prinz Biribinker u. s. w. Als Philosoph greift er das sogenannte Vorurtheil der Geburt mit Waffen an, welche ihm Geschichte und Weltweisheit liehen; zwar findet man da nicht viel neu gesagtes, aber viel schön gesagtes, und in der Kunst zu überzeugen, ist, wie man weiſs, der erste Dichter unsers Vaterlandes Meister, als Weltmann endlich, und als Menschenkenner räumt er ein, es gebe kein einziges Vorurtheil, das sich nicht auf einen Schein von Erfahrung und Wahrheit stütze, und mit mehr oder weniger feinen Faden in die innigsten Gefühle der Menschheit verwebt sey. "Manche derselben, fährt er fort, sind "der Moralität beförderlich, und daher, in "so fern sie sich am Ende in schöne Em"pfindungen und Gesinnungen auflösen las"sen, berechtigt, von der Vernunft selbst in "ihren Schutz genommen zu werden." Er gesteht, dafs ein edler Stolz auf berühmte Ahnen, und ein höheres Interesse für den würdigen Erben eines grofsen Nahmens, Gefühle sind, welche tief in der menschlichen Natur wurzelten, und bleiben werden, so lange Menschen Menschen sind. "Desto schlimmer," sezt er hinzu, "desto schlimmer für die Nation, aus deren Herzen eine übermüthige und dieses Nahmens unwürdige Philosophie so schöne Gefühle, so wohlthätige Vorurtheile (wenn man sie ja durch diesen Nahmen degradiren will) mit der Wurzel ausreuten könnte."

Die Mutter des politischen Fanatismus, die französische Freyheit, hat auch einem heftig declamirenden, und folglich nichts sagenden Werke gegen den Adel das Daseyn gegeben. Herr Dulaure schrieb eine Histoire de la noblesse, worinn er Hallers berühmte Zeile:

Dulaure

"Kein Übel auf der Welt das nicht ein Pfaffe
that!

Lügen straft, denn ihm zufolge ist kein Übel auf der Welt, das nicht ein Edelmann that. Mit ein wenig Witz und ein wenig Declamation kann man ja wohl beweisen, daſs die drey Könige aus dem Morgenlande an Miſswachs und Hagelwetter Schuld sind. Die Räubereyen des Adels im Mittelalter liefern dem erhizten Democraten manches Gift für seine Feder; er begeifert die edelsten Geschlechter, besudelt die berühmtesten Nahmen, und stöſst er hin und wieder auf einen biedern Edelmann, dessen Thaten er nicht wegzuleugnen vermag, so schleudert er ihn aus dem Wege: *fort mit dir! du Ausnahme von der Regel!* Besonders läſst er den Beweis sich angelegen seyn, daſs die adelichen *Höflinge* die Könige zu allem Unfug verleitet, und Urheber jedes Unheils gewesen. Als ob es nicht überall dergleichen Höflinge gäbe, man wähle sie aus dem Adel oder aus dem Pöbel. Die Hofluft ist ansteckend, und vor ansteckenden Krankheiten ist der Edelmann eben so wenig sicher, als der Sklave, den irgend ein Sultan zum Vezier erhob.

Es ist überhaupt lächerlich, und beweist, daſs die Herren keine gute Sache vertheidigen, wenn sie gleich bitter werden, übertreiben, mit grellen Farben mahlen, Beschuldigungen bey den Haaren herbeyziehen, schimpfen, ekelhafte Gleichnisse ausspeyen u. s. w. So ist zum Beyspiel der Verfasser der *grönländischen Prozesse* ein ungeschliffener elender Witzling. Er vergleicht den alten Adel mit altem Käse, die Ahnen mit Maden. Er meynt, die Nachkommen strahlten das Bild der Vorfahren wieder, wie die Mistpfütze das Bild der Sonne. Der Verfasser des *zwey und vierzig jährigen Affen* sprudelt noch ekelhafter. Ein anderer Klopffechter im deutschen Museum erlaubt sich folgenden Ausfall: "der Schornsteinfeger, "der Holzhacker, der Nachtwächter, der "Bettler sogar braucht Genie; aber was in "aller Welt braucht der Edelmann, wenn "er einmal aus einer Mutter von gutem

"Geschlechte gekrochen ist? "Ist es wohl "der Mühe werth, dergleichen ungesittetes "Gewäsche zu widerlegen?

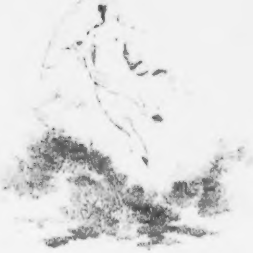
Doch schon genug! vielleicht schon zu viel! ich lege die Feder nieder, und nehme Abschied von diesem Werke mit der frohen Überzeugung; ich habe mein Talent nicht der Schmeicheley geliehen; ich habe über Mifsbräuche und Unarten gesprochen wie ein *Bürger*, über Ehre und ächten Ahnenstolz wie ein *Edelmann;* ich habe die Tugend in jedem Stande in ihre adelichen Rechte eingesezt, das Laster überall aus dem Kreise der Edlen verwiesen. Mag ich immerhin nur manches Alte neu gekleidet, manches Wichtige unkundig übergangen, in manchen Sätzen mich geirrt haben; mein Herz irrt sich nicht, wenn es mir das Zeugnifs ertheilt: dein Wunsch war *Besserung*, dein Zweck *Belehrung;* du schriebst im Solde der Ehre und Tugend; du hieltest dem übermüthigen Adel einen Spiegel vor; und dem Volke, das berauscht durch den glühenden Becher der *Afterfreyheit*, nur Glück und Heil in schimärischer Gleichheit aller Stände zu finden wähnte, versuchtest du die Binde von den Augen zu reissen. Der Schriftsteller, der seine beste Kraft und Zeit verwendet, eine gemeinnützige Wahrheit auszubreiten, hat das Pathengeschenk der Natur edel benuzt. Der Mann, der muthig und voll guten Willens herbeyeilt, wenn er sieht, daſs Trunkene und Rasende ein altes ehrwürdiges Gebäude umzustürzen drohen, hat Dank verdient, wenn er auch nur den Fall eines einzigen Steines verhütete.

Noch ein Wort für Gelehrte.

Seit acht Jahren sammle und arbeite ich an einem Werke *über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker aller Jahrhunderte.* Alles was ich lese, lese ich mit Beziehung auf diese Idee. Der Gedanke, ein solches Werk zu schreiben, ist ein Verdienst; aber die Ausführung übersteigt vielleicht meine Kräfte. Dieses Buch ist ein Bruchstück jenes gröſseren Werkes. Ich erwarte Aufmunterung für das Ganze, wenn ich sie verdiene; ich erwarte aber auch strengen, doch bescheidenen Tadel. Man nehme dabey billige Rücksicht auf meine Lage. Ich wohne an einem Orte, wo keine öffentliche Bibliothek mich unterstüzt, wo überhaupt wenige Menschen Bücher besitzen, wo ich alle meine Hülfsquellen *kaufen* muſs. Ich kann Niemand um Rath fragen, von

Niemand Belehrung hoffen, und ein weitläuftiger Briefwechsel nach Teutschland ist mit tausend Schwierigkeiten verknüpft. Unter diesen Umständen habe ich geleistet, was ich zu leisten vermogte. Die meisten der in diesem Buche benuzten Schriften besitze ich selbst; von manchen habe ich auf Treu und Glauben anderer geborgt. Ich bin kein Liebhaber von Citationen und Allegaten, sie verunstalten das Buch und hindern am Lesen; sie schrecken durch ihr gelehrtes Ansehn den Weltmann ab.

Ich habe daher nur auf dem Rande den Nahmen meines Gewährsmannes angezeigt. Oft habe ich auch das unterlassen müssen, weil ich oft blos aus dem Gedächtnisse niederschrieb. Der Gelehrte wird sich immer leicht finden; dem Ungelehrten liegt nichts an einem trockenen Nahmenregister. Mein Werk ist unvollkommen, davon kann Niemand inniger überzeugt seyn als ich selbst. Ich werde fortfahren zu lesen und zu lernen; ich werde jeden gründlichen Tadel mit Freuden benutzen; und wenn dieses kleine Buch die Ehre einer zweyten Auflage erleben sollte, so wird man finden, daſs ich Wort gehalten.



Berlin.
Gedruckt bey Johann Friedrich Unger.

INNHALT.

Einleitung. . . . Seite 7

Erstes Kapitel.

Skizze einer Geschichte des Adels. . . 15
Eskimos und Grönländer. . . 17
Tungusen. . . . . ibid.
Die Einwohner der Südsee - Inseln. . ibid
Abiponen. 18
Negern von Issiny. . . . ibid.
Negern von Guinea. . . . 20
Aethiopier. 21
Das Königreich Sennaar. . . . ibid.
Loango. . . . . ibid.
Die Lybischen Wüsten. . . . 22
Die Beduinen. . . . . ibid.
Mahomets Nachkommen. . . 23
Die Turkmannen und Kurden. . . ibid.
Die Kirgisen, Karakalpacken, Chiwaner. . 24
Mingrelier, Circassier, Georgier. . . ibid.
Die Drusen. . . . . ibid.
Die Calmyken. . . . ibid.
Die Canarischen Eylande. . . 25
Die Mexicaner. 26
Peru, Florida, und die Natches. . . 27
Japan. . . . . . ibid.
Reich des groſsen Moguls. . . 28
Die Malayen. . . . . ibid.
China. 29
Siam und Tunkin. 30
Die Hindus. 31
Abyssinien. 32
Die Griechen. . . . . ibid.
Die Römer. 33

Slaven und Celten. - - - Seite 38
Die Polen. - - - - ibid.
Die Ungarn. - - - - 39
Sklavonien. - - - - 40
Die Moldau und Wallachey. - - 41
Pogliza. - - - - ibid.
Die Russen. - - - - 42
Ursprung des Adels im Norden. - - 49
Die crimmischen Tataren. - - ibid.
Hochschottland und die Hebriden. - 51
Die Teutschen. - - - 53
Ursprung des Wortes *Adel*. - - ibid.
Ältester Adel der Teutschen. - - 54
Dessen Rechte. - - - 55
Steigen und Fallen der Königl. Macht und des Ansehens der Edlen - - - 57
Äusserliche Kennzeichen des Adels. - 60
Die Lehne werden erblich. - - 63
Einfälle der Saracenen u. s. w. Entstehung der festen Schlösser - - - 64
Raubereyen. - - - ibid.
Eintheilung des Adels in Heerschilde. - 66
Hoher und niederer Adel. - - ibid.
Titulaturen. - - - - 69
Freyer und dienstpflichtiger Adel. - 70
Des Adels Rechte und Befugnisse. - 73
Dessen Bildung. - - - 74
Ursprung der Ritterschaft. - - 76
Turniere. - - - - 78
Digression über das Point d'honneur. - 80
Leibeigenschaft durch die Kreuzzüge gemildert. - 83
Entstehung der Städte. - - - 84
Der Land- und Stadtadel. - - 85
Die Doctoren der Rechte. - - 87
Landfriede und Einführung des Feuergewehrs. - 90
Der französische Adel. - - - 92
Dessen vormalige Rechte. - - ibid.
Tribunal du Point d'honneur. - - 98

Ehrengericht. Seite 99
Digression. Gewissensgericht. ibid.
Wie der Adel in Frankreich errungen wird. 103
Wie er verlohren geht. 104
Verschiedene Gattungen des Adels. 105
Kunkeladel. 107
Glasadel. 110
Erste Adelsbriefe. 111
Bruchstücke aus der Geschichte des übrigen europäischen Adels. 115
Spanien. ibid.
Genua. 117
Florenz. 118
Biscaya, Piemont. ibid.
Die Schweizer. 119
Der portugiesische Adel. ibid.
Der venetianische Adel. 121
Der florentinische Adel. 122
Der neapolitanische Adel. 123
Der katholische Adel. 124
Der englische Adel. ibid.
Der ukrainische Adel. 126
Der dänische Adel. 127
Der schwedische Adel. ibid.

Zweytes Kapitel.

Vorzüge und Gebrechen der Seele pflanzen sich fort wie die des Körpers. 129

Drittes Kapitel.

Von der Ehrfurcht vor altem Adel. 140
Über den unächten Ahnenstolz. 144

Viertes Kapitel.

Von alten Geschlechten. 151

Fünftes Kapitel.

Der ächte Adel. 153

Sechstes Kapitel.

Von des Adels Pflichten. 164

Siebentes Kapitel.

Wie erringt und beweist man den Adel? - Seite 174
Digression über die Mifsbündnisse der Fürsten. 180
Über den Adelstolz des schönen Geschlechts. 186

Achtes Kapitel.

Ob ein Fürst nur in seinem eigenen Lande adeln dürfe? - - - - 189

Neuntes Kapitel.

Darf ein Edelmann Handlung treiben? - 191

Zehntes Kapitel.

Wie der Adel verlohren geht? - - 199

Eilftes Kapitel.

Von der Titelsucht. - - - 204

Zwölftes Kapitel.

Der Landedelmann. - - - 213

Dreyzehntes Kapitel.

Der Edelmann als Hofling. - - 223

Vierzehntes Kapitel.

Der Edelmann als Domherr, Domkapitular, teutscher Ordensritter u. s. w. - - 227

Funfzehntes Kapitel.

Der Adel im Staate. - - - 229

Sechszehntes Kapitel.

Traume einiger Weltweisen. - - 240
Mifsgeburten einiger Witzlinge. - - 247
Beschlufs. - - - - 248

Verbesserung.

Seite 17. lin. ult. statt *Sandwich-Inseln* l. *Sandwichs-Inseln*.

Schauſpiele

von

Auguſt von Kotzebue.

Erſter Band.

---

1) Menſchenhaß und Reue.
2) Die edle Lüge.
3) Die Indianer in England.
4) Sultan Wampum.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1797.

Bayerische
Staatsbibliothek

INFLA

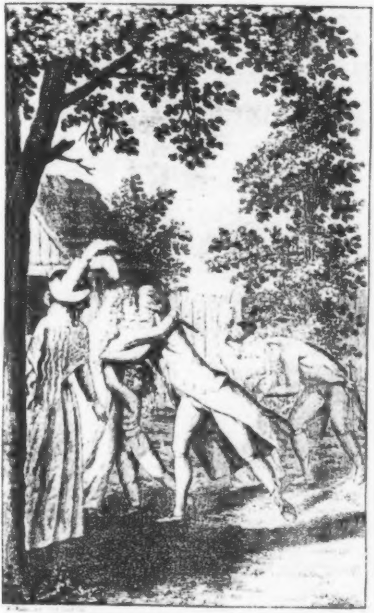
Vorerinnerung.

Ich befriedige hiermit den Wunſch ſo vieler, welche die Schauſpiele des Herrn von Kotzebue in einer, in Bände geordneten, Sammlung verlangen. Und ſo werden auch künftig die noch ungedruckten Stücke unter dem Titel: Neue Schauſpiele gedruckt werden, wovon noch in dieſem Jahre der Erſte Band erſcheinen wird; doch werden auch, wie bisher alle Stücke einzeln verkauft.

Man wird in dieſer Sammlung drey Stücke vermiſſen: 1) Adelheid von Wulfingen; 2) der Eremit auf Formentera; 3) die Wittwe und das Reitpferd. Dieſe waren aber von dem Herrn Verfaſſer nie eigentlich für das Theater beſtimmt, und es befinden ſich auch die beyden erſtern bereits in deſſen *kleinen geſammelten Schriften* und lezteres in deſſen *jüngſten Kinder meiner Laune.* Man würde daher durch eine abermalige Aufnahme derſelben in dieſe Sammlung, viele Käufer nöthigen, ſich ſolche zweymal anzuſchaffen.

Leipz. Jub. Meſſe
1797.

Der Verleger.



Menſchenhaß und Reue.

Schauſpiel in fünf Aufzügen,

von

August von Kotzebue.

Neue Auflage.

Leipzig, 1797.
Bey Paul Gotthelf Kummer.

Menſchenhaß und Reue.

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

General Graf v. Winterſee.
Die Gräfin.
Major von der Horſt, Bruder der Gräfin, in franzöſiſchen Dienſten.
Lotte, Kammermädchen der Gräfin.
Ein Kind der Gräfin von 4 bis 5 Jahren.
Bittermann, Haushofmeiſter und Verwalter des Grafen.
Peter, ſein Sohn.
Madam Müller, oder **Eulalia.**
Ein Unbekannter.
Franz, ſein alter Diener.
Zwey Kinder von 4 bis 5 Jahren.
Ein Greis.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſter Aufzug.

(Eine ländliche Gegend. Tief im Hintergrunde eine armſelige Hütte, zwiſchen einigen Bäumen verſteckt.)

Erſter Auftritt.

Peter. (jagt einem Schmetterlinge nach, den er endlich mit dem Hute erhaſcht.)

Aha! — dich hab ich erwiſcht. Ey, der iſt gewaltig ſchön, roth und blau und gelb. (er ſpießt ihn an eine Nadel und ſteckt ihn auf den Hut.) Sapperlot! ich bin doch ein geſcheiter Junge, wenn gleich mein Vater immer ſpricht: dummer Peter! der Peter iſt aber gar nicht dumm. Da hat er ſeinen Hut aufgedonnert, daß jeder Bauerndirne das Herz im Leibe lachen wird. — Der Vater will immer ſo geſcheut ſeyn, will immer alles beſſer wiſſen; bald red' ich zu viel, bald zu wenig, und wenn ich einmal mit mir ſelbſt rede, ſo nennt er mich gar einen Narren: und ich rede doch am liebſten mit mir ſelbſt, denn ich verſteh' mich am beſten; und ich ſelbſt lache mich auch niemals aus, wie die andern wohl zu thun pflegen. Das Auslachen iſt eine abſcheuliche ärgerliche Gewohnheit. Ja, wenn Madam Müller mich auslacht, das laß ich noch hingehen; die verzieht das Mäulchen dabey ſo ſüß und artig, daß man meint, ſie lecke an einer Zuckerpuppe. — (im Begriff zu gehen und wieder umkehrend.) Ach poz Velten! da hätt' ich beynahe vergeſſen, warum ich kam. Nun ja, da wäre wieder auf meine Koſten gelacht worden. (er zieht einen Beutel heraus.) Das Geld ſoll ich dem alten Tobies bringen, und Madam Müller hat mir befohlen, nicht ein Wörtchen davon auszuplaudern. Nun, nun, da kann ſie ganz ruhig ſeyn; aus meinem Munde kommt keine Silbe — Schön iſt Madam Müller, ſehr ſchön! aber dumm, entſetzlich dumm! denn mein Papa ſagt: wer ſein Geld verthut, der handelt unvernünftig; aber wer es gar verſchenkt, den muß man je eher je lieber ins Tollhaus bringen.

Zweyter Auftritt.

Der Unbekannte. Franz. Peter.

Unbek. (mit verſchränkten Armen und niederhängendem Kopfe. Als er Petern erblickt, bleibt er ſtehn und betrachtet ihn mißtrauiſch.)

Peter. (ſieht ihm gegen über und ſperrt das Maul auf. Endlich zieht er den Hut ab, macht eine linke Verbeugung und geht in die Hütte.)

Unbek. Wer iſt der Menſch?

Franz. Der Sohn des Verwalters.

Unbek. Auf dem Schloſſe?

Franz. Ja.

Unbek. (nach einer Pauſe) Du ſprachſt geſtern Abend —

Franz. Von dem armen Bauer?

Unbek. Ganz recht.

Franz. Sie antworteten mir nicht.

Unbek. Sprich weiter!

Franz. Er iſt arm.

Unbek. Woher weißt du das?

Franz. Er ſagt es.

Unbek. (bitter) O ſie ſagen und klagen viel.

Franz. Und betrügen viel.

Unbek. Richtig.

Franz. Dieſer nicht.

Unbek. Warum nicht?

Franz. Das fühlt ſich beſſer, als es ſich ſagt.

Unbek. Narr!

Franz. Ein gefühlvoller Narr iſt mehr werth, als ein eiskalter Klügler.

Unbek. Das iſt nicht wahr.

Franz. Wohlthaten erzeugen Dank.

Unbek. Das iſt nicht wahr.

Franz. Und beglücken mehr den Geber als den Empfänger.

Unbek. Das iſt wahr.

Franz. Sie ſind ein wohlthätiger Herr.

Unbek. Ich?

Franz. Ich bin hundertmal Zeuge davon geweſen.

Unbek. Ein wohlthätiger Menſch iſt ein Thor.

Franz. O gewiß nicht.

Unbek. Sie verdienens nicht.

Franz. Die meiſten freylich nicht.

Unbek. Sie heucheln.

Franz. Sie betrügen.

Unbek. Sie weinen ins Angeſicht.

Franz. Und lachen hinter dem Rücken.

Unbek. (bitter) Menſchenbrut!

Franz. Es giebt Ausnahmen.

Unbek. Wo?

Franz. Dieſer Bauer.

Unbek. Hat er Dir ſein Unglück geklagt?

Franz. Ja.

Unbek. Ein wahrhaftig Unglücklicher klagt nicht. (nach einer Pauſe) Aber ſo erzähle!

Franz. Man nahm ihm ſeinen einzigen Sohn.

Unbek. Der Fürſt?

Franz. Ja. Zum Soldaten.

Unbek. Pfuy!

Franz. Der Alte darbt.

Unbek. Schändlich!

Franz. Iſt krank und verlaſſen.

Unbek. Da kann ich nicht helfen.

Franz. Doch.

Unbek. Wodurch?

Franz. Durch Geld. Er kauft ſeinen Sohn los.

Unbek. Ich will den Alten ſelbſt ſehn.

Franz. Thun Sie das!

Unbek. Aber wenn er lügt — —

Franz. Er lügt nicht.

Unbek. O die Menſchen ſind gebohrne Lügner.

Franz. Leider!

Unbek. Dort in der Hütte?

Franz. Dort in der Hütte.

(Unbek. geht in die Hütte.)

Dritter Auftritt.

Franz (allein.)

Ein guter Herr — aber das Reden verlernt man faſt bey ihm. Ein braver Herr — aber ich kann nicht klug aus ihm werden. Auf jedes Menſchenantlitz ſchimpft er, und kein Armer geht hülflos von ſeiner Thüre. Schon drey Jahre bin ich bey ihm, und noch weiß ich nicht, wer er iſt. Ein Menſchenfeind, das iſt klar; aber ich wollte, ſeine Mutter hat ihn nicht dazu gebohren. Der Menſchenhaß iſt in ſeinem Kopfe, nicht in ſeinem Herzen.

Vierter Auftritt.

Franz. Der Unbekannte. Peter. (aus der Hütte.)

Peter. Spatzieren Sie nur voran!

Unbek. Narr!

Franz. So bald zurück?

Unbek. Was ſoll ich da?

Franz. Fanden Sie es nicht, wie ich ſagte?

Unbek. Dieſen Burſchen fand ich.

Franz. Was hat der mit ihrer Wohlthätigkeit zu ſchaffen?

Unbek. Er ſpielt mit dem Alten unter einer Decke. — Wie würden ſie lachen, wenn ſie mich einmal wieder zum Narren meines Herzens gemacht hätten!

Franz. Aber woher? —

Unbek. Der Burſche und der Alte, was thaten ſie zuſammen?

Franz. (kopfſchüttelnd und lächelnd) Nun wir werden es hören. (zu Peter) Junger Herr, was haben Sie dort in der Hütte gemacht?

Peter. Gemacht? — nichts!

Franz. Nun, umſonſt ſind Sie doch nicht da geweſen!

Peter. Umſonſt? warum nicht? Meiner Sir! ich bin umſonſt da geweſen. Pfuy, wer wird ſich denn alles bezahlen laſſen? Wenn Madam Müller mir ein freundlich

Geſicht macht, ſo lauf ich wohl umſonſt und um nichts bis an den Hals in den Schloßgraben.

Franz. Alſo hat Madam Müller Sie geſchickt?

Peter. Nun ja; man ſpricht nicht gern davon.

Franz. Wie ſo?

Peter. Ja ſeh' er nur, Madam Müller ſagte: Mußje Peter, ſeyn Sie ſo gut und laſſen Sie ſich nichts merken. (mit vieler Behaglichkeit) Mußje Peter — ſeyn Sie ſo gut — hä! hä! hä! Da war mirs gerade, als ob mich eine rothbackigte Bauerdirne kitzelte.

Franz. Ey das iſt ein anders. Da müſſen Sie auch fein verſchwiegen ſeyn.

Peter. Das bin ich auch. Ich ſagte dem alten Tobies, er ſollte nicht etwa denken, daß Madam Müller ihm das Geld geſchickt hätte; denn das würde ich in meinem Leben nicht ausplaudern.

Franz. Daran thaten Sie ſehr wohl. — Brachten Sie ihm viel Geld?

Peter. Nun, ich hab' es nicht gezählt. Es war in einem grünen ſeidenen Beutelchen. Ich denke, es mochten wohl die Milchpfennige ſeyn, die ſie ſich ſeit vierzehn Tagen zuſammen geſpart hat.

Franz. Warum denn eben ſeit vierzehn Tagen?

Peter. Ey vor vierzehn Tagen mußt' ich ihm ja auch Geld bringen, und vor einer Woche auch. Es war gerade an einem Sonntage — nein, es war an einem Montage — aber ein Feſttag muß es geweſen ſeyn, denn ich hatte meinen Sonntagsrock an.

Franz. Und all das Geld kam von Madam Müller?

Peter. I Herr Je, von wem denn ſonſt! Mein Papa iſt nicht ſo ein Narr; der ſagt, man muß das Seinige zu rathe halten, und beſonders im Sommer muß man gar keine Almoſen geben; denn da hat der liebe Gott Kräuter und Wurzeln genug wachſen laſſen, von denen der Menſch ſatt werden kann.

Franz. Ey der liebe Papa!

Peter. Aber Madam Müller lacht den Papa aus. Als vor Weinachten die Kinder der alten Lieſe die Blattern hatten — nein, es war nach Weinachten. —

Franz. Nun, gleichviel!

Peter. Ja, da wollte Madam Müller mich auch hinunter ſchicken ins Dorf, zu der alten Lieſe nemlich. Aber das ſchlug ich ihr rund ab; denn es hatte damals geglatteiſt, und die Kinder ſahen ſo ſchmutzig aus.

Franz. Und was that denn Madam Müller?

Peter. Meiner Sir! Sie gieng ſelber hin. Ha! ha! ha! und da hat ſie ſich mit den ſchmutzigen Kindern ſo viel abgegeben und geſchwatzt ha! ha! ha!

Franz. Eine ſonderbare Frau.

Peter. Ja, ſie iſt manchmal gar zu wunderlich. Zuweilen weint ſie den ganzen Tag, ohne zu wiſſen warum. Und wenn ſie dann nur mich zufrieden ließe! aber wenn ſie weint, ſo ſchmeckt mir kein Biſſen; ich muß mit weinen, ich mag wollen oder nicht.

Franz. (zu dem Unbek.) Sind ſie nun beruhigt?

Unbek. Schaff mir den Schwätzer vom Halſe.

Franz. Ich empfehle mich, Muſje Peter.

Peter. Wollen ſie ſchon fort?

Franz. Madam Müller wird auf Antwort warten.

Peter Ach der Geyer! Sie haben recht. (er zieht vor dem Unbek. den Hut.) Gott befohlen, Herr!

Unbek. (nickt mit dem Kopfe.)

Peter. (halb leiſe zu Franz) Der iſt gewiß böſe, daß er nichts von mir herauskriegt!

Franz. Es ſcheint beinahe.

Peter. Ja, ich bin keine Plaudertaſche. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Unbekannte. Franz.

Franz. Nun Herr?

Unbek. Was willſt du?

Franz. Sie hatten Unrecht.

Unbek. Hm!

Franz. Sie können noch zweifeln?

Unbek. Ich will nichts mehr hören. Dieſe Madam Müller; wer iſt ſie? warum find' ich ſie immer auf meinen Wege? Wo ich hinkomme, da iſt ſie ſchon geweſen.

Franz. Sie ſollten ſich deſſen freuen.

Unbek. Freuen?

Franz. Daß es der guten und wohlthätigen Seelen noch mehrere in der Welt giebt.

Unbek. O ja.

Franz. Sie ſollten ihre Bekanntſchaft ſuchen.

Unbek. (ſpöttiſch) Warum nicht lieber ſie heirathen?

Franz. Auch das, wenn Sie Luſt dazu haben. Ich ſah ſie einmal im Garten; ſie iſt eine ſchöne Frau.

Unbek. Deſto ſchlimmer! Schönheit iſt die Larve.

Franz. Bei ihr ſcheint ſie Spiegel der Seele. Ihre Wohlthaten. —

Unbek. Ach, rede mir nicht von ihren Wohlthaten! Glänzen und ſchimmern wollen ſie alle; eine Frau in der

Stadt durch ihren Witz, eine Frau auf dem Land durch ihr Herz. Oder ſie iſt eine Betſchweſter, und dann iſts eitel Gleisnerey.

Franz. Gleichviel wie das Gute geſtiftet wird.

Unbek. Nicht gleichviel.

Franz. Für den armen Alten wenigſtens.

Unbek. Deſto beſſer. So kann er meiner Hülfe entbehren.

Franz. Das fragt ſich noch.

Unbek. Wie ſo?

Franz. Seinen dringendſten Bedürfniſſen hat Madam Müller abgeholfen! ob ſie ihm aber ſo viel gab, oder geben konnte, um ſich auch die Stütze ſeines Alters zurück zu erkaufen. —

Unbek. Schweig! ich will ihm nichts geben. (hämiſch) Du intereſſirſt dich ja recht warm für ihn! Willſt du vielleicht mit ihm theilen?

Franz. Pfuy! Das kam nicht aus ihrem Herzen.

Unbek. (ſich beſinnend reicht ihm die Hand) Vergieb mir!

Franz. (küßt ſie) Armer Herr! wie muß Ihnen mitgeſpielt worden ſeyn, ehe es der Welt gelang, dieſen fürchterlichen Menſchenhaß, dieſe ſchauerlichen Zweifel an Tugend und Redlichkeit in Ihr Herz zu pflanzen.

Unbek. Du haſt's errathen. Laß mich zufrieden. (Er wirft ſich auf eine Bank, zieht einen Theil von Zimmermanns Buche über die Einſamkeit aus der Taſche und lieſt.)

Franz. (für ſich, ihn betrachtend) Nun wieder geleſen. So geht es den ganzen Tag. Für ihn hat die ſchöne Natur keine Freude und das Leben keinen Reiz. Ich hab' ihn in drey Jahren nicht ein einzigesmal lachen ſehen. Was ſoll daraus werden? ein Selbſtmörder! — Wenn er ſich doch nur an irgend ein lebendes Weſen in der Welt kettete, und wär' es auch nur ein Hund, ein Kanarienvogel! Denn etwas muß der Menſch doch lieben. Oder wenn er Blumen zöge, oder Schmetterlinge ſammelte! — Nein, er thut nichts, als leſen. Und wenn er einmal den Mund öffnet, ſo ſprudelt ein Fluch über das ganze Menſchengeſchlecht heraus.

Unbek. (lieſt) „Da vergißt man nichts. Da blutet „jede alte Wunde, da roſtet kein Dolch. Alles was „einſt die Nerven ſpannte und mit tiefen Spuren ſich „einprägte in die Imagination, iſt ein Geſpenſt, das „dich mit unermüdeter Wuth in deiner Einſamkeit verfolgt." (Der Greis tritt hervor.)

Franz. Ja, ja, der ehrliche Mann hat recht. Aber eben deswegen fort! fort aus der Einſamkeit; fort in einen Wirbel von Zerſtreuungen und Geſchäften!

Unbek. (hört ihn nicht.)

Sechſter Auftritt.

Der Greis (aus der Hütte.) Vorige.

Greis. O wie wohl das thut, ſich ſo nach ſieben langen Wochen einmal wieder von Gottes Sonne beſcheinen zu laſſen: Faſt hätt' ich im Rauſch der Freude dem Schöpfer zu danken vergeſſen. (Er faltet ſeine Müze zwiſchen beyden Händen, blickt gen Himmel und betet.)

Unbek. (läßt das Buch ſinken und wird aufmerkſam auf ihn.)

Franz. (zu dem Unbek.) Dem Alten iſt wohl wenig Freude in der Welt beſcheert, und doch dankt er Gott auch für das Wenige.

Unbek. Weil die Hoffnung ihn noch immer an ihrem Gängelbande leitet.

Franz. Deſto beſſer! Hoffnung iſt des Lebens Amme.

Linbek. Die größte Betrügerin auf dem weiten Erdboden.

Greis. (hat indeſſen ſeine Mütze wieder aufgeſetzt und nähert ſich.)

Franz. Glück zu, Alter! Du biſt, wie ich ſehe, dem Tode entronnen.

Greis. Für dieſes mal, ja. Gott und die Hülfe jener braven Frau haben mir auf ein paar Jahre das Leben gefriſtet.

Franz. Nun freilich, lange wirſt du nicht mehr mitlaufen. Du ſcheinſt mir ein alter Knabe.

Greis. Nahe an die ſiebzig. Habe auch wohl nicht viel Freude mehr zu hoffen. — — Je nun, es giebt ja noch ein anderes Leben!

Franz. Du ſollteſt mit dem Schickſal zürnen, das dich, ſo nahe dem Grabe, wieder in die Welt zurückwirft. Für den Unglücklichen iſt der Tod kein Uebel.

Greis. Bin ich denn ſo unglücklich? Genieß ich nicht dieſen ſchönen Morgen? Bin ich nicht wieder geſund? — Glaubt mir, Herr, ein Geneſeter, der zum erſtenmale wieder in die freye Luft tritt, iſt in dieſem Augenblick das glücklichſte Geſchöpf unter der Sonne.

Franz. Ein Glück, an welches ſich der Menſch nur allzuleicht gewöhnt.

Greis. Freilich wohl. Doch weniger im Alter. Da wird man haushälteriſch mit der Geſundheit. Man *ſtürzt* den Wein nicht mehr hinunter, ſchlurft die letzten Tropfen. Und ſo iſts auch mit der Freude. Ich habe freilich viel in der Welt gelitten und leide noch, aber ich würde darum doch nicht gerne ſterben. Als mir vor vierzig

Jahren mein Vater dieſe Hütte hinterließ; da war ich ein junger raſcher Kerl, nahm ein gutes flinkes Weib; Gott ſegnete meine Wirthſchaft reichlich, und mein Ehebette mit fünf Kindern. Das dauerte ſo neun Jahr oder zehn. Ein paar von meinen Kindern ſtarben; ich verſchmerzte das; es kam die große Hungersnoth: mein Weib half ſie mir ehrlich tragen. Aber vier Jahre darauf nahm Gott ſie zu ſich, und auch von meinen fünf Kindern blieb mir bald nachher nur ein einziger Sohn. Das war Schlag auf Schlag. Ich konnte mich lange nicht erholen. Zeit und Gottesfurcht thaten endlich das Ihrige. Ich gewann das Leben wieder lieb. Mein Sohn wuchs heran und half mir arbeiten. Nun hat mir der Fürſt auch dieſen einzigen Sohn weggenommen und ihm eine Muskete zu tragen gegeben. Das iſt freylich hart. Arbeiten kann ich nicht mehr; ich bin alt und ſchwach. Wäre Madam Müller nicht geweſen, ich hätte verhungern müſſen.

Franz. Und doch hat das Leben noch Reiz für dich?

Greis. Warum nicht? ſo lange noch etwas in der Welt iſt, das an meinen Herzen hängt. Hab' ich denn nicht einen Sohn?

Franz. Wer weiß, ob deine Augen ihn je wiederſehn?

Greis. Er lebt aber doch.

Franz. Er kann auch wohl ſchon todt ſeyn.

Greis. Ach warum nicht gar? Und wenn auch: ſo lange ich deſſen nicht gewiß bin, ſo lange lebt er in meinen Gedanken, und das erhält mir mein eigenes Leben. Ja, Herr, ſelbſt wenn mein Sohn todt wäre, ſo würd' ich darum doch nicht gerne ſterben. Denn hier iſt noch eine Hütte, in der ich gebohren und erzogen bin; hier iſt noch eine alte Linde, die mit mir aufwuchs, und — faſt ſchäm' ich mich, es zu bekennen: ich hab' auch noch einen alten treuen Hund, den ich liebe.

Franz. Einen Hund?

Greis. Ja, einen Hund. Lach' er, wie er will? Madam Müller, die Herzensgute Frau, war ſelbſt einmal in meiner Hütte. Der alte Fidel knurrte, als ſie kam. „Warum ſchafft er den garſtigen großen Hund „nicht ab?“ fragte ſie mich; „er hat ja kaum Brod für „ſich.“ Lieber Gott, gab ich ihr zur Antwort: wenn ich ihn abſchaffe, wer wird mich dann lieben?

Franz. (zu dem Unbek.) Nehmen Sie mir's nicht übel, gnädiger Herr! ich wollte, Sie hätten zugehört.

Unbek. Das hab' ich.

Franz. Nun ſo wollte ich, Sie nähmen ein Beiſpiel an dieſem Alten.

Unbek. (nach einer Pauſe, giebt ihm das Buch) Da, lege das auf meinen Schreibtiſch. (Fr. ab.)

Unbek. Wie viel gab dir Madam Müller?

Greis. Ach! die gute, engliſche Seele hat mir ſo viel gegeben, daß ich den kommenden Winter ruhig entgegenſehen darf.

Unbek. Nicht mehr?

Greis. Wozu denn mehr? — Freilich; um meinen Hans loszukaufen, könnt' ichs wohl brauchen; — aber ſie mag wohl ſelbſt nicht mehr entbehren können.

Unbek. (drückt ihm einen vollen Beutel in die Hand) Da! Kaufe deinen Hans los! (er entfernt ſich ſchnell.)

Greis. Was war das? (Er öffnet den Beutel und findet ihn voller Goldſtücke.) Ach Gott! (Er zieht die Mütze ab, kniet nieder und dankt im Stillen.)

Siebenter Auftritt.

Franz. der Greis.

Greis. (ihm entgegen) Nun, ſieht er wohl, Herr! Vertrauen auf Gott läßt nicht zu Schanden werden. (ihm den Beutel hinhaltend) Hier iſt Gottes reicher Segen.

Franz. Glück zu! aber wer gab dirs?

Greis. Sein braver Herr, dem der Himmel dafür lohnen wolle.

Franz. Amen! — der ſonderbare Mann! Alſo deswegen mußt' ich das Buch hineintragen? Er wollte keinen Zeugen ſeiner Wohlthätigkeit.

Greis. Auch wollt' er nicht einmal meinen Dank mit ſich nehmen. Er war fort, eh' ich noch reden konnte.

Franz. Das ſieht ihm ähnlich.

Greis. Nun, Herr, nun will ich gehen, ſo ſchnell mich die alten Füße tragen wollen. Ach! ein ſüßer Gang! — ich gehe meinen Hans loszukaufen! Wie wird der Junge ſich freuen! — Er hat auch ein Mädchen unten im Dorfe, eine brave Dirne. — Welche Freude! welche Freude! — Gott, wie gütig biſt du! Jahrelange Leiden vermögen die Rückerinnerung an ehemalige Freuden nicht auszulöſchen, aber ein einziger froher Augenblick tilgt Jahrelange Leiden aus unſerm Gedächtniß. — Ich gehe; beſchreib' er ſeinem Herrn meine Freude; das wird ihm lieber ſeyn als mein Dank. — (im Gehen) Ach! warum kann ich nicht laufen? warum nicht fliegen? — (er ſteht plötzlich ſtille.) Ha! das war unrecht. Mein alter Geſellſchafter muß mit mir gehen. Er hat mit mir gehungert und gewinſelt; er ſoll ſich auch mit mir freuen. Er und mein Sohn ſind alte gute Freunde. O wie wird der gute Fidel vor uns herſpringen! (er geht in die Hütte.)

Franz. (ihm nachſehend.) Warum bin ich nicht reich? oder ein Fürſt? Augenblicke, wie dieſe, ſind es, in welchen ich Fürſten-Reichthum beneide.

(er geht ab.)

Achter Auftritt.

(Ein Zimmer im Schloß.)

Eulalia. (tritt auf mit einem Briefe in der Hand.)

Das iſt mir nicht lieb. Ich hatte mich ſo gewöhnt an die ſtille Einſamkeit. Ruhe wohnt freylich nicht immer in der Bruſt des Einſamen, denn ach! du nimmſt dein Gewiſſen mit in Klöſter und Wüſteneyen! Aber ich konnte doch weinen, wenn mir der Kummer das Herz nagte, und niemand ſah mein rothgeweintes Auge, und niemand fragte: warum haben Sie geweint? Ich konnte durch Thal und Flur umherſchweifen und niemand ſah, daß mein Gewiſſen mich jagte. — Nun werden ſie mir auf den Hals kommen, werden mich in ihre Geſellſchaften ziehen; da werd' ich reden und lachen ſollen, an ſchönen Tagen mit ihnen ſpazieren gehn, und bey Regenwetter wohl gar Karte ſpielen. — Nimmt man einmal ein Buch in die Hand, ſo heißt's gleich: was leſen Sie da? erzählen Sie doch! was ſteht in dem Buche? oder: werfen Sie das einfältige Buch auf die Seite; wer wird immer leſen! — Ach! ich wollte, ſie wären in der Stadt geblieben, auf ihren Bällen und Clubs, auf ihren Aſſembleen und Promenaden, und hätten ſich da begafft und verläumdet, und betrogen und verführt. — Und heute ſchon! — (in den Brief ſehend) ach! das iſt mir gar nicht lieb! und ich kann nicht recht klug aus dem Briefe werden, ob die Reiſe aufs Land nur ſo eine Grille war, Laune eines Augenblicks, oder Plan auf längere Dauer. Faſt befürcht' ich das letztere; und dann — gute Nacht, Einſamkeit, die du ſo oft mit deinem magiſchen Stabe Ruhe in dieſes Herz zurückbrachteſt! Gute Nacht, Lektüre! Schales Plaudern wird dich verdrängen. Hier, wo die Morgenſonne ſich nur in meinen Thränen ſpiegelte, hier wird Jagdgetöſe und Hundegeheul ſie begrüßen. — Ach! alles wollt' ich gern ertragen! aber wenn nun die edle Gräfin mir Beweiſe ihrer Zuneigung, wohl gar ihrer Hochachtung giebt, und ich alle Augenblicke fühlen muß, daß ich das nicht verdiene — o wie wird dann mein Gewiſſen mich peinigen! — Oder — ich bebe vor dem Gedanken! — wenn dieſes Schloß nun ein Tummelplatz von Geſellſchaften würde, unter welche das Ohngefähr wohl gar einige meiner ehemaligen Bekannten miſchte! — ach! wie elend iſt man, wenn auch nur zwey Augen in der Welt ſind, deren Blick man ſcheuen muß.

Neunter Auftritt.

Peter. Eulalia.

Peter. Nun, da bin ich.

Eulal. Schon zurück?

Peter. Gelt, ich bin flink? und ich habe unterweges noch obendrein einen Schmetterling gehaſcht, und auch wohl ein Viertelſtündchen verplaudert.

Eulal. Plaudern laß ich gelten; nur nicht ausplaudern.

Peter. Ey, bewahre der Himmel! Nein, ich ſagte dem alten Tobies, das würde er in ſeinem Leben nicht erfahren, daß das Geld von Ihnen käme.

Eulal Allerliebſt!

Peter. Und den Muſje Franz, hi! hi! hi! den ließ ich auch mit einer langen Naſe abziehn.

Eulal. Sie fanden den alten Tobies völlig wieder hergeſtellt?

Peter. I freylich; er will heute zum erſtenmale wieder heraus, in die friſche Luft.

Eulal. Gott ſey Dank! — (für ſich) Bin ich nicht ein Kind, ich freue mich, wie ein Menſch, der hunderttauſende ſchuldig iſt, und dem es endlich gelang — **Einen Thaler** abzubezahlen.

Peter. Er ſagte, das alles hätt' er Ihnen zu danken; er wollte noch vor dem Eſſen ſelbſt heraufkriechen und Ihre Knie umfaſſen.

Eulal. Lieber Muſje Peter, wollen Sie mir einen Gefallen thun?

Peter. I Herr Je! hundert für einen. Wenn Sie mir nur auch erlauben wollen, Sie recht lange anzuſehen.

Eulal. Herzlich gern. Geben Sie Achtung, wenn der alte Tobies kommt, und laſſen Sie ihn nicht herauf. Sagen Sie ihm, ich hätte keine Zeit, ich wäre krank, ich ſchliefe, oder was Sie ſonſt wollen.

Peter. Gut, gut. Und wenn er nicht geht, ſo will ich die Hofhunde auf ihn hetzen.

Eulal. Ey bewahre Gott! Sie müſſen ihm kein Leid zufügen, hören Sie? den alten Mann ja nicht kränken.

Peter. Wohl! Wohl! alles wie Sie befehlen. Sonſt iſt der Sultan ein tüchtiger Hund, und der Caro hat wohl aber manchen Bauerlümmel in die Waden gebiſſen.

Zehnter Auftritt.

Bittermann. Die Vorigen.

Bitterm. Guten Morgen, guten Morgen, meine liebe ſcharmante Madam Müller; ich freue mich recht herzlich, Sie wohl zu ſehn. Hochdieſelben haben mich rufen laſſen. Vermuthlich etwas neues aus der Reſidenz! — Ja, ja, es gehn wichtige Dinge vor; ich habe auch Briefe. —

Eulal. (lächelnd) Freylich, lieber Herr Bittermann, Sie korreſpondiren ja mit der ganzen Welt.

Bitterm. (wichtig) Wenigſtens habe ich in den Hauptſtädten von Europa meine ſichern Korreſpondenten.

Eulal. Und doch zweifle ich, ob Sie wiſſen, was heute hier im Hauſe vorgehen wird?

Bitterm. Hier im Hauſe? Nichts von Bedeutung. Wir wollten heute ein paar Tonnen Gerſte ausſäen; aber die Witterung iſt mir zu trocken. Ich hatte geſtern Briefe aus Siebenbürgen! auch da mangelt der liebe Regen. Die allgemeine Klage durch ganz Europa! Doch ein Plaiſirchen können Sie ſich heute machen, wir haben Schaafſchur.

Peter. Und die Eyer der großen Glucke müſſen heut auskommen. Und der wilde braune Hengſt —

Bitterm. Schweig, Tölpel!

Peter. Nun da haben wir's! ich darf das Maul nicht aufthun. (Er ſetzt ſeinen Hut auf und geht maulend ab.)

Eulal. Unſer Graf wird heute hier ſeyn.

Bitterm. Wie? was?

Eulal. Nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinem Schwager, dem Major von der Horſt.

Bitterm. Spaß apart?

Eulal. Sie wiſſen, lieber Herr Bittermann; ich bin eben nicht ſehr ſpaßhaft.

Bitterm. Peter! — Du lieber Gott! Seine Hochgeborne Excellenz, der Herr Graf, in eigener hoher Perſon — Peter! — und die gnädige Frau Gräfin — und ſeine Hochwohlgebohrnen Gnaden, der Herr Major — und hier iſt nichts in der gehörigen Ordnung — Peter! Peter! —

Peter. Nu, was giebt's ſchon wieder?

Bitterm. Rufe doch geſchwind die Leute zuſammen! ſchick nach dem Förſter; er ſoll ein Reh in die herrſchaftliche Küche liefern — und Lieſe ſoll die Zimmer fegen und den Staub von den Spiegeln wiſchen, damit die gnädige Frau Gräfin ſich darin ſpiegeln kann. — Und der Koch ſoll in der Eil ein paar Kapaunen ſchlachten — und Hans ſoll einen Hecht aus dem Teiche holen — und Friedrich ſoll meine Sonntagsperücke friſiren.

(Peter ab.)

Eulal. Vor allen Dingen laſſen Sie die Betten lüften und die Sophas ausklopfen. Sie wiſſen, der Herr Graf hat es gern ein wenig bequem.

Bitterm. Freilich, freilich, meine liebe ſcharmante Madam Müller, das muß ſogleich geſchehen. Verzweifelt! da hab' ich im grünen Zimmer Erdäpfel aufgeſchüttet; die können nicht ſo eilig transportirt werden.

Eulal. Iſt ja auch nicht nöthig.

Bitterm. Lieber Gott! wo ſoll denn der Herr Major von der Horſt logiren?

Eulal. Geben Sie ihm das kleine rothe Zimmer an der Treppe; das iſt ein niedliches Zimmer, und hat eine herrliche Ausſicht.

Bitterm. Recht gut, liebe Herzens-Madam Müller; aber da hat ſonſt immer der Haus-Sekretair des Herrn Grafen gewohnt. Zwar, den brauchen Seine Excellenz eben nicht nothwendig; er hat alle Jahre kaum ein paar Briefe zu ſchreiben. Man konnte ihm — halt! es kommt mir da ein vortreflicher Einfall. Sie kennen das kleine Häuschen am Ende des Parks? Da wollen wir den Herrn Sekretair hinſtopfen.

Eulal. Sie vergeſſen, lieber Herr Bittermann, da wohnt der Fremde.

Bitterm. Ach, was geht uns der Fremde an? Wer hat ihn heißen hineinziehen? er muß heraus.

Eulal. Das wäre unbillig. Sie ſelbſt haben die Wohnung ihm eingeräumet, und ich denke, er bezahlt ſie Ihnen gut.

Bitterm. Er bezahlt wohl, und ſo ein Accidens für einen armen Verwalter iſt freylich nicht zu verachten; aber —

Eulal. Nun, aber?

Bitterm. Aber man weiß doch nicht, wer er iſt! kein Teufel kann klug aus ihm werden. Ich habe den Henker von ſeinem Gelde, wenn er mich für jeden Groſchen quälen will.

Eulal. Er quält Sie? wodurch?

Bitterm. Zerbrech' ich mir denn nicht ſchon ſeit ganzen Monaten vergebens den Kopf, um hinter das Geheimniß zu kommen? Zwar hatt' ich vor kurzem einen Brief aus Spanien, in welchem man mir meldet, daß ſich in hieſigen Gegenden ein Spion aufhalte; und der Beſchreibung nach —

Eulal. (lächelnd) Leicht möglich! Der König von Spanien hat von Ihrer vortreflichen Schafzucht gehört, und da ſeine eigne Schafe nicht viel taugen, ſo will er Ihnen die Kunſtgriffe ablauren laſſen. Nein, lieber Herr Bittermann, laſſen Sie den fremden, geheimnißvollen Mann zufrieden. Er iſt mir zwar noch nie in den Wurf gekommen, und ich bin auch eben nicht neugierig ihn zu ſehen; aber alles, was ich von ihm höre, charakteriſirt ihn als einen Menſchen, den man allenthalben wohl dulden mag. — Er lebt ſtill und friedlich.

Bitterm. Das thut er.

Eulal. Er erzeigt manche Wohlthat im Verborgenen.

Bitterm. Das thut er.

Eulal. Er beleidigt kein Kind.

Bitterm. Nein, das thut er nicht.

Eulal. Er fällt niemanden zur Laſt.

Bitterm. Nein, das auch nicht.

Eulal. Nun, was wollen Sie mehr.

Bitterm. Ich will wiſſen, wer er iſt. — Und wenn er einem nur Rede ſtände, daß man ihn bey Gelegenheit ſein ausholen könnte; Aber wenn er mir auch einmal im dunkeln Lindengange, oder unten am Bache aufſtößt — das ſind ſo ſeine beiden Lieblingsſpatziergänge — ſo heißt es: guten Tag und guten Weg, und damit holla! — Ich habe ein paarmal angefangen: es iſt heute ſchönes Wetter. — Ja. — Die Bäume fangen ſchon an auszuſchlagen. — Ja. — Der Herr machen ſich, wie ich ſehe, eine kleine Bewegung. — Ja. — Nun ſo geh du und der Teufel! Und wie der Herr, ſo der Diener; gerade ſo ein Star. Ich weiß nicht eine Sylbe von ihm, als daß er Franz heißt.

Eulal. Sie ereifern ſich, lieber Herr Bittermann, und vergeſſen ganz darüber die Ankunft unſers Grafen.

Bitterm. Ach der Teufel! Gott verzeih mir die Sünde! Da ſehn Sie nun, liebe Madam Müller, was für Unglück daraus entſteht, wenn man die Leute nicht kennt.

Eulal. (nach der Uhr ſehend) Schon neun Uhr; Wenn der Herr Graf ſich ein Stündchen von ſeinem Schlafe abgebrochen hat, ſo kann die Herrſchaft bald hier ſeyn. Ich gehe das Meinige zu thun; thun Sie das Ihrige.

(ab.)

Eilfter Auftritt.

Bittermann (allein.)

Ja ja, ich will das Meinige ſchon thun. Die iſt mir auch ſo eine; man weiß auch nicht, wer ſie iſt. Madam Müller! Ja lieber Gott: Madam Müller. Es giebt der Madam Müllers viele in der Welt. — Das weiß ich wohl, daß die gnädige Frau Gräfin mir vor drey Jahren die Madam Müller ſo unvermuthet ins Haus geſezt hat, wie einen Dintenklecks auf einen Bogen Papier; aber woher? warum? weswegen? ja, da haperts. — „Sie „ſoll die innere Wirthſchaft führen,“ ſagte die Frau Gräfin. Je du lieber Gott! hab ich denn nicht etwa der innern und äußern Wirthſchaft zwanzig Jahre lang mit Ruhm vorgeſtanden? Freylich, ich werde alt, und das muß ich ihr nachſagen, ſie giebt ſich viele Mühe. Aber hat ſie nicht alles von mir gelernt? Wie ſie herkam — Gott verzeih mir meine Sünde! — Sie wußte ja nicht einmal, daß man aus Flachs Leinwand webt.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Major von der Herſt (hereingeführt von **Bittermann** und **Peter**, welcher während dieſer ganzen Scene das Echo und der Affe ſeines Vaters iſt.)

Bittermann.

Ich habe die Ehre, Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden in meiner geringen Perſon den Herrn Haushofmeiſter Bittermann vorzuſtellen, welcher die Stunde ſelig preiſt, da ihm das Glück zu Theil worden, den Hochfreyherrlichen Herrn Schwager Seiner Hochgräflichen Excellenz von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Peter. Kennen zu lernen.

Der Major. O, ſchon mehr als zu viel, lieber Herr Bittermann! Ich bin Soldat, wie Sie ſehen; ich mache wenig Umſtände, und begehre dergleichen auch nicht von andern.

Bitterm. Bitte, bitte, Herr Major, wenn man gleich auf dem Lande lebt, ſo kennt man doch ſeine tiefe Schuldigkeit gegen hohe Perſonen.

Peter. Man kennt ſeine Schuldigkeit.

Der Major. Nun, nun, wir werden ſchon noch bekannt werden. Sie ſollen wiſſen, Herr Bittermann, daß ich wenigſtens ein paar Monate lang die Einkünfte von Winterſee werde verzehren helfen.

Bitterm. Warum nicht Jahre lang, Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden? Dem alten Bittermann iſt's eben recht. Der hat, ohne Ruhm zu melden, zuſammen geſcharrt und geſpart, daß Se. Hochgräfliche Excellenz darüber erſtaunen werden.

Der Major. Deſto beſſer! Ein Sparer will einen Werthuer, und da finden Sie an meinem Schwager Ihren Mann. Sie wiſſen doch, daß er den Dienſt quitiret hat, und in Zukunft ſein Leben in Fried' und Ruhe hier auf Winterſee zu beſchließen gedenkt?

Bitterm. Was Sie mir ſagen! Nein, nicht eine Sylbe iſt mir zu Ohren gekommen.

Peter. Mir auch nicht.

Der Major. Sie haben unſern alten Fürſten gekannt? Der war kein Liebhaber von Soldaten, hielt deren nur gerade ſo viel, als nöthig war, um die Wache vor ſeinem Schloſſe und an den Thoren zu beſetzen. Daran that er auch, nach meiner Meinung, ſehr wohl; denn ſein Land vermag für Ernſt zu wenig, und ein paar tauſend Mann ſind für Spas zu viel. Andere Zeiten, andre Sitten. Der Alte ſtarb, und der junge Fürſt vertauſchte ſeine hölzernen Puppen mit lebendigen. Da ging es nun an ein Exerciren und Marſchiren den lieben langen Tag. Früh um vier Uhr ſaß der Fürſt ſchon zu Pferde. Das ſtand meinem Schwager, dem Herrn General, nicht an. Er hatte ſich immer im Lehnſeſſel die Rapports bringen laſſen, war höchſtens in jeder Woche einmal auf der Parade erſchienen, und nun ſollt' er dem Kinderſpiel ſeine Bequemlichkeit aufopfern; — flugs nahm er ſeinen Abſchied.

Bitterm. Ey! Ey!

Peter. Ey! Ey!

Bitterm. Sonderlich, aber vortreflich, beſonders in Rückſicht auf meine Wenigkeit. Nun wird der alte Bittermann erſt recht zu leben anfangen.

Peter. Und der junge Peter auch.

Bitterm. Der Herr Graf erhalten poſttäglich, wie ich mich noch ganz wohl erinnere, den Hamburgiſchen unpartheyiſchen Korreſpondenten und den luſtigen Erlanger. Nichts neues, Herr Major, aus der politiſchen Welt?

Der Major. Nichts, als daß der Krieg zwiſchen den benachbarten Mächten wahrſcheinlich bald ausbrechen wird.

Bitterm. (ſehr wichtig) O, das wiſſen wir ſchon ſeit zwey Monaten.

Peter. Ja, das wiſſen wir ſchon.

Der Major. (lächelnd) Nicht möglich, Herr Bittermann! Vor zwey Monaten wußten die Kriegführenden Mächte ſelbſt noch nichts davon.

Bitterm. Ha! ha! ha! das iſt eben der Spaß von der Sache. Man hat Freunde im Miniſterium — man hat Korreſpondenten — man erhält Briefe von allen Seiten.

Der Major. (welchem die Unterhaltung herzliche Langeweile macht, für ſich) Ich merke wohl, es wäre beſſer geweſen, ein paar Stunden auf der Straße die Langeweile zu ertragen. Da hat man doch Bäume um ſich, und den blauen Himmel über ſich.

Bitterm. Bedaure nur, daß nicht im Stande bin, dem gnädigen Herrn die Zeit zu paſſiren.

Peter. Bedaure recht ſehr.

Bitterm. Weiß gar nicht, wo Madam Müller ſtecken mag. Das iſt eine Frau, die Mundwerk hat.

Der Major. Madam Müller? Wer iſt dieſe Madam Müller?

Bitterm. Ja, lieber Gott! wer ſie iſt, das weiß ich ſo eigentlich nicht zu ſagen.

Peter. Ich auch nicht.

Bitterm. Keiner meiner Korreſpondenten hat mir darüber Nachricht geben können. Sie iſt hier quaſi Haushälterin. — Mir deucht, ich höre ihre Silberſtimme auf der Treppe. Ich werde ſogleich die Ehre haben, ſie herauf zu ſchicken.

Der Major. Bemühen Sie ſich nicht.

Bitterm. Was bemühen! Ich bin Ew. Gnaden allezeit bereitwilliger Diener. (Mit vielen Verbeugungen ab.)

Peter. (murmelt auch ſein bereitwilliger Diener zwiſchen den Zähnen, macht viele Kratzfüße und geht.)

Der Major. Nun werden ſie mir gar ein altes Weib auf den Hals ſchicken. — Die wird mich zu Boden ſchwatzen! — O köſtliche Geduld.

Zweyter Auftritt.

Eulalia. Der Major.

Eulal. tritt mit einer ſehr anſtändigen Verbeugung in das Zimmer.)

Der Major. (erwiedert ſie ein wenig verwirrt; für ſich.) Nein, alt iſt ſie nicht. (Er wirft noch einen Blick auf ſie.) Beym Henker, nein! und häßlich auch nicht.

Eulal. Ich freue mich, gnädiger Herr, in Ihnen den Bruder meiner Wohlthäterin kennen zu lernen.

Der Major. Madam — jeder Titel iſt koſtbar, wenn er Anſpruch auf ihre Bekanntſchaft giebt.

Eulal. (ohne das Kompliment weder durch Blick noch durch Stellung zu erwiedern.) Die ſchöne Jahreszeit hat den Herrn Grafen vermuthlich aus der Stadt gelockt?

Der Major. Das wohl eben nicht. Sie kennen ihn. Ihm gilt es gleichviel, ob wir Regen oder Sonnenſchein, Frühling oder Winter haben, wenn nur in ſeinem eigenen Hauſe ein ewiger Sommer herrſcht. Das heißt nemlich: eine freundliche Frau, eine gut beſetzte Tafel, und ein paar lachende Freunde.

Eulal. Der Graf iſt ein liebenswürdiger Epikuräer; immer gleichlaunigt, immer genießend jede Minute ſeines Lebens — tropfenweiſe, wie das erſte Glas Rheinwein, welches der Arzt einem Kranken erlaubt. Aber geſtehn Sie, Herr Major, der Graf iſt ein Schooßkind des Glücks. Nicht um Geburt und Reichthum, nein, um der geſunden Miſchung ſeiner Säfte willen. Ein geſunder Körper iſt gerne gepaart mit einer heitern Seele. Kranke Nerven, träge ſchleichendes Blut, würden den Grafen elend machen, ſelbſt in den Armen ihrer liebenswürdigen Schweſter.

Der Major. (der immer ſichtbarer betroffen wird, ſo wie Eulaliens Verſtand ſich mehr und mehr ihm entwickelt.) Sehr wahr, Madam! — und mein guter bequemer Schwager ſcheint ſein Glück zu fühlen und feſthalten zu wollen. Er hat den Dienſt verlaſſen, um ganz ſich ſelbſt zu leben.

Eulal. Wirklich? das macht ſeinem Kopfe Ehre.

Der Major. Wenn nur die Einſamkeit ihm nicht am Ende läſtig wird.

Eulal. Ich denke, Herr Major, für den, der ein unbefangenes Herz in die Einſamkeit mitbringt, erhöht ſie jede Freude des Lebens.

Der Major. Zum erſtenmale hör' ich das Lob der Einſamkeit aus einem ſchönen Munde.

Eulal. Sie ſagen mir da eine Schmeicheley auf Koſten meines Geſchlechts.

Der Major. Iſt die Einſamkeit ſchon lange im Beſitz einer ſo liebenswürdigen Vertheidigerin?

Eulal. Ich wohne hier ſeit drey Jahren.

Der Major. Und nie ein leiſer Wunſch nach Stadt- und Menſchengewühl?

Eulal. Nie, Herr Major.

Der Major. Das zeigt entweder von einer ſehr rohen oder von einer ſehr ausgebildeten Seele. Ihr erſter

Blick läßt keine Zweifel übrig, zu welcher Klaſſe man ſie rechnen darf.

Eulal. (mit einem Seufzer) Es giebt vielleicht noch einen dritten Fall.

Der Major. Wirklich, Madam — ohne ihrem Geſchlechte zu nahe treten zu wollen. — Die Weiber ſchienen mir immer weniger für die Einſamkeit geſchaffen, als die Männer. Wir haben tauſenderley Beſchäftigungen, tauſenderley Zerſtreuungen, welche Ihnen mangeln.

Eulal. Darf ich fragen: welche?

Der Major. Wir reiten, wir jagen, wir ſpielen, wir leſen, wir ſchreiben Briefe, wir Schriftſtellern wohl gar ein wenig.

Eulal. Die edle Jagd und das noch edlere Spiel räume ich Ihnen willig ein; aber ich fürchte, dabey haben Sie wenig gewonnen.

Der Major. In der That, Madam, ich wünſchte einen Tag lang Zeuge Ihrer Beſchäftigungen zu ſeyn.

Eulal. O, Sie können nicht glauben, Herr Major, wie ſchnell die Zeit vorbeyeilt, wenn eine gewiſſe Einförmigkeit in unſerer Lebensart herrſcht. Ein Tag, wie der andere; die heutige Morgenſtunde, wie die geſtrige: o, da fragt man ſich ſo oft: haben wir heute ſchon Sonnabend? iſt der Montag ſchon zu Ende? — Wenn ich an einem heitern Morgen mir den Kaffee auf den grünen Hofplatz hinaustragen laſſe, dann iſt mir das ſüße Bild der auflebenden Geſchäftigkeit und Thätigkeit um mich her immer neu. Die Schwalben ſchwirren, die Enten und Gänſe ſchnattern, das Vieh wird ausgetrieben, der

Bauer zieht hinaus aufs Feld, und wünſcht mir im Vorbeygehen einen freundlichen, guten Morgen; alles lebt und webt und iſt froh. Wenn ich nun ein paar Stunden lang Zeuge dieſes erquickenden Schauſpiels geweſen bin, dann geh ich an meine Geſchäfte, uns eins, zwey, drey iſt der Mittag da. Gegen Abend fang ich an herum zu ſchwärmen, aus dem Garten in dem Park, aus dem Park auf die Wieſen. Ich futtere mein Federvieh, ich begieße meine Blumen, ich ſuche Erdbeeren, pflücke Kirſchen von den Bäumen, oder ich ſehe den Bauerknaben zu, wie ſie ſpielen.

Der Major. Alles das ſind Freuden des Sommers. Aber der Winter! der Winter!

Eulal. O, wer wird ſich nun gerade den Winter immer denken, als einen Greis, in Pelz gehüllt, mit dem Muff in der Hand? Der Winter hat ſeine eigenen Freuden. Wenn draußen Schnee und Hagel an die Fenſter ſtürmt, ſo thut einem ſchon der Gedanke ſo wohl: ich ſitze hier am warmen Ofen. Und dann iſt's Zeit, den Bücherſchrank zu öfnen, durch Leſen die Seele zu erheitern, bis die Frühlingsſonne wieder wärmer ſcheint. Oder ich laſſe mir mein Klavier ſtimmen, ſo gut unſer Schulmeiſter das verſteht, und ſpiele mir ſelbſt eine Sonate von Mozart, oder ſinge mir eine Arie von Paiſiello.

Der Major. Selig, wer den Faden ſeiner Beſchäftigungen ſo ganz aus ſich ſelbſt zu ſpinnen vermag!

Eulal. Und, lieber Gott! wie unerſättlich frißt das Stadtleben die koſtbare Zeit! Da muß ich heute Viſiten geben, morgen läſtige Beſuche empfangen, heute mir eine Haube ſtecken, morgen mir ein Kleid garniren. Hier fragt niemand darnach: für die Frau Paſtorin iſt meine Haube noch immer nach dem neueſten Geſchmack.

Der Major. Aber man will doch zuweilen ein Menſchenantlitz ſehen.

Eulal. Fehlt es mir etwa daran? O Herr Major, ich ſehe Menſchengeſichter, die geſunder und froher um ſich blicken, als Ihre ſtädtiſchen Gerippe. Und dann hab' ich, außer dem Herrn Bittermann und ſeinem Peter, noch ſo eine ganz eigne Geſellſchaft, die mich zuweilen herzlich beluſtiget, nehmlich, die Bauerweiber aus dem Dorfe. Die kommen im Winter mit ihren Spinnrädern; dann ſetze ich mich mitten unter ſie, und da erzählen ſie mir und belehren mich, über Flachs und Hanf, über Milch und Butter, und was dergleichen mehr iſt. Die guten Seelen haben mich alle lieb, weil ich ſie immer um Rath frage, und weil ſie ſich dabey ſo wichtig fühlen.

Der Major. Gewiß, Madame, wenn jemand auf der Welt verſteht, aus jeder Blume Honig zu ſaugen, ſo ſind Sie es.

Eulal. (ſtößt einen unwillkührlichen Seufzer aus.)

Dritter Auftritt.

Peter. Die Vorigen. Bald nachher der Greis.

Peter. Ja, ich kann ihn nicht halten; er iſt ſchon auf der Treppe.

Eulal. Wer?

Peter. Der alte Tobies. Hätten Sie mir erlaubt den Sultan auf ihn zu hetzen; meiner Six! er wär nicht über die Schwelle gekommen. (ab.)

Greis. (ſich hereindrängend) Ich muß — guter Gott ich muß! —

Eulal. (ſehr verlegen) Ich habe jetzt keine Zeit, Alter Ihr ſeht, ich bin nicht allein.

Greis. Ach! der gnädige Herr wird mir verzeihen.

Der Major. Was wollt Ihr?

Greis. Danken will ich! Empfangene Wohlthaten ſind ja auch eine Bürde, wenn man nicht danken darf.

Eulal. Morgen, lieber Alter, Morgen.

Der Major. Keine falſche Beſcheidenheit, Madame. Erlauben Sie ihm, daß er ſeinem Herzen Luft macht, und geſtatten Sie mir, Zeuge eines Auftritts zu bleiben, welcher redender als ihr Geſpräch mich belehrt, wie edel Sie ihre Zeit zubringen. — Rede, Alter, rede!

Greis. O, daß jedes meiner Worte Seegen auf Sie herunter beten könnte! — Verlaſſen lag ich in meiner Hütte. Fieberfroſt klapperte mir in den Zähnen. Der Wind ſauſte durch die Spalten meiner zerfallenen Wohnung, und der Regen ſchlug durch die zerbrochenen Fenſter. Da hatt' ich keine Decke, meine Füße drein zu wickeln! nur mein alter treuer Hund wärmte mich und wedelte mir Troſt zu. Aber nicht einmal ein Biſſen Brod war mir übrig geblieben für den treuen Gefährten meiner alten Tage. Ach! da erſchienen Sie mir in der Geſtalt eines Engels, reichten mir Arzeneyen, und ihre tröſtende liebliche Stimme wirkte kräftiger, als Ihre Arzeneyen, kräftiger als die Hühnerbrühen, die Sie mir täglich ſchickten, und der Wein, womit Sie mich labten. Ich bin geneſen; ich habe heute zum erſtenmale im Angeſicht der Sonne, Gott meinen Dank dargebracht, und nun komme ich zu Ihnen, edle Frau. Laſſen Sie mich meine Thränen auf Ihre wohlthätige Hand weinen! Laſſen Sie mich Ihre Kniee umfaſſen! (Er will niederfallen, Eulalia verhindert es.) Um Ihrentwillen hat Gott mein Alter geſegnet. Der fremde Herr, der dort in meiner Nachbarſchaft wohnt, hat mir einen Beutel mit Gold geſchenkt, um meinen Hans loszukaufen. Ich bin auf dem Wege nach der Stadt; ich kaufe meinen Hans los; dann giebt er mir eine brave Schwiegertochter; dann ſchaukele ich vielleicht noch Enkel auf meinen Knieen — und Sie, wenn Sie dann vor meiner glücklichen Hütte vorübergehen — o wie wohl muß Ihnen zu Muthe werden, wenn Sie ſich ſagen: das iſt mein Werk!

Eulal. (bittend) Genung, Alter, genug!

Greis. Ja wohl genug! denn ich kann's doch nicht ſo von mir geben, wie es hier in meinem Herzen geſchrieben ſteht. Gott weiß das beſſer. Gott und Ihr Herz mögen es Ihnen vergelten.

(ab.)

Vierter Auftritt.

Eulalia. Der Major.

Eulal. (ſchlägt die Augen nieder und kämpft mit der Verwirrung einer ſchönen Seele, welche man auf einer guten That ertappt hat.)

Der Major. (ſteht ihr gegenüber und wirft von Zeit zu Zeit Blicke auf ſie, in welchen ſein Herz ſchwimmt.)

Eulal. (bemühet ſich ein anderes Geſpräch anzuknüpfen) Mir däucht, der Herr Graf könnte nun bald hier ſeyn.

Der Major. Nicht doch, Madam, er mag immer langſam fahren; die Wege ſind holpericht. Sein Außenbleiben hat mir eine Unterhaltung verſchafft, die ich nie vergeſſen werde.

Eulal. (lächelnd) Ey, Herr Major, Sie machen eine Satyre auf die Menſchen.

Der Major. Wie ſo?

Eulal. Weil dergleichen Auftritte Ihnen ſelten ſcheinen.

Der Major. Wirklich, Madam, Sie habens errathen — und heute — ich geſtehe es — ich war ſo wenig vorbereitet auf eine Bekanntſchaft, wie die Ihrige — ich fühle mich ſo ſehr überraſcht. — Als mir Bittermann Ihren Namen nannte; — wer hätte glauben ſollen, daß hinter einem ſo alltäglichen Namen —

Eulal. (ſchnell einfallend) Ein nicht ganz alltägliches Weib verborgen wäre? (ſcherzend) Darum rathe ich Ihnen — was ſchon mancher Sittenlehrer ohne Erfolg angeprieſen — einen guten Menſchen ohne Namen immer höher zu ſchätzen, als einen Thoren, deſſen Name dreyhundert Jahre alt iſt. — Verzeihen Sie! Ich werde muthwillig. Weiber kommen ſo leicht ins Plaudern.

Der Major. Und wiſſen ſo fein von der Straße abzulenken. — Von Ihrem Namen war die Rede.

Eulal. Nun ja, ich denke ihn nicht berühmter zu machen, als er iſt.

Der Major. Verzeihen Sie meine Neubegier. Sie waren — (ſchüchtern) oder ſind verheurathet?

Eulal. (plötzlich aus ihrer muntern Laune in traurigen Ernſt fallend) Ich war verheurathet, Herr Major.

Der Major. (deſſen neugierige Aeuſſerungen doch immer in den Grenzen des feinſten Anſtandes bleiben) Witwe alſo?

Eulal. Ich bitte Sie — es giebt Saiten im menſchlichen Herzen, deren Berührung zuweilen einen ſo traurigen Mißton hervorbringt — ich bitte Sie —

Der Major. Ich verſtehe. (er ſchweigt ehrerbietig)

Eulal. (nach einer Pauſe ihre vorige Laune wieder erkünſtelnd) Wahrhaftig, ich werde anfangen, dem Herrn Bittermann ſeine Kunſtgriffe abzulernen. Nichts Neues aus der Reſidenz, Herr Major?

Der Major. Nichts von Bedeutung. Doch — ich kann nicht wiſſen, was Sie dort intereſſirt, welche Bekanntſchaften Sie haben.

Eulal. Ich? nicht eine einzige.

Der Major. Alſo wohl gar nicht einmal in unſerm Lande gebohren?

Eulal. Weder gebohren, noch erzogen.

Der Major. Darf ich fragen, welcher Himmelsſtrich —

Eulal. So glücklich geweſen, meine Wenigkeit hervorzubringen? Ich bin eine Deutſche; das heilige römiſche Reich iſt mein Vaterland.

Der Major. Wirklich, Sie wiſſen alles in einen geheimnißvollen Schleier zu hüllen; nur ihre Vorzüge nicht.

Eulal. Das müſſen Sie ſchon der weiblichen Eitelkeit zu Gute halten.

Fünfter Auftritt.

Bittermann und **Peter** reißen die Thüren auf. Es treten herein der **Graf** und die **Gräfin** mit ihrem Kinde an der Hand.

Der Graf. Nun, da wären wir. Gott ſegne unſern Ein- und Ausgang! — Madam Müller, ich bringe Ihnen einen Invaliden, der in Zukunft zu keiner andern Fahne ſchwören will, als zu der Ihrigen. (Er umarmt ſie.)

Eulal. Meine Fahne weht für die Einſamkeit.

Der Graf. Und iſt mit Liebesgötterchen auf allen Seiten bemahlt.

Gräſin. (welche indeſſen auch Eulalien freundſchaftlich umarmt und von ihr bewillkommt wird) Sie vergeſſen, Herr Gemahl, daß ich dabei bin.

Der Graf. Zum Henker, Frau Gemahlin, ich kann doch nicht weniger thun, als ihr ſüßer Herr Bruder. Der hat meine vier Schimmel halb tod gefahren, um nur ein paar Minuten früher anzukommen.

Der Major. Hätt' ich alle Reize dieſes Aufenthalts gekannt, ſo möchten Sie wohl recht haben.

Gräſin. (zu Eulal.) Iſt mein Wilhelm nicht recht groß geworden?

Eulal. Das ſüſſe Kind! (Sie kauert ſich zu ihm nieder und tiefe Melancholie überſchattet ihr Geſicht.)

Der Graf. Nun, Bittermann, ich denke, er hat für eine gute Mahlzeit Sorge getragen?

Bitterm. So gut ſichs in der Eile hat wollen thun laſſen.

Der Graf. (läßt ſich ſeinen Oberrock ausziehen; indeſſen zieht der Major die Gräſin auf die Seite.)

Der Major. Ich bitte dich, Schweſter, welche Perle haſt du auf dem Lande verſcharrt?

Gräſin. Ha! ha! ha! Herr Weiberhaſſer! iſt er gefangen?

Der Major. Gieb Antwort!

Gräſin. Nun, Sie heißt Madam Müller.

Major. Das weiß ich; aber —

Gräſin. Aber mehr weiß ich auch nicht.

Major. Scherz bey Seite! ich wünſchte zu wiſſen —

Gräſin. Scherz bey Seite! Herr Bruder! ich wünſchte, Du ließeſt mich in Ruhe. (laut) Mein Gott! ich habe ja noch zehnmal hunderttauſend Dinge zu beſorgen. Das erſte und wichtigſte, mein Kopfputz. Ich wette, daß der Paſtor und Amtmann mir noch heute ihre unterthänige Aufwartung machen werden; nun, da muß man wohl den Spiegel ein wenig zu Rathe ziehen. Komm, Wilhelm, wir wollen uns ankleiden. Auf Wiederſehn, liebe Madam Müller! (ſie geht mit dem Kinde ab.)

Major. (für ſich) Ich bin in einer ſonderbaren Stimmung. (Er will gehen.)

Graf. Wohin, Herr Schwager?

Major. Auf mein Zimmer.

Graf. Ey ſo bleiben Sie doch! wir wollen vor dem Eſſen noch einen Spatziergang in den Park machen.

Major. Verzeihen Sie! Es ſpatzieren mir ſo viele Dinge im Kopfe herum, daß ich an keinen andern Spatziergang denken kann.

(ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf. Bittermann. Peter. Eulalia.

Graf. (hat ſich behaglich in einen Seſſel geworfen.)

Eulal. (ſteht an der Seite, hat ihren Strickſtrumpf hervorgezogen und wiſcht ſich dann und wann eine Thräne aus den Augen.)

Graf. Nun, Bittermann, er iſt doch immer ein närriſcher Kerl.

Bitterm. Ew. Hochgräflichen Excellenz unterthänigſt aufzuwarten.

Graf. Ich denke, wir wollen recht viel Spaß mit einander haben.

Bitterm. Das wollen wir, geliebt es Gott!

Graf. (auf Peter zeigend) Wer iſt denn der große Maulaffe da?

Bitterm. Das iſt, mit Reſpect zu melden, mein leiblicher Sohn, mit Namen Peter.

Peter. (macht Kratzfüße)

Graf. So ſo. — Wie ſiehts in der Wirthſchaft aus?

Bitterm. Alles wohl und gut. Hab, ohne mich zu rühmen, gearbeitet, wie ein Pferd.

Graf. Warum nicht gar, wie ein Eſel?

Bitterm. Oder wie ein Eſel, wenn Ew. Hochgräfl. Excellenz ſo befehlen. — Das Heu iſt dieſes Jahr vortreflich gerathen. Dem Roggen hat der Wurm Schaden gethan.

Graf. Wie ſiehts mit der Jagd aus?

Bitterm. Federwildpret in Menge, und die Haſen haben im Frühjahr dem Roggengras weidlich zugeſetzet.

Graf. Iſt er auch ein Jäger?

Bitterm. Vor dieſem wohl; aber ſeit vier Jahren, als mir das Unglück begegnete, daß ich drey zahme türkiſche Gänſe ſchoß, die ich für Trappen anſah, habe ich keine Flinte wieder losgebrannt. Mein Peter ſchießt zuweilen Sperlinge.

Peter. Ich ſchieße Sperlinge.

Bitterm. Ich habe lieber nebenher für Ew. Hochgräfl. Excellenz hohes Plaiſirchen geſorgt. Den Park ſollen der Herr Graf ſehen, wie ich den zugeſtutzt habe. Sie werden ihn nicht wieder kennen. Eine Einſiedeley, krumme Gänge, ein Obelisk, Ruinen eines alten Raubſchloſſes. Und alles mit Oekonomie, alles mit der ſparſamſten Sparſamkeit. Hä! hä! hä! Da hab ich, zum Beiſpiel, über den kleinen Fluß eine chineſiſche Brücke gebaut. Was meynen der Herr Graf, wo ich das Holz dazu hernahm? Hä! hä! hä! von dem alten eingefallenen Hühnerſtall.

Graf. Das mußte ja mürbes Holz ſeyn. Und die Brücke ſteht noch?

Bitterm. Sie ſteht noch bis auf den heutigen Tag.

Graf. (aufſtehend) Nun, ich will doch die Herrlichkeiten beſehen. Laß er unterdeſſen die Tafel decken!

Bitterm. Iſt ſchon beſorgt. Ich werde die Ehre haben, Ew. Hochgräfliche Excellenz in Unterthänigkeit zu begleiten.

Peter. Werde auch die Ehre haben.

Graf. (im Abgehen.) Sie ſind ja ſo fleißig, liebe Madam Müller, als ob Sie Ihr Brod mit Stricken verdienen müßten.

(ab mit Bittermann und Peter.)

Siebenter Auftritt.

Eulalia. (allein.)

Was iſts, das mich ſo fürchterlich erſchüttert hat? Mein Herz blutet; meine Thränen fließen. Schon war es mir gelungen, Herr über meinen Kummer zu ſcheinen, und mindeſtens jene frohe Laune zu erheucheln, die einſt mir ſo eigen war. Ach! da ſchlägt der Anblick dieſes Kindes mich tief, tief zu Boden. Als die Gräfin den Namen Wilhelm nannte — ach! ſie wußte nicht, daß ſie mir einen glühenden Dolch durchs Herz ſtieß. — Ich habe auch einen Wilhelm! Er muß jetzt ſo groß ſeyn, als dieſer, wenn er noch lebt — ja, wenn er noch lebt! Wer weiß, ob er und meine kleine Amalia nicht ſchon lange vor Gottes Richterſtuhl Wehe! über mich ſchreyen! — Warum quälſt du mich, marternde Phantaſie? warum kreiſcheſt du mir ihr hülfloſes Wimmern in die Ohren? warum mahlſt du mir die armen Kleinen, kämpfend gegen Maſern- und Blatterngift, lechzend mit dürrer Zunge nach einem Trank, den die Hand eines Miethlings ihnen darreicht — vielleicht auch verſagt. — Denn ach! Sie ſind ja verlaſſen von ihrer unnatürlichen Mutter. — (bitterlich weinend) O ich bin ein elendes, verworfenes Geſchöpf! Und daß eben heute dies ganze ſchreckliche Gefühl in mir rege werden mußte! eben heute, da mein Geſicht einer Larve ſo bedürftig war!

Achter Auftritt.

Lotte. Eulalia.

Lotte. (im Hereintreten, zur Thür hinaus belfernd) Nun ja; das wäre mir eben recht. Warum nicht lieber gar in den Stall? — Ihre Dienerin, Madam Müller. Ich bitte mir ein Zimmer aus, wie es ſich für eine honette Perſon geziemt.

Eulal. Ich denke, man hat Ihnen ein recht artiges Zimmerchen eingeräumt.

Lotte. Ein artiges Zimmerchen? ſeht doch! hinten an der Treppe, gerade über dem Kuhſtall. Fy! Da könnt' ich vor Geſtank kein Auge zuthun.

Eulal. (ſehr ſanft) Ich habe ſelbſt ein ganzes Jahr lang da geſchlafen.

Lotte. Wahrhaftig? Nun ſo rathe ich Ihnen, je eher je lieber wieder hinein zu ziehen. Meine liebe Madam, es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen gewiſſen Perſonen und gewiſſen Perſonen; es kommt gar viel darauf an, wie man es von Jugend auf gewohnt geweſen. Mein ſeliger Papa war Hofkutſcher, und trug die Livree Sr. Durchlaucht. Gewiſſe Perſonen ſind ſo aus der Luft heruntergeſchneyt, und mögen freilich wohl ihre Naſen von Kindheit auf an den Geruch von Kuhſtällen gewöhnt haden. — Ich dächte, Madam, Sie träten mir Ihr Zimmer ab.

Eulal. Wenn die Frau Gräfin es befiehlt, recht gern.

Lotte. Wenn die Frau Gräfin es befiehlt? Seht doch! Wer wird denn hohe Herrſchaften mit ſolchen Bagatellen überlaufen? Ich werde meinen Koffer dahin bringen laſſen, wohin es mir beliebt.

Eulal. Das mögen Sie thun; nur nicht auf mein Zimmer.

Lotte. Auf ihr Zimmer, Madam.

Eulal. Ich trage den Schlüſſel in meiner Taſche.

Lotte. So bitt' ich mir ihn aus.

Eulal. Auf Befehl der Frau Gräfin augenblicklich.

Lotte. Verdammt! Doch warum ſuch ich auch Lebensart unter Hühnern und Gänſen.

Neunter Auftritt.

Peter. Die Vorigen.

Peter. (ſtürzt athemlos herein.) Ach Herr Jemine! ach Herr Jemine?

Eulal. Was giebts?

Peter. Der gnädige Herr iſt ins Waſſer gefallen! Die Excellenz iſt erſoffen!

Eulal. und **Lotte.** (zugleich) Wer? Was?

Peter. Der gnädige Herr Graf —

Eulal. Iſt ertrunken?

Peter. Ja.

Eulal. Todt?

Peter. Nein, todt iſt er nicht.

Eulal. Nun ſo ſchreyen Sie nur nicht ſo, daß die Frau Gräfin nichts davon erfährt.

Peter. Ich nicht ſchreyen? Ach Herr Jemine! Herr Jemine! Die Excellenz trieſt, wie ein Pudel, am ganzen Leibe.

Zehnter Auftritt.

Die Gräfin. Der Major. (von verſchiedenen Seiten)
Die Vorigen.

Gräfin. Was giebts?

Major. Welch Geſchrey?

Eulal. Ein Zufall, gnädige Gräfin; ich vermuthe, ein unbedeutender Zufall. Der Herr Graf iſt dem Waſſer zu nahe gekommen und hat ſich die Füße ein wenig naß gemacht.

Peter. Die Füße? ja, proſit die Mahlzeit! er iſt bis über den Kopf hereingeplumpt.

Gräfin. Barmherziger Gott!

Major. Ich eile —

Eulal. Bleiben Sie, Herr Major, beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! Es ſey geſchehen, was da wolle, der Herr Graf iſt zum mindeſten gerettet. Nicht wahr, Musje Peter?

Peter. Meiner Sir, die Excellenz iſt eben nicht todt, aber, ſie iſt ſehr naß.

Gräfin. Rede, junger Menſch, rede.

Major. Erzähle alles, was du weißt!

Peter. Von Anfang bis zu Ende?

Gräfin. Ja, ja, nur geſchwind.

Peter. Nun, ſehn Sie nur, wir waren alle drey hier im Zimmer; ich, mein Papa, und der Graf.

Eulal. Ich merke wohl, auf dieſe Art wird Monſieur Peter vor Abend mit ſeiner Erzählung nicht fertig. Kurz und gut, Sie waren hier im Zimmer und begleiteten den Herrn Grafen hinaus —

Peter. Richtig.

Eulal. In den Park —

Peter. Richtig.

Eulal. Und da gingen Sie ſpazieren —

Peter. Ganz recht, ich glaube, Sie können hexen.

Eulal. Nun, was trug ſich ferner zu?

Peter. I Herr Je! wir gingen am Bache hinunter, und kamen an die chineſiſche Brucke, die mein Papa aus dem alten Hühnerſtall zuſammengeſchlagen hat. Da ging nun der Herr Graf auf die Brücke, und da ſagte er, es wäre recht fein und lieblich anzuſehen, wie der Fluß ſich durch den Buſch ſchlängelte, und da lehnte er ſich ein wenig auf das Geländer; krach: brach das Geländer entzwey; plumps! lag die Excellenz im Waſſer.

Eulal. Aber Sie zogen ihn doch gleich wieder heraus?

Peter. Ich nicht. —

Eulal. Aber der Papa?

Peter. Der Papa auch nicht. —

Eulal. Sie ließen ihn alſo liegen?

Peter. Wir ließen ihn liegen. Aber wir ſchrieen alle beide aus Leibeskräften. Ich glaube, man hat es bis hinunter ins Dorf hören können.

Eulal. Und da eilten Leute herbey.

Peter. Der fremde Herr kam, der dort unten neben dem alten Tobies wohnt, und immer kein Wort ſpricht. Das iſt ein Teufelskerl! Mit einem Sprung war er im Waſſer! da patſchte er drin herum, wie eine Ente, erwiſchte die Excellenz bei den Haaren, und ſchleppte ſie glücklich ans Ufer.

Gräfin. Gott ſegne den fremden Mann!

Major. Wo bleiben ſie denn alle?

Peter. Sie kommen die Allee herauf.

Eulal. Auch der Fremde?

Peter. Meiner Six! der lief davon. Der Herr Graf wollte ſich bey ihm bedanken; aber er war ſchon über alle Berge.

Eilfter Auftritt.

Der Graf. Bittermann. Die Vorigen.

Gräfin. (ihrem Gemahl entgegen, ihn in ihre Arme ſchließend) Ach mein Beſter!

Graf. Drey Schritt vom Leibe! Sie ſehen ja, daß ich triefe.

Gräfin. Um Gottes willen! geſchwind trockene Wäſche!

Graf. Nun ja, ja! Seyn Sie ruhig; es hat keine Gefahr. Ein alter Soldat iſt wohl eher ein bischen in der Schwemme geweſen. Aber es hätte übel ablaufen können, wenn nicht der großmüthige Fremde — Wer iſt der Mann? wer kennt ihn? Bittermann hat mir da allerley verworrenes Zeug vorgeſchwazt.

Eulal. Man kann nicht klug aus ihm werden. Er kam vor einigen Monaten in dieſe Gegend und miethete von Bittermann das kleine Haus am Ende des Parks. Da lebt er ganz im Stillen; er ſieht niemand, er ſpricht mit niemand; ich ſelbſt ſah ihn nur ein paarmal von Ferne. Scheu und gebückt ſchleicht er umher und weicht jedermann aus; aber er thut viel Gutes im Verborgenen.

Graf. Lotte, geh hin und bitte ihn auf den Abend zum Eſſen. Er möchte vorlieb nehmen, hörſt du? er käme in das Haus eines Freundes.

Gräfin. Sie vergeſſen ſich umzukleiden.

Graf. Gleich, gleich.

Gräfin. Und ein niederſchlagendes Pulver einzunehmen.

Graf. Ich habe den Henker von Ihrem niederſchlagenden Pulver. Ein Glas Mallaga, um das Blut ein wenig lebhafter durch die Adern zu jagen. — Hör er, Bittermann, das muß ich ihm nachſagen, er hat eine helle durchdringende Stimme: er kann brüllen, daß mans bis unter das Waſſer hört.

Bitterm. Ew. Hochgräflichen Excellenz unterthänigſt aufzuwarten.

Graf. Aber mit ſeiner chineſiſchen Brücke kann er zum Teufel gehn. (ab)

Gräſin. Komm, Bruder, wir müſſen ihn überreden, daß er einen ganzen Theelöffel voll Unzeriſch Pulver einnimmt. Sie haben doch welches im Hauſe, liebe Madam Müller?

Eulal. Augenblicklich. (Sie greift nach ihren Schlüſſeln und geht ab.)

Gräſin und der Major. (folgen dem Grafen.)

Zwölfter Auftritt.

Bittermann. Peter. Lotte.

Lotte. Ha! ha! ha! mein lieber Herr Bittermann. Sie haben ſich ein wenig blamirt.

Bittermann. Lieber Gott! hochedle Mamſell, man will doch alles ökonomiſch einrichten; die hohen Herrſchaften ſehen das ſelbſt gern.

Lotte. Ja, aber man muß doch keine Brücken von faulem Holz bauen.

Bitterm. Nun, ſo gar ſehr verfault war es doch auch eben nicht. Se. Excellenz, der Herr Graf, ſind nur ein wenig ſchwer bey Leibe.

Lotte. Aber warum ſprangen Sie denn nicht ſelbſt ins Waſſer, um den gnädigen Herrn zu retten?

Bitterm. Gott behüte! Ich wäre untergeſunken, wie ein Stück Bley. Nein, was deines Amts nicht iſt, davon laß deinen Fürwitz. Und ich hatte überdies eben einen wichtigen Brief in der Taſche; der wäre mir ja ganz naß und unleſerlich geworden; einen Brief aus Frankreich vom Chevalier — wie heißt er doch nun gleich? (er zieht den Brief hervor, ſteckt ihn aber gleich wieder ein) Sehn Sie, Sie könnten denken, es wäre nicht wahr. O! der enthält imtereſſante Dinge. (Peter mauſt ihm den Brief aus der Taſche) Die Welt wird erſtaunen, wenn das öffentlich bekannt wird, und kein Menſch wird auf den Einfall gerathen, daß der alte Bittermann die Hand mit im Spiele hatte.

Lotte. Nein, wahrlich nicht.

Bitterm. Ich muß doch geben und die chineſiſche Brücke ein wénig repariren laſſen, wenn etwa die Frau Gräfin Luſt haben ſollte —

Lotte. Sich auch ein wenig zu baden?

Bitterm. Nicht doch, nicht doch! wir wollens ſchon befeſtigen. Gehorſamer Diener, hochedle Mamſell!

Lotte. (ſtolz) Ihre Dienerin! (Bitterm. ab.)

Peter. (entfaltet den Brief) Da iſt der Brief aus Frankreich. Den hat mein Vetter geſchrieben.

Lotte. Ihr Vetter? Wer iſt der?

Peter. I Herr Je, kennen Sie den nicht? Der Schneider Fummel in der Reſidenz.

Lotte. Ihr Vetter ein Schneider? Ha! ha! ha! Mein Vater war Hofkutſcher. (ab)

Peter. Nun, da war er auch was rechts. Aber warum ſagt denn der Papa, der Brief käme aus Frankreich? Hm! hm! Was er nun da davon hat? (ab)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

(Die Bühne iſt wie zu Anfang des erſten Aufzugs.)

Erſter Auftritt.

Der Unbekannte ſitzt auf der Raſenbank und lieſt.

Franz. (kommt.)

Franz.

Das Eſſen iſt fertig.

Unbek. Ich mag nicht eſſen.

Franz. Junge Erbſen und ein gebratenes Huhn.

Unbek. Für dich, wenn du willſt.

Franz. Sie ſind nicht hungrig.

Unbek. Nein.

Franz. Die Mittagshitze benimmt allen Appetit.

Unbek. Ja.

Franz. Ich werde das Hühnchen verwahren. Vielleicht auf den Abend —

Unbek. Vielleicht.

Franz. (nach einer Pauſe) Gnädiger Herr, darf ich reden?

Unbek. Rede.

Franz. Sie haben eine ſchöne That gethan.

Unbek. Welche?

Franz. Sie haben einem Menſchen das Leben gerettet.

Unbek. Schweig.

Franz. Wiſſen Sie auch, wem?

Unbek. Nein.

Franz. Dem Grafen von Winterſee.

Unbek. Gleichviel.

Franz. Wahrlich! ſo was kann einem alten Auge Thränen entlocken.

Unbek. Altes Weib!

Franz. Ein ſo edler, ein ſo braver Herr —

Unbek. (böſe) Willſt du mir ſchmeicheln? Pack dich fort!

Franz. Bei meiner armen Seele! es geht mir von Herzen. Wenn ich ſo im Stillen zuſehe, wie Sie um ſich her Gutes wirken, wie Sie ſo die Noth eines jeden zu Ihrer eigenen machen, und doch ſelbſt nicht glücklich ſind — ach! da blutet mir das Herz.

Unbek. (weich) Ich danke dir.

Franz. Lieber Herr, nehmen Sie mirs nicht übel! Sollte vielleicht nur dickes, ſchwarzes Blut Sie ſo ſchwermüthig machen? Ich hörte einmal von einem berühmten Arzt: der Menſchenhaß habe ſeinen Sitz im Blute, oder in den Nerven, oder im Eingeweide.

Unbek. Das iſt nicht mein Fall, guter Franz.

Franz. Alſo wirklich unglücklich? und doch ſo gut! Das iſt ein Jammer!

Unbek. Ich leide unverſchuldet.

Franz. Armer Herr.

Unbek. Haſt du vergeſſen, was der Greis dieſen Morgen ſagte? „Es giebt noch ein anderes, beſſeres Leben.“ Laß uns hoffen — und muthig tragen!

Franz. Amen!

Zweyter Auftritt.

Lotte. Die Vorigen.

Lotte. Mit Permiſſion, Sie ſind doch der fremde Herr, der meinen gnädigen Grafen aus dem Waſſer gezogen?

Unbek. (ſieht ſie ſtarr an.)

Lotte. (zu Franzen.) Oder ſind Sie es?

Franz. (macht ihr ein unfreundlich Geſicht)

Lotte. Sind die Herren beyde ſtumm? (ſie betrachtet ſie wechſelsweiſe; beyde ſehen ihr ſtarr ins Geſicht.) Nun, das iſt luſtig, ha! ha! ha! (wieder eine Pauſe.) So lachen Sie doch wenigſtens mit. — Nein wahrlich! nicht eine Miene, nicht eine Falte. Ein paar Puppen, in Wachs formirt. Ich möchte lachen oder weinen, ſeufzen oder ſchreyen; das bringt die Herren ſo wenig aus ihrer Faſſung, als den Tom Pipes in Peregrine Pickle. — Sollte der ſpaßhafte Herr Bittermann ein paar Bildſäulen aufgeſtuzt haben? (Sie nähert ſich Franzen.) Aber nein, das lebt, das holt Athem, das verdreht die Augen (ihm ins Ohr ſchreyend) Guter Freund!

Franz. Ich bin nicht taub.

Lotte. Und auch nicht ſtumm, wie ich endlich ein wenig ſpät erfahre. Iſt jener Lebloſe dort ſein Herr?

Franz. Jener brave Mann iſt mein Herr.

Lotte. Der nehmliche, der —

Franz. Der nehmliche.

Lotte. (ſich zu dem Unbek. wendend) Meine gnädige Herrſchaft, der Herr Graf von Winterſee und die Frau Gräfin, laſſen ſich Ihnen ſchönſtens empfehlen und angelegentlich bitten, dieſen Abend auf dem Schloſſe mit einem Gerichte Gernegeſehn vorlieb zu nehmen.

Unbek. Ich eſſe nicht.

Lotte. Nun, ſo kommen Sie wenigſtens.

Unbek. Ich komme nicht.

Lotte. So trocken werden Sie mich doch nicht abfertigen? — Kein Wort weiter? — Der Herr Graf iſt durchdrungen vom Gefühl der Dankbarkeit. Sie haben ihm das Leben gerettet.

Unbek. Iſt gern geſchehen.

Lotte. Und wollten nicht einmal ein kahles Gott vergelt es! dafür in Empfang nehmen?

Unbek. Nein.

Lotte. Wirklich, mein Herr, Sie ſind grauſam. Ich muß Ihnen ſagen, daß unſer drey Frauenzimmer im Schloſſe ſind, und daß wir alle drey vor Begierde brennen, zu wiſſen, wer Sie ſind.

Unbek. (ſteht auf und geht ab.)

Lotte. Der Herr iſt ein ſauertöpfiſcher Grobian. Ich muß ſehen, wie weit ich es mit dem Bedienten bringe.

Franz. (kehrt ihr den Rücken zu.)

Lotte. Der Anfang verſpricht blutwenig. Guter Freund! warum ſieht er mich nicht an?

Franz. Weil ich lieber grüne Bäume, als grüne Augen ſehe.

Lotte. Grüne Augen? Verflucht! wer hat ihm denn geſagt, daß meine Augen grün ſind? Man hat wohl eher Verſe auf meine Augen gemacht. Doch an ſeinem Beyfall iſt mir wenig gelegen. Aber wenn er mich nicht anſehen will, ſo ſprech' er wenigſtens mit mir.

Franz. Ich ſpreche mit keiner Meerkatze.

Lotte. Hör er, mein Freund! ich dächte, er ließe ſich an eine Kette legen und wie ein pohlniſcher Bär für Geld ſehen. Etwas ſo Grobes, Ungeſchliffenes ſieht man nicht alle Tage. Aber er ſoll wiſſen, daß ich von gutem Hauſe bin, und daß meine Erziehung mich dergleichen Sottiſen verachten lehrt.

Franz. Das freut mich.

Lotte. Alſo kurz und gut zur Sache! wer iſt ſein Herr?

Franz. Ein Mann.

Lotte. Nun freilich iſt er kein Weib; denn ſonſt wäre er höflicher, und ließe ſich auch nicht von einem ſolchen Grobian bedienen. Aber wie heißt er?

Franz. Mann nannte ihn nach ſeinem Vater.

Lotte. Und der war? —

Franz. Verheurathet.

Lotte. (ironiſch) Mit einem Frauenzimmer vermuthlich.

Franz. Getroffen!

Lotte. Vielleicht hat er im Duell —

Franz. Einen Haſen geſchoſſen.

Lotte. Oder als falſcher Münzer —

Franz. Paſteten gebacken.

Lotte. Oder er iſt als Deſerteur —

Franz. Seinem Mädchen entlaufen.

Lotte. Oder er iſt —

Franz. Ein Jeſuit.

Lotte. (entrüſtet) Guter Freund! wer ſein Herr iſt, werd' ich wohl freylich nicht erfahren, und mags auch nun nicht wiſſen; aber wer er iſt, das weiß ich.

Franz. Nun?

Lotte. Er iſt ein Tölpel. (ſie läuft fort.)

Franz. Schönen Dank! Wer den Weibern ihren Willen thut, der iſt ein homme comme il faut! und wer ſich nicht von ihnen zum Narren brauchen läßt, der iſt ein Tölpel. Aber Sie mögen dich nun bezahlen in dieſer oder in jener Münze; du biſt immer betrogen.

Achter Auftritt.

Der Unbekannte. Franz.

Unbek. Iſt das Weib fort?

Franz. Ja.

Unbek. Franz!

Franz. Gnädiger Herr!

Unbek. Wir müſſen auch fort;

Franz. Wohin?

Unbek. Das weiß Gott!

Franz. Ich folge Ihnen.

Unbek. Allenthalben?

Franz. In den Tod.

Unbek. Wollte der Himmel! Dort iſt Ruhe.

Franz. Ueberall iſt Ruhe. Mags von außen ſtürmen, wenn nur das Herz nicht tobt. Und dann iſts hier wohl noch immer eben ſo gut, als in einem andern Winkel der Welt. Die Gegend iſt herrlich, die einladende Natur verſchwenderiſch mit Schönheiten und Früchten.

Unbek. Aber ich bin kein fremdes Thier; ich will mich nicht begaffen laſſen.

Franz. Wie Sie dem Dinge nun wieder eine Deutung geben, nach ihrer eigenen Manier! Daß ein Menſch, dem man das Leben gerettet hat, einen zum Eſſen bitten läßt, das finde ich ſehr natürlich.

Unbek. Aber man ſoll mich nicht zum Eſſen bitten.

Franz. Seyn Sie ruhig! Man wird es ſchwerlich zum zweyten Male verſuchen.

Unbek. Die Schranzen! Sie bilden ſich ein, der wichtigſte Dienſt ſey vergolten, wenn man einmal das Glück haben darf, mit Ihnen zu ſpeiſen.

Franz. Recht, Herr! Lieber Kartoffeln zu Hauſe, wo man nicht jeden Biſſen mit Schmeicheleyen verzollen muß, wo man nicht gezwungen iſt, über froſtige Späschen zu lachen, oder den ehrlichen Namen eines dritten zu zerreißen.

Unbek. Wir wollen fort.

Franz. Aber Geduld, gnädiger Herr! Vielleicht zerſtreut ſich das Menſchengewühl wieder. Die kommen allzumal aus der Reſidenz, werden's im Schatten der einfachen Natur bald ſatt kriegen, finden hier weder Karten noch Hanswürſte, wenn ſie nicht ſelbſt welche mitgebracht haben. Denn heut zu Tage hat jeder Narr ſeinen Hanswurſt bey der Hand. Geben Sie Acht, Herr, das ſind die Drohnen aus dem Bienenſtocke des Hofes, die ſind ausgeflogen, nicht um hier in der Einſamkeit Honig zu ſammeln; nein, um der lieben Mode willen. Wenn der Herbſt herbeykommt, fliegen ſie alle wieder zurück und treiben dort ihr Weſen.

Unbek. Dein Scherz wird bitter.

Franz. Was iſt Speiſe ohne Salz?

Unbek. Und es läßt ſich vermuthen, daß, wenn jenes Ziel deines Spottes dir aus den Augen gerückt worden, du deinen Herrn zum Ziele nehmen werdeſt. Ich kannte dich noch nicht von der Seite.

Franz. Schon wieder menſchenfeindliches Mißtrauen? Lieber Herr, ich will Ihnen gerne ohne Lohn dienen, aber halten Sie mich für einen ehrlichen Kerl.

Unbek. Ohne Lohn? Alſo läßt dein ehrlicher Name ſich taxiren. Ohngefähr ſo hoch, als dein Lohn?

Franz. Nein das iſt zu arg.

Unbek. Thu ich dir Unrecht?

Franz. Wahrlich.

Unbek. Du biſt mein einziger Freund.

Franz. Der Titel, den Sie mir da geben, macht alles wieder gut.

Unbek. Siehſt du, Franz? Schimmern dort nicht ſchon wieder Uniformen und Hofzeuge die Allee herauf? — Nein, ich muß fort. Hier iſt meines Bleibens nicht mehr.

Franz. Wohl, ich ſchnüre mein Bündel.

Unbek. Je eher, je lieber. Da muß ich an dem herrlichen Tage mich zwiſchen vier Mauern ſperren, um den Maulaffen aus dem Wege zu gehen. Und iſt es wahres Hofgeſchmeiß, ſo ſind ſie wohl keck genug, ſich bis in mein Zimmer zu drängen. (im Abgehn) Franz, ich verriegle meine Thüre.

Franz. Und ich halte Schildwache von außen.

Unbek. (ab)

Franz. Wenn die Herrſchaften eben ſo neugierig ſind, als das Kammermädchen, ſo werd ich meinen Vorrath von Impertinenz wieder auskramen müſſen. Aber ſie haben gut fragen und ich habe gut antworten. Von mir werden ſie wenig erfahren: denn ich weiß ſelbſt nichts.

Vierter Auftritt.

Die Gräfin am Arm des Majors. Franz.

Gräfin. Sieh da, ein fremdes Geſicht! Vermuthlich der Diener.

Major. Mein Freund, kann man ſeinen Herrn nicht ſprechen!

Franz. Nein.

Major. Nur auf wenige Minuten.

Franz. Er hat ſich eingeſchloſſen.

Gräfin. Sag er ihm, daß eine Dame hier auf ihn warte.

Franz. Dann macht er gar nicht auf.

Gräfin. Haßt er unſer Geſchlecht.

Franz. Er haßt das Menſchengeſchlecht überhaupt, und das weibliche insbeſondere.

Gräfin. Warum denn?

Franz. Er mag wohl betrogen worden ſeyn.

Gräfin. Ey, da iſt er aber nicht galant.

Franz. Galant iſt mein Herr nicht, aber wenn es darauf ankommt, einem Menſchen das Leben zu retten, ſo thut er es mit Gefahr ſeines eigenen.

Major. Und das iſt mehr werth, als kahle Galanterie, er hat Recht. Auch uns führt Galanterie nicht hieher. Die Frau und der Schwager des Geretteten wünſchten ſeinem Herrn ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Franz. Er liebt das nicht.

Major. Ein ſonderbarer Mann!

Franz. Der keinen andern Wunſch hegt, als den, in Ruhe und Friede zu bleiben.

Gräfin. Er ſcheint ſich mit dem Schickſal uberworfen zu haben.

Franz. So ſcheint es.

Gräfin. Vielleicht eine Ehrenſache, oder unglückliche Liebe.

Franz. Vielleicht.

Gräfin. Oder er iſt ein Schwärmer?

Franz. Kann ſeyn.

Gräfin. Dem ſey wie ihm wolle, ich wünſchte zu wiſſen, wer er iſt.

Franz. Ich auch.

Gräfin. Wie? er kennt ihn ſelbſt nicht?

Franz. O *ihn* kenn' ich wohl, das heißt, ſein eigentliches Ich, ſein Herz, ſeine Seele; oder glauben Sie, daß man die Menſchen kennt, wenn man ihren Namen weiß?

Gräfin. Brav! er gefällt mir, und nun wünſchte ich auch *ſeine* Bekanntſchaft zu machen. Wer iſt *er* denn!

Franz. Ihr gehorſamer Diener. (er geht ab)

Fünfter Auftritt.

Die Gräfin. Der Major.

Gräfin. Bizarrerie! Sucht ſonderbar zu ſcheinen! Jedermann will ſich unter ſeinen Brüdern auszeichnen;

der eine umſegelt die Welt, der andere verkriecht ſich in eine Hütte.

Major. Und der Diener äfft dem Herrn nach.

Gräfin. Komm, Bruder, wir wollen meinen Mann aufſuchen; er ging mit Madam Müller dort über die Wieſe.

Major. Vorher ein paar Worte. — Schweſter, ich bin verliebt!

Gräfin. Zum wie vielſten Male?

Major. Zum erſten Male in meinem Leben.

Gräfin. Gratulire.

Major. Du biſt mir ausgewichen bis jetzt. Wer iſt ſie? Ich bitte dich, Schweſter, ſey ernſthaft! Lachen hat ſeine Zeit.

Gräfin. Um aller Grazien willen, du ſiehſt aus, als wollteſt du Geiſter citiren. Rolle deine wilden Augen nicht ſo auf mir herum! Ich gehorche ſchon. Ernſthaft alſo über die närriſchſte Materie von der Welt, über die Liebe! Wer Madam Müller iſt, weiß ich nicht, das hab' ich dir ſchon geſagt. Was ich aber ſonſt noch von ihr weiß, das ſoll dir unverhohlen bleiben. Es mögen nun ungefähr drey Jahre ſeyn, als man mir eines Abends in der Dämmerung ein fremdes Frauenzimmer meldete, welches mich allein zu ſprechen begehrte. Ich nahm den Beſuch an, und Madam Müller erſchien, mit all' dem Anſtande, all' der Beſcheidenheit, welche auch dich bezaubert haben. Doch trugen ihre Züge damals noch das ſichtbare Gepräge der Angſt und Verwirrung, welche jetzt in ſanfte Melancholie verſchmolzen ſind. Sie warf ſich zu meinen Füßen und bat mich, eine Unglückliche zu retten, die der Verzweiflung nahe ſey. Sie verſicherte, man habe ihr viel Gutes von mir geſagt, und erbot ſich, mir als Kammermädchen zu dienen. Ich forſchte vergebens nach der Urſache ihrer Leiden, ſie verſchleyerte ihr Geheimniß, entfaltete aber mit jedem Tage immer mehr und mehr ein Herz, von der Tugend zum Tempel erkohren, und einen Verſtand, durch die ausgeſuchteſte Lektüre gebildet. Ich ließ ab, mich in ihr Vertrauen eindrängen zu wollen; aber ſie ward nun nicht mehr mein Kammermädchen, ſie war meine Freundin. Als ſie mich einſt auf einer Spatzierfahrt hieher begleitete, und ich in ihren Augen das ſtille Entzücken las, mit welchem ihre Seele an den Schönheiten der Natur hing, that ich ihr den Vorſchlag, hier zu bleiben, und ſich der häuslichen Wirthſchaft anzunehmen. Sie ergrif meine Hand, und drückte ſie an ihre Lippen mit ungewöhnlichem Feuer. Ihre dankbare Seele ſchwamm in ihren ſtummen Thränen. Seitdem iſt ſie hier, und wirkt unzähliges Gute im Verborgenen, und wird angebetet von jedem Geſchöpfe, das ſich ihr nähert. (mit einer Verbeugung) Ich bin fertig, Herr Bruder.

Major. Zu wenig, um meine ganze Wißbegierde zu befriedigen, aber doch genug, um den Vorſatz zur That werden zu laſſen. — Schweſter, ſteh mir bey! — ich heyrathe ſie.

Gräfin. Du?

Major. Ich.

Gräfin. Baron von der Horſt?

Major. Pfuy! — wenn ich dich recht verſtehe.

Gräfin. Nur nicht gleich ſo bitter! Die großen, erhabenen Grundſätze von Gleichheit aller Stände, und ſo weiter, ſind herrlich in einem Roman; aber wir leben nun einmal nicht in der Ideenwelt. Der Herr Baron will ſeine Gemahlin nach Hofe führen, das geht nicht an: er will ſeine Söhne zu Domherren machen, das geht nicht an; er will ſeine Töchter in einem Stift verſorgen, das geht wieder nicht an.

Major. Predige mir nicht Gemeinſprüche! Ich dürfte dir nur antworten, daß ich liebe, leidenſchaftlich liebe, und du müßteſt ſchweigen; denn die Liebe kehrt ſich weder an Domherrn, noch an Stiftsfräulein. Aber ich bin kein brauſender Jüngling mehr; du haſt einen Mann vor dir, der —

Gräfin. Der eine Frau nehmen will.

Major. Nein, der, vernünftig und kalt Vortheil gegen Nachtheil abgewogen, häusliche Ruhe und Zufriedenheit gegen Glanz des Hofes, Glück des Lebens gegen eitle Konvenienz. Ich kenne die Verhältniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft; ich kenne und ehre ſie. Sie waren einſt ſehr nothwendig, und ſind es vielleicht noch. Ich werde nie thöricht genug ſeyn, zu verlangen, daß man um meinetwillen auch nur ein Tittelchen an der wohlhergebrachten Hofetikette ändre, oder ein Quentchen vom uralten Adelswahn fahren laſſe. Meine Frau wird alſo nicht bei Hofe erſcheinen; und da fragt ſich's nur noch, ob wir dabei gewinnen oder verlieren werden?

Gräfin. Darum mußt du den alten Hofmarſchall fragen; der kann dir das am beſten erklären.

Major. Meine Söhne werden weder Domherrn, noch meine Töchter Stiftsfräulein ſeyn. Das heißt mit andern Worten, meine Söhne werden da nicht erndten, wo ſie nicht geſäet haben, und meinen Töchtern — wenn ſie die Tugenden ihrer Mutter erben — wird es nie an braven Männern fehlen.

Gräfin. Beſonders, wenn ſie ſich nach ihrer Tante bilden.

Major. Ich ziehe aufs Land: ich bin mir ſelbſt genug. Um meine Bauern glücklich zu machen, bedarf ich keines Titels, und mein eignes Glück zu fühlen, lehrt mich mein Herz. Eine Frau, wie dieſe — einſt Vater von Kindern, die ihr gleichen — reich genug, um Wohlſtand um mich her zu verbreiten — was will der Menſch mehr? Oder wenn du mich nun auch für ein ſo gar geſelliges Thier hältſt, daß ich ſelbſt meiner Frau gegenüber, dann und wann Langeweile empfinden müßte; hab' ich denn nicht Freunde? eine zärtliche, muthwillige Schweſter? einen jovialiſchen Schwager? — oder — wie? — wäre dieſe Schwägerin der Frau Gräfin vielleicht nicht anſtändig?

Gräfin. Du wirſt unartig.

Major. Nun, was hindert denn noch?

Gräfin. Das iſt alles ſehr ſchön und rührend. Der Plan iſt vortreflich; nur einen kleinen Umſtand haſt du vergeſſen;

Major. Der wäre?

Gräfin. Ob Madam Müller dich haben will.

Major. Das iſt es eben, liebe Schweſter, wozu ich deinen Beiſtand nöthig habe. (ſie bei der Hand faſſend.)

Gute Henriette! du kennſt mein Herz, du weißt, daß ich nicht faſele. In franzöſiſchen Dienſten aufgewachſen, unter geſchminkten, verbuhlten Weibern, ward euer Geſchlecht mir verhaßt. Der Hof bot mir ein ewiges, ekelhaftes Einerley, und in Privathäuſern fand ich, wenns hoch kam, Eheleute, die ſich ertrugen, weil ſie mußten, und einander liebkoſten, weil es nun einmal ſo Sitte iſt. Ueberall Bilder des Ueberdruſſes und der Reue; überall eitle Weiber und zu Grunde gerichtete Männer; thörichte Mütter und verzogene Kinder.

Gräſin. Ein ſauberes Gemählde! — aber nimm mirs nicht übel, — mit Hogarths Pinſel entworfen — Carrikatur.

Major. Ach liebe Henriette, auch meine Stunde iſt gekommen.

Gräſin. Es geſchieht dir ſchon Recht. Nur Schade, daß du eben an eine ſanfte holde Seele gerathen biſt. Eine Xantippe hätte den Herrn Bruder an ihren Triumphwagen ſpannen ſollen.

Major. Nur eine ſolche Seele vermochte dies widerſpenſtige Herz zu feſſeln. Und nun — liebe Henriette — du, mit der ich an einer Bruſt lag —

Gräſin. Um Vergebung! ich hatte eine Amme.

Major. Grauſamer Muthwille.

Gräſin. Wunderlicher Menſch! wozu denn ſtöhnen und ſeufzen, da ſich dir die reizendſte Ausſicht öffnet? Hier haſt du meine Hand! ohne glänzendes Wortgepränge, ich thue, was ich vermag. St! beynahe wären wir überraſcht worden. Sie kommen. Weg mit der Eheſtands-Falte. Warte dein Spiel ruhig ab; ich will die Karten ſchon miſchen.

Sechster Auftritt.

Eulalia am Arm des Grafen. Die Vorigen. Zuletzt Peter.

Graf. Potz Stern! Madam, Sie ſind gut zu Fuße. Mit Ihnen mag ein Anderer um die Wette laufen.

Eulal. Die Gewohnheit, Herr Graf. Sie dürfen nur vier Wochen hintereinander alle Tage einen ſolchen Spatziergang machen.

Graf. O ja! wenn ich Luſt habe, meinen Windhunden ähnlich zu werden.

Gräfin. Wo war't ihr? Wir ſuchten euch.

Graf. Wo wir waren? Ja ſieh nur, mein Schatz! wenn man mit Madam Müller geht, ſo weiß man nicht ſo eigentlich, wo man iſt.

Eulal. Ich führte den Herrn Grafen auf jenen Hügel, von deſſen Spitze man das ganze Thal und den Fluß, der ſich unten im Thale ſchlängelt, überſehen kann.

Graf. Ja, ja, die Ausſicht iſt ſchön, und ſo neben Madam Müller zu ſtehen, und zuzuhören, wie ſie die Reize der Schöpfung ein wenig dichteriſch und ſchwärmeriſch beſchreibt, das iſt noch ſchöner; aber nehmen Sie mir's nicht übel! mich kriegen Sie doch nicht wieder hinauf. Meine Füße ſind klagbar geworden, und haben wahrlich die gerechteſte Sache von der Welt.

Major. So laſſen Sie uns nach Hauſe gehen. Ein wohlgepolſterter Sopha ladet Sie ein.

Graf. Der bloße Gedanke iſt erquickend. Aber ich bin ſo müde und ſo durſtig, daß ich durchaus erſt Raſttag halten, und meinen trocknen Gaumen durch eine Libation auf ſeinem Grund und Boden ausſöhnen muß. Wie wär's, Herr Schwager, wenn wir uns dort in die Laube ein paar Pfeifen und eine Bouteille engliſch Oel bringen ließen.

Gräfin. Thut das! Wir Weiber laufen indeſſen noch ein wenig herum. (Sie giebt ihrem Bruder einen Wink.)

Major. (zum Grafen) Ich bin von der Parthie.

Graf. Schön! Heda! — Verdammt! nun haben wir niemand zu ſchicken. Ich kann es vor dem Henker nicht leiden, wenn auf Spatziergängen immer ein großer Maulaffe hinter mir hertritt: aber diesmal wäre mir's doch lieb, wenn ich einen Bedienten mitgenommen hätte. (allenthalben in der Ferne ſchauend) Seht doch, iſt das nicht Peter, der dort unten am Wege den Birnbaum ſchüttelt? Ja, er iſt's. Peter! He! Peter!

Peter. (von weitem) He! holla! He!

Graf. Hieher! Friß auf ein andermal mehr!

Peter. (kommt) Da bin ich ſchon.

Graf. Spring geſchwind aufs Schloß, und hole Pfeifen für uns und eine Flaſche engliſch Oel. Geſtopfte Pfeifen für uns, hörſt du?

Peter. Geſtopfte Pfeifen für uns: ich höre. (ab.)

Graf. Kommen Sie, Herr Schwager, wir wollen uns indeſſen einen Lagerplatz ausſuchen. Die Damen ſcheinen nicht Luſt zu haben, uns zu folgen. Ihre feinen Naſen können den Tabacksdampf nicht vertragen. (ab.)

Major. (folgt ihm, nachdem er noch einige verſtohlne Winke mit ſeiner Schweſter gewechſelt.)

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin. Eulalia.

Gräfin. Nun, liebe Madam Müller, wie gefällt Ihnen der Mann, der eben von uns ging?

Eulal. Wer?

Gräfin. Meine brüderliche Liebe.

Eulal. Er verdient, Ihr Bruder zu ſeyn.

Gräfin. (verneigt ſich tief) Unterthänige Dienerin! Das ſchreib ich in mein Taſchenbuch.

Eulal. Ohne Schmeicheley, gnädige Frau, ich halte ihn für einen wackern Mann.

Gräfin. Und für einen ſchönen Mann.

Eulal. (gleichgültig) O ja.

Gräfin. O ja? Das klang beinahe wie: o nein. Aber ich muß Ihnen ſagen, daß er Sie für eine ſchöne Frau hält. (Eulal. lächelt.) Sie ſagen nichts dazu?

Eulal. Was ſoll ich ſagen? Spott kann nicht aus Ihrem Munde kommen; alſo Scherz war es; und ich bin ſo wenig dazu gemacht, einen Scherz zu unterhalten. —

Gräfin. Eben ſo wenig, als ihn zu veranlaſſen. Nein, es war Ernſt. — Nun?

Eulal. Sie ſetzen mich in Verlegenheit. Nun ja, ich will mich nicht zieren. Es war eine Zeit, wo ich mich ſelbſt für ſchön hielt; aber der Kummer hat an meiner Geſtalt genagt. — Ach! die Herzensruhe iſt es, die den ſchönſten Zauber über ein weibliches Geſicht gießt. Der Blick, der brave Männer feſſelt, iſt nur der Abglanz einer ſchönen Seele.

Gräſin. Nun, Gott gebe mir immer ein ſo reines Herz, als aus Ihren Augen leuchtet.

Eulal. (wild und raſch) Ach! Gott behüte Sie dafür!

Gräſin. (erſtaunend) Wie?

Eulal. (mit verhaltenen Thränen) Verſchonen Sie mich! — Ich bin eine Unglückliche. — Dreyjährige Leiden geben mir zwar keine Anſprüche auf Freundſchaft einer edlen Seele, — aber auf Mitleid! — Verſchonen Sie mich! (Sie will gehen.)

Gräſin. (ſehr liebreich) Bleiben Sie, liebe Madam Müller! Wirklich, Sie müſſen bleiben. Was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt vielleicht des Anhörens werth. Ihre Selbſtanklage ſchreckt mich nicht ab. Mich dünkt, Sie ſehen, wie der gute Paſcal, neben Ihrem Stuhl eine Hölle; aber die Teufelchen exiſtiren nur in Ihrer Einbildung.

Eulal. Wollte Gott, ich ſähe die Hölle nur neben meinem Seſſel — Ach! ich trage ſie raſtlos im Herzen mit mir herum.

Gräſin. Freundſchaft hat Balſam für manche Wunde. Ich bitte zum erſten Male um Ihr Vertrauen. Sie wiſſen, ob ich in dieſen drey Jahren unſerer Bekanntſchaft

Ihnen je durch unbefugte Neugier läſtig wurde. Heute treibt mich ein edleres Intereſſe. Ich bitte mit Schweſterliebe um Ihr Vertrauen. Mein Bruder liebt Sie.

Eulal. (fährt zuſammen, und ſieht der Gräſin ernſthaft ins Geſicht) Für Scherz zu viel — für Ernſt zu traurig!

Gräſin. Ehe ich weiter in Sie dringe, erlauben Sie mir, Ihnen den Charakter meines Bruders zu ſchildern, und ich gebe Ihnen mein Wort: nicht die Hand der Schweſter ſoll den Pinſel fuhren. — Sie mochten ihn leicht fur einen Leichtſinnigen halten; denn ſah' er Sie nicht heute zum erſten Male? und ſchon Liebe? — Aber, liebe Freundin! er iſt ein ernſter Mann, von geprüften Grundſätzen. Schon zählten ihn die Damen unſers Hofes unter die Klaſſe der Hageſtolze; denn unter ihnen fand er nicht, was er ſuchte; verzweifelte oft daran, es je zu finden. Nicht Geſtalt, nicht Reichthum und Rang ſollten ſeine Wahl beſtimmen; er wollte ein Herz, von der Natur, einen Geiſt, durch Erziehung gebildet. Von beyden gaben Sie ihm Proben. Ihre geheime Wohlthätigkeit blieb unverborgen, und Ihr Verſtand — ich ehre dieſe beſcheidene Schamröthe — genug, mein Bruder iſt ein Kenner in dieſem Punkt. — Hier haben Sie mein Kreditiv. Entſcheiden Sie, ob ich berechtigt bin, um Ihr Zutrauen zu bitten. Entdecken Sie ſich mir! Sie wagen nichts. Schütten Sie Ihren Kummer in den verſchwiegenen Buſen einer Schweſter aus!

Eulal. Ach! ich fühl' es: das höchſte Opfer, welches wahre Reue zu bringen vermag, iſt freywilliger Verzicht auf die Hochachtung einer ſchönen Seele. Ich will dieſes Opfer bringen — und hab' ich dann genug gebüßt? (ſtotvend) Hörten Sie nicht — verzeihen Sie mir! — hörten Sie nie — o, es iſt ſehr ſchwer, eine Täuſchung zu zerſtöhren, welcher allein ich bis jetzt Ihre Güte verdankte, — Aber es muß ſeyn; — Pfuy Eulalia! Ziemt Stolz dir? — Hörten Sie nie von einer gewiſſen Baroneſſe Meinau reden?

Gräfin. Am benachbarten Hofe? Mich dünkt, ich hörte von einer ſolchen Kreatur. Sie ſoll einen ſehr braven Mann höchſt elend gemacht haben.

Eulal. O Gott! — Ja, einen ſehr braven Mann.

Gräfin. Sie lief mit einem Landſtreicher davon.

Eulal. Ja, das that ſie. —— (ſie ſtürzt außer ſich zu den Füßen der Gräfin) Verſtoßen Sie mich nicht! Nur ein Plätzchen, auf welchem ich ſterben kann! —

Gräfin. Um Gottes willen! Sie ſind —

Eulal. Ich bin dieſe Kreatur.

Gräfin. (ſich unwillig wegwendend) Ha! (Sie geht einige Schritte, ihr Herz zieht ſie zurück.) — Aber ſie iſt unglücklich — ſie büßt ſtreng — weg mit dem Kopfe, der immer bereit iſt, ein Verdammungsurtheil zu ſprechen! — (Sie blickt wehmüthig nach ihr.) Ach! ſie iſt ſo unglücklich! — Stehn Sie auf! ich bitte Sie, ſtehn Sie auf! Mein Mann und mein Bruder ſind nicht weit. Dieſe Scene leidet keine Zeugen. Ich gelobe Ihnen Verſchwiegenheit. (Sie hebt ſie auf.)

Eulal. Ach mein Gewiſſen! mein Gewiſſen! das wird nie ſchweigen. (Mit beyden Händen die Hand der Gräfin ergreifend.) Verſtoßen Sie mich nicht!

Gräfin. Nein, ich verſtoße Sie nicht. Ihr Betragen in den letzten drey Jahren, Ihr ſtiller Kummer, Ihre Reue, tilgen freylich nicht ihr Verbrechen; aber eine Freyſtatt wird mein Herz Ihnen nie verſagen; eine Freyſtatt, wo Sie ungeſtört um den Verluſt Ihres Gemahls weinen dürfen. — Ach! ich fürchte, ein unerſetzlicher Verluſt!

Eulal. (mit der Kälte der Verzweiflung) Unerſetzlich!

Gräfin. Armes Weib!

Eulal. (immer im nehmlichen Ton) Ich hatte auch Kinder.

Gräfin. Genug!

Eulal. Gott weiß, ob ſie leben oder todt ſind.

Gräfin. Arme Mutter!

Eulal. Ich hatte einen liebenswürdigen Gemahl.

Gräfin. Faſſen Sie ſich!

Eulal. Gott weiß, ob er lebt oder todt iſt.

Gräfin. Ihr Blick wird gräßlich.

Eulal. Für mich iſt er todt.

Gräfin. Sie büßt ſtrenge.

Eulal. Ich hatte einen alten Vater.

Gräfin. O, um Gottes willen! Hören Sie auf!

Eulal. Der Gram um mich hat ihn gemordet.

Gräfin. Wie ſchrecklich rächt ſich die beleidigte Tugend.

Eulal. (endlich in laute Thränen ausbrechend, und mit beiden Händen ihr Geſicht verhüllend) Und ich lebe noch.

Gräfin. Wer könnte dieſe Büßende haſſen? (Eulalien in ihre Arme ſchließend.) Nein, Sie ſind nicht laſterhaft. Der Augenblick Ihrer Verirrung war ein Traum, ein Rauſch, ein Wahnſinn.

Eulal. O verſchonen Sie mich, wenn Sie wüßten, daß jede Milderung meiner Verbrechen mir ein Dolchſtich iſt — daß mein Gewiſſen nie mich heftiger martert, als wenn mein Kopf nach Entſchuldigungen grübelt. — Nein, ich kann mich mit gar nichts entſchuldigen; und die einzige, traurige Beruhigung meines Herzens iſt die, mich ohne alle Einſchränkung ſtrafbar zu bekennen.

Gräfin. Dieſer Zug iſt ächte Reue.

Eulal. O wenn Sie ihn gekannt hätten! als ich ihn zum erſten Male ſah, den ſchönen, den edlen Mann — ich war damals kaum vierzehn Jahr alt. —

Gräfin. Und Ihre Verbindung?

Eulal. Wenig Monden nachher.

Gräfin. Und Ihre Flucht?

Eulal. Zwey Jahre war ich ſeine Gattin.

Gräfin. O meine Liebe! dann laſſen Sie Ihre Jugend büßen, was nicht Ihr Herz verbrach.

Eulal. Das iſt die Sprache meines Kopfes in Stunden, wo Sehnſucht und Liebe den Sieg über die Reue davon tragen. — Nein, meine Jugend entſchuldigt mich nicht. (den Blick gen Himmel) Alter, ehrwürdiger Vater! Das hieße dich anklagen! Du hatteſt mir Grundſätze der Ehre und Tugend ins Herz gepflanzt. Du hatteſt mich gewarnt vor dem Gift der Schmeicheley und Verführung. —

Gräfin. Was vermag Erziehung gegen einen Lovelace?

Eulal. Ach! Sie ſtoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geſchichte. Nein, er war kein Lovelace, dieſer Menſch, in jeder Rückſicht tief, tief unter meinem Gemahl. Nur daß dieſer nicht mehr tändelte, nicht mehr jeder meiner Launen und Grillen ſchmeichelte, mir neue Equipagen, Livreen und Schmuck verſagte, wenn der Aufwand unſre Kräfte überſtieg. Alles das bot mir des Verführers Schlangenzunge, und ich war Kind genug, mich an den bunten Bildern zu ergötzen; war verblendet genug, Kinder, Vater und Gemahl zu verlaſſen, um einem Nichtswürdigen zu folgen, der — doch genug! er ſteht nun vor Gott, wo meine gemordete Tugend das Maaß ſeiner Bubenſtücke bis an den Rand füllen wird.

Gräfin. Schrecklich! aber mit dieſem Herzen konnte meine Freundin nicht lange irren.

Eulal. Lange genug, um nie es büßen zu können. Freilich verflog der Rauſch in wenig Wochen; ich rief den Namen meines biedern Gatten — vergebens — ich horchte auf das Lallen meiner Kinder — umſonſt! Ach! was ich damals empfand, als der Nebel vor meinen Augen zerfloß! —

Gräfin. Weg mit dieſer Rückerinnerung! — Ich errathe das Ende Ihrer Geſchichte. Sie verließen Ihren Verführer.

Eulal. Das that ich — und flüchtete zu einer edlen Seele, die mir ein Plätzchen gab, auf dem ich weinen darf — und mir auch ein Plätzchen geben wird, auf dem ich ſterben könne.

Gräfin. (ſie in ihre Arme ſchließend.) Hier, nur hier an meinem Buſen ſollen in Zukunft Ihre Thränen fließen, und möcht' es mir gelingen, dich, arme Leidende! wieder mit der Hoffnung vertraut zu machen!

Eulal. Ach nein! ach nein!

Gräfin. Hörten Sie ſeitdem gar nichts von Ihrem Gemahl?

Eulal. Er verließ die Stadt, niemand weiß wohin.

Gräfin. Und ihre Kinder?

Eulal. Die nahm er mit ſich.

Gräfin. Wir müſſen Erkundigungen einziehen; wir müſſen — Stille! mein Mann und mein Bruder. Ach! mein armer Bruder; den hatt' ich ganz vergeſſen. — Geſchwind, liebe Madam Müller, ein anderes Geſicht!

Achter Auftritt.

Der Graf. Der Major. Etwas nachher Peter.
(alle drey Tabak rauchend) Die Vorigen.

Peter. (bleibt ein wenig im Hintergrunde ſtehen.)

Graf. Friſch, Kinder! ich wittre Abendluft. Wir müſſen nach Hauſe.

Gräfin. Es iſt ja kaum ſechs Uhr.

Graf. Nun, ſo iſt's Zeit, Thee zu trinken. Und meynt Ihr denn, ob ich gleich Soldat war, daß ich heute noch nicht genug Strapazen ausgeſtanden? Erſt die Reiſe, dann das kalte Bad, dann der forcirte Marſch unter Kommando der Madam Müller.

Gräſin. Wohlan, wir ſind bereit.

Graf. Da, Peter, bring' die Pfeifen zurück. — Was zum Henker! Du rauchſt ja gar ſelbſt?

Peter. Ja freilich rauch ich ſelbſt. Es wird mir ſauer genug.

Graf. Wer Teufel hat dir's geheißen?

Peter. Die Excellenz hat mir's geheißen.

Graf. Ich?

Peter. Ja; ſagten Sie nicht, ich ſollte Pfeifen holen für uns?

Graf. Für mich und den Major.

Peter. Nun, ich ſtand ja auch dabey.

Graf. Burſche, du biſt ein Eulenſpiegel — Vorwärts! Marſch! — Apropos! Wie iſt's mit dem Fremden? Wird er kommen?

Gräſin. Nein. Er hat es der Lotte rund abgeſchlagen.

Graf. Ein wunderlicher Heiliger! Aber das geht doch nicht an; ich muß ihm doch meine Dankbarkeit auf irgend eine Art an den Tag legen. — Wiſſen Sie was, lieber Major, ich kann Ihnen nicht helfen; führen Sie meine Frau nach Hauſe, und kommen Sie dann zurück, ihn ſelbſt zu holen.

Major. Wenn Ihnen ein Gefallen dadurch geſchieht, recht gern.

Graf. Ich muß dem Manne doch einen Biſſen Brod vorſetzen. (Er giebt Eulalien den Arm, der Major der Gräſin. Sie gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Peter. (allein)

(Seine Pfeife unwillig wegwerfend.) Nun, da will ich doch jeden vernünftigen Chriſtenmenſchen zum Schiedsrichter nehmen! wenn ihrer drey beyſammen ſtehn, und die Excellenz ſpricht: „hol Pfeifen für uns“, ob ich nicht auch mit unter die uns gehöre? Daß ich auch ein ſo gutherziger Narr war! Ich habe in meinem Leben noch nicht geraucht, und thue es da der Excellenz zu Gefallen. Pfuy, das Zeug ſchmeckt abſcheulich; es iſt mir ganz übel darnach geworden. (ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Franz tritt auf mit einem Stück Brod und Käſe in der Hand, wovon er ſich dann und wann einen Biſſen herunterſchneidet. Gleich darauf **der Major.**

Franz.

Als ich noch in der Stadt auf'm Kaffeehaus diente, da war ich ein lockerer Geſelle; Karten und Würfel mein Zeitvertreib vom Abend bis an den Morgen; Braten und Wein zu jeder Stunde, wenn es mir beliebte den Speiſeſchrank heimzuſuchen. Und doch ſchmeckte mir kein Biſſen! Dem Braten fehlte das Salz der innern Zufriedenheit, dem Wein mangelte das Zuckerbrodt eines guten Gewiſſens. — Wie anders, ſeit ich dieſem Herrn diene! Ich habe heute nichts Böſes gethan: ich habe mein Tagewerk redlich vollbracht. Du guter Käſe! du ſchwarzes Brodt! vortreflich ſchmeckt ihr mir! (er erblickt den Major in der Ferne.) Pfuy, daß ich ſchon wieder geſtört werde. Ich dachte mein Abendbrodt unter freyem Himmel zu verzehren; aber ſie ſind wie die Spürhunde hinter uns drein. (er will gehen.)

Major. Pſt! guter Freund!

Franz. (für ſich.) Lieber Gott! welch eine Mäckeley die Menſchen treiben mit dem Titel: guter Freund.

Major. Ich muß ſeinen Herrn ſprechen.

Franz. Kann nicht dienen.

Major. Warum nicht?

Franz. Iſt mir verboten worden.

Major. (will ihm Geld in die Hand ſtecken) Da! melde er mich.

Franz. Brauche kein Geld.

Major. Nun, ſo melde er mich nur.

Franz. Ich will Sie melden, gnädiger Herr; aber was kann das helfen? ich werde ausgeſcholten, und Sie bekommen eine abſchlägige Antwort.

Major. Wer weiß? Sag' er ihm, ich bäte nur um eine einzige Minute; ich wollte ihm auf keine Weiſe beſchwerlich fallen! kurz, ſag er ihm alles, was man bey dergleichen Gelegenheiten zu ſagen pflegt. Wenn ſein Herr ein Mann von Erziehung iſt, ſo wird er mich nicht hier unter freyem Himmel vergebens auf ſich warten laſſen.

Franz. Nun in Gottes Namen, wir wollen's verſuchen. (ab)

Major. (ruft ihm nach) Hört er? nur um eine halbe Minute laß ich bitten.

Franz. Schon gut.

Major. Aber wenn er nun kommt; wie ſoll ich ihn behandeln? Ein Menſchenfeind iſt mir im Laufe meines Lebens noch nicht vorgekommen. Knigge hat ein ſchönes Buch über den Umgang mit Menſchen geſchrieben; aber wie man mit einem ſolchen Geſchöpfe umgehen ſoll, dem die ganze Welt und ſein eigenes Ich zur Laſt geworden, darüber hat er Vorſchriften zu ertheilen vergeſſen. Wohlan! auf gut Glück! Ein offenes, freundliches Geſicht, nicht zu blöde, nicht zu dreiſt, damit kommt man ſo ziemlich bey jedermann an.

Zweyter Auftritt.

Der Unbekannte. Der Major.

Unbek. Was ſteht zu Befehl?

Major. Verzeihen Sie, mein Herr — (ihn plötzlich erkennend) Meinau!

Unbek. Horſt? (Sie ſtürzen ſich in die Arme.)

Major. Biſt du es wirklich, alter Freund?

Unbek. Ich bins.

Major. Mein Gott, wie hat der Gram dich entſtellt!

Unbek. Die Hand des Unglücks liegt ſchwer auf mir. — Stille! Wie kommſt du hieher? was willſt du?

Major. Wunderlich! Ich ſtehe hier und ſinne, wie ich den einſiedleriſchen Fremden anreden, was ich ihm ſagen ſoll — er erſcheint — und ſiehe da, ich finde meinen braven Meinau.

Unbek. Du haſt mich alſo nicht erforſcht! Du wußteſt nicht, daß ich der Bewohner dieſer Hütte ſey?

Major. So wenig, als ich weiß, wer auf der Spitze des Kaukaſus wohnt. Du haſt dieſen Morgen meinem Schwager das Leben gerettet! eine dankbare Familie wünſchte dich in ihrer Mitte zu ſehen; du ſchlugſt es dem

Kammermädchen meiner Schweſter ab, und um der Einladung mehr Gewicht zu geben, ſandte man mich ſelbſt. Siehe da das Vehikel, deſſen ſich der Zufall bedient hat, mir den Freund wieder zu ſchenken, deſſen mein Herz ſo lange entbehrt, und deſſen es gerade in dieſem Augenblicke ſo ſehr bedarf.

Unbek. Ja, ich bin dein Freund, dein wahrer Freund. Du biſt ein guter Menſch, ein ſeltner Menſch. Mein Herz iſt unverändert gegen dich. Iſt aber dieſe Verſicherung dir lieb und werth — ſo — Horſt! — ſo verlaß mich und komme nie wieder zu mir.

Major. Alles, was ich von dir ſehe, alles, was ich von dir höre, iſt mir ein Räthſel. Du biſt es, dein Geſicht ſchwebt vor mir, aber das ſind nicht die Züge, welche einſt unſere franzöſiſchen Mädchen bezauberten, Freude in jede Verſammlung brachten, die Freunde erwarben, ehe du noch den Mund aufthateſt.

Unbek. Du vergiſſeſt, daß ich ſieben Jahre älter geworden bin.

Major. Freilich, dann biſt du ein paar Jahre über dreyßig. — Warum vermeideſt du mich anzuſehn? iſt Freundesantlitz dir zuwider geworden: oder biſt du ſcheu, dein Auge zum Spiegel deiner Seele zu machen? Wo iſt der offene Feuerblick, der ſonſt in aller Herzen las?

Unbek. (bitter) Mein Blick las in aller Herzen? Ha! ha! ha!

Major. O Gott! lieber hätt' ich gewünſcht, dich nie lachen zu hören, als in dieſem Tone. — Freund, was iſt dir widerfahren.

Unbek. Alltägliche Dinge — der Welt Lauf — Begebenheiten, wie man ſie auf allen Straßen hört. — Horſt! wenn ich dich nicht haſſen ſoll, ſo verſchone mich mit Fragen; und wenn ich dich lieben ſoll, ſo verlaß mich!

Major. Pfuy, wie das Schickſal einen Menſchen verhunzen kann! Ich bitte dich! wecke die ſchlummernden Ideen von Freuden der Vergangenheit! daß dein Herz wieder warm werde, und fühle, daß ein Freund ihm nahe iſt. Erinnere-dich unſerer froh durchlebten Tage im Elſaß, nicht jener tollen Schwärmereyen im lärmenden Gewühl unſerer Kriegeskameraden: nein, jener heitern ſanften Stunden, wo wir uns von allem, was uns umgab, losriſſen, wo wir einſam wandelten, Arm in Arm, auf den Wällen von Strasburg, oder am Ufer des Rheins, wo die Schönheiten der Natur unſere Herzen öfneten, und ſie für Wohlwollen und Freundſchaft empfänglich machten. In jenen ſeligen Augenblicken ward der Bund geknüpft, der unſere Seelen aneinander kettete; in einem jener ſeligen Augenblicke gabſt du mir dieſen Ring zum Pfande deiner Liebe. Erinnerſt du dich deſſen noch?

Unbek. O ja.

Major. Bin ich ſeitdem deines Vertrauens unwerth geworden?

Unbek. Nein, nein.

Major. Waren wir je bloße Alltagsfreunde, durch Laune, Zufall und Luſtbarkeiten an einander geknüpft? Haben wir uns nur in bunten Zirkeln mit einander herumgetrieben? oder haben wir auch dem Tode unter den Batterien von Gibraltar, Hand in Hand, getrotzt? —

Karl, es thut mir weh, daß ich meine Rechte auf dich ſo geltend machen muß. — Kennſt du dieſe Narbe?

Unbek. Bruder; Es war der Hieb, der mir den Kopf ſpalten ſollte. Ich hab' es nicht vergeſſen. Ach! du wußteſt freilich nicht, welch ein elendes Geſchenk du mir machteſt.

Major. So rede, ich bitte dich!

Unbek. Du kannſt mir doch nicht helfen.

Major. So kann ich mit dir trauren.

Unbek. Pfui, das mag ich nicht. Auch hab' ich ſelbſt ſchon lange keine Thränen mehr.

Major. So gieb mir Worte ſtatt Thränen! beide erleichtern das Herz.

Unbek. Das meinige iſt gleich einem lange verſchloſſenen Grabe. Laß faulen und verweſen, was dort verſcharrt wurde! Warum es öfnen und die Luft umher verpeſten?

Major. Lüften wollen wirs und reinigen, damit das ganze Gebäude ein anderes Anſehen gewinne. — Wie du ausſiehſt! Schäme dich! Ein Mann von deinem Kopfe, von deinen Talenten; ein Mann wie du, der immer die Weltweisheit praktiſch übte! und ſich ſo unter dem Pantoffel des Schickſals zu beugen! Biſt du von Schurken verfolgt und von Buben geneckt worden, ſo mag es hingehn; daß du Jahre lang in Ketten geſeſſen, ſo will ich dir verzeihen.

Unbek. Horſt, du thuſt mir unrecht. Zwar glaubte ich, es ſey mir gleichgültig geworden, was irgend ein Menſch in der Welt von mir denken mag; aber ich fühle in dieſem Augenblicke, es iſt nicht ganz ſo. Der Freund ſoll den abgeſchiedenen Schatten des Freundes nicht verlaſſen, ohne zu erfahren, wie die Hand des Schickſals ihn für jede Freude des Lebens mordete. — Wohlan! — Ja, in ein paar Worte läßt ſich viel Unglück faſſen. — Bruder! ich verließ dich und die franzöſiſchen Dienſte; von jenem Augenblicke an floh mich das Glück. Mir winkte mein Vaterland. Was träumt' ich mir nicht für ſüße Bilder, wie ich da leben und wirken wollte, manchen alten Schlendrian verbeſſern, manche Thorheit, die ſich in hundertjährigen Nebel hüllt, zu Schanden machen. O! wem ſeine Ruhe lieb iſt, der wage ſich nicht an die Thorheiten der Menſchen! Ich wurde verfolgt, geneckt, für einen gefährlichen Menſchen ausgeſchrieen. „Witz „hat er", ſo ſprach man überall, „aber ein böſes Herz". Das ärgerte mich. Ich ſchwieg, tadelte nichts mehr, lobte alles, buhlte um das Zutrauen der Menſchen — vergebens! Sie konnten mir's nie vergeſſen, daß ich einſt hatte klüger ſeyn wollen, als ſie. Ich zog mich in mich ſelbſt zurück, war mir ſelbſt genug, und lebte einſam mitten in der Reſidenz. Man hatte mich zum Obriſtlieutenant gemacht; denn man wollte mein Vermögen gern im Lande behalten. Ich verſah meinen Dienſt mit Pünktlichkeit und Eifer, ohne empor zu ſtreben, ohne Auszeichnung zu begehren. Mein Obriſt ſtarb; es gab eine Menge Obriſtlieutenants, die weit längere Zeit gedient hatten, als ich. Ich erwartete, einen von dieſen befördert zu ſehen, und das ließ ich mir gerne gefallen. Aber ſiehe da, der Fürſt hatte eine Mätreſſe, und dieſe hatte einen Vetter, einen albernen eingebildeten Laffen, der ſeit ſechs Monaten die Uniform trug; der wurde mein

Obriſter. Es verſteht ſich, daß ich den Abſchied forderte und erhielt. — Einige Spöttereyen über den Einfluß der Dame machten mich zum Gefangenen auf der Feſtung. Da ſaß ich ein halbes Jahr und kauete an den Nägeln. Man gab mir meine Freyheit. Ich raffte mein Vermögen zuſammen und ging aus dem Lande. Mit Menſchenkenntniß gewaffnet — ſo bildete ich mir ein — ſollte es mir nun leicht werden, mit und unter den Menſchen fortzukommen. Ich wählte Caſſel zu meinem Aufenthalte. Alles ging vortreflich. Ich fand Freunde, die mir liebkoſeten, mich verhätſchelten, mir mein Geld abborgten und meinen Wein austranken. Endlich fand ich auch ein Weib, ein ſchuldloſes, herrliches Geſchöpf von kaum funfzehn Jahren. O wie liebte ich ſie! ja, damals war ich glücklich! Sie gebahr mir einen Sohn und eine Tochter; beide hatte die Natur mit der Schönheit ihrer Mutter geſtempelt. O wie liebt' ich mein Weib und meine Kinder! ja, damals war ich recht glücklich! (er wiſcht ſich die Augen.) Sieh da, noch eine Thräne; hätt' ichs doch kaum gedacht. Willkommen ihr alten Freunde! wir haben uns lange nicht geſehen. — Nun, Bruder, meine Geſchichte iſt gleich zu Ende. Der Eine meiner Freunde, den ich für einen ehrlichen Kerl hielt, betrog mich um mein halbes Vermögen. Ich verſchmerzte das, ich ſchränkte mich ein; Zufriedenheit bedarf wenig. Da kam wieder ein anderer Freund, ein Jüngling, an dem ich Behagen gefunden, den ich mit meinem Gelde unterſtützt, dem ich durch mein Anſehen empor geholfen, der verführte mir mein Weib — und lief mit ihr davon! — Iſt dir das genug, um mir meinen Menſchenhaß, meine Abgeſchiedenheit von der Welt zu verzeihen? — Bin ich etwa ein Phantaſt, der Verfolgung ahndete, wo niemand an ihn dachte? Oder bin ich bloß ein Opfer der Gewalt eines Einzelnen? Wollte Gott! Ein König kann nur in Feſſeln ſchmieden, oder tödten; ach! was ſind Feſſeln und Tod gegen die Untreue eines geliebten Weibes!

Major. Das deiner unwerth war. Pfuy, Meinau! Daß ein Mann ſich um ein gutes Weib quälen kann, — iſt ſchon eine Thorheit, aber um ein untreues Weib auch nur eine Thräne vergießen, iſt Raſerey.

Unbek. Nenn es wie du willſt, ſprich was du willſt, das Herz kehrt ſich an kein Vernunftgeſchwätz. Ach! ich liebe ſie noch.

Major. Und wo iſt ſie?

Unbek. Das weiß ich nicht, verlang' es auch nicht zu wiſſen.

Major. Und deine Kinder?

Unbek. Die ließ ich in einem Landſtädtchen nicht weit von hier, bey einer Bürgerwittwe, die mir ehrlich genug ſchien, weil ſie dumm genug war.

Major. Schon wieder ein menſchenfeindlicher Seitenhieb! Doch warum behielteſt du deine Kinder nicht bey dir? Sie würden dir manche ſchwermüthige Stunde weggegaukelt haben.

Unbek. Daß die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter mir täglich das Bild entflohener Freuden zurückgerufen hätte? Nein! ich habe ſie in drei Jahren nicht geſehen. Ich mag keinen Menſchen um mich haben, weder Kind noch Greis; das Kind iſt ein werdender Böſewicht, und der Greis ein vollendeter Schurke! Wahrlich! hätte unſere vornehme Erziehung mir nicht einen Bedienten zum Be-

[illegible] gemacht; ich würde den meinigen längſt weggejagt haben, ob er gleich nicht der ſchlechteſte unter den ſchlechten iſt.

Major. Das kommt davon heraus, wenn man eine Frau aus unſern ſogenannten guten Familien heurathet; die betrachten von Jugend auf in ihren Eheſtandsbegriffen die leere Obſervanz. Drum, Meinau, ſiehſt du mich entſchloſſen, ein Weib aus dem Bürgerſtande zu heurathen.

Unbek. Du heurathen? Ha! ha! ha!

Major. Du ſollſt ſie ſehn. Komm mit mir! Meine Familie erwartet dich mit Sehnſucht.

Unbek. Ich mich wieder unter Menſchen herumtreiben? Hab' ich mich noch nicht beſtimmt genug erklärt?

Major. Das haſt du freilich. Aber ich erkläre dir hiermit feyerlich, daß du alle Zartheit der Empfindung beleidigen würdeſt, wenn du nicht wenigſtens dieſen Abend kämeſt, eine Suppe bey meinem Schwager zu eſſen. Jemand eine Wohlthat erzeigen und keinen Dank fordern, iſt edel und ſchön; aber dieſem Dank ſo gefliſſentlich ausweichen, daß die Wohlthat dem andern zur Laſt wird, iſt Affectation.

Unbek. Gilt das mir?

Major. Ich will gern glauben, daß es nicht dein Fall iſt; denn ich kenne dich beſſer; aber ich bitte dich, was ſollen die Meinigen von mir denken? Es giebt ſchöne Dinge in der Welt, die man nicht zu weit treiben darf; Dinge, die anfänglich Bewunderung erregen, hinterdrein Verdruß und am Ende eine Art von bittrer Gleichgültigkeit.

Unbek. Bruder, es giebt auch Dinge in der Welt, die ſich beſſer predigen, als befolgen laſſen. Wenn du wüßteſt, wie mich jedes fremde Menſchengeſicht anekelt, wie ich lieber auf Millionen Nadeln ſitzen möchte, als auf einem gepolſterten Stuhle in einem eleganten Zirkel; wie mir das auf den ganzen Tag meine beſte Laune verdirbt, wenn ich nur von ferne einen Menſchen auf mich zukommen ſehe, dem ich nicht mehr ausweichen kann, und vor dem ich alſo meinen Hut ziehen muß. — O laß mich! laß mich in Ruhe! — Jeder Menſch ſucht um ſich her ſich einen eigenen Zirkel zu bilden, deſſen Mittelpunkt er ſelbſt iſt; ſo ich den meinigen. So lange noch eine Vogelkehle in dieſem Walde iſt, welche die Morgenſonne begrüßt: ſo lange wird mir's an Geſellſchaft nicht fehlen.

Major. Thu morgen und übermorgen, was dir gefällt; aber leere heute ein Glas Wein mit mir.

Unbek. (feſt) Nein! Nein!

Major. Auch dann nicht, wenn du vielleicht im Stande wäreſt, durch dieſen einzigen Beſuch das Glück deines Freundes zu gründen?

Unbek. (ſtutzend) Dann — ja! Aber laß hören!

Major. Du ſollſt mein Freywerber ſeyn bey Madam Müller.

Unbek. Ich? — guter Horſt! wenn ich auch einſt Talent zu ſolch einem Auftrage hatte, ſo ſind ſie ſchon lange verroſtet.

Major. Nicht doch. Sieh, Bruder, ich liebe ernſtlich, und meine Liebe iſt eine Frucht der Hochachtung! Sie iſt ein herrliches Weib! und wenn ich ſo vor ihr ſtehe; von allem kann ich mit ihr ſchwatzen, nur nicht von meiner Liebe. Denn ſie hat da einen Blick in ihrer Gewalt — einen Blick, der die Zunge feſſelt. Zwar hatte meine Schweſter übernommen — aber das frommt nicht; ihr Lob klingt partheyiſch. Du hingegen — einem ſo ſauertöpfiſchen Geſicht, wie das Deinige, glaubt man am erſten. Bruder, wenn du meine paar gute Eigenſchaften ein wenig gegen ſie herausſtreicheſt —

Unbek. Sieh da, wieder ein Menſch, der betrügen will.

Major. Nun, ich denke nicht, daß ſie übel mit mir fahren ſoll. Ich bitte dich, Meinau; es gilt Wohl und Weh deines Freundes. Ich ſchaffe dir Gelegenheit, ſie allein zu ſprechen. Willſt du?

Unbek. (nach einer Pauſe) Ich will. Aber unter einer Bedingung.

Major. Sprich!

Unbek. Daß du mich morgen ohne Widerrede abreiſen läſſeſt.

Major. Abreiſen? Wohin?

Unbek. Wohin Gott will! unter Menſchen, die mich nicht kennen.

Major. Halsſtarriger!

Unbek. Du verſprichſt das — oder ich komme gar nicht.

Major. Wohlan, ich verſpreche es. Vielleicht ſind deine Ideen heiterer beym Aufgang der Sonne. (ihm die Hand reichend) Folge mir!

Unbek. Ich muß mich doch erſt ein wenig ankleiden.

Major. So erwarte ich dich in einer halben Stunde. Du gabſt mir dein Wort.

Unbek. Ich gab es.

Major. Leb wohl!

(ab.)

Dritter Auftritt.

Unbekannter. Gleich darauf **Franz.**

Unbek. (geht einigemal auf und nieder, ſein Blick iſt in ſich gekehrt und trübe. Endlich bleibt er ſtehen, und ruft) Franz!

Franz. (kommt) Herr!

Unbek. Morgen reiſen wir.

Franz. Mir recht.

Unbek. Vielleicht in ein anderes Land.

Franz. Mir auch recht.

Unbek. Vielleicht in einen andern Welttheil.

Franz. Mir alles recht.

Unbek. Ihr friedlichen Inſulaner der Südſee! zu euch will ich; ihr ſeyd noch unverdorben. Eure einzige Schwachheit iſt Stehlen. — Immerhin! ich bringe keine Schätze mit. Das köſtlichſte Kleinod, das ich hatte, meine Ruhe, hat man mir in Europa geſtohlen. — Oder zu euch, ihr wackern Bewohner von Bisnapore; zu euch, deren verführeriſches Gemählde Raynal mit unnachahmlichem Pinſel uns darſtellt — oder — nun ja, wohin Gott will! Fort! fort aus dieſem kultivirten, moraliſchen Lazareth! — Hörſt du, Franz? morgen mit dem früheſten.

Franz. Ganz wohl.

Unbek. Doch vorher, Franz, noch ein kleines Geſchäft für dich. Gehe hinunter ins Dorf, miethe dir Pferde und Wagen von einem Bauer, und eile in das benachbarte Städtchen. Du kannſt vorm Sonnenuntergang noch zurück ſeyn. Ich will dir einen Brief an eine Bürgersfrau mitgeben, die ich kenne. Dort wirſt du zwey Kinder finden; es ſind meine Kinder —

Franz. (erſtaunt) Ihre Kinder, Herr?

Unbek. Nimm ſie, packe ſie auf den Wagen, und bringe ſie hieher.

Franz. Ihre Kinder, Herr?

Unbek. Nun ja doch, meine Kinder; iſt denn das ſo unbegreiflich!

Franz. Ich begreife wohl, daß Sie Kinder haben können; aber daß ich nun ſchon drey Jahre in Ihren Dienſten bin, und noch nie ein Wörtchen davon erfuhr, das iſt doch ſonderbar.

Unbek. Viel von ſeinen Kindern ſprechen, iſt Narrheit.

Franz. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen viel und gar nicht. Sie waren alſo verheurathet?

Unbek. Beläſtige mich nicht mit unnützen Fragen; Geh, mach dich reiſefertig!

Franz. Dazu brauch ich fünf Minuten. (er geht.)

Unbek. Ich folge dir ſogleich, um den Brief zu ſchreiben.

Franz. (ab.)

Vierter Auftritt.

Unbekannter (allein.)

Ich will ſie mit mir nehmen. Ich will mich an ihren Anblick gewöhnen. Die unſchuldigen Geſchöpfe ſollen nicht vergiftet werden, weder durch ein Philantropin, noch durch eine Penſion. Mögen ſie lieber auf irgend einer wüſten Inſel ihren täglichen Unterhalt mit Bogen und Pfeil erjagen, oder ſich, wie die Hottentotten, in einem Winkel kauern und die Spitze ihrer Naſe betrachten. Beſſer nichts thun, als Böſes. — Narr, der ich war! Mir das Verſprechen entlocken zu laſſen, mich noch einmal unter die Affengeſichter zu mengen. Welch' eine lächerliche Figur werde ich da ſpielen! und gar als Freywerber. Ha! ha! ha! — Nun, ich habe ſo manches ertragen; warum ſollt' ich nicht, einem Freunde zu Liebe, eine böſe Stunde mehr in den Kalender meines Lebens ſchreiben? (ab)

Fünfter Auftritt.

(Zimmer im Schloſſe.)

Lotte allein.

Nein, Frau Gräfin, wenn Sie ſich hier auf dem Lande einſperren wollen; ſo bin ich Ihre gehorſame Dienerin. Ich bin nicht für das Landleben geſchaffen; ich bin in der großen Welt erzogen. (ſie gähnt) Wahrhaftig, ich habe in den paar Stunden ſchon öfters gegähnt, als in allen Predigten zuſammen genommen, die ich in meinem Leben gehört habe. — Unerträglich! nicht einmal ein vernünftiger Kammerdiener, der mir die Cour machte. Und wenn ich vollends an die Madam Müller denke; da möchte ein Mädchen von Stande ſich die gelbe Sucht an den Hals ärgern.

Sechſter Auftritt.

Bittermann. Lotte.

Bitterm. (der die letzten Worte gehört hat) Ey, ey, warum nicht gar? Wer hat Ihnen Leides gethan, mein ſchönes Kind?

Lotte. (verächtlich) Mir, Herr Bittermann? Ich bin nicht die Perſon, die ſich von irgend jemand in der Welt etwas zu Leide thun läßt. Wenn auch gewiſſe Leute, die ich nicht nennen will, ſich gegen gewiſſe Leute übermüthig betragen, denen ſie kaum werth ſind, die Schuhriemen aufzulöſen; ſo habe ich doch zu viel Erziehung genoſſen, um mir auch nur ein graues Haar deshalb wachſen zu laſſen.

Bitterm. Die hochedle Mamſell ſprachen auch vorhin nicht von grauen Haaren, ſondern von der gelben Sucht.

Lotte. Nun ja, ich meynte, es wäre Schade, daß Madam Müller, die ſonſt eine ganz erträgliche Figur macht, eine ſo gelbe Haut hat.

Bitterm. Lieber Gott! es giebt gelbe, ſchwarze und bronzirte Menſchen in der Welt. Ich habe darüber noch vor kurzem Briefe vom Vorgebirge der guten Hoffnung gehabt; und wenn Madam Müller gelb iſt, ſo mag das vielleicht in ihrem Vaterlande ſo gebräuchlich ſeyn.

Lotte. In ihrem Vaterlande? Allerliebſter Herr Bittermann! Sie können mir alſo ſagen, wer dieſe Kreatur iſt? und ob ſie in Anſehung ihrer Geburt und Herkunft ſich mit gewiſſen Perſonen meſſen darf?

Bitterm. Nein, hochedle Mamſell, ich habe darüber keine Briefe, weder aus Europa, noch aus irgend einem andern Welttheile.

Lotte. Wenn eine hochgetragene Naſe immer das Zeichen eines vornehmen Standes iſt; wirklich, ſo muß ſie eine Prinzeſſin ſeyn.

Bitterm. In der That, wenn man ſie zuweilen reden hört, ſollte man denken, man habe eine Hochwohlgebohrne Frau Baronin vor ſich.

Lotte. Aber wer iſt Schuld daran, als die hohen Herrſchaften ſelbſt? War das auch heute eine Aufführung für einen Grafen? er tritt kaum in die Thüre — ich ſtand auf dem Vorſaal — ſo läuft er auf Madam Müller zu und umarmt ſie, recht als ob ſie ſeines Gleichen wäre.

Bitterm. Ja, ja, davon bin ich Zeuge geweſen.

Lotte. Eben ſo die Frau Gräfin. Sie ſpeiſ't mit den Herrſchaften, ſie geht mit ihnen ſpatzieren, und jetzt in dieſem Augenblicke ſitzt ſie mitten unter ihnen am Theetiſche.

Bitterm. Leider alles wahr.

Lotte. Schickt ſich das für einen Grafen?

Bitterm. Ganz und gar nicht.

Lotte. Muß ein Graf nicht immer einen gewiſſen Stolz, eine edle Selbſtgenügſamkeit in allen ſeinen Handlungen blicken laſſen, wenn er auch ſonſt nichts auf der Welt wäre, als Graf?

Bitterm. Ey freylich! freylich!

Lotte. Eben ſo, als wenn ich, die Tochter eines Hofkutſchers, mich mit den Bauern im Dorfe familiariſiren wollte.

Bitterm. Bewahre der Himmel!

Lotte. Nein, das leide ich durchaus nicht. Morgen früh beym Ankleiden werde ich mit der Gräfin ſprechen. Eine von uns beyden muß das Feld räumen, entweder ich oder Madam Müller.

Bitterm. (welcher den Major kommen ſieht.) St!

Siebenter Auftritt.

Der Major. Die Vorigen.

Major. (welcher im Hereintreten den Namen der Madam Müller hat nennen hören.) War hier nicht die Rede von Madam Müller?

Bitterm. (in einiger Verlegenheit) Ja, ſo vel quaſi.

Major. Lotte, ſage Sie meiner Schweſter, ich wünſchte mit ihr zu ſprechen, ſobald der Theetiſch abgeräumt worden.

Lotte. (ab.)

Major. Darf man erfahren, was geſprochen wurde?

Bitterm. Wir ſprachen ſo hin und her, dies und jenes, herüber und hinüber.

Major. Bald ſollt ich vermuthen, es ſtecke ein Geheimniß dahinter.

Bitterm. Ein Geheimniß? Behüte der Himmel! Da müßt' ich Briefe haben. Nein, es bleibt alles in den Gränzen der Publicität.

Major. Um ſo eher darf ich bitten, Theil am Geſpräche zu nehmen.

Bitterm. Viel Ehre, Hochwohlgebohrner Herr Major, viel Ehre! Je nun, wir machten anfänglich einige ganz alltägliche Bemerkungen. Die hochedle Mamſell vermeynte, jeder Menſch habe ſeine Fehler, und da ſagte ich ja. Bald darauf merkte ich an, daß auch der beſte Menſch auf der Welt ſeine kleinen Schwachheiten habe, und da ſagte die Mamſell: ja.

Major. Iſt das eine Einleitung in die Fehler und Schwachheiten der Madam Müller, ſo bin ich begierig mehr zu hören.

Bitterm. Ja, lieber Gott! Madam Müller iſt wohl eine treuzbrave Frau, aber ſie iſt doch auch noch lange kein Engel. Als einen alten treuen Diener des Hochgräflich Winterſeeiſchen Hauſes, liegt es mir ob, der gnädigen Herrſchaft allerley ins Ohr raunen, was den Einkünften wirklichen Schaden und Nachtheil bringt.

Major. (neugierig) Nun?

Bitterm. Der Herr Graf zum Beiſpiel wird denken, er habe da zum wenigſten noch ein vierzig bis funfzig Bouteillen von dem alten ſechs und zwanziger Rheinwein im Keller liegen. Ja proſit die Mahlzeit! Kaum zehn oder funfzehn mögen noch übrig ſeyn. Ueber meine Zunge iſt nicht ein Tropfen gekommen, nicht einmal an hohen Feſttagen.

Major. (lächelnd) Madam Müller wird ihn doch wohl nicht ausgetrunken haben?

Bitterm. Sie ſelbſt nun wohl eben nicht; denn ſie trinkt keinen Wein. Aber wenn ein Kranker im Dorfe iſt, der ſich doch wohl mit einem Schluck Branntwein behelfen könnte, da ſchickt ſie flugs eine Flaſche von dem köſtziſchen Sechsundzwanziger hin. Ich habe ihr verſchiedentlich und wiederholentlich Vorſtellungen darüber gemacht; aber ſie antwortet mir immer ganz ſchnippiſch: „ich will es ſchon verantworten.“

Major. Ich auch, lieber Herr Bittermann.

Bitterm. In Gottes Namen! Mich geht es nichts an. Ich habe dem Keller zwanzig Jahre lang vorgeſtanden; von mir haben die Armen nicht einen Tropfen bekommen. — Und wenn ſie auf der einen Seite verſchwendet, da knauſert ſie wieder auf der andern zur unrechten Zeit. Als ich im vergangenen Herbſt einen Brief aus Ungarn erhielt, in welchem man mir die Einnahme von Novi durch den Feldmarſchall Laudon meldete, da wollt' ich, als ein Mitglied des heiligen römiſchen Reichs, meine Freude an den Tag legen. Ich bat den Herrn Pfarrer und den Herrn Gerichtshalter zu mir, um in Fröhlichkeit des Herzens ein paar Flaſchen alten Wein mit ihnen auszuſtechen.—Denken Sie nur, Hochwohlgebohrner Herr Major, da ſpeiſ'te ſie mich mit Frankenwein ab.

Major. Unerhört!

Bitterm. Man kann überhaupt gar nicht aus der Frau klug werden. Der Umgang der Frau Paſtorin und der Frau Gerichtshalterin iſt ihr nicht gut genug, und dann ſitzt ſie doch zuweilen wieder mitten unter den Bauerweibern. Wir beide vertragen uns noch ſo ziemlich; denn, unter uns, ſie hat ein Auge auf meinen Peter geworfen.

Major. Ey, ey!

Bitterm. Ja der Peter iſt ein vertrakter Junge; er lernt vom Schulmeiſter ſchreiben. Wenn der Hochwohlgebohrne Herr Major Belieben tragen, ein Pröbchen zu ſehen; er mahlt ſeine Buchſtaben, daß es eine Art hat.

Major. Ein andermal, lieber Herr Bittermann! ein andermal. Für jetzt empfehle ich mich Ihnen. (Bitterm. verbeugt ſich ohne zu gehen; der Major blättert in einem Buche, das auf dem Tiſche liegt.) Ich finde da eben ein ſehr intereſſantes Buch. Wirklich, das muß ich leſen; leben Sie wohl!

Bitterm. (ohne den Wink zu verſtehen.) Unterthäniger Diener.

Major. Das iſt zu arg. Herr Verwalter, ich wünſchte allein zu ſein.

Bitterm. Der gnädige Herr haben zu befehlen. Wenn Ihnen einmal die Zeit lang werden ſollte, und Sie wünſchten die neueſten Neuigkeiten vom Ungariſchen Kriegstheater zu erfahren, ſo dürfen Sie ſich nur an mich wenden. Ich habe Briefe —

Major. Schon gut.

Bitterm. (indem er mit vielen Verbeugungen abgeht) Briefe aus dem Banat, Briefe von der türkiſchen Grenze, Briefe aus Rußland, Briefe vom Pacha von Scutari — (ab).

Major. Unerträglicher Schwätzer! — Doch nein! Sprach er nicht von Madam Müller? Verziehen ſey ihm ſeine politiſche Wuth!

Achter Auftritt.

Die Gräfin. Der Major.

Gräfin. Wahrhaftig, die Verliebten denken, man hungere nicht, man durſte nicht, weil ſie ſelbſt von Ro ſenduft und Mondſchein leben. Kaum hab' ich ein paar Taſſen Thee hinunter geſchlurft, ſo läßt mich der Herr Bruder ſchon abrufen; und was ſteht zu Befehl?

Major. Du kannſt noch fragen? Haſt du mit Madam Müller geſprochen?

Gräfin. Ja.

Major. Nun?

Gräfin. Nichts.

Major. Nichts?

Gräfin. Das heißt, wenn der Herr Bruder nicht bald einen andern Hafen ſucht, ſo wird er bis ans Ende ſeines Lebens auf offener See herumtreiben müſſen.

Major. Iſt ſie verheurathet?

Gräfin. Das weiß ich nicht.

Major. Iſt ſie nicht von guter Geburt?

Gräfin. Das darf ich nicht ſagen.

Major. Kann ſie mich etwa nicht leiden?

Gräfin. Darauf muß ich dir die Antwort ſchuldig bleiben.

Major. So ſo, ich bewundere deine ſchweſterliche Zuneigung! ſie iſt exemplariſch. Gut, daß ich gleich Anfangs nicht ſehr darauf baute. Gut, daß ich einen Freund wieder fand, der die Frau Schweſter beſchämen wird.

Gräfin. Einen Freund?

Major. Aufzuwarten. Der Fremde, der dieſen Morgen deinem Manne das Leben gerettet, iſt mein alter Freund.

Gräfin. Wie heißt er?

Major. Das weiß ich nicht.

Gräfin. Iſt er von guter Geburt?

Major. Das darf ich nicht ſagen.

Gräfin. Wird er herkommen?

Major. Darauf muß ich dir die Antwort ſchuldig bleiben.

Gräfin. Du biſt unerträglich.

Major. Magſt du denn deine eigene Kompoſition nicht einmal da Capo hören?

Neunter Auftritt.

Der Graf. Eulalia. Die Vorigen.

Graf. Zum Henker! denkt ihr denn, ich bin ein Xenokrat, oder ich habe ein paar marmorne Spindelbeine, wie der arme Sultan Uzim Oſchanty? Da laſſen Sie mich immer, in Gottes Namen, mit Madam Müller allein, und bedenken nicht, daß mein Herz kein Kieſelſtein iſt. Ich ſage es Ihnen, Frau Gemahlin, wenn es noch einmal geſchieht, ſo habe ich meine Liebeserklärung ſchon in petto.

Gräfin. Vermuthlich von Ihrem Kammerdiener entworfen.

Graf. Nein, Madam, aus einem von Ihnen aufgefangenen Liebesbriefchen entlehnt.

Gräfin. Alſo doch immer geborgt?

Graf. Nicht doch! Alte einkaſſirte Schuld, abgeſchrieben von einem Billet doux, das Sie vor ſechs Jahren von mir erhielten.

Gräfin. Wie ökonomiſch! und das wollen Sie nun zum zweyten male brauchen? Wiſſen Sie denn nichts neues zu ſagen?

Graf. Sie haben mich erſchöpft, Madam.

Gräfin. Ein trauriges Bekenntniß in Gegenwart Ihrer neuen Geliebten!

Graf. (komiſch) Verdammtes Weib! ich komme nicht gegen ſie au. — Herr Schwager, wie ſiehts? wird der Fremde kommen?

Major. Ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Graf. Das iſt mir lieb. Wieder eine Geſellſchaft mehr! Auf dem Lande kann man deren nicht zu viel haben.

Major. Durch dieſen Fremden wird unſer Zirkel eben nicht erweitert werden. Er reiſet morgen ab.

Graf. Das ſoll er wohl bleiben laſſen. Nun, Frau Gräfin, nun einmal alle Ihre Reize aufgeboten! Es iſt keine Kunſt, ſich an einem Ehemanne zu reiben; der iſt ſchon abgeſchliffen; aber ſo ein fremder Sonderling, der hat ſcharfe Ecken. Da verſuchen Sie Ihr Heil.

Gräfin. Wahrhaftig, die Eroberung wäre ſchon der Mühe werth. Aber was Madam Müller in vier Monaten nicht zu Stande gebracht, wird mir nie gelingen.

Eulal. (ſcherzend) Doch, gnädige Frau. Er hat mir nie Gelegenheit gegeben, meine Reize auf ihn wirken zu laſſen. Wir haben in dieſen vier Monaten einen ſehr geiſtigen Umgang mit einander gehabt; denn wir haben uns auch nicht ein einziges Mal geſehen.

Graf. Er iſt ein Narr, und Sie ſind ein Närrchen.

Bitterm. (tritt herein) Der fremde Herr will die Ehre haben aufzuwarten.

Graf. Herzlich willkommen! Immer herein!

Zehnter Auftritt.

Der Unbekannte. Die Vorigen.

Unbek. (tritt mit einer ernſthaften Verbeugung in das Zimmer.)

Graf. (geht mit offnen Armen auf ihn zu.)

Eulal. (erblickt ihn, ſtößt einen lauten Schrey aus, und fällt in Ohnmacht.)

Unbek. (wirft einen Blick auf ſie; Schrecken und Erſtaunen in ſeinen Gebährden, rennt er ſchleunig zur Thüre hinaus.)

Graf. (ſieht ihm voll Verwunderung nach.)

Gräfin und der Major. (beſchäftigen ſich um Eulalien.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

(Zimmer im Schloß.)

Erſter Auftritt.

Der Graf allein, geht herum und ſchlägt Fliegen todt.

Ehemals zog ich gegen Menſchen zu Felde, und nun gegen Fliegen. Beide ſind impertinentes Geſchmeiß. Den heutigen Feldzug eröfne ich blos aus langer Weile, wie es die großen Herren gewöhnlich zu machen pflegen, wenn ſie nichts beſſers zu thun wiſſen. — Kaiſer Domitian ſchlug Fliegen todt, ſo gut, als ich; darüber lacht die ganze Welt: aber daß Kaiſer Karl der Große Menſchen todt ſchlug, wie Fliegen, weil ſie nicht beten wollten wie er, darüber lacht niemand: und es iſt doch, bey Gott! ſehr lächerlich. — Guter Domitian! deine Aſche ruhet in Frieden, die Seelen der ermordeten Fliegen laſſen dich ungehudelt. Selig iſt der Kaiſer, der fein zu Hauſe bleibt und Fliegen todt ſchlägt.

Zweyter Auftritt.

Bittermann. Der Graf.

Bitterm. Ich hab die Ehre, Ew. Hochgräfl. Excellenz zu melden, daß die Tafel ſervirt?

Graf. Womit iſt die Tafel ſervirt?

Bitterm. Fürs erſte ſind da delicate junge Hühner und zuckerſüße junge Erbſen. Alsdann ein Hecht, ſo lang als ein Wallfiſch, ein gebratener Kapaun, ſo zart als ein Milchbrey, und Krebſe! ſo groß als die Schildkröten.

Graf. Lieber Bittermann, wenn er auch noch zwanzig der ſchmackhafteſten Schüſſeln auf die Tafel ſetzt, ſo wird er meinen Appetit doch nicht eher rege machen, als bis er die Tafel auch mit einigen Menſchen ſervirt. Allein ſchlafen kann ich zur Noth; aber allein eſſen iſt mir unmöglich. Je mehr Menſchen um mich her ſitzen, je voller ſie die Backen ſtopfen, je begieriger ſie einhauen, deſto beſſer ſchmeckt es mir ſelbſt.

Bitterm. Da könnte ich Ew. Hochgräfl. Excellenz meinen Peter rekommandiren; der frißt, als wollt' er die Schüſſeln zuſammt den Speiſen verſchlingen.

Graf. Wo bleibt denn meine werthe Hausgenoſſenſchaft? — Liegt Madam Müller noch in Ohnmacht?

Bitterm. So viel ich im Vorbeygehen am Schlüſſelloch erlauſchen konnte, iſt ſie nunmehro wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Iſt das nicht ein geziertes, geſchraubtes, gedrechſeltes Weſen mit ſo einem verlaufenen Damchen! da wurde nach Hirſchhorn geſchickt, nach Riechſpiritus, nach weißem Pulver; die arme hochedle Mamſel rollte lauft Treppe auf, Treppe nieder, daß ſie ihre allerliebſten Beinchen kaum mehr fühlt. Ein paar Kannen kaltes Waſſer über den Kopf gegoſſen, das iſt das kräftigſte Mittel gegen alle Ohnmachten. Ich wundere mich nur über die gnädige Frau Gräfin und über den Hochwohlgebohrnen Herrn Major; die ſind ſo emſig und ängſtlich um ſie her beſchäftigt, als ob das Frauenzimmerchen zu Ew. Hochgräflichen Excellenz hohen Familie gehörte.

Graf. (lächelnd) Wer weiß!

Bitterm. Bei meiner armen Seele! ich glaube, wenn ein alter treuer Diener, der ſeit zwanzig Jahren die Ehre hat, Ew. Hochgräfl. Excellenz aufzuwarten, einmal das Unglück hätte, in Ohnmacht zu fallen; es würde nicht halb ſo viel Lärm entſtehen.

Graf. Das glaub' ich beinahe ſelbſt.

Bitterm. Und lieber Gott! niemand weiß doch, wer das Frauenzimmer iſt. Ich habe Briefe über Briefe geſchrieben, ich habe Antworten über Antworten erhalten; keiner meiner Korreſpondenten kann mir Auskunft geben.

Graf. Weiß er was, Bittermann? da will ich ihm einen guten Rath ertheilen.

Bitterm. (ſehr begierig). Ich bin ganz Ohr.

Graf. Ich ſchließe aus dem heutigen Vorfall, daß Madam Müller und der Fremde ſich ziemlich genau kennen müſſen. Wenn er alſo nur von dem Fremden nähere Nachricht einziehen könnte!

Bitterm. (wehmüthig) Ach theurer Herr Graf; habe ich mir denn nicht ſchon die unſäglichſte Mühe deßhalb gegeben? Seit vier Monaten iſt all' mein Dichten und Trachten auf dieſen wichtigen Gegenſtand gelenkt; aber da iſt egyptiſche Finſterniß, undurchdringlicher Nebel. Und ohne Ruhm zu melden, was ich nicht zu Tage fördere, das muß im tiefſten Schacht vergraben liegen. Ich habe meine Korreſpondenten weit und breit, und dann habe ich ſo meine eigene Manier, ein Geheimniß unter die Leute zu bringen. Mit meinen Briefen in der Taſche halte ich die Leute auf den Straßen an, ich leſe ſie in der Kanzeley des Herrn Gerichtshalters vor, ich publicire ſie in der Kirche —

Graf. Ja, ja; und wenn er keine Briefe bekommt, ſo ſchmiedet er ſie ſelbſt.

Bitterm. Auch wohl mit unter, Ew. Hochgräfl. Excellenz. Die Korreſpondenten ſind zuweilen ſaumſelig.

Dritter Auftritt.

Der Major. Die Vorigen.

Graf. (ihm entgegen.) Nun, endlich kommt doch einer, der die Krebſe wird verzehren helfen, die ſo groß ſind, als die Schildkröten. — Aber mein Himmel, welch ein O Jeminesgeſicht! Kommen Sie, Herr Schwager; ein Glas Burgunder auf den Schrecken!

Major. Verzeihen Sie! ich habe weder Hunger noch Durſt.

Graf. Hören Sie! unter allen Dingen auf der Welt verzeihe ich das gerade am wenigſten, wenn man in meinem Hauſe nicht luſtig und froh iſt. Wenn ich ein König wäre, ich würde meine Unterthanen glücklich machen, ſo viel in meinen Kräften ſtünde; wen ich aber nicht glücklich machen konnte, der müßte über die Grenze.

Major. Alſo würden Sie die Menſchen nur glücklich machen, um keine traurigen Geſichter um ſich her zu ſehen?

Graf. Allerdings.

Major. Ein ſehr egoiſtiſcher Grundſatz.

Graf. Ach lieber Herr Bruder! Egoiſten ſind wir alle; der eine mehr, der andere weniger! der eine läßt ſeinen Egoiſmus nackend laufen, der andere hängt ihm ein Mäntelchen um.

Major. Daß ich jetzt nicht geſtimmt bin, mit Ihnen darüber zu diſputiren!

Graf. Auf ein anderes Mal, bey einer Pfeife Tobak; — Apropos! was macht Madam Müller?

Major. Apropos? ein allerliebſtes Apropos!

Graf. Nun dann, ohne Apropos!

Major. Sie hat ſich erholt.

Graf. Wird ſie zum Eſſen kommen?

Major. Nein.

Graf. Meine Frau auch nicht?

Major. Ich zweifle.

Graf. Nun ſo hohl euch alle der Henker! Komm er, Wittermann, er ſoll mir bey Tiſche ein paar von ſeinen Briefen vorleſen.

Bitterm. Mit dem größten Vergnügen, Ew. Hochgräfl. Excellenz. (Graf und Bitterm. ab.)

Major. (einige Augenblicke vor sich hinstarrend) O die täuschende Hoffnung. — Wolkenland von seliger Zukunft! Ich breite die Arme nach dir aus — und du zerfließest in Luft. — Armer Horst! die Räthsel sind gelöst. Sie ist das Weib deines Freundes. — Wohlan! nicht durch trockene Wortzänkerey, durch That will ich widerlegen, was der Graf da eben herdeclamirte. Ich kann nicht selbst glücklich seyn; aber es steht vielleicht in meiner Macht, zwey schöne Seelen wieder zu vereinigen, die des Schicksals tückische Laune trennte. — Auf, Horst! kleine Geister jammern über mißlungene Plane; ein Mann erstickt in edler Thätigkeit den Kleinmuth, der ihn zu Boden drücken will.

Vierter Auftritt.

Die Gräfin. Eulalia. Der Major.

Gräfin. In den Garten, liebe Freundin, in die frische Luft!

Eulal. Mir ist recht wohl. — Wenn Sie sich nur um mich nicht beunruhigten; (bittend) wenn Sie mich lieber ganz allein ließen! —

Major. Nicht doch, gnädige Frau, die Zeit ist kostbar. Er will fort, morgen schon. Lassen Sie uns gemeinschaftlich auf Mittel denken, Sie mit Ihrem Gemahl auszusöhnen.

Eulal. Wie, Herr Major? Sie ſcheinen mit meiner Geſchichte bekannt zu ſein.

Major. Das bin ich. Meinau iſt mein Freund ſeit meinen erſten Jugendjahren; wir haben vom Kadet bis zum Hauptmann mit einander gedient. Seit ſieben Jahren waren wir getrennt; der Zufall führte uns heute wieder zuſammen, und ſein Herz ſchloß ſich mir auf.

Eulal. Nun fühl' ich, was es heißt: den Blick eines ehrlichen Mannes nicht ertragen zu können! — O Gräfin! verbergen Sie mich vor mir ſelbſt! (Sie verbirgt ihr Geſicht am Buſen der Gräfin.)

Major. Wenn ungeheuchelte Reue, ein Leben ohne Tadel, nicht einmal Anſpruch auf Verzeihung den Menſchen geben; was hätten wir denn einſt vor Gott zu hoffen? — Nein! Sie haben genug gebüßt. Der ſchlummernden Tugend entriß das Laſter auf einen Augenblick die Herrſchaft in Ihrem Herzen. Die erwachte Tugend bedurfte nur eines Blicks, um es für ewig daraus zu verſcheuchen. — Ich kenne meinen Freund. Er denkt ſtark wie ein Mann, und fühlt fein wie eine Frau. Ich eile zu ihm, Madam, als ihr Geſchäftsträger. Mit dem Feuer der Freundſchaft will ich das Werk beginnen, damit ich, wenn ich einſt auf den Lauf meines Lebens zurückblicke, verweilen könne bey einer guten That, die mir Zufriedenheit im Alter gewähre. — Auf fröhliches Wiederſehen. (Er will gehen.)

Eulal. Was wollen Sie thun, Herr Major? — Nein, nimmermehr! — Die Ehre meines Gemahls iſt mir heilig. Ich liebe ihn unausſprechlich; aber ich kann nie wieder ſeine Gemahlin werden, ſelbſt wenn er großmüthig genug wäre, mir verzeihen zu wollen.

Major. Iſt das Ernſt, gnädige Frau?

Eulal. Nicht dieſe Benennung; ich bitte Sie. Ich bin kein Kind, daß ſich der Strafe entziehen will. Was wäre meine Reue, wenn ich einen andern Vortheil dadurch zu erlangen hoffte, als den, eines minder tobenden Gewiſſens?

Gräfin. Aber wenn nun Ihr Gemahl ſelbſt —

Eulal. Das wird er nicht, das kann er nicht.

Major. Aber er liebt Sie noch.

Eulal. Nun ſo muß er nicht! er muß ſein Herz von einer Schwachheit losreißen, die ihn entehrt.

Major. Unbegreifliche Frau! Sie haben mir alſo gar keinen Auftrag zu ertheilen?

Eulal. Doch, Herr Major. Ich habe zwey Bitten, deren Erfüllung mir ſehr am Herzen liegt. Oft, wenn ich im Uebermaaß meines Kummers an jedem Troſt verzweifelte, kam es mir vor, als würd' ich dann ruhiger ſeyn, wenn das Schickſal mir den Wunſch gewährte, meinen Gemahl nur noch ein einziges Mal zu ſehen, ihm mein Unrecht zu bekennen, und dann auf ewig von ihm zu ſcheiden. — Das alſo meine erſte Bitte. Eine Unterredung von wenigen Minuten, wenn er meinen Anblick nicht verabſcheut. Aber daß er ja nicht wähne, ich wolle auch nur den mindeſten Verſuch machen, ſeine Verzeihung zu erhalten. Daß er ja überzeugt ſey, ich wolle meine Ehre nicht auf Koſten der ſeinigen wieder herſtellen. — Meine zweite Bitte — iſt — um Nachricht von meinen Kindern.

Major. Wenn Menſchlichkeit und Freundſchaft etwas über ihn vermögen, ſo wird er keinen Augenblick anſtehn, in Ihr Verlangen zu willigen. (mit einer Verbeugung) Ich eile —

Gräfin. Gott ſey mit dir!

Eulal. Und mein Gebet!

Major. (ab.)

Gräfin. Ihm nach, liebe Freundin! Einen Gang im Schatten der Linden, bis er mit Hoffnung und Troſt zurückkehrt.

Eulal. (vor ſich hinſtarrend) Wie ſich das in meinem armen Herzen durchkreuzt! Hier mein Gemahl, dort meine Kinder. — Hier entflohene Freuden und Schrecken der Zukunft — dort die mütterliche Wonne des Wiederſehens. — Ach! theure Gräfin! es giebt Augenblicke, in welchen man Jahre durchlebt; Augenblicke, welche ſchwarzes Haar in grau zu wandeln vermögen, und tiefe Runzeln auf jugendliche Wangen furchen.

Gräfin. Das heißt: der Kummer zerſtöhrt mächtiger, als das Alter. Aber ſolchen Augenblicken muß man aus dem Wege eilen. Fort! hinunter in den Lindengang! Die Sonne wird bald untergehen. Ein ſolches Schauſpiel der Natur zerſtreuet.

Eulal. Recht! Die untergehende Sonne iſt ein Schauſpiel für einen Unglücklichen.

Gräfin. (indem ſie, von Eulalien begleitet, abgeht) Der des kommenden Morgens nie dabei vergeſſen darf. (ab.)

Fünfter Auftritt.

(Die Bühne verwandelt ſich wieder in den Platz vor Meinaus Wohnung.)

Der Major allein.

Unter Sonn und Mond iſt nur ein ſolches Paar. Sie dürfen nicht getrennt werden; er muß ihr verzeihen. — Aber die Rolle, die ich zu ſpielen übernommen habe, iſt ſchwerer, als ich anfangs dachte. Was werd' ich ihm antworten, wenn er mir das Phantom der Ehre entgegenſtellt? wenn er mich fragt, ob ich ihn zum Spott der bürgerlichen Geſellſchaft herabwürdigen will? was werd' ich ihm antworten gegen meine eigene, beſſere Ueberzeugung? Denn bei Gott! Er hat Recht. Ein ehebrecheriſches Weib iſt ein Schandfleck ihres Geſchlechts, und ihr verzeihen, heißt ihre Schande theilen. Wenn auch ein Weib, wie Eulalia, hier eine Ausnahme macht, ein funfzehnjähriges, verführtes Geſchöpf, das ſo lange, ſo ſtrenge, ſo aufrichtig büßte, ſo kehrte ſich doch die Welt nicht daran. — Die Welt? Nun, die muß er fliehen; der muß er auf immer entſagen. Eulalia gewährt zehnfachen Erſatz für ſie. Sie herrſcht noch in ſeinem Herzen, und auf dieſe Herrſchaft gründ' ich den glücklichen Ausgang meines Unternehmens.

Sechſter Auftritt.

Franz. (mit den beiden Kindern) **Wilhelm. Malchen. Der Major.**

Wilhelm. Ich bin müde.

Malchen. Ich auch.

Wilh. Haben wir noch weit bis nach Hauſe?

Franz. Nein, wir ſind gleich da.

Major. Halt! was ſind das für Kinder?

Franz. Die Kinder meines Herrn.

Wilh. Iſt das der Papa?

Major. Wie ein Blitzſtrahl fährt mirs durch den Kopf. — Ein Wort, Alter! Ich weiß, du liebſt deinen Herrn. Hier ſind wunderliche Dinge vorgefallen.

Franz. Zum Exempel?

Major. Dein Herr hat ſeine Frau wieder gefunden.

Franz. So? Das iſt mir lieb.

Major. Madam Müller.

Franz. Iſt die ſeine Frau? Das iſt mir noch lieber.

Major. Aber er will ſich von ihr trennen.

Franz. O weh!

Major. Man muß das zu hindern ſuchen.

Franz. Ey freylich.

Major. Der unvermuthete Anblick der Kinder könnte dem Dinge vielleicht noch eine andere Wendung geben.

Franz. Wie das?

Major. Nimm die Kleinen und verbirg dich mit ihnen dort in der Hütte. Ehe eine Viertelſtunde verläuft, ſollſt du mehr erfahren.

Franz. Aber —

Major. Ich bitte dich, Alter, frage nicht viel; die Zeit iſt koſtbar.

Franz. Nun, nun, fragen iſt ſo eben meine Sache nicht. Kommt, Kinder! (er geht mit ihnen in die Hütte.)

Major. Herrlich! Ich verſpreche mir viel von dieſem kleinen Kunſtgriff. Wo der ſanfte Blick der Mutter nicht durchzudringen vermag, da wird das unſchuldige Lächeln der Kinder den Weg zu ſeinem Herzen finden.

Siebenter Auftritt.

Der Unbekannte. Major.

Major. (ihm entgegen) Ich wünſche dir Glück, Meinau.

Unbek. Wozu?

Major. Du haſt ſie wieder gefunden.

Unbek. Zeig' einem Bettler den Schatz, den er ehemals beſaß, und nenn' ihn glücklich! Wie albern!

Major. Warum nicht? wenn es nur an ihm liegt, wieder eben ſo reich zu ſeyn, als ehemals.

Unbek. Ich verſtehe. Du biſt ein Abgeordneter meiner Frau. Daraus wird nichts.

Major. Lerne deine Frau beſſer kennen! Ja, ich bin ein Abgeordneter von ihr; doch ohne alle Vollmacht, Frieden zu ſtiften. Sie, die dich unausſprechlich liebt, die ohne dich nie glücklich ſeyn kann und wird, ſie entſagt deiner Verzeihung, weil — ſo drückt ſie ſich aus — deine Ehre mit einer ſolchen Schwachheit nicht vereinbar ſey.

Unbek. Poſſen! mich fängt man nicht.

Major. Meinau, beſinne dich wohl! Sie iſt ein herrliches Weib.

Unbek. Soll ich dir ſagen, Bruder, wie das alles zuſammenhängt? Seit vier Monaten wohne ich hier; das wußte Eulalia —

Major. Das wußte Sie? Sie ſah dich heute zum erſten Male.

Unbek. Das mag ſie einem Narren weiß machen. Höre nur weiter! Sie wußte ferner recht gut, daß ich kein ganz gewöhnlicher Schlag von Menſchen bin, daß auf der großen Heerſtraße meinem Herzen nicht beyzukommen iſt. Deshalb legte ſie einen feinen, tief verſteckten Plan an. Sie ſpielte die Wohlthätige; doch ſo, daß ich es jedesmal erfahren mußte. Sie ſpielte die Fromme, die Sittſame, die Eingezogene, um meine Neugier rege zu machen. Und endlich heute ſpielt ſie die Spröde! ſie ſchlägt meine Verzeihung aus, um mir durch dieſen künſtlichen Edelmuth meine Verzeihung zu entlocken.

Major. Meinau, ich habe dir mit Verwunderung zugehört. Vergieb mir; nur einem Menſchen, der ſo oft in der Welt betrogen wurde, verzeiht man ſolchen Unſinn. Schade, daß das ganze ſcharfſinnige Gebäude durch einen Hauch über den Haufen fällt. Deine Frau hat ſich ausdrücklich und ſtandhaft erklärt, ſie werde deine Verzeihung nie annehmen: auch dann nicht, wenn du ſelbſt ſchwach genug ſeyn könnteſt, die Ehre der Liebe aufzuopfern. Wozu denn alſo der tief verſteckte Plan? Wahrlich, Bruder! ſolche Maſchinerie kann nur der Kopf eines Menſchenfeindes argwohnen.

Unbek. So ſag' mirs doch, warum biſt du denn eigentlich hier?

Major. Aus mehr, als einer Urſach. Zuerſt in meinem eigenen Namen, als der Freund meines alten Kriegskameraden, dich feyerlich zu beſchwören, dies Weib nicht von dir zu ſtoßen; denn bei Gott! du findeſt ihres Gleichen nicht wieder.

Unbek. Gieb dir keine Mühe!

Major. Aufrichtig, Meinau, du liebſt ſie noch.

Unbek. Leider ja!

Major. Ihre ungeheuchelte Reue hat ihre Schuld längſt getilgt. Was hält dich ab, wieder ſo glücklich zu ſeyn, als du einſt warſt?

Unbek. Ein Weib, das fähig war, einmal die eheliche Treue zu verletzen, iſt es auch zum zweyten Male.

Major. Nicht ſo Eulalia. Vergieb mir, Bruder, wenn ich den größten Theil ihrer Schuld auf dich ſelbſt zurück ſchiebe.

Unbek. Auf mich?

Major. Auf dich. Wer hieß dich, ein junges, unerzogenes Mädchen heurathen? Von einem Manne von fünf und zwanzig Jahren fodert man kaum feſte Grundſätze; und du ſuchteſt dergleichen bei einem weiblichen Geſchöpf von vierzehn Jahren? Doch das bei Seite. Sie hat gefehlt, ſie hat gebüßt, und in einer Zeit von drey Jahren ſich ſo untadelich betragen, daß auch die ſchwärzeſte Verläumdung durch ihr vergrößerndes Sehrohr in dieſer Sonne keinen Flecken entdecken würde.

Unbek. Und wenn ich auch das alles glaube — denn ich geſtehe dir, ich glaube es gern — ſo kann ſie doch nie wieder die Meinige werden. (bitter) Ha! ha! ha! Das wäre ein Schmaus für die geſchminkten Weiber und all' das fade Hofvolk, wenn ich ſo wieder mitten unter ſie träte, mit meinem verlaufenem Weibe am Arm. Wie ſie hohnlächeln, ſich in die Ohren wiſpern, mit Fingern auf mich zeigen würden. O das wäre ein Schauſpiel, um des Teufels zu werden!

Major. Nun, jenem abgeſchmackten Zirkel zu entſagen, wird doch wohl meinem Freunde Meinau keinen Seufzer koſten? Ich denke, wer drey Jahre lang ſich ſelbſt genug war, der kann in Eulaliens Armen kühn der Einſamkeit ſein ganzes Leben weyhen.

Unbek. Ich begreife. Ihr habt ein Komplot gemacht habt euch mit meinem Herzen gegen meinen Kopf verſchworen; aber vergebens! Ich bitte dich, Bruder, kein Wort weiter! oder ich gehe.

Major. Wohlan, ſo hab' ich als Freund meine Pflicht erfüllt. Jetzt erſcheine ich als Abgeordneter deines Weibes. Sie bittet dich um eine letzte Unterredung; ſie will Abſchied von dir nehmen. Dieſen Troſt kannſt du ihr nicht verſagen.

Unbek. O ich verſtehe auch das. Sie ſchmeichelt ſich mit dem Gedanken, meine Standhaftigkeit werde vor ihren Thränen hinwegſchmelzen; aber ſie irrt ſich: ſie mag kommen!

Major. Und dich fühlen laſſen, wie ſehr du ihren Charakter verkennſt. Ich hole ſie. (will gehen.)

Unbek. Noch eins, Horſt. Hier, gieb ihr dieſen Schmuck! er gehört ihr zu.

Major. Das magſt du ſelbſt thun. (ab.)

Achter Auftritt.

Der Unbekannte allein.

Nun, Meinau, der letzte glückliche Augenblick deines Lebens naht heran. Du wirſt noch einmal ſie ſehen; ſie, an der deine ganze Seele hängt. O daß ich ihr nicht entgegen fliegen, an dies klopfende Herz ſie drücken darf! — Pfuy! iſt das die Sprache des beleidigten Gatten? Ach, ich fühl' es: das Hirngeſpinſt, das wir Ehre nennen, iſt nur in unſerm Kopfe, nicht in unſerm Herzen. — Standhaft! es darf nun einmal nicht anders ſeyn. — Ernſt will ich mit ihr reden; aber ſanft. — Hüte dich, daß kein Vorwurf deinem Mund entwiſche! Ja, ihre Reue iſt wahrhaftig; mein argwöhniſches Gehirn mag dagegen einwenden, was es will. — Nun, ſo ſoll wenigſtens ihr Schickſal erträglich ſeyn. Sie ſoll nicht dienen dürfen um des Biſchen täglichen Brods willen. Sie ſoll unabhängig leben, und noch ſo viel übrig behalten, ihren wohlthätigen Hang zu befriedigen. (Er blickt um ſich und fährt zuſammen.) Ha! Sie kommen! Beleidigter Stolz, erwache! gekränkte Ehre, ſchütze mich!

Neunter Auftritt.

Der Unbekannte. Eulalia. Die Gräfin.
Der Major.

Eulal. (welche langſam und bebend herbey ſchwankt, zu der Gräfin, welche ſie unterſtützen will) Laſſen Sie mich, gnädige Frau! Ich hatte einſt Stärke genug zu ſündigen; Gott wird mir heute Kraft verleihen zu büßen. (Sie naht ſich dem Unbekannten, welcher mit weggewandtem Geſicht in großer Bewegung ihre Anrede erwartet.) Herr Oberſter —

Unbek. (mit ſanfter zitternder Stimme und ſtets abgewandtem Geſicht) Was willſt du von mir, Eulalia?

Eulal. (ſehr erſchüttert) Nein — um Gottes willen! — Darauf war ich nicht vorbereitet. — O, dieſer Ton ſchneidet mir durchs Herz! Dieſes Du — dieſes vertrauliche Du — nein! — um Gottes willen! — großmüthiger Mann! einen rauhen, harten Ton für das Ohr der Verbrecherin!

Unbek. (ſucht ſeiner Stimme mehr Feſtigkeit zu geben.) Nun Madam —

Eulal. Ach! wenn Sie mein Herz erleichtern, wenn Sie ſich herablaſſen wollten, mir Vorwürfe zu machen —

Unbek. Vorwürfe? Hier ſtehn ſie auf meiner blaſſen Wange, hier in meinem eingefallenen Auge: dieſe Vorwürfe konnt' ich Ihnen nicht erſparen — mein Mund ſchont Ihres Elends.

Eulal. Wär' ich eine verhärtetete Verbrecherin; ſo würde dieſes Schweigen mir Wohlthat ſeyn; aber ich bin eine reuige Büßende, und dieſes edelmüthige Schweigen drückt mich ganz zu Boden. — Ach! ſo muß ich denn ſelbſt der Herold meiner Schande werden! Denn wo wäre Ruhe für mich, ehe dieß Bekenntniß von meinem Herzen abgewälzt worden?

Unbek. Kein Bekenntniß, Madam! Ich weiß alles, und erlaſſe Ihnen jede Demüthigung. Doch werden Sie ſelbſt einſehen, daß nach dem, was vorgefallen iſt, wir uns auf ewig trennen müſſen.

Eulal. Ich weiß es. Auch kam ich nicht hieher, Verzeihung zu erflehen; auch regte ſich nicht die leiſeſte Hoffnung in mir, Verzeihung zu erhalten. Es giebt Verbrechen, welche doppelt ſchänden, wenn man auch nur den Gedanken hegen kann, ſie jemals ganz auszulöſchen. Alles, was ich zu hoffen wage, iſt: die Verſicherung aus Ihrem Munde zu hören, daß Sie meinem Andenken nicht fluchen wollen.

Unbek. (weich) Nein, Eulalia, ich fluche dir nicht. — Deine Liebe hat mir in beſſern Tagen ſo manche ſüße Freude gewährt. — Nein, ich werde dir nie fluchen!

Eulal. (in großer Bewegung) Mit dem innigen Gefühl, daß ich Ihres Namens unwerth bin, hab' ich ſchon ſeit drei Jahren einen andern, unbekannten getragen. — Aber das iſt noch nicht genug. — Sie müſſen einen Scheidebrief haben — der Sie in den Stand ſetzt, eine würdigere Gattin zu wählen — in deren Armen Gott ſeinen mildeſten Seegen auf Sie herabſchütten wolle! — Dazu wird dieſes Papier Ihnen nothwendig ſeyn; — es enthält ein ſchriftliches Bekenntniß meiner Verbrechen. (Sie reicht es ihm zitternd dar.)

Unbek. (nimmt es und zerreißt es) Es ſey auf ewig vernichtet! Nein, Eulalia! Du allein haſt in meinem Herzen geherrſcht, und — ich ſchäme mich nicht, es zu bekennen — Du allein wirſt ewig darin herrſchen! Dein eigenes Gefühl für Tugend und Ehre verbietet dir, dieſe Schwachheit nutzen zu wollen; und wär' es — nun bey Gott! dieſe Schwachheit iſt meiner Ehre untergeordnet. Aber nie, nie wird ein anderes Weib mir Eulalien erſetzen!

Eulal. (zitternd) Nun, ſo bliebe mir nichts weiter übrig — als Abſchied von Ihnen zu nehmen.

Unbek. Halt! Noch einen Augenblick. Wir haben einige Monate lang, ohne es zu wiſſen, einander ſehr nahe gelebt; ich habe viel Gutes von Ihnen erfahren: Sie haben ein Herz, weich geſchaffen für die Noth Ihrer armen Brüder. Das freut mich. Es muß Ihnen nie an Mitteln fehlen, dieſen Hang zu befriedigen — auch Sie ſelbſt müſſen nie Mangel leiden. Dieſe Schrift verſichert Ihnen eine Leibrente von tauſend Thalern, welche der Banquier Schmidt in Caſſel Ihnen alljährlich auszahlen wird.

Eulal. Nimmermehr! Die Arbeit meiner Hände muß mich ernähren. Ein Biſſen Brod von einer Thräne der Reue befeuchtet, wird mir mehr Ruhe gewähren, als das Bewußtſeyn, von dem Vermögen eines Mannes zu ſchwelgen, den ich einſt ſo ſchändlich verrathen konnte.

Unbek. Nehmen Sie, Madam, nehmen Sie!

Eulal. Ich habe dieſe Demüthigung verdient — aber ich flehe zu Ihrer Großmuth. Verſchonen Sie mich.

Unbek. (bey Seite) Gott! welch ein Weib hat der Bube mir entriſſen! (Er ſteckt das Papier wieder zu ſich.) Wohl, Madam, ich ehre Ihre Gründe, ich ſtehe ab von meinem Begehren: doch nur unter der Bedingung, daß, wenn es Ihnen je an etwas mangelt, ich der Erſte und Einzige ſey, an den Sie ſich freymüthig wenden.

Eulal. Ich verſpreche es.

Unbek. Und nun darf ich wenigſtens verlangen, daß Sie Ihr Eigenthum zurücknehmen, Ihren Schmuck. (Er reicht ihr das Schmuckkäſtchen.)

Eulal. (ſehr bewegt, öffnet das Käſtchen, und ihre Thränen ſtürzen darauf) Ach! da ſchwebt es vor meiner Seele, das ſüße Bild jenes ſchönen Abends, an welchem Sie mir dieſen Schmuck ſchenkten. An jenem Abend legte mein alter Vater unſre Hände in einander, und froh ſprach ich ihn aus, den Schwur ewiger Treue — Er iſt gebrochen! — Damals hatt' ich ein reines, ſchuldloſes Herz — ach! dies Gefühl kauft keine Reue zurück! — Dies Halsband ſchenkten Sie mir vor fünf Jahren an meinem Geburtstage. Das war ein glücklicher Tag. Sie hatten ein kleines, ländliches Feſt veranſtaltet. O! wie waren wir alle ſo heiter und froh! — Dieſe Schmucknadel erhielt ich, als ich meinen Wilhelm gebohren hatte. — O wie ſchwer drückt die Erinnerung an entflohene Freuden, wenn du ſelbſt ihr Mörder warſt! — Nein, auch dieſen Schmuck kann ich nicht behalten: — es müßte denn Ihre Abſicht ſeyn, mir durch ſeinen Anblick endloſe Vorwürfe zu bereiten. — Nehmen Sie ihn zurück! (Sie reicht ihm den Schmuck, nachdem ſie vorher nur die Nadel herausgenommen.)

Unbek. (in eben ſo großer Gemüthsbewegung, als Eulalia, welche er aber zu verbergen ſucht, nimmt den Schmuck mit weggewandtem Geſicht und ſteckt ihn ein.)

Eulal. Nur dieſe Nadel ſey mir ein Andenken an die Geburt meines Wilhelms.

Unbek. (bei Seite) Nein, länger halte ich's nicht aus. (Er wendet ſich zu ihr, ſein Ton iſt nicht rauh und nicht ſanft, nicht feſt und nicht weich, ſondern ſchwankt zwiſchen allen dieſen.) Leben Sie wohl!

Eulal. O nur noch eine Minute, nur noch Beantwortung einer Frage: Beruhigung des Mutter-Herzens! Leben meine Kinder noch?

Unbek. Sie leben.

Eulal. Und ſind geſund?

Unbek. Geſund.

Eulal. Gott ſey Dank! — Mein Wilhelm iſt wohl ſchon recht groß geworden?

Unbek. Ich vermuthe.

Eulal. Und Malchen — iſt ſie noch Ihr Liebling?

Unbek. (den dieſe ganze Scene ſichtbar erſchüttert, bleibt ſtumm im Kampf mit Ehre und Liebe.)

Eulal. O großmüthiger Mann! ich bitte Sie, laſſen Sie mich meine Kinder noch einmal ſehen, ehe wir ſcheiden, daß ich ſie an mein Herz drücke, daß ich ſie ſegne, daß ich die Züge ihres Vaters in ihnen küſſe.

Unbek. (ſchweigt.)

Eulal. (fährt nach einer Pauſe fort) Ach! wenn Sie wüßten, wie in dieſen drey fürchterlichen Jahren mein Herz an meinen Kindern hing; wie mir die Thränen in die Augen ſchoſſen, ſo oft ich einen Knaben oder ein Mädchen gleiches Alters erblickte; wie ich zuweilen in der Dämmerung in meiner einſamen Kammer ſaß, mich an den Zauberbildern meiner regen Phantaſie letzend, bald Wilhelm, bald Malchen auf meinem Schooße wiegend. — O! erlauben Sie mir immer, ſie noch einmal zu ſehen!

nur eine mütterliche Umarmung! und wir trennen uns dann auf ewig.

Unbek. Gern, Eulalia — noch nicht Abend — ich erwarte die Kinder jeden Augenblick — ſie wurden im nächſten Städtchen erzogen — ich habe meinen Bedienten dahin geſandt — er konnte ſchon zurück ſeyn — ich gebe Ihnen mein Wort, ſo bald ſie kommen, ſende ich ſie aufs Schloß. Da mögen ſie, wenn es Ihnen gefällt, bis zum Anbruch des morgenden Tages bey Ihnen bleiben — dann nehme ich ſie wieder mit mir. — (Pauſe.)

(Die Gräfin und ihr Bruder, welche wenig Schritte von da, der ganzen Unterredung mit innigſter Theilnahme zuhörten, geben ſich verſtohlne Winke. Der Major geht in die Hütte, und kommt bald darauf mit Franz und den beyden Kindern zurück. Er übergiebt den Knaben ſeiner Schweſter, welche ſich hinter Eulalien ſtellt; er ſelbſt tritt mit dem kleinen Mädchen hinter Meinau.)

Eulal. So hätten wir uns denn in dieſem Leben nichts weiter zu ſagen. (All' ihre Entſchloſſenheit zuſammenraffend.) Leben Sie wohl, edler Mann. (Sie ergreift ſeine Hand.) Vergeſſen Sie eine Unglückliche, die Sie nie vergeſſen wird! (Sie kniet nieder.) Laſſen Sie mich noch einmal dieſe Hand an meine Lippen drücken; dieſe Hand, die einſt mein war.

Unbek. (ſie aufhebend) Keine Erniedrigung, Eulalia! (er ſchüttelt ihr die Hand.) Leben Sie wohl!

Eulal. Auf ewig!

Unbek. Auf ewig!

Eulal. Wir ſcheiden ohne Groll —

Unbek. Ohne Groll.

Eulal. Und wenn ich einſt genug gebüßt habe; wenn wir in einer beſſern Welt uns wiederſehen —

Unbek. Dort herrſchen keine Vorurtheile; dann biſt du wieder mein! (Beyder Hände liegen in einander, beyder Blicke begegnen ſich wehmüthig. Sie ſtammeln noch ein Lebewohl! und trennen ſich, aber indem ſie gehen wollen, ſtößt Euſtatia auf den kleinen Wilhelm, und Meinau auf Malchen.)

Malchen. Vater —

Wilhelm. Mutter —

(Vater und Mutter drücken ſprachlos die Kinder in ihre Arme.)

Malchen. Lieber Vater —

Wilhelm. Liebe Mutter —

(Vater und Mutter reißen ſich los von den Kindern, ſehen einander an, breiten die Arme aus, und ſtürzen ſich einer in des andern Arme.)

Unbek. Ich verzeihe dir!

(Die Gräfin und der Major heben die Kinder in die Höhe, welche ſich an ihre Eltern anklammern, und: lieber Vater! liebe Mutter! rufen.)

Ende.

Die
edle Lüge.

Schauſpiel in einem Aufzuge
von
Auguſt von Kotzebue.

Fortſetzung
von
Menſchenhaß und Reue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1792.

Vorbericht.

Dieſes kleine Stück verdankt ſeinen Urſprung der Fortſetzung meines Schauſpiels: **Menſchenhaß und Reue**, durch Herrn Ziegler. Ich ſchätze das aufkeimende Verdienſt dieſes jungen Dichters aufrichtig, glaube aber, der gröſte Theil des Jammers, welchen er in ſo reichem Maaße über mein armes Ehepaar ausſchüttet, rühre blos daher, daß er ihm nicht einen andern unbekannten Wohnort angewieſen, fern von der Scheelſucht der Menſchen, fern von ihren Convenienzen und Zwiſchenträgereyen. Uebrigens war es Hr. Z. wohl erlaubt, mein Schauſpiel fortzuſetzen; aber nicht, Menſchen vom Tode wieder zu erwecken, welche ich mit gutem Vorbedacht umgebracht hatte, und dadurch den wichtigſten Umſtand zu vernichten, welchen man bey **Meinau's** Verzeihung nie aus den Augen verlieren muß.

A. v. Kotzebue.

Perſonen.

Baron Meinau, unter dem Namen Mayfeld.

Eulalia.

Wilhelm und Malchen } ihre Kinder 6 und 7 Jahr alt.

Baron von der Horſt, Major in Franzöſiſchen Dienſten.

Der alte Diener Franz.

Röschen, Stubenmädchen.

Conrad, Jägerburſche.

Die Scene iſt in der Schweiz auf der kleinen Inſel Meinau im Conſtanzer See.

Erſte Scene.

(Ein Zimmer in Meinau's Hauſe mit einer Mittel= und zwey Seitenthüren.)

Röschen, allein

(kehrt das Zimmer und wiſcht den Staub ab, wobey ſie ganz leiſe, in einem Romanzen=Mollten ſingt)

Kehre und fege,
Armes kleines Mädchen!
ſauber und rein,
ſchmuck und fein —
Ach! du kehreſt und fegeſt
doch dein Gewiſſen nicht rein!

(Die Wanduhr ſchlägt fünfe.) Schon fünf Uhr? Nun wird die Frau gleich aufſtehn. Immerhin! ich bin fertig. Ach wenn es doch ſchon Abend wäre! und auch Alles ſchon vom Herzen herunter wäre! — Ja, heute oder nie! — Friſch Röschen! die Frau iſt ja ſo gut, und der Herr iſt ſo gut — Aber eben deswegen! Wie werde ich ihnen ſagen können, daß ich nicht auch ſo gut bin als ſie? — Einem Böſen etwas Böſes entdecken, das ſcheint mir leicht. Aber wenn man die Augen nicht aufſchlagen darf vor dem mit dem man redet, o das iſt eine häßliche Empfindung!

Zweyte Scene.

Röschen. Conrad (ſteckt den Kopf durch die Thür)

Conrad. Röschen!

Röschen. Ach Conrad! Biſt du auch ſchon wach?

Conrad. Schon? denkſt du denn ich hätte geſchlafen? (er kommt näher.) Mir iſt gar wunderſeltſam zu Muthe.

Röschen. Geh leiſe, ſprich leiſe, die Herrſchaft ſchlummert noch.

Conrad. Ja, ſie hat gut ſchlummern, Eines in des Andern Armen. In deinen Armen, liebes Röschen, wollt' ich ſchlummern bis an den jüngſten Tag.

Röschen. (weinerlich) I nu, Conrad, vor Gott bin ich doch ſchon dein Weib.

Conrad. (eben ſo) Das biſt du.

Röschen. Und fügt uns nicht die Hand des Pfarrers zuſammen, ſo thut es doch der Tod. Dann will ich mich neben dir begraben laſſen, dann ſchlummern wir doch neben einander, du und ich, und unſer Kind.

Conrad. Ja Röschen, auf dem Kirchhofe unter der großen Linde, wo der Hollunder über die Mauer ragt. (Beyde ſchluchzen. Pauſe.)

Conrad. (treuherzig) Aber meynſt du nicht auch Röschen, es ſey beſſer, mit dem Grabe nicht ſo ſehr zu eilen? Wir könnten noch manchen Spaß in der Welt haben, und der Tod wird uns doch nicht entlaufen.

Röschen. Freylich wohl.

Conrad. (deſſen Geſicht ſich erheitert) Denk dir ſo ein halbes Dutzend Flachsköpfe um uns herum, wie ein Jeder ſeinen Fladen in der Hand hält, und du dem jüngſten Brey ins Maul ſtopfſt.

Röschen. (plötzlich heiter und in ſich lachend) Und wie ich des Abends vor der Hütte auf dich warte, und dann die älteſten Buben herbey laufen und ſchreyen: der Vater kommt! der Vater kommt!

Conrad. Wie ich dann mit der vollen Jagdtaſche hereintrete —

Röschen. Und ich dir einen Trunk Margräfler entgegen bringe —

Conrad. Und ein Stück alten Sennerkäſe —

Röschen. Und wie die Kinder dann an dir hangen —

Conrad. Neugierig in die Jagdtaſche ſchielen —

Röschen. Dich auskleiden helfen —

Conrad. Mir die warmen Socken bringen —

Röschen. Sich ins Grüne mit uns lagern —

Conrad. Sich balgen und Burzelbäume ſchlagen —

Röschen. Bis die Sonne hinter den Gletſchern untergeht —

Conrad. Nun dann gehn wir in die Hütte —

Röschen. Und beten all mit einander den Abendſeegen —

Conrad. Und ſingen ein Lied —

Röschen. Und legen uns wohlgemuth ſchlafen —

Conrad. Eines in des Andern Armen —

Röschen. Die Flachsköpfe rings um uns her —

Conrad. Die ſchnarchen bis an den hellen Morgen —

Beyde. Ha! ha! ha! (Pauſe.)

Röschen. (trübſelig) Aber Conrad, wir haben ja noch keine Flachsköpfe.

Conrad. I nu Röschen, wo der Eine ſich gefunden hat —

Röschen. Nein Conrad, du ſollſt mich nicht zum zweytenmal bethören.

Conrad. Ich meyne, wenn der Pfarrer erſt den Seegen drüber geſprochen hat.

Röschen. Ja das meyne ich auch.

Conrad. (trübſelig) Aber Röschen — wir haben ja noch keine Hütte —

Röschen. Keine Milch —

Conrad. Keinen Käſe —

Röschen. Keinen Wein —

Conrad. Keine Betten —

Röschen. Und wenn wir nun der Herrſchaft ſagen, wie wunderlich es uns ergangen iſt —

Conrad. Und ſie uns beyde aus dem Hauſe jagen —

Röschen. Ach Conrad!

Conrad. Ach Röschen! (beyde ſchluchzen. Pauſe.)

Röschen. (mit einem tiefen Seufzer) Heute wirds entſchieden.

Conrad. Ja heute!

Röschen. (ſeine Hand auf ihre Bruſt legend) Fühle wie mir das Herz pocht.

Conrad. (eben ſo) Mir wie ein Eiſenhammer.

Röschen. Es muß doch wohl was Böſes ſeyn, was wir gethan haben, weil uns die Herzen ſo pochen.

Conrad. (ſich hinter den Ohren kratzend) Ja was Gutes iſts freylich nicht.

Röschen. Aber es kann noch Alles gut werden.

Conrad. Wenn die Herrſchaft uns den dummen Streich verzeiht.

Röschen. Wiſſen wir doch ſelbſt nicht, wie es zugegangen iſt.

Conrad. Ich wahrhaftig nicht!

Röschen. Ich auch nicht. — Sieh nur Conrad, heute iſt des Herrn Geburtstag, da iſt immer Alles ſo froh und heiter, und da hab' ich oft ſagen hören: wenn die Leute recht froh ſind, ſo ſind ſie auch aufgelegt, allen Menſchen Gutes zu thun.

Conrad. Zu vergeben und zu vergeſſen.

Röschen. Drum will ich mir ein Herz faſſen, und heute dem Herrn Alles ſagen, und ihn bitten, daß er bey der Frau ein gutes Wort für uns redet.

Conrad. Er wirds gewiß thun, er iſt ein guter Herr.

Röschen. Und ſie eine liebe freundliche Frau.

Conrad. Ja das iſt ſie. Gott laſſe ſie lange leben! (Beyde heben ihre Hände gen Himmel.)

Röschen. Auf den Sonntag wollen wir recht andächtig für ſie beten.

Conrad. Alle Sonntage!

Röschen. Und weißt du was Conrad, wenn ich ſehe, daß der Herr finſter ausſieht, ſo geh ich zu dem freundlichen Fremden, der geſtern Abend ſpät ankam —

Conrad. Zu dem freundlichen Fremden? Was willſt du denn bey dem thun?

Röschen. Je nun, er iſt ein alter guter Freund von unſerm Herrn. Sie nannten ihn Horſt. Unſer Herr ſoll ihn gar gewaltig lieb haben. Der alte Franz war ihm entgegen gegangen bis an den See, und hat ihn heimlich und verſtohlen ins Haus geführt, daß der Herr ihn nicht eher ſehen ſollte, bis heute an ſeinem Geburtstage. Sie wollen ihm eine heimliche Freude machen. Den will ich bitten, dem wird der Herr nichts abſchlagen. Meynſt du nicht auch lieber Conrad?

Conrad. (ſich im Kopf kratzend) Hör' einmal Röschen — wenn ich ſo hin und herſinne — ſo denke ich — der Herr wird dem Fremden nichts abſchlagen — der Fremde wird Dir nichts abſchlagen — und du wirſt dem Fremden nichts abſchlagen. Nein! Nein! laß das lieber bleiben!

Röschen. Ha! ha! ha! Du biſt ein Narr!

Conrad. Ja auf dieſe Art könnte ichs am leichteſten werden.

Röschen. Geh, geh, mich dünkt ich höre die Frau. Und wo mir recht iſt, ſo befahl dir der Herr geſtern Abend, heute ſchon vor Tage auf den Anſtand zu gehen?

Conrad. Freylich befahl er es.

Röschen. Warum biſt du denn nicht gegangen?

Conrad. Dumme Frage! — Leb wohl!

Röschen. Adieu!

Conrad. (wieder umkehrend) Höre Röschen — wenn du mich lieb haſt — ſo laß' den Fremden in Ruhe. Sieh, es ſchickt ſich nicht, du möchteſt ihm beſchwerlich fallen.

Röschen. J wenn dirs Unruhe macht —

Conrad. Ja es macht mir Unruhe.

Röschen. Nun, ſo will ich mit dem Herrn ſelber reden.

Conrad. Thu das. Leb wohl.

Röschen. Adieu. — Wo willſt du denn hin?

Conrad. Auf den Anſtand.

Röschen. (lachend) Jn des Herrn Schlafzimmer?

Conrad. Ja ſo (er geht durch die Mittelthür ab.)

Röschen. Ein guter Menſch, ich habe ihn recht lieb. Es iſt doch närriſch, wenn man ſich ſo lieb hat. Wer nur das zuerſt erfunden haben mag. Es muß ein geſcheuter Mann geweſen ſeyn.

Dritte Scene.

Eulalia (völlig aber ſehr einfach gekleidet)
Röschen.

Eulalia. Guten Morgen Röschen, hohle meine Kinder, und die Blumen, die hinten im Gartenhauſe liegen. (Röschen geht ab.)

Eulalia. (blickt durchs Fenſter) Ein ſchöner heiterer Tag. Nun Eulalia, ſey auch einmal recht heiter und froh! vergiß, wenn du kannſt, vergiß nur heute, daß der Genuß ſolcher Tage nur Lohn der Unſchuld und Tugend ſeyn ſollte. — Ach! dieſer ewige Stachel in meinem Herzen! dieſe Dornen, die mich überall verwunden, ſo oft ich das kleinſte Röschen brechen will, das auf meinem Wege blüht! — Hinweg! hinweg! daß nicht der frühe Morgen auf den ganzen übrigen Tag die Spur der Gewiſſensbiſſe auf meine Wange grabe. — Heute iſt der Geburtstag meines Gatten! die

Natur lächelt rings um mich her. Die Gegenwart iſt ſo freundlich, hinweg mit der Vergangenheit! — (ſie geht an die eine Seitenthür und klopft leiſe.)

Horſt. (inwendig) Wer klopft?

Eulalia. Ich, lieber Herr Major. Es iſt ſchon halb ſechs. Mein Mann wird bald aufſtehen, ſind Sie angekleidet?

Vierter Auftritt.

Eulalia. Horſt. (öffnet die Thür.)

Horſt. Guten Morgen, gnädige Frau. Ich habe wenig geſchlafen. Die frohen Scenen, die Sie mir geſtern Abend in der Eil mit ein paar Pinſelſtrichen hinzeichneten, ſind die ganze Nacht vor meiner Phantaſie herum gewandert.

Eulalia. Ich verſpreche mir viel Freude, und die größte durch die überraſchende Umarmung ſeines liebſten Freundes.

Horſt. Machen Sie mich bekannt mit der Rolle, welche ich zu ſpielen habe.

Eulalia. O nichts, gar nichts! Sie bleiben in Ihrem Zimmer und lauſchen ein wenig an der Thür. Da werden Sie hören, wie meine Kinder ihn mit Glückwünſchen empfangen, und wenn das vorbey iſt, und er etwa ein wenig abgewendet ſteht, nun ſo kommen Sie heraus und ſtürzen ihm plötzlich in die Arme. — Den Mittag eſſen wir im Grünen, den Nachmittag rudern wir auf dem See, den Abend tanzen die Bauern auf dem Raſenplatze, und wir illuminiren mit Pechkränzen. Nun wiſſen Sie alles. Ich höre meine Kinder. Gehn Sie! gehn Sie! (Sie ſchiebt ihn in ſein Zimmer.)

Ich bin ſo froh, daß er gekommen iſt, und doch drückt mich ſeine Gegenwart. Sein Anblick verſetzt mich wieder auf Winterſee, und ſchärft von neuem jeden kleinen Stachel, den die Zeit abgeſtumpft hatte. Nein, ich ward nicht zur Verbrecherin geboren, denn ich kann mich gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ichs bin. Immer iſt er mir fremd, immer ſtutze ich dafür, und ſelbſt mitten im Wirrwarr froher Geſchäffte, wo ſonſt jeder Kummer ſich Stundenlang vergißt, iſt er eine Spinne, die aus dem Kelche der Blume hervorkriecht, die ich unbefangen brach.

Fünfte Scene.

Der alte Franz führt die beyden Kinder herein. Röschen bringt einen Korb voll Blumen und Blumenguirlanden, und geht ab.

Die beyden Kinder. Guten Morgen liebe Mama. (Sie küſſen ihr die Hand.)

Eulalia. Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Franz. Haſt du alle Anſtalten auf den heutigen Tag getroffen?

Franz. Alle! O ſchon ſeit vierzehn Tagen habe ich hier und da ein Viertelſtündchen abgeſtohlen, damit es heute an nichts mangeln ſollte. Sie wiſſen, gnädige Frau, der Herr läßt mich ſelten von der Seite, weil wir immer im Felde und im Garten mit einander zu thun haben, da habe ich ordentlich auf meine alten Tage lügen und betrügen müſſen, wenn er frug: nun Franz! wo biſt du ſo lange geweſen? Die Schnitter und die Hirten ſind beſtellt, die Bänder ſind ausgetheilt, die Milchmädchen werden ſich gar ſtattlich heraus putzen, und ich ſelbſt — ja ich will heute auch noch ein Tänzchen machen.

Eulalia. Thue das, guter Franz. Wir wollen einen Reihen mit einander anführen.

Franz. Ach liebe gnädige Frau! (er will ihr den Rock küſſen, ſie reicht ihm die Hand.) Nein, von einem ſolchen Engelleben, wie wir hier auf dieſer kleinen Inſel führen, hat mir nie geträumt. Solch ein Tag wie der heutige — ach! nur einen ſolchen Tag im Jahre, auf den man ſich zwölf Monate lang freuen kann — (heimlich und vertraut) Ich habe auch ein kleines

Präſentchen für den Herrn, ich hab' es aus meiner kleinen Sparbüchſe verſchrieben, es iſt vor wenig Tagen angekommen: ein Scheffel Waſa-Roggen aus Schweden, er hat lange gewünſcht, Verſuche damit anzuſtellen.

Eulalia. Faſt wirſt du mich eiferſüchtig machen. — Nun Kinder! habt ihr heute auch ſchon für den Vater gebetet?

Wilhelm. O Ja.

Malchen. Für Vater und Mutter.

Eulalia. Aber wißt ihr auch, daß ihr heute, an des Vaters Geburtstage, Gott noch inbrünſtiger danken müßt, daß er euch einen ſolchen Vater gab? Kommt! thut das jetzt mit mir. (Sie kniet nieder, die beyden Kinder, mit gefalteten Händchen neben ihr.)

Wilhelm. Wir danken dir Gott, daß du den guten Vater uns gabſt!

Malchen. Und bitten dich, du wolleſt ihn noch lange, lange leben laſſen.

Eulalia. Höre Gott das Flehen dieſer Unmündigen!

Franz. (Sehr bewegt) Erhöre es, lieber Gott! (Eulalia und die Kinder ſtehen auf.)

Eulalia. Nun geſchwind! laßt uns die friſchen Blumen ordnen. (Sie nimmt den Korb, Franz hilft ihr, die Kinder hüpfen emſig herum. Die Thür von Meinaus Schlafzimmer wird bekränzt, ein Seſſel in die Mitte der Bühne geſchoben, und rings um mit Blumen beſtreut.

Eulalia. Jetzt ſchleiche dich hinein Franz, und wenn er erwacht, ſo gieb uns einen Wink. (Franz ab.)

Eulalia. Da Kinder, nehme jedes von euch noch einen großen Blumenſtrauß, den überreicht ihr dem Vater, ihr wißt ſchon wann.

Wilhelm. O wir wiſſen wohl.

Eulalia. Ihr habt doch eure Verſe nicht vergeſſen?

Malchen. O nein! willſt du ſie hören, Mutter?

Wilhelm. Lieber Papa, der Wilhelm iſt da —

Eulalia. Stille! ſtille! ich glaube euch ſchon. — Mich dünkt, ich höre ein Geräuſch.

Franz. (ſteckt den Kopf durch die Thür) Er kömmt.

Eulalia und die Kinder (zugleich) Er kömmt! Er kömmt! (Sie ergreift mit jeder Hand eines ihrer Kinder, und geht auf die Thür des Schlafzimmers zu, aus welcher Meinau in dieſem Augenblick heraustritt.)

Sechſte Scene.

Meinau. Vorige.

Alle. (ihn umringend, und an ihm hangend) Guten Morgen! guten Morgen!

Meinau. (froh verwundert) Nun? Was iſt das? Was ſoll das ſeyn? (er beſieht die Thür ſeines Schlafzimmers, wirft einen Blick auf den mit Blumen bekränzten Seſſel und auf ſeine feſtlich gekleideten Kinder) Liebe Eulalia, erkläre mir —

Eulalia. (für Freude ſchluchzend) Dein Geburtstag, lieber Mann!

Meinau. Mein Geburtstag? Ihr guten Seelen! (er umarmt ſie wechſelsweiſe, ſie ziehen ihn ſanft auf den Seſſel. Wilhelm ſtellt ſich an die eine Seite, Malchen an die andere.)

Meinau. Nun, was ſoll das werden?

Wilhelm. Lieber Papa,
der Wilhelm iſt da,
die Hand dir zu küſſen,
dich freundlich zu grüßen.

Malchen. Lieber Papa,
auch Malchen iſt da,
die Hand dir zu küſſen
dich freundlich zu grüßen,

Wilhelm. (ihm ſeinen Blumenſtrauß reichend:)
Nimm dieſe Blumen
von uns beyden,

und mögen dir Freuden,
immer grün,
wie dieſe Blumen blühn.

Malchen. Nimm auch von mir,
wir bringens dir
ſo gut wirs haben,
laß unſre Gaben
und unſer Lallen
dir wohlgefallen.

Beyde. (mit gefalteten Händen gen Himmel blickend.)

Und Herr der Welt!
wenn unſer Lallen
auch dir gefällt,
ſo kehre noch oft
der Tag zurück!
der Mutter Freude!
der Kinder Glück!

Franz. (ſich die Augen trocknend) Amen!

Meinau. (ſanft bewegt, umarmt ſtumm ſeine Kinder. Dann ſpringt er auf und drückt Eulalien heftig an ſeine Bruſt.)

Sieben-

Siebente Scene.

Vorige. Horſt (aus dem Kabinet, umarmt Meinau von hinten.)

Meinau. Gott! Horſt! auch du hier? — Gute Eulalia! welche Freude haſt du mir bereitet. (ſtumme Umarmungen.) Schon lange lieber Horſt, machteſt du mir Hoffnung, dich wieder zu ſehen, aber ſo bald hatte ich dich nicht erwartet.

Horſt. Auch war es nicht mein Vorſatz, denn über Hals und Kopf habe ich meine kleinen Geſchäffte ordnen und beendigen müſſen. Zwey Monate ſpäter wollte ich hier eintreffen, aber deine liebe Frau — werde nur nicht eiferſüchtig — hat ſchon ſeit einem halben Jahre heimlich Briefe mit mir gewechſelt, und mich auf dieſen Tag hieher beſchieden, weil ſie hoffte, meine Gegenwart werde die Freude dieſes Tages erhöhen. Dein alter Freund iſt endlich ſo eitel geweſen, das zu glauben, und ſieh, hier iſt er.

Meinau. Vergebt mir, ihr Lieben! wenn meine Freude ſtumm iſt. Ihr habt mich ſo ſchön überraſcht — ihr habt mich ſo weich gemacht — Alter Franz! (er ſchüttelt ihm die Hand) auch deine Thräne iſt mir nicht entgangen. — Geht! Kinder, geht! laßt mich einen Augenblick allein. Nur du Horſt, bleibe bey mir. Wir haben uns ſo lange nicht geſehen; aber wirſt du mir verzeihen, wenn ich dir geſtehe: ich habe dich ſelten vermißt?

Horſt. Immerhin! entbehren kann man wohl zuweilen einen Freund, aber zuviel iſt er nie.

Meinau. Nein, warlich, nein!

Eulalia. Wir eſſen dieſen Mittag im Grünen, wenn dirs recht iſt.

Meinau. Ey freilich iſt mirs recht.

Eulalia. So komm Franz! laß uns den Tiſch bereiten unter den drey groſſen Linden.

Die Kinder. (hüpfen) Wir auch mit liebe Mama! wir wollen auch helfen. (Eulalia, Franz und die Kinder ab.)

Achte Scene.

Meinau und Horſt.

Meinau. Noch einmal komm an dieſes Herz! nur du haſt meinem Glücke noch gemangelt.

Horſt. Lieber Meinau! ſo finde ich in dir ganz den Alten wieder?

Meinau. Meinen Namen und meinen Kummer habe ich in Deutſchland gelaſſen. Ja Bruder! ich bin wieder der, den du im Elſaß kannteſt. O Gott ſey Dank! ich bin mehr als jener! Haſt du im Elſaß je Freudenthränen in meinem Auge geſehen? Sieh her! o das iſt nicht die erſte, die ich in dieſer glücklichen Einöde vergieße.

Horſt. (betrachtet ihn ſtumm, aber innige Freude glänzt auf ſeinem Geſichte.)

Meinau. Aber du guter Horſt, wie iſt es dir ergangen in den beyden Jahren unſerer Trennung? Du haſt abgenommen, biſt mager geworden, haſt du Verdruß gehabt?

Horſt. Je nun, wie es zu gehen pflegt in dieſen fieberhaften Zeiten. Im Orient wütet die Peſt, und bey uns die Freiheit. Von der Freiheit iſt in unſern Tagen noch Niemand fett geworden. Wir tragen nur das Wort im Munde; dir hat die Göttin ihren Namen mit leſerlichen Zügen auf die volle Wange, in das heitre Auge geſchrieben. Deine Geſtalt iſt blühender, denn jemals.

Meinau. Ja ich bin glücklich! — o ich bin ſehr glücklich!

Horſt. So habe ich einſt wahr geſprochen? „An Eulaliens Seite darf man „kühn der Einſamkeit ſein Leben weihen?“

Meinau. Wohl haſt du wahr geſprochen. Auf dieſer kleinen Inſel bin ich König!

nig! und im Herzen meines Weibes bin ich König! mehr als König! denn für mich geſchieht alles aus Liebe — nichts aus Pflicht. — O wie iſt in dieſem Augenblick mein Herz ſo voll! Ja die Freude begehrt noch heftiger ſich mitzutheilen als der Kummer. Meinen Kummer konnte ich einſt in mir verſchließen, nicht ſo meine Freude, mein Gränzenloſes Glück! — Bruder! wo ſoll ich anfangen? Wo ſoll ich enden? — Ein gutes Weib — o Gott! was kannſt du dem noch dort geben, dem du hier ein gutes Weib gabſt!

Horſt. Süße Begeiſterung!

Meinau. Wenn ich nach einem ruhigen Schlummer des Morgens erwache, ſo erwacht mit mir der Gedanke an einen frohen Tag. Eulalia iſt dann gewöhnlich ſchon aufgeſtanden, und hat während meines Morgenſchlummers ſich der kleinen häuslichen Sorgen entladen. Ich öffne mein Schlafzimmer, niedlich und reinlich gekleidet

kleidet tritt ſie mir entgegen, an jeder Hand eines meiner Kinder, von ihr gewaſchen und angezogen. Ehemals pflegte ich, ſobald ich die Augen aufſchlug, immer zuerſt durchs Fenſter zu ſchielen, ob der Himmel heiter ſey und die Sonne ſcheine? O wo ein gutes Weib im Hauſe iſt, da ſcheint die Sonne immer! Wenn ſie mit einem ſüßen Lächeln mir entgegen kömmt, ſo ſehe ich nicht den trüben bewölkten Himmel, und höre nicht, wenn der Regen an mein Fenſter ſchlägt. Dort auf den Sofa ſetze ich mich hinter den Theetiſch, neben mir ſitzt Eulalia, da mein Wilhelm, und dort mein Malchen. Da trinken wir und eſſen, und plaudern und vergeſſen uns, recht als ob die ganze Welt uns zugehörte, und wir allein drinn wohnten. — O Bruder! du kannſt nicht glauben, wie lieb mir jenes Plätzchen iſt — da ſitzen wir auch in langen Winterabenden, und leſen, und ſpielen Schach, und tändeln mit unſern Kindern, oder tändeln kindiſch mit uns ſelbſt. Da haben wir ſo manche Gedanken, ſo manche Empfindungen gegen einander ausgetauſcht. Immer fand ich meine Seele in der ihrigen wieder, nur ſanfter und gebildeter.

Horſt. Warlich Meinau! du kannſt Weiberfeinden Vorleſungen halten.

Meinau. Nach dem Frühſtück gehe ich hinaus aufs Feld, denn ich bin Landmann geworden. Mein Franz und ich, wir ſind ein paar gewaltige Oekonomen. Alles was in dieſem Fache geſchrieben wird, laſſen wir uns aus Zürch kommen, und leſen und ſtellen Verſuche an, die uns denn oft gar jämmerlich mißglücken; aber manches gelingt auch, und das macht uns Freude. O ich könnte dir Tagelang erzählen, wie wir ſtehn, und über einen Riß zu einem neu erfundenen Pflug oder Dreſchmaſchiene diſputiren, bis wir denken es erwiſcht zu haben, dann zimmern wir ſelbſt und bauen ſelbſt, und ſind ſo emſig, haben auch wohl oft die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wenn das Ding fertig iſt, taugt es nicht, o das macht uns keinen Kummer, wir fangen von vorne wieder an, und haben neue Freude. Eulalia ſieht dann oft neben uns mit ihrem Strickſtrumpfe, lacht oder lächelt, ſchilt oder lobt uns. — O Horſt! Horſt! tritt in unſern Cirkel, wenn dirs Ernſt iſt zu leben.

Horſt. Das will ich Bruder! das will ich!

Meinau. Des Mittags erwartet uns ein frohes ländliches Mahl, von ihren Händen zubereitet, und ein jeder bringt ein fröhliches Geſicht und braven Hunger mit zu Tiſche. Da wird in der erſten Viertelſtunde wenig oder nichts geſprochen, weil der Kohl und die Kartoffeln uns den Mund ſtopfen; aber in der zweyten, wenn unſer Schweizerkäſe auf den Tiſch kömmt, und mein Malchen mir ein gut

Glas Wein credenzt, dann löſt ſich die Zunge, und froher Scherz, auf Niemands Unkoſten, würzt die Früchte, die der Nachtiſch uns beut. Oder ich pflege auch wohl meine Kinder zu examiniren, was ſie gelernt haben, — verſtehſt du Bruder, von der Mutter gelernt haben, denn nur ſie iſt ihre Lehrerin — und da finde ich denn gewöhnlich, daß ſie zum Beyſpiel von der Naturgeſchichte eben ſoviel wiſſen als ich, und von der Weltgeſchichte — mehr als ich. Oder ſie überraſchen mich durch die beſten Stellen aus den Deutſchen und Franzöſiſchen Dichtern, die ſie nicht herplappern, denn das feine Gefühl der Mutter ging früh in die Kinder über. Auch auf dem Klaviere klimpert mein Malchen ſchon recht artig, und auch das hat ſie von ihr. Ach! alles haben ſie von ihr! und ich habe alles durch ſie! Mit Zauberbanden hat ſie mich ans Leben gefeſſelt, an welchem ich vormals nur mit ſchwachen Fäden hieng. Ich kenne und weiß nichts beſſers, als leben! leben! ſo leben. Gieb mir Zeugniß Horſt, wie wenig ich ſonſt, mitten unter unſern Freuden, den Tod gefürchtet habe, und jetzt zittere ich vor ihm!

Horſt. Glücklicher Mann! Gott ſey Dank! daß dein gutes raſches Herz dich nicht irre führte.

Meinau. Ja ich zittre vor dem Tode! Es ſind nun gerade acht Monate, als ich mir durch eine heftige Verkältung auf der Jagd, ein ſtarkes Fieber zugezogen hatte. Ich fühlte wohl, ich ſey ſehr krank. Zwey Jahre vorher wäre der Tod mir ein willkommener Freund geweſen, und nun — o Bruder! Alles, was ich dir bis jetzt erzählte, iſt Kleinigkeit, wenn ich dir Eulalien als Krankenwärterin aufſtelle. Mag immerhin der Mann in geſunden frohen Tagen die Tugenden des Weibes verkennen, ſey ſein Herz ſo hart und ſtörriſch, als es immer wolle, in kranken Tagen preßt doch gewiß eines

Weibes ſanfte Milde ihm das Geſtändniß ab: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey! Wenn Eulalia neben meinem Bette ſaß, und nicht von mir wich, mir Arzeneyen reichte und Servietten wärmte, und das Kopfkiſſen mir zurechte zog; wenn ſie in meinen matten Blicken ängſtlich nach Tod oder Geneſung ſpähte; wenn eine verſchluckte Thräne ihre Furcht verrieth, und ein erzwungenes Lächeln mir Hoffnung log, wenn ſie mit ihren Kindern in einer Ecke knieete, und mit Engelinbrunſt mein Leben von Gott erflehte — o Bruder! ihr laut danken konnte ich damals nicht, denn ſelbſt ein leiſer Händedruck ward mir Schwachen ſauer; aber wie es mich innerlich erquickte, wie es meine Seele ſtärkte, und dieſe wiederum heilſam auf meinen Körper wirkte, nein, das läßt ſich nicht in Worte faſſen! (In dem er ſich mit der Hand eine Thräne aus dem Auge wiſcht und darauf blickt:) Hier ſtehts geſchrieben — (dann aufs Herz deutend) und hier! —

Horſt. So mußt es kommen, das wußt' ich, ja davon war ich überzeugt, als ich vor zwey Jahren dir rieth, trotz dem was vorgefallen war —

Meinau. (ein wenig unwillig) Woran erinnerſt du mich? Eulalia iſt in ihren Kinderjahren einmal gefallen und hat hier auf der Stirn eine kleine Narbe nachbehalten. Eulalia iſt aber doch ſchön, nicht wahr? Die Narbe iſt verwachſen, oder ich zum mindeſten ſehe ſie nicht mehr, habe nur Augen für ihre Reize, nur Gefühl für mein Glück — doch Eines, Bruder, damit du alles wiſſeſt, Eines mangelt noch, und miſcht zuweilen einen Tropfen Wermuth in meinen Freudenkelch.

Horſt. Und dieß Eine iſt? —

Meinau. Daß Eulalia nicht ganz ſo glücklich iſt als ich, daß ſie dann und wann ſchwermüthig herumirrt, und ihr Auge nicht ſelten die Spuren vergoſſener Zähren trägt. O das iſt mir um ſo peinlicher, weil ich ihren Kummer kenne, und nicht theilen darf; weil ich nicht einmal zu fragen wage: was fehlt dir liebe Eulalia? Weil ich gar kein Mittel weiß, dieß Gefühl endloſer Reue endlich einmal in ihr zu erſticken.

Horſt. Wenn nicht die Zeit —

Meinau. Die Zeit? Nein Bruder, das Gewiſſen hat keinen Begrif von Zeit. Sie fühlt ſich mir ungleich. Sie wähnt, nicht die nemlichen Rechte an allen unſern Freuden zu haben. In jeder meiner Umarmungen ſcheint für ſie eine Verzeihung zu liegen. Fühlſt du, wie das arme Weib ſich quält? — Wie auch mich das quält? — Glaube mir, wenn mir einmal der Kopf weh thut, ſo wage ich kaum ein verdrüßliches Geſicht zu machen, weil ich fürchte, ihr ſcheues Gewiſſen werde einen Vorwurf drinn leſen.

Neunte Scene.

Röschen. Vorige.

Röschen. (die ſchon ſeit einigen Minuten ſich herein, und ſchüchtern herbey geſchlichen hat) Gnädiger Herr —

Meinau. (ein wenig auffahrend) Was willſt du? Haſt du gehorcht?

Röschen. Ach! wenn ich immer gehorcht hätte, ſo ſtünde es jetzt beſſer mit mir.

Meinau. Beſſer?

Röschen. Vater und Mutter gehorchen bringt Seegen ins Haus.

Meinau. (lächelnd) Närrin! du haſt nicht gehorcht?

Röschen. Leider nein! ich bin eine arme Waiſe, meine Eltern ſtarben in einer Woche, auf heil. Bartholomäus werden es ſchon (ſie zählt an den Fingern) 1, 2, 3, 4, 5, 6 Jahre.

Meinau. Gut mein Kind. Aber was willſt du?

Röschen. I nu, heute iſt des gnädigen Herrn Geburtstag —

Meinau. Und da willſt du mir Glück wünſchen? Ich danke dir.

Röschen. Nein, Glück wollt' ich wohl eigentlich nicht wünſchen —

Meinau. (lächelnd) Nicht? Was denn? Unglück?

Röschen. Ach Gott behüte! weder Glück noch Unglück. Der gnädige Herr iſt ja ſchon glücklich.

Meinau. Du haſt Recht, das bin ich.

Röschen. Der gnädige Herr hat eine gnädige Frau, die er lieb hat, und die ihn lieb hat, und kein Menſch darf ein Wort drein reden.

Meinau. Ich begreife nicht, wo du hinaus willſt.

Röschen. (mit niedergeſchlagenen Blicken, indem ſie mit dem Schürzenzipfel ſpielt) Wenn Conrad auch eine Frau hätte, die er lieb haben dürfte, ſo würde er auch glücklich ſeyn.

Meinau. Mädchen, du ſchwatzeſt ſo verworren, als habeſt du nicht recht ausgeſchlafen.

Röschen. O ja. Schon vor fünf Uhr war ich hier im Saale, und da habe ich auch mit ihm geſprochen.

Meinau. Mit wem?

Röschen. (ſtockend) Mit Conrad.

Meinau. Aha! nun merke ich, du biſt verliebt?

Röschen. (verſchämt) Ach ja!

Meinau. Und willſt meine Erlaubniß haben?

Röschen. Ach nein!

Meinau. Nicht? Was denn?

Röschen. Ihre Verzeihung. Ich habe mich verliebt, ohne Ihre Erlaubniß.

Meinau. Nun, nun, das mag hingehen. Aber Conrad iſt noch ein junger Laffe und du ein halbes Kind, ihr müßt warten.

Röschen. Conrad iſt nicht ſo jung, als der gnädige Herr vielleicht denken.

Meinau. Nicht?

Röschen. Nein, gewiß nicht. Und warten wollten wir wohl gern, wenn es nur nicht zu ſpät wird.

Meinau. Nun ein paar Jahre —

Röschen. Ach! das iſt zu ſpät!

Meinau. Zu ſpät?

Röschen. Ich meyne — weil wir ſo dumm geweſen ſind — und haben nicht gewartet — und hätten doch warten ſollen —

Meinau. Verſteh ich recht, ſo —

Röschen. (verſchämt) Ich weiß nicht was der gnädige Herr verſteht.

Meinau. Du biſt ſchon verheyrathet?

Röschen. Ach nein!

Meinau. Nur des Prieſters Seegen fehlt dir noch?

Röschen. Ach ja!

Meinau. So, ſo.

Röschen. Ach ja!

Meinau. Das haſt du dumm gemacht.

Rös=

Röschen. Ach ja!

Meinau. (verſinkt plötzlich in tiefes Nachdenken)

Röschen. Und da habe ich gemeynt — und Conrad hat auch gemeynt — weil ich eine arme Wayſe bin — und weil heute des gnädigen Herrn Geburtstag iſt — der gnädige Herr wird mir das heute nicht ſo übel nehmen — und wird bey der gnädigen Frau ein gutes Wort einlegen — daß ſie mich nicht aus dem Hauſe jagt — (weinend) weil ich — weil ich verhungern muß — und der arme Wurm auch — und weil ich ins Waſſer ſpringen muß — und der arme Wurm auch — (da ſie ſieht, daß Meinau nicht mehr auf ſie hört, wendet ſie ſich ängſtlich zu Horſt:) Ach lieber Herr! der alte Franz ſagt, Sie wären ein gewaltig guter Freund von unſerm gnädigen Herrn, und er halte Sie ſo lieb; reden Sie doch ein Wörtchen zu meinem Beſten, ſo will ich Sie auch recht lieb haben.

Horſt. Gern ſchönes Kind. Nun Meinau, ich hoffe du wirſt der lieben Natur verzeihen, daß ſie da einen ihrer gewöhnlichen Streiche geſpielt hat.

Meinau. (Horſt bei Seite ziehend) Sagte ich dir nicht vor wenig Augenblicken, Eulalia fühle ſich mir ungleich, und das ſey die Quelle ihrer Schwermuth?

Horſt. Wie kömmſt du jetzt darauf?

Meinau. Höre Röschen! dir ſoll verziehen ſeyn, ich will dich ausſteuern, und deinem Conrad zum Weibe geben; aber unter einer Bedingung —

Röschen. (will ihm die Hand küſſen) Ach lieber gnädiger Herr!

Meinau. Halt! Halt! unter einer Bedingung ſagte ich —

Röschen. Gern, gern, wenn ich nur Conrads Frau werde.

Meinau. Du gehſt dieſen Augenblick zu meiner Frau, geſtehſt ihr was du mir geſtanden haſt, nennſt aber, ſtatt Conrad, mich!

Röschen. (verblüfft) Wie?

Horſt. Meinau! biſt du toll!

Meinau. Laß mich! nun Röschen, haſt du mich verſtanden?

Röschen. So wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, ich habe Sie nicht verſtanden.

Meinau. Du ſollſt meiner Frau ſagen, du ſeyſt von mir verführt worden.

Röschen. Ach du lieber Gott! ich kann ja den gnädigen Herrn doch nicht heyrathen.

Meinau. Närrchen! davon iſt ja auch nicht die Rede. Du ſollſt deinen Conrad heyrathen. Du ſollſt dich nur ſo ſtellen.

Röschen. Aber das iſt ja gelogen?

Horſt. (bey Seite) Eine edle Lüge!

Meinau. Die Sünde nehme ich auf mich.

Röschen. Nun freylich, der gnädige Herr wird wohl einmal mehr bey dem lieben Gott gelten, als ich arme Wayſe. Aber wird denn die gnädige Frau ſich nicht betrüben?

Meinau. Das iſt meine Sorge. Nun willſt du? Entweder du lügſt und wirſt Conrads Weib; oder du ſagſt die Wahrheit, und wirſt aus dem Hauſe gejagt. Entſchließe dich.

Röschen. Je nun, wenn ich die Lüge einmal dort verantworten ſollte, ſo wollte ich doch lieber die Wahrheit ſagen. Aber weil der gnädige Herr die Sünde auf ſich nehmen will — ſo mags drum ſeyn.

Meinau. Wohlan! unterrichte auch deinen Conrad, daß er ja nicht plaudere. — Nun Horſt, was meynſt du? das, denke ich, ſoll ihr Gleichheit und Ruhe wieder geben.

Horſt. Wunderlicher Menſch! deine Abſicht iſt gut, aber du vertauſcheſt doch nur einen Stachel gegen den Andern, und du kennſt die Weiber nicht, wenn du glaubſt, daß dieſer letztere weniger blutig verwunde.

Meinau. Nicht doch du Weiberfeind! ich kenne Eulalien und weiß was ich thue. Kömm, begleite mich hinaus aufs Feld, daß wir ihr aus dem Wege gehen, und dem Mädchen Zeit laſſen, ihre Geſchichte anzubringen. (zu Röschen) Mache deine Sachen gut, ſo feyern wir in Acht Tagen deine Hochzeit (ab mit Horſt.)

Zehnte Scene.

Röschen (allein)

In acht Tagen Hochzeit? Hi! hi! hi! ey meinetwegen Morgen ſchon. — Aber der gnädige Herr iſt doch auch an ſeinem Geburtstage gar zu wunderlich. Er muß gewaltig viel Luſt haben, ſich mit der gnädigen Frau zu zanken, weil er durchaus will, daß ich ſie gegen ihn aufhetzen ſoll. Gewiß wird ſie ſich recht ſehr betrüben — und ſie iſt ſo gut — ach! da werde ich herausplatzen müſſen. — Ey Gott bewahre! wo bliebe dann die Hochzeit? Er mag ſelbſt ſehen, wie er es wieder gut bey ihr macht.

Eilfte Scene.

Röschen. Conrad. (tritt ſchüchtern herein)

Röschen. (fliegt ihm entgegen) Conrad! was giebſt du mir für eine gute Nachricht?

Conrad. Heraus damit liebes Röschen! ſeit einer Stunde iſt mir die Kehle zugeſchnürt. Ich wollte auf den Anſtand gehen, aber es zog mich bey den Haaren zurück.

Röschen. Armer Schelm!

Conrad. Mein Morgenbrod habe ich noch in der Taſche, ich kann keinen Biſſen hinunter ſchlucken.

Röschen. Je nun, deſto beſſer werden dir die Hochzeitskuchen ſchmecken.

Conrad. Die Hochzeitskuchen?

Röschen. Was er für Augen macht. Läuft dir der Mund voll Waſſer?

Conrad. Nach dem Kuchen eben nicht.

Röschen. Aber nach der Hochzeit?

Conrad. I nun freylich. Sprich doch Röschen, iſts Ernſt?

Röschen. Ja, ja, ja! es iſt purer klarer Ernſt. Eben ging der gnädige Herr fort, und da habe ich mit ihm geſprochen.

Conrad. Wie er fortgegangen war?

Röschen. Dummer Junge! wie er noch da war.

Conrad. Du! ſchimpfe nicht!

Röschen. Sieh, hier ſtand der gnädige Herr, und hier ſtand der fremde Herr, und hier ſtand ich.

Conrad. Der Fremde war auch dabey?

Röschen. Ja, er nannte mich ſchönes Kind.

Conrad. Schönes Kind? ey! ey!

Röschen. Er ſprach auch noch Allerley, das ich nicht verſtand.

Conrad. Allerley? ey! ey! laß doch das allerley hören.

Röschen. Zum Exempel, er ſprach von der Natur, die hätte einen Streich geſpielt.

Conrad. Die Natur? (er ſtemmt beyde Arme in die Seite) Hör einmal! was wollt' er denn damit ſagen?

Röschen. Ja, das weiß ich nicht.

Conrad. Ja, ja, ich merke es wohl. Aber (eine Bewegung mit den Fäuſten machend) das ſage ich dir Röschen, ich leide es nicht!

Röschen. Was leideſt du nicht?

Conrad. Daß — daß die Natur Streiche ſpielt.

Röschen. Sey nicht wunderlich, lieber Conrad, die Natur ſoll dir nichts zu leide thun. Kurz und gut, der gnädige Herr hat uns vergeben und verſprechen, mich auszuſteuern, und über acht Tage ſoll die Hochzeit ſeyn. Aber unter einer Bedingung.

Conrad. Eine Bedingung? Laß hören!

Röschen. Ich ſoll der gnädigen Frau eine Naſe drehen, hi! hi! hi!

Conrad. Eine Naſe?

Röschen. Ja, verſtehſt du, ich ſoll ihr was aufbinden, und du ſollſt immer ja dazu ſagen.

Conrad. Ja? Weiter nichts?

Röschen. Weiter gar nichts.

Conrad. Sag' an! was iſt das, wozu ich ja ſagen ſoll?

Röschen. Stille! ſtille! ich höre die gnädige Frau auf der Treppe. Laß mich nur machen Conrad. Du magſt indeſſen dort in die Ecke treten und zuhorchen, und nicht ein Wörtchen reden, bis du gefragt wirſt, und wenn du gefragt wirſt, ſo ſage nur immer Ja.

Conrad. (indem er ſich in die Ecke neben der Thür ſtellt) Ein curieſer Handel.

Zwölfte Scene.

Eulalia. Vorige.

Conrad. (macht ihr, als ſie hereintritt, eine tiefe Verbeugung, und zerarbeitet nachher, während der erſten Hälfte der Scene, ſeinen Hut)

Eulalia. Nun Röschen, du biſt ja ſonſt flink genug, wie kommts, daß man dich heute ſuchen muß?

Röschen. (ſeufzt tief.)

Conrad. (eben ſo)

Eulalia. Du ſeufzeſt? und auch du Conrad?

Conrad. (verbeugt ſich und ſagt:) Ja.

Eulalia. Aber warum?

Conrad. Fragen Sie nur Röschen.

Eulalia. (zu Röschen) Rede ohne Scheu. Du weißt ja wohl, daß ich kein Popanz bin.

Röschen. Ach es hat mir ſchon lange auf dem Herzen gelegen, aber ich habe die gnädige Frau ſo lieb, und da habe ich es nicht ſagen wollen, weil die gnädige Frau ſich betrüben, und mich nicht mehr lieb haben wird. Ach Gott! nun kann ich es nicht länger verbergen.

Eulalia. Was denn?

Röschen. (weinend) Ich — ich bin verführt worden.

Eulalia. Du? Armes kleines Ding! und wer iſt denn dein Verführer? Steht er dort in der Ecke?

Conrad. (macht eine Verbeugung und ſagt:) Ja.

Röschen. Nein, der iſt es nicht, der ſoll nur mein Mann werden.

Eulalia. Nur dein Mann? Iſt das wahr, Conrad?

Conrad. Ja.

Eulalia. Nun Röschen, darf ich den Namen deines Verführers wiſſen?

Röschen. Ach die gnädige Frau wird böſe werden.

Eulalia. Warum mehr als ich es jetzt ſchon bin? Was kümmert mich am Ende der Name deines Buhlers? Nur um deinetwillen, um dir Recht zu ſchaffen, verlange ich ihn zu wiſſen.

Röschen. (ſtockend) Der — der gnädige Herr —

Eulalia. Was hat der mit der Sache zu ſchaffen?

Röschen. Ey er iſt es eben — er iſt mein Verführer.

Eulalia. (fährt heftig zuſammen. Nach einer Pauſe, in welcher ihr Geſicht den Kampf verſchiedener Leidenſchaften ausdrückt, mit feſter Stimme:) Du lügſt.

Röschen. Nein, nein, es iſt wahr, der gnädige Herr hat es mir ſelbſt geſagt.

(Wieder eine Pauſe. Man überläßt es der Schauſpielerin, dieſe Situation durch ihr Geberdenſpiel zum treuen Gemählde zu machen.)

Eulalia. Es iſt wahr? — Es kann nicht wahr ſeyn! — und doch — das Mädchen iſt ſo einfältig — keiner ſo ſchwarzen Lüge — überhaupt keiner Lüge fähig. — Warum zittre ich? — das hat mich gewaltig überraſcht — die Situation iſt mir ſo neu — wie ſoll eine gute Frau ſich benehmen? — Wie muß Eulalia ſich benehmen? — O nur eine einſame Stunde! um mein Herz zum Schweigen zu bringen, und einig mit mir ſelbſt zu werden. — Soll ich tiefer in dies Geheimniß dringen? Soll ich nach Umſtänden und Veranlaſſungen forſchen? Nein! nein! es iſt nun einmal ſo! — es ſey! — ſieh da Thränen — was wollt ihr? — Warum fließt ihr? — Weiß ich doch ſelbſt nicht, was ich empfinde. (zu Röschen) Und an Conrad, ſagſt du will der Herr dich verheyrathen?

Röschen. Ja an Conrad, wenn die gnädige Frau es erlaubt.

Eulalia. O ich erlaube es — und du ſollſt bey mir bleiben. Dein Kind will ich erziehen laſſen — ſelbſt erziehen.

Conrad. (der ſeit der falſchen Entdeckung ſeinen Unwillen und ſeine Ungeduld auf mancherley Art zu erkennen gegeben, bricht nun endlich los und platzt heraus:) Nein Röschen, nein ſieh, das taugt nicht! da mag der Henker ja ſagen.

Röschen. So ſey doch ſtill du Narr! der gnädige Herr nimmt Alles auf ſich, in dieſem und in jenem Leben.

Conrad. Ey gehorſamer Diener! ich bin ehrlicher Leute Kind, und bin ſelbſt ein ehrlicher Burſch, das leide ich nicht.

Eulalia. Was habt ihr?

Conrad. Pfui Röschen! daß du ſehen kannſt wie die gute gnädige Frau weint.

Eulalia. (ein Lächeln erzwingend) Träumſt du? Worüber ſollt ich weinen? Was da vorgefallen iſt, habe ich längſt gewußt, der Herr hat mirs ſelbſt geſagt, das iſt natürlich. Ich ſtellte mich nur unwiſſend,

um

um zu verſuchen, ob Röschen mir die Wahrheit ſagen würde.

Conrad. Nein, gnädige Frau, das iſt, mit Reſpekt zu melden, nicht wahr, weil der gnädige Herr das nicht geſagt haben kann, und weil Röschen, mit Urlaub zu reden, gelogen hat. Ja zupfe du nur, und zwinkre du nur. Eine Lüge taugt nun und nimmermehr, und dieſe Lüge iſt eine der ſchlechteſten, die ich in meinem Leben gehört habe. — Sieh doch! meynt denn das Jüngferchen, ich könnte ſie noch heyrathen, wenn auch nur eine Chriſtenſeele auf der Welt wäre, die da glaubte — (unwillig und verächtlich) ich könnte zum Deckel dienen? — Pfui! Conrad iſt arm, aber Armuth und Ehre wohnen auch wohl unter einem Dache.

Röschen. Ja lieber Conrad, wenn du es ſo nimmſt. Sey nur nicht böſe.

Conrad. Ey was! da müßte eine Taube zum Geyer werden.

Eulalia. Kinder, ſo redet doch! ich begreife euch nicht.

Conrad. Je nun, ſie hat gelogen. Ich, ich allein habe den dummen Streich gemacht, und wenn der gnädige Herr und die gnädige Frau erlauben, ſo will ich ihn auch wieder gut machen.

Eulalia. (zu Röschen) Du haſt gelogen?

Röschen. Ja.

Eulalia. Schämſt du dich nicht, deinen guten Herrn zu verleumden? Pfui! das hätte ich dir nicht zugetraut.

Röschen. Der gnädige Herr hat mirs ſelbſt befohlen.

Eulalia. Selbſt befohlen?

Röschen. Ja, er ſagte, nur unter dieſer Bedingung ſoll um acht Tage meine Hochzeit mit Conrad ſeyn.

Eulalia. (nach einer Pauſe, wie aus einem Traum erwachend) Ha! ich begreife dich edler Mann! (ihre Thränen ſtürzen hervor) ich begreiſe und fühle, warum du ſo handelteſt. — Geht Kinder! geht! laßt mich allein.

Röschen. Aber — nun wird der gnädige Herr böſe auf mich ſeyn.

Eulalia. Ich will das ſchon wieder gut machen. Geht! auf den Sonntag iſt eure Hochzeit.

Beyde. (ihr die Hände zerküſſend) Auf den Sonntag?

Röschen. Ach die liebe gnädige Frau!

Conrad. Juchhe Röschen! (ſie laufen Arm in Arm fort.)

Dreyzehnte Scene.

Eulalia (allein)

Wie iſt mir geſchehen! Noch kann ich weder denken noch empfinden, Eines verdrängt das Andre. Ha! dieſe edle Lüge! dieſes freywillige Bücken, um mich glauben zu machen, auch er trage ſchwer — weil er weiß, wie dem armen Laſtträger ſeine

Bürde leichter wird, wenn ein anderer neben ihm trägt — ach ja! es iſt ſchön und edel! aber — geſteh es nur Eulalia — es iſt dir doch lieb, daß es nur eine Lüge war.

Vierzehnte Scene.

Meinau. Horſt. Eulalia.

Eulalia. (an Meinaus Hals fliegend und ihn heftig umarmend) O Meinau! lieber, edler Meinau.

Meinau. (ihre Umarmung erwiedernd) Was iſt dir Eulalia? Woher dieſer feurige Ausbruch deiner Zärtlichkeit?

Eulalia. Lies meinen Dank in dieſer Thräne.

Meinau. Dank? Wofür?

Eulalia. Röschen iſt bey mir geweſen.

Meinau. (ſich ſtellend als ob er erſchrecke) Röschen?

Eulalia. O erſchrick nicht, lieber Meinau! Werde nicht um meinetwillen zum Schauſpieler, ich weiß Alles.

Meinau. Was weißt du?

Eulalia. Die großmüthige Lüge meines edlen Gatten.

Meinau. (nun wirklich erſchreckend) Das dumme Ding!

Eulalia. Nicht Röschen, lieber Meinau, ſondern Conrad, der brave Burſche, der ſeine Ehre für gekränkt hielt, und nicht ja ſagen wollte zu der ſeltſamen Erfindung deiner Großmuth. — O ich danke dir deine Liebe! aber laß dem Himmel ſeine Gerechtigkeit. Ich kann und darf nie ganz glücklich werden! und was wäre auch die Tugend wenn es anders wäre! habe ich vielleicht durch innige Reue und Buße manches wieder gut gemacht, nun ſo iſt mir das auch vergolten worden, denn Alles auſſer mir lächelt mir Freude, ich habe nur einen Feind und den trage ich in mir. — Daß Gott ein reines Glück nur an ein reines Gewiſſen band, o das iſt gerecht und gut! wie dürft ich murren! — Beruhige dich, mein Lieber! ich bin ſo glücklich als ich werden konnte, und wenn mein Gemahl und meine Kinder mir einſt auf meinem Todtenbette das Zeugniß ertheilen, daß ſeit jener unglücklichen Stunde, ich nie wieder meine Pflicht vergaß, nun ſo wird einſt vielleicht jener gnädige Richter aus den Jahren meines Lebens, die dort verzeichnet ſtehen, den Tag wegſtreichen, der mich als Verbrecherin herumirren ſah — bis dahin, lieber Meinau, laß uns froh ſeyn, wie bisher, und wenn du einmal eine kleine Wolke auf meiner Stirn erblickeſt, ſo ſieh weg, thu nicht, als ob du es bemerkteſt.

Meinau. (ſie zärtlich traurend an ſein Herz drückend) Eulalia könnte mich ſo ganz glücklich machen — und will nicht!

Eulalia. Sie will — ſie konnte einſt — ſie kann nicht!

Horſt. Du biſt ganz glücklich lieber Meinau, und auch Sie Eulalia. Das fühlt mit frohem Entzücken der Freund, der euch liebt als ſeine Geſchwiſter. Ich mag mich nicht mehr von euch trennen. In mein Patent will ich Blumenſaamen wickeln, und dieſes Ordenskreuz

kreuz an die nächſte Eiche hängen. Nehmt mich unter euch auf! laßt mich unter euch zum alten Hageſtolz werden! Ich will mit Meinau ſäen und pflanzen, mit Eulalien ſchwärmen, und mit euren Kindern ſpielen.

Meinau. (ihm die Hand ſchüttelnd) Ich halte dich beym Wort, lieber Horſt! Aber eins fehlt noch: du mußt ein gutes Weib dir ſuchen.

Horſt. (auf den Degen ſchlagend) Dieß war mein Weib. (er nimmt den Degen von der Seite und legt ihn auf den Tiſch.) Ich ſcheide mich von ihr — und fliehe in eure Arme! (Alle drey umarmen ihn.)

Der Vorhang fällt.

Die
Indianer in England.

Luſtſpiel in drey Aufzügen

von

Auguſt von Kotzebue.

Zum Erſtenmale aufgeführt auf dem Liebhabertheater
zu Reval im Februar 1789.

Zweyte ächte und vollſtändige Ausgabe.

Mit Churf. Sächſ. Privilegio.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

An
meinen Freund Hueck
in Reval.

Lieber Mäſter Struſſel!

Mäſter Staff ſchüttelt Ihm herzlich die Hand, und thut Ihm kund und zu wiſſen, ohne irgend etwas verdächtiges bey Seite zu flüſtern, daß er Ihn und ſein liebes Weibgen, und Alles, was Ihm angehört, liebt und lieben wird, nah und fern, jezt und immerdar, ſo lange wir zuſammen die Komödie ſpielen, es geſchehe das auf unſerer kleinen Bühne, oder auf dem groſſen Theater der

Welt. Das habe ich Ihm einmal gedruckt verſichern wollen, weil ich es Ihm jezt nicht mündlich ſagen kann. In Jahr und Tag, wills Gott! geſchieht das auch wohl wieder. Und hiemit Gott befohlen! Wohl bekomme Ihm Sein Honigbier!

Carlsbad, den 1. Julius 1790.

Perſonen.

Sir John Smith, ein Podagriſt vormals ein reicher Kaufmann.	Rath Albaum.
Miſtriß Smith, ſeine Frau, ein deutſches Fräulein von Geburt.	Madam Höppener.
Robert, Schiff Capitain, } ſeine Söhne.	Anwald Kiölbergh.
Samuel, Zoll Inſpect. } ſeine Söhne.	Aſſeſſor v. Knorring.
Liddy, ſeine Tochter.	Madam Hueck.
Kaberdar, vertriebener Nabob von Myſore.	Secret Rieſenkampff.
Gurli, ſeine Tochter.	Frau v. Glehn.
Muſaffery, ſein alter Gefährte.	Gerber.
Fazir, ein junger Indianer.	Notarius Dom.
Viſitator.	Friedr. Dom.
Mäſter Saff.	Präſident v. Kotzebue.
Mäſter Struſſel.	Anwald Hueck.
Boots-Knecht.	Secretair Arvelius.
Ein Knabe.	Harpe.

Die Scene iſt in einer engliſchen Seeſtadt in Sir Johns Hauſe.

Erſter Aufzug.

Ein Saal mit einer Mittel- und zwey Seiten-Thüren.

Erſter Auftritt.

(Der podagriſche Sir John auf einem Stuhle mit Rädern, ſein krankes bewickeltes Bein vor ſich ausgeſtreckt. Liddy ſizt neben ihm und lieſt ihm die Zeitungen vor.)

S. John.

Au weh!

Liddy. Schon wieder Schmerzen?

S. John. Nicht anders als ob ein Pulk Baſchkieren in jedem Fußzeh wirthſchaftete.

Liddy. Armer Vater!

S. John. Gute Liddy!

Liddy. Wer doch helfen könnte!

S. John. Auch dieſer Wunſch iſt Arzney. Du biſt ja das einzige Geſchöpf hier im Hauſe, das meinen kranken Körper pflegt, und meine kranke Seele mit einem guten Wunſche erquickt.

Liddy. Nicht doch!

S. John. Ja doch! ja doch! Sieh, ich gebe dir das Zeugniß vor Gott, du biſt der einzige Troſt meines kränklichen Alters.

Liddy. Sie vergeſſen, daß Sie Söhne haben.

S. John. Söhne? Nun ja. Ich Thor murrte mit der Vorſicht, als mir vor achtzehn Jahren eine Tochter gebohren wurde. Söhne wollt' ich haben, Söhne! raſche flinke Burſche! die, dacht' ich, ſind leichter verſorgt, helfen ſich beſſer durch die Welt — ja, ja, ſie helfen ſich durch, und laſſen den armen kranken Vater im Stiche. Da iſt der Samuel.

Liddy. Seine vielen Geſchäffte —

S. John. Pfui! Dankbarkeit gegen Vater und Mutter ſoll ſeyn das erſte Geſchäfft eines Kindes. Samuel iſt ein Schleicher; und der Robert —

Liddy. (mit vieler Theilnahme) Nun der Robert, lieber Vater?

S. John. Dein Auge glüht, wenn ich ihn nenne. Nun ja der Robert iſt beſſer als ſein Bruder, aber er iſt ein Wildfang.

Liddy. Er liebt Sie ſo zärtlich.

S. John. In einer Entfernung von tauſend Meilen hab ich den Henker von ſeiner Liebe. Da kreuzt er auf unbekannten Meeren, von einem Welttheil zum andern, indeſſen mir das Podagra durch alle Glieder kreuzt.

Liddy. Warlich nur um Ihrentwillen läßt er ſichs ſauer werden. Vielleicht kommt er nun bald zurück. Ich ſehe jeden Morgen nach der Windfahne, und wenn er nun mit einer reichen Ladung zurückkehrt, wenn er unſere Armuth in Wohlſtand verwandelt — — ſehn Sie, lieber Vater, das vermag ein Sohn, die Tochter muß zu Hauſe ſitzen, kann nichts thun, als ihren kranken Vater pflegen.

S. John. O das iſt mehr, als wenn mir Robert die Leckerbiſſen beyder Indien zuführte. Gute Liddy! wenn dein ſanftes Auge ſo theilnehmend mit mir ſpricht; ich kann dir nicht beſchreiben, wie wohl das thut. — Du denkſt wohl manchmal, der Vater ſchlummert, wenn ich ſo mit geſchloſſenen Augen auf meinem Seſſel ſitze? — Nein Liddy, der Vater betet für dich!

Liddy. Wie ſüß belohnend iſt dieſer Augenblick! (ſie küßt ſeine Hand) Ihren Segen mein Vater! — (ſie kniet nieder an ſeinem Stuhl)

S. John. (legt die Hand auf ſie) Gott ſegne dich! und möchte die Natur mir nur noch ſo lange das Leben friſten, um dieſen meinen herzlichen Vaterſegen in Erfüllung gehen zu ſehen. Gott ſegne dich!

Liddy. Und meinen Bruder Robert —

S. John. Auch ihn! —

Liddy. Und meinen Bruder Samuel —

S. John. Ich fluch ihm nicht.

Liddy. Aber Ihren Segen —

S. John. Er hat den Segen der Mutter.

Liddy. Lieber Vater!

S. John. Nun wohl denn! ich ſegne ihn! aber nicht als Vater, ſondern als Chriſt. Steh auf.

Liddy. Unſeliger Partheygeiſt in einer ſo kleinen Familie.

S. John. Wer trägt die Schuld? Deine Mutter! Wer quält mich armen Mann vom Frühſtück bis zum Abendbrod? Wer wirft mir meinen unverſchuldeten Bankerot bey jedem kargen Biſſen vor? Wer verachtet meine gute bürgerliche Herkunft und brüſtet ſich mit deutſchen Ahnen? Wer läßt mich darben? Wer ſchwatzt unſern Miethsleuten das Geld ab, und verpraßt die ſchmalen Einkünfte, welche der Beſitz dieſes Hauſes mir noch übrig ließ? Haſt du es gehört, wie ich geſtern Abend um eine Pfeiſe Knaſter, und eine Kanne Porter bat? — Samuel fuhr mit deiner Mutter in die Komödie, und ich mußte meinen Appetit verſchlummern.

Liddy. Beſter Vater! es ſoll Ihnen heute an nichts mangeln.

S. John. Gute Liddy! Möchte doch irgend ein braver wohlhabender Mann dich kennen, wie ich dich kenne! möcht er dir ſeine Hand bieten! Dann zög ich mit zu dir, und ließe mich von dir zu Tode füttern (etwas leiſe auf die Thür gegen über deutend) der fremde Mann ſcheinet Wohlgefallen an dir zu finden.

Liddy. (betroffen) An mir?

S. John. So ſcheint es. Nun er iſt nicht jung mehr, aber bieder, und dein Herz iſt ja frey?

Liddy. (verlegen) Mein Herz iſt frey.

S. John. Sieh, das wäre eine Verſorgung für deinen alten Vater. Nun wir wollens der Zeit, und dem Schickſal anheim ſtellen. — Au weh! da zieht mirs ſchon wieder von der Fußſohle bis in den Schenkel.

Liddy. Das viele Reden greift Sie an (das Zeitungsblatt ergreifend), ſoll ich fortfahren.

S. John. Thue das. Vielleicht gelingt es mir, ein wenig zu ſchlummern.

Liddy. Aber thäten Sie denn nicht beſſer, wenn Sie ſich nach Ihrem Zimmer fahren ließen? Hier iſt ja ein ewiges Laufen, ein ewiges Thürenſchlagen, bald hier bey uns, bald dort auf der Seite der Fremden.

S. John. Mein Liddy, ich bleibe hier im Vorſaale, denn dort keift mir deine Mutter den Schlaf vor den Augen weg. Was iſts denn nun mehr? Laß ſie laufen und Thüren ſchlagen, ſo viel ſie wollen: man kann ſich an alles gewöhnen, nur nicht an die Stimme eines zänkiſchen Weibes.

Liddy. (lieſt) Paris den 16 Januar.

S. John. Oder noch beſſer liebe Liddy! ſetze dich an dein Klavier, ſpiele oder ſing mir was vor, dabey entſchlummert man ſo ſüß

Liddy. Recht gern (ſie ſetzt ſich ans Klavier und ſpielt oder ſingt ſo lang, bis ſie ſieht, daß der Alte eingeſchlafen iſt, dann ſteht ſie auf.) Er ſchläft! ſanft ſey deine Ruhe, und heiter dein Erwachen! Nun geſchwind! — Tom wird ſchon lange auf der Lauer ſtehn (ſie ſchleicht an ein Fenſter und winkt und pfeift.) Er verſteht mich ſchon (ſie kommt zurück und zieht aus ihrem Nähbeutel ein paar fertige Manſchetten vor.) Wenn nur die Mutter mich nicht überraſchte oder Samuel, der mißtrauiſche Neger, (nach dem Vater ſchielend) oder wenn gar der Vater erwachte — o weh! — da wär ich ſchön in Verlegenheit.

Zweyter Auftritt.

Ein Knabe. Die Vorigen.

Liddy. (ihm auf den Zehen entgegen ſchleichend) St! ſachte! der alte Herr ſchlaft.

Der Knabe. Habt mich verzweifelt lange warten laſſen, ſchöne Miß.

Liddy. Nun, nun, ſollſt einen Halfpence mehr dafür haben. Da nimm ein paar Manſchetten.

Der Knabe. Wieder verkaufen?

Liddy. Freylich.

Der Knabe. Wie theuer.

Liddy. Drey Kronen iſt der genauſte Preiß. Ich habe fünf Nächte daran gearbeitet.

Der Knabe. Darnach fragt der Käufer nicht. Wenns nur fein ins Auge fällt; ob fünf Nächte oder fünf Minuten daran gearbeitet wurde, das iſt ihm gleichviel.

Liddy. Plaudere nicht ſo viel, der alte Herr mögte erwachen.

Der Knabe. Nun ich gehe ſchon.

Liddy. Warte! ich habe dir noch mehr zu ſagen: Wenn du nun die Manſchetten verkauft haſt, ſo gehſt du mit dem Gelde zu unſerm Nachbar, dem Gewürzkrämer Williams, und kaufſt ein Pfund vom beſten Knaſter.

Der Knabe. Wohl!

Liddy. Dann holſt du auch aus der Taverne unten an der Ecke ein Maaß guten Porter: und wenn du alles beiſammen haſt, ſo ſtellſt du dich wieder auf die Lauer, bis ich dir winke.

Der Knabe. Ich verſtehe.

Liddy. Nun lauf.

Der Knabe. Gott behüt euch ſchöne Miß (ab)

Liddy. Guter Vater! deine Wünſche ſind ſo beſcheiden, ſo eingeſchränkt — Geſchwind wieder an die Arbeit! (ſie zieht ein Nähzeug hervor) Es iſt ſo ſüß, für einen Vater zu arbeiten, und es geht ſo flink von der Hand.

Dritter Auftritt.

Samuel, mit Hut und Stock. Vorige.

Liddy Guten Morgen Bruder!

Samuel. Guten Morgen (für ſich) Hm! Hm! Ich habe doch wohl alles verſchloſſen? (ſeine Taſchen befühlend) Da iſt der Schlüſſel zur Schatulle, da der zum Coffre, der zum Klavier, der zum Schrank — alles richtig! (will fort)

Liddy. Das Wichtigſte, fürcht ich, haſt du vergeſſen

Samuel. Das Wichtigſte? ich? — Was kann das ſeyn? Antwort?

Liddy Dein Herz mein Lieber. Den Schlüſſel haſt du gewiß nicht bey dir. Es kommt mir vor, als wenn die junge Indianerin hier im Hauſe ihn geſtohlen hätte.

Samuel. Sey unbeſorgt! — Zwar, die Thür hat ſie leiſe geöffnet, und den Kopf ein wenig hinein geſteckt, das gebe ich dir zu. Man iſt leider nicht immer auf ſeiner Huth. Aber ich habe auf jeden Fall die gehörigen Vorkehrungen getroffen.

Liddy. Vorkehrungen gegen die Liebe? — Ey laß doch hören!

Samuel. (bedeutend) Findeſt du etwa für nöthig Gebrauch davon zu machen?

Liddy. (verlegen) Ich? —

Samuel. Ja, du. Meynſt du, ich erriethe dich nicht? Der junge Narr von Indianer, den unſer Bruder Robert auf der See mit herumſchleppt, und deſſen Schickſal er ſo geheimnißvoll verſchweigt — im Vertrauen, der junge Laffe hat das Herz meiner Schweſter Liddy mit auf Reiſen genommen.

Liddy Du nennſt ihn einen Narren, einen Laffen? und Liddy ſoll ſich in ihn verliebt haben?

Samuel. Doch, doch! Sie hat ſich vom Teufel blenden laſſen — Sieh nur Schweſter! wenn man des Tages wohl zwanzigmal ans Fenſter läuft, um zu ſehen, ob der arme Burſche auch guten Wind hat. —

Liddy. Nun das thu ich um Bruder Roberts willen

Samuel. Bruder Robert hat vorher auch ſchon manche Reiſe gemacht, und Schweſter Liddy hat ſich nie ſo jämmerlich geberdet, als das letztemal. Aber unterbrich mich nicht. Wenn man ferner roth wird, ſo oft dieſer oder jener einen gewiſſen Namen ausſpricht; wenn man eine gewiſſe Silhouette in ſeinem Taſchen-Buch mit ſich herum trägt; ſo frag ich: iſt das Liebe? Antwort: ja!

Liddy. Und ich frage: Wenn man ſeiner Schweſter Taſchen-Buch ohne Erlaubniß durchſucht; iſt man dann ein Spitzbube? Antwort: ja!

Samuel. Wer kann dafür, wenn andere Leute mit ihren Taſchen-Büchern nicht ſo vorſichtig umgehen, als ich mit dem Meinigen?

Vierter Auftritt.

Miſtriß Smith. Die Vorigen.

M. Smith. Sehr nobel! wahrhaftig! wenn des Mittags die Tafel ſervirt iſt, dann ſchwärmen ſie alle beyden wie die Weſpen, aber wenn ich des Morgens ein Gebetbuch in die Hand nehme, um mich mit meinem Schöpfer zu entreteniren, dann läuft der eine hier, der andere dorthin.

Samuel. Amtsgeſchäffte, gnädige Mama.

M. Smith. (zu Liddy) Und du?

Liddy. Ich habe dem Vater die Zeitungen vorgeleſen.

M. Smith. Doch hab' ich euch ſchon lange mit einander ſchwatzen hören. Was betraf denn der Diſcours?

Liddy. Ich ſcherzte mit meinem Bruder.

Samuel. Und ich ſprach ſehr ernſthaft mit meiner Schweſter.

M. Smith. Wovon aber?

Liddy. Von dem wilden jungen Mädchen, das ſeit 4 Monathen in unſerm Hauſe wohnt.

Samuel. Von dem wilden jungen Burſchen, der ſeit Jahr und Tag mit Bruder Robert in der Welt herum ſchwärmt.

Liddy. Sie hat ihn trotz ſeiner Vorſicht überrumpelt.

Samuel. Er hat ſie trotz ihres Leichtſinns gefeſſelt.

M. Smith. Ihr ſcheint beyde Recht zu haben, denn ihr habt beyde den Verſtand verlohren.

Samuel. Ich? ich bin mit dem meinigen ſehr zufrieden.

M. Smith. Das beweiſt eben, daß du nicht viel haſt. Der Menſch iſt mit nichts in der Welt zufrieden, ausgenommen mit ſeinem Verſtande, je weniger er hat, deſto zufriedener. Sans badinage, ich will nicht hoffen, daß eins von euch capabel ſey, im Ernſt an dergleichen zu denken: denn wenn ihr gleich von väterlicher Seite nur bürgerlicher Herkunft ſeyd, ſo wallt doch ein altes adliches Blut in den Adern eurer Mutter. (Sie ſieht Samuel und Liddy wechſelsweiſe an, als ob ſie eine Antwort erwarte. Beyde ſchweigen; Liddy näht und Samuel ſpielt mit ſeinem Stockbande. Miſtriß Smith ihre Stimme erhebend, und die Arme in die Seite ſtemmend) Wie? was? point de reponſe? ich ſollte die Schande erleben, meinen älteſten Sohn Samuel mit der Tochter eines Landſtreichers verheyrathet zu ſehen?

Samuel. Vorſichtig, gnädige Mama! vorſichtig! unſer fremder Miethsmann kann jedes Wort hören.

M. Smith. (zu Liddy) Und du könnteſt ſo Gottes und Standesvergeſſen ſeyn, dein Herz an einen Heyden zu hängen, der noch dazu ein bürgerlicher iſt?

Liddy. (bittend) Sachte liebſte Mutter, der Vater ſchläft!

M. Smith. Seht doch! ich glaube ſie unterſteht ſich mir Stillſchweigen zu gebiethen. (ſich nach dem Alten wendend und noch ſtärker ſchreyend) Er ſoll nicht ſchlafen! er ſoll wachen! Er ſoll die Thorheiten ſeiner Kinder verhindern helfen. He da! Sir John!

S. John. (aus dem Schlaf auffahrend) Au weh!

M. Smith. Nun was giebts?

S. John. Mein Bein.

M. Smith. Vergeſſen Sie ihr Bein: Hier iſt von ganz andern Dingen die Rede die Sie weit näher angehn.

S. John. Weit näher? Ich möchte doch wiſſen was mich näher angienge, als mein eignes Bein!

M. Smith. Nun wahrhaftig! Ich dächte doch, es gäbe der Dinge mancherley in der Welt, die weit mehr Intereſſe für ſie haben müſſen, als Ihr bewickelter Fuß?

S. John. (Ihr Recht gebend) So? das iſt wohl möglich!

M. Smith. Ein Bein iſt doch immer nur ein Bein; und ein podagriſches Bein iſt gar nichts werth.

M. John. Sehr wahr.

M. Smith. Man ſollte ganz vergeſſen, daß man eins hat.

M. John. Würklich das ſollte man. — Au weh! — Au weh!

M. Smith. Hätten Sie ein wenig Lectüre, ſo würden Sie wiſſen, daß die alten Stoiker den Schmerz für kein Uebel hielten.

S. John. Den Teufel! die haben das Podagra nicht gehabt!

M. Smith. Mein guter Sir John! Sie können es gar nicht verantworten, daß Sie ſo wenig Lebensart beſitzen. Sie hatten eine Gemahlinn von Stande, es fehlte Ihnen nicht an Gelegenheit zu lernen. Wie oft hab' ich Ihnen nicht ſchon vorgepredigt, und wie oft ſoll ich's Ihnen noch vorpredigen, daß einen Geſunden nichts mehr ennuyirt, als wenn ein Kranker ewig von ſeiner Maladie ſchwazt.

S. John. Nun ſo ſprechen Sie von etwas andern! In Gottes Namen! —

M. Smith. Das wollt' ich ſchon lange, aber Sie laſſen mich ja nicht zum Worte kommen. Hier ſteht Ihr Sohn, Sir Samuel Smith, und hier Ihre Tochter, Miß Liddy Smith.

S. John. Gottlob! das ſeh ich.

M. Smith. Sie ſind beyde toll geworden.

S. John. Beyde?

M. Smith. Der allerliebſte Herr Sohn hat Luſt eine verlaufne indianiſche Dirne zu heyrathen.

Samuel. Wer ſagt das? Iſt denn ſchon vom Heyrathen die Rede? Zwar wenn man mich fragt: ob das Mädchen mir gefällt? dann iſt die Antwort: ja; aber ehe ich wirklich zu einer Verbindung ſchreite, o da ſind noch hundert tauſend Umſtände zu überlegen, Millionen Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, unendlich viel Kleinigkeiten zu berichtigen.

S. John. (ironiſch) Ja, mein Schatz dafür ſteh ich dir: Samuel wird ſich nicht übereilen.

Samuel. Nein wahrhaftig nicht!

S. John. Thut er es aber, ſo macht er den erſten geſcheuten Streich in ſeinem Leben. Das

Mädchen iſt allerliebſt, ihr Stumpfnäschen iſt entzückend, ihre naive Laune hinreißend.

M. Smith. Wiederum ſehr nobel! Wer Sie ſo reden hört, ſollte denken, Ihr ganzer Verſtand ſey in Ihren geſchwollenen Fuß herabgeſunken. Die ganze Litaney, welche Sie mir da vorgebetet haben, reicht kaum hin einen Narren glücklich zu machen. Die wichtigſten Punkte, die Achſen, um welche ſich die ganze moraliſche Welt dreht, haben der Herr Gemahl vergeſſen.

S. John. Und die ſind?

M. Smith. Geburt und Geld.

Samuel. Sehr wahr!

S. John. Was das Geld anlangt, hat ſie leider Recht.

Samuel. Ganz Recht.

S. John. Indeſſen hoffe ich, die junge Indianerinn werde über dieſen Punkt Ihre Forderungen befriedigen können. Der Vater hält hinter dem Berge, aber es ſcheint, er habe ſein Schäfgen im Trockenen. Er lebt gut, er iſt niemanden ſchuldig, er bezahlt uns ſeine wöchentliche Miethe auf die Stunde. —

Liddy. Er thut auch den Armen viel Gutes!

M. Smith. Mon Dieu! Bleiben Sie mir mit Ihren ekelhaften Rechnungen vom Leibe! Immer hörts man Ihnen doch an, daß Sie einſt Kaufmann waren. Wer hat es denn je zu den Zeichen des Wohlſtandes gerechnet, wenn einer ordentlich bezahlt? Die reichſten Leute, mein Herr, ſind der ganzen Welt ſchuldig. Doch paſſe pour cela! wir wollen es gelten laſſen, aber der wichtigſte Punkt bleibt doch unentſchieden. Oder vielleicht laſſen Sie die Ordnung im Bezahlen auch wohl gar für einen Beweis vornehmer Herkunft gelten?

S. John. Nein wahrhaftig nicht! aber ich halte dieſen Punkt für überflüſſig. Das Mädchen iſt gebohren, und zwar Hochwohlgebohren; darunter verſteh ich: Geſund mit geraden Gliedmaßen. Ein bucklichtes Fräulein, und wenn ſie 16 Ahnen hätte, iſt in meinen Augen immer tief übel gebohren.

M. Smith. Mon Louis! Haſt du kein Riechfläſchchen bey dir?

Samuel. O ja, gnädige Mama! (Er reicht es ihr hin.)

M. Smith. Liddy halt mich! ich werde in Ohnmacht fallen.

S. John. Bemühen Sie ſich nicht! wir verſtehen dergleichen nicht zu ſchätzen.

M. Smith. Kein Wunder wär es, wenn die Geiſter aller meiner erhabenen Voreltern ſich mit Hohngelächter um mich her verſammelten. Es geſchieht ihm ſchon recht dem deutſchen Fräulein, das ſich zur engliſchen Kaufmannsfrau herabwürdigte; um deſſen Hand Grafen buhlten, und das Ihnen allen einen Menſchen vorzog, ohne Education, ohne Savoir vivre, ohne nobles principes, einen Bankerattirer, einen Krüppel, einen Bettler —

S. John. Liddy, fahr mich in mein Zimmer!

M. Smith. Glauben Sie, ich könnte Ihnen nicht dahin folgen? Nur Gedult! ich werde gleich nachkommen.

S. John. Nun Liddy, ſo fahr mich ins Grab.

M. Smith. Nur noch erſt ein paar Worte mit dir mein Sohn! (Liddy fährt den Alten ab.)

Fünfter Auftritt.

Samuel. Miſtriß Smith.

M. Smith. Wahr iſt es, du biſt in dem Alter, in welchem man an das Heurathen denken muß.

Samuel. Ich denk auch dran.

M. Smith. Recht gut mein Sohn! recht löblich! aber du denkſt ſchon ſeit fünf Jahren dran, und es bleibt immer beym Denken.

Samuel. Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit.

M. Smith. Deine Vorſicht iſt ein Irrwiſch, der dich in den Sumpf führen wird.

Samuel. Welch eine Parabel, gnädige Mama! iſt die Vorſicht jemals ein Irrwiſch? Antwort: nein! Iſt Gurli ein Sumpf? Antwort: nein! Sie iſt vielmehr ein Blumengarten, oder eine beblümte Wieſe, oder eine blumenreiche Aue.

M. Smith. Ja, ja, es giebt auch Blumen, die hinter dem Zaune wachſen.

Samuel. Sie riechen darum nicht minder ſchön.

M. Smith. Ey mon fils! deshonorire mein Blut nicht. Ein Mädchen ohne Geburt; eine Indianerinn und folglich eine Heidinn; ein naſeweiſes, wetterwendiſches Ding, deſſen Vater ein trockener ehrbarer Affe iſt, den niemand kennt, und der vermuthlich nicht einen Schilling im Vermögen hat.

Samuel. Was die Geburt betrifft, gnädige Mama, ſo wiſſen Sie wohl, daß man bey uns in England nicht darauf zu ſehen pflegt.

M. Smith. Leider nein. Der Karrenſchieber und der Lord genießen hier einerley Rechte.

Samuel. Daß ſie eine Heidinn iſt —

M. Smith. Nun das hätte eben ſo viel nicht zu ſagen.

Samuel. Leichtſinnig und wetterwendiſch — Sie iſt noch jung. Ein vernünftiger Mann wird ganz gewiß eine vernünftige Frau aus ihr bilden — Ihr Vater ein Affe — da frag ich: wird Samuel den Vater oder die Tochter heurathen? Antwort: die Tochter. Alſo geht mich das nichts an. Aber der wichtigſte Punkt, welchen die gnädige Mama berührt haben, iſt das Geld. Da gebietet die Vorſicht, behutſam zu Werke zu gehen. Auch hab ich meine Spione, Auflaurer und Spürhunde auf ihre Poſten vertheilt.

M. Smith. Und wenn du nun erführeſt, daß er wirklich Geld hat, könnteſt du ſo wenig nobel ſeyn, einen Entſchluß zu faſſen? —

Samuel. Entſchluß? gnädige Mama, da erſchrecken Sie mich. Ich glaube, wenn man in dieſem Augenblick mich überzeugte, das Mädchen ſey eine Prinzeſſin, der Vater ein Fürſt mit Tonnen Geldes im Schatze; ich würde dennoch vor dem Gedanken zittern, einen Entſchluß zu faſſen.

M. Smith. Du biſt ein Narr! (geht ab)

Samuel. (allein) Ein Narr? Ein Narr? (tritt vor einen Spiegel und bläßt ſich auf) Seh ich wohl aus wie ein Narr? Antwort: Nein!

Sechster Auftritt.

Gurli. Samuel.

Gurli. (iſt in ein Negligee, nach engliſchem Geſchmack gekleidet. Ihre Haare, ohne irgend eine Zierrath, hängen ihr ein wenig wild um den Kopf, und überhaupt iſt ihr ganzer Anzug zwar ſehr reinlich, aber hin und wieder nachläſſig verſchoben. Im Heraustreten noch hinter ſich redend) Nein ich will nicht! Ha! ha! ha! das iſt doch ſonderbar! Da haben die Menſchen ohne mich zu fragen eine Glocke auf einen hohen Thurm gehängt, und wenn das Ding ſo und ſo viel mal brummt, ſo ſoll Gurli frühſtücken. Gurli will aber nicht frühſtücken. Gurli iſt nicht hungrig.

Samuel. (im Umwenden zu ſich) Ganz allein? Vortrefflich! die beſte Gelegenheit, ſo recht mit Vorſicht zu ſondiren. (laut) Schöne Gurli, ich wünſche Ihnen einen guten Morgen.

Gurli. Guten Morgen, du närriſcher Menſch.

Samuel. (pikirt) Närriſcher Menſch? — wie ſoll ich das verſtehen? — Sie werden beleidigend Miß.

Gurli. Sey nicht wunderlich! Gurli meynt es nicht böſe, Gurli muß aber immer lachen, wenn ſie dich ſieht!

Samuel. Lachen? über mich? — da muß ich fragen: Warum? — Antwort? —

Gurli Das weiß ich ſelbſt nicht. Ich denke, weil du immer ausſiehſt, als ob das Wohl von ganz Bengalen auf deinen Schultern ruhte, und weil du ſo viele Anſtalten machſt, über eine Pfütze zu ſchreiten, als ob du den Ganges vor dir hätteſt.

Samuel. Ich merke, daß die Erziehung in Bengalen noch gar ſehr vernachläſſigt wird. Kinder reden von Dingen, die ſie nicht verſtehen.

Gurli. Mein feiner Herr, Gurli iſt kein Kind mehr, Gurli wird bald heyrathen.

Samuel. (erſchrocken) Heyrathen? wirklich?

Gurli. Ja! Ja! der Vater ſagts.

Samuel. Wen denn?

Gurli. Das weiß ich nicht.

Samuel. Alſo hat der Vater einen Mann für Sie ausgeſucht?

Gurli. Warum nicht gar! Gurli ſucht ſelbſt aus.

Samuel. Wirklich? die Wahl iſt Ihnen ganz allein überlaſſen? — Faſt möcht ich fragen, ſchöne Miß: haben Sie ſchon Ihr Auge auf irgend jemand geworfen? Antwort? —

Gurli. Mein Auge werf ich wohl hin und her, aber mein Herz rührt ſich ſo wenig als eine Wachtel im Neſt.

Samuel. Schön! vortrefflich! faſt möcht' ich fragen allerliebſte Gurli, wie gefall ich Ihnen? Antwort? —

Gurli. Du! nicht ſonderlich.

Samuel. Immer fallen Sie doch auch mit der Thür ins Haus. Muß man es denn einem Manne gerade ins Geſicht ſagen, daß man keinen Wohlgefallen an ihm findet?

Gurli. Du fragſt mich ja drum.

Samuel. Wenn auch. Und dann das bäueriſche Du! Ich rathe es Ihnen als Ihr Freund, Miß, gewöhnen Sie ſich das ab.

Gurli Der Vater hat mirs auch ſchon oft verboten, aber Gurli muß immer lachen, wenn Gurli mit einem einzigen Menſchen ſprechen ſoll, als wären ihrer ein halbes Dutzend.

Samuel. Einmal aber iſts doch bey uns die Sitte.

Gurli. Nun ja doch. Ich kann Sie auch wohl Sie nennen, wenn du es durchaus haben willſt.

Samuel. Sollten einſt vielleicht ſüßere Bande uns vereinigen, ſo iſt es ja noch immer Zeit —

Gurli. Ja, damit hat's Zeit.

Samuel. Ich muß nur näher rücken (zu ſich)

Gurli. (gähnend) Ich habe nicht ausgeſchlafen!

Samuel. (zu ſich) Aber mit Vorſicht! mit Vorſicht!

Gurli. Oder der Menſch macht mir lange Weile.

Samuel. (laut) Selig! dreymal ſelig wird ſeyn der Glückliche, dem es einſt gelingt, die ſchönſte Blume zu pflücken, welche der Hauch des lieblichen Zephyrs aus ihrer Knoſpe hervorlockte.

Gurli. (lachend) Guter Freund! dieſe Sprache iſt Sanscritta für mich, und die verſtehn nur unſere Braminen.

Samuel. (ärgerlich) Ich redete im orientaliſchen Style; aber ich ſehe wohl, man muß ſo deutlich mit Ihnen ſprechen, daß ſichs mit Händen greifen läßt.

Gurli. Ja, ſo hört es Gurli am liebſten.

Samuel. Nur Schade, daß die Klugheit eine ſolche Sprache durchaus verbietet.

Gurli. Aber die Klugheit verbietet Gurli nicht, davon zu laufen, und dich hier ſtehen zu laſſen, denn du machſt ihr herzliche Langeweile. (ſie will fort)

Samuel. Nur noch einen Augenblick, ſchöne Gurli! — Ich würde gern deutlich mit Ihnen reden — mich deutlicher erklären — mich auf das deutlichſte ausdrücken — wenn — wenn ich nur wüßte — ob vielleicht ihr Herr Vater einer Unterſtützung bedürftig wäre. —

Gurli. Wunderlicher Menſch! mein Vater iſt nicht alt, mein Vater geht flink und raſch ohne Stock; ja du kannſt ihm den ſchönſten Palankin vor die Thüre tragen laſſen, er geht doch lieber zu Fuße.

Samuel. Nicht doch! ſo verſteh ich es nicht. Ich wollte damit ſagen — daß ich ihm zu helfen wünſchte — wenn er etwa unglücklich wäre —

Gurli. (plötzlich Ernſt) Unglücklich?

Samuel. (ſehr neugierig) Ja, ja unglücklich. Faſt mögt' ich fragen: wie iſt es damit? Antwort? —

Gurli. (weinend) Ach ja, mein armer Vater iſt unglücklich.

Samuel. (zu ſich) Nun da haben wir's!

Gurli. Und du wollteſt ihm helfen? Dafür muß ich dich küſſen. (ſie küßt ihn)

Samuel. (ſehr verlegen) Ja ich meynte nur ſo, wenn es meine Kräfte nicht überſtiege. Helfen iſt wohl ganz gut; aber man kann nicht wiſſen, wo man es ſelber braucht.

Gurli. Ach! du kannſt ihm nicht helfen; und die arme Gurli kann ihm auch nicht helfen.

Samuel. (zu ſich) Dem Himmel ſey Dank! da hätt ich mich bald mit einer Bettlerin verplempert. (laut) Ich will indeſſen hoffen, es werde noch nichts ſo weit mit ihm gekommen ſeyn, daß er die Hausmiethe für den verfloſſenen Monat nicht bezahlen könnte — nicht um meinetwillen — ſondern mein Vater — er iſt ein wenig ſtreng —

Gurli. Die Hausmiethe?

Samuel. Ja, ja, die Hausmiethe.

Gurli. Träumſt du?

Samuel. Ich ſollte nicht denken.

Gurli. Weißt du was guter Freund? Wenn du meinem Vater ein gutes Wort giebſt, ſo bezahlt er dir nicht allein die Miethe, ſondern auch das ganze Haus, und noch ein Dutzend ſolcher Narren, als du biſt, oben drein (ſie hüpft lachend ab.)

Samuel. Das iſt heute ſchon zum zweytenmale, daß man mich einen Narren ſchilt. Doch beydemal waren es nur Weiberzungen, und da frage ich billig: ziemts einem vernünftigen Manne, ſich darüber zu ärgern? Antwort: nein.

Siebenter Auftritt.

Der Viſitator. Samuel.

Viſitator. Gut, gut, daß ich Sie treffe! Bin gelaufen, daß ich kaum Luft ſchöpfen kann! — Uph!

Samuel. Nun mein lieber Viſitator? Hat er ſich meines Auftrages erinnert? Hat er mit der nöthigen Vorſicht und Behutſamkeit ſondirt?

Viſitator. Zu dienen! wie ein Schleichhändler bin ich umhergekrochen, hab ihn vom Caſſeehauſe in die Oper, vom Quay auf die Börſe verfolgt, und da hab ich in aller Eile manches erſchnappt.

Samuel. Pro primo alſo: in Anſehung ſeines Standes?

Viſitator. Ja, da weiß ich ſo viel, wie nichts. Niemand kennt ihn, niemand will von ihm wiſſen. Ein Oſtindianer, darüber ſind die Stimmen einig, weil man es aus ſeinem eignen Munde weiß. Aber ob von der Küſte von Malabar, oder der Küſte von Coromandel, oder der Küſte von Orixa das hab ich in aller Eil nicht erfahren können! So viel iſt gewiß, kein hieſiges Schiff hat ihn herüber geführt. Er muß dem Vermuthen nach von Portsmuth zu Lande hieher gereiſt ſeyn.

Samuel. Pro ſecundo ſein Vermögen betreffend. —

Viſitator. Da kann ich die Ehre haben, ſo geſchwind als möglich mit vollſtändigen Nachrichten zu dienen. Trotz der einfachen Kleidung dieſes Mannes, und aller ſeiner Hausgenoſſen; trotz der einzigen Schüſſel, welche täglich auf ſeiner Tafel ſteht; trotz des klaren Brunnenwaſſers, welches er trinkt: halte ich ihn mit Ihrer Erlaubniß doch für einen der Reichſten in dieſer anſehnlichen Handelsſtadt.

Samuel. Frage: warum? Antwort? ——

Viſitator. Antwort: darum, weil er das Geld in aller Eile mit vollen Händen zum Fenſter hinaus wirft.

Samuel. Wie ſo?

Viſitator. Laſſen Sie ſich ohne Zeitverluſt erzählen, mein werther Herr Inſpector. Vorige Woche war das Handlungshaus, Braun & Belton, auf dem Punkte zu falliren, man ſprach auf der Börſe ſchon ganz laut davon, und wie es denn zu gehen pflegt, der Eine bedauerte, der Andere zuckte die Achſeln, der Dritte ſprach von Sonnenſchein und Regen. Kaberdar, dem ich in aller Eil nachſchlich, gieng von einem Kaufmann zum andern, und erkundigte ſich nach der Beſchaffenheit der Umſtände. Da hörte er denn überall, daß Braun & Belton brave ehrliche Leute wären, welche durch unverſchuldete Unglücksfälle in dieſen Wirwar gerathen. Was thut er? In der größten Geſchwindigkeit ſetzt er ſich nieder, ſchreibt ein Billet an Braun & Belton folgendes Inhalts: „wenn zehntauſend „Pfund Sterling Ew. Edlen retten können, ſo leihe ich Ihnen dieſe Summe ohne Intereſſen auf 6 „Monate.“ Braun & Belton, welche den Mann in ihrem Leben nicht geſehen haben, ſind vor Erſtaunen und Entzücken außer ſich, honoriren ihre Wechſel, treiben ihre Geſchäfte eilig und ſchleunig wie zuvor, und verehren den Oſtindianer wie einen Heiligen.

Samuel. Mein Gott! welche Unvorſicht! — Der Mann muß je eher je lieber einen Eidam ſuchen, der ihm ſtatt Vermunds diene; einen vernünftigen, vorſichtigen, wohlbedächtigen Mann. — Doch weiter, mein lieber Viſitator! — Er hat mir nun zwar bewieſen, daß dieſer Kaberdar einſt zehntauſend Pfund Sterling im Vermögen hatte; er hat mir aber zu gleicher Zeit dargethan, daß der Narr ſie aus dem Fenſter geworfen. Es fragt ſich alſo —

Viſitator. Ob er noch ſo viel übrig behalte, um die Aufmerkſamkeit eines vernünftigen Mannes zu reizen? Auch da werd' ich in aller Eil die Ehre haben, Sie zufrieden zu ſtellen. Sie kennen doch das ſchöne Landgut Roagerdail, ſo reich an Fiſch und Wildpret, an Feld- und Gartenfrüchten, und welches überdieß den herrlichen Vorzug genießt, daß man ſich in der größten Geſchwindigkeit dahin begeben kann, weil es nur zwo Meilen von der Stadt entfernt iſt? Dieſes ſchöne Stück Landes hat der junge Erbe liederlich verpraßt, und unſer Oſtindianer in aller Eil an ſich gekauft.

Samuel. Wie? iſt das gewiß?

Viſitator. Sage, ſchleunig gekauft und eilig bezahlt

Samuel. Hm! Ey! — Aber ich muß mich doch noch ein wenig genauer und umſtändlicher unterrichten. Beſtätigt ſich die angenehme Botſchaft, ſo hat Gurli einen Brautſchatz aufzuweiſen, der einen Schleyer über ihre vielfältigen Unarten deckt. — Ich will mich nur gleich auf die Börse begeben. Hat er mir noch etwas über dieſen Punkt mitzutheilen?

Viſitator. Nichts von Belang. Er ſpricht ſehr wenig — er kauet Betel — er hat eine große Ehrfurcht vor Kühen; und ſo oft unſere Stadtheerde ausgetrieben wird, empfängt er ſie mit tiefen Reverenzen — er badet ſich täglich — ſo oft Neumond oder Vollmond eintritt, theilt er Allmoſen aus

Samuel. Bin ich nur erſt ſein Eidam, ſo ſoll der Nebel dieſer Narrenpoſſen vor der Sonne der Vernunft bald zurückweichen. Ich will ihm beweiſen, daß eine Kuh nicht mehr Anſpruch auf ſeine Ehrerbietung machen darf, als ein Eſel. Ich will ihm beweiſen, daß weder im Neumond noch im Vollmond, weder im erſten noch im letzten Viertel, die Vorſicht erlaubt, Allmoſen zu geben. Kurz! iſt der Ankauf von Roggershall richtig, ſo iſt die Heirath mit Gurli auch richtig. Unterdeſſen, mein lieber Viſitator, leb' er wohl! Sey er unermüdet, fleißig, thätig und vor allen Dingen vorſichtig. Stell er ſeine fünf Sinne allenthalben auf die Lauer. Mein dankbares Gemüth iſt ihm bekannt, und wenn jemals die Frage entſteht: ob ich ihm mit Vergnügen wieder dienen werde? ſo iſt die Antwort jederzeit: ja. (Er macht dem Viſitator eine gnädige Verbeugung, und geht ab.)

Achter

Achter Auftritt.

Der Viſitator allein.

Wenn die Frage entſteht: ob ich Luſt habe, die in der gröſten Geſchwindigkeit den Hals zu brechen? So iſt die Antwort jederzeit: ja — Für ſo viel Bemühungen mit ein Paar leeren Worten mich abzuſpeiſen! Aber ſo gehts in der Welt. Es giebt nicht leicht einen ehrlichen Mann im Dienſt, der nicht einen Narren oder einen Schurken über ſich hätte. Will man eilig und ſchleunig ſeinen Biſſen Brod in Ruhe verzehren, ſo muß man ſich eben ſo vor leeren Köpfen und vollen Wänſten bücken, wie der alte Kaberdar vor Kühen und Ochſen. (mit Achſelzucken) Er iſt mein Vorgeſetzter — Er macht die Augen oft zu, wenn ich die Taſchen aufmache; alſo nur friſch wieder dran, ihm zu dienen! (Er ſchleicht an Sir Johns Thür, und legt das Ohr ans Schlüſſelloch) Ich höre in der Ferne ein Geräuſch, als ob der Hagel ein morſches Dach zerſchlüge. (Pauſe) Nein, nein, es iſt die Stimme der Miſtriß (Pauſe) die verdammten Kanarienvögel ſchreyen ſo laut, daß man keine Sylbe deutlich unterſcheiden kann. Geſchwinde! geſchwinde! (Er läuft hinüber an Kaberdars Thür) Da iſts ſtill wie im Grabe (Pauſe), doch nein, Gurli trillert ein Liedchen, (Pauſe) das Singen mag wohl recht gut ſeyn, aber meine Wißbegierde wird nicht ſatt davon. (Er läuft wieder an die andere Thür) Hier iſts mäusgenſtill geworden. (Pauſe) Jetzt fängt Miß Liddy an zu ſprechen. (Pauſe) Gleich hat der Henker die verdammten Kanarienvögel wieder bey der Hand. Ich kann das Geſchmeiß nicht leiden; ſobald man ein lautes Wort ſpricht, ſchreyen ſie alle mit. (Er läuft wieder auf die andere Seite, kaum aber hat er das Ohr ans Schlüſſelloch gelegt, als Muſaffery die Thür öffnet, und ihn beynahe übern Haufen rennt.)

Neunter Auftritt.

Muſaffery. Der Viſitator.

Muſaffery. (immer ſehr ehrbar und trocken) Was willſt du, guter Freund? Wem gilt dein Beſuch? mir?

Viſitator. Nicht ſo ganz eigentlich.

Muſaffery. Oder meinem Herrn?

Viſitator. Das wollt' ich eben nicht behaupten.

Muſaffery. Oder der Tochter meines Herrn?

Viſitator. Wenn ich das ſagte, würde ich lügen.

Muſaffery. Alſo der hölzernen Thür? Denn in dieſem Zimmer wohnen nur drey Menſchen: mein Herr, die Tochter meines Herrn, und ich.

Viſitator. (der ſich nach und nach von ſeinem Schrecken erholt) Meine eigentliche Abſicht war, ihm in aller Eil einen guten Morgen zu wünſchen.

Muſaffery. Guten Morgen.

Viſitator. Und mich in der Geſchwindigkeit nach ſeinem Wohlbefinden zu erkundigen.

Muſaffery. Danke.

Viſitator. Doch ſein geſund?

Muſaffery. Geſund.

Viſitator. An Leib und Seele?

Muſaffery. An Leib und Seele.

Viſitator. Verſteh er mich recht, hochgeſchätzter Freund! man kann vollkommen geſund ſeyn, vollkommen; aber was hilft zum Beyſpiel die Luſt zu ſchlafen, wenn Nahrungsſorgen das Herz gleich einem Mühlſtein drücken? Was hilft der vortrefflichſte Hunger dem armen Teufel, der keinen Biſſen Brod aufzutreiben vermag? Doch beydes iſt wohl nicht ſein Fall?

Muſaffery. Nein!

Viſitator. Er hat mehr als er braucht.

Muſaffery. O ja.

Viſitator. Sein Herr iſt ſehr reich?

Muſaffery. Brama hat ihm viel geſchenkt.

Viſitator. (ſehr neugierig) Brama? Wer iſt dieſer Herr? Ich hab ihn nie nennen hören. Verſchenkt er ſo gern?

Muſaffery. Brama ſchenkt allen guten Menſchen.

Viſitator. Wirklich? wo wohnt denn der Herr Brama? damit ich in aller Geſchwindigkeit zu ihm eile —

Muſaffery. Er wohnt an den Ufern des Ganges.

Viſitator. Das iſt mir zu weit. Sein Herr iſt vermuthlich mit ihm verwandt?

Muſaſſery. Mein Herr iſt entſproſſen aus ſeiner Schulter.

Viſitator. Eine kurioſe Verwandtſchaft.

Zehnter Auftritt.

Kaberdar. Die Vorigen.

Kaberdar. (etwas rauh zum Viſitator) Was iſt euer Begehren?

Viſitator. Nichts auf der Welt, mein hochzuverehrender Herr. Ich eilte hier vorbey, und kam in der Geſchwindigkeit herein, um mich nach dem Befinden des werthgeſchätzten Herrn Muſaſſery zu erkundigen.

Muſaſſery. (ſehr trocken) Er hatte ſein Ohr an die Thüre gelegt um zu hören, wie ich mich befände.

Kaberdar. Haltet ihr vielleicht mich, oder meine Tochter, oder meinen alten Freund Muſaſſery für Contrebande?

Viſitator. Je nun, mein hochzuverehrender Herr, wenn Sie mirs in aller Eile nicht übel nehmen wollen, beynahe! Denn wir wiſſen nicht recht, wer Sie ſind? Was Sie ſind? Woher Sie ſind? Warum Sie hier ſind? Kurz! Sie beſitzen ſo ziemlich alle Eigenſchaften einer contrebanden Waare.

Kaberdar. Wär ich nach Spanien gegangen, ſo würde ich dieſe Sprache für die Sprache eines Dieners der Inquiſition halten; aber in England kenne ich meine Rechte. Pack er ſich zur Thür hinaus!

Viſitator. Ey, ey, mein werthgeſchätzter Herr! mit welchem Recht —

Kaberdar. Dieſe Zimmer habe ich für mein Geld gemüthet.

Viſitator. Aber dieſer Saal iſt gemeinſchaftlich, ich kann ſo oft, ſo eilig, und ſo ſchleunig als mirs beliebt, hieher kommen, um mit meinem hochzuverehrenden Herrn Principal, dem Herrn Zollinſpector Smith, zu reden, zu ſprechen, zu überlegen, zu erzählen, zu hören, zu fragen, zu antworten, zu berichten, und kein Menſch auf der Welt ſoll mich daran hindern, und wär' er auch noch zehnmal näher als Sie mit dem Herrn Brama verwandt.

Kaberdar. Geht! wenn ihr nicht wollt, daß man euch werfe.

Viſitator. (ſich allgemach nach der Thür zurück ziehend) Wie? was? Mich werfen? Mich den geſchwindeſten, geſchäftigſten und thätigſten Mann in der ganzen Stadt? Einen Mann, der ſein raſtloſes Leben im Dienſt von Alt-England eilig und ſchleunig geopfert hat? Einen ſolchen Mann will man werfen? Was verſtehen Sie unter werfen? Wo wollen Sie mich hinwerfen, mein Herr?

Kaberdar. Zur Thür, oder zum Fenſter hinaus (er zieht die Uhr aus der Taſche) und zwar ehe drey Minuten vergehen.

Viſitator. Hm! das wäre alſo in der größten Geſchwindigkeit? Schade, daß Berufsgeſchäffte, Amt und Pflicht in aller Eile meine Gegenwart erfodern und ich daher nicht von Ihrer gütigen Offerte profitiren kann; ſonſt wollten wir ſehn, mein Herr Verwandter des Brama, wir wollten ſehn — (Kaberdar geht auf ihn zu — der Viſitator läuft davon.)

Eilfter Auftritt.

Kaberdar. Muſaffery.

Muſaffery. Du, einſt Herrſcher über Tauſende! fruchttragender Baum, unter deſſen Schatten die Stämme Indiens ſich lagerten! was iſt aus dir geworden? Ein elender Wicht aus dem Stamme der Schutres wagt es dich zu beleidigen — o Jammer!

Kaberdar. Mich beleidigen? Du irreſt guter Muſaffery. Erblickſt du Unmuth oder Zorn auf meiner Stirne!

Muſaffery. Weil ohnmächtiger Zorn dir nicht ziemt. Du biſt nicht mehr Nabob von Myſore. Ach! —

Kaberdar. Immer wieder das alte Lied! nein, ich bin nicht mehr Nabob von Myſore, und möcht' es auch nicht wieder werden.

Muſaffery. (erſtaunt) Du möchteſt nicht?

Kaberdar. Sprich, alter treuer Diener! hielteſt du mich damals für glücklich, als Franzoſen und Engländer meine Freundſchaft, mein Bündniß ſuchten? Als ich wider Willen in ihre unſinnige Fehde verwickelt wurde? Als ich bald dieſem aus Neigung, bald jenem aus Zwang diente? Als es mir alle Augenblicke an Geld mangelte, meine murrenden Soldaten zu befriedigen? Als der Hof zu Delhi Kabalen gegen mich ſpann, und ich zu niedrigen Kunſtgriffen mich herablaſſen mußte, um mein Anſehn zu behaupten? Als Europäer und Indier meine blühende Provinz verwüſteten, und heilige Pagoden entweihten? Als endlich der Aufruhr meiner Brüder gegen mich ausbrach, und ich ſo manche Nacht, mit ſchwerem Kummer belaſtet, auf meinem Lager mich wälzte? Sprich! war ich damals glücklich?

Muſaffery. Nein. Aber dir duftete noch die ſüße Blume der Hoffnung; was verlohren war, konnteſt du wieder gewinnen.

Kaberdar. Und das kann ich nicht mehr?

Muſaffery. Nein. Wenn Brama kein Wunder thut, ſo kannſt du nie wieder Nabob von Myſore werden.

Kaberdar. Und glaubt denn Muſaffery, es ſey kein Glück für mich auf dieſer großen, ſchönen Erde, ohne den Scepter von Myſore? —

Muſaffery. Und welches? Vermagſt du mit dem Hauch des Lebens die Körper deiner ermordeten Weiber und Kinder zu beſeelen?

Kaberdar. Leider nein!

Muſaffery. Vermagſt du auch nur ihre Leichname zu finden, um eine bekränzte Kuh an ihrem Grabe zu opfern?

Kaberdar. Ach nein! Wehe! Wehe über meinen Bruder! nicht einmal einen Sohn hat er mir gelaſſen! Vielleicht unter namenloſen Martern alle die Zweige meines Stammes vernichtet! oder grauſamer als der Tod, meine wackern Söhne des Lichts ihrer Augen beraubt — ach! — weg! weg! — einen Vorhang über dies ſchauerliche Gemälde! — Hinunter gieng die Sonne jener Tage; ich ſtehe hier, und harre ihres Aufganges.

Muſaffery. Für uns wird ſie nimmer wieder aufgehen.

Kaberdar. Warum nicht? wenn nicht an den Ufern des Ganges, doch an den Ufern der Themſe. Viel hab ich verlohren, doch viel bleibt mir zu gewinnen übrig. Zufriedenheit und Ruhe ſchmückten nicht die Fürſtenbinde von Myſore, ſie ſind ein Kleinod, welches die Götter nicht dem Stamme der Najers vorbehielten. Eurem Winke folg ich, ihr ſüßen Freuden des unbeneideten Mittelſtandes! Gern ſteig ich zu euch hinab — oder hinauf! — bin ich alt und kraftlos? vermag ich nicht noch Söhne zu zeugen? die Freude meiner kommenden

Tage? — Treuer Muſaffery! ich will mir ein Weib nehmen, von meinen geretteten Schätzen noch mehr der Güter mir ankaufen; und gern den Thron, um deſſen Stufen zehen tauſend aufrühreriſche Sklaven krochen, gegen die friedliche Herrſchaft über hundert ruhige Europäer vertauſchen.

Muſaffery. Ein Weib nehmen? wo findeſt du in England ein Weib aus deinem Stamme entſproſſen?

Kaberdar. Elendes Vorurtheil! mein Vaterland hat mich ausgeſpieen, ich bin von ſeinen Gebräuchen entbunden. Meine Augen haben gewählt; mein Herz iſt einverſtanden, und wartet nur noch auf Zuſtimmung meiner Vernunft. Miß Liddy — (begeiſtert) ihr Blick iſt ein Sonnenſtrahl, auf welchem die Seelen in Wiſchenus Paradies eingehen! ſanfte Weisheit der Göttin Saraſuadi wohnt auf ihren Lippen, und Tugend, geſchaffen aus der rechten Bruſt des Gottes der Götter, thront in ihrem Herzen! — o Monmadin! Gott der Liebe! ſchleich auch du dich hinein!

Muſaffery. Du biſt entzückt! Hüte dich! dein Herz iſt zum Knaben geworden, und wird muthwillig deiner Vernunft entſchlüpfen, die in Geſtalt eines Greiſes ihm nachſchleicht.

Kaberdar. Recht Alter! nichts übereilt! Mit deinen Leidenſchaftloſen Blicken will ich ſpähen, mit deiner kalten Vorſicht will ich prüfen. Aber wie? wenn der Erfolg den Wünſchen meines Herzens entſpricht, wirſt du mich dann wieder für glücklich halten?

Muſaſſery. (nach einer Pauſe) Nein! Ach, dort, wo der Ganges durch blühende Reisfelder ſich ſchlängelt, dort allein wohnt das Glück. Hier, in einem fremden Lande, wo ich nie einem Menſchen begegne, zu dem ich ſagen könnte: „erinnerſt „du dich noch des frohen Tages vor 20 Jahren, als „wir da und da zuſammen luſtig waren?“ — Hier wo niemand meine Sprache redet, niemand meinen Göttern dienet — O Jammer!

Kaberdar. Weißt du auch, Muſaſſery, daß du mir durch deine Klagen wehe thuſt, deren nie verſiegende Quelle immer ſo heiß überſprudelt? Gereut es dich, ſo viele Liebe und Treue an mir bewieſen zu haben? Gereut es dich, der einzige geweſen zu ſeyn, der ſeinen Herrn nicht verließ, als Unglückſchwangere Blitze um ihn ziſchten? (er ergreift ihn bey der Hand) Ich kann dirs freylich nicht vergelten. Nur Liebe bezahlt Liebe! nur in meinem Herzen mußt du deinen Lohn ſuchen.

Muſaſſery. Und hab ihn reichlich gefunden! Vergieb mir die unbeſcheidne Klage! Nein ich weiche nicht von dir bis der Tod — —

Kaberdar. Stille davon! ich höre Emli kommen.

Zwölfter Auftritt.

Gurli. Die Vorigen. Miſtriß Smith. (inwendig)

Gurli. (gähnend) Vater! Gurli wird die Zeit lang.

Kaberdar. Hab ich dir nicht Wege genug angedeutet, der langen Weile zu entfliehen? Nähen — Stricken — Leſen —

Gurli. Ja Vater! das thut Gurli auch; aber Gurli iſt ſo ungeſchickt, ſie verdirbt alles. Wenn ich nähe, ſo reißt mir bald der Zwirn, bald zerbricht mir die Nähnadel; wenn ich ſtricke, ſo laß ich die Maſchen fallen, und wenn ich leſe, ſo ſchlaf ich ein.

Kaberdar. Nun ſo tödte deine Zeit mit Plaudern.

Gurli. Plaudern? mit wem ſoll Gurli plaudern? der Vater iſt ſelten zu Hauſe; Muſaffery iſt ſtumm; die alte garſtige Mutter dort zankt immer; Samuel iſt ein Narr; und Liddy —

Kaberdar. (haſtig einfallend) Nun Liddy? —

Gurli. Ach ich liebe Liddy wie meine Schweſter. Sie iſt ſo gut, ſo Herzensgut — Sie iſt viel beſſer als Gurli. Aber ſie darf nicht viel mit Gurli reden.

Kaberdar. Warum nicht?

Gurli. Die garſtige Mutter hat es ihr verboten. Aber wenn auch Gurli den ganzen Tag bey Liddy ſeyn könnte — es fehlt Gurli doch noch etwas.

Kaberdar. Was denn?

Gurli. Das weiß Gurli ſelbſt nicht.

Kaberdar. So beſchreib' es zum wenigſten.

Gurli. Vater, das läßt ſich nicht beſchreiben. Zuweilen hab' ich gedacht, es fehle mir ein Papagey oder eine Katze.

Kaberdar. Du haſt ja beydes.

Gurli. Freylich hat Gurli beydes; aber da wandelt mich oft eine ſolche Sehnſucht an, da nehm' ich bald die Katze und bald den Papagey, und küſſe ſie und drücke ſie an meine Bruſt, und habe ſie ſo lieb — Doch iſt mirs immer als fehle noch etwas. Der Vater wird wohl noch eine Katze für Gurli kaufen müſſen.

Kaberdar. (lächelnd) Freylich.

Gurli. Dann ging ich geſtern ſpatzieren in dem kleinen Walde, den die Leute hier Park nennen, da ſang ein Vogel ſo ſchön, ſo rührend — Kannſt du dir einbilden, Vater! Gurli mußte weinen. Es war mir ſo ängſtlich, ſo beklommen; es ſtieg mir ſo hier, hier, herauf; es war mir ſo warm, ich ſah mich immer nach etwas um, und endlich — endlich mußt ich eine Roſe abbrechen, und küſſen, und tauſendmal küſſen, und mit meinen Thränen benetzen. Das war doch drolligt! nicht wahr Vater?

Kaberdar. Ja wohl!

Gurli. Der Vater wird wohl einen ſolchen Vogel für Gurli kaufen müſſen.

Kaberdar. Ey freylich.

Gurli. Ach Gurli weiß ſelbſt nicht recht, was ihr fehlt.

Kaberdar. Sey ruhig! der Vater hat mehr Erfahrung! der merkt ſchon, wo das hinaus will. Izt von etwas anderm! Haſt du dem Vorſchlage nachgedacht, welchen ich dir neulich that?

Gurli. Du weißt ja wohl, Vater, Gurli denkt nicht viel nach. Aber wenn der Vater meynt, daß es gut ſey, ſo will Gurli wohl heyrathen.

Kaberdar. Ja der Vater meynt es ſey nothwendig, daß Gurli ſich je eher je lieber einen Mann ausſuche. Iſt dir noch keiner aufgeſtoßen, der dir beſonders gefiele?

Gurli. Nein. Da iſt der Samuel, der ſchwazt und plappert von ſeiner Liebe; doch ſeine Liebe gefällt mir nicht. Aber warum muß es denn eben eine Mannsperſon ſeyn? ich will ſeine Schweſter Liddy heyrathen.

Kaberdar. (erſtaunt) Wen? Seine Schweſter?

Gurli. Ja.

Kaberdar. Liddy?

Gurli. Ja, ja.

Kaberdar. Die iſt ja ein Frauenzimmer.

Gurli. Nun was ſchadet das?

Kaberdar. (lächelnd) Nein Gurli! das geht nicht an, das erlaubt Brama nicht. Du biſt ein

Mädchen, und mußt einen Mann nehmen. Liddy iſt auch ein Mädchen und muß auch einen Mann nehmen.

Gurli. Nun ſo will ich Muſaffery heyrathen.

Muſaffery. (welcher bisher in tiefen Betrachtungen vertieft geſtanden, welche ſich auf ſein voriges Geſpräch bezogen, kommt zu ſich ſelbſt, und antwortet etwas verlegen, aber mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit) Mich? — Schöne Gurli! das geht nicht an!

Gurli (komiſch zürnend) Wieder nicht? Warum denn nicht? du biſt ja ein Mann?

Muſaffery Das wohl.

Gurli. Nun?

Muſaffery. Ich bin ein alter Mann.

Gurli. Was thut das?

Muſaffery. Schöne Gurli, ein alter Mann muß kein junges Mädchen heyrathen.

Gurli. Warum nicht?

Muſaffery. Weil das unbarmherziger Weiſe eine Roſenknoſpe in Schnee vergraben heißt.

M. Smith. (inwendig) Du denkſt nicht ein bisgen nobel. Weil du ſelbſt Härings-Krämer geweſen biſt, ſo möchteſt du auch gerne deine Kinder dazu machen.

Kaberdar. Gott bewahre! der Drache kommt näher. Ich bin ſo gern in dieſem Saale (aufs Fenſter zeigend) ich liebe die Ausſicht ins offene Meer, und immer jagt mich der böſe Geiſt in mein einſames Zimmer zurück. Kommt!

Gurli. Vater, Gurli bleibt noch hier, Gurli will über die Alte lachen.

Kaberdar. Meinetwegen! aber ſie iſt neugierig. Daß du ihr nur das Geheimniß unſers Standes nicht verräthſt! ich mag weder ein Gegenſtand der Neubegier, noch des Mitleidens werden. (er geht mit Muſaffery in ſein Zimmer.)

Gurli. Ach nein! Gurli hört die Alte nur gern reden, ſie ſpricht ſo viel dummes Zeug.

Dreyzehnter Auftritt.

Miſtriß Smith, die Saloppe übergeworfen. Gurli.

M. Smith. (im Heraustreten noch zurückbelfernd) Was Podagra! ein nobles Gemüth verachtet das Podagra und verſpottet die Gicht. Alle meine Ahnen haben ſchon in ihrem fünf und zwanzigſten Jahr das Podagra gehabt, keiner hat ſich ſo dabey geberdet. (Gurli erblickend) Ah! Miß Gurli! (Sie macht ihr eine tiefe Verbeugung.)

Gurli. (lacht ihr ins Geſicht.)

M. Smith. Nun, ſur mon honneur! dergleichen Impertinence iſt mir noch nicht vorgekommen.

Gurli. Sey nicht böſe altes Mütterchen!

M. Smith. Altes Mütterchen? immer beſſer!

Gurli. Gurli lacht gerne; du mußt das Gurli nicht übel nehmen.

M. Smith. Immer du um das dritte Wort. Mein Gott! wie und wo mag dieſe pauvre Creature ihre erſte Education erhalten haben?

Gurli. Kannſt Sie auch das Du nicht leiden? nun ich will dich Sie nennen.

M. Smith. Nennen Sie mich, wie Sie wollen! Eine Frau aus einem Stamm, wie der meinige, iſt über jede Beleidigung erhaben.

Gurli. Aus welchem Stamme biſt Sie denn?

M. Smith. Aus dem Stamme von Quitliquitch.

Gurli. Ey den hat Gurli noch nie nennen hören; das muß ein ganz neuer Stamm ſeyn.

M. Smith. (verächtlich) Neu? Meine gute Miß Gurli! durchlaufen Sie Jahrhunderte mit Ihren Gedanken, und Sie ſind noch nicht an ſeiner Wurzel. Ich wüßte auch nicht, wo Sie Gelegenheit gehabt hätten, alte Familien kennen zu lernen

Gurli. Ich? ich bin ſelbſt aus einem der älteſten Stämme in der ganzen Welt entſproſſen.

M. Smith. (verächtlich) Sie? Ha! ha! ha!

Gurli. Ja, ja, ich. Gurli iſt aus dem Stamme der Rajas.

M. Smith. (mit hochaufgeworfener Naſe) Raja? Raja? ich will doch zum Scherz, ſo bald ich nach Hauſe komme, in Rüxners Turnier-Buche nachſchlagen, ob die Herren von Raja jemals exiſtirt haben? die Familie iſt mir ganz unbekannt.

Gurli. Der Stamm der Rajas iſt viele tauſend Jahre alt.

M. Smith. Viele tauſend Jahr? Ha! ha! ha! mein gutes Kind! Sie haben vergeſſen, daß die Welt erſt 1790 Jahre alt iſt. Ha! ha! ha! Ich habe Sie immer für ein wenig albern gehalten, aber nun finde ich, daß ſie völlig verrückt ſind. (Sie macht ihr abermals eine tiefe aber höhniſche Verbeugung und geht durch die Mittelthüre ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Gurli allein.

Ha! ha! ha! Das alte närriſche Mütterchen! Wie ſie ſich geberdet und ihren Leib verdreht, und ſo frech dabey ausſieht, wie eine Bayadere. Halt! das muß Gurli zum Spaß ihr einmal nachmachen. (Sie tritt vor den Spiegel und übt ſich in Verbeugungen) O das iſt zum Todtlachen! das muß Gurli den Vater ſehen laſſen. (ſie läuft hinein.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kaberdar allein.

Immer tragen meine Füße mich unwillkührlich in dieſen Saal; und bin ich in dieſem Saale, ſo heftet mein Auge ſich unwillkührlich auf jene Thür. — Es muß herunter vom Herzen! mich drückt die Laſt. Aber wehe! wehe! wenn das Wagſtück mißlingt. — Beſinne dich, Kaberdar! du biſt nicht in Indien, wo du dein Weib einſperren darfſt, wenn ſie dir das Leben vergällt; wo ſie, ohne deine Erlaubniß nicht einmal das Mittagsbrod an deiner Seite verzehren darf. Du biſt in Europa, wo man die Weiber nicht zu Puppen herabwürdigt; wo ſie ſelbſt einen Willen haben und ſogar ſelbſt denken dürfen — wenn ſie können. — Aber dieſem Mädchen gaben die Götter einen Körper, und die Tugend eine Seele! — Doch halt! ſchon wieder in Entzücken! — Kenne ich ſie denn? Habe ich ſie ſchon lange genug beobachtet? Iſt ihre Mutter nicht ein Weib, gezeugt von Nirudi, dem Könige der Teuſel? Und wachſen je Roſen auf einer Neſſel? — Muſaffery hat Recht. Ihr ſanftes Auge kann trügen, ich muß ihr Herz belauſchen.

Zweyter Auftritt.

Kaberdar. Der Knabe, mit den Manſchetten in der Hand.

Knabe. Ey ich will mir nicht länger die Sohlen von den Schuhen laufen! Heute iſt ein unglücklicher Tag, heute werde ich die Teufelsdinger nicht loß, (er erblickt Kaberdar) noch einen Verſuch. Schöner Herr, wollt ihr Manſchetten kaufen.

Kaberdar. Nein.

Knabe. Von ſchönen Händen gemacht.

Kaberdar. Ich mag nicht.

Knabe. Wohlfeil, drey Kronen das Paar.

Kaberdar. Laß mich zufrieden! ich trage keine Manſchetten.

Knabe. (die Manſchetten unwillig auf den Tiſch werfend) Nun ſo trag ſie wer da Luſt hat. (indem er gehen will) Ihr wohnt ja hier im Hauſe; wenn Miß Liddy kömmt, ſo gebt ſie ihr zurück.

Kaberdar. Miß Liddy? Halt! was hat Miß Liddy mit deinen Manſchetten zu ſchaffen?

Knabe. Sie gehören ihr ja.

Kaberdar. (erſtaunt) Ihr?

Knabe. (zurückkommend) Ja, Sir, es iſt ihre Arbeit. Beſeht ſie nur ſind ſie nicht ſchön? Kauft!

kauft ſie! wohlfeil, ſehr wohlfeil, drey Kronen; und wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, ſo ſollt Ihr wiſſen, daß die ſchöne Miß fünf Nächte daran gearbeitet hat.

Kaberdar. Warum verkauft ſie ſie denn?

Knabe. Je nun, ſchöner Herr, Ihr fragt auch gar wunderlich; ſie hat kein Geld.

Kaberdar. (greift ſchnell in die Taſche) Wie theuer ſagſt du?

Knabe. Drey Kronen ſchöner Herr. Dafür bekommt Ihr ein paar Manſchetten, wie ſie der Prinz von Wallis nur am Geburtstage der Madam Fitz-Herbert trägt, und einen Gottes Lohn erhaltet Ihr oben ein in den Kauf.

Kaberdar. Hier ſind drey Guineen.

Knabe. Drey Kronen ſchöner Herr.

Kaberdar. Drey Guineen, ſage ich dir, die bringſt du an Miß Liddy. Und hier iſt eine Krone für dich unter der Bedingung, daß du den Käufer der Manſchetten nicht ausplauderſt. Wenn ſie fragt, ſo ſag' ihr, du habeſt ſie an der Börſe verkauft; ein fremder Herr, den du zum erſtenmal in deinem Leben geſehen —

Knabe. (das Geld mit Wohlbehagen auf allen Seiten beſehend) Ich verſtehe, ſchöner Herr; ich verſtehe, und danke.

Kaberdar. (für ſich) Das iſt brav von dem Mädgen, daß ſie ſich nicht der Arbeit um das tägliche Brod ſchämt; das iſt brav —

Knabe. So viel Geld hab' ich in meinem Leben noch nicht beyſammen geſehen. Lebt wohl ſchöner Herr! Gott vergelt' es euch!

Kaberdar. Wo willſt du hin?

Knabe. Fort.

Kaberdar. Aber das Geld? —

Knabe. Das hab' ich in der Taſche.

Kaberdar. Und trägſt es nicht zu Miß Liddy?

Knabe. Nein ſchöner Herr. Miß Liddy hat mir befohlen vom Nachbar Williams ein Pfund Knaſter, und aus der nächſten Taverne ein Maaß Porter zu hohlen.

Kaberdar. Was? Raucht Miß Liddy Tobak?

Knabe. Poſſen Herr! ich denke, es iſt für ihren Vater. Der arme alte Mann will ſich zuweilen eine Güte thun, aber Frau und Sohn geben ihm nichts.

Kaberdar. (für ſich) Brav! Mädgen brav! (zum Knaben) Geh nur, geh! (der Knabe ab) — das entſcheidet. Ein ſolches Herz beglückt! wäre ſie auch nicht ſchön, die kindliche Liebe leiht ihr himmliſche Reize! Iſt ſie gleich arm; ſo vermag ſie doch fünf Nächte hindurch für ihren Vater zu arbeiten. — Es iſt entſchieden.

Dritter Auftritt.

Liddy. Kaberdar.

Kaberdar. (als er Liddy erblickt) Ha! Sie ſelbſt! Guten Morgen Miß.

Liddy. (im Vorbeygehen mit einer Verbeugung) Guten Morgen Sir (ſie geht an die Thür, ſieht hinaus, kömmt zurück, tritt ans Fenſter, und ſcheint ſich auf allen Seiten nach etwas umzuſehen.)

Kaberdar. Miß Liddy erwartet vermuthlich jemand?

Liddy. (ſich umkehrend) Ja Sir, einen Knaben, dem ich einen kleinen Auftrag gab. Es war mir vor einigen Minuten, als ſah ich ihn hier ins Haus gehen; ich muß mich aber doch geirret haben. (Sie erblickt plötzlich ihre Manſchetten in Kaberdars Händen, und fährt ein wenig zurück.)

Kaberdar. (ſtellt ſich als merke er es nicht) Ein Knabe war hier, doch vermuthlich nicht der, welchen Miß Liddy erwartete. — Sehn Sie Miß, ich habe eben ein paar Manſchetten gekauft. Wir Männer werden mit dergleichen Waare gewöhnlich betrogen. Was halten Sie davon?

Liddy. (verlegen) Sie ſind recht artig.

Kaberdar. Wie hoch ſchätzen Sie ſie?

Liddy. Ein paar Kronen mögen ſie immer werth ſeyn.

Kaberdar. Ja Miß, Kronen ſind ſie werth! Wer nur Kronen hätte, um ſie auf das Haupt jenes vortreflichen Mädchens zu ſetzen. Dieſe Manſchetten, Miß, hat nach der Erzählung des Knaben, eine Tochter mit Aufopferung ihrer nächtlichen Ruhe verfertigt, um ihrem kranken Vater ein Labſal zu verſchaffen.

Liddy. (ſehr verlegen) So?

Kaberdar. Wieviel meynen Sie nun wohl, daß dieſe Manſchetten werth ſind?

Liddy. So viel, als die erfüllte Pflicht eines Kindes.

Kaberdar. Miß Liddy — (ſie bey der Hand angreifend) — Ich bin ein ehrlicher Mann — wollen Sie mich heyrathen? —

Liddy. (außerordentlich überraſcht) Sir — mein Gott! —

Kaberdar. (ihre Hand loslaſſend, im gutmüthigen Tone) Faſſen Sie ſich! Warum erſchrecken Sie? Ich wollte Sie nicht erſchrecken. Es kann ſeyn, daß Ihr Herz ſchon verſagt iſt. Reden Sie frey! Es wird mir leid thun; aber ich bleibe Ihr Freund, Warlich, ich bleibe Ihr Freund!

Liddy. (die nicht weiß was ſie ſagen ſoll) Sir — ich habe noch Vater und Mutter.

Kaberdar. Erſt mit Ihnen, dann mit Ihrem Vater. Liebe Liddy, Sie ſind verlegen, das wünſcht' ich nicht. Denken Sie, ein paar Freunde wollten eine Reiſe mit einander verabreden; der eine fragt, der Andere antwortet: Haſt du auch Platz für mich? Biſt du nicht launiſch, oder mürriſch? Verlierſt du nicht gleich den Muth, wenn es einmal ſtürmt oder donnert? Wirſt du dir bis ans Ziel keinen andern Gefährten wünſchen? — Sie kennen mich Miß. Sie haben mein Thun und Laſſen beobachter. Wie ich heute bin, war ich geſtern, und wie ich geſtern war, werd' ich morgen ſeyn.

Liddy. Aber nicht ich, Sir. Die wenigen Reize, welche vielleicht heute Ihr Wohlgefallen erregten, werden Morgen verblüht ſeyn.

Kaberdar. Mir, die Hand, welche dieſe Manſchetten nähte, wird auch dann noch küſſenswerth ſeyn, wenn ſie entfleiſcht und runzlicht, kaum noch eine Krücke zu halten vermag.

Liddy. Sie kennen mich nicht lange genug, und — erlauben Sie mir, mich Ihrer offenen, biedern Sprache zu bedienen — ich kenne auch Sie noch nicht lange genug.

Kaberdar. Wohlan! prüfen Sie mich, beobachten Sie mich, ſo oft Sie wollen, ſo lange Sie wollen; ich ſcheue nicht den Blick der Tugend.

Liddy. Fürs erſte weiß ich ja noch nicht einmal, wer Sie ſind?

Kaberdar. O ich danke Ihnen, Miß, daß Sie ſich herablaſſen darnach zu forſchen. Das beweiſt mindeſtens, daß die Antwort auf meine Erklärung noch zweifelhaft iſt. Sie ſollen erfahren wer ich bin. Noch hat kein Herz in England das Geheimniß meines Standes und meiner Leiden mit mir getheilt. Ich ward am Ufer des Ganges, im Schooſe des Glücks gebohren, erzogen bei meinem Oheim, dem Beherrſcher von Myſore, einem Biedermanne, deſſen Thron und deſſen Feinde ich erbte. Damals war ich kaum ſechzehn Jahr alt.

Man gab mir Weiber, weil es die Sitte erheiſchte, und einige zwanzig Jahr alt, ſah ich mich ſchon Vater von fünf Söhnen und einer Tochter. Ich war glücklich, denn mich liebten die Meinigen, mich ſchätzten Franzoſen und Engländer; mich fürchteten meine Feinde und Nachbarn; der Friede herrſchte in meinem Lande und in meinem Pallaſte. Ich war glücklich, denn — Dank ſey es der Vorſehung! — der Menſch iſt blind für die Zukunft. Daß ich Schlangen in meinem Buſen nährte; daß meine eignen Brüder mir nach Krone und Leben trachteten, den Samen des Aufruhrs unter meine Unterthanen ſtreuten, das ahndete mein argloſes Herz nicht. Die Verſchwörung brach aus; der Scepter von Myſore ward in einer unglücklichen Nacht meinen Händen entriſſen, und ach! meine Weiber, meine Söhne wurden ein Raub der blutdürſtigen Sieger. Nur ich, meine Tochter, und ein alter treuer Diener, waren ſo glücklich unter tauſend Gefahren den Strand des Meeres zu erreichen. Dort lagen eben zwey engliſche Schiffe ſegelfertig, deren eines uns aufnahm, die Anker lichtete, und in Liddy's Vaterland brachte. Will Liddy mir erſetzen was ich verlohr, ſo war dieſer Seufzer um mein entflohenes Glück der lezte.

Liddy. (ſchlägt die Augen nieder, nach einer Pauſe) Sie ſind alſo kein Chriſt?

Kaberdar. (ſtutzt, nach einer Pauſe) Es iſt nur ein Weg zum Himmel, der Weg der Tugend.

Liddy. Dieſer Weg führet durch die chriſtliche Kirche.

Kaberdar. Unſere Braminen ſagen: er führe durch die Pagoden, doch dem ſey wie ihm wolle, an Ihrer Hand werde ich mich nie davon entfernen. — Nun Miß, noch mehr Einwürfe; ich höre ſie gern; und beantworte ſie gern.

Liddy. (immer mit jungfräulicher Verſchämtheit) Ihre Weiber, ſagten Sie, wurden ein Raub des Siegers? Sind alſo todt?

Kaberdar. Vermuthlich.

Liddy. Sie haben keine gewiſſe Nachricht davon?

Kaberdar. Nein.

Liddy. Aber wenn ſie noch lebten?

Kaberdar. Wenn auch, für mich ſind ſie todt.

Liddy. Wie? Sie könnten — ?

Kaberdar. Liebe Liddy! Meſſen Sie mich doch nicht mit dem Maasſtabe der Europäer. Meine Weiber waren meine Sclavinnen, die ich verſtoßen konnte, wenn mir die Luſt dazu ankam. Aber geſetzt auch, ich hätte ſie geliebt, wie ich — wie ich Sie liebe; was würde ihnen meine Liebe und Treue in einer Entfernung von einigen tauſend Meilen frommen? — Für mich iſt mein Vaterland auf ewig verlohren; ich werde nie wieder in Indiens glücklichen Gefilden wandeln.

Liddy. Wiſſen Sie auch Sir, welche Schlußfolge ich aus dieſer Behauptung ziehen könnte?

Kaberdar. Nun?

Liddy. Wenn Sie einſt England verlaſſen ſollten, ſo werden Sie wieder ein anderes Mädgen heyrathen, unter dem Vorwande, daß Ihre Liebe und Treue mir doch nichts mehr nützen würden.

Kaberdar. Sie haben Recht Miß; aber einen Umſtand haben Sie vergeſſen: Ihnen werde ich Treue ſchwören, und England werde ich nie wieder verlaſſen.

Liddy. Wer wird Sie halten?

Kaberdar. Die Liebe.

Liddy. O das arme, ſchwache Kind!

Kaberdar. In unſerer Religion iſt dieß Kind ein Gott.

Liddy. Sie ſprechen gut, aber Sie überzeugen mich nicht.

Kaberdar. Ich wünſchte, Sie ſchöpften dieſe Ueberzeugung nur aus meinem Herzen.

Liddy. Dringt mein Auge bis dahin?

Kaberdar. Es ſchwimmt in meinen Blicken. Doch wohlan! vielleicht daß Nebendinge Ihnen kräftiger beweiſen, daß der Entſchluß in England zu bleiben, mir wahrhaftig Ernſt iſt — Alles was ich in jenem unglücklichen Zeitpunkt von meinen Schätzen zu retten vermogte, waren meine Diamanten: Spielwerk für einen Fürſten; ein anſehnlicher Schatz für einen Privatmann. Ich habe ſie hier zu Gelde gemacht und Ländereyen dafür gekauft. Kennen Sie Roggershall?

Liddy. Roggershall war eine meiner Lieblings-Spatzierfahrten (mit einem halben Seufzer) als wir noch Kutſch und Pferde hatten.

Kaberdar. Es wird nur bey Ihnen ſtehen, ſich in Zukunft ſo oft und ſo lange Sie wollen, daſelbſt aufzuhalten. Sie ſind unumſchränkte Gebieterin auf Roggershall, ich verſchreib es Ihnen zum Wittwenſitz.

Liddy. Nein Sir, ſo war es nicht gemeint. Geſetzt auch, es käme mit uns beyden dahin — wo es noch nicht iſt; ſo würden Sie mich doch nie überreden, Ihre Tochter zu bevortheilen.

Kaberdar. Seyn Sie unbeſorgt! Meine Tochter behält noch einen anſehnlichen Brautſchatz übrig. Ich kenne meine Vaterpflichten; ich kenne aber auch die Pflichten gegen mich ſelbſt — Nun, Miß, hab' ich alle Ihre Einwürfe gehoben? darf ich Ihnen ein Bild des glücklichen, einſamen Lebens vor die Augen ſtellen — des vollen Genuſſes aller häuslichen Freuden? an einem reizenden Ort wie Roggershall, an der Seite Ihres Gatten, der gewiß einſt, wo nicht auf Ihre Liebe, doch auf Ihre Freundſchaft und Zuneigung rechnen darf; an der Seite meiner guten, muntern Garli; (mit niedergeſchlagenen Augen) im Kreiſe Ihrer Kinder; und was Ihnen vielleicht mehr gilt als alles, in den Armen ihres alten Vaters, den ich zu mir nehmen will, dem Sie ſeine lezten Tage verſüßen werden, der im Anblick unſerer Zufriedenheit wieder aufleben wird. — (Er bricht kurz ab, ſchweigt, und ſieht ſie ſtarr an.)

Liddy. (iſt bewegt, Thränen ſtehen ihr in den Augen; Sie wendet ſich ab von Kaberdar, faltet die Hände, blickt gen Himmel und bleibt einige Augenblicke in dieſer Stellung. Darauf kehrt ſie ſich raſch zu ihm, und reicht ihm die Hand.)

Kaberdar. (ergreift ihre Hand mit Entzücken, ſchlägt ſeinen Arm um ihren Nacken und küßt ſie.) Beſte der Töchter! der Himmel ſegne unſern Bund! Er ward aus treuem redlichen Herzen geſchloſſen!

Liddy. Ja, wahrlich! das ward er!

Kaberdar. (ſeinen Ring an ihre Hand ſteckend.) Leben Sie wohl liebe Liddy! — Bald, recht bald meine theure Gattinn! Mein Herz ſtrömt von Freude über. Ich muß meinen alten Kameraden Muſaffery aufſuchen; er hat die Laſt des Kummers mit mir getheilt, er ſoll ſich heute im Becher der Freude mit mir berauſchen. Leben Sie wohl! Dieſe Manſchetten trag ich an meinem Hochzeitstage. (ab)

Vierter Auftritt.

Liddy, allein.

So hab' ich der kindlichen Liebe ein Opfer dargebracht, und konnte den armen Fazir ſo bald vergeſſen? (Sie wiſcht ſich die Augen) Ja dieſe Thräne darf Liddy um Fazir weinen; aber das ſey auch die lezte. — Pfuy! keine romantiſche Thorheiten!

Kaberdar iſt ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verſchmähen, deſſen Herz ich blos aus ſeinen Augen kenne; das hieſſe, auf der Lebensreiſe den Kompaß gegen einen Schmetterling vertauſchen. Ach unter allen Thorheiten, die ein Mädchen begeht, iſt immer ihre erſte Liebe eine der gröſten.

Fünfter Auftritt.

Liddy. **Samuel**, nach Hauſe kommend.

Liddy. Herr Bruder, du darfſt mir Glück wünſchen.

Samuel. Frage: Wozu?

Liddy. Antwort: Ich bin Braut.

Samuel. Du?

Liddy. Ja ja, ich. Wenn du meinen Worten nicht glauben willſt, ſo glaube deinen Augen. (Sie hält ihm den Ring unter die Naſe.)

Samuel. (ergreift ſehr begierig ihre Hand) Laß ſehen! zum Henker! dem Ring nach zu urtheilen muß dein Bräutigam erſter Lord der Schatzkammer ſeyn. Zum Teufel! Schweſter, der Ring iſt ſchön, ich muß dir wahrhaftig die Hand küſſen.

Liddy. Nun, das iſt zum erſtenmal in deinem Leben. Was ein ſchöner Ring nicht thut.

Samuel. Aber — biſt du auch überzeugt, daß dein Bräutigam — daß er dieſen Ring —

Liddy. Doch wohl nicht gar geſtohlen hat? Der Ring ſcheint dir mehr am Herzen zu liegen als der Bräutigam ſelbſt. Du fragſt nicht einmal nach ſeinem Namen.

Samuel. Sein Name kann unmöglich ſo viel werth ſeyn als dieſer Ring. Doch nun frag ich billig: wie heißt dein Bräutigam: Antwort? —

Liddy. Kaberdar.

Samuel. (heftig) Gurlis Vater?

Liddy. Antwort: Ja!

Samuel. Der Narr, deſſen einziges Beſtreben dahin zielen ſollte, ſeiner muthwilligen Tochter einen braven, vernünftigen Mann zu verſchaffen —

Liddy. Fürs erſte verbitte ich mir im Namen meines künftigen Gemals alle Ehrentitel. Und was fürs zweyte deine gütige Sorgfalt für Gurli betrift, ſo darfſt du ja nur ihrer Stiefmutter ein gutes Wort geben, wenn du etwa wünſchen ſollteſt —

Samuel. Ach! da iſt nichts zu wünſchen, bis ich erſt unterſucht habe.

Liddy. Mein Gott! mit deiner ewigen Bedächtlichkeit! das Mädgen iſt gut, ſchön, reich, was willſt du mehr? — wenn Du ihrer nur werth wärſt.

Samuel. Gut? — Dieſe Frage mag fürs erſte noch unbeantwortet bleiben. Schön? Antwort: ja. Reich? da muß ich billig fragen: woher weißt du das? Antwort? —

Liddy. Wunderlicher Menſch! ich weiß es aus ſeinem eigenen Munde, aus ſeiner Geſinnung gegen mich. A propos! Du biſt ein Liebhaber von der Jagd; künftigen Herbſt kannſt du bey mir auf Roggershall Haſen hetzen.

Samuel. Bey dir auf Roggershall?

Liddy. Aufzuwarten, Herr Bruder. Das ſey dir Beweis von Kaberdars Reichthum. Wer ſeiner künftigen Frau ein ſolches Landgut zum Wittwenſitz verſchreibt, der wird doch warlich ſeine Tochter nicht ohne Brautſchatz laſſen.

Samuel. Nun da haben wirs! Ich gehe und ſchleiche mit der ängſtlichen Vorſicht umher, ziehe allenthalben belehrende Nachrichten ein, ſtehe auf meiner Huth, ſuche mich auf allen Seiten ſicher zu ſtellen, decke mich hier und decke mich da — komme nach Hauſe und finde meine unvorſichtige Schweſter, die wie ein Gänschen in den Tag hinein lebt, als Erb-Lehn und Gerichtsfrau von Roggershall. Da möcht' ich billig fragen: Schickſal biſt du gerecht?

Liddy. Wunderlicher Menſch? Kaberdar hat einen ſolchen Schatz von Diamanten mitgebracht, daß Roggershall dagegen ein Kieſelſtein iſt.

Samuel. Dieſe Verſicherung, wenn ſie bey näherer Beleuchtung beſtätigt würde, könnte Gurli neue Reize leihen.

Liddy. Gewiß, gewiß, Bruder! wir werden ſo glücklich ſeyn, den Wohlſtand in das Haus unſerer armen Eltern zurück zu führen; wie wird ſich Bruder Robert freuen, wenn er heut oder morgen aus Weſtindien zurück kehrt!

Samuel. Nicht ſo ſchnell Schweſter, noch ſind wir nicht ſo weit.

Liddy. Freylich du — wenn dich Gurli nicht haben wollte — —

Samuel. (ſpöttiſch) Nicht haben wollte? Hm! faſt möcht ich fragen: iſt Liddy bey Verſtande? Antwort: Schwerlich!

Liddy. St! Sie kömmt. Nun kannſt du gleich einen Sturm auf ihr Herz wagen. Soll ich dir beyſtehen?

Samuel. Ich brauche dazu keine Hülfstruppen.

Sechster Auftritt.

Gurli. Die Vorigen.

Gurli. Der Vater ſagt: meine liebe Liddy wolle mit Gurli reden. Guten Morgen, liebe Liddy! (ſie küßt ſie.)

Liddy. Hat der Vater ſonſt nichts geſagt?

Gurli. Nein ſonſt gar nichts.

Liddy. Nichts von meinem Bruder?

Gurli. Von dem närriſchen Menſchen da? Nicht ein Wörtchen! Hätt er mir geſagt, dein Bruder ſey auch hier, ſo wäre Gurli gar nicht herausgekommen.

Samuel. Ey! Ey! Frage: Warum? Antwort?

Gurli. Laß mich zufrieden! Gurli will mit Liddy ſchwatzen.

Liddy. (zu Samuel) Sollen die Hülfstruppen ausrücken?

Samuel. Nur mit Vorſicht.

Liddy. (zu Gurli) Dein Vater ſagt: du wollteſt heyrathen.

Samuel. Mein Gott du fällſt ja mit der Thür ins Haus!

Gurli. (gähnend) Ja ich will heyrathen.

Liddy. Wen denn?

Samuel. Ja! ja! Wen denn? Antwort? —

Gurli. Ach liebe Liddy! das weiß Gurli noch nicht. Glaube mir, es iſt recht eine dumme Geſchichte. Der Vater meinet ja, und Gurli meinet auch ja; aber das kommt mir eben ſo vor, als wolle Gurli eine Piſang-Frucht pflücken, und in ganz England wächſt kein Piſang. Was hilft da Gurlis Verlangen, und des Vaters Wunſch und Wille? Gurli wollte Liddy heyrathen; der Vater ſagt: das geht nicht. Gurli wollte Muſſaffery heyrathen; Muſſaffery ſagt: das geht nicht.

Liddy. Muſſaffery iſt zu alt für dich.

Gurli. Ja, ja das ſagt er auch.

Liddy. Aber es giebt junge flinke Burſche genug in der Welt.

Samuel. (ſucht ſich beſtens zu präſentiren.)

Gurli. Ja liebe Liddy, da iſt aber noch ein dummer Umſtand. Der Vater ſagt: wenn man heyrathet, ſo muß man bey dem Manne wohnen; wenn nun, zum Exempel, mein Mann in Bengalen wohnt, und mein Vater im Lande der Maratten, ſo muß Gurli in Bengalen bey ihrem Manne wohnen.

Liddy. Freylich.

Gurli. Nein, das geht wahrlich nicht! Gurli liebt ihren Vater ſo ſehr (weint) Nein, Gurli kann ihren Vater nicht verlaſſen. Gurli will lieber gar nicht heyrathen.

Liddy. Gutes Mädchen!

Samuel. Es entſteht aber billig die Frage: Wenn ein geſezter, vernünftiger Mann ſich fände, welcher mit Ihrem Vater in einem Lande, ja ſogar in einer Stadt, wohnte? —

Gurli. Ha! ha! ha! Ja das wäre allerliebſt.

Samuel. Was meinen Sie Miß, könnten Sie zum Beyſpiel mich, mich! wohl lieben und heyrathen?

Gurli. Lieben? nein. Aber heyrathen wohl, wenn Liddy ein Gefallen dadurch geſchieht.

Liddy. Sonderbares Geſchöpf! du willſt heyrathen ohne zu lieben?

Gurli. Warum denn nicht? muß man denn lieben um zu heyrathen!

Liddy. Ich denke wenigſtens hochachten.

Gurli. Ich muß dir ſagen, liebe Liddy: Gurli weiß eigentlich gar nicht recht, was heyrathen für ein Ding iſt.

Samuel. Das findet ſich wohl. Ich werde in Zukunft Gelegenheit haben, Ihnen einigen Unterricht darin zu ertheilen. Vor der Hand hängt alles von einer deutlichen und vernehmlichen Beantwortung der Frage ab: wollen Sie mich heyrathen, Miß?

Gurli. (zu Liddy) Siehſt du es gerne?

Liddy. Je nun — er iſt mein Bruder.

Gurli. Tepp! ich will dich närriſchen Menſchen heyrathen; unter der Bedingung, daß du immer wohnſt, wo mein Vater wohnt.

Samuel. (vor ſich) Verſprech ich denn das? Warum nicht? — Vor der Hand darf ich kühn jede Bedingung bewilligen (laut). Die Liebe, welche Dich reizendes Geſchöpf bald an den Maſter Samuel Smith feſſeln wird, iſt mächtiger als kindliche Zärtlichkeit. Es entſteht nur noch die Frage zu beantworten übrig; wann ſoll unſere Hochzeit ſeyn? ſchöne Gurli!

Gurli. Wann du willſt (zu Liddy) Wirſt du froh ſeyn, wenn es bald geſchieht?

Liddy. Mir kanns recht ſeyn.

Gurli. Nun ſo will ich dich gleich jezt heyrathen.

Samuel. (erſtaunt) Gleich jezt? Nein, dazu bin ich auf keine Weiſe vorbereitet. (zu Liddy) Das gute Mädchen hat Feuer gefangen, aber man muß doch behutſam zu Werke gehen.

Liddy. Ich dächte Herr Bruder, du bliebſt mit deiner Behutſamkeit für dießmal zu Hauſe und hielteſt ſie beim Worte, ehe ſie ſich anders beſinnt.

Samuel. Alles was mir zu thun möglich, wäre folgendes: ich geh zu einem Notarius, und dann zu noch einem und beſtelle ſie beyde auf dieſen Nachmittag hieher.

Liddy. Beyde? warum denn zwey?

Samuel. Einer könnte krank werden, ein Bein brechen, ſich des Mittags bey Tiſche betrinken, oder ſonſt ein Hinderniß eintreten. (Liddy lacht) Lache wie du willſt! Ich habe dagegen nur eine Frage aufzuwerfen: Können dergleichen Geſchäfte zu vorſichtig behandelt werden? Andwort: Nein. Ich gehe, beſtelle ſie beyde, laſſe von beyden einen Contrakt entwerfen, vergleiche ſie beyde, verbeſſere ſie beyde, und wähle mit gehöriger Vorſicht einen von beyden. Unterdeſſen ſchöne Braut, bitte ich um einen Kuß.

Gurli. Pfuy!

Samuel. (betreten) Wie?

Gurli. (zu Liddy) Soll ich ihn küſſen?

Liddy. Thu es immer.

Gurli. Nun da (Sie küßt ihn, wiſcht ſich den Mund und ruft Samuel nach) Das ſag ich dir; wenn die Notarien hübſcher ſind als du, ſo heyrath ich ſie beyde. (Samuel ab)

Siebenter Auftritt.

Gurli. Liddy.

Liddy. Nun liebe Gurli, was möchteſt du lieber ſeyn meine Schweſter oder meine Tochter?

Gurli. Gurli verſteht dich nicht.

Liddy. Wenn du meinen Bruder heyratheſt, ſo ſind wir Schweſtern.

Gurli Recht! Gurli freut ſich darüber.

Liddy. Geſetzt aber Liddy heyrathet deinen Vater; ſo wird Gurli Liddys Tochter.

Gurli (ſieht ihr einige Augenblicke zweifelhaft ins Geſicht) Liddy ſpaßt.

Liddy. Wer weiß! ich würde wohl Ernſt machen, wenn ich nur dahinter kommen könnte, wer dein Vater eigentlich iſt? Was meinſt du? könnteſt du mir wohl aus dem Traume helfen.

Gurli. Pſt! das darf Gurli nicht ausplaudern.

Liddy Warum nicht? mir wohl.

Gurli Nicht meinem Papagey, nicht meiner Katze nicht dem Roſenſtock in meinem Zimmer.

Liddy. Aber die Urſache?

Gurli Der Vater hats verboten.

Liddy. Iſt deines Vaters Verbot dir ſo heilig?

Gurli Er hat mir in ſeinem Leben nichts verboten, dieſes iſt das erſtemal.

Liddy. (umarmt ſie, gerührt) Braves Mädgen!

Gurli. Närriſche Liddy!

Liddy. Da du ſo geheimnißvoll biſt, ſo muß ich wohl meinen Schutzgeiſt zu Hülfe rufen.

Gurli. (ängſtlich) Deinen Schutzgeiſt? haſt du Einen? ach Liddy mir iſt ſo bange.

Liddy. Sey ruhig, er iſt ein Freund von guten Menſchen.

Gurli. Iſt es das? aber iſt Gurli auch gewiß gut?

Liddy. Ja, ja, Gurli iſt gewiß gut!

Gurli. Nun, was ſagt dein Schutzgeiſt?

Liddy. (thut als ob ſie auf etwas horche) Er ſagt, dein Vater ſey einſt Nabob von Myſore geweſen.

Gurli. (ſchmiegt ſich ängſtlich an Liddy) Ach Liddy! Er hat wahrhaftig recht.

Liddy. (wie oben) Er ſagt: Gurli werde mir das übrige erzählen.

Gurli. Sagt er das? Ja dann muß Gurli wohl erzählen.

Liddy. Aber ohne Furcht liebes Mädgen.

Gurli. So ſchick ihn fort.

Liddy. (macht eine Bewegung mit der Hand) Er gieng ſchon.

Gurli. Gewiß?

Liddy. Ganz gewiß.

Gurli. Aber Gurli verſteht ſich ſchlecht aufs erzählen, weiß nicht anzufangen, und nicht aufzuhören — Mein Vater war Nabob von Myſore, war gerecht und gut; ſie nannten ihn die Quelle des Rechts, denn er beſtrafte den Seidar wie den Waſſerträger, bey ihm galt nicht Anſehen der Kaſten (weinend) und doch haben ſie ihn aus ſeinem Vaterlande verjagt, und ſeine Weiber und Kinder haben ſie todtgeſchlagen, und nur mich haben ſie leben laſſen.

Liddy. Wer hat ihn verjagt und warum?

Gurli. Sieh nur, mein Vater hat zween Brüder, ein Paar häßliche garſtige Menſchen. Ha! ha! ha! der Eine ſchielt und hat eine Naſe ſo lang als eine Tatze, und der Andere einen Kopf, wie ein ausgehöhlter Kürbis, worin die Gaukler bey uns Schlangen ſtecken, ha! ha! ha! nun, ſein Kopf war auch voller Schlangen. Der böſe Menſch! Liddy es giebt recht böſe Menſchen auf der Welt (mit der Fauſt drohend und mit dem Fuße ſtampfend) Wenn ich ihn hier hätte, ich wollte mit meinen Nägeln mich in ſeine borſtigen Haare hängen! — Er wäre auch gerne Nabob von Myſore geweſen, und der andere mit der langen Naſe auch. Nun da ſchmiedeten ſie ein garſtiges Bubenſtück zuſammen, und brachten die Nairs auf ihre Seite, und in einer Nacht überfielen ſie unſer Haus — ach das war ein Schrecken liebe Liddy! und ein Schreyen, Winſeln, Lärmen — hu! mir ſchaudert noch, wenn ich an jene Nacht denke! ich ſprang aus dem Bette, war ganz von Sinnen — Ha! ha! ha! meine goldeine Halskette ſchlang ich um den Arm, und meine Schürze wickelte ich um den Kopf. (weinend) mein armer Vater mußte fliehen, über Stock und Stein in finſterer Nacht, und Gurli floh mit ihm. Gurli ſaß in einem Palankin, der alte Muſaffern half den Palankin tragen (lachend) und weil das ungewohnte Arbeit war, ſo fiel er alle Augenblicke in den Koth. Endlich kamen wir an das Seeufer. Mein Vater war ſtill und finſter, ſprach kein Wort; (weinend) Gurli mußte viel weinen um ihre arme Mutter und Geſchwiſter. — Wir ſtiegen auf ein engliſches Schiff, der Schiffer war ein närriſcher luſtiger Menſch. (lachend) Der machte Gurli viel zu lachen. Wir fuhren viele Tage, viele Wochen hinter einander, endlich wurde Gurli die Zeit lang, und endlich und endlich kamen wir hieher. Nun hab ich dir alles erzählet.

Liddy. Ich danke dir und will dein Vertrauen erwiedern: aber noch haſt du mir nicht meine erſte Frage beantwortet: ob du lieber meine Schweſter, oder meine Tochter ſeyn möchteſt?

Gurli. Nun Gurli möchte lieber deine Schweſter ſeyn.

Liddy. Warum?

Gurli. Weil Gurli ſchon eine Mutter hatte, eine gute, gute Mutter! Gurli kann ſich keine beſſere wünſchen. Aber eine Schweſter hat Gurli noch nicht gehabt.

Liddy. Nun ſo wollen wir als Schweſtern zuſammen leben. Gurli ich heyrathe deinen Vater.

Gurli. Mein Liddy, ſpaß nicht mit Gurli.

Liddy. Ich ſpaße nicht. Eben ging er von mir, und — Gott war der Zeuge unſers wechſelſeitigen Bundes.

Gurli. Wirklich? ha! ha! ha! (ſie hüpft herum, ſchlägt Schnippgen mit beyden Händen und ſingt dazu, nach einer ſelbſtbeliebigen Melodie) Das iſt mir lieb! das iſt mir lieb! ich freue mich! — Liddy, ich muß dich küſſen! (ſie nimmt ſie mit beyden Händen beym Kopf und giebt ihr einen derben Schmatz.)

Liddy. Glückliches Mädchen! lehre mich ein Kind zu bleiben, wie du.

Gurli. Alſo weiß mein Vater ſchon, daß du ihn heyrathen willſt?

Liddy. (lachend) Freylich weiß er es.

Gurli. Schade! ich wollte, er wüßte es noch nicht. Gurli hätte es ihm ſo gerne zuerſt geſagt.

Liddy. Aber daß du meinen Bruder heyrathen willſt, das weiß er noch nicht.

Gurli. Nun das wird er zeitig genug erfahren.

Achter Auftritt.

Jack. Die Vorigen.

Liddy. (als ſie ihn erblickt mit einem Schrey des Erſtaunens und der Freude) Ach! Jack! wo haſt du deinen Herrn?

Jack (immer ſehr ehrbar und trocken) So eben hat man uns in den Hafen gelootſet.

Liddy. (außer ſich) Gurli! Gurli! freue dich mit mir! Bruder Robert iſt gekommen! — Vater! Mutter! Bruder Robert iſt gekommen! (ſie läuft hinein.)

Gurli. (herumhüpfend) Allerliebſt! allerliebſt! Bruder Robert iſt gekommen! — Hör doch, wer iſt Bruder Robert?—

Jack. Sir Robert und Miß Liddy ſind mit einander von einem Stapel gelaufen, drum iſt er ihr Bruder.

Gurli. Er iſt ihr Bruder? Allerliebſt! und Liddy freut ſich ſo ſehr! und Gurli freut ſich auch mit, wenn Liddy ſich freut. Komm her du garſtiger Menſch! für die gute Nachricht muß ich dich küſſen. (ſie küßt den verwunderten Bootsknecht, dreht ſich um, und indem ſie in das Zimmer hüpft) Bruder Robert iſt gekommen! Bruder Robert iſt gekommen! (ab)

Jack. Ich will verdammt ſeyn, wenn's bey der nicht im Oberloſe ſpuckt. An Verſtand ſcheint ſie nicht ſchwer geladen zu haben. Aus all den glatten Weibergeſichtern mach' ich mir ſo viel, als aus einem aufgetrieſelten Taue. Ich wollte, wir ſtächen wieder in die See. Was ſollen wir auch hier bey den verzweifelten Landratzen! Der Alte iſt gut genug; aber ſeine Steven ſind ein biſſel hinfällig. Gott weiß, wie lange er noch vor dem

Winde herumtreibt. Und die Mutter iſt wie ein Ocean; ſtürmt nie aus einer Gegend, läuft um alle Punkte des Compaſſes herum.

Neunter Auftritt.

Sir John, welchen Liddy auf ſeinen Stuhl
herausrollt, und Jack.

S. John. Willkommen im Hafen! alter treuer Jack!

Jack. Gott grüß euch, Sir! wie ſtehts?

S. John. Nicht zum beſten, lieber Jack.

Jack. Ja, ja, der alte Rumpf fängt an zu knacken, ihr müßt euch, wie ich ſehe, ſchon boogſiren laſſen.

S. John. Aber dießmal iſt die Freude Herr über den Schmerz. Was macht mein Sohn?

Jack. Er ſegelt hinter mir drein. Ich denke, er muß hier ſeyn, ehe einer noch die Quereiſen in der Beſaanemaſt-Wand zählen kann.

S. John. Nun, ehrliches Blut, erzähl mir unterdeſſen etwas von deiner Reiſe. Hernach ſoll man dir und deinen Kameraden ein Faß ſtark Bier herauf laſſen.

Jack. Obligirt. Wir lichteten die Anker bey ſchmuckem Wetter und günſtigem Südſüdoſt. Der Wind ſprang ein paarmal um, aber wir ſind, Gott ſey Dank! nie aus dem Fahrwaſſer gekommen.

S. John. Habt ihr auch nicht umſonſt Wind und Wetter getrotzt? Habt ihr was vor euch gebracht? Sind eure Beutel brav gefüllt?

Jack. Mein Seel! unſere Beutel ſind ſo leer, daß man ſie ſtatt der Wimpel brauchen könnte.

S. John. O Weh! ihr nahmt doch eine feine Ladung mit.

Jack. Das denk ich! Eine ſchmucke Ladung. Auch möchten wir wohl ein fünf tauſend Pfund dabey gewonnen haben, aber ich will verdammt ſeyn, wenn noch ein Schilling davon in unſerer Taſche iſt.

S. John. Unmöglich! Sollte Robert, uneingedenk der Noth ſeines alten Vaters, alles wieder verſchwendet haben!

Jack. Verſündigt euch nicht an eurem Sohn, Sir. Nie hat ein ehrlicheres Blut Zwieback gekaut, das will ich behaupten. Ihr ſollt wiſſen, daß wir auf unſerer Rückfahrt ohngefähr 200 Seemeilen weſtwärts von den kanariſchen Inſeln ſteuerten, als wir eines Morgens früh in der Ferne ein Dings in der See erblickten, aus dem wir nicht klug werden konnten. Nicht lange, ſo hörten wir ein paar Platzbüchſen knallen, und ſahen ein Stück Segeltuch flattern. Hella! rief der Kapitän, das mögen wohl Nothſignale ſeyn, und bey meiner armen Seele! ſo wars auch. Wir zogen die Toppenants ein, und ſeegelten beym Winde, bis das Dings näher kam. Sir, ich bin ein harter Burſche, aber (indem er ſich die Augen wiſcht) ich will verdammt ſeyn, wenn mein Bogſpriet da oben ſich nicht noch immer mit Spritzwaſſer netzt, ſo oft ich daran denken thue! Ein kleines lumpichtes Boot, da lagen 23 ausgehungerte Menſchen drin, die in fünf Tagen keinen Biſſen Zwieback zwiſchen die Zähne genommen hatten. Ihr Schiff war mitten auf der See in Brand gerathen, ſie hatten ſich mit Müh und Angſt ins Boot ſalvirt, und trieben nun ſo auf gut Glück vor dem Winde herum. Noch 24 Stunden länger, ſo wars um die armen Teufel geſchehen. Der Kapitän, ein feiner Mann, ein Holländer, hatte außer dem Leben und ſeiner ſeemänniſchen Ehre, alles verloren, und daheim ſaß ein junges Weib mit drey kleinen Kindern, die hatten nichts zu beißen, nichts zu brocken. Wenn er davon ſprach, ſo pumpte er helles Waſſer aus beyden Luken heraus. Das konnte mein Herr nicht mit anſehen. Kamerad, ſprach er zu ihm: ich habe weder Weib noch Kind, da ſind 5000 Pfund, nehmt den Bettel hin! und ſomit ſetzt' er ihn mit ſammt ſeinen Leuten im erſten Hafen ans Land.

S. John. That er das? nun dafür wolle Gott ihn ſegnen! und ſo freue ich mich, daß er nichts mitgebracht hat, und will gern meinen letzten Biſſen mit ihm theilen.

Liddy. Guter, braver Bruder! Hab' ichs nicht immer geſagt, Vater: der Robert wird einſt der Stolz Ihres Alters werden?

S. John. Der Stolz und die Freude meines Alters.

Liddy. Ach, da iſt er!

Zehnter Auftritt.

Robert. Die Vorigen. (Liddy fliegt ihm in die Arme.)

Robert. (ſie an ſein Herz drückend) Meine gute Liddy!

S. John. (indem er ſich bemüht, ihm mit ſeinem Stuhle entgegen zu rutſchen) Verdammtes Podagra! Jack, hilf mir! Heda! Burſche! der Vater iſt auch da!

Robert. (ihn ein wenig ungeſtümm umarmend) Beſter Vater!

S. John. Au weh! du Wetterjunge! weißt du nicht, daß ich das Podagra habe? — Nu, nu, es iſt ſchon vorüber; komm, komm! — da dieſer Kuß, und dieſer Händedruck ſind Zeichen meiner Freude über deine Ankunft! und dieſer Seegen (indem er die Hand auf ihn legt) ſey Lohn deiner edlen That.

Robert. Welcher, mein Vater?

Liddy. O wir wiſſen ſchon alles.

Robert. (unwillig zu Jack) Hat Jack einmal wieder alten Weiberſchnack vom Stapel laufen laſſen?

Jack. Mein Seel Herr! nehmt mir's nicht übel, das Maul wird' mir flott.

S. John. Herein! Herein! ihr beyden rüſtigen Burſche! die Mutter iſt hinten in ihrer Kammer und hält Betſtunde. Die wird denn doch auch einmal ein ſtattlich Geſicht machen (indem er mit ſeinem Stuhl rutſcht) Fort! fort! heiſt dem armen alten Schuder, daß er vorwärts kommt!

Jack. Ich will mich in die Arriéregarde ſtationiren. (er bleibt hinten. Alle drey ab.)

Eilfter Auftritt.

Liddy, allein.

Wie iſt mir? Ach! es iſt mir wunderlich zu Muthe! Ich hatte nicht das Herz zu fragen, wo er bleibt? — Iſt er wieder mitgekommen? oder hat man ihn in Weſtindien gelaſſen? oder iſt er krank? oder todt? — ach! — was geht das mich an? — was hab' ich darnach zu fragen? — das Schickſal will mich prüfen, ob mirs auch rechter Ernſt iſt, die erſte Neigung meines Herzens der kindlichen Liebe aufzuopfern. Mir ſchien das ſo leicht — ach! es iſt nicht ſo leicht, als ich dachte. Nun, um ſo rühmlicher iſt der Sieg. — Aber ſeine Freundinn darf ich doch bleiben — wiſſen mögt' ich doch, was aus ihm geworden — der Wunſch iſt nicht ſtrafbar. Wenn Jack herauskommt, werd' ich ihn fragen.

Zwölf-

Zwölfter Auftritt.

Fazir. Liddy.

Fazir. (Fliegt auf Liddy zu, und ergreift ihre Hand) Da iſt ſie! da iſt ſie! ach liebe Miß! Fazir iſt wieder da, und freut ſich, und freut ſich — gute, liebe Miß, Fazir kann das nicht ſo mit Worten ausdrücken, als er gern wollte. Sind ſie immer geſund geweſen? ſind Sie immer froh geweſen? haben Sie auch zuweilen an den armen Fazir gedacht?

Liddy. (ſehr verwirrt) Recht oft — nur heute nicht.

Fazir. Das hat mein guter Geiſt wohl gewußt, drum blies er mit vollen Backen unſere Segel auf. huſch! huſch! ſind wir da, und nun, liebe Liddy, müſſen Sie wohl an mich denken. — Aber Sie freuen ſich gar nicht, mich wieder zu ſehen. Sie ſollten ſich eben nicht ſo freuen, wie ich mich freue; aber doch ein wenig, ein klein, klein wenig, denn ich bin Ihnen ſo gut.

Liddy. (bewegt, reicht ihm ihre Hand) Gewiß, ich freue mich.

Fazir. (ihre Hand mit Inbrunſt küſſend) Gewiß, ich habe es verdient, daß Sie mir auch ein wenig gut ſind, ich habe immer und immer ſo viel an Sie gedacht, und an nichts gedacht als an Sie. Wenn die Sonne herauf ſtieg aus dem Meere, dann breitete ich meine Arme aus und betete — ich glaubte für mich zu beten, und ich betete für Liddy. Wenn die See ſpiegelglatt war und ſanft, dann ſucht ich Liddys Bild darin — und ich fand es auch — denn ich fand es allenthalben, wo ich es ſuchte — ach! und ich fand es auch wohl ohne es zu ſuchen.

Liddy. (wendet ſich und wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen) Bild meines kranken armen Vaters! unterſtütze mich in dieſer Stunde!

Fazir. Und als endlich die Küſte von England in blauer Ferne vor uns lag — ach Liddy! hätten Sie da den närriſchen Fazir geſehen, wie er ſich freute! es war geſtern Abend. Die ganze Nacht mußte ich auf dem Verdeck herumtanzen, und als der Morgen dämmerte, da kam ein Vogel vom Lande hergeflogen, und ſetzte ſich auf unſern Maſt, ich rief ihm zu, ich lockte ihn, ich pfiff ihm, ich hätte ihn küſſen mögen! Vielleicht, dacht ich, iſt Liddy geſtern ſpatzieren gegangen, und dieſer Vogel hat ihr was vorgeſungen.

Liddy. (bey Seite) Nein, ich muß das endigen, es wird zu viel für mein armes Herz — (ſtockend) Wiſſen Sie auch ſchon, Fazir — daß ich Braut bin?

Fazir. (ſehr erſchrocken, antwortet mit einem langen) So? (Eine lange Pauſe — Liddy ſchlägt die Augen nieder. Fazir ihr die Hand reichend, ſehr traurig) Leben Sie wohl, liebe Miß.

Liddy. Wo wollen Sie hin?

Fazir. Ich — ich will fort — auf die See — in die See! — Leben Sie wohl, liebe Miß! (Er hält ihre Hand, ſie ſchweigt, eine Pauſe) Ja, ich will fort, — aber ich kann nicht — wahrhaftig ich kann nicht. (eine Pauſe) Miß Liddy iſt wirklich Braut?

Liddy. Wirklich.

Fazir. Wird die gute Liddy auch glücklich ſeyn?

Liddy. Sie hofft es.

Fazir. Nun Fazir wird nicht glücklich ſeyn! aber das that nichts, wenn nur Liddy glücklich iſt! — darf ich ihn wiſſen den Mann, der Liddy's Herz gewonnen hat? — Nein, nein, ich mag ihn nicht wiſſen, ich haſſe Niemanden, er hat mir ja nichts zu Leide gethan! — ach ja! er hat mir ſehr viel zu Leide gethan!

Liddy. (ſehr gerührt, ihm ihren Mund zum Kuß darreichend) Bleiben Sie mein Freund!

Fazir. Ja liebe Miß. Fazir läßt ſich für Sie todtſchlagen. — Ach! nun ſind es anderthalb Monate, da hatten wir einen ſtarken Sturm; mir war bange zu ſterben, denn ich wollte Liddy noch gerne wieder ſehen. Ich war ein Narr, mich vor dem Tode zu fürchten; es wäre beſſer geweſen, ich hatte Liddy nicht wieder geſehen.

Liddy. Wollen Sie nicht meinen Vater und meine Mutter beſuchen?

Fazir. O ja Miß, wenn Sie befehlen. Ich will alles thun, was Sie befehlen.

Liddy. (ihn bey der Hand ergreifend) Kommen Sie! Kommen Sie! es iſt für uns beyde nicht gut, daß wir hier ſo zuſammenſtehen, und über Dinge plaudern, die nicht mehr zu ändern ſind. (Sie will ihn fortführen.)

Dreyzehnter Auftritt.

Miſtriß Smith. Robert. Jack. Vorige.

M. Smith. Aber, mon fils, das iſt gar nicht nobel von dir, daß du dein ſauer erworbenes Eigenthum ſo liederlich diſſipirt haſt.

Robert. Um Vergebung, liebe Mutter, das iſt das nobelſte, was ich in meinem Leben gethan habe.

M. Smith. Wodurch willſt du nun deinem Stand Ehre machen?

Robert. Durch meine Geſinnungen.

M. Smith. Recht! mon fils, dieſe Phraſe war nobel. (indem ſie Fazir erblickt) Bon jour, Monſieur Fazir, je ſuis chamé de vous revoir en bonne ſanté. (zu Robert fortfahrend) Aber man muß auch die Dehors nicht negligiren, die Sonne bleibt zwar immer Sonne, wenn ſie gleich hinter einem Nebel-Schleyer ſich cachirt; doch das Auge blendet ſie nur dann, wenn ſie mit all ihren Strahlen decorirt erſcheinet. Was dünkt dir von dieſer Allegorie?

Robert. Sehr ſchön liebe Mutter, aber ich bin keine Sonne, und will keines Menſchen Auge blenden.

M. Smith. So wünſcht ich zum mindeſten, du hätteſt ihren Strahlen einige Wärme abgeborgt. Du ignorirſt nicht, daß in dieſem Hauſe der Mangel herrſcht, daß wir auf deine geſegnete Rückkunft mit Schmerzen harrten.

Robert. (die Achſel zuckend) Mein Seel! das thut mir Leid! Aber wäre ich in jenem Augenblick Herr einer Million geweſen, bis auf den letzten Schilling wäre ſie aus meiner Taſche geflogen.

Liddy. Liebe Mutter, unſer Mangel wird in Kurzem verſchwinden, wenn Sie Ihre Einwilligung und Ihren Seegen mir nicht verſagen wollen.

M. Smith. Seegen ſo viel du willſt; aber Einwilligung — wozu? wenn es mit der Ehre compatible iſt —

Liddy. Ich denke. Unſer Miethmann hat um meine Hand geworben.

M. Smith. (in einem erhabenen ſpöttiſchen Ton) So?

Liddy. Er iſt ein braver Mann.

M. Smith. So?

Liddy. Reich.

M. Smith. So?

Robert. (Liddy die Hand reichend) Ich wünſche dir Glück dazu; von Herzen.

Fazir. (mit einem Seufzer) Auch ich, liebe Miß.

Jack. (mit einem Kratzfuß) Immer ſchmuckes Wetter, und guten Wind auf die Fahrt!

M. Smith. Nicht ſo eilig, wenn ich bitten darf. Liddy, du kennſt meine Sentiments.

Liddy. Ich kenne ſie, aber wenn ich Ihnen beweiſe, liebſte Mutter, daß ſeine Herkunft ohne Tadel iſt? —

M. Smith. Das würde dem Ding eine andere Tournure geben.

Liddy. Sie ſollen es bald aus ſeinem eignen Munde hören, er verſprach in wenig Minuten Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

M. Smith. Verſprach er das? So müſſen wir uns wohl ein wenig auf ſeinen Empfang vorbereiten. Geſchwind Liddy, ehe er uns hier im Vorſaal überraſcht: Aber das ſag ich dir: deine Mutter iſt eine Kennerinn. An der Art, ſich bey einer ſo delicaten Affaire zu benehmen, werde ich ſogleich den homme de qualité zu unterſcheiden wiſſen. Folge mir! (ab mit Liddy.)

Vierzehnter Auftritt.

Robert. Fazir. Jack.

Robert. Sie läßt mir nicht einmal Zeit meine Schweſter um den Namen ihres Bräutigams zu fragen.

Jack. Er wird ſich doch wohl nicht ſchämen ſeine Flagge ſehen zu laſſen.

Fazir. Er muß ein guter Mann ſeyn, weil Liddy ihn liebt.

Robert. Auch mein Bruder Samuel ſchmiegt ſeinen vorſichtigen Hals in das Joch des Eheſtandes? Hm! Soll ich denn allein durch die Welt ſegeln? was meynſt du Jack?

Jack. Ich denke Sir, ihr laßt das Heyrathen bleiben. Wer an einem Weibe ankert, der liegt auf einem verdammt ſchlimmen Grunde, und kann am ende das Kabeltau nicht lichten, ſollt' es ihm auch das Leben koſten. Ein kleiner Abſtecher zuweilen, iſt gut; aber zur Lebensreiſe muß man ſich mit keinem Weibe einſchiffen, man geht beym erſten Unwetter zu Grunde.

Robert. Denkſt du auch ſo Fazir?

Fazir. Ich denk, es ſey am beſten zu ſterben.

Robert. Zu ſterben? Biſt du toll? Jack! was ficht unſern jungen Kammeraden an?

Jack. Ich denk, er mag wohl eine ſchwere Liebes-Fracht geladen haben.

Robert. Errathen, Fazir?

Fazir. Guter Robert! ja ich liebe.

Robert. Was zum Teufel! wir ſind ja kaum ein paar Stunden in dem Hafen? du fängſt verdammt ſchnell Feuer.

Fazir. O ich liebte ehe wir noch abreiſten.

Robert. Und haſt mir nie ein Wörtgen davon geſagt?

Fazir. Ich liebte ſo heimlich im Stillen, du hätteſt mich doch nicht verſtanden.

Robert. Höre Schatz das war dumm! wenn wir ſo zuweilen bey Windſtillen auf dem Verdeck im warmen Sonnenſcheine lagen, und das Schiff wie angenagelt auf einem Fleck ſtand; dann hätteſt du mir wohl erzählen mögen, wie der Sturm in deinem Herzen wüthe. Oder wie? hat Robert dein Vertrauen nicht verdient? Bin ich nicht der einzige, der um das Geheimniß deines Standes weiß? und hab' ich dich verrathen?

Fazir. (an ſeinem Halſe) Vergieb mir Bruder! es iſt nicht Undankbarkeit! warlich nicht! Du haſt mich vom Tode errettet, haſt einſt mit Gefahr deines eigenen Lebens der Grauſamkeit meiner Verfolger mich entriſſen. Ich werde das nie vergeſſen, gewiß! ich bin nicht undankbar!

Robert. Schon gut! ſchon gut! Es war mein Wille nicht, einen Dank von dir zu erpreſſen. Freundſchaftliches Vertrauen ſuch' ich. Wer iſt dein Mädchen!

Fazir. Mein Mädchen? Ach nein! Das Mädchen, das ich liebe, heißt Liddy.

Robert. Liddy? zum Teufel! meine Schweſter?

Fazir. Ja, Sie iſts.

Robert. Armer Junge! nun verſteh' ich, warum du ſterben willſt. Du haſt dich wohl recht herzlich aufs Wiederſehen gefreut, und findeſt ſie als

Braut — pfuy! das iſt ein ſchlimmer Handel. Uns beyden, wie ich merke, iſt der Eheſtands-Wind nicht günſtig. Laßt uns noch eine Weile herum kreuzen und ſtat der Liebe die Freundſchaft zum Compaß nehmen. Du ſollſt mein Fokmaſt ſeyn, und Jack da mein Beſaanemaſt. So denk ich noch durch manchen rauhen Wind mit euch zu ſegeln; aber wenn ihr mich verlaßt, ſo liegt alle meine Tackelage darnieder.

Jack. Wenn ich jemals euch verlaſſe, ſo ſollt ihr mich kielhohlen laſſen.

Robert. (zu Fazir) Munter, braver Junge! ſäubere dein Boogſpriet vom Spritzwaſſer und winde alle deine Kourage auf. Kommt Burſche! Hier im Hauſe iſt das Wetter trübe geworden; wir wollen in der nächſten Taberne zuſammen ſpeiſen, und die Gläſer leeren, auf Liddy's Wohlergehen!

Fazir. Ja, auf Liddy's Wohlergehen! Kommt.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die beyden Notarien Mäſter Struſſel, und Mäſter Staff komplimentiren ſich noch in der Thüre mit einander.

M. Struſſ.

Unvermuthete Freude!

M. Staff. Angenehme Ueberraſchung!

M. Struſſ. Mäſter Staff auf meinem Wege anzutreffen.

M. Staff. Mäſter Struſſel hier zu finden.

M. Struſſ. Bitte hinein zu ſpatzieren.

M. Staff. Wird nicht geſchehen.

M. Struſſ. Muß geſchehen! Muß geſchehen!

M. Staff. Bin nicht ſo unhöflich, weiß recht gut, daß der erſte Platz unter den Rechtsgelehrten meinem würdigen Freunde, Mäſter Struſſel, gebührt.

M. Struſſ. Spåsgen! Spåsgen! Doch wozu die Umſtände unter einem Paar ſolcher Herzensfreunde! (Er zieht ihn mit ſich herein.)

M. Staff. Ja wohl Herzens-Freunde! (Sie ſchütteln ſich wechſelſeitig die Hände und ſagen beyde zugleich bey Seite) Hohl dich der Teufel!

M. Struff. Wie ſtehts zu Hauſe? Alles noch wohl auf?

M. Staff. Zu Befehl! So oft ich heim komme, fragt man mich: ob ich meinen vortreflichen Freund Maſter Struffel nicht geſehn habe? Und wie ſtehts bey Ihnen? was macht Jacobgen mein kleiner Pathe?

M. Struff. Ein ſpaßhafter Schäker! ich predige ihm täglich vor, daß er ſich nach ſeinem vortreflichen Pathen dem Maſter Staff bilden ſoll. (beede machen Kratzfüße gegen einander! bey Seite) Der Eſel!

M. Staff. (bey Seite) Der Ochſe.

M. Struff. (bey Seite) Was will er hier?

M. Staff. (bey Seite) Welcher Teufel hat ihn her geführt?

M. Struff. Mein lieber Herr Mitbruder hat vermuthlich Geſchäfte hier?

M. Staff. Errathen! Und mit meinem werthen Herrn Collegen wird ſichs wohl gleichergeſtalt verhalten?

M. Struff Zu dienen. Darf man ſo kühn ſeyn zu fragen welche Art von Geſchäfften —

M. Staff. Eine Kleinigkeit; ein Ehe-Contrakt.

M. Struſſ. (dem der Kamm zu ſchwellen beginnt) So? ein Ehecontrakt? Ey! Ey! Späsgen! ich bin aus der nemlichen Urſache hier.

M. Staff. Ey! Ey! So iſt ja dieſes Haus recht geſegnet? Mich hat der Herr Zollinſpector Samuel Smith herbeſchieden.

M. Struſſ. Ey! Ey! der nemliche hat auch mich beſtellt.

M. Staff. Ey! Ey! Kurios! und kaum glaublich.

M. Struſſ. (hitzig) Glaublich oder nicht, Mäſter Staff, aber doch wahr.

M. Staff. Sie werden ſich irren Herr Confrater!

M. Struſſ. Ich irre mich nie Herr Confrater! und ein für allemal, Herr Confrater! Sie ſind ein gewiſſenloſer Mann, der nur drauf ausgeht, ſeinem Nebenmenſchen das Brod wegzuſchnappen.

M. Staff. Wie Herr Confrater, Sie unterſtehen ſich?

M. Struſſ. Ja Herr Confrater, ich unterſtehe mich.

M. Staff. Es wird Ihnen übel bekommen, Herr Confrater!

M. Struſſ. Das wollen wir ſehen Herr Confrater!

M. Staff. Sie werden am beſten thun, Herr Confrater, wenn Sie wieder dahin gehen, wo Sie hergekommen ſind.

M. Struff. Und Sie werden am beſten thun, wenn Sie zum Teufel gehen!

M. Staff. Da müßte ich Sie nach Hauſe begleiten.

M. Struff. Ich würde mich ſchämen, mit Ihnen über die Straße zu gehen.

M. Staff. Die Leute würden ſich wundern, Sie doch auch einmal in honetter Geſellſchaft zu ſehen.

M. Struff. In honetter Geſellſchaft bin ich immer, wenn ich nicht in der Ihrigen bin.

M. Staff. Herr Sie werden grob.

M. Struff. Und Sie ſind es ſchon.

M. Staff. Wenn Sie nicht bald gelindere Saiten aufſpannen, ſo werde ich Ihnen meine Fauſt zu fühlen geben.

M. Struff. Immer her damit! ich habe ſchon lange gewünſcht, mich einmal mit ſolch einem Windhunde zu baren.

M. Staff. Vortreflich! obgleich es mir nicht viel Ehre machen wird ein ſolches Maſtſchwein unter die Füße zu treten. (beyde werfen ihre Oberkleider und Perüken ab, und ſetzen ſich in Poſitur zweyer Fauſt-Kämpfer.)

Zweyter Auftritt.

Der Viſitator. Die Vorigen.

Viſitator. (ſogleich zwiſchen ſie ſpringend) Geſchwinde! geſchwinde! was zum Henker! meine Herren! ich glaube, Sie wollen ſich in aller Eil ein wenig haren

M. Struff (auf M. Staff zeigend) Sie ſind der Schutzengel dieſes Menſchen

M. Staff. (auf M. Struffel zeigend) Ihnen verdankt er ſein Leben. (Sie holen ihre Kleider und Peruken wieder hervor.)

M. Struff. Aber wir finden uns wieder, Maſter Staff.

M. Staff. Ja, ja, wir werden uns finden, Maſter Struffel.

Viſitator. Wollen Sie nicht die Güte haben mir zu entdecken, warum Sie geſonnen waren, ſich hier in aller Geſchwindigkeit die Hälſe zu brechen?

M. Struff. u. M. Staff. (beyde aus vollem Halſe ſchreyend) Der Eine. Er behauptet Sir Samuel Smith habe ihn herbeſtellt wegen eines Ehekontrakts, den er doch nur mir allein aufgetragen auszufertigen, und in allen ſeinen Punkten wohl zu verklauſuliren.

Der Andere. Er iſt ſo unverſchämt, zu behaupten, man habe ſeiner ungeübten Feder einen Ehe-Contrakt anvertraut, deſſen Hauptinhalt Sir

Samuel Smith vor wenig Stunden mir in die Feder dictiret.

Viſitator. (ſich beyde Ohren zuſtopfend) Oh weh! meine Herren, o weh! das Trommelfell wird mir plazen.

Dritter Auftritt.

Samuel Die Vorigen.

(Beyde Notarien auf Samuel zuſtürzend.) Hier iſt der Contrakt! Sir!

Samuel. Vorſichtig! meine Herren! vorſichtig! Sie werden mich über den Haufen rennen.

M. Struff. Erſcheine ich nicht allhier auf Ihren Befehl?

Samuel. Ja wohl.

M. Staff. Haben Sie mich nicht herbeſtellt?

Samuel. Ja wohl.

M. Struff. Haben Sie mir nicht aufgetragen, einen Ehekontrakt für ſie auszufertigen?

Samuel. Ja wohl.

M. Staff. Sollt ich nicht einen Ehecontrakt für Sie mitbringen?

Samuel. Ja wohl.

M. Struff. Nun Mäſter Staff?

M. Staff. Nun Mäſter Struſſel?

M. Struff. Aber darf man fragen, Sir, warum Sie zween der berühmteſten Rechtsgelehrten in einer Sache bemühen, wo allenfalls auch ein halber hinlänglich geweſen wäre?

Samuel. Warum? Hätte denn nicht einem von Ihnen ein Unfall zuſtoßen können, der ihn gehindert hätte, zu der beſtimmten Zeit zu erſcheinen?

M. Staſſ. Nicht weislich Sir, nicht weislich! Sie hätten dadurch beynahe einen blutigen Streit zwiſchen mir und meinem würdigen Confrater, dem Maſter Struſſel veranlaßt.

M. Struſſ. Sehr unbedachtſam Sir, ein paar alte Herzensfreunde ſo um nichts und wieder nichts in Harniſch zu jagen.

M, Staſſ. Wenn wir uns beyde nicht ſo ſehr liebten —

M. Struſſ. Und ſo ſehr hochſchätzten — (beyde ſich die Hände reichend) Hä! hä! hä! es bleibt doch beym Alten?

M. Staſſ. Unſere Freundſchaft iſt Felſenfeſt!

M. Struſſ. Trotz Sturm und Ungewittern.

Viſitator. Eilig gebart und ſchleunig wieder vertragen. Eine ſolche Geſchwindigkeit iſt lobenswerth.

Samuel. Wo ſind die Contrakte?

Beyde. Hier!

Samuel. Ich erſuche Sie, langſam und deutlich zu leſen.

M. Struſſ. Leſen Sie Maſter Staſſ.

M. Staſſ. Ich bitte Maſter Struſſel leſen Sie.

M. Struſſ. Bewahre der Himmel! ich kenne meine Pflicht.

M. Staff. Und ich die Meinige.

M. Struſſ. Wozu die Umſtände? ein paar berühmte Männer wie wir, können einen Ehekontrakt doch nur auf einerley Manier anfertigen, es iſt alſo gleich viel, welcher von uns beyden lieſt.

M. Staff. Eben deswegen.

M. Struſſ. Nun wenn Sie durchaus befehlen. (Er zieht ſeine Brille hervor und lieſt) Kund und zu wiſſen ſey hiermit einem jeden, dem es zu wiſſen nöthig —

M. Staff. (Welcher ſein eignes Manuſcript zu Rathe zieht) Mit Erlaubniß, Herr Confrater! es muß heißen: Kund und zu wiſſen ſey hiermit einem jeden, dem daran gelegen. —

M. Struſſ. (auffahrend) Wie ſo Herr Confrater?

M. Staff. Weil der mögliche Fall eintreten kann, daß es Manchem ſehr nöthig zu wiſſen, dem jedoch gar nichts daran gelegen. Umgekehrt hingegen, kann niemanden daran gelegen ſeyn, dem es nicht auch nöthig ſeyn ſollte zu wiſſen.

M. Struſſ. (ſpöttiſch) Eine ſehr feine Diſtinction.

M. Staff. (eben ſo) Freylich nicht für jedermanns Gehirn.

M. Struſſ. Sie ſind ein Ignorant Herr Confrater.

M. Staff. Wie? was? ich ein Ignorant? Wenn ich meine Gelehrſamkeit unter 99 Menſchen theilte, ſo ſind ſie alle ſo gelehrt, als Mäſter Struſſel.

M. Struſſ. Ja, wenn Sie es vorher ſchon waren.

Samuel. Um Verzeihung Mäſter Struſſel, ich glaube Mäſter Staff hat Recht.

M. Struſſ. Wie? Er hat Recht?

Samuel. Die Vorſicht gebietet die allerbeſtimteſten Ausdrücke zu wählen.

M. Struſſ. Sie ſind ein Narr mit Ihrer Vorſicht.

M. Staff. Samuel und der Viſitator zugleich. Ein Narr? Ein Narr? Er Grobian! pack er ſich fort! Marſch! die Treppe hinunter! (Sie fallen alle drey über ihn her und transportiren ihn nach der Thür.)

M. Struſſ. (indem er hinausgeworfen wird) Und ich ſage, es muß heißen: Kund und zu wiſſen ſey hiermit einem Jeden, dem es zu wiſſen nöthig.

Samuel. Nun Mäſter Staff, nun werden wir ruhig, und mit gehöriger Vorſicht den Kontrakt unterſuchen können. Leſen Sie!

M. Staff. (ſetzt die Brille auf und ließt) Kund und zu wiſſen ſey hiermit einem jeden, dem daran gelegen —

M. Struſſ. (ſteckt den Kopf durch die Thür) Einem jeden, dem es zu wiſſen nöthig!

Viſitator. (ihn wegjagend) Geſchwinde! Geſchwinde! Fort! fort! fort!

Vierter Auftritt.

Kaberdar aus ſeinem Zimmer. Die Vorigen.

Kaberdar. Nein, länger iſt es nicht auszuhalten! Darf ich fragen Sir, ob die böſen Geiſter ihr Spiel vor meiner Thüre treiben?

Viſitator. So eben haben wir ihn in der größten Geſchwindigkeit hinaus geworfen.

Kaberdar. Wen? den böſen Geiſt?

M. Staff. Ja wohl böſen Geiſt! Dämon! Cacodämon! Spiritus infernalis!

Samuel. Wir ſind hier verſammelt Sir, um wegen des Glücks Ihrer Tochter mit einander zu berathſchlagen.

Kaberdar. Was geht Sie das Glück meiner Tochter an?

Samuel. Antwort: ſehr viel. Miß Gurli fühlte, daß ſie einem vorſichtigen, ſeine Worte abwiegenden, und ſeine Schritte abmeſſenden Gefährten auf der ſchlüpfrigen Bahn dieſes Lebens vonnöthen habe: Ihre vernünftige, lobenswürdige und untadelhafte Wahl, fiel auf mich, und es entſteht anjetzo nur noch die Frage: hat Gurlis Vater nichts gegen unſere Verbindung einzuwenden? Antwort?

Kaberdar. (ſieht ihn ſtarr an, ſchüttelt den Kopf, kehrt ſich dann um, öfnet die Thür ſeines Zimmers und ruft) Gurli!

Gurli. (inwendig) Vater!

Kaberdar. Komm heraus!

Fünfter Auftritt.

Gurli. Die Vorigen.

Gurli. Was willſt du Vater? (ſie erblickt den Notarius) ha! ha! ha!

Kaberdar. Ernſthaft Gurli!

Gurli. (ſtreichelt ihm die Backen) Was befiehlt mein Vater?

Kaberdar. (auf Samuel deutend) Willſt du dieſen Mann heyrathen?

Gurli. Ich hab' es Liddy verſprochen.

Kaberdar. Liebſt du ihn?

Gurli. Ich liebe Liddy.

Kaberdar. Aber Liddy wird nicht dein Gemahl, ſondern Er.

Gurli. Aber er iſt Liddys Bruder.

Kaberdar. (bey Seite) Das iſt ſein gröſtes Verdienſt.

Gurli. Und er wird immer wohnen wo du wohnſt, Vater, Gurli wird dich nie verlaſſen und Liddy wird auch da wohnen. Nicht wahr närriſcher Samuel?

Samuel. Antwort: Ja!

Kaberdar. Du hoffeſt alſo glücklich mit ihm zu werden?

Gurli. Mit ihm allein nicht, aber mit ihm, mit dir und mit Liddy.

Kaberdar. Nun Gott ſegne euch! ich habe nichts dagegen einzuwenden (er umarmt ſeine Tochter und nachher Samuel, der ſich dabey mit vieler Feyerlichkeit benimmt) Sir Sie werden zugleich mein Sohn und mein Bruder.

Samuel. Doppelte Ehre! doppeltes Vergnügen! doppelte Zufriedenheit!

Kaberdar. Wenn es nemlich doppelt gelingt.

Samuel. Kein Zweifel. Wäre es Ihnen nun gefällig, den Kontrakt vorleſen zu laſſen?

Kaberdar. Mir gleichviel, denn mich kann er nur in einem Punkte betreffen; in dem Punkte der Ausſteuer.

M. Staff. Da haben wir Platz gelaſſen (indem er ihm das Papier zeigt.)

Kaberdar. Und zwar ſo viel, daß man den Titel eines großen Königreichs mit allen Provinzen, die es beſitzt und nicht beſitzt, hinein ſchreiben könnte. Haben Sie mich für ſo reich gehalten Sir?

Samuel. Für ſehr reich und ſehr großmüthig.

Kaberdar. Wirklich! dann muß ich ein ſeltner Menſch ſeyn, denn reich und großmüthig fand ich noch nie beyſammen. Doch jede Tugend kann ausarten, ſo auch die Großmuth. Sie wiſſen

Sie, ich ſtehe auf dem Sprunge ſelbſt wieder zu heyrathen und ſehr möglich, daß einſt noch ein Dutzend Kinder Anſpruch auf meine väterliche Großmuth machen.

Samuel. (verlegen) Ja, ja.
Viſitator. Ey! ey!
M. Staff. Hm! hm!

Kaberdar. Wie viel halten Sie daher für nothwendig um mit meiner Tochter nicht dürftig und nicht im Ueberfluſſe, nicht karg, und nicht verſchwenderiſch leben zu können?

Samuel. Je nun, in ſolchen Fällen muß man immer lieber zu viel, als zu wenig berechnen.

Kaberdar. Und wenn uns nun auf der Mittelſtraſſe eine Summe von zehntauſend Pfund aufſtieſſe?

Samuel. (freundlich) Ach die würden wir nicht liegen laſſen.

Viſitator. Geſchwinde! geſchwinde aufheben!

M. Staff. Und die Zahl derſelben in dieſen leeren Platz einſchalten.

Samuel. Ueberdies ſchmeichle ich mir mit einer geneigten Antwort auf folgende Frage: wenn der Himmel unſere Ehe mit Kindern ſegnet —

Gurli. Ha! ha! ha! Hör doch! bekommen wir denn auch Kinder?

Samuel. Ich hoffe es.

Gurli. Da wird Gurli viel lachen müſſen. Gurli hat noch nie Kinder gehabt.

M. Staff. Hora ruit: das heißt: die edle Zeit verſtreicht. Wär' es Ihnen gefällig durch die Unterſchrift der Contrahenten dieſem Contrakt die gehörige Gültigkeit, Feſtigkeit und Unauflöslichkeit zu ertheilen?

Samuel. Wohl geſprochen. Geh' er, mein lieber Viſitator und beruf er meine Familie hieher. Sämtliche Perſonen müſſen bey dieſer Feyerlichkeit gegenwärtig ſeyn. (Viſitator ab) Noch eine Frage werden Sie gütigſt erlauben: die Früchte, welche aus dieſer Eheverbindung zu erwarten ſtehen, in welcher Religion ſollen ſie erzogen werden? Antwort? —

Kaberdar. (ein wenig warm) Erziehen Sie ſie zu ehrlichen Männern, übrigens machen Sie mit ihnen, was Sie wollen.

Sechſter Auftritt.

Sir John. Miſtriß Smith. Liddy. Viſitator. Die Vorigen.

Viſitator. Sie kommen, ſie kommen.

M. Smith. (nachdem ſie den Anweſenden eine nachläßige Verbeugung gemacht, ſchnell auf ihren Sohn zufahrend) Mon fils! du erblickſt deine Mutter au deſeſpoir! willſt du der Barbar ſeyn, der Holzäpfel auf einen Pfirſichbaum pfropft?

Samuel. (indem er ſie zu ſich zieht) Keine Roſe ohne Dornen. (ihr geheimes Geſpräch beginnt)

Gurli. (zu Liddy) Nun Schweſterchen, biſt du mit Gurli zufrieden?

Liddy. Gurli iſt ein gutes Mädchen.

S. John. (zu Kaberdar) Sir, Sie haben einen alten Mann in der Philoſophie ſeines Lebens ganz irre gemacht. Hätte man mir geſagt, fahr hinaus auf die Landſtraſſe, wo täglich tauſende vorüber gehen, dort wirſt du einen Schatz finden; warlich! ich hätte es eher geglaubt, als einen reichen Mann anzutreffen, der ſich großmüthig mit einer heruntergekommenen Familie, ohne Rang und Vermögen verbinden will.

Kaberdar. O weh Sir! welch ein Land iſt Ihr Europa, wenn das, was Sie ſagen, Ihr Ernſt war? Bey uns brütet die warme Sonne nicht ſolchen Unſinn aus.

S. John. Ihre Hand Sir. Ich habe ſo lange den Druck von der Hand eines Biedermannes entbehrt. Sie ſind mein Arzt, Sie gieſſen neue Kraft und neues Leben in die Adern eines Greiſes.

Kaberdar. Ich thue nichts umſonſt, meine Belohnung iſt eine Perle (indem er zärtlich nach Liddy blickt) wie weder Ceylon, noch das glückliche Arabien, weder Japan, noch die Margarethen-Inſel ſie liefern. (er ſpricht mit Liddy)

Viſitator. (zu Mäſt. Staff) Alles ſchon gut; aber dergleichen Dinge müſſen eilig und ſchleunig betrieben werden.

M. Staff. Ja wohl. Vor allen Dingen müſſen die Formalitäten beobachtet werden. Liebe, Dank, Glückſeligkeit und was dergleichen Schnickſchnack mehr iſt, findet ſich am Ende alles von ſelbſt.

Samuel. Aber liebe Mutter, wenn Sie auch aus Ihrem Stammbaum ein Ragout machen laſſen, ſo legen wir uns doch jeden Abend hungrig zu Bette.

M. Smith. Ey mein Sohn! ich abandonire dich! denn ich ſehe, verſchwendet ward die edle Muttermilch, die ich dir eingeflößt habe.

Gurli. (welche ſich hinter ſie geſchlichen, ſteckt den Kopf zwiſchen beyde) Was ſchwazt ihr da ſo heimlich mit einander?

M. Smith. Eine feine Lebensart! nie werde ich es wagen dürfen, dieſes Geſchöpf in einen brillanten Zirkel einzuführen.

Kaberdar. (ein wenig empfindlich) Ich hoffe Madam, ſie werde einſt eine beſſere Figur im häuslichen Zirkel ihrer Kinder ſpielen.

M. Smith. (ſpöttiſch) Freilich, eine gute Hausmutter hat auch Verdienſt.

S. John. In jedem Stande. Davon iſt unſere Königin ein erhabenes Beyſpiel.

Samuel. Wir verplaudern die edle Zeit.

Viſitator. Ja wohl! ja wohl!

Gurli. Nun ſo mach fort!

M. Staff. Der Contrakt iſt zur Unterſchrift bereit.

Samuel. Wohlan denn! hier iſt Feder und Dinte (indem er das Papier zurechte legt) auf dieſes Plätzgen wird Miß Gurli ihren Namen ſchreiben.

Gurli. Glaubſt du, närriſcher Menſch, Gurli verſtünde nicht zu ſchreiben? Gieb her! (ſie nimmt die Feder.)

Kaberdar. (unruhig) Noch einmal, meine Tochter, beſinne dich wohl! das Glück deines Lebens hängt an einem einzigen Worte. Haſt du einmal geſchrieben, ſo iſt dein Verſprechen unwiderruflich.

Gurli. Lieber Vater, Gurli will immer drauf los ſchreiben, ſieh nur, Liddy ſieht mich ſo wehmüthig an, und der alte Mann da ſcheint es auch zu wünſchen, der alte Mann gefällt mir; er ſieht ſo ehrlich aus.

Kaberdar. In Gottes Namen! es iſt dein freyer Wille, deines Vaters Segen, und — ſo Gott will — ein guter Engel ſey mit dir! (Gurli will ſchreiben.)

Samuel. Halt! ſchöne Gurli! halt noch einen Augenblick! mir wird auf einmal ſo ängſtlich. Iſt denn auch gewiß nichts vergeſſen? keine Klugheitsregel? keine Clauſul?

M. Staff. Nichts, nichts. Mäſter Stoff hat für alles geſorgt.

S. John. Mein Sohn! dein Betragen verräth wenig zartes Gefühl.

M. Smith. Vielleicht ſind es die Geiſter deiner Ahnen, welche dir in dieſem entſcheidenden Augenblick zuflüſtern.

Samuel. Nicht doch ma chere Mere! (zu Kaberdar) die 10000 Pfund Sir, deren Sie gütigſt zu erwähnen beliebten, werden doch gleich nach der Hochzeit ausbezahlt!

Kaberdar. (ſehr kalt) Am Hochzeittage Sir.

Samuel. (zu Gurli) Nun ſo ſchreiben Sie ſchöne Gurli. (Gurli will ſchreiben) (Samuel) Aber doch halt! noch einen Augenblick! ich befinde mich wirklich in einer ſonderbaren Lage. Man kann nicht vorſichtig genug zu Werke gehen. — Nur noch eine Frage Sir: werden die 10000 Pfund in Banknoten, oder in klingender Münze ausgezahlt? Antwort?

Kaberdar. (unwillig) Wie Sie wollen Sir! wie Sie ſelbſt wollen.

Samuel. In klingender Münze denn, wenn es Ihnen ſo gefällig wäre.

Kaberdar. Recht gerne.

Samuel. Nun ſo ſchreiben Sie.

Gurli. (indem ſie ſchreiben will) Närriſcher Menſch! du machſt mir lange Weile.

Samuel. Halt! halt! noch einen Augenblick!

Liddy. Bruder du wirſt unausſtehlich.

Kaberdar. (zu Liddy) Sie ſind ſein Schutzengel.

Samuel. Es bleibt billig noch eine wichtige Frage zu erörtern übrig. Wenn einst der Vater meiner schönen Gurli Todes verfahren, und keine anderweitige Leibeserben hinterlassen sollte, so —

Kaberdar. So ist Gurli Erbin meines ganzen Vermögens.

Samuel. (sehr freundlich) Unterthäniger Diener! alle Zweifel sind gehoben. Sie Samuel Smith faßt muthig und kühn einen raschen Entschluß. Schreiben Sie Gurli.

Gurli. Nun ich will schreiben. Wenn du aber noch einmal: halt! schreyst, so werfe ich dir die Feder und das Dintenfaß an den Kopf.

S. John. Und das von Rechtswegen.

Samuel. Schreiben Sie! schreiben Sie!

Indem Gurli die Feder eintaucht ihren Namen zu schreiben, treten

Siebenter Auftritt.

Robert und Jack herein. Die Vorigen.

(Gurli läßt sogleich die Hand sinken und begaft Robert.)

Robert. Potstausend! große Gesellschaft!

Jack. Und Sirenen die Menge, wendet euer Schiff. Sir!

Robert. Narr, ich bin kein Weiberscheu.

Samuel. Du kommst eben recht Bruder, um deinen Namen als Zeuge unter meinen Ehecontrakt zu schreiben.

Robert. Herzlich gerne! viel Glück auf die Fahrt.

S. John. Robert! hier ſteht ein Biedermann, der künftig zu unſerer Familie gehören wird.

Robert. Das iſt mir lieb, Sie. Ich halte nichts von Komplimenten. Ihre Hand Sie (er ſchüttelt ſie) Ich bin ihr Diener! und wenn es wahr iſt, daß Sie ein Biedermann ſind, ſo bin ich Ihr Freund.

Kaberdar. Freundſchaft iſt die Blüthe eines Augenblicks und die Frucht der Zeit.

Robert. Wahr! ſehr wahr! was vor der Zeit reiſt, ſchüttelt der erſte Wind herunter.

Gurli. (neugierig zu Liddy) Wer iſt der Menſch.

Liddy. Das iſt Bruder Robert.

Gurli. Bruder Robert? Ey! Bruder Robert gefällt mir.

Robert. Iſt das die Braut? Ich freue mich Ihrer Bekanntſchaft (Er geht auf ſie zu) Erlauben Sie mir einen Kuß.

Gurli. Zehn wenn du willſt (ſie küßt ihn)

Samuel. Nun Miß ich bitte zu ſchreiben.

M. Staff. Die Formalitäten ziehen ſich in die Länge.

Samuel. (zu Gurli dringend) Iſt's Ihnen gefällig?

Gurli. (ſchüttelt den Kopf)

M. Smith. (halb in ſich hinein) Dieß iſt die langweiligſte Verlobung, der ich jemals beygewohnt habe.

Gurli. (zu Liddy) Höre doch Liddy! Bruder Robert gefalle mir beſſer als Bruder Samuel.

Liddy. Närriſches Mädgen!

Kaberdar. Gurli du wirſt kindiſch.

Gurli. Sey nicht böſe lieber Vater! Gurli hat ihren freyen Willen.

Kaberdar Den hat ſie.

Gurli. Nun Liddy, gilt dir's gleich viel, ob Gurli deinen Bruder Samuel, oder deinen Bruder Robert heyrathet?

Liddy. (lachend) Mir wohl, liebe Gurli, aber nicht Samueln.

Gurli. Ach! was! der närriſche Menſch! wer wird ihn fragen! (ſie geht zu Robert) Lieber Bruder Robert, willſt du wohl ſo gut ſeyn, Gurli zu heyrathen?

Robert. (ſehr erſtaunt) Wie? was?

M. Staff. Ein ſonderbarer Caſus.

M. Smith. C'eſt unique.

Viſitator. Unbegreiflich geſchwind.

Samuel. Ich werde zu Stein.

S. John. (lächelnd zu Kaberdar) Einer meiner Söhne iſt der Glückliche, mir gleich viel welcher?

Kaberdar. (bedeutend) Mir nicht gleich viel.

Gurli. Nun, du antworteſt mir nicht?

Robert. Zum Henker was ſoll ich antworten?

Gurli. Gefall ich dir nicht?

Robert. O ja.

Gurli. Nun du gefällſt mir auch. Du biſt ſo ein drolliger Menſch, ich ſeh dir gern in die Augen. Deine Augen ſprechen ſo, daß man immer antworten mögte, wenn man gleich nicht weiß was. Nun?

Robert. Miß ich kenne Sie gar nicht. Ich ſehe Sie heute zum erſtenmal in meinem Leben.

Gurli. Ja freylich, ich dich auch. Aber Gurli will dich gerne immer ſehen.

Liddy. Bruder, auf meine Gefahr.

Robert. Zum Henker! Das Mädchen iſt allerliebſt, aber ich kann ſie doch nicht betrügen, Miß, ich bin ein armer Teufel, ich habe nichts als ein Schiff von 1200 Tonnen, damit laufe ich morgen in die weite See, und gehe vielleicht übermorgen zu Grunde.

Gurli. Du ſollſt nicht in die See laufen, du ſollſt bey Gurli bleiben.

Robert. Und mit Gurli hungern.

Kaberdar. Sir, dieſe Geſchichte iſt einzig in ihrer Art, und muß Sie ſonderbar überraſchen. Sie iſt meine Tochter: ein gutes Mädchen, ein Kind der Natur, ihr Brautſchatz 10000 Pfund Sterling. Weiter hab ich nichts dabey zu ſagen.

Robert. Sir, ich mache mir aus 10000 Pfund Sterling ſo viel, als aus einer verfaulten Planke; und ich wollte mich auch nicht gern von meiner Frau todt füttern laſſen.

Gurli. Narr, ich will dich füttern, aber nicht todt füttern. Heyrathe mich immer, es ſoll dich nicht gereuen. (ſie ſtreichelt ihm die Wangen) ich will dich ſo lieb haben, ſo lieb —

Robert. (lachend) Ein närriſcher Handel! Nun in Gottes Namen! ich bins zufrieden.

Gurli. (freudig) Biſt du? laß dich küſſen!

Samuel. Robert iſt das brüderlich gehandelt? mir mein Glück vor dem Munde wegzufangen?

Robert. Beim Teufel! nein! — Nein Miß, ich kann Sie nicht heyrathen.

Gurli. (traurig) Nicht? Warum denn nicht?

Robert. Mein Bruder hat ältere Anſprüche auf Sie.

Gurli. Dein Bruder iſt ein Narr!

Samuel. Sachte Miß! haben Sie mir nicht hundertmal verſprochen, mich zu heyrathen. Antwort?

Gurli. Ob gerade hundertmal, das weiß Gurli nicht; aber verſprochen hab' ich es.

Samuel. Gut, waren Sie nicht eben im Begriff den Contrakt zu unterſchreiben? — Antwort? —

Gurli. Freylich war ich, aber nun will ich nicht mehr.

Samuel. Bruder, du haſt gehört, wie die Sachen ſtanden.

Robert. Das hab ich. Nein Miß, daraus wird nichts.

Gurli. Aber ich will ihn nicht! ich will ihn nicht! ich will ihn nicht! Du närriſcher Samuel, was willſt du mit Gurli anfangen? Gurli will dich nicht haben!

Robert. Das gilt mir gleichviel Miß; Sie mögen thun, was Ihnen beliebt, aber ich bin ſein Bruder, und ich darf Sie, hohl mich der Teufel, nicht heyrathen.

Gurli. Sag mir recht im Ernſt: Gefall ich Dir?

Robert. Bey meiner armen Seele! du gefällſt mir.

Gurli. Nun, ſo mußt Du mich heyrathen! Liddy, ſag ihm das.

Liddy. Die Schweſter kann nur rathen und bitten, nicht befehlen.

Gurli. Wer kann ihn denn befehlen? (zu S. John) Du biſt ſein Vater, befiehl ihm!

S. John. Weiß Gurli nicht von ihrem eignen Vater, daß man in ſolchen Fällen den Kindern gern ihren Willen läßt.

Gurli. Nun ſo bitt ihn! wenn mein Vater mich bittet, ſo thu ich alles, was er haben will. Ja, ja, Vaterchen, bitt' ihn! bitt ihn! (indem ſie um ihn herumhüpft und ihm die Wangen ſtreichelt, ſtößt ſie ihm von ohngefähr an ſeinen podagriſchen Fuß.)

S. John. (laut aufſchreyend) O weh! o weh! mein Bein! mein Bein! daß dich das Donnerwetter! o weh! weh!

Gurli. (erſchrocken und ängſtlich) Sey nicht böſe! Gurli hats nicht gern gethan.

S. John. Liddy hilf mir fort! hilf mir aus dem Gedränge! Hier ſind ſo viele Menſchen um mich her, und und es kömmt doch nichts zu Stande. Fort! fort!

Kaberdar. (zu Liddy) Erlauben Sie, daß ich Sie begleite.

Liddy. Recht gern. (ſie fahren beyde den Alten hinein.)

Achter Auftritt.

Miſtriß Smith. Gurli. Robert. Jack. Samuel. Mäſter Staff. Der Viſitator.

Gurli. (ſehr betrübt) Ich habe den armen alten Mann an ſeinen kranken Fuß geſtoßen. Gurli hat es gewiß nicht mit Fleiß gethan.

M. Smith. Ha! ha! ha! Das denouement der Scene hat mich ein wenig amüſirt.

M. Staff. Dergleichen Sponſalia ſind mir in praxi noch nicht aufgeſtoßen.

Viſitator. Wenn man nicht eilig und ſchleunig andere Maaßregeln ergreift —

Robert. So wird aus der ganzen Sache nichts.

Jack. (zu Robert) Ihr ſeyd ihm in der Quere aufs Tau gekommen, und habt ihm die Fahrt verſchlagen.

Samuel. Das Blut in meinen Adern iſt geronnen. In welches Labyrinth hab ich mich aus lauter Vorſicht verwickelt!

Gurli. (zu Robert) Nun Sauertopf! haſt du dich beſonnen, ob du Gurli heyrathen willſt?

Robert. Sie ſcheinen mir ein gutes Mädchen. Nicht wahr, Sie lieben Liddy als Ihre Schweſter?

Gurli. Ja, das thut Gurli.

Robert. So ſetzen Sie einmal den Fall: Liddy wollte gern einen guten braven Mann heyrathen, und Sie nähmen ihr den Mann ſo mir nichts dir nichts vor der Naſe weg. Könnten Sie das?

Gurli. Pfuy! das könnte Gurli nimmermehr thun.

Robert. Und doch verlangen Sie von mir, daß ich meinem Bruder einen ſolchen Streich ſpielen ſoll?

Gurli. Liebſt du denn den närriſchen Samuel eben ſo ſtark, als ich die gute Liddy liebe?

Robert. (etwas ſtockend) Er iſt mein leiblicher Bruder.

Gurli. Ach Gott! das iſt traurig. Gurli muß weinen. (ſie weint)

Jack. Das Wetter fängt an ſchlecht zu werden, die See geht hohl.

M. Staff. Aus dem Vorgefallenen läßt ſich abſtrahiren und ominiren, daß mein Officium vor der Hand hier überflüſſig wird. Ich eile daher —

Samuel. Warten Sie, warten Sie, Mäſter Staff.

M. Staff. Ey wozu? Jede meiner Stunden führt Gold im Munde. Die heutige Verſäumniß ſtelle ich Ihnen unterdeſſen à Conto, und habe die Ehre, mich der ganzen Geſellſchaft beſtens zu recommandiren. (ab.)

M. Smith. Ha! ha! ha! Das wäre alſo das Ende vom Liede. So gehts, wenn man noble Denkungsart verläugnet. (ab in ihr Zimmer.)

Samuel. (nach einer Pauſe) Billig entſteht nunmehro die Frage: was iſt anzufangen? Antwort: ich weiß nicht. (Er geht ſeiner Mutter nach.)

Jack. Die Luft wird klar Herr (auf den Viſitator deutend, welcher neugierig ſtehen geblieben.) Aber da ſieht noch eine Waſſerhoſe.

Robert. Richte dein Geſchütz darauf.

Jack. (zum Viſit.) Guter Freund, ſtellt einmal eure Takellage auf, und ſegelt zur Thür hinaus!

Viſitator. Mein Freund! beliebe er nur das Maul zu halten. Ich bin hier in Amtsgeſchäfften.

Robert. Amtsgeſchäffte? Seit wann iſt meines Vaters Haus zum Zollhaus geworden?

Viſitator. Verſtehen Sie mich recht, Sir! Es gehört mit zu meinen Amtsgeſchäfften, meinen werthen Principal, den Mäſter Samuel Smith, mit Thätigkeit und Schnelligkeit zu bedienen. So oft ich mich ein Viertelſtündgen, oder auch nur ein Minutgen, oder auch nur ein Secundgen vom Zollhaus wegſtehlen kann, ſo oft eile ich geſchwind, geſchwind hieher —

Robert. Und jetzt erſuche ich Sie, mein Herr, geſchwinde, geſchwinde von hier wegzueilen.

Viſitater. Wenn ich nur aber erfahren könnte, warum?

Jack. Weil es mir dermalen in den Fäuſten juckt und prickelt, als ſäße mir an jeder Fingerſpitze eine Wunde, die zuheilen will.

Viſitator. Nun ſo würden Sie es vielleicht nicht übel nehmen, wenn ich mich Ihnen eiligſt und ſchleunigſt empfehle?

Robert. Ganz und gar nicht. Je eiliger, deſto beſſer.
(Viſitater ab.)

Neunter Auftritt.

Gurli. Robert. Jack.

Jack. Was meynt ihr, Sir? ſoll nicht auch der alte Jack drauſſen vor Anker liegen, und warten, bis ihr ihm ein Signal gebt?

Robert. Nein, du kannſt bleiben.

(Gurli hat während dieſer Zeit in einem Winkel geſtanden und geſchluchzt.)

Robert. Was fehlt Ihnen, Miß?

Gurli. Ein Mann.

Robert. So heyrathen Sie meinen Bruder Samuel.

Gurli. Den mag ich nicht! ich will Dich haben.

Robert. Warum denn gerade mich?

Gurli. Das weiß Gurli ſelbſt nicht. Du biſt ein böſer Menſch, du machſt, daß ich weinen muß, und doch lieb ich dich. Sieh nur, Bruder Robert, ſchon ſeit vielen Wochen war mirs immer, als ob mir etwas fehlte, und da ſagte mein Vater, Gurli müſſe einen Mann nehmen. Nun wollte Gurli das auch gerne thun, und da frug mein Vater, welchen Mann ich haben wollte? Das war Gurli alles einerley. Aber ſeitdem Gurli dich geſehen hat, iſt's ihr nicht mehr einerley.

Robert. Beynahe mir auch nicht.

Gurli. Heyrathe mich immer! ich will dich mehr lieben als meinen Papagey und meine Katze. Ich will dich ſtreicheln, wie mein Kätzchen, und füttern wie meinen Papagey.

Robert. Von dir, liebe Gurli, geſtreichelt und gefüttert zu werden, iſt freylich keine üble Ausſicht in die Zukunft.

Gurli. O wie wollen wir ſo vergnügt zuſammen leben, du und ich, mein Vater und mein Papagey, Liddy und meine Katze!

Robert. Ja, ja, wenn nur — verdammt! es kommt mir vor, als ſey das nicht recht ehrlich gehandelt. Dein ſüßes Geſchwätz wird mein Gewiſſen in den Schlaf ſingen. Höre Gurli, kannſt du auch lügen?

Gurli. Lügen? Was iſt das?

Robert. Anders reden als du denkſt.

Gurli. Ha! ha! ha! Nein, das kann Gurli nicht. Aber wenn dir ein Gefallen damit geſchieht, ſo will ichs lernen.

Robert. Bewahre der Himmel! ſage mir aufrichtig, wenn Bruder Robert dich nun durchaus nicht heyrathet, wirſt du dann doch noch den Bruder Samuel nehmen?

Gurli. Nimmermehr! nimmermehr wird Gurli den närriſchen Samuel heyrathen; Gurli kann ihn nun gar nicht mehr leiden.

Robert. Aber — aber beym Teufel! ſeinem Bruder ein Bein unterzuſchlagen iſt doch bübiſch! Jack, was meynſt du? darf ein ehrlicher Kerl mit gutem Gewiſſen die Priſe da wegkapern!

Jack. Ihr müßt am beſten wiſſen, wie tief eure Fregatte im Waſſer geht. Aber was euren Bruder betrift, Sir, da würde ich mir nicht ſo viel draus machen, als aus einem verſchimmelten Zwieback. Der ſtrotzt auf dem Oberloof herum, mit ſchamerirtem Wamms, und allerhand Trararum, aber ich wollt es keinem braven Mädel rathen, ihn an Bord kommen zu laſſen.

Robert. Das denk' ich auch Jack. Das arme unſchuldige Mädel würd' eine garſtige Fahrt haben. — Topp Gurli! ich heyrathe dich.

Gurli. (an ſeinem Halſe) Nun biſt du mein lieber Bruder Robert! nun wird Gurli wieder lachen, und hüpfen und ſpringen!

Robert. Warte! nun biſt du meine Braut, und da muß ich dir einen Ring ſchenken. Er iſt freylich nicht viel werth, nur von Gelde, aber er bedeutet eben ſo viel, als der Pitt in unſere Königs Schatz. Da nimm!

Gurli. Was ſoll ich damit machen? ſoll ich ihn in der Naſe tragen?

Robert. Nicht doch! Steck ihn an den Finger. So! Das bedeutet, daß ich dich liebe.

Gurli. Ho! ha! ha! Du drolliger Menſch, ich will dir auch einen Ring holen, und das bedeutet, daß ich dich wieder liebe. Nicht wahr?

(Sie hüpft in ihr Zimmer.)

Zehnter Auftritt.

Robert. Jack.

Robert. Jack, was meynſt du? lieg' ich auf gutem Ankergrunde, oder ſitz' ich zwiſchen den Klippen?

Jack. Da müßt ihr das Senkbley in euer eigen Herz fallen laſſen.

Robert. Aber ein ſchmuckes Mädel, nicht wahr? Sag mir nur Jack, wie hat die kleine Wetterhexe es angefangen, mich ſo ſchnell unter ihren Spiegel zu bringen?

Jack. Das weiß ich nicht. Ich ſtand nicht am Steuerruder, und hab auch den Kurs nicht gerichtet.

Robert. Indeſſen, ehrlicher Kamerad, will ich gerne deine Meynung nach ihrer Länge und Breite hören. Wir ſind in ſo manchen Buchten und

Winkeln zuſammen geweſen; du kennſt mich inwendig und auswendig ſo gut als eine Hängematte; du haſt mich auf deinen Armen getragen, als ich noch kein Schiffstau ſpleißen konnte; ſag mir frank und frey, was denkſt du von der Geſchichte? Das Mädel iſt hübſch, gut, und hat 10000 Pfund Sterling.

Jack. Ja, ja, ſie iſt ein ſchmuckes, aufgeräumtes Mädel, die ihren Compaß verſteht, eben gut ausſtaffirt und unten wohl beplankt iſt; aber —

Robert. Nun aber? heraus damit!

Jack. Lieber Gott! es iſt mit den Weibern, wie's iſt; kein Grund iſt nicht darinnen zu finden. Wär ich an eurer Stelle, ſo würde ich ſprechen: ich ſehe wohl, wo das Land liegt, aber ich will verdammt ſeyn, wenn ich die Spitze nicht vorbey ſegle.

Robert. Ich kann nicht Jack, ich habe meine Takelage eingebüßt.

Jack. Das iſt ſchlimm.

Robert. Ich fürchte beynahe, ich werde Kiel über Waſſer kehren müſſen.

Jack. Das iſt ſehr ſchlimm! da geht ihr ohne Rettung zu Grunde.

Robert. Ich ſollte doch nicht denken; Jack, ich hoffe noch immer in ſtilles Fahrwaſſer zu kommen. Sieh nur, das Mädel iſt gar zu brav! ihre Seele trägt ſie im Auge, und in ihrem Auge iſt kein Falſch; ihr Herz ſchwebt auf ihrer Zunge, und ihre Worte ſind reiner Firnewein, ſüß wie der Saft der Cocosnuß.

Jack. Aber einem Weibe iſt ſo wenig zu trauen, als einem Waſſerwirbel zur See. Anfänglich iſt das ein Leben voll Juchhe und Heyſa! aber ſegelt ihr nur einmal gegen den Strom ihrer Neigungen, gleich fängt der Sturm an zu heulen aus Süden und Norden, aus Weſten und Oſten. Und dann bedenkt einmal Sir: jetzt regiert Ihr euer Schiff wie es euch beliebt, Ihr lichtet die Anker, wenn es euch einfällt; Ihr ſteuert, wohin ihr Luſt habt; meynt Ihr, wenn Ihr ein Weib an Bord nehmt, Ihr würdet das Kapeltau immer ſo lang und frey behalten, als bisher?

Robert. Schweig nur, ehrlicher Jack! ich merke wohl, es war mir nicht Ernſt, als ich dich um Rath fragte, denn Trotz alles deſſen, was du da vorbringſt, bin ich entſchloſſen, meinen Strich fort zu laviren, und ſollt' ich nur 6 Punkte vom Wind haben!

Jack. Glück auf die Fahrt!

Eilfter Auftritt.

Fazir. Die Vorigen.

Robert. Endlich, Kamerad, bekömmt man dich einmal wieder zu ſehen. Wo Teufel haſt du geſteckt, ſeit wir dieſen Mittag das letzte Glas Porter zuſammen leerten?

Fazir. Ich war auf unſerm Schiff. In dieſes Haus wollt' ich nie wieder kommen, und nun bin ich doch wieder hier, ich weiß ſelbſt nicht, wie das zugeht.

Robert. Auf dem Schiffe warſt du? iſt unſer Volk brav luſtig?

Fazir. Nur zu luſtig! ihre Freude jagte mich wieder fort, denn ich konnte mich nicht mit freuen.

Robert. Warum denn nicht?

Fazir. Wie du auch fragen kannſt! Sieh Robert, es iſt närriſch zu erzählen. Ich gieng in meine Kajüte und legte mich in meine Hangematte, und ſah hinauf an die Decke, wie ich während unſerer Reiſe jeden Morgen beym Erwachen zu thun pflegte. Da hat nun der Strick, mit welchem die Hangematte oben an der Decke befeſtigt iſt — aber du mußt mich nicht auslachen.

Robert. Nein, nein, nur weiter!

Fazir. Nun die Schleife des Stricks hat ein L gebildet, oder es ſieht doch ſo aus wie ein L.

Robert. Ja, ja, die Liebe iſt im Stande, das ganze Alphabet draus zu machen.

Fazir. So oft, wenn ich des Morgens erwachte und hinauf ſah an dieſes L, ſo freute ich mich, meine Gedanken ſchweiften weiter, als meine Augen, und das L hielt mich manche Stunde feſt im Bette. Ach! heute hat mich das L zum Erſtenmale herausgejagt.

Robert. Armer Junge! Was meynſt du Jack? dem läßt ſich nicht helfen.

Jack. Der hat ſchwer geladen. Er muß die Liebe über Bord werfen, ſonſt geht er unter.

Fazir. Lieber Robert, wirſt du bald wieder abſegeln?

Robert. Narr! ich habe ja noch nicht gelöſcht. Und dann muß ich erſt wieder für neue Fracht ſorgen.

Fazir. Wie lange kann alles das dauern?

Robert. Sechs Wochen aufs wenigſte.

Fazir. Sechs Wochen? Ach Robert! dann iſt der arme Fazir ſchon lange todt! warum blieb ich nicht in meinem Vaterlande? ſo wär ich doch zugleich mit meinen Brüdern geſtorben? Hier muß ich allein ſterben! Dort hätte doch noch hie und da eine gute Seele um mich geweint, hier wird niemand um mich weinen.

Robert. Junge, du machſt mir das Herz weich! wenn dich das tröſten kann, daß Liddy allem Anſchein nach, einen ſehr braven Mann heirathet —

Fazir. Das ſollte mich freylich wohl tröſten — aber es tröſtet mich doch nicht! ich bin auch brav, nicht wahr?

Robert. Aber nicht reich.

Fazir. Pfuy Robert! hab' ich dich nicht oft ſagen hören: Ehrlichkeit iſt beſſer als Reichthum?

Robert. Ganz gewiß, aber die Ehrlichkeit nagt nur an den Knochen, die der Reichthum unter den Tiſch wirft.

Fazir. Wenn auch! mir kommt es vor, als würde ich an Liddys Seite nie gehungert haben. Erinnerſt du dich noch des armen Negerſclaven: als wir einmal auf Jamaica zuſammen ſpazieren giengen. Er arbeitete an einer Zuckerplantage; ihm lief der Schweiß die Stirne herab, ein Waſſerkrug ſtand neben ihm, und doch ſang er heiter und froh ein mohriſch Lied. Guter Freund, ſprachſt du zu ihm: das iſt ein ſchwer Stück Arbeit. Ja wohl, gab er zur Antwort, und trocknete ſich den Schweiß mit der flachen Hand. Nun gab ein Wort das andere. Wir fragten ihn, wie er bey ſeinem harten Schickſale noch ſo zufrieden lächeln könnte? Da zeigt er ein Paar hundert Schritte weiter hin auf einen Buſch, unter dem Buſche ſaß ein ſchwarzes Weib, mit drey kleinen halb nackten Kindern, das jüngſte lag an ihrer Bruſt. Und als der Negerſclave mit dem Finger dahin zeigte, ſah er ſo innig vergnügt dabey aus — nein, ſolch ein Lächeln ſchmückte nie das Geſicht eines Königs! — Ich hätte Liddy nur gewollt! [illegible] erarbeitet haben, wie jener Sclave — und glücklich, wie er.

Robert. (dem es ganz weich ums Herz geworden) Komm! komm! wir wollen ein Paar Flaſchen Wein zuſammen [illegible].

Fazir. Ich mag nicht. Ich mag weder eſſen noch trinken. Ich will mich zu Tode hungern.

Zwölfter Auftritt.

Gurli. Die Vorigen.

Gurli. (mit einem Diamantring in der Hand) Nun da bin ich. (Sie erblickt Fazir, bleibt eingewurzelt ſtehen, und ſieht ihm ſtarr und ſprachlos ins Geſicht.)

Fazir. (fährt eben ſo bey ihrem Anblick zuſammen, und in ſeinen wild auf ſie gehefteten Augen malen ſich Schrecken und Erſtaunen.)

Robert. Nun? hat euch beyde ein Blitzſtrahl gerührt?

Gurli. (bebend) Bruder Robert, ſiehſt du da etwas ſtehen?

Robert. Ja freylich.

Gurli. Siehſt du es wirklich?

Robert. Nun ja doch, ich bin ja nicht blind.

Fazir. Robert, ſiehſt du den Geiſt?

Robert. Ich ſeh einen Narren, und der biſt du.

Fazir. Lieber Robert, dieſer Körper gehörte ehemals meiner Schweſter Gurli; frag ihn, welche Seele ſeit ihrem Tode hinein gewandert iſt?

Robert. Deine Schweſter?

Gurli. Ja, ja, Robert, dieſer Geiſt hieß ehemals Fazir, und war mein Bruder — ach mein lieber Bruder!

Robert. Ich begreiſe — Kinder haltet eure 5 Sinne beyſammen! erſt ſolch ein Schrecken! und nun ſolch eine Freude! — Ihr ſeyd nicht Geiſter — Kinder, ich bitt euch, werdet nicht Närriſch! — umarmt euch! Bruder Fazir und Schweſter Gurli!

Fazir und Gurli. (zugleich) Nicht Geiſter? (ſie nähern ſich einander mit ausgebreiteten Armen.)

Fazir. Lebſt du wirklich Gurli? } zugleich.
Gurli. Lebſt du? mein Fazir? }

(Sie fallen ſich in die Arme.)

Robert. (ſehr bewegt) Was meynſt du Jack?

Jack. (ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchend) Land! Land!

Robert. Recht Jack! nie hab' ich das empfunden, wenn ich nach einer langen, gefährlichen Reiſe unverhofft Land erblickte!

Fazir und Gurli. (plötzlich in ausgelaſſene Freude übergehend) Er lebt! Sie lebt! Schweſter Gurli! Bruder Fazir!

(Hier kann der Dichter dem Schauſpieler nichts vorſchreiben. Sie hüpfen, tanzen, ſpringen, ſingen, lachen und weinen wechſelsweiſe. Freude iſt immer ſchwer nachzuahmen, am mehrſten die Freude unverdorbener Natur-Menſchen. Robert und Jack ſtehen ſchweigend und laben ſich an dem wonnevollen Schauſpiel.

Dreyzehnter Auftritt.

Muſaffery. Die Vorigen.

Muſaffery. Ich höre deine Stimme Gurli — aber — was —

Fazir. Auch Muſaffery —

Musaffery. Fazir? — du lebst? — (er drückt ihn mit Ungestüm an seine Bruſt) Wie iſt mir? — wo bin ich? — mein alter Kopf — ja, ja, er lebt! (außer ſich) Wir wollen ein Pongol feyern! wir wollen Reiß mit Milch kochen! (indem er die Hände hoch hebt und ſich dreymal tief zur Erde bückt) Brama ſey gelobt! Brama ſey gelobt! wo iſt mein Herr! — wo iſt Kaberdar? — wir wollen einer Kuh die Hörner bemahlen! — wir wollen ſie mit Blumen kränzen!

Fazir. Kaberdar! — was ſpricht er? — Gurli! lebt auch mein Vater noch?

Gurli. Friſch und geſund! friſch und geſund! Vater! Vater!

Fazir. (außer ſich) Wo? Wo? Vater! Vater!

Vierzehnter Auftritt.

Miſtriß Smith. Kaberdar. Sir John von Samuel herausgefahren. Die Vorigen.

M. Smith. (im Hereintreten) Ciel! welch ein pöbelhafter Lerm?

Kaberdar. (ſeinen Sohn erblickend) Gott! was iſt das?

Fazir. (ſeine Knie umfaſſend) Mein Vater!

Gurli und Muſaffery. (um ihn herhüpfend) Er lebt! Er lebt!

Kaberdar. (ſeinen Sohn heftig umarmend) Du lebſt? — O Brama! kannſt du mir all mein

Zweifeln und Murren vergeben? Mein Erſtgeborner lebt! ich drücke ihn in meine Arme! ich habe meinen Sohn wieder! was iſt Fürſtengold und Fürſtendiadem gegen dieſen Augenblick?

Muſaffery. (ſich tief zur Erde neigend) Wir danken dir Brama! wir danken dir!

Kaberdar. (Augen und Hände gen Himmel hebend) Ja, wir danken dir in ſtillem Gebet.

S. John. Ein ſüßer froher Augenblick! Schmerzſtillende Arzney.

M. Smith. Ein Roman; ein wahrer Roman!

Samuel. So ſchein'ts mir auch. Ich zweifle noch ſehr an der Wahrheit.

Robert. Gib dir keine Müh, Bruder, ich bürge dafür.

Kaberdar. Sprich mein Sohn! durch welches Wunderwerk biſt du unſern Mördern entgangen?

Fazir. Ich ſchweifte lange in der Irre umher, aber ein guter Engel leitete meinen Fußtritt. Ich wußte nicht, wohin ich ging, noch was aus mir werden würde. Ueberall ward ich verfolgt, ohne es zu wiſſen; und überall entfloh ich, ohne es zu wiſſen. Brama hat mich erhalten.

Muſaffery. (bückt ſich tief) Brama ſey gelobt!

Fazir. Am zehnten Tag meiner Flucht, als Hunger und Müdigkeit mich faſt zu Boden warfen, ſtieg ich mühſam einen Hügel hinauf, und plötzlich lag vor meinen Blicken das grenzenloſe Meer. Ein fremdes Schiff war eben abgeſegelt, kaum einen Kanonenſchuß vom Ufer entfernt. Ach! dacht ich, wär ich nur eine Stunde früher angelangt, dieſes Schiff hätte mich aufgenommen, und allen Gefahren auf immer entzogen. Ich wickelte in Eil meinen Turban auseinander, ich ließ den Muſſelin in die Luft flattern, und winkte und ſchrie, ſo laut ich konnte; aber umſonſt! das Schiff ſeegelte mit friſchem Winde von dannen. Ich war der Verzweiflung nahe; der Hunger trieb mich auf dem ungebahnten Pfade, den ich bisher gewandelt hatte, herunter an den Strand. Da ſucht ich Meerſchnecken, unbekümmert, ob man mich erhaſchen werde oder nicht. Plötzlich, welche Freude! erblick ich hinter einer Felſenſpitze, noch ein zweytes Schiff vor Anker liegend; deſſen Kapitain war dieſer brave Mann, (auf Robert zeigend) dem dank' ich meine Rettung und mein Leben, und meinen bisherigen Unterhalt.

Muſaffery. (ſich tief bückend) Brama ſey gelobt!

Gurli. (auf Robert zufliegend und ihn umhalſend) O du guter Menſch!

Robert. Poſſen!

Kaberdar. (Robert die Hand ſchüttelnd) Sir, wenn auch Sie einſt Vater ſind, dann werden Sie fühlen, daß für eine ſolche Wohlthat, der Dank eines Vaters keine Worte hat.

Robert. Bey Gott, Sir ich ſchäme mich; als ich den jungen Menſchen da aufnahm, dacht ich weder an Dank noch an Belohnung. Ich ſolgte meinem Herzen, und ſiehe da, ich habe mir ſelbſt einen Freund gerettet.

S. John. Umarme mich mein Sohn! — Gott ſegne dich!

M. Smith. (ihm die Hand zum Kuß reichend) Mon fils, deine noble Denkungsart, hat mich ganz enchantirt.

Robert. Liebe Mutter, meine Denkungsart war in dem Augenblick ſo wenig nobel, daß ich ſogar fürchte, es lief ein wenig Neid und Eiferſucht mit unter: den Abend zuvor hatten ſich auch drey unglückliche Flüchtlinge auf das Schiff gerettet, welches neben mir vor Anker lag, und bey meiner armen Seele! ich ärgerte mich, daß der Zufall ſie an meines Nachbars Bord geführt hatte.

Kaberdar. Dieſe drey Flüchtlinge waren wir. Jener brave Mann, rettete Vater, Tochter und Freund; dieſer brave Mann bringt mir auch meinen Sohn zurück.

Gurli. Nicht wahr Vater, Gurli darf dieſen guten Menſchen heyrathen?

Kaberdar. Wenn er dich will, von ganzem Herzen.

Gurli. Wenn er mich will? o ja er will! nicht wahr guter Robert?

Robert. (zu Samuel) Bruder du wirſt mirs nicht übel nehmen, meine großmüthige Entſagung würde dir zu nichts helfen, denn dich nimmt ſie doch nicht.

Gurli. Nein wahrlich nicht, närriſcher Samuel, dich wird Gurli nimmermehr heirathen.

Samuel. Es entſteht hier billig die Frage: was wird Sir Samuel Smith nunmehro anfangen? Antwort: ſich hängen — wenn es nemlich die Vorſicht geſtattet (ab)

Kaberdar. Alles vereinigt ſich, mir zu beweiſen, daß ich nichts gewann, als der Zufall ein Diadem um meine Stirne wand; und daß ich nichts verlohr, als der Zufall es wieder herunterriß. Gute Kinder, geprüfte Freunde — was fehlt meinem Glücke? ein braves Weib! und auch das hab' ich gefunden. Madame, nur Ihre Einwilligung mangelt mir noch. Ich liebe Ihre Tochter Liddy. Zwar kenn' ich Ihre Grundſätze und Ihre Ehrfurcht für alte Familien; aber ich hoffe allen Ihren Forderungen ein Genüge zu leiſten, wenn ich Ihnen verſichere: daß ich regierender Fürſt von Myſore war, und daß meine Voreltern ſchon damals mit Ehre die Waffen trugen, als Alexander der Große Indien verheerte.

M. Smith. Ich erſtaune! — ein ſo altes Haus! — ich werde mirs zur Ehre ſchätzen, Sie in unſere Familie mit offenen Armen aufzunehmen.

Fazir. Ach Vater!

Kaberdar. Nun?

Fazir. Ach lieber Vater!

Kaberdar. Was willſt du lieber Sohn?

Fazir. Du haſt mir das Leben gegeben, und willſt du mirs wieder nehmen?

Kaberdar. Ich verſteh dich nicht.

Fazir. Ich liebe Liddy ſo ſehr.

Kaberdar. So? — und Liddy? —

Fazir. Ich habe weder Tag noch Nacht Ruhe.

Kaberdar. Höre, lieber Junge, das vermag nur Liddy zu entſcheiden. Freylich du zählſt kaum zwanzig Jahr, und friſche Jugend blüht auf deiner Wange. Ich hingegen trage meine fünf und dreyßig auf dem Rücken. Indeſſen, ſo weit ich Liddy kenne, wird das ſchwerlich ihren Entſchluß beſtimmen. Laß ſehen, wir wollen ſie rufen. Spricht ihr Herz zu deinem Vortheil, ſo ergeb ich mich willig in mein Schickſal.

Robert. Friſch auf Jack! lichte die Anker und ſteure in Liddys Zimmer. Wir laſſen ſie bitten ihren Kurs hieher zu richten.

Jack. Wohl! wohl! (ab)

Gurli. Vater ich will dir ſagen, wen von euch beyden Liddy heyrathen wird.

Kaberdar. Nun?

Gurli. Meinen Bruder Fazir.

Kaberdar. Woher weißt du das?

Gurli. Er iſt hübſcher als du.

Kaberdar. Ach liebes Mädgen, Liddy iſt nicht ein Kind wie du.

Robert. Ich fürchte, was dieſen Punkt betrifft, werden die Weiber ewig Kinder bleiben.

S. John. Es komme wie es wolle, ſo ſeh ich doch noch vor meinem Ende zwey glückliche Paare.

M. Smith. Recht mon cher! dieſer Tag ſöhnt mich mit dem Glücke wieder aus, und ſonſt werd ich einſt zu meinen Ahnen hinüber ſchlummern. Blos Samuels Schickſal geht mir doch zu Herzen.

Gurli. Der arme närriſche Samuel! er dauert mich doch! was meynſt du Robert? ich will ihn auch heyrathen.

Robert. Zween Männer auf einmal? Nein Gurli das verbitt' ich mir.

Gurli. Nun wie du willſt. Gurli macht ſich nichts daraus.

Funfzehnter Auftritt.

Liddy. Jack. Vorige.

Robert. He da! Schweſterchen! ich wünſch dir Glück! du biſt Braut.

Liddy. (niedergeſchlagen) Ja ich bin Braut.

Robert. Aber mit wem? Das iſt noch die Frage.

Liddy. Mit wem? Mit dieſem Manne hier.
(auf Kaberdar zeigend.)

Robert. Halt! halt! nicht ſo raſch!

Kaberdar. Miß, ich entbinde Sie Ihres Verſprechens. Vater und Sohn ſtehen hier vor Ihnen.

Liddy. (erſtaunt) Vater und Sohn?

Kaberdar. Ja, dieſer Jüngling iſt mein Sohn. Er liebt Sie. Ich liebe Sie auch. Wählen Sie frey.

Gurli. (zu Liddy) Nimm den Sohn, er iſt hübſcher als der Vater.

Kaberdar. Ihr Herz muß den Ausſpruch thun.

Liddy. (ſehr verlegen) Mein Herz? — Ach! —

Fazir. (mit niedergeſchlagenen Augen) Liebe Miß! —

Robert. Nun Schweſterchen wirds bald?

Liddy. Wie kann ich — ich habe ja ſchon mein Wort gegeben.

Kaberdar. Wenn Sie alſo Ihr Wort nicht gegeben hätten — ſo würden Sie? — (Liddy ſchweigt) Ich verſtehe (er legt ihre Hand in Fazirs Hand) Gott ſegne euch Kinder!

Fazir. (Liddy umarmend) Ach liebe Miß!

Muſaffery. (bückt ſich tief) Brama ſey gelobt!

Kaberdar. (wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen) Ein einziger bitterer Tropfen! ſchon recht! der Freudenkelch war zu ſüß.

Robert. Nun Jack was meynſt du?

Jack. Ich meyne, daß ich mein altes baufälliges Gefäß nun allein in der Welt herum bugſiren muß. Kraut und Loth iſt verſchoſſen, der Tolbord iſt abgenuzt, was ſoll aus mir werden?

Robert. Du ſollſt bey mir bleiben, und ſo lange ich einen Zwieback habe, gehört die Hälfte dir, bis du einſt deine Reiſe glücklich endeſt, und in der Breite des Himmels aufgebracht wirſt.

Jack. Ich dank euch Sir! ich dank euch! nun ich wünſch euch allen ſchmuckes Wetter und guten Wind zur Fahrt.

Sultan Wampum

oder

die Wünſche.

Ein
orientaliſches Scherzſpiel mit Geſang,
in drey Aufzügen.

Von

Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1794.

Perſonen:

Schach Wampum, Beherrſcher von Schiras.

Huſſein, Obriſter der ſchwarzen Verſchnittenen.

Nurraddin, ein junger Kaufmann.

Caled, ſein Diener.

Alma, eine junge Waiſe.

Ein europäiſcher Arzt.

Ein Genius.

Ein Kämmerling.

Zwey Schildwachen.

Erſter Akt.

(Ein freyer Platz nahe bey Schiras, mit Ruhebänken unter Cypreſſen und Zitronenbäumen. An der einen Seite ein Brunnen unter Geſträuch verſteckt.)

Erſte Scene.

Alme.

Immer neu, und immer neu
Sprudelt meine liebe Quelle,
Wie geht das zu? —
Warum ſchlägt mein Herz ſo ſchnelle?
Eins, zwey, drey! — Eins, zwey drey! —
Närrchen, was begehrſt du?
Immer neu, und immer neu
Iſt des Herzens Schelmerey,
Wie geht das zu? —
Nirgends Feuer, und ich brenne,
Und ich wünſch', was ich nicht kenne,
Habe Schlaf und doch keine Ruh,
Wie geht das zu?

(geht mit einem Waſſerkruge zum Brunnen, ſchlägt ihren Schleyer zurück und ſchöpft.)

Mein Schäfchen dürſtet — hat auch keine Mutter mehr. Alma und ihr Schäfchen ſind beide Mutterlos. Und Waſſer muß ich dem armen kleinen Dinge bieten, ſtatt der Milch. Habe ich doch ſelbſt nur Waſſer für meinen Durſt, ein wenig Reis und eine Traube für meinen Hunger. Arme Alma. (ſie will gehn und blickt von ungefähr in die Ferne) Sieh, welch ein großer Zug kömmt dort von Pferden und Kameelen mit ſchwerem Gepäcke. Das iſt die Straße die aus der Wüſte kömmt. Ob ich ein wenig verweile, und all den Reichthum vorüberziehen ſehe? — Ach! dürfte ich nur die Laſt eines Kameels mein nennen, mir und meinem Schäfchen wäre auf immer geholfen. — Halt! da geht einer auf mich los. Geſchwinde den Schleyer über. (ſie verhüllt ſich)

Zweyte Scene.

Alma, Caled mit einem Waſſerkruge.

Caled. Segen des Propheten über dich, ſchöne Dirne. Sey barmherzig und zeige mir einen Brunnen hier in der Nähe. Wir ſind neun Tage durch die Wüſte gezogen, unſer Waſſer iſt warm und lebendig, mein Herr verſchmachtet für Durſt.

Alma. Hier iſt ein Brunnen. Du biſt müde, ſetze dich, ich will für dich ſchöpfen, und deinen Krug füllen.

Caled. Mögeſt du einſt dafür in allen neun Himmeln neben den zwölf Imams ſitzen. (er lagert ſich auf eine Bank, Alma ſchöpft mit ihrem Kruge und füllt den Krug)

Alma. (während der Arbeit) Ihr kommt wohl weit her?

Caled. Wir ſind in ganz Perſien herum gezogen

Alma. Und bringt eine reiche Ladung mit nach Hauſe.

Caled. So reich, daß wir den Schach-Wampum fragen können, ob er Schiras verkaufen will.

Alma. Was tragen denn die vielen Kameele?

Caled. Sie tragen Indigo, Cochenille, Stahlklingen und Panzerhemden aus Koraſſan, Wolle von Kaſchemir und Kerman, Gold- und

Silberſtoffe aus Iſpahan, Seidenwaaren aus Ardebil und Manna, Sennesblätter und Rhabarber aus Kilan. Vierzig Pferde und 70 Kameele, alle wohl bepackt, ſind meines Herrn Eigenthum.

Alma. Wer iſt dein Herr?

Caled. Ein junger Kaufmann, reich wie der große Mogul. Sein Vater ſtarb vor wenig Monden.

Alma. Da haſt du deinen Krug, er iſt voll. Wohl bekomme es dir und deinem Herrn.

Caled. (thut einen Zug aus dem Kruge) Ha! das erquickt, belebt, erfriſcht. Habe Dank, ſchöne Dirne, und ehe wir ſcheiden, laß mich dein Antlitz ſehn. (er will ihr den Schleyer aufheben)

Alma. (ſich zurückziehend) Biſt du ein Fremdling in dieſem Lande, ſo will ich dir verzeihen, daß du nicht weißt, was bey unſerm Volke Sitte und Gebrauch iſt.

Caled. Es iſt unter allen Völkern gebräuchlich, die Schönheit zu bewundern, und wo möglich zu entſchleyern. Laß alte Weiber ſich in Leichentücher hüllen, ihre Schönheit ward verlängſt zur Leiche. Dein Mund iſt nicht geſchaffen, den Schleyer zu tragen. Wahrlich Mädchen! dein Trank hat friſches Blut in meine vertrocknete Adern gegoſſen! Du biſt ſchlank, aber die ſchlanken Mädchen ſind nicht immer ſchön. Du biſt gut, aber die guten Mädchen ſind ſelten ſchön. Ein Blick aus deinen häßlichen oder ſchönen Augen wird dieſe alten Erfahrungsſätze beſtätigen oder Lügen ſtrafen. (er verſucht von neuem den Schleyer wegzureiſſen)

Alma. (ſich ſträubend) Hat mein guter Wille Beleidigungen verdient?

Caled. Kind, dein guter Wille und deine Schönheit haben nichts mit einander gemein. Beſſer wäre es, wenn deine Schönheit mehr guten Willen hätte.

Alma. Ich bin nicht ſchön.

Caled. Das ſagt dein Mund. Aber das ſchwarze Auge, das da durch den Schleyer blitzt, wie der Abendſtern durch eine Wolke, ſpricht ganz vernehmlich mein Mund lügt. Und höre, Mädchen, daß du meinen Wunſch, dir in dies blitzende Auge zu gaffen, eine Beleidigung ſchiltſt, das iſt Ziererey. Ihr Dirnen habt es gar zu gern, wenn man gaſt und ſich blind gaffen möchte.

Alma. Mir gilt es gleich. (ſie ſucht vergebens zu entſchlüpfen weil ihr Caled immer den Weg vertritt)

Caled. O ho! das iſt nicht wahr. Aber daß du dich ſo geberdeſt das iſt in der Ordnung. Noch mehr; ich werde Gewalt brauchen, du wirſt zürnen, dein Mund wird mich ſchelten, und dein Herz wird mir's Dank wiſſen.

Alma. Was der Menſch nicht alles glaubt.

Caled. Es kommt auf den Verſuch an. (er wiederholt ſeinen Angriff)

Alma. Bleib mir vom Halſe oder ich ſchlage dich.

Caled. Das wären nicht die erſten Schläge von Händen, die mich nachher geſtreichelt haben. Darauf wage ich es. (er ſetzt ſeinen Krug ab, und geht auf ſie los)

Alma. Verwegener! ich bin eine arme Waiſe, habe weder Vater noch Brüder, die meinen Schimpf rächen könnten. (ſie ſträubt ſich heftig)

Caled. Deſto beſſer!

Alma. Laß mich! Hülfe! Hülfe!

Dritte Scene.

Nurradin. Vorige.

Nurrad. Was giebts hier?

Caled. Nichts, drum will ich nehmen.

Nurrad. Wieder einmal ein dummer Streich, Caled?

Caled. Den hat die Dirne gemacht, als ſie ſchrie.

Alma. Ach Herr! ſteht mir bey! ich gieng hieher an den Brunnen, für mein Schäfchen Waſſer zu ſchöpfen. Da kam der böſe Menſch und ſagte, er dürſte. Da ſchöpfte ich auch für ihn Waſſer, — das war nun freilich eben nicht Dankens aber auch nicht Schimpfens werth. Schützt mich, guter Herr! ich habe niemanden, der mich ſchützt.

Nurrad. (mit ſtrengem Blick zu Caled) Elender! (zu Alma) Sey ruhig, gutes Kind, dir ſoll kein Leid widerfahren. Wer biſt du? wie nennt man dich?

Alma. Ich heiße Alma. Mein Vater war ein Gärtner, zog die ſchönſten Trauben und die ſchönſten Granatäpfel um ganz Schiras. Er iſt tod, und meine Mutter iſt auch tod. Mir haben ſie ein Schäfchen hinterlaſſen, das iſt es alles. Ich diene nun bey einem Manne, der vormals meines Vaters Knecht war. Dort jene Hütte iſt meine Wohnung.

Murrad. Deine Stimme iſt ſo ſanft und beſchleicht das Herz mit ſüßem Wohl und Weh. Was meines Dieners Ungezogenheit dir nicht entreißen konnte, entdeckt dir vielleicht meine Bitte. Laß mich dein Antlitz ohne Schleyer ſehn.

Alma. Herr, die Sitte unſers Landes —

Murrad. Iſt mir bekannt. Aber ich verſpreche dem züchtigen Mädchen Beſcheidenheit und Ehrfurcht, wie es einem gutgearteten Jünglinge ziemt.

Alma. Ich darf nicht.

Murrad. Du ſagteſt vorhin, du habeſt weder Vater noch Brüder: Laß mich dein Bruder ſeyn; willſt du?

Alma. Ach du biſt ein reicher Mann, und wollteſt der armen Alma Bruder ſeyn?

Murrad. Um ſo eher. Die arme Alma bedarf eines reichen Bruders. Aber weißt du auch, daß eine Schweſter ſich vor ihrem Bruder entſchleyern darf?

Alma. Das weiß ich.

Nurrad. Wohlan, ſo laß mich nicht vergebens bitten. Ich ſchwöre dir beim Propheten, deine Tugend und Keuſchheit ſind ſicher bey Nurraddin dem Sohne Osmins.

Alma. (ſchlägt ihren Schleyer zurück und blickt verſchämt zur Erde)

Nurrad. und **Caled.** (beide wie von einem Blitzſtrahl geblendet)

Nurrad. (entzückt ſtürzt zu ihren Füßen) Göttliches Geſchöpf!

Alma. (ihren Schleyer wieder überwerfend) Du hältſt nicht, was du verſprachſt.

Nurrad. (ergreift ihre Hand und drückt ſie feurig an ſeine Lippen) Auch du nicht. Du verſprachſt mir ein Menſchen-Antlitz zu enthüllen, und ſiehe da, es erſcheint mir ein Mädchen aus Muhameds Paradies

Alma. Steh auf Herr, es ziemt dir nicht zu knien. Das iſt nicht brüderlich, du haſt mich getäuſcht.

Nurrad. Nein, nein! ich kann nicht dein Bruder ſeyn. Ich kannte weder dich noch mich, als ich das verſprach. Aber ich will dir mehr ſeyn als Bruder — (ſchüchtern) Dein Gemahl.

Alma. Du ſpotteſt einer armen Dirne.

Nurrad. (ſie zärtlich anblickend) Sieh in mein Auge, ob du Spott darin lieſeſt.

Alma. Spott oder Betrug.

Nurrad. Nicht doch, ſchöne Alma. Ich bin ein Kaufmann, der nie falſche Waare zu Markte brachte, weder im Handel noch in der Liebe.

Alma. Steh auf, wenn ich dich hören ſoll, und laß mich los, wenn ich mich nicht vor dir fürchten ſoll.

Nurrad. (thut beides) Ich habe ein einziges Weib; meines Vaters Ueberredung gab mir Fatime; ſie iſt häßlich, aber eine gute, ſanfte Seele. Sie wird die Freundin meiner Geliebten ſeyn, und meine Geliebte die Beherrſcherin Nurraddins.

Alma. Ich bin ein armes Mädchen, ohne Rathgeber, ohne Vertheidiger. Wenn du mich betrügen willſt, ſo wird es dir leicht werden;

aber es wird dir ſchwer werden, es dort zu verantworten.

Nurrad. Ich ſchwöre dir bei meines Vaters Aſche! daß ich es treu und redlich meyne. Folge mir ohne Scheu. In wenig Stunden iſt jeder Zweifel gehoben, der deine fromme Seele ängſtigt.

Alma. (ſchwankend) Soll ich dir folgen? Ach daß ich noch eine Mutter hätte, die meine unerfahrne Jugend leiten könnte! — Wenn ich dir folge —. (mit Selbſtgefühl) Werden Tugend und Schamhaftigkeit mich nicht überall begleiten? — Wohlan, ich folge dir. Gott gebe zur guten Stunde! — Doch noch eins, ehe wir aufbrechen. Zwar weiß ich wohl, man frägt uns arme Mädchen nicht, ob wir den Gemahl auch lieben können? man fordert nur ſclaviſche Unterwürfigkeit von uns. Aber du ſcheinſt Liebe zu begehren.

Nurrad. Liebe zu bitten.

Alma. Nun ſo bin ich dir ein aufrichtiges Geſtändniß ſchuldig; du gefällſt mir, aber ich liebe dich noch nicht.

Nurrad. Fühlſt auch, daß du mich nicht lieben wirſt?

Alma. (ſtockend) Das fühle ich nicht.

Nurrad. Nun ſo geht meine Liebe mit der Hofnung Hand in Hand. Zärtliche Beharrlichkeit hat oft ſchon Gegenliebe erbettelt.

Alma. Süßer Bettler! Ach! wie wahr iſt es doch, was der große Dichter, Sadi, von der Quelle und der Liebe ſingt. Es iſt ein Wechſelgeſang, kennſt du ihn?

Nurrad. Wohl kenn ich ihn. Wie wär es liebes Mädchen, wenn wir ihn zum Weyhgeſang unſerer Liebe machten! Du biſt ſo ſchön, ſo ſanft und gut, gewiß haſt du eine ſchöne Stimme, eine Stimme, die ans Herz geht. Laß uns Sadis Lied ſingen, holde Dame.

Alma. Warum nicht. Iſt es doch, als ob es der Dichter für uns gedichtet hätte.

Alma und Nurraddin.

Alma.

Unerſchöpflich iſt die Quelle,
Wie des Meeres Uferſand;
Waſſer ſchöpfte meine Hand
Oft und viel an dieſer Stelle,

Immer mehr, und immer mehr,
Und der Brunnen wird nicht leer.

Nurraddin.

Unerſchöpflich-ſüße Triebe
Machen unſers Lebens Glück;
Eines Mädchens holder Blick
Schöpft aus meinem Herzen Liebe,
Immer mehr und immer mehr,
Und das Herz wird nimmer leer.

Alma.

Wenn im heiſſen Sand
Eines Landmanns Hand
Dürre Felder pflegt
Doch der Brunnen nie verſiegt;
Fluren ſchmachten rings umher,
Doch der Brunnen wird nicht leer.

Nurraddin.

Wenn der Weisheit Kraft
Jede Leidenſchaft
In den Schlummer wiegt,
Doch die Liebe nie verſiegt.
Bettler macht ſie Fürſten gleich,
Denn das Herz bleibt immer reich.

Alma.

Ungewitter und Regen
Machen das Waſſer trübe.

Nurraddin.

Eiferſucht und Hader
Sind die Qualen der Liebe.

Beide.

Doch was am Abend trübe war,
Das iſt am Morgen hell und klar.

Nurrad. Süßes Geſchöpf!

Alma. Guter Jüngling! da nimm meine Hand. Ich will dem redlichen Blick deiner Augen trauen, laß uns gehen, aber dort an meiner Hütte vorüber. Ich muß mein Schäfchen holen, es iſt mein ganzer Reichthum.

Nurrad. Es ſoll am Morgen und am Abend aus meiner Hand freſſen. (im Abgehen zu Caled) Du Caled, haſt deinen Abſchied. Ich leide keinen Menſchen um mich, der ſich durch Sittenloſigkeit zum Pavian erniedrigt.

(er führt Alma ab)

Vierte Scene.

Caled.

Meinen Abſchied, mit dem Pavians-Titel! Schön! vortrefflich! da möchte man vor lauter Sanftmuth berſten. — Und was habe ich denn gethan, wenn wir's beim Lichte betrachten? — ich habe den Schleyer wegreißen wollen, und er hat ihn weggeſchwatzt. Iſt es meine Suld, das Schwatzen bey den Weibern mehr gilt, als Handeln? — Warte, junger Herr, es ſoll dir nicht ſo hingehn. Und wenn ich mich nicht anders rächen kann, ſo mache ich mit einem Trupp herumſchweifender Kurden und Araber gemeine Sache, und plündern alle deine Caravanen. — Und das ſüße, wiſpernde kleine Ding — (ihr nachſpottend) Sie will ihr Schäfchen holen — ei ja doch, das Schäfchen wird vor der Hand gute Ruhe haben. (er geht fort)

Fünfte Scene.

(Der Audienzſaal im Pallaſt des Sultan Mampalu, im Hintergrunde mit Springbrunnen verziert.)

Chor.

Heil dem Gebieter im Orient!
Dir tönet zum Empfang
Ein Jubelgeſang!
Es ſchallen Trompeten,
Es liſpeln die Flöten,
Die Pauken brummen,
Die Hörner ſummen.

Die Vögel verſtummen;
Es neigen,
Es beugen,
Kometen
Planeten,
Und alle Geſtirne am Firmament,
Sich vor dem Gebieter im Orient.

(Wampum, Huſſein und Gefolge treten unter dem Chore herein. Sclaven rücken den Sopha zurecht, auf den ſich Wampum niederläßt. Man reicht ihm eine Pfeife.)

Wampum. Genug geſungen! — Geht eurer Wege. (Chor geht ab) Huſſein!

Huſſ. Was befiehlt der Gebieter von Aſien dem Geringſten ſeiner Sclaven.

Wamp. Wovon ſprach ich doch, ehe der Singſang anfieng?

Huſſ. Dein erhabener Geiſt, von Staatsgeſchäften ruhend, beglückte mit einem Gedanken die geſtrige Paſtete, welche der europäiſche Arzt zubereiten ließ.

Wamp. Recht, ich dachte an die Paſtete. Iſt etwas davon übrig geblieben?

Huſſ. Sie war ſo glücklich, ganz in den Nahrungsſaft deiner Majeſtät verwandelt zu werden.

Wamp. Man ſoll mir dieſen Abend wieder eine ſolche zubereiten.

Huſſ. Mit Entzücken werden die Köche deinen ernährenden Willen vollbringen.

Wamp. Mein ernährender Wille, das iſt gut, das iſt recht gut, das muß man dir laſſen, Huſſein, du verſtehſt dich gut auszudrücken. (Pauſe — er gähnt abermals) Huſſein! warum gähne ich denn ſo oft?

Huſſ. Wahrſcheinlich hat der widerſpenſtige Schlaf dem Beherrſcher der Gläubigen nicht gehorcht.

Wamp. Das iſt nichts geſagt. Gegen mich iſt man auch widerſpenſtig, wie? — ich habe geſchlafen und gut geſchlafen. Du haſt Unrecht.

Huſſ. Dein Sclave hat immer Unrecht.

Wamp. Denn wenn man gähnt, ohne ſchläfrig zu ſeyn, ſo gähnt man nicht, weil man ſchlafen will. Verſtehſt du das? Kannſt du dagegen etwas einwenden?

Huſſ. Wer vermag zu kämpfen gegen die Waffen der Beredſamkeit.

Wamp. Das dachte ich wohl. Alſo, warum gähne ich? — weil ich krank bin.

Huſſ. Dafür wolle Ali und die zwölf Imans das Reich von Schiras behüten.

Wamp. Das ſollten ſie freilich, denn wofür betet man ſie an? aber noch haben ſie mich nicht einmal vom Zahnweh befreien können, ob ich gleich den Namen Ali auf einen Talisman gegraben, am Halſe trage. Geh' hole mir den europäiſchen Arzt.

Huſſ. (mit ſclaviſchen Verbeugungen ab)

Sechſte Scene.

Wampum.

(er gähnt abermals) Sieh da, ſchon wieder. — Sollte ich das Unglück haben, ins Paradies verſetzt zu werden, ſo würde Perſien einen Vater verlieren, das hat mir Huſſein gar oft geſagt.

Siebente Scene.

Huſſein, tritt mit dem Arzt herein. Wampum.

Wamp. Deine Paſtete war gut, das verſteh ich und muß es verſtehn. Bitte dir eine Gnade aus.

Arzt. Ich habe nichts zu bitten.

Huſſ. (bey Seite) Groſſer Prophet! welch ein Narr!

Wamp. (verblüfft) Wie? — Huſſein, was ſagſt du?

Huſſ. Seine Verwegenheit macht mich ſtumm.

Wamp. Verwegenheit, iſt das Verwegenheit, wenn man nichts zu bitten hat? — Recht ſo iſt es. (zum Arzte) Verwegener Sclave, bitte, oder ich gewähre dir ohne deine Bitte fünfhundert Schläge auf die Fußſohlen.

Arzt. Sultan, ich bin nicht dein Sclave, ſondern ein Engländer aus der Facterey von Baſſora, den die Wißbegierde tiefer ins Land trieb. Hat die Paſtete dir gut geſchmeckt, ſo möge ſie dir wohl bekommen. Willſt du mich belohnen, ſo thue es. Ein König belohnt unverhofft wie ein Gott.

Wamp. (winkt Huſſein zu ſich) Hör' einmal Huſſein! (ihm ins Ohr) Iſt das wahr, was der Wurm da ſagt?

Huſſ. Wenn es deiner Hoheit ſo vorkömmt.

Wamp. Beim Bart des Propheten, es kommt mir ſo vor! Nun Sclav! du ſollſt ſehen, daß ich auch ein König wie ein Gott bin. Ich ſchenke dir eins von meinen Weibern, unter der Bedingung, daß du ein Rechtgläubiger werdeſt.

Huſſ. Großmüthiger Wampum! glücklicher Chriſt!

Arzt. Freigebiger Sultan, ich muß auf deine Gnade Verzicht thun, denn fürs erſte halte ich nicht viel von Weibern, die ſchon eines andern waren; und fürs zweite hab ich auch keine Luſt meinen Glauben zu verläugnen.

Huſſ. Mir ſchaudert die Haut.

Wamp. Laß ihn doch einmal einmal ein wenig ſpießen, oder vom Thurm herab in die Zacken werfen.

Huſſ. Deine Hoheit vergißt, daß wir um deiner koſtbaren Geſundheit willen ſeines Rathes noch bedürfen.

Wamp. Du haſt Recht, Huſſein. Wir wollen mit dem Spießen noch ein wenig warten. (zum Arzt) Tritt näher Wurm! und ſage mir, was ich thun muß, um geſund zu werden?

Arzt. Was fehlt dir, Sultan?

Wamp. Ei wenn ich dir das ſage, ſo iſt es keine Kunſt mehr.

Lerx. Haſt du die Luſt zum Eſſen verlohren?

Wamp. Die Luſt zum Eſſen? ich glaube beinahe. Huſſein, was eſſe ich denn?

Huſſ. Viel zu wenig für die Erhaltung der koſtbaren Kräfte, welche das große Schwungrad des Staates täglich in Bewegung ſetzen.

Wamp. Sieh, das war gut geſagt. Huſſein hat ſeinen Sadi und Hafis ſtudirt. Nun, was eſſe ich denn?

Huſſ. Des Morgens genießt der Beherrſcher der Gläubigen eine Schüſſel voll Weintrauben, ein Brod und einen Ziegenkäſe. Dieſen folgen ſieben Schaalen Kaffee, wobey der Rauch des Kalans unaufhörlich in die Lüfte ſteigt. Des Mittags nimmt die Sonne des Reichs, außer einer Schaale voll geronnener Milch, Brod, Früchte und einem Hammelbraten, nichts von Bedeutung zu ſich. Des Abends allein darf man zu behaupten wagen, der Sultan iſt ein wenig, in dem ſodann ein ſtark gewürzter Pilau in Fleiſchbrühe gekocht, geröſtetes Fleiſch, ein Duzend Granatäpfel, und einige Becher

Sorbet die tägliche Laufbahn des Helden beſchließen.

Arzt. (lächelnd) Haſt du nichts vergeſſen?

Huſſ. Nichts als acht Flaſchen Schiras Wein, welche von Zeit zu Zeit die Vaterſorgen für das Wohl zahlloſer Völker verſüßen.

Wamp. (bejaht dies durch ein freundliches Nicken)

Arzt. Im Mangel der Eßluſt dürfen wir alſo das Uebel nicht ſuchen. Iſt dein Schlaf ruhig?

Wamp. Dumme Frage! als ob ein Schlaf auch unruhig ſeyn könnte. Warum ſchläft man denn? wie — und ich verſtehe zu ſchlafen, ſo gut wie ein anderer Sultan. Wenn ich allein bin oder im Divan ſitze, gleich ſchlaf ich ein.

Arzt. Haſt du irgendwo Schmerzen?

Huſſ. Wie kannſt du glauben, verwegener Chriſt, daß Schmerzen es wagen dürften die geheiligte Perſon des Sultans anzutaſten.

Arzt. (lächelnd) Nun ſo muß ich wirklich meine Frage wiederholen: woran ſpürt deine Hoheit das Daſeyn der Krankheit.

Wamp. Ich ſehe wohl, ich muß deiner Dummheit zu Hülfe kommen. Ja, wenn meine ſultaniſche Weisheit nicht wäre, überall muß die ſtützen, ſonſt fiele ganz Schiras in einen Klumpen. Sieh her, du unwiſſender Narr! ich will dir meine Krankheit zeigen. (er gähnt ganz gewaltig)

Arzt. Du gähnſt.

Wamp. Nun ja, das iſt's ja eben! Ha! ha! ha! endlich hat er es begriffen. Freilich gähne ich und wohl zehntauſend mal in einem Tage. Aber warum gähne ich? das ſage mir einmal.

Arzt. Du haſt Langeweile.

Wamp. (wie von einer großen Wahrheit ergriffen) Langeweile? — Huſſein, bey Alis Grabe! er hat's errathen. — Aber was ſoll ich thun gegen die Langeweile? He! antworte mir einmal darauf.

Arzt. Dieſe Krankheit pflegt in der Familie der Sultane oft erblich und unheilbar zu ſeyn. Indeſſen, wenn es dir Ernſt iſt, ſie los zu werden —

Wamp. Sieh einmal, Huſſein! der Wurm meint, ich ſpaße mit ihm.

Arzt. (fortfahrend) Eine Stunde des Tages könnteſt du recht angenehm ausfüllen, wenn du auf dem großen Platze vor deinem Pallaſte ein Zelt aufſchlagen ließeſt, dich darunter ſetzteſt und jedem Unterthan dein Ohr gönnteſt.

Wamp. Daß ſie mir Mährchen erzählten? Der Vorſchlag iſt ſo übel nicht. Weiter!

Arzt. Eine Abendſtunde würde ich dazu anwenden, verkleidet durch die Straßen zu ſchleichen und überall das Unrecht zu belauſchen und ihm zu ſteuren.

Wamp. Verkleidet? iſt das nicht ſo viel wie vermummt? Hm! ja das wird mir viel Spaß machen. Weiter!

Arzt. Auch würdeſt du wohl thun, deine Reſidenz durch prächtige Gebäude zu verſchönern, wie dein erlauchter großer Vorfahr Kerim Chan, deſſen Andenken noch unter dem Volke im Segen ſteht.

Wamp. Halt das Maul! ich leide es nie, daß man meine Vorfahren in meiner Gegenwart lobt.

Arzt. Deine Völker klagen — hilf ihnen! und du wirſt nie gähnen. (er entfernt ſich ſchnell)

Achte Scene.

Wampum, Huſſein.

Wampum. Verdammter Schelm! lauf ihm nach, Huſſein, frage ihn, ob er ſich lieber die Ohren ab- oder den Leib aufſchneiden laſſen will?

Huſſ. Ich eile, ihm des Sultans Gnade anzukündigen.

Wamp. Halt! verzieh' noch einen Augenblick! (tief nachſinnend) wenn ich ihm den Bauch aufſchneiden laſſe, wo bleibt da die Paſtete? Das muß man erwegen.

Huſſ. Da hat deine Weisheit Recht.

Wamp. Das wußt ich. Wir Sultane haben unſre ganz eigne Art, ein Ding von der rechten Seite anzuſehen. Laſſen wir ihn leben! Der Menſch iſt etwas dumm. Das iſt ſeine Schuld nicht. Die Natur kann nicht lauter Wampums machen, und er — backt gute Paſteten. — Huſſein!

Huſſ. Großer Gebieter!

Wamp. Muß ein großer König nicht Verdienſte belohnen?

Huſſ. Allerdings.

Wamp. Gut, wir wollen zeigen, daß wir ein großer König ſind. — Der Wurm ſoll Vezier werden, und wenn er mir vollends die lange Weile vertreiben könnte —

Huſſ. Ach! mächtigſter Beherrſcher der Gläubigen! das wird er ſchwerlich. Hat deine Majeſtät nicht aus ſeinem eignen Munde vernommen, daß eben in königlichen Palläſten die Langeweile ihren Thron am liebſten aufſchlägt, und erblich darinnen herrſcht?

Wamp. Höre, mein guter Freund, ich will dir rathen, deine Zunge auf ein ander mal beſſer im Zaume zu halten. Dem Propheten ſey Dank! wir verſtehn zu regieren. Hier im Pallaſte kann Niemand einen Thron haben außer mir. Hatteſt du der Langenweile allenfalls die Stufen des Throns angewieſen. —

Huſſ. So meint es dein Sclave.

Wamp. Alſo auf den Stufen ſitzt ſie, merk dir das! — Nun laß hören, wie jagen wir ſie da weg!

Huſſ. Wenn ich mich erkühnen darf zu rathen: durch Springer und Gaukler —

Wamp. Weg damit! ich weiß alle ihre Bewegungen auswendig.

Huſſ. Durch eine Parthie Schach. Deine Hoheit iſt der ſtärkſte Spieler am ganzen Hofe.

Wamp. Das weiß ich, aber das greift den Kopf an, ob ich gleich immer gewinne.

Huſſ. Vielleicht würde es dir Vergnügen machen einigen Sclaven die Köpfe herunter zu ſäbeln? Das iſt zugleich eine nützliche Leibesbewegung und könnte die Eßluſt verſtärken.

Wamp. Das wäre etwas. Aber es ermüdet mir den Arm und die ganze Freude dauert doch mit zehn oder zwölf Sclaven kaum eine Viertelſtunde.

Huſſ. Unſere Dichter legen dem Umgang mit Weibern eine große Zauberkraft bey. Sadi, Hafis und Jami behaupten einſtimmig, eines Weibes ſanfter Blick vermöge Arabiens Wüſten in Alis Paradies umzuzaubern.

Wamp. Sadi, Hafiz und Jami haben gelogen, das ſag ich. Seht doch, ein Paradies! — ich habe 70 Weiber, aber ich will nicht Sultan ſeyn, wenn ich weiß, wo mir der Kopf ſteht, ſo oft ich eine halbe Stunde in meinem Harem bin.

hin. Die eine lacht immer, die andere liebäugelt immer, die dritte ſchlägt immer die Augen nieder, die vierte ſagt immer ja, die fünfte ach ja, und die ſechſte o ja, die ſiebende klimpert mir Lieder vor, die ich nicht hören mag, und die achte hat Sadis Gedichte auswendig gelernt, die ich nicht verſtehe, und wenn ich einmal nach dem Schnupftuche greiſe, ja da laufen ſie, da rennen ſie und gaffen mich an, und weiſen mir die Zähne, und greifen nach meiner Hand, und zerren ſich um mich — das hat man davon, wenn man ſchön iſt, und Sultan obendrein.

Huſſi. Mächtigſter Wampum! ſollte ich irren, wenn ich die Muthmaßung wage, deine Hoheit ſey eben nicht der **Weiber** überdrüſſig, ſondern nur dieſer Weiber. Warum machte die europäiſche Paſtete geſtern Abend ein ſo ausgezeichnetes Glück? Sie war dem Gaumen des Beherrſchers der Gläubigen etwas neues, etwas fremdes. Mein unmaßgeblicher Rath wäre daher: Sultan Wampum, der Erhabene, ließe ſogleich einen Firman ausgehn und an allen Ecken der Straßen von Schiras austrompeten, des Inhalts: „Wer dem König der Könige binnen drey Stunden das ſchönſte Mädchen in ſeinen Harem liefert, der ſoll aus dem Füllhorn ſeiner Gnade überſchüttet werden.“

Wamp. Bey den Knochen des großen Kameels zu Meſched! dieſer Vorſchlag iſt gut. Recht, Haſſein! getroffen. Ich ſehe immer einerley Geſichter, und das macht mir Langeweile. Du haſt Verſtand! bitte Dir eine Gnade aus.

Huſſ. Ich bitte um den Kopf meines Feindes, des Veziers.

Wamp. In Muhamets Nahmen, laß ihn herunterſäbeln. Und der mir das ſchönſte Mädchen bringt ſoll Vezier werden; wie?

Huſſ. Ich eile, deinen gnädigen Willen zu vollſtrecken.

Wamp. Noch eins, meinen Sängern drauſſen befiehl, daß ſie mich in den Schlaf ſingen — Ich bin von den vielen Staatsgeſchäften, und Meditiren und Raiſonniren recht müde. Aber ſie ſollen mir die Trompeten und Pauken weglaſſen — die ſtören mich ſonſt, hörſt du?

Huſſ. Im Nu ſoll deinem Willen Gehorſam geleiſtet werden.

Neunte Scene.

Wampum.

Ja, ja, wir wollen doch einmal ſehn, ob die hübſchen Mädchen in Schiras herangewachſen ſind. — Was mir der Kopf weh thut! kein Wunder bey ſo vielen Geſchäften. Die ganze Welt beneidet die Sultans, ja, wenn die Leute nur wüßten, wie ſauer es einem wird. — Ein Stündchen Schlaf wird mir wohl bekommen — (er beginnt zu ſchlummern) Ha, ha, ha! — Der Vezier wird ſich wundern — der hat geglaubt — ſein Kopf ſitze ganz feſt — und — ſchwubs, iſt er herunter. (er ſagt die letzten Worte ganz unvernehmlich, und fängt gleich darauf an zu ſchnarchen)

Schluß - Chor.

Alle.

Weg die ſchmetternden Trompeten!
Laßt uns ſanfte Töne wählen.
Leiſe, leiſe, Harfen, Flöten,
Singet mit gedämpften Kehlen!
Es weicht der kühle Morgen,
Es brennt die Mittagsglut,

Der König der Könige ruht
Von ſeinen ſchweren Scherzen.
Sein Blick iſt Morgenthau
Auf einer dürren Au;
Er lächelt — alles lebt;
Er drohet, — alles bebt;
Er redet, — alles ſchweigt;
Er winket, — alles keucht;
Er trauret, — alles trauret;
Er blickt, — alles lauret;
Er zürnt, — alles flieht;
Er will, — Und es geſchieht.
  Schwarz iſt weiß,
  Kalt iſt heiß,
  Der Wallfiſch iſt ein Hecht,
  Und er hat immer recht.
Er lächelt, — Hahaha!
Er drohet, — Huhuhu!
Er redet — (Pauſe)
Er winket — Flink! flink! auf ſeinen Wink!
Er trauret — O weh!
Schwarz iſt weiß — Ja! ja! ja!
Kalt iſt heiß — Ja! ja! ja!
Der Wallfiſch iſt ein Hecht,
Ja, er hat immer recht!

Er ſchlummert — ſtille! ſtille!
Höret den Monarchen!
Welch' ein lieblich Schnarchen!
Welch' ein feiſtes Stöhnen!
Welch' ein fetter Klang!
So erſterbe der Geſang
In immer ſchwächern Tönen;
Stille! — ſtille!

Ende des erſten Akts.

Zweyter

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Wampum, der eben erwacht — nach einem herzhaften Gähnen, ſieht er ſich um, ſein Ton iſt noch ganz ſchläfrig) Huſſein.

Wampum.

Nun, was iſt das? ſind die hübſchen Mädchen da? Wie viel ſind ihrer? wie ſehen Sie aus? — Nun? noch keine da?

Huſſ. Man hat noch kein Mädchen gefunden, großer Wampum, das würdig wäre deine Knie zu umfaſſen.

Wamp. Man ſoll machen, daß man es findet. Oder iſt mein Firman dem Volk noch nicht kund gethan?

Huſſ. Schon ſeit drey Stunden. In allen Straßen, auf allen Marktplätzen, und an den Thoren von Schiras.

Wamp. Ha, ha, ha! was meinſt du Huſſein? das wird einen Aufruhr unter den Mädchen geben? die werden laufen und ſchreyen und mir den Pallaſt beſtürmen.

Huſſ. Ich gab Befehl, nur die ſchönſten vor dich zu laſſen.

Wamp. O ho, da kömmt mir ganz Schiras über den Hals, die Gänschen bilden ſich alle ein, daß ſie hübſch ſind. Ha, ha, ha! war das nicht eine witzige Bemerkung? wie?

Huſſ. (pflichtmäßig aus vollem Halſe lachend) Ha, ha, ha! göttlich witzig!

Wamp. (lacht daß ihm der Bauch ſchüttelt)

Huſſ. (ſucht noch zu übertreffen)

Zweyte Scene.

Vorige. Ein Kämmerling tritt herein.

Kämmerl. Ein Sclav wünſcht vor deiner Majeſtät ſich in den Staub zu beugen.

Wamp. Ein Sclave? was will er? wie ſieht er aus, und wie heißt er?

Kämmerl. Es iſt ein Fremder, und hat deiner Majeſtät Entdeckungen zu machen.

Wamp. Fremd? Ich bin nicht fürs Fremde — und Entdeckungen? Man ſoll mir nichts entdecken, denn ich weiß ſchon alles. Wofür bin ich denn Schach? wie? — Aber laß doch hören, wie ſieht der Wurm von einem Sclaven aus? Was für eine Miene hat er?

Kämmerl. Wie die Demuth ſelbſt, — Herr, er ſieht aus, als ob er den bloßen Wink deiner hohen Augenbraunen fürchtete.

Wamp. Furcht! Er ſoll herein kommen. Ich hab' es gerne, wenn ſich die Leute vor mir fürchten. Und weil ſich der arme Narr vor mir fürchtet, ſo kann er ſich da in die Ecke hinſtellen. Meine majeſtätiſchen Augenbraunen ſollen ihm keinen Schaden thun, ſag ihm das.

Kämmerl. (geht hinaus, nach einer kleinen Pauſe tritt Caled herein)

Dritte Scene.

Caled, Vorige.

Caled. (ſich niederwerfend) Dreymal glücklicher Tag! an welchem dem glücklichen Caled vergönnt wird das Paradies offen zu ſehn.

Wamp Was, du ſieheſt das Paradies offen? biſt du ein Prophet?

Caled. Den Pallaſt von Schiras betreten, den König der Könige ſchauen, heißt das nicht das Paradies offen ſehn?

Wamp.

Wamp. Ha, ha, ha! Du gefällſt mir. Merk dir das Häſlein, laß es aufſchreiben, und gieb irgend einem berühmten Dichter eine Mahlzeit, daß er es in Verſe bringe, es ſoll mir zuweilen vorgeſungen werden. Nun Sclave, rede, was willſt du hier im Paradieſe?

Caled. Deine Herolde haben den Befehl verkündigt, die ſchönſte Dirne des Reichs für deinen Harem zu erkieſen. Meine Ohren haben es vernommen und Athemlos eile ich hieher, das reizendſte Mädchen, auch zum glücklichſten zu machen, indem ich es in die Arme meines Gebieters liefere.

Wamp. Du? nein wirklich? ſeht doch, wer hätte es dem fremden Fratzengeſichte angeſehn? nun, wo iſt ſie denn? mach fort!

Caled. Großer Wampum! du mußt eilen, dieſe Taube dem Geyer zu entreißen, der im Begriff iſt, ſie in ſein Neſt zu ſchleppen.

Wamp. Taube, Geyer? der Menſch iſt nicht recht bey Sinnen. Mein Pallaſt iſt kein Taubenhaus, und ein Geyer hat hier nichts zu thun. Schaft mir den tollen Menſchen vom Halſe. Am Ende ſieht er den Saal hier noch für eine Menagerie an, und uns für die Thiere darin. Fort mit ihm!

Caled. Deine Hoheit verſteht mich Unrecht, die Taube, von der ich rede, iſt das ſchöne Mädchen, das ich dem erhabenen Weltherrſcher von Schiras zuführen will, und ihr Freyer ein junger Kaufmann, Nurraddin, der ſich noch heute mit ihr vermählen will.

Wamp. Mit dem Tode will ich ihn vermählen, den Hund!

Caled. Wenn es deiner Hoheit gefällt, mir einen von dir unterſchriebenen Firman, und eine Wache mitzugeben, ſo verpfände ich meinen Kopf ſie binnen einer Stunde in den Pallaſt zu liefern.

Wamp. Ob es mir gefällt? freilich gefällt es mir. Huſſein, bringe mir ſogleich einen fertigen Firman zur Unterſchrift. Und du erzähle mir, wo und wie du das Mädchen geſehn haſt.

Caled. Dein Sclave gehorcht. Ich hörte ein Mädchen ſingen —

Wamp. Wiederhole mir den Geſang.

Caled. Das iſt mir nicht möglich; ich hörte den Anfang in der Ferne.

Wamp. Das iſt wohl nur eine Ausflucht, und du Eſel kannſt nicht ſingen.

Caled. O ja, großer Schach! und wenn du erlaubſt, ſo ſing ich dir die ganze Geſchichte vor.

Wamp. Singen? eine Geſchichte ſingen? thut man das?

Caled. O ja, weiſer Schach, wenn man ſingen kann.

Romanze.

Wir kamen von der Küſte
Mit wohlgenährtem Bauch,
Wir zogen durch die Wüſte,
Leer war der Waſſerſchlauch,
Und wir und die Kameele
Sehr matt an Leib und Seele.

Wamp. Halt, halt einmal, guter Freund! warum zogt ihr denn durch die Wüſte? Warum nahmt ihr keinen beßern Weg?

Caled. Weil es keinen beßern giebt.

Wamp. Und wenn ihr kein Waſſer hattet, warum trankt ihr keinen Wein?

Caled. Wir hatten keinen.

Wamp. In Zukunft befehle ich euch, welchen mitzunehmen. Hörſt du? daß man euch nicht wieder in der Wüſte ohne Wein ertappt! Ich kann die Wüſten nicht leiden, am wenigſten ſolche, in welchen kein Wein wächſt. Jezt fahre fort.

Caled.

Wir nahten uns den Thoren,
Horch! horch! da tönt' und klang
Urplötzlich in die Ohren
Ein himmliſcher Geſang:
Dudel didel dadel didel, lululululu!

Ein Mägdlein, wie kein Träumer
Von Dichter je erblickt,
Das hatte mit dem Eimer
Zum Schöpfen ſich gebückt,
Und ſang tralall, tralall,
Wie eine Nachtigall.

Wamp. Weiter, weiter! das Ding klingt närriſch genug.

Caled.

In lichterlohem Feuer
Entbrannt' ich armer Tropf;
Allein ein dichter Schleyer

Verhüllte Bruſt und Kopf.
Den dacht' ich wegzureiſſen,
Sie wird mich ja nicht beiſſen.

Wamp. Aber ich werde dich beiſſen, mein guter Freund, wenn du dich unterſtehſt deine Hand an eine Sultanin zu legen.

Caled. Deine Hoheit vergißt, daß ſie damals nur noch eines Gärtners Tochter war.

Wamp. Lirum larum! dasmal will ich es vergeſſen, will, verſtehſt du? denn wenn ich nicht wollte, wer könnte mich zwingen, he?

Caled. Keine menſchliche Seele, mächtiger Schach!

Wamp. So meyn' ich es auch — Na erzähl nur weiter.

Caled.

Obgleich wie Ungeheuer
Die hübſche Dirne ſchrie,
Schwazt doch mein Herr den Schleyer
Herunter ohne Müh,
Und führte ſie nach Hauſe
Zu einem Hochzeitſchmauſe.

Wamp. Das ſoll er wohl bleiben laſſen! Seh einer die Verwegenheit, mir ein Mädchen wegzunehmen, wie? In tauſend Stücke will ich ihn ſäbeln laſſen.

Caled. Das Mädchen heißt Alma, iſt zwar nur eines Gärtners Tochter, aber auch auf den Wieſen blühen ſchöne Blumen.

Huſſ. (bringt den Firman) Hier iſt der Firman und hier eine Feder mit goldener Dinte gefüllt, um den großen Namen Wampum hinzuzufügen.

Wamp. Gieb her. (man reicht ihm ein kleines ſammtnes, mit Gold bekränztes Pult, welches er auf das Knie legt, und weitläuftige Anſtalten zur Unterſchrift macht) Ja, Huſſein, du weißt wohl, das geht ſo nicht recht. Ich verſpüre einige Wallungen in meinem königlichen Blute. Die Hand zittert mir, du mußt mir ein wenig helfen. (Huſſein führt ihm die Hand) So, nun iſt's geſchehn. Eile niedriger Sclave, und kehre ſchleunig zurück, mir Rechenſchaft zu geben, von dem Entzücken des ſchönen Mädchens. Aber mach es geſchickt, daß das Mädchen nicht ſtirbt für Freude, eh ich ſie zu ſehn kriege.

Caled. Mit möglichſter Behutſamkeit werde ich auf ihr Glück ſie vorbereiten. Ich küſſe den Staub unter deinen Füßen. (er geht fort)

Wamp. Höre Huſſein, ich weiß wohl, daß das ſo ſeyn muß, aber die Redensart gefällt mir doch nicht: Ich küſſe den Staub unter deinen Füſſen. Ich habe ja keinen Staub unter meinen Füſſen. Laß einen Firman ausgehen, man ſoll in Zukunft nicht mehr ſo ſagen, man ſoll ſprechen: „ich wünſchte der Staub unter deinen Füſſen zu ſeyn!“ oder „ich bete dich an!“ oder ſo etwas dergleichen, das nicht gar zu demüthig klingt, weil ich das nicht liebe, ich.

Huſſ. Ich erſtaune und verſtumme.

Wamp. Nun warum verſtummſt du denn?

Huſſ. Unter zahlloſen Tugenden ziert auch die Beſcheidenheit den Thron von Perſien.

Wamp. Ja, ich bin beſcheiden, ich, das kommt daher, weil ich Verdienſte habe. Aber das hindert doch nicht, daß mich hungert. Laß uns zur Tafel gehn. (er erhebt ſich ſchwerfällig, Huſſein hilft ihm) Ach Huſſein! welch ein mühſeliges Amt iſt es, Sultan zu ſeyn. (er watſchelt fort)

Huſſ. (begleitet ihn)

Vierte Scene.

(Zimmer in Nurraddins Hauſe.)

Nurraddin führt Alma herein.

Nurrad. Mit dem erſten Schritt, den Alma über dieſe Schwelle thut, zieht auch der Segen der Liebe in mein Haus.

Alma. (ſich neugierig umſehend) Dein Haus gefällt mir, dein Haus iſt recht ſchön.

Nurrad. Nur öde kam es mir bis jezt vor, ihm mangelte, was weder Marmor noch Cedernholz, weder Goldfirniß noch arabiſche Mahlerey ihm geben könnten.

Alma. Was mangelte ihm denn?

Nurrad. Die ſüße Bewohnerin, ohne welche auch die ſchöne große Welt öde ſeyn würde: Die Liebe.

Alma. Ja, man ſpricht aber, ſie wohne nicht gern in ſolchen ſchönen Häuſern; ſie kehre lieber in einer Hütte ein; ſie ſpiegele ſich lieber in hübſchen Augen als in ſolchen prächtigen Cryſtallen.

Nurrad. Ach nein, gute Alma. Es wäre auch zu hart, wenn der Arme, der ſchon die Zufriedenfriedenheit vor uns Reichen voraus hat, auch noch von der Liebe allein beſchäftigt würde.

Alma. Das kömmt mir auch ſo vor. Dem Armen würzt die Liebe ſeine Arbeit, dem Reichen ſeine Langeweile.

Murrad. Liebe iſt die Freundin eines guten Herzens.

Alma. Sie kömmt uneingeladen.

Murrad. Und iſt doch immer willkommen.

Alma. Sie nimmt vorlieb mit der Dürftigkeit.

Murrad. Weil ſie den Reichthum mitbringt.

Alma. Hoch oder niedrig, Sultan oder Waffenträger, gilt hier gleich.

Murrad. Sie findet doch allenthalben einen Thron.

Alma. Armer Thron, den ſie nicht theilt.

Murrad. Die Natur wäre arm ohne ſie.

Alma. (von dieſer Empfindung ergriffen) Die Natur ſelbſt muß die Liebe ſeyn.

Murrad. Deine fromme Ahndung trügt dich nicht, ſchönes Mädchen, du allein könnteſt der Gottheit widerſtehn?

Alma. Ich widerſtehe ihr ja nicht — Mein Herz iſt offen, bereit, jeden Eindruck willig aufzunehmen, ja ich fühle, daß mein Schäfchen mir nicht mehr alles iſt. Das arme Ding! Es wird ſich zu Tode härmen, wenn es merkt, daß Almas Liebe ſich vermindert.

Murrad. Gieb ihm ein anderes Schäfchen zum Gefährten, und es wird zufrieden ſeyn.

Alma. Ach ja, noch ein Schäfchen! Du biſt ein guter Menſch, ich fühle, daß ich dich lieben werde — ich fühle — daß ich dich liebe —

Murrad. Nie ſoll dich deines Herzens Wahl gereuen. Gut ſchöne Alma, kröne meine Liebe! noch dieſen Abend laß ein frohes Hochzeitfeſt uns feyern.

Alma. Noch dieſen Abend? — Ach! — ſag mir doch, warum ich nichts dagegen habe, und doch bey dem Gedanken zittre?

Murrad. Jungfräuliche Schüchternheit, das iſt es alles. Du willigſt ein? Du willſt?

Alma. Ich will! (ſtumme Umarmung)

Fünfte

Fünfte Scene.

Caled, Vorige.

Nurrad. Ha, was willſt du hier? habe ich dir nicht verboten, die Schwelle meines Hauſes zu betreten.

Caled. Vergieb Nurraddin, ich würde es auch nicht gethan haben, wenn nicht —

Nurrad. Was wenn nicht? pack dich fort! und danke es meiner Langmuth, daß ich nicht durch meine Sclaven dich mißhandeln laſſe.

Caled. (hämiſch) Wenn nicht der Befehl des Sultan Wampum mich hieher brächte. (er überreicht ihm den Ferman in ein Stück Taffet gewickelt)

Nurrad. Des Sultan Wampum? wie kömmſt du mit dem Sultan zuſammen?

Caled. Von ohngefähr, wie Nurraddin mit der ſchönen Alma.

Nurrad. (lieſt) Ha! was iſt das?

Caled. Zur ſchuldigen Dankbarkeit für eure freundliche Begegnung.

Nurrad. Hämiſcher Böſewicht.

Caled. Pavian wollt ihr ſagen.

Murrad. Alma, wir ſind verloren!

Alma. Was iſt dir? erkläre dich Geliebter?

Caled. Geliebter ſchon? ei, das iſt ſchnell gegangen.

Murrad. Der Sultan verlangt dich für ſeinen Harem.

Alma. Verlangt mich, aber will ich denn?

Caled. Seine Hoheit haben für diesmal nicht beliebt, darnach zu fragen, ob du wolleſt.

Alma. Nun ſo beliebt es mir auch nicht zu gehorchen.

Caled. Das wird ſich finden.

Murrad. Ich ſehe den Abgrund der ſich unter meinen Füſſen öfnet. Caled, willſt du 1000 Tomans? ſie ſind dein.

Caled. Ei, wie anders klingt das! ich danke Herr. Ihr wißt, ein Pavian braucht wenig Geld, er findet überall für ſeinen Zahn etwas zu knacken.

Murrad. Nimm die Hälfte meiner Schätze, aber laß mir Alma.

Caled. Der Sultan hat dieſes Mädchen höher taxirt.

Alma. Der ganze Handel kommt mir drollig vor. Laß mich mit ihm gehn, Nurraddin, ich will dem Sultan ſagen, daß ich nicht in ſeinen Harem mag.

Nurrad. Mit ihm gehn? zum Sultan? nimmermehr! Nein, hier bleibt mir nur ein Mittel übrig. Gern will ich allen meinen Schätzen den Rücken kehren. Wir müſſen fliehn. Eine ländliche Hütte ſoll uns aufnehmen —

Alma. O ja! und die Liebe ſoll die Arbeit unſerer Hände würzen. Ich bin gewohnt zu arbeiten.

Caled. Ich danke euch, daß ihr mich zum Vertrauten eurer Flucht macht.

Nurrad. (den Dolch zuckend) Dich Unhold ſtoß' ich zuvor nieder. (er geht auf ihn los)

Caled. (fällt ihm in den Arm und ruft) Wache!

(Die Wache tritt herein)

Caled. Entwaſnet ihn! greift dieſes Mädchen, ſchleppt ſie fort.

(Ein Theil der Wache entwindet Nurraddin den Dolch, der auf den Boden fällt. Der andere Theil ergreift die ſich ſträubende Alma, und zieht ſie fort)

Nurrad. (indem er mit der Wache kämpft) Ha Unmensch!

Alma. (indem ſie fort geſchleppt wird) Hülfe! Nurraddin, rette mich!

Caled. Lebt wohl, junger Herr, und erinnert euch zuweilen in einſamen Stunden eures gehorſamen Pavians. (er folgt der Wache)

Sechste Scene.

Nurraddin.

(Er wirft ſich betäubt in einen Seſſel) Wie iſt mir geſchehn! — Dunkel und Finſter um mich her — herabgeſchleudert von der Höhe meines Glücks! — (Pauſe) Du möchteſt ſprechen: was iſt's nun mehr? vor wenig Stunden haſt du Alma noch nicht gekannt, und warſt froh und glücklich. Jezt iſt es ja wieder eben ſo. Hat man dir deine Schäze geraubt? Hat man dich in Feſſeln geſchlagen? Du darfſt ja nur die paar Stunden aus deinem Leben ausſtreichen. — Ach vergebens! Reichthum befriedigt nur den, deſſen Herz nie beßeren Freuden offen ſtand. — Was brauſt mir da im Kopfe! — was nagt mir da im Herzen? — Du ſchauerliches Gefühl, dein Name iſt Verzweiflung! — (er ſpringt haſtig auf und ergreift den Dolch der auf der Erde liegt) ich kann nicht ohne ſie leben! ich will ſie beſitzen, oder ſterben! (er rennt fort)

Siebente Scene.

(Der Saal im Pallaſt) Wampum watſchelt herein, hinter ihm Huſſein.

Wamp. Ich ſage dir, der Hammelbraten war nicht braun genug. — Laß dem Koch 200 Streiche auf die Fußſohlen geben.

Huſſ. Ganz wohl!

Wamp. Und hundert dem Gärtner, weil er ſich unterſtanden hat, mir Granatäpfel auf den Tiſch zu ſetzen, an welchen die Sperlinge genaſcht hatten.

Huſſ. Ganz wohl.

Wamp. Und die Sperlinge ſollen hiemit auf ewig aus meinem Reiche verbannt ſeyn.

Huſſ. Ganz wohl.

Wamp. Auch die Raupen will ich nicht länger dulden; ich kann die zerfreſſenen Blätter nicht leiden.

Huſſ. Ganz wohl.

Wamp. So ein Gerippe von einem Blatte erinnert mich an den Tod, und niemand ſteht bey mir in größeren Ungnaden, als der Tod.

Kämmerl. (tritt herein) Der Sclave von dieſem Morgen, welcher ein verſchleyertes Mädchen bringt.

Wamp. Iſt er da? Das iſt mir lieb, denn ich bin gerade in einer ärgerlichen Laune. So ein Hammelbraten, der nicht braun genug iſt — ich kenne nichts ärgerlicheres auf der Welt.

Achte Scene.

Caled, Alma verſchleyert. Vorige.

Alma. Großer Sultan, dieſer Menſch hat mich mit Gewalt aus den Armen meines Bräutigams geriſſen. Du kannſt das nicht befohlen haben.

Wamp Nicht befohlen? warum nicht befohlen? warum kann ich das nicht befohlen haben? Wofür bin ich denn Sultan?

Alma. Auch ein Sultan kann keinem ſein Eigenthum nehmen. Ich bitte dich, laß mich nach Hauſe gehn, gieb mich meinem Geliebten wieder! Heute Abend ſollte unſere Hochzeit ſeyn.

Wamp. Ei ſeht doch, wenn ich nun ſelbſt Luſt habe, Hochzeit zu machen. Jezt mit dem Schwert! Wenn du mir nicht gefällſt, ſo kann es leicht geſchehn, daß meine Großmuth dir deine Bitte gewährt.

Alma. (entfärbet ſich)

Wamp. (ganz erſtarrt) Was! wie! beym Propheten. Sie iſt ſchön, wie ein Engel, und unterſteht ſich, an einen andern Mann zu denken, als an mich? Caled, ich mache dich zu meinem Vezier. — Komme her, Mädchen, und liebe mich.

Alma. „Komme her, Mädchen, und liebe mich.“ Eine drollige Art Liebe zu fodern. Es beliebt dem Sultan mit ſeiner Sclavin zu ſcherzen.

Wamp. Scherzen? wer ſagt das? Ich bin ſo ernſthaft, daß es dir deinen ſchönen Hals koſten kann, wenn du länger Umſtände machſt. Weißt du wohl, daß an meinen Augenbraunen da Leben und Tod hängt!

Alma. Tod und Leben mag daran hängen, aber Liebe wahrlich nicht!

Wamp. Höre, du ſprichſt verdammt kühn. So läßt kein Sultan mit ſich reden. — Aber weil du ſo hübſch biſt, ſo will ich einmal thun als ob ich nicht Sultan wäre, und will nicht böſe werden, denn wenn ich böſe werde, ſo bin ich fürchterlich zornig. Nun ſag an, du kleine hübſche Dirne, was muß man denn thun, um dir zu gefallen?

Alma. Man muß liebenswürdig ſeyn.

Wamp. Und bin ich denn nicht liebenswürdig? — Ha, ha, ha! ich bin ſehr liebenswürdig! Huſſein, nicht wahr?

Huſſ. (verbeugt ſich tief)

Alma. Es mag ſeyn, aber nicht in meinen Augen.

Wamp. Nun ſo iſts um deine hübſchen Augen ſchade. Sie haben den Staar, ſo wahr ich Sultan bin, und mein Europäiſcher Arzt ſoll ihn dir ſtechen.

Alma. Deine Hoheit iſt allzugnädig. Ich bin mit meinen Augen ungemein zufrieden. Murraddins Liebenswürdigkeit ſteht hell und klar vor ihnen.

Wamp. Das ſoll ſie aber nicht, ich befehl es hiemit. Wornach ſich zu achten. Aber wiſſen möcht ich doch, was dir an dem Berwey nen, wie heißt der Wamm ſchon? ſo gefallen hat?

Alma. Ei er hat mich gebeten, ſüß gebeten, ihm zu folgen, und da bin ich ihm gerne gefolgt. Du aber haſt mich mit Gewalt in den Pallaſt ſchleppen laſſen. Die Liebe kennt keine andere Gewalt, als Seufzen und Bitten.

Wamp. Ha, ha, ha! hört, wie das ſchwatzt. Haſt du jemals gehört, daß ein Sultan ſeufzt? Nein, ſieh einmal, ich bin zu alt, um das zu lernen. Aber was ein Sultan ſonſt verſtehn muß, das verſtehe ich ſo gut als Einer.

Alma. Es gilt mir auch gleich, und ich wollte nicht, daß du um meinetwillen ſeufzteſt!

Wamp. Warum nicht?

Alma. Weil es doch nur vergebene Mühe wäre.

Wamp. Mühe? Ha, ha ha! gebe ich mir denn jemals Mühe? He — und wenn ich mir welche gebe, ſo könnte ſie ja nicht vergebens ſeyn? Begreifſt du das?

Alma. Nicht ſo recht. Ich würde dich doch nie lieben.

Wamp. (entrüſtet) Nicht lieben! was! — und warum denn nicht?

Alma. Weil du mir nicht gefällſt.

Wamp. Und warum gefalle ich dir nicht? Aha! da ſitzen wir und wiſſen nicht zu antworten. — Nun, wir vergeben dir in Gnaden. Aber du kannſt ja hübſch ſingen. Sing!

Alma. Ach mir iſt nicht ſingerlich!

Wamp. Du ſollſt ſingen, ich befehle es.

Alma. Ich will dir ein Gärtner-Lied ſingen, das mein Vater mich gelehrt hat.

Alma.

Der Sultan iſt die Sonne
In deren Strahl der Garten blüht;
Vezier iſt dann der Gärtner,
Der alles fleißig überſieht;
Die Weiber ſind die Roſen,
Sie welken bald und riechen ſchön;
Höflinge ſind die Tulpen,
Nur bunt und artig anzuſehn;
Die Dichter ſind die Nelken,
Gewürzhaft, kräftig ihr Geruch;
Derwiſche ſind das Unkraut
Des Gartens, und des Gärtners Fluch;
Der Weiſe iſt ein Veilchen,

Das nur im Gras verborgen blüht;
Der Freund iſt Immergrün,
Das man um eine Pappel zieht;
Doch weder Frucht, noch Schatten,
Ihr guten Blümlein, gebet ihr;
Die Bauern ſind die Früchte,
Von deren Fleiße leben wir.

Wamp. Tauſend das klingt ſchön, — höre Huſſein, da kömmt mir ein Gedanke ein. Von nun an ſoll alles in meinen Staaten ſingen, vom Vezier an bis zum Waſſerträger. Wer mir eine Bittſchrift überreicht, Berichte abſtattet, Firmans zur Unterſchrift bringt, alles ſoll ſingen, und beſonders die Schildwachen, damit ſie nicht auf ihren Poſten einſchlafen — Hörſt du, daß das ſogleich anbefohlen wird — Und die kleine Hexe da führe man in den Harem.

Alma. Nimmermehr, nimmermehr!

Wamp. (nach ſeiner Art aufſpringend) Widerſpenſtige! ich laſſe dich mit Ruthen peitſchen.

Alma. Ein Liebhaber und ein Bund Ruthen, großer Prophet! welch ein drolligtes Geſchöpf!

Wamp. Ich ein Geſchöpf? was? ich ein Geſchöpf? — wenn du nur nicht ſo verdammt häßlich wärſt.

Alma. Das war es eben. Dein Zorn beugt ſich vor meiner Schönheit. Lerne daraus, daß auch Macht und Hoheit ihr unterthan ſind.

Wamp. Wer hat jemals dergleichen gehört? Sie macht mich zum Unterthan! mich, den König der Könige. — Laß dir ein Wort im Vertrauen ſagen, gutes Kind. Jetzt gehe ich ins Bad, und gebe dir drey Stunden Bedenkzeit. Haſt du dich dann noch immer nicht eines beſſern beſonnen; ſo tritt ein Stummer in dein Zimmer — und was bringt er? eine goldene verdeckte Schüſſel? und was liegt in der Schüſſel? der Kopf deines Nurraddins. Ha, ha, ha! merkſt du nun, daß ich wieder Schach Wampum bin. (er watſchelt fort)

Neunte Scene.

Vorige, ohne Wampum.

Alma. Das wäre das Kennzeichen eines Sultans! mein Vater hat mich anders gelehrt.

Huſſ. Ach, was verſtand dein Vater davon? Der war ein Gärtner, und es iſt noch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen der Gärtnerey und der Regierungskunſt.

Caled. Einer Favoritſultanin iſt alles zu ſagen erlaubt.

Huſſ. Freilich, auch die Wahrheit.

Alma. Nennt mich, wie ihr wollt, ich bleibe doch, was ich bin.

Caled. Das heißt: ein Mädchen.

Huſſ. Nein, daß wird ſie nicht bleiben. Das Mädchen wird zur Frau werden.

Alma. Nurraddins Frau.

Huſſ. Im Traum, warum nicht?

Alma. Alſo darf man im Harrem doch wenigſtens träumen, was man Luſt hat?

Huſſ. O ja, wenn man nicht etwa die üble Gewohnheit hat, im Schlafe laut zu ſprechen.

Alma. Schade, ſo würde man denn doch einmal in dieſen Mauern die Wahrheit hören. — Aber ich bin eurer Geſellſchaft ſatt. Ich will fort.

Huſſ. Dein Sclave iſt bereit, dir ein Zimmer anzuweiſen.

Alma. Meine Zimmer ſind in Nurraddins Hauſe.

Huſſ. Liebes Kind, ſey vernünftig. Dein Sträuben wird dir nichts helfen, und deinem lieben Nurraddin ſchaden.

Alma. Meinem Nurraddin ſchaden?

Huſſ. Haſt du die Drohung des Sultans vergeſſen?

Alma. Die doch nicht Ernſt war?

Huſſ. O wahrhaftig, er ſpaßt nicht. Nurraddins Kopf wackelt, wie ein Thurmknopf bey einem Erdbeben.

Alma. Guter Nurraddin! das wäre der Lohn deiner Liebe! warum mußteſt du gerade heute nach Schiras kommen? warum mußte ich gerade in jener Stunde zum Brunnen gehn? warum mußte dieſer Unhold mich finden?

Caled. Warum mußteſt du ſchreyen?

Alma. Warum mußte er mich ſehn? warum mußte ich ihm gefallen?

Caled. Wer ſoll dir auf alle die Fragen antworten? Wer nicht weiß, was er thun ſoll, der fragt, warum er das oder das gethan hat?

Huſſ. In wenig Tagen wirſt du anders reden.

Alma. Auch anders denken?

Huſſ. Das magſt du halten, wie du willſt.

Alma. Nie werde ich anders reden, als ich denke.

Huſſ. Am beſten wirſt du thun gar nichts zu denken. Denn hier am Hofe wird viel geredet und nichts gedacht. Jezt eile, wenn du Nurraddin retten willſt. Die Zeit hat Flügel. Drey Stunden gab dir der Sultan Bedenkzeit. Du mußt einen Becher mit Sorbet zubereiten, eine Perle darin auflöſen und ihm überreichen. Das iſt das Zeichen der Unterwürfigkeit.

Alma. Und mir einen Becher voll Gift, das iſt das Zeichen der Freiheit. (ſie geht von Huſſein begleitet)

Zehnte Scene.

Caled.

Laß nur erſt das ſüße Gift der Wolluſt dich berauſchen, da werden die ſchönen großen Redensarten ſich auflöſen, wie die Perle im Sorbet. — Jezt Caled biſt du Vezier. — Du weißt ſelbſt nicht recht, wie du es geworden biſt; aber du wirſt wiſſen, wie du es ſeyn mußt. Tief gebückt vor dem Sultan, Cederngerade vor jedem andern; die Augen voll Dolche, welche in Süßigkeiten ſchwimmen; den Mund voll Verſprechungen, von welchen dein Ohr nichts hört, und dein Herz nichts weiß; die Hände immer bereit zu nehmen, und die Taſchen immer offen zu empfangen. — Brav Caled, du wirſt deinem Poſten Ehre machen.

Caled.

Juchhey, nun will ich leben!
Des Morgens will ich eſſen,
Des Mittags will ich eſſen,
Des Abends will ich eſſen,
Die ganze Welt vergeſſen,
Juchhey, nun will ich leben!
Nein, nein! halt! halt! nein, nein!
So ſoll es ſeyn:
Des Morgens will ich lieben,
Des Mittags will ich eſſen,
Des Abends will ich trinken,
Ja, trinken, eſſen, lieben,
Und lieben, eſſen, trinken,
In ſüſſen Schlummer ſinken,
Und ſchlafen bis am Morgen,
Und lachen aller Sorgen;
Ich lache, ha! ha! ha!
Ich trinke glu! glu! glu!

Ich ſinge Trallala!
Ich ſpringe Hopſaſa!
Ich eſſe, trinke, liebe,
Ich lache, ſpringe, ſinge,
Ha, welche Wunderdinge!
Ha, welche Luſt! Ha, welche Pracht!
Ha, welch ein Tag! welch eine Nacht!
Es wird geſungen, es wird gelacht!
Ha! ha! ha! Glu! glu! glu! Trallala!
Hopſaſa!

(Er geht tanzend und ſingend ab)

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt.

(Der Vorhof des Sultaniſchen Pallaſtes, das Thor zu demſelben iſt mit zwey Schildwachen beſetzt. Im Vordergrunde rechts oder links eine dickbewachſene Laube, deren Eingang jedoch nur ſichtbar iſt)

Erſte Scene.

Die beiden Schildwachen.

Duett von den Schildwachen.

Erſte.

Ich ſoll ſingen und kann nicht!

Zweyte.

Ich ſoll ſingen und mag nicht!

Erſte.

Mir iſt die Kehle rauh,
Ich krächze wie ein Rabe.

Zweyte.

Ich ſchreye wie ein Pfau,
Und quike wie ein Knabe.

Erſte.

In meiner ganzen Kehle
Hab' ich nicht einen Ton.

Zweyte.

Wir ſingen auf Befehle,
Nur zu, es glückt uns ſchon.

Erſte.

Ich gurgle falſche Töne.

Zweyte.

Ich krähe wie die Hähne.

Beyde.

Doch, wo die Peitſche meiſtert,
Da wird man bald begeiſtert.

(beim Schluſſe des Duetts kommen Wampum und Huſſein.

Wamp. Ha! ha! mein Firman iſt publiciert. Die Hunde ſingen recht gut. Aber jezt macht's mir doch keinen Spaß, meine Majeſtät iſt übel aufgeräumt. Guter Freund, dein Mittel gegen die Langeweile mag probat ſeyn, aber es taugt doch nichts.

Huſſ. Wenn deine Hoheit ſich herabließe. dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzuklären. —

Wamp. Was aufklären! Ich liebe die Aufklärung nicht. Kurz, ich ſage, das Mittel taugt nichts, und du wirſt hoffentlich nichts dagegen einwenden? wie?

Huſſ. (ſehr unterwürfig) Nicht das allergeringſte.

Wamp. Zwar iſt mir das Gähnen ſo ziemlich vergangen, aber ich befinde mich noch weit ſchlimmer als vorher.

Huſſ. Himmel! wäre es möglich!

Wamp. Ich ſage dir ja, daß es möglich iſt. Rufe mir den europäiſchen Arzt. Ich will doch hören, ob er dieſe Krankheit beſſer verſteht als die vorige. (Huſſein entfernt ſich)

Wamp. (allein) Da geht er hin, und es iſt mir beynah lieb, daß ich allein bleibe — warum denn? — es kömmt mir vor als müßte ich allein ſeyn, um zu denken. — Ei! — das Denken iſt mir doch ſonſt ſo eine beſchwerliche Sache geweſen — was iſt denn mit mir vorgegangen? wie? — wichtige Dinge, das merk ich wohl; aber will ich denn, daß wichtige Dinge mit mir vorgehen ſollen? — nein, das will ich nicht!

Zweyte Scene.

Huſſein, Arzt. Vorige.

Wamp. Tritt näher Chriſt, du findeſt mich ſehr krank und ſchwach, du wirſt mirs wohl anſehn. Kannſt du mir helfen, ſo verſpreche ich dir 500 Tomanns.

Arzt. Ich habe dir ſchon meine Meinung über das böſe Gähnen geſagt.

Wamp. Ach hier iſt gar nicht mehr die Rede von Gähnen, hier ſind ganz andere Dinge auf dem Tapete.

Arzt. Laß hören. Kann ich helfen, ſo werde ich meine Pflicht als Arzt und Menſch erfüllen.

Wamp. (vor ihn tretend) Nun, da bin ich, hilf mir.

Arzt. Schon wieder die alte Plage? Sprich, was fehlt dir?

Wamp. Ein gelehrter Derwiſch hat mir einmal geſagt: die ſchrecklichſte Lage in der Welt wäre, wenn einem was fehlte, und man wüßte doch nicht was, wenn man gern glücklich, vergnügt, und zufrieden ſeyn wollte, und wüßte es doch nicht anzufangen. Er ſagte, es wäre ein Königsübel. Sieh, damals verſtand ich ihn nicht, und nun kommt mir's auf einmal vor, als ob ich ihn verſtünde.

Arzt. Alſo wohl gar eine Gemüthskrankheit?

Wamp. Gemüthskrankheit? (kleinlaut) Was? ſo hätte ich ja ordentlich ein Gemüth?

Arzt. Iſt dir ein Unglück zugeſtoßen?

Wamp. Ein Unglück? ich glaube ja. Aber du wirſt es wohl ſuchen müſſen ohne mich, denn ich weiß dir nicht zu ſagen, wo es ſitzt.

Arzt. Seit wenn fühlſt du dieſes Mißbehagen?

Wamp. Seit wenig Stunden, ſeit dem Mittageſſen.

Arzt. Vielleicht nur Magendrücken?

Wamp. (ſich den Bauch ſtreichelnd) Nein, das bitte ich mir aus, mein Magen befindet ſich jetzt wohl.

Arzt. Nun wie iſt dir denn zu Muthe?

Wamp. Ich weiß es nicht, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr.

Arzt. Haſt du dich jemals ſelbſt gekannt?

Wamp. Nein, niemals.

Arzt. Alſo —

Wamp. Alſo ſag ich dir, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Will ich Wein trinken? — Ja ich will, warum trink ich denn nicht? — will ich Tobak ſchmauchen? — Ja ich will, warum ſchmauche ich denn nicht? — ſieh ich will und will auch nicht. Da hatte ich befohlen dem Koch 200 Streiche auf die Fußſohlen zu geben, weil der Hammelbraten nicht braun genug war, der Kerl ſchrie, als ſollte er ſelbſt gebraten werden. Das hat mich vormals wacker beluſtigt, und heute — ſollteſt du es glauben — heute ließ ich ihm nur 12 aufzählen.

Arzt. Das Reſultat deiner Beobachtungen wäre alſo: Du biſt ſanfter und milder geworden, nun frage ich, welche Gemüthsbewegung macht ſanfter und milder?

Wamp. Ja, darauf antworte du ſelbſt. Antworten war nie meine Sache.

Arzt. Die Natur antwortet mir.

Wamp. Die Natur? ei laß hören.

Arzt. Sie ſagt mir, deine Krankheit ſey die nehmliche, die einſt Troja in einen Schutthaufen verwandelte; Perſepolis in Flammen ſetzte, und dem Hercules den Spinnrocken der Omphale in die Hand gab.

Wamp. Ach großer Prophet! das muß eine ſchreckliche Krankheit ſeyn. Und ſie heißt?

Arzt. Die Liebe.

Wamp. Die Liebe? — Alſo wohl gar eine Art von Peſt?

Arzt. Sie tödtet minder ſchnell.

Wamp. Tödtet? Henker, ſie wird mich doch nicht tödten?

Arzt. Das fürcht ich nicht. Liebe und Blattern muß jeder in ſeinem Leben einmal überſtehn.

Wamp. Was braucht man denn dagegen?

Arzt. Das beſte Mittel, für einen Sultan wenigſtens, iſt Genuß.

Wamp. Genuß? wie verſtehſt du das?

Arzt. Beſitz des geliebten Gegenſtandes.

Wamp. Aha! ich begreife; Beſitz, o ich weiß, was das iſt, ich verſtehe zu beſitzen, ſo gut als einer. Und meinſt du, ich werde dann wieder geſund ſeyn?

Arzt. Ich möchte das nicht von jedem Kranken behaupten, aber von dir — Ja!

Wamp. Nun ſo geh. Du biſt geſcheiter wie du ausſiehſt. Huſſein ſoll dir 500 Tomanns auszahlen. Hörſt du Huſſein! begleite ihn.

(Der Arzt geht mit Huſſein fort)

Wampum allein.

Ich will unterdeſſen ein wenig luſtwandeln oder unluſtwandeln, denn ich habe eine verdammte böſe Laune. (er will gehen, ſieht aber ſogleich um) Aber — da fällt mir eben ein, der verwünſchte europäiſche Arzt hat auch nicht ein ſtummes Wörtchen geſungen. Hat der Wurm meinen Firman nicht erhalten? Ich muß das unterſuchen, und dann laß ich ihm funfzig auf die Fußſohlen geben, und er und der, der die Schläge austheilt, müſſen ein Duett mit einander ſingen. Ha, ha, ha! Das wird mir Spaß machen, königlichen Spaß! — (er watſchelt fort)

Dritte Scene.

Die beiden Schildwachen.

Erſte. Das war alſo der Sultan?

Zweyte. Muß ja wohl. Nimm dich nur in Acht, daß du ihn nicht zu ſcharf ins Auge faſſeſt. Er kann es nicht leiden, wenn man ihn anſieht.

Erſte. Er kann das nicht leiden? warum denn nicht?

Zweyte. Du Narr, ein Sultan kann manches nicht leiden, ohne grade zu wiſſen, warum?

Erſte. Und was thut er denn, wenn man ihn ſo anſieht?

Zweyte. Riſch, zieht er ſeinen Säbel, ſchwubs! haut er dir den Kopf herunter.

Erſte. Kann er ihn denn wieder aufſetzen?

Zweyte. Nein! das kann er nicht.

Erſte. Wenn es ihm nun hinterdrein leid thut?

Zweyte. Es thut ihm niemals leid.

Erſte. Hm, hm! — Kamerad, möchteſt du wohl Sultan ſeyn?

Zweyte. O ja, warum nicht?

Erſte. Hm, hm! ich möchte nicht Sultan ſeyn.

Vierte Scene.

Nurraddin tritt auf.

Wohin jagt mich die Verzweiflung! Für weſſen Bruſt iſt dieſer Dolch geſchliffen? — was will ich? was tobe ich? wer flößt mir dieſen hohen Muth ein, Luſt mit einem Sultan anzubinden, für deſſen Namen die ſclaviſchen Morgenländer zittern! — Ja, für ihn dieſer Dolch, wenn er die ſchöne Beute nicht fahren läßt. — Aber, wo finde ich ihn? wie dränge ich mich zu ſeinem Throne? — O ihr Beherrſcher des weiten Aſiens! ihr beſitzt ſo ſchöne Vorrechte, Wohlthun iſt euer ſchönſtes. Wenn ihr euch immer deſſen bedient, wie würden euch ſo lieb, ſo lieb haben! — (er wirft ſich am Eingang der Laube auf eine Raſenbank) Was thue ich nun! — bitteres unnennbares Gefühl! — O daß Sultan Wampum an meiner Stelle wäre! O daß ich nur eine Stunde lang an Sultan Wampums Stelle ſeyn könnte! — Ihr guten, wohlthätigen Weſen! die wir Schutzgeiſter nennen; miſcht ihr euch wirklich in die Angelegenheiten der Sterblichen, o ſo gewährt mir dieſen Wunſch!

nur eine Stunde laßt mich Sultan Wampum ſeyn!

Fünfte Scene.

Ein Genius ſteht plötzlich neben Nurraddin, und lächelt ihn freundlich an.

Nurrad. (heftig erſchrocken.) Großer Prophet! was ſeh ich!

Genius.

Vom funkelnden Abendſtern
Eil' ich auf deinen Wunſch hernieder,
Und helfe den Menſchen gern,
Denn ſie ſind meine Brüder.

Nurrad. Laß mich im Staub knieen und anbeten,

Genius. Nur vor dem Herrn der Welten darfſt du knieen.

Auch ich bin nur ein endliches Weſen;
Zwar kann ich in den Sternen leſen,
Doch Anbetung — allein für ihn!

Nurraddin.

Sprich, freundlicher Genius,
Was darf ich von dir hoffen?

Genius.

Zu hören, iſt mein Amt, was arme Sterbliche heiſchen,
Ich hörte deinen Wunſch und hab' ihn dir gewährt.
Nimm dieſen Ring.
So oft er ſich — doch unbemerkt von Jedermann, nach innen kehrt,
Wirſt du als Sultan aller Augen täuſchen.

(Genius verſchwindet.)

Sechste Scene.

Nurraddin allein.

Wache ich? oder träume ich? nun wenn ich träume! ſo war noch nie ein Traum ſo ſüß. — Aber nein! Trage ich nicht die Wirklichkeit an meinem Finger? dieſer Diamant blitzt mir in die Augen, ich ſehe alſo. Dieſer kleine Ring kneipt mich, ich fühle alſo. Wer ſieht und fühlt, der träumt ja nicht. — Aber die verſprochene Wirkung dieſes Ringes? Darf ich auf ein Wunder hoffen zum Beſten meiner Liebe? Dieſer Ring ſoll mir die Geſtalt des Sultans geben? wenn er, doch von Jedermann unbemerkt, nach innen gekehrt wird. — Denn ſprach er nicht ſo, der Genius? Gut, das wollen wir bald näher erfahren. Dort in der Laube, ſie iſt dunkel und ſchauerlich, wie es Geiſterwerken geziemt. (er geht in die Laube, und tritt augenblicklich als Sultan Wampum wieder heraus. Es verſteht ſich, daß hier beide Schauſpieler ihre Rollen wechſeln, und nur durch Gang, Spiel und Geberden den Charakter darſtellen) Ha! wahrlich! der Genius hat brav Wort gehalten, (ſich betrachtend) iſt das nicht der Sultan, wie er leibt und lebt? ſo gar ſeinen dicken Wanſt haben mir die Geiſter angezogen. Nur mein Herz gehört noch immer Nurraddin zu, und dem Himmel ſey Dank! auch mein Kopf — Jetzt ziehe die Liebe den ſchleunigſten Vortheil von dieſer helden Zauberey. Welch eine Gelegenheit, Almas Herz auf die Probe zu ſtellen! Hat die Pracht des Harems ſie berauſcht, nun ſo behalte ſie der Sultan. — In dieſer Geſtalt wird mich ja wohl niemand aufhalten.

(er geht raſch und ſtolz in den Pallaſt, die Wachen machen ihm ehrerbietig Platz)

Sieben-

Siebente Scene.

Die beiden Schildwachen.

Erſte.

Hör', Kammerad! war das der Sultan?

Zweyte.

Ja, Kammerad! es war der Sultan.

Erſte.

Doch, welche plötzliche Verwandlung!
He, Kammerad! ſprich, merkſt du nichts?
In jeder Stellung, jeder Handlung,
Jeder Miene des Geſichts?

Zweyte.

Ich merke, Kammerad! ich merke,
Es kommt mir vor, wie Wunderwerke.

Beide.

Bey Alis Bart!
Ich bin erſtaunt! ich bin erſtarrt!

Erſte.

Welch Lächeln, welch' ein Feuer!

Zweyte.

Bewegung ohne Zwang.

Erſte.

Sein Blick weit kühner, freyer!

Zwerte.

Und welch' ein raſcher Gang!

Beide.

Ben Ali's Bart!
Ich bin erſtaunt! ich bin erſtarrt!

Erſte.

Ach, Kammerad! Hu! hu!

Zweyte.

Was giebts? Was zitterſt du?

Erſte.

Ach! ſiehſt du nicht?

Zweyte.

Welch Traumgeſicht!

Erſte.

Welch Wunderding!

Beide.

Derſelbe Sultan, der
Hier in den Pallaſt gieng,
Dort kömmt er wieder her.

Achte Scene.

Schach Wampum, von ſeinem Spazier-gange wieder zurückkommend.

Bin ich doch ſo matt und lahm wie ein Kameel, das neun Tage durch die Wüſte gegangen iſt, und doch habe ich weder Luſt zu eſſen noch zu trinken. Zwar gähne ich nicht mehr, aber die Stunden ſchleichen langſam wie ein Fieber. (er ſetzt ſich am Eingang der Laube) Wenn die widerſpenſtige Dirne auf ihren drittehalb Sinnen verharret, was mache ich dann? — Ich laſſe ihr den Kopf herunter ſäbeln. Ja, was habe ich dann? nichts; denn ein Körper ohne Kopf, das iſt meine Sache nicht, ich liebe die Köpfe, ich. — Ein Mittel wüßte ich wohl. Ha! ha! ha! — meine glorreichen Vorfahren hatten viel Umgang mit Feen und Zauberern, ich habe bis jetzt das Geſchmeis nicht um mich leiden mögen, aber nun wollte ich doch, daß ſo ein Tauſendkünſtler hier vorbey reißte. Er ſollte mir — was ſollte er denn? — einen Wunſch erfüllen — aber welchen Wunſch — er ſollte mir Nurradins Geſtalt auf eine Stunde leihen, daß ich die Dirne betrügen, und hinterdrein brav auslachen könnte.

Neunte Scene.

Genius, Schach Wampum.

(Genius ſteht plötzlich vor ihm)

Wamp. (aufſchaudernd) Nun? wer hat dir luſtigen Buben erlaubt, ſo nahe an mich zu treten?

Genius.

Vom funkelnden Abendſtern
Eil' ich auf deinen Wunſch hernieder,
Und helfe den Menſchen gern,
Denn ſie ſind meine Brüder.

Wamp. Alſo biſt du wohl gar ein Geiſt?

Genius.

Ein Genius, ein Mittelweſen,
Dem der Schöpfer die Kraft verlieh
Im großen Sternenbuch zu leſen,
Und es zu deuten ohne Müh.

Wamp. Wirklich? Da verſtehſt du mehr als ich, ob ich gleich alles zu verſtehen glaubte, und noch etwas drüber. Aber deſto beſſer! Du kommſt eben zu rechter Zeit. Ich habe da ein wunderſchönes Mädchen eingeſperrt. Wenn du mir ſie geneigt machſt, ſo laß ich dir tauſend Tomans auszahlen.

Genius.

Wir ſind den Sterblichen hold,
Wir verſüßen ihre Leiden,
Und erhöhen ihre Freuden;
Dies Gefühl bezahlt kein Gold.

Wamp. Höre guter Freund, ich laſſe mich nicht gern daran erinnern, daß ich ein Sterblicher bin. Du willſt mein Geld nicht? nach Belieben, ſo behalte ich es. Ein Sultan iſt nie verlegen mit dem Gelde, aber wohl zuweilen ohne das Geld, wie? — aber was willſt du denn eigentlich, du gelbfleckigter Knabe? antworte mir einmahl darauf.

Genius.

Zu hören, iſt mein Amt, was arme Sterbliche heiſchen!
Ich hörte deinen Wunſch, und hab' ihn dir gewährt.
Nimm dieſen Ring,

(er ſteckt dem Sultan einen Ring an den Finger)

So oft er, doch unbemerkt von Jedermann,
nach innen kehrt,
Wirſt du, als Nurradin, die Augen der
Menge täuſchen.

(Genius verſchwindet)

Zehnte Scene.

Schach Wampum, und die beiden
Schildwachen.

Beide.

Wir ſingen, wir ſingen auf höhern Befehl,
Wir ſingen uns heiſer,
Bald lauter, bald leiſer,
Wir ſingen den Schlund,
Und die Kehlen uns wund,
Wir gurgeln nicht faul —

Wamp. Jezt haltet das Maul.

Beide.

Wir ſingen, wir ſingen auf hohen Befehl
Wohl Tage lang,
Ein Wirbel, ein Schnirkel, ein Triller,
Ha! welch ein Geſang!
Jezt wird er lauter, jezt wird er ſtiller. —

Wamp. Laßt ihn einmal ganz ſtille werden! Ich bitte mir das aus. Schach Wampum will denken.

Beide.

Jezt iſt die Harmonie
Nur leiſe lauſchend;
Jezt ſteiget ſie
Empor, wird rauſchend;
Jezt ſinket ſie, jezt ſteiget ſie,
Jezt rauſchet ſie, jezt ſchweiget ſie —

Wamp. Ganz recht, jezt ſchweiget ſie, und wenn ſie nun nicht auf ewig das Maul hält, ſo ſoll eine Baſtonade auf eure Fußſohlen euer Duett accompagniren.

Beide.

Baſtonade
Auf die Sohlen?
Gnade! Gnade!
Ach! das Singen ward uns ja befohlen.

Wamp. Ja doch, ja, ihr Hunde, ich weiß es ja wohl. Ich ſelbſt habe es befohlen, ich Schach Wampum! und alſo kann ich ja auch den Befehl wieder aufheben? wie? — Nun endlich haben die Schaafsköpfe es begriffen. — Es iſt wohl eine ſchwere Laſt und Bürde, wenn man der einzige vernünftige Mann im Reiche iſt. — Jezt muß ich überlegen — denken —

grübeln — ſinnen — hab ich den Genius recht verſtanden? Den Ring ſoll ich, doch von jedermann unbemerkt, nach innen drehen, und dann werde ich Nurraddin ſeyn. Das wollen wir doch zum Spaß in der Laube verſuchen. (er zieht ſich zurück in die Laube, und tritt augenblicklich als Nurraddin wieder heraus) Da haben wirs. Ha, ha, ha! ein junger rüſtiger Burſch iſt aus mir geworden. Ich glaube, ich bin um 200 Pfund leichter als vorher. Wo iſt denn mein Bauch geblieben? (ſich den Bauch ſtreichelnd) Der arme Teufel, der Nurraddin, er iſt ja ſo dünne, wie ein Regenwurm. Und den könnte Alma mir verziehen? den magern Nurraddin, dem fetten Sultan? Elender Geſchmack! wie das die Beine hebt, wie das Queckſilber in den Adern hat. (er bewegt ſich unwillkührlich) Ha, ha, ha! Das iſt luſtig. Nur ein einziges Glück, daß ich meinen eigenen Kopf behalten habe, denn den wollte ich mit keinem vertauſchen. — Nun will ich zu dem Mädchen gehn. Die wird ihre ſchwarzen Augen aufſperren. (er watſchelt auf das Thor zu)

Erſte Schildw. Zurück!

Wamp. Seyd ihr toll? Kennt ihr euern Sultan nicht?

Erſte Schildw. Du ſcheinſt toll zu ſeyn, guter Freund!

Zw. Schildw. Zurück, oder wir ſpießen dich auf unſere Piken.

Wamp. Was? ihr ſeyd ſo verwegen, mich in meiner eigenen Thür abzuweiſen?

Erſte Schildw. Armer Schlucker! Du ſcheinſt wohl nie eine eigene Thür gehabt zu haben.

Wamp. Ich laſſe jedem von Euch 500 Schläge auf den Bauch zählen.

Beide Schildw. Ha, ha, ha!

Wamp. Ihr lacht? Hat man jemals gehört, daß man einem Sultan ſo mitſpielt? wie? Ihr Schaafsköpfe! Habe ich denn für Euch eine andere Geſtalt angenommen? Fort Schurken, macht Platz! (er macht abermals einen Verſuch durchzudringen)

Beide Schildw. Zurück.

Wamp. Ha, ha, ha! Huſſein! Caleb!

Eilfte Scene.

Caled. Die Vorigen.

Caled. Wer macht hier den verdammten Lärm? (zu den Schildwachen) Stille doch! der Sultan iſt bey ſeinem Mädchen.

Wamp. Der Sultan iſt bey ſeinem Mädchen? Ha, ha, ha!

Erſte Schildw. Dieſer Verrückte wollte mit Gewalt in den Pallaſt eindringen.

Caled. Aha Nurraddin! Hat der Verluſt der ſchönen Dirne dich um den Verſtand gebracht?

Wamp. Narr, du ſiehſt ja wohl, daß ich der Sultan bin. Laß die beiden Kerls in einen Thurm werfen. Auf den Abend will ich ihnen die Köpfe abſäbeln.

Caled. Der arme Teufel, faſt dauert er mich. Geh nach Hauſe Nurraddin.

Wamp. Freilich will ich nach Hauſe gehn, dies iſt ja mein Haus, die Schurken laſſen mich nicht hinein.

Caled. Hör auf mit den Poſſen.

Wamp. Iſt das der Dank, daß ich dich zum Vezier gemacht?

Caled. Guter Freund, wenn es nur darauf ankäme, Albernheiten zu ſchwatzen, ſo glicheſt du freilich dem Sultan, wie ein Gimpel dem andern.

Wamp. Was? ſo ſprichſt du von mir in meiner Gegenwart! Was wird der Pavian nicht erſt ſagen, wenn ich ihm den Rücken kehre!

Caled. Schon wieder Pavian? Der Pavian hat dich alſo noch nicht genug gezwickt? Warte junger Herr! das ſoll dir vergolten werden. Du willſt hinein? gut, du ſollſt hinein. Bindet ihn und ſchleppt ihn in den Saal.

Wamp. Heda! Hochverrath! Rebellion!

Caled. (der ihm die Hände binden hilft) Was machſt du mit dem feinen Ringe am Finger, den haſt du wohl gar zum Brautgeſchenk beſtimmt. (er zieht ihm den Ring vom Finger) Vor der Hand ſey er mir eine kleine Vergütigung des Schimpfes, den du mir ſchon zum zweitenmahle angethan haſt!

Wamp. Ach Caled! gieb mir geſchwind den Ring zurück, damit ich dir aus dem Traume helfe.

Caled. Nichts! nichts!

Wamp. Der verdammte Ring iſt es eben, der mich ins Unglück gebracht hat. Gieb ihn her.

Caled. Vergebene Mühe.

Wamp. (mit dem Fuße ſtampfend) Gieb ihn her, ſag' ich dir.

Caled. Schleppt ihn fort! (die Schildwachen gehorchen)

Wamp. (ſich ſträubend) Meuterey! Hochverrath!

Caled. Stopft ihm ein Tuch in's Maul. (er folgt ihnen)

Zwölfte Scene.

(Ein Saal. Man ſieht tief im Hintergrunde einige Verſchnittene ab- und zugehen. An der einen Seite die offene Thür von Almas Zimmer.

Alma allein.

(Sie trägt in der einen Hand einen Becher mit Sorbet, in der andern eine Perle; den Becher ſetzt ſie auf den Tiſch)

Da ſteht der verhaßte Trank. Nun noch die Perle. (ſie wirft ſie in den Becher) So opfere ich dir Geliebter die Perle meiner Unſchuld. Nun mag er kommen, der Menſch, dem geſtohlne Freuden eben ſo behagen, als erworbene, und dem es ſeinen Genuß nicht verbittert, wenn er ſich gleich dabey in einer Thräne ſpiegelt. — Noch nie habe ich überirrdiſche Weſen mit thörichten Wünſchen bemüht, zum Erſtenmahle drängt ſich ein häßlicher Wunſch in meiner Bruſt empor. Ach! daß dieſer Trank in meiner Hand zu Gift würde!

Dreyzehnte Scene.

Alma, Genius. (ſteht plötzlich vor ihr)

Alma. (mit lautem Schrey) Ach großer Prophet!

Genius.

Vom funkelnden Abendſtern
Steig ich auf deinen Wunſch hernieder
Und helfe den Menſchen gern
Denn ſie ſind meine Brüder.

Alma. Ich bebe — jede Nerve zittert — der Athem vergeht mir. —

Genius.

Ich bin den Menſchenkindern hold,
Dein Herz iſt rein wie geläutertes Gold;

Drum grüß ich dich freundlich ſchöne Dirne,
Und küſſe den Schrecken dir von der Stirne.
(er küßt ſie auf die Stirne)

Alma. Dieſer Kuß gab mir das Leben wieder; ich wage es dich anzuſehen freundlicher Genius. Dein Blick wäre einem Sterblichen Arzeney. Kommſt du meine Unſchuld zu ſchützen, und meine erſte Liebe zu krönen?

Genius.

Ich gehorche dem ewigen Willen
Deſſen, der uns beide ſchuf;
Wünſche hören, iſt unſer Beruf,
Auch zuweilen ſie erfüllen.

Alma. Darfſt du den Meinigen gewähren?

Genius.

Ihr greift vergebens in die Räder der Natur;
Die Wirklichkeit zu geben euren Träumen
Iſt Sterblichen oft Strafe nur,
Denn weiſe ward in Nebel die Zukunft eingehüllt.
Dein Wunſch: es möchte Gift in dieſem Becher ſchäumen, —
Wohlan! er iſt erfüllt!
(er wirft etwas in den Becher, und verſchwindet)

Vierzehnte Scene.

Alma allein.

Er iſt verſchwunden. Was er ſprach war geheimnißvoll, ich verſtand es nicht recht. — Einfältige Alma! warum fragſt du nicht nach deinem Vater? der Genius iſt gewiß im Paradieſe zu Hauſe, und mein guter alter Vater iſt gewiß auch im Paradieſe. Wenn er mir wieder erſcheint, ſoll das meine erſte und einzige Frage ſeyn. — Alſo Gift iſt nun in dieſem Becher? Soll ich es gebrauchen für mich? oder für uns beide? — Nurraddin retten, einen Tyrannen ſtrafen, und mit meiner Unſchuld ins Grab ſteigen — o ja! o ja! in einer lieblichen Geſtalt wird der Tod mir erſcheinen.

Funfzehnte Scene.

Nurraddin (in Schach Wampums Geſtalt)
Alma.

Nurrad. (bey Seite) Endlich, nach langem Suchen. Wohlan, Nurraddin, jezt ſpiele deine Rolle gut.

Alma. (bey Seite) Ha! da iſt er!

Murrad. Alma, dich grüßt der Sultan, und erwartet Gehorſam und Unterwürfigkeit.

Alma. (zu ſeinen Füßen) Noch einmahl beſchwör ich dich auf meinen Knieen, gieb mich dem Geliebten meiner Seele wieder! Der Genuß in meinen Armen dauert nur Augenblicke, der Genuß deiner ſchönen That iſt ewig!

Murrad. (bey Seite) Vortreffliches Mädchen! (laut) Umſonſt! Deine Reize ſind mächtiger als deine Worte. Ich höre Alma nicht, ich ſehe ſie nur.

Alma. Meine Worte ſind ſchwach, aber mächtig iſt der Reiz der Tugend. Du höreſt nicht mich, Lieb' und Tugend ſprechen aus mir.

Murrad. (bey Seite) Kaum halt ich mich noch. (laut) Genug mit dem Geſchwätz. Ich kam hieher, um zu genießen.

Alma. (ſich ſtolz erhebend) Wohlan, du willſt es? überkomme alle das Böſe, das die Verzweiflung mir eingiebt. (ſie reicht ihm den Becher) Das Symbol der Ergebung in deinen Willen.

Murrad. Mit Entzücken empfange ich ihn aus deinen Händen. Aber wird dieſer Trunk ſüßer ſeyn, als der Kuß von deinen Lippen? (er trinkt)

Alma. Meine Lippen ſprachen Wahrheit, dieſer ſüße Trank iſt eine Lüge. Halt! leere ihn nicht ganz aus. Es iſt billig, daß auch ich meinen Theil von dieſem Schlaftrunk genieße. (ſie trinkt den Becher aus) So, nun iſt es geſchehen.

Murrad. Es iſt geſchehen, und ich bin glücklicher als der Sultan.

Alma. Glücklich als Sultan willſt du ſagen.

Murrad. Nicht doch, der Gewalt will ich mein Glück nicht verdanken. Alma wird mich lieben, ſie wird herrſchen in meinem Harem, wird herrſchen über mich, ihre Sanftmuth wird meine Völker beglücken, wird meinen Arm aufhalten, wenn er ſtrafen will, und ihn ausſtrecken zu Belohnungen. Die Nachwelt wird ihren Namen mit Entzücken nennen. Alma, wird es heißen, herrſchte über Perſien, und ihr erſter Sclave war Schach Wampum.

Alma. Welche fremde Sprache in deinem Munde?

Murrad. Sie iſt mir nicht mehr fremd, ſeit ich dich ſah.

Alma. Du heuchelſt nicht?

Nurrad. Ich ſpreche wahr. Alma hat dieſem Herzen Gefühle eingeflößt, die es nie kannte, und du wirſt mich lieben, weil ich dein Geſchöpf bin.

Alma. Lieben? mein guter Sultan, man liebt nur einmal. Ich liebe Nurraddin. Aber — ich wollte doch, daß du nicht getrunken hätteſt.

Nurrad. Göttliches Mädchen! ich will gern alle Martern erdulden, nun ich weiß, daß du mich liebſt.

Alma. Nein, Sultan, nein! ich liebe dich nicht.

Nurrad. Ja, Alma, ja, du liebſt mich, weg mit der Verſtellung! ich bin Nurraddin.

Alma. Du?

Nurrad. Ein Genius gab mir dieſen Ring, um die Geſtalt des Sultans anzunehmen. Du zweifelſt? — ich will dich überzeugen, zwar nur auf einen Augenblick, denn mein Leben wäre hin, wenn man mich in meiner wirklichen Geſtalt überraſchte. (er ſpringt in Almas offenes Zimmer, und ſtürzt im nemlichen Augenblick in ſeiner eignen Geſtalt wieder heraus. Schließt ſie in ſeine Arme, eilt zurück, und erſcheint ſogleich wieder als Sultan) Glaubſt du mir nun? Danke mit mir dem freundlichen Genius.

Alma. Ich ihm danken? O Prophet! Gerecht iſt die Strafe meines thörichten Wunſches, denn ich zweifelte an dem Schutz der Unſchuld. Nurraddin! Auch bey mir war der Genius.

Nurrad. Auch bey dir?

Alma. Ich wünſchte der Becher, den ich auf des Sultans Geheiß zubereiten mußte, möchte Gift enthalten. Mein Wunſch ward mir gewähret. Wir haben beide getrunken, wir ſind beide vergiftet.

Nurrad. Ha! (Pauſe. Er ſucht ſich zu faſſen) Wohlan, Alma! Laß uns männlich tragen, was wir kindiſch verſchuldeten. Wir werden zuſammen ſterben.

Alma. Ich fühle ſchon die Wirkung des Gifts.

Nurrad. Ein heimliches Feuer ſchleicht in meinen Adern.

Alma. Laß uns Arm in Arm ins Paradies wandeln.

Nurrad. (ſie umſchlingend) So werden die Seligen mich beneiden.

Sechs-

Sechszehnte Scene.

Sultan Wampum, in Nurraddins Geſtalt,
Caled, Vorige.

Alma. Himmel! was ſeh ich!

Nurrad. Meine Geſtalt! gewiß iſt auch hier der Genius im Spiele.

Wamp. Was? was? hier bin ich ja noch einmal? Was ein Sultan nicht alles erlebt!

Caled. Beherrſcher der Gläubigen! Hier iſt ein Verrückter, der deinen Namen und dein Anſehen mißbraucht.

Nurrad. (bey Seite) Ich begreife! es iſt der Sultan ſelbſt. (laut) ihm ſey verziehen.

Caled. (erſtaunt) Verziehen?

Wamp. Ihm? frage erſt, ob ich dir verzeihe. Seht doch, man erlaubt ſich hier ein Gauckelſpiel mit mir? wie? — aber gebt mir nur meinen Ring wieder, ſo will ich euch anders pfeifen lehren.

Caled. (den Säbel ziehend) Vergönne großer Sultan, daß ich dieſen Narren das Maul auf immer ſtopfe.

Nurrad. Er mag reden, eben weil er ein Narr iſt.

Wamp. Ich knirſche vor Wuth — Hölliſcher verdammter Genius, wenn ich einmal dort oben Sultan ſeyn werde.

Ein Donnerſchlag.

Letzte Scene.

Der Genius, ſteht mitten unter ihnen.

Alma.
Nurrad. } Da iſt er!
Wamp.

Genius.

Thorheit der Sterblichen belachen,
Und lachend belehren, iſt mein Beruf.
Ich komme wieder gut zu machen,
Den Wirrwarr, den ich ſchuf.

Wamp. Es iſt endlich einmal Zeit. Nur geſchwinde.

Genius.

Ihr, die wir hier in trügenden Geſtalten,
Für Nurraddin, für Sultan Wampum halten,
Tauſcht eure Seelen wieder um.

(zu Nurraddins Geſtalt)
Sey wieder klug.
(zu Wampums Geſtalt)
Sey wieder dumm.
(In dieſem Augenblicke wechſeln beide Schauſpieler ihre Rollen)

Wamp. Dem Propheten ſey Dank! daß ich meinen Bauch wieder habe.

Nurrad. Hieher Alma! Hier ſteht dein Nurraddin, deſſen Herz in jeder Geſtalt gleich iſt.

Alma. Liebliches Zauberwerk!
(ſie fliegt in ſeine Arme)

Wamp. Halt einmal da! Halt! wo iſt mein Säbel.

Genius.

Wie? du bieteſt dem Himmel Trutz?
Gemach! ich nehme ſie in meinen Schutz.
(zu Nurraddin und Alma)
Das Gift thut keine Wirkung an euch beiden.
Seyd brav, ſeyd glücklich, ſeyd beſcheiden.
(Nurraddin und Alma danken ihm knieend)

Wamp. Nun das finde ich kurios, mein Herr Genius. Wer iſt denn Herr und Meiſter in dieſem Pallaſt? wie? antwortete er mir einmal darauf.

Genius.

Hier und überall iſt Herr und Meiſter,
Der Unerſchaffene der Geiſter!
Sterbliche, ergrübelt nie zu viel,
Euer Grübeln iſt verlohren!
Für ein kleines, nahes Ziel,
Seyd ihr nur auf dieſe Welt geboren.
Wünſchet nie! begehret nie! ihr Thoren!
Eure Wünſche ſind der Täuſchung Gauckelſpiel,
Sie verbittern euch das Leben;
Was euch nützt — wird euch das Schickſal geben.

(Genius verſchwindet)

Wamp. Von allem was er da geſagt hat, habe ich nicht ein Wort verſtanden.

Caled. Auch ich nicht.

Nurrad. Aber ich.

Alma. Und ich.

Nurrad. (zu Alma) Laß uns genießen ohne Grübeln und Wünſchen.

Wamp. Ja genießen. Das verdammte Genießen. Was genieße ich dann?

Nurrad. Die Freude wohlzuthun, wenn du Sinn dafür haſt.

Wamp. Sinn? Was will der Narr mit ſeinem Sinn? Ein Sultan hat fünf Sinne. Genießen? Laßt meine Sänger hereintreten; ich will Muſik genießen, um von meiner heutigen ſchweren Arbeit auszuruhn.

Schluß-Chor.

Alle.

Laßt uns genießen
Durch Scherz und Kuß,
Durch Lebensgenuß
Das Leben verſüßen.

Alma, Nurraddin.

Wünſche verbittern
Nur das Leben.
Sich ohne Zittern
Dem Schickſal ergeben;
Durch frohe Stunden
Heilen die Wunden,
Die auf der Lebensreiſe
Das Schickſal ſchlug;

Ja, das iſt klug.
Ja, das iſt weiſe.

Alle.

Laßt uns genießen
Durch Scherz und Kuß,
Durch Lebensgenuß
Das Leben verſüßen.
Er ſchlummert — ſtille — ſtille!
Höret den Monarchen
Melodievoll ſchnarchen! —
Welch' ein feines Stöhnen! —
Welch' ein fetter Klang! —
Es erſterbe der Geſang
In immer ſchwächern Tönen.
Stille! Stille!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schauſpiele

von

August von Kotzebue.

Zweyter Band.

---

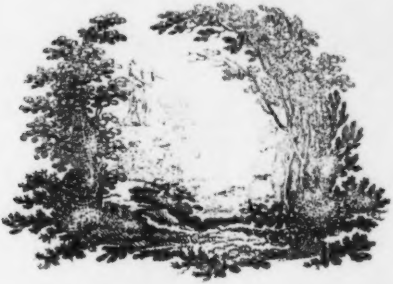
1) Die Sonnenjungfrau.
2) Das Kind der Liebe.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1797.

Die
Sonnen=Jungfrau

ein
Schauſpiel in fünf Aufzügen
von
Auguſt von Kotzebue.

Zum Erſtenmale aufgeführt auf dem Liebhabertheater
zu Reval, am 8. December 1789.



Mit Churfürſtlich = Sächſiſchem Privilegio.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

Die
Sonnen-Jungfrau

ein

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

INDIA

Perſonen.

Ataliba, König von Quito. **Rath Albaum.**

Der **Oberprieſter** der Sonne. **Secr. Gerber.**

Xaira, Sonnenprieſter. **Nottbeck.**

Telasko, ein Greis aus der Familie der Yncas.
Anwald Huck.

Zorai, ſein Sohn. **v. Schwengelen.**

Cora, ſeine Tochter, Sonnenjungfrau.
Fr. v. Glehn.

Rolla, vormals Feldherr. **Secr. Rieſenkampff.**

Die **Oberprieſterin** der Sonne. **Mdme Huck.**

Idali und **Fr. v. Kotzebue.**
Sonnenjungfrauen.
Amazili, **Mdme Vom.**

Dom Alonzo Molina. **Secr. Arvelius.**

Dom Juan Velasquez, ſein Freund.
v. Knorring.

Diego, ſein Waffenträger. **v. Kotzebue.**

Ein **Kämmerling** des Königs. **Frd. Vom.**

Prieſter. Sonnenjungfrauen. Höflinge. Soldaten. Volk.

An die

Frau Präſidentin von der Wenſe,

gebohrne von Ahlefeld,

in Celle.

Man hat oft geſagt: **Dichtkunſt** habe das mit der **Liebe** gemein, daß ſie ſich nicht **erzwingen** laſſe. Man hat Unrecht, liebenswürdige Freundinn, denn wenn Ihr Gedächtniß Ihnen in Kleinigkeiten treu iſt; ſo werden Sie ſich erinnern, daß dieſes Schauſpiel einzig und allein ſeinen Urſprung Ihrem Befehl verdankt.

An einem trüben regnigten Abend in Pyrmont, der Ihnen nicht vergönnte, die Reize der Natur zu genießen, mit welchen Ihre ſchöne Seele ſo genau verſchwiſtert iſt, flüchteten Sie in Thaliens Tempel, welchen eben damals eine gewiſſe B — ſche Geſellſchaft entweihte. Man zerfleiſchte gerade an dieſem Abend, Naumanns Oper Cora. Das Einzige, was mir da gefiel, war: daß ich das Glück hatte hinter Ihnen zu ſitzen, und daß Sie auch zuweilen ein Wörtgen mit Ihrem unterthänigen Diener redeten. Damals ſagten Sie unter andern, als eben ein geendigter Act uns einige Erhohlung vergönnte: „dieſe Oper enthielte wohl auch „einen artigen Stoff zu einem Schau„ſpiel.“

Ich fühlte recht gut, daß ich dieſen Gedanken hätte haben ſollen, wenn es mir nicht zur Entſchuldigung gedient hätte, daß ich gerade hinter **Ihnen** ſaß; ich ergriff ihn indeſſen mit Begierde, und bat mir Ihre **Befehle** darüber aus. Die wollten Sie mir lange nicht geben; Sie kleideten das, wie Alles was Sie ſagen, in

feine

ſeine höfliche Worte ein. Ich aber beſtand auf einem ausdrücklichen Befehl.

„Nun gut, ſo befehle ich es Ihnen!“ ſprachen Sie endlich mit der kleinen, Ihnen eigenen Lebhaftigkeit; ich machte eine tiefe Verbeugung, und ſiehe da, hier ſteht meine Sonnenjungfrau. Auf Ihren Befehl erſcheint das arme Mädgen zitternd in Ihrem Vorzimmer. Erlauben Sie, daß ſie hereintrete, und an Ihrer Toilette mit niedergeſchlagenen Blicken harre, bis Sie ihr freundlich zuwinken:

> „Tritt näher kleines Ding! Du ſollſt „mir willkommen ſeyn um deines Va„ters willen, dem ich meine Freund„ſchaft ſchenkte, und dem ich ſie jezt „um ſo weniger entziehen darf, da er „gar wenig mehr auf der Welt zu ver„lieren hat.“

Ach! da haben Sie wohl Recht, gute, liebenswürdige Frau! ich beſaß ein Weib das Ihnen glich, denn ſie war eine vortreffliche Gattinn und Mutter. Sie iſt nach Hauſe gegangen zu ihren Geſchwiſtern den Engeln. Auch Sie haben meinem Schickſal eine Thräne geweint; mein Herz dankt Ihnen dieſe Thräne, und meine Feder widmet Ihnen dieſes öffentliche Denkmal meiner Hochachtung.

A. v. Kotzebue.

Erſter

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die ganze Bühne iſt mit verwachſenem Geſträuch beſetzt. Im Hintergrunde ſchimmert ein wenig von altem verfallenen Gemäuer durch, und noch weiter die Kuppel des Sonnen-Tempels. Im Vordergrunde rechter Hand eine Höle — links ein Hügel, deſſen Gipfel aus dem Gebüſch hervorragt. — Abenddämmerung.

Rolla und der Oberprieſter winden ſich durchs Geſträuche.

Oberprieſter.

Das alſo, das iſt der Weg zu Rolla's Wohnung? — Ach! ſo wild, ſo unzugangbar, als der Weg zu Rolla's Herzen!

Rolla. Schont meiner, Oheim! Ich bitte Euch: schont meiner und laßt mich! — Wenn Ihr mich verſtündet — begriffet —

Oberpr. Sollt' ich das nicht? Aber Dich verſtehen, heißt, Deinem Abgott huldigen; Dich begreifen, Deiner Leidenſchaft ſchmeicheln.

Rolla. Ich Unglücklicher! — Ich bin ein ungepaartes Weſen: ein Tropfen, der mit keinem andern Tropfen je zuſammenfließen ſoll; eine Stimme, die in der allbelebten Natur keinen Wiederhall findet! — Das Würmchen, das auf dieſem Blatte kriecht; — ſieh! ſchon kommt ein anderes Würmchen ihm entgegen: — nur ich! nur ich! — O ihr Götter! iſt es euer ſtrenger Wille, im Gewimmel eurer Schöpfung mich, nur mich allein zu laſſen — — (mit einem ungeduldigen Blick auf den Oberprieſter) nun dann, ihr Menſchen; ſo laßt mich allein.

Oberpr. Rolla! Rolla! Ich bin ein Greis; aber wenn nur Liebe — Liebe Deinem Herzen mangelt: ſo findeſt Du ſie hier in dieſem treuen Buſen. — Jüngling, ich liebe Dich, wie ein Vater.

Rolla. Wohlan! So ſey die Ruhe Eures Sohnes Euch theuer! Laßt ihn nach eigenem Gefallen leben. In dieſer Höle hier bin ich glücklicher als Tauſende in prunkvollen Pallåſten. Sie ſey mein Grab! — Dann, Oheim, dann verſprecht mir dies Eine: Führt an einem dunkeln trüben Tage Cora an den Eingang dieſer Höle, laßt ſie ſchauen Rollas Ueberreſt, wie er auf feuchtem, kalten Boden, ſein liebeſieches Leben ausgehaucht, wie auf ſeiner Lippe noch der Name der geliebten Mörderin ſchwebt, wie ſein letztes Lächeln ahnden läßt, daß er, Cora ſegnend, aus der Welt gieng. Dann wird vielleicht, gerührt von dieſem Bilde, Cora neben meinem Leichname ſtehen, und eine Blume — oder — o entzückender Gedanke! eine Thräne auf mich fallen laſſen, und dieſe

Thrä-

Herz, mein pochendes Herz glühte nach Thaten und Ruhm, jeder erfochtene Sieg war kaum ein lindernder Tropfen, der die ziſchende Flamme höher noch Himmel an trieb. — Ach! da ſah ich Cora wieder!

Oberpr. Und verloſchen war die Flamme, deren gewaltiges Auflodern ewige Dauer verſprach, verloſchen, als ob ein Knabe eine Lampe ausbläßt.

Rolla. Nicht alſo! die Flamme blieb, nur daß ſie von anderer Nahrung zehrte. Es war eine wilde brennende Flamme, verwandelt in ſanftes, wärmendes Feuer. Die Ehre wich der Liebe.

Oberpr. Ein ſanftes, wärmendes Feuer! Wie ſchön die Worte tönen. Aber wem leuchtet oder wen erwärmet Dein Feuer?

Rolla. (gleichgültig) Ich fühle, was Ihr ſagen wollt.

Oberpr. Du fühlſt es, und Du errötheſt nicht? Junger Mann, mit edler Thatkraft ausgerüſtet, vielleicht zum Beſten einer halben

Welt, Du zeichneſt Dir Deinen Würkungskreis — in eine Höle? — Yuca! von Kindern der Sonne geboren, berechtigt des Thrones erſte Stufen zu befeſtigen, Du fliehſt — in eine Höle? — Feldherr, von Deinem Vaterlande an die Spitze des Heeres berufen, und durch dies ehrenvolle Vertrauen ihm zu großen Thaten verſchuldet, Du begräbſt Dich — in eine Höle?

Rolla. Wollt Ihr mich zu Pralereyen verleiten? Als Yuca und als Feldherr hab' ich meine Pflicht gelößt, durch Siege und Wunden. Alle meine Schulden ſind bezahlt, bezahlt an jenem heißen Tage, als Ataliba's Thron, durch Huascar's Macht erſchüttert, wankte, und Rolla's Schwerdt mit ſeiner Feinde Blut die Felder von Tumibamba düngte. (mit edler Hitze) Weißt Du die Geſchichte jenes Tages? mir flog ein Pfeil in meinen linken Arm, und wieder einer in den Buſen, ein Schwerdtſtreich ſpaltete mir die Wange, und ein Keulenſchlag betäubte mein Gehirn, da ſeht die Wunden hier, und hier und hier — und ich wich doch nicht aus dem Treffen! — — Hab' ich meine Schulden abgezahlt? —

Oberpr. (bewegt) Braver Jüngling! — Doch der Segen Deines Vaterlandes, und des Königs Freundſchaft, und die Liebe und das Jauchzen Deines Heeres; war es Deinem Herzen keine Belohnung?

Rolla. (mit einem Seufzer) Es war!

Oberpr. Und iſts nicht mehr?

Rolla. Nein.

Oberpr. So verdammet, ihr Götter, dieſe nichtswürdige Liebe! die in der Bruſt des Menſchen jeden großen Keim erſtickt.

Rolla. Nicht ſo raſch mit Eurem Urtheil! Liebe iſt, gleich der Ehre, großer Thaten Nahrung: — aber ich — für wen ſoll ich fechten? — Wem wird es Freude machen, wenn ich noch länger auf den Pfaden des Ruhms herumklimme? — Cora liebt mich nicht! — (bewegt) Und ich habe weder Vater noch Mutter! weder Bruder noch Schweſter! — Ich bin allein in der Welt! —

Oberpr. (ſchließt ihn in ſeine Arme) Mein Sohn! mein Sohn!

Rolla. Laßt mich Oheim! laßt mich! Ich kann das nicht erwidern. Ihr mit Euren grauen Haaren, im Prieſtergewande, ſo feyerlich und ehrwürdig, Ihr könnt nicht der Vertraute meines Herzens werden. Ich kann in Euch die Prieſterwürde nicht vom Menſchen ſcheiden. — Ach, daß ich noch eine Mutter hätte! Das Weib ſchuf Gott zu des Mannes Vertrauten. Kannſt Du Deinen Kummer nicht mit der Geliebten theilen, nun ſo theile ihn mit der Mutter. — Ich habe keine Geliebte! — Ich habe keine Mutter! —

Oberpr. So flieh zu den Göttern!

Rolla. Die Götter haſſen mich, weil ich ein Mädchen liebe, ihrem Dienſt geweiht; weil ich dies Mädchen mehr liebe, als die

Götter! — Die Sonne geht auf, oder Cora erſcheint, beydes gilt meinen Sinnen gleich, und meinem Herzen — ach! dem gilt das leztere mehr!

Oberpr. Dieſe Schwärmerey verzeih'n Dir die Götter. Rolla, es iſt ſo menſchlich gerade das mit brennendem Verlangen zu begehren, deſſen Wächter die Unmöglichkeit iſt. Cora, das Mädchen, hat Dir nur gefallen, Cora, die Sonnenjungfrau, liebſt Du.

Rolla. (auffahrend). Was? — (er hält an ſich und wirft einen verächtlichen Blick auf den Oberprieſter). Gute Nacht Oheim! (er will in ſeine Höle).

Oberpr. Wohin, Jüngling? Soll Dein Freund denn nichts, gar nichts über Dich vermögen? — Lebe, wie es Dir gut dünkt! Entferne Dich, wenn Du willſt, von den Menſchen, aber flieh nur aus dieſer Wüſte, wo ſich unwillkührlich in der Seele die Bilder eben ſo, wie vor den Sinnen dieſes wilde Geſträuch verwirren. Komm in meine Wohnung; Du kennſt den einen Flügel, der ſich am Seegeſtade herunter zieht, wie man da ſo heimlich und allein mitten im Gewimmel leben kann, und kein Ueberläſtiger Dir liebgewordene Träumereyen raubt. Mir ſelbſt ſey Deine Thür verſchloſſen, Dir nicht die Meinige.

Rolla. Ich dank Euch Oheim! ich fühls, Ihr meynt es gut mit mir, auch kenn' ich Eure Wohnung, ſie hat der ſtillen Reize viele; aber Rolla lebt und ſtirbt in dieſer Höle! Dort wo die Kuppel des Tempels über den Bäumen hervorragt, dort wohnt Cora — und Rolla lebt und ſtirbt in dieſer Höle. — Gute Nacht!

Oberpr. Halsſtarriger! Gedenke mindeſtens am morgenden feyerlichen Tage Deiner Pflicht. Das große Feſt der Sonne heiſcht Deine Gegenwart im Pallaſt des Königes, und im Tempel.

Rolla. Entſchuldigt mich! Sagt dem Könige, was Ihr wollt; ſagt ihm, ich ſey geſtorben. Ich komme nie wieder unter Menſchen. Doch den Göttern will ich morgen opfern. — Tempel oder Höle, das gilt den Göttern gleich! Gute Nacht! —

(ab in die Höle.)

Zweyter Auftritt.

Der Oberprieſter allein.

O Jüngling! Jüngling! Du ahndeſt nicht, wie nahe dieſem Herzen Deine Ruhe iſt. Noch ſtrahlet von der goldnen Kuppel des Tempels die Abend-Sonne wider, und ſchon iſts hier im Geſträuche Nacht. Kaum werd' ich den Schlangenpfad aus dieſer Wildnis finden. — (indem er gehen will ſtößt er auf Diego).

Dritter Auftritt.

Der Oberprieſter. Diego.

(Diego tappt durchs Geſträuche und erſchrickt mächtig, als er den Oberprieſter vor ſich ſtehen ſieht).

Oberprieſter.

Wo kommſt Du her? Wo willſt Du hin?

Diego. Wohin der Zufall einen Spaziergänger führt.

Oberpr. Gehſt Du hier auf ungebahnten Pfaden luſtwandeln?

Diego. (dummdreiſt) Ja.

Oberpr. Du haſt Dich vermuthlich verirrt?

Diego. So ſcheints beynahe, denn ich finde mich auf Euren Wegen.

Oberpr. Biſt Du nicht Alonzo's Waffenträger?

Diego. Ihr ſeyd der Wahrheit ziemlich auf der Spur.

- **Oberpr.** Wenn Du der Gegenden hier herum nicht kundig biſt, ſo wirſt Du Dich immer tiefer in den Buſch verirren. Begleite mich, und Du biſt in wenig Augenblicken auf dem rechten Wege.

Diego. (mit verſtellter Entrüſtung) Wer ſagt Euch denn, ich ſey auf unrechtem Wege. — Herr Oberprieſter, Ihr ſollt wiſſen, daß in Caſtilien und Arragonien, in Grenada und Murcia, und wie die Länder meines Königs alle heißen, kein Mutterkind den ehrlichen Diego an Tapferkeit und Tugend übertrifft.

Oberpr. (lächelnd) Ich glaub' es gerne; und was der Zuſicherung noch größern Werth giebt, iſt Dein eigenes Bekenntniß.

Diego. Das Ihr meiner Beſcheidenheit mit Gewalt entriſſen habt.

Oberpr. Vergieb! doch löſe mir das Räthſel, wie ich Dich hier bey Nacht, in wildem Gebüſche, und doch auf rechtem Wege finde? Biſt Du allein? Iſt vielleicht auch

Dein Herr in der Nähe? Was machſt Du hier? Denn daß es auf einen bloßen Spaziergang angeſehen ſey, wirſt Du mich nie überreden.

Diego. (ſtockend) Weil Ihr denn ſo in mich dringt — ſo — ſo muß ich Euch nur geſtehen — daß ich liebe.

Oberpr. (lächelnd) Du liebſt?

Diego. (mit Carrikatur) Ja ich liebe! und mit einer Eiferſucht! einer Verzweiflung! Bald trieb es mich auf die Spitzen der höchſten Berge, bald in die tiefſten Abgründe des Meeres! bis ich denn endlich hier in dieſem zärtlichen Gebüſche mich verloren habe, um einſam mit der Turteltaube zu girren.

Oberpr. Scheint doch beynahe dieſer Buſch von den Göttern auserſehen, verliebte Thoren zu beherbergen!

Diego. Hier will ich mein Leid den ſtillen Bäumen klagen, und meine Seufzer hinauf zum keuſchen Monde ſenden.

Oberpr. Du biſt ein Geck! (er geht fort).

Diego. Ein Geck? — Deſto ſchlimmer für Euch! ſo hat ein Geck dem Oberprieſter der Sonne eine Naſe gedreht. Es lebe der Witz! er gilt in der neuen Welt ſeinen Preis, wie in der alten. — Iſt er würklich fort? — Ich höre nichts mehr. (ſich nach der andern Seite kehrend). St! — St!

Vierter Auftritt.

Dom Alonzo. Dom Juan (im Mantel verhüllt). Diego.

Juan.

Sind wir ſicher, Diego?

Diego. Schöne Frage! So ſicher, als Menſchen ſeyn können, die unter freyem Himmel, des Nachts, im Walde, auf einen Bubenſtreich ausgehn. Beym Sanct Barnabas! ich glaube wir ſind nicht ſicherer als ein Trunkenbold, der über den Amazonenfluß auf einem Drate wandelt.

Juan.

Juan. Haſt Du etwas geſehn?

Diego. Ich ſehe wenig, wenns finſter iſt, aber gehört hab ich! —

Alonzo. Was — was haſt Du gehört?

Diego. Die leibhaftige Stimme des Oberprieſters.

Alonzo. Des Oberprieſters? was wollt' er hier?

Diego. Mich auf den rechten Weg führen; ſonſt nichts. Das iſt ſo unter allen Völkern, daß die Prieſter die rechten Wege wiſſen.

Alonzo. Aber was konnt' ihn in dieſe Wildnis führen? Velasquez, rede!

Juan. Wozu das Reden? Das Schwerdt blank, die Augen zugedrückt, und ſo in den dickſten Haufen geſtürzt; das iſt bey jeder Gefahr meine Maxime. Reden ſchwemmt den Muth nur weg, wie ein Regenguß das bischen Erde vom nakten Felſen. Da kann keine gefahrvolle That mehr keimen. — Ja, wenn ich reden wollte, da wäre viel zu reden.

Alonzo. Und was?

Diego. O redet Herr! ich bitt' Euch. Wenn's dunkel iſt, hör' ich für mein Leben gern reden.

Juan. Es ſey. Wär's auch nur, um Dir Alonzo die Zeit zu vertreiben, bis Dein Stern aufgeht. Bey einer verliebten Zuſammenkunft iſt das Warten verzweifelt langweilig. Alſo, ich will reden, bis Du mich bitteſt ſtillzuſchweigen. Und der Text — Freund! dies Abentheuer taugt nicht! glaube mir, es taugt den Teufel nicht!

Diego. Er hat Recht.

Alonzo. Eine fremde Sprache in Deinem Munde! Wann kehrte Dom Juan Velasquez einem gefährlichen Abentheuer den Rücken? —

Juan. Da haben wirs! — Höre, Menſch! wenn Du fähig wärſt, an meinem Muthe zu zweifeln, ich könnte mit der nächſten Klapperſchlange anbinden, um Dir den zu beweiſen. Du kennſt meine Grundſätze. Ich achte

mein

mein Leben nicht höher, als einen frohen Augenblick, und froh iſt jeder Augenblick, den ich der Freundſchaft opfere. Alſo wenn Du mich lieb haſt, nichts mehr davon! Mein Arm und Schwerdt gehören Dir, ich folge Dir blind in die Finſternis; aber nur ſey es mir vergönnt, indem ich Dir folge, zu denken: es iſt doch albern, daß wir da herum tappen, indeſſen wir etwas beſſers thun könnten.

Alonzo. Etwas beſſeres? Laß hören!

Juan. Wer etwas ſchlechtes thut, kann etwas beſſers thun, und bey allen Rittern, deren Blut in meinen Adern fließt — oder nicht fließt — wir ſind auf ſchlechten vermaledeyten Wegen. Ich ſchweige von dem Schwerdte, das an einem Haare über unſerm Scheitel hängt. Lieben geht vor Leben. Du liebſt Cora, ich liebe Dich, und Diego liebt uns beyde.

Diego. Ja, ja, aber — nehmt mirs nicht übel! — Leben geht vor Lieben.

Juan. Geſezt alſo, es koſtet uns dreyen die paar unruhigen Jahre — je nun, wer froh gelebt hat, hat lange gelebt.

Diego. Verdammte Grundſätze!

Juan. Aber Alonzo, dieſes froh ſeyn — ſo was ich froh ſeyn nenne — dieſe Geſundheit der Seele iſt von Rechtſchaffenheit und Tugend unzertrennlich. Die Hand aufs Herz! wie iſt Dir in Augenblicken der Nüchternheit? Dom Alonzo Molina verließ die wilden Schaaren des Pizarro, weil er ihre Grauſamkeiten verabſcheute, weil er in jedem Indianer einen Bruder liebte. Das war brav! Ich will hingehen, ſprach er, der Freund und Lehrer dieſes gutmüthigen Volkes zu werden. Ich will ihren Geiſt bilden, ihnen nützliche Künſte mittheilen, ich will ihr Wohlthäter ſeyn. — Das war ſehr brav! Du giengeſt wirklich; der König dieſes Landes öfnete Dir ſeine Arme und ſein Herz; Dich liebte das Volk; Dich ehrte die Familie der Yncas; in Dir ſahen ohne Neid die

Groſſen dieſes Reichs den Günſtling ihres Fürſten; Du theilteſt ſeine Sorgen, aber auch ſeine Freuden, ſeine Schätze; Du hörteſt auf ein Fremdling zu ſeyn, und ohne Murren ſahen ſelbſt die Prieſter Dich bey ihrem Götterdienſt erſcheinen. — Was geſchicht? An einem dieſer feyerlichen Tage ſieht mein edler Freund Alonzo im Tempel eine Sonnenprieſterin, die dem König das Opferbrod reicht. Sie iſt jung, ſie iſt ſchön, Alonzo entbrennt, und plötzlich ſegeln alle ſeine groſſe Entwürfe über Hals und Kopf ins Meer der Vergeſſenheit hinunter. Der Ritter für die Rechte der Menſchheit entſchlummert. Das ſchöne Sinnbild auf ſeinem Schilde: die verſchlungnen Hände unter einem Kreuze von Sonnenſtrahlen umgeben, weicht einem brennenden Herzen vom Liebespfeile durchbort. Will ich mit Alonzo reden, wo muß ich ihn ſuchen? unter den Räthen des Königs? unter den Richtern des Volks? unter den Lehrern der Jugend? — Ja, da fand ich ihn ſonſt, aber nun — nun ſchleicht er leiſe bey nächtlicher Weile um die Mauern, und hinter den Mauern, vergräbt ſeine Naſe tief in den Mantel, verſteckt ſich vor ſeinem Gewiſſen, und geht mit ſeinen großen herrlichen Entwürfen um, wie ein muthwilliger Knabe, der die Eyer der Bruthenne zerbricht.

Alonzo. (unwillig) Velasquez!

Juan. Weg! weg mit dem drohenden Blicke! Er ziemt Dir nicht. Sieh, nicht einmal böſe darf man werden, wenn das Gewiſſen nicht rein iſt. Du wunderſt Dich, wie der luſtige Velasquez auf einmal zum Sittenprediger geworden? Merk es Dir: Velasquez iſt immer luſtig, immer guter Dinge, weil er immer ein ehrlicher Mann iſt. — Aber laß mich jezt fortpredigen, ich bin einmal im Zuge. Du, dem ſonſt jeder kleine Volksaberglaube heilig war, weil doch immer an jedem die Ruhe irgend eines ſchwachen Menſchen hängt, Du überſpringſt ohne

Bedenken das heiligſte Geſetz einer Nation, welche Dich gaſtfrey in ihrem Schooße aufnahm; Du verführſt ein keuſches Mädchen, dem Dienſt ihrer Götter geweiht. Die empörte Natur ſelbſt muß Dir zu Hülfe kommen, ein Erdbeben muß dieſe unzugangbaren Mauern erſchüttern, um Dir kühnen Frevler einen Weg in Cora's Arme zu bahnen, und mitten unter dieſem Kampf der Elemente ermordeſt Du eine Unſchuld.

Alonzo. Du biſt unbarmherzig. Glaube mir, mein Gewiſſen ſchläft nicht.

Juan. Nun ſo iſt es taub, und man muß ihm zudonnern: Ataliba iſt Dein Wohlthäter! dies liebenswürdige Volk hat Dich aufgenommen, als einen Bruder, und Du — Du bohrſt ihm einen Dolch in den Rücken.

Alonzo. Hör' auf, Velasquez! ich erkenne die Stimme des Freundes, ich danke Dir! Aber was verlangſt Du von mir?

Juan. Nun Gott ſey Dank! endlich fängt er an zu erwachen. Ich verlange, daß Du dieſem gefährlichen, verbrecheriſchen Umgange entſageſt.

Alonzo. Ich will mit Cora reden.

Juan. Vortrefflich! Cora iſt gültige Richterin in dieſer Sache! (höhniſch) O ich ſehe, es iſt Dir Ernſt.

Alonzo. Nein, wahrlich! ich will ihr alles vorſtellen, alles, was ängſtliche Liebe mir eingiebt: den Zorn des Königs, die Wuth des Volks, meine Gefahr —

Juan. Deine Gefahr? Vergieb mir Freund! Du kömmſt hier wenig in Betrachtung. Deine Gefahr gegen die ihrige, iſt eine Flaumfeder gegen eine Goldſtange. Du wagſt nur Dein Leben —

Diego. Zum Henker! iſt das noch nicht genug?

Juan. (fortfahrend) Sie hingegen, ſie wagt ihre Ehre, ihre Ruhe, den Segen ihres Vaters, die Liebe ihrer Familie, ihre

Ausſichten auf Seligkeit! Und endlich! welch ein ſchrecklicher Tod iſt ihr Loos, wenn Du vielleicht einem Geſchöpfe das Daſeyn gabſt, das an eurer Liebe zum Verräther wird.

Alonzo. O Nein! nein! das iſt nicht.

Juan. Dem Himmel ſey Dank, wenn es noch nicht iſt! Aber wer ſteht Dir dafür, daß es nie ſeyn wird? Und dann — welchen grenzenloſen Jammer bereiteſt Du ihr und Dir! Sie muß ſterben! — O das wäre wenig, aber wie muß ſie ſterben? Lebendig in ein unterirrdiſches Gewölbe verſperrt, deſſen Oeffnung über ihr verſchüttet wird; da ſitzt ſie bey einem Lämpchen und einem Brodte und ſchnappt nach Luft — pfui! mir ſchaudert die Haut. Ich bin dem Tode in tauſend Geſtalten begegnet, aber ſo halt' ich ſeinen Anblick nicht aus.

Alonzo. (an ſeinem Halſe) Ich will Cora nie wieder ſehen. —

Juan. Wohlan! ſo iſts recht — laß uns eilen. (er will ihn mit ſich fortziehn)

Alonzo. Nur noch Abſchied von ihr nehmen.

Juan. Schreib ihr ein Brieſchen, das werfen wir über die Mauer. Du ſchwankſt? o, es iſt Dir nicht Ernſt mit Deinem Entſchluſſe. — Hu! ich ſehe die arme Cora ſchon in der ſchrecklichen Grube, von Leibes- und Seelenangſt zermalmt, wie ſie ſich das Fleiſch von den Armen nagt — Gotteslästerungen ausſtößt, und in Raſerey ihre von Dir vergiftete Seele aushaucht. — Wenn ſie dann dort oben ſteht, vor dem, der den Peruaner wie den Spanier richten wird! Dich anklagt, daß Du eine Kindermörderin aus ihr gemacht haſt — —

Alonzo. (ihm raſch fortziehend) Komm, komm, laß uns fliehen.

Juan. Von Herzen gern! (indem ſie alle drey gehen wollen, hört man hinter der Mauer in die Hände klatſchen)

Alonzo. (kehrt plötzlich um) Ach Velasquez! das iſt das Zeichen. Meine Cora!

mei-

meine Cora! — (er läßt ſeinen Freund ſtehen und klettert haſtig über die Mauer)

Fünfter Auftritt.

Dom Juan. Diego.

Juan. (ſieht Alonzo ſtaunend und unwillig nach)

Diego. (nach einer Pauſe) Nun ſage mir einer mehr, es gebe einen leeren Schall in der Welt. Da hat der Wohlehrwürdige Dom Velasquez eine Predigt gehalten, wie man ſie nicht alle Tage von den Kanzeln in Salamanca hört, und kaum machen ein paar heidniſche kleine Hände Patſch! Patſch! — ſo führt der Böſe die ganze ſchöne Wirkung davon in die Lüfte.

Juan. (ein wenig bitter) Fahre wohl, guter Freund! ich waſche meine Hände. — Verdammter Brauskopf! wo andere ſich wärmen, da brennt er! wo andere gemächlich einher ſchreiten, da fliegt er! — Nun,

nun, wenns nur gut geht! Die Freundſchaft hat ſich ihrer Pflicht entladen; geht es ſchief, ſo kann ſie nichts als mit dem Freunde leiden. Bis dahin luſtig, Diego! Wie befindeſt Du Dich?

Diego. Wie ein Fiſch auf trocknem Lande.

Juan. Du lügſt. Wo dumme Streiche gemacht werden, da iſt jeder Narr in ſeinem Elemente, und beym heiligen Ritter Georg! wir machen hier dumme Streiche.

Diego. Nur mit dem Unterſchiede, daß ich muß, wie Ihr wollt, und Ihr nicht wollt, wie Ihr doch von Gott und Rechtswegen müßtet.

Juan. So? laß Deine Weisheit hören!

Diego. Wär' ich an der Stelle des tapfern Ritters Dom Juan Velasquez, ſo würde ich fürs erſte eine Predigt halten, ohngefehr wie die Eurige, und wenn das nicht helfen wollte, ſo würde ich ſprechen: mein lieber Freund Alonzo, oder Dom Alonzo, du wirſt nicht begehren, daß ich deinetwegen mich lebendig braten laſſe. Gehab Dich wohl! ich gehe nach Hauſe und nehme unſern lieben Diego mit; wir wollen einen Roſenkranz für Dich beten.

Juan. Das können wir auch hier thun. —

Diego. Hier? auf heidniſchem Grund und Boden? im Angeſicht eines Heidentempels?

Juan. Dummkopf! unſer Gott iſt überall! aber durch heilige, brüderliche Freundſchaft dient man ihm beſſer, als durch Roſenkränze; und darum will ich jezt keinen Roſenkranz beten. Ich bin hier als der Wächter meines verirrten Freundes.

Diego. So? und was bin ich denn?

Juan. Sein Waſſenträger.

Diego. Nun ſo bin ich hier überflüſſig, denn ich bin offenbar nicht hier, als ſein Waſſenträger.

Juan. Dir ziemts zu gehorchen. Fort Burſche! nimm dieſe Pfeife, ſchleich Dich links um die Ringmauern des Tempels, ich thue das nehmliche rechts, jenſeit treffen wir zuſammen. Stößt Dir unterwegens etwas verdächtiges auf, ſo pfeife. Da nimm! —

Diego. (nimmt zitternd die Pfeiſe) Links herum, ſagt Ihr?

Juan. Links herum! —

Diego. Ganz allein?

Juan. Ganz allein.

Diego. Ich verirre mich in dem Geſträuche.

Juan. Narr, kannſt Du die Mauer nicht ſehn? und die Kuppel des Tempels? —

Diego. Bin ich denn eine Nachteule?

Juan. Scheint der Mond Dir nicht hell genug?

Diego. Nein.

Juan. Nein? — Aha! — Ich merke, Sennor Diego iſt furchtſam.

Diego. Ich will Euch nur geſtehen, Herr! die Nacht iſt zur Ruhe beſtimmt, und wenn der Menſch nicht ſchläft, ſo ſchlafen doch ſeine innern Kräfte. Meine Herzhaftigkeit geht mit Sonnenuntergang zu Bette.

Juan. (ernſthaft auf ihn zugehend) Freund Diego, wir werden ſie mit Fauſtſchlägen wecken.

Diego. (ſich zurückziehend) O ſie ſchläft leiſe; ſie iſt ſchon erwacht.

Juan. Fort dann, Du Narr! (er ſtößt ihn nach einer Seite und geht ſelbſt auf der andern ab.)

Sechſter Auftritt.

(Alonzo ſpringt über die eingefallene Mauer, und reicht Cora welche ihm folgt, die Hand.)

Alonzo.

Nur ein kleiner Sprung, liebe Cora! Wirf Dich kühn in meine Arme! (indem er ſie hervorführt) Hier findeſt Du ein ſtilles, heimliches Plätzchen, geſchaffen für die Liebe und von Freunden bewacht. Hier iſt es nicht ſo weit und groß und öde, als in euren ſchattenleeren Gärten, wo der verrätheriſche Mond überall hindringt und jede Geſtalt verdoppelt. (er drückt ſie an ſein Herz) Endlich hab ich Dich wieder! —

Cora. (ſeine Umarmung erwiedernd) Endlich hab ich Dich wieder! —

Alonzo. Ach! das waren drey ewig lange Wochen!

Cora. Drey Wochen nur?

Alonzo. Monden für die Liebe.

Cora. Jahre für mein Herz.

Alonzo. Jeden Abend mit der Dämmerung war der arme Alonzo hier, und wartete auf das Zeichen, und lauſchte, ob Du ihn nicht endlich einmal zu den heimlichen Freuden einer ſeligen Nacht riefeſt.

Cora. Jeden Abend hab ich geweint, daß ich nicht kommen durfte.

Alonzo. Du biſt doch nicht krank geweſen?

Cora. Ach, ich bin immer krank, wenn ich nicht bey Dir bin.

Alonzo. Sprich! was hielt Dich ab? Du verſprachſt ja weit eher —

Cora. Ich verſprach; das war unrecht von mir. Ich konnte doch nur hoffen. Immer leiht die Liebe der Hoffnung ihre Wünſche, und macht zu früh ſie zur Gewißheit. Mich trifft nur ſelten die Reihe, den nächtlichen Dienſt im Tempel zu verwalten; aber ich baute auf die Krankheit einer meiner Geſpielinnen deren Stelle ich vertreten wollte. Sie ward geſund und dankte mir für meinen guten Willen. Die arme Cora war ſo traurig und die ſchlummerloſen Nächte wurden ihr ſo lang.

Alonzo. Auch mich floh die Ruhe. Der Morgenthau fand mich unter dieſen Bäumen, wenn meine Kleider noch feucht von dem Thau des entwichnen Abends waren, mein Körper von der Kälte der Mitternacht noch ſchauderte. — Sieh, unter jener Palme ſtand ich Nacht für Nacht, und ſchielte hin nach Eurem Tempel. Da ſah ich denn zuweilen dort, wo das ewige Lämpchen flimmert, im Schatten eine Geſtalt hin und her wandeln, und das dünkte mich immer Deine Geſtalt zu ſeyn.

Cora. Mich Einſame, mich konnte kein Schatten täuſchen; aber doch ſah ich überall Deine Geſtalt; ich lief mit langen Schritten auf und nieder, es trieb mich ſo raſtlos aus einem Winkel in den andern. — O ſage mir, iſt das immer ſo, daß man ſo ungeduldig wird, wenn man eines Mannes Bild im Herzen trägt? Ehemals war ich ſanſt und ſtill; ich konnt' es wohl ertragen, wenn dieſer oder jene kleine Wunſch mir fehlſchlug, wenn ein Regenguß mir einen Spatziergang verdarb, oder der Wind mir eine ſelbſtgezogene Blume brach. Nun iſt das alles ganz anders, ich bin nicht mehr dieſelbe. Jetzt, wenn ich bey meinem Tagewerke ſitze und ſpinne oder webe, und es reißt mir nur einmal der Faden; o da kann ich gleich ſo ärgerlich werden, daß ich zuweilen über mich ſelbſt erſchrecke. (ſich an ihn ſchmiegend) Alonzo, macht die Liebe beſſer oder ſchlechter?

Alonzo. Wahre Liebe beſſert.

Cora. Ach nein! nein! In meinem Herzen wohnt wahre Liebe, und doch bin ich ſchlechter, als ich war.

Alonzo. Nicht doch! Dein Blut läuft nur ein wenig ſchneller.

Cora. Oder bin ich krank? Ja, lieber Alonzo — ich bin jezt oft krank.

Alonzo. Im Ernſt?

Cora. Im Ernſt! ich bin recht oft krank! Aber das muß ſo ſeyn, denn bald, bald werd' ich nicht Dich allein mehr lieben.

Alonzo. (betreten) Nicht mich allein?

Cora. (lächelnd) Nicht Dich allein.

Alonzo. Deine Worte enthalten ein Räthſel, oder ein Verbrechen. — Cora! Liebe iſt allumfaſſend und doch untheilbar. Nicht mich allein? — (er ſieht ſie ſtarr an) Nein, es iſt nicht möglich! Du blickſt mir ja ſo ruhig ins Auge.

Cora. Nun ja, warum nicht? Was ich empfinde iſt ſüß; kann es denn ſtrafbar ſeyn? — Eine unbekannte Wehmuth iſt Meiſterin meines Herzens geworden, ein nie gefühltes Streben — Als ich jüngſt am Feſt der Sonnenwende die Halle mit Blumen ſchmückte, da ſah ich auf den Stufen des Tempels ein junges Weib ſanft entſchlafen; an ihrer Bruſt lag ein kleiner lächelnder Engel. Mir ward ſo warm und weich ums Herz: unwillkührlich ſtreckt' ich meine Arme nach dem Kinde aus, wollt' es leiſe der Mutter nehmen, und es an meinen Buſen drücken. Aber was iſt leiſer, als der Schlummer einer zärtlichen Mutter? Kaum hatt' ich das Kind berührt, ſo fuhr ſie ängſtlich auf, drückt' ihr Kleinod feſt an ihr Herz, und ſah mir mißtrauiſch ins Auge. Nicht wahr, Alonzo;

eine Mutter iſt doch ein ehrwürdiges Geſchöpf? —

Alonzo. (befremdet) Wie kömmſt Du darauf?

Cora. Ahndeſt Du noch nichts? (mit der reinſten ſchuldloſeſten Freude) Ja, ich werde Mutter ſeyn!

Alonzo. (ganz betäubt) Großer Gott!

Cora. Was iſt Dir? Fürchte nichts! ich liebe Dich, wie immer. — Sieh, ich glaubte ehmals, man könnte nicht feuriger lieben; auch hatt' ich wohl recht; denn ich ſah in Dir, Alonzo, den ſchönſten Jüngling. Du Zauberer haſt indeſſen in einer neuen Geſtalt Dich in mein Herz geſtohlen, ich ſehe heute in Dir den Vater meines Kindes.

Alonzo. Cora! Cora! mir ſträubt ſich das Haar gen Himmel! Und Du ſo ruhig? —

Cora. Was fürchteſt Du? Iſt Mutter werden ein Verbrechen? Gewiß nicht! Mein alter Vater hat mich immer gelehrt: wer ein Verbrechen begeht, dem iſt nicht wohl zu Muthe! Und mir — mir iſt wohl!

Alonzo. Wie! kennſt Du nicht die Pflichten Deines Standes? welche Geſetze haſt Du beſchworen, als man dies Bild der Sonne auf Dein Gewand heftete?

Cora. Die Geſetze unſers Tempels.

Alonzo. Und was geboten ſie Dir?

Cora. Das weiß ich nicht. Mein Vater ſpricht: Wem die Tugend heilig iſt, der bedarf keines Geſetzes, er erfüllt ein jedes, ohne es zu wiſſen. — Mir iſt die Tugend heilig.

Alonzo. Weißt Du auch, was Tugend iſt? Ach, Du kennſt noch nicht den traurigen Unterſchied zwiſchen Tugend, in den ewigen Geſetzen der Natur gegründet, und Tugend, die nach ſeinem Gefallen irgend ein Schwärmer dazu erhob: — (er faßt ſie in ſeine Arme) Cora, was haben wir gethan! — In jedem Stande iſt Liebe und Freude der Lohn für die Schmerzen der Gebährerin; nur in dem einzigen der Tod!

Cora. (erſchrocken) Der Tod?

Alonzo. (verzweifelnd) Und ich — ich bin Dein Mörder!

Cora. (beruhigt) Wie Du doch ſo um nichts Dich martern kannſt! Wunderlicher Menſch! wer wird mich tödten? Und warum?

Alonzo. Du haſt — ſo ſprechen Eure Prieſter — Du haſt die Götter beleidigt.

Cora. Ich die Götter? Nein wahrlich! ich liebe die Götter!

Alonzo. Sey es, Cora! Ach Du wirſt dennoch des alten Aberglaubens Opfer werden. Uns bleibt nur Rettung in der Flucht. — Aber Flucht — Gott! wohin in einem fremden Lande?

Cora. Lieber ängſtlicher Schwärmer! ich falle auf ein Mittel, Dich zu beruhigen.

Alonzo. So hat es Dir Gott offenbart!

Cora. Es iſt einfach und ſicher. Ob mein inneres Gefühl mich trügt, ob die Götter auf mich zürnen, das ſoll der kommende Morgen entſcheiden. Unſere nächtliche, verſtohlne Liebe ſahen bis auf dieſen Augenblick nur der Mond und die Sterne; wohlan! ich mache den größten der Götter, ich mache die Sonne zu ihrem Zeugen! — Noch iſts Nacht, ich darf hier nicht länger weilen; fort zum Dienſt der ewigen Lampe des Tempels! Du, mein Alonzo, bleib hier und ſchlummre unter dieſen Bäumen. So bald die Morgendämmerung den öſtlichen Horizont färbt — bin ich wieder bey Dir, und wir ſteigen auf dieſen Hügel. Dann kehren wir unſer Antlitz gegen Oſten, ſchlingen Arm in Arm — heften Lippe auf Lippe, und ſtehen ſo da, der Sonne Aufgang kühn erwartend. Verſtehſt Du mich?

Alonzo. Nur halb.

Cora. Begreifſt Du nicht? Hat Cora übel gethan; ſo wird die Sonne ſich verhüllen, oder ihr erſter Strahl, der herab auf Cora fällt, wird die Verbrecherin vernichten. — Wenn aber — o Alonzo! wenn er heiter heraufſteigt, mein Vater und mein Gott! wenn er einen lächelnden Blick auf das liebende Paar wirft, und uns wohl dabey zu Muthe iſt, dann ſey ruhig und unbeſorgt, lieber Jüngling! dann wird kein Haar mir gekrümmt; wir ſind ſchuldlos vor dem Antlitz der Sonne; weſſen Antlitz darf Cora ſcheuen?

Alonzo. Gutes Mädchen! Rührende Einfalt!

Cora. Noch mehr! noch mehr! Morgen iſt das große Feſt der Sonne; morgen iſt der Tag, der, wenn ſie unverſchleyert in ihrer Majeſtät am Horizont heraufſteigt, uns allen ein frohes Zeichen iſt, daß die Götter dem Lande gnädig ſind. Hinauf Alonzo, Deinen Blick gen Himmel! Sieh, noch flimmern die Sterne; rings umher iſts blau, kein Wölkchen droht, kein Lüſtchen weht, wir werden einen ſchönen Morgen haben! — Küſſe mich! — Lebwohl! — Hier unter dieſem Baume wird Dich Cora ſchlummernd wieder finden, und mit einem Kuſſe den ſüßen Schläfer wecken. (ſie eilt zurück über die Mauer)

Alonzo. (der alles was Cora ihm geſagt, nur halb gehört und deſſen Geiſt in ſtaunendes Entſetzen verſunken iſt) Armes gutherziges Geſchöpf! — O ich bin ein arger, arger Böſewicht! — Rette ſie, rette ſie! — ehe die Flamme über ihr zuſammen ſchlägt. — Ach! zu ſpät! — Ich kann nur mit ihr ſterben! Sie iſt verloren! — (er lehnt ſich beyde Hände vor die Stirn geſchlagen, mit der Stirn an einen Baum.)

Siebenter Auftritt.

Alonzo. Dom Juan. Diego.

(Diego ſchleicht ſich zitternd von der rechten Seite herbey, und als er Alonzo's Geſtalt erblickt, pfeift er aus Leibeskräften.)

Alonzo. (ſich wild umkehrend und nach dem Schwerdte greifend) Was giebts?

Dom Juan. (von der andern Seite herzu ſpringend) Was giebts?

Diego. Seyd Ihr es, Dom Alonzo? Warum ſagt Ihr nicht gleich, daß Ihr es ſeyd? —

Juan. (ihn auf die Schulter klopfend) Laß einen geflügelten Haſen auf Dein Schild mahlen.

Diego. Beſſer als einen blinden Löwen. Die Herren Ritter halten es für Ritterpflicht, die Vorſicht Furchtſamkeit zu ſchelten; ſo wie wir andern, die wir nicht ſchreiben können, die Gelehrten ſpottweiſe Federhelden nennen. Habt Ihr mir nicht ſelbſt befohlen zu pfeifen, ſo bald ich etwas Verdächtiges erblicken würde?

Juan. Narr! ſeit wann iſt Dein eigner Herr Dir verdächtig?

Diego. Euch die Wahrheit zu geſtehen, Dom Velasquez, er iſt mir ſehr verdächtig. Seht ihn nur an, wie er da ſteht. (auf Alonzo zeigend, der ſeine vorige Stellung wieder angenommen)

Juan. (Alonzo beym Arm ſchüttelnd) Guter Freund! war das Lebewohl ſo herzbrechend?

Alonzo. (an ſeinem Halſe) Ach, Velasquez! Deine Warnung kam zu ſpät!

Juan. (ihn von ſich haltend) Nimmermehr! Was? Sie iſt —

Alonzo. Sie iſt Mutter! —

Juan. (ihn fortſtoßend) Nun ſo ſind wir alle dem Himmelreich näher als dem morgenden Tage. — —

Alonzo. (Dom Juan die Hand reichend) Verlaß mich nicht, mein Gefährte! mein Freund! mein Waffenbruder!

Juan. (ihm die Hand ſchüttelnd) Alonzo! es iſt meine Art nicht, dem Knaben, der im Waſſer liegt, zuzurufen: Du hätteſt nicht hinein fallen ſollen. Ich zieh ihn lieber heraus, wenn ich kann. — Aber beym Teufel! hier kann ich nicht! Hätten wir ein Schiff, oder einen Zaubermantel, der uns durch die Luft führte; dann wäre Velasquez unter den Fliehenden nicht der lezte. So aber, (indem er eine feſte Stellung annimmt) waffnet ſich Velasquez mit Muth, weil er muß, hüllt ſich in ſeinen Mantel bis an die Zähne, und läßt es um ſich her donnern und blitzen.

Alonzo. (die Hände ringend) Alles verloren? gar kein Mittel mehr übrig?

Juan. Nun, nun; alles iſt nie verloren, ſo lange man den Verſtand nicht verliert. Laß uns gehn eſſen, trinken und ſchlafen.

Mor=

Morgen früh haben Geiſt und Körper neue Kräfte; morgen früh, dann ein Mehrers!

Diego. Eine Blume der Ritterſchaft!

Alonzo. Bleib! — Sie kömmt zurück — in der Morgendämmerung verſprach ſie mir —

Juan. (umkehrend) So? — ey! — Kein unbequemeres Amt auf der Welt, als der Vertraute von Verliebten. Und daran denken ſie gar nicht, daß man menſchliche Bedürfniſſe hat, daß man ſchlafen muß —

Diego. Daß man eſſen muß — daß man trinken muß —

Alonzo. Vergieb mir!

Juan. Ja, ja, ich vergebe Dir, aber ſchreib mirs an in Deinem Herzen, denn beym Himmel! ich ſchlage mich lieber einmal herum, als daß ich meine nächtliche Ruhe miſſe. (indem er ſeinen Mantel unter einen Baum breitet und ſich darauf legt) Doch Noth muß für Tugend gelten. Müdigkeit iſt das beſte Hauptkiſſen. Gute Nacht, Alonzo! Wer ein reines Gewiſſen hat, der ſchläft auch auf einem Baumſtumpf mit den Siebenſchläfern in die Wette. (er ſchließt die Augen.)

Diego. (der ſich auch eine Lagerſtäte bereitet.) Wenn es nur hier herum keine Klapperſchlangen giebt. Oder keinen Tyger, der ſo hungrig iſt, als ich. Halt! da fällt mir was bey. (er zieht einen Roſenkranz hervor, den er an den nächſten Baum hängt) So, nun ſind wir ſicher. (er legt ſich nieder) Ach! wenn ich diesmal ſchlafe — ſo ſchlaf' ich ein Meiſterſtück — denn mein Kopf iſt voll Gedanken — mein Herz voll Furcht, und mein Magen leer. (er entſchlummert.)

Alonzo. (auf beyde herabblickend, nach einer Pauſe) Glückliche Menſchen! (er lehnt ſich ſorgenvoll an einen Baum.)

Ende des erſten Akts.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Dom Juan und Diego noch immer ſchlafend, Alonzo ſchleicht unter den Bäumen herum.)

Alonzo.

Eine ewig lange Nacht! Die Sterne flimmern noch ſo hell und der Mond wird nicht bläſſer. — Alles finſter und ſtill um mich her! — Lärm und Geräuſch ſind für den Verbrecher Wohlthat, ſie dienen ſein Gewiſſen zu übertäuben. — Wie ſagte neulich der Narr Diego? — „Mit dem Gewiſſen „iſts wie mit dem Magen; ſo bald Du ſein „Daſeyn fühlſt, biſt Du nicht mehr geſund.“ — Der Narr ſprach Wahrheit. — Meine gute Mutter! Deine goldenen Lehren ſollten mich einſt in eine beſſere Welt führen, ach! nicht einmal in einen andern Welttheil haben ſie mich begleitet. — Du liegſt vielleicht in dieſem Augenblick auf Deinen Knieen und beteſt für Deinen gefallenen Sohn. — Bete! bete! er bedarf der Fürbitte einer Heiligen. — Ach! weg! weg! es kann noch alles anders werden. Auf Nacht folgt Dämmerung — auf Dämmerung der erſte Strahl der Sonne. (gegen Morgen deutend) Sieh da das Bild der wiederkehrenden Freude! Schon ein Purpurſtreif in Oſten, und nur die großen Sterne noch ſichtbar. — Horch! dort in der Ferne zwitſchert auch ſchon ein Vogel. Der Augenblick iſt nahe, der mir Cora zurück bringt. So lange ich ſie in meinen Armen halte, iſt das Gewiſſen taub und die Gefahr ein Scherz. — Ich will die Schläfer wecken. (er rüttelt Diego) Diego! erwache! es wird ſchon Tag.

Diego. (reibt ſich die Augen) He! — Ach, Ihr ſcherzt: es iſt ja noch finſter.

Alonzo. Nicht doch, der Mond iſt untergegangen, die Sterne verſchwinden.

Diego. (gähnend) Gebt acht! dann wirds erſt recht finſter werden. (er wälzt ſich auf die andre Seite, murmelt noch einige unverſtändliche Worte und ſchläft wieder ein)

Alonzo. Wenn das nicht geſchlafen, und nicht den Wanſt voll hat, ſo iſt das eine abgelaufene Uhr. (er rüttelt Dom Juan) — Velasquez! der Tag bricht an!

Juan. (ſich ermunternd und umherſchauend) Ja. Und was weiter?

Alonzo. Willſt Du nicht des ſchönen Morgens genießen?

Juan. Mache Du ein Gedicht auf den Morgen, und mich laß ſchlafen. (er will ſich wieder niederlegen)

Alonzo. Haſt Du vergeſſen, daß Cora kommt?

Juan. Was geht das mich an? Kommt ſie zu mir?

Alonzo. Und den Engel zu ſehn, dünkt Dich nicht der Mühe werth, die Augen ein paar Minuten früher aufzuriegeln?

Juan. (entſchlummernd) Ich will von ihr träumen.

Alonzo. Da liegen ſie und ſchlafen, meinem unruhigen Herzen zum Hohne. Ihr Geiſt erholt ſich vom Nichts thun. — Ach! ich finde, der Menſch iſt um ſo glücklicher, je mehr er Thieriſches an ſich hat. Glücklicher — wenn auch nicht in den Augen des Weiſen; doch in ſeinen eigenen; und was bedarfs mehr? (man hört hinter der Mauer in die Hände klatſchen) (entzückt) Sie kommt! — Es iſt falſch, was ich da plauderte. Ein Augenblick, wo das Herz genießt, wiegt Stunden auf, wo nur der Körper ſchwelgte! (er eilt ihr entgegen)

Zweyter Auftritt.

Cora, Vorige.

Cora.

(in ſeine Arme hüpfend) Da bin ich, Liebſter! — Aber Du haſt Cora eine Freude verdorben. Ich wollte Dich in ſüßem Morgenſchlummer begraben finden und hinter einem Baume mich verſtecken, Dich mit Blättern werfen, Dich träge ſchelten — hörſt Du? oder träumſt Du wachend? Den Arm um meinen Nacken geſchlungen, kann Alonzo mit ſtierem Auge etwas anders denken, als ſeine Cora? —

Alonzo. Holde Seele! thu mir nicht Unrecht! In meinem Herzen herrſcht nur eine Cora, wie am Himmel nur eine Sonne. — Aber die Entdeckung dieſer Nacht — meine Ruhe! meine Ruhe iſt verloren! — Angſt, Gewiſſen, Schreckenbilder — Der Tod in ſeiner gräßlichſten Geſtalt, mit ausgeſtreckter kalter Hand mir Cora vom Herzen reißend —

Cora. (ihm die Hand auf den Mund legend) Schweig, und vertraue den Göttern! ſieh hinauf! o mein Herz iſt voll Jubels! wie hell und blau! wie blau und hell rings umher! Bald wird die Sonne heraufſteigen. Geſchwinde! geſchwind mir nach auf den Hügel! (ſie klettert eilig den Hügel hinauf — Alonzo folgt ihr) Sieh da, noch eine Minute und wir wären zu ſpät gekommen. Siehſt Du den goldnen, flimmernden Rand? (mit erhabnem Gefühl) Blick um Dich, wie die Berge und Wälder aus der Dämmerung hervorgehn! Blick um Dich, wie ſchön und groß das iſt! Sieh, wie tauſend Thautropfen funkeln! Höre, wie tauſend Kehlen zwitſchern! — O Alonzo! mein Gott iſt groß — meine Bruſt iſt eng und voll — herauf, ihr Thränen in mein Auge! herauf, ihr wollüſtigen Thränen! — O freue Dich, freue Dich Alonzo! kein Wölkchen trübt meines Gottes Antlitz! Er zürnet nicht! — (ſie kniet nieder) Vater, deſſen Dienſt ich mich weihte! Vater, deſſen Bild ich hier an meinem Buſen und in meinem Herzen trage! wirf Eines von Deinen tauſend Augen auf mich herab! Sey Zeuge meiner Liebe zu dieſem Jünglinge, ſey mein Richter! — Iſt, was ich fühle ein Verbrechen, ſo laß Deine flammende Stirn ſich in Finſterniß hüllen! oder gebeut den Wetterwolken, ſich vor Dir aufzuthürmen, und ſende einen Blitz herab, den Diener Deiner Rache! (mit Innbrunſt) Gieb mir ein Zeichen, mein Vater! ein Zeichen Deines Zorns oder Deiner Liebe! (nach einer Pauſe) O wie freundlich und warm er auf mich niederblickt! Wie mild und ſegnend! (ſie ſteht auf) Wohlan, ich wag' es! im Angeſichte meines Gottes — Alonzo komm in meine Arme! (ſie umarmen ſich) Es iſt geſchehen! nun bin ich ruhig. Vernichtet hätt' er uns beyde in dieſer Umarmung, wenn ſie ſtrafbar wäre. — O mein Herz iſt voll Dank und Freude! — Komm, kniee neben mir nieder! Laß uns anbeten und danken.

Alonzo. Ich anbeten? — Liebe Cora, die Sonne iſt nicht mein Gott.

Cora. O ja! ja! ſie iſt auch Dein Gott! ſie ſcheint über uns alle! Sie giebt uns Nahrung und Licht und Wärme. — Ich bitte Dich, kniee nieder an meiner Seite!

Alonzo. (ſich ſträubend) Liebe Cora! —

Cora. Undankbarer! wer gab Dir Cora? — Soll ich im Angeſichte meines Gottes mich Deiner ſchämen? — Guter Alonzo! wenn Du mich liebſt — (ſie knieet nieder und zieht ihn bey der Hand nach ſich)

Alonzo. Wer mag der ſüßen Schwärmerin widerſtehen? (er kniet neben ſie)

Cora. Stiller Dank! ſtilles Opfer unſrer Herzen!

Alonzo. Das bring' ich Dir, Gott aller Götter! — (beyde in ſchweigender Anbetung verſunken.)

Dritter Auftritt.

Rolla tritt aus der Höhle. Vorige.

Rolla.

Noch ſo frühe? Kaum iſt es Tag geworden. Die Sonne geht auf und unter und findet mich immer wach. Geduld! es wird eine Zeit kommen, wo ſie mich immer ſchlafend finden wird. — (er erblickt Dom Juan und Diego) Was iſt das? Zwey von den Fremdlingen, die unter uns leben? Verirrte ohne Zweifel, die hier im Gebüſch von der Nacht überfallen worden. Ich will ſie wecken und mit Speiſe erquicken. Doch vorher mein Morgengebet zu Dir, mein Vater! — (er kehrt ſich nach Oſten und indem er Hände und Augen gen Himmel hebt, erblickt er die beyden Liebenden auf dem Hügel! Ihm entfährt ein Ausruf des Entſetzens. Er bleibt eingewurzelt, als wenn er einen Geiſt geſehen hätte und an den Platz gebannt wäre, auf dem er ſteht.)

(Cora und Alonzo, erheben ſich langſam immer gegen die Sonne gekehrt, und ſinken in eine ſanftere Umarmung)

(Rolla, von Schmerz und Wuth überwältigt mit erſtickter Stimme) Cora!

(die Liebenden fahren ſchrecklich zuſammen, wenden ſich und blicken herab. Cora ſinkt mit einem Schrey am Abhang des Hügels ohnmächtig nieder.)

(Alonzo, einen Augenblick ſchwankend, ob er herunterſtürzen oder Cora zu Hülfe eilen ſoll, wird von der Liebe für das leztre beſtimmt und knieet nieder neben Cora, welche er zu erwecken ſucht).

(Rolla heftig zitternd, doch ohne Platz oder Stellung zu verlaſſen, blickt mit ſtarrem Auge hin nach dieſer Gruppe).

Alonzo. (der die ohnmächtige Cora nicht verlaſſen will, ſchreit). Velasquez! Diego! zu den Waffen! zu den Waffen!

Juan und Diego. (ſchlaftrunken aufſpringend) Was giebts? was giebts?

Alonzo. Haut ihn nieder!

Juan und Diego. (noch herumtaumelnd und ihre Schwerdter ziehend) Wen? wo? —

Alonzo. Haut zu! ehe er Euch entwiſcht!

Juan. (ſich begreifend und auf Rolla zeigend) Dieſen einzelnen Mann?

Diego. (ſein Schwerdt ſchwingend) Zwey über Einen? ich bin dabey.

Alonzo. Nieder mit ihm! wir ſind verrathen!

Juan. (ganz kalt) Dieſen einzelnen unbewehrten Mann? (er ſteckt ſein Schwerdt in die Scheide).

Alonzo. (überläßt die noch immer ohnmächtige Cora ihrem Schickſal, zieht ſein Schwerdt und ſtürzt vom Hügel herab, auf Rolla zu, der unabläßig ſein ſtieres Auge auf Cora heftet.) So muß ich denn ſelbſt —

Juan. (ihm in den Arm fallend) Halt Freund! — oder Feind wenn Du noch einen Schritt thuſt.

Alonzo. Mein Gott, Velasquez, wo haſt Du Deine Sinne? wir ſind verrathen! Es gilt Cora's Leben! — (er will ſich losreißen).

Juan. (ihn heftig zurückſtoßend) Zaum und Gebiß für Deine Tollheit, junger Menſch! (auf Rolla zugehend) Mich dünkt, ich ſah Dich ſchon öfter. Biſt Du nicht Rolla?

Rolla. (zu ſich kommend) Ich? — wer ich bin? — Ja, ſo nennt man mich.

Juan. Der Feldherr Rolla! richtig, Du biſt's. (ihm die Hand reichend) Und ſo grüß ich in Dir einen der edelſten, der tapferſten Männer dieſes Landes.

Rolla. Wie iſt mir? es iſt noch ſehr frühe — (ſich den Kopf haltend) Hab' ich geträumt? (nach einer Pauſe wieder ſtarr auf Cora blickend) Nein bey den Göttern! ich habe nicht geträumt.

Juan. Kein Traum, wenn ich gleich ein ſtrenges Urtheil in Deinem Auge leſe, wenn gleich die Wahrheit Dich ein Greuel dünkt. Vermuthlich erkennſt Du jenes Mädchen, an dem Bilde Eurer Gottheit, das ihren Buſen ſchmückt. Sie iſt eine Sonnenjungfrau.

Rolla. Ja — ſie heißt Cora.

Juan. Und dieſer Fremdling, der Liebling Deines Königs, der einſt bey Cannara ihm das Leben rettete, indeſſen Du für ſeinen Thron unter den Mauern von Cuzko ſtritteſt; erkennſt Du auch ihn?

Rolla. (Alonzo die Hand reichend) Er iſt Alonzo.

Juan. Nun, Rolla, biſt Du der Mann, für den ich Dich halte, ſo wirſt Du anders denken und fühlen, als Eure Prieſter, die nur immer in die Sonne ſtarren, und wenn ſie einmal herniederblicken, alles flimmern und flammen ſehn, daß ſie nicht wiſſen, wie ihnen iſt. Du kennſt die Welt, Du kennſt den Menſchen, wie das in ſeinem Herzen ewig auf und nieder wogt, und hundert Leidenſchaften um die Herrſchaft kämpfen. Unter allen iſt die trotzigſte die Liebe! Ihr widerſteht nur der, den ſie nie des Kampfes würdigte. — Sieh dieſe Jungfrau — ſie iſt ſchön —

Rolla. Wem ſagſt Du das?

Juan. Sieh dieſen Jüngling; er iſt feurig. Daß er ſie ſah — daß er ſie liebte, iſt ſein Verbrechen.

Rolla. Iſt kein Verbrechen.

Juan. So hab ich mich nicht in Rolla geirrt.

Alonzo. Und Du willſt ſchweigen? willſt namenloſen Jammer von der armen Cora abwenden?

Rolla. Ich Cora verrathen? — Wiſſe Jüngling! ſchon ſind es Jahre daß ich ſie liebe! daß ich ſie vergöttere!

Alonzo und Juan. (zugleich höchſt erſtaunt) Du?

Rolla. O der albernen Worte! Nicht in meiner Sprache, nicht in Eurer Sprache, nicht in den Sprachen der ganzen Welt kann ichs Euch mittheilen, was ich für Cora fühle!

le! Sie war noch halbes Kind, als ich zum erſtenmale gegen die empörten Völker zog, die die Gefilde am Fuße des Sangai bewohnen. Damals weinte ſie als wir uns trennten, und ſeit jenem Augenblicke kenne ich keine andre Freude, als den Gedanken an dieſe Thränen. Ich kam zurück, ach! da war alles anders geworden. Nicht mehr das liebe unbefangene Mädchen, eine Vertraute der Götter fand ich wieder. Ich wollte ſie zu meinem Weibe machen. Sie ſah das reine Feuer, die Innbrunſt meiner Liebe, aber ſie ſchwärmte, nannte die Sonne ihren Gemahl, und blickte ſchnöde auf mich hernieder. Bald kam der Tag, an dem ein feyerlicher Schwur ſie auf ewig zur Prieſterin der Sonne, und mich zum Schlachtopfer des Elends machte. — Da hab ich noch ein paar Jahre mich herumgeſchleppt, habe mir da und dort den Ruhm der Tapferkeit erſiegt, weil ich den Tod ſuchte; und nun ſeit wenig Wochen iſt dieſe Höle meine Wohnung; dieſe Höle, die mich vor der Sonne verbirgt, welche mir Cora raubte.

Alonzo. (der während dieſer Erzählung der ohnmächtigen Cora aufs neue aber vergebens zu Hülfe geeilt, geht jezt auf Rolla zu und faßt ihn bey der Hand) — Glaube mir, Du dauerſt mich von Herzen. Aber wie darf ich Dir trauen, Dir meinem Nebenbuhler? Schwöre mir!

Rolla. Ich Dir ſchwören? und was?

Alonzo. Daß der Zorn der Götter über Dich komme, wenn Deine Zunge zum Verräther an dem Geheimniß wird, das Dir heut der Zufall entdeckt hat.

Rolla. Ich ſchwöre nicht.

Alonzo. Nicht? und Du liebſt Cora?

Rolla. Eben weil ich ſie liebe. Was bedarf es des Schwurs?

Alonzo. Um meiner Ruhe willen!

Rolla. Was geht mich Deine Ruhe an?

Alonzo. Ich bitte Dich! willſt Du mich mit ewigen Quaalen foltern? willſt Du mich zum Verbrecher machen? Denn ſieh, es giebt Fälle, wo Verbrechen Tugend wird.

Rolla. (ſpöttiſch) Würklich?

Alonzo. So lange der leiſeſte Verdacht mir zuliſpelt, Du könneſt Cora verrathen — ſieh, Rolla, ich ehre Dich; aber bey meinem und Deinem Gott! ich haue Dich nieder! —

Rolla. Ich ſchwöre nicht. —

Alonzo. Ich bitte Dich, Rolla! Was ſoll ich von dieſer Weigerung denken? Sieh, wie ich durch und durch erſchüttert bin, wie ich bebe, wie meine Adern ſchwellen, wie ich vor Angſt kaum mehr athme. Aus Barmherzigkeit ſchwöre mir!

Rolla. Ich ſchwöre nicht —

Alonzo. (wüthend ſein Schwerdt ziehend und auf Rolla eindringend) Nun ſo ſtirb dann!

Juan. (ihm in die Arme fallend) Schon wieder die Vernunft aus dem Gleiſe? Zurück! zurück! biſt Du ein Ritter?

Alonzo. Laß mich, oder ich durchbohre auch Dich! (er kämpft ſich loszureißen — Rolla ſteht ruhig auf ſeinem Platze).

Juan. Der Wüthende wird mir zu mächtig — (er hat inzwiſchen einen Augenblick Zeit gefunden, ſein Schwerdt von der Seite zu reißen, welches er Rolla hinwirft) Rolla! nimm! ich halt' ihn nicht länger! vertheidige Dich ſelbſt.

Rolla. Laß ihn! Ich ſterbe gern für Cora.

Cora. (iſt während dieſes Tumults erwacht, ihr erſter Blick fällt auf die Kämpfenden und zeigt ihr die Gefahr. Sie rafft mit wilder Angſt ſich auf — eilt herab und ſtürzt ſich gerade in Rolla's Arme). Alonzo! was willſt Du thun! —

Alonzo. (läßt ſein Schwerdt ſinken) Wie! Du ſelbſt, Du ſelbſt? — um Deinetwillen — Wenn er Dich verräth biſt Du verloren! —

Cora. (mit unſchuldigem Zutrauen) Er mich verrathen? Rolla, mein Freund, mich verrathen!

rathen! Er mein Vertheidiger, mein Vertreter, da ich noch Kind war! — Wie oft hat er, wenn meine Mutter auf mich zürnte, ſie beſänftigt! — Weißt Du noch, Rolla? —

Rolla. (ſehr bewegt) O ja!

Cora. Und er, er mich verrathen?

Rolla. Aber warum verſagt er mir den Schwur, den ich fodre?

Cora. Wozu ein Schwur? Sieh in ſein Auge, da ſtehts geſchrieben, daß er unſer Freund iſt.

Rolla. (drückt ſie an ſein Herz) Jetzt möcht' ich ſterben! — O in dieſem Augenblicke, ihr Götter laßt mich ſterben! er iſt ſo glücklich! ſo ſelig! Cora hat Zutrauen zu mir. — Ich halte Dich in meinen Armen, ich rede zu Dir, ich höre Deine liebe Stimme wieder. Fünf Jahre ſind es nun ſeit ich Dich nur von fern erblickte.

Cora. (mit Herzlichkeit) Gewiß, ich freue mich auch, Dir wieder ſo nahe zu ſeyn; alle die frohen Tage meiner Jugend flattern in

Deiner Gegenwart wieder vor mir vorüber — ach! in ſo lieblichen Bildern! —

Alonzo. (auf ſein Schwerdt geſtüzt mit einer eiferſüchtigen Bewegung) Cora! Du beunruhigſt mich.

Cora. Wodurch? o Du weißt nicht: wie gut ich dieſem Manne bin. Er liebte mich ſchon als Jüngling. Wir waren für einander beſtimmt. Nicht wahr, Rolla?

Rolla. (ſehr bewegt und verwirrt) Ja, ja — wir waren — denn Deine rechtſchaffne Mutter — ach! wäre ſie nicht ſo früh geſtorben — wer weiß —

Cora. Und ſieh, Alonzo, damals hab ich ſeiner oft geſpottet, weil ich noch nicht wußte, was lieben heißt. Vergieb mir das, guter Rolla! Jezt weiß ichs beſſer. Gewiß hab' ich Dich oft bitter gekränkt!

Rolla. Bitter! bitter! aber es ſey vergeſſen! denn dieſer Augenblick iſt ſo ſelig!

Cora. (zu Alonzo) Höre, wie gut er iſt! O meine Mutter ſagte mir's immer: „Rolla

„iſt gut; liebe ihn, werde ſein Weib und ich „will ruhig ſterben.“ — Aber als ſie ſtarb, war Rolla in den Krieg gezogen, und ein heiligers Feuer loderte in meinem Herzen auf. „Er kam zurück, ich konnte ihn nicht lieben, mein Herz gehörte den Göttern, ich ſeufzte nach dem Tage, an welchem ich der Sonne vermählt wurde.

Rolla. Und dieſe Schwärmerey wich endlich der Natur? Du liebſt?

Cora. Ich liebe! Ja Rolla, ſey Du mein Vertrauter! — Ich liebe dieſen ſchönen Jüngling! Im Tempel ſah ich ihn zum erſten Male an des Königs Seite, und faſt wäre mir die Opferſchaale aus der zitternden Hand gefallen. Sein glühender, auf mich gehefteter Blick, verrieth mir bald, was auch er für mich fühlte. Doch ich, verſchloſſen in dem Bezirk des Sonnentempels, und er, von außen um die Mauer ſchleichend; wir entſagten beyde hoffnungslos dem Glück uns je zu umarmen. Das ſahen die Götter und hatten Mitleiden mit uns. Erinnerſt Du Dich jenes fürchterlichen Tages, als vor wenig Monden die Gebürge umher Feuer ſpieen, und das Meer kochte, und die Erde bebte? Mancher Pallaſt wurde zum Schutthaufen, ſelbſt das heilige Gebäude des Sonnentempels borſt an zwey Stellen, die Ringmauer drohte den Einſturz. Wir armen, wimmernden Geſchöpfe rannten hin und wieder, eine gegen die andre: Tod war in unſern Zellen; Tod unter freyem Himmel. Wir miſchten unſer Gekreiſch in das Heulen der empörten Natur. Da erlauſchte der kühne Alonzo hier im dickſten Gebüſch einen Riß in der Mauer, wagte ſich hinauf, ein Stein um den andern ſchoß unter ſeinen Füßen herab, hier öfnet ſich die Erde, und dort mein Arm, ihn zu empfangen. Der Schleier unſrer Liebe war die Finſterniß, wir blieben unbemerkt. Und ſeit jenem Abend hat mein Alonzo öfter den Weg über dieſe Trümmer gefunden.

Rolla. Ich zittre Cora! welch ein kühnes Wageſtück!

Alonzo. Sag ihm alles! die Folgen Deiner Schwachheit — meines Verbrechens — ſag ihm — —

Cora. (ſehr unſchuldig zu Rolla) Ja, lieber Rolla —

Rolla. (mit Entſetzen) Was? was? Unbeſonnene! (zu Alonzo) Und Du Fremdling in unſern Sitten und Gebräuchen, war Dirs unbekannt, daß — o ihr Götter! Ihr müßt fliehen! Ihr müßt fliehen!

Juan. Aber wohin?

Alonzo. Ach Rolla, rette ſie!

Cora. (erſchrocken) So iſts denn doch wahr? Die Götter da oben zürnen nicht, und hienieden iſts ein Verbrechen?

Rolla. Wie mich das erſchüttert hat! Ich bin meiner Beſinnung noch nicht mächtig. — Höre Cora, liebſt Du ihn?

Cora. Wie meine Seele.

Rolla. Würklich? Fühlſt Du, daß in ſeinen Armen Dich keine Reue nagen wird? Willſt Du als ſein Weib Dein Leben endigen?

Cora. Ich will.

Rolla. (zu Alonzo) Und Du — fühlſt Du den Werth des Opfers, das ſie Dir bringt?

Alonzo. Ich fühl' ihn.

Rolla. Nun wohlan! Ich will Euch retten! — (er tritt zwiſchen ſie) Kommt her! nehmt mich zu Eurem Bruder an! Cora, meine liebe Schweſter! (er legt ihre Hand in Alonzo's Hand) Ich vermähle Dich mit dieſem Manne. Der Schatten Deiner Mutter umſchweb' uns in dieſem Augenblicke! ihr Segen folge Dir! biſt Du glücklich, ſo bin ich es. (er wendet ſich und wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge).

Alonzo und Cora. (an ihm hängend) Unſer Bruder!

Rolla. (ſie beyde in ſeine Arme ſchließend) Euer Bruder! ich will mit Euch ziehen. Ich habe da in einer wüſten Gegend, noch jenſeits der blauen Gebürge, einen Freund, er iſt Cazique über ein ſanftes, gutes Völkchen, Unterthan des Beherrſchers von Cuzko, dem er mit ſeinen ſtreitbaren Männern im lezten Kriege folgte. Damals nahm ich ſeinen ſchwer verwundeten Sohn gefangen, einen hoffnungsvollen Jüngling. Unter meiner Pflege ward er geheilt, und ich ſandt' ihn ohne Löſegeld dem Vater zurück. — Seit jenem Augenblicke wiſſen die guten Menſchen nicht, wie ſie mir ihre Dankbarkeit bezeugen ſollen. Mit Entzücken wird man uns aufnehmen und in ihren fernen Wäldern findet Eure Liebe eine ſichere Freyſtatt. Dort will ich unter Euch wohnen, Eure Kinder pflegen und erziehen, froh und glücklich seyn, weil Cora glücklich iſt, und einſt von Euch, brüderlich und ſchweſterlich beweint, heiter hinauf zu unſerm Vater gehen.

Cora. Mein guter Rolla! wie wird Dir dort meine Mutter danken!

Alonzo. Kaum wag' ichs, edler, großer Mann! Dir ins Auge zu ſehen.

Juan. (halb für ſich, indem er eine Thräne verbergen will) Bey allen Heiligen! iſt der kein Chriſt, ſo bin auch ich ein Heide.

Rolla. Jezt laßt uns unſre Sinne zuſammen nehmen. Die Flucht iſt beſchloſſen, aber wie? und wann? Da bleibt noch ſo manches zu überlegen.

Diego. (der während dieſer ganzen Scene meiſtens im Hintergrunde gelauert hat, ob auch alles ſicher ſey, kömmt ängſtlich hervor). Ich höre raſcheln, ich höre hinter der Mauer ein paar weibliche Stimmen ziſcheln.

Rolla. Fort, fort in meine Höle! (indem ſie gehn wollen ſind Idali und Amazili ſchon durch den Riß in der Mauer gekrochen und lauſchen neugierig)

Vierter Auftritt.

Idali. Amazili. Vorige.

Alonzo.

Zu ſpät! da ſind ſie ſchon.

* **Idali.** (ruft) Cora! wir ſuchen Dich!

Cora. Ich komme!

Rolla. Halt! noch einen Augenblick! ſie haben uns geſehn und gehört, laßt um aller Götter willen ſie ſo nicht laufen! Wir müſſen ihre ſcheue Bangigkeit in den Schlummer wiegen, wir müſſen ſie auf unſere Seite ziehen.

Juan. Das wär' ein Meiſterſtück für einen Staatsminiſter. Führt ers aus, ſo traue ich ihm zu, daß er Provinzen ohne Schwerdtſtreich erobert.

Rolla. Nichts leichter. Schmeichelt ihnen; ſie ſind Weiber.

Juan. Wollt Ihr nicht näher kommen, ſchöne Kinder?

Idali. (zu Amazili) Ich glaube, er meine uns.

Amaz. Sieh nur, wie er uns anſtarrt. Laß uns fliehen!

Idali. Cora komm! uns ſchickt die Oberprieſterin Dich zu ſuchen. —

Alonzo. (bittend) Tretet näher fromme Jungfrauen!

Juan. Laßt uns Euren Reizen huldigen.

Idali. (zu Amazili) Sollen wir weglaufen?

Amaz. Ja, laß uns fliehen! (ſie gehn beyde nicht von der Stelle).

Cora. Ich gehe gleich mit Euch. Warum verſteckt Ihr Euch ſo ſcheu dort hinter die Bäume? Hieher liebe Schweſtern!

Idali. Ey nicht doch. Du ſtehſt ja mitten unter Männern.

Juan. Wir wären Männer? wofür hältſt Du uns ſchönes Mädchen? Wir drey ſind Spanier. Der eine dort thut uns wohl den Gefallen, und geht, wenn Ihr Euch vor ſeiner Gegenwart ſcheuet. (er giebt Rolla einen Wink).

Rolla. Von Herzen gern. (er zieht ſich zurück in den Eingang ſeiner Höle).

Juan. Nun Ihr lieblichen Mädchen, noch immer furchtſam?

Amax. (zu Idali) Was meynſt Du? ſollen wir näher gehen?

Idali. Thu Du den erſten Schritt, ich folge Dir.

Amax. Nein, Du biſt älter, als ich.

Idali. Aber Du biſt zuerſt durch die Mauer gekrochen.

Amax. Aber Du haſt den Riß in der Mauer zuerſt geſehn.

Juan. Der Streit iſt bald entſchieden. (er läuft zwiſchen ſie und zieht ſie beyde nach ſich) — Nun könnt Ihr ſchwören, daß keine von beyden den erſten Schritt that.

Amax. (ganz erſchrocken) Ach Idali! er hat mich angefaßt.

Idali. Mich auch.

Juan. Ruhig, ruhig, ihr allerliebſten Kinder, Euch ſoll kein Leid geſchehen. (Idali unters Kinn faſſend) Du blüheſt wie eine Roſe — (ſich zu Amazili wendend) und Du — wie — wie — (er iſt um ein Gleichniß verlegen).

Diego. (mit vieler Galanterie) Wie eine Sonnenblume.

Juan. (zu Idali) Deine Augen ſind ſo ſanft und blau.

Diego. (zu Amazili) Deine Blicke ſind ſo ſchalkhaft.

Juan. Das Lächeln Deines Mundes iſt ſo ſüß.

Diego. Deine Purpurlippen ſind ſo anlockend.

Juan. (Idali bey der Hand faſſend) Und dieſe Hand, wie warm und weich!

Diego. (Amazili um den Leib faſſend) Und dieſer Wuchs, ach wie ſchlank!

Amaz. (zu Idali) Sollen wir weglaufen?

Idali. Ich denke, wir bleiben noch ein wenig.

Amaz. Aber iſt es auch gewiß, daß Ihr nicht Männer ſeyd. Wir müſſen ſterben, wenn Ihr uns hintergeht.

Juan. Seyd unbeſorgt. In unſern Armen wohnt die Freude.

Diego. In unſerm Herzen die Liebe.

Idali. (mit Dom Juan's Haar ſpielend) Sieh, ſein lockiges Haar.

Amaz. (Diego die Backen ſtreichelnd) Und ſeine friſche Wange.

Juan und Diego. (geben ein jeder ſeinem Mädchen einen Kuß).

Idali und Amazili. (zu gleicher Zeit erſchrocken auffahrend) Ach was war das? —

Idali. (tief Athemholend) Ach ich kann kaum zu Athem kommen.

Amaz. (eben ſo) Mir drang es bis in die Fingerſpitzen.

Cora. Schweſtern kommt! man wird uns vermiſſen.

Idali. Und die Oberprieſterin wird ſchelten.

Amar. Und wir ſollen uns zu dem heutigen Feſte ſchmücken.

Idali. Und niemand iſt im Tempel; die heilige Flamme wird verlöſchen.

Diego. Laßt ſie immer verlöſchen. — Ihr könnt ſie an Euren ſchönen Augen wieder anzünden.

Cora. Sage mir Idali, was trug Euch die Oberprieſterin auf?

Idali. Ey wir kamen dieſen Morgen in den Tempel herunter, um Dich abzulöſen, und da fanden wir Dich nicht, und da giengen wir zur Oberprieſterin, ihr das zu melden, und da ſagte ſie, wir ſollten Dich im Garten ſuchen.

Cora. Weiter nichts?

Amar. Und wenn wir Dich gefunden, ſollten wir Dich zu ihr bringen.

Juan. Wenn ſie Euch nun fragt? wo Ihr Cora getroffen? was denkt Ihr zu antworten?

Idali. Wir werden ihr erzählen von Euren weichen Locken und Euren ſüßen Worten —

Juan. Ums Himmelswillen! thut das nicht! ſchöne Kinder! Sie möchte zürnen, daß Ihr ſo lange weggeblieben und Euch verbieten uns wieder zu ſehn. (ihr liebkoſend) Wollt Ihr nicht gern zuweilen ein wenig mit uns plaudern? —

Diego. (zu Amazili eben ſo) Ich habe Dich lieb gewonnen, Du kleine Schalkhafte! Willſt Du nicht wiederkommen?

Amaz. (zu Idali) Was meynſt Du Idali?

Idali. Wir wollen ſehn.

Juan. Sprecht lieber, Cora habe in einem Winkel des Tempels geſchlafen, und in der erſten Morgendämmerung habe der Schatten eines Pfeilers ſie Euren Blicken entzogen.

Diego. Oder der Schatten einer Palme im Vorhof des Tempels.

Amaz. O ſchön!

Idali. Ein guter Einfall!

Cora. So laßt uns eilen!

Idali. (zu Amazili) komm fort!

Amaz. Komm! (beyde gehen nicht von der Stelle).

Juan. Geh, ſüßes Mädchen!

Diego. Geh, geh, kleine Loſe!

Idali. (zaudernd) Ich gehe ſchon — aber kannſt Du nicht machen — daß mir noch einmal ſo wunderlich beklommen wird, wie vorhin?

Amaz. (zu Diego) Verſuch es doch, ob ich wieder ſo erſchrecke?

(Juan und Diego küſſen ſie)

Idali und Amaz. (ſchreien) Ach! (mit einem tiefen Seufzer) Nun lebt wohl! lebt wohl! (ſie trippeln fort).

Cora. (Alonzo umarmend) Lebewohl, Geliebter!

Alonzo. Bald mein Weib!

(ſie trennen ſich).

Fünfter Auftritt.

Alonzo. D. Juan. Diego. Rolla.

Rolla (hervortretend).

Habt Ihr ſie kirre gemacht?

Diego. Um einen Finger zu wickeln.

Juan. Rolla kennt ihr Geſchlecht.

Rolla. Vom Hörenſagen.

Diego. Das Abentheuer fängt an mir zu gefallen. Das kleine Geſchöpfchen war allerliebſt.

Juan. Doch ſcheint die donnerſchwangre Wolke immer tiefer und drohender über unſern Häuptern zu ſchweben.

Alonzo. (Rolla bey der Hand faſſend) Du unſer Bruder, eile, eile uns zu retten.

Rolla. Seyd ruhig! wir wollen das gemeinſchaftlich überlegen. O in meine Gebeine iſt neue Lebenskraft gegoſſen! Ich bin ein anderer Menſch geworden! ich würke wieder! hänge wieder an der Welt! mir iſt nicht mehr alles gleich! ich begehre und verwerfe wieder! — Dank Dir, Cora! für den milden Regen, der die dürre Pflanze erquickte. (voll edler Hitze). Ja wir wollen fliehen! Gefährlich iſt die Flucht, aber deſto beſſer! Wenn die Verfolgenden uns auf den Ferſen ſitzen, und ihr Geſchrey in unſre Ohren tönt, und die Pfeile um uns ſchwirren — ha! das wird ein Leben ſeyn! (immer feuriger) Für Cora fechten! das Schwerdt für Cora ſchwingen! — dann ſollt Ihr ſehen, was Rolla vermag! Ihr nanntet mich tapfer unter den Mauern von Cuzko? auf den Gefilden von Tumibamba? — Poſſen! ich habe noch nie für Cora geſtritten! für ſie und unter ihren Augen — Ha! ich werde ein Gott ſeyn!

Alonzo. (an ſeinem Halſe) Großer Mann! o ſieh mir freundlich ins Auge! daß ich gewiß ſey, Du habeſt dem tollen Jüngling verziehen.

Rolla. Nein, Alonzo, ſchreib nicht mehr auf meiner Rechnung mir zu gute, als darauf

auf gehört. Alles für Cora! nichts für Dich! gar nichts für Dich! — Aber ſieh, wenn Cora eine verwelkte Blume ins Waſſer fallen ließe, und ſpräche: „die Blume möcht ich wieder haben,“ ſo ſpräng' ich nach und holte ſie ihr mit Gefahr meines Lebens. Alſo bin ich vor der Hand Dein Freund, und alſo hab ich Dir verziehen.

Alonzo. Laß mir dann mindeſtens die Hofnung, Du werdeſt einſt um meinetwillen mich Deiner Freundſchaft werth finden.

Rolla. Dich liebt Cora! was brauchſt Du mehr? — O wenn mich Cora liebte! Götter müßten meine Freundſchaft ſuchen. — Doch da plaudern wir und plaudern und ſollten handeln. Kommt herein, in meine Höle, dort ſind wir vor jedem Horcher ſicher. — — Laßt uns das wie und wo und wann beſtimmen, und dann eins mit einander zechen, denn heute will ich trinken, mich berauſchen, — o ich bin ſchon trunken! Freudetrunken! von der Scheitel bis zur

Fuß=

Fußzeh wirbelts auf und nieder! alle meine Kräfte ſind geſpannt wie ein ſtarker Bogen! Heute wollt' ich die Welt regieren! — (er ergreift Alonzo bey der Hand und geht mit ihm in die Höle).

Juan. (indem er ihnen folgt) Wohl dem Könige von Quito daß dieſer Mann verliebt iſt. Lieben oder ihn vom Throne ſtürzen iſt die Beſtimmung dieſes Helden. (ab).

Diego. Trinken? — uns berauſchen? — ich bin dabey. Wir wollen ſehen, wer ſeinem Mädchen zu Ehren die Becher am fleißigſten leert. (ab).

Ende des zweyten Acts.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer der Oberprieſterin in dem ſogenannten Hauſe der Sterne. Verſchiedene Käfigte mit Turteltauben, Papageyen, und andern zahmen Vögeln, hängen oder ſtehen an den Wänden. Die Oberprieſterin iſt ſehr beſchäftigt, dieſe Thiere nach der Reihe zu füttern.

Da haſt du, kleine Bibi, nimm! nimm! nimm! du Schalk haſt alles aufgefreſſen. —— Die Mädchen bleiben lange. Das ſteht gewiß einmal wieder in einem Winkel beyſammen und plappert, und weiß ſelbſt nicht was. — Ja, ja, Lulu! warte, warte, du wirſt auch bekommen. Da, da, — Möchte man nicht ungeduldig werden über die faulen Geſchöpfe! der Himmel weiß, wo ſie nun herumwatſcheln mögen. Dumm ſind ſie wie die Auſtern, und langſam wie die Schildkröten. — Komm her kleiner Dudu, komm her! komm her! (ſie ſchnalzt und klatſcht mit dem Munde) Da nimm und gieb deinem Weibchen auch etwas davon. (die Hand ſchnell zurückziehend) Ach, du Schelm! kannſt du auch beißen? — Nein, das iſt zu arg. Die Sonne iſt ſchon hinter dem Berge herauf. — Die heilloſen Dirnen verlaſſen ſich auf mein ſanftes, gutes Herz. — Nicht wahr, Bibi? ich ſehe ihnen zu viel durch die Finger. — Nicht wahr, Lulu? — Einſperren und hungern laſſen, das macht zahm und geſchmeidig. Nicht wahr, Dudu? —

Zweyter Auftritt.

Idali und Amazili. (halb athemlos hereinſtürzend, beyde zugleich) Die Oberprieſterin.

Idali und Amazili.

Da ſind wir ſchon! —

Oberpr. Gemach, gemach Jungfern! — Biſt du erſchrocken arme Bibi? — Alſo wirklich, ſeyd Ihr ſchon da.

Idali. Ja wir ſind recht gelaufen.

Oberpr. Wo kommt ihr denn her?

Idali. Aus dem Garten }
Amaz. Aus dem Tempel } zugleich.

Oberpr. Eine von Euch beyden lügt.

Idali und Amaz. (zugleich erſchrocken) Ich habe gelogen.

Oberpr. Ey, ey! eine von Euch beyden hat ſchon wieder gelogen. Was ſteckt mir denn dahinter? Idali, ſtell Du Dich da in die Ecke. So — Amazili, komm her. (ſie führt ſie auf die andre Seite der Bühne: heimlich)

lich) Sage mir aufrichtig, kommt ihr wirklich aus dem Tempel?

Amaz. Ja.

Oberpr. Nun bleib hier ſtehn. (ſie geht zu Idali) Ich kanns noch nicht glauben. Amazili behauptet ſteif und feſt, ihr kämt aus dem Garten. Du wirſt mir die Wahrheit ſagen.

Idali. Ja wir kommen aus dem Garten.

Oberpr. Ey, ey! ihr ſcheint mir beyde ein paar große Spitzbübinnen. — Ich muß doch horchen, wo das hinaus will. — Bleibt mir fein in Euren Winkeln. — Was ſoll das Zuwinken mit den Augen bedeuten? wozu das Kopfſchütteln und Kopfnicken? — Verdreht die Hälſe nicht! Seht vor Euch nieder auf die Erde. So. (ſie geht zu Amazili) Habt ihr Cora gefunden?

Amaz. Ja.

Oberpr. Wo traft ihr ſie an?

Amaz. Im Schatten der dicken Palme, die vor der Pforte des Tempels ſteht; da war ſie eingeſchlafen.

Oberpr. So. Nun rühre Dich nicht von der Stelle, und nagle Dein Auge an den Boden. (ſie geht zu Idali) Habt ihr Cora gefunden?

Idali. Ja:

Oberpr. Wo traft ihr ſie an?

Idali. Im Schatten einer Säule des Tempels, da hatte ſie ſich hingekauert und war entſchlummert. Wir waren wohl ſchon zwanzigmal an ihr vorüber gelaufen, ohne ſie zu ſehen.

Oberpr. Ey, ey! — Kommt beyde hieher! (ſie faßt ſie bey den Händen und ſieht ihnen wechſelsweiſe ſtarr ins Geſicht) Ihr lügt. Du ſagſt, ſie habe geſchlummert im Innern des Tempels, im Schatten einer Säule; und Du: vor den Pforten des Tempels im Schatten einer Palme.

Idali und Amaz. (ſehr erſchrocken und verlegen, huſten und räuſpern ſich)

Oberpr. He? — Werd ich Antwort erhalten?

Idali. (zu Amazili) Einfältigs Ding! Du haſt auch alles vergeſſen.

Amaz. Nein Du!

Idali. Nein Du!

Amaz. Ich weiß recht gut, daß meiner ſagte: im Schatten einer Palme, ſollt ich ſprechen.

Idali. Du lügſt. Meiner gab den guten Rath: im Schatten einer Säule.

Oberpr. Deiner und Deiner? was will das ſagen? —

(Idali und Amaz. ſtocken.)

Oberpr. Wollt ihr nicht im Guten bekennen; ſo hab ich Mittel Euch die Zungen zu löſen.

Idali. (zu Amazili) Da haben wirs! das iſt Deine Schuld.

Amaz. Nein, Deine.

Idali. Seht doch! ich hätte ſeiner gewiß nicht zuerſt erwähnt.

Oberpr. Seiner? — Weſſen? weſſen? ihr gottloſen Kinder! — Mögen uns die

Götter vor allem Greuel bewahren! Ich glaube wahrhaftig ihr ſeyd unter Männern geweſen!

Idali und Amaz. (zugleich) O nein! o nein! —

Idali. Männer waren es nicht.

Amaz. Nur Spanier.

Oberpr. (auſer ſich) Spanier? was? Spanier? (plötzlich ſehr gelaſſen) Alſo Spanier nur? Nun, das mag noch hingehn. Waren ihrer viele?

Amaz. (ſehr vergnügt und geſchwätzig) Drei — einer für Cora, einer für Idali und einer für mich. Der meinige hatte ſchönes bräunliches Haar und eben ſolche Augen.

Idali. Der Meinige hatte ſo lockigtes ſchwarzes Haar und einen ſo freundlichen Blick.

Amaz. Der Meinige war doch der ſchönſte.

Idali. Das iſt nicht wahr. Der Meinige war ſchöner.

Oberpr. Ruhig! ruhig, Kinder! wir wollen das auf ein andres Mal entſcheiden. Jezt ſagt mir, durch welche Zauberey ſind die Spanier bis in den Tempel gedrungen?

Idali. Im Tempel waren ſie nicht.

Oberpr. So waren ſie über die hohen Mauern des Gartens hinüber geflogen?

Idali. Im Garten waren ſie auch nicht.

Amaz. (vorlaut) Aber ſie hätten wohl im Garten ſeyn können, ſo gut als wir außerhalb des Gartens waren.

Oberpr. Ihr außerhalb des Gartens? Ey, ey! laßt doch hören! wie fangt ihr das an?

Idali. Wir gingen und ſuchten Cora, wie Ihr uns befohlen, und rannten hin und her, und riefen ihren Namen; aber immer vergebens. Als wir nun ſo lauſchten und horchten, und die Ohren jedem kleinen Geräuſch entgegen hielten, da kam es uns plötzlich vor, als hörten wir jenſeits der Mauer allerley Stimmen. Es war nicht weit von da, wo die Laube ſteht, und der kleine Bach ſich im Gebüſch verliert. Wir folgten dem Schalle, wir krochen gebückt und leiſe durch das verwachſene Geſträuch, die Zweige ſchlugen um Naſ' und Ohren; plötzlich ſtanden wir vor einem großen, großen Riß in der Mauer, eine Spalte von oben bis unten ſo breit und bequem, daß Amazili und ich nur über die paar Steine hüpfen durften, um drauſſen zu ſeyn.

Oberpr. Ey, ey! und da hüpftet ihr denn auch drüber?

Amaz. Wir mußten ja wohl, wenn wir Cora finden wollten.

Oberpr. Ja freylich. Und da fandet ihr Cora?

Idali. Mitten unter den dreyen Spaniern. Wir glaubten anfangs es wären Männer und wollten weglaufen. Als wir ſie aber ein wenig näher betrachteten und hörten daß ſie nur Spanier wären, ſo ließen wir uns überreden, mit ihnen zu ſchwatzen und zu tändeln.

Amaz. Wir mußten auch verſprechen wieder zu kommen.

Oberpr. So? Und verſpracht Ihr das wirklich?

Idali. So halb und halb.

Oberpr. Nun Ihr werdet doch Wort halten?

Amaz. Was meinſt Du, Idali?

Idali. Vielleicht. Wenn Ihr es gerne ſeht.

Oberpr. O warum das nicht? Geht, geht, ruft mir Cora hieher. Ihr ſchmückt Euch unterdeſſen, brecht das Opferbrod, und füllt es in die Körbe! —

Idali. (Amazili bey der Hand faſſend) Komm Schweſterchen, ich habe Luſt zu tanzen.

Amaz. Und ich zu lachen und zu ſingen. (beyde ab).

Oberpr. Tanzt nur — lacht nur — ſingt nur! Euch ſchützt vor meinem Zorn eure Einfalt. Aber den Riß in der Mauer ſollt ihr nicht wieder finden. — Doch Cora —

ra — ſollte das freche Geſchöpf Umgang mit Männern haben? Keuſche Dello! ſey uns gnädig! — Schon lange hab ich bemerkt, daß ſie das Köpfchen hängt; daß ſie gedankenlos, zerſtreut, nie ſieht, mit wem ſie ſpricht, nie hört, wovon man redet; daß ihre rothen Wangen bleichen — ey! ey! das hat nichts gutes zu bedeuten! Nicht wahr Dudu? — —

Dritter Auftritt.

Cora. Die Oberprieſterin.

Oberpr.

Wagſt Du, Unverſchämte, vor meinem Antlitz zu erſcheinen?

Cora. (ruhig) Ich komme aus dem Antlitz unſers Gottes.

Oberpr. So dank ihm, daß er ſeinen Donner nicht meinen Händen anvertraute.

Cora. Was wollt Ihr von mir? warum zürnt Ihr auf mich?

Oberpr. Meynſt Du, Dein zügelloſes Leben ſey verborgen? man wiſſe nicht, wie Cora dieſe heiligen Mauern, ihre Ehre und die Ehre ihrer Schweſtern ſchändet?

Cora. Ich habe nichts Böſes gethan.

Oberpr. Aug' in Auge! Du haſt Umgang mit Männern.

Cora. Ich habe die Götter nicht beleidigt.

Oberpr. Sieh mich an, Cora! Du kennſt einen Spanier.

Cora. Ich bin unſchuldig.

Oberpr. Noch dieſen Morgen haſt Du ihn geſehen und geſprochen?

Cora. Die Sonne war Zeuge meiner Handlungen.

Oberpr. Bekenne Dein Verbrechen!

Cora. Ich verbrach nichts.

Oberpr. Verblendete! — Verirrte!

Cora. Der Weg auf dem ich wandle, iſt der Weg der Natur und Unſchuld.

Oberpr. Hartnäckige! Du biſt eine Sonnenprieſterin, zittre vor den Martern, welche Dir unſre ſtrengen Geſetze beſtimmen.

Cora. So leid' ich ſie unverdient.

Oberpr. Du haſt mir nichts zu vertrauen!

Cora. Nein.

Oberpr. Willſt nicht bekennen?

Cora. Nein.

Oberpr. Zum leztenmale, Cora, ich warne Dich! noch ſind wenig Augenblicke Dein; nutze ſie! Ich bin unterrichtet. Ich weiß alles. Ich verſammle die Jungfrauen im Tempel. Ich fodre die Schaar der Prieſter auf. Sie werden Dich richten, und ſtrenge richten! Tod iſt Dein Loos! und mehr als Tod: Schande! — Jezt ſind wir allein. — Beharrſt Du auf Deinem Schweigen?

Cora. Ja.

Oberpr. (den Ton ändernd) Nicht doch; ſo weit wird Cora es nicht kommen laſſen.

Ich kannte Deine Mutter, als Du noch ein kleines Mädchen warſt, ich habe vielen Umgang mit ihr gehabt. Meine Cora, ſprach ſie oft, hat ein gutes, biegſames Herz; darum hab ich ſie ſo lieb.

Cora. Sprach ſie das? o es war eine gute Mutter! Sie nahm die Freuden meines Lebens mit ſich ins Grab.

Oberpr. Gewiß iſt Dir ihr Andenken noch heilig?

Cora. Das fragt Ihr? Ach! ihr fließt ſo manche ſtille Thräne.

Oberpr. Und Du wollteſt noch im Grabe Deine Mutter Lügen ſtrafen? „Ein gutes, biegſames Herz“ ſprach das blinde Mutterliebe? oder iſts Wahrheit?

Cora. Gewiß, es iſt Wahrheit.

Oberpr. So beweiſe es mir! der Mutter Freundin hat ein Recht auf das Zutrauen der Tochter.

Cora. Ach! —

Oberpr. Noch hör' ich von ihren blaſſen Lippen die lezten Worte tönen: „meine Cora iſt jung und unerfahren, wenn es ihr zuweilen an mütterlichem Rathe fehlt, ſo nimm Dich ihrer an.“ So ſagte ſie und drückte mit ihrer kalten Hand die meinige.

(Cora iſt entſchloſſen und kämpft mit ſich ſelbſt.)

Oberpr. (nach einer Pauſe) Und Dein alter, würdiger Vater, als er Dich meinen Händen übergab: da ſprach er, „nehmt ſie hin! ſie iſt ein wackres Mädchen; ſie wird Euch keinen Kummer machen.“ Und als er den letzten Kuß auf Deine Stirne drückte, und eine Thräne über ſeinen grauen Augenwimpern zitterte, erinnerſt Du Dich ſeiner Worte? „Ehre ſie als Deine Mutter!“

Cora. (zu ihren Füßen) Ich liebe!

Oberpr. (mit Entſetzen) Du liebſt?

Cora. Ich will nicht länger Sonnenprieſterin ſeyn.

Oberpr. Nicht länger Sonnenprieſterin?

Cora. Ich will mich vermählen.

Oberpr. Dich vermählen?

Cora. Die Götter gaben mir ein Herz!

Oberpr. Um es den Göttern zu weihen.

Cora. Ich ward für einen Mann geboren.

Oberpr. Die Sonne iſt Dein Gemahl.

Cora. Ihr mein Gebet! meinen Dank! Dem Manne meine Liebe! mein Herz!

Oberpr. Cora, beſinne Dich! Steh auf. Komm zu Dir; Du biſt berauſcht.

Cora. Ich hab es von meinem Herzen herab gewälzt; und nun — wenn Ihr die Mutter noch in der Tochter liebt, ſteht mir bey!

Oberpr. Ein Spanier alſo?

Cora. Ein Spanier.

Oberpr. Sein Nahme?

Cora. Alonzo.

Oberpr. Wie, wo und wann ſahſt Du ihn zum erſtenmale?

Cora. Im Tempel an des Königs Seite.

Oberpr. Und welches Wunder führte Euch zuſammen?

Cora. Das Wunder der Natur, das den Tempel erſchätterte und ſeine Ringmauern zerriß.

Oberpr. Wohl! ich mag nichts weiter wiſſen. Was geſchehen iſt, ſey auf ewig vergeſſen. Du ſiehſt, daß die lezte Bitte Deiner ſterbenden Mutter mir heilig iſt. Ich ſchweige, und den Zorn der Götter wirſt Du durch ſtrenge Buße verſöhnen. Tilge ſein Bild aus Deinem Herzen, vergiß ſeine glatten Worte, vermeide an ihn zu denken, bete und arbeite.

Cora. Ihr habt gewiß nie geliebt?

Oberpr. Dank ſey es den Göttern!

Cora. Nun ſo laßt Euch ſagen, daß alles, was Ihr mir da vorſchreibt, nicht mehr in meiner Macht ſteht. Sein Bild aus meinem Herzen tilgen? nicht an ihn denken? Gute Mutter Ihr habt nie geliebt! Wenn ich erwache, ſo iſt er mein erſter Gedanke; wenn ich im Tempel niederkniee, ſo unterbricht ſein Name mein Gebet; wenn ich in das Bild der Sonne ſehe, ſo ſehe ich ihn! wenn ich an Gott denke, ſo denk' ich an ihn!

Oberpr. Schwere Verbrechen, Cora! — bete! faſte! büße!

Cora. Ich kann nicht beten, als mir ſeinen Beſitz zu erflehen. — Ach es iſt ein ſo ſanftes, ſo herzinniges Gefühl, die Liebe; meint Ihr denn in der That, ſie ſey ſtrafbar?

Oberpr. Strafbar, meine Tochter! Verabſcheuungswürdig!

Cora. Seyd denn Ihr ſo ganz frey von Liebe?

Oberpr. (fromm) Ich habe mich ganz den Göttern geweiht.

Cora. Ihr betrügt mich oder Euch ſelbſt. Hab ich nicht oft geſehn, wie Ihr dieſe Vögel hier zärtlich füttert? bald dieſen, bald jenen aus ſeinem Käficht lockt, ihn auf die Hand nehmt, ſtreichelt, mit ihm ſchwatzt, ihn küßt?

Oberpr. Ach die armen Geſchöpfchen! Eine ſo unſchuldige Neigung —

Cora. Unſchuldig iſt auch meine Liebe.

Oberpr. Liebe zu einem Manne?

Cora. Iſt das nicht eins? Lieben muß das Herz. Euch genügt an einer Taube. Iſts meine Schuld, wenn ich minder genügſam bin? —

Oberpr. Täuſche Dich nicht, Cora! Iſt es gleichviel, ob Du die Flamme brauchſt, zu opfern, oder den Tempel in Flammen zu ſetzen?

Cora. Ich verſtehe mich nicht auf Eure Gleichniſſe, mein Herz ſpricht einfach und deutlich: Liebe! Du darfſt lieben! Liebe iſt den Göttern wohlgefällig. Und der Erfolg rechtfertigt den Ausſpruch meines Herzens. Wenn Cora im Tempel dient, iſt es je trübe? verbirgt ſich die Sonne hinter Wolken?

Oberpr. Weil Du nur im Finſtern ſündigteſt; weil die Strahlen des großen Lichts nie Zeugen Deiner Verbrechen waren.

Cora. Doch, doch; ſie waren. Noch dieſen Morgen hab ich meinen Alonzo im Angeſicht der Sonne feyerlich umarmt.

Oberpr. (mit Entſetzen) Umarmt?

Cora. Meine Lippen auf die ſeinigen gedrückt.

Oberpr. Deine Lippen?

Cora. Meine Bruſt an die ſeinige.

Oberpr. Deine Bruſt?

Cora. Und unſer Gott lächelte.

Oberpr. Schweig Elende! Geh und verbirg Dich, ehe es mich reut, Dir Verſchwiegenheit gelobt zu haben. Nun iſt es nicht mehr Deine Ehre, die ich ſchone; es iſt die Ehre unſers Ordens. Geh! und mög' es Dir ſauer ankommen oder leicht, ihn zu vergeſſen, darüber vergleiche Dich mit Dir ſelber. Du ſiehſt ihn nie wieder.

Cora. (ſtandhaft) Ich will nicht mehr Sonnenprieſterin ſeyn.

Oberpr. Du mußt! Von ihrem Dienſt befreyt Dich nur der Tod.

Cora. Aber Ihr ſagt, ich ſey eine Verbrecherin: wie mag ich denn noch länger der Sonne dienen? Wenn ich nun an meiner Stelle ihr ein ſchuldloſes Geſchöpf weihe, rein und ohne Sünde; würde das der Sonne nicht wohlgefällig und ich nicht meines Schwurs, meiner Pflicht entbunden ſeyn?

Oberpr. Ich verſtehe Dich nicht.

Cora. Ich will ihr die Unſchuld opfern, die ich unter meinem Herzen trage.

Oberpr. (bebt zurück — ſie will ſprechen und kann nicht — ſie zittert und hält ſich an einen Seſſel)

Cora. Was fehlt Euch? Habt Ihr mich verſtanden? Ich will der Sonne die Unſchuld opfern, die ich unter meinem Herzen trage.

Oberpr. (ſinnlos umherlaufend) Idali! Runa! Amazili! herbey! herbey, ihr Töchter der Sonne! — Ach, ich kann nicht mehr! ich vergehe! — (ſie ſinkt auf einen Seſſel)

Vierter Auftritt.

Idali. Amazili. Mehrere Sonnenjungfrauen von verſchiedenen Seiten.

Alle. (auf einmal ſchnattern durch einander) Was giebts hier? — Was iſt vorgefallen? Sie iſt ohnmächtig. — Cora erkläre uns, was will ſie? warum tobt ſie?

Cora. (ſo ruhig als zuvor) Ich weiß es nicht.

Oberpr. (ſich erholend) Auf, ihr Töchter der Sonne! ſperrt dies verworfene Geſchöpf in den finſterſten Kerker, daß ihr ſcheußlicher Anblick die Strahlen unſeres Gottes nicht entheilige? Du, Odila und Runa, Ihr ſteht mit Eurem Leben für die Ge-

Gefangene, bis zum Augenblick des Gerichts. Ihr andern mit Euren Schweſtern, hüllt Euch tief in Trauer und folgt mir in den Pallaſt des Königs! Die Sonne zürnt! die Götter ſind ergrimmt! Sünde ruht auf uns, Fluch auf Peru, Gottes rächender Arm wird uns heimſuchen! Auf! löſcht die Lichter im Tempel aus! zerreißt die Blumenkränze! Heute wird kein Feſt gefeyert; heute iſt ein Tag der Trauer! Fort zu den Stufen des Thrones! Rache! Rache über die Verbrecherin! (ſie ſtürzt hinaus)

(verwirrtes Getöſe)

(Alle durch einander) Was haſt Du gethan, Cora? — Erzähle! erzähle!

Cora. Ich habe nichts Böſes gethan. (ruhig ab)

Alle. (durch einander, indem ſie ihr folgen) Gebt wohl auf ſie acht. Es gilt Euer Leben. Fort! Fort! — (alle ab)

Fünfter Auftritt.

(Die Bühne verwandelt ſich in einen Saal des königlichen Pallaſts, mit einer Prunkwache verſehn.) Nach einigen Augenblicken erſcheint ein Kämmerling des Königs.

(zur Wache) Oeffnet die Thore! Laßt alle herein treten, die am heutigen Feſte den Sohn der Sonne zu grüßen, und ihn in den Tempel zu begleiten, kommen. So bald der Ynca ſeinen königlichen Schmuck angelegt, wird er ſelbſt erſcheinen. (er giebt einen Wink — die Wache öffnet die Thore — es treten nach und nach herein)

Sechſter Auftritt.

Der Oberprieſter. Xaira, Alonzo. Dom Juan. Mehrere Hofleute und Prieſter.

(ſtumme Complimente werden gewechſelt. Man flüſtert leiſe mit einander — man geht auf und nieder. Verſchiedene Höflinge verſammeln ſich um den Kämmerling)

Xaira. (zum Oberprieſter) Was wollen die Fremdlinge hier? —

Oberpr. Vermuthlich den König begleiten, wenn er zu opfern geht.

Xaira. Verdammt! Es iſt nicht recht, daß man Fremdlingen geſtattet, Zuſchauer unſrer heiligen Gebräuche zu ſeyn, vielleicht gar unſers Götterdienſtes zu ſpotten.

Oberpr. Zu ſpotten? Das wäre Albernheit, und ich traue jenem braven Jünglinge keine Albernheit zu. Haſt Du vergeſſen, daß unſer König ihm ſein Leben verdankt? Daß er die Völker von Quito zum Schrecken ihrer Feinde machte, indem er ſie in geſchloſſenen Gliedern fechten lehrte? daß er uns auch in mancher nützlichen Kunſt des Friedens unterwieſen hat? —

Xaira. Poſſen! er hat unſre Bedürfniſſe vermehrt; wir waren glücklicher ohne ihn.

Oberpr. Rauher Mann! —

Kämmerling. Wiſſen denn die Herren keine Neuigkeit zu des Königs Unterhaltung? —

Ein Höfling. Nichts, als daß der alte Telasko geſtern Abends aus ſeiner Provinz hier angekommen iſt.

Ein Anderer. Er hat ſeinen Sohn Zorai bey ſich, um ihn dem Ynca vorzuſtellen.

Kämmerl. Wie lange iſts doch, ſeit wir den würdigen Greis hier zum leztenmal ſahen? —

Erſter Höfling. Zwey Jahre ſind es, als er ſeine Tochter Cora in das Haus der Sterne brachte.

Alonzo. (fährt zuſammen) Hörſt Du? Velasquez! Cora's Vater iſt hier! —

Juan. Ich höre.

Alonzo. Auch ihr Bruder.

Juan. Ich höre.

Alonzo. Das fehlte noch! wie wird ihr unbedeutendſter Blick mein Gewiſſen foltern.

(man hört hinter der Scene einen kurzen Marſch von kriegeriſchen Inſtrumenten)

Die ſämmtlichen Höflinge. Der König kommt!

Siebenter Auftritt.

Ataliba mit Gefolge. Vorige.

(Alle bezeigen dem Könige ihre Ehrerbietung.)

Ataliba. (ſich zuerſt an den Oberprieſter wendend) Ich freue mich, mein guter Alter, zu ſehen, wie eure Kräfte der Laſt der Jahre ſpotten.

Oberpr. Unter einem ſolchen Beherrſcher verjüngt man ſich.

Ataliba. Was ich bin, bin ich durch Euch; das werd ich nie vergeſſen. — (zu Xaira) Wir haben einen ſchönen Tag, Xaira, die Götter ſind uns gnädig.

Xaira. (bedenklich) Doch haben traurige Vorbedeutungen mein Herz beunruhigt.

Atal. Wie ſo?

Xaira. Das Lamm, das ich um Mitternacht den Göttern opfern wollte, ſträubte ſich unter dem Opfermeſſer.

Atal. Sehr natürlich.

Xaira. Und die herausgeriſſne Lunge, die, wenn ſie noch ein wenig zuckt und bebt, uns Freude und Wohlſtand für das kommende Jahr verkündigt, lag ſtill und ohne Bewegung.

Atal. Ich danke Dir für den Bericht, doch ſtreu ihn nicht unter das Volk aus, hörſt Du? (zum Oberprieſter lächelnd und halb leiſe) Wir haben Tyger genug, die uns beunruhigen, warum ſollen wir auch noch vor Lämmern zittern?

Oberpr. Dem Volke iſt ein ſolches Lamm furchtbarer, als ein Tyger, und der König iſt dem Volksglauben Achtung ſchuldig.

Ataliba. Recht, guter Alter. Auf ihn gründete Manco Capac ſeine Herrſchaft. (ſich zu Alonzo wendend) Nun, mein lieber Alonzo, biſt Du noch immer gern unter uns? —

Alonzo. So lange Du mich gerne hier ſiehſt, Ynca.

Ataliba. Das heißt, ſo lange ich meine Freunde liebe. (zu Velasquez) Wie ſteht es, Dom Juan? wie läßt die Schaar ſich an, die Du in den Waffen übſt? —

Juan. Brave Männer! Arme von Eiſen und Herzen von Wachs.

Ataliba. Möchte doch ein ewiger Friede mir vergönnen, ihre ſtarken Arme nur dem Feldbau zu widmen. (ſich zum Oberprieſter wendend) Ich denke es wird Zeit uns in den Tempel zu begeben.

Oberpr. Wir ſind bereit.

Kämmerl. (welcher während dieſer Scene von der Wache abgerufen wurde, und nun zurückkehrt) Herr, der alte Telaſko, der Statthalter der Gebürge Antis iſt angekommen, und wünſcht den erſtgebohrnen Sohn der Sonne zu grüßen.

Atal. Mein alter ehrlicher Telaſko? Laß ihn kommen!

Alonzo. (zu Juan) Ach Freund! Mein Herz — mein Herz —

Juan. Verrathe Dich nicht.

(auf den Wink des Kämmerlings öffnet die Wache die Thüre)

Achter Auftritt.

Telaſko. Jorai. Vorige.

Ataliba. (ihm entgegen gehend und ihn umarmend) Willkommen, würdiger Greis! was führt Dich aus Deiner neidenswerthen Einſamkeit in das Getümmel des Hofes? Einen Seſſel für den Alten!

Telasko. Laß mich, guter Ynca, laß mich ſtehen! So ziemt es dem Bittenden.

Ataliba. Haſt Du etwas zu bitten? Rede! —

Telasko. Vor zwey Jahren war ich hier mit meiner Tochter Cora. Ich weihte ſie dem Dienſt der Götter, weil ſie es ſelbſt ſo wollte. Es fiel mir ſchwer, ich kann es nicht leugnen. Ich hatte mich an ihren Umgang ſo gewöhnt. Seit meines Weibes Tode bin ich ſchwach und kränklich; ſie war denn immer um mich her und pflegte meiner, und da ging es freylich nicht ohne Thränen ab, als wir uns trennten. Dieſer Jüngling blieb nun mein ganzer Reichthum. Er iſt zum Mann herangewachſen; ſeine Schweſter dient den Göttern, ihn weih ich dem Vaterlande. Dir, Ynca, übergeb ich ihn. Meine wenigen Jahre ſind gezählt. Sey

Du ſein Vater wenn ich ſterbe! Der Jüngling wird ſich brav halten, das weiß ich. Er wird es nie vergeſſen, daß das Blut der Ynca's in ſeinen Adern fließt. Nimm mein Geſchenk gnädig auf! ich bringe Dir das Koſtbarſte was ich habe — bringe Dir Alles.

Ataliba. Er ſey mein eigner Sohn. — Tritt näher, Jüngling! (Zorai kniet vor ihm nieder) Erbe Deines Vaters Tugend, und Du ſollſt Deines Vaters Würden erben.

Zorai. Vergieb mir, wenn ich nicht rede! Nur die Zeit muß es lehren, ob ich werth war, dieſen Augenblick zu erleben.

Ataliba. Steh auf! Ich zähle Dich zu meiner Leibwache und übergebe ihn, Alonzo, Deiner Sorgfalt. Lehre Du ihn an Deiner Seite fechten und ſiegen.

Alonzo. (verwirrt) König! ich werde mich bemühen, ſein Zutrauen zu gewinnen.

Telasko. (zu Alonzo) Alſo biſt Du der Mann, in dem die Völker von Quito den

Retter ihres Königs ſegnen? Vergönne, daß dieſe alten Arme Dich umfaſſen! (er umarmt ihn) Dein Ruhm wohnt unter uns in den fernen Gebürgen; Deinen Namen lallen unſre Kindeskinder. Heil meinem Sohne, daß Du ſein Führer biſt!

Alonzo. (ſehr verwirrt und gerührt) Er ſoll mein Bruder ſeyn.

Telasko. (zum Könige) Du haſt mir eine ſanfte Todesſtunde zubereitet. Ich danke Dir (man hört abermals den Marſch hinter der Scene)

Ataliba. Nun meine Kinder! Fort in den Tempel! — Komm, Telasko, geh zu meiner Rechten, und wenn Dir das Gehen beſchwerlich wird, ſo ſtütze Dich auf mich. Habe doch ich mich oft auf Dich geſtützt.

Telasko. Segen über Dich, guter Ynca!

(ſie wollen gehen, als plötzlich die Muſik mitten im Takte verſtummt)

Ataliba. (ſtuzt) Was iſt das?

Kämmerling. (ſtürzt herein, zitternd und außer Athem) Herr, die Oberprieſterin der Sonne nähert ſich mit einem langen Gefolge, ſeufzend und gehüllt in Trauerſchleyer. Ihre Wehklagen dringen durch Mark und Bein. Stumm und bebend zieht das Volk hinter ihr her und ahndet ein großes Unglück.

(die ganze Verſammlung iſt in Beſtürzung. Der König allein bleibt ruhig)

Ataliba. (zum Kämmerling) Führe ſie her zu mir! —

Alonzo. (zu Juan) Gott! — Velasquez, was iſt das?

Juan. Pfui! ich glaube Du zitterſt? Sey ein Mann!

Neunter Auftritt.

(Die Thore öffnen ſich)

Die Oberprieſterin an der Spitze der Sonnenjungfrauen, alle in Schleyer verhüllt und gebückt, treten langſam feyerlich herein. Während ſie ſich dem Könige nahen, lauſcht alles in ängſtlicher ſtummer Erwartung. **Die Vorigen.**

Die Oberpr. (nachdem ſie ihren Schleyer zurückgeſchlagen) Wehe! Wehe! Wehe! —

Ataliba. (etwas erſchüttert) Ueber wen rufſt Du Wehe?

Die Oberpr. Der Tempel iſt verunreinigt! die Altäre ſind geſchändet! die heilige Lampe iſt verloſchen! Wehe! Wehe! —

Ataliba. Nenne die Verbrecher, daß der Götter Rache meine Rache werde!

Die Oberpr. Sohn der Sonne! laß den feſtlichen Geſang, laß das Saitenſpiel verſtummen. Laß den Tempel ſeines Schmucks berauben und die Opferthiere ihrer Blumenkränze,

kränze, denn heute wird kein Feſt gefeyert! Klage ſey unſer Geſang und Trauerkleider unſer Schmuck! Eine Natter hat mit ihrem Gifte das Haus der Sterne verunreinigt! eine Sonnenjungfrau hat das Gelübde der Keuſchheit gebrochen. (ſie hält inne — — Alles ſchaudert — Alonzo iſt niedergedonnert. Sie fährt fort) Wehe! wehe über Cora! —

(dem Könige entfährt bey dieſem Namen ein Ausruf des Schmerzes. Der alte Telasko hält ſich zitternd an ſeinem Stabe. Zorai verbirgt ſchaamvoll ſein Geſicht. Alonzo will in die Knie ſinken und wird von Dom Juan unterſtützt. Verwirrtes Getümmel unter der übrigen Verſammlung.)

Die Oberpr. Rache! Rache an dem Tugendmörder! an dem Frevler der das Gaſtrecht eines friedlichen Volkes mißbrauchte, und die heilige Freyſtadt der Gemahlinnen der Sonne verletzte! Wehe! Wehe! über Alonzo —

(der König erſchrickt noch heftiger. Alonzo ſteht mit todtenblaſſer Wange und niedergeſchlagenem Auge. Aller Blicke ſind auf ihn gerichtet. Der alte zitternde Telasko ſieht mit ſtarren nichtsbedeutenden Blicken um ſich herum).

Die Oberpr. Erſtgebohrner Sohn der Sonne! Bild unſers Gottes auf Erden! Hier ſteh ich, und fordre von Dir blutige Gerechtigkeit.

Ataliba. (finſter) Sie ſoll Dir werden.

Die Oberpr. Tod und Schande über die Verbrecher! Tod und Schande über Cora's Geſchlecht!

(der alte Telasko knirſcht das Wort „Schande“ zwiſchen den Zähnen und fällt um. Zorai wirft ſich über ihn her)

Ataliba. Barmherzige Götter! — Kommt dem armen alten Mann zu Hülfe! (die Höflinge richten Telasko auf — die Oberprieſterin will fortfahren, der König winkt ihr zu ſchweigen) Genug, ihr frommen Weiber! ich kenne meine Pflichten und werde thun, was Manco's Geſetze von mir heiſchen. — Dich Alonzo frag' ich nicht, ob es Wahrheit ſey, was dieſe wider Dich zeugen; Dein Bekenntniß ſteht auf Deiner todtbleichen Wange. — Du biſt verloren! ich kann Dich nicht retten! — Hätteſt Du meine Provinzen aufgewiegelt, mir mein halbes Reich mit dem Schwerdt entriſſen, ich wollte die Hand Dir gereicht und geſagt haben: Du haſt mir einſt das Leben gerettet, ich theile gerne mit Dir — aber — hier hör' ich auf König zu ſeyn, und der Freund muß ſchweigen. — Du biſt verloren! ich kann Dich nicht retten! — (ſchmerzvoll) Alonzo, was haſt Du gethan? —

Alonzo. Laß mich ſterben! — ich habe ſo viel Gutes in Deinem Reiche genoſſen — und hab' es Dir mit Undank vergolten — laß mich ſterben! (auf die Knie ſtürzend) Aber rette Cora! Sie iſt unſchuldig! Nur ich der Verführer bin ſchuldig.

Ataliba. Steh auf! meine Macht hat Schranken, am engſten auf der Seite, wo ſie mit der Religion gränzt. (er ſteht einen Augenblick finſter in ſich gekehrt, mit ſich kämpfend, dann mit weggewandtem Geſicht) Wache! feſſelt ihn! (zum Oberprieſter) Verſammle Du Deine Prieſter im Vorhof des Tempels, und richte die Verbrecher nach unſern heiligen Geſetzen und Gebräuchen. Noch ehe ſich die Sonne ins Meer taucht, rufe man mich in den Tempel, dem Urtheil ſeine Kraft zu geben. — (er will ſich entfernen)

Zaira. Herr, es wird nöthig ſeyn, daß man auch den Vater und den Bruder in Feſſeln ſchlage.

Ataliba. Den armen alten Mann? Ach, er wird euch nicht entlaufen.

Zaira. Den Bruder wenigſtens.

Ataliba. Sey es, weil es ſeyn muß! — O wie traurig iſt es, König zu ſeyn, wenn man ſtrafen ſoll! — (geht ab)

(Xaira läßt Zeral feſſeln).

Die Oberpr. (zum Oberprieſter) Auf! Du unſers Gottes erſter Diener! beflügle die Rache, daß noch an dieſem Abend der Sonne letzte Strahlen auf das Grab niederblicken, das Cora verſchlungen hat! Fort, ihr Töchter der Sonne! krümmt euch im Gebet, waſcht den Altar mit euren Thränen, und verbergt eure ſchaamrothen Wangen in ſiebenfache Schleyer, bis die Schande getilgt iſt, womit jener ruchloſe Fremdling unſern Orden brandmarkte. (ab mit den Sonnenjungfrauen).

Der Oberpr. (für ſich) Armer Rolla! (ab).

Xaira. (zu einigen andern Prieſtern) Begebt euch durch das Thor gegen Norden, bis ihr jenſeits der Mauer den wüſten, unfruchtbaren Platz findet, den mancher Steinhaufen bezeichnet. Dort bereitet ein Grab.

Telasko. Und mich legt zuerſt hinein.

(die Prieſter gehen ab)

(Diego hat ſich gleich zu Anfang dieſer Scene entfernt)

Xaira. (zur Wache) Führt die Gefangnen hinweg!

Alonzo. (zu Dom Juan) Lebe wohl, Velasquez! Wenn Du in unſer Vaterland kehrſt, ſo grüße meine Mutter — und verſchweig ihr meine Geſchichte.

Telasko. (von der Wache ergriffen) Wo wollt ihr hin mit mir armen alten Manne?

Alonzo. Ach! dieſer Greis, Velasquez — dieſer unglückliche Greis —

Telasko. Gebt mir meine Tochter, meine Tochter wieder!

Xaira. Fort mit ihnen allen.

Telasko. (indem er abgeführt wird) Gebt mir meine Tochter, meine Tochter wieder!

Ende des dritten Akts.

Vierter Aufzug.

(Ein wüſter Platz außerhalb den Mauern des Tempels)

Erſter Auftritt.

Vier Prieſter graben ein Grab. Während ſie die erſte Strophe ſingen, erſcheint auch Rolla auf der Bühne.

Chor der Prieſter. (langſam und feyerlich.)

Grabet mit fleißigen Händen!
Grabet um von uns zu wenden
Tod und Verderben!
Laßt die Verbrecherin ſterben!

Rolla. (ſtutzt) Was iſt das? — He! was iſt das!

Chor der Prieſter.

Grabet die Götter zu rächen,
Grabet daß Cora's Verbrechen,
Tief in die Erde
Verſcharret werde.

Rolla. Cora's Verbrechen! — Redet! Gebt Antwort!

Ein Prieſter. Hinweg von dieſem Platze! Er iſt verflucht um Cora's willen.

Rolla. Fluch über Dich ſelbſt! vermaledeyter Schwätzer! was thuſt Du hier? rede! was bedeutet dies Grab?

Chor der Prieſter.

Auf Brüder! das Grab iſt bereitet!
Auf! führet Cora herbey!
Daß Sterben im Schooße der Erde
Der Sünde Sühnopfer ſey!

Rolla. Ihr Götter! mir fällt ein Berg auf die Bruſt. (die Prieſter ſammeln ihre Werkzeuge und ſchicken ſich an wegzugehn) Redet hartherzige Menſchen! redet! redet! es iſt

Rolla, der euch bittet! — Rolla bittet! ſo gut iſts euch noch nie geworden. Was giebts hier? was iſt vorgefallen? was bedeutet dies Grab und euer Rabengeſang? — (die Prieſter wollen gehn) (mit dem Fuße ſtampfend) Bleibt und redet, oder ich vergreife mich an euch!

(die Prieſter gehn ab. — Er will ihnen nach, und ſtößt auf den ſchluchzenden Diego)

Zweyter Auftritt.

Rolla. Diego.

Rolla.

Ha Du! ich kenne Dich. Du warſt auch dabey. — Was iſt vorgefallen, ſeit Dein Herr mich verließ? Rede! rede! —

Diego. Seht, ich zittre an allen Gliedern. Mein armer, unglücklicher Herr — ach! er ſchmachtet in Ketten.

Rolla. Und Cora? Cora?

Diego. Wahrſcheinlich theilt ſie ſein Schickſal. — Dom Juan muß mehr wiſſen, der war zugegen, und blieb —

Rolla. Dom Juan? — Dank Dir, daß Du ihn nannteſt! Wo iſt er? — Fort! Fort! Such ihn dieſen Augenblick! Führe ihn zu mir! Auf dieſem Platz hier will ich ihn treffen. Fort! Fort! Die Minuten ſind koſtbar. (Diego geht) Ich brenne Alles zu wiſſen — und zittre Alles zu wiſſen! Die Angſt raubt mir den Athem! — Wo find ich nun meinen Oheim? (er will fort).

Dritter Auftritt.

Rolla indem er abgehen will, ſtößt auf den Oberprieſter.

Rolla.

Ha! da iſt er! — Ja oder Nein? Wahrheit oder Lüge? —

Oberpr. Deine Worte verſteh ich nicht, wohl aber Deine wilden Blicke. (mit einem Seufzer) Alles wahr! . . .

Rolla. (auf das Grab zeigend) Und hier? — . . .

Oberpr. (ſein Geſicht abwendend) Ach!

Rolla. Nun ſo ſchaudere Erde, und verſchlinge Deine ganze Oberfläche! murret ihr Gebürge rings umher! Feuer! Feuer aus euren Eingeweiden in die Thäler! daß Alles untergehe! kein Gras mehr wachſe! und die Welt ausſehe, wie eine große Brandſtäte; — Auf, ihr Schrecken der Natur! Donnergebrüll und Sturmgeheul! umgebt mich, daß ich freyer athme! daß meine Stimme mit der eurigen kämpfe, und mein Arm ſchneller werde als eure Blitze! —

Oberpr. Um aller Götter willen! — Rolla! —

Rolla. (nach einer Pauſe) Nein ſie wird nicht ſterben! ehe ſoll der Tempel zur Einöde werden, und die ewige Lampe verlöſchen!

ſchen! — Glaube mir Oheim, ſie wird nicht ſterben! — Du möchteſt ſagen, das Grab da ſey ſchon fertig? Hahaha! Das Grab iſt fertig, aber Rolla lebt noch!

Oberpr. Du biſt fürchterlich!

Rolla. Erſt Rolla's Grab! erſt ihn auf den Boden geſtreckt, daß er kein Glied mehr rühre, daß keine Muskel mehr zucke. Und unterſucht es wohl, ob er auch wirklich tod iſt? Denn wiſſe Oheim! ſo lange noch ein Lebensfunken in mir iſt, ſo lang' ich dieſe Hand noch zur Fauſt ballen kann: — wer wagt es Cora anzutaſten? Ich ermorde die Prieſter! und Dich! und den König! und wer mir in den Weg tritt!

Oberpr. Unſinniger! wüte nur! wagt es Deine Raſerey mit den Göttern aufzunehmen?

Rolla. Mit den Göttern? o nein! die Götter denken wie ich; ihr Blitz iſt in meiner Hand, ihr Schild vor meiner Bruſt. — Kurzſichtige Sterbliche! die Liebe iſt der hellſte, ſie, wärmſte Strahl unſers Gottes; er entfaltet die Roſenknoſpe und das Herz des Menſchen. Wehe dem, der in einem kalten feuchten Winkel ein Auſterleben führt und nie ſich dieſem Strahle öffnet! — Cora iſt beſſer noch ſeit ſie liebt. Sie mußte lieben, denn konnten die Götter ihr Meiſterſtück unvollendet laſſen? Und ein Menſch ohne Liebe, was iſt er? Eine Lampe ohne Licht. Ein Auge ohne Sehkraft. — Aber freylich, guter Oheim, das verſteht Ihr nicht.

Oberpr. Du thuſt mir Unrecht, Rolla.

Rolla. Unrecht? Ihr hättet Sinn für das himmliſche göttliche Gefühl der Liebe? Und Euer Mund verdammt Cora?

Oberpr. Mein Mund verdammt Cora.

Rolla. Nicht Euer Herz?

Oberpr. Nicht mein Herz.

Rolla. O ſo kommt in meine Arme! Ich wünſch Euch Glück! Ihr ſeyd ein Menſch. — Aber was ſteht Ihr da ſo kalt und ſo unthätig? Rettet ſie!

Oberpr. Ich kann nicht.

Rolla. Muth, lieber Oheim! Muth! Euer graues Haar, Eure ſanfte Beredſamkeit, mein Schwerdt, und Gottes Hülfe! gewiß, wir retten ſie!

Oberpr. Ach Jüngling! Dein Eifer macht Dich blind gegen die ſteilen Felſen, die vor uns liegen.

Rolla. Ich fühle Kraft in mir, ſie zu erklimmen.

Oberpr. Uralter Volkswahn — hundertjährige Gebräuche —

Rolla. Die Natur iſt älter!

Oberpr. Aber nicht mächtiger.

Rolla. Ausflüchte!

Oberpr. Wenn ich durch die Handvoll Jahre, die mir noch übrig iſt, Cora's Leben erkaufen könnte: feſten Tritts wollt' ich in dieſe Grube hinunter ſteigen.

Rolla. Geſchwätz!

Oberpr. Iſt dieſe Thräne auch Geſchwätz?

Rolla. Heucheley. Plaudre nicht, handle!

Oberpr. Was kann ich für ſie thun?

Rolla. (die Hand gen Himmel) Nun ſo rette Du ſie, mein Vater! Dulde nicht, daß das Vollkommenſte vertilgt werde, worauf Deine Strahlen hienieden blicken! rette Du ſie, dieſen fühlloſen Prieſtern zum Spotte! — Was ſuch ich auch in einer ſolchen Schaale ein Herz? Es darf ja nicht unter dieſem Gewande ſchlagen. Das hat nur Sinn für eitle, hirnloſe Gebräuche; lügt ſich zum Gotte, und iſt blutdürſtig wie ein Tyger.

Oberpr. Ach Rolla! Rolla! Du verſündigſt Dich an mir.

Rolla. Eure Väter und Mütter haben Euch ſorgfältig gelehrt, jede Blume, die um Euch her wuchs, zu zerrupfen, jedem Vogel, der in Eure Hände fiel, den Hals umzudrehen, und wer denn das am beſten konnte, in dem lag ein künftiger Oberprieſter verborgen.

Oberpr. Rolla das aus Deinem Munde?

Rolla. Der ganze Reichthum ihres Herzens iſt Ihr eigenes feiſtes Ich. Schönheit iſt für ſie ein ſtumpfer Pfeil und Liebe ein ungereimtes Mährchen. Für die Leiden ihrer Brüder haben ſie ein Achſelzucken. Freywillig würde nie eine Thräne des Mitleids in ihr Auge ſteigen, ſie müſſen ſie herauf pumpen. Ihrenthalben mag die Welt untergehen, wenn nur ſie leben, und ſich mäſten und ſich wohl befinden! —

Oberpr. Jüngling! Du brichſt mir den Mund auf. — Ich werde reden und Du Dich ſchämen.

Rolla. Ja reden, reden! das verſtehn ſie — und auch das nicht immer.

Oberpr. Lerne ſchweigen, wenn ein Greis ſpricht! und willſt Du nicht mein Alter ehren, ſo ehre mein Unglück! — Daß ich

Prieſter bin, war es freye Wahl? iſt des Königs nächſter Blutsverwandte nicht geborner Oberprieſter? Hätteſt du vor funfzig Jahren mich gekannt — ich war ein rüſtiger Jüngling, begieriger ein Schwerdt zu ſchwingen, als ein Opfermeſſer. - - Iſt es meine Schuld, daß mich die Laune des Zufalls an die Altäre der Sonne ſtellte, Tauben zu ſchlachten, aus Eingeweiden der Lämmer zu wahrſagen und Träume zu deuten? O glaube mir, es ſtehen wenig Menſchen an ihrem Platze, am wenigſten da, wo die Geburt den Platz beſtimmt.

Rolla. (kalt und gezwungen) That ich Euch zu viel, ſo verzeiht mir. Ich kenne mich nicht vor Schmerz und Wuth.

Oberpr. Dieſe Würde, die Du mir zum Vorwurf machſt. — Tauſendmal hätt' ich ſie von mir werfen mögen, wie ein preſſendes Gewand, denn ſie war die Quelle vierzigjähriger Leiden! — Wahrlich, Jüngling!

ich dulde nicht länger dieſe froſtige Falte auf Deiner Stirn, dieſe kalte Verachtung in Deinem Blicke. Du Einziger, an dem noch mein Herz hängt! Du Einziger, nach deſſen Liebe ich ringe! Höre, höre meine traurige Geſchichte! — Ach! ſie iſt der Deinigen ſo ähnlich. — Auch mein Kummer iſt Kummer des Herzens! auch meine Leiden ſind Leiden hoffnungsloſer Liebe! auch ich liebte einſt eine Sonnenjungfrau!

Rolla. (erſtaunt) Wie? —

Oberpr. Als Oberprieſter war es mir geſtattet, im Hauſe der Sterne nach Gefallen ein- und aus zu gehen. Täglich weilte mein Auge auf dieſer Blumenflur, wo heute hier, morgen da ſich eine Knoſpe entfaltete. Lange blieb dies Spiel eine Beluſtigung meiner Sinne; das Herz nahm keinen Theil daran, bis endlich unter ihren Schweſtern Zulma hervorſtrahlte, ein Bild des Gottes, dem ſie diente. Ich ſah ſie oft und gern, und wußte nicht warum. Ich warf einen Blick in mein Herz und erſchrack. Auch ſie mochte darinn geleſen haben; denn ſie fieng an mich zu vermeiden; aber ich ſah, daß es ihr ſchwer ward. Ich wollte ihrer Tugend den Kampf erleichtern, und vermied auch ſie. Da ſchlichen wir beyde von Kummer und Liebe gefoltert, Mondenlang ſchweigend umher, unſre Wangen bleichten, in unſern hohlen matten Augen wohnte der Gram, ihr ſchwächerer Körperbau unterlag, ſie ward krank, rang mit dem Tode und ich — — Du biſt gerührt? —

Rolla. (ihm mit weggewandtem Geſicht die Hand reichend) Ich that Euch Unrecht, ich ſchäme mich. Sprecht weiter Oheim! — Sie ſtarb?

Oberpr. Ich eilte zu ihrer Hülfe, kletterte Tag und Nacht auf ſchroffen Felſen umher, ſuchte heilſame Kräuter in Hölen und Wäldern, ließ die älteſten Prieſter im Reiche aufbieten, die durch ihre Kräuterkunde berühmt waren, und — Zulma ward gerettet. Dankbar ſank ſie in meine Arme, wir ſprachen nicht, aber wir verſtanden uns, wir weinten beyde. — (ſehr bewegt) Sieh, ich bin ſo alt geworden, und wie mich das noch heut erſchüttert! —

Rolla. (ihn umarmend) Guter, lieber, beſter Oheim!

Oberpr. Höre das Ende meiner Geſchichte! Der Liebe lange verſchloßnes Feuer loderte nun in wilden Flammen auf, ſpottete über Vernunft und Pflicht! Wir vergaßen uns — Zulma ward Mutter — und gebahr mir — Dich! — (Rolla bebt zurück und ſieht den Oberprieſter ſtarr an).

(Oberprieſter breitet die Arme aus).

Du biſt mein Sohn!

Rolla. (in großer Bewegung) Alter Mann! Ihr ſpottet meiner!

Oberpr. Du biſt mein Sohn!

Rolla. (ſtürzt ſich ſprachlos in ſeine Arme — Pauſe: ſich plötzlich losreiſſend — haſtig) Lebt meine Mutter noch?

Oberpr. (gen Himmel blickend) Sie ſieht von dort auf uns nieder.

Rolla. (läßt Haupt und Arme ſinken und heftet ſein naſſes Auge an den Boden)

Oberpr. Fühle nun, wie weh es meinem Vaterherzen that, wenn Du es durch Bitterkeiten kränkteſt! Erkläre Dir nun, warum ich immer ſo an Dir hing, Dir überall folgte, mich zu Dir drängte, oft Mißhandlungen von Dir erduldete. Enträthſele Dir nun meine Angſt, meinen Kummer, wenn Du in den Krieg zogſt; meine Freude, wenn Du als Sieger zurück kehrteſt.

Rolla. (ihn an ſein Herz drückend) Alſo hat doch jemand, Freude an mir gehabt! — Mein Vater! — mir iſt dieſer Name noch ſo neu — und die Empfindung noch ſo neu — Oft, wenn ich an der Spitze des Heeres euren prieſterlichen Segen empfing, und eure Hand auf meinem Haupte fühlte, wie ſie zitterte — o hätt' ich gewußt, warum ſie zitterte — gewußt, es ſey der Segen eines

Vaters. — Mein Vater! warum verbargt Ihr Euch ſo lange einem Herzen, wie das meinige, das an jeder Freude Mangel litt? —

Oberpr. Wer konnte Deinem wilden Jugendfeuer trauen?

Rolla. Aber — noch iſt alles mir ſo dunkel; reißt den Schleyer ganz von meinen Augen.

Oberpr. Was keinem möglich iſt, noch je ſeyn wird, ward mir, dem Oberprieſter, möglich. Die Geſchichte Deiner Mutter blieb ein Geheimniß. Dich Neugebohrnen ſandt' ich an die Grenze des Reichs, unter die Völker von Ibara, deren Statthalter mein Bruder war. Du wurdeſt als ſein Sohn erzogen, Du warſt ein junger Knabe als er ſtarb, ſein Tod lieh mir einen Vorwand Dich ohne Aufſehn von jenen rohen Völkern weg, an den Hof von Quito unter die Obhut Deiner Verwandten zu bringen. So viel ohne Argwohn zu erregen möglich war, nahm ich ſelbſt mich Deiner Erziehung an. Deine Mutter gieng ein Jahr vorher an den Ort der Ruhe. Ich — ich ſchleppe noch immer mein graues Haupt, und mein freudenleeres Daſeyn mit mir herum.

Rolla. Freudenleer? — Und Ihr habt einen Sohn? — Bis jetzt hielt ich mich für elend; aber ſcheltet mich einen Nichtswürdigen, wenn ich je wieder murre; denn ich habe einen Vater! Ja, ich bin wieder ausgeſöhnt mit der Welt. Ihr und ich, ganz glücklich können wir nie werden; doch ein erträgliches Leben, ſelbſt von mancher ſüßen Stunde gewürzt, das verſprech' ich Euch. Hört, wie meine Phantaſie ſich das frohe Bild träumt. Cora und Alonzo fliehen; wir begleiten ſie; ich bring' euch ferne von hier zu einem Freunde, der um meinetwillen euer aller Freund ſeyn wird. Dort leben wir ruhig und vergnügt, einen Tag wie den andern, in ſorgloſer Heiterkeit, und wenn auch dann und wann einmal Cora's Liebkoſungen, Alonzo's Glück, meinem Herzen wehe thun, daß ich nicht länger hinzuſehn vermag; ſo wink ich euch; wir laſſen die Liebenden allein, ſetzen uns draußen vor die Hütte, und ihr erzählt mir von meiner Mutter.

Oberpr. Du bedenkſt nicht, Rolla — fliehen iſt unmöglich! — beyde in Feſſeln, beyde von tauſend Augen bewacht! und in wenig Stunden ſprechen die verſammleten Prieſter ihr Urtheil — ach! täuſche Dich nicht. — Cora iſt ohne Rettung verlohren!

Rolla. Nein, Vater, nein! Ihr müßt ſie retten! wahrlich Ihr müßt! — Seyd Ihr nicht Oberprieſter, der Erſte unter ihren Richtern?

Oberpr. Was bin ich Einzelner gegen die empörte Menge? — ich höre ſchon den Eiferer Xaira brauſen. Schrei Dich in den Sturmwind heiſer, Du wirſt ihn nicht hindern den jungen Baum mit ſeiner Wurzel auszureiſſen.

Rolla. So habt Ihr doch das Eurige gethan, und Gott und meinem Schwerdte überlaßt

laßt das übrige. Denkt, Vater, wenn die ermordete Cora dort oben meine Mutter träfe, und ſpräche zu ihr: ich bin eine Sonnenjungfrau, zum Tode verurtheilt, weil ich liebte, durch den Oberprieſter und ſeine Schaar —

Oberpr. Warum mich martern, mein Sohn? Ich will ja gerne thun, was ich kann; ich will reden, bitten, alles verſuchen, was in der Ohnmacht eines Greiſes ſteht. (mit einem Seufzer) Sie naht heran, die Stunde des Gerichts.

Rolla. So eilt! haltet Wort! thut, was Ihr könnt! mein Leben hängt an Cora's Leben! Iſt aber alles vergebens, nun ſo ſollt Ihr finden, daß ich indeſſen nicht müßig war. Geht!

Oberpr. (ihm traurig die Hand reichend) Möchten wir uns freudiger wiederſehn! Leb wohl! (ab)

Vierter Auftritt.

Rolla allein. (nach einer Pauſe.)

Du weißt nicht was hier brütet, guter Alter! Deiner Rednergabe traue ich wenig — Gewalt! Gewalt! das iſt die wahre Ueberredung. — Wo bleibt Velasquez? daß er ſeine Hand in die meinige ſchlage, und meine Glut in ſeine Bruſt übergehe. — Ha! ich will ſie retten! ich muß ſie retten! — — Meine Mutter war eine Sonnenjungfrau? — ich darf ihren Namen nicht laut nennen. — Cora's Rettung iſt meiner geopferten Mutter Rache! — — Dank euch, ihr Götter! wie weiſe habt ihr die Zügel des Schickſals gelenkt! Eure Schuld iſt es nicht, wenn Rolla arm an Heldenthaten bleibt. Freyheit der Geliebten, ein Todtenopfer der Mutter: wen das nicht in Flammen jagt, der iſt aus dem ewigen Schnee zuſammengeknetet, der auf der Spitze der Cordilleras ruht.

Fünfter Auftritt.

Rolla. Dom Juan.

Rolla.

Willkommen! ich warte auf Dich, brauche Dich.

Juan. Hier bin ich. Was willſt Du?

Rolla. Haſt Du Muth Dein Leben für einen Freund zu wagen?

Juan. Wenns kommt, warum nicht?

Rolla. Gieb mir Deine Hand.

Juan. Hier iſt ſie.

Rolla. Cora und Alonzo ſind verlohren.

Juan. Leider! —

Rolla. Wir müſſen helfen.

Juan. Wenn wir können.

Rolla. Ein kühner Streich. — Ein tolles Wagſtück —

Juan. Sey es! Nur kein Verbrechen.

Rolla. (betroffen) Verbrechen? Pfui, da ſchlägſt Du mich auf einmal nieder. — Ja es iſt ſo ein Stück von einem Verbrechen.

Juan. Dann ſuche Dir einen andern.

Rolla. Oder — wie man das nimmt. Sprich! welches Verbrechen iſt größer: ein unmenſchliches Geſetz geben oder es aufheben?

Juan. Das letztre iſt eine Tugend.

Rolla. Die wir üben wollen.

Juan. Wir? — Haben wir Recht dazu? Dieſe Tugend zu üben ſteht nur in der Macht des Königs.

Rolla. Wir wollen dem Könige rathen.

Juan. Das wollen wir.

Rolla. Mit gewaffneter Hand.

Juan. So ein Rath wäre Aufruhr.

Rolla. Was liegt am Namen? Wenn nur das Gute bewürkt wird.

Juan. Nicht alſo! Ataliba hat mich gaſtfrey aufgenommen, er iſt mein Wohlthäter.

Rolla. Dein Freund ſchwebt in Gefahr.

Juan. Ich begehe kein Verbrechen zu ſeiner Rettung.

Rolla. Aber wenn ich Dir verſpreche, daß weder dem Könige, noch irgend einem ſeiner Diener ein Haar gekrümmet werden ſoll? daß wir nur durch Furcht ſiegen wollen? — Du weißt, ich war Feldherr; noch liebt mich das Heer, denn es hat oft unter mir geſiegt, und im Felde war der geringſte unter ihnen mein Bruder. Auch Dir vertraute der König eine tapfre Schaar. Ein Wink, ſo ſammelt alles, was die Waffen trägt, ſich um uns her. Wir fordern nichts für uns; der Thron iſt uns heilig; Leben und Eigenthum eines jeden einzelnen ſind uns heilig; nur Freyheit fordern wir; Freyheit für Cora und Alonzo! —

Juan. Edler Rolla! Dich blendet die Liebe. Greif in Deinen Buſen Du wirſt Dich vielleicht zum erſtenmale in Deinem Leben auf einem böſen Willen ertappen.

Rolla. Ich habe keine Ohren für Dein Geſchwätz. — Tugend iſt Spielwerk, wenn keine Leidenſchaft dabey ins Gedränge kommt.

Juan. Wohlan! je ſchwerer der Sieg, deſto edler.

Rolla. Nein! nein! nein! ich will nichts fühlen, als Cora's Gefahr! ich will nichts hören, als Cora's hülferufende Stimme! — Sieh! dort iſt Cora's Grab! — — Kalter Menſch! ſieh, dort iſt Cora's Grab! — — Doch, was geht Dich Cora an? — (er ergreift ihn haſtig bey der Hand) — Komm fort! komm fort! zum Scheiterhaufen, den man für Deinen Freund bereitet. Wenn auch dort dein Herz Deinem Kopfe Zeit läßt, zu vernünfteln; wenn auch dort meine Angſt, meine Wuth Dich nicht anſtecken; nun ſo laß ich Dich ſtehen, und ſuche das Grab meiner Mutter. Und beym erſten Blick darauf, wenn ich ſehe, wie der Wind das Gras bewegt, ſchwinden alle Deine Plaudereyen aus meiner Seele. Komm fort! fort! —

(er zieht ihn nach ſich).

Sechſter Auftritt.

(Der Vorhof des Tempels)

Xaira mit andern Prieſtern im Geſpräch begriffen.

Xaira.

Er bleibt lange.

Ein Prieſter. Sehr lange.

Ein Anderer. Die Zeit verſtreicht.

Ein Dritter. Der Mittag iſt vorüber.

Xaira. Was kann der König von ihm wollen?

Ein Prieſter. Der Bote wußte nichts zu ſagen.

Ein Anderer. Als daß Er mit dem Oberprieſter zu reden verlange, noch ehe das Urtheil über Cora geſprochen werde.

Xaira. Sonderbar.

Ein Prieſter. Der Bote war ſehr eilfertig.

Xaira. Alſo wohl gar ein Geſpräch über dies Urtheil? Alſo wohl gar Theilnahme an dem Verbrechen? — Ach Freunde! ich fürchte, dieſer Yuca iſt lau bey der Rache der Götter. Schon dieſen Morgen — wie ſauer ihm der Befehl ankam, den jungen Zorai zu feſſeln; wie mitleidig er auf den gottloſen Fremdling blickte, ſich ſogar herabließ mit ihm zu reden. O ſein Vater war ein andrer Mann!

Ein Prieſter. Das war er.

Ein Anderer. Verſäumte kein Opfer.

Ein Dritter. Zitterte, wenn er in den Tempel trat.

Xaira. Und ehrte unſre Weisheit.

Ein Prieſter. Unſern nähern Umgang mit den Göttern.

Xaira. Schlug furchtſam die Augen nieder, wo ſein Sohn unbefangen lächelt. Aber wer iſt Schuld daran? ſein Lehrer, ſein Erzieher, kurz: unſer Oberprieſter! Ich will nicht reden, es iſt hier weder Ort noch Zeit, aber ich kenne ſeine Grundſätze. Gebt acht, gebt acht —

Ein Prieſter. (ihn unterbrechend) Er kömmt. —

Xaira. Endlich.

Siebenter Auftritt.

Der Oberprieſter. Vorige.

Xaira. (ihm entgegen)
Wir erwarten Dich mit Verlangen.

Oberpr. Der Ynca ließ mich rufen.

Xaira. Iſt Euer Geſpräch kein Geheimniß für uns? —

Oberpr. O nein. Des Königs Wille heiſcht von Cora's und Alonzo's Richtern eine ſtrenge Unterſuchung: ob der Jüngling und das Mädchen beyde gleich ſchuldig ſind, ob nicht Eines das Andere gereizt, verführt, im Taumel mit ſich fort geriſſen? —

Xaira. (ihm ungeduldig ins Wort fallend) Nun? und geſezt, daß es ſo wäre?

Oberpr. So ſoll man den Verbrecher ſtrafen und des Verirrten verſchonen.

Xaira. Darf ich meinen Ohren trauen? hat der König ſo geſprochen? und wagt der Oberprieſter der Sonne, ſo ihm nachzuſprechen?

Oberpr. Warum nicht?

Xaira. Die Uebertreter des Geſetzes ſollen beyde ſterben! So ſpricht Gott!

Oberpr. Haſt Du Gott ſprechen hören? oder war es nicht der erſte Ynca, durch deſſen Mund er ſprach?

Xaira. Gleichviel.

Oberpr. Du haſt Recht. Der Ynca iſt der Gottheit Bild auf Erden. Doch der lezte Ynca ſo gut als der Erſte. Und wo der Ahnherr unter rohen Völkern Strenge nöthig fand, da mag der Enkel doch wenigſtens mildern?

Xaira. (ſpöttiſch) Warum nicht gänzlich losſprechen?

Oberpr. Ich geſtehe Dir, ich fand den König ſehr geneigt dazu. Doch, er iſt der Ruhe des Volks ein Beyſpiel ſchuldig.

Xaira. Eines nur? und welches? „der Schuldige ſoll ſterben“ welche irrdiſche Weisheit vermag das zu ergründen? werden ſie nicht beyde von ihrer Unſchuld ſchwatzen? immer einer auf den andern den erſten Fehltritt wälzen.

Oberpr. (die Achſeln zuckend) Sehr möglich.

Xaira. Und unſer Urtheil dann?

Oberpr. Davon hernach. Für jezt heiſcht unſre Pflicht dem Ynca zu gehorchen. Man führe Cora und Alonzo herbey.

(Ein Prieſter ab).

Xaira. Nein, ich will mein Gewiſſen nicht beflecken, auch nicht dem Ynca zu Gefallen. Sie ſind des Todes ſchuldig! Beyde! verführt oder nicht, das gilt hier gleich. Ich will es dem Könige unter die Augen ſagen, ich will es dem Volke ins Ohr raunen, und wenn Ataliba nicht mehr vor den Göttern zittert, ſo mag er vor ſeinen Unterthanen zittern!

Oberpr. Das Gewiſſen iſt ſein Geſetz und auch das Deinige. Wir werden über Cora und Alonzo richten, doch vergiß nicht, daß Gott einſt über uns richten wird. — Genug, nehmt eure Plätze.

(Der Oberprieſter ſteht in der Mitte, Xaira zu ſeiner Rechten, die übrigen Prieſter zu beyden Seiten)

Achter Auftritt.

Eine Wache führt von verſchiedenen Seiten Cora und Alonzo gefeſſelt herbey. — Cora iſt der Sonne auf ihrer Bruſt und des feuerfarbenen Gürtels beraubt.

Cora.

(als ſie Alonzo erblickt, liebevoll und unbefangen).

Mein Alonzo! —

Alonzo. Gott! auch Du in Feſſeln! —

Cora. Traure nicht. Du und ich — wir werden zuſammen ſterben.

Alonzo. Und ich — Dein Mörder!

Xaira. Schweigt! —

Oberpr. (ernſt aber ſanft) Wir, die Knechte der Gottheit, ihres heiligen Willens Vollſtrecker, ſind hier verſammelt zu richten, über Cora, die Tochter Telasko's, und über Alonzo, den Fremdling. Sende deine Strahlen hinab in unſer Herz, du unſer Vater! der du die Welt mit einem Blick überſchauſt!

Du haſt uns zu Richtern geſezt über Leben und Tod, über Ehre und Schande! Ergründe unſer Inneres, daß nicht Partheylichkeit uns leite, nicht Eigennutz oder Rache! (er (knieet nieder, mit ihm alle Prieſter) Wir ſchwören gerecht zu richten nach deinem Geſetz, o Sonne! das Manco Capac uns verkündigt hat! Wir ſchwören gnädig zu richten, wenn deines Tempels Entweihung Gnade zu üben verſtattet! Rufe heute oder morgen deine Knechte zu dir, ſo ſchwören wir, dir Rechnung abzulegen von dieſer feyerlichen Stunde! —

Alle Prieſter. Wir ſchwören!

(ſie ſtehn auf).

Oberpr. Haſt Du, Cora, Dein Gelübde gebrochen?

Cora. Ja.

Oberpr. Kennſt Du dieſen Jüngling?

Cora. Er iſt mein Gemahl.

Oberpr. Kennſt Du, Alonzo, dieſes Mädchen?

Alonzo. Sie iſt mein Weib.

Xaira. Ihr ſeyd des Todes ſchuldig.

Oberpr. Ehe wir das Bluturtheil ſprechen, liegt noch eine ſüße Pflicht mir ob: in unſers Königs Namen demjenigen Gnade zu verkündigen, der ein Opfer der Verführung ward. Ataliba der Sohn der Sonne, unter deſſen Herſchaft das Reich von Quito blüht, verlangt von Euch ein freyes, ehrliches Bekenntniß: wer unter euch iſt der Verführer? wer der Verführte?

Cora. Ich habe ihn verführt. } zugleich.
Alonzo. Ich habe ſie verführt. }

Cora. (ängſtlich, haſtig) Glaubt ihm nicht, er lügt.

Alonzo. (eben ſo — immer ſehr ſchnell auf einander) Glaubt ihr nicht, ſie hintergeht euch.

Cora. Ich, ich allein trage die Schuld.

Alonzo. Mich, mich verdammt zum Tode.

Cora. Laßt ihn los! Sprecht ihn frey!

Alonzo. Habt Mitleid mit dem ſchwachen Weibe! laßt den Mann büßen.

Cora. Nein! nein! nein!

(Oberprieſter wendet ſich gerührt weg)

Xaira. Schweigt! wer kann in dieſem Gewirre die Wahrheit ergründen? Legt Euer Bekenntniß einzeln ab!

Oberpr. Schweig, Alonzo! Rede, Cora!

Cora. Als ich dieſen Jüngling zum erſtenmal im Tempel ſah, verweilte ich immer am längſten, da wo er ſtand, machte mir immer etwas um ihn her zu ſchaffen; verſchob meinen Schleyer, ſo oft ich an ihm vorüber gieng, und meine brennenden Blicke forderten ſein Herz auf.

Alonzo. (haſtig einfallend) Falſch! Falſch! Du ſchlugſt die Augen nieder.

Xaira. Schweig, Fremdling! bis die Reihe zu reden Dich trifft.

Cora. Meine glühende Wange — mein Liebe bekennender Blick reizten ihn zur Kühnheit. Er überſprang unſere heilige Mauern;

doch erſchreckend vor der That, als ſie kaum begangen war, wollt' er wieder umkehren, ohne mich geſehn zu haben. Ich erblickte ihn von ferne; ich hätte fliehen ſollen; mir war ja der Umgang mit ihm verboten, nicht ihm der Umgang mit mir. Aber ich floh nicht, ich rief, ich winkte, er blieb ſchüchtern und unentſchloſſen ſtehen, bis ich auf ihn zueilte, meine Arme um ſeinen Hals ſchlang, meine Lippen auf die ſeinigen drückte. Er wollte fort, ich hielt ihn; er wollte nie wiederkommen, ich bat ihn; er mahlte mir die Gefahren, ich beruhigte ihn. Mich, mich verdammt, ihr gerechten Richter! ich habe dieſen Jüngling verführt! —

Alonzo. Die Natur ſtraft Dich Lügen. Schaamhaftigkeit iſt die Schweſter der Schönheit. Der Mann bekennt Liebe, das Weib erwiedert Liebe. War ich es nicht, der zuerſt ſein freches Auge im Tempel auf Dich warf? war ich es nicht, deſſen buhleriſcher Blick Feuer auf Deine Wangen jagte, und

Deinen Frieden, Deine Ruhe ſtörte? Wer erſtieg ohne Scheu vor Göttern und Menſchen eure heilige Mauern? hatteſt Du mich eingeladen? wußteſt Du um das Bubenſtück? bebteſt Du nicht zurück, als Du mich erblickteſt? lag ich nicht zu Deinen Füßen und hielt Dich feſt beym Saum Deines Gewandes? o was red' ich viel? ihr Richter kennt den Menſchen; es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß ich, ich der Verführer war.

Cora. Schont ſeiner! er hat dem Ynca das Leben gerettet! Und er iſt unſchuldig.

Alonzo. Sie weiß nicht, was ſie ſpricht. Ich bin ſchuldig.

Cora. Wollt Ihr einen Beweis, daß ich allein die Schuldige bin? Wohl! hier iſt er. Ihm iſt ſein Verbrechen leid, mir nicht; ich bereue es nicht; mir iſt meine Schuld lieb geworden, und hier — in Gegenwart der Götter — in Eurer aller Gegenwart — (ſie fliegt auf Alonzo zu) umarme ich ihn als meinen Gemahl. — Seht dieſes Schrecken!

Es zeugt gegen ihn, er windet ſich von mir los — ich bin es, die ihn umſchlingt —

Alonzo. Cora, was thuſt Du?

Cora. Hört, wie er mich zurück weißt, wie er mich warnt! So hat ers immer gemacht; aber ich folgte ihm nicht — gehorchte ihm nicht, ich zog ihn mit mir in den Abgrund.

Xaira. Verwegne! reißt ſie weg von ihm!

Cora. (geht wieder auf ihren Platz — ruhig und gelaſſen) Sprecht nun das Urtheil!

Xaira. Ich ſchaudere!

Oberpr. Führt ſie fort!

Alonzo. (breitet ſeine Arme nach Cora aus) Leb wohl.

Cora. (lächelnd) Bald, bald ſehn wir uns wieder.

Xaira. In der Stunde des Todes!

Cora. Deſto beſſer! An die lezte Stunde hienieden knüpfte eine höhere Macht die erſte eines beſſern Lebens.

Xaira. Führt ſie fort!

Alonzo. Leb wohl!

Cora. (wehmüthig freundlich) Mit einer Thräne ſcheiden wir, mit einem Lächeln ſehn wir dort uns wieder! (beyde ab).

Xaira. Bedarf es noch mehr? mein Spruch iſt Tod! — Tod über beyde!

Oberpr. (traurig) Folgt mir in das Innere des Tempels! Opfert den Göttern, und bewegt in euren Herzen, was ihr geſehn und gehört habt. Dann laßt uns als Menſchen über Menſchen ein Urtheil ſprechen.

Ende des vierten Acts.

Fünfter Aufzug.

Das Innere des Sonnentempels. — Im Hintergrunde das Bild der Sonne auf einem Altar zu welchem einige Stufen führen.

Erſter Auftritt.

Der Oberprieſter. Xaira. Verſchiedene andere Prieſter. (welche leztere im Hintergrunde räuchern und opfern).

Oberprieſter (Xaira vorführend).

Noch ein Wort, Xaira, ehe wir durch einen raſchen Spruch den heiligen Namen entweihen, den wir tragen. Sind wir nicht die Diener der göttlichen Gnade?

Xaira. Und der göttlichen Rache!

Oberpr. Nicht doch! laß das den Pöbel glauben. Nur der Beleidigte kann ſich rächen, und Gott kann nie der Beleidigte ſeyn. — Wir, in die Geheimniſſe einer reinen Lehre eingeweiht; wir, die wir unſre Kniee vor dem unſichtbaren Gott beugen, wir dürfen ſchon ein Wort im Vertrauen reden.

Xaira. Wozu? warum in dieſer Stunde?

Oberpr. Weil dieſe Stunde ſich einſt dort für uns in kummervolle Jahre ausdehnen könnte.

Xaira. Meine Richtſchnur iſt meine Ueberzeugung.

Oberpr. Das iſt nicht; das kann nicht ſeyn. Schwach und gebrechlich ſchuf Gott den Menſchen: ſiehe da Deine und meine Ueberzeugung! Unvollkommen iſt dieſe Erde, und alles was darauf lebt und webt. So ſollt' es ſeyn. Der Gott, der den Tyger duldet, wenn er ein Lamm zerreißt; ſollte der nicht auch den ſchwachen Menſchen dulden,

den, wenn er der Stimme der Natur gehorcht? —

Xaira. Aber wir, wir Menſchen tödten den Tyger, und wir thun Recht daran; wir ſtrafen den ſchwachen Menſchen, und wir thun Recht daran.

Oberpr. Wenn ſeine Schwachheit den Staat zerrüttet: dann —

Xaira. Und iſt das hier nicht der Fall?

Oberpr. Nein.

Xaira. Nicht?

Oberpr. Nein! nein! Du ſelbſt ſprachſt ja nur von Rache der Götter? —

Xaira. Und Du könnteſt das Wort dem zügelloſen Leben reden, deſſen Quelle unſre Nachſicht ſeyn würde? —

Oberpr. Am Urſprung einer reinen Quelle denkt man wenig an den Schlamm, den ſie einſt mit ſich führen mag. — Ich bitte Dich, laß uns unſerm Berufe treu ſeyn! Laß uns dem Gotte gleichen dem wir dienen, deſſen Strahlen Leben und Wärme überall verbreiten!

ten! laß uns Cora freyſprechen! Der König mag dann thun was ihm gut dünkt. Verwirft er unſer Urtheil [illegible]n ſo haben wir das unſrige gethan, u[illegible] armen Schlachtopfer werden mit ihren [illegible]n Seufzer uns unſern guten Willen danken.

Xaira. Was willſt Du von mir? Du ſprichſt, als beruhe die Entſcheidung allein auf mir. Biſt Du nicht Oberprieſter? Heiſcht nicht Dein Amt der ganzen Prieſterverſammlung den Gegenſtand des Urtheils vorzutragen? Ich habe dann nur eine Stimme.

Oberpr. Ach! Du weißt zu gut, daß mir das Geſetz verbietet, meinen Vortrag zu ſchmücken. Einfach und ungekünſtelt muß er ſeyn. Wahr iſts, Du haſt nur eine Stimme: aber Du biſt der älteſte, biſt nach mir Oberprieſter, wann ich ſterbe; auf Dich ſehen die jüngern Prieſter alle, und neigen ſich wohin Du Dich neigſt.

Xaira. Mag ſeyn! Doch nicht ſo der Ynca. In ſeiner Macht ſtehts dann noch immer, zu begnadigen.

Oberpr. Du ſpotteſt. Seit Jahrhunderten hat jeder Ynca vom Vater zum Sohne den prieſterlichen Spruch beſtätigt. Wird Ataliba nicht nach ſeiner Väter Weiſe handeln?

Xaira. Genug! — Es läuft wider Deine Pflicht mir mein Urtheil abzudringen; es läuft wider meine Pflicht, Dich länger zu hören. (er will ihn verlaſſen)

Oberpr. (hitzig) Nun wohlan! ihr Blut komme über Dich!

Xaira. (kalt) Ihr Blut komme über mich!

Oberpr. Herbey ihr Prieſter! (die Prieſter ſammeln ſich um ihn — (für ſich) O ich leſe ihr Urtheil ſchon in ihren Mienen. (er ſucht ſich zu faſſen. Nach einer Pauſe) Ihr kennt die Verbrecher und das Verbrechen. Entſcheidet! —

Xaira. Wie ſpricht das Geſetz? — (Oberprieſter ſchweigt) Ich frage Dich: wie ſpricht das Geſetz?

Oberpr. (nach einigem Kampfe mit leiſer Stimme) Tod!

Xaira. (laut und feierlich) Das Geſetz ſpricht Tod über Cora und Alonzo! —

Alle. Tod!

Oberpr. (nach einer Pauſe, entſchloſſen) Ich willige nicht in dieſes Bluturtheil! meine Stimme ruft Gnade! denn ich fühle, daß ich ein Menſch bin, wie jene. Greift in Euren Buſen, Brüder! prüft Euer Herz! und ruft Euch das leiſe, leiſe Gnade zu; ſo ruft laut mit mir Gnade! —

Xaira. (kalt) Wie ſpricht das Geſetz? Tod über Cora und Alonzo!

Alle. Tod!

Oberpr. Nun wie Ihr wollt. Du ſiehſt mich unbekannter Gott! meine Hand befleckt kein Tropfen dieſes Blutes! — Führt ſie her, die unglücklichen Opfer Eures blinden

Eifers. (zwey Prieſter auf verſchiedenen Seiten ab) Ihr andern legt das Schwerdt, und einen friſch gebrochnen Palmenzweig auf den Altar. — (es geſchieht) Du Xaira, folge mir zum Könige. (ab mit Xaira).

Zweyter Auftritt.

Cora und **Alonzo** von verſchiedenen Seiten. Die Prieſter gehen während dieſer und der folgenden Scene ab und zu, und ſind im Hintergrunde um den Altar beſchäftigt.

Alonzo.

(der einige Augenblicke früher erſcheint als Cora) Ich ſchaudere! — Iſt es doch nur ein Götzen-Tempel — aber Gott wohnt überall! auch hier, wo unter dem Bilde der Sonne das Geſchöpf den Schöpfer anbetet. Und dieſen Tempel hab ich entweiht! Cora's Mörder! der Mörder eines ehrwürdigen Greiſes, der mich nie beleidigte! der Friedensſtörer eines guten Volks, das mich freundlich aufnahm! — — O verſchlinge Erde das Ungeheuer mit allen ſeinen Schandthaten! Auf meinem Grabe wachſe kein Gras! nicht der Thau des Himmels befeuchte es, kein Wanderer müſſe da ausruhen und kein Kind darauf ſpielen. (Cora tritt herein) Ach Cora! wie war mir ſonſt ſo wohl, wenn ich Dich ſah — wie iſt mir jezt ſo weh! —

Cora. Wie Alonzo? Du ſprichſt nicht ſo wie Du denkſt. Hab' ich nicht oft Dich ſagen hören: wenn ich mit Cora nicht leben ſoll, ſo will ich mit Cora ſterben? Auch Cora dachte ſo — denkt noch immer ſo. Mit Dir leben, mit Dir ſterben, um dort mit Dir zu leben.

Alonzo. Das iſt die Ruhe der Unſchuld. Du wußteſt nicht was Du thatſt; aber mich — mich begleitet ein böſes Gewiſſen zum Tode.

Cora. Nicht doch. Wir haben beyde nichts Böſes gethan. Wir liebten und wir mußten ja lieben, nicht wahr? — Stand es in deiner Macht, mich nicht zu lieben? — in der meinigen ſtand es nicht. Wer trägt denn die Schuld? — Der Zufall der uns zuſammen führte — oder die Gottheit, die uns zuſammen führte! — Nein, es iſt alles gut ſo. Ich bin mit meinem Schickſal zufrieden. Auch die Menſchen ſind gut. Sie wollen uns mit einander vereinigen. Als Sonnenjungfrau darf ich mich nicht mit Dir vermählen — aber der Tod, der Tod vermählt uns. — Sey gutes Muths, lieber Alonzo! wie oft bin ich mit Dir über die rauhen Steine geſprungen, dort bey der eingeſtürzten Mauer. Nun, der Tod iſt ja auch nur ein Sprung über ein paar rauhe Steine. Iſt man hinüber, ſo iſts vorbey, und Lieb' und Freyheit hüpfen uns dort entgegen.

Alonzo. Süßes Geſchöpf! mit Deiner ſchuldloſen Seele blickt man ruhig in Vergangenheit und Zukunft. Aber ich! —

Cora. Und wenn ich Dir nun beweiſe, daß gerade Du ruhiger als Cora in die Zukunft blicken darfſt? Deine Mutter iſt weit, weit von hier, und wenn ſie nichts mehr von Dir hört, ſo wird ſie glauben, Du ſeyſt durch Schiffbruch, durch Krankheit, ſo oder ſo aus der Welt gegangen, und wird ſich tröſten, und ihre geſchäftige Mutterphantaſie wird ihr alles Schöne und Gute vormahlen, was Du ſchon gethan und noch hätteſt thun können; aber ich — ich hab' einen Vater — zwar fern von hier in einer entlegenen Provinz; aber doch muß ers bald erfahren, wie und warum ich ſterben müſſen. Ach! das allein macht der armen Cora den Tod ſchwer! Der alte Mann hat mich ſo lieb — und iſt ein ſo guter alter Mann — wär' er hier, ſein Herz würd' ihm brechen.

Alonzo. (beyſeite) Himmel! ſie weiß nicht —

Cora. Ich habe in dieſer letzten Stunde auf meinen Knieen gelegen, und inbrünſtig für meinen Vater gebetet, daß ein ſanfter Tod ihn der Welt entrücke, ehe ſeiner Tochter Schickſal bis zu ſeinen Ohren dringt. Plötzlich, Alonzo, verbreitete ſich in meiner Seele eine Heiterkeit, als ob der Morgen anbräche, und ich hoffe, ich ward erhört! — Nun iſt mein lezter Wunſch, daß was mit mir geſchehen ſoll, nur bald geſchehe! nur bald und raſch! Fort aus der Welt, daß nicht die feierlichen Anſtalten meine Sinne empören und meinen Muth erſchüttern.

Alonzo. Ach! alles was Du gelitten haſt — — und Alles was Du noch leiden wirſt, liegt ſchwer auf meiner Seele! —

Cora. Ich ſage Dir, ich werde nicht mehr leiden. —

Drit-

Dritter Auftritt.

Der alte Telasko und der gefeſſelte Zorai, treten herein. Die Vorigen.

Cora. (ſchreyt laut und zittert).

Ach! — ich bin erhört — dieſer Geiſt — das iſt meines Vaters Geiſt — aber — ſein Blick iſt unwillig — (ihr Geſicht verbergend) ſein Blick iſt fürchterlich! — Alonzo hilf mir aus dieſem Traume — —

Alonzo. Wollte Gott, es wäre nur Deines Vaters Schatten! Er iſt es ſelbſt! O der bittern Stunde! —

Cora. (ſchüchtern nach Telasko blickend) Mein Vater? —

Telasko. (zu Zorai) Warum führt man mich hieher? gerade hieher? — Ich diente doch dem Vaterlande ſo lange; bin ich denn gar keiner Schonung werth? — Geh, frage die Prieſter, ob das ſo ſeyn muß, daß ich hier mit ihr zuſammen komme? — Geh! geh! ich will mich indeſſen an dieſen Pfeiler halten.

Cora. (ſich ihm ſchüchtern nahend) Mein Vater —

Telasko. (ängſtlich) Rette mich, Zorai! rette mich!

Zorai. (ſtößt ſie weg) Fort, Schlange! Schone des alten Mannes wenigſtens in ſeinen lezten Augenblicken.

(Telasko wendet ſein Geſicht ab).

Cora. (fällt auf die Kniee und hebt ihre Hände bittend empor) Bruder!

Zorai. Ich Dein Bruder? — doch ja; dieſe Feſſeln ſagen mir, daß ich Dein Bruder bin.

Cora. Vater!

Telasko. (abgewendet) Wer ruft mich? ich kenne Deine Stimme nicht.

Cora. Bruder! Vater! — Ach! das iſt mehr als Todesangſt! — (die Hände ringend).

Telasko. Ach Zorai! mein Vaterherz bricht! es iſt die Stimme ihrer Mutter — (einen Blick auf ſie werfend) und die Geſtalt ihrer Mutter. — Cora! Cora! ich bin mit Ehren grau geworden, und Du deckſt mein Grab mit Schande! — Wenn das Deine Mutter wüßte! — Wohl ihr, daß ſie dieſen Tag nicht erlebt hat! Fort von mir! zähle nicht auf Barmherzigkeit! Haſt Du ſie um mich verdient? Hab' ich Dich gezwungen, Deine Jugendtage dem Dienſt der Sonne zu weihen? Hab' ich Dir nicht oft geſagt: Tochter! Tochter! beſinne Dich wohl, was Du thuſt! es giebt Freuden die Du noch nicht kennſt, die Du vielleicht einſt ahnden wirſt, und ſchon dieſes Ahnden wird ein Verbrechen, das Entbehren Dein Unglück ſeyn. Noch am letzten Abend, ehe die Götter den unwiederruflichen Schwur hörten, noch am letzten Abend bat ich Dich — und Gott weiß wie mir dabey zu Muthe war! — Ich bat Dich: Liebe, liebe Tochter! noch iſt es Zeit,

um

umzukehren! Die Zukunft ſchwebte damals trübe vor meiner Seele, wie das Meer an einem neblichten Tage. Auch Du — Du weinteſt, Dein Herz war Dir ſo voll, Du wußteſt nicht warum, Dich warnte Dein Schutzgeiſt: aber Du beharrteſt in Deiner Schwärmerey, träumteſt nähern Umgang mit den Göttern. — Nun ſtehen wir hier, ich alter Mann mit meinen grauen Haaren, zu Boden geſchlagen die Ehre meines Hauſes! Dieſer Jüngling voll Kraft und Vaterlandsliebe, ſchuldlos in Dein unſeliges Verhängniß verwickelt! Gemordet beyde durch die Hand der Tochter! der Schweſter! — Und der Gefährte unſers Todes iſt Schande! Ach! daß ich dieſen Tag erleben mußte! Selig! ſelig Deine Mutter, daß ſie ſtarb, ehe dieſer Morgen anbrach.

(Cora, zermalmt durch ihres Vaters Vorwürfe, ſinkt mit einem ſchwachen Seufzer zu Boden.)

Telasko. (mit einer Bewegung von Zärtlichkeit) Ach Zorai! ſteh ihr bey!

Zorai. (richtet ſeine Schweſter auf — auch Alonzo will ihr zu Hülfe kommen. — Zorai ſtößt ihn weg) Fort mit Dir, Tugendmörder! — O wie werden doch die Helden ſo klein, wenn man ſie in der Nähe erblickt! wie liebt' ich in der Ferne dieſen Mann, als ich ſo viel Gutes von ihm hörte! wie wallte mein junges Herz! wie oft wünſcht' ich mich an ſeine Stelle! Ich Thor! ſeine Thaten waren Werke des Zufalls; er iſt ein ſchwacher Menſch, wie wir alle. Sieh her, und weide Dich an dieſem Schauſpiel; es iſt Dein Werk! — Ha! dank' es dieſen Feſſeln, daß ich nicht ſelbſt im Tempel unſers Gottes blutige Rache an Dir nehme.

Alonzo. Wüßtet ihr, wie mein Herz zerfleiſcht iſt, wie unnennbar ich leide, ihr würdet mich bedauern! —

Telasko. Laß ihn, Sohn! Er iſt elender, als wir. Wir haben noch einen Schatz, den wir mit hinüber nehmen: unſer Gewiſſen. Er iſt ärmer als wir; er hat alles verlohren.

Cora. Ach Vater! laß mich nicht in Verzweiflung ſterben! Kannſt Du Deinen Segen mir in der Todesſtunde verſagen? (ſie fällt ihm zu Füßen) Ich will Deine Kniee umklammern, meine Angſt muß Dich rühren! Erbarme Dich! erbarme Dich! Segne mich, mein Vater! vergieb mir, mein Bruder! —

— (Telasko und Zorai ſind bewegt)

Cora. Seht, ich winde mich wie ein Wurm — ich leide unausſprechliche Pein — Erbarmen! ach! ich kann nicht mehr —

Telasko. (ſehr bewegt) Sohn! Sohn! Laß uns ihr den Tod nicht ſchwerer machen — einem Unglücklichen verzeiht man ſo leicht — hebe ſie auf in meine Arme! (Zorai gehorcht)

Telasko. (drückt Cora an ſein Herz) Stirb ruhig! ich verzeihe Dir!

Cora. (ſehr ſchwach) Mein Bruder —

Telasko. Auch er, auch er! — komm, komm Zorai! keinen Groll! — vergieb der Büßenden! — Nenne ſie Schweſter! —

Zorai. (Cora umarmend) Unglückliche — Schweſter!

Cora. (noch immer ſehr ſchwach) — Dank den Göttern! die Bitterkeit des Todes iſt vorüber.

Alonzo. Eure Herzen ſind erweicht — ach! — darf Alonzo wagen — Euer Mitleid anzuflehen? — Du nannteſt mich einen ſchwachen Menſchen Zorai. Schwach bin ich — aber kein Böſewicht! — Das Elend knüpft ja ſonſt die Menſchen ſo leicht an einander. — Laßt uns verſöhnt zum Tode gehn!

Telasko. Fremdling, ich hege keinen Groll gegen Dich. Wie könnt' ich ſchöner aus der Welt gehn, als indem ich meinem Beleidiger verzeihe. — Haſt Du auch noch Eltern?

Alonzo. Ich habe noch eine alte Mutter.

Telaſko. Nun — um Deiner alten Mutter willen — komm her, daß ich an ihrer Statt Dich ſegne! (er ſchließt ihn in ſeine Arme)

Alonzo. O eine ſchwere Laſt gleitet von meinem Herzen. Auch Du, Zorai? — (ihm die Hand bietend)

Zorai. Laß mich! Ich bewundre meinen Vater, aber ſeinem Beyſpiele folgen — das kann ich nicht.

Alonzo. Gieb einem Sterbenden die Ruhe!

Zorai. Ich kann nicht. Soll ich Dir Verſöhnung heucheln? Du biſt mir verhaßt. — Laß mich! ich will verſuchen, ob ich dies bittre Gefühl das gegen Dich ſpricht, bekämpfen kann, und gelingts mir, nun ſo will ich, indem wir zum Tode gehn, Dir die Hand reichen, und Du weißt dann was das bedeutet.

Alonzo. Habe Dank auch für dieſes Wollen! es iſt ſchon mehr als ich werth bin.

Cora. (hat ſich während des letztern Dialogs an einen Pfeiler gelehnt um ſich zu erholen.)

Vierter Auftritt.

Der Oberprieſter. Xaira. Mehrere Prieſter. Gleich darauf der König mit ſeinem Gefolge.

Xaira.

Der König kommt!

(Die Prieſter ſammeln ſich an den Stufen des Altars. — Cora, Telasko und Zorai bleiben im Vordergrunde an einer Seite. — Alonzo an der andern.)

Ataliba. (tritt langſam und finſter herein, knieet nieder vor dem Bilde der Sonne, und bleibt einige Augenblicke in einer betenden Stellung. — Alles iſt ſtill. — Er wendet ſich darauf zu Alonzo — halb leiſe und haſtig) Rette Dich, Alonzo! ſprich, du ſeyſt ein

Fremdling — habeſt nicht gewußt, — Dir ſey Geſetz und Strafe unbekannt geweſen Berufe Dich auf Deine Verdienſte um den Staat, um mich, um das Volk — rede, was die Gefahr Dir eingiebt — Dein Freund iſt Dein Richter. Mach es mir nur möglich Dich zu retten, ohne den Verdacht der Partheylichkeit auf mich zu laden.

(Alonzo bückt ſich ſchweigend, den Ausdruck des Dankes im Geſicht)

Ataliba. (zu Telasko) Du Greis mit Deinen Silberlocken biſt frey. Wer tauſendmal ſein Leben dem Vaterlande opferte, der hat es ſchon den Göttern geopfert; ich wag' es nicht, mich an Dir zu vergreifen.

Telasko. Wie, Ynca, Du könnteſt ſo grauſam ſeyn, dem alten Stamme ſeine Blüthen zu rauben, und ihn nicht ſelbſt mit abzuhauen.

Ataliba. (zu Zorai) Auch Du, Jüngling, biſt frey.

(Gemurmel unter den Prieſtern; der König hört es und ſpricht laut, indem er ſcharf nach ihnen hinſieht)

Denn es iſt der Wille meines Vaters, der Sonne, daß hinfort nur der Schuldige leide. Tröſte Deinen alten Vater, Zorai, pflege ſein bis er hinübergeht; dann komm zu mir, zu Deinem ältern Bruder! (Zorai will ſich ihm zu Füßen werfen. Er verhindert es und wendet ſich zu Cora) Für Dich Cora — — kann ich nichts thun —

Cora. (mit warmer Dankbarkeit) Ach Du haſt eben ſo viel für mich gethan.

Ataliba. (theilnehmend) Du ſtehſt unmittelbar unter dem Geſetz — und auch der König iſt dem Geſetz unterworfen. (er wendet ſich — beſteigt die Stufen des Altars — bleibt auf der oberſten ſtehn — neigt ſich nochmals gegen das Bild der Sonne und kehrt ſich dann gegen die Verſammlung) Oberprieſter! verwalte Dein Amt!

Oberpr. Vergieb mir, Ynca — ſchone meines Alters — meiner ſchwächlichen Geſundheit — meines beklemmten Herzens — erlaube — daß heut Xaira an meiner Statt —

Ataliba. Es ſey!

Xaira. (nähert ſich feyerlich) Erſtgebohrner Sohn der Sonne! Eine Jungfrau den Göttern geweiht, hat ihr heiliges Gelübde gebrochen. — Cora! tritt hervor! — Ein Fremdling auf dieſer Küſte iſt Mitſchuldiger der Verbrecherin — Alonzo! tritt hervor! — Wir Prieſter des erzürnten Gottes, wir Diener des entweihten Tempels, getreu den Geſetzen Deiner Ahnherrn, haben Urtheil und Recht über beyde geſprochen, und unſer Spruch iſt Tod!

Ataliba. (nach einer Pauſe) Könnt Ihr Euch vertheidigen?

(Cora und Alonzo ſchweigen)

Ich rede zu Euch, Cora und Alonzo. Könnt Ihr Euch vertheidigen?

Cora. Nein.

Alonzo. Nein.

Ataliba. (beſtürzt) Wie, Alonzo? Du weißt nichts zu Deiner Entſchuldigung vorzubringen?

Alonzo. Nichts.

Ataliba. Beſinne Dich! ich gebe Dir Bedenkzeit — beſinne Dich, Fremdling! —

Alonzo. Ich habe den Tod verdient und ich leide ihn willig.

Ataliba. (ſehr unruhig) Bedenke, was Du thuſt — nur noch wenig Augenblicke ſind Dein! — Ihr um mich Verſammleten! ich halte hier Gelindigkeit für Pflicht, denn er iſt ein Fremdling, ihm ward nicht als Knabe ſchon der heilige Schauer vor den Göttern eingeprägt, den die Lehren unſerer Prieſter in die Bruſt der Peruaner pflanzen. Er wußte nicht — er kannte nicht — er ſah nicht mit unſern Augen — — noch einmal Alonzo! rede, ſprich ein Wort! die Götter ſind gerecht — und billig — und gnädig —

Alonzo. Ich habe den Tod verdient.

Ataliba. (nach einer Pauſe) Iſt das Dein leztes Wort?

Alonzo. Mein leztes.

Ataliba. (ſtüzt ſich mit dem Ellbogen auf den Altar und verbirgt ſein Geſicht in der Hand. Nach einigen Augenblicken ſich ermannend) Prieſter! thut Eure Pflicht!

(zwey Prieſter nähern ſich langſam feyerlich dem Altare — ſteigen zu beyden Seiten des Königs hinauf, nehmen der Eine das Schwerdt, der Andere den Palmenzweig vom Altare, ſteigen eben ſo wieder herunter, und ſtellen ſich neben Xaira)

Xaira. (überreicht dem Könige das Schwerdt) Sohn der Sonne! nimm aus meinen Händen das Sinnbild der Gerechtigkeit! (er macht es eben ſo mit dem Palmenzweig) Sohn der Sonne! nimm aus meinen Händen das Sinnbild

bild der Gnade! — Die Götter leiten Dein Urtheil!

Ataliba. (knieet nieder) Gott! Du ſiehſt mein Herz! es blutet in dieſer Stunde! o laß mich nie wieder eine ſo traurige Königspflicht erfüllen! — Ihr Geiſter meiner Voreltern! Eure Weisheit ſchwebe auf mich herab! und hab' ich meine Pflicht vollbracht — ſo laßt in dem Gedanken — mich Ruhe finden! (er ſteht auf. — Cora und Alonzo, Telasko und Zorai knieen nieder mit geſenkten Häuptern.)

(Ataliba ſteht einige Augenblicke im Kampfe mit ſich ſelbſt: hebt dann das Schwerdt auf und iſt im Begriff zu reden, als plötzlich

Fünfter Auftritt.

der Kämmerling haſtig und erſchrocken hereinſtürzt) Vorige.

Kämmerling.

Vergieb mir, Yuca, ich bringe ſchlimme Bothſchaft. Die Flamme des Aufruhrs wütet. Das Volk tobt die Straßen auf und nieder. Mit Kriegsgeſchrey ſammelt ſich das Heer von allen Seiten, Trommeln und Hörner tönen, Waffen klirren, ein Wald von Lanzen zieht herauf, Alles läuft und ſchreyt durch einander: keine Antwort auf tauſend Fragen; nur den Namen Rolla tragen zehntauſend Stimmen gen Himmel! Der Fremdling Velasquez mit ſeiner Schaar hielt ſeitwärts auf der Wieſe, ich ſah ihn, wie er von einem zum andern lief, aus ſeinen Geberden ſchloß ich, daß er bat und drohte, um das Häuflein zuſammen zu halten, aber vergebens! Einer nach dem andern ging zu Rolla über.

(die ganze Verſammlung, der König ausgenommen, zeigt Beſtürzung und Unruhe)

Ataliba. Was iſt das? — weiß mir niemand zu ſagen was das bedeutet? (Alles ſchweigt) (zum Kämmerling) Rolla ſagſt Du an der Spitze des Heeres? Das kann nicht Aufruhr ſeyn. Rolla und Aufruhr! nein, Du irrſt. Haſt Du ihn ſelbſt geſehn?

Kämmerl. Nur von ferne. Die Anführer der kleinen Haufen hatten einen Kreis um ihn geſchloſſen. Er redete laut und eifrig, ſein Geſicht glühte, ſein Feuer zündete rings umher, ſtürmiſches Zujauchzen unterbrach ſeine Worte. Sie ſchwangen die Schwerdter über den Häuptern und ſchüttelten die Lanzen. Drauf bewegte ſich der ganze unabſehbare Haufe und fing an ſich nach dem Tempel zuzuwälzen. Ich eilte ihm zuvor zu kommen.

Ataliba. (ohne ſeine Miene zu verändern) Nun ſo wird ſich ja das Räthſel bald löſen. (er ſieht umher) Ich leſe Furcht auf euren Ge-

ſich-

ſichtern: warum zagt ihr? Wer ſeinem Volke Gutes that, darf ſein Volk nicht ſcheuen. Meine Ruhe iſt in meinem Herzen. Sie mögen kommen!

(Getöſe hinter der Scene — Verwirrtes Rufen auf der Bühne)

„Sie kommen! da ſind ſie ſchon!“

Sechſter Auftritt.

Rolla ſtürzt herein, ein entblößtes Schwerdt in ſeiner Rechten, einen Wurfſpieß in ſeiner Linken — Köcher und Bogen um den Nacken. Hinter ihm noch mehrere Anführer der Truppen. **Die Vorigen.**

Rolla.

Nur mir nach, Freunde!

Xaira. (laut rufend) Entweihung des Tempels!

Rolla. Den habt Ihr durch Bluturtheil entweiht.

Xaira. Rache, ihr Götter! (Verwirrtes Getöſe)

Ataliba. (ruft Xaira zu) Schweig! — und macht eine Bewegung mit der Hand gegen die verſammelte Menge, daß er reden will — plötzlich wird alles ſtill) (zu Rolla) Wer biſt Du?

Rolla. Kennſt Du mich nicht?

Ataliba. Ich hatte einſt einen Feldherrn, der Dir ähnlich ſah. Er hieß Rolla, und war ein edler Mann. — Aber wer biſt Du?

Rolla. Keinen Spott, Ynca! um Gotteswillen keinen Spott! — Doch Du magſt Recht haben, ich bin nicht mehr Rolla — ich kenne mich ſelbſt nicht mehr — ein Sturm jagt mich — ein Strom reißt mich fort! Habe Mitleiden mit mir! Ich ehre Dich, Ynca, ich ehre und liebe Dich —

Ataliba. Du mich? Vormals träumt ich ſo etwas. — Rolla dacht ich immer, mein Vetter Rolla — ſo lange ich den noch habe, mag der Beherrſcher von Cusko toben, mögen aufrühreriſche Provinzen freveln; ſein Heldenmuth iſt ein Baum, in deſſen Schatten ich ruhig ſchlummre.

Rolla. Aber ich bitte Dich, was kann der Baum dafür, in deſſen Schatten Du ſchlummerſt, wenn ein Wirbelwind ihn mit der Wurzel ausreißt, und über Dich herwirft? —

Ataliba. Welcher Wirbelwind hat Dich ergriffen? was willſt Du? rede! und dank' es dem, was Du vormals für mich gethan, daß Du ſo zu mir reden darfſt. Ich habe Deine Heldenthaten nie nach Würden belohnt; ich thu es in dieſem Augenblick — ich erlaube Dir zu reden.

Rolla. Ich habe nur ein Wort zu meiner Vertheidigung. Laß es gelten, Ynca, wenn Du mehr Menſch als Göttersohn biſt! — Ich liebe! Als ich noch ein Knabe war, ſchlich ſich das ſchon in mein Herz, ſo freundlich, ſo behaglich, ſo ohne alle Unruh, daß ichs mit Wohlgefallen hegte und pflegte. Damals

mals war die Liebe ein heiterer Tag in meiner Seele, bis das Jünglingsalter dazwiſchen ſtürmte. Da ſollte alles biegen oder brechen! Da ſollte alles nach meinem brauſenden Kopf gehn! Liebe war da mein ganzes Streben! und Gegenliebe, und ſüße Trunkenheit und Schwelgerey in Cora's Armen, ohne Gedanken an Vaterland und Ehre, an den edlen Stamm der Ynca's, von dem auch ich ein Zweig bin. Mein guter Oheim wollte den Strom dämmen, oder in ein anderes Bett leiten, da ſandt' er mich in den Krieg, da ſollt' ich austoben, auf der Leiter der Ehre emporklimmen, und auf die Liebe herunterblicken. Vergebens! die Liebe wars, die mit mir emporklimmte; die Liebe wars, die mir Heldenmuth gab! Alles Große und Gute, was ich für Dich gethan haben mag, das hat durch mich die Liebe gethan. Sie war meine Gefährtin auf jedem Schlachtfelde. Wenn hier und da und dort, der Tod mir die Zähne wies, ach! ich dachte nie an

Dich, Ynca, nie Deinen Thron, nie die Wohlfahrt des Vaterlandes, ich dachte nur Cora! Cora ſollte mich bewundern! Mir biſt Du nichts, alles der Liebe für Cora ſchuldig. Und dieſer Liebe ſollſt Du heute verzeihen! Sieh, ich bin ein Mann geworden, aber in meinem Herzen iſt noch Alles wie es war: der Sturm der Jünglingsjahre, der ſchöne Traum des Knabenalters! und ſo iſt das ein Baum geworden, deſſen Wurzeln ſo innig mit meinem Leben verwachſen ſind, daß Du ihn nicht ausreißen kannſt, ohne mich zu vernichten. Sey gnädig, Ynca! ſey menſchlich! ich bitte knieend um ihr Leben! (er knieet nieder) Seit Cora den verlaßnen Rolla Bruder nannte, iſt Rolla ſtolz geworden; aber doch bitt' ich knieend um meiner Schweſter Leben!

Ataliba. (der ſo viel ihm möglich war ſeine Rührung verbarg und ſeine Würde behauptete) Steh auf! —

Rolla. Gnade! —

Ataliba. Steh auf! Lege Deine Waffen hier zu meinen Füßen nieder! laß das Heer aus einander gehn, und dann erwarte ſtill und unterwürfig Deines Königs Urtheil!

Rolla. Gnade! — Oheim! — Schweſter! helft mir bitten! Ich habe in meinem Leben ſo wenig gebeten, ich verſteh es nicht recht.

Ataliba. Ein Bittender in Waffen? Willſt Du Deines Königs ſpotten?

Rolla. (aufſtehend) Wahrlich nein! aber Du begehrſt Unmöglichkeiten — Schlummer von einem Fieberkranken. Cora in Feſſeln! und Rolla ohne Schwerdt, ohne Lanze! — nein, beym Himmel! das geht nicht!

Ataliba. Ich befehl es Dir! lege die Waffen nieder!

Rolla. Befreye ſie, Ynca! Sprich ſie los von dem verhaßten Gelübde, und meine Waffen und mein Leben liegen zu Deinen Füßen.

Ataliba. Ohne Bedingung! Nieder die Waffen!

Rolla. Ich kann nicht! Komm in meine Arme, Cora! meine Bruſt ſey Dein Schild! mein Schwerdt ſoll Deine Ketten zerhauen! —

Ataliba. Aufrührer! Thu, was Dir gefällt und die Götter geſtatten; aber wiſſe daß Ataliba nicht eher ein Urtheil ſpricht, bis er knieend und unbewaffnet Dich zu ſeinen Füßen ſieht. Du ſollſt nicht ſagen, Du habeſt dem König ſeine Gnade abgetrotzt. — (mit Pathos) Ihr Völker von Quito! Hört eures Herrſchers Stimme! Hört ſie vielleicht zum leztenmale! denn in dieſem Augenblicke leg' ich den Scepter nieder, und mein Vater mög' euch richten! — Seit ſieben Jahren war ich euer König — ich ſtehe hier im Tempel; mich ſieht Gott! — Wer mag mich einer wiſſentlichen Ungerechtigkeit zeihen? der trete auf! — Wer gieng hüflos von meinem Throne, wo ich helfen konnte? — der trete auf! — Ich habe Länder erobert und Könige beſiegt! Doch das iſt wenig — ich habe meine gefüllten Scheuren geöffnet, als vor wenig Jahren der Zorn der Götter das Land mit Unfruchtbarkeit ſchlug; ich habe den Hungrigen geſpeißt, und den Kranken erquickt; manche Nacht mich ſchlummerlos auf meinem Lager gewälzt, weil euer Elend an meinem Herzen nagte, und ich nicht allen helfen konnte. — Ihr Völker von Quito! ich habe das nicht um Euch verdient. — Greift ihn! feſſelt ihn! oder ich lege den Scepter nieder.

(Verwirrtes Gemurmel)

Rolla. (ſich zu den Seinigen wendend) Ihr mich greifen? Ihr mich feſſeln? welcher unter Euch? Ha Du vielleicht? mein alter Kriegsgefährte, mit dem ich einſt meinen lezten Biſſen theilte, als uns Alles mangelte. — Oder Du, dem ich in der Schlacht von Tumibamba das Leben rettete? oder Du, deſſen Sohn ich befreyte, als eben die Feinde ihn niederhauen wollten! Welcher unter Euch will mich greifen? Sprecht!

Oberpr. (mit Wehmuth) Rolla! mein Pflegeſohn! wie Du mich beugſt! willſt Du mich alten Mann zu Deinen Füßen ſehen?

Rolla. Ich ehre in Euch den Vater, aber breitet Eure Arme nicht in den Sturm aus. Es iſt vergebens. (der Oberprieſter will bittend fortfahren) (Rolla kommt ihm ungeduldig zuvor) Laßt mich, Oheim! das Loos iſt geworfen! Es gehe, wie es gehe! ich will Cora retten oder mit ihr ſterben! —

Cora. (geht auf Rolla zu und ſchlingt ihren Arm um ſeinen Hals) Dieſe Thräne dankt Dir Deine Liebe zu mir, Bruder! nimm dieſen Kuß Deiner Schweſter. (ſie küßt ihn) Du biſt ein großer Mann! erſt ſeit heute kenn' ich Dich. Aber ein ſo großer, ein ſo guter Mann muß auch ſeines Königs Freund ſeyn. Cora hat ein Verbrechen begangen, und Du, um Cora zu retten willſt ein neues Verbrechen begehen? Das käme denn auch auf mein

Gewiſſen, und mein Gewiſſen iſt ſchon belaſtet genug. (ſüß und ſchmeichelnd) Nein, Rolla, thu das nicht! reiße nicht den Göttern die Zügel aus der Hand, die gewiß mein Schickſal lenkten. Laß mich ſterben! mein Vater und mein Bruder haben mir verziehen, und mit mir ſtirbt Alonzo: ich ſterbe gerne. — Unſere Seelen werden um Dich ſchweben, werden ſich an Dir ergötzen, wenn Du Deinem König treu, dem Vaterlande Deine Kräfte weihſt. Trage das bischen Leben ohne mich! — willſt Du, lieber Rolla? Lieber, guter Rolla! wenn Dich meine Bitten rühren; ſieh, ſo geh ich noch mit einer guten That aus der Welt, und auch das verdank' ich dann Dir. — O ja, ich ſeh es, Deine Stirn entwölkt ſich, Dein Auge wird feucht — ſchlucke ſie nicht nieder, dieſe Thräne, ſie macht dem Krieger keine Schande. — Gieb mir, Dein Schwerdt — mir Deinen Wurfſpieß. (ſie windet ihm ſanft Schwerdt und Lanze aus der Hand und giebt ſie weg) Da ſteht der Held! und mit der Thräne, die ihm da über die Wange zittert, hat er den Flecken von ſeinem Ruhme und ſeiner Tugend hinweggewaſchen. Ich danke Dir, Rolla. Ich bin ſtolz auf Deine Liebe. — Und nun zu unſers guten Königs Füßen! komm! o komm! daß Dein Triumph der Tugend nicht halb gefeyert werde. (ſie zieht ihn ſanft nach ſich bis vor den König, knieet nieder und Rolla neben ſie) Ich bringe Dir Deinen Helden zurück. Verzeih ihm! Er verdient es, daß Du ihm verzeiheſt. (ſie ſteht auf und begiebt ſich auf ihren Platz) Nun, Ynca, ſprich unſer Urtheil!

(Rolla bleibt knieend vor dem Könige)

Telasko. (Cora umarmend) Meine Tochter! o nun mögt ihr es alle hören! nun darf ich ſie wieder ohne Schaam meine Tochter nennen.

Ataliba. Rolla unterwirft ſich ſeinem Könige?

Rolla. Ich unterwerfe mich.

Ataliba. Du haſt das Leben verwürkt.

Rolla. Ich weiß es.

Ataliba. Ich verzeihe Dir.

Rolla. (raſch aufblickend) Und Cora —?

Ataliba. Ich verzeihe Dir!

Rolla. (läßt das Haupt wieder ſinken) Ach! —

Ataliba. Steh auf!

Rolla. Laß mich knieend Cora's Urtheil hören; Du ſprichſt dann auch das Meinige.

Ataliba. Wohlan! (er ergreift von neuem das Schwerdt und den Palmenzweig, welches beydes er als das Getümmel entſtand wieder auf den Altar gelegt hatte)

Oberpr. (wirft ſich ihm plötzlich zu Füßen) Vergieb ihnen!

Ataliba. (zu ihm herabſteigend und ihn gütig aufhebend) Auch Du mein Vater? ward Dir der Götter Wille offenbart?

Oberpr. Gnade! iſt der Götter Wille. Jene Zeiten als Dein erlauchter Ahnherr den Dienſt der Sonne ſtiftete, jene rohe Zeiten ſind nicht mehr. Unbekleidet, gleich den Thieren des Waldes, wohnten einſt die Menſchen unter dem Dach des Himmels. Ihre Weiber behandelten ſie, wie die Frucht der Palme, die jeder brechen durfte, und ſo lebte das wilde Volk immer nur den heutigen Tag, ohne Religion, ohne Eigenthum und Geſetz. Da erſchien Manco Capac, mit allen Gaben eines Göttersohnes ausgerüſtet. Was er ſagte, was er that, iſt in unſre Herzen geſchrieben. Er baute der Sonne einen Tempel, und weihte Jungfrauen ihrem Dienſt. Er ſchuf das Geſetz der Keuſchheit, denn damals, da nur noch Sinnlichkeit herrſchte, und die Vernunft ein Kind war, wäre ohne dieſes Geſetz der Tempel an feſtlichen Tagen ein Tummelplatz der Wollüſte geworden. So zwang ihn die Noth, der Natur in ihr großes Rad zu greifen. Aber eine lange lange Reihe von Jahren hat das Geſetz des Schicklichen in das Gefühl des Schicklichen verwandelt. Wo dieſes herrſcht, iſt jenes nicht mehr nöthig. Drum, Ynca, ſtehe ich hier, im Namen der Götter, und rufe Dich auf, Dich Wohlthäter meines Volkes! kröne Deine ſchöne Thaten durch das Opfer, welches Du der Vernunft, und in ihr der Gottheit bringſt. — Wanke nicht! — Thue raſch das Gute! und wo noch etwas Deiner Ueberzeugung mangelt, da laß das Flehen eines Greiſes Dich rühren — der Dich erzog — der Dich als ſeinen eignen Sohn liebte — der unermüdet Sorgenvoll an Deinem Lager wachte, wenn Du kindiſch ſüß entſchlummert warſt — belohne mir heut alle meine Sorgen! — (er wirft die Stirnbinde herunter und zeigt ihm ſein graues Haupt) Um meiner grauen Haare willen! in Deinem Dienſt grau geworden.

Ataliba. Genug! — Tritt näher, Cora! auch Du, Alonzo!

Oberpr. O ihr Götter! lenkt ſein großes Herz!

(Cora und Alonzo, wanken vor den König)

Telasko. (zu Zorai) Halte mich, mein Sohn! halte mich! —

(Alles ſteht in banger Erwartung)

Ataliba. (nach einer Pauſe indem er das Schwerdt mit der rechten Hand gegen die Erde ſtaucht, daß es zerbricht, und mit der linken Cora die Palme reicht) Vernichtet ſey das Geſetz! Cora frey!

(Cora ſinkt in Ohnmacht)

(Alonzo wirft ſich neben ihr nieder)

(Rolla ſpringt auf und drückt den König wild an ſein Herz)

(Oberprieſter ſtreckt ſeine Hände dankbar gen Himmel)

(Telasko wankt auf Zorai geſtützt ſeiner Tochter zu)

(Das Volk ruft zu wiederholtenmalen) Es lebe der Ynca!

Ende.

Das

Kind der Liebe

ein

Schauſpiel in fünf Akten

von

Auguſt von Kotzebue.

Zum Erſtenmale aufgeführt auf dem Liebhabertheater
zu Reval, am 10. Februar 1790.

Einzige ächte Ausgabe.

Mit Churfürſtlich=Sächſiſchem Privilegio.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

An
meinen biedern Heinrich Arvelius.

Es iſt Freundes Pflicht, auch wehmüthige Erinnerungen zu theilen; eine ſolche, mein theurer Freund, wird dieſes Schauſpiel Ihnen geben. Gedenken Sie des frohen Abends, an welchem meine Friederike die **Amalie**, und Sie an ihrer Seite den Fritz ſpielten. Sehen Sie ſie noch ſo vor ſich, wie ich ſie vor mir ſehe, als ſie zu Ihnen in das Gefängniß trat mit der Flaſche Wein? wie gut und hold ſie ausſah, wie freundlich und herzig ſie ſprach? ſie betrat unſere Liebhaberbühne an jenem Abend zum leztenmale! — Ach! wer hätte das gedacht! —

„Dann freylich, dann legt Einer zuerſt ſich ſchlafen, und der iſt der Glückliche; der Andere geht herum und weint, daß er noch nicht ſchlafen kann.“

Ach! wer hätte das gedacht! daß ſie ſich ſo bald ſchlafen legen würde! ſie hat die hereinbrechende Nacht nicht abgewartet; ſie hat die jungen Pflanzen um uns her nicht groß werden ſehn; ſie iſt früh am Morgen von mir geſchieden, und ich — gehe herum und weine, daß ich noch nicht ſchlafen kann!

Guter, lieber Arvelius! Sie waren der Geſpiele der Kindheit meiner unvergeßlichen Friederike, Sie waren Zeuge unſerer erſten Liebe, Sie waren Zeuge unſerer ehelichen Glückſeligkeit, o wie lieb hab' ich Sie! In ſechs Jahren haben Sie manche frohe Stunde mit uns getheilt, Ihr Herz bürgt mir, daß Sie nun auch die trüben Stunden mit mir theilen werden. Wie beneide ich Sie jezt um ihr Syſtem der Nothwendigkeit, Ihre ruhige, kalte Philoſophie.

Doch halt! meine Zueignung wird ein Klaglied. Ich ſchweige lieber, denn wovon anders könnte ich jezt mit meinem liebſten Freunde reden, als von dem Kummer meines Herzens?

Die Zueignung dieſes Schauſpiels, wenn ſie Dankes werth iſt, verdanken Sie blos Ihrer vortrefflichen Darſtellung meines Fritzen, eine Rolle, die nur ein Mann mit ſo viel Geiſt und Herz als mein Arvelius beſitzt, ſo ausgezeichnet brav ſpielen konnte.

Leben Sie wohl, guter, ſanfter Mann! und empfangen Sie den Druck einer Hand, die durch kein ſüßes Band der Liebe mehr gefeſſelt iſt, und die um des willen das Band der Freundſchaft mit Ihnen deſto feſter zu knüpfen ſtrebt.

A. v. Kotzebue.

Vorbericht.

Dieß Schauſpiel hat ſonderbare Schickſale erlebt. Man hat viel daran verändert und verbeſſert; der Mann, der das that, hat ſchon lange Sitz und Stimme auf dem Muſenberge, den ich nur zu erklimmen ſuche, und ich bin ihm überdieß mit wahrer Liebe und Hochachtung zugethan. Das hindert aber nicht, daß manche ſeiner Verbeſſerungen mir nicht einleuchten wollen, denn jeder Menſch hat ja ſeinen eigenen Geſichtspunct, und iſt dieſer Geſichtspunct falſch, ſo iſt das nicht ſeine Schuld. Es iſt daher leicht möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß ich groß Unrecht habe; denn wer hat nicht in ſeinem Leben zuweilen oder oft Unrecht? ich dachte aber doch, es ſey nicht billig, mich mit fremden Federn zu ſchmücken, und daher gebe ich das Schauſpiel ſo, wie es aus meinen Händen gieng.

Man hat getadelt, daß Wilhelmine anfänglich als Bettlerin erſcheine; ich habe das endlich ſelbſt mit getadelt; und dieſen Fehler verbeſſert. Ich habe aber nicht geglaubt, daß es eben nöthig ſey, deshalb einen ganzen Act wegzuwerfen. Ich habe nicht geglaubt, daß es wohlgethan ſey, das Stück mit der Scene im Schloſſe anheben zu laſſen, weil dadurch die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers vom Hauptintereſſe abgelenkt, oder doch beinahe einen ganzen Act hindurch irre geführet wird, indem er natürlich glauben muß, das Hauptintereſſe beruhe auf Amalien, bis er endlich durch einen hingeworfenen Wink des Obriſten eines Andern belehrt wird. Ich habe ferner nicht geglaubt, dem Ta-

felſeldecker ſeine Verſe nehmen zu müſſen, weil ich mir dazu keinen Grund denken kann, und weil dieſe Verſe unleugbar die beabſichtete komiſche Würkung nicht verfehlen. Ich habe auch nicht geglaubt, daß es nöthig ſey, den alten Bauer und ſein Weib beynahe ganz zu vernichten, weil es mir vorkam, als werde es keine unangenehme Würkung thun, wenn ihr naifes Geſchwätz Wilhelminens Klagen dann und wann unterbräche. Ich habe die kleinen Scenen zu Anfang des erſten Acts ſtehen laſſen, weil ſie eben dieſem erſten Act eine Lebhaftigkeit mittheilen, die er meines Bedünkens in der Umarbeitung verlohren hat. Mir ſcheint es denn auch, die Erkennung zwiſchen Mutter und Sohn ſey bey mir intereſſanter und natürlicher herbeygeführt. Endlich hab' ich auch nicht geglaubt, daß es gut ſey, den Schluß des Stücks zu verlängern, weil ich meynte, der Zuſchauer könne ſich das übrige wohl ſelbſt hinzu denken, oder ahnden. Das ſind meine Gründe, warum ich die Hauptveränderungen, welche man in dieſem Schauſpiele gemacht, nicht angenommen habe.

Ich wiederhohle es: alle dieſe Veränderungen mögen vortreflich ſeyn, und es iſt leicht möglich, daß meine Eitelkeit mir da einen häßlichen Streich ſpielt; wenigſtens aber darf ich auf Treu und Glauben verſichern, daß ich mir alle Mühe gegeben habe gründlich zu prüfen, und daß, wenn mir das nicht gelungen iſt, die Schuld nicht an meinem guten Willen liegt.

Es ſind aber auch viele unter dieſen Veränderungen, die ich ſelbſt für vortreflich anerkenne, und die ich doch nicht benuzt habe, weil ich, wie ſchon geſagt, mich nicht mit fremden Federn ſchmücken will, ſo ſchön dieſe Federn auch ſeyn mögen. Jezt darf ich mit gutem Gewiſſen meinen Namen auf das Titelblatt ſezen:

dieſes Schauſpiel habe ich gemacht, ſeine Fehler ſind mein, aber auch ſeine Schönheiten, wenn es deren hat. Hätte ich hingegen meine urſprüngliche Handſchrift ganz unterdrückt; ſo würde man die Fehler zwar immer auf meine Rechnung geſetzt, aber die paar Schönheiten, die es etwa haben mag, einem Andern zugeſchrieben haben. Suum cuique.

Wilhelminens Erzählung iſt zu lang. Ich habe ſie für den Leſer ſtehen laſſen, der Schauſpieler wird ſchon wiſſen, was er davon wegzuſtreichen hat. Ich erſuche übrigens die Schauſpielerinn, welche die Wilhelmine darſtellt, ſie in einem ſchlichten Oberrock, im bloßen, natürlich gelockten Haupte zu ſpielen. Eine Wilhelmine, deren Kopf in einer Mütze, und deren Körper in einer kurzen Jacke ſteckt, kann meines Bedünkens keine Ueberreſte vermaliger Schönheit blicken laſſen.

Was ſonſt noch in den übrigen Rollen, dieſem oder jenem Publicum anſtößig oder ungenießbar ſeyn möchte, das wird jeder Directeur nach Gefallen abändern, da ein Jeder am beſten wiſſen muß, was er ſeinem Publicum auftiſchen darf. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf geſetzt, dieß Schauſpiel mit allen ſeinen Fehlern und Unvollkommenheiten der Welt zu übergeben, denn ich will nicht mehr ſcheinen als ich bin.

Beynahe hätte ich mich über den Vorwurf geärgert, mein Stück ſey nach Schröders Fähndrich gemodelt, und es habe allein jenem ſeine Exiſtenz zu verdanken, weil viele ähnliche Situationen darin vorkommen. Zwar halte ich es keinesweges für erniedrigend, einem Manne wie Schröder etwas zu verdanken, deſſen Producten ich, ſo wie ganz Deutſchland, die vollkommenſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſe; aber ich muß zur Steuer der Wahrheit verſichern, daß ſein Fähndrich auch nicht auf die entfernteſte Weiſe auf mein **Kind der Liebe** eingewirkt hat. Ich habe doch noch nie gehört, daß man zum Beyſpiel **Schiller** den Vorwurf macht; er habe **Kabale und Liebe** nach **Gemmingens Hausvater** bearbeitet, und doch ſollte es mir ein leichtes ſeyn, eben ſo viele Aehnlichkeiten aus beyden Stücken herauszuheben, als Herr Schink in ſeinen **Dramaturgiſchen Monaten** ſehr mühſam im **Fähndrich** und **Kind der Liebe** aufgeſucht hat. Mich dünkt, beyde Stücke können neben einander beſtehen, und es iſt nicht nöthig eines um des Andern willen herabzuwürdigen.

Herr Schink ſagt mir ebendaſelbſt, was, den Druck und die Aufführung dieſes Stücks betreffend, er an meiner Stelle gethan haben würde. Ich bin kein Freund von Bitterkeiten, und will daher nicht in ſeinem Tone antworten, kann mich auch überhaupt mit Niemand in einen Federkrieg einlaſſen, der alle Monat ein Buch ſchreibt: Aber das darf ich doch ſagen, daß wenn ich an ſeiner Stelle geweſen wäre! ich das Stück nicht eher recenſirt haben würde, bis ich es geleſen hätte: denn ſeine Kenntniß meiner Handſchrift beruhte, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, nur auf Hörenſagen.

Ich laſſe ſogern Jedermann Gerechtigkeit wiederfahren; ich will alſo auch hier öffentlich bekennen, daß ich Herrn Schink manche ſchöne Bemerkung über meine Schauſpiele verdanke, von denen ich viele in der Folge nutzen werde, wenn ich jemals meine dramatiſchen Arbeiten ſammeln ſollte; hier aber ſcheint ihn eine vorgefaßte Meynung irre geführt zu haben.

Ueberhaupt iſt es mir auf meiner dramatiſchen Laufbahn wunderlich ergangen, und ich muß bey dieſer Gelegenheit ein Wörtgen darüber ſprechen.

Am 9ten October 1788 ergriff mich der Gedanke Menſchenhaß und Reue zu ſchreiben, am 2ten November 1788 hatte ich es vollendet, in der traurigſten Periode meines Lebens, da ein ſchleichendes Fieber mich verzehrte, da ich keine Treppe und keinen Hügel mehr ſteigen konnte, und beinahe nichts anders als Arzeneyen genoß. Damals waren meine Nerven ſo ſchwach, daß wenn ich auf der Straße ging, und mir die letzte Scene meines Schauſpiels dachte (denn ſie exiſtirte noch nicht) ich ſogleich weinen mußte.

Kein Dichter iſt ohne Eitelkeit, und es würde Affectation ſcheinen, wenn ich behaupten wollte, ich habe mein Machwerk nicht für gut gehalten; aber das weiß Jedermann der mich kennt, daß es mir nicht im Traum eingefallen iſt, Menſchenhaß und Reue werde ſo viel Glück machen, als es wirklich gemacht hat. Schüchtern habe ich es nach Berlin geſandt; ſchüchtern

tern habe ich hernach auf einer Reiſe nach Pyrmont, bey einem kurzen Aufenthalte in Berlin, die **Indianer in England** in meinem Koffer verſchloſſen gehalten, weil ich ſie für zu ſchlecht hielt, und ſie der Direction nicht anzubieten wagte. Erſt drey Monate nachher, als der gute Erfolg von **Menſchenhaß und Reue** mich aufmunterte, übergab ich auch die **Indianer** der Direction, und ich darf eben dieſe Direction kühn aufrufen, einzugeſtehen: daß das, was ich bey Ueberreichung dieſes Stücks ſelbſt zu ſeinem Nachtheil ſagte, und oft ſchriftlich wiederhohlt habe, Alles das weit übertraf, was hernachmals meine Recenſenten darüber zu ſagen für gut gefunden haben. Ich habe mich alſo nie einer lächerlichen Eitelkeit ſchuldig gemacht. Man hat mich aufgemuntert, man hat mehr gethan, dem Himmel ſey Dank, daß ich nicht ſchwindligt davon geworden bin.

Jezt fällt man in den entgegengesezten Fehler; man würdigt Alles herab was ich schreibe, man lobt Andere auf meine Unkosten, man dichtet mir Sittenlosigkeit und Immoralität an, obgleich in dem dicksten Bande Predigten nicht mehr Moral enthalten ist, als in meinen Schauspielen, die überdieß nicht so langweilig sind als jene.

Menschenhaß und Reue, weit entfernt Schaden zu stiften, hat wirklich eine verirrte Frau zu ihrem Manne zurück geführt; das ist eine wahre Anecdote, deren Andenken mir noch meine lezte Stunde versüßen wird, eine Belohnung, die von keinem Gelde aufgewogen, von keinem Journal-Lob erhöht, von keinem Tadel verbittert wird.

Ich lasse zuweilen schwangere oder verführte Mädchen in meinen Schauspielen auftreten, darüber schreyt denn die ganze

Welt, warum? weiß ich nicht; denn über die ſchwangere Lotte in Gemmingens Hausvater, über die ſchwangere Eugenie von Beaumarchais et caetera, et caetera, ſchrie Niemand. Ich muß alſo endlich glauben, nicht der Gegenſtand, ſondern das bißchen Ruhm des Verfaſſers ſey den Herren unleidlich.

Die vielen widerſprechenden Recenſionen verwirren einem armen Dichter ganz den Kopf. Der Eine lobt, was der Andere tadelt, man fängt an ſich ſelbſt mißzutrauen, man wird ängſtlich, ſchwankend, das Genie verliert ſeine Schnellkraft, und hört auf, frey und unbefangen zu wirken. Beſſern thun die Kritiken blutwenig, verderben ſehr viel. Shakeſpeare würde nie der große Mann geworden ſeyn, wenn es ſchon zu ſeiner Zeit Sitte geweſen wäre, den Tadel jedes eingebildeten Kritikaſters, der doch ſelbſt nichts beſſeres liefern kann, durch den Druck zu vertauſend-

fältifäſtigen. Aber Shakeſpeare ſah nur die gewaltige Würkung, die ſein Genie auf die Zuſchauer hervorbrachte, den Tadel, der nur von Munde zu Munde ſchlich, hörte er nicht, und ſo konnte er ſich ganz und unbefangen den Eingebungen ſeines oft rieſenhaften Genies überlaſſen; ihn feſſelte nie der Gedanke: „was wird der oder „der zu dieſer oder jener Stelle ſagen?“ die zwar üppige, aber erquickende, jedem Gaumen behagende Pflanze, wurde nicht zugleich mit dem Unkraut erſtickt.

Ich habe zu allen muthwilligen Urtheilen geſchwiegen, und werde auch ferner ſchweigen, ſo lange meine Stücke, trotz alles Plauderns, diejenige Würkung auf das Publicum machen, die ich davon erwarte, denn vox populi, vox Dei. Thun ſie einſt dieſe Würkung nicht mehr, nun dann werde ich auch ſchweigen, denn dann iſt es Zeit, die Feder ganz niederzulegen. Bis dahin, ein Zeitpunct der vielleicht nahe iſt, werde ich die wenige Geiſteskraft, die ich beſitze, mir von keinem Dictator einſchränken laſſen; ich werde ſchreiben was Geiſt und Vernunft, und nicht was Verhältniſſe mir gebieten; ich werde ohne Unterſchied jeden Gegenſtand meiner Behandlung würdig achten, welchen das Publicum ſeines Intereſſe werth findet. Ich werde auch nie zugeſtehen, was ich ſo oft hören muß, daß der berühmteſte Schauſpieler, oder die berühmteſte Schauſpielerin, Schwächen und Blößen meiner Stücke durch ihr feines Spiel bemäntelt haben, wenn ſie durch eben dieſes feine Spiel nichts thaten als ihre Pflicht, und ich ihnen zurufen kann: „ſo habt ihr ſpie„len müſſen! hättet ihr nicht ſo geſpielt, „ſo hättet ihr euren Dichter nicht verſtan„den. Euch gebührt alſo der Ruhm bra„ver Künſtler, aber nicht der Ruhm, „Blößen zugedeckt zu haben, wo keine „waren.“ Nein wahrlich, es kommt mir gerade ſo vor, als lege man einem

Tonkünſtler eine muſicaliſche Compoſition vor, worinn zum Beiſpiel ein wildes Allegro plötzlich mit einem ſchmelzenden Cantabile wechſelt. Der Tonkünſtler wird dieß Cantabile dolce ſpielen, wenn gleich nicht dolce drunter geſchrieben ſteht; und wer in aller Welt wird denn behaupten, er habe eine Fineſſe des Componiſten zugedeckt? Nein, ſage ich, er muſte es dolce ſpielen, eben ſo gut als Madam Schröder als Eulalia die Scene in welcher ſie vom Landleben erzählt, ſo und nicht anders ſpielen durfte, als ſie ſie wirklich geſpielt hat. Der innigſte Dank ſey ihr daher geweiht, weil ſie treu darſtellte, aber nicht weil ſie verbeſſerte.

Lächerlich iſt es mir, wenn die Litteratur-Zeitung behauptet: die Indianer in England ſeyen ſchwerlich früher geſchrieben worden, als Menſchenhaß und Reue, weil jene ſchlechter ſind als dieſes. Nein meine Herren, ſie ſind ſpäter geſchrieben

ben werden, und ſind doch ſchlechter als dieſes. Ward **Claudine von Villa Bella** vor Göz von Berlichingen verfertigt oder nachher? O es wäre ſehr gut, wenn die **ſpätern** Producte eines Dichters immer auch die beſſern ſeyn müſſen. Mein **Sonderling** iſt noch weit ſchlechter als die **Indianer** und iſt doch noch ſpäter geſchrieben worden. Gelingt denn einem Mahler das **letzte** Gemählde immer am beſten? Nein, meine Herren, die Behauptung iſt wirklich drollig. Wenn auch Behandlung und Bearbeitung ſich immer gleich bleiben, ſo hängt doch die Güte eines Stücks größtentheils vom glücklich gewählten Stoff ab, nicht jeder Stoff aber iſt ſo allgemein intereſſant als der von **Menſchenhaß und Reue.**

Wie dankbar ich vernünftigen Tadel erkenne und nütze, das ſoll zu ſeiner Zeit die Verbeſſerung meiner Schauſpiele beweiſen. Ich habe manches abgeſchrieben und geſammelt; die Benutzung dieſer Sammlung wird einſt der Welt zeigen wie unendlich weit entfernt ich mich ſelbſt von einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit halte.

Fürs Erſte glaube ich über dieſen Punct geſagt zu haben, was nöthig war. Man hat mich ſo lange gezwickt und gekniffen: bis ich doch endlich einmal den Mund aufthun muſte. Den Leſer, den Alles dieß nicht intereſſirt, bitte ich um Verzeihung, wegen der paar Blätter, die er überſchlagen muß.

Dieſes Schauſpiel hat das traurige Schickſal erlebt, nicht nachgedruckt, ſondern **dreymal vorgedruckt** zu werden, nehmlich zu Neuwied, zu Cöln, zu Frankfurth und Leipzig. Wir armen Schriftſteller! was uns der Nachdruck noch übrig ließ, das raubt uns nun gar der Vordruck.

Da mich der Zufall gerade in die Gegend geführt hat, wo die literariſchen Raubneſter hauſen: ſo habe ich den Verſuch gewagt, wenigſtens einem derſelben ſeine Beute wieder abzujagen. Die fürſtliche Regierung zu Neuwied, hat den ſogenannten Buchhändler Gehra bereits zur Rechenſchaft gezogen, und ich werde nicht ermangeln, das Publicum von dem Ausgang der Sache zu unterrichten, in der Hoffnung, daß wenigſtens die ganze Schriftſteller-Gilde warmen Antheil daran nehmen werde.

Von den drey diebiſchen Editionen, iſt mir nur diejenige zu Geſicht gekommen, auf welcher Frankfurt und Leipzig als Druckorte angegeben ſind. Wenn die Neuwieder und Cölner Ausgabe eben ſolche jämmerliche Druckfehler enthalten, als dieſe, ſo bedaure ich die armen Käufer. Zur Beluſtigung des Leſers, will ich einige der auffallendſten anführen.

„Daß der Ueberſatte, der noch am „letzten Biſſen eines Faſans kaut, das „ſchwarze Brod ſeines Nachbars liegen „läßt, das iſt kein Geheimniß, (ſoll heiſ„ſen Verdienſt.“)

„Mein homme de Chambre iſt „ein veine rien, und der Verluſt ein „mauvais Sujet“ Welcher Unſinn!

„So ſind alle meine Soins dachte „ich a pure perte.“ Statt: ſo ſind alle meine Soins doch nicht à pure perte geweſen.

Die Mutter ſchmachtet mit einer dünnen Zunge, ſtatt: dürren Zunge.

Die bonté Dame, ſtatt: bonté d'âme.

Die Göttinn Hebbe, ſtatt: Hebe.

St. Preurz, ſtatt: Preux.

Doch ich will dieſe eckelhafte Litaney nicht verlängern. Die geringern Druckfehler ſind unzählig, und verderben oder verſtellen meiſtens den Sinn, auch ſind hin und wieder große Stellen ganz ausgelaſſen. Dem allen ungeachtet giebt es noch Menſchen, die dergleichen kaufen, wenn ſie nur ein paar Dreyer dabey erſparen. Der Himmel ſegne dieſe weiſe Sparſamkeit!

Das

Kind der Liebe.

Ein Schauſpiel

in fünf Akten.

Perſonen.

Obriſter, Baron von Wildenhain, auſſer Dienſten, v. Knorring.

Amalie, ſeine Tochter, Fr. v. Kotzebue.

Der Pfarrer auf dem Gute des Obriſten, Secret. Rieſenkampff.

Graf von der Mulde, Kammerjunker, v. Kotzebue.

Wilhelmine, Mad. Huck.

Fritz Böttcher, ein junger Soldat, Secret. Arvelius.

Ein Bauer und ſein Weib, Anwald Huck und Madam Rottbeck.

Ein Wirth, Secr. Strahlborn.

Ein Pachter, Secr. Mirus.

Ein Bauer. Biedermann.

Ein junges Bauermädchen, Demoiſ. Albaum.

Ein Jude, Secr. Peuker.

Ein Jäger, v. Glehn.

Chriſtian, Tafeldecker des Obriſten, Fr. Vom.

Bediente, Jäger.

Erſter Akt.

(Der Schauplatz iſt an der Landſtraße nahe bey einer Stadt; die Straße führt bey einem kleinen Dorfe vorbey, deſſen letzte Häuſer ſichtbar ſind.)

Erſte Scene.

(Der Schenkwirth, welcher Wilhelminen bey der Hand aus der Hütte zieht.)

Kein Platz, Mutter, kein Platz. Es iſt heute Kirchweihfeſt im nächſten Dorfe; wenn die Bauern hier vorbey ziehn, kehren ſie mit Weib und Kind ein, da muß ich jedes Winkelgen nutzen.

Wilh. Eine arme, kranke Frau wollt Ihr aus dem Hauſe ſtoßen?

Der Wirth. Ich ſtoße euch ja nicht.

Wilh. Eure Härte ſtößt mir das Herz ab.

Der Wirth. Es wird ſo arg nicht ſeyn.

Wilh. Meinen lezten Nothpfennig habe ich bey Euch verzehrt.

Der Wirth. Eben weil es der lezte war. Wo nun hernehmen?

Wilh. Ich kann arbeiten.

Der Wirth. Ihr könnt ja kaum die Hand rühren.

Wilh. Meine Kräfte werden wieder kommen.

Der Wirth. Nun dann könnt Ihr auch wieder kommen.

Wilh. Wo ſoll ich indeſſen bleiben?

Der Wirth. Es iſt ſchönes Wetter, jezt kann man überall bleiben.

Wilh. Wer wird mich kleiden, wenn auch dieſe einzige dürftige Bedeckung von Thau und Regen durchnäßt iſt?

Der Wirth. Der die Lilien auf dem Felde kleidet.

Wilh. Wer wird mir einen Biſſen Brod mittheilen, meinen Hunger zu ſtillen?

Der Wirth. Der die Vögel unter dem Himmel ſpeiſt.

Wilh. Harter Mann! Ihr wißt das ich nüchtern bin ſeit geſtern Morgen.

Der Wirth. Kranke eſſen wenig, iſt ihnen auch nicht geſund.

Wilh. Ich will ja Alles richtig und ehrlich bezahlen.

Der Wirth. Wovon? die Zeiten ſind ſchwer.

Wilh. Mein Schickſal iſt auch ſchwer.

Der Wirth. Wißt Ihr was Mutter, hier geht die Landſtraße vorbey, der Weg wird nicht leer von Menſchen. Sprecht barmherzige Seelen um eine milde Gabe an.

Wilh. Ich betteln? lieber verhungern.

Der Wirth. Da haben wir die vornehme Dame! es hat ſchon manches ehrliche Mutterkind gebettelt. Verſucht es nur, die Gewohnheit macht Alles leicht.

Wilh. (hat ſich auf einen Stein unter einen Baum geſezt.)

Der Wirth. Zum Exempel, da kommt Einer. Ich will Euch lehren wie Ihr es anfangen müßt.

Zweyte Scene.

Ein Bauer. (mit Arbeitsgeräthe kömmt die Straße her.)

Der Wirth. Guten Tag!

Bauer. Guten Tag!

Der Wirth. Nachbar Niclas, wollt Ihr nicht der armen Frau ein Almoſen mittheilen?

Der Bauer zieht vorüber.

Der Wirth. Das war nichts. Der arme Teufel muß ſelbſt um Tagelohn arbeiten. Aber da kommt unſer dicke Herr Pachter, der ſchiebt alle Sonntage drey Heller in den Klingelbeutel, was gilts, der zahlt Euch eine Suppe.

Dritte Scene.

Ein dicker Pachter. (ſchreitet gemächlich daher.)

Der Wirth. Schönen guten Tag Herr Pachter! Dort ſizt eine arme kranke Frau, die bittet Euch um ein Almoſen.

Pachter. Schämt ſie ſich nicht? ſie iſt noch jung, ſie kann arbeiten.

Der Wirth. Sie hat das Fieber gehabt.

Pachter. Ja, man muß ſich's ſauer in der Welt werden laſſen, man muß arbeiten, das Geld iſt heutzutage rar.

Der Wirth. Bezahlt doch nur eine Suppe für ſie, ſie iſt hungrig.

Pachter. (indem er vorübergeht.) Die Erndte iſt ſchlecht geweſen, und die Seuche hat mein beſtes Vieh weggerafft (ab.)

Der Wirth. Das iſt ein Geizhals, der brütet über den alten Thalern. Beym Brüten fällt mir ein, daß meine alte Henne heute ihre Eyer ausbrüten wird. Da muß ich doch geſchwind nachſehn (er geht in das Haus.)

Vierte Scene.

Wilhelmine allein. (Ihre Kleidung iſt dürftig, ihr Geſicht trägt Spuren von Krankheit und Kummer, doch ſind Ueberreſte vormaliger Schönheit ſichtbar.)

Gott! du weißt, ich war nicht ſo, als ich noch ein paar Groſchen übrig hatte. — Lieber Gott! der du bis zu dieſer Stunde mich vor Verzweiflung geſchüzt haſt, nimm meinen Dank! — Wenn ich nur erſt wieder arbeiten könnte! Das Fieber hat mich ſo zuſammen geſchüttelt. — Wenn das mein Fritz wüßte, daß ſeine Mutter hungert — lebt er noch? oder deckt ihn ſchon ein Häufgen Erde? — ach nein! nein! guter Gott! ich lebe ja nur, um ihn noch einmal zu ſehn. — Du Urheber meiner Leiden! ich will dir nicht fluchen. Gott laſſe es dir wohlgehn, wenn es dem Verführer der Unſchuld wohl gehen kann. — Mögte der Zufall dich hier vorüber führen; mögteſt du unter dieſen Lumpen

pen, in dieſer abgehärmten Geſtalt, dein ehemals blühendes Minchen erkennen — wie würde dir zu Muthe werden!

Ach mich hungert! — wenn ich doch nur einen Biſſen Brod hätte! — Geduld! hier an der Landſtraße werden mich die Menſchen doch nicht verhungern laſſen.

Fünfte Scene.

(Eine junge Bäuerin, welche Eyer und Milch zu Markte trägt, kommt flink die Straße her, und ſpricht, ſobald ſie Wilhelminen ſieht).

Bäuerin. Gott grüß euch!

Wilh. Schönen Dank! — Ach liebes Kind, haſt du nicht ein Stück Brod für eine arme Frau?

Bäuerin. (bleibt mitleidig ſtehn) Brod! — nein, wahrlich, das hab ich nicht. Seyd Ihr denn hungrig?

Wilh. Ach ja!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08011/058

Bäuerin. Je du lieber Gott! und Geld hab ich auch nicht; und mein Morgenbrod hab ich rein aufgegeſſen. Ich will eben in die Stadt, und meine Milch und meine Eyer verkaufen; wenn ich zurückkomme, ſo verſprech ich Euch einen Dreyer. Aber — unterdeſſen ſeyd Ihr doch immer hungrig — wollt Ihr nicht einmal von meiner Milch trinken?

Wilh. O ja, gutes Kind!

Bäuerin. Nun trinkt! trinkt! (hält ihr mit vieler Gutmüthigkeit das Gefäß hin.) Wollt Ihr nicht mehr? Trinkt! trinkt! ich geb's gern.

Wilh. Gottes Lohn dafür! Du haſt mich erquickt.

Bäuerin. Das freuet mich. (nickt ihr freundlich zu.) Guten Tag, Mutter! Gott behüt euch! (geht ſingend ab.)

Wilh. (ihr nachſehend.) So war ich einſt; eben ſo leicht und froh, und empfänglich für das Gute.

Sech-

Sechſte Scene.

(Ein Jäger mit Gewehr und ein paar Hunden geht auf die Jagd.)

Wilh. Viel Glück auf die Jagd, lieber Mann.

Jäger. (im Vorübergehen.) Verdammt! muß mir auch gerade ein altes Weib zuerſt aufſtoßen. Nun wird mir heute den ganzen Tag keine Klaue zum Schuß kommen. Hohl Euch der Geier, Ihr alte Hexe! (ab)

Wilh. Der verſteckt ſein hartes Herz hinter ſeinen Aberglauben. — Da kommt wieder einer — ein Jude — Wenn ich betteln könnte, bei ihm würde ich Hülfe ſuchen, denn die Chriſten tragen nur den Namen.

Siebente Scene.

(Ein Jude, iſt im Begriff vorüber zu gehen, als er Wilhelminen ſieht, bleibt er ſtehen, und betrachtet ſie einen Augenblick.)

Wilh. Gott grüß Euch!

Jude. Großen Dank, arme Frau! Ihr ſeht krank aus.

Wilh. Ich habe das Fieber.

Jude. (greift ſchnell in die Taſche und holt ein kleines Beutelchen heraus, aus welchem er ihr ein Paar Groſchen giebt.) Da, nehmt vorlieb, ich habe ſelbſt nicht viel. (ab.)

Wilh. (ruft ihm gerührt nach) Tauſend Dank! tauſend Dank! — hatte ich Unrecht? täuſchte mich meine Ahndung? — Herz und Glaube haben ja nichts mit einander zu ſchaffen.

Achte Scene.

(Fritz, mit ſeinem Torniſter auf der Schulter ſchreitet munter einher und trällert für ſich: als er näher kommt, erblickt er das Schild des Wirthshauſes, und bleibt ſtehn)

Fritz. Hm! einmal trinken! es iſt heute ein warmer Tag. Aber erſt mit dem Beutel Rath halten. (zieht einige Groſchen hervor, die er auf der flachen Hand betrachtet)

Da wäre wohl eben noch ſo viel um ein Frühſtück und ein Mittagseſſen zu bezahlen, und auf den Abend will's Gott! ſind wir zu Hauſe. — Wohlan! ich bin recht durſtig. He da! Herr Wirth! (er erblickt Wilhelminen) Aber was iſt das? eine arme kranke Frau, ſo abgehärmt, ſo ausgezehrt — ſie bettelt nicht, aber ihre Geſtalt heiſcht Hülfe. Soll man denn immer erſt warten, um zu geben, bis man drum angeſprochen wird? pfuy! — da werden wir freylich wohl das Trinken einſtellen müſſen, ſonſt behalten wir für den Mittag nichts übrig. Es iſt auch eben ſo gut! eine Wohlthat üben, löſcht Hunger und Durſt. Da! (geht auf ſie zu, um ihr das Geld zu reichen, welches er bereits zwiſchen den Fingern hielt, ſeinen Trunk damit zu bezahlen.)

Wilh. (betrachtet ihn genauer, und ſtößt einen lauten Schrei aus) Fritz!

Fritz. (ſtutzt, ſieht ſie ſtarr an, wirft Geld, Torniſter, Hut, Stock, alles was ihn hindert, von ſich, und ſtürzt in ihre Arme) Mutter! — (beide ſprachlos, Fritz der ſich zuerſt erholt) Mutter! um Gottes willen! — So find ich Euch wieder! — Mutter! — was iſt das? — redet!

Wilh. (zitternd) Ich kann nicht — ſprechen — lieber Sohn — lieber Fritz — die Freude — die Freude! —

Fritz Erhohlt Euch — liebe gute Mutter! — (legt ihren Kopf an ſeine Bruſt) Erhohlt Euch! — Wie Ihr zittert — Ihr ſeyd ohnmächtig —

Wilh. Ich bin ſo ſchwach — mir iſt ſo ſchwindlich — ich habe geſtern den ganzen Tag — nichts gegeſſen. —

Fritz. (außer ſich aufſpringend und ſein Geſicht in beide Hände verhüllend) Ach, mein Gott! — (läuft nach ſeinem Torniſter, reißt es auf, und hohlt ein Stück Brod heraus) Hier iſt Brod! (rafft das Geld zuſammen, welches er wegwarf, und thut das übrige aus ſeiner Taſche dazu) Hier iſt mein bischen Geld — meinen

nen Rock — meinen Mantel — mein Gewehr will ich verkaufen — Ach Mutter! — Mutter! — He da, Wirth! (klopft heftig an die Schenke).

Wirth. (zum Fenſter hinausſehend). Was giebt's!

Fritz. Eine Flaſche Wein — geſchwind! geſchwind!

Wirth. Eine Flaſche Wein?

Fritz. Ja doch, ja!

Wirth. Für wen denn?

Fritz. Für mich. Zum Teufel! macht fort!

Wirth. Nun, nun, Herr Soldat! kann ers bezahlen?

Fritz. Hier iſt Geld! Macht fort, oder ich ſchlag euch alle Fenſter im Hauſe entzwey.

Wirth. Geduld! Geduld! (macht das Fenſter zu).

Fritz. (zur Mutter). Gehungert den ganzen Tag gehungert — und ich hatte zu eſſen! ich ließ mir geſtern Abend in der Herberge Braten und Wein auftiſchen, indeſſen meine Mutter hungerte! — O mein Gott! mein Gott! wie iſt alle Freude mir verbittert!

Wilh. Ruhig, lieber Fritz! ich ſehe dich wieder — mir iſt wohl. — Ich bin ſehr krank geweſen — hoffte nicht dich wieder zu ſehn.

Fritz. Krank? und ich war nicht bey euch? Nun trenne ich mich nie mehr von euch. Seht, ich bin groß und ſtark geworden, nun will ich für euch arbeiten.

Wirth. (aus dem Hauſe mit Flaſche und Glas) Da iſt Wein. Ein köſtliches Gewächs, ein herrliches Gläschen! zwar nur Frankenwein, aber er hat ſo recht eine Rheinweinſäure.

Fritz. Her damit! Was koſtet der Plunder?

Wirth. Plunder? eine ſolche liebliche Gottes Gabe? — Mein Wein, guter

Freund, iſt kein Plunder! Ich habe auch noch einen köſtlichen franzöſiſchen Wein im Keller, uf! den ſolltet ihr koſten! — So dick, ſo öhlicht — und wenn man das Glas ausgetrunken hat, ſo iſt es über und über roth gefärbt. (Fritz will ihm ungeduldig die Flaſche wegnehmen.) Nun, nun, erſt Geld! dieſer hier koſtet acht gute Groſchen.

Fritz. (ihm all ſein Geld hingebend) Da, da! (ſchenkt der Mutter ein, welche trinkt und einen Biſſen Brod dazu ißt.)

Wirth. (das Geld nachzählend) Ein Dreyerchen fehlt noch daran — Indeſſen man muß barmherzig ſeyn. Um eine arme Frau zu erquicken, mags ſo hingehn. Nur die Flaſche in Acht genommen, und das Glas nicht zerbrochen. An dem Glaſe ſteht ein ſchöner hochdeutſcher Reim. (ab).

Wilh. Ich danke dir, lieber Fritz! Wein erquickt — und Wein aus Sohnes Händen giebt neues Leben.

Fritz. Redet nicht zu viel, Mutter, erholt euch!

Wilh. Erzähle mir doch, wie es dir in den fünf Jahren ergangen?

Fritz. Gut und Böſe, durcheinander; heute vollauf — und morgen gar nichts.

Wilh. Du haſt mir lange nicht geſchrieben.

Fritz. Ach, liebe Mutter! es wird einem armen Soldaten ſo ſauer, das Poſtgeld zu erſchwingen. Bedenkt nur, die weite Entfernung, da geht eine halbe Jahreslöhnung darauf, und man will doch leben. Und dann dacht ich immer, die Mutter iſt geſund und friſch, ich bin auch geſund und friſch, ſo will ich noch ein Paar Wochen warten; und ſo verſchob ſich das immer von einer Woche zur andern. Vergebt mir, liebe Mutter!

Wilh. Nach überſtandner Angſt vergiebt man leicht. Haſt du denn deinen Abſchied genommen?

Fritz. Nein, noch nicht. Ich habe nur Urlaub erhalten auf ein Paar Monat, aus einer gewiſſen Urſache. Aber ihr habt mich nöthig, ich bleibe bey euch.

Wilh. Nicht doch, lieber Fritz! dein Beſuch wird mich geſund machen und verjüngen, dann habe ich neue Kräfte zu arbeiten, dann magſt du wieder hingehen, ich will dir an deinem Glücke nicht hinderlich ſeyn. — Urlaub haſt du erhalten, aus gewiſſen Urſachen? ſagteſt du nicht ſo? darf ich ſie wiſſen dieſe Urſachen?

Fritz. Seht nur, Mutter! ich will euch das erzählen. Als ich vor fünf Jahren von euch ſchied, da hattet ihr mit Kleidung und Wäſche und Geld mich treflich ausgerüſtet; aber eine Kleinigkeit hattet ihr doch vergeſſen, meinen Geburtsbrief. Ich war damals ein wilder unbeſonnener Knabe von funfzehn Jahren, und dachte auch nicht daran; das hat mir nachher manchen Verdruß gemacht. — Ein Paarmal war ich das wüſte Soldatenleben herzlich müde, da wollt ich meinen Abſchied nehmen, und wollte ein ehrlich Handwerk lernen; aber wenn ich hinkam zu irgend einem Meiſter und ſprach: Lieber Meiſter! ich will mich zu euch in die Lehre verdingen: ſo war die erſte Frage immer: Wo iſt euer Geburtsbrief? Das fuhr mir durch den Kopf — ich ärgerte mich, und blieb Soldat. Da frägt man doch nur ob das Herz auf dem rechten Fleck ſitzt? Denn der Geburtsbrief ſchlägt eben ſo wenig zu, als das Adelsdiplom. Indeſſen machte mir das Ding mancherley Händel. Meine Kameraden waren dahinter gekommen, und wenn einer einmal was gegen mich hatte, oder ein wenig trunken war, ſo ſchraubte er mich, und gab mir ſpitzige Reden und rieb ſich an mir. Da mußte ich mich ein Paarmal herumhauen, da kam ich in Arreſt, mein Hauptmann warnte mich — und als endlich vor fünf Wochen wieder ſo eine Stänkerey vorfiel, ſo ließ er mich zu ſich auf ſein Zimmer rufen. — O Mutter! mein Hauptmann iſt ein feiner, lieber Mann! — Böttcher, ſprach er zu mir, ich höre das nicht gern von euch, daß ihr alle Augenblicke Händel habt, und Strafe verdient; denn ich bin ſonſt mit eurem Dienſt zufrieden, und halte viel auf euch. Aber der Feldwebel hat mir auch geſagt, woher das entſteht. Wißt ihr was, ſchreibt nach Hauſe, laßt euren Geburtsbrief kommen, oder, wenn ihr Luſt habt, ihn ſelber zu hohlen, ſo will ich euch auf ein Paar Monat Urlaub geben, die Exercierzeit iſt vorbey. — O Mutter! Eure Geſtalt ſchwebte vor mir, als er ſo freundlich redete. Ich küßte ſeine Hand, und ſtammelte meinen Dank. Er drückte mir einen harten Thaler in die Hand; Geh, mein Sohn! ſagte er, reiſe glücklich, und komm zu rechter Zeit wieder — Nun ſeht Ihr, da bin ich! ſo iſt es zugegangen.

Wilh. (die ſeiner Erzählung verwirrt und verlegen zuhörte). Du biſt alſo gekommen, lieber Fritz, um Deinen Geburtsbrief zu hohlen?

Fritz. Ja.

Wilh. Ach Gott!

Fritz. Was iſt Euch?

Wilh. (bricht in Thränen aus).

Fritz. Um Gottes willen, was iſt Euch?

Wilh. Du haſt keinen Geburtsbrief.

Fritz. Nicht?

Wilh. Du biſt ein Kind der Liebe.

Fritz. So? — und wer iſt mein Vater?

Wilh. Ach, Dein wilder Blick zermalmet mich!

Fritz. (ſich faſſend, ſanft und liebreich) Nicht doch, liebe Mutter! ich bin ja immer Euer Sohn. Sagt mir, wer iſt mein Vater.

Wilh. Als Du vor fünf Jahren von mir giengſt, da warſt Du noch zu jung, um ein ſolches Geheimniß in Dein Herz niederzulegen.

legen. Du biſt indeſſen meinem Vertrauen entgegen gereiſt. Du biſt ein Mann geworden, und ein guter Menſch. Meine ſüßen mütterlichen Hoffnungen haben mich nicht betrogen. — Ach, ich habe immer ſo viel davon gehört, wie tröſtlich und erquickend es ſey, für einen Leidenden, ſich mitzutheilen. Die Thräne, welche Dein Kummer aus dem Auge eines Dritten lockt, verſüßt die Deinige. Gottlob! Gottlob! die Stunde iſt gekommen, in welcher ich zum Erſtenmale dieſe Wonne fühlen werde. Mein Vertrauter iſt mein Sohn! ſey auch mein Richter. Denn einen ſtrengen Richter muß ich ſcheuen. — Mein Sohn wird mir kein ſtrenger Richter ſeyn.

Fritz. Redet, gute Mutter! macht Euren Herzen Luft.

Wilh. Ach, lieber Fritz! ich will Dir alles erzählen — aber — mir feſſelt Schaam die Zunge — Du darfſt mich nicht dabey anſehn.

Fritz. Kenn ich etwa nicht das Herz meiner Mutter? Verflucht ſey der Gedanke, der eine Schwachheit an Euch verdammt! Eines Verbrechens wart Ihr unfähig.

Wilh. Jenes Dorf, deſſen Kirchthurmsſpitze Du hier von ferne ſiehſt, iſt mein Geburtsort. In jener Kirche ward ich getauft, in jener Kirche empfing ich die erſten Lehren unſers Glaubens. Meine Aeltern waren fromme gute Bauersleute, arm und ehrlich. Als ich vierzehn Jahr alt war, ſah mich eines Tages die gnädige Frau. Ich gefiel ihr, ſie nahm mich zu ſich auf den Edelhof, und hatte ſo ihre Freude daran, meine rohe Anlagen auszubilden. Sie gab mir gute Bücher in die Hände. Ich las, ich lernte Franzöſiſch und Muſik, meine Fähigkeiten und Begriffe entwickelten ſich; aber auch meine Eitelkeit. Ja, ich wurde unter der Larve der Beſcheidenheit ein eitles albernes Ding. — Ich war ſiebenzehn

Jahr alt, als der Sohn meiner Wohlthäterin, der in ſächſiſchen Dienſten ſtand, Urlaub erhielt, um uns zu beſuchen. Ich hatte ihn noch nie geſehn — er war ein ſchöner verführeriſcher Jüngling. Er ſchwatzte mir von Liebe, von Heirathen — er war der erſte, der meinen Reizen huldigte — Sieh mich nicht an, lieber Fritz! ich kann nicht weiter ſprechen —

Fritz. (ſchlägt die Augen nieder, und drückt ihre Hand an ſein Herz. Pauſe.)

Wilh. Ich leichtgläubiges Geſchöpf ward um meine Unſchuld betrogen! Er heuchelte heiße Liebe, er verſprach mir die Ehe nach dem Tode ſeiner alten Mutter, er ſchwur mir Beſtändigkeit und Treue — Ach — und ich vergaß meine frommen Aeltern — die Lehren unſers alten Pfarrers — die Wohlthaten meiner Pflegemutter — ich ward ſchwanger! — Fritz! Fritz! ſo oft ich auf jenen Kirchthurm blicke, ſo oft ſieht unſer ſeliger alter Pfarrer mit ſeinen weißen Haaren vor mir; an jenem Tage, als ich zum Erſtenmale zur Beichte gieng, wie er mein junges Herz erſchütterte — wie ich ſo voller hoher Andacht und Tugend war! O damals hätte ich, gewiß des Sieges, kühn mit jeder Sünde angebunden, und — o Gott! wie war es möglich — jenen tieſen, tieſen Eindruck verwiſchte ein leichter unbeſonnener Jüngling durch ein Paar Blicke, durch ein Paar Worte. — Ich ward ſchwanger. Wir erwachten beyde aus dem ſüßen Rauſche, und die fürchterliche Ausſicht in die Zukunft quälte uns. Ich hatte alles auf das Spiel geſetzt, er fürchtete nur den Zorn ſeiner Mutter, einer guten, aber unerbittlich ſtrengen Frau. Wie ſchmeichelte er ſo ſanft, wie bat er ſo rührend, ihn nicht zu verrathen; wie lockend und lieblich verſprach er, mir einſt alles zu erſetzen — und ich gab ihm mein Wort, zu ſchweigen, den Namen meines Verführers, wie ſein Bild in mein

Herz zu verbergen, um ſeinetwillen alles zu erdulden, was über mich ergehen würde — denn ich liebte ihn ſo ſehr — und ich habe viel erduldet. — Er reiſte beruhigt ab, die Zeit meiner Entbindung rückte heran, ich konnte meinen Zuſtand nicht länger verheelen. Ach, man ging hart mit mir um, als ich auf meiner Weigerung beſtand, den Vater meines Kindes zu nennen. Man verſtieß mich — man warf mich aus dem Hauſe — und als ich vor die Thüre meiner gebeugten Aeltern kam — ließ man mich auch nicht ein. Mein Vater wollte mich mißhandeln — und meine Mutter riß ihn noch haſtig weg von mir, als er mir eben ſeinen Fluch geben wollte. — Meine Mutter kam zurück, und warf mir einen gehenkelten Thaler zu, den ſie am Halſe trug — und weinte — und ich habe ſie ſeitdem nie wieder geſehen! — Den Thaler hab ich noch — (ſie zieht ihn hervor) lieber wäre ich verhungert, als daß ich den angegriffen hätte. (betrachtet ihn, küßt ihn und ſteckt ihn wieder ein) Ohne Dach und Fach, ohne Geld und Freunde irrt ich eine ganze Nacht auf freyem Felde umher. Einmal kam ich dem Fluß ſehr nahe, dort wo die Mühle ſteht, und es arbeitete heftig in mir, mich hineinzuſtürzen unter die Mühlräder, und ſo meinen Jammer zu enden. Aber gleich war mir wieder der alte Pfarrer gegenwärtig, mit ſeiner ſanften ehrwürdigen Mine. Ich bebte zurück, ich ſah mich ſchüchtern um, ob der Greis nicht hinter mir ſtehe; ſeine Lehren und mein Zutrauen zu ihm erwachten — Der Morgen brach an, ich gieng in ſein Haus. Er nahm mich liebreich auf, er machte mir keine Vorwürfe: was geſchehen iſt, ſprach er, iſt geſchehen. Dem Büßenden vergiebt Gott! Beßre dich, meine Tochter, ſo kann noch alles gut werden. Hier im Dorfe darfſt du nicht bleiben, das wäre nur Kränkung für dich, und Aergerniß für meine Gemeinde. Aber — hier drückt' er, mir ein Goldſtück in die Hand, und über=

reichte mir einen Brief, den er für mich geſchrieben hatte — geh in die Stadt, meine Tochter! geh zu der alten ehrlichen Wittwe, an welche dieſer Brief gerichtet iſt, bey ihr biſt du gut aufgehoben. Sie wird dir auch ſagen, wie du es anfangen mußt, um dir ein ehrlich Stück Brod zu erwerben. — Mit dieſen Worten legte er ſeine Hand auf meine Stirn, und gab mir ſeinen Segen, und verſprach mir auch meinen Vater zu beſänftigen. Ach, da war ich neu geboren! — Auf dem Wege nach der Stadt, ſöhnte ich mich mit Gott aus. Ich gelobte feyerlich mir ſelbſt, nie wieder von dem Pfade der Tugend abzuweichen. Ich habe mein Gelübde gehalten — Sieh mich nun wieder an, lieber Fritz! (**Fritz** drückt ſie ſprachlos in ſeine Arme; ſie fährt nach einer Pauſe fort) Deine Geburt machte mir vielen Kummer und viele Freude. Ich ſchrieb zweymal an Deinen Vater — aber — Gott weiß, ob er die Briefe bekommen hat — Antwort hab ich nicht erhalten.

Fritz. (heftig) Nicht?

Wilh. Nicht wild, lieber Fritz! nicht wild! Es war damals Krieg, auch ſein Regiment ſtand im Felde, es war ein Wirrwarr im ganzen Lande, dreyer Herren Truppen jagten ſich wechſelsweiſe, wie leicht geht da ein Brief verloren. Nein, er hat ſie gewiß nicht bekommen! Denn er war kein Böſewicht. — Nachher hab ich freylich ihn nicht wieder beunruhigen mögen. — Es war Stolz, oder wie Du es nennen willſt. — Ich dachte: wenn er mich nicht vergeſſen hat, ſo wird er ja wohl kommen, mich zu ſuchen, weiß doch unſer Pfarrer wo ich bin — Aber er kam nicht, und einige Jahre nachher, hörte ich ſogar — (mit einem Seufzer) daß er geheirathet hatte! ſo ſagt ich denn meinen letzten Hoffnungen Lebewohl! Still und einſam bewohn' ich eine dürftige Hütte, erwarb unſern Unterhalt mit meiner Hände Arbeit, und unterrichtete nebenher einige Kinder, indem, was ich ſelbſt auf dem Edelhofe gelernt hatte.

Meine einzige Freude warſt Du, lieber Fritz! auf Deine Erziehung wandt ich alles, was ich mir am Munde abſparen konnte. Meine Sorgfalt blieb nicht unbelohnt, Du warſt ein guter Knabe, nur Dein wildes jugendliches Feuer, Deine Liebe zum Soldatenleben, Dein Hinauswollen in die weite Welt, das machte mir manchen Kummer. Endlich dachte ich, wie Gott will! iſt es ſeine Beſtimmung, nun ſo will ich ihn nicht hindern, wenn auch die Trennung von ihm mir das Herz bricht. So ließ ich vor fünf Jahren Dich von mir, und gab Dir mit, ſo viel ich Dir geben konnte — vielleicht mehr als ich Dir geben konnte, denn ich war geſund, und der Geſunde glaubt immer, er könne nie krank werden. Freilich — wäre es ſo geblieben, ſo hätte ich mehr verdient als ich brauchte, wäre nach meiner Art eine reiche Frau geweſen, und hätte Dir lieber Fritz, noch jährlich einen Weihnachten geſchickt. Aber ich fiel in eine langwierige auszehrende Krankheit. Da ſtockte mein Verdienſt, meine kleine Sparbüchſe reichte kaum hin für Arzt und Wärterin und Arzeneien. — So mußt ich vor wenigen Tagen meiner kleinen Hütte den Rücken kehren, da ich den Miethzinß nicht mehr entrichten konnte; ſo mußt ich mit dieſem Stabe, dieſem Bettelſack und dieſen Lumpen, auf die Straße wanken, und einen Biſſen Brod von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden heiſchen.

Fritz. Wenn Euer Fritz das geahndet hätte, wie bitter würde ihm jeder Biſſen, jeder Trunk geworden ſeyn. Nun, Gott ſey Dank! ich bin wieder da, Ihr lebt, und ich bleibe bei Euch, ich gehe nicht von Euch, das will ich meinem Hauptmann ſchreiben. Mag er's nehmen wie er will, mag er's Deſertion ſchelten, ich weiche nicht von meiner Mutter. Ach, leider hab ich nichts gelernt! keine Kunſt, kein Handwerk; aber ich habe ein Parr nervigte Arme, ich kann den Pflug regieren und den Dreſchflegel ſchwingen.

Ich will mich als Knecht verdingen, am Tage arbeiten, und des Nachts für irgend einen Advokaten abſchreiben; denn ich ſchreibe eine gute leſerliche Hand, und das verdank ich Euch, liebe Mutter. O es wird ſchon gehen; Gott wird wohl helfen, Gott iſt mit denen die ihre Aeltern lieben.

Wilh. (ſchließt ihn gerührt in ihre Arme). Welche Fürſtin darf mir einen Tauſch anbieten?

Fritz. Eins habt Ihr noch vergeſſen, Mutter. Wie hieß mein Vater!

Wilh. Baron Wildenhain.

Fritz. Und wohnt auf dieſem Gute?

Wilh. Da wohnte einſt ſeine Mutter. Sie iſt todt. Er ſelbſt hat in Franken ein reiches Fräulein geheirathet, und, wie man mich verſichert, ihr zu Liebe ſein Vaterland auf immer verlaſſen. Hier lebt indeſſen ein Verwalter, der nach ſeinem Gefallen hauſt.

Fritz. Ich will zu ihm — ich will ihm kühn unter die Augen treten! Ich will Euch auf meinem Rücken zu ihm tragen! — Wie weit iſt Franken? 20 bis 30 Meilen? So weit lief er nur? und da war er ſchon ſeinem Gewiſſen entlaufen? — Wahrlich! ein langſames, kriechendes Gewiſſen? Seit 20 Jahren kriecht es ihm nach, und hat ihn noch nicht eingeholt? — O pfui, pfui! warum muß ich meinen Vater kennen, wenn mein Vater kein guter Menſch iſt! hätte doch mein Herz genug an einer Mutter, eine Mutter, die mich lieben lehrte — Ach! wozu ein Vater, der mich haſſen lehrt! — Nein, ich will nicht zu ihm. Mag er bleiben, wo er iſt, und ſchwelgen, und ſich gütlich thun bis an ſeine letzte Stunde — und dann mag er ſehn, wie er mit Gott fertig wird. — Nicht wahr, Mutter, wir brauchen ihn nicht, wir wollen — aber was iſt Euch? Euer Auge iſt gebrochen — Mutter, was iſt Euch?

Wilh. (ſehr ſchwach und halb ohnmächtig). Nichts, nichts! — Die Freude, das viele Reden — Ich wünſchte ein wenig zu ruhen.

Fritz. Gott! nun ſeh ich erſt, daß wir auf der Landſtraße ſind (er klopft an die Schenke). He! Wirth!

Wirth. (am Fenſter). Nun, was giebts ſchon wieder?

Fritz. Geſchwind, ein gutes Bett für dieſe Frau!

Wirth. (höhniſch). Ein Bett? für dieſe Frau? ha, ha, ha! Sie hat die vorige Nacht in meinem Stall gelegen und mir das Vieh behext (ſchlägts Fenſter zu).

Fritz. (wüthend nach einem Stein greifend). Verdammter Hund! — (er blickt auf ſeine Mutter, und läßt den Stein fallen). Ach, meine arme Mutter! (er klopft in verzweifelnder Angſt an ein Bauerhaus, welches weiter im Hintergrunde ſteht). Holla! Holla!

Neunte Scene.

Ein Bauer tritt in die Thüre, **Vorige.**

Bauer. Gott grüß Euch! Was wollt Ihr?

Fritz. Guter Freund! ſeht dieſe arme kranke Frau, ſie verſchmachtet hier unter freiem Himmel. Sie iſt meine Mutter, gebt ihr ein Plätzchen, wo ſie eine halbe Stunde ruhen möge. Ich bitte Euch um Gottes willen! der Himmel wird es Euch vergelten.

Bauer. Haltet doch das Maul; ich hab' Euch wohl verſtanden (hineinredend). Liſe! klopſe doch geſchwind das Bett ein Bischen auf. Du kannſt den Jungen unterdeſſen auf die Ofenbank legen (kömmt hinaus). Schwatzt mir da ein Langes und ein Breites von Gottes Lohn und Himmels-Vergeltung. Wenn der liebe Gott alle ſolche Lumpereien vergelten wollte, ſo hätt' er viel zu thun. — Nun friſch! faßt an! wir wollen die arme Frau behutſam hineinbringen. Ein Bett, ſo gut ich's habe, ſonſt findet Ihr freylich nicht viel bei mir. (ſie führen ſie ins Haus).

Zwei-

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

(Bauerſtube.)

Wilhelmine, Bauer und ſein Weib, Fritz.

Wilh. (ſitzt auf einem hölzernen Schemel ohne Lehne, und hat ihr Haupt kraftlos an Fritzens Bruſt ſinken laſſen.)

Fritz. (zu den ängſtlich herumtrippelnden Bauersleuten.) Liebe Leute! habt ihr denn gar nichts? Nichts ſtärkendes? nichts erquickendes?

Bäuerin. Lauf doch Vater und hol eine Flaſche Wein von unſerm Nachbar dem Schenkwirth.

Fritz. Ach, das laßt nur! ſein Wein iſt herbe wie ſein Herz — Sie hat davon getrunken, ich fürchte, er iſt ihr zu Gift geworden.

Bauer. Sieh doch nach Mutter, die ſchwarze Henne hat gegakert. Ein friſches Ey weich geſotten —

Bäurin. Oder eine Hand voll reifer Johannisbeere —

Bauer. Oder — das Beſte was ich habe — ein Stückchen Speck —

Bäurin. Es ſteht auch noch ein halb Nöſelchen Brandwein unten in der Milchkammer.

Fritz. (gerührt). Gottes Lohn und Segen für Eure herzliche Bereitwilligkeit! Habt Ihr gehört, Mutter?

Wilh. (nickt mit dem Kopf).

Fritz. Beliebt Euch etwas davon?

Wilh. (macht eine verneinende Bewegung mit der Hand).

Fritz. Sie will nicht! Iſt denn kein Arzt hier in der Nähe?

Bauer. Unten im Dorfe wohnt ein Pferdearzt — ſonſt hab ich in meinem Leben keinen Doktor geſehn.

Fritz. Ach Gott! was ſoll ich anfangen! — Sie ſtirbt mir unter den Händen! — Lieber Gott, erbarme dich! — Betet! betet! gute Leute! — ich kann nicht beten.

Wilh. (mit ſchwacher Stimme). Ruhig lieber Fritz — mir iſt wohl — nur matt — matt — ein Glas — guten Wein —

Fritz. Ja Mutter! gleich Mutter! gleich! — Ach Gott! wo hernehmen! — Kein Geld — nichts — gar nichts —

Bäuerin. Siehſt Du Vater, hätteſt Du die Steuern geſtern nicht zum Amtmann getragen —

Bauer. Ja freylich, dann könnte man wohl helfen. Aber wie nun Rath ſchaffen? Ich habe, ſo wahr ich ehrlich bin, keinen baaren Dreyer im Hauſe.

Fritz. So will ich — ja ich will betteln! — Und wenn man mir nicht giebt, ſo will ich ſtehlen! — Liebe Leute, habt Acht! thut, was Ihr vermögt! Helft, wie Ihr könnt! Bald bin ich wieder bei Euch (ſtürzt hinaus.)

Zweite Scene.

Vorige, ohne Fritz.

Bauer. Wenn er zu unſerm Herrn Pfarrer kömmt, der giebt ihm gewiß.

Wilh. Lebt denn der alte Pfarrer noch?

Bäuerin. Ach nein! der brave Herr! Gott hab ihn ſelig! Vor zwey Jahren ſtarb er, alt und lebensſatt.

Bauer. Er verloſch wie eine Lampe.

Bäuerin. (ſich die Augen wiſchend). Wir haben recht um ihn geweint.

Bauer. (eben ſo). Er war unſer Vater.

Wilh. (ſehr bewegt). Unſer Vater.

Bäuerin. So einen kriegen wir nicht wieder.

Bauer. Nun, nun! Jedermann in Ehren — man muß keinen verachten. Unſer jetziger Herr Pfarrer iſt auch ein lieber braver Mann.

Bäuerin. Ja doch, Vater, aber ſo jung.

Bauer. Freilich, es ſteht ihm nicht alles ſo wohl an, man faßt nicht ſo geſchwinde ein Herz zu ihm; aber der alte Herr Pfarrer war doch auch einmal jung geweſen.

Bäuerin. (zu Wilh.). Dieſer war Hofmeiſter bei der jungen Herrſchaft, und da ſoll der gnädge Herr gar wohl mit ihm zufrieden geweſen ſeyn, und da hat er ihm die Pfarre gegeben.

Bauer. Die mag er denn auch wohl verdient haben; denn unſer gnädges Fräulein, Gott behüte ſie! iſt gar ein freundliches, liebreiches Mamſellchen.

Bäuerin. Gar nicht ſtolz. Wenn ſie in die Kirche kömmt, ſo nickt ſie hier und da, herüber und hinüber, allen Bauernweibern zu.

Bauer. Und wenn ſie in den Kirchſtuhl tritt, ſo hält ſie gleich den Fächer vor, und betet recht andächtig.

Bäuerin. Und während der Predigt verwendet ſie kein Auge von unſerm Herrn Pfarrer.

Wilh. (beſtürzt). Welches Fräulein?

Bauer. Die Tochter unſers gnädgen Herrn.

Wilh. Iſt ſie hier?

Bäuerin. I Herr je! wißt Ihr das nicht? Auf den Freitag werden es ſchon fünf Wochen, daß die gnädge Herrſchaft mit Sack und Pack auf dem Schloſſe einzog.

Wilh. Baron Wildenhain?

Bäuerin. Ganz recht.

Wilh. Und ſeine Gemahlin?

Bauer. Die gnädge Frau iſt geſtorben. Viele hundert Meilen von hier, haben ſie in Frankreich zuſammen gewohnt. So lange ſie lebte, iſt der gnädge Herr gar nicht zu uns gekommen. Das hat uns mannichmal gar ſehr wehe gethan (heimlich und vertraulich). Sie ſoll eine hoffärtige Dame geweſen ſeyn, mit einer großen Fantanſche.

Nun, nun, von Todten ſoll man nichts übels reden. Unſer gnäd'ger Herr iſt doch immer ein guter Herr! Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, ſtugs ließ er anſpannen: fahr zu Kutſcher! nach Wildenhain! — Iſt ja auch ſein Geburtsort, iſt ja hier groß geworden, hat auf der Gemeinde-Wieſe manchen Ball mit mir geſchlagen, und unter der Linde des Sonntags manches Tänzchen mit meiner Frau gemacht. Weißt Du noch Liſe?

Bäuerin. I Herr je! ich werde ja noch wiſſen. Der Junker trug einen rothen Rock, und koſtbare Schnallen von flimmernden Steinen.

Bauer. Hernach, wie er Offizier wurde, war er wohl ein Bißchen ein lockerer Zeiſig; aber Jugend hat nicht Tugend; der Boden war doch gut, und das beſte Erdreich trägt auch zuweilen Unkraut.

Bäuerin. Ja, weißt Du, Vater! wie er den Spittakel machte mit Böttchers Minchen — das war nicht fein.

Bauer. Ach ſchweig! wer wird ſolche alte Suppen wieder auf den Tiſch bringen. Weißt Du doch nicht einmal, ob er Vater zum Kinde war; hat ſie es doch nicht einmal geſtanden.

Bäuerin. Kein andrer Menſch als er, darauf verwett ich mein Sonntagsmieder, und meine Treſſenmütze. Nein, Vater! das mußt Du nicht vertheidigen, das war gottlos. Wer weiß, wo das arme Menſch in Hunger und Kummer geſtorben iſt. Und ihr Vater, der alte Böttcher, der hätte auch wohl länger gelebt, wenn er das Herzeleid nicht hätte erdulden müſſen.

Wilh. (wird ohnmächtig).

Bauer. (der es zuerſt bemerkt). Liſe! Liſe! greif zu! Sapperment, greif zu!

Bäuerin. Ach du lieber Gott! die arme Frau!

Bauer. Geſchwind hinaus mit ihr in die Kammer, aufs Bett! und dann wollen wir zum Herrn Pfarrer ſchicken, denn die wird den Morgen ſchwerlich erleben (ſie führen ſie fort).

Dritte Scene.

(Zimmer im Schloß).

Der Theetiſch iſt gedeckt, Bedienter ſetzt die Theemaſchine, ein brennendes Licht, und einen Wachsſtock auf den Tiſch. Der **Obriſt**, im Schlafrock, tritt ein.

Obr. Schläft der Fremde noch?

Bed. Nein, er hat ſich ſchon friſiren laſſen.

Obr. Hätte es denken können — der ganze Vorſaal riecht nach Poudre à la Marechal. — Ruf mir meine Tochter! (Bed. ab). (indem er eine Pfeife ſtopft und anzündet). Ich denke immer, der alte Geheimderath hat mir da einen Laffen über den Hals geſchickt. Alles was er ſagt und thut, iſt ſo flach und ſchlaff wie ſein Geſicht. — Nein, ich werde nichts übereilen — dazu iſt mir mein Malchen zu lieb. Wir müſſen den jungen Herrn erſt ein wenig beſſer kennen lernen. Aus alter Freundſchaft macht man keine Tochter unglücklich. Das arme Mädchen ſpräche in ſeiner Unſchuld: ja! und ſäße dann und jammerte und winſelte über den Vater, der das Ding beſſer hätte verſtehen ſollen. — Schade, Jammerſchade! daß das Mädchen nicht ein Bube geworden iſt, daß der Name Waltenhain auslöſchen muß, (er bläſt den [illegible] aus, mit dem er die Pfeiſe angezündet) wie das Flämmchen, welches ich da auslöſche. — Meine ſchönen Güter, meine herrlichen Anlagen, meine braven wohlhabende Bauern! — Alles, alles, in fremde Hände! das iſt recht dumm! recht dumm!

Vierte Scene.

Amalie, (in leichter Morgenkleidung) Obriſt.

Am. (küßt ihm die Hand). Guten Morgen, lieber Vater!

Obr. Guten Morgen, Malchen! gut geſchlafen?

Am. O ja!

Obr. Wirklich? recht gut geſchlafen? gar nicht ein Bischen unruhig?

Am. Nein; nur die Mücken haben mir ein wenig um die Ohren geſummt.

Obr. Die Mücken? Nun das geht noch an! da muß man mit Wacholderſtrauch räuchern laſſen. Die Mücken kann man eher vertreiben, als die Grillen.

Am. Wenn man die Grillen vertreiben will, ſo muß man Erbſen mit ein wenig Queckſilber kochen laſſen, davon ſterben ſie.

Obr. (lachend). So? — Wohl Dir, wenn Du noch keine andre Grillen kennſt, als ſolche, die ein Teller voll Erbſen tödtet.

Am. Ah! Sie meynen Grillen im Kopfe! Nein, die habe ich nicht.

Obr. Deſto beſſer! Wie käme auch ein junges munteres Ding von 16 Jahren zu Grillen im Kopfe? Du haſt einen Vater, der Dich liebt, und einen Freyer, der um Erlaubniß bittet, Dich zu lieben. — Wie gefällt Dir der Graf von der Mulde?

Am. Recht gut!

Obr. Wirſt Du nicht roth, wenn ich ihn nenne!

Am. (ſich an die Backen fühlend). Nein!

Obr. Nicht? Hm! hm! Haſt Du nicht etwa von ihm geträumt?

Am. Nein!

Obr. Haſt Du denn gar nicht geträumt?

Am. (ſich beſinnend). Doch! von unſerm Pfarrer hab ich geträumt?

Obr. Aha! wie er vor Dir ſtand, und Dir den Ring abforderte?

Am. Ach nein! das nicht! Mich träumte, wir wären noch in Franken, und er wäre noch mein Hofmeiſter und er ſollte eben abreiſen, und ich weinte ſo ſehr —

Obr. Und der Vater lachte, und die Mutter ſchalt — nicht wahr? — Ja, ja, es war ein närriſcher Auftritt; er iſt mir noch ganz gegenwärtig.

Am. Als ich erwachte, waren meine Augen wirklich naß.

Obr. Höre Malchen, wenn Du wieder von dem Pfarrer träumſt, ſo träume, er ſtände vor dem Altar, und Du und der Graf von der Mulde, Ihr ſtändet vor ihm, und wechſeltet die Ringe. Was meinſt Du dazu?

Am. Wenn Sie befehlen, lieber Vater — recht gern!

Obr. Zum Henker nein! Ich befehle das nicht. Aber ich will wiſſen, ob Du ihn etwa liebſt? Du haſt ihn doch ſchon im vergangnen Winter, als wir ein paar Tage in der Stadt waren, auf dem Ball geſehn.

Am. Soll ich denn alle die lieben, die ich auf dem Balle geſehn habe?

Obr. Malchen! Malchen! ſey nicht dumm. Ich meyne, der Graf von der Mulde hat damals um Dich herum geſchmunzelt und ſcherwenzelt, hat ein paar zierliche Menuets mit Dir getanzt, hat Dir Eau de mille fleurs aufs Schnupftuch gegoſſen — und weiß der liebe Gott, was er Dir alles dabey geſagt hat!

Am. Ja, das weiß der liebe Gott! Ich weiß nichts mehr davon.

Obr. Nicht?

Am. Wenn Ihnen ein Gefallen dadurch geſchieht, ſo will ich mich darauf beſinnen.

Obr. Nein, nein, laß es nur bleiben! Worauf man ſich erſt beſinnt, das holt man aus einem Winkel des Gedächtniſſes hervor, und nicht aus einem Winkel des Herzens. — Du liebſt ihn alſo nicht?

Am. Ich glaube nicht!

Obr. (für ſich). Ich glaub' es auch nicht! — Sagen muß ich Dir doch, wie ſein Beſuch und meine Fragen miteinander zuſammenhängen — Sein Vater iſt Geheimderath — ein reicher, vornehmer Mann — reich und vornehm, hörſt Du?

Am. Ja, lieber Vater! wenn Sie befehlen! Aber unſer Pfarrer hat mir immer geſagt, ich ſoll auf dergleichen nicht hören.

Stand und Reichthum ſind Gaben aus des Zufalls Hand.

Obr. Nun, nun, da hat unſer Pfarrer ganz Recht. Wenn es ſich aber gerade ſo trifft, daß Stand und Reichthum dem Verdienſt die Hand bieten, ſo iſt es denn doch beſſer. Begreifſt Du?

Am. Vollkommen! (naiv ohne alle Beziehung). Iſt das der Fall bey dem Grafen von der Mulde?

Obr. (verlegen) Ha! hm! Sein Vater hat dem Staate wichtige Dienſte geleiſtet — Er iſt mein alter Freund — Er war mein Freywerber bey Deiner Mutter — da hab' ich denn immer große Stücke auf ihn gehalten — und weil er die Heirath zwiſchen Dir und ſeinem Sohne ſo herzlich wünſcht, und weil er meynt, Du würdeſt den jungen Menſchen mit der Zeit wohl lieben — —

Am. Meynt er das?

Obr. Ja! Es ſcheint mir aber, als ob Du nicht ſeiner Meinung wärſt?

Am. Nicht ſo recht! Doch, wenn Sie befehlen, lieber Vater —

Obr. Zum Teufel! ich ſage Dir, daß man dergleichen nicht befiehlt — Eine Ehe ohne Liebe iſt eine Galeere. Gleich und gleich geſellt ſich. Ich paare keine Nachtigall zu einem Finken. — Wollt ihr einander, ſo iſt's gut; wollt ihr einander nicht, ſo laßt's bleiben. (beſänftigt) Siehſt Du, Malchen! es kommt alles darauf an, ob Du den Menſchen lieben kannſt. Iſt das nicht, ſo — ſo ſchicken wir ihn mit Proteſt zurück.

Am. Lieber Vater! es kömmt mir gar nicht ſo vor, als ob ich ihn lieben würde. Ich habe in Romanen ſo viel von der Liebe geleſen, wie wunderlich und ſonderbar einem dabei zu Muthe iſt —

Obr. Ach was! geh mir mit Deinen Romanen vom Halſe! die wiſſen den Henker davon. Es giebt ſo gewiſſe kleine Symptomen, die man nur aus Erfahrung kennen lernt. — Warte, ich will ſie dir ein wenig

ab=

abfragen. Aber aufrichtig, Malchen! aufrichtig.

Am. Ich habe nie gelogen.

Obr. Hörſt du es gern, wenn man von dem Grafen ſpricht.

Am. Gutes oder Böſes?

Obr. Gutes, Gutes!

Am. Ach ja! Ich höre gern Gutes von allen Menſchen reden.

Obr. Aber wird Dir nicht warm, wenn man von ihm redet? (ſie ſchüttelt den Kopf.) Biſt Du nicht verlegen? — (ſie ſchüttelt den Kopf). Wünſcheſt Du nicht zuweilen, die Leute möchten von ihm reden, und haſt doch nicht das Herz ſelbſt anzufangen? — (ſie ſchüttelt den Kopf). Vertheidigſt Du ihn nicht, wenn etwa jemand ihn tadelt?

Am. Wenn ich kann — o ja! — Unſer Pfarrer —

Obr. Laß jetzt den Pfarrer zu Hauſe. — Wenn Du den Grafen ſiehſt, wie iſt Dir zu Muthe?

Am. Recht wohl!

Ebr. Wird Dir nicht ein wenig ängſtlich beklommen, wenn er Dir zu nahe kommt?

Am. Nein! (ſich ſchnell beſinnend). Doch ja! einmal!

Ebr. Aha! jetzt kommt's!

Am. Es war auf dem Balle, als er mir auf den Fuß trat.

Ebr. Mädchen ſey nicht dumm! — Schlägſt Du die Augen nieder, wenn er vor Dir ſteht?

Am. Ich ſchlage vor Niemand die Augen nieder.

Ebr. Zupfſt Du nicht am Halstuch, oder an der Schürze, wenn er mit Dir ſpricht?

Am. Nein!

Ebr. Glühſt Du nicht im Geſicht, wenn er Dir etwas Artiges ſagt? ſo etwas Beziehendes auf Liebe und Heirath?

Am. Hat er mir dergleichen geſagt? — Ich weiß es nicht.

Obr. Hm! hm! — (nach einer Pauſe) Haſt Du auch wohl zuweilen gegähnt, wenn er mit Dir ſprach?

Am. Nein, lieber Vater! das ſchickt ſich nicht.

Obr. Aber iſt Dir das Gähnen wohl angekommen?

Am. Ach ja, lieber Vater!

Obr. So? dann iſt wenig zu hoffen! — Findeſt Du ihn ſchön?

Am. Das weiß ich nicht.

Obr. Weißt du nicht, was ſchön iſt? oder fühlſt Du nicht, was ſchön iſt?

Am. Doch! aber ich habe in dieſer Rückſicht ihn noch nie betrachtet.

Obr. Das iſt ſchlimm. — Als er geſtern Abend ankam — was empfandſt Du?

Am. Ich ärgerte mich, denn ich war eben mit unſerm Pfarrer nach dem romantiſchen kleinen Hügel ſpaziert, als mich der Bediente ſo ungelegen abrief.

Obr. Ungelegen? So? — Nur noch eine Frage! — Haſt Du nicht etwa heute ohne es zu wollen, die Haare ſorgfältiger in Locken gelegt, und ein andres Negligee gewählt?

Am. (ſich beſinnend.) Das iſt ja noch nicht ſchmutzig, lieber Vater! ich hab es ja nur geſtern und vorgeſtern getragen.

Obr. (für ſich) Da iſt wenig Troſt zu ſchöpfen! — Alſo, liebes Kind! mit dem Grafen iſt es nichts!

Am. Wenn Sie befehlen — warum nicht?

Obr. (hitzig). Höre, Malchen! wenn Du mir mit Deinem verdammten Befehlen noch einmal in die Quere kommſt, ſo — ſo bin ich im Stande es wirklich zu befehlen. — (ſanfter) Dich glücklich zu ſehn, iſt mein Wunſch; und glücklich macht kein Befehl. — Die Ehe, mein Kind! iſt ein widrigklingendes Duett, wenn die Töne nicht zuſammen ſtimmen; darum hat jener groſſe Komponiſt die reine Harmonie der Liebe in unſer Herz gepflanzt. — Weißt Du was, Malchen! ich will den Paſtor zu Dir ſchicken.

Am. (freundlich). Den Paſtor?

Obr. Er ſoll Dir die Pflichten des Eheſtandes erklären; das kann der Paſtor beſſer, als der Vater. Dann prüfe, Dich; und wenn Du glaubſt, daß der Graf der Mann iſt, gegen den Du dieſe Pflichten erfüllen könnteſt — je nun in Gottes Namen! — Bis dahin nichts mehr davon! — (ruft). Heinrich! — (Bed. kommt). Geh zum Herrn Paſtor, und bitt ihn auf eine Viertelſtunde herüber zu kommen, wenn es ſeine Geſchäfte erlauben. — (Bed. will gehn).

Am. Ich laß ihm einen guten Morgen wünſchen.

Obr. (ſieht nach der Uhr). Der Herr Kammerjunker braucht auch verteufelt viel

Zeit ſich anzukleiden — Haſt Du ſchon getrunken, Malchen! Schenke Dir ein!

Am. (ſetzt ſich hinter den Theetiſch und frühſtückt.)

Obr. Was haben wir für Wetter? Haſt Du den Kopf ſchon zum Fenſter hinausgeſteckt?

Am. O, ich war ſchon um 5 Uhr im Garten! Es iſt ein recht ſchöner Morgen.

Obr. Da könnte man noch ein Stündlein auf die Jagd gehn. Ich weiß ohnehin mit dem Menſchen nichts anzufangen. Er macht mir ſchreckliche Langeweile. — Ah! unſer Gaſt!

Fünfte Scene.

Vorige. Graf von der Mulde.

Gr. Ah, bon jour! mon Colonel! — Gnädiges Fräulein! ich küſſe Ihnen die Hand.

Am. (macht eine ſtumme Verbeugung.)

Obr. Guten Morgen, guten Morgen! Ei, Herr Graf! es iſt ſchon hoch am

Tage. Auf dem Lande muß man früh aufſtehn.

Gr. Pardonnez, mon Colonel! Ich bin mich aufgeſtanden, gleich nach 6 Uhr geſchlagen; aber mein homme de chambre hat eine betiſe gemacht, die mich zur Verzweiflung bringt, ein Verluſt, der pour le moment gar nicht zu erſetzen iſt.

Obr. Ei, ei! das bedaure ich!

Am. (präſentirt ihm Thee).

Gr. (indem er ihn annimmt). Unterthänigeer Sclav! iſt es Hebe ſelbſt, oder iſt Venus à la place von Hebe getreten?

Am. (verneigt ſich lächelnd).

Obr. (etwas ärgerlich). Weder Venus noch Hebe, ſondern Malchen Wildenhain, mit Ihrer Erlaubniß. — Aber darf man Ihren Verluſt wiſſen?

Gr. O mein Gott! helfen Sie mich dieſe triſte Erinnerung verbannen. Ich bin da in ein Labyrinth von Verlegenheiten enveloppirt worden, ich glaube, ich werde ſogar deshalb einen Brief ſchreiben müſſen.

Obr. Nun, das Unglück iſt ſogar groß nicht!

Gr. (indem er den Thee ſchlürft) Ein wahrer Nektar, gnädiges Fräulein! doch wie anders aus Ihren ſchönen Händen?

Obr. Man hat mir dieſen Nektar für Congo-Thee verkauft.

Am. Sie haben uns noch immer nicht geſagt, Herr Graf! was Sie verloren haben?

Obr. (bey Seite). Den Verſtand.

Gr. Sie befehlen — Ihr Sclav gehorcht. Sie reiſſen Wunden wieder auf, die Ihr Anblick kaum geheilt hat. Mein homme de Chambre, der Vaut rien, o der Menſch iſt ein mauvais Sujet — Als er vorgeſtern Abend einpackte, ſo ſagt ich zu ihm: Henri! ſagt ich zu ihm, dort auf dem Fenſter ſteht der kleine Pot mit Pommade — verſiehn Sie, gnädiges Fräulein! ich ſagte es ihm ausdrücklich: vergiß ihn nicht! pack' ihn ein! ich repetirte ihm das wohl drey-, viermal. Du weißt, Henri, ſagt ich zu ihm, ich kann nicht ſeyn ohne dieſen Pot mit Pommade. Denn verſtehn Sie, gnädiges Fräulein! die Pommade wird gar nicht gemacht hier in Deutſchland; man kann ſie nicht machen; man kann ihr die Odeurs nicht geben. Ich ſage Ihnen, ſie iſt incomparable, ſie kommt tout droit aus Paris. Der Verfaſſer davon iſt Parfumeur du roi. Mehr als einmal bin ich Dejour geweſen bei Ihro Durchlaucht, der Prinzeſſin Adelaide, daß ſie mir geſagt hat: mein Gott, Comte! hat ſie mir gefragt: die ganze Antichambre iſt parfumirt, ſo oft Sie bei mich Dejour ſind. — Nun bitte ich Sie, gnädiges Fräulein! urtheilen Sie! ich bitte Sie, mon Colonel! rein vergeſſen, den ganzen Pot mit Pommade. Er iſt ſtehn geblieben auf das Fenſter, ſo wahr ich ein Cavalier bin!

Am. (lächelnd). Das iſt entſetzlich!

Obr. Wenn nur nicht die Mäuſe darüber gerathen.

Gr. Voila, mon Colonel! eine neue Raiſon, welche mich zur Verzweiflung treibt. Und ſollten Sie glauben, daß dieſer Menſch, dieſer Henri, dreyßig Jahr in unſern Dienſten iſt? dreyßig Jahr lang iſt er geweſen verſorgt von allem, was ein Menſch von ſeiner Extraction kann nöthig haben; und der Dank? was thut er, ich bitte Sie, er vergißt, ſo wahr ich ein Cavalier bin, den Pot mit Pommade, auf das Fenſter läßt er ihn ſtehn — o Ciel! — und die deutſchen Mäuſe freſſen vielleicht den delikateſten Parfum, den Frankreich jemals hat gebähren ſehn. Aber länger war es mir auch nicht möglich meinen Zorn zu moderiren — Ich gab ihm auf der Stelle ſeinen Abſchied.

Obr. (zurückprallend). Wie? einem dreyßigjährigen Diener?

Gr. O! ſeyn Sie unbeſorgt, ich habe ſchon einen andern in petto — einen excellenten Menſchen, er friſirt wie ein Gott!

Am. Und der arme Henri muß wegen dieſer Kleinigkeit —

Gr. Was ſagen Sie, gnädiges Fräulein? Bagatelle?

Am. Einen Menſchen auſſer Brod ſetzen —

Gr. Mein Gott! kann ich weniger thun? er hat mich ſo zu ſagen auſſer Pommade geſetzt.

Am. Ich bitte für ihn.

Gr. Ihre Sentiments entzücken mich, aber man muß nicht mißbrauchen von Ihrer Güte. Der Menſch hat eine quantité Kinder, welche mit der Zeit, wenn ſie zu einem Age mûr gekommen ſeyn werden, den Pinſel von Vater ſchon ernähren können.

Am. Auch Familie! O, ich bitte Sie recht ſehr, Herr Graf! behalten Sie ihn!

Gr. Sie ſind aimable! mein Fräulein! ſehr aimable! Sie befehlen, Ihr Sclav gehorcht.

horcht. Henri ſoll kommen Ihnen den Rock zu küſſen.

Obr. (reibt ſich ungeduldig die Hände, bei Seite). Nein, das iſt nichts! fort mit dem Laffen! — (laut). Wie wär's, Herr Graf! wenn wir vor dem Eſſen noch ein Stündchen auf die Jagd gingen?

Gr. (ſich ſelbſt die Fingerſpitzen küſſend) Bravo, mon Colonel! ein charmanter Einfall! ich acceptire die Parthie! — Sie ſollen ſehn, mein gnädiges Fräulein, meine elegante Jagdkleidung — Sie werden ſie vom letzten Geſchmack finden. Ich habe ſie expres zu dieſer Tour verfertigen laſſen. Und mein Gewehr, Monſieur le Colonel! der Schafft iſt mit Perlemutter ausgelegt — man kann nicht finden eine Arbeit von einem beſſern gout; ſogar mein Wappen iſt darauf angebracht.

Obr. (trocken). Können Sie auch ſchieſſen?

Gr. Ich bin nur einigemal in meinem Leben von einer Jagdparthie geweſen, aber par hazard habe ich nichts attrapirt.

Obr. Ich habe da ein altes unſcheinbares Gewehr; aber meinen Vogel hol ich damit aus der Luft. — (Bediente kommt).

Bed. Der Herr Pfarrer bittet um Erlaubniß —

Obr. Nun, geſchwind, Herr Graf! werfen Sie ſich in Ihre elegante Jagdkleidung, ich werde ſogleich kommen Sie abzuholen.

Gr. Ich fliege. Mein ſchönes Fräulein! es iſt ein Sacrifice, was ich Ihrem Herrn Vater mache, daß ich mich auf einige Stunden von ſeiner aimablen Tochter trenne. (ab).

Obr. Höre, Malchen! kaum wird's nöthig ſeyn, daß ich mit dem Paſtor ſpreche, und daß der Paſtor mit Dir ſpricht. Doch, weil er einmal da iſt, ſo laß uns allein. Ich habe auch ſonſt noch mit ihm zu reden.

Am. (im Abgehn). Lieber Vater! ich glaube, ich werde den Grafen nie lieben.

Obr. Nach Deinem Gefallen.

Am. (dem Paſtor in der Thüre begegnend, ſehr freundlich.) Guten Morgen, guten Morgen, lieber Herr Paſtor! (ab).

Sechſte Scene.

Obriſt, der Pfarrer.

Pf. Auf Ihren Befehl, Herr Obriſt —

Obr. Ohne Umſtände. Verzeihen Sie, wenn meine Botſchaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drey Worten ſagen, wovon die Rede iſt. — Man hat mir geſtern Abend eine erbärmliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen zugeſchickt, die vor ohngefehr zwanzig Jahren die Preſſe verlaſſen. Ich ſelbſt beſitze ein recht niedliches deutſches Original, wovon ich ohne Ruhm zu melden der Verfaſſer bin, und da

ver=

verlangt man, ich ſoll meinen Namen ausſtreichen, und es mit jener ſchalen Ueberſetzung zuſammen binden laſſen. Nun wollt ich Sie, Herr Paſtor, als Corrector meines Buchs einmal fragen, was Sie dazu meinen?

Pf. Wirklich, Herr Obriſt, die Allegorie verſteh ich nicht.

Obr. Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt hätte! alſo, kurz und gut, Herr Paſtor, der junge Graf von der Mulde iſt hier, und will meine Tochter heirathen.

Pf. (erſchrickt, faßt ſich aber gleich wieder.) Wirklich?

Obr. Der Menſch iſt Kammerjunker, und auf Gottes Erdboden weiter nichts. — Er iſt — er iſt — kurz, er gefällt mir nicht.

Pf. (ein wenig haſtig). Und Fräulein Malchen?

Obr. (ihr nachſpottend). Wie Sie befehlen — wenn Sie befehlen — was Sie befehlen. — Nun, nun Herr Paſtor! ich denke, Sie trauen mir ſo viel Verſtand zu, daß ich hier nichts befehle. — Aber wäre des Menſchen Hirnkaſten nur nicht ſo ganz leer, und ſäße nur ſein Herz auf der rechten Stelle, ſo ſähe ich es freilich gern; denn ſein Vater iſt mein alter Freund, und die Parthie übrigens ſehr vortheilhaft. —

Pf. Uebrigens? Herr Obriſt, was bleibt denn noch an einem Manne übrig, deſſen Kopf und Herz nichts taugen?

Obr. Nun, ich meine nur ſo; Stand Anſehen — Herr Paſtor! ich will Ihnen meine Gedanken über dieſen Punct auskramen. Wenn Malchen einen andern liebte, ſo würde ich kein Wort drum verlieren.

Ich würde auch nicht fragen, wie heißt der Mann? ſondern (aufs Herz deutend) wie iſt's hier mit dem Manne beſchaffen? Antwort: Gut! Nun dann, in Gottes Namen! Da habt ihr meinen Seegen. — Aber Malchen iſt in keinen Menſchen verliebt, und das verändert den Geſichtspunct.

Pf. Wird auch nie lieben?

Obr. Freilich, das iſt wieder eine andre Frage. Nun, ich will ja auch nicht — ich beſtehe ja auch nicht darauf — ich möchte nur thun, was an mir liegt, damit der alte Graf von der Mulde nicht bös wird, wenn ich den Wechſel nicht honorire, den er da auf meine Tochter traſſirt hat, denn ich habe doch manche freundſchaftliche Valuta von ihm empfangen — Deshalb wünſcht ich, Herr Paſtor, Sie gingen zu dem Mädchen, und machten ſo ein kleines

Präambulum, und erklärten ihr rund und deutlich die Pflichten einer Ehegattin — einer Mutter; und wenn ſie das alles wohl begriffen; dann frägt man, ob ſie Luſt hat, dieſe Pflichten an der Seite des Herrn Kammerjunkers auszuüben. — Sagt ſie nein! dann Baſta! kein Wort weiter. — Was meynen Sie dazu?

Pf. Ich — mir iſt zwar — ich ſtehe zu Befehl — ich will mit dem Fräulein reden.

Obr. Ja, ja, thun Sie das — (tief Athem holend). Ach! der Stein wäre abgewälzt; aber da liegt mir noch ein andrer auf der Bruſt, dito ſchwerer. Sie verſtehn mich. — Wie iſt's Herr Paſtor, noch keine Erkundigung eingezogen?

Pf. Nach meinen Kräften, — aber bis jetzt umſonſt.

Obr. Glauben Sie mir, das läßt mich manche Nacht nicht ſchlafen. Man macht zuweilen ſo einen dummen Streich in der Jugend, und gäbe dann im Alter oft gern ſein ganzes Vermögen darum, das böſe, lockre Stückchen wieder wegzuwiſchen; denn ein Menſch, der nicht ſo recht frei und ohne Scheu ſeinen Kopf umdrehen darf, um in ſein vergangnes Leben zurückzublicken, o der bleibt doch immer ein elender Menſch! zumal da der Rückblick mit dem Blicke vorwärts ſo genau zuſammenhängt. Sieht es hinten trübe aus, ſo ſieht auch vorne ein Gewitter. — Nun, nun, wir wollen das Beſte hoffen. — Leben Sie wohl, Herr Paſtor! ich gehe ein wenig auf die Jagd. Verſuchen Sie indeſſen Ihr Heil, und dieſen Mittag ſpeiſen Sie bey mir. (ab.)

Pf. (allein). Welch ein Auftrag! — mir? — (ſich ſchüchtern umſehend) wenn ſie mir nur nicht gerade in den Wurf kömmt! Ich muß mich erſt ſammeln, mich vorbereiten — jetzt gleich iſt es mir unmöglich! — ein Spaziergang auf die Felder, und ein herzliches Gebet zu Gott! — Dann will ich wieder kommen; aber ach! nur der Prediger allein darf wieder kommen, den Menſchen muß ich zu Hauſe laſſen. — (ab.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

(Eine Gegend im freien Felde)

Fritz. (allein.)

(Einige kleine Geldſtücke auf der flachen Hand haltend). Umkehren mit dieſen wenigen Groſchen? Umkehren, um meine Mutter ſterben zu ſehn? Nein, lieber ins Waſſer ſpringen — Lieber laufen bis in die neue Welt. — Ach, an meinen Füßen hängt Blei; ich kann nicht vorwärts, ich kann nicht rückwärts. — Der Anblick jenes Strohdaches, unter welchem meine Mutter leidet — Warum muß ich immer dahin ſehn? Sind nicht blühende Felder und lachende Fluren rings um mich her? Warum immer mein Blick ſo gewaltſam hingezogen auf jene Hütte, die alle meine Freuden und Leiden deckt? — (aufs Geld ſehend, bitter)

Iſt das eure Wohlthat, ihr Menſchen! — Dieſen Groſchen gab mir ein Reuter auf einem ſtolzen Gaule, mit einem Bedienten hinter ſich, deſſen Livree von Silber ſtrotzte. — Dieſen Groſchen gab mir eine empfindſame reiſende Dame, welche aus ihrem Wagen geſtiegen war, um die ſchöne Gegend zu begaffen, zu beſchreiben, und es hernach drucken zu laſſen. „Jene Hütte —" ſagte ich zu ihr, und meine Thränen lieſſen mich nicht weiter reden — „ſie iſt recht maleriſch," verſetzte ſie, und hüpfte in den Wagen. — Dieſen Groſchen gab mir ein dicker Pfaff in einer Wolkenperücke, und ſchalt mich dabei einen Faullenzer, einen Tagedieb, und raubte ſo ſeiner Wohlthat ihren ganzen Werth. (gerührt) Dieſen Dreyer gab mir ein Bettler ungefordert. Er theilte ſeinen Sechſer mit mir, und wünſchte mir dabei Gottes Segen. — O, dieſer Dreyer wird an jenem groſſen Tage viel gelten! Wahrlich! jener Richter wird ihn hoch einwechſeln! — (Pauſe, dann wieder aufs

Geld ſehend). Was ſoll ich dafür kaufen? Damit kann ich die Nägel nicht bezahlen, um meiner Mutter Sarg zuzunageln — Kaum genug zu einem Strick, mich daran zu hängen. — (in die Ferne blickend) Da winken mir die ſtolzen Thürme der fürſtlichen Reſidenz. Soll ich dorthin und Barmherzigkeit ſuchen? — o, in Städten wohnt ſie nicht! Die Hütte des Armen iſt ihr Pallaſt, das Herz des Armen ihr Tempel. — Wenn doch ein Werber hier vorbeizöge, für ein Handgeld von 5 Rthlr. ſollt er den rüſtigen Burſchen haben. — Fünf Rthlr.! — o welch eine Summe! — ſie ſteht vielleicht in dieſem Augenblicke auf mancher Karte! — (wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn) Vater! Vater! über dich dieſer Angſtſchweiß! über dich die Verzweiflung eines Menſchen, und alles, was daraus entſtehen kann und mag; und mögeſt du einſt dort nicht ſo nach Vergebung ſchmachten, wie hier meine arme Mutter nach einem Trunke Wein. — (Jagdgetöſe in der

Ferne. — Es fällt ein Schuß — man hört Halloh! Halloh! rufen; einige Hunde laufen über die Bühne — Fritz ſieht ſich um) Jäger — Edelleute vermuthlich — Ja, ja! — Nun noch einmal gebettelt, gebettelt für meine Mutter! — Gott! Gott! laß mich weiche Herzen treffen!

Zweyte Scene.

Fritz. Obriſt. Graf.

Obr. (einen Augenblick auf den Grafen wartend, der ihm nachkeucht). Raſch, raſch, Herr Graf! — Ei, ei! das war gewaltig gepudelt! Dort laufen die Hunde, aber ſie haben die Spur verloren, ſie ſchlagen nicht mehr an.

Gr. (außer Athem) Tant mieux, tant mieux! mon Colonel! So kann man hier ein wenig Athem nehmen. (ſtützt ſich auf ſein Gewehr).

Obr. (hält ſich im Hintergrunde und lauſcht nach ſeinen Hunden.)

Fritz. (ſich beſcheiden dem Grafen nähernd) Gnädger Herr! ich bitte um ein Allmoſen!

Gr. (ihn mit ſeinen Blicken meſſend) Wie, mon ami? Du biſt verzweifelt impertinent. Du haſt Knochen, wie ein Hercule, und Schultern wie der Kretenſer Milon, ich wette, Du wäreſt im Stande einen Ochſen wegzutragen.

Fritz. Wenn Ew. Gnaden mir erlauben wollen einen Verſuch zu machen.

Graf. Unſre Polizei iſt nicht wachſam genung auf Müßiggänger und Tagdiebe.

Fritz. (mit einem bedeutenden Blick) So kommt es mir auch vor. (wendet ſich zum Obriſten, der eben vortritt) Gnädger Herr! erbarmen Sie ſich eines unglücklichen Sohnes, der für ſeine kranke Mutter bettelt.

Obr. (in die Taſche greifend, und ihm eine Kleinigkeit hinreichend) Es wäre beſſer, mein Sohn, ihr arbeitetet für eure kranke Mutter.

Fritz. Gern, gern! nur heut iſt die Noth zu dringend. Verzeihn Sie mir, gnädger

Herr! was Sie mir da geben, iſt nicht genug.

Obr. (verwundert und halblächelnd) Iſt nicht genug?

Fritz. Bei Gott! es iſt nicht genug.

Obr. Sonderbar! ich will aber nicht mehr geben.

Fritz. Wenn Sie ein menſchenfreundliches Herz haben, ſo geben Sie mir einen Gulden.

Obr. Zum Erſtenmal in meinem Leben, ſchreibt mir ein Bettler vor, wie viel ich ihm geben ſoll.

Fritz. Einen Gulden, gnädger Herr! Sie retten damit einen Menſchen von der Verzweiflung.

Obr. Mein Freund, du biſt wahnſinnig. Kommen Sie, Graf!

Gr. Allons, mon Colonel!

Fritz. Um Gottes willen, meine Herrn, einen Gulden! um zween Menſchen das Leben zu retten! — (da er ſieht, daß ſie ſich entfernen, kniet er nieder) Einen Gulden, meine gnädige Herrn! Sie werden nie wieder die Seligkeit eines Menſchen ſo wohlfeil erkaufen! — (ſie entfernen ſich weiter. Fritz ſpringt wütend mit gezogenem Seitengewehr auf den Obriſten zu, den er an der Bruſt faßt) Die Börſe, oder das Leben!

Obr. (erſchrocken) Wie? was? He! Hülfe! Hülfe! — (einige Jäger ſtürzen herbei und entwaffnen Fritz. Der Graf iſt indeß davon gelaufen.) Straßenräuber!

Fritz. Gott! was hab ich gethan!

Obr. Führt ihn [illegible]! gebt wohl Acht auf ihn! Sperrt ihn in den Thurm, ich komme gleich ſelbſt nach.

Fritz. (kniend) Nur eine Bitte, gnädger Herr! ich habe das Leben verwürkt, thun Sie mit mir, was Sie wollen, nur Hülfe! Hülfe für meine arme Mutter! ſie ſchmachtet dort in jener Hütte — Senden Sie hin, ob ich gelogen habe. Für meine Mutter zog ich meinen Säbel, für ſie werd ich mein Blut vergießen.

Obr. Führt ihn weg in den Thurm, hört ihr? bei Waſſer und Brod!

Fritz. (indem er von den Jägern begleitet abgeht) Verflucht ſey mein Vater, daß er mir das Leben gab. (ab)

Obr. (dem dritten Jäger rufend) Franz! — lauf hinüber ins Dorf — im erſten, oder zweiten, oder dritten Hauſe — du wirſt es ja wohl finden — da ſoll eine kranke Frau liegen. Iſt es ſo, ſo gieb ihr dieſen Beutel!

Jäger. Ganz wohl! (ab)

Obr. Eine ſonderbare Begebenheit, bei meiner armen Seele! der junge Menſch trug etwas Edles in ſeinen Blicken — und wenn es wahr iſt, daß er für ſeine Mutter bettelte, für ſeine Mutter zum Straßenräuber wurde — — Nun, nun, das wollen wir näher unterſuchen, das giebt Stoff zu einer Meißneriſchen Skizze. (ab)

Dritte Scene.

(Zimmer im Schloß).

Amalie.

Warum bin ich denn nun ſo verdrüßlich? Wer hat mir etwas gethan? In dieſes Zimmer wollt ich ja nicht gehn — In den Garten wollt ich gehn — (will fort, kehrt aber ſogleich um) Nein, das will ich auch nicht — Doch ja! ich will ſehn, ob meine Aurikeln noch blühn, und ob der Apfelkern aufgegangen iſt, den neulich unſer Pfarrer ſteckte. — O! der iſt gewiß aufgegangen! — (abermals umkehrend) Aber wenn Jemand kommt, und mich ſprechen will, ſo bin ich nicht da, und man muß mich erſt lange ſuchen, und rufen und holen — Nein, beſſer ich bleibe hier. — Aber die Zeit wird mir lang. (zerrupft einen Blumenſtrauß) Horch! die Hausthüre geht auf — Nein — es war nur der Wind. — Ich muß doch ſehen, was meine Kanarienvögel machen. — Aber wenn nun Jemand kömmt, und mich nicht im Beſuchzimmer findet? Wer kann denn kommen? — Warum fährt mir's auf einmal ſo heiß über die Wange? — (Pauſe, ſie fängt an zu weinen) Was fehlt mir denn? (ſchluchzend) Warum weine ich denn?

Vierte Scene.

Amalie, Pfarrer.

Am. (ganz freundlich, indem ſie ſich eine Thräne wegwiſcht) Ach, guten Morgen, lieber Herr Ehrmann — Herr Paſtor, wollte ich ſagen. Vergeben Sie, ich bin noch immer gewohnt Sie ſo ſchlechtweg Herr Ehrmann zu nennen.

Pf. Bleiben Sie immer dabei, liebes Fräulein! ich höre das aus Ihrem Munde ſo gern.

Am. Gewiß?

Pf. Gewiß! — Aber kömmt es mir

nur ſo vor, oder haben Sie wirklich geweint?

Am. Ah! nur ein wenig, nur ein Paar Thränen.

Pf. Alſo doch immer Thränen. Darf ich forſchen, welchem Gegenſtande ſie floſſen?

Am. Ich weiß es nicht.

Pf. Vielleicht dem Andenken Ihrer Frau Mutter?

Am. Ich könnte ja ſagen — Aber —

Pf. Alſo ein kleines Frauenzimmergeheimniß? — Ich werde nicht unbeſcheiden ſeyn. — Verzeihen Sie, Fräulein! daß ich zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde hier erſcheine — Es geſchieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters.

Am. Sie ſind mir in jeder Stunde willkommen.

Pf. Wirklich? Bin ich das? o Amalie!

Am. Mein Vater ſpricht: Der dir Geiſt und Herz bildet, iſt mehr dein Wohlthäter, als der das nackte Leben dir gab. Mein Vater ſpricht das, (niederknieend) und mein Herz ſpricht das auch.

Pf. Wie ſüß lohnt dieſer Augenblick mir meine achtjährigen Bemühungen!

Am. Ich war ein wildes Mädchen — Ich habe Ihnen wohl oft den Kopf recht warm gemacht — Es iſt billig, daß ich Sie recht lieb dafür habe.

Pf. (in ſich) O Gott — (laut und ſtotternd) Ich — ich — komme von Ihrem Herrn Vater — mit einem Auftrage — Wollen wir uns ſetzen?

Am. (holt ihm geſchwind einen Stuhl) Setzen Sie ſich — Ich ſtehe lieber.

Pf. (ſchiebt den Stuhl zurück) Der Graf von der Malde iſt hier angekommen —

Am. Ja.

Pf. Wiſſen Sie auch in welcher Abſicht?

Am. Er will mich heirathen.

Pf. Er will — (etwas haſtig) Aber glauben Sie mir, Fräulein! Ihr Herr Vater wird Sie nicht zwingen — Nein, zwingen wird er Sie nicht.

Am. Das weiß ich! —

Pf. Aber er wünſchte — wenn er nur erſt Ihrer Neigung gewiß wäre — Ich ſoll Ihre Neigung erforſchen.

Am. Zu dem Grafen?

Pf. Ja — nein — zum Eheſtande überhaupt.

Am. Was ich nicht kenne iſt mir gleichgültig; ich kenne den Eheſtand nicht.

Pf. Eben darum bin ich hier, mein Fräulein! eben das iſt der Auftrag Ihres Herrn Vaters — Ich ſoll Ihnen die angenehme und unangenehme Seite dieſes Standes ſehen laſſen.

Am. Zuerſt die unangenehme, lieber Herr Ehrmann! ich verſpare das Beſte gern bis zuletzt.

Pf. Die unangenehme? — O, mein Fräulein! wenn zwei liebende gleichgeſinnte Herzen ſich treffen, ſo hat der Eheſtand keine unangenehme Seite. Da wandeln ein Paar gute Menſchen Hand in Hand. Wo ſie auf ihrem Wege Dornen verſtreut finden, die räumen ſie fleißig und frölich hinweg; wo ſie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächern hindurch; wo ein Felſen zu erklettern iſt, da reicht der Stärkere dem Schwächern die Hand. Geduld und Liebe ſind ihre Gefährten. Was dem Einzelnen unmöglich ſeyn würde, iſt den Vereinigten ein Scherz; und wenn ſie dann oben ſtehn am Ziele, dann trocknet der Schwächere dem Stärkern den Schweiß von der Stirne. Freude und Schmerz kehren immer zugleich bei ihnen ein; nie beherbergt der eine den Kummer, wenn die Freude der Gaſt des andern iſt. Ein Lächeln auf beider Wangen, oder Thränen in beider Augen. Aber ihre Freude iſt lebhafter, als die Freude des Einzelnen;

zelnen; ihr Kummer iſt milder als der Kummer des Einzelnen; denn Mittheilung erhöhet die Freude und mildert den Schmerz. So iſt ihr Leben ein ſchöner Sommertag: auch dann noch ſchön, wenn ein Gewitter vorüberzog; denn das Gewitter erquickte die Natur, und gab neuen Sinn für die unbewölkte Sonne. So ſtehn ſie Arm in Arm am Abend ihrer Tage, unter den Blumen, die ſie ſelbſt pflanzten und erzogen, wartend der hereinbrechenden Nacht. Dann — ja — dann freilich, dann legt ſich einer zuerſt ſchlafen; und der iſt der Glückliche, der andre geht herum und weint, daß er noch nicht ſchlafen kann — und das iſt die einzige unangenehme Seite des Eheſtandes.

Am. Ich will heirathen.

Pf. Recht, mein Fräulein! dies Bild iſt reizend; aber vergeſſen Sie nicht, daß es Kopie eines Gemäldes iſt, zu welchem zwei Liebende ſaßen; wenn Konvenienz und äußere Verhältniſſe, Leichtſinn und Launen das Band der Ehe knüpften, ſo dann hat der Eheſtand keine angenehme Seite. Wo der freie Mann, das freie Mädchen, munter und leicht einherſchreiten, da ſchleppt dann der Züchtling ſeine Ketten hinter ſich her. Ueberdruß lagert ſich auf beider Stirne. Bilder verſcherzter Glückſeligkeit, von der Einbildungskraft um ſo lebhafter ausgemalt, je unmöglicher es wird, ſie zu erreichen. Herrliche, reizende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne dieſe Ehe nie realiſirt worden wären, deren Wirklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht angeſchmiedet durch unzerreißliche Feſſeln. So leiden wir, wo wir ſonſt geduldet haben würden; ſo gewöhnen wir uns den überläſtigen Gefährten unſers Lebens, als die Urſache alles Uebels zu betrachten, welches uns begegnet; ſo miſcht ſich Bitterkeit in unſre Geſpräche, und Kälte in unſre Liebkoſungen; ſo ſind wir gegen Niemand empfindlicher, werden von Niemand leichter beleidigt, als von dem Gatten; und was an einem Fremden uns Freude machen würde, läßt an ihm uns gleichgültig. So ſchleichen ſie mit abgewandten Geſichtern und niederhängenden Köpfen mit einander durchs Leben, bis endlich einer von beiden ſich ſchlafen legt; dann hebt der andere den Kopf freudig empor, und athmet mit groſſen Zügen: Freiheit! Freiheit! — Und das iſt dann die einzige angenehme Seite des Eheſtandes.

Am. Ich will nicht heirathen.

Pf. Das heißt doch nur mit andern Worten: Ich will nicht lieben.

Am. Doch — ja — ich will heirathen — Denn ich will lieben — denn ich liebe.

Pf. (äußerſt betreten) Wirklich? Alſo den Grafen von der Mulde?

Am. O weg! weg mit dem Narren! (ihm mit herzlicher Vertraulichkeit beide Hände hinhaltend) Ich liebe Sie.

Pf. Fräulein! um Gottes willen!

Am. Sie will ich heirathen.

Pf. Mich?

Am. Sie, lieber Herr Ehrmann!

Pf. Amalie, Sie vergeſſen —

Am. Was vergeß ich?

Pf. Sie ſind von Adel.

Am. Was thut das?

Pf. Ach Gott, nein! das geht nicht.

Am. Wenn ſie mir nur gut ſind.

Pf. Ich liebe Sie wie mein Leben.

Am. Nun, ſo heirathen Sie mich.

Pf. Amalie! ſchonen Sie meiner, ich bin ein Diener der Religion — ſie giebt mir viele Kräfte, aber ich bleibe ein Menſch.

Am. Sie ſelbſt haben mir ja den Eheſtand ſo reizend geſchildert. Ich bin alſo nicht das Mädchen, mit dem Sie Hand in

Hand geben, mit dem Sie Ihre Freuden, Ihre Schmerzen theilen möchten?

Pf. Dürft ich wählen, Amalie, keine andre als Sie! und lebten wir in den goldnen Zeiten der Gleichheit aller Stände, von welchen die Dichter träumen, keine andre als dich! Aber nun — ſo wie die Welt einmal iſt — wir werden nichts daran ändern. — Sie müſſen einen Edelmann heirathen. Fräulein von Wildenhain ward für einen Herrn von gebohren. Ob der Paſtor Ehrmann Sie glücklich gemacht haben würde oder nicht? darnach wird nicht gefragt — O Gott! ich ſpreche ſchon zu viel!

Am. So? darnach fragt man nicht? Aber ich frage darnach. Haben Sie mir nicht oft geſagt, nur das Herz adelt? — (ſie legt ihm die Hand auf das Herz) O wahrlich! ich werde einen Edelmann heirathen!

Pf. Mein Fräulein! ich bitte Sie, rufen Sie Ihre Vernunft zu Hülfe! Es giebt hundert Gründe gegen eine ſolche Verbindung, — aber — in dieſen Augenblicken — Gott weiß! es fällt mir keiner bei.

Am. Weil es keine giebt.

Pf. Doch! doch! — Aber mein Herz iſt ſo voll — mein Herz ſpricht mit — und das ſoll, das muß es nicht. — Denken Sie ſich nur das Naſerümpfen Ihrer Verwandten, wie ſie ſich Ihnen entziehen, ſich des neuen Vetters ſchämen, an feierlichen Tagen, wo die ganze Familie zuſammen gebeten wird, nur Sie nicht mitbitten, von Ihnen mit Achſelzucken ſprechen, ſich Ihre Geſchichte ins Ohr flüſtern, ihren Kindern verbieten, mit Ihren Kindern zu ſpielen, oder ſich Du zu nennen; ihre Wappen auf Livreen ſticken, auf Kareſſen malen laſſen, indeſſen Sie in einem einfachen graulackirten Wagen demüthig zur Kirche fahren;

ſich am dritten Orte Ihrer kaum erinnern, und wenn ſie ſich herablaſſen ein Paar Worte mit Ihnen zu ſprechen, Sie ja nicht „Frau Muhme," ſondern mit verzogenem Munde „Frau Paſtorin" nennen —

Am. Hahaha! klingt denn das ſo übel?

Pf. Sie lachen?

Am. Ja, lieber Herr Ehrmann! verzeihen Sie mir, Sie waren ſieben Jahre mein Hofmeiſter, aber nie haben Sie mir irgend eine Ihrer Lehren mit ſo ſeichten Gründen bewieſen, als heute.

Pf. Das thut mir leid — wirklich, das thut mir ſehr leid, denn —

Am. Mich freut es ungemein, denn —

Pf. (äußerſt verlegen) Denn —

Am. Denn — denn Sie müſſen mich heirathen.

Pf. Nimmermehr!

Am. Sie kennen mich ja ſo gut — Sie wiſſen, daß ich kein böſes Geſchöpf bin, und in Ihrem Umgange immer beſſer und beſſer werde. Ich will mir recht viel Mühe geben, Sie glücklich zu machen — oder nein! ich werde das thun ohne mir Mühe darum zu geben; wir werden vergnügt, recht ſehr vergnügt mit einander leben, bis endlich eins von uns ſich ſchlafen legt, und da wird denn der Uebrigbleibende freilich weinen; aber das iſt noch lange — lange hin! Topp! ſchlagen Sie ein; oder ſind Sie mir nicht gut?

Pf. O, es iſt ſchön, ein ehrlicher Mann zu ſeyn; aber es iſt auch verzweifelt ſchwer. Fräulein! wenn Sie wüßten, wie Sie mich martern — Nein — ich kann nicht! ich kann nicht! ich würde zermalmt in den Boden ſinken, wenn ich Ihrem Vater dieſen Antrag thun ſollte.

Am. Ei, das will ich ſelbſt thun!

Pf. Um Gottes willen nicht! Seiner Güte dank ich meinen jetzigen Wohlſtand, ſeiner Freundſchaft die ſchönſten Stunden meines Lebens — und ich Undankbarer könnte ihm ſeine Tochter verführen, ſein einziges Kind — o Gott! Gott, du ſiehſt, daß ich es redlich meine, unterſtütze mich in dieſem Kampfe —

Am. Mein Vater wünſcht, ich ſoll heirathen — mein Vater wünſcht, mich glücklich zu ſehn; nun gut! ich will heirathen, ich will glücklich ſeyn — doch nur mit Ihnen. Das will ich meinem Vater ſagen; und wiſſen Sie, was er antworten wird? Im erſten Augenblick wird er vielleicht ſtutzen und ſprechen: Mädchen, biſt du toll? Aber dann wird er ſich beſinnen und lächelnd hinzuſetzen: Nun, nun, in Gottes Namen! Und dann werd ich ihm die Hand küſſen, zur Thüre hinaushüpfen, an Ihren Hals fliegen. Die Leute werden erfahren, daß ich Braut bin; die Bauern und Bäuerinnen aus dem ganzen Dorfe werden kommen, mir Glück zu wünſchen — werden Gottes Segen auf uns herabbeten — und gewiß, Gott wird uns ſegnen! gewiß! gewiß! Ah, wenn doch der Vater ſchon zurück käme! Hab ich doch nicht gewußt, was mir auf dem Herzen lag, nun weiß ich es; es iſt herunter! (ſeine Hand ergreifend).

Pf. (ſeine Hand losreißend) Fräulein! Sie bringen mich um den Verſtand, und um mehr als das, um meine Herzensruhe. (ſie greift nach ſeiner Hand).

Am. Nicht doch! nicht doch! — O pfui! da kommt Jemand die Treppe herauf; ich habe Ihnen noch allerlei zu ſagen.

Fünfte Scene.

Vorige. **Tafeldecker,** (ein altes Inventarium des Guts).

Am. (verdrießlich) Ach! iſt Er's!

Tafeld. Ohne Ruhm zu melden, Chriſtian Lebrecht Goldmann hat ſeinen Weg hieher genommen, ſobald die frohe Nachricht ihm zu Ohren gekommen. —

Am. (verlegen). Welche Nachricht?

Pf. (beſtürzt). Er hat uns behorcht.

Tafeld. Ein alter treuer Diener, mein gnädges Fräulein, welcher Dero gnädige Frau Mutter oft auf ſeinen Händen getragen, und hernachmals von ihren Händen, ohne Ruhm zu melden, manche Ohrfeige empfangen, hat an dieſem frohen Tage ſeinen unterthänigen Glückwunſch beſingen wollen und ſollen. Drum ſinge, o Muſe! ertöne o Leyer!

Am. Ach mein guter Chriſtian! ich habe jetzt nicht Luſt, mir etwas vorleyern zu laſſen

ſen — und was will Er denn gerade heute?

Tafeld. Ach, mein gnädiges, huldſeliges Fräulein! heute kann ich unmöglich ſchweigen; es müſſen erſchallen Trompeten, Pauken und Geigen, meine Verſe müſſen fließen, wie das Waſſer über die Wieſen. Noch iſt kein Geburts- oder Namenstag, und Hochzeitfeſt, oder Kindtaufſchmaus in der Hochfreiherrlichen Familie gefeiert werden, den meine jederzeit dienſtfertige und gehorſame Muſe nicht beſungen. In einer Zeit von 36 Jahren, ſind 397 Glückwünſche aus meiner Feder gefloſſen. Heute erſchallet der Dreihundert acht und neunzigſte; wer weiß, wie bald ein chriſtliches Eheverlöbniß mir Gelegenheit giebt, den Dreihundert neun und neunzigſten losbrechen zu laſſen, und dann — he, he, he, ein Jahr nachher den Vierhundertſten.

Am. Heute iſt Freitag, das iſt die einzige Merkwürdigkeit, deren ich mich entſinne.

Tafeld. Freitag! ja wohl, gnädges Fräulein! denn fürs erſte hat der Himmel unſern gnädgen Herrn von großer Gefahr befreit, und fürs zweite iſt es auch, ein Freudentag. —

Am. Von Gefahr befreit? meinen Vater? was will Er damit ſagen?

Tafeld. So eben kam der Jäger Franz nach Hauſe geeilt, und berichtete dem verſammelten Hofgeſinde ein Bubenſtück, welches die ſpätſte Nachwelt, ohne Ruhm zu melden, noch mit Schaudern leſen wird.

Am. (ängſtlich.) Geſchwind! was giebts?

Tafeld. Unſer gnädge Herr und der fremde Herr Reichsgraf hatten kaum eine halbe Stunde auf ungebahnten Wegen dem edlen Waidwerk obgelegen. —

Am. Sprech Er jetzt in Proſa.

Tafeld. Der Herr Baron hatten auch bereits einen Haaſen geſchoſſen — den ich ſelbſt die Ehre gehabt habe zu ſehen, der linke Vorderlauf war ihm zerſchmettert.

Am. (ungeduldig.) Weiter, weiter!

Tafeld. Ein zweiter Haaſe war bereits aufgejagt, und die Hunde klafften pflichtſchuldigſt hinter ihm her — wobei beſonders die Spadille ſich ſehr hervorgethan haben ſoll; als plötzlich die gnädge Herrſchaften, mitten auf dem Felde einen Soldaten antrafen, der ein Allmoſen heiſchte. Der Jäger Franz hat ſelbſt von Ferne geſehen, wie der Herr Baron aus angeſtammter Milde ein Stück Geld aus der Taſche gezogen, und ihm dargereicht. Aber der undankbare, verwegne Straßenräuber zieht plötzlich ſeinen Säbel, ſtürzt ohne Ruhm zu melden, wie ein toller Hund auf den gnädgen Herrn los, und wären unſre Jägerpurſche nicht ſchleunig herzugeſprungen, ſo hätte ich armer alter Mann ein Leichenkarmen und ein Epitaphium ausarbeiten müſſen.

Am. Mein Gott! (erſchrocken.)

Pf. Straßenräuber — am hellen lichten Tage — das iſt doch ſonderbar!

Tafeld. Ich werde eine Ballade im Bürgerſchen Geſchmack anfertigen.

Pf. Hat man den Menſchen nicht arretirt?

Tafeld. Ei freilich! der gnädge Herr haben befohlen, ihn bis auf weitere Verordnung in den alten Thurm zu ſperren. Franz ſagt, ſie werden gleich hier ſeyn. — (tritt ans Fenſter). Ich glaube wahrhaftig — die Sonne blendet mich ein wenig — dort kommen ſie ſchon. — Singe Muſe! ertöne o Leyer! (läuft hinaus) (die andern treten ans Fenſter.)

Am. Ich hab in meinem Leben noch keinen Straſenräuber geſehn. Der muß eine fürchterliche Phyſiognomie haben.

Pf. Haben Sie die Vatermörderin in Lavaters Fragmenten nicht geſehen?

Am. Pfui! eine Vatermörderin! Giebt es eine ſolche auf der Welt? Aber ſehn Sie, der junge Menſch kömmt näher; — eine intereſſante Figur — O wahrhaftig — ein edler Blick — und die Schwermuth auf ſeinem Geſichte — Nein, nein der iſt kein Straßenräuber. — Der arme Menſch dauert mich. — O Pfui! ſehn Sie, wie die Jäger ihn da in den Thurm hineinſtoßen — O, die hartherzigen Menſchen! — nun ſchließen ſie zu — nun ſitzt er da im Finſtern — wie mag dem Unglücklichen wohl da zu Muthe ſeyn?

Pf. (bei Seite.) Schwerlich ſchlimmer als mir.

Sechſte Scene.

Vorige, Obriſt.

Am. (ihm entgegen) Tauſend Glückwünſche, lieber Vater!

Obr. Ums Himmels willen, verſchone mich! der alte Chriſtian hat ſchon die ganze Treppe herauf ſeine Gratulationen in Alexandrinern vor mir hergeſtreut.

Pf. So iſt es doch wahr? In dem Munde des alten, ſchwatzhaften Tafeldeckers

ckers ſchien mir die Geſchichte unglaublich.

Am. Der junge Menſch mit dem einnehmenden Geſicht wäre wirklich ein Straſſenräuber?

Obr. Er war's! doch, faſt möcht ich glauben, er war es in dieſem Augenblicke vielleicht zum Erſten- und Letztenmal in ſeinem Leben. Herr Paſtor! es war ein ſeltſamer Vorfall! Der junge Menſch bettelte für ſeine Mutter — ich gab ihm einige Groſchen, ich hätt ihm wohl mehr geben können, aber die Haaſen liefen in meinem Kopfe herum, und das Hundegebell war mir vor den Ohren. Sie wiſſen ja wohl, wenn der Menſch ſeinen Vergnügen nachgeht, ſo hat er keinen Sinn für das Leiden ſeiner Brüder. Kurz, er wollte mehr haben – die Verzweiflung ſprach aus ſeinen Gebehrden — ich kehrte ihm den Rücken; da vergaß er ſich, und zog den Säbel. Aber ich wette mein Leben gegen Dein Kopfzeug, daß Straſſenraub nicht ſein Handwerk iſt.

Am. Gewiß nicht!

Obr. Er zitterte, als er mich bei der Bruſt packte — ein Kind hätte ihn überwältigen können. Pfui! daß ich den armen Teufel nicht entwiſchen ließ! Der Spaß kann ihm ſeinen Hals koſten, und ich hätte das Leben eines Menſchen durch einen Gulden erkaufen können. Hätten nur die Leute es nicht mit angeſehen; aber das böſe Beiſpiel — Kommen Sie in mein Kabinet, Herr Paſtor! wir müſſen ſehn, wie wir uns den jungen Menſchen mit guter Manier vom Halſe ſchaffen; denn geräth er erſt unter die Klauen meines Gerichtshalters, ſo iſt keine Erlöſung für ihn (will gehn.)

Am. Lieber Vater! ich habe mit Herrn Ehrmann recht viel geſprochen —

Obr. Haſt Du? denn heiligen Eheſtand betreffend?

Am. Ja, ich hab ihm geſagt —

Pf. (ſehr verlegen.) Meinem Auftrag zufolge —

Am. Er will mir nicht glauben —

Pf. Hab ich das gnädige Fräulein erforſcht —

Am. Und ich ſprach doch gewiß von Herzen —

Pf. (auf das Kabinet deutend) Dürft ich bitten —

Am. Aber ſeine Beſcheidenheit —

Pf. Das Reſultat unſers Geſprächs in Ihrem Kabinette —

Obr. Was zum Henker! ihr laßt ja einander nicht zum Worte kommen. Malchen! Malchen! haſt Du alle Lebensart vergeſſen?

Am. O nein, lieber Papa! aber nicht wahr? Papa läßt mich heirathen wen ich ſelbſt will?

Obr. Das verſteht ſich!

Am. Hören Sie, lieber Herr Ehrmann?

Pf. (hält plötzlich ſein Schnupftuch vor und geht ab.) Verzeihn Sie, ich bekomme Naſenbluten.

Ehr. (ihm nachrufend) Ich erwarte Sie! (will gehn).

Am. Bleiben Sie doch noch einen Augenblick, ich habe ſehr wichtige Dinge mit Ihnen zu reden.

Ehr. (lachend) Wichtige Dinge? Ich ſoll Sie wohl einen neuen Fächer kaufen. (ab).

Am. (allein) Einen Fächer? beinahe glaub ich ſelbſt, daß ich einen Fächer nöthig habe, (ſie weht ſich Luft mit dem Schnupftuche zu) nein das hilft nicht, es iſt mir ſo innerlich warm — (mit der Hand auf die Bruſt). Ach mein Gott! wie mir das Herz klopft! Ich habe

Herrn Ehrmann ſehr lieb — es iſt wahrhaftig wahr! daß er auch gerade jetzt Naſenbluten bekommen mußte! Nein, der Graf kommt mir gar nicht vor wie ein Mann. Wenn ich meinen Vater betrachte, oder den Herrn Pfarrer, da fühl ich eine Art von Ehrfurcht; aber dieſem hab ich immer Luſt auf der Naſe herumzuſpielen, wenn ich den heirathen müßte — Ei, ei, was wärte ich für närriſche Streiche mit ihm machen. (tritt ans Fenſter). Der Thurm iſt noch verſchloſſen — Hu, das muß ſchauerlich ſeyn, wenn man ſo eingeſperrt iſt! Ob der arme Menſch denn auch ordentlich zu Eſſen und zu Trinken bekömmt? — (winkend und rufend). Chriſtian! Chriſtian! komm Er doch geſchwind herauf! — der Jüngling gefällt mir, ich weiß ſelbſt nicht recht wie und warum er mir gefällt. Er hat ſein Leben gewagt für ſeine Mutter, das thut kein böſer Menſch!

Siebente Scene.

Amalie, Tafeldecker.

Am. Hör er doch, guter Chriſtian! hat Er dem Geſangenen zu eſſen gebracht?

Tafeld. Ja, mein holdſeliges Fräulein!

Am. Was hat Er ihm gebracht!

Tafeld. Schönes, ſchwarzes Brod, und helles, klares Waſſer.

Am. O pfui! ſchäm' Er ſich! den Augenblick geh' Er hinunter in die Küche, laß Er ſich vom Koch ein Stück Braten geben — hol' Er eine Flaſche Wein aus dem Keller, und trag Er es hinüber.

Tafeld. So gern ich auch den gnädigen Willen meines Fräuleins wollte erfüllen, ſo muß es doch für diesmal bei Brod und Waſſer ſein Bewenden haben; denn der gnädige Herr haben ausdrücklich befohlen —

Am. O, das hat mein Vater in der erſten Hitze gethan.

Tafeld. Was Hochderſelbe in der Hitze befiehlt, gebührt ſeinem treuen Diener mit kaltem Blute zu befolgen.

Am. Er iſt ein alberner Menſch! So alt, und noch hat Er nicht gelernt, wie man einen Unglücklichen tröſten muß. Geb Er mir den Kellerſchlüſſel, ich gehe ſelbſt.

Tafeld. Proteſtire feierlichſt, mein holdſeliges Fräulein!

Am. Geb Er her! ich befehle es Ihm.

Tafeld. (reicht den Schlüſſel). Ich werde ſogleich gehn, mich bei dem Herrn Obriſt zu exculpiren.

Am. Das mag Er thun! (ſchnell ab).

Tafeld. (nach einer Pauſe den Kopf ſchüttelnd.) Angſt und Plage alle Tage; iſt recht kläglich und beweglich. Das junge Blut, meynt es wohl gut, doch willſt du gehn ſicher und bequem, ſo folge dem Sprüchlein: Trau, ſchau, wem! (ab).

Vierter Akt.

(Gefängniß in einem alten Thurm der Burg Wildenhain).

Erſte Scene.

Fritz.

Wie doch ein Paar elende Augenblicke, das ganze Glück eines Menſchen verſchlingen können! ein Paar elende gefräßige Stunden! — Als ich dieſen Morgen aus der Herberge ging, und die Sonne heraufſtieg, und ich mein Morgenlied ſang — o wie war ich ſo heiter und glücklich! ſchwelgte in Gedanken an der Tafel der Freude, und träumte mir das erſte Wiederſehn meiner Mutter ſo ſüß! — Da wollt ich in die Straße ſchleichen, wo ſie ehemals wohnte, da wollt ich mich an den Wänden wegdrücken, daß ſie mich nicht aus dem Fenſter erblicken möchte;

da wollt ich an der Hausthüre leiſe leiſe die Klingel ziehn, dann ſah ich im Geiſte, wie ſie ihr Nähzeug bei Seite legte, und aufſtand und herabkam — und wie ich nun ihren Gang auf der Treppe hörte, wie mir das Herz pochte, wie ſie mir die Thüre öffnete, und ich in ihre Arme ſtürzte! — Fahrt wohl ihr ſchönen Luftſchlöſſer, ihr bunten lieblichen Seifenblaſen! ich kehre zurück in mein Vaterland, und der erſte Gegenſtand, der ſich meinen Blicken darbietet, iſt meine ſterbende Mutter — meine erſte Wohnung ein Gefängniß, und mein erſter Gang — zum Rabenſteine — O gerechter Gott! hab ich mein Schickſal verdient, oder trägt der Sohn vielleicht die Miſſethat des Vaters! — Stille! ſtille! ich verirre mich da in ein Labyrinth! Dulden ohne Murren, leiden und ſchweigen; ſo hat mich meine Mutter gelehrt, und meine Mutter hat viel gelitten! Gott! du wirſt es wohl machen! (blickt mit aufgehabenen Händen gen Himmel).

Zweite Scene.

Amalie. (tritt herein mit einem Teller voll Backwerk und einer Flaſche Wein). Fritz.

Fritz. (auf das Geräuſch ſich umwendend). Wer kömmt?

Am. Gut Freund! ich bringe Ihm eine Erquickung — Er mag wohl hungern und durſten.

Fritz. Ach nein! ich durſte nicht und hungre nicht.

Am. Da iſt eine Flaſche alter Wein, und ein Paar Biſſen zu eſſen.

Fritz. (haſtig). Alter Wein? wirklich guter alter Wein?

Am. Ich verſtehe mich nicht darauf, aber ich habe oft von meinem Vater gehört, dieſer Wein ſey eine wahre Herzſtärkung.

Fritz. Tauſend Dank, ſchöne liebreiche Unbekannte! Sie machen mir ein koſtbares Geſchenk durch dieſe Flaſche Wein. O geſchwind, geſchwind, wohlthätiges ſanftes Mädchen, ſenden Sie den erſten beſten Bauerknaben mit dieſer Flaſche ins nahe Dorf, gleich neben dem Wirthshauſe ſteht eine kleine Hütte, da wird er eine kranke Frau finden, eine liebe verſchmachtende Frau — ihr dieſen Wein, wenn ſie noch lebt! (er nimmt ihr die Flaſche aus der Hand, hält ſie empor). Gott ſegne dieſen Trunk, warum darf ich nicht ſelbſt — (giebt ihr die Flaſche wieder). Nun fort damit, fort damit! holdes, weibliches Geſchöpf! — rette meine Mutter, und Du ſollſt meine Schutzheilige ſeyn.

Am. (gerührt). Guter Menſch! nicht wahr, Er iſt kein Böſewicht, kein Mörder?

Fritz. Gott ſey Dank, noch verdien' ich's, daß eine edle Seele ſich meiner annimmt.

Am. Ich will gleich ſelbſt gehn. Aber behalt Er dieſe Flaſche nur hier, ich ſchicke ſeiner Mutter eine andere. (ſie läßt das Mitgebrachte ſtehn, und geht fort).

Fritz. Nur noch ein Wort — Wer ſind Sie, ſchönes, liebreiches Mädchen, daß ich Ihren Namen vor Gott nenne?

Am. Mein Vater iſt der Baron Wildenhain, der Beſitzer von dieſem Landgut.

Fritz. Gerechter Gott!

Am. Was iſt Ihm?

Fritz. (bebend.) Und der Mann, den ich heute umbringen wollte. —

Am. War mein Vater.

Fritz. Mein Vater!

Am. Mir wird bange bey Ihm. (ſie läuft fort.)

Dritte Scene.

Fritz.

(Wiederholt ſchaudernd die Worte). War mein Vater! — Ewige Gerechtigkeit! du ſchlummerſt nicht! Der Mann, gegen den ich heute meinen Säbel zückte, war mein Vater! — noch einen Augenblick, und ich wurde zum Vatermörder! Ha! mir läuft es eiskalt über den Rücken! meine Haare ſträuben ſich, mir iſt ein Flor vor den Augen! Erholung! Erholung! (ſinkt auf einen Stuhl — Pauſe). Wie das in meinem Kopfe untereinander brauſt und tobt! Wie das vor meinen Augen ſtarrt! wie Nebel und Wolken, die in jeder Minute ſich anders geſtalten. — Und wenn nun das Schickſal ihn zum Opfer beſtimmt, wenn mein Arm den unſeligen Streich vollführt hätte — Gerechter Richter! wer trüge dann die Schuld? — Hatteſt du nicht ſelbſt die Hand des Sohnes bewaffnet, die beleidigte Mutter am unnatürlichen Vater zu rächen? — O Zadig! — (verſinkt in ein minutenlanges Nachdenken). Aber das Mädchen — dies ſchöne, gute, unausſprechlich liebe Geſchöpf, was da eben von mir ging, welch ein neues angenehmes Gefühl erwacht in meiner Bruſt! Dies Geſchöpf iſt meine Schweſter! — Aber der alberne Bube, der Laffe, der meinen Vater begleitete, der wär wohl mein Bruder? —

Ein verzogenes Knäbchen, wie es mir ſchien, von Jugend auf bekannt mit ſeinen Reichthümern, mit ſeinem Adel, ſchwelgt und praßt, denn er mag wohl der einzige Erbe ſeyn; und ich — ſein Bruder — ich darbe! und meine Mutter darbt.

Vierte Scene.

Pfarrer. Fritz.

Pf. Gott grüß Ihn, guter Freund!

Fritz. Auch Sie, mein Herr! nach Ihrer Kleidung zu urtheilen, ſind Sie ein Diener der Religion, und alſo ein Bote des Friedens. Seyn Sie mir zwiefach willkommen.

Pf. Ich wünſche Friede und Ruhe in ſeine Seele zu bringen. Ich verſchone Ihn mit Vorwürfen, denn das eigne Gewiſſen muß da mehr wirken, als die Stimme des Predigers.

Fritz. Recht, Herr Paſtor! und wo das Gewiſſen ſchweigt, meynen Sie nicht auch, da ſey das Verbrechen zweifelhaft?

Pf. Oder habe ſeinen Sitz in einem böſen harten Herzen aufgeſchlagen.

Fritz. Das iſt nicht mein Fall! Wahrlich, dieſes Herz tauſche ich mit keinem Fürſten — und auch mit keinem Pfaffen. Verzeihen Sie mir, Herr Paſtor! das gilt nicht Sie. —

Pf. Und wenn auch! Sanftmuth iſt die Schweſter der Religion, die ich lehre.

Fritz. Und alſo wollt ich nur ſagen, mein Herz iſt nicht verſtockt, und doch macht mein Gewiſſen mir die heutige Begebenheit nicht zum Verbrechen.

Pf. Täuſche Er ſich nicht! Die Stelle des Gewiſſens vertritt auch oft die Selbſtliebe.

Fritz. Nein, nein! — O Schade, daß ich nicht ſtudiert habe! daß ich meine Gedanken nicht zu ordnen verſtehe, daß ich nur fühlen! nicht demonſtriren kann. Ich bitte Sie, mein Herr! was war mein Verbrechen? daß ich rauben wollte? — O ich bitte

Sie, ſetzen Sie ſich nur einen Augenblick an meine Stelle. — Haben Sie auch Aeltern?

Pf. Ich ward ſchon ſehr früh zur Waiſe.

Fritz. Schade, Schade! dann können Sie nicht mitfühlen. Aber beſchreiben will ich's doch, wenn ich kann. Sehn Sie, wenn man ſo rings um ſich herſchaut, und ſieht, wie die Natur ihr großes Füllhorn überall ausſchüttet, Nahrung und Ueberfluß, wohin das Auge blickt — wenn man dieſes Schauſpiel beobachtet, an der Seite einer ſterbenden Mutter, die mit dürrer Zunge nach einem Tropfen Wein ſchmachtet; wenn man dann die Reichen und [illegible] an einem vorübergehn, um dem [illegible] nacheilen einen Gulden verſagen, weil — weil der Haaſe ſonſt davon laufen möchte; denn erwacht plötzlich das Gefühl der Gleichheit aller Menſchen; der vom Glück Verwahrloſte tritt zurück in ſeine Rechte, denn die gütige Natur verwahrloſte keines ihrer Kinder; unwillkührlich ſtreckt ſich ſein Arm aus, ſeinen kleinen Theil von den Geſchenken zu nehmen, die ſie für alle auftiſchte; er raubt nicht — er nimmt — und er thut recht daran.

Pf. Dieſe Sittenlehre, mein Freund! wenn ſie allgemein würde, müßte die Bande der Geſellſchaft trennen, müßte uns bald in Arabiſche Horden verwandeln.

Fritz. Möglich, auch möglich daß wir dann nicht unglücklicher ſeyn würden — Unter den gaſtfreien Arabern wäre meine Mutter wahrlich nicht an der Landſtraße verhungert.

Pf. (verwundert). Junger Mann! Sie ſcheinen eine Erziehung genoſſen zu haben, über Ihren Stand.

Fritz. Das bei Seite! Was ich bin, verdank ich meiner Mutter. — Sie ſollten nur hören, warum mich mein Gewiſſen nicht anklagt. Der Richter ſpricht nach den todten Buchſtaben ſeiner Geſetze, der Prediger ſoll richten, nicht die Handlung ſelbſt, ſondern: die Triebfeder, welche die Handlung beſtimmte. So wird der Richter mich verdammen, aber Sie, mein Herr, werden mich frey ſprechen — Daß der Ueberſatte, der noch an dem letzten Biſſen eines Faſans kaut, das ſchwarze Brod ſeines Nachbars liegen läßt, das iſt kein Verdienſt.

Pf. Wohl, junger Mann! Ihre Trugſchlüſſe zugeſtanden; zugegeben, daß Ihre beſondere vielleicht einzige Lage Ihnen verſtattete zu nehmen, wo man Ihnen nicht gab; entſchuldigt das auch den Mord, welchen zu verüben Sie im Begriff ſtanden?

Fritz. Den Mord? nein, den entſchuldigt es nicht. Doch, ich war nur das Werkzeug einer höhern Macht. Sie erblicken in dieſer Begebenheit nur das einzelne Glied einer Kette welche von einer unſichtbaren Hand gehalten wird. Ich kann mich darüber nicht erklären, auch nicht entſchuldienen. Doch heiter werd ich meinem Richter unter die Augen treten, und ruhig werd ich zum Tode gehn, überzeugt, daß eine mächtige Hand, die Erreichung eines höhern Zweckes in das Buch des Schickſals mit meinem Blute ſchrieb.

Pl. Es iſt der Mühe werth, junger, ſonderbarer Mann, Sie näher kennen zu lernen, und vielleicht manchem Ihrer Begriffe eine andere Richtung zu geben. Kann es ſeyn, ſo bleiben Sie einige Wochen bei mir, und ſchenken mir Ihren Umgang; Ihre kranke Mutter nehm ich in mein Haus.

Stg. (umarmt ihn) Tauſend Dank, wegen meiner Mutter! was mich betrifft, ſo [illegible], der ſein [illegible] erwarte. [illegible], welchen [illegible] mir [illegible], wegen Sie nach Gefallen.

Pl. Nicht doch, Sie ſind in den Händen eines edlen Mannes, der ihre kindliche Liebe ehrt, Ihre traurige Lage bemitleidet, und Ihnen das, was heute vorgefallen, herzlich verzeiht. — Sie ſind frei. Er ſendet mich her, Ihnen Ihre Freiheit anzukündigen, und Sie dann mit einer väterlichen Ermahnung, mit einer brüderlichen Warnung aus Ihrem Kerker zu entlaſſen.

Fritz. Und der Name dieſes großmüthigen Mannes?

Pf. Baron von Wildenhain.

Fritz. Von Wildenhain? — (als ob er ſich beſänne) Lebte er nicht ehemals in Franken?

Pf. Richtig! Nach dem Tode ſeiner Frau, vor wenig Wochen, zog er auf dieſe ſeine Erbgüter.

Fritz. Alſo ſeine Frau iſt todt? und das liebenswürdige Mädchen, welches vor wenig Minuten hier war, iſt ſeine Tochter?

Pf. Fräulein Amalia, ſeine Tochter.

Fritz. Und der junge wohlriechende Menſch iſt ſein Sohn?

Pf. Er hat keinen Sohn.

Fritz. (haſtig) Doch! er hat einen! (ſich beſinnend) Ich meine den, der heute mit ihm auf der Jagd war.

Pf. O der iſt nicht ſein Sohn!

Fritz. (bei Seite) Gottlob!

Pf. Nur ein Beſuch aus der Stadt.

Fritz. Ich danke Ihnen für die kleinen mitgetheilten Nachrichten; ſie haben mich ſehr intereſſirt. Auch dank ich Ihnen für Ihre gütige Bemühung, Ihre Menſchenfreundlichkeit. Es thut mir weh, daß ich Ihnen meine Freundſchaft nicht anbieten darf — unter gleich und gleich möchte ſie etwas werth ſeyn.

Pf. Sollte die Freundſchaft nicht das mit der Liebe gemein haben, daß ſie die Stände gleich macht?

Fritz. Nein, Herr Paſtor! dieſe Zauberei iſt nur der Liebe eigen — Nun bleibt mir noch eine Bitte übrig. Führen Sie mich zum Baron von Wildenhain, und verſchaffen Sie mir, wenn es ſeyn kann, ein Geſpräch von wenigen

gen Minuten mit ihm — unter vier Augen; ich wollte ihm danken für ſeine Großmuth; wenn aber Menſchen um ihn ſind, ſo bin ich verlegen, rede nicht ſo von Herzen.

Pf. Folgen Sie mir! (beide ab).

Fünfte Scene.

(Zimmer im Schloß.)

Obriſt, (auf einem Stuhl ſitzend und eine Pfeiſe rauchend). **Amalie**, (neben ihm ſtehend, und im Geſpräch begriffen.) **Der Graf**, (auf dem Sofa, bald Taback ſchnupfend, bald das Riechfläſchgen vorhaltend)

Obr. Nein, nein, mein Kind! laß das bleiben! Gegen Abend, wenn es kühl wird, machen wir wohl ſelbſt einen Spaziergang dahin.

Am. Aber Wohlthun iſt ja ſo ſchön, warum ſoll man es durch einen Bedienten thun laſſen? Wohlthun iſt eine Freude; und für die Freude ſind wir doch wohl nicht zu vornehm?

Obr. Narr! wer ſpricht denn von zu vornehm? Das war eine dumme Anmerkung, die mich böſe machen könnte. Ich ſage dir ja, ich habe ihnen ſelbſt hingeſchickt; die Frau befindet ſich beſſer. Auf den Abend gehn wir denn alle zuſammen hinunter ins Dorf ſpazieren; der Herr Pfarrer begleitet uns wohl auch.

Am. (befriedigt) Nun, wenn Sie meynen — (ſie ſetzt ſich, und nimmt irgend eine weibliche Arbeit vor)

Obr. Es wird Ihnen doch auch eine Freude machen?

Gr. Je n'en doute pas, mon Colonel! die Douceur und die bonté d'ame von Mademoiselle werden mich charmiren. Aber wenn die gute Perſon nur nicht eine epidemiſche Krankheit gewonnen hat! — Doch, ich beſitze einen incomparablen Vinaigre gegen die Peſt, damit wollen wir uns wenigſtens præſerviren.

Obr. Nach Belieben, Herr Graf! ich weiß Ihnen kein beſſeres Mittel gegen die Langeweile vorzuſchlagen, als eine ſolche Erquickung des Herzens.

Gr. Langeweile, o, mon Colonel! wie möchte die Langeweile durchdringen, an einem Orte, der von Mademoiſelle bewohnt wird.

Obr. Sehr gütig. — Malchen, bedank dich doch.

Am. Ich bedanke mich.

Gr. (ſchneidet Komplimente.)

Obr. Sagen Sie mir doch, Herr Graf! haben Sie ſich lange in Frankreich aufgehalten?

Gr. Ach, ſprechen Sie nicht, Herr Obriſt! ich bitte Sie! Sie zerfleiſchen mir das Herz. Mein Vater, der Barbar, hat die Sottiſe gemacht mir 1000 Louisd'or zu refuſiren, welche ich dazu deſtinirt hatte. Zwar ich bin da geweſen einige Monate — ich habe ihn beſucht, jenen Ort, voll von Reizen — und ich würde vielleicht noch da ſeyn, meinem barbariſchen Vater zum Trotz, wenn nicht ein unangenehmer Zufall —

Obr. (ſpöttiſch). Vermuthlich eine Affaire d'honneur.

Gr. Point du tout! es war da für einen Kavalier keine Ehre zu erlangen. — Sie haben gehört von der Revolution? Nun ja, Sie haben davon gehört, ganz Europa ſpricht ja davon. Eh bien! imaginez vous! ich bin in Paris, ich! ich paſſire das Palais Royal, ich weiß von nichts — tout d'un Coup ich ſehe mich umringt von einem Haufen Lumpengeſindel, man ſtößt mich hier, man zwickt mich da — man fährt mir mit Fäuſten unter die Naſe — Ich frage, was iſt das? was ſoll das vorſtellen? Man ſchimpft, man ſchreit, daß ich keine Kokarde auf meinem Hut trage — verſtehn Sie, keine Nationalkokarde. Ich rufe laut, daß ich bin, ein Comte du St. Empire — Was thut man? Man prügelt mich, foi d'honette homme! Man hat mich geprügelt, und eine ſchmuzige Poiſarde hat mir einen Naſenſtüber gegeben; ja, es waren ſogar einige, die mich wollten an den Laternenpfahl führen. Was ſagen Sie dazu? Was würden Sie gethan haben, à ma place? Ich warf mich über Hals und Kopf in meine Poſt-Chaiſe, und eilte aus den Carrieren zu kommen. Voila tout! es war eine facheuſe Hiſtorie; aber dennoch regrettire ich noch die delicieuſen Moments, welche ich geſchmeckt habe in jener Capitale du monde, und das muß man ſagen, das muß man geſtehn, ob ich gleich nur wenige Monate daſelbſt paſſirt, mein Savoir vivre, meine Formirung, der Pli den man an mir remarquirt, der iſt ganz Franzöſiſch, ganz Pariſiſch.

Obr. Darauf verſteh ich mich nicht, aber die Sprache kommt mir zum wenigſten nicht deutſch vor.

Gr. Ah mon Colonel! Sie machen mir da ein groß Kompliment.

Obr. Bitte, ſo vorlieb zu nehmen.

Gr. So ſind alle meine Soins doch nicht à pure perte geweſen. Seit fünf Jahren habe ich mir gegeben alle Mühe, die möglich war, um zu vergeſſen ganz und gar das Deutſch. Was ſagen Sie, mein Fräulein? Die deutſche Sprache, iſt ſie nicht entblößt von aller Grazie? und höchſtens nur ſupportable in einem ſo ſchönen Munde, als der Ihrige? Das ewige Schnarren und Knarren, und Kullern und Gurgeln; à tout moment, man ſtößt ſich, man ſtolpert, es fließt nicht, es rollt nicht — man will par Exemple eine Declaration d'amour machen, man will da recht ein Chef d'oeuvre von Beredſamkeit ſehen laſſen — Verſtehn Sie, man hat darauf ſtudirt — helas! Kaum eine Douzaine von Worten iſt hervorgegangen, ſo hängt die Zunge bald hier, bald da, ſtößt ſich bald da, bald dort, die Zähne gerathen pêle mêle unter einander, der Gaumen zankt ſich mit der Gurgel, und ſchickt man nicht geſchwind ein Duzend franzöſiſche Worte hinterher, um alles wieder in die gehörige Ordnung zu bringen, ſo riſquirt man die Sprache auf ewig zu verlieren. Und conveniren Sie davon, mein Fräulein! es kann auch nicht anders ſeyn, wie? warum? weil wir nicht haben celèbre genies, von welchem der Geſchmack gereinigt iſt. Zwar, ich weiß wohl, die Deutſche piquiren ſich heute von gout, von lecture, von belles Lettres, da iſt ein gewiſſer Monſieur Wieland, der hat ſich erworben einige Renommée durch ein Paar Mährchen, welche er überſetzt hat, aus der mille & une nuit. Aber mein Gott! das Original iſt doch immer franzöſiſch.

Obr. Aber zum Henker, Herr Graf! ſagen Sie mir nur, warum Sie alle Augenblick eine Priſe Taback ſchnupfen, und das Riechfläſchgen in die Naſe ſtopfen, und Ihre

Kleider und meinen Sofa mit Eau de lavande überſchwemmen, und mir die Luft im Zimmer ſo fade machen, daß man glauben ſollte, man käme zu einer franzöſiſchen Putzhändlerin.

Gr. Pardonnez, mon Colonel! aber man muß geſtehen, daß der Tobacksrauch ganz insupportable iſt. Meine Nerven ſind davon auf das empfindlichſte affectirt! — meine Kleider müſſen einen Monat in freier Luft hängen! und ich verſichere Sie, mon Colonel! er zieht ſogar in die Haare, ſogar in die Haare! Es iſt eine üble Gewohnheit, die man freilich verzeihen muß an die Meſſieurs vom Militaire, weil ſie en Campagne von der Gelegenheit manquiren, zu leben mit der feinen Welt, und zu lernen den guten Ton. Unterdeſſen, es iſt kein Mittel auszuhalten gegen dieſen horriblen Geruch. Vous m'excuſerez, mon Colonel! ich gehe friſche Luft zu nehmen, und die Kleider zu wechſeln. (ab.)

Sechſte Scene.

Obriſt. Amalie.

Obr. Baren, junger Herr! weiß ich doch nun ein Mittel, dich los zu werden, wenn du mir zu viel ſchnickſchnackſt.

Am. Lieber Vater, den mag ich nicht zum Manne.

Obr. Ich mag ihn auch nicht zum Sohne.

Am. (der man es anmerkt, daß ſie etwas auf dem Herzen habe) Ich kann ihn gar nicht leiden.

Obr. Ich auch nicht.

Am. Was kann man dafür, wenn man einen Menſchen nicht leiden kann!

Obr. Gar nichts.

Am. Die Liebe kommt und geht ungefragt.

Obr. Das thut ſie.

Am. Man weiß oft ſelbſt nicht, warum man liebt oder haßt.

Obr. Das trift ſich wohl.

Am. Indeſſen giebts auch Fälle, wo Neigung und Abneigung auf gute Gründe gebauet ſind.

Obr. Die giebt es freylich.

Am. Zum Beiſpiel, meine Abneigung für den Grafen.

Obr. Ganz recht!

Am. Und meine Neigung für unſern Pfarrer.

Obr. Richtig! (Pauſe)

Am. Heirathen möcht ich wohl!

Obr. Das ſollſt du auch! (Pauſe).

Am. Warum mag doch unſer Pfarrer noch nicht heirathen?

Obr. Ja, Malchen, darum mußt Du ihn ſelbſt fragen. (Pauſe.)

Am. (immer in ſich mit ihrer Arbeit beſchäftigt, und den Blick darauf geſenkt. Er iſt mir recht gut.

Obr. Das freut mich.

Am. Ich bin ihm auch recht gut.

Obr. Nicht mehr als billig. (Pauſe.)

Am. Ich glaube, wenn Sie ihm meine Hand antrügen, er würde ſie nicht ausſchlagen.

Obr. Ja, das glaub ich ſelbſt.

Am. Und ich würde Ihnen gerne gehorchen.

Obr. (aufmerkſam) Ei, iſt das dein Ernſt?

Am. O ja!

Obr. Ha, ha, ha! nun, wir wollen ſehn!

Am. (heiter aufblickend) Iſt das Ihr Ernſt, lieber Papa?

Obr. O nein!

Am. (niedergeſchlagen). Nicht?

Obr. Nein, Malchen, das geht nicht! ſo ein Romänchen ſpielen, wie Abälart und Heloiſe, wie St. Preux und Julie — das taugt nicht in unſern Kram, und unſer Pfarrer denkt ſelbſt zu edel dazu.

Am. Sie ſind ſein Wohlthäter.

Obr. Wenigſtens hält er mich dafür.

Amal. So wärs ja edel die Tochter ſeines Wohlthäters glücklich zu machen.

Obr. Wenn aber dieſe Tochter ein Kind iſt, und kindiſche Einfälle hat, und heute vor Begierde brennt, eine Puppe zu beſitzen, die ſie vielleicht morgen mit Verdruß wegwirft.

Am. O ſo ein Kind bin ich nicht!

Obr. Mädchen, laß dich bedeuten! Sieh, hundert Väter würden dir ſagen: Du biſt von Adel, Du mußt einen Edelmann heirathen! — aber ſo ſpreche ich nicht. Ich opfere mein Kind keiner Grille auf. Ein Weib kann den Adel nie verdienen, darf alſo auch nie ſtolz darauf ſeyn —

Am. Nun, und alſo?

Obr. Und alſo würde ich ſprechen: Heirathe in Gottes Namen den Pfarrer, wenn Du unter unſerm jungen Adel niemanden findeſt, der deinen Begriffen von Schönheit und Biederherzigkeit entſpricht; aber es giebt deren gewiß noch manche — vielleicht noch viele — Du kennſt die Männer bis jetzt zu wenig; warte bis künftigen Winter — da wollen wir in die Stadt, da wollen wir uns herumtreiben auf Bällen und Aſſembleen, da wird ſich ſchon etwas anſpinnen.

Am. Nicht doch, die müßte ich ja erſt kennen lernen, und würde doch wohl betrogen werden. Unſerm Pfarrer kenn' ich ſchon lange — ich kenne ihn ſo gut — ſein Herz liegt ſo offen vor mir, wie mein Catechismus.

Obr. Mädchen! Du haſt nie geliebt — Herr Ehrmann hat Dich erzogen, und da nimmſt Du Deine warme Dankbarkeit für Liebe, weil Du noch nicht weißt, was das iſt.

Am. Sie haben's mir ja dieſen Morgen erklärt.

Obr. Hab' ich? — Nun, und meine Fragen?

Am. Paßten alle auf unſern Pfarrer, als ob Sie das Innerſte meines Herzens belauſcht hätten.

Obr. Wirklich? Hm, hm!

Am. Ja, guter Vater! ich liebe — und werde auch geliebt.

Obr. Wirſt auch geliebt? Hat er Dir das geſagt?

Am. Ja!

Obr, Pfui' das iſt nicht fein von ihm!

Am. O, wenn Sie wüßten, wie ich ihn überraſcht habe!

Obr. Du ihn?

Am. Er kam auf Ihren Befehl wegen des Grafen und für den Grafen mit mir zu ſprechen, und da ſagt ich ihm, daß ich den Grafen nicht heirathen wollte.

Obr. Aber ihn?

Am. Ja, ihn!

Obr. Sehr naiv! bei meiner armen Seele! und was antwortete er Dir?

Am. Er ſchwatzte ſo viel von meinem Adel, von meiner Familie, von Vettern und Muhmen — von ſeinen Pflichten gegen Sie — Kurz, er wollte mich überreden, gar nicht mehr daran zu denken — aber mein Herz ließ ſich nicht überreden.

Obr. Das war brav von ihm! Er wird alſo auch mit mir kein Wort darüber wechſeln?

Am. Nein! er ſagt, das ſey ihm unmöglich!

Obr. Deſto beſſer! ſo ignorir' ich den ganzen Vorfall.

Am. Aber ich verſicherte ihn, daß ich es thun würde.

Obr. Deſto ſchlimmer! da komme ich in große Verlegenheit.

Am. Und nun thu' ich's auch wirklich.

Obr. Das höre ich!

Am. Lieber Vater!

Obr. Liebes Malchen!

Am. Sehn Sie, die Thränen kommen mir in die Augen.

Obr. (ſich von ihr wendend). Schlucke ſie hinter! (Pauſe).

Am. (ſteht auf, bückt ſich, als ſuche ſie etwas)

Obr. Was ſuchſt Du?

Am. Ich habe meine Nähnadel verloren.

Obr. (ſchiebt ſeinen Stuhl zurück, und beugt ſich vorwärts, um ihr zu helfen). So weit kann ſie doch nicht geſprungen ſeyn.

Am. (nähert ſich ihm, und fällt ihm zärtlich um den Hals). Mein guter Vater!

Obr. Was giebt's?

Am. Dieſe einzige Bitte!

Obr. Laß mich los! Du machſt mir ja mit Deinen Thränen die Backen ganz naß.

Am. Ich werde nie einen andern lieben — nie mit einem andern glücklich ſeyn.

Obr. Poſſen, Malchen! Kindereien! Sey ein gutes Mädchen! (ſtreichelt ihr die Wange). Setz Dich wieder hin! Wir wollen auf ein andermal mehr davon ſprechen. Du haſt doch ſo gar große Eile nicht? So etwas macht man nicht auf der Extrapoſt ab. In einem Nu wird das Eheband geknüpft, lange Jahre dauert der Eheſtand. Manches Mädchen vergießt ein Thränchen, weil ſie den Geliebten nicht haben ſoll, und vergießt nachher Millionen Thränen, weil ſie ihn hat. — Fürs erſte haſt Du doch Deine Bürde heruntergewälzt vom Herzen, und Dein Vater trägt ſie nun auf dem Seinigen für Dich, für ſein liebes Malchen. Die Zeit wird die kleine Schramme ſchon heilen —

len — und geſchieht es nicht — nun dann magſt Du Dir einen Arzt wählen.

Am. (die ſich wieder auf ihren Platz geſetzt, und emſig fortarbeitet mit dem Ausdruck des Danks). Mein guter, lieber Vater!

Obr. Ja, freilich, wenn deine Mutter noch lebte, bei der wäreſt Du nicht ſo wohlfeil abgekommen; die hielt gar viel auf 16 verſtorbene Menſchen, die ſie Ahnen nannte.

Siebente Scene.

Vorige, Pfarer.

Obr. Ha, gut, daß Sie kommen!

Pf. Ihrem Befehl zufolge, Herr Obriſt, hab ich den jungen Menſchen aus ſeinem Kerker befreit. Es iſt im Vorzimmer, und wünſcht Ihnen perſönlich zu danken.

Obr. Das iſt mir lieb! Ich darf ihn doch nicht mit leeren Händen gehn laſſen, wenn ich nicht eine halbe Wohlthat thun will.

Pf. Er bittet um ein Geſpräch unter vier Augen.

Obr. Unter vier Augen? ganz allein? warum das?

Pf. Er ſchützt ſeine Verlegenheit vor in Gegenwart mehrerer Zeugen. Vielleicht hat er auch irgend eine Entdeckung auf dem Herzen.

Obr. Nun, in Gottes Namen! Geh hinaus Malchen, bleibe ſo lange mit dem Paſtor im Vorzimmer, ich habe hernach mit Euch beiden noch ein Wörtchen zu reden. (Amalie ab. Der Pfarrer öffnet die Thür, Fritz tritt auf, nachdem der Pfarrer ihm einen Wink gegeben, und abgegangen).

Achte Scene.

Obriſt, Fritz.

Obr. (ihm entgegen). Geh' Er mit Gott, guter Freund! Er iſt frei. Ich habe nach ſeiner Mutter geſchickt, ſie befindet ſich beſſer. Um ihrentwillen verzeih' ich Ihm; aber thu Er das nicht wieder. Straßenraub iſt ein böſes Handwerk. — Da hat Er einen

Louisd'or, ſuch' Er ein ehrlich Unterkommen; und wenn ich höre, daß Er fleißig und ordentlich iſt, ſo ſollen Ihm auch in Zukunft meine Thüre und mein Beutel unverſchloſſen bleiben. — Nun geh Er, mein Sohn! Gott befohlen!

Fritz. (nimmt den Louisd'or). Sie ſind ein großmüthiger Mann! freigebig mit Ihrem Golde — nicht karg mit Ihrem guten Rathe. Aber ich bitte um eine andere, größere Wohlthat; Sie ſind ein reicher einflußhabender Mann — ſchaffen Sie mir Gerechtigkeit gegen einen unnatürlichen Vater.

Obr. Wie das? Wer iſt Sein Vater?

Fritz. (bitter). O, ein vornehmer Herr, mit Land und Leuten beliehen, geachtet bei Hofe, geehrt in der Stadt, geliebt von ſeinen Bauern, wohlthätig, ehrlich, biederherzig und großmüthig.

Obr. Und doch läßt er ſeinen Sohn darben?

Fritz. Und doch läßt er ſeinen Sohn darben!

Obr. Ja, guter Freund! Er wirds wohl darnach gemacht haben. Ein junger Wildfang, brav durchgebracht; vielleicht geſpielt, Maitreſſen gehalten — man kennt Euch Zeiſige ſchon. Da hat denn der Vater gedacht — laß den jungen Herrn ein Paar Jahre dem Kalbfell folgen. O die Trommel iſt ein trefliches Remedium für ſolche Genieſtreiche! Und ſieht Er, Freund! wenn es ſo iſt, ſo kann ich Seinem Vater eben nicht Unrecht geben.

Fritz. Sie irren, Herr Baron! mein Vater kennt mich nicht einmal, hat mich nie geſehn. Hat mich ſchon in Mutterleibe verſtoßen.

Obr. Was?

Fritz. Die Thränen meiner Mutter, das iſt alles, was ich von meinem Vater geerbt habe. Nie hat er nach mir gefragt, ſich nie um mein Daſeyn bekümmert.

Obr. Das iſt ſchlecht! (verwirrt) Das — das iſt nicht gut.

Fritz. Ich bin ein Kind der Liebe! Meine arme verführte Mutter hat mich unter Kummer und Seufzen auferzogen; mit ihrer Hände Arbeit hat ſie ſo viel errungen, daß ſie im Stande war, mein Herz und meinen Geiſt nicht ohne alle Bildung zu laſſen. Und ſo denke ich denn noch immer ein Menſch geworden zu ſeyn, der einem Vater Freude machen könnte. Aber der meinige entbehrt dieſe Freude gern, und ſein Gewiſſen läßt ihn über das Schickſal ſeines unglücklichen Kindes ruhig.

Obr. Ruhig? wenn ſein Gewiſſen dabei ruhig iſt, ſo — ſo iſt er ein verdammter Kerl!

Fritz. Als ich heranwuchs, und meiner dürftigen Mutter nicht länger zur Laſt fallen wollte, da blieb mir keine andere Zuflucht als dieſer Rock. Ich nahm Dienſte unter einem Freibataillon — denn ein Baſtard wird ja nicht einmal in einer Handwerkszunft aufgenommen.

Obr. Armer Junge!

Fritz. So verſtrichen die Jahre der Jugend mir unter Plackereien — Sorgen und Kummer gab die Natur dem ſtärkern Manne zum Gefährten; dem leichtſinnigen Jüngling gab ſie die Freude, um durch ihren Genuß ſich zu ſtärken auf künftige trübe Tage — Aber die Freuden meiner Jugend ſind Kommißbrod und klares Waſſer, und Schläge von der Hand des Feldwebels. — Doch, was frägt mein Vater darnach? ſeine Tafel iſt gut beſezt, und für die Geiſſel des Gewiſſens iſt er fühllos.

Obr. (für ſich) Der Menſch greift mir ans Herz!

Fritz. Nach einer fünfjährigen Trennung von meiner Mutter kehrte ich heute zurück, voll Mutterlandsliebe, voll ſüßer Träume liebliche Bilder meiner Einbildungskraft. Ich finde meine arme Mutter krank am Bettelſtabe, be, hungernd ſeit vorgeſtern — kein Bund Stroh unter ihrem Haupt — kein Obdach für Regen und Ungewitter — keinen barmherzigen Menſchen, der ihr die Augen zudrückt — und kein Plätzchen auf dem ſie ſterben darf. — Aber was kümmert das meinen Vater! der hat ein ſchönes Schloß, und welche ſchwellende Betten, und wenn er ſtirbt, ſo wird der Herr Pfarrer in einem herrlichen Leichenſermon ſeine chriſtlichen Tugenden der Nachwelt preiſen.

Obr. Junger Menſch! wie heißt Dein Vater? (erſchüttert)

Fritz. Daß er der Schwachheit eines unſchuldigen Mädchens mißbrauchte, durch falſche Eidſchwüre ſie hintergieng, daß er einem unglücklichen Geſchöpf das Daſeyn gegeben, welches ihn verflucht, daß er ſeinen eigenen Sohn beinahe zum Vatermörder gemacht — das ſind Kleinigkeiten, welche ſich an jenem Tage des Gerichts durch ſo ein

Goldſtück wieder gut machen laſſen. (wirft ihm den Louisd'or vor die Füße).

Obr. (auſſer ſich) Junger Menſch! wie heißt dein Vater?

Fritz. Baron Wildenhain.

Obr. (ſchlägt ſich mit beiden Händen vor die Stirn, und bleibt eingewurzelt ſtehn.)

Fritz. (in heftiger Bewegung) In dieſem Hauſe, in dieſem Zimmer vielleicht, haben Sie meine Mutter um ihre Tugend betrogen, und mich für das Schwerdt des Henkers erzeugt! — Und nun, mein Herr! ich bin nicht frei — Ich bin Ihr Gefangener — Ich will nicht frei ſein! Ich bin ein Straſſenräuber! Laut klage ich mich an! Sie ſollen mich den Gerichten überliefern! Sie ſollen mich zum Richtplatz begleiten! Sie ſollen hören, wie der Prediger mir vergebens Troſt zuſpricht! Sie ſollen hören, wie ich in Verzweiflung meinen Vater verfluche! Sie ſollen zunächſt an mir ſtehn, wenn mir der Kopf vom Rumpfe fliegt, und mein Blut — Ihr Blut, ſoll Ihre Kleider beſpritzen.

Obr. Halt ein!

Fritz. Und wenn Sie ſich dann wegwenden und herabſteigen, ſo ſollen Sie am Fuße des Rabenſteins meine Mutter finden, wie ſie eben ihren lezten Seufzer aushaucht.

Obr. Halt ein Unmenſch!

Pf. (ſtürzt hinein) Was iſt das? Ich höre heftig reden — was geht hier vor? Junger Mann, Er wagt doch nicht —

Fritz. Doch Herr Paſtor! ich hab es gewagt, Ihnen ins Amt zu greifen — Ich habe einen Sünder erſchüttert. (auf den Obriſt zeigend) Sehn Sie, ſo rächt ſich eine gebüßte Luſt noch nach 21 Jahren. Ich bin ein Mörder, mein Herr! ein Straßenräuber! aber was ich in dieſem Augenblick empfinde! iſt Seligkeit gegen das Schneiden in ſeiner Bruſt. Ich gehe mich den Gerichten zu überliefern, und dann will ich dort blutiges Zeugniß ablegen gegen dieſen Mann. (ab.)

Neunte Scene.

Obriſt. Pfarrer.

Pf. Um Gottes willen — was iſt das? ich begreife nicht —

Obr. Er iſt mein Sohn! er iſt mein Sohn! Fort, Herr Paſtor! rathen Sie! helfen Sie! fort zu der kranken Frau, unten im Dorfe — mein Franz wird Ihnen den Weg zeigen. Eilen Sie!

Pf. Aber was ſoll ich —

Obr. O Gott! Ihr Herz muß Ihnen ſagen, was dabey zu thun iſt! — (Pf. ab.) (ſich mit beiden Händen den Kopf faſſend) Bin ich von Sinnen? fantaſire ich? — Ich habe einen Sohn! einen braven lieben Jungen! und ich habe ihn noch nicht in meine Arme, an mein Herz gedrückt? — He, Rudolph! — (Jäger kommt) Wo iſt er?

Jäger. Wer? der Straßenräuber?

Obr. Schlingel! der junge Menſch der eben bei mir war.

Jäger. Er will zum Gerichtshalter — wir haben nach dem Frohnvogt geſchickt.

Obr. Werft den Frohnvogt die Treppe hinunter, wenn er kömmt! daß ſich keiner unterſtehe Hand an den jungen Menſchen zu legen!

Jäger. (verwundert) Sehr wohl!

(will gehn)

Obr. He, Rudolph!

Jäger. Gnädger Herr!

Obr. Führt den jungen Soldaten in das grüne Zimmer neben dem Speiſeſaal, und bleibt bei ihm zu ſeiner Bedienung.

Jäger. Da logirt ja der Herr Graf von der Mulde?

Obr. Werft den Grafen hinaus, und laßt ihn zum Teufel fahren! (Jäger bleibt und weiß nicht was er thun ſoll) (Obriſter geht auf und nieder) Ich brauche keinen Schwiegerſohn! Ich habe einen Sohn! einen Sohn, der meinen Namen fortpflanzen, meine Güter beſitzen wird; einen Sohn, in deſſen Armen ich ſterben werde! — Ja, ich will alles wieder gut machen! ich will mich nicht ſchämen. Alle meine Bauern, alle meine Bediente mögen es wiſſen, daß ich mein Kind vergeſſen konnte, aber nicht verſtoßen werde! He, Rudolph!

Jäger. Gnädger Herr!

Obr. Führ' ihn herein! bitt' ihn hereinzukommen; und alles was im Vorzimmer iſt; laß mit hereintreten! — (Rudolph ab) Alter Knabe, wie iſt dir ſo wunderlich zu Muthe! was peitſcht mir das Blut ſo durch die Adern, daß ich von der Fußſohle bis zur Scheitel Pulſe fühle! — Freude! Freude! die ich nicht verdient habe! — (Fritz von einem Schwarm von Bedienten umgeben, tritt ein, Obriſt ihm entgegen) Er kömmt! — He da! Herein an mein Herz! (indem er auf ihn zuſtürzt, und ihn heftig in ſeine Arme ſchließt) Mein Sohn! —

Fünfter Akt.

Bauerſtube wie im zweiten Akt.

Erſte Scene.

Wilhelmine Bauer und ſein Weib.

Wilh. Geht doch hinaus Vater, und ſeht, ob er noch nicht kömmt?

Bauer. Das kann nicht helfen, gute Frau! ich bin den Augenblick auf der Landſtraße geweſen, habe hinauf und himunter geſehen, da iſt nichts und überall nichts.

Bäuerin. Habt nur ein wenig Geduld, wer weiß, wohin er ſich verlaufen hat.

Bauer. Ei freilich! er wird in die Stadt gegangen ſeyn!

Bäuerin. Recht, Vater! und da werden ſie ihm auch nicht viel ſchenken. In der Stadt ſind die Leute gar hart.

Wilh. Geht doch wieder hinaus, Vater! vielleicht kömmt er nun bald.

Bauer. Nun ja, gleich! (ab)

Bäuerin. Wenn Euer Sohn wüßte, was der liebe Gott unterdeſſen beſchert hat — er wäre gewiß ſchon lange hier.

Wilh. Mir iſt ſo ängſtlich.

Bäuerin. Ach, was ängſtlich! wer einen ſolchen Beutel voll Geld in der Taſche hat, dem kann nicht ängſtlich zu Muthe ſeyn. Wenns nämlich ehrlich erworben iſt.

Wilh. Wo er nur bleiben mag! Vier Stunden iſt er nun ſchon weg; ihm muß ein Unglück zugeſtoßen ſeyn!

Bäuerin. Ach, warum nicht gar! Wo ſoll denn das Unglück herkommen? Es iſt ja noch heller lichter Tag. Seyd luſtig und guter Dinge! Auf den Abend wollen wir kochen und braten. O, mit dem Gelde könnt Ihr lange leben, und Euch was zu gute thun. Nicht wahr, unſer gnädger Herr iſt ein recht lieber goldner Herr?

Wilh. Wie mag er es doch wohl erfahren haben, daß ich hier bei Euch bin?

Bäuerin. Das mag der liebe Himmel wiſſen! der Musje Franz war ſo geheimnißvoll —

Wilh. (halb in ſich) Ob er mich wohl kennt? — O gewiß! er muß mich kennen, weil er ſo viel ſchickte.

Bäuerin. Das glaubt nur ja nicht! Unſer gnädger Herr thut Gutes an Bekannten und Unbekannten.

Bauer. (tritt ein, ſich im Kopf kratzend)

Wilh. (ſobald ſie ihn erblickt) Nun? noch nichts?

Bauer. Da könnte unſer einer ſich blind gaffen?

Wilh. Ach Gott! was ſoll daraus werden!

Bauer. Unſer Herr Pfarrer kam eben die Ecke herum.

Wilh. Hieher zu Euch?

Bauer. Wer weiß? er pflegt wohl alle drei — vier Wochen hier einzuſprechen.

Bäuerin. Ja, er beſucht alle ſeine Beichtkinder recht fleißig. Da frägt er einen jeden, wie es in der Wirthſchaft ſteht, und wie ſie untereinander leben. Wenn irgendwo Hader und Unfriede iſt, da ſchlichtet er; und wo es mit einem Armen nicht recht fort will, da hilft er. Weißt Du noch, Vater? wie neulich dem lahmen Michel ſeine Kuh gefallen war —

Bauer. Ja; da ſchenkte er ihm doch ſeine beſte Milchkuh aus dem Stalle. Gott ſegne ihn dafür!

Bäuerin. Gott ſegne ihn!

Zweyte Scene.

Vorige, Pfarrer.

Pf. Gott grüß euch, Kinder!

Bauern.
Bäuerin. } Schönen Dank!

Bauer. Seyn Sie uns ſchönſtens willkommen!

Bäuerin. (holt einen Stuhl, den ſie mit der Schürze abwiſcht) Setzen Sie ſich doch nieder.

Bauer. Es iſt warmes Wetter, ich will Sie einen Trunk Bier holen.

Bäuerin. Oder ein Paar ſaftige Birn!

Pf. Ich dank Euch, liebe Leute! ich bin nicht durſtig. — Wie ich ſehe, habt Ihr Beſuch?

Bauer. Ja, lieber Herr Pfarrer! Da iſt eine arme Frau, die iſt ſehr ſchwach und krank — ich habe ſie von der Landſtraße hereingeholt.

Pf. Das wird Euch Gott belohnen.

Bauer. Ach, das hat ſich ſchon belohnt. Bin ich doch heute ſo luſtig und guter Dinge, als ob wir morgen Kirmis feiern würden. Nicht wahr, Liſe? (reicht ihr die Hand)

Bäuerin. (ſchlägt ein) Ja Vater! (ſchütteln ſich die Hände)

Pf. (zu Wilh.) Wer ſind Sie gute Frau?

Wilh. Ich — ach! — (halb leiſe) Wenn wir allein wären.

Pf. (zum Bauer) Thut mir den Gefallen, Hans! und laßt mich ein Paar Minuten mit dieſer Frau allein — Ich hab mit ihr zu reden.

Bauer. Hörſt Du, Liſe? Komm heraus! (mit ſeinem Weibe ab)

Dritte Scene.

Pfarrer, Wilhelmine.

Pf. Nun, meine gute Frau, ſind wir allein.

Wilh. Ehe ich Ihnen Rechenſchaft gebe, von dem, was ich bin, und was ich war, erlauben Sie mir einige Fragen. Sind Sie aus dieſer Gegend gebürtig?

Pf. Nein, ich bin ein Franke.

Wilh. Haben Sie den alten ſeligen Paſtor, Ihren Vorfahren, im Amte, gekannt?

Pf. Nein!

Wilh. (forſchend) Sie wiſſen alſo wirklich nichts von meiner unglücklichen Geſchichte? und es iſt bloßer Zufall der Sie hieherführt?

Pf. Wenn ich in Ihnen diejenige Perſon finde, die ich vermuthe, und ſchon lange ſuchte, ſo iſt Ihre Geſchichte mir nicht ganz fremd.

Wilh. Vermuthen? — und ſchon lange ſuchten? — wer gab Ihnen den Auftrag dazu?

Pf. Ein Mann, der an Ihrem Schickſal herzlichen Antheil nimmt.

Wilh. Wirklich? — o mein Herr! geſchwind! wen vermuthen Sie in mir zu finden?

Pf. Wilhelmine Böttcher.

Wilh. Ja ich bin die unglückliche, verführte Wilhelmine Böttcher. Und der Mann, der ſo hochgerühmten Antheil an mir nimmt — iſt Baron Wildenhain! — der mir meine Unſchuld raubte, meinen Vater ermordete,

mich

mich und ſein Kind 20 Jahre lang dem Elende preis gab, und das alles heute durch dieſen armſeligen Beutel voll Gold zu erſetzen glaubt. (zieht den Beutel hervor) Sie mögen nun gekommen ſeyn, mein Herr, in welcher Abſicht Sie wollen; mich zu demüthigen, oder mir beizuſtehen, oder mich von dieſer Grenze zu verweiſen, damit mein Anblick dem Wollüſtling kein Vorwurf ſey, ich habe nur eine Bitte an Sie: bringen Sie dem Mann, der mich zu Grunde richtete, dieſen Beutel zurück; ſagen Sie ihm, meine Tugend ſey nicht um Gold feil geweſen! ſagen Sie ihm, meine Gewiſſensruhe bezahle kein Geld! den Fluch meines alten Vaters kaufe kein Gold ab von meiner Seele! ſagen Sie ihm, die arme hungernde Wilhelmine denke auch in Bettlerlumpen noch zu groß, um Wohlthaten von ihrem Verführer anzunehmen. Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Er hat mein Herz verachtet — ich verachte ſein Geld; er hat mich mit Füßen getreten: ich trete ſein

Geld mit Füßen! (wirft den Beutel heftig auf die Erde) Aber er ſoll ruhig ſeyn — ganz ruhig! er ſoll leben wie bisher, luſtig und guter Dinge, mein Anblick ſoll ihm ſeine Freuden nicht vergällen. So bald ich nur wieder ein wenig mehr bei Kräften bin, will ich den Ort auf ewig verlaſſen, wo der Name Wildenhain, und das Grab meines Vaters mich niederbeugen. Und ſagen Sie ihm, ich habe nicht gewußt, daß er aus Franken zurückgekehrt, daß er mir ſo nahe ſey, ich habe es warlich nicht gewußt! er möchte glauben, ich ſey ihm nachgegangen — Pfui! wenn er das glauben könnte! — (ſchwer athmend) Nun, mein Herr, Sie ſehn, daß Ihre Gegenwart und der Gegenſtand Ihres Beſuchs meine Kräfte erſchöpft haben. Ich wüßte Ihnen nichts mehr zu ſagen, ich wüßte auch nicht, was der, der Sie ſchickte, ſonſt noch von mir fordern könnte. — (bitter) Doch, noch eins! vielleicht iſt es dem Herrn Baron eingefallen, daß er mir einſt die Ehe verſprochen, daß er auf den Knien vor mir gelegen, und Gott zum Zeugen gerufen, und ſeine Ehre zum Pfande geſetzt! — Ha ha ha! Sagen Sie ihm, er ſoll ſich darüber nicht beunruhigen, ich hätte das ſchon längſt vergeſſen.

Pf. Ich habe Sie ganz ausreden laſſen, um Ihre Geſinnungen gegen den Baron, und Ihre Art zu denken überhaupt kennen zu lernen. In dieſem unvorbereiteten Augenblicke, wo Ihr volles Herz überfloß, haben Sie ſich gewiß nicht verſtellt; und ſo freue ich mich, ein edles Weib in Ihnen zu finden, werth alles deſſen, was ein edler Mann für Sie thun kann. Ich freue mich, einen Irrthum ſogleich vernichten zu können, der vielleicht zu mancher Bitterkeit, in dem was Sie mir geſagt haben, Anlaß gab. — Hätte der Baron gewußt, die kranke Frau in dieſer Hütte ſey Wilhelmine Böttcher, und hätte Ihnen dann, ſtatt alles Troſtes, dieſen Beutel geſchickt; ſo würde er verdienen — von ſeinem eigenen Sohne ermordet zu werden. Aber nein! warlich nein! ſehn Sie mir ins Geſicht, mein Stand fodert Zutrauen, und auch ohne das: ich lüge nicht. Ein bloßer Zufall machte Sie zum Gegenſtand ſeiner Wohlthätigkeit, die er auszuüben wähnte an einer Unbekannten —

Wilh. Wie, mein Herr! Sie wollen mich überreden dieſes Geſchenk ſey Zufall? Einer Unbekannten ſchickt man wohl einen Gulden, einen Thaler, aber nicht einen Beutel voll Gold.

Pf. Nun ja, freilich! das ſcheint ſo — Aber ein ſonderbarer Zufall — Ihr Sohn —

Wilh. Was? mein Sohn? —

Pf. Ruhig, ruhig! — Ein guter Sohn bettelte für ſeine Mutter, und das rührte den Baron.

Wilh. Bettelte bei dem Baron? bei ſeinem Vater?

Pf. Ja doch, ja! Aber Sie begreifen wohl, daß beide ſich nicht kannten, daß die Mutter loß dies Geſchenk erhielt, um des willen.

ilh. Sich nicht kannten? — Wo iſt n Sohn?

Pf. Auf dem Schloſſe.

Wilh. Und kennen ſich noch nicht?

Pf. Doch, nun kennen ſie ſich; und jezt bin ich hier, abgeſendet von dem Baron, nicht zu einer kranken unbekannten Frau, ſondern zu Wilhelmine Böttcher; nicht mit Geld in der Taſche, ſondern ſein Auftrag war: Thun Sie, was Ihr Herz Ihnen ſagt!

Wilh. Ihr Herz? — O mein Herr! leihen Sie dieſem harten Manne nicht die Empfindungen Ihres Herzens. — Doch immerhin! das Weib vergißt, was es um ſeinetwillen erlitten — er tröſte nur die Mutter! Das Weib verzeiht ihm, wenn er den Dank der Mutter verdient. — Was macht mein Fritz? wie empfing er ihn?

Pf. Ich verließ ihn in heftiger Bewegung — es war der Augenblick der Entdeckung —

noch war nichts entſchieden. Doch gewiß liegt jezt, indem wir davon ſprechen, der Sohn in den Armen des Vaters. Mir bürgt ſein Herz —

Wilh. Schon wieder ſein Herz? — Mein Gott, wie hat das Herz dieſes Mannes ſich ſo plötzlich verwandelt? zwanzig Jahre lang taub gegen die Stimme der Natur —

Pf. Sie thun ihm Unrecht? Hören Sie mich erſt an, ehe Sie richten. — Manches Vergehen in zwei Worte gefaßt, dünkt uns abſcheulich. Wüßten wir aber alles, was dazwiſchen lag, alles was den Handelnden beſtimmte, ohne daß er ſelbſt es wußte, alle die Kleinigkeiten, deren Einfluß ſo unmerklich, und doch ſo groß iſt, hätten wir den Verbrecher von Schritt zu Schritt begleitet, ſtatt daß uns jetzt nur der erſte und zehnte und zwanzigſte ins Auge fällt; warlich, wir würden oft entſchuldigen, wo wir jezt verdammen. Fern ſey es von mir, die böſe Sache des Barons vertheidigen zu wollen;

aber das darf ich behaupten: auch ein guter Menſch kann wohl einmal einen ſchlechten Streich machen, ohne daß er eben aufhört, ein guter Menſch zu ſeyn. Wo iſt der Halbgott, der von ſich rühmen darf: mein Gewiſſen iſt rein, wie friſch gefallener Schnee? Und giebt es einen ſolchen Prahler, ſo trauen Sie ihm um Gotteswillen nicht; er iſt gefährlicher, als ein reniger Sünder. — Verzeihn Sie meine Schwatzhaftigkeit. — Jetzt in wenig Worten die Geſchichte des Barons ſeit Ihrer Trennung. — Damals liebte er Sie wirklich; nur die Furcht vor ſeiner ſtrengen Mutter hielt ihn ab, Wort zu halten. Aber der Krieg rief ihn zurück ins Feld; er ward ſchwer verwundet, gefangen — hütete ein Jahr lang das Bette, konnte ſelbſt nicht ſchreiben, und erhielt gar keine Nachricht von Ihnen. So wurde zuerſt Ihr Bild ſchwächer in ſeiner Seele. — Man hatte den tödtlich Verwundeten vom Schlachtfelde weg auf ein nahes Landgut gebracht, deſſen Beſitzer ein biedrer Edelmann, großes Vermögen und eine ſchöne Tochter beſaß. Das Mädchen fand Wohlgefallen an dem Jüngling, ſie verließ ſein Lager ſelten, ſie pflegte ſein ſchweſterlich, ſie vergoß Thränen um ihn, die nicht unbemerkt blieben. Wohlwollen und Dankbarkeit knüpften ein Band, welches der Tod vor wenig Monden zerriſſen hat. So verloſch Ihr Bild in ſeiner Seele. Er vertauſchte ſein Vaterland gegen ein Rittergut in Franken; er ward Gatte, Vater, Landwirth; kein Gegenſtand von allen, die ihn umgaben, erinnerte ihn an Sie! und ſo ſchlummerte ihr Bild in ſeiner Seele, bis Gram und Unmuth es weckten, häuslicher Zwiſt ihm das Leben verbitterte; denn er erkannte zu ſpät in ſeiner Frau ein ſtolzes gallſüchtiges Geſchöpf, ein verzärteltes Kind, das immer widerſprach, immer Recht haben wollte, und ihn nur dem Tode entriſſen zu haben ſchien, um ihn ſelbſt todt zu quälen. Damals führte ein Zufall mich in ſein Haus —

Er gewann mich lieb — Ich ward der Erzieher ſeiner einzigen Tochter, und bald ſein Vertrauter. — O wie oft hat er mit der klemmenden Bruſt meine Hand an ſein Herz gedrückt, und mir geſagt: Dies Weib rächt an mir meine unſchuldige Wilhelmine! — Wie oft hat er alle die Nachtſtunden, die ſeine Gemahlin ihm zubrachte, verwünſcht, und ein minder glänzendes, aber unendlich glückliches Loos in Ihren Armen ſich geträumt! — Als endlich der alte Pfarrer hier in Wildenhain ſtarb, und er mir die erledigte Stelle anbot, ſo war ſein erſtes Wort, mit welchem er dieſen Antrag begleitete: Lieber Ehrmann! dort werden Sie auch erfahren, was aus meiner Wilhelmine geworden. Jeder Brief, den ich hernach von ihm empfieng enthielt immer den Ausruf: Noch keine Nachricht von meiner Wilhelmine? — Ich habe dieſe Briefe noch; ich kann ſie Ihnen zeigen. — Auch lag es wahrlich nicht an mir, Ihren Aufenthalt zu entdecken; das Schickſal

ſal hat es bis auf den heutigen Tag gehindert, denn es hatte höhere Abſichten mit Ihnen.

Wilh. Sie haben mich gerührt, und mein Herz dringt mir dieſe Rührung für Ueberzeugung auf. Aber wie ſoll nun das enden? Was ſoll aus mir werden?

Pf. Zwar hat der Baron mir nie geſagt, was er thun werde, im Fall er Sie wieder finden ſollte; doch Ihre Leiden fordern Erſatz; und ich weiß nur ein Mittel, Ihnen dieſen zu gewähren. — Edle Frau! wenn Ihre Kräfte es erlauben, ſo folgen Sie mir. Mein Wagen erwartet Sie — der Weg iſt bequem und nicht weit.

Wilh. Ich mit Ihnen gehn? In dieſen Lumpen vor ihn treten?

Pf. Warum denn nicht?

Wilh. Will ich ihm denn Vorwürfe machen?

Pf. Schöne Seele! kommen Sie, wir fahren an meinem Hauſe vorbei, meine

Schweſter ſoll Ihnen geſchwind einige Kleidungsſtücke überwerfen.

Wilh. Und dort werd ich auch meinen Fritz finden?

Pf. Gewiß!

Wilh. (aufſtehend) Nun, ich will dieſen ſauren Gang unternehmen, für meinen Fritz! Er iſt der einzige Zweig, in dem meine Hoffnungen noch blühn, alle übrige ſind abgeſtorben. — Aber wo ſind meine guten Wirthsleute, daß ich Abſchied nehme, und ihnen danke?

Pf. (hebt den Beutel auf, geht an die Thür und ruft) He, Nachbar Hans!

Vierte Scene.

Vorige, Bauer und ſein Weib.

Bauer. Ja, ja, da bin ich ſchon!

Bäuerin. Je, du lieber Gott! Sie iſt ja ſchon wieder auf den Beinen! Nun, das thut mich recht herzlich freuen.

Pf. Ja, liebe Leute! ich werde die gute Frau mit mir nehmen; ſie hat es denn doch bei mir bequemer.

Bauer. Ei freilich! unſer eins iſt nicht ſo darauf eingerichtet.

Bäuerin. Unſer eins gäbe gern, aber's fehlt am Beſten.

Pf. Ihr habt gehandelt als rechtſchaffene Leute. Da, nehmt das zum Lohn für eure Gutherzigkeit! — (reicht dem Bauer den Beutel).

Bauer. (ſetzt beide Daumen in die Seite ſpielt mit den Fingern auf der Weſte, ſieht aufs Geld, und ſchuttelt den Kopf)

Pf. Nun, wollt ihr nicht? — (reicht es der Bäuerin)

Bäuerin. (ſpielt mit dem Zipfel ihrer Schürze, ſieht mit halbweggewandtem Geſichte aufs Geld und ſchüttelt den Kopf)

Pf. Was habt ihr?

Bauer. Herr Pfarrer! nehm Er mirs nicht übel, ſo was laſſe ich mir nicht bezahlen.

Bäuerin. (gen Himmel blickend) Das wird ſchon einmal bezahlt werden.

Pf. (gerührt ſeine Hände auf ihre Schultern legend) Das wird es! Gott ſegne euch!

Wilh. Meinen Dank werdet ihr doch nicht verſchmähen?

Bauer. Iſt ſchon gut!

Bäuerin. Iſt gern geſchehen!

Wilh. Lebt wohl! (Bauer und Bäuerin ſchütteln ihr die Hände)

Bauer. Adies! Adies! bleibe Sie fein geſund.

Bäuerin. Und wenn Sie mal wieder vorbeygeht, ſo ſprech Sie bei uns ein.

Wilh. (trocknet ihre Thränen, hängt ſich an des Pfarrers Arm, und ſtützt ſich mit der andern Hand auf ihren Stab)

Pf. Gott befohlen!

Bauer. (ſeine Mütze abziehend mit vielen Kratzfüßen) Adies, Herr Pfarrer!

Bäuerin. Danken auch ſchön für den Beſuch.

Beide. Komm Er bald 'mal wieder. (ſie begleiten ſie bis an die Thüre)

Bauer. (ſeinem Weibe die Hand reichend) Nun Liſe, was meinſt du? wie werden wir dieſe Nacht ſchlafen?

Bäuerin. (ſchlägt ein) Wie die Säcke! (beide ab)

Fünfte Scene.

(Zimmer im Schloß).

Obriſt. (ſitzt auf dem Sofa, erſchöpft durch mancherlei Gemüthsbewegung;) **Fritz,** (ſteht vor ihm, etwas über ihn gebeugt, und hält des Alten Hand in ſeinen beiden Händen.)

Obr. Alſo wirklich mit im Felde geweſen? Pulver gerochen? — Sapperment Junge! gieb mir einen Kuß! — Sieh' ich wette meinen Hals gegen eine Rübe, als Fritz von Wildenhain hätten Dich Vater und

Mutter verhätſchelt; als Fritz Böttcher biſt Du ein tüchtiger Kerl geworden — freilich hat Dir das wohl manchen Schweißtropfen gekoſtet! Deine Jugend hat Dir keine Roſen getragen. — Nun, nun, Fritze! es ſoll anders werden! Es ſoll beſſer werden! Ich will Dich legitimiren — ja Junge! das will ich! Will Dich öffentlich für meinen einzigen Sohn und Erben erklären — He, was ſagſt Du dazu?

Fritz. Und meine Mutter?

Obr. Ei, die ſoll auch nicht darben! Meynſt Du, Dein Vater ſey ein armer Schlucker? — Weißt Du auch wohl, daß Wildenhain eins der beſten Güter im Lande iſt? und eine Meile von hier liegt das niedliche Gütchen Wellendorf; das gehört mir auch; und in Franken hat mir meine Frau — Gott laß ſie ſanft ruhn! drei große Rittergüter hinterlaſſen.

Fritz. Aber meine Mutter?

Obr. Nun, da wollt' ich eben ſagen — deine Mutter kann ſich nach Gefallen ihren Aufenthalt wählen. — Will ſie nicht nach Franken, ſo bleibt ſie auf Wellendorf. Da iſt ein niedliches Häuschen, nicht zu groß, nicht zu klein — ein allerliebſter Garten — eine herrliche Gegend — Kurz, ein Paradies nach verjüngtem Maaßſtabe. — Da ſoll es ihr an nichts fehlen! Da ſoll ein frohes Alter die Falten wieder ausgleichen, die eine kummervolle Jugend auf ihre Wangen gefurcht hat.

Fritz. Wie? (zurücktretend)

Obr. Ja, ja! — und ſieh nur Fritz! das iſt nicht weit. — Wir ſtehn des Morgens auf — es fällt uns ein die Mutter zu beſuchen — he da! wir laſſen uns ein Paar Pferde ſatteln, und in einer Stunde — hopp! hopp! ſind wir hinüber.

Fritz. Wirklich? — Und unter welchem Namen ſoll meine Mutter dort wohnen?

Obr. (verlegen) Wie?

Fritz. Als Ihre Haushälterin, oder als Ihre Maitreſſe?

Obr. Närrchen!

Fritz. Ich verſtehe Sie! Ich will mich entfernen, mein Vater! Um Ihnen Zeit zu laſſen, Ihren Entſchluß wohl zu überlegen. — Nur eins betheure ich Ihnen unwiderruflich bei allem was mir heilig und theuer iſt! — Mein Schickſal iſt unzertrennlich von dem Schickſal meiner Mutter — Fritz von Wildenhain und Wilhelmine von Wildenhain, oder Wilhelmine Böttcher und Fritz Böttcher. — (ab)

Obr. Zum Henker! was will er? Er meint doch wohl nicht, daß ich ſeine Mutter heirathen ſoll? — Ei, ei, junger Menſch! du mußt deinem Vater keine Geſetze vorſchreiben! — Ich denke Wunder, wie gut ichs gemacht habe; bin froh, wie ein König — hab eben eine Laſt von meinem Gewiſſen gewälzt, und ſtehe nun und verpuhſte, und ſchöpfe ſo recht von Herzen friſchen Athem;

da wirft der Bube mir einen Stein vor die Füße, und will, ich ſoll von neuem darüber ſtolpern. — Baſta — he, Freund Gewiſſen! Gott ſey Dank! wir dürfen uns wieder Freunde nennen. Was meinſt du dazu? — Du ſchweigſt? Wie? — oder du murrſt noch ein wenig?

Sechſte Scene.

Obriſt, Pfarrer, (durch die Seitenthür)

Obr. Sieh' da, Herr Paſtor! gut, daß Sie kommen! Mein Gewiſſen und ich, wir ſind in einen Prozeß verwickelt worden; und dergleichen Prozeſſe gehören vor Ihr Forum.

Pf. Ihr Gewiſſen hat Recht.

Obr. Ei, ei, Herr Richter! nicht ſo partheiiſch! Sie wiſſen ja noch gar nicht, wovon die Rede iſt.

Pf. Das Gewiſſen hat immer Recht; denn es ſpricht nie anders, als wenn es recht hat.

Obr. So! — Ich weiß aber noch gar nicht, ob es [illegible]. Ein Prediger hat in ſolchen Fällen ein leichteres Gewiſſen, als unſer eins. Horchen Sie doch ein wenig. Hier iſt der Status Cauſſae in zwei Worten. Ich habe meinen Sohn wieder gefunden — (ihm auf die Schultern ſchlagend) Herr Paſtor! ein braver, liebenswürdiger Junge; feurig, wie ein Franzoſe, ſtolz wie ein Engländer, und ehrlich, wie ein Deutſcher! — Das beiher! — Ich will ihn legitimiren — Wie? thu ich nicht Recht daran?

Pf. Vollkommen Recht!

Obr. Und ſeine Mutter ſoll auf ihre alten Tage herrlich und in Freuden leben. — Das Gut Wellendorf, das will ich ihr ſchenken, da mag ſie wohnen, mag ſich das einrichten ganz nach ihrer Laune, wieder aufleben in ihrem Sohne, wieder jung werden in ihren Enkeln — Wie? thu' ich nicht Recht daran?

Pf. Nein!

Obr. (zurückprallend) Nicht? — Und was ſoll ich denn thun?

Pf. Sie heirathen.

Obr. Ei, warum nicht gar!

Pf. Baron Wildenhain iſt ein Mann, der nichts ohne zureichenden Grund thut. Ich, der Anwald Ihres Gewiſſens ſtehe hier, und erwarte Ihre Gründe; dann ſollen Sie auch die meinigen hören.

Obr. Zum Henker! ich werde doch kein Betteiweib heirathen?

Pf. (nach einer Pauſe) Sind das Ihre Gründe alle?

Obr. (verlegen) Nein, das eben nicht — Ich habe noch mehrere — noch weit mehrere —

Pf. Dürft' ich mir ſie ausbitten?

Obr. (immer ſehr verlegen) Ich bin ein Edelmann —

Pf. Weiter!

Obr. Die Leute werden mit Fingern auf mich zeigen —

Pf. Weiter!

Obr. Meine Verwandten würden mich über die Achſeln anſehn —

Pf. Weiter!

Obr. Und — und — (ſehr heftig) Peſtilenz! nun weiß ich nichts mehr!

Pf. So iſt die Reihe an mir. Doch ehe ich rede, ein Paar Fragen: Hat Wilhelmine Ihnen Anlaß gegeben, durch Koketterie, durch buhleriſche Leichtfertigkeit den Plan Ihrer Verführung zu entwerfen?

Obr. Nein; das iſt nicht wahr! ſie war immer ein keuſches, ſittſames Mädchen.

Pf. Hat es ihnen Mühe gekoſtet, die Tugend dieſes Mädchens zu beſiegen?

Obr. (kurz) Ja.

Pf. Haben Sie ihr die Ehe verſprochen?

Obr. (ſtockt).

Pf. (ſehr ernſt) Haben Sie ihr die Ehe verſprochen?

Obr. Ja.

Pf. Gott dabei zum Zeugen gerufen?

Obr. Ja.

Pf. Ihre Ehre zum Pfande geſetzt?

Obr. (mit Ungeduld) Ja! ins Teufels Namen!

Pf. Nun, Herr Baron! Ihr Zeuge war Gott, der Sie damals ſahe — der Sie jetzt ſieht! das Pfand war Ihre Ehre, das Sie wieder einlöſen müſſen, wenn Sie wirklich ein Edelmann ſind. Ich ſtehe vor Ihnen, voll der Würde meines ſchönen Berufs; ich darf mit Ihnen reden, wie mit dem geringſten Ihrer Bauern — meine Pflicht heiſcht es, und ich will meine Pflicht erfüllen, ſelbſt wenn ich Ihre Freundſchaft drüber wagen ſollte. — Haben Sie als ein froher, leichtſinniger Jüngling, der da nur für den gegenwärtigen Augenblick lebt, ein unſchuldiges Mädchen verführt, ohne an die Folgen zu denken; haben Sie im reifern Alter einen jugendlichen Fehltritt bereut, und wieder gut gemacht, was Sie gut machen konnten; o ſo ſind Sie noch immer ein Mann, werth der Achtung eines Rechtſchaffenen. Aber — hat der wohllüſtige Jüngling durch boshafte Schlingen ein ſchuldloſes Geſchöpf ins Elend geſtürzt; hat er Tugend und Glück eines Mädchens vernichtet, um die Begierde eines Augenblicks zu befriedigen; hat er ſein Ehrenwort im Rauſch verpfändet, und ſein gutes Gewiſſen einem thieriſchen Bedürfniß aufgeopfert; glaubt er das alles wieder gut zu machen, durch eine Hand voll Gold, die der Zufall ihm gab; o, ſo verdient er nicht — verzeihn Sie meiner Heftigkeit, Herr Baron! ſie könnte der guten Sache ſchaden, ob ſie gleich hier ſehr natürlich iſt. — Ihr guten alten Ritterzeiten! alle eure Tugenden, eure Biderherzigkeit und heilige Ehrfurcht vor weiblicher Sittſamkeit habt ihr mit ins Grab genommen; nur das ſchlechteſte, das Wörtchen von und eure Zweykämpfe habt ihr uns gelaſſen. Sieg über Unſchuld iſt heut zu Tage eine Heldenthat, deren man ſich beym Glaſe Wein rühmt, indeſſen die arme Verführte in Thränen ſchwimmt; den Mörder ihrer Ehre verflucht; mit einem Kinde, und vielleicht mit dem Gedanken es zu ermorden ſchwanger geht. — Noch einmal, Herr Baron! Sie müſſen Wort halten, und wenn Sie ein Fürſt wären! — Den Fürſten kann der Staat frei ſprechen — doch nie ſein Gewiſſen. Drum danken Sie Gott, daß Sie kein Fürſt ſind! Danken Sie Gott, daß es in Ihrer Macht ſteht, Ihre Gewiſſensruhe, den koſtbarſten Reichthum, um ſo wohlfeilen Preis zu erkaufen. Der Entſchluß, Wilhelminen zu heirathen, iſt nicht einmal ein Verdienſt; denn dieſe Verbindung wird Ihr Glück erhöhen. Schade, daß es Ihnen kein Opfer koſtet, daß nicht Ihr ganzes Vermögen auf dem Spiele ſteht! Dann mögten Sie noch auftreten und ſagen: Ich heyrathe Wilhelmine! Handle ich nicht brav! — Aber jezt, da Wilhelmine einen Brautſchatz Ihnen mitbringt, größer, als irgend eine Fürſtin thun konnte, Ihre Gewiſſensruhe und einen liebenswürdigen Sohn; jetzt müſſen Sie ausrufen: Freunde! wünſcht mir Glück! ich heirathe Wilhelminen!

Obr. (der in großer Unruhe und Bewegung bald auf und niedergegangen, bald ſtille geſtanden, bald Unwillen, bald Rührung geäußert, geht, nachdem der Pfarrer ausgeſprochen, mit offnen Armen auf ihn zu, drückt ihn an ſein Herz und ſpricht). Freund! wünſchen Sie mir Glück! Ich heirathe Wilhelminen!

Pf. (ſeine Umarmung erwiedernd). Ich wünſche Ihnen Glück!

Obr. Wo iſt ſie? Sie haben ſie geſehn?

Pf. Sie iſt in Ihrem Kabinet. Um alles Aufſehn zu vermeiden, führte ich ſie durch den Garten.

Obr. Nun dann, heute iſt Hochzeit! Sie ſollen noch dieſen Abend den Segen über uns ſprechen.

Pf. Nicht doch! nicht ſo raſch! nicht ſo heimlich! nicht ſo verſtohlen! Die ganze Dorfſchaft war Zeuge von Wilhelminens Schande, ſie ſey auch Zeuge von Wilhelminens wiederhergeſtellten Ehre. Drey Sonntage hintereinander kündige ich Sie öffentlich von der Kanzel ab. Sind Sie das zufrieden?

Obr. Von ganzem Herzen!

Pf. Und dann feyern wir ein frohes Hochzeitfeſt, und das ganze Dorf feyert es mit in lautem Jubel. Sind Sie das zufrieden?

Obr. Ja.

Pf. Iſt nun der Prozeß entſchieden? Iſt Ihr Gewiſſen ſtill?

Obr. Wie ein Mäuschen! — Wenn nur die erſte Zuſammenkunft ſchon vorüber wäre. Ich ſchäme mich vor den erſten Anblick wie ein Dieb, den man dem Beſtohlnen unter die Augen ſtellt.

Pf. Seyn Sie ruhig! Wilhelminens Herz iſt Ihr Richter.

Obr. Und dann — warum ſoll ich es nicht geſtehn — Vorurtheile ſind wie alte längſt geheilte Wunden; wenn das Wetter ſich ändert, ſo ſtechen ſie noch — Ich — ich ſchäme mich — das alles vor meiner Tochter — vor dem Grafen — vor meinen Leuten zu bekennen — ich wollte, es wäre ſchon vorbei! Und ich mag Wilhelminen nicht eher ſehn — mag mich nicht eher ganz der Freude überlaſſen, bis das alles vorbei iſt. — He! Franz! — (Jäger tritt ein). Wo iſt meine Tochter und der Graf?

Jäger. Im Speiſeſaal.

Obr. Bitte ſie herüber zu kommen! — (Jäger ab). Bleiben Sie bei mir, Herr Päſtor! damit der Laffe mit ſeiner Kammerjunkermine mich nicht aus der Faſſung bringt. Ich will ihm meine Meinung kurz und deutlich vortragen; und wenn er geſcheit iſt, ſo läßt er ſeine Rappen anſpannen, und fährt mit allen ſeinen Pommadebüchſen zum Teufel!

Siebente Scene.

Vorige, Amalie, Graf.

Gr. Nous voila à vos Ordres, mon Colonel! wir haben eine delicieuſe Promenade gemacht. Wildenhain iſt ein irrdiſches Paradies, und beſitzt eine Eva, welche gleicht an jene Mutter von allen Menſchen.

Es manquirt nur noch ein Adam, der, wie die Mythologie lehrt, mit Entzücken aus ihrer Hand den Apfel des Todes nehme; und — er iſt gefunden, dieſer Adam! er iſt gefunden!

Obr. Wer iſt gefunden? Fritz! aber nicht Adam.

Gr. Fritz? Wer iſt dieſer Fritz?

Obr. Mein Sohn! mein einziger Sohn!

Gr. Comment? Ihr Herr Sohn? — mon Pere hat mir geſagt, daß Sie haben nur dieſe einzige Tochter.

Obr. Ihr Pere konnte das auch nicht wiſſen, denn ich erfahre es ſelbſt erſt vor wenig Minuten.

Gr. Vous parlez des énigmes.

Obr. Kurz und gut! der junge Menſch, der uns heute auf der Landſtraße überfiel. — Sie wiſſen ja wohl noch, wie Sie ſo ſchnellfüßig verſchwanden?

Gr. Ich habe eine confuſe Erinnerung davon. Nur weiter!

Obr. Und der meinige ſoll ein Edelmann werden. Erbherr auf Wildenhain und Wellendorf.

Gr. Me voila ſtupéfait! — Mein Fräulein! ich plaidire Ihre Sache — man iſt auf den Point Sie zu ecraſiren.

Am. Bemühen Sie ſich nicht.

Gr. La fille unique! L' unique heritiere!

Am. Il me reſte l'amour de mon pere!

Obr. Bravo Malchen! komm her, einen Kuß! (Amalie fliegt in ſeine Arme). Herr Graf, Sie werden mich verbinden, wenn Sie uns auf einige Augenblicke verlaſſen; es mögte hier eine Scene geben, bei welcher ſich weder lachen noch pfeifen läßt.

Gr. De tout mon Coeur! wir haben, wo ich nicht irre, clair de lune — und ſo werden Sie mir erlauben, noch dieſen Abend in die Stadt zu retourniren.

Obr. Nach Ihrem Gefallen.

Gr. A dire vrai, mon Colonel! ich bin nicht gekommen, mir zu ſuchen einen Voleur de grand Chemin zum Schwager, und eine Gueuſe zur Schwiegermutter (hinaushüpfend). Henri! Henri!

Achte Scene.

Vorige ohne Graf.

Obr. (Amalien noch in ſeinen Armen haltend). Ha, ich athme freier! — Nun ein Wort zu Dir, gutes Malchen! Dein Vater hat vor 20 Jahren einen Streich gemacht — hat ein armes Mädchen verführt, und einen Buben in die Welt geſetzt, der bis auf dieſen Tag in der Irre und im Elend herumgelaufen iſt. Die Geſchichte hat mir auf dem Herzen gelegen, wie ein Felſen von Granit. Erinnerſt Du Dich noch manches trüben Abends, wo ich mit der Pfeife im Lehnſtuhl ſaß, und vor mich hinſtarrte, und nicht hörte, wenn Du mit mir ſprachſt, und nicht lächelte, wenn Du mir liebkoſteſt; da züchtigte mich das Gewiſſen, da fühlt ich, daß all' mein Reichthum, und Du ſelbſt mein Kind, mir nicht erſetzen konnten, die Ruhe des ehrlichen Mannes. Nun ſieh, ich habe ſie wiedergefunden — Weib und Sohn, und dieſer, (auf den Pfarrer zeigend) und dieſes (auf das Herz deutend) meynen, es ſey Pflicht, ſie öffentlich anzuerkennen, als Weib und Sohn. — Was meynſt Du?

Am. (ſich an ihn ſchmiegend). Das fragt mein Vater noch?

Obr. Wird der Verluſt Dir keinen Seufzer koſten, wenn Dein Vater ſeine Ruhe dadurch gewinnt?

Am. Welcher Verluſt?

Obr. Du warſt meine einzige Erbin.

Am. (zärtlich verweiſend) O mein Vater!

Obr. Du verlierſt zwey Rittergüter.

Am. Die ſoll mir meines Bruders Liebe bezahlen.

Obr. Und die meinige! (drückt ſie heftig in ſeine Arme)

Pf. (abgewandt) Warum nicht auch die meinige?

Obr. Herr Paſtor! den Sieg über ein Vorurtheil verdank ich Ihnen, den Sieg über ein Zweites verdank ich mir ſelbſt. Ein Mann, wie Sie, Lehrer und Vorbild der Tugend, erhebt ſeinen Stand zum Erſten in der Welt. Wenn alle Ihre Brüder Ihnen glichen, ſo dürften die Chriſten ſtolz ſeyn. — Sie ſind ein edler Mann — Ich bin nur ein Edelmann. Und wenn ich vielleicht im Begriff ſtehe mehr zu ſeyn und zu werden, ſo verdank ich das Ihnen. Ich bin Ihnen viel ſchuldig — Malchen! willſt Du für mich bezahlen?

Am. (ſieht ihrem Vater einen Augenblick zweifelhaft ins Geſicht, er läßt ihre Hand los mit einer Bewegung gegen den Pfarrer, ſie, fliegt an ſeinen Hals).

Pf. (höchſt überraſcht). Mein Gott — Herr Baron —

Obr. Stille! ſtille! kein Wort!

Am. (ihn küſſend). Stille! ſtille! Sie haben mich ja lieb!

Pf. (windet ſich aus ihren Armen — Thränen brechen hervor — er will reden und kann nicht — geht auf den Obriſt zu, ergreift ſeine Hand, will ſie an den Mund drücken, Obriſt zieht die Hand weg, und ſchließt ihn in ſeine Arme.)

Am. Ach mir iſt ſo wohl!

Obr. (ſich von dem Pfarrer losmachend). Baſta! — Mein Seel, ich fange an zu heulen. — Laßt mich! laßt mich nur einen Augenblick zu mir ſelbſt kommen — ein Auftritt ſteht mir noch bevor, herzangreifender als dieſer. — Nun, lieber Sohn — in wenig Minuten iſt alles vollbracht, und der letzte Strahl der untergehenden Sonne blickt herab auf den ſeligſten Menſchen im weiten Reiche der Natur! — Wo iſt Wilhelmine?

Pf. Ich gehe ſie zu holen.

Obr. Halt! mir iſt ſo wunderlich zu Muthe — ſo beklommen — einen Augenblick Erholung. — (geht auf und nieder, athmet ſchwer und blickt einigemal nach der Thüre des Kabinets). Dort wird ſie herauskommen — das war das Schlafgemach meiner Mutter — dort hab ich ſie oft herauskommen ſehn — habe mich ergötzt an ihrem holden Lächeln — Wie werde ich nun ihren finſtern ſtrafenden Blick ertragen! — Fritz ſoll für mich bitten — Wo iſt mein Fritz? — He! — (Jäger kommt) Wo iſt mein Sohn?

Jäger. Auf ſeinem Zimmer.

Obr. Er ſoll herüber kommen! — (zum Pfarrer.) Nun wohlan denn; mein Herz klopft heftig — geſchwind geſchwind! führen Sie ſie her! — (Pfarrer ab in die Seitenthür — Obriſt mit dem Geſicht gegen das Kabinet gekehrt, aber einige Schritte davon entfernt, alle ſeine Geſichtsmuskeln ſind in Bewegung.)

Neunte Scene.

Vorige, Wilhelmine, Pfarrer.

Obr. (ſtürzt ſprachlos in ihre Arme.)

Wilh. (wird in den ſeinigen halb ohnmächtig. Obr. und Pf. ſetzen ihr einen Stuhl).

Obr. (kniet vor ihr, ſeinen Arm um ſie geſchlungen, ihre Hand in der Seinigen.) Wilhelmine! kennſt du meine Stimme noch?

Wilh. (zärtlich und ſchwach). Wildenhain! —

Obr. Verzeihſt Du mir?

Wilh. Ich verzeihe Dir.

Fritz. (ſtürzt herein.) Die Stimme meiner Mutter! — Ha! Mutter! Vater! (er wirft ſich an der andern Seite vor ihr nieder, ſie bückt ſich zärtlich über beide, der Pfarrer blickt dankend gen Himmel — Amalie auf des Pfarrers Schulter gelehnt, wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge).

Der Vorhang fällt.

Ende.

Schauſpiele

von

Auguſt von Kotzebue.

Dritter Band.

---

1) Bruder Moriz.
2) Graf Benjowsky.
3) Der Mann von vierzig Jahren.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1797.

Bruder Moritz,

der Sonderling

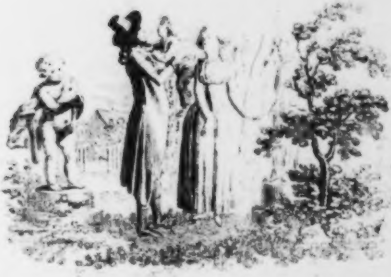
oder

die Colonie für die Pelew-Inſeln

Luſtſpiel in drey Aufzügen

von

Auguſt von Kotzebue.



Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

Bruder Moritz,

der Sonderling.

Oder:

die Colonie für die Pelew-Inſeln.

An

den Herrn Obriſten von Eckermann
auf Jewe.

Ich bin ein eitler Menſch. Ich wollte der Welt gern öffentlich ſagen, daß ein Biedermann mein Freund iſt, und da ſezte ich Ihren Namen hieher, der an der Spitze eines beſſern Werkes zu ſtehen verdiente. Verzeihen Sie mir, und erhalten Sie Ihre Freundſchaft einem armen Unglücklichen, dem Gott die Wonne der Liebe grauſam entriß. Maynz, den 29ten Januar 1791.

A. v. Kotzebue.

Perſonen:

Moritz Eldingen.

Euphroſine, ſeine alte Tante.

Julchen, } ſeine Schweſtern.
Minchen, }

Omar, ein junger Araber, ſein Freund und Begleiter.

Marie, Kammermädchen.

Wilhelm von Moll, Aſſeſſor bey einem Juſtiz-Collegium.

Lieutenant Dietrich von Moll, ein Invalide, mit einem Stelzfuß, Wilhelms Bruder.

Kammerherr Graf von Stierenbock.

Schiffer Thoms.

Katz, ein Schriftſteller unſerer Zeit.

Ein Kind.

Erſter Aufzug.

(Das Stück ſpielt in einer Seeſtadt. Der Schauplatz, welcher unverändert bleibt, iſt ein grüner Platz. Im Hintergrunde ein Garten mit Staketen umgeben, deſſen Thür auf die Bühne geht. Zu beyden Seiten einige Raſenbänke. Im Vordergrunde links und rechts die Bildſäulen Amors und der Diana. Ganz in der Ferne ragt ein ſchönes Haus über die Bäume hervor).

Erſter Auftritt.

Karg (allein).

(Er ſitzt auf einer Raſenbank mit Schreibtafel und Bleyfeder in der Hand. Er ſinnt, ſchreibt nieder, ſchüttelt den Kopf, ſtreicht aus, ſinnt wieder).

Nur erſt den Titel! das Buch ſoll wohl nachkommen. Ein Buch ſchreiben iſt keine Kunſt.

Auf drey, vierhundert Seiten allerley zu Markte tragen was den Käufer reizt, ey wer kann das nicht? Aber einen Titel erfinden, der ohne alle fremde Beyhülfe das Buch verkaufe, einen Titel der die Eßluſt wecke, wenn man gleich noch nicht weiß, ob Kartoffeln oder Faſanen auf dem Tiſche ſtehen werden, einen Titel der aus einem, höchſtens zwey Worten beſtehe, und doch zu hundert Büchern paſſe, das iſt das Meiſterſtück der heutigen Schriftſtellerzunft, und Gott ſey Dank! in Titeln nehm ich es mit jedem auf, meine Verleger ſtehn ſich gut dabey. Nur dieſesmal will es mir nicht gelingen. Der Gegenſtand iſt wichtig, aber eben deshalb lieſt Niemand das Buch, wenn der Titel nicht neu und auffallend iſt. (nachſinnend) „Vom Urſprung des Uebels“ — das kauft Niemand. „Die Quelle des Böſen“ — das lieſt Niemand. „Die trübe Quelle“ — das gienge ſchon eher an. „Pandorens Büchſe“ — das iſt ſchon abgenutzt — (ſich vor die Stirn ſchlagend) Halt! ich habe es! ein elektriſcher Funke! „Teufel!“ ſoll das Buch heißen. Teufel! und nicht eine Sylbe.

Sylbe mehr. Ein Gegenstück zu Herders Gott. (Er schreibt) Ein guter Engel hat mir da den Teufel zugeflüstert. Das Buch wird reißend abgehn, ich wette, der Teufel erlebt seine drey Auflagen.

Zweyter Auftritt.

Omar. Karg.

Omar. (trägt einen Tisch aus dem Garten und setzt ihn vor die Rasenbank.)

Karg. Guten Morgen, guten Morgen Herr Omar. So früh aus den Federn? Was soll's denn hier geben?

Omar. Man will im Grünen frühstücken.

Karg. Ey, ey, der Einfall, ist nicht übel, ein recht poetischer Einfall. Ich bin auch noch nüchtern, ich werde hier bleiben.

Omar. Nach Belieben, hier ist es kühl, der Schatten ist einladend. Das Haus dort — nehme er mir's nicht übel Herr! aufs Bauen versteht er sich nicht. Das Haus ist wie eine Laterne, in allen Zimmern wird man von der Sonne gebraten. Lieber wollt' ich für ein anbiſches Zelt doppelte Miethe geben, als die einfache für ein ſolches Treibhaus.

Karg. Guter Freund, ich habe das Haus nicht gebauet.

Omar. So hätte er es nicht kaufen ſollen.

Karg. Ich habe es auch nicht gekauft. Es iſt ein Erbſtück von meinem Vater.

Omar. War ſein Vater auch ein Schriftſteller?

Karg. Ach du lieber Gott! nein! er war ein Strumpffabrikant.

Omar. Welches Handwerk trägt mehr ein? Die Schriftſtellerey oder das Strumpffabriciren?

Karg. Ach leider! das Strumpffabriciren. Doch nur in baarem Gelde, nicht in Ruhm und Ehre. In den Zimmern die ich nun vermiethe bin ich groß gezogen worden.

Omar. Und ſeine Zimmer unter dem Dache?

Karg. Bewohnten damals meines Vaters Lehrburſche. Die Welt iſt ungerecht, blind —

Omar. Ach nein, ſie ſieht mit hellen Augen. Strümpfe ſind nothwendig, Bücher entbehrlich, ſo denkt die Welt.

Karg. Und hat Unrecht.

Omar. Und hat Recht. (Er geht ab und zu, hohlt Taſſen, Theemaſchine u. ſ. w.)

Karg. (ihm nachrufend) Aber die Ehre! die Ehre! doch was weiß ein Araber von der Ehre. Freylich wohne ich nur unter dem Dache, aber mein Name wohnt in Palläſten. Freylich ſind meine Mahlzeiten nur pythagoriſch, aber mein Name iſt Salz und Würze auf den Tafeln der Großen. (zu Omar der indeſſen zurückkam und um den Tiſch beſchäftiget iſt) Trete Er doch näher guter Freund, laß' Er uns ein wenig plaudern. Es iſt noch früh, die Herrſchaft liegt im ſüßen Morgenſchlummer. Ich will Ihm ein Projekt mittheilen, wie Er auf einmal durch ganz Europa berühmt werden kann.

Omar. Berühmt? Ich will nicht berühmt werden.

Karg. Hör' Er nur. Ein Projekt, deſſen Ausführung Ihm federleicht werden kann. Ich trage ſchon lange den Gedanken mit mir herum, eine Beſchreibung von Egypten herauszugeben, weil Savary und Pococke und Volney und wie ſie alle heißen, nicht vollſtändig genug ſind.

Omar. Iſt er denn in Egypten geweſen?

Karg. Nein.

Omar. Und will es beſchreiben?

Karg. Warum nicht? Und Er ſoll mir helfen. Egypten iſt Sein Vaterland, Er kann mir wichtige Aufſchlüſſe geben, und ich werde Seinen Namen dankbarlich drucken laſſen.

Omar. Sehr verbunden.

Karg. Auch könnte man wohl gar in einem Anhang Seine Reiſen auftiſchen. Das Publikum liebt die Reiſebeſchreibungen.

Omar. Das mögte wohl ſchwerlich der Mühe werth ſeyn.

Karg. Ey warum nicht? Heut zu Tage iſt alles der Mühe werth. Und ſo viel ich weiß hat Er mit Seinem Herrn die halbe Welt durchſtrichen?

Omar. So ungefähr.

Karg. Und eine Menge Abentheuer erlebt?

Omar. O ja.

Karg. Vielleicht gar einmal Schiffbruch erlitten?

Omar. Nein, das nicht.

Karg. Oder eine neue Inſel in der Südſee entdeckt?

Omar. Das auch nicht.

Karg. Aber ſage Er mir doch, wie iſt denn Sein Herr zu dem großen Reichthum gelangt?

Omar. Iſt mein Herr reich?

Karg. Ey freylich, wie ein ſpaniſches Regiſterſchiff. Man weiß ja wohl welch ein kümmerliches Leben ſeine beyden Schweſtern und die alte Tante vor ſeiner Ankunft führten. In dem Häringsgäßchen haben ſie gewohnt, in einem elenden engen Stübchen, da haben ſie Tag und Nacht ſich die zarten Fingerchen wund genäht um des lieben täglichen Brodes willen. Aber kaum erſcheint der Herr Bruder — wie durch einen Zauberſtab verwandelt ſich die kleine Hütte im Häringsgäßchen in dieſes prächtige Landhaus, Wolle wird gegen Seide vertauſcht, Diamanten treten in die Stelle von Glasperlen. Die ganze Stadt ſperrt die Augen auf und erſchöpft ſich in Muthmaßungen —

Omar. Die armen kleinen Menſchen!

Karg. Nun, nun, eine erlaubte Wißbegierde — ich ſelbſt muß geſtehn, daß ich wohl zu erfahren wünſchte — hat Sein Herr vielleicht in den egyptiſchen Pyramiden das Grab eines alten Königs geplündert?

Omar. Nein.

Karg. Oder unter den Ruinen von Palmyra einen Schatz gegraben?

Omar. Auch nicht.

Karg. Oder Goldkörner aus dem Nilſchlamm gewaſchen?

Omar. Auch nicht. Ich will Ihm das Geheimniß mit zwey Worten aufklären: Mein Herr iſt ein Wucherer?

Karg. Ein Wucherer? So ſieht er mir nicht aus.

Omar. Die Natur hat mit zwey großen Schätzen ihn ausgeſtattet, den einen trägt er hier (aufs Herz deutend), den andern hier (auf den Kopf). Dieſer (aufs Herz) hat ihm tauſend

Herzen erworben und dieſer (auf den Kopf) hat ihm den Beutel gefüllt. Verſteht Er mich?

Karg. (lächelnd aber unbefriedigt). Ja, ja, das iſt recht artig geſagt, das läßt ſich einmal in einem Buche anbringen, nur Schade, daß es nicht wahrſcheinlich iſt. Das Herz, mein guter Freund, gilt in baarer Münze nicht einen blutigen Heller, und der Kopf — ach du lieber Gott! jedes andere Glied wird beſſer bezahlt, als der Kopf.

Omar. Das iſt nicht wahr! und wäre es — nun ſo hat die Natur auch hier nicht unbillig gehandelt, denn Kopf und Herz bezahlen ſich ſelbſt, mit einer Münze, welche kein Fürſt ſchlagen kann: mit dem Gefühl ihres Werths.

Dritter Auftritt.

Julchen. Nettchen. Vorige.

(Schon in der Ferne hört man Nettchens Stimme im Garten; ſie trällert aus Erwin und Elmire: mit vollen Athemzügen ſaug ich Natur aus dir u. ſ. w.)

Olmar (wird unruhig). Nettchen kömmt!

Julchen und Nettchen (treten Arm in Arm auf).

Nettchen. (auf den Theetiſch zeigend). Sieh da! Wir leben wie in der guten alten Feenzeit. Tiſch decke dich! Ein Schlag der Zauberruthe, und alles ſteht fertig.

Julchen. Guten Morgen Omar.

Nettchen. Guten Morgen Omar.

Omar. Guten Morgen ſchöne Mädchen.

Nettchen. (gen Himmel ſehend). Guten Morgen liebe Sonne!

Julchen. (Karg erblickend). Auch unſer Herr Hauswirth. (Sie macht ihm einen Knix.)

Nettchen. Von Phöbus hinab zu ſeinem Zögling. (zu Karg) Sohn des Olymps — (Sie macht ihm eine tiefe Verbeugung)

Karg. (ihren Gruß mit Karikatur erwiedernd) Geſpielin der Venus: Schalkhafte Grazie! —

Nettchen. Schön! ſchön! eine Grazie hat mich noch Niemand genannt. Um beſungen zu werden, muß man den Dichter loben. Lieber Herr Karg ſchenken Sie mir eine kleine Portion Unſterblichkeit, machen Sie ein Lied auf mich.

Karg. Holde Muſe! Die Funken der Begeiſterung welche aus Ihrem Auge ſprühen — (bey Seite) Ich glaube ſie iſt in mich verliebt.

Nettchen. O fahren Sie fort! Meine Seele lagert ſich in meine Ohren.

Karg. Wie! Sie ſelbſt würdigen mich, mir die Leyer zu ſtimmen? — (bey Seite) Es iſt richtig.

Julchen. (zu Nettchen) Schaff uns den Narren vom Halſe.

Nettchen. Er macht mir Zeitvertreib.

Julchen. Mir Langeweile.

Nettchen. Ich errathe. Du willſt mir Neuigkeiten erzählen, die ich auswendig weiß. Es ſey! aus ſchweſterlicher Liebe. Herr Karg mir iſt ein Unglück wiederfahren.

Karg. Ein Unglück? (bey Seite ſich das Herz ſtreichelnd) Ja, ja ein Unglück.

Nettchen. Sie könnten mir es wenigſtens erträglich machen.

Karg. Da haben wir's (laut) Reden Sie! reden Sie! mein Herz thut ſich auf wie ein Stadtthor.

Nettchen. Mein Igel iſt geſtorben.

Karg. (ſehr betreten, ſtockend). Ihr — Ihr — Igel? —

Nettchen. Er fing ſo ſchön Mäuſe.

Karg. Und — und ich — ſoll die Ehre haben Ihnen dieſen Verluſt zu erſetzen? Ich verſtehe ja nicht Mäuſe zu fangen.

Nettchen. Leider nein! der Verluſt iſt unerſetzlich. Nur laute Klagen vermögen meinen Schmerz zu lindern. Klagen, welche ſanft von der Leyer eines Dichters tönen. Mein Herz begehrt eine Elegie auf den Tod meines Igels und ich würde mit Freuden einen Dukaten bezahlen —

Karg. Einen? — Wollten Sie wohl die Güte haben, dies Wort zu wiederhohlen?

Nettchen. Einen Dukaten.

Karg. Dukaten! ich verſtehe — Nicht das Gold, welches der Dichter wie Staub unter ſeine Füße tritt, ſondern der girrende Schmerz der zärtlichen Taube wird mich begeiſtern.

Nettchen. (ganz ehrbar). Ja, lieber Herr Karg, ich bin eine Taube, welche von ihrem Igel verlaſſen worden.

Karg. Ich überziehe meine Leyer mit Trauerflor und ſinge!

Nettchen. Eilen Sie, eilen Sie! Morgenſtunde hat Dukaten im Munde. Und wenn es Ihnen recht gelingt, ſo gebe ich Ihnen obendrein einen Kuß.

Karg. (entzückt) Dürfte ich vorläufig meine brennenden Lippen auf dieſe Schwanenhand drücken?

Nettchen. (ihm die Hand hinhaltend) Da! Sind Sie nun begeiſtert?

Karg. Ja — aber — (mit einem Blick auf den Theetiſch, ſehr höflich) Ich habe noch nicht gefrühſtückt.

Nettchen. (lachend). Langen Sie zu.

Karg. (der ſich ſo etwas nicht zweymal ſagen läßt). Nur eine Minute dem Körper, dann ſteht mein Geiſt ganz zu Befehl. (Er geht an den Tiſch, ſchenkt ſich ein, ſtopft Butterbrod in den Mund u. ſ. f. Die Damen, welche unterdeſſen ein anderes Geſpräch anknüpfen, bekümmern ſich nicht weiter um ihn, und werden es nicht einmal gewahr, daß er nach einigen fruchtloſen Verbeugungen davon ſchleicht).

Vierter Auftritt.

Julchen. Nettchen. Omar.

Nettchen. Schweſterchen, er wird uns alles rein aufeſſen.

Julchen. Laß ihn, ich habe keinen Hunger.

Nettchen. Aber ich.

Julchen. (zu Omar). Iſt mein Bruder aufgeſtanden?

Omar. Schon ſeit zwey Stunden beißt er ſich mit der alten Tante herum.

Nettchen. Weswegen?

Omar. Sie will den Glanz ihres Hauſes wieder herſtellen, ſie will Kammermädchen, Läufer, Thürhüter, Equipage; und Moritz antwortet ihr immer ganz trocken: „wie Du „willſt liebe Tante, beſolde die Leute nur nicht „von meinem Gelde.“ Sie huſtet ſich halb todt, um ihm die Nothwendigkeit zu beweiſen; er lacht und ſchüttelt den Kopf.

Julchen. Recht gut, wenn er lacht, aber die Tante wird ſo lange ſodern und begehren, bis der gute Moriß des Lebens überdrüßig werden wird. Das iſt undankbar. Sie vergißt, was wir waren und was wir durch ihn ſind.

Nettchen. Aber das Kammermädchen darf er uns nicht abſchlagen. Du haſt ſie geſehen, das ſanfte ſchwermüthige Geſchöpf.

Julchen. Geſehen und geliebt im erſten Augenblicke.

Nettchen. Wir brauchen keine Bedienung, aber ſie braucht eine Herrſchaft. Aus dieſem Geſichtspunkt muß man dem Bruder die Sache vorſtellen. O die Männer müſſen thun, was wir haben wollen, wenn wir's nur immer am rechten Ende anfaſſen.

Omar. Und die Natur hat für das rechte Ende euch einen ſo feinen Sinn gegeben, daß ihr es ſelten verfehlt.

Nettchen. Woher weißt Du denn das, krausköpfiger Araber?

Omar. Bin ich nicht die halbe Welt durchreiſt? Die Mädchen und die Pfaffen gleichen ſich überall.

Nettchen. Auch unter euren herumſchweifenden Heiden?

Omar. Auch da.

Nettchen. O beſchreibe mir ein wenig eure Schönheiten. Wie muß ein Mädchen ausſehn, um ſolchen wilden Menſchen die Köpfe zu verrücken?

Omar. Sie muß ſchwarze Augen haben, groß und ſanft, wie die Augen einer Gazelle, überwölbt von zwey Bogen von Ebenholz. Sie muß ſchlank ſeyn wie eine Lanze. Sie muß leicht einhertreten, wie ein junges Füllen. Ihre Lippen färbt ſie blau und ihre Nägel goldfarbig. Ihr Buſen gleicht einem paar Granatäpfeln, und ihre Worte ſind ſüßer als Honig.

Nettchen. Die Lippen blau?

Julchen. Und die Nägel goldfarbig?

Nettchen. O über den armſeligen Geſchmack!

Omar. Das nämliche ſagen meine Landsleute von euch.

Nettchen. Deine Landsleute ſind Narren, die beſſer mit einer Säbelklinge umzugehen wiſſen, als mit einer Purpurlippe.

Omar. Du mußt ihnen verzeihen. Sie ſahen Nettchen nie.

Nettchen. Ey der tauſend! das war ein hübſches Compliment. Aber Du haſt vergeſſen, daß Julchen auch hier iſt.

Omar. Was vergißt man nicht bey Dir?

Nettchen. Immer beſſer!

Omar. Vaterland und Eltern, alles könnt' ich um Deinetwillen vergeſſen.

Nettchen. (verlegen). Willſt Du nicht meinen Bruder rufen? ſag' ihm daß uns hungert — daß wir auf ihn warten —

Omar. Ja, ja, ich gehe — Du willſt mich los ſeyn — ich habe vielleicht dummes Zeug geſchwatzt — vergieb mir! (Er drückt ihr im Vorübergehen die Hand und entfernt ſich).

Fünfter Auftritt.

Nettchen. Julchen.

Nettchen (etwas bewegt.) Wie der Bube die Hand zu drücken verſteht, als habe er von Jugend auf nichts anders gethan.

Julchen. Ich wünſche Dir Glück zu der Eroberung.

Nettchen (lachend). Ja doch! der Bediente meines Bruders.

Julchen. So nennt er ſich ſelbſt, aber nennt auch Moritz ihn ſo?

Nettchen. Laß mich zufrieden, verdirb mir meine Laune nicht. (Sie wendet ſich zu Dianens Bildſäule) Keuſche Diana! überziehe mein Herz mit einer Eisrinde, die kein verliebter Blick zu ſchmelzen vermöge! Und kannſt Du das nicht, nun ſo ſchlage die Männer mit Blindheit, daß ſie meine Reize nicht ſehen.

Julchen. Oder mache ſie minder unbeſtändig.

Nettchen. Oder vertilge ſie ganz von der Erde! ja Julchen, das wäre das Beſte. Die

Herren bilden ſich ein, man könne nicht ohne ſie leben, ſie ſchreiben in dicken Büchern, die Geſchichte der Amazonen ſey eine Fabel; Eitelkeit! jämmerliche Eitelkeit! ſie ärgern ſich, daß es Weiber gab, welche Muth genug hatten, allenfalls die rechte Bruſt aufzuopfern, wenn es darauf ankam einem ſeufzenden Liebhaber den Kopf zu ſpalten.

Julchen. Glückliches Nettchen! mit Deiner immer gleichen Laune.

Nettchen. Sprich lieber: geſundes Nettchen! Ich bin geſund wie ein Fiſch, nichts ſteckt in mir, kein träge ſchleichendes Blut, alles läuft immer raſch! raſch! raſch durch einander! Mein Körper hat immer irgend ein kleines Bedürfniß und wäre es auch weiter nichts, als daß mir einmal die Luſt ankömmt zu hüpfen. (Sie hüpft). Sieh, ſo ſteht meine Seele unter dem Pantoffel, ſie darf nicht Grillen fangen, wenn ſie auch wollte. Bey Dir hingegen iſt es umgekehrt. Der ehrwürdige Geiſt führt den Scepter, und erlaubt Deinem Körper kaum ſich ſatt zu eſſen. Folge mir Schweſterchen, wirf den räthſelhaften Wilhelm zur Thür deines Herzens hinaus, ſchließ zu und laß ihn pochen, und rufe durchs Schlüſſelloch: es iſt Niemand zu Hauſe!

Julchen. Kann ich das? Iſt meine Liebe nicht ein Theil meines Lebens geworden? Ach Nettchen! was hab' ich ihm gethan? Warum meidet er mich ſeit meines Bruders Ankunft? Warum ſtottert er mir nichtsbedeutende Höflichkeiten? Ich bin ihm treu! wahrhaftig ich bin ihm treu! mein Herz macht mir keinen Vorwurf. Woher denn dieſe plötzliche Verwandlung.

Nettchen. Dieſe Frage haſt Du ſchon hundertmal an mich gethan, und hundertmal hab' ich Dir geantwortet: ich weiß es nicht. Wer vermag die Männer zu ergründen! Glaube mir, dieſe ſeltſamen Geſchöpfe wiſſen ſelbſt nicht was ſie wollen.

Julchen. Wenn ich noch an den letzten Abend denke — es war zwey Tage vor meines Bruders Rückkunft — welche liebliche Schlöſſer wir da in die Luft bauten, wie wir im Geiſt ſchon dem Leichenbegängniß des alten hectiſchen Raths beywohnten, der ſeiner Beförderung noch im Wege ſteht, wie wir dann ſeine Einkünfte berechneten, unſre häuslichen Einrichtungen machten, und er mir lächelnd verſprach, den Verdienſt ſeiner Mahlerey mir zum Nadelgelde auszuſetzen — ach! es war ein ſchöner Traum! was hab' ich ihm gethan?

Nettchen. Auch ein ſchöner Traum iſt Dankes werth. Und liebes Julchen! was wären wir ohne ſolche Träume? Nimm uns den Genuß der Phantaſie, o wie arm läßt uns die Würklichkeit! Sieh da, ich fange an zu philoſophiren, ich ſpreche in Sentenzen, wie lange wird es währen, ſo ſchreibe ich ein Buch.

Julchen. Ach! was hab' ich ihm gethan?

Nettchen. (um ſich blickend). St' — frag ihn ſelbſt, er kömmt.

Julchen. (erſchrocken). Er kömmt? Wer?

Nettchen. Wilhelm Moll. Dort ſchleicht er am Bache herunter — ſieh jetzt geht er den Fußſteig über die Wieſ' — jetzt ſteht er bey der großen Pappel — er ſcheint unentſchloſſen —

aber ich verwette mein Gebetbuch, er geht hier vorbey.

Julchen. Ach Nettchen! was ſoll ich thun? Komm laß uns hinein gehen.

Nettchen. Ey ja doch, nicht von der Stelle! Wie würde der junge Herr ſich kitzeln, wenn ein paar hübſche Mädchen vor ihm liefen.

Julchen. Ich glühe. Ich werde ihm nicht ein Wort zu ſagen wiſſen.

Nettchen. Deſto beſſer! ich will ihm ſchon einheizen, wenn er es wagt, uns anzureden.

Julchen. Aber Du mußt ihn nicht beleidigen.

Nettchen. Sanftes Täubchen! (ſich umſehend) Herz gefaßt! der Feind rückt an.

Sechſter Auftritt.

Wilhelm von **Moll.** **Julchen.** **Nettchen.**

Wilhelm (macht im Vorübergehen den Damen eine ehrerbietige Verbeugung).

Nettchen (ruft ihm zu). Schon ſo früh heraus, Herr von Moll?

Wilhelm. Um den ſchönen Morgen zu genießen. (Er geht auf der andern Seite ab).

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Julchen. Nettchen.

Julchen. (wirft ſich auf eine Raſenbank und bricht in Thränen aus).

Nettchen (mit dem Fuße ſtampfend). Der Böſewicht! So machen ſie es alle. Sie lieben und wiſſen nicht warum, ſie brechen und wiſſen auch nicht warum. Wenn man die Natur früge: warum ſchufſt du Männer? Ich wette, ſie weiß auch nicht warum. Doch ja, zu unſerer Quaal! Nicht doch! und von allen hübſchen Mädchen gefoppt zu werden. Das iſt unſer Beruf. Wehe der Verlornen die von ihrem Herzen auf einen Irrweg ſich leiten ließ. Munter Julchen! hilf mir die Männer foppen. Steh auf, trockne Deine Thränen, ich höre die Tante huſten, gut daß ſie endlich kommen. Mein Zorn ſchweigt und macht meinem Hunger Platz. Laß uns frühſtücken, die Männer ſind nicht ein Butterbrod werth.

Julchen (trocknet ſich die Augen und ſucht eine heitre Miene zu erkünſteln).

Achter Auftritt.

Omar. Die Vorigen.

Mettchen. Nun? kommſt Du allein?

Omar. Die alte Tante hält ſich noch bey den Erbſenblüthen auf. Die Sperlinge haben ihr allerley Schaden angerichtet, ſie will einen ausgeſtopften Vogelſcheu hineinſtellen.

Mettchen. Sie darf ſich nur ſelbſt hineinſetzen, ſo kann ſie die Koſten ſparen.

Neunter Auftritt.

Moritz. Die Vorigen.

Mor. (auf Omar zugehend und ihm herzlich die Hand ſchüttelnd). Guten Morgen Omar! Wir ſahen uns nur im Vorbeygehen.

Omar. Guten Morgen lieber Moritz!

Mor. Haſt Du mit dem Schiffer Thoms geſprochen?

Omar Ja.

Mor. Was ſagt er?

Omar. Er wird kommen heute oder Morgen?

Mor. So muß man wohl bald an einen Mahler denken. (zu ſeinen Schweſtern) Guten Morgen Kinder?

Nettchen. Eine allerliebſte Rangordnung, erſt den Bedienten, und dann die Schweſtern.

Mor. Ja liebes Schweſterchen, ſpötteln magſt Du immerhin, meine Rangtabelle ſteht in meinem Herzen.

Nettchen. Immer beſſer! Der Krauskopf iſt Dir lieber, als das ſanfte Julchen und das muntre Nettchen?

Mor. Er iſt mir lieber.

Nettchen. (mit komiſchem Zorn). Barbar! Du zerreiſſeſt alle Bande des Bluts.

Mor. Ich könnte Dich verlegen machen, wenn ich Dich früge: was denkſt Du bey dieſem Ausdruck?

Nettchen. Was ich denke? Das iſt eine dumme Frage. Ein Frauenzimmer denkt nichts.

Mor. Die Eitelkeit der Eltern, die Dankbarkeit der Kinder, die Gewohnheit, welche Geſchwiſter an einander feſſelt, das nennt ihr Bande des Bluts.

Nettchen. Aber die Sympathie, der geheime Zug der Herzen —

Mor. Plappre keine Thorheiten.

Nettchen. Du glaubſt nicht daran?

Mor. Eben ſo wenig als ich glauben werde, daß zwey Bäume ihre Wipfel gegen einander neigen, deren Kerne vormals in einer Frucht verborgen lagen.

Nettchen. (ihm die Wange ſtreichelnd). Aber ſag' mir doch Du Narr! warum biſt Du denn zurück gekommen, wenn Deine Schweſtern Dir gleichgültig waren?

Mor. Gleichgültig? Wer ſagt das? Ich bin euch von Herzen gut, denn ich denke mit Entzücken an die frohen Stunden meiner Kindheit und meiner Jünglingsjahre. Alle jene Freuden habt ihr mit mir getheilt, keine ſüße Rückerinnerung wird lebendig in meiner Seele, ohne euer Bild in ihrem Gefolge mit ſich zu führen. Wenn mein Geiſt in dem ſchönen Gehölze herumirrt, welches an das Schloß unſers Vaters gränzte, ſo ſeh ich Julchen wie ſie einſt ihre Florſchürze an einer Dornhecke zerriß und weinte und bange war vor den knöchernen Fingern der dürren Gouvernante. Gehe ich über die Wieſe, durch welche der Bach ſich ſchlängelte, wo wir die ſchönen Krebſe fingen, ſo ſehe ich Nettchen, wie ſie vor einem Froſche läuft, den ich ihr nachſchleudere. Betrete ich das finſtere Zimmer unſers pedantiſchen Hofmeiſters, ſo ſehe ich Julchen, wie ſie für mich bittet, da er mich züchtigen wollte, weil ich Pfirſiche geſtohlen hatte. Setze ich mich auf die ſteinerne Bank vor die Hausthür, ſo ſehe ich Nettchen, die mir ihren Sparpfennig in die Hand drückt, um ihn einer armen abgebrannten Frau zu geben, welche ihr Kind auf dem Rücken in einem Korbe trug. Seht, das ſind die Bande, die mich an euch feſſeln, das ſind die Quellen meiner Sehnſucht nach euch. Die Natur lächelt eures Irrthums.

Nettchen. Wohlan, wenn wir das auch gelten laſſen, was hat der ſchwarze Bube denn gethan, daß wir in Deinem Herzen gleichſam ſeiner Gnade leben?

Mor. Was er gethan hat? — o! — Lieber Omar, entferne Dich auf einen Augenblick, ich will ihn loben.

Omar. Nicht doch, Du weißt, ich kann das nicht hören.

Mor. Ich auch nicht, aber einmal iſt es nothwendig. Geh, ich bitte Dich, und bleib in der Nähe.

Omar. (zu Nettchen mit niedergeſchlagenen Augen). Wenn Deines Bruders Lob mir Deine Freundſchaft erwirbt, ſo will ich es gern durch meine Schaamröthe erkaufen. (er geht in den Garten).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne Omar.

Nettchen. Immer hat er mir etwas zu ſagen. Vorhin war er gar ſo dreiſt mir die Hand zu drücken.

Mor. Ich hoffe, Du haſt den Druck herzlich erwiedert?

Nettchen. Ey das ließ ich wohl bleiben.

Mor. Die Hand eines Biedermanns —

Nett=

Nettchen. Da hätten wir viel zu thun, wenn wir allen ehrlichen Leuten die Hand drücken wollten.

Mor. Er hat Deinem Bruder zweymal das Leben gerettet.

Jülchen. Hat er das?

Nettchen. Der Bube wird mich machen, daß ich ihn lieben muß.

Mor. Das ſollſt Du — Alles was ich habe, verdank ich ihm, denn es ſtand in der Macht ſeines Vaters mir alles zu nehmen, ſeine Bruderliebe hat auch das mir erhalten. Es ſind nun vier Jahre, als ich mit der großen Caravane nach Mecca zog, theils aus Neubegier, theils um durch Tauſch und Handel neue Schätze zu ſammeln. Vierzig Kameele trugen meine Reichthümer, unſre Geſellſchaft beſtand aus einigen tauſend Perſonen. Kaum hatten wir ein paar Tagereiſen vollendet, als plötzlich in einer ungeheuern Sandwüſte ein Schwarm von Arabern uns umringte. Die Janitſcharen, welche zu unſerer Bedeckung dienten, wurden zerſtreut, alle unſere Habſeligkeiten geplündert, und wir, gleich einer Heerde Vieh, in die Geſangenſchaft getrieben. Omars Vater war Cheick oder Fürſt dieſer Horde, Omar ſelbſt hatte mit dem Säbel in der Fauſt mich zu ſeinem Sclaven gemacht. Meine gute Laune, die mich dann am wenigſten verläßt, wenn ich nichts als Geld verloren habe, ſtach ſonderbar gegen das Seufzen und Stöhnen der übrigen ab. Man zeichnete mich aus, man gewann mich lieb. Ich verſtand allerley kleine nützliche Künſte, ich tummelte mein Pferd troz einem gebornen Araber, ich ſchoß mit der Piſtole ein Stück Geld von der Lanze herab, man bewunderte mich. Des Abends lagerte ich mich in ihrem Kreiſe, und erzählte Märchen, wovon ſie große Liebhaber ſind. Gelegentlich ſtreuete ich faßliche Sittenlehren ein, um nach und nach die Wildheit dieſer rohen Menſchen zu mildern. So wurde ich ihnen unentbehrlich, der alte Cheick nannte mich ſeinen Sohn, und Omar hing ſich täglich feſter an mich. Ich hatte meine Freude daran, den Jüngling zu bilden, es gelang mir über alle Erwartung. Der Keim war ſo gut und ſchön, ich pflegte ſein brüderlich, er trug herrliche Blüthen und verſprach köſtliche Früchte. Nach und nach, ſo wie es in ſeinem Kopfe heller ward, regte ſich der Wunſch in ihm, geſittete Völkerſchaften kennen zu lernen, unter ihnen Tugenden auszuüben, für welche ſeine Landsleute noch keinen Sinn hatten. Es hielt ſchwer den alten Vater zu einer Trennung zu bewegen, er willigte endlich ein, er vertraute ihn meiner Obhut, wir reiſten ab. Von unſerer Wanderſchaft ſollt ihr nur ſo viel wiſſen, daß einſt in Syrien uns eine Räuberſchaar umzingelte, daß Omars Tapferkeit mir Leben, Freyheit und Vermögen rettete, daß er ſelbſt in ſeinem Blute ſchwimmend auf dem Platze blieb, daß ſeine Stirn und ſein Hals noch heute die Narben tragen. Das iſt noch nicht alles. Als wir uns in Smyrna zu Schiffe ſetzen wollten, und an einem ſtürmiſchen Tage in einem kleinen Boote, auf die Rheede fuhren, warf eine Welle unſer Fahrzeug um. Ich kann nicht ſchwimmen, ich wäre ohne Rettung ertrunken; aber Omar faßte mich bey dem Schopf und hielt meinen

nen Kopf über Waſſer und kämpfte eine halbe Stunde lang gegen die Wuth der Elemente, bis man uns zu Hülfe eilte. Kaum war er ans Land geſtiegen, ſo fiel er ohnmächtig zu Boden.

Julchen. (bewegt). O wie lieb' ich ihn nun!

Nettchen. (Eine Thräne aus den Augen wiſchend). Der Krauskopf niſtet ſich mit Gewalt in mein Herz.

Mor. Begreiſt ihr nun warum er, mir lieber iſt, als Eltern und Geſchwiſter? Er iſt mein Wohlthäter, und es giebt für ein edles Herz keine ſtärkere Bande, als die der Dankbarkeit. Nun Nettchen, willſt Du den Druck ſeiner Hand noch nicht erwidern?

Nettchen. Ich will ihn küſſen.

Mor. So hör' ichs gern (er ruft) Omar! Omar!

Eilfter Auftritt.

Omar. Die Vorigen.

Mor. Komm her Du treuer Gefährte! daß ich die Denkmäler deiner Liebe meinen Schweſtern zeige (er ſtreicht ihm die Haare von der Stirn).

Stirn). Seht ihr Kinder! (er lüſtet ihm die Halsbinde). Seht ihr hier? (Er küßt ihn auf Stirn und Hals). Das war ich meinem Herzen ſchuldig, und nun in Deiner Gegenwart nie ein Wort mehr davon.

Omar. Topp lieber Moritz! verſprich mir das!

Julchen. (ihn freymüthig umarmend). Ich danke Dir meines Bruders Leben!

Nettchen (ein wenig ſchüchtern). Da drück mir die Hand noch einmal (er thut es, ſie drückt ſie ihm wieder und reicht ihm den Mund).

Omar (entzückt). O welch ein Augenblick!

Zwölfter Auftritt.

Die alte Tante. Die Vorigen.

Tante (zuweilen huſtend). Kinder! Kinder! ey mein Gott! was macht Ihr denn da? Habt Ihr alle Zucht und Ehrbarkeit verabſchiedet?

Nettchen. Ein Kuß in Ehren, kann Niemand wehren.

Julchen. Liebe Tante es war der Ausbruch unſrer Dankbarkeit.

Tante. Dankbarkeit? Was Dankbarkeit! Die muß bey einem jungen Mädchen nie in Küſſe ausbrechen. Ein Kuß führt oft gar weit! ſo ſagt man; ich ſelbſt habe die Erfahrung nie gemacht.

Mor. Wenn das Herz voll iſt und wir keine Worte haben, ſo kann nur eine feurige Umarmung unſer Dollmetſcher ſeyn.

Tante. Aber ſo redet doch! Was giebt es denn? Was hat er denn gethan, daß eure Herzen ſo grimmig voll davon ſind. Wenn es würklich der Mühe werth iſt, nun ſo bin ich auch nicht ſo ſtolz wie manche andern meines gleichen, und ich will ihm wohl einen Kuß geben.

Nettchen. Er hat dem Bruder Moritz das Leben gerettet.

Julchen. Zweymal.

Tante. Wie denn? Wo denn? Wann denn?

Nettchen. Einmal wurden ſie von Räubern überfallen.

Tante. Und da hat er ſich brav gewehrt?

Nettchen. Errathen.

Tante. Nun das war ja ſeine Schuldigkeit.

Jul=

Julchen. Ein andermal fielen ſie beyde ins Waſſer.

Tante. Und da hat er ihn herausgezogen?

Nettchen. Errathen.

Tante. Nun das war ja ſeine Schuldigkeit.

Mor. (etwas auffahrend). Weißt Du was, liebe Tante, nimm Dich in Acht, daß Du nicht ins Waſſer fällſt. Wenn Omar Dich herausziehen wollte, ich würde ihn bey den Haaren zurück halten.

Tante. Kinder! Kinder! ihr familiariſirt euch ſo ſehr mit den Domeſtiken. Es iſt ein Glück, wenn man treue Leute um ſich hat, aber man muß ſie nicht verwöhnen. (Sie zieht ein Stück Geld aus der Taſche) Da guter Freund, trink Er einmal auf meine Geſundheit.

Mor. (reißt ihr das Geld aus der Hand und wirft es ihr vor die Füße. Darauf umarmt er Omar). Vergieb ihr lieber Omar! Sie iſt zu bedauern, ſie hat ein enges Herz, aber es iſt nicht ihre Schuld. Sie iſt ein guter ehrlicher Schlag von Weibe, deren Empfindungen eine

höch=

hochbeinigte Gouvernante ſchon in der Kindheit verſtümmelt hat, damit alles was ſie thut fein vornehm ausſehn möge. Es iſt ihr gegangen, wie einſt den römiſchen Knaben, denen man die Gelenke brach, um zum Kriegsdienſte und tapfern Thaten ſie unfähig zu machen. Sie kann nichts dafür.

Tante. Ey mein Gott! —

Mor. (ſie haſtig unterbrechend). Nicht weiter liebe Tante. Er iſt unſer Wohlthäter! Selbſt die kleine Münze, die ich da in den Buſch warf, verdankſt Du ihm. Daß er Dir des Morgens den Thee bereitet, und deine Blumen begießt, und Deine Kanarienvögel füttert, das iſt ſein freyer Wille; denn bey Gott! wenn er's verlangt, ſo bin ich ſein Knecht, Du ſeine Köchin, Nettchen ſeine Wäſcherin und Julchen ſeine Magd.

Omar. (verlegen). Hör' einmal auf, Du haſt es mir verſprochen.

Mor. Nur noch ein Wort. Der Zufall kann es fügen, daß ich heute oder Morgen von euch ſcheide. Er iſt mein Einziger Erbe. Sein iſt alles was mein war. Auch meine Schweſtern vermach ich ihm, und will er nach meinem Tode euer Bruder ſeyn, ſo habt ihr keinen Bruder verloren.

Omar (gerührt und verlegen). Du hälſt nicht Wort, Du jagſt mich ſchon wieder fort. (Er geht in den Garten).

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne Omar.

Moritz. Ein Bedienter iſt ein Menſch wie wir, oft beſſer als wir. Wer kalt und unfreundlich iſt gegen einen treuen Bedienten, der mag immerhin ein großer Staatsmann, ein tapferer Krieger ſeyn, mein Freund iſt er nicht. Doch das gehört unter die unerkannten Gewohnheitsſünden, aber ich bitte Euch Schweſtern, ich bitte Dich liebe Tante, laßt mich nie ein ungeziemendes Betragen gegen meinen Omar ſehn. Ehrt mich in ihm, er iſt mein Bruder, und ich leide kein Vornehmthun auf irgend einer Naſe!

Tante. Nun ja doch, ja! Viel Lermens um nichts!

Menſchen. Betrachte mein Näschen, es kann nicht vornehm thun, wenn es auch wollte.

Tante. Ich dächte lieber Neffe, da der Himmel Dich mit Geld und Gut geſegnet hat, und der Menſch Dir doch ans Herz gewachſen iſt, Du ſchickteſt ein paar hundert Gulden nach Wien und ließeſt ihn adeln.

Mor. (ſieht ſie unwillig und verächtlich an. Iſt im Begriff ihr heftig zu antworten, ſchluckt es aber nieder und ſagt hingeworfen). Ja, ja — Wir wollen frühſtücken, ich bin hungrig. (Sie ſammeln ſich um den Theetiſch).

Tante. Nein das kann mir Niemand nachſagen, auch nicht in den blühendſten Zeiten unſrer Familie, daß ich die armen Dienſtbothen über die Gebühr geplagt hätte.

Mor. Was heißt das: über die Gebühr?

Tante. Nun was man mit Recht von ihnen fordern darf, dazu hab' ich freylich ſie mit Strenge angehalten, denn lieber Gott! dieſe Art von Leuten iſt doch nun einmal dazu geboren.

Mor. Dieſe Art? Es iſt keine Art! Ich ſage Dir, es ſind Leute wie wir, wir gehören alle zu einer Art! und nur der Dummkopf iſt von rechtswegen zur Sklaverey geboren, ſein Vater ſey ein Holzhacker oder ein Baron.

Tante. Wie Du nun wieder aufſprudelſt und brauſeſt, wie der Brodelbrunnen in Pyrmont. Unterbrich mich nicht, ich wollte Dir erzählen, daß noch bis auf den heutigen Tag vier Perſonen am Leben ſind, welche in beſſern Zeiten bey mir gedient haben; alle ſind durch mich verſorgt worden. Da war die Anna Gutbrod, die heyrathete den Haushofmeiſter des Grafen von Solms, und ich habe ſie reichlich ausgeſteuert. Da war die Catharina Zipfelmann, die heyrathete einen Huſarenwachtmeiſter unter dem Regimente meines wohlſeeligen Herrn Vaterbruders, die hat mich noch vor ein paar Jahren zu Gevatter gebeten —

Mor. Schon genug! Schon genug liebe Tante! ich bin von Deiner Gutherzigkeit überzeugt.

Tante. Und da wollt' ich nur ſagen, wenn wir nun die neue Kammerjungfer annehmen, von der ich mit Dir ſprach, ſo ſollſt Du ſehen, lieber Neffe, ich will ſie halten wie ein Kind.

Mor. Wieder das alte Lied!

Tante. Ich muß es ja wohl ſo lange ſingen, bis Du endlich darauf hörſt. Julchen, Nettchen, helft mir doch den wunderlichen Menſchen zur Vernunft bringen. Er ſchlägt es rund ab, die hübſche, kleine Marie, in unſre Dienſte zu nehmen. Er bedenkt gar nicht, daß ich von Kindesbeinen auf, bis zu dem Tode meines wohlſeeligen Herrn Bruders mich nie ohne Kammermädchen beholfen habe. Kein Kopfzeug kann ich allein mir aufſtecken, keinen Latz zuſchnüren. Iſt es denn noch nicht genug, daß wir ſeiner Grille zu gefallen unſern Stand verbergen? Er ſpricht, das ſey nur äuſſerer Flitter. Wohlan! wenn dem auch alſo wäre; meine Bequemlichkeit, ein behagliches Wohlbefinden auf meine alten Tage, iſt das auch nur äußerer Flitter?

Mor. So muß ich es noch einmal wiederhohlen? Ich bin gekommen, Dir und meinen Schweſtern ein ruhiges, ſorgenfreyes Leben zu verſchaffen. Ihr habt um das liebe tägliche Brod arbeiten müſſen, von dieſer Plackerey habe ich Euch erlöſt und damit ſeyd zufrieden. Euch in Ueberfluß verſetzen, das wollt' ich nicht, und ich ſelbſt begehre ihn nicht. Ihr habt eine Magd, die Euch bedient, das iſt genug. Verlangt Ihr mehr, und bin ich ſchwach genug Euch mehr zu geben, ſo nehmt Ihr das nicht mir, ich brauch' es nicht, aber Ihr ſtehlt es ärmern Menſchen.

Jukchen. Wie aber lieber Bruder, wenn eben Deine Einwilligung Wohlthat für einen Armen wäre?

Mor. Wie das?

Nettchen. Das Mädchen, welches die Tante in ihre Dienſte zu nehmen wünſcht, iſt ein armes verlaßnes Geſchöpf. Wir brauchen ſie nicht, aber ſie braucht uns.

Mor. Das iſt ein anders. Warum ſagt Ihr das nicht gleich?

Nettchen. Du ſollſt ſie ſehen, ſie wird Dir gewiß gefallen. Sanfte Schwermuth wohnt auf ihrem Geſichte. Ihr Mund klagt nicht, aber ihr Blick verräth, daß ſie unglücklich iſt.

Abor. Ey ſo laßt ſie kommen, je eher je lieber! So lange ich ein Fleckchen Erde habe, das ich mein nennen darf, ſoll ein Unglücklicher mich nie vergebens um eine Freyſtatt anſprechen.

Julchen und Nettchen. Guter Bruder!

[illegible] Das heiß ich denken wie ein Edelmann —

Abor. Denken ſollte, wenn er ein Menſch iſt.

Julchen. Wie wird die arme kleine Marie ſich freuen.

Nettchen. Wir wollen gleich nach ihr ſchicken.

Abor. Da ſich's nun einmal ſo trifft, ſo iſt mir's auch lieb, daß unſre kleine Wirthſchaft ſich um ein geſchäftiges Weſen vermehrt. Es könnten in der Zukunft ſich Fälle ereignen, wo wir ſie nöthig haben dürften.

Nettchen. Was will der Herr Bruder damit ſagen?

Abor. Ich will heyrathen.

Nettchen, Julchen und die Tante (zugleich). Du?

Mor. Ja ich. Schon lange fühle ich, daß mir etwas mangelt. Wenn ich ein hübſches Mädchen ſehe, ſo hängt mein lüſternes Auge an ihr, mit einer Begehrlichkeit, die ich nie empfand, als ich noch auf Reiſen mich herum warf und in Geſchäften wühlte. Nichtsthun und Langeweile das ſind größtentheils die Quellen, aus welchen die Liebe entſpringt. Wenn ein kleines Kind mir aufſtößt, ſo nehme ich es unwillkührlich auf meinen Arm, und küſſe es und kneipe es in die rothen Backen — Ich will Vater werden, und alſo will ich ein Weib nehmen.

Nettchen. Darf man fragen: wem der hochgebietende Sultan ſein Schnupftuch zuwerfen wird?

Mor. Dir, wenn Du willſt.

Nettchen. Mir? Ha! ha! ha!

Mor. (zu Julchen). Oder Dir?

Nettchen. Mir? Ha! ha! ha!

Tante (huſtend). He! he! he!

Mor. Warum lacht Ihr? Ich ſpreche im Ernſt. Ihr gefallt mir beyde, Ich kenne Euch beyde, Ihr ſeyd ein paar gute Mädchen. Ihr ſeyd hübſch, vergleicht Euch unter einander, welche von Euch mich haben will. Mir gilt es gleich viel.

Nettchen. Bruder es ſpukt in Deinem Gehirn.

Mor. Ey das wäre? Und warum?

Tante. Neffe, Neffe! Du biſt auf gutem Wege toll zu werden. Haſt Du denn gar keine Ehrfurcht vor den heiligen Banden des Blutes?

Mor. Da haben wirs! Wieder ein verdammtes Vorurtheil! Ich will Dir in einem Athem hundert Völker nennen, die ihre Schweſtern heyrathen und ſich wohl dabey befinden.

Tante. Das ſind Heyden! blinde Heyden! aber unter geſitteten, chriſtlichen Völkern, geht das nicht an. Ja die Tante allenfalls, da diſpenſirt ein hochpreißliches Conſiſtorium zuweilen —

Nettchen (ſchalkhaft). Ja die Tante! Was meynſt Du?

Mor. Ich meyne Ihr ſeyd Thörinnen, mit welchen man in Dingen, wo es auf geſunde Vernunft ankömmt nicht ſtreiten muß. Ihr wollt mich nicht? nach Belieben. Heute oder Morgen zieh' ich hinaus auf die Landſtraßen und ſuche mir ein Weib.

Tante. Sieh nur dabey auf unbeſcholtene Herkunft, auf eine untadeliche Familie.

Mor. Venus wurd aus Meerſchaum geboren. Ein ſchönes Mädchen iſt mir eine Königinn, und wenn ich ſie auf einem Miſthaufen finde.

Neutchen. O ihr ſchwachen Männer!

Vierzehnter Auftritt.

Omar. Schiffer Thoms. Die Vorigen.

Omar. Da iſt Schiffer Thoms.

Mor. Willkommen Thoms!

Thoms. (reicht ihm die Hand und macht einen Kratzfuß). Gott grüße Euch Herr! ich wollte Euch man ſagen, daß ich bald klar ſeyn werde. Morgen oder Uebermorgen gedenke ich aus dem Baume zu legen, und wenn Wind und Wetter

Gedeihen geben, ſo ſegeln wir wills Gott um ein paar Tage nach der Levante. Habt Ihr was zu beſtellen an Eure gute Freunde, ſo macht es man fertig.

Mer. Schönen Dank Thoms für den Advis. Ich will Dir ein klein Paket mitgeben für den alten Cheick Omars Vater. Ich habe das ſchon mit unſerm Conſul in Smyrna richtig gemacht, der weiß Mittel und Wege es an die Behörde zu befördern, an den darfſt Du es nur abliefern.

Thoms. Wohl! Wohl!

Mer. Aber Kinder, ich brauche einen Mahler. Als wir von dem guten alten Cheick uns trennten, mußte ich ihm mein Bild verſprechen. Wißt Ihr mir einen Künſtler nachzuweiſen, der ſeine Kunſt verſteht?

Nettchen (raſch). Aſſeſſor Willhelm von Moll.

Julchen (raſch und heimlich). Um Gottes willen Nettchen —

Mer. Aſſeſſor? und von? Nein das iſt nichts. Ich will keinen Dilettanten, der durch das Opfer ſeiner Zeit und ſeiner Mühe mir Verbindlichkeit aufladet, ich will einen Menſchen den ich bezahlen kann.

Nettchen. Ja dieſer läßt ſich auch bezahlen. Ich will ihn rufen laſſen. (Sie läuft fort).

Julchen (läuft ihr nach). Nettchen! Nettchen!

Tante. So wartet doch! Ey mein Gott! Kinder! ſo wartet doch! (ſie leucht ihnen nach).

Thoms. Wäre ſonſt noch etwas zu Euern Dienſten? Ich habe da noch allerley Kram zu beſorgen.

Mor. Nichts, nichts, lieber Thoms. Komm auf den Nachmittag wieder, daß wir zum Valet noch eine Flaſche mit einander leeren.

Thoms. Das kann wohl geſchehen. Gott befohlen! (ab).

Funfzehnter Auftritt.

Moritz und Omar.

Mor. Du ſteh'ſt in Gedanken?

Omar (bewegt). Ich denke an meinen Vater.

Mor. Willſt Du nicht auch Dein Konterfey ihm ſenden?

Omar (nach einer Pauſe). Was meynſt Du Moritz! ich bringe ihm lieber das Original zurück?

Mor. (Erſchrocken). Ernſt oder Scherz?

Omar. Ich bin nicht glücklich.

Mor. (Seinen Arm um ihn ſchlingend). Was mangelt Dir?

Omar. Ich habe mehr als ich hatte, mein Reichthum iſt mein Unglück. Du lehrteſt mich kennen, was von meinen Pferden und Kameelen mich unterſchied; mein Herz! ich wähnte damals aus Deiner Hand einen Schatz empfangen zu haben. O dieſer Schatz iſt läſtig zu verwahren. Was das Herz giebt, iſt kärglicher Genuß, was es entbehrt wird ihm zur Marter.

Mor. Lieber Omar, ich verſtehe Dich nicht.

Omar. Sieh, Du mußt mir das nicht übel nehmen, wenn ich zuweilen Vergleichungen anſtelle, zwiſchen meiner vorigen Lebensart und meiner jetzigen, wenn ich die letztere zwar reizend, auch vielleicht dem Berufe des Menſchen angemeſſener ſinde; aber dann doch am Ende der Rückerinnerung an meine wilden Steppen eine Thräne weine und wünſche — vergieb mir! Dich nie gekannt zu haben!

Mor. (traurig). Mich? Deinen Freund und Bruder?

Omar. Dich! meinen Freund und Bruder! Nicht um die Schätze Indiens mögte ich wieder ſeyn, was ich war; aber die Schätze des ganzen Erdbodens gäbe ich darum, nie geweſen zu ſeyn, was ich bin. Wirf einen flüchtigen Blick auf meine damalige Lage und auf meine heutige. Du haſt ein Jahr unter uns gelebt, Du weißt was ein Araber bedarf um glücklich zu ſeyn. Das muthige Roß tummeln und mit nervigter Fauſt die Lanze ſchwingen, ſiehe da ſein ganzer Ehrgeiz. Eine junge ſittſame Beduine zum Weibe, ein Zelt, ein Pelz und ein Mutterpferd zur Zucht, ſiehe da ſein ganzer Reichthum. Hatte ich des Morgens die Sonne aufgehn und meinen Vater lächeln ſehn: ſo war ich glücklich. Frohes Muthes ſetzte ich mich am Mittage an dem Eingang meines Zeltes, mit meiner Milch und meinen Datteln, und jeder Vorübergehende war mein Gaſt. Hatte ich Langeweile ſo ſchlief ich, der Schlaf ſtand mir immer zu Gebote, denn Kopf und Magen waren nie von Unverdaulichkeiten überfüllt. Ein Spruch aus dem Koran und ein hübſches Märchen waren die einzige Speiſe meiner Seele, die einzige Nahrung meiner Phantaſie. Du kamſt und zaubertest in wenig Wochen eine neue Welt um mich her. Du gabſt mir neue Wünſche, neue Bedürfniſſe, Du befriedigteſt auch manche derſelben, aber um alle zu befriedigen, hätteſt Du ein Gott ſeyn müſſen. Soll ich nun Gott oder Dich anklagen, daß meinem Herzen mangelt, was mir Niemand geben kann! daß ich immer begehre und mir immer verſagt wird! daß mein Kopf über die Gränzen hinaus will, welche die Natur ihm ſteckte! Aber warum muß ich fühlen, daß es ſolche Gränzen giebt! warum haſt du dies Gefühl in mir geweckt? Deine Lehren koſten mich die Ruhe meines Lebens.

Mor. Ich bin verſteinert. Oeſter ſchon hat Omar über Zeit und Ewigkeit, über Menſchenglück und Menſchenberuf mit mir gegrübelt, es iſt nicht zum erſtenmale, daß er über den Nebel klagt, der auf der Zukunft liegt; aber immer blieb er ruhig, wenn ich ihm von Ferne den Engel des Todes zeigte, der uns hinter den Vorhang winkt, welcher den Genuß von der Hoffnung ſcheidet. Wie es da hinten ausſehen mag, das gilt gleich! genug ich überzeugte Dich einſt, dieſes Lebens letzter Augenblick ſey nicht der Allerletzte. Und ſo drückt kein Vorwurf mein Gewiſſen. Ich habe Dir nichts genommen, was ich Dir nicht tauſendfältig erſetzt hätte. — Nein Omar, heuchle nicht! das iſt nicht der Anlaß Deiner trüben Laune, das erwachte nur in Dir, weil du ſonſt nicht glücklich warſt. Es iſt etwas mit Dir vorgegangen, was Deine Seele in dieſen Mißton ſtimmt (ihn zärtlich umarmend). Und dies etwas wollteſt Du mir verbergen?

Omar. Ach Moritz!

Mor. Heraus damit!

Omar. Ich liebe Deine Schweſter.

Mor. Julchen?

Omar. Nettchen.

Mor. Iſt das alles? Ich gebe ſie Dir zum Weibe.

Omar. Wider ihren Willen?

Mor. Warum ſollte ſie nicht wollen?

Omar. Nein, nein ſie will nicht.

Mor. Hat ſie Dir's geſagt?

Omar. O das fühlt ſich wohl. Wenn unſre Blicke ſich begegnen, ich ſchlage die Augen nieder, ſie ſieht mir unbefangen ins Geſicht. Wenn mein Herz überſtrömt und ein bedeutendes Wort meinen Lippen entſchlüpft, ſie muß mich doch verſtehen, aber ſie macht einen Scherz daraus.

Mor. Das iſt ihre Art ſo.

Omar. O Du weißt nicht, wie ſchon lange dieſe Leidenſchaft mich quält, von deren Entſtehung ich Dir eben ſo wenig Rechenſchaft zu geben weiß, als vom Urſprung des Nils. Ich ſchlafe nicht und träume wenn ich wache. Ich eſſe nicht und bin nie hungrig. Ich ſtrecke meine Hand aus und denke nichts dabey, ich rede und weiß nicht was. Immer hab' ich lachen müſſen, über unſre morgenländiſchen Dichter, die von einem Heißverliebten zu ſagen pflegen: „ſein „Körper werfe keinen Schatten mehr." Ach Moritz! bald werde ich die Hyperbel wahr machen. — Nein ich will zurück zu meinem alten Vater, der vielleicht mit jedem Morgen ſeine kraftloſen Arme gegen die Sonne ausſtreckt und betend ſeinen Sohn von Gott zurückfordert.

Mor. Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß meiner Schweſter Stumpfnäschen meinen Omar zum Schwärmer machen könne. Sey ruhig, guter Freund, ich will mit Nettchen reden.

Omar. Willſt Du das?

Mor. Nun ja das verſteht ſich.

Omar. Aber ja nicht ſie überreden.

Mor. Ach nein doch! überlaß das mir. Wahrhaftig Omar, ich habe große Luſt ein wenig zu lachen. Das begann ſo tragiſch, das ſchien geradesweges auf einen Selbſtmord los zu führen, und am Ende iſt's beym Lichte beſehen. eines Mädchens Gunſt, das frivolſte Ding auf Gottes Erdboden.

Omar. Wie Du es nimmſt.

Mor. Und Du es nehmen wirſt, über kurz oder lang. (Er ergreift ihn bey der Hand) Friſch auf! ſey heiter! Wenn meiner Schweſter Beſitz Dich glücklich machen kann, ſo geb' ich ſie Dir alle beyde und die alte Tante obendrein.

Omar. Iſt Nettchen mein, ſo bin ich Herr der Welt. (Sie wollen gehen)

Sechzehnter Auftritt.

Karg (mit einem Blatt Papier in der Hand).

Vorige.

Karg (ſehr eilig). O nur einen Augenblick mein Herr! nur einen einzigen Augenblick!

Mor. (unwillig). Was ſteht zu Dienſten?

Karg. Ich ſelbſt ſtehe ganz zu Ihren Dienſten. Da iſt eine Elegie, mein Herr, eine Elegie! — Sie haben doch den Igel Ihrer Demoiſell Schweſter gekannt? Nun dieſer Igel iſt unter die Sterne verſetzt! — Hier iſt ſein Kreditiv.

Mor. Was will der Menſch haben?

Karg. Einen Dukaten will ich haben, den Ihre Demoiſell Schweſter mir verſprochen hat, und 99 Dukaten ſchenke ich ihr, denn dieſe Elegie, mein Herr, ſie iſt gelungen, ich ſage Ihnen, ſie iſt gelungen! Hundert Dukaten iſt ſie unter Brüdern werth. Ich will ſie Ihnen vorleſen. Hören Sie nur! (er räuſpert ſich).

Mor. (giebt ihm Geld). Hier mein Freund, aber unter der Bedingung, daß Du mir nie etwas vorleſeſt (Er geht mit Omar in den Garten).

Siebzehnter Auftritt.

Karg allein. (Den Dukaten betrachtend).

Gehorſamer Diener! Ein ſchöner geränderter Dukaten. Aber nie etwas vorleſen? Nein mein Herr, dies unausſprechliche Vergnügen verkauft der Dichter nicht für Plutos Schätze. Vorleſen muß ich! gleich viel wem. Und will niemand mir zuhören, nun ſo hört ihr mich, ihr Vögel des Waldes! ihr Quellen und Bäume! (in der Ferne blickend). Ha, dort weidet ein Schäfer ſeine Heerde, geſchwinde hin zu ihm! daß er meine Elegie höre und ſeine Schallmey verſtumme (ab).

Ende des erſten Akts.

Zwey

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nettchen (allein).

(Sie ſitzt neben Dianens Bildſäule und hat ein Körbchen mit Roſen neben ſich ſtehen, aus welchem ſie eine Guirlande zu winden beſchäftiget iſt. In der Ferne lauſcht Omar. Sie ſingt):

Selbſt die glücklichſte der Ehen,
Mädchen hat ihr Ungemach;
Selbſt die beſten Männer gehen,
Oefters ihren Launen nach.

Ach ſie gehen nicht, ſie gallopiren! da iſt kein Halten, da iſt kein Bändigen; ſie thun was ihnen gut dünkt und ihren Herzen gelüſtet, (ſie ſingt):

Peitſcht die Närrin doch mit Neſſeln,
Die das Wageſtück beging
Sich auf Lebenslang zu feſſeln
Durch den goldnen Fingerring.

(Sie trällert und brummt vor ſich, indem ſie auf ihre Arbeit und dann in das faſt leere Körbchen ſieht). Ich habe doch nicht Roſen genug gepflückt. Immerhin! Diana muß vorlieb nehmen.

Omar (der ihr zugehorcht entfernt ſich bey dieſen Worten).

Nettchen (ſingt:)

„Komm ſüßes Kind!“ ſo ſpricht der Bräutigam,
„Du Weib, komm her!“ ſo ſpricht der Mann.
Drum will ich nimmer, nimmer freyn,
Nein, nein! nein, nein! nein, nein!

Text und Compoſition ipſe fecit. Es reimt ſich wohl nicht recht, aber es iſt doch wahr.

Omar. (iſt unterdeſſen herbeygeſchlichen, hat das Körbchen mit friſchen Roſen gefüllt und iſt wieder in den Garten geſchlüpft).

Nettchen (wiederholt die letzte Strophe) Drum will ich nimmer — (ſie blickt von ungefähr auf das Körbchen und fährt zuſammen). Ah!

was iſt das! — Ich wette, das hat kein Ehemann gethan. Aber es iſt doch drollig! (ſie ſieht ſich allenthalben um). Keine lebendige Seele. Gewiß hat ſich ein Sylphe in mich verliebt. O ſolche Liebhaber muß man feſt halten, man kann ſie zu allerley brauchen. (Sie wirft einen Kuß in die Luft). Herr Sylphe, ich bedanke mich für die artige Galanterie. (Sie fängt an die friſchen Roſen zu verarbeiten und trällert vor ſich.)

Zweyter Auftritt.

Moritz (aus dem Garten). **Nettchen.**

Mor. Ah, Schweſter Nettchen! es iſt mir lieb, daß ich Dich allein finde!

Nettchen. Ich bin nicht allein.

Mor. Wer iſt denn bey Dir?

Nettchen. Mein Liebhaber.

Mor. (ſich lächelnd umſehend). Vermuthlich ein unkörperliches Weſen?

Nettchen. Errathen.

Mor. Du Liebling der Götter und Menſchen. Aber entſchlage Dich auf einen Augenblick

Blick der Geiſter, wir wollen von irrdiſchen Dingen mit einander ſprechen.

Nettchen. Laß hören.

Mor. Ein Liebhaber mit Fleiſch und Bein iſt doch immer beſſer, als ein luſtiges Weſen.

Nettchen. Das iſt noch die Frage.

Mor. Jener kann Dich umarmen, das kann dieſer nicht.

Nettchen. Jener kann mich ſchlagen, das kann dieſer auch nicht.

Mor. Nettchen, ich hätte wohl eine Frage an Dich, wenn es Dir möglich wäre, nur ein paar Minuten lang ernſthaft zu ſprechen.

Nettchen (räuſpert ſich und affektirt eine feyerliche Miene). Herr Großinquiſitor, ich ſtehe zu Befehl.

Mor. Willſt Du heyrathen?

Nettchen. Nein.

Mor. Warum nicht?

Nettchen. Drollige Frage! das iſt eben ſo, als ob Du fragteſt: willſt Du eſſen? — nein! — warum nicht? — Ey Herr Bruder, das verſteht ſich von ſelbſt, weil ich keinen Hunger habe.

Mor. Aber gutes Kind, die Zeiten ändern ſich. Man muß ſammeln auf den Winter. Man wird hungrig, und am Ende kann man nicht eſſen, weil man nichts zu eſſen hat.

Nettchen. Willſt Du etwa ſelbſt wieder mir einen Heyrathsantrag thun?

Mor. Nein mein Schatz, Du möchteſt mich wieder an die alte Tante verweiſen.

Nettchen. Nun ſo laß Dir ſagen, daß dieſe Art von Hunger mich nie ergreifen wird. Ich ſehe ſo manche, die ſich den Magen überladen haben.

Mor. Grillen! Was willſt Du denn anfangen, wenn die Zeit der Blüthe verſtrichen iſt und Niemand mehr die überreifen Früchte begehrt? Wenn Du herumkeuchſt wie unſre alte Tante, der Welt und Dir ſelbſt zur Laſt. Unter den Huronen wählen die alten Weiber Fürſten, auf den Marianen herrſchen ſie, und jetzt verzeih mirs! Es giebt ſogar eine Völkerſchaft, die keinen andern König anerkennt, als eine alte Jungfer. Aber unter den Europäern, liebes Schweſterchen, iſt eine alte Jungfer wie ein

älter

alter Brief, der zwar geſchrieben, aber nicht abgeſchickt worden.

Nettchen. Ey nun, was kümmert's Dich? Iſt er doch nicht an Dich addreſſirt.

Mor. Eine Blume, die am Stengel verwelkt.

Nettchen. Wer heißt Dich ſie brechen?

Mor. Ein Baum voller Blätter, aber ohne Früchte.

Nettchen. Erquicke Dich an einem andern.

Mor. Ein Haus, das Niemand bewohnt, weil das Alter darin ſpükt.

Nettchen. Herr Bruder, Sie erſchöpfen Ihren Witz.

Mor. Und Du meine Geduld. Kurz und gut, ihr ſeyd da um zu heyrathen, das iſt euer einziger Beruf. Ein alter Hageſtolz kann der Welt doch noch auf tauſenderley Art nützlich werden; aber eine alte Jungfer ſtiehlt jeden Biſſen den ſie in den Mund ſteckt, weil ſie mit dem Unkraut alles gemein hat, nur nicht die Fruchtbarkeit.

Nettchen. Prr! wie das überſprudelt! aber mein beredſamer Herr Bruder, der Sie ſo ſehr um das Wohl Ihrer Schweſtern bekümmert ſind. Sie vergeſſen einen Hauptumſtand.

Mor. Der wäre?

Nettchen. Ein Mädchen muß nicht eher heirathen, als erſtens: bis ſie Luſt dazu hat; und zweytens: bis jemand kommt, der ſie haben will.

Mor. Das letztre iſt für diesmal nicht Dein Fall.

Nettchen. Nicht? O geſchwind! meine Neubegier lodert in hellen Flammen auf. Wer bewirbt ſich zärtlich und ehrerbietig um dieſe kleine weiſſe Hand.

Mor. Ein Mann mit einem makelloſen Herzen flammend für die Liebe, heiß für die Freundſchaft, warm für die Tugend, weich für das Mitleid, ſchön wie der Frühling, wohlthätig wie der Herbſt, fromm wie ein Kind und klug wie ein Greis.

Nettchen. Mit einem Worte ein Gott!

Mor. Mit einem Worte Omar!

Nettchen (gedehnt). Omar?

Mor. (ihr nachſpottend). Omar? Ja Omar! Du ſprichſt den Namen aus, als ob Du einen beſſern zu nennen wüßteſt.

Nettchen. Nein, Omar iſt mir zu klug.

Mor. Ein ſonderbares Gebrechen.

Nettchen. Wenn ich ja heirathen ſoll, ſo gebt mir einen Mann je dümmer je beſſer, mit dem ich ſchalten und walten kann nach Belieben, der mir nie mit einem Aber beſchwerlich fällt, der, wenn ich zu ihm ſage: dies U iſt ein X, mir ganz demüthig ſein X nachlallt; der mich ſchön findet, wenn ich Launen habe, und reizend, wenn ich maule; der meine Liebhaber höflich vor der Thür empfängt und meine Kinder wiegt.

Mor. Genug des Spottes! wüßte ich, daß Du denkſt, wie Du redeſt, ich wäre im Stande Dich mit dem Schriftſteller Karz zu verkuppeln.

Nettchen. Das ginge ſchon eher an. Die Frau eines Schriftſtellers kann wirthſchaften nach Gefallen, und thun, was ihrem Herzen gelüſtet, wenn ſie ſich nur dann und wann herabläßt.

abläßt, die Geiſtesprodukte ihres Gemahls zu loben! — Aber nein! Freyheit! goldene Freyheit! Dir weihe ich meine Tage! Mit Blumen ſind zwar die eiſernen Ketten umwunden, gar lieblich von außen anzuſchauen, aber der ſie ſchleppt, fühlt ihre Laſt und die Blumen verwelken in den Flitterwochen. (Sie hat indeſſen ihre Guirlande vollendet). Diana! keuſche Diana! empfange das Gelübde Deiner Nymphe! mache mich fühllos wie dieſen Stein, und kalt wie den Mond, der deine Scheitel ziert. (Sie umwindet bey dieſen Worten Dianens Bildſäule mit der Guirlande).

Mor. Du biſt eine Närrin! und das mögteſt Du immerhin ſeyn, wenn Deine Narrheit unſchädlich wäre. Aber ich, ich muß ſie theuer bezahlen! ſie koſtet mich einen Freund — ich hatte nur einen, er verläßt mich, ſein Platz wird leer in meinem Herzen, und wer vermag ihn auszufüllen.

Nettchen. Warum leer? Lieb' und Freundſchaft werden durch Trennung noch heißer.

Mor. Ein entfernter Freund iſt ein todter Freund.

Nettchen. Auch will ich Dir im Vertrauen ſagen: wenn das Deine einzige Sorge iſt, ſo darfſt Du ganz ruhig ſeyn. Omar wird nicht reiſen.

Mor. Nicht? Ich ſage Dir, er wird.

Nettchen. Ich ſage Dir, er wird nicht! er iſt verliebt.

Mor. Eben deßwegen.

Nettchen. Eben deßwegen reiſt man nicht. Wenn die Verliebten im Stande wären wegzureiſen, man würde nicht ſo viel Unglück in der Welt erleben.

Mor. Du kennſt ihn nicht, noch vor wenig Minuten hat er mir ſeinen Entſchluß eröffnet.

Nettchen. Das muß ich beſſer wiſſen, und wenn er ſeinen Koffer ſchon gepackt hätte, und wenn er ſchon mit einem Fuße im Schiffe ſtände, ſo ſage ich (zärtlich) Omar! — huſch zieht er ſeinen Fuß zurück.

Mor. Boshaftes Geſchöpf!

Nettchen. So! iſt das Geſchöpf boshaft, das ſeine Waffen kennt und ſie gebraucht?

Mor. Ich wünſchte, Omar hätte uns behorcht, er müßte Dich haſſen.

Nettchen. Paperlapap! laß uns von etwas anderm reden. Da kömmt Herr von Moll, der will Dich mahlen.

Mor. Ich weiß kaum, ob es nöthig ſeyn wird, denn geht Omar fort, ſo geh ich mit ihm.

Nettchen (komiſch feyerlich). Um einſt wie Oreſt und Pylades in der Geſchichte zu glänzen.

Dritter Auftritt.

Wilhelm von Moll. Die Vorigen.

(Wechſelſeitige Verbeugungen).

Nettchen. Verzeihen Sie Herr von Moll die Dreiſtigkeit einer alten Bekanntinn. Mein Bruder wünſchte, ſich mahlen zu laſſen, und ich war ſo frey —

Wilh. Ohne Umſtände es geſchieht ſehr gern.

Nettchen (lebhaft). Ein Tiſch, ein Glas Waſſer (bey Seite) und Julchen (laut) ſollen gleich hier ſeyn. (Sie hüpft ab).

Vierter Auftritt.

Moritz und Wilhelm.

Mor. Fürs erſte, lieber Mann — denn lieb iſt mir eine ſolche Phyſiognomie. — muß ich einen Umſtand ins Klare ſetzen. Ich bin ein Feind von aller Geſchraubtheit! von allem dem conventionellen Unweſen, welches müßige Köpfe erfanden und Narren nachäfften. Darunter gehört auch die drolligte Sitte, einen Menſchen anzureden, als wären ihrer ein Dutzend. Ich kann das verdammte Sie nicht über die Lippen bringen und bitte daher, mir meine Weiſe nicht übel zu deuten, es iſt nicht bös gemeynt.

Wilh. Sprechen Sie nach Gefallen, mein Herr, wenn Ihr Umgang mir behagt, ſo erwiedere ich einſt vielleicht dies Du.

Mor. Brav! das war vom Herzen weggeſprochen, ſo höre ichs gerne. Nun muß ich fürs zweyte bitten, mir den Preiß Deiner Gemählde zu ſagen.

Wilh. Sind Sie reich?

Mor. Was nennſt Du reich?

Wilh. Haben Sie mehr als nöthig iſt um bequem und anſtändig zu leben?

Mor. Für Arme ja.

Wilh. Der Preiß iſt 25 Dukaten.

Mor. Das iſt viel.

Wilh. Ja.

Mor. Du biſt vermuthlich ein Meiſter in Deiner Kunſt?

Wilh. Man lernt immer und ich habe noch ſehr viel zu lernen.

Mor. Aber die Aehnlichkeit zu faſſen?

Wilh. Das gelingt mir größtentheils.

Mor. Nun das iſt mir genug. Denn ſieh nur, das Gemählde iſt beſtimmt für einen alten arabiſchen Scheick, und Du kannſt leicht denken, daß unter jenen Horden die freyen Künſte noch in der Wiege liegen. Er verſteht den Henker von Colorit, Haltung, Drapperie u. ſ. w.

Wenn er ein Bildchen hat, welches die Züge ſeines Freundes ihm ins Gedächtniß ruft, ſo iſt er zufrieden.

Fünfter Auftritt.

Omar, (bringt einen Tiſch und ein Glas Waſſer).

Vorige.

Wilh. Iſt's gefällig?

Mor. Weiſe mir meinen Platz an und drehe mich, und richte mich, wie es ſeyn muß.

Wilh. Nur dort auf die Bank.

Mor. (ſetzt ſich auf die Raſenbank, Wilhelm an den Tiſch ihm gegenüber, und kramt ſeine Materialien aus).

Omar (halb leiſe zu Moritz). Du ſprachſt mit Nettchen?

Mor. Ja.

Omar. Und meine Hoffnungen?

Mor. Sind auf Flugſand eines weiblichen Herzens gebaut.

Omar. Ach! das dacht' ich wohl.

Wilh. Den Kopf ein wenig mehr rechts — ſo! — nicht ſteif, nicht ernſthaft — es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie ſich mit jemand unterhalten.

Mor. Setze Dich her zu mir Omar, wir wollen von Deinem Vater ſprechen (Omar ſetzt ſich neben ihn, ſie ſprechen leiſe mit einander, Wilhelm mahlt).

Sechſter Auftritt.

Graf von Stierenbock und Karg.

(erſcheinen im Vordergrunde und ziehen ſich ganz herauf bis an die erſte Couliſſe).

Karg. Geruhen Ew. Excellenz einen Blick ſeitwärts fallen zu laſſen, dort ſitzt er auf der Raſenbank.

Graf (lorgnirend). Welcher von beyden?

Karg. Der im grauen Frack. Er trägt nie ein anderes Kleid.

Graf. Und der, welcher neben ihm ſitzt?

Karg. Iſt ſein Bedienter.

Graf. Sein Bedienter? Ha! ha! ha! ein allerliebſtes Debut, der mir den Mann auf den erſten Blick charakteriſirt.

Karg. Ein Araber, den er mit aus Egypten brachte.

Graf. Immer beſſer, alſo nicht einmal von einer vernünftigen Menſchenrace — Sieh, ſieh, er ſchlingt den Arm ihm um den Nacken. Man ſollte glauben, das ſchwarzbraune Ungeheuer ſey eine ſokratiſche Liebe.

Karg. O der Kopf dieſes Mannes iſt ſo voll von ſonderbaren Grillen, als der Kopf Ew. Excellenz voller Puderſtäubchen, und ich zweifle faſt, ob der geſchmeidige Hofmann ſich mit dem rohen Sohne der Natur vertragen werde.

Graf. Sey unbeſorgt, ich weiß in jede Falte mich zu ſchmiegen, im Nothfall jede Maſke vors Geſicht zu halten; und kröche mir ein Käfer zu einem Naſenloche hinein, und zum andern wieder heraus, ſo verſpreche ich Dir, nicht einmal die Naſe zu rümpfen. Ich habe Dir geſagt, daß in meinen Finanzen Ebbe iſt, eine reiche Heirath allein kann wieder Fluth hinein bringen, und ſollte auch der edle Stolz auf meine tapfern Ahnherren dabey auf den Sand laufen.

Karg. O ſchön! ſchön! (Er zieht ſchnell ſeine Schreibtafel heraus und ſchreibt).

Graf. Was machſt Du da?

Karg. Ich notire mir das herrliche Gleichniß, um es in eine meiner neuſten belletriſtiſchen Schriften einzuweben.

Graf. Ich bin daher entſchloſſen der Schweſter dieſes Mannes meine Hand zu reichen, was auch Stadt und Hof dazu ſagen mögen. Ich kenne ein vortrefliches Mittel den Spöttern das Maul zu ſtopfen, ich werde nämlich der erſte ſeyn, der ſich über meine Heirath luſtig macht, und wenn meine künftige kleine Frau bey Hofe eine bêtiſe macht, ſo werde ich den grinſenden Junkern mit dem vollen Beutel um die Ohren klingeln. Cela mettra les rieurs de mon coté.

Karg. Wenn der freygebige Bruder nur die Hälfte ſeiner Diamanten zum Brautſchmuck beſtimmt, ſo iſt er im Stande die gemeinſte Bauerdirne zur Fürſtin umzuzaubern.

Graf. Der Menſch iſt grimmig reich, ſo ſagt man: deſto beſſer! Geld iſt die Folie, welche man der Ehre unterlegen muß, wenn ſie etwas gelten ſoll.

Karg. O ſchön! ſchön! (er ſchreibt wieder).

Graf. Damit aber dieſer mißliche Schritt nicht umſonſt gethan ſey, damit ich wiſſe wie dieſem Menſchen am beſten beyzukommen iſt, ſo ſey ſo gut, mein Freund und unterrichte mich ein wenig, ehe wir näher treten, von ſeiner Art zu denken, zu ſprechen, zu handeln, von ſeinen vorgefaßten Meynungen, von ſeinen Grillen und Thorheiten, kurz, verrathe mir die ſchwache Seite der Feſtung. Du kannſt, außer den 2 Louisd'ors, welche ich Dir für das Hochzeitgedicht verſprach, noch auf meine ganze Erkenntlichkeit, auf meine Protection Staat machen.

Karg. Mein Kopf und meine Zunge ſtehen unter Ew. Excellenz hohen Befehlen. Charaktere zu mahlen, das verſteh ich trotz dem Epictet und dem Brüyere. Der Hauptzug in dem Charakter dieſes Sonderlings iſt der ſteife Glaube an Gleichheit aller Stände. Ein Graf mit Ew. Excellenz Erlaubniß, und ein Handwerker, mit Reſpekt zu melden, gelten ihm gleich und iſt der letztere noch etwas mehr. Er bediente ſich einſt in meiner Gegenwart des Gleichniſſes: Ein Stachelbeerbuſch ſey ihm lieber, als ein welker Zweig auf einer hundertjährigen Eiche.

Graf (Eine Priſe Tabak nehmend). Ich kenne dieſe abgeſchmackten Grundſätze, welche Preßfreyheit in der Welt verbreitet. Sie ſind das Steckenpferd bürgerlicher Schriftſteller. Die Hunde bellen den Mond an und möchten ihn vom Himmel herunter beißen. Nur weiter.

Karg. Aus dieſer Albernheit fließen alle die übrigen. Er iſt ein geſchworner Feind der wohlhergebrachten Gebräuche in der menſchlichen Geſellſchaft. Du! Du! ſo nennt er den Fürſten und den Bauer. Er ſetzt ſich, wenn es ihm beliebt, und läßt ſeinen Gaſt ſtehen; man zieht den Hut vor ihm, er behält den ſeinigen auf dem Kopfe; man hat mit ihm zu reden, er ſagt ohne Umſtände: man ſoll ihn allein laſſen.

Graf. Ich weiß genug, laß uns näher treten, und mache ihn bekannt mit meinem Stand und Namen. (Sie gehen auf Moritz zu).

Kurz. Herr Elsingen, ich habe die Ehre, Jhnen Sr. Excellenz den Herrn Grafen Eugenius von Stierenbock! Erbherr auf Goldbach und Lämmerdingen, Sr. Durchl. wohlbeſtallten Kammerherrn, Präſidenten der Akademie der Künſte, Mitglied der freyen ökonomiſchen Geſellſchaft zu Petersburg wie auch verſchiedener deutſchen und lateiniſchen Geſellſchaften Ehrenmitglied —

Graf. Wozu die Litaney lieber Mann! war ich je ſtolz auf Titel? — Mein Herr, ich bin Graf Stierenbock kurzweg, dem Alles, was er von Ihnen ſah und hörte den Wunſch abnöthigte Ihre Bekanntſchaft zu machen und vielleicht — Ihre Freundſchaft zu gewinnen.

Mor. (ſich ein wenig gegen ihn neigend, doch ohne aufzuſtehn). Sehr verbunden. Meine Freundſchaft iſt wenig und meine Bekanntſchaft iſt gar nichts werth.

Graf. Immer war Beſcheidenheit die Gefährtin wahrer Verdienſte.

Mor. Man findet überall viele Fehler mit einigen Tugenden verſchmolzen, ſo wie das Kupfer immer ein wenig Geld mit ſich führt.

Graf. Vortreflich gedacht und geſagt. Der erſte Augenblick unſerer Bekanntſchaft überzeugt mich, daß der geheime Wunſch meines Herzens mich nicht täuſchte. — Doch — was werden Sie von meinem Eigennutz denken — wenn ich Ihnen ſogleich freymüthig bekenne, daß noch ein anderes näheres Intereſſe mich zu Ihnen führt?

Mor. Das habe ich vermuthet.

Graf. Vermuthet? Wie?

Mor. Nur Eigennutz knüpft Menſchen an Menſchen.

Graf. Wo bliebe denn Wohlwollen, Freundſchaft, Liebe?

Mor. Das ſind nur edlere Gattungen von Eigennutz.

Graf. Ja, wenn Sie es ſo nehmen. Um deſto eher faſſe ich Muth, Ihnen ein Anliegen zu entdecken, welches das Glück meines Lebens betrift. — Erlauben Sie — ich muß ein paar Worte allein mit Ihnen ſprechen.

Mor. Seit ich aufgehört habe Kaufmann zu ſeyn, habe ich für Niemanden auf der Welt ein Geheimniß.

Graf. Aber ich habe Geheimniſſe für dieſe Herren.

Mor. So muß ich bitten, mir ſie auf ein andermal mitzutheilen!

Graf. Ich — ja — ich — mein Dienſt — die Neigung des Fürſten, der ſich ſo ſehr an meine Geſellſchaft gewöhnt hat, vergönnen mir ſo ſelten, meine Zeit da zuzubringen, wohin mein Herz mich ruft — Sie wollen es? Es ſey! — in meiner Seele iſt kein Gedanke, der das Tageslicht ſcheuen dürfte, und ohnehin wird es doch bald kein Geheimniß mehr ſeyn, doch — wo das Herz warm mitſpricht, da pflegt die Zunge den Dienſt zu verſagen. Freund Karg jetzt iſt es an Dir.

Karg (nach einigem Räuſpern). Scheu und ſchüchtern würde ich auftreten in dieſer hochanſehnſehnlichen Verſammlung, wenn nicht der ſchöne Gegenſtand meiner Rede, ohne allen Schmuck und Prunk vorgetragen, mir Bürge wäre für den Beyfall meiner Zuhörer. Welches Ohr könnte der Liebe ſeine Hörkraft, welches Herz ihr ſeine Fühlkraft verſagen! Mich verſteht nicht bloß der Mikrokosmos zu welchem ich rede, mich verſteht jeder Baum, jeder Grashalm, jeder zwitſchernde Vogel in den Lüften, jedes Würmchen, das ſich wollüſtig im Staube krümmt.

Graf. Halt das Maul! Du biſt ein Narr! — Herr Eldingen, ohne Vorrede — denn ich habe den für einen Hofmann läſtigen Fehler an mir, daß das Herz mir immer auf der Lippe ſitzt — ich liebe Ihre Schweſter und wünſche ſie zu meiner Gemahlin zu machen.

Mor. Meine Schweſter? Welche von beyden?

Graf (verlegen, ſich ſchnell zu Karg wendend, heimlich). Welche iſt es denn?

Karg (heimlich). Julchen.

Graf (laut). Julchen.

Wilh. (verräth die größte Unruhe, er löſcht wieder aus, was er angefangen, er fängt wieder an und löſcht wieder aus).

Mor. Meiner Schweſter ſteht es frey zu wählen, an ſie hätte dieſer Antrag gerichtet ſeyn müſſen, ich werde mir nie anmaaßen in Herzensangelegenheiten der Vormund eines Frauenzimmers zu ſeyn.

Graf. So mußte ein weltkluger Biedermann mir antworten, ich konnte das voraus ſehen. Auch bin ich nicht hier die Hand der Schweſter von dem Bruder zu erbitten, nur ein kleines bittendes Wort ſollen Sie der ſchüchternen Liebe zugeſtehen, nur der Dollmetſcher meiner Empfindungen ſeyn, denn in Gegenwart Ihrer liebenswürdigen Schweſter, würden nur meine Augen reden, und mein Mund würde verſtummen.

Mor. Das heißt, ich ſoll Julchen vorbereiten?

Graf. Ganz recht.

Mor. Das will ich wohl thun.

Graf. Meine Ruhe liegt in Ihren Händen. Jahre ſind es ſchon, ſeit dieſe Leidenſchaft mich ins geheim verzehrt. Sie wiſſen es, liebſter Eldingen, daß nichts in der Welt mehr von eiteln Convenienzen abhängt, als die Wünſche unſers Herzens.

Mor. Das weiß ich.

Graf. Mein Rang, mein Stand, meine Familie, der Fürſt ſelbſt, alles hat mir Hinderniſſe in den Weg gelegt. Man hat mir zugeredet, man hat die Waffen des Spottes gegen mich gebraucht, man hat gebeten und gedroht, — umſonſt! aus jedem Kampfe mit mir ſelbſt, ging immer die Liebe als Siegerin hervor.

Wilh. (der ſich nicht länger zu halten vermag.) Darf ich fragen, Herr Graf, wie und wo Sie die Bekanntſchaft der Mademoiſelle machten?

Graf. (ihn mit den Augen meſſend). Beynahe mögt' ich antworten: Sie dürfen nicht fragen. Doch ich bin zu heiter geſtimmt, um einen kleinen Verſtoß gegen die Wohlanſtändigkeit zu rügen. Nur geſehen habe ich das holde Mädchen, nur geſehen auf Spatziergängen und in der Kirche. O um ſie zu lieben, darf man ſie nur ſehen.

Wilh. Da haben Sie Recht (ſich faſſend, doch ein wenig hämiſch). Nicht wahr, ihre ſchwarzen Augen ſtrahlen ein Feuer —

Graf. O ihre Augen! ſo ſchwarz als Rabengefieder im Strahl der Sonne —

Karg. (ihn zupfend). Sie hat blaue Augen.

Graf. So ſcheint es in der Ferne, und wenn man näher tritt, ſo gleichen ſie dem Veilchen und der Kornblume.

Wilh. Und ihr langes, goldgelbes Haar —

Graf. Wenn es in Ringeln über ihren Buſen herabrollt, immer ruft es mir das Bild der deutſchen Mädchen aus dem erſten Jahrhundert ins Gedächtniß, die ſchöne Viſſula, von welcher Tacitus erzählt —

Karg. (ihn zupfend). Ihr Haar iſt aſchfarbig.

Graf. Zwar hat nur die Kunſt jenes goldne Haar hervorgebracht, aber auch ohne jenen gelben Puder, welchen die Mode erfand, würden

den ihre aſchfarbigen Locken Männerherzen beſtricken.

Wilh. Und ihr groſſer edler Wuchs —

Graf (welcher merkt, daß man ihn zum beſten hat). Wozu die Aufzählung von Reizen, die ſich nur fühlen, nicht beſchreiben laſſen (zu Wilhelm hämiſch). Sie vergeſſen ſich ganz, mein Herr Aſſeſſor. Wie leicht könnte die Vernachläßigung dieſes Gemähldes Ihrem Rahm und Ihren Einkünften Nachtheil bringen.

Wilh. Was wollen Sie damit ſagen?

Graf. O nichts auf der Welt! Ich weiß daß Herr von Moll erhaben über jede alberne Convenienz des Vorurtheils ſpottet, welches einem Edelmann verbietet eine bürgerliche Handthierung zu treiben, und ſich dafür bezahlen zu laſſen.

Wilh. Ganz recht, ich ſpotte darüber.

Graf. Zwar weiß ich auch, daß der Herr Aſſeſſor von Moll einen Poſten bekleidet, welcher ihn reichlich ernährt; aber wer kann es ihm verargen, wenn er ſucht, ſich einen kleinen Schatz zu ſammeln, damit, wenn er ſich einſt blind gemahlt, es ihm nicht gehen möge, wie dem Beliſaire Ha! ha! ha!

Wilh. Mein Herr Graf —

Graf. Nicht weiter. Jeder Menſch handelt nach ſeinen Grundſätzen, und nur die ſind die beſten, welche innerlich beglücken, ohne Rückſicht auf das Urtheil der Welt. — Leben Sie wohl, liebſter Eldingen! Muß ich es wiederhohlen, daß das Glück meines Lebens Ihren Händen anvertraut iſt? Dieſen Nachmittag ſeh ich Sie wieder — entzückender Gedanke! — um Sie vielleicht als Bruder an mein Herz zu drücken. (Er macht eine leichte Verbeugung und geht).

Karg (ihn am Rockzipfel haltend). Ew. Excellenz noch ein Wort.

Graf. Nur geſchwinde.

Karg. Wollten Sie mir nicht einen Thaler auf Abſchlag der zwey Louisd'or —

Graf. Ich habe nichts als Gold bey mir (ab).

Karg (ſchüttelt den Kopf und ſchleicht ihm nach).

Sieben.

Siebenter Auftritt.

Vorige, ohne den Grafen und Karg.

(Eine Pauſe. Wilhelm ſucht ſeine Gemüthsbewegung umſonſt zu verbergen).

Moritz. Du haſt Dich geärgert?

Wilhelm. Ich hätte mich nicht ärgern ſollen.

Mor. Nein warlich, es war der Mühe nicht werth. Aber weißt Du auch, worüber Du Dich geärgert haſt?

Wilh. Ueber ſein Faunengeſicht, über ſein Satyrlächeln, über ſeinen giftigen Ton, ſeine hämiſche Höflichkeit —

Mor. Nein Schatz, nimm mir's nicht übel, Du haſt Dich geärgert, weil er beynahe Recht hatte.

Wilh. Er hatte Recht?

Mor. Ja ſieh, wenn es wahr iſt, daß Du ein einträgliches Amt bekleideſt —

Wilh. Das iſt wahr.

Mor. Von welchem Du honett leben kannſt.

Wilh. Von welchem ich leben kann.

Mor. Nun ſo müßte die Mahlerey Deine Geſpielin und nicht Deine Arbeitsdirne ſeyn. Werde nur nicht wieder böſe, ich meyne es gut, und will Dich nicht beleidigen; aber Du haſt eines von denen Geſichtern, zu denen ich immer reden muß, wie ich denke.

Wilh. Du meynſt alſo auch, ich ſchände meinen Stammbaum, indem ich —

Mor. Poſſen mit dem Stammbaum! ein gutes Herz, aus welchem die Zweige der Tugend ſich verbreiten, das iſt der ächte Stammbaum.

Wilh. Nun und alſo —

Mor. Biſt Du verheirathet?

Wilh. Nein.

Mor. Haſt Du vielleicht alte unvermögende Eltern?

Wilh. Nein.

Mor. So nehme ich von meiner Behauptung nichts zurück. Ein junger geſunder Mann, der vollauf zu leben hat, denkt wenig an das Sparen und Sammeln. Thut er es doch — ey es iſt recht klug, recht erſprießlich, aber es verträgt ſich nicht mit unbefangener Jugend, es verräth einen kleinen Hang zum Geiz, den das Alter einſt vollends ausbrüten wird.

Wilh. (ſehr bewegt). Du thuſt mir Unrecht — doch laß uns davon abbrechen.

Mor. Recht gern.

Wilh. (nach einer Pauſe). Wirklich — ich habe mich über den Laffen ein wenig geärgert, — ſo geärgert, daß meine Hand noch immer zittert. Ich kann nicht mahlen. Vergönne mir einige Minuten Erholung.

Mor. Nach Deinem Gefallen. Komm Omar laß uns einen Gang unter die Linden machen. (Er zieht ein Buch aus der Taſche). Ich will Dir einen Schatz mittheilen, den ich heute in dieſem Buche fand. (er liest den Titel) „Beſchreibung der Pelew-Inſeln“ Da wirſt Du ein Völkchen finden! Ja Omar es giebt noch Menſchen! Ich habe einen köſtlichen Einfall. Komm, daß ich Dir ihn mittheile, und hilf mir ihn ausführen. (Er faßt ihn unter den Arm, ſie ſchlendern zuſammen fort).

Achter Auftritt.

Wilhelm allein (den Kopf in die Hand and den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt).

Glänzendes Laſter gilt dem Menſchen für Tugend, und heimliche, im Stillen würkende Tugend wird mit ſchimpflichen Vermuthungen gebrandmarkt. Was hab' ich davon, daß ich gut bin und rechtſchaffen handle! ich werde verkannt, und nicht blos Narren verkennen mich, auch Männer deren Urtheil einen Werth für mich hat, deren Hochachtung mich aufrichten würde, ſo wie ihre Geringſchäzung mich niederbeugt. — Was hab' ich davon? — O Tugend! Tugend! wärſt du dir nicht ſelbſt Belohnung, keiner würde Muth haben, um Lohn jenſeits des Grabes zu kämpfen.

Neunter Auftritt.

Julchen. Wilhelm.

Wilh. (In Gedanken vertieft, hört ſie nicht kommen).

Julchen (ſteht neben ihm und legt ihre Hand ſanft auf ſeine Schulter). Wilhelm!

Wilh. (erſchrocken auffahrend). Gott! Julchen!

Julchen (mit ſchmelzender Stimme). Was hab' ich Dir gethan? Womit hab' ich Dich beleidigt?

Wilh. (ſehr verwirrt). Du mich beleidigt? —

Julchen. Sieh, ſchon lange irre ich hier im Garten herum, und lauſche nach einem Augenblick Dich allein zu finden — und nun da dieſer Augenblick gekommen iſt — läßt meine Beklemmung mich kaum reden. — Nein, ich habe Dich nicht beleidigt — und doch biſt Du ſo verändert gegen mich.

Wilh. Verändert?

Julchen. Du meideſt meine Gegenwart.

Wilh. Bin ich drum verändert? Auch Julchen verkennt mich!

Julchen. So rede! Was iſt es denn, das Dich von mir ſcheucht?

Wilh. Dein Gold.

Julchen. Mein Gold?

Wilh. Die Reichthümer Deines Bruders. O Du biſt nicht mehr was Du warſt. Ich liebte Dich — nur Gott allein weiß wie ich Dich liebte! alle meine Gedanken hingen an Dir, alles hatte Beziehung auf Dich! Wenn ich zuweilen ernſthaft und finſter unter einem Berg von Akten ſaß und eine Relation machte; ſo konnte es mich ſtundenlang zerſtreuen, wenn ich etwa plötzlich ein großes J ſchreiben mußte. Alle meine weiblichen Portraits hatten Aehnlichkeit von Dir; alle meine Handzeichnungen ſahen aus wie Du. Wenn ich einen Menſchen ſah, der Schätze ſammelte, oder wenn ich in den Zeitungen las, daß irgend ein Fürſt einen Thron beſtiegen hatte, ſo ſetzte ich mich an ihre Stelle und dachte, wie arm ich ſeyn würde, ohne Dich!

Julchen (an ſeinem Halſe). Ach! was habe ich Dir gethan, daß Du nicht mehr ſo denkſt!

Wilh. Ja ich bin arm ohne Dich! ſehr arm! — — O daß Du noch mein einfältiges Julchen wärſt! Wie ſüß war die Empfindung mit der ich einſt jeden erſparten Groſchen zurücklegte,

legte, mit dem Gedanken: dieſer Groſchen iſt für Julchen. Noch jetzt gehe ich täglich ein paarmal durch die kleine enge Straße, welche Du ehemals bewohnteſt und ſehe durch die niedrigen Fenſter in das dunkle Stübchen, in welchem ich ſo manchen ſeeligen Augenblick genoſſen. Julchen! Julchen! ziehe wieder dorthin! nähe wieder! ſticke wieder! auf daß ich Dich wieder lieben darf!

Julchen. Verſteh' ich Dich recht? Wie, Du könnteſt mit dem Schickſal zürnen, daß Deine Geliebte von Noth und Mangel befreyet wurde?

Wilh. Nur durch mich ſollteſt Du davon befreyet werden, etwas ſpäter vielleicht, aber eine ſpäte Frucht aus der Hand der Liebe, war ſie nicht reizender, als eine frühere aus der Hand des Zufalls?

Julchen. Gewiß guter Wilhelm! aber da es nun einmal ſo und nicht anders iſt, ohne mein Zuthun, nicht einmal eine kahle Hoffnung hab' ich darzu hergelichen, ſoll ich drum mit meines Lebens Glück für dieſen Zufall büßen?

Wilh. Es iſt vorbey! jener ſchöne Traum iſt ausgeträumt! ich verdanke mein Glück keinem Weibe! und die Ohrgehänge allein die Du da trägſt, wären genug mich auf ewig von Dir zu verſcheuchen.

Julchen (die Ohrgehänge haſtig losmachend). Da nimm ſie! und gieb ſie dem erſten Armen, der Dir aufſtößt.

Wilh. (ihre Hand zurückſtoßend). Welche Quaal, wenn Gefühle Grundſätze beſtürmen! — Mein Julchen, es iſt feſt beſchloſſen, ich bettle nicht um Deine Hand bey Deinem reichen Bruder.

Julchen. Mein Bruder iſt ein edler Mann.

Wilh. Das mag ſeyn. Aber er, der mich nun ſchon geizig ſchilt, weil ich für Geld mahle, was würde er von mir denken, wenn ich um ſeine reiche Schweſter würbe? Meynſt Du ich würde mich herablaſſen, ihn eines beſſern zu belehren?

Julchen. Ueberlaß das mir.

Wilh. Du wirſt ihm ſeine Einwilligung ablocken, ich zweifle nicht, aber er wird doch glauben, was er will, und jedes zweydeutige Geſicht von ihm wäre ein Stachel in meiner Seele, der jede Freude mir ſelbſt in Deinen Armen verbittern würde.

Julchen (empfindlich). Das iſt übertriebener Stolz, oder wohl gar nur eine Larve.

Wilh. Auch das noch!

Julchen. Du haſt aufgehört mich zu lieben, und biſt um einen Vorwand verlegen.

Wilh. Ach Gott! wie weh' thut man mir!

Julchen. Ruhig Herr von Moll. Sie bedürfen keiner Ausflüchte. Ich hatte keine andern Anſprüche, als die Ihr Herz mir gab. Vor dem Richterſtuhl der Liebe allein konnte ich ſie geltend machen.

Wilh. (zieht ein Portrait aus der Taſche, welches er wehmüthig betrachtet). Tröſte Du mich!

Julchen. Ein Wink vielleicht. Ich habe auch noch das Ihrige. (Sie zieht es hervor). Sollen wir tauſchen?

Wilh. Gott Julchen! das kam nicht aus Deinem Herzen.

Jul=

Julchen (bricht in Thränen aus, die ſie zu verbergen ſucht).

Wilh. Nein dies Bild ſoll mir nur der Tod entreißen! und auf meiner Bruſt ſoll es begraben werden! — Die frohen Stunden meines Lebens ſind vorüber! was da unten im Kelche noch übrig bleibt, das ſind bittre Heſen. Ich werde noch vielleicht ein angeſehener Mann werden, aber nie ein glücklicher Mann! — Dieſe Stunde wird Julchen noch oft reumüthig gedenken. Du haſt mich heute zum erſtenmale in Deinem Leben bitter gekränkt. Mitleid ſollteſt Du mir geben und gabſt mir Verachtung. Verzeihe Dir der Himmel! (er geht ab).

Julchen (ihm vergebens nachrufend). Wilhelm Wilhelm!

Zehnter Auftritt.

Julchen allein, gleich darauf Nettchen.

Julchen (ſinkt auf einen Stuhl neben der einen Statue nieder und weint).

Nettchen. (kommt langſam und ſieht ein wenig trübſeelig aus, ſie betrachtet Julchen einen Augenblick ſchweigend, und nimmt dann an der andern Seite der Bühne die nämliche Stellung an).

Julchen. Ach!

Nettchen. Ach!

Julchen. Ich hab' ihn verloren.

Nettchen. Ich werd ihn verlieren.

Julchen. Er verläßt mich, und ich kann ihn nicht haſſen.

Nettchen (trübſelig). Ich auch nicht!

Julchen. Stolzer, edler Wilhelm.

Nettchen. Verdammter Krauskopf.

Julchen. (Sich zu ihrer Schweſter wendend). Hilf mir Nettchen!

Nettchen. Rathe mir Julchen.

Julchen. Er will mich nicht, weil ich reich bin.

Nettchen. Ich will ihn nicht, weil ich ſelbſt nicht weiß, was ich will.

Julchen. Aber ich werde mit meinem Bruder reden.

Nettchen. Ja das werd' ich auch thun.

Julchen. Nur gut, daß ich doch endlich einmal der Sache auf den Grund gekommen bin, daß ich weiß warum er mich floh. Dieſe heftige Spannung ſeiner Seele kann nicht lange dauern, der Stolz einer edlen Entſagung kann meinem Wilhelm den Genuß der Liebe nur auf Augenblicke erſetzen. (Sie ſteht auf). Nein! noch iſt nicht alles verloren. Weg mit den Thränen. Ich hoffe wieder.

Nettchen. Sieh, ſieh, Du biſt ja recht geſprächig geworden. Bey uns wirkt die Liebe im umgekehrten Verhältniß, Dich bringt ſie zum reden und mich zum ſchweigen.

Julchen. Liebſt Du denn?

Nettchen (erſchrocken). Was? Hab ich das geſagt? das war ſehr dumm, und noch dümmer wenn es wahr wäre (ſich beyde Ohren zuſtopfend). Nein, es iſt nicht wahr! es iſt nicht wahr! ich will ſo lange ſchreyen, bis ich mein Herz überſchreye.

Julchen. Vergebliche Mühe! Und warum auch glückliches Mädchen, wenn es nur bey Dir ſteht, der Liebe in die Arme zu laufen?

Nettchen. Da haben wir's! Nur geradezu in die Arme gelaufen! wie man dabey fahren wird, das findet ſich wohl hinterdrein. Die Liebe iſt ein Kind mit einem paar Rieſenarmen, alles umfaßt ſie, aber das wenigſte drückt ſie ans Herz.

Julchen. O du biſt nicht verliebt, ſo lange Du noch witzeln kannſt.

Nettchen. Bin ich nicht? Wirklich nicht? Ich danke Dir Schweſterchen! (ſie nimmt ſie beym Kopf und küßt ſie). Du giebſt mir das Leben wieder. Alſo wer hüpft und ſingt und ſpringt, item wer drollige Einfälle hat, der iſt nicht verliebt. Ergo bin ich nicht verliebt. Ey wie muß man denn ausſehen, wenn man verliebt iſt? (Sie nimmt eine ſchmachtende Stellung an und ſchlägt die Augen nieder). Ach! — O! — Ach! — O! — (die Augen gen Himmel) Heiliger, keuſcher Mond blick' herab auf meine Leiden! —

Julchen. Muthwilliges Geſchöpf!

Nettchen. Du und unſre kleine ſanfte Marie, ihr macht zuſammen ein allerliebſtes Pärchen. Ich wette um einen Blick aus Omars ſchelmiſchen Augen, das Mädchen iſt auch verliebt, oder iſt es wenigſtens geweſen, und hat ein Haar darinn gefunden. Aber weißt Du auch, daß ich mich recht warm für das Madonnengeſicht intereſſire. Ihre Beſcheidenheit, ihre langen Augenwimpern, ihr plötzliches Rothwerden über nichts, ihre Heimlichkeit, ihr Lächeln wenn man ſie anſieht, und ihr Seufzen wenn man ſie nicht anſieht, das alles hat ſo was romantiſches, Neugier erweckendes — wir müſſen das Mädchen zu unſrer Freundin machen.

Julchen. Das wollen wir, und gewiſſermaßen ſind wir es ihr auch ſchuldig. Die Tante wird mit ihren Launen ſie genug plagen und quälen.

Nettchen. Thut ſie das, ſo ſag' ich es dem Bruder, der ſetzt ihr den Kopf zurecht.

Eilfter Auftritt.

Marie. Die Vorigen.

Marie. Die Tante ſchickt mich her, ſie ſollen beyde geſchwind, geſchwind hinauf kommen.

Nettchen. Was giebt es denn geſchwind geſchwind?

Marie. Die Kanarienvögel ſollen gefüttert, und dann aus dem Benjamin Schmolk ein paar Seiten geleſen werden.

Nettchen. Konnte ſie dieſe wichtigen Geſchäfte Dir anvertrauen?

Marie. Ich erbot mich dazu, aber ſie meynt, ich wiſſe noch nicht damit umzugehen.

Nettchen. Ey freylich! eine große Kunſt!

Julchen. Wir müſſen denn doch wohl gehen.

Nettchen. Gleich, gleich. Nun liebe Marie, wie gefällt es Dir bey uns?

Marie. Ach wenn ich nur nicht mißfalle!

Nettchen. Wenn ich ein Bube wäre, ich würde Dir über dieſen Punkt einige recht artige Dinge ſagen. Haſt Du meinen Bruder ſchon geſehen?

Marie. Nein.

Nettchen. Wenn die Tante Dir zuweilen ein wenig rauh begegnet, ſo laß Dich das nicht an-

anfechten, es iſt ihre Art ſo, ſie iſt kränklich und macht es mit uns auch nicht beſſer.

Julchen. Unſere Liebe ſoll Dir einen Stand erleichtern, zu welchem Du nicht geboren ſcheinſt. (Sie küßt ſie und geht ab).

Nettchen. Geboren? Ein ſchönes Mädchen iſt geboren um zu herrſchen. Vergiß das nie, und bey der erſten Gelegenheit mache Gebrauch von den Waffen, die Du da in Deinen Augen trägſt. (Sie küßt ſie auch und folgt ihrer Schweſter).

Zwölfter Auftritt.

Marie (allein).

Bin ich allein? — werd' ich ein heimliches Plätzchen finden, wo ich Gott im Stillen danken darf, daß er der betrogenen Unſchuld eine Freyſtatt gab? — Das hab' ich kaum gehofft, daß mir noch ſo wohl in der Welt werden würde. — Ein paar liebe fromme Mädchen, nicht gebieteriſch, nicht über die Achſel anſchauend. Ach ja! nur der verſteht reich zu ſeyn, der einſt arm war. Auch die alte Tante — zwar ein wenig mürriſch und grämlich, — aber mein Gott! ſie hat auch einen böſen Huſten. Nein ich bin zufrieden. Sparſamkeit wird mich, und auch mein anderes ich ernähren. Hier will ich zu vergeſſen ſuchen — (mit einem Seufzer) daß man mich vergaß (Sie will gehen).

Dreyzehnter Auftritt.

Moritz. Marie.

Mor. (ſtutzend da er Marien erblickt). Hübſche Kleine, wer biſt Du?

Marie (trocken). Mein Herr, ich diene in dieſem Hauſe.

Mor. Und ich befehle in dieſem Hauſe. Es kommt mir aber beynahe vor, als ſeyſt Du zum Befehlen geboren, und ich zum Dienen.

Marie (mit beſcheidener Freundlichkeit). Sie ſind vielleicht der Bruder meiner Herrſchaft?

Mor. Recht mein Schatz.

Marie. Ich bitte um Ihr Wohlwollen.

Mor. Das haſt Du mir ſchon genommen. Höre ſchönes Kind! als ich Dich frug! wer biſt Du? da fertigteſt Du mich kurz und trocken ab: mein Herr ich diene in dieſem Hauſe. Nun, da Du hörſt, ich ſey der Bruder meiner Schweſter, bezahlſt Du mir die Verwandſchaft auf der Stelle mit einem freundlichen Blick. Ich muß Dir aber ſagen, daß ich das nicht leiden kann, wenn man mich freundlich anſieht aus irgend einer fremden Urſache. Das Lächeln eines hübſchen Mädchens will ich nur mir ſelbſt verdanken.

Marie. Das Mädchen, das zum Erſtenmal Sie ſieht und gleich zuvorkommend lächelt, deſſen Lächeln iſt wenig werth.

Moritz (launig). Meynſt Du? — Du magſt Recht haben.

Marie. Es giebt Geſichter, welchen die Natur den Zauber gab, das Zutrauen der Menſchen auf den erſten Blick zu feſſeln. Sie, mein Herr, ſind ein ſolcher Günſtling der Natur. In Ihrem Auge ſteht die Zuſicherung: ein ehrliches — (ſtockend) ein ehrliebendes Mädchen wagt nichts bey Ihnen. Ich arme Waiſe habe eine Freyſtatt in Ihrem Hauſe gefunden; Sie werden mich nicht wieder wegjagen.

Mor. Wegjagen? Ließ ich Dich ſo etwas befürchten?

Marie. Beynahe.

Mor. (raſch). Wann? Wie?

Marie. Würden Sie mich ſchelten, mürriſch ſeyn! ich wollt' es gern ertragen; mein Dienſteifer ſollte Ihnen Ihr Wohlwollen abtrotzen. Aber Sie ſehen mich kaum, und ſchmeicheln mir, und nennen mich hübſch, das macht mich ſchüchtern. Ein unbekanntes Mädchen ſchön nennen iſt ein Verſuch, ihre Tugend zu beſtechen. Lieber Herr! ſehn Sie nicht ſo mich an, gerade ein ſolcher Blick iſt es, der mich aus Ihrem Hauſe jagen könnte.

Mor. Du fürchteſt die Männer?

Marie. Ach ja!

Mor. Du haſt Erfahrungen gemacht?

Marie. Ich bin 19 Jahr alt.

Mor. Freylich, das war eine dumme Frage. Erzähle mir doch ein wenig ſchönes Kind — gutes Kind wollt' ich ſagen: was hat die arge Welt Dir Leides gethan?

Marie. Soll ich die erſte Stunde in Ihrem Hauſe einer bittern Rückerinnerung widmen?

Mor. Mädchen Du ſprichſt gut, und in Deinen Augen ſteht noch weit mehr als Du ſprichſt. Wie wenn Du vergäßeſt, daß der Zufall ungerecht gegen Dich war, daß Du nur meiner alten Tante Kammermädchen biſt? Wie wenn ich Dein Bruder wäre? —

Marie. So würde ich ſagen: lieber Bruder, laß mich zufrieden. Mein Kummer iſt mir lieb geworden. Dulden und Schweigen wird dem nicht ſchwer, den fremdes Mitleid niederdrücken würde.

Mor. Und ich — ich würde ſagen, die Natur hat einen albernen Streich gemacht, als ſie Dich zu meiner Schweſter ſchuf; oder die Menſchen waren von Sinnen, als ſie der Natur das Geſetz unterſchoben: ein Bruder darf nicht ſeine Schweſter lieben, als ein Weib. Denn ſieh, ich fange an Dich lieb zu haben. Dank ſey dem Himmel, daß wir nicht Geſchwiſter ſind! Seit meinen Jünglingsjahren, seit ich in die Welt trat, ſind überall meine Lieblingsneigungen mit Vorurtheilen zuſammengeſtoßen.

Das hat mich zum Ritter gemacht, zum Erbfeind aller menſchlichen Thorheiten. Mein ganzes Leben iſt ein ununterbrochener Kampf gegen Vorurtheile, immer bereit mich mit ihnen herumzuſchlagen, wie der Maltheſer mit dem Muſelmann, es hat mir manche Freude verbittert, manche ganz zu Waſſer gemacht. Bedau[illegible] mich ſchönes Mädchen! ich hatte das [illegible]ent, denn ich bin immer ein ehrlicher [illegible]n. (Er ergreift ſie liebkoſend bey der Hand). Und wenn Du mich bedauerſt, ſo haſt Du nur noch einen kleinen Schritt zu thun, bis zu dem Wunſch, die Ungerechtigkeit des Schickſals an mir wieder gut zu machen. Ich habe mich ſo oft über Vorurtheile ärgern müſſen, in Deinen Armen würde ich nur darüber lachen.

Marie. (ihre Hand zurückziehend). Sie vergeſſen, mein Herr, daß weibliche Tugend kein Vorurtheil iſt. (Sie entfernt ſich ſchnell).

Vierzehnter Auftritt.

Moritz allein.

(Sieht ihr einige Augenblicke ſchweigend nach). Doch, doch, liebes trotziges Mädchen! weibliche Tugend iſt nur Vorurtheil. Der Europäer vertheidigt ſie mit dem Schwerdte und der Tunguſe verkauft ſie für eine Blaſe voll Thran; der Morgenländer ſperrt ſie hinter Riegel und Schloß, und der Neger verhandelt ſie an den Meiſtbietenden. — Aber ſo ſind die Weiber, das heißt die ſchönen Weiber. Sie hauen überall den Knoten entzwey. „So iſt es! „So ſoll es ſeyn!“ Wir ſchreiben d[illegible] Bücher und Niemand glaubt uns; ſie ſprech[illegible] Wort und die hochweiſen Männer lallen ſämmtlich ein demüthiges Ja! — Das Mädchen mit dem warmen Frühlingsgeſichtchen hat mir den Kopf verrückt — (nach einer Pauſe) nein, das Herz hat ſie mir verrückt! — das iſt zu arg! Oſten und Weſten durchreiſt, überall mit heiler Haut davon gekommen, und hier in dieſem Winkel der Erde — lieber Gott! iſt man denn nirgends vor den Weibern in Sicherheit? (ab).

Ende des zweyten Akts.

Drit-

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Omar iſt beſchäftigt den Anfangsbuchſtaben von Nettchens Namen in einen Baum zu ſchneiden. Moritz tritt nachdenkend mit heruntergeſchlagenem Hute von der andern Seite auf und ſpielt mit einer Roſe zwiſchen den Fingern, an welcher er zuweilen riecht).

Moritz (als er den Omar erblickt). Was machſt Du da?

Omar. Ich mache einen Baum ſtolz. Er ſoll Deiner Schweſter Namen tragen.

Mor. (ſich von ihm wendend). Warlich dieſe Frühlingsluft iſt Hauch der Liebe! Alles liebt! — (zu Omar). Eben hab' ich dort im Buſche ein Hänflingsneſt entdeckt. Die Mutter flatterte ſo ſcheu und doch ſo dreiſt in kleinen Cirkeln um meinen Kopf herum. Höre Omar! (mit dem Finger zeigend) dort im Buſche! Sorge

das

dafür, daß kein muthwilliger Knabe es zerſtöhrt.

Omar (immer mit ſeiner Arbeit beſchäftigt). Das will ich gern.

Mor. (abgewendet). Alles liebt! alles baut Neſter! — (zu Omar). Es iſt heute ein warmer Frühlingstag. Meine alte Tante hat zum erſtenmale ihr Fenſter geöffnet. Du hätteſt ſehen ſollen, wie die Kanarienvögel in ihrer Hecke munter und lebendig wurden, wie ſie von Sproſſe zu Sproſſe hüpften und Baumwolle zu Neſte trugen. Meine Schweſter Nettchen ſtand auch dabey.

Omar (ſich raſch umdrehend). Stand auch dabey?

Mor. Und lachte.

Omar (unwillig). Und lachte?

Mor. Und lächelte wollt' ich ſagen.

Omar (freundlich). Und lächelte? — und hohlte ein wenig tiefer Athem als vorher?

Mor. So kam es mir vor.

Omar. Ach! (er fährt fort in den Baum zu ſchneiden).

Mor. (abgewendet). Alles liebt! alles baut ſich Neſter! Menſchenaugen ſchwimmen in Wolluſtthränen, und ſelbſt ein ſolcher Seufzer iſt Wolluſt. (zu Omar) Haſt du geſehen, wie die Schwalben unter unſerm Dache zwitſchern und ſchwirren, ein- und ausſchlüpfen und ihr luſtiges Weſen treiben? — Lieber Omar, ſorge dafür, daß kein reinlicher Hausknecht mir meine Gäſte verjagt.

Omar (ſich zu ihm kehrend). Wenn der ſüße lebendige Wirrwar in der ganzen Natur Dir ſo viel Freude macht, warum bau'ſt Du Dir nicht ſelbſt ein Neſt?

Mor. Nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen). Sieh dieſe Roſe.

Omar. Sie iſt ſchön, nur eben aufgeblüht, und riecht — (Er ſtreckt die Hand darnach aus).

Mor. (zieht ſie ſchnell zurück und legt die Hand auf den Rücken). Mein guter Freund! der Genuß ſey nur mir vorbehalten. — Ich habe ein Mädchen gefunden!

Omar. Ein Mädchen?

Mor. Vor wenig Minuten ſah' ich das liebliche, ſittſame Geſchöpf. Mich dünkt ich liebe!

Omar. Seit wenig Minuten?

Mor. Wie viele Minuten braucht der Hänfling ſich eine Sie zu wählen?

Omar. Nur mit dem kleinen Unterſchiede: der Hänfling wählt auf einen Sommer, und wir auf Sommer, Herbſt und Winter unſers Lebens.

Mor. Wer ſagt das?

Omar. Der Tyrann aller Völker, die Gewohnheit.

Mor. Aller Völker Tyrann, aber nicht der meinige. Wenn mein Weib mir nicht behagt, ſo nehm ich mir morgen ein anderes.

Omar. Und übermorgen nimmt Dich keine mehr.

Mor. Aber Omar, der Hänfling iſt ein Narr, wenn er jeden Sommer unbeſtändig wechſelt. Er iſt ein Narr, er verſteht ſich nicht auf ſeinen Vortheil, ſein Vergnügen. Eine neue Geliebte iſt eben ſo unbequem, als ein neues Kleid. Das engt Dich um die Bruſt, das ſpannt Dir unter dem Arm, und iſt das Zeug ein wenig ſteif, ſo ſchmiegt ſichs nicht in die gewohnten Falten, dem armen Wichte iſt zu Muthe, wie Dir Morgenländer, als Du zum erſtenmale europäiſche Kleidung trugſt. Wir Deutſchen haben ein Sprüchwort: alte Liebe roſtet nicht. Ein wahres Wort, mein Freund! denn neue und alte Liebe verhalten ſich zu einander wie Gallakleid und Schlafrock. O wie wohl iſt einem, wenn man des Abends aus einem ſteifen Cirkel nach Hauſe kehrt, und ſich in ſeinen lieben alten Schlafrock werfen darf.

Omar. Von Deinem Gallakleide war die Rede.

Mor. Ich will es zum Schlafrock machen. Den Alltagsmenſchen feſſelt die Gewohnheit an ſein einziges Weib, und mich Bequemlichkeit, Vergnügen. Er darf nicht wechſeln und ich will nicht.

Omar. Nenne mir meine künftige Gebieterin.

Mor. Deine Freundin! — Eine ſchöne Blume nicht im Treibhaus von der Hand des

Gärtners groß gezogen, ſondern unter Gottes freyem Himmel lieblich aufgewachſen. Ein Mädchen von der Natur zur Fürſtin geboren, und von der Convenienz zur Kammermagd gedrechſelt — Marie —

Omar. Die bey der alten Tante —

Ador. Eben die —

Omar. Ein hübſches Mädchen! und wenn ſie gut iſt, ein ſchönes Mädchen! aber nichts fürſtliches habe ich an ihr geſehen.

Ador. Was nennſt Du fürſtlich? — Armer Wicht! — Alles was Gewalt giebt über die Menſchen, das iſt fürſtlich. Ein geſcheuter Kopf, ein Schwerdt in der Hand und ein voller Beutel, all' das iſt fürſtlich; und ein ſchönes Mädchen königlich! denn Schönheit hat oft vollendet, was Klugheit und Schwerdt vergebens wagten. — Du lächelſt?

Omar. Vergieb. Ich dachte mir eben den Moritz, wie er ſo manchesmal von einer artigen Dirne zurückkam, mich gähnend auf die Schulter klopfte und ſprach: „Der alte „Graubart Plato hatte Recht; die Weiber

„haben keine Seele. Ein Zeitvertreib von wenigen Minuten — und man gähnt!“ —

Mor. Geh lieber Omar, ſende mir Marien her, daß ich in ihren Armen dieſe Läſterung büße.

Omar. Eine ſtrenge Buße! — biſt Du ſchon ſo weit mit ihr, daß ich zu einer heimlichen Zuſammenkunft ſie herbeſtellen darf?

Mor. Ach nein! — Du mußt einen Vorwand ſuchen — da ſteht noch allerley wegzuräumen — ſag, ich hätte befohlen —

Omar. Befohlen?

Mor. Nun ja zum letztenmale befohlen —

Omar (lächelnd im Abgehn). Um dann auf immer zu gehorchen.

Zweyter Auftritt.

Moritz allein.

Gehorchen? — Warum nicht? — Was iſt gehorchen für den freyen Mann? Gehorch' ich nicht der Sonne, wenn ſie mir winkt mich in ihrem Strahl zu wärmen? Gehorch' ich nicht der Tugend, wenn ſie mir gebietet eine edle

That auszuüben? — Ja, ſo werd' ich auch Marien gehorchen. — Thun wollen was man thun darf; folgen, wo Natur und Herz gebieten; das iſt die Freyheit des Weiſen! — Sonderbar! — ſeit dieſen wenigen Minuten entwickeln ſich hundert neue Begriſſe in meinem Kopfe. Ich denke ſo manches hell und klar, was ich nie dachte, und doch kommt es mir vor, als habe es nur da (auf den Kopf deutend) geſchlummert. Alles iſt plötzlich erwacht, ich weiß nicht wie. Ein Wirrwarr in meinem Gehirn! ein Wirrwarr in meinem Herzen! die jungen neugebohrnen Begriſſe da wollen die alten verſchlingen; die zarten, neugebornen Gefühle hier wollen die alten verdrängen — die alten? Was hab' ich denn vorher gefühlt? — Nichts! gar nichts! — (bewegt). Ich fühle heute zum erſtenmale! — (er trocknet ſein feuchtes Auge). Ich bin! — ich fühle daß ich bin! — und der ganze Wirrwarr löſt ſich auf in das göttliche Gefühl meines Daſeyns! —

Dritter Auftritt.

Marie. Moritz.

Mor. (auf ſie zugehend). Süßes Mädchen vergieb mir! ich habe Dir vorhin allerley Armſeligkeiten vorgeſchwatzt. Hundertmal geſagte Dinge bringen bey Hunderttauſenden immer dieſelbe Wirkung hervor. Ich zählte auch Dich unter den großen Haufen und habe mich geirrt. Weg mit der feyerlichen Miene! ich bin kein Laffe und auch kein Wollüſtling. Was ich jetzt Dir ſagen und Dich fragen werde, iſt mir Ernſt. (Mit der Hand auf die Bruſt). Gott ſieht mich! ich habe keinen höhern Schwur.

Marie. Was ſoll das?

Mor. Du gefällſt mir. Willſt Du den Genuß des Lebens mit mir theilen?

Marie. Mein Herr, für Geld kann man alles kaufen, leider ſogar nicht ſelten die Ehre eines Mädchens! doch nicht die meinige (ſie will fort).

Mor. (ſie zurückhaltend). Du haſt mich mißverſtanden. Du kennſt nicht meine Art zu denken, aus ihr fließt meine Art mich auszudrücken. Den Genuß des Lebens mit mir zu theilen, kann nur mein Weib, meine Gattin. Das wirſt Du ſeyn! doch mir gilt Prieſter-Seegen weniger als Band der Liebe. Keine Formel, nur mein Herz kann meine Treue Dir verbürgen. Biſt Du aber mit andern Begriffen groß geworden, wohlan! gieb mir Deine Hand und führe mich zu dem erſten beſten Ehrenmanne, der für ein paar Thaler es übernimmt, unſern Bund in das Protocoll des Himmels einſchreiben zu laſſen.

Marie. (höchſt erſtaunt). Mein Herr — das Gerücht trägt ſich mit hundert ſonderbaren Zügen Ihres Charakters, aber was ich heute ſelbſt erfahre, überſteigt dennoch meine Erwartung.

Mor. Nun ich habe doch in meinem Leben nichts alltäglicheres gethan. Es iſt ein wunderliches Ding um die vorgefaßten Meynungen der Menſchen. Da heißt es überall, der Moritz ſey ein ſonderbarer Kauz, der immer ſeinen eignen Weg ſich bahne, nie thue was andre thun, nie denke was andere denken. Tauſende heirathen, und man findet das ſehr natürlich; aber der Moritz will heirathen — ey! das findet man erſtaunenswürdig.

Marie. Nicht doch, nur die Art und Weiſe. Sie ſehen mich heute zum Erſtenmale —

Mor. Ich höre Dich kommen, aber nur eine Frage, liebes Mädchen: ſind denn die Ehen immer die beſten, wo man Jahre lang wählt? Jahre lang im Brautſtand ſchmachtet? ehrerbietig um eine ſchöne Blüthe herumtrippelt, die man brechen dürfte, die man aber ganz geduldig zu einer überreifen Frucht werden läßt? Glaube mir! wer von ſeinem Herzen und dem Zufall raſch ſich leiten läßt, wird ſeltener betrogen, als der Wohlbedächtige, der an der Krücke ſeines Verſtandes herumhinkt, die Brille des Intereſſe auf die Naſe ſetzt und ein Weib für ſeine Wirthſchaft, nicht für ſein Herz ſich ſucht.

Marie. Was nennt ihr Männer denn ein Weib für euer Herz? In euren trunknen Augenblicken, wo alles körperlich an euch iſt, wähnt ihr immer, euer Herz ſey mit im Spiele. Ein holder Blick aus einem ſchönen Auge — „Ach! „das hat mein Herz getroffen!“ ein ſanfter Druck von einer weichen Hand — „Ach! das „ging mir bis ans Herz!“ Es iſt nicht wahr! ihr überredet euch, das ſey Genuß! nein, ihr begehrt nur; und ach! ſobald ihr aufgehört habt zu begehren — verſchwunden iſt das Mädchen eures Herzens! an ihrer Stelle — (ſie gähnt) ſteht ein Weib.

Mor. Wahr Du allerliebſte Schwätzerin! wenn Du von den Weibern ſprichſt, wie ſie gewöhnlich ſind: denn an denen iſt blutwenig zu begehren. Aber ein Weib, das in einer Stunde verliebten Tändeleyen ihre Reize leiht, und in der andern an meinem Buſen meinen Kummer theilt; in der einen Stunde blinde Kuh mit mir ſpielt und in der andern — eben nicht den Phädon, aber doch den Wieland mit mir lieſt, ein ſolches Weib läßt den glücklichen Gatten immer begehren und immer genieſſen. Ein ſolches Weib biſt Du! ſchlag ein! es ſoll Dich nicht gereuen.

Marie. Nein mein Herr, Sie vergeſſen, daß Ihr Geſchlecht oft Dinge thun darf, die man dem unſrigen nie verzeiht. Der Mann darf raſch in den Eheſtand hinein gallopiren, das Mädchen darf nur Schritt vor Schritt ihm ſittſam folgen. Ich kenne Sie nicht.

Mor. Aber Du haſt von mir gehört? Moritz, der Sonderling iſt das Märchen der Stadt! Wohlan! was haſt Du von mir gehört? Ein Mann iſt ſelten ſchlechter als ſein Ruf, oft aber beſſer. Man wird vielleicht mir hin und wieder Lächerlichkeiten aufbürden, doch wer mag einer unedlen That mich zeihen? — daß ich in ſchönen Sommernächten unter dem geſtirnten Himmel herumſpatziere, wenn andre Leute ſich ſchlafen legen, oder Faro ſpielen; daß ich zuweilen des Morgens um 6 Uhr zu Mittag eſſe, und des Abends Kaffee trinke; daß ich immer und immer in meinem grauen Frack erſcheine und am Sonntage mein Haar nicht weißer pudern laſſe, als am Sonnabend; all' das gehört nicht zum Weſen des Menſchen, es iſt nur der Rahmen des Gemähldes. Laß den Rahmen immerhin ein wenig in chineſiſchem Geſchmack geformt ſeyn, wenn nur das Gemählde wahr und unverdorben iſt, wie es aus der Hand des groſſen Meiſters hervorging. Und wahrlich, das iſt es! mein ungepudertes Haar beſchattet einen denkenden Kopf, unter meinem ſimpeln Frack ſchlägt ein warmes Herz. Sieh Mädchen, wie ich da vor Dir ſtehe — einige Kleinigkeiten abgerechnet — halte ich mich für einen der beſten Menſchen in der ganzen Welt. Nimm das nicht für Eitelkeit, für ſtolzen Wahn; ich fühle daß ich gut bin, warum ſoll ich's nicht ſagen?

Marie. Gewiß, auch ich fühle, daß ein Biedermann zu mir ſpricht, dieſen Ton ahmt kein Schurke nach. Aber —

Mor. Ich hoffe, dieſes Aber iſt das letzte Opfer, welches Du der jungfräulichen Sittſamkeit bringſt?

Marie. Nein, mein Herr, dies Opfer bring ich meiner Pflicht. Es wird mir ſchwer, Ihre Hand auszuſchlagen. Deſto beſſer! ich danke Ihnen! ich fange an, mich ſelbſt wieder hochzuachten.

Mor. Räthſel liebes Mädchen! gieb mir Gründe, vernünftige Gründe, und wenn Du keine haſt, ſo ſprich ein raſches Ja! bey Gott! es ſoll Dich nicht gereuen.

Marie. In meinem Herzen wohnt nur ein Grund, aber für Sie hab' ich mehrere Gründe. Ich bin eine arme vaterloſe Wayſe —

Mor. Ey über den ſchönen Grund!

Marie. Mein Vater war nur ein armer Handwerker.

Mor. Ueber den ſchönen Grund!

Marie. Meine Mutter —

Mor. (Sie ein wenig ungedultig unterbrechend). Ich will ja Deine Mutter nicht heirathen, liebes Kind. Geh' zu ihr, laß Dir ihren Seegen geben und komm zurück an mein Herz. Oder iſt ſie arm? Vermuthlich. Nun ich habe Geld genug, was mein iſt, iſt auch Dein.

Marie (gerührt). Braver Mann!

Mor. Oder meynſt Du, ich würde mich ihrer ſchämen? Führe ſie her zu mir, und wäre ſie in Lumpen gekleidet, der erſte Platz an meinem Tiſche ſey der ihrige.

Marie (ſehr bewegt). Edler Mann!

Mor. Pfui Kind! das iſt nicht Edelmuth. Ein gutes Gedächtniß und weiter nichts: ich vergeſſe nie, daß ich ein Menſch bin. — Doch wenn Du es dafür nehmen willſt, immerhin! ich mögte gern in Deinen Augen ein wenig mehr gelten, als ich wirklich werth bin. — Nun? Deine Gründe?

Marie. Ach!

Mor. Du ſprachſt von einem Grunde der in Deinem Herzen wohne? Laß mich den wiſſen. Die Gründe da (aufs Herz deutend) ſind freylich ſchwerer zu beſtreiten, als die Gründe hier; (auf den Kopf zeigend). Aber laß mich das verſuchen.

Marie. (ſehr verlegen). Ich — ja — ich will mich Ihnen zeigen wie ich bin — in wenig Augenblicken — ich verlaſſe Sie — in einer Viertelſtunde bin ich wieder bey Ihnen.

Mor. Was ſoll das? Warum nicht gleich?

Marie. Laſſen Sie mir immer noch eine Viertelſtunde lang den ſüßen Wahn, von einem Biedermanne geliebt zu werden (ab).

Vierter Auftritt.

Moritz allein.

(Er iſt beſtürzt. Seine Blicke folgen ihr. Nach einer Pauſe). Was will ſie damit ſagen? (Er lehnt ſich in der Stellung eines Nachdenkenden, den Blick an die Erde geheftet, an die eine Bildſäule, indem er die Worte wiederholt). Was zum Henker will ſie damit ſagen?

Fünfter Auftritt.

Dietrich Moll mit einem Stelzfuß, an einer Krücke gehend. Moritz.

Dietr. (ein wenig haſtig). Mein Herr, ich bin Ihr Diener.

Mor. (dreht den Kopf nach ihm, betrachtet ihn, und ſagt trocken): Das biſt Du nicht.

Dietr. Nun, nun, es iſt ſo eine Redensart.

Mor. Ich bediene mich keiner Redensarten. (er verſinkt in ſeine vorige Stellung).

Dicer. Nicht? Nun ſo ſpielt der Herr eine traurige Figur in der Welt: denn heut zu Tage iſt alles Redensart. Die Freundſchaft iſt eine Redensart, die Tugend iſt eine Redensart, und das iſt fein bequem, denn eine gewiſſe Art zu handeln iſt immer ſchwerer, als eine gewiſſe Art zu reden. Sieht der Herr, ohne Redensarten kommt der Herr in unſern beſten Geſellſchaften nicht fort. „Ihr gehorſamer Diener „mein Herr! — ganz gehorſamer Diener! — „wie befinden Sie ſich? — recht wohl, Ihnen „aufzuwarten — Und die Frau Gemahlin? — „ſo ziemlich — Und die liebe kleine Familie? „der jüngſte macht Zähne. — Wie ſteht's „denn übrigens mein beſter Freund? — immer „noch beym alten — Sie ſind von meiner „Freundſchaft überzeugt (Er macht die Panto„mime des Handſchüttelns). Wenn ich Ihnen „irgendwo dienen kann, ſo befehlen Sie über „mich, es wird mir eine wahre Freude ſeyn. — „Aber beſter Freund, man ſieht Sie ſo ſelten,

„Sie machen ſich rar. — Bitte gehorſamſt, „man wird mich nirgends vermiſſen. — Böſer „Mann! Sie verſündigen ſich an der Freund„ſchaft.“ — Sieht der Herr, ſo jagt immer eine Redensart die andere, und wenn die Redensarten nicht wären, ſo würde mancher feine Herr — o Wunder! nicht zehn Worte zu ſagen wiſſen, und manche geſchwätzige Dame — o Wunder über Wunder! — ganz ſtill ſchweigen.

Mor. (der gar nicht auf ihn acht gab). Was zum Henker wollte ſie damit ſagen?

Dietr. Was ich damit ſagen will? Nichts auf der Welt mein Schatz. Eine alltägliche Wahrheit, von der Sie ſich heute oder Morgen in jedem bunten Zirkel überzeugen können. Auch kam ich wahrlich nicht hieher, um Redensarten auszukramen. Ich will wiſſen, ob der ſaubere Herr Graf von Stierenbeck bey Ihnen geweſen? oder ob er noch kommen wird? und wenn? — Nun ich bitte mir eine Antwort aus? — He! — träumt der Herr?

Mor. (ein wenig auffahrend). Wer biſt Du? Was willſt Du?

Dietr. (zurückprallend). Du? — Bomben! Mörser und Cartaunen! sieht der Herr nicht, daß ich Offizier bin? Meynt der Herr, weil mein linkes Bein bey Quebec begraben liegt, ich könne den rechten Arm auch nicht mehr rühren?

Mor. (gelaſſen). Du mußt mir das nicht übel nehmen, guter Freund, ich nenne alle Menſchen Du.

Dietr. (beruhigt). So? Ein Quäcker alſo? Nun in Gottes Namen! ich bin's zufrieden. Höre Bruder Eldingen ich frug, . ob der Graf von Stierenbeck bey Dir geweſen?

Mor. Dieſen Morgen, ja.

Dietr. Wird er wiederkommen?

Mor. Er verſprach es.

Dietr. Das beweißt noch nichts. Hat er ein Intereſſe wieder zu kommen?

Mor. Ich denke, ja.

Dietr. Nun dann kommt er wohl. Du wirſt mir erlauben hier ein wenig auf ihn zu warten. Ich verfolge den Windhund ſchon ſeit drey Stunden. Zuerſt war ich vor ſeinem Hotel, da ſchnarchte ein großer viereckigter Taugenichts

genichts mir entgegen: „Sr. Excellenz ſind „nicht zu Hauſe.“ Er ſah dabey mitleidig herab auf mein hölzernes Bein, und ſtrich ſich ſeine dicken Waden. Ja, ja mein Freund, geſunde Waden gelten freylich mehr, als kranke Stelzfüße. Von da hinkt ich zu einer Opertänzerin, die gar weidlich auf ihn ſchimpfte, und mich verſicherte, ſie laſſe die Excellenz ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr über ihre Schwelle kommen. Seit einiger Zeit, verſtehſt Du Bruder Eldingen? das heißt: ſeitdem er kein Geld mehr hat. Von da trollt ich aufs Koſſeehaus. Eine Minute früher, ſo hätte ich ihn erwiſcht. Er hatte eben à Conto 100 Dukaten verloren, und war ſehr übler Laune hinaus auf die Heiligenwieſe gefahren, um mit einem Luftballon in die Höhe zu ſteigen. Wenn er den Hals nicht bricht, ſo wird er von dort wohl zu Dir kommen.

Mor. Was willſt Du denn von ihm?

Dietr. Ich will mich mit ihm ſchlagen.

Mor. Schlagen? Duelliren?

Dietr. Ja auf Degen oder Piſtolen, er hat die Wahl.

Mor. Weiſst Du auch, daß dieſe Art ſich Recht zu ſchaffen, eines der grauſamſten Vorurtheile iſt, welche die Welt vergiften.

Dietr. Das geht mich nichts an, ich hab' es nicht erfunden.

Mor. Die beleidigte Ehre ſoll es rächen, aber was iſt Ehre?

Dietr. Ehre? Glaubſt Du, ich wiſſe nicht was Ehre ſey (er ſchlägt auf den Degen). Hier iſt die Ehre!

Mor. Dein Degen iſt nur ein Mittel Ehre zu [illegible], doch wahrlich nicht im Zweykampf! Ehre iſt der moraliſche Werth, welchen das Urtheil eines Biedermanns uns beylegt.

Dietr. Das kann ſeyn, aber ich muß mich mit dem Grafen ſchlagen.

Mor. Den Biedermann überzeuge ich von dieſem moraliſchen Werth nicht durch meinen Degen, ſondern durch meine Handlungen und den Thoren — will ich nicht überzeugen.

Dietr. Das kann alles ſeyn, aber ich muß mich doch mit dem Grafen ſchlagen.

Mor. Wenn ich brav bin und edel, und ein Schurke denkt oder redet böſe von mir, ſo macht das ihm Schande, nicht mir.

Dietr. Das iſt wahr, aber ich muß mich hol mich der Teufel mit dem Grafen ſchlagen.

Mor. Was hat er Dir gethan?

Dietr. Mir? Nichts auf der Welt. Aber meinen armen Bruder hat der Großſprecher beleidigt, und mich in ihm.

Mor. Wer iſt dein Bruder? Iſt er nicht Mannes genug ſeine eigne Sache zu führen?

Dietr. Beym Himmel! das iſt er. Wilhelm von Moll hat das Herz auf dem rechten Flecke. Aber er ſteht hier in Civildienſten, der Fürſt iſt ſcharf und mein guter Bruder hat hundert Rückſichten zu nehmen, die bey mir wegfallen.

Mor. Wilhelm von Moll? Das iſt der junge Mahler?

Dietr. Der nämliche, der dieſen Morgen hier war. Nun? Du biſt dabey geweſen?

Mor. Ja, und ich muß geſtehn, die Art mit welcher der Graf zu Deinem Bruder redete, war beleidigend, wenn anders ein Verſtändiger von einem Thoren beleidiget werden kann. Der Grundſatz: Dein Bruder ſchände ſeinen Adel weil er ſein Talent ſich bezahlen läßt, iſt ein abgeſchmackter Grundſatz. Aber das wirſt Du mir zugeſtehen, daß ein junger Mann, der ein einträgliches Amt verwaltet, das ihn nährt und kleidet, immer durch eine ſolche Handlung eine unedle Haabſucht verräth. Wäre ich an Deines Bruders Stelle, ich würde dies ſchöne Talent als einen Zehrpfennig betrachten, und ſprechen: „welcher Schurke darf mich necken um des lieben täglichen Brodtes willen? Ich werfe ihm mein Amt und meinen Titel ins Geſicht, ergreife den Pinſel und wandre zum Thor hinaus.“ O Du glaubſt nicht, wie das Muth ſchaft im Leben und Würken, wenn man auf einen ſolchen Hinterhalt trotzen darf. Aber Dein Bruder hat ſein Talent verunedelt, indem er es zum Sklaven erkünſtelter Bedürfniſſe macht.

Dietr. Höre Bruder Eldingen, urtheilſt Du immer ſo voreilig?

Mor. Oder vielleicht will er Schätze ſammeln? Das iſt auch kein Handwerk für ſein Alter.

Dietr. Bey meiner armen Seele! Du haſt voreilig geurtheilt — (er wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge). Bruder Wilhelm! — guter Bruder Wilhelm! — Pfuy! ich glaube beynahe ich könnte mich ſchämen, und lieber ſchweigen und dich verläumden laſſen. Heraus damit (zu Moritz). Ich halte Dich für einen braven Mann. Thäte ich das nicht, mit dem Degen in der Fauſt hätte ich Dir geantwortet. Du meynſt, Wilhelm mahle, um ſeinen Gaum zu kitzeln? Oder ſeinen Körper zu erquicken? Oder eine Maitreſſe zu bezahlen? — Nein! — Wilhelm mahlt, um ſeinen Krüppel von Bruder zu ernähren! — (er weint heftig).

Mor. (fällt ihm um den Hals und drückt ihn heftig an ſeine Bruſt). Glück zu! wieder ein paar Menſchen gefunden!

Dietr. Ich war von Jugend auf ein roher Burſch, hatte nicht Luſt viel zu lernen, habe nichts gelernt. Ich wurde Soldat und zog in die neue Welt. Den Kopf hätte ich lieber entbehrt als das Bein. Man ſetzte mich auf halbe Löhnung, das iſt kaum ſo viel, daß ich meine Krücke bezahlen kann. Ich kam zurück. Mein Unglück, meine Armuth, die Langeweile, warfen mich aufs Krankenbette, da lag ich anderthalb Jahr und hätte verſchmachten müſſen ohne meinen Bruder. Bis tief in die Nacht hinein hat er geſeſſen und gearbeitet, daß ihm, wenn er des Morgens aufſtand die rothen dicken Augen thränten. Alles was ich bin und habe iſt ſein! der Rock den ich auf dem Leibe trage iſt ſein! (heftig bewegt). Und mein Herz! mein Herz iſt ewig ſein.

Mor. Mann! gieb mir Deine Hand! Laß uns Freunde ſeyn! ich that Deinem Bruder Unrecht, ich will ihm das abbitten. O dürft ich für den edlen jungen Mann etwas thun, ohne ſeinen Stolz zu beleidigen.

Dietr. Das darfſt Du, und ich will Dir ſagen wie?

Mor. Sprich! ich bin reich, darf ich mit ihm theilen?

Dietr. Wilhelm von Moll mahlt für Geld. Urtheile ob er Geſchenke nimmt.

Mor. So habe ich nichts ihm anzubieten, als meine Freundſchaft —

Dietr. Und Deine Schweſter Julchen —

Mor. Mit einem Brautſchatz von 10,000 Dukaten.

Dietr. Da nimmt er ſie nicht.

Mor. Wie?

Dietr. Seit vier Jahren liebt ſich das junge Paar und hofft und wünſcht. Der alte Rath, der im Juſtiz-Collegio über meinem Bruder ſizt, iſt nahe an die ſiebenzig. Stirbt er heut oder Morgen, ſo rückt Wilhelm in ſeine Stelle, hat zu leben mit Weib und Kind und heirathet Julchen. Sieh' ſo ſtanden die Sachen, als Du mit deinen verdammten Reichthümern zurückkehrteſt. Seitdem hat mein armer Bruder keine frohe Stunde.

Mor. Das kann nicht ſeyn. Alles Geld der beyden Indien wird meiner Schweſter Herz nicht umwandeln.

Dietr. Wer ſagt das? Julchen iſt ein braves Mädchen, Du kamſt zurück, und ſie glaubte dem Ziel' ihrer Wünſche um ſo näher zu ſeyn.

Mor. Und hatte Recht:

Dietr. Und hatte Unrecht. Denn mein Bruder nährt ſo ſeine eignen Grillen. Er will keinem Weibe ſein Glück verdanken.

Mor. Was heißt das: einem Weibe ſein Glück verdanken? Wenn Julchens Beſitz ihn zum frohen Manne und Vater macht, verdankt er ihr dann nicht ſein Glück?

Dietr. Freylich wohl.

Mor. Alſo mit andern Worten: er will ihr kein Geld verdanken und das iſt ſchon wieder ein verdammtes Vorurtheil. Wir müſſen uns die Hände bieten, ihn davon zurück zu bringen.

Dietr. Wenn Du meynſt, daß es frommt.

Mor. Ich will ihm beweiſen, daß — wir werden unterbrochen, bleib hier, wir ſprechen mehr davon.

Dietr. (umſchauend). Aha! der ſaubere Herr Graf.

Sechſter Auftritt.

Graf Stierenbock. Vorige.

Stierenb. (zu ſeinem Läufer). Der Fürſt kann warten (hervortretend.) Auch Lieb' und Freundſchaft haben ihre Rechte. Nicht wahr mein theurer Freund Eldingen? Ich fliehe zu Ihnen, der Fürſt will ausfahren, er hat ſich's in den Kopf geſetzt mich mitzunehmen, ich ſoll ihm, etwas angenehmes verplaudern — ich? — bin ich im Stande einen Fürſten zu unterhalten? mit meinen Empfindungen? mit meiner Art zu denken? Du biſt krank, ſagte der Fürſt neulich zu mir, du biſt hypochonder, du mußt reiſen, und da hatte er die Gnade mir einen Geſandſchaftspoſten vorzuſchlagen, welchen der Sohn unſers Miniſters neulich vergebens briguirt hat; — aber — Ew. Durchl. verzeihen, war meine Antwort: mich feſſelt das Vaterland und dann der Hof, die Politik iſt nicht die Sphäre in der ich zu glänzen wünſche. Zu glänzen? nein, ich will gar nicht glänzen. Das Glänzende iſt nicht immer das Beſſere, nicht wahr mein lievor. Verzeihung liebſter Freund! Ihr Name entſchlüpfte meinen Lippen. Der Miniſter ſtutzte, er kannte Sie nicht, ich entwarf ihm Ihr Bild. Die Freundſchaft führte den Pinſel, und er verſprach mit dem Fürſten zu reden. Das will auch ich, verlaſſen Sie ſich darauf, und mein Credit iſt nicht zweydeutig. Ich bitte ſelten, und wer ſelten bittet, dem ſchlägt man ſelten ab. Aber a propos mein Theuerſter! wie iſt's mit Julchen? Mein Herz iſt ſo voll von Ihr, ich kann an nichts anders denken, von nichts anderm reden als von Ihr.

Mor. Das thut mir leid, denn Julchen will und ſoll den Grafen Stierenbock nicht heirathen.

Graf. Sie will nicht? Sie ſoll nicht? Wie verſteh' ich das?

Mor. Wörtlich, wenn es beliebt. Sie will nicht, weil ihr Kopf, Sie ſoll nicht, weil ihr Herz es ihr verbietet.

Graf. Ihr Herz? — Aha! da hat meine Schüchternheit mir einen verzweifelten Streich geſpielt. Man hat mich ſupplantirt? Man iſt mir zuvorgekommen? Glücklicher Rival! ich kann nichts thun, als ihn beneiden und ſchweigen. Darf man ſeinen Namen wiſſen? Iſt er vom Stande? Daß nur kein Unwürdiger dieſen Schatz mir raubt! ſie kennt mich nicht, ſie kennt nicht dieſes Herz, dem kein Opfer zu groß war, um Julien zu beſitzen. Man hat mich aufgezogen, man hat mir das Alter meiner Familie vorgerückt, deren Wappen ſchon vor 700 Jahren in Turnieren bekannt war, und deren Namen, ſeit man die albernen Turniere abgeſchaft, in den Domkapiteln prangt. Schweigt! hab' ich geſagt: was mir der Zufall gab, ſoll die Liebe mir nicht anrechnen. Julchens Gemahl iſt der ſchöne Titel, um den ich alle übrigen verſchmähe. Dann hat man mit der Ungnade des Fürſten mir gedroht, weil der Fürſt einſt andere, ſehr gnädige Abſichten mit mir hatte; aber hat man mein Herz um Rath gefragt? Ich bin erſt Menſch, dann Graf. Wer ſo wie ich denkt und empfindet, dem wiegt Julchens Liebe wohl auch die Gnade eines Fürſten auf. Sehn Sie, liebſter Freund, das hab' ich geſagt.

Mor. Solche Grundſätze ſind immer ſchön, auch wenn man ſeinen Zweck nicht erreicht.

Graf. Freylich — ja — man muß ſich eine raiſon machen von Dingen, die nicht zu ändern ſind. Meine Geſinnungen gegen Sie, mein theuerſter Freund, werden immer dieſelben bleiben, wenn ich Ihnen jemals in irgend etwas dienen kann, ſo befehlen Sie über mich. A propos — weil ich doch einmal hier bin — zwar der Hofrath Müller hat mir ſchon verſprochen — auch ſein Bruder der Kriegsrath — aber man trifft die Leute ſelten des Nachmittags zu Hauſe — und die Sache hat Eile. Sie könnten mir eine kleine Gefälligkeit erzeigen —

Mor. Sehr gern! nur geſchwind.

Graf. Baron Winter verkauft die ſchöne Herrſchaft Wintershagen, kennen Sie ſie? um ein Spottgeld um 30,000 Thaler. Der Menſch hat geſpielt, iſt heruntergekommen, da wäre ein Coup zu machen. Wir ſind ſchon ſo gut als einig, dieſen Abend ſoll bey einer Flaſche Wein der Contrakt abgeſchloſſen werden. Einige Monate früher hatte ich Geld genug liegen, ich war ſogar verlegen damit, es ſicher unter zu bringen. Einige Monate ſpäter wird es eben ſo ſeyn, aber gerade jetzt bin ich nicht bey Caſſe. Ich wende mich an Sie, mein beſter Freund, denn ich beleidige meine Freunde nicht gern durch Mißtrauen oder Zurückhaltung. Sie werden ſo gut ſeyn, mir 10,000 Ducaten auf einen Sola-Wechſel vorzuſtrecken.

Mor. Ich verborge nie Geld.

Graf. Nicht? Was thun Sie denn damit?

Mor. Ich verzehre es.

Graf. Und wenn es zu Ende iſt?

Mor. (lächelnd). Dann ſpiele ich Faro.

Graf. Und wenn Sie verlieren?

Mor. Dann heirathe ich ein reiches Mädchen.

Graf. Sie ſcherzen, oder Sie ſind heute nicht bey Laune. Ich werde Morgen wieder vorſprechen und Ihnen die Dokumente von meinen Gütern mitbringen. Sicherheit, Hypothek, Pfand, Alles, Alles wie Sie es nur immer haben wollen. A revoir mein ſüßer Freund! (er umarmt ihn). Ich trenne mich ungern von Ihnen, ſo ſehr hab' ich mich ſchon an Ihren geiſtreichen Umgang gewöhnt. (Er will fort).

Dietr. (der während des vorhergehenden ſeine Schlaghandſchuh angezogen und auf verſchiedene Weiſe ſeine Ungeduld zu erkennen gegeben, ihm in den Weg tretend). Halt Herr Graf! Wir haben auch noch ein paar Worte mit einander zu reden.

Graf. (mißt ihn mit den Augen, und ſtellt ſich als ob er ihn plötzlich erkenne). Ah! mein lieber Freund, der Lieutenant von Moll. Endlich ſeh' ich Sie wieder! böſer Mann! muß ich Sie am dritten Orte finden? Hab' ich Sie nicht gebeten, mein Haus als das Ihrige zu betrachten? Bleibt Ihr Couvert nicht immer leer an meiner Tafel? Beſſern Sie ſich, oder ich belange Sie vor dem Richterſtuhl der Freundſchaft (er will fort).

Dietr. (ihn beym Arm faſſend). Potz Redensarten und kein Ende! Nur zwey Worte Herr Graf! der Fürſt wird wohl die Gnade haben noch ein Augenblickchen zu warten. Es hat

Ihnen dieſen Morgen beliebt meinem Bruder ein paar Sottiſen zu ſagen; es wird Ihnen daher dieſen Nachmittag belieben, ein paar Kugeln mit mir zu wechſeln (indem er ein paar Piſtolen aus der Taſche zieht).

Graf. (der ſeinen Schrecken, ſo gut es geben will, hinter ein Lächeln verbirgt). Allerliebſt! immer gutes Muthes, immer freyer Laune. Sehn Sie lieber Eldingen, da muß man ein Beyſpiel nehmen. Der brave Mann hat Unglück gehabt, viel Unglück, er hat mit Ehre gedient, ich ſage Ihnen, er hat ſeinem Regiment Ehre gemacht. Und was hat er davon? Lieber Gott! die feile Fortuna buhlt mit dem Glücke und ſelten mit dem Verdienſt. Trotz alles deſſen iſt er der beſte Geſellſchafter, immer guter Dinge, il a toujours le mot pour rire. Ich bin in Verzweiflung meine ſüßen Freunde, daß die Zeit mir nicht erlaubt, in dieſem kleinen niedlichen Zirkel, an dieſem herrlichen Frühlingstage, noch länger den wahren Genuß des Lebens mit Ihnen zu theilen. Aber der läſtige Dienſt — (er will fort).

Dietr. (ihn haltend). Donner und Wetter! Herr! glauben Sie die Ehre meines Bruders, ſey mir für ein paar Schmeicheleyen feil? Ich will Satisfaction haben. Wählen Sie eine von dieſen Piſtolen; oder wollen Sie lieber auf den Degen, ſo ziehen Sie Ihren Froſchſpies; denn ungeſchlagen kommen Sie bey meiner armen Seele hier nicht davon.

Graf. Die Ehre Ihres Herrn Bruders? Lieber beſter Herr Lieutenant, hier herrſcht ein Mißverſtändniß. Ich bin der wärmſte Freund des Herrn Aſſeſſors von Moll, wir ſind ſogar verwandt mit einander, meine Urgroßtante war eine leibliche Couſine von dem Baron Hammer, deſſen Stiefbruder eine geborne von Moll zur Gemahlin hatte. Fragen Sie den Präſidenten Grafen Serr, wie ich noch neulich von Ihrem Herrn Bruder geſprochen, fragen Sie die Hofdame Ihrer Durchlauchten, die Baroneſſe Werbing was ich noch geſtern von ihm geſagt —

Dietr. Das gilt mir gleich. Ich weiß, was Ihnen heute zu ſagen beliebt hat, und alſo ohne weitere Umſtände — (er reicht ihm eine Piſtole).

Graf. Heute? mein Gott! ſollte mir im Feuer eines freundſchaftlichen Geſprächs irgend ein Wort entſchlüpft ſeyn — aber nein, das iſt nicht möglich! ein Irrthum lieber Herr Lieutenant, ein bloſſer Irrthum, und ein ſolches quid pro quo ſollte mich verleiten, meinen Degen gegen einen Mann zu ziehen, den ich wegen ſeiner Verdienſte und wegen ſeines liebenswürdigen Charakters perſönlich hochachte? Nimmermehr! Wenn ich auch die Warnung vergeſſen könnte, welche mir der Fürſt gab als ich vor einigen Jahren das Unglück hatte, den Ritter Cederholm im Zweykampf zu tödten, hier hält nicht Fürſtendrohung mich ab, hier iſt es Freundſchaft, ungeheuchelte Zuneigung, welche meinen Arm lähmt. Ich fliege zu ihrem Herrn Bruder, ich drücke ihn an mein Herz, und wir erſäufen allen Groll in einer Flaſche Champagner (Dietrich will ihn halten, aber er entſchlüpft ihm.)

Siebenter Auftritt.

Moritz. Dietrich.

Dietr. (der ihm nachwill). Verdammter Windbeutel!

Mor. Laß ihn laufen, es iſt nicht der Mühe werth, daß Du auch nur einen Splitter aus Deiner Krücke drum abnutzeſt.

Dietr. Ich denke Bruder Eſdingen, ich ſchlage ihm lieber die ganze Krücke auf dem Kopfe entzwey.

Mor. Und müßteſt Dir eine neue kaufen, das koſtet mehr als der ganze Graf werth iſt. Glaube mir, guter Moll, ſeine Ehre an einem Narren verlieren und von einem Narren wieder fordern, heißt ein Goldſtück emſig im Auskehricht ſuchen, das man in der Taſche trägt.

Dietr. Du ſprichſt wie ein Buch, aber die Geſetze der Ehre —

Mor. Wurden nicht in hohlen Köpfen ausgeheckt, ſie ſtehen hier ins Herz gegraben und ſind die Geſetze der Tugend. Ehre und Tugend ſind unzertrennlich, wie Licht und Wärme, doch genug davon! ich habe Eile (er ſieht nach der Uhr). Die Viertelſtunde iſt beynahe ſchon zur halben geworden. Geh lieber Moll und hole mir Deinen Bruder. Ich würde mit Dir gehen, aber mein Herz hat hier noch ein Geſchäft abzuthun. Führe ihn in die Arme eines Mannes, der ſonſt karg mit ſeiner Freundſchaft iſt. Verrath ihm nicht, was wir zuſammen geſprochen, wir wollen ihm unverhoft einen frohen Abend machen.

Dietr. Ja, ja das wollen wir! dem lieben Bruder Wilhelm! Höre Schatz, gieb mir einen Kuß (ſie küſſen ſich). Dem Bruder Wilhelm eine Freude machen! Heyſa! Du alter Stelzfuß! vorwärts Marſch! (ab).

Achter Auftritt.

Moritz allein.

Es giebt doch viele gute Menſchen in der Welt, und die ungebildeten ſind größtentheils die beſten. Sie ſingen ſo natürlich, ſie haben nicht nach einer Leyer gelernt. — Welch ein ſchöner Tag! wenn alles geht, wie es gehen ſoll. Ich bin eben recht in der Laune glückliche Menſchen zu machen, denn ich bin froh und leicht wie ein zehnjähriger Knabe, der nichts denkt, als: heute! heute! und nichts fühlt, als daß er lebt und geſund iſt. — Aber Marie — aufkeimende Liebe und Frohſinn, man nennt das Widerſpruch? O nein! nein! Marie hat dieſem Herzen gegeben, was ihm mangelte. Es ſuchte und wußte nicht was; es darbte und prahlte mit Ueberfluß; es hieng an der Freundſchaft, wie das Auge des nächtlichen Schwärmers am Mond — es fror — die Sonne ging auf — o wie iſt mir ſo warm geworden!

Neunter Auftritt.

Marie mit einem kleinen Knaben an der Hand. **Moritz.**

Mor. (ihr entgegen). Endlich Du Wortbrüchige! ſind das deine Viertelſtunden? Dafür ſollſt Du in Zukunft mir Jahre zu Viertelſtunden zaubern.

Mar. Ich ſtand ſchon lange dort hinter der Hecke — Sie waren nicht allein — und ich wollte mich ſammeln — mich vorbereiten — und meine Augen waren ſo roth —

Mor. Süßes Mädchen! die rothe Wange will ich dir verzeihen, denn jungfräuliche Schaam röthet die Wange, aber Kummer die Augen. Meine Gattin darf nur fremden Leiden eine Thräne weinen.

Marie. Eines Mannes Edelmuth kann bittere Thränen trocknen, aber eines Mannes Edelmuth iſt nicht Allmacht, kann nicht die Vergangenheit vertilgen, noch ihre Spuren wegwiſchen aus einem zerriſſenen Herzen. Ihre Gattin! — Guter, edler Mann! Es war eine

Zeit in der ich mich würdig hielt eines ſolchen Titels; aber aus jenen ſüßen Tagen meiner Unſchuld, iſt nichts mir übrig geblieben — als der Muth — Ihnen ſelbſt zu ſagen — daß jene Zeit nicht mehr iſt! — Dieſer Knabe — iſt mein Sohn! — (Sie lauert ſich zu dem Kinde und ſchließt es bewegt in ihre Arme). Karl! Karl! Deine Mutter hat Dir ein großes Opfer gebracht! um dieſes Opfers willen darfſt Du einſt mir nicht fluchen, daß ich in einer ſchwachen Stunde Dir ein ehrloſes Daſeyn gab! (ſie richtet ſich auf). Leben Sie wohl mein Herr! mein Dank und mein Seegen ſchwimmen in dieſer Thräne. Ich bin Ihnen viel ſchuldig. Sie haben meine Seele wieder empor gehoben. Sie haben mir Anlaß gegeben zu fühlen, daß ich noch nicht ganz nichtswürdig bin. Ja mein Herr, ich will es Ihnen gerne bekennen, ich war ſo niedergebeugt, daß ich mich kaum getrauete zu Gott zu beten: denn was hatte ich ſonſt, um meine Schuld auszuſöhnen, als Worte. Das Opfer, das ich heute der Tugend bringe, giebt mir wieder einen leiſen Anſpruch auf meine eigne Hochachtung. Ich danke Ihnen mein Herr! Sie haben eine Elende gerettet! denn wer iſt elender als der, der ſich ſelbſt verachtet! Das Andenken an die verfloſſene Stunde, wird mir noch manches Jahr meines Lebens verſüſſen, ich werde wieder freudig zu Gott beten! und in jedem meiner Gebete wird Ihr Name meinen Lippen entſchweben. — Leben Sie wohl! (ſie will gehen).

Mor. (ergreift ſie haſtig bey der Hand). Halt! (nach einer kleinen Pauſe zieht er das Kind zu ſich). Wo iſt Dein Vater Kleiner?

Das Kind. Er iſt geſtorben.

Mor. (hebt den Knaben in die Höhe). Ich bin Dein Vater kleiner Narr!

Marie. Gott!

Mor. (von dem Kinde ablaſſend zu Marien). Du wirfſt mir da ſchon wieder ein Vorurtheil in den Weg, und ich — ich ſtolpere nicht. Sieh dieſen Diamant (ihr ſeinen Ring zeigend) er iſt ſchön, vom reinſten Waſſer, er iſt mein! ich bin nicht der erſte, der ihn beſaß, aber wills Gott! ich werde der letzte ſeyn, er ſoll mit mir begraben werden, und da macht mir ſein Beſitz eben ſo viel Freude, als hätte ich ihn ſelbſt aus den Minen von Golconda hervorgeholt. (ihre Hand mit Herzlichkeit ergreifend). Mädchen! ich fühle daß Du mich glücklich machen wirſt, ſo wie Du da vor mir ſtehſt. Du ſprichſt, von einer Zeit in welcher Du beſſer geweſen als jetzt? Und ich, ich ſage Dir, Du biſt jetzt beſſer als damals. Deine Unſchuld war Unwiſſenheit, Gewohnheit. Du warſt gut, weil man Dir geſagt hatte, man müſſe gut ſeyn. Jetzt weißt Du, warum Du gut biſt, jetzt biſt Du tugendhaft! und ich ſollte das Glück meines Lebens einer Grille opfern? Ich ſollte eine Roſe nicht brechen, weil ein Schmetterling einen Augenblick lang mit ihr buhlte? — Was Du einſt warſt, darnach hab ich kein Recht zu fragen. Ich weiß was Du jetzt biſt und was Du mir ſeyn wirſt. Frägſt Du mich doch auch nicht, ob ich immer ein ſittſamer Jüngling geweſen, ohne alle Liebeley? und in meinen Augen haben beyde Geſchlechter gleiche Rechte. Schlag ein Mädchen! heute fängt ein neues Leben an! Die Gegenwart iſt heiter, die Zukunft lacht, die Vergangenheit liegt hinter uns, wie eine Regenwolke, welche der Wind über uns hin jagte. Hänge nicht ſchwärmeriſch an Deinem Kummer? gedenke deiner Leiden nur mit dem frohen Gefühl, daß ſie überſtanden ſind, was in Zukunft Dich betrübt, das theile ich redlich mit Dir.

Marie (heftig erſchüttert, verſucht umſonſt zu ſprechen, ſie drückt ihren Dank durch Geberden aus, ſie ſchließt den Knaben in ihre Arme, blickt ſanft und zärtlich an Moritz hinauf, die Worte ſtammelnd). Und dieſes Kind?

Mor. Ich bin ſein Vater, er iſt mein Sohn! Die Mutter welche mir ihn gebar, heißt nicht **Wolluſt**, ſondern **Liebe**. Die Natur hat mir ihn nicht in einer trunkenen Stunde zum Sohne aufgedrungen, er iſt mein Sohn durch meines Herzens Wahl. (Er reicht dem Knaben die Hand). Komm Kleiner! ſchlag ein! (Der Knabe thut es, Moritz ſchüttelt ihm die Hand). Hier verſpreche ich Dir im Angeſichte derer, welche den meiſten Antheil an Deinem Schickſal nehmen, im

Ange=

Angeſichte Gottes und Deiner Mutter, ich will ehrlich und redlich Dein Vater ſeyn! ich will ſo väterlich an Dir handeln, daß einſt Dein wahrer Vater ſelbſt vor Gottes Throne nicht wagen ſoll zu ſprechen: der Junge iſt mein!

Der Knabe. (ſein Händchen zurückziehend) Au! Du thuſt mir weh.

Mor. (lächelnd). Er hat mich nicht verſtanden. Aber Gott hat mich verſtanden und Du — nicht wahr?

Marie. (ſehr gerührt). Ich habe!

Mor. Das wäre denn abgethan. Ich bin Dir nicht mehr fremd und darf nun dreiſter die Frage an Dich richten: willſt Du, ſüßes Mädchen, meine Gattin werden?

Marie. Ach! Sie verdienen ein ungetheiltes Herz.

Mor. Verdien ich es, ſo wird mirs auch wohl werden. Was etwa hier und dort an fremden Gegenſtänden hängen blieb, die Zeit führt es zurück, mit jedem Tage wächſt mein Reichthum und ſelbſt dieſes Gefühl des Anwachſens iſt ein neuer Genuß.

Marie. Ja ich werde Sie lieben! bis jetzt kann ich noch nicht: denn Sie waren zu sehr mein Wohlthäter. Wir ſind einander noch nicht gleich genug. Aber wenn Hochachtung und Dankbarkeit der wahren Liebe erſte Nahrung ſind — wie ich das ſelbſt in dieſem Augenblick zu fühlen glaube — nun dann — ja!

Mor. (ergreift entzückt ihre Hand). Sprich mir nach: Du —

Marie. (ſanft und verſchämt). Du —

Mor. Ich liebe Dich —

Marie. Dich —

Mor. Ich bin Dein —

Marie. Dein —

Mor. (ſie in ſeine Arme ſchließend). Mein! — Lieber Kleiner! das ſchöne Kleeblatt zu füllen. (Er hebt ihn in die Höhe, der Knabe umarmt ſie beyde).

Mor. (indem er ihn wieder niederſetzt und Marien küſſet). Der Knoten iſt geſchürzt, unauflöslich. Doch nur in meinen Augen, in den Deinigen bedarf es noch einer Ceremonie. Komm folge mir zu einem Prediger.

Marie. Vergönne daß ich mich erhole — ich bin ſo tief erſchüttert — ich vermag kaum mich auf den Füſſen zu erhalten.

Mor. Geh auf Dein Zimmer liebes Weibchen.

Mar. Ach ja — mir iſt ſo enge — ich muß mit Gott reden! (den Knaben ergreifend) Komm Kind! Du ſollſt neben mir knieen; dein Lallen und meine Thränen — Gott wird das nicht verſchmähen! (ſie will gehen. Moritz umarmt ſie).

Mor. Bleibe nicht lange, ja nicht lange!

Zehnter Auftritt.

Omar, der unterdeſſen aus der Gartenthür getreten. Vorige.

Omar. Glück zu!

Mor. Ha! biſt Du da? (er nimmt ihn beym Kopf und küßt ihn mit Heftigkeit) Fühlſt Du daß ich glücklich bin?

Omar. Bey meines Vaters Bart! ich fühle es.

Mor. Omar, Du ſiehſt in ihr meine Gattin; Marie, er iſt mein Bruder.

Omar. (ihr die Hand reichend). Gott ſegne Dich ſchönes Mädchen! laß uns Freunde ſeyn! — Aber jetzt geh hinein, die alte Tante keift, ſie hat ſchon zwanzigmal nach Dir gefragt, ſie ſchilt und huſtet um die Wette.

Mor. Sey unbeſorgt, geh auf Dein Zimmer. Ich will indeſſen der alten Tante ſo wunderbare Dinge erzählen, daß ihr das Huſten und Schelten darüber vergehen ſoll. Du Omar denk an meinen Plan, mach Dich reiſefertig, wir ſteuern nach den Pelew-Inſeln.

(Moritz und Marie mit dem Knaben ab):

Eilfter Auftritt.

Omar allein.

Nach den Pelew-Inſeln? Und euer Steuermann iſt die Liebe? Nein, Omars trübe Laune ſtimmt nicht zu eurer Fröhlichkeit. Ich will zurück zu meinem alten Vater! Ich war ein Thor, daß ich von ihm ging. Dort galt ich unſern genügſamen Dirnen für einen wohlgemachten Araber; hier iſt mein Geſicht zu gelb, zu braun, zu wild, zu trotzig. Dort gab man mir den Ruhm eines geſchickten Jünglings: denn ich ſaß trefflich zu Pferde und wußte auch ein paar Sprüche aus dem Koran; hier lacht man über meine Dummheit, denn ich kann nicht einmal tanzen und weiß nichts — als daß ich liebe! — Ja ich will zurück! wenn es nicht zu ſpät iſt — ach! es iſt zu ſpät! Milch trinken, Datteln eſſen, mich in Lumpen kleiden, und unter Zelten wohnen, das wollt ich gern; aber mein Kopf! mein Kopf! ich denke nicht mehr arabiſch (mit der Hand vor der Stirne) da ſitzt kalter grübelnder Norden, und alle Wärme, die ich aus Süden mitbrachte, iſt heruntergeſunken in mein Herz. (Einen Blick auf den Baum werfend in welchen er Nettchens Namen ſchnitt). Ha! meine Arbeit iſt noch nicht vollendet. (indem er hingeht und ſo fortfährt zu ſchneiden). Du guter Baum! in zwanzig Jahren wird dieſer Name mit deiner Rinde noch nicht ſo innig verwachſen ſeyn, als er in wenig Monden in dieſes Herz ſich grub.

Zwölfter Auftritt.

Nettchen (ſchleicht herbey, ſieht unbemerkt was Omar ſchafft, und ſtützt dann ihren Ellenbogen gedankenvoll auf das Piedeſtal der Diana)

Omar. (nachdem er ſein Werk vollendet, blickt zärtlich drauf) Ach Nettchen!

Nettchen. (tragikomiſch) Ach Omar!

Omar. (erſchrickt, läßt das Meſſer fallen, fliegt auf ſie zu und ergreift ihre Hand) Wem galt dieſes Ach?

Nettchen. Mir ſelbſt.

Omar. Du nannteſt mich.

Nettchen. Du nannteſt mich.

Omar. Weil ich dich liebe.

Nettchen. Weil ich keinen Mann lieben will.

Omar. Warum nicht?

Nettchen. Weil ihr alle nichts taugt.

Omar. (herzlich). Ich bin ein guter Menſch.

Nettchen. Das ſeyd ihr alle, ſo lange ihr nur wünſcht und begehrt.

Omar. Du thuſt mir Unrecht.

Nettchen. Ey freylich!

Omar. Ich werde Dich immer ſo lieb haben.

Nettchen. Du ſollſt mich nicht lieb haben.

Omar. Ich muß.

Nettchen. Wer zwingt Dich?

Omar. Warum verfolgſt Du mich überall? Ich ſehe Dich, oder ich ſehe Dich nicht, das gilt gleichviel. Ich ſchweiſe mit meinen Gedanken unter dem heitern Himmel Egyptens, ich luſtwandle an den Ufern des Nils, überall Deine Geſtalt; ich ſuche das Zelt meines Vaters, Du ſitzeſt am Eingange! ich verirre mich unter den Ruinen von Balbeck! Du ſtehſt hinter jeder abgebrochnen Säule.

Nettchen. Du biſt ein Narr!

Omar. (ſeufzend). Ja wohl!

Nettchen. Was ſoll man mit Dir anſangen?

Omar. Mich wieder klug machen.

Nettchen. Nein, guter Freund, wir mögen euch gerne zu Narren machen, denn eure Klugheit iſt uns läſtig.

Omar. Ich will Dir nicht mehr läſtig ſeyn, auch nicht durch meine Narrheit. Ich will zurück in die Hütte meines Vaters. Schiffer

Thems

Thoms wird in wenig Tagen abſegeln, er ſoll mich mitnehmen. Aber glaube mir Nettchen, wenn ich fort ſeyn werde, wirſt Du gewiß noch manchmal ſagen: der Omar war doch ein guter Menſch!

Nettchen. Ey ja doch! ein Mädchen denkt dergleichen nur.

Omar. Leb wohl!

Nettchen. Biſt Du toll?

Omar. Es iſt beſchloſſen, ich reiſe! Du wirſt mich niemals, niemals wiederſehn! und, ſo könnteſt Du mir wohl einen Kuß geben.

Nettchen. Seht doch! den impertinenten Menſchen!

Omar. Wie leicht vergißt ein Mädchen einen Kuß! mir aber wird er ſüße Nahrung ſeyn, bis in meine Heymath.

Nettchen. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ein Kuß ſo nahrhaſt wäre.

Omar. (etwas bitter). Spott hab ich nicht verdient! (er dreht ſich um und will gehen.)

Nettchen. Bleib! — bleib junger Menſch! — reiſen willſt Du? Haſt Du mich um Erlaubniß gefragt?

Omar. Du jagſt mich fort.

Nettchen. Nein! Nein! ich befehle Dir zu bleiben.

Omar. Nun ſo willſt Du mich martern, wie ein Knabe der einen Käfer an einen Faden gebunden hat.

Nettchen. Dazu ſeyd ihr geſchaffen, ſtrebe Deinem Berufe nicht entgegen.

Omar. Ich wollte gern alles leiden, wenn ich nur einſt, wär' es auch erſt in ferner Zukunft, Erſatz hoffen dürfte.

Nettchen. Das heißt: wenn Du mich einſt wieder martern dürfteſt?

Omar. Wenn Du geliebt werden, eine Marter nennſt?

Nettchen. Wie der braune Bube ſchwatzt, als habe er alle unſere Romane geleſen.

Omar. (kniend). Liebes Nettchen!

Nettchen. Nun ja, das fehlt noch.

Omar. Ich weiß nicht, ob das, was ich ſage in Romanen ſteht; aber warlich! es ſteht in meinem Herzen.

Nettchen. (ihn halb zärtlich anblickend.) Und dabey ſieht er aus, als ob es wahr wäre.

Omar. Es iſt wahr.

Nettchen. (zu der Bildſäule) Keuſche Diana! ſchütze mich! — ſteh auf junger Menſch! ſiehſt Du nicht, daß dort alle Augenblicke Leute vorübergehn? Ein europäiſches Mädchen darf keinen Araber unter freyem Himmel vor ſich knien laſſen.

Omar. (aufſtehend). Aber quälen darf ſie ihn?

Nettchen. Sey vernünftig! was willſt Du von mir?

Omar. Ich will Dich heirathen.

Nettchen. Dacht' ichs doch, gleich ſind ſie mit dem Heirathen fertig. Aber ich erſchrecke vor dem Worte.

Omar. Die Sache iſt ſo leicht.

Nettchen. (auf Dianen zeigend). Und ich habe dieſer verſprochen (mit einem komiſchen Seufzer) in ihrem Dienſte grau zu werden. Dieſe Guirlande habe ich mit eigener Hand gewunden, mit eigner Hand zum Opfer ihr gebracht. Dieſe Roſen ſind ein Symbol meiner Jungfräulichkeit.

Omar. Laß ihr das Symbol, ich bin mit dem übrigen zufrieden.

Nettchen. Ein frommer, gnügſamer Menſch!

Omar. Und Deiner trotzigen Diana ſtehn die Roſen nicht einmal gut. Sie würden den ſchalkhaften Amor dort weit beſſer kleiden.

Nettchen. Meynſt Du?

Omar. Laß uns das verſuchen. (Er reißt plötzlich Dianen die Guirlande ab, und fliegt damit hinüber zu Amors Bildſäule).

Nettchen. (mit komiſchem Zorn). Verwegner Bube!

Omar. (hat geſchwind das äuſerſte Ende der Guirlande an Amors Hand befeſtigt, mit dem andern Ende in der Hand eilt er wieder zu Nettchen, zieht ſie mit ſanfter Gewalt zu ſich, ſchlingt ſeinen Arm feſt um ſie, dreht ſich mit ihr, und wickelt ſich ſo ſammt ihr in die Guirlande). Du wirſt mein ſeyn! ja ich leſe es in Deinen lieben ſchwarzen Augen, trotz Deinem Muthwillen! Du biſt mein!

Nettchen. (ſich ſanft ſträubend). Ich will mir die verdammten Plauderer auskratzen!

Omar. (küßt ſie feurig). Du biſt mein!

Nettchen. (ihn zärtlich anblickend und ihm endlich um den Hals fallend). Ach ja! (Pauſe).

Omar. (entzückt). Du haſt mich zum Gott erhoben! — Nun weg mit dieſen Feſſeln! (er wickelt die Guirlande los) Auch nicht einmal Blumen ſollen Dich binden, nur meine Liebe! nur mein Herz! Dir allgewaltiger Götterſohn! Dir dieſe Roſen! (er umwindet den Amor damit).

Nettchen. (ihm zuſehend nach einer Pauſe).

Qui que tu ſois, voila ton maitre!
Il l'eſt, il le fut, ou il doit l'etre.

Dreyzehnter Auftritt.

Julchen. Vorige.

Nettchen. Ach Julchen!

Julchen. Was haſt du?

Nettchen. Ich hatte einen Liebhaber, und nun hab' ich einen Mann!

Julchen. Ernſt oder Scherz?

Nettchen. Siehſt Du denn nicht an meiner Ehſtandsmiene, daß es der bitterſte Ernſt iſt?

Omar. Wünſche mir Glück, Schweſterchen, Glück zum ſchönen Siege.

Julchen. Von ganzer Seele! (ſie umarmt Nettchen).

Nettchen. Und wenn Du mich lieb haſt, ſo gehe hin und thue ein gleiches; denn nichts iſt verdrüßlicher, als gefangen ſeyn, und die andern in Freyheit draußen herum ſpatzieren ſehen.

Julchen. Soll ich mir ihn erbetteln, den trotzigen Mann, der um meines Goldes willen mich verſchmäht? Ach Nettchen! ich fürchte, ſein Stolz iſt ſtärker als ſeine Liebe.

Nettchen. Nicht doch. Sein Stolz hat nur das Zimmer verſchloſſen, in welchem ſeine Liebe brennt; aber das hilft ihm nichts, über lang oder kurz ſchlägt die Flamme zu allen Fenſtern heraus. (zu Omar, der unterdeſſen ihre Hand geliebkoſt). Nun, junger Menſch, eſſe er meine Hand nicht auf.

Julchen. (ſich umſehend). Ach Nettchen!

Nettchen. Was giebts?

Julchen. Er kömmt.

Nettchen. Ach das große Unglück!

Julchen. Verlaß mich nicht!

Nettchen. Will er dich entführen?

Julchen. Verbirg meinen Trübſinn hinter Deine gute Laune, rede, lache, ſcherze, damit er nicht merke, wie weh mir ums Herz iſt.

Nettchen. Warum ſoll er es denn nicht merken?

Julchen. Ey, ich will ihm ſeinen Stolz vergelten.

Nettchen. Bravo! à ce trait je reconnois mon ſang.

Vierzehnter Auftritt.

Wilhelm und **Dietrich von Moll. Die Vorigen.**

(wechſelſeitige Verbeugungen).

Nettchen. Willkommen meine Herren!

Dietr. Wir glaubten Ihren Herrn Bruder hier zu finden.

Nettchen. Und wurden ſehr angenehm getäuſcht, nicht wahr? denn Sie finden uns.

Dietr. Ey freylich — das — das verſteht ſich.

Nettchen. Lieber Herr Lieutenant, Ihnen nehmen ich es nicht übel, wenn ein hübſches

Mädchen Ihnen eine Galanterie mit der Zange aus dem Munde holen muß: denn der Generalmarſch verträgt ſich ſchlecht mit dem ſüßen Hofgeliſpel; aber Ihr Herr Bruder —

Dietr. Der iſt krank.

Julchen. (ſchnell). Krank? Was fehlt ihm?

Nettchen. Ein Schnupftuch, ihm die Thräne wegzuwiſchen, die da an ſeiner blonden Augenwimper hängt. Leih ihm deine Hand Schweſterchen.

Wilhelm. (verlegen). Verzeihen Sie — ich weiß nicht lieber Bruder — ich bin ganz geſund —

Dietr. Das iſt gelogen Herr Bruder! Urtheilen Sie ſelbſt. Ich komme nach Hauſe und habe ihm viel und mancherley zu erzählen. Ich hebe meinen Spruch an, er ſieht mir ſtarr in die Augen. Ich rede eine Viertelſtunde lang, und als ich fertig bin, hat er nicht ein Wort verſtanden.

Nettchen. Das iſt die Starrſucht, eine bedenkliche Erſcheinung der Seele. Aber meine arme Schweſter iſt doch noch weit ſchlimmer daran.

Wilh. (ſchnell). Wie ſo? Was fehlt ihr?

Nettchen. Sie leidet an den edlen Lebenstheilen. Vor wenig Minuten ſtößt ihr ein Fall auf, wo man das Herz brauchen muß, ſie ſucht es, und, ſtellen Sie ſich vor, es iſt fort! fort über alle Berge!

Julchen. (ſchmerzhaft lächelnd). Nettchen! quäle mich nicht!

Nettchen. Ein Schmetterling trägt es auf ſeinem Flügel bis auf die nächſte Roſe, dort ſchüttelt er es ab und läßt es unter die Dornen fallen.

Wilh. Wollen auch Sie mir den Sieg der Vernunſt erſchweren?

Nettchen. (macht einen tiefen Knix). Das iſt für die Frau Vernunſt, und das für die Liebe! (Sie umarmt Omar).

Dietr. Bravo! Das iſt ein ſchmuckes Ding. Ich glaube daß man an ihrer Hand durchs Leben marſchieren kann, ohne auch nur ein einzigesmal Raſttag zu halten.

Nettchen. Ey Herr Kriegsmann! Sie fangen an aufzuthauen.

Dietr. Wahrlich ich merke beynahe, daß es noch andere Arten von Feuer giebt, als Kanonen-Feuer. Aber Baſta! der junge freundliche Mann dort hat Sie redlich erbeutet. Und wäre auch das nicht — mein Stelzfuß! — ach du lieber Gott! mein Stelzfuß! —

Fünf-

Funfzehnter Auftritt.

Moritz. Marie. Die alte Tante und die Vorigen.

Tante. (hustend). Wenn es nur nicht ſchon zu kühl iſt.

Nettchen. Ach nein! wir ſchwitzen hier alle.

Mor. (zu Dietr.) Habe Dank, Bruder Moll, daß Du Wort gehalten.

Dietr. Ich halte immer Wort.

Mor. (zu Wilhelm). Lieber junger Mann, ich bitte um Deine Freundſchaft. Hat mein übereiltes Urtheil Dir dieſen Morgen weh gethan, ſo thut mirs herzlich leid. Man ſtößt ſo ſelten in der Welt auf einen Menſchen und man ſieht es ihm ſo ſelten an der Naſe an, daß er ein Menſch iſt. Dein Bruder hat das Räthſel mir gelößt. Du würdeſt mich hart ſtrafen, wenn Du einen Groll gegen mich behielteſt.

Wilh. Wie Bruder, Du haſt geplaudert?

Dietr. Freylich, zum Teufel! das hab' ich. Ich ſollte wohl gelaſſen zuſehn, wie man auf Deine Ehre mit vergifteten Pfeilen ſchoß?

Mor. Du liebſt meine Schweſter, Julchen liebt Dich, ihr wart einig, mein Geld hat euch getrennt, das muß es nicht. Mag es immerhin Grille ſeyn, es iſt eine ſtolze, ſchöne Grille, und ich ehre ſie. Julchen iſt arm, bettelarm, von mir bekommt ſie nicht einen Heller.

Wilh. (fliegt auf Julchen zu) Julchen!

Julchen. (in ſeinen Armen) Böſer, ſtolzer, lieber Wilhelm.

Tante. Wartet doch Kinder! ey mein Gott! ſo wartet doch! (ſie trippelt zwiſchen beyde) Ich muß ja wohl Mutterſtelle vertreten. Ich gebe euch meinen Seegen. Ich bin mit dieſer Verbindung recht wohl zufrieden: denn ſeine Herkunft iſt untadelhaft.

Lottchen. Aber liebe Tante, Julchen frägt ja nicht, wo er hergekommen iſt? Wenn er nur da iſt.

Tante. Schweig, wenn das wäre, ſo müßten ja alle Menſchen gleich ſeyn: denn alle Menſchen ſind da. (ſie huſtet) Wie abſurd!

Wilh. (umarmt Moritz). Mein Bruder!

Mor. Keinen Groll mehr!

Wilh. Herzliche, brüderliche Freundſchaft!

Mor. Nun dann — der Freund durfte Dir nichts anbieten, der Bruder darf ſchon eher ein Wort ſprechen (ihn vertraulich an ſich ziehend) Wenn es Dir einmal an Gelde mangelt — nicht wahr?

Wilh. Ja, ja.

Dietr. (iſt herzlich bewegt, hinkt zu Wilhelm, zu Julchen und zu Moritz, ſchüttelt ihnen ſchweigend die Hände und dreht ſich dann in eine Ecke, wo er ſich die Thränen trocknet).

Nettchen. Numero Eins wäre abgethan, Bruder Moritz, komm doch ein bischen näher!

Mor. Was willſt Du?

Nettchen. Siehſt Du mir nichts an?

Mor. Du ſiehſt trübſelig aus.

Nettchen. Siehſt Du nicht, daß Omar und ich unſere Geſichter getauſcht haben?

Mor. (ſie einen Augenblick wechſelsweiſe betrachtend). Iſt es richtig?

Nettchen. (Mit einem komiſchen Seufzer) Es iſt richtig!

Mor. Nettchen, Du machſt mir da eine groſſe Freude. Gott ſegne euch! (er ſchließt ſie beyde zugleich in ſeine Arme).

Tante. Wartet doch Kinder! ey mein Gott! ſo wartet doch! (ſie trippelt zwiſchen beyde) Ich muß ja wohl Mutterſtelle vertreten. — Wie iſt mir denn? — Er iſt wohl ein recht guter, junger Menſch — aber ſeine Herkunft —

Mor. O liebe Tante, ich habe Dir ja ſchon geſagt: ſein Vater iſt ein arabiſcher Fürſt.

Tante. Ein Fürſt? Er trägt ja keinen Orden.

Mor. Das Herz macht ihn kenntlicher, als der Orden.

Tante. Nun, nun, ich gebe Euch meinen Seegen.

Nettchen. (ſeufzend). Ach! — Numero Zwey wäre auch abgethan.

Mor. Aber Nettchen ſiehſt Du mir nichts an?

Nettchen. Du ſiehſt aus wie ein vernünftiger Bruder, der ſeiner Schweſter 10,000 Dukaten ſchenken will.

Mor. Geſchenkt hat. Das bey Seite. Siehſt Du ſonſt nichts?

Tante. Ach! das hätte ſeine ſeelige Mutter ihm gewiß auch nicht angeſehen!

Mor. Liebe Tante, verleumde meine Mutter nicht.

Nettchen. Du machſt mich neugierig.

Mor. (umarmt Marie). Sieheſt Du noch nichts?

Nettchen (klatſcht in die Hände). Ah wahrhaftig! ich ſehe! ich ſehe! Numero Drey! Numero Drey!

Julchen. Unſere Marie?

Tante. (ſtark huſtend). Ja, ja unſere Marie.

Julchen. (auf Marien zugehend und ſie umarmend). Liebe Schweſter.

Nettchen (desgleichen). Nun ſind die drey Grazien vollzählig (auch die übrigen drängen ſich um Moritz und Marien mit Geberden des Glückwünſchens).

Tante. So wartet doch Kinder! ey mein Gott! ſo wartet doch! (Sie trippelt in den Kreis). Ich muß ja wohl Mutterſtelle vertreten. Zwar die Herkunft! die Herkunft! — Das hat noch kein Graf von Eldingen gethan!

Wilhelm, Dietrich und Marie (zugleich). Graf?

Mor. Wozu das liebe Tante? Ja meine Freunde ich bin Graf. Mein Vater beſaß anſehnliche Güther im Elſaß, er lebte gut, er ſtarb arm und hinterließ uns außer ſeinem Grafen-Titel nur Schulden. Wir zogen weg aus der Gegend, wo wir nicht mehr glänzen konnten. Ihr wißt, wie meine Schweſtern unter dem Schutz ihrer alten Tante ſich lange Jahre mit Händearbeit ernährten. Die Buben kommen leichter durch die Welt. Ich verſetzte die goldene Kapſel meines Grafen-Diploms bey einem Juden, um Reiſegeld zu bekommen. Ich gieng nach der Levante, und wurde Kaufmann. Der Handel, die Arbeitſamkeit, das Glück, die Freundſchaft und auch ein paarmal die Liebe haben mich reich gemacht, der Graf hat nicht ein einziges Mittagseſſen für mich bezahlt. Ein afrikaniſcher Prinz, deſſen Zuneigung ich einſt in Handlungsgeſchäften erwarb, machte mich zum Fürſten des Mondes und der Geſtirne, er ſelbſt war unumſchränkter Herr der Sonne. Alles das iſt eitel Larifari, und wenn ihr mich lieb habt, ſo laßt mich nie das Wort „Graf“ aus eurem Munde hören. Meine Buben mögen es einmal halten wie ſie wollen (zu Marien). Du aber gutes Mädchen, ſollte Moritz Graf von Eldingen Dir lieber ſeyn, als Moritz ſchlecht weg?

Marie. (ſchmiegt ſich an ihn).

Tante. Nun, nun, Du biſt und bleibſt ein wunderlicher Kauz. Kommt her, ich geb' Euch meinen Seegen.

Nettchen. Dank dem Himmel! die drey Grazien ſind unter die Haube gebracht.

Max. Hört Kinder! ich habe einen Entwurf Euch mitzutheilen. Wir müſſen alle, wie wir da ſtehen, nur eine Familie ausmachen. Ein Häuflein gute Menſchen, die abgeſondert von dem cultivirten Unweſen das Feld mit eignen Händen bauen, die Früchte unſers Fleiſſes erndten, ungeneckt von den Gewaltigen im Lande, von Niemanden beneidet, als von den Engeln — eine ſolche Freyſtatt bietet uns ein Fleckchen Erde mitten im Ocean, das zu arm iſt, um die Haabſucht der Menſchen zu reizen. Ein Engländer Wilſon hat die Pelewinſeln entdeckt,

deckt, dort wohnen gute, unverdorbene Geſchöpfe. Ich bin entſchloſſen, mein ganzes Vermögen in Nothwendigkeiten des Lebens zu verwandeln, die will ich auf einige Schiffe laden, und dort mich häußlich niederlaſſen. Wollt ihr mitziehen?

Julchen. Geht Wilhelm mit?

Nettchen. Geht Omar mit?

Dietr. Niemand frägt: geht Dietrich mit?

Alle. Ja, wir gehen alle mit.

Nettchen. Paar und Paar, wie in die Arche Noa.

Dietr. Mich ausgenommen, ich bringe nicht einmal ein paar Beine mit.

Nettchen (leiſe). Heirathen Sie die alte Tante.

Dietr. Gehorſamer Diener! lieber werd ich Schulmeiſter auf den Pelew-Inſeln.

Wilh. (zu Moritz). Du haſt dieſen Entwurf mir aus der Seele geſtohlen. Schon lange waren die leidigen Verhältniſſe mir zuwider. Cultivons notre Champ! ſagt Candide.

Mor. Und hatte Recht.

Alle. Er hatte Recht.

Sechzehnter Auftritt.

Schiffer Thoms. Die Vorigen.

Thoms. Heyſa! das geht hier luſtig zu.

Mor. Gut daß Du kommſt, ehrlicher Thoms. Haſt Du jemals von den Pelews Inſeln gehört?

Thoms. Das iſt da, wo die Antelope Schiffbruch litt? Was ſollt ich nicht?

Mor. Willſt Du uns wohl dahin ſteuern?

Thoms. Iſt was dabey zu verdienen?

Mor. Ey freylich.

Thoms. Je nun, ſo ſteure ich Euch nach Lappland und Spitzbergen.

Tante. Aber Kinder, ihr bedenkt nicht, ich mit meinem Huſten.

Nettchen. Liebe Tante, dort iſt ein vortrefliches Klima für alle Lungenſüchtigen.

Tante. Je nun, wenn Ihr meynt.

Mor. O wie glücklich werden wir! o wie glücklich werden unſre Kinder ſeyn!

Thoms. Iſt es denn Ernſt mit der Geſchichte?

Wilh. Ganzer Ernſt.

Thoms. So laß ich meinen Bruder nach der Levante ſeegeln und gebe Euch mein neues Schiff, welches Morgen vom Stapel laufen wird. Ihr mögt es taufen.

Moritz. Wie ſoll es heiſſen?

Julchen. Bruder Moritz.

Alle. Vivat! Es lebe Bruder Moritz!

(ſie ſchwenken die Hüte, der Vorhang fällt.)

Ende des Stücks.

Nachſchrift des Verfaſſers.

Wenn eine Bühne die Rolle des Grafen Stierenbock nicht ſehr gut beſetzen kann, ſo ſtreiche ſie lieber den gröſten Theil der Rolle ganz weg; denn fades Hofgeſchwätz iſt an und für ſich ſchon langweilig, und kann nur erträglich werden, wenn es ſehr gut hergeplappert wird.

Ich bin gezwungen worden, dieß Stück jetzt ſchon drucken zu laſſen, weil in den Gegenden des Rheins ein ſchändlicher Handel damit getrieben wird. Die Directionen ſchämen ſich nicht, geſtohlne Manuſcripte zu kaufen und zu verkaufen. Einige Mitglieder der Großmanniſchen Geſellſchaft hauſiren ordentlich mit meinen Schauſpielen. Der Schriftſteller iſt freylich übel daran, wenn die Directionen ſolchen Unfug dulden, oder wohl gar die Hände dazu bieten.

Graf Benjowsky

oder die

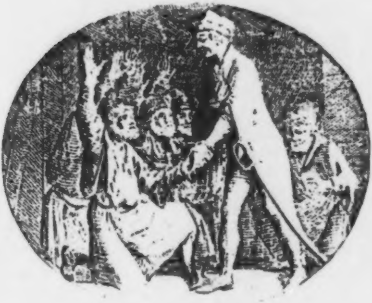
Verſchwörung auf Kamtſchatka.

Ein

Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

August von Kotzebue.



Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1795.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Schauplatz iſt ein Zimmer des Gouverneurs in der Citadelle von Bolſcherezk — der **Gouverneur** und der **Hettmann** ſitzen rechts am Schachbret, ſehr vertieft in das Spiel. Links **Afanaſja** mit einem Buche in der Hand. Neben ihr **Feodora** mit Stickerey beſchäftigt. **Ordonnanz.**

Hettmann.

Schach dem Könige!

Gouv. Würklich? — und ſogar durch einen Bauer? Das iſt arg.

Hettm. Ja die Bauern — wer mit ihnen zu ſpielen verſteht —

Gouv. Freylich, der ſpielt mit Königen.

Afan. (das Buch wegwerfend.) Ach!

Fodo. Sie ſeufzen?

Aſan. Warum wurde ich gerade hier gebohren?

Feodo. Was kümmerts mich wo ich gebohren wurde, wenn ich nur lebe.

Aſan. Lebſt du denn?

Feodo. Drollige Frage! Den Beweiß gebe ich Ihnen beym Frühſtücke.

Aſan. Ja, eſſen kann ein Jeder.

Feodo. Die Todten ausgenommen. Ein eſſendes Ding iſt ein lebendiges Ding.

Aſan. Du biſt gnügſam wie eine Auſter.

Feodo. O wenn Wünſche Zauberſtäbe wären —

Aſan. Was machſt du da?

Feodo. Ich ſticke Blumen.

Aſan. Wo wachſen dieſe Blumen? — hier nicht — Italien iſt ein ſchönes Land, ich las eben davon. Dort blühen Pemmeranzen-Wälder; hier wirkt man ſie in die Tapeten. Dort iſt die Natur ein geſunder Jüngling: hier, ein kranker Greis. Jene Menſchen dürfen ſagen: wir leben!

Feodo. [illegible] nun, ſie haben was uns fehlt, und ihnen mangelt, was wir beſitzen. Unſer

Boden träg' andre Pflanzen und andre Freuden.

Gouv. Mein Springer iſt verlohren.

Hettm. Und meine Königin gerettet.

Aſan. Freuden ſagſt du? Jedes Haus iſt ein Kerker. In Pelz gehüllt bis an die Zähne, entrinneſt du der friſchen Luft, hungrige Hunde ſchleppen deinen Schlitten durch ewigen Schnee; kein Blümchen entfaltet ſich, keine Frucht wird reif. Macht das dir Freude?

Feodo. Was kümmern mich Blumen und Früchte, so lange ich Menſchen habe?

Aſan. Menſchen? — Ach! welche Menſchen! — „Morgen,“ höre ich ſie ſprechen, „morgen iſt ein Feſttag, morgen wollen wir luſtig ſeyn.“ Und was iſt ihre Luſt? Der Ruſſe berauſcht ſich in Brandtwein, der Kamtſchadale durch ſeinen giftigen Schwamm; dann taumeln ſie auf allen Straßen, und Thiere gehen Menſchen aus dem Wege. Ey das iſt luſtig!

Feodo. Oder wir ſitzen im Kreiſe und ſingen ein frohes Lied zur Balalaika. Iſt das nicht luſtig?

Hettm. Schach der Königin!

Gouv. Mein Spiel ſteht mißlich.

Afan. (vor ſich hinſtarrend) Keine Freundinn für mein Herz! lebte meine gute Mutter noch —

Feodo. Hat Ihr Herz Geheimniſſe?

Afan. O nein! Wir eſſen, trinken, ſchlafen; wer macht daraus ein Geheimniß? Andre Bedürfniſſe kennt man hier nicht.

Feodo. Deſto beſſer für uns.

Afan. Verſtand und Gefühl reifen nicht in dieſem kalten Lande; blühen kaum! Den Werth eines Zobelfells beurtheilen; den Gewinn' einer See-Reiſe berechnen; von hier nach den Aleutiſchen, und von dort nach den Curiliſchen Inſeln ſteuern, das iſt ihre ganze Weisheit; ein gelungner Handel ihre ganze Freude. Frohe Menſchen haben Lieb' und Wein, dieſe Barbaren haben Wolluſt und Brandtwein. Auch das ſüße Gefühl des Mitleids iſt ihnen fremd, weil es nur im Herzen und nicht im Halſe brennt. Wohin ich ſehe, wohin ich gehe, ſtoßen mir arme Verwieſene auf; überall eine Muſter-Charte des menſchlichen Elends; Klage in jedem Auge; Dürftigkeit auf jeder Wange.

Kein Sonnenſtrahl — nur Thränen ſchmelzen dieſen ewigen Schnee.

Feodo. Sie ſprechen wie ein Schaman. Die vermaledeyten Bücher! Ihr Herr Vater ſollte die Wachſtube damit heizen laſſen.

Afan. Die Bücher kann er verbrennen, ihr Inhalt ſteht in meinem Herzen.

Feodo. Ich weiß beſſer was Ihnen fehlt. Sie ſind in dem Alter in welchem ein Mädgen Alles ahndet, und nichts begreift. In Einem mangelt ihnen Alles, bey Allem mangelt ihnen Eines. Für ein dürftiges Herz iſt die Welt eine Wüſte. Für ein befriedigtes Herz iſt Kamtſchatka ein Paradieß.

Afan. Du haſt recht Feodora! Ich bin allein in der Welt! — und wenn einſt auch mein Vater — er iſt alt und kränklich — wenn auch er von mir ſcheidet — ach! was wird dann aus mir werden! —

Hettm. (nimmt einen Läufer.) Dieſem Läufer hab' ich lange nachgetrachtet.

Gouv. Er deckte meinen König.

Hettm. Jezt friſch drauf los!

Gouv. Ich ſehe keine Rettung.

Ordonn. (tritt herein.) Der Lieutenant Kuloſiew iſt angekommen. Er hat einen Transport Verwieſener hieher geleitet. Sie ſtehen im Vorzimmer und erwarten Ew. Excellenz Befehle.

Gouv. Laß ſie hereintreten.

Ordonn. (geht ab.)

Afan. Schon wieder ein Gemählde des Elends. Komm Feodora, ich mag ſie nicht ſehn. (Sie will gehn.)

Benjowsky (tritt herein mit dem Lieutenant Kuloſiew und einen Haufen Verwieſener. Alle bleiben an der Thüre ſtehn.)

Afan. (ſtutzt, will fort, kehrt um, wirft einen Blick auf Benjowsky, dann noch einen, wird unruhig, und ſpricht, indem ſie ſich wieder ſetzt.) Wir wollen gehn Feodora.

Feodo. Ich bin bereit.

Afan. (ſchüchtern nach Benjowsky blickend.) Siehſt du jenen Mann?

Feodo. Ich ſehe viele Männer.

Afan. Nicht doch! — Einer nur — Seine Geſtalt verräth die gebeugte Seele, aber ſein großes Auge ſtraft die Geſtalt Lügen.

Feodo. Ich ſehe einen Menſchen, deſſen hagere Wangen Krankheit und Mangel verrathen.

Afan. Geſundheit der Seele ſtrotzt aus ſeinem Auge. Sieh, wie keck und frei er umherblickt, indeß ſeine Gefährten das Auge an den Boden heften. Er ſcheint zu ſagen: ich bin überall Herr! Der große Mann ſieht herab auf eine Kette, wie auf ein Ordensband. Dieſer Anblick erſchüttert mich.

Feodo. Sollen wir gehn?

Afan. Warum gehn? Mit Unglück ſich vertraut machen, iſt ein Schatz für die Zukunft geſammelt.

Feodo. Nun ſo wollen wir bleiben. (Sie fährt fort zu arbeiten.)

Beni. (tritt vor hinter den Stuhl des Gouverneurs, und beobachtet das Spiel.)

Afan. Sieh! wie unerſchrocken. Als ob er hier zu Hauſe ſey.

Feodo. (aufblickend.) Wohl ihm, wenn Ihr Herr Vater ſeine Keckheit auch ſo günſtig beurtheilt.

Afan. Fürchte nichts. Seelen-Größe im Unglück feſſelt die Herzen.

Gouv. (indem er aufſtehen will.) Das Spiel iſt verlohren.

Hettm. Ja, es iſt verlohren.

Benj. Nicht ſo ganz.

Gouv. (blickt mit Verwunderung in die Höhe, ſieht ihn ſcharf an, mißt ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und ſpricht.) wer ſeyd Ihr?

Benj. Ich war Soldat, einſt Feldherr, jezt Sklave.

Gouv. Verſteht Ihr das Spiel?

Benj. Ein wenig.

Gouv. Glaubt Ihr, es ſey noch zu retten?

Benj. Vielleicht.

Gouv. So verſucht es einmal. (zum Hettmann.) Mit Euer Erlaubniß.

Hettm. In Gottes Nahmen. Da iſt keine Hülfe mehr, in vier Zügen iſt er matt.

Benj. (und der Hettmann ſpielen.)

Gouv. (zum Officier.) Euren Rapport.

Officier. Hier iſt er.

Gouv. (nachdem er ihn flüchtig durchlaufen, halb leiſe.) Habt Ihr Kenntniß von den Schickſalen dieſes Mannes?

Officier. Er war General unter den polniſchen Confödérirten, man nahm ihn ſchwer verwundet gefangen.

Gouv. Sein Nahme?

Officier. Graf Benjowsky.

Benj. Schach dem König und der Königin.

Hettm. Alle Teufel!

Gouv. (zum Officier.) War eure Reiſe beſchwerlich?

Officier. Sehr beſchwerlich. Auf der Fahrt von Ochozk hieher überfiel uns ein ſtarker Sturm. Der Mittelmaſt brach und zerſchmetterte dem Capitain den Arm. Sein Schmerz machte ihn zum Dienſt unfähig. In dieſer Noth übernahm Graf Benjowsky die Führung des Schiffs. Seinem Muth und ſeiner Geſchicklichkeit verdanken wir einzig unſere Rettung.

Benj. Schach und matt.

Hettm. (wirft das Spiel unwillig um.) Ihr ſteht mit dem Teufel im Bunde.

Benj. (lächelnd.) Glück mit ein wenig Klugheit verbunden, beehrte man von jeher mit dem Namen Teufel.

Hettm. (brummend.) Ich bin auch klug, ſo gut als Einer, wenn ich ſage klug, ſo verſtehe ich darunter den Hettmann der Coſaken, die zweyte Perſon in der Provinz. — Hier iſt das verlohrne Geld. (Er wirft einige Banconoten auf den Tiſch.)

Gouv. Es ſcheint Herr Graf, Sie ſind Meiſter auf dem Schachbret wie auf dem Meere, dort retteten Sie ein halbverlohrnes Schiff, hier ein halbverlohrnes Spiel. Das Leztere geht nur mich allein an, für das Erſtere danke ich Ihnen im Namen meiner Monarchinn.

Beni. (mit einer edlen Verbeugung.) Die Geretteten haben mir bereits gedankt.

Gouv. Man nehme ihm die Feſſeln ab. (es geſchieht.) Ihre Handlung erwirbt Ihnen in der erſten Minute, was ſonſt nur Jahre zur Reife bringen: meine Hochachtung. Sie konnten ſich mitten im Sturme des Schiffs bemächtigen; Sie konnten in eine entfernte Weltgegend fliehen —

Beni. Ich konnte mehr thun; das Schiff untergehen laſſen und ſterben. Ich hatte den Muth mein Leben zu erhalten.

Afan. O Feodora! welch ein Mann!

Gouv. Wo Amt und Pflicht mit meiner Hochachtung verträglich ſind, da werd' ich gern Ihr Schickſal erleichtern.

Beni. Ich beneide Sie, mein Herr, um das ſchöne Vorrecht, Edelmuth an Unglücklichen zu üben; und ich liebe Sie, weil Sie es zu gebrauchen wiſſen.

Gouv. Für jezt heißt meine Pflicht, Ihnen Ihre künftige Lebensweiſe vorzuzeichnen.

Beni. Wer zu befehlen wußte, der weiß auch zu gehorchen.

Gouv. Ruhe und friedliches Beginnen iſt hier das erſte Geſetz.

Beni. Dem Sclaven leicht zu halten.

Gouv. Sie ſind frey, und empfangen Lebensmittel auf drey Tage, dann ſorgen Sie ſelbſt für Ihren Unterhalt. Jeder Verwieſene wird mit einer Flinte, Lanze, Pulver und Bley bewaffnet. Die Jagd wird in Zukunft Ihre einzige Beſchäftigung ſeyn.

Beni.

Benj. (feurig froh.) Jagd und Waffen! des Krieges Bild! und mindeſtens ein Traum von Freiheit!

Gouv. Sie liefern der Krone jährlich ſechs Zobel-, funfzig Kaninchen-, zwey Fuchs- und zwey Hermelin-Felle. Eine halbe Stunde von der Stadt werden Sie ſich Häuſer bauen, wozu man ihnen Zimmergeräth aus dem Magazin wird verabfolgen laſſen.

Benj. Sie ſind ſehr gütig, mein Herr. Wer dem Unglücklichen Arbeit giebt, der tröſtet ihn.

Gouv. Ich werde mit Zeit und Gewohnheit in ein Bündniß treten, Ihres Schickſals rauhe Bahn zu ebnen. Leben Sie wohl.

Benj. Ihre Kaiſerinn iſt eine große Frau. Sie machte einen Menſchen zum Befehlshaber, gerade da, wo ein Menſch am nothwendigſten war. Ich gehe, meinen Gefährten ein Beiſpiel zu geben, wie Männer leiden müſſen. (ab mit den Verwieſenen.)

Gouv. (ihm nachſehend.) Ein großer Mann!

Hettm. Ein großer Schachſpieler wollt Ihr ſagen.

Iſan. Ein edler Mann!

Hettm. Er ſpielt raſch, Zug auf Zug.

Gouv. Mit welcher Würde er ſein Unglück trägt.

Hettm. Mein Spiel ſtand ſo gut.

Aſan. Bey ſo viel edlem Stolz doch ſo viel feine Lebensart.

Hettm. Schach dem König und der Königin! das werd' ich nie vergeſſen!

Gouv. Mit Freuden werd' ich ſeiner ſchonen, wo ich kann und darf.

Aſan. Wie wär' es, lieber Vater, wenn Sie in den rauhen Wintertagen ihm die Jagd erließen, und ſtatt deſſen — (ſie ſtockt.)

Gouv. Was ſtatt deſſen?

Aſan. Schon lange wünſchte ich Franzöſiſch und Muſik zu lernen. Sie haben es auch gewünſcht. — Vielleicht —

Gouv. Was vielleicht?

Aſan. Könnte der Graf mir Unterricht ertheilen. —

Gouv. Wenn er das verſteht.

Aſan. (feurig.) O gewiß! gewiß!

Feodo. (bey Seite.) Ey freylich.

Gouv. Wir wollen ſehn! — Kommt Gevatter das Frühſtück wartet unſer.

Kumm. (indem er mit dem Gouverneur abgeht.) Schach dem König und der Königin! es iſt zum Raſendwerden?

Feodo. (ihre Stickerey zuſammen packend.) Sollen wir nicht auch zum Frühſtück gehn?

Afan. (in ſich gekehrt, in Gedanken verloren, nur halb hörend.) Gleich. (Pauſe.)

Feodo. Ihr Herr Vater wird Sie erwarten, den Thee einzuſchenken.

Afan. Meynſt du? (Pauſe.)

Feodo. Es wird auch nöthig ſeyn, Zucker aus dem Schranke zu holen.

Afan. (nach einer Pauſe, wie aus einem Traume auffahrend.) Was ſagſt du? — ja — nein — du haſt Unrecht.

Feodo. (lachend.) Worin mein Fräulein?

Afan. Worin? (Sie verſinkt wieder in ihre vorige Träumerey.) Ach!

Feodo. Mich hungert.

Afan. Dich hungert? Wie kannſt du jezt hungern?

Feodo. (lachend.) Wovon ſoll ich denn ſatt ſeyn?

Afan. (antwortet nicht. Sie heftet den Blick auf den Boden, ihre Züge verrathen was in ihr vorgeht.)

Feodo. (bey Seite.) Wie verſcheuch' ich dieſe Grillenfängerey?

Ein Bedienter. (tritt herein.) Seine Excellenz laſſen das Fräulein bitten —

Afan. (erwachend.) Ach! der Sprachmeiſter! ich komme gleich. (Sie geht ſchnell ab.)

Feodo. Der Sprachmeiſter? — — ich verſtehe! o wahrhaftig! ich verſtehe! (ſie folgt ihr.)

(Die Bühne verändert ſich, und ſtellt das Dorf der Verwieſenen dar, der alte Cruſitew tritt aus ſeiner Hütte.)

Meinen Gruß der rothen Morgenſonne an dieſem heitern Winter-Tage! — Hu! es iſt kalt. — Der Schnee flimmert und kniſtert. Der Rauch ſteigt Säulengrade in die Luft. Die Hunde dampfen. Kleine Eiszapfen hangen am Pelzkragen, wo der Hauch des Mundes ihn berührte. — O mein Herz! warum nur du immer heiß und glühend! Alter Thor! Dein Haar iſt weiß wie der Reif, der dieſe Fichten deckt, und doch tobt unter dem Schnee eine Flamme gleich dem Vulkan bey Kolitowa. — Ja Freiheit! Freiheit! du biſt wie das Brod jedem Stande und jedem Alter Bedürfniß. Brod iſt des Körpers Nahrung, und Freiheit Seelen-Speiſe. — Ach! eine einzige ſtrafbare Unbeſonnenheit büße ich ſchon durch drey und zwanzigjährige Verbannung! (er fällt in ſchwärmende Verzückung.) Weib und Kind? wie lebt ihr? wie geht es euch? haſt du auch ſchon Falten auf der Stirn meine Eliſabeth? hat der Gram um deinen Paul dir die Wange ſo gebleicht? ſtreckt deine Hand ſich aus, ſein kränkliches Alter zu pflegen? gieb, gieb die liebe Hand! welch irrdiſch Leiden mildert nicht ein gutes Weib! — Auch du mein guter Alexander — ey wie biſt du groß geworden! du lagſt noch in der Wiege als ich den lezten Kuß auf deinen zahnloſen Mund drückte, und mit meiner Kette das Kreuz auf Stirn und Bruſt dir zeichnete. — Da ſizt ihr nun beyſammen, und Alexander ſpricht: erzähle mir Mutter, wie ſah der Vater aus? und die Mutter läßt eine Thräne auf ihr Nähzeug fallen, mein Bild ſchwimmt in der Thräne. —

Da feyert ſie mit Wehmuth unſern Hochzeittag; da bittet ſie die Rückerinnerung zu Gaſte und ungebeten ſtellt ſich auch der Kummer ein. (in Thränen der Wehmuth ausbrechend.) O nur eine Minute von den wenigen die ich noch zu leben habe, laß Gott in ihrem Arme mich fühlen, daß noch ein Menſch mit Liebe an mir hängt? —

Stepanoff. (tritt mit der Flinte, einem Fuchs und ein Paar Kaninchen auf dem Rücken auf.) Guten Tag Alter! Heute wird die Sonne zu einem Eis-Meer gerinnen. Da ſieht ſie am Firmament als ob ein Pfuſcher von Maler ſie hingepinſelt hätte, ſo ohne Kraft und Wärme.

Cruſt. Doch warſt du ſchon früh heraus?

Step. Einen Fuchs und zwey Kaninchen hab' ich erſchoſſen. Eine Stunde ſpäter wären ſie erfroren. Da fühl einmal, hart und ſteif wie Knochen. Kaum geblutet haben ſie; ein wenig rothes Eis trat aus der Wunde.

Cruſt. Warſt du in der Stadt?

Step. Geſtern Abend. Es iſt ein neuer Transport Verwieſener angekommen.

Cruſi. (raſch.) Würklich? — pfui, da ertappe ich mich auf einer häßlichen Empfindung.

Step. Schwärmſt du wieder?

Cruſi. Soll ich fremdes Elend wünſchen, weil ich elend bin?

Step. Warum nicht? Neue Unglücksgefährten. Es giebt doch eine Art von Troſt, wenn man hört wie ſie winſeln, über Dinge, welche die Gewohnheit uns ſchon erträglich machte.

Cruſk. Sind ihrer viele?

Step. Etliche zwanzig. Es ſoll Einer unter ihnen ſeyn, ein vornehmer Pole, tapfer, unternehmend, keck in Gefahren, der iſt mein Mann!

Cruſi. Was brüteſt du?

Step. Ich brüte über euren Muth — über Winderern. — Iſt das ein Leben! Himmel und Hölle! Frage mich, ob ich lieber der Jäger ſeyn mag, oder der gejagte Fuchs? ich weiß dir nicht zu antworten. Ich beneide den Fuchs, weil er ſich ängſtigt, weil er horcht und flieht, ſtiehlt und genießt. Mir ſagt kein abwechſelndes Gefühl, daß ich lebe.

Cruſt. Muth ohne Kraft iſt ein Kind, das Soldaten ſpielt.

Step. Muth ohne Kraft iſt ein Unding. Muth iſt nie ohne Kraft. Kurz ich will nicht länger dulden.

Cruſt. Wir alle wollen nicht, aber wir müſſen.

Step. Wählt mich zu eurem Oberhaupt; den Fremdling mache ich zu meinem Unterbefehlshaber. In wenig Tagen ſind wir frey.

Cruſt. (den Kopf ſchüttelnd.) Dich Stepanow? — Vermähle deine Tapferkeit mit fremder Klugheit und Erfahrung, dann mag es gehn.

Step. Ey wie weiſe! daß doch die Alten uns ſo gern überreden mögten, die Welt müſſe untergehn ohne ihre Weisheit. Der Greis will immer helles Licht, er ſchreitet langſam und gemächlich. Der Jüngling bedarf nur eines Blitzes, er ſieht und greift.

Cruſt. Seit wann hat dieſer Taumel dich ergriffen? Noch vor wenig Monden hab' ich dich lachen hören, wenn andere murrten.

Step. Und jezt knirſche ich, wenn andere nur murren.

Cruſt. Woher die plötzliche Verwandlung?

Step. Höre Alter, und begreife wenn du kannſt. Sich am Ofen oder an der Sonne wärmen; ſich von Pferden oder Hunden ziehen laſſen; Sterlet oder gedörrten Fiſch ſpeiſen; das galt mir gleich. Es gilt mir auch noch gleich, wenn das Weib, das ich liebe mit mir theilen will.

Cruſt. Du liebſt?

Step. Nun ja, iſt das ein Wunder?

Cruſt. Und wirſt geliebt!

Step. Wer fragt darnach? Weiberherzen muß man nicht lange feilſchen. Stelle dich, als ſey dir an der Waare nichts gelegen, ſo bekommſt du ſie wohlfeil.

Cruſt. Wer iſt deine Geliebte?

Step. Afanaſia.

Cruſt. Des Gouverneurs Tochter?

Step. Was fährſt du auf?

Cruſt. Biſt du toll?

Step. Ha! ha! ha! iſt denn des Gouverneurs Tochter weniger Mädchen?

Cruſt. Du haſt Recht, ich hätte nicht erſtaunen, ich hätte lachen ſollen. Ein Gefangener, ein Verwieſener, verbannt aus jeder Geſellſchaft;

ſellſchaft; der nicht einmal ſein Taſchen-Meſſer ſein nennen darf; der die Feſtung, welche ſie bewohnt, nur dann betritt, wenn er zur Frohn dort arbeiten muß —

Step. Eben das macht mich hartnäckig. Ich liebe — ich raſe! das Mädchen geht an mir vorüber, ihr ſeidnes Kleid rauſcht an mir hin, ſie ſieht mich kaum; oder wenn ſie mich ſieht, ſo iſt nur Mitleid in ihren Blicken. Nicht einmal am erſten Oſtertage, wenn jeder Ruſſe auf jeden Ruſſen zugehn, und ihn küſſen darf, indem er ſpricht: Chriſtus iſt auferſtanden! nicht einmal dann darf ich mich ihr nähern. Aber es ſoll anders werden! ich will büßen was ich kann!

Cruſt. Stepanow! du haſt dich heute früh betrunken.

Step. Ha! ha! ha! dem Greiſe iſt Mannes-Kraft ein Brandweins-Rauſch. Jede große That dünkt den Alltags-Seelen Wahnwitz; iſt ſie aber gelungen, dann ſtempeln ſie mit ihrer Bewunderung den Thäter zum Helden.

[illegible]. (tritt haſtig auf.) Es ſind neu-Verwieſene angekommen, ſie nähern ſich bereits dem Dorfe.

Step. Dank dem heiligen Georg! ſo erfährt man doch endlich einmal, wie es in der Welt ausſieht; ob die Menſchen noch immer Narren ſind, und welche Art von Narrheit jezt die herrſchende iſt.

Cruſi. Geh Waſili, beſorge, daß ein friſches Faß angezapft werde, decke den Tiſch, ſetze Flaſchen und Gläſer darauf, Caviar und Cedernüße. Vielleicht ſind ſie hungrig, und es gelingt uns, ihren Kummer um die erſte Viertelſtunde zu betrügen.

Gure. (geht in Cruſtiews Hütte.)

Step. Ein herrlicher Kerl der Waſili! Es giebt Beſchäftigungen in der Welt, die den Menſchen auf ſeine Lebenszeit in eine gewiſſe Form kneten, wie ein Stück Papier das man ſo oder ſo gefalzt hat, der Bruch geht nie wieder heraus. Sieht man nicht auf den erſten Blick, daß er einſt Kammerjunker war? Er meldet die Kommenden, er geleitet die Gehenden, er trägt ſich mit Neuigkeiten, er weiß eine Tafel zu ordnen,

nen, er iſt faul wie ein ſatter Schooßhund, und in ſeinem Kopfe ſieht es aus, wie in einem Weiber-Strickbeutel.

Cruſt. Doch gleicht er dir in einem Stücke: ſeine Zunge iſt ſcharf wie die deinige.

Step. Iſt doch nur eine Katzen-Zunge, kann wohl die Haut weglecken, aber nicht ſtechen.

Cruſt. Da kommen die Fremdlinge.

(Benjowsky und die Verwieſenen treten auf. Neubegier und Freude locken zugleich die ältern Bewohner des Dorfes aus ihren Hütten. Sie ſammlen ſich um die Ankömmlinge.

Cruſt. Willkommen unter uns ihr Gefährten des Elends!

Step. Unſer Willkommen iſt ein Gruß der Verdammten in der Hölle, wenn der Teufel neue Seelen bringt.

Benj. Getheilte Leiden ſind nur halbe Leiden. Ich grüße euch alle brüderlich.

Cruſt. Gebt mir die Hand Fremdling. (er ſchüttelt ſie.) Ich ſehe da noch Spuren jüngſt getragener Feſſeln. So roth war einſt auch meine Hand über dem Knöchel, aber drey und zwanzig Jahre verwiſchen Gutes und Böſes.

Benj. Wie? ſchon drey und zwanzig Jahr bewohnt ihr dieſe Küſte? und ihr lebt noch?

Cruſi. Ich hoffe noch.

Benj. So iſt denn Hoffnung der einzige Schatz, der mit dem Unglück wächſt.

Cruſi. Ein Nothpfennig, den man gern mittheilt und doch nie aufzehrt.

Step. Was iſt Hoffnung ohne Muth? ein ſchwindſüchtiger Läufer.

Benj. Für Muth bürgt Elend.

Step Nicht immer. Nur Verzweiflung giebt Muth, Elend erſchlafft.

Cruſi. Kein unzeitiges Geſchwätz. Ihr bedürft Erquickung. Wir haben ein Frühſtück zubereitet, und wollen euch bewirthen, mit ſchlechter Koſt, doch willigem Herzen.

Benj. Sagt mir, wo werden wir wohnen? wo ſollen wir unſere Hütten bauen?

Cruſi. Die rauhe Jahreszeit verſtattet nicht, den Bau jetzt anzufangen. Euch ſtehen unſere Hütten offen. Wir wollen uns behelfen bis zum Frühjahr. Geh Waſili, hohle mir die Zettel auf welchen unſre Nahmen ſtehen, daß ich ſie in meine Mütze werfe, und jeder

Fremd=

Fremdling ſeinen Hausgenoſſen durch das Loos erkieſe.

Waſil. (geht ab.)

Benj. (verſtohlen zu Cruſtiew.) Laßt, guter Alter, bey euch mich wohnen.

Cruſt. (eben ſo.) Schon gut. (laut.) Jezt ſagt mir, iſt keiner unter euch, der die verlaſſene Gattinn des alten Cruſtiew in Nowogrod kennt? (ängſtlich umherſchauend.) Keiner?

Erſter Verw. (tritt vor.) Ich kenne ſie.

Cruſt. (ihn ſehr bewegt in ſeine Arme ſchließend.) Ach mein Freund! Sie lebt?

Erſter Verw. Sie lebt.

Cruſt. Wie lebt ſie?

Erſter Verw. Still und eingezogen. Ich ſah ſie kürzlich noch am Feſt der Waſſerweihe.

Cruſt. Und mein Sohn Alexander?

Erſter Verw. Er iſt Soldat und hat ſich brav gehalten.

Cruſt. Gott! vielleicht zum Erſtenmale ſteigt der Dank eines glücklichen Menſchen von Kamtſchatka's Ufern zu dir empor! — Mein Freund, für dieſe frohe Botſchaft werde dir, was nur ein

Gott verleihen kann: Troſt und Freude in der Sclaverey.

Gurc. (kömmt zurück.) Hier ſind die Looſe.

Cruſt. (ſchüttet ſie in ſeine Mütze, und ſucht unvermerkt eines heraus, welches er Benjowsky heimlich zuſteckt.) Stellt euch als habt ihr dieſes ergriffen. (laut.) Jezt ziehe ein Jeder den Namen ſeines künftigen Gefährten.

Step. In dieſer Lotterie fallen verdammt wenig Gewinnſte. Die Hütten ſind Neſter, und die Bewohner Raben.

Benj. (greift zum Schein in die Mütze, öffnet ſeinen Zettel und lieſt.) Cruſtiew!

Cruſt. Seyd mir willkommen! frohe Rückerinnerungen wollen wir theilen, Wünſche und Hoffnungen gegen einander austauſchen.

Benj. Ich darf verſprechen, daß ihr bey dem Austauſch nicht verlieren werdet.

Erſter Verw. (zieht und lieſt.) Stepanow!

Step. Kannſt du lachen, wenn du die Kolik haſt, ſo ſey mir willkommen.

Zweyter Verw. (zieht.) Gurcinin!

Step. Der wird dir erzählen, wie man zu den Zeiten der Kaiſerin Eliſabeth polniſch tanzte.

Dritter Verw. (zieht.) Alexey!

Step. Der war einſt Protopop, er wird dich beten lehren.

Vierter Verw. (zieht.) Batturin!

Step. O, der kann dir noch die Zwergen-Hochzeit unter Peter dem Erſten beſchreiben.

Fünfter Verw. (zieht.) Heraklins Jadoskoy!

Step. Der trinkt dich unter den Tiſch, hätteſt du auch dein Lebenlang den Lieferanten den Krons-Brandtwein nachgemeſſen.

Sechſter Verw. (zieht.) Andree' Biazinin!

Step. Der verſteht Vögel abzurichten, und fängt die Haſen mit Schlingen.

Siebenter Verw. (zieht.) Grigori Lobtſchoff!

Step. Der zählt, wieviel Haare auf dem Rücken eines Zobels wachſen; und wie viel Eyer eine Ameiſe legt.

Ernſt. Das wäre jetzt in Richtigkeit gebracht. Nun zum Frühſtück! damit beym vollen Becher die junge Freundſchaft ſchnell heranwachſe.

Benj. Wachsthum gebe ihr der volle Becher, aber Feſtigkeit und Dauer unſer Unglück. (Alle ab in Cruſtiews Hütte.)

Ende des erſten Acts.

Zweyter Aufzug.

(Ein armſeliges Gemach in Cruſtiews Hauſe. **Benjowsky** ſitzt am Fenſter, und ſtützt den Kopf in die Hand.)

Endlich wird es Tag. Endlich wirft die Sonne einen Blick auf Kamtſchatka, wie man einem Bettler ein Almoſen zuwirft, daß er weder leben noch ſterben kann. — Wo ſeyd ihr, bunte Seifenblaſen meiner Jugend! — ich bin verlaſſen — allein! — Keine Stimme flüſtert an meinem Kranken-Lager: „St! er ſchläft;" keine Thräne verkündet einſt an meinem Grabe: „ach! er iſt todt!" Niemand haßt mich, Niemand liebt mich — und ich lebe noch! — Meſſer und Lanze, Säbel und Geſchoß ließ man dir, und du lebſt noch? — Auf und zerbrich deine Feſſeln! zerſprenge deinen Kerker! meine Seele iſt frey! mein Ich trug nimmer Ketten — Ach! da erſchien des Kerkermeiſters Tochter, die mit jedem Gefangenen buhlt, die Hoffnung. Der Dolch ſinkt aus der Hand, und er in ihre Arme. — (Pauſe.) Thor am Gängelbande! Hoffnung iſt nur eine Puppe, mit der die groſſen Kinder ſpielen bis ins Grab; damit ſie nicht weinen über ihr Elend — Fort mit dir! mich täuſcheſt du nicht, ich bin ein Mann! — Welcher Macht iſt mein Geiſt unterthan? wer iſt meines Lebens Herr, als Gott — und ich! — (Er erblickt ein Meſſer welches auf dem Tiſche liegt. Starr und fürchterlich heftet er ſein Auge darauf. Plözlich ſtreckt er die Hand aus und ergreift es. Zweifelhaft hebt er den Arm ſich zu durchbohren. Er blickt wechſelsweiſe auf das Meſſer, dann gen Himmel. Die Hand ſinkt langſam auf ſeine Knie. Indem er ſo den andern Arm über die Lehne des Stuhls und den Kopf darauf wirft, entfällt ein Miniatur Portrait, in Brillanten gefaßt, ſeinem Haar. Erſchrocken fährt er in die Höhe, rafft es auf, ſtarrt es an. Nach und nach glänzt Wehmuth in ſeinen Augen, er ruft:) Aemilie! mein Weib! (und wirft das Meſſer weit von ſich.) Dich hab' ich gerettet! Dich haben die Raubſüchtigen mir nicht entriſſen. In meinem Haar hab' ich dich verborgen — und in meinem Herzen.

zen. — Aemilie! der Erdball liegt zwiſchen uns, aber Gott und die Liebe können weder Raum noch Zeit! Ich will leben für dich! Leben und wirken, kämpfen und wagen! Dieß Gemählde ſey mein Schild, mein Talismann, der Zauber der mich ſchüzt. Wo treue Liebe ein Herz bewohnt, da iſt die Furcht ein Fremdling und das Verbrechen ein verſtoßener Knecht. Milde Hoffnung! kehre zurück und geſelle dich zu der Liebe, deiner Schweſter. Trenne nie dich wieder ſchön verſchwiſtertes Paar! Mich liebt Aemilie, meine Gattinn! gleich viel ob Zimmer oder Welttheil uns trennen. Sie betet in dieſer Morgenſtunde für meine Rettung, und ein Säugling lallt den Vater-Nahmen auf ihrem Arm. Lebe Benjowsky, lebe! dein Leben gehört ihr und ihm! —

Cruſtiew. (tritt auf.)

Benj. (verbirgt ſchnell das Gemählde.)

Cruſt. Guten Morgen Freund und Bruder! (reicht ihm ſeine Hand.) Ich frage nicht wie du geſchlafen haſt. Uns ſchied nur eine Bretterwand; du gingſt die lange Nacht umher und ſeufzeteſt; ich lag und ſeufzte mit

Beni. Vergieb mir guter Alter. Zeit und Gewohnheit ſollen bald die große Kunſt mich lehren, meine Ruhe zu vermißen, und die deinige zu ſchonen.

Ernſt. Schlaf iſt nicht immer Ruhe, und wehe dem Armen, dem Schlaf die einzige Ruhe iſt. — Da entfielen geſtern dir zwey Worte, von Möglichkeit der Rettung, von Hoffnung beſſerer Zukunft, gleich fing das alte Herz den Funken, und loderte in Flammen auf.

Beni. Eine Flamme ohne Nahrung.

Ernſt. Wie? ſie wird nie verlöſchen — (heimlich feyerlich.) Seit drey und zwanzig Jahren trage ich den großen Entwurf mit mir herum. Er reifte langſam wie das Gold im Schooße der Gebürge. Manches hab' ich vorbereitet, viel iſt gethan, viel bleibt zu thun noch übrig. Zwanzig Männer ſchwuren mir. Mit großen Kräften iſt mein Haufe ausgerüſtet. Verwegenheit — Verſtand — Erfahrung — Muth — Verzweiflung! Nur Eines fehlte noch. Der Oberherrſchaft ächten Geiſt fand ich in Keinem. Dieſen kitzelte die Ruhmgier; jener pochte noch in Feſſeln auf Geburt und Rang; dieſer hatte keinen Sinn für das geordnete planmäßige Ganze; jener wollte morgen nach dem Zwecke ringen, und übermorgen an die Mittel denken; kurz, jeder füllte ſeine Stelle ſo gut als übel aus, doch jedem mangelte der Stempel eines wahrhaft großen Geiſtes. Räder überall, nirgends eine Feder.

Benj. Du ſelbſt —

Ernſt. Ich kenne mich. Der Knabe kann ein raſcher Jüngling werden, der Greis wird nie ein Mann. Gieb mir Zeit, ein Ding von allen Seiten zu beſchauen, ſo iſt mein Muth oft der Erfahrung gleich. Wo aber plötzliche Gefahren wie Blitze vor mir in den Boden ſchlagen, wo Jahre an Minuten hängen, ſo oder ſo — da ſchwindelt mir, da bin ich unentſchloſſen, da taugt mein Alter nicht.

Benj. Geſetzt du fändeſt einen Mann, wie deine Phantaſie ihn heiſcht; was ſoll ihm jener Haufe niedriger Verbrecher? Tollkühn ohne Muth, furchtlos ohne Seelen-Größe, ein Menſch ohne Dauer! wer bürgt für ihre Treue?

Ernſt. Ich — und ihr Elend. Soll ich das leztere dir, ſammt deiner eigenen Zukunft ſchildern? — (mit ſteigendem Feuer.) Glaube mir, nicht Alle ſind Verbrecher. Ein übereiltes Wort hat manchem ſchon dieß Grab geöffnet. Elend iſt der Schuldige, elender noch der Arme, dem eine Unbeſonnenheit die ſchweren Feſſeln reichte. Von Schmerz und Reue gebeugt, betritt er dieſe unwirthbaren Ufer, ihn heißt der Mangel willkommen. Geſichter auf welche die gerechte Strafe — oft auch Natur — das Zeichen des Verbrechers ſtempelte, grinſen ihm entgegen; er ſucht vergebens einen Freund. Das Bild der Liebe, von welchem er auf ewig ſchied — Sehnſucht und Rückerinnerung — dem Hoffenden ein Labſal, dem Hoffnungsloſen eine Marter. Fleiß und Arbeit ſchaffen nur ſeinem Elend eine längere Dauer. Er darf kein Eigenthum beſitzen, ihn plündert Jeder ungeſtraft. Duldend muß er Uebermuth ertragen, und reizt ein Frevel zur Vergeltung ihn, ſo leidet er den Huntod. (*) Verbannt aus jeder ehrlichen Geſellſchaft, gleich der Indier verworfenen Caſte — Frohndienſt und niedrige Gewerbe — gedörrter

Fiſch

(*) So verordnen die Geſetze Peter des Großen.

Fiſch und eine Sclaven-Peitſche — ach welch ein Jammerbild! — Geſundheit bringt ihm keine Freude, dem Kranken mangelt jeder Troſt, der Sterbende iſt von der Welt verlaſſen, ehe er die Welt verließ. In öder Stille verhallt ſein lezter Seufzer, unabgetrocknet bleibt der Todesſchweiß auf ſeiner kalten Stirn. Tage und Wochen kriechen vorüber, man wird es nicht einmal gewahr, daß der Opfer Zahl ſich vermindert. Die Verweſung nur trozt ſeinen Tyrannen die lezte Gnade ab — in den Schnee verſcharrt zu werden. —

Benj. Halt ein du langſam Mordender! Hinweg mit deinem Gifte! Leih mir einen Dolch!

Cruſi. Schon mancher ſenkte in Verzweiflung das Meſſer tief in ſeine eigene Bruſt, und ſeine Henker lächelten. Noch Keiner gab der kühnen Hoffnung Raum, nicht durch Barmherzigkeit des Todes oder Fürſtengnade, nein, durch Klugheit, Muth, vereinte Kraft, Erlöſung zu erringen. Dir war es vorbehalten — Graf Benjowsky — Magnat von Ungarn — Gatte — Vater — Held! —

Benj. (feurig.) Hier bin ich! rede! was willſt du mit mir?

Cruſt. Nur Worte hat der Greis, der Mann iſt reich an Thaten.

Benj. Genug des Oels in dieſe Glut! ſprich! was ſoll, was kann ich thun?

Cruſt. Dich und uns befreyen.

Benj. Hier iſt mein Arm, leih mir deinen Kopf.

Cruſt. Zu herrſchen formte die Natur den deinigen. Nicht meiner Klugheit, meiner Vorſicht nur bedarfſt du. Sie ſoll dir in Gefahren treu zur Seite wandeln.

Benj. Aber wie? ich tappe noch im Finſtern. Gewalt der Menſchen hat mit der allgewaltigen Natur ſich gegen uns verbunden. Auf dieſer Seite trennen wüſte Steppen, gränzenloſe Schnee-Gefilde, auf jener ungebahnte Meere uns von der bewohnten Welt. Ohne Schiffe, ohne Wegweiſer, ohne Waffen, ohne Brod, heute gegen Menſchen, morgen gegen Hunger kämpfend, heute frey und morgen todt —

Cruſt. Tod und frey — wohlan! und wär' es auch —

Benj. Recht Alter! rede weiter.

Cruſt. Wir ſpielen großes Spiel; gewinnen läßt ſich viel, verlieren nur das Leben.

Benj. Wohlan! laß in das Innere deines großen Entwurfs mich blicken.

Cruſt. (ſchließt einen kleinen Schrank auf, nimmt ein Buch heraus und reicht es Benjowsky.)

Benj. (ſchlägt es auf und lieſt.) Anſons Reiſe um die Welt. Was ſoll das?

Cruſt. Du haſt den Namen eines Freundes ausgeſprochen. — Bey meiner Ankunft wandten die Barbaren mir alle Taſchen um, mein bisgen Geld ward ihrer Raubſucht Beute, nebſt andern Kleinigkeiten. Ich zitterte — man lachte höhniſch — die Thoren wußten nicht, ich zitterte für meine Bücher. Drey Freunde haben brüderlich in die Verbannung mich begleitet: Anſon, Phädon und Plutarch, dem zweyten dank' ich meinen Glauben an Gott und eine beſſere Zukunft, der dritte mahlte mir die Helden Griechenlands, er lehrte mich der Menſchheit Kraft und Würde kennen — und hoffen — ach Benjowsky! (auf das Buch deutend) Hoffen lehrte mich Lord Anſon.

Benj. Er? wie das?

Cruſt. (heimlich, vertraut, mit Jünglings-Feuer.) Fliehen! Fliehen! nach den Marianiſchen Inſeln! Die Möglichkeit hat dieſer Seemann mir erwieſen. Die Inſel Tinian — ein Paradieß auf Erden! Frey! frey! ein milder Himmel! eine neue Sonne! harmloſe Bewohner, geſunde Früchte — und Freiheit! Ruhe! — Ach Benjowsky! rette dich und uns!

Benj. Mit ſtaunendem Entzücken ſeh' ich an deinem Rieſen-Geiſt hinauf. — Schlag ein! Ich will! — Mit dieſem Handſchlag weih' ich dir mein Leben. Tod oder Freiheit löſe dieſes Band. Umarme mich! feſt, brüderlich, wie Elend und Verzweiflung ſich umarmen.

Cruſt. Nicht alſo, du biſt unſer Herr! (er kniet nieder.) Ich ſchwöre dir den Eid der Treue und Unterwürfigkeit!

Benj. (auf ihn herabſinkend.) Vergelten will ich dieß Vertrauen, ſiegen oder fallen. Doch ſoll bey meinem Fall Kamtſchatka's Boden zittern!

Cruſt. Genug! die Brüder unſers Bundes harren auf das Zeichen (er geht an die Thür und zieht einigemal an einem von der Decke herabhängenden Stricke, worauf man eine Glocke lauten hört.)

Benj. Was thuſt du?

Cruſt. Tritt ans Fenſter und ſieh! von allen Seiten ſtrömen ſie herbey.

Benj. (hinausſchauend) Willkommner Anblick! [illegible] der Arme deſſen Schiff an einer Klippe [illegible] der Rettung vom nahen Ufer entgegen.

(Eine große Anzahl Verwieſener tritt auf, unter ihnen auch Stepanow. Man grüßt ſich wechſelſeitig, man ſchüttelt ſich die Hände. Die Verſammlung bildet einen halben Zirkel, in deſſen Mitte Cruſtiew und Benjowsky.)

Cruſt. Freunde! Brüder! Seit Jahren wähltet Ihr mein reiferes Alter zum Führer auf dem Jammer-Pfade, wo Dornen ohne Roſen wachſen. Ihr war't zufrieden mit dem alten Cruſtiew, nur kalt und langſam, ſchüchtern und bedächtlich, ſchaltet Ihr ihn zuweilen, wenn eure raſche Ungeduld in die Kette biß, eure brauſenden Köpfe gegen feſte Mauren rannten, und ich Euch nachrief: Halt ihr macht euer Uebel ſchlimmer. Meynt Ihr, ich hätte dieſer Feſſeln Schwere minder gefühlt? meiner Seufzer, meiner Flüche Zahl ſey geringer? meiner Thränen weniger? — Ich habe ſo wie ihr gelechzt nach Freiheit und Erlöſung! Auf Brüder! die Stunde iſt gekommen! Ich entſage feierlich jedem Vorrecht, das eure Wahl mir anvertraute. An unſerer Spitze ſteht ein Held! (auf Benjowsky zeigend.) ein edler Ungar, unter Polens Fahnen zu Kampf und Sieg gewöhnt. Sein Arm wird das Panier der Freiheit ſchwingen! Seiner Thaten Ruf wird vor ihm hergehn! — er will — und er vermag! vor ſeinem Namen zittern unſre Henker! und Tyrannen fliehen vor ſeinem Schwerdte (dumpfes Gemurmel unter der Verſammlung.) Rede, Graf Benjowsky. (Stille.)

Benj. Reden? — Schwerdtgeklirr ſey unſere Sprache! der Schwur der Treue unſer Morgen-Gruß! der Freiheit Jauchzen unſer Abendſegen! Stärker ſind des Unglücks Bande als Sclavenfeſſeln! ſtärker iſt Verzweiflung als Todesfurcht! — Ihr kennt mich nicht, ich kenne

Euch nicht; aber wir ſind elend, wir ſind Brüder. Iſt einer unter Euch, der williger ſein Blut für Euch verſpritzen möchte, der trete auf, ich huldige ihm. Mein Ehrgeiz heiſcht keinen Vorzug! Ach an Eurer Spitze nur, laßt mich die ſteile Höh' erklimmen, wo der Freiheit Palme blüht, unbekümmert ob ein Felſenſtück herabrollt, mich zerſchmettert. Wer unter Euch mich wanken ſieht, der ſtoße das Schwerdt der Rache mir in die Bruſt. Mit Euch ſiegen oder ſterben, das iſt mein feſter Entſchluß, ſo wahr mir Gott helfe! (Frohes Gemurmel der Verſchwornen.)

Cruſt. Wohlan! wer denkt wie ich, der entblöße ſein Haupt und ſtrecke die Hand empor. (Alle thun es, außer Stepanoff.) Du allein Stepanoff?

Step. Ich allein. Meynſt du deine glatte Zunge ſey ein Drath, der uns alle wie die Puppen ziehe? O ich kenne die Gewalt, welche Redekunſt über Herzen giebt. Ihr habt geredet, auch ich will reden.

Cruſt. Rede.

Step. Brüder, iſt das Recht? Ich, euer Landsmann, ſtehe hier gegen einen Fremdling, einen Ketzer. Seine Thaten will ich nicht bezweifeln, er iſt tapfer, ich bin es auch. Von ſeinem Muth habt ihr gehört, von dem meinigen wart ihr Zeuge. Die Polen mußten einen Ungar holen und ihn an ihre Spitze ſtellen; wir ſind Ruſſen. Er will ſein Blut für Euch verſpritzen, ich auch. Iſt Sklaven-Blut auch wohl der Rede werth? Er wird Euch ſeine Thaten für ein Verdienſt anrechnen, die meinigen ſind ein Geſchenk der Bruderliebe. Ich werde morgen mit Euch fechten, wie ich geſtern mit Euch ſchmaußte. Wohlan, entſcheidet. (Gemurmel. Viele ſetzen ihre Mützen wieder auf.)

Ernſt. (will reden.)

Benj. (ihm ins Wort fallend.) Halt! Einigkeit ſey unſre Stütze! wenig vermag der Menſch, viel vermögen Menſchen, unbrauchbar wird die Kette, wenn auch nur ein Glied ſich von dem andern trennt. Hier iſt die Frage: was ſoll geſchehen? und nicht: wer ſoll der Erſte ſeyn? Nach Freiheit dürſten wir, gleichviel wer uns den Becher reicht, er oder ich. Stepanoff, du biſt ein

Mann. Reich mir die Hand. Kein Groll, kein Neid ſoll dieſen Bund entweihen. Unſerer Brüder Wille iſt ein Geſetz, dem ich mich willig unterwerfe.

Step. Genug geſchwatzt. Wie lange wollt ihr zaudern?

(Verwirrtes Rufen:) Cruſtiew, der alte Cruſtiew ſoll entſcheiden!

Cruſt. (winkt mit der Hand. Es wird ſtille.) Stepanoff iſt tapfer wie der Blitz, der zickzack aus den Wolken fährt, den Frommen wie den Böſen trifft. (zu Stepanoff.) Runzle nicht die Stirn, zieh die Augenbraunen nicht zuſammen. Hier gilt es unſre Freiheit, hier muß ich Wahrheit reden. — Brüder! die Perſer jagten Elephanten vor ſich her, das feindliche Heer in Unordnung zu bringen; doch nimmer war ein Elephant ihr Heerführer, verſteht Ihr mich?

Alle. Benjowsky! Graf Benjowsky! wir wählen ihn!

Step. Es ſey! der Elephant iſt abgerichtet ſeine Knie zu beugen.

Cruſt. (niederknieend.) Wir ſchwören dir —

Alle. (knien nieder, und heben die rechte Hand auf.) Wir ſchwören!

Cruſt. Unerſchütterliche Treue, Gehorſam unbedingt, des großen Entwurfs Gelingen ſey unſre Kraft geweiht, im Nothfall unſer Leben. Tiefes Schweigen feßle unſre Zunge. Der Eidbrüchige iſt des Todes ſchuldig! und keiner weigere ſich gerechte Rache zu vollſtrecken, müßte er auch das Schwerdt in ſeines eignen Bruders Bruſt ſtoßen.

Alle. So ſchwören wir!

Cruſt. Wenn durch Schickſal oder durch Verrätherey Einer unter uns im Kerker ſchmachten ſollte, ſo entreiße keine Marter ihm das Geſtändniß; eher beiße er die Zunge ſich ab, und ſpeye ſie dem Henker ins Antlitz. Gift oder Dolch betrüge die Tyrannen um ihre Beute, und ſein Grab ſey auch das Grab unſers Geheimniſſes.

Alle. So ſchwören wir!

Cruſt. Es iſt vollbracht.

Alle (ſtehen auf.)

Benj. (kniet nieder und reicht Cruſtiew beyde Hände.) Aus deiner Hand empfange ich euren Schwur, in deine Hand leg' ich den meinigen.

Cruſt. Im Nahmen Gottes! (feierliches Schweigen.) Brüder! in der Stunde der Mit-

ternacht

ternach: verſammelt Euch in der Kapelle, dieſen feierlichen Bund am Altare zu beſiegeln.

Der Thürhüter (haſtig.) Eine Ordonnanz des Gouverneurs betritt ſo eben das Haus.

Cruſt. (ängſtlich.) Unſre zahlreiche Verſammlung wird Verdacht erwecken.

Benj. Singt, Brüder, ſingt! das erſte beſte Lied.

(Eine Stimme fängt an, die andern fallen ſogleich ein.) (*)

Luſtig! luſtig! wackre Brüder!
Träumt euch froh und frey!
Und vergeßt beym Klang der Lieder
Eure Sclaverey.

Ordonnanz (tritt herein.) Holla! hier geht es luſtig her.

Cruſt. Willkommen! willſt du mit ſingen?

Ordonn. Ich habe keine Zeit. Welcher unter Euch iſt Graf Benjowsky?

Benj. Ich.

Ordonn. Der Gouverneur erwartet Euch.

Benj. Ich komme.

Ordonn. Gott befohlen. (er geht.)

Benj.

(*) Nach der Melodie eines bekannten ruſſiſchen [illegible] Liedes.

Benj. Ein Jeder gehe nach wie vor an ſein Geſchäft. Kein Zug, kein Wort, verrathe etwas Ungewöhnliches. Gehet einzeln. Sammlet nicht in kleinen Haufen Euch auf den Straßen. Steckt die Köpfe nicht zuſammen. Seyd Ihr allein, ſo ſtarrt nicht gerade vor Euch hin, als ob Ihr über wichtige Dinge brütetet. Laßt weder Murren noch Trotz, weder Klage noch Hoffnung Euch entwiſchen. — Lebt wohl! gedenket eures Schwures, den Meinigen hat Gott gehört.

(ab.)

Alle (ſchwatzen unter einander.) Ein tapfrer Mann! ein Held! er wird uns retten. Nur Vorſicht und Verſchwiegenheit. Fort auf die Jagd, fort auf die Jagd! (Alle ab, außer Cruſtiew und Stepanoff.)

Cruſt. (ihnen nachrufend.) Um Mitternacht ſehen wir uns wieder.

Step. (bleibt mit verſchränkten Armen in einem Winkel ſtehen, und ſieht finſter vor ſich nieder.)

Cruſt. (der ihn mistrauiſch ſchweigend beobachtet.) Stepanoff!

Step. (auffahrend.) Aha! biſt du noch hier?

Cruſt. Du ſcheinſt in dieſem Augenblicke nicht hier zu ſeyn.

Step. Ich? — Doch! ich ſcheine nicht immer was ich bin — aber bey Gott! ich bin immer was ich ſeyn ſoll!

Cruſt. Was haſt du, wilder Menſch?

Step. Sprich wildes Thier. Du biſt ein kluger, alter Mann, gelehrt, beleſen. Du kennſt die Welt, vom Wurme bis zum Elephanten, doch dein Gedächtniß taugt nicht viel. Eines haſt du vergeſſen.

Cruſt. Das wäre?

Step. Wenn die Elephanten wüthend wurden, kehrten ſie nicht ſelten ſich gegen ihr eignes Heer, und die Folge war — Verwüſtung — Tod! — (er geht ſchnell ab.)

Cruſt. (ihm lange nachſehend, dann bedächtig den Kopf ſchüttelnd.) Da nagt ein Wurm an unſrer Freiheit Blüte. (er geht ab.)

(Afanaſja's Zimmer, ein Buch und ein Schachbrett auf dem Tiſche.)

Afanaſja. Mein Vater hat geſchickt?

Feodora. Lange ſchon.

Afan. Und er iſt noch nicht hier?

Feod.

Feodo. Mein Gott! wenn er auch Alles kann, ſo kann er doch nicht fliegen.

Afan. (unruhig auf- und niedergehend.) Sonderbar! ich weiß nicht was ich will. — Es iſt noch früh, nicht wahr Feodora?

Feodo. Bald Mittag.

Afan. (vor den Spiegel tretend.) Ich bin noch nicht gekleidet.

Feodo. Hab' ich Sie nicht oft genug daran erinnert? Sie vergeſſen heute Alles.

Afan. Alles? — ich denke an Alles!

Feodo. Ja, ſo wie heute früh, als Sie ſtatt der Milch Kaffee in den Thee goßen, und tranken, ohne den Mund zu verziehen.

Afan. (vor dem Spiegel.) Mein Haar iſt in Unordnung.

Feodo. Sie haben nicht geſchlafen, ſich die ganze Nacht herumgeworfen.

Afan. Wen hat mein Vater geſchickt?

Feodo. Den Korporal Iwan.

Afan. Die alte Schnecke.

Feodo. (durchs Fenſter blickend.) Da kommt er ſchon.

Afan. (ſich raſch umdrehend.) Wer?

Feodo. (lächelnd.) Ein Mann, ein Halbgott! was weiß ich.

Afan. (welche ſelbſt an das Fenſter eilt.) Er ſieht nicht herauf.

Feodo. Sie ſollten nicht herunter ſehn.

Afan. Weißt du wie mir zu Muth iſt?

Feodo. So ungefehr.

Afan. Als ob wir uns ſchon lange kennten, als ob ich ihn rufen müſte.

Feodo. Fräulein, Fräulein! was ſoll daraus werden?

Afan. Ich habe nie ſo wenig an die Zukunſt gedacht, als eben heute. —

Feodo. Deſto ſchlimmer —

Afan. St! ich höre meines Vaters Stimme.

Feodo. Gute Nacht! Moral und Sentenz!

Afan. (wirft ſich in einen Seſſel, ergreift ein Buch, und ſtellt ſich emſig leſend.)

Feodo. (ſie ſchalkhaft betrachtend.) Vortreflich! die Unbefangenheit in eigner Perſon. O es iſt ein köſtliches Ding um ein Weiberherz! in der Tiefe immer Wellen, und oben immer eine glatte Fläche. (Sie ſchielt Afanaſjen über die Achſel, nimmt ihr lächelnd das Buch aus der Hand, dreht es um, und giebt es ihr zurück.) Sie hielten ja das Buch verkehrt. Ha! ha! ha! (Sie läuft in ein Seiten-Zimmer.)

Afan. (allein.) Die Buchſtaben hüpfen vor mir herum — (nach der Thür ſchielend) und mein Herz wallt ihm entgegen.

(Der Gouverneur tritt mit Benjowsky herein.)

Gouv. Hier iſt meine Tochter.

Afan. (wechſelſeitige Verbeugungen. Die Schauſpielerin hütet ſich, einen Knix zu machen. Die ruſſiſchen Damen grüßen, indem ſie ſich mit dem halben Leibe vorwärts beugen.)

Gouv. Ich wiederhole meine Bitte. Die Langeweile, wie man ſagt, ſoll Verliebte ſchaffen und Gelehrte bilden, je nachdem Kopf oder Herz an Beſchäftigung Mangel leiden. Meiner Tochter Herz iſt ein väterliches Eigenthum; mit ihrem Kopfe ſchalten ſie nach Wohlgefallen. Der Garten iſt verwildert, aber der Boden gut.

Benj. Meine Kenntniſſe ſind gering, ich war Soldat. Schlachten oder Bänder ordnen; ein Lager abſtecken oder Hauben ſtecken; eine

Karte oder ein Muſter zeichnen; ſind ſo verſchiedene Dinge. —

Afan. Mein einfaches Morgen-Kleid widerlegt Ihre Demüthigung, Herr Graf.

Benj. Beſcheidenheit und Schönheit ſind leibliche Schweſtern.

Afan. Wenn ich erröthen muß, ſo laufe ich davon.

Benj. Eine Drohung, vor der ſelbſt die Wahrheit verſtummt.

Gouv. Wohlan meine Tochter, wir müſſen dankbar ſeyn. Graf Benjowsky wird deinen Verſtand bilden, du wirſt dagegen ſeine Feſſeln erleichtern.

Afan. Mit Freuden! —

Gouv. Er will dich Franzöſiſch und die Harfe lehren, du wirſt die kleinen Freuden, welche Abgeſchiedenheit und Mangel uns vergönnen, ſchweſterlich mit ihm theilen. Ich ſpreche Sie frey, Herr Graf, von aller öffentlichen Arbeit. Ihr Unterhalt iſt meine Sorge.

Benj. Mein Dank —

Gouv. Stille! wer von uns gewinnt am meiſten? Sie oder Ich? — Jezt laſſe ich den

Lehrer bey der Schülerin allein, und erwarte ihn nachher auf eine Partie Schach. (er geht ab.)

Aſan. (Pauſe. Verlegenheit. mit niedergeſchlagenen Blicken.) Wenn nur die Schülerin dem Lehrer keine Schande macht.

Beni. (Verlegenheit) Weil ſie zu bald ihn übertreffen wird?

Aſan. Haben Sie auch Geduld?

Beni. Welche Frage an einen Sclaven!

Aſan. Daß doch immer Glück und Unglück ſich wechſelſeitig gründen. Dieſe Blume welkt; jene nährt ſich von dem Staube der Verwelkten. Ihr Schickſal, Herr Graf, iſt bitter; aber es verſüßt das unſrige. Ihre Leiden mildern ſey unſre Pflicht — nicht Pflicht, wie komm ich zu dem trocknen Worte? — ſey unſre Freude!

Beni. (froh erſtaunt.) Gott! ich höre eine Sprache, die meinem Ohre fremd geworden war.

Aſan. Dieſes Land iſt freilich rauh und kalt, unſre Blumen riechen nicht, unſre Früchte ſind ſauer, unſre Menſchen wild und roh. —

Benj. Ach mein Fräulein! der Menſch iſt die einzige Frucht, welche unter keinem Himmelsſtriche ausartet. Ueberall gedeiht das Unkraut.

Afan. Warum nur Unkraut?

Benj. Weil es nicht der Mühe werth iſt, von den Paar Waizenkörnern zu reden, die darunter wachſen.

Afan. Ihre Sprache verräth, daß Sie viel Unglück erduldeten.

Benj. Viel? ach ja! ein Unglück kann viel Unglück ſeyn. Ich bin Sclave.

Afan. Wir werden Ihre Sclaverey erträglich machen.

Benj. (ſehr ernſt.) Es giebt keine erträgliche Sclaverey (plötzlich galant) vielleicht die der Liebe ausgenommen.

Afan. (munter.) Es giebt keine Sclaverey der Liebe.

Benj. Kennt man die Liebe auch in Kamtſchatka?

Afan. Man lebt ja in Kamtſchatka.

Benj. Vielleicht ohne Liebe, wie ohne Sonne.

Afan. Ey nun was nicht die Sonnenwärme hervorlockt, das bewürkt die warme Einbildungs-Kraft eines Dichters. Wir leſen wenn wir können, wir leſen und empfinden. Gäbe es nur mehr gute Bücher in unſrer Mutterſprache. Schon lange war mein Wunſch Franzöſiſch zu lernen. Sie haben meinem Vater verſprochen —

Benj. Was meine Kräfte vermögen.

Afan. Sollen wir den Anfang machen?

Benj. Gern, aber ohne Buch —

Afan. Nicht aus dem Buche, von Ihnen will ich lernen.

Benj Aber wie, wenn der Lehrer vor ſeiner Schülerin verſtummt.

Afan. Weil er kein Buch hat? — Sie ſehen mich ſo an Herr Graf? in Ihren Augen ſteht, was ich gerade noch in keinem Buche las.

Benj. (verlegen.) Daß doch die Schönen ſich ſo gern an der Verwirrung eines Soldaten ergötzen.

Afan. Weil es unſre Schwachheit ſchmeichelt, und unſern Waffen Ehre macht. Weg mit den Poſſen! Auch ohne Buch wollen wir uns bald helfen. Sie ſagen mir Worte vor, und ich lalle ſie nach, ſo gut ich kann.

Benj. Worte?

Aſan. Ich lerne heute ein Dutzend, und morgen ein Dutzend, in Jahr und Tag kann ich Franzöſiſch mit Ihnen plaudern. Wie nennt man zum Beyſpiel das Auge, die Wangen, den Mund, das Herz?

Benj. Le Coeur.

Aſan. Le Coeur — le Coeur — ſehn Sie, das weiß ich ſchon. Le Coeur. — Was heißt denn: das Herz klopft?

Benj. Le Coeur palpite.

Aſan. Le Coeur palpite. O das iſt ſchön! (die Hand aufs Herz mit einem Seufzer) Le Coeur palpite. Ich bin eine gelehrige Schülerin, ich fühle was ich lerne.

Benj. (verwirrt.) Faſt hätte ich vergeſſen, daß Ihr Herr Vater mich zum Schachſpiel berief. Ich bitte mich für heute zu beurlauben.

Aſan. Nicht doch, heißt das die Stunde aushalten?

Benj. (bedeutend.) Eine ganze Stunde, mein Fräulein?

Afan. Nun ja, bin ich denn ſo langweilig?

Benj. Um Gotteswillen! vergeſſen Sie nicht, daß ich nur ein armer Verwieſener bin; und laſſen Sie auch mich das nie vergeſſen.

Afan. Warum nicht? ich will Sie nicht verweiſen. Sie haben gegen die Ruſſen gefochten, was geht das mich an? Sie ſind gefangen worden, was geht das mich an? Sie wurden hieher gebracht, das geht mich ein wenig an.

Benj. In wie fern, mein Fräulein? welches Amt verwalten Sie hier?

Afan. Das ſchöne Amt Unglückliche zu tröſten.

Benj. (gerührt, ſein volles Herz erleichternd.) Ich ſehe, die Natur war auch hier gerecht. Zwar raubte ſie den Fluren ihren Frühlings-Schmuck, aber ſie vereinigte alle ihre Wohlthaten in einer ſchönen Seele. Kamtſchatka iſt keine Wüſte.

Afan. Freundſchaft baut ſich wie die Schwalbe überall ein Neſt. Freude iſt kein Schmetterling, der ſich nur auf Blumen ſezt, und im Winter erſtarrt. Freude lebt auch unter dem Nordpol.

Benj. Himmel! welche Blume hat dieſe Sonne entfaltet!

Aſan. Wollen Sie mich eitel machen? Aber ich weiß ſchon wie ich das zu nehmen habe. Auf einer unfruchtbaren Steppe freut man ſich auch des Wieſenblümchens.

Benj. Was iſt Kunſt gegen Natur!

Aſan. Gefällt es Ihnen ſo?

Benj. Darf es mir gefallen?

Aſan. Sonderbarer Mann! Ihr Auge iſt ſo kühn, und ihr Mund ſo furchtſam.

Benj. O dann verzeihen Sie des Auges Kühnheit um der Beſcheidenheit des Mundes willen! — Ein Wort das nur noch auf der Zunge ſchwebt, und ein Stein in der Hand, ſind beide ſo unſchädlich; aber das Wort entſchlüpft, der Stein iſt geworfen, wer kann für die Folgen ſtehen? — Ihr Herr Vater erwartet mich. — Ich danke Ihnen, mein Fräulein, für die friſche Blüthe, welche Ihre Hand in den verwelkten Kranz meiner Freude flocht. Ich danke Ihnen, daß ich wieder ſtolz ſeyn darf, ſtolz auf ihre Freundſchaft. Das Uebermaaß Ihrer Güte verdanke ich nur meinem Unglücke.

Wer könnte dieſe edle Empfindung mißverſtehen? wer ihr eine hämiſche Deutung gebe? — Ihnen iſt jedes Gefühl geweiht, das in dem Herzen eines Sclaven laut werden darf. (Er grüßt ſie ehrerbietig und entfernt ſich.)

Aſan. (ſieht ihm lange ſchweigend nach, dann geht ſie unruhig auf und nieder. Dann greift ſie nach dem Buche, blättert darin, und wirft es wieder weg. Dann tritt ſie gedankenvoll an das Schachbret, und ſpielt mechaniſch mit den Steinen. Dann ſeufzt ſie, legt die Hand auf die Bruſt, und ſpricht:) Le Coeur palpite!

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt.

(Cruſtiews Zimmer.)

Cruſt. (allein am Fenſter.) Wo bleibt er? — Seine Gegenwart giebt dem Körper Leben, Alles keimt und ſchießt herauf; ſeine warme Thätigkeit muß es zur Reiſe bringen.

Step. (tritt auf mit Flaſchen und Glas in der Hand, nicht völlig nüchtern) Guten Tag Alter!

laß uns trinken, auf das Wohlſeyn aller plauderhaften Zofen. (er trinkt.)

Cruſt. Was willſt du damit ſagen?

Step. Viel oder wenig, nach Gefallen. Ich habe eine köſtliche Entdeckung gemacht, ich bin berauſcht davon.

Cruſt. Des Rauſches Urſach iſt in deinen Händen.

Step. Poßen! gieße Feuer ſtatt des Hirns in meinen Kopf; und es iſt Nüchternheit gegen dieſen Rauſch.

Cruſt. Wüſter Menſch!

Step. Kennſt du den Koſaken Kudrin?

Cruſt. Die Frage eines Trunkenen. Iſt er nicht der Unſrigen Einer?

Step. Trau ihm nicht, er iſt der Sclave eines Weibes. Er liebt Feodora, Afanaſjens Mädgen.

Cruſt. Was kümmert das mich?

Step. Er hat kein Geheimniß vor ihr, und ſie hat keins vor ihm. Ha! ha! ha!

Cruſt. Ich verſtehe dich nicht.

Step. Dank dir Satan für dieſen Dienſt! (er ſchenkt ein und trinkt.) Der Teufel ſoll leben!

Cruſt. Frevler! deine Trunkenheit iſt gräßlich.

Step. Jezt bin ich in der Stimmung deren ich bedarf. (er ſezt Flaſche und Glas auf den Tiſch.) Da trinke den Ueberreſt.

Cruſt. Geh, leg' dich ſchlafen.

Step. Schlafen? ey warum nicht? Ihr ſähet gern, ich ſchliefe immer. (ſpöttiſch.) Gute Nacht Alter! (er geht fort.)

Cruſt. Welch Räthſel hat der wilde Thor im Sinne? Der Wirrwar ſeiner Worte ſchien mehr als bloßer Rauſch.

Beni. (tritt haſtig auf.) Ich habe viel mit dir zu reden.

Cruſt. Und ich mit dir.

Beni. Die Liebe miſcht die Karten, das Spiel iſt gewonnen.

Cruſt. Was heiſt das?

Beni. Alle meine Menſchen-Kenntniß, alle meine Mädgen-Kenntniß trügt, oder Afanaſja liebt mich.

Ernſt (ſchüttelt lächelnd den Kopf.) Dieſe Liebe iſt in einer Nacht heraufgeſchoſſen, wie ein Schwamm.

Benj. Iſt Liebe nicht immer ein unerwarteter Beſuch? Haſt du je gehört, daß man Anſtalten macht, ſie zu empfangen?

Ernſt. Nun dann? und wozu frommt es?

Benj. Das ahndeſt du nicht?

Ernſt. Willſt du ſie heyrathen?

Benj. Ich hab' ein Weib!

Ernſt. Willſt du ſie betrügen?

Benj. Pfuy!

Ernſt. Willſt du ſie wieder lieben?

Benj. Ich kann nicht — ach! ich weiß nicht —

Ernſt. Nun?

Benj. Rathe mir.

Ernſt. Ich rathe nicht, wo ſchon beſchloſſen worden.

Benj. Beſchloſſen?

Ernſt. Frage dich nur ſelbſt; das blühende Mädchen behagt dir.

Benj. (einen Augenblick in Gedanken verloren, dann die Achſeln zuckend.) Wenn ich mein Herz durchſpähe.

Ernſt. Was findeſt du?

Benj. (nach einer Pauſe.) Sinnlichkeit und Eitelkeit; Wohlwollen und Reiz der Neuheit —

Ernſt. Männer-Eitelkeit iſt ein häßlicher Götze, dem ſchon manches trugloſe Herz geopfert wurde.

Benj. Nur unſer Vortheil, unſre Freiheit ſchwebten mir vor Augen.

Ernſt. Gut, wenn du dich ſtark genug fühlſt, die Gränzen nicht zu überſchreiten. Nicht gut, wenn du unſer Glück auf eines harmloſen Geſchöpfes Elend bauen willſt.

Benj. Nimmermehr!

Ernſt. Ich bin ein alter Mann, und Aberglaube iſt des Alters Erbtheil. Unſer Anſchlag könnte gelingen auf Koſten einer Unſchuld. Lieber Sclave unter des Henkers Peitſche, als frei unter des Gewiſſens Geiſel. So oft ein Sturm auf hohem Meer uns ergriffe, würde ich ängſtlich rufen: ſiehe das iſt Gottes Rache! —

Drum ſchwöre mir heilige Ehrfurcht für des Mädgens Tugend!

Benj. Pfui! der häßliche Gedanke hat mich nie berückt. Ich ſchwöre dir.

Ernſt. Wohlan, dann magſt du immerhin ihrer Hoffnung goldne Brücken bauen. Ein halbes Wort, ein ſchüchterner Blick, mögen ihr Herz in ſüße Träume wiegen. Sind wir fort, ſo wird ſich das verbluten. Es vergißt ſich Alles in der Welt, nur verlorne Unſchuld nicht. — Indeſſen ziehe einen dichten Schleyer um dieß Geheimniß. Laß es unter den Verſchwornen nicht laut werden. Hüte dich vor Stepanoff.

Benj. Warum?

Ernſt. Weil er um das Mädgen raßt.

Benj. Er kennt ſie?

Ernſt. So wie wir ſie alle kennen.

Benj. Kennt ſie ihn?

Ernſt. Ich zweiſle.

Benj. Sprach er ſie?

Ernſt. Nimmer.

Benj. Und doch verliebt?

Ernſt. Wie ein Wahnſinniger in eine Prinzeſſin. — Jezt ein Wort von dem, was ich indeſſen vorbereitet und gewürkt. Vieles iſt gut, vieles nicht gut.

Benj. Zuerſt das Gute.

Cruſt. Es überträgt das Schlimme — Tſchulosnikoff ſegelte nach den aleutiſchen Inſeln um See-Ottern zu fangen. Acht und zwanzig Jäger dienten unter ihm. Sie ſind zurückgekehrt und murren, das Schiffsvolk iſt gewonnen, das Schiff iſt unſer.

Benj. Die Stimme eines Engels!

Cruſt. Sie ſammeln ſich um Mitternacht in der Kapelle, durch einen Schwur ihr Schickſal an das unſrige zu knüpfen.

Benj. Dir iſt ein Meiſterſtück gelungen — Ach Cruſtiew! mein Kopf gleicht einer Zauberlaterne. Von der Einbildungskraft beleuchtet, fliegen die Bilder bunt vorüber. Schon ſeh' ich mich in China, Japan, Indien, ſchon umſegeln wir das Vorgebürge der guten Hoffnung — Hoffnung! Himmelstochter!

Cruſt. Nicht ſo haſtig, birg das Feuer in der Aſche, wir ſind noch fern vom Ziele.

Benj. Der Weg iſt eben, die Felſen liegen hinter uns.

Ernſt. Und plötzlich ſinken wir vielleicht auf ebenem Wege in einen Abgrund, Mißgunſt glupt aus jedem Winkel, in jeder Ecke lauern Neider, der iſt ein Thor, der ſeine Feinde auf den Heerſtraßen ſucht. Im Buſche liegen ſie verſteckt. Sie laſſen dich Sorgloſen vorüberziehen, und treffen von hinten.

Benj. Alles kömmt mit Liebe mir entgegen.

Ernſt. Deſto ſchlimmer! Die ausgehängte Flagge wird dich ſicher machen, viele haſſen dich, weil es immer Menſchen giebt, klug genug, eines großen Geiſtes Ueberlegenheit zu fühlen, und dumm genug ſie zu beneiden. Viele haſſen dich um der großen Summen willen, die ſie im Schach an dich verlohren. Da iſt zum Beiſpiel Kaſarinoff. —

Benj. Der blödſinnige Kaufmann?

Ernſt. Er ſtellt dir nach.

Benj. Er? du irrſt. Er ſandte mir noch dieſen Morgen ein Geſchenk von Thee und Zucker.

Ernſt. Sey auf deiner Huth! er überzuckert ſeine Tücke.

Benj. Mißtrauiſcher Greis! Mache die Menſchen nicht ſchlimmer als ſie ſind. Mißtrauen hat ſchon manches Gute erſtickt, und manche ſchöne Seele abgewendet.

Cruſt. Vorſicht iſt nicht Mißtrauen.

Waſili (tritt auf.) Ach ein Unglück!

Benj. Rede.

Waſili. Unſer kleiner Schäferhund Saba'c iſt todt.

Cruſt. Wir haben einen wachſamen Freund verlohren. Wie ging das zu?

Waſili. Ich bereitete den Thee für Graf Benjowsky, der kleine Schäker beluſtigte mich durch ſeine Gaukeleyen, ich gab ihm ein Stück von dem Zucker, welchen Kaſarinoff dir zum Geſchenke ſandte. Er fraß, und in wenig Minuten verdreht' er die Augen, fiel in Zuckungen und ſtarb.

Benj. (ſtutzt.)

Cruſt. (nach einer Pauſe.) Wie nun Benjowsky?

Benj. Ich erſtarre.

Cruſt. Wer kennt die Menſchen beſſer?

Benj. Du! — aber büßen ſoll er dieſe teufliſche Argliſt! ich will zum Gouverneur —

Cruſt. Doch nicht unbewaffnet.

Benj. Ein Giftmiſcher iſt die niedrigſte Gattung von Meuchelmördern; ein Stock findet ſich überall. — Bringe mir, Waſili, ein Stück von dieſem Zucker.

Waſili. (ab.)

Benj. Armer kleiner Hund! wenn mir das Alter Ruhe ſchenkt, ſoll einſt dein Bild in Marmor ausgehauen, meinen Garten zieren, und die Vorſehung durch deinen Anblick mich zu immer neuem Danke wecken. (Er will gehn, und ſtößt auf Tſchulosnikoff, der mit wütender Geberde ihn bey der Bruſt packt, indem er ſchreit:) Halt! nicht von der Stelle! (Benjowsky ſtößt ihn mit überlegener Kraft von ſich, daß er taumelt.) Dort im Winkel ſteh und rede! was willſt du?

Tſchulosnikoff. Alle Teufel! das mir? von einem Verwieſenen?

Benj. Du hätteſt nicht vergeſſen ſollen, daß ein Verwieſener ein Menſch iſt.

Tſchul. Beſchimpfung von Beſchimpften!

Beni. Deſto ſchlimmer für dich!

Tſchul. Der Gouverneur ſoll's wiſſen!

Beni. Das ſoll er!

Tſchul. Sprecht was habt ihr vor?

Beni. Dir den Hals zu brechen, wenn du nicht höflich und beſcheiden redeſt.

Cruſt. (heimlich.) Mäßige dich; Hitze beſſert nichts.

Tſchul. Was murmelſt du alter Böſewicht? Du haſt mein Schiffsvolk verführt! Du haſt es aufgewiegelt zu Verrath und Meuterey.

Cruſt. (verlegen.) Ich?

Beni. Du lügſt!

Tſchul. (zu Benjowsky.) Eine Verſchwörung iſt im Werke, und du ſtehſt an der Spitze!

Beni. Du lügſt!

Tſchul. Meinen Steuermann quälte das Gewiſſen, er entdeckte mir's.

Beni. Er lügt!

Tſchul. Vortreflich! Alles Lüge! Warum ſteht denn jener alte Pinſel ſteif und ſtarr? Warum hat das Schrecken ihm die Glieder gelähmt? Rede Cruſtiew. Kennſt du mein Schiffsvolk?

Cruſt. Ich kenne es.

Tſchul. Warum ſchlichſt du vor Tages Anbruch um ihre Hütten? was hatteſt du Stundenlang hinter verriegelten Thüren mit ihnen zu verhandeln?

Beni. Narr! mit zwey Worten löſe ich dir das Räthſel, der Gouverneur und einige angeſehene Einwohner der Stadt haben mich überredet, eine öffentliche Schule anzulegen. Wir bedürfen ein geräumiges Schulgebäude. Dein Schiffsvolk iſt müßig, ich hab' es dingen wollen zur Arbeit, dieſen Auftrag gab ich Cruſtiew, er iſt des Handels einig werden, das iſt es alles.

Tſchul. Vortreflich ausgedacht! eine ſaubere Lüge! aber wartet —

Beni. Jezt ſchweig! Ich hab' dir die Ehre angethan, deinen albernen Verdacht zu widerlegen! Doch länger dieſen Unſinn dulden, wäre Schwachheit oder Furcht. Hüte dich!

Tſchul. Was? du drohſt?

Beni. Ich kann auch mehr als drohen.

Tſchul. Einem treuen Bürger ſolche Schmach von einem verwieſenen Hunde —

Beni. (ſchlägt ihn.) Da haſt du deinen Lohn! (indem er ihn zur Thür hinaus wirft.) Jezt pack' dich fort!

Tſchul. (wütend.) Das ſoll Euch Leib und Leben koſten!

Cruſt. Wir ſind verlohren.

Beni. Warum?

Cruſt. Er geht zum Gouverneur.

Beni. Ich auch.

Cruſt. Er wird ſchreyen, toben —

Beni. Ich werde reden.

Cruſt. Und wenn er auch nicht überzeugt, ſo wird er Mißtrauen wecken.

Beni. Kalte Faſſung gegen tolle Hitze, ein leichter Sieg.

Cruſt. (am Fenſter.) So eile zuvorzukommen. Er iſt zu Fuß, wirf dich in jenen angeſpannten Schlitten, fahre dort über den Fluß, der Weg iſt kürzer.

Beni. Wohlan! wenn Alles gut geht, ſiehſt du mich bald wieder. (Er geht. An der Thür ſtößt er auf Waſili, dem er ein Paquet abnimmt.) Aha! den Zucker hätt' ich faſt vergeſſen. (Er eilt fort.)

Ernſt. (allein.) Ohne ihn war unſer Spiel verrathen. Mich alten Mann verließ die Faſſung, Sclaverey und Alter beugen Leib und Seele. Ich tauge zu nichts mehr. Der Jüngling ergözt ſich an Hoffnungen; des Mannes Kraft bricht aus in Thaten; der Greis und das Kind haben nur ohnmächtige Wünſche.

(Zimmer im Hauſe des Gouverneurs.)

Aſan. (tritt ſchüchtern auf.) Endlich bin ich allein. Immer iſt ſie hinter mir, immer ſchwazt ſie. Ach! die Liebe iſt beredt aber nicht geſprächig — Armes Mädgen! lebte deine Mutter noch! ſie würde dich verſtehen. — Erleichterung bedarf dieß Herz. Er iſt edel, er ſoll wiſſen, was hier vorgeht. Zutrauen findet Großmuth! den edlen Mann entwaffnet das Bekenntniß: ich bin in deiner Gewalt. — St! ich höre Jemand auf der Treppe — ein raſcher Tritt — es iſt der Seinige —

Step. (tritt herein.)

Aſan. Ach nein! Die Sinnen haben das Herz betrogen — wollt Ihr zu meinem Vater?

Step. Zu Euch, ſchönes Fräulein.

Afan. Was wollt Ihr?

Step. Mehr als ein Gott mir geben kann, Eure Liebe —

Afan. Seyd Ihr wahnſinnig?

Step. Ich werd' es, wenn Ihr mich verſchmäht.

Afan. Es ziemt mir nicht Euch anzuhören,

(Sie will fort.)

Step. Bleibt um Gottes willen! Hören könnt Ihr mich ja immer, und beſchließen was Euch gut und menſchlich dünkt. Ich bin freilich nur ein Verwieſener, ein Auswurf der Menſchheit. Um eines raſchen Jugendſtreiches willen ward ich verbannt. Meine Geburt iſt der Eurigen gleich, mein Herz des Eurigen werth. Ein Zufall kann meine Ketten löſen, Eure Feſſeln werd' ich ewig tragen. Schönes Fräulein! ſeht mich hold an! daß ein Strahl der Hoffnung meines Lebens Nacht durchdämmere.

Afan. Genug! auf Euer Geſtändniß weiß ich nichts zu antworten, doch aus Mitleid verſchweig ich meinem Vater dieſen Schritt.

(Sie will fort.)

Step. Bleibt! daß die Stimme der Lieb' und Wahrheit zu Eurem Herzen reden. Als ich hieher geſchleppt in Ketten vor ſieben Jahren zum Erſtenmale an den Feſtungswerken arbeiten mußte; als dem ungewohnten Frohndienſt meine Kräfte unterlagen; als ich auf dem Walle ohnmächtig ausgeſtreckt den Tod mir wünſchte: da kamt Ihr eben die Straße herab an Eurer guten Mutter Hand. Afanaſja Alexiewna! Ihr wart damals ein kleines Mädgen. Aengſtlich bebtet Ihr zurück, als Ihr mich hülflos liegen ſahet, ſchmiegtet Euch an die Mutter und batet: Mutter! gebt dem armen Manne Etwas! Eure Mutter gab mir ein Stück Geld, und ich — gab Euch mein Herz — Ach! Ihr ſeyd herangewachſen, und mit Euch meine Liebe. Jahre ſind verfloßen, doch immer ſeh' ich noch den kleinen Engel von geſtern — den Keim der Dankbarkeit wähnt' ich in meinem Herzen zu hegen und zu pflegen — Ach! ſeine Frucht iſt Liebe! — Verdammt mich nicht! zertretet mich nicht! ich verlange und begehre nichts. Kein Schwur, kein Verſprechen ſoll Euch binden; nur Hoffnung wenn das Schickſal einſt mir wieder lächelt, daß auch Ihr mir lächeln würdet.

Afan. Mein Mitleid ſchenke ich Euch von Herzen, doch thörichte Hoffnungen nähren kann ich nicht, und will ich nicht.

Step. Ihr könnt und wollt nicht? — (bitter.) Ihr könnt nicht, weil Ihr nicht wollt.

Afan. Wem bin ich Rechenſchaft von meinem Herzen ſchuldig?

Step. Ein fremdes Feuer glüht unter dieſer Aſche.

Afan. Schöpft Ihr Verwegenheit aus meiner Güte?

Step. Der Neuheit Reiz hat Euer junges Herz verblendet.

Afan. Entfernt Euch!

Step. Ein ſchwülſtiges Geſchwätz hat Euch bethört.

Afan. Fort Wahnſinniger! ich will allein ſeyn.

Step. Erwartet Ihr Beſuch Fräulein? wird er kommen?

Afan. Wer?

Step. Der Glückliche, um deſſen willen man mich in den Staub tritt.

Aſan. Soll ich meinen Vater rufen?

Step. Thut was Ihr wollt, mein Leben iſt um jeden Preis mir feil, das ſchöne Luftſchloß meiner Hoffnungen iſt zertrümmert, ich hatte Jahre lang daran gebaut. Weinen mag ich nicht, und beten kann ich nicht. Nur ein Narr weint, betet oder flucht. Dem Manne von Kopf leiht die Verzweiflung andre Mittel. Soll er zu Hohn und Spott wie Simſon aufbehalten werden, ſo pakt er wenigſtens mit gewaltiger Fauſt des Tempels Säulen, und ſtürzt ſie krachend über ſich und ſeinen Feinden zuſammen.

Aſan. Ihr raſt.

Step. Noch nicht, doch bald vielleicht. Lauern will ich und ſpüren, jeden Eurer Blicke haſchen, jede halbe unwillkührliche Bewegung auffangen und ergänzen. Liebe, Eiferſucht, Verzweiflung, werden meine innere Sinne ſchärfen, und gewährt der Satan mir die Freude, zu ſehen was ich will — Ha! dann ſoll ein luſtig Spiel beginnen! auf meinem Grabe ſollen die Furien Eure Hochzeit-Fackel ſchwingen.

Aſan.

Afan. Weh' mir! wie entkomm' ich dieſem Raſenden.

Benj. (tritt herein.)

Afan. (mit einer freudigen Bewegung ihm entgegen.) Ha! Graf Benjowsky!

Step. Da iſt er! Höll und Teufel! ich habe genug! — Lebt wohl, ſchönes Fräulein! ich gehe ſchon. Ihr ſeht, ich weiß zu leben — und zu ſterben! doch nicht ungerochen!

(er ſtürzt hinaus.)

Benj. Was iſt das? Sie zittern? und Er wütet?

Afan. Ich zittre, ja.

Benj. Warum?

Afan. Ich will es meinem Vater klagen.

Benj. Was?

Afan. Nein, ich will es nicht thun.

Benj. Was nicht?

Afan. Er jammert mich, er iſt verrückt.

Benj. Verrückt?

Afan. Er liebt mich.

Benj. Iſt er darum verrückt?

Afan. Ein Verwieſener —

Benj. (mit einiger Bitterkeit.) Recht, mein Fräulein, das hatt' ich vergeſſen.

Afan. (verwirrt.) Nicht darum, daß er Verwieſen iſt — nein — das wollt' ich nicht ſagen —

Benj. Es war doch ſehr vernünftig.

Afan. O das Vernünftige iſt nicht immer das Wahre. Kann ein Verwieſener denn nicht liebenswürdig ſeyn?

Benj. Er kann, aber er darf nicht.

Afan. Er darf, aber dieſer kann nicht, dieſer nicht.

Benj. (abbrechend.) Wo iſt Ihr Herr Vater? ich muß ihn ſprechen.

Afan. Er iſt — lieber Graf, ich habe Sie beleidigt.

Benj. Beleidigt? wodurch?

Afan. Sie ſind auch ein Verwieſener.

Benj. Leider!

Afan. Ich vergeſſe das ſo leicht.

Benj. Ich werde es nie vergeſſen.

Afan. Freilich — weil Ihre Vernunft — weil Sie immer ſo vernünftig ſind.

Benj. Sie ſollten mich drum loben.

Aſan. Recht gern — nur mit dem Munde — das Herz —

Benj. Das Herz will geſchmeichelt ſeyn.

Aſan. (verſchämt.) Sie ſind kein Schmeichler.

Benj. (feſt.) Nein.

Aſan. Es giebt auch Wahrheiten, die das Herz gern hört.

Benj. Nicht jede Wahrheit iſt gut zu ſagen.

Aſan. Wenigſtens nicht für Jeden.

Benj. Recht mein Fräulein.

Aſan. Ich meinte Stepanoff.

Benj. Und ſeines Gleichen.

Aſan. Wer iſt ſeines Gleichen?

Benj. Jeder Verbannte.

Aſan. Jeder? — ich verſtehe Sie. (mit einem unterdrückten Seufzer.) Angebohrne Kälte iſt nicht Tugend.

Benj. Aber leiden und ſchweigen, iſt Verdienſt.

Aſan. Oder Eigenſinn. Sage immer was du fühlſt, lehrte mich meine Mutter, ſo wirſt du nie fühlen, was du nicht ſollſt.

Benj. Dieß einzige ſchöne Wort iſt ein Gemählde Ihrer Mutter.

Aſan. Sie hat mir deren viele hinterlaſſen. Wenn ſie noch lebte — Ach — da drüben auf der Höhe iſt ihr beſchneytes Grab — dort will ich, wenn das erſte Gras hervorkeimt, mein Geheimniß in die Erde flüſtern. (Pauſe.) Sie fragen mich nicht um mein Geheimniß?

Benj. Ich habe kein Recht dazu.

Aſan. Sie ſind mein Lehrer — ich darf und muß Zutrauen zu Ihnen haben. Rathen Sie mir.

Benj. Worin?

Aſan. Wenn ich Stepanoff liebte —

Benj. Nun?

Aſan. Was müßte ich thun?

Benj. Sich Ihrem Vater entdecken.

Aſan. Und dann?

Benj. Wenn ſein Anſehen Ihrem Geliebten die Freiheit wiedergäbe, ſo dürften Sie ohne Erröthen ihm Ihre Hand reichen.

Aſan. Sie haben in meine Seele geſprochen.

Benj. Glücklicher Stepanoff!

Afan. Würklich lieber Graf? würden Sie den für glücklich halten — den ich liebe?

Benj. Wenn er ein fühlendes Herz beſizt —

Afan. (lehnt ſich ſchüchtern an ihn, und verbirgt ihr Geſicht an ſeiner Schulter.) Beſitzen Sie das?

Benj. (bewegt.) Afanaſſja!

Afan. Ja oder Nein?

Benj. Liebenswürdige Unſchuld!

Afan. Ja oder Nein?

Benj. (drückt ſie unwillkührlich an ſeine Bruſt.)

Afan. Ich fliege zu meinem Vater! (ſie eilt fort.)

Benj. Afanaſſja! wohin? — Gott was war das! der Unſchuld Götterreiz überraſchte mich! (ſich vor die Stirn ſchlagend.) Aemilie! meine Gattin!

Hettm. (kommt.) Da iſt er ja, wie gerufen.

Benj. (betreten.) Hat man nach mir gefragt?

Hettm. Gefragt — Geſucht —

Benj. Wer?

Hettm. Ich, weil ich reden muß. Wovon? von wichtigen Dingen.

Benj. Ein andermal. Ich kam hieher wegen dringender Geſchäfte. (er will fort.)

Hettm. Halt! Nicht von der Stelle! An dieſer Minute hängt vielleicht das Schickſal von Jahrhunderten.

Benj. (bey Seite.) Unerträglicher Dummkopf! — (laut.) Was iſt zu Ihrem Befehl?

Hettm. (geheimnißvoll lächelnd.) Eine Kleinigkeit. (nach einer feyerlichen Pauſe.) Die halbe Welt!

Benj. Die halbe Welt? (bey Seite.) Der iſt auch verrückt.

Hettm. Sie ſtutzen? ha! ha! ha! hier iſt ein Kopf, und in dieſem Kopfe gehen wunderliche Dinge vor.

Benj. Das höre ich.

Hettm. Wer hat Kamtſchatka erobert? ein Koſak. Wer iſt Hettmann der Koſaken? ich.

Benj. Das weiß ich, aber —

Hettm. Stille! nicht geplaudert! verſprich mir das tiefſte Schweigen über alles was ich dir ſo eben anvertraut habe.

Benj. (lächelnd.) Herzlich gern.

Hettm. Ich habe ein Plänchen — wenn ich ſage ein Plänchen, ſo verſtehe ich darunter einen großen Plan. Kurz und gut — (ihm geheimnißheimnißvoll auf die Seite ziehend.) ich will eine Kolonie auf den aleutiſchen Inſeln ſtiften.

Benj. Ey!

Hettm. Du ſollſt mir den Entwurf ein wenig ins Reine bringen.

Benj. So?

Hettm. Wenn ich ſage: *ins Reine*, ſo verſtehe ich darunter die Feder; denn was den Säbel betrift, da braucht der Koſak keine Hülfe. Du ſollſt den Gouverneur überreden, daß er es der Monarchin vorſtellt.

Benj. Weiter.

Hettm. Merkſt du nicht? Ich mache Euch alle glücklich, du frey, der Gouverneur von hier nach Ochozk verſezt; du Gouverneur von Kamtſchatka; ich Regent der aleutiſchen Inſeln, und — ehe Ihr es Euch verſeht — Eroberer von Kalifornien.

Benj. Bravo! der Plan iſt unverbeſſerlich.

Hettm. Nicht wahr? (mit gravitätiſchem Ernſte.) Ich wünſch Ihnen Glück Herr Gouverneur von Kamtſchatka.

Benj. (eben ſo.) Ich danke Ewr. Kaliforniſchen Majeſtät, doch würde es mir lieber ſeyn, wenn Sie geruhten, mich zu Dero Miniſter und Feldherrn zu ernennen.

Hettm. Auch das lieber Graf, es ſey Ihnen gewährt —

Benj. Ich bin ganz gerührt —

Hettm. Ich auch. Ich bin ſo gerührt, daß ich lachen muß, wenn ich Sie im Geiſt an der Spitze meiner Truppen ſehe. Wohlan, ein Bündniß zu Schutz und Trutz. (Er reicht ihm die Hand.)

Benj. (ſchlägt ein.) Es ſey. (bey Seite.) Trage den Narren, wenn er dir nutzen ſoll.

Gouv. (kommt.) Willkommen Graf Benjowsky! wo iſt meine Tochter?

Benj. Sie war eben hier.

Gouv. Feodora ſagte mir, ſie ſuche mich.

Hettm. (wichtig.) Wir haben unterdeſſen ein Königreich gefunden. Ha! ha! ha!

Benj. Ehe wir Beſitz davon nehmen, bin ich gekommen, um Gerechtigkeit zu bitten.

Gouv. Wie ſo?

Benj. Ein toller Menſch, Tſchulokwiloff, hat mich in meiner Hütte überfallen, und durch die gröbſten Schmähungen ſo lange gereizt, bis ich ihn aus der Thür warf.

Gouv. Die Veranlaſſung?

Benj. Zur Errichtung eines Schulgebäudes ließ ich ſein Schiffsvolk miethen, der Thor ſpricht, ich wolle die Leute aufwiegeln, und eine Meuterey anſpinnen.

Gouv. So dumm als boshaft.

Hettm. Man muß den Schurken die Katze geben.

Gouv. Ich werde ihn rufen laſſen.

Benj. Man beneidet mir das Geſchenk Ihres Zutrauens, darum verfolgen mich Haß und Meuchelmord.

Gouv. Meuchelmord?

Benj. Hier iſt der Beweiß. (Er zieht den Zucker hervor.) Unter der Larve der Freundſchaft ſandte mir der Kaufmann Kaſarinoff vergifteten Zucker. Ein Hund, der davon fraß, ſtarb auf der Stelle.

Gouv. Iſts möglich! Geben Sie her. (er nimmt den Zucker.)

Hettm. Die Knute für den Schurken.

Gouv. (klingelt.)

Ordonnanz. (tritt herein.)

Gouv. Man laſſe ſogleich Tſchulosnikoff und Kaſarinoff rufen.

Ordonn. Tſchulosnikoff iſt bereits im Vorzimmer und bittet um Gehör.

Gouv. Er ſoll kommen.

Ordonn. (öffnet die Thür und winkt Tſchulosnikoff herbey.)

Tſchul. (im Hereintreten.) Herr Gouverneur, ich komme —

Gouv. Mit frecher Stirn wie ich ſehe.

Heum. Du biſt ein Taugenichts.

Tſchul. Ich klage dieſen Fremdling des Hochverraths an.

Heum. Was? meinen Miniſter?

Gouv. Wagſt du Böſewicht einen Mann zu verläumden, der ſelbſt in Feſſeln mehr für die Krone that, als hundert freye Schurken deines gleichen?

Tſchul. Ich habe Beweiſe —

Gouv. Schweig! Ihr habt keinen Sinn für alles Große und Gute. Ihr klebt an eurer Dummheit wie Käfer an ihrem Miſte. Ich kenne dieſen Mann, ich weiß um Alles was er thut, und wo ſich Einer unterſteht ihm Hinderniſſe in den Weg zu legen, den hat die Sonne zum letztenmal beſchienen.

Tſchul. Er ſtiftet Aufruhr.

Gouv. Fort! ich will nichts weiter hören, Dank ſeyd Ihr ſchuldig und Verläumdung zahlt Ihr. Er will Eure Kinder zu Menſchen bilden, das iſt dem Vieh nicht recht.

Tſchul. Aber mein Steuermann —

Gouv. Schweig und packe dich!

Tſchul. Er hat mich gemißhandelt —

Hettm. Dir iſt recht geſchehen.

Tſchul. Aber mein Gott —

Gouv. (klingelt.)

Ordonn. (tritt ein.)

Gouv. He da! werft den Kerl in die Wache.

Tſchul. Schon gut ich gehe. Euch wird die Reue, und dich die Rache bald genug treffen. (Er geht wüthend fort.)

Beni. Er droht noch.

Gouv. Lächerlich.

Hettm. Vierzig Hiebe mit der Katze werden ihn den Kitzel vertreiben.

Gouv. Ruhig lieber Graf. Ich verſpreche Ihnen Genugthuung und Sicherheit. Verläumdung kann ein gutes Gewiſſen nur verhüllen wie ſchwarzer Flor einen ſchönen Buſen. Er ſchimmert durch. Ich kenne jene Halbmenſchen; ich kenne auch Sie. Ehre und Leben würde ich Ihnen anvertrauen.

Hettm. Und Californien oben drein.

Benj. (bey Seite, mit der Hand auf der Bruſt.) Auf dieſe Anklage war ich nicht vorbereitet.

Ordonn. Der Kaufmann Kaſarinoff.

Gouv. Er ſoll kommen.

Ordonn. (öffnet die Thür.)

Kaſar. (tritt herein.) Ew. Excellenz haben befohlen —

Gouv. (herausrufend.) Man bringe uns Thee. — Nur näher mein lieber Kaſarinoff. Ich höre, du biſt fleißig und betriebſam. Dein Handel iſt ausgebreitet; du verdienſt Aufmunterung.

Kaſar. Die Gnade —

Gouv. Soll nur Gerechtigkeit werden. Ein großer Kaufmann iſt ein großer Mann. Der Monarch überblickt ſeinen Staat; der Kaufmann die Welt. Mit der Rechten berührt er Aſien und mit der Linken Amerika. Durch einen Federſtrich knüpft er Welttheile an einander, läßt Citronen auf Kamtſchatka wachſen, und findet Goldgruben, in einer Steppe. Ehre dem Ehre gebührt. Setze dich her zu mir, mein lieber Kaſarinoff, wir wollen eine Taſſe Thee zuſammen trinken, und von Geſchäften ſchwatzen. (Er ſchenkt ſelbſt ein.) Dieſer Thee — ich habe ihn aus Irkuzk bekommen, es iſt Karavanen-Thee. Du verſtehſt dich darauf? er iſt gut. Ich muß dankbar bekennen, man überhäuft mich mit Geſchenken. (Er wirft Zucker in Kaſarinoffs Taſſe.) Dieſer Zucker zum Beiſpiel, iſt er nicht fein und weiß? ein Geſchenk von Graf Benjowsky. (Er wirft noch ein Stück hinein.) Du handelſt ja auch mit Zucker, verſuche doch einmal.

Kaſar. (verwirrt und ängſtlich.) Ew. Excellenz, es iſt nicht die Stunde in welcher ich Thee zu trinken pflege —

Gouv. Trinke, ich bitte dich, trinke.

Kaſar. Ich bin überhaupt kein Liebhaber von Thee.

Gouv. Wenn auch, mir zu Gefallen.

Kaſar. Er macht mir Hitze, Beklemmung. —

Gouv. Eine Taſſe nur.

Kaſar. Ich muß bitten mich zu verſchonen. —

Gouv. (ernſt) Trinke Freund Kaſarinoff! oder meinſt du der Thee ſey vergiftet.

Kaſar. Bewahre Gott! —

Gouv. So trinke, ich befehle es dir!

Kaſar. (nimmt zitternd die Taſſe.) Ich habe einen ſolchen Widerwillen gegen Thee —

Gouv. Wir wollen mehr Zucker hinein legen, ſo wird er dir nicht ſchaden. (Er wirft noch ein Stück Zucker in die Taſſe.)

Kaſar. (zitternd.) Ich! — ach! — (er läßt die Taſſe fallen.)

Gouv. (ſpringt auf.) Ha Giftmiſcher

Kaſar. (auf den Knien.) Gnade!

Hettm. Knute!

Gouv. So iſt es doch wahr, das mörderiſche Bubenſtück? — Graf Benjowsky, ſprechen Sie ſein Urtheil, in dieſer Stunde noch ſoll es vollzogen werden.

Kaſar. Gnade.

Hettm. Knute!

Benj. Sie überlaſſen mir die Strafe dieſes Menſchen?

Gouv. Ganz Ihnen.

Benj. Ich habe Ihr Wort, daß mein Ausſpruch mein Schickſal beſtimmen ſoll?

Gouv. Mein Wort darauf.

Benj. Wohlan, ich verzeihe ihm.

Gouv. Wie?

Hettm. Was?

Kaſar. (ſeine Knie umfaſſend.) Gott! welch ein Mann! (mit erſtickter Stimme.) Ich habe — nicht Worte — mögte dieſe Thräne meine Schuld vertilgen —

Benj. Steh auf, geh, und ſey mein Freund.

Gouv. Nein Graf, das darf ich nicht zulaſſen.

Benj. Ich habe Ihr Wort.

Gouv. Ihre That iſt edel, aber —

Benj. Iſt ſie edel, deſto beſſer: ſo bürgt Ihr Herz für Ihr Wort.

Gouv. (umarmt ihn gerührt.) Ich habe Sie hochgeſchätzt, nun bewundere ich Sie. (zu Kaſarinoff.)

ſt.) Geh, und mache dich ſeiner Verzeihung würdig.

Kaſar. (ſchluchzend.) Ich kann nicht reden — ich will meine Kleinen hohlen — die ſollen danken. (er geht.)

Hetm. (wider Willen bewegt, reicht Benjowsky die Hand.) Freund, du haſt großmüthig gehandelt wie ein Koſak. Ich ernenne dich zum Criminal-Richter zu Kalifornien.

Afan. (fliegt herein, und ſchlingt ihre Arme um ihren Vater.) Mein Vater!

Gouv. Was giebts?

Afan. Endlich finde ich Sie.

Gouv. Was fehlt dir?

Afan. Ihre Einwilligung.

Gouv. Wozu?

Afan. Zu meinem Glücke.

Gouv. Iſt dein Glück nicht mein Wunſch? Rede.

Afan. Ich liebe.

Gouv. Du liebſt?

Benj. (ſehr verlegen.) Ich will mich entfernen —

Afan. Bleiben Sie Graf Benjowſky, ich habe mich meiner Liebe nicht zu ſchämen.

Gouv. Ich erſtaune! ſo plözlich —

Hettm. Ich habe nichts davon gemerkt.

Afan. (geht auf Benjowſky zu, ergreift ſeine Hand, und wendet ſich zu ihrem Vater.) Ihren Segen mein Vater!

Gouv. Wie? du liebſt den Grafen?

Afan. Wen könnte ich ſonſt lieben?

Hettm. (empfindlich.) Nun, nun —

Gouv. Bedenkſt du aber auch —

Afan. Ich bedenke alles, Seinen Edelmuth, Ihre Güte, die lezten Stunden meiner Mutter! Soll ich ihre lezten Worte ihnen wiederhohlen? — ja es war in dieſem Zimmer, in dieſem nemlichen Zimmer ſtarb ſie. Auf dieſer Stelle ſtand ihr Bette, hier ſaßen Sie zu ihrem Haupte, und hier kniete ich zu ihren Füßen. Sie weinten, ich ſchluchzte, meine Mutter röchelte. Im letzten Todeskampf richtete ſie ſich noch einmal auf, drückte Ihre Hand, und ſprach gebrochen: gieb meiner Afanaſja einen Mann nach ihrem Herzen! — Hier ſteht er

— mein Vater! geben Sie ihrer Afanaſſja dieſen Mann nach ihrem Herzen! —

Gouv. Kind, du überraſcheſt mich —

Afan. (Benjowsky nach ſich ziehend.) Hier auf dieſer Stelle, wo meine Mutter ſtarb, hier flehen wir um Ihren Segen!

Gouv. Wenn der Graf einſt frey wird. —

Afan. Iſt er nicht frey ſobald Sie wollen? — Geiſt meiner Mutter! ſchwebe hernieder! ſchmiege dich freundlich an meinem Vater, daß er deinen lezten Wunſch erfülle!

Hetm. Ich dächte Gevatter, Ihr könntet ohne Gefahr —

Afan. Gefahr? iſt Tugend belohnen gefährlich?

Hetm. Die Ukaſe Peter des Erſten paßt auf manche Fälle.

Afan. Segen über Peters Aſche um dieſer Ukaſe willen!

Hetm. Das gerettete Schiff auf der Fahrt von Ochozk —

Afan. O ja, ſchon das allein —

Hetm. Die Einführung des Kornbaues auf Lopatka —

Afan. Recht Iwan Fedrowitſch! O ihr ſeyd liebenswürdig!

Hetm. Ja, ja, die Koſaken ſind immer liebenswürdig — Wenn wir ihm nun ferner die Zukunft mit in Rechnung bringen, die aleutiſchen Inſeln, Kaliſornien —

Afan. Sie ſagen kein Wort lieber Graf?

Benj. Was darf ich ſagen? mich martert der Gedanke, Ihr guter Vater könnte glauben, ich habe ſie zu dieſem Schritt verleitet.

Afan. Nein, das thaten Sie nicht. Nein, mein Vater, das that er nicht. Er hat mein krankes Herz mit ſeiner Vernunft gequält; er war ſo lieblos vernünftig — ſo herzlos edel — mein Vater! Sie ſind unentſchloſſen? Hier knie ich, wo ich einſt am Todesbette meiner Mutter kniete, hier, wo ſie ihren lezten Segen über mich ausſprach, hier muß dieſer Seegen in Erfüllung gehen, jezt oder nie!

Gouv. Steh auf Afanaſja! Es ſey! mein grauer Kopf gehorcht dem Herzen. Ich wage etwas für dich und ihn; doch Ihr ſeyd es werth. — Herr Graf, ich ſpreche Sie frey. Der Kanzler ſoll nach vorgeſchriebener Form die Urkunde ausfertigen. — (ihn in ſeine Arme ſchließend.) Ich umarme meinen Sohn.

Beni. Gott! iſts möglich!

Afan. (ihres Vaters Hand küſſend.) O mein guter Vater! Freude! Freude! Dank und Freude. Wie iſt mir! ſo weinerlich, ſo beklommen — ich muß euch küſſen lieber Hettmann. Benjowsky iſt frey! er iſt frey und mein! Wo iſt Feodora! das ganze Haus ſoll meine Freude theilen! das ganze Schloß! die ganze Stadt! (ſie drückt Benjowsky einen vollen Beutel in die Hand.) Dieß für die armen Gefangenen. — Er iſt frey und mein! (ſie ſtürzt hinaus.)

Beni. (ſehr bewegt.) Herr Gouverneur —

Gouv. Warum nicht Vater?

Beni. Wenn ich jezt noch ſtumm bin —

Gouv. Ich verſtehe Sie.

Hettm. Was ſtumm! die Fiſche ſind ſtumm, weil ſie Waſſer trinken. Wir müſſen ein Paar Flaſchen leeren, dann werden die Zungen ſich wohl löſen.

Gouv. Ganz recht Iwan Fedrowitſch, der Wein geſellt ſich zu der Freude, wie der Thau zu einem ſchönen Morgen. Kommt.

Beni.

Benj. Freud und Leid in Uebermaß ſind einander nah verwandt; beyde geben Thränen ſtatt der Worte; beide begehren Einſamkeit. Ich muß auf wenige Augenblicke mich beurlauben.

(Er entfernt ſich ſchnell.)

Hettm. Seltſamer Menſch! wenn ich froh bin ſo muß ich trinken.

Gouv. Laßt ihn; die Freude iſt ja keine Medaille auf dem Boden eines ſilbernen Bechers.

Hettm. Glas oder Becher, gleich viel. Wenn ich ſage: die Freude; ſo verſteh ich darunter den Durſt. Bey meinem Säbel! ich durſte wie ein Jagdhund in der Steppe.

Gouv. Wohlan, auf des jungen Paares Wohlergehen! Kommt.

Ordonn. (tritt herein.) Tſchulosnikoff iſt der Wache entſprungen.

Gouv. Entſprungen? der Thor! Ganz Kamtſchatka iſt ein Gefängniß.

Hettm. Die Knute wird ihn ſchon einholen.

Gouv. (zu der Ordonnanz.) Bringt uns eine Flaſche Wein.

Hettm. Eine Flaſche? wo denkt Ihr hin? bring vier. Wenn auf Afanaſia's Hochzeit die See in Wein verwandelt wird, ſo trinkt ein fröhlicher Koſak ſie aus.

(Alle ab.)

(Die Bühne verwandelt ſich in einen freyen Platz unter dem Fenſter des Schloſſes. Man ſieht einen Balkon, und unter dem Balkon eine ſteinerne Bank. Es wird Abend. **Tſchulosnikoff** und ſein Neffe **Grigori** treten auf.)

Tſchul. Hier muß er vorbey.

Grig. Lieber Oheim, was habt ihr vor?

Tſchul. Gieb mir dein Meſſer.

Grig. Was wollt ihr thun?

Tſchul. Mich rächen, und dann ſterben.

Grig. Rächen? an wem?

Tſchul. An Benjowsky.

Grig. Was that er Euch?

Tſchul. Ich werde raſend, wenn ich es noch einmal erzählen muß.

Grig. Aber bedenkt was Ihr wagt.

Tſchul. Nichts wage ich. Ihn ſchicke ich voran, ſo finde ich dort einen Knecht.

Grig. Ihn ermorden?

Tſchul. Gieb mir dein Meſſer.

Grig. Nun da.

Tſchul. Iſt es ſcharf? ja! gut.

Grig. Aber um Gotteswillen.

Tſchul. Bete in der Kirche, und geh zum Teufel! ich brauche dich nicht.

Grig. Ich verlaſſe euch nicht.

Tſchul. So bleib und abſolvire den Hund, wenn er ſtirbt.

Grig. Es wird dunkel.

Tſchul. Deſto beſſer.

Grig. Ich ſtieß vorhin auf ſechs Mann von der Wache, die euch ſuchten.

Tſchul. Laß ſie ſuchen, ha! ha! ha! ſie ſollen mich finden, doch nicht eher bis dieſes Meſſer den Weg zu ſeinem Herzen fand.

Grig. Benjowsky, hört ich eben, iſt frey geſprochen.

Tſchul. Iſt er? Ha! ha! ha!

Grig. Er wird des Gouverneurs Tochter heyrathen.

Tſchul. Wird er? Ha! ha! ha!

Grig. Die Verlobung iſt vielleicht in dieſer Stunde, und ihr wartet vergebens.

Tſchul. So will ich warten, bis die Sonne zu einer Kohle ausbrennt. — St! ich höre kommen. Drücke dich dort an die Mauer.

Grig. Lieber Oheim —

Tſchul. Fort! oder ich jage dir ſelbſt das Meſſer durch den Leib! (Sie theilen ſich.)

Benj. (in tiefen Gedanken über die Bühne gehend.) Aſanaſja! — Aemilie! —

Tſchul. (herausſpringend.) Er iſts! der Verräther! ſtirb! (ſtürzt ſich auf Benjowsky.)

Benj. (der bey deſſen erſten Worten ſich raſch umdreht, und ihm in den Arm fällt. Sie ringen, er ruft.) Hülfe! Mörder!

Tſchul. (ſchreyt.) Herbey Grigori, mir zu Hülfe!

Grig. (packt Benjowsky von hinten.)

Kaſar. (in dem Augenblicke erſcheint er mit zwey Kindern an der Hand, von welchen er ſich losreißt, Tſchulenikoff zu Boden ſchleudert, und ihn entwaffnet.)

Benj. (bemeiſtert ſich indeſſen des Jünglings, und hält ihn feſt.)

Tſchul. (Verwirrtes Rufen und Fluchen.)

Fedora. (erſcheint auf dem Balkon, miſcht ihr Geſchrey mit dem Geſchrey der Kämpfenden, dem Weinen der Kinder, und läuft zurück.

Corporal. (mit Wache erſcheint.) He da! Ruhe! was giebts hier? — Aha! Tſchulosnikoff? finden wir dich wieder?

Kaſar. Er wollte den Grafen ermorden.

Benj. (Grigori loslaſſend.) Lauf junger Menſch, ich will dein Unglück nicht.

Grig. (entſpringt.)

Corp. Warſt du noch nicht reif zur Knute? fort mit dir!

Tſchul. Teufel! (er ſpuckt gegen Benjowsky aus.) Gott verdamme dich! (ab mit der Wache.)

Benj. (umarmt ſeinen Retter.) Kaſarinoff!

Kaſar. Geh und ſey mein Freund! ſagtet Ihr zu mir. Ihr ſeht, ich bin es geworden.

Benj. Du haſt deine Schuld redlich bezahlt.

Kaſar. Da ſind meine Kleinen, die ſollten Eure Knie umfaſſen, und ſtammeln. Aber beſſer iſt beſſer. Wem das Schickſal wohl will, dem giebt es Gelegenheit dankbar zu ſeyn.

Benj. Freund Kaſarinoff! — Dieſer Titel iſt bey mir nicht Scheidemünze, mit der man jedem Tagelöhner ſeine Arbeit lohnt — leb wohl!

Kaſar. Es wird Nacht, Ihr ſeyd allein, ich will Euch begleiten.

Benj. Bis an den Fluß, wenn du willſt.

Kaſar. Bis in den Tod.

(Sie gehen Arm in Arm, die Kinder folgen.)

Hettm. (kömmt von der andern Seite ziemlich betrunken.) He! he! — Schach und matt! — wer lärmt hier? (er ſieht ſich überall um) Niemand? — Niemand lärmt hier. — Wenn ich ſage: Niemand, ſo verſtehe ich darunter eine Menge Menſchen, die aber alle ſchon weggelaufen ſind — was will denn Feodora? — warum ſchreit ſie? — warum ſtört ſie mich im Trinken? — Noch fünf Gläſer aus der Flaſche — und noch fünf Züge auf dem Brete — ſo waren wir beyde Schach und matt! ha! ha! ha! — (Er ſinkt auf die ſteinerne Bank.) So. Hier ſizt es ſich recht kühl. Wenn ich ſage kühl; ſo verſtehe ich darunter — kalt. — Wie? — der König von Kalifornien iſt Schach und Matt! ha! ha! ha! (Er brummt noch ein wenig in den Bart.)

Andrin (tritt auf mit der Balalaika unter dem Arm. Er ſieht ſich überall ſchüchtern um.) Endlich iſt es hier ſtill geworden, und finſter wie im Grabe. Die Sternlein haben ſich ſchlafen gelegt, und mit Schneewolken zugedeckt. (gegen den Balkon.) St! St! Feodora! — noch iſt ſie nicht auf dem Balkon. Vielleicht ſchon geweſen? — Wir wollen das Vöglein locken. (Er ſtimmt die Balalaika.) Aber meine Finger ſind verkrummt. (Er haucht in die Hände.) So, ſo, es wird ſchon gehen. Der Hauch eines Verliebten ſchmilzt Eisſchollen, und macht Diamanten flüſſig. (Er räuſpert ſich, ſpielt und ſingt, nach der bekannten Melodie der Romanze, in der Ruſſiſchen Oper Mielnik.)

Komm, fein Liebgen, komm ans Fenſter!
Alles ſtill und ſtumm.
Die Verliebten und Geſpenſter,
Wandeln ſchon herum.

Dein getreuer Buhle harret,
Komm in ſeinen Arm!
Seine Finger ſind erſtarret,
Doch ſein Herz iſt warm.

Zwar die Sternlein ſich verdunkeln,
Luna leuchtet nicht.
Doch wo Liebgens Aeuglein funkeln,
Da iſt helles Licht.

Drum, fein Liebgen, komm ans Fenſter!
Alles ſtill und ſtumm.
Die Verliebten und Geſpenſter,
Wandeln ſchon herum.

Feodo. (iſt während der lezten Strophe auf den Balkon getreten.) St!

Kudr. St!

Feodo. Biſt du da?

Kudr. Schon lange.

Feodo. Lieber Kudrin, hier im Hauſe iſt groſſe Freude.

Kudr. Deſto beſſer.

Feodo. Mein Fräulein heyrathet.

Kudr. Wen?

Feodo. Den Grafen Benjowsky.

Kudr. Benjowsky?

Feodo. Nun blühen auch unſre Roſen.

Kudr. Alſo flüchten wir alle zuſammen übers Meer?

Feodo. Narr! hier iſt nicht vom Flüchten die Rede.

Rudr. Wovon denn?

Feodo. Vom Heyrathen.

Rudr. Du weißt alſo nicht? — und dein Fräulein weiß auch nicht?

Feodo. Was wiſſen wir nicht?

Rudr. Und doch heyrathen? das iſt kurios.

Feodo. Rede.

Rudr. Ja wenn ich dürfte.

Feodo. Warum darfſt du nicht?

Rudr. Ich habe einen gräßlichen Eyd geſchworen.

Feodo. Worauf? Weswegen?

Rudr. Wegen — kannſt du ſchweigen?

Feodo. Wie die Nacht.

Rudr. Höre nur liebe Feodora, ich kam eigentlich hieher um dich zu überreden —

Feodo. Wozu?

Rudr. Mich auf unſerer Flucht zu begleiten.

Feodo. Auf welcher Flucht?

Rudr. Wenn du mich verräthſt ſo ſind wir Alle des Todes.

Feodo. Narr! Liebe und Verrätherey wohnen nicht unter einem Dache.

Kudr. Wir ſind unſerer Viele, ſehr Viele; Hohe und Verwieſene; Graf Benjowsky iſt an unſerer Spitze, wir haben ein Schiff, wir fliehen, Gott weiß wohin, in ein herrliches Land —

Feodo. Träumſt du? oder haſt du das Gehirn verloren?

Kudr. Keins von beyden, Alles wahr, Alles reif, und bald, bald — Gehſt du mit mir liebe Feodora?

Feodo. Aber mein Fräulein —

Kudr. Nun, wenn der Graf ſie heyrathet, ſo wird er ſie wohl auch mitnehmen.

Feodo. Unbegreiflich!

Kudr. Was ſchadet das? macht euch nur fertig, packt eure Sachen zuſammen. Juchhey! wir ſegeln durch die Welt!

Feodo. Aber der Gouverneur —

Kudr. Der mag mit dem alten Narren, unſerm Hettmann Schach ſpielen.

Hettm. (ſpringt auf und packt Kudrin bey der Bruſt.) He da! Burſche!

Feodo. (kreiſcht und lauft fort.)

Kudr.

Rudr. (ſinkt zitternd in die Knie.) Barmherzigkeit! wir ſind verloren!

Hettm. (ihn feſthaltend.) Schurke! was ſprachſt du da?

Rudr. Ach! ich bin beſoſſen, ich weiß nicht was ich rede.

Hettm. Verrätherey? Benjowsky? mein kaliforniſcher Miniſter?

Rudr. Ich war unter Kamtſchadalen, die haben mir Muchomor zu trinken gegeben — mein Kopf iſt ganz verwirrt.

Hettm. Fort auf die Wache! (Er will ihn fortſchleppen.)

Rudr. Laßt mich! ich bitte Euch! nur bis Morgen.

Hettm. Fort Schurke!

Rudr. (verſetzt dem Hettmann einen Stoß, daß er taumelt.) Geht zum Teufel! (Er entſpringt.)

Hettm. Was? mir das! mir? ſeinem Hettmann! he da Wache! Verrätherey! Schiffe! Liebeshändel! Flucht! Verſchwörung!

(Er taumelt fort.)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

(Cruſtiew, Baturin und ein Haufen Verſchworner in Cruſtiews Zimmer. Sie ſtehen theils in Gruppen, theils gehen ſie unruhig auf und nieder.)

Erſter Verſchw. Er kömmt noch nicht.

Zweyter Verſchw. Es iſt ſchon dunkel.

Cruſt. Seyd unbeſorgt, er kömmt gewiß.

Dritter Verſchw. Tſchulosnikoff iſt verwegen.

Cruſt. Benjowsky kühn.

Erſter Verſchw. Der Gouverneur ſtreng.

Cruſt. Aber nicht mißtrauiſch.

Zweyter Verſchw. Er wird es werden.

Cruſt. Wenn auch, die Stunde der Erlöſung iſt nicht mehr fern.

Erſter Verſchw. Ich habe zehn Jahr darnach geſchmachtet.

Zweyter Verſchw. Ich ſieben Jahr.

Dritter Verſchw. Ich ſiebenzehn.

Cruſt. Ich zwey und zwanzig. Denkt Euch Brüder den ſüßen Augenblick, wenn wir die Küſten eines freyen Landes betreten, wo kein

Schnee uns hindert den Boden zu küſſen, und die fruchtbare Erde unſere Freudenthränen einſaugt. Heil! Heil unſerm Retter!

Alle. Heil ihm!

Step. (ſtürzt herein.) Wir ſind verloren!

Alle. Was giebts?

Step. Verrathen?

Alle. Verrathen?

Step. Euer Held Benjowsky hat ſich die Freiheit erſchlichen.

Alle. Wie das? rede! erzähle!

Step. Der Gouverneur giebt ihm ſeine Tochter zum Weibe.

1. 2. 3ter Verſchw. Nun?

Step. Nun? Strohköpfe! folglich hat er uns verrathen.

Cruſt. Das Folglich iſt mir noch nicht klar.

Step. Nicht? warum iſt er frey? es muß immer etwas Großes ſeyn, ein Verdienſt um den Staat, und welches andere wäre wohl in ſeiner Gewalt, als das Verdienſt der Verrätherey? — Schwatzen kann er; mit ſeiner Zunge hat er uns gefangen, wie ein Specht die Bienen. Zuerſt hat er den Alten bethört, (auf Cruſtiew zeigend.) und der Alte hat uns bethört. Mit Ruſſenblut bezahlt er ſeine Freiheit, beſprüzt er ſein Ehebett! Heute ſieht er uns zum Richtplatz führen, und morgen feyert er ſein Hochzeitfeſt. Ha! Rache! Rache über den Verräther!

Alle. Rache! Rache!

Step. Sterben müſſen wir, doch zuvor Benjowsky.

Alle. Er muß ſterben!

Cruſt. Nicht ſo raſch meine Brüder!

Step. Welche Rache ſchwuren wir dem Meineid? ſprecht!

Alle. Den Tod! den Tod!

Cruſt. Sterben muß er, wenn er ſchuldig iſt. Ich ſelbſt, ich alter Mann, will meine lezte Kraft zuſammen raffen, das Mordgewehr in ſeine Bruſt zu ſtoßen. Doch hören müßt ihr ihn! Hat dieſer Mann geheuchelt, hat dieſes Auge Biederſinn gelogen; ſo fahre wohl mein Glaube an Redlichkeit und Treue! Ich halte ihn für ſchuldlos — Hören müßt ihr ihn!

Step. So rede, alter Schwätzer! vertheidige ihn.

Cruſt. Nicht ich, er ſelbſt muß reden, ihn müßt ihr hören.

Step. Ihn ſelbſt? meynſt du Thor, er werde wagen, noch einmal unter uns zu erſcheinen?

Beni. (tritt herein.)

Cruſt. Da iſt er.

Step. Ha! (den Säbel ziehend.) Nieder mit ihm!

Alle. (ziehen die Säbel.) Stoßt den Verräther nieder!

Cruſt. (würft ſich über Benjowsky.) So fahre Euer Schwerdt zuerſt durch meine Bruſt. Zurück Brüder! er iſt in Eurer Gewalt, Ihr müßt ihn hören! Zurück! er kann Euch nicht entwiſchen.

Batu. Cruſtiew hat Recht, beſezt die Thür.

Benj. Laß mich Cruſtiew. Was wollt ihr?

Step. Dein Blut.

Benj. Hab' ich es Eurer Freiheit nicht gewidmet? bin ich nicht ein Glied Eures Körpers?

Step. Ein Giftgeſchwür. Verantworte dich!

Beni. Worauf?

Step. Biſt du frey?

Beni. Ja!

Step. Will der Gouverneur dir ſeine Tochter zum Weibe geben.

Beni. Ja!

Step. Nun Brüder? hab' ich gelogen, was bedarf es weiter Zeugniß? Rache! Rache!

Alle. (ſchwingen die Säbel.) Rache! Rache!

Cruſt. Halt! — du ſiehſt Benjowsky, wir begreifen dich nicht, löſe uns das Räthſel.

Beni. Ich errathe Euch. Würde ich wohl ſo ruhig hier erſcheinen, wenn ich wäre, wozu dieſer Böſewicht mich machen will? Seht mir ins Geſicht. Schwimmt Verrätherey in meinen Blicken, leſt Ihr Gewiſſensangſt in meinen Zügen?

Step. Armſeliges Geſchwätz.

Beni. Armſeliger Schwätzer! — Hört mich Brüder und richtet dann. Ich ging zum Gouverneur. Ihr wißt warum. Seine Tochter liebt mich. Er liebt ſeine Tochter. Sehr natürlich, daß ſie um meine Freiheit bat; ſehr natürlich, daß der Vater ſie bewilligte. Er umarmte mich als ſeinen Eidam. Was ſollt' ich thun? dieſe Ehre ausſchlagen? warum? ich hätte Gründe geben müſſen! und welche? War Verſtellung hier nicht Nothwehr? Kann meine Freiheit Euch nicht doppelt nutzen?

Step Du lügſt!

Benj. Ich verachte dich! — Brüder, ich ſtehe mitten unter Euch ohne Wehr und Waffen. Hab' ich Euch verrathen, ſo muß ja wohl in wenig Augenblicken die Wache unſer Dorf umzingeln. Dann ſtoßt mich nieder.

Cruſt. Er iſt unſchuldig.

Alle. Er iſt's. (Sie ſtecken ihre Schwerdter wieder ein.)

Step. (wüthend.) Wirſt du verlarvter Böſewicht denn immer triumphiren? Nimm ein Schwerdt! Ich fodre dich zum Zweikampf. Gott ſey Richter zwiſchen mir und dir. Iſt dein Gewiſſen rein, ſo tritt hervor!

Benj. Gebt mir ein Schwerdt.

Cruſt. Mit nichten! wir dulden es nicht. Dein Leben iſt uns theuer. Stepanoff wird von der Eiferſucht gepeitſcht.

Step. Benjowsky iſt ein Zungenheld.

Benj. (hitzig.) Gebt mir ein Schwerdt!

Batu. (tritt zwiſchen ſie.) Halt! — ich ſchweige nicht länger. (auf Stepanoff zeigend.) Dieſer hier iſt der Verräther.

Step. (erſchrickt.)

Alle. Was? was iſt das?

Batu. (zu Stepanoff.) Sieh mir ſteif ins Auge.

Step. (verwirrt.) Was willſt du von mir?

Batu. Seht wie die glühende Wange bekennt. Sein Blut iſt aufrichtiger als ſeine Zunge. Was ich von dir will? Sagen will ich, was du von mir wollteſt.

Alle. Rede! Rede!

Batu. Vor wenig Stunden Brüder —

Step. Glaubt ihm nicht, er lügt.

Batu. Kam er wüthig in meine Hütte —

Step. Narr, ich war betrunken.

Batu. Fluchte auf Benjewsky.

Step. Männer fluchen, alte Weiber beten.

Batu. Schrieb einen verrätheriſchen Brief.

Step. (ſpöttiſch.) Haſt du ihn geleſen?

Batu. Ich weiß den Inhalt aus deinem Munde —

Step. Narr, ich hielt dich nur zum Beſten.

Batu. Ich ſollte den Brief beſtellen —

Step. Du haſt geträumt.

Batu. Er war ſchwanger mit Benjowsky's Tode und Eurem Untergang.

Alle. Weiter! weiter!

Batu. Ich weigerte mich; er bat und drohte um die Wette. Endlich warf er mir ein Goldſtück auf den Tiſch, damit ich ſchweigen ſollte.

Step. Iſt das Mährchen bald am Ende?

Batu. So ſtürzte er fort, ich hab' ihn nicht wieder geſehn.

Alle. Verräther! Böſewicht!

Step. Er hat gelogen.

1. 2. 3ter Verſchw. (die Säbel ziehend.) Stoßt ihn nieder!

Beni. Halt! entwaffnet, bindet ihn, aber auch ihn müßt Ihr hören.

1. 2. 3ter Verſchw. (nehmen Stepanoff ſein Schwerdt und binden ihm die Hände.)

Step. (ſträubt ſich vergebens.)

Alle. Der Brief! wo iſt der Brief!

Beni. Stepanoff, du hörſt die Frage deiner Bundesbrüder, antworte.

Step. (ſtörriſch.) Ich weiß von keinem Briefe.

Beni. Bekenne oder zittre!

Step. (mit einem Blick voll Verachtung.) Zittern, vor dir?

1. 2. 3ter Verſchw. Haut ihn nieder!

Beni. Zurück! führt ihn fort! bewacht ihn im Nebenzimmer.

Step. (knirſchend, indem er ſeiner Wache folgt.) Kommt denn kein Teufel aus der Hölle mir zu Hülfe!

Beni. Gelaſſen meine Brüder! Ein Mord iſt ſchnell vollbracht, und Jahre büßen oft den raſchen Augenblick. Iſt gleich Baturins Zeugniß ehrlich, ſo mangelt Euch doch Stepanoffs Bekenntniß.

Batu. Ich beſchwöre meine Ausſage, dieſe Hand ſoll verdorren, wenn ich falſch Zeugniß rede.

Beni. Nicht genug. Haſt du den Brief geleſen?

Step. Nein.

Beni. Ich bitte Euch Brüder, verfahrt gelinde. Verzeihung dem Feinde iſt eine Ausſaat, die oft reiche Erndte trägt. Wir wollen uns begnügen ihm ein Schrecken einzujagen; vielleicht erpreſſen wir ſein reuiges Bekenntniß!

Ernſt. Edler Mann! ſey du ſein Richter, handle nach Gefallen.

Benj. Seyd Ihr es zufrieden?

1. 2. 3ter **Verſchw.** Ja! ja!

Benj. Wohlan, ſo bringt mir einen Becher mit Waſſer.

Erſter Verſchw. (bringt einen Becher mit Waſſer.)

Benj. (ſezt den Becher auf einen Tiſch, in der Mitte der Bühne.) Ich kenne Stepanoffs Krankheit, ich allein kann ſein Arzt ſeyn. Führt ihn her.

Erſter Verſchw. (bringt Stepanoff.)

Benj. Tritt näher Stepanoff. Du biſt der Verrätherey überwieſen, du haſt, wie wir, dem Verräther Tod geſchworen. Sprich ſelbſt dein Urtheil.

Step. Mein Schickſal iſt in meines Feindes Hand.

Benj. Du irrſt. Alle deine Brüder haben dich verdammt, bekenne.

Step. Ich will nicht.

Benj. Du haſt nur wenig Augenblicke noch zu leben, bekenne.

Step. Ich will nicht.

Benj. Du haſſeſt mich?

Step. Ja.

Benj. Was that ich dir?

Step. Nichts.

Benj. Und doch haſſeſt du mich?

Step. Ja.

Benj. Und willſt nicht bekennen?

Step. Nein.

Benj. Wohlan, auch Schweigen iſt Bekenntniß. Hier ſteht ein Becher mit Gift, trink ihn aus.

Step. (trotzig um ſich ſchauend.) Brüder, iſt das euer Wille?

1. 2. 3ter Verſchw. Allerdings!

Step. Mich wollt Ihr dieſem Fremdling opfern?

1. 2. 3ter Verſchw. Trinke! trinke!

Step. Ha! wie ſie durſten. Meynt Ihr, der Tod ſey ein Faſtnachtsgeſpenſt, und ich ein Kind, das vor ihm läuft? — Ich will trinken.

ken. Vorher ein Wort zu dir Benjowsky! dich haſſe ich! dich verabſcheue ich, deinen Tod hab' ich geſucht, nicht den Tod dieſer Männer. Du thuſt recht daß du mich aus dem Wege räumſt; du thuſt recht daß du dieſe Fauſt in Bande ſchnürſt! denn wäre ſie frey, bey Gott! der erſte Gebrauch ihrer Freiheit wäre ein Stoß nach deinem Herzen!

1. 2. 3ter Verſchw. Haut ihn nieder!

Benj. Halt! was wollt Ihr von ihm? mich allein hat er beleidigt, und mich ernanntet Ihr zu ſeinem Richter. Man bind' ihn los, ich verzeihe ihm.

Step. Umſonſt Graf Benjowsky! Du verſchwendeſt deine verdammte Großmuth. Ich haſſe dich! Wir dürfen nicht neben einander ſtehen! Einer von uns muß fallen! Gieb mir den Tod!

Benj. Bindet ihn los.

Erſter Verſchw. (bindet Stepanoff los.)

Benj. Du biſt frey.

Step. Bin ich es? ſo gebt mir ei Schwerdt daß ich meinen Henker niederſtoß

(Er will einem der Umſtehenden das Schwerd entreiſſen

1. 2. 3ter Verſchw. (hindern Stepanoff das Schwerdt zu nehmen.)

Cruſt. Unſinniger!

Benj. Laßt ihn. Stepanoff, ich kenne den Wurm, der dir am Herzen nagt. (Er zieht ihn auf die Seite.) Sieh, das iſt das Bild meiner Gattin.

Step. Deiner Gattin.

Benj. Ich bin verheyrathet.

Step. Verheyrathet?

Benj. Bin Vater.

Step. Du?

Benj. Und liebe mein Weib.

Step. Gott!

Benj. Kann alſo nie Afanaſiens Hand annehmen.

Step. (gewaltſam erſchüttert, in Thränen ausbrechend, und Benjowsky umarmend.) Benjowsky! — Ich muß hinaus ins Freye! (er ſtürzt fort.)

1. 2. 3ter Verſchw. Ihr laßt ihn fort.

Benj. Seyd ruhig, er iſt unſer.

1. 2. 3ter Verſchw. Seltſam! Unbegreiflich!

Benj. Sehr natürlich. Ein ſeidener Faden lenkt auch den Starrkopf, wenn man nur weiß, wo dieſer Faden angeknüpft iſt.

Waſili. (tritt eilig herein.) Fräulein Afanaſia kommt, zu Fuß und ganz allein. Sie will euch ſprechen.

Benj. Afanaſia? was bedeutet das? Entfernt Euch meine Brüder, hier durch die Hinterthür.

Alle (ab.)

Benj. (betroffen.) Bey Nacht? allein? zu Fuß? ſo ſittſam, ſchüchtern? und ſo kühn? — ich ahnde nichts gutes.

Afan. (fliegt athemlos in ſeine Arme.) Ach! ich kann nicht mehr!

Benj. (läßt ſie auf einen Stuhl ſinken.) Was iſt Ihnen? woher —

Afan. Ich bin gelaufen, geflogen —

Benj. Warum?

Afan. Man wird keinen meiner Fußtapfen im Schnee erkennen —

Benj. Um Gotteswillen —

Afan. Fühlen Sie mein Herz, wie es pocht — (er legt ſeine Hand auf ihre Bruſt.)

Benj. Erhohlen Sie ſich —

Afan. Ja, ja — es wird ſchon leichter — es wird ſchon beſſer — ich ſehe Sie ja wieder — meine Angſt verſchwindet —

Benj. Ohne Pelz in dieſer Kälte.

Afan. Ohne Pelz? wahrhaftig! — — Aber mir iſt warm, ſehr warm —

Benj. Weiß Ihr Vater —

Afan. Niemand weiß — ich allein — die Minuten waren koſtbar —

Benj. Erklären Sie mir —

Afan. Gleich! Gleich — (tief Athem ſchöpfend.) Ah! — Geduld, — Ach! — nun iſts vorüber.

Benj. Sie erſchrecken mich. —

Afan. Nicht doch — Sie ſind ja hier — es wird wieder hell um mich — ich war ein Kind —

Benj. Dieſe Räthſel —

Afan. (ſteht auf, tritt vor Benjowsky, faßt ſeine beiden Hände, und ſieht ihm ſcharf, doch gutmüthig ins Geſicht.) Benjowsky!

Benj. Warum dieſer forſchende Blick?

Afan. (nach einer Pauſe.) Nein es iſt nicht wahr, er hat gelogen.

Benj. Wer?

Afan. Lachen Sie mich aus, lieber Graf, ich bin eine leichtgläubige Närrin. Mein Kammermädgen — ſie hat einen Liebeshandel — Verliebte ſagt man, necken gern — da hat er ihr weiß gemacht — aber Sie müſſen nicht bös werden.

Benj. Nur weiter.

Afan. Ich erſchrak, und ohne Ueberlegung rannte ich fort. Schelten Sie, lachen Sie, ich hab' es verdient.

Benj. Sie machen mich ungeduldig.

Afan. Gewiß, lieber Graf, ich bin nun wieder ganz ruhig, ganz ruhig, wenn ich Sie anſehe, ſo ſchäme ich mich zu bekennen — aber es muß doch heraus. Laſſen Sie mein Geſicht an Ihrem Buſen ruhen, damit ich freyer reden kann. Man ſagt — Sie wären das Haupt einer Verſchwörung — Sie wollten fliehen — meines Vaters Güte mit Undank lohnen — mich verlaſſen! (ſie verläßt ihre ſchüchterne Stellung.) So, nun wiſſen Sie alles, nun kein Wort weiter.

ter. Beſchämen Sie mich nicht noch mehr durch eine Vertheidigung. Nichts, nicht einmal nein ſollen Sie ſagen.

Benj. (erſchüttert.) Aſanaſja!

Aſan. Kein Wort! keine Sylbe. Ich würde den ſchlagen, der es der Mühe werth hielte, Sie zu vertheidigen.

Benj. Ich muß —

Aſan. Schweigen, oder ich halte Ihnen den Mund zu. Weg mit der ehrbaren Falte hier und hier. Aber lachen dürfen Sie, lachen über das alberne, kindiſche Mädgen. Einen Kuß der Verſöhnung, und ich hüpfe froh nach Hauſe.

Benj. Das iſt zu viel! Wer könnte dieſen Engel täuſchen! Gutes, harmloſes Geſchöpf! — Man hat dich nicht betrogen.

Aſan. Nicht?

Benj. Ich muß fliehen —

Aſan. (erblaſſend.) Fliehen —

Benj. Vielleicht morgen ſchon —

Aſan. Gerechter Gott!

Benj. Mich bindet ein gräßlicher Eid.

Aſan. Arme Aſanaſja!

Beni. Sieg oder Tod ſchwur ich den Gefährten meiner Leiden.

Aſan. Arme, betrogene Aſanaſſja!

Beni. Den Meyneid rächt der Tod.

Aſan. (die Hände ringend.) Mir, mir den Tod!

Beni. Ich kann nicht zurück, ich darf nicht um mich ſchauen — mein Herz blutet — aber ich muß vorwärts:

Aſan. Alles verloren!

Beni. Zerſprengen will ich dieſe Kette, nur meine Leiche ſoll ein Sclave bleiben! Ich wage viel, durch dieß Bekenntniß, doch dein gutes Herz betrügen konnte ich nicht. Jezt bin ich in deiner Gewalt. Geh, entdecke deinem Vater was du hörteſt —

Aſan. (weinend.) Benjowsky; dieſen Argwohn hab' ich nicht um Sie verdient. Wenn Sie mich nicht lieben — wenn Sie fern von mir in einem andern Welttheil glücklich ſind; ſo ſollen Sie doch immer mit Wehmuth an mich denken. Mein Geiſt, der Sie überall umſchweben wird, ſoll das Bekenntniß oft von Ihrer

Lippe haſchen: Afanaſſa war kein unedles Geſchöpf!

Benj. Ach! nur die Trennung von dir wird meinem Herzen ſchwer!

Afan. Ich werde ſterben — ich habe einen Augenblick lang gelebt — man lebt nur wenn man liebt. — O du Verklärte! nimm mich auf in deine mütterliche Arme!

Benj. (ſehr bewegt.) Sey großmüthig, Afanaſſa! ſchone mich!

Afan. Sie ſind gerührt? — lieber Graf! bleiben Sie bei mir! — lieber Benjowsky! bleib bey mir! Es kann dir doch nimmer wohl ſeyn, wenn du an meinen Jammer denkſt. Jedes frohe Gemählde würde mein blaſſes Bild entſtellen. Bleib unter uns! biſt du nicht ſchon frey? Meine heiſſe Liebe ſoll dir Blüten aus dieſen kalten Steppen locken. Meine ſtarke Liebe ſoll kämpfen mit der Sehnſucht nach deinem Vaterlande. Ich werde mich bilden, ich werde alles von dir lernen, und du wirſt von mir lieben lernen.

Benj. Du folterſt mich —

Aſan. Sieh, ich klage nicht, ich weine nicht. Muß doch dein Herz das Urtheil ſprechen, was hab' ich denn zu fürchten? Vertrauen iſt die Münze, mit der man edle Seelen erkauft. Ich vertraue dir, du wirſt mich nicht verlaſſen.

Benj. Meine Bundesbrüder werden mich tödten —

Aſan. Komm mit mir! die Gewalt meines Vaters, und der Arm der Liebe werden dich ſchützen.

Benj. Soll ich meine Freunde treulos opfern?

Aſan. Ich will meines Vaters Kniee umfaſſen, keinem ſoll ein Haar gekrümmt werden. Und wäre ihr Urtheil ſchon mit Blut geſchrieben, ſo ſollen meine Thränen die Worte verlöſchen.

Benj. (gepreßt.) Ich kann nicht!

Aſan. Du kannſt, ja, du wirſt! Was ſuchſt du unter fremdem Himmel? Freiheit? -- hat die Liebe nicht ſchon deine Feſſeln zerbrochen? — Schätze? — wirſt du nicht meines Vaters Erbe? — Liebe? — o die findeſt du nirgend wie hier in dieſer treuen Bruſt! — du meine erſte und einzige Liebe! — willſt du dein

Schiff mit meines Vaters Fluch beladen? willſt du in jedem Säuſeln des Windes meine Seufzer hören? — ach! und doch — bei jedem Sturm würd' ich am Ufer niederknien, für deine Rettung beten!

Beni. Laß ab! laß ab! ich liebe dich! bey Gott! ich liebe dich! aber —

Aſan. Hat die Liebe auch ein aber?

Beni. Ich kann dich nicht betrügen.

Aſan. Das wirſt du nicht.

Beni. Du mußt alles wiſſen —

Aſan. Noch mehr?

Beni. Sieh dieſes Bild — ich bin verheyrathet — es iſt mein Weib.

Aſan. Ha! (ſie ſinkt erſchöpft in einen Seſſel.)

Beni. (lehnt ſich an die Mauer und verbirgt ſein Geſicht.)

Aſan. (Pauſe. Ihr Buſen hebt ſich ſchnell, ſie kämpft mit ſich ſelbſt. Entſchloſſen ſteht ſie auf und ſpricht.) Wohlan! ich entſage dir. (ihm die Hand reichend.) Mein Bruder! darf ich ſo dich nennen?

Beni. (ſtürzt zu ihren Füßen, und drückt ſein Geſicht auf ihre Hand.)

Afan. Fliehe! wenn dein Weib dich liebt — o gewiß liebt ſie dich! — wie bekümmert muß ſie um dich ſeyn. Eile! Fliehe!

Benj. (aufſpringend.) Gott! — Emilie!

Afan. Emilie heißt ſie, Emilie? ein ſanfter ſchöner Name. O gewiß iſt deine Emilie ſanft und gut. Sie wird mir deine Bruderliebe gönnen. Nicht wahr Benjowsky?

Benj. Dürft' ich hinaus in die Schlacht!

Afan. Rein und ſchuldlos bin ich dir ergeben, die Schweſter darf den Bruder lieben. Nein, ich verlaſſe dich nicht! ich kann dich nicht verlaſſen! ich ziehe mit dir in die weite Welt! Zeuge will ich ſeyn von dem Entzücken deines Weibes bey deiner Wiederkunft. — Ein heller Strahl erwärmt mein Herz aufs neue. Ich ſelbſt führe dich zurück in ihre Arme, finde meine Ruhe in der Eurigen — lebe ſtill und ſittſam mit Euch, unter Euch — helfe deinem Weibe in der Wirthſchaft — lehre deine Kinder Eure Namen lallen —

Benj. Mädgen! du bringſt mich um den Verſtand!

Aſan. Keine niedrige Eiferſucht ſoll ſich unter uns ſchleichen, kein dienſtfertiger Nachbar unſere holde Eintracht ſtören. Herzlichkeit ſoll mir deines Weibes Liebe, Tugend und Unſchuld ihre Achtung gewinnen. Nur immer bey dir um dich will ich ſeyn, will ſehen wie du handelſt, hören was du redeſt, mich freuen und betrüben mit dir. Zerſtöre nicht den lieblichen Traum! ſtoße mich nicht zurück! Gieb mir ein Plätzgen in der Kajüte, wo ich dich ſehe, einen Winkel auf dem Schiffe, wo ich für dich beten kann.

Beni. Und dein alter Vater?

Aſan. (ihr Geſicht verbergend.) Ach Gott!

Erſter Verſchw. (tritt herein.) Der Gouverneur will Euch ſprechen.

Beni. Ich werde morgen früh —

Erſter Verſchw. Gleich auf der Stelle.

Beni. Zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit? was bedeutet das?

Erſter Verſchw. Der Ordonnanz erzählt, es ſey ein fürchterlicher Lärm im Schloſſe.

Beni. Ich werde kommen.

Erſter Verſchw. (ab.)

Aſan. Nimmermehr! — Beniowsky! ich zittre —

Beni. Wofür?

Aſan. Hörſt du nicht? ein fürchterlicher Lärm — mein Vater tobt — das thut er nicht um Kleinigkeit. Er läßt dich rufen, ſo ſpät in der Nacht — es wäre tollkühn zu gehorchen. Laß mich, laß mich allein. Wenn ich Gefahr ahnde, und nicht ſchreiben darf, ſo ſoll Feodora dir ein rothes Band bringen. Erblickſt du das, ſo denk' an deine Rettung.

Beni. Wer weiß ob wir die Mücke nicht zum Elephanten machen. Vielleicht vermißt dich dein Vater und iſt unruhig.

Aſan. Auch möglich.

Beni. Ich gehe mit dir.

Aſan. Nein, nein, meine Angſt würde dich verrathen.

Beni. Bedenke liebe Aſanaſſja —

Aſan. Die Liebe bedenkt nicht, ſie fühlt nur.

Beni. Sind wir verrathen, jetzt ſchon verrathen, ſo iſt keine Rettung, denn unſere Anſtalten ſind noch nicht reif. Aengſtlichkeit verſchlimmert nur das Uebel. Den Wanderer unter den Bäumen trifft der Blitz leichter, als den Wanderer im freyen Felde, drum laß uns gehn.

Aſan. Kann ich auch? — meine Knie wanken.

Benj. Stütze dich auf meinen Arm.

(Sie wollen gehn.)

Kudrin. (ſtürzt herein zu Benjowsky's Füßen.) Den Tod, Graf Benjowsky! gebt mir den Tod!

Benj. Menſch, was iſt dir?

Kudr. Ich hab' Euch verrathen —

Benj. Verrathen?

Kudr. Die Liebe hat mich zum Verräther gemacht.

Benj. Geſchwind, erzähle.

Kudr. Ich liebe Feodora — wollte ſie mit mir nehmen — vor wenig Stunden — ſie ſtand auf dem Balkon — ich traute der verrätheriſchen Dunkelheit, entdeckte ihr Alles — und wurde behorcht.

Benj. Behorcht? wer?

Kudr. Der Hettmann.

Benj. Er allein?

Kudr.

Rudr. Allein.

Benj. Und er ertappte dich?

Rudr. Er hielt mich feſt, rief die Wache, ich ſtieß ihn von mir und entſchlüpfte. Aber mein Gewiſſen hat mich die halbe Nacht herumgepeitſcht, meiner Brüder Blut ſchreyt um Rache! verzeiht mir und tödtet mich!

Benj. Biſt du gewiß daß nur der Hettmann dich behorchte?

Rudr. Nur Er.

Benj. (zu Afanaſja.) Und iſt Feodorens Treue erprobt?

Afan. Ich hafte für ſie.

Benj. So ſteh auf und geh in Frieden. Schleiche dich vorſichtig nach dem Hafen, verbirg dich dort auf unſerm Schiffe. Morgen wirſt du von uns hören.

Rudr. (aufſtehend.) Wie? kein böſes Wort? —

Benj. Worte koſten Zeit, nur handeln kann uns retten. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Vollziehe ſchleunig meinen Befehl, und laß dich nicht zum zweytenmal ertappen.

Rudr. Ein erleichtertes Gewiſſen beflügelt meine Schritte. (ab.)

Benj. Nun Afanaſja, komm zu deinem Vater.

Afan. Dennoch?

Benj. Allerdings. Nur dreiſte Zuverſicht kann des Hettmanns Zeugniß entkräften. Gelingt es mir, nur bis morgen, deinem Vater Beruhigung einzuflößen, ſo haben wir gewonnen Spiel.

Afan. Und wenn es nicht gelingt?

Benj. So iſt das Spiel verloren.

Afan. Und dann?

Benj. Dann werd' ich zu ſterben wiſſen.

Afan. Ach Benjowsky!

(Sie gehen Arm in Arm ab.)

(Zimmer im Schloß, der **Gouverneur** und der **Hettmann**, hernach der **Ordonnanz**. **Benjowsky** und **Afanaſja** treten herein.)

Gouv. (unruhig auf- und niedergehend.) Habt Ihr auch recht gehört?

Hettm. Hab' ich Ohren? wie? und wenn ich ſage **Ohren**, ſo verſtehe ich darunter große Ohren.

Gouv. Unbegreiflich!

Hettm. Einen alten Narren hat er mich genannt.

Gouv. Für meine Wohlthaten —

Hettm. Vor die Bruſt hat er mich geſtoßen.

Gouv. Mein einziges Kind gab ich dem Heuchler.

Hettm. Man muß eine Knute aus Blitzen flechten.

Gouv. Nein, es kann nicht ſeyn! es wäre zu ſchwarz! Geſteht mir Hettmann, Ihr wart betrunken.

Hettm. Betrunken? nun ja, iſt ein betrunkner Hettmann nicht mehr werth, als zehn nüchterne Verbannte?

Gouv. Gott gieb mir Faſſung! daß ich meiner Würde treu nicht raſch verfahre. Geſetz und Billigkeit ſind Richter, das warme Blut ſoll nicht die Schaale drücken.

Ordonn. (tritt herein.) Graf Benjowsky wird kommen.

Gouv. Er wird kommen?

Ordonn. Sogleich.

Gouv. Würklich? das iſt Frechheit oder Unſchuld, hat man Feodera gefunden?

Gr. Donn. Nein.

Gouv. Ein Korporal mit Wache ſoll, den Koſaken Kudrin ſuchen, und gebunden hieher bringen.

Gr. Donn. (ab.)

Hetm. Warte junger Bube! ich will den alten Narren dir bezahlen. Mich ärgert nur daß der Kerl ein Koſak iſt.

Gouv. Meine arme Tochter.

Benj. und **Afan.** (treten herein.)

Gouv. Ha! Graf Benjowsky!

Hetm. Willkommen Herr Miniſter!

Gouv. Was willſt du Afanaſja? du kömmſt zu ungelegener Zeit, laß uns allein.

Afan. (entfernt ſich mit ſchwerem Herzen.)

Gouv. (ſteht finſter in ſich gekehrt.)

Hetm. (beſchaut Benjowsky mit einem dummen Blicke vom Kopf bis zu den Füßen.)

Benj (Blicke ruhen forſchend auf Beyden wechſelsweiſe.)

Gouv. (ſinnet.)

Gr. Donn. (tritt herein.)

Gouv. Iſt Feodora noch nicht gefunden?

Ordonn. Eben kömmt ſie von einer Nachbarin.

Gouv. Wo iſt ſie?

Ordonn. Bey dem Fräulein.

Gouv. Sie ſoll ſogleich hieher kommen.

Ordonn. (ab.)

Gouv. (Pauſe, ſieht Benjowsky ſtarr an.)

Benj. (dem Gouverneur frey ins Geſicht blickend.)

Gouv. (bey Seite.) Iſt er ſchuldig, ſo iſt er kein gemeiner Böſewicht.

Benj. Herr Gouverneur, Ihr Geſicht iſt nicht wie es heute und geſtern war.

Gouv. Gott gebe daß unſere Herzen unverändert ſeyn mögen.

Benj. Das gebe Gott!

Gouv. Ich bürge für das Meinige.

Benj. So bin ich ruhig.

Gouv. Das freut mich.

Benj. Sie haben mich rufen laſſen —

Gouv. Geduld.

Hettm. Man ſpricht hier von allerley artigen Dingen.

Benj. Wie ſo?

Gouv. Wenn ich ſage artige Dinge, ſo verſtehe ich darunter Hochverrath.

Benj. Hat Tſchuloenikoff ſchon wieder —

Gouv. Nichts, nichts Tſchuloenikoff, der ſitzt in Ketten und Banden.

Benj. Alſo ein neuer Verläumder? wo iſt er?

Gouv. Er ſoll Ihnen unter die Augen geſtellt werden.

Benj. Das erwarte ich.

Gouv. Die ſtrengſte Gerechtigkeit —

Benj. Die fordre ich.

Gouv. Er ſoll laut bekennen.

Benj. Und beweiſen.

Gouv. Das verſteht ſich.

Benj. Und wenn er nicht beweiſt?

Gouv. Die härteſte Strafe leiden.

Benj. Ich bin zufrieden.

Gouv. (nach einer Pauſe.) Aber wenn er beweiſt —

Benj. Dann lege ich meinen Kopf zu Ihren Füßen.

Gouv. (ihn ſcharf anſehend) Ich hoffe Graf, Sie ſind unſchuldig.

Benj. Ich weiß es gewiß.

Gouv. Geliebt und frey; was könnte Sie bewegen —

Benj. Folglich —

Gouv. Sie haben Recht. Hettmann! Hettmann! ich fürchte Ihr habt mir ohne Noth eine üble Stunde gemacht.

Hettm. Ohne Noth? Hat er mich nicht einen alten Narren geſchimpft?

Benj. Wer?

Gouv. Davon iſt nicht die Rede.

Hettm. Den Geyer auch! wovon denn?

Feodora (tritt herein.)

Gouv. Nur näher Feodora. Kennſt du den Koſaken Kudrin?

Feodo. Er iſt mein Bräutigam.

Hettm. Da haben wir's.

Gouv. Haſt du ihn heute geſprochen?

Feodo. Ja.

Gouv. Wo?

Feodo. Vom Balkon herab.

Gouv. Wovon ſprach er mit dir?

Feodo. Je nun, wovon er immer zu ſprechen pflegt, von ſeiner Liebe.

Gouv. Das will ich nicht wiſſen.

Feodo. Was denn?

Gouv. Er hat dir eine Verſchwörung entdeckt.

Feodo. Verſchwörung? was iſt das?

Hettm. Bat er dich nicht mit ihm zu fliehen? he?

Feodo. Fliehen? ja.

Gouv. Wohin?

Feodo. Ach!

Hettm. Nun, hab' ich gelogen?

Gouv. Rede.

Feodo. Verzeihung, gnädiger Herr, für meinen armen Kudrin.

Gouv. Zuvor bekenne.

Feodo. Er klagte über des Hettmanns harte Zucht, und ſchlug mir vor, mit ihm nach Ochozk zu entfliehen.

Gouv. Sonſt nichts?

Hettm. Poſſen! ſpracht Ihr nicht von einer Flucht übers Meer? he?

Feodo. Ja, ich ſagte, ich wollte mit ihm in die weite Welt gehn.

Hettm. Wenn ich ſage das Meer, ſo verſtehe ich darunter nicht die weite Welt.

Feodo. Auch übers Meer, hab' ich geſagt, ob ich gleich mich vor dem Waſſer fürchte.

Benj. (lächelnd bey Seite.) Vortreflich!

Gouv. Nun Hettmann? wie klingt das?

Hettm. (den Kopf ſchüttelnd.) Naſen drehen! ſpracht ihr nicht von einem herrlichen Lande, wohin ihr fliehen wolltet?

Feodo. Nun ja, Ochozk. Er iſt dort geweſen, er kann nicht genug rühmen, wie gut ſich dort lebt.

Gouv. Aber der Graf? der Graf?

Feodo. Der Graf?

Hettm. Ja, ja, der Graf! Sollte der euch nicht nach Ochozk begleiten? he?

Feodo. Das höre ich zum erſtenmale. Deſto beſſer! ſo darf ich mein Fräulein nicht verlaſſen.

Hettm. Sie ſtellt ſich dumm.

Gouv. Bekenne! was ſpracht Ihr von dem Grafen?

Feodo. Nicht ein Wort. Doch ja, ich beſinne mich.

Hettm. Aha!

Feodo. Ich erzählte ihm, das Graf Benjowſky Fräulein Afanaſia'n heyrathen wird.

Gouv. Sonſt nichts?

Feodo. Was denn noch?

Hetm. (ungeduldig.) Von der Verſchwörung, von dem Schiffe, von der Flucht. Wirſt du reden?

Feodo. Verzeiht mir, Iwan Fedrowitſch, Ihr waret ein wenig benebelt, und ich glaube Ihr ſeyd es noch.

Hetm. Du Hexe! — die freche Dirne leugnet mir am Ende noch gar den alten Narren ab! wie?

Feodo. (weinend und heftig.) Ich eine Hexe? eine freche Dirne?

Hetm. Nun, nun.

Feodo. Ich bin ein ehrliches Mädchen.

Hetm. Nun, nun.

Feodo. Mit dem gnädigen Fräulein erzogen.

Hetm. Ja doch, ja!

Gouv. Ruhig Feodora! haſt du mir nichts verſchwiegen?

Feodo. Aber mein Gott! da ſteht ja der Graf ſelbſt, er wird am beſten wiſſen, ob er nach Ochozk zu reiſen gedenkt!

Benj. Der Graf, mein gutes Kind, denkt an nichts weniger. Aber es giebt hier dienſtfertige Leute, die, wenn ſie den Boden einer Flaſche ſehen, ſo viel für ihn denken —

Gouv. Hettmann, Ihr wart irrig, der Wein — die kalte Luft —

Hettm. Mag ſeyn, was die Verſchwörung anlangt; doch was den alten Narrn betrifft, darauf will ich leben und ſterben.

Gouv. Nun, wenn es weiter nicht —

Hettm. So? iſt das nichts?

Gouv. Ja doch, Iwan Fedrowitſch, man muß ihm die Katze geben laſſen.

Hettm. Allerdings.

Gouv. Ich danke Gott, daß kein Verdacht auf einem Manne ruht, der meinem Herzen nahe iſt. Ich glaub' es gern und leicht.

Benj. Das Räthſel der ſogenannten Flucht kann ich vermuthlich löſen. Ein Entwurf, den der Hettmann mir mittheilte, die aleutiſchen Inſeln betreffend — ich ließ ein Wort davon fallen, Kudrin hat es gehört, und vielleicht übel verſtanden.

Hetm. Ach ſo? das iſt ein anderes. Wenn ich ſage ein Anderes, ſo verſtehe ich darunter —

Feodo. (ſchalkhaft.) Nichts.

Hetm. Recht, nichts.

Gouv. (Benjowsky die Hand reichend.) Lieber Graf, es bleibt beym Alten.

Hetm. (eben ſo.) Es bleibt beym Alten.

Gouv. Verzeihen Sie dem Gouverneur ſeinen Argwohn, der Vater war ohne Mißtrauen.

Benj. Es hat mir weh gethan, doch es ſey vergeſſen.

Gouv. Es iſt ſpät. Sollen wir zur Abendtafel gehen?

Hetm. Ein vernünftiger Gedanke.

Benj. Ich beurlaube mich. Der heutige Tag war einer der ſchwülſten meines Lebens. Ich bedarf die Ruhe.

Gouv. Bis morgen. Leben Sie wohl.

Benj. (ab.)

Hettm. Grillenfänger! ſpricht von ſchwülen Tagen. Es iſt eine Kälte draußen, daß die Zähne an einander frieren.

Gouv. Wo iſt meine Tochter?

Feodo. Im Speiſeſaal.

Gouv. Wir wollen zu ihr gehn. Doch Herr Gevatter nehmt Euch in Acht, daß der Wein nicht wieder Phantaſieen rege macht. —

Hettm. (ſchmunzelnd.) Der Wein? laßt ihn nur kommen, ha! ha! ha! — (Sie wollen gehn.)

Ordonn. (tritt herein.) Ein Brief.

Gouv. Wer brachte ihn.

Ordonn. Ein Kamtſchadale.

Gouv. (entfaltet den Brief und lieſt.)

Hettm. Die Briefe kann ich nicht leiden.

Feodo. Warum nicht?

Hettm. Närrin, weil man ſie leſen muß.

Gouv. Ha! ſchon wieder! — Hört doch zu Iwan Fedrowitſch. (Er lieſt.) „Graf Ben-
„jowsky ſteht an der Spitze von mehr als hun-
„dert entſchloßnen Männern. Tſchulosnikoffs
„Schiff iſt in ihrer Gewalt. Der morgende
„Tag entführt dem Gouverneur ſeine Tochter.
„Ich bürge mit meinem Kopf für die Wahr-

„heit dieſer Nachricht. Der Staat iſt mir die „Freiheit ſchuldig. Stepanoff.“

Hetm. Da haben wirs! was ſagt Ihr nun Gevatter? war der auch betrunken, der dieſen Brief ſchrieb?

Gouv. Ha! ſo wäre ich doch hintergangen! Iſt der Graf ſchon fort?

Ordonn. Er hatte Eile, wie es ſchien.

Gouv. Ja wohl Eile. (zu Fedora.) Meine Tochter ſoll kommen.

Feodo. (im Abgehn.) Ein neues Ungewitter!

Hetm. Ich laſſe meine Koſaken aufſitzen.

Gouv. Wie er da ſtand! wie täuſchend ſeine Larve Unſchuld log, wie ruhig er mir ſeinen Kopf bot —

Hetm. Einen Kopf haben wir nun gewiß, er oder Stepanoff.

Afan. (mit Fedora kommen.)

Gouv. (ihr den Brief hinreichend.) Ließ dieſen Brief.

Afan. (nachdem ſie geleſen.) Verleumdung, mein Vater.

Gouv. Weißt du nichts?

Afan. Nichts.

Gouv. Aber du wirſt bleich?

Aſan. Verdruß und Aergerniß, Zorn und Liebe —

Gouv. Aber du zitterſt?

Aſan. Soll ich nicht zittern, da mein guter Vater allzuraſch, vielleicht —

Gouv. Sey unbeſorgt, ich werde ſtrenge unterſuchen.

Aſan. Es thut mir weh, daß ich eines Menſchen Unglück machen ſoll; aber dieſer Stepanoff hat es verdient. Mir iſt es klar, warum er den Grafen ſtürzen will. Seine Eiferſucht iſt erfinderiſch.

Gouv. Eiferſucht.

Aſan. Er liebt mich.

Gouv. Dich?

Aſan. Mit einer Art von Raſerey. Noch dieſen Morgen hat er es gewagt, mich hier im Schloſſe zu überfallen, hat getrozt, gewütet —

Gouv. Er? gegen meine Tochter?

Aſan. Ich wollte Hülfe rufen, da überraſchte ihn der Graf. Er ſtürzte drohend hinaus, und — er hat Wort gehalten.

Gouv. Ich erſtaune.

Afan. Eiferſucht diktirte dieſen Brief, urtheilen Sie nun ſelbſt mein Vater, ob er Sie beunruhigen darf.

Gouv. Warum ſagteſt du mir nicht gleich —

Afan. Er daurte mich, ich hielt ihn für verrückt.

Feodo. (bey Seite.) Vortreflich! das Gewitter zieht vorüber.

Hettm. Hm! wieder fehlgeſchoſſen, das iſt ein Tag — weder Eſſen noch Trinken — und eine Nacht — weder Schlaf noch Ruhe.

Gouv. (nachdenkend.) Sollte Stepanoff es wagen ſeine Lügen aus der Luft zu greifen? Tſchulconikoff — Kudrin — ſollte alles das von ungefähr zuſammen treffen?

Kudrin (in Feſſeln, von einem Corporal und Wache begleitet.)

Hettm. Sieh da! der Vogel iſt gefangen.

Corp. Ein Paar Minuten ſpäter war er uns entſchlüpft.

Feodo. (zu Afanaſiew.) Wir ſind verloren!

Afan. Winkt ihm zu.

Gouv. Wo grifft Ihr ihn?

Corp. Im Haſen.

Gouv. Sind Bewegungen dort?

Corp. Tſchulosnikoffs Schiff wird ausgerüſtet.

Gouv. (zu Kudrin.) Was thateſt du im Hafen?

Kudr. (zitternd.) Gnade! Gnade! ich will alles bekennen.

Feodo. (ſich an ihn drängend.) Ich hab' ſchon alles bekannt, lieber Kudrin.

Hettm. Kennſt du mich Burſche? he?

Kudr. Ihr ſeyd mein gnädiger Hettmann.

Hettm. Dein alter Narr bin ich, und folglich dein ungnädiger Hettmann. Wenn ich ſage ungnädig, ſo verſtehe ich darunter die Knute.

Kudr. Weh mir! ſchont mein junges Blut! ich bin verführt worden.

Gouv. Wer verführte dich?

Feodo. Ich hab' ihn überredet —

Gouv. Schweig!

Feodo. (bey Seite.) Glück ſteh uns bey!

Afan. (bey Seite.) Wir ſind verloren!

Gouv. (zu Kudrin.) Du wollteſt fliehen?

Kudr. Ach ja!

Gouv. Wohin?

Feodo. Haſt du nicht Verwandten in Ochozk?

Kudr. Nein.

Feodo. Aber Freunde und Bekannte?

Kudr. Ich war in meinem Leben nicht dort.

Gouv. (zu Feodora.) Schweig!

Feodo. Gnädiger Herr, ich muß für ihn ſprechen; die Angſt macht ihn verwirrt, er redet ſich um den Hals.

Hetm. Deſto beſſer.

Gouv. Nenne deine Mitverſchwornen.

Feodo. Wer außer mir —

Gouv. Wirſt du ſchweigen?

Kudr. Graf Benjowsky —

Feodo. Hat dir abgerathen, ich weiß es, wärſt du ihm nur gefolgt.

Gouv. Mädgen, ich laſſe dich in deine Kammer ſperren.

Feodo. Aber mein Gott, gnädiger Herr, er iſt mein Geliebter, mein Bräutigam; durch mich iſt er in dieß Unglück gerathen. Hörſt du Kudrin? ich hab ihn gebeten mich nach Ochozk zu entführen, er hat eingewilligt, aus Liebe zu mir, das iſt es alles, nicht wahr Kudrin?

drin? Schonet ſeiner! vergebt ihm! er iſt der beſte Balalaikaſchläger im ganzen Lande.

Gouv. Fort auf dein Zimmer!

Feodo. Gnädiges Fräulein, ein gutes Wort —

Gouv. Werft ſie hinaus!

Afan. Geh Feodora.

Feodo. Ja doch, ja. Du haſt gehört Kudrin? ich nehme alles auf mich, und außer mir hat Niemand drum gewußt. (ab.)

Hetm. Bin ich denn Niemand? wie?

Gouv. Jezt bekenne frey. Nur die Wahrheit kann dir Gnade gewinnen.

Kudr. Auch müſſen meine Brüder ſterben, ſo will auch ich nicht länger leben.

Gouv. Sind Eurer Viele?

Kudr. Viele.

Gouv. An Eurer Spitze ſteht?

Kudr. Graf Benjowsky.

Gouv. Wo habt Ihr Euch verbunden?

Kudr. Am Altare.

Gouv. Wie wolltet Ihr entfliehen?

Kudr. Zu Schiffe.

Gouv. Wann?

Rudr. Morgen.

Gouv. Nun Afanaſja?

Afan. (iſt einer Ohnmacht nahe.)

Gouv. Armes Kind, ich beklage dich! wir haben eine Schlange erwärmt.

Hetm. Einen Drachen.

Gouv. Jede Schwachheit kann mein Herz verzeihen, aber Undank iſt ein ſchwarzes Laſter. Führt ihn fort! Euer Leben haftet für ihn.

Hetm. Komm! komm! ich will dir das Quartier beſtellen. Brod ohne Sonne, und Waſſer ohne Luft, verſtehſt du mich? er ſoll kirre werden.

Rudr. (die Hände ringend.) Ach! mein edler Graf! meine armen Brüder!

(Ab mit Hettmann und der Wache.)

Gouv. Es giebt Verbrechen, die das Herz empören, Menſchenhaß erzeugen, und angebohrnes Wohlwollen in Grauſamkeit verwandeln. Der tückiſche Böſewicht hat mit meinem Herzen ſein Spiel getrieben, er ſoll mich kennen lernen.

Afan. (zu ſeinen Füßen.) Gnade, mein Vater! ich lieb' ihn noch!

Gouv. Schäme dich! Steh auf und ſpare deine Worte, ſie ſchänden dich und mich. Haſt du vergeſſen, daß deines Vaters Ehre und Leben auf dem Spiel ſtehen? oder hat der Bube dich durch einen Zaubertrank berauſcht? iſt dir beides gleichgültig geworden?

Afan. O nein! mit meinem Blute —

Gouv. Das erwarte ich von meiner Tochter. Jetzt müſſen wir eilen, die Gefahr iſt nahe. Setze dich und ſchreib.

Afan. (erſchrocken.) Was?

Gouv. Benjowsky iſt der Rädelsführer. Haben wir ihn in unſerer Gewalt, ſo ſind die übrigen unnütze Glieder ohne Haupt. Schreib!

Afan. (zitternd.) Was ſoll ich ſchreiben?

Gouv. Er wird ſein Schickſal ahnden; er wird ſich weigern meinen Befehlen zu gehorchen. Nur du kannſt ihn hieher locken. Larve für Larve. Schreib' ihm ein Briefgen zärtlich und ſüß; lade ihn ein —

Afan. Nimmermehr!

Gouv. Wie? du wollteſt —

Afan. Ich kann nicht mein Vater!

Gouv. Ha! undankbare Dirne! Soll deiner Mutter Segen von deines Vaters Fluch zernichtet werden?

Aſan. Halten Sie ein!

Gouv. So ſetze dich und ſchreib!

Aſan. (ſezt ſich an den Tiſch.) Sein Todes-Urtheil?

Gouv. Vielleicht.

Aſan. Es iſt das meinige!

Gouv. Gleichviel.

Aſan. Ich bin bereit.

Gouv. (diktirt.)

Aſan. (ſchreibt zitternd.)

Gouv. „Lieber Graf! Ich muß Sie ſpre„chen, noch in dieſer Nacht. Kommen Sie „eilig. Feodora wird am Pförtgen Sie erwar„ten. Fliegen Sie in die Arme Ihrer Aſa„naſſa.“

Aſan. Es iſt geſchehen.

Gouv. (überſieht was ſie geſchrieben.) Kaum leſerlich, doch ſchon gut. Jezt verſiegle ſchnell.

Aſan. (reißt, indem ſie verſiegelt, unvermerkt eine rothe [illegible] vom Buſen und verbirgt ſie in das Billet.)

Gouv. (ruft heraus.) Ordonnanz!

Ordonnanz (tritt herein.)

Gouv. Dieß Billet zum Grafen Benjowsky, und ſprich, das Fräulein habe dich geſchickt, hörſt du?

Ordonn. Ganz wohl. (ab.)

Gouv. Leg dich ſchlafen, Mädgen, ich will für euch wachen. Geh und bitte Gott in deinem Abendſegen, daß er dieſe Leidenſchaft in deiner Bruſt erſticke. Gedenke deiner Mutter! (gerührt ihre Hand ergreifend.) Gedenke deines alten Vaters! (ab.)

Afan. (allein.) Vater? — Mutter? — Gott verzeih es mir! ich denke nur an ihn! — Schlafen? und Benjowsky in Gefahr? — beten? — ach! das hilft ihm nicht! — Hinweg du mädgenhafte Schüchternheit! Geſellt euch zu mir ihr unbekannten Freunde: Muth und Kühnheit! Ein Schwerdt, ein Schwerdt in meine ſchwache Fauſt! Rettung! Rettung dem Geliebten! Sein Schild ſey dieſe Bruſt! an ſeiner Seite will ich fechtend ſterben.

Ende des vierten Akts.

Fünfter Akt.

(In Cruſtiews Wohnung. **Die Verſchwornen** liegen in Gruppen an den Wänden umher, und ſchlafen. Jeder hat eine Flinte neben ſich und ein Paar Piſtolen im Gürtel. **Cruſtiew** ſizt auf einer Bank mit geſchloſſenen Augen. Man wird an ſeiner Unruhe gewahr, daß er umſonſt zu ſchlafen verſucht. Er ſteht endlich auf.)

Ich kann nicht ſchlafen. Mag ich den Kopf doch wenden wohin ich will, ſo höre ich einen Puls; das Blut hüpft durch meine Adern. Immer brauſt es mir vor den Ohren: Morgen! Morgen! Tod oder frey! die kalten Schatten dieſer Nacht verjagt der Freiheit helle, warme Sonne — Morgen iſt mein Geburtstag, morgen fang' ich wieder an zu leben — hier — oder dort — Leb wohl, du finſtere Herberge meiner Leiden! ich verlaſſe dich ungern. Gewohnheit macht auch den Kerker ſchön. Jede Spinne iſt mir lieb geworden, jede Maus iſt meine Freundin — Auch dieſe Welt iſt nur ein Kerker, an den uns die Gewohnheit feſſelt.

Hier ſind wir ſchon bekannt, dort fremd — man geht nicht gern unter Fremde.

Step. (tritt herein.)

Cruſt. Wo biſt du wieder geweſen?

Step. Draußen.

Cruſt. Du läufſt ſo unruhig hin und her? —

Step. Biſt du ruhig?

Cruſt. Iſt alles ſtill draußen?

Step. Die Wölfe heulen.

Cruſt. Den Grabgeſang der Sklaverey.

Step. Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Cruſt. Mir giebt die Hoffnung Zuverſicht.

Step. Wir hoffen Alle, aber die Hoffnung iſt ein Regenbogen, jeder Menſch hat ſeinen eigenen.

Cruſt. Es iſt ſpät?

Step. Mitternacht vorüber.

Cruſt. Ich bin beſorgt um den Grafen.

Step. Auch ich.

Cruſt. Würklich?

Step. Warum nicht? er iſt vermählt, Afanaſja mein!

Cruſt. Liebt ſie dich?

Step. Ich entführe ſie.

Cruſt. Wird ſie dann dich lieben?

Step. Gleichviel.

Cruſt. Pfui der thieriſchen Liebe!

Step. Der Greis **denkt** die Liebe, der Jüngling **fühlt** ſie.

Cruſt. Der edle Jüngling muß nicht fühlen, was der Greis nicht denken darf.

Step. Schöne Worte.

Cruſt. An dich verſchwendet.

Step. Ich wollte, es wäre Tag, und alles vollbracht, ſo oder ſo.

Cruſt. Die Stunden kriechen —

Step. Ja wohl!

Cruſt. Wie die Verrätherey im Finſtern.

Step. (betroffen.) Was willſt du damit ſagen?

Cruſt. Nichts. Warum fällt das Bild dir auf?

Step. Weil — weil ich ungeduldig bin.

Benj. (tritt herein.)

Cruſt. Ha Benjowsky! endlich!

Step. (bey Seite.) Ihn ſchüzt der Satan! (laut.) Sey willkommen!

Cruſt. Wir waren unruhig.

Benj. Und mit Recht. Verdacht und Argwohn haben ſich um unſer Dorf gelagert. Wir müſſen eilen.

Cruſt. Alles iſt bereit.

Benj. Deſto beſſer! Kudrins Plauderey hat uns an den Rand des Abgrundes geführt, ohne Weiberliſt wären wir verloren.

Step. (bey Seite.) Er weiß nichts.

Cruſt. Wo iſt Kudrin?

Benj. Ich ſandte ihn nach dem Schiffe.

Cruſt. Dort iſt er ſicher.

Benj. Wie ſind unſere Leute vertheilt?

Cruſt. Ein ſtarker Haufe wacht im Hafen, ein Anderer geht die Runde um das Dorf.

Step. Der ſtärkſte lauert in der Kirche auf das Zeichen mit der Glocke.

Cruſt. Unſere Vertrauten liegen hier und ſchlummern.

Benj. Gut. Sie ſammeln Kräfte und werden ſie gebrauchen. Iſt die Brücke abgebrochen?

Cruſt. Geſtern Abend ſchon.

Benj. Das Pulver und die Kugeln? —

Cruſt. Alle ausgetheilt.

Benj. Und der Hinterhalt am Fluße? —

Cruſt. Boskareis Sorge anvertraut.

Benj. So dürfen wir ruhig ſeyn. — Wie ſteht's mit dir, Stepanoff? ſind wir Freunde?

Step. Halte Wort und wir ſinds.

Benj. Was verſprach ich dir?

Step. Afanaſias Beſitz.

Benj. Den kann nur ſie gewähren.

Erſter Verſchw. (kömmt zu Benjowsky.) Kaſarinoff will dich ſprechen.

Benj. So ſpät? laß ihn kommen.

Erſter Verſchw. (ab.)

Step. Ein Fremder?

Cruſt. Wenn er unſere Anſtalten gewahr würde! —

Benj. Sey unbeſorgt, ich bürge für ihn.

Kaſar. (eilig.) Rette dich Benjowsky!

Benj. Warum?

Kaſar. Du biſt verrathen.

Step. (erblaßt.)

Benj. Durch wen?

Kaſar. Durch den Koſaken Kudrin.

Benj. Ich danke dir.

Kaſar. Sonſt nichts.

Benj. Ich wußte ſchon —

Kaſar. Und ſo ruhig?

Benj. Kudrin iſt in Sicherheit.

Kaſar. Ja wohl in Sicherheit.

Benj. Auf unſerm Schiffe.

Kaſar. Auf der Wache.

Benj. Was ſagſt du?

Kaſar. Vor wenig Augenblicken ſchleppte man ihn fort, der Hettmann ſelbſt ließ ihn in Feſſeln legen. Er hat Alles bekannt.

Benj. (mit dem Fuße ſtampfend.) Verdammt! ſo ließ er ſich doch erwiſchen!

Kaſar. Der Hettmann wird mit einer ſtarken Wache bald hier ſeyn um dich abzuholen.

Benj. Wohlan, ſo muß ich denn die Miene früher ſpringen laſſen.

Kaſar. Leb wohl!

Benj. Wohin?

Kaſar. Ich eile nach Hauſe, Weib und Kinder ſind allein, und fürchten ſich wenn es Lärm giebt.

Benj. Leb wohl ehrlicher Knabe! Morgen bringt ein freyer Mann dir ſeinen Dank.

Kaſar. (geht ab.)

Benj. Verdoppelt Eure Vorſicht! auf den erſten Wink muß alles unter den Waffen ſtehen.

Cruſt. Soll ich die Glocke ziehen?

Benj. Noch nicht. (Er ſieht nach der Uhr.) Es iſt zwey Uhr. Ich wünſche den Tag herbey.

Step. Warum nicht gleich?

Benj. Damit in der Finſterniß nicht Brüder gegen Brüder fechten.

Ordonn. (tritt herein, in Begleitung des erſten Verſchwornen.) Das gnädige Fräulein ſendet Euch dieſen Zettel.

Benj. Gab ſie ihn ſelbſt in deine Hand?

Ordonn. Sie ſelbſt.

Benj. (öffnet den Zettel, die rothe Bandſchleife fällt heraus.) Ha! ich verſtehe. Habe Dank, gutes Mädgen! du haſt Wort gehalten. Dieſe Schleife ſey mein Ordenszeichen. (Er heftet ſie an das Knopfloch.) Nehmt ihn in Verhaft.

Ordonn. (erſchrocken) Warum?

Benj. Du haſt gelogen.

Ordonn. Ich bin unſchuldig.

Benj. Fort mit ihm!

Erſter Verſchw. Komm guter Freund, ich will dir deine Wohnung zeigen. (Er führt ihn hinaus.)

Benj. Die Gefahr naht mit ſtarken Schritten. Wir dürfen nicht länger zaudern. Munter meine Brüder! die große Stunde iſt da. Noch ehe es Tag wird, müſſen wir beginnen. Vielleicht feyert ſchon die Morgenſonne unſern Sieg. — Auf ihr Schläfer, auf! der Freiheit Stimme ruft! — Wie ſie ſchlafen, als ob morgen Feſttag wäre. He da! will denn keiner erwachen! (Man hört draußen eine Trommel rühren.) Aha! der Hetmann übernimmt die Mühe, die Schlummernden zu wecken.

Alle (taumeln in die Höhe, da ſie die Trommel hören, und greifen ſchlaftrunken nach ihrem Gewehr.)

Benj. Ermuntert Euch, meine Brüder! der Feind iſt vor der Thür.

Alle (ſtürmen nach der Thür zu.) Wir ſind munter! Wir ſind bereit!

Benj. Halt! Ordnung! Ruhe! Lichter weg! (die Lichter werden ausgelöſcht.) — Zwey von Euch treten an das Fenſter, öffnet es, legt Euer Gewehr an, und haltet Euch fertig, die andern beyden an dieſem Fenſter eben ſo. Ihr Cruſtiew und Stepanoff beſezt die Thür. Laßt Jedermann herein, doch keinen heraus. (die

Trommel wird aufs neue gerührt. Benjowsky am Fenſter.) Was giebts da? wer ſtört unſere Ruhe?

Hettm. (von draußen.) Graf Benjowsky, im Namen der Kaiſerinn nehme ich dich gefangen.

Benj. Seyd Ihr es Hettmann? immer herein! ein unvermutheter Beſuch iſt drum nicht minder willkommen.

Hettm. Ergieb dich.

Benj. Vergönnt nur, daß ich mich zuvor ein wenig kleide. Ich ſpringe eben halb nackend aus dem Bette.

Hettm. So kleide dich.

Benj. Wollt Ihr nicht indeſſen näher treten?

Hettm. Nein.

Benj. Ich habe eine Flaſche guten ungariſchen Wein, bey dieſer Kälte ſehr erquickend.

Hettm. (die Ohren ſpitzend.) Wie?

Benj. Ein wahrer Göttertrank.

Hettm. Aechter Ungar?

Benj. Ich erkenne ihn für meinen Landsmann. Kommt herein und koſtet.

Hettm. Biſt du allein?

Benj. Ganz allein.

Hettm. Schon gut, ich komme. (zu ſeinen Leuten.) He da! Corporal! Fein wachſam! laßt mir keinen entwiſchen. Die Thür beſezt, die Säbel blank, ich komme gleich zurück.

Benj. (ſich umkehrend.) Das lügſt du alter Thor! nur einwärts in des Löwen Höhle gehn die Fußtapfen.

Hettm. (tritt herein.)

Step. und Cruſk. (packt ihn.)

Hettm. (will ſchreyen und ſich widerſetzen.)

Benj. (zieht ein Piſtol hervor.) Nicht einen Laut, oder Ihr ſeyd des Todes!

Hettm. Wie? Ihr unterſteht Euch —

Benj. Ruhig Hettmann, wir ſind hier die Stärkern.

Hettm. Verdammt! —

Benj. Gebt Euren Säbel ab.

Hettm. Vergeßt nicht wer ich bin.

Benj. Unſer Gefangner.

Hettm. Keine Mißhandlungen —

Benj. Euch ſoll kein Leid wiederfahren, wenn Ihr thut, was ich verlange.

Hettm. Was verlangſt du?

Benj. Tretet hier an dieſes offene Fenſter, ruft Euren Leuten luſtig zu; ſie ſollen herein kommen, Alle, ſie ſollen trinken, hier ſey keine Gefahr.

Herrm. Ich will nicht.

Benj. So müßt Ihr ſterben.

Herrm. Das will ich auch nicht.

Benj. So vollzieht meinen Befehl.

Herrm. Befehl?

Benj. Oder Bitte, wenn Ihr lieber wollt.

Herrm. Bitte? ja das iſt ein Anderes.

(Er nähert ſich dem Fenſter.)

Benj. (ihm das Piſtol vorhaltend.) Dieſe Kugel durch Euren Kopf, wenn Ihr durch ein zweydeutiges Wort verrathet —

Herrm. Bleib mir vom Leibe und laß mich nur machen. (Er ruft hinaus.) Kinder, hier iſt alles ruhig, kommt herein und trinkt.

Benj. (ihm zuflüſternd.) Alle.

Herrm. Kommt alle herein.

Benj. Ohne Gewehr.

Herrm. Lehnt Eure Gewehre indeſſen an die Wand.

Corporal (antwortet draußen.) Schon gut.

Beni. Hinaus meine Brüder! nehmt ſie in Empfang und ſperrt ſie ein im Keller.

Alle (Verſchwornen ſtürzen hinaus.)

Herrm. Wißt Ihr auch was dieſer Spas Euch koſten kann.

Beni. Nun?

Herrm. Wenn ich ſage Spas, ſo verſtehe ich darunter Ernſt.

Beni Alſo im Ernſt? —

Herrm. Die Knute.

Beni. Würklich?

Herrm. Naſen und Ohren aufgeſchlizt.

Beni. Ey!

Herrm. Laßt mich fort.

Beni. Geduld.

Herrm. Ihr ſeyd verloren, unſere Anſtalten ſind gut.

Beni. Laßt doch hören.

Herrm. Alle Truppen unter dem Gewehr.

Beni. So?

Herrm. Sie rücken an.

Beni. Deſto beſſer.

Herrm. Mit Kanonen.

Beni. Viel Ehre.

Hettm. Schießen das Dorf in Brand —

Beni. Man wird löſchen müſſen.

Hettm. Schlagen Euch tod —

Beni. O weh!

Hettm. Dann werdet Ihr vergebens um Gnade bitten.

Beni. Für dießmal iſt's an Euch.

Hettm. (bey Seite.) Verdammter Hund! mit ſeinem ächten Ungar!

Alle (Verſchwornen kehren zurück mit Lichtern.)

Ernſt. Alles glücklich vollbracht.

Beni. Gut. Der Hettmann iſt ſo gütig geweſen mich zu benachrichtigen, daß der Feind mit Kanonen anrückt. Wir müſſen ihn empfangen. Geht Kinder, zieht die Glocke.

(Man lautet.)

Beni. (zum Hettmann.) Da ein Offizier ſein Kommando nicht verlaſſen darf, ſo muß ich Euch bitten, die Geſellſchaft im Keller zu vermehren.

Hettm. Was? mich in den Keller?

Beni. Es iſt ein Weinkeller.

Hettm. Nimmermehr!

Beni. (die Achſeln zuckend.) Man wird Gewalt brauchen müſſen.

Hettm.

Hetm. Eher laſſe ich mich in Stücken hacken.

Benj. Auch das, wenn Ihr wollt.

Hetm. Wie lange ſoll ich da ſitzen?

Benj. Nur bis morgen früh.

Hetm. Es ſey drum. Ihr ſeht, Graf Benjowsky, Euch zu Liebe laſſe ich mir vieles gefallen. Wenn ich ſage Vieles, ſo verſtehe ich darunter den Keller. (er geht ab, und vom 1. 2. 3ten Verſchw. begleitet.)

Benj. Mit dem Narren wären wir fertig. Iſt keiner entwiſcht?

Cruſt. Ein einziger, der ſchnell zurückſprang, und in der Dunkelheit entſchlüpfte.

Benj. Das iſt dumm. So erfährt der Gouverneur doch —

Afan. (ſtürzt herein, in Koſaken-Kleidung, den blanken Säbel in der Fauſt.) Benjowsky! Rette dich!

Benj. (erſtaunt.) Afanaſja!

Afan. (Athemlos.) Soldaten! überall Soldaten!

Benj. Was ſoll dieſe Verkleidung?

Afan. Ich will mit dir ſterben.

Benj. Edles Mädgen!

Aſan. Du biſt verrathen, ſchändlich verrathen!

Benj. Ich weiß es, Kudrin —

Aſan. Nicht Kudrin — (auf Stepanoff zeigend.) Hier ſteht der Verräther.

Benj. Wer? Stepanoff?

Aſan. (zu Stepanoff, ſeinen Brief hervorziehend.) Kennſt du dieſen Brief?

Step. (ſchweigt beſtürzt.)

Benj. (reißt ihr den Brief aus der Hand, und lieſt ihn.) Ha Böſewicht! Kennſt du dieſen Brief?

Step. Meynſt du ich fürchte dich? und werde meine Hand ableugnen? — ich hab' ihn geſchrieben.

Benj. So ſpielteſt du mit deinem Eyd? mit deiner Brüder Leben?

Step. Mit deinem Leben.

Benj. (ſich zu den Uebrigen wendend.) Verrätherey.

Alle. Haut ihn nieder!

Step. Wie Ihr wollt. Ohne dieſes Mädgen iſt mir das Leben eine Laſt. Gebt ſie mir, und mein letzter Tropfen Blut ſoll für Euch fließen.

Aſan. Geben? mich geben? — eher legt mich in das Grab als in ſeinen Arm.

Step. Ha! verflucht! Rache! Rache! und dann willig in den Tod!

Alle. Haut ihn nieder!

Benj. Halt! ſtraft ihn durch Verachtung.

Step. (wüthend.) Verachtung? mir?

(Er zieht raſch den Säbel und haut nach Benjowsky.)

Aſan. (ihm in den Arm fallend) Gott!

1. 2. 3ter Verſchw. (packen ihn von hinten und entwaffnen ihn)

Step. (mit verbiſſner Wuth.) Laßt mich — ich ergebe mich — Du haſt geſiegt Benjowsky — ſie war Dein Schutz-Gott — ich empfinde Reue — vergebt mir — tödtet mich —

Benj. Führt ihn fort!

Step. Nur noch einmal Aſanaſja — reiche dem Verbrecher Deine ſanfte Hand — daß ich ſie an meine Lippen drücke — zum Zeichen der Vergebung —

Aſan. (ihm mitleidig die Hand reichend.) Unglücklicher!

Step. (zieht ſchnell ein Meſſer hervor und will ſie erſtechen.)

Beni. (ſchleudert ſie fort.) Ha! Ungeheuer!

Step. Auch das mißlang!

Beni. Jezt haut ihn nieder!

Alle. (ziehen die Säbel.)

Step. Die Freude ſollt Ihr nicht haben.

(Er ſtößt ſich das Meſſer in die Bruſt.)

Aſan. (fährt mit Entſetzen zurück, und verbirgt ihr Geſicht an Benjowsky's Buſen.)

Beni. Wüthender!

Step. (ſich krümmend.) Getroffen — Gut getroffen — Fluch Dir Benjowsky! — Fluch! —

Beni. Schleppt ihn hinaus!

Step. Fluch über Benjowsky! —

1. 2. 3te. Verſchw. (ſchleppen ihn fort.)

Beni. Erhole Dich liebe Athanaſia!

Aſan. (bebend.) Iſt er todt?

Benj Wohl uns!

Aſan. Es jammert mich doch.

Benj. Er war ſein eigner Henker.

Aſan. Die Liebe —

Cruſt. Entweihet dieſen Namen nicht.

(Man hört in der Ferne anhaltend ſchießen. Das Folgende wird ſehr raſch geſpielt.)

Benj. Was iſt das?

Aſan. Die Soldaten —

Benj. Schon handgemein?

Cruſt. Wohlan nun gilts!

1ſter Verſchw. (ſtürzt herein.) Es wird geſchoſſen.

Cruſt. Wir hören es.

Benj. Auf Brüder! zu den Waffen!

Cruſt. Lautet die Glocke!

(Man hört von Zeit zu Zeit die Glocken lauten, und ununterbrochen in der Ferne ſchießen.)

Benj. Wo bleibſt Du Aſanaſja!

Aſan. Bey Dir!

Beni. Aber die Gefahr —

Aſan. Ich theile ſie mit Dir.

2ter Verſchw. (ſtürzt herein.) Es wird ſtark geſchoſſen.

Beni. Wo?

2ter Verſchw. Es ſchallt den Fluß herauf.

Ernſt. Boskareff vermuthlich —

3ter Verſchw. (Athemlos.) Zu Hülfe! zu Hülfe!

Beni. Was giebts?

3ter Verſchw. Der Feind wird uns zu mächtig — unten im Hohlwege. —

Beni. Fort! Fort! gedenkt der Loſung: Freiheit oder Tod!

Alle Verſchw. (die Säbel ſchwingend.) Freiheit oder Tod! (ſie ſtürzen hinaus.)

(Ein Zimmer des Schloſſes.)

Gouv. (geht unruhig auf und nieder.) Noch keiner zurück. — Was ſoll daraus werden? — Wo bleibt der Hettmann — der Ordonnanz —

ich höre Schuß auf Schuß — die Handvoll Menſchen wehrt ſich hartnäckig. — Ha! Benjowsky! wehe Dir! wenn meine Rache Deinem Undank gleich kommt.

Ein Soldat. (ſtürzt herein.) Ich bin entronnen.

Gouv. Wo iſt der Hettmann?

Soldat. Gefangen.

Gouv. Und meine Ordonnanz?

Soldat. Gefangen.

Gouv. Geh zum Teufel!

Soldat. Durch Liſt haben ſie den Hettmann gelockt.

Gouv. Weißt du ſonſt nichts?

Soldat. Sie ziehen herauf.

Gouv. Wer?

Soldat. Die Rebellen.

Gouv. Viele?

Soldat. Große Haufen.

Gouv. Sind auch Freie drunter?

Soldat. Ich glaube ja.

Gouv. (bitter.) Warum nicht! Aufruhr iſt anſteckend wie die Peſt. Wer Pöbelherzen nur durch Wohlthaten zu feſſeln gedenkt, der hat mit einem Blumenſtengel die Rechnung in die See geſchrieben. — Was bedeutet das Schießen?

Soldat. Unten im Hohlwege, ein gräßliches Blutbad.

Gouv. Die Unſrigen ſiegen?

Soldat. Sie fliehen.

Gouv. Wohin?

Soldat. Nach dem Walde zu.

Gouv. Und ihr Geſchütz?

Soldat. Ließen ſie im Stiche.

Gouv. Ha! feige Miethlinge! — Geh Unglücksbote! laß Lärm ſchlagen: Jeder auf ſeinen Poſten.

Soldat. (ab.)

Gouv. Es wird Ernſt. Wo laß ich die Weiber?

Feodo. (ſtürzt herein.) Ach! mein Gott!

Gouv. Schläft meine Tochter?

Feodo. Sie iſt fort.

Gouv. Fort?

Feodo. Entſprungen in Mannskleidern.

Gouv. Stirb! alter Graukopf!

Feodo. (die Hände ringend.) Ich unglückliches Mädgen.

Gouv. Das traf mein Herz.

Feodo. Warum hab ich geſchwiegen?

Gouv. Gefühl meiner Pflicht, ſteh mir bey!

(Man hört die Lärmtrommel.)

Soldat. (haſtig.) Wir ſind verloren.

Gouv. Neues Unglück?

Soldat. Die Rebellen ſiegen.

Gouv. Wo?

Soldat. Sie ſind ſchon auf der Brücke.

Gouv. Wer ließ die Brücke fallen?

Soldat. Wir hielten ſie für die Unſrigen.

Gouv. Sperrt das Thor.

Soldat. Das haben ſie eingehauen.

Gouv. Ohne Gegenwehr?

Soldat. Sie metzeln Alles nieder.

Gouv. Wohlan! der Rädelsführer ſoll meiner Rache nicht entrinnen! (er ſtürzt in das Kabinet.)

Feodo. (fällt auf die Knie.) Gott ſteh uns bey!

Gouv. (fährt zurück mit Piſtolen bewaffnet.) Fort! entgegen!

Feodo. (wirft ſich zu Boden, ihm in den Arm.) Um Gotteswillen! gnädiger Herr!

Gouv. Was willſt Du?

Feodo. Ihr Leben iſt in Gefahr.

Gouv. Ehre verloren Alles verloren!

(Er ſtößt ſie mit dem Fuße fort, und will hinaus.)

(Ben., Cruſt., Batu. und mehrere Verſchworne dringen herein.)

Feodo. (rettet ſich in das Kabinet.)

Benj. Ergebt euch!

Gouv. (weicht einen Schritt zurück, und drücket ein Piſtol auf Benjowsky ab.) Zur Hölle mit Dir!

Benj. (ſich am linken Arm faſſend.) Ich bin verwundet —

Gouv. Noch nicht todt? (Er will das zweyte Piſtol abdrücken. Man entwaffnet ihn.)

Benj.

Beni. Ruhig Herr Gouverneur!

Gouv. (wüthend.) Ruhig?

Beni. Ich kam Sie zu ſchützen.

Gouv. Du mich?

Beni. Ich werde nicht vergeſſen was ich Ihnen ſchuldig bin.

Gouv. Nicht? Ha! ha! ha!

Beni. Cruſtiew, Dir übergeb ich ihn.

Cruſt. Er iſt die Geiſſel unſerer Freiheit.

Beni. Sein Leben ſey Dir heilig.

Cruſt. Mir und Jedem.

Beni. Bewache ihn auf ſeinem Zimmer.

Cruſt. (zum Gouv.) Ich bitte Euch mir zu folgen.

Gouv. Gott! Deine Blitze ſchlafen.

(Er geht ab mit Cruſtiew und Wache.)

Beni. Das Schwerſte iſt vollbracht.

Batu. Dank dem Himmel!

Beni. Und Eurer Tapferkeit.

Batu. Ihr ſeyd verwundet?

Beni. Ich fühle es nicht. Geh Baturin, laß Alles nach dem Schiff bringen, was wir bedürfen, Pulver, Lebensmittel, Waaren, Geld —

Batu. Iſt ſchon alles eingepackt. Anſehnliche Beute —

Beni. Die ſchenk ich Euch, wo iſt Afanaſia?

Batu. Auf der Treppe ſah ich ſie zulezt.

Beni. Sie wird doch nicht — (Er will fort.)

Afan. (ſtürzt Benjowsky entgegen) Wo iſt mein Vater?

Beni. In Sicherheit.

Afan. Todt.

Beni. Er lebt.

Afan. Wo?

Beni. Auf ſeinem Zimmer.

Afan. Du täuſcheſt mich.

Beni. Wahrlich nein!

Afan. Ich hörte ſchießen. —

Beni. Er widerſezte ſich.

Afan. Gott! du biſt verwundet. —

Beni. Ein Streifſchuß, ſey unbeſorgt.

Graf Benjowsky

oder die

Verſchwörung auf Kamtſchatka.

Ein

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Benj. Schweſter ich halte was ich dir verſprach.

Erſter Verſchw. (kommt zurück) Es hat gewürkt.

Benj. Iſt alles ruhig?

Erſter Verſchw. Sie zittern vor unſern Drohungen, und bitten um Frieden.

Benj. Der Gouverneur? —

Erſter Verſchw. Ermahnte ſie vom Walle herab, ſeiner nicht zu ſchonen.

Benj. Ha!

Erſter Verſchw. Stürmt! rief er; ich befehle es Euch im Namen der Kaiſerin.

Benj. Edel und groß!

Erſter Verſchw. Aber vergebens.

Benj. Wohlan! ſo hält uns nichts mehr auf, laß die Trommel rühren, daß ſich die Zerſtreuten ſammlen. Den Gouverneur nehmt in die Mitte, im Hafen laſſen wir ihn frey. Ladet ſcharf. Stellt Kanonen an des Zuges Spitze, begleitet ſie mit brennender Lunte. Keine Feindſeligkeit wird ferner ausgeübt. Ohne Geräuſch, ohne Frohlocken; nichts das die Wuth des Volks von neuem reizen könnte. Geh, ich folge dir.

Erſter Verſchw. (ab.)

Benj. Komm liebe Afanaſja.

Afan. (zaudernd) Ach! mein väterliches Haus!

Benj. Keinen Blick in die Vergangenheit.

Afan. Hier wurde ich geboren! hier haben Mutterliebe und Vatertreue mich erzogen. —

Benj. Erſchwere dir das Scheiden nicht.

Afan. Zum leztenmale! —

Benj. Noch darfſt du wählen.

Afan. Nie, nie betret ich wieder dieſen Wohnplatz meiner Jugendfreuden! nie hör ich wieder meines Vaters milde Stimme! —

Benj. Du quäleſt dich und mich.

Afan. Vergieb mir! (man hört die Trommel)

Benj. Die Minuten ſind koſtbar.

Afan. (ihre Seelen-Angſt unterdrückend) Ich bin bereit.

Benj. Geliebtes Mädgen! Trennung von dir wäre ſchrecklich! doch ſteht die Wahl noch jezt in deiner Willkühr. Bleib oder geh.

Afan. Bleiben? — Ach mein Vater! — Trommelt! Trommelt! Daß der Lärm dieſe

Stimme

Aſan. Ich will zu meinem Vater!

Beni. Schone ſeinen erſten Schmerz.

Aſan. Wer iſt bey ihm?

Beni. Cruſtien.

Aſan. Ach! was hab' ich gethan?

Erſter Verſchw. (eilig) Das Volk umringt die Citadelle.

Beni. Bewaffnet?

Erſter Verſchw. Die Truppen ziehen ſich zuſammen und wollen ſtürmen.

Beni. Fort auf den Wall!

Erſter Verſchw. Unſerer ſind wenige. Alle zerſtreut.

Beni. (einen Augenblick nachſinnend) Schleppt Weiber, Kinder, Greiſe in die Kirche, und droht, ſie anzuzünden, wenn man uns nicht ungehindert ziehen läßt.

Erſter Verſchw. Sogleich.

Beni. Führt den Gouverneur gefeſſelt auf den Wall, zeigt ihn dem Pöbel, ſein Kopf bürgt für unſere Sicherheit.

Erſter Verſchw. (ab.)

Aſan. Erbarmen!

Benj. Sey ruhig, nur eine leere Drohung, das Volk liebt deinen Vater.

Aſan. Wer liebt ihn nicht!

Benj. Es wird für ſein Leben zittern, und uns in Frieden ziehen laſſen.

Aſan. Ach Benjowsky! noch kannſt du alles wieder gut machen. Gieb dich mir, mich meinen Vater wieder. Setze ihn in Freiheit! öffne die Thore! du haſt gefochten wie ein Held, handle nun wie ein Menſch; deine Feinde ſind beſiegt, beſiege dich ſelbſt! vertauſche den Lorbeer gegen Myrten der Liebe, die Gefahren der See gegen Ruhe in meinem Arm! Komm zu meinem Vater, löſe ſeine Feſſeln, empfange ſeinen Segen. Verzeihung deiner Brüder, der Gewiſſensruhe, und mir unausſprechliche Wonne!

Benj. Aſanaſſja, wo denkſt du hin? meine Gattin —

Aſan. Ach ich weiß nicht was ich rede! —

Benj. Das Loos iſt geworfen. Das große Rad des Schickſals rollt unaufhaltſam. Weſſen Macht greift in die Speiche?

Aſan. Verzeih mir Gott, wenn dieſer Strudel mich nicht fortreißt.

Benj.

Gouv. (packt wüthend ſeine Kette und will auf ihn einſtürzen. Man hält ihn zurück. Er erblickt Afanaſja'n, ſchlägt ſich mit beiden Fäuſten vor die Stirn, und heult.)

Afan. (ſtürzt zu ſeinen Füßen) Verzeihung mein Vater!

Gouv. (abgewendet) Wer ſpricht mit mir?

Afan. Ihren Seegen —

Gouv. Mein Fluch folge dir übers Meer! höre ihn wenn es ſtürmt! höre ihn in deines Buhlers Armen! zittre vor ihm wenn es blizt! und wenn die Sonne ſcheint, ſo denke, ſie ſcheint auf deines Vaters Grab. Wenn der Donner brüllt, ſo brülle er dir meinen Fluch ins Ohr, und wenn ein leiſes Lüftgen ſäuſelt, ſo wähne meinen lezten Seufzer zu hören. Alles verlaſſe dich in deiner Sterbeſtunde, wie du mich verläſſeſt, nur das Bild deines zürnenden Vaters ſchwebe vor dir in Fieber-Phantaſieen! Wirſt du einſt Kinder gebähren, ſo ſey mein Fluch ihr großväterliches Erbe! ihr Undank räche mich an der Mutter!

Afan. (fällt ſprachlos und halb ſinnlos in Benjowsky's Arme.)

Gouv. (durch Afanaſiens Anblick erweicht.) Bleibe bey mir mein Kind! mein liebes verführtes Kind! bleibe bey mir! ich bin alt und ſchwach. Als deine Mutter ſtarb, ſprach ſie zu mir: Weine nicht, ich laſſe dir Afanaſja. Willſt du deine ſterbende Mutter zur Lügnerin machen? wenige Wochen, vielleicht nur wenige Tage, wie bald ſind die verlaufen! dann lege ich mich nieder und ſterbe, und du darfſt ſagen: ich habe das Gebot meiner Mutter erfüllt, ich habe meinem Vater die Augen zugedrückt.

Beni. (erſchüttert.) Schone ſie!

Gouv. Du biſt meine einzige Freude! mein einziger Troſt! ich liebe dich väterlich, ſo wird kein Buhler dich lieben, Sättigung in deinen Armen wird er dir mit Ueberdruß bezahlen, indeſſen dein alter Vater, zum Lohn für ſeinen Segen, nichts begehrt, als einen ſanften Druck deiner Hand auf ſeine Augen, wenn ſie ſich ſchließen wollen — O daß mein Haar noch nicht ſo grau wäre, in dieſem Augenblicke müßte es grau werden, und dieſer Anblick würde dich rühren.

Stimme übertäube! — Fort! fort! führe mich fort!

Benj. Komm in meine Bruder-Arme.

Aſan. (noch einmal wehmüthig um ſich blickend) Segen über meinen alten Vater! (Sie gehen.)

(Der Schauplatz verwandelt ſich. Man ſieht im Hintergrunde einen Theil des Hafens. Die Fregatte iſt ſegelfertig. Das Schiffsvolk arbeitet fleiſſig, Verbündete laufen hin und wieder. Man hört ein verwirrtes Rufen, bald der Kommenden, bald der Gehenden, bald auf dem Schiffe, bald am Lande.)

„Lichtet die Anker! — windet alle Segel
„auf! — Der Wind iſt Nordoſt zu Oſt —
„Steuermann! — He da! Sie kommen! —
„Dort wimmelt der Hauſe den Hügel herunter. — Glück auf! — Alles bereit! —
„Huzzah! Huzzah!“

Benj. Aſan. Cruſt. und die übrigen Verſchwornen treten auf)

Der Gouv. gefeſſelt, unter einer ſtarken Wache, ohnmächtig wüthend. Während Cruſt. und die Verbündeten auf das Schiff laufen Anordnung machen, Befehle austheilen u. ſ. w.

Benj. (nähert ſich dem Gouverneur.)

Iwan. (bleibt ſchüchtern in einiger Entfernung ſtehen.)

Beni. Nur noch einige Augenblicke ſind mein. Scheiden wir als Freunde!

Gouv. (wirft einen Blick voll Verachtung auf ihn, kehrt ſich weg und [illegible].)

Beni. Daß ich gegen Rußen fechtend ergriffen wurde, war es ein Verbrechen? — daß ich dieſe harte Feſſeln heute ſprengte, iſt es ein Verbrechen?

Gouv. (ſchweigt ſtörriſch).

Beni. Mich riefen Ehre und Vaterlandsliebe, an meiner Brüder Schickſal band ein Schwur das meinige.

Gouv. (keine Antwort.)

Beni Ich verließ daheim ein ſchwangeres Weib. Alter Mann! was hätteſt du gethan an meiner Stelle?

Gouv. (ſchweigt hartnäckig.)

Beni Bin ich keines Wortes, keines Blickes würdig? — Wohlan! was Schmerz und Wuth in dieſer Stunde verdammen, wird morgen dein kälteres Blut entſchuldigen. — Leb wohl!

Gouv.

Perſonen.

Gouverneur.
Afanaſſa, ſeine Tochter.
Hettmann.
Feodora, Afanaſſa's Mädchen.
Graf Benjowsky.
Cruſtiew.
Stepanoff. } Verſchworne.
Kudrin.
Baturin.
Mehrere Verſchworne.
Tſchulosnikoff, ein Schiffskapitain.
Grigori, ſein Neffe.
Kaſarinoff, ein Kaufmann.
Kinder von Kaſarinoff.
Die Ordonnanz des Gouverneur.

Afan. (ſtrebt ſich aufzurichten, und fällt ohnmächtig zurück.)

Benj. (ſehr bewegt.) Gott! — Hülfe! — ergreift ſie! — tragt ſie fort!

Gouv. (außer ſich vor Angſt und Schmerz.) Graf Benjowsky! wenn du einen Gott glaubſt ſo höre mich! Ich hab dich nie beleidigt! ich habe dir Gutes gethan ſo viel ich konnte! du haſt mir alles genommen! du haſt mich um Amt und Ehre gebracht! laß mir meine Tochter, und ich bin reich geblieben! Graf Benjowsky! wenn du einen Gott glaubſt ſo höre mich! Um deines Weibes willen, das daheim für dich betet! wie kann Gott ihr Gebet erhören, wenn du mir armen Manne mein einziges Kleinod ſtiehlſt. Um deines Kindes willen, das du noch nicht kannteſt, als du dein Haus verließeſt, daß es dich nie zum unglücklichen Vater mache! Was willſt du mit ihr? ſiehe ſie iſt ſchon zur Leiche geworden, gieb mir die Leiche meiner Tochter wieder! (Er fällt auf beyde Knie nieder, und hebt ſeine Hände zitternd gen Himmel.) Graf Benjowsky ich habe keine Worte — ich habe keine Thränen, aber Gott hat Blitze! —

Benj. (heftig erſchüttert, legt die ohnmächtige Anaſtaſia in die Arme des knienden Greiſes.) Da haſt du ſie alter Vater! (Er zieht das Bild ſeines Weibes hervor.) Emilie! meine Gattin! — Fort zu Schiffe! (Verwirrtes Getöſe. Alles eilt zu Schiffe.)

Gouv. (ſeine Tochter in frohem Wahnſinn an ſein Herz drückend, indem er die andere nach dem Schiffe ausſtreckt.) Gott ſegne dich Fremdling! Gott ſegne dich!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Der
Mann von vierzig Jahren.

Ein Luſtſpiel
in einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen des Fayan,

bearbeitet

von

A. von Kotzebue.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.
1795.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08012/059

saur

Perſonen.

Herr von Wieſen. }
Herr von Baarkopf. } benachbarte Landedelleute.
Julie, von Wieſens Mündel.
Kammerjunker von Baarkopf.
Nettchen, Juliens Kammermädchen.

(Die Scene iſt ein Gartenſaal auf dem Guthe des Herrn von Wieſen.)

Erſte Scene.

Herr von Baarkopf und ſein Sohn der Kammerjunker.

von Baark.

Nun Niklas, ich warne Dich noch einmal.

Kammerj. Lieber Papa, nennen Sie mich doch nicht Niklas. Wenn Julie das hört —

v. Baark. Zum Henker! wie biſt Du denn getauft? —

Kammerj. Leider weiß ich wohl —

v. Baark. Leider? ich heiße ſelbſt Niklas, und Dein Großvater hieß auch ſo; Niklas iſt ein Familien-Name. Als im vierzehnten Jahrhundert die alten Teutſchen den Varus ſchlugen —

Kammerj. Ereifern Sie ſich nicht, lieber Papa. Wir können einen Mittelweg treffen. Wie wäre es, wenn Sie mich Nicole nennten? das klingt doch beſſer, als das verzweifelte Niklas.

v. Baark. Da höre mir einer den Gekken mit ſeinem Kohl. Seit ich ihn für mein baares Geld zum Kammerjunker habe ſtempeln laſſen, iſt er der gröſte Narr in der Baarkopfiſchen Familie.

Kammerj. Ich ſchweige, lieber Papa. Sie ſind der Majoratsherr —

v. Baark. Freilich bin ich das. Kurz und gut, Niklas, unſer Nachbar der Herr von Wieſen, wird gleich hier ſeyn, und ich frage Dich zum leztenmal: ob es mit der Heirath Dein völliger Ernſt iſt? —

Kammerj. Behüte der Himmel!

v. Baark. Nicht?

Kammerj. Eine ernſthafte Heirath! wo denken Sie hin? Scherz, Lachen, Freude, Muthwillen, das ſind die Erforderniſſe einer glücklichen Ehe.

v. Baark. Meinethalben lache Dich mit Deiner Frau zu Tode, aber jezt will ich wiſſen, ob Du feſt entſchloſſen biſt, Julien Deine Hand zu reichen?

Kammerj. Allerdings.

v. Baark. Ob Du die Sache wohl überlegt haſt?

Kammerj. Gott bewahre!

v. Baark. Nicht?

Kammerj. Wer wird dergleichen Dinge überlegen? man liebt, man wird geliebt; man küßt, man wird geküßt; der Schwarzrock frägt; man antwortet: ja, und ſo hat die Geſchichte ein Ende.

v. Baark. Aber biſt Du auch gewiß, daß Du von ihr geliebt wirſt?

Kammerj. (lächelnd.) O Sie ſcherzen.

v. Baark. Beim Teufel, nein!

Kammerj. Sie ſind ſo beſcheiden, weil ich Ihr eigner Sohn bin, und weil ich das Glück habe, Ihnen ähnlich zu ſeyn.

v. Baark. Es iſt wahr, Du biſt ein hübſcher Junge.

Kammerj. Ich wette, lieber Papa, daß vor dreißig Jahren Ihnen kein Mädchen widerſtanden hat.

v. Baark. Freilich, man galt ſeinen Preiß. Aber, welche Proben haſt Du?

Kammerj. Proben? — Das fühlt ſich nur, das ſagt ſich nicht.

v. Baark. Aber doch —

Kammerj. Wenn ich komme, ſo wird ſie verdrüßlich, als wollte ſie ſagen: warum ſind Sie nicht früher gekommen? wenn ich rede, ſo antwortet ſie nicht eine Sylbe, weil holde Scham ihr den Mund verſchließt; wenn ich bleibe, ſo wird ſie traurig, weil die Zärtlichkeit ihr das Herz abſtößt; wenn ich gehe, ſo wird ſie freundlich, als ſpräche ſie: wohin? wohin? kleiner Schelm. Wenn ich klage, ſo lächelt ſie, und wenn ich lache, ſo fehlt nicht viel, daß ſie weint. Einmal widerfuhr es mir ſogar, daß ſie, als ich eben zu ihren Füſſen ſinken wollte, aus Schüchternheit davon lief.

v. Baark. So, ſo, dieſe Beweiſe ſcheinen mir eben nicht die bündigſten.

Kammerj. Mein Gott! lieber Papa, ich muß mich doch darauf verſtehn. Iſt ſie etwa die Erſte, von der ich geliebt werde? — Die Art und Weiſe, Liebe auszudrücken, iſt der Mode unterworfen, wie der Kleiderſchnitt.

v. Baark. Das muß denn ſeyn, denn als im zwölften Jahrhundert Ritter Kunz von Baarkopf, Fräulein Gertrude von Engelbrecht zu ſeiner ehelichen Hausfrau wählte, —

Kammerj. Et! ich ſehe Herr von Wieſen die Allee herauf kommen.

v. Baark. So pack Dich fort!

Kammerj. Warum?

v. Baark. Ich will erſt allein mit ihm ſprechen.

Kammerj. Aber warum darf ich nicht zugegen ſeyn? Sie thun Ihren Antrag; er ſagt Ja, ich ſage auch Ja; Julie wird gerufen, ſie ſperrt ſich ein wenig, ſagt endlich auch Ja, und über acht Tage iſt die Hochzeit.

v. Baark. Geh, ſag' ich Dir, und treib' Dich im Garten herum, bis Du gerufen wirſt.

Kammerj. Wie Sie befehlen. (er trällert, indem er abgeht.) Komm Luft, mich anzuwehen, Du kommſt vielleicht von ihr. ꝛc.

v. Baark. (geht auf und nieder, räuſpert ſich, zieht Halskrauſe und Manſchetten hervor, mit dem Hut unter dem Arm, und giebt ſich ein ehrenfeſtes Anſehen.)

Zweite Scene.

von Baarkopf, von Wieſen.

v. Wieſen. Herzlich willkommen! ich höre eben, daß Sie hier ſind. Warum kamen Sie nicht herauf?

v. Baark. Aus Urſachen, lieber Nachbar und Gevatter. Ich wollte Sie ohne Zeugen ſprechen.

v. Wieſen. Sie bleiben doch dieſen Mittag bei mir?

v. Baark. Warum nicht? — wir ſind zu Fuße von Baarkopfshauſen herübergeſchlendert, ich und mein Sohn, der Kammerjunker.

v. Wieſen. Wo iſt er?

v. Baark. Er flattert wie ein Schmetterling im Garten herum, und ſucht eine Roſenknoſpe, hä! hä! hä!

v. Wieſen. Da wird er Streit mit meiner Julie bekommen.

v. Baark. Sie werden ſich ſchon vertragen! hä! hä! hä! — Aber lieber Nachbar, Sie verjüngen ſich ja wie ein Adler. Geſund, ſtark und blühend; man ſollte Sie für einen Dreißiger halten, und doch weiß ich recht gut — Sie wurden gebohren — Anno — Anno — ich diente damals gegen die Türken, unter dem Feldmarſchall Münnich, der ſo viel Zucker aß.

v. Wieſen. Ganz recht, ich bin vierzig paſſirt.

v. Baark. Wer ſieht Ihnen das an?

v. Wieſen. Und doch ſtehe ich weder mit Caglioſtro noch mit St. Germain im Bunde. Eine gleichförmige Lebensart, Zufriedenheit und Mäßigkeit, das iſt das ganze Geheimniß.

v. Baark. Und nota bene keine Frau.

v. Wieſen. Da nennen Sie gerade das Einzige, was meinem Glücke fehlt.

v. Baark. Ja, ja, die Herren Philoſophen, ſie ſind alle Weiberfeinde.

v. Wieſen. Behüte der Himmel.

v. Baark. Sie ſprechen ſo gar den Weibern die Seele ab.

v. Wieſen. Das iſt eine thörigte Grille des Weiſen Plato.

v. Baark. War dieſer Plato ein Edelmann? —

v. Wieſen. Bis auf dieſen Punkt, ja.

v. Baark. Sie ſind alſo nicht gegen das Heirathen? —

v. Wieſen. Ich? — Woher vermuthen Sie das? Eine glückliche Ehe iſt das ſchönſte Band, durch welches Gott die Menſchen an das Leben knüpft. Wer unverheirathet ſtirbt, hat nur halb gelebt.

v. Baark. Warum heirathen Sie denn nicht?

v. Wieſen. Vor zehn Jahren war ich verlobt — meine Braut ſtarb — laſſen Sie uns davon abbrechen.

v. Baark. Aber, es wäre noch immer Zeit.

v. Wieſen. Die Jahre des Gefallens ſind vorüber.

v. Baark. Sie haben Recht, aber wenn man ſelbſt nicht mehr heirathen kann, ſo muß man ſein Vergnügen im Kuppeln ſuchen. —

v. Wieſen. Ich kupple nie, doch jedes glückliche junge Paar macht mir Freude.

v. Baark. Sie haben ein ſchönes Mündel.

v. Wieſen. Sie iſt nicht allein ſchön, ſondern auch liebenswürdig.

v. Baark. Von guter Geburt?

v. Wieſen. Verſtändig und beſcheiden.

v. Baark. Reich?

v. Wieſen. Sanft und gut.

v. Baark. Wollen Sie ihr nicht bald einen Mann geben?

v. Wieſen. Geben? nein! ſie mag ſich einen ausſuchen nach ihrem Gefallen.

v. Baark. Wenn ſie ſich nun ſchon einen ausgeſucht hätte?

v. Wieſen. (ſtutzend) So würde ich — ihr Glück wünſchen.

v. Baark. Haben Sie nichts gemerkt?

v. Wieſen. Nein.

v. Baark. Gar nichts?

v. Wieſen. Ich pflege Niemand zu belauren.

v. Baark. Wie gefällt Ihnen mein Sohn?

v. Wieſen. Ich kenne ihn nur wenig.

v. Baark. Sie wiſſen doch, daß er Kammerjunker geworden iſt?

v. Wieſen. So hör' ich.

Dritte Scene.

Der Kammerjunker (welcher hinter der Scene lauſchte, ſtürzt hervor.)

Und dieſer Kammerjunker, dieſer nämliche Kammerjunker, wirft ſich liebetrunken in Ihre Arme, und erwartet von Ihren Lippen die Beſtimmung ſeines Schickſals. Geben Sie ihm Julien, und er tauſcht mit keinem Kammerherrn!

v. Baark. Niklas! Niklas! willſt Du gehn! Hab' ich Dir nicht verboten —

Kam=

Kammerj. Lieber Papa, Sie ſind kein Redner, und wären Sie auch ein Demoſthenes, die Beredſamkeit der Liebe iſt mächtiger. Verzeihen Sie mir! verzeihen Sie Julien! wir ſind ſtrafbar, daß wir dieſe ſchöne Flamme bis jetzt im Verborgnen brennen ließen. —

v. Wieſen. Welche Flamme, mein Herr?

v. Baark. Geh zum Teufel! dort wirſt Du Flammen finden.

Kammerj. Der Schleier des Geheimniſſes giebt der Liebe neuen Reiz, und ich, und Julie —

v. Baark. Pack' Dich fort, ſag' ich Dir, und laß Dich nicht eher wiederſehn, bis ich Dich rufe.

Kammerj. Grauſamer Vater, Sie wollen es? ich gehe. Mein Herz iſt ſchwer, mein Auge feucht, meine Knie wanken — o rufen Sie mich bald! bald! bald!

(er hüpft fort.)

Vierte

Vierte Scene.

von Baarkopf und von Wieſen.

v. Wieſen. Wenn ich recht verſtehe —

v. Baark. Teufel Amor iſt im Spiele.

v. Wieſen. Sie werben alſo um die Hand meines Mündels?

v. Baark. (feierlich.) Da mein Geſchlecht ſchon zu den Zeiten des großen Wittekinds blühte, und da mein Sohn bereits Kammerjunker iſt, und da ich ihm einſt ein ſchuldenfreies Guth hinterlaſſe —

v. Wieſen. Wozu das Alles, lieber Nachbar? wenn Julie einwilligt, ſo habe ich nichts zu erinnern.

v. Baark. Sie lieben ſich, wie die Turteltauben.

v. Wieſen. Ich geſtehe, daß dieſe Entdeckung mich überraſcht. Ich liebe Julien — wie meine Tochter, denn ich habe ſie erzogen. Zwanzigmal hat ſie aus meinem Munde die

Ver=

Verſicherung gehört, daß ich ihrer Neigung nie Zwang anthun werde. Ich glaubte, ein Recht auf ihr Vertrauen errungen zu haben, und doch verbirgt ſie mir — das ſchmerzt mich.

v. Baark. Die erſte Liebe, mein Freund. Man möchte ſie gerne vor ſich ſelbſt verbergen.

Fünfte Scene.

Julie, Nettchen, die Vorigen.

v. Wieſen. Siehe da! mein Mündel. Kommen Sie näher, liebe Julie. Vermuthlich wiſſen Sie ſchon, warum Herr von Baarkopf uns mit ſeinem Beſuche beehrt.

Julie. Ich?

v. Wieſen. Wozu die Verſtellung? Ihre Neigung iſt kein Verbrechen. Nur, daß Sie mir, Ihrem wärmſten Freunde, ein Geheimniß daraus machten, das hat mich ein wenig gekränkt.

Julie. Wahrhaftig, ich verſtehe Sie nicht —

v. Wieſen. Sie ſind verlegen, Julie? warum das? der Kammerjunker liebt Sie, Sie lieben ihn; er wünſcht Sie zu beſitzen, ſein Wunſch iſt der Ihrige — und folglich auch der meinige.

Julie. Sie haben Recht, — ich bin verlegen — erſtaunt — über alles, was ich höre.

v. Wieſen. Wir wollen Ihnen Zeit laſſen, ſich zu erholen. Kommen Sie, Herr von Baarkopf, ein Spaziergang im Garten —

v. Baark. (im Abgehen.) Sie iſt ſchön, bei meiner armen Seele! ſie iſt ſchön. Wenn ſie einen ſteifen Halskragen umhätte, ſo würde ſie meiner hochſeligen Elter-Mutter ähnlich ſehn, deren Konterfei ich in der Rüſtkammer aufbewahre. Sie war eine gebohrne Kauffungen, aus einem alten Hauſe in Thüringen. Es war Anno 1603. —

(Man hört die lezten Worte nur noch hinter der Scene.)

Sechſte

Sechſte Scene.

Julie und Nettchen.

Nettchen. Nun Fräulein, Sie verſtehen nicht?

Julie. Warlich nicht!

Nettchen. Trotz meiner Dummheit verſtehe ich doch recht gut, daß hier vom Heirathen die Rede iſt.

Julie. Leider!

Nettchen. Warum denn leider! — mißfällt Ihnen der Kammerjunker? er ſchwazt, er tändelt, er prahlt ein wenig, und lügt ein wenig; aber, er iſt jung, hübſch und verliebt. Ein Verliebter iſt ein roher Marmorblock. Ein Mädchen, das ſeine Kunſt verſteht, kann einen Apoll aus ihm bilden.

Julie. Ich habe keine Augen für den Kammerjunker. Hat er Fehler, ich weiß es nicht! hat er Vorzüge — es gilt mir gleich!

Nettchen. O weh! das lautet betrübt.

Julie. (ſeufzend.) Ich kenne Jemand, der keinen Fehler hat.

Nettchen. Ein Jemand ohne Fehler, und doch ein Knäblein auf dieſer Welt gebohren? o geſchwind, nennen Sie mir ihn.

Julie. Beſcheiden, gefällig, unterhaltend, wohlthätig, bieder —

Nettchen. Sein Name? —

Julie. Zuvorkommend, menſchenfreundlich, wahrhaft —

Nettchen. Aber ſein Name? vermuthlich Cherubim oder Seraphim?

Julie. Ich nenne ihn nicht.

Nettchen. Wieder eine Ausnahme von der Regel. Verliebte pflegen ſonſt nichts lieber zu nennen, als den Namen ihres Geliebten.

Julie. Ich verliebt?

Nettchen. Nun freilich. Von wem hätten Sie denn den Pinſel zu Ihrem Gemählde geliehen?

Julie. Von der Wahrheit.

Nettchen. Amor verlarvt ſich zuweilen.

Julie. Du magſt Recht haben. —

Nettchen. Nun, warum rden Sie denn nicht? — Sie haben einen Vormund, der die Gefälligkeit ſelbſt iſt —

Julie. Wie ſoll ich den, den ich liebe, von meinen Geſinnungen unterrichten?

Nettchen. Eine ſonderbare Schwierigkeit. Ich denke, er wird Ihren Augen auf's Wort glauben.

Julie. Die Beſcheidenheit verſteht dieſe Sprache nicht, und die Schüchternheit redet ſie ſelten.

Nettchen. Mein Gott! wozu die Umſtände? ſind Sie nicht jung und ſchön?

Julie. So ſagt man.

Nettchen. Reich und vornehm?

Julie. Er iſt mir gleich. —

Nettchen. Und doch?

Julie. Und doch fürchte ich, er werde meine Liebe mißbilligen. Welche Demüthigung, wenn ich mich ſelbſt antrüge, und verworfen würde.

Nettchen. Dafür weiß ich Rath. Er ſoll Ihr Geheimniß erfahren, ohne Sie zu compromittiren. Machen Sie mich zur Vertrauten, legen Sie mir Stillſchweigen auf, ich verſpreche es Ihnen heilig, und ſo bald ich den Rücken wende, ſage ich es der ganzen Welt. Die Geſchichte Ihres Herzens wandert von Haus zu Haus, kömmt endlich auch dem bewußten Manne zu Ohren, und dann, — dann ſehn wir wie der Wind bläſt, und es ſteht noch immer bei Ihnen, ob Sie läugnen oder bekennen wollen.

Julie. Nur in franzöſiſchen Comödien macht man die Kammerjungfern zu Vertrauten.

Nettchen. So? Man iſt alſo nur in franzöſiſchen Comödien vernünftig? — je nun, wenn Sie ſich ohne mich heraushelfen können.

Julie. Weder mit Dir, noch ohne Dich. Ich werde ſchweigen. Eine unbezwingliche Schaam — das Urtheil der Welt — denn meine Wahl iſt ſonderbar, ſehr ſonderbar! und wenn man mich nicht errathen will —

Nettchen. Nicht alle Menſchen verſtehn ſich auf Räthſel. Da kommt Ihr Vormund, vielleicht daß Er —

Julie. Nettchen, ich verbite Dir, auch nur die kleinſte Sylbe von unſerm Geſpräch laut werden zu laſſen.

Nettchen. Schon gut.

Siebente Scene.

von Wieſen. Die Vorigen.

v. Wieſen. (zu Nettchen.) Entferne Dich.

Nettchen. (ab.)

v. Wieſen. Liebe Julie! Sie ſind verſchloſſen gegen mich? vielleicht weil ich zuweilen von dem Kammerjunker in einem Tone ſprach — —

Julie. O nein.

v. Wieſen. Sie müſſen mir das verzeihn, ich wußte nicht, wie nahe er Ihnen angehörte. Er iſt ein junger Mann, den Sie bilden werden.

Julie. Dafür bewahre mich der Himmel!

v. Wieſen. Noch immer dieſe Zurückhaltung? — ich habe freilich kein andres Recht auf Ihr

Vertrauen, als meine Freundſchaft — meine Liebe —

Julie. Das ſchönſte Recht auf Erden.

v. Wieſen. Ich empfieng Sie aus den Händen Ihrer ſterbenden Mutter. Ich liebte Sie ſchon als Kind. Seitdem Sie ſelbſt denken können, ſchätze ich Sie hoch.

Julie. O warum konnte ich nicht immer ein Kind bleiben!

v. Wieſen. Welche Grille! Sie ſind ſeit einiger Zeit ſtill, — traurig, — nachdenkend; Sie werden roth um nichts, Sie erſchrecken, wenn man Sie anredet — geſtehn Sie, liebe Julie, irgend ein Mann hat Ihr Herz zu rühren gewußt?

Julie. Nun ja. Warum ſoll ich es läugnen? ich liebe.

v. Wieſen. Den Kammerjunker?

Julie. Dringen Sie nicht in mich, es iſt mir ohnmöglich meinen Geliebten zu nennen.

v. Wieſen. Sollte Julie eine Wahl getroffen haben, die ihrer unwerth wäre?

Julie. Mein Herz hat entſchieden; Vernunft und Ehre ſtimmten bei.

v. Wieſen. Seit wann lieben Sie?

Julie. (mit niedergeſchlagenen Augen.) Seit ich aus der Koſtſchule kam, — ſeit ich in Ihrem Hauſe wohne.

v. Wieſen. (nachſinnend.) Ich lebe ſo eingezogen — ſehe ſo wenig Fremde — doch, warum zerbreche ich mir den Kopf? Er ſey wer er wolle — reden Sie, Julie, und ſeyn Sie der zärtlichſten Gegenliebe gewiß.

Julie. Wenn Sie wahr reden, ſo bin ich glücklich!

v. Wieſen. Aber ſein Name? muß ich als Ihr Vormund ihn nicht doch einmal erfahren?

Julie. Warum wollen Sie ſich an meiner Verwirrung ergötzen? warum nennen Sie ihn nicht ſelbſt?

v. Wieſen. Weil ich gerechten Anſpruch auf Ihr Vertrauen mache.

Julie. Sie werden mich tadeln —

v. Wieſen. Gewiß nicht.

Julie. Sie werden meine Neigung bekämpfen —

v. Wieſen. Mein Gott! ſeit wann ſehn Sie in mir den ſtrengen Cenſor? Ihr Herz hat gewählt, Ihr Herz iſt mir Bürge, ich darf unbedingt Ihre Wahl billigen.

Julie. Wenn Sie es denn durchaus wollen —

v. Wieſen. Ich bitte darum!

Julie. Aber nach einem ſolchen Geſtändniſſe werd' ich die Augen nicht vor Ihnen aufſchlagen können.

v. Wieſen. Mädchenhafte Schüchternheit.

Julie. Nein. Ich will ihn nennen — aber erlauben Sie mir, daß ich mich dann ſogleich entferne.

v. Wieſen. Wie Sie wollen, aber noch einmal, fürchten Sie nichts. Ihren Wünſchen zuvorzukommen, war von jeher meine Freude. Nun? — er heißt? —

Julie. (ſehr verwirrt.) Sie werden ihn leicht errathen — ich laſſe Sie mit ihm allein — ſagen Sie ihm, daß er einem armen Mädchen die Schamröthe erſparen ſoll. — Ich laſſe Sie mit ihm allein — und glaube genug geſagt zu haben.

(Sie will gehn, bleibt aber, unwillig, als ſie den Kammerjunker erblickt.)

Achte Scene.

Der Kammerjunker noch im Hintergrunde. Die Vorigen.

v. Wieſen. (für ſich.) Was ſoll das heiſſen? — ſind wir nicht allein?

Kammerj. (für ſich.) Gut, daß ich ſie beiſammen treffe.

Julie. (für ſich.) Welcher Dämon führt ihn her!

Kammerj. Ach! meine ſchöne Julie! finde ich Sie endlich?

v. Wieſen. (für ſich.) Jezt verſtehe ich — ach!

Kammerj. Nun, Herr von Wieſen? — darf ich hoffen?

v. Wieſen. (bei Seite.) Das Räthſel iſt gelöſt.

Kammerj. Sie antworten mir nicht? Sie kehren ſich von mir? Julie wirſt mir verſtohlne Blicke zu?

Julie. (unwillig.) Wer? — ich mein Herr?

Kammerj. Sie, meine reizende Braut. Warum dieſe Schüchternheit? man darf mich lieben, ohne zu erröthen.

v. Wieſen. Seyn Sie ruhig, Herr Kammerjunker. Sie dürfen ſtolz ſeyn, denn Sie beſitzen Juliens Herz, und meines Mündels Wille iſt der meinige.

Julie. (für ſich.) Ich erſticke.

Kammerj. Bravo! Sie ſind ein allerliebſter Mann! ein Muſter der Vormünder! Kommen Sie, Julie, zu ſeinen Füſſen —

v. Wieſen. Pfui, mein Herr, wir ſtehn ja nicht auf dem Theater. Wenn Sie den ganzen Umfang Ihres Glückes fühlen, wenn Sie nie vergeſſen, welchen Schatz ich Ihnen in Julien übergebe, (mit einem halberſtickten Seufzer.) ſo muß ich zufrieden ſeyn!

Kammerj. O! wir werden leben wie ein Paar Tauben, oder ein Paar Engel, nicht wahr, mein ſchönes Kind? Beide jung, reich, voll Anmuth, Witz und Geſchmack; den Winter in der Stadt, bei Hofe, geliebt, beneidet, überall geſucht, die Seele der Geſellſchaften. Den Sommer auf dem Lande mit unſerer kleinen Familie, dem Hofmeiſter und der Gouvernante. Dann beſuchen wir Papa Wieſen recht fleißig, laſſen uns herab zu unſern Bauern, ſtiften ein Roſenfeſt, oder ſo etwas dergleichen —

v. Wieſen. (mit verbiſſenem Unwillen.) Alles recht ſchön, Herr Kammerjunker — Ich gehe, Ihren Herrn Vater aufzuſuchen, damit er Ihre Freude theile.

Kammerj. Gehn Sie! gehn Sie! ich ſtehe Ihnen dafür, daß Julie indeſſen keine Langeweile haben ſoll.

(Wieſen ab.)

Neunte Scene.

Julie, der Kammerjunker.

Kammerj. Nun, meine liebe Kleine, ſind Sie zufrieden?

Julie. Aber ſagen Sie mir um's Himmels willen, was das alles heiſſen ſoll?

Kammerj. Was das heiſſen ſoll? eine drollige Frage. Man krönt unſere Wünſche, man verheirathet uns.

Julie. Wie kommen Sie auf den Einfall, daß eine Verbindung mit Ihnen mein Wunſch ſey?

Kammerj. Haben Sie es mir nicht hundertmal geſagt?

Julie. Ich?

Kammerj. Meinen Sie, ich verſtünde die Sprache der Augen nicht?

Julie. Sie leſen falſch, mein Herr.

Kammerj. Wozu die Verſtellung? wenn man ſich gefällt? wenn Väter, Vormünder und wie die Thiere alle heiſſen, ihre Einwilligung geben, warum ſoll man ſich länger Zwang anthun?

Julie. Ich ſage Ihnen aber mit der bündigſten Deutlichkeit, daß ich Sie nicht will.

Kammerj. Wie? hat Ihr Vormund mich nicht ſo eben verſichert —

Julie. Er iſt im Irrthum, und ohne Ihre Dazwiſchenkunft wüßte er ſchon, was er wiſſen ſollte.

Kammerj. Aha! ich verſtehe. Sie wollen Aufſchub? Sie meinen, das ſey nothwendig um der Form willen? aber auf dem Lande, liebes Kind, kann man dergleichen abkürzen.

Julie. Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie Ihren Beſuch abkürzen, und mich auf immer damit verſchonen.

Kammerj. Wiſſen Sie wohl, daß ich am Ende gezwungen ſeyn werde, mich zu ärgern?

Julie. Nach Ihrem Belieben.

Kammerj. Wiſſen Sie wohl, daß ich würklich ſchon anfange, mich zu ärgern?

Julie. (ironiſch) Das thut mir leid.

Kammerj. Ach, wenn es Ihnen leid thut —

Julie. Ich ſage ungern etwas Kränkendes, wem es auch ſey. Doch, erklären mußte ich Ihnen, daß ich nie an Sie gedacht habe, und nie an Sie denken werde.

Kammerj. Das iſt ſo eine Redensart.

Julie. Nein, nein. Sie dürfen mir aufs Wort glauben.

Kammerj. Bah! bah! ich weiß ſchon, wie ich das zu nehmen habe.

Julie. Bringen Sie mich nicht aus der Faſſung.

Kammerj. Seyn Sie nicht grauſam gegen ſich ſelbſt. —

Julie. Laſſen Sie uns dies Geſpräch endigen.

Kammerj. Sie glauben alſo würklich, mich nicht zu lieben?

Julie. Ich liebe Sie nicht, und wenn Sie ſo fortfahren, ſo werd' ich Sie haſſen.

Kammerj. Ha! ha! ha! ich erlaube Ihnen, mich immer ſo zu haſſen.

Julie. Sie ſind unerträglich.

Kammerj. Ein Herz, das ſeine Wunde nicht fühlt, iſt gefährlich krank.

Julie. Länger halte ich es nicht aus.

Kammerj. Das arme kleine Ding, findet Vergnügen daran, ſich ſelbſt zu quälen.

Zehnte Scene.

von Wieſen, von Baarkopf, die Vorigen.

v. Baark. (im Auftreten.) Nun, das freut mich. Wir können noch heute die Verlobung feiern. Das ſoll ein luſtiger Abend werden. — Bravo, Niklas! das haſt Du gut gemacht. Willkommen Fräulein Braut! — Frau Tochter —

Julie. Mein Herr —

Kammerj. Lieber Papa —

v. Baark. Die glückliche Jugend! wie ſie da ſtehn, welche zärtliche Verlegenheit! — wahrhaftig⸗

haſtig, wer's nicht wüßte, ſollte glauben, ſie hätten ſich gezankt.

Kammerj. Das haben wir auch.

v. Baark. Und wohl gar im Ernſt? ha! ha! ha!

Kammerj. Im ganzen Ernſt, und ich fühle mich ſo empfindlich gekränkt, daß ich für die Folgen nicht ſtehn kann.

v. Baark. Das iſt zum Todtlachen, ha! ha! ha! Laß doch hören, Niklas, wie war es denn? was war es denn?

Kammerj. Eine Kleinigkeit.

Julie. Der Herr Kammerjunker geruhen die Ruhe und das Glück meines Lebens für eine Kleinigkeit zu halten. Ich denke anders.

v. Wieſen. Liebe Julie, was bedeutet das?

Julie. Daß Sie mich betreffend in einem Irrthume ſind, und kurz, daß Sie mich nicht verſtanden haben. —

v. Wieſen. Nicht verſtanden?

v. Baark. Was ſoll das heißen?

Kammerj. Allerliebſt! wahrhaftig! ich bin beleidigt, und die Fräulein Braut ſchmollt — So machen es die Damen. —

v. Baark. Poſſen! ſolche Stürme treiben das Schifſlein der Liebe nur ſchneller in den Hafen.

v. Wieſen. Ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Warum, liebe Julie, bereuen Sie Ihre Erklärung? warum ſind Sie wankelmüthig? — ich hielt Sie für kein gewöhnliches Frauenzimmer.

Kammerj. Das iſt recht, mein Herr. Leſen Sie ihr den Text ein wenig.

v. Baark. Luſtig, Kinder! vertragt Euch.

Julie. Geben Sie ſich keine unnütze Mühe.

v. Wieſen. Ich beſchwöre Sie, enträthſeln Sie mir dies unbegreifliche Benehmen.

Julie. Nein, mein Herr. Der Stimme meiner Vernunft zum Trotz, habe ich die Schwäche meines Herzens erklärt. Wen ich liebe iſt kein Geheimniß mehr. Aber falſche Auslegungen, Kälte, willkührlicher Mißverſtand. Alles überzeugt mich, daß ich zu viel geſagt habe! (Sie geht ab.)

Eilfte Scene.

Die Vorigen, ohne Julien.

v. Baark. Niklas! Niklas! Du haſt gewiß dumme Streiche gemacht.

Kammerj. Nein, lieber Papa —

v. Baark. Ich kenne Dich, Du biſt ein verwegner Burſch. Du wirſt Dir Freiheiten genommen haben —

Kammerj. Je nun, ſoll denn ein Bräutigam, der mit ſeiner Braut allein iſt, ſo ſteif da ſtehn, als ob er beim König zur Audienz geführt würde?

v. Baark. Da haben wir's! — ich wette, der Bube hat ihr ein Paar Küſſe geraubt.

Kammerj. Das iſt aber auch alles, auf Ehre!

v. Baark. Und das hat ſie übel genommen?

Kammerj. Affectation. Sie ſtellt ſich, als zweiſle ſie an meiner Zärtlichkeit und Treue. Sie vergißt, daß ich ſie heirathen will. Sie bedenkt nicht, daß ein junger artiger Cavalier recht wüthend verliebt ſeyn muß, um einen ſo verzweifelten Entſchluß zu faſſen.

v. Baark. Das wird ſich geben, Niklas! das wird ſich geben. Sey nur ein wenig beſcheiden. (zu Wieſen.) Der Burſche iſt feurig, das hat er von mir. Als ich Anno 40, bei der großen Kälte, meiner erſten Gemahlin die Cour machte. — Aber was fehlt Ihnen, Herr Nachbar? Sie ſtehn in Gedanken?

v. Wieſen. Verzeihen Sie. Ein Gedanke verdrängt den andern. Alles, was ich ſehe und höre, ſcheint ſo widerſprechend —

Kammerj. Wo Weiber im Spiele ſind, da iſt Widerſpruch.

v. Wieſen. Indeſſen kann Julie keinen andern lieben, als Sie.

Kammerj. Sehr natürlich.

v. Wieſen. Sie ſind deſſen gewiß?

Kammerr. Warum ſollte ich wohl daran zweifeln?

v. Wieſen. Sie hat es Ihnen ſelbſt geſagt?

Kammerr. So oft, daß ich es auswendig weiß.

v. Wieſen. Unbegreiflich!

v. Baark. Aha, Herr Philoſoph, geſtehn Sie, daß ein einziges Weib hundert Männer zu Narren machen kann?

v. Wieſen. O ja, davon giebt es Beiſpiele genug.

Zwölfte Scene.

Nettchen. **Die Vorigen.**

Nettchen. Ums Himmels willen, meine Herren, was haben Sie mit Fräulein Julien gemacht?

Kammerr. Mein Gott, man will ſie heirathen, das iſt die ganze Geſchichte.

Nettchen. Sie ächzt, ſie ſtöhnt, ſie wirft ſich auf den Sopha, ſie ringt die Hände. Ich frage: was fehlt Ihnen? — ach! iſt ihre Antwort. Sie will fort in ein Kloſter —

Kammerj. So werde ich den Siegwart ſpielen müſſen. —

Nettchen. Endlich ſpringt ſie auf. Nettchen, — ruft ſie. — Gnädiges Fräulein? — Geh und bitte meinen Vormund noch um eine Vierthel-Stunde Gehör. Die fremden Herren werden es nicht übel nehmen.

v. Wieſen. Ich eile zu ihr.

Nettchen. Sie wird gleich ſelbſt kommen.

Kammerj. (trällernd.) Vivat Bachus! Bachus lebe! —

v. Baark. Niklas, Du biſt ein beneidenswerther Bube. So eine heftige Liebe —

Kammerj. Ich pflege nie eine andere einzuflöſſen.

Nettchen. Der junge Herr da muß ihr garſtig mitgeſpielt haben, denn ſie rief einmal über das andere: „wie peinigt mich dieſer Kammerjunker! in welche Verlegenheit ſezt er mich welche Marter, zu lieben ohne Hofnung!“

v. Baark. Das arme Kind!

Kammerj. Es thut mir leid, aber warum glaubt ſie mir nicht aufs Wort?

Nettchen. Sie ſind ein grauſamer Menſch.

Kammerj. Mein gutes Kind, ſie iſt nicht die Erſte, und wird auch nicht die Lezte ſeyn.

v. Baark. Höre, Niklas, geh zu ihr, ſprich: meine Angebetete! und ſo weiter; küß' ihr die Hände, fall' auf die Knie, ſchwör' ihr ewige Treue. —

Kammerj. Was wollen Sie von mir? ſoll ich denn hunderttauſendmal die nämliche Sache wiederholen? Nein! ich bin auch beleidigt, ſie muß den erſten Schritt thun.

v. Baark. Was? Du ſpielſt den Grauſamen? — Bube! wenn Du nicht lieben willſt, wie ſich's gehört und gebührt, ſo ſchlage ich Dir das Gehirn entzwey.

Nettchen. (bei Seite.) Deſto beſſer, ſo wird es doch zum Vorſchein kommen.

v. Wieſen. Herr Kammerjunker, Sie werden geliebt, vergeſſen Sie nicht, was Sie Juliens Geſchlecht und der weiblichen Schamhaftigkeit ſchuldig ſind.

v. Baark. Recht, das iſt auch meine Meinung.

Kammerj. Aber die Geduld hat ihre Gränzen. Ich bin auch ſchamhaft, und zweitens bin ich ein Mann.

Nettchen. Würklich?

v. Wieſen. Geh, Nettchen, und ſage Julien, daß ich ſie erwarte.

(Nettchen geht ab.)

v. Baark. Wir laſſen Sie allein, Herr Nachbar. Lenken Sie Cythereus Wagen wieder ins Gleis. Ich will unterdeſſen meinem Niklas den Kopf zurecht ſetzen.

Kammerj. Ich ſage nicht, daß ich Julien ganz abandonnire, nein, das ſage ich nicht. Man kann noch immer auf mich zählen. Julie iſt ein Kind, und die Liebe iſt auch ein Kind, und wenn ein Paar Kinder zuſammen kommen, ſo machen ſie dumme Streiche, aber man iſt großmüthig, man verzeiht.

v. Baark. Halt das Maul, Niklas! und folge mir. Auf Wiederſehn, lieber Nachbar.

(Beide ab.)

Dreizehnte Scene.

von Wieſen allein.

Schwacher Menſch! Du brüſteſt Dich mit Deiner Philoſophie, Du glaubſt, ſie ſchütze Dich vor thörigter Eitelkeit, und — bekenne es, und erröthe vor Dir ſelbſt — zweimal haſt Du Juliens Worte zu Deinem Vortheil ausgelegt; zweimal hat der unſinnige Gedanke Dich überraſcht, man wolle Dir eine Liebeserklärung thun. Julie, — mir? ha! ha! ha! — Lache nur, lache über Dich ſelbſt. Beſſer, als daß andere Dich verlachen. — O Julie, ich ſoll mich von Dir trennen! von Dir, die meine Einſamkeit ſo ſchön mit Blumen ſchmückte. Ich ſoll Dich einem Menſchen überlaſſen, der Deiner unwerth iſt. — Ihrer unwerth! ja, das fühlt ſie ſelbſt. Aber ſie liebt ihn, und daher ihr räthſelhaftes Betragen. Vernunft und Liebe ſind im Streite.

Vierzehnte Scene.

Julie. von Wieſen.

Julie. Ich komme zurück. Verzeihen Sie die Lebhaftigkeit, mit welcher ich Sie verließ. Ich habe nachgedacht. Ich habe, wie man immer zu thun pflegt, den, den ich liebe, entſchuldigt. Er verſteht mich nicht. Seine Beſcheidenheit macht ihn ungerecht gegen ſich ſelbſt.

v. Wieſen. Seine Beſcheidenheit?

Julie. Iſt es anders, ſo führt meine Eitelkeit mich irre.

v. Wieſen. Ich weiß zwar nicht, welche Mißhelligkeit zwiſchen Ihnen und dem Kammerjunker obwaltet, doch rathe ich Ihnen auf

jeden

jeden Fall, die Ausſöhnung zu beſchleunigen. Wozu ſich quälen, wenn man ſich liebt?

Julie. (bei Seite) Noch immer dieſer abſcheuliche Irrthum. —

v. Wieſen. Darf ich aufrichtig reden? — Sie fürchten, man werde Ihre Wahl mißbilligen, und ich geſtehe gern, daß ich ſelbſt glaube, der Kammerjunker beſitze nicht Verdienſt genug, um die Liebe eines ſo reizenden Mädchens zu rechtfertigen. Indeſſen, dem Herzen kann man nicht gebieten. Sie lieben ihn, und das iſt mir genug, um ſeine Fehler zu entſchuldigen.

Julie. Sie rathen mir alſo den Kammerjunker zu heirathen?

v. Wieſen. Ich rathe Ihnen — wie ich immer gethan habe — nur Ihr Herz um Rath zu fragen.

Julie. Wohl. Ich will meinem Herzen folgen. Ich will zum leztenmale meine wahren Geſinnungen entdecken. — Aber, — da ein ſolcher Schritt einem Mädchen immer viel koſtet, — ſo habe ich eine unſchuldige Liſt erſonnen —

und denke, ein Brief könnte mir wohl eine Schamröthe erſparen.

v. Wieſen. Wohlan. Schreiben Sie. Man darf ohne Bedenken an einen Menſchen ſchreiben, den man heirathen will.

Julie. Dürfte ich Sie wohl bitten — ich habe mich dieſen Morgen in den Finger geſchnitten, und kann die Feder nicht halten —

v. Wieſen. Mit Vergnügen werde ich Ihren Secretaire machen.

(er ſezt ſich an den Tiſch.)

Julie. (bei Seite.) Nur Muth gefaßt!

v. Wieſen. Dictiren Sie, ich bin fertig.

Julie. (dictirt.) Sie ſind ſcharfſinnig genug, um das Geheimniß meines Herzens zu errathen.

v. Wieſen. (wiederholt die lezten Worte.) errathen.

Julie. Ihr Irrthum liegt in Ihrer Beſcheidenheit. —

v. Wieſen. Beſcheidenheit? — nun wohl: Beſcheidenheit.

Julie. Sie ſind es, den ich liebe.

v. Wieſen. Weiter.

Julie. Hören Sie? Sie ſind es, den ich liebe!

v. Wieſen. Ich habe das ſchon.

Julie. Dankbarkeit feſſelte mich zuerſt an Sie.

v. Wieſen. (bei Seite.) Dankbarkeit? dem Kammerjunker?

Julie. Warum ſchreiben Sie nicht?

v. Wieſen. Ich ſchreibe ſchon: — zuerſt an Sie.

Julie. Aber ein mächtigeres Gefühl geſellt ſich zu dieſem.

v. Wieſen. Zu dieſem.

Julie. Und wenn Sie mir auch nicht in meiner Kindheit ſo viele Wohlthaten erwieſen hätten, —

v. Wieſen. Was höre ich? Julie! was iſt das?

Julie. (bei Seite.) Ach! warum habe ich das Stillſchweigen gebrochen! er verwirft mich!

v. Wieſen. Julie!

Julie. Nun?

v. Wieſen. An wen ſchreiben Sie dieſen Brief?

Julie. An den Kammerjunker vermuthlich

v. Wieſen. Was hat der Kammerjunker mit Ihrer Kindheit zu thun?

Julie. Sie haben Recht, ich bin ein Kind!

v. Wieſen. Sie ſind zerſtreut?

Julie. Ganz gewiß.

v. Wieſen. Man muß alſo etwas anders dafür ſetzen?

Julie. Ich habe genug geſagt.

v. Wieſen. Soll ich den Brief ſchließen?

Julie. Wie Sie wollen.

v. Wieſen. Und ihn abſenden?

Julie. Wenn Sie glauben.

v. Wieſen. (legt den Brief in großer Bewegung zuſammen.) He da! Bedienter!

(Ein Bedienter tritt auf.)

Bring' dies Billet —

Julie. (macht eine unwillkührliche Bewegung, als wollte ſie es verhindern)

v. Wieſen. An den Kammerjunker? nicht wahr?

Julie. (empfindlich.) An wen ſonſt, mein Herr?

v. Wieſen. (zum Bedienten.) Bring' dies Billet an den Kammerjunker.

(Der Bediente ab.)

Julie. (dreht ſich weg, und bricht in Thränen aus.)

v. Wieſen. Sie weinen? Julie! liebe Julie!

Julie. Laſſen Sie mich, — ich war eine Thörin, ich bin beſtraft. Aber die Zeit und mein Stolz ſollen mir die Achtung wieder erwerben, die ich in Ihren Augen verloren habe.

(Sie geht ab.)

Funfzehnte Scene.

von Wieſen allein.

Träume ich? — Bin ich von Sinnen? — was ſoll das alles heißen? — nein, es iſt klar, ſie wollte nicht an den Kammerjunker ſchreiben. Aber, was wollte ſie denn? —

Julie! wäre es möglich — Du empfändeſt für mich — der Kampf meiner Vernunft gegen Deine Reize dürfte aufhören? — Thor! Deine Eitelkeit rennt mit Dir davon. Wer biſt Du, daß Du hoffen darfſt? — ein Mann von vierzig Jahren, und ein Mädchen von ſiebzehn. — Nein, es kann nicht ſeyn! um Gottes willen! mach' Dich nicht lächerlich.

Sechszehnte Scene.

von Baarkopf. von Wieſen.

v. Baark. Nun, Herr Nachbar, wie ſtehts?

v. Wieſen. Schlimm genug. Wir ſind weiter vom Ziele als jemals.

v. Baark. Da werde ein anderer klug daraus. Eben begegnete mir Julie mit verweinten Augen —

v. Wieſen. So viel ich bemerkte, hat Ihr Herr Sohn ſich geirrt, wenn er ſich von Julien geliebt glaubte.

v. Baark. Was? — da ſoll ihm der Teufel auf ſeinen Kopf fahren! — läßt mich Schritte thun, läßt mich meinen Bräutigams-Rock anziehn —

v. Wieſen. Er iſt zu entſchuldigen. Ein junger ſchöner Mann —

v. Baark. Gehorſamer Diener!

v. Wieſen. Von den Damen verwöhnt, und in ſeinem Alter —

v. Baark. In ſeinem Alter macht man die meiſten dummen Streiche, das weiß ich. — Man muß aber den alten Vater nicht für den Narren halten! Man muß ſich einem ſtiftsfähigen Fräulein, wie Julie, nicht aufdringen, und einem turnierfähigen Edelmann, wie Sie, keine Curen vormachen. Warte Bube! das ſollſt Du mir entgelten!

Siebzehnte Scene.

Nettchen, die Vorigen.

Nettchen. Endlich weiß ich alles.

v. Wieſen. Was weißt Du?

Nettchen. Ich kenne den Gegenſtand, für welchen Fräulein Julie im Stillen ſeufzt.

v. Wieſen. Nun? — rede. —

Nettchen. Wer hätte das denken ſollen!

v. Wieſen. Geſchwind!

Nettchen. Sie wiſſen alſo nichts davon?

v. Wieſen. Nein.

Nettchen. Vermuthen auch gar nichts? —

v. Wieſen. Nein, nein.

Nettchen. (zu Baarkopf.) Und Sie auch nicht?

v. Baark. Ich? meine Augen ſehn nicht mehr gut in die Ferne.

Nettchen. Aber der glückliche Sterbliche iſt ganz nahe.

v. Wieſen. So nenne ihn.

Nettchen. Welche Süßigkeit, ein Geheimniß ganz allein zu wiſſen! welche kitzelnde Empfindung, es zuerſt der ganzen Welt anzuvertrauen.

v. Wieſen. Wirſt Du mich ungeduldig machen?

Nettchen. Ich rede ſchon. Fräulein Julie hat mir ſchluchzend vertraut — (zu Baarkopf.) Rathen Sie, was?

v. Baark. Daß Du eine Närrin biſt, vermuthlich.

Nettchen. Daß ſie verliebt ſey, aber rathen Sie, in wen?

v. Baark. Meinethalben in den türkiſchen Kaiſer.

Nettchen. Ach! ruft ſie aus, ich habe mich ſo deutlich erklärt, und man will mich nicht verſtehn. Man muß gemerkt haben, daß ich den Kammerjunker nicht liebe —

v. Wieſen. Weiter.

Nettchen. Darauf ſchilderte ſie mir ihren Abſcheu gegen Ihren Herrn Sohn, nannte ihn einen albernen Laffen, einen faden Gekken —

v. Baark. Schon gut. Nur weiter!

Nettchen. Und nach ihrer Meinung gleichen ſich die jungen Stutzer alle auf ein Haar. Deshalb hat ſie einen Geliebten von reiferm Alter gewählt.

v. Baark. So?

Nettchen. Die Liebhaber, — ſpricht ſie — im Herbſt des Lebens, ſind weit gefälliger, treuer, und zuverläſſiger.

v. Baark. Ey! ſie hat nicht unrecht.

Nettchen. Da ſie ſich nun ſo beſtimmt gegen den Herrn Sohn erklärte, ſo nahm ich mir die Freiheit, ein Wörtchen von dem Herrn Vater fliegen zu laſſen.

v. Baark. Was? von mir? —

Nettchen. Man ſchwieg, man ſah mich an, — man ſeufzte, und kurz — es iſt richtig.

v. Baark. Mädchen! biſt Du toll? o, Du ſcherzeſt wohl mit mir?

Nettchen. Nein, nein! im ganzen Ernſt. Mein Gott! — ſage ich — gnäd'ges Fräulein, wie können Sie ſo wunderlich wählen? Der alte Herr von Baarkopf iſt ein uralter

Mann. Er hat das Podagra, den Stein, die Gicht — —

v. Baark. Warum nicht lieber gar die Epilepſie?

Nettchen. Ferner: er iſt häßlich, ungeſtalt, mürriſch —

v. Baark. Welcher Teufel hat Dich gedungen, mir eine Leichenpredigt zu halten?

Nettchen. Seyn Sie ruhig. All' mein Predigen war vergebens.

v. Baark. Und ſie beharrt auf ihrem Kopfe?

Nettchen. Wie ein Frauenzimmer.

v. Baark. Iſt es möglich! welche unverhoffte Freude auf meine alten Tage! wünſchen Sie mir Glück, Herr Nachbar.

v. Wieſen. Wenn Julie wirklich Sie gemeint haben ſollte —

v. Baark. Zweifeln Sie noch? — Zwar, Sie haben Recht; ich bin eben nicht mehr im Herbſt des Lebens, in meinem Calender iſt Winters Anfang.

Nettchen. Aber ich ſage Ihnen, ich habe Sie genannt, und man hat mir nicht widerſprochen.

v. Baark. Oho! mein Herr Sohn! was werden Sie dazu ſagen? ha! ha! ha! ha! Das wird ein luſtig Abentheuer werden. Da kommt er ſchon. Nur näher, Niklas! nur näher!

Achtzehnte Scene.

Der Kammerjunker. Die Vorigen.

Kammerj. Hat ein leiſer Zephir die Wolken verweht? ſcheint die Sonne wieder? —

v. Baark. Ja, ja, ſie ſcheint, aber nicht in Deinem Garten.

v. Wieſen. Herr Kammerjunker, täuſchen Sie ſich nicht länger. Julie ward nicht für Sie geboren.

v. Baark. (huſtet ſchalkhaft)

Kammerj. Für wen denn?

v. Wieſen. Sie iſt entſchloſſen, einem andern Manne ihre Hand zu geben.

Kammerj. Einem andern? ha! ha! ha!

v. Baark. Ja, einem andern, ha! ha! ha!

Kammerj. Mein Papa unterſtützt die Sache recht ernſthaft, ha! ha! ha!

v. Baark. Und hat ſeine Urſachen dazu, ha! ha! ha!

Kammerj. Alſo einen andern? ha! ha! ha!

Nettchen. Und dieſer andere iſt ein Mann, dem Sie Ehrfurcht ſchuldig ſind.

Kammerj. So viel Dir beliebt, mein ſchönes Kind, ha! ha! ha!

v. Baark. Von Dir, mein guter Niklas, iſt ſo wenig die Rede geweſen, als vom Mann im Monde, ha! ha! ha!

Kammerj. Und wer iſt denn der glückliche Schäfer?

v. Baark. Es iſt kein Schäfer, ſondern ein Mann von guter Familie, geſezt, verſtändig —

Kammerj. Verſtändig? ha! ha! ha!

v. Baark. In einem reifen Alter.

Kammerj. Mein armer Nebenbuhler! er ſey wer er wolle, ich habe hier etwas in der Taſche, das ihn verzweifelt demüthigen wird.

v. Baark. Und das wäre?

Kammerj. Ein Brief von Julien.

v. Baark. An Dich? —

Kammerj. An mich. Voll der innigſten Liebe, voll der zärtlichſten Vorwürfe, wegen meiner übermäßigen Beſcheidenheit. Sie ſehn, der Brief kann an Niemand anders gerichtet ſeyn, als an mich.

v. Baark. (zu Wieſen.) Wovon ſchwazt er da?

v. Wieſen. Von einem Billet, das Julie mir ſelbſt dictirt hat.

v. Baark. An meinen Sohn?

v. Wieſen. So ſchien es mir —

Kammerj. Nun, Papa? bin ich der Mann im Monde? ha! ha! ha!

v. Baark. Aber was zum Teufel, Nettchen, drehſt Du mir denn für Naſen?

Nettchen. Ich verſtehe von der ganzen Sache nichts.

v. Baark. Ich auch nicht.

v. Wieſen. (nach einer Pauſe.) Ich auch nicht.

Kammerj. Aber ich. Die Räthſel der Liebe kann nur die Jugend leſen.

Neunzehnte Scene.

Julie. Die Vorigen.

Kammerj. (ihr entgegen hüpfend.) Da kömmt mein ſchöner Sphynx. Geſchwind, theuerſte Julie, erklären Sie öffentlich, was Ihr Auge geſtand, und Ihre Feder bekräftigte. Man will ſich hier auf meine Koſten luſtig machen. Man will behaupten, ein Anderer ſey der Held des Romans —

Julie. Weder Sie, noch ein Anderer. Ich entſage jeder Verbindung. Aber ich will nicht läugnen, daß ein Anderer Eindruck auf mein Herz gemacht hatte.

v. Baark. Aha!

Julie. Er will mich nicht verſtehn. Er ſchweigt. Ich nahm für Beſcheidenheit, was leider nur Gleichgültigkeit war.

v. Baark. (bei Seite.) Das iſt ein Hieb auf mich.

Kammerj. O meine ſchöne Julie! ſo lange nur Ihre Lippen ſich weigern, indeſſen Ihre Hand das ſüße Bekenntniß niederſchrieb —

Julie. Das Billet, mein Herr, war nicht für Sie beſtimmt. Es iſt nicht meine Schuld, daß man es Ihnen geſchickt hat. Indeſſen hätte der Inhalt Sie belehren ſollen, daß von Ihnen ohnmöglich die Rede ſeyn könnte.

v. Baark. Nun, Niklas! war das deutlich genug? ha! ha! ha!

Kammerj. Nun das iſt der vollſtändigſte kleine Eigenſinn, den ich in meinem Leben geſehn habe.

v. Baark. Geh, geh, Niklas, das gnädige Fräulein iſt nicht eigenſinnig,

(er tritt vor Julien, macht eine tiefe Reverenz, und räuſpert ſich.)

Dero anbetungswürdige Reize, und koſtbare Schönheit, welche Alles übertreffen, was die Geſchichte und die Fabel in Rom und Griechenland aufzuweiſen haben; und die Unglaublichkeit, welche nahe an die Unwahrſcheinlichkeit gränzt, daß ein Mann von 65 Jahren ſo glücklich geweſen —

Kammerj. Was zum Henker, Papa! haben Sie den Verſtand verloren?

v. Baark. Halt das Maul, Niklas!

(er fährt fort.)

Aber gleich wie die ſchöne Zauberin Medea den alten Jaſon verjüngte, und gleichwie der alte Abraham noch in ſeinem hundertſten Jahre mit einem Sohne erfreut wurde —

Kammerj. Barmherzigkeit! mein Papa will heirathen, ha! ha! ha!

Julie. Das Alter, mein Herr, ſelbſt ein hohes Alter, wie das Ihrige, iſt in meinen Augen kein Fehler.

v. Baark. Gehorſamer Diener. —

Julie. Jedes Alter kann liebenswürdig ſeyn.

v. Baark. Gehorſamer Diener!

Julie. Und ich ſchätze Sie hoch —

v. Baark. Gehorſamer Diener.

Julie. Aber ich empfinde keine Neigung für Sie.

v. Baark. (verblüfft.) Nicht?

Nettchen. Auch nicht?

Kammerj. Nun, Papa, war das deutlich genug? ha! ha! ha!

v. Baark. Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, meinen Irrthum! — es iſt ein ſonderbares Mädchen.

v. Wieſen. Nein, länger kann ich nicht ſchweigen.

(er kniet vor Julien nieder.)

Julie! —

Kammerj. Wieder was Neues? o das iſt zum Todtlachen! —

v. Wieſen. Werden Sie auch mich verwerfen? mich, dem nur das Bewußtſeyn, Sie nicht zu verdienen, den Mund verſchloß?

Julie. Sie haben gehört, daß ich jeder Verbindung entſage —

Kammerj. Ja, es iſt aber nicht wahr.

v. Wieſen. Sie verſtoßen mich?

Kammerj. Ganz natürlich.

Julie. Herr von Baarkopf nennt mich ſonderbar, und der Herr Kammerjunker eigenſinnig. Ich will keinen dritten Vorwurf verdienen. —

(ſie reicht ihm die Hand.)

Ich nehme Ihre Hand an.

v. Wieſen. Sie machen mich unausſprechlich glücklich!

v. Baark. Nun, Niklas?

Kammerj. Ich beklage den Herrn von Wieſen, man heirathet ihn par depit.

v. Wieſen. Möchte ich immer ſo zu beklagen ſeyn!

Ende.

Schauſpiele

von

August von Kotzebue.

Vierter Band.

---

1) Armuth und Edelſinn.
2) Der Papagay.
3) Die Spanier in Peru.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer. 1797.

Armuth und Edelſinn.

Ein
Luſtſpiel in drey Aufzügen
von
Auguſt von Kotzebue.

Meil · Muller

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1795.

[illegible]

An
Fräulein
Catharine von Pohlmann.

Verehrungswürdiges Fräulein,

Ich habe nie das Glück gehabt, Sie zu ſehen, oder von Ihnen geſehen zu werden; wir ſind einander völlig fremd; deſto unverdächtiger iſt meine Huldigung.

Es giebt entfernte Verwandte, die man, wenigſtens um des Nahmens willen, gütig aufzunehmen pflegt; ſo iſt auch dieſes Schauſpiel durch den Nahmen Edelſinn Ihrem Herzen verwandt.

Ich bitte um Nachſicht für das Stück, und um Verzeihung für die Kühnheit

des Verfaſſers.

Armuth und Edelſinn.

Ein

Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Perſonen.

Peter Plum, ein reicher Kaufmann.

Joſephine, ſeine Tochter.

Henrich Plum, ſein Bruder, verabſchiedeter Major.

Fabian Stöpſel, ſein Buchhalter.

Frau Roſe, eine Predigers Wittwe, welche in Peter Plums Hauſe der Wirthſchaft vorſteht.

Louiſe, ihre vermeinte Tochter.

Klaas, Bedienter.

von Cederſtröm, vormals Lieutenant auf der ſchwediſchen Flotte

Van der Huſen, ein junger Holländer.

Der Schauplatz iſt in einer Seeſtadt.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Ein Saal in Peter Plums Hauſe.)

Peter Plum am Theetiſch, eine Pfeife ſchmauchend. **Klaas** ſteht vor ihm, mit beiden Händen in den Rocktaſchen.

Klaas.

Die ganze Stadt ſagt, Sie wären ein ſteinreicher Mann.

Plum. (die Schlafmütze rückend.) Gott ſey Dank! ich habe zu leben.

Kl. Wenn ich nun die Livree betrachte —

Pl. So betrachteſt du einen braunen Rock.

Kl. Sieht aus, wie Rhabarber.

Pl. Iſt ſolid.

Kl. Weder Kragen noch Aufſchlag.

Pl. Läßt man dich hungern?

Kl. Nein, aber —

Pl. Empfängſt du deinen Lohn in klingender Münze?

Kl. O ja, aber —

Pl. Nun was, aber? —

Kl. Wenn ich reden dürfte —

Pl. Rede mein Sohn.

Kl. Gelb oder roth, mit Borten —

Pl. Kann man die Borten eſſen?

Kl. Da iſt der Kammerjunker hier neben an —

Pl. Ein adelicher Schlukker.

Kl. Seine Leute ſehn aus, wie die Puppen.

Pl. Und hungern wie die Puppen.

Kl. Hellgrün mit Silber. Treſſenhüte —

Pl. Alles unbezahlt.

Kl. Das iſt ſeine Sorge.

Pl. Kurz und gut. Dein Rock iſt braun, und bleibt braun. Aber das Tuch iſt engliſch. Die Elle koſtet vier Thaler. Die Knöpfe ſind maſſiv — — und wenn du mir den Kopf toll machſt, ſo laſſe ich Brillanten drauf nähen. Jezt pak dich fort.

Kl. Soll ich den ſchwediſchen Lieutenant hereinlaſſen?

Pl. Wie lange hat er ſchon gewartet?

Kl. Ueber eine halbe Stunde.

Pl. Er könnte wohl noch länger warten, doch — laß ihn nur kommen.

Kl. (geht)

Pl. Ein armer Edelmann — lieber ein Bettelmann. Dieſen nährt ſein Brodſack — jener, muß Ehrenhalber mit Anſtand verhungern.

Zweite Scene.

Cederſtröm tritt herein.

Pl. (die Mütze ein wenig lüftend, doch ohne aufzuſtehn) Gehorſamer Diener.

Ced. Mein Herr Plum, ich komme —

Pl. Vermuthlich, um den Miethzins abzutragen? Das freut mich. Sie ſind prompt. Die Herren Officiere ſind nicht immer prompt.

Ced. Im Dienſt immer.

Pl. Das heißt, wenn ſie den Beutel ziehen ſollen, ſo ziehen ſie den Degen.

Ced. (empfindlich) Sie vergeſſen, daß auch der ärmſte Officier einen Schaz beſizt —

Pl. Seine Ehre vermuthlich?

Ced. Richtig.

Pl. Gute Waare, — wird aber nicht geſucht. Eine Schaumünze für das Kabinet; im Handel und Wandel gilt ſie nicht.

Ced. Freilich hat ſie nur Werth für den, der ſich darauf verſteht.

Pl. Ja ja, für den curioſen Liebhaber. Sezzen Sie ſich.

Ced. Ich ſollte am Ende dieſes Monats Ihnen eine Schuld abtragen, und ich komme eine neue zu machen.

Pl. So?

Ced. Ich brauche Geld.

Pl. Wer braucht das nicht? Geld iſt unentbehrlicher als Luft. Ohne Luft kann man doch wenigſtens ſterben, aber nicht ohne Geld.

Ced. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir zwanzig Louisd'or auf einen Wechſel vorſtreckten —

pl. So ſo? gehorſamer Diener.

Ced. Mich treibt die Noth. Glauben Sie mir mein Herr, dieſer Schritt iſt mir ſauer geworden. Ich bin mit leichterm Herzen einer Schlacht entgegen gegangen.

pl. Ey ey!

Ced. Von Jugend auf mit Mangel unbekannt; durch einen Strudel fortgeriſſen, ſeit vier Monaten aus meinem Vaterlande verbannt; harre ich täglich auf Briefe die mein Schickſal mildern werden.

pl. Wünſche baldigen Empfang.

Ced. Ich habe noch Freunde in Schweden, und baue nicht auf leere Hofnungen.

pl. Kann ich mit einer Taſſe Thee aufwarten?

Ced. Wenn Sie nur jezt in meiner bedrängten Lage —

pl. Rauchen Sie Tobak? Ei freilich. Ein Seemann. Hier iſt ächter Knaſter.

Ced. Sie ſind ein reicher Kaufmann, und haben gewiß viel durch Speculationen gewonnen. Speculirten Sie nie auf das Geſicht eines ehrlichen Mannes?

Pl. Nein.

Ced. (ſeufzend und die Achſeln zuckend) Ich kann freilich keine Sicherheit leiſten. (nach einer Pauſe zieht er ein Portrait hervor) Dies Portrait meiner Mutter iſt das Einzige was mir übrig blieb. Es iſt in einige Brillanten von geringem Werth gefaßt. Ich trenne mich ſehr ungern davon. Aber wenn ich als Unterpfand es Ihnen anbieten dürfte —

Pl. Wo denken Sie hin mein Herr? Ich leihe nicht auf Pfänder.

Ced. Verzeihen Sie —

Pl. Wenn ich gebe, ſo gebe ich ohne Pfand, ohne Wechſel, ohne Verſchreibung.

Ced. Einem Unbekannten —

Pl. Bekannt oder Unbekannt, dem Nothleidenden muß man beiſtehen ohne Eigennuz.

Ced. Großmüthiger Mann.

Pl. Nota bene, wenn man kann, aber meine Kaſſe iſt jezt ſo erſchöpft — der Krieg — die Londner Bankerotte.

Ced. Nur zwanzig Louisd'or.

Pl. Die vermaledeiten Franzoſen, ſie haben mir ein Schiff gekapert; und dann das liebe

Hausweſen — item, man hat auch ein Herz, man iſt wohlthätig. Da iſt die Prediger Wittwe mit ihrer Tochter — nun ich mag nicht ſagen, was die beiden Leute mich koſten. Die Rechte muß nicht erfahren was die Linke thut. Wiſſen Sie was, gehn Sie zu dem Juden Hirſch in der Brüderſtraße, der leiht Ihnen auf das Ding, ſo viel es ohngefähr werth ſeyn mag.

Ced. (unwillig auffahrend) Zu einem Juden?

Pl. So ein Jude iſt ein Kleinod für die Chriſten.

Ced. Sehr wohl mein Herr (er will gehn)

Pl. Apropos, ich habe noch eine Bitte an Sie.

Ced. Befehlen Sie.

Pl. Ich erwarte täglich den Bräutigam meiner Tochter, aus Holland. Er ſoll in meinem Hauſe wohnen, und ich habe der Zimmer ſo wenige. —

Ced. Ich verſtehe Sie. Ich werde mich um ein anderes Quartier bemühen.

Pl. Gehorſamer Diener. Darf ich mir auf dieſen Mittag die Ehre ausbitten? Ich habe friſchen Caviar mit der Poſt erhalten.

Ced. Ich bitte um Entſchuldigung — doch — Ich werde mich einſtellen.

Pl. Gehorſamer Diener.

Ced. (mit einem Blick zum Himmel und einem halb erſtickten Seufzer) o Gott! (er geht ab.)

Pl. Ha! ha! ha! der Narr will auf das Portrait ſeiner Mutter Geld leihen, wie die Egyptier auf die Mumien ihrer Vorfahren.

Dritte Scene.

Fabian Stöpſel und Peter Plum.

Stöpſel. Ich offerire dem Herrn Patron einen ſchönen guten Morgen.

Pl. Guten Morgen Stöpſel, iſt die Poſt gekommen?

St. Hier pro primo ein Brief, beikommend eine Schachtel, gemerkt P. P.

Pl. (erbricht den Brief) Laß er doch ſehen. Potz tauſend! der Brief iſt von unſerm Könige.

St. (mit einer tiefen Reverenz) Von Sr. allerglorreichſten Majeſtät?

Pl. (lieſt) Unſern freundlichen Gruß zuvor. Lieber Getreuer. Aus dem allerunterthänigſten Vortrag unſers Seeminiſters, haben Wir mit allergnädigſtem Wohlgefallen vernommen, wie Ihr die Lieferung zu dem lezten Feldzuge mit dem ruhmwürdigſten Eifer betrieben. Wir haben Euch daher unſern gnädigſten Beifall nicht verhalten wollen, und überſenden Euch zum Zeichen unſrer Huld beigehende Tabatiere.

Euer wohlaffectionirter König.

St. Gratulire zu der hohen Gnade.

Pl. Man muß es in die Zeitungen ſezzen laſſen.

St. Vermuthlich mit Brillanten?

Pl. (hat unterdeſſen die Schachtel geöffnet) Allerdings.

St. (ſie beſehend und ſchäzzend) Ohngefähr tauſend Thaler werth.

Pl. Gedruckt, ſind es 3000.

St. Nebſt einem gnädigen Handſchreiben.

Pl. In den huldreichſten Ausdrükken.

St. Werde den Druck beſorgen. Hier pro ſecundo ein Brief von van der Huſen aus Amſterdam.

Pl. (erbricht und lieſt) Ew. Ew. avviſire, daß unterm 17ten paſſato einen Sohn Hans Wilhelm an Dieſelben ſpediret habe. Hoffe guten Empfang, und bitte, denſelben recta an Dero Jungfrau Tochter zu conſigniren. Da die jungen Leute heut zu Tage al corſo und al marco wenig taugen, ſo kann dennoch verſichern, daß der Hans Wilhelm von beſonderer Bonität iſt, und Ew. Ew. ſammt Dero Jungfer Tochter völlig contentiren wird. Salvo errore et omiſſione EE. DD. van der Huſen et Comp.

St. Gratulire abermals.

Pl. Danke.

St. Wir werden alſo cito eine Hochzeit im Hauſe haben.

Pl. cito, citiſſime.

St. Item einen Ball.

Pl. Und Feuerwerk im Garten.

St. Dero brennender Name.

Pl. Und der fliegende Merkur.

St. Wird viel Geld koſten.

Pl. Wird aber Aufſehn machen.

St. Mit des Herrn Patrons Genehmigung hätte wohl auch eine Speculation.

Pl. Ins Große?

St. So groß als ein Frauenzimmer von mittlerer Taille.

Pl. Das heißt?

St. Eine Doppel-Mariage.

Pl. Ei! wahrhaftig? Und der Bräutigam?

St. Hä hä hä!

Pl. Doch nicht Er ſelbſt?

St. Auf eigenes Riſico.

Pl. Und die Braut?

St. Jungfer Louisgen.

Pl. Wo denkt Er hin? Louiſe hat gar nichts.

St. Ein niedlich Geſicht.

Pl. Wie hoch verzinſt ſich das?

St. Ein paar weiche Patſchgen —

Pl. Die nichts verdienen.

St. Ein kleiner Fuß —

Pl. Ei! ei! Stöpſel! Stöpſel! Iſt das ſolid gedacht?

St. Dieſelben haben nicht Unrecht, und ich ſehe leider wohl, daß der Teufel ſein Spiel mit mir treibt, ſintemal ich dieſen Herzenshang ſchon oft manu propria mortificiren wollen.

Pl. Will er denn mit ſeiner Frau von der Luft leben?

St. Nein, ſolches bin ich nicht geſonnen. Muß dem Herrn Patron eröfnen, daß unter heutigem Dato ein Avis-Brief an mich eingelaufen, des Inhalts, daß es dem Höchſten gefallen, meinen Herrn Vater in die andere Welt zu ſpediren.

Pl. Gratulire.

St. Derſelbe hat mir an baarer Soſtenſa 80000 Mk. hinterlaſſen.

Pl. 80000 Mark? Ei ei mein lieber Herr Stöpſel, ich wünſche Ihnen von Herzen Glück. Wollen Sie ſich nicht niederlaſſen? (er präſentirt ihm einen Stuhl).

St. Bin daher geſonnen, nunmehr eine Preperhandlung zu errichten.

Pl. Item eine Frau zu nehmen?

St. Sintemal ich dieſen Artikel nicht wohl entbehren kann.

Pl. Aber er bleibt hernach auf dem Lager liegen, und man gäbe ihn gerne unter dem Einkaufspreiſe weg.

St. Jungfer Louiſe iſt ein gutes Kind.

Pl. Das ich aus Barmherzigkeit ins Haus genommen.

St. Jung und hübich.

Pl. Die Geſtalt iſt nur Faſtage, wenn man die Tara abzieht, was bleibt übrig?

St. Haushälteriſch, wirthſchaftlich.

Pl. Das iſt wahr, ich wünſchte meine Tochter wäre ihr gleich. Ich weiß gar nicht, wie ich zu ſo leichter Waare gekommen bin.

St. Wenn der Herr Patron alſo nichts dagegen haben. —

Pl. Nichts auf der Welt mein lieber Herr Stöpſel. Im Gegentheil werde ich eine Koſtgängerin los, die mir von meiner Tochter aufgeſchwazt worden.

St. Werde folglich proximo meine Worte anbringen.

Pl. Hat Er ihr denn — Haben Sie ihr denn ſchon etwas merken laſſen?

St. Mit unter, ja.

Pl. Und wie geberdet ſie ſich dabei?

St. Der kleine Schelm liebt mich im Stillen. Pro primo, ſo oft ſie mich ſieht, muß ſie immer lachen. Das deutet auf Wohlgefallen.

Pro ſecundo, weicht ſie mir immer aus, das deutet auf Schüchternheit. Pro tertio antwortet ſie mir immer verkehrt, das deutet auf Zerſtreuung. Endlich pro quarto mokirt ſie ſich über meine Perücke —

Pl. Das deutet offenbar auf Liebe.

St. Nur ein kleiner Umſtand beunruhigt mich. Der ſchwediſche Officier.

Pl. Speculirt der auch?

St. Wenn ſie ſich auf der Treppe begegnen, ſo ſpedirt er ihr einen gewiſſen Blick, ſie ſpedirt ihm einen dito, und es wird nach und nach ein Tauſchhandel daraus, den ich ohnmöglich à conto furniren kann.

Pl. Unbeſorgt lieber Stöpſel! der Schwede iſt ein armer Schlukker, der nicht lange mehr in meinem Hauſe ſeyn wird.

St. Habe ich nur die Waare einmal im Gewölbe, ſo ſoll kein ungebetener Käufer ſie mehr beſchnuffeln.

Pl. Unter uns: ich halte den Schweden für einen Spion.

St. Hm! ich zweifle.

Pl. Warum?

St. Die Spione verlieben ſich ſelten.

Pl. Wer weiß, es wäre immer gut, wenn Sie einmal gelegentlich — wenn er nicht zu Hauſe iſt — auf ſeinem Zimmer — Sie verſtehn mich?

St. Hinauf ſchleichen und viſitiren, ob contrebande Briefe und Papiere —?

Pl. Richtig.

St. Werde nicht ermangeln.

Vierte Scene.

Frau Roſe. Vorige.

Frau Roſe (geht mit einem Bund Schlüſſel über die Bühne).

Pl. Guten Morgen Frau Roſe. Wohin ſo eilig?

F. R. Ei ja doch, ich habe alle Hände voll zu thun; der Koch will Reiß und Reſinen haben; die Lakaien verlangen ihr Frühſtück; und die Mamſell hat keinen Puder mehr.

Pl. Wir werden zu Mittag Gäſte bekommen.

Fr. R. Gäſte? das wäre mir eben recht.

Pl. Die beiden dikken Kammerräthe. Der magere Kommerzienrath —

Fr. R. Meine Küche iſt gar nicht darauf eingerichtet.

Pl. Was geht uns die Küche an, wenn nur der Tiſch beſezt iſt.

Fr. R. Ja? der Tiſch? ei ſeht doch! wenn man die Braten auf den Tiſch hauchen könnte. Vor alten Zeiten gabs ein Märchen, da heißt es: Tiſchchen dekke dich! und gleich ſandte der Teufel — Gott verzeih mir die Sünde! — ſeine Lekkerbiſſen aus der Hölle. Aber mit ſolchen ſündhaften Zaubereien kann eine fromme Prediger-Wittwe ſich nicht abgeben.

Pl. Wir wollen auch ohne Zauberei ſchon ſatt werden.

Fr. R. Ei warum denn nicht? Satt will ich Sie wohl machen. Da iſt Rindfleiſch, da iſt ein Pudding, da iſt Kalbsbraten —

Pl. Ich feiere heute ein großes Feſt.

Fr. R. Ein großes Feſt? ach mein Gott! ſo kann ich den Kalbsbraten nicht brauchen. Aber ich habe noch einen Auerhahn in Eſſig liegen.

Pl. Fürs erſte habe ich eine Doſe und einen Brief von unſerm König erhalten.

Fr. X. Von Sr. Majeſtät? — Da muß ich Gelé auf die Tafel ſetzen.

Pl. Fürs zweite wird der Bräutigam meiner Tochter vielleicht noch heute ankommen.

Fr. X. Der Bräutigam? — Da muß ich eine Mandeltorte vom Zukkerbekker holen laſſen.

St. Fürs dritte könnte wohl bey dieſer Gelegenheit noch eine Verlobung clarirt werden.

Fr. X. Noch eine Verlobung?

St. Hochedle Frau. Ich adreſſire mich an Sie.

Fr. X. An mich?

St. Die Valuta iſt in Ihren Händen.

Fr. R. In den meinigen?

St. Muß Denenſelben notificiren, daß mein Herr Vater geſtorben iſt.

Fr. R. Condolire.

St. Wenn nun derſelbe mir ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen, als bin mit Gott entſchloſſen, in den heiligen Eheſtand zu treten.

Fr. X. (geziert verſchämt) Mein Herr Stöpſel Sie erzeigen mir viele Ehre —

St. Bitte unmaßgeblich um ſchleunige Expedition.

Fr. X. Es ſind dabey verſchiedene Bedenklichkeiten.

St. Wollen Sie dieſelben gütigſt numeriren.

Fr. X. Fürs erſte: der Unterſchied des Alters.

St. Kann ſo groß nicht ſeyn.

Fr. X. Freilich man ſieht älter aus; man hat allerley Strapazen im menſchlichen Leben.

St. Wenn nur die Geſundheit noch nicht banquerot gemacht hat.

Fr. X. Darüber kann ich, Gott ſey Dank, nicht klagen. Aber es iſt doch immer ein ſchwerer Schritt. Ich bin eine arme Frau. Ich habe gar nichts.

St. Wer Fleiß und Arbeitſamkeit von Ihnen erbt, der iſt nicht arm.

Fr. X. Ich muß mich doch vorher mit Gott im Gebet berathen.

St. Und gelegentlich Dero Jungfer Tochter ausforſchen.

Fr. X. Ach, was geht das meine Tochter an?

Pl. Nun ich denke, ſie hat mit ein Wörtchen drein zu reden.

Fr. X. Nicht eine Silbe. Aber mein zartes Gewiſſen — Als mein ſeliger Herr ſtarb; der Herr Paſtor Olearius Roſe — es war am zweiten Oſtertage — der Schlag rührte ihn auf der Kanzel — er wurde ſprachlos nach Hauſe gebracht — da lag er bis auf den Abend ohne Beſinnung — 50 Minuten auf 9 Uhr, entſchlief er ſanft und ſeliglich — (ſie weint) ſeines Alters 63 Jahr 4 Monat und 7 Tage.

St. Gott gebe ihm eine ſanfte Ruhe!

Fr. X. Damals that ich ein Gelübde, mich niemals wieder zu verheirathen.

Pl. Welches Sie vermuthlich halten werden.

Fr. X. Ach mein Herr Plum, man muß doch auf eine Zuflucht im Alter denken. Der Herr Fabian Stöpſel iſt ein verdienſtvoller Mann, der ſein reichliches Auskommen hat —

Pl. Folglich ſchlagen Sie zu, und wenn es Ihnen bey mir nicht mehr gefällt, ſo gehen Sie zu Ihrer Tochter.

Fr. X. Zu meiner Tochter?

Pl. Nun freilich zu der Madam Stöpſel.

Fr. R. (erſtaunt) Zu der Ma — dame Stöpſel?

St. Es ſcheint hier ein kleiner error in calculo obzuwalten.

Fr. R. Sie wollen alſo meine Louiſe heirathen.

St. Mit Dero Erlaubniß, ja.

Fr. R. So? ſo? — ei! ei! — — Hm! hm! (ſie wiegt das Haupt hin und her, und klatſcht dabey mit der Zunge) Nun nun, das geht mich nichts an, da müſſen Sie mit Louischen ſelber ſprechen.

St. Ihre Fürſprache.

Fr. R. Ach, die kann hier zu nichts helfen.

St. Der Rath einer Mutter.

Fr. R. Mutter? — freilich! — ach Gott! davon wäre viel zu reden. Die gute Mutter — kurz, mein Herr Stöpſel, ſprechen Sie mit ihr. Meine Einwilligung haben Sie, und meinen Segen auch.

St. Mit dieſen beyden Artikeln verſehen, hoffe ich, die Speculation werde einſchlagen, und bin Dero dienſtwilliger Diener. (er geht ab)

F. R. Was wird aber Ihr Herr Bruder dazu ſagen?

Pl. Was geht das meinen Bruder an?

Fr. R. (verlegen) Er vertritt doch gleichſam Vaterſtelle bey ihr.

Pl. Mein Bruder? — Nichts weniger. Sind Sie nicht in meinem Hauſe? an meinem Tiſche?

Fr. R. Alles wahr, aber meine Louiſe iſt ſeinem Herzen ſehr nahe.

Pl. Ei was! das ſind Modeausdrücke. Erſt der Magen, und dann das Herz.

Fr. R. Nun, wie Gott will! der Herr Stöpſel iſt ein feiner Mann, ein ſolider Mann, fleißig und fromm. Des Sonntags verſäumt er nie die Frühpredigt, und da darf man ihn nur ſingen hören, um erbaut zu werden.

Fünfte Scene.

Heinrich Plum. Vorige.

H. Pl. Guten Morgen Bruder.

Pl. Guten Morgen. Wohin ſo früh?

H. Pl. Früh? es wird bald Mittag ſeyn.

Fr. R. Ach du mein Gott, da hab' ich den Puder und die Roſinen vergeſſen. (ſie trippelt fort)

Pl. Ich will dir eine Neuigkeit erzählen.

H. Pl. Ich bin kein Liebhaber von Neuigkeiten. Das Alte taugt nicht viel, und das Neue noch weniger.

Pl. Unſre Luiſe wird heirathen.

H. Pl. Luiſe? wen?

Pl. Rathe.

H. Pl. Ich verſtehe mich ſo ſchlecht aufs Rathen, daß ich nicht einmal Titularrath werden könnte.

Pl. Meinen Buchhalter Fabian Stöpſel.

H. Pl. Fabian Stöpſel? Hm! das thut mir leid.

Pl. Sein Vater iſt geſtorben, und hat ihm 30000 Mk. hinterlaſſen.

H. Pl. (in Gedanken) Das thut mir ſehr leid.

Pl. Warum nicht gar. Das iſt ja eben das Beſte bey der Sache. Er will eine Properhandlung errichten.

H. Pl. Pfui Teufel.

Pl. Bruder, du biſt ein drolliger Kauz.

H. Pl. Ein Mädchen wie ein Engel, und ein Kerl wie ein Pavian.

Pl. Aber ein armer Engel, und ein reicher Pavian.

H. Pl. Ja, wenn die reichen Leute nicht gemeiniglich darbten.

Pl. Sie darben?

H. Pl. Weil ſie nicht zu genießen verſtehn. Nur Genuß iſt Reichthum. Hat Louiſe ſchon eingewilligt?

Pl. Sie weiß noch nichts.

H. Pl. Deſto beſſer. Ich hoffe, ſie wird den Perukenſtok mit einer langen Naſe heim ſchikken.

Pl. Das wäre ein alberner Romanſtreich.

H. Pl. Ein ſchlechter Roman iſt immer beſſer, als eine ſchlechte Ehe.

Pl. Ich würde ihr eine große Hochzeit ausrichten.

H. Pl. Ich hoffe, du würdeſt ſie ausſteuern.

Pl. Ausſteuern? Nein Bruder, das werd' ich wohl bleiben laſſen.

H. Pl. Mit deinem vielen Gelde —

Pl. Eine ſolche Verſchwendung könnte das Viel bald in wenig verwandeln.

[illegible]. Pl. Man muß nichts halb thun.

Pl. Und dann, — wer ſpricht von einer Ausſteuer? wer erfährt das? — Aber eine große Hochzeit mit Trompeten und Pauken —

[illegible]. Pl. Pfui ſchäme dich! du verdienteſt — ein Trompeter zu ſeyn.

Pl. Ei, wenn das Mädchen dir ſo lieb iſt, warum ſteuerſt du ſie nicht ſelbſt aus? du haſt ein ganz artiges Vermögen.

[illegible]. Pl. Das gehört meiner Tochter.

Pl. Hätteſt du dein väterliches Erbe fein zu rathe erhalten, ſo wie ich; hätteſt du das multipliciren verſtanden, ſo wie ich.

[illegible]. Pl. So wäre ich — ein Peter Plum geweſen, ſo wie du. Es iſt aber gut, daß es der Peter Plums nicht gar zu viele in der Welt giebt. Ich habe locker gelebt, das iſt wahr —

Pl. Ein Glück für dich, daß deine ſeelige Frau —

[illegible]. Pl. Ich bitte dich Bruder, rede nicht von meiner ſeeligen Frau.

Pl. Daß ſie ſo reich war, wollt ich nur ſagen. Sie half dir wieder auf die Beine.

H. Pl. O meine Wilhelmine!

Pl. Eine kreuzbrave Frau! ſie hatte Geld.

H. Pl. Und ein Herz.

Pl. Ich taxire ihr Vermögen —

H. Pl. Ihr Herz war nicht zu taxiren.

Pl. Ja, wenn Sie noch lebte —

H. Pl. (in Thränen ausbrechend, und davon lauffend) Geh zum Teufel!

Pl. (lachend) Da haben wirs. Ich habe drei Weiber gehabt; ich habe ſie alle drei vergeſſen, er kann mit der einen nicht fertig werden.

Sechſte Scene.

Joſephine, Louiſe. Peter Plum.

Joſ. Gratulire Papa.

Pl. Wozu?

Joſ. Ich weis nicht, aber Frau Roſe hat mir geſagt, wir werden dieſen Mittag eine groſe Tafel haben, und das thut Papa nicht umſonſt.

Pl. Recht mein Kind, man muß nichts in der Welt umſonſt thun.

Joſ. Ich ſtehe auf Nadeln.

Pl. Warum?

Joſ. Sie wiſſen wohl Papa; Neubegier und Nadeln, ſie ſtechen beide.

Pl. Du biſt ein Frauenzimmer.

Joſ. Leider.

Pl. Plagt dich nicht auch die Neugierde Louischen?

Louiſe. Ich bin auch ein Frauenzimmer.

Pl. Nun ſeht nur Kinder — die große Tafel hat ihre große Urſache.

Joſ. Müſſen wir uns auch in Staat werfen?

Pl. Wie ihr wollt.

Joſ. Wenn es der Mühe werth iſt.

Pl. Wenn es nun ein Bräutigam wäre?

Joſ. Dann bleiben wir ſo wie wir ſind.

P. Ein Bräutigam?

Joſ. Nun ja, ich höre. Zwiſchen Bräutigam und Mann, iſt kein anderer Unterſchied, als zwiſchen Kind und Jüngling. Wenn die Kinder klein ſind, ſind ſie alle hübſch, und wenn ſie heranwachſen, werden große Bengel daraus. — Alſo ein Bräutigam wäre auf der Fahrt? für mich lieber Papa?

Pl. Für dich.

Joſ. Haben Sie ihn ſelbſt verſchrieben?

Pl. Ich ſelbſt.

Joſ. Aus China vermuthlich.

Pl. Närrin! aus Holland.

Joſ. Alſo giebt es dort die beſten Bräutigams? Halten ſie ſich aber auch lange? denn man kauft dergleichen Waare nur einmal in ſeinem Leben.

Pl. Er iſt aus einem ſoliden Hauſe.

Joſ. Koſtet er viel?

Pl. Deine Hand.

Joſ. Ziemlich theuer.

Pl. Und dein Herz.

Joſ. O! das iſt zu viel!

Pl. Ich halte den Preis ſehr convenable. Ich vermuthe, daß er noch heute wohl conditionirt hier eintreffen wird, und ſobald er ausgepackt iſt, kannſt du ihn nach Herzens Luſt betrachten.

Joſ. Nur noch eine Kleinigkeit lieber Papa, ſein Nahme?

Pl. Hans Wilhelm van der Huſen.

Joſ. Hans Wilhelm? warum nicht gar!

Pl. Nun, wie denn?

Joſ. Der Wilhelm mag paßiren, aber der Hans muß mir nicht auf die Nahe kommen.

Pl. Da haben wirs. So ſind die Weiber. Der verdienſtvollſte Mann, wenn er Hans heiſt, oder wenn er den Zopf nicht nach der Mode trägt, wird ein Gegenſtand des Muthwillens.

Joſ. Aber bedenken Sie nur, lieber Papa, man könnte ja nicht einmal eine Ballade auf uns machen. Hans und Joſephine! wie klingt das!

Pl. Schweig, und nimm ein Beiſpiel an Louiſen. Das iſt ein wakkeres beſcheidenes Mädchen.

Louiſe. Meine Freundin ſcherzt nur.

Pl. Dafür habe ich ihr auch einen Bräutigam ausgeſucht.

Joſ. Auch aus Holland?

Pl. Hieſige Fabrike, Landesprodukt.

Joſ. Heißt er auch Hans?

Pl. Halt das Maul! und denke an deinen Brautſtaat.

Joſ. Ach Gott! da iſt noch lange hin.

Pl. Ich ſage dir ja, daß er noch heute kommen wird. Wir haben Handlungsgeſchäfte abzumachen, und nebenbey, ſoll auch deine Hochzeit ſeyn.

Joſ. Nebenbey? allerliebſt! Aber wie, wenn ſich Hinderniſſe fänden?

Pl. Hinderniſſe? zum Exempel?

Joſ. Zum Exempel, wenn er mir nicht gefiele?

Pl. Das iſt kein Hinderniß.

Joſ. Wenn ich ihm noch vor der Hochzeit die Augen auskratzte?

Pl. So gehſt du mit einem Blinden zu Bette. Denn, kurz und gut, der Handel iſt gemacht, und, du haſt nicht ein Wörtchen drein zu reden. Ein Mädchen iſt ein Wechſel, den der Vater endoßirt, und der Bräutigam acceptirt. Das Mädchen zahlt die Valuta nach Wechſelrecht.

Joſ. ſub hypotheca ihres häuslichen Glucks.

Pl. Punctum. Ich gehe aufs Comptoir. Stecket die Köpfe zuſammen, und berathſchlagt Euch, über die Wahl der Brautkleider. (er geht ab)

Sieben-

Siebente Scene.

Joſephine Louiſe.

Joſ. Potz tauſend! wir haben vergeſſen nach dem Namen deines Bräutigams zu fragen.

Louiſe. Mit mir, war es nur Scherz.

Joſ. Und mit mir noch, lange nicht Ernſt. Wenn mein Vater glaubt, mich nach Holland zu ſpediren wie ein Schiffpfund Flachs, ſo irrt er ſich.

Louiſe. Glückliches Mädchen! du haſt doch einen Vater.

Joſ. Sollen wir tauſchen?

Louiſe. Nicht um die Welt! der Meinige iſt ungerecht gegen mich, er will mich nicht ſehen, nicht kennen; aber dieſe Grille ausgenommen, iſt er ein edler vortreflicher Mann.

Joſ. Er will dich nicht ſehen, und ſieht dich täglich.

Louiſe. Ach! wenn er wüßte —

Joſ. Viel Ehre für dich, daß er nicht weiß. Du haſt dich bey ihm eingeſchmeichelt, ſeinem Vorurtheil zum Poſſen. Er liebt dich um dein ſelbſt wiſſen, die väterliche Eitelkeit kann ſich nicht ins Spiel miſchen.

Louiſe. Und, wenn er einſt erfährt —

Joſ. So wird ihn die Freude tödten, wenn man ihm nicht ſchnell zur Ader läßt.

Louiſe. Ach nein. Warum verſtößt er ein Kind, das ihn nie beleidigen konnte, weil es ihn nie ſah; das fern von ihm, aufwuchs, und ſeit es fühlen kann, vergebens flehte, ſeine Vaterhand zu küſſen.

Joſ. Haben wir unſern Plan nicht dennoch durchgeſezt?

Louiſe. Durch Betrug.

Joſ. Den ſchuf der Himmel für Väter und Männer.

Louiſe. Geſtern hat er meinen lezten Brief erhalten.

Joſ. Sehr drollig. Vater und Tochter wohnen in einem Hauſe, und correſpondiren mit einander. Sie ſprechen ſich täglich, aber die Briefe laufen einige Wochen, ehe ſie an Ort und Stelle gelangen.

Louiſe. Wenn die Gefühle eines Herzens, das in Wehmuth ſchmolz, je rühren könne, ſo muß ihn dieſer Brief gerührt haben.

Joſ. Ach ja. Rede nur nicht davon. Hat er doch mir ſogar eine Thräne gekoſtet; und Thränen ſtehen bey mir in hohem Preiſe.

Louiſe. Bemerkteſt du nicht geſtern Abend, daß er ungewöhnlich trübe in ſich ſelbſt verſunken war?

Joſ. Einmal zitterte ſogar eine Thräne in ſeinem Auge.

Louiſe. O daß ich ſie nicht wegküſſen durfte! — ich ſchöpfe Hofnung.

Joſ. Mit dem Eimer der Geduld.

Louiſe. Ich lauſchte dieſen Morgen an ſeiner Thür; ich ſchielte herein, als der Bediente ſie öfnete; er ſaß und ſchrieb.

Joſ. Vermuthlich an dich.

Louiſe. Gott gebe zur guten Stunde!

Joſ. Munter liebes Couſinchen! munter! Männergrillen ſind Frühjahrsſchnee. In Gruben und Wäldern bleibt er länger liegen; aber Weiberſanftmuth und die Sonne, ſchmelzen endlich ihn auch dort. —

Achte Scene.

Frau Roſe. Vorige.

Fr. R. Nun mein Kind, da iſt wieder ein Brief.

Louiſe. (heftig zufahrend) vom ihm?

Joſ. Sollte man nicht glauben, es ſey ein billet doux.

Louiſe. (hat den Brief erbrochen, und lieſt) Meine einzige geliebte Tochter. (ſie drückt den Brief an ihr Herz) lieber, lieber Vater! (ſie lieſt) „Dein
„lezter Brief hat mir Thränen der Wehmuth
„ausgepreßt. Dein Wunſch mich zu ſehen, iſt
„der Meinige. Aber wenn mein Leben dir lieb
„iſt, ſo ſieh ab davon. Seit 17 Jahren habe ich
„mich auf deinen Anblick vorbereitet, und noch
„vermag ich es nicht. Sende mir dein Porträt,
„daß ich nach und nach an deine Geſtalt mich
„gewöhne. Du wirſt Geld brauchen, und bitteſt nie darum. Du findeſt beyliegend einen
„Wechſel. Es muß dir an nichts fehlen. Alles
„was ich habe, iſt dein Von deiner Mutter erbe
„ich es. Alles was ich einſt war, war ich durch
„ſie! — Gleiche ihr. — Die Feder ſinkt mir

„aus der Hand. — Lebe wohl! gutes Kind! „Grüße die braven Leute, bey denen du im „Hauſe biſt. Liebe deinen Vater, der keine an„dere Freude auf der Welt hat, als dich. —“ Keine andere Freude, als mich? und dennoch will er mich nicht ſehen? muß ſich nach und nach an meine Geſtalt gewöhnen? — Ach! was hab' ich verbrochen!

Fr. R. Armes Kind! trau auf Gott! Morgen iſt auch ein Tag. Man muß nie verzweifeln. Erdennoth iſt keine Noth. In einer Minute kann ſich vieles ändern. Da hab ich noch neulich ein Buch geleſen, ein ſchönes Buch, ein gewiſſer Stilling hat es geſchrieben, der war arm, blutarm, und ſollte Schulden bezahlen, das Feuer brannte ihm auf die Nägel. Nun, was geſchieht? Eines Morgens — um zehn Uhr ſollte er bezahlen — er geht in ſeinem Kämmerlein auf und nieder. Er betet recht inbrünſtig zu Gott. Es ſchlägt ein Viertel auf 10, noch keine Hülfe; es ſchlägt halb 10, noch keine Hülfe, ach! da wird ihm angſt und bange. Es ſchlägt drei Viertheil, poch! poch! da klopft jemand an die Thür. — Herein! — wer war es? der Poſtillion.

lion. Was bringt er? einen Brief ſchwer mit Geld beladen, ich weiß nicht mehr wofür? aber er hatte gar nicht darauf gerechnet. Da ſpürte er Gottes Finger, und verzweifelte nie wieder, wenn er in Noth war.

Louiſe. Noth? Mangel? das Herz kennt dieſe Worte nicht.

Fr. X. Weil das Herz weder hungert noch durſtet.

Louiſe. Mangel drükket, aber Leiden zermalmt.

Fr. X. Nu nu, Mangel iſt ein ſchlimmer Gaſt. Danke Gott, mein Kind, daß er nie bey dir einkehrte. Dein Vater, der kreuzbrave Mann, läßt es dir an nichts fehlen — Sieh doch, da hat er dir wieder einen Wechſel geſchickt. Laß doch ſehen, iſt es viel?

Louiſe. Sehr viel, mehr als ich brauche.

Fr. X. Ei ei. Man kann alles brauchen, wo nicht heute, ſo doch Morgen, wo nicht für uns, doch für die liebe Armuth.

Louiſe. Sie haben Recht Mutter; für die Armuth, für die liebe Armuth.

Fr. X. Das iſt ſo ein Ausdruck.

Louiſe. Nein nein, es iſt kein Ausdruck, — ich werde — — (ſie ſteht in Gedanken)

Joſ. Nun, was willſt du denn?

Louiſe. Etwas thun.

Joſ. Was denn?

Louiſe. Etwas, das ſeinen Werth verlöhre, wenn ich davon ſpräche. (ſie wirft einen Blick auf den Wechſel) 300 Mark. Warum nicht 3000.

Fr. X. Dreihundert Mark, eine ſchöne Summe! Kind! Kind! die willſt du doch nicht verſchenken?

Louiſe. Nein, ich will ſie auf Intereſſen legen.

Fr. X. Zu 4 pro Cent?

Louiſe. Mehr, mehr! einen jüdiſchen Wucher will ich damit treiben.

Fr. X. Wucher? ſchäme dich!

Louiſe. Fürchten Sie nichts. Wer den Armen giebt, der wuchert.

Fr. X. Ja, wenn du es ſo meinſt. Aber 300 Mark iſt zu viel.

Louiſe. Ich werde meinem Vater einſt Rechenſchaft von dieſer Summe ablegen.

Fr. X.

Fr. R. Nach deinem Gefallen. Das Geld iſt dein. Die liebe Jugend! ſie lernt rechnen und rechnen, aber wie viel Pfennige auf einen Thaler gehn, das lernt ſie nimmer.

Neunte Scene.

Cederſtröm. Vorige.

Louiſe. (fährt ſchüchtern zuſammen als ſie ihn erblickt)

Ced. Verzeihen Sie, daß ich unangemeldet —

Joſ. Ein Freund iſt immer willkommen.

Ced. Ihr Herr Vater hat mich zur Tafel eingeladen.

Joſ. Das hat mein Herr Vater recht gut gemacht. Sie ſollen zwiſchen uns ſitzen, rechter Hand ich, und linker Hand Louiſe. Oder Frau Roſe, wenn Sie lieber wollen?

Fr. R. Muthwilliges Kind! eine alte Frau, und ein junger ſchmucker Herr —

Ced. Ich bedaure den Jüngling, dem das Alter läſtig iſt.

Fr. R. Das iſt brav gedacht. Ein jeder hoft alt zu werden.

Joſ. Alſo linker Hand Frau Roſe?

Ced. Sie ſind ſchalkhaft. Sezzen Sie mich wohin Sie wollen. An Ihrer Tafel iſt kein Plaz den ich verſchmähe.

Joſ. Recht gut, aber hier kömmt es darauf an, ob Sie viel oder wenig eſſen, viel oder gar nicht reden wollen.

Ced. Wie ſo?

Joſ. Wenn Sie Luſt haben wenig zu eſſen und gar nicht zu reden, ſo ſezze ich Sie neben Louiſen.

Ced. (verlegen) Ich verſtehe Sie nicht.

Louiſe. (verlegen) Sie weiß ſelbſt nicht was ſie will.

Joſ. O ich weiß recht gut. Hab' ich nicht zwanzigmal von ferne geſehn, wie er Stunden lang neben dir geſeſſen, ohne den Mund aufzuthun?

Louiſe. Du irrſt; der Herr von Cederſtröm hat mich immer ſehr gut unterhalten.

Joſ. Unterhalten? Ja, daran zweifle ich keinesweges. Aber geſprochen hat er nicht.

Fr. R. Wie das ſchnackt; wie das plappert. Als ob man Jemand unterhalten könnte, ohne zu ſprechen.

Joſ. Verſtand der ſelige Herr Paſtor Olearius Roſe dieſe Kunſt nicht?

Fr. R. Nein mein Kind, er ſprach, und er ſprach immer mit Salbung. Beſonders, wenn er auf den Grundtext kam.

Ced. Aus dem was ich höre, muß ich vermuthen, daß Mademoiſelle Louiſe über lange Weile in meiner Geſellſchaft geklagt hat. Ich bin Soldat, und ich geſtehe gern, daß zwei Augen wie die Ihrigen, mich leichter aus der Faſſung bringen, als eine feindliche Batterie.

Joſ. Verneige dich Louiſe.

Louiſe. Geklagt? nein Herr v. Cederſtröm, warlich nein!

Joſ. Ein kühner Schwur.

Louiſe. Ich bin recht gern in Ihrer Geſellſchaft.

Joſ. Ei! um Gottes willen! das war zu viel. So viel muß man die jungen Herren kaum errathen laſſen.

Ced. Ihre Freundin kennt meine Lage. Sie weiß daß ich Troſt bedarf. Ihr edles Herz gewährt dem Unglücklichen, was vielleicht der Wohlſtand dem Fremdling verſagt hätte.

Louiſe. Ich bin nicht eitel genug, um zu glauben, daß meine Freundſchaft Ihnen Troſt bringen könnte.

Ced. Und ich weiß zu gut, daß meine jezzige Lage jedes meiner Gefühle in engere Grenzen ſchließen muß.

Joſ. Bravo! das geht vortreflich. Weiter, wenn ich bitten darf!

Fr. R. Ich will verdammt ſeyn in vier Wochen in keine Kirche zu gehn, wenn ich ein Wort von dem allen verſtehe. Wie die Zeiten ſich ändern! zu meiner Zeit, wenn die jungen Leute zuſammen kamen, da ſezten ſie ſich fein einander gegenüber, und ſprachen vom Wetter, und erkundigten ſich nach dem Wohlſeyn des Herrn Papa, und der Frau Mama, und was dergleichen nützliche Geſpräche mehr waren. Aber heut zu Tage, da leſen ſie Schäfergedichte von Klopſtok, und Romane von Lavater, und bekümmern ſich gar nicht mehr um das liebe Wetter, es mag regnen oder ſchneien. Ach! da kömmt der Herr Fabian Stöpſel, das iſt noch ein Mann aus der alten Welt.

Zehnte Scene.

Stöpſel. Die Vorigen.

St. Bin ungemein erfreut, Sie hier beyſammen zu treffen.

Joſ. Ei Herr Stöpſel, Sie haben ja eine neue Perûque aufgeſezt.

St. An meinem Ehrentage.

Joſ. Wollen Sie ſich begraben laſſen?

St. Begraben? ja, in die Arme einer wunderſchönen und tugendſamen Ehegenoßin.

Joſ. Die arme Perſon!

St. Das hat nichts zu ſagen, wir ſehen darauf nicht, wir ſind reich genug, maſſen mein Vater Todes verblichen. Hä hä hä.

Louiſe. Und dabey können Sie lachen?

St. Die Trauerkleider ſind noch nicht fertig. Morgen werde mein Geſicht ganz anders ausſtaffiren.

Joſ. Unſertwegen brauchen Sie ſich keinen Zwang anzuthun.

St. Es iſt ſo der Weiſe wegen. Es muß ſo ſeyn. (heimlich zu Frau Roſe) haben Sie ſchon occaſionaliter ein Wörtchen fliegen laſſen?

Fr. R. Ich miſche mich nicht darein.

St. Der verdammte Schwede iſt mir im Wege.

Fr. R. Er wird hier ſpeiſen.

St. Hol' ihn der Geyer!

Fr. R. Gott behüte!

St. Nun in Gottes Namen, er mag es mit anhören. Es ſoll ihm warm genug werden. Sie zeichnen doch Aſſecuranz auf meine Ladung?

Fr. R. Keinen Heller.

St. Wie Sie wollen. Mit 80000 Mark in der Taſche haſardirt man wenig.

Joſ. Sehr galant Herr Stöpſel. Ziſcheln und Ohrenflüſtern, ſchickt ſich das?

St. Werde ſogleich mit lauter Stimme alles von mir geben.

Joſ. Nein! ums Himmels willen! behalten Sie es bei ſich.

St. Ich kann es nicht länger auf meinem Herzen tragen.

Joſ. Haben Sie auch ein Herz?

St. Ich habe eins, und ich ſuche noch eins, (er liebäugelt mit Louiſen)

Joſ. Sie ſuchen ein Herz? da müſſen Sie an das große Handlungshaus Amor et Compagnie ſchreiben. Der hat das Monopolium.

St. Sehr wahr! Amor iſt der größte Handelsmann auf Erden.

Joſ. Und zugleich der dümmſte. Die beſten Waaren verſchenkt er, und die ſchlechten verkauft er.

St. Kurz und gut. Hochedle Jungfrau! ich komme Sie zu fragen, ob Sie haſardiren wollen, eine Mascopey mit mir zu errichten?

Louiſe. Ich verſtehe Sie nicht.

St. Ich wünſchte Dero Freundſchaft, Dero Liebe, und Dero Zutrauen in Bauſch und Bogen zu erhandeln.

Joſ. Was zahlen Sie dafür?

St. Bitte mich nicht aus dem Concept zu bringen. Sintemal ein ſolcher Handel kein Pferdehandel iſt. Ich ſtehe auf dem Sprunge —

Joſ. Sie, und ein Sprung? — wo denken Sie hin!

St. Reden Sie Jungfer Louisgen, darf ich mir ſchmeicheln? —

Louiſe. Mein Gott, womit?

St. Herz und Hand, Hand und Herz. Wenn Ihnen ein baratto gefällig wäre.

Louiſe. Ich glaube wahrhaftig, Sie wollen mich heirathen?

St. Hierauf antworte ich ein deutliches und vernehmliches Ja.

Ced. (bei Seite) o Gott!

Louiſe und Joſephine (lachen)

St. Worauf deutet dieſes ſchalkhafte Lächeln?

Joſ. Die pure klare Freude.

St. Ja? dürft ich hoffen, daß Sie eine terte partie mit mir errichten, und mein Schifflein mit Dero Gegengunſt befrachten werden?

Joſ. Fürchten Sie ſich denn gar nicht vor den Kapern?

St. Keineswegs! mit einer Convoy von 80000 Mark fahrt man in ziemlicher Securität.

Fr. R. Es wäre freilich ein ſchönes ſolides Etabliſſement.

Joſ. Was meynen Sie dazu, Herr v. Cederſtröm?

Ced. (ſehr verwirrt) Ich — ich — ich habe nicht die Ehre den Herrn Stöpſel zu kennen.

Joſ. Sie hören ja, daß er 80000 Mark beſitzt.

Ced. Wenn nur das Vermögen Anſpruch auf die größte irdiſche Glückſeligkeit giebt —

Joſ. Ei ei Sie verſchnappen ſich.

Louiſe. Mein Herr Stöpſel. Sie erzeigen mir viel Ehre, aber ich hänge nicht von mir ſelbſt ab.

St. Mit Dero Frau Mutter iſt der Handel bereits ſo gut als richtig. Sie hat mir befohlen, mich adrittura an Sie ſelbſt zu wenden.

Fr. R. Du weißt mein Kind, daß ich mir keine Stimme bey deiner Wahl anmaße.

Louiſe. Und Sie wiſſen, liebe Mutter, daß mich noch andere Pflichten binden.

Ced. (zwiſchen den Zähnen murmelnd) andere Pflichten?

Joſ. (welche neben ihm ſteht) Ja ja mein Herr, im Vertrauen, ſie hat ſich ſchon verplempert.

Louiſe. (zu Joſephinen) Keine Neckerey, liebe Freundin. (zu Stöpſel) Herr Stöpſel, ich darf Sie nicht in Ungewißheit laſſen. Ich kann die Ihrige nie werden.

St. Nicht? mein Gott warum denn nicht?

Joſ. Baſta mein Herr! man muß ein Mädchen nie fragen, warum.

St. Ich bin freilich keiner der Jüngſten (mit Beziehung auf Cederſtröm) Ich gehöre nicht zu den Kippern und Wippern; mein Herz iſt von altem Schrot und Korn.

Joſ. Lieb' und Wein, ſind zwar Geſellen, aber nur der Wein muß alt, und die Liebe jung ſeyn.

Eilfte Scene.

Heinrich Plum. Die Vorigen.

St. Da kömmt der Herr Obriſt-Wachtmeiſter. Der wird die Güte haben, ſich meiner hülfreich anzunehmen.

H. Pl. Gehorſamer Diener. Was giebts denn?

Joſ. Herr Stöpſel will heirathen.

H. pl. Das höre ich.

St. Sintemal ich durch Gottes Fügung in den Stand geſezt worden, mich ſelbſt zu etabliren, ſo bin ich geſonnen, nach Landes Uſance eine Frau zu nehmen.

H. pl. Da haben Sie Recht.

Joſ. Seine Wahl fällt auf Louiſen.

H. pl. Da hat er Recht.

Joſ. Aber Louiſe will ihn nicht.

H. pl. Da hat ſie auch Recht.

Fr. R. Indeſſen wäre ein fleißiger wohlhabender Mann doch immer eine gute Verſorgung?

H. pl. Da haben Sie Recht.

Louiſe. Nur an der Hand der Liebe muß man zum Altar gehn.

H. pl. Da haſt du Recht.

St. (ganz verblüfft) Wir haben alſo alle Recht?

H. pl. Alle.

St. Und ich bekomme doch keine Frau?

Joſ. Nehmen Sie mich.

St. Sie ſind mir zu raſch, zu flink, zu munter, zu ſchalkhaft.

Joſ. Ich verſpreche Ihnen ſo lange zu tanzen, bis ich an der Schwindſucht ſterbe.

St. Aber das menſchliche Leben iſt kein Contretanz.

Joſ. Warum nicht? wenn die Liebe aufſpielt.

Zwölfte Scene.

Peter Plum. Die Vorigen.

Pl. Willkommen meine Herren und Damen. Ich denke wir gehn herüber. Im Speiſeſaal ſizzen ein paar alte Kammerräthe, und ſchwazzen von dem großen Hagelwetter Ao. 54.

Fr. X. O deſſen kann ich mich noch recht gut erinnern. Es war gerade an einem Donnerstage, ich hatte die große Wäſche — mein ſeliger Herr war im Beichtſtuhl —

H. Pl. Und ſo weiter. Das übrige bitten wir uns beym Deſert aus.

Pl. Apropos Bruder. Ich habe dir die ſchöne Tabatiere noch nicht gezeigt, die unſer König mir als einen Beweis ſeiner Huld und Gnade geſchickt hat. Der dicke Kammerrath taxirt ſie auf 3000 Thl. (er reicht die Doſe dem Major, der ſie nachläſſig beſieht)

H. Pl. Gratulire.

Joſ. Geſchwind lieber Onkel, laſſen Sie ſehn. (Joſephine betrachtet die Doſe, welche alsdann aus einer Hand in die andere herum geht, bis ſie zuletzt wieder an Peter Plum kömmt, der ſie, während er im Geſpräch begriffen iſt, empfängt, und in ſeine Rocktaſche ſteckt)

Pl. Was fehlt Ihnen lieber Herr Stöpſel? Sie ſehen aus als ob Sie Haverey erlitten hätten.

St. Haverey, Bodmerey, alles was Sie wollen.

Pl. Ei ei, lebt ſein Herr Vater noch?

St. Nein Gott ſey Dank! er iſt wirklich aus dieſem Jammerthal erlößt.

Pl. Nun was iſt denn vorgefallen?

St. Der Spizbube! ich habe noch nie Geſchäfte mit ihm gemacht.

Pl. Wer denn?

Joſ. Aber lieber Papa, merken Sie denn das nicht?

Pl. So ſo? ſperrt ſich Louisgen? Warum denn mein Kind? wenn man nichts hat, als ein glattes Lärvgen, und die Füße unter fremder Leute Tiſch ſezt, ſo muß man die Preiſe nicht zu hoch ſchrauben.

Louiſe. (empfindlich) Wenn ich Ihnen läſtig bin.

H. Pl. Pfui Bruder, ſchäme dich.

Pl. Das iſt kurios. Louiſe begeht eine Albernheit, und ich ſoll mich ſchämen.

H. Pl. Hol der Henker alle Ehen, die vor Plutus Altare geſchloſſen werden.

Joſ. Und alle Bräutigams die Peruken tragen. Das ſage ich Ihnen vorher, lieber Papa. Wenn der Holländer eine Peruke trägt, ſo flechte ich ihm ein zierliches Körbchen.

Pl. Du biſt eine Närrin, die Louiſen angeſteckt hat. Munter, Herr Stöpſel, mit 80000 Mark darf man nur die Hand ausſtrekken, ſo hängt eine Braut an jedem Finger.

Joſ. Das mögen auch wohl Bräute ſeyn, zum Hängen.

St. Es wird mir ſchwer werden, Jungfer Louischen aus meinem Herzen zu depechiren.

Pl. Ein Glas Champagner soll Ihnen die Mühe erleichtern. Fort zur Tafel! Aber — Kinder — (er schlägt an die Taschen) wo iſt meine Doſe?

H. Pl. Ich gab ſie an Joſephinen.

Joſ. Ich habe ſie weiter gegeben.

Louiſe. Ich auch.

Ceo. Ich auch.

Fr. R. Ich auch.

St. Ich auch.

Pl. (in allen Taſchen ſuchend) Ich habe ſie aber nicht zurück bekommen.

Joſ. Sie wird ſich wohl finden. —

Pl. Sie muß ſich auch finden.

H. Pl. Nach Tiſche Bruder, die Kammerräthe warten.

Pl. Nicht von der Stelle, bis ich meine Doſe wieder habe.

Fr. R. Die Suppe wird kalt.

Pl. Und wenn alle Suppen in der ganzen Stadt zu Eis gefrören; ſo eine Doſe iſt keine Kleinigkeit, der König ſchickt ſie nicht alle Tage.

H. Pl. Warum gehſt du ſo nachläßig damit um.

Pl. Ich, nachläßig? Ich ſage dir, ich habe ſie gar nicht zurück bekommen. Da. — Da ſind meine Taſchen — (er wendet ſie um) hier nichts — und da nichts — und wieder nichts.

H. Pl. Nun, um der Poſſe ein Ende zu machen, da ſind auch die meinen (er wendet die Taſchen um)

St. Die Meinigen ſtehen gleichfalls zu Befehl (er wendet ſie um)

Pl. (der ein ängſtlicher Zuſchauer bei dieſer Viſitation geweſen, zu Cederſtröm) Nun iſt die Reihe an Ihnen mein Herr Lieutenant.

Ced. (verlegen) Ich will nicht hoffen —

Pl. Ich auch nicht, es iſt nur der Weiſe wegen.

Ced. Sie werden doch nicht im Ernſt —

Pl. Im Scherz, im Ernſt — wie Sie wollen.

Joſ. (unwillig) Lieber Papa. Dieſen Augenblick können Sie nicht mit zehn ſolchen Doſen zurück erkaufen.

Pl. Aber mein Gott! Wir haben ja Alle unſre Taſchen umgewendet.

Louiſe. (halb leiſe zu Cederſtröm) Thun Sie es mir zu Gefallen.

Ced. Nimmermehr.

St. (boshaft lächelnd) Der Herr Lieutenant werden gelieben.

Pl. Was man ſo gewöhnlich in den Taſchen trägt, iſt ja nicht Contrebande.

Ced. Mein Herr, wenn dieſe Zumuthung nur Scherz iſt, ſo iſt ſie, gelinde ausgedrückt, ein plumper Scherz. Iſt ſie aber Ernſt, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich durch Geburt und Herz, über einen ſo niedrigen Verdacht weit erhaben bin, und daß ich es nicht der Mühe werth halte, Sie vom Gegentheil zu überzeugen. (er geht raſch ab)

Pl. Da geht er hin. Poz Donnerwetter, man muß ihn nicht fort laſſen.

H. Pl. Bruder, wo denkſt du hin? weißt du was das heißt, einen Edelmann, einen Officier des Diebſtahls zu beſchuldigen?

Pl. Was kümmert mich der Edelmann? er iſt ein Landſtreicher!

H. Pl. Er iſt ein Unglücklicher, der ſeit 4 Monaten ſtill und eingezogen in deinem Hauſe

lebt,

lebt, und der ſchon als Fremdling Achtung verdient.

Pl. Achtung ſo viel du willſt, das koſtet mich nichts. Aber meine Doſe, meine Doſe!

Louiſe. (feurig) er hat ſie nicht! er kann ſie nicht haben! Sehn Sie ſeine edle Beſcheidenheit; ſeinen unbefangenen Blick, in welchem Güte und Seelengröße ſo innig verſchmolzen ſind; dieſe Wange, auf welcher ſtiller Kummer ſich gelagert hat, die Stirn, auf welcher Redlichkeit und Treue wohnt —

H. Pl. Ei ei Louischen, ſo warm habe ich dich noch nie declamiren hören.

Louiſe. (erröthend) Verzeihen Sie mir, die leidende Unſchuld machte mich warm.

Pl. Was das ſchwazt und plappert. Was gehn mich ſeine Wangen und ſeine Stirn an? Meine Doſe will ich haben. Auf der Stirn wird er ſie freilich nicht herumtragen. Aber, wir wollen ſchon Mittel finden, denn kurz und gut, es hat ſie kein andrer Menſch als Er. (geht ab)

H. Pl. (den Kopf ſchüttelnd) Ich weiß zwar nicht aus welchen Gründen er ſeine Taſchen umzukehren verweigerte, aber ich wollte darauf ſchwören, er hat ſie nicht. (geht ab)

St. Hä hä hä! wenn man alle Umſtände zuſammen addirt, ſo kommt die Summa heraus, er hat ſie! (ab)

Joſ. Ströpſel iſt ein Narr, und ich ſage, er hat ſie nicht. (ab)

Fr. R. Man ſoll zwar nicht richten, Gott bewahre! Man kann Niemanden ins Herz ſehen, aber, wenn ich ſo den ganzen Vorfall reiflich überlege, ſo ſage ich doch immer, er hat ſie (ab)

Louiſe. (allein) Cederſtröm ein Dieb? nimmermehr! und wenn man in dieſem Augenblick die Doſe aus ſeiner Taſche zöge, ſo würde ich ſagen, er hat ſie nicht! (ſie geht ab)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Heinrich Plum welcher Cederſtröm an der Hand nach ſich zieht.

H. Pl. Sie müſſen herein kommen, bey Gott! Sie müſſen.

Ced. Ich ſollte dieſe Wohnung nie wieder betreten.

H. Pl. Aber ich ſage Ihnen ja, die Doſe iſt gefunden.

Ced. Sehr natürlich.

H. Pl. Ein Loch in meines Bruders Taſche, ſie war in das Rockfutter gefallen. Als wir zur Tafel gingen, ſezte er ſich drauf.

Ced. So hängt oft die Ehre eines Menſchen von der armſeligſten Kleinigkeit ab.

H. Pl. Wohl wahr! mein Bruder ſchämt ſich, er wird Sie ſelbſt um Verzeihung bitten.

Ced. Das verlang ich nicht. Jede Rückerinnerung an dieſe Begebenheit iſt eine neue Kränkung.

H. Pl. Wir alle haben ihm den Text geleſen, und beſonders Louiſe.

Ced. (haſtig) Louiſe?

H. Pl. Das ſanfte Täubchen wurde ganz wild.

Ced. So ſey alles vergeſſen.

H. Pl. Aber jezt ſagen Sie mir, ich bitte Sie, warum wollten Sie Ihre Taſchen nicht umwenden?

Ced. Falſche Schaam.

H. Pl. Heraus mit der Sprache.

Ced. Sie ſind ein Mann von Ehre.

H. Pl. Ich denke, ja.

Ced. Ihnen darf ich geſtehen, daß ich arm bin, ſehr arm.

H. Pl. Armuth iſt keine Schande.

Ced. Daß ich manchen Abend hungrig zu Bette gehn muß.

H. Pl. Hunger? — Junger Menſch! Jugend und Arbeit ſind ein paar Freunde, die ſich in der Noth nicht verlaſſen.

Ced. Ich arbeite, o ja ich arbeite. Aber meine Kenntniſſe ſchränken ſich ein auf meinen Stand. Dieſer Ort iſt eine Handelsſtadt, wer bedarf meiner? Einige Stunden in der Mathematik, das iſt alles. Es reicht kaum hin mir die nothdürftigen Kleider zu verſchaffen, um mit Anſtand in der Welt zu erſcheinen.

H. Pl. Zur Sache.

Ced. Was mir übrig bleibt, iſt ſehr wenig. Ich muß mich behelfen, und ich thue es gern. Wenn um Mittag die Schornſteine der Reichen dampfen, ſo gehe ich hinaus ins Feld, und eſſe da mein Mittagsbrod. Das wollt ich auch heute, als Ihr Herr Bruder mich einlud.

H. Pl. Weiter.

Ced. Was vorfiel, wiſſen Sie. Ich wollte meine Taſchen nicht umwenden, weil — weil ich mein Mittagsbrod hätte zeigen müſſen.

H. Pl. Und das war?

Ced. Hier iſt es. (er reicht ihm ein Stück ſchwarzes Brod)

H. Pl. (betrachtet es gerührt, wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen, und umarmt Cederſtröm)

Ced. Ich hatte vielleicht Unrecht. Eine Demüthigung iſt leichter zu tragen als eine Kränkung. Mitleid ſchmerzt, aber falſcher Verdacht brennt, das habe ich mir nachher geſagt.

H. Pl. Junger Mann, wir müſſen bekannter werden. Ihr Brod behalte ich, meine Thränen ſind darauf gefallen.

Ced. Ich bin ſo elend, daß ich Sie ſogar um dieſe Thränen beneiden muß.

H. Pl. Geduld und Muth! Es kann alles beſſer werden. Nur mehr Offenheit, mehr Zutrauen.

Ced. Es giebt ſo wenig Menſchen, unter den Menſchen.

H. Pl. Doch, doch! aber der Unglückliche ſucht ſie nicht, und wenn er ſie findet, ſo ſtößt er ſie von ſich, und wenn ſie ſich ihm aufdringen, ſo ſchämt er ſich. Geſtehn Sie, es war doch immer eine menſchenfeindliche Grille, ſich lieber einem ſchimpflichen Argwohn, als freundſchaftlichem Mitleid auszuſezzen.

Ced. Eine Grille? mag ſeyn! aber wenn ich nun gethan hätte, was die Uebrigen thaten, und wenn nun einer über mein Stück ſchwarzes Brod gelächelt hätte.

v. Pl. Dem hätte ich den Hals umgedreht. (verlegen) Wiſſen Sie was, Sie ſind ein Mann von Kopf und Herz, — es kann Ihnen nicht immer fehlen — und Ihre Freunde wagen nichts — wenn ſie Sie bitten, ein kleines Darlehn anzunehmen — (er will ihm ſeinen Beutel in die Hand ſtecken)

Ced. Nein mein Herr! keine Wohlthat! mein ſchwarzes Brod hatt' ich verdient, und dies Bewußtſeyn war die Würze meiner Mahlzeit, wollen Sie mir auch den lezten Schaz rauben, den Stolz auf mich ſelbſt.

v. Pl. Sie ſtoßen Freundes Hand zurück?

Ced. Wenn ich auch dies Brod nicht mehr verdienen kann, dann komme ich zu Ihnen.

v. Pl. Die Hand darauf.

Ced. (ſchlägt ein)

v. Pl. Genug. Sezzen Sie ſich. Wir wollen plaudern. Sie ſollen mir Ihr Schickſal mittheilen. Ich bin nicht neugierig, aber ich habe Sie lieb, und ein Freund kann immer hier und da ein wenig helfen.

Ced. Warum wollen Sie Ihr glückliches Alter durch das Bild meiner ſtürmiſchen Jugend trüben?

H. Pl. Ich glücklich? — Ach! junger Menſch, verſündige dich nicht! — Und wenn ich es wäre — um glücklich zu ſeyn, muß man Unglückliche neben ſich ſehen, und helfen. Wenn alle Menſchen glücklich wären, ſo würde es keiner fühlen. Das ſchönſte Glück, iſt Kampf mit dem Unglück und Sieg. Sehen Sie da, mein Glaubensbekenntniß. Wohlan, ſezzen wir uns. Mein Herz iſt offen zu empfangen, öffnen Sie auch das Ihrige.

Ced. Sie wollen es, — es ſey! — Seit meiner Geburt verfolgte mich das Unglück, denn mein erſter Athemzug koſtete meiner guten Mutter das Leben.

H. Pl. (ſpringt auf) Was? (er ſucht umſonſt eine gewaltige Erſchütterung zu unterdrücken, ſeine Thränen ſtürzen wider Willen heraus) verzeihen Sie, — ich muß hinaus! (er läuft fort)

Ced. Was ſoll das? — Sonderbarer Mann! Auch ihn drückt irgend ein Leiden. Er iſt mir drum lieber. Wir ſind verwandt. — O Louiſe!

Du haſt meine Vertheidigung übernommen. Edle ſanfte Seele! — wer wird mir die Kraft leihen, dich täglich zu ſehn, und immer zu ſchweigen.

Zweite Scene.

Peter Plum und Cederſtröm.

Pl. Willkommen, Herr Lieutenant. Die Doſe hat ſich gefunden. Ich bitte um Verzeihung wegen meines ungegründeten Verdachts.

Ced. Iſt ſchon verziehen. Ein reicher Mann darf ſich alles erlauben.

Pl. Sehr wahr. Reichthum iſt ein ſalvus conductus von allen Monarchen des Erdbodens unterſchrieben. Darum rathe ich einem Jeden, daß er ſich Mühe gebe reich zu werden.

Ced. Ein guter Rath. Aber er geht Ihnen nicht von Herzen.

Pl. Warum nicht?

Ced. Weil, wenn alle Menſchen reich wären, Sie aufhören würden es zu ſeyn, und was bliebe Ihnen dann übrig?

Pl. Sie haben Recht, aber es hat keine Gefahr. Fleiß und Arbeit ſind ein paar Fußſteine, die nicht ein Jeder gern betritt. Und doch ſind es die Einzigen die in den Tempel des Reichthums führen. So lange die Leute nur in Kutſchen dahin fahren wollen.

Ced. Die Einzigen? Sie vergeſſen die groſſe Heerſtraße des Glücks.

Pl. Das Glück iſt eine Sclavin des Fleißes. Verſuchen Sie es nur. Ich habe ein Unrecht bey Ihnen wieder gut zu machen, und ich komme, Ihnen einen Vorſchlag zu thun.

Ced. Mir?

Pl. Sie ſind ein Seemann?

Ced. Ich war es.

Pl. Sie finden Gefallen an dieſer Lebensart?

Ced. Ich bin von Jugend auf daran gewöhnt.

Pl. Wollen Sie mit mir in Compagnie eine Entreprieſe wagen?

Ced. Ich? — ich habe nichts zu wagen.

Pl. Nun, ihr Leben doch wenigſtens?

Ced. Das iſt aber auch Alles.

Pl. Das iſt mir genug. Ich rüſte ein Schiff auf meine Koſten aus, Sie übernehmen das Commando, und ſegeln damit nach Afrika.

Ced. Nach Afrika? — was dort?

Pl. Eine profitable Speculation, der Sclavenhandel —

Ced. (zurückſchaudernd) Iſt das Ihr Ernſt?

Pl. Nun ich werde Ihnen doch keinen blauen Dunſt vormachen. Ich ſorge für Alles. Sie laden Eiſen, Brandtewein, Flinten, Schießpulver, kleine Meſſer, zinnerne Betten, oſtindiſche Tücher und ſo weiter. — Da bezahlen Sie für einen geſunden friſchen Kerl ohngefähr 160 Rthl. an Werth, für ein Weib nicht mehr als 128, denn nur in Europa ſind wir galant gegen die Damen. Hat aber der Sclave oder die Sclavin irgend ein Gebrechen, ſo wird von dem Preiſe abgezogen. Zum Exempel, für einen mangelnden Zahn 2 Rthl. weniger, für wunde Füße 10 Rthl. überdieß muß der Mann 4 Fuß 4 Zoll rheinlandiſch meſſen, das Weib aber nur 4 Fuß. Sie hören, ich verſtehe mich darauf?

Ced, Zum Erſtaunen!

Pl. Glauben Sie mir, es läßt ſich bey dieſem Handel viel gewinnen. Die Neger können weder rechnen noch ſchreiben, man betrügt ſie nach Herzensluſt.

Ced. Betrügen?

Pl. So eine verworfene Menſchen-Race verdient nicht beſſer behandelt zu werden.

Ced. Hat Gott irgend eine Menſchen-Race verworfen?

Pl. Sie ſaufen und ſtehlen.

Ced. Von wem haben ſie es gelernt?

Pl. Sie ergreifen jede Gelegenheit, um davon zu laufen.

Ced. Freilich, die Narren ſollten bleiben, bey einer ſo menſchenfreundlichen Behandlung.

Pl. Was thut man ihnen denn? man haut ihnen das Fell ein wenig auf; und wenns hoch kömmt, ſtreut man Salz und ſpaniſchen Pfeffer in die Wunden.

Ced. Vortreflich!

Pl. Ich merke Sie ſind auch von dem engliſchen Schwindelgeiſte angeſteckt worden. Da iſt ein Hansdampf mit Namen Wilberforce, der giebt ſich nun ſeit ein paar Jahren alle Mühe im Parlament, dieſen vortheilhaften Handel zu ruiniren.

Ced. Noch iſt ihm keine Ehrenſäule geſezt worden.

Pl. Fragen Sie die Einwohner von Liverpool ob er ſie verdient?

Ced. Ich will unſre Nachbarn, die Dänen, fragen.

Pl. Ei! ei! die Dänen, ſie haben ein böſes Beiſpiel gegeben.

Ced. Die Muſe der Geſchichte wird dieſer edlen Nation ein unzerſtörbares Denkmal errichten.

Pl. Die Muſe der Geſchichte? Papperlapap! Arbeiten die Muſen in den Plantagen, He? geben uns die Muſen Kaffe zu trinken? pflanzen ſie Zuckerrohr?

Ced. Unſere Ahnherrn aßen Bierſuppe mit Honig, und befanden ſich beſſer als wir.

Pl. Sie verſchmähen alſo mein Anerbieten?

Ced. Ich würde mich für den niedrigſten Sterblichen halten, wenn Ihr Vorſchlag mehr als Scherz geweſen wäre.

Pl. Aber Sie bedenken nicht, daß Sie in wenig Jahren ein großes Vermögen —

Ceo. Schweiß und Blut würde an jedem Groſchen kleben.

Pl. Larifari! wenn Schweiß und Blut ſo leicht klebten, man würde keine blanke Münze mehr ſehn.

Ceo. Genug, mein Herr, wir denken verſchieden.

Pl. Nach Ihrem Gefallen. Sie werden es bereuen. — Die jugendliche Schwärmerey.

Dritte Scene.

Louiſe. Vorige.

Pl. Aha! da kömmt Louiſe. Das iſt ein vernünftiges Mädchen, die wird Sie gewiß auslachen.

Ceo. Ich wette, nein!

Louiſe. Sie gewinnen die Wette, denn ich lache nie Jemand aus.

Pl. Du haſt Recht, man ſollte ſich ärgern. Ein junger Mann, der nichts hat, als ſein porte epée.

Louiſe. (verweiſend) Lieber Herr Plum.

Pl. Dem ich ein Schiff anbiete — —

Louiſe. Ein Schiff?

Pl. Bemannt, befrachtet, ohne daß es ihn einen Heller koſten ſoll —

Louiſe. Wirklich?

Pl. Mit dem ich den Gewinn einer vortheilhaften Handlungs-Speculation theilen wollte —

Louiſe. In der That, Herr von Cederſtein —

Ced. Fragen Sie doch erſt, wozu mein großmüthiger Gönner dieſes Schiff beſtimmt hat?

Louiſe. Doch nicht zum Kaper?

Pl. Gott bewahre! ich ſchikke es nach Africa —

Ced. Um Menſchen zu kaufen.

Louiſe. Pfui!

Pl. Wer ſpricht denn von Menſchen, Neger hab' ich geſagt.

Louiſe. Sind denn die Neger Affen?

Pl. Nicht viel beſſer.

Louiſe. Vielleicht ſind ſie ſchlimmer daran, als die Affen.

Pl. Du biſt ſelbſt ein Affe. Der Dämon der Empfindeley iſt in dein zartes Herz gefahren. Du verwirfſt den Sclavenhandel, du verwirfſt den Herrn Stépſel; das Erſte iſt albern, und das Zweite iſt dumm. Ich wollte dir eine große Hochzeit ausrichten, mit Trompeten und Pauken; ich wollte den jungen Herrn da, zum reichen Manne machen: aber weil Ihr beyde nicht wollt, ſo gehabt Euch wohl. Wenn Euch dürſtet, ſo geht hin und ſeht die untergehende Sonne, wie ſie ſich purpurfarben in Thetis Schoos taucht, und wenn Euch hungert, ſo blikket hinauf zum heiligen keuſchen Monde, der hinter einem Wolkenſchleier auf Euch herablächelt; und wenn Ihr das ſo ein vierzehn Tage getrieben habt, ſo gebe ich Euch mein Wort: Du wirſt mit dem Herrn Fabian Stépſel liebäugeln, und Sie werden nach Guinea ſegeln. (er geht ab)

Vierte Scene.

Cederſtröm. Louiſe.

Ced. Nimmermehr!

Louiſe. Nimmermehr!

Ceo. Dort will er Sclaven einhandeln, und hier ein liebenswürdiges Mädchen verhandeln.

Louiſe. Zu dem Erſtern werden Sie ſich nicht mißbrauchen laſſen.

Ceo. Und Sie nicht zu dem Leztern.

Louiſe. Gewiß nicht.

Ceo. Troz der verſprochenen Trompeten und Pauken?

Louiſe. Das Geflüſter des Herzens wird nie übertäubt.

Ceo. Leider!

Louiſe. Warum leider?

Ceo. Weil ſelbſt die Armuth, die doch ſonſt jedem Gefühl Stillſchweigen auflegt, nicht immer Meiſter über das Herz bleibt.

Louiſe. Man kann arm ſeyn, und ein reiches Herz beſizzen.

Ceo. Ein Diamant im nakten Felſen verborgen; wer ſucht ihn dort?

Louiſe. Der Kenner.

Ceo. Glück und Zufall — — Herr Plum hat wohl Recht: nur der Reiche darf Alles.

Louiſe. Doch nur, was man für Geld darf!

Ceo.

Leo. Iſt das nicht Alles? — Ein Menſch wie dieſer Tröpſel zum Beiſpiel darf es wagen, Ihnen ſeine Hand anzubieten.

Louiſe. Deſto ſchlimmer für ihn! ſein Geld macht ihn übermüthig, er iſt nicht gefaßt auf einen Korb.

Leo. Aber er darf doch ſagen: ich liebe Sie, ich wünſche Sie zu heirathen.

Louiſe. Ei nun, das darf ein Jeder.

Leo. Ein Jeder?

Louiſe. Auch der Aermſte; das iſt Männer-Vorrecht.

Leo. Aber den Reichen weiſt man nur ab, den Armen verſpottet man.

Louiſe. Pfui, welche kleine Seele wäre deſſen fähig? Ein Mädchen zu dem ein Mann ſpricht „ich glaube meines Lebens Glück in dir zu finden, ich bitte um deine Hand“ iſt dieſem Manne immer Schonung ſchuldig, auch wenn ſie ſeinen Wunſch nicht erfüllen kann oder mag. Wenn aber vollends der einzige Fehler dieſes Mannes Armuth wäre —

Leo. Nun dann?

Louiſe. Wenn Liebe, Redlichkeit und Treue ſeines Herzens Mitgift wäre.

Ced. Nun dann? —

Louiſe. Ich weiß nicht was andere thun würden —

Ced. Aber Sie?

Louiſe. (nach einer Pauſe) Ich würde ihn heirathen.

Ced. Und mit ihm darben?

Louiſe. Und mit ihm darben!

Ced. Ohne Furcht vor Reue?

Louiſe. Wenn ich ihn liebte?

Ced. Mangel, Kummer, Langeweile —

Louiſe. Wenn ich ihn liebte?

Ced. Haben Sie ſchon jemals geliebt?

Louiſe. Wahrhaftig von einem ſo verſchloſſenen Manne als Sie ſind, kommt dieſe Frage ein wenig unerwartet.

Ced. Ich verſchloſſen?

Louiſe. Allerdings. — Was wiſſen wir von Ihnen, als daß Sie ein Schwede ſind? und auch das würden wir kaum wiſſen, wenn Ihre Kleidung Sie nicht verriethe.

Ced. Sollten Sie wohl Theil an meinem Schickſal nehmen?

Louiſe. Ja, weil ich Sie hochſchätze.

Ced. Und mit Geduld mich anhören, wenn ich Ihnen — Ihnen allein mich anvertraute?

Louiſe. Ich würde das nicht für eine Probe meiner Geduld, wohl aber für einen Beweis Ihrer Freundſchaft halten.

Ced. Es ſey — Die lezten Unruhen in Schweden — Sie werden davon gehört haben?

Louiſe. So viel ein Mädchen von dergleichen Dingen hört.

Ced. Jugend, Unerfahrenheit und Schwärmerey machten mich zum Mitſchuldigen eines Plans, den ich für das Glück meines Vaterlandes nothwendig hielt. Ich irrte mich, und trage nun die Strafe meines Irrthums. Ich bin verbannt. Mein Vermögen iſt eingezogen und die Bemühungen meiner Familie waren bis jezt fruchtlos.

Louiſe. Ich bedaure Sie von Herzen. Ihre Lage iſt traurig, aber nicht hülflos. Scheint die Sonne nur allein in Schweden?

Ced. So glaubt' ich vormals, — aber ſeit Kurzem iſt mir mein Unglück beinahe lieb geworden.

Louiſe. Theilen Sie Ihren Kummer mit der Freundſchaft.

Ced. Iſt Freundſchaft das Einzige Band welches ſchöne Seelen bindet?

Louiſe. Das ſtärkſte wenigſtens, weil die Zeit es feſter knüpft, wenn ſie andere Bänder löſt.

Ced. Ihr Herz ſcheint alſo nur der Freundſchaft offen?

Louiſe. Weil ich nur dieſe kenne.

Ced. Und weil ſie jene fürchten?

Louiſe. Vielleicht.

Ced. Wenn Sie das Glück der Liebe ahndeten; wenn Sie wüßten, wie man jeden ſchönen Tag zwiefach durchlebt, jede kleine Freude zwiefach genießt.

Louiſe. Sehr möglich.

Ced. (nach einer Pauſe) Ich rede aus Erfahrung.

Louiſe. Das verräth Ihr Feuer.

Ced. (ſie ſcharf beobachtend) Ich beſitze eine geliebte Gattin.

Louiſe. (erſchrocken) Sie ſind verheirathet?

Ced. Seit wenig Monden.

Louiſe. (ſehr verwirrt) Wirklich? — verheirathet? — Das glaubt' ich nicht.

Ced. Warum nicht?

Louiſe. Weil — ich weiß ſelbſt nicht, aber ich finde Sie ſehr beklagenswerth —

Ced. Sie haben Recht. Die Trennung von meiner Gattin —

Louiſe. Erlauben Sie mein Herr, — ich muß mich entfernen.

Ced. Was iſt Ihnen?

Louiſe. Mich dünkt ich höre meinen Namen rufen.

Ced. Nicht doch.

Louiſe. Mir iſt nicht recht wohl. (ſie macht eine Verbeugung und will fort)

Ced. (ſtürzt zu ihren Füßen) Louiſe, ich bin nicht verheirathet.

Louiſe. Nicht? — aber was geht das mich an?

Leo. Sollte mein Herz mich täuſchen? Sollt' ich nicht in dem Ihrigen geleſen haben?

Louiſe. Was wollen Sie?

Leo. Vergebens kämpfe ich mit mir ſelber! die Vernunft ſchweigt, und das Herz wird ein Verräther.

Louiſe. Stehn Sie auf, ich bitte Sie! — wenn man uns überraſchte —

Leo. Die Liebe warf mich zu Ihren Füßen, die Hoffnung muß mich wieder aufrichten.

Louiſe. (wendet ſich erröthend von ihm, bedeckt ihr Geſicht mit der einen Hand, und reicht ihm die andere)

Leo. (ſpringt auf, ergreift ihre Hand, und drückt ſie entzückt an ſeine Lippen) Louiſe iſt mein?

Louiſe. (wendet ſich zu ihm, und verbirgt ihr Geſicht an ſeine Schulter).

Leo. (ſie in ſeine Arme drückend) Ich bin glücklich! Gott, ich danke dir! hab' ich von Verbannung geträumt? hab' ich von Armuth und Elend geträumt? O ich bin erwacht! und ein ſchöner Morgen lächelt mir! — Liebe um Liebe! —

Louiſe. (ſich verſchämt an ihn ſchmiegend) Treue um Treue!

Leo. Ewig dein!

Louiſe. Bis in den Tod.

Ced. Biſt du feſt entſchloſſen mir deine Hand zu reichen?

Louiſe. Sie haben mein Herz.

Ced. Willſt du Armuth und Mangel mit mir theilen?

Louiſe. Ich will!

Ced. O welche unbekannte Kraft gießt, wie mildes Feuer ſich durch meine Adern! Ha! wie ſich jede Muskel ſpannt zur Arbeit für meine Louiſe! Der erſte Sonnenſtrahl ſoll mich geſchäftig finden, und der lezte mir zur Arbeit leuchten! Liebe, wird die magere Koſt würzen! und im Arm der Liebe wird am Abend der müde Gatte ſanfter ruhen als auf Eiderdunen.

Louiſe. Ich danke Ihnen! doch ſeyn Sie unbeſorgt, ich bin nicht ſo arm als Sie glauben.

Ced. Wie?

Louiſe. Ich bin keine verwaißte Predigers-Tochter.

Ced. Nicht?

Louiſe. Ich habe noch einen Vater.

Ced. Sie?

Louiſe. Einen wohlhabenden Vater.

Ced. Wohlhabend?

Louiſe. Einen edlen braven Mann, der meine Wahl billigen, der Sie lieben wird.

Ced. Gott! was höre ich!

Louiſe. Freuen Sie ſich mit mir!

Ced. Ich mich freuen? o Sie haben durch dieſes Wort alle meine Hofnungen zu Boden geſchlagen.

Louiſe. Was ſoll das?

Ced. Der arme Cederſtröm durfte ſein Auge zu der armen Louiſe erheben —

Louiſe. Welche Grille?

Ced. Die reiche Louiſe iſt für den armen Cederſtröm verlohren!

Louiſe. Macht uns nicht die Liebe gleich?

Ced. Nur in Gottes Augen!

Louiſe. Iſt das nicht genug?

Ced. Nein. Die Liebe iſt mein Freund, die Ehre iſt mein Tyrann! ich gehorche wider Willen, aber ich gehorche. Daß der Mann arbeite, und das Weib die Früchte ſeiner Arbeit genieße, das will die Natur. Aber daß der Mann nur im Wohlleben von dem Vermögen ſeiner Gattin ſchwelge, das verbietet die Ehre.

Louiſe. So will ich, was ich habe, dem erſten beſten Armen ſchenken.

Ceo. Edles Mädchen! o warum wußte ich das nicht früher! nie, nie wäre ein Wort meinen Lippen entſchlüpft! — Von dir geliebt und dir entſagen müſſen. — Schickſal! ich habe deinen Kelch geleert!

Louiſe. Mir entſagen?

Ceo. Ich muß! — ich will fort! — fort in die weite Welt! — ich nehme nichts mit mir, als das Andenken deiner Liebe! — Im Getümmel der Schlachten will ich dein Bild auf jeder Fahne ſehn, und wo man nur meiner Liebe danken ſollte, da wird man meinen Heldenmuth preiſen! — Wenn dann der Fürſt, dem ich diene, mich durch Ehrenzeichen belohnen will, Ehrenzeichen, die vormals mein höchſter Wunſch waren; ſo will ich mich ihm zu Füßen werfen: Fürſt! — will ich ſprechen; ich habe kein Gefühl für die Ehre! nimm deinen Orden zurück, und gieb mir Geld! meine Geliebte iſt reich! ich brauche Geld! auf daß ich [illegible] mich vor ihren Vater hinſtellen und ſagen darf: Gieb mir deine Tochter!

Louiſe. Cederſtröm, du ſchwärmſt.

Ced. Leb' wohl! — reich und glücklich ſiehſt du mich wieder, oder nie! (er will fort)

Louiſe. (ihn umarmend) Nein ich laſſe dich nicht!

Ced. Ach Louiſe! (er drückt ſie an ſeine Bruſt)

Fünfte Scene.

Joſephine. Die Vorigen.

Joſ. (im Hereintreten) Bravo Kinder! laßt Euch nicht ſtören.

Louiſe und Cederſtröm (fahren erſchrokken auseinander)

Joſ. Da haben wirs! wenn man ein paar Liebende überraſcht, ſo fahren ſie auseinander; wenn ſie aber Piquet ſpielen, ſo bleiben ſie ſizzen. Sonderbar, daß ein paar Menſchen ſich mehr dafür ſchämen, verliebt zu ſeyn, als Piquet zu ſpielen.

Ced. (verlegen) Sie irren ſich, Mademoiſelle, wenn Sie glauben —

Joſ. Daß Sie verliebt ſind? o nein! dazu ſind Sie viel zu alt.

Ceo. Daß Mamſell Louiſe —

Joſ. Auch ein wenig verliebt iſt? o nein, dazu iſt ſie viel zu jung!

Ceo. Ich verſichere Sie —

Joſ. Daß Sie von ihr gehaßt werden? auch das, wenn Sie wollen. Ein großer böſer Mann hat geſagt; die ganze Welt lebe in einem ewigen Kriege mit einander, untereinander, gegen einander, und wer das nicht glauben will, der darf nur Sie und Louiſen ſehn, wie ſie auf einander ergrimmt ſind; wie ſie die Augen niederſchlagen, um ſich gar nicht vor Augen zu ſehen; wie ſie wechſelsweiſe ſeufzen, um einander zu ärgern; wie ſie ſich die Hände drücken, um ſich wehe zu thun; und endlich ſich gar umarmen aus purer Heucheley.

Louiſe. Laß die Poſſen. Wozu die Verſtellung? ja ich liebe ihn.

Joſ. Nun das war einmal ein vernünftiges Wort. Friſch auf mein ſchöner Herr, beichten Sie auch, ohne Umſtände.

Ceo. Wer könnte Louiſen ſehn, und —

Joſ. Halt! halt! ſo arg müſſen Sie es nicht machen, wenn ein anderes Mädchen gegenwärtig iſt. Ich erlaube Ihnen weiter nichts zu ſagen, als (mit einem komiſchen Seufzer) Ach ja! ich liebe Louiſen!

Ced. Ich darf ſie nicht lieben.

Joſ. Warum denn nicht?

Ced. Weil ich arm bin, und ſie reich.

Joſ. Da haben Sie Recht. Wiſſen Sie aber auch, daß Louiſe Sie ebenfalls nicht lieben darf?

Ced. Warum nicht?

Joſ. Weil Sie Baron ſind, und Louiſe nur eine Bürgerliche.

Ced. Ich würde meinen Namen mit ihr theilen.

Joſ. Und ſie, ihr Vermögen mit Ihnen. Beide gab der Zufall.

Ced. Das kann ich nicht annehmen.

Joſ. So leide ich auch nicht, daß Louiſe Baroneſſe wird.

Ced. Von meinem Titel werde ich nicht ſatt, aber von Louiſens Vermögen würden wir leben.

Joſ. Sie ſind ein gutherziger Menſch. Sie wiſſen welche Qual es verurſacht, ſein Vermögen mit dem Geliebten zu theilen, und ſie wollen Louiſen dieſe Marter erſparen.

Ced. Sie ſcherzen, Mademoiſelle, weil Sie die Geſezze der Ehre nicht kennen.

Joſ. Ich ſcherze, ja; oder wenn Sie wollen, ſo kann ich mich auch ärgern. Wiſſen Sie wohl mein ſchöner Herr, daß Sie ein drolliger ſchöner Herr ſind? — Es war einmal ein armer Mann, der ſaß am Wege, und fror. Eine gute fromme Seele hatte Mitleid mit ihm. Sie bot ihm einen koſtbaren Diamant, und obendrein einen Mantel um ſich zu wärmen. Den Diamant nahm der Mann ohne Bedenken, aber den Mantel ſchämte er ſich zu nehmen. Wiſſen Sie, was das heiſſen ſoll? der Mantel iſt Louiſens Vermögen, und der Diamant ihr Herz —

Louiſe. (zärtlich) Cederſtröm! ſollte ſie wohl Unrecht haben?

Ced. Sie ſcheint freilich Recht zu haben —

Joſ. Sie hat Recht. Kurz, mein Herr! man giebt Ihnen eine ſachſiſche Friſt Bedenkzeit, das iſt ein Jahr, ſechs Wochen und drei Tage: dann wird Louiſe gerade 18 Jahr alt, und wenn Sie ſich dann nicht entſchlieſſen, ſie mit ſammt ihrem Vermögen zu heirathen; ſo ſind Sie kein Schwede, ſondern ein Lappländer; wir laſſen Ihnen ein paar Rennthiere verſpannen, und ſchicken Sie wieder nach Hauſe.

Louiſe. Verſprechen Sie mir wenigſtens, keinen raſchen Schritt zu thun, der Sie gereuen und mich betrüben könnte.

Ed. Mein Schickſal ſteht in Ihrer Hand.

Joſ. Dann iſt es ziemlich gut aufgehoben. Sey nur ruhig, Louiſe. Der Menſch iſt noch jung, man kann ihn lenken.

Sechſte Scene.

Klaas. Die Vorigen.

Kl. Drauſſen im Vorzimmer ſteht ein fremder Herr.

Joſ. Bitte ihn, ſich nieder zu laſſen.

Kl. Er will herein kommen.

Joſ. So mach ihm die Thür auf.

Kl. (will fort)

Louiſe. Halt! um Gottes willen! ich bin gar nicht in der Stimmung Fremde zu ſehn.

Ed. Ich auch nicht.

Joſ. Nun ſo geht.

Cederſtröm und Louiſe. (zaudern, und werfen ſich verſtohlen Blicke zu)

Joſ. Nun, warum geht Ihr denn nicht? Habt ihr einander noch was zu ſagen? mes enfans, prenez garde au domestique.

Ced. Unſere Freundin hat Recht. Leben Sie wohl. (er geht ab)

Louiſe. Ach Joſephine! welch ein edler Mann!

Joſ Das ſollſt du mir ein andermal erzählen, denn die Verliebten pflegen ein wenig weitläuftig zu ſeyn Jezt geh auf dein Zimmer.

Louiſe. Ich will mich meinem Vater entdekken. Dieſen Mann, oder Keinen! (ſie geht)

Joſ. Apropos Louiſe! Das hätte ich bald vergeſſen. (halb leiſe) Da haſt du den Hauptſchlüſſel. Papa wollte den ſeinigen durchaus nicht hergeben. Ich habe dieſen der Frau Roſe abgeſchwazt.

Louiſe. Ich danke dir! (ſie geht durch eine Seitenthür ab)

Siebente Scene.

Joſephine. Klaas.

Kl. Soll ich den Fremden nun herein laſſen?

Joſ. Warte noch. Wie ſieht der Fremde aus?

Kl. Wie eine Mannsperſon.

Joſ. Iſt er alt oder jung?

Kl. Zum Lottoknaben iſt er viel zu alt, und, zum Pabſt viel zu jung.

Joſ. Wie trägt er ſich?

Kl. Luſtig. Windig.

Joſ. Spricht er viel?

Kl. Nein, er ſingt.

Joſ. Er ſingt?

Kl. Und pfeift.

Joſ. So ſag' ihm, wir hätten Kanarienvögel genug im Hauſe.

Kl. Wohl. (er will fort)

Joſ. Bleib Eulenſpiegel!

Kl. Ich bleibe.

Joſ. Wollte er mit meinem Vater ſprechen?

Kl. Das hat er nicht geſagt.

Joſ. Was denn?

Kl. Er will ſprechen, gleich viel mit wem.

Joſ. Ein drolliger Kauz! — laß ihn hereinkommen.

Kl. (geht ab)

Joſ. (tritt ſchnell vor den Spiegel, und beſſert ein wenig am Kopfzeug und Halstuch) Eine fremde Mannsperſon? — Da muß man ſich in die Bruſt werfen. — Um zu gefallen? das eben nicht — aber doch! — Der Soldat ſtellt ſich in Poſitur, wenn ein Officier vorbeygeht, und das Mädchen ſieht geſchwind ein paarmal in den Spiegel, wenn eine Mannsperſon hereintritt. — Da iſt er! —

Achte Scene.

Van der Huſen. Joſephine.

V. d. H. Mein ſchönes Kind, ich wünſche Ihnen einen guten Morgen.

Joſ. Mein Herr, es iſt ſchon Mittag vorüber.

V. d. H. Der Morgen dauert ſo lange man jung und hübſch iſt, und wahrhaftig! bey Ihnen iſt die Sonne kaum aufgegangen.

Joſ. Sehr galant. Darf ich fragen —

V. d. H. Wer ich bin? — Ich bin ein armer Teufel.

Joſ. Aber, die armen Teufel haben gewöhnlich auch Namen?

V. d. H. Es wäre eben ſo gut, ſie hätten keine, ſo bliebe den Reichen weniger zu vergeſſen übrig. Indeſſen heiſſe ich Peter Flock, zu Ihrem Befehl.

Joſ. Und Ihr Charakter?

V. d. H. Ich bin ein ehrlicher armer Teufel.

Joſ. Das glaub' ich gern, aber — (bei Seite) der Menſch bringt mich aus der Faſſung. (laut) Ihr Titel, wollt' ich ſagen.

V. d. H. Für die Mannsperſonen bin ich Herr Flock, und für die Damen ein gehorſamer Diener Flock, ſchlecht weg. Wer mir eine Freude machen will, der nennt mich *lieber Flock*.

Joſ. Alſo Herr Flock —

V. d. H. Sie wollen mir keine Freude machen, wie es ſcheint.

Joſ. Mein Gott! wer kann allen Menſchen Freude machen.

V. d. H.

V. d. H. Hm! das muß Ihnen ziemlich leicht werden.

Joſ. (bei Seite) Ein drolliger Menſch.

V. d. H. Sie haben mich um meinen Namen gefragt. Wenn wir noch in der Zeit der Nymphen, Najaden, Sylphiden u. ſ. w. lebten, ſo würde ich den Ihrigen errathen. Da ich aber ein guter Chriſt bin, ſo bitte ich —

Joſ. Ich — ich heiſſe Louiſe Roſe, und bin eine arme Predigerstochter, die hier im Hauſe als Geſellſchafterin wohnt.

V. d. H. Roſe? — Sie ſollten Roſenknoſpe heiſſen — und arm ſagten Sie?

Joſ. Sehr arm.

V. d. H. Das freut mich.

Joſ. Vermuthlich um des Sprichworts willen: gleich und gleich geſellt ſich gern?

V. d. H. Ich müßte ſehr eitel ſeyn, wenn ich meiner Armuth wegen mich für Ihres Gleichen hielte.

Joſ. (etwas verwirrt) Sie haben vielleicht Geſchäfte mit dem Herrn Plum.

V. d. H. Mit ihm ſelbſt wenig, aber mit ſeiner Tochter.

Joſ. Mit ſeiner Tochter?

V. d. H. Ja, ich bin gekommen, ſie zu heirathen.

Joſ. So?

V. d. H. Herr Plum und mein Vater ſind zuſammen in die Schule gegangen, und da — meint meine Mutter — könnten die Kinder wohl zuſammen in die Eheſtands-Schule gehn.

Joſ. Meynt Ihre Frau Mutter? ey!

V. d. H. Es mögen nun ungefähr vier Wochen ſeyn, da ſagte ſie eines Abends zu mir: Peter, du biſt ein armer Junge, du mußt dein Glück durch eine reiche Heirath machen.

Joſ. Sehr vernünftig.

V. d. H. Sehr mütterlich wollen Sie ſagen. Da iſt Herr Peter Plum — fuhr ſie fort — deines ſeeligen Vaters alter Schulfreund, der ſoll eine allerliebſte Tochter haben —

Joſ. Allerliebſt? worauf bezieht ſich das.

V. d. H. Bey meiner Mutter auf das Geld, bey mir auf die Perſon. Sie werden mir am beſten ſagen können, ob wir vielleicht beyde Recht haben.

Joſ. Ich kenne Joſephinen wie mich ſelbſt.

V. d. H. Iſt ſie hübſch?

Joſ. Wenn ſie in ihren Spiegel ſieht, ſo glaubt ſie es.

V. d. H. Das glaubt eine jede von ſich, und Keine von der Andern. — Gleicht ſie Ihnen?

Joſ. Sie iſt nicht häßlicher als ich.

V. d. H. Das iſt mir lieb. Hat ſie Verſtand?

Joſ. Nicht ſo viel, als nöthig iſt, um zu ſchweigen.

V. d. H. Das wäre auch zu viel gefordert. Lieſt ſie gern?

Joſ. Sechs Tage in der Woche, Romane, und am Sonntage eine Predigt.

V. d. H. Das iſt mir nicht lieb. Beſucht ſie das Schauſpiel fleißig?

Joſ. o Ja.

V. d. H. Welche Stücke gefallen ihr am beßten?

Joſ. Die Ifflandſchen.

V. d. H. Das iſt mir lieb. Iſt ſie wirthſchaftlich? haushälteriſch?

Joſ. Das iſt ihr geringſter Kummer.

V. d. H. Geizig oder freigebig?

Joſ. Freigebig mit Worten.

V. d. H. Thut ſie den Armen Gutes?

Joſ. Lieber Gott, wenn ich den Armen nichts gebe, ſo bekommen ſie gar nichts.

V. d. H. Das iſt mir nicht lieb. Iſt ſie ſtill? munter? ſanft oder lebhaft?

Joſ. Sie iſt wild wie der Satan.

V. d. H. So? das iſt mir lieb.

Joſ. Aber ſagen Sie mir, mein Herr, Sie ſind ein drolliger Menſch mit Ihrem lieb und nicht lieb. Wiſſen Sie denn auch, daß meine Freundin ſchon verſprochen iſt?

V. d. H. An wen?

Joſ. An einen jungen Holländer, Wilhelm van der Huſen.

V. d. H. O mit dem Hallunken will ich wohl fertig werden, den kenn ich.

Joſ. Sie kennen ihn?

V. d. H. Ein ſteifer Pedant in einer Zopfperüke.

Joſ. O weh!

V. d. H. Mit einer klaren Stimme und krummen Beinen.

Joſ. O weh! o weh!

V. d. H. Ich verſpreche Ihnen, der ſoll nicht heirathen, wenn ich es nicht haben will.

Joſ. Wenn auch — das wird Ihnen wenig helfen. Herr Plum ſieht auf Reichthum.

V. d. H. Wenn ſeine Tochter nur auf mich ſieht, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Joſ. Aber, wird ſie Ihnen auch gefallen?

V. d. H. Warlich Mamſell, das iſt eine andere Frage. Sie lieſt Romane, das iſt ſchlimm; ſie giebt den Armen nichts, das iſt noch ſchlimmer, und endlich (mit einem halb komiſchen Seufzer) — je mehr ich Sie anſehe, je mehr mißfällt ſie mir, das iſt am ſchlimmſten.

Joſ. Was hab' ich damit zu ſchaffen?

V. d. H. Schaffen, umſchaffen, das ſind Dinge, die ein hübſches Mädchen oft thut, ohne es zu wiſſen, und ohne es zu wollen.

Joſ. Sehn Sie nur erſt meine Freundin, und Sie werden anders urtheilen

V. d. H. Wohl, wohl. Das Sehen hat man umſonſt.

Joſ. (ſich verſchnappend) Ich will Ihnen meinen Vater herſchikken.

V. d. H. Ihren Vater?

Joſ. (verwirrt) Meinen — meinen Pflegevater wollt ich ſagen. (ſie will gehn)

V. d. H. Halt, halt! noch einen Augenblick, (er ſtellt ſich vor ſie hin, und ſieht ihr ſteif ins Geſicht) Sie heiſſen Louiſe Roſe?

Joſ. Nun freilich!

V. d. H. Sie könnten eben ſo gut Louiſe Vergißmeinnicht heiſſen, von der Farbe Ihrer Augen, oder Louiſe Lilie von der Farbe Ihres Buſens. Aber Ihr eigentlicher Name, ohne Anſpielung, ohne Sinnbild, — wollen Sie ihn wiſſen?

Joſ. Nun?

V. d. H. Für ſo eine zarte Schöne iſt er freilich ein wenig plump, denn Sie heiſſen Joſephine Plum.

Joſ. Woher vermuthen Sie?

V. d. H. Ich vermuthe nicht, ich weiß es gewiß. Sie haben in meiner Phyſiognomie ſogleich den Ehemann ausgeſpäht, und da hielten Sie es für Ihre Pflicht, mich auf der Stelle zu betrügen.

Joſ. Sie ſind ein Satan. (ſie läuft weg)

V. d. H. Bravo! — Das Mädchen gefällt mir. Da hat mein Vater, das blinde Huhn, doch auch einmal ein Korn gefunden. Mir war ſehr bange, das ganze Gebäude ſeiner Hoffnungen würde zuſammenſtürzen, ob es gleich auf einem ſoliden Grunde von Ducaten erbaut war. Der Mann denkt, das Weib lenkt. — Indeſſen wollen wir die Larve noch ein wenig vor dem Geſicht behalten, wie die Sultane der Morgenländer, die verkleidet herumſchleichen, wenn ſie die Wahrheit ohne Kleid ſuchen.

Neunte Scene.

Von der Huſen. Peter Plum.

Pl. Mein Herr, ich höre von meiner Tochter, daß Sie mich zu ſprechen wünſchen.

V. d. H. Gehorſamer Diener! alſo war das Frauenzimmer das eben von mir ging, Ihre Tochter?

Pl. (empfindlich) Meine Mamſell Tochter, ja.

V. d. H. Ihre Mamſell Tochter, gut, wird ſie noch lange Mamſell bleiben?

Pl. Ich denke, mein Herr, das iſt nicht Ihre Sorge.

V. d. H. Sorge? nein, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen.

Pl. Woraus?

V. d. H. Sie zur Madame umzuſchaffen.

Pl. Das wird ſie zeitig genug werden, ohne Sie.

V. d. H. O ja. Heirathen und Aufhängen kommt immer zu früh.

Pl. Ich habe Geſchäfte, mein Herr, und bitte, ſich kurz zu faſſen.

V. d. H. Wohlan. Erinnern Sie ſich noch des Namens Flok?

Pl. Flok? — nein!

V. d. H. Sind Sie nicht mit einem gewiſſen Georg Flock in die Schule gegangen?

Pl. Das iſt wohl möglich.

V. d. H. Wiſſen Sie nicht? bey dem dikken Conrektor mit der rothen Naſe.

Pl. Roth oder blau, wie es Ihnen beliebt. — Zur Sache!

V. d. H. Wiſſen Sie nicht, wie Sie mit dem nämlichen Georg Flock einmal in des Nachbars Garten Pfirſichen ſchmausten, und der Gärtner Ihnen das ſehr übel nahm?

Pl. Ich kann mich nicht beſinnen.

V. d. H. Mein Gott! das müſſen Sie ja noch wiſſen.

Pl. (ungeſtümig) Ich ſage Ihnen aber, nein, nein, nein, ich weiß nichts davon, weder von Ihrer rothen Naſe, noch von Ihren Pfirſichen.

V. d. H. Mein Vater erinnert ſich deſſen noch oft.

Pl. Ihr Vater? — wer iſt Ihr Vater?

V. d. H. Mein Herr Vater, iſt der nämliche Georg Flock.

Pl. So? — gehorſamer Diener.

V. d. H. Und ich bin ſein Herr Sohn.

Pl. Das freut mich.

V. d. H. Mich nicht. Denn wenn ich zum Exempel Ihr Herr Sohn wäre, ſo wäre ich der Sohn eines reichen Mannes, da ich hingegen jezt nur ein armer Teufel bin.

Pl. (bei Seite) Ich merke ſchon, der Kerl iſt ein Bettler.

V. d. H. Indeſſen, was nicht iſt, kann werden. Mein Vater läßt ſich Ihnen ſchönſtens empfehlen,

pfehlen, und bittet Sie aus alter Freundſchaft und Cameradſchaft, mir Ihre Mamſell Tochter zur Frau zu geben.

Pl. Meine Tochter? — zur Frau?

V. d. H. Nun freilich, wozu denn?

Pl. (ganz erſtaunt) Mit Einem von uns Beiden, iſts nicht recht richtig.

V. d. H. Ich ſpüre noch nichts.

Pl. Darf ich fragen, mein Herr, welche Gattung von Anſprüchen Sie wohl machen könnten?

V. d. H. Welche Gattung? — Ich bin ein Mann, das ſehn Sie ja wohl.

Pl. Weiter nichts?

V. d. H. Und mein Vater, war Ihr Schulcamerad.

Pl. Ei was! ich bin mit Hans und Niclas in die Schule gegangen. Wenn ich alle Söhne meiner Schulcameraden verſorgen ſollte, ſo müßte ich mehr Töchter haben, als Salomon Kebsweiber zählte. Wovon wollen Sie denn eine Frau ernähren?

V. d. H. Von Ihrem Gelde.

Pl. Sehr naif bey meiner armen Seele!

V. d. H.

V. d. H. Was geht mich Ihre arme Seele an, wenn nur Sie reich ſind.

Pl. Sie könnten mir einen Gefallen erzeigen.

V. d. H. Mit Vergnügen.

Pl. Der dikke Conrektor mit der rothen Naſe hat vermuthlich mehrere Töchter, denn die Kirchen- und Schuldiener haben gemeiniglich viele Kinder. Suchen Sie ſich dort Eine aus, und kommen Sie mir nie wieder über die Schwelle.

V. d. H. Bravo. Ich liebe die luſtigen alten Leute. Mein Vater wird ſich freuen, wenn er hört, daß Sie noch immer ſo ſpaßhaft ſind.

Pl. Gehn Sie zum Teufel, mit Ihrer ganzen Familie.

V. d. H. Die Hälfte iſt ſchon dort. Aber — bald hätte ich vergeſſen — Ihnen den Brief meines Vaters (er ſucht in den Taſchen)

Pl. Ich weiß ihn ſchon auswendig.

V. d. H. Da müßten Sie hexen können! und zum Hexen gehört viel Verſtand. — Der Geyer, ich habe den verdammten Brief im Wirthshauſe gelaſſen.

Pl. Laſſen Sie ihn nur dort.

V. d. H. Ich eile, ihn zu holen.

Pl. Meinthalben brechen Sie unterweges den Hals.

V. d. H. Ich bin entzückt über Ihre gute Aufnahme. Das hat mir mein Vater wohl geſagt, daß Sie ein Mann ſind, der ſeine alten Freunde nicht vergißt.

Pl. (ironiſch) Beſonders ſolche arme Schlukker.

V. d. H. Welche edle Denkungsart! Aufs Wiederſehn lieber Schwiegerpapa! (er umarmt ihn, trotz ſeines Sträubens und läuft fort)

Pl. Das iſt ein verdammter Windbeutel! Ich kann mich nicht beſinnen, in meinem Leben etwas von dem Georg Flock gehört zu haben. Ich glaube, er iſt eben ſo wenig mit mir in die Schule gegangen, als ich mit dem Pabſt Ganganelli.

Zehnte Scene.

Hinrich Plum und Peter Plum.

H. Pl. Bruder, gieb mir den Hauptſchlüſſel.

Pl. Wozu?

H. Pl. Das kann ich dir nicht ſagen.

Pl. So bekömmſt du auch den Schlüſſel nicht.

H. Pl. Wie? Ich will nicht hoffen.

Pl. Was nicht hoffen?

H. Pl. Daß du Mißtrauen in Deinen eigenen Bruder ſezzeſt.

Pl. Aber ſeht mir einmal den curieſen Vorfall. Erſt kommt meine Tochter, „Papa“ — was giebts mein Kind? — „Ich bitte um den Hauptſchlüſſel.“ — Kaum iſt ſie fort, ſo kommſt du: Bruder, gieb mir den Hauptſchlüſſel. — Was zum Teufel! Wollt ihr mir denn heute das ganze Haus aufſchlieſſen?

H. Pl. Du könnteſt alſo im Ernſt für nöthig halten, Vorſicht gegen mich zu gebrauchen?

Pl. Vorſicht iſt überall gut. Wäre Abel vorſichtiger geweſen, ſo hätte ihn ſein Bruder Kain nicht todt geſchlagen; er lebte vielleicht noch, und wäre ein reicher Mann. Aber ich ſage nicht ein Wort, ich weiß wohl, daß du mich nicht beſtehlen willſt.

H. Pl. Nun, ſo gieb mir den Schlüſſel.

Pl. Du ſollſt ihn haben, ob es gleich billig wäre, dir ihn abzuſchlagen.

H. Pl. Billig? warum?

Pl. Wer hat ſich eigene franzöſiſche Schlöſſer an ſeine Zimmer machen laſſen? he?

H. Pl. Das hat ſeine Urſachen.

Pl. Wer ſitzt den ganzen Tag hinter verſchloſſenen Thüren? he?

H. Pl. Ich bin gern allein.

Pl. Wer hat ein geheimnißvolles Cabinet, das ſeit vielen Jahren keines Menſchen Fuß betreten darf? he?

H. Pl. Eine unbedeutende Grille.

Pl. Siehſt du, Herr Bruder, wenn ich nun ſpräche: ich gebe dir den Hauptſchlüſſel nicht, es hat ſeine Urſachen, eine unbedeutende Grille — was könnteſt du dagegen einwenden? Aber ich denke weit brüderlicher als du. Da haſt du den Schlüſſel. Schließ meinthalben Keller und Boden auf, wenn aber eine einzige Flaſche Wein fehlt, ſo halte ich mich an dich. (er geht ab)

H. Pl. So ganz Unrecht hat er nicht, doch das iſt ſeine Schuld. Wenn ich irgend einen Schlüſſel zu ſeinem Herzen wüßte, mein Cabinet ſollte ihm gleich offen ſtehn. Aber, das wäre Muſik für einen Tauben. Er würde lachen, und ich — knirſchen (er ſezt ſich, und ſtüzt den Kopf in die Hand) Ja es iſt ſüß, in eines Freundes Buſen Mitgefühl zu wekken — aber Schweigen iſt doch beſſer — denn mißverſtanden und verſpottet werden, iſt zehnfach bitterer!

Eilfte Scene.

Louiſe. Hinrich Plum.

Louiſe. (hat ſich während der lezten Worte langſam genähert) Ich ſtöre Sie vielleicht?

H. Pl. (gütig) Biſt du es, liebe Louiſe? nicht doch, du ſtörſt mich nie.

Louiſe. Sie ſehen trübe aus.

H. Pl. Siehſt du mich zum Erſtenmale ſo?

Louiſe. Haben Sie Kummer?

H. Pl. Nicht mehr, noch weniger, als immer.

Louiſe. Sie ſind ein guter Mann, und doch nicht glücklich.

H. Pl. Ich war einſt glücklich. Es giebt wenig Menſchen auf der Welt, die mehr ſagen können.

Louiſe. Damals — als Sie glücklich waren — ließen Sie gewiß Ihre Freunde Theil an Ihrem Glükke nehmen.

H. Pl. Natürlich. Nur der Böſewicht iſt Alleine glücklich.

Louiſe. Aber Ihren geheimen Kummer theilen Sie Niemand mit.

H. Pl. Weil man um nichts auf Erden mit mehr Widerwillen bettelt, als um Mitleid.

Louiſe. Warum denn betteln? wo jedes Herz dem Biedermann entgegenwallt?

H. Pl. Liebes Kind! nicht alle Menſchen haben Herzen.

Louiſe. Ich bin arm — aber ich habe ein Herz.

H. Pl. Das glaube ich dir.

Louiſe. Wenn Sie wüßten, wie manche Thräne mir im Stillen ihr geheimes Leiden koſtet —

H. Pl. (gerührt) Thränen? Dir? Thränen um mich?

Louiſe. Ich bin freilich wohl zu jung, um Anſpruch auf Vertrauen zu machen

H. pl. Zu jung? — Du biſt in dem glücklichen Alter, wo noch kein Gefühl ſich abgeſtumpft hat.

Louiſe. Wenn ich irgend ein Recht auf Ihre Liebe hätte —

H. pl. Jedes gute Geſchöpf hat ein Recht darauf.

Louiſe. Wenn ich — zum Beiſpiel — Ihre Tochter wäre.

H. pl. Wollte Gott!

Louiſe. Sie haben eine Tochter? nicht wahr?

H. pl. Ja.

Louiſe. Ungefähr in meinem Alter?

H. pl. Ungefähr.

Louiſe. Warum haben Sie ſie nicht bey ſich?

H. pl. Weil — — liebes Kind verſchone mich mit dieſer Frage.

Louiſe. Hat ſie Sie beleidigt?

H. pl. Nein, nimmer.

Louiſe. Lieben Sie ſie denn nicht?

H. pl. Sie iſt mein einziges Glück auf Erden.

Louiſe. Und doch verſtoßen?

H. Pl. Wer ſagt das?

Louiſe. Iſt das nicht verſtoßen? ſie lebt fern von Ihnen unter fremden Leuten.

H. Pl. Ich werde ſie vielleicht bald ſehn.

Louiſe. Ich ſezze mich an die Stelle des armen Mädchens — es mag ihr vielleicht dort recht wohl gehn — es mag ihr an nichts fehlen — die Menſchen bey denen ſie lebt, mögen recht fromm und gut ſeyn — aber, es iſt doch immer weder Vater noch Mutter! —

H. Pl. (in Thränen ausbrechend) Sie hat keine Mutter mehr!

Louiſe. (ſehr bewegt) Sie hat auch keinen Vater.

H. Pl. Laß ab mein Kind! habe Mitleid mit meinem Schmerz.

Louiſe. Ich will ihn theilen. Ich will Ihren Kummer zu dem meinigen machen! Vertrauen Sie ſich mir! Iſt es nicht der ſchöne Beruf unſers Geſchlechts, Freuden zu erhöhen und Leiden zu mildern? — der Tod nahm Ihnen eine Gattin, aber er ließ Ihnen eine Tochter, die keinen andern Wunſch kennt, als den, die Stelle ihrer Mutter zu erſezzen —

H. Pl. (trocknet ſeine Thränen — nach einer Pauſe) Ich will ſie kommen laſſen.

Louiſe. Und bis ſie kommt, betrachten Sie mich als Ihre Tochter! — laſſen Sie mich dieſe Thränen trocknen! Ihre väterliche Hand küſſen —

H. Pl. Kind, was machſt du? — Deine Theilnahme hat mein Innerſtes erſchüttert. Du haſt eine unbegreifliche Gewalt über mich. — Wohl — ich will dich einweihen in das Heiligthum meines Schmerzes. Aber, laß mir Zeit — komm in einer Stunde auf mein Zimmer — Thränen müſſen keine Zeugen haben.

Louiſe. (ſeine Hand an ihr Herz drückend) O wie ſtolz, wie glücklich macht mich Ihr Vertrauen!

Zwölfte Scene.

Frau Roſe. Vorige.

Fr. R. Nun da haben wirs! — die rohe Jugend! ſpielt mit dem Leben, als wärs ein Rechenpfennig.

H. Pl. Was giebts denn Frau Roſe?

Fr. R. Je du lieber Gott! da ſtrömen die Leute vom Kaffeehauſe die Straße herunter. Iſt da nicht ein Duell geweſen, Gott verzeih mir die Sünde! mit blanken Degen haben ſie gefochten, und auf einander hineingeſtoßen, als wäre der Menſch ein Wollſack.

H. Pl. Wer denn?

Fr. R. Das weiß ich nicht, und mag's auch nicht wiſſen. Ein paar Unglückskinder ſind es geweſen, ein paar wilde Martisſöhne.

H. Pl. Iſt denn einer von beiden gefährlich verwundet worden?

Fr. R. Nun freilich. Der eine hat gefochten wie ein Cannibale, und der Andre, wie ein Hottentott. Wenn das mein ſeeliger Herr, der Herr Paſtor Olearius Roſe, wüßte, noch im Grabe wendete er ſich um. Er hat eine ſchöne Predigt drucken laſſen gegen den Zweikampf, aber Niemand kauft ſie, Niemand lieſt ſie. Ein ganzer Ballen iſt als Maculatur zu den Käſeweibern gewandert.

H. Pl. (lächelnd) Deswegen duelliren ſich die Käſeweiber auch nur auf ein paar Fäuſte.

Dreizehnte Scene.

Stöpſel. Die Vorigen.

St. Schöne Streiche! unſer Herr Miethsmann iſt ein ſauberer Zeiſig.

H. Pl. Unſer Miethsmann?

Louiſe. (faſt zugleich) Cederſtröm?

St. Ein grimmiges Duell.

Louiſe. Geſchwind!

St. Der junge Herr hat zur Ader gelaſſen.

Louiſe. Verwundet?

St. Der Degen iſt in die Lunge gedrungen, aus der Lunge in den Unterleib, und aus dem Unterleibe in das Herz.

Louiſe. (ſich kaum auf den Füßen haltend) Mein Gott!

H. Pl. Wo iſt er?

St. Es hat derſelbe eine ſolche Leccagie an Blut erlitten —

H. Pl. Wo iſt er?

St. Und einen ſolchen Banquerut an Kräften gemacht —

H. Pl. Gehn Sie zum Teufel! (er rennt fort)

St. Da müßte ich dem Herrn Schweden Geſellſchaft leiſten.

Louiſe. Ach liebe Mutter! mir wird ſchlimm.

St. Beruhigen Sie ſich, hochedle Mamſell, ich werde Ihnen dieſen Schaden zu benificiren ſuchen.

Fr. N. Komm in die friſche Luſt mein Kind. Erhole dich. Es wird ſo gefährlich nicht ſeyn. (indem ſie Louiſen wegführt) ach! die Jugend! die Jugend! Man ſollte gar nicht eher geboren werden, bis man funfzig Jahr alt iſt! (ab mit Louiſen)

St. Hä! hä! hä! (er geht auf und nieder, lacht einigemal, ſchneidet Grimaſſen, bleibt endlich ſtehen, nimmt eine große Priſe Tabak, ſpricht gravitätiſch „ein ſchöner Tabak!" und geht ab)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter

Dritter Akt.

Erſte Scene.

(Cederſtröms Zimmer, mit einem Alkoven und Cabinet).

Louiſe. (öfnet ſchüchtern die Thür) Ich habe die Straße hinauf und hinab geſehn, er kömmt noch nicht. Für einige Minuten bin ich ſicher. Er iſt verwundet — vielleicht gefährlich — er wird das Zimmer hüten müſſen — Aerzte und Wundärzte werden ihn heimſuchen; er wird tauſenderley Dinge nöthig haben, ohne die ein geſunder Menſch ſich allenfalls behelfen kann; — und er hat nichts —— er iſt ſo arm, ſo edel, ſo ſtolz — geſchwind Louiſe! gieb was du haſt: (ſie zieht den Wechſel ihres Vaters hervor) Glückliches Papier! du wirſt durch ſeine Hände gehn, du wirſt ihm nützen, ihm Miethlinge erkaufen. O daß ich nicht ſelbſt ihn pflegen und warten darf! Seine Liebe ſollte mir bezahlen! — wo lege ich es hin, daß er es bald findet. Auf den Tiſch! — da könnte es überſehn und weggeworfen werden. In dieſen Koffer? — er iſt offen. Recht. Es iſt Wäſche darin. Hier kann es ſeinen Blicken nicht entgehn. (ſie legt den Wechſel herein) So. Gottes und der Liebe Segen begleiten Dich! — Jezt geſchwind herunter auf mein Zimmer, eh' es jemanden einfällt mich zu ſuchen. (ſie geht nach der Thüre) Gott! was hör ich! es kömmt jemand die Treppe herauf — um Gotteswillen! — ſollte Cederſtröm — unmöglich! — die Zeit war zu kurz — es nähert ſich — ich bin verloren wenn man mich hier findet! — meine Angſt — meine Verwirrung — man wird Wunder glauben — ach! wo verberg ich mich! — (ſie ſchlüpft in den Alkoven)

Zweite Scene.

Heinrich Plum. (öfnet vorſichtig die Thüre.)

Die Thür iſt ja offen. Da hätt' ich den Hauptſchlüſſel entbehren können. Man merkt wohl, daß der junge Herr nicht viel zu verlieren hat.

Wenn es wahr iſt, was die Leute von ſeinem Duell erzählen, ſo verdient er doppelte Hülfe. (er zieht eine Rolle mit Geld aus der Taſche) Dieß zum Anfang. Es ſoll beſſer kommen. Ich will ſeinen ſtolzen Sinn beugen. Seiner edlen Starrköpfigkeit zum Poſſen, will ich das Vergnügen haben ihm zu helfen. — Wo lege ich das Geld hin, daß er es auch findet? — Hier auf den Tiſch? — da wäre es nicht ſicher vor der Magd. Gelegenheit macht Diebe. — In dieſen Koffer, der enthält wahrſcheinlich alle ſeine Habſeligkeiten. Recht, da wollen wir es zwiſchen die Wäſche — (er hat den Koffer geöffnet, und erblickt Louiſens Papier) Ha! was iſt das? Träum ich oder wache ich? — Bey meiner Seele! das iſt der Wechſel, den ich mit der heutigen Poſt an meine Tochter ſandte. Wie kömmt der hieher? — das ſonderbarſte Räthſel! Sollte der Bediente den Brief erbrochen? ſollte er ihn an Cederſtröm gegeben haben? — Das iſt mir zu hoch! — auf jeden Fall ſcheint mir das Ding verdächtig — mein leichtgläubiges Herz iſt ſchon oft betrogen worden — und ich werde wohlthun, mein Geld ſo lange in der Taſche zu behalten, bis die Geſchichte ſich aufklärt. — Aber wie ſoll ſie ſich aufklären? — und wo bleibt indeſſen der Wechſel? — ſoll ich ihn wegnehmen? er gehört mir. — Nein er gehört nicht mir. Geſtern war er noch mein, aber heute — mit welchem Rechte kann ich aus dem Koffer eines Fremden ein Papier nehmen, das ich mit der Poſt nach Frankfurt ſchickte? — Er mag bleiben, wo ich ihn gefunden (er legt den Wechſel wieder in den Koffer). und mein Geld eben ſo, (er ſteckt das Geld in die Taſche) Der Kopf geht mir rund um. Ich werde mich in mein Zimmer verſchließen, und ſehen, ob es möglich iſt, eine Wahrſcheinlichkeit heraus zu grübeln. (er geht ab)

Louiſe. (tritt hervor) Das hab ich ſchön gemacht. Statt meinem Geliebten zu helfen, habe ich einen ſchändlichen Verdacht auf ihn gewälzt. Was iſt nun zu thun? — ich muß mich meinem Vater entdecken, es koſte auch was es wolle. Ich muß ihm alles ſagen, alles! — Ach! ein Mädgen, dem ſeine Ehre lieb iſt, darf auch nicht einmal etwas Gutes heimlich thun. — Fort! ehe man mich noch einmal überraſcht. (ſie eilt nach der Thür, und fährt plötzlich erſchrocken zurück) Mein

Gott! da iſt ſchon wieder jemand! — und dießmal vielleicht gar Cederſtröm ſelbſt. — Gott der Tugend und Unſchuld! nimm den guten Ruf eines Mädchens in deinen Schutz, das keine unedle Abſicht hieher führte. (ſie ſchlüpft wieder in den Alcoven)

Dritte Scene.

Stöpſel. (ſteckt den Kopf durch die Thür) Die Thür iſt offen, und niemand zu Hauſe? — (er kömmt herein) Deſto beſſer! ſo wollen wir von der Gelegenheit profitiren, kraft der Procura meines Patrons jeden Winkel obſerviren, und den Herrn Spion wo möglich demaskiren. (er ſieht ſich neugierig um) Aber hier ſieht es verzweifelt kahl aus. Kein Schreibtiſch, kein Pult, keine Brieftaſche, kein Papier — nicht einmal ein armſeliges Couvert liegt irgendwo auf der Erde. — Vielleicht ſchreibt er ſeine Depeſchen dort in dem Cabinet. Wir müſſen doch ein wenig recognoſciren. (er ſchleicht in das Cabinet)

Louiſe. (aus ihrem Hinterhalt hervorlaufend) Du Spitzbube! dich will ich einſperren. (ſie eilt ſchnell fort und ſchließt die Thüre hinter ſich zu)

St. (zurückkommend) Papier genug, aber alles in blanco. — Aha, da ſteht ein Koffer, den wollen wir ein wenig viſitiren; doch vorher einen Blick auf die Straße werfend uns inſtruiren, ob der Moſje Eiſenfreſſer nicht näher iſt, als wir glauben? (er tritt ans Fenſter) So wahr ich Fabian heiße! da kommt er! — er iſt ſchon ganz nahe — mein lieber Stöpſel! eine ſchnelle Retirade — (er will heraus und findet die Thüre verſchloſſen) Was iſt das! — die Thür iſt zu — der Wind hat ſie ins Schloß geworfen — (er rüttelt vergebens) O weh mir! — der Menſch kommt vom Blutvergießen — er iſt ein Schwede — ein Barbar — er wird mich umbringen — er wird mich hängen laſſen — mein junges Leben — die Kinder die ich hätte haben können — meine 80000 Mark — da kömmt er — da iſt er — ich bin verloren! — ich bin todt.

Vierte Scene.

Stöpſel, Cederſtröm, Van der Huſen.

Ced. (ſchließt die Thür auf, und bleibt voll Verwunderung ſtehn, als er Stöpſel erblickt)

St. (in größter Verlegenheit) Ganz gehorſamer Diener! ich freue mich Sie wohl zu ſehn.

Ced. Wie zum Henker kommen Sie in mein Zimmer?

St. Die ſchöne Ausſicht — die ſchöne Landſchaft — die Schaaſe auf der See — und die Schiffe auf der Wieſe — unten im erſten Stock iſt alles ſo verbaut —

Ced. Aber ſind Sie denn durch das Schlüſſelloch hereingekrochen?

St. Nein — nein — das verſteh ich nicht — die Thüre war offen.

Ced. Ich habe ſie ja ſelbſt zugeſchloſſen, als ich ausging.

St. Die Magd hat das Bette gemacht.

Ced. Und aus Neckerey Sie eingeſperrt?

St. Nein das nicht — der Wind —

Ced. Es regt ſich kein Lüſtgen draußen?

St. Es war auch nur ein leiſer Zugwind. — Der Herr Lieutenant werden doch nicht glauben, daß ich aus unlautern Abſichten —

Ced. Gott bewahre! dafür bin ich Ihnen Bürge. Der größte Spitzbube würde auf meiner Stube Ciceros Buch von den Pflichten überſetzen können.

V. d. H. Mein Beſter! Sie vergeſſen Ihre Bleſſur?

Ced. Sogleich.

St. Bin unendlich erfreut, daß Dero Lunge von ſo gutem Gehalt iſt.

Ced. Wie ſo?

St. Die hundertzüngige Poſaune der großen Trompeterin Fama genannt, hat uns avertirt, wie Hochdieſelben einen gewaltigen Stich empfangen, welcher an Dero Lunge addreßirt geweſen.

Ced. Kleinigkeit! eine Streifwunde an der Hand. Ein Paar Tropfen Wundbalſam, und morgen iſt nicht einmal eine Narbe nachgeblieben.

V. d. H. Aber verbinden Sie doch —

Ced. Ja doch, ja. (er geht nach dem Alkoven)

V. d. H. Ich muß Ihnen den Vorfall erzählen, mein Herr. Ich wünſchte vom Theater oder von der Kanzel herab ihn der ganzen Stadt erzählen zu können.

St. Kanzel und Theater! ey! ey!

V. d. H. Gleich viel mein Herr. Ich war auf einem Caffehauſe hier in der Nachbarſchaft, ich hatte eine Flaſche Wein getrunken. Ich bin ein Fremder, erſt dieſen Morgen angekommen, und bin überhaupt, Gott ſey Dank! leicht zu betrügen, denn ich glaube an Ehrlichkeit.

St. Auf dieſe Waare zeichnen wir hier keine Aſſuranz.

V. d. H. Ein Kerl in Uniform, der ſich für einen Officier in ſardiniſchen Dienſten ausgab, machte Bank. Ich pointirte, ziemlich hoch; wurde betrogen, hatte ſchon ein paar hundert Dukaten verlohren —

St. Ein paar hundert Dukaten!

V. d. H. Ich merke immer nichts, werde hitzig, will das Spiel forciren, und ſetze hundert Dukaten auf eine Karte.

St. Contant?

V. d. H. Das verſteht ſich. Mein Freund dort im Alcoven, deſſen Namen ich noch nicht einmal weiß, ſteht mir gegenüber auf einen Stuhl gelehnt, und ſieht dem Spiel zu. Die Karte wird mir abgeſchlagen, ich will das Geld hinſchieben — Halt! mein Herr, ruft er mir plötzlich zu, ſtreichen Sie Ihr Geld ein, Sie ſind betrogen worden.

St. Ei, ei.

V. d. H. Der Banquier ſpringt auf, ſchimpft, mein Freund zieht den Degen, und ehe wir ſie auseinander bringen konnten, waren beyde verwundet.

St. Und Ihre hundert Dukaten?

V. d. H. Die vergaß ich über dem Lärm.

St. Vergeſſen? hundert Dukaten vergeſſen?

Ced. (aus dem Alcoven tretend) So, der Verband iſt fertig. Nun noch einen Lappen alte Leinwand darum gewickelt, und die ganze Geſchichte iſt vergeſſen.

V. d. H. Ich werde ſie nimmer vergeſſen.

St. Das glaube ich, einige hundert Ducaten —

Ced. (hat ſeinen Koffer geöfnet, um Leinwand herauszunehmen, der Wechſel fällt ihm in die Hände) Was iſt das? wie komme ich zu dieſem Wechſel?

St. Ein Wechſel?

Ced. Sehn Sie da.

St. Auf van der Hope in Amſterdam — und bereits acceptirt — der Wechſel iſt ſo gut als baar Geld.

Ced. Das kann ſeyn, aber wie kommt er in meinen Koffer?

St. Das werden Hochdieſelben wohl am beſten wiſſen.

Ced. Ich bin verſteinert. (nach einigem Nachdenken) Mein Herr Stöpſel, ich komme nach Hauſe, finde Sie auf meinem verſchloſſenen Zimmer, und einen Wechſel in meinem Koffer, von dem ich nichts weiß. Es kann niemand anders den Wechſel hereingelegt haben, als Sie.

St. Als ich? wie können Sie glauben —

Ced. Es iſt freilich ſchwer zu glauben, aber alle Umſtände —

St. Ich ſollte 300 Mark verſchenken!

Ced. Sie wollen mir den Dank erſparen.

St. Nein wahrhaftig nicht! ich kann durch meine Bücher beweiſen, daß ich in meinem Leben noch nichts verſchenkt habe.

V. d. H. Ich glaube Ihnen aufs Wort.

St. Gehorſamer Diener, viel Ehre.

Ced. Wenn Sie nicht ſelbſt der Geber ſind, ſo haben Sie im Namen eines dritten gehandelt.

St. Kein Menſch auf der Welt hat mir ein ſolches Negoz committirt.

Ced. Kurz und gut, Sie müſſen den Wechſel zurück nehmen.

St. Aber mein Gott! was ſoll ich denn damit machen?

Ced. Was Sie wollen. Ich verlange durchaus keine Wohlthaten. Nehmen Sie.

St. Je du lieber Gott! wer nähme denn nicht gern einen Wechſel von 500 Mark! wenn ich nur wüßte, unter welcher Rubrik ich denſelben zu Buche führen ſollte?

Ced. Meinen herzlichſten Dank Ihnen, oder dem, der mir dieſe Hülfe zugedacht hatte. (er will ihm den Wechſel mit Gewalt in die Hand ſtecken)

St. Ich muß proteſtiren. Ich habe weder traßirt, noch acceptirt, noch endoßirt. Ich weiß nichts von der Valuta. Ich weiß nichts von Ihrem Koffer. Alles was mir ungefehr bewußt —

Ced. Das iſt? nun?

St. Daß ich bin Ew. Ew. dienſtwilliger Diener Fabian Stöpſel. (er läuft davon)

Fünfte Scene.

Cederſtröm und Van der Huſen.

V. d. H. Glauben Sie im Ernſt, daß der Kerl einer ſolchen That fähig ſey?

Ced. Das nicht, aber ich glaube, daß der biedere Plum —

V. d. H. Plum? ja da kennen Sie ihn recht. Der ärgſte Knauſer —

Ced. Ich meyne ſeinen Bruder den Major.

V. d. H. Hat er einen Bruder? So? das iſt was anders. Den kenne ich nicht.

Ced. Gewiß iſt er es. Ich wundre mich nur, daß er ſich dieſes Stöpſels bediente.

V. d. H. Freund, ich ſchließe aus dieſem Vorfall, daß Sie alles haben, was ein braver Mann haben ſoll und muß, nur kein Geld. Mein Beutel ſteht Ihnen offen, mein Herz haben Sie ſelbſt geöfnet.

Ced. Ich danke Ihnen, und werde in der Noth Gebrauch davon machen.

V. d. H. Nun der Himmel verſezze Sie recht bald in große Noth. Sie hören, daß ich ein Egoiſt bin.

Ced. Ich caſſire ſolche Schulden ungern ein.

V. d. H. Wiſſen Sie aber auch, daß Sie mich in ein Haus geführt haben, wo ich nicht fremd bin?

Ced. Als Kaufmann darf die Firma Peter Plum Ihnen nicht unbekannt ſeyn.

V. d. H. Hier iſt die Rede von einer ſehr mißlichen Speculation. Eine gewiſſe Louiſe Roſe —

Ced. (haſtig) Louiſe Roſe?

V. d. H. Ja. Kennen Sie ſie?

Ced. Ob ich ſie kenne? o ja! nur weiter.

V. d. H. Alſo giebt es doch wirklich eine Louiſe Roſe hier im Hauſe?

Ced. Mein Gott freilich! es giebt nur eine Louiſe Roſe in der Welt.

V. d. H. Sie iſt ſchön?

Ced. Wie ein Weib!

V. d. H. Sie hat Verſtand?

Ced. Wie ein Mann!

V. d. H. Und ein Herz?

Ced. Wie ein Engel!

V. d. H. So, ſo, ich verſtehe. (bei Seite) zieh ab, guter Freund, hier kömmſt du zu ſpät. (laut) Sie iſt reich.

Ced. Leider muß ich das erfahren.

V. d. H. Leider?

Ced. (ſich vor die Stirne ſchlagend) was thu ich! was red' ich! Ihr ofnes Geſicht, mein Herr, hat mich hingeriſſen. Sie ſind der erſte Menſch, der ein halbes Bekenntniß von meinen Lippen hört.

V. d. H. Vollenden Sie es.

Ced. Ein ſo raſches Zutrauen —

V. d. H. Iſt freilich ſo ſelten, als die Art, wie Sie meine Freundſchaft erfochten haben.

Ced. Es ſey! ja ich liebe dieſe Louiſe! die Bewegung, in der ſie mich ſehn, muß Ihnen ſagen, wie ſehr ich ſie liebe! ich glaubte ſie arm, das gab mir Muth. Ich bin auch arm; aber ich habe Kopf, Herz und meinen Degen. Immer kann es mir nicht fehlen, das Unglück muß endlich müde werden mich zu verfolgen. Ueberall iſt Krieg, überall braucht man Menſchen, denen ihr Leben feil iſt. Hat mein Vaterland mich ohne Rückkehr ausgeſtoßen,

ſtoßen, ſo nehme ich fremde Dienſte. Louiſe oder Tod! iſt die Loſung, mit der ich mich zum Helden empor ſchwinge. So dacht' ich, ſo träumt' ich, als ich noch nicht wußte daß Louiſe Reichthümer beſitzt; als ich ſie noch für eine arme Predigers-Tochter, eine vaterloſe Waiſe hielt —

V. d. H. Mein Gott, warum verleugnet Plum ſeine Tochter?

Ced. (erſtaunt) Plum? iſt Louiſe Plums Tochter?

V. d. H. Nun freilich.

Ced. Peter Plums Tochter?

V. d. H. Ja doch, ja, das wußten Sie nicht?

Ced. Und woher wiſſen Sie es denn?

V. d. H. Weil er mirs ſelbſt geſagt hat, und weil ich ſie heirathen ſoll.

Ced. Sie ſollen ſie heirathen?

V. d. H. Ja freilich, deswegen bin ich hier.

Ced. Und Sie wollen ſie auch heirathen?

V. d. H. Ich habe gewollt, aber nun will ich nicht mehr.

Ced. Warum denn nicht?

V. d. H. Weil Sie ſie lieben, und weil Sie verdienen von ihr geliebt zu werden.

Ced. Sonderbar! man hat mir von einem Bräutigam für Joſephinen geſprochen.

V. d. H. Joſephine? nun ja, iſt denn das nicht dieſelbe?

Ced. Dieſelbe?

V. d. H. Wenn der Name Roſe ſich in den Namen Plum verwandelt hat; ſo muß ja auch wohl aus Louiſe Joſephine geworden ſeyn.

Ced. Auf Ehre! ich verſtehe Sie nicht.

V. d. H. Hat denn Plum mehr als eine Tochter?

Ced. Sie behaupten er habe zwey.

V. d. H. Ich? ich weiß nur von einer.

Ced. Sagten Sie nicht eben, Louiſe ſey Plums Tochter?

V. d. H. Allerdings.

Ced. Nun folglich.

V. d. H. Entweder ich bin ein Dummkopf, oder hier iſt ein Irrthum.

Ced. Sie kommen hieher um zu heirathen?

V. d. H. Ja.

Ced. Wen?

V. d. H.

V. d. H. Joſephine.

Ced. Und wer will Ihnen denn Louiſen aufdringen.

V. d. H. Iſt denn Louiſe und Joſephine nicht eine Perſon?

Ced. Warum nicht gar!

V. d. H. Dann hab ich wiſchi waſchi geſchwazt. Aber eins von den Mädchen hat mich offenbar betrogen.

Ced. Wie ſo?

V. d. H. Welche von beiden iſt die ſchalkhafteſte?

Ced. Joſephine.

V. d. H. So war ſie es. Glück zu mein Freund! wir gehen einander nicht ins Gehege.

Ced. Ich begreiſe noch nicht —

V. d. H. Ein Weiberſtückgen, Liſt über Liſt. Ich betrat dieß Haus unter fremden Namen, es war ſo eine Grille. Joſephine war die erſte der ich aufſtieß. Die Mädchen haben feine Naſen. Sie muß gemerkt haben, daß es mit meinem Namen nicht recht richtig war; flugs log ſie ſich auch einen andern.

Ced. Sie wiſſen alſo nichts von Louiſens Herkunft?

V. d. H. Nicht ein Wort.

Ced. Kennen ſie auch gar nicht?

V. d. H. Ich höre zum erſtenmale von ihrer Exiſtenz.

Ced. Gott ſey Dank!

V. d. H. Ein drolliger Irrthum, bey meiner Ehre! ich will herunter zu dem alten Harpagon, und wenn das luſtige Mädgen mir wieder aufſtößt, ſo will ich ihr die Neckerey vergelten. Leben Sie wohl! auf Wiederſehn! — noch eins, mein lieber neuer Freund. Ich werde eine große Rolle hier im Hauſe ſpielen, denn ich habe Geld. Wenn Sie bey Ihrem Liebeshandel mich etwa brauchen können, ſo bin ich treu wie der Zwerg Urbande dem Ritter Palmerin von Oliva (er geht ab)

Ced. (In tiefem Nachdenken verſunken) Wie ſeltſam reiht ſich Glied an Glied in der Kette meines Schickſals — Vaterland! — Louiſe! — Ehre! Liebe! — was ſoll endlich aus mir werden! (er geht langſam in ſein Kabinet)

Sechſte Scene.

(das Zimmer der beiden erſten Akte)

Fr. R. (klappert mit ihrem Schlüſſelbund über die Bühne)

Joſ. (zu einer andern Thür hereintretend) Frau Roſe!

Fr. R. Mein Gott! überall ſchreit man nach mir! Frau Roſe hier, Frau Roſe da! Nun mein Kind, was ſoll denn Frau Roſe?

Joſ. Ich höre, Cederſtröm iſt nach Hauſe gekommen?

Fr. R. Nun freilich. Auf der Treppe habe ich ihn geſehn. Du lieber Gott! blaß, verſtört —

Joſ. Aber doch lebendig?

Fr. R. Halb tod, halb lebendig, die rothen Backen waren weg, und ich ſage immer, wer keine rothe Backen hat, der ſieht aus wie der Kopf des heiligen Johannes drüben im Speiſeſaal.

Joſ. Man muß ſich ſchminken.

Fr. R. Gott bewahre! ein geſchminktes Angeſicht ſoll nicht ins Himmelreich kommen.

Joſ. Dort wäre es auch unnütz, weil man den Kopf alle Augenblicke in die Morgenröthe tauchen kann. — Aber wenn ich recht geſehen habe — ich ſtand am Fenſter als Cederſtröm nach Hauſe kam — ſo begleitete ihn ein junger Mann?

Fr. X. Ganz recht.

Joſ. Eine einnehmende Geſtalt —

Fr. X. Ein Sauſewind, Brauſewind.

Joſ. Offene Manieren —

Fr. X. Offene Manieren? ei ſeht doch! ich ſtehe auf der Treppe, und habe meinen Hut Zucker im Arm, und als ich die jungen Herren kommen ſehe, ſo bleibe ich ſtehen, und nehme den Zipfel von meiner Schürze und mache einen tiefen Knix. Der Herr von Cederſtröm hat mir auch recht höflich gedankt, das kann ich nicht anders ſagen. Aber der andere Muſje ſah mir ſteif ins Geſicht, rückte ſeinen runden Hut ein wenig, und ſtreifte ſo nahe an mir her, eben da ich den zweiten Knix machen wollte, daß ich beinahe umgefallen wäre. Der Gelbſchnabel! ich hatte den erſten Mann ſchon längſt begraben, und den zweiten genommen, als er noch in den Windeln lag.

Joſ. Er hat es ſo böſe nicht gemeynt. Blieb er oben?

Fr. N. Ich habe ihn nicht herunter kommen ſehen.

Siebente Scene.

Louiſe. Die Vorigen.

Fr N. Nun Louisgen, haſt du dich wieder erholt?

Louiſe. O ja liebe Mutter.

Joſ. (verſtohlen) Iſt alles glücklich vollbracht?

Louiſe. So ziemlich, aber ich habe viel Angſt ausgeſtanden.

Joſ. Wie ſo?

Louiſe. Davon ein andermal.

Joſ. Weißt du auch, warum Cederſtröm ſich duellirt hat?

Louiſe. Ich weiß es. O es war edel und ſchön!

Fr. N. Edel und ſchön! Kind! Kind! wo denkſt du hin! Blut vergießen! einem Menſchen

ſchen nach dem Leben trachten, mit einem ſpitzigen Degen auf ihn hineinſtoßen, iſt das edel und ſchön? Haſt du denn ganz vergeſſen was mein ſeliger Herr in ſeiner langen Predigt mit ſo vieler Salbung ſpricht? hab ich es dir nicht mehr als einmal vorgeleſen?

Joſ. Und iſt ſie nicht mehr als einmal dabey eingeſchlafen?

Fr. X. Das gottloſe Kind! leider ja!

Louiſe. Wenn er nur erſt zu Hauſe wäre.

Joſ. Er iſt ſchon lange zu Hauſe.

Louiſe. Iſt er? o liebe Mutter! gehn Sie herauf zu ihm, fragen Sie wie es ihm geht, ob er nichts bedarf?

Fr. X. Kind wo denkſt du hin? das ſchickt ſich nicht.

Louiſe. Warum nicht? Ich weiß Sie haben viele ſchöne Recepte, Wundbalſam und dergleichen, bringen Sie ihm das.

Fr. X. Es iſt wohl wahr, ich habe viele ſchöne Medicamente, Kräuter und Wurzeln, in welche der liebe Gott eine große Kraft gelegt hat. Ich beſitze unter andern ein Arcanum, es ſind präparirte Menſchenſchädel und egyptiſche Mumien darunter —

Louiſe. So eilen Sie.

Fr. X. Aber liebes Kind, das geht nicht an. Ich bin ein ehrbares Frauenzimmer, und wenn man noch nicht zu gewiſſen Jahren gekommen iſt.

Louiſe. Muß man denn gewiſſe Jahre haben um Leidenden beizuſtehen?

Fr. X. Da haſt du freilich wieder Recht. Wenn man helfen kann, ſo muß man zuweilen den Wohlſtand ein wenig bey Seite ſetzen, wenn auch die böſen Läſterzungen ſtechen. Alſo wenn du meynſt, ſo will ich ihm von der ſchwarzen Salbe bringen, die in meiner Schlafkammer hinter dem Ofen ſteht.

Louiſe. Thun Sie das.

Fr. X. Ja, ja, gleich. Aber laßt euch nichts merken. Die Herzen der Menſchen ſind heutzu Tage ſo verderbt — wenn man erführe, daß ich zu einem jungen Herrn aufs Zimmer ginge, man würde Wunder denken! Wunder denken! und der liebe Gott weiß, daß es in allen Ehren geſchieht, ja in allen Ehren! (ſie trippelt fort)

Achte Scene.

Joſephine. Louiſe.

Joſ. Ich glaube wahrhaftig, du wollteſt ſie nur los ſeyn?

Louiſe. Beynahe. Ich liebe ſie, ich verehre ſie, denn es iſt eine kreuzbrave Frau, und ich habe ihr viel zu danken; aber ſie verſteht mich nicht und mein Zutrauen —

Joſ. Was haſt du denn wieder zu vertrauen?

Louiſe. Ach liebe Couſine! mein Herz iſt ſo gepreßt. Ich liebe —

Joſ. Das iſt freilich ſchlimm.

Louiſe. Ich werde geliebt.

Joſ. Das iſt noch ſchlimmer.

Louiſe. Seine Zärtlichkeit wirbt um mich —

Joſ. Doch nicht vergebens?

Louiſe. Und ſein Edelmuth ſchlägt mich aus.

Joſ. Poſſen! ſeine Zärtlichkeit iſt Gefühl und ſein Edelmuth Grundſatz. Haſt du noch je geſehen, daß Grundſatz über Gefühl ſiegte?

Louiſe. Auf der andern Seite mein Vater —

Joſ. Deſſen Grillen anfangen mir Langeweile zu machen.

Louiſe. Ich habe mit ihm geſprochen.

Joſ. Nun?

Louiſe. Ich habe ihn gebeten mir ſeinen Kummer zu vertrauen, es iſt mir gelungen ihn zu rühren.

Joſ. Endlich.

Louiſe. Er hat mich auf ſein Zimmer beſtellt.

Joſ. So geh.

Louiſe. Bald. O Joſephine! an dieſer Stunde hängt Wohl und Weh meines Lebens.

Joſ. Vermuthlich wirſt du ihn mit Sohn und Tochter zugleich beſchenken?

Louiſe. Ich weiß nicht was ich thun oder reden werde. Auf ſolche Scenen muß man ſich nicht vorbereiten. Was das Herz fühlt, muß von den Lippen ſtrömen, unbedacht aber empfunden, ungeſchmückt aber wahr.

Joſ. Eine Regel, bey der man allenfalls mit dem Vater nichts wagt, aber die bey dem Liebhaber ſelten was taugt.

Neunte Scene.

Van der Huſen. Die Vorigen.

V. d. H. Wenn ein dritter hier nicht zu viel iſt —

Joſ. Wir zwey ſind ſo wenig, daß kein dritter zu viel ſeyn kann.

V. d. H. Ihre Vielheit ſcherzt mit meiner Wenigkeit. Ich habe nicht die Ehre dieſe Dame zu kennen.

Joſ. Ich habe die Ehre Ihnen die Demoiſelle Joſephine Plum vorzuſtellen. Liebe Freundin das iſt der Herr Peter Fleck ſchlecht weg.

Louiſe. Welche Poſſen! — mein Herr, ich heiße Louiſe Roſe.

V. d. H. Noch eine Louiſe Roſe? ei! ei! Zwillingsſchweſtern vermuthlich?

Joſ. Beinahe.

V. d. H. Nach Ihrem Belieben. Aber ſagen Sie mir doch meine ſchöne Damen, wo finde ich denn endlich die wahrhafte leibhafte Demeiſelle Plum? Wenn Sie wirklich beyde Louiſe Roſe heißen, ſo habe ich nichts mit Ihnen zu ſchaffen, denn in fremden Gärten pflücke ich keine Roſen. Sollten Sie aber vielleicht beide Joſephine Plum ſeyn, ſo heirathe ich Sie wahrhaftig alle beide.

Joſ. Thun Sie was Sie nicht laſſen können.

Louiſe. Vielleicht gar Herr van der Huſen, dein Bräutigam?

Joſ. Gott bewahre! du ſiehſt ja wohl, daß er keine Perücke trägt.

V. d. H. Aber dennoch bin ich ein Stück von einem Bräutigam.

Joſ. Verzweifelt! — Louiſe! du bringſt mich da auf eine Idee — heute ſoll mein Herr Bräutigam, Gott ſey bey uns! hier eintreffen — und gerade heute kommt dieſer kecke Herr — hören Sie junger Menſch, wenn Sie wirklich van der Huſen ſind, ſo kratze ich Ihnen die Augen aus.

V. d. H. Warum?

Joſ. Weil Sie ſich unterſtanden haben mich zu betrügen.

V. d. H. Kratzen Sie in Gottes Namen, doch unter der Bedingung, daß wenn ich nun blind ſeyn werde, Sie mich für den Gott der Liebe halten.

Louiſe. Ich merke, daß ich überflüßig bin.

Joſ. Bleib!

Louiſe. Du weißt, was mich abruft.

Joſ. Nun ſo geh. Wenn der ſchöne Herr da meynt, daß ich mich fürchte mit ihm allein zu bleiben, ſo irrt er ſich.

V. d. H. Auch werden wir nicht allein ſeyn. Sie, ich und die Liebe —

Joſ. Wie impertinent.

Louiſe. Sobald ich zurück komme, ſuche ich dich auf deinem Zimmer.

Joſ. Gott weiß, wo du mich finden wirſt!

V. d. H. Vielleicht in meinen Armen. (Louiſe ab)

Zehnte Scene.

Joſephine, van der Huſen.

Joſ. Alſo mein Herr Liegesgott, Sie haben ſich wirklich unterfangen —

V. d. H. Was Frau Mutter?

Joſ. Mich bey der Naſe herum zu führen?

V. d. H. Gott behüte!

Joſ. Heraus mit der Sprache, ſind Sie Peter Klock? oder Hans Wilhelm van der Huſen?

V. d. H. Welches wünſchen Sie am meiſten?

Joſ. Mir iſt beides ſehr gleichgültig.

V. d. H. Das verſteht ſich, weil ich nur Ihr Mann werden ſoll.

Joſ. Sie ſind unausſtehlich.

V. d. H. Noch nicht, noch bin ich Bräutigam.

Joſ. Könnten Sie wohl Einmal in Ihrem Leben die Wahrheit reden?

V. d. H. O ja, warum nicht?

Joſ. Nun ſo reden Sie.

V. d. H. Ich liebe Sie.

Joſ. Mein Gott! wer hat darnach gefragt?

V. d. H. Ich ſoll ja die Wahrheit ſagen?

Joſ. Ihren Namen will ich wiſſen.

V. d. H. Wollen Sie ihn in Ihre Schreibtafel oder in Ihr Herz notiren?

Joſ. Es iſt in beiden kein Platz.

V. d. H. So? darf man fragen, wer in dem lezten reſidirt?

Joſ. (mit dem Finger auf die Gegend ihres Herzens deutend) Oben mein Vater, unten mein Onkel, rechts Louiſe, links Frau Roſe —

V. d. H. Und in des Herzens Mitte?

Joſ. Sie doch wohl nicht?

V. d. H. Vielleicht iſt der Plaz noch leer?

Joſ. Aber gut bewacht.

V. d. H. Wie heißen die Wächter?

Joſ. Munterkeit und Frohſinn.

V. d. H. O die kenne ich, das ſind ein paar ehrliche Kerls.

Joſ. Eben deswegen haben ſie mit der Liebe nichts zu ſchaffen.

V. d. H. Sie irren, Frohſinn iſt Amors Milchbruder.

Joſ. So ſprechen ſie alle vor der Hochzeit.

V. d. H. Gut daß Sie an die Hochzeit denken. Wenn ehr befehlen Sie?

Joſ. Sie trachten alſo im Ernſt darauf mich zu heirathen?

V. d. H. Im ganzen Ernſt.

Joſ. Haben Sie mit meinem Vater geſprochen?

V. d. H. Ja.

Joſ. Was ſagt er?

V. d. H. Er bat mich, nie wieder über ſeine Schwelle zu kommen.

Joſ. So? und Sie haben ihm dieſe kleine Gefälligkeit abgeſchlagen?

V. d. H. O nein, aber ich nehme Sie mit.

Joſ. Iſt das gewiß?

V. d. H. Ganz ſicher.

Joſ. Aber mein Herr, wenn man ein ehrliches Mädchen um ſeinen angebohrnen Namen bringen will, ſo giebt man ihm wenigſtens einen andern.

V. d. H. Habe ich Ihnen nicht die Wahl gelaſſen?

Joſ. Sie heißen alſo nicht Peter Flock?

V. d. H. Eben ſo wenig als Sie Louiſe Roſe heißen.

Joſ. Warum haben Sie mich be[illegible]gen?

V. d. H. Das will ich Ihnen ſagen. Mein Vater und der Ihrige haben unſere Liebe, ein wenig kaufmänniſch behandelt —

Joſ. Unſere Liebe?

V. d. H. Ich wollte dem meinigen nicht geradezu widerſprechen, denn mein Herz war frey. Ich ſagte alſo weder ja noch nein, ſondern machte mich flugs auf den Weg Sie zu beſehn.

Joſ. Nun da, beſehn Sie mich (ſie dreht ſich rund herum)

V. d. H. Bemühen Sie ſich nicht. Ich habe Sie leider ſchon zu viel beſehn. Hätten Sie mir nicht gefallen, ſo wäre ich ſtraks wieder fortgereiſt, mein Vater hätte poltern mögen vom Montag bis zum Sonnabend. Aber Sie gefallen mir —

Joſ. Viel Ehre.

V. d. H. Und folglich bin ich als ein gehorſamer Sohn entſchloſſen —

Joſ. Halt! halt! mein Herr, nicht ſo raſch. Ich will Sie auch erſt beſehn.

V. d. H. Von Herzen gern. (er dreht ſich rund um).

Joſ. Von außen geht es an, aber von innen —

V. d. H. Das findet ſich nach der Hochzeit.

Joſ. Nein, nein, ich kaufe die Katze nicht im Sacke.

V. d. H. Ich bin ja keine Katze.

Joſ. Richtige Abrede verhütet Streit. Wiſſen Sie was? ich will Ihnen alle meine Fehler rein heraus ſagen, Sie ſagen mir die Ihrigen, und dann wollen wir ſehen, ob wir mit einander auskommen können.

V. d. H. Ich bins zufrieden.

Joſ. Wohlan, machen Sie den Anfang.

V. d. H. Ich bin hitzig, aufbrauſend —

Joſ. Das könnte man allenfalls durch Sanftmuth niederſchlagen.

V. d. H. Ich bin leichtſinnig —

Joſ. Das verliert ſich, wenn die Wirthſchaftsſorgen kommen.

V. d. H. Ich bin eitel.

Joſ. Das iſt nicht gut.

V. d. H. Und ich befürchte, ich werde es noch mehr werden.

Joſ. Warum das?

V. d. H. Wenn ich ſo glücklich ſeyn ſollte Ihre Liebe zu gewinnen.

Joſ. Gehorſame Dienerin! nur weiter!

V. d. H.

V. d. H. Weiter? ich bin fertig.

Joſ. Schon fertig?

V. d. H. Auf meine Ehre, ich weiß nichts mehr.

Joſ. Hitzig? leichtſinnig? eitel? dann ſind Sie gerade keiner der ſchlimmſten.

V. d. H. Das denke ich auch. Nun iſt die Reihe an Ihnen.

Joſ. An mir? — ich habe gar keine Fehler.

V. d. H. Gar keine?

Joſ. Nein mein Herr! ein Mädchen hat nie Fehler.

V. d. H. Aber eine Frau?

Joſ. Hat auch nur die die der Mann ihr giebt.

V. d. H. So ganz Unrecht haben Sie nicht.

Joſ. Mit den Fehlern wären wir alſo fertig. Aber es iſt noch ein Punkt übrig, der zuweilen ſchlimmer iſt als Fehler.

V. d. H. Der wäre?

Joſ. Ueble Gewohnheiten. Haben Sie keine?

V. d. H. Daß ich nicht wüßte.

Joſ. Laſſen Sie hören. Wie iſt Ihre Lebensart zu Hauſe? wie bringen Sie Ihren Tag zu?

V. d. H. Des Morgens rauche ich viel Tabak.

Joſ. Das gefällt mir nicht.

V. d. H. Mir auch nicht, aber ich habe es mir einmal angewöhnt.

Joſ. Sie müſſen ſichs abgewöhnne.

V. d. H. Schwerlich.

Joſ. Wie Sie wollen. Ich ſitze unterdeſſen des Morgens bis eilf Uhr vor dem Spiegel.

V. d. H. Das gefällt mir nicht.

Joſ. Gewohnheit.

V. d. H. Sie muſſen ſichs abgewöhnen.

Joſ. Vielleicht. So oft Sie Ihre Pfeiſe ausklopfen, ſtehe ich auf.

V. d. H. So werde ich lieber gar nicht rauchen.

Joſ. Nun ſo werde ich lieber gar nicht vor dem Spiegel ſizzen.

V. d. H. Punct zwölf Uhr, eſſe ich zu Mittage.

Joſ. Ich nicht eher als um zwei.

V. d. H. Ihnen zu Liebe könnte ich eine Stunde zugeben.

Joſ. Ihnen zu Gefallen könnte ich eine Stunde ablaſſen.

V. d. H. Alſo ums Eins?

Joſ. Es mag drum ſeyn.

V. d. H. Gleich nach Tiſche ſchlafe ich ein.

Joſ. Und ich fahre ſpazieren.

V. d. H. Ohne mich?

Joſ. Ich kann ja Ihr Bette nicht in den Wagen ſetzen.

V. d. H. Wenn ich aber nicht ſchlafe.

Joſ. So bleibe ich zu Hauſe.

V. d. H. Gegen Abend gehe ich in den Klubb.

Joſ. Und ich habe Geſellſchaft.

V. d. H. Ohne mich?

Joſ. Ich kann ja den Klubb nicht in mein Zimmer einladen.

V. d. H. So bleibe ich zu Hauſe.

Joſ. So bin ich allein.

V. d. H. Das geht ja vortreflich. Wechſelſeitige kleine Aufopferungen und Gefälligkeiten, machen das Glück der Ehe.

Joſ. So ſagt man.

V. d. H. Noch eine Angewohnheit muß ich Ihnen bekennen, die Sie gütigſt überſehn werden.

Joſ. Und die iſt?

V. d. H. Ich habe ein ſehr reizbares Herz: ich kann kein ſchönes Frauenzimmer ſehn, ohne ihm ein wenig den Hof zu machen.

Joſ. O, das hat gar nichts zu ſagen.

V. d. H. Wirklich? — Ihre Nachſicht entzückt mich.

Joſ. Ich muß wohl Nachſicht haben, weil ich gerade den nemlichen Fehler beſizze.

V. d. H. Den nämlichen.

Joſ. Es geht mir wie Ihnen. Jeder liebenswürdige Mann gefällt mir.

V. d. H. So? —

Joſ. Ich laſſe mir gern was Schönes von ihm ſagen.

V. d. H. So?

Joſ. Ich werfe ihm ein paar Blikke zu.

V. d. H. Ei?

Joſ. Höchſtens ein Händedruck.

V. d. H. Ei! ei!

Joſ. Was iſt Ihnen? was bedeutet das trokkene So? und Ei!

V. d. H. Nichts. Ich dachte nur — ob es nicht beſſer wäre — daß wir das Beide bleiben ließen?

Joſ. Herzlich gern.

V. d. H. Ich hätte nur Augen für Sie.

Joſ. Das ſoll mir lieb ſeyn.

V. d. H. Und Sie hätten nur Augen für mich?

Joſ. Eins zieht das Andere nach ſich.

V. d. H. Wohlan! — im Ernſt! — ſchlagen Sie ein!

Joſ. (einſchlagend) Nun da! in Gottes Nahmen!

V. d. H. (kniet nieder, und drückt ihre Hand feurig an ſeine Lippen) Unter Scherz und Lachen, wurde dieſer ſchöne Bund geknüpft. Holde Freude wandle mit uns durch das Leben, unter Scherz und Lachen finde uns der Tod.

Eilfte Scene.

Peter Plum. Die Vorigen.

Pl. Potz alle Wetter! mein Herr Fleck! Glauben Sie, weil ihr Vater in der Schule mit mir auf Erbſen gekniet hat, Sie dürften hier vor meiner Tochter knien? und du, unverſchämtes Mädchen, leideſt ſolche contrebande Waare im Hauſe?

Joſ. Ich bin kein Zollviſitator; woher ſoll ich denn wiſſen, daß ein hübſcher junger Menſch Contrebande iſt?

v. d. H. Dieſer Brief meines Vaters.

Pl. Was ſoll mir der Brief? da wird wieder von dem dikken Conrektor mit der rothen Naſe, ſtehn, und von den Pfirſichen, und Gott weiß, was ſonſt noch! — aber meine Tochter iſt weder ein Pfirſich, noch eine Aprikoſe.

Joſ. Warum denn nicht Papa? der Vergleich iſt gar nicht übel.

Pl. Und kurz mein Herr, hier iſt nichts für Sie zu ſchmauſen.

Joſ. Er will ja auch nicht ſchmauſen, er will nur eine Schüſſel haben.

V. d. H. Leſen Sie doch nur wenigſtens dieſen Brief.

Pl. Wozu ihn leſen? — da Sie die Antwort ſchon dreimal gehört haben.

V. d. H. Es ſtehen aber noch verſchiedene Dinge darin, welche Sie vielleicht intereſſiren werden.

Pl. Wieder alte Schulgeſchichten, wovon ich nicht ein Wort weiß.

V. d. H. Nein, nein.

Pl. Nun ſo geben Sie her! ich habe in meinem Leben ſchon manchen unnüzzen Brief geleſen. (er erbricht den Brief und lieſt)

„Vorzeiger dieſes, mein ehelicher Sohn,
„Hans Wilhelm —

(er lieſt ſtokkend und ſtaunend weiter)

„welchen wohlconditionirt mit der heuti-
„gen Poſt von hier abſende —

(er ſieht ſchnell nach der Unterſchrift)

„Van der Huſen et Compagnie.“

Alle Wetter! Ew. Edlen haben mich angeführt.

Joſ. Mich auch, lieber Papa!

V. d. H. Ein unſchuldiger Scherz.

Pl. Ew. Edlen ſind, wie ich merke, ein luſtiger Bruder.

Joſ. Ein luſtiger Ehemann.

V. d. H. Verzeihen Sie.

Pl. Was verzeihen. Mit einer halben Million Gulden im Vermögen, kann man Niemand beleidigen. — Nun Binchen? hab' ichs nun recht gemacht? ein ſchmucker Bräutigam, nicht wahr?

Joſ. Es geht wohl an.

Pl. Du haſt doch nichts einzuwenden, he?

Joſ. Wir wollen ſehen, ob wir ihn brauchen können.

Pl. Kehren Ew. Edlen ſich nicht an das naſeweiſe Ding.

Joſ. Ich ein Ding?

Pl. Sobald wir unſre Geſchäfte als ernſthafte Leute abgethan haben, ſoll die Hochzeit ſtraks erfolgen.

V. d. H. Ich wünſchte, daß wir dieſes Geſchäft zuerſt vornähmen.

Pl. So? ſind Ew. Edlen ſo hitzig? was meinſt du Binchen?

Joſ. Weil die Galeere doch einmal auslaufen muß.

Pl. Ich verſtehe, ich verſtehe! nun nun, wir wollen ſehn. Ich bin recht luſtig geworden. Ich wäre im Stande, mit der alten Frau Roſe ein Cottillon zu tanzen. Kommt Kinder, kommt herein! — Wir müſſen doch die Hausgenoſſen zuſammenrufen. Wir wollen Muſik kommen laſſen, und an deinem Hochzeittage — vergiß mir das nicht Binchen — ſoll jeder Arme auf öffentlicher Straße ein Stück Kuchen und zwey gute Groſchen erhalten. (Er nimmt van der Huſen unter den einen und Joſephinen unter den andern Arm) Ew. Edlen ſind ein loſer Schelm! wenn Sie nicht ſo reich wären —

Joſ. So wären Ew. Edlen ein Spitzbube.

Pl. Mädchen! Mädchen!

V. d. H. Um ein ſolches Herz zu ſtehlen —

Joſ. Und ſo weiter. Er iſt noch wild lieber Papa, laſſen Sie mich nur erſt vier Wochen ſeine Frau ſeyn, er ſoll ſchon zahm werden.

V. d. H. Wie ein Tyger.

Joſ. Wie ein Lamm!

V. d. H. Wenn Amor mich füttert, vielleicht.

Pl. Hä! hä! hä! neckt euch, neckt Euch! ſo hör' ichs gern. Nun eine Flaſche alten Rheinwein aus Römern getrunken, nicht wahr Herr Sohn? Trallalleralallera! (er führt ſie ſingend ab)

Zwölfte Scene.

(Heinrich Plums Cabinet, ringsherum ſchwarz behangen. Im Hintergrunde ein großes Gemählde durch ſeidne Vorhänge bedeckt. Verzierungen und Bilder zeugen von trübſinniger Schwärmerey.)

H. Pl. (ſchließt die Thür auf, und tritt gedankenvoll herein) Die Stunde hat geſchlagen. — Sie wird kommen. — Zum erſtenmale nach 15 Jahren, du Heiligthum meines Schmerzens! wird dich ein fremder Fuß betreten. — Zum erſtenmal wird dieſes Herz ſich fremdem Mitleid öfnen, und fremde Thränen werden mit den meinigen ſich miſchen. Ein unbegreifliches Wohlwollen kettet mich an dieſes gute Mädchen. Wenn ihr meine Tochter gleicht — Gott gebe es! — Heiterkeit und Ruhe auf meine alten Tage — Ruhe? — Heiterkeit? Wilhelmine ohne dich? — man klopft. — Sie iſt es! — (er öfnet die Thür)

Dreizehnte Scene.

Louiſe tritt ſchüchtern herein.

H. Pl. Du haſt Wort gehalten.

Louiſe. Ich zählte die Minuten (um ſich blickend) Aber mein Gott! welch ein trüber Aufenthalt!

H. Pl. Schwarz iſt die Farbe der Trauer. Andere Völker trauren gelb. Das gilt gleich viel. Das Auge gewöhnt ſich an Alles, und die Bekleidung dieſer Wände macht keinen Eindruck mehr auf mich; denn wahre Traurigkeit iſt weder ſchwarz noch gelb, und wehe dem, der, wenn er ſeinen Rock ausgezogen, nicht mehr weiß, ob er einen Freund oder eine Gattin verlohren hat.

Louiſe. Der Tod trägt die Farbe der Nacht.

H. Pl. Weil der Tod eine lange Nacht iſt.

Louiſe. Und das Leben eine Morgenſtunde, die man genießen ſollte.

H. Pl. Ich habe ſie genoſſen. Der Mittag war ſchwül und der Abend — —

Louiſe. Könnte heiterer ſeyn, wenn Sie wollten.

H. Pl. Wenn ich wollte? — Kann ich den trüben Wolken gebieten, die ſich um die untergehende Sonne lagern?

Louiſe. Sie haben mir Anſprüche auf Ihr Zutrauen vergönnt — Sie haben mich an den ſüßen Gedanken gewöhnt, daß ich Ihnen angehöre — daß ich forſchen und fragen darf, wo ein Fremder ſchweigen müßte.

H. pl. Frage. Ich will dir gern antworten.

Louiſe. Sind Sie nicht grauſam gegen ſich ſelbſt, daß Sie die einzige Hand von ſich ſtoßen, die durch Liebe und Pflicht bewegt ſich nach Ihnen ausſtreckt? — Sind Sie nicht grauſam gegen Ihre Tochter, daß Sie der mutterloſen Waiſe auch den Vater rauben?

H. pl. Ich will dies Räthſel dir löſen. — Aber ſage mir Kind, welchen warmen Antheil nimmſt du an meiner Tochter? es iſt nicht das Erſtemal, daß du dieſen Ton anſtimmſt.

Louiſe. Weil ich ſie kenne.

H. pl. (haſtig) Du kennſt ſie?

Louiſe. Sie iſt meine Freundin.

H. pl. Du kennſt ſie?

Louiſe. Wir ſind einige Jahre zuſammen in Penſion geweſen.

H. pl. Und das ſagſt du mir erſt heute?

Louiſe. Eben weil ich wußte, wie lange ſchon vergebens Ihre arme Louiſe um väterliche Liebe fleht; eben weil ich dieſe Härte mir nicht erklären konnte; wollte ich vorher Sie kennen lernen, den Grund ihres Widerwillens erforſchen.

H. pl. Ich Widerwillen? — o geſchwind! erzähle mir von meiner Tochter!

Louiſe. Von ihrem Kummer? ihren Thränen?

H. pl. Liebt ſie mich?

Louiſe. Seit ſie den Kinderjahren entwuchs, war der Wunſch Sie zu ſehen, der Einzige den ihr Herz kannte. Wie oft hat ſie an meinem Buſen geweint! wie oft hat die Klage „mein Vater liebt mich nicht!“ dies Herz durchſchnitten!

H. pl. Sie ſoll kommen.

Louiſe. Gewiß?

H. pl. Ja; ſie ſoll kommen; und wenn in ihren Armen mich die Freude zu Boden wirft;

wenn

wenn ich ſtumm bin, und meine Thränen reden; dann wird ſie fühlen, daß ich ſie liebe.

Louiſe (mit beiden Händen zitternd ſeine Hand ergreifend) Ich — darf ich — das glauben? (ſie iſt im Begrif vor ihm hin zu ſinken)

H. Pl. Verdamme mich nicht mein Kind, wenn ich bis jezt kalt und gleichgültig ſchien. Ein leidendes Herz, einſam und verſchloſſen, — neigt ſich zur Schwärmerey, gewöhnt ſich an den Kummer, gewinnt ſeine Schmerzen lieb, und nährt ſich gern auf Koſten eigener Ruhe. — So wie du mich ſeit einigen Monden kennſt, ſo habe ich 17 Jahre zugebracht, und in Geſellſchaft meines Kummers bin ich alt und grau geworden. Ich lebte hin und wieder noch für Menſchen, doch kein Menſch lebte für mich. Du gutes Mädchen warſt die Erſte, zu der mein ſtörriſches Herz ſich wieder neigte; die Erſte, die den Wunſch in mir erweckte meine Tochter zu ſehn.

Louiſe. Dann ſey der Augenblick geſegnet, in dem ich dieſes Haus betrat.

H. Pl. Wohl ſegne ich ihn! — o laß mit wenigen Worten die Geſchichte meines kurzen Glücks und meiner langen Leiden dir erzählen!

verdamme wenn du willſt meine Schwärmerey, nur entſchuldige mein armes Herz. — Ich war einſt reich, denn ich beſaß in einem guten Weibe das Einzige Glück hienieden: Zufriedenheit und Ruhe. Als mit der nackenden Natur der Schöpfer fertig war, da wollte er ihr noch einen Schmuck verleihen, und ſchuf das Weib! — verlange kein Gemählde unſrer ehelichen Zärtlichkeit. Wer das nie empfand, der verſteht mich nicht — und wer es je empfand, der vergißt es nie!

Ich liebte ſie allein, aus allen Weſen,
Ich hätte ſie aus einer Welt erleſen,
Aus einer Welt erwählt' ich jezt noch ſie!

Schnell entflohen die Jahre unſerer Liebe, in eine Ewigkeit, wo nun auch ſie — ach ohne mich — im Chor der ſchönen Seelen wandelt. — Die Geburt meiner Tochter, war der ſchönſte und lezte Augenblick meines Glücks! — die Mutter ſtarb, mein Schmerz grenzte an Wahnſinn — ich mochte das Kind nicht ſehn — nein, ich liebte es nicht! denn ſein Daſeyn vernichtete das Meinige, ſein erſter Hauch war der Grabgeſang meiner irrdiſchen Freuden.

Louiſe. Das unſchuldige Geſchöpf —

H. pl. Du haſt recht. — Aber wer betrachtet nicht mit Abſcheu den Degen mit welchem ein Freund ermordet wurde? und doch iſt er unſchuldig. Der erſte wütende Schmerz, entriß mir einen unbedachten Schwur, dieſes Kind aus meiner Gegenwart ſo lange zu verbannen, bis es durch Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter, auf Vergeſſenheit ſeiner Schuld und väterliche Liebe Anſpruch machen könne. Ich floh das Grab, das meine Freuden verſchlang, ich ſuchte Troſt unter den Menſchen, ich theilte mich mit, und ward verſpottet; „mein Gott, iſt er der Erſte, der ein Weib verlor? wird er der Lezte ſeyn?“ das mußte ich hören; mußte meinen bittern Schmerz für Künſteley, Verſtellung oder Ueberſpannung ausflüſtern hören, in einem Augenblikke, wo ich mit Hallern ausrufen konnte:

O nennet mir ein Elend wie das Meine,
und ſprecht mir dann das Recht der Thränen ab.

Was ich fühlte, ward belächelt, was ich that, ward hämiſch bekrittelt, man laurte auf mich, wie man auf jeden laurt, der nicht gerade ſo ſteht und geht, wie alle andere Menſchen; und wo ein gleichgeſtimmtes Herz ſich etwa zu mir neigte, da ziſchelte Verläumdung hinter meinem Rükken, bis ich endlich allein war! Alles in meinen Buſen verſchloß, und die Menſchen haßte! — Da ſuchte meine hochgeſpannte Einbildungskraft überall Nahrung für meinen Trübſinn. Ich wurde abergläubiſch, citirte Geiſter, ſchrieb Briefe an meine verſtorbene Geliebte, und hofte zuweilen im Ernſt auf Antwort. Endlich erfand ich mir das Cabinet, wo ich die Reliquien meines guten Weibes ſammlete, wo ihr Geiſt mich überall umweht. (mit ſteigender Rührung und Erſchütterung) Ja hier wohnt ſie! — ich fühle ihre Gegenwart — ſie iſt mir nahe, — wie könnte mir ſonſt ſo wohl ſeyn? — auf dieſem Stuhl hat ſie geſeſſen. (die Lehne betrachtend) Hier iſt noch ein wenig Puder aus ihrem Haar, ich habe es ſorgfältig geſchont. — An dieſem Tiſche hat ſie geſchrieben, mit dieſer nämlichen Feder, ſo manchen liebevollen Brief an ihren glücklichen Gatten! — hier ſind ihre Briefe! Ein jeder iſt ein Denkmal ihres vortreflichen Herzens! ihrer treuen Liebe! dieſe Handſchuh hat ſie mir geſtrikt — dieſe Weſte, war ein Geſchenk an

meinem

meinem Geburtstage — dieſe Haarlokke ward ihr nach dem Tode abgeſchnitten — ach! und hier iſt ihr Bild (er reißt den Verhang weg)

Louiſe. (vor dem Bilde zu Boden ſtürzend mit aufgehobenen Händen) Meine Mutter!

H. Pl. (zurückbebend) Mädchen was thuſt du?

Louiſe. (außer ſich) Meine Mutter! meine Mutter!

H. Pl. (zitternd in unausſprechlicher Bewegung) Rede! wer biſt du?

Louiſe. Sie war meine Mutter.

H. Pl. Louiſe!

Louiſe. Ihre Tochter.

H. Pl. (Will auf ſie zuſtürzen, ſeine Kniee wanken, er ſinkt zurück in einen Seſſel)

Louiſe. (eilt herbey, und umfaßt ſeine Knie) Vergebung mein Vater!

H. Pl. Biſt du es wirklich?

Louiſe. Spricht Ihr Herz nicht ja?

H. Pl. (an ihrem Buſen) Ja du biſt es!

Louiſe. Meine Briefe waren fruchtlos; ich wollte verſuchen, ob es mir ſelbſt gelingen werde, Ihre Liebe zu gewinnen —

H. Pl. Es iſt dir gelungen!

Louiſe. Frau Roſe begleitete mich.

H. Pl. Ich verſtehe alles.

Louiſe. Und verzeihen mir?

H. Pl. Verzeihe Du mir! — o wie konnt' ich mir ſo lange dieſen Troſt verſagen! (er hebt

Louiſen auf) Geliebtes Kind! hilf mir auf! — meine Knie zittern — leite mich unter das Bild deiner Mutter, auf daß ich dort dich ſegne! —

Vierzehnte Scene.

Cederſtröm (tritt haſtig herein, und ſtuzt als er beide in dieſer heftigen Bewegung gewahr wird)

Verzeihen Sie, wenn ich den Wohlſtand beleidige — Edler Mann! ich mußte Sie ſprechen — Sie haben mir auf eine ſo edle Art eine Wohlthat erwieſen —

H. Pl. Ich, mein Herr?

Ced. Kommt dieſer Wechſel nicht von Ihnen?

H. Pl. (nimmt den Wechſel, und betrachtet Louiſen, welche die Augen niederſchlägt — nach einer Pauſe) Dieſer Wechſel kommt nicht von mir!

Ced. Nicht?

H. Pl. Nun verſtehe ich.

Ced. Was?

H. Pl. Er kommt von ihr.

Ced. Von Louiſen?

H. Pl. (Louiſen forſchend betrachtend) dieſe glühende Wange, — dies niedergeſchlagene Auge — geſtehe, es war mehr als Mitleid —

Louiſe. (ſchüchtern) Es war mehr.

H. Pl. (zu Cederſtröm) Sie iſt meine Tochter.

Ced. Ihre Tochter?

H. Pl. (ihm die Hand bietend) Und Sie ſind mein Sohn.

Ced. Gott! — ein Verbannter —

H. Pl. Der eine Freiſtatt in unſern Herzen fand.

Ced. Meine Armuth —

H. Pl. Sie müſſen wieder dienen.

Ced. Das will ich —

H. Pl. Aber jezt —

Ced. Darf ich der Stimme meines Herzens folgen?

H. Pl. Sie dürfen, denn ich habe Sie geprüft.

Ced. Louiſe!

Louiſe. Mein Cederſtröm!

H. Pl. (beider Hände ergreifend) Tochter! unter dieſem Bilde wurdeſt du getauft, unter dieſem Bilde empfange meinen Segen!

Louiſe und Cederſtröm (knien nieder) Vater!

H. Pl. Gott ſegne Euch! (er blickt wehmüthig hinauf nach dem Bilde) Wilhelmine! — ſieh herab, und lächle! —

(Der Vorhang fällt)

Ende.

Der

Papagoy

ein

Schauſpiel in drey Acten

von

Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer,
1792.

An den

Herren Brigadier

Grafen

Pontus von Steinbock.

Bey den Griechen ritt der Gott der Liebe auf einem Löwen; bey den Indiern reitet er auf einem Papagoy. Da alſo die Papagoyen durch jene Götter-Gemeinſchaft gewiſſermaßen veredelt werden; ſo habe ich den meinigen für Freundſchaft und Hochachtung geſattelt, und wenn er Ihnen, guter biederer Mann! die Verſicherung überbringt, daß Ihr Herz das Meinige, und Ihr Geiſt den Meinigen gefeſſelt hat; wenn er Ihnen das täglich verplaudert; ſo glauben Sie daß er es nicht auswendig lernte.

A. v. Kotzebue.

Perſonen.

Lady Amalie Bedford, eine reiche Wittwe.

Betty, ihre Kammerfrau, (ein wenig taub:)

Der alte **Richard Weſterland**, vormaliger Kaufmann,

Georg. } ſeine Söhne.
Ludwig. }

Xury, ein Mohren-Sclave.

Heinrich, ein Bedienter.

Ein bejahrter Fiſcher.

Der Schauplatz iſt in einer deutſchen Handels-Stadt; im Hintergrunde ein Theil des Seehafens, und eine Fiſcherhütte. Im Vordergrunde links und rechts, zwey ſchöne Häuſer, mit großen artigverzierten Beyſchlägen, ſo wie man ſie in Danzig, Königsberg, Elbingen u. ſ. w. (beſonders in letzterer Stadt:) beynahe vor allen Häuſern ſieht. —

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Amalie und Betty.

Amalie. (ſizt auf der Bank des Beyſchlages vor ihrem Hauſe rechter Hand. Vor ihr auf dem Geländer ſteht ein Käficht mit einem Vogel. Sie hat den Kopf in die Hand geſtüzt, und den Blick auf den Vogel geheftet. **Betty** ſteht ein wenig ſeitwärts)

Amalie. (ſingt)

Flattre, flattre, kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens May.
Sieh zerbrochen iſt dein Kerker,
Flattre, flattre, du biſt frey.

Aber horch es lockt im Buſche
Ein verführeriſcher Ton!
Trau ihm nicht, dem ſüßen Locken,
Flattre, flattre huſch davon.

Siehſt du nicht die bunte Schlinge,
Wo die rothe Beere hängt?
Flattre, flattre, armer Vogel,
Eh ſie dich Betrognen fängt.

Haſt du einmal ſie verſchlungen,
Jene Beere ſüß und roth;
O dann zappelſt du vergebens.
Deine Schlinge löſt nur Tod!

Nein, nein, du armes kleines Thier, ich meyne es nicht ſo böſe. Wer ſelbſt Jahre lang im Kerker ſchmachtete, der wird kein lebendiges Weſen einſperren. Ich bin wieder frey! Alles um mich her ſoll frey ſeyn, auch du, lieber Vogel. (Sie öffnet den Bauer, läßt den Vogel heraus fliegen, und ſingt, indem ſie ihm nachſieht.)

Flattre, flattre, kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens May.
Sieh zerbrochen iſt dein Kerker,
Flattre, flattre, du biſt frey.

Betty. (für ſich) Da ſpricht ſie nun eine Viertelſtunde vom Flattern, ich glaube wahrhaftig ihre Vernunſt iſt mit davon geflattert.

Amalie. Was murmelſt du da in den Bart?

Betty. Ein Bart, Mylady?

Amalie. O du taubes Geſchöpf. Es gehört viel fröhliche Laune darzu, um an deiner Seite durch das Leben zu ſchlendern, oder dich auch nur hinterher ſchlendern zu laſſen.

Betty. Ein Schlender Mylady? der iſt ja lange aus der Mode.

Amalie. (lachend) Ha, ha, ha, (etwas lauter.) Ich fragte, warum du da in der Ecke ſtehſt, und in dich hineinplauderſt.

Betty. Ich machte meine Gloſſen über das, was Sie ſagten —

Amalie. Und die waren? — laß doch hören!

Betty. Erſtens, kam es mir vor, als ob ich nicht viel davon verſtünde.

Amalie. (lachend) Schon genug, das Zweytens erlaſſe ich dir. Es war ein Lied, das Wohlbehagen an meiner jetzigen Freiheit ausdrückte, und mich zugleich warnte, mir das Netz nicht wieder ſo ſchnell über den Kopf werfen zu laſſen.

Betty. (ſehr geſchwätzig) Ach, warum denn eben ein Netz Mylady? machen Sie aus dem Netz ein roſenfarbenes Band, und das Ding gewinnt gleich ein anderes Anſehen.

Amalie. Nun habe ich ſie auf ihre Lieblingsmaterie gebracht.

Betty. Weil Sie einen alten mürriſchen Mann hatten, der die Freuden des Lebens nicht mehr zu genießen vermochte, und auch Ihnen mißgönnte, ſo muß nun der

Eheſtand entgelten, woran doch nur der Ehemann ſchuld war; verſuchen Sie es nur, gnädige Frau. Mylord Bedford war ein alter Mann, nehmen Sie einen jungen: Mylord Bedford war immer mürriſch; ſuchen Sie ſich einen mit immer froher Laune. Zum Exempel der Baron Weſterland (ſie deutet auf das Haus gegenüber.)

Amalie. Ja das dachte ich wohl. Der ſteht ſehr in deiner Gnade. Ein paar Schmeicheleyen deinen Reizen geopfert, und eine Handvoll Gold in deinen Beutel geſchüttet, haben vortrefliche Würkung gethan.

Betty. Würkung muß es auch thun, da haben Sie ganz Recht Mylady. Er iſt ein junger ſchmucker Cavalier, reich und vornehm.

Amalie. Das gilt mir gleich.

Betty. Mit dem beſten Herzen von der Welt.

Amalie. Dies wäre etwas.

Betty. Er hat gar keine Verwandte, außer einen alten Oheim, der Gouverneur, Gott weiß, auf welcher Antilliſchen Inſel iſt, ein ſteinreicher Mann. Wann der ſtirbt, ſo erbt der junge Herr ein paar Tonnen Goldes.

Amalie. Immer Gold um das dritte Wort! habe ich denn nicht Gold genug? oder will ich mich mit einem Goldſack trauen laſſen?

Betty. O trauen können Sie ihm immer, prahlen thut er gar nicht. Ich kenne auch ſeinen Kammerdiener, den Herrn Heinrich Fliederbuſch. Ein recht artiger, luſtiger Menſch, ſo reputirlich, ſo wohl bey Leibe, ein Dreyßiger ungefähr, und noch nicht verheirathet; der ſagte mir —

Amalie. Was ich nicht hören will! Um zu heirathen, muß man lieben, um zu lieben muß man beobachten. O Hymen iſt ein gefährlicher Knabe, wenn er ſich nicht links und rechts auf Achtung und Liebe ſtützt.

Betty. (für ſich) Das verſtehe ich gar nicht.

Amalie. Und von beyden, hat der junge Herr gegenüber noch nicht ein Fünkchen bey mir erregt. Er iſt ein ſehr alltägliches Geſchöpf, ein Roman den man in einer halben Stunde durchblättert.

Betty. Ein Roman hin, Roman her! Ein rechter Roman muß ſich doch am Ende mit einer Heirath ſchließen.

Amalie. Seine Geſtalt gefällt mir, er iſt eine artige Puppe, aber wer mag immer ſpielen.

Betty. Spielen? das redet man ihm im Haſſe nach, er iſt kein Spieler! Daß er aus langer Weile, dann und wann —

Amalie. Die Güte ſeines Herzens iſt mir auch noch ſehr zweifelhaft.

Betty. Mir gar nicht.

Amalie. Nein, nein! goldne Freiheit, nimmer werde ich dich vertauſchen, wenn nicht das Verdienſt mir die Feſſeln reicht.

Betty. Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Amalie. Eben deswegen wollte ich dir rathen, dich nicht drein zu miſchen.

Betty. Aber wenn Sie nicht heirathen wollen, warum bleiben Sie denn ſo lange hier?

Amalie. Denkſt du, ich ginge hier auf Heirathen aus, wie unſere Südſeefahrer auf Entdeckungen. Ich bleibe hier, weil — ich weiß ſelbſt nicht recht — weil ich zu bequem bin, um weiter zu reiſen, und weil ich mich freue, hier bleiben zu dürfen, ohne irgend Jemand Rechenſchaft davon zu geben.

Betty. (lebhaft) Ach dort ſehe ich den Herrn Fliederbuſch kommen.

Amalie. (lächelnd) Und ein Ach fliegt ihm entgegen.

Betty. O in allen Ehren. Mylady.

Zweyte Scene.

Die Vorigen. **Heinrich** (mit einem großen Korbe, der mit einem weißen Tuche bedeckt iſt, und den er am Arme trägt.)

Heinrich. (macht im Vorbeygehen ſeinen Kratzfuß und will in das gegenüberſtehende Haus.)

Betty. Wohin, lieber Herr Fliederbuſch?

Heinrich. Nach Hauſe, wie Sie ſehen. Ich habe Eile.

Betty. Eile mit Weile.

Heinrich. (für ſich) Das heißt: Verweile mit langer Weile.

Betty. (herunter auf die Straße und ihm näher tretend) Ey wie Er ſchwitzt! er hat ſichs recht ſauer werden laſſen.

Heinrich. Ja in ſaure Aepfel muß man auch beißen.

Betty. Das Wetter iſt gewaltig ſchwül.

Heinrich. (mit Beziehung auf Betty) Recht drückend.

Betty. Wir werden heute ein Gewitter bekommen; die Hähne krähen.

Heinrich. Ja; und die Gänſe ſchnattern ſo viel.

Betty. Was trägt Er in dem Korbe?

Heinrich. Sachen für meinen Herrn. Der Korb ſteht Ihr zu Dienſten.

Betty. Wunderlicher Menſch! das weiß ich ja wohl, daß Er in ſeines Herrn Dienſten iſt. Laß Er doch ſehen. (Sie lüftet das Tuch ein wenig.)

Heinrich. (wehrt ſich vergebens.)

Betty. (zieht eine Citrone hervor) So ſchöne große Citronen, was wollt Ihr damit machen?

Heinrich. Limonade.

Betty. (ſucht weiter, und findet eine verſteckte Flaſche, woran ein Zettel gebunden iſt, mit der Aufſchrift Arrak (ſie lieſt) Arrak. Das ſieht ja beinahe aus, als ob Ihr Punſch brauen wolltet? Sollte es wahr ſeyn, was die Leute ſprechen?

Heinrich. Was ſprechen denn die Leute?

Betty. Dein Herr ſey dem Trunke ergeben.

Heinrich. Dem Trunke? ey warum nicht gar! den Arrak brennen wir in der Nachtlampe. Mein Herr kann den Geruch vom Baumöhl nicht vertragen.

Betty. So, ſo, (ſie zieht eine andere Flaſche heraus worauf geſchrieben ſteht Champagner) Champagner! Ey! brennt ihr den auch in der Nachtlampe?

Heinrich. Davon trinkt mein Herr zuweilen ein Glas, um ſich des Nachts beym Studiren munter zu erhalten.

Betty. So, ſo, (ſie findet ein Packet Karten) Ey Karten! Sollte es wahr ſeyn, was die Leute reden?

Heinrich. Was reden denn die Leute?

Betty. Dein Herr ſey ein Spieler.

Heinrich. Poſſen!

Betty. Was thut Ihr denn mit den Karten?

Heinrich. Wir ſiegeln Billets, für den Muſik-Meiſter.

Betty. In ſolcher Menge?

Heinrich. Die übrigen brauchen wir zu Viſitenkarten.

Betty. Ja ſo.

Heinrich. (ſehr höflich und mit vielen Kratzfüßen, aber etwas leiſe) Nun du taubes, dummes Plappermaul, habe ich dir doch eine Naſe aufgebunden.

Betty. (welche vermeint, er ſage ihr viel Schönes vor) O, Sie ſind gar zu gütig.

Heinrich. (wie vorher) Hohl dich der Henker, du neugieriger Affe.

Betty. (ſich freundlich verneigend.) Gehorſame Dienerin.

Heinrich. (für ſich, indem er ins Haus geht.) Ich muß meinem Herrn einen Wink geben, daß ſeine Schöne ſichtbar iſt.

Betty. (wieder zu ihrer Gebieterinn tretend) Ein recht höflicher Menſch, der Herr Fliederbuſch. Immer weiß er etwas artiges zu ſagen.

Amalie. Ja wenn du die artigen Sachen nur recht hören könnteſt.

Dritte Scene.

Ludwig. Amalie. Betty.

Ludwig. (am Fenſter gegenüber) Guten Abend Mylady.

Amalie. Guten Abend Herr Baron.

Ludwig. Sie ſind herabgekommen, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Amalie. Friſch iſt die Luft eben nicht. Es ſteigt dahinten ein Gewitter herauf.

Ludwig. Die Göttinn der Liebe hat nichts zu fürchten, von ihres Vaters Donnerkeilen.

Amalie. Ein gutes Gewiſſen iſt der beſte Wetterableiter.

Ludwig. Hilft aber doch nicht für die Beklommenheiten des Herzens. Ein krankes Herz zieht den Blitz an, trotz Eiſen und Stahl. Ich werde kommen unter Ihren Flügeln Schutz zu ſuchen. (Er macht das Fenſter ſchnell zu, ohne ihre Antwort abzuwarten.)

Amalie. Macht mich der Menſch gar zu einer Gluckhenne, die Taube mag das ſanfte Küchlein unter ihre Flügel nehmen. Ich danke. — (geht hinein.)

Betty. Weis der liebe Himmel, was die Verliebten für einen Miſchmaſch unter einander ſchwatzen, von Gluckhennen und Küchlein, von Donner und Wetter und Blitzen und Herzen. (Sie nimmt den leeren Aufſatz und will gehen.)

Vierte Scene.

Betty. Ludwig und Heinrich aus dem Hauſe.

Ludwig. (ihr zurufend) Wo blieb deine Herrſchaft?

Betty. Sie gieng hinein.

Ludwig. Eben da ich komme? das iſt nicht aufmunternd.

Betty. O munter iſt ſie noch genug, es hat erſt 7 Uhr geſchlagen, und ſie geht vor Mitternacht nicht zu Bett. Aber ſie hat ſo zuweilen ihre Grillen.

Ludwig. Was macht ihr mit dem leeren Käficht? wolt ihr Herzen hineinſperren?

Betty. Sie hat ihn gekauft, und nach einer halben Stunde wieder fliegen laſſen. (Sie geht ins Haus.)

Fünfte Scene.

Ludwig und Heinrich.

Ludwig. (ſich auf die Bank werfend) Das Weib hat ſonderbare Launen. Ich ſehe wohl, auf dem gewöhnlichen Wege iſt ihr nicht beyzukommen.

Heinrich. Mit Erlaubniß, Herr Baron, was nennen Sie den gewöhnlichen Weg einem Frauenzimmer beyzukommen?

Ludwig. Ey, nun die große Heerſtraſſe der Eitelkeit, der Sucht zu gefallen, auf welcher ſie alle wandeln.

Heinrich. Wie wärs, wenn Sie den Schleifweg der Empfindſamkeit verſuchten?

Ludwig. Der iſt auch ſchon mit Gras überwachſen. Es läßt ſich niemand darauf betreten, ſeitdem die Satyriker Strohwiſche darauf gepflanzt haben.

Heinrich. So muß ich Ihnen rathen, Herr, ſich bey Zeiten eine neue Bahn zu brechen; denn auf der großen Heerſtraße des Borgens wird man nächſtens für uns den Schlagbaum fallen laſſen.

Ludwig. Wie ſo?

Heinrich. Je nun, die Herren Kaufleute reden wenig und ſchreiben viel: aber hier und dort hört man doch ſo ein Wörtchen von Wechſeln, von prompter Zahlung, von Arreſt — Es ſind unbarmherzige Menſchen. Nicht einmal die nothwendigſten täglichen Bedürfniſſe, Champagner und

Burgunder, wollen ſie mehr verabfolgen laſſen. Ich habe gut reden: mein Herr trinkt nichts anders, er kann kein Waſſer in den Mund nehmen. Sie lachen mich aus und ſagen: ich ſoll die Bouteillen unter eine Dachtrauſe ſtellen, wenn es einmal Champagner regnet.

Ludwig. Die Leute wiſſen nicht mit Kavalieren umzugehen.

Heinrich. Und ſind ſo kleingläubig, und munkeln von ſelbſtgeſchmiedeten Freyherrn-Diplomen. Der Nahme Weſterland iſt unter den Kaufleuten allzubekannt. Ihres Vaters ehemalige weitläufige Correſpondenz.

Ludwig. Laß ſie die Köpfe zuſammenſtoßen, habe ich mich doch nur zum Baron gemacht; es gab einmal einen Kaiſer, der ſich die Krone ſelbſt aufſezte.

Heinrich. Und wir führen die Krone nur im Petſchaft. Aber beſſer wäre es immer, wenn Sie einen andern Nahmen gewählt

wählt hätten. Zum Exempel Baron Weſtwind! das klingt ſo warm, ſo regnigt, ſo fruchtbar. Oder etwas erhabenes. Adlersfeld, Cederberg, Löwenhaupt, Sonnenſtern, das klingt prächtig.

Ludwig. Du biſt ein Narr.

Heinrich. Nein, nein, auf den Nahmen kommt gar viel in der Welt an. Geben Sie einmal acht auf ſich, wenn Sie einen fremden Nahmen hören, ob Sie nicht gleich einen Begriff, eine Geſtalt damit verbinden? und ob Sie zum Beyſpiel ſich wohl ein Mädchen ſchön denken würden, das Brigitte Schlamm, oder Sybille Wermuth hieße?

Ludwig. Laß die Poſſen! du haſt mir da einen Wurm ins Ohr geſezt. Ich verlache das Urtheil der Welt, es gilt mir gleich, ob ſie mich für einen hundertjährigen oder für einen dreytägigen Baron hält, aber die Lady kann es erfahren — es giebt dienſtfertige Leute. —

Heinrich. Ach die dienſtfertigen Leute würden uns nicht viel ſchaden, wenn Ihr alter Papa nur nicht hier wäre.

Ludwig. Was?

Heinrich. Er iſt ſchon zweymal vor unſerer Thüre geweſen. Ich habe ihn klopfen laſſen, und ihm durch das Schlüſſelloch zugerufen, mein Herr iſt verreiſt. Denn er ſah eben nicht aus, als ob er Geld brächte.

Ludwig. Welcher böſe Geiſt mag ihn in dieſe Stadt geführt haben.

Heinrich. Wahrſcheinlich der böſe Geiſt der Armuth. Er hat einen kläglich ehrlichen Banquerout gemacht, verſteht nicht zu rechter Zeit zu ſterben, hat vermuthlich erfahren, daß wir durch unſre Induſtrie, (mit Pantomime des Kartenſpielens,) etwas vor uns gebracht, und beſucht nun das liebe Ludgen, das immer ſein liebſtes Söhngen war, um in ſeinen Armen zu ſterben Mais hélas! er kommt auch hier zu ſpät. Wie gewonnen, ſo zerronnen.

Ludwig. Muth, Muth, lieber Heinrich, das Glück wird uns nicht immer den Rücken drehen. Die Guineen der Engländerin, und die Ducaten unſrer Gäſte — du haſt doch die beyden Fremden eingeladen?

Heinrich. Verſteht ſich, danken ſchön, wollen kommen. — Aber an den Guineen der Engländerin zweifle ich.

Ludwig. Leider! ich auch; nun wer weiß, welchen Schatz die hereinbrechende Nacht in ihrem Schooße verbirgt.

Heinrich. Wenn er nur ſchon gehoben wäre.

Ludwig. Indeſſen iſt es nothwendig, daß du alle Schritte meines Vaters genau beobachteſt, und allen dummen Streichen vorbeugſt. Es darf durchaus niemand wiſſen, daß mein Vater ein **Bettler** iſt. Hab' ich erſt die beyden Fremden ein wenig gerupft, rupſt, dann geb ich dem Alten einen Theil ab, denn wenn er wirklich ſo arm iſt, muß ich doch etwas für ihn thun. Meynſt du nicht auch? wo wohnt er denn?

Heinrich. (zuckt die Achſeln) Er hat ſeine Addreſſe in einem elenden Gaſthofe in der Vorſtadt. (es donnert in der Ferne.)

Ludwig. Das Gewitter ſteigt herauf.

Heinrich. (ſich umſehend) Es bezieht ſich dahinten über der See gewaltig ſchwarz; — Aber — zum Henker! — ſeh' ich recht? — wenn ich nicht irre, Herr Baron, ſo iſt der Mann, der da unten am Stabe über die Brücke ſchleicht, Ihr Vater.

Ludwig. Mein Vater? ja wahrhaftig! ſollte er hieher kommen? Um des Himmels willen ſuch ihn für jezt wo anders unterzubringen. Eh ich ihn ſpreche, muß ich erſt haben. Hörſt du? Jezt mag ich ihn nicht ſehen. Das wäre ein doppeltes Donnerwetter. (er geht hinein.)

Sechſte Scene.

Heinrich (allein.)

Anderswo unterzubringen? Ja wo denn? Es iſt doch herrlich bequem, wenn man zu allen läſtigen Geſchäften ſich ſeine Leute halten kann. Da geht er hin, trinkt ein Glas Punſch, und ich mag zuſehen, wie ich mit dem Alten fertig werde. — Was ſoll ich ihm ſagen? der Herr iſt ausgegangen? dann wartet er auf ſeine Zurückkunft. Der Herr iſt verreiſt? damit iſt er ſchon einmal abgeſpeiſet worden. Der Herr iſt krank? Ja, heute ſoll er einmal krank ſeyn. Beym Lichte beſehn, iſt das nicht einmal gelogen. Denn ihm mangelt der nervus rerum gerendarum, das heißt auf deutſch: er hat ein Nervenfieber.

(Es donnert immer von Zeit zu Zeit in der Ferne.)

Siebente Scene.

Der Greiß Richard Weſterland und Heinrich.

Richard. (ſich langſam nähernd) Mein Freund, iſt Herr Weſterland zu Hauſe?

Heinrich. Herr Weſterland? den kenne ich nicht.

Richard. Wer wohnt denn hier?

Heinrich. Baron Weſterland.

Richard. Nun ja, Baron, ins Himmels Nahmen. Iſt er zu Hauſe?

Heinrich. Ja.

Richard. (indem er in das Haus gehen will) Eine Treppe hoch?

Heinrich. Halt, halt, guter Freund mein Herr iſt nicht zu ſprechen.

Richard. Nicht zu ſprechen? Ich bin ſein Vater.

Heinrich. Sie ſein Vater?

Richard. (ihn ſcharf ins Auge faſſend) Und — und — du biſt

Heinrich. (etwas verlegen) Heinrich Fliederbuſch zu dienen.

Richard. Du biſt der Heinrich, der, als ich noch im Wohlſtande lebte, in einem harten Winter als Knabe vor meiner Thür bettelte. Ich nahm dich Halberfrornen auf. Hab' ich eine Schlange in meinem Buſen erwärmt?

Heinrich. (ſich ſtellend, als ob er ihn nach und nach erkenne) Ach Sie ſind wohl gar — Herr Richard Weſterland?

Richard. Der bin ich Heinrich! ich führte einſt dich zu meinem Sohne, und ließ dich mit ihm erziehen; führe du jetzt mich zu meinem Sohne.

Heinrich. Das wollte ich gern — aber er iſt krank — er hat ausdrücklich verboten. —

Richard. Er iſt krank? wer wird ihn beſſer pflegen, als ſein Vater? Laß mich hinein.

Heinrich. Ich darf nicht.

Richard. Du darfſt nicht? wuſte Ludwig, daß ſein Vater kommen würde? — Er könnte es freylich wiſſen, aber ich will hoffen, er wuſte es nicht.

Heinrich. Und wenn ers auch gewußt hätte, es iſt heute ein kritiſcher Tag, er muß ſich vor Gemüthsbewegungen hüten. Die plötzliche Freude, Sie wieder zu ſehen, könnte ihm das Leben koſten.

Richard. Ach Gott! ſo habe ich alter Mann mit Angſt und Mühe einen Weg von ſiebenzig Meilen vergebens gemacht. Wo ſoll ich Troſt und Hülfe ſuchen, wenn meine Kinder ihre Thür vor mir verſchließen?

Heinrich. So iſt es ja nicht gemeynt, alter Herr; auf ein anderes Mahl, wenn ſeine Kräfte es erlauben. (ein Spielgaſt geht quer über die Bühne in das Haus.)

Richard. Wer iſt der, den du da hereingehen läßt?

Heinrich. Das war der Arzt. (Ein zweyter Spielgaſt folgt dem Erſten auf dem Fuße.)

Richard. Und wer iſt der?

Heinrich. Das iſt der Apotheker.

Richard. Wehe dir Heinrich, wenn du mich belügſt! ſchon ſeit drey Tagen bin ich in dieſen Mauern. Mein Nothpfennig iſt angegriffen.

Heinrich. (bey Seite) Deſto ſchlimmer!

Richard. Der Schiffer, der mich über das baltiſche Meer führte, fordert Bezahlung.

Heinrich. (bey Seite) Deſto ſchlimmer!

Richard. Ich bewohne eine elende Kammer in der Vorſtadt, und bald werde ich auf der Straße wohnen müſſen.

Heinrich. (bey Seite) Eine geräumige Herberge.

Richard. Wehe dir Heinrich, wenn du mich belügſt! du würdeſt einen Greiß als deinen Ankläger vor Gottes Richterſtuhl ſenden.

Heinrich. So klagen Sie Ihren Sohn an, ich hab' ihn nicht krank gemacht.

Richard. So lohnt Ludwig mir meine zärtliche Vaterliebe. Hat er vergeſſen, daß ich um ſeinetwillen oft ungerecht gegen ſeinen ältern Bruder war? daß er es iſt, um deſſen willen mein guter Georg ſich freywillig nach America verbannte? ich ließ ihn ziehen — er zog vielleicht ins Elend! — O ich will ihn aufſuchen! — Georg! Georg! ich will zu dir nach America.

Heinrich. Iſt das Ihr Ernſt Herr Weſterland? es liegen zwey Schiffe im Hafen ſegelfertig, das Eine nach Virginien, das Andere nach Penſylvanien. Mein Herr wird gern einen Platz in der Kajüte für Sie bezahlen.

Richard. Ungeheuer! einen Platz in der Hölle habt ihr um mich verdient!

(es donnert heftiger:)

Heinrich. (ein wenig erſchrocken) das Gewitter kömmt näher — es fängt an dunkel zu werden — bald wird es ſtürmen und regnen: Wiſſen Sie was, alter Herr, dort liegt eine alte Fiſcherhütte, wenn Sie da bis morgen unterzukommen ſachten.

Richard. Heinrich! Heinrich! Hier unter freyem Himmel, in Sturm und Ungewitter, willſt du mich armen alten Mann ſterben laſſen?

Heinrich. Behüte! ich weiſe Ihnen ja die Hütte dort an, nur bis morgen. Thun Sie es immer. Unterdeſſen erholt ſich Ihr Sinn vielleicht, und dann bringe ich Sie zu uns. (er geht in das Haus, und verſchließt es.)

Achte Scene.

Richard Weſterland (allein.)

(ſieht ihm lange ſchweigend nach.) Erwache, alter Mann, aus dieſem böſen Traume! Sprich ihn nicht aus, den Fluch, der auf deinen Lippen ſchwebt. Es war ja nicht mein Sohn, nur ein Miethling mit einer gemeinen Seele, der, wenn er ſich ſatt gegeſſen, aufſteht, und nicht einmal ſagt: ich bedanke mich. Nein, mein Sohn weiß nicht, daß ich hier bin. Er iſt krank! (ſeine Hände gegen die Fenſter aufhebend) Gott gebe ihm eine ſanfte Ruhe! ich werde Morgen wieder kommen. (Er thut einige Schritte) Aber wo gehe ich hin? in die Hütte dort, ohne Geld? Man wird mich abweiſen. Der weite Gang und dieß Geſpräch haben meine Kräfte erſchöpft, das Gewitter zieht immer näher — bis zu meiner Wohnung kann ich nicht. — Und könnte ich auch bis in die Vorſtadt mich ſchleppen, verſprach ich nicht meine Schuld zu bezahlen? wird man mich aufnehmen, wenn ich mit leeren Händen komme? — Ach guter Gott! haſt du keinen Blitz für mich? ich habe genug gelebt!

Neunte Scene.

Richard und der alte Fiſcher.

Der Fiſcher. (tritt aus ſeiner Hütte, und ſieht ſich nach dem Wetter um) Das wird ein ſchweres liebes Wetter werden. Die See geht gewaltig hohl. Gut, daß ich mein Boot an Land gebracht habe. Beſſer bewahrt, als beklagt. Das ſieht mir aus, als ob Wind und Wellen in dieſer Nacht gar wunderlich pfeifen und tanzen würden. Gott helfe jedem ehrlichen Seemann, der jezt auf dem hohen Meere herumtreibt, dem armen Teufel, der dieſen Nachmittag auf der Höhe kreuzte, und wegen contrairen Wind nicht einlaufen konnte, dem ſey der liebe Gott gnädig! (er will wieder in ſeine Hütte.)

Richard. (ſeufzt tief.)

Der Fiſcher. (hört es und bleibt ſtehen) Was ſeufzt denn da? He! leidet jemand Noth?

Richard. Ach, guter Alter ich kann nicht weiter! Nacht und Gewitter haben mich hier überfallen.

Der Fiſcher. Wer ſeyd ihr denn?

Richard. Ein Fremder, vormals ein Bremer Kaufmann, glücklich und wohlhabend. Unglück und falſche Freunde haben mich um all das Meinige gebracht.

Der Fiſcher. Ein Bremer? ich denke Bremen iſt weit von hier?

Richard. Nicht zu weit für den, den das Elend durch die Welt peitſcht.

Der Fiſcher. Was führte euch in dieſe Stadt?

Richard. Der einzige Freund, der mich nicht verlaſſen hat: die Hoffnung. Ich hatte zwey Söhne, der Aeltere ein ehrliches Blut, deſſen geraden Biederſinn der verblendete Vater nicht nach Würden ſchätzte, ging vor zwölf Jahren nach Amerika. Der jüngere, mein Liebling, theilte meinen Wohlſtand in beſſern Tagen. Als aber der

Mangel in meinem Hauſe einkehrte, ging er in die weite Welt.

Der Fiſcher. Das war ſchlecht.

Richard. Fünf Jahre, blieb ich mit meinem Elend allein. Nach langem Suchen und Forſchen erfahre ich endlich, er habe, ich weis nicht wie, ein glänzendes Glück gemacht, und wohne in dieſer Stadt. Dieſe Nachricht lockte mich aus meiner Heimath.

Der Fiſcher. Habt ihr euren Sohn gefunden?

Richard. Noch nicht.

Der Fiſcher. Nun in dieſem Wetter werdet ihr ihn auch nicht ſuchen. Kommt herein und verweilt bey mir, bis das Ungewitter vorüber zieht.

Richard. Ich nehme es mit Dank an.

Der Fiſcher. (gegen die Hütte) Roſe! (Eine weibliche Stimme inwendig) Vater! (der Fiſcher) Setze den Keſſel aufs Feuer, und ſiede einen Hecht blau. (ſie gehen in die Hütte) (Sturm und Gewitter.)

Zehnte Scene.

Georg und **Xury.** Der leztere trägt einen Papagey auf der Fauſt. Beyde in bloßen Häuptern mit naſſen Haaren und zerſtörter Kleidung tappen durch die Finſterniß.

Georg. (die Hände ringend) Alles verlohren! Großer Gott.

Xury. Muth! lieber Herr! ich habe euch immer ſagen hören, nur Leben und Ehre kann niemand zurück geben, alles übrige läßt ſich wieder gewinnen.

Georg. Ach Xury! die ſchönen Grundſätze ſind keine Freunde in der Noth. Sie ſchmarotzen bey uns in glücklichen Tagen, und gehn davon, wenn wir ihrer bedürfen.

Xury. Dafür habt ihr mich, guter Herr, daß ich ſie feſt halte, wenn ſie euch entſchlüpfen wollen. Seht, das Leben haben wir gerettet, und ich denke, unſere Ehre auch!

Georg. Das iſt aber auch alles.

Xury. Ey nicht doch, ihr habt den Papagey vergeſſen?

Georg. Das arme Thier ſoll alſo auch mit mir verhungern!

Xury. (den Vogel ſtreichelnd) Jaco wird nicht hungern, ſo lange Xury noch einen Biſſen hat.

Georg. (bitter) Hat Xury den?

Xury. (in die Taſche fühlend und lachend) Nein wahrlich! Zwieback habe ich einzuſtecken vergeſſen. Dummer Xury! Sonſt habe ich immer alle Taſchen voll. Halt! da finde ich doch etwas, ein Korbfläſchgen, das ergriff ich, als das Schiff auf die Klippe ſtieß, mit der einen Hand, und unſern Papagey mit der andern. Es iſt aber auch nicht viel mehr darin (ihm das Fläſchgen hinhaltend) trinkt guter Herr.

Georg. Wenn es Gift iſt, ſo gieb es her.

Xury. Gift? — pfuy! — Als ich aus Africa zu euch gebracht wurde, und keine andern Götter kannte, als meine Fetiſchen, da lehrtet ihr mich den wahren Gott erkennen, und ſagtet mir, er ſey ein Fels in der Noth.

Georg. (bewegt) Xury! — (er ſchließt ihn in ſeine Arme) Ich bin nicht arm, ich habe einen Freund gerettet!

Xury. Und habt einen Vater, der iſt Gott! nicht wahr, guter Herr?

Georg. Gott! dieſe ſchöne Seele habe ich dir gebracht.

Xury. Jezt iſt es Nacht, es wird ſchon einmal wieder Tag werden. Habt ihr denn gar nichts gerettet? nicht euren Geldbeutel? nicht eure Papiere?

Georg. Nichts, gar nichts.

Xury. (ſich ſchüttelnd) Hu, es iſt feucht und kalt. Frierſt du auch, armer Jako?

Georg. Guter Xury! wirſt du mir verzeihen, daß ich dich zum Gefährten meines Elendes machte?

Xury. Mein Herr, ſo müßt ihr nicht reden. Jemand auf dieſe Art an Wohlthaten erinnern, iſt nichts beſſer, als ſie ihm verrücken. Ohne euch wo wäre ich jetzt? lebendig begraben in den ſpaniſchen Goldgruben, oder ich begöße mit meinem Schweiß eine engliſche Zuckerplantage. Guter Herr! der blutig unterlaufne Zirkel, den mir einſt meine Feſſeln drückten, und den ich lange um Hand und Fuß trug, iſt nach und nach vergangen, meinet ihr meine Dankbarkeit werde auch ſo vergehen? Meynt ihr, weil ich keine Feſſeln mehr trage, ſo wollte ich auch mit euch kein Unglück mehr tragen. Ich bin geſund und ſtark; ſo lange ich meine Arme rühren kann, ſoll es Euch an Brod nicht fehlen. Verzeiht mir, daß Xury ſo ein Narr war, über Kälte zu klagen. Ihr müßt das nicht übel deuten, ich wollte Euch nur einen Wink geben, daß es Zeit ſey, Dach und Fach zu ſuchen, und unſere Kleider zu trocknen.

Georg. Wer wird in finſtrer Nacht uns Schiffbrüchige aufnehmen? Wenn man nichts gerettet hat, als einen Papagey — wenn man das Mitleid nicht mit baarer Münze erkaufen kann? —

Xury. So? iſt es hier zu Lande Sitte, das Mitleid zu bezahlen? O lieber Herr! dann zieht mit mir nach Africa, in unſre wilden Steppen; ich will euch zu meinem alten Vater bringen, er wird euch ſein Binſenlager einräumen, er wird euch die Füße waſchen und ſalben, er wird ſeinen Bogen von der Wand nehmen, zwiſchen den Klippen herumklettern, und euch ein Wildpret ſchießen.

Georg. Laß mich Xury! mein Herz ſehnte ſich nach dem Lande, in welchem wir ſind, es iſt mein Vaterland! Arm und elend ward ich daraus verſtoßen, arm und elend kehre ich dahin zurück.

Xury. (das Haus linker Hand betaſtend) In dem großen ſchönen Hauſe da muß wohl ein reicher Mann wohnen. Da iſt auch noch viel Licht, und es kommt mir vor, als hörte ich Gläſer klingen. Laßt uns anklopfen, lieber Herr, der reiche Mann wird ſich freuen, ſo unverhofft mitten in der Nacht eine Wohlthat ausüben zu können.

Georg. Meinſt du?

Xury. Nun freilich, wofür wäre er denn reich?

Georg. So klopfe an, und lerne aus Erfahrung was ich mich ſchäme, dich zu lehren.

Xury. (klopfend) He! Holla! macht auf.

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinrich. (am Fenſter) Zum Teufel! wer lärmt da?

Kury. Mach auf, mach auf! hier ſind Gäſte!

Heinrich. Die gebetenen Gäſte ſind ſchon längſt verſammlet, die ungebetenen mögen vor der Thür bleiben. (er ſchlägt das Fenſter zu.)

Kury. Der Kerl weiß nicht, daß wir arme Schifbrüchige ſind, was gilts, er wird anders reden, wenn er das hört. (er klopft von neuem) He da, Holla!

Heinrich. (am Fenſter) Schon wieder? ſeyd ihr Schaarwächter?

Kury. Wir ſind arme Unglückliche, die Schifbruch gelitten, mit naſſen Kleidern und hungrigem Magen.

Heinrich. So wollt ich, daß ihr im Abgrund der See läget! (er wirft das Fenſter zu.)

Kurt. Hartherziger Schelm!

Georg. Biet' ihm Geld.

Kurt. Ihr ſcherzt, Herr! Iſt Geld denn beredſamer als Unglück.

Georg. Biet ihm Geld, ſag ich dir.

Kurt. Wir haben ja keines.

Georg. Nur um dir zu beweiſen —

Kurt. Nun wie ihr wollt. (gegen das Fenſter) He! guter Freund! wir verlangen deine Mühe nicht umſonſt.

Heinrich. (am Fenſter) Was ſagt ihr da?

Kurt. Mach auf, wir wollen dir Geld geben.

Heinrich. Geld? o dann ſeid ihr überall willkommen. Ich bin den Augenblick bey euch. (er macht das Fenſter zu.)

Kurt. Beſtie, wenn das dein Herr wüßte, er ließe dich todtſchlagen.

Georg. Guter Sohn der Natur, du wirſt noch aus manchen ſüſſen Träumen geweckt werden.

Xury. Ey laß uns zurückkehren nach Jamaika.

Heinrich. (mit einer Laterne) Da bin ich ſchon. Was giebt es hier zu verdienen?

Xury. Ein Gotteslohn.

Heinrich. Sonſt nichts?

Xury. Haſt du etwa ſchon ein Capital davon gemacht?

Heinrich. So ein Capital trägt ſchlechte Zinſen.

Xury. Narr! Gott ſchlägt die Zinſen zum Capital, und bezahlt es dort mit einander.

Heinrich. Habt ihr mich herabgerufen, um mir einen Sittenſpruch vorzuleyern?

Xury. Wir wolten dir nur ſagen, daß du ein Schlingel biſt. Konnteſt du nicht gleich kommen, als du hörteſt es ſtünden ein paar Schiffbrüchige vor deiner Thüre. Verkaufſt du dein Mitleid um Geld? pack dich nur wieder hinein! mit einem ſolchen

Vieh mögen wir nicht eine Stunde unter einem Dache hauſen.

Heinrich. (beleuchtet ihn) Du ſchwarzer Teufel! ich laſſe ein paar handfeſte Kerls kommen, und dich windelweich prügeln.

Kurt. (den Arm ſchwingend) Ja laß ſie nur kommen du weiſſer Satan! es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ich Gelegenheit finde, mir den Froſt ein wenig aus den Gliedern zu bähen.

Georg. Guter Freund, wer wohnt in dieſem Hauſe?

Heinrich. Der Baren Weſterland.

Georg. Ludwig Weſterland? aber Baren — iſt er ſchon ſeit lange Baren?

Heinrich. Nicht ſo lange, als nöthig iſt, um klug zu werden.

Georg. Sein Herr iſt alſo kein gebohrner Edelmann?

Heinrich. Ich war nicht bey ſeiner Geburt, und der adeliche Stempel wird im Mutterleibe ſehr unleſerlich aufgedruckt.

Georg. Iſt dieſes Land ſein Vaterland?

Heinrich. Sein Vaterland iſt überall, wo man Auſtern und Champagner haben kann.

Georg. (bey Seite) Das muß ich näher unterſuchen.

Heinrich. Aber ich finde eben, daß die Zeit zur Converſation ſehr unbequem gewählt iſt. Ihr ſeid durch und durch naß, ihr armen Schelme. Nun ich will euch beweiſen, daß der Punſch mein Herz zur Mildthätigkeit erwärmt hat. Kommt herein, wir wollen dem Kutſcher ein gutes Wort geben, daß er euch ein Plätzgen im Stalle anweiſt.

Georg. (bey Seite) Ich in meines Bruders Stalle? lieber ſterben unter freiem Himmel. (laut) Ich danke euch mein Freund, ich bedarf eurer Hülfe nicht.

Heinrich. Nun zum Geyer! warum vexirt ihr mich denn herunter? gerade da

einer

einen von unſern Gäſten das intereſſanteſte Quinzeleva von der Welt gebogen hatte.

Xury. Um dir zu ſagen, daß du ein Grobian biſt. Bey mir zu Lande führt man die Gäſte nicht in den Stall. Man giebt ihnen Reiß zu eſſen, und einen Schluck Rum zu trinken, und ein Bett ſo gut man hat: verſtehſt du mich?

Heinrich. So ſind die Leute bey dir zu Lande Narren. (indem er wieder hineinzieht, und die Thür verſchließt.) Wo kein Geld iſt, da iſt auch kein Schweizer. Umſonſt iſt der Tod. Deine Anweiſung auf das ewige Leben iſt ſchon längſt verrufene Münze.

Zwölfte Scene.

Xury und Georg.

Xury. Verdammter Hund! lieber will ich in der Afrikaniſchen Wüſte Tyger bekämpfen, oder in der neuen Welt in das Grab einer Silbergrube hinabſteigen. Unter jenen herumwallenden Leichen giebt es noch Menſchen.

Georg. Ereifere dich nicht, guter Xury, miß nicht das kultivirte Land nach dem Maaßſtabe deiner rohen Güte; Verfeinerung erzeugt Bedürfniſſe, Bedürfniß unterdrückt mehr oder minder die Stimme der Natur.

Xury. Recht gut, Herr. Ich kümmere mich auch wenig um eine ſchlafloſe Nacht unter freiem Himmel. Aber Eines vergönnt mir zu fragen, wenn ihr wußtet, wie eure Landsleute denken, warum verließt ihr unſere friedliche Hütten? eure blühenden Plantagen? warum verkauftet ihr all' eure Haabe und wagtet euch auf jenes ſtürmiſche Element, um in ein Land zu ſchiffen, wo man mehr Häuſer aber weniger Menſchen ſieht, als bey uns.

Georg. Weißt du, was das iſt! Vaterland?

Kury. (freudig) O ja, das iſt der Ort, wo ich gebohren bin.

Georg. Wie iſt dir zu Muthe, wenn du an dieſen Ort denkſt?

Kury. Ach! es iſt nun ſchon lange, lange, daß ich ihn nicht geſehen habe. Ich war kaum ſechs Jahr alt, als ein Portugieſiſcher Schiffer mich kaufte, und nach Jamaika ſchleppte, aber immer noch wollte ich euch die Gegend mahlen, wo die Hütte meiner Eltern ſtand. (begeiſtert und ſchnell) Es war am Bache, rechter Hand ein Hügel, und linker Hand ein kleiner Buſch. Auf den Hügel pflegte meine Mutter zu ſteigen, wenn ſie meinen Vater von der Jagd zurück erwartete. Ich hing mich dann an ſie, hüpfte meinem Vater entgegen; er gab mir ein Stück Wild, das trug ich ihm nach, und meynte Wunder, wie wichtig meine kleine Perſon ſey. — (ſehr bewegt) Ach! verzeiht mir Herr! wenn ich noch an die Hütte denke —

Georg. Begreifeſt du mich nun?

Kury. — Wo ich die frohen Jahre der Kindheit durchlebte —

Georg. Vaterſtadt! wo ich die Unbefangenheit des Knaben Alters genoß —

Kury. — Wo jeder Baum, jede Staude mit mir aufwuchs —

Georg. Noch wollte ich jedes Höckerweib mahlen, das an der und der Ecke ſaß —

Kury. Noch höre ich das Zwitſchern der Vögel, das Murmeln des Bachs —

Georg. Noch ſummt der Glocken Ton vom nahen Kirchenthurm, in meinen Ohren —

Kury. Da ſtehe ich neben meinem Vater am Bache, und ſehe die Fiſche zappeln —

Georg. — Da hüpfe ich um den Tiſch meiner Mutter, wenn ſie Kuchen bäckt —

Kury. Ein Fiſchgen in meinen Waſſertopf — o wie luſtig ſprang ich davon!

Georg. Ein Stück Kuchen in meiner Hand, und alle meine Wünſche waren befriedigt.

Kurt. Ob ich wohl noch einmal in meinem Leben wieder dahin kommen werde wo die kleine Hütte ſteht? vielleicht ſteht ſie nun ſchon lange nicht mehr! Ob wohl mein Vater, meine Mutter noch leben? — Sie müſſen nun ſchon ſehr alt ſeyn.

Georg. Und mein Vater — ach! — brechen wir davon ab Kurt, laß uns noch einen Verſuch machen, unter Dach zu kommen. Ich ſehe dort noch Licht brennen, (auf die Fiſcherhütte zeigend) vielleicht nimmt man uns auf.

Kurt. Dort? — Herr, das Hauß iſt ſehr klein; hat man uns von der Thür des Reichen weggewieſen, wie könnt ihr hoffen, unter dem Dache eines Armen eine Zuflucht zu finden?

Georg. Schon wieder fehl geſchloſſen. Der Arme weiß, wie dem Armen zu Muthe iſt.

Xury. Ja, aber er hat nichts; und der Reiche hat.

Georg. Der Arme theilt ſein Nichts, und giebt mehr, als der Reiche hat.

Xury. Das verſteh ich nicht.

Georg. Schon gut, wir wollen ſehen, wer die Menſchen beſſer kennt. (er klopft an die Hütte.)

Der Fiſcher. (inwendig) Wer da?

Georg. Ein Unglücklicher, der Schiffbruch gelitten.

Der Fiſcher. Ich komme gleich.

Georg. (zu Xury) Was ſagſt du nun?

Xury. Ich ſage, daß hier zu Lande die verkehrte Welt iſt.

Dreyzehnte Scene.

Der Fiſcher. Die Vorigen.

Der Fiſcher. (mit einer Laterne) Wer klopft denn noch ſo ſpät? oder ſo früh, wollt ich ſagen.

Xury. Bruder, haſt du Platz in deiner Hütte für zwey Menſchen und einen Papagey?

Der Fiſcher. Die Hütte iſt klein, aber wenn euch an wenig Platz, und viel gutem Willen gnügt, ſo iſt ſie groß genug.

Xury. Wir haben aber nichts, womit wir es dir vergelten können.

Der Fiſcher. Doch wohl eine Anweiſung auf Gottes Lohn.

Xury. Die iſt hier zu Lande verrufene Münze.

Der Fiſcher. (andächtig gen Himmel blikkend) Dort gilt ſie wieder.

Xury. (froh bewegt für ſich) Mich dünkt, das ſey meines Vaters Hütte.

Der Fiſcher. Ich ſehe, ihr ſeyd ganz durchnäßt. Ihr ſeyd gewiß mit dem Schiffe verunglückt, das den ganzen Tag auf der Höhe herumtrieb.

Georg. Ja, guter Alter, wir ſtießen auf Klippen, das Schiff bekam einen großen Leck, füllte ſich plötzlich mit Waſſer und ſank.

Der Fiſcher. Ich habe es wohl gedacht; iſt gar ein beſchwerliches Einlootſen in dieſen Hafen. Aber habt ihr denn die Tonnen nicht geſehen?

Georg. Die Wellen verſchlangen ſie jeden Augenblick, und wenn auch — der Sturm —

Der Fiſcher. Freilich das Wetter war gar zu unfreundlich, da läßt ſich kein Schiff regieren. Nun ſo kommt herein! trocknet eure Kleider, aber mit den Betten ſieht es übel aus. Ich habe da ſchon einen alten Mann in meinem Hauſe, den hat mir auch das böſe Wetter zugeführt, dem hat meine Tochter ihr Bett eingeräumt; er liegt in ihrer Kammer. Mein Bett ſieht euch zu Dienſten, aber du Schwarzer, du wirſt wohl mit einem Bund Stroh vorlieb nehmen müſſen.

Kurz. Die Art, wie du dein Stroh giebſt, macht es zu Eyderdunen.

Der Fiſcher. Der Menſch thut nichts umſonſt. Ich hatte auch einmal einen Sohn, der vor vielen Jahren als Matroſe nach Indien gieng. Er hieß Niclas Fürchtegott Rieder. Ich habe nichts wieder von ihm gehört. Vielleicht ruht er ſchon lange im Meeresgrunde. Vielleicht fange ich manchen Fiſch, der ſich von ſeinem Fleiſche genährt hat. Vielleicht aber auch nicht. Man hat der Exempel, daß ein junger Kerl nach vielen Jahren glücklich und wohlhabend wieder heimgekehrt iſt. Da will ich nun hoffen und harren, ſo lange meine morſchen Glieder noch zuſammen halten, wie mein altes geflicktes Netz. Da will ich denken: wer weiß, wo mein Sohn Niklas jezt Wohlthaten empfängt! und das will ich vergelten, an jedem Unglücklichen der mir aufſtößt. Kommt herein!

Xury. Vor dem ſchönen großen Hauſe hat man uns abgewieſen.

Der Fiſcher. Das glaub ich wohl; wenn ihr ein paar Damen, ein paar Spieler, oder ein paar Pferde geweſen wäret, ſo würde man euch ſchon hineingelaſſen haben, da findet ihr es doch bey mir ruhiger und beſſer. In dem Hauſe ſpuckt es.

Xury. Es ſpuckt?

Der Fiſcher. Das ſchlimmſte Geſpenſt, das böſe Gewiſſen geht drinn um. Mein Gott ſey Dank! ich bin drey und ſiebenzig Jahr alt, geſund, froh und wohlgemuth. Ich bin in meinem Leben nicht krank geweſen, die Arbeit iſt mein Arzt, mein Koch und mein Kellermeiſter. Ich wohne freilich nur in einer armſeeligen Hütte, aber eine Hütte, die mein frohes Lachen hört, iſt mehr werth, als ein Pallaſt, der meine Thränen ſieht. Kommt herein! in einer Viertel-Stunde wißt ihr meinen ganzen Lebenslauf auswendig.

Xury. Und werde ihn nie wieder vergeſ̄en.

(ſie gehn alle drey in die Hütte.)

* * *

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Ludwig im Ueberrocke aus dem Hauſe ſchleichend, hernach **Heinrich**.

Ludwig. Hurtig, Hurtig! alles iſt todt.

Heinrich. (von innen) Ja, unſre Sünden leben.

Ludwig. Verdammtes Glück! grade, da ich dich ſo nöthig habe —

Heinrich. (indem er einen Mantelſack hinlegt) Mußte ich zu viel trinken, und übertölpelt werden.

Ludwig. Kerl! izt keinen Scherz — mach daß wir fortkommen! —

Heinrich. Warten Sie nicht nach mir! ich komme nach. (geht hinein.)

Ludwig. Welcher Teufel verblendete mich, mein Geld an Leute zu verlieren, die ich überſehn konnte! — Wenn die Engländerinn — Nein, nein — Wie ſoll ich meinen Mangel, meine Schulden, meinen Vater vor ihr verbergen! — Mein alter Vater! — Weg mit dieſer Erinnerung! — (zur Thür herein) Heinrich hurtig! der Tag bricht an.

Heinrich. (bringt noch einen Mantelſack) Sind Sie noch da? — Ich vermuthete Sie ſchon im Haſen.

Ludwig. Damit du dich deſto ſichrer mit meiner Garderobe davon machen konnteſt?

Heinrich. Wäre das etwa nicht freundſchaftlich? würde Ihre Bürde nicht leichter, und meine ſchwerer? und muß in dieſer Welt nicht einer dem andern tragen helfen?

Ludwig. Menſch! wie du noch ſcherzen kannſt. —

Heinrich. Traurigkeit macht ſchwere Beine, und wir bedürfen leichter Füſſe, wenn uns die Creditoren nicht ereilen ſollen.

Ludwig. Aber Heinrich, wenn mein Plan mit der Engländerin —

Heinrich. Poſſen! — um das Weib zu fangen, hätten Sie ſich von einer ganz andern Seite zeigen müſſen. — Selbſt als würklicher reicher Baron hätten Sie nichts ausgerichtet. — Alſo fort — fort!

Ludwig. Du haſt doch nichts vergeſſen?

Heinrich. Eine ziemliche Portion unbezahlter Rechnungen ausgenommen, kann ſich keine Motte an unſerm Nachlaß laben. — Halt! — ich muß die Thüre verſchließen! das leere Neſt könnte üble Gedanken verurſachen. —

Ludwig. (im Abgehen) Ich gehe in die Türkey und werde ein zweiter Bonneval.

Heinrich. (hat die Mantelſäcke genommen, und folgt ihm) Ich gehe nach Eldorado und ſammle Kieſelſteine.

Zweyte Scene.

Der alte **Richard** aus der Hütte.

Nein, ich kann nicht ſchlafen, indeſſen mein kranker Ludwig vielleicht eine bange Nacht in Fieberhitze durchwacht. Mögen die armen Schiffbrüchigen, die ich in der Stube des alten Fiſchers reden hörte, meine Kammer und mein Bett einnehmen; ich will indeſſen für Ludwig beten. — Der Morgen graut, es iſt noch ſo heimlich und ſtill auf den Straßen, ein einzelner Fußtritt ſchallt bis ans Thor; ſo ausgeſtorben, ſo feierlich, und die dämmernde Beleuchtung des erſten Morgenroths — o! das giebt eine herzige Stimmung zum Gebet! — Jch will mich hieher ſetzen, (er ſezt ſich auf den Verſchlag vor Ameliens Hauſe, und wartet bis es völlig Tag wird) und lauſchen nach jedem Schatten, den ich hinter den Vorhängen wandeln ſehe. — Es giebt einen heitern Morgen nach einer ſtürmiſchen Nacht! Bild unſers Lebens! ach ja! ich habe auch ſchon manchmal meine Sonne auf- und untergehn ſehn, und da hab ich nun Vertrauen zu Gott! — So friſch und jugendlich, wie jenes Morgenroth, war mein Ludwig, als ich ihn aus meinen Armen ließ, blaß und entſtellt ſollt' ich ihn wieder finden. — Geduld! hagere Wangen füllen ſich wieder aus, matte, hohle Augen glänzen wieder; wenn nur die Seele nicht kränkelt, da hilft kein Arzt! — Gott! träufle du mit dieſem Morgenthau heilende Kraft auf ihn herab! Es wird doch ſchon lebendig in der Stadt. Da höre ich in der Ferne einen Schmied arbeiten, und auch das Rad eines Ziehbrunnens knarren. Fleiß und Kummer ſind doch immer am erſten wach! Ha! der alte Fiſcher. —

Dritte Scene.

Richard. Der alte Fiſcher ſezt ſich vor ſeiner Thür hin, flikt ein Nez, und ſingt.

In der Welt hat Jedermann ſein Netz!
Jeder ſucht ſich einen Fiſch zu fangen:
Weibernetze ſind geſchminkte Wangen,
Süße Worte, goldne Spangen.
Fürſtennetz, ein Ordensband;
Dichternetze, ſeine Lügen;
Der Soldat läßt für das Vaterland
Durch das Netz der Ehre ſich betrügen,
Liebesnetz, iſt Schwur der ewgen Treu;
Der Schmarutzer fängt durch Schmei-
cheley
Sich den Biſſen von des Großen Tiſche;
Aber ich — ich fange Fiſche.

Richard. Gott gebe euch einen guten Morgen lieber Alter!

Fiſcher. (wirft ſein Nez hin, und tritt vor) Was? — Ja, ſo wahr ich lebe! — Ich denke, ihr ſchlaft noch in ſanfter

Ruh! — warum verlaßt ihr denn euer Bett, und ſezt euch da auf den harten Stein? Ihr habt doch der Ruhe ſo nöthig!

Richard. Ruhe? Guter Alter, ich weiß von keiner. Mein Herz wird von zärtlichen Beſorgniſſen geängſtet. Ihr ſeid ja auch Vater, ihr müßt es wiſſen, wie es einem iſt, wenn man ſich nach ſeinem Kinde ſehnt.

Fiſcher. Ich ſollt' es denken. Aber es iſt ja noch ſo früh am Tage. Beſſer wärs, ihr ruhtet erſt aus, und ſuchtet dann euern Sohn auf.

Richard. Ach, ich hab' ihn ſchon gefunden, guter Mann — aber ich kann ihn nicht ſprechen, der arme Junge iſt krank.

Fiſcher. Da dauert ihr mich, armer Herr. Nun wartet nur, bis es vollends Tag iſt, dann will ich euch hinbegleiten. Ihr ſeid ſchwach und bedürft einen Führer.

Richard. Ich danke euch. Aber ich habe nicht weit zu ihm, dort in jenem Hauſe gegenüber.

Fiſcher. Da euer Sohn? — Ach du lieber Himmel.

Richard. Ihr ſeht mich ſo traurig an? ihr wißt alſo auch, daß er krank iſt? Es ſteht wohl ſehr ſchlecht um ihn?

Fiſcher. Ja wohl ſteht es ſchlecht mit ihm.

Richard. O Gott!

Fiſcher. Es wird bald aus mit ihm ſeyn.

Richard. Unglücklicher Vater! ſo mußte ich kommen, ihm die Augen zuzudrücken!

Fiſcher. Die Augen zuzudrücken?

Richard. Ja, dieſen kläglichen Troſt wird man mir doch nicht verſagen! Ich muß hinein.

Fiſcher. Ich verſtehe euch nicht, guter Herr. Euer Sohn iſt nicht krank.

Richard. Nicht krank?

Fiſcher. Wenigſtens nicht körperlich krank.

Richard. Nicht körperlich krank, was iſt das? — Geſtern Abends ſpät bin ich vor ſeiner Thüre; man weiſt mich ab, man ſagt mir, er liege im Fieber; man ſagt mir, mein Anblick werde ihn zu ſehr erſchüttern.

Fiſcher. Pfuy! das iſt zu arg! —

Richard. (ängſtlich) Redet, redet!

Fiſcher. Euer Sohn taugt nichts, guter Herr. Ich weiß ſeine ganze Geſchichte. Ein alter treuer Bedienter, den er vor einigen Wochen fortjagte, weil er zu ehrlich für ihn war, hat mir alles erzählt.

Richard. Das war gewiß mein guter Joſeph.

Fiſcher. Richtig! ſo hieß er. Wir waren gute Nachbaren, plauderten manchen Abend miteinander. Es ſtanden ihm immer die Thränen in den Augen, wenn er von der liederlichen Wirthſchaft da drinnen ſprach. Da iſt ein Schurke im Hauſe, Namens Heinrich, der iſt eures Sohns ganzes Unglück, der verführt ihn zu allem Böſen.

Richard. Der? Iſt das mein Dank für meine Wohlthaten?

Fiſcher. Das ſagte der alte Joſeph auch. Euer Sohn verließ euch; nicht um euch die Laſt zu erleichtern; ſondern, weils anfing knapp bey euch zu werden. Mit dem Gelde, das ihr ihm gabt, ging er nach Spaa; das große Spiel lockte ihn, der Teufel ließ ihn gewinnen, in vier Wochen war er ein Spieler.

Richard. Ach; ſo hat er die Ruhe ſeines alten Vaters auf eine Karte geſezt — und verlohren.

Fiſcher. Anfangs ging es gut, das iſt eben ſchlimm; wo kämen die vielen Böſewichter her, wenn das Böſe nicht immer im Anfange zu gelingen pflegte? Er mag wohl ein acht bis neuntauſend Thaler gewonnen haben.

Richard. Acht bis neuntauſend Thaler? und mir ſchickte er nichts?

Fiſcher. Schwärmte von einer Stadt zur andern.

Richard. Und mir ſchrieb er nicht einmal?

Fiſcher. Hier iſt er nun ſchon ſeit Jahr und Tag, hier hält ihn die Liebe, wie er es nennt.

Richard. Ohne Zweifel eine verworfene Dirne?

Fiſcher. Das nicht, es ſoll ein gutes braves Weib ſeyn, eine Wittwe, eine Engländerin. Aber wie der alte Joſeph ſagte, ſo mag ſie ihn nicht, und da hat ſie ganz Recht; vielleicht möchte er ſie auch nicht, wenn ſie nicht ſo reich wäre, und wenn er nicht auf den Hefen ſäße.

Richard. Alles wieder durchgebracht?

Fiſcher. Solches Guth bringt kein Gedeihen. Verſpielt, vertrunken. Heinrich, der feine Spitzbube, hilft ihn beſtehlen.

Richard. Und geſtern Abends war er zu Hauſe?

Fiſcher. Ja wohl, und hat die ganze Nacht geſoffen und geſpielt.

Richard. O ich armer Vater, ich will mich wieder nach Hauſe betteln, und mich dort bey meinem guten Weibe einſcharren laſſen. Ja, ich will fort! der Boden brennt unter mir. Aber ich bin dem Schiffer, der mich herbrachte, noch 13 Thaler ſchuldig, und habe nicht einen Heller: wäret ihr nicht geweſen, ſo hätte ich geſtern Abend hungrig zu Bette gehen müſſen.

Fiſcher. 13 Thaler? ach ich armer Mann! Hier ſind 12 Groſchen, meine ganze Baarſchaft — nehmt vorlieb.

Richard. Gott ſegne dich, aber nein —

Fiſcher. Verſchmäht meine Armuth nicht! ich bitt' euch!

Richard. Nein, guter Alter, ich will es nehmen, weil es euch kränken würde, wenn ich es ausſchlüge.

Fiſcher. O welche Freude, wohlzuthun! es würde keinen Reichen geben, wenn der Reiche das zu fühlen vermögte. Nun will ich in der ganzen Stadt herumlaufen und die 13 Thaler für euch zuſammen betteln. Gott befohlen!

Vierte Scene.

Der alte Richard allein.

Nein! der iſt nicht vom Schickſal ganz verlaſſen, dem in der Noth ein Freund zum Troſt erſcheint! Reich oder arm, in Lumpen oder in Seide, immer iſt Freundes Anblick tröſtlich. Helfen kannſt du mir nicht, guter Alter, aber erquickt haſt du mich. (er fällt in düſteres Nachdenken) Georg! Georg! das habe ich um dich verſchuldet! könnteſt du ſehen, wie tauſendfach mir dein Bruder die Härte vergilt, mit der ich dich einſt in die weite Welt ſtieß! So wie ich hier fremd und hülflos, ſo haſt du vielleicht herum irren müſſen unter einem fremden

Himmel. — O daß mein Seegen dich erreichen könnte, wie mich dein Fluch erreicht hat! — Ich bin ſehr matt — dies Geſpräch hat meine lezte Kraft erſchöpft — (er ſinkt auf die Bank vor Amaliens Hauſe) ach ich bin ſehr matt — was iſt das — daß meine Augen mir zufallen — und ich doch nicht ſchlafen mag — (er ſinkt in dumpfes Hinbrüten mit geſchloſſenen Augen.)

Fünfte Scene.

Georg aus der Hütte, ohne Richard gewahr zu werden.

Da bin ich alſo nun gerade wieder ſo weit, als ich vor zehn Jahren war, da ich mein Vaterland verließ. Nicht doch, damals hatte ich zehn Jahr weniger, und das iſt viel. Auch konnte ich noch meine Ueberfarth nach Weſtindien bezahlen; heute bleibt mir nicht ſo viel, um meine Ueberfarth ins Reich der Todten zu erkaufen. Doch Klagen und Wimmern macht das nicht beſſer; bin ich doch erſt 33 Jahr alt; was den Greiß erdrücken würde, das ſchüttelt der Mann nur ab.

Ein ſchöner Morgen, keine Spur vom geſtrigen Gewitter. Warum denn nur auf meinem Antlitz die Spuren des geſtrigen Unglücks? Wo noch Kraft iſt, da iſt noch Hülfe. Ich will thätig ſeyn, ich will mich durchſchlagen. Aber wie? nach Bremen zu meinem Vater? nein. Das war mein Lieblingsplan, ſo lang ich Geld im Sacke trug, mich vor ihn hinzuſtellen, und zu ſprechen: „Nun Vater, bin ich jezt „eurer werth? Der ſchläfrige Georg, wie „ihr ihn immer nanntet, hat ſein ehrliches „Auskommen ſich erworben; der Fleiß hat „ihm das Genie entbehrlich gemacht.“ Aber ſo — durch meinen Anblick Wohlthaten von ihm heiſchen, — nein, das mag ich nicht! — Hier bey meinem Bruder? — Weiß ich doch noch nicht einmal, ob er mein

Bruder iſt? und vorausgeſetzt er wäre es, ob er auch ein Menſch iſt, dem ich verpflichtet ſeyn mag? — Nein, bey Verwandten muß man zuletzt Hülfe ſuchen. Es wird doch noch jemand in der Welt ſeyn, der einen rüſtigen Geſchäftsmann braucht. In dieſer Stadt wohnen eine Menge Kaufleute; habe ich doch ſelbſt hier einen Correſpondenten. Den will ich aufſuchen, wann es nicht mehr ſo früh am Tage iſt; der wird mir ſchon mit gutem Rath und That — (er kehrt ſich im Sprechen von ungefehr nach der Seite des Alten.) Gott was ſeh' ich! — (Pauſe — dann raſch) mein Vater! — (Pauſe — dann langſam den Blick vom Alten weg gen Himmel) mein Vater — (Pauſe — dann wieder ſtarr nach dem Alten blickend, darauf ſehr bewegt und abgewendet) Mein Vater! o mein alter Vater! Was iſt das? — Wie kommt der alte Mann hieher? — und hier auf die Bank? — Iſt das Haus, welches mein Bruder bewohnt, das ſeinige? — warum hat er Bremen verlaſſen? — hat er ſich hier etablirt? — Doch ſein Aeußerliches ſcheint Mangel anzukündigen. Und ſein Schlummer hier auf dieſer Bank? was ſoll ich davon denken? — (er tritt näher) Sein Haar iſt ſo grau geworden, ſeine Wangen eingefallen, ſeine Hände dürre: ach er muß viel Kummer gehabt haben! Wenn nur der Gedanke an ſeinen Georg ihm nie zum Vorwurf geworden! mein Herz hat ihm verziehen.

Was thue ich? wecke ich ihn auf? — Nein ich bleibe hier, und bewache ſeinen Schlummer. Ob er mich wohl noch kennen wird? Zehnjährige Trennung, und manche Sorgen voll durchwachte Nacht haben auch mein Geſicht verändert. — Ob ich mich bey ſeinem Erwachen ihm zu Füßen ſtürze, und den Nahmen Vater ſtammle? oder ob ich verſuche meinem Herzen zu gebieten? — Ja ich will lauſchen auf die Stimme der Natur in dem ſeinigen.

Richard. (fährt erſchrocken in die Höhe und erwacht) Hu! das war ein böſer Traum! Mein Sohn Georg ſtand vor mir, bleich und entſtellt; ein hohler, ſtrafender Blick — Hu! das war ein böſer Traum.

Georg. Guter Alter, ihr ſitzt da ſo in der Sonne, ihr werdet Kopfſchmerzen bekommen.

Richard. Kopfſchmerzen, mein Herr? Mein bisgen Gehirn hat das Unglück ausgetrocknet.

Georg. Ihr ſeid unglücklich, ehrwürdiger Greiß?

Richard. Haben Sie das Trauerſpiel, den König Lear, geſehen? Gott behüte Sie vor ſeinem Schickſale! — Mein Kopf wird ſehr ſchwach.

Georg. Sollten eure eignen Kinder —

Richard. Ich hatte zwey Söhne.

Georg. Und beyde —?

Richard. Nicht beyde! Keine Läſterung auf meinen guten Georg. Ihn verſtieß ich, und ſein Bruder verſtößt mich, das iſt Gottes gerechte Strafe! — O mein Sohn Georg! könnte ich noch einmal dich ſehen, ehe ich ſterbe! — könnte ich mit der letzten Thräne, aus dieſen vertrockneten Augen gepreßt, dich um Verzeihung meiner Härte anflehn — dich ſegnen —

Georg. (zu ſeinen Füßen) Segnet mich, mein Vater, ſegnet euren Sohn Georg!

Richard. (bebend erkennt ſeinen Sohn, will ihn an ſein Herz drücken, und fällt ohnmächtig zurück.)

Georg. Gott! die Entdeckung war zu raſch. Vater! Vater! — (gegen die Hütte) Xury! Xury! — Er ſtirbt — ach! was hab' ich gethan! (er ſucht den Alten wieder ins Leben zu rufen.)

Richard. (erholt ſich nach und nach.)

Georg. (ſtürzt in ſeine Arme.)

Richard. (drückt ihn feſt an ſich, läßt ihn dann zitternd los, und fällt mit aufgehabenen

Händen auf beyde Knie nieder.) Vergebung, mein Sohn, Vergebung!

Georg. (verſucht umſonſt ihn aufzuheben, und kniet neben ihm) Guter Vater! nichts vom Vergangenen. — Ihren Seegen.

Richard. (legt die Hände auf ihn) Dich ſegne der Gott, in deſſen Gewalt allein es ſteht, kindliche Liebe zu belohnen. Er ſegne dich, ſo wie Er mir verzeihe!

Georg. (hebt den Alten auf und ſezt ihn wieder auf die Bank) Vergeſſen iſt all mein Elend! vergeſſen die lange, zehnjährige Prüfungszeit! ich habe die Liebe meines Vaters wieder! ich bin glücklich und froh! der Seegen meines Vaters ruht auf mir! ich bin reich! ich tauſche mit keinem König!

Richard. Setze dich zu mir, Georg, daß ich dich betrachte, und die Züge deiner Mutter auf deinem Geſicht ſuche. — Ja, du biſt es: das iſt das Auge meiner guten Friederica, das iſt ihr ganzer ſanfter Blick! Gott! wie war es möglich, daß ein ſo holdes Weib, auch die Mutter eines Ungeheuers werden konnte? Ach! die erquickende Frucht und die wurmſtichige wachſen auf einem Baume. Dein Bruder — oder wie? — weißt du vielleicht ſchon? ich finde dich hier? wie, und warum finde ich dich hier? gehörſt du auch in jenes Haus?

Georg. Nein, mein Vater, erſt ſeit wenig Stunden bin ich in dieſer Stadt.

Richard. Gott ſey Dank! du giebſt mir das Leben wieder.

Georg. Aber mein Bruder? — Sie wollten von meinem Bruder reden.

Richard. Er verdient es nicht, daß wir dieſen frohen Augenblick durch ſeinen Namen beſudeln. Er — ich will alle ſeine Verbrechen in Ein Wort zuſammen faſſen — er verachtet ſeinen Vater.

Georg. Ich ſchaudere! aber ſind Sie deſſen auch gewiß, lieber Vater?

Richard. Klagt wohl ein Vater ſein Kind an, ehe er ſeiner Verbrechen gewiß iſt? Siebenzig Meilen weit komme ich armer, zu Grunde gerichteter Mann hieher, weil ich höre, daß es meinem Ludwig wohl geht, und weil ich denke, es werde ihm noch beſſer gehn, wenn er mit ſeinem alten Vater theilen darf. In Sturm und Ungewitter trete ich bey heranbrechender Nacht vor ſeine Thür, und werde abgewieſen. Spieler und Spitzbuben melden ſich, und werden eingelaſſen. — Ich hungere und ſie ſchwelgen. Mir ſagt man, mein Sohn ſey krank; ich bete und er ſündigt. Mit einem Worte, Georg: hier iſt deines Bruders Haus, und hier ſitzt dein Vater unter freyem Himmel, ohne Dach und Fach.

Georg. Ha! das iſt ſchändlich! (aufſpringend) Ich will hinein. —

Richard. Bleib! ſein Verbrechen iſt zu groß, nur Gott kann es ſtrafen! Gott ſtelle ich meine Sache anheim! Ich will zurück in meine Heimath, zieh mit mir lieber Sohn, willſt du?

Georg. O mit Freuden.

Richard. Wo kommſt du her?

Georg. Aus Weſtindien.

Richard. Gewiß nicht mit leeren Händen.

Georg. Gott hat meinen Fleiß geſegnet, aber die Wellen haben die Früchte deſſelben wieder verſchlungen.

Richard. Das iſt ſchlimm. — Doch ich habe dich wieder, ich drücke wieder einen Sohn an mein Herz, ich bin nicht arm. Mach nur, daß wir von hier fortkommen, denn hier wird mir nimmer wohl werden.

Georg. Ich ziehe mit Ihnen, ſobald Sie wollen.

Richard. Da iſt der Schiffer, der mich herbrachte, ein böſer rauher Mann, dem bin ich noch 13 Thaler ſchuldig und habe nicht 13 Groſchen; denn ich dachte hier viel zu finden. Wenn du nur machen kannſt, daß wir dieſen böſen Schuld-Herrn los werden, ſo wollen wir gleich aus dem Thore wandern.

Georg. Dreyzehn Thaler?

Richard. Ja, ſo viel wirſt du doch gerettet haben?

Georg. Ach guter Vater! nicht einen Heller hab ich gerettet.

Richard. Nicht? — Gott prüft mich hart.

Georg. Ja wohl hart! Mein Bißchen Reichthum konnt ich entbehren, aber die Freude, einem Vater zu helfen, ſoll ich auch die entbehren? Gedult! ich habe einen Correſpondenten, der mich in allen Briefen Freund nannte; er verdankt mir manchen kleinen Dienſt, manchen kleinen Vortheil, er ſoll es mir heute mit Wucher vergelten; 13 Thaler, wenig für ihn, unendlich viel für mich!

O für mich hätte ich nicht betteln können! ich eile zu ihm — aber — Sie hier ſo allein zu laſſen — Xury! Xury! — Ich werde Ihnen einen Menſchen vorſtellen, den ich aus meinem Sclaven zu meinem Freunde machte. Sein Geſicht iſt ſchwarz wie eine Kohle, ſeine Seele weiß, wie das Gewand eines Cherubims. — (gegen die Hütte rufend) Xury! Xury!

Sechſte Scene.

Xury. Die Vorigen.

Xury. (gähnend) Ich komme ſchon.

Georg. Hieher, lieber Xury! ſchlaf ein andermal länger; komm und umfaſſe die Knie dieſes Greiſes, er iſt mein Vater.

Xury. Euer Vater? (er kniet vor dem Alten nieder, und ſetzt deſſen Fuß auf ſeinen Kopf; der alte

Richard. reicht ihm die Hand.

Xury. (küßt ſie.)

Georg. Ich muß in die Stadt, dir vertraue ich ihn an, weiche nicht von ſeiner Seite.

Xury. Eher ſoll man die Löwinn von ihren Jungen trennen.

Georg. (eilt fort.)

Siebente Scene.

Richard Weſterland. Xury.

Xury. Ihr ſeid ſein Vater? das freut mich. Seht wie der große Geiſt jeden Blick der entwichenen Nacht durch einen Sonnenſtrahl wieder entkräftet. Mein guter Herr iſt auch einmal wieder froh und muthig geworden. Wo ging er hin?

Richard. Zu einem Freunde, um etwas Geld zu leihen. — Biſt du ſchon lange um meinen Sohn?

Xury. Seit ſieben Jahren. Er kaufte mich los aus einer harten Sclaverey, mich und noch fünf meiner Kameraden. Ach! er hat es immer gut mit uns gemeynt. Ein paar Jahre hinter einander ſtrafte der groſſe Geiſt das Land mit Mißwachs, viele der andern Sclaven verhungerten, bey uns war immer voll auf. Und als er nun die ſchöne Plantage verkaufte um in ſein Vaterland zu gehen, da hättet ihr das Jammern und Winſeln hören ſollen! ja einen ſolchen Herrn bekommen ſie freilich nicht wieder.

Richard. Sage mir Xury, hat er wohl auch meiner gegen dich erwähnt?

Xury. Oft, ſehr oft.

Richard. Und immer mit einer Verwünſchung?

Xury. Je pfui; wir haben einen Papagey, ihr ſollt ihn ſehen, es iſt das Einzige, was wir aus dem Schiffbruch retteten, mein Herr hat ihn ſelbſt erzogen, und ihn allerley ſprechen gelehrt. Zum Beyſpiel: **bete Georg! faſſe Muth, bete für den Vater!** Wann er ſich den ganzen Tag müd und matt gearbeitet hatte, und er des Abends nach Hauſe kam, dann rief der Vogel ihm zu: Bete Georg! bete für den Vater, da hab ich oft geſehn, wie er auf ſeine Knie fiel, und den großen Geiſt bat, euch zu ſegnen.

Richard. Genug, genug! du thuſt meinem Herzen wohl und wehe. Ach Xury! ich hatte noch einen Sohn.

Xury. Noch einen? iſt er geſtorben?

Richard. Wollte Gott, er wäre tod! ſo dürfte ich ihn noch lieben. Er iſt meinem Herzen fremd geworden. Er verſtößt mich, verachtet mich. —

Xury. Pfui!

Richard. (trocknet ſich die Augen.)

Xury. Ich möchte ſolche Thränen nicht auf meiner Seele haben, ich denke, ſie müſſen brennen, wie die Mittags-Sonne unter der Linie!

Richard. Er lebt herrlich und in Freuden.

Xury. So; ob das auch wohl lange dauern wird. Ich denke immer, der Himmel ſey noch ſo heiter, der Böſewicht hört den fernen Donner und zittert vor ihm. — Weinet nicht alter Herr, eure Thränen werden ihn weder beſſern, noch tödten. Kommt mit mir in die Hütte, hier ſperren die Vorübergehenden die Mäuler auf. Dort wohnt ein armer Mann mit einem reichen Herzen. Er wird euch mit einem Schluck Rum erquicken, und dann könnt ihr vielleicht ein wenig ſchlummern, bis mein Herr zurück kömmt.

Richard. Ach Xury! giebt es in Africa und America auch ſolche unnatürliche Söhne.

Xury. Nein alter Herr in Africa nicht. Aber in America wohnt ein Volk, das ſchlägt ſeine Greiſe todt, wenn ſie nicht mehr fort können, und nimmt vorher den zärtlichſten Abſchied von ihnen.

Richard. Beſſer Xury! Zehnmal beſſer, einen Kuß auf den Mund des Vaters und eine Keule auf ſein Gehirn, als tauſendfach gemordet zu werden. Ach die erſte Thräne die geweint wurde, war die Thräne eines unglücklichen Vaters. (er wankt in die Hütte.)

Achte Scene.

Xury allein.

Xury. (ihm nachſehend) Ich mögte ſolche Thränen nicht auf meiner Seele haben. — Iſt das das Land, wo die Menſchen frey ſind? nicht Sclaven ihrer Herren, aber zehnfache Sclaven ihrer Lüſte? — Großer Geiſt! erhalte mich bey meiner ſclaviſchen Denkungsart! Heiß iſt das Land wo ich gebohren wurde, rauh ſind die Sitten meines Volkes; aber ſolche Thränen habe ich nie dort weinen ſehn.

Neunte Scene.

Georg und Xury.

Georg. (niedergeſchlagen und finſter) Wo lieſeſt du meinen Vater?

Xury. In die Hütte brachte ich ihn.

Georg. Xury, ich brauche dreyzehn Thaler.

Xury. Ich hab nicht einen Heller.

Georg. Das weis ich, aber das Geld muß herbey, und ſollten wir es auch aus dem Mittelpunct der Erde kratzen.

Xury. War euer Freund auch ein ſo feiner Zeiſig, und ließ euch hülflos ziehen? ja Herr, eine gute Quelle erkennt man in der Zeit der Dürre.

Georg. Du thuſt ihm Unrecht, er ſtarb vor wenig Wochen, ich fand ſeine Wittwe in Trauer und Thränen.

Xury. Er ſtarb? ja dann iſt er außer Schuld. Aber ungelegner hätte er doch nicht ſterben können, (er ſinnt einen Augenblick nach) wißt ihr was Herr, verkauft mich.

Georg. Pfuy! Xury, ich treibe keinen Menſchen-Handel, du biſt in einem freyen

Lande, und was mehr iſt, als das; du biſt mein Freund.

Xury. Eben deswegen. Euer Feind wird ſich nicht für euch verkaufen laſſen.

Georg. Kein Wort mehr! — ich brauche wenig; dreyzehn Thaler, um einen ungeſtümen Gläubiger zu bezahlen — Mir fällt etwas bey. Lauf, hole unſern Papagoy. Die Stadt iſt groß, es giebt der Narren genug darin, die ein paar Goldſtücke wegwerfen, um das Vergnügen zu haben einen bunten plappernden Vogel auf das Fenſter zu ſtellen. Denn das gehört mit zum guten Ton. Geh, biet ihn feil, aber keinen Heller unter dreizehn Thalern.

Xury. Ach du lieber Gott! mein Jaco! lieber wollte ich mir das Wamms vom Leibe verkaufen.

Georg. Ich auch, aber das bezahlt uns Niemand.

Xury. Der Vogel iſt ja das Einzige, was wir noch haben.

Georg. Eben deswegen gehört es meinem Vater.

Xury. Er hat mir immer aus dem Munde gefreſſen.

Georg. Mein Vater hungert.

Xury. Nun ſo fahre wohl lieber Jaco, du wirſt vielleicht in Hände gerathen, wo du mehr Zucker und Mandeln bekömmſt, als bey mir, aber es wird dich doch keiner ſo lieben, als ich.

Georg. Auch mein Herz hängt an dem Vogel. Er hat mir manche unſchuldige Freude gemacht. Doch es muß ſeyn, komm!

Xury. Armer Jaco, lebe wohl! (beyde gehn in die Hütte.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Betty hernach Amalie.

Betty. (erſcheint und bereitet den Theetiſch Bald darauf auch)

Amalie. (in einem reizenden Negligee, ſie ſetzt ſich hinter den Theetiſch, ſchenkt ein und trinkt.)

Betty. (macht Butterbrod zurecht)

Amalie. Der Thee taugt nichts.

Betty. Er taugt immer nichts, wenn Madam verdrießlich ſind.

Amalie. So? bin ich verdrießlich? und worüber?

Betty. Das nicht, nein.

Amalie. Ich frage, warum du mich verdrießlich glaubſt.

Betty. Je nun, entweder Sie wiſſen es ſchon, und dann brauche ich es Ihnen nicht zu ſagen, oder Sie ſind verdrießlich, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum, und dann will ich es Ihnen ſchon ſagen.

Amalie. Du machſt mich neugierig.

Betty. Sie ſind verliebt.

Amalie. In deine Katze?

Betty. In den Baron Weſterland.

Amalie. Wirklich? macht er dir ſo etwas weiß?

Betty. Ey nun, wer wird denn bey einer Mannsperſon auf das Geſicht ſehen? und ſo gewaltig braun iſt er doch auch nicht.

Amalie. Wäre doch dein Mund eben ſo feſt verſchloſſen, als dein Ohr.

Betty. Schloſſen und Plazregen, ja es war ein gewaltig böſes Wetter.

Amalie. Du ſprichſt von der vergangenen Nacht? und doch hat das Donnerwetter mich weniger im Schlaf geſtört; als das Sauſen und Brauſen dort gegenüber. Da hab' ich ſingen, jubiliren,

und

Betty. (welche ſehr aufmerkſam zuhörte) Alſo bedarf man ſeiner doch zuweilen.

Amalie. Ey nun ja, ſo beym Donnerwetter wie in der vergangenen Nacht, um ein Lied aus dem Geſang-Buch vorzuleſen.

Betty. Beym Donnerwetter nur? Ach Mylady! es giebt manches Ungewitter im menſchlichen Leben wo es einem ſehr wohlthun mag, wenn man in den Armen eines Freundes die Augen zudrücken darf, wenn es blizt.

Amalie. Sieh! da haſt du nichts dummes geſagt. Ach ja, allein genieſſen und allein leiden, iſt beydes gleich traurig. Ich bin noch jung genung, um zu fühlen, daß Liebe mir mangelt, aber ich bin auch alt genug, um zu begreifen, daß Liebe ohne Hochachtung nur ein artiges Kind iſt, mit dem man wohl einmal eine Stunde tändelt, aber es hernach wieder laufen läßt; und ihm höchſtens nachruft: komm bald einmal wieder, lieber kleiner Knabe!

Betty. (ſich umſehend) Wo iſt er denn?

Amalie. Iſt es meine Schuld, daß ich noch nicht fand, was ich ſuchte? iſt es meine Schuld, daß es ſo viele Menſchen in der Welt giebt, die man nur lieben kann?

Betty. (für ſich) Sie bewegt den Mund, ich merke, daß ſie redet, aber nicht mit mir.

Amalie. Ich habe weder Eltern, noch Vormund, die meine Jugend leiten! ſo muß ich denn wohl die Vernunft zu meinem Vormund machen. Die will ich ausſchicken, mir einen Gatten zu wählen; das Herz will ich nur zur Bedienung mitgeben.

Zweyte Scene.

Vorige. Xury mit dem Papagoy.

Xury. Papagey! wer kauft! wer kauft!

Betty. Hu! der iſt ſchwarz!

Xury. Guten Tag. Wollt ihr meinen Papagey kaufen?

Amalie. Kann er reden?

Xury. O ja, er plaudert vom Morgen bis auf den Abend.

Amalie. Wie viel willſt du dafür haben?

Xury. Drey Louisdor.

Betty. Biſt du toll? hier kauft man die Pagagoye zu einem Ducaten.

Xury. Das iſt mehr, als ich für dich geben würde, und weniger als eine einzige Feder von meinem Papagey werth iſt.

Betty. Du biſt ſehr höflich.

Xury. Man kann nicht alles zugleich ſeyn, ich bin ehrlich. — Wollt ihr kaufen, ſchöne Frau? ich habe Eile. Wenn ihr das Geld entbehren könnt, ſo thut es immer, ich verkaufe euch etwas, das hundert Thaler werth iſt, den Papagoy gebe ich euch oben drein.

Amalie. Und das wäre?

Xury. Die Freude, eine Wohlthat gethan zu haben.

Amalie. Du gefällſt mir. Komm ich will dir das Geld auszahlen.

Fury. Nun guter Jaco, lieber Landesmann, wir ſehen uns heute zum letzten mahle. Lebe wohl. Führe dich gut auf, mache deiner Erziehung keine Schande. (er folgt Amalien in das Haus.)

Dritte Scene.

Betty allein.

Das iſt nun wieder ſo ein Einfall! — Was gilts, ſie kauft den Vogel, um ihn Morgen einer mitleidigen Seele in Penſion zu geben. — Immer ſagt ſie, Betty! du haſt Launen, und ſie iſt doch aus lauter buntſchäkkigen Launen zuſammen geſezt. Wenn ſie etwas Großes, Glänzendes erzählen hört, da ſchießen ihr gleich die Thränen in die Augen, und da ſteht ſie gemeiniglich im Begrif einen dummen Streich zu machen. In ſolchen Fällen denkt ſie oft weder an

Stand noch Geſchlecht. Ihre Gunſt kann man durch Kleinigkeiten gewinnen, und durch Kleinigkeiten verſcherzen. Schon zweymal ſtand ſie im Begrif, anſehnliche Heyrathen zu vollziehen, der eine Liebhaber war ein Lord, der gefiel ihr, weil er in einem Trauerſpiele weinte; und ſie gab ihm den Abſchied, weil er, als er ſie eines Tages im Cabriolet ſpazieren fuhr, die Pferde ein wenig peitſchte. Du lieber Gott! und er peitſchte doch nur ihr zu gefallen. — Nun frag ich: hat Betty ſolche Launen? der andere war ein reicher Baronet, der warf einmahl, als man in einer großen Geſellſchaft für einen abgebrannten Prediger Geld ſammelte, ſeinen ganzen Beutel in den Hut. Huſch! hatte er ihr Herz weg, hernach erfuhr ſie, er habe einen alten treuen Bedienten fortgejagt, der zwanzig Jahr in ſeines Vaters Hauſe geweſen war, Bautz! gab ſie ihm den Korb. — Hat Betty wohl ſolche Launen? Ein andermahl wollte ſie mit des Henkers Gewalt einen armen Schiffs-Lieutenant heyrathen, weil er mit Gefahr ſeines Lebens eine ſchwangere Frau gerettet hatte, die ins Waſſer gefallen war. Zum Glück wurde der junge Herr ſchleunig commandirt, und ſegelte mit einer Eſkadre davon. — Hat Betty ſolche Laune? da kommt er wieder. Es muß doch kurios ſeyn, ſo einen ſchwarzen Mann zu haben. Ich muß ein Bischen mit dem Burſchen plaudern. (laut) Höre doch Schwarzer!

Vierte Scene.

Xury und Betty.

Xury. (zählt das Geld, welches er empfangen emſig in ſeiner Hand.)

Betty. Biſt du verheyrathet?

Xury. (das Gepräge eines Geldſtückes betrachtend) Das iſt ein Weib.

Betty. Nun freylich du Narr, mit einem Weibe. Heyrathen ſich bey euch zu Lande die Männer?

Xury. Das Silber ſcheint mir von ſchlechtem Gehalt zu ſeyn. Die Naſe iſt roth.

Betty. Was, das ſagt mir ein Schelm nach! denkſt du etwa es wäre meine Art, zu tief ins Glas zu ſehen?

Xury. Weſſen Bild mag es doch ſeyn? das Weib iſt hübſch genug.

Betty. (ſich brüſtend) Man hat ſich conſervirt.

Xury. Da ſteht etwas geſchrieben. Ich muß doch ſehen, ob ich mein Bischen leſen noch nicht verlernt habe. (er buchſtabirt) E — li — ſa — beth.

Betty. Ja ſo heiſſe ich, aber kurz weg nennt man mich Betty.

Xury. (indem er das Geld in die Taſche ſchiebt) Was zum Teufel plauderſt du? Sie iſt toll oder taub. Leb wohl!

Betty. (ihn zurückhaltend) Nein, ſo haben wir nicht gewettet.

Xury. Wir haben gar nicht gewettet.

Betty. Aber wir werden wetten.

Kury. Worüber?

Betty. Daß du dich in mich verlieben wirſt.

Kury. Ich? — Ha! ha! ha! ja wärſt du in Afrika.

Betty. Je nun, wenn es nur nicht ſo weit wäre. Indeſſen was der Himmel einmal beſchloſſen hat.

Kury. Glänzend ſchwarz, wie Ebenholz —

Betty. Ey darüber ſeh ich weg —

Kury. Aber ich nicht.

Betty. Du biſt gar zu beſcheiden. Wenn ich nur für dich hübſch genug bin.

Kury. Hm! der Mund —

Betty. (beißt die Lippen zuſammen) Der Mund? iſt er nicht klein genug?

Kury. Eben deswegen! Breit muß er ſeyn, die Lippe dick.

Betty. Wir verſtehen uns nicht.

Xury. Es kommt mir auch ſo vor drum geh ich.

Betty. So warte doch, ich habe dir noch viel zu ſagen.

Xury. Und ich dir nichts zu antworten; denn wenn du auch ſchwärzer wärſt, als du weiß biſt, und wenn du nur einen Gedanken von einer Naſe, und Lippen wie Leberwürſte hätteſt; ſo geht doch mein Herr jzt vor. (geht ab)

Betty. Was ſchwatzt der wunderliche Menſch? Ein Gedanke von einer Naſe? Lippen, wie Leberwürſte? meint er mich? hat er Luſt meine Nägel in ſeinen krauſen Haaren zu fühlen?

Fünfte Scene.

Amalie und Betty.

Amalie. (haſtig) Betty! Betty! Lauf ihm nach. Bring ihn zurück, ich muß ihn ſprechen.

Betty. Warum? Warum?

Amalie. Das wirſt du hernach hören — Lauf! Lauf!

Betty. Aber wenn er nicht kommen will?

Amalie. So verſprech ihm Geld.

Betty. (indem ſie geht) Ich glaube wahrhaftig, ſie hat ſich in den Schwarzen verliebt.

Sechſte Scene.

Amalie allein.

Der ſeltſamſte Papagoy, den ich je ſchwatzen hörte. **Bete Georg, bete für den Vater,** rief er mir deutlich zu. Dahinter ſteckt etwas, das ich enträthſeln muß. Wer einen Papagoy ſtatt **Wer da? Gut Freund,** und dergleichen, eine Ermahnung zum Gebet lehren kann, der muß ſeine beſondere Urſachen dazu haben. Riefe der Vogel nur: **bete Georg!** ſo würde ich glauben er habe einem Quäker zugehört; aber **bete für** den Vater! warum denn eben für den Vater?

Siebente Scene.

Amalie. Xury. Betty.

Xury. Was wollt ihr ſchöne Frau? ich habe große Eile.

Amalie. Warum ſo eilig?

Xury. In dieſem Augenblick weint vielleicht ein Vater am Halſe ſeines Sohnes, und Xury der dumme Menſch kann helfen und kommt noch nicht!

Amalie. Du kannſt helfen? wie das?

Xury. Drollige Frage, mit dieſem Beutel.

Amalie. Du ſpannſt meine Erwartung immer höher. Was iſt das für ein Vogel, den du mir verkauft haſt?

Xury. Der ſchönſte Vogel von der Welt; er iſt gebürtig von St. Domingo, nicht älter als ſieben Jahr, und kann noch hundert Jahr leben, ſpricht deutſch, frißt

Mandeln läßt ſich gerne im Kopf krauen, und beißt kleine Kinder — Gereut euch der Kauf, ſo gebt mir ihn zurück, aber das Geld bekommt ihr nicht wieder.

Amalie. Narr, der Vogel gefällt mir. Wer hat ihn ſprechen gelehrt?

Xury. Mein Herr.

Amalie. Wer iſt der Herr?

Xury. Ein braver, unglücklicher Mann.

Amalie. Sein Nahme?

Xury. Georg Weſterland.

Amalie. (ſtutzt) Georg Weſterland? Baron Weſterland!

Xury. Nichts Baron, kann man nicht auch, ohne das, brav ſeyn?

Amalie. O ja, die Tugend ſtellt keine Diplomen aus! hat dein Herr Verwandte hier in der Stadt?

Xury. Einen armen Vater.

Amalie. Sonſt niemand?

Xury. Und einen reichen Bruder.

Amalie. Der Vater arm? der Bruder reich? wie geht das zu?

Xury. Das geht ſo zu, daß der Sohn ein Taugenichts iſt, der den Vater betteln läßt. Nehmt mirs nicht übel, ſchöne Frau, der junge Herr iſt vielleicht von eurer Bekanntſchaft?

Amalie. Ja, ja ich kenne ihn, aber nicht ſo gut, als du mich ihn eben kennen lehrſt, Der arme Vater! doch er hat ja zwey Söhne, und ich hoffe, dein Herr iſt ſeinem Bruder ſo unähnlich. —

Xury. Als eure Geſichtsfarbe der meinigen. Aber der gute Wille iſt vor der Hand ſein ganzer Reichthum. Wenn ihr einmal bey ſchönem Wetter auf die Rhede fahrt, ſo könnt ihr da auf den Klippen linker Hand Trümmer hängen ſehn; und wenn ihr die ſeht, ſo denkt: es war doch hart, daß ein guter Sohn gerade vor dem Hafen Schiffbruch leiden, alles einbüſſen, und ſeinen Vater am Bettelſtabe finden muſte.

Amalie. Schiffbruch habt ihr gelitten?

Xury. Im Sturm der entwichenen Nacht.

Amalie, Aber der Papagey?

Xury. Der Papagey? nun der ſah wohl, wie er ſich durchhalf, dafür hat ihm der liebe Gott ein paar Flügel an den Leib geſetzt. Als das Donnerwetter los ging, und das Schiff brach und zertrümmerte, flog mein armer Jako auf ein Stück von der Kajute, das aus dem Waſſer hervorragte, und rief: Bete Georg! Ja, dachte ich, beten hat auch ſeine Zeit, jetzt müſſen wir ſchwimmen. Ich plätſcherte, ſo nahe ich konnte, an ihn heran, erwiſchte ihn bey den Beinen — denn ihr müßt wiſſen, daß ich im Schwimmen meines gleichen ſuche — und ſo brachte ich ihn glücklich ans Land.

Amalie. Und kennteſt ſo hartherzig ſeyn, ihn zu verkaufen?

Xury. Ach! ſchöne Frau, was ſoll man thun? der Alte hatte nichts zu eſſen, und war 13 Thaler ſchuldig. Ich gieng mit meinem Herrn zu Rathe, und wir beſchloſſen — nein er beſchloß, ich habe keinen Theil an dieſer guten That — den armen Jako loszuſchlagen. Freylich haben wir beyde geweint, als ich ihn forttrug; und Jako hätte gewiß auch geweint, wenn er weinen könnte.

Amalie. Aber reden kann er, und was bedeuten die Worte, die er ſpricht?

Xury. Seht nur, ſchöne Frau, mein Herr wurde vor zehn Jahren aus dem väterlichen Hauſe gleichſam verſtoßen. Er kam nach Jamaica, wo es ihm anfangs kümmerlich genug erging. Du lieber Gott! er blieb Menſch, hatte ſeinen Vater nie beleidigt, und kam oft in die Verſuchung, ihn um der unverdienten Härte willen zu verwünſchen. Da erzog er ſich den Papagey, der in den trüben Stunden der Verzweiflung ihm zurufen müſte: Bete Georg! bete für den Vater!

Amalie. (bewegt) Ich weis genug. Dein Herr muß ein vortreflicher Mann ſeyn.

Kurt. (glühend) Ja, liebe, ſchöne Frau. Ja das iſt er!

Amalie. Du würdeſt ihn wohl nicht verlaſſen?

Kurt. Nicht um die Diamantgruben von Golconda.

Amalie. Guter Junge! — den Papagey haſt du zu wohlfeil verkauft. (ſie reicht ihm einen vollen Beutel) Da nimm das, und thu dir gütlich dafür.

Kurt. Ich danke, ſchöne Frau! ihr ſeyd mehr als ſchön, ihr ſeyd gut.

Amalie. (bey Seite) Noch nie hat mir jemand etwas ſo ſchmeichelhaftes geſagt.

Kurt. Juchhey! ich laufe zu meinem Herrn! der wird Augen machen, über den reichen Kurt. Lebt wohl, ſchöne Frau!

der große Geiſt gebe euch einen goldenen Stuhl im Himmel, und ein ſanftes Ehebett auf Erden.

Amalie. Noch eins, wo iſt eure Wohnung?

Turr. Wir haben keine. Der gute alte Fiſcher dort nahm uns auf. (er lauft fort.)

Achte Scene.

Amalie und Betty.

Amalie. (wirft ſich auf die Bank, und ſtützt den Kopf in die Hand.)

Betty. Was mag ſie nun ausbrüten? ich habe von der ganzen Unterredung wenig verſtanden. Ein Schiffbruch — ein alter Papagoy, der Schulden hat — ein väterliches Haus, das nach Jamaica verſtoßen worden — daraus werde der Henker klug.

Amalie. Meine Gedanken treiben ſich in meinem Kopfe herum, wie Schneeflocken an einem ſtürmiſchen Wintertage, nur weniger kalt, als jene.

Betty. (für ſich) Sie ſpricht von Schneeflocken, und wir haben die ſchönſten Sommertage.

Amalie. Iſt es die Liebe zum Wunderbaren? oder iſt es mein Herz, das romantiſche Bilder mir vermahlt?

Betty. Aha! ſie ſpricht in Bildern.

Amalie. Wie, wenn ich beſtimmt wäre, dieſen tugendhaften Menſchen glücklich zu machen? wie wenn er beſtimmt wäre, mir die ſchönen Jahre wieder zu geben, die ich an der Seite eines mürriſchen Greiſes verlohr?

Betty. Verlohren? den Verſtand verlohren, ſo ſcheint es mir.

Amalie. Aber Lady Bedford und ein Bettler! aber ein Bettler mit ſolch einem Herzen! — das Meinige hat bey Rang und Reichthum darben müſſen.

Betty. Ich glaube wahrhaftig, ſie will den Schwarzen heyrathen.

Amalie. Ob er gut gebildet ſeyn mag? — denn das iſt doch immer ein Punct, nach welchem unſere Augen zuerſt fragen; bey dem Throne der Vernunft vorüber gehn, und unſerm Herzen den Bericht abſtatten. — Gleichgültig iſt mir ſeine Geſtalt freylich nicht; aber meinen Entſchluß beſtimmen — nein, das ſoll ſie nicht. Mir gnügt an ſeiner Tugend. Ein guter Sohn, iſt auch ein guter Gatte.

Jener ſo genannte Baron — gewiß iſt er ſein Bruder. Wohl mir, daß dieſer Zufall mich ihn ganz kennen lehrt. Er iſt nicht blos ein Geck, er iſt ein Laſterhafter; denn der erſte Schritt jedes großen Verbrechers war Verachtung ſeiner Eltern.

Laß ſehen, wie fang ich es an, den Sprachmeiſter meines Papagoy näher kennen zu lernen. — Ihn zu mir bitten laſſen? — das wird mich verlegen machen. Ich wünſchte lieber zufälliger weiſe — (ſie ſinnt nach)

Neunte Scene.

Die Vorigen. Der alte Fiſcher.

Fiſcher. Ey ſo wollt' ich, daß ihr alle am Abgrunde der See läget, ihr hartherzigen Menſchen! Ausgelacht hat mich das Teufelsvolk, das reiche. Nur den armen Lumpenhunden, wie ich, hab ich die drey Thaler zuſammen gebracht. — Was ſoll er damit.

Amalie. Vermuthlich iſt das der alte Fiſcher der ihn beherbergte. — Guter Freund! iſt jene Hütte die Eurige?

Fiſcher. (für ſich) Das iſt auch eine Reiche. — Wenns nicht grob wäre, ſo gäb' ich ihr keine Antwort.

Amalie. Habt ihr mich nicht verſtanden. Iſt jene Hütte die Eurige?

Fiſcher. Ja Madame! ich bin keinen Heller darauf ſchuldig.

Amalie. (lächelnd) Das war es nicht, warum ich frug. Man hat mir geſagt, ihr beherbergt einen Greis und ſeinen Sohn?

Fiſcher. Da hat man Ihnen die Wahrheit geſagt.

Amalie. Nehmt euch in Acht, Alter! an den Leuten ſoll kein gutes Haar ſeyn.

Fiſcher. Da hat man Sie verdammt belogen.

Amalie. Wie ſo?

Fiſcher. Weil es mir beynahe vorkommt, als ob Sie in allen Ihren groſſen Häuſern vergebens ſuchen würden, was ich da in meiner Hütte habe. Den Alten machen graues Haar und Unglück ehrwürdig. Der Junge — o ein braver Junge! ſo ehrlich und bieder, ſo kindlich und fromm — er hat nichts, als ſein Herz und ſeinen guten Namen, (er zieht die Mütze ab) und ich bitte Madame, keines von beyden in meiner Gegenwart anzutaſten.

Amalie. Wann ich nach der Wärme eures Lobes urtheilen ſoll, ſo muß euer Gaſt ein vorzüglicher Menſch ſeyn?

Fiſcher. Das iſt er auch. Wenn eine junge, reiche Wittwe ihr Glück machen wollte —

Amalie. Sein Glück machen wollte?

Fiſcher. Ihr Glück machen wollte. Ich weis wohl, was ich rede.

Amalie. Wirklich? ich danke euch, guter Alter! Aber — (bey Seite) Weiblichkeit! wie ſchwer biſt du zu verleugnen! (ſchüchtern) iſt ſeine Geſtalt angenehm? —

Fiſcher. (lächelnd) Seine Geſtalt? Ha! ha! ha! was geht mir und Ihnen ſeine Geſtalt an? Er iſt bucklicht, Madam, und ſchielt auf beyden Augen. Aber Gott ſieht das Herz an. — Da kömmt er ſelbſt. Nun können Sie ihn begaffen nach Herzensluſt. Seine Geſtalt! Ha! ha! ha! als ob das Herz in der Geſtalt ſäße.

Amalie. (neugierig in die Ferne blickend) Ganz ſo, wie ich es wünſche.

Zehnte Scene.

Georg mit Amaliens Beutel in der Hand.
Die Vorigen.

Georg. (zu dem Fiſcher) Ehrlicher Alter! mein Vater ſchlummert und Xury wedelt ihm die Fliegen ab. — Kommt! helft mir den harten Schiffer aufſuchen. Seht — hier iſt Geld, — Geld! nun kann ich helfen. In Zukunft wollen wir nur eine Familie ausmachen; die ganze Woche arbeiten, und des Sonntags unter der Linde bey einem Trunke Dünnbier froh seyn.

Fiſcher. Seht, junger Herr! da ſollt' ich mich nun freuen, aber ich freue mich nur halb, weil ich nicht helfen konnte. Ich habe nur 3 Thaler zuſammen gebracht.

Georg. Guter Alter! Eure That bleibt was ſie iſt. Kommt! kommt.

Amalie. (ſchüchtern) Mein Herr! auf ein Wort!

Georg. (verlegen) Madame! ich habe dringende Geſchäfte —

Amalie. Ihre Geſchäfte kenne ich, und Sie wünſchte ich zu kennen.

Georg. Madame Sie werden ſich in der Perſon irren. Ich bin ein Fremdling, der erſt ſeit wenig Stunden —

Amalie. Ich irre mich nicht, ich ſpreche mit Georg Weſterland.

Georg. (erſtaunt) So heiſſe ich, doch muß ich mich billig wundern, dieſen gleich=

gültigen Namen aus dem Munde einer unbekannten Dame zu hören.

Amalie. Mein Herr, dieſer Name iſt mir nicht gleichgültig.

Georg. (für ſich) Sonderbar! vielleicht eine Buhlſchweſter, die mich für einen reichen Weſtindienfahrer nimmt. (laut) Madame, Sie ſehen einen Schiffbrüchigen vor ſich, der Ihnen in nichts, in gar nichts dienen kann.

Amalie. So kann ich vielleicht Ihnen dienen. Ich wundre mich, in einem ſo guten Herzen, den Argwohn zu finden: nur Eigennutz ſey die Mutter jeder Handlung.

Georg. O Madame! wenn man viel unter Menſchen geweſen iſt, ſo verlieren ſich die ſüſſen Träume von Bruderliebe und Menſchlichkeit.

Amalie. Ich würde Sie um dieſes Grundſatzes willen haſſen, wenn nicht Ihr Unglück ihn entſchuldigte.

Georg. (für ſich) Hm! ſo ſpricht keine Buhlſchweſter.

Amalie. Erlauben Sie mir eine Frage, die Ihnen vielleicht ſonderbar ſcheinen wird, aber ich bitte Sie, mich nicht nach dem Anfang, ſondern nach dem Ende unſers Geſprächs zu beurtheilen.

Georg. Fragen Sie, Madam!

Amalie. Sind Sie verheurathet?

Georg. (raſch) Gottlob! nein!

Amalie. Gottlob? nein? — ſind Sie ein Weiberfeind?

Georg. Das nicht, aber es würde mir weh thun, ein unſchuldiges Geſchöpf in mein Elend verwickelt zu haben, doch verzeihen Sie! Klagen iſt nicht meine Sache.

Amalie. Muth, Muth! einer Ihrer Dichter ſagt wahr und ſchön, — ein einziger Augenblick kann alles umgeſtalten: Sie ſtehen alſo in keiner Verbindung mit irgend einem weiblichen Weſen? weder hier, noch in Indien?

Georg. Ich weiß nicht Madam —

Amalie. Warum ich das frage? Sie ſollen es bald erfahren. Mein Herr, ich bin Lady Amalie Bedford —

Georg. Mylady —

Amalie. Die nehmliche, die Ihren Papagoy kaufte.

Georg. (ſehr verlegen) So verdanke ich Ihnen —

Amalie. Bis jetzt noch nichts, vielleicht einſt Etwas. — Ich weiß Ihre Geſchichte, ich weis auch, warum Sie den Papagoy verkauften.

Georg. (ſtutzt, halb für ſich) Sollte Xury mich verrathen haben.

Amalie. Nichts weniger. Ihr Papagoy verrieth Sie, und Xury verrieth nur den Papagoy.

Georg. Ich weis nicht, Madam! wohin Alles dies führen ſoll?

Amalie. Vielleicht zu einem unerwarteten, aber guten Ende. — Ihre kindliche Liebe hat mein ganzes Herz bewegt. Der Schritt, welchen ich zu thun im Begriff ſtehe, iſt ſonderbar, ſehr ſonderbar; aber ich bin eine freye Engländerinn, und folge gern den Regungen meines Herzens. Meinen Namen wiſſen Sie, er trägt mir jährlich

lich 3000 Pfund ein. Lord Bedford ein Greis, dem ich einſt gezwungen meine Hand reichen mußte, lebt nicht mehr. Daß ich kein häßliches Weib bin, ſagt mir mein Spiegel; daß ich ein gutes Weib ſey, beweißt Ihnen die Achtung, die ich für Ihre Tugend hege, denn nur der kann Tugend hochachten, deſſen Herz deren ſelbſt fähig iſt — Mein Herr — es wird mir ſchwer, weiter zu reden — ſollten Sie mich nicht verſtehn?

Georg. Mylady — ich habe nur einen Gedanken — und der iſt zu groß für dieſe Welt.

Amalie. Sie müſſen mich erſt ganz kennen lernen. (munter) Erlauben Sie mir, Ihnen mein Bild zu entwerfen. Ich bin 28 Jahr alt, bin ein wenig eitel, lache gern, und ſehe es ſehr ungern, daß andere weinen. (plötzlich ernſt) Kann aber auch mit weinen, wenn ich gute Menſchen leiden ſehe, und im Nothfall mehr als weinen. (wieder munter) Mein Wittwenſtand fing an mir Langeweile zu machen, ich beſchloß wieder zu heyrathen, und meine Wahl mehr der Vernunft, als dem Herzen zu überlaſſen. Ich ſah der Männer viele, aber Herz und Vernunſt ſchwiegen. Auch Ihr Bruder war unter dieſen.

Fiſcher. Ja, Ihr Bruder —

Amalie. Stille! nichts mehr von ihm; es muß Ihnen weh thun ſeinen Namen zu hören. — Schon glaubte ich mich zum ewigen Wittwenſtande verurtheilt; wer hätte denken ſollen, daß ein Papagoy reden würde, wo Vernunſt und Herz ſo lange ſchwiegen? „Georg bete für deinen Vater!“ rief der Vogel mir zu, und dieſe ungewöhnlichen Worte in dem Schnabel eines Papagoyen, erweckten meine ganze weibliche Neubegier. Ich lies Ihren Xury zurückruſen, ich fragte ihn aus — nun wiſſen Sie alles. Ihre kindliche Liebe hat mich mit Achtung und Bewunderung erfüllt, hat mir den Wunſch entlockt, vom Schickſal auserkohren zu ſeyn; ein Werkzeug, Ihre Tugend zu belohnen. — Wir kennen uns noch zu wenig, um uns zu lieben, aber genug, um uns hochzuachten, und dann, ſagt man, iſt es nur noch ein kleiner Schritt. Und wenn ich nun entſchloſſen wäre, nach der Probezeit eines Jahrs mein Schickſal mit Ihnen zu theilen. Antworten Sie, mein Herr, frey und aufrichtig, wie es dem deutſchen Manne gegen das brittiſche Weib ziemt! würden Sie an meiner Hand dieſen Schritt thun können?

Georg. Mylady! — Ihre Großmuth — mein Erſtaunen — wenn es kein Traum iſt —

Amalie. Wahrheit! ſo ſonderbar mir ſelbſt dieſer Auftritt ſcheint.

Georg. Wenn Sie denn nicht blos ſcherzen Mylady; wenn Sie dann wirklich die offene Engländerin ſind; ſo hören Sie ohne Unwillen die freymüthige Erklärung des Deutſchen. Ich habe nie geliebt, aber ein Herz, das nie liebte, iſt der Liebe am fähigſten. Sie ſind ſchön, Mylady, Sie haben Verſtand und Herz, ich fühle daß ich Sie lieben würde. Aber wenn nun jenes ſüße Band uns vereinigt, wenn an Ihrem Buſen mein Glück wieder aufblüht, wenn Ihre Reichthümer mich in den Stand ſetzen, meinem alten Vater ſeine letzten Tage zu verſüßen; wird nie in einer übellaunigen Stunde Ihnen ein Vorwurf entſchlüpfen? wird nie der Gedanke Sie quälen, einem Bettler ohne Namen, Rang und Anſehn aufgeopfert zu haben? werden Sie es immer nur meiner eigenen freien Empfindung überlaſſen, mich deſſen zu erinnern, was Sie für mich thaten? O Mylady! jeder trübe Augenblick, jede Wolke auf Ihrer Stirn würde den ſchrecklichen Gedanken in mir erzeugen: der Schritt, den Sie jetzt thun wollen, habe Sie gereut! und ach, zehnfach elender würde dann ich ſeyn! tauſendfach elender, wenn ich Sie liebte. Prüfen Sie ſich! gehorchen Sie nicht der Aufwallung Ihres guten Herzens! Blicken Sie in die Zukunft, und entſcheiden dann über mein Schickſal.

Amalie. Ja, Sie ſind meines Herzens, meiner Liebe werth! Gebe Gott! daß ſich dieſe Geſinnungen nicht ändern mögen; ſo bin ich in Jahres-Friſt ein höchſt glückliches Weib.

Georg. Dieſer Termin —

Amalie. Iſt nicht zu lang; unſer Glück hängt davon ab. Das was ich thue, iſt ſchon ſo ungewöhnlich — was würden Sie von mir denken, wenn ich, ohne Sie zu kennen, noch weiter ginge? — Sprechen Sie!

Georg. Ich unterwerfe mich jeder Probe, auch dieſem Aufſchub meines Glücks. — (küßt ihre Hand)

Fiſcher. Und er wird in der Probe beſtehen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Und ſie wird in der Probe beſtehen, denn ſo etwas hab' ich in meinem Leben von keiner Reichen gehört. Und weil Sie gewiß alle beyde in der Probe beſtehen werden, ſo ſag ich — ſehn Sie! mit naſſen Augen — Gott ſegne das Brautpaar!

Betty. Meine Ohren haben nichts verſtanden; meine Augen deſto mehr!

Georg. Guter Alter; ich werd' es nie vergeſſen, daß eure Hütte mir offen ſtand, als noch jedes Herz mir verſchloſſen war.

Amalie. Lebe nur noch ein Jahr, braver Mann! und du ſollſt an meinem Hochzeittage an unſrer Tafel ſitzen.

Fiſcher. Zu viel Ehre Madame! Nein, da gehöre ich nicht hin. Ich will in der Ferne ſtehn, und für Ihr Glück beten.

Georg. Ich eile zu meinem Vater! eine ſolche Botſchaft iſt erquickender als Schlummer. Mit dieſer Freude will ich ihn wecken, und in die Arme ſeiner Tochter führen; die ich — bey dem Allmächtigen! durch gute Geſinnungen und Handlungen verdienen will. — (ab)

Betty. Nun, das hat mir lange geahndet, daß Sie ſich ſo fangen würde. Mylady! Ihre vornehmen Verwandten in London werden ſich freuen, wenn ſie die Notifications-Schreiben bekommen.

Amalie. Ich verbitte mir dergleichen Anmerkungen.

Betty. Das meyne ich eben: an Anmerkungen wird es nicht fehlen.

Amalie. Ich lebe für mich, und nicht für meine Verwandte. — Bey dem ſaubern Herrn Baron wird es heut ſpät Tag! —

Fiſcher. Ja, das wollte ich Ihnen vorhin ſchon ſagen — der iſt über alle Berge.

Amalie. Was!

Fiſcher. Schon abgeſegelt; ich ſah ihn, und ſeinen Heinrich auf dem Verdecke. — Ihr habt gewiß eine gute Fahrt, dachte ich ſo bey mir; denn was hängen ſoll —

Eilfte Scene.

Vorige. Richard. Georg und Xury.

Georg. Hier iſt ſie, die edle, ſonderbare Frau!

Richard. (wankt auf ſie zu) Mylady! — mein Dank iſt ſtumm — Eine Freudenthräne — ich habe deren in zwanzig Jahren nicht geweint — ſie ſey Ihrer Großmuth Lohn.

Amalie. Lieber Vater, der Lohn deſſen, was ich thue, iſt die Hand eines Biedermanns; beſteht er ſeine Probe —

Richard. Er wird — oder das heiße Gebet eines Vaters müßte nicht zu Gottes Thron dringen.

Amalie. So ſoll unſern glücklichen Cirkel hinfort nichts trennen, unſer Vater, mein Georg, ich und jener brave Alte. (auf den Fiſcher deutend)

Xury. Und den armen Xury wollt ihr vergeſſen, der ſich ſo ſehr freut — ſo ſehr, daß er weinen muß, wie ein Kind.

Georg. Xury! mein Freund! unter keinem andern Titel ſollſt du bey mir wohnen.

Amalie. Und den Papagoy ſchenke ich dir wieder.

Xury. Ich danke ſchön! mein guter Jacco, wie wird er ſich freuen. Jeden Morgen will ich ihm die Worte lehren: „Xury bete für Georg und die gute Frau."

Richard. Lehr ihn: „ſo belohnt Gott kindliche Liebe!"

Ende.

Die Spanier in Peru

oder

Rollas Tod.

Ein

romantiſches Trauerſpiel

in fünf Akten

vom

Präſidenten von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1796.

Dem
treuen, biedern Freunde,
den
der Zufall zum Freyherrn,
und
die Natur zum Edelmanne
machte,
meinem geliebten
Friedrich von Ungern Sternberg
gewidmet.

Vorbericht.

Dieſes Stück iſt eine Fortſetzung meiner Sonnenjungfrau. Mein würdiger Freund, Herr Schröder, hat verſchiedene kleine Veränderungen damit vorgenommen, die ich, im Vertrauen auf ſeine Beſcheidenheit wohl verſchweigen könnte, die ich aber hiemit dankbar anzeige, theils, weil ich mich nie geſchämt habe, von einem Mann wie Schröder, Belehrung anzunehmen; theils, weil ſonſt wieder irgend ein hämiſcher, auf den Beyfall, welchen das Stück erhalten, neidiſcher Spürhund auftreten, und mir meinen Antheil ſchmälern mögte. — Die Veränderungen ſind entweder ſolche, die Herr Schröder ſelbſt, oder ſolche, die ich auf ſein Anrathen unternommen.

Zu den Erſteren gehört vorzüglich: die Weglaſſung einer Scene des Waffenträgers Diego, der, ohne übrigens mit dem Intereſſe des Ganzen verbunden zu ſeyn, durch unzeitigen Scherz den raſchen Gang des Erſten Akts unterbrach.*) Ferner: die Unterdrückung eines Schluß-Chors, und einer Arie, welche Elvira ſehr zur Unzeit in die Guitarre ſang. Ferner der Umſtand: daß Pizarro Elvirens Anſchlag auf ſein Leben nur erräth, den, vor dieſer Abänderung, ihm Rolla mit dürren Worten entdeckte, und dadurch vielleicht einen Schein des Unedelmuths auf ſeinen Charakter warf. Ferner: die Milderung von Pizarro's Niederträchtigkeit, da er vorher ſelbſt, trotz ſeines gegebenen Wortes, Rolla wieder in ſeine Gewalt zu bekommen ſuchte.

---

*) Durch ein Verſehen in der Druckerey iſt dieſe Scene p. 14. ſtehen geblieben.

Ich ſelbſt habe auf ſein Verlangen den Kapellan Valverde in einen Geheimſchreiber verwandelt, denn man will nun einmal die ſchlechten Pfaffen nur auf der großen Bühne der Welt, und nicht auf den Privat-Nationaltheatern ſehen. Zwar hatte ich mir gleich anfangs vorgenommen, dieſe Veränderung nur für die Bühne zu machen, im Druck hingegen dieſen elenden Pfaffen, der keine erdichtete Perſon iſt, in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit wieder herzuſtellen; am Ende aber hatte ich weder Zeit noch Luſt mich mit dieſem Unhold wieder zu befaſſen, und es mag ſchon ſo bleiben.

Unſtreitig die wichtigſte, und dem Stücke vortheilhafteſte Veränderung, iſt die Veredlung von Elvirens Charakter, die ich auf ſeinen Rath unternahm, und für welche ich ihm den meiſten Dank weiß. Elvira, die jetzt hoffentlich zu Mitleid und Bewunderung hinreißt, glich vorher in vielen Stellen nur einer gemeinen Buhlerin.

Andere Abänderungen, wo Herr Schröder ſich offenbar in die Zeit fügen mußte, habe ich nicht angenommen. Ich ſehe zum Beyſpiel nicht ein, warum man nicht gerade herausſagen dürfte: daß der Vater Pabſt den Spaniern Amerika durch eine Bulle geſchenkt; daß er durch eine andere Bulle die Indianer für Menſchen, und nicht für Affen erklärt; daß man zur Ehre Chriſti und der zwölf Apoſtel dreizehn Indianer aufgehangen; und was dergleichen mehr iſt. Warum ſollte man hiſtoriſche Thatſachen auf der Bühne verſchweigen?

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, noch zwey Worte über ein Paar andere meiner Stücke zu ſagen. Ein gewiſſer Herr Schütze behauptet in ſeiner Hamburgiſchen Theatergeſchichte ſehr zuverſichtlich: Herr Schröder habe mit dem Grafen Benjowsky große Veränderungen vorgenommen, welchen das Stück den erhaltenen Beyfall verdanke. Das iſt aber, mit ſeiner Erlaubniß, nicht wahr; Herr Schröder hat im Grafen Benjowsky nichts geändert, und Herr Schütze wird wohl thun, ſich in Zukunft beſſer zu unterrichten.

Die Litteratur-Zeitung hat die Güte gehabt, meinen Sultan Wampum, (ein unbedeutendes Produkt, dem ich ſelbſt einen ſehr geringen Werth beylege,) mit mehr Nachſicht zu beurtheilen, als ich vielleicht ſelbſt gethan haben würde, da ſie doch vormals weit beſſere meiner Stücke, dem allgemeinen Beyfall des Publikums zum Trotz, mächtig und höhniſch in den Staub trat. Ich bin für dieſe Nachſicht ſehr verbunden, und will nur hier anzeigen, daß einige der getadelten, und würklich tadelnswerthen Verſe nicht von mir herrühren, ſondern, vermuthlich um der Bequemlichkeit des Componiſten willen, ohne mein Wiſſen geändert worden, und hernach ſo ſtehen geblieben ſind, weil ich zu weit vom Druckort entfernt war, um die Handſchrift noch einmal durchzuſehen. Wenn es der Mühe verlohnte, würde ich meine Verſe hier abdrucken laſſen.

Perſonen.

Ataliba, König von Quito.
Rolla, } Feldherren der
Alonzo de Molina, } Peruaner.
Cora, Alonzo's Gattin.
Pizarro, Heerführer der Spanier.
Elvira, ſeine Freundin.
Almagro, }
Gonzalo, }
Davila, } Pizarros Gefährten.
Gomez, }
Valverde, Pizarros Geheimſchreiber.
Las Caſas, ein Dominicaner.
Diego, Alonzos Waffenträger.
Ein alter Cazike.
Ein Greis.
Ein Knabe.
Spaniſche und indianiſche Wachen.
Prieſter, Weiber und Kinder.

Erſter Akt.

(Im ſpaniſchen Lager, das Innere von Pizarros Gezelt.)

Erſte Scene.

Elvira. Valverde.

Elvire. (in Mannſtracht auf einem Ruhebette ſchlummernd.)

Valverde. (ſchleicht herein, betrachtet ſie mit Lüſternheit, kniet endlich neben ihr nieder, und küßt ihre herabhängende Hand.)

Elv. (erwacht und betrachtet ihn mit Unwillen.)

Valv. Vergieb der Macht deiner Reize.

Elv. O weh! — es könnte dir endlich ein Wunder gelingen.

Valv. Und welches?

Elv. Ein Weib mit ſeiner eignen Schönheit zu entzweyen.

Valv. Sehr bitter.

Elv. Warum ſtörſt du meine lieblichen Träume?

Valv. Was träumteſt du?

Elv. Ich ſah dich hängen.

Valv. Wie lange wird Elvire meiner Liebe ſpotten?

Elv. Deiner Liebe? Ey' wer gab dem Baſtard dieſen ehrlichen Namen? Unter uns, Valverde! wenn ich dich von Liebe ſprechen höre, ſo kömmſt du mir vor, wie ein Taſchendieb, der um eine milde Gabe bittet, und während er nach dem Beutel ſchnappt, Gottes Segen im Munde führt.

Valv. Was doch ein ſchönes Weib nicht alles ſagen darf.

Elv. Was doch ein Geck nicht alles thun darf. Wer erlaubte dir meinen Schlaf zu ſtöhren? iſt es nicht genug, daß mich in jeder Nacht die Trommeln wecken? doch laſſe ich meine Ohren lieber quälen, als meine Augen.

Valv. Geduld zu prüfen, verſtehſt du meiſterlich.

Elv. Soll ich Pizarro von deinen Nachſtellungen unterrichten?

Valv. Sage mir lieber durch welche Zauberkraft dieſer Pizarro dich gefeſſelt hält? — Ein wildes ſtieres Auge, ein ungekämmter Bart, Heuchler in der Freundſchaft, Tyrann in der Liebe —

Elv. Halt! die Leichenpredigt kommt zu früh, er iſt ja noch nicht todt.

Valv. Ungeſchliffen und holpricht an Leib und Seele, in ſeiner Jugend ein Sauhirt, im Alter, Menſchen wie Säue regierend.

Elv. Ha! ha! ha! vielleicht kennt er euch beſſer als ihr glaubt.

Valv. Unwiſſender als ein andaluſiſcher Mauleſeltreiber, nicht einmal leſen und ſchreiben kann der Held.

Elv. Merk es dir guter Freund, ein Weib das Liebe heiſcht, frägt wenig darnach, ob der Geliebte auch leſen und ſchreiben könnte, denn die Liebe lieſt ſich nur in den Augen und ſchreibt ſich nur in das Herz. Tapferkeit feſſelt Mädchen-Herzen ſicherer als Gelehrſamkeit. Pizarro ficht mit dem Schwerdt und du mit der Feder. Er vergießt Blut und du nur Dinte.

Valv. Noch hat beydes uns wenig geholfen.

Elv. Aber mit allen deinen Kritzeleyen hätte Nugnez Balboa das Südmeer nie entdeckt; mit allen Sätzen deines Ariſtoteles hätten Pizarro und Almagro nie ein Schiff ausgerüſtet. Du ſäßeſt noch immer im Schulſtaube und ich wäre vielleicht eine Nonne.

Valv. Es frägt ſich noch, ob wir dabey gewonnen oder verlohren hätten?

Elv. Klöſterliche Einförmigkeit, der Schlaf eines Murmelthiers.

Valv. So ſeyd ihr Weiber, nur Aufſehn wollt ihr machen. Ein glänzend Elend iſt euch lieber als Ruh und ſtilles Glück.

Elv. Weißt du, was wir am meiſten haſſen? die ungebetnen Schwätzer, die Gemeinſpruchs-Prediger.

Valv. Recht, ſpotte nur ſo lange die Sonne ſcheint, und zage wenn der Donner rollt. Der Augenblick iſt nicht mehr fern vielleicht.

Elv. (ſpöttiſch) Valverde ein Prophet! und worauf gründet ſich deine düſtre Weiſſagung?

Valv. Sind wir nicht in einem fremden Lande, wo uns der Tod aus jeder neuen Pflanze, aus jeder unbekannten Frucht entgegen grinzt. Wen des Feindes Schwerdt verſchonte, den tödtet ein ungewohnter Himmelsſtrich. Täglich mindert ſich die Zahl der Unſrigen.

Elv. Deſto beſſer, ſind wir nicht die Erben eines jeden Todten?

Valv. Da haben wir's! nur Raubſucht iſt euer Zweck.

Elv. Und der Deinige, Freund Valverde? — Meinſt du, ich wittre den Wolf nicht, weil er das Blöcken der Schaafe nachäfft? Willſt du vor Weiberaugen den Schalk verbergen? Geh, geh, im ganzen Lager iſt nicht Einer, der ſo redet wie er denkt, den alten Las Caſas ausgenommen.

Valv. Nenne dieſen Schwärmer nicht. Er träumt von Menſchlichkeit und Duldung.

Elv. Weiſt du, daß es Augenblicke giebt, wo dieſes Greiſes Träumereyen mein Herz gewaltig faſſen? daß ich ſeinen grauen Bart oft lieber küſſen mögte als deine braune Wange? daß ich Nächte hindurch ſchwelgen muß, um einen läſtigen Eindruck zu verlöſchen?

Valv. Schäme dich.

Elv. (mit einem halben Seufzer) Hätte ich dieſen Alten früher gekannt, wer weiß was aus mir geworden wäre?

Valv. Eine heilige Schwärmerin für die ſogenannte Menſchheit; denn für nichts ſchwärmet man leichter als für Worte, die keinen beſtimmten Begrif haben. Die Einbildungskraft kreißt, und der Märtyrer wird gebohren.

Elv. Valverde auch ein Philoſoph?

Valv. Mißfällt es dir? wohlan, laß aus den Nebelwolken der Philoſophie uns herab auf die Fluren der Liebe ſteigen.

Elv. Sie verdorren unter deinem Fußtritt. Kurz Freund Schleicher, wirf die Feder weg, ergreif ein Schwerdt, und thu etwas Großes, wenn Elvira dich lieben ſoll.

Valv. Nenne mir doch Pizarros Thaten.

Elv. Frage die alte und neue Welt. Durch eigene Federkra[illegible]wang er vom Sauhirten ſich zum Krieger e[illegible]. Als er mit einem kleinen

Schif=

Schiffe, von hundert Gefährten nur begleitet, Panama verließ, um eine unbekannte Welt zu erobern, da flüſterte mein Herz: ein kühner Mann! als er auf der kleinen Inſel Gallo mit ſeinem Degen, eine Linie in den Sand zog, einem jeden erlaubte ihn zu verlaſſen der dieſe Linie überſchreiten würde, und als nur dreyzehn geprüfte Männer ihm zu folgen ſchwuren, an deren Spitze er ſich dem Tode weihte, da ſprach mein Herz laut: ein großer Mann!

Valv. Groß wenn es gelingt; doch ſcheitert ſein Entwurf, ſo nennt die Welt ihn einen Thoren.

Elv. Das Schickſal jedes Helden. Kinder ſehen mit offenem Maule eine Rakete ſteigen, und lachen wenn ſie plazt.

Valv. Geſetzt, ſie ſtiege auch bis in die Wolken, was hoffſt du dann?

Elv. Einſt Vicekönigin zu werden. Pizarro wird dies rohe Volk regieren, ich werde es bilden.

Valv. Würklich? Dann kennſt du Pizarros ſchlauen Ehrgeiz wenig. Führt das Glück ihn auf die höchſte Staffel, ſo reicht er ſeine Hand einem Mädchen, deſſen Geburt die Flecken der ſeinigen zudeckt, deſſen Verwandſchaft bey Hofe ihm zur Schutzmauer dient; und die arme Elvira iſt vergeſſen! vergeſſen alles was ſie that und litt!

Elv. Ha! dann — doch ziſche nur giftiger Wurm.

Valv. Auf dieſer Seite hingegen Valverde jezt nur Geheimſchreiber, doch bald vielleicht Kanzler, Elvira, ſeine Freundin.

Elv. Unverſchämter!

Valv. Du trittſt die Blume die du pflücken könnteſt um einer Frucht willen die dir zu hoch hängt. Glaube mir, ſo lange dieſer Alonzo de Molina den Feind in unſern Künſten unterrichtet, ſo lange wird Pizarro leeres Stroh dreſchen.

Elv. Und ſo lange dieſer Pizarro meine Gunſt verdient, ſoll keine Tücke mich von ihm ſcheiden. Kehrt ihm Fortuna den Rücken, ſo reicht ihm Elvira die Hand.

Valv. Die Reue hinkt, doch ſie ereilt den Thoren. — St! ich höre ſeine Stimme.

Elv. Geſchwind ein ehrliches Geſicht, du Tauſendkünſtler!

Zweyte Scene.

Pizarro. Die Vorigen.

Pizarro. (ſtuzt, da er Valverde und Elvira beyſammen findet. Er betrachtet beyde mit finſterm Argwohn. Valverde verbeugt ſich. Elvira lacht) Warum lachſt du?

Elv. Lachen und weinen, ohne eben das warum zu ſagen iſt Weiber-Vorrecht.

Piz. Ich will es wiſſen.

Elv. Ich will! ich will! — aber ich will nicht.

Valv. Donna Elvira ſpottete meiner Furcht.

Piz. Welcher Furcht?

Valv. Daß der Feind durch überlegne Menge, und von Alonzo angefeuert —

Piz. (mit bitterm Spott) Nur ein Weib, und was dem ähnlich iſt, kann dieſen Knaben fürchten.

Valv. Du haſt Recht. Es war kindiſch kleinmüthig. Er, der Lehrling unter deinen Fahnen, lehnt ſich gegen den Meiſter auf.

Piz. An meinem Tiſche hat er gegeſſen, auf meinem Teppich hat er geſchlafen.

Valv. Der Undankbare!

Piz. Ich liebte ihn. Er war mir von ſeiner Mutter anvertraut. Seine Mutter war ein ſtolzes Weib. Und in der Bruſt des Knaben glimmte ein Heldenfunke, den ich zur Flamme anzufachen hoffte.

Elv. Nur Mädchen erziehen Helden.

Piz. (ſpöttiſch) Meinſt du? — ich habe nie geliebt.

Elv. (empfindlich) So warſt du auch nie ein Held.

Piz. (zu Valverde) Oft, wenn ich ihm von unſerer erſten Fahrt erzählte, wie ich mit einer Hand voll Menſchen ſiebenzig Tage lang herumgetrieben wurde; wie Sturm und Wellen auf dem Meere; Sümpfe, Flüſſe, unwegſame Wälder auf dem feſten Lande, uns jeden Schritt zu Tagereiſen machten; wie bald der wilde Küſtenbewohner, und bald der Himmel gegen uns ſechfochten, wie Kampf und Hunger, ein ſchwüles Klima und böſe Krankheiten, den kleinen Hauſen täglich minderten, bis die Noth mich zwang, dieſe fluchbeladene Küſte zu verlaſſen, und den Perleninſeln gegenüber auf einem unwirthbaren Eyland mein Leben zu friſten; wenn ich ihm das alles ungekünſtelt mahlte, dann ſchloß er voll Bewunderung mich in ſeine Arme, und eine Thräne trat in ſein großes blaues Auge.

Valv. Und weſſen Fuß zerſtörte die hoffnungsvolle Saat?

Piz. Las Caſas erſchien mit ſeiner glatten Zunge, entrückte ihn in höhere Sphären, berauſchte ihn durch Schwärmerey, und von Stund' an müht' ich mich vergebens, ihn aus ſeinem Wolkenſchloß auf die nützliche Welt herabzuziehn.

Valv. Er floh! und ward dein Feind? verrieth ſein Vaterland?

Piz. Zuerſt verſuchte der thörichte Knabe die Grundſätze eines Mannes zu erſchüttern. Er hieng mit Thränen an meinem Halſe, wollte das gezückte Schwerdt mir aus der Fauſt winden, nannte die Peruaner unſre Brüder. —

Valv. Verſtockte Heyden unſre Brüder! daran erkenne ich Las Caſas.

Piz. Als er ſahe daß ſeine Thränen auf kalten Marmor fielen, da ging er zu den Feinden über, nuzte verrätheriſch ihre Menge, meine Lehren, ſeine Kenntniß, unſere Stärk' und Schwäche, und zwang mich — ha! — zu einem ſchimpflichen Rückzug.

Valv. Die Rache ſchwebt über ſeinem Haupte.

Piz. Mit verſtärkter Macht bin ich zurückgekehrt, und erfahren ſoll der Knabe daß Pizarro lebt!

Valv. Es frägt ſich nur ob Alonzo noch lebt?

Piz. So eben hat man ſeinen Waffenträger gefangen. Zwölftauſend iſt der Feind ſtark. Alonzo und Rolla ſind ihre Anführer. Sie opfern heute ihren Götzen. Dieſe Sicherheit wollen wir nutzen, und das Opfer mit Menſchenblut begieſſen.

Elv. Ueberfall? Schlacht? Nimmſt du mich mit Pizarro?

Piz. Es geht nicht zum Ball.

Elv. (empfindlich) Auch fragt' ich keinen Tänzer.

Piz. Wenn du in meiner Rüſtkammer ein Schwerdt findeſt, leicht genug für eine Weiberfauſt, ſo komm und ſteh an meiner Seite.

Elv. Wirſt du mich drum lieber haben?

Piz. Ja, und weiſt du auch warum? Das Schlachtgetümmel iſt mir Bürge für deine Treue.

Elv. Du irrſt. Ein Weib das Luſt hat zu betrügen, kehrt ſich weder an Sturm noch Erdbeben.

Piz. Ich danke dir für die gute Lehre, und ſchreibe ſie in mein Gedächtniß.

Elv. Du kannſt nicht ſchreiben.

Piz. (mit einem grimmigen Blicke) Elvira!

Elv. Iſt es denn meine Schuld?

Piz. Du weiſt, was ich nicht hören mag.

Elv. Hätte deine Amme dir ein Bein gebrochen, würdeſt du dich zu hinken ſchämen?

Piz. Genug! und nie wieder davon.

Elv. (für ſich) Achilles war nur an der Ferſe verwundbar.

Dritte Scene.

Diego wird hereingeführt. Die Vorigen.

Piz. Sieh da! willkommen guter Freund!

Diego. Ach! ich unglückſeliges Mutterkind!

Piz. Kennſt du mich noch?

Dieg. Wie ſoll ich die Blume der ſpaniſchen Ritterſchaft vergeſſen?

Piz. Wie lange iſt es her, daß du meine Küche zum leztenmal beſuchteſt.

Dieg. So lange, daß ich darüber zum Gerippe mich gefaſtet habe.

Piz. Lebt dein Herr?

Dieg. Er lebt.

Elv. Wie haſt du dich zu uns verlaufen?

Dieg. Eure Vorpoſten brateten ein Spannferkel, mich lockte der Geruch.

Piz. Wie ſtark iſt der Feind?

Dieg. Zwölftauſend.

Piz. Und Alonzo iſt Feldherr?

Dieg. Alonzo und Rolla.

Piz. Wer iſt dieſer Rolla?

Dieg. Ein Wilder, der mit dem Satan im Bunde ſteht, der eine Keule ſchwingt, wie ich ein Lammsviertel, und das Schwerdt ſo raſch führt, wie euer Koch den Schaumlöffel.

Piz. Es ſoll mir lieb ſeyn ihn kennen zu lernen. Sind Er und Alonzo Freunde?

Dieg. Freunde? o ja! er iſt verliebt in Donna Cora.

Elv. Wer iſt Cora?

Dieg. Die Gemahlin meines Herrn.

Piz. Dein Herr vermählt?

Valv. Und mit einer Heydinn! welch ein Greuel!

Dieg. Sie lieben ſich wie ein paar gemeine Menſchen.

Valv. Hat er ſie getauft?

Dieg. Nein, er ſpricht, es gäbe auch ungetaufte Tugend.

Valv. Der Böſewicht.

Piz. Iſt Cora mit im Lager?

Dieg. Sie und ihr Kind, nebſt einem Haufen andrer Weiber.

Piz. Das iſt mir lieb. Je mehr Weiber je leichter der Sieg. Sie weinen, ſie kreiſchen und die Männer werden muthlos. Iſt man auf eine Schlacht gerüſtet?

Dieg. Heute wird geopfert.

Valv. Dem Teufel vermuthlich?

Dieg. Der Sonne.

Valv. Aber doch Menſchenblut?

Dieg. Früchte und wohlriechende Kräuter.

Piz. Mit Menſchenblut wollen wir das Opfer begießen. Genug Sennor Diego. Du kannſt indeſſen in meiner Küche die Bratenwender bewachen.

Dieg. Herzlich gern. Seht nur meinen magern Wanſt und meine dürren Beine. Mit faulen Fiſchen, ſauren Kirſchen, und Maiz- (Körner-) Kuchen haben ſie mich gefüttert.

Piz. Ich ſollte dich Ueberläufer an einen Baum knüpfen laſſen.

Dieg. O weh! (zu Elvira) Schöner junger Herr bittet für mich.

Piz. Pack dich fort, und dank es deiner Dummheit, daß ich dir das Leben ſchenke.

Dieg. Dem Himmel ſey Dank, daß ich ſo dumm bin! (Er geht.)

Die Wache. Soll man ihn in Ketten legen?

Dieg. Tölpel! lege deine Zunge in Ketten.

Piz. Gebt ihm Eſſen und Trinken, ſo wird er nicht davon laufen.

Dieg. Es lebe Don Pizarro! er kennt ſeine alten Freunde wieder. (ab.)

Piz. (einen Augenblick nachſinnend) Ja es iſt beſchloſſen. Die Opfernden ſind zu Opferthieren erkohren. Erſt Kriegsrath, dann die Schlacht. Elvira entferne dich.

Elv. Warum?

Piz. Weil Männer ſich verſammeln werden.

Elv. Als ob ein Weib dann überflüßig wäre. Warlich! die Männer ſind undankbare Geſchöpfe, das nützlichſte was die Natur euch gab, gebraucht ihr zum Spielwerk. Ich bleibe.

Piz. Nun ſo bleib! und ſchweige wenn du kannſt.

Elv. Ich werde denken. Der leere Kopf plaudert. Denken und ſchweigen ſind immer beyſammen.

Vierte Scene.

Las Caſas, Almagro, Gonzalo, Davila, und Andre treten herein.

Las Caſ. Du haſt uns hieher entbieten laſſen —

Piz. Setze dich ehrwürdiger Greis, ſezt euch meine Freunde. Der Augenblick iſt da, in welchem wir die Früchte unſrer Kühnheit erndten ſollen. Der Feind, in Sicherheit verſunken, opfert heute ſeinen Götzen. Mein Rath iſt: ſchneller Ueberfall, Tod den Bewaffneten, und Ketten den Wehrloſen.

Almag. Tod jedem Peruaner! bewafnet oder wehrlos, das gilt gleich.

Gonz. Die Weiber und Kinder mag man ſchonen.

Almag. Es wäre beſſer die ganze Brut auszurotten.

Dav. Zur Ehre des Glaubens!

Las Caſ. Läſtre nicht!

Almag. Wir haben lange genug an dieſer Küſte gefaullenzt.

Las Caſ. Und morden nennt ihr arbeiten?

Almaz. Noch ſahe ich keine Frucht der groſſen Koſten die wir aufgewandt.

Piz. Wir leiden Mangel und die Krieger murren.

Gonz. Indeſſen Alonzo im Wohlleben unſerer ſpottet.

Piz. Verrätheriſcher Knabe;

Las Caſ. Mir ſagt mein Herz, daß Alonzo zwiſchen Menſchlichkeit und Vaterlandsliebe einen ſchweren Kampf beſteht.

Almaz. Dein Herz vertheidigt deinen Zögling.

Las Caſ. Ja er iſt mein Zögling und ich bin ſtolz auf ihn.

Almaz. Genug, er ſoll uns kennen lernen.

Piz. Des Feindes Macht wächſt, die Gegend iſt uns unbekannt, der Mangel reißt ein, und Zaudern erſchlafft den Muth. Das einzige Mittel gegen alle dieſe drohenden Gefahren, iſt eine Schlacht.

Alle. (außer Las Caſas) Eine Schlacht! eine Schlacht!

Las Caſ. Welch ein fürchterlicher Wiederhall! eine Schlacht? gegen wem? gegen einen

König, der noch vor wenig Tagen euch die Hand zum Frieden bot, gegen ein Volk, das harmlos ſeine Felder baut und in reiner Unſchuld der Sitten den Schöpfer nach ſeiner Weiſe lobt.

Valv. Ein Heidenkönig, der der Sonne opfert, und den das Schwerdt vertilgen muß.

Las Caſ. Iſt das Blutmaas eurer Grauſamkeiten noch nicht voll? Dieſe Kinder frommer Unſchuld, die euch gaſtfrey aufnahmen, wann haben ſie genug gelitten? — Allmächtiger! deſſen Donner Felſen zerſchmettern, und deſſen Sonne Eisgebürge ſchmelzen kann! leihe meinen Worten deine Kraft, ſo wie deine Güte meinen Willen beſeelt. — Werft einen Blick auf die Millionen Schlachtopfer von eurer Raubſucht nothlos gewürgt. Als Götter wurdet ihr empfangen, als Teufel kamt ihr unter ſie! Gern und frölich gab man euch Gold und Früchte, ihr ſchändetet zum Dank Weiber und Töchter. Die Menſchheit empörte ſich, die Unterdrückten murrten; da richtete man Hunde ab, ſie zu hetzen. Wen dieſe hölliſche Jagd noch übrig ließ, der wurde vor den Pflug geſpannt, ſein eignes Feld für euch zu ackern, oder zu die Goldminen begraben, um euren nimmer ſatten Geiz zu ſättigen.

Piz. Du übertreibſt.

Las Caſ. Ich übertreibe? — O wollte Gott ich hätte ſchon alles geſagt! ach! was noch übrig iſt, könnte Zähren aus Tygeraugen locken! Schweig Wehmuth! hinab ihr Thränen! laßt mich reden. — Man wettete wer mit mehr Geſchicklichkeit einen Menſchen ſpalten, einen Kopf herunter hauen könne; man riß die Kinder aus der Mutter Armen, und ſchleuderte ſie gegen Felſen. Bey langſamen Feuer bratete man ihre Anführer, und wenn ihr Geheul die Henker im Schlafe ſtöhrte, ſo ſtieß man ihnen einen Knebel in den Hals. An dreyzehn Galgen hing man dreyzehn Indianer auf — Gott! darf ichs ausſprechen! — zur Ehre Chriſti und der zwölf Apoſtel! Meine Augen haben dieſe Greuel geſehn, und ich lebe noch! — Ihr weint Donna Elvira? hat euch allein mein ſchreckliches Gemählde erſchüttert?

Almaz. Weil wir keine andre Weiber unter uns haben, als ſie und dich.

Piz. Was du erzählſt trift nicht uns. Was kümmern uns die Grauſamkeiten eines Columb, eines Ovando?

Las Caſ. Steht ihr nicht im Begriff ſie zu erneuern?

Valv. Und wäre es auch, noch iſt es kaum entſchieden, ob dieſe Indianer Menſchen oder Affen ſind.

Las Caſ. Wehe euch! daß der Vater Pabſt erſt eine Bulle geben mußte, um euch Menſchen kennen zu lehren.

Valv. Er hat uns die neue Welt geſchenkt, *um ſie zu unterjochen, mit Hülfe der göttlichen Gnade.* *)

Piz. Genug der unnützen Worte! die Zeit verſtreicht, und die Gelegenheit entflieht, wollt ihr fechten?

Alle. Wir wollen.

Las Caſ. O ſendet mich vorher noch einmal zu den Feinden! laßt mich Worte des Friedens reden, unſere heilige Religion mit Sanftmuth predigen.

---

*) Worte der päbſtlichen Bulle. Siehe Robertſons Geſchichte von America.

Valv. Erſt laß dieſe Helden fechten, und unſerer Lehre den Weg bahnen.

Las Caſ. Mit Blut?

Almag. Du magſt hernach das Blut mit frommen Thränen wegwaſchen. Auf! meine Freunde! zögert nicht!

Las Caſ. Gott! du haſt mich nicht zu deinem Diener geſalbt um zu fluchen, ſondern um zu ſegnen. Doch hier wäre mein Segen Läſterung. Fluch euch Brudermördern! Fluch eurem Vorhaben! über euch und eure Kinder komme das unſchuldige Blut das heute vergoſſen werden ſoll! — Ich verlaſſe euch auf immer, um nie wieder Zeuge eurer Raſerey zu ſeyn. In Höhlen und Wälder will ich mich begraben, zu Tygern und Leoparden will ich reden; und wenn wir einſt dort vor dem ſtehen, deſſen ſanfte Lehre ihr heute verleugnet, ſo zittert vor meiner Anklage! (er will gehen.)

Elv. (in unwillkührlicher Bewegung) Nimm mich mit dir Las Caſas.

Las Caſ. Bleib! und rette Menſchen wenn du kannſt. Ich vermag hier nichts mehr. Doch die Reize eines Weibes ſind mächtiger als die

Beredſamkeit eines Greiſes. Vielleicht biſt du erkohren der Schutzengel jener Unglücklichen zu werden. (er geht ab.)

Piz. Was wollteſt du thun Elvira?

Elv. Ich weiß nicht. Der alte Mann kam mir in dieſem Augenblick ſo übermenſchlich vor, und du, und ihr alle ſo tief menſchlich —

Almaz. Der alte Graukopf ſchwärmt.

Valv. Er träumt ſich eine Welt wie Plato.

Piz. Er kann nicht mehr genieſſen, und ſpielt den Bußprediger.

Elv. Sagt, was ihr wollt, in mir iſt Etwas, das euch widerſpricht.

Gonz. Mitleid ziemt dem ſchönen Weibe.

Elv. Wie dem Sieger Menſchlichkeit.

Piz. Recht gut daß wir den Sitten-Prediger los geworden.

Almaz. Wir werden weniger gähnen und mehr fechten.

Piz. Um die Mittagsſtunde pflegt der Feind zu opfern, dann ziehſt du Almazro dich links durch den Wald. Du Gonzalo bemühſt dich rechts den Hügel zu erklimmen. Ich gehe gerade

rade auf ihn los. Siegen wir, ſo ſind die Thore von Quito für uns offen.

Almaz. Und wir begrüßen dich, Pizarro, als König von Peru.

Piz. Mit nichten, meine Freunde. Wer langſam geht, geht ſicher. Ataliba bleibe Schattenkönig, ich herrſche unter ihm, vermähle mich mit ſeiner Tochter, und ſichere mir ſo die Thronfolge dieſes Reichs.

Gonz. Ein guter Plan.

Almaz. Pizarro iſt Held und Staatsmann.

Valv. (heimlich ſpöttiſch) Nun Elvira?

Elv. Ein allerliebſter Plan. Und wo bleibt Elvira?

Piz. Im Hauſe ihres Freundes.

Elv. Als königliche Magd?

Piz. Ich gebe der Erbin von Peru was man Prinzeſſinnen gemeiniglich giebt: die Hand; Elvira behält mein Herz.

Elv. Und wenn ich älter werde, machſt du mich zur Hofmeiſterin deiner Kinder? nicht wahr?

Piz. Du biſt empfindlich Elvira? bedenke daß ein Thron mir winkt.

Elv. Ich empfindlich? o nein! ich ärgere mich nur, daß dieſer Dikkopf weiter ſah als ich.

Piz. Was ſoll das heißen?

Elv. O nichts! Grillenfängerey! vergieb der weiblichen Schwazhaftigkeit, ſie ſoll die Bahn des Helden nicht länger durchkreuzen. Euch ruft Waffengeklirre. Fort! fort ihr tapfern Männern!

Piz. Du wollteſt mich begleiten?

Elv. Ey freylich. Ich will die erſte ſeyn die dem neuen Königs-Eydam huldigt.

Fünfte Scene.

Gomez tritt herein.

Almar. Was bringſt du Gomez.

Gom. Einen Gefangenen. Auf jenem Hügel unter Palmen fanden wir einen alten Caziquen, der unſer Lager zu belauſchen ſchien. Entfliehen konnte er nicht, er ließ ſich willig feſſeln. Doch jedes Wort aus ſeinem Munde iſt Bitterkeit und Hohn.

Piz. Führe ihn her. (Gomez verläßt das Zelt, und kehrt sogleich mit dem alten Caziquen zurück.)

Piz. Wer biſt du?

Der Caz. (immer ſehr gelaſſen aber ohne alle Prahlerey.) Wo iſt der Anführer der Räuberbande?

Piz. Ha!

Almaz. Biſt du raſend? (zu Pizarro) Laß ihm die Zunge aus dem Halſe reiſſen.

Der Caz. Recht, ſo bleibt die Wahrheit mir im Halſe ſtecken.

Dav. (ſeinen Dolch zückend) Erlaube mir ihn nieder zu ſtoßen.

Der Caz. (zu Pizarro) Zählſt du mehr dergleichen Helden unter deinem Heere?

Piz. (mit funkelnden Augen) Sterben ſollſt du alter Trozkopf! doch vorher bekenne was du weißt.

Der Caz. Das that ich ſchon. Doch eines lernte ich von dir.

Piz. Und welches?

Der Caz. Daß ich ſterben muß.

Piz. Durch minder Starrſinn könnteſt du vielleicht dein Leben retten.

Der Caz. Mein Leben iſt ein dürrer Baum, es iſt nicht der Mühe werth, ihn zu verſchonen.

Almar. Unſere Waffen können dich zum Erſten deines Volks erheben.

Der Caz. Mein Volk kennt den alten Orozimbo. Er war nie der lezte.

Piz. Wir gehen euer Heer zu ſchlagen. Sey unſer Führer durch den Wald, und wir überhäufen dich mit Schätzen.

Der Caz. Ha! ha! ha!

Piz. Du lachſt?

Der Caz. Ich bin ein reicher Mann, ich habe zwey tapfre Söhne, und überdieß noch manche gute That zurückgelegt.

Piz. Wie ſtark iſt euer Heer?

Der Caz. Zähle die Bäume im Walde.

Almar. Wo iſt die ſchwächſte Seite eures Lagers?

Der Caz. Die gerechte Sache deckt es überall.

Dav. Zu welcher Stunde opfert ihr der Sonne?

Der Caz. Unſern Dank in jeder Stunde.

Piz. Wo verbergt ihr eure Weiber und Kinder?

Der Caz. In den Herzen ihrer Männer und Väter.

Almaz. Kennſt du Alonzo?

Der Caz. Ob ich ihn kenne? ihn, den Wohlthäter unſerer Nation?

Piz. Wodurch verdient er dieſen Namen?

Der Caz. Er iſt euch in keinem Stücke gleich.

Almaz. Unſinniger! rede mit Ehrfurcht.

Der Caz. Ich rede die Wahrheit mit Gott, was ſoll ich denn mit Menſchen reden?

Valv. Du kennſt Gott nicht.

Der Caz. (ſeine Arme ausbreitend, mit frommer Zuverſicht) Ich kenne ihn!

Valv. Wir bringen euch die einzige wahre Religion.

Der Caz. Sie iſt in unſer Herz geſchrieben.

Valv. Ihr ſeyd Götzendiener.

Der Caz. Laßt uns den alten Glauben, der uns froh leben und heiter ſterben lehrte.

Dav. Verſtockte Brut!

Der Caz. Junger Räuber! wir rauben kein fremdes Eigenthum.

Dav. Schweig oder zittre!

Der Caz. Ich habe nie vor Gott gezittert, warum vor Menſchen? warum vor dir? du weniger als Menſch.

Dav. (den Dolch zückend) Kein Wort mehr, heiduiſcher Hund! oder ich ſtoße dich nieder.

Der Caz. Stoß zu! damit du doch zu Hauſe prahlen kannſt: ich habe auch einen Peruaner ermordet.

Dav. (ihn niederſtoßend) So fahre zur Hölle!

Piz. Was thuſt du!

Dav. Kannſt du ſeine Schmähungen länger dulden?

Piz. Soll er ohne Martern ſterben?

Der Caz. (der ſich tödtlich verwundet fühlt) Junger Menſch! du verlierſt eine ſchöne Gelegenheit leiden zu lernen.

Elv. Ihr ſeyd Unmenſchen! — (ſich zu ihm kauernd) Armer Greis!

Der Caz. Ich arm? — ſo nahe meinem Glücke? — meine Gattin winkt — die Sonne lächelt — Gott beſſre euch — und ſegne euch — (er ſtirbt.)

Elv. Valverde! ſtirbt der Chriſt ſchöner?

Valv. Ihn ſtärkte des Satans Macht.

Piz. Schleppt den Leichnam fort! — Und du Davila, nie wieder ſo voreilig!

Dav. Vergieb, mein Blut empörte ſich.

Piz. Folgt mir Freunde! ein jeder auf ſeinen angewieſenen Poſten. Ehe der Gott der Peruaner ſich ins Meer ſenkt, ſtürzen wir die Mauern von Quito. (Ihm folgen Almagro, Davila, Gonzalo und Gomez.)

Sechſte Scene.

Valverde. Elvira.

Valv. Nun ſchöne Elvira? meine Hofnung wächſt mit Pizarros Uebermuth.

Elv. O mir iſt wunderlich zu Muthe! — Dieſer ſchauderhafte Wechſel von Scenen der Grauſamkeit — dieſes unverſchämte Bekenntniß des Ehr- und Habſüchtigen —

Valv. Wirf dich in meine Arme!

Elv. Weh mir wenn dein Arm meine lezte Zuflucht bleibt!

Valv. Trauſt du mir nicht Kraft zu einen Dolch mit Sicherheit zu führen?

Elv. Von hinten ja! Wie theuer verkaufſt du einen Mord?

Valv. Nur um einen hohen Preiß, dir aber leicht zu zahlen.

Elv. Leicht? du irrſt. Doch Rache kauft ein beleidigtes Weib nie zu theuer. Geh, laß mich allein, du ſollſt von mir hören.

Valv. Der Dolch iſt geſchliffen, der Arm gezückt. Ein Wort, und er blutet zu deinen Füſſen. (geht ab).

Elv. Nein! auch wenn Mord in meiner Seele ſtünde; nicht dieſe Rache! nicht dieſes Werkzeug! Pfuy der Gemeinſchaft mit dieſem Elenden! Wenn Pizarro mich verſtößt, mich, die ihm Tugend und Ehre opferte — Dann — Mich verſtößt? — (mit Würde) Ich verſtieß ihn. Was liebt ich denn an ihm? ſeine Größe! Er iſt ein kleiner Menſch geworden — weg iſt meine Liebe! Doch halt! — Ge-

— Geſchieht denn Alles was ein Mann beſchließt? — Der Ehrgeiz baut Kartenhäuſer, und die Liebe haucht ſie um. — Prüfe ihn noch einmal Elvira, und findeſt du ihn deiner unwerth, ſo verachte ihn! und tritt ihn in den Staub, aus dem er ſich aufſchwang. (ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Akt.

Das Peruan'ſche Lager, nahe bey einem Dorfe, von welchem noch die lezten Häuſer ſichtbar ſind. In der Mitte der Bühne iſt ein Altar errichtet. Im Hintergrunde ein Hügel, auf welchem ein Baum ſteht.

Erſte Scene.

Cora ſizt auf einer Raſenbank, ein Kind auf dem Schooße. **Alonzo** ſteht vor ihr, und ſieht mit innigem Entzücken auf ſie herab.

Cora. (blickt lächelnd bald auf Alonzo, bald auf ihr Kind) Er ſieht dir ähnlich.

Alonz. Nein dir.

Cora. Laß mir doch meine Freude.

Alonz. Hat er nicht ſchwarzes Haar?

Cora. Aber blaue Augen.

Alonz. Und wenn er lächelt, lächelt er nicht gerade wie du?

Cora. (das Kind an ihr Herz drückend) Unſer Ebenbild.

Alonz. Du liebſt den Vater weniger ſeitdem der Sohn auf deinem Schooße ſpielt.

Cora. Du lügſt.

Alonz. Er raubt dir manchen Kuß der mir gebührt.

Cora. Ich küſſe dich in ihm.

Alonz. Der Knabe wird mich eiferſüchtig machen.

Cora. Ich lebe nur in dir und ihm. Jüngſt träumte ich, die weiſſen Blüten ſeiner Zähne wären ſchon hervorgebrochen.

Alonz. Das wird ein Feſttag ſeyn.

Cora. Und wenn er zum Erſtenmale laufen wird von mir zu dir —

Alonz. Und wenn er zum Erſtenmale ſtammeln wird Vater! Mutter! —

Cora. O Alonzo! täglich wollen wir den Göttern danken!

Alonz. Gott und Rolla!

Cora. Du biſt glücklich! nicht wahr?

Alonz. Das frägt Cora?

Cora. Aber warum wirfſt du dich des Nachts zuweilen hin und her auf deinem Lager? Warum höre ich Seufzer deiner Bruſt entquillen?

Alonz. Muß ich nicht gegen meine Bruder fechten?

Cora. Wollen ſie nicht unſern Untergang? Alle Menſchen ſind deine Brüder.

Alonz. Und wenn die Spanier ſiegen, welch Schickſal wartet mein!

Cora. Wir fliehen in die Gebirge.

Alonz. Mit einem Säugling auf dem Arm?

Cora. Warum nicht? meynſt du eine fliehende Mutter wiſſe, wie viel ihr Kind wiegt?

Alonz. Auch würde ich gern die ſüſſe Laſt dir abnehmen.

Cora. (ſchalkhaft) Er bleibt nicht bey dir, er ſchreyt.

Alonz. Liebe Cora, willſt du mich ruhig wiſſen?

Cora. Freylich will ich das.

Alonz. So flieh noch heute in die Gebürge zu deinem alten Vater, dort biſt du ſicher. Dann gehe es, wie es wolle, ich komme dir den Sieg zu verkündigen, oder in jener

Freyſtatt der Natur mein Leben mit dir zu enden.

Cora. Und in unſerm Sohne meinem Vaterland einen Rächer zu erziehn.

Alonz. Das wollen wir.

Cora. Ja Alonzo, aber fliehen kann ich nicht, jezt noch nicht. Dich in Gefahr wiſſen, würde jeden meiner Schritte hemmen. Du vielleicht verwundet, unter fremder Pflege — nein das kann ich nicht.

Alonz. Bleibt nicht Rolla bey mir?

Cora. Ja ſo lange ihr fechtet. Rolla verſteht Wunden zu ſchlagen, aber nicht zu verbinden. Er wird dich rächen, aber nicht retten. Nein, wo der Mann iſt, da muß auch das Weib ſeyn. Ich ſchwur dich nicht zu verlaſſen bis in den Tod.

Alonz. So bleib, getreue Seele! und Gott verleihe uns Sieg!

Cora. Iſt unſere Nothwehr nicht gerecht? der Götter Schuz wird mit uns ſeyn.

Alonz. Wo nicht, ſo finde mich der Tod von deinem Arm umſchlungen.

Cora. Nicht ſterben! Seit ich dich und dieſen Kleinen habe, denke ich ungern an den Tod.

Alonz. (umfaßt knieend Weib und Kind) Holdes Weib! für mich gebohren, und durch ein halbes Wunder mein! O des Elenden, der das Glück ſucht und bey der Liebe vorüber geht!

Cora. (ſeine Liebkoſungen erwiedernd) Die Liebe iſt ſtill, wer dem Geräuſch nachtaumelt, findet ihre Spur nicht.

Alonz. Meine Cora! meine Welt.

Cora. Mein Alonzo! mein Alles.

Zweyte Scene.

Rolla. Alonzo. Cora.

Rolla. (der unbemerkt näher trat und ihren Liebkoſungen zuſah) Dank den Göttern für dieſen Augenblick!

Alonz. Ha Rolla! du hier?

Rolla. Ich theilte euer Entzücken.

Alonz. Es iſt dein Werk.

Rolla. Wohl mir!

Cora. Guter Rolla, du haſt mich unausſprechlich glücklich gemacht.

Rolla. Cora glücklich durch Rolla! ihr Könige des Erdbodens! welcher wagt es mir einen Tauſch anzubieten?

Alonz. Unſer Bruder!

Cora. Mehr als Bruder, unſer Freund!

Rolla. Recht ſo, macht mich übermüthig, laßt mich ſchwelgen in eurem Glücke.

Cora. Wenn dieſes Kind einſt weniger für dich thut, als für ſeinen Vater, ſo trift ihn der Mutter Fluch.

Rolla. Genug! was ich that geſchah für Cora. Sie iſt glücklich, ich bin belohnt. — Jezt Freundes Rath. Flieh mit deinem Kinde tiefer in den Wald, oder ins Gebirge, du biſt hier nicht ſicher.

Alonz. Auch ich bat, aber vergebens.

Cora. Nicht ſicher bey dir und Alonzo?

Rolla. Der Feind ſinnt auf Ueberfall.

Cora. Wenn auch; ſind wir nicht auf unſerer Hut?

Rolla. Der Sieg ſteht in Gottes Hand.

Cora. Mit euch entfliehn, wird mir leicht.

Alonz. Erſpare dir die Angſt in der Nähe des Schlachtgetümmels.

Cora. Ich kenne die Angſt nur fern von dir.

Rolla. Helfen kannſt du nicht, wohl aber ſchaden.

Cora. Schaden? wie das?

Rolla. Muß ichs dir erklären? Du weiſt wir lieben dich. Bleibſt du uns ſo nahe, ſo werden wir ängſtlich fechten, werden immer fechtend uns zurückziehn nach dem Orte wo du biſt. Ein Verliebter darf nur Feldherr ſeyn, wenn er die Geliebte fern in Sicherheit weiß.

Alonz. Rolla hat Recht: Wie könnte ich vorwärts in den Feind ſtürmen, ſo lange auch nur Ein Spanier neben mir, hinter mir bliebe, dem es gelingen mögte, zu Cora durchzudringen.

Cora. (lächelnd) Ihr wollt das eitle Weib beſtechen, aber die Gattin hört euch nicht.

Alonz. Und auch die Mutter iſt taub.

Rolla. Thue was du willſt, ich habe geſagt was wahr iſt.

Alonz. Alle unſere Weiber verbergen ſich, nur du allein —

Cora. Ich vertraue feſt auf die Götter und Euch. Doch wenn es eure Ruhe heiſcht, ſo will ich gehen, wohin ihr wollt.

Alonz. Gutes Weib, ich danke dir.

Rolla. Der König nähert ſich zu opfern.

Alonz. Haſt du geſorgt, daß uns kein Ueberfall bedrohe?

Rolla. Alle unſere Poſten ſind wachſam.

Alonz. Ich vermiſſe meinen Waffenträger. Zwar iſt er kein Verräther, aber ein Dummkopf.

Rolla. Fürchte nichts, wir ſind bereit.

Dritte Scene.

Ataliba von Kriegern, Höflingen, Prieſtern und Weibern umringt. Die Vorigen.

Atal. Willkommen Alonzo! — deine Hand Vetter Rolla — (zu Cora) Gott ſegne die frohe Mutter!

Cora. Gott ſegne den Vater ſeines Volks.

Atal. Der Kinder Wohl iſt Vater-Glück. Wie gehts meine Freunde? was machen unſre braven Krieger?

Alonz. Sie rufen froh: der König iſt in unſerer Mitte!

Rolla. Er theilt Gefahr und Mangel mit uns.

Alonz. Gott und der König!

Rolla. Sieg oder Tod!

Atal. Ich kenne mein Volk. Wenn dieſes Schild durchlöchert wird, ſo leiht mir jeder Unterthan ſeine Bruſt.

Alonz. Wähle dann die meinige.

Rolla. Vergiß Rolla nicht.

Cora. (ihr Kind emporhebend) Und hier wächſt deinem Sohne ein Freund heran.

Atal. Eure Liebe iſt mein Reichthum, und ich fühle daß ich reich bin. — Aber ſprecht! noch immer hält der Feind ſich ruhig?

Rolla. Er ſteht wie eine Wetterwolke.

Atal. Gelaßner Muth ſey unſer Obdach.

Rolla. Jene fechten um ſchnödes Gold, wir für das Vaterland.

Alonz. Jene führt ein Abentheurer in die Schlacht, uns ein König, den wir lieben.

Atal. Und ein Gott den wir anbeten! — Kommt Freunde! Laßt uns den Göttern opfern. (die Prieſter hinter dem Altare, der König und das Volk zu beyden Seiten deſſelben.)

Chor der Prieſter.

Gottheit! die uns Leben gab,
Lächle mild auf uns herab!

Das Volk.

Laß der Kinder frommes Lallen
Und der Greiſe Stammeln dir gefallen!
Schling ein unauflöslich Band
Um den König und das Vaterland.

Chor der Prieſter.

Sonnen-Kinder! knieet nieder!
Ehrt ſie durch Gebet und Lieder.

Das Volk (knieend.)

Fromm und ſchuldlos nahen wir,
Unſre Herzen opfern dir!

Während der König ſich nähert, und wohlriechende Kräuter auf den Altar wirft, ſingen die Prieſter mit aufgehabnen Händen.

Sende, Gottheit, deinen Strahl!
Wenn dein Ohr uns gnädig höret,
Sey das reine Opfermahl
Von der heilgen Glut verzehret!

Eine Flamme fährt herab und entzündet das Opfer. *)

Das Volk.

Triumph! wir ſind erhört!
Das Opfer iſt verzehrt!
Auf ſpizt den tödtenden Pfeil!
Heraus das blanke Schwerdt!
Der Sieg wird euch zu Theil!
Triumph! wir ſind erhört!

Vierte Scene.

Ein Indianer (athemlos.) **Vorige.**

Ind. Der Feind —

Atal. Wie nahe?

Rolla. Wo?

---

*) Eine ſehr gewöhnliche Prieſtertäuſchung, weit einfacher und ſchuldloſer, als ſo manches chriſtliche Wunder.

Ind. Auf des Hügels Spitze hab ich das Lager überſchaut. Er rückt aus —

Rolla. Wir wiſſen genug.

Atal. Bringt Weiber und Kinder in Sicherheit.

Cora. Ach Alonzo!

Alonz. Wir ſehen uns wieder.

Cora. Segne deinen Sohn!

Alonz. Gott ſchütze dich und ihn!

Atal. Fort! die Augenblicke ſind koſtbar.

Cora. Leb wohl Alonzo! (die Weiber hängen an ihren Männern, die Kinder an den Knieen ihrer Väter.)

Alonz. Geh! mach mich nicht muthlos.

Cora. Ich gehe. Sey Held — aber ſchone dich wenn du kannſt.

Rolla. (traurig) Mir ſagſt du nicht ein Wort Cora!

Cora. (ihm die Hand reichend) Bring mir Alonzo zurück!

Atal. Gott mit dir und uns!

Cora. Gott mit euch! (Sie entflieht nebſt den Prieſtern und übrigen Weibern.)

Atal. (zieht das Schwerdt) Auf! meine Freunde!

Rolla. Wir folgen dir.

Atal. Du Alonzo vertheidigſt den engen Paß im Gebürge, du mein Rolla empfängſt den Feind rechter Hand im Walde. Ich ſtehe in der Mitte und fechte bis ich falle.

Rolla. Du fällſt nicht ohne uns.

Atal. Ihr lebt für meinen Sohn, mein Sohn lebt für die Rache.

Alonz. Sieg dem gerechten Vater!

Rolla. Auf den Abend danken wir den Göttern.

Atal. Das Feldgeſchrey iſt: Gott und Vaterland! (er geht ab. Rolla will ihm folgen; Alonzo hält ihn zurück.)

Alonz. Rolla, noch ein Wort.

Rolla. Fechten iſt die Loſung. (er will fort.)

Alonz. Ein Wort von Cora.

Rolla. Von Cora? rede.

Alonz. Was bringt uns die nächſte Stunde?

Rolla. Sieg oder Tod.

Alonz. Dir Sieg, mir Tod. Vielleicht auch umgekehrt. Wer kann das wiſſen?

Rolla. Wir können beyde fallen.

Alonz. Fallen wir beyde, dann ſind Weib und Kind Gott und dem Könige empfohlen. Gott mag ſie tröſten und der König ſchützen.

Rolla. Das wird er.

Alonz. Falle aber ich allein, Rolla, dann biſt du mein Erbe.

Rolla. Wie verſtehſt du das?

Alonz. Cora ſey dein Weib, mein Kind das deinige.

Rolla. Es ſey.

Alonz. Du reichſt mir deine Hand darauf.

Rolla. Wenn Cora will.

Alonz. Du hinterbringſt ihr meinen lezten Wunſch.

Rolla. Das werde ich.

Alonz. Und meinen Vaterſegen dem Säugling an ihrer Bruſt.

Rolla. Genug Freund! in der Stunde der Schlacht höre ich lieber ein rauhes Feldgeſchrey, als den lezten Willen eines Gatten und Vaters.

Alonz. Ich weiß nicht welche Ahndung mich preßt. So war mir nie zu Muthe.

Rolla. Fort in die Schlacht!

Alonz. Nur noch dieß Eine. Meinen Körper begräbſt du unter der Palme, wo wir des Abends zu ſitzen pflegten, und gehſt dann nach wie vor des Abends unter die Palme, und ſetzeſt dich mit Cora auf des Freundes Grab. Wenn dann mein Knabe ein Blümchen vom Grabe bricht, oder der Abendwind in den Blättern liſpelt, ſo gedenkt ihr meiner.

Rolla. (bewegt) O weg mit den Grillen!

Alonz. (ſeine Hand faſſend) Dann gedenkt ihr meiner.

Rolla. Das werden wir.

Alonz. Nun fort in die Schlacht!

Rolla. Du links, ich rechts. Wir ſehen uns wieder.

Alonz. (ſchwermüthig) Hier oder dort!

Rolla. Hier! hier!

Alonz. Das gebe Gott!

Rolla. Heraus die Schwerdter! (er zieht.)

Alonz. (ſein Schwerdt ziehend) Für den König und Cora!

Rolla. Für Cora und den König! (Beyde auf verſchiedenen Seiten ab.)

Fünf-

Fünfte Scene.

(Es bleibt niemand zurück, als ein alter blinder Greis, und ein Knabe.)

Greis. Sind ſie fort?

Knabe. Alle fort! dahin und dorthin!

Greis. Ach meine Augen! wenn ich ſehen könnte, ſo hätte ich noch ein Schwerdt gefaßt, und wäre ehrlich geſtorben.

Knabe. Wollt ihr in die Hütte?

Greis. Nein mein Kind. Führe mich zum Altare. (der Knabe führt ihn dahin) Hier laß mich ſtehn. Sind wir ganz allein?

Knabe. Alle ſind geflohen. Der Vater iſt mit dem Heere, die Mutter ich weiß nicht wo.

Greis. Es iſt mir um dich bange, armes Kind.

Knabe. Ich bleibe bey euch, lieber Großvater.

Greis. Was wirſt du thun, wenn der Feind kommt?

Knabe. Ich will ſagen, daß ihr alt und blind ſeyd.

Greis. Sie werden dich fortſchleppen.

Knabe. O nein! ſie ſehen ja wohl, daß ihr ohne mich nicht gehen könnt. (man hört Getümmel in der Ferne.)

Greis. Ach! ſie fechten ſchon. — Geh Kind, beſteige den Grabhügel deiner Großmutter. Dann klettre auf den Baum, den ich dort pflanzte, und der nun ſchon ſo hoch heraufgewachſen iſt. Von dort kannſt du das Schlachtfeld überſehn.

Knabe. Soll ich euch allein hier ſtehen laſſen?

Greis. Ich ſtehe am Altare, Gott iſt um mich und neben mir. Geh und erzähle mir wieder, was du hörſt und ſiehſt. (der Knabe geht und klettert auf den Baum.)

Greis. Das iſt die erſte Schlacht ohne mich. Noch vor wenig Jahren habe ich einen Bogen geſpannt, ſo gut als Einer von den Incas. Nun zupfe ich Baumwolle mit den Weibern. Nun muß ich hören wie die Schwerdter klirren, und die Schilder tönen; kann weder mir noch andern helfen. Aber bey jedem Kriegsgeſchrey, bey jedem Hörnerſchall zuckt mir die Fauſt, und fährt raſch gewöhnt nach der Seite

— wo keine Waffe mehr hängt. — Wohlan Knabe! was ſiehſt du?

Knabe. Viel Staub und Rauch.

Greis. Den Staub kenne ich wohl, ich habe ihn oft verſchluckt; aber der Rauch kömmt gewiß aus den Feuer-Röhren, die Flammen ſpeyen und Donner brüllen, gleich dem fürchterlichen Berge Catacunga, (dem Knaben zurufend) Erzähle weiter.

Knabe. Wenn der Rauch ſich theilt ſehe ich die Unſrigen.

Greis. Gehn ſie weiter.

Knabe. Sie ſtehen.

Greis. Auch gut. Siehſt du die Fahne der Incas?

Knabe. Sie wehet in der Mitte.

Greis. Dank den Göttern! der König lebt.

Knabe. Jezt ſeh ich auch die Feinde, ihre Waffen blitzen.

Greis. Weiter! weiter!

Knabe. Sie ſind nicht geſtaltet wie wir.

Greis. Doch mein Kind.

Knabe. Weit größer und ſchneller.

Greis. Sie reiten auf muthigen Thieren.

Knabe. Jezt miſchen ſie ſich mit den Unſrigen.

Greis. Und fallen?

Knabe. Es blizt und raucht.

Greis. Blize du Rächer aus den Wolken herab.

Knabe. Die Fahne der Jncas verſchwindet.

Greis. O weh!

Knabe. Die Unſrigen weichen.

Greis. Mein Schwerdt! mein Schwerdt! ich will hin! ich will fechten! — nur noch Einmal, liebe Sonne, laß dein Licht mich ſchauen.

Knabe. Eine dicke Wolke verhüllt ſie alle.

Greis. Weh mir! muß ich dieſen Tag erleben! kann ich denn nichts mehr für mein Vaterland! — doch, ich kann noch beten. (er knieet nieder, und umfaßt den Altar) Ihr Götter! deren Zorn uns niederdrückt, laßt ab ein Volk zu vernichten, das euch mit reiner Jnbrunſt ehrt! Schüzt euren Sohn, den guten Jnca! laßt ihn nicht durch Räuberhände fallen!

Knabe. Ein kleiner Hauſe nähert ſich.

Greis. Sind es Feinde?

Knabe. Jch ſehe nur den Staub.

Greis. Flieh gutes Kind! flieh in die Gebürge.

Knabe. Die Spitzen der Lanzen ſchimmern.

Greis. Dann ſind es Peruaner.

Knabe. Sie eilen hieher.

Greis. Steig herab.

Knabe. In der Ferne geht alles bunt durch einander.

Greis. Die Unſrigen fechten?

Knabe. Und weichen langſam.

Greis. Aber weichen doch! grauſame Götter! komm Knabe! komm herab!

Knabe. (herabſteigend) Sollen wir die Mutter ſuchen?

Greis. Das Grab mein Kind! das offene Grab!

Sechſte Scene.

Ataliba verwundet, von einigen Kriegern begleitet.
Die Vorigen.

Atal. Hier laßt mich ruhn — und ſterben wenn es ſeyn muß.

Ein Soldat. Wir bleiben bey dir.

Atal. Mit nichten! kehrt zurück! dort bedarf man euer.

Der Soldat. Aber deine Wunde —

Atal. Iſt nicht gefährlich. Geht! rächt eure gefallenen Brüder! geht, ich befehle es euch! (ſeine Begleiter entfernen ſich.)

Atal. (ſich an den Altar lehnend) Gerechte Götter! womit hab ich es verſchuldet!

Greis. Ich höre einen Unglücklichen, aber ich ſehe ihn nicht. Wer biſt du Klagender?

Atal. Ein Verlaſſener, der um den Tod fleht.

Greis. Lebt der König noch?

Atal. Er lebt.

Greis. So biſt du ja nicht verlaſſen. Ataliba ſchüzt den geringſten ſeiner Unterthanen.

Atal. Und wer ſchüzt ihn?

Greis. Die Götter!

Atal. Ihr Zorn ruht ſchwer auf ihm!

Greis. Das kann nicht ſeyn. Er hat nie das Recht gebeugt, nie den Schwächern unterdrückt; er hat nie mit dem Schweiß der Bauren ſeine Höflinge gemäſtet; er hat nie der Armuth ſeine Hand, nie der Klage ſein Ohr verſchloſſen.

Atal. (bey Seite) Gott! du haſt in die bitterſte Stunde meines Lebens einen der ſüßeſten Augenblicke verflochten! — Guter Alter, kennſt du den König?

Greis. O ja, geſehn hab ich ihn oft. Noch vor wenig Jahren focht ich an ſeiner Seite gegen Huaſcar.

Atal. Wie lange dienteſt du?

Greis. Vier und funfzig Jahr.

Atal. Hat der König dich belohnt?

Greis. Genieß' ich nicht der Ruhe im Schoos der Meinigen?

Atal. Sonſt nichts?

Greis. Iſt das nichts? O ein König hat viel gethan wenn er die Ruhe ſeiner Unterthanen ſicherte.

Atal. Er war dir mehr ſchuldig.

Greis. Sage das nicht. Täglich erzählen mir meine Enkel, wie er ſein Volk beglückt. Andächtig höre ich zu, und freue mich.

Atal. (gerührt) Denken alle deine Brüder ſo wie du?

Greis. Sie denken alle ſo.

Atal. Warum ſollt' ich den Tod fürchten? wie iſt mir? ich fühle meine Wunde nicht mehr.

Greis. Biſt du verwundet? Knabe! hole meinen Kräuterſaft aus der Hütte. (der Knabe geht.)

Atal. Ich danke dir. Nur der Arm —

Greis. Du hätteſt doch den König nicht verlaſſen ſollen.

Atal. Eine Flechſe iſt zerſchnitten, ich kann nicht fechten.

Greis. So hätteſt du das Schwerdt in die linke Hand nehmen ſollen.

Siebente Scene.

Fliehende Indianer eilen über die Bühne.

Die Indianer. Alles iſt verlohren! rettet! rettet euch!

Atal. (zu einem der lezten) Steh! ich befehle es dir! (der Indianer gehorcht)

Atal. Wo iſt Alonzo?

Der Ind. Ich ſah ihn nicht.

Atal. Wo iſt Rolla?

Der Ind. Mitten unter den Feinden.

Atal. Und du haſt deinen Feldherrn verlaſſen?

Der Ind. (beſchämt) Ich habe mein Schwerdt verlohren.

Atal. Da nimm das meinige, und ſtirb als ein Sohn des Vaterlandes.

Der Ind. (mit dem Schwerdte zurückeilend) Nur der Tod ſoll mir dies Geſchenk entreißen.

Greis. (ihm nachrufend) Lebt der König? ach! er hört mich nicht mehr.

Atal. Der König lebt.

Ein Indianer. (ſchwer verwundet, ſchleppt ſich zu Ataliba's Füßen.) Hier laß mich ſterben.

Atal. Iſt alles verlohren?

Der Ind. Alles.

Atal. Fiel auch Rolla?

Der Ind. Alonzo fiel. Rolla vertheidigt ſich noch.

Atal. (mit tiefem Schmerz) Alonzo! Götter!

Greis. Du frägſt nicht nach dem König?

Atal. (dem Verwundeten ſein Schwerdt nehmend) Gieb mir dein Schwerdt, du bedarfſt deſſen nicht mehr.

Der Ind. Mein König! was willſt du thun!

Atal. Dem Feinde ſeinen Triumph verbittern, mich unter den Trümmern meines Reichs begraben!

Greis. Götter! du biſt Ataliba!

Atal. Laß ſie kommen! ich bin bereit.

Rollas Stimme. (hinter der Scene) Zurück! zurück ihr Feigherzigen! — Hieher zu mir! Rolla ruft!

Viele Stimmen. Zu dir Vater Rolla! wir folgen dir!

Rollas Stimme. (mehr entfernt) Für Gott und den König! auf in die Schlacht!

Atal. Mein tapfrer Rolla lebt. Ich hoffe noch.

Greis. Guter König! du mir ſo nahe! ach! ich armer blinder Mann!

Atal. Deine Liebe, ehrwürdiger Greis, tröſtet mich in einer bittern Stunde.

Greis. (welchem der Knabe indeſſen die Kräuter gebracht.) Laß meine zitternde Hand deine Wunde verbinden, tröpfle von dieſem heilenden Saft darauf.

Atal. Gieb. Ich danke dir.

Greis. Hätte ich doch mehr als dies! und mein Gebet! — Geh Knabe, klettre wieder auf den Baum. (der Knabe gehorcht)

Der Ind. (sich zu Ataliba's Füßen windend) Sohn der Sonne! — ſegne mich — ich ſterbe —

Atal. Du ſtirbſt für dein Vaterland, Gott ſegne dich!

Der ſterbende Ind. Gott ſegne — den guten König — (er ſtirbt.)

Atal. (gerührt auf ihn herabſehend) Unterthanen-Blut! koſtbares, mir vertrautes Pfand! ich habe dich nicht muthwillig geopfert.

Greis. Rede Knabe! was ſiehſt du?

Knabe. Freund und Feind, alles durcheinander.

Greis. Welcher weicht?

Knabe. Keiner.

Atal. Gute Götter! wollt ihr ein Opfer, hier bin ich, aber ſchützt mein Volk!

Knabe. Hier und da verſchwindet ein Hut mit einem Federbuſch.

Greis. Das ſind die Spanier. Schlagt zu tapfre Brüder! ſchlagt wacker zu!

Knabe. Ich erkenne Rolla.

Atal. Er ſieht?

Knabe. Sein Schwerdt flimmert wie ein Blitz hier und dort.

Greis. Er iſt der Götter Liebling.

Atal. Der Götter und Menſchen.

Knabe. Sie weichen.

Greis. Wer?

Knabe. Die Feinde.

Greis. (in Begeiſterung) Jezt gilts! jezt laßt nicht ab! da liegt Einer, und dort Einer, fort über ihre Leichname! kein Erbarmen! alles nieder! ſo recht! immer vorwärts!

Atal. Welch Jünglingsfeuer!

Knabe. Sie fliehen.

Greis. (ſich vom Altare entfernend und herumtappend) Ha! ſie fliehen! ſezt ihnen nach! reibt die ganze Brut auf! — wo bin ich! wo bin ich!

Knabe. (laut ſchreyend) Triumph! ſie fliehen!

Atal. (am Altare niederſinkend) Gott! du haſt mein Vertrauen belohnt!

Knabe. (herabſteigend) Ich ſah deutlich wie ſie flohen. Die Fahne der Incas weht ihnen nach. (er führt ſeinen Großvater wieder zum Altar.)

Greis. Sohn der Sonne, laß mich deine Hand küſſen. Da preßt noch eine Thräne ſich aus meinem Auge, eine Freudenthräne. Sohn der Sonne, laß mich ſie auf deine Hand weinen.

Atal. (aufſtehend um ihm die Hand reichend) Laß uns den Göttern danken.

Greis. Freudenthränen ſind das ſchönſte Dankopfer.

Der Ind. (mit Atatiba's Schwerdt ſtürzt athemlos auf die Bühne.) Wir ſiegen!

Atal. Bote des Himmels!

Der Ind. (das Schwerdt zu ſeinen Füſſen legend) Hier iſt dein Schwerdt, ich hab es nicht entehrt.

Atal. Behalt' es, und gedenke dieſes Tages.

Der Ind. Laß mich, guter König, dieſen Tag vergeſſen, und nimm dein Schwerdt zurück. Ich könnt es meinen Enkeln doch nicht zeigen.

Atal. (auf das Schwerdt deutend) Iſt das nicht Feindes-Blut? ſteh auf. Du haſt den Flecken weggewaſchen. Jezt erzähle, wie ihr ſieget.

Der Ind. Rolla wand den Sieg aus des Siegers Händen. Rolla ſchien begeiſtert von einer höhern Macht. Als alles floh, und das Geſchoß der Feinde die Fliehenden ereilte, ihr Schwerdt des Würgens müde war; da warf ſich Rolla mitten in den Weg, er bat, er drohte, aus ſeinen Augen ſchoſſen Blitze, von ſeinen Lippen rollten Donner, dann wieder ſanfte Worte wie der Schwanengeſang. Bald kehrte er das Schwerdt gegen die Flüchtigen, bald gegen ſeine eigne Bruſt. So hielt er auf, rief zurück, ſammlete um ſich die Verwirrten, ergriff die Fahne der Incas mit der Linken, und ſtürmte voran. Des Sieges ſchon gewiß, plünderten die Spanier die Erſchlagenen, ihre dichten Reihen waren getrennt. Rolla und die Götter an unſerer Spitze, ein Augenblick entſchied den Sieg. Hier ſtürzten die Feinde ohne Gegenwehr, dort flohen ſie mit Angſtgeſchrey. Das Schlachtfeld war unſer. Halt! rief Rolla. Triumph! jauchzte das Heer, und ich eilte hieher.

Atal. Wo iſt der Held des Vaterlandes? wo iſt mein Rolla?

Der Ind. Er nähert ſich.

Atal. Jezt fühle ich, daß auch Könige arm ſind.

Achte Scene.

Rolla. mit der Fahne der Incas, auf welcher eine Sonne ſtrahlt, von einem zahlreichen Gefolge begleitet.

Atal. (geht ihm entgegen.)

Rolla. (kniet nieder, und legt die Fahne zu ſeinen Füſſen) Du biſt Sieger.

Atal. (ihn umarmend) Mein Freund! mein Schutzgott!

Das Volk. Es lebe Rolla!

Atal. (nimmt eine Sonne von Diamanten, welche an einer güldenen Kette ſeine Bruſt zierte, und hängt ſie Rolla um) Im Namen des Volks, deſſen Retter du biſt. Trage dieſes Zeichen meines Dankes. Die Thräne die darauf gefallen, ſagt dir beſſer was dein König fühlt.

Rolla. (aufſtehend) Ich war nur der Götter Werkzeug.

Greis. Wehe dem blinden Mann der den Helden nur hören kann!

Atal. Fort zu den Weibern, die ängſtlich unſerer harren.

Rolla. Wo iſt mein Freund Alonzo?

Atal. (ſchmerzhaft) Bey den Göttern!

Rolla. Ach ich Elender!

Ein Ind. Er fiel.

Ein Andrer. Er wurde gefangen.

Der Erſte. Ich habe ihn fallen ſehn.

Der Zweyte. Ich ſah ihn fortſchleppen.

Rolla. Arme Cora!

Atal. Theurer Sieg!

Der Erſte. Er fiel, aber er lebt.

Der Zweyte. Ich hört' ihn fern um Hülfe rufen.

Rolla. Und Rolla hörte ſeines Bruders Stimme nicht!

Atal. Die Götter wollten ein Opfer. Der Freund iſt verlohren, das Vaterland gerettet!

Des Volkes Jauchzen erſtick unſre Klagen. Fort zu den Weibern, die nun Wittwen, zu den Müttern, die nun Kinderlos geworden! Thränen trocknen iſt der Könige ſchönſte Pflicht!

Rolla. (in Verzweiflung) Ich ſoll Cora wiederſehen ohne ihn! (Der König geht, alles folgt ihm)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Akt.

Ein freyer Platz im Walde.

Erſte Scene.

Cora mit ihrem Kinde; mehrere Frauen und **Kinder** Gruppenweis vertheilt.

Cora. (hat den kleinen Fernando unter einen Baum auf ein Bett von Moos gelegt, und Zweige um ihn her geſteckt. Sie kauert ſich neben ihm nieder) Immer ſchläfſt du holder Bube. Willſt du dein blaues Aeuglein noch nicht aufſchlagen, daß die Mutter ſich freue über des Vaters blaue Augen? (ſich ſchwermüthig aufrichtend) Ach! wo ſind des Vaters Augen! leuchten ſie noch? lebt er noch? —

Eines der Weiber. (in der Ferne nach einem Hügel blickend) Xuliqua! ſiehſt du nichts?

Eine weibl. Stimme. (hinter der Scene) Ich ſah große Staubwolken, nun iſts vorüber.

Ein Weib. Bald muß ſichs entſcheiden.

Ein Andres. Als ich auf dem Hügel ſtand, hörte ich das Klirren der Waffen.

Ein Dritt. Ein dumpfes Getöſe ſchlug an meine Ohren.

Das Erſte. Das waren die Schilder der Unſrigen.

Das Dritte. Die Feuerröhre der Spanier hörten wir alle.

Das Zweyte. Die Götter ſchützen unſere Männer!

Cora. (für ſich, die Hände emporſtreckend) Gott mit dir, Alonzo!

Das erſte Weib. (an der Scene) Xuliqua! ſiehſt du nichts?

Xuliq. (in der Ferne) Die Sonne blendet mich.

Das Weib. Unſer Vater ſieht herab, die Kinder der Sonne werden ſiegen.

Cora. (neben dem Knaben) Sieh da hat eine Mücke dich geſtochen. Die böſe Mücke! (ſie fächelt ihn mit einem Zweige) O Alonzo! dein armes Weib quält ſich hier um einen Mückenſtich, indeſſen dir vielleicht ein Pfeil durch das Herz fuhr.

Das erſte Weib. Xuliqua! ſiehſt du nichts?

Xuliq. (hinter der Scene) Ich ſehe einen Mann, und in der Ferne wieder einen, ſie eilen athemlos hieher.

Die Weiber. (untereinander) Ihr guten Götter! Botsſchaft! Bothſchaft von unſern Männern!

Xuliq. (hervortretend) Der Erſte verlohr ſich hinter den Bäumen, er muß gleich hier ſeyn.

Cora. (zitternd) Mein Herz will durch den Buſen ſpringen.

Ein Weib. Da iſt er! Bringſt du Freude oder Jammer?

Ein Peruaner. (athemlos) Wir ſind geſchlagen! rettet euch! (die Weiber kreiſchen, Cora ſinkt neben ihrem Kinde hin.)

Peruan. Rettet euch! alles iſt verlohren! der König verwundet — vielleicht ſchon todt —

Die Weiber. (heulend) O Tag des Jammers!

Cora. (mit ſchwacher Stimme) Und Alonzo?

Peruan. Ich ſah ihn nicht.

Die Weiber. Wohin fliehen wir?

Peruan. Tiefer in den Wald.

Die Weiber. Fort Schweſtern! rafft alles zuſammen! flieht! flieht!

Cora. Ich kann nicht.

(Die Weiber wollen fliehen, ein anderer Peruaner ſtürzt auf die Bühne.)

Peruan. Wohin? noch iſt Hoffnung!

Die Weiber. Hoffnung! wo! wo!

Peruan. Rolla hat die Flüchtigen geſammlet. Rolla tobt und raßt unter den Feinden wie ein verwundeter Löwe.

Die Weiber. Rolla! der Liebling der Götter!

Cora. Und Alonzo?

Peruan. Ich ſah ihn nicht.

Die Weiber. Iſt der König verwundet?

Peruan. Man trug ihn aus dem Schlachtgetümmel.

Die Weiber. Warum nicht hieher zu uns?

Peruan. Er wankte, ich ſah ſein Heldenblut fließen.

Ein Weib. (ſinkt auf die Knie) Betet! betet für des Königs Leben!

Alle Weiber. (knieen nieder) Ihr Götter! ſchützt den Sohn der Sonne!

Cora. (ſich matt auf ihre Kniee richtend) Einziger Gott! erhalte mir Alonzo! Bube! falte deine kleinen Hände, bete für Vater und Vaterland!

Ein dritt. Peruan. (eilt herbey) Glück auf! wir ſiegen!

Die Weiber. (alle aufſpringend) Sey uns willkommen. Bote des Heils! (ſie umringen ihn und erdrücken ihn faſt mit ihren Liebkoſungen.)

Peruan. Laßt mich — ich kann nicht mehr! —

Die Weiber. Lebt der König?

Peruan. Er lebt.

Die Weiber. Rede! erzähle!

Peruan. Rolla hat den Sieg erfochten.

Die Weiber. Segen über Rolla!

Cora. Und Alonzo?

Peruan. Ich ſah ihn nicht.

Die Weiber. Fort! fort! laß uns hin! zu unſern Brüdern! unſern Männern!

Peruan. Bleibt! ſie werden gleich hier ſeyn.

Die Weiber. Sie kommen? ſie kommen?

Peruan. Sie folgen mir auf der Ferſe.

Ein Weib. Auf ihr Schweſtern! brecht Zweige von den Bäumen, windet Kränze für die Sieger!

Alle. Kränze! Kränze für die Sieger! (ſie brechen Zweige ab.)

Cora. (ſchwermüthig) Keiner hat ihn geſehn! o mein Sohn! haſt du noch einen Vater? (man hört in der Ferne einen Marſch.)

Ein Weib. Ha! ſie kommen! — hieher Schweſtern! ſeht die Helden ſtolz einherziehn! hebt die Kinder hoch empor, daß ſie den Siegern entgegen lallen. Jubelt, jauchzt! (ſo wie der Marſch ſich nähert, ſtimmen die Weiber ein Triumphgeſchrey an) Heil den Kindern der Sonne, Freude Rolla, dem Sieger, Seegen Ataliba dem Geretteten, unſerm Vater und Könige!

Zweyte Scene.

Der König. Rolla. Ein Theil des Heeres.
Die Vorigen.

Die Weiber. (miſchen ſich im frohen Jubel unter die Kommenden, und bekränzen Ataliba und Rolla.)

Atal. Ich danke euch, meine Kinder!

Einige Weiber. Guter König, du biſt verwundet? wo? wir haben heilenden Saft aus Kräutern gepreßt.

Atal. Ich danke euch! ſeyd unbeſorgt, meine Wunde iſt leicht, der Sieg hat Balſam darein gegoſſen.

Rolla. (ſteht finſter in ſich gekehrt.)

Cora. (die mit ihrem Kinde auf dem Arm den ganzen Zug durchlief, um Alonzo zu finden, kehrt jetzt voll Verzweiflung zurück zu Rolla) Wo iſt Alonzo?

Rolla. (wendet ſich ab und ſchweigt.)

Cora. (ſtürzt zu des Königs Füßen) Gieb mir meinen Gatten! gieb dieſem Kinde ſeinen Vater wieder!

Atal. (ſich verſtellend) Iſt Alonzo noch nicht hier?

Cora. Du erwarteſt ihn?

Atal. (ſie aufhebend) Mit Sehnſucht und Verlangen.

Cora. Er iſt nicht todt?

Atal. Die Götter werden mein Gebet erhören.

Cora. Er iſt nicht tod?

Atal. Er lebt in meinem Herzen.

Cora. O König! du marterſt mich gräßlich! nicht dieſe zweydeutige Worte! zermalme mich durch Einen Schlag, bin ich Wittwe? iſt dieſes Kind eine Waiſe?

Atal. Warum, liebe Cora, willſt du durch trübe Ahndungen unſere wenige Hoffnung noch vermindern?

Cora. Wenig! aber doch noch Hofnung! was iſt das! Rede Rolla! du biſt ein Freund der Wahrheit, rede wahr.

Rolla. Alonzo wird vermißt.

Cora. Vermißt? ich kenne das Wort nicht! auch du redeſt mit Umſchweifen? O laß deinen Blitz keinen Zickzack machen, laß ihn gerade herab auf meine Scheitel fahren! ſprich nicht *vermiſſen*, ſprich *ſterben*!

Rolla. Soll ich lügen?

Cora. Dank den Göttern, wenn es eine Lüge iſt! Aber iſt denn keiner unter euch ſo barmherzig mich aus dieſer unausſprechlichen Quaal zu reiſſen! Strecke deine Händchen empor armes Kind! vielleicht iſt dein Lallen beredter als der Schmerz deiner Mutter!

Rolla. Alonzo iſt gefangen.

Cora. Gefangen? von den Spaniern? o dann iſt er todt!

Atal. Warum todt? ich ſende ſogleich einen Herold ab, ein groſſes Löſegeld für ſeine Befreyung zu bieten.

Cora. Ein Löſegeld — wo iſt mein Geſchmeide? (ſie hohlt ein Käſtchen hinter dem Baume hervor) Wo iſt der Herold?

Atal. Will Cora mir nicht die Freude gönnen, das Leben meines Freundes zu erkaufen?

Cora. Ein Löſegeld für meinen Gatten? und ich ſollte mehr übrig behalten als dieß Gewand?

Einige Weiber. (nachdem ſie unter ſich geflüſtert, bringen jede ein Käſtchen) Hier Cora, ſind unſere Koſtbarkeiten, die wir zu retten gedachten, nimm ſie, wir geben ſie aus gutem Herzen.

Cora. (ihnen um den Hals fallend) O meine Freundinnen!

Atal. (gen Himmel blickend) Ich danke dir Gott, du machteſt mich zum Herrſcher über Menſchen!

Cora. Dank ſey das erſte Lallen dieſes Kindes. Nimm, nimm Ataliba, und ſende deinen Herold.

Atal. Ohne Verzug. (er übergiebt den geſammelten Schmuck ſeinem Gefolge.)

Cora. Ich ſelbſt will ihn begleiten, und wen der Glanz des Goldes nicht verſucht, den ſollen meine Thränen rühren.

Atal. Nein, Cora, das darf ich nicht erlauben. Du würdeſt dich und deinen Gatten nur größern Gefahren ausſetzen. Warte des Herolds Rückkunft ab!

Cora. Lehre mich leben bis dahin.

Atal. Vergiß nicht die Mutter über der Gattin. Willſt du dein Kind fremden Händen anvertrauen? oder ſoll es eine Beute der wilden Spanier werden? — Du ſelbſt! — Du mit deinen Reizen unter dieſen Ungeheuern! Du wagſt dein Leben, deine Ehre, deines Kindas Leben, und ſtatt Alonzo zu retten, würden bey deinem Anblick ſeine Feſſeln ſich nur enger zuſammen ziehen. — Muß ich deutlicher reden? — Bleib liebe Cora — du biſt Mutter, vergiß das nicht.

Cora. (zu ihrem Kinde) Ich will es nicht vergeſſen.

Atal. Ich gehe, den Göttern zu opfern, Dank für mein Vaterland, Gebet für Alonzo.

Cora. Du gehſt. O gieb vorher dein königliches Wort, daß noch an dieſem Abend Alonzo zurückkehren ſoll.

Atal. Kann ich das?

Cora. Nicht? alſo ſein Tod doch möglich? Warum ſo ſtill, arme Waiſe? Schreie, ſchreie laut! fordre von dieſem Manne deinen Vater! für dieſen Mann iſt er geſtorben!

Atal. Du zerfleiſcheſt mein Herz. Würd' ich minder trauren als du, wenn Alonzo nicht zurückkehrte? Ich hätte dann einen Freund verlohren. Einen liebenden Mann findet die Gattin wieder, aber wo findet ein König einen Freund wieder? (er entfernt ſich mit ſeinem Gefolge und dem größten Theil der Weiber.)

Drit-

Dritte Scene.

Cora. Rolla. Einige Weiber.

Cora. Leidiger Tröſter! Armes Kind, was ſoll aus dir werden?

Rolla. Nicht dieſe Verzweiflung, Cora! Vertraue den Göttern.

Cora. Ach! mich haben ſie verlaſſen.

Rolla. Sie ſchufen die Freundſchaft zum Balſam für jede Wunde.

Cora. Für mich nicht.

Rolla. Sie pflanzten die Blume der Hoffnung auf den Boden der Trübſal.

Cora. Für mich iſt ſie verwelkt.

Rolla. Deine Verzweiflung zerſtört ihre Blüten. Der Schmerz macht dich undankbar. Was die Götter dir wunderbar gaben, können ſie auch wunderbar erhalten.

Cora. Und wenn — nicht? Wenn Alonzo — ach! ich kann es nicht ausſprechen!

Rolla. Iſt dein Kind Vaterlos, ſo lange Rolla lebt!

Cora. Kannſt du auch die Mutter ihm erſetzen? oder meinſt du, ich würde Alonzo's Verluſt überleben?

Rolla. Um deines Kindes willen, Ja.

Cora. Soll es Blut aus meinen Brüſten ſaugen? ſoll es ſich nur in Mutterthränen baden?

Rolla. Die lindernde Hand der Zeit, des Königs Freundſchaft, meine Liebe! —

Cora. Weg mit eurer Freundſchaft, eurer Liebe! Gieb dem Landmann, dem der Hagel ſeine Saaten knickte, keine Hand voll Gras zurück.

Rolla. So höre Alonzo's Freund, wenn du den deinigen zurückſtößeſt.

Cora. Alonzo's Freund! wer war das nicht!

Rolla. Seine lezten Worte vor der Schlacht —

Cora. (ängſtlich) Seine lezten Worte? rede!

Rolla. Er vertraute mir zwey theure Pfänder, für Segen für ſein Kind, und einen Wunſch dich.

Cora. Einen Wunſch? — den lezten! — nenne ihn!

Rolla. (trocken und finſter) „Wenn ich falle,“ ſprach er, und faßte bebend meine Hand, „ſo ſey Cora dein Weib.“

Cora. Dein Weib?

Rolla. Ich gab mein Wort, und wir ſchieden.

Cora. Ha! mir geht ein ſchreckliches Licht auf! Alonzo! du wurdeſt ein Opfer deines trugloſen Herzens! o hätteſt du geſchwiegen! ſtatt dieſe elenden Reize einem laurenden Erben zu vermachen —

Rolla. Welch ein fürchterlicher Argwohn belagert deine Seele!

Cora. Es iſt klar! ihr habt ihn hingeſandt wo der Tod unvermeidlich war, ſeine Tapferkeit ließ ſich willig täuſchen von eurer Hinterliſt — er gieng, er flog — er ſtürzte ſich in die Schwerdter — ihr ſahet es von ferne und lächeltet. —

Rolla. (ganz erſtaunt) Cora!

Cora. Geſteh es nur, du hätteſt ihn retten können; aber da ſchwebte das Vermächtniß dir vor Augen. Er fiel — du wandteſt dein Geſicht. —

Rolla. O Sonne! muß ich das erleben?

Cora. Haſt du ihn doch nicht ſelbſt ermordet, was darf die arme Wittwe klagen; die Hand die du ihr reichſt, trieft ja nicht

vom

nem Blute ihres Gatten. Du haſt nur zugeſehen.

Rolla. Das iſt zu viel!

Cora. Und dieſer lezte Wunſch — wer weiß auch einmal ob er je über Alonzo's Lippen gieng? die Todten ſind gefällig.

Rolla. Cora! nimm mein Schwerdt und tödte mich.

Cora. Warum nicht leben für die Liebe? eine Liebe deren Blumen aus deines Freundes Grabe hervorſprieſſen. — Aber höre auch meinen Schwur, ſo wie du Alonzo's Wunſch vernahmſt: eher ſoll mein Sohn Gift aus dieſer Bruſt ſaugen, als ich dich Gatte, er dich Vater nennen!

Rolla. So nennt mich euren Freund, euren Beſchützer. —

Cora. Hinweg! ich kenne keinen andern Schutz als Gott! mit dieſem Kinde auf dem Arme will ich das Schlachtfeld auf- und niedereilen, jeden verſtümmelten Körper umwenden, in jedem Geſichte, das der Todeskampf verzog, das holde Lächeln meines Gatten ſuchen! ſeinen Namen will ich kreiſchen, bis die Adern in meiner Bruſt zerſpringen! und glimmt nur noch ein Lebensfunke in ihm, ſo wird er mich hören, ſeine Augen noch einmal dem Sonnenlicht öffnen. Finde ich ihn aber nicht, wohlan mein Sohn! ſo ſtürzen wir uns unter die Feinde. Auch die Spanier ſind Menſchen. Dieſes Kindes Lächeln ſoll mir durch tauſend Schwerdter den Weg bahnen! wer wird eine Mutter zurück ſtoßen, die ihren Gatten ſucht! wer ein unſchuldiges Kind von ſich ſchleudern, das nach ſeinem Vater lallt! Komm mein Sohn! wir ſind überall ſicher! Ein Kind an der Mutter Bruſt iſt ein Freygaſt durch die Welt von der Natur unterzeichnet. Komm! komm! wir wollen deinen Vater ſuchen. (ſie ſtürzt fort.)

Vierte Scene.

Rolla allein.

(Er ſteht lange, ſeinen finſtern Blick an den Boden geheftet. Nur einmal geht ſeine Empfindung in Wehmuth über, und er ruft mit gerührter Stimme:) Mir das! (Darauf wird er wieder ernſt, nachdenkend; ſein

Auge rollt, und er ſpricht männlich entſchloſſen) Ich will ſie zwingen mich hochzuachten. (er geht ab.)

Fünfte Scene.

Im ſpaniſchen Lager.

Pizarro allein.

(wild und finſter auf und niedergehend.) Glück! du Buhlerin der Knaben! Mannes-Arm iſt dir zu rauh. Wer noch Flaum am Kinn und ungefurchte Wangen hat, der wird von dir geſchmeichelt und geſtreichelt. Wo aber auf des Mannes Stirn die Klugheit ſich in Falten lagert, da wendeſt du den Rücken. Du geſchminktes Ungeheuer! Nun ſo rolle deine Kugel! rolle ſie über meinen zerquetſchten Leichnam! Aber Rache! Rache an Alonzo! — Nur noch einmal lächle mir! und dein Lächeln ſey Alonzo's Tod!

Sechſte Scene.

Elvira. Pizarro.

Piz. Wer kömmt? Wer wagt es dich hereinzulaſſen? Wo iſt meine Wache?

Elv. O deine Wache hat gethan, was einer ehrlichen Wache zukommt. „Wer da?“ Ich. Elvira. — „Zurück!“ — Warum? — „Pizarro will allein ſeyn. Er hat aufs ſtrengſte verboten —“ da gleitete mein ſanfter Blick vom borſtigen Haar zum ſtraubigten Bart herunter, die Hellebarde ſenkte ſich, und — hier bin ich.

Piz. Was willſt du?

Elv. Ich will ſehen, wie ein Held ſein Unglück trägt.

Piz. Sahſt du mich nicht im fliehenden Heere, wo dieſe Fauſt den feigen Flüchtling niederſtieß? Sahſt du mich nicht vor dem geſchlagenen Heere, wo unter tauſend geſenkten Häuptern, mein Haupt allein noch ungebeugt dem Schickſal trozte?

Elv. Ich ſah dich da und dort, doch um den Helden ganz zu kennen, mußte ich ihn auch hier in ſeinem Zelte ſehen. Groß unter Menſchen, iſt nicht immer groß in ſich allein. Mancher zittert in einſamer Nacht, der, wenn Tauſende auf ihn blicken, dem Tode kühn die Stirne bietet.

Piz. Nun, hier ſiehſt du mich. Bin ich durch Gram entſtellt? Hörſt du ein fruchtloſes Winſeln?

Elv. Pfui! Winſeln! das thun nur Pfaffen und Weiber. Aber du knirſcheſt, und auch das taugt nicht.

Piz. Soll ich etwa an deiner Hand einen Ball eröfnen, weil das Schwerdt der Feinde die Tapferſten im Heere fraß?

Elv. Kalt und ſtill ſollſt du ſeyn, wie die Nacht wenn ein Gewitter austobte. Kalt und ſtill wie das Grab am Abend vor der Auferſtehung. Der Morgen bricht an, und mit neuer Kraft, von einer neuen Sonne beſtrahlt, tritt der Held hervor.

Piz. Weib! warum waren an dieſem Tage nicht alle meine Männer, Weiber wie du!

Elv. So hätte meine Hand dich heute zum König von Quito gekrönt. Doch ſieh, wir ſtehen noch am Ufer. Die Krone, die da vor uns hin in einem Strom von Blute ſchwimmt, iſt unſerm Auge noch nicht entrückt. Wir ſammeln friſchen Muth, und ſpringen raſch noch einmal in den Strom.

Piz. O Elvira! meine Hoffnung glimmt nur ſchwach, ſo lange dieſer Alonzo, dieſe Geiſel meines Lebens, an der Spitze der Feinde ſteht.

Elv. Ach das vergaß ich dir zu ſagen: Alonzo iſt gefangen.

Piz. Wie?

Elv. So eben hat ein Trupp der Unſrigen ihn durch das ganze Lager im Triumph geſchleppt.

Piz. (Sie umarmend) Weib! welche Botſchaft bringſt du mir! — Alonzo gefangen? O dann bin ich der Sieger! ich habe den Feind geſchlagen!

Elv. Wahrhaftig, du machſt mich neugierig, den Mann zu ſehn, vor dem Pizarro ſich fürchtet.

Piz. Wo iſt er? — Wache! (die Wache tritt herein) Bringt den gefangenen Spanier ſogleich hieher. (die Wache ab.)

Elv. Was willſt du mit ihm thun?

Piz. Sterben ſoll er! Stunden lang — Tage lang —

Elv. Schäme dich. Was wird die Nachwelt ſagen? Pizarro konnte nur ſiegen, wenn Alonzo ermordet wurde.

Piz. Gleichviel.

Elv. Welch' ein Wort in deinem Munde! Handle nicht immer edel, aber handle immer groß.

Piz. Und was räthſt du mir?

Elv. Gieb ihm ein Schwerdt, und fordere ihn zum Zweykampf.

Piz. Er hat ſein Vaterland, vielleicht auch ſeinen Gott verrathen. Der Heldentod iſt nicht für den Verräther.

Elv. Thu was du willſt, doch wenn du ihn ermordeſt, ſo iſt Elvira für dich verlohren.

Piz. Welchen Theil nimmſt du an einem Unbekannten? — Was iſt er dir?

Elv. Er? nichts. Aber dein Ruhm alles. Meynſt du ich liebe dich? nein, ich liebe deinen Ruhm.

Piz. Nicht nach Ruhm, nach Rache dürſtet mein Herz! Ich habe ſie ihm geſchworen, und ich bin Spanier.

Siebente Scene.

Alonzo in Feſſeln tritt herein.

Elv. (betrachtet Alonzo mit einer Miſchung von Bewunderung, und Neubegier.)

Piz. Ha! willkommen Dom Alonzo de Molina! wir haben uns lange nicht geſehn.

Alonz. Wir ſehen uns immer noch zu früh.

Piz. Ihr ſeyd dick und fett geworden.

Alonz. Doch ward ich nicht mit Blut und Raub gemäſtet.

Piz. Auch vermählt, wie ich höre? wohl gar ſchon Vater?

Alonz. Thut es Euch wehe, daß Ihr das Kind im Mutterleibe nicht mehr ermorden könnt?

Piz. (mit funkelnden Augen) Knabe!

Elv. Dir geſchieht Recht, warum ſpotteſt du?

Piz. Wer hat dich zu ſeinem Sachwalter ernannt?

Elv. Den Ueberwundenen ſchmähen iſt klein.

Piz. Entferne dich!

Elv. Ich will nicht.

Piz. Soll ich Gewalt brauchen laſſen?

Elv. Gewalt? (ſie zieht einen Dolch hervor.)

Alonz. Edler Jüngling, wer ſeyd Ihr? ich ſah Euch nie.

Elv. Wenn ich edel bin, was liegt Euch an meinem Nahmen?

Alonz. Schont Euch ſelbſt; mich vertheidigen heißt dem Tyger eine Beute rauben wollen.

Piz. Und dieſer Tyger iſt die Gerechtigkeit.

Alonz. Welchen Nahmen entweihen deine Lippen?

Piz. Du haſt dein Vaterland verrathen.

Alonz. Bin ich unter Räubern gebohren?

Piz. Du Abtrünniger von Gott und Religion!

Alonz. Du lügſt.

Piz. Dein Weib iſt eine Heidin.

Alonz. Gott kennt die Herzen und richtet.

Piz. Und lohnt nach Verdienſt.

Alonz. Dort! ja.

Piz. Deine Augenblicke ſind gezählt, vertheidige dich wenn du kannſt.

Alonz. Wo ſind meine Richter?

Piz. Du frägſt noch?

Alonz. Biſt du hier Deſpot?

Piz. Berufſt du dich auf den verſammleten Kriegsrath?

Alonz. Wenn Las Caſas unter euch iſt, ja. Wo nicht, ſo kann ich meine Worte ſparen.

Piz. Daß doch die Unbeſonnenheit ſich ſo gerne auf fremde Thorheit ſtützt.

Alonz. Las Caſas ein Thor! o dann verſchont mich mit eurer Weisheit! und du heiliger Gott! laß mich ſterben in Las Caſas Thorheit!

Piz. Du biſt dem Ziele deiner Wünſche näher als du glaubſt.

Alonz. Denkſt du mich zu ſchrecken?

Piz. Doch wenn Las Caſas hier an meiner Stelle ſäße, was würdeſt du ihm ſagen?

Alonz. Was ich ihm ſagen würde? An ſeiner Hand würde ich die Fluren von Quito durchſtreichen: ſieh wie alles grünt und blüht, wie hier die Pflugſchaar unbebaute Felder durchwühlt, und dort eine reiche Saat unſerer Hoffnung entgegen reift, das iſt mein Werk. Sieh wie Zufriedenheit auf jeder Wange lächelt, weil Gerechtigkeit und Milde barbariſche Geſetze tilgten, das iſt mein Werk. Sieh wie ſchon hier und dort Einer und der Andere Blicke voll hoher Andacht emporhebt nach dem einzigen wahren Gott! das iſt mein Werk. Und Las Caſas würde mich in ſeine Arme ſchließen, und eine Thräne ſanfter Wehmuth voll, würde Segen auf mich herabträufeln. Begreifſt du nun wie man dem Tode lächelnd trotzen kann?

Piz. Du biſt noch immer was du warſt, ein Schwärmer.

Alonz. Ach! wenn dieſe Schwärmerey mich je verlaſſen könnte, ſo wäre ich werth — Pizarros Freund zu heiſſen.

Piz. Trotze nur Knabe! Doch alte Weiber ſitzen hier nicht zu Rathe, hier richten Männer.

Alonz. Ich kenne eure Männlichkeit und bin gefaßt darauf.

Piz. Wohl dir, denn nur noch wenig Stunden ſind dein. Geh und bereite dich zum Tode.

Alonz. Ich bin bereit.

Piz. Hat deine hohe Schwärmerey auch Weib und Kind aus Sinn und Herz verdrängt?

Alonz. Es lebt ein Gott!

Piz. Viel Glück zu dieſer ſtolzen Faſſung. Geh und bete. Der erſte Sonnenſtrahl iſt dein Todesbote.

Alonz. Deine Rachſucht iſt eilig. Ich danke dir dafür. (er will gehn.)

Elv. Halt Alonzo! — ich ſage dir Pizarro, dieſer Jüngling wird nicht ſterben.

Piz. Biſt du von Sinnen?

Elv. Nicht Tugend und Grosmuth fodere ich auf. Thu was du der Ehre ſchuldig biſt. Setz ihn in Freyheit; gieb ihm ein Schwerdt, kämpfe mit ihm — wo nicht, ſo muß ich dich verachten.

Piz. Ihm die Freyheit? daß er ſeine Fauſt aufs neue mit dem Blut der Brüder färbe?

Alonz. Räuber waren nie meine Brüder.

Piz. Hörſt du? — fort Alonzo! du weißt dein Urtheil. —

Alonz. Ich weiß es und verachte dich. — Dir holder Jüngling, meinen Dank! du taugſt nicht unter dieſe Menſchen. Geh zu den ſogenannten Wilden, dort wirſt du deine Heymath finden. (geht ab.)

Achte Scene.

Pizarro. Elvira.

Piz. Schmähe nur, und gieſſe Oel in meiner Rache Glut. Das ſind Las Caſas ſaubre Lehren.

Elv. Ich bewundre dieſen Alonzo.

Piz. In wenig Stunden kannſt du ſagen: ich habe ihn bewundert.

Elv. Meynſt du, er werde ſterben?

Piz. So gewiß die Sonne eben untergeht.

Elv. Und die Art ſeines Todes?

Piz. Darüber ſinne ich eben, wie viele Quaalen man in den Zeitraum einer Stunde zuſammen drängen könnte.

Elv. Ich wüßte eine Marter, die den Gepeinigten ewig plagt, und dem Peiniger Wolluſt ſchaft.

Piz. Nenne ſie.

Elv. Sie heißt Beſchämung.

Piz. Ich verſtehe dich nicht.

Elv. Verzeih ihm.

Piz. Schon wieder?

Elv. Und noch tauſendmal. Segne mich, denn ich erſpare dir der Nachwelt Fluch. Sie wird deine Thaten leſen: er landete mit einer Hand voll Menſchen in einem fremden Welttheil, er ſchlug den König eines mächtigen Reichs, er war tapfer! — er verzieh dem ſtolzen Feinde in Ketten — Ha! er war groß!

Piz. (lächelnd) Und meine modernde Gebeine werden dann im Grabe fröhlich raſſeln, nicht wahr?

Elv. Nachruhm iſt eine Seifenblaſe, und der Held ein Kind. Doch dieſes Spielwerk eben knüpft den Halbgott an die Menſchheit.

Piz. Und wenn ich die gerechte Rache ſättige, was ſpräche man dann?

Elv. Er ſtieß dem Gefeſſelten einen Dolch in die Bruſt, er war ein gemeiner Menſch.

Piz. (kalt lächelnd) Herkules erdrückte den Rieſen, und Apoll hat einſt den Marſyas geſchunden.

Elv. Ha! ha! ha! Bravo! wir wollen ihn ſchinden. Bläßt er doch die Flöte beſſer als wir.

Piz. (finſter) Genug Elvira!

Elv. Du haſt Recht, wer wird in einem Sumpfe Cedern pflanzen. — Laß uns vernünftig von der Sache reden. Ruhm und Nachruhm ſind unvernünftige Dinge. Ein wenig Rauch, ein wenig Flamme, es wärmt nicht, es ſättigt nicht. Aber unſer Vortheil — was meynſt du Pizarro? Wenn wir durch wohlfeile Großmuth theuren Sieg erkaufen könnten?

Piz. Rede deutlicher.

Elv. Alonzo wird und muß Las Caſas Lehren verſiegeln, ob mit einem heldenmüthigen Tode, der uns wenig Nutzen ſchafft? oder mit einer Thorheit, die uns frommt? das ſteht bey dir.

Piz. Wie das?

Elv. Wir wollen einen Schwärmer in ſeinem eigenen Hirngeſpinſte fahen. Das Unding, das die Menſchen hohe Tugend nennen, iſt ſein Abgott. — Tritt vor ihn hin und ſprich: Alonzo, du haſt mich beleidigt. Ich verzeihe dir, du biſt frey. Was gilts, der Knabe wird in deine Arme ſinken, und den Thron von Quito dankbar dir verrathen.

Piz. Meynſt du? ich zweifle.

Elv. Iſt das Kunſtſtück dir allein zu ſchwer? ich helfe dir. Wen als den Schwärmer reißt die Liebe leichter hin zum Guten, wie zum Böſen? — Ich bin ſchön, ich habe Reiz, Verſtand, kann mich in Männerlaunen ſchmiegen. Du weißt Pizarro, Tauſende gehorchen dir, dem Helden; du mir, dem Weibe.

Piz. Ich dir?

Elv. Kein Wort, die Zeit iſt koſtbar. Ich gehe zu Alonzo. Hab' ich nicht ſchon als Jüngling ihm das Herz entwandt? — und wenn ich nun gar als Weib vor ihn trete — wenn meine Hand die ſeinige hält, meine Augen bittend auf ihm ruhen — wenn der Tugend Bilderſprache von meinen Lippen ſtrömt; meynſt du er werde dir widerſtehen?

Piz. Deine Eitelkeit beluſtigt mich.

Elv. Danke mir den freundlichen guten Willen, ehe er mich gereut.

Piz. Laß ihn immer dich gereuen, denn mein Entſchluß iſt feſt.

Elv. Alonzo ſtirbt?

Piz. Er ſtirbt.

Elv. Und wenn gleich in ſeiner Todesſtunde Elvira dich auf immer verließe?

Piz. Wenn gleich.

Elv. Wenn ſie zu einem edlern Feinde fliehend, mit Alonzo, an dem Glücke der Peruaner arbeitete?

Piz. Es giebt noch Kerker und Banden.

Elv. Nicht für ein Weib, das ohne Las Caſas Lehren den Tod verachten lernte.

Piz. Auch *der* kann dir werden.

Elv. (zärtlich) Pizarro, du liebſt mich nicht mehr!

Piz. Wenn du aus dem Feldherrn einen Schäfer machen willſt, ſo irrſt du dich.

Elv. Undankbarer! du haſt vergeſſen, daß ich Vaterland und Eltern um deinetwillen verließ; daß ich nur in deinen Armen oder im Schoos der Wellen mich begraben wollte!

Piz. Hab ich dir nicht Gleiches mit Gleichem vergolten? worüber beklagſt du dich? theilſt du nicht meine Macht, wie meine Freuden?

Elv. Vergiß nicht daß ich auch deine *Gefahren* theilte. Wer war an dieſem fürchterterlichen Tage dir am nächſten im Gewühl der

Schlacht? Wer hat die Bruſt, des Eiſenharniſches ungewohnt, zum Schilde dir geliehen?

Piz. Gut Elvira, du biſt verliebt wie ein Weib, und tapfer wie ein Mann. Dafür gebührt dir ein ganzes Herz und halbe Beute.

Elv. Halbe Beute? wohl! ſo iſt Alonzo mein Gefangener.

Piz. Mit nichten! die Theilung behalte ich mir vor.

Elv. (ſich an ihn ſchmiegend) Auch nicht wenn ich ſüß dich bitte? Deine Wange mit meinen Thränen netze?

Piz. (kalt) Auch dann nicht. (nach einer Pauſe) Was ſoll ich davon denken, hat des Knaben glatte Wange dich bethört?

Elv. O nein. Noch lieb' ich dich. Aber ſey meiner Liebe werth! Den Sieg über Feinde konnte ein Zufall dir entwinden; bekämpfe dich ſelbſt, und deine Niederlage wird zum ſchönern Siege. Dann biſt du wieder Held, und nur den Helden kann Elvira lieben.

Piz. Vergebens! Hüte dich, Elvira, daß kein Argwohn ſeine Krallen in mein Herz ſchlage, du kennſt die Spanier, kennſt mich.

Elv. Ja, ich kenne dich; du biſt eiferſüchtig auf Weibergunſt, doch eiferſüchtiger auf deinen Ruhm. Du wirſt nicht das einzige Band zerreiſſen das Elviren an dich feſſelt.

Pir. Jedes deiner Worte häuft ſeine Schuld.

Elv. Wohlan, ſo ſey es zerriſſen! Geh und ſchleife deine Klinge für den Nacken des Gefangenen, deſſen Feſſeln dir dein theures Leben ſichern. Gern hat Elvira ihrem Helden Staub und Blut nach jeder Schlacht von der Stirne gewiſcht, doch nicht den Staub der Flucht oder das Blut des Meuchelmords. — Der Arm, der einen wehrloſen Feind durchbohrt, ſoll nie wieder ein edles Weib umſchlingen. Die Lippen, die kalt und ſpöttiſch ein Todesurtheil ausſprechen, ſollen nie wieder die meinigen berühren. — O ich weiß recht gut, daß Rache ein ſüßes herrliches Gefühl iſt; aber nur ſo lange der Feind trotzig da ſteht: er ſinkt — und verſchwunden iſt die Rache! Wer anders fühlt, den bedaur' ich; wer anders handelt, den veracht' ich.

Pir. (betrachtet ſie ſpöttiſch lächelnd. Nach einer Pauſe) Du biſt ein Weib! (er geht ab.)

Neun-

Neunte Scene.

Elvira allein.

Ein Weib? — das weißt du und zitterſt nicht? — weißt, daß ich haſſe, wie ich liebe, und zitterſt nicht? — Wohlan, du! den nicht der Kampf der Elemente, nicht die Wuth des Feindes ſchreckte, dein Verderben ſchwur ein Weib! — — Leben ſoll Alonzo! — und lieben will ich ihn! — nicht weil Anmuth und Jugend ihm friſchere Reize leihen — nein! weil der Götze, den ich in Pizarro ehrte nur ein gebrechlich Machwerk war; weil das, was in der Ferne einem Marmortempel glich, nur eine übertünchte Gaukelbude iſt! — Ha, Pizarro! noch hätt' ich dir verziehen, wenn du um eines Thrones willen nur treulos gehandelt hätteſt, aber du handelſt ehrlos — und Elvira iſt für dich verlohren! (ſie geht ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Akt.

Ein Zelt im ſpaniſchen Lager.

Erſte Scene.

Alonzo allein. Es iſt Nacht.

Verachte den Tod! — ſo ſprachen Römer und Griechen, Heiden mit der Weisheit vertraut. Schäme dich Chriſt! du zagſt! — Was jene nur zu ahnden wagten, iſt dir Gewißheit — eine beßre Welt! — und du zagſt? — Sträubt die Jugend ſich mit ſtarken Muskeln gegen einen frühen Tod? — was iſt ein früher Tod? — ſoll Alonzo ſein Leben nach Jahren zählen? — beſaß er nicht Cora? — Cora! — ach! da zuckte ich an den Roſenbanden die mich an die Welt unwiderſtehlich feſſeln! Weib und Kind! Hier hält mich die Thräne der Liebe, und dort das Lächeln der Unſchuld. — Ja Caſſius du warſt nicht Gatte! Seneca, du warſt nicht Vater! laut ruft die Stimme der Natur: Lebe! laut giebt mein Herz den Ton zurück. — Kann dieſer Wunſch den Mann und Helden ſchänden? — Herr meines Schickſals! ich wünſche zu leben!

Zehnte Scene.

Alonzo. Ein Soldat mit zwey Flaſchen Wein.

Soldat. Hier Alonzo de Molina, ſeyd wohlgemuth und trinket.

Alonz. Wer ſendet dich?

Soldat. Ich halte die Wache vor eurem Zelte.

Alonz. Danke ich deinem Mitleid dieſe Erquickung?

Soldat. Nein. Zwar geht euer Zuſtand warlich mir zu Herzen! aber helfen kann ich nicht; denn ich bin arm.

Alonz. Wer gab dir dieſen Wein?

Soldat. Jemand, der wohl ſüßere Dinge geben kann als Wein. (heimlich) Donna Elvira.

Alonz. Wer iſt Donna Elvira?

Soldat. Habt Ihr nicht von ihr gehört? — Die Freundin unſers Feldherrn.

Alonz. Seine Freundin?

Soldat. Nun ja, Ihr verſteht mich wohl.

Alonz. Und dieſe Elvira ſagſt du —

Soldat. Sandte Euch den Wein.

Alonz. Kennt ſie mich?

Soldat. Ich glaube kaum.

Alonz. Geh und danke ihr.

Soldat. Schon gut.

Alonz. Den Wein nimm wieder mit.

Soldat. Wollt Ihr denn nicht trinken?

Alonz. Ich trank ſeit Jahren keinen Wein.

Soldat. Aber Ihr bedürft den flüßigen Muth in dieſer Flaſche.

Alonz. Guter Freund, ich beklage den Elenden der ſeinen Muth hier leihen muß.

Soldat. Aber doch! es benebelt die Sinne, und ſtumpft den Schmerz ab.

Alonz. Laß mich. Der Tod iſt mir kein Geſpenſt, vor dem ich den Kopf in die Ohrkiſſen

ver=

verberge. Trink den Wein ſelbſt. Wir haben eine kühle Nacht, er wird dir wohl thun.

Soldat. O ja, warum nicht? wie Ihr wollt. Warlich! Ihr ſeyd ein braver Rittersmann. Nur ſchade, daß Ihr ein Heide geworden ſeyd! Ich möchte weinen über Euch, wenn's nur nicht Sünde wäre. (ab.)

Dritte Scene.

Alonzo allein.

Armer Menſch! er weiß nicht was er ſpricht. Gott! du ſchufſt die Rebe für den Spanier und die Patana für den Peruaner. Deine Waſſerſtröme befeuchten die Fluren am Fuſſe der Pyrenäen wie am Fuß der Cordilleras. Du haſt das Kreutz auf unſern Altären zum Sinnbild deiner Huld gemacht; doch du lächelſt auch der Sonne auf der Bruſt der Incas.

Vierte Scene.

Elvira. Alonzo.

Elv. (am Eingange rufend) Don Alonzo!

Alonz. Tritt näher. Wer biſt du?

Elv. (ſich nähernd) Kennſt du mich noch?

Alonz. Wohl erkenn' ich dich, holder Jüngling. Du warſt es, der dem Wüthrich Pizarro zu widerſprechen wagte, als mein Tod von ſeinen Lippen gieng. Deine Geſtalt iſt in mein Herz gegraben.

Elv. Rede, denn ich liebe dich!

Alonz. Es iſt edel, aber gefährlich, einen Unglücklichen zu lieben. Du verſchwiegſt mir vorher deinen Nahmen, wer biſt du junger Adler unter den Geyern?

Elv. Das erräthſt du nicht?

Alonz. Wie kann ich das?

Elv. Wo hat die Menſchlichkeit einen ſchönern Tempel, als im Herzen des Weibes? Wer darf es ſo kühn wagen, ſelbſt Tyrannen zu trotzen, als das Weib?

Alonz. Ich erſtaune — du ein Weib? vielleicht Donna Elvira?

Elv. Es ſcheint durchaus um einen Nahmen dir zu thun? Ja ich bin es.

Alonz. Ein ſolcher Beſuch — in dieſer Stunde?

Elv. Wer dem Bedrängten zu Hülfe eilt, zählt die Stunden nicht.

Alonz. Es iſt die lezte meines Lebens.

Elv. Ich ſage dir: Nein!

Alonz. Pizarro ſchwur meinen Tod.

Elv. Und ich dein Leben.

Alonz. Ich danke dir, aber ich weiß zu ſterben.

Elv. Immer Tod und Sterben-um das dritte Wort. Biſt du der ſeltenen Nichtmenſchen einer, die an des Grabes Rande ſich gemächlich niederlaſſen, um mit Wohlgefallen in den Abgrund hinabzuſchauen.

Alonz. Ich leide was ich muß.

Elv. Stirbſt du gern? —

Alonz. Ich würde Euch und mich täuſchen wenn ich ja antwortete.

Elv. So eile! fliehe!

Alonz. Fliehen? Ihr ſcherzt.

Elv. Dann hätte ich meine Zeit vortreflich gewählt.

Alonz. Dieſe Feſſeln — meine Wächter —

Elv. Feſſeln löſen und Wächter blenden, iſt der Liebe nur ein Spiel.

Alonz. Der Liebe?

Elv. Nenne es, wie du willſt. Nie gab ich mir die Mühe, meine Empfindungen ſchulgerecht in Worten auszudrücken. Gefeſſelt ſah ich dich vor Pizarro ſtehen und hörte dich gleich einem alten Römer ſprechen. In jenem Augenblicke gleiteten die Feſſeln von deiner Hand und umſchlangen mein Herz. Ich fühlte das Bedürfniß dich zu retten. Entſchluß und That ſind bey mir nie durch kühle Zwiſchenräume getrennt. Ich fühlte, — und handelte.

Alonz. Ihr mich retten?

Elv. Ich dich, du mich. Du ſollſt mich aus dem Strudel reiſſen, der jedes Streben nach Ruhm in blutigen Schaum verſchlingt; weg von der Bahn, wo die Habſucht jeden Lorbeer zertritt. Ich bin kein gemeines Weib, ich will nicht lieben um im Kreis meiner Kinder Mährchen am Spinnrecken zu erzählen; von den Thaten des Geliebten ſollen meine Lippen überfließen. Seht ihr Kinder die Marmorſäule? die ward eurem Vater errichtet! Hört ihr das Jauchzen der Bewunderung? es tönt eurem Vater! reicht eure kleinen Hände dem verſöhnten Feinde, euer Vater hat ihn durch Tapferkeit und Edelmuth beſiegt. Ha glückliches Weib, dem dieſe Sprache ziemt! das allein ſich rühmen darf: meine Liebe iſt keine alltägliche Schwachheit. Jüngling, gefall ich dir ſo; willſt du mir ſo das Elend vergeſſen machen, als Weib gebohren zu ſeyn; ſo ſchlag ein, ich rette dich.

Alonz. Verſteh' ich recht, ſchöne Frau, ſo zählt Ihr auf einen Dank, den Alonzo Euch nicht geben kann. Ich bin vermählt.

Elv. Mit einer Heidin.

Alonz. Gleichviel, ſie iſt meine Gattin, und Liebe heiligt unter jedem Himmelsſtriche das Band der Ehe.

Elv. Erwiedert ſie mit gleicher Treue deine Zärtlichkeit?

Alonz. Mit gleicher nur? Donna Elvira kennt ihr Geſchlecht, unerreichbar in Liebe und Haß.

Elv. Und doch willſt du ſie zur Wittwe machen?

Alonz. Mein Schickſal und das ihrige ſtehen in Gottes Hand.

Elv. So ſpricht jeder, der nicht handeln mag. Haſt du Kinder?

Alonz. Ein Pfand der reinſten Liebe.

Elv. Das willſt du zur Waiſe machen?

Alonz. O mein Fernando!

Elv. Ziemt es dem Helden zu klagen, wo er muthig handeln ſoll? — Höre mich! wenn du dem Herzen deiner Gattin alles biſt, wenn ſie dein Leben um keinen Preiß zu theuer kauft; ſo wird ſie willig ihre Anſprüche opfern und den Geretteten der Retterin überlaſſen.

Alonz. Das würde ſie.

Elv. Wohlan!

Alonz. Nimmermehr! Meine Feſſeln löſt ein ſchneller Tod, ihren Kummer würde nur ein langſames Dahinſterben enden. Sie würde mit verhaltnen Thränen mich in Euren Armen ſehen, ich würde laut an Eurem Buſen ſchluchzen. Liebende können alles opfern, nur ihre Liebe nicht! ſie können alles entbehren, nur nicht die Liebe. Ich bin meiner Gattin alles, ſie iſt mir mehr als mein Leben! Um Schätze zu erobern kamen wir in dieſes Land, den koſtbarſten Schatz hab ich gefunden, ein gutes Weib! und ich ſollte ihn verſchleudern, um ein elendes Ding damit zu erkaufen, das, ohne ſie keinen Werth hat? — O Cora, in deinen Armen hab ich das Glück des Lebens kennen lernen, aus deinen Armen nur will ich ins Grab ſteigen! — Geht, geht Sennora, wenn Ihr kein anderes Mittel kennt mich zu retten, ſo gehabt Euch wohl, ich danke Euch.

Elv. Ha, ſo gefällſt du mir. Laß mir den ſtolzen Wahn, ich würd deine Liebe verdient haben, wenn dein Herz noch frey wäre. Iſt mirs doch als beneidete ich dein glückliches Weib. Weg mit dieſem unedeln Gefühl! Geſchwind Elvira erſticke es durch eine uneigennützige That. Hier Jüngling, nimm dieſen Dolch und folge mir. Ich führe dich in Pizarros Schlafgemach, du durchbohrſt das übermüthige Herz; der Schrecken breitet ſeine Flügel über das ganze Lager und im erſten Wirrwar, beym erſten Mordgeſchrey, wenn alles durcheinander und widereinander läuft, fliehen wir hinüber zu den Deinen. Dort will ich die Freudenthränen deines Weibes auf meiner Wange fühlen, dort will ich das Stammeln deines Kindes hören und alle meine ſtolzen Entwürfe vergeſſen. Wohlan, folge mir!

Alonz. Ich einen Schlafenden ermorden?

Elv. Deinen bitterſten Feind.

Alonz. Ich würde den Teufel ſchonen, wenn er ſchliefe.

Elv. Ich haſſe dieſen Pizarro, weil er an mir zum Verräther wurde, und ich verachte ihn, weil er den überwundnen Feind mit Füßen trat. Edelmuth iſt nur für Edle. Richte den Böſewicht, wie er andere richtet. Befreye die Erde von einem Ungeheuer, welches von der alten Welt ausgeſpien wurde, um die neue Welt zu verheeren. Dankbaren Jubel wird dein zweites Vaterland dir zujauchzen und ehrenvolle Ruhe im Schooſe der Deinigen dein Loos ſeyn. Auf! entſchließe dich!

Alonz. Ich bin entſchloſſen.

Elv. So folge mir!

Alonz. Mit nichten! Sucht euch ein anderes Werkzeug eurer Rache. Es war eine Zeit, wo dieſer Pizarro mich liebte, wo er jede ruhmvolle Gefahr des Schlachtfeldes und jeden Leckerbiſſen ſeiner Tafel mit mir theilte. Hundertmal

mal hab ich ruhig an ſeiner Seite geſchlafen, und dieſen Mann ſollt ich im Schlaf ermorden?

Elv. Hat er nicht jedes Band zwiſchen euch zerriſſen?

Alonz. Jedes, nur das Band ſeiner Wohlthaten nicht.

Elv. Schwärmer! ich verlaſſe dich, die Einſamkeit wird die Vernunft aus ihrem Schlummer wecken, der Todesſchrecken wird dich nüchtern machen. Wiſſe, man hat ein großes Löſegeld für dich geboten, Pizarro hat es ausgeſchlagen. Dir bleibt keine andere Rettung.

Alonz. So werd' ich zu ſterben wiſſen.

Elv. Sieh das Morgenroth in Oſten, es verkündet deinen nahen Tod. Die Minuten fliehen, nur noch wenige ſind dein, und die Gelegenheit kehrt nie zurück. Ich laſſe dir Bedenkzeit. In einer Viertelſtunde bin ich wieder bey dir, um deinen lezten Entſchluß zu holen. (ſie geht ab.)

Fünfte Scene.

Alonzo allein.

Erſpare dir den fruchtloſen Gang, es iſt vergebens. Der Tod iſt bittre Arzeney aber das Laſter ſüßes Gift. — Gott ſey mit meinem Weibe! Gott und Rolla! — Mögte ſie fliehen in die Gebirge, wo Unſchuld und Friede wohnen! Mögte mein armes Kind nie erfahren aus welchem Blute es abſtammt. — Du Jehova! oder Sonne! — gleichviel wie ich dich nenne — erhalte den Meinigen Geſundheit und reine Sitten! das übrige iſt eitel Tand. (hinausblickend) Sieh da, der erſte Morgenſchimmer mahlt die Berge grau. Noch etwa eine Stunde iſt mein. Ich will verſuchen die Todesfurcht um ihren Zoll zu betrügen, ich will mich ſchlafen legen. (Er legt ſich nieder) Du mein gutes Gewiſſen! winke deinem Freunde den Schlaf herbey. — Meine Kräfte ſind erſchöpft — Die Mattigkeit drückt mir die Augen zu — Komm holder Schlummer bereite mich vor auf deines jüngern Bruders Bekanntſchaft. — (Er entſchlummert.)

Sechſte Scene.

Rolla, die Wache.

Die Wache. (Man ſieht die Wache am Eingange des Zeltes auf- und niedergehen. Nach einer Pauſe ruft ſie) Wer da! — gieb Antwort! wer da!

Rolla. (noch ungeſehen) Ein Prieſter.

Soldat. Was wollt Ihr, ehrwürdiger Vater?

Rolla. (tritt hervor in Mönchskleidung) Sage mir, Freund, wo wird der gefangene Spanier Alonzo bewacht?

Soldat. Hier in dieſem Zelte.

Rolla. Hier? — Laß mich herein.

Soldat. Zurück! ich darf nicht.

Rolla. Er iſt mein Freund.

Soldat. Und wenn Ihr ſein Bruder wärt.

Rolla. Welches Schickſal beſtimmt man ihm?

Soldat. Mit Sonnenaufgang muß er ſterben.

Rolla. Ha! ſo komme ich noch eben recht.

Soldat. Um Zeuge ſeines Todes zu ſeyn.

Rolla. Ich muß ihn ſprechen.

Soldat. Zurück!

Rolla. Iſt er allein?

Soldat. Ja.

Rolla. Ich bitte dich, laß mich zu ihm.

Soldat. Umſonſt! der Befehl war ſtreng.

Rolla. (zieht die Sonne hervor, welche ihm der König zum Geſchenk gab) Sieh dieſe koſtbaren Diamanten.

Soldat. Was wollt ihr damit?

Rolla. Sie ſind dein, laß mich zu ihm.

Soldat. Wollt ihr mich beſtechen? ich bin ein Alt-Caſtilier.

Rolla. Nimm und thu ein gutes Werk.

Soldat. Zurück! ich kenne meine Pflicht. —

Rolla. Biſt du verheirathet?

Soldat. Ja.

Rolla. Haſt du Kinder?

Soldat. Vier Buben.

Rolla. Wo ließeſt du ſie?

Soldat. (ſanfter) Daheim in meinem Vaterlande.

Rolla. Haſt du Weib und Kinder lieb?

Soldat. (bewegt) Mein Gott! ob ich ſie lieb habe?

Rolla. Wenn du nun in dieſem fremden Lande ſterben müßteſt?

Soldat. So bringen meine Kammeraden den lezten Gruß und Segen nach Hauſe.

Rolla. Und wenn einer dort ſo grauſam wäre deinen Kammeraden den Zutritt zu verſagen?

Soldat. Wie das?

Rolla. Alonzo hat auch Weib und Kind. Seine jammernde Gattin ſchickt mich her, den lezten Gruß und Segen von ihm zu holen.

Soldat. Geht herein!

Rolla. (indem er näher tritt) O heilige Natur, du verläugneſt dich nie. — Alonzo! wo biſt du? — Da liegt er und ſchlummert — (er rüttelt ihn) Alonzo! erwache!

Alonz. (aus dem Schlaf auffahrend) Kommt Ihr ſchon mich abzuholen? (er rafft ſich auf) Ich bin bereit.

Rolla. Ermuntre dich.

Alonz. Welche Stimme!

Rolla. Ich bin Rolla.

Alonz. (in ſeine Arme ſtürzend) Rolla! bin ich wirklich erwacht? — Wie kömmſt du hieher?

Rolla. Jezt iſt nicht Zeit zu Frag' und Antwort. (er wirft das Kleid ab.) Dies täuſchende Gewand lieh mir der Leichnam eines Prieſters, der heute in der Schlacht den Tod fand. Nimm es und fliehe!

Alonz. Und du?

Rolla. Ich bleibe hier an deiner Stelle.

Alonz. Nimmermehr!

Rolla. Ich bitte dich, keine Sentenzen. Hülle dich ein und fliehe.

Alonz. Du ſterben für mich? lieber zwiefachen Tod!

Rolla. Wer ſagt das? Ich werde nicht ſterben. Alonzo haßt man hier, nicht mich. Eine kurze Gefangenſchaft, aus welcher dein Arm mich bald befreyen wird.

Alonz. Dann kennſt du Pizarros ſchwarze Seele nicht. Du entreiſſeſt ihm ſeine Beute, er würde wüten, und dich ſeiner Rache opfern.

Rolla. Nicht doch, ein großes Löſegeld —

Alonz. Sein Blutdurſt iſt gieriger als ſein Geiz.

Rolla. Und wäre es auch, was iſts nun mehr? — ich bin allein in der Welt, ein einzelnes Weſen das an niemand hängt, ein Strauch in der Sandwüſte. Laß ihn abhauen, wer frägt darnach? Glücklich wenn ein Paar gute Menſchen ſich noch bey ſeinem Feuer wärmen. — Du hingegen biſt Gatte und Vater. An deinem Leben hängt Wohl und Weh eines braven Weibes, eines lallenden Kindes. Fort! fort! nimm dies Gewand und fliehe!

Alonz. Willſt du mich zum feigen Mörder meines Freundes machen? Willſt du mir ein Leben ſchenken, das unaufhörliche Qualen verbittern würden?

Rolla. Nur in Coras Armen ſollſt du meiner gedenken. Eine Thräne in euren Freudenkelch, das iſt es alles. Ich habe umſonſt in der Welt gelebt. Gönne mir die lezte Freude, daß ich wenigſtens nicht umſonſt ſterbe.

Alonz. So kann ein Freund mich martern! Meine Todesſtunde iſt ſchwer.

Rolla. Ich kann dir nicht einmal einen Gruß von deinem guten Weibe bringen, denn ſie kennt

niemand

niemand um ſich her, ſie fällt aus einer Ohnmacht in die andere.

Alonz. O meine Cora!

Rolla. Wenn du nicht bald zu ihr eilſt, ſo fürchte ich für ihr Leben.

Alonz. (erſchrocken) Für ihr Leben?

Rolla. Du ſtirbſt, ſie ſtirbt, dein armes Kind wird zur Wayſe.

Alonz. Rolla wird ſein Vater ſeyn.

Rolla. Ja doch, Rolla! meynſt du, er werde Coras Tod überleben?

Alonz. Stärke in dieſem Kampfe!

Rolla. Und was gewinnſt du durch deine Hartnäckigkeit? — Du willſt nicht fliehen? — Wohlan! ich auch nicht. Ich bleibe hier. Mich trennt keine Gewalt von dir. Du ſollſt die Freude haben mich an deiner Seite fallen zu ſehen. Dann iſt Cora ganz verlaſſen.

Alonz. Menſch! du bringſt mich von Sinnen.

Rolla. Wenn du beharrſt, ſo iſt alles und gewiß verlohren. Fliehſt du aber, ſo iſt noch Rettung möglich. So geſchwind wird man mich nicht hinrichten. Ich werde dem Pizarro mit wichtigen Entdeckungen ſchmeicheln, ich werde Aufſchub gewinnen; du eilſt ins Lager, raffſt unſre junge Mannſchaft zuſammen, brichſt in der kommenden Nacht wie ein Gewitter herein, und führſt deinen Freund im Triumpf zurück! — Auf Alonzo! der Tag bricht an. Säume nicht! fliehe in Coras Arme! rette ihr Leben! dann kehre wieder und rette das Meinige!

Alonz. Rolla! wozu verleiteſt du mich?

Rolla. Hat Rolla je was unedles von dir begehrt? — (er wirft ihm das Prieſtergewand um) Hülle dich ein, halt deine Ketten feſt, daß ſie nicht klirren; vermumme dich bis an die Zähne — ſo — jezt geh! — Gott ſey mit dir! (bewegt) grüße Cora — und ſage ihr — ſie habe mir Unrecht gethan.

Alonz. (an ſeinem Halſe) Freund! — ich habe keine Worte. —

Rolla. Fühle ich nicht die warme Thräne, die auf meine Wange träufelt? Geh, ich bin belohnt.

Alonz. In wenig Stunden kehre ich zurück, dich zu befreyen, oder mit dir zu ſterben. (er eilt unaufgehalten fort.)

Siebente Scene.

Rolla allein.

(ihm nachſehend. Nach einer Pauſe) Er iſt fort! — Zum erſtenmale habe ich einen Menſchen getäuſcht. Das wird der Gott der Wahrheit mir verzeihen! — Er ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung mich wieder zu ſehn — ja dort vielleicht! dort, wo mich Cora lieben wird! — Eigennütziger Menſch! geſteh es dir nur ſelbſt: du ſtirbſt, damit, wenn einſt auch Cora hinauf zu unſerm Vater geht, ihre erſte Frage ſey: Wo iſt Rolla? — wer kömmt?

Achte Scene.

Rolla, **Elvira.**

Elv. Nun Alonzo, haſt du dich beſſer beſonnen? (als ſie Rolla erkennt) Was iſt das? wer ſeyd Ihr? wo iſt Alonzo?

Rolla. Welches wollt Ihr zuerſt wiſſen?

Elv. Wo iſt Alonzo?

Rolla. Fort.

Elv. Entflohn?

Rolla. Ja.

Elv. Ha! man muß ihm nach. (ſie will fort.)

Rolla. (tritt ihr in den Weg) Halt, ich laſſe dich nicht.

Elv. Verwegner! ich rufe die Wache.

Rolla. Thu was du willſt, wenn nur Alonzo Zeit gewinnt.

Elv. (wieder fort wollend) Wo du mich berührſt —

Rolla. Nicht von der Stelle! (er ſchließt ſie in ſeine Arme.)

Elv. (zieht einen Dolch hervor) Ich erſteche dich.

Rolla. Stich zu! aber noch im Fallen werde ich dich umklammern.

Elv. Würklich? denkſt du ſo? — ey, ſo wäre es ja der Mühe werth dich näher kennen zu lernen. — Las mich los, ich bleibe.

Rolla. (ſie loslaſſend) Es iſt vollbracht! nun iſt er weit genug.

Elv. Alonzo floh durch deine Hülfe?

Rolla. Durch die Meinige.

Elv. Und das wagſt du zu geſtehn?

Rolla. Warum nicht?

Elv. Willſt du den Tod an ſeiner Stelle leiden?

Rolla. Ich will.

Elv. Du biſt ein ſeltener Freund.

Rolla. Ich that es nicht aus Freundſchaft.

Elv. Was ſonſt?

Rolla. Gleichviel für dich.

Elv. Ich merke du biſt Wort-karg.

Rolla. Ich handle wie du ſiehſt.

Elv. Wer biſt du?

Rolla. Mein Nahme iſt Rolla.

Elv. Der Feldherr der Peruaner?

Rolla. Das war ich.

Elv. Iſt es möglich! du in unſerer Gewalt?

Rolla. Vollkommen.

Elv. Hat man dich vielleicht hintangeſetzt? treibt die Rache dich zu uns?

Rolla. Wie verſtehſt du das?

Elv. Hat dein König dich vielleicht nicht nach Verdienſt belohnt?

Rolla. Ueber Verdienſt.

Elv. Und doch hier? — nicht aus Rache? nicht aus Freundſchaft? — und doch hier?

Rolla. Und doch hier.

Elv. So kenne ich nur noch *eine* Leidenſchaft die dieſes Wageſtück unternehmen könnte.

Rolla. Nenne ſie!

Elv. Die Liebe.

Rolla. Errathen.

Elv. Du liebſt? wen?

Rolla. Gleich viel für dich.

Elv. Und hoffeſt durch dieſen Schritt —

Rolla. Ich hoffe nichts.

Elv. Nun verſteh ich dich. Deine Geliebte iſt tod, Verzweiflung, Lebensüberdruß brachten dich hieher.

Rolla. Wie du willſt.

Elv. Ich beklage dich.

Rolla. Danke.

Elv. War was du hier verlohrſt, unerſetzlich?

Rolla. Unerſetzlich.

Elv. So jung willſt du der Welt und dem Genuſſe deines Ruhms entſagen?

Rolla. Ruhm iſt nur ein Geſchenk der Nachwelt.

Elv. Wie aber, wenn du deinem Vaterlande noch wichtige Dienſte leiſten könnteſt?

Rolla. Das werde ich, wenn ihr mich nicht tödtet.

Elv. Und wie?

Rolla. Indem ich gegen euch fechte.

Elv. Das ſagſt du mir ins Geſicht?

Rolla. Schade daß du nicht Pizarro biſt.

Elv. Warum?

Rolla. Dann hätte ich es Pizarro ins Geſicht geſagt.

Elv. Ha! du biſt ein Mann wie ich die Männer liebe.

Rolla. So gleiche mir wenn du kannſt.

Elv. Ich dir gleichen? bin ich doch nur ein ſchwaches Weib.

Rolla. Du ein Weib?

Elv. Du ſtaunſt?

Rolla. O nein.

Elv. Recht ſo, der Held muß über nichts erſtaunen.

Rolla. Am wenigſten über ein Weib.

Elv. Auch dann nicht, wenn ſie einer groſſen kühnen Handlung fähig wäre?

Rolla. Auch dann nicht.

Elv. Du ehrſt unſer Geſchlecht?

Rolla. Ihr ſeyd beſſer und ſchlechter als wir.

Elv. Wenn ich deinem Vaterlande, dich und den Frieden wiedergäbe, würdeſt du mich unter die beſſern zählen?

Rolla. Vielleicht.

Elv. Nur vielleicht?

Rolla. Iſt es denn genug zu wiſſen wie du handelſt? und kann ich errathen warum du handelſt?

Elv. Stolzer Mann! wie gewinnt man deine Freundſchaft?

Rolla. Durch Freundſchaft.

Elv. Wohlan, ich will es verſuchen. Der Morgen dämmert kaum, noch iſt es Zeit. Nimm dieſen Dolch, folge mir.

Rolla. Wohin?

Elv. Ich führe dich in Pizarros Schlafgemach, du ſenkeſt den Dolch in ſeine Bruſt, wir fliehen, dein Vaterland iſt frey, du biſt frey.

Rolla. Was that dir Pizarro?

Elv. Sein Ruhm lag in den Armen meiner Liebe; ſie fielen beide auf einen Streich.

Rolla. Du liebteſt ihn einſt?

Elv. So glaubt' ich, als ich ihn bewundern hörte.

Rolla. (ſehr kalt) Und du willſt, daß ich ihn jetzt im Schlaf ermorden ſoll?

Elv. Wollt er nicht Alonzo in Feſſeln umbringen? wir zahlen ihm mit gleicher Münze. Der Schlafende und der Gefeſſelte ſind beide wehrlos.

Rolla. So gieb den Dolch.

Elv. Hier.

Rolla. Geh voran.

Elv. Den Wächter vor dem Zelt muſt du zuerſt niederſtoßen.

Rolla. Muß ich?

Elv. Er würde Lärm machen.

Rolla. So nimm den Dolch zurück.

Elv. Warum?

Rolla. Dieſer Wächter iſt ein Menſch.

Elv. Nun ja.

Rolla. Ein Menſch! verſtehſt du mich? nicht alle Menſchen ſind Menſchen.

Elv. Was heißt das?

Rolla. Dieſen Wächter, den kein Geld beſtechen konnte, beſtach ſein Gefühl. Er iſt mein Bruder, ich thue ihm nichts.

Elv. Wohlan, wir wollen verſuchen, ihn zu täuſchen. Verbirg den Dolch. He da! Wache!

Neunte Scene.

Der Soldat. Vorige.

Soldat. Was wollt Ihr?

Elv. Wo iſt dein Gefangener?

Soldat. Wo ſonſt als hier? (er erblickt Rolla) was iſt das? (er ſchaut umher) Heiliger Gott! Alonzo iſt entflohn.

Elv. Du biſt verlohren.

Soldat. (zu Rolla) Ihr habt mich betrogen. Ich muß ſterben! ach mein Weib! ach meine Kinder!

Rolla. Sey unbeſorgt, Pizarro hat bey dem Tauſch nichts verlohren. Er wird deiner ſchonen, ich gebe dir mein Wort.

Elv. Auch ich. Nur müſſen wir ſogleich den Feldherrn von dieſem Zufall unterrichten. Ich führe dieſen Mann zu ihm. Begleite uns.

Soldat. Er wird mich hinrichten laſſen.

Elv. Ich bürge dir für deine Begnadigung.

Rolla. Und ich.

Soldat. Ach ſchöne Frau, um meiner armen Kinder willen! —

Elv. Komm nur, komm, dir ſoll kein Haar gekrümmt werden. — Wohlan Rolla! biſt du entſchloſſen?

Rolla. Ich folge dir.

Elv. Der Todesengel des Tyrannen gehe vor uns her! (alle ab.)

Zehnte Scene.

Pizarros Zelt.

Pizarro allein, wälzt ſich in unterbrochnem Schlummer auf ſeinem Ruhebette, und ſpricht im Schlaf abgebrochne Worte.

Blut — Blut — keine Gnade — Rache — Rache — haut ihn nieder — So — da liegt der Rumpf — Ha! ha! ha! — Die blonden Locken — blutig gefärbt —

Eilfte Scene.

Elvira und **Rolla** treten leiſe herein.

Elv. Da liegt er. Jezt geſchwind!

Rolla. Geh laß mich mit ihm allein.

Elv. Warum?

Rolla. Ich morde nicht in Gegenwart eines Weibes.

Elv. Aber —

Rolla. Geh oder ich wecke ihn auf.

Elv. So rufe mich, wenn die That vollbracht iſt.

Rolla. Warte draußen.

Elv. Nur ſchnell, ehe er erwacht. (ſie geht ab)

Zwölfte Scene.

Rolla. Pizarro ſchlafend.

Rolla. (tritt mit verſchränkten Armen vor ihn hin und ſieht auf ihn herab) Das alſo iſt der Störer unſers Friedens, der Räuber, den eine erzürnte Gottheit uns zur Geiſſel ſandte? Er ſchläft würklich, kann dieſer Menſch auch ſchlafen?

Piz. (im Schlummer) Laßt mich — laßt mich — fort ihr Geiſter. O! O!

Rolla. Ich irrte — er kann nicht ſchlafen: O all ihr Böſewichter, ſchaut her. So ſchlafen Verbrecher.

Piz. (fährt erſchrocken in die Höhe) Wer da! Wache!

Rolla. (den Dolch zuckend) Kein Wort oder du biſt des Todes.

Piz. Verrätherey!

Rolla. Sprich leiſe, ich befehle es dir.

Piz. Wer biſt du?

Rolla. Ein Peruaner wie du ſiehſt, mein Nahme Rolla. Dein Leben iſt in meiner Gewalt. Du rufſt vergebens um Hülfe, dieſer Arm wird ſchneller ſeyn als deine Wache.

Piz. Was begehrſt du?

Rolla. Nicht deinen Tod. Ich hätte dich im Schlaf ermorden können. Ich that es nicht, drum ſey ruhig.

Piz. So rede.

Dreyzehnte Scene.

Elvira. Vorige.

Elv. (haſtig herein) Nun? Ha! was iſt das? (zu Rolla) Verräther!

Rolla. Rolla mordet nicht.

Piz. Wer dann? (Elviren fixirend) Du? Du? — Niederträchtige!

Elv. Wär ich das, dein Tod wäre nie mein Plan geweſen. Mich leitete nicht Rache, nicht Eiferſucht. Meinen Dolch ſchwang die Menſchheit. Dem Kronenräuber galt er, dem Unterjocher eines unſchuldigen Volks. Peru den Frieden wiederzugeben, den du ihm ſtahlſt, darum beſchloß ich deinen Tod.

Rolla. Wäre die That ſo edel geweſen, wie die Abſicht, ich würde dich bewundern.

Elv. Sie iſts, edler, als eine die ich that. Warum führt' ich ſie nicht ſelbſt aus, warum vertraut ich ſie dir an. Wiſſe, unzeitiger Menſchenfreund, mein Mord war barmherziger, als deine Schonung.

Piz. Schweig, Raſende. Dieſe Barmherzigkeit werde dir! Wache! (die Wache tritt ein) Ergreift dieſes Weib. Es wollte euren Feldherrn ermorden. Werft es in das tiefſte Gefängniß — ſinnt auf neue Martern —

Elv. Du bleibſt Pizarro, wie ich Elvira. Willkommen iſt mir der Tod, da dieſer Streich mißlang. Aber hören ſollſt du mich erſt. (wüthend) Ja, ich wollte aus Barmherzigkeit dich ohne Quaalen aus der Welt ſchicken; aber du biſt beſtimmt durch Reue und Gewiſſensbiſſe todt gemartert zu werden, nur zu! ermorde auch mich du Völkermörder! weißt du noch, wie durch deine glatte Zunge du mich um Unſchuld und Seligkeit betrogen haſt? Hörſt du noch die lezten Worte meiner alten Mutter, wie ſie dem Verführer ihres Kindes fluchte? Hörſt du noch das lezte Röcheln meines Bruders, der die Ehre ſeiner Schweſter rächen wollte, und durch dein

Mord=

Mordſchwerdt fiel? — Komm nur, komm du Wütrich! folge mir über kurz oder lang in jene Grabesnacht! die Muſik zu deinem Empfang iſt bereit: meiner Mutter Fluch! meines Bruders Röcheln! und das Geſchrey zahlloſer Völker um Rache!

Piz. (Seine Erſchütterung verbergend) Wird man meinen Befehl vollſtrecken?

Elv. Du Rolla haſt mich betrogen, ich verzeihe dir. Laß nicht deine Verachtung mir ins Grab folgen. Ich war einſt ein gutes Mädgen, fromm und unbefangen. Wenn du wüßteſt, wie dieſer Heuchler meine Unſchuld getäuſcht, wie er meinen Glauben an Tugend untergraben, wie er mich von Stufe zu Stufe hinab in des Laſters Abgrund gezogen; du würdeſt mich bedauern.

Rolla. Ich bedaure dich.

Elv. Ein lindernder Tropfen in die Glut meines Gewiſſens. Leb wohl. — Und — du lebendig Verdammter! ſündige nur immer drauf los! ſündige! wir werden uns wiederſehn! Ha! wir werden uns wiederſehen! Die Quaalen, die du hier aufſparſt, veracht ich.

Mein ſchöner Wille umſchwebt mich. Groß zu leben hinderte mich das Schickſal, groß zu ſterben ſoll es mich nicht hindern. (ab.)

Vierzehnte Scene.

Pizarro. Rolla.

Rolla. Ich mögte nicht an deiner Stelle ſeyn.

Piz. Aber jetzt erkläre mir das doppelte Wunder, dich hier zu ſehn und als meinen Schutzgott?

Rolla. Ich kam meinen Freund Alonzo zu retten.

Piz. Dann kamſt du vergebens. Ich bin dir hohen Dank ſchuldig, fordre alles was ich habe, nur nicht das Leben dieſes Mannes.

Rolla. Er iſt in Sicherheit.

Piz. Wer?

Rolla. Dein Gefangener.

Piz. Entflohn?

Rolla. Ja.

Piz. Hölle und Teufel wie war das möglich?

Rolla. Wie? warum nicht? ihr haltet uns für Barbaren; lerne jezt, daß wir die Freundſchaft kennen.

Piz. Wie? du wagteſt —

Rolla. Ich. Ein Prieſtergewand verhüllte mich, ſo drang ich durch bis in ſein Zelt, gab ihm das Gewand, er ging, ich blieb.

Piz. Ha! du haſt die ſchönſte Beute mir entriſſen! —

Rolla. Er iſt Feldherr, ich bin es auch. Morde mich ſtatt ſeiner.

Piz. Mann! du zwingſt mich zur Bewunderung.

Rolla. Ich muß mich warlich ſchämen, daß ſogar ein Weib dieſe Bewunderung mit mir theilt. Kam Elvira nicht in gleicher Abſicht zu ihm.

Piz. That ſie das? — Nichtswürdige! — Warlich! beym Lichte beſehn muß ich dir danken, daß du zu rechter Zeit Alonzos Flucht beförderteſt. Hätte ſie ihn gefunden, ihn zum Werkzeug erkohren, ſo wäre nun der Meuchelmord an mir vollbracht.

Rolla. Das iſt nicht wahr. Alonzo hätte gerade ſo gehandelt als ich.

Piz. Meynſt du? ich zweifle, und halte mich dir hoch verpflichtet. Rede, wodurch kann ich dich belohnen?

Rolla. Das fragſt du noch?

Piz. Du biſt frey.

Rolla. Ohne Zweifel.

Piz. Bekenne, daß deine Feinde dir an Großmuth gleichen.

Rolla. Du thuſt deine Pflicht.

Piz. Geh! und wenn wir mit den Waffen in der Hand uns wieder treffen ſollten —

Rolla. Dann fechten wir als brave Männer.

Piz. Immer werde ich deiner ſchonen.

Rolla. Thu das nicht, denn nun ich dich kenne, biſt du der Erſte den ich auf dem Schlachtfeld ſuchen werde. Indeſſen lebe wohl. Gott beſſre dich! (er geht ab und kehrt wieder um) Noch eins. Der Wächter an Alonzos Zelt hat ſeine Pflicht gethan, er iſt unſchuldig an der Flucht meines Freundes. Vergieb ihm.

Piz. Du forderſt viel.

Rolla. Iſt mein Begehren unbillig, ſo bleibe ich hier, und leide was jener leiden müßte.

Piz. Wie, du wollteſt für einen gemeinen Krieger dein Leben wagen?

Rolla. Er iſt ein Menſch, den ich ins Unglück riß.

Piz. Zieh hin in Frieden, ich verzeihe ihm.

Rolla. Gieb mir deine Hand drauf.

Piz. (einſchlagend) Laß uns Freunde ſeyn.

Rolla. Lebe friedlich unter uns, diene deinem Gott wie wir dem unſrigen, ſey der Tugend Freund, und du biſt der meinige.

Piz. Wenn ihr das ſchöne Ziel meiner Thaten, den Thron von Quito mir einräumt. —

Rolla. Nun iſts genung! Leb wohl! (er geht ab.)

Piz. (nach einer Pauſe) Und ich laſſe ihn ruhig ziehen? — Es iſt gefährlich einen Schwärmer anzuhören, man wird unwillkührlich eingewiegt. — Doch er hat mein Wort. — Mein Wort? — Soll ich den Kaplan fragen, ob man einem Heiden Wort halten muß? — Aber dieſer Heide iſt ein Held und die Helden haben überall nur einen Glauben. (geht ab.)

Funfzehnte Scene.

Ein freyer Platz, nicht fern vom Peruanſchen Lager.

Ataliba ruht unter einem Baume.

Wie ſtill und öde um mich her. — Iſt es nicht nach einem Siege, wie nach einem Fieber? man freut ſich der überſtandenen Gefahr, und hat kaum ſo viel Kraft ſich zu freuen. Das Lächeln ſchwimmt in Thränen, und das Jauchzen verhallt in Seufzer. — Warlich! der Sieg iſt eine theure Waare! die Geſchichte zählt nur die Erſchlagenen, und ſollte die Unglücklichen zählen. Der abgedruckte Pfeil ſcheint nur Ein Herz zu treffen, und durchbohrt oft Hunderte. — Ach! ich verkaufe alle meine Siege um Ein frohes Erndtefeſt. —

Sechszehnte Scene.

Ein Höfling tritt auf.

Höfling. Der Herold kehrte ohne Troſt zurück.

Atal. Iſt Alonzo todt?

Höfling. Er lebt. Aber die Spanier verſchmähten das Löſegeld. Eure Schätze, ſprachen die Uebermüthigen, gehören uns. In wenig Tagen ſind wir eure Herren. Das Recht wohnt in unſerer Stärke.

Atal. Ha! noch nicht gedemüthiget? wächſt dieſe Schlange, die um meine Krone ziſcht, denn immer wieder? — Wo iſt Alonzos Gattin?

Höfling. Sie floh mit ihrem Kinde man weiß nicht wohin. Das Heer iſt in dumpfer Beſtürzung, denn auch Rolla verſchwand.

Atal. Rolla? unmöglich! — Er mich verlaſſen, da Gefahr und Jammer mich umringen? — Gott! iſt denn keiner der Luſt hat einen König abzulöſen! Ich tauſche gern mit dem Geringſten im Volke.

Siebzehnte Scene.

Alonzo in Prieſterkleidung. **Die Vorigen.**

Alonz. Mein König! ich ſehe dich wieder!

Atal. Alonzo! biſt du es?

Alonz. Wo iſt mein Weib?

Atal. Willkommene Erſcheinung.

Alonz. Wo iſt mein Weib?

Atal. Wie entkamſt du?

Alonz. Mich rettete ein halbes Wunder.

Atal. Rede.

Alonz. Wer als Rolla konnte der Freundſchaft hoher Glut dies Opfer bringen. Wer als Rolla konnte in dies Gewand gehüllt, bis in meinen Kerker dringen? Er war es der meine Feſſeln zerbrach, um ſich ſelbſt darein zu ſchmieden.

Atal. Rolla in der Gewalt des Feindes? ach! du ſchlägſt mir eine neue Wunde!

Alonz. (Sein Gewand abwerfend) Gieb mir ein Schwerdt und fünfhundert entſchloſſene Männer, ich gehe ihn zu retten.

Atal. Soll ich in dir meine lezte Stütze wagen?

Alonz. Der Feind iſt muthlos, das Lager an der rechten Seite ſchwach befeſtigt; durch Grauſamkeiten hat Pizarro ſich verhaßt gemacht, die Soldaten murren; laß ihnen keine Zeit ſich zu beſinnen. Noch ein Sieg, und wir jagen ſie ins Meer, daß die Wellen unſere Noth und ihre Raubgier verſchlingen.

Atal. Komm, ich will ſelbſt ihr Lager beſchleichen, will ſehen, wie und wo ein Angriff möglich iſt.

Alonz. Setze der Gefahr dich minder aus. Du biſt König —

Atal. Wo den Kindern Gefahr droht, da geht der Vater ſelbſt.

Alonz. So laß mich nur vorher mein gutes Weib umarmen.

Atal. (verlegen) Dein Weib?

Alonz. Gewiß hat Cora viel gelitten.

Atal. Deß bin ich Zeuge.

Alonz. Ein Augenblick, und ich bin wieder bey dir.

Atal. Wo willſt du ſie ſuchen?

Alonz. (erſchrocken) Iſt ſie nicht hier?

Atal. Ihre Angſt trieb ſie fort.

Alonz. Wohin?

Atal. Weiß ich es? vielleicht in die Gebürge zu ihrem Vater —

Alonz. Gott! welch ein Schauder läuft durch meine Glieder!

Der Höfling. Auf dem Schlachtfelde hat man ſie geſehn, deinen Nahmen rief ſie bis es dunkel wurde.

Alonz. Und dann?

Der Höfling. Dann verlohr ſie ſich im Walde.

Alonzo. Im Walde? der von Feinden wimmelt! Cora! Cora! (er will fort.)

Atal. Alonzo! wohin?

Alonz. Wohin mich Angſt, Verzweiflung treiben! — Guter Inca! du biſt in Sicherheit, der überwundene Feind darf keinen Angrif wagen. Du, Beſchützer jedes Rechts! ehre das Recht der Natur! mein Weib, mein Kind, mein Alles iſt verlohren! entlaß den Feldherrn ſeiner Pflicht, daß der Gatte die verirrte Gattin ſuche!

Atal. Ich fühle deinen Schmerz. Geh! doch vergiß unſern Rolla nicht!

Alonz. Cora! Rolla! welch ein guter Engel leitet meine ungewiſſen Schritte! (er geht ab.)

Atal. (zu den Höfling) Leih mir einen Augenblick dein Schwerdt. (der Höfling überreicht ihm ſein Schwerdt. Ataliba verſucht es zu ſchwingen, muß aber den Arm bald ſinken laſſen) Es geht noch nicht. — Armer König! — Was vermag des Hauptes Klügeln und des Herzens Muth, wenn die Glieder widerſpenſtig ſind. (er entfernt ſich.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Akt.

Ein dichter Wald. Im Hintergrunde zwiſchen den Bäumen verſteckt ſich eine Hütte von Zweigen geflochten. Es blizt und donnert.

Erſte Scene.

Cora mit ihrem Kinde auf dem Arm, athemlos keuchend, das Haar flattert wild um ihren Nacken.

Ich kann nicht mehr! — die Natur iſt ſchwächer als die Liebe — mein Herz will fort — aber ich kann nicht mehr! — du ſchlummerſt Kleiner? ach! dein Vater ſchläft! — Du wirſt erwachen, mein Alonzo nie! — Warum bin ich Mutter? — warum kettet dieſes Kind mich an das Leben? — ich bin ſo elend! daß ich nicht einmal ſterben darf! — Wo bin ich? — wohin trieb mich die Angſt? — Blitze erleuchten den dunkeln Wald, aber kein Fußpfad zeigt ſich mir. Der Donner rollt in den

den Gebirgen; er übertönt meine ſchwache Stimme! — Ich kann nicht weiter — meine Füſſe tragen mich nicht mehr. — (ſie ſinkt unter einen Baum) Holder Knabe! du lächelſt ſorglos. Ziſcht ihr Blitze! — brüllt ihr Donner! die Unſchuld iſt im Mutterarm entſchlummert. — Hier will ich dir ein Bett von Moos und Blättern bereiten — mit meinem Schleyer will ich dich bedecken, und dann an deiner Seite ſterben! — (ſie hat dem Knaben neben ſich ein Lager zubereitet, ihren Schleyer abgeriſſen und ihn darein gewickelt) So lieg' und ſchlummre, und mögteſt du nie erwachen, um in der entſeelten Bruſt deiner armen Mutter vergebens Nahrung zu ſuchen — Wie iſt mir — meine Sinne umzieht ein Nebel — jedes Glied ohnmächtig — jede Muſkel abgeſpannt — iſt das der Tod? — (Sie lehnt ihr Haupt kraftlos an den Baum.)

Alonzos Stimme. (in einer weiten Entfernung) Cora!

Cora. (erſchrickt) Was iſt das?

Alonzos Stimme. Cora!

Cora. Es iſt der Wiederhall des Donners in den Gebirgen.

Alonzos Stimme. Cora!

Cora. Horch! die Geiſter rufen.

Alonzos Stimme. Cora!

Cora. (ſich aufraffend) Betrüge mich nicht, mein Herz! es iſt Alonzos Stimme.

Alonz. (noch immer in der Tiefe des Waldes) Cora!

Cora. (ſich einige Schritte von ihrem Kinde entfernend) Alonzo! wo!

Alonz. Cora!

Cora. (noch einige Schritte der Stimme folgend) Es iſt ſeine Stimme! Alonzo!

Alonz. Cora!

Cora. (immer weiter gehend) Alonzo! — ha! welche neue Kraft belebt mich!

Alonz. (ein wenig näher) Cora! wo biſt du?

Cora. Hier! hier! (ſie verſchwindet hinter den Bäumen.)

(Man hört Coras und Alonzos Stimmen noch eine Zeitlang in der Ferne wechſelsweiſe rufend. Sie nähern ſich einander, und ein Ausruf des Entzückens, den man ſchwach vernimmt, läßt endlich errathen, daß ſie ſich gefunden haben.)

Zweyte Scene.

Zwey ſpaniſche Soldaten betrunken.

Der Eine. Bruder, wo führſt du mich hin?

Der Andere. Wohin du willſt, Bruder.

Erſter. Weißt du wohl, daß wir uns verirrt haben?

Anderer. Verlaß dich auf mich. Wenn wir die Sonne linker Hand laſſen —

Erſter. Ja die Sonne, ſiehſt du ſie denn?

Anderer. Begreifſt du nicht Dummkopf, daß wir ſie nicht ſehen können, weil ein Donnerwetter davor ſteht?

Erſter. Alſo wenn wir den Blitz linker Hand laſſen —

Anderer. Richtig. Wir ſind nicht weit vom Lager, ich hörte die Feldpoſten Cora rufen.

Erſter. Muß wohl das Feldgeſchrey ſeyn.

Anderer. Nun ſo komm fort.

(Sie ſtolpern beyde fort, und ſtoßen auf das Kind.)

Erſter. Heda! Bruder! was iſt das?

Anderer. (hebt den Schleyer auf) Das? das iſt ein Kind?

Erſter. Wie kommt das Kind hieher?

Anderer. Laß uns das überlegen.

Erſter. Ey was geht es uns an! laß es liegen, es iſt ein Heiden-Kind.

Anderer. Er ſchläft ſo ſüß. Ich habe auch einen zu Hauſe, iſt gerade ſo alt wie der. Was meynſt du Bruder, ich will ihn mitnehmen.

Erſter. So pack ihn auf, aber laß mich ungeſchoren, wenn er dir zu ſchwer wird.

Anderer. (den Knaben in ſeine Arme faſſend) Das kleine Ding iſt federleicht.

Erſter. Dort hinter dem Buſche wird es heller.

Anderer. Geh nur voran. (ſie entfernen ſich.)

Coras Stimme. (von der andern Seite) Hieher Alonzo, hier ließ ich ihn.

Zweyter Soldat. (hinter der Scene) Laß mir die Zweige nicht ſo ins Geſicht ſchlagen.

Coras Stimme. (näher) Mein Herz führt mich nicht irre, wir ſind gleich da.

Soldat. (mehr in der Entfernung) Linker Hand hinab ſeh ich das Lager ſchimmern.

Dritte Scene.

Cora und Alonzo.

Cora. Hier iſt der Platz, und unter jenem Baume (ſie läuft auf den Baum zu, findet den ledigen Schleyer, und ſinkt mit einem Schrey ohnmächtig zu Boden.)

Alonz. (ihr nachſtürzend) Cora! was iſt dir?

Cora. (ſich aufrichtend) Er iſt fort!

Alonz. (erſchüttert wie Cora) Ewiger Gott!

Cora. (kreiſchend) Er iſt fort.

Alonz. Laß uns ſuchen.

Cora. Mein Sohn!

Alonz. Wo lag er?

Cora. (ſtürzt auf die Stelle) Hier.

Alonz. Er wird erwacht und einige Schritte weiter gekrochen ſeyn.

Cora. (raſt ſich auf und ſucht in den Geſträuchen umher) Nirgends! ach! nirgends.

Alonz. Sey ruhig, er wird ſich finden.

Cora. Fernando! Fernando!

Alonz. Er kann nicht weit ſeyn.

Cora. (als ſie vergebens umher geſucht) Ach! er iſt fort!

Alonz. Kennſt du auch gewiß die Stelle wieder?

Cora. Lag nicht der Schleyer hier? (in Verzweiflung) Ein wildes Thier hat ihn zerriſſen.

Alonz. Denke nicht das Aergſte.

Cora. Ich denke nichts! ich ſehe mein blutiges Kind.

Alonz. Um Gottes willen —

Cora. Es iſt kein Gott!

Alonz. Cora! welch ein gräßliches Wort!

Cora. Was hab' ich gethan, daß er dieſen Jammer über mich häuft!

Alonz. Cora, theure Gattin! komm in meine Arme!

Cora. (den Blick gen Himmel) Mein Kind oder den Tod!

Alonz. Sieh dort zwiſchen den Bäumen iſt eine Hütte.

Cora. Ha! dort wohnt der Räuber meines Kindes! (ſie eilt auf die Hütte zu.)

Alonz. (ihr nach) Cora! hüte dich! wenn Spanier dort wohnen —

Cora. Und wenn es eine Herberge der böſen Geiſter wäre! Holla! holla!

Alonz. Laß mich voran gehn.

Cora. Holla! holla!

Vierte Scene.

Las Caſas. Die Vorigen.

Las Caſ. Wer klopft?

Cora. Gieb mir mein Kind zurück!

Las Caſ. Junges Weib, was willſt du?

Alonz. Gott, was ſeh ich! Las Caſas!

Las Caſ. Alonzo, ich ſehe dich wieder!
(ſie ſinken ſich in die Arme.)

Alonz. Mein Lehrer!

Las Caſ. Mein Freund!

Cora. Wo haſt du mein Kind verborgen?

Las Caſ. Was iſt das?

Alonz. Ach! in welchem Augenblicke finden wir uns wieder!

Cora. Guter Greis! du ſcheinſt menſchliches Gefühl zu beſitzen; erbarme dich einer armen Mutter!

Las Caſ. Ich verſtehe dich nicht.

Cora. (ſich zu ſeinen Füßen windend) Ich will dir bis an meinen Tod als Magd dienen, mein Sohn ſoll dein Sclave ſeyn.

Las Caſ. Iſt ſie wahnſinnig?

Alonz. Sie iſt mein Weib, wir verlohren unſer Kind.

Las Caſ. Wo?

Alonz. Unter jenem Baume verließ ſie es ſchlummernd.

Las Caſ. Sie verließ es?

Cora. (ſich wild aufraffend) Du haſt Recht, ich bin eine Rabenmutter! ich habe mein Kind verlaſſen! die Strafe der Götter folgt mir nach.

Las Caſas. Ach! daß ich Troſt für dich hätte!

Alonz. Hilf mir dieſen Jammer tragen.

Cora. (ſinnlos) Sieht die bunte Schlange, wie ſie ſich um den Leib des Knaben windet — jezt ziſcht der giftige Wurm — jezt fährt der Stachel in ſein Herz.

Alonz. Geliebte Cora! beſinne dich!

Cora. Da flattert der grauſame Vogel Cuntur hoch in der Luft, ſchießt herab auf die Beute, umkrallt das wehrloſe Huhn — dort lauert ein blutdürſtiger Tyger — ein Sprung hinter dem Geſträuche hervor — jezt rieſelt das Blut — (ſie wirft ſich zu Boden) Hülfe! Hülfe!

Alonz. (zu ihr knieend) Mein Weib! mein Sohn!

Las Caſ. Bis in dieſe Einöde verfolgen mich die Bilder des Jammers!

Alonz. Gieb uns Troſt. Las Caſas! du mein Lehrer! mein Wohlthäter! verlaß uns nicht in dieſer ſchrecklichen Stunde!

Las Caſ. Ich bleibe bey dir. Doch wir ſind dem Lager der Spanier ſehr nahe. Flieh zu den Deinigen, ich begleite dich.

Alonz. Wie ſollen wir das ohnmächtige Geſchöpf fortbringen?

Las Caſ. Verſuche ſie aufzurichten.

Alonz. Komm liebe Cora, laß uns gehen.

Cora. Gehen? wohin?

Alonz. Zurück zu den Unſrigen.

Cora. Ich dieſe Stelle verlaſſen! dieſe Stelle, wo mein Kind ſtarb?

Alonz. Der Feind iſt uns ſo nahe.

Cora. Grauſamer! ſoll ich nicht einmal die Knochen meines Kindes ſammlen?

Alonz. Dein Vater und Bruder ſind im Lager angekommen.

Cora. Ich habe weder Vater noch Bruder! ich hatte nur ein Kind!

Alonz. Wir wollen es ſuchen.

Cora. (ſchnell aufſpringend) Suchen! ſuchen! wo! wo!

Alonz. Dieſer Greis wird uns helfen!

Cora. Hilf uns, guter Greis! hilf uns ſuchen!

Las Caſas. Gern liebe Cora, ſey nur ruhig.

Cora. Haſt du auch Kinder?

Las Caſ. Nein.

Cora. So verzeih ich dir dieſe Zumuthung. Gieb mir mein Kind wieder, und lerne dann die Ruhe einer Mutter kennen! (ſie ſtürzt ab.)

Las Caſ. (ihr nacheilend) Suche ſie mehr rechter Hand zu leiten.

Alonz Du warſt mir die Erſcheinung eines Engels!

Fünfte Scene.

äußerſte Gränze des Lagers.

Rolla wird gebunden von einigen Soldaten herbey geſchleppt.

Ein Soldat. Hieher Götzendiener!

Rolla. Pizarro hat mich freygelaſſen.

Soldat. Davon wiſſen wir nichts. Bey uns kömmt kein Heide mit dem Leben davon, vielweniger mit der Freyheit. Fort zum Zelte des Feldherrn!

Der and. Soldat. Still Bruder! der Feldherr kommt.

Piz. (tritt auf) Was iſt das? ſeh ich recht? Rolla?

Rolla. (höhniſch) Freilich zum Erſtaunen.

Piz. Und gebunden?

Rolla. So feſt, daß du ganz ruhig ſeyn darfſt.

Piz. Wer hat ſich unterſtanden, den Retter meines Lebens ſo zu mißhandeln?

Soldat. Dieſer Mann bekennt, daß er Heerführer unter ſeinem Volke iſt; er wollte durch die Vorpoſten ſchleichen.

Rolla. (verächtlich) Schleichen?

Soldat. Wir hielten ihn an und Almagro befahl ihn zu feſſeln.

Piz. Du hörſt, daß ich unſchuldig bin. Man bind' ihn los! (es geſchieht) Es demüthigt mich, einen Helden wie Rolla unbewaffnet zu ſehn. (überreicht ihm ein Schwerdt) Lerne die Spanier beſſer kennen. Sie wiſſen Feindes Edelmuth zu würdigen.

Rolla. (das Schwerdt nehmend) Und die Peruaner wiſſen Beleidigungen zu vergeſſen. Ich verzeihe dir.

Piz. Nur vergieb, wenn ich nicht ernſtlich auf meine Leute zürnen kann, weil ich dieſem Zufalle das Glück verdanke, dich noch einmal zu ſehen.

Rolla. Schon genug der glatten Worte. Laß mich gehen.

Piz. Nach deinem Gefallen. Doch gönne mir die ſüße Hofnung, daß dieſer Zufall uns vielleicht einander näher bringen wird. Rolla und Pizarro ſind nicht geſchaffen um ewig Feinde zu bleiben.

Rolla. Ich verſpreche dir Freundſchaft — ſobald das Meer zwiſchen uns liegt.

Piz. Wie wenn ein gemeinſchaftlicher Zweck uns verbände? Du wurdeſt vorher unwillig, als ich von meinen Hofnungen auf den Thron von Quito ſprach. Ich entſage ihnen. Unterwerft euch dem ſpaniſchen Zepter, huldigt dem chriſtlichen Glauben, und Fried' iſt zwiſchen mir und euch.

Rolla. Sehr großmüthig.

Piz. An Pizarro's Freundſchaft hängt der Schutz eines mächtigen Monarchen, und dieſer Pizarro bietet dir ſelbſt die Hand.

Rolla. Rolla iſt kein Verräther.

Piz. Du wendeſt auf einmal allen Jammer von deinem Vaterlande.

Rolla. Ich bin dem Vaterlande mein Leben, nicht meine Ehre ſchuldig.

Piz. Du raubſt einem ſchwachen König einen Platz, der ihm nicht gebührt.

Rolla. Ataliba ſchwach? — Doch wäre es auch! ein König der ſein Reich beglückt, iſt ſtark durch die Liebe ſeines Volkes.

Piz. Rathe dir ſelbſt.

Rolla. Mein Gewiſſen hat verlängſt entſchieden.

Piz. Bedenke, daß verſchmähte Freundſchaft heftig wie verſchmähte Liebe wüthet.

Rolla. Ha! da hab' ich dich ſchon längſt erwartet. Warum quälſt du dich ſelbſt? wirf die Larve ab.

Piz. (ſeinen Grimm verbeißend.) Rolla, verkenne mich nicht.

Rolla. Darf ich gehen?

Piz. (nach einigem Kampfe.) Geh!

Rolla. Wird nichts mich aufhalten?

Piz. Wenn nicht die Reue dich zurückbringt.

Rolla. Dank den Göttern! Rolla hat noch nie etwas bereuet.

Sechſte Scene.

Die beyden Soldaten mit dem Kinde.

Der eine Soldat. Herr, wir haben ein Kind gefunden.

Piz. Was ſoll mir das? packt euch fort!

D. Soldat. Nicht fern vom Lager im Geſträuche.

Piz. So werft es in den erſten beſten Graben.

Rolla. Götter! es iſt Alonzo's Kind!

Piz. (ſtuzzend.) Was?

Rolla. (zu den Soldaten.) Gebt her!

Piz. (dazwiſchend tretend.) Nicht ſo raſch! — Alonzo's Kind, ſagſt du? vortreflich! willkommen kleine Puppe! du ſollſt mir als Geiſſel bürgen für deines Vaters Thorheiten.

Rolla. Führt Pizarro Krieg mit kleinen Kindern?

Piz. Das verſtehſt du nicht. Ich habe mit Alonzo noch eine alte Schuld abzuthun. Ich könnte dieſem Kinde einen Dolch in die Bruſt ſtoßen, und hätte bezahlt — aber nur bezahlt — und Alonzo bliebe mir nichts ſchuldig.

Rolla. Du haſt Recht, ich verſtehe Dich nicht.

Piz. Denke dir den kleinen runden Kopf auf der Spitze einer Lanze, und den Held Alonzo, wie er eben mit gezücktem Schwerdt in den Feind bricht; wie er gleich einem reiſſenden Strome ſich fortwälzt, den nichts aufzuhalten vermag als — ein Kinderkopf. Hu! da ſteht er verſteinert, und läßt das Schwerdt ſinken, und ſchaut gräßlich nach dem blutigen Panier, von welchem noch die Tropfen an der Lanze herunter rieſeln. Ha! ha! ha!

Rolla. Mann! du biſt ein Menſch?

Piz. Wenn er dann nach Hauſe kömmt zu der harrenden Mutter, die den Schwanen-Arm um ſeinen Nacken ſchlingt, und mit ihrem ſeidnen Haar die Blutstropfen ihm von der Achſel wiſcht — nicht ſo haſtig, ſchöne Dirne! du meynſt, es ſey Feindes Blut? — Ha! ha! ha! nein, es iſt das Blut deines Kindes!

Rolla. Sieh, wie der Knabe lächelt. Könnteſt du dieſe lächelnde Unſchuld ermorden?

Piz. Konnteſt du einer Taube den Hals umdrehn?

Rolla. Willſt du Löſegeld? ich ſende dir Silber, zehnmal ſo viel als der Knabe wiegt.

Piz. Laß ihm eine Bildſäule davon gießen, und ſetze ſie auf ſein Grab.

Rolla. Pizarro, du verdankeſt mir dein Leben, ſchenke mir dafür das Leben des Kindes.

Piz. Willſt du mich durch eine ſo geringe Foderung demüthigen?

Rolla. Sende das Kind zurück, ich bin dein Gefangener.

Piz. Du biſt frey.

Rolla. Menſch! es iſt nicht möglich, daß die Natur dich ſo ganz verwahrloſt habe, es muß doch irgendwo in deinem Herzen noch ein menſchliches Gefühl verborgen ſeyn. Sieh mich zu deinen Füßen! mich, den Retter deines Lebens! mich, deinen Sclaven, wenn du mir das Kind auslieferſt.

Piz. (ohne auf ihn zu achten.) Das Kind bleibt hier.

Rolla. (wüthend.) Pizarro! höre mich!

Piz. Ihr Spaniens Vaſallen — oder dies Kind mein Gefangener.

Rolla. (aufſpringend.) Nun dann! (er entreißt dem Soldaten das Kind, umklammert es mit dem linken Arm, und zieht mit ſeiner Rechten das Schwerdt.) Dies Kind iſt mein! Ich erhielt dies Schwerdt nicht umſonſt. Wer mir folgt, iſt des Todes.

(eilt ab.)

Piz. Raſender! Tollkühner! — Eilt ihm nach. Bringt ihn wo möglich lebendig zurück.

(Die Soldaten eilen nach.)

Welcher Teufel beſeelt dieſen Menſchen! Warum gab ich ihm ein Schwerdt! (ſieht hin.) Wie der Raſende ſich vertheidigt — Er entfernt ſich immer weiter — Bey Gott! er entkömmt ihnen. Fort, nach! man ſoll nicht weiter ihn ſchonen. Haut ihn nieder!

(andere Soldaten eilen nach.)

Der Hügel verbirgt ihn meinem Auge — Gieb nicht mir die Schuld deines Todes, Raſender! Gern hätt' ich dich erhalten; dir großmüthig meine Schuld abgetragen.

(Man hört einige Schüſſe fallen.)

Fahre hin! Du warſt eines edlern Todes werth. — Nun?

Ein Soldat. Beruhige dich Herr, der Heide wird nicht weit laufen. Ich ſah ihn ſtürzen. Die Kugel traf ihn glaub ich in die rechte Seite.

Piz. Gern hätt' ich ihn lebendig wieder gehabt. Der Uebermüthige! hier am Lager mir Troz zu bieten?

Soldat. Dein Befehl ihn zu ſchonen, hat vier meiner Kameraden das Leben gekoſtet.

Ein andrer Soldat. (tritt auf) Er hat ſich durchgeſchlagen und die feindlichen Vorpoſten glücklich erreicht.

Piz. (mit dem Fuße ſtampfend) Verdammt!

Soldat. Aber dem Tode wird er nicht entlaufen, er war ſchwer verwundet.

Piz. Und doch durchgeſchlagen!

Soldat. Herr, nie habe ich ſo kämpfen ſehen. Unſre Ammenmährchen von mohriſchen Rittern ſind Spielwerk dagegen. Viere von uns fielen durch ſein Schwerdt, die ihn lebendig fahen wollten. Ein Schuß ſtürzte ihn dann zu Boden, aber eben ſo ſchnell raffte er ſich wieder auf, lehnte ſich an einen Baum, legte das Kind neben ſich, und hieb um ſich wie der Engel mit dem Flammenſchwerdt, bis wieder zwey von uns ins Gras geſtreckt lagen, und drey andre nach ihren Feuerröhren griffen; da ſtürzte er wie ein Pfeil mit dem kreiſchenden Kinde davon, und wo er geſtanden hatte, war die Erde blutig, und der Baum an den er ſich lehnte, und die Straße die er lief, alles mit Blut bezeichnet.

Die Wachen ſandten ihm ihre Kugeln nach, aber er verſchwand hinter dem Hügel.

Piz. Warum warft ihr euch nicht auf die Pferde?

Soldat. Sie graſen hinter dem Lager.

Piz. Ha! verdammter Heide! und doch kann ich ihm meine Bewundrung nicht verſagen. Gebt mir tauſend ſolche Männer und ich erobere die Welt. (er ſtürzt ab.)

Siebente Scene.

Ein freyer Platz der an das Lager der Peruaner ſtößt.

Ataliba mit verſchränkten Armen, das Haupt auf die Bruſt geſenkt tritt Gedankenvoll auf.

Der Feind hält ſich ruhig — mein Heer ſchlummert — das Gewitter zog vorüber — kein Lüftgen ſäuſelt in den Wipfeln der Bäume — rings umher tiefe Stille — überall Ruhe — nur hier nicht! (auf ſein Herz deutend) Warum nur hier nicht! Soll ich es ſeyn, den das Bild der Erſchlagenen verfolgt? — muß ich es ſeyn, den das Röcheln der Sterbenden quält? — Zog ich nicht das Schwerdt für Gott und Vaterland? —

Achte Scene.

Cora wahnſinnig auf die Bühne ſtürzend.

Wo führt ihr mich hin! — Wo iſt das Grab meines Kindes! — (den König erblickend) Ha! du! Sohn der Sonne! Gieb mir mein Kind zurück!

Atal. Cora! wo kommſt du her?

Cora. Aus dem Grabe meines Sohnes — tief unter der Erde — da iſt es kalt und feucht — Hu mich friert! —

Atal. Welche Schreckensgeſtalt!

Alonzo und **Las Caſas** (Cora nacheilend)

Alonz. Unglückliche! wohin treibt dich dein Jammer!

Cora. Still Alonzo, wir ſind am Ziele. Hier ſteht der Sohn der Götter, die Sonne iſt ſein Vater, ihm koſtet es nur ein Wort, und das Grab giebt ſeine Beute zurück. (Sie umklammert Ataliba's Knie) O mein König! ſprich es aus, dies kräftige Wort! erbarme dich der mütterlichen Angſt!

Atal. Götter! was iſt das?

Alonz. Sie verlohr ihr Kind.

Atal. Arme Mutter! ich kann dir nicht helfen! ach! ich bin nur ein König!

Cora. Du kannſt nicht? wer kann mir denn helfen? — wem haben die Götter unſer Leben anvertraut? — warſt du es nicht, der die Peruaner in die Schlacht führte? hat mein Alonzo nicht für dich gefochten? — Verſagſt du mir den einzigen Lohn ſeiner Thaten, das Leben eines Kindes, das einſt auch für dich fechten ſollte?

Atal. Zermalmt mich ihr Götter, ich halte dem Schickſal ſtill.

Cora. (aufſpringend) Tyrann! den mein angſtvolles Winſeln nicht rührt! iſt deinem Ehrgeiz noch nicht Blut genug gefloſſen? Sieh! an jedem deiner Diamanten hängt ein Blutstropfen! mußteſt du auch noch Kinder von der Mutterbruſt reiſſen, und den wilden Thieren vorſchleudern? Ha! was kümmert mich dein Diadem! was kümmert eine Mutter der Thron von Quito! Herbey ihr Mütter die der Sieg kinderlos machte! helft mir fluchen, daß unſer Jammer zugleich mit dem Jauchzen dieſes Barbaren gen Himmel ſteige! und wenn ihn dort der Schmerz nur Einer unglücklichen Mutter ewig quält, ſo iſt er geſtraft genug! (ſie ſinkt erſchöpft zu Boden.)

Alonz. (Sie in ſeine Arme faſſend, zu Ataliba.) Verzeih dem Wahnſinn einer Mutter.

Atal. (ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchend) Ach! der Thron hat keinen Erſatz für eine ſolche Thräne!

Cora. (lächelnd) Alonzo, meine Bruſt ſchmerzt, reiche mir das Kind, daß es ſauge. (erſchöpft) Du biſt grauſam Alonzo — du ſiehſt, daß ich ſterbe — und willſt nicht daß die Mutter ſich noch Einmal am Lächeln ihres Kindes ergötze.

Alonz. Ach dieſe Klage iſt ſchrecklicher als ihre Wuth! wüte arme Mutter! du haſt kein Kind mehr!

Cora. (zurückſinkend) Arme Mutter! du haſt kein Kind mehr!

Neunte Scene.

Ein Peruaner. Rolla gleich nachher.

Der Peruaner. Rolla kömmt!

Atal. und Alonz. Rolla!

Rolla. (wankt auf die Bühne, mit Todtenbläſſe bedeckt, in ſeiner Rechten das blutige Schwerdt, in ſeinem linken Arm das Kind.)

Atal. Gott! was iſt das! (Alle ſchaudern.)

Rolla. (ſchwer verwundet, ſinkt einigemal in die Knie, ehe er ſich der ohnmächtigen Cora nähern kann. Er ruft mit ſchwacher Stimme:) Cora! — dein Kind! —

Cora. (erwacht. Der Anblick ihres Kindes giebt ihr neue Kraft. Sie ſtreckt die Arme darnach aus) Mein Kind! — mit Blut befleckt —

Rolla. Es iſt mein Blut. (er reicht ihr das Kind hin.)

Cora. (ſchließt es in ihre Arme) Mein Kind! — Rolla! —

Rolla. Ich liebte dich — du thatſt mir Unrecht — ich kann nicht mehr! — (er ſinkt nieder.)

Alonz. (ſich auf ihn werfend) Rolla! du ſtirbſt!

Rolla. Für Cora — (er ſtirbt.)

Cora. (ſchmerzhaft auf die Leiche herabblickend) O! wer hat geliebt wie dieſer Mann! — Knabe! du biſt theuer erkauft!

Alonz. Las Caſas! hilf mir an Gott glauben.

Las Caſas. Seine Wege ſind dunkel! Bete an und dulde.

(Der Vorhang fällt.)

Schauſpiele

von

Auguſt von Kotzebue.

Fünfter Band.

1) Die Negerſclaven.
2) Die Verläumder.
3) Der weibliche Jakobiner-Club.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1797.

Die
Negerſklaven.

Ein
hiſtoriſch-dramatiſches Gemählde
in drey Akten
vom
Präſidenten von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1[illegible]

Die
Negerſklaven.

[illegible]

Vorbericht.

Der Verfaſſer erſucht ſeine Leſer, Zuſchauer und Recenſenten, dieſes Stück nicht blos als Schauſpiel zu betrachten. Es iſt beſtimmt, alle die fürchterlichen Grauſamkeiten, welche man ſich gegen unſre ſchwarzen Brüder erlaubt, in einer einzigen Gruppe darzuſtellen. Der Dichter hat blos eingekleidet, aber nicht erfunden. Raynals hiſtoire philoſophique, Selle's Geſchichte des Negerhandels, Sprengel vom Negerhandel, Iſerts Reiſe nach Guinea, der famöſe Code noir, und einige in periodiſchen Schriften zerſtreute Aufſätze haben ihm den Stoff geliefert. Er muß mit einem lauten

Seufzer bekennen, daß leider keine einzige Thatſache in dieſem Stücke vorkömmt, die nicht buchſtäblich wahr wäre. Selbſt die Cataſtrophe hat ſich zugetragen, und Adas lezte Erzählung iſt aus Raynal entlehnt. Das Gebet der Sklaven am Grabe ihres Herrn, iſt eine rührende Anecdote, welche von dem großen und guten Albuquerque erzählt wird. — Der Verfaſſer ſchämt ſich nicht zu geſtehen, daß er, während er dieſes Schauſpiel ſchrieb, tauſend Thränen vergoſſen hat. Wenn des Zuſchauers Thränen ſich mit den ſeinigen miſchen, ſo iſt ſeine Mühe belohnt.

Noch ein Wort von den Negern überhaupt. Es giebt Philoſophen und Affterphiloſophen, welche glauben, die Natur habe den Neger in Anſehung ſeiner moraliſchen Fähigkeiten ungefähr eben ſo vom Europäer unterſchieden, wie den Mops vom Pudel. Hier ſind zwey wahre Anecdoten, nach deren

ren Leſung ein Jeder ſelbſt über dieſen Grundſatz urtheilen mag.

Murray blieb krank auf der afrikaniſchen Küſte zurück. Ein Neger nahm ihn auf und pflegte ſein. Eines Tages erſchien ein holländiſches Schiff, raubte Menſchen am Ufer und floh. Die Väter und Brüder der Geraubten wüteten, ſie drangen zu der Hütte, in welcher Murray lag, ſie wollten ihn ihrer Rache opfern. Da trat ſein Wirth heraus vor die Thür: „Erſt, rief er, müßt ihr mich umbringen, ehe ihr meinem Gaſte ein Haar krümmt. Tödtet die Räuber wo ihr ſie findet, aber nicht einen unſchuldigen kranken Mann, den heilige Gaſtfreyheit ſchüzt. Wollt ihr meine Hütte beſchimpfen, daß kein Fremdling je wieder einen Schluck Palmwein von mir begehre?“ — Da ſchämten ſich die Neger, und kehrten um, und weinten über ihre entführten Brüder, aber übten nicht Rache an dem unſchuldigen Weiſſen.

Louis Desrouleaux verkaufte ſeine Plantagen, und gieng in ſein Vaterland zurück. Die Reize der Hauptſtadt verſchlangen bald ſein ganzes Vermögen, und er ſah ſich gezwungen, nach America als Bettler zu fliehen. Dort, wo ſich ſeine europäiſchen Freunde kalt von ihm zurück zogen, dort warf ſich ein Neger zu ſeinen Füßen, den er vormals mit Wohlthaten überhäuft und endlich frey gelaſſen hatte. Der fleiſſige, redliche Mann hatte ſich indeſſen ein kleines Vermögen erworben, beſaß Haus und Hof, Weib und Kind. Er umfaßte die Kniee ſeines alten Herrn, und ließ nicht eher mit Bitten nach, bis dieſer einwilligte, ſeine Wohnung zu theilen, und eine jährliche Leibrente von 1500 Livres von ihm anzunehmen. Beyde lebten noch im Jahr 1774.

Da viele Züge in dieſem Schauſpiele allzugräßlich ſind, ſo iſt bey der Aufführung

rung manches weggelaſſen worden. Das mag für die Bühne gelten; im Druck aber ſah ſich der Verfaſſer genöthigt, alles Weggelaſſene wieder herzuſtellen, wenn ſeine Arbeit anders den Titel eines hiſtoriſchen Gemähldes verdienen ſollte.

Perſonen.

John, ein reicher Pflanzer.

William, ſein Bruder.

Ada,
Lili, } zwey junge Negerſklavinnen.

Ayos,
Jamco, } Negerſklaven.

Truro, ein alter Freyneger.

Paul, der Meiſterknecht, oder Aufſeher der Sklaven.

Neger und Negerinnen.

Die Scene iſt auf der Inſel Jamaica.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Ein Zimmer in Johns Hauſe.

Ada mit einer Baumwollen-Mühle beſchäftigt. **Lilli** tanzt indem ſie eine kleine Keſſeltrommel ſchlägt und dabey ſingt.

Lilli (macht eine Pauſe und ſchöpft Athem)

Ah! ich kann nicht mehr.

Ada. Biſt du endlich müde?

Lilli. Müde. Aber der Körper iſt gelenker als die Seele; man kann länger *tanzen* als *denken*.

Ada. Denkt man nicht *immer*?

Lilli. Ach ja, leider! Es wäre beſſer, ein Sklave dächte nie.

Ada. Und fühlte nie!

Lilli. Und thäte Alles ſchlafend. Was meynſt du Ada? Wer doch nur immer ſchlummern könnte!

Ada. Im Grabe?

Lilli. Nicht doch. Auf Blumen.

Ada. Kommt das nicht auf Eins heraus? Der Tod iſt ein Schlummer ohne Athemhohlen.

Lilli. Aber ſo kalt — ſo einſam —

Ada. Und ohne Träume.

Lilli. Deſto ſchlimmer! Träume ſind noch das Beſte was man auf der Welt hat.

Ada. Du haſt Recht. Mein Schlaf iſt ein Traum von ihm.

Lilli. Und dein Erwachen nicht minder. Es iſt drollig und verdrüßlich, wenn ſo ein Er unſere Träume belebt. Wohl mir! keine Mannsgeſtalt umwandelt mein Lager.

Ada. Weh mir! Die Ruhe iſt ein Fremdling in meiner Kammer.

Lilli. Liebe und Ruhe ſind ein paar Kinder, die ſich alle Augenblicke beym Spielen zanken.

Dort

Oder nein, nur die Liebe iſt ein Kind; die Ruhe iſt ein alter Mann, den jener unartige Knabe beym Barte zupft.

Ada. Glückliches Mädgen! dem jedes Ding die lachende Seite zudreht.

Lilli. Mach es wie ich, vergiß weil du mußt.

Ada. Ich kann nicht — und mag nicht! — Alles was mich umgiebt, die entfernteſten Aehnlichkeiten, führen das Bild meines Gatten herbey. Sehe ich von ungefähr einen Mann aus dem Buſche treten, mit der Flinte auf der Schulter und einem erlegten Perlhuhn — ſo kam er von der Jagd. Erblick' ich einen Andern am Meeresufer, der nach Fiſchen angelt — ſo ſaß er oft, indeſſen ich bunte Muſcheln ſuchte, mich für ihn zu ſchmücken. Der Schall der Keſſeltrommel mahlt mir ſeinen ſchlanken Leib im Tanz; und hör' ich ein Lüftgen ſäuſeln, ſo ſehe ich, wie der Wind mit ſeiner krauſen Wolle ſpielt.

Lilli. Es taugt nicht für Andre zu leben.

Ada. Ach! die frohſten Stunden der Menſchen ſind in Anderer Glück verwebt.

Kitt. Mann und Weib müſſen ein Ganzes bilden? wohl! aber dies Ganze muß dem Polypen gleichen; ſchneide ihn auseinander und jeder Theil lebt für ſich. (Sie iſt von einer Ananas die auf dem Tiſche ſteht.) Das Tanzen hat mich durſtig gemacht. Willſt du Ananas eſſen?

Ada. Ich kann dieſe Frucht nie ſehen ohne wehmüthig zu werden. Am letzten ſchönen Abend unſres ſtillen Glückes, als er den ganzen Tag in heiſſen Sonnenſtrahlen Piſang gepflanzt, und mit ſeinem Schweiße begoſſen hatte; als er heim kam vom Felde, und ſich müde auf die Bank warf; da wandelte mich die unſelige Luſt an, eine Ananas zu eſſen. Und Er, voll Beſorglichkeit für das Pfand der Liebe unter meinem Herzen, ſprang auf, vergaß ſeine Müdigkeit, und eilte meinen kindiſchen Wunſch zu befriedigen. Ich trat heraus vor die Hütte und ſah ihm nach von der Wieſe über den Hügel, bis ihn die Anhöhe verbarg. Dort verſchwand er im Buſche — er verſchwand! — ich habe ihn nie wieder geſehen! — Ich ſtand noch und lächelte in die Abendſonne, voll Sehnſucht ſeiner Rückkunft harrend, als dieſe Räuber, die heimlich

lich vom Seeſtrand heraufgezogen waren, mich plözlich packten, und ſinnlos fortſchleppten. Ach! denke dir den unglücklichen Mann, als er die Hütte leer fand, und mein Name in den Gebürgen verhallte.

Lilli. Iſt es dir ſchlimmer ergangen als mir? Mich hat meine eigne Mutter verkauft. Gott gebe ihr einen guten Morgen! ſie war ſehr arm.

Ada. Dir blieb der Troſt deine Mutter erquickt zu haben. Was mir?

Lilli. Zeit und Gewohnheit.

Ada. Ach! die Zeit verwiſcht nicht Alles, und die Gewohnheit bedeckt den Abgrund nur wie das Seegras das Meer; man vergißt *Einmal* leiſe aufzutreten, und man verſinkt.

Lilli. Nicht doch. Gewohnheit malt endlich auch Kerker bunt und wären ſie eng wie eine Cocosnuß. (ſie ſchlägt auf die Trommel.) Wirf deine Arbeit weg, und laß uns tanzen.

Ada. Ich mag nichts thun wofür ich mich ſchämen müßte, wenn Er es ſähe.

Lilli. Schämen? Der Tanz iſt heilig. *) Haſt du nicht oft im Fetistempel getanzt?

Ada. Es bleibt doch immer ein Ausdruck der Freude. Er weint und ich ſoll tanzen!

Lilli. Wenn du nicht willſt ſo tanze ich allein. Mit jedem Stampfen meines Fuſſes ſtoſſe ich eine Grille von mir, und jeder Schlag auf die Trommel betäubt eine böſe Laune. (ſie tanzt, ſingt und trommelt.)

Ada. Glückliches Mädgen! das ſeine Tage gedankenlos abhaſpelt, wie ich dieſe Baumwolle.

Zweyte Scene.

Truro. Die Vorigen.

Truro. Holla Kinder! ſchämt euch. Ihr tanzt, und unten heulen ſie.

Lilli. Komm, hilf mir Ada aufmuntern.

Truro. Was fehlt ihr?

Lilli. Siehſt du nicht, wie ſie die Baumwolle in Thränen nezt, als wolle ſie dem Schmerz eine Lampe anzünden, und drehe eben den Tacht dazu?

Truro. Wer keine Leiden hat, ſchafft ſich welche.

Ada. Ich keine Leiden!

Truro. Nennſt du etwa Leiden, daß du an einer leckern Tafel ſchwelgſt, indeſſen wir den unſchmackhaften Brey von Manioc verzehren? daß du auf weichen Polſtern deine Glieder dehnſt, indeſſen wir, von Sonnenglut erdrückt, von Peitſchenhieben ermuntert, mit Schweiß und Blut die dürre Erde bethauen? nennſt du etwa Leiden, daß unſer Herr, der nichts und Niemand liebt, dennoch deinen Reizen huldigt?

Lilli. Nennſt du etwa Freuden, daß unſer Herr, den Niemand liebt, doch Adas Gegenliebe zu erpreſſen ſtrebt, wie man den Saft aus einem Zuckerrohr gewaltſam preßt?

Truro. Was iſts nun mehr? ich beneide die Weiber. Was der Mann nur aus Liebe giebt, darf das Weib aus Gehorſam gewähren, und es gilt für Liebe.

Ada. Ich verſtehe dich, aber ich habe einen Gatten.

Truro. Kann er dich retten? Biſt du doch nicht eines Königs Weib, das zu berühren nach unſern Sitten den Tod verdient.

Ada. Nur Liebe, nicht Königswürde, giebt ein Recht auf Weibertreue.

Truro. Du könnteſt dir und uns ein hartes Schickſal erleichtern, dir durch Nachgiebigkeit, uns durch ſanfte Bitten.

Ada. Quäle mich nicht. Meine Unſchuld iſt meines Gatten Heiligthum; mit ihr würde ich den lezten Troſt verlieren: den Troſt an ihn zu denken.

Truro. Du biſt ein braves Weib; aber nur in dem Menſchen herrſcht zuweilen die Tugend, auſſer ihm immer die Gewalt.

Lilli. Hat die Erfahrung dich nichts beſſers gelehrt, ſo verlohnt es kaum der Mühe ſo alt zu werden.

Ada. Keine Gewalt iſt ſtärker als Verzweiflung.

Lilli. Vierzehn Tage gab er ihr Bedenkzeit.

Ada. Ich habe Alles bedacht. Ausraufen kann er die Blume, aber nicht brechen.

Lilli. O daß der alte Herr noch lebte!

Truro. Wer wünſcht es nicht mit dir!

Ada. Ich hoffe ihn bald wieder zu ſehn.

Teuro. Ihm gleicht ſein jüngſter Sohn, der nun vor kurzem aus Europa kam. Schade nur daß er nicht Herr von dieſer Pflanzung wurde.

Lilli. Was meynſt du Teuro? Europa muß ein gutes Land ſeyn, weil dort die Menſchen beſſer werden.

Teuro. Hm! Eine Schwalbe zwitſchert den Sommer nicht herbey. Die Weißen taugen alle nichts.

Lilli. St! die Wände hören. Ich höre die Stimme unſers böſen Herrn.

Ada. Die Stunde der Prüfung ſchlägt!

Dritte Scene.

John. William. Die Vorigen.

John. (im Geſpräch begriffen) Nein Bruder, das verſtehſt du nicht. Ich habe den Cicero nie geleſen; aber wenn ich, ſtatt Hunger und Peitſche, mir einen Redner halten wollte, der die Sklaven an ihre Pflichten erinnerte —

William. (zwiſchen den Zähnen murmelnd) Haben Sklaven auch Pflichten?

John. Thut der engliſche Bauer recht, wenn er ſeinen Ochſen vor den Pflug ſpannt, und die Peitſche über ihm ſchwingt?

William. Ein herrliches Gleichniß.

John. Glaube mir, Hunger überredet ſicherer als Fox, und ein einziger Peitſchenknall würkt kräftiger als alle Rednerkünſte eines Burke.

William. Meine Lippen ſchweigen, aber mein Herz widerſpricht laut.

John. Das Herz! das Herz! Leerer Schnickſchnack! ich mögte wohl wiſſen, wie die Menſchen auf den Einfall gerathen ſind, die Schwärmereyen ihrer Köpfe aus den Herzen abzuleiten? Das Herz iſt ein Klumpen Fleiſch, weiter nichts. Es gehorcht dem Willen eben ſo gut als Arme und Beine. Ueberlade dir den Magen, und dein Herz wird klopfen. Unſer Vater, Gott habe ihn ſelig! war gerade wie du, er ſprach auch immer vom Herzen.

William. Genug Bruder! ich verliere meine Worte, und es wäre Schade, wenn am Ende die Bruderliebe mit verlohren gienge.

John. Da ſey Gott für! Du irrſt, wenn du glaubſt, ich hätte keinen Sinn für das, was du zarte Empfindung zu nennen beliebſt. Sie iſt nur nicht von europäiſcher Luft ſo fein zugeſpitzt worden als die deinige; ſie iſt nicht ſo zart als eine Engelſeele, deren eine Million auf einer Nadelſpitze tanzen. Ich fühle zum Beyſpiel ſehr gut, daß Ada ein ſchönes Mädchen iſt, und daß ich ohne ihren Beſitz nicht froh ſeyn kann — Was meynſt du Ada? ſind die vierzehn Tage bald abgelaufen?

Ada. Ich verſtehe dich. Sie ſind abgelaufen.

John. Wirklich? erinnerſt du dich deſſen? eine gute Vorbedeutung.

Ada. Du irrſt.

John. Dein Entſchluß?

Ada. Noch immer derſelbe.

John. Du ſcherzeſt mein Kind.

Ada. Scherzt man auch mit thränenden Augen und blutendem Herzen?

John. Da haben wirs! da iſt das Herz ſchon wieder. Eine verdammte Redensart! Ich wette, dein Herz blutet nicht um einen Tropfen mehr als vorher. Was die Thränen betrifft, die magſt du nach deinem Gefallen vergießen oder verſchlucken, denn kurz, auch ich habe nicht Luſt länger zu ſcherzen, und ſage dir hiemit feyerlich, daß du in vier und zwanzig Stunden die Meinige biſt.

Ada. Nein, du wirſt keine Gewalt brauchen! ich bin verheyrathet, ich liebe meinen Gatten — ich kann dich nicht lieben — nein du wirſt keine Gewalt brauchen! —

John. Gewalt? Hm! nachdem es fällt. Ich habe Einmal ein wildes Mädchen ſo zahm gekirrt —

Lelli. Wie machteſt du das?

John. Ich ließ ihr den ganzen Leib mit Stecknadeln ſanft zerprickeln. Dann wurde ihr in Oel getauchte Baumwolle um die Finger gewickelt, und angezündet. Drey Tage nachher liebte ſie mich auf das zärtlichſte.

William. (ihn raſch bey der Hand faſſend) Bruder! iſt das wahr? haſt du das gethan?

John. Freylich, und ich verſichre dich, es half.

William. O unmöglich konnte Eine Mutter uns gebähren!

John. (laut) Ich hab' es doch für gewiß gehört.

Ada. (zu John) Martern kannſt du mich — mein Herz brechen, aber nicht treulos machen.

John. Schon wieder das Herz? Närrchen, thue mit deinem Herzen was du willſt, die Rede iſt hier nur von deiner niedlichen Perſon.

Ada. Wenn du mich liebteſt, du würdeſt nicht die Eine ohne das Andre begehren.

Lilli. (ſchalkhaft zu John) Warum verliebſt du dich nicht in mich?

John. Weil du eine Meerkatze biſt.

Lilli. (bey Seite) Hm! ich denke, die paßt ſich zum Affen.

John. Hörſt du Ada? ſey nur halb ſo gefällig als deine Geſpielin, die mir ſelbſt entgegen kömmt —

Lilli. Wer? Ich?

John. Freylich du [illegible] —

Lilli. Ja? aber warum fragt' ich? weil ich mehr Muth habe als Ada, weil ich dir die Augen auskratzen würde.

John. Ihr ſeyd beyde Närrinnen die meine Geduld misbrauchen. Packt euch fort, ich habe Geſchäffte.

Lilli. Mich dünkt, du behandelſt deine Liebe gerade wie ein Geſchäfft.

John. Du weinſt Ada?

Ada. Ich weine.

John. Geh! ich verbiete dir zu weinen.

Ada. Kannſt du mir auch zu ſterben verbieten? (ſie geht ab)

John. Poſſen! der Tod iſt keine Puppe. Ein Geſchenk von Glas-Korallen, und das Leben gewinnt friſchen Reiz.

Lilli. (ſich ihm ſchalkhaft nähernd.) Alſo brennende Baumwolle um die Finger?

John. Ja.

Lilli. Und Stecknadeln in den Leib?

John. Ja.

Lilli. Und davon wird man verliebt?

John. Allerdings.

Lilli. Das iſt zum Todlachen! (ſie lacht ihm ins Geſicht und läuft fort.)

John. Boshafte Kreatur! Sie iſt Schuld daran, daß das Mädchen mich flieht, als hätte ich den Ausſatz. (zu Truro) Geh Alter, hohle ein Bund Ruthen.

William. Warum nicht Schlangen dich zu geißeln?

John. Ha! ha! ha! eine Morgenländiſche Hyperbel! Fort alter Krauskopf, rufe mir den Meiſter-Knecht her. Du biſt auch ein Weib wenn's zum Schlagen kömmt.

Truro. Ach Herr! ihr haltet da den Weibern und mir eine ſchöne Lobrede. (er geht.)

William. Kann erzwungne Liebe dir Genuß gewähren?

John. Warum nicht? ich breche eine Roſe, die Dornen ſtechen ein wenig, aber ich breche ſie doch, und ſie duftet drum nicht minder ſchön.

William. Verkauf mir das Mädchen.

John. Gehorſamer Diener! Da haben wir den Schwärmer. Er predigt und predigt, fließt über von erhabnen Gefühlen, und am Ende will er ſie für ſich ſelbſt kaufen.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08013/060

Wilhelm. (verdrießlich) Muß ich darauf antworten? — Wohlan Bruder, ich gebe dir hundert Guineen.

John. Hundert Guineen? viel Geld. Aber nein, von der Hand wird noch nichts daraus.

Wilhelm. Du biſt ein Tyrann. (er ſezt ſich [illegible] der [illegible].)

John. (für ſich.) Lernſt du die ſchönen Wunder-Romanen aus deinen Büchern? — Das verzweifelte Leſen! Die Seele ſizt im Treibhaus, und wird getrieben wie eine Ananas in Europa. Da kommen dann ſo unſchmackhafte Früchte heraus. Hätte mein Vater das Mädgen nicht leſen gelehrt, ich wette ſie würde vernünftiger ſeyn.

Wilhelm. ([illegible]) Du haſt Recht. Das Leſen iſt der verbotene Baum im Paradieſe.

Vierte Scene.

Der Meiſter Knecht. Die Vorigen.

Meiſt. Kn. Ihr habt mich rufen laſſen?

John. Du kommſt zu ſpät, mein Zorn iſt verraucht.

Will. Dein Zorn? Du ſprachſt mit einer Kälte, die dem Zorne nicht eigen iſt.

John. Warum nicht? Unſer Einer gewöhnt ſich an den Zorn, wie der Hofmann an ein heiteres Geſicht. Ich bin den ganzen Tag zornig, aber man ſieht es mir nie an.

Will. Deſto ſchlimmer.

John. (zum Meiſter-Knecht.) Wie haſt du die Sklaven an die Arbeit vertheilt?

Meiſt. Kn. Einige [illegible] an den [illegible] auf der Schwingmühle; andere ſieden den [illegible] in die Keſſel und laſſen ihn kochen. Die Kinder jäten das Unkraut zwiſchen den Baumwollenſträuchern.

John. Gut, aber die Juſtiz?

Meiſt. Kn. Ich habe dem alten Peter den Rücken aufhauen, und Salz und ſpaniſchen Pfeffer hinein ſtreuen laſſen.

John. Warum?

Meiſt. Kn. Weil der erſte Keſſel zu wenig Feuer hatte, und der vierte zu viel.

John. Der Böſewicht! warum befahlſt du nicht ihn anzuzünden, ſo hätte er es beſſer gefühlt.

M. Kn. War nicht nöthig. Die Feuerglut, bey welcher er ewig ſchwizt, hat ihn ſo ausgedörrt, daß bey jedem Hiebe die Haut ſich von den Knochen löſt, wie die Schaale von einer Kaffeebohne.

Will. (ſchlägt das Buch heftig zu. Sein Geſicht glüht von Unwillen.)

John. Er wird ſchon zu alt, man muß ihn nach und nach ruhig ſterben laſſen.

Will. Ruhig ſterben? wie machſt du das?

John. Ich laſſe ihn weniger arbeiten, und gebe ihm weniger zu eſſen, ſo verliſcht er endlich wie ein Licht.

Will. (mit verbißner Wuth) Bruder, laß dem Teufel ſagen, daß du hier eine Schule angelegt haſt, ich wette, er kommt um bey dir zu lernen.

John. Ha! ha! ha! viel Ehre. — (zum Meiſter-Knecht) Haſt du die neuen Sklaven ſchon zur Arbeit geführt?

M. Kn. Noch nicht. Ihr wißt ja die alte dumme Gewohnheit, ſie nach ihrer Ankunft zehn Tage lang in der See zu baden, und gut zu füttern, ehe man ſie arbeiten läßt. Die Narren denken immer, man mäſte ſie nur, um ſie aufzufreſſen.

Will. Es frägt ſich noch welches beſſer wäre.

M. Kn. Einer von ihnen fragte mich in allem Ernſt: ob meine Schuhe von Negerleder gemacht wären? weil ſie ſchwarz ausſehn.

Will. Von Leuten, die täglich geſchunden werden, war die Frage eben nicht befremdend.

M. Kn. Da iſt unter Andern Einer, ein alter Kerl, der quält mich täglich ihn zu euch zu bringen; er ſolle und müſſe euch ſprechen; er werde vor Gram ſterben, wenn er ſein Herz nicht ausſchütten dürfe.

John. Was will der Narr?

M. Kn. Ich habe ihn mit herauf gebracht. Wollt ihr ihn ſehen?

John. Ich bin doch neugierig, laß ihn kommen.

M. Kn. (ab)

John. Siehſt du Bruder wie gut ich bin. Jedem alten Schwätzer leihe ich mein Ohr. Das iſt eine Schwachheit, die mir noch von unſerm Vater anklebt.

Will. (wirft einen ſpöttiſch verächtlichen Blick auf ihn, und ſchweigt).

Fünf-

Fünfte Scene.

Der Meiſter-Knecht. Ayos. Die Vorigen.

M. Kn. Da bring' ich ihn.

Ayos. (Sich vor John niederwerfend) Herr, ich küſſe den Staub unter deinen Füſſen.

John. Steh auf, ich liebe das nicht. Weniger Demuth und mehr Arbeit. Du biſt ein alter Knabe. Ich wette, man hat dich für ein paar Ellen Tuch und einige Kannen Brandtwein gekauft.

Ayos. Man hat mich gar nicht gekauft, ich ſelbſt habe mich verſchenkt.

John. Verſchenkt?

Ayos. Oder verkauft, wenn du lieber willſt. Ich habe meine Freyheit um den lezten Troſt meines Lebens verkauft, um die Hoffnung meinen Sohn wieder zu ſehen!

John. Deinen Sohn? wo iſt er?

Ayos. Ja wo iſt er? das frage ich dich guter Herr, du wirſt nicht ſo unbarmherzig ſeyn, als jener Mann, der mir nicht einmal Ja oder Nein antworten will.

M. Kn. Bin ich denn nur da um euch zu antworten? Wenn ich mich mit jedem Sklaven in ein Geſpräch über ſeine Familie einlaſſen wollte, ſo würde die Pflanzung bald zu Grunde gehn.

John. Er hat Recht. Hier wird nicht gefaulenzt, wie in euren heiſſen Sandwüſten.

Ayos. Ach! ich will ja gern arbeiten, ſo viel ein Greis vermag, der den Piſang ſiebenzigmal blühen ſah; aber gieb mir meinen Zameo wieder! Du wirſt dabey gewinnen, denn an der Seite meines Sohnes werde ich wieder jung werden, flink und raſch — die Freude giebt Kraft —

John. (zum Meiſter-Knecht) Zameo? Haben wir einen ſolchen Sklaven?

M. Kn. (ſehr langſam) Ich glaube, ja.

Ayos. Nun endlich! habe Dank für dieſes Wort! Du ſprachſt es ſo kalt aus, und dennoch wärmt es mehr, als das heiſſe Geſtirn der Weſtindiſchen Inſeln.

John. Woher weiſt du, daß dein Sohn gerade auf meinen Schiffen hieher gebracht wurde?

Ayos. War es denn nicht der Preiß, um welchen ich meine Freyheit verhandelte? Kannte ich etwa den Schiffer nicht wieder, der vor einem Jahre meinen Zameo wegführte? — O wenn du wüßteſt wie mein Zameo ein Sklave wurde —

John. Ich will es nicht wiſſen. Pack dich fort! Ich habe das Winſeln ſatt.

Will. (ſteht auf) Bruder, ich bitte dich, laß ihn erzählen.

John. Freylich, das iſt ein Seelenſchmaus für einen europäiſchen Philoſophen. Nun wohlan, erzähle.

Ayos. Ich zog in den Krieg gegen die Neger von Aſſa, und wurde gefangen. Man verkaufte mich an der Küſte. Ein Weib und zwey Söhne weinten um mich. Da kam der jüngſte Sohn, den ich in vielen Jahren nicht geſehen hatte, denn er war einem Mädgen zu Liebe in ein anderes Land gezogen. Nun hatte er aber ſein Weib eingebüßt, das Leben war ihm eine Laſt, und als er von meinem Unglück hörte, eilte er herbey, warf ſich dem Sklavenhändler zu Füßen, und bat für ſich um meine Feſſeln.

Der harte Mann ſah den ſchönen ſtarken Jüngling, ließ mich ohne Bedenken los, ſchmiedete meinen Zameo in Ketten, und ſtieß ihn hinab in den Schiffsraum. Noch Einmal ſah er ſich nach mir und ſeinen Brüdern um, lächelte und verſchwand.

Will. Aber warum raubteſt du ihm die Frucht ſeiner kindlichen Liebe? warum haſt du ſelbſt deiner Freyheit entſagt?

Ayos. Ach guter Herr! mein Weib iſt geſtorben; meine Söhne ſind im Kriege erſchlagen, und meine Enkel durch die Blattern weggerafft worden. Ich war allein in der Welt, und mir blieb Niemand als mein Zameo, der in einer weiten Ferne für mich lebt. Was ſollte ich thun? ich dachte: es iſt doch beſſer, ſeine Leiden zu theilen, als meine übrigen Tage auf Gräbern einſam zu verweinen. Die Todten hören meine Klagen nicht; mein Sohn lebt und wird ſie hören! —

John. Genug gewinſelt! (zum Matſ. Knecht) Geh, führe ihn hinab zu ſeinem Sohne, und vergönne ihm, ſich einige Minuten zu freuen.

[illegible]. Ach! einige Minuten ſind viel für [illegible] Greis! — Ich werde meinen James wiederſehen! — kann ich auch hinabgehn ohne zu [illegible]? — Verzeih mir guter Herr, glauben Sie, daß ich immer ſo kraftlos bin. O ich [illegible] noch arbeiten, aber jezt zittert die Freude in allen meinen Gliedern. — (Zum [illegible]) [illegible], unterſtüze mich.

[illegible]. ([illegible]) Ach alter [illegible]! Du weißt ſchon ohne mich hinunter [illegible].

[illegible]. (indem er wankend fortſchreitet) Ach ja — ich werde wohl — mein James! — zu dir — zu dir! — (er geht ab mit dem M. Kn.)

Sechste Scene.

John und William.

Will. Weißt du auch Bruder, daß du ein garſtiges Handwerk treibſt?

John. Wie ſo?

Will. Mir ſchmeckt kein Biſſen in deinem Hauſe.

John. Das thut mir leid.

Will. Ich finde keine Ruhe in deinen Betten.

John. Ich ſchlafe recht gut.

Will. Wenn mit Sonnen-Aufgang der Meiſter-Knecht die armen Sklaven herauspeitſcht, weckt dich ihr Geſchrey denn nicht?

John. Ich bin das ſchon gewohnt.

Will. Gerechter Gott! kann nur der Menſch allein ſich an Alles gewöhnen, und von Allem entwöhnen, ſogar von der Menſchheit!

John. Was ſoll man thun? man kann das Zuckerrohr doch nicht ſelbſt bauen.

Will. *Muß* es denn durchaus gebaut werden?

John. Seltſame Frage!

Will. — Sage mir Bruder, hältſt du deine Sklaven für Menſchen? — ich wette, *dieſe* Frage kommt ihm gar nicht ſeltſam vor.

John. Ich behandle ſie wie Menſchen.

Will. (ſpöttiſch) Würklich?

John. Ich gebe ihnen zu eſſen und zu trinken.

Will. Das giebſt du deinen Hunden auch.

John. Sie ſind auch nicht viel beſſer als Hunde. Glaube mir, Bruder, es iſt eine eigne Race zur Sklaverey gebohren.

Will. Wo iſt das Zeichen mit dem Gott ſie zu Sclaven ſtempelte?

John. Sie ſtammen von Kain ab, ſie ſind ſchwarz, weil ihr Stammvater der erſte Brudermörder war.

Will. Vortreflich!

John. Sie ſind ſpitzbübiſch, boshaft und dumm. Sie erkennen ſelbſt die Ueberlegenheit unſers Geiſtes, und folglich die Gerechtigkeit unſerer Herrſchaft.

Will. Sie ſind dumm, weil Sklaverey jede Kraft der Seele zermalmt; ſie ſind boshaft, aber nicht genug gegen euch. Sie lügen, weil man keinem Tyrannen die Wahrheit ſagen muß. Sie erkennen die Ueberlegenheit unſeres Geiſtes, weil wir ſie in ewiger Unwiſſenheit erhalten; die Gerechtigkeit unſerer Herrſchaft, weil wir ihre Schwäche mißbrauchen. O ihr habt Alles gethan, um dieſe Unglücklichen herabzuwürdigen, und dann beklagt ihr euch noch, daß ſie dumm und boshaft ſind.

John. Aber die Neger wurden als Sklaven gebohren?

Will. Falſch! kein Sklave wird gebohren. Sey Fürſt oder Vater, wer gab dir ein ſolches Recht?

John. Aber wenn nun der Neger ſich ſelbſt verkaufte? er iſt Herr ſeines Lebens, warum nicht auch ſeiner Freyheit? er ſelbſt beſtimmt den Preiß.

Will. Die Freyheit des Menſchen hat keinen Preiß.

John. Deſto ſchlimmer für ihn, wenn er mir ein koſtbares Ding wohlfeil verkauft. Er iſt ein Narr, aber ich bin kein Schelm.

Will. Verkaufen? das darf er nicht, weil er nicht Alles darf, was ein ungerechter Herr als Sklave von ihm fordern könnte. Er gehört ſeinem erſten Herrn, Gott! der ihn nie frey ließ. Der Menſch kann ſein Leben verkaufen, wie der Soldat, aber nicht den Mißbrauch ſeines Lebens, wie der Sklave.

John. Aber die Meiſten waren Kriegsgefangene, ohne uns würde man ſie umgebracht haben.

Will. Ohne euch wären ſie nie gefangen worden, ihre Kriege ſind euer Werk. Und wenn der Sieger ſeinen Sieg mißbraucht, warum wollt ihr ſeine Mitſchuldige ſeyn?

John. Aber viele waren Verbrecher, die ſchon in ihrem Vaterlande den Tod verdienten.

Will. Seyd ihr die Henkersknechte von Africa?

John. Sind ſie nicht hier wenigſtens eben ſo glücklich als dort?

Will. Warum ſeufzen ſie denn ohne Unterlaß nach ihrem Vaterlande? Warum leben ſie lieber unter Tygern und Löwen als unter euch? warum vergiften und erhängen ſie ſich? warum ſind von 9 Millionen Sklaven, welche die neue Welt erhielt, ſieben und eine halbe Million umgekommen?

John. Machen es denn die übrigen Nationen beſſer als wir Engländer?

Will. Leider nein! der Spanier macht aus den Negern Gefährten ſeiner Faulheit; der Portugieſe mißbraucht ſie zu ſeinen Ausſchweifungen; der Holländer zu Schlachtopfern ſeines Geizes. Der Franzoſe beugt ſie unter ſchwere

Arbeiten, und verſagt ihnen oft das Nothdürftige; aber er lacht doch zuweilen mit ihnen, und ihr Elend iſt erträglicher. Der Engländer lächelt nie, läßt ſich nie zu ihnen herab —

John. Ich will deine ganze Afterphiloſophie mit Einem Streiche zu Boden ſchlagen: ohne uns würden ſie die chriſtliche Religion nie kennen lernen. Sie vertauſchen ihre Freyheit gegen das Heil ihrer Seelen.

Will. O göttlicher Stifter! Hätteſt du vorausgeſehen, daß durch deine ſanften Lehren man einſt ſolche Greuel rechtfertigen würde! — Wenn die Religion Verbrechen heiligt, hinweg mit ihr auf ewig! Redet laut, ihr Diener der Kirche! widerſprecht laut! Hitze wäre hier Weisheit und Schweigen ein Verbrechen.

John. Das iſt eitel Declamation von hohen Schulen mitgebracht. Davon wächſt keine Kaffeeſtaude, und wird kein Zuckerrohr reif. Du beſitzeſt ein feines Vermögen, das hat unſer Vater durch Negerſklaven erworben, und es behagt dir wohl, nicht wahr? (er geht lächelnd ab)

Will. (allein) Weh mir daß er Recht hat! Jeder Schilling in meiner Taſche glüht! jeder

Biſſen in meinem Munde iſt durch Thränen der leidenden Menſchheit vergiftet! —

Siebente Scene.

William. Ada und Lilli.

Ada. Guter weiſſer Mann, ich finde dich allein. Zürne nicht. Als vorhin dein Bruder ſo unfreundlich gegen mich war, da merkte ich wohl, daß es dir weh that, und plötzlich kam mir der Gedanke: geh zu William, der wird dich ſchützen. Guter weiſſer Mann, ſchütze mich!

Lilli. Du haſt Augen wie dein Vater, freundlich fromme Augen.

Will. Liebe Kinder, wollte Gott ich könnte euch helfen.

Ada. Gewiß Gott will das. Ich bin ein armes unſchuldiges Geſchöpf, nie habe ich mit Vorſatz einen Wurm getreten; warum werde ich denn ſo gemartert?

Will. Nennſt du geliebt werden eine Marter?

Ada. Nennſt du, was dein Bruder heiſcht, Liebe?

Lilli. Brennende Baumwolle und Stecknadeln, haſt du vergeſſen?

Will. Rauh und mürriſch ſeyn iſt mehr bey ihm Gewohnheit. Du ſollteſt das überſehn.

Ada. Ich kann nicht, wenn ich auch wollte. In meinem Herzen iſt nicht Raum für zwey Männer.

Will. Du haſt einen Geliebten in Africa zurückgelaſſen?

Ada. Einen Geliebten nur? — mehr als Geliebten! einen Gatten!

Will. Man hört, daß du keine Europäerin biſt.

Ada. Wir waren kaum ſo lange verheyrathet, als der Piſang blüht. Wir wohnten am Strande, das Meer gab uns Fiſche, der Wald hinter uns wildes Geflügel; zu beyden Seiten grüne Saat von türkiſchem Waizen, und in der Mitte von dem Allen wir ſelbſt, und in uns nur Ein Herz — glaube mir, wir hatten genug.

Will. Ich glaube dir, gutes Kind.

Ada. Ein kleiner Beutel mit geröſtetem türkiſchen Waizen-Mehl ſtillte unſern Hunger, und wenn ich Abends meine Kürbis-Flaſche voll Palmwein nach Hauſe brachte, ſo erquickten wir uns mehr, als die Weiſſen bey ihrem Rum; und wenn wir des Nachts auf einer ſelbſt gewebten Matte ruhten, ſo ſchliefen wir ſanfter als unſer Kaboſſier auf ſeinem europäiſchen Teppich. Es war Etwas mit uns und um uns, das Heiterkeit und Frohſinn athmete, und dem wir keinen Nahmen zu geben wußten — es war Liebe!

Will. Und wer zerſtörte euer ſtilles Glück?

Ada. Weiſſe Menſchen raubten mich, während mein Gatte abweſend war. Sie haben Ada, die geraubte Sklavin, an deinen Bruder verkauft, aber Ada die Liebende und Geliebte, konnten ſie nicht verkaufen. Zwiſchen jenen Wänden von Palmenzweigen geflochten, athmet noch der Geiſt meiner Liebe! —

Will. Was nuzt dieſe ſchwärmeriſche Treue einem Gatten, den du nie wieder ſehen wirſt?

Ada. Ich ſeh' ihn immer, er ſteht überall vor meinen Augen! — O du ſollſt mich nicht um meine lezte Hoffnung ſchwatzen! — Ihn nie wieder ſehen? — Was haſt du davon, daß du einem Verunglückten den Strohhalm aus der Hand reiſſeſt, an dem er ſich hielt? — Und wenn du Recht hätteſt — was kümmert mich dieſer Tropfen Zeit! dieſe Spanne Land, von euch Welt genannt! — Einmal werde ich ihn doch wiederſehen! — Nicht wahr, du glaubſt an ein beſſeres Leben, wo auch Schwarze glücklich ſeyn dürfen?

Lilli. Drum laß uns der weiſſen Tyrannen ſpotten! Es kann doch nicht ewig währen. Unſer Kaboſſier nannte ſich auch einen Herrn über Himmel und Erde, aber die Erde iſt Meiſter über ihn geworden, und hat ihn zugedeckt. Was iſts nun mehr? die Weiſſen plagen uns eine Weile, doch wenn es zu arg wird, haben wir einen Freund, der nicht der ihrige iſt. Er hat einen häßlichen Nahmen — er heißt Tod! aber wer wird ſeinen Retter fragen wie er heißt? wer vor dem Nahmen eines Wohlthäters erſchrecken? — Luſtig Ada! das Leben iſt nur ein Spielzeug; wir ſind keine Kinder mehr, wir werfen es weg.

Will. Frohes Mädgen, du verträgſt dich mit deinem Schickſal?

Lui. Ich bin aus Congo gebürtig; in Congo und Loango ſind wir immer froh; wir leben heute, und genieſſen heute, und ſprechen nicht: morgen iſt auch ein Tag. Drum wohnt die Gaſtfreyheit in unſern Hütten, und den Geiz verabſcheuen wir. Drum nennen wir euch Europäer verſchloſſene Hände. Wir denken nicht an das Vergangene, wir zählen unſere Jahre eben ſowenig als die Waſſertropfen, welche der große Volta-Fluß unter unſern Füſſen hinwälzt. Wir glauben an den höchſten Gott Numbo, der aber viel zu vornehm iſt, als daß er ſich um uns bekümmern ſollte. In Congo und Loango können wir Tage lang über Kleinigkeiten lachen. Unſere junge Burſche verſtehen ſich gut auf Pantomime, ſie wiſſen das Geſchrey der Thiere nachzuäffen; ſind luſtig ſobald ſie nur Muſic hören, und ermüden nie im Tanz.

Will. Genügſames Völkchen.

Lui. Soll ich dich lehren immer froh ſeyn?

Will. Dann würdeſt du mich lehren [illegible] hundert europäiſchen Philoſophen aus [illegible].

Lilli. Nichts leichter als das. Merk dir nur zwey kurze Verhaltungsregeln: Thue nie Böſes und iß dich nie ſatt, ſo bleiben Seel' und Leib immer geſund. Für das Eine ſorge ich ſelbſt, und für das Andere dein Bruder. (ſie lacht)

Will. Goldene Regeln!

Lilli. Warum golden? Ich traue dem Menſchen nicht, der Alles was ſchön und gut iſt mit Gold vergleicht. Nenn' ſie lieber Sonnen-Regeln, denn ſie erwärmen das Herz; oder Todes-Regeln, denn ſie lehren froh ſterben. Dein Vater kannte ſie wohl. Ich freue mich immer wenn ich zurück denke, wie der alte Herr ſtarb.

Will. Du freuſt dich?

Lilli. Ja wohl. Er ſaß auf einem Stuhl in dieſem Zimmer —

Will. (haſtig) In dieſem Zimmer? wo? wo?

Lilli. (auf einen Platz deutend) Da ſaß er.

Will. (ſehr bewegt) Da? — nur weiter.

Lilli. Er ließ alle ſeine Sklaven herein kommen. Kinder, ſagte er, ich gehe zu Gott. — Vater! riefen wir, gieb uns deinen Segen! — Da ſegnete er uns, und wir ſegneten ihn. Er lächelte — und wir weinten.

Will. Ich ſehe, du kannſt doch nicht immer lachen?

Lilli. Warum nicht? meynſt du wegen der Thräne, die mir da über die Backe rollt? Wenn ich ſo weine, ſo lacht mein Herz.

Will. Gute, liebenswürdige Geſchöpfe!

Lilli. Was nutzen deine glatten Worte? lobe nicht, hilf uns.

Will. Ich kann nicht.

Lilli. Warum nicht? Biſt du nicht auch ein Sohn von dem alten Herrn?

Will. Ich bin nur der jüngere Bruder.

Lilli. Darf denn der ältere Bruder allein Gutes thun? — Theilt immerhin eure Schätze, das Recht wohl zu thun, ſollte zwiſchen Brüdern ungetheilt bleiben. — Du ſchweigſt? du betrachteſt mich und Ada mitleidig? — O kümmere dich nicht um mich; meine Schutzgeiſter

geiſter ſind Hoffnung und froher Muth. Aber ſchätze Ada, ihr mangelt beydes.

Ada. Schätze mich, guter weißer Mann!

Will. Was kann ich thun? — ich habe meinen Bruder viel Gold um deine Freyheit geboten; er hat es ausgeſchlagen.

Lilli. Er hat Gold ausgeſchlagen? Arme Ada! wenn er dich mehr liebt als Gold, ſo biſt du verlohren!

Ada. Ach! hätte dein Vater nur noch wenige Wochen gelebt! ſchon wurde das Schiff ausgerüſtet, das mich in die Arme meines Gatten führen ſollte. — Mein Wohlthäter ſtarb — wohlan! auch ich kann ſterben!

Lilli. Hörſt du? — die arme Ada! — Betrachte ſie. Iſt ſie nicht ſchön wie die Blume Glorioſe? und doch iſt ſie mehr gut als ſchön. — Pfuy! ihr ſeyd häßliche Menſchen! wir zerfetzen unſere Haut, ihr eure Seelen; wir glauben, daß die Schmarren im Geſicht uns verſchönern, ihr haltet eure Laſter für ſchön. Wer hat dem Andern etwas vorzuwerfen?

Will. Bey Gott! nicht wir!

Achte Scene.

Truro bringt Kaffee. **Die Vorigen.**

Truro. Hier iſt das Frühſtück. (er ſezt es auf den Tiſch.)

Will. Was fehlt dir? deine Augen ſchwimmen in Thränen?

Truro. O nichts, guter Herr! der Pflanzer muß ſich an Thränen gewöhnen, wie der Bergmann an bleiche Geſichter. Wenn ihr mich einmal lachen ſeht, dann mögt ihr fragen: warum lachſt du Truro?

Will. Guter Gott! iſt denn Jamaica die Thränen-Inſel?

Truro. Schade um die milde Luft und den fruchtbaren Boden; Alles grünt und gedeyht, nur keine Freude.

Will. Rede, was erpreßte dir dieſe Thränen?

Truro. Ein paar alltägliche Geſchichtgen. Die Erſte von einem armen Teufel, der mit einem Stocke über das Feld gieng. Das iſt ſcharf verboten, wir dürfen keine Waffen führen, nicht einmal einen Knüttel, um uns der Hunde zu erwehren, oder eine Schlange damit auf den Kopf zu ſchlagen. Der Meiſterknecht ſah es, und peitſchte ihn wie gewöhnlich; der Sklave winſelte und warf ſeinen Stock weg. Bald nachher fiel ein toller Hund ihn an, er wollte ihn mit der Fauſt abhalten, und wurde gebiſſen. Nun iſt er Waſſerſcheu geworden. In ein paar Tagen bricht die Wuth aus, dann iſt ihm wohl.

Will. Fürchterlich!

Truro. Das andere Geſchichtgen iſt noch weit luſtiger. Es handelt von ein paar Brüdern, die bey den Zuckerkeſſeln arbeiten. Ach Herr! das iſt eine ſaure Arbeit, weil man den ganzen Tag von der Glut gebraten wird. Der jüngere Bruder iſt nicht recht geſund, er konnte es nicht länger aushalten, lief zu Buſche und verſteckte ſich. Dieſen Morgen haben ſie ihn wieder eingefangen. Mäſter John kam herab, und war ſehr böſe. Er befahl dem ältern Bruder, den jüngern halb tod zu peitſchen; und als der ſich weigerte — ach! wie konnte er anders! — da ließ er ihn ſelbſt peitſchen, daß das Blut den Rücken herunter lief. Plötzlich griff der arme Schelm in der Angſt nach einer Art die neben ihm lag, und hieb ſich die rechte Hand ab, und ſagte: er wolle lieber ohne Hand ſeyn, als ſich damit an ſeinem Bruder vergreifen. Ich kam eben dazu, und ſah den blutigen Stummel; da mußte ich alter Narr weinen.

Will. Hör auf! du zermalmſt mich!

Lilli. Was ſagſt du nun, guter weiſſer Mann?

Truro. So geht man mit uns um, weil wir ſchwarz ſind.

Lilli. Und doch war die Muttermilch, welche wir geſogen, auch weiß.

Ada. Und unſer Blut iſt auch warm und roth.

Will. Kein Wunder, wenn es ſiedend heiß wäre! wenn die Verzweiflung es in Flammen ſetzte, und ihr eure Henker erwürgtet.

Truro. Ach ja! die Verzweiflung hat ſchon manche gräßliche Rache gebohren. Es giebt Neger, die unter ihrem Volke für Zauberer gelten, weil ſie aus gewiſſen Inſecten ein feines Gift zubereiten, womit ſie ihren Durſt nach Rache löſchen. Es giebt Andere, welche die Verzweiflung noch ſinnreicher macht. Vor ein paar Jahren ließ Einer unſerer Nachbarn ſeinen unſchuldigen Sklaven grauſam peitſchen; dann gieng er ruhig hinaus auf ſeine Pflanzung. Drey kleine Kinder, die er zurück ließ, wurden von dem Gemißhandelten auf das Dach geſchleppt. Da ſaß er Racheſchnaubend, und lauerte auf ſeines böſen Herrn Zurückkunft. Als der nun, grade vor ſich hinſehend, vom Felde heim kam, da fiel ihm plözlich ſein jüngſter Sohn vor die Füſſe. Erſchrocken ſah er empor — da ſtürzte der zweyte herab. Bebend ſiel er auf die Knice und bat um das Leben des Dritten — vergebens! auch der Dritte, und endlich der Sklave ſelbſt, lag zerſchmettert zu ſeinen Füſſen.

Will. Gräßlich! — O warum verbergt ihr euch nicht in Höhlen und Wälder?

Truro. Das thut denn auch wohl Dieſer und Jener, aber wird er gefangen, ſo haut man ihm das Erſtemal die Ohren ab. Das zweytemal ſchneidet man ihm die Kniekehle entzwey, und brandmarkt ihn auf der Schulter. Das drittemal muß er ohne Gnade ſterben.

Will. Iſt denn kein Gerichtshof im Lande, dem ihr eure Noth klagen könntet?

Truro. Ein Gerichtshof? — Nicht einmal als Zeugen dürfen wir auftreten, vielweniger als Kläger. Ein Neger hat nie Recht. Jeder Europäer, ſelbſt der Fremdling, darf ihn ungeſtraft peitſchen, und hebt der Neger die Hand gegen ihn auf, ſo iſt er des Todes.

Will. (knirſchend) Vortreflich! — wirſt denn nicht mindeſtens die Liebe zuweilen einen Sonnenblick in eure ewige Nacht?

Truro. Die Liebe? — Ach! da reißt ihr mir eine alte Wunde auf. Als ich noch ein junger, flinker Burſche war, verliebte ich mich in eine Negerin aus einer fremden Pflanzung. Solche Heyrathen ſind aber verboten, und ich habe viel darum gelitten!

Will. Verboten?

Lilli. Was iſt hier nicht Alles verboten? Heyrathen wider den Willen unſerer Eltern, das dürfen wir; aber nicht ohne Einwilligung des Herrn.

Truro. Als euer guter Vater mich frey ließ, nahm ich ein Weib, aber meine Kinder ſind dennoch Sklaven.

Will. So dürft ihr doch noch Kinder haben?

Lilli. Aber ſie dürfen uns nicht lieben und ehren.

Truro. Auch können wir ihnen nichts hinterlaſſen, wir beſitzen kein Eigenthum.

Lilli. Und was meynſt du, wie einem Vater zu Muthe iſt, der ſeine Kinder wie Pferde vor einen Wagen geſpannt ſieht?

Will. Was ſagſt du?

Truro. Sie lügt nicht. Unſer Herr fährt oft in heiſſer Sonnen-Glut ſpatzieren mit ſechs vorgeſpannten Negern.

Will. Heilige Natur! iſt es möglich! (er trocknet ſich die Augen) Ich muß meine Thränen hinabſchwemmen. (Er ſchenkt ſich Kaffee ein.)

Truro. Ja, ja, guter Herr, der Kaffee ſchmeckt euch wohl ſüß, aber wenn ihr die bittern Thränen zählen könntet, mit welchen dieſer Zucker begoſſen worden iſt —

Will. (der eben trinken wollte, ſetzt die Taſſe nieder, verbirgt ſein Geſicht, und geht ſchnell ab.)

Truro. (ihm nachſehend) Ganz das Ebenbild ſeines Vaters. Gott ſegne ihn!

Lilli. Wäre er ſchwarz, ich würde mich in ihn verlieben.

Ada. Ach! er kann mir doch nicht helfen

Teuro. Wenn wir Einmal ſchwarz und weiß untereinander vor Gottes Throne ſtehen —

Lilli. Wenn die Farbe kein Verbrechen mehr iſt —

Ada. Und die Natur wieder in ihre Rechte tritt —

Teuro. Dort wird kein Meiſterknecht uns peitſchen! (er geht ab.)

Lilli. Der Himmel iſt ſüß, dort wird kein Zuckerrohr gebaut. (ſie läuft fort.)

Ada. O mein Gatte! dort werde ich dich wieder finden! (ſie geht ab.

(Ende des Erſten Actes.)

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Ein groſſes Feld, auf welchem viele Neger mit der Kultur des Zuckerrohres beſchäftigt ſind, entweder indem ſie es pflanzen, oder ſchneiden, oder von dem dazwiſchen wachſenden Unkraut ſäubern. *) Im Vordergrunde der Bühne ſieht man rechts ein Grab, und links eine Laube.

Die Negerſklaven ſingen bey der Arbeit nach einer einfachen und rührenden Melodie:

— Wir weichen Sklavenbrod
In bittre Thränen ein!
Komm, lieber Bruder Tod!
Ach! komm' uns zu befreyn!
An deiner mit Ruhe geſegneten Hand,
Geleit' uns hinüber ins beſſere Land!

---

*) Der Schauſpieldirector wird am beſten beurtheilen können, welche von dieſen Arbeiten das ſchönſte Tableau macht.

Während des Geſanges treten **William** und **Truro** auf.

Will. Wo führſt du mich hin? überall Töne des Jammers!

Truro. Dies iſt mein Lieblings=Plätzgen. — Schaut um euch, guter Herr, ſagt euer Herz euch nichts?

Will. Gott! — dieß Grab —

Truro. Eures Vaters.

Will. (ſich auf das Grab werfend) Mein Vater — mein guter Vater! — Wer pflanzte die Roſen um das Grab?

Truro. Das thaten die armen Neger aus Lieb' und Dankbarkeit. Die Natur gab ihnen ein Herz, und Blumen; ſonſt haben ſie nichts.

Will. Welch' ein heiliger Schauer durchbebt meine Glieder! (mit aufgehabnen Augen und Händen.) Vater! ich darf nicht wünſchen, daß dein Geiſt über dieſem Staube ſchwebe; jener Anblick, jener Klaggeſang würden des Himmels Freuden dir verbittern.

Truro. Es iſt tröſtlich zu glauben: er ſieht, und bedauert uns.

Will. Warum ward er eben hieher begraben?

Truro. Er hat es ſo gewollt. Hier pflegte er immer zu ſitzen, und die Arbeit zu überſchauen. Wer unter uns dann irgend ein Anliegen auf dem Herzen trug, der kam, und ſagte es gerade heraus, mit beſcheidener Zuverſicht; da wurde ihm immer geholfen. — Aber jezt — wie oft muß ich Zeuge ſeyn, daß ein hungernder Sklave vor den Meiſterknecht tritt, ſeinen Bauch über einander faltet wie ein Kleid, und ſeine lechzende Zunge herausſtreckt wie ein dürres Blatt. Ein Peitſchenhieb iſt die gewöhnliche Antwort.

Will. Welcher Feind meiner Ruhe hauchte mir den unſeligen Gedanken ein, in dieß Land der Quaalen zurückzukehren! — Doch nein! — ich habe das Grab meines Vaters beſucht; durch Wohlthaten will ich ſeiner Aſche ein Todtenopfer bringen; und dann fort! fort von dieſer Küſte! — wohin? — nach England, in die Arme des Mannes, den ſein edles Herz zum Redner der Menſchheit auſſorderte; — nach Dännemark, zu den Füſſen des Fürſten, der, der Erſte, die Feſſeln dieſer Unglücklichen zer=

zerbrach, und dankbare Thränen gegen Gold eintauſchte.

Truro. Wäret ihr ein Jahr früher gekommen, ihr hättet es anders geſunden. Wie oft haben wir Abends nach vollbrachter Arbeit auf dieſem Platze geſungen und geſprungen. Da ſaß der alte Herr mitten im Kreiſe, erquickte uns mit allerley Getränken, und hatt' es gern, wenn wir luſtig lärmten, wenn die Keſſeltrommel ſchallte, und wir den Tact zum Tanz wacker in die Hände klatſchten. — Damals wurde der Brandtwein noch nicht verwäſſert, und mit Seiſe zum Schäumen gebracht. Der Neger bedarf ſo wenig zur Freude. Gebt ihm einen Dudelſack und ein Glas unverfälſchten Rum, ſo arbeitet er Wochenlang ohne Murren. Das wuſte euer guter Vater wohl. (Er ſeufzt.) Es iſt vorbey! — Jene frohen Zeiten kommen nicht wieder! — Ich habe da zum Andenken dieſe Laube gepflanzt, und begieſſe ſie oft mit meinen Thränen.

Zwey-

Zweyte Scene.

Eine Negerin mit einem todten Kinde in den Armen. Die Vorigen.

Die Neg. (wild und wahnſinnig) Weg da! weg da! der Platz gehört meinem Kinde!

Will. (aufſpringend) Gott! was iſt das!

Neg. (neben dem Grabe knieend) Hier ruhe ſanft armer Wurm. Da unten wohnt ein guter Mann, der wird dich ſchützen.

Will. (ſchaudernd) Truro, was iſt das? das Kind blutet —

Neg. (ſieht ſich lächelnd um) Es blutet? Freylich blutet es. Sieh dieſen Tropfen auf meinem Gewande — und dieſen — und dieſen — Eins — zwey — drey —

Will. Weſſen iſt das Kind?

Neg. (ſchließt es mit Inbrunſt in ihre Arme.) Es iſt mein Kind!

Will. Wer hat es ermordet?

Neg. (lächelnd) Ich habe es ermordet. Wer anders als die Mutter konnte ſich ſeiner erbarmen?

Will. Gott erbarme ſich deiner, arme Mutter!

Neg. Ja, Gott erbarme ſich meiner!

Will. Warum thateſt du das?

Neg. Soll die Mutter nicht für ihr Kind ſorgen?

Will. Was bewog dich zu dieſer ſchrecklichen That?

Neg. Mutterliebe! Mein armes Kind ſollte viele Jahre lang gequält werden, nun hat ſeine Quaal nur drey Tage gedauert. Vor drey Tagen habe ich es gebohren. Ich war ſehr ſchwach und krank, da kam der Meiſterknecht und verlangte, ich ſolle den Zucker zwiſchen den ſchweren metallenen Walzen preſſen. Das konnte ich nicht. Da hat er mich geſchlagen — (ſie entblößt ihre Schulter) ſieh wie er mich geſchlagen hat, ſieh wie die Peitſchenſtriemen vom Nacken über die Bruſt herab laufen. Hernach wollte ich meinem Kinde Milch geben, und es kam nur Blut. Zwey Tage hat mein armes Kind von Blut gelebt, das ſog es aus den Schwülen, und weinte ſo erbärmlich — (lächelnd) Nun weint es nicht mehr.

Will. Ach! was haſt du gethan!

Neg. Meine Pflicht. Wollte Gott, guter Herr, meine Mutter hätte mir den Hirnſchädel zerſchmettert, als ich gebohren wurde! Ich habe keine Freude auf der Welt! nur zu Leiden hat Gott die Schwarzen erſchaffen. Als ich noch klein war, ſtahl man mich meinen Eltern, und verkaufte mich für einen kupfernen Keſſel. Zwiſchen Arbeit und Hunger ſind meine Tage, zwiſchen Fieberſchlaf und Thränen meine Nächte hingekrochen; bis man mir einen Mann gab, um noch mehr Sklaven in die Welt zu ſetzen. Dreymal hoffte und fürchtete ich Mutter zu werden, dreymal entwand ſich mir, unter zu harter Sklavenarbeit, eine unreife Frucht. Den Jagdhund laßt ihr zu Hauſe, wenn er werfen will, und nicht mehr gehen kann; aber die Negerin muß arbeiten, bis die Geburtsſchmerzen ſie in den Sand krümmen. Dieſes Kind war das Erſte, deſſen Leben mir einen frohen Augenblick ſchenkte. Ich habe es lallen hören — es hat an meiner Bruſt gelegen — ich habe mich gefreut — ich habe erfahren wie einem fröhlichen Menſchen zu Muthe iſt! — Süſſer Rauſch der Mutterliebe! Ach! es iſt

ver=

flogen! man hat mich zu neuen Quaalen geweckt, zu neuen verdoppelten Quaalen! Ich ſollte nicht mehr allein leiden — das arme Geſchöpf ſollte meine Marter theilen. Als mich der Meiſterknecht ſchlug — Gott weiß! ich litt es geduldig, und bedeckte mein Kind mit meinen Armen — aber Ein Streich fiel doch auf mein Kind — da kam ich von Sinnen — da drückte ich ihm einen Nagel in das Herz — es ſchrie nicht — es zuckte nur Einmal — und ſieh, es iſt tod — Wollte Gott, guter Herr, meine Mutter wäre auch ſo barmherzig geweſen, und hätte mir den Hirnſchädel zerſchmettert, als ich gebohren wurde!

Will. (zerknirſcht) Mein Herz will mir ſpringen!

Truro. (ſich eine Thräne aus den Augen wiſchend) Ich habe das ſchon ſo oft erlebt, und kann es noch immer nicht gewohnt werden.

Neg. Rieſele ſanft, unſchuldiges Blut! rieſele hinab, und benetze die Gebeine eines Mannes, der fromm und gut war. Ach! hier ruht ein Todter — er war weiß, aber menſchlich. Er hatte Mitleiden mit mir, er kaufte mich, weil ich unglücklich war. Kurz darauf ſtarb er, und ich bin wieder unglücklich! Aber nicht lange mehr! nein, nicht lange mehr! Man wird mich martern, weil ich mein Kind ſo lieb gehabt habe, ich bin krank und ſchwach, und werde die Marter nicht überleben. Gott ſey Dank! ich werde bald ſterben! — Du weinſt? — kann ein Weiſſer auch weinen? — laß mich ſehn — wahrhaftig es ſind Thränen. — Weine nicht — gieb mir dieſe Thränen — ich bin ſo arm, daß ich auch die nicht mehr habe — mit meinen lezten Thränen habe ich die Wunde meines Kindes ausgewaſchen.

Will. (verhüllt ſein Geſicht, und wirft ſich auf die Bank in der Laube.)

Neg. Sieh da, ein Weiſſer der auch ein Menſch iſt. Steig hinab zu dieſem Todten, hier oben biſt du unter deinen Brüdern allein. — Horch! was war das? — hörte ich nicht die Stimme des Meiſterknechts? — Gute Nacht liebes Kind! ſchlaf wohl! — nun wird man deine Mutter ſchlagen, aber du biſt dem Elend entriſſen. — Ruhe ſtill auf dieſem Grabe — ruhe ſanft — ſchlaf wohl! —

(ſie küßt das Kind noch Einmal und will gehn) Nein, ich kann es doch nicht hier laſſen! es iſt tod, aber das Mutterherz lebt noch — Ach mein Kind! mein Kind! (ſie ſchließt es in ihre Arme, und rennt verzweifelnd fort.)

Truro. Ihr weint guter Herr? — Ach! das thut mir wohl — das habe ich lange nicht geſehn.

Will. (ſein Geſicht verbergend) Laß mich allein Truro.

Truro. Ihr ſeyd nicht allein. Der Geiſt eures Vaters ſchwebt um euch — Der Geiſt unſers Vaters! (er kniet neben dem Grabe) O du guter alter Herr! könnte ich mit meinen Nägeln dich aus der Erde ſcharren! —

Dritte Scene.

Die Neger laſſen ihre Arbeit liegen, und kommen hervor.

Ein Neger. Kommt nur Brüder, der Meiſterknecht iſt noch weit.

Ein Anderer. Du beteſt Truro? wir wollen mit dir beten.

Ein Dritter. Ach! er hört uns nicht mehr!

Truro. Was wollt ihr Brüder?

Neger. Hülfe von unſerm alten Herrn!

Truro. Tod iſt tod!

Neger. Sage das nicht. Wenn er ganz tod wäre, wofür war er ſo gut? und wenn Alles mit uns ſtirbt, wofür leiden wir ſo viel?

Ein Ander. Er wird uns hören. Kniet nieder um das Grab. (ſie knien.)

Ein Dritt. Lieber Herr hilf uns!

Ein Viert. Unſer Elend iſt groß!

Alle. Guter alter Herr, hilf uns!

Neger. Meine Kräfte ſind erſchöpft.

Zweyter. Mein Rücken blutet.

Dritter. Meine Wunden heilen nie.

Vierter. Man giebt mir ſchlechten Manioc zu eſſen.

Fünfter. Uns wird kein Schlaf vergönnt.

Sechſter. Kein Schlaf und keine Freude!

Siebenter. Hilf uns Herr! du warſt ſonſt ſo gut!

Alle. Ach! du warſt ſo gut!

Neger. Mir Ungehorſamen haſt du verziehen!

Zweyter. Mich Kranken haſt du mit Wein erquickt.

Dritter. Meinem alten Vater haſt du die Freyheit geſchenkt.

Vierter. Meine Kinder haſt du von böſen Pocken geheilt.

Teuro. Er war unſer Aller Vater!

Alle. Das war Er!

Teuro. Dankt ihm noch im Grabe.

Neger. Ruhe ſanft auf unſerm Segen! (Alle bücken ſich und küſſen das Grab.)

Will. (in der Laube, innig gerührt) Wer tauſchte nicht den Marmor auf des Siegers Grabe gegen dieß lebendige Denkmal!

Neger. Dein Sohn iſt hart und unfreundlich.

Ein Ander. Stille! verklagt lieber den Meiſterknecht.

Ein Dritt. Gieb uns deinen andern Sohn zum Herrn.

Vierter. Seine Geſtalt gleicht der Deinigen.

Fünfter. Er wird gut ſeyn wie du.

Will. (tritt bewegt aus der Laube.)

Alle. Da iſt Er! (ſie ſpringen auf und umringen ihn.) Sey du unſer Herr!

Will. Ich danke euch Kinder! ich will euer Schickſal zu erleichtern ſuchen.

Die Neger. Gott ſegne dich!

Will. Könnte ich nur viel für euch thun!

Neger. Wir ſind ſchon getröſtet, weil du das ſagſt.

Ein Andrer. Und weil dein frommes Auge noch weit mehr ſagt.

Dritter. Seht Brüder, er weint.

Alle. (ſich um ihn drängend.) Er weint! er weint über unſer Elend!

Will. Hofft arme Menſchen! es wird beſſer werden. In England lebt ein Mann, der euch liebt; der Tag und Nacht auf eure Befreyung ſinnt, und von der ſchönen Glut der Menſchenliebe erwärmt, mit feuriger Beredſamkeit eure Rechte vertritt.

Die Neger. Segen über den guten fremden Mann!

Ein Andrer. Nenne uns ſeinen Nahmen.

Will. Er heißt Wilberforce.

Neger. Gott im Himmel! ſchreibe ſeinen Nahmen in dein Buch!

Will. Der Sklavenhandel wird aufhören, man wird keinen eurer Brüder mehr herüber bringen.

Neger. Wohl ihnen! weh uns!

Will. Auch eure Bürde ſoll leichter werden.

Ein Neger. Tröſtliche Worte!

Ein Andrer. Hoffnung! ſüßer Palmwein.

Will. Ich will meinen Bruder bitten, daß er euch heute einen frohen Tag mache.

Neger. Thu das, guter Herr, damit wir das Frohſeyn nicht ganz verlernen.

Will. (zu Jameo, der etwas von den übrigen entfernt, ſich an einen Baum gelehnt hat.) Wer biſt du ſtiller Jüngling, dem keine Klage entwiſcht?

Jameo. Ich bin mit meinem Schickſal zufrieden.

Neger. Er lügt. Von ihm iſt das Lied an den Tod, welches wir immer ſingen.

Will. Du wünſcheſt zu ſterben?

Jameo. O ja.

Will. Doch lieber frey zu ſeyn?

Jameo. Der Tod macht frey.

Will. Hängſt du an nichts mehr in der Welt?

Zameo. Ach! — ich weiß es nicht! —

Will. Wie geriethest du in die Sklaverey? — du antworteſt nicht?

Neger. So macht er es immer. Nie will er unſer Vertrauen erwiedern.

Will. Geht ihm mit einem Beyſpiele vor. Erzählt mir, wie ein Neger unter euch um Freyheit und Vaterland betrogen wurde.

Truro. Betrogen! das iſt das rechte Wort. Die erſten Spanier gaben vor, ſie kämen von den glücklichen Inſeln, wo unſere verſtorbene Väter und Freunde wohnten. — Wir arme Leichtgläubige! — Wer einen Gatten, Vater, Sohn oder Bruder verlohren hatte, ſchiffte ſich wohlgemuth ein, und ward Sklave.

Ein Neger. Die portugieſiſchen Statthalter verkauften das Recht, mit Spürhunden auf die Menſchenjagd zu gehn.

Ein Andrer. Man ſtempelte uns mit glühenden Eiſen, unter dem Vorwand, daß in Portugall nur der für einen Mann gelte, der ein ſolches Zeichen auf der Schulter trage.

Truro. So hintergieng man unſere harmloſen Väter. Zu Verbrechern wurden ſie geſtempelt, als ſie noch in Fried' und Unſchuld kein Verbrechen kannten. Wenn euch jemals ein Hauſe ſolcher Unglücklichen aufſtößt, ihr werdet glauben einer Reihe von Miſſethätern zu begegnen. Kummer und Ketten beugen Leib und Seele; zwiſchen großen hölzernen Gabeln ſtecken ihre Köpfe, hinten mit eiſernen Klammern befeſtigt; keiner vermag einen Schritt zu thun, wenn die ſchwere Gabel nicht auf der Schulter deſſen ruht, der vor ihm her keucht; ihre feſt gebundenen Hände können nicht einmal den Schweiß abtrocknen; nur ihre Thränen waſchen Blut und Schweiß von den Geſichtern. So treibt ihr eure Sklaven zu Markte; euer Maſtvieh geht wenigſtens frey zur Schlachtbank.

Will. Gott! das Alles wußtet ihr? und waret nicht auf eurer Huth?

Truro. Ich wurde als Kriegsgefangener verkauft. Vormals führten meine Landsleute ſelten Krieg, und geſchah es je zuweilen, ſo war es um ein Dutzend Fiſche, oder eine Hand voll Salz. Nun ermorden ſie ſich täglich, um die übrig bleibenden zu verkaufen. Was die Pocken verſchonen, das vertilgen die Europäer. — Vormals handelten wir mit getrockneten Fiſchen, mit Leinewand, Wachs und Elfenbein; den Menſchenhandel lernten wir von euch.

Ein Neger. Mich entführte man mit Gewalt, als ich ſorglos am Strande mein Fiſchnetz beſſerte.

Ein Andrer. Ich verlohr alle meine Haabe im Schiff, und endlich mich ſelbſt.

Ein Dritt. Ich ſtahl eine Tabackspfeife und wurde verkauft.

Vierter. Den Diebſtahl kennen wir nur, ſeit die Weiſſen unter uns kamen.

Fünfter. Sie haben uns ſo reich an Bedürfniſſen gemacht, daß wir überall Mangel leiden.

Sechſter. Mich haben meine Eltern aus Noth verkauft, als ich noch klein war.

Will. (zu Zameo.) Nun, und du? — du ſchweigſt noch immer?

Neger. Es iſt vergebens, er ſpricht nie von ſeinem Schickſal.

Ein Andrer. Er iſt immer vor ſich. Des Nachts weint er.

Will. Haſt du kein Zutrauen zu mir?

Jamco. Warum willſt du meine Wunden bluten ſehn?

Will. Ich will ſie heilen.

Jamco. Das kannſt du nicht.

Will. Haſt du ein Verbrechen begangen?

Jamco. Nein.

Will. Sind deine Leiden ſchwerer, als die deiner Brüder?

Jamco. Ach ja!

Will. Verlohrſt du mehr als die Freyheit?

Jamco. Ich verlohr Alles.

Will. Und könnteſt mit der Freyheit nicht Alles wieder gewinnen?

Jamco. Nein.

Will. Dann iſt er der Aermſte unter euch. (Er nähert ſich ihm, und legt ſeine Hand auf Jamcos Schulter.) Jüngling, möchte ich dein Zutrauen gewinnen, wie du mein Mitleid.

Jamco. Guter Herr, deine Farbe ſchreckt mich nicht, ich ſehe wohl daß du es ehrlich meynſt.

Will. So entdecke dich mir.

Jameo. Du willst es? — wohlan es sey! — Weder Leichtſinn noch Verbrechen belaſten mein Herz, mein freyer Wille gab mir Sklavenketten. — Als ich vor einem Jahre —

Ein Neger. (laut aufſchreiend.) Der Meiſterknecht kommt!

Alle. Fort! fort an die Arbeit!

Will. Bleibt! ich ſchütze euch.

Die Neger. Nein guter Herr, das kannſt du nicht. Er ſchlägt uns. Fort! fort! (ſie zerſtreuen ſich Alle.)

Will. Pfuy des Menſchen, vor dem Alles flieht, wie vor einem Tyger!

Truro. Ach! er iſt grauſam, wie der afrikaniſche Buſchhund, der Rinder und Schaafe ſtiehlt, und den man nicht Einmal ſchieſſen darf, weil er für heilig gehalten wird.

Will. Und einem ſolchen Menſchen vertraut mein Bruder —?

Truro. Heucheln und ſchmeicheln, die Neger quälen und den Herrn beſtehlen, das verſteht Meiſter Paul. Ein reicher Mann iſt wie ein Hayfiſch, an den ſich immer kleine Fiſche anſaugen, und von dem Schleime leben, welchen er ausdünſtet. — Geht in die Laube, guter Herr, da werdet ihr unbemerkt Zeuge ſeyn, wie er die armen Schwarzen peinigt.

Will. Ach! ich habe ſchon zu viel geſehn! (er verbirgt ſich mit Truro in der Laube.)

Vierte Scene.

Der Meiſter-Knecht. Ayos. Die Vorigen.

M. Kn. Da, geh hin und ſuche deinen Sohn. Ich will unterdeſſen das Feld überſehn. Wenn ich wieder zurückkomme, mußt du an die Arbeit. (Er geht auf der andern Seite ab.)

Ayos. Ich kann nicht weiter — Erwartung, Ungeduld, Angſt und Freude haben mich erſchöpft. — Mir iſt als watete ich durch mannhohes Schilf, und die Sonne ſtäche mir ſenkrecht auf den Kopf. — Und doch — wenn ich ihn nur ſähe — wenn ich nur wüßte welcher es iſt? — (ſein Auge ſchweift umher) Zameo! — mein Sohn Zameo!

Zameo. (im Hintergrunde bey der Arbeit) Wer ruft?

Ayos. Gott! ich höre ſeine Stimme — wie wird mir — Zameo! mein Sohn! (Zameo tritt hervor. Sein Vater breitet beyde Arme zitternd nach ihm aus. Zameo bleibt erſchrocken einige Schritte von ihm ſtehen, betrachtet ihn einen Augenblick lang ſtier und bebend, fällt dann auf beyde Knie nieder, ſein Vater taumelt auf ihn zu, und ſtürzt in ſeine Arme.)

Zameo. (nach einer ſtummen Pauſe.) Kein Traum — Kein Geiſt —

Ayos. Nun will ich gern ſterben!

Zameo. Du biſt es Vater? —

Ayos. Ich bin es mein Sohn.

Zameo. Welcher Unmenſch hat dich verkauft? welcher Teufel hat mir den lezten Troſt geraubt, durch mein Elend die Ruhe deiner alten Tage errungen zu haben?

Ayos. Ich ſelbſt, mein Sohn, ich komme dich abzulöſen.

Zameo. Mich abzulöſen?

Ayos. Du haſt ein Jahr lang meine Ketten getragen, gieb mir ſie wieder.

Zameo. Nimmermehr! — Wie, Vater, du konnteſt ſo grauſam ſeyn, meine alte Mutter zu verlaſſen?

Ayos. (nach einer Pauſe) Sie hat mich verlaſſen.

Zameo. Ich verſtehe dich — ſie iſt tod — (eine ſtille Pauſe) Aber meine Brüder —?

Ayos. (ſtockend.) Sie haben — die Mutter begleitet.

Zameo. (erſchüttert) Auch tod! — aber ihre kleinen Kinder —?

Ayos. (mit erſtickter Stimme.) Sie ſind — den Eltern nachgelaufen.

Zameo. (die Hände ringend.) Alles tod! —

Ayos. Alles tod! —

Zameo. Fürchterlicher Wiederhall! — Hörteſt du nichts von meinem Weibe?

Ayos. Nichts.

Zameo. Alles tod! —

Ayos. Zulezt kam noch eine Heuſchrecken-Wolke, die fraß mein bisgen Reiß und Hirſe. Da lief ich an den Strand und wollte mich ins Meer ſtürzen. Plözlich ſah ich ein Geſicht, das mir fürchterlich bekannt vorkam. Es war der nemliche Schiffer, der dich nach Jamaica brachte. Ich umfaßte ſeine Kniee, und bat ihn mich mit ſich zu nehmen. Um welchen Preiß? fragte der rauhe Mann. Um den Anblick meines Sohnes! rief ich. Da lächelte er wild und höhniſch, und ſtieß mich hinab in einen engen Raum, wo mehr als vierhundert meiner Brüder neben einander geſchichtet lagen; denn ein Schiff das kaum 200 Menſchen faßt, wird mit 452 Sklaven und 36 Europäern vollgepfropft. Man ſchmiedete mich mit einem Jüngling zuſammen; man zog überdieß eine lange ſchwere Kette durch uns alle; keiner vermogte aufzuſtehen, ohne alle übrige mit aufzujagen, Müde und Kranke, Schlafende und Todte — ja Todte! denn nicht ſelten zwang uns die Verweſung, unſern Henkern zuzurufen: wir haben auch einen Glücklichen unter uns! Die übrigen Elenden fütterte man mit Erbſen und Bohnen. Kreiſchende Kinder ſteckte man in Säcke, brüllenden Männern ſtieß man Knebel in den Mund. Seufzer und Flüche ſangen mich in den Schlaf, Jammertöne weckten mich wieder. Hier verwünſchte Einer die Stunde ſeiner Geburt; dort lachte ein Anderer laut in Fieberphantaſieen. Dieſer betete um Erlöſung, jener fluchte ſeinem Schöpfer. Oft lechzten wir in feuchter Wärme nach einem Tropfen Waſſer, und nur Thränen benetzten unſere dürren Zungen. Ein Athemzug friſcher Luft war eine ſeltene Wohlthat. Kamen wir Einmal heraus aufs Verdeck, ſo ſtarrten wir aus hohlen Augen hin nach der Küſte unſers Vaterlandes. Dieſer Anblick machte viele meiner Gefährten ſtill wehmüthig, die Wehmuth gieng in tiefe Trauer, und endlich in Verzweiflung über. Der Wunſch zu ſterben brannte in jedem Herzen, der Nahme des Todes erſcholl von jeder Lippe. Unſere Henker hatten das vorausgeſehn, und verſucht, ſogar den Tod zu überliſten. Nicht einmal einen ſchmalen Streifen Leinewand, um unſere Blöße zu bedecken, ließ man uns, aus Furcht, wir möchten uns daran erhängen.

Zameo. Ach Vater! du erzählſt mir meine eigene Geſchichte!

Truro. (in der Laube mit einem Seufzer.) Und die meinige!

Ayos. Alle Wohlthaten des Himmels darf ein Tyrann uns vorenthalten, nur nicht den Tod! Verbittern kann er ihn, aber nicht hemmen. Meine unglücklichen Gefährten fanden, trotz aller Vorſicht, Mittel ihrem Elend zu entrinnen. Hier lag Einer und hungerte ſich zu Tode; dort zerſchmetterte ein Anderer ſein Gehirn an den Wänden des Schiffes; hier erſtickte ſich ein Dritter, indem er ſeine eigene Zunge herabſchluckte —

Zamco. Hör' auf Vater! war ich nicht ſelbſt Zeuge dieſer fürchterlichen Ausbrüche der Verzweiflung?

Truro. (in der Laube.) Und ich!

Ayos. Sieh mein Sohn, Alles habe ich ſtandhaft gelitten, um die Freude dich wieder zu ſehen, und deine Ketten zu löſen.

Zamco. Ach! du weißt nicht was du begehrſt. Dein ſchwaches Alter iſt unvermögend, in ſolchem Elend auszudauern.

Ayos. Litt ich nicht ſchon das härteſte? — Hier iſt doch friſche Luft. O! Luft, Brod und ein gutes Gewiſſen! Alles übrige iſt leicht zu tragen.

Zamco.

Zameo. Du kennſt das Schickſal nicht, das deiner wartet. Abends, wenn jeder Vogel auf ſeinem Zweige ruhig ſchlummert, ſperrt man dich in ein enges niedriges Haus. Ein Raum von zwanzig Fuß in die Länge, iſt dreymal durch geflochtene Wände geſchieden, und mit Sklaven voll gepfropft. Licht und Luft dringen nur durch die ſelten offene Thüre herein, und in der hinterſten Abtheilung iſt nie weder Licht noch Luft. Ein hartes Bret dient dir zum Lager; eine Tonne um Wurzeln zu verwahren, ein Waſſertopf und eine Kürbisflaſche — ſieh da dein ganzer Reichthum. — Gelingt es dir, trotz dem Jammern und Winſeln um dich her, gegen Morgen einzuſchlummern, ſo weckt dich plötzlich die Peitſche des grauſamen Meiſterknechts; ſie weckt dich aus der Ohnmacht, wenn du kraftlos hinſinkſt; ſie ſucht dich noch vom Tode zu wecken, wenn du ſchon deinen letzten Kampf ringeſt. Arbeiten mußt du, ſo lange du nur ein Sterbender biſt; Ruhe allein dem Todten. Die Europäer machen es mit uns, wie wir mit der Palme: wir ziehen den Saft heraus, und laſſen den verdorrten Stamm liegen. Sie ſind unnütze Fetiſchſchlangen, die wir herrlich füttern müſſen. Unſere Speiſe aber ſind Fröſche, Eydechſen, Feldmäuſe und Manioc — Manioc! ein Gift für jedes Thier, das nur durch ſorgfältige Zubereitung gemildert wird; doch wer wendet Sorgfalt auf eine Schüſſel, um die nur Sklaven ſich lagern ſollen? — Daher die grauſamſten Krankheiten, eckelhafte Geſchwüre — ein einſamer Tod! — Fühlſt du Vater, alles Elend das in den paar Worten liegt: ein einſamer, ſchmerzvoller Tod? —

Ayos. (ihm gerührt in die Arme ſinkend.) Ich werde nicht verlaſſen ſterben! — Mein Sohn wird mich nie verlaſſen! —

Jameo. Ach Vater! warum raubteſt du mir den lezten Troſt, dich frey oder tod zu träumen! —

Ayos. Bin ich dir unwilkommen?

Jameo. Quäle mich nicht! — O ſüſſer Augenblick! in welchem der Vater zum Erſtenmale des Sohnes Hütte als Gaſt betritt! wie ſich Alles ſchmückt durch die Hand der Liebe; wie man Wochen lang vorher das Beſte verwahrt für den lieben Beſuch; wie an dem feſtlichen Tage Alles munter erwacht: heute! heute wird er kommen! — wie die Kleinen durch die Fenſter ſchielen: kommt er noch nicht? — nun erblicken ſie ihn, umringen ihn, führen und tragen ihn herein; der Eine bringt ihm das, der Andere jenes; ein Jeder will Theil nehmen, will bemerkt ſeyn, die Kleinen wie die Großen. Er lächelt, und der Himmel lächelt mir; er iſt froh, und die Hütte wird zum Pallaſt; er ſegnet, und ſie wird zum Tempel! — Ach Vater! wie oft und reizend hat meine glühende Phantaſie mir dieſes Bild gemahlt, als noch eine Hütte mein war, und ein Weib an meinem Buſen lag. — Aber hier, wo ich nichts habe dich zu erquicken — keine Matte dein Haupt darauf zu legen — keine ſüſſe Frucht — keinen Trunk Palmwein —

Ayos. (ſich ermattet an ihn lehnend) Kindliche Liebe iſt erquickender als Palmwein.

Jamco. (ängſtlich) Wie iſt dir Vater? — biſt du krank? —

Ayos. Sey ruhig, lieber Sohn — nur die Freude — hohle mir einen Trunk Waſſer, ich bin durſtig.

Jameo. Schnell wie ein Pfeil! — Setze dich indeſſen auf das Grab unſers guten alten Herrn. Dieſer Hügel deckt einen Heiligen, dieſe Erde dünſtet Kraft aus. (Er führt den Alten zum Grabe und will gehn.)

Fünfte Scene.

Der Meiſter-Knecht. Die Vorigen.

M. Kn. (packt Jameo an) Halt! wo willſt du hin?

Jameo. Einen Trunk Waſſer für meinen Vater hohlen.

M. Kn. Poſſen! der Mittag iſt noch fern. Fort an die Arbeit!

Jameo. Haſt du mich verſtanden? der alte Mann durſtet.

M. Kn. Haſt du mich verſtanden? Fort an die Arbeit!

Jameo. Unmenſch! und ſollte es mein Leben koſten — (er will fort.)

M. Kn. Nicht von der Stelle! (er mishandelt ihn.)

Ayos. Ach mein Sohn!

Jameo. (sich am Boden krümmend) Siehſt du nun Vater? hab' ich wahr geredet?

William und Truro treten aus der Laube.

Will. Halt! keine Grauſamkeit in meiner Gegenwart!

M. Kn. Der Hund widerſezte ſich.

Truro. Sey ruhig Jameo, ich werde deinen Vater durch einen Schluck Rum erquicken. (Er reicht Ayos eine Kürbisflaſche.)

Jameo. Der große Numbo ſegne dich!

Ayos. Und vergelte es dir an deinen Kindern.

Truro. Dann geb' er mir einen Sohn wie den deinigen.

Will. (drückt Ayos Geld in die Hand) Nimm dieß, Alter, und thue dir gütlich.

Jameo. Dank! Dank! du gabſt es mir!

M. Kn. Sir William, ihr verderbt das Volk. Eure Gutherzigkeit blendet euch. Ihr kennt dieſe Menſchen nicht; ſie ſinnen nur auf Lug und Trug; ſie ſind undankbar, treulos; ſie mögten gern uns alle vergiften —

Jameo. (ſpringt plötzlich auf, ergreift ein Werkzeug das ihm im Wege liegt, und tödtet damit eine Schlange, die in demſelben Augenblicke den Meiſterknecht ſtechen wollte.)

M. Kn. (erſchrocken) Was machſt du da?

Jameo. (hebt die Schlange empor) Siehſt du nicht? (er ſchleudert ſie fort.)

Truro. Ha! Paul! es war um dein Leben geſchehen!

Will. (läuft auf Jameo zu) Komm in meine Arme edler Jüngling!

Ayos. (fröhlich) Guter Herr, nimm dein Geld zurück; das hat mein Sohn gethan! Wer iſt reicher als ich!

Jameo. Was war da Lobes werth! ich that es unbedacht.

Truro. Was meynſt du Paul? ſind die Neger würklich ſo treuloſe Geſchöpfe?

M. Kn. (in einiger Verlegenheit) Welche Art von Schlange war es denn?

Truro. Die giftigſte, eine Brillenſchlange. In wenig Minuten fielſt du tod zur Erde.

M. Kn. Wahrhaftig? eine Brillenſchlange? — Hm! Jameo, das war gut und wacker

den

von dir. Da, nimm die Krone und vertrinke ſie auf den Sonntag.

Jameo. Gieb mir die Krone auf ein Anderesmal. Was ich that hat mich nichts gekoſtet, und würde mich gereuen wenn ich es bezahlt nähme.

M. Kn. Thor!

Will. Menſch! ich glaubte immer, Gott habe aus Einem Stoffe uns geformt; ich irrte mich, er ſchuf euch beſſer!

Jameo. Guter Herr, ich verſtehe dich nicht.

Will. Geh Paul, er hat dich zwiefach beſchämt.

M. Kn. Poſſen, er that ſeine Pflicht.

Will. Ich bitte dich, Jameo, beehre mich mit deiner Freundſchaft.

Jameo. Herr, du ſpotteſt meiner.

Will. Verſchmähe mein Herz nicht.

Jameo. Ich bin nur ein armer Sklave.

Will. (mit Enthuſiasmus) Du biſt der reichſte Mann auf Erden!

Ayos. Er iſt mein Sohn! er iſt mein Sohn!

Will. Glücklicher Vater!

Jameo. Ihr macht daß ich mich ſchämen muß.

Sechſte Scene.

John. Die Vorigen.

John. Nun? was ſteht ihr da und faulenzt?

M. Kn. (ſchwingt die Peitſche) Fort an die Arbeit!

Ayos. (rafft ſich auf und wirft ſich John zu Füßen) Herr! als dein Schiffer einſt mich kaufte, und für einen ſchwachen Greiß wenige Thaler bezahlte; da kam dieſer muntere, ſtarke Jüngling, ließ an meiner Stelle ſich in Feſſeln ſchmieden, und hat länger als ein Jahr dein Feld gebaut. Freywillig trug er meine Ketten, freywillig komme ich heute ihn abzulöſen.

John. Ein allerliebſter Tauſch.

Jameo. (wirft ſich ihm zu Füßen) Höre nicht was der alte Mann bittet! Er iſt krank und ſchwach, er kann dir wenig nützen; ich bin geſund und ſtark, ich kann noch lange arbeiten.

John. Das verſteht ſich.

Ayos. Mich haſt du bezahlt, nicht ihn. Du haſt kein Recht auf meinen Sohn.

Jamco. Kein Recht? habe ich nicht Zwanglos deine Feſſeln übernommen? hat er nicht den Tauſch genehmigt?

Ayos. Ich habe ihn genehmigt. Aber nun fordere ich den Platz zurück der mir gebührt. Ich bin dein Vater, und verlange daß du mir gehorcheſt.

Jamco. Nimmermehr! Lieb' und Pflicht ſind ſtärker als dein Befehl.

Ayos. Höre nicht auf ſeine Worte! ich fordere was Recht iſt.

Jamco. Höre nicht auf den Rauſch der Vaterliebe! denk an deinen Vortheil.

John. Sey unbeſorgt. Ha! ha! ha! ich muß wahrhaftig lachen. Ihr ſtreitet um den Vorzug mein Sklave zu ſeyn, und im Grunde ſeyd ihr es doch beyde.

Jamco. Ich allein! ich übernahm ſeine Feſſeln.

Ayos. Ich allein! mich haſt du gekauft.

John. Gleichviel, ich behalt euch beyde.

Ayos. Das kannſt du nicht, ich verklage dich.

John. (lächelnd) Wo?

Ayos. Vor Gott!

Zameo. Mein Vater iſt frey, er hat ſich freywillig auf dein Schiff begeben; du haſt keinen Preiß für ihn bezahlt.

John. So? rechneſt du Ueberfahrt, Speiſ' und Trank für nichts? wer bezahlt mir das?

Zameo. (ſpringt auf geht zu dem Meiſterknecht und ſpricht haſtig) Jezt gieb mir das Geld welches du mir anboteſt.

M. Kn. Laß mich zufrieden!

Will. Bruder, ich beſchwöre dich bey dem Grabe unſers Vaters! handle menſchlich! gieb Beyden die Freyheit!

John. Das nennſt du menſchlich? nenn' es lieber unſinnig.

Will. Fordre, was verlangſt du für den Jüngling?

John. Zahle mir hundert Guineen ſo gebe ich dir den Alten in den Kauf.

Will. (zieht ſein Taſchenbuch heraus) Hier ſind ſie.

John. Im Ernſt?

Will. Ich ſcherze nicht mit Menſchenglück.

John. Es giebt auch ernſthafte Thorheiten.

Will. Nimm das Geld. Zameo iſt mein.

John. Nach Belieben.

Zameo (zu William) Dein Sklave mit Freuden! aber mein Vater —

Will. Er iſt frey. Komm her Alter.

Ayos. Hilf mir Sohn! hilf mir zu den Füſſen dieſes guten weiſſen Menſchen! (Zameo hebt ihn auf, und führt ihn zu William, vor dem er ſich niederwerfen will.)

Will. Nicht knieen, Alter, das beſchämt mich. Du warſt frey, und biſt frey. Aber mit all deiner Freyheit könnteſt du leicht verhungern, wenn ich dir nicht ein Geſchenk machte, welches dich in Zukunft vor Mangel ſchützen ſoll. — Da! ich ſchenke dir deinen Sohn, er mag für dich arbeiten. (Er wirft Zameo in Ayos Arme)

Truro. (bewegt) Geiſt meines alten Herrn! blick herab und freue dich!

John. Bruder, wenn du ſo fortfährſt, ſo wünſche ich dir nächſtens Glück zum Bettler.

Will. Lieber Brod betteln als ein frohes Herz. Brod kann jeder Fremde dir geben, ein frohes Herz nur du ſelbſt.

Vater und Sohn erwachen aus ihrem ſtummen Entzücken.

Jamco. (umfaßt Williams Kniee) Wer durch Wohlthaten feſſelt, der bedarf keiner Ketten. Du haſt mich frey gelaſſen, und ich bin dein Sklave auf ewig; mit gebundenen Armen hätte ich entlaufen können, aber du feſſelteſt mein Herz — ich weiche nimmer von dir!

Ayos. Ich kann nicht reden — der große Numbo ſieht mein Herz und meine Thränen — Er wird wohlthätige Fetiſſen um dich her lagern, die, ſo lange du lebſt, deinen Topf mit Palmwein, und dein Herz mit Freude füllen werden! —

Truro. Guter Herr, wie muß euch ſo wohl ſeyn. Nicht alles Gold von Tombukto nähme ich um dieſes erquickende Schauſpiel.

Will. (gerührt) Was meynſt du Bruder? wie viele reiche Plantagen wiegt ein ſolcher Augenblick auf.

John. Nicht hundert Pfund Zucker.

Will. (ſchließt Vater und Sohn in ſeine Arme) Bleibt bey mir ſo lange es euch gefällt. Ich ſehe ſo gern Menſchen um mich, die mich lieben.

Temo. Ach! wir Alle lieben dich!

Will. Wollte Gott ich könnte euch alle erlöſen!

John. Du würdeſt eine ſaubere Wirthſchaft führen.

Will. Bruder, eine Bitte an dich. Vergönne deinen Negerſklaven heute einen frohen Tag. Laß ſie tanzen und trinken, die Koſten nehme ich auf mich.

John. Heute wird zu viel verſäumt. Ein Anderesmal, bey ſchlechtem Wetter, mag es geſchehn.

Will. Der Himmel iſt heiter, und wir ſind froh. Ein frohes Herz und Sonnenſchein muß man beyde nutzen. Bruder, ſtimme deine Seele doch nur dieſesmal in Einklang mit den unſrigen.

John. Du wirſt mich noch zum Kinde machen. Wohlan, es ſey! um deinen Glauben an meine Hartherzigkeit zu widerlegen.

Will. Ich danke dir.

John. (zum Meiſterknecht) Geh und peitſche ſie her, daß ſie tanzen.

(der Meiſterknecht geht.)

Will. Auch deine Mägden laß herabkommen. Sie bedürfen der Freude vielleicht noch mehr als jene Unglücklichen.

John. Alle, Alle mögen kommen. Geh Truro, hohle ſie.

Truro. Gern! gern! ſolch ein Auftrag iſt mir lange nicht geworden. Die armen Kinder ſind ſchon ſeit Jahr und Tag nicht aus ihrem Käficht gekommen. (ab.)

Will. Du biſt ſo ſtill Zameo?

Zameo. Verzeih mir guter Herr! Reden kann ich nicht — und tanzen auch nicht.

Ayos. Er hat Recht. Die Freude iſt ein Kind, ſie lallt nur.

Will. Auch ſuche ich die Freude nicht in Worten; mögte ich ſie nur in deinen Augen glänzen ſehn.

Zameo. Es iſt undankbar daß meine Freude ſo karg iſt mit Blicken und Worten — aber es hat mich überraſcht — betäubt — vergönne mir einen einſamen Augenblick. (er geht ab.)

Will. Er iſt nicht froh.

Aros. Ihn nagt ein geheimer Kummer wie der guineeiſche Muſkelwurm.

Will. Dann iſt ſeine Freyheit ihm kein Geſchenk. Nur Arbeit erleichtert Kummer.

Aros. Meynſt du, nur Sklaven arbeiten?

John. Kein Sklave, keine Peitſche; und ohne Peitſche wenig Arbeit.

(Man hört in der Ferne den Schall der Keſſeltrommel, Becken und andere Neger-Inſtrumente.)

John. Sie kommen. Zum Tanzen und Trinken darf man ſie nicht zweymal nöthigen.

Siebente Scene.

Neger und Negerinnen mit Muſik. Meiſter-Knecht. Vorige.

Will. (ihnen entgegen) Freut euch Kinder! und feyert dieſen Tag zum Andenken eures alten Herrn.

Chor

Chor der Neger und Negerinnen.

Seltne Luſt!
Sey willkommen!
Athme Bruſt
Unbeklommen!

O vergeßt
Was euch preßt!
Eure Sorgen
Weckt der Morgen.

Morgen wieder
Sklaverey!
Heute, Brüder,
Froh und frey!

Ein Neger mit einem blechernen Maulkorb, und ein **Anderer** mit einem eiſernen Halsband und Hörnern darauf, treten vor William.

Der Erſte. Ach guter Herr! wir können uns nicht recht freuen; ich vermag kaum Athem zu ſchöpfen.

Der Andere. Ich kann meinen Hals nicht rühren, und ſoll tanzen.

Will. Bruder, was bedeutet das?

John. Der mit dem Halsband iſt davon gelaufen, er trägt die Hörner, auf daß man ihn kenne. Der mit dem Maulkorbe iſt ein Säufer.

Der Neger. Ach ich habe zuweilen getrunken, um mein Elend zu vergeſſen.

Will. Ich bitte dich Bruder, befreye ſie wenigſtens heute von ihrer Marter.

John. Aber ſie tanzen ja weder mit dem Maule noch mit dem Halſe. Die Füſſe ſind frey.

Will. (bittend) Verbrechen und Strafe ſeyen heute vergeſſen.

John. Du wirſt mir das Volk auf einen ganzen Monat verderben. Wohlan Meiſterknecht, löſe ihnen den Hauptſchmuck.

(Es geſchieht. Die beyden Neger umfaſſen dankbar Williams Kniee, und miſchen ſich froh unter die übrigen)

Achte Scene.

Teuro. Ada. Lilli. Vorige.

Lilli. Soll ich meinen Augen trauen? Hier iſt Tanz und Freude?

John. Komm Ada, ſieh, das habe ich dir zu Liebe angeſtellt.

Ada. Ich danke dir.

Lilli. Nein wahrhaftig? — wenn du anfängſt gut zu werden, dann biſt du wirklich verliebt. Solche Launen muß man nutzen, wie Sonnenblicke in den Regenmonaten. Auf! Brüder und Schweſtern! (ſie ergreift einen Neger bey der Hand) Komm Landsmann aus Congo, du ſollſt mit mir tanzen. (Die Trommel tönt. Neger und Negerinnen tanzen ihren Lieblingstanz, die Calenda, wobey ſie den Tact in die Hände klatschen.)

Will. (zu Ada) Miſche dich unter die Fröhlichen.

Ada. Soll ich ihre Freude trüben?

John. Du willſt nicht tanzen, Ada?

Ada. Verſchone mich — ich habe mir den Fuß vertreten.

John. So ſetze dich hieher in die Laube, und genieße den frohen Anblick.

Ada. (ſezt ſich in die Laube, und verſinkt in Schwermuth.)

John. Paul! meine Pfeife! (Man bringt ihm eine angezündete Pfeife. Er ſezt ſich auf ſeines Vaters Grab und dampft Gedankenlos.)

Will. (lehnt ſich mit verſchränkten Armen an einen Baum, und ſieht dem Tanze zu. Nach einigen Minuten erſcheint Zameo.)

Will. (ihm entgegen) Kömmſt du endlich? vergiß heute was dich quält; tanze, trinke.

Zameo. Laß mich guter Herr, ich habe keine Freude mehr daran.

Will. Ich bitte dich.

Zameo. Du darfſt befehlen.

Will. Kein Befehl, thu es mir zu Liebe.

Zameo. Dir zu Liebe? o ja.

Will. Komm her, ich will dir eine Tänzerin verſchaffen.

Zameo. Gleichviel! welche.

Will. (führt ihn zu der Laube) Gutes Mädgen, ich bitte dich, tanze mit dieſem Jüngling.

Ada. (blickt auf) Zameo!

Zameo. Ada! (ſie ſinken einander in die Arme.)

John. (ſpringt auf) Was iſt das?

Jameo. Ada! mein Weib!

John. Reißt ihn fort von ihr!

Will. Bruder! welch' ein Anblick!

(Der Tanz hört auf. Alle Neger und Negerſklaven ſammeln ſich um die Gruppe.)

Ada. (iſt ohnmächtig geworden.)

John und der **Meiſt. Kn.** packen Jameo) Sklave! laß los!

Jameo. (ſchleudert ſie beyde fort) Zurück! ſie iſt mein Weib! keine Macht auf Erden ſoll ſie mir entreiſſen!

John. Ketten her!

Will. Keine Gewalt Bruder, ich habe ihn gekauft.

John. (zu Jameo) Zurück! oder du biſt des Todes!

Jameo. Lieber ſterben als Ada laſſen!

John. Auf ihr Sklaven! Schwinge die Peitſche Meiſterknecht! reißt ihn weg von ihr! es gilt euer Leben!

(Die Sklaven ſtürzen ſich auf Jameo, und trennen ihn, troz ſeiner wütenden Gegenwehr, von der lebloſen Ada)

Will. (der ihm vergebens beyzuſtehen ſuchte) Du biſt mein Bruder nicht mehr!

John. Wie du willſt. Das Mädgen iſt mein! (Er faßt ſie in ſeine Arme.)

Zamco. (ſeinen Dolch dahin werfend) Mein Weib in ſeinen Armen! (Er ſtürzt ſinnlos nieder.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

(Adas Zimmer.)

Ada liegt noch immer ohnmächtig auf einem Ruhebette.

Lilli. ſitzt neben ihr und ſucht ſie zu ermuntern.

Lilli. Endlich ein Zeichen des Lebens.

Ada. (erwachend) Wo bin ich!

Lilli. In den Armen deiner Lilli.

Ada. O! du weckſt mich aus einem ſüſſen Traume. Denke nur, ich träumte — mir war als ob — Gott! wie iſt mir! — habe ich geträumt? —

Lilli. Wollte der Himmel!

Ada. Ich lag in Zameos Armen —

Lilli. Man riß euch voneinander —

Ada. (aufſpringend) Ha! ich habe nicht geträumt! Wo iſt er! wo iſt mein Zameo! — (ſie rennt nach der Thür, die ſie verſchloſſen findet.)

Lilli. Bemühe dich nicht. Ach! die Thür iſt verſchloſſen und verriegelt wie das Herz der Weiſſen.

Ada. (rüttelt an der Thür) Macht auf! macht auf! Barmherzigkeit! — (ſie kommt haſtig zu Lilli) Lilli, was iſt das? haben ſie ihn umgebracht? ſage, ſag' es gerade heraus!

Lilli. Nicht doch, was hätte er denn verbrochen.

Ada. Seine Liebe zu mir iſt ein Verbrechen. — Ha! Zameo hier und Ada getrennt von ihm! (ſie rennt wieder nach der Thür) Macht auf! macht auf!

Lilli. Du wirſt das ganze Haus in Aufruhr bringen.

Ada. Was kümmert mich das Haus, die Welt! ich will zu meinem Manne! ich will hinaus! hinaus! (ſie ſucht die Thür mit Gewalt zu ſprengen.)

Lilli. Du kannſt nicht.

Ada. Ach! ich kann nicht! und hier bleiben kann ich auch nicht! — (ſie eilt ans Fenſter und reißt es auf) Zu Hülfe! zu Hülfe! — Gott! Niemand hört mich! — (ſie kömmt zu Lilli und fällt vor ihr auf die Kniee) O du Vertraute meiner kummervollen Stunden! Theure, beſte Lilli! hilf mir!

Lilli. Wie kann ich —

Ada. (ringt ihre Arme gen Himmel.) Aber Gott! du kannſt! Du ſchufſt Herzen für die Liebe, und dieſen Mann für mein Herz! Du gabſt der Taube Flügel und der Unſchuld Muth! — Wohlan! ich ſpringe aus dem Fenſter! (ſie ſtürzt nach dem Fenſter hin)

Lilli. (vertritt ihr den Weg) Biſt du wahnſinnig?

Ada. Iſt die Angſt einer liebenden Gattin Wahnſinn? Laß mich! ein guter Engel wird mich ſchützen!

Lilli. Ich laſſe dich nicht, du wagſt dein Leben!

Ada. Kann ich weniger für ihn wagen! beſſer mein Leben als meine Unſchuld! — Fort! fort! laß mich!

Lilli. (ſie mit Gewalt zurückhaltend) Nimmermehr!

Ada. (ſchmerzhaft) Auch du! — du! — meine Angſt rührt dich nicht — du haſt nie geliebt — (ſie fliegt wieder nach der Thür) Zameo! Zameo! Macht auf! macht auf! — Ha! ich höre Schlüſſel klirren — oder ſind es Ketten? — Lilli, ſtütze mich — er kömmt —

Zweyte Scene.

Der Meiſter-Knecht. (hinter ihm Ayos.)
Die Vorigen.

M. Kn. Welch ein Lärmen! wollt ihr das Haus umkehren?

Ada. Wo iſt mein Gatte?

M. Kn. In ſicherer Verwahrung.

Ada. Barmherzigkeit! führe mich zu ihm!

M. Kn. Du darfſt nicht aus dieſem Zimmer.

Ada. Tyger! du haſt ein menſchlich Antlitz! Erbarme dich!

M. Kn. Umſonſt!

Ada. Henkersknecht! zittre vor der Wuth eines liebenden Weibes! (ſie will mit Gewalt fort, der Meiſterknecht ſchleudert ſie zu Boden.)

M. Kn. Ohnmächtiges Geſchöpf! du bleibſt vor der Hand eingeſperrt, ſo will es unſer Herr. Doch hier bringe ich dir Geſellſchaft, dieſer Alte hat nach dir verlangt. Halte dich ruhig Mädgen, und ſchwimme nicht gegen den Strom. Dich Alter hohle ich in wenig Minuten wieder ab. (Er geht und verſchließt die Thür.)

Lilli. Ich möchte wohl wiſſen, welchen Ehrenplatz der Teufel einſt dieſem Menſchen in der Hölle anweiſen wird.

Aros. (ſchmerzvoll) Meine Tochter!

Ada. (ſich langſam aufraffend) Wer biſt du Alter?

Aros. Zameos Vater.

Ada. Du ſein Vater? Du mein Vater! (ſie ſchließt ihn in ihre Arme.) Gott ſey Dank! ſo habe ich einen Menſchen der mich verſteht, der meinen Zameo liebt; nicht wie ich ihn liebe — nein! nein! ich bin ſein Weib, du biſt nur ſein Vater; — aber du begreifſt mich doch wenn meine Angſt mich verwirrt; dein Herz liepſt

auch

auch ſchneller, wenn ich ſeinen Nahmen nenne; du biſt nicht kalt wie dieſe —

Kilm. Ich verzeihe deinem Schmerz.

Ada. Ach Vater! warum haſt du deinen Kindern geflucht!

Aros. Geflucht?

Ada. Würden ſie ſo elend ſeyn, wenn dein Segen auf ihrer Verbindung ruhte?

Aros. Euch ſegnend entſchlummert' ich jeden Abend, erwachte ich jeden Morgen; Euch ſegnend werd' ich einſt hinüber ſchlummern, und dort erwachen.

Ada. Wo iſt mein Zemeo?

Aros. Er liegt gebunden unter den Bäumen, und ſeine Zähne nagen an den Banden.

Ada. Hinab! hinab! mit glühenden Thränen will ich die Stricke zu Aſche verbrennen! — Ach Vater! rette! rette deine Kinder!

Aros. Was kann der ſchwache Greiß —

Ada. Laß uns fliehen in die Wälder, in die Gebirge —

Aros. Fliehen? gutes Kind! wir werden ſcharf bewacht.

Ada. Iſt doch ſchon ſo mancher entflohen, dem nur der Durſt nach Freyheit Muth und Mittel lieh; ach! Liebe iſt mächtiger als Freyheit! komm! komm! es wird gelingen! und ſind deine Füſſe zu ſchwach, ſo wechſeln deine Kinder mit der geliebten Laſt. Fort! fort in die Gebürge! dort ſind wir frey wie im Fetistempel zu Malfi.

Ayos. Vergebens! über den Sklaven wacht nur Eigennutz, über dich und Zameo die Eiferſucht.

Ada. Ich will meinen Körper verſtümmeln; ich will dies Geſicht mit meinen Nägeln zerkratzen! ich will häßlich werden wie die Fledermaus, die ſich mit ihren Krallen an den Feigenbaum hängt. — Zameo wird mich doch lieben!

Ayos. Gute Ada! deine Angſt, deine Wuth werden unſere letzte Hoffnung zertrümmern.

Ada. Hoffnung? iſt noch Hoffnung? o ich will ſanft werden wie die Taube. Sieh ich bin ruhig — ganz ruhig — was willſt du? geſchwind! was verſtehſt du unter Hoffnung?

Ayos. Nur mühſam und durch eine Lüge iſt es mir gelungen, bis zu dir zu dringen. Mein Sohn, dein Gatte, iſt in Gefahr des Lebens.

Ada. Des Lebens? Ha! macht auf! macht auf! (ſie rütteln heftig an der Thür.)

Ayos. Höre mich.

Ada. Zameo in Gefahr des Lebens! ich dich hören! macht auf! macht auf!

Ayos. Du beſchleunigſt ſeinen Untergang.

Ada. (in fürchterlicher Angſt) Wie — was ſoll ich denn thun — ach Gott! was ſoll ich denn thun?

Ayos. Der böſe John drohte Zameo mit einem martervollen Tode. Vergebens ſprach William mit edler Wärme für ihn. Zameo lächelte und ſchwieg. Da warf ich mich in der Angſt auf die Kniee, und bat, und verſprach dem böſen Herrn deine Gunſt durch Ueberredung zu gewinnen. Geh! rief er wild: verſuche es, es iſt das einzige Mittel deinen Sohn zu retten.

Ada. Das Einzige? ſo iſt er verlohren! — Hörte Zameo dieſe Worte?

Ayos. Er hörte ſie.

Ada. Und was ſprach er?

Ayos. Er wandte ſeinen Blick gen Himmel, und ſchüttelte den Kopf.

Ada. Dank dir Zameo! Dank für dieſes laute Zeugniß meiner Treue! dieſer Blick gen Himmel, dieſes Kopfſchütteln, o! es iſt mehr als Worte! Nimmer nimmermehr ſoll der Tyrann dein treues Weib in ſeine Buhler-Arme ſchlieſſen! Du kannſt ſterben -- und ich!

Ayos. Auch kam ich warlich nicht hieher um einen ſolchen Preiß das Leben meines Sohnes zu erbetteln. Aber Verſtellung, liebe Ada, Verſtellung könnte uns Aufſchub gewinnen, und Aufſchub — Rettung.

Ada. Verſtellung? ſieh mich an! ſieh wie jede Nerve zittert, fühle meine Wange wie ſie glüht, meine Bruſt wie ſie klopft; kann ich meinem Puls gebieten? kann ich mich jetzt verſtellen?

Ayos. Das Leben deines Gatten —

Ada. Kann ich zaubern wie unſere Fetisprieſter? -- Geh, ſage deinem Sohne er ſolle ruhig ſeyn, ich war werth Zameos Gattin zu heiſſen.

Ayos.

Aros. Er ſoll ſterben?

Ada. Nicht ohne mich!

Aros. Und was wird aus mir?

Ada. Eine Wehklage um Mitternacht, ein Geſpenſt auf unſerm Grabe.

Aros. Bin ich deshalb unter tauſend Quaalen übers Meer geſchifft —

Ada. Schweig, mein Herz hat keinen Platz für deinen Kummer. Ich höre nur Zamees Aechzen, ich ſehe nur ſeine Bande.

Aros. Die du nicht löſen willſt!

Ada. Iſt nur der gebunden, dem Stricke die Haut wund reiben? O es giebt Bande aus unſichtbarem Eiſen gewebt, die kein Sterblicher zerreiſſt! Sanft und feſt ſind die Bande der Tugend, keine Gewalt löſt ihre ſtarken Knoten, kein Schwerdt trennt ſie von meiner Seele! ſie hat mich aus der Kindheit hinüber in das Mädgen-Alter geleitet, ſie hat mich in die Brautkammer geführt, ſie iſt mir ins Elend gefolgt, und wird mich auch im Tode nicht verlaſſen. — Hinweg! Amulet mit Schlangenköpfen bemahlt, das einſt ein Prieſter mir gab! (ſie reißt es vom Halſe und ſchleudert es von ſich.) Die Tugend iſt das einzige Amulet! ſie kühlt in Fieberhitze und wärmt in Fieberfroſt! mit der Tugend wie mit der Liebe lebt man froh unter einem Dach von Palmblättern! Tugend und Liebe ſchaffen ein heiteres Leben und einen ſanften Tod. — Ha! welche ſchlummernde Kräfte ſind in mir erwacht! ich bin nicht mehr die ich war, mein Herz iſt größer, mein Buſen weiter, es belebt mich ein Weſen das ich nicht kannte, eine innere Glut verzehrt die Furcht und trocknet mein Auge! ich habe keine Thräne — ich zittre nicht — ich ahnde den Tod! — Geh Greis, ſage meinem Zameo: ſo haſt du mich gefunden; geh, ſage meinem Tyrannen, ich erwarte ihn.

Ayon. (ſchließt ſie in ſeine Arme) Ada! ich bin ſtolz darauf der Vater deines Geliebten zu ſeyn!

Dritte Scene.

Der Meiſter-Knecht öffnet die Thür.

M. Kn. Heraus Alter! man fodert dich!

Ayon. (reicht Ada wehmüthig die Hand) Wir ſehn uns wieder!

Ada. Frey von allen Feſſeln!

Aros. Gott gebe dir Kraft!

Ada. Dir und mir!

M. Kn. Fort Alter!

Ada. Ich darf nicht mit ihm gehn?

M. Kn. Nein.

Ada. Unmenſch! ich lache dein. Leb wohl Vater! dir folgt mein Herz.

M. Kn. Schwärmerin, tröſte dich mit einem Wortſpiel. (Er führt Aros fort und verſchließt die Thür.)

Ada. (haſtig zu Lilli) Nicht wahr Lilli du liebſt mich?

Lilli. Siehſt du nicht wie ich um dich weine?

Ada. Du kannſt mir helfen.

Lilli. Ich?

Ada. Verſchaffe mir ein Meſſer.

Lilli. Ein Meſſer? wozu?

Ada. Ich weiß es nicht, aber ich brauche einen Freund in der Noth. Man iſt ruhig, wenn man Herr ſeines Schickſals iſt.

Lilli. Ada! es wälzt ſich ein gräßlicher Vorſatz in deiner Seele.

Ada. Vorſatz? nein. Ich ſchwöre dir, ich weiß ſelbſt nicht was ich will. Der Sturm beugt den Baum hierhin oder dorthin, und die ſchwachen Zweige gehorchen dem Sturme. Soll dieſer Arm meine Unſchuld retten, oder hat ihn Gott erkohren, der Rächer von Tauſenden zu ſeyn, ich weiß es nicht; aber gieb mir ein Meſſer, daß ich ruhig ſeyn darf.

Lilli. Ich habe keines.

Ada. Dir wird es leicht werden die Auflaurer zu betrügen. Dich bewacht man nicht. Glückliches Mädgen! um dich buhlt man nicht. Entſchlüpfe ſobald du kannſt. Gift oder Dolch, gleich viel. Schweſter! Schweſter! rette mich!

Lilli. Sobald ich kann.

Ada. Du verſprichſt es mir?

Lilli. (weinend) Ich verſpreche es dir.

Ada. Wohlan Wüterich! ſo ſpotte ich deiner Gewalt!

Vierte Scene.

John. Die Vorigen. Lilli ſchleicht ſich während dieſer Scene unbemerkt fort.

John. (immer kalt und höhniſch) Du biſt entſchloſſen, wie ich höre, der ehelichen Treue ein heldenmüthiges Opfer zu bringen?

Ada. Entſchloſſen? ſind Liebe und Abſcheu Dinge die man beſchließt? ich liebe Zameo, ich verabſcheue dich! der häßlichſte Neger unter den Bambaras wäre mir willkommner als du.

John. Schön. Du ſpielſt deine Rolle meiſterhaft. Aber der Ton mißfällt mir; ich bitte einen andern anzuſtimmen.

Ada. Dieſen, und das Röcheln des Todes — du wirſt nie einen andern von mir hören.

John. Wirklich? kleiner Starrkopf! mißbrauche meine Geduld nicht. Du ſiehſt, ich bin gelaſſen; aber Ein Wort, Ein Wink, und dir werden Qualen zubereitet —

Ada. Die Liebe ſtreut Roſen auf eine Marterbank, und gießt Ruhe auf ein Sterbebett.

John. Wohlan, das wird ſich zeigen, du willſt nicht die meinige ſeyn?

Ada. Nimmermehr!

John. Der Tod deines Gatten ſchreckt dich nicht?

Ada. Ich ſterbe mit ihm.

John. Vielleicht. — Vielleicht noch heute.

Ada. Ich halte dich beym Wort.

John. Mädgen, ſey vernünftig, zum leztenmale warne ich dich. Immerhin behalte Zameo dein Herz. Das Herz iſt ein Ding das in Luftſchlöſſern wohnt, Blumenduft ſpeiſt, und ſich im Thau berauſcht; Sonne, Mond und Sterne ſind ſeine Vertraute, aber die Erde iſt ihm fremd; kurz, es ward nicht für dieſe Welt und nicht für mich geſchaffen. Aber du beſitzeſt ein anderes Kleinod, die Reize der Natur, meinem Auge ſichtbar, meinen Sinnen fühlbar; ein Kleinod, das du verſchenken darfſt ohne dein Herz. Dieß bleibe Zameos Eigenthum. Jenes habe ich für Geld erkauft, und meine Großmuth bittet als ein Geſchenk darum.

Ada. Ich kann kein fremdes Eigenthum verſchenken.

John. Was nutzen dem ſterbenden Gatten deine Reize?

Ada. Dem Sterbenden?

John. Du willſt es ſo.

Ada. Doch nicht ohne mich?

John Vor der Hand ohne dich.

Ada. Nein! nein! nicht ohne mich! Thu was du willſt, nicht ohne mich!

John. Du kannſt ihn retten; du kannſt euch beyde retten.

Ada. Tödte mich, rette Zameo!

John. Ein Wort, Ein Wink; du biſt mein, er iſt frey.

Ada. Kann nur ein Verbrechen ihm das Leben erhalten — ſo bin ich Wittwe! —

John. Du ſollſt es werden, und Stunden lang zuſehn, wie du es wirſt. Schon lodert die Flamme, in welcher die Zangen glühen, die ſein Fleiſch Stückweiſe ihm von den Knochen löſen ſollen.

Ada. (zitternd nach einer Pauſe) Wenn ich hoffen dürfte durch Angſt und Bitten dich zu rühren —

John. Verſuche es durch Gehorſam.

Ada. (vor ihm niederknieend) Wenn ich bebend deine Knie umfaſſe —

John. (düſtern auf ſie herabblickend) Liebes, ſchönes Mädgen!

Ada. Wenn ich heiſſe Thränen auf deine Hand weine —

John. Komm in meine Arme.

Ada. Lerne das Entzücken einer ſchönen Seele kennen, die genieſt, indem ſie Andern giebt. Unſer Freuden-Rauſch ſey dein Genuß!

John. Wohlthaten um Wohlthaten, gieb und ich gebe, gehorche und du gebieteſt.

Ada. Meine ſchwachen Reize werden verwelken — die Blume die heute dir duftet, iſt morgen verblüht — du ſelbſt wirſt alt werden, und deine Sinnlichkeit wird ſchweigen — aber die Rückerinnerung an eine gute That ſchweigt nie! ſie wird am lauteſten in deiner Todesſtunde flüſtern —

John. Spare die ſchönen Redensarten. Ich bin entſchloſſen in deinen Armen zu ſterben.

Ada. Du wirſt nur Thränen von meinen Lippen küſſen — du wirſt am Buſen einer Leiche ruhen —

John. Meine Liebe ſoll dich ins Leben rufen.

Ada. (ſieht auf.) Ach Gott! vergebens!

John. Alles vergebens.

Ada (mit Kälte) Wohlan! ich trotze deiner Härte und meinem Schickſal.

John Würklich? Biſt du feſt entſchloſſen?

Ada. Feſt.

John. Du bleibſt bey deiner Weigerung?

Ada. Ich bleibe dabey.

John. Auch wenn Zameo ſtirbt?

Ada. Auch dann!

John. Herrlich! vortreflich! nun ſo komm und ſieh. (Er zieht ſie ans Fenſter.)

Ada. (wirft einen Blick hinaus, ſchreyt, ſinkt zurück in Johns Arme, und ſträubt ſich, um ſich los zu winden.)

John. (ſie feſt haltend) Nein, du entſchlüpfeſt mir nicht. Siehſt du, wie Zameo dort unter dem Baume kniet? ſiehſt du wie das Schwerdt über ſeinem Haupte gezückt iſt? wie er ſeine Blicke hülflos gen Himmel wendet, und dich anklagt, daß ſein Tod dein Werk iſt.

Ada. Halt! halt!

John. Noch lebt er, noch kannſt du ihn retten; Ein Augenblick, und es iſt geſchehen.

Wenn ich das Schnupftuch aus meiner Taſche ziehe — wenn ich winke — (Er weiſt nach dem Schnupftuch.)

Ada. (umklammert ihn mit wütender Angſt) Um Gottes willen! — halt! —

John. Biſt du mein?

Ada. Ach! — ich kann nicht —

John. Nun ſo muß ich — (er zieht das Schnupftuch hervor.)

Ada. Halt! halt! — ja — nein — ja —

John. Du willſt?

Ada. Hinweg das Schnupftuch!

John. Du willſt?

Ada. Ich will — (ſie ſinkt ohnmächtig in die Kniee.)

John. Endlich! erhohle dich, er lebt.

Ada. (ſchwach) Er lebt —

John. Noch mehr, er iſt frey, und mit Geſchenken überhäuft, ſende ich ihn in ſein Vaterland zurück.

Ada. Ohne mich!

John. Du wirſt vernünftig werden, und noch einſt in meinen Armen über deine Thorheit lachen.

Fünfte Scene.

William. Die Vorigen.

Will. Was iſt das Bruder? du unterſtehſt dich meinen Sklaven zu mißhandeln? du kannſt ſeit einer Stunde dulden, daß deine Knechte meine Bitten verlachen und meine Drohungen verhöhnen?

John. Sey ruhig, dein Sklave lebt und ſoll leben. Ada iſt mein.

Will. Ich komme dir zu ſagen, daß wir uns auf ewig trennen.

John. Nach deinem Gefallen.

Will. Ich reiſe.

John. Heute noch?

Will. Heute noch.

John. Ich muß es dulden.

Will. Zameo nehme ich mit mir.

John. Allerdings. Doch Ada iſt mein.

Ada. Ich bin dein. Nur vergönne mir Erhohlung — laß den Spuren meiner Thränen Zeit zu vertrocknen — ich will verſuchen lächeln zu lernen — nur bis Morgen —

John. Morgen? wohlan die letzte Friſt.

Ada. Und dann noch Eine Bitte — die lezte —

John. Sprich.

Ada. Erlaube mir Abſchied von Zameo zu nehmen.

John. Du begehrſt viel.

Ada. Er war doch mein Gatte — ich werde ihn nie wieder ſehen — und habe ihn ſo lieb gehabt! — Er geht nach Africa — ich habe dort noch eine alte Mutter — kleine Geſchwiſter — ſo Manches zu beſtellen — was dir vielleicht unbedeutend ſcheinen mag — kleine Aufträge — nur wichtig für mein Herz. Wenn der Wunſch dir Ernſt iſt, mich in Zukunft froh und heiter zu ſehn, ſo gewähre mir meine lezte Bitte!

John. Du bitteſt ſo ſüß; deine Gewalt über mich iſt größer als du glaubſt. Mißbrauche ſie nie!

Ada. Nur eine Viertelſtunde noch, um das Band der Liebe und Treue für dieſe Welt zu löſen.

John. Wohlan, noch eine Viertelſtunde ſey dein. Es verſteht ſich, daß der Meiſterknecht in der Nähe bleibt. Ich ſende dir Zameo her. Tröſte ihn, gieb ihm dein Herz mit auf die Reiſe ich habe nichts dagegen. (er geht ab.)

Sechſte Scene.

William. Ada.

Ada. Gott ſey Dank! Aufſchub!

Will. Ein kurzer Aufſchub, was kann er dir nützen?

Ada. Man braucht nur Eine Minute um zu ſterben.

Will. Nicht ſo gutes Mädgen. Bediene dich der Gewalt deiner Reize, beſſere meinen Bruder, mache ihn ſanfter, menſchlicher: erleichtere das Schickſal deiner armen Gefährten, und dein Opfer iſt vergolten.

Ada. Solche Wunder würkt nur die Liebe.

Will. Er liebt dich.

Ada. Du zwingſt mir ein Lächeln ab. Führe mich in einen dunkeln Keller, wo eine elende Lampe brennt, und ſprich: die Sonne ſcheint.

Will. Welche andere Hoffnung bleibt deiner ſchönen Seele?

Ada. Keine! du wirſt mein Geſicht, und ich ſein Gewiſſen nicht weiß waſchen. Es iſt vorbey! — Keine Thränenfluth tilgt Einen Buchſtaben aus dem Buche des Schickſals. Nothwendigkeit erzeugt Ruhe. Ich bin ruhig. — Meine Zukunft lag im Nebel, ich zitterte; der Nebel theilt ſich und ich lächle, denn der Tod tritt aus der Wolke.

Will. Edles Mädchen! du mußt leben, ich wage dich zu retten, noch einen Verſuch.

Ada. Ich danke dir den Verſuch wie die That, aber vergebens! du kennſt deinen Bruder nicht. Laß ab von mir, und ſtrecke deine ſegnende Hand über meinen Jammer aus. Er wird mit dir fliehen — O! erbarme dich ſeiner in den erſten Augenblicken des ſinnloſen Schmerzes! laß ihn nicht allein, entferne jedes tödliche Werkzeug; und wenn ſein Kummer ſanfter wird, ſo gieb ihm den köſtlichen Troſt, gieb ihm Thränen; mache ihn wehmüthig durch mein Tod; ſprich oft von mir; erinnere ihn an die Tage ſeiner Jugend, unſerer Liebe; er wird weinen, und ruhiger werden. — Du biſt gerührt? — Leb wohl, guter weiſſer Mann; verlaß mich jezt. Du haſt gehört daß mein Zameo kommen wird; laß dieſe lezten frohen Augenblicke mich genieſſen.

Will. (reicht ihr die Hand) Faſſe Muth! wenn mein halbes Vermögen dich noch retten kann, ſo biſt du frey. (er geht ab.)

Ada. Ich bin ſchon frey! wer den Tod nicht fürchtet, iſt immer frey. — Zameo wird kommen — welche wolluſtvolle Bangigkeit zieht mein Herz zuſammen — das Gefühl einer Braut — armes Mädgen! das Grab iſt dein Hochzeitbett! — aber wo bleibt Lilli? — ſie verſprach doch — wenn ſie nicht Wort hielte — und wann es mir dann an Muth oder Kraft gebräche, meinen Kopf an den Wänden zu zerſchmettern — O Tod! mein Retter! erſcheine mir in einer ſanften Geſtalt, in der Geſtalt meines Gatten!

Siebente Scene.

Lilli. Ada.

Ada. (ihr entgegen) Ha Lilli! gutes Mädgen! du haſt mich nicht vergeſſen! nicht wahr du bringſt mir den letzten Troſt?

Lilli. (weint.)

Ada. Du weinſt? du antworteſt mir nicht? — Ach Gott! iſt es dir nicht gelungen?

Lilli. Doch.

Ada. (haſtig) O gieb! gieb!

Lilli. Ada!

Ada. Keine Schwachheit in dieſer Stunde! Es giebt nur Ein Mittel meine Unſchuld zu retten, und — Gott ſey Dank! — Dieß Mittel iſt in der Hand meiner Freundin! Zögre nicht, gieb, und laß mich allein.

Lilli. (hebt bittend und ſchweigend ihre Hände empor.)

Ada. Was willſt du? An mir iſt es zu bitten: erbarme dich meiner Unſchuld! — Zameo wird kommen, er wird Abſchied von mir nehmen — nur noch Ein ſaurer Schritt — vielleicht thue ich ihn an der Hand meines Gatten.

— O du ſiehſt, daß Angſt und Verzweiflung in meinem Buſen wüten, und du zögerſt noch!

Lilli. (zieht ein Meſſer hervor und reicht es ihr bebend.)

Ada. (ergreift es haſtig) Dank! Dank! (ſie umarmt Lilli) Dank dir Gott! (ſie küßt das Meſſer) Ich bin nicht verlaſſen! — Jetzt geh! Leb wohl meine Freundin! Gott vergelte dir deine treue Liebe! jede Thräne die du mit mir geweint, jedes Lächeln das du mir entlockt haſt. Beſuche zuweilen mein Grab, brich dort die Blumen, die ſich vom Staube deiner Ada nährten. — Leb wohl! — verlaß mich! —

Lilli. (ſinkt weinend an ihren Buſen)

Ada. Liebes ſanftes Mädgen, weine nicht — ſey ruhig — meine Nacht iſt vorüber — freue dich mit mir! der Morgen bricht an! — Geh! Gott ſegne dich!

Lilli. (wankt ſchluchzend einige Schritte nach der Thür und ſieht ſich wehmüthig um.)

Ada. (breitet die Arme aus) Lilli! noch Einmal!

Lilli. (ſtürzt ſich in ihre Arme. Stumme Pauſe.)

Ada. (ſich loswindend) Genug! wir ſehen uns wieder! — Eine Stunde früher oder ſpäter — wir ſehen uns wieder — dort! wo man keine Stunden zählt. Geh! geh! deine Thränen erſchüttern meinen Muth.

Lilli. (verhüllt ſich lautweinend das Geſicht und geht fort.)

Ada. (tief Athem ſchöpfend) Ha! das war vorüber! — das Band der Freundſchaft iſt zerriſſen — Gott! gieb mir Muth und Kraft auch das Stärkere zu zerreiſſen — das Band der Liebe! — ſind es doch nur irrdiſche Fäden, du wirſt ſie dort alle wieder anknüpfen! — Horch — ein Fußtritt — wie wird mir — meine Kniee wanken — es raſchelt an der Thür — o Gott! —

Achte Scene.

Jameo tritt herein. **Ada** fliegt in ſeine Arme.

(Eine lange Pauſe des ſtummen Entzückens.)

Jameo. Du liebſt mich noch!

Ada. Du liebſt mich noch!

Jameo. Ich finde treu dich wieder.

Ada. Treu bis in den Tod!

Jameo. (entzückt) Ich ſchlieſſe mein treues Weib in meine Arme!

Ada. Zum Erſtenmale nach zwey bangen Jahren!

Jameo. Und zum leztenmale!

Ada. Ich habe viel gelitten!

Jameo. Mehr als ich?

Ada. Mehr als du.

Jameo. Im Schlaf und Wachen ſah ich dich in eines Andern Armen — wer hat mehr gelitten?

Ada. — — Du!

Jameo. Ich wagte deinen Tod zu hoffen, die Hoffnung deines Todes war mein lezter elender Troſt — wer hat mehr gelitten?

Ada. — — Du!

Jameo. Und wer wird mehr leiden?

Ada. Nicht du. Was quält dich noch? nur ſterben kann dein treues Weib.

Jameo. Ada! das iſt die Sprache der unbefleckten Unſchuld.

Ada. Sie iſt es.

Jameo. Du darfſt mir feſt ins Auge ſehen?

Ada. Ich darf.

Jameo. Und wehe mir wenn ich dieſem Engelblick mistrauen könnte! Mein treues Weib nach tauſendfacher Noth! — Gott! du haſt die Freuden meines Lebens in Einen Tropfen zuſammengepreßt! Ich bin glücklich! Laß mich ſterben ehe dieſer Augenblick verrinnt!

Ada. (ſich an ihn ſchmiegend) Laß uns ſterben!

Jameo. O Ada! — noch Eine Frage — ließ ſie in meinen ängſtlichen Blicken — als du mir entriſſen wurdeſt — da trugſt du meine frohſten Hoffnungen in deinem Schooſe — du ſchweigſt?

Ada. Der Schmerz um dich — dein Verluſt — Mißhandlungen — und eine Ohnmacht, die auf den Stufen der Schiffstreppe mich heftig niederwarf — errathe das übrige —

Jameo. (ſchmerzvoll) Ich bin alſo nicht Vater!

Ada. Ich bin nicht Mutter.

Jameo Wohlan, eine Pflicht weniger.

Ada. Ein Schritt näher zum Tode.

Jameo. Wir ſollen uns trennen.

Ada. Nimmermehr!

Jameo. An den Küſten von Europa ſollen meine Blicke über das Weltmeer ſchweifen, und in jedem Nebel der aus der See ſteigt, deine liebe Geſtalt ſuchen.

Ada. Du mich verlaſſen? mich noch Einmal zur Wittwe machen? meine wehrloſe Unſchuld der Gewalt Preis geben? — das kannſt du nicht! nein, Geliebter, das wirſt du nicht! — gieb mir den Tod! — konnte an jenem ſchrecklichen Abend meine Lüſternheit dich in den Wald treiben, eine Frucht zu hohlen, die dir und mir das Leben vergiftete; konnteſt du jene kleine Bitte mir nicht verſagen; o ſo höre auch heute das Angſtgeſchrey deiner Gattin! ich federe die größte Wohlthat von dir! gieb mir den Tod! den Tod von deiner Hand!

Jameo. (erſchrecken ſtaunend) Ada! du ſchwärmſt.

Ada. Als du wähnteſt, ein unbefriedigtes Verlangen werde meinem Kinde ſchaden, da eilteſt du haſtig fort, und ſpotteteſt nicht der Schwärmerin. War jenes Kind dir lieber als meine Unſchuld? — Rette mich! mein Gatte! mein Geliebter! erbarme dich meiner Angſt! es iſt der lezte Augenblick in welchem die Liebe handeln darf! er kehrt nie zurück! nimm dieſes Meſſer und ſtoſſe es mir in die Bruſt!

Jameo. (ſchaudernd) Ada! mein Blut erſtarrt —

Ada. Ich habe dir ewige Treue geſchworen, ich habe meinen Schwur gehalten, aber wer ſteht mir für die Zukunft? wer ſchüzt mich vor Gewalt? wer vor den ſanftern Regungen des Mitleids, wenn die Gefährten unſers Elends um mich her knieen, und mit blutigen Thränen das Opfer meiner Unſchuld heiſchen? — Weſſen Arm ſoll ich auffodern wenn der deinige mich zurückſtößt? — kein Bliz zerſchmettert mich! kein Grab verſchlingt mich! — mein Gatte flieht und läßt mich hülflos!

Jameo. Grauſames Weib! du wühlſt in meinem Herzen.

Ada. O Jameo! faſſe Muth! laß als dein treues Weib mich ſterben! — Der Ueberwundene verheert ſeine Felder damit der Sieger die Früchte nicht genieſſe; er ermordet ſeine lallenden Kinder, um ſie von der Sklaverey zu retten — und du könnteſt ruhig am Ufer ſtehn, indeſſen die Wellen deine Geliebte verſchlingen? — Erbarme dich! gieb mir den Tod! — meynſt du ich fürchte ihn? — o nein! er iſt mein Freund, mein Bruder! ich kenne ihn, ich habe ihn oft mit Inbrunſt gerufen. An deiner Hand verſprach er mir zu erſcheinen, an deiner Hand wird er in freundlicher Geſtalt mir willkommen ſeyn. — Was zauderſt du? nimm dieſes Meſſer — hier iſt meine Bruſt —

Jameo. Nimmermehr! —

Ada. Iſt das der Schwur deiner Liebe: nichts ſolle uns trennen als der Tod? uns trennt Gewalt — vergeſſen iſt dein Schwur — du zitterſt — und fliehſt! — Nun ſo lerne von mir wie Gatten ihren Pflichten treu bleiben bis ins Grab! — Gott! erbarme dich meiner! mich hat Alles verlaſſen! leite meinen Arm daß ich nicht fehl ſtoſſe! und reiche mir dort den Kranz der unbefleckten Unſchuld! (ſie will ſich das Meſſer in die Bruſt ſtoſſen)

Jameo. (fällt ihr in den Arm) Gott! was thuſt du!

Dem Herrn

Jever Winter von Buch

Juſtizrath und Kön. Däniſchem Agenten

am

Ruſſiſchen Hofe

gewidmet.

auch nur trennen. — Du könnteſt abreiſen, und mich als die Buhlerin eines Weiſſen zurücklaſſen? O dann haſt du mich nie geliebt! dann fließt kein heiſſes afrikaniſches Blut in deinen Adern. Höre ein Beyſpiel das vor wenig Jahren ſich in dieſer Pflanzung zutrug, hör' es und erröthe! — Zwey Neger, warme Freunde, liebten eine Negerin, beyde gleich heftig. Für keinen mochte das Mädgen ſich entſcheiden, keiner vermogte ſie dem Andern abzutreten. Eines Tages giengen ſie mit ihr in den Wald, da warfen ſich beyde vor ihr nieder, benetzten ihre Füſſe mit glühenden Thränen, ſprangen auf, ſchloſſen ſie wehmüthig in ihre Arme, und ſenkten ihr beyde zu gleicher Zeit einen Dolch in die Bruſt. Zweifelſt du? jedes Kind wird dir die Geſchichte wiederhohlen. Das waren Freunde, hörſt du wohl? Ein Freund vermogte ſie nicht dem Andern zu überlaſſen; aber du, du willſt mich einem weiſſen Tyrannen in die Arme liefern. Das war ein Mädgen, nur eine Geliebte — ich bin dein Weib! und mich willſt du zur Buhlerin eines Unmenſchen erniedrigen. (Sie ſtürzt vor ihm nieder und umfaßt ſeine Kniee) Zameo! höre zum letztenmale die Stimme deiner treuen Ada! in wenig Minuten wirſt du nur noch die Stimme der zertretenen Unſchuld hören! ſie wird Wehe! über dich rufen, Wehe! über den ſchwachen liebloſen Mann! Tödte mich, daß der Segen der Liebe dich übers Meer begleite!

Zameo. (auſſer ſich) Komm in meine Arme!

Ada. (in ſeinen Armen) Gieb mir den lezten Kuß.

Zameo. (küßt ſie. Man hört drauſſen ein Geräuſch. Ada ruft: O geſchwind! man kömmt! (Sie verbirgt ihr Geſicht auf ſeiner Schulter. Er wendet das ſeinige ab, **) und ſtößt ihr das Meſſer in die Bruſt. Ada ſinkt, Zameo legt ſie ſanft auf den Boden.)

Ada. Dank! — es ſchmerzt nicht — (ſie ſtirbt ohne Zucken.)

Zameo. (ſteht erſtarrt neben der Leiche, das blutige Meſſer in ſeiner Hand, Der Körper zittert, das Auge rollt.)

Ada. Auch das willſt du hindern? willſt du ſelbſt mich dem Tyger in den Rachen liefern? — noch wenige Minuten, und er wird herein ſtürzen, mich fortſchleppen, du wirſt mein Winſeln hören — du wirſt den lezten Seufzer meiner ſterbenden Unſchuld hören — mit Hohnlächeln wird er dir unter die Augen treten — triumphirend wird er rufen: es iſt vollbracht! —

Jameo. (reißt ihr das Meſſer haſtig aus der Hand) Gieb!

Ada. Endlich! nun fühle ich wieder daß du mich liebſt. O zaudre nicht! ſchlinge deinen Arm um mich und ſtoße hieher. (Sie deutet auf das Herz.)

Jameo. (nach einer Pauſe voll der marterndſten Unentſchloſſenheit) Ich kann nicht!

Ada. Faſſe Muth! was fürchteſt du? Hängſt du nicht mehr am Glauben unſerer Väter? haſt du vergeſſen, daß mit dem lezten Seufzer unſere Seelen zurück ins Vaterland fliehen? Dort wandeln wir im kühlen Schatten immer blühender Palmen; dort lächelt der Geiſt meines ungebohrnen Kindes mir entgegen! — Stoß zu

Ge-

Geliebter! gieb dem Kinde ſeine Mutter wieder! —

Zameo. Weib! was forderſt du von mir!

Ada. Liebe um Liebe, Treue bis in den Tod; darf ich das nicht fodern?

M. Kn. (tritt herein) Nun? hat das Geſchwätz bald ein Ende?

Ada. O nur noch Einen Augenblick verlaß uns, nur noch eine einzige Minute vergönne mir, um meinem Mann das letzte Lebewohl zu ſagen.

M. Kn. Unſer Herr iſt des Wartens müde; und du Zameo mußt augenblich fort, Mäſter William iſt reiſefertig. (Er geht ab.)

Zameo. (erſchüttert) Fort!

Ada. Hörſt du? — die Stunde ſchlägt — jetzt oder nie! — Zameo! mein Gatte! laß mich dieſen Nahmen voll Unſchuld ausſprechen bis in den Tod! Erbarme dich meiner! ſtürze mich nicht in Verzweiflung!

Zameo. Habe Mitleid mit meiner wütenden Angſt.

Ada. Du mußt fort — noch Eine Minute und wir ſind getrennt — der Tod kann uns doch

auch

lächelt noch — O Ada! Ada! (er wirft ſich auf die Leiche und bedeckt ſie mit Küſſen.)

John. (zum Meiſterknecht) Jezt iſt es Zeit, pack ihn von hinten.

Jamco. (ſtößt ſich das Meſſer in die Bruſt, ſinkt vorwärts auf die Leiche und ruft:) Mein treues Weib bis in den Tod! —

Alle ſchaudern. John und der Meiſterknecht ſtarren wild vor ſich hin.

Will. (haſtig fortſtürzend zu John) Fluch die Mörder!

(Alle ſtehn unbeweglich. Der Vorhang fällt.)

Ende.

***) und zückt das Meſſer. In dieſem Augenblick ſtürzen

Neunte Scene.

William. Ayos. Truro. und Lilli herein.

Will. Freude Kinder! ihr ſeyd gerettet!

Ayos. Keine Trennung mehr!

Truro. Ihr ſeyd frey!

Lilli. (ſchließt Ada in ihre Arme) O meine Schweſter!

Truro. (auf William zeigend) Dankt es ihm!

Ayos. Er gab ſein halbes Vermögen.

Will. Auf wuchernde Zinſen.

Ada und Jameo ſtarren bewußtlos die Umſtehenden an.

Truro. Ihr verſtummt?

Ayos. Begreift euch liebe Kinder.

Will. Ha! was iſt das! Jameo! was ſoll das Meſſer in deiner Hand?

Lilli. Gott! welchen Jammer hätt' ich faſt verſchuldet!

Ayos. (ſeinen Sohn am Arm rüttelnd) Jameo! hörſt du nicht?

Lilli. Ada! faſſe dich!

Truro. Die Freude verwirrt ihre Sinne.

Ayos. Dein Weib iſt dir zurückgegeben.

Lilli. Jameo iſt dein.

Jameo. (erhebt ſich zuerſt. Er läßt das Meſſer fallen, ſtürzt auf beyde Kniee nieder, und hebt ſeine zitternden Hände gen Himmel) Gott! — ein Augenblick ſpäter — was wäre aus mir geworden! —

Ayos.

Neunte Scene.

John. William und Truro treten herein.

John. Wozu noch länger das verliebte Winſeln? — Ha! was iſt das! (Alle ſtürzen herzu, Jameo ſteht unbeweglich.)

Will. Hülfe!

Truro. (der ſich über den Leichnam bückt) Hier iſt keine Hülfe mehr — armes Weib!

John. Bube! was haſt du gethan!

Jameo. (ſtarrt ſie ringsumher gedankenlos an) Was wollt ihr? was wollt ihr hier?

Will. (faßt ihn ſanft bey der Hand) Unglücklicher!

Jameo. Wer biſt du?

Will. Dein Freund.

Jameo. Ich habe keinen Freund. Den Einzigen den ich hatte, habe ich meinem Weibe zum Begleiter mitgegeben.

John. Böſewicht! wer hilft mir neue Quaalen erſinnen —

Jameo (geht mit gezücktem Meſſer auf ihn los) Fort! fort von dieſer Leiche!

John. Hülfe! er will auch mich ermorden!

Jameo. Keiner komme dieſer Heiligen zu nahe! Sie war mein treues Weib! Triumph! ſie iſt's geblieben bis in den Tod!

John. (zum Meiſterknecht, der eben herein tritt) Rufe Hülfe herbey, und binde dieſen Wahnſinnigen.

Jameo. Keinen Schritt näher oder du biſt des Todes!

Will. Laß ihn Bruder, Verzweiflung kennt keine Furcht.

Jameo. Ich ſchwöre bey Adas Blut, daß keine Gewalt auf Erden mich lebendig von dieſer Leiche trennen ſoll! — Wo bin ich — was iſt mit mir geſchehen — welcher Nebel umſchleyert mich — was ſchwebt da ſo glänzend durch den Nebel? — immer höher — immer weiter — es lächelt — es winkt — wer biſt du? — komm herab — näher daß ich dich erkenne — Ha! mein treues Weib bis in den Tod! — ſie breitet die Arme nach mir aus — ſie deutet auf die blutende Wunde — ich! ich habe dein Blut vergoſſen! — ich war dein Retter! — ja dies dankbare Lächeln lohnt meine Liebe — ſeliger Geiſt! — auch deine Hülle

lächelt

Mein theurer Freund!

Schon längſt war es meine Abſicht, Ihnen auch Einmal *gedruckt* zu ſagen, was Sie ſeit dreyzehn Jahren ſchon ſo oft *geſchrieben* und *mündlich* von mir gehört haben: daß ich Sie herzlich liebe und innig hochachte. Ich wählte zu dieſem Behuf die *Negerſklaven*, weil Sie ein Däne ſind; weil die Dänen die Erſten waren, die die Feſſeln dieſes unglücklichen Volkes zerbrachen, und weil ich in Ihnen der ganzen Däniſchen Nation meinen Dank als Weltbürger darbringen wollte.

Ich hätte mich freylich an Ihren Monarchen wenden, ich hätte mit dem großen Nahmen *Bernſtorf* — zu groß für jedes Beywort — dieſes Blatt ſchmücken können; aber man würde die herzlichen Ergieſſungen des Menſchenfreundes für kahle Schmeicheleyen genommen haben.

Lieber rede ich zu dem biedern Dänen, der mich kennt, und weiß, daß ich mein Lob nie verſchacherte.

Hier, in meiner ländlichen Einſamkeit, wo von Allem, was mit Recht oder Unrecht groß genannt wird, nur die Natur mir nahe iſt; hier, wo Liebe, Freundſchaft, Unabhängigkeit, mein Haupt täglich mit friſchen Blumen kränzen; hier will ich meine Hand nur dem wackern Freunde reichen, und ihn bitten, im Strudel der Reſidenz zuweilen einen Blick auf das friedliche Ufer zu werfen, wo ſein Freund ſich eine Hütte unter Ulmen baute.

Jewe, den 3ten July
1795.

Kotzebue.

Ayos. (auf William deutend) Hier ſteht dein Retter.

Zameo. (ſich zu William kehrend.) Ach! — Worte — Worte —

Ada. Ihr täuſcht mich nicht?

Lilli. Er gab ſein halbes Vermögen.

Ada. Zameo mein?

Will. Dein!

Ada. (wankt zu William und kniet neben Zameo. Ihr Buſen arbeitet heftig. Sie verſucht einigemal zu reden) Ich — Gott! — ach! — du — (ſie ſinkt ohnmächtig nieder.)

Will. (trocknet ſich die Augen) Gott! welch' ein ſüſſer Lohn!

Zameo. (faßt Ada in ſeine Arme; die übrigen bilden eine Gruppe um die Liebenden.)

John. (tritt herein, mit Papier und Feder in der Hand) Hier Bruder, zuvor unterſchreibe.

Will. Herzlich gern. (er unterſchreibt.)

John. Und nun muß ich dich noch bitten, daß du nie vor meiner Thür bettelſt.

Will. Bruder, ich bin reicher als du.

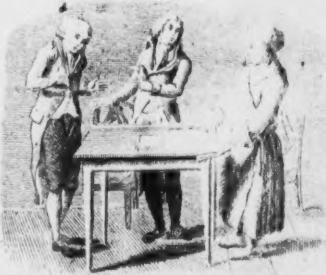
John. Wohl bekomme es (Er geht ab.)

Truro. (hat ſich der Feder bemächtigt, mit welcher William unterſchrieb, und verbirgt ſie ſorgfältig in ſeinem Buſen.) Dieſe Feder ſey hinfort mein Reichthum. Nur Gottes Engel darf ſie von mir fodern, wenn er dieſe That ins Buch des Lebens zeichnen will.

Der Vorhang fällt.

Die
Verläumder.

Ein
Schauſpiel
in fünf Akten
vom
Präſidenten von Kotzebue.



Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer 1796.

Zueignung.

Da ſtehe ich an der ſandigen Küſte des baltiſchen Meeres, und ſchaue freundlich hinüber nach den Ufern der Elbe. Geſchwind eine leere Flaſche für meine Verläumder, daß ich ſie hinein kerkere, und die Flaſche den Wellen übergebe.

Fahre wohl! ein friſcher Oſtwind wiege dich an der Pommerſchen Küſte vorüber, und werfe dich unverſehrt in Holſtein auf den Strand. Wenn dann ein fleißiger Fiſcher dich findet, ſo leſe er die Addreſſe:

An Schröder in Hamburg.

Die Addreſſe iſt kurz, aber wer kennt ihn nicht? — Alle die Redlichkeit lieben, kennen den Redlichen. — Alle die Kunſt bewundern, kennen den großen Künſtler. — Alle die den gefälligen Spielen der Muſen heitere Augenblicke verdanken, kennen den Dichter. — Und mir iſt er mehr! ich habe einen Freund in ihm gefunden. Einige läſtern mich, Einige ſchmeicheln mir, er that keines von beyden. Wenn ich ein Gärtgen pflanzte, und ihn die kleine Pflanzung beſchauen ließ, hat er ſich oft freundlich gebückt, ein Unkraut auszuraufen; zuweilen hat er auch ſelbſt ein Blümgen hinein verſetzt.

Laß guter Gott! auf ſeiner glänzenden, aber rauhen Bahn, ihm mehr Roſen als Tulpen blühn; laß ihm wenigſtens im Alter die Frucht der Ruhe reifen; und erhalte ihm jeden Freund, der ihn liebt, wie ich ihn liebe.

Perſonen:

Syndicus Moorland.
Emilie, ſeine Gattin.
Jenny, ſeine Schweſter.
Thomas, ſein alter Diener.
Eduard Smith, ein Engländer, ſein Schreiber.
Graf v. Scharfeneck, dirigirender Miniſter.
Kammerjunker v. Scharfeneck, ſein Neffe.
Allbrand, geheimer Secretair.
Prunk, Kammerdiener.
Hauptmann Ellfeld.
Frau v. Ellfeld.
Benjamin Kroll, Burgvoigt.
Eva, ſein Weib.
Pilz, ein Polizeybeamter.
Wache.

Erſter Akt.

Moorlands Zimmer. Es iſt Morgen. Der Caffetiſch gedeckt.

Erſte Scene.

Emilie. (indem ſie aus einer Seitenthür tritt, ſpricht hinter ſich) Leg dich zu Bett, Catharine, ich befehle es Dir. — (Sie kömmt vollends heraus.) Die arme Alte hat ſich erkältet. Gut, daß es mit dem Nachtwandeln bald ein Ende hat. Zwar verſprach ich der guten Ellfeld dieſe Nacht wieder zu kommen — aber allein zu gehn wag ich doch nicht. — Warum nicht? Die wenigen Schritte — was hab ich zu fürchten? Nein, nein, wer ſteht mir für einen Zufall? — Sie iſt ja auch in der Beſſerung; gewiß bis zu ſeinem Geburtstage völlig hergeſtellt. O der Freude, wenn ich ſie ihm vorſtellen und ſagen werde: Lieber Mann! meine Erſparniſſe haben dieſe würdige Menſchen vom Hunger, meine Pflege hat dieſer guten Frau das Leben gerettet — nimm dieſe That zum Angebinde. — Aber dann? — Schade, daß der Genuß, den Wohlthun gewährt, eine ſo zarte Blüthe iſt, daß jeder fremde Hauch ſie abweht. Wenn Andre dich loben, ſo haſt du deinen Lohn hinweg; iſt aber dein Herz der einzige Vertraute, ſo bleibt das frohe Bewußtſeyn dir immer neu. — Doch Herz und Gatte, das kommt auf Eins heraus. — Guter Moorland! wenn du wüßteſt, welche andere noch weit wichtigere Entdeckung deiner harret. — Gott ſey Dank, ich darf nicht länger zweifeln! Aber auch dieſe frohe Botſchaft nicht eher als an ſeinem Geburtstage.

Jenny. Guten Morgen, Schweſterchen. Von welcher frohen Botſchaft gieng dein Mund ſo laut über? —

Emilie. Rathe. —

Jenny. Haben deine Gänſe gut gebrütet? —

Emilie. Spötterin!

Jenny. Oder iſt der Flachs recht klar geſponnen?

Emilie. Wer dich hörte, ſollte glauben, ich hätte nur Sinn für Flachs und Gänſe.

Jenny. Weil deinem Glücke nichts mangelt als entbehrliche Kleinigkeiten.

Emilie. Meynſt du? —

Jenny. Muß ich es denn nicht oft genug hören? da ſitzen ſie Abende lang; der Herr Bruder ließt, die Frau Schweſter ſtrickt. Aber kaum hat er ein paar Seiten geleſen, und ſie eine Nadel abgeſtrickt, ſo werden große Pauſen gemacht, und ein Intermezzo von Liebkoſungen aufgetiſcht. Ich ſitze ehrbar gegen über, und ſchlage jungfräulich die Augen nieder.

Emilie. Weißſt du was Göthe ſagt? „ein Schauſpiel für Götter, zwey Liebende zu ſehn.“

Jenny. Weißſt du was Muſäus ſagt? für Götter mag es wohl ein Schauſpiel ſeyn, aber für Menſchen iſt es herzlich langweilig.

Emilie. Freilich man muß ſelbſt mitſpielen.

Jenny. Der Eine ſeufzt: ach Schweſter, ich bin ſo glücklich! — Herr Bruder, ich habe das ſchon tauſendmal gehört — Die andere liſpelt: ach Jenny! mir iſt ſo wohl! — Frau Schweſter, ich weiß Ihre ſchönen Floskeln auswendig —

Emilie. Wer wehrt es dir ein gleiches Glück zu ſuchen?

Jenny. Schon wieder die alte Leyer? — Ein Mädchen darf nun einmal nicht ſuchen, es darf nur finden, und lieber Gott, wie ſelten findet der, der nicht ſucht.

Emilie. Wer Blumen brechen will, muß doch wenigſtens die Hand ausſtrecken.

Jenny. Die Roſen der Liebe verblühen im Sommer; die Dornen des Eheſtandes überwintern.

Emilie. Haſt du dieſe Bemerkung hier im Hauſe gemacht?

Jenny. Bewahre der Himmel! Hier und in Mahomets Paradieſe herrſcht ein ewiger Frühling.

Emilie. Hier und überall, wo Häuslichkeit und Liebe ſich verſchwiſtern. —

Jenny. Ueber dem Geſchwätz verlieren wir unſern Text. Noch immer weiß ich nicht, welche frohe Botſchaft —

Emilie. Haſt du nicht oft mitten im Gefühl unſers Glücks, auch unſre Klagen gehört?

Jenny. Klagen?

Emilie. Unſere ſehnlichen Wünſche, daß die Stimme der Natur den Bund unſerer Herzen heiligen wolle?

Jenny. Du drückſt dich ſehr dichteriſch aus — aber — beynahe verſteh ich dich — (ſie betrachtet ſie aufmerkſam) Schweſter — du lächelſt? — iſt es wahr? — Du biſt Mutter?

Emilie. Ja liebe Jenny — aber ſtill —

Jenny (Nimmt Emilien beym Kopf und küßt ſie) Juchhey! das iſt herrlich! das haſt du gut gemacht! o wie will ich die kleine Puppe zauſen! wie will ich mit ihr herumtanzen, Brey kochen, in den Schlaf ſingen Eya Popeya! — aber ein Mädchen muß es ſeyn, liebe Schweſter, ich kann die Buben nicht leiden.

Emilie. (mit Muttergefühl) Mädchen oder Bube, ich werde das Kind ſo lieb haben!

Jenny. Siehſt du darum ſo hohläugig aus? arme Seele! ha! ha! ha! und mein Bruder weiß noch nichts davon?

Emilie. Ich fürchtete bis jetzt, euch durch vergebliche Hofnungen zu täuſchen.

Jenny. (hüpft an das Studierzimmer und klopft ungeſtüm) He da? Herr Bruder! heraus! heraus! ſchreib er ein andermal mehr.

Emilie. Nein Jenny! bis zu ſeinem Geburtstage!

Jenny. Ey was! das ſollt ich noch 8 Tage verſchweigen, und man kann ſich doch nicht allein freuen. (ſie öfnet die Thür) Karl! Karl! laß alles ſtehen und liegen! wir wollen dir etwas Nagelneues verkündigen.

Emilie. Jenny.

Moorland. (inwendig) Nur noch einen Augenblick, liebe Jenny, ich komme bald.

Jenny. Nein, nein, gleich mußt du kommen! gleich auf der Stelle! oder ich ſchicke mein Windſpiel an dein Studierzimmer, das ſoll dir alle Papiere zerkauen.

Dritte

Dritte Scene.

Moorland. (tritt heraus) **Die Vorigen.**

Moorl. Nun da bin ich. Guten Morgen liebe Emilie, was giebt es denn?

Jenny. Was es giebt? ſieh mich an! wahrhaftig du kommſt mir nun recht ehrwürdig vor.

Moorl. Das höre ich zum erſtenmal aus deinem Munde.

Jenny. Ich ſehe dich auch zum erſtenmal als Vater.

Moorl. Was? — Jenny — Emilie — wißt ihr auch daß dieſer Scherz grauſam wäre? — (er blickt wechſelsweiſe auf Gattin und Schweſter. Jenny lacht ſchalkhaſt, Emilie lächelt und ſchlägt die Augen nieder.)

Jenny. Wie er da ſteht! Karl! haſt du das große Loos in der Lotterie gewonnen?

Moorl. Emilie — dein Geſicht — du erröthest — iſt das wahr?

Emilie. Ja lieber Moorland!

Moorl. (breitet entzückt die Arme aus, Emilie ſinkt an ſeinen Buſen. Stumme Pauſe.)

Jenny. Warlich! ſo etwas könnte ein armes Mädchen verführen. Wenn nun eben jetzt ein unterthäniger Diener hereinträte, und mir ſeine Hand hinſtreckte, — hilf keuſche Luna! ich wäre verloren.

Moorl. Gott! du haſt meine heißeſten Wünſche erhört!

Emilie. Und die Meinigen!

Jenny. Nicht wahr Karl, das iſt noch ein froher Morgengruß?

Emilie. Ich wollte bis zu deinem Geburtstage ſchweigen — aber die Schwätzerin —

Moorl. Liebes Weib! O Jenny, wie wird ſich unſer alter 70 jähriger Vater freuen.

Jenny. Morgen iſt Poſttag, ich will ihm das ſchreiben.

Moorl. Dann weint der Alte eine Freudenthräne in den Genfer See.

Jenny. Ich kenne ihn, er ſchleicht auf das Grab unſerer Mutter — Dort freut er ſich am liebſten.

Moorl. Ich habe ihm lange nicht geſchrieben, bitte ihn deshalb um Verzeihung. — Du kennſt meine Geſchäfte —

Jenny. Ich? Keinesweges. Daß du den ganzen Tag in deiner Studierſtube zubringſt, und ſeit einigen Wochen auch ſogar die Nächte, um nur früh gleich wieder bey der Hand zu ſeyn; das weiß ich wohl; aber was du da machſt —

Moorl. Schäckerin, das weißt du nicht?

Jenny. Freilich, du haſt uns ſchon ein paarmal mit einer Römermiene geantwortet: Kinder, das Wohl der Bürgerſchaft ruht auf meinen Schultern. Ey ſo kehre es lieber um, und ruhe aus auf deinen Lorbeern.

Moorl. Eben um das zu können, muß ich jetzt arbeiten. Nie war es nothwendiger, das Wappen unſerer Stadt, den wachſamen Kranich vor Augen zu haben. Auf einer Seite wird zu viel gefodert, auf der andern zu viel verſagt! Fürſten werden mißtrauiſch, Völker übermüthig, und beyde verlieren ihre Ruhe.

Jenny. Aber bey uns iſt es, Gott ſey Dank, ruhig. Der Aetna ſpeit Feuer, die Erde bebt, und wir — leſen es in den Zeitungen.

Moorl. Liebe Schweſter, wenn die Erde in Sicilien bebt, ſo entſteht zuweilen im isländiſchen Meere eine neue Inſel. Gott ſey Dank für unſere Ruhe! meine Nachtwachen ſollen ſie befeſtigen helfen. Es iſt keine Kleinigkeit in ſechshundertjährigen Stadtarchiven zu wühlen, Rechte von Gewohnheiten, Anſprüche von Rechten zu ſcheiden, und alles das auf wenigen Bogen ſo darzuſtellen, daß der Fürſt genug wiſſe, und der Bürger nicht zu viel.

Emilie. (zärtlich) Biſt du denn nun bald fertig mit dieſer Arbeit? Du biſt ſeit vier Wochen ſo ungenießbar —

Moorl. Bald, bald liebe Emilie. Heute noch, ich war eben dabey, das letzte Blatt ins Reine zu ſchreiben.

Jenny. So geh und ſchreib; und komm uns nicht wieder vor die Augen, bis du die Amtsmiene abgelegt haſt.

Moorl. Der Himmel weiß, ob nach dieſer frohen Neuigkeit ich noch im Stande ſeyn werde, die Feder zu halten.

Jenny. Auf jedem Buchſtaben wird ſich ein holder Knabe ſchaukeln, und ſo oft ſich ein Wort mit einem P anfängt, wirſt du glauben, es heiße Papa.

Moorl. Spotte nur. Die Tante wird ſich doch auch ein wenig brüſten.

Jenny. Ey freylich! (ſie wirft ſich in die Bruſt.)

Moorl. Trinkt Kinder, ich bin gleich wieder bey euch (er will gehn, kehrt wieder um und ſchlieſt Emilien noch einmal in ſeine Arme) Gutes Weib! du haſt mich unausſprechlich glücklich gemacht. (er geht in ſein Zimmer.)

Vierte Scene.

Vorige ohne Moorland.

Emilie. Welch ein Mann!

Jenny. Nun ja, er iſt keiner der Schlimmſten, ein ehrlicher Schweitzer. Seine Vorfahren haben bey Moorgarten gefochten.

Emilie. Wohl mir, daß ich meinem Herzen, und nicht der alten ahnenreichen Tante gehorchte.

Jenny. Wohl uns! daß ſich alles ſo gefügt hat. Ich muß dir geſtehn, liebe Schweſter, daß ich anfangs ſehr gegen dieſe Verbindung war. Es pflegt nicht viel Gutes dabey herauszukommen.

Emilie. Hätteſt du vollends gewußt, was eigentlich meinen Entſchluß beſtimmte, und meinem Herzen ſiegen half —

Jenny. Umgekehrt, liebe Schweſter, hätte ich damals gewußt, daß eine niederträchtige Tante deine Unſchuld feil bot, daß du dich lieber in die Arme eines ehrlichen Bürgers werfen, als die Buhlerin eines Fürſten ſeyn wollteſt —

Emilie. St! nicht zu laut!

Jenny. Warlich du würdeſt ſeit zwey Jahren meine Erwartungen nicht übertroffen haben.

Emilie. That ich das? nun dieß Zeugniß, liebe Jenny, iſt mein Stolz, und glaube mir, ich würde heute aus verliebter Schwärmerey thun, was damals mir die Vernunft gebot.

Jenny. Sehr drollig! eine Frau, die ſich in ihren Mann verliebt hat.

Emilie. O, das geſchieht nicht ſelten, und wer weiß, ob es nicht beſſer iſt, als den Bräutigam auf Koſten des Mannes zu vergöttern. Deshalb rathe ich dir, liebe Schweſter, harre nicht ſo lange auf den elektriſchen Schlag der

Liebe, der zwar gewaltig durch alle Glieder zuckt, aber keine Wärme zurückläßt.

Jenny. Machſt du ſchon wieder eine Anſpielung auf meinen ehrwürdigen Jungfernſtand? wahrhaftig, du thuſt, als ob ich von Freyern umgeben wäre, wie weiland die reiche Prinzeſſin von Burgund.

Emilie. Nun der Kammerjunker —

Jenny. Du ſcherzeſt. Solch ein Frühlingslüftgen, das um jede Blume buhlt; ein Inſekt, das in jedem makelloſen Blatte einen Wurmſtich zurückläßt. Seine Zunge mäht ehrliche Nahmen, wie die Senſe das Gras. Aber ich habe ihm vor einigen Tagen die Wahrheit ſo trocken geſagt, daß ihm hoffentlich die Luſt vergangen iſt.

Emilie. Ich weiß nicht, ob du deine neue Eroberung bemerkt haſt.

Jenny. Die wäre?

Emilie. Unſer Schreiber.

Jenny. Der Engländer? — Du ſchwärmſt —

Emilie. Verſtelle dich nicht. So etwas entgeht den Weibern ſelten.

Jenny. Nun ſo iſt es eine brittiſche Laune, und, überdies —

Emilie. Ich errathe, was du ſagen willſt: ein Schreiber —

Jenny. Das eben nicht. Ein Schreiber hat auch ein Knopfloch, in welches die Zeit zuweilen einen Orden knüpft, aber —

Emilie. Er hat Verſtand, Kenntniſſe —

Jenny. Aber kein Brod —

Emilie. Wer weiß. Ich halte ihn für reicher, als er ſcheint.

Jenny. Warum?

Emilie. Je nun, wenn du mich nicht auslachen willſt — ich habe eine ächt weibliche Bemerkung gemacht: er trägt ſehr feine Wäſche.

Jenny. Ich könnte wohl auch noch eine Bemerkung hinzufügen, nur weniger fein als die Deinige. Seit kurzem treibt ſich hier ein Menſch herum, der ſich für einen engliſchen Sprachmeiſter ausgiebt. Smith nennt ihn ſeinen Landsmann und Freund. Ich ſah ſie neulich von ferne zuſammen auf der Treppe. Smith hatte den Hut auf dem Kopfe, der ſogenannte Sprachmeiſter ſtand mit entblößtem Haupte vor ihm, und bückte ſich tief, einmal über das andere. Das fiel mir auf. Ich lauſchte. Aber ſie wurden mich gewahr, ſchienen verlegen, nahmen etwas gezwungen den Ton der Gleichheit wieder an, ſchüttelten ſich die Hände und ſchieden.

Emilie. Siehſt du wohl? was gilts, unſer Schreiber iſt ein Prinz incognito.

Jenny. Ein Arcadier, der gekommen iſt, meine Schaafe zu hüten.

Emilie. Kurz, er iſt kein gewöhnlicher Menſch.

Jenny. Freylich, das ſagt auch der Bruder.

Fünfte Scene.

Thomas zu den Vorigen.

Thomas. Secretair Allbrand will aufwarten.

Jenny. Der fatale Menſch! ich mag ihn nicht ſehn. (ſie entſchlüpft durch eine Seitenthür.)

Emilie. Leider muß ich wohl die Honneurs machen. (zu Thomas) Er iſt willkommen.

Thom. (ab).

Emilie. Lieber Gott! wie manche Lüge muß man nicht in der Welt ſagen.

Sechſte Scene.

Allbrand. Emilie.

Allbr. Verzeihen Sie, daß ich ſo früh beſchwerlich falle.

Emilie. Sie ſind der Freund meines Mannes, und ein Freund kann nie zu früh kommen.

Allbr. Wollte der Himmel, Sie ſprächen ſo in Ihrem eignen Namen!

Emilie. Moorland iſt noch an ſeinem Schreibtiſche. Sie werden ſich ſchon gefallen laſſen, einige Minuten bey einem Frauenzimmer zu verlieren.

Allbr. Sie ſpotten, Madam, und wiſſen nur allzugut, welch ein Gewinn mir dieſer Verluſt iſt.

Emilie. Vielleicht ſind Ihre Geſchäfte dringend? Wenn das iſt, ſo will ich meinen Mann gleich rufen.

Allbr. Dringend? wahrhaftig Madam! ich habe kein dringenderes Geſchäft, als Ihnen zu ſagen, daß ich in Ihrer Gegenwart jedes Geſchäft vergeſſe.

Emilie. Die Hofluſt hat Sie angeſteckt.

Albr. Ich verdanke der Hofluft blos die Dreiſtigkeit, meine Empfindungen laut werden zu laſſen.

Emilie. (verlegen) Wir haben dieſen Abend ein neues Schauſpiel?

Albr. Darf man hoffen, Sie dort zu finden?

Emilie. Vielleicht.

Albr. Sie geben mir durch dies Vielleicht eine Anweiſung auf einige frohe Stunden.

Emilie. Das kann nicht fehlen. Das Stück iſt von Schröder.

Albr. Das Schauſpielhaus iſt der einzige Ort, wo man Sie ſehn darf, ohne Ihre Strenge zu beleidigen. An einen Pfeiler gelehnt, allein im Menſchengewühl, hängt mein Auge an Ihrer Loge. Sie ſehen mich nicht, und ich ſehe nur Sie, oft nur Ihren Fächer oder Muff; aber auch das iſt mir genug.

Emilie. (ernſt) Herr Secretair, Sie vergeſſen unſere Abrede. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich in Zukunft mit dieſer Sprache verſchonen, verſprach ich Ihnen meinem Manne, den Sie Ihren Freund nennen, nichts von einer Leidenſchaft zu entdecken, die aufs gelindeſte ausgedrückt — eine Unbeſonnenheit iſt.

Albr. Wie? Ihre ſchöne Seele könnte Zwietracht zwiſchen Freunden ſtiften, die ſchon als Jünglinge auf der Univerſität ſich Treue ſchwuren bis in den Tod?

Emilie. Haben Sie Ihren Schwur gehalten!

Albr. Iſt es denn ein Meyneid an der Freundſchaft, das zu bewundern, was der Freund ſchön fand? das zu lieben, was ihn glücklich macht?

Emilie. Thun Sie im Stillen, was Ihnen beliebt, doch vergeſſen Sie nie, daß Moorlands Gattin nur auf Freundſchaft und Achtung, nicht auf Bewunderung und Liebe Anſpruch macht.

Albr. Glücklicher Moorland! Wenigſtens werden Sie mir erlauben über die ungerechten Launen des Schickſals zu murren. Ich, der ich nie liebte; er, der ſeit vielen Jahren von der Roſe zur Nelke flatterte. Ich, dem die Unſchuld immer heilig war, er, der in Straßburg —

Emilie. Reden Sie nicht aus, ich glaube Ihnen doch nicht.

Albr. Es ſey ferne von mir, meinen würdigen Freund verkleinern zu wollen. Habe ich ihn gleich ernſtlich geſcholten, als er dort ein armes Mädchen durch Verſprechungen täuſchte —

Emilie. Das that Moorland nie!

Albr. Er war damals noch jung, der Held der Damen; ein wenig eitel, man weiß, wie weit Männer Eitelkeit führt. Das gute Mädchen härmt ſich noch. Aber bewahre mich der Himmel, ihm ein Verbrechen daraus zu machen! mich ſelbſt ſchützte vielleicht blos der Mangel an Gelegenheit. Nur das kann ich dem Schickſal nicht vergeben, daß es ihm einen Lohn zuwarf, der nur der Reinheit erſter Liebe gebührt hätte.

Emilie. Geſetzt, Herr Secretair, es wäre alles wahr, was Sie da zu erſinden belieben, warum erzählen Sie es gerade mir? welchen Zweck können Sie damit verbinden? und was geht es mich an? Ich bin ſeit zwey Jahren Moorlands Gattin, ſeine Liebe verſüßt mir mein Leben, ich habe keinen unbefriedigten Wunſch. Was vor unſerer Verbindung geſchehen, iſt mir gleichgültig. War Moorland einſt leichtſinnig, ſo wünſche ich mir um ſo mehr Glück, daß er es jetzt nicht mehr iſt. Ueberhaupt habe ich das nie leiden mögen, daß man einem Menſchen bis zu ſeiner Wiege nachſpüre, und zähle, wie vielmal er ſeine Amme beſchmutzt hat. Kurz, Herr Secretair, ich will dergleichen nicht mehr hören! Haben Sie mich verſtanden? ich will nicht! um meine häusliche Ruhe zu ſchonen, um meinem Manne trübe Stunden zu erſparen, habe ich bis jetzt geſchwiegen, aber bey Gott! noch ein ſolches Wort aus Ihrem Munde, und ich ſage ihm alles, es entſtehe daraus was da wolle!

Albr. Wenn Sie eine unglückliche Leidenſchaft durch Drohungen zu verjagen glauben, ſo kennen Sie das menſchliche Herz wenig.

Emilie. Aufrichtig, Herr Secretair, ich halte Sie für einen Mann, der allenfalls jeder Leidenſchaft den Durchzug, aber keine bleibende Wohnung verſtattet.

Albr. Ich weiß nicht, was ich auf dies ſauerſüße Compliment antworten ſoll.

Emilie. Machen Sie es mit meinen Complimenten wie ich mit den Ihrigen, ſchlagen Sie ſie in den Wind.

Albr. (mit unterdrückter Bitterkeit) Madame —

Siebende Scene.

Moorland, die Vorigen.

Moorl. (im Herausſtreten) So habe ich doch recht gehört. Ich erkannte Ihre Stimme. Willkommen! (er reicht ihm die Hand) In Geſchäften? oder als Freund?

Albr. Beydes.

Emilie. Ich will die Herren nicht ſtören. (ſie geht ab.)

Moorl. Setzen wir uns. Haben Sie ſchon getrunken?

Albr. Schon vor zwey Stunden.

Moorl. Ich wollte durchaus erſt mit meiner Arbeit fertig ſeyn. Dann ſchmeckt es beſſer — Vermuthlich hat der Miniſter gefragt?

Albr. Eben das iſt die Urſache meines Geſchäfts-Beſuchs. Er erwartet Sie heute.

Moorl. Soll auch nicht vergebens warten.

Albr. Die Deduction —

Moorl. Iſt fertig, und hoffentlich gelungen. Wenigſtens bin ich ſo heiter, wie man nur nach einer nützlichen gelungenen Arbeit zu ſeyn pflegt.

Albr. Der Miniſter rechnet auf Unterwürfigkeit —

Moorl. Sagen Sie lieber: beſcheidene Wahrheit, und dann hat er ſich nicht verrechnet.

Albr. Freilich werden Sie da manchen höfiſchen Begriffen in den Weg treten müſſen. Aber deſto beſſer! laſſen Sie ſich nur nicht irre machen, wenn er Sie etwa mit ſtolzer Kälte empfängt.

Moorl. In meiner Pflicht macht mich nichts irre.

Albr. Er iſt kein Freund von Bürgerrechten.

Moorl. Sie ſind klar.

Albr. Dennoch fürchte ich, daß ein Machtſpruch —

Moorl. Wer kann wider Gewalt —

Albr. Aber ich kenne den ſchwachen Höfling. Setzen Sie ſeinen Machtworten nur männliche Standhaftigkeit entgegen.

Moorl. Ich werde ſagen, was ich als Unterthan ſagen **darf**, und als Anwald der Bürgerſchaft ſagen **muß**.

Allbr. (mit geheimer Schadenfreude) Deſto beſſer! — Freilich hat der Miniſter von dem, was man ſagen **darf**, ſehr enge Begriffe —

Moorl. Die Bürgerſchaft hat mir ihr Zutrauen nicht geſchenkt, um **meine** Begriffe nach denen des Miniſters zu bilden.

Allbr. Bravo! daran erkenne ich den Schweitzer.

Moorl. Die Ehrlichkeit iſt überall zu Hauſe —

Allbr. (ſich die Hände reibend) Ich freue mich auf dieſe Audienz.

Moorl. Das kann ich eben nicht ſagen, aber ich gehe ihr mit Ruhe und Heiterkeit entgegen. Es müßte arg werden, wenn es dem Miniſter **heute** gelingen ſollte mich aus der Faſſung zu bringen, denn ich bin ſo froh geſtimmt — Lieber Allbrand, nehmen Sie Theil an meinem Glücke: Emilie iſt Mutter.

Allbr. (beſtürzt) Wahrhaftig?

Moorl. Was ich ſeit zwey Jahren ſo ſehnlich wünſchte, und kaum mehr hofte — Gott! ich danke dir!

Albr. (gezwungen) Ey Sie machen mir da eine recht unvermuthete Freude. Wirklich, ich nehme den innigſten Antheil —

Moorl. Ohne viele Worte. Freundſchaft iſt einſylbig —

Albr. Das iſt ſchön, daß Emilie Ihnen auf dieſer Seite erſetzt, was Sie Ihnen vielleicht auf der andern raubt.

Moorl. Was ſie mir raubt. Ich verſtehe Sie nicht.

Albr. Ich meyne den Haß der Höflinge. Sie kennen das alte lateiniſche Sprichwort: regis ad exemplum totus componitur orbis.

Moorl. Weil ſie einem Bürgerlichen ihre Hand gab!

Albr. Das nicht. Darüber hat man drei Tage geſpöttelt, und dann war es vergeſſen.

Moorl. Nun was ſonſt?

Albr. Mein Gott! Sie wiſſen ja wohl —

Moorl. Was weiß ich?

Allbr. Der Fürſt iſt jung und eitel. Er wird Ihnen nie verzeihen, daß Sie ihm den Rang abgelaufen haben.

Moorl. Dem Fürſten?

Allbr. Thun Sie doch, als ob ich Ihnen etwas ganz Neues erzählte.

Moorl. Wahrlich, Allbrand! Sie erzählen mir etwas ganz Neues.

Allbr. Wie? Sie wiſſen nicht, daß der Fürſt ſich vormals um Emilien beworben?

Moorl. Der Fürſt! um Emilien? — was verſtehn Sie unter dem Bewerben?

Allbr. Je nun, was ein Fürſt gewöhnlich darunter verſteht.

Moorl. Allbrand, wiſſen Sie auch, daß Sie mich beleidigen?

Allbr. Mein Himmel, Freund, wie kann es Sie beleidigen, aus Freundes Mund zu hören, was alle Kaffeeſchweſtern in der Reſidenz ſchon abgedroſchen haben?

Moorl. Der Fürſt hätte Emilien Anträge gemacht?

Allbr. Ja, ja, ſehr glänzende, ſehr ernſtlich gemeinte Anträge.

Moorl. Und Emilie?

Albr. Hat ohne Zweifel gethan, was Tugend und Ehre ihr geboten.

Moorl. Und ſie hätte mir nie etwas davon geſagt?

Albr. Das nimmt mich Wunder.

Moorl. Alle Kaffeeſchweſtern wußten es, und nur ich nicht?

Albr. Vielleicht, um Sie nicht zu beunruhigen?

Moorl. Aber das beunruhigt mich mehr, als wenn —

Albr. Da haben Sie freilich Recht, und Ihre Frau hat Unrecht. Sie mußte es Ihnen ſagen, denn wenn Sie nun zufälliger Weiſe es durch einen Fremden erfahren hätten, — der Ihnen alle die Hiſtörchen mit aufgetiſcht, mit welchen das Publikum ſo gern jedes Gerücht verbrämt.

Moorl. Alſo raunt man ſich doch wirklich Hiſtörchen ins Ohr? Hiſtörchen über meine Gattin? —

Albr. Lieber Himmel, befremdet Sie das? Sie kennen die Welt, Sie wiſſen, wie gern jeder

Schurke den beſſern Menſchen zu ſich herunter zerren möchte.

Moorl. Und wie lauten dieſe Hiſtörchen?

Albr. Wozu wollen Sie —

Moorl. Ich fordere meinen Freund auf, mir zu antworten.

Albr. Dann muß ich freilich gehorchen. Man ſagt, Ihre Frau — aber verſchonen Sie mich. —

Moorl. Nein! nein! ich glaube ja doch nicht ein Wort von dem allen!

Albr. Nun, man ſagt, Ihre Frau ſey dem Fürſten ſehr gut geweſen; recht ſehr gut.

Moorl. Was heißt das?

Albr. Es iſt ja wohl möglich, daß die Perſon, und die liebenswürdigen Eigenſchaften des Fürſten ein junges Mädchen auf einige Augenblicke geblendet haben. Alles übrige ſind hämiſche Zuſätze.

Moorl. Ganz recht; aber daß man ſich unterſtehen darf ſo von Moorlands Gattin zu ſprechen —

Albr. Man hört auch jetzt wenig mehr davon.

Moorl. Alſo doch immer noch hie und da?

Albr. Muß ich den Menſchenkenner erinnern, daß eine gute That in 24 Stunden vergeſſen wird, eine üble Nachrede aber ſelbſt die Gräber nicht ſchont?

Moorl. Warlich! Sie haben das Geheimniß gefunden, mir meine froheſten Stunden zu verbittern.

Albr. Pfui! daß ich auch gerade darauf kommen mußte! machen Sie es ſo wie ich, lachen Sie darüber. Noch geſtern habe ich einer alten Dame ins Geſicht gelacht, die mir zu verſtehen gab, das Verhältniß zwiſchen Ihrer Frau und dem Fürſten daure noch fort.

Moorl. Daure fort?

Albr. Seit vier Jahren, ha! ha! ha! als ob Fürſtenliebe eine Olympiade ausdauren könne.

Moorl. Klatſchereyen!

Albr. Nichts weiter.

Moorl. Hämiſcher Neid!

Albr. Eben deswegen, man muß den Schwätzern die Freude nicht machen, ſich darüber zu ärgern.

Moorl. Aber es verdrieſst mich doch, daſs Emilie mir nichts geſagt hat.

Albr. Ich erſtaune darüber. Auch das beſte Weib pflegt ſonſt wol mit dergleichen Eroberungen zu prahlen, wohl zu verſtehen, wenn ſie ſich ſchuldlos weiſs, und das iſt ja hier der Fall.

Moorl. Sie muſs ihre guten Urſachen gehabt haben?

Albr. So iſt es. Eine Emilie kann nie andere als gute Urſachen haben. (er ſteht auf) Es wird ſpät. Leben Sie wohl, Freund! Beim Miniſter ſehn wir uns wieder.

Moorl. (aufſtehend) Und daſs vor vier Jahren der Fü[illegible]bſichten gehabt, das wiſſen Sie aus ſicherer Hand?

Albr. Wahrhaftig, lieber Mann, ich ſelbſt habe keinem Rendez-vous beygewohnt, ich ſage nur, was die Welt ſagt.

Moorl. (heftig) Rendez-vous?

Albr. Was kümmern Sie kleine Verirrungen, die zwey Jahre vor Ihrer Bekanntſchaft mit Emilien, vielleicht nur wenige Wochen, dauerten. O Freund! wenn die Weiber ſo mit **uns** rechten wollten, welcher Ehemann dürfte die Augen aufſchlagen! (er geht ab)

Achte Scene.

Moorland allein.

Sonderbar! — was geht in mir vor! — Es iſt ja doch alles nicht wahr — Und wär es auch, was kann Emilie dafür, daß ſie ſchön und liebenswürdig iſt! — Sie ſelbſt iſt gewiß unſchuldig — Bey Gott — aber ſie hätte mir doch ſagen ſollen — das war immer nicht recht von ihr.

Neunte Scene.

Smith und Moorland.

Smith. (giebt ihm ein Papier) Hier iſt die Copie.

Moorl. Welche Copie? ach ja, ich entſinne mich — Sie haben ſchnell gearbeitet — und ich vergaß ihnen zu ſagen, daß hier irgendwo ein unrichtiges Allegat aus dem Montesquieu verbeſſert werden muß.

Smith. Ich habe das gefunden und verbeſſert.

Moorl. (erſtaunt) Wirklich?

Smith. — Vielleicht war es Naſeweis von mir —

Moorl. — Keinesweges. Ich danke Ihnen dafür — Alſo haben Sie den Montesquieu geleſen?

Smith. Er iſt einer meiner Lieblingsſchriftſteller.

Moorl. Sagen Sie mir doch, wie geht das zu, daß ein Mann, der außer ſeiner Mutterſprache, Franzöſiſch und Deutſch vollkommen verſteht, und ſonſt noch ſo mancherley Kenntniſſe beſitzt, daß ein ſolcher Mann als Schreiber dient?

Smith. (zuckt die Achſeln und ſpricht) Schickſal —

Moorl. Wiſſen Sie auch, daß ſich mir ſchon einigemal der Gedanke aufgedrungen hat, Sie ſeyen nicht das, wofür Sie ſich ausgeben?

Smith. Sind Sie mit meinen Dienſten zufrieden?

Moorl. Vollkommen.

Smith. Nun was kümmert Sie, wer ich bin?

Moorl. Iſt es Laune, ſo gilt's mir gleich. Sind Sie aber unglücklich, ſo könnten Sie durch Zutrauen ſich einen Freund erwerben.

Smith. Braucht nur der Unglückliche Freunde? Ich bin nicht unglücklich, aber ich könnte wohl glücklicher ſeyn.

Moorl. Kann ich Ihnen helfen?

Smith. Wollen Sie?

Moorl. Gern.

Smith. Ihre Hand darauf. (Moorlanc reicht ihm die Hand.) Stehe ich Ihnen an?

Moorl. Wenn Sie immer der ſind — der Sie ſeit zwey Monaten waren —

Smith. Der bin ich immer.

Moorl. Nun ſo halte ich Sie für einen geſchickten und ehrlichen Mann.

Smith. Für ehrlich halt ich mich ſelbſt.

Moorl. Wenn Sie eben ſo von mir denken —

Smith. Ich denke eben ſo von Ihnen.

Moorl. So ſeyn Sie offenherzig.

Smith. Wohlan — Ich liebe Ihre Schweſter.

Moorl. (prallt zurück) Nun wahrhaftig! das hätte ich nicht erwartet.

Smith. Iſt es Ihnen nicht recht?

Moorl. Warum nicht! — wenn —

Smith. Es bleibt unter uns.

Moorl. Verlaſſen Sie ſich darauf. Aber die nähern Umſtände —

Smith. Ich bin reich.

Moorl. Das iſt etwas.

Smith. Nicht viel. Ich bin ein Lord, und das iſt noch weniger.

Moorl. Erzählen Sie mir Mährchen?

Smith. Sehe ich denn aus, als ob ich Mährchen erzählte?

Moorl. Ihr Name?

Smith. Sidney.

Moorl. Und die Veranlaſſung dieſes ſonderbaren incognito?

Smith. Ihre Schweſter.

Moorl. Aber —

Smith. Nun freylich, Sie können nicht klug daraus werden. Ich muß diesmal wohl

mehr

mehr reden, als ich ſonſt zu thun pflege. — In meiner Jugend war ich ein Höfling, aber der Hof iſt nicht mein Element. Zum Glück lernte ich John Howard kennen, er machte einen Menſchen aus mir. Friede ſeiner Aſche! Ich habe mit ihm manches Krankenhoſpital durchkrochen; durch ſeinen Umgang wurde meine Seele geſund und ſtark. Als er England verließ, um ein Wohlthäter der Menſchheit zu werden, da hieng ich mich an die Geſellſchaft, welche zur Entdeckung des Innern von Afrika errichtet worden. Ich bin in Abyſſinien geweſen, habe aber nicht wie Bruce, irgend eines Fürſten Geſundheit an der Quelle des Nils getrunken. Mir war mehr zu thun um die Quelle des Guten und Böſen im menſchlichen Herzen, die Quelle der Zufriedenheit im Leben und der Ruhe im Tode, die wollt' ich kennen lernen —

Moorl. Und gelang es Ihnen?

Smith. So ſo. Ich habe unter den Palmen des Negers, wie unter den Eichen der Deutſchen gefunden, daß nur häusliches Glück Zufriedenheit gewährt.

Moorl. (lächelnd) Mußten Sie darum nach Afrika reiſen?

Smith. Was dem Menſchen am nächſten liegt, ſucht er am fernſten. Der Schatten eines Baumes ladet ihn zur Ruhe ein, aber er geht vorüber, und ſucht die Ruhe jenſeit des Grabes.

Moorl. Sie haben auf Ihren Reiſen einen Schatz geſammelt. Es iſt Zeit ihn zu genießen.

Smith. Das will ich auch, und wollte es ſchon lange, und werde es vielleicht bald. Seit vier Jahren ſuche ich ein gutes Weib.

Moorl. Dann haben Sie ſehr nachläßig geſucht. Der guten Weiber giebt es viele.

Smith. Wohl möglich. Aber ich habe mich zu lange in der Welt herumgetrieben, um nicht mißtrauiſch zu ſeyn. Das iſt die ſchlimme Seite der Erfahrung. Es geht ihr wie dem Gemäldekenner, in einer herrlichen Gruppe von zwanzig Figuren bemerkt er gleich, wo ein Finger verzeichnet iſt, und rümpft die Naſe, indeſſen ein Anderer von der Wirkung des Ganzen ergriffen, in Entzücken verloren gaft Glauben Sie mir, Freund, es iſt eine traurige aber wahre

Bemerkung, unſere Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens, verdunſtet wie ein Thautropfen auf einer Roſe.

Moorl. So würde ich ſuchen den letzten flüchtigen Tropfen in mich zu ſaugen.

Smith. Das will ich auch. Meine Wallfahrt iſt vollendet, ich ſtehe am Ziel. Jenny iſt ein Mädchen für mich. Ihre Geſtalt iſt ſchön, ihre Seele ſchöner. Ihr Verſtand iſt gebildet, ihr Herz Natur. Sie giebt den Armen, ohne es zu wiſſen, und iſt witzig, ohne es zu wollen. Sie bekümmert ſich nicht um das Thun und Laſſen des Herren Nachbars, und um das neue Kleid der Frau Nachbarin. Sie entſchuldigt, wenn ſie von einer Schwachheit hört, und verdammt nicht gleich, wenn man ihr einen dummen Streich erzählt. Vor allen Dingen iſt ſie gleichmüthig, heute wie geſtern und vorgeſtern. O! man glaubt nicht, wie viel häusliches Glück in dieſer einzigen weiblichen Tugend liegt.

Moorl. Wie lernten Sie dieſen Phönix kennen? (lächelnd)

Smith. Im Schauſpielhauſe.

Moorl. Im Schauſpielhauſe? Ich wüßte nicht, daß Sie jemals in unſerer Loge —

Smith. Nein, ich war im Parterre.

Moorl. Alſo eine Lorgnetten-Bekanntſchaft?

Smith. Ja und nein. Eine Lorgnette iſt wahrlich ein gut Ding, wenn die Seele ſich nur die Mühe nehmen will mit hindurch zu gucken. Herr! ich behaupte, man kann jedes Frauenzimmer ſo ziemlich treffend beurtheilen, wenn man es dreymal im Schauſpielhauſe geſehen hat.

Moorl. Sie ſchwärmen. —

Smith. Aber freilich muß die Wahl der Stücke mir überlaſſen werden. Wenn die Zuſchauerin das Parterre muſtert, indeſſen Poſa mit Philipp redet, ſo kenne ich ihren Verſtand. Wenn bey den Wehklagen der Mutter in Ifflands Jägern, oder bey der Geſchichte von Juſt's Pudel das Auge der Zuſchauerin trocken bleibt, ſo kenne ich ihr Herz.

M[illegible]rl. Und Jenny hatte zufällig das Glück —

Smith. Zufällig? — Jenny war immer Jenny. Sie kam nie um zu ſehn und geſehn zu zu werden. Sie drückte ſich in die Ecke der Loge und war ganz Ohr. Lächeln und Thränen verloren ſich in ihrem Muffe. Sie klatſchte nie, aber ſie wurde unwillig, wenn man bey ſchönen Stellen ihr Gefühl durch Klatſchen unterbrach. Sie war immer ſtill, und in Opern gähnte ſie zuweilen. Das machte mich aufmerkſam. Ich ſetzte meine Beobachtungen einige Monate lang fort, ſie blieben immer dieſelben. Nun beſchloß ich, ihre Bekanntſchaft zu machen. Aber wo? wie? ſollte ich das incognito ablegen, dem ich ſo manchen Blick in Menſchen Herzen verdanke? ſollte ich meine künftige Gattin durch Rang und Reichthum zu blenden ſuchen? Nimmermehr! Wenn der arme Eduard Smith ihr nicht gefällt, der reiche Lord Sidney ſoll ihr nicht gefallen. — Ich hörte, daß Sie eines Schreibers bedürften, ich bot mich an, es gelang. Unter dieſer Verkleidung habe ich ſeit zwey Monaten jeden Gedanken Ihrer Schweſter belauſcht. Ich habe ſie in Ruhe unter den Ihrigen geſehn, wo man jede Hülle ablegt, wäre es auch nur eine Florkappe.

Nun bin ich mit meiner Vernunft fertig. Sie hat meinem Herzen erlaubt zu reden.

Moorl. Weiß es meine Schweſter ſchon?

Smith. Behüte der Himmel! Sie ſind ihr Bruder, ein geſetzter Mann, und in der Fremde ihr Vater. Haben Sie nichts dagegen?

Moorl. Mylord, wie könnt ich —

Smith. Pfui! iſt mir denn irgend ein Wort entſchlüpft, das ſo klang, als ob es aus dem Munde eines Lords gekommen wäre? — Auch Sie habe ich kennen lernen, Sie ſind ein braver Mann. Ich verſchleudere meine Freundſchaft eben ſo wenig als meine Liebe — Wollen Sie mein Freund ſeyn?

Moorl. Von ganzem Herzen.

Smith. Topp! (ſie reichen ſich die Hände) Von dem Uebrigen ein andermal. Vor der Hand Verſchwiegenheit.

Moorl. Aber unmöglich kann ich Sie länger als meinen Schreiber behandeln.

Smith. Das verlang ich.

Moorl. Die Weiber werden mir die Verlegenheit anmerken.

Smith. Verlegenheit? worüber?

Moorl. Jenny iſt eine feine Beobachterin.

Smith. Das iſt ſie.

Moorl. Und eine Männerfeindin oben drein.

Smith. Das iſt mir lieb. Verſöhnte Feinde werden oft die wärmſten Freunde.

Moorl. Wann wollen Sie ſich entdecken?

Smith. Ich weiß nicht. Wann die Gelegenheit winkt und der Muth nicht mangelt.

Moorl. (ſcherzend) Ein Mann, der in Abyſſinien geweſen, ſollte nicht ſo viel Muth haben?

Smith. Nur ein Haſenfuß hat Muth in der Liebe. Die Abyſſinier verſtehn das nicht beſſer als wir — Haben Sie jetzt Geſchäfte?

Moorl. Ich muß zum Miniſter.

Smith. Dann bringe ich Ihnen Nachmittag die Beweiſe meines Standes und meines Vermögens.

Moorl. Ich traue Ihnen.

Smith. Das müſſen Sie nicht. Ich könnte ein Abentheurer ſeyn, und Sie mit frecher Stirne belügen; man muß Niemanden trauen (er geht ab)

Zehnte Scene.

Moorland allein.

Niemanden? — Aber doch einer Gattin? — Wehe dir, wenn du nur die Welt durchkrochen haſt, um zu lernen, daß man Niemanden trauen darf! — Beſſer betrogen werden, als jeden Augenblick Betrug ahnden! — Ich kann das nicht, mein Herz empört ſich dagegen — — Emilie! — es iſt doch gut, daß der Britte mit ſeinen Launen und Abentheuern mich ein wenig zerſtreuet hat. — Aber ich hätte mich freuen ſollen, und ich blieb ſo kalt — Allbrand! du haſt einen Wurm in meinen Buſen geſetzt! — Soll ich Emilien gerade herausſagen, was mich drückt? das wäre das Beſte. Zwiſchen Eheleuten muß nichts glimmen, das greift um ſich, und wer löſcht am Ende! — Aber noch iſt es mir unmöglich, heute würde ich den Ton nicht treffen — vielleicht auf den Abend beym Theetiſch, wenn alle Geſchäfte abgethan ſind, wenn die Dämmerung die häusliche Ruhe herbeyführt. —

Eilfte Scene.

Emilie und Moorland.

Emilie. (mit froher Laune ihren Arm um ihn ſchlingend) Biſt du endlich allein, lieber Mann?

Moorl. (verlegen ſich ſanft losmachend) Ja, ich bin allein — (nach einer Pauſe) Und ich wünſchte allein zu ſeyn. — (er geht in ſein Zimmer.)

Emilie. (bleibt betroffen ſtehen) Was iſt das? (ſie verſinkt in düſteres Nachdenken) Mein Gott! was iſt das? — (der Vorhang fällt.)

Zwey-

Zweyter Akt.

Audienzzimmer des Miniſters.

Erſte Scene.

Der Kammerjunker von Scharfeneck hat ſich im Vordergrunde in einen Seſſel geworfen und ſpielt gähnend mit Doſe, Ring und Uhrkette — Prunk ſteht ihm gegenüber. Im Hintergrunde der Hofmann Elsfeld, der ſich an die Wand lehnt.

Kammerj. (gähnend), So rede doch, Prunk. —

Prunk. Was ſoll ich reden?

Kammerj. Gleich viel, was.

Prunk. Auf den Abend iſt hier Aſſemblee und Spiel.

Kammerj. Das weiß ich ſchon.

Prunk. Zu Mittag ſpeiſen Se. Excellenz nicht zu Hauſe.

Kammerj. Das weiß ich auch ſchon.

Prunk. Nun was ſoll ich reden? — Sie wiſſen ſchon alles. Heute iſt Montag.

Kammerj. Ha! ha! ha! — kannſt du rathen, worüber ich lache? — Weil du mir da wirklich etwas Neues erzählſt. Mich ſoll der Henker holen, wenn ich jemals weiß, welcher Tag oder Datum —

Prunk. Außer wenn Ew. Gnaden Wechſel ſchreiben.

Kammerj. Bravo! Der Einfall war nicht übel. weiter —

Prunk. Ich bin fertig.

Kammerj. Alter Knabe, du treibſt dich ſchon ſo lange in dem Vorzimmer herum, und haſt noch nicht einmal gelernt viel über nichts zu reden?

Prunk. Meine Pflicht iſt nichts über vieles zu reden.

Kammerj. Du ſpielſt mit Antitheſen. Aber im Ernſt haſt du viel zu verſchweigen?

Prunk. Wenigſtens habe ich bey Hofe gelernt mich ſo anzuſtellen.

Kammerj. Du haſt Talent.

Prunk. Deſto ſchlimmer! Dann iſt es kein Wunder, daß ich ewig Kammerdiener bleibe.

Kam=

Kammerj. Wie ſo?

Prunk. Die großen Herren lieben, ſelbſt Schöpfer zu werden; ein geſcheiter Kerl iſt aber ſchon formirt, was ſollen ſie aus ihm machen? ein Dummkopf hingegen iſt ein roher Block, und wenn der Fürſt einen Rath aus ihm haut, ſo iſt es doch eigenes Machwerk.

Kammerj. Du meinſt Dummköpfe ſtiegen ſchneller empor?

Prunk. Sie ſteigen nicht, ſie werden geſchoben.

Kammerj. Und von wem? Von den Weibern. — Glaube mir, Prunk, Hofglück iſt immer ein Appendix von Weiberlaune.

Prunk. Muß doch wohl nicht, weil Ew. Gnaden noch immer Kammerjunker ſind.

Kammerj. Meine eigene Schuld. Hätte ich mich überwinden können, den häßlichen geſchminkten Creaturen den Hof zu machen, ich wäre ſchon längſt Kammerherr. Aber mein Hang zu den Weibern iſt keine Speculation. Wenn ich einen Madonnenkopf ſehe, ſo frage ich nie, ob der Rumpf von Adel iſt.

Prunk. Mamſell Jenny Moorland, nicht wahr?

Kammerj. Mit der iſts aus.

Prunk. Schon wieder?

Kammerj. Das Mädchen findet keinen Platz in der Schöpfung für ihr aufgeſtülptes Näschen. Wollte ſie mich zu einer Thorheit verleiten, oder vielleicht durch ihre Strenge das Andenken an [illegible] Liebeshändel auslöſchen. —

Prunk. Ich habe ſie immer als ein ſittſames Frauenzimmer rühmen hören.

Kammerj. Sittſam? Ja doch — Wir ſind [illegible] — höre doch Prunk: (er winkt ihn näher) Wer iſt die Statue dort in der Ecke?

Prunk. Ein gewiſſer Hauptmann Ellfeld.

Kammerj. Was will er?

Prunk. Vermuthlich eine Penſion, oder ſo etwas dergleichen.

Kammerj. Schick ihn fort.

Prunk. Ich habe ihm ſchon zwanzigmal geſagt, Se. Excellenz wollten heute Niemanden ſprechen, aber er geht nicht.

Kammerj. Eine komiſche Figur. Zieht er doch den Fuß wie ein Kranich in die Höhe.

Prunk. Er iſt lahm geſchoſſen.

Kammerj. Das war auch das einzige, wozu er taugte. Sieh nur, wie ſteif er den Arm in der Weſte trägt.

Prunk. Das macht, der Arm iſt von Leder!

Kammerj. Von Leder?

Prunk. Eine Kanonenkugel hat ihm den eigentlichen Arm weggeblaſen.

Kammerj. Wahrhaftig? Du machſt mich neugierig. Ich will ihn doch anreden. (zu Ellfelden) Wollen Sie ſich nicht ſetzen, mein Herr!

Ellfeld. Ich danke.

Kammerj. Wollen Sie nicht näher treten?

Ellfeld. Ich danke.

Kammerj. Wofür?

Ellfeld. Für ein paar höfliche Worte — Man verlernt ſonſt hier im Hauſe das Danken ganz.

Kammerj. (bey Seite) Der Kerl iſt nicht dumm. (laut) Ich zweifele, daß mein Oheim heute ſichtbar ſeyn wird.

Ellfeld. So muß ich thun, was ich ſeit vier Wochen that.

Kammerj. Das war?

Ellfeld. Ich kam den andern Morgen wieder.

Kammerj. Herr Hauptmann, Sie müſſen das meinem Oheim nicht übel nehmen, wenn er unter der Menge der Supplikanten den verdienſtvollen Mann nicht immer vom Abentheurer zu unterſcheiden weiß.

Ellfeld. Das muß er wiſſen, dafür iſt er Miniſter.

Kammerj. So bald er erfahren wird, welche Verdienſte um das Vaterland —

Ellfeld. Meine Pflicht.

Kammerj. Gut, ſo wird er auch die Seinige thun.

Ellfeld. Das hoffe ich.

Kammerj. Sie ſind ſchwer bleßirt?

Ellfeld. Ich bin ein Krüppel.

Kammerj. Darf man fragen, wo Sie Ihren Arm ließen?

Ellfeld. In Brabant.

Kammerj. Jetzt außer Dienſt.

Ellfeld. Und ohne Brod.

Kammerj. Der Aufenthalt in der Reſidenz iſt koſtbar.

Ellfeld. Das nimmt mich Wunder.

Kammerj. Wie ſo?

Ellfeld. Weil ſie ſchwach bevölkert iſt.

Kammerj. Schwach bevölkert? Mein Herr, wir haben 50000 Einwohner.

Ellfeld. So ſagt man.

Kammerj. Und es iſt wahr.

Ellfeld. Schwerlich. Ich habe wohl zwanzig Addreßen von der Armee mitgebracht, an Leute die der Sage nach hier wohnen ſollen. Ich finde keinen; und wenn ich noch eine Woche vergebens in dieſes Haus komme —

Kammerj. So ſchwören Sie Stein und Bein — daß auch mein Oheim hier nicht wohnt?

Ellfeld. Ganz recht mein Herr.

Kammerj. Ha! ha! ha! man hört wohl daß der Hof nicht Ihr Element iſt.

Ellfeld. Gott ſey Dank! Nein.

Kammerj. Drey Dinge ſind bey Hofe unentbehrlich, geſunde Beine, ein geſchmeidiger Rücken, und eine glatte Zunge.

Ellfeld. Ich beſitze keines von dieſen Dreyen.

Kammeri. Dann ſind Sie auf gutem Wege zu verhungern.

Ellfeld. O ja, Ich und mein armes krankes Weib waren nah' dabey.

Kammeri. Auch verheyrathet.

Ellfeld. Ja.

Kammeri. Armer Mann. Wie helfen Sie ſich?

Ellfeld. Ich kann mir nicht helfen, wie Sie ſehen.

Kammeri. Und fremde Hülfe muß man in keiner Reſidenz ſuchen.

Ellfeld. Doch! auch in Reſidenzen giebt es Menſchen.

Kammeri. Wenn Ihnen Diogenes ſeine Laterne lieh.

Ellfeld. Menſchen, die das Unglück ſelbſt aufſuchen, es mindern und dann ſich noch verbergen.

Kammeri. Wahrhaftig! ich glaubte hier ziemlich bekannt zu ſeyn, aber ich würde vergebens rathen.

Ellfeld. Sie will auch gar nicht errathen ſeyn.

Kammerj. Und gar eine Sie? — O geschwind Herr Hauptmann, befriedigen Sie meine Neugierde.

Ellfeld. Weiß ich ſelbſt mehr? und dürfte ich reden wenn ich auch mehr wüßte? Vielleicht war die bloße Erwähnung ſchon ein Verbrechen an der ſtill wohlthätigen Seele. Aber ich habe ſo wenig frohe Augenblicke, daß ich nicht Meiſter über diejenigen bin, in welchen mein Herz ihrer gedenkt.

Kammerj. Eine Dame alſo? jung? ſchön?

Ellfeld. Ein Engel! — Ich ſchäme mich ihr einen Namen beizulegen, den Dichter und Romanenſchreiber, ſo oft mißbraucht haben.

Kammerj. Und dieſer unbekannte Engel —?

Ellfeld. Erfuhr durch einen Zufall meine Armuth, und die Leiden meiner Gattin. Seitdem bringt ſie oft um Mitternacht Troſt in meine Dachkammer.

Kammerj. Um Mitternacht?

Ellfeld. Tugend und Verbrechen ſcheuen das Sonnenlicht, dieſes aus Furcht, jene aus Beſcheidenheit.

Kammerj. Ich wünſche Ihnen Glück Herr Hauptmann, ein Krüppel macht ſonſt ſelten Eroberungen.

Ellfeld. Pfui mein Herr!

Kammerj. Die weibliche Tugend um Mitternacht auf den Straßen? Ha! ha! ha! machen Sie mir das nicht weiß.

Ellfeld. Ich Thor! warum ließ ich in dieſem Zimmer ſolche Gefühle laut werden?

Kammerj. Im Gedränge der großen Welt, muß man den Glauben an hohe Tugend fahren laſſen.

Ellfeld. Ha! ich fühle zum erſtenmale, daß ich nicht ſo arm bin als ich glaubte.

Zweite Scene.

(Der Miniſter tritt aus ſeinem Kabinette, der Kammerjunker ſpringt auf und verbeugt ſich tief.)

Miniſter. Guten Morgen Neffe (er ſieht ſich um, Ellfeld verbeugt ſich.)

Miniſter. (zu Prunk trocken verweiſend) Ich hatte befohlen heute Niemand —

Prunk. Der fremde Herr ließ ſich nicht abweiſen (er entfernt ſich in das Vorzimmer.)

Ellfeld. (näher tretend) Seit vier Wochen ſuche ich täglich das Glück Ew. Excellenz zu ſprechen.

Miniſter. Wer ſind Sie?

Ellfeld. Hauptmann Ellſeld vom Regiment Braunſtein.

Miniſter. Ellſeld? — Braunſtein? — ganz recht, ich kenne Sie.

Ellfeld. So kennen Ew. Excellenz einen ehrlichen Mann, der zum Krüppel geſchoſſen und ſeine Equipage zweymal verlohren hat.

Miniſter. Was ſuchen Sie?

Ellfeld. Brod.

Miniſter. Ihre Art zu denken ſtimmt nicht zu Ihrer Dürftigkeit.

Ellfeld. Meine Art zu denken? Sie kann Ew. Excellenz ſchwerlich bekannt ſeyn.

Miniſter. Doch.

Ellfeld. Und wäre ſie es, ſo würde ich der Gewährung meiner Bitte mit deſto mehr Zuverſicht entgegen ſehn.

Miniſter. Meynen Sie?

Ellfeld. Ich ſetze voraus, daß Redlichkeit die Art zu denken ſey, welche jedes Geſuch befördert.

Miniſter. Ihr Obriſter iſt unzufrieden mit Ihnen.

Ellfeld. Mein Obriſter? ich will nicht hoffen —

Miniſter. Sie haben Grundſätze geäuſſert. —

Ellfeld. Ich dürfte fordern nur nach meinen Thaten gerichtet zu werden. Mein lahmes Bein, mein lederner Arm ſind Zeugen erfüllter Pflicht. Doch ich ſcheue mich nicht auch um meiner Grundſätze willen Rede zu ſtehn. Darf ich Ew. Excellenz fragen, welcher Vorwurf mich in dieſer Rückſicht trift?

Miniſter. Sie haben ſich Bemerkungen über dieſen Krieg erlaubt —

Elſfeld. Es iſt nicht edel von meinem Obriſten ein Privatgeſpräch zum Inhalt einer Depeſche zu machen.

Miniſter. Sie haben vergeſſen daß ein unbeſonnenes Wort oft mehr Unheil ſtiftet, als ein tapferer Arm wieder gut machen kann.

Elſfeld. Ich habe nichts geſagt, als was bey einer Flaſche Wein der Freund dem Freunde wohl vertrauen mag.

Miniſter. Wie warm dieſe Freundſchaft war —

Elſfeld. Das erfahre ich leider.

Miniſter. Sie werden in Zukunft beſſer thun, in einer Zeit wo alle Bande ſich löſen, auch den Knoten der Freundſchaft nicht unauflöslich zu glauben — Ich empfehle mich mein Herr.

Elſfeld. Ew. Excellenz, die Lehre welche Sie mir da geben, ſo bitter ſie iſt, [illegible] eine getäuſchte Hofnung aufwiegen, denn wo alle Bande gelöſt ſind — [illegible] des Lebens! — Was iſt überhaupt das Leben für einen Krüppel! ich würde mit dieſer einen Hand verſuchen eine Piſtole zu laden, und dieſen

ſen Kopf zerſchmettern der ſich zu denken erkühnte. Aber leider hat in beſſern Tagen ein unſchuldiges Geſchöpf ſein Schickſal an das meinige gekettet. Ich kann mein armes krankes Weib nicht dem Hunger und der Verzweiflung Preiß geben, und — es werde mir noch ſo ſauer — ich muß Ew. Excellenz bitten, durch eine kleine Penſion mich vor dem drückendſten Mangel zu ſchützen. Glauben Sie nicht, daß ich dieſen von Kugeln durchlöcherten Hut aus Prahlerey trage, ich habe keinen andern. Dieſer Degen, und dieſes Herz das von Vaterlandsliebe glüht, iſt alles was das Schickſal mir übrig ließ —

Miniſter. Ich werde Ihre Bitte gelegentlich dem Fürſten vortragen.

Ellfeld. Wann darf ich hoffen —

Miniſter. Jetzt ſind die Staatsgeſchäfte ſo häufig — die Laune des Fürſten nicht die beſte — fragen Sie um einige Wochen wieder nach.

Ellfeld. Um einige Wochen! — Großer Gott! — Ew. Excellenz wiſſen nicht wie lang dem Unglücklichen eine Stunde wird.

Miniſter. Vielleicht kann ich früher —— ich werde nach Ihnen ſchicken.

Ellfeld. (verbeugt ſich und geht ſchwermüthig ab.)

Dritte Scene.

Der Miniſter, und der Kammerjunker.

Miniſter. Dieſe Gattung von Menſchen wird jetzt immer zahlreicher und läſtiger.

Kammerj. Er iſt nicht ſo arm als er ſich ſtellt.

Miniſter. Kennſt du ihn?

Kammerj. Nein, aber ich weiß, daß der wohlgewachſene Krüppel noch mancher gutherzigen Dame ſchlafloſe Nächte verurſacht.

Miniſter. Würklich? — Man muß überhaupt ein wachſames Auge auf ihn richten, der Menſch iſt ein Philoſoph, und Philoſophen ſind immer gefährlich, wenn ſie auch weder Arme noch Beine haben.

Vierte Scene.

Ahlbrand und die Vorigen.

Ahlbrand. Ew. Excellenz Befehle ſind vollzogen, die Briefe zur Unterſchrift bereit.

Miniſter. Recht gut — Wie iſts Ahlbrand, werde ich bald über das neue Steueredict die nöthigen Aufklärungen erhalten.

Ahlbr. Meerland verſprach heute noch —

Miniſter. Vermuthlich hat der gelehrte Mann, ſo lange in beſtaubten Pergamenten gewühlt.

Ahlbr. Er nimmt ſich der Bürgerſchaft ſehr warm an.

Kammerj. Ein Schwärmer der immer die Griechen im Munde führt.

Miniſter. Er mag ſich hüten.

Ahlbr. Das hab ich ihm auch geſagt. Wir ſind alte Freunde, aber der Dienſt geht vor.

Miniſter. Der Fürſt kann das nicht leiden.

Ahlbr. Wie man hört ſo murren die Bürger ſehr.

Miniſter. Sollte Moorland ſie aufwiegeln?

Kammerj. Er will ihnen den Schweizerſinn eintrichtern.

Albr. Gefährlich bleibt es immer einem Republikaner einen ſolchen Poſten anzuvertrauen.

Miniſter. Wehe ihm wenn er ſeinen Einfluß mißbraucht.

Albr. Das habe ich ihm auch geſagt. Er mag denken was er will, Gedanken ſind zollfrey. Aber es wäre ſeine Pflicht dem Bürger mit gutem Beyſpiele vorzuleuchten.

Kammerj. Und die Würde ſeines Poſtens zu behaupten, er ſpricht mit dem geringſten Handwerker wie mit ſeines gleichen.

Miniſter. Vermag denn die Frau nichts über ihn, ſie iſt von guter Geburt.

Kammerj. Ueber dieſen Punkt habe ich ihn oft lächeln ſehen.

Albr. Auch wohl lachen hören.

Kammerj. Im Vorzimmer pflegt er zu gähnen.

Albr. So macht er es auch in der Kirche.

Kammerj. Ein moraliſcher und politiſcher Ketzer.

Albr. In ſeinen Sitten affectirt er eine gewiſſe ſchweitzeriſche Einfalt. —

Kammerj. Mit rund geſchnittenen Haaren tritt er in die glänzendſten Zirkel.

Albr. Ich kenne ihn ſchon ſeit 18 Jahren, er war immer ein Strudelkopf.

Miniſter. Genug. Der Fürſt ſoll alles wiſſen. Man muß ihn ſcharf beobachten.

Albr. Ich zittre für meinen Freund. Doch wär er auch mein Bruder; ich fühle Muth in mir, für das Vaterland ein zweiter Timoleon zu werden.

Prunk. (tritt herein) Syndicus Moorland.

Miniſter. Er ſoll kommen.

Fünfte Scene.

Moorland und die Vorigen.

Miniſter. Was bringen Sie Gutes Herr Syndicus?

Moorl. Ich werde mich freuen wenn Ew. Excellenz dieſe unterthänigen Vorſtellungen etwas Gutes nennen wollen.

Miniſter. Vorſtellungen? Ich verlangte blos verſchiedene alte Nachrichten zum Behuf der Einkleidung des neuen Edikts.

Moorl. Eben aus dieſen alten Nachrichten entſpringen Vorſtellungen.

Miniſter. Wie lauten ſie? —

Moorl. (Ueberreicht ihm einen ziemlich ſtarken Heft) Ich habe in möglichſter Kürze —

Miniſter. Ich glaube Sie ſpotten, mein Herr Syndicus. Meynen Sie der Fürſt werde dieſen Folianten leſen?

Moorl. Ganz gewiß, denn er iſt ein gerechter Fürſt.

Miniſter. Allein die Gerechtigkeit kann beſtehn ohne die Langeweile.

Moorl. Wenn ein Fürſt das Glück ſeiner Bürger durch ein paar langweilige Stunden erkaufen kann, ſo erkauft er es ſehr wohlfeil.

Miniſter. Meynen Sie?

Moorl. Ich erkühne mich ſogar zu behaupten, daß kein Geſchäft Langeweile machen kann, welches Bürgerglück zum Zweck hat. Doch warum ſage ich das einem Miniſter, der das Verdienſt ſolcher Arbeit zu ſchätzen weiß.

Miniſter. Ich wünſchte wenigſtens Sie hätten einen Auszug beygelegt.

Moorl. Das Reſultat dieſer Vorſtellung iſt die unterthänige Bitte der Bürgerſchaft, ſie mit dem neuen Steueredikt gnädigſt zu verſchonen.

Miniſter. Da haben wir es! — Und die Urſache?

Moorl. Der Mangel. Ew. Excellenz wiſſen wie gering der Viehhandel, und wie groß [illegible] [illegible] [illegible] geworden iſt. Inländiſche Fabriken werden wenig aufgemuntert; die ausländiſchen Produkte verdrängen die Unſrigen. Tauſend Quellen ſtrömen aus dem Lande, ein kleiner Bach fließt herein. Was der Gewerbsfleiß erſpart, verſchlingen Trank- und Fleiſchſteuer, Gewerbſteuer und Vermögensſteuer —

Miniſter. Mein Gott wozu die Litaney.

Moorl. Ew. Excellenz wiſſen daß gleich nach dem letzten Frieden die Kriegsſteuer eingeführt wurde. Die Türkenſteuer bezahlen wir ſeit der Belagerung von Wien im vorigen Jahrhundert. Noch ein kleiner Druck, und der letzte Tropfen iſt ausgepreßt.

Miniſter. Es thut mir leid — Aber die Bedürfniſſe des Staats — der Wille des Fürſten —

Moork. Beyde ſind Eins. Der Bürger weiß welch ein Kampf Europa erſchüttert, aber er weiß auch, daß er einen glücklichen Erdenwinkel bewohnt, den Macht und Weisheit des Beherrſchers vor ſolchen Erſchütterungen ſicher ſtellen. Er weiß daß der Fürſt an dieſem Kriege nur durch einige Regimenter in fremdem Solde Antheil nimmt, und daß alſo keine Noth vorhanden iſt, welche von der Bürgerliebe die höchſte Anſtrengung heiſchen darf.

Miniſter. Es giebt Dinge mein Herr Syndicus, die man nur im Kabinet beurtheilen kann. Was weiß der Bürger von auswärtigen Verbindungen, die oft große Summen koſten? und kurz! der Befehl des Fürſten iſt unwiederruflich.

Moork. So habe ich meine Pflicht gethan.

Miniſter. Weniger Pflicht, wenn ich bitten darf, und mehr Neigung für den Fürſten.

Moorl. Wer den Kindern Gutes thut, liebt den Vater.

Miniſter. Gehen Sie und ſtimmen Sie Ihre Klienten zum Gehorſam. Wenn Sie den Willen des Hofes befördern, ſo dürfen Sie auf die Gnade des Fürſten rechnen.

Moorl. (Mit einer Verbeugung) Ich erkenne die Gnade des Fürſten nur an der Gerechtigkeit gegen ſeine Bürger.

Miniſter. Sehr ſtolz, aber ich warne Sie mein Herr Syndikus. Wir leben in Zeiten, wo die Entfernung unruhiger Köpfe vielleicht die nothwendigſte Handlung der Gerechtigkeit ſeyn dürfte. (er geht ab.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen ohne den Miniſter.

Moorl. (zuckt die Achſeln und ſchweigt)

Kammerj. Ha! ha! ha! Ihr Herren Gelehrten verſchüttet immer das Kind mit dem Bade. Ihr ſtichelt auf die Höflinge, nennt ſie unnütze Geſchöpfe, und doch wette ich, ein Kammerjunker in Ihrer Lage hätte ſich ganz anders benommen.

Moorl. Ganz gewiß.

Kammerj. So geht es, wenn man bey Hofe ein Fremdling iſt. Betrachten Sie den Kamin im Vorzimmer und die Pagode welche darauf ſteht. Der Hof iſt das wohlthätige Element von welchem Wärme ausgeht; aber wer dieſer Wärme nahe ſeyn will, muß immer nicken wie die Pagode, und Niemanden im Wege ſtehn. —

Moorl. Sie vergeſſen, daß die Bürger das Holz herzutragen, damit Sie und Ihresgleichen nicken können.

Kammerj. Bravo ha, ha, ha, (nimmt eine Priſe Toback) Wie befinden ſich Ihre Frau Gemahlin?

Moorl. Recht wohl!

Kammerj. So hör ich! Wahrhaftig recht ſehr wohl!

Moorl. Was wollen Sie damit ſagen?

Kammerj. Ihre Demoiſelle Schweſter hat einige Sommermonate auf dem Lande zugebracht?

Moorl. Ja.

Kammerj. Böſe Zungen ſind hämiſche Ausleger.

Moorl. Wie ſo?

Kammerj. Je nun Sie kennen die Welt. Was iſt natürlicher als daß eine junge Schweizerin die Landluſt zu genießen wünſcht? aber das Natürliche glaubt man nie. Stadtgeſchwätz iſt wie eine Champagner Bouteille. Der ehrbarſte Ruf iſt doch nur ein Kork der plötzlich Himmelan geſchnellt wird!

Moorl. Was gewiſſe Leute denken oder ſagen iſt mir gleichgültig.

Kammerj. Pochen Sie nicht zu ſehr auf Ihre Stoa. Auch ein Stein wird endlich vom Regentropfen gehölt. Trauen Sie der Warnung eines Freundes: etwas weniger Eifer für

die Bürgerſchaft, und etwas mehr Aufmerkſamkeit in Ihrem eignen Hauſe, ſonſt geht es Ihnen wie dem Kato und Marc Aurel ha! ha, ha.
(er hüpſt fort.)

Siebende Scene.

Die Vorigen ohne den Kammerjunker.

Moorl. Allbrand! was iſt das? — Bin ich denn ſchon ein Mährchen der Stadt geworden? daß Narren mir mit ihrer Schellenkappe um die Ohren klingeln?

Allbr. Der Windbeutel läßt keinen ungeneckt.

Moorl. Er mag ſich über mich luſtig machen ſo viel ihm beliebt, aber beym Teufel mein Weib und meine Schweſter ſoll er nicht antaſten, oder ich breche ihm den Hals!

Allbr. Lieber Moorland, wie viele Hälſe müßten Sie brechen, wenn —

Moorl. Wie? was? — Nennen Sie mir das Krähengezücht, das ſo gerne flattert und krächzt, wo es ein gefallnes Reh vermuthet. Ich will ein Exempel ſtatuiren! Ich

will

will die Hochadelichen Kaffeeſchweſtern, und wären ſie mit der Abyſſiniſchen Monarchie verwandt —

Albr. Lieber Moorland Sie vergeſſen ſich

Moorl. Nie, wenn von der Tugend meines Weibes die Rede iſt.

Albr. Sie bedenken nicht wo wir ſind.

Moorl. Und wären wir in der Kirche! ich würde den Prieſter vom Altare reißen der meine Emilie läſterte!

Albr. Die Kälte des Miniſters hat Sie übler Laune gemacht.

Achte Scene.

Vorige.

(Der Miniſter tritt aus ſeinem Kabinette.)

Miniſter. Hier iſt wohl gar ein Wortwechſel?

Albr. Bewahre der Himmel!

Miniſter. Haben Sie mir noch etwas zu ſagen Herr Syndicus?

Moorl. Nichts Ew. Excellenz.

Miniſter. So muß ich bitten in meinem Hauſe Ihr lebhaftes Temperament zu mäßigen.

Moorl. (ſich faſſend) Ich habe Unrecht — ich bitte um Verzeihung — es giebt Augenblicke wo die ſtärkere Natur den Wohlſtand erdroßelt.

Miniſter. Vermuthlich haben Sie Geſchäfte zu Hauſe?

Moorl. (empfindlich) Den Großen läſtig ſeyn war nie mein Fehler —

Miniſter. Man gewöhnt ſich zuweilen in Städten allerley Unarten an.

Moorl. (Noch empfindlicher) Freilich iſt die Vorzimmerluſt den Alpenbewohnern nicht zuträglich, ſie werden krank an Leib und Seele.

Miniſter. Die Kerkerluſt kurirt ſie zuweilen.

Moorl. Das meynten die Oeſterreichſchen Landvoigte vor 400 Jahren auch. Unterthäniger Diener (er geht ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne Moorland.

Miniſter. Landvoigte? was will er damit ſagen? wer waren die Landvoigte?

Aubr. Eine hämiſche Anſpielung auf die Geſchichte des Schweizer Bundes.

Miniſter. Der Pedant ſetzt voraus, jeder Weltmann müſſe die Geſchichte ſeines eignen Volks ſtudiert haben. — Aber was gab es hier?

Aubr. Ew Excellenz ſind unwillig und ich wünſchte nicht dieſen Unwillen zu vermehren. Er iſt, oder war wenigſtens mein Freund —

Miniſter. Ich kann das nicht leiden wenn man ſich um meine Fragen im Kreiſe dreht. Wer gilt Ihnen mehr, er oder ich?

Aubr. Ew. Excellenz ſind mein Wohlthäter, mein Beſchützer —

Miniſter. So reden Sie.

Aubr. Eigentlich war ein unbedeutender Scherz des Herrn Kammerjunkers die Veranlaſſung. Moorland ſchimpfte auf den ganzen Adel, er nannte ihn Krähengezüchte.

Mini=

Miniſter. Die Zunge iſt des Bürgers Waffe.

Albr. Als ich ihn freundſchaftlich warnte, zu bedenken wo wir wären; da lachte er, und verſicherte er würde den Prieſter am Altare nicht ſchonen.

Miniſter. Der Menſch iſt reif. Noch ein kleiner Windſtoß, und er fällt ab.

Albr. Mein armer Freund (Er wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge.)

Miniſter. Sie weinen?

Albr. So weinte Brutus als er ſeinen Sohn ſtrafbar fand.

Miniſter. Die Freundſchaft muß der Pflicht weichen. Allbrand ich habe Zutrauen zu Ihnen. Ihre ſchönen patriotiſchen Gedanken ſind noch in meinem Portefeuille, der Fürſt wird ſie leſen und belohnen. Erwerben Sie ſich indeſſen ein neues Verdienſt um den Staat und mich. Setzen Sie die Freundſchaft mit Moorland zum Schein fort, und beobachten Sie ihn ſcharf. Theilen Sie mir jeden Abend beim Auskleiden Ihre Bemerkungen mit. Mein Wort darf Ihnen

nen entſchlüpfen — Sie verſtehn mich. Mir liegt daran den Mann ganz zu kennen. (ab.)

Zehnte Scene.

Allbrand allein.

Nun warlich! Du haſt den Bock nicht zum Gärtner geſetzt. Moorland trabt ſelber in die Schlinge, er hat mir heute treflich vorgearbeitet. Dienſterlaſſung könnte ich auf der Stelle bewürken, aber dann flieht er mit Emilien, und was gewönn ich dabey? — Nur ſeine Entfernung gewährt mir Genuß oder Rache an der Spröden — Auch Rache iſt Genuß — Nothwendig bleibt es immer, den Entwurf jener patriotiſchen Gedanken von ihm heraus zu locken, damit kein Zeuge gegen mich ſpreche — Dann muß man den Bürgertrotz zu wecken ſuchen, der kommt dann natürlich auf Rechnung des Syndicus —

Eilfte

Eilfte Scene.

Pilz und Allbrand.

Pilz. (in der Thür) Pſt. Herr Secretair.

Allbr. Ha! ha, Pilz was bringſt Du?

Pilz. Sind wir allein?

Allbr. Ganz allein.

Pilz. Ich habe eine Entdeckung gemacht.

Allbr. Laß hören.

Pilz. Als ich dieſe Nacht, meiner Pflicht gemäß, auf den Straßen laure, ſehe ich ein Frauenzimmer über den Schloßplatz ſchleichen, reputirlich gekleidet, hinter ihr eine Magd mit einem Bündelchen unter dem Arme. Sie ſieht ſich ein paarmal ängſtlich um, ich denke wer muß das ſeyn? Als ſie in die Gegend des Brunnens kommt, bleibt ſie ſtehn und huſtet dreymal. Nicht lange ſo öfnet ſich die Hausthür von No. 312 — und die unbekannte Dame ſchlüpfet hinein. Aus rühmlicher Neubegierde wandle ich auf dem Schloßplatze noch ein Stündchen auf und nieder; ſchon wurde mir die Zeit lang als endlich die Thür ſich abermals öfnete, und das nämliche Frauenzimmer von einem Herrn Abſchied nahm und verſprach heute Abend wieder zu kommen, darauf trippelte ſie haſtig fort, und ich ſchlich ſachte hinterdrein bis zu ihrer Wohnung. Wer meinen Sie wohl daß es geweſen?

Albr. Irgend eine gutherzige Dirne.

Pix. Madame Moorland.

Albr. Du biſt raſend.

Pix. Nichts weniger. Ich will vier Wochen bey Waſſer und Brod ſitzen wenn Sie es nicht war. Sie ſchloß die Gartenthür auf. Als ſie im Dunkeln das Schlüſſelloch nicht gleich fand und ihren Schleyer zurück ſchlug, nahm ich den Augenblick wahr den Schein meiner Blendlaterne ihr ins Geſicht fallen zu laſſen. Da ſah ich ganz deutlich —

Albr. Wen hatte Sie beſucht?

Pix. Das wußte ich ſelbſt noch nicht, ich ließ endlich den Viertelmeiſter holen. Das Haus gehört einem alten Mütterchen; oben in der Dachſtube wohnt ein gewiſſer Hauptmann Ellicks, da ſah ich auch Licht hin und her wandeln, der hat ihr die Thür aufgemacht, ſie hinauf und herunter begleitet —

Als

Allbr. Unmöglich!

Pilz. Es iſt keine andere Mannsperſon im Hauſe.

Allbr. Kennſt du dieſen Hauptmann?

Pilz. Nein, aber er ſoll ein armer Teufel ſeyn.

Allbr. Menſch biſt du deiner Sache gewiß?

Pilz. Geben Sie mir Naſenſtüber bis an den jüngſten Tag, wenn Madam Wortland nicht in der vorigen Nacht den Hauptmann Ellfeld beſucht hat.

Allbr. Aber zum Henker was wollte ſie denn bey ihm?

Pilz. Ja das weiß ich nicht.

Allbr. Und heute Abend, ſagſt du, wird ſie wiederkommen?

Pilz. Heute Abend.

Allbr. (In den Bart murmelnd) Hm! — kann mir nicht denken, daß da etwas unanſtändiges — doch gleich viel — es hat wenigſtens den Schein — und läßt ſich bequem gegen beyde gebrauchen — ihn könnte es zu einer raſchen That verleiten — oder ſie durch

Zurück führen, — ja, ja, — es iſt ein herrlicher, ein koſtbarer Zufall! (zu Pitz) Und dieſer Hauptmann Ellfeld, ſagſt du, iſt arm?

Pitz. Wie der Viertelmeiſter behauptet.

Albr. Sehr arm?

Pitz. Er hat nicht das liebe Bred.

Albr. Deſto beſſer.

Pitz. Haben Sie ihn denn nicht geſehn? Er ſoll ſchon ſeit vielen Wochen bey Sr. Excellenz um eine Penſion betteln.

Albr. Der Nemliche? — vortreflich, führe mich zu ihm.

Pitz. Jetzt gleich?

Albr. Auf der Stelle.

Pitz. Wir haben nicht weit zu gehn. No. 312 auf dem Schloßplatze. (beyde ab).

Zwölfte Scene.

Ellfelds armſelige Wohnung.

Frau v. Ellfeld. (in einem weißen Negligé welches ſie überall beſieht) Zu fein, zu koſtbar für meine jetzige Lage — die liebe gute Frau — Nun ich wieder einmal aus dem Bette bin, und angekleidet, nun komm ich mir ganz geſund vor. Ein wenig Schminke, und niemand ſieht es mir an, daß ich zehn Tage am Rande des Grabes wandelte — Auch meine Hände haben wieder zugenommen, aber mehr noch meine Kräfte, ich kann wieder gehn und ſtehn, brauche mir weder am Staabe, noch an der Mauer fortzuhelfen. — Dank meiner Wohlthäterin! Dank der Liebe meines Karl — kommt er denn noch nicht? (Sie blickt durchs Fenſter) ich habe mich doch nur für ihn ſo ſchön geputzt, er wird ſich freuen — Manches mag wohl ſchief ſitzen (Sie zieht einen zerbrochenen Taſchenſpiegel hervor) ich war einſt gewohnt mich vor einem Toilettſpiegel in ſilbernen Rahm zu kleiden — Pfui! das ſoll mir keinen Seufzer koſten! habe ich doch meinen Karl noch! zwar ein Krüppel, aber ſein Herz ſchlägt noch für mich, und meine Hände werden ihn ernähren. — Als man ihn blutend vom Schlachtfelde trug — als du ſinnlos neben ihm knieteſt — hatteſt du damals einen andern Wunſch, ein anderes Gebet, als die Erhaltung ſeines Lebens? Nun er lebt! er lebt und ich bin glücklich!

Drey-

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Hauptmann Ellfeld.

Frau v. Ellfeld. (ihm entgegen) Kommſt du endlich, lieber Karl?

Ellfeld. (deſſen Schwermuth in Heiterkeit übergeht). Biſt du es wirklich?

Frau v. Ellf. Gefall ich Dir?

Ellfeld. (Sie umarmend) Verſtehſt Du die Antwort?

Frau von Ellf. Mein Herz iſt der Dollmetſcher.

Ellfeld. Aber haſt du dich nicht zu früh herausgewagt?

Fr. v. Ellf. Ich bin ganz geſund.

Ellfeld. Du ſiehſt noch ſo blaß aus.

Fr. v. Ellf. Heute will ich ſpazieren gehn, die friſche Luft ſoll mich ſchminken.

Ellfeld. Ein Rückfall könnte Dir das Leben koſten.

Fr. v. Ellf. Nein mein lieber Carl du wirſt mich noch nicht los.

Ellfeld. Ach was wäre ich ohne Dich!

Fr. v. Ellf. Haſt Du den Miniſter wieder nicht geſprochen?

Ellfeld. Doch.

Fr. v. Ellf. Haſt Du? — nun?

Ellfeld. Ach!

Fr. v. Ellf. So ſprich doch! wofür bin ich denn dein Weib? Ich habe ein Theilnahmerecht an deinem Kummer.

Ellfeld. Gutes Weib Gott lohne es Dir!

Fr. v. Ellf. Er dort! Du hier.

Ellfeld. Wodurch!

Fr. v. Ellf. Durch Liebe!

Ellfeld. (Ihr gerührt die Hand ſchüttelnd) Du verſtehſt die Kunſt einen Krüppel beneidenswerth zu machen.

Vierzehnte Scene.

Allbrand, die Vorigen.

Allbr. (im Hereintreten) Komm ich hier recht?

Ellf. Wen ſuchen Sie mein Herr?

Allbr. Den Hauptmann Ellfeld.

Ellf. Der bin ich.

Allbr. (fängt als er Frau von Ellfeld gewahr wird) Dieſe Dame?

Ellfeld. Meine Frau.

Allbr. Alſo verheirathet? (Wechſelſeitige Verbeugungen)

Ellfeld. Das ſcheint Sie zu wundern mein Herr? Darf ich fragen mit wem ich die Ehre habe zu reden?

Allbr. Da der Name eines Freundes nichts zur Sache thut, ſo bitte ich um die Erlaubniß den Meinigen verſchweigen zu dürfen.

Ellfeld. Sonderbar, die bekannten Freunde verlaſſen mich, und die unbekannten ſuchen mich auf.

Allbr. Ihr Schickſal iſt hart. Ich bin im Stande es zu mildern, ich gelte etwas beym Miniſter.

Ellfeld. Sie werden ſich dankbare Herzen verpflichten.

Allbr. Ich ſtehe Ihnen für eine anſtändige Penſion, wenn —

Ellfeld. Dieſes Wenn ſcheint eine Bedingung vorauszuſetzen. Bin ich im Stande, ſie zu erfüllen?

Allbr. Ich fordere Zutrauen und Verſchwiegenheit.

Ellfeld. Das iſt nicht zu viel für einen Bettler der ſeine Ehre rettete.

Allbr. Sie erhalten öftere Beſuche von Madame Moorland.

Ellfeld. Madam Moorland?

Fr. v. Ellf. Madam Moorland?

Allbr. Sollt ich mich irren?

Fr. v. Ellf. Heißt die Dame die uns mit Wohlthaten überhäuſt Madame Moorland?

Allbr. Wie? Sie kennen Sie nicht?

Ellfeld. Wir kannten bis jetzt nur ihr edles Herz.

Allbr. Ich weiß doch, daß ſie oft um Mitternacht —

Fr. v. Ellf. Ja das that ſie! Sie war mein rettender Engel, aus einer tödtlichen Krankheit.

Allbr. Und nannte ſich nie?

Ellfeld. Nie.

Allbr. Daran erkenn ich ſie, ſie iſt eine liebe, vortrefliche Seele.

Fr. v. Ellf. Das iſt ſie!

Ellfeld. Das iſt ſie!

Albr. Auch für die künftige Nacht verſprach ſie —

Fr. v. Ellf. Ja, ſie wird kommen.

Ellfeld. Und die Früchte ihres Wohlthuns genießen.

Albr. Sie könnten dieſer Dame einen Dienſt leiſten

Ellfeld. Mit meinem Blute!

Albr. Im Vertrauen: Ich bin ſo glücklich von ihr geliebt zu werden

Fr. v. Ellf. Iſt ſie unverheyrathet?

Albr. Sie iſt verheyrathet, aber unglücklich —

Fr. v. Ellf. Einer ſolchen Frau iſt auch im Unglücke ihre Pflicht heilig.

Albr. Ganz recht. Sie nährt darüber noch manche Vorurtheile.

Ellf. Vorurtheile mein Herr?

Albr. Die ſich mit der Zeit wohl abſchleifen werden, es käme nur vielleicht auf Sie an —

Ellf. Was?

Albr. Wenn Sie mir erlauben wollten an dieſen nächtlichen Zuſammenkünften Antheil zu nehmen — Ihre Wohnung iſt ſo heimlich und einſam — wenn ich hier allein mit ihr bleiben dürfte — oder Sie vielleicht gar durch vernünftige Ueberredungen gewiſſe kindiſche Bedenklichkeiten beſiegen hülfen. —

Elſf. (bebend vor Zorn) Armuth! Armuth! wer darf noch behaupten du erniedrigeſt nicht!

Fr. v. Elſf. (Sinkt in einen Seſſel) Ha! das iſt zu viel!

Albr. Ich will nicht hoffen, daß Sie mich mißverſtehn. Wegen der Penſion gebe ich Ihnen mein Wort, noch morgen ſoll das nöthige deshalb ausgefertigt werden. Doch ich ſetze meiner Dankbarkeit nicht ſo enge Schranken. (er zieht einen Beutel hervor) Dieſe Kleinigkeit mag Ihnen beweiſen —

Elſf. (Wüthend) Herr! ich kenne Sie nicht, aber wenn Sie nicht den Augenblick zur Thür hinaus gehen, ſo ſollen Sie empfinden daß ein ehrlicher Krüppel noch Kraft genug hat, einen Schurken zum Fenſter hinaus zu werfen.

Albr. Mir das?

Ellfeld. Ihnen, und wenn Sie auf der erſten Stuffe des Throns ſtänden. Fort, oder ich brauche mein Hausrecht.

Allbr. Ganz wohl mein Herr Hauptmann! Die Penſion haben Sie verſcherzt, und was ſonſt noch daraus entſtehen mag, werden Sie ſich ſelbſt beyzumeſſen haben (ab)

Funfzehnte Scene.

Vorige ohne Allbrand.

Ellfeld. Bube! mich wollteſt du zum Kuppler dingen, mich!

Fr. v. Ellf. Wer mag der Böſewicht ſeyn?

Ellfeld. Irgend ein Höfling, der uns nach ſich beurtheilt.

Fr. v. Ellf. Wir müſſen das der guten Frau verſchweigen.

Ellfeld. Du haſt recht, die Unſchuld wird ſchüchtern, wenn ſie Nachſtellungen ahndet; aber ich werde ſie nicht wieder allein nach Hauſe gehen laſſen.

Fr. v. Ellf. (Steht auf und ſchlingt ihren Arm um ihn) Carl! Wir haben dieſen Mittag ein

Gericht Kartoffeln, aber uns iſt beſſer zu Muthe als ihm.

Ellfeld. (Sie an ſeine Bruſt drückend) Unſere Herzen ſind rein.

Fr. v. Ellf. Er wollte die Armuth ſchänden.

Ellf. Um der Menſchheit willen behüte der Himmel jeden Böſewicht für Armuth! (Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Audienzzimmer des Miniſters.

Erſte Scene.

(Prunk ſitzt und lieſt, Allbrand tritt haſtig herein!)

Allbrand. Iſt der Miniſter zu Hauſe?

Prunk. Ja.

Allbr. Ich habe nothwendig mit ihm zu ſprechen.

Prunk. Wird ſchwerlich angehn.

Allbr. Warum nicht?

Prunk. Er ſpielt.

Allbrand. Deſto beſſer! hat er verlohren?

Prunk. Ich glaube.

Allbr. Deſto beſſer!

Prunk. Deſto ſchlimmer! —

Allbr. Sage er ihm ins Ohr —

Prunk. Wird mir antworten: Geh zum Teufel!

Allbr. Die Sache iſt äußerſt wichtig.

Prunk. Bey Hofe iſt manche Sache des Morgens wichtig, die des Abends mit unter die Karte gemiſcht wird.

Allbr. Ich muß durchaus —

Prunk. Sie werden Ihrer eigenen Sache ſchaden.

Allbr. Deſto beſſer!

Prunk. Nun auf Ihre Gefahr (geht ab.)

Zweite Scene.

Allbrand allein.

Hat er verlohren, ſo iſt er übler Laune, ungeduldig, die Augen am Spieltiſch, die Ohren hier; unterſucht nicht lange, ſagt Fiat! und ich ſiege — Getroſt Allbrand! das Glück winkt, der Zufall lächelt! daß ich eben jetzt dem Kammerjunker begegne, daß ich eben jetzt erfahren mußte, wie der Hauptmann ſich benommen. — Ein Umſtand reicht dem andern die Hand, alles wird ſo wahrſcheinlich —

Dritte Scene.

Albrand, **Prunk**, gleich darauf der **Miniſter**.

Prunk. Er kommt.

Albr. In welcher Laune?

Prunk. In ſo übler, daß ich nicht Luſt habe der Audienz beyzuwohnen (er geht durch die mittlere Thüre ab.)

Albr. Geh nur mein Freund, du wärſt auch überflüſſig.

Miniſter. (Verdrießlich) Nun was giebts?

Albr. Eine traurige Entdeckung.

Miniſter. Geſchwind.

Albr. Moorland iſt ein Verräther.

Miniſter. Neue Beweiſe gegen ihn?

Albr. Leider die ſprechendſten. Er unterhält verdächtigen Umgang.

Miniſter. Mit wem?

Albr. Da iſt ein gewiſſer Hauptmann Ellfeld.

Miniſter. Ich kenne den Zeiſig.

Albr. Nachtliche Zuſammenkünfte.

Miniſter. Wo?

Albr. Bey dem Hauptmann.

Miniſter. Sind Sie Ihrer Sache gewiß?

Albr. Moorland ſchleicht um Mitternacht in das Haus eines Menſchen, den er am Tage nicht zu kennen vorgiebt.

Miniſter. Sehr verdächtig! was wäre dabey zu thun?

Albr. Ich denke unmaßgeblich wenn man den Syndicus auf friſcher That ertappte —

Miniſter. So ſperrt man ihn zwiſchen vier Mauren.

Albr. Verſiegelt ſeine Papiere —

Miniſter. Und macht ihm den Proceß.

Albr. Wenn Ew. Excellenz mich zu dieſem Auftrag bevollmächtigen —

Miniſter. Allerdings — doch wenn ſeine Papiere nicht gegen ihn zeugten? der Fürſt verlangt behutſame Schonung.

Albr. Die Sache iſt außer Zweifel.

Miniſter. Wohlan!

Albr. Darf ich um einen ſchriftlichen Befehl —

Miniſter. (ungeduldig) Jetzt gleich?

Albr. Wenn Ew. Excellenz auch nur dem Polizeybeamten, der im Vorzimmer wartet, zu befehlen geruhen.

Miniſter. Wo iſt er?

Albr. (öfnet die Thür) Pilz!

Vierte Scene.

Pilz, die Vorigen.

Miniſter. Ich habe meinem Secretair einen gewiſſen Auftrag ertheilet, befolge er ſeine Befehle.

Pilz. (verbeugt ſich demüthig)

Miniſter. Bin ich nun fertig?

Albr. Wenn Ew. Excellenz nichts weiter zu erinnern haben;

Miniſter. Nichts weiter. Gott befohlen! verfahren Sie raſch und behutſam; Morgen früh erwarte ich Ihren Rappert. (er geht ab.)

Albr. (Sich die Hände reibend) Das geht vortreſſlich; (zu Pitz) komm er mit auf mein Zimmer, dort ſoll er ſeine Inſtruction empfangen. Nein, erſt ſuch er mir den Kammerjunker; er ſoll den Augenblick zu mir kommen. Befehle von Sr. Excellenz, von Sr. Durchlaucht, lauf' er. (Pitz läuft ab) Vortreflicher Einfall! Der Kammerjunker ſoll die Papiere verſiegeln. An ſeinem Entwurfe der patriotiſchen Gedanken liegt mir alles — alles — (geht ab).

Fünfte Scene.

Moorlands Wohnung. Jenny und Eduard Smith.

Jenny. (Mit irgend einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, von welcher ſie nur verſtohlen aufblickt.)

Smith. (Steht ihr gegen über, hinter einem Stuhl auf welchen er ſich lehnt und gafft ſie an. Pauſe)

Jenny. Mein Bruder läßt heute recht lange mit dem Eſſen auf ſich warten.

Smith. Daß Ihnen die Zeit lang wird iſt meine Schuld.

Jenny. Wie ſo?

Smith. Ich verſtehe nicht zu reden.

Jenny. Im Gegentheil. Bey Tiſche habe ich oft Ihre Gabe zu unterhalten bewundert.

Smith. Ich ſollte lieber dort ſchweigen und hier reden.

Jenny. Sehr natürlich, daß bey einem Mädchen der Stoff der Unterhaltung weniger mannigfaltig iſt.

Smith. Aber um ſo intereſſanter.

Jenny. Sie müßten in die Geheimniße des Modejournals eingeweiht ſeyn.

Smith. Was ich mit Ihnen ſprechen könnte, bleibt immer Mode.

Jenny. (Verlegen, nach einer Pauſe). Sind Sie ſchon lange aus Ihrem Vaterlande?

Smith. O ja.

Jenny. Und empfinden das Heimweh nicht wie wir Schweitzer?

Smith. O ja, zuweilen.

Jenny. Warum gehen Sie denn nicht hin? Ein Mann wie Sie kömmt überall fort.

Smith. Wollen Sie mich los ſeyn?

Jenny. Bewahre der Himmel!

Smith. Ich mag nicht allein in mein Vaterland zurückkehren.

Jenny. Nun, ſo heyrathen Sie.

Smith. Das will ich.

Jenny. Ich rathe Ihnen nicht dazu.

Smith. Warum nicht?

Jenny. Wenn Sie etwa glauben alle Ehen wären ſo glücklich, wie die meines Bruders, ſo irren Sie.

Smith. Ich glaube das nicht.

Jenny. Die meiſten ſind unglücklich.

Smith. Das glaube ich auch nicht.

Jenny. Ich habe das hundertmal geſehn. Ein paar junge Leute verlieben ſich, meynen, ſie können nicht ohne einander leben; tritt etwa ein geiziger Vater oder ein böſer Vormund in den Weg, ſo weinen und ſeufzen ſie ſo lange bis dem Alten das Herz bricht. Nun ſtehn ſie auf der Zinne von Fortunens Tempel, erblicken alle Reiche der Welt unter ſich, laufen in den Flitterwochen wie die Nachtwandler auf den Dächern herum, plötzlich rauſcht die Zeit vorüber, ruft ihre Namen, ſie erſchrecken, erwachen, und fallen herab.

Smith. Das iſt witzig, aber nicht wahr.

Jenny. Da liegen ſie im Sumpf der Langenweile, und ſehen ſich unmuthig an. Sind es gute edle Menſchen, je nun, ſo ertragen ſie ſich wechſelſeitig, und die liebe Gewohnheit kömmt ihnen zu Hülfe. Jeder wandelt ſeine ſteinichte Straße, und iſt froh: daß wenigſtens keine Dornen zwiſchen den Steinen wachſen.

Smith. Wenn aber Achtung die Mutter der Liebe war?

Jenny. Höchſtens eine Stiefmutter —

Smith. Wer über die Liebe raiſonniren kann, hat freylich nie geliebt.

Jenny. Und iſt zu beneiden.

Smith. Zu bedauren.

Jenny. Ein unbekanntes Glück hat keinen Reiz.

Smith. Ein falſcher Gemeinſpruch. Glauben Sie daß die Menſchen in den Bleyminen von Newcaſtle oder Derby ſich nie nach dem Anblick der Sonne ſehnen?

Jenny. Sie haben hohe Begriffe von der Liebe.

Smith. Und höhere noch von der Ehe. (er rückt mit ſeinem Stuhl ein wenig näher, doch ohne übrigens die Stellung zu verändern) Die Liebe knüpft zwey Weſen an einander, die Ehe ſchaft aus beyden Eins; die Liebe ſtürzt ihren Freudenbecher hinunter; die Ehe ſchlurft ihn tropfenweiſe und leert ihn nur am Rande des Grabes. Die Liebe iſt eine naſchende Raupe, bis ſie ſich einſpinnt in den Eheſtand, und dann als Schmetterling, reinere Nahrung aus Blumenduft ſaugt. Jahre verfließen, eine gute Frau wird nicht alt; Winter und Sommer wechſeln, eheliche Liebe bleibt warm. Der Kuß eines keuſchen Weibes iſt das Zeichen, womit die Natur ihren Segen ſpricht. Stürme rauſchen vorüber, wo Liebe haußt, im Arm einer braven Gattin wird jeder Kummer halb, jede Freude doppelt.

Jenny. Sie gerathen in Feuer.

Smith. (abermals etwas näher rückend) Wehe dem Mann, den weibliche Schönheit und Tugend kalt laſſen! Wer möchte mit ihm aus einem Becher trinken. Wehe dem Mann der ſich an ein gutes Weib gewöhnt wie an ſeinen Schlafrock! der ohne Dank hinnimmt was er täglich empfängt.

empfängt, und nur Gefühl für häusliches Glück hat, wenn es entflohen iſt. Schüttle, Zufall deine Kronen wie Schneeflocken herab! mir laß den einfachen Kranz der Liebe blühen! (er rückt abermals ein wenig näher) Finde ich was ich ſeit Jahren ſuche, das Ideal meiner Wünſche und Hoffnungen, dann gute Nacht ihr kleinen Tyrannen der Seele! Ehrgeiz, Ruhmſucht, Wißbegier! In meinem Herzen iſt nur Platz für die Liebe! ſtiller Genuß häuslichen Glücks, gemeinſchaftliche Bildung des Geiſtes, Freude an der Natur, unvergiftete Landluft, der Verläumdung zu fern, dem Neide zu klein, ruhige Thätigkeit und ſtille Liebe der Einſamkeit verſchwiſtert. — —

Jenny. (welcher alle Augenblick der Faden reißt) Unſere ſchönſten Träume werden ſelten erfüllt.

Smith. (Seinen Stuhl nach und nach ihr ganz nahe rückend) Daß ich liebe iſt kein Traum, aber daß ich mir ſchmeichele Gegenliebe zu gewinnen, iſt vielleicht ein kühnes Hirngeſpinſt. Zum erſtenmal fühle ich mein Glück abhängig von fremden Wohlwollen und zittere zum erſtenmale. Worte ſind armſelige Dollmetſcher, dieſes Zittern bürge für die Wahrheit meiner Empfindung!

Jenny. Smith was iſt Ihnen?

Smith. (Setzt ſich zu ihr und ergreift ihre Hand) Wenn ein Mann der es herzlich meynt — nicht reden kann — wenn ſeine Stimme bebt — weil ſich Thränen heraufdrängen — ſo iſt das wahre Liebe. —

Jenny. Smith, ums Himmelswillen —

Smith. Der Augenblick iſt da der das Glück meiner Zukunft entſcheidet. — ein ehrlicher Mann bittet um Ihre Hand — ein Liebender bittet um Ihr Herz. —

Jenny. Die Bewegung in der ich Sie ſehe läßt mich nicht an der Wahrheit Ihres Gefühls zweifeln — aber

Smith. Ich bin freylich nur von geringer Herkunft —

Jenny. Pfui das war es nicht was ich ſagen wollte.

Smith. Ich beſitze wenig, aber genug.

Jenny. Auch habe ich nie daran gedacht mein Herz zu verkaufen.

Smith. So ſey es der Preiß edler Liebe.

Jenny. Laſſen Sie mir Zeit, lieber Smith.

Smith. Ich danke Ihnen. (er küßt entzückt ihre Hand) Was wäre einem treuen Herzen willkommener, als die Verſicherung daß man es prüfen wolle?

Sechſte Scene.

Moorland, Emilie, und die Vorigen.

Emilie. (an der Hand ihres Gatten hereintretend) Da iſt er endlich, aber finſter.

Jenny. Was fehlt dir Bruder?

Moorl. Nichts — verdrüßliche Geſchäfte —

Emilie. Sonſt warſt du wenigſtens beym Eſſen heiter.

Moorl. Es wird vorübergehn.

Emilie. Wir haben dich dieſen Mittag ſo ſchmerzlich erwartet; ſonſt pflegteſt du wohl zu ſchicken wenn du einmal außer dem Hauſe ſpeiſen mußteſt.

Moorl. Vergieb mir, ich vergaß —

Jenny. Das hätteſt du heute am wenigſten vergeſſen müſſen. Du hätteſt überhaupt heute gar nicht ausbleiben ſollen.

Moorl. Der Miniſter. —

Jenny. Was Miniſter! Der Miniſter kann dir allenfalls einen Hofrathstitel verſchaffen, aber zum Vater kann dich nur Emilie machen. Ich dachte wir würden dieſen Mittag ein frohes Familienfeſt feiern; ich wollte heute auch einmal ein halb Glas Wein trinken, und dich hoffte ich mit einem Rauſche zu erblicken.

Moorl. (die Hand an die Stirn legend) Kommt mirs doch wirklich vor als ſey ich berauſcht.

Jenny. Wo haſt du dich denn den ganzen Nachmittag herum getrieben?

Moorl. Beym Thore — ſpazieren —

Jenny. Erſt klagt er über Geſchäfte, und dann geht er ſpazieren.

Moorl. Vergebt mir ich weiß ſelbſt nicht was ich rede.

Jenny. (verſtohlen zu Smith) Ein dunkler Schatten im Eheſtandsgemählde.

Smith. Was wäre Licht ohne Schatten?

Emilie. (zärtlich) Iſt dirs denn gefällig lieber Mann? das Eſſen wartet.

Moorl. Ja ſogleich — ich bin bereit.

Siebende Scene.

Allbrand und die Vorigen.

Allbr. Verzeihen Sie, daß ich ungemeldet — ein wichtiges Geſchäfte lieber Moorland bringt mich zu Ihnen.

Jenny. (ärgerlich) Schon wieder Geſchäfte?

Moorl. Geht nur voraus Kinder, ſetzt euch zu Tiſche, wir kommen bald nach.

Emilie. Aber lieber Mann, wir haben deine Lieblingsſchüſſel, ohne dich ſchmeckt es nicht.

Moorl. (mit erzwungener Zärtlichkeit) Geh nur liebe Emilie, in wenig Minuten bin ich bey dir.

Emilie. (langſam abgehend halb für ſich) Es iſt nicht wie es ſeyn ſollte.

Jenny. (ihr mit Smith folgend) Smith! Smith! wenn auch dieſes Beyſpiel zu würken aufhört —

Smith. Kein voreiliges Urtheil, liebe Miß (alle Drey ab)

Achte Scene.

Allbrand und Moorland.

Moorl. Nun Allbrand? Sie ſehen verſtöhrt aus?

Allbr. Und bin es.

Moorl. Neue Quaalen für mich?

Allbr. Leider.

Moorl. Reden Sie.

Allbr. Ich fühle zum erſtenmale, daß die Freundſchaft auch ſchwere Pflichten auferlegt.

Moorl. Wahrheit iſt die erſte.

Allbr. Und heiligſte. Ich erfülle ſie mit Thränen in den Augen. Freund, ſeyn Sie ein Mann! Sie trifft ein harter Schlag! am härteſten weil er von der geliebten Hand kommt.

Moorl. Von meiner Gattin?

Allbr. Sie iſt dieſes Nahmens unwerth.

Moorl. Beweiſe!

Allbr. Sie hält nächtliche Zuſammenkünfte mit dem Fürſten.

Moorl. Das iſt nicht wahr!

Albr. Wer hat inniger an ihre Tugend geglaubt als ich? Wer hat ſie redlicher vertheidigt als ich? mein Herz empört ſich, dieſes Weib ſtrafbar gegen dieſen Mann zu wiſſen — aber —

Moorl. Es iſt nicht wahr!

Albr. So ſprach ich auch, ſo lange noch ein Schatten von Möglichkeit übrig blieb. Als man aber jeden Zweifel durch Thatſachen widerlegte —

Moorl. (heftig mit den Füßen ſtampfend) Es iſt nicht wahr! kommen Sie zu ihr! gleich jetzt auf der Stelle!

Albr. Wollen Sie ſich ſelbſt die Mittel rauben die Wahrheit zu ergründen? Emiliens Thränen ſind keine Beweiſe.

Moorl. Und welche haben Sie?

Albr. Emilie verläßt ſeit einiger Zeit um Mitternacht Ihr Haus —

Moorl. (ergreift ihn heftig beym Arm) Albrand!

Albr. (fährt ruhig fort) Schleicht ohne Begleitung über den Schloßplatz —

Moorl. (faßt ihn mit beyden Händen und ſieht ihm ſtarr ins Geſicht) Weiter —

Albr. Schlüpft in das Haus einer Kupplerin —

Moorl. (mit erſtickter Stimme) Weiter —

Albr. Und findet dort den Fürſten.

Moorl. (packt ihn wüthend bey der Bruſt) Menſch! du lügſt!

Albr. Sie ſind in einer Lage, wo man dem Freunde alles verzeiht.

Moorl. Beweiſe!

Albr. Werden Sie Ihren Augen trauen?

Moorl. Und nur meinen eigenen Augen!

Albr. Gut ich bleibe bey Ihnen bis Mitternacht, wir gehen zuſammen.

Moorl. Ich halte Sie beym Wort!

Albr. Aber ohne Waffen.

Moorl. Wie ſpät iſt es?

Albr. 9 Uhr.

Moorl. Zu früh, zu früh!

Albr. Bis dahin Faſſung! Der verſäumte Augenblick kehrt nie wieder. Emiliens Läugnen, wird alsdann den Argwohn nicht von Ihrer Seele wälzen, und Sie müſſen ein qualvolles

Leben an der Seite einer Gattin zubringen, deren Unſchuld Sie wünſchen und deren Verbrechen Sie ahnden würden.

Moorl. Ich bin gefaßt.

Albr. Am beſten wäre es, Sie ſähen ſie bis zur Mitternachtsſtunde nicht wieder. Schöpft Emilie Verdacht, ſo geht ſie nicht.

Moorl. Sie wird nicht gehn.

Albr. Sie wird.

Moorl. Ich erdroßle den Verläumder.

Albr. Wenn Emilie unſchuldig iſt.

Moorl. Sie iſt unſchuldig.

Albr. Sie war es einſt.

Moorl. Kommen Sie zu ihr, ſehen Sie ihr ins Geſicht und ſchämen Sie ſich.

Albr. Lavater kann hier nichts entſcheiden.

Moorl. Sie iſt Mutter —

Albr. Deſto ſchlimmer.

Moorl. Nennen Sie den Verläumder.

Albr. Ich höre kommen. Ums Himmelswillen verrathen Sie ſich nicht.

Neunte

Neunte Scene.

Emilie, die Vorigen.

Emilie. Lieber Mann, wir haben dich den ganzen Tag entbehrt! der Abend ſey für uns. Wir können nicht ohne dich eſſen, uns ſchmeckt kein Biſſen; mir vollends gar nicht. Sind eure Geſchäfte noch nicht beendigt? — Herr Secretair iſts Ihnen gefällig mit uns vorlieb zu nehmen?

Albr. Ich bitte mich zu entſchuldigen.

Emilie. (ſanft freundlich) Wenn Sie unſern kleinen Familienzirkel nicht erweitern wollen, ſo verengern Sie ihn wenigſtens nicht.

Albr. Wider meinen Willen.

Emilie. Und was müſſen das für Geſchäfte ſeyn, die meinem guten Moorland ſeine ſanfte Heiterkeit rauben? — Mein Gott wie du mich anſtarrſt — lieber Mann, darf ich nicht wiſſen was dich drückt?

Moorl. Willſt du es wiſſen?

Albr. Ein unangenehmer Verfall im Dienſt, nichts weiter.

Emilie. Kann ich auch weder rathen noch helfen, ſo iſt liebevolle Theilnahme doch nie unwillkommen.

Moorl. Nimmſt du Theil an mir?

Emilie. Welche Frage! —

Moorl. Du ſiehſt mich ſo freundlich an?

Emilie. Und du mich ſo wild!

Moorl. Du haſt das nicht verdient.

Emilie. Ich weiß nicht.

Moorl. Nein bey Gott nicht! (er ſchließt ſie in ſeine Arme)

Albr. Wir vergeſſen unſere Geſchäfte.

Emilie. Dein Betragen iſt ſo ungewöhnlich —

Moorl. Mein Herz iſt unverändert.

Emilie. Das hoffe ich

Moorl. Wie deines —

Emilie. Dann bin ich glücklich!

Albr. Beſſer Sie trennen ſich für jetzt, nur nach vollbrachter Arbeit iſt die Ruhe ſüß. Ich denke wir verſchließen uns in Ihr Studierzimmer, denn vor Tages Anbruch mögten wir wohl kaum fertig werden.

Emilie. Die ganze Nacht?

Moorl. Fällt dir das auf?

Emilie. Es wird deiner Geſundheit ſchaden. Du haſt ſeit vielen Wochen ſo wenig geſchlafen —

Moorl. Du willſt alſo ich ſoll ſchlafen?

Emilie. Ich wünſchte es herzlich.

Moorl. (mißtrauiſch) Würklich?

Emilie. Wie kannſt du zweifeln?

Allbr. Freund, die Mitternachtsſtunde naht heran.

Moorl. Ha! — gute Nacht Emilie!

Emilie. Wir ſehen uns dieſen Abend noch wieder?

Moorl. Ich hoffe es nicht.

Emilie. Du hoffſt es nicht?

Moorl. Vergieb, ich bin zerſtreut — kommen Sie Allbrand — gute Nacht Emilie!

Emilie. Du giebſt mir nicht einmal einen Kuß?

Moorl. (ſchließt ſie bewegt in ſeine Arme) Es iſt nicht der Letzte!

Emilie. Da ſey Gott für!

Moorl. (ſich losreißend) Nein es iſt nicht möglich! (er ſtürzt in ſein Zimmer)

Al:

Lord. ([illegible]) Haben Sie die Güte zu befehlen, daß uns niemand ſtöhre. (ab)

Zehnte Scene.

Emilie allein.

Emilie. Es muß etwas wichtiges vorgefallen ſeyn ---- und er ſagt es mir nicht! — er muß einen ſchweren Kummer auf dem Herzen tragen — und er theilt ihn nicht mit mir! was habe ich ihm gethan? — (ſie weint)

Eilfte Scene.

Jenny und die Vorige.

Jenny. Du allein? wo iſt mein Bruder?

Emilie. Dort. Sie haben Geſchäfte die ganze Nacht.

Jenny. Du haſt geweint?

Emilie. Ja.

Jenny. Was iſt vorgegangen?

Emilie. Ich weiß es nicht.

Jenny. War mein Bruder unartig gegen Dich?

Emilie. Ach nein! aber er iſt nicht wie ſonſt.

Jenny. Was fehlt ihm?

Emilie. Allbrand ſagt, es ſey im Dienſt etwas vorgefallen —

Jenny. Nun ſo gieb dich zufrieden, es wird vorüber gehn —

Emilie. O ja — doch hoffe ich — aber ich kann dir nicht beſchreiben, wie ängſtlich mir zu Muthe iſt, ich muß weinen wider meinen Willen.

Jenny. (halb für ſich) Das iſt nun eine von den beſten Ehen, dennoch Kummer und Thränen.

Emilie. Meinſt du, ich möchte Deine Freiheit gegen dieſen Kummer eintauſchen? — Nein! auch ſind es kindiſche Thränen — bald wird die Hand der Liebe ſie abtrocknen.

Zwölfte Scene.

Smith, die Vorigen.

Smith. Soll ich heute ganz allein eſſen?

Jenny. Für dießmal, ja!

Emilie. Eſſen Sie lieber Smith ich habe keinen Hunger.

Jenny. Ich auch nicht.

Smith. Und der Herr Syndicus?

Jenny. Hat Geſchäfte.

Smith. Sie ſehen beyde ſo verſtört aus — iſt hier etwas vorgefallen?

Emilie. Nichts.

Jenny. Gar nichts.

Smith. Ich will nicht unbeſcheiden ſeyn. (er geht ab).

Jenny. Soll ich dir Geſellſchaft leiſten?

Emilie. Ich wünſchte lieber allein zu ſeyn.

Jenny. Wie du willſt; ich tauge heute auch nicht zur Geſellſchaft — zwar hätte ich dir wohl recht viel zu ſagen — aber es iſt nicht der Augenblick. Gute Nacht Schweſterchen.

Emilie. Gute Nacht.

Jenny. Mein Klavier wird dich doch nicht ſtören?

Emilie. O nein

Jenny. Mozart ſoll mir die Grillen vertreiben. (ſie geht ab)

Emilie. (allein) Dir die Muſik und mir die Wohlthätigkeit — dort werde ich vergeſſen was mich vielleicht grundlos ängſtigt — aber ganz allein ohne Moorlands Wiſſen? ich will ihn rufen — ich will es ihm ſagen, — aber dann iſt die Freude an ſeinem Geburtstage dahin. — Auch iſt er heute ſo unfreundlich — St! was iſt das? hörte ich nicht meinen Namen nennen? Wie kömmt mein Name unter ihre Geſchäfte. Soll ich — Pfui! horchen — das ſey ferne von mir. Aber nun darf ich gar nicht anklopfen; man könnte glauben ich hätte gehorcht. Wozu auch? — er wird mich nicht vermiſſen — und wenn auch — er kennt mich. — Doch lange will ich mich heute nicht aufhalten; nur wenige Minuten, mir zum Troſt. Ach Gott gebe daß ich ihn morgen heiterer ſehe (ſie geht ab).

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Straße. Nacht.

Erſte Scene.

Pix, ein Korporal mit Wache.

Pix. Macht kein Geräuſch. Klau, verbirg dich hier mit deinen Leuten, und ſobald du Lärm hörſt, ſpring hervor (Der Korporal verbirgt ſich mit der Wache, Piz öfnet die Blendlaterne und zieht die Uhr heraus) Dreyviertel auf Zwölf. Lange wird es nicht mehr dauren. Aber ich verſtehe nicht ein Wort von der ganzen Geſchichte. Die

Frau ſündigt und dafür ſoll der Mann büßen. Nun, was geht es mich an, Ordre muß parirt werden St, ich höre kommen — geſchwind auf meinen Poſten (er verbirgt ſich nahe bey einer Hausthüre.)

Zweite Scene.

Der Kammerjunker in einen Mantel gehüllt.

Hier war es ungefähr — nahe der Hofapotheke — Uf! wie ich unter dem dicken Mantel ſchwitze! oder macht das Abentheuer mich warm? Es gefällt mir nicht. Es kömmt mir vor als habe Allbrand meinen Oheim übertölpelt, und mich obendrein. Einen lockern Schelmenſtreich mache ich wohl mit, aber die Schurkenſtreiche ſind mir zuwider — doch das mag er ſelbſt verantworten (er tritt in eine Ecke) Hier ſteh ich verborgen — aber wenn es noch 10 Minuten dauert ſo geh ich meiner Wege

Dritte

Dritte Scene.

Moorland, Allbrand, die Vorigen.

Allbr. Hier ſind wir auf dem Platze.

Moorl. Und das Haus?

Allbr. Sehn Sie da oben wo das Licht brennt.

Moorl. Fühlen Sie wie mein Herz klopft.

Allbr. Ein ſchrecklicher Augenblick für einen liebenden Mann.

Moorl. Es iſt die fürchterlichſte Stunde meines Lebens (man hört die Uhr ſchlagen)

Allbr. Die Glocke ſchlägt 12. —

Moorl. Es klingt wie eine Todtenglocke.

Allbr. Verſprechen Sie mir noch einmal Faſſung.

Moorl. Sie ſehn wohl, daß ich jetzt nichts verſprechen kann.

Allbr. Vergeſſen Sie nicht, daß der Fürſt nahe iſt.

Moorl. Sie gießen Oehl in die Flamme.

Allbr. Wie leicht könnte er in der Beſtürzung, ein tyranniſches Mittel ergreifen.

Moorl. Er laſſe mich durch ſeine Trabanten morden — eine Wohlthat!

Albr. Reden Sie nicht ſo laut.

Moorl. Warum nicht? meynen Sie Emilie werde uns hören? — o ſie wird nicht kommen!

Albr. Das gebe Gott!

Moorl. Dann will ich morgen zu ihren Füßen ſtürzen — ihr alles bekennen — Dieſen Abend noch — Ich wecke ſie auf — Küſſe und Thränen ſollen die Wange röthen, welche nie über ein Verbrechen erröthen durfte.

Albr. St, ich höre gehen.

Moorl. (am ganzen Körper bebend) Iſt es ein weiblicher Fußtritt?

Albr. So däucht es mir. — Aber ums Himmelswillen Ihre Zähne ſchlagen an einander.

Moorl. Ich friere. (er bleibt zitternd ſtehn).

Vierte Scene.

Emilie, die Vorigen.

Emilie. (trippelt leiſe über den Platz: als ſie vor dem Hauſe ſteht huſtet ſie).

Hauptmann Ellfeld. (tritt aus der Thür) Ich erwartete Sie ſchon.

Emilie. Wie iſt es oben?

Ellf. Recht gut (Beyde gehn in das Haus)

Allbr. Hörten Sie?

Moorl. Allmächtiger Gott! Sie war es.

Allbr. Sind Sie nun überzeugt?

Moorl. Noch nicht aber bald!

Allbr. Wo wollen Sie hin?

Moorl. Iſt das eine Frage? (er ſtürzt auf das Haus zu)

Allbr. Geh nur!

Pilz. (tritt hervor) Halt! im Nahmen des Fürſten ſind Sie mein Gefangener.

Moorl. (verſtummt) Was?

Pilz. Wache! (Die Wache umringt Moorland: Allbrand zieht ſich ſtill zurück)

Moorl. Wißt Ihr wer ich bin?

Pilz. Eben der den ich ſuche.

Moorl. Ha! das iſt zu viel!

Pilz. Folgen Sie mir!

Moorl. Wohin?

Pilz. Wohin ich Sie zu bringen Befehl habe.

Moorl. Ich will in dieſes Haus.

Pilz. Zwingen Sie mich nicht Gewalt zu brauchen.

Moorl. Barmherziger Gott vernichte mich! (gegen das erleuchtete Fenſter) Fluch dir Emilie! Höre mich! höre mich in den Armen deines Buhlers! Fluch dir! Fluch deinem Verführer. (Die Wache ſchleppt ihn fort, und die letzten Worte verhallen in der Ferne)

Allbr. (tritt wieder hervor) Wie er tobt! wenn doch Pilz ſo geſcheit wäre, ihm den Mund zu verſtopfen. Er iſt im Stande die ganze Straße zu wecken.

Kammerj. (tritt hervor) Allbrand ſind Sie es?

Allbr. Ach Herr Kammerjunker! Ich danke für Ihre Pünktlichkeit.

Kammerj. Faſt gereuet ſie mich.

Allbr. Warum?

Kammerj. Wer war das Frauenzimmer das hier herein ſchlüpfte?

Allbr. Vermuthlich eine Mitverſchworne.

Kammerj. Warum nahmen Sie nicht den ganzen Klub gefangen?

Allbr. Die übrigen ſind noch nicht reif.

Kammerj. Warum fluchte Moorland ſeinem Weibe?

Allbr. Weil er von Sinnen war

Kammerj. Ich wollte, ich läge in meinem Bette. — Was habe ich nun zu thun?

Allbr. Wir folgen der Wache von ferne. So bald der Gefangene abgeliefert worden, ſoll Pilz Sie nach Moorlands Hauſe begleiten.

Kammerj. Und denn?

Allbr. Sie wiſſen ja, die Papiere.

Kammerj. Warum holen Sie ſie nicht ſelbſt?

Allbr. Weil ich nicht überall zugleich ſeyn kann. Meine Gegenwart iſt anderswo nothwendiger. Kommen Sie nur, das Uebrige ſage ich Ihnen unterwegens. (Beyde ab)

Fünfte Scene.

Ein Zimmer in der Burg. Nacht. **Eva. Kroll.**

Eva. (Spinnt bey einer Lampe und nickt dazwiſchen vom Schlafe überwältigt. Der Burgvoigt Kroll ſitzt am Tiſche mit der Brille auf der Naſe, und lieſt in einem Romanen —

Kroll. Siebentes Kapitel. Wie Sultan Bajazet vom Tamerlan in einen eiſernen Käfigt geſperret worden. Es geſchahe im Jahre 1402 daß eine blutige Schlacht — — Eva du ſchläfſt —

Eva. Lieſz nur, ich höre alles.

Kroll. Nun, was habe ich denn geleſen?

Eva. Von den Blinden und Lahmen.

Kroll. Recht Eva. Bajazet war blind auf einem Auge und Tamerlan hinkte. Aber du nickſt ſchon wieder.

Eva. Die Augen fallen mir zu.

Kroll. Ich weiß auch gar nicht wo der Gefangene bleibt? Es iſt ſchon Mitternacht.

Eva. Wer er nur ſeyn mag.

Kroll. Der Herr Gevatter Pilz wollte nicht heraus damit.

Eva. Je, wir müſſens ja doch einmal erfahren.

Kroll. Freylich von Amtswegen. (man hört klopfen, er legt Buch und Brille weg) Hörſt du, jetzt kommen ſie (er geht hinaus mit dem Lichte)

Eva. Da läßt er mich im Finſtern ganz allein. Ich wohne nun ſchon drey Jahre auf der Burg, aber ohne Licht bleibe ich ungern zehn Minuten. Nun iſt mir aller Schlaf vergangen. Horch wie jeder Fußtritt in den gewölbten Gängen wiedertönt - - Die Pforte knarrt — die Angeln kreiſchen — eine garſtige Muſik für den armen Menſchen, den ſie zu uns herauf ſchleppen — Muß doch wohl ein Vornehmer ſeyn, weil Gevatter Pilz das Zimmer mit den ledernen Tapeten für ihn beſtellte.

Sechſte Scene.

Moorland, Pilz, Kroll und Eva.

Kroll. Gott behüte! geſtrenger Herr Syndicus, ſind Sie es?

Eva. Je du mein Himmel geſtrenger Herr Syndicus —

Pilz. Nun, nun, Frau Gevatterin nur nicht ſo viele Worte.

Moorl. (ſteht in ſich gekehrt mit verſchränkten Armen, ohne zu bemerken was um ihn herum vorgeht).

Kroll. Hm! hm! Hätte würklich eher des Himmels Einfall vermuthet.

Eva. Iſt mir doch der Schreck wie Bley in die Fuße geſunken.

Pilz. Ja in der Welt gehts bunt.

Eva. Das iſt nicht bunt, Herr Gevatter, das iſt ſchwarz. Einen ſolchen Mann wie der Herr Syndicus, den die Armen ſegnen —

Kroll. Der jedem ſein Recht wiederfahren läßt —

Eva. Der den Kindern auf der Straße aus dem Wege geht —

Pilz. Aber Sr. Durchlaucht haben befohlen —

Kroll. (zieht die Mütze ab) Nun freylich Sr. Durchlaucht —

Eva. Wer weiß was man dem guten Herrn vorgelogen hat.

Pilz. Frau Gevatterin, bewahre Sie ihre Zunge.

Eva. Ich meyne nur ſo, der Fürſt iſt doch auch ein Menſch.

Pilz. Aber ein Menſch von Gottes Gnaden!

Kroll. Freylich wohl!

Pilz. Und alſo Gevatter Kroll, von Amtswegen! Hier iſt euer Gefangener, Ihr haftet für ihn!

Kroll. Schloß und Riegel ſollen wohl für ihn haften.

Pilz. Es darf Niemand zu ihm. Habt Ihr mich verſtanden?

Kroll. Vollkommen.

Pilz. Gute Nacht.

Kroll. Gute Nacht. (er begleitet ihn hinaus, nachdem er vorher noch ein Licht angezündet).

Eva. [illegible] wohl wiſſen, wo die [illegible] Nacht [illegible]kommen ſollte, wenn man einen ehrlichen Mann ins Gefängniß geſchleppt hat! Ich habe nichts damit zu ſchaffen: aber was gilt's, ich werde die ganze Nacht kein Auge zuthun. Wie er daſitzt, der arme Mann! — Faßt Euch Muth geſtrenger Herr Syndicus — böſes Wetter trifft den frommen Kirchengänger, wie den Buben, der zum Saufgelag ſtolpert. Aber wo Herz und Gewiſſen warm ſind, da trocknen die Kleider geſchwinde. Er ſieht und hört nicht. — Bin freylich nur eine arme Bürgersfrau, ſchlecht und recht, kann mir's nicht herausnehmen einen gelehrten Herrn zu tröſten.

Kroll. (kommt zurück)

Eva. Sieh doch nur Benjamin, unſer Gaſt hat weder Leben noch Odem, ſtarrt vor ſich hin in den Winkel, als ob er was unheimliches dort gewahr würde. Gewiß und wahrhaftig, es kommt einem ein Grauen an, wenn man ihm lang zuſieht.

Kroll. Nun mein Herr Syndicus, müſſen ſichs nicht ſo ſehr zu Herzen nehmen, es hat ſchon mancher vornehme Mann bey mir verberget, und iſt mit Ehren entlaſſen worden.

Eva. Wir drücken Niemanden. Wer zu uns kömmt hat ſchon ſchwer genung zu tragen. Wir helfen wo wir können.

Kroll. Die Burg iſt noch lange kein eiſerner Kaſten.

Eva. Ach Benjamin, das iſt alles in den Wind geredet. Man muß nun eine Ader ſchlagen.

Kroll. (faßt Moorl an und ſchüttelt ihn ſanft auf) Geſtrenger Herr Syndicus.

Moorl. (auffahrend) Wer ſeyd Ihr? was wollt Ihr? — wo bin ich?

Kroll. Je du lieber Himmel! kennen Sie mich denn nicht?

Moorl. (betrachtet ihn nachdenkend vom Kopf bis zu den Füßen) Ich kenne Niemand — — Ich kenne Niemand!

Eva. Haben Sie denn vergeſſen? —

Moorl. Vergeſſen? — (ſich mit der Hand vor die Stirn ſchlagend) Nein ich habe nicht vergeſſen!

Kroll. Befehlen Sie nicht zur Stärkung ein Glas Wein? ſo gut wir ihn haben.

Moorl. Trinkt! Trinkt ehrlicher Mann, wohl den Trunkenen!

Eva. Laß ihn zufrieden Benjamin, du ſiehſt, er iſt unwirrſch.

Kroll. Wollen Sie ſich zur Ruhe legen? meine Eva hat ein gutes Bett bereitet.

Moorl. Ruhe? ha! ha! ha!

Eva. Sind es freylich zu Hauſe beſſer gewohnt.

Moorl. Zu Hauſe?

Eva. Du lieber Gott wie wird die Frau Liebſte ſich härmen!

Moorl. (geht wütend auf ſie zu) Weib warum höhnſt du mich?

Eva. O weh! er iſt von Sinnen!

Moorl. Wollte Gott! (es wird unten geklopft.)

Kroll. Man klopft ſchon wieder. Wer muß das ſeyn? (er will gehn)

Eva. Nimm mich mit Benjamin. Hier bleibe ich nicht allein (beyde ab)

Moorl. (ſteht einige Augenblicke unbeweglich, dann ringt er die Hände und läßt ſie in den Schooß ſinken. Sein Blick fällt auf den Ring von Emiliens Haar. Er zieht ihn haſtig vom Finger ſchleudert ihn von ſich, und ſpricht, indem er ſeine Bruſt packt) O könnte ich dich ſo aus meinem Herzen reißen!

Siebende Scene.

Allbrand, Kroll und ſein Weib, Moorland.

Kroll. (im Hereintreten) Wenn Sr. Excellenz es ſo befohlen haben —

Allbr. Auf meine Verantwortung. Er läßt uns allein.

(Kroll und Eva gehn hinaus. Allbrand nähert ſich Moorland der ihn nicht bemerkt; nach einer Pauſe) Iſt das der Lohn für Lieb' und Bürgertreue?

Moorl. Wer ſpricht da? Allbrand! auch Sie im Kerker?

Allbr. Eine Lüge kam der Freundſchaft zu Hülfe. Des Miniſters Name öfnete mir die Pforte.

Moorl. Alſo nicht Gefangener? Doch freilich warum Sie. Es war ja nicht Ihr Weib.

Albr. Armer gemißhandelter Freund!

Moorl. Was wollen Sie hier?

Albr. Troſt.

Moorl. Iſt etwa mein Haus abgebrannt? einen Bettler kann man tröſten, nicht einen liebenden betrogenen Gatten!

Albr. Rath!

Moorl. Rath einem Hülfloſen im Strudel? wollen Sie mir vielleicht einen Strohhalm nachwerfen?

Albr. Hülfe.

Moorl. Kann man Weibertreue ſtützen wie ein morſches Gebäude? Kann man Liebe und Zutrauen wieder anzünden wie ein verloſchenes Licht?

Albr. Nein, aber der Mann der eine Schlange im Buſen erwärmte, kann ſie von ſich ſchleudern, und muthig ſeine Straße wandeln.

Moorl. Auch wenn ſie ihren Zahn in ſein Herz ſchlug? auch wenn ihr Biß ſeine Lebenskraft vergiftete?

Albr. Kannte Moorland nur das Glück der Liebe und Häuslichkeit? Hat die Natur ihn nicht zum Wohl ſeiner Mitbürger, mit großen Gaben ausgerüſtet? findet der Edle nicht oft die Ruhe wieder, indem er anderen ſchafft was er ſelbſt verlor? — Zerſtreuung — Thätigkeit —

Moorl. In Feſſeln! ha! ha! ha!

Albr. Scheint hier allein die Sonne? Soll nur dieſer undankbare Boden die Früchte Ihres redlichen Fleißes tragen? — Wird nicht Ihr Vaterland ſtolz ſeyn, einen Mann wieder zu erobern, der aus ſeinem Schooße hervorgieng?

Moorl. Mein Vaterland! warum mußte ich es verlaſſen!

Albr. Fliehen Sie Freund! und trinken Sie aus den Quellen Ihrer Alpen Vergeſſenheit dieſes ſchändlichen Undanks. Vergeſſen Sie ein Weib Ihrer Liebe unwerth; nur den Freund nicht, der ſich ſelbſt vergißt, indem er Sie um Trennung bittet.

Moorl. Ich fliehen? — Die Unſchuld ſich verkriechen?

Allbr. Wer war es, der einſt den unſchuldigen Socrates tadelte weil er ſich weigerte ſeine Feſſeln abzuſchütteln?

Moorl. Ehrlicher Allbrand! Sie träumen wachend. Welche Mittel zur Flucht —

Allbr. Das ſey meine Sorge.

Moorl. Wiſſen Sie auch was Sie wagen?

Allbr. Ich weiß es, und für Wen!

Moorl. Mann, Sie knüpfen zwiſchen mir und der Menſchheit wieder einen Faden an. Aber ich kann nicht fliehen, und meine Ehre zwiſchen den Zähnen der Verleumdung zurücklaſſen. „Moorland iſt fort, würde es heißen, warum „ward er gefangen? und warum iſt er fort? „warum mußte er ſich der Gerechtigkeit entziehen? —“ Meynen Sie man werde antworten: ſein ganzes Verbrechen war der Beſitz eines ſchönen Weibes?

Allbr. Leider nein! denn man hat bereits die Farbe zum übertünchen gemiſcht.

Moorl. Hat man würklich? Nun?

Allbr. Sie ſollen ein Jacobiner ſeyn.

Moorl. Da haben wirs! — und die Beweiſe?

Allbr. Konnte, wie man ſagt, ſelbſt Ihre Frau nicht liefern.

Moorl. Konnte nicht? — aber wollte doch?

Allbr. (zuckt die Achſeln)

Moorl. Heraus Allbrand! keine Schonung! ein Dolchſtoß mehr oder weniger, darauf kömmts nicht an.

Allbr. Nach der erſten Beſtürzung über Ihre Gefangennehmung —

Moorl. Wo blieben Sie?

Allbr. Ich ſtand nahe. Anfangs folgt' ich Ihnen die Straße hinab; dann dacht ich wieder, es ſey beſſer, an der Quelle zu kundſchaften. Ich war noch ganz betäubt. Das eigentliche warum begriff ich wohl, aber den Firniß den man darüber pinſeln werde —

Moorl. Geſchwind, um Gotteswillen!

Allbr. Ich kehrte zurück — da fand ich an der Ecke der Straße des Fürſten Kammerdiener, in einen weiten Mantel gehüllt, er lauerte auf die Rückkunft ſeines gnädigen Herrn.

Moorl. (Wütend) Die Ehre meines Weibes einem Kammerdiener preiß zu geben!

Allbr. Wir kennen uns von alten Zeiten —

Moorl. Und da vertraute er Ihnen?

Albr. Es war eingefädelt von langer Hand —

Moorl. Und von **hoher** Hand! ha! ha!

Albr. Es gelang mir, den Menſchen treuherzig zu machen. Ihre Frau hat lange widerſtanden.

Moorl. (bitter) wahrhaftig?

Albr. Sie hat geweint, gekniet —

Moorl. Ey wie rührend! —

Albr. Der Fürſt iſt jung, ſchön, überredend —

Moorl. Sehr natürlich! —

Albr. Dem guten Weibe ſtack auch wohl der Adel noch im Kopfe — Der Fürſt verſprach ein Diplom für Sie —

Moorl. Wie! Ehre!

Albr. Beförderung am Hofe —

Moorl. Freilich! — das konnte nicht fehlen.

Albr. Sie haben durch Ihre Hitze einen Querſtrich gemacht.

Moorl. Ueber den Tölpel von Hitzkopf!

Albr. Sie haben dem Fürſten in die Hände gearbeitet; denn ihm war es nie Ernſt, Sie in der Nähe zu dulden. Schon lange ſuchte er Gelegenheit, ließ Ihnen auflauern. —

Moorl. Und ertappte mich im zärtlichen Gehäge.

Albr. Noch ſind Sie ihm furchtbar. Der Kammerdiener zweifelte daß man Sie in dieſem leidlichen Gefängniße laſſen werde. Eine Feſtung an der Gränze —

Moorl. Ha! ha! ha!

Albr. O Freund! mir blutet das Herz! kommt es dahin, ſo ſind Sie verlohren! dort wo Sie niemand kennt, wo ein Fürſtenwort Sie zum Verbrecher ſtempelt; wo keine Freundesſtimme, nicht einmal ein Brief in Ihren Kerker dringt. —

Moorl. Gott iſt überall!

Albr. Kein Wunder wird den Triumph der Bosheit hemmen — Fliehen Sie weil es noch Zeit iſt. Hier können mein Einfluß, meine Verbindungen Ihnen nützen, dort vermag ich nichts.

Moorl. Ich appellire an das Geſetz, man muß mich hören!

Albr. Geſetz? Wären Sie der erſte lebendig Begrabene? wozu Sie hören? weiß man etwa nicht, daß Sie unſchuldig ſind? Will man es denn laut werden laſſen? liegt der Ehre des Fürſten nicht daran, Ihnen ein ewiges Stillſchweigen aufzulegen? Sie ſind ein Fremdling; Sie haben keine Verwandte, keine Verbindungen in der Stadt, wer wird fragen wo Sie geblieben ſind?

Moorl. Aber Emilie! — Ich begreife wohl daß Sinnlichkeit und Ehrgeitz ein Weib zur Buhlerin erniedrigen können; doch auch Buhlerinnen haben Herzen. Die Schaam kann ſich verhüllen und fliehen, doch das Gedächtniß ergreift die Schwelgende auf dem Roſenlager, und verzerrt das Lächeln der Wolluſt in krampfhaftes Zucken. Die Rückerinnerung wird ſie ergreifen, wie ich aus Liebe, um Liebe ihr alles geopfert, wie ich zwey Jahre lang ſie auf meinen Händen und in meinem Herzen getragen! wie ich keine Freude kannte ohne Sie! und keinen Kummer wo ſie war — o! — o! —

Albr. Sie zerreißen mein Herz.

Moorl. Und dieſes Weib könnte mein Verderben wünſchen?

Albr. Das kann Sie nicht; aber ſie wird es wünſchen müſſen. Der Schrecken ſich entlarvt zu ſehn, die Furcht vor Ihrer Rache, wird ihr den Wunſch auspreßen.

Moorl. Sie war ſo gut — Wenn ſie den kalten Schweiß auf meiner Stirne ſähe —

Albr. Sie würde ihre Schaamröthe im Buſen des Wollüſtlings verbergen.

Moorl. Ha! — Albrand! um Gotteswillen ſchüttle mich daß ich erwache!

Albr. Wollte Gott! es wäre nur ein Traum! Sahen Sie denn nicht wie Sr. Durchlaucht ihr in der Hausthür die Hand reichte?

Moorl. War er es ſelbſt?

Albr. Erkannten Sie ihn denn nicht?

Moorl. Eine Mannsgeſtalt —

Albr. Er war es.

Moorl. Teufel!

Albr. Hörten Sie denn nicht?

Moorl. Ich hörte nichts.

Allbr. Mit welchen Schmeichelworten er ſie empfing. Hörten Sie denn nicht das Gelächter hinter der Hausthüre, als der Policeybeamte Sie arretirte?

Moorf. (wütend) Gelächter (ſich faſſend) doch nur des Fürſten, nur Er konnte lachen. Nein Allbrand! nein bey Gott! Emilie hat nicht gelacht!

Allbr. Möglich daß ich mich geirrt habe.

Moorf. Sehn Sie Allbrand — ein geliebtes Weib kann zur Verbrecherin herabſinken, ſie kann meinen Nahmen ſchänden und mein Herz zerreißen — ich werde mich von ihr trennen — und weinen — aber (mit ſteigender Wuth) wenn es ihr möglich war, in dem Augenblick zu lachen, als Unſchuld und Tugend ſich unter den Füßen eines Fürſten krümmten; als ihr betrogener Gatte gemishandelt wurde. (er zieht ſeine Hand blutig aus dem Buſen) Sich da, ich Thor! habe in mein eigenes Fleiſch gewütet —

Allbr. Gräßliche aber gerechte Wuth!

Moorf. Wenn Sie dieſe blutigen Nägel ſähe —

Allbr. Auf Moorland! ein Scheidebrief für die Syrene.

Moorl. Recht! Scheidung — nur der Tod ſollte mich von ihr trennen; nun ja ſie iſt todt! ich ringe die Hände über ihrer Leiche! — Gott wird mir helfen dieſe Täuſchung feſthalten! — ich bin ja ſo leicht zu täuſchen — Emilie todt! — wie mich das tröſtet, ich kann wieder weinen! — (er bricht in Thränen aus.)

Allbr. Ich brauche nur einen Tag um Ihre Flucht vorzubereiten —

Moorl. Allbrand! laſſen Sie mir ein Trauerkleid machen.

Allbr. Fliehen Sie in die Arme Ihres alten Vaters.

Moorl. Ein Trauerkleid Allbrand!

Allbr. Nehmen Sie Ihre Schweſter mit ſich.

Moorl. Ein Trauerkleid! um meine verſtorbene Emilie!

Allbr. Freund das iſt unmännlich; wollen Sie ſich zum Schatten härmen, indeß die Buhlerin im Arm der Wolluſt Ihrer ſpottet?

Moorl. Spott? nein Allbrand! eine gefallene Emilie ſpottet nicht.

Albr. Wer ſo fallen konnte — doch gleichviel. In 24 Stunden ſind Sie auf der Landſtraße nach Baſel. Nur daß vorher die Heuchlerin erfahre, ſie ſey entlarvt! daß ſie ihres ſchändlichen Triumphs nicht ſo ſicher genieße — ein Briefchen Moorland, voll Kälte, Verachtung — ein Scheidebrief —

Moorl. Meinen Sie, die fürſtlichen Trabanten würden einen Brief von mir an Emilien —

Albr. Ich ſelbſt übergebe ihn, in Gegenwart des Fürſten will ich vor ſie treten, mit einem Blick will ich ſie faſſen —

Moorl. Allbrand Sie ſelbſt wollten —

Albr. Mein Ehrenwort darauf.

Moorl. Wohlan!

Albr. He da! (Kroll tritt herein mit Eva) Feder und Dinte.

Kroll. Ich weiß nicht — es wird nicht jedermann verſtattet —

Albr. Auf mein Wort.

Kroll. Das Nebenzimmer iſt dem Herrn Syndicus beſtimmt, dort wird er alle Bequemlichkeit finden.

Moorl. Ich bin ſogleich wieder bey Ihnen (Kroll leuchtet ihm in das Nebenzimmer und kommt dann wieder zurück.)

Albr. (für ſich) Endlich! das hat Mühe gekoſtet!

Eva. (hervortretend) Der arme Herr! gewiß iſt er unſchuldig.

Albr. Vielleicht.

Eva. Was ſollte er doch wohl verbrochen haben? wenn es erlaubt iſt zu fragen.

Albr. Verbrochen? wer kann das wiſſen — ein Staatsgeheimniß. Man ſpricht zweydeutig —

Eva. Der Himmel wird ſeine Unſchuld an den Tag bringen.

Albr. Ja Mutter! wenn er ſich nur mit dem Himmel beſſer ſtünde.

Eva. Wie ſo?

Albr. Man behauptet — ich will es nicht nachgeſagt haben — aber freylich — in der Kirche ſahe ich ihn nie.

Eva. Er wird doch nicht —

Albr. Die Verführung iſt groß. Gottloſe Bücher, und übermüthige Vernunft haben ſchon manchen braven Mann zum Freygeiſt gemacht —

Eva. Ein Freygeiſt! bewahre der Himmel!

Albr. Daß er keinen Teufel glaubt weiß ich aus ſeinem eigenen Munde.

Kroll. Keinen Teufel! Eva wie wird dir?

Albr. Der Fürſt iſt ein frommer Herr, ich vermuthe —

Kroll. Ey da hat der Durchlauchtigſte Fürſt ganz recht gethan.

Albr. Ihr ſeht Kinder, daß euer Mitleid übel angebracht iſt.

Eva. Mitleid? Mit einem Menſchen der keinen Teufel glaubt!

Kroll. Schlimm genug, daß wir unter einem Dache mit ihm hauſen müſſen.

Albr. Ich rathe euch, ihn kurz zu halten.

Kroll. Tragen Sie keine Sorge.

Albr. Außer mir darf niemand mit ihm ſprechen.

Kroll. Niemand als der Satan, Gott verzeih mir die Sünde!

Allbr. Am wenigſten ſeine Frau, hört ihr? — ihr ſelbſt thut beſſer euch gar nicht mit ihm einzulaſſen. Seine glatte Zunge könnte euch bethören.

Eva. Meinen Glauben wird er nicht erſchüttern. Aber die Kinder, Benjamin, die Kinder müſſen nicht zu ihm kommen!

Kroll. Ich werde ein Schloß vor die Thür hängen.

Eva. Nein, nun bedaure ich ihn gar nicht mehr. Ich dachte er hätte ſich etwa an Sr. Durchlaucht vergangen, eine Kaſſe beſtohlen, oder ſo etwas dergleichen, das kann auch dem Frömmſten wiederfahren. Aber keinen Teufel zu glauben!

Achte Scene.

Moorland (kommt zurück mit einem Billet in der Hand. Er reicht's Allbrand) Hier!

Allbr. (winkt Kroll und Eva ſich zu entfernen, entfaltet und lieſt für ſich) Zu wild — zu leidenſchaftlich — kalter Hohn wäre beſſer geweſen, dieſe Wuth wird ſie kitzeln; doch (indem er das Billet in die Taſche ſtecken will) Was der Schreiber vergaß, ſoll der Bote hinzufügen.

Moorl. (ergreift haſtig ſeinen Arm) Freund! wenn wir uns irrten — wenn ſie unſchuldig wäre — dieſer Zettel würde ihr das Leben koſten!

Albr. (erſtaunt) Unſchuldig?

Moorl. Freylich — ich bin ein Thor! — haben wir doch ſelbſt geſehn — ich habe nichts geſehn aber Sie —

Albr. (nachdrücklich) Ich ſah und hörte den Fürſten.

Moorl. Ganz recht — und Sie ſind nur allzugewiß, daß Ihre Sinne Sie nicht betrogen haben — man hat Beyſpiele —

Albr. Ich war ein kalter Zuſchauer.

Moorl. Freylich, nur die Nacht hätte ſie täuſchen können — die Dunkelheit —

Albr. Der Mond ſchien hell.

Moorl. Auch wahr — und die ganze Begebenheit durch einen bloßen Zufall zu erklären —

Albr. Dünkt mich lächerlich.

Moorl. So iſt es — ſtecken Sie das Billet ein — halt; (mit ſichtbar ſteigender Angſt) Nicht wahr Allbrand, es iſt unmöglich daß Emilie unſchuldig ſey?

Allbr. So ſcheint es mir allerdings.

Moorl. Der Fürſt konnte von ungefähr — doch nein! das läßt ſich nicht denken. — Und was wollte Emilie? zu wem wollte ſie? Nein! nein! ſie iſt ſtrafbar! — Das Band iſt zerriſſen! Gehn Sie — ſchildern Sie ihr meine Leiden — bringen Sie ihr meinen Fluch! — Halt um Gotteswillen! ich bin Vater! Emilie iſt Mutter! — geben Sie mir das Billet zurück.

Allbr. Freund Sie ſetzen mich in Erſtaunen. Ich muß für Sie denken und handeln. Ich muß Ihre Ehre retten. Seit vier Jahren feſſelt ein ſchimpfliches Band Emilien an den Fürſten, glauben Sie daß Emilie den Vater ihres Kindes habe verlaſſen können?

Moorl. Allbrand! Sie reden ſchrecklich.

Allbr. Wollen Sie einen Baſtard erziehen?

Moorl. Sie ſaugen mir den letzten Blutstropfen vom Herzen.

Albr. Wollen Sie ſich zum Spott des ganzen Landes herabwürdigen?

Moorl. Ha Rache!

Albr. Verachtung! verachten darf der Edle, rächen nur das Gewiſſen.

Moorl. Suchen Sie auch ein Gewiſſen, wo Tugend und Liebe ſo lange geheuchelt wurden?

Albr. Es liege immerhin in einer dicken Rinde, der Wurm des Todes frißt ſie endlich durch.

Moorl. Nun dann, Tod! wenn du ſie einſt hinwirfſt auf das buhleriſche Lager; wenn kein Atlaspolſter weich genug iſt ihr Ruhe zu geben, und die Fenſter dicht verſchleyert werden müſſen, damit kein Lichtſtrahl ihr mattes Auge trift; köſtlicher Wein aus fürſtlichen Kellern ihre dürren Lippen vergebens reizt; keine kühlende Ptiſane ihr ſchwarzes Blut verdünnt; wenn gemiethete Krankenwärter um Mitternacht entſchlummert ſind, und ihr hülfloſes Aechzen kaum ihren Schooßhund weckt; dann erſcheine ihr meine Geſtalt, von der düſtern Nachtlampe beleuchtet,

grinze

grinſe ſie hohläugigt an, winke, drehe und verſchwinde — fort, fort mit dem Billet!

Albr. Faſſen Sie ſich Freund! — Ich gehe. Der Fürſt ſoll Wahrheit von mir hören. Wahrheit iſt eine Fürſtengeißel (ab) (wie er geht, tritt Kroll herein, nimmt ein Licht und folgt ihm)

Moorl. (nach einer langen Pauſe) Er iſt fort — was bin ich noch? — alle Bande ſind zerriſſen! nur das ſchlechteſte, das Band des Lebens, löſt ſich langſam altervoll. Hinab! hinab in die Grube! ich habe nichts mehr von den Menſchen zu bitten, als eine Handvoll Erde auf meine Gebeine.

Kroll. (der Albrecht hinunter leuchtete und nun mit Eva zurück kömmt) Mit Gunſt, will der Herr auf ſein Zimmer gehn? Dies hier iſt das Meinige.

Eva. Wir haben um des Herrn willen die ganze Nacht durchwacht.

Moorl. Verzeiht mir guten Leute!

Kroll. Ja, ja, verzeih Ihm Gott!

Eva. Und helfe einem jeden von böſen Irrwegen auf die rechte Straſe (mit einem frommen Seufzer.)

Moorl. (halb zu ſich) Vom Irrwege iſt noch Rettung; aber in den Abgrund darf man dem Zerſchmetterten nur nachſehen, und weinen! Ihr verſteht mich nicht. Gute Nacht (er geht in ſein Zimmer).

Kroll. O ja Herr, wir verſtehn ihn nur gar zu wohl (er verſchließt und verriegelt die Thür).

Eva. Haſt du gehört? er ſprach vom Abgrunde.

Kroll. Der Hölle vermuthlich.

Eva. Ach du lieber Himmel!

Kroll. Komm zu Bette.

Eva. Wer keinen Teufel glaubt, der glaubt auch nicht an die lieben Engelein. Wie kann der ruhig ſchlummern? (Beide ab)

Zehnte Scene.

Moorlands Wohnung (faſt ausgebrannte Lichte.)

Thomas. (ſitzt und ſchlummert, eine Uhr liegt neben ihm auf dem Tiſch. Er fährt im Schlaf in die Höhe, reibt ſich die Augen, ſieht nach der Uhr, ſchüttelt den Kopf und ſteht auf.) Schon drey Uhr! das wird mir zu bunt! ſo lange blieb er nie weg. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt — daß er mich auch nicht mitnehmen wollte! — Du, bleibſt zu Hauſe, ſagte er, und ſah ſo verſtöhrt dabey aus — Es wird mir angſt und bang — wenn ich nur nicht ſo ganz allein wäre — wo zwey beyſammen ſind, da findet ſich doch immer hier ein wenig Rath, und dort, ein wenig Troſt — Unſere Frau darf nichts hören, die würde ſich todt ängſtigen. Aber ich denke ich wecke Mamſell Jenny auf, vielleicht weiß ſie mehr als ich — Mag ſie es übel nehmen oder nicht. Als ſie die Pocken hatte, habe ich manche Nacht bey ihr gewacht, ſo kann ſie wohl nun den alten Thomas beruhigen — Ja, ja ich thue es. Mag ſie doch ſchelten. Noth hat kein Gebot (er klopft an eine Seitenthür) Mamſellchen! — Mamſellchen! — das iſt jung, das ſchläft feſt (er klopft wieder) Mamſell Jenny!

Jenny. (inwendig) Wer klopft?

Thomas. Der alte Thomas klopft.

Jenny. Was willſt du?

Thomas. Ich will wiſſen wo unſer Herr iſt. Es hat ſchon drey geſchlagen. Werden

Sie

Sie nicht böſe. Ich wußte mir in der Angſt nicht anders zu helfen (es wird drauſſen ſehr ſtark an die Hausthure geklopft)

Thomas. (nach dem Licht rennend) Poz Wetter da kommt der Herr. Nun Gott ſey Dank! Hätte ich die Mamſell doch lieber ſchlafen laſſen. (er geht ab.)

Eilfte Scene.

Jenny. (tritt im Neglige' aus ihrem Schlafzimmer) Nun? was ſoll das heißen? Warum wurde ich geweckt? iſt irgendwo Feuer? — Der alte Menſch jagt mich aus dem Schlafe und läuft davon — Welch ein Getöſe auf der Treppe? — was ſoll der ſpäte Beſuch?

Zwölfte Scene.

Kammerjunker, Pilz, Thomas und Jenny.

Kammerj. (zu Thomas) Zurück Tölpel! du wirſt ſchon erfahren was wir wollen. (Jenny erblickend) Ha ha! meine ſchöne Dame! ſo ungern ich den Auftrag übernahm Ihre Ruhe zu ſtören, ſo ſüß belohnt mich dieſer reitzende Anblick.

Jenny. Herr Kammerjunker ich begreife nicht —

Kammerj. Auf Befehl Sr. Durchlaucht komme ich mich der Papiere Ihres Herrn Bruders zu bemächtigen.

Jenny. Sie ſcherzen vermuthlich?

Kammerj. (auf Pilz deutend) Der ſtrenge Ernſt meines Begleiters verbietet mir jeden Scherz.

Jenny. Mein Gott was iſt das?

Kammerj. Kleinigkeit! Verſchwörung — Staatsverbrechen — kein Geſchäft für eine Dame — denn es iſt kein Amor im Spiele. — Doch ich vergeſſe daß meine Geſellſchaft Ihnen immer läſtig war. Erlauben Sie daß ich die Befehle Sr. Durchlaucht eilig vollziehe.

Jenny. Ich verſtehe Sie nicht Herr Kammerjunker, und es wird am beſten ſeyn, daß ich meinen Bruder wecken laſſe.

Kammerj. Diesmal hat der Herr Bruder uns geweckt; ob er ſelbſt eines ruhigen Schlummers genieße, muß ich faſt bezweifeln, denn die

Quartiere in der Burgveſte ſind nicht allzubequem.

Jenny. Was ſagen Sie? mein Bruder —

Kammerj. Iſt ſeit einer halben Stunde Gefangener auf der Burg.

Thomas. (ſchlägt die Hände zuſammen) Mein Gott!

Jenny. Unmöglich! welches Verbrechen? —

Kammerj. Er wollte auf den Staat anwenden, was nur in der Liebe gilt: Freyheit und Gleichheit —

Jenny. Verläumdung!

Kammerj. Um ſo weniger haben Sie in Anſehung ſeiner Papiere zu befürchten. Pilz verwalte Er ſein Amt.

Jenny. Mein Herr, ich werde nicht zugeben —

Kammerj. Es thut mir leid, daß ich zum erſtenmale in meinem Leben einer Dame ungehorſam ſeyn muß.

Thomas. (der vor Wuth berſten möchte, und heimlich zu Jenny) Mamſell ſoll ich den Kutſcher und den Stallknecht heraufholen?

Jenny. Sey ruhig Thomas. Herr Kammerjunker ich verlange eine ſchriftliche Ordre zu ſehen.

Kammerj. Mademoiſelle, ich ſtehe im Dienſt des Fürſten. Dieſer Polizeybeamte und die Wache unten im Vorhaus beweiſen hinlänglich daß ich nur höherm Befehl gehorche. Wie viel lieber wäre ich ohne dieſes furchtbare Gefolge nur auf galante Abentheuer ausgegangen, wenn Ihre Strenge —

Jenny. Sie werden unverſchämt —

Thomas. (in den Bart brummend) Ja unverſchämt.

Kammerj. Sie ſprechen vermuthlich mit Ihrem Bedienten.

Thomas. Der war nie unverſchämt.

Kammerj. Kerl.

Thomas. Herr ich bin ein Schweitzer, ein freyer Mann.

Kammerj. Ha! ha! ſpielſt du hier auch eine Rolle?

Jen=

Jenny. Schweig Thomas! Geh und laß meine Schwägerin aufwecken.

Thomas. (unwillig abgehend) Leute die des Nachts in die Häuſer einbrechen — ich weiß wohl was bey mir zu Lande (er brummt die letzten Worte in den Bart).

Kammerj. Ich habe ſchon zu lange verweilt. So viel ich mich erinnere iſt dies hier das Studierzimmer des Herrn Syndicus. Pilz! folge Er mir.

Jenny. Herr Kammerjunker! auf Ihre Verantwortung —

Kammerj. Darf ich bitten, mir die Schlüſſel vom Schreibpult —

Jenny. Die trägt mein Bruder bey ſich.

Kammerj. So werden wir uns ohne Schlüſſel behelfen müſſen.

Jenny. Herr, ich warne Sie zum letztenmale. Mit Tages Anbruch erfährt der Fürſt —

Kammerj. Ich Unglücklicher! daß ich gezwungen bin, die Warnungen einer ſo liebenswürdigen Dame in den Wind zu ſchlagen

(er geht mit Pitz, der eine Laterne trägt in Moorlands Studierzimmer.)

Jenny. (allein) Ich zittre — ich weiß nicht wie mir geſchieht — ach Gott! wie wird meine arme Schwägerin erſchrecken! wenn nur nicht traurige Folgen —

Thomas. (kommt zurück mit unruhiger Eile) Neuer Jammer!

Jenny. Nun?

Thomas. Unſere Frau iſt auch fort!

Jenny. Unmöglich!

Thomas. Gar nicht zu Bett geweſen — Maria ſchlich hinein, öfnete die Vorhänge, rief leiſe Madam — keine Antwort. Sie tappte mit der Hand auf das Bette, alles kalt. Endlich holte ſie die Nachtlampe — nichts zu ſehen und zu hören!

Jenny. Mein Gott was ſoll das heiſſen?

Thomas. Sie wird bey dem Herrn ſeyn.

Jenny. Wie könnte ſie erfahren haben —

Thomas. Wer weiß! — Sie hat vielleicht eine ſchlimme Ahndung gehabt. Wenn man ſich liebt ſoll dergleichen öfters geſchehen.

Jenny. So bin ich dann ganz allein im Hauſe!

Thomas. Fürchten Sie nichts Mamſell! der alte Thomas iſt hier, und der liebe Gott iſt auch hier! Wenn ich nur den Kutſcher und Hausknecht wecken dürfte, die ſollten bald hier rein ſeyn —

Jenny. Geh hinauf Thomas, geſchwind! wecke Herrn Smith auf.

Thomas. Potz Wetter! Herr Smith, den haben wir ganz vergeſſen (er läuft fort)

Jenny. (allein) Schicklich oder unſchicklich; Angſt fragt nicht nach Wohlſtand.

Dreyzehnte Scene.

Kammerjunker, Pilz mit den Papieren und Jenny.

Kammerj. Alles vollbracht. Ich bitte nochmals um Verzeihung und wünſche Ihnen einen ſüßen Morgenſchlummer.

Jenny. Noch einen Augenblick mein Herr. Der Schreiber meines Bruders wird ſogleich hier ſeyn. Sie werden wenigſtens die Güte haben ihm zu ſagen, welche Papiere —

Kammerj. Welche, Mademoiſelle? Alle, Alle!

Jenny. Er iſt ein Geſchäftsmann, und weiß beſſer was er hier fordern oder verweigern darf. —

Kammerj. Der Herr Schreiber hat hier nichts weder zu fordern noch zu verweigern. Verſteht ſich dieſe Papiere betreffend. Was er ſonſt hier fordern möchte — ich bin zu beſcheiden um darnach zu fragen.

Jenny. Mein Herr, Sie ſollten wenigſtens das Unglück ehren.

Kammerj. Ich ehre die Rechte der Schönheit, und würde untröſtlich ſeyn, wenn eine ſchlafloſe Nacht dieſe Wange noch länger bleichen ſollte. — Komm Pilz wir ſtöhren hier. (er macht eine tiefe hämiſche Verbeugung, und ſie gehn.)

Jenny. (allein. Sie weint: nach einer Pauſe) Warum wein' ich? warum empfinde ich in dieſem Augenblicke eine Beleidigung die mir wiederfährt? — Ich fühle daß es jetzt nicht Zeit iſt zu weinen — Mein armer Bruder! meine arme Schwägerin — o daß ich ein Fauenzimmer bin! — Doch das ſoll mich nicht abhalten. Ich will ſelbſt zum Fürſten.

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen, **Smith.**

Smith. Thomas erzählt mir Wunderdinge.

Jenny. Rath! Hülfe! lieber Smith.

Smith. Moorland gefangen? die Papiere verſiegelt? Ihre Schwägerin fort?

Jenny. Alles wahr.

Smith. Ein vermaledeytes Land!

Jenny. Was ſollen wir thun?

Smith. Nach England gehn, und dort als freye Menſchen leben.

Jenny. Aber jetzt? —

Smith. Zwiſchen Furcht und Hoffnung des Tages Anbruch erwarten.

Jenny. Und dann?

Smith. Dann Miß, mein Wort darauf! ich befreye Ihren Bruder.

Jenny. Aber wie?

Smith. Wie? (er denkt einen Augenblick nach) Ja — jetzt muß ich reden — Meine liebe Miß, es giebt gute Bücher in der Welt, die der Kenner brochirt und ungebunden ließt, die aber der Hofmann aus ſeiner Bibliothek verwirft, weil ſie nicht reliés en maroquin ſind. Ein ſolches Buch iſt Redlichkeit in Bürgerherzen und Unſchuld im ſchlichten Rock. Beyde werden im Vorzimmer ein Spiel der Kammerdiener.

Jenny. Soll das mein Troſt ſeyn?

Smith. Keineswegs, ich wollte Ihnen nur beweiſen, daß Ihr Bruder verlohren iſt, weil ſeine Tugend ächt, und die Schnallen auf ſeinen Schuhen unächt ſind; beym Höflinge iſt das umgekehrt.

Jenny. Mein Gott iſt jetzt der Augenblick zu ſolchen Bemerkungen? (unwillig)

Smith. Grade jetzt, Miß! Sie glauben vielleicht, ich ſey kalt? ich fühle weniger bey dem was hier vorgefallen? — Sie irren. Nur die Gewohnheit — ich habe dergleichen Tauſendmal erlebt. Der Menſch beſitzt die edle

Gabe ſich an alles zu gewöhnen, nur nicht an Glück und Ruhe.

Jenny. Und wohin führen endlich alle dieſe Sentenzen?

Smith. Zu der traurigen Nothwendigkeit durch Scheidemünze zu ſiegen, wo Seelenadel nur ein Schaupfennig iſt. Ich werde zum Miniſter gehn, ich werde ihm ſagen, daß ich Lord Sidney bin. —

Jenny. Smith wachen Sie?

Smith. Ich werde ihm ein Empfehlungsſchreiben unſers Miniſters vor die Augen halten, und was gilt die Wette, der Lord wird Gehör finden, wo man den Schreiber mit Hohn zurück gewieſen hatte.

Jenny. Smith, reden Sie im Ernſt?

Smith. Ja liebe Miß, der Sonderling dem Sie Liebe einflößten, legte ſeinen Rang ab, zu einer Zeit, als er noch zweifelhaft war, ob er als Lord Ihnen mehr gelte als ein ehrlicher Mann.

Jenny. Ich erſtaune —

Smith. Warum? Liebe und Laune haben noch größere Verwandlungen gewürkt.

Jenny. Milord —

Smith. Pfui! — Milord wird hingehen um Ihren Bruder zu retten, und Eduard Smith wird zurück kommen, um Ihre Hand zu werben. Dann habe ich ein feines Guth in Warwickſhire, eine wahre Schweitzergegend, der nichts mangelt, als jene ſelben Bewohner, Freyheit und Liebe, die Gegenfüßler der Höflinge. Was meynen Sie Miß? es iſt doch gut, daß ich reich bin, dort würden wir alle genug haben.

Jenny. Ich bin unfähig Ihnen jetzt darauf zu antworten.

Smith. Warum? Sie finden keinen wieder, der es ehrlicher mit Ihnen meinte als ich.

Jenny. Soll die Noth gewähren was Liebe heiſcht?

Smith. Das iſt brav gedacht, ich will Ihnen nichts abtrotzen. Reue iſt überall ein ſchlimmer Gaſt. Kehrt er bey der Liebe ein, ſo frißt er den Werth — Der Tag bricht an, ich gehe zum Miniſter.

Jenny. Und ich in meines Bruders Kerker.

Smith. Ihre Hand Miß (ſie reicht ihm die Hand, er ſchüttelt ſie) **Ich kann nicht viele Worte machen, aber Gott verdamme mich, ich liebe Sie!** (geht ab)

Jenny. Wie iſt mir geſchehn — ich bin betäubt — pfui Jenny! verläugne das Weib, gedenk deines armen Bruders — Geld und Thränen ſollen mir den Zugang öffnen. (ab)

Fünfzehnte Scene.

Die armſelige Wohnung des Hauptmann Ellfeld. — **Herr und Frau v. Ellfeld und Emilie.**

Emilie. Alles recht gut, meine liebe Freundin, Appetit und Schlaf ſind freylich die Kennzeichen der wiederkehrenden Geſundheit; und Gottlob man ſieht es Ihnen an, Sie haben ſich ſeit drey Tagen ſichtbar erholt. Aber Sie müſſen ſich noch ſchonen.

Ellfeld. Das predige ich ihr immer.

Fr. v. Ellf. Das Wetter war ſo ſchön —

Emilie. Aber kühl.

Fr. v. Ellf. Der Spaziergang iſt mir ſo gut bekommen. Die friſche Luft, die Sonnenſtrahlen — ich ſog neue Kraft mit jedem Athemzuge.

Emilie. Dann hätten Sie ſich aber zeitig zu Bette legen ſollen.

Ellf. Das ſagt ich auch.

Fr. v. Ellf. Ich habe einige Stunden ſanft auf dem Sofa geſchlummert. Ich konnte mir die Freude unmöglich verſagen, meine Wohlthäterin geſund zu empfangen.

Emilie. Wenn ich ja dieſen Nahmen verdiente, ſo bin ich nun belohnt. Zum erſtenmale verlaſſe ich Sie mit leichtem Herzen. Es iſt ſpät. (ſie greift nach ihrer Saloppe) Wann wir uns wiederſehn werden, kann ich diesmal nicht beſtimmen.

Ellfeld. Sollte es zwey dankbaren Menſchen nicht erlaubt ſeyn, Ihnen in Ihrem Hauſe aufzuwarten?

Emilie. In meinem Hauſe? da müßt ich Ihnen ja ſagen wer ich bin, und wo ich wohne.

Ellf. Wär es denn nicht grauſam uns das noch länger zu verſchweigen?

Emilie. Lieber Hauptmann, laſſen Sie mir meine Grille. Sie verlangen den Namen eines Dinges zu wiſſen das keinen Namen hat. Nur mein Herz that Ihnen Gutes, und das Herz iſt Namenlos. In acht Tagen führe ich Sie in mein Haus, dann ſollen Sie mich und noch einen gewiſſen jemand kennen lernen.

Ellf. Wie aber wenn der Schleyer dieſer liebenswürdigen Beſcheidenheit nicht dicht genug war, Sie dem Blick der Dankbarkeit zu verbergen, wie, wenn wir Sie ſchon kennten?

Emilie. Unmöglich, oder Sie brachen Ihren Schwur.

Fr. v. Ellf. Das that er nicht.

Emilie. Sie ſind mir nie auf der Straße gefolgt?

Ellf. Auf meine Ehre! nein!

Emilie. Nun ſo kennen Sie mich auch nicht.

Ellf. Der Name Moorland ſteht in unſern Herzen.

Emilie. (erſtaunt) Wahrhaftig? Sie kennen mich? — Wie geht das zu? — wodurch hätte ich mich verrathen?

Ellfeld. Wenn Sie meinem Ehrenwort trauen, daß es ohne unſer Zuthun geſchah, ſo wünſchte ich, einen gehäßigen Vorfall lieber verſchweigen zu dürfen.

Emilie. Sie ſpannen meine Neubegierde immer höher. Ich bin gewiß daß ſelbſt in meinem Hauſe Niemand um das unſchuldige Geheimniß wußte.

Ellf. Sind Sie ſicher daß man Ihnen nicht nachſchlich? —

Emilie. Wer?

Sechszehnte Scene.

Allbrand, die Vorigen.

Ellfeld. Ha! — dieſer! —

Emilie. Secretair Allbrand — Ich erſtaune! was führt Sie hieher?

Ellf. Was wollen Sie mein Herr?

Albr. Ich kann kaum zu Athem kommen. — Verzeihen Sie dieſen ungewöhnlichen Beſuch. — Madame ich muß durchaus einige Minuten allein mit Ihnen ſprechen.

Emilie. Mit mir?

Albr. Mein Herr, ich beſchwöre Sie bey den Gefühlen der Menſchlichkeit! laſſen Sie mich mit dieſer Dame allein.

Ellf. So bald ſie befiehlt.

Emilie. Was können Sie mir zu ſagen haben?

Albr. Um des Himmelswillen zögern Sie nicht länger! die Augenblicke ſind koſtbar.

Emilie. Wenn es blos mich betrift, ſo habe ich vor dieſen guten Leuten kein Geheimniß.

Albr. Es betrift Ihren Gemahl.

Emilie. (mistrauiſch) Würklich? — nun die Lüge wird Ihnen wenig nützen. — Ein Augenblick meine Freunde! Aber Sie gehn nicht weit?

Ellf. Nur in das Nebenzimmer (er führt ſeine Frau fort)

Emilie. Wir ſind allein, was wollen Sie?

Albr. O daß ich der Unglücksbote ſeyn muß!

Emilie. (haſtig) Unglück? (ſich faſſend) Doch — reden Sie nur weiter — wir kennen uns ja ſchon — welches Unglück?

Albr. Mein Freund — Ihr Gatte — o —

Emilie. Wollen Sie meine Sinne durch Schrecken verwirren —

Albr. Welch kränkendes Mißtrauen!

Emilie. So reden Sie deutlicher. Ihr Freund, wie Sie ihn zu nennen belieben — was iſt ihm wiederfahren?

Albr. Sie ſcheinen ſehr ruhig Madam?

Emilie. Ich bin nicht Nervenſchwach Herr Secretair, und falle nicht gleich in Ohnmacht, wenn eine Spinne an meinem Halſe kriecht.

Albr. Verdien ich dieſen Hohn?

Emilie. Vielleicht.

Albr. Vergeſſen Sie in dieſem Augenblicke die Verirrungen der Liebe, um nur die Stimme der Freundſchaft zu hören.

Emilie. Wohlan, ich höre.

Albr. So eben hat man Ihren Gemahl ins Gefängniß geſchleppt —

Emilie. (höhniſch) Wahrhaftig?

Albr. Er iſt als Aufrührer angeklagt.

Emi-

Emilie. Ey!

Albr. Man hat ſeine Papiere verſiegelt.

Emilie. Immer beſſer — Sagen Sie mir doch, wozu kann dieſes Mährchen Ihnen nützen?

Albr. Sie glauben mir nicht?

Emilie. Nein.

Albr. Wollte Gott ich hätte Ihnen nichts ſchlimmeres zu berichten.

Emilie. Nichts ſchlimmeres? vortrefflich! — nun wie lautet das Schlimmere?

Albr. Ob Moorland in Rückſicht auf den Staat unſchuldig ſey, will ich nicht unterſuchen —

Emilie. Bedarf auch keiner Unterſuchung.

Albr. Aber daß er an Ihnen zum Verbrecher wird, iſt leider nur allzugewiß.

Emilie. An mir? — laſſen Sie doch hören?

Albr. Mußte er Sie mitſchuldig glauben, weil Sie ihm ehemalige Nachſtellungen verſchwiegen hatten?

Emilie. (ſtutzend) Ehemalige Nachſtellungen?

Allbr. Konnten Sie nicht Ihre guten Urſachen haben?

Emilie. Moorland weiß — ?

Allbr. Daß der Fürſt Ihnen gewiſſe Anträge gethan —

Emilie. Weiter —

Allbr. Er vermuthet — Er behauptet gewiß zu ſeyn, daß jene Verhältniſſe noch fortdauern.

Emilie. (ſtolz) Es gab nie Verhältniſſe zwiſchen mir und dem Fürſten.

Allbr. Wer iſt inniger davon überzeugt als ich? — aber Moorland —

Emilie. Welcher böſe Geiſt hat ihn angehaucht?

Allbr. Unwerth Ihrer treuen Liebe, wagt er von Trennung zu ſprechen —

Emilie. Trennung? von mir?

Allbr. Er vergißt, daß der Haß einer edlen beleidigten Frau, unter der Aſche verloſchner Liebe am ſtärkſten brennt.

Emilie. Herr! ſpritzen Sie Ihr Gift auf einmal von ſich! reden Sie deutlich, denn bey Gott ich verſtehe Sie nicht.

Allbr. Ihre nächtlichen Beſuche in dieſem Hauſe ſind verrathen worden.

Emilie. So wird der Schimpf auf das Haupt des Verräthers fallen.

Allbr. Moorland glaubt ſeine Ehre angetaſtet —

Emilie. Moorland kennt mich.

Allbr. Er ſollte Sie kennen; deſto unverzeihlicher ſein Argwohn, deſto ſchrecklicher ſein Entſchluß, Sie nie wieder zu ſehn.

Emilie. Alles Lüge!

Allbr. Wollte Gott!

Emilie. Allbrand! iſt Ihnen irgend etwas heilig in der Welt, ſchwören Sie bey dieſem Heiligthum —

Allbr. Bey Ihrer Tugend!

Emilie. Pfui! beflecken Sie meine Tugend nicht — Thörin was ſtehſt du hier, und läſſeſt dir das Gift in die Ohren tröpfeln. Wenige Schritte, und du liegſt in ſeinen Armen, wenige Worte und der Böſewicht iſt entlarvt! (Sie will gehn)

Allbr. Wohin? unglückliche Freundin! — Moorland ſchmachtet im Keller. Er will Sie nicht ſehn, und wollte er auch, er darf nicht. —

Emilie. Allbrand! was haben Sie mit mir vor? wollen Sie mir den Kopf verrücken? wozu dieſe fürchterliche Lüge?

Allbr. Das müßte ich fragen. Wozu eine Lüge, die der erſte Schritt in Ihr Haus widerlegen würde?

Emilie. Es wäre wahr? Moorland wäre gefangen?

Allbr. Faſſen Sie ſich! verlaſſen ſind Sie darum nicht. Es bleibt Ihnen ein Freund, der für unverdiente Kränkungen kein Gedächtniß hat.

Emilie. Und Moorland will ſich von mir trennen — das wäre auch wahr?

Allbr. Beleidigte Tugend, rufe den Stolz, deinen edlen Bruder, zu Hülfe!

Emilie. Menſch was haſt du gemacht?

Allbr. Ich?

Emilie. Nur du warſt fähig ſolch ein hölliſches Gewebe zu ſpinnen! Teufel was haſt du gemacht!

Albr. Madam, Sie werden beleidigend —

Emilie. Aber frohlocke nicht zu früh! der Fürſt wird dem Staate einen Bürger, die Liebe mir meinen Gatten wiedergeben.

Albr. Wie heiß jene Liebe iſt, werden Sie aus dieſem Zettel ſehen.

Emilie. Die Hand meines Gatten! — (ſie entfaltet das Billet zitternd, lieſt, bebt, läßt es fallen, ſinkt in die Knie, ſtößt einen lauten Schrey aus, und wird ohnmächtig)

Albr. (höhniſch auf ſie herabblickend) Gedemüthigt biſt du endlich. Süße Rache! (er entfernt ſich ſchnell)

Siebenzehnte Scene.

Der Hauptmann und ſeine Frau ſtürzen herein.

Ellfeld. Was geht hier vor?

Fr. v. Ellf. Mein Gott! was iſt das!

Ellf. Unſere Wohlthäterin! (er heben ihr vom Boden auf einen Seſſel)

Ellf. Wo blieb der Böſewicht? (er ſtützt Emilien)

Fr. v. Ellf. (ſieht das Billet auf der Erde liegen, hebt es auf, und lieſt es flüchtig) Ha! darf ich meinen Augen trauen? — Iſts möglich? ließ!

Ellf. (nachdem er geleſen) Verſteh ich recht — ſo haben ihre wohlthätigen Beſuche bey uns —

Fr. v. Ellf. Einen abſcheulichen Verdacht auf ſie geworfen!

Ellf. Ihr Mann glaubt ſie hier —

Fr. v. Ellf. In einen ſchändlichen Hauſe! —

Ellf. Gott! meine Ehre —

Fr. v. Ellf. Gedenke ihrer Wohlthaten! ohne ſie läge dein Weib im Grabe. — Fort,

fort in Moorlands Kerker! ein Wort muß die ſchändliche Täuſchung vernichten! (herumtaumelnd) Wo iſt mein Mantel! —

Ellf. Gutes Weib — wie? du wollteſt —

Fr. v. Ellf. Du kannſt noch fragen was ich will? — ſo ſollten wir dieſem Engel ſeine Liebe vergelten? kalte Zuſchauer einer Quaal die ſie um unſertwillen duldet? — Wo iſt mein Mantel —

Ellf. Und wenn man dir den Eintritt verſagt?

Fr. v. Ellf. Dann zum Miniſter. Ich will ſeinen Pallaſt ſo lange mit meinem Klaggeſchrey erfüllen, bis es in ſeine Ohren dringt. Meine Angſtgeſtalt wird die Höflinge erſchüttern, mein Beben ſie mit ergreifen. Ich bin gewiß man wird mich vorlaſſen.

Ellf. Aber du biſt krank und ſchwach —

Fr. v. Ellf. Ich krank und ſchwach? — noch nie habe ich mich ſo ſtark gefühlt.

Ellf. Laß mich gehn.

Fr. v. Ellf. Du mußt hier bleiben, ſie tröſten, ich vermag ſie nicht zu tröſten —

Ellf. Liebe Caroline! es wird dich allzu heftig erſchüttern —

Fr. v. Ellf. Ihren Jammer zu ſehn beym erſten Erwachen, das würde mich erſchüttern. Aber einen verblendeten Gatten zurück in die Arme meiner Wohlthäterin führen, daß wird mir herzſtärkende Arzney ſeyn (ſie hat indeſſen ihren Mantel um ſich geworfen) Guter Karl! ſage mir nichts weiter, ich muß gehn! oder die Angſt tödtet mich! ſteh der Unglücklichen bey! — ich kehre bald zurück, Gott gebe mit Troſt und Hülfe (ſie eilt fort)

Ellf. (Emilien noch immer unterſtützend) Was ſoll daraus werden! Schickſal welche Dornen haſt du auf meinen Pfad geſtreut!

Emilie. (athmet tief und ſchlägt die Augen auf)

Ellf. Sie kommt zu ſich — Madam

Emilie. (ſieht ihn ſtarr an und ſtößt ihn ſanft von ſich. Darauf blickt ſie gedankenlos im Zimmer herum. Ihr Gedächtnis kehrt nach und nach zurück, ſie ſchlägt beyde Hände vor das Geſicht und weint)

Ellf. Faſſen Sie Muth Madam.

Emilie. (winkt ihm zu ſchweigen. Sie ringt die Hände, blickt gen Himmel, fällt vom Stuhl auf ihre Knie und betet zitternd)

Ellfeld. Gott! ich kann nur eine Hand zu dir aufheben! rette! rette meine Wohlthäterin.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Geſellſchaftszimmer des Miniſters. Einige Spieltiſche, auf welchen die Karten zerſtreut liegen. Halbausgebrannte Wachslichte. Es iſt Morgen.

Erſte Scene.

Prunk allein.

(Er nimmt die gebrauchten Karten weg und ſammlet das Kartengeld von den Tiſchen)

Zwey Erfindungen machen den Spaniern Ehre; die Inquiſition und die Karten. Zwey Bollwerke gegen Ketzerey und Langeweile; dem

Scheine nach ſehr unähnlich, und doch in vielen Stücken gleichartig. Die Inquiſition hindert das philoſophiſche Grübeln, das thun die Karten auch. Die Karten machen bleiche Geſichter und hohle Augen, die Inquiſition thut daſſelbe. Sie erſtickt die Liebe zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind; das thun die Karten auch. Die Kartenwuth bringt ihre Opfer an den Galgen und die Inquiſition auf den Scheiterhauſen. Ja der Nutzen der Karten iſt noch weit ausgebreiteter, denn die Inquiſition packt nur Juden und Ketzer, die Karten hingegen verſchonen auch die frömmſte Betſchweſter nicht — Friede ſey mit der Aſche des Mannes dem ich das Kartengeld verdanke. Möchte man aus ſeinen Knochen Würfel drehen, und ſein Contreſey in jeden Karo König prägen.

Zweite Scene.

Kammerjunker, Pilz und Prunk.

Prunk. Ey ey Herr Kammerjunker! warum ſo ſpät? und woher ſo früh?

Kammerj. Iſt mein Oheim aufgeſtanden?

Prunk. Er hat Kopfweh.

Kammerj. Niemand bey ihm?

Prunk. Ja, der Mops.

Kammerj. Ich muß ihn ſprechen.

Prunk. Ich weiß nicht —

Kammerj. Pilz lege er nur ſein Paquet hieher.

Pilz. Aber der Herr Secretair Allbrand hat befohlen —

Kammerj. Befohlen? was?

Pilz. Die Papiere auf ſein Zimmer zu bringen.

Kammerj. Das gilt gleich viel.

Pilz. Er band es mir auf das Gewiſſen —

Kammerj. Auf ſein Gewiſſen — nun das hat wohl nicht viel zu ſagen.

Pilz. Es ſchien dem Herrn Secretair ſehr viel daran gelegen.

Kammerj. Genug Pilz! ich habe meine Urſachen. Das wiederfährt mir nicht alle Tage.

Pilz. Auf Dero hohe Verantwortung — (legt die Papiere auf den Tiſch, verbeugt ſich und geht)

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Pilz.

Kammerj. Prunk, ich habe einen Fang gethan.

Prunk. Ein Mädchen?

Kammerj. Nicht doch; ich habe dem Staate einen Dienſt geleiſtet.

Prunk. Dem Staate? das heißt hier zu Lande dem Fürſten. Dann muß ich meine Frage wiederholen.

Kammerj. Du biſt ein Schlaukopf. Nein Prunk, ſo wichtig iſt der Dienſt nicht: Ich habe nur einen Jacobiner belauert.

Prunk. Das wäre!

Kammerj. Der Syndicus Moorland —

Prunk. Moorland ein Jacobiner? — Hm! ich zweifle.

Kammerj. Warum?

Prunk. Er ſieht jedermann ins Geſicht.

Kammerj. Eben deswegen, ihm mangelt die unterthänige Schüchternheit.

Prunk. Er ſagt alles was er denkt.

Kam=

Kammerj. Eben deswegen, er denkt zu viel.

Prunk. Eine neue Gattung von Verbrechen.

Kammerj. Nichts weniger! Narren und Weiſe, Goldmacher und Denker hat man von jeher eingeſperrt.

Prunk. Aber wenn Sie ſonſt keine Beweiſe —

Kammerj. Hier liegen die Beweiſe. Nun kann mein Oheim mir nicht länger verwerfen, daß ich mich auf nichts applicire. Spiel und Rendezvous habe ich verſäumt, eine ganze Nacht geopfert —

Prunk. Um einen Menſchen ins Elend zu ſtürzen.

Kammerj. Prunk, das war dumm.

Prunk. Die Wahrheit klingt immer wie eine verſtimmte Geige.

Vierte Scene.

Smith und die Vorigen.

Smith. Herr Kammerjunker ich bin Ihnen auf dem Fuße gefolgt.

Kammerj. (zu Prunk) Iſt der Portier krank?

Smith. O nein, er hat mich angeſchnarcht, aber ich kenne dieſe Art Leute ſchon.

Kammerj. (hämiſch) Haben vermuthlich viel Umgang mit einander?

Smith. Sein Stand würde mich nicht abſchrecken, aber ſein Gewerbe —

Kammerj. Freilich wenn er das Glück hätte ein Schuſter zu ſeyn. —

Smith. Ganz recht, dann wäre er ein arbeitſamer und nützlicher Menſch. Ein Thürſteher aber und ein Kammerjunker taugen zu gar nichts.

Kammerj. Menſch iſt er toll!

Smith. Ich bewies ſo eben das Gegentheil.

Kammerj. Prunk! ein paar handveſte Kerls —

Smith. Bemühen Sie ſich nicht, denn ehe ich den Miniſter geſprochen gehe ich nicht von der Stelle. Alsdenn aber können Sie mich überall finden.

Kammerjunker. (mit einiger Verlegenheit) Prunk! —

Prunk. Wir dürfen doch hier keinen Lärm machen.

Kammerj. Mir das im Hauſe meines Oheims?

Smith. Junger Mann ich bedaure Sie, die Miniſterſchaft Ihres Oheims iſt Ihr Unglück.

Kammerj. Ihre Sprache —

Smith. Sie war Ihnen einſt nicht fremd.

Kammerj. In der That es kommt mir vor als ob —

Smith. Kann ich Sie ohne Zeugen ſprechen?

Kammerj. Prunk! (er giebt ihm einen Wink. Prunk entfernt ſich)

Fünfte Scene.

Vorige, ohne Prunk.

Kammerj. Nun Herr Sonderling?

Smith. Um dieſen Character zu behaupten, will ich mit einem Mährchen den Anſang machen. Ich kam einſt auf meinen Wanderungen in eine Stadt, deren romantiſche Lage mich auf einige Wochen feſſelte — Täglich kletterte ich auf den Gebürgen umher, an deren Fuße ſich ein Strohm hinwälzte. Eines Abends hatte ich mich verſpätet. Es war ſchon Dämmerung, als ich den Fußſteig einſam am Waſſer nach Hauſe wandelte. Plötzlich ſahe ich in der Ferne zwiſchen den Bäumen die Geſtalt eines Mädchens. Ich ſehe daß ſie Händeringend am Fluſſe auf und niederwankt. Ich höre ihre Seufzer. Die Neubegier hält mich hinter einem Gebüſch. Ein Augenblick noch, und das arme Geſchöpf ſpringt in den Strohm. Ich bin ein guter Schwimmer, es gelang mir ſie zu retten, aber ſie dankte mir nicht einmal, denn — was meynen Sie wohl Herr Kammerjunker, warum ſie eine Selbſtmörderin werden wollte?

Kammerj. (ſehr verwirrt) Wie kann ich das errathen?

Smith. Sie zittern?

Kammerj. Nur weiter —

Smith. Ich bin eine Bürgerstochter, ſo ſprach das Mädchen, Ehrlichkeit und Unſchuld ſind mein ganzer Reichthum. Ein junger vornehmer Herr der hier ſtudiert, ſuchte mich zu verführen, und als es ihm nicht gelang, verläumdete er mich überall, brachte mich um meinen guten Ruf, die Nachbarn zeigten mit Fingern auf mich, meine Geſpielinnen ſahen mich über die Achſeln an, und ach! mein Bräutigam, ein ehrlicher Handwerker, ließ mich ſitzen. Da fiel ich in Verzweiflung, und wollte meinem Leben ein Ende machen. — Ihnen iſt nicht wohl Herr Kammerjunker?

Kammerj. (mit niedergeſchlagenen Augen) Mein Herr —

Smith. Ich hielt jenen Verläumder damals für einen Nichtswürdigen. Ich irrte mich, er war nur ein Leichtſinniger; denn als ich mit der Feſtigkeit des ehrlichen Mannes vor ihn trat, und ſprach: Mein Herr ſehn Sie da

Ihr Werk, da erſchrack er über die Folgen einer plauderſüchtigen Eitelkeit, da ſahe ich die Thränen der Reue in ſeinem Auge, die Gluth der Schaam auf ſeiner Wange.

Kammerj. (die Hand ausſtreckend) Eduard Smith!

Smith. Da hielt er ſichs nicht für Schande, ſein Verbrechen und des Mädchens Unſchuld laut zu bekennen, Reue und Wohlthaten bleichten den Flecken, und an meinem Buſen dankt' er Gott mit heißen Thränen, daß es noch nicht zu ſpät war, ſeinen Leichtſinn wieder gut zu machen.

Kammerj. (an ſeinem Halſe) Eduard Smith!

Smith. Erinnern Sie ſich nun meines Nahmens wieder?

Kammerj. Pfui, daß ich die Geſtalt vergeſſen konnte! — Eduard wir tranken damahls Brüderſchaft.

Smith. Und du ſchämſt dich heute deſſen nicht?

Kammerj. Wär ich ſo tief geſunken —

Smith. Ich bin nur Schreiber.

Kammerj. Ich bin ein Menſch.

Smith. (ſchüttelt ihm die Hand) Recht ſo! du ſprangſt wie jene Dirne in einen reiſſenden Strohm, vielleicht gelingt's mir auch dich zu retten. Junger Mann! jenes ſchreckliche Beyſpiel hätte dich warnen ſollen. Damals verſprachſt du mir den unſeligen Hang zur Verläumdung zu bekämpfen. Nicht alle die ein Opfer deiner Zunge wurden, haben ſich ins Waſſer geſtürzt, aber wie manche bittre Thräne iſt vielleicht im Stillen über dich geweint worden! Wie manches häuſliche Glück haſt du vielleicht durch ein ſpitziges Wort untergraben! Der Menſch hat leider immer offene Ohren für das Böſe ſeines Nächſten. Ein Eindruck iſt ſchnell gemacht und langſam verwiſcht. Ein Wort ſchlüpft leicht über die Zunge, aber ſelbſt die Allmacht kann es nicht zurück nehmen!

Kammerj. Du haſt ein Recht ſo mit mir zu ſprechen. Doch wodurch verdien ich jetzt —

Smith. Was that dir Mortland?

Kammerj. Man hält ihn für gefährlich.

Smith. Verläumdung.

Kammerj. Er hat ſich der Bürgerſchaft zu warm angenommen.

Smith. Seine Pflicht.

Kammerj. Er iſt vielleicht manchem ein Dorn im Auge.

Smith. Da liegts. Allbrand —

Kammerj. Errathen.

Smith. Und du läßt dich zum Werkzeug eines ſolchen Menſchen brauchen?

Kammerj. Ich glaubte meinen Oheim zu verpflichten.

Smith. Mann von Kopf und Herz! die Natur gab dir eigene Schwingen. Erwache aus dem nichtswürdigen Rauſche. Laß die Allbrande kriechen. Klebe nicht an ihrem Gifte. Du könnteſt durch Tugend glänzen und ſchimmerſt nur durch Rang; du könnteſt durch Verdienſte leuchten, und du blendeſt nur durch Witz. Freunde würde dein Herz gewinnen, aber dein Kopf ſcheucht ſie zurück. Du könnteſt Liebe verdienen und du buhlſt um Furcht. Einen ehrlichen Mann verläumden der ſeine Straße ruhig wandelt, iſt eben ſo leicht als einen Schlafenden ermorden; aber den Ruf des unſchuldig Verläumdeten wieder herzuſtellen, iſt ſchwerer als Pockennarben auszuglätten.

Kammerj. Hier haſt du meine Hand, es ſoll nicht mehr geſchehen.

Smith. Darf ich dir trauen, ſo rette Moorland.

Kammerj. Was ich vermag, bey meiner Ehre!

Smith. Wo ſind ſeine Papiere?

Kammerj. Hier liegen ſie

Smith. Willſt du ſie deinem Oheim überliefern?

Kammerj. Nein.

Smith. Was wirſt du ihm ſagen?

Kammerj. Ich habe ſie verbrannt — verlohren, kurz ich nehme alles auf mich.

Sechſte Scene.

Vorige. Der Miniſter (tritt aus ſeinem Schlafzimmer).

Miniſter. (ruft) Prunk!

Prunk. (aus dem Vorzimmer) Ew. Excellenz.

Smith. (heimlich zum Kammerjunker) Nun gilts!

Miniſter. Welch ein unanſtändiges Geräuſch iſt heute in meinen Zimmern?

Frank. Dieſer Fremde —

Miniſter. Was wollen Sie?

Smith. Ew. Excellenz um Verzeihung bitten daß ich ſo ſpät komme.

Miniſter. (ſieht lächelnd nach der Uhr) Spät?

Smith. Zu ſpät für einen Mann in deſſen Hauſe die Gerechtigkeit nie ſchlummert, zu ſpät für einen Unſchuldigen, den die Verläumdung in den Kerker warf.

Miniſter. Wer ſind Sie?

Smith. Ein glücklicher, beneidenswerther Menſch, wenn es mir gelingt dort Unſchuld zu retten und hier Ew. Excellenz Ruhm vor Flecken zu bewahren.

Miniſter. (mit Geringſchätzung) Sie?

Smith. So blickte der gefangene Löwe auf die Maus, ehe ſie ſein Netz zernagte.

Miniſter. Für wen ſprechen Sie?

Smith. Nicht für meinen Freund, denn ich handle nur für Freunde. Ich ſpreche für den redlichſten Mann im Staate, den Syndicus Moorland.

Miniſter. Ha! wo iſt er?

Smith. Wo er nicht ſeyn ſollte, im Gefängniß.

Miniſter. Wo fieng man den Vogel?

Kammerj. (verlegen) Der Seeretair wird wiſſen.

Smith. Sagen Sie alles, nur die Wahrheit! vor ihr wird mein Freund nie erröthen, und ich nie verſtummen.

Miniſter. Die Wahrheit junger Herr.

Kammerj. Der Syndicus ſchlich um Mitternacht —

Smith. Er ſchlich? das iſt falſch!

Miniſter. (mit Strenge) Keine Unterbrechung mein Herr!

Kammerj. Der Syndicus wollt' um Mitternacht einen gewiſſen Hauptmann Eilfeld beſuchen der auf dem Schloßplatze wohnt —

Smith. Unmöglich, er kennt keinen Mann dieſes Nahmens.

Miniſter. O ja; er kennt ihn, und wir kennen ihn auch, nur weiter.

Kammerj. Als er eben in das Haus treten wollte, ward er arretirt.

Smith. Auf weſſen Befehl?

Miniſter. Auf den Meinigen.

Kammerj. Secretair Allbrand trug mir auf, die Papiere des Syndicus zu verſiegeln.

Miniſter. Wo ſind dieſe Papiere?

Kammerj. Durch einen Zufall — (er ſcheint verlegen)

Miniſter. Nun?

Smith. Hier liegen ſie. Das Eigenthum eines Bürgers unter der Obhut des erſten Staatsbeamten.

Miniſter. Man muß ſie unterſuchen.

Smith. Mit welchem Rechte?

Miniſter. (auffahrend) Herr!

Smith. Der Gerechte ſcheut dieſe Frage nicht, und den Stellvertreter des Fürſten darf ſie nicht beleidigen.

Miniſter. Noch einmal wer ſind Sie?

Smith. Ein Engländer, bis jetzt Schreiber in Dienſten des Syndicus.

Miniſter. Nun mein Herr Schreiber, aus Achtung für Ihre Nation verzeihe ich Ihre Kühnheit.

Smith. Verzeihung nur dem Verbrecher. Nackte Wahrheit flieht die gewöhnlichen Menſchen, und wirſt ſich einem edelmüthigen Richter in die Arme.

Miniſter. Der Mann für den Sie mit ſo ächt engliſcher Lizenz ſprechen iſt aufrühreriſcher Grundſätze höchſt verdächtig.

Smith. Wer iſt ſein Ankläger?

Siebende Scene.

Allbrand und die Vorigen.

Miniſter. Gut daß Sie kommen. Ihre Vorſicht wachte. Vollenden Sie Ihr Werk, entlarven Sie einen gefährlichen Menſchen und rechtfertigen Sie Maaßregeln, die dem Herrn Engländer hier despotiſch vorkommen.

Smith. Dieſer Mann ſein Ankläger? — Ehe noch ein Wort über dieſe unreine Lippe geht, hören Sie mich Herr Graf! Dieſer Mann war Moorlands täglicher Gaſt, ſein Hausfreund, der für jede hingeworfene Meinung ein gefälliges Kopfnicken, für jeden witzigen Einfall ein Lächeln in Bereitſchaft hatte; der Tiſchgeſpräche belauerte wenn der Wein des Blutes Kreislauf ſchneller trieb, und ein lebhaftes Gefühl vielleicht in unbedachte Worte überfloß; der immer freundlich, immer geſchmeidig, durch künſtliche Wendungen hervorlockte was er hören wollte; jede argloſe Laune ſeines biedern Wirths mit Galle gemiſcht in ſein Taſchenbuch zeichnete, um ihm dann gelegentlich auf den Nacken zu treten, und höhern Orts ein gnädiges Bravo zu erſchnappen. Solch einen Ankläger wird Graf Scharfeneck nicht hören! Wo ein ehrlicher Mann Rede ſtehn ſoll, da muß ein ehrlicher Mann gegen ihn auftreten.

Miniſter. Sie gehn nicht aus dieſem Zimmer bis Sie Ihre Schmähungen erwieſen haben.

Albr. Errath' ich auch wovon die Rede iſt?

Smith. (ſpöttiſch) Sieh da die ſchuldloſe Unwiſſenheit.

Miniſter. Moorland iſt in Verhaft.

Albr. Ich kam Ew. Excellenz davon zu unterrichten.

Miniſter. Sagen Sie dieſem Herrn warum er in Verhaft iſt.

Allbr. Kühne Anmaßungen, unbeſonnene Reden, verdächtiger Umgang —

Smith. Beweiſe mein Herr!

Allbr. Seine Kühnheit betreffend, darf ich Ew. Excellenz nur an die geſtrige Scene erinnern, wo er die ſogenannten Rechte der Bürger mit einem Trotz vertheidigte —

Smith. Wiſſen Sie auch wie ein Mann reden muß der ſeine Pflicht erfüllt?

Allbr. Ich gebe ſo eben einen Beweiß davon. Von ſeinem unbeſonnenen Geſchwätz war der Herr Kammerjunker oft Zeuge.

Smith. (zum Kammerjunker) Waren Sie das?

Kammerj. (mit Feſtigkeit) Nein.

Miniſter. Wie Neffe, haſt du mir nicht ſelbſt —

Kammerj. Ja lieber Oheim, ich bekenne es mit Erröthen; ich war ein Verläumder, aber Gott iſt mein Zeuge! nie habe ich über die Folgen nachgedacht. Leichtſinn und Beyſpiel haben mich hingeriſſen. Aber es gilt das Glück eines ehrlichen Mannes, und ich komme zu mir ſelbſt. Moorlands Haus iſt eine Schule der Sitten, ſeine Tafel ein Sammelplatz ſchuldloſer Freude; ſein Scherz verwundet nie, und ſein Ernſt iſt lehrreich, kein verfängliches Wort iſt jemals ſeinen Lippen entſchlüpft. Liebe dem Staate, Ehrfurcht dem Fürſten, Achtung meinem Oheim — ſo kenn ich ihn! und wer ſein Bild anders mahlt — wär ich es auch ſelbſt — der hat es verzerrt, und verdient Strafe.

Smith. Bravo junger Mann! Bedarf es mehr als dieſes unverdächtige Zeugniß? o Herr Graf! verſchließen Sie dem Verläumder Ihr Ohr! er iſt der gefährlichſte Böſewicht im Staate, denn er vereinigt in ſich alle Verbrechen. Er iſt ein Dieb der ſich in die Häuſer ſchleicht, und mehr als Gold und Silber ſtiehlt. Er iſt ein Mörder der den Wehrloſen anfällt, und ihm oft mehr als das Leben raubt. Schenken Sie dem Staate einen Bürger wieder, dem ſeine Pflicht immer heilig war, und der die einzige Schwachheit: das Vertrauen zu dieſem Manne, allzutheuer büßt.

Albr.

Allbr. Wahrlich ſo declamirt nur ein Mitſchuldiger.

Smith. Ha kleine Seele! iſt das dein letzter Schlupfwinkel?

Allbr. Der Gerechte bleibt kalt. Wohl mir, daß der Herr Graf meinen patriotiſchen Eifer zu genau kannte —

Miniſter. Wozu das bunte Geſchwätz? Moorlands Papiere werden uns wohl Licht geben.

Allbr. Sie ſind auf meinem Zimmer, und ich lege ſie noch heute Ew. Excellenz zur Prüfung vor.

Miniſter. Sie liegen hier auf meinem Tiſche, wir können ſie ſogleich durchſuchen.

Allbr. (ſehr beſtürzt) Wie — was — ich hatte befohlen —

Smith. Noch einmal Herr Graf, Schonung für dieſe Papiere! ich kenne ſie nicht, ich war nie Moorlands Vertrauter, doch ſetze ich mein Leben zum Pfande daß nichts verdächtiges darunter iſt. Aber Moorland iſt Philoſoph und Dichter! was ſchreibt man nicht zuweilen wenn man zur Erholung grübelt, oder Verſe macht. — Ein hingeworfener Zettel kann denjenigen verdammen, den man zu ſtürzen wünſcht. Der Schreibpult iſt ein Freund, dem man jede Grille und Laune anvertraut. Wer hat das Recht dieſen Freund auf die Folter zu legen? und wer möchte ſich dieſes Rechts bedienen?

Miniſter. Wiſſen Sie auch, daß Sie meine Neubegier immer höher ſpannen?

Smith. Der Richter unterdrückt ſolche Gefühle.

Abr. Es wartet dieſen Vormittag ſo manches Geſchäft auf Ew. Excellenz daß ich lieber die Papiere vorläufig auf mein Zimmer —

Miniſter. Sie ſollen hier bleiben. —

Abr. Wirklich hat der Herr da nicht ganz Unrecht. Ein Philoſoph, ein Dichter — wie manches entſchlüpft ſeiner Feder, was nie beſtimmt war, das Tageslicht zu ſchauen. Ich würde vorher gewiſſenhaft abſondern was den Staat nicht intereſſiren kann, und Ew. Excellenz würden einige koſtbare Minuten gewinnen.

Miniſter. Auch das, wenn Sie glauben —

Smith. Um Vergebung Herr Graf! jetzt muß ich bitten die Papiere zu öfnen. Dieſer Mann iſt verlegen; dieſer Mann ſucht es zu hindern; er muß ſeine gute Urſachen haben. **Gute Urſachen!** verſtehn Ew. Excellenz recht! das Gut iſt relativ.

Aſtler. Mein Herr, Sie häufen Ihre Schmähungen. Ich kenne Sie nicht, habe Sie nie beleidigt; doch werde ich nie vergeſſen wo ich bin. Dem Herrn Grafen ſtelle ich meine Genugthuung anheim. Ich ſelbſt thue wohl beſſer, mich auf mein Zimmer zu verſchließen, da ich nicht einmal in Gegenwart des erſten Miniſters vor Beleidigungen geſichert bin. (er ergreift die Papiere und will gehn.)

Smith. (vertritt ihm den Weg.) Halt! nicht von der Stelle!

Miniſter. Herr Schreiber! Ihre Impertinenz iſt größer als meine Geduld. Kammerdiener! Wache! (Prunk geht ab)

Smith. (zieht ſein Taſchenbuch hervor) Herr Graf, ich mache ungern Gebrauch von einem Empfehlungsſchreiben welches ich nur für den höchſten Nothfall aufbewahrte. (er überreicht ihm einen Brief.)

Miniſter. (mit Geringſchätzung) Sie, ein Empfehlungsſchreiben an mich?

Smith. Ich bitte es zu erbrechen.

Miniſter. (erbricht, ſieht nach der Unterſchrift und murmelt voll Erſtaunen) William Pitt! — (er ließt heimlich, Erſtaunen und Verlegenheit werden in ſeinen Mienen ſichtbar: Er wendet ſich ſehr höflich an Smith) Milord — ob ich gleich nicht begreife — Prunk! einen Stuhl — Milord — eine ſo dringende Empfehlung war überflüſſig, für einen Mann, der ſich ſelbſt ſo edel ankündigt — He! — Bediente! Stühle!

Smith. Ich behalte mir vor Ew. Excellenz von den Gründen Rechenſchaft abzulegen, welche mein incognito veranlaßten.

Miniſter. Es hat niemand ein Recht darnach zu fragen.

Smith. Der Hauptgrund möchte wohl immer eine Nationallaune ſeyn.

Miniſter. (mit Feierlichkeit ſeinen Neffen präſentirend) Milord! Der Kammerjunker von Scharfeneck — Neffe! Milord Sidney.

Smith. (reicht dem Kammerjunker lächelnd die Hand) Wir kennen uns ſchon.

Prank. (tritt herein) Die Wache iſt im Vorzimmer.

Miniſter. Schweig! — Milord ich hoffe, Sie werden unſerm Fürſten das Vergnügen machen —

Albr. (hat einigemal verſucht ſich fortzuſchleichen. Smith behält aber immer ein wachſames Auge auf ihn, und da er jetzt abermals entſchlüpfen will, ſo faßt er ihn ein wenig unſanft beym Arm)

Smith. Man ſucht dieſe Papiere ſo ängſtlich zu entführen, daß ich die Bitte wiederholen muß, ſie in meiner Gegenwart zu öffnen.

Miniſter. Augenblicklich! doch kann ich Ew. Herrlichkeit vorläufig verſichern, daß Sie in Rückſicht auf meinen Secretair ſich irren. Ich habe überzeugende Proben von ſeiner Treue und Geſchicklichkeit.

Smith. Dann bedaure ich den ehrlichen Mann, daß ihm die Natur eine Armeſündergeſicht anlog.

Miniſter. Wohlan Allbrand! Woher dieſe Verlegenheit? entſiegeln Sie das Paquet.

Allbr. Ich gehorche. Milord werden ſich es ſelbſt zuzuſchreiben haben wenn jetzt nichts unterdrückt wird, was dem Angeklagten gefährlich werden könnte.

Smith. Der Herr Graf hat ſich allen Vorbericht verbeten (das Paquet wird geöfnet, Allbrand, Smith und der Miniſter ſtehn um den Tiſch)

Miniſter. (die Papiere ſelbſt entfaltend) Bezahlte Rechnungen — Quittungen — Briefe — (er entfaltet einige) von ſeinem Vater aus der Schweiz — Philoſophiſche Gedanken über die Unſterblichkeit der Seele — Briefe und Gedichte an meine Frau — geheime Wohlthaten („im Fall ich ſterben ſollte wird meine gute Emilie gebeten, dieſe Rubrik ununterbrochen fortzuſetzen“) Schön! — Lied an den Frühling — Entwurf eines Gedichts für die Kinder des Grafen von Scharfeneck zu ſeinem Geburtstage. Was iſt das?

Prunk. Die jungen Herrſchaften baten ihn neulich darum. Ew. Excellenz Geburtstag fällt auf die künftige Woche.

Miniſter. Würklich? das habe ich ihm ſchlecht belohnt. (er fährt fort) Zeichnungen — Lieder mit Muſik — rechtsbegründete Klagſchriften — Deductionen.

Smith. (raſch zu Allbrand) Was verſtecken Sie da?

Allbr. (ſehr verlegen) Nichts.

Smith. Heraus damit!

Miniſter. Ohne Umſtände!

Allbr. (überreicht ihm das Papier zitternd)

Miniſter. (lieſt) Patriotiſche Gedanken, auf Bitte meines Freundes Allbrand entworfen — Wie? — ich will nicht hoffen — (er durchläuft den Aufſatz flüchtig) Wahrhaftig, von Wort zu Wort. Herr Secretair das iſt ja der nämliche Aufſatz, durch welchen Sie meine Gunſt gewannen; der nämliche Aufſatz dem Sie Ihr ganzes Glück verdanken —

Aſſbr. Ew. Excellenz verzeihen —

Miniſter. Pfui, ſchämen Sie ſich, Sie preßten alſo die Zitrone aus, und nun wollten Sie die Schaale wegwerfen? Meorlands Unſchuld iſt hinlänglich gerechtfertigt. Eilen Sie Neffe! ihm ſeine Befreyung anzukündigen. Geben Sie Ordre, daß meine Equipage angeſpannt wird, ſie ſoll Ihnen folgen und Moerland aus dem Gefängniß hieher führen. Ich bin dem edlen Mann öffentliche Genugthuung ſchuldig. In Ihrer aller Gegenwart ſoll er ſie erhalten.

Kammerj. Ich verrichte das ſchönſte Geſchäft meines Lebens. (geht ab)

Aſſbr. Ich ſehe mein Unglück. Moerlands Losſprechung enthält zugleich meine Verdammung. Der Himmel gebe, daß Ew. Excellenz nicht zu raſch handeln. Zwar bekenne ich, daß ich dem Syndikus Moorland dieſen Aufſatz verdanke, aber ich habe geglaubt, daß Freundſchaft dennoch ſchweigen müſſe, wenn dem Staate Gefahr drohet. Es freut mich daß unter dieſen Papieren ſich nichts verdächtiges findet, doch iſt dadurch die Falſchheit meiner Anklage noch nicht erwieſen. Ew. Excellenz erinnern ſich, warum eigentlich Moorland verhaftet wurde. Sein geheimnißvoller Umgang mit dem Hauptmann Elſeld, ſeine nächtlichen Schleichwege —

Smith. Hat die Schlange noch immer Gift?

(man hört eine Weiberſtimme im Vorzimmer mit Heftigkeit rufen:) „ich muß ihn ſprechen.

(Ein Bedienter antwortet) Sr. Excellenz haben keine Zeit.

(Die weibliche Stimme ſich nähernd) Ich muß hinein!

(Bediente an der Thür) „Zurück!

Miniſter. Wer iſt da?

Prunk. (der unterdeſſen die Thür geöfnet hat) Eine unbekannte Dame.

Achte

Miniſter. Was ſoll das heiſſen?

Smith. Willkommen Bundesgenoſſe!

Albr. Ich habe nicht die Ehre eine Dame zu kennen, die mich ſo vertraulich dutzt.

Miniſter. Erklären Sie ſich Madam.

Fr. v. Elſ. Ja Herr Graf, ich will die wenigen Kräfte einer kaum Geneſenen nicht an dieſen Menſchen verſchwenden — Ich bin hier einen Unſchuldigen zu retten, und meine Wohlthäterin zu rechtfertigen. — Wie mein Mann für das Vaterland gefochten, wie er zerſchoſſen, und wie er belohnt worden, das wiſſen Sie — Sein Krankenlager erſchöpfte unſern Beutel und meine Geſundheit — ein heftiges Fieber raubte mir 2 Monathe lang das Gefühl unſerer Leiden — Bewußtlos wäre ich aus der Welt gegangen, hätte nicht die Wohlthätigkeit eine fremde Dame auf unſere Dachkammer geführt. Lange genoſſen wir ihrer Hülfe, ohne ihren Namen dankbar vor Gott nennen zu können. — Durch einen heimtückiſchen Zufall (mit einem Blick auf Alexander) erfuhren wir endlich, es ſey Madame Moorland —

Smith. Ha! Braves Weib!

Fr. v. Ellf. Sie kam nur des Nachts, ſchüchtern und ohne Begleitung — ſie ſchlich in der Morgenſtunde wieder fort — und ich vermuthe daß ſelbſt in ihrem Hauſe Niemand um das Geheimniß ihrer Tugend wußte.

Smith. Niemand Madam!

Fr. v. Ellf. Leider! denn ſo gelang es der Bosheit, einen Engel in ihre Finſterniß zu hüllen. In der verfloſſenen Nacht war ſie uns wieder zum Troſt erſchienen — als ſie gegen Morgen uns eben verlaſſen wollte — trat dieſer Menſch herein — dieſer Menſch — der wenig Stunden vorher mich — o wie tief erniedrigt Demuth! — mich zur Kupplerin erkaufen wollte — ich weiß nicht alles was vorgegangen — aber ich errieth das Meiſte, nachdem ich dieſen Zettel geleſen, den die unglückliche Verzweifelnde fallen laſſen.

Smith. (er reißt ihr den Zettel aus der Hand und lieſt) „Aus dem Gefängniß. — Heuchleriſches Weib! genieße deinen Triumph! du biſt frey! du darfſt ohne Zwang in den Armen eines Fürſten ſchwelgen. Lache! meine Wuth iſt ohnmächtig! hier ſitz ich in Feſſeln durch dich! ſo lohnſt du meine treue Liebe! — wähne nicht daß der kahle Vorwand meiner Gefangenſchaft mich blende. Ich weiß warum ich hier bin. Ich habe dich ſelbſt in das Haus der Wolluſt ſchleichen ſehen. Nur Gewalt konnte dich vor meiner Rache ſchützen! — Dank dem treuen Freunde, der die Binde von meinen Augen riß! Sie werden dafür ſorgen Madam! daß ich ewig eingeſperrt bleibe, auf daß Sie meinen Namen ungeſtraft ſchänden können. Doch zittern Sie vor meiner Rache, wenn die Gerechtigkeit Gottes mich je von dieſen unwürdigen Feſſeln befreit. —

„Moorland —“

(er ergreift Allbrand mit Heftigkeit) Ha Bube! das iſt dein Werk, bekenne! welchen Dolch ſtieſſeſt du dem Unglücklichen ins Herz?

Allbr. Mein Herr, Sie vergeſſen ſich. Was kümmern mich Moorlands häusliche Zwiſtigkeiten? ſeine Frau Gemahlin ſtand vormahls in gewiſſen Verbindungen mit dem Fürſten — ſo ſagt man — vermuthlich hat Moorland das erfahren — vielleicht hat er geglaubt. dieſe Verbindungen dauern noch fort — was weiß ich — was geht es mich an — ich verſtehe von dem allen nichts, und will nichts davon verſtehn.

Fr. v. Elſ. Er ſelbſt buhlte um ihre Gunſt — ich ſollte kuppeln — eine Penſion für meinen Mann war der verſprochene Lohn des Bubenſtücks — es mißlang — und niedern ſeine Rache —

Miniſter. Ich erſtaune über alles was ich ſehe und höre — aufrichtig Madam! hatte Moorland nie Umgang in Ihrem Hauſe?

Fr. v. Ellf. Wir haben ihn nie geſehn.

Miniſter. Nie geſehn? Allbrand was iſt das? Ihr ſpracht von verdächtigen Zuſammenkünften bey dieſem Ellfeld?

Allbr. Vielleicht haben meine Kundſchafter mich hintergangen.

Fr. v. Ellf. Verdächtige Zuſammenkünfte bey uns? o gnädiger Herr, mein Mann iſt ein Krüppel, aber ſeine Seele iſt geſund.

Miniſter. Ich bin ſchändlich hintergangen! welch einem Menſchen hab ich mich preisgegeben!

Smith. Meine Rolle iſt aus. Jetzt Herr Graf iſt es an Ihnen.

Miniſter. Prunk! iſt die Wache noch im Vorzimmer?

Prunk. Ja Ew. Excellenz.

Miniſter. Uebergieb ihr den Sünder.

Allbr. Ich bin zu ſehr von der Gerechtigkeit Ew. Excellenz überzeugt als daß ich fürchten ſollte, unüberwieſen verdammt zu werden. Alles was man gegen mich vorgebracht ſind leere Worte. Man hat mich überſchrien. Meine Unſchuld muß für mich reden. (er geht mit Prunk ab.)

Smith. Bravo! er iſt kein halber Böſewicht.

Neunte Scene.

Miniſter. Smith. Frau v. Ellfeld.

Frau v. Ellfeld. Wenn mir Ew. Excellenz erlauben wollten, dem als Staatsbürger Gerechtfertigten, auch die Unſchuld ſeiner Frau anzukündigen? Ach! das erſt würde ihm Freiheit und Rechtfertigung zu Gütern von Werth machen.

Smith. Vortreflich Madam! ich begleite Sie, ich trage Sie auf meinen Armen —

Fr. v. Ellf. Die Freude wird mein Stab ſeyn.

(Smith und Frau von Ellfeld wollen ab, Prunk öfnet die Thür indem drängt Emilie ſich herein, Hauptmann von Ellfeld folgt ihr. Prunk zieht ſich zurück.)

Emilie. (vor dem Miniſter ſich hinſtürzend) Gerechtigkeit Ew. Excellenz für meinen unſchuldigen Mann, und Erbarmen für ſeine troſtloſe Gattin.

Miniſter. Stehen Sie auf: (reicht ihr einen Stuhl) Erholen Sie ſich.

Emilie. Erſt ſprechen Sie das Wort Befreyung aus! O mein Unglück iſt Namenlos! Aus Ohnmacht und Betäubung erwacht, höre ich daß eine edle Freundin ſich meiner annimmt, hieher geeilt iſt für meines Mannes Befreyung. Aber ſie kömmt nicht zurück — ich halte mich nicht länger — meine Angſt treibt mich fort — dieſer würdige Mann reicht mir ſeinen Arm — ich flieg ihm voraus — Ach! ich kann nicht mehr! —

Miniſter. Ruhig Madam! Ihr braver Mann iſt frey geſprochen, in dieſem Augenblick wird er ſeinem Kerker entführt. Ich bin von ſeiner und Ihrer Unſchuld überzeugt. So eben wollten —

Emilie. Moorland ſrey? meine Unſchuld anerkannt? großer Gott! (Sie ergreiſt des Miniſters Hand und drückt ſie ſtumm an ihr Herz.)

Prunk. (tritt herein) Ew. Excellenz Equipage iſt zurück.

Miniſter. Ach mein Gaſt! Geſchwind führt ihn herein. Errathen Sie Madam? (zu Emilien) Ihr Moorland —

Zehnte Scene.

Vorige, der Kammerjunker, Moorland und Jenny.

Emilie. Moorland! (ſie fliegt auf ihn zu — er weicht ihr aus — ſie bebt und ſinkt weinend Smith und Jenny in die Arme)

Moorl. (wirft einen Blik voll Verachtung auf Emilien, dann ſpricht er mit erzwungener Kälte): Was ſoll ich hier?

Fr. v. Ellf. Unglücklicher! Betrogener! hinweg mit dem Gifte eines ungerechten Verdachts! Emilie iſt unſchuldig! hören Sie mich!

Moorl. Wer ſind Sie Madam? welchen Antheil nehmen Sie an meinem Schickſal?

Fr. v. Ellf. Ihre Gattin rettete mein Leben —

Moorl. Reden Sie deutlicher.

Fr. v. Ellf. Ich bin die arme Kranke — mich hat ſie beſucht — mir Schlaf und Ruhe geopfert —

Moorl. Verſteh ich recht?

Fr. v. Ellf. Ihr Verdacht traf einen wohlthätigen Engel —

Moorl. Und der Fürſt —?

Fr. v. Ellf. Hat nie meine Dachkammer betreten —

Moorl. Eine Mannsperſon empfing Emilien an der Thüre —

Hr. v. Ellf. Das war ich.

Fr. v. Ellf. Es war mein Mann.

Moorl. Aber meine Gefangennehmung —

Miniſter. Ein Werk der Bosheit.

Moorl. Weſſen?

Miniſter. Meines Secretairs.

Moorl. Allbrand? mein Freund? Entſetzen!

Fr. v. Ellf. Er liebte Ihre Gattin —

Moorl. Woher wiſſen Sie —

Fr. v. Ellf. Pfui daß ichs noch einmal wiederholen muß! — mich wollt er zur Kupplerin mißbrauchen.

Moorl. Und Emilie verſchwieg —

Smith. Aus unſeliger Schonung —

Jenny. Wie oft habe ich dir das ſchon betheuert!

Moorl. Rieth er mir darum zur Flucht?

Smith. Den Mann wollte er ſich vom Halſe ſchaffen auf dieſe oder jene Art.

Moorl. Mußte ich darum das grauſamſte Billet —

Fr. v. Ellf. Es warf ſie ſinnlos zu Boden.

Miniſter. Wir Alle wurden durch einen Böſewicht getäuſcht, der ſeine Schande jetzt im Kerker trägt.

Moorl. Großer Gott was hab ich gethan! (wirft ſich Emilien zu Füßen) Emilie iſt unſchuldig!

Emile. (beugt ſich über ihn) Ja ſie iſt unſchuldig.

Moorl. (ſteht auf und umarmt ſie) Mein Weib! (Pauſe) (Emilie ſchluchzt an ſeinem Halſe)

Jenny. (reicht Emilie die Hand) Ich bin die Ihrige.

(Der Vorhang fällt.)

Der weibliche Jacobiner-Clubb.

Ein
politiſches Luſtſpiel in Einem Aufzug,

von

Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer, 1792.

Perſonen.

Duport, ein alter Militär.
Madam Duport.
Julie
Louis, ein Knabe } ihre Kinder.
Marquis de Rozieres.
Antoinette, Kammermädchen.
La Brie, Bedienter.
Sechs Herren und ſechs Damen.

Der Schauplatz iſt in Paris in Duports Hauſe.

Erſte Scene.

(Ein Zimmer.)

Duport allein.

(Er ſitzt hinter einem Tiſche, auf welchem Papiere liegen.)

Ich muß mich einſchränken, ſo geht es nicht mehr. Was der Staat im Großen, iſt jede Familie im Kleinen; wo Verwirrung im Staate herrſcht, da iſt auch Wirrwarr in den Häuſern. Wenn der Sturm einen Eichbaum ſchüttelt, ſo haben die Ameiſen unten am Baume ein Erdbeben. (die vor ihm liegenden Papiere durchblätternd) Unbezahlte Rechnungen, und wieder unbezahlte Rechnungen. Die Einnahme mindert ſich, das

Geld verſchwindet, und die Ausgabe bleibt dieſelbe. Da müſſen wir vorbauen, uns lieber ein wenig bücken, ſo lange der Donner über unſern Köpfen brauſt; den Schwarm von Bedienten abſchaffen, zu Fuße gehn, keine Palläſte mehr bewohnen, und uns näher an einander drücken wie die Schaafe beym Gewitter.

Zweyte Scene.

Louis in Nationaluniform, in der Hand einen kleinen Galgen aus Karten geſchnitten, an welchem ein Kartenmann hängt.

Louis. (herein hüpfend) Siehſt du, Vater? ſiehſt du?

Duport. Was ſoll das ſeyn?

Louis. Das iſt ein Laternenpfahl, und da hängt ein Ariſtokrat.

Duport. Dummer Junge! wer hat dich das gelehrt?

Louis. Den Laternenpfahl hat die Mutter ausgeſchnitten, und den Kartenmann der dran hängt, hab ich ſelbſt gemacht.

Duport. Woher weißt du denn, daß dieſer Kartenmann ein Ariſtokrat iſt?

Louis. Ey, ich thue ihm einen Schimpf an, und nenne ihn ſo.

Duport. Einen Schimpf?

Louis. Freylich.

Duport. Warum hältſt du denn das für einen Schimpf?

Louis. Die Mutter hat es mir geſagt, und la Brie hat mir das auch geſagt. Und deswegen hat mir auch Mama die ſchöne Uniform machen laſſen, damit die Leute gleich ſehen ſollen, daß ich kein Ariſtokrat bin.

Duport. O ja, wenn die Vaterlandsliebe in der Uniform ſäße, ſo wären die Franzoſen allen Völkern darin überlegen. Weißt du denn, was das für ein Ding iſt, ein Ariſtokrat?

Louis. (auf ſeinen Galgen deutend) Da hängt Einer.

Duport. Alſo ein Geſchöpf deiner Einbildungskraft? ich würde dich ſchlagen, du kleines Kind, wenn nicht die großen Kinder eben ſo dächten und handelten wie du.

Louis. Ey, giebt es auch große Kinder?

Duport. O ja, noch mehr als kleine. Doch Eines merke dir mein Sohn: Schimpf kann nur den treffen, der nicht brav und ehrlich, gut und gerecht iſt. So, zum Beyſpiel, biſt du beſchimpft, wenn du einen Mann an den Laternenpfahl hängſt, wäre es auch gleich nur ein Kartenmann, ohne zu wiſſen warum? verſtehſt du mich Louis?

Louis. O ja, aber nennen Sie mich doch nicht Louis.

Duport. Biſt du anders getauft?

Louis. Mama nennt mich François, weil der Herr von Mirabeau ſo heißt.

Duport. (hitzig) Deine Mutter iſt — (er hält an ſich) Geh, geh! ſteck die Naſe in den Katechismus, und bekümmere dich gar nicht mehr um die Ariſtokraten. Du biſt Louis und ſollſt Louis bleiben. Der Louis iſt mein lieber Sohn, aber der François, wenn er mir noch einmal unter die Augen tritt, bekömmt ein paar Ohrfeigen. Merk dir das.

Louis. (halb weinend) Ich weiß ja am Ende ſelbſt nicht mehr wie ich heiſſe. (er geht fort.)

Duport. Armer Junge! wir werden bald alle nicht mehr wiſſen, welchen Nahmen wir führen ſollen.

Dritte Scene.

Duport. Madam Duport.

Duport. Guten Morgen, mein Schatz.

Mad. Duport. Da kömmt das Kind mir weinend entgegen, was haben Sie ihm gethan? Seine Reden ſind ſo verwirrt —

Duport. So verwirrt als die Begriffe welche Sie ihm einpflanzen.

Mad. Duport. Ich?

Duport. Er ſchwatzt von Ariſtokraten —

Mad. Dup. Wer ſchwatzt denn nicht davon?

Duport. Ohne zu wiſſen, was er darunter verſteht.

Mad. Dup. Er ſoll es ſchon erfahren.

Dup. Wozu das?

Mad. Dup. Man muß den Kindern früh edle Grundſätze einprägen.

Duport. Das heißt: man muß ihn lehren, die Tugend ſchätzen, wo er ſie findet, ſie wohne in der Bruſt eines Demokraten oder Ariſtokraten.

Mad. Dup. Bey den leztern wird er ſie nie finden.

Duport. Nicht? — o Henriette! Sie vergeſſen daß Ihr eigner Gemahl —

Mad. Dup. Sie führt Ihr Privatintereſſe irre, mich beſeelt das Intereſſe des Staats.

Duport. Die Wahrheit iſt ſchon lange untergeſunken, die Leidenſchaften ſchwimmen oben.

Mad. Dup. Uns hält die Göttin Freyheit an roſenfarbenen Banden.

Duport. Nein, an der Naſe hält ſie euch, und dabey führt ſie euch auch herum.

Mad. Dup. Schon gut mein Herr, Sie werden finden, daß die Freyheit wenigſtens keine wächſerne Naſe iſt, die ſich drehen läßt, wie vor alten Zeiten die Gerechtigkeit.

Duport. Es war doch immer beſſer, ſo lange wir etwas zu drehen hatten; denn das was wir drehten, bekam doch zuweilen eine grade Richtung; aber jetzt —

Mad. Dup. Die Knabenſtimme des Witzes gilt nicht mehr, ſeit die männliche Stimme der Freyheit ertönte.

Duport. Haben Sie bey dieſer Freyheit etwas gewonnen?

Mad. Dup. Nein, das Ganze hat gewonnen, und daran gnügt meinem Patriotiſmus.

Duport. Das Ganze? aber das Ganze beſteht doch aus einzelnen Theilen, und wenn Keiner der einzelnen Theile gewonnen haben. Sonderbar! jedermann rühmt die Freyheit, und Niemand iſt zufrieden. Der Baum iſt ſchnell heraufgeſchoſſen, gar luſtig anzuſchauen, aber die Früchte ſind ſauer. Er trägt eine Menge Blätter, und giebt doch keinen Schatten.

Mad. Dup. Es iſt noch Frühling, da lagert man ſich gern im Sonnenſchein.

Dup. Mit den Regierungsformen geht es, wie mit den drey Falten im Rockſchooße ei-

eines Mannskleides. Wie oft und mannigfaltig hat nicht ſchon die liebe Mode an den Mannskleidern geſchnirkelt, und geſtückelt, und beſchnitten, aber an die drey Falten hat ſie ſich nie gewagt. Mein Ururgroßvater trug die Knopflöcher bis herunter; mein Urgroßvater trug gewaltige Aufſchläge; mein Großvater eine lange geblümte Weſte; mein Vater einen Rock mit graden Taſchen, ich einen Rock mit Queertaſchen; aber die drey Falten ſind immer unangetaſtet geblieben; die drey Falten ſind gehörig vom Vater auf den Sohn vererbt worden, auch unſere Enkel und Urenkel werden ſie noch tragen, und wenn übrigens der Rock warm und bequem iſt, warum ſoll man denn die drey Falten ganz wegſchneiden?

Mad. Dup Wenn nun aber in dieſe Falten ſich eine Menge Staub geſetzt hat?

Dup. Je nun, ſo bürſtet man ſie aus, dazu braucht man keine Scheere.

Mad. Dup. Immer und ewig Witz, aber nie ein bisgen Vernunft.

Duport. Weil man Thorheiten nur mit Witz angreifen muß.

Mad. Dup. Genug mein Herr! ich habe Grundſätze.

Duport. Leider, das höre ich.

Mad. Dup. Leider? Sie ſollten ſich freuen, eine denkende Gattin zu beſitzen.

Duport. O nein! Als die Natur Männer und Weiber ſchuf, da warf ſie zwey Looſe in den Glückstopf; wir zogen die **Vernunft**, und ihr das **Gefühl**. Euer Gefühl iſt meiſtens richtig, aber eure Vernunft iſt ein geborgtes Capital, von welchem ihr alle Augenblicke die Intereſſen entrichten wollt, und doch nie mit Münze verſehen ſeyd, die im Lande gilt.

Mad. Dup. Weil eure Launen die Münzen prägen.

Duport. Darum hab ich von jeher gefunden: ein gutes Weib, das nur deshalb gut iſt, weil es fühlt, es müſſe ſo ſeyn, iſt immer liebenswürdiger, als ein Weib, das nach Grundſätzen gut zu ſeyn ſtrebt.

Mad. Dup. Auch die Liebe zur Freyheit iſt nicht Grundſatz, ſondern Gefühl.

Duport. Wirklich? und was fühlen Sie denn dabey, daß unſer Garten in der Vorſtadt St. Antoine verwüſtet worden? daß unſere ſchönen Vaſen und Statüen verſtümmelt im Graſe herumliegen?

Mad. Duport. Kleinigkeiten!

Duport. Was fühlen Sie denn dabey, daß die Bauern auf unſern Gütern den Herren ſpielen, und die Einkünfte ganz ausbleiben?

Mad. Dup. Kleinigkeiten!

Duport. Nicht Kleinigkeiten Madam! Von der Freyheit wird man nicht ſatt.

Mad. Dup. Aber die Freyheit würzt eine Schüſſel voll Kartoffeln.

Duport. Mit Pfeffer, ja, daß es einen im Halſe brennt, wie hölliſches Feuer. —

Was fühlen Sie denn dabey, daß Ihr Lieblingsplan, eine Reiſe in die Schweitz, zu Waſſer wird?

Mad. Dup. Warum das?

Duport. Sie werden doch nicht reiſen wollen, da nicht einmal die Tanten des Königs reiſen dürfen?

Mad. Dup. Poſſen!

Duport. Und das Reiſen koſtet Geld, und die Freyheit koſtet viel Geld.

Mad. Dup. Ich denke, wir haben Geld genug.

Duport. Papier genug wollen Sie ſagen; das bedeutet nur Geld, ſo wie das Wort Freyheit, die Sache bedeutet. Ich geſtehe Ihnen ſogar, daß ich wegen der Mitgabe unſerer Tochter verlegen bin.

Mad. Dup. Die Mitgabe? es iſt Zeit daran zu denken, wenn unſere Tochter einmal heirathen wird.

Dup. Sie wird heirathen, in wenig Tagen.

Mad. Dup. Doch wohl nicht —

Duport. Warum nicht? den Marquis von Rozieres.

Mad. Dup. Den erklärten Ariſtokraten? nimmermehr!

Duport. Mein Schatz, Sie werden ſich lächerlich machen.

Mad. Dup. Lieber lächerlich, als verächtlich.

Duport. Der Marquis iſt ein Mann von guter Geburt.

Mad. Duport. Die Menſchen ſind ſich alle gleich.

Duport. Von unbeſcholtenem Charakter, großem Vermögen —

Mad. Dup. Und knechtiſcher Denkungsart.

Duport. Er liebt Julien, und Julie liebt ihn.

Mad. Dup. Julie iſt ein Kind.

Duport. Sie werden ſich beſinnen.

Mad. Dup. Wenn ich meine Sinne behalte, nimmermehr!

Duport. So iſt es denn um meine häusliche Ruhe geſchehen! Ihre Grillen quälen mich mehr, als eine Lettre de Cachet zu thun im Stande wäre.

Mad. Duport. (ruft) La Brie!

Vierte Scene.

La Brie. Die Vorigen.

La Brie. Madam!

Mad. Dup. Wenn der Herr von Rozieres ſich an unſerer Thür zeigt, ſo bin ich nie für ihn zu Hauſe.

La Brie. Ganz wohl.

Duport. Wenn der Marquis von Rozieres ſich meldet, ſo führe ihn zu jeder Zeit und Stunde herein.

La Brie. Ganz wohl.

Mad. Dup. Weiſ' ihn ab.

La Brie. Ab!

Duport. Nimm ihn an.

La Brie. An!

Mad. Dup. Schlag ihm die Thür vor der Naſe zu.

La Brie. Zu!

Duport. Mach ihm alle Thüren im ganzen Hauſe auf.

La Brie. Auf!

Mad. Dup. Doch wohl nicht gar die Schlafkammerthür Ihrer Tochter?

Duport. Warum nicht? wenn er an der Hand des Vaters hinein geht.

Mad. Dup. Und der Haß der Mutter ihm folgt?

Duport. Der endlich ſchmelzen wird am Strahl der Vernunft.

Mad. Dup. Kurz und gut —

Duport. Wollte der Himmel! bisher ſprachen Sie kurz und ſchlecht.

Mad. Dup. Du haſt es gehört La Brie? der Marquis ſoll fort.

La Brie. Fort!

Duport. Ich befehle dir, la Brie, laß den Marquis herein.

La Brie. Herein! — Gott ſey Dank! daß ich ein freyer Franzoſe bin.

Duport. Wie ſo?

La Brie. Weil ich ſonſt nicht wiſſen würde, welchen von beyden Befehlen ich erfüllen ſollte.

Mad. Dup. Welchen wirſt du denn jezt erfüllen?

La Brie. Keinen von beyden. (er geht ab.)

Fünfte Scene.

Duport. Madam Duport.

Duport. Wieder eine ſüße Frucht der Freyheit! Geh ich auf der Straße, ſo geht der Kerl nicht mehr hinter mir, ſondern neben mir. Sitze ich im Wagen, und es fängt an zu regnen; ſo iſt er impertinent genug, mich um die Erlaubniß zu bitten, hinein ſteigen

gen zu dürfen. Bald wird er ſich neben mich auf den Sofa und an die Tafel ſetzen, dann kann ich mir meinen Teller ſelbſt holen.

Mad. Dup. Die Menſchen ſind ſich alle gleich.

Duport. Es iſt nicht wahr! So lange es noch Verſtand und Dummheit, Güte und Bosheit, Stärke und Schwäche in der Welt giebt, ſo lange werden die Menſchen ſich nie gleich ſeyn.

Mad. Dup. Ich will lieber ſtolzes Bewußtſeyn in meinen Dienſten haben, als kriechende Dummheit.

Duport. Und ich will lieber als Miſſionair die Wilden an der Hudſonsbay zum chriſtlichen Glauben bekehren, als ein Frauenzimmer von einer vorgefaßten Meynung zurückbringen.

Mad. Dup. Ihr werft uns ja ſonſt immer Wankelmuth vor?

Duport. Ihr ſeyd auch nur dann hartnäckig wenn ihr eine Sache nicht verſteht. Doch da kömmt Julie.

Sechſte Scene.

Julie. Antoinette. Vorige.

Duport. Eben recht meine Tochter! unſer Zwiſt betraf dich; du magſt entſcheiden.

Julie. Zwiſt, lieber Vater, hoffte ich nie zu veranlaſſen. Ein Kind iſt ja ſonſt immer ein Band der Liebe zwiſchen ſeinen Eltern.

Duport. Ach gutes Kind! die Bänder der Liebe ſind heut zu Tage gewaltig mürbe geworden. Die Menſchen ſpielen mit Worten. Das Schild, das ſie aushängen, iſt gar bunt und ſchön bemahlt: „Hier iſt zu finden „Vaterlandsliebe, Ehrliebe, Gerechtigkeitsliebe! u. ſ. w.“ Man freut ſich, man klopft an, man geht hinein, und findet — Eigenliebe.

Mad. Dup. Der Herr Gemahl haben heute eine ſehr beiſſende Laune.

Duport. Ganz natürlich. Alles beißt jezt, oder wird gebiſſen. Kein Wunder, daß ich lieber unter den Beiſſenden, als unter den Gebiſſenen ſeyn will.

Mad. Dup. Komm Julie, er beißt, wir wollen ihm aus dem Wege gehn.

Duport. Nicht doch Madam! nur Sanftmuth, wenn ich bitten darf. Weibliche Sanftmuth ſchlägt, männliche Rauheit augenblicklich in Feſſeln.

Julie. Sie hören ja, liebe Mutter, daß der Vater nur ſcherzt.

Mad. Dup. Sein Scherz iſt bitter —

Duport. Wie franzöſiſche Freyheit.

Mad. Dup. Da hörſt du —

Duport. Die Wahrheit. Und wohl dir, wenn du ſie nur hörſt, ich fühle ſie.

Mad. Dup. Ich kenne den Mann nicht mehr.

Duport. Ich kenne die ganze Nation nicht mehr.

Mad. Dup. Vormals ſanft und gefällig —

Duport. Vormals munter, tapfer, großmüthig —

Mad. Dup. Jezt rauh und unbiegſam.

Duport. Jezt wild und zügellos.

Mad. Dup. Da hat er ſich Grillen in den Kopf geſetzt, dich meine Tochter betreffend —

Duport. Halt! Mit der Nationalverſammlung habe ich nichts zu thun; aber in der Familienverſammlung bin ich Präſident. Alſo Julie, tritt vor die Schranken. — Das ungezogene Geſchrey, welches du täglich auf den Straßen hörſt, die armen Schlachtopfer, welche du an den Laternenpfählen hängen ſiehſt, werden dich ſchon längſt belehrt haben, daß wir, Gott ſey Dank! frey ſind. Es frägt ſich nun, ob bey dieſer allgemeinen Freyheit auch dein Herz frey gewor=

geworden iſt? oder welche Regierungsform es wählt? die ariſtokratiſche deiner Eltern und Verwandten? oder die demokratiſche aller deiner Anbeter? oder die monarchiſche eines Ehegatten?

Mad. Dup. Die leztere möchte man wohl die deſpotiſche nennen.

Duport. Nicht doch, das wagt keiner, aus Furcht, alle Gattinnen möchten zu Fiſchweibern werden.

Mad. Dup. Nun Julie erkläre dich.

Julie. Ich erkläre mich für eine Monarchie, in welcher der Monarch durch das Band der Liebe mit ſeinen Unterthanen verbunden iſt.

Duport. Brav Mädchen!

Mad. Dup. Ich laſſe es gelten, meine Tochter, wenn die Frau dem Manne das iſt, was die Nationalverſammlung dem Monarchen.

Duport. Nein Julie, der Mann muß nicht unter dem Pantoffel ſtehn. Aber die

Wahl eines Monarchen ſteht dir frey, denn das iſt vernünftige Freyheit. Haſt du ſchon auf eine ſolche Wahl gedacht?

Julie. Wenn ich reden darf —

Mad. Dup. Rede mein Kind! man darf jezt Alles reden.

Duport. Und Alles thun.

Julie. Der Marquis von Rozieres —

Mad. Dup. Was? den Ariſtokraten?

Julie. Die Rede iſt ja hier nur vom Throne meines Herzens.

Duport. Du haſt deines Vaters Wahlſtimme.

Mad. Dup. Deine Mutter proteſtirt feyerlich.

Duport. Julie iſt ja kein geiſtliches Gut das wir verkaufen wollen.

Mad. Dup. Ich glaube beynahe, Mammſell Antoinette, die ſchönen Grundſätze hat meine Tochter ihr zu verdanken?

Antoinette. O nein, Madam; ein Herz wird noch ſchneller erobert als die Baſtille.

Mad. Dup. Schon gut, wir werden dem vorzubeugen wiſſen. Meine Tochter hat natürlichen Mutterwitz. Merkt es wohl: **Mutterwitz** ſpricht man, weil die Kinder ihn von der Mutter erben. Ich habe einen weiblichen Jacobiner-Clubb errichtet, unſer Speiſeſaal iſt auf das geſchmackvollſte dazu verziert worden, heute iſt die erſte Verſammlung. Auch du Julie, ſollſt unter die ehrwürdigen Mitglieder dieſes Clubbs aufgenommen werden; da wollen wir dir bald andere Grundſätze einflößen.

Antoinette. Die Milch der Freyheit.

Duport. Die zu Kopfe ſteigt wie Brantewein.

Antoinette. Den Kinderbrey der Gleichheit aller Stände —

Dup. Der uns zu ungezogenen Kindern macht.

Mad. Dup. Spottet nur! doch am Horizont ſteigt die Freyheit empor —

Duport. Wie eine Rackete.

Mad. Dup. Und leuchtet —

Duport. Und plazt.

Mad. Dup. Und ſchimmert —

Duport. Und die Raketenſtöcke fallen den Zuſchauern auf die Köpfe.

Mad. Dup. Genug Julie, du weißt meinen Willen.

Duport. Willen Madam? ich denke ſie hat den ihrigen. Sie iſt Bürgerin des Staats, und frey, ſo gut als jede Andere.

Mad. Dup. Die Gewalt der Eltern beſteht noch in voller Kraft.

Duport. O über die intoleranten Freyheitsprediger!

Siebente Scene.

Marquis von Rozieres. Vorige.

Marquis. (ſich ſchüchtern umſehend) Bin ich endlich in Sicherheit? Wahrhaftig, bald werden wir alle nach Turin und Venedig, in die Schweitz und nach Worms flüchten müſſen. (wechſelſeitige Verbeugungen)

Duport. Ich fürchte, Sie kommen hier aus dem Regen in die Trauſe.

Marq. (zu Julien) Ich verſtecke mich unter die Flügel der Liebe.

Julie. Wo kommen Sie her, Marquis?

Marq. Ich war in der Nationalverſammlung, ich wollte hören, wie die Herren fluchen, um die Geiſtlichen zum Schwören zu bringen, und wie ſie ſich, für das Wohl des Vaterlandes die Schwindſucht an den Hals ſchreyen. Da haben ſie denn auch ſo geſchrieen, und ſo geſchrieen, links und rechts, der Kreuz und Queer, daß mir endlich

lich für mein Gehör bang wurde. Ich ſchlich mich fort, und luſtwandelte ein wenig in den Tuillerien; aber bald wurde ich gewahr, daß hier und dort Leute ſich Truppenweiſe verſammelten, daß hier und dort, aus dem Buſen ein Dolch, aus der Rocktaſche eine Piſtole hervor ragte. Das gefiel mir nicht. Ich fuhr ins Nationaltheater, man gab Brutus. Die ganze Welt klatſchte bey Stellen, die mir nicht behagten; ich glaubte alſo wol auch einmal klatſchen zu dürfen, bey Stellen die nur mir allein gefielen, denn ich bin ja ein freyer Franzoſe, ſo gut als die übrigen, und hatte mein Geld bezahlt, ſo gut als jene. Weit gefehlt! der Pöbel ſchimpfte, die Nationalgarde lächelte, man warf mir faules Obſt in die Loge und ich gieng meiner Wege.

Kaum war ich 500 Schritt weit gefahren, als mein Kutſcher ſtill halten mußte. Ich ſehe heraus, was war es? eine Deputation von Fiſchweibern, die zum Könige geht, um ſeinen Hofſtaat glänzender zu machen.

Mad. Dup. Ich muß bitten, Herr Marquis, in meiner Gegenwart mit mehr Ehrerbietung von einer Claſſe von Leuten zu ſprechen, welche —

Duport. Welche Fiſche verkauft.

Marq. Und von jeher durch rothe dicke Fäuſte ihre Anſprüche auf Ehrerbietung geltend zu machen wußte. O ich empfinde auch ſo viele Ehrerbietung für dieſe ſchöne und ſanfte Hälfte des Menſchengeſchlechts, daß ich ihnen ſelten auf 1000 Schritt zu nahe komme.

Mad. Dup. Der freye Franzoſe darf Niemand ſcheuen.

Marq. O nein; eine kleine Anzahl von zwanzig Millionen Mitbürgern ausgenommen, darf man ſich hier vor Niemand fürchten.

Mad. Dup. Die Baſtille iſt verſchwunden —

Marq. O ja, nur die Laternenpfähle exiſtiren noch.

Mad. Dup. Das Volk wird endlich auch für etwas gerechnet —

Marq. Beſonders ſeit es ſelbſt Rechenmeiſter geworden iſt.

Marq. Dup. Die ſtolzen ererbten Titel und Wappen der Großen ſind zu Grabe gegangen. —

Marq. Freylich, nur die Tugenden ihrer Vorfahren leben noch.

Mad. Dup. Adlich ſeyn giebt keine Anſprüche mehr.

Marq. Edel ſeyn auch nicht.

Mad. Duport. Wir haben zwar noch einen König —

Marq. Wie der Klotz in der Fabel.

Duport. Und zwölfhundert Störche.

Marq. Doch quäckt das Volk noch immer luſtig drauf los.

Mad. Dup. Geſang der Freyheit!

Marq. Die Frösche vor Jupiters Thron.

Mad. Dup. Wir haben keine Lettre de Cachet mehr zu fürchten.

Marq. Die Dekrete haben ſie verſchlungen.

Mad. Duport. Keine drückende Auflagen —

Marq. Auch unſer Geld drückt uns eben nicht ſehr.

Mad. Dup. O Herr Marquis, ich finde es ſehr natürlich, daß Sie kein Freund der Revolution ſind.

Marq. Wahrhaftig, das finde ich auch.

Mad. Dup. Sie haben viel dabey verlohren.

Marq. Wer hat das nicht?

Mad. Dup. Und Vaterlandsliebe iſt Ihnen kein Erſatz.

Marq. Verzeihen Sie Madam! wenn ich ſähe, daß die Leute um mich her glücklicher geworden wären, ſo wollte ich gern dulden und ſchweigen, und denken, ich verſtünde es nicht beſſer. Da ich aber überall nur Elend und Jammer gewahr werde —

Mad. Dup. Laſſen Sie den Wein nur ausgähren.

Marq. O ja, die Erndten werden in Frankreich ſehr geſegnet ſeyn, wenn einmal niemand mehr da ſeyn wird, die Frucht in die Scheuren zu ſammeln. Wenigſtens werden wir und unſere Kinder das nicht erleben. Daher habe ich mir ein kleines Gut nahe bey Neuchatel gekauft; dort will ich an Juliens Seite meine Tage in Ruhe beſchließen, und in ihren Armen das Elend meines Vaterlandes zu vergeſſen ſuchen.

Mad. Dup. Vergeſſen Sie, was Sie wollen, nur nicht, daß die Einwilligung einer Mutter nöthig iſt, um Julien nach Neuchatel zu entführen. (ſie geht ab)

Achte Scene.

Duport. Der Marquis. Julie Antoinette.

Marq. Was war das? hab ich recht gehört?

Duport. Was hört man nicht heutzutage?

Antoinette. Und was erlebt man nicht?

Julie. Und was erduldet man nicht?

Marq. Und welche Hoffnung verliert man nicht?

Duport. Muth Herr Marquis, Geduld Julchen. Wenn die Wogen am wildeſten brauſen, ſo pflegt der Schiffer eine Tonne voll Oel in die See zu gießen, um die Wuth der Wellen zu brechen. Sanftmuth der Weiber, und Beharrlichkeit der Männer iſt das beſte Oel in die Stürme des Schickſals. — Es wird anders werden, es wird beſſer werden. Ob im Staate? — daran muß ich faſt verzweifeln! aber in meinem Hauſe? — mit Gottes Hülfe, ja. (er geht fort)

Neunte Scene.

Julie. Antoinette. Der Marquis.

Marq. Die verdammte Freyheit hat mir ſchon viel gekoſtet! Ich habe dazu gelacht. Aber wenn ſie mir auch meine Geliebte koſten ſollte —

Ant. So wäre der Herr Marquis beſtraft.

Marq. Wofür?

Ant. Daß er bis jezt lachen konnte über die beweinenswürdigſte Sache von der Welt.

Julie. Aber ich? wofür leide ich denn Strafe? Ich weiß nichts, weder von Demokratie noch von Ariſtokratie. Als ich die Dinger zum Erſtenmale nennen hörte, glaubte ich, es wären neue Moden. Der König hat mir in ſeinem Leben nichts zu Leide gethan. Mein Herz hat mit ſeinem Throne gar nichts zu ſchaffen. Die königliche Gewalt und die Liebe eines Mädchens gleichen ſich ſo wenig, als der Scepter und die Haarnadel.

Marq. Wäre Ihr Herr Vater nicht ſo brav, ſo würde ich Sie bitten, mit mir zu entfliehen.

Julie. Das würde ich doch nicht thun, Herr Marquis, wenn auch mein Vater eben ſo unbillig dächte, als meine Mutter.

Marq. Sie lieben mich alſo nicht?

Julie. Muß man denn gerade davon laufen, wenn man liebt? Ich bin Ihnen von Herzen gut, ich achte Sie hoch, das nemliche empfinden Sie hoffentlich auch für mich, und man ſagt, das ſey genug, um eine glückliche Ehe zu ſtiften.

Marq. Nun, und doch —?

Julie. Sie könnten mich aber unmöglich hochachten, wenn ich mit Ihnen davon lieſe.

Marq. Wenn aber Ihr Vater ſelbſt darein willigte?

Julie. Auch den mütterlichen Segen kann ich nicht entbehren.

Marq. Wenn aber nur zum Schein —?

Julie. Zum Schein? ja, das laſſ' ich gelten. Aber wie?

Marq. Antoinette, können wir uns auf Dich verlaſſen?

Ant. Ich denke ja. Ich kann die gnädige Frau nicht leiden, weil ſie allen Menſchen die Freyheit mit Gewalt aufdringt; und ſie kann mich nicht leiden, weil ich Antoinette heiſſe. Ich arbeitete vormals bey einer Putzmacherin, wo ich recht gute Tage hatte. Seit der verdammten Revolution hat ſie ſechs von ihren Mädchen, und unter andern auch mich, abſchaffen müſſen, weil ſich Niemand mehr putzen will. Das hat mich zur erklärten Ariſtokratin gemacht.

Julie. Nun ſo ſteh uns bey.

Marq. Erinnere Dich, daß ehemals in allen unſern Luſtſpielen ein Kammermädchen die Intrigue führte.

Ant. In Luſtſpielen ja, aber unſere Freyheit iſt ein Trauerſpiel.

Marq. Deſto mehr Verdienſt, wenn Du wenigſtens eine Comedie larmoyante daraus machſt.

Ant. Die Kammermädchen in unſern Luſtſpielen haben gut Knoten knüpfen und auflöſen, ſie erhalten immer von den großmüthigen Liebhabern volle Beutel zum Geſchenke.

Marq. Ich verſtehe. Da, nimm. (Er giebt ihr Papier.)

Ant. Was ſoll ich damit?

Marq. Ein voller Beutel iſt es nun wol eben nicht, aber ein vollgeſchriebenes Blatt Papier. Es ſind Aſſignaten, welche die Geiſtlichkeit wieder einlöſt. Ich verſichere Dich, mein Kind, die Zeiten ſind jezt ſo ſchlecht, daß ein ehrlicher Liebhaber das Kammermädchen ſeiner Geliebten nicht einmal mit baarem Gelde beſtechen kann.

Ant. Je nun, wenn ich auch einige Procente daran verliere, ſo habe ich dagegen den Spaß umſonſt.

Julie. Welchen Spaß?

Ant. Es ſchwebt mir da ſo etwas luſtiges vor der Phantaſie. Die gnädige Frau hat einen weiblichen Jacobiner-Clubb hier im Hauſe errichtet. Heute iſt die erſte Verſammlung. Der Speiſeſaal iſt mit überſpannter Einbildungskraft in der Geſchwindigkeit zu dieſem Behuf verziert worden. Ein Gemählde der zerſtörten Baſtille, ein Schattenriß Mirabeau's, eine treue Darſtellung des triumphirenden Einzugs der Fiſchweiber, ein Medaillon von la Fayette, und dergleichen mehr, hängt an den Wänden rings umher. Das Auffallendſte aber ſind zwey Figuren in Lebensgröße, die der berühmte Wachspouſſirer Curtius verfertigt hat, und welche den Eingang der Thür bewachen. Die eine iſt ein Mann in der Nationaluniform, mit dem bloßen Schwerdte in der Fauſt; die Andere ſtellt einen Ariſtokraten vor, und iſt in Feſſeln geſchmiedet. Nun dächte ich, Herr Marquis, wenn Sie während der Verſammlung, die bald ihren Anfang nehmen wird, ſich gefallen ließen, eine von dieſen beyden Figuren vorzuſtellen; ſo würden Sie den Vortheil haben, die Geſinnungen aller der Damen kennen zu lernen, mit welchen ihre widerſpenſtige Frau Schwiegermutter umgeht, und im Stande ſeyn, zu berechnen, wie weit man allenfalls die Thorheit treiben wird.

Marq. Wie verſiehſt Du das?

Ant. Ey nun, wir bringen den Herren Demokraten auf die Seite, ziehen ihm ſeine Nationaluniform aus, kleiden Sie darein, binden Ihnen eine Larve vor, und ſtellen Sie mit dem bloßen Schwerdte in der Fauſt an die Thür.

Marq. Biſt Du toll?

Ant. Ganz und gar nicht. Hat ſich doch Jupiter einmal, einem Mädchen zu gefallen, in einen Ochſen verwandelt, warum denn nicht ein Marquis in einen Demokraten?

Marq. Wohlan, ich bin es zufrieden.

Julie. Ich zittere.

Ant. Nicht doch, es hat keine Gefahr. Aber vor allen Dingen müſſen wir den ſchurkiſchen la Bie auf unſere Seite bringen. Der Kerl iſt ein eifriger Demokrat, und ihm hat Madam die Schlüſſel zum Saale anvertraut. — Gehn Sie mit dem Fräulein hier in das Kabinet; ich rufe Sie, ſobald ich die Schlüſſel erobert habe.

Julie. Mit dem Marquis allein in das Kabinet?

Ant. Ja wohl! was wird Papa dazu ſagen?

Julie. Was werde ich ſelbſt dazu ſagen?

Ant. Es iſt ja noch heller lichter Tag. Man ſieht es wohl, daß ſie nie bey einer Putzmacherin gedient haben.

Marquis. Sie ſagten vorhin, Sie empfänden Hochachtung für mich? iſt dieſe Furcht wol ein Beweis derſelben?

Ant. Fort! fort! wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

Julie. Ich gehe, aber die Thür bleibt offen.

Ant. Ey freylich. (Marquis führt Julien in das Kabinet.)

Zehnte Scene.

Antoinette. Gleich darauf la Brie.

Ant. Nun friſch! mit dem la Brie will ich wol fertig werden. (ſie ſchellt)

La Brie. (tritt herein) Wer hat geklingelt?

Ant. Ich.

La Brie. Du?

Ant. Ja ich! ich!

La Brie. Bildeſt Du Dir etwa ein, ich ſey in Deinen Dienſten?

Ant. Wenn auch nicht in meinen Dienſten, doch zu meinen Dienſten.

La Brie. Kurios! hat die gnädige Frau Dir befohlen zu klingeln?

Ant. Narr! ſind wir denn einander nicht alle gleich? bin ich nicht eben ſo gut als die gnädige Frau?

La Brie. Das war einmal vernünftig geſprochen.

Ant. Eure Vernunft iſt anſteckend.

La Brie. Aber was willſt Du von mir? ich habe zu thun.

Ant. So? was haſt Du denn für wichtige Geſchäfte?

La Brie. Ich muß den Saal noch aufräumen. Der neue Jacobiner-Clubb wird ſich ſogleich verſammeln.

Ant. Iſt der Saal offen?

La Brie. Offen? ja ſolche Heiligthümer läßt man auch offen.

Ant. Beſonders in unſern Tagen, wo nichts zu heilig iſt.

La Brie. (klappert in der Taſche) Hier ſind die Schlüſſel.

Ant. Lieber la Brie, gieb mir die Schlüſſel.

La Brie. Dir? was willſt Du damit?

Ant. Ich will mich ein wenig im Saale umſehn.

La Brie. Damit ich mich hernach, wenn es die gnädige Frau erführe, auf der Straße nach einem andern Dienſte umſehen könnte? nein, daraus wird nichts.

Ant. Guter, ſüßer La Brie!

La Brie. Zuckerſüße Antoinette!

Ant. Ich bitte Dich!

La Brie. Ich ſchlage Dirs ab.

Ant. Ich gebe Dir einen Kuß.

La Brie. Und ich Dir zwey, wenn Du mich zufrieden läſſeſt.

Ant. Und dieſe Schachtel von Bonbons.

La Brie. Heute Bonbons, und Morgen keinen Biſſen Brod. Ich danke ſchön.

Ant. Und dieſe Doſe mit dem Portrait des la Fayette.

La Brie. Dieſe Doſe? und dies Portrait? — nein, ich bin ein freyer Franzoſe, und laſſe mich nicht beſtechen.

Ant. Aber bedenke nur, ich bin ja auch eine freye Franzöſin, und muß alſo gehen können, wohin es mir beliebt.

La Brie. Da haſt Du freylich Recht, wenn Du nicht etwa des Königs Tante biſt.

Ant. Alſo muß es mir auch erlaubt ſeyn, in den Speiſeſaal zu gehn.

La Brie. Das klingt freylich wahrſcheinlich genug — aber nein! wird doch ſogar mit den Einlaßbillets in die Nationalverſammlung gewuchert.

Ant. Ich verlange es ja auch nicht umſonſt. Sieh, hier ſind Aſſignate.

La Brie. Aſſignate?

Ant. Ganz neue, von 50 Livres.

La Brie. Von 50 Livres?

Ant. Ich ſchenke Dir Eine.

La Brie. Du? wie kömmſt Du zu Aſſignaten? haſt Du Etwas dagegen aſſignirt?

Ant. Das kann Dir gleichviel gelten. Nimm!

La Brie. Nehme ich? oder nehme ich nicht? — gebe ich die Schlüſſel? oder gebe ich ſie nicht? — Gieb! da haſt Du die Schlüſſel. Ich will mich unterdeſſen beſinnen, ob ich ſie hätte geben ſollen oder nicht? (er geht fort)

Eilfte Scene.

Antoinette. Julie. Der Marquis.

Ant. (in das Kabinet rufend) Geſchwind! geſchwind Herr Marquis! Sie, Fräulein Julchen, gehn indeſſen auf Ihr Zimmer.

Julie. Nein, zu meinem Vater will ich gehn. Er muß wiſſen was wir vorhaben.

Ant. Auch das, wenn Sie wollen. Er wird uns vielleicht gar behülflich ſeyn. Fort!

fort! (ſie zieht den Marquis mit ſich zur Thür hinaus)

Zwölfte Scene.

Julie allein.

Ein guter Vater und ein guter König ſind einander ſo ähnlich. Ein Kind, das aus dem väterlichen Hauſe entläuft, und ein Unterthan, der ſich gegen ſeinen König auflehnt — ach! es kann beyden nimmermehr wohl gehen.

(Sie geht auf einer andern Seite ab.)

Dreyzehnte Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich in den Saal, welcher zu den Verſammlungen des weiblichen Jacobiner-Clubbs beſtimmt iſt. Die Wände ſind ſo verziert, wie man ſchon aus Antoinettens Erzählung weiß. Im Hintergrunde eine Flügelthür; zu beyden Seiten die beyden Wachsfiguren, rechts der Demokrat, ſtehend, in der Nationaluniform, mit bloßem Schwerdt. Links der Ariſtokrat, ſitzend, in Feſſeln, in eine Art von Schlafrock gehüllt.)

Antoinette und der Marquis ſchleichen herein.

Ant. (mit einer Larve in der Hand.) Da wären wir glücklich hereingedrungen. Ich merke, es giebt noch mehr Leute, die Wind von der Sache bekommen haben. Eben ſah ich fünf bis ſechs Herren hinauf zu unſerm alten Herren ſteigen, und wenn ich nicht irre, ſo waren es die Anbeter der Damen, welche ſich heute hier verſammeln werden. Vermuthlich wollen ſie mit unſerm alten Herren eine Contre-Revolution verabreden.

Marq. Ha! ha! ha! die Kinderey würde mir Spaß machen, wenn er durch Juliens Verluſt nicht zu theuer erkauft würde.

Ant. Er ſoll Ihnen Juliens Beſitz verſchaffen. — Nun friſch Herr Marquis! die Nationaluniform angezogen.

Marq. Siehſt Du denn nicht, daß ich weit größer bin als der Kerl von Wachs? Und dann, wie könnte ich Stundenlang ſo ſteif ſtehen, mit aufgehabenem Säbel? man würde den Betrug ſogleich merken. Nein lieber will ich da den Ariſtokraten vorſtellen, der ſitzt bequemer, und hat den Kopf ein wenig gebückt. Ueberdies hat man ihm einen Schlafrock angezogen, vermuthlich um anzudeuten, daß die königliche Gewalt ſich ſchlafen gelegt hat. In dem Schlafrock kann ich mich eher verbergen. Meynſt Du nicht auch?

Ant. Wie Sie wollen. Nur nicht lange gezaudert.

(Sie entkleiden die Wachspuppe, und ſchleppen ſie bey Seite. Der Marquis zieht den Schlafrock an.)

Ant. Allerliebſt! nun noch die Larve. (ſie bindet ihm die Larve vor) und dann die Ketten.

Marq. Auch Ketten?

Ant. (indem ſie ihm die Feſſeln anlegt) Die Sie bald gegen Roſenfeſſeln vertauſchen werden. — Jezt ſind Sie fertig. Aber nur fein den Athem an ſich gehalten, wenn die Damen Sie begaffen, und kein Glied gerührt.

Marq. Fürchte nichts, ich werde mich ſchon zwingen, denn ich habe nicht Luſt, mir die Augen auskratzen zu laſſen.

Ant. (ihn noch einmal betrachtend) Ha! ha! ha! — Leben Sie wohl, Herr Marquis!

laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden. (ſie geht ſort, und verſchließt die Thüre wieder.)

Vierzehnte Scene.

Der Marquis allein.

Beynahe kömmt mir unſere ganze Revolution vor wie ein Faſtnachtsſpiel. Die Freyheit hat eine große Faſtnachtsbude aufgeſchlagen; ein Jeder kauft von ihren Larven, und verbirgt ſeine Leidenſchaften dahinter. Die geſunde Vernunft allein geht ohne Larve herum, und wird ausgepfiffen. Der Eigennutz ſpielt auf zum Tanze, die Leidenſchaften walzen Athemlos, und werfen Alles um, was ihnen im Wege ſteht. Die Vaterlandsliebe ſitzt berauſcht an der Farobank und ſpielt mit falſchen Karten. Die Gerechtigkeit liegt hinter der Thür und ſchnarcht. Die guten Sitten haben Schellenkappen aufgeſetzt, und die Anarchie, als

Göttin Freyheit verlarvt, trägt die öffentliche Glückſeligkeit zu Grabe. — Stille! ich höre kommen.

Funfzehnte Scene.

La Brie. Der Marquis.

La Brie. Ich traue der Antoinette nicht. Sie iſt eine Ariſtokratin, und hat mir gewiß einen Poſſen ſpielen wollen. Ich muß nur ſehen, ob ſie hier irgend etwas in Unordnung gebracht hat? (er ſieht ſich uberall um) Nein, es iſt noch Alles wie es war, in der ſchönſten Ordnung, bereit zum Empfang der ehrwürdigen Mitglieder des neuen Jacobiner-Clubbs. Nur Stühle fehlen noch. (er ſezt ſieben Stühle in einen halben Cirkel) Ich habe einmal geleſen, eine Heerde Gänſe habe durch ihr Geſchnatter das Kapitolium zu Rom gerettet. Möchte es doch den Damen eben ſo gelingen, das bedrängte Vaterland zu retten. — So, da habe ich einen halben

Kreis geſetzt, gerade wie unſere Schauſpieler, wenn ſie den Brutus aufführen, und der römiſche Senat ſich verſammelt. Nun will ich gehn, die Gäſte zu erwarten. — Ha! ha! ha! wie patzig und trotzig der ausgeſtopfte Kerl da an der Thür ſteht, wie man den Engel im Paradieſe mahlt. — Ein Engel in der Nationaluniform? warum nicht? im Paradieſe kann es nicht bunter hergehen, als in Frankreich. Dort ſind die Menſchen einander auch alle gleich; woraus ich natürlich den Schluß ziehe: daß Frankreich jezt ein irdiſches Paradies iſt. Freylich nicht für Jedermann. Zum Exempel der Herr Ariſtokrat, der da gefeſſelt ſitzt, den Kopf in den Arm ſtützt und Kalender macht, ja der iſt freylich übel daran. (Er tritt gerade vor den Marquis) So ein Narr! ſo ein Geck! ſo ein Prahlhans! überall gehaßt, überall verfolgt, überall bei der Naſe herumgezogen — (Er faßt den Marquis bey der Naſe, welcher ihm eine derbe Ohrfeige giebt, daß er zitternd zu Boden ſtürzt) Hülfe! Hülfe!

Marq. (ſpringt auf) Halt das Maul, oder ich renne Dir den Degen durch den Leib.

La Brie. Sonſt nichts?

Marq. Biſt Du aber ruhig, und ſchweigſt, und ſtellſt Dich, als habeſt Du nichts geſehn, ſo iſt dieſer Beutel Dein.

La Brie. Alſo jezt habe ich zu wählen: auf dieſer Seite den Degen durch den Leib, und auf dieſer Seite ein voller Beutel. Weg mit dem Degen! her mit dem Beutel!

Marq. Da. Hinter gehſt Du mich, ſo biſt Du des Todes.

La Brie. Alſo habe ich jezt wieder zu wählen: hintergehe ich den Herren Marquis, ſo bin ich des Todes; hintergehe ich die gnädige Frau, ſo werde ich aus dem Hauſe gejagt.

Marq. Dann nehme ich Dich in meine Dienſte.

La Brie. In Ihre Dienſte? Das Handgeld war eine Ohrſeige.

Marq. Weil Du ein Flegel warſt.

La Brie. Mein Gott! am Ende darf man nicht einmal mehr mit ausgeſtopften Puppen ein Wort im Vertrauen reden.

Marq. Stille! man kömmt. (er ſetzt ſich in Poſitur.)

Sechzehnte Scene.

Mad. Duport nebſt noch ſechs andern Damen tritt herein.

Mad. Dup. Nur hier herein meine Damen. Entferne Dich La Brie. (La Brie geht fort) Sie werden finden, daß ich für die kurze Zeit Alles geleiſtet habe, was möglich war.

Alle ſechs. Allerliebſt! allerliebſt!

Mad. Dup. Unſer Freund Curtius hat den Stempel der Freyheit auf das Geſichte dieſes Nationalgardens geprägt.

Erſte Dame. Er iſt zum Küſſen.

Mad. Dup. Und das gebückte ſcheue Weſen dieſes Ariſtokraten, bezeichnet die kriechende Sklaverey.

Zweyte Dame. Unverkennbar!

Mad. Dup. Die Feſſeln deuten den Sieg der Freyheit an.

Erſte Dame. Recht ſymboliſch.

Die Zweyte. Recht emblematiſch!

Die Dritte. Recht pittoreſk!

Die Vierte. Recht ortographiſch!

Mad. Dup. Ich habe ihn mit Gelenken verfertigen laſſen, um allerley Spaß mit ihm zu haben.

Alle. Vortrefflich!

Mad. Dup. So dächte ich zum Beyſpiel, wir ließen, ſo oft wir dieſen Saal betreten, ihn durch das Nicken ſeines Kopfes die Geſellſchaft bewillkommen, und ſeine Unterthänigkeit an den Tag legen.

Alle. Ganz recht.

Mad. Dup. Laſſen Sie uns nach der Reihe den Verſuch machen.

(Eine nach der Andern läßt, indem ſie an dem Marquis vorüber geht, ihn ein paarmal mit dem Kopfe nicken.)

Erſte Dame. O das iſt luſtig!

Die Zweite. Bezaubernd!

Die Dritte. Zum Todlachen!

Mad. Dup. Das Erſte, was wir jetzt zu thun haben, iſt, uns gleich den Freymaurern, ein Zeichen und eine Loſung zu wählen. Ich habe darüber nachgedacht, und nehme mir die Freyheit, Ihnen beydes vorzuſchlagen. Das Zeichen muß leicht und unmerklich ſeyn. Wenn wir zum Beyſpiel eine Bewegung mit der Hand machen, als ob wir einem Huhne den Kopf umdrehen; ſo würde das zugleich unſere wohlthätigen Abſichten gegen die Ariſtokraten andeuten.

Erſte Dame. Gut ausgedacht.

(Sie machen ſämmtlich einigemal das vorgeſchlagene Zeichen.)

Mad. Dup. Das wäre alſo richtig. Und die Loſung: Lucretia!

Alle. Lucretia! unvergleichlich!

Mad. Dup. Lucretia war freylich eigentlich eine Närrin, aber das thut nichts zur Sache. Aus ihren durchbohrten Buſen ließ Brutus einſt die Freyheit hervorwachſen. Und dann bedeutet dieſe Loſung auch, daß wir gegen alle Ariſtokraten ſo keuſch ſein wollen, als Lucretia.

Alle. Schön! ſchön!

Mad. Dup. (feyerlich) Jezt treten Sie näher meine Damen! legen Sie Ihre Hände auf dieſen Fächer, und ſchwören Sie den Bundeseid.

(Alle legen die Hand auf den Fächer.)

Mad. Dup. Wir geloben und ſchwören, jeden Ariſtokraten, den wir in unſern Netzen fangen, bey der Naſe herum zu führen nach Herzensluſt; ihm nie eine Gunſtbezeugung zu verwilligen; uns nie in einen ſolchen Menſchen zu verlieben; und am wenigſten jemal einen Ariſtokraten zu heyrathen.

Alle. Wir ſchwören!

Mad. Dup. Diejenigen unter uns aber, welche bereits ſo unglücklich ſind, an ſolche Unholde gefeſſelt zu ſeyn, ſollen ihre Männer plagen, quälen, martern, ſchinden, zwicken, necken, ärgern, höhnen und verſpotten, bis ſie zu Kreuze kriechen.

Alle. Wir ſchwören.

Mad. Dup. Wohlan, es iſt vollbracht. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen mit gutem Beyſpiele vorzugehen. Nun habe ich nur noch einen Wunſch, nemlich den, meine ungerathene Tochter zu bekehren. Ein Ariſtokrat bewirbt ſich um ihre Hand. Sie, ſtatt in ſeiner Perſon den leibhaftigen Satan zu erblicken, unterſieht ſich, ihn liebenswürdig zu finden. Ich werde ſie kommen laſſen. Vielleicht vermag Ihr vereinigtes Zureden mehr über die Widerſpenſtige, als die treuen Lehren einer Mutter. (Sie klingelt, Antoinette erſcheint) Julie ſoll kommen. (Antoinette ab) Nehmen Sie Platz meine Damen, und denken Sie mit mir auf Mittel, das vielköpfige Ungeheuer Ariſtokratie ganz auszurotten, auf daß einſt die Jahrbücher der Freyheit unſere Nahmen nennen, wie die Geſchichte jene berühmten Amazonen.

Erſte Dame. Die Amazonenkleider ſind nicht mehr Mode.

Die Zweyte. Man trägt jezt Ueberröcke.

Die Dritte. Mit Stahlknöpfen *).

Die Vierte. Die Hüte mit breiten Blonden garnirt.

Die Fünfte. Die Flortücher noch immer unter dem Kinn zugeheftet.

Die Sechſte. Um der Einbildungskraft Spielraum zu geben.

Die Erſte. Iſt gut ausgedacht für manchen breternen Buſen.

---

*) Da die Mode alle vier Wochen wechſelt, ſo müſſen die Schauſpielerinnen von Zeit zu Zeit den obengenannten Moden andere ſubſtituiren.

Die Zweyte. Ich habe mir einen neuen geſtreiſten Atlas gekauft.

Die Dritte. Von welcher Farbe?

Die Zweyte. Coquelicot mit ſchwarzen Streifen.

Die Vierte. Gerade wie die ehemalige Parlamentsräthin Duras.

Die Fünfte. Mein Gott, die Frau muß doch alle Moden mitmachen.

Die Sechſte. Wo mag ſie nur das Geld dazu hernehmen?

Die Erſte. Man ſagt, ſie habe Anbeter.

Die Zweyte. Der kleine dicke Finanz-Pachter.

Die Dritte. Der muß auch wenig Geſchmack haben.

Die Vierte. Sie hat rothes Haar.

Die Fünfte. Und Sommerſproſſen.

Alle. Sehr viel Sommerſproſſen.

Die Sechſte. Was ſagt denn der Mann dazu?

Die Erſte. Er iſt ein guter Mann.

Alle. Ha! ha! ha!

Mad. Dup. Ihm geſchieht Recht, er iſt ein Ariſtokrat.

Siebenzehnte Scene.

Julie. Antoinette. Die Vorigen.

Mad. Dup. Komm her meine Tochter, und freue dich! dieſe liebenswürdigen Damen wollen dich unter ſich aufnehmen.

(Wechſelſeitige Verbeugungen.)

Julie. Liebe Mutter, ich hatte ja ſchon längſt die Ehre, die Damen zu kennen.

Mad. Dup. Kennen? was nennſt du kennen? Wenn ihr Mädchen euch einmal in der Kirche oder im Schauſpiel die Kopfzeuge muſtert, oder eine losgegangene Bandſchleife zubindet, ſo meynt ihr, bekannt mit einander zu ſeyn. Hier iſt von ganz andern Dingen die Rede. Der Bund der Freyheit feſſelt dieſe ſchönen Seelen, und du ſollſt eintreten in dieſen himmliſchen Bund.

Julie. Sehr viel Ehre.

Mad. Duport. Meine Damen — (ſie machen das Zeichen.)

Alle. Lucretia!

Mad. Dup. (zu Julien) Du erſtaunſt? nicht wahr du biſt überraſcht? ein heiliger Schauer dringt durch alle deine Adern?

Julie. (das Lachen verbeiſſend.) In der That, alles was ich ſehe und höre, iſt ſo Geheimnißvoll —

Mad. Dup. Du ſollſt erleuchtet werden. Doch, die erſte Bedingung, iſt: feyerliches Verſprechen, nie einem Ariſtokraten deine Hand zu geben.

Julie. Wenn er aber liebenswürdig iſt?

Mad. Dup. Er kann nicht liebenswürdig ſeyn.

Julie. Doch in meinen Augen.

Mad. Dup. So muß Vaterlandsliebe jede andere Leidenſchaft erſticken. Die Ariſtokraten müſſen gänzlich ausgerottet werden, und wie könnte man das beſſer, als wenn man ſie gar nicht mehr heyrathen läßt? ſo ſterben ſie endlich von ſelbſt aus.

Julie. Ich muß Ihnen geſtehen, liebſte Mutter, daß ich an allen dieſen politiſchen Zänkereyen gar keinen Antheil nehme.

Mad. Dup. Nicht? liebſt du dein Vaterland nicht?

Julie. Ey ja doch, aber wenn Sie mich fragen, was ich darunter verſtehe, ſo weiß ich es kaum ſelbſt.

Mad. Dup. Dumme Gans!

Julie. Das Haus, in welchem ich gebohren und erzogen wurde, die Spaziergänge, wo ich als Kind herumhüpfte, die Nachbars Kinder, mit welchen ich ſpielte, Vater und Mutter die mich immer lieb hatten, eine Amme, die mich in den Schlaf ſchaukelte, junge Herren, die mit mir liebäugelten als ich heranwuchs; das ſind die Dinge, die mir

ein=

einfallen, wenn ich an mein Vaterland gedenke.

Mad. Dup. Was? Freyheit — Geſetze — deſpotiſche Gewalt — Lettre de Cachet —

Julie. Ach! das iſt mir alles gleichgültig. Freyheit? ich habe immer gelebt, wie ich jezt lebe. Geſetze? ich verſtehe mich nicht darauf. Deſpotiſche Gewalt? ich habe gute Eltern, Niemand hat dergleichen an mir ausgeübt. Lettres de Cachet? ach! der, der mein Herz gefangen nahm, hat es ſeinen Blicken, und keiner lettre de Cachet zu verdanken.

Mad. Dup. Sie iſt nicht zu beſſern.

Eine Dame. Sie iſt verlohren.

Alle. Verlohren.

Erſte Dame. Wiſſen Sie denn nicht, Fräulein Julie, daß die Freyheit jezt die neuſte Mode iſt? und daß ein junges Mädgen wie Sie, alle Moden mitmachen muß?

Julie. Ey nun, auf vier Wochen mögte es allenfalls hingehen; aber dieſe Mode dauert ſchon ein paar Jahr.

Erſte Dame. Sie iſt halsſtarrig.

Die Zweyte. Eigenſinnig.

Die Dritte. Ein wenig dumm.

Die Vierte. Sie iſt verlohren.

Alle. Verlohren.

Mad. Dup. Wie es beliebt, mein Fräulein; aber das ſage ich Ihnen: aus Ihrer Verbindung mit dem Marquis de Rozieres wird nichts. Wenn Sie aber doch ſo groſſe Luſt haben, an einen Ariſtocraten gefeſſelt zu ſeyn, ſo können wir Ihnen dies Vergnügen wohl verſchaffen. Da hinten ſitzt Einer. Was meynen Sie, meine Damen, wenn wir ſie zu Schimpf und Spott, jedesmal, ſo lange unſere Verſammlung dauert, mit jener Wachspuppe zuſammen ſchmiedeten? Da mag ſie ſitzen, und die Larve liebkoſen.

Alle. Ein allerliebſter Einfall.

Julie. Auch ich bin es zufrieden; aber nehmen Sie ſich in acht, liebſte Mutter, man weiß heut zu Tage nicht, was hinter jeder Larve ſteckt.

Mad. Dup. Ich glaube, du unterſtehſt dich noch zu ſpötteln? Helfen Sie mir, meine Damen, das ungerathene Mädgen züchtigen. (Sie machen alle das Zeichen, und rufen Lucretia! darauf ſchleppen ſie Julien hinter zu dem Marquis, ſetzen ſie neben ihn, und winden ſeine Kette um ihren Arm; ſtellen ſich ſodann alle in eine Reihe, verneigen ſich tief, und ſagen:) Wir gratuliren zu der glücklichen Vermählung. (Antoinette kickert)

Julie. Iſt es Ihr Ernſt, liebſte Mutter, daß ich dieſen Ariſtocraten als meinen Gemahl betrachten ſoll?

Mad. Dup. Mein völliger Ernſt, ha! ha! ha!

Julie. Werden Sie Ihr Wort nicht zurück ziehen?

Mad. Dup. Ich nehme alle dieſe Damen zu Zeugen.

Julie. (zum Marquis.) Nun Geliebter, ſo ſchwöre ich dir ewige Treue!

Marq. So wie ich dir. (Er faßt ſie in ſeine Arme, und trägt ſie zur Thür hinaus).

Alle Damen ſchreyen laut, und fallen ſämmtlich in Ohnmacht.

Ant. Ha! ha! ha! — wie? — alle ohnmächtig? — bey meiner Treu! — — alle mauſetod!

Achtzehnte Scene.

Duport. Marquis. (der ſeine Verkleidung wieder weggeworfen) **Julie. Sechs Fremde. Vorige.**

Duport. Herein meine Herren! wir wollen den Jacobiner-Clubb ſtürmen.

Ant. Wird nicht nöthig ſeyn, die ganze Garniſon iſt vom Blitz erſchlagen worden.

Duport. Wie? was bedeutet das?

Ant. Der Schrecken über den rüſtigen Ariſtocraten, der mit Fräulein Julien davon lief.

Duport. Bravo! laſſen Sie uns dieſe Windſtille benutzen, ehe der Sturm von neuem ausbricht.

(Jeder der ſechs Herren legt ſich einer der ſechs Damen zu Füſſen)

Duport. Auch ich alter Kerl will noch einmal mein Knie beugen, und ſehen, was glatte Worte über ein Frauenzimmer vermögen. (er kniet vor ſeiner Frau. Ein Jeder küßt ſeiner Dame die Hand).

Alle. (aus der Ohnmacht erwachend) Ach!

Duport. Meine Königin!

Erſter Herr. Meine Kaiſerin!

Zweyter. Meine Monarchin!

Dritter. Meine Deſpotin!

Vierter. Iſt es billig, daß ſie Demokraten und Königinnen zugleich ſeyn wollen?

Fünfter. Demokraten im Staate und Königinnen in ihren Häuſern.

Sechſter. Können Sie uns verdenken, daß wir Ariſtocraten ſind, da uns die Liebe ſchon längſt an Deſpotie gewöhnt hat?

Alle Damen. Ach!

Duport. Wollen Sie auch gegen den Gott der Liebe rebelliren?

Erſter Herr. Amor läßt ſich weniger gefallen als mancher König.

Zweyter. Ich mag nicht frey ſeyn, ſo lange Ihre Augen mich gefeſſelt halten.

Dritter. Ich liebe meinen Kerker.

Vierter. Der einzige Thron der nie wankt, iſt Amors Thron.

Fünfter. Ueberlaſſen wir die Politik den Grauköpfen.

Sechſter. Schönheit iſt für die Liebe geſchaffen.

Alle Damen. Ach!

Duport. Weibliche Sanftmuth verſüßt jede Sklaverey.

Erſter Herr. Beugen Sie ſich wieder unter Amors Scepter.

Zweyter. In ſeinem Reiche wachſen keine Laternen-Pfähle.

Dritter. Seine Gefängniſſe ſind keine Baſtillen.

Vierter. Seine Gebote keine lettres de Cachet.

Fünfter. Seine Finanzen ſind unerſchöpflich.

Sechſter. Sie beſtehen in ſüſſen Umarmungen.

Alle Damen. Ach!

Duport. Er bleibt nie ſchuldig.

Erſter Herr. Bezahlt nimmer mit Papier.

Zweyter. Taſtet auch die Geiſtlichkeit nicht an.

Dritter. Befriedigt alle Stände.

Vierte. Die Grazien ſind ſeine Leibgarde.

Fünfter. Alle ſchöne Weiber ſeine Nationalverſammlung.

Sechſter. Venus ihr Präſident.

Erſter. Alle ſeine Decrete athmen Liebe.

Zweyter. Auch er macht alle Stände gleich.

Duport. Und vereinigt durch ein ſüſſes Band Democraten und Ariſtocraten.

Alle Damen. Ach!

Duport. Solche Seufzer ſind Worte der Huldigung vor Amors Throne.

Mad. Dup. Was ſollen wir thun?

Erſte Dame. Sollen wir Zeichen und Loſung ändern?

Die Zweyte. Weg mit der Lucretia!

Mad. Dup. Ich widerſtehe nicht länger.

Erſte Dame. Die Loſung ſey: Amor!

Die Zweyte. Und das Zeichen — ein Kuß.

(Jede Dame ſinkt dem Herrn der zu ihren Füſſen liegt in die Arme. Der Vorhang fällt.)

7.5 J 11

Kotzebue.

Die Unglücklichen.

Ein Luſtſpiel
in Einem Akt

von

Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer,
1798.

1505.

Perſonen.

Peter Falk.
Johann Falk, ein Prediger.
Franziska Falk.
Guſtav Falk, ein Jäger.
Eduard Taube, ein Dichter.
Baron Adolph von Falkenburg.
Kammerjunker Herrmann v. Falkenau.
Emanuel Falk, ein Philoſoph.
Madam Herbſt, gebohrne Falk.
Madam Freude, eine gebohrne Falk.
Charles Valeau, ein Tanzmeiſter.
Emilie Falk.
Falk, genannt Geyer, ein Rezenſent.
Senf, Peter Falks Diener.

Der Schauplatz iſt in Holland, auf dem Landgute
Peter Falks, unweit dem Haag.

Erſte Scene.

Peter Falk ſehr einfach gekleidet, in einer runden Perücke, ſitzt am Theetiſch und ſchmaucht eine Pfeife Toback. **Senf** tritt herein und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn.

Falk. Guten Morgen, mein lieber Senf, was bringt er mir?

Senf Nichts.

Falk. Er hat geſchwitzt?

Senf. Kein Wunder.

Falk. Brav gearbeitet?

Senf. Wie ein Pferd.

Falk. Aber ich wette, er hat es gern gethan?

Senf. O ja — wenn nur —

Falk. Was?

Senf. (herausplatzend) Wenn ich nur wüßte, wofür?

Falk. (lächelnd) Wofür?

Senf (eifrig) Ja, wofür?

Falk. Hm! ein Fremder ſollte denken, mein lieber alter Senf thäte nichts umſonſt.

Senf Ich laſſe mich auch gerne bezahlen — freylich nicht mit Gelde —

Falk. Mit Vertrauen, nicht wahr?

Senf. (gekränkt aber mit Herzlichkeit) Ja, mit Vertrauen.

Falk. Nun, warum fragt er nicht?

Senf. Nein, das thue ich nicht. Sie könnten mir einmal antworten: Senf, darnach hat er nichts zu fragen! und dann ſchämte ich mich zu Tode.

Falk. Gut, ſo will ich fragen. Was möchte er denn gerne wiſſen?

Senf Ich möchte gerne wiſſen, warum ſeit acht Tagen alle Zimmer im Schloſſe gewaſchen und aufgeputzt werden, da der Herr doch kaum Drey oder Vier bewohnen?

Falk Ich bekomme Gäſte.

Senf. Warum der Koch die ganze Nacht Braten geſpickt und Paſteten eingemengt hat, da der Herr doch nie mehr als von drey Schüſſeln ſpeiſen?

Falk. Ich erwarte Gäſte.

Senf. Warum der Kellermeiſter ein ganzes Regiment Weinbouteillen in Parade ſtellt?

Falk. Das thut er für die Gäſte.

Senf. (in den Bart brummend) Freylich, das hätte ich auch wohl errathen können.

Falk. Und wer die Gäſte ſind, das wird er vermuthlich ſchon wiſſen?

Senf. Woher ſollt ichs denn wiſſen?

Falk. Weil es in den Zeitungen geſtanden hat.

Senf. In den Zeitungen? — ich leſe keine Zeitungen. Aber Potz Wetter! das müſſen vornehme Gäſte ſeyn.

Falk. (lachend) Nein, mein lieber Senf, ich glaube ſchwerlich, daß ſich viel Vornehmes darunter finden wird. Geh er in mein Schlafzimmer, rechter Hand auf dem Tiſche liegt ein Zeitungsblatt, bringe er das her. (Senf ab.)

Falk. Vornehm iſt gar nicht vonnöthen; wenn ſie nur ehrlich und luſtig ſind, ſollen ſie mir alle willkommen ſeyn. (Senf kömmt zurück.)

Falk. Hat er es gefunden?

Senf. Ja.

Falk. Nun, ſo leſe er:

Senf. (fängt an zu leſen:) „Paris, den 15ten September —

Falk. Nein, nein, auf der letzten Seite, unten.

Senf. „Aus dem Haag, vom 3ten Auguſt —“ (er ſieht ſeinen Herrn fragend an.)

Falk. Richtig.

Senf. (lieſt) „Geſtern ſtarb auf ſeinem Landgute Birkenholm, drey Meilen von „hier, der reiche weſtindiſche Pflanzer — (er wiſcht ſich die Augen klar) Peter — Peter „Falk —“ Bey meiner armen Seele! Peter Falk. — Was zum Henker! ſind Sie geſtorben?

Falk. (nickt) Mauſetodt.

Senf. Ha! ha! ha! wie die Zeitungsſchreiber lügen können.

Falk. Diesmal haben ſie nicht gelogen. Leſ' er nur weiter.

Senf. Nicht gelogen? — (er lieſt weiter) „Peter Falk, der weder Frau noch Kind, aber

„ein unermeßliches Vermögen hinterläßt. Er „iſt aus Weſtphalen gebürtig, woſelbſt noch „viele ſeiner Anverwandten zerſtreut leben ſollen.“ — Iſt das wahr?

Falk. Ja.

Senf. (lieſt) „In ſeinem Teſtamente „hat er denjenigen von ihnen zum Univerſal„Erben eingeſetzt, der beweiſen wird, daß er „der Unglücklichſte ſey.“ — Iſt das wahr?

Falk. Ja.

Senf. (lieſt) „Der erſte Oktober dieſes Jahres iſt zum Termin anberaumt, in „welchem ein jeder, der ſeine Anſprüche zu rechtfertigen vermeynt, ſich auf dem Schloſſe Birkenholm in Perſon zu melden hat.“ — Der erſte Oktober? Der iſt ja heute!

Falk. Heute.

Senf. Aha! nun merke ich.

Falk. Was merkt er?

Senf. Es wird ein Familien-Schmauß.

Falk. Richtig.

Senf. Ich verſtehe das Ding aber doch nur halb.

Falk. Welche Hälfte fehlt ihm denn noch?

Senf. Sie ſind ja nicht todt?

Falk. Gott ſey Dank! noch nicht.

Senf. Wollen Sie ſich denn bey lebendigem Leibe beerben laſſen?

Falk. Nein. Aber den Unglücklichſten von meinen Verwandten wollen wir hier behalten, der ſoll mir die Augen zudrücken.

Senf. Kennen Sie denn Ihre Verwandten?

Falk. Wie ſollte ich? kam ich doch ſchon als ein Knabe von vierzehen Jahren nach Weſt-Indien.

Senf. Sind ihrer viele?

Falk. Vermuthlich. Ein reicher Mann hat immer viele Verwandte.

Senf. Potz Wetter! die werden die Augen aufſperren, wenn ſie den todten Herrn Vetter ſein Pfeifchen ſchmauchen ſehn.

Falk. Vor der Hand, mein lieber Senf, will ich todt ſeyn und bleiben. Die Ankömmlinge ſollen mich nur als einen Freund des Verſtorbenen, als Executor Teſtamenti kennen lernen.

Senf. So, ſo.

Falk. Mit zwey Worten: ich habe ein halbes Sekulum allein auf der Welt gelebt, das fängt an mir Langeweile zu machen. Ich habe mirs ſauer werden laſſen, und für wen? Das will ich wenigſtens wiſſen ehe ich ſterbe: ich will mein Vermögen dem würdigſten unter meinen Verwandten, das heißt, dem Unglücklichſten zuwenden. Sonſt kömmt mir da ein Hans Lüderlich, erbt ab inteſtato, weil er mir einen Grad näher ſteht, giebt ſeinen armen Vettern und Muhmen nicht einen Heller, und mir keine Thräne ins Grab.

Senf. Aber wenn ſie nun alle glücklich ſind?

Falk. Alle glücklich? Guter Senf, die Glücklichen ſind ſo rar als die Tugendhaften.

Senf. Es mag wohl beydes zuſammen gehören.

Falk. Nicht immer. — Horch! man klopft. Sind es welche von unſern Gäſten, ſo führe er ſie herein. Doch immer nur einen auf einmal. Hört er?

Cenſ. Ganz wohl. (er geht ab.)

Falk. (allein) Nun, Peter Falk, laß ſehen, wie viel Menſchen-Kenntniß du in funfzig Jahren geſammelt haſt.

Zweyte Scene.

Der Dichter Taube und Peter Falk.

Taube. (mit einer Verbeugung) Mein Herr —

Falk. (ſteht auf) Gehorſamer Diener.

Taube. Vermuthlich der ſeltne Freund, dem mein verſtorbner Vetter die Ausführung ſeiner edlen Abſichten übertragen?

Falk. Der Nehmliche. Ihr Name, wenn ich bitten darf.

Taube. Ich heiße eigentlich Jeremias Falk. Aber die Leſe-Welt kennt mich unter dem Namen Eduard Taube.

Falk. Die Leſe-Welt? Alſo wohl gar ein Schriftſteller?

Taube. Aufzuwarten.

Falk. Ein Schriftſteller muß nie aufwarten. Was haben Sie denn geſchrieben?

Taube. Kleine niedliche Beyträge zu kleinen niedlichen Muſen-Almanachs, politiſche Abhandlungen in Journale, und ſeit den letzten drey Jahren ſieben und zwanzig Ritter-Romane.

Falk. Sieben und zwanzig Ritter-Romane in drey Jahren? bravo!

Taube. Jetzt bin ich mit Geſpenſter-Mährgen beſchäftigt, die ich in Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten einkleide.

Falk. Warum haben Sie denn Ihren Namen verändert?

Taube. Weil der Vorname Jeremias allzu unſonoriſch klingt, und der Zuname Falk keinen andern Reim hat, als Schalk.

Falk. Man kann allenfalls auch Schalk heißen und doch ein ehrlicher Mann ſeyn.

Taube. Ferner wird es jetzt Mode unter beliebten Schriftſtellern, ſich umzutaufen. Wir haben einen Anton Wall, Veit Weber, Jean Paul, Eduard Taube.

Falk. Sie kommen alſo um die Erbſchaft zu heben?

Taube. Das iſt mein feurigſter Wunſch.

Falk. Sie kennen doch auch die Bedingung?

Taube. Allerdings kenne ich ſie. Nur der Unglücklichſte wird ein glücklicher Univerſal-Erbe. Ein artiger Stof zu einem Roman.

Falk. Aber zum Henker! hier iſt nicht von Romanen die Rede. Sind Sie denn unglücklich?

Taube. Dieſe hagern Wangen, dieſe dürftige Hülle, mögen für mich zeugen.

Falk. Alſo arm?

Taube Blutarm.

Falk. Und doch ein beliebter Schriftſteller?

Taube. Die Ehre iſt kein Pudding. Die gottloſen Verleger zahlen wenig. Mein werther Herr, wenn die Ritter-Romane nicht wären, ſo hätte ich ſchon längſt verhungern müſſen. Dreyßig Meilen bin ich zu Fuße hieher gewandert, und ſelbſt dieſe Fußreiſe würde ich nicht haben vollbringen können, wenn nicht ein großmüthiger Buchhändler mir einige Tha-

ler

ſer vorgeſchoſſen hätte, gegen das Verſprechen, ihm zu nächſter Oſtermeſſe, hiſtoriſche, ſtatiſtiſche und ſentimentale Bemerkungen auf einer Reiſe nach Holland, zu liefern. Der Pränumerationspreiß auf zehn Bände iſt ein vollwichtiger Louisd'or.

Falk. Ein reicher Erbe muß nicht um Brod ſchreiben.

Taube. Recht, mein Herr, verſchaffen Sie mir die Erbſchaft, ſo laſſe ich Sie von Lips in Kupfer ſtechen.

Falk. Was wollen Sie denn mit dem vielen Gelde anfangen?

Taube. Meine erſte Pflicht ſey Dankbarkeit gegen meinen wackern Vetter.

Falk. Das iſt brav. Und wie werden Sie dieſe Dankbarkeit äußern?

Taube. Indem ich ſeine Biographie ſchreibe, und ſelbige auf Velin-Papier mit Didotſchen Lettern drucken laſſe. Die Vorrede iſt bereits fertig.

Falk. Sehr wohl. Belieben Sie einſtweilen hier herein zu treten. Sie werden da ein Frühſtück finden ––

Taube. (ſehr freundlich) Ein Frühſtück! ey!

Falk. Und ein gutes Glas Malaga zur Erquickung für einen Fußgänger.

Taube. Eine vortreffliche Einladung zu einem anakreontiſchen Liedchen. (er geht in das ihm angewieſene Zimmer.)

Falk. Mein guter Freund! du wirſt es wohl bey der Vorrede bewenden laſſen. (den Kopf ſchüttelnd) Ey, ey, der Anfang verſpricht wenig.

Dritte Scene.

Madam Herbſt und Peter Falk.

Mad. Herbſt. Mein Herr, Sie ſehen hier das unglücklichſte Frauenzimmer vor ſich.

Falk. Wenn das iſt, Madam, ſo begrüße ich Sie als die Erbin meines verſtorbenen Freundes. Ihr Name?

Mad. Herbſt. Juliane Herbſt, geborne Falk.

Falk. Und Ihr Unglück?

Mad. Herbſt. Drückende Armuth iſt das kleinſte meiner Leiden.

Falk. Dieſe Kleidung ſagt mir, daß ein ſchmerzhafter Verluſt —

Mad. Herbſt. Ich bin ſeit zwey Jahren Wittwe.

Falk. Und noch immer in Trauer?

Mad. Herbſt. Die Trauer — je nun — mein Mann war ein guter Mann — ein Herzens guter Mann — und Sie wiſſen wohl, daß Schwarz Blondinen am beſten kleidet.

Falk. So, ſo. Haben Sie auch Kinder?

Mad. Herbſt. Gott ſey Dank! nein. Das einzige Kind, das ich hatte, wurde mir von der Amme im Schlaf erdrückt.

Falk. Vermuthlich waren Sie zu ſchwach, um ſelbſt zu ſtillen?

Mad. Herbſt. Selbſt ſtillen? Bewahre der Himmel! Sie wiſſen nicht, wie viele körperliche Reize eine Mutter durch das Selbſtſtillen aufopfert. Es giebt ohnehin genug Zerſtörer der weiblichen Schönheit. Das leidige Alter —

Falk. (ungeduldig) Nun, Madam, Ihr Unglück —

Mad. Herbſt. Ich habe es ſo eben genannt.

Falk. Das Alter!

Mad. Herbſt. (mit einem tiefen Seufzer) Ach! ja.

Falk. Hm! Eine wohl genutzte Jugend pflegte doch ſonſt Blumen in graues Haar zu flechten.

Mad. Herbſt. Wer kann ſagen, daß er ſeine Jugend beſſer genutzt habe, als ich? Stutzer und Philoſophen haben mich umgaukelt, von Grafen und Baronen wurde mein Triumphwagen gezogen.

Falk. Und nun hat die Zeit ſie ausgeſpannt? Der Wagen will nicht mehr fort?

Mad. Herbſt. Die Undankbaren!

Falk. (ironiſch) Sie müſſen Ihre Zuflucht zur Frömmigkeit nehmen.

Mad. Herbſt. Ach mein werther Herr! das war freylich vormals eine Reſſource; aber was hilft heut zu Tage alles beten? Ich habe es verſucht, habe Altäre und Kanzeln gekleidet, eine Geſellſchaft von frommen Matronen errichtet, auf Predigten pränumerirt und über die gottloſe Welt geſeufzt — aber die

Leute achten nicht mehr darauf — ſpotten wohl gar.

Falk. Daran iſt die leidige Aufklärung ſchuld.

Mad. Herbſt. Kurz, mein Herr, ich will mein ganzes Elend in ein einziges Wort zuſammen faſſen: es heißt Langeweile. Was ſoll ich anfangen? wie ſoll ich die Zeit tödten? nichts intereſſirt mich! nichts macht mir Freude. Die jungen Leute ärgern mich durch ihre Jugend, und die Alten durch ihren Stumpfſinn. Schöne Weiber kann ich nicht leiden, und die Häßlichen können mich nicht leiden, weil ich einſt ſchön war. Die Jünglinge haben zu viel Ehrfurcht vor mir und die Greiſe zu wenig. Mein Mund war ſonſt ſo klein, daß man ihn mit einem Dukaten bedecken konnte, jetzt iſt er durch das viele Gähnen ganz breit geworden. Ach! die Langeweile foltert mich ſo grauſam, daß ich ſchon einigemale auf dem Punkte geweſen bin, zu wünſchen: möchte doch die Amme das Kind nicht erdrückt haben.

Falk. Schon genug, Madam! Belieben Sie in dieſes Zimmer zu treten, wo Sie Geſellſchaft gegen die Langeweile finden werden.

Mad. Herbſt. Geſellſchaft? was für Geſellſchaft?

Falk. Ein Dichter.

Mad. Herbſt. Ein Dichter? Ach! das wird mich an die ſchönen Zeiten erinnern, wo ſo manches Madrigaal auf meine langen Augenwimper, ſo manches Sonnett auf meinen Kanarienvogel gedichtet wurde. (Sie geht ſeufzend ab.)

Falk. (allein) Ey, ey, mein lieber Peter Falk! du haſt eine ſaubere Verwandtſchaft.

Vierte Scene.

Franziska Falk und Peter Falk.

Franz (Verneigt ſich ſchüchtern an der Thür.)

Falk. Wollen Sie nicht näher treten, mein ſchönes Kind?

Franz. (Tritt einige Schritte näher.)

Falk. Wie heiſſen Sie?

Franz. Franziska Falk.

Falk. Sie ſind unglücklich?

Franz. Ja, ich bin recht unglücklich.

Falk. Vertrauen Sie ſich mir.

Franz. Ich bin eines wackern Landpredigers Tochter. Mein Vater iſt ſehr arm — meine Mutter ſtarb früh.

Falk. Sendet Ihr Vater Sie hieher?

Franziska. Ach nein! ich habe eine böſe Stiefmutter, die hat mich ſchon vor Jahr und Tag aus dem Hauſe geſtoßen. Jetzt bin ich Kammerjungfer bey einer Dame im Haag.

Falk. Aber liebes Kind, ſo jung und hübſch darf man einer böſen Stiefmutter wegen noch nicht über Unglück murren.

Franz. Ach! ich habe ihr auch ſchon längſt verziehen — aber —

Falk. Noch ein Aber?

Franz. Ich habe einen Vetter — der —

Falk. Der auch unglücklich iſt?

Franz. Gewiß iſt er es! — denn er liebt mich — er liebt mich ſo herzlich —

Falk. Nun, wenn er wieder geliebt wird, ſo möchte ihn das wohl nicht zum Erben qualifiziren.

Franz. Ja, ich liebe ihn wieder, denn er meynt es ſo ehrlich und brav.

Falk. Nun ſo heirathet euch, das iſt beſſer als die Erbſchaft des großen Moguls.

Franz. Freylich wäre das beſſer. Aber wir ſind beyde arm — er iſt jung — ohne Dienſt, wovon ſollen wir leben?

Falk. Ihr müßt arbeiten.

Franz. Herzlich gern. Er hat die Jägerey erlernt, lieber Herr! verſchaffen Sie ihm einen Förſter-Dienſt. Ich verſtehe mich auch auf die Landwirthſchaft.

Falk. Das läßt ſich hören. Iſt denn Ihr jetziger Dienſt einträglich?

Franz. Ja.

Falk. So ſollten Sie etwas ſparen für die künftige Haushaltung.

Franz. Das kann ich nicht.

Falk. Warum nicht?

Franz. Mein Vater iſt ſo arm — was ich verdiene ſchicke ich ihm.

Falk. Thuſt du das, Mädchen? Nun, ſo etwas bringt Seegen.

Franz. Meines Vaters Segen und meines Guſtavs Liebe ſind mein ganzer Reichthum.

Falk. Zum Henker! dann biſt du reicher, als manche Fürſtin. Alſo Guſtav heißt er? es werden wohl fleißig Briefgen gewechſelt?

Franz. Briefgen? Wie meynen Sie das?

Falk. Nun, mein Kind, verſtehn Sie mich dann nicht? zärtliche Briefgen, Betheurungen ewiger Liebe.

Franz. Pfuy! das würde ſich nicht ſchicken. Und der Betheurungen bedarf es zwiſchen uns nicht

Falk. So? ſeyd Ihr Eurer Sache ſo gewiß?

Franz. Es iſt nun ein Jahr, zwey Monat und elf Tage, daß ich ihn nicht geſehn habe —

Falk. (lächelnd) Wie viel Stunden?

Franz. (ernſthaft und naif) Sieben Stunden, aber ich weiß, daß mein Guſtav mir treu bleibt bis in den Tod. Als ich fort mußte, da haben wir im Baumgarten zuſammen geweint, und da — (mit niedergeſchlagenen Blicken) da habe ich ihm auch einen Kuß gegeben.

Falk. Nicht mehr als billig. Gehn Sie, gutes Kind, gehn Sie in dieſes Zimmer. Wir wollen nachher mehr mit einander plaudern.

Franz (freundlich) Von meinem Guſtav?

Falk. (lächelnd) Ja, ja, gehn Sie nur. (er öffnet ihr die Thüre ſeines Kabinets.)

Franz (im Abgehn) Wenn ich von ihm reden darf, ſo bin ich nicht unglücklich.

Falk (allein) Ich glaube, ſie thäte Verzicht auf die Erbſchaft, wenn ſie nur den ganzen Tag von ihrem Guſtav reden könnte.

Fünfte Scene.

Emilie Falk und Peter Falk.

Falk. (für ſich, als er ſie hereintreten ſieht) Schon wieder ein Frauenzimmer? Die weibliche Sippſchaft iſt verdammt groß.

Emilie. Ach!

Falk. Wer ſind Sie, meine ſchöne ſeufzende Dame?

Emilie. Emilie Falk, die leidende, betrogene, gemißhandelte, zertretene —

Falk. Das klingt fürchterlich.

Emilie. Nicht wahr, es tönt wie Grabgeſang? Ha! mein Herr! ich ſehe, Sie haben ein weichgeſchafnes Herz.

Falk. Wo es Noth thut, o ja.

Emil. Die Munterkeit iſt meinen Wangen,
Den Augen Glut und Sprach entgangen,
Der Mund will kaum ein Lächeln wagen,
Kaum noch der welke Leib ſich tragen.

Falk. Und woher dieſe grauſame Veränderung? Vielleicht drückende Armuth?

Emilie. (das Haupt ſchüttelnd:)
Dem Reichthum, bleicher Sorgen Kinde
Schleicht ſtets die bleiche Sorge nach;
Sie brauſt wie ungeſtüme Winde
Durch euer innerſtes Gemach.

Falk. Alſo nicht Armuth? ſo muß ich bitten, mir auf die Spur zu helfen.

Emil. Die Leiden der Liebe ſind vielfach und groß,

Wer zählte die Thränen, die Liebe vergoß?
Oft reicht ſie mit Wermuth den Becher gefüllt,
Wohl gülden von außen in Liebe gehüllt.

Falk. Aha! nun verſteh ich. Der Schalk Amor hat Sie geneckt?

Emil. — — — des Frühlings verſchwendete Gaben,
Die um uns düften und fließen, ſind arm dem Kranken vor Liebe.

Falk. Und wer iſt der Barbar, der —

Emilie. Halten Sie ein! ach! ich liebe ihn noch!

Falk. In Gottes Namen, aber wo iſt er denn?

Emilie. Er fliehet fort! es iſt um mich geſchehen!
Ein weiter Raum trennt meinen Karl von mir.

Falk. Alſo eine Didone abandonnata?

Emil. Vier trübe Monden ſind entflohn,
Seit ich getrauert habe;

Der falbe Wermuth grünet ſchon
An meinem offnen Grabe.

Falk. Das bedaure ich von Herzen, aber Sie ſollten den Undankbaren laufen laſſen.

Emil. Ach! wie ſoll, wie kann ich's zähmen
Dieſes hochempörte Herz?
Wie den letzten Troſt ihm nehmen
Auszuſchreyen ſeinen Schmerz.

Falk. Könnte vielleicht Ihres Vetters Erbſchaft dieſen Schmerz lindern?

Emilie. (ſehr freundlich:)
Wenn der Himmel mir
Ewig, ewig doch vergönnte,
Daß ich braver Mann, mit dir,
Meine Tage leben könnte.

Falk. Gehorſamer Diener. Ich zweifle nur, ob es möglich ſeyn wird, Ihnen, als der Unglücklichſten, die Erbſchaft zuzuſprechen.

Emilie. Wie? Iſt nicht das Herz der einzige Schöpfer unſers Glücks und Unglücks?

Mir thuts ſo weh im Herzen,
Ich bin ſo matt und krank,

Ich ſchlafe nicht vor Schmerzen,
Mag Speiſe nicht und Trank.

Falk. Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in ſeinen Blüten-Tagen
Die Stirn in düſtre Falten ziehn?

Emil. Seh' Alles ſich entfärben,
Was Schönes mir geblüht,
Ach! Liebchen will nur ſterben;
Das iſt mein Schwanenlied.

Falk. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilger-Leben gehn,
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege ſtehn.

Emil. Bald wird es von mir heiſſen:
Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemooſten Kirchen-Thurm herab,
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengraber gräbt ein Grab.

Falk. Roſen auf den Weg geſtreut,
Und des Harms vergeſſen:

Eine kurze Spanne Zeit,
Ward uns zugemeſſen.

Es thut mir leid, Mademoiſelle, daß die kurze Spanne Zeit, die mir auch heute zugemeſſen wurde, mir nicht erlaubt, dieß poetiſche Geſpräch länger fortzuſetzen. Gehn Sie in dieſes Zimmer, Sie werden daſelbſt einen Dichter finden, der indeſſen meine Stelle vertreten mag.

Emilie. Einen Dichter?

O! Muſe ſey gegrüßet,
Laß unter Nachtigallen
Dein ſüßes Lied erſchallen!

(ſie geht ab.)

Falk. (allein) Das Mädchen hat den Verſtand verlohren. Welch ein Unterſchied zwiſchen der proſaiſchen Franziska und der poetiſchen Emilie! welche von beyden wohl herzlicher lieben mag?

Sechſte

Sechſte Scene.

Emanuel Falk und Peter Falk.

Emanuel. Mein Herr, Sie ſehen einen Mann vor ſich, der dreyßig Jahre hindurch unermüdet nach Wahrheit forſchte.

Falk. Iſt denn die Wahrheit ſo ſchwer zu finden?

Eman. Leider! ſie wohnt nicht auf dieſem Erdball. Hier iſt alles Täuſchung.

Falk. Zwey mal zwey iſt vier. Sollte das auch Täuſchung ſeyn?

Eman. Die wenigen mathematiſchen Sätze ausgenommen, iſt alles übrige leerer Wortſchall. Das grauſamſte Geſchenk, welches die Natur uns verlieh, iſt die Vernunft.

Falk. Die Vernunft? Ich habe immer gehört, ſie unterſcheide uns von den Thieren.

Eman. Eben deswegen. Die Thiere ſind glücklicher, als wir. Sie genießen die Gegenwart, und fürchten die Zukunft nicht.

Falk. Das iſt gerade mein Fall auch.

Eman. Wie? Sie denken nicht mit bangen Zittern an den Tod?

Falk. Keinesweges. Ich habe immer gelebt als ein ehrlicher Mann.

Eman. Aber das ſchreckliche Wort Vernichtung! —

Falk. Was kümmert mich das Wort, wenn ich nur nicht an die Sache glaube.

Eman. Wo iſt der Beweiß für die Fortdauer Ihrer Exiſtenz?

Falk. (auf ſein Herz deutend) Hier.

Eman. (auf den Kopf deutend) Hier ſollte er ſeyn! hier! und da findet er ſich leider nicht.

Falk. Ey nun, ſo muß man ihn auch dort nicht ſuchen.

Eman. Das Denken iſt aber ſo unwillkührlich, als der Pulsſchlag unſers Herzens. Werden Sie den Mann für unglücklich halten, der von Wolf zu Leibnitz floh, bald Spinoziſt, bald Kantianer war, und nirgends Ruhe, nirgends Ueberzeugung fand? Der den Pöbel um ſeinen Köhler-Glauben beneidet, und den letzten Heller mit Freuden gäbe, wenn er an alle Heiligen glauben könnte! der ſeine müden Augen ſo gerne ſchließt, um ſeine Denkkraft einzuwiegen, und den mit dem erſten Morgenroth der gräßliche Gedanke an ein ewiges Nichts aus ſchweren Träumen weckt. Werden Sie den Mann für unglücklich halten?

Falk. (ernſt) Warlich! ja! für ſehr unglücklich!

Eman. Dieſer Mann bin ich, Emanuel Falk. Mir lächelt umſonſt der Frühling, denn ich ſehe in ihm nur die Mechanik der Natur. Mir winkt umſonſt die Freude, denn ſie ſteht über meinem ewig offnen Grabe. Ich bewundere keinen großen Geiſt, denn ich ahne in ihm nur eine leicht zerſtörbare Organiſation. Liebe und Freundſchaft ſind wie Trug-Geſtalten, die ein Blutstropfen mehr oder minder auf Augenblicke ſchuf, wie ein warmer Regen kraftloſe Pilze hervorlockt.

Falk. (gerührt) Armer Mann!

Eman. (in ſich gekehrt) Armer, Armer Mann!

Falk. Was kann in dieſer Stimmung Ihres Vetters Erbſchaft Ihnen nützen?

Eman. Wenig. Aber doch Betäubung könnte ſie mir gewähren. Ich würde, wie die Reichen zu thun pflegen, Speichellecker und Hof-Narren um mich ſammeln, ſie ſollten mir, ſo oft der Dämon der Philoſophie ſich nahte, Mährchen von meiner Mutter Gans erzählen, ſollten mit Joujous und Bilboquets vor mir herum hüpfen. Kurz, Alles thun, nur nicht Denken!

Falk. Das läßt ſich hören.

Eman. Dann würde ich ein Wohlthäter der elenden Menſchheit werden: ich würde Philoſophen fürſtlich belohnen, damit ſie nichts ſchreiben; ich würde Buchhändler reichlich bezahlen, damit ſie nichts druckten; ich würde alle Exemplare aller vorhandenen Syſteme aufkaufen, um einen Scheiterhaufen daraus zu machen.

Falk. Bravo! — Belieben Sie nur vorläufig in dieſes Zimmer zu treten, Sie werden da einige Menſchen finden, die gar nicht denken.

Eman. Um ſo mehr werde ich die Glücklichen beneiden. (er geht ab.)

Falk. (allein) Armer Grübler! du biſt in der That zu beklagen. Doch Reichthum hilft dir nicht. Nur Tod oder Wahnſinn können dich vor dir ſelbſt retten.

Siebente Scene.

Herrmann v. Falkenau und Peter Falk.

Herrmann. Mon cher ami souffrez que je vous embraſſe.

Falk. Cher ami? Wir ſehen uns heute zum erſtenmale.

Herrm. Der Hofton, mon cher ami, bey Hofe iſt die Freundſchaft auf allen Lippen. Ich nannte den Geheimen Rath: mein gelehrter Freund, den Hauptmann von der Garde: mein tapferer Freund, den Beichtvater: mein frommer Freund, und die Bedienten ſchlechtweg, mein Freund.

Falk. Wohlan, mein Freund, was ſteht zu Ihren Dienſten?

Herrm. Wiſſen Sie auch, mon cher ami, daß Sie eine phyſiognomie tres ſpirituelle beſitzen? Mais tres ſpirituelle.

Falk. Serviteur!

Herrm. Ein air noble, ein je ne ſais quoi — ich wette, Sie haben ſich bey Hofe formirt.

Falk. Außer dem Hofe des Königes von Bantam, auf der Inſel Ceylon, bin ich in den funfzig Jahren meines Lebens nie an einem Hofe geweſen.

Herrm. Funfzig Jahr! — wer ſähe Ihnen das an? Sur mon honneur! Sie ſehen nicht viel älter aus als ich.

Falk. Das kommt daher, mon cher ami, weil ich nie ohne Hunger aß, und nie ohne Durſt trank, und weil ich um gut zu ſchlafen, am Tage brav arbeitete.

Herrm. Schön geſagt! ein bon mot plein de ſel.

Falk. Zur Sache, wenn ich bitten darf. Der Gegenſtand Ihres Beſuchs?

Herrm. Mon cher ami, je ſuis au déſespoir! Ich darf Ihnen nur zwey Worte ſagen, um die Größe meines Unglücks zu ſchildern. Ich war Gentilhomme de Chambre bey dem Fürſten von Flachſenfingen, und was noch mehr iſt, ſein Favorit. Sr. Durchlaucht konnten nicht ohne mich leben. Sollten Sie glauben, daß Sr. Durchlaucht Dero Gnade ſo weit trieben, daß Sie oft aus meinen Händen Dero Nachthemd empfiengen?

Falk. Unglaublich.

Herrm. Dero Nachthemd, ſur mon honneur, was wollen Sie ſagen — (er zieht etwas aus der Taſche, das ſorgfältig in mehrere Papiere eingewickelt iſt) Dieß Stück Confect hat mir der Fürſt einſt ſelbſt auf den Teller gelegt. Höchſt eigenhändig, ſur mon honneur! — nun, was geſchieht! — ich Dummkopf! der klügſte Mann hat Augenblicke, wo er bêtiſen macht. — Der Fürſt iſt ein großer Liebhaber von Muſik, ein Dilettant, er komponirt ſelbſt, und natürlich ſehr ſchön. Eines Tages wird eine neue Symfonie aufgeführt, ich weiß nicht, daß ſie de main de maitre iſt, ich halte ſie für ein Produkt des Kapellmeiſters, den ich, entre nous ſoit dit, nicht wohl leiden konnte. Der Fürſt fragt mich: wie gefällt Ihnen die Symfonie? — ich zucke die Achſeln. — Nun heraus mit der Sprache — à parler franchement, mon prince, elle eſt deteſtable. Sr. Durchlaucht ſehen mich an, mit einer Miene — ich verſtumme — Sr. Durchlaucht drehen mir den Rücken — ich bin verſteinert — Da flüſtert mir der Hofmarſchall ins Ohr: mon ami, vous êtes une bête, der Fürſt hat die Symfonie ſelbſt komponirt — ich denke, ich muß in die Erde ſinken! — Auf der Stelle bekam ich Naſenbluten vor Schrecken —

Falk. (lächelnd) Sie müſſen ſich damit tröſten, daß Sie Ihr Blut für Ihren Fürſten vergoſſen.

Herrm. Den andern Morgen ſchreibt mir der Hofmarſchall ein Billet — ich denke der Schlag ſoll mich rühren — Sr. Durchlaucht ließen mir andeuten, in zweymal vier und zwanzig Stunden den Hof zu quittiren. — Da bin ich nun vis à vis de rien, ohne Ausſichten, ohne Brod.

Falk. Die nehmlichen Talente, die Sie zum Günſtling des Fürſten von Flachſenfingen erhoben, werden vermuthlich auch an andern Höfen gelten.

Herrm. Hélas mon cher ami! Die Fürſten ſchlagen heut zu Tage ganz aus der Art: es giebt wenig Höfe wie den von Flachſenfingen. Ich kann pfeifen wie eine Nachtigall, miauen wie ein Kater, und bellen wie ein Schooshund. Ich kann vortanzen und vorſchneiden. Ich bin bewandert in der Chronique ſcandaleuſe von ganz Europa. Ich weiß meine Hiſtörchen mit Malice zu würzen. Dabey laſſe ich mir alles gefallen, Alles! Alles! Man kann mit mir machen was man will, ich bin zu allem zu gebrauchen. Will der Fürſt ſeinen Witz üben, ſo diene ich zum plaſtron, und bin der erſte, der pflichtſchuldigſt lacht. Gefällt ihm ein hübſches Mädchen, ſo hat er keinen treuern Spürhund als mich. Kurz, ich bin ein genie univerſel pour la Cour, und malgré tout cela, habe ich meine Dienſte ſchon an zwanzig Höfen vergebens angetragen.

Falk. Das thut mir leid.

Herrm. Helas mon ami! wenn man einzig und allein von der Gnade des Fürſten lebt, und das Unglück hat, ſie zu verlieren, ſo darf man wohl ſagen, daß man au comble du malheur iſt! Ich hoffe daher, ſans contredit, der nächſte Erbe zu ſeyn.

Falk. Ein Gentilhomme de Chambre? ein fürſtlicher Günſtling? mein verſtorbener Freund hat mir nie etwas von einem ſolchen Verwandten erzählt.

Herrm. Ich heiße Herrmann von Falkenau.

Falk. Und er heißt Peter Falk.

Herrm. C'eſt égal, c'eſt égal. Ich denke ſo: zu den Zeiten der Kreuzzüge gieng irgend ein Falk nach Paläſtina, kämpfte wacker gegen die Ungläubigen, und wurde ein Ritter — Falk — Falkenau. Die Familie iſt doch immer dieſelbe.

Falk. Auf dieſe Art gerathen wir endlich in Noahs Kaſten!

Herrm. Schade, daß der ehrliche Mann nicht mehr lebt, dann, mon cher ami, dann ſollten Sie ein Pröbchen von meinen Talenten ſehn. In Zeit von vier Wochen würde ich ihn überredet haben, daß ich ſein leiblicher Sohn ſey, wenn er auch von den Tunguſen und ich von den Angelſachſen abſtammte.

Falk. Sie werden in dieſem Zimmer einige Vettern und Muhmen finden, deren Bekanntſchaft ich zu machen bitte. Auch können Sie dort Ihre Tranſchirkunſt an einem Kapaun beweiſen.

Herrm. Ein Kapaun? o! die verſteh ich ſelbſt zu ſchneiden, ſelbſt zu mäſten, ſelbſt zu braten. Sie erſtaunen? — Ja, ja, mon cher ami, Sie ſollen noch ganz andre Dinge von mir ſehn. Laſſen Sie nur erſt meine Talente ſich nach und nach entwickeln. A revoir! kann ich Ihnen worinnen dienen, ſo befehlen Sie nur, ein Mann wie Sie kann jederzeit auf meine Protektion rechnen.

(Er geht in das Zimmer.)

Falk. Ha! ha! ha! Das Protegiren vergißt der Hofmann nie, wenn ihm auch nichts übrig bleibt als ein Stück Konfekt.

Achte Scene.

Charles Valcau und Peter Falk.

Valc. In tiefſter Unterthänigkeit. —

Falk. Die können Sie ſparen.

Valc. Ich bin ein unglücklicher alter Mann.

Falk. Ihr Name?

Valc. Charles Valcau, eigentlich aber Karl Falk.

Falk. Warum haben Sie ſich denn franzöſirt?

Valc. Ich bin ein Tanzmeiſter. Vor vierzig Jahren würde ich mit meiner Kunſt wenig Glück gemacht haben, wenn ich mir hätte merken laſſen, daß ich ein Deutſcher ſey. Damals hielt man die Deutſchen zu nichts tauglich, und am wenigſten zum Tanzen.

Falk. Worin beſteht denn Ihr Unglück?

Valc. Ach mein Herr! können Sie mich das noch fragen? Ein alter Tanzmeiſter iſt eine elende Kreatur. Die übrigen freyen Künſte geben freylich auch kärgliches Brod, aber ſie nähren doch bis ins Alter. Die Tanzkunſt hingegen lächelt nur jungen Zöglingen. Man tanzt ſich an den Bettelſtab. Neue Moden, alte Beine. Ein Menuet à la Reine und ſteife Gelenke. Es geht nicht mehr. Gelernt hab ich ſonſt nichts. Ich wollte gern meine letzte Kraft zuſammen raffen, und mit einem Solo ins Grab tanzen. Aber da muß ich leider noch immer beym Todtentanz figuriren, und warten bis die Reihe an mich kommt. Das wollte ich auch herzlich gern, denn wer lebt nicht gern, wenn er auch nicht mehr tanzen kann? Aber wenn mir Niemand Brod giebt, ſo muß ich die Saiten von meiner Violine ſchneiden und mich daran aufhängen.

Falk. (gutmüthig lächelnd) Armer Mann! gehn Sie in dieſes Zimmer, ich werde für Sie ſorgen.

Valc. Mein gnädiger lieber Herr! das vergelte Ihnen der Himmel in dem letzten Augenblicke, wenn Sie den Salto mortale machen. (er geht ab.)

Falk. (allein) Iſt es ein Wunder, daß die Menſchen ſo wenig an die Ewigkeit denken? da ſie nicht einmal bey der Wahl ihres Gewerbes, auf das nahe Alter Ruckſicht nehmen.

Neunte Scene.

Peter Falk und **Guſtav Falk.**

Guſtav. (treuherzig) Guten Tag!

Falk. (eben ſo) Großen Dank!

Guſtav. Sind Sie der Herr, der mir die Erbſchaft auszahlen ſoll?

Falk. Wenn Sie der unglücklichſte unter Ihren Mitbewerbern ſind?

Guſtav Nun, das ſehen Sie ja wohl.

Falk. Sehen? Nein, wahrhaftig, ſehen kann man das nicht. Sie ſind jung und geſund —

Guſtav. Jung? ja, das bin ich, aber geſund? ne, Herr, ich bin krank, ſchon über Jahr und Tag.

Falk. Was fehlt Ihnen denn?

Guſtav. Mir fehlt alles, Summa Summarum, Alles. Ich hatte ein Mädchen, das gieng heyda! in die Welt, und ſeit das Mädchen fort iſt, komme ich mir vor, wie ein Kerl von Lumpen, der die Sperlinge von den Kirſchen verſcheucht. Haben Sie mich verſtanden? nur heraus mit der Erbſchaft!

Falk. (lächelnd) Mein lieber junger Herr, das geht nicht ſo raſch. Vor allen Dingen muß ich wiſſen, wer Sie ſind?

Guſtav. Habe ich Ihnen denn das nicht gleich geſagt? ich bin Guſtav Falk, des Förſters Sohn von Winzingerode.

Falk. Guſtav? eines Förſters Sohn?

Guſtav. Ja doch. Peter Falk und mein Vater waren leiblich Geſchwiſter-Kind.

Falk. So, ſo. Aber Ihr Unglück? — vielleicht arm?

Guſtav. Herr, Sie ſehen, daß ich ein paar Fäuſte habe, die arbeiten können. Denken Sie etwa, ich käme hieher um zu betteln?

Falk. Alſo der Verluſt einer Geliebten iſt Ihr ganzes Unglück?

Guſtav. Nun, iſt denn das noch nicht genug?

Falk. Es giebt ja der Mädchen mehr.

Guſtav. Herr, das verſtehn Sie nicht, es giebt nur die Eine.

Falk. Aber ein Mädchen, das Sie verlaſſen konnte, verdient Ihre Liebe nicht.

Guſtav. Ja? meynen Sie das? Links um, mein werther Herr. Die arme Franziska wäre gerne geblieben, aber — da war eine böſe Stiefmutter im Hauſe — Ach! es wäre viel davon zu reden — nun, das garſtige Weib iſt vor vier Wochen geſtorben. Todten ſoll man nichts übels nachſagen.

Falk. Wo iſt denn Ihre Franziska?

Guſtav. Wo ſie iſt? ach! ich weiß es nicht. Aber ich will es ſchon erfahren. Mit meiner Erbſchaft gehe ich zu ihrem Vater, und wenn er die Batzen ſehen wird, da wird er mit der Nachricht ſchon herausrücken.

Falk. Und wenn das Mädchen indeſſen untreu geworden?

Guſtav. Ach! Poſſen!

Falk. Freilich, wenn Sie als ein reicher Erbe vor ſie treten —

Guſtav. Hören Sie, mein werther Herr, darnach fragt meine Franziska nicht ſo viel (er ſchlägt ein Schnippchen) und ich auch nicht. Meinen Sie, ich wäre hergekommen, wenn ich mir ein Stück Brod zu verdienen wüßte, an dem wir beyde genug hätten? Die Jägerey habe ich aus dem Grunde gelernt, Döbels Jäger-Praktica weis ich auf den Fingern her zu ſagen. Aber die Dienſte ſind rar bey uns. Ich wollte in den Krieg ziehen, da ließ mich die Mutter nicht. Was ſollte ich machen? Das Mädchen heyrathen muß ich nun einmal, ſonſt höre ich den Gukuk mein Seel nicht wieder rufen. Das Leben iſt mir lieb, ich mußte mich alſo ſchon entſchließen, meinen Vetter zu beerben.

Falk. (lächelnd) Freilich, ein ſchwerer Entſchluß.

Guſtav. Hören Sie, Sie haben ihn ja wohl gekannt?

Falk. O ja.

Guſtav. Es ſoll ein luſtiger Kauz geweſen ſeyn, und ein ehrlicher Kerl dabey.

Falk. So ſagt man.

Guſt. Den Henker! das wäre ein Mann nach meinem Sinne geweſen. Schade daß er todt iſt.

Falk. Wenn er noch lebte, ſo könnten Sie ja nicht von ihm erben?

Guſtav. Gleichviel, ich wäre zu ihm gegangen, und hätte geſagt: Herr Vetter, ſo und ſo geht es mir, Sie ſind reich, borgen Sie mir ein paar hundert Thaler, daß ich meine Muhme heyrathen kann, wir wollen Sie auch recht lieb dafür haben. Herr, was gilt die Wette, der ehrliche Kautz hätte geantwortet: Vetter Guſtav, ſey willkommen! hier haſt du das Geld und bitte mich fein zur Hochzeit.

Falk. Mit einer ſo geringen Summe wäre Ihnen auch wenig geholfen.

Guſtav. Was? ein paar hundert Thaler und Franziska? —

Falk. Ich muß Ihnen nur geſtehen, mein lieber Herr Falk, daß Ihr Vetter noch eine geheime Bedingung für ſeinen künftigen Erben feſtgeſetzt hat.

Guſtav. Eine geheime Bedingung? Laſſen Sie hören.

Falk. Sind Sie entſchloſſen, ſie zu erfüllen?

Guſtav. Wenn es nicht wider Gott und meinen König läuft, warum nicht?

Falk. Er hat eine arme weitläuftige Verwandtin hinterlaſſen, die müſſen Sie heyrathen.

Guſtav. Wer? ich?

Falk. Ja, Sie, oder auf die Erbſchaft Verzicht thun.

Guſtav. Iſt das Ihr Ernſt?

Falk. Mein völliger.

Guſtav. Leben Sie wohl!

Falk. Wohin?

Guſtav. Nach Winzingerode, zu meinem Vater.

Falk. Aber Sie könnten doch das Frauenzimmer vorher ſehn. Vielleicht gefällt es Ihnen.

Guſtav. Was hilft denn das, wenn Sie mir auch gefällt? heyrathen werde ich ſie doch nicht.

Falk. Bedenken Sie nur, das große Vermögen ſo im Stich zu laſſen.

Guſtav. Soll ich denn meine Franziſka im Stich laſſen?

Falk. Wenn Sie nicht einwilligen, ſo kommt ein Anderer —

Guſtav. O ja, es werden ſich Narren genug finden, und wenn das Frauenzimmer der leibhaftige Satanas wäre. Aber wenn ſie auch ſo viel Dukaten hätte, als ein Auerhahn Federn am Leibe, mich bekommt ſie nicht. Gott befohlen!

Falk. Sie werden doch nicht ohne Frühſtück von mir gehn?

Guſtav. Mein Frühſtück iſt ein Glas Waſſer. (er will fort.)

Falk. Halt! halt! junger Mann! es läßt ſich vielleicht noch ein Mittelweg treffen. Gehn Sie hier in dieſes Zimmer, wir wollen ſehn was ſich thun läßt.

Guſtav. In Gottes Namen! ich kann wohl noch ein Stündchen warten. Aber nur keine Heyrath, hören Sie, daraus wird nichts.
(Er geht in das Zimmer zu den übrigen.)

Falk. (allein) Mein lieber Vetter, du wirſt ſchon gelindere Saiten aufziehn. — Der Burſche gefällt mir. Glück zu, Peter Falk! das Schickſal meynt es gut mit dir. Haſt du auch nie ein Weib gefunden nach deinem Herzen, ſo wird es dir doch auf deine alten Tage nicht an Kindern fehlen.

Zehnte Scene.

Baron Adolph von Falkenburg und Peter Falk.

Baron. Iſt dieß der Ort, wo Baron von Falkenburg ſein verlornes Glück wiederfinden ſoll?

Falk. Falkenburg? und Baron? — Ew. Hochwohlgeb. werden ſich irren. Mein verſtorbener Freund war ein ehrlicher Bürger und hatte meines Wiſſens keine hochadeliche Verwandte.

Baron. Doch mein Herr. Eine Branche der Familie hat ſich erhoben, und obgleich ſeit langer Zeit keine Gemeinſchaft zwiſchen denen

Freyherren von Falkenburg und den übrigen gemeinen Falks Statt gefunden hat, ſo zwingt mich doch anjetzt die Noth —

Falk. Ich verſtehe, Ihr Herr Vater war — ?

Baron. Hans Falk, ein reicher —

Falk. Kornjude, ich habe von ihm gehört.

Baron. Was ihm vielleicht an edlen Eigenſchaften mangelte, das hat ein Diplom ſchon längſt erſetzt.

Falk. Welches Unglück hat denn Ihre erhabene Familie betroffen?

Baron. Mein hochſeeliger Herr Vater hatte den unglücklichen Einfall, ſich mit ſeinen Reichthümern in Frankreich niederzulaſſen. Freilich waren ſeine Gründe wichtig, denn das undankbare Vaterland ſah weder auf Geld noch auf Adel. Man forderte von ſeinen Söhnen allerley bürgerliche Wiſſenſchaften: man verſagte ihnen diejenigen Aemter, auf welche ſie durch Rang und Vermögen den gerechteſten Anſpruch machen durften. Was blieb ihm übrig, als nach Frankreich zu ziehen, wo man damals beides zu ſchätzen wußte. Er kaufte meinem Bruder ein Regiment und mir die Stelle eines Parlaments-Raths.

Falk. Vortrefflich.

Baron. Bald darauf entſpann ſich die gottloſe Revolution. Wir verloren alles, und retteten kaum das Leben. Sagen Sie mir, mein werther Herr, was ſoll ich anfangen?

Falk. Haben Sie denn nichts gelernt?

Baron. Gar nichts. Bey einem Vermögen von achtzig tauſend Thaler, wer hätte da denken ſollen, daß es nöthig wäre etwas zu lernen.

Falk. Das iſt ſchlimm.

Baron. Ich kann wohl ein wenig Silhouetten ausſchneiden, aber das ſchickt ſich nicht für mich.

Falk. Freilich, ein Parlaments-Rath, der Silhouetten ausſchneidet, iſt nicht gewöhnlich hier zu Lande.

Baron. Auch habe ich wohl in meiner Jugend Kanarienvögel pfeifen gelehrt, aber damit verdiene ich kaum das liebe Brod.

Falk. Ihre Lage iſt übel.

Baron. Nehmen Sie noch dazu, daß die Ehre mein Tyrann iſt, und Sie werden den ganzen Umfang meines Elends fühlen. Ich bitte Sie daher, mich ſo bald als möglich, in den Beſitz der Erbſchaft meines Vetters zu ſetzen. — Vetter — ja — ich ſchäme mich nicht ihn ſo zu nennen. Mein Aufwand ſoll ſeinem Andenken Ehre machen. Selbſt den kleinen Flecken ſeiner Geburt, ſoll meine Dankbarkeit unverzüglich wegwaſchen; denn der erſte Gebrauch, den ich von ſeinen Reichthümern zu machen gedenke, wird der ſeyn, ihn noch in ſeinem Grabe adeln zu laſſen.

Falk. Dann wird er ſich gewiß vor Freuden im Grabe umkehren. Gehn Sie, Herr Baron, Sie werden in dieſem Zimmer ein Frühſtück und Geſellſchaft finden. Die letztere iſt freylich nicht zum beſten gewählt. Es ſind lauter bürgerliche.

Baron. Bürgerliche? So?

Falk. Nur auf ein Stündchen laſſen Sie ſichs gefallen.

Baron. Ach, Freund! ſeitdem ich von meinem Parlaments-Sitz vertrieben worden, habe ich mir ſchon manches müſſen gefallen laſſen. (Er geht ab)

Falk. (allein) Der arme Teufel dauert mich. Was kann er für ſeine Erziehung? danke doch ein jeder, aus dem etwas Rechtes geworden iſt, dem Himmel, daß er ihm arme Eltern gab. Wer von der Noth gezwungen wird, ſich hier (auf den Kopf deutend) etwas zu ſammlen, der darf keine Revolution fürchten.

Eilfte Scene.

Senf. Madam Freude. Peter Falk.

Senf. Nur hier herein.

Mad. Freude. (macht an der Thür eine tiefe Verbeugung. Dann nähert ſie ſich langſam mit dem Schritt einer Franzöſinn im Trauerſpiel, und als ſie den Falk ſieht, macht ſie eine zweyte Verbeugung.)

Falk. Vermuthlich auch eine unglückliche Verwandte meines verſtorbenen Freundes?

Mad. Freude. (im hohen tragiſchen Ton, mit Kälte durchſchneidenden Geberden.) Unglücklich! ja! noch geſtern auf einem Throne von kriechenden Schmeichlern umringt, heute eine Tochter des Jammers, ein Opfer der Kabale! —. Noch geſtern zitterten Eſſex und Macbeth vor meinen ernſten Blicken, mein Lächeln entzückte Don Karlos; und ſelbſt das Geſpenſt im Hamlet hatte Ehrfurcht vor mir. — Was bin ich heute! herab geſchleudert aus den papiernen Wolken! entblößt von Flittergold und böhmiſchen Steinen, irre ich verlaſſen am Geſtade der Elbe.

Falk. Was ſoll das heißen?

Mad. Freude. (im natürlichen Tone.) Das ſoll heißen, mein Herr, daß ich bis jezt Prima donna bey einer herumziehenden Schauſpieler-Geſellſchaft war. Noch vor kurzem ſpielte ich im nächſten Dorfe die Königin Eliſabeth im Eſſex; weil ich mich aber mit der Gräfin Rutland auch außer dem Theater nicht vertragen konnte, und ich ihr aus Zerſtreuung auf der Bühne die Ohrfeige gab, die Eſſex bekommen ſollte, ſo zwang mich unſer Direkteur,

teur, der Vater der Gräfin, mein Bündel zu packen. Der Undankbare! er wird es bereuen! denn wo findet er wieder ein Univerſal-Genie, das ſo in alle Fächer paßt? Ich habe einmal im Hamlet die Königin und die Ophelia zugleich geſpielt. Wollen Sie eine Probe von meiner Kunſt? eine zärtliche, ſchmachtende Rolle? eine Julie zum Beiſpiel? (ſie wendet ſich an Senf) O mein Romeo! ſchon ſchlägt die Glocke zwölf, die Sterbeſtunde unſerer Liebe! Wo bleibſt du ſo lange? ſiehſt du nicht wie der Mond die Wipfel der Fichten verſilbert? hörſt du nicht das Klagen der liebeflötenden Nachtigall? Komm! komm an meinen Buſen.

Senf. Laß ſie mich zufrieden!

Mad. Freude. Oder wollen Sie eine Eulalia? Hier liegt die reuige Verbrecherin zu Ihren Füßen! Sie gaben ihr ein Plätzchen auf welchem ſie leben durfte, Sie werden ihr auch das Plätzchen nicht verſagen, auf welchem ſie ſterben darf! —

Falk. (lächelnd) Schon gut mein Kind! ſtehn Sie nur auf.

Mad. Freude. Oder wollen Sie eine Gurli? — Alter Herr, mit der ſtruppigten Perücke, willſt du mich heyrathen?

Senf. Herr, die iſt impertinent.

Mad. Freude. Ja, das ſagen die Rezenſenten auch. Vielleicht gefällt Ihnen Klara von Hoheneichen beſſer? (zu Senf.) Geh Tyrann! ehre die Tugend eines Weibes! zittre vor meiner Rache! du Mörder meines Gemahls!

Senf. Was? ich ein Mörder?

Mad. Freude. Er iſt der Landgraf Heinrich.

Senf. Das Menſch iſt von Sinnen.

Mad. Freude. Oder wollen Sie Leſſings Meiſterſtück, Emilie Galotti? (indem ſie eine Roſe aus dem Haar reißt, und zerpflückt.) Ehedem gab es noch Väter, die, um ihr Kind von der Schande zu retten, ihm den erſten beſten Dolch in die Bruſt ſenkten. — Ich habe auch Blut, mein Vater, warmes Blut; meine Sinne ſind auch Sinne —

Senf. Ja das glaub' ich wohl.

Falk. Schon genug mein Kind, ich bin von Ihren Talenten überzeugt. Darf ich jezt fragen wer Sie ſind?

Mad. Freude. Von Geburt Liſette Kalt, und ſo hieß ich bis in mein 15tes Jahr, ſeit der Zeit habe ich 3 bis 4 Nahmen geführt; jezt bin ich Madam Freude.

Falk. Drey bis vier Nahmen?

Mad. Freude. Nun ja, man muß ja wohl die alberne Mode mitmachen, den Nahmen des Ehegemahls zu führen, wie ein Ueberwinder der die Sitten des Ueberwundenen annimmt.

Falk. Alſo 3 bis 4mal verheyrathet? und immer Wittwe geworden?

Mad. Freude. Bewahre der Himmel! Meine Männer leben Gott ſey Dank alle noch, und befinden ſich wohl. Von zweyen bin ich geſchieden, den 3ten hab ich verlaſſen, der 4te hat mich verlaſſen, und des fünften bin ich ſchon herzlich überdrüßig.

Falk. Dieſe Lebensart ſcheint ſo luſtig, daß ich mir Sie unmöglich als eine Mitbewerberin um Ihres Vetters Erbſchaft denken kann.

Mad. Freude. Doch mein Herr, denn ich werde bald mit ſammt meiner Luſtigkeit Hungers ſterben wie Ugolino.

Falk. Bei Ihren Talenten? Ihrer Figur?

Mad. Freude. Ja, wenn die Direkteurs ſeit einiger Zeit nicht die Grille hätten, Ihre Bühnen zur Schule der Sitten erheben zu wollen, wenn ſie fein bedächten, daß eine Aſpaſia zur Erziehung junger Staatsbürger mehr wirken kann, als zehn Sokrateſſe; wenn ſie mit dem Spiel auf dem Theater zufrieden wären, und ſich nicht um das Spiel hinter den Kuliſſen bekümmerten; wenn ein undankbares Publikum nicht zuweilen ein armes Mädchen auspfiffe, das genug gethan zu haben glaubt, wenn es 3 bis 4 Stunden eine unſchuldige Rolle ſpielt —

Falk. Ich verſtehe. Solche überſpannte Forderungen, darf man weder an die Bühne noch an die Kanzel machen. Gehn Sie in dieſes Zimmer, Madame, Sie werden dort Geſellſchaft finden, und da Sie Ihres fünften Mannes doch bereits überdrüſſig ſind, ſo können Sie hier vielleicht den Sechſten wählen.

Mad. Freude. Sehr gern. Ich wünſchte doch endlich einen Mann zu finden, mit dem man es länger als 3 Monath aushalten könnte. (ſie geht ab)

Senf. Das iſt eine Jeſabel!

Falk. Hm! ſie will wenigſtens nicht mehr ſcheinen als ſie iſt.

Zwölfte Scene.

Falk genannt Geyer und Peter Falk.

Senf (entfernt ſich in das Zimmer wo die Gäſte verſammelt ſind)

Geyer. Mein Herr! ich heiße Falk genannt Geyer und bin ein Rezenſent.

Falk. O! weh!

Geyer. (ſtolz lächelnd) Zittern Sie nicht, es giebt Mittel auch uns zu zähmen.

Falk. Und welche?

Geyer. Wenn man ſein Gefühl unter den Glauben an uns gefangen nimmt, wenn man in einem rührenden Drama, deſſen Verfaſſer wir den Tod geſchworen, ſeine Thränen unterdrückt, und gehorſam zu ſich ſelbſt ſpricht:

„Pfuy! ſchäme dich! hier mußt du nicht weinen, die Litteratur-Zeitung will es nicht haben:“ wenn man immer die große Wahrheit vor Augen hat, daß der Beifall des Publikums gar nichts beweißt, ſondern vielmehr zur Schande gereicht; daß nur das Geſchmack oder Gefühl genannt werden darf, was jener kritiſche Richterſtuhl dafür anerkennt, und daß, außer den Rezenſenten, alle übrige Menſchen Grützköpfe ſind.

Falk. Dieſe Sprache iſt uns in Holland noch nicht recht geläufig.

Geyer. Sie muß es werden! Darum laſſen wir unſere Rezenſionen mit lateiniſchen Lettern drucken, damit die ganze Welt ſie leſen und ſich bilden könne. — Hier mein Herr, ſind zwey fertige Rezenſionen über meines Vetters Teſtament.

Falk. Haben Sie das Teſtament geleſen?

Geyer. Das iſt nicht vonnöthen. Da hätten wir viel zu thun, wenn wir alle Bücher leſen wollten, die wir beurtheilen. Genug die Rezenſionen ſind fertig.

Falk. Und wie lauten ſie?

Geyer. Die eine enthält das erhabenſte Lob. Und wäre das Teſtament auch nur eine Oktavſeite lang, ſo gebe ich Ihnen mein Wort, die Lobpoſaune ſoll durch vier Blätter hindurch ertönen. Die andere hingegen iſt in unſrer gewöhnlichen Manier, das heißt: abſprechend — kurz — perſiflirend — jezt wählen Sie.

Falk. Ich wähle natürlich die Erſtere.

Geyer. Sehr wohl. Wenn ich die Erbſchaft erhalte, ſo ſoll ſie in 3 Wochen gedruckt erſcheinen.

Falk. Aber um zu erben, müſſen Sie vorher beweiſen, daß Sie der Unglücklichſte von der Familie ſind.

Geyer. (hitzig) Mein Herr, ein Rezenſent iſt nicht gewohnt etwas zu beweiſen. Widerſpruch können wir gar nicht dulden, merken Sie ſich das. Wir behalten immer das lezte Wort. Beweiſen? — ja doch! das wäre mir eben recht. Ich ſage das Teſtament iſt unter aller Kritik und damit Holla!

Falk. Nun, nun ereifern Sie ſich nur nicht. Hier im Nebenzimmer iſt ein Frühſtück, und wenn Sie das mit Galle miſchten —

Geyer. O! die Rezenſenten miſchen alles mit Galle, und befinden ſich wohl dabey. Das hat nichts zu bedeuten. Ich laſſe Ihnen Zeit meinen Vorſchlag zu überlegen, und folge indeſſen Ihrer Einladung. Aber der Himmel ſey der holländiſchen Kochkunſt gnädig, wenn es mir nicht ſchmeckt. Ich laſſe ſogleich drucken: „die Nachwelt wird erſtaunen, wenn ſie „hört, daß der holländiſche Käſe einſt berühmt „war, da doch nur der verdorbenſte Geſchmack „ihn reizend finden konnte.“ (ab.)

Falk allein. Pfuy und abermals pfuy! ein Geſchöpf das von Neid und Aufgeblaſenheit ſtrozt. Ein einzelner unverſchämter Menſch, der Tauſende geradezu für Dummköpfe erklärt, weil ſie Behagen an einer Sache finden, die nicht das Glück hat ihm zu gefallen.

Dreyzehnte Scene.

Johann Falk und Peter Falk.

Joh. Falk. Verzeihen Sie mein Herr, ich fand Niemanden im Vorzimmer mich zu melden.

Falk. Für jeden Unglücklichen, iſt dieſe Thüre offen.

Joh. Falk. Ich heiße Johann Falk, bin ein Dorfprediger, Vater von acht unerzogenen Kindern und ſeit 4 Wochen Wittwer.

Falk. Mich dünkt ich kenne Sie ſchon.

Joh. Falk. Schwerlich.

Falk. Haben Sie nicht auch eine erwachſene Tochter?

Joh. Falk. (mit Enthuſiasmus.) Meine Franziska! meine Wohlthäterin! braucht ein Vater mehr zum Lobe ſeines Kindes zu ſagen.

Falk. Nein mein Herr, das iſt vor Gott und Menſchen genug.

Joh. Falk. Sollte ich ſo glücklich ſeyn, um des guten Kindes willen, einen Theil von meines Vetters Erbſchaft zu erhalten —

Falk. Sie kennen die Bedingung?

Joh. Falk. Ich kenne ſie, und wenn Sie der Mann ſind, der mich verſteht, — begreift — meine innere und äußere Lage mit dem Blicke des Seelenkenners zu durchſchauen vermag —

Falk. Ich hoffe der Mann zu ſeyn. Reden Sie aufrichtig.

Joh. Falk. Ich bin ſehr arm, und Armuth iſt freilich ein Geiſt-lähmendes Unglück. Aber durch Fleiß und Sparſamkeit und die Kunſt zu **entbehren**, die ich ſeit 60 Jahren lernte, würde ich dennoch meine armen Kleinen vor dem äußerſten Mangel ſchützen und mir redlich durchhelfen. Aber mich drückt ein anderes ſchwereres Leiden, das ich Niemanden vertrauen konnte, und das mich auch vielleicht in Ihren Augen der Hülfe unwerth macht, die ich nicht erſchleichen mag.

Falk. Sie ſpannen meine Erwartung.

Joh. Falk. Einer frommen Großmutter zu Liebe, ſtudierte ich Theologie und wurde Prediger. Seit 30 Jahren verwalte ich ein Amt, für das ich nicht geſchaffen wurde; ſeit 30 Jahren verkündigen oft meine Lippen woran mein Herz zweifelt. Ich weiß, daß viele meiner Amtsbrüder mit mir in gleichem Falle ſind, aber das beruhigt mich nicht. Mein Gewiſſen macht mir Vorwürfe, und flüſtert mir unaufhörlich zu: daß, wenn gleich die Moral mich nicht verpflichtet, die von mir erkannte

Wahrheit laut zu ſagen, ſie doch den Heuchler ohne Erbarmen verdammt. Seit 30 Jahren, mein Herr, bin ich ein Heuchler — und habe die zarte Achtung vor mir ſelbſt verlohren — können Sie ſich in dieſe Lage verſetzen, ſo richten Sie mich.

Falk. Warum legten Sie Ihr Amt nicht nieder?

Joh. Falk. Darauf mögen meine acht kleine Kinder antworten — ich habe nichts anders gelernt — freilich ſollte ich lieber betteln gehn, aber betteln iſt auch ſehr ſchwer.

Falk. Und doch oft die einzige Zuflucht einer Tugend, die ſo wenig für unſere Zeiten paßt, als Adams Feigenblatt.

Joh. Falk. Mein Schickſal iſt in Ihren Händen. Mißbrauchen Sie mein Vertrauen; ſo iſt ein Mann mit acht Kindern verlohren.

Falk. Ich verzeihe dem Fremdling dieſe Erinnerung. Sie ſollen mich beſſer kennen lernen. (Man hört im Nebenzimmer auf einer Violine eine Polonoiſe ſpielen.) Was iſt das?

Vierzehnte Scene.

Senf. Die Vorigen.

Senf. Ha! ha! ha! der Malaga iſt den

Leuten in die Köpfe geſtiegen. Das geht drunter und drüber. Erſt war Hader und Zwietracht, nun iſt Freude und Wonne.

Falk. Zwietracht? Weswegen?

Senf. Was weiß ich! Da iſt ein Kammerjunker, der hat dem Baron ſeinen neugebacknen Adel vorgeworfen, und der Baron hat ihn auf ein paar Piſtolen gefordert. Dann iſt da eine Madame Herbſt, die hat ſich über eine hübſche, empfindſame Mamſell geärgert, und ihr gerathen, eine Reiſe in den Mond zu machen, und endlich hat der Dichter Taube den Rezenſenten geprügelt.

Falk. Daran hat er ſehr wohl gethan.

Senf. Der Tanzmeiſter und die Komödiantin haben alles wieder ins Gleis gebracht. Nun ſind ſie alle luſtig und froh. Der Tanzmeiſter ſpielt auf, und die übrigen tanzen.

Falk. Bravo! tanzt der junge Menſch auch?

Senf. Der Jäger? nein, der ſitzt im Winkel und kaut an den Nägeln.

Falk. Ruf ihn her. (Senf ab.)

Falk. Herr Paſtor, die ganze Erbſchaft kann ich Ihnen nicht zuwenden, aber Ihre

Kinder

Kinder will ich verſorgen, und Ihr Gewiſſen beruhigen.

Joh. Falk. (hebt dankbar die Hände zu ihm auf.)

Funfzehnte Scene.

Guſtav Falk. Senf. Die Vorigen.

Guſtav. Da bin ich. — Ey! Ihr Diener Herr Vetter.

Joh. Falk. Willkommen Vetter Guſtav.

Guſtav. Sind Sie allein hier?

Joh. Falk. Ganz allein.

Guſtav. Hätten auch wohl Fränzchen können mitbringen.

Falk. Nun junger Herr, haben Sie ſich entſchloſſen das Frauenzimmer zu heyrathen?

Guſtav. Iſt das Alles, was Sie mir zu ſagen haben?

Falk. Alles.

Guſtav. Ha! ha! das iſt blutwenig. Hören Sie nur lieber Herr Vetter, Sie wiſſen wie lieb ich Fränzchen habe. Der Mann da will mich reich machen, aber Nota bene, er muthet mir zu ein anderes Mädchen zu heyrathen.

Joh. Falk. Und du willſt nicht?

Guſtav. Ne, ich will nicht.

Joh. Falk. Wenn das Mädchen ſonſt ohne Tadel iſt —

Guſtav. Ey, und wenn es die heilige Barbara wäre.

Falk. Sehen könnten Sie ſie doch wenigſtens.

Guſtav. Meinethalben, ich will ſie beſehn wie einen Raritätenkaſten, aber dann geh' ich meiner Wege, denn hier gefällt es mir nicht.

Falk. Ich glaube das arme Ding hat ſo ſchon Langeweile genug ausgeſtanden. (Er öffnet die Thür ſeines Kabinets.) Kommen Sie näher liebes Kind.

Sechzehnte Scene.

Franziska. Die Vorigen.

Guſtav (bleibt mit offnem Munde und Augen und ausgeſpreizten Fingern ſtehen.)

Franziska (fliegt in Ihres Vaters Arme.) Mein Vater!

Joh. Falk. Meine Franziska! wie kömmſt du hieher?

Franz. (mit niedergeſchlagenen Blicken.) Vetter Guſtav auch hier?

Guſtav. (winkt Falk zu ſich und zieht ihn auf die Seite.) Iſt ſie das?

Falk. Das iſt ſie!

Guſtav. Hören Sie, ich will ſie nehmen.

Falk. Ja nun iſt es zu ſpät.

Guſtav. Ach gehn Sie weg! warum wäre es denn nun zu ſpät? — wiſſen Sie was? ich nehme ſie auch ohne Erbſchaft.

Falk. Kinder, ich muß euch aus dem Traume helfen. Peter Falk iſt nicht geſtorben.

Guſtav. Deſto beſſer! wo iſt er? ich will ſelbſt mit ihm reden.

Falk. Ich bin Peter Falk.

Guſtav. Sie?

Falk. Als ein Knabe ging ich nach Weſtindien. Reich an Schätzen, aber arm an Freunden kehrte ich zurück. Das Alter klopft an, der Tod ſteht hinter ihm. Da ich keine

Kinder habe, ſo wollte ich doch gern meine Familie kennen lernen, um mir ein paar gute Kinder zu wählen. Nun frage ich dich Franziska, und dich Guſtav, wollt ihr meine Kinder ſeyn?

Guſtav. Ja — aber — doch nicht Bruder und Schweſter?

Falk. (lächelnd) Sie iſt meine Tochter und Du mein Schwiegerſohn.

Guſtav. Topp! lieber Vetter! das hat er recht geſcheit gemacht.

Falk. Biſt du es zufrieden gute Franziska?

Guſtav. Sage ja, liebes Fränzchen.

Falk. Und Sie Herr Vetter?

Joh. Falk. Staunen und Freude machen mich ſprachlos.

Falk. Sie legen Ihr Amt nieder. Sie kommen mit allen Ihren Kindern in das Haus eines Bruders.

Joh. Falk. (drückt ihm ſtumm die Hand.)

Guſtav. Juchhey! es iſt alles richtig! Nun, Fränzchen, nun darf ich dich doch küſſen?

Franz. Bin ich denn wirklich deine Braut?

Guſtav. Freilich! und morgen meine Frau, (zu Falk.) nicht wahr?

Falk. (lächelnd) Geduld! Geduld!

Siebenzehnte Scene.

Die Thür des Zimmers öffnet ſich. Valcau mit der Violine tanzt voran. Ihm folgen Paarweiſe **Baron Falkenburg** und **Madame Herbſt**, der **Kammerjunker** und **Madam Freude**, der **Dichter Taube** und **Emilie Falk**, der **Philoſoph** und der **Rezenſent**. Nachdem ſie einmal die Bühne umkreiſt, ſpricht

Falk. Meine Herren und Damen! dem Willen Ihres verſtorbenen Vetters zufolge, kann keiner von Ihnen ſein Univerſalerbe werden.

Alle durcheinander. Der böſe Vetter! der garſtige Vetter! der gemeine Vetter!

Falk. Um Sie indeſſen für die Reiſekoſten und zum Theil auch für die getäuſchte Erwartung zu entſchädigen, habe ich den Auftrag einem Jeden von Ihnen 500 Dukaten auszuzahlen.

Alle durcheinander. 500 Dukaten? Der liebe Vetter! der brave Vetter! der edle Vetter!

Falk. Jezt wollen wir bei einer frohen Mahlzeit ſeine Geſundheit trinken.

Alle. Er ſoll leben! er ſoll leben!

Valcau (fängt wieder an zu geigen. Sie tanzen in obiger Ordnung ab.)

Guſtav und **Franziska** (ſchließen ſich an.) **Falk** und **Joh. Falk** (folgen.)

Der Vorhang fällt.

Ende.

Die kluge Frau im Walde, oder: Der ſtumme Ritter.

Ein

Zauberſpiel

in fünf Aufzügen.

Von

August von Kotzebue.

Aufgeführt im k. k. Hoftheater.

Wien,
auf Koſten und im Verlag bey Joh.
Baptiſt Wallishauſſer.
1801.

Perſonen.

Odo, Herzog von Cleve.
Luitgarde, ſeine Tochter.
Edmund, Prinz von Jülich.
Adolphine, ſeine Schweſter.
Welleda, die kluge Frau im Walde.
Oswald, Graf von Orlamünde, der ſtumme Ritter.
Bernhard, ſein alter Knappe.
Liebmund, Odos Stallmeiſter.
Volkmar, ein junger Edelknabe.
Erich, Welleda's alter Diener.
Ein Bauer.
Alboin,
Anſelm,
Heribert,
Ubaldus,
Knappen.
Knaben, in Dienſt Welleda's.
Mehrere Mädchen, in Dienſt Welleda's.
Höflinge, Knappen, Knechte, Hofdamen, Rathsherren, Doktoren.

Erſter Aufzug.

Die Ruinen einer Burg. Im Hintergrunde links ein großes Thor, rechts ein Thurm, beyde durch verfallenes Gemäuer verbunden. In den Thurm führt eine kleine eiſerne Pforte, in der Mitte deſſelben ſieht man eine Glocke hängen. Auch im Vordergrunde ſind zu beyden Seiten Ueberreſte von Mauern, mit Geſträuch umwachſen. Es iſt früher Morgen.

Erſter Auftritt.

Volkmar, und ſeine **vier Gefährten**.

Volkmar (liegt im Hintergrunde nahe am Thore, und ſchläft.)

Die vier andern (ſchlafen zerſtreut zwiſchen den Ruinen. Alle ſind gebunden, nur Volkmar nicht.)

Ein Knabe (im Thierfelle gekleidet, tritt leiſe hinter den Büſchen hervor, belauſcht die Schlummernden, zieht ſich wieder zurück bis an ſeinen Schlupfwinkel, und ſtößt dann in ein kleines Jagdhorn.

Ein anderer Knabe, (weiß gekleidet, erſcheint auf dem Thurm neben der Glocke, und ruft herab) Schlafen ſie noch?

Der Knabe. (unten) Ja.

Knabe. (oben) Geht die Sonne auf.

Knabe (unten) Ja. (er entſchlüpft.)

Knabe. (oben, ſchlägt dreymal an die Glocke, und verſchwindet.)

Volkmar (erwacht) Hab ich wirklich geſchlafen? — willkommen, alter Freund! dein Beſuch iſt ſelten. Du liebeſt nur trockne Augen; Thränen verſcheuchen dich. (er ſteht auf.) Ich bin erquickt (gegen das Thor.) Dir, Welleda, verdank ich dieſen Schlummer. — O dürft ich bleiben, wo du biſt! — Es ſoll nicht ſeyn, du ſtolze Zauberin! — du Ueberirdiſche! zu meiner Qual haſt du von einer Sterblichen die Hülle nur geliehen! warum nicht auch das Herz? — Auf! fort! ich bin verſchmäht. — Im Kriege ſchlage Feindes Schwerdt mir Wunden, damit dieſe Wunde heile (auf das Herz deutend.) Als Ritter ſehe ich dieſe Mauern wieder, oder nie. — Auf, Kameraden! erwacht! die Sonne iſt am Horizont. Fort aus dieſem Walde! dem Schauplatz meiner Leiden, meiner verwegenen Hoffnungen, und thörichten Wünſche. (er nähert ſich ſeinen Gefährten, um ſie zu wecken, und wird mit Erſtaunen gewahr, daß ſie gebunden ſind.) Was! — gebunden? — wer hat ſo gefrevelt an meinen wackeren Geſellen! — (er zieht ſein Schwerdt.) Raſch, Volkmar! zerſchneide ihre Bande, und fliehe dann aus dieſem Zauberkreiſe.

Knabe (mit geſpanntem Bogen, und eingelegtem Pfeil, tritt ihm entgegen.) Zurück!

Ein anderer Knabe (eben ſo von der anderen Seite.) Du biſt des Todes, wenn du ihre Bande löſeſt

Volkmar (ſtutzt.) Was ſoll das? — Ha, Welleda! verhöhnſt du ſo das Recht der Gaſtfreyheit?

Knaben (verſchwinden.)

Zweyter Auftritt.

Bauer (an einer Krücke.) **Vorige.**

Bauer (will vorüber gehen.) Guten Morgen, Junker!

Volkmar. Wer biſt du, Alter?

Bauer Ein Bauer aus dem nächſten Dorfe.

Volkmar Was machſt du hier an dieſem gefährlichen Orte?

Bauer Gefährlich? (ſchüttelt den Kopf.)

Volkmar Kennſt du dieſe Wohnung?

Bauer O ja! hier hauſt die kluge Frau im Walde, wie wir ſie alle nennen

Volkmar Die Zauberinn.

Bauer. Mag ſeyn. Doch mit böſen Geiſtern ſteht ſie nicht im Bunde.

Volkmar. Du haſt Recht, dieß holde freundliche Geſicht —

Bauer. Ich baue auf ihr Thun und Laſſen, und nicht auf ihr Geſicht. Fragt einmal zehn Meilen in die Runde, geht von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus; die kluge Frau im Walde ſegnet jeder. Dem hat ſie ein krankes Kind gerettet, und jenem ein liebes Weib erhalten: hier wird ein ſandiger Boden durch ihren Rath befruchtet, und dort ein köſtlich Obſt durch ihre Kunſt aus wilden Stämmen hervorgelockt, das thut kein böſer Geiſt.

Volkmar. Alter, du biſt beſtochen.

Bauer. Beſtochen? ja, vor einem Monat gieng ich noch auf zwey Krücken, jetzt habe ich die eine luſtig fortgeſchleudert, und eben komme ich von der klugen Frau mit friſchen Kräutern. Die andere Krücke wackelt mir auch ſchon in der Hand. Beſtochen? ja, beſtochen, daß mir die Thränen in die Augen treten. Lebt wohl.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Volkmar (allein.)

Allen thut ſie Gutes; nur ich bin ihres Spottes Zielſcheibe. Lieben darf ich ſie nicht, und doch hindert ſie meine Flucht. — Ha! warum dieſe Feſſeln meinen unſchuldigen Gefährten? warum dieſer Zauberſchlaf? — hörſt du mich Welleda? — ſchweben deine Geiſter um mich? — Tritt hervor, und gieb einem guten Menſchen Rechenſchaft. Ja! ich will ſie noch einmal ſehen und wenn ihr Auge mir den Lebensfunken aus der Bruſt zöge. (er greift nach einen Stein, und wirft ihn nach der Glocke, die Glocke tönnt ſtark.)

Vierter Auftritt.

(Das groſſe Thor ſpringt auf. **Welleda** ganz weiß geckleidet, mit einem weiſſen Stabe in in der Hand, ſteht im hellen Lichte.)

Volkm. (prallt zurück.)

Welleda. (tritt heraus, das Thor ſchließt ſich hinter ihr.)

Welleda. (mit erhabener Ruhe und Freundlichkeit) Was begehrſt du von mir?

Volkm Was du jedem auſſer mir gewährſt: Frieden!

Welleda. Krieg! Krieg deiner Leidenſchaft!

Volkm Haſt du die Tage gezählt, an welchen ich fruchtlos kämpfte?

Welleda Ich zähle nicht die Schwachheiten meiner Freunde.

Volkm. Haſt du vergeſſen, wie oft ſeit jenem Tage, als mich ein ſcheues Wild in dieſe Gegend lockte, und ich zum erſtenmale deine himmliſche Geſtalt erblickte; haſt du vergeſſen, wie oft ſeitdem der Schwur, dich zu meiden, von meinen Lippen brauſte.

Welleda. Von deinen Lippen nur.

Volkm. Was kann ich für mein Herz? Nur die Flucht, die Flucht aus meinem Vaterlande blieb mir ein letztes Rettungsmittel. Es gibt jetzt Krieg, und wo Krieg iſt, da wandelt auch mein Freund, der Tod. Dieſe Geſpielen meiner Jugend, von der Gluth ergriffen, die aus mir loderte, ſchloſſen einen Bund, mir zu folgen. Geſtern zogen wir aus. Unſere Straſſe führt durch dieſen Wald. Ich vermochte nicht dem Verlangen zu widerſtehen, an deinen Mauern zu übernachten. Du erſchienſt uns nicht, aber kaum hatten wir uns gelagert, als deine Knaben Wein und Speiſe gaſtfrey ſpendeten. Das ſchien dem armen Flüchtling ein Bürge deines Mitleids, das gab ihm Troſt und Schlaf. Still und dankbar wollt ich dieſen Morgen förder ziehen — ich erwache — meine Gefährten ſchlafen wie die Todten; ich will ſie wecken — ſie ſind gebunden; ich will ihre Bande löſen und Pfeile drohen meiner Bruſt — Sprich! was ſoll das? Haſt du den Frevel gebilligt? — war der Wein, der ihre Sinne noch gefeſſelt hält, ein Zaubertrank von dir bereitet?

Welleda. Wein iſt der Zaubertrank der Natur.

Volkm. Und ihre Bande?

Welleda. Wer band ſie feſter, ich oder du?

Volkm. Ich verſtehe dich nicht.

Welleda. Was thaten dir die Unerfahrenen? Beredſamkeit der Leidenſchaft im Bunde mit dem Leichtſinn ihrer Jugend, hat ſie verwirrt. Dem väterlichen Heer entronnen, ergriffen ſie vielleicht das erſte Glied einer langen Reihe von Laſtern. Wehe dir!

Volkm. Mir?

Welleda. So iſt der Menſch. Alles zieht er mit ſich in den Strudel, daß er nur allein nicht untergehe. Wehe dir!

Volkm. Du klagſt den Menſchen an, nicht mich.

Welleda. Dich, einer hilfloſen Wittwe einzigen Sohn.

Volkm. So rufe wehe über dich ſelbſt! Du haſt der Mutter den Sohn geraubt! Du haſt jede Kraft in mir verzehrt.

Welleda. Hinweg mit einer Liebe, die mich ſchändet.

Volkm. Welleda! ich fühle es, ich bin ein Stäubchen, das nur ſichtbar wird in deinem Glanze. Vergiß meiner Liebe, ſey meiner Jugend hold! auch in mir ſchlummert Kraft zum Guten; dein Blick wird dieſe Kraft beleben — der Tugend huldigt, was dir nahet — rette, rette mich vor mir ſelbſt (er ſinkt zu ihren Füſſen.)

Welleda. Du begehrſt aufs neue, was ich ſchon oft verſagte. —

Volkm. Du ſcheuſt des Jünglings kühne

Leidenſchaft? — o fürchte nichts! nur mein Wachsthum in der Tugend ſoll dir heimlich ſagen, daß ich dich noch liebe.

Welleda. Wohlan! ich will dich prüfen.

Volkm. Herbey ihr wilden Thiere des Waldes! Welleda will den Muth des glücklichen Volkmar prüfen.

Welleda. Nicht deinen Muth allein; ich fordre auch Gehorſam, Treue.

Volkm. Sie wurden für dich mir angebohren!

Welleda. Kennſt du mich ganz? — weißt du, was ich vermag? und wodurch?

Volkm. Dir gehorchen gute Geiſter, mit Engeln biſt du verſchwiſtert.

Welleda. Es ſey, wie du wähnſt. Ich ſpiele mit den immer regen Kräften der Natur, und ſchaue ruhig in den Kampf der Elemente. Aus ſcheinbarem Uebel entſprößt das Gute, aus Tod, Leben. Oft wird ein Wurm zertretten, daß er Nahrung gebe einer edlen Heilpflanze. Verſtehſt du mich?

Volkm. Muß ich dich verſtehen, um dir zu gehorchen?

Welleda So wandle dieſen Pfad hinab, er führt dich zu einer Brücke über den Strom, an deſſen Ufern Kinder ſpielen. Nimm dieſen Dolch, ermorde das jüngſte, und bringe mir ſein zuckendes Herz.

Volkm. (ſchaudert zurück.) Wie?

Welleda. Was iſt dir.

Volkm. Hab' ich recht gehört?

Welleda. Du zauderſt?

Volkm. Ein Kind ſoll ich ermorden?

Welleda. (ihm den Dolch bietend.) Nimm, und eile!

Volkm. Das befiehlt Welleda?

Welleda. Sie befiehlt, und bittet.

Volkm. Nimmermehr!

Welleda. Jenes Kindes Herz wird dir das meinige erwerben.

Volkm. Der Preis iſt ſo hoch — daß nur die Hölle ihn bezahlen kann.

Welleda. Thor! ich bedarf deſſen, um ewig jung und reizend dir zu ſcheinen.

Volkm. Scheinen! — ja du ſcheinſt.

Welleda. Der Liebe Freuden, Ehr' und Reichthum harren dein.

Volkm. Welche Namen für Gewiſſensbiſſe!

Welleda. Phantome, die nur Kinder ſchrecken.

Volkm. Ha, du biſt entlarvt! noch ſteht die reizende Geſtalt vor meinen Sinnen — aber ach, wo iſt mein froher Glaube an deine Verwandtſchaft mit ſeligen Geiſtern! — (er ſeufzt.) — dieſer Seufzer löſcht den beſſern Theil von meiner Liebe — was übrig bleibt, iſt nicht des Kampfes werth.

Welleda. Beſinne dich!

Volkm. Hinweg! du biſt eine gemeine Zaubehren. Das Kunſtwerk deiner Tugend war die Glorie, die dich umgab. Es iſt keine Kraft in der Natur, die auf dem Antlitz eines Weibes die verlorne Unſchuld erſezt! leb wohl!

Welleda. Volkmar! reiche mir die Hand. Du geprüfter, biſt es werth, der Tugend Ritter und mein Freund zu heiſſen.

Volkm. (froh, zweifelhaft.) Welleda! — es war Prüfung — (er ergreift die dargebotene Hand.)

Welleda. Sieh mir ins Auge!

Volkm. (ſtürzt zu ihren Füſſen) Ja, es war!

Welleda. Jeder, der ſich meinem Dienſte weiht, wird zuvor geprüft durch die Leidenſchaft, die ihn beherrſcht. Iſt ſie ſtärker als ſein Gefühl für Recht und Tugend, ſo betritt er dieſe Wohnung nie.

Volkm. O du giebſt mir meinen Himmel wieder.

Welled. Steh auf, deine Gefährten erwachen. Verbirg dich im Gebüſch. Auch ſie muß ich prüfen, ehe ich ſie dir zugeſelle.

Volkm. (ſteht auf.) O dreyfach bittre Reue! wenn ſich das Herz der Ball der Augen ſchämt! o dreyfach ſüſſe Liebe! wenn das Gute im Schönen wohnt! (ab)

Welled. (ihm nachſehend) Wackerer Jüngling! ach! warum hat Welleda kein Herz für ihn! (ſie wirft einen Blick auf die Schläfer, welche ſich rühren) Sie erwachen. — Erich — wo biſt du?

Erichs Stimme hinter einer Seitenmauer. Hier.

Welleda. Thue, was ich dir geboth. (ſie entfernt ſich.)

Fünfter Auftritt.

Alboin. Heribert. Anſelm. Ubaldus, hernach Erich. Knaben und Mädchen.

Alboin. Wo bin ich?

Anſelm. Wer hält mich?

Heribert. Was iſt mit mir geſchehen?

Ubaldus. Brüder! ich bin gebunden.

Alboin. Auch ich!

Anſelm.
Heribert.) Auch wir.

Alboin. Wer that es?

Ubaldus. Iſt keiner erweckt?

Anſelm.
Heribert.) Keiner!

Alboin Ich ſchlummerte ſo ſüß. —

Anſelm. Der köſtliche Wein —

Heribert. Gebt Acht, es war ein Zaubertrank.

Ubaldus. Habe ich euch nicht gewarnt?

Alboin. Die kluge Frau im Walde —

Anſelm. Was hat ſie mit uns vor?

Ubaldus. Sicher nichts Gutes.

Alboin. Wo iſt Volkmar?

Heribert. Fort!

Ubaldus. Ein böſer Geiſt hat ihn entführt.

Anſelm. Nicht doch, laßt uns rufen.

Alle (rufen) Volkmar! Volkmar!

Erich. (tritt hervor.) Wer wagt es hier, zu lärmen?

Anſelm. Wer biſt du?

Erich. Ich diene der klugen Frau im Walde.

Alboin. Und wir ſind ehrliche Knappen.

Erich. Ich kenne euch ſchon.

Ubaldus. Man hat uns Schlafende gebunden.

Erich. Schon recht. Ihr ſeyd Landſtreicher.

Ubaldus. Mit nichten, wir ziehen in den Krieg.

Erich. Bleibt im Lande, es ſoll euch wohl gehen.

Alboin. Rede, wie?

Erich. Ihr kennt die kluge Frau, die hier hauſt?

Anſelm. Die Zauberinn.

Erich. So nennt ſie das Volk.

Heribert. Sie thut groſſe Dinge.

Erich. Gold iſt ihr Talisman, Klugheit ihr Zauberſtab! wollt ihr es in ihrem Dienſt verſuchen?

Ubald. Warum nicht?

Herib. Wenn es frommt?

Anſelm. Und der Seele keine Gefahr droht.

Erich. Volkmar, euer Gefährte —

Alle. Wo iſt er?

Erich. Auf drey Jahre hat er ſich Welleda's Dienſt geweihet.

Alboin. Nun, wo mein Volkmar iſt, da bleibe ich auch.

Herib.
Ubald.) Ich auch!

Anſelm. Sprich zuvor, was heiſcht die kluge Frau von uns?

Erich. Muth, und Verſchwiegenheit.

Alboin. Wozu? worin?

Erich. Ihr wißt, wie manche Heerſtraſſe durch dieſen Wald führt. Täglich ziehen Reiſende vorüber, zu Roß und Wagen. Die Koſtbarkeiten aller Länder ſind eine lockende Beute. —

Alboin.
Anſelm.) (beſtürzt.) Was?

Herib.
Ubald.) Nur weiter!

Erich. Unſeren Getreuen werdet ihr zugeſellt, die ſich am Wege lagern, und die Reiſenden ſchätzen.

Alboin.
Anſelm.) Räuber?

Erich. Grobian! Buſchritter, die ſich aus dem Stegreif nähren. In wenig Jahren ſeyd ihr reiche Leute, und Niemand fragt, wo ihr es herhabt.

Herib. Freylich!

Alboin. Niemand fragt. (zum Himmel deutend.) Auch *der* nicht?

Erich. Seyd ihr daheim, ſo giebt es eitel Zechen und Wohlleben.

Ubald. Das wäre.

Erich. Schöne Mädchen kredenzen euch die Becher.

Herib. Auch Mädchen?

Erich. Tanzen, ſpielen, eſſen, ſchlafen —

Alboin. Ja, wer da ſchlafen konnte —

Erich. Warum nicht?

Alboin. Es gehört zum Schlafen mehr als Müdigkeit.

Erich. Du biſt ein Thor, das giebt ſich alles. Nun! wollt Ihr?

Herib. Was meinſt du Alboin?

Alboin (unwillig.) Kannſt du noch fragen?

Ubald. Wenn Vollmar ſich ergab —.

Anſelm. So laß uns weinen um ſein Schickſal.

Erich. Wer mir folgt, deſſen Bande löſe ich augenblicklich. Wer ſich weigert, wird ins Burgverließ geworfen — nun? — beſinnt euch —

Alboin. Ich thue es nicht.

Anſelm. Ich auch nicht.

Erich. Und Ihr?

Ubald. Wenn die andern wollen —

Erich. Was kümmern euch die andern? (Er ſchlägt zweymal in die Hände, es ſpringen ſchnell an jeder Seite 3 Knaben hervor; zwey derſelben in Felle gekleidet, und mit gezückten Dolchen bewaffnet; zwey andere in weiſſen Gewändern mit Blumen geſchmückt, tragen gefüllte Becher; die zwey letzten ſchimmernd von Gold, mit vollen Geldſäcken in den Händen. Zu gleicher Zeit erſcheinen auf den Mauern vier ſchöne Mädchen. Becher und Geldſäcke werden den Knappen freundlich arboten; die Mädchen winken, die Dolche drohen.)

Erich. Noch einmal wählt. Reichthum — Wein — Liebe — Tod!

(Pauſe. Alle ſchweigen.)

Herib (nach kurzem Beſinnen.) Bindet mich los, und gebt mir zu trinken.

Ubald. Mir die Beutel! ich bleibe hier. (beyde werden losgebunden, und empfangen, was ſie wünſchen.)

Erich (zu Anſelm und Alboin.) Wie ſtehts mit Euch?

Alboin. Laß mich zufrieden.

Erich. Die Dolche bluten.

Alboin. Stoß zu?

Anſelm. Alboin! ſiehſt du die wunderſchönen Dirnen?

Alboin. Ich mag ſie nicht ſehen.

Anſelm. Meine Augen beſtechen mir das Herz.

Alboin. Thu die Augen zu.

Erich. Fort! fort! Liebe oder Tod

Die beyden Knaben zücken ihre Dolche.

Alboin (mürriſch.) Tod!

Anſelm Alboin wir ſind ſo jung.

Alboin Denk an die grauen Haare deines Vaters

Anſelm Du haſt Recht. Stoßt zu!

Sechster Auftritt.

Welleda (tritt hervor.) **Vorige. Volkmar** (in der Folge.)

Welleda. Halt! es iſt genug.

(Knaben und Mädchen verſchwinden.)

Welleda. (zu Heribert und Ubaldus) Ihr, mit dem feilen Gewiſſen, entfernt euch auf der Stelle aus dem Bezirke meiner Wohnung, und wenn ihr euch in dieſem Walde je betreten laſſet, ſo zittert vor der Rache meiner Geiſter.

Heribert Kluge Frau, warum die Schwachen ſo verſuchen?

Welleda. Um die Schwachen zu belehren, daß eine ungeprüfte Tugend keine Tugend iſt. Fort aus meinen Augen.

Herib.
Ubald.) (ſchleichen beſchämt davon.)

Welleda. Herbey, Volkmar, und entfeßle deine Gefährten —

Volkmar (eilt herbey, und gehorcht.)

Welleda. Drücke den Bruderkuß auf ihre Lippen, ſie ſind deiner Freundſchaft und meines Vertrauens würdig.

Volkmar. Ich habe gelauſcht, und gezittert.

Alboin. Volkmar, wo warſt du?

Anſelm. Wie iſt uns geſchehen?

Volkmar. Täuſchend hat dieſer Alte euch gelockt. Hier iſt keine Räuberhöhle. Hier wohnt die Ruhe bey der Unſchuld. Auch hier werden dann und wann Nächte durchwacht, aber nur für Menſchenglück. Wollt ihr mir dienen, ſo ſeyd willkommen. Wer je dieſe Mauern durch Laſter entweihen, wer je in dieſen Mauern die Unſchuld leiden ſieht, der ſtoße mir ungeſtraft den Dolch in die Bruſt.

Alboin. Wir wollen dir dienen.

Anſelm. Mit Herz und Seele.

Alboin. Mit Blut und Leben.

Welleda. Erich! führe ſie hinein, und bereite ſie zu ihrer künftigen Beſtimmung. Volkmar, du bleibſt.

Erich. Kommt, wackere Buben. Jetzt ſollt ihr den alten Erich beſſer kennen lernen.

(Das große Thor öffnet ſich, man ſieht einen prächtigen Garten. Erich, Alboin und Anſelm gehen hinein, das Thor ſchließt ſich wieder.)

Siebenter Auftritt.

Volkmar. Welleda.

Welleda. Dir, guter Volkmar, will ich mich vertrauen. Deine redliche Mühe hat es um mich verdient. — Du ſollſt wiſſen, wer das arme Mädchen iſt, das man die kluge Frau im Walde nennt. Freundlich will ich deine Freuden mit dir theilen; theile du freundlich meine Leiden mit mir.

Volkmar. O Welleda! wie hoch erhebſt du mich! dein Vertrauen — mir?

Welleda. Nur dir!

Volkmar. Dem Aermſten, dem Geringſten —

Welleda. Reich konnt ich durch ein Wort dich machen. Ein redlich Herz hat dich geadelt.

Volkmar. O, ich fühle es! das Vertrauen edler Seelen iſt der Tugend ſchönſter Lohn!

Welleda. Und ihre Nahrung auch im Unglück — Volkmar, haſt du je gehört von einem großen, großen Manne, Agrippa war ſein Name.

Volkmar. Agrippa von Nettesheim?

Welleda (haſtig.) Sprich, was hörteſt du von ihm?

Volkmar. Er war ein Schwarzkünſtler, der den Stein der Weiſen ſuchte.

Welleda. O weg mit den Albernheiten, die der Pöbelwahn ihm andichtet. Es war ein Mann, den ſeine Zeitgenoſſen haßten um der Wahrheit willen; durch ſeinen Arm ein Ritter, durch ſeinen Kopf ein Weiſer, durch ſein Herz ein Menſch, der die Natur in ihrer Werkſtatt belauſchte, und des Schöpfers Allmacht bald im Schoos der Erde, bald über den Geſtirnen anbetend bewunderte; — der für Kaiſer Maxmilian heute das Schwert zog, und morgen ſeine Feder eintauchte; der Schwert und Feder jedem Schwachen willig lieh; — ein Mann, der Weisheit lehrte, Wahrheit verkündete, Tugend übte — ach, er war mein Vater.

Volkm. Dein Vater?

Welleda. Der Fluch, den eine höhere Macht über manche große Männer aller Zeiten aller Völker ausſprach, der Fluch des Neides ihrer Zeitgenoſſen, lag ſchwer auf ihn. Man ſprach von Zauberey, man nannte ihn Irrlehrer — denn überall ſind Neid und Mittelmäßigkeit mit einem gehäßigen Namen bey der Hand, den ſie oft ſelber nicht verſtehen, und mit dem ſie das läſtige Verdienſt brandmarken. Bald ein Flüchtling aus ſeinem Vaterlande, bald ein Gefangener zu Brüſſel, hatte er heute den Himmel zum Obdach, und morgen einen Kerker. Um einer Meinung willen ſah er zu Metz ſeinen beſten Freund in Stücken hauen; um einer Meinung willen wurde er zu Lyon in Ketten geworfen — (mit ſteigender Wehmuth.) Bis er endlich — er, der alle Menſchen liebte, und allen Gutes that — unter keinem Himmelsſtrich mehr ein Stück Brod für ſeinen Hunger, einen Freund für ſein Herz fand — und dennoch ſeine Feinde ſegnend — zu Grenoble — im Hoſpitale ſtarb

Volkmar (ſchaudernd.) Im Hoſpitale?

Welleda. Ruhe ſanft, guter Vater! die Nachwelt möge dich richten! nur ein Grabes-Dunkel leuchtet das Verdienſt, und des Neides Schlange zertritt nur der Tod.

Volkmar. Und du, des großen Mannes Tochter, die Erbin ſeiner Weisheit —

Welleda (mit ungekünſtelter Demuth.) Nicht ſeine Weisheit nur ſeine Erfahrung ward mein Erbtheil. Weltberühmt iſt Agrippa'e Buch von den verborgenen Wiſſenſchaften; doch der Schlüſſel zu dieſem Buche ward nur wenigen ſeiner Vertrauten. Nicht dieſer Stab, vor dem der Pöbel zittert, jenes Buch verſchließet das Geheimniß meiner Macht. Die Kräfte der Natur gehorchen mir nicht, ich lernte ſie nur kennen.

Volkmar. Aber du geſchaffen, eine Zierde der Palläſte, mit väterlicher Weisheit und eigenem Liebreiz ausgerüſtet, warum wählteſt du dieſe Ruinen?

Welleda. An Odo's Hofe war ich vormals die Willkommene, und wohnte gerne bey jenem biedern Fürſten. Aber — Volkmar — (ihre Stirne umwölkt ſich.) Was ich jetzt dir ſagen werde — und daß ich dir es ſage — ſey dir Bürge meines Glaubens an deinen Edelmuth. (unterbrochen und mit bebender Stimme.) Ich habe geliebt - einen wackern Ritter — ich lieb ihn noch — er weiß es nicht — und ſoll es nie erfahren — denn er liebt mich nicht —

iſt vielleicht ſchon todt! (haſtig.) Und nun, Volkmar, ſchone meiner — kein Wort, keine Frage mehr von deinen Lippen — kein mitleidiger Blick erinnere mich an meine Schwachheit! ſiehſt du dann und wann Thränen in meinen Augen, ſo ſtelle dich, als habeſt du nichts geſehen. Ich weiß doch, daß du meine Leiden theilſt!

Volkmar (drückt ihre Hand haſtig an den Mund.) Und mit ſeinem Blute lindern möchte!

Welleda. Jetzt iſt dir meine Einſamkeit enträthſelt. Den Balſam für verſchmähte Liebe legte die Natur allein in Menſchenliebe. Einen Menſchen muß man lieben oder alle! was dazwiſchen liege, füllt nicht das Herz. Darum habe ich dieſen zaubergleichen Aufenthalt mir ſeit Jahren zubereitet; hier darf ich im Stillen weinen, und im Stillen Gutes wirken; denn wer die Menſchen beglücken will, der thue es im Verborgenen, die ſichtbare Hand ſtoſſen ſie zurück. Das iſt mein himmliſcher Beruf! das iſt die Quelle, aus der mein armes Herz den kühlenden Trank der Ruhe ſchöpft.

Volkmar. Laß von der zärtlichſten Freundſchaft dir hinfort den Becher reichen.

Welleda. Du ſollſt in mir eine Schweſter finden.

Volkmar. Doch — vergönne mir den Zweifel, ob eben dieſer Wald den Wirkungskreis des Guten dir nicht beſchränke?

Welleda Du irreſt. An beyden Ufern des Rheins ſchwebt mein Name auf den Lippen jedes Kindes. Fürſten und Herren wohlfarten zu mir; Tage-Reiſen ſchrecken Sie nicht. Köſtliche Geſchenke bringt mir die traurende Liebe, die mütterliche Hofnung, die eitle Neubegier. Schon des Waldes düſtre Schatten werfen ein heiliges Dunkel auf ihre Bewohnerinn zurück. Nur zwiſchen jenen Felſen konnt ich unbemerkt mir eine Wohnung ſchaffen, die durch wundergleiche Täuſchung bald ſchreckt, und bald entzückt — und endlich Volkmar — an dieſe Gegend feſſelt mich ein ſeltſames Geheimniß. In dieſem Walde ward eine That verübt, die meines Vaters Ruhm befleckt — die er ſterbend mir bekannte — deren Folgen mir zu verhüten. Der Tochter heilige Pflicht erheiſcht — denn wiſſe.

Knabe (ſchlägt zweymal an die Glocke.

Welleda. Was gibts?

Knabe vom Thurn. Es nähern ſich Fremde

Welleda (zu Volkmar.) So folge deinem Gefährten! Noch heute erfährſt du mehr

Volkm (ergreift ihre Hand mit Innigkeit.) Welleda's Vertrauter! — hätt ich den Ritterſchlag von eines Fürſten Hand empfangen, ich gienge minder ſtolz von hier (das Thor öffnet ſich. Volkmar geht hinein, es ſchließt ſich raſch hinter ihm.)

Achter Auftritt.

Welleda.

(Nach einer Pauſe mit erhabener Wehmuth.)

Mit feyerlicher Wehmuth, o Gott! mit Thränen der Wolluſt Dankt dir mein Auge der Freundſchaft ſüſſen Zauber! (ab.)

Neunter Auftritt.

Knappe. (hinter der Scene.) **Liebmund.**

Knappe (hinter der Scene.) Die Roſſe wollen nicht weiter.

Liebm. (hinter der Scene) So halte ſie, und warte hier. (er tritt ſchüchtern auf, und wirft ſcheue Blicke umher.) Die Roſſe haben Recht. Welches Mutterkind wird dieſe Geiſterwohnung betretten, wenn es nicht muß. Mich treibt des Herzogs Sporn. Wäre ich ſein Leibroß, ich würde mich bäumen. So aber bin ich nur ſein Stallmeiſter; Menſchen dürfen weniger als Pferde — Ihn meiden ſoll ich leider — (er ſieht ſich um und ſagt ganz leiſe) Hexe — Stille Liebmund! hier hat jedes Blatt ein paar Ohren, und jeder Zweig wird zu einer langen Knochenhand, die dich zwicken kann, ehe du dichs verſiehſt — Schon recht! aber ſo viel darf ich doch wohl ſagen, daß ich hungre wie ein Page, und durſte wie ein Bürſtenbinder! daß mich der Herzog vom

Frühſtück aufgejagt, und in den Wald gehetzt, um hier [illegible] bey der Frau Hexe — (er er[illegible]. Hans Paul Liebmund! und wenn dir die Zunge am Gaumen klebt! ſie möchte dir, trotz deinem Strauſſenmagen, ein unverdaulich Frühſtück zubereiten — (Er hat ſich bey dieſen Worten der Linken-Seiten Mauer genähert. Ein Becher ſchiebt ſich aus der Mauer ihm entgegen. Er prallt zurück, und betrachtet ihn mit einer Miſchung von Furcht und Neubegier.) So? — ey! — ein Becher — leer, oder voll? — (er macht einen langen Hals, um hinein zuſchauen.) Voll (er nähert ſich nach und nach.) Wein (er riecht von Ferne.) Guter Wein — ſoll ichs wagen? — ſoll ich trinken? — Laß ſehen, wer von beyden gröſſer iſt: Durſt oder Furcht? — (er ſtreckt die Hand darnach aus.) Ich glaube faſt die Furcht — Es krabbelt mir ſo ſeltſam zwiſchen den Schultern, als ob mir eine Spinne über den Rücken liefe. — Nein, nein — ich bin zwar durſtig — aber die kluge Frau im Walde, die alles weiß, ſollte doch auch wiſſen, daß Liebmund niemals trinkt, ohne etwas Zuckerbrod zum Imbiß. (Er hat ſich bey dieſen Worten nach der gegenüberſtehenden Mauer gekehrt, aus welcher ſich ihm ein Teller mit Zuckerbrod entgegen ſchiebt. Er prallt zurük.) So? — ey! recht feines Zuckerbrod. Aber in welcher Küche gebacken? — Je nun, was thuts? — wenn man immer wüßte, wie die Leckerbiſſen zubereitet werden, man würde ſelten etwas davon genieſſen. — (er blickt hinüber und herüber) Der Wein — das Zuckerbrod — der Durſt — der Appetit — wir wollens wagen, auf die Geſundheit der Königinn vom Bloksberge! (er will nach den Becher greifen, Becher und Zuckerbrod verſchwinden.) So! das heißt bey mir zu Lande gefoppt — Groſſen Dank! das iſt keine Manier — ja ja, ich ſage es laut allen Hexen zum Trotz! — das iſt keine Manier gegen einen Stallmeiſter, der der erſte Reiter im Lande iſt von einer Frau, die nur auf den Beſenſtiel reitet.

Zehnter Auftritt.

Luitgarde Herzog. Liebmund.

Herzog. (hinter der Scene.) Wo iſt Liebmund?

Liebm. Gott ſey Dank! der Herzog iſt da hier, hier gnädiger Herr (er geht ihm entgegen.)

(Herzog und Luitgarde treten auf.)

Herzog. Haſt du mich gemeldet?

Liebm. Ach, was brauchts dazu melden! dieſem verwünſchten Schloſſe darf keine Eydexe zu nahe kommen, ſo weiß es ſchon ein jeder Stein in der Mauer.

Herzog. Aber ich befehl dir doch —

Liebm. Ich ſtehe euch dafür gnädigſter Herr, die kluge Frau wird gleich hier ſeyn. Sie iſt nur noch in der Küche mit dem Frühſtück beſchäftiget.

Herzog. Nun meine Tochter, athmeſt du hier freyer?

Luitg. Noch nicht, mein Vater, mir klopft das Herz voll banger Erwartung.

Herzog. Gedenke deines Wortes. Dieſe Stunde entſcheidet über die letzten Stunden deines Vaters.

Luitg. Ich gehorche meinen Schickſal.

Herzog. Ich bin ein alter Mann, dem alles abgeſtorben iſt. Weib und Kinder, Freunde, und Brüder! Unter allem meinem Hofgeſinde iſt keiner zu dem ich ſagen kann: komm ſetz dich her zu mir, wir wollen von unſerer Jugend plaudern. Da muß ich lauter Männer um mich ſehen, bey deren Geburt ich Pathenſtelle vertrat, Menſchen, die mir aus dem Wege gehen, wenn ſie luſtig ſeyn wollen. Ich bin nur noch ein alter Kalender, den ſie nachſchlagen, wenn ſie etwa vergeſſen haben, wer vor 50 Jahren Marſchall an meinem Hofe geweſen.

Luitg. Guter Vater! zweifelt Ihr an der Liebe Eures Volkes?

Herzog. Mein Volk liebt nur in mir den gerechten Fürſten; aber der Fürſt will auch als Menſch in ſeiner Häuslichkeit geliebt ſeyn, er will, daß ihm am Abend der Muthwille ſeiner Kinder den ſchweren Purpur ſpielend von den Schultern zerre, und das Vaterlächeln die Fürſten Sorgen von der Stirne gaukle.

Luitg. (an ſeinem Halſe.) Ich will euch wieder werden, was ich einſt war!

Herzog. Dieſe Hoffnung friſtet mir das Leben. Drey Kinder habe ich in die Gruft geſenkt — das vierte — mein kleiner blondgelockter Fridolin — Gott weiß, wo ſeine Gebeine modern! — du, Luitgarde, biſt meine letzte Stütze! in weſſen Armen ſoll ich ſterben? in weſſen Hände die Zügel der Regierung legen? wenn du noch länger wankeſt, den Gemahl zu wählen, der deines Herzens, und meiner Krone würdig iſt.

Luitg. Ich ſchwöre es euch, mein Vater! dieſe Ruinen ſind der letzte Schlufwinkel meiner Hoffnung. Wenn auch hier der Nebel nicht verrinnt, der mir die Sonne meiner Zukunft bürgt — oder wenn der liebgewordene Glaube an unverdiente Treue ſchwindet — hier ſchwinden muß — dann folge ich euch noch heute zum Altare.

Herzog. Auch gern?

Luitg. Habt Geduld mit einer Schwärmerin. —

Herzog. Schon nahet Prinz Edmund meiner Burg mit der Sehnſucht des Bräutigams. Er hofft ein freyes Herz durch Liebe zu gewinnen. Wird dein düſterer Willkommen ihm den ſüſſen Irthum rauben?

Luitg. Nein, mein Vater, ich werde ſcheinen, was ich zu ſeyn vergebens wünſche. Wenn aber hier —

Herzog. Ich vertraue der klugen Frau im Walde. Ihr Rath hat öfter ſchon dem Fürſten, wie dem Vater wohl gethan. Er berechnet, ſie ahndet die Folgen, und wer wird öfter getäuſcht? doch die Sonne ſteht ſehr hoch, Welleda zögert, unſere Gäſte treffen noch vor Mittag ein. Wir müſſen eilen. Auf Liebmund! gieb das Zeichen an der Glocke.

Liebm. (der ungern gehorcht.) Gnädiger Herr, ich finde keinen Stein.

Herzog. So nimm eine Hand voll Erde. Du weißt, die Glocke tönnt von der leiſeſten Berührung.

Liebm. Ich wollte, daß ich eine Hand voll Blitze nehmen konnte, um das Geſpenſter-Neſt ganz von der Erde zu vertilgen. (er will in einen Erd- oder Maulwurfshügel greifen.)

(Ein freundlicher Knabenkopf guckt heraus.) Was willſt du Liebmund?

Liebm. (tritt zurück, halb furchtſam, halb boshaft.) Was ich will? deinen Kopf nach der Glocke werfen.

Knabe. Da haſt du einen Stein. (er reicht ihm einen hin.)

Liebm. (weiß nicht recht, ob er trauen ſoll, nimmt aber doch den Stein. Der Knabe verſchwindet.

Liebm. Nun gnädiger Herr? habt ihr es geſehen? unter euren Füſſen wimmeln die Geiſter wie Ameiſen.

Herzog. Du weißt Liebmund, daß die kluge Frau ſich zuweilen einen Scherz mit dir erlaubt.

Liebm. Ey gehorſamer Diener! dazu mag ſie ſich den dummſten Teufel aus der Hölle kommen laſſen.

Herzog Wirf hinauf.

Liebm. Aber nur in eurem Nahmen. Ich will nichts von ihr, garnichts, nicht einmal ein Frühſtück. (er wirft hinauf. Die Glocke tönt, das Thor ſpringt auf.)

Eilfter Auftritt.

Welleda. Vorige.

Welleda. Herzog Odo, ſeyd willkommen! — und ihr mein holder Fräulein! — was führt euch zu mir?

Herzog. Wir bedürfen eurer Weisheit.

Welleda. Auf den beſten Willen darf mein edler Beſchützer zählen

Herzog. Ihr kennt des Menſchen Unart, daß er Glück und Ruhe nie in der Gegenwart, ſtets in der Zukunft ſucht. Vergönnt uns einen Blick in jene Nebel, die vor euren Augen ſchwinden. Leſet eine Zeile im groſſen Sternenbuche, die unſer Schickſal deute —

Welleda. Man ſucht die Blume oft auf ſteilen Felſenhöhen, die im Thale wächſt; oft liegt der Pfad vor unſern Füſſen, nach dem das Auge am Himmel forſcht. Iſt es ſo mit euch, ſo tretet herein, und gebt mir nähere Auskunft.

Herzog. Wir folgen euch.

Luitg. Mit Hoffnung und Vertrauen!

Welleda (ſchlägt an die Thurmpforte, ſie ſpringt auf, und läßt einen finſtern Eingang ſehen)

Herzog (winkt dem Stallmeiſter mitzukommen) Freund Liebmund —

Liebm. Da hinein? mit nichten!

Herzog. Sey kein Thor.

Liebm. Gnädiger Herr! ſendet mich lieber in den Rheinſtrudel bey Bingen.

Welleda (lächelnd) Der tapfere Liebmund fürchtet ſich vor einem Weibe?

Liebm. O das iſt heut zu Tage keine Schande. Es giebt gar viele Männer, die ſich vor Weibern fürchten.

Herzog. Wohlan! erwart' uns hier. (er geht mit Luitgarden in den Thurm)

Welleda. Die Pforte bleibt geöffnet für dich, wenn etwa ein Regenguß dich überraſchen ſollte. (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Liebmund allein.

Regen? — ja wahrhaftig, da fällt mir ſchon ein Tropfen auf die Naſe Kein Wunder; wo ein paar Weiberaugen ſind, da iſt der Regen nie weit — wieder ein Tropfen? — die kluge Frau iſt im Stande ein Donnerwetter zu machen, und mich bis auf die Haut zu durchnäſſen. Soll ich hinein gehen? daß ich ein Narr wäre! aber unter die Pforte tretten, das könnte ich wohl. (er thut es, und lehnt ſich mit verſchränkten Armen an die Mauer.) Hier hat es keine Gefahr. Merke ich etwas unheimliches, ſo bin ich mit einem Sprunge wieder drauſſen — (ein eiſernes Gitter fällt plötzlich vor die Pforte.) Au weh! ich bin gefangen — Hülfe, he da! Hülfe. (er ſucht ſich zu befreyen, wird aber plötzlich durch eine unſichtbare Kraft von innen bis auf die Zinne des Thurms gehoben) Barmherzigkeit! der Satan führt mich durch die Lüfte!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

(Ein unterirrdiſches ſchwach beleuchtetes Gewölbe, an der einen Seite eine abgebrochene Säule, ungefähr in der Höhe eines Altars. In der Mitte des Hintergrundes eine Tiefe, einige Schritt breite Blende, in welcher auf einem Piedeſtal die Bildſäule eines Greiſes ſteht in einem himmelblauen Gewande, mit einer goldenen Schlange umgürtet, ein Buch unter dem Arm, eine Lampe hängt über ihm herab.)

Erſter Auftritt.

Herzog. Welleda.

Welleda (die den Herzog hereinführt.) Folgt mir, gnädiger Herr! mit euch allein zu ſprechen habe ich begehret, um des Fräuleins Kummer, und eure Hoffnung näher zu ergründen. Kann ich jenen mindern, dieſe mehren, ſo redet frey

Herzog Der letzte Wunſch an meines Grabes Schwelle, iſt meiner Kinder Glück

Welleda. Kinder? habt ihr mehr als eine Tochter?

Herzog. Ich bin der Vater jedes guten Bürgers.

Welleda. Recht! ihr ſeyd ein deutſcher Fürſt.

Herzog. Soll der Scepter in eines Mädchens ſchwacher Hand, ein Raub liſtiger Höflinge werden?

Welleda. Gebt eurer Tochter einen wackeren Gemahl.

Herzog. Er iſt gefunden.

Welleda. So ſchmückt ſich Euer Grab mit Blummen.

Herzog. Ach Welleda! meine Tochter iſt nicht mehr, was ſie vor drey Jahren war! — Entſinnet ihr euch noch der ſchönen Zeit?

Welleda (mit einem Seufzer.) Wie eines Morgentraums.

Herzog. Damals flatterte der Muthwille mit allen Reitzen kindiſcher Unbefangenheit um ſie her.

Welleda. Man entwächſt der Freude, wie der Puppe.

Herzog. So mancher junge Fürſt buhlte um ihre Gunſt Sie gab nur Spott für Liebe.

Welleda Der Liebe Rache iſt die Reue!

Herzog. Ja, bittre Reue nagt an ihrem Herzen. Gedenkt ihr noch des jungen Grafen von Orlamünde: des tapfern Oswald?

Welleda. (ihre Verwirrung bergend.) Ich gedenke ſeiner.

Herzog. Er war ein ſchöner Mann, und edler noch als ſchön.

Welleda. (mit einem Seufzer.) Das war er!

Herzog. O wüßtet ihr, mit welchem Feuer er ſie liebte!

Welleda. (ſchmerzhaft.) Ich weiß es.

Herzog. Wie er Aug und Sinn für Luitgarde hatte.

Welleda. Ich bitt' euch gnädiger Herr — ich weiß es.

Herzog. So manche edle Jungfrau meines Hofes liebte heimlich den ſchönen Mann. Er ſah es nicht, er wollte es nicht ſehen. Jede Freude, die ihm winkte, gab er willig für ein kaltes Lächeln meiner Tochter.

Welleda. (von ihrem Gefühle überwältigt.) Die Glückliche!

Herzog. Er warb um ihre Hand, ſie verſagte ihr Herz. Ich ſelbſt vergaß, gerührt von ſeinen Leiden, den alten Groll, der ſeit Jahrhunderten unſere Geſchlechter trennt. Den Greis bewegten ſeine Bitten, das Mädchen nicht. Sie gab ihm Spott für Liebe! und als er weinend einſt zu ihren Füſſen lag, da erſann ihr Muthwille ein unwürdiges Gelübde, das ſeinen Gehorſam prüfen ſollte. Er gehorchte — ſchwur ihr — und verſchwand!

Welleda. Und dies Gelübde?

Herzog. Nie haben meine Tochter Lippen es ausgeſprochen. Schaam und Reue binden ihre Zunge, und verrathen nur zu deutlich, daß es einer edlen Dirne, wie eines Ritters unwerth war.

Welleda. (ſchmerzhaft.) Er gehorchte — und verſchwand!

Herzog. Seit jenem Tage war die Freude ein ſeltner Gaſt in meiner Burg! ſeltner noch in meines Kindes Bruſt. Seit jenem Tage harrt ſie ſeiner Rückkunft mit banger Sehnſucht, und verſchleyert ſich vor jedem Männer Auge. Nur meine Bitten, meine Thränen haben endlich ſie vermocht, ihrem Schmerz ein Ziel zu ſetzen. „ wenn drey Jahre verfloſſen ſind „ ſo ſprach ſie hoch erröthend, “ dann ſey mein Herz ein Opfer meiner Pflicht. „

Welleda. (ſeufzend.) Drey Jahre ſind verfloſſen!

Herzog. Ich mahnte ſie an ihr Verſprechen. Ein leiſes Ja, das auf der Lippe ſich mit einer Thräne miſchte, war ihre Antwort. Nur eine Bitte mußt' ich noch gewähren; nur eine Frage an die kluge Frau im Walde: Lebt Oswald noch? liebt er ſie noch?

Welleda (beſtürzt.) Darum kommt ihr zu mir.

Herzog. Darum.

Welleda. Ob er lebt? — und wenn er lebt — ob er ſie liebt?

Herzog. Das fragt die Leidende.

Welleda. Und wenn es wäre? — wenn er ſie noch liebte?

Herzog. So ſeh ich meines Grams kein Ende! — wo lebt er? warum kommt er nicht? und wenn er kommt, wird es mir gelingen, den neu entflammten Haß gegen ſein Geſchlecht zu beſiegen? Er iſt der Sohn von meines Sohnes Mörder!

Welleda. Gnädiger Herr, ihr ſeyd im Irrthum.

Herzog. Nein, der alte Graf von Orlamünde hat es mir lange nachgetragen, daß ſein Bruder einſt den meinigen im Zweykampf unterlegen. Er lechzte nach Rache und fand den Augenblick, der kalten Böſewichtern nie entſchlüpft. Ihr wißt es, edle Jungfrau, wie vor 20 Jahren des Feindes Schwerdt auf kurze Zeit aus meinem Lande mich vertrieb; ihr wißt es, wie ich damals auf haſtiger Flucht, einem treu geglaubten Knappen, meinen Fridolin, den holden Knabe anvertraute.

Welleda (verlegen.) Ich weiß es.

Herzog. Er kehrte nie zurück! mir ſchlug der Schmerz eine tiefe Wunde, der Mutter gab er den Tod! dennoch war ich weit entfernt, Verrätherey zu ahnden. Des Weges unkündig, von der Nacht getäuſcht, hat ein Sumpf im Walde das Kind ſammt ſeinen Führer verſchlungen; ſo dacht ich lange.

Welleda Auch iſt das möglich.

Herzog. Weh mir! jetzt weiß ich alles! ein unbeſonnener dienſtfertiger Freund hat mir den kleinen Troſt geraubt, ſtatt böſer Menſchen — nur mein böſes Schickſal anzuklagen. Der alte Paul von Orlamünde iſt meines Sohnes Mörder.

Welleda. (haſtig) Er iſt es nicht.

Herzog. Wollt ihr die Ausſage des Sterbenden bezweifeln? Ja, ſterbend hat er bekannt, das Kind, daß ich beweine, ſey von deſtochenen Knappen für ihn entführt.

Welleda. Und wo blieb es?

Herzog. (mit bitterer Wehmuth.) Wo? — im Grabe.

Welleda. Auch das hat er bekannt?

Herzog. Er wollte weiter reden, der Tod drückte ihm das Siegel auf den Mund.

Welleda. Dann, gnädiger Herr — dann dürft ihr hoffen. —

Herzog. (gen Himmel deutend.) Meinen Fridolin bald zu finden? o ja, für dieſe Hoffnung bin ich alt genug.

Welleda. Es iſt ein Irrthum möglich.

Herzog Oswald iſt der Sohn von meines Sohnes Mörder!

Welleda. Nur darum haßt ihr ihn?

Herzog. Nur darum.

Welleda. Das ſoll — das darf nicht ſeyn. O gnädiger Herr! ein edles Herz, das zwiſchen Haß und Irrthum wählen darf, hält lieber einen Irrthum feſt.

Herzog. (ernſt) Genug! ihr ſeyd nun unterrichtet. Ein wackerer Jüngling wirbt um meiner Tochter Hand. Luitgardens Ruhe, und meines Alters letzte Freude ſtehen jetzt in eurer Macht.

Welleda. Zwey liebende Herzen ſoll ich trennen? giebt es denn etwa der ächten Liebe ſo viel in der Welt, daß es eine arme Sterbliche wagen dürfe, ihre ſeltenen Spuren zu zertreten!

Herzog. Ich war immer euer Freund, wollt ihr mir vergelten?

Welleda. Wenn ich kann.

Herzog. So thut, was Eure Kunſt, und euer Gewiſſen euch gebieten.

Welleda. (nach einer Pauſe.) Ich bitt euch gnädiger Herr, verlaßt mich einen Augenblick.

Herzog. Meine Vater-Sorgen bleiben hier. (ab.)

Zweyter Auftritt.

Welleda. (ſie geht in tiefen Gedanken umher)

Hart iſt die Prüfung — Dank, und Erſatz dem Greiſe — Mitleid der Trauernden — kindliche Pflicht, der Ehre des Vaters zu ſchonen — Entſagen der Liebe — O, welcher Gott knüpft die verworrenen Fäden zuſammen! — Hier fodert ein Greis der Tochter Gemahl — und Agrippas Tochter iſt einen Sohn ihm ſchuldig! dort fleht das liebende Mädchen um Hoffnung, und ein liebendes Mädchen ſoll ſie zerſtören! — lebſt du Oswald? konnte dein Herz drey Jahre die heiß Geliebte meiden? drey Jahre! nein! ich habe den Todten beweint — auch Sie mögen ihn beweinen.

Dritter Auftritt.

Welleda. Herzog. Luitgarde.

Welleda (zu Luitgarden.) Ich heiß euch ſchweſterlich willkommen. (Sie ergreift ihre Hand.) Zittert nicht, ich meine es gut mit euch (Sie führt ſie zu der Säule.) Legt eure Hand auf dieſen kalten Marmor, und wiederholt noch einmal laut, was ihr begehrt.

Luitg. (legt die Hand an die Säule, und ſpricht mit bebender Stimme.) Ich begehre zu wiſſen, ob Oswald Graf von Orlamünde, noch unter den Menſchen wandelt; ob der Mann, den ich durch Hohn und Spott gebeugt; ein nichtswürdiges Gelübd ihm abgetrozt, mir dennoch ſeine Liebe nicht entzogen?

Welleda. Sagt an das Gelübde deſſen euch gereut.

Luitg. Drey Jahre und drey Tage ſollt' er ſchweigend meinen Uebermuth erdulden; ſtumm gehorſam, durch keinen Laut, keinen Seufzer, Liebe mir verrathen. Er gehorchte — Drey Jahre ſind verfloſſen — und heute iſt der dritte Tag.

Welleda. Rein iſt die Quelle eurer Wünſche, eurer Neubegier.

Luitg. Ich ſtehe zwiſchen ihm, und meinem Vater. Hier Lieb und Pflicht, dort Pflicht, und Liebe. Eine höhere Macht entſcheide.

Welleda. Und ihr gehorcht dann ohne Murren?

Luitg. Ich gehorche.

Welleda (geht langſam in den Hintergrund, und tritt in die Blende.) Täuſchende Schatten! ſenkt euch herab, formet ein Bild, daß der Vergangenheit Schleyer zerreiſſe! — (Die Blende füllt ſich nach und nach mit Wolken.)

Luitg (ängſtlich.) Vater, haltet mich!

Herzog (umfaßt ſie.) Kindliche Liebe halte deine Seele empor.

Luitg. Ich wage es nicht, den Blick dahin zu richten.

Herzog. Ermanne dich, und ſieh.

(Die Wolken haben ſich getheilt, Welleda, und die Bildſäule ſind verſchwunden. Wie durch einen Nebel erblickt man das Grabmahl eines Ritters, mit einem Wappenſchild geziert.)

Luitg (ſinkt in ihres Vaters Arme.) Ha, er iſt tod!

(Geſang von weiblichen Stimmen aus einer weiten Ferne.)

„Stumm trug er ſeine Leiden bis ans Grab.
„Hier nahm ein Engel ihm die Bürde ab.

(wärend dieſes Geſangs füllt ſich die Blende nach und nach wieder mit Wolken)

Luitg (ſtürzt verzweifelnd auf ihre Knie.) Seine Leiden trug er bis ans Grab.

Herzog (ſich zärtlich über ſie beugend.) Meine Tochter.

Luitg Bis ans Grab

Herzog. Soll ich auch die meinigen bis dahin tragen.?

Luitg. Mir fluchend ſtieg er in die Gruft.

Herzog. Das that der edle Oswald nicht.

Luitg. Barmherzigkeit, ihr unſichtbaren Mächte! ſeht meinen Jammer! rettet mich vor Verzweiflung! ein leiſes Flüſtern verkünde mir, daß Oswald ſterbend mir verziehen habe.

(Die Wolken theilen ſich, ein heller Glanz füllt die Blende, der Geſang tönt.)

„Himmliſche Freuden umſchweben ihn!
„Er liebt dich noch — er hat verziehen.

(Der Geſang ſchweigt, der Glanz verſchwindet, die düſtre Blende ſteht wieder da.)

Luitg. (ſchluchzend.) Er liebt mich noch, er hat verziehen.

Herzog Auch ich verzeihe um ſeinetwillen dem Mörder deines Bruders.

Luitg. (ſteht auf, und ſpricht mit erzwungener Faſſung) Jetzt, mein Vater, bin ich bereit, euch zu gehorchen.

Herzog (entzückt.) Gott ſegne dich.

Luitg. Hinweg, hinweg aus dieſen Mauern! ſchon tönt mir Trompetenſchall entgegen! öffnet nur das Brautgemach. Hindurch, hindurch zum frühen Grabe! mich haben Geiſterſtimmen eingeſegnet! ich bin Oswalds Braut! er liebt mich noch! er hat verziehen.

(ſie ſtürzt fort)

Herzog. Welchen Himmel, welche Hölle hat Gott in ein Vaterherz gelegt.

(Er folgt ihr.)

(Die Bühne verwandelt ſich, und ſtellt die Ruinen des erſten Akts vor.)

Vierter Auftritt.

Liebmund (noch immer auf dem Thurme.)

Soll ich denn hier oben verhungern, und den Raben zur Speiſe dienen? jetzt flattern ſie ſchon um mich her, als ob ich ſchon am Galgen hienge — das krächzt, das hat Neſter im Walde, und die Jungen haben Appetit zu eines Stallmeiſters Augen. (Er ſieht ſich überall um.) Eine ſchöne Ausſicht — Ich glaube, der Teufel kommt zuweilen hieher, wenn er friſche Luft ſchöpfen will. — Wenn das meine blinde Großmutter mit anſähe, daß ich dem Himmel ſo nahe bin — horch! — mein Rappe — er wiehert

— gewiß ſagt ihm ſein Herz, in welcher Noth ich ſtecke — Kömmt nicht Jemand? — ich höre Stimmen im Thurme — Aha!

Fünfter Auftritt.

Welleda, Herzog, Luitgarde (kommen aus dem Thurme) **Vorige.**

Herzog Unſern Dank, edle Jungfrau! Eure Weisheit zu belohnen, vermag ich nicht.

Welleda. Die Zukunft lohne mir durch eurer Tochter Ruhe.

Liebm. (ruft wehmüthig.) Gnädiger Herr!

Herzog (unwiſſend, woher die Stimme kommt.) Wo biſt du, Liebmund?

Liebm. Hier!

Herzog (erblickt ihn.) Was machſt du da?

Liebm. Kalender

Herzog. Wie biſt du da hinauf gekommen?

Liebm Darum müßt ihr den Teufel fragen.

Herzog Komm herab, wir müſſen fort.

Liebm. Ja, komm! das iſt bald geſagt, aber wie? — meint ihr, ich könnte ſpringen, wie Ludwig der Prinz von Heſſen?

Welleda (lächelnd.) Liebmund hat kein Vertrauen zu ſeiner alten Freundin.

Liebm War das eins von euren Freundſchaftsſtücken?

Welleda. Er ſchwebe ſanft herab, und ſey eingedenk der kleinen Züchtigung.

Liebmund (findet ſich plötzlich am Eingange des Thurmes. Während der Fahrt hört man ſein Geſchrey.)

Welleda. Willkommen auf feſten Boden.

Liebmund (tritt ſchüchtern heraus, ſieht ſich um, befühlt ſich, und ſpricht) Ich leb' noch!

Herzog. Geh, und laß die Roſſe zäumen.

Liebm. Mit Freuden! und wenn ich jemals wieder dieſe Gegend betrete, ſo mögt ihr mich in eine Fledermaus verwandeln. (ab)

Herzog (reicht Welleda die Hand.) Lebt wohl, Freundin meines Hauſes.

Welleda. Zieh hin, gnädiger Herr, im Geleite frommer Wünſche.

Luitg. Ich danke euch, Welleda! ihr habt meinem armen Herzen die gräßliche Ruhe vernichteter Hoffnung gegeben.

Welleda. Aus zerſchlagenen Saaten lockt eine freundliche Sonne oft neue Keime hervor. Mit Glauben und Muth den dunkeln Pfad zu wandeln, iſt des Menſchen Beſtimmung. Wo der Tod ihn erwartet, da krümmt ſich der Pfad, und plötzlich umgiebt ihn das Licht. Wohl ihm, wenn er im Finſtern einem guten Menſchen begegnet, der im Vorbeygehen die Hand ihm drücke. Ich drücke deine Hand, du leidende Schweſter! und wenn du verzageſt, ſo komm, und weine mit mir!

Luitg. (umarmt ſie haſtig, und entfernt ſich weinend.)

Welleda (wendet ſich ab, und trocknet ihre Thränen.)

Herzog (ſeiner Tochter folgend.) Lebt wohl. (an der Scene kehrt er noch einmal um.) Wenn kein höherer Beruf euch bindet, ſo lade ich euch zu der Vermählung meiner Tochter.

Welleda. Wann?

Herzog. Morgen!

Welleda. Und des Bräutigams Name?

Herzog. Prinz Edmund von Jülich.

Welleda (mit ſtarrem Entſetzen.) Wer?

Herzog. Prinz Edmund von Jülich.

Welleda (mit bebenden Lippen.) Prinz — Edmund —

Herzog. Was iſt euch? kennt ihr ihn?

Welleda. Ich kenne ihn.

Herzog. Euer Staunen — euer Schrecken — habt ihr ein böſes Schickſal in den Sternen geleſen?

Welleda. Laßt mir Zeit, gnädiger Herr — eine unſichtbare Hand hat mich ergriffen — (ſie ſchaudert.) Ein Todesſchauer bebt durch mein Gebein — ich trage, was der Spruch des Allgewaltigen dem Kinde zu tragen gebot — geht — ich komme zur Vermählungsfeyer — ich werde kommen — ich muß kommen.

Herzog. O möge die Ruhe, die ihr außer euch verbreitet, doch auch in eurem Innern wohnen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Welleda (allein.)

Wie iſt mir geſchehen? — ſo muß vor jeder gutgeglaubten Handlung auch der reinſte Wille zittern? — ſo darf kein Sterblicher ſich rühmen, er habe das Gute nicht bloß gewollt — auch gethan? (Pauſe) Wie ſoll ich es hindern? — denn hindern muß ich es — Vater! Vater! hätteſt du das vorausgeſehen? — Alles entdecken? — den guten alten Wilhelm von Jülich zum Lohn der Gaſtfreyheit ſeines Thrones Stütze rauben? — meines Vaters Namen ſchänden? — und wenn ich es wollte — wenn ich es wollen müßte — wird man mir glauben? — wo ſind die Beweiſe? — hab ich Zeugen? — lebt er noch der Einzige, der hier der Wahrheit ſich zum Opfer bringen konnte? — Iſt es ein Spiel meiner Einbildungskraft? — Aehnlichkeit? — Wirklichkeit? — ein Menſch? — ein Geiſt? — Oswald! (ſie ſchlägt ihren Schleyer über ſich, und bleibt im Hintergrunde unbemerkt ſtehen, halb durch eine Ruine bedeckt.)

Siebenter Auftritt.

Welleda. Oswald gleich darauf **Bernhard.**

Osw. (tritt ſchwermüthig zwiſchen den Ruinen hervor, ſetzt ſich auf einen Stein, und ſtützt den Kopf in die Hand.)

Welleda. (nähert ſich leiſe und ſchüchtern, doch nur wenig; ſie ſchlägt den Schleyer zurück, um ihn ſeitwärts zu betrachten. Entzücken über die Gewißheit der Entdeckung glüht in ihrem Auge.)

Osw. (zieht ein Bild hervor, das er wehmüthig betrachtet, und dann an ſeine Lippen drückt.)

Welleda. (ſucht von Ferne das Bild zu kennen. Es gelingt ihr, ſie ſeufzt, ſchlägt den Schleyer über, und tritt zurück.)

Bernh. (tritt auf) Herr Ritter! ich habe die Roſſe angebunden. Wollt ihr eſſen?

Osw (ſchüttelt den Kopf.)

Bernh Schlafen?

Osw. (ſchüttelt den Kopf.)

Bernh. Ruhen.

Osw. (legt die Hand auf ſein Herz, blickt gegen Himmel, und ſeufzt.)

Bernh. Hier kann ich auch weder ſchlafen noch eſſen, denn wenn mich mein Gedächtniß nicht betrügt, ſo ſind das die Ruinen des alten Schloſſes Schreckenſtein?

Osw. (nickt)

Bernh. Sind ſie es? — O Gott! — (halb für ſich.) Dann iſt es auch nicht mehr weit bis zu jenem unglückſeligen Platze, wo ich vor zwanzig Jahren mein Gewiſſen verkaufte. —

Nicht mehr weit — drum drückt mich auch die Luft, und meine Glieder ſind gelähmt — (zu Oswald.) Herr Ritter! ich habe euch noch nie gefragt: wie weit? wohin? weswegen? vergönnt heute mir zum erſtenmale, daß ich forſchen möge: welche Straſſe wollt ihr ziehen?

Osw. (deutet mit der Hand nach der Seite, wo der Herzog abgegangen)

Bernh. Mitten durch den Wald?

Osw. (nickt.)

Bernh Vielleicht nach Cleve?

Osw. (nickt)

Bernh. Gott! dann muß ich euch verlaſſen!

Osw. (ſieht ihn fragend an.)

Bernh. Nicht wahr Herr Ritter, von den Ketten der Tumeſer habt ihr mich nicht befreyt, um dem Henkerſchwerte mich zu überliefern?,

Osw. (ſtutzt und verneint)

Bernh. O ſo vernehmet ein Verbrechen, deſſen Schrecken mir nach Afrika gefolgt! das tiefer als die Zeit meine Stirne furchte, und feſter mein Gewiſſen umklammerte, als die Ketten der Barbaren meine Arme.

Osw. (ſteht auf, und betrachtet ihn mit Verwunderung)

Bernh. Ich war einſt Knappe an dem Hofe Herzogs Odo von Cleve — Ehrlichkeit und Treue rühmte man an mir, und ich ſelbſt war ſtolz auf meine nie geprüfte Redlichkeit. Wie der Menſch nun iſt. Manchen meiner Brüder, den ich auf glatten Wege ſtraucheln ſah, hab ich lieblos verdammt, ohne zu bedenken, daß mein Weg nicht glatt war, und daß, wo er nur ſtrauchelte, ich gefallen wäre — ach, und ich fiel! Gott vergeb' es eurem Vater!

Oswald (fragt.)

Bernh. Ja eurem Vater, der aus bitterm Groll, um des erſchlagenen Bruders Willen, mir heftig zuſetzen ließ, ich ſolle den kleinen Prinzen, dem ich diente, ſeiner Rache in die Hände liefern.

Oswald (wendet ſich beſchämt ab)

Bernh. Lange widerſtand ich ſeinem Golde, weil ich in Odo's Hof keinen Mangel litt. Als aber in der blutigen Fehde mit Oranien mein guter Herr eine Zeitlang flüchtig herum irrte, als er ohne Geld, und ohne Freunde ſelbſt die Nothdurft entbehren mußte, und mit ſeinen wenigen Getreuen am Morgen oft nicht wußte, wo er am Abend herbergen werde; da bemeiſterte ſich der Unmuth meines undankbaren Herzens, und ich wurde nach und nach vertraut mit dem Geſpenſte, das mir lockend folgte. Des Krieges Ende war nicht abzuſehen — Noth und Jammer mehrten ſich — eures Vaters Gold blinkte — der Teufel ſchürte, und — ich verſprach ein Bubenſtück.

Oswald (ergreift haſtig ſeinen Arm, und ſieht ihm ſtarr ins Geſicht)

Bernh. Ich hatte doch zu viel verſprochen. Im Böſen, wie im Guten traut der Menſch ſich mehr zu, als er vermag — An einem neblichen Morgen trennte ich mich von unſerm Haufen unvermerkt. Den kleinen Prinzen hatte ich vor mir auf den Sattel. Ich ſprengte in die Welt hinein, von meinem Gewiſſen geſpornt — der Gaul flog, das Kind ſchrie — ich war von Sinnen! Endlich ſtürzte mein lechzendes Roß zu Boden — ich ſah mich um — ich war in dieſem Walde. Es wurde finſter — jeder ferne Baum ſchien wie ein Geſpenſt — düſtre Felſen-Schlünde gähnten mich an — Ich ſetzte mich auf einen Stein — das Kind lächelte, und ſpielte mit dem Beutel, in dem mein Sünden-Gold lag. — Ich weinte — beten konnt ich nicht — wenn eine Holztaube über mir flatterte, ſo fuhr ich auf! wenn eine Eydexe im Graſe ziſchelte, ſo pochte mein Herz. — das Kind ſchlief ein — ich blieb allein mit meinem Gewiſſen — Herr, es war gräßlich.

Oſwald. (betrachtet ihn mitleidig.)

Welleda. (hat ſich genähert, ihren Schleyer halb zurück-ſchlagen, mit allen Zeichen der geſpannteſten Aufmerkſamkeit)

Bernh. (nach einer Pauſe.) So ſaß ich die ganze Nacht. Wenn ein Käfer ſummte, das war mir ein Troſt, als der erſte Vogel den Morgengeſang zwiſcherte, o da fiel mir ein Zentner Laſt vom Herzen! ich betete! — ich hob das ſchlummernde Kind von meinen Knien empor, und flehte zu Gott um Rettung für die Unſchuld, wär' auch mein Leben der Preis — da ſtand plötzlich ein Mann vor mir — war es ein Sterblicher, oder war es der guten Engeln einer, ich werde ſeine Geſtallt nimmer vergeſſen! ein Greis mit grauen Haar und Bart; himmelblau war ſein Gewand; ſeine Gürtel eine goldene Schlange.

Welleda. (ſchreit laut auf.) Ha!

Oswald. und **Bernhard** (wenden ſich.)

Welleda. (wickelt ſich raſch in ihren Schleyer.)

Bernh. (bebend.) Gottes-Barmherzigkeit! ein Geiſt! Die Mutter des armem kleinem Fridelin — ſie fordert ihres Sohnes Blut von mir.

Welleda. Fremdlinge verzeiht, wenn mein plötzliches Erſcheinen euch überraſchte. Es gieng mir eben ſo mit euch. Ich ſuche Kräuter, in der Mittagsſtunde zu einer köſtlichen Arzney. Gehabt euch wohl! (ſie geht einige Schritte, und ſtellt ſich, als ob ſie Kräuter pflücke.)

Bernh. (nach einer Pauſe.) Seht nur, wie ich zittre. Das iſt nun mein Lohn! überall ſeh ich Geſpenſter! Ich muß eilen, meine Erzählung zu vollenden; denn dieſer Wald iſt mir ein Ort des Schreckens (er flieht Oswald etwas mehr ſeitwärts.) Der Greis, Herr Ritter, hatte bald mit freundlicher Geſprächlichkeit mir mein nagendes Geheimniß abgefragt. Er nahm das erwachte Kind auf den Arm, es ſpielte lächelnd mit ſeinem Silberbarte. Er erbot ſich, den bekümmerten Eltern es zurück zu bringen. Ich Unbeſonnener! ich küßte ſein Gewand — ich dankte ſchluchzend — ich warf mich betend in den Staub — und als ich mein Antlitz wieder empor hub — da war der Greis — da war der Knabe verſchwunden! —

Oswald. (ſcheint haſtig fragen zu wollen.) Wohin?

Bernh. Ja wohin? ich weiß es nicht! ich Betrogener wähnte in der Mutter Arme ihn zu liefern. Mit erleichtertem Herzen grif ich nach den Pilgerſtabe, um im gelobten Lande das halbe vollbrachte Verbrechen abzubüſſen. Gebettelt habe ich bis Venedig. Keinen Groſchen von dem Blutgeld habe ich angerührt. (Er zieht einen Beutel hervor.) Hier iſt es alles noch beyſammen. Zu frommen Werken wollt ich in Jeruſalem es weihen. Aber unſer Schif ward ein Raub der Tuneſer. Zwanzig Jahre lang habe ich in Ketten gerudert, bis eure Tapferkeit, Herr Ritter, mich befreyte.

Welleda. (geht unvermerkt in den Thurm.)

Oswald. (ſtürzt ſich nachdenkend auf die Ruinen.)

Bernh. Weil ich meinte, ihr zöget nach Thüring in eure Heimath — ach! ihr wollt nach Cleve, und dahin kann ich euch nicht folgen! — ich kann den grünen Schloßplatz nicht mehr ſehen, wo das Kind in der Frühlingsſonne ſpielte und vom Söller herab die Mutterliebe lächelte! —

Achter Auftritt.

Vorige. Volkmar (tritt aus dem Thore, hinter ihm vier Knaben mit Wein, Brod, und Früchten.)

Volkm. Seyd willkommen — Ritter Oswald, Graf von Orlamünde!

Oswald. (erſtaunt, ſeinen Namen zu hören.)

Volkm. Ich weiß, ihr könnt den Gruß mir nicht erwiedern. Drey Jahre und zwey Tage ſind verfloſſen. Nach Mitternacht, wenn beym erſten Hahnenruf der dritte Tag geendet, dann iſt entfeſſelt eure Zunge.

Oswald. (ſchlägt die Hände zuſammen, und tritt einen Schritt zurück.)

Bernh. Wo ſind wir? dieſes Schloß wer öde.

Volkm. Habt ihr nie gehört von der klugen Frau im Walde?

Bernh. Wohl haben wir. Die Gegend rings umher iſt ihres Ruhmes voll.

Volkm. Ein guter Engel hat zu ihrer Wohnung euch geleitet. Zu ihrem Namen ſoll ich dem Ritter wie den Knappen willkommen heiſſen (Er nimmt einen Becher, und trinkt ihn Oswald zu, dann ergreift er einen zweyten Becher, und wendet ſich zu Bernhard.) Willkommen in dieſen Mauern jeder Biedermann, den keine böſe That belaſtet.

Bernh. (greift zitternd nach dem Becher. Und jeder Reuige, der ſeine That beweint.

Knabe (reicht ihm Brod.)

Volkmar (zu Bernhard) Wo wächſt der Wald, der in ſeinem dunkelſten Schatten ein marterndes Gewiſſen verbergen könnte.

Bernh. Was ſagt ihr? — was ſeh ich? iſt nicht Blut in dieſem Becher? — dieß Brod ein Stein? — (läßt beydes fallen) Weh mir! unſichtbare Mächte ſchwingen der Rache Geiſel über mir.

Volkmar. Leide, was du verſchuldet, bereue und hoffe. (zu Oswald.) Herr Ritter, meine Gebieterin ladet euch in ihre Wohnung. Was Natur und Kunſt herbeyzuſchaffen vermögen, iſt bereit zu eurer Erquickung.

Oswald (dankt höflich und weigert ſich.)

Volkmar. Weigert euch nicht, Herr Ritter — den dunklen Flor, der ſich um euere Zukunft webte, wird Welleda's Macht zerreiſſen. Euer Schickſal, euere Liebe heiſchen, daß ihr ungeſäumt mir folget.

Oswald (ſteht zweifelnd.)

Volkmar. Vertraut der klugen Frau im Walde, von der ſo mancher, ihre Hilfe ſegnend, und ohne Troſt noch keiner ſchied.

Oswald (äußert nach einer Pauſe ſeinen Entſchluß, ihm zu folgen.)

Bernh. Ihr geht, Herr Ritter? — o vergönnt mir, ehe wir ſcheiden, eure wohlthätige, tapfere Hand noch einmal an mein Herz zu drücken.

Oswald (reicht ihm die Hand, die Bernhard küßt, und an ſeine Bruſt drückt. Er dringt ihm einen vollen Beutel auf, legt dann die Hand auf Bernhards Haupt, betrachtet ihn einen Augenblick mit Wohlwollen und Mitleid, und entfernt ſich dann. Hinter ihm Volkmar mit vier Knaben.)

(Das Thor öffnet ſich. Geſchmückte Knaben und junge Mädchen empfangen den erſtaunten Oswald mit Blumen und Guirlanden, wimmeln um ihn her, und ziehen ihn ſanft hinein. Das Thor ſchließt ſich wieder.)

Neunter Auftritt.

Welleda (tritt aus der Thurmpforte, eben als Oswald fortgezogen wird. Mit ausgebreiteten Armen und ſtrahlender Freude in ihren Blicken ſieht ſie ihm nach. Als er verſchwunden iſt, bleibt ſie einige Augenblicke ſtehen, in frohe Wehmuth verſunken.)
Bernhard.

Bernh. (ohne Welleda zu bemerken) Fort! fort aus dieſem Schreckenswalde! wo meine Ehrlichkeit begraben liegt — wo die Erinnerung mit friſchen Farben mir meine That an jede zitternde Espe mahlt. (will gehen.)

Welleda. Bernhard!

Bernh. (bebende.) Wer ruft?

Welleda. Bernhard!

Bernh. Seyd barmherzig! haltet einen Mann nicht auf, der vor ſeinen Gewiſſen flieht!

Welleda. Es wird dich überall ereilen!

Bernh. Wehe, wehe! gebt mir Troſt!

Welleda. Du findeſt ihn in meiner Wohnung.

Bernh. Nicht zwiſchen Mauern! — o! es iſt mir ſchon in freyer Luft zu eng!

Welleda. Aus dem Schoos der Reue geht nach langen Jahren die Ruhe wieder hervor. Aus jenen Mauern winkt ſie dir.

Bernh. O dürft ich hoffen, nur im Grabe ſie zu finden.

Welleda. Du haſt gebüßt, geh hinein.

Bernh. Umſonſt! ich kann nicht.

Welleda (ergreift ſeine Hand, und deutet auf die Mauern.) Wirſt du auch dieſer Einladung nicht folgen?

(Ein Greis, mit grauem Bart, im himmelblauen Gewand, mit einer goldener Schlange umgürtet, erſcheint auf der Mauer. In dem einen Arm hielt er ein Kind, mit der andern winkt er.)

Bernh. (ſtürzt zitternd auf ſeine Kniee.) Großer Gott! — was ſeh ich! — er iſt es! — der Greis! — der Knabe! — Er winkt — ich komme — (indem er ſich aufrafft) Helft mir! — Hilfe! — Vergebung oder Tod! — (indem er auf das Thor zuwankt, verſchwindet die Geſtalt.)

Welleda (ſanft gerührt, mit gefalteten Händen empor ſchauend.) Vater! hab' ich deine Geſtalt mißbraucht? Vergebung dem Schwachen!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Ein romantiſches Thal im Walde. In einer mäßigen Entfernung erblickt man die Ruinen, welche Welleda bewohnt, den Thurm und die Pforte. Im Vorgrunde, ſeitwärts ſteht ein Felſen, in welchem ein Waſſerfall herabſtürzt, der ein geräumiges mit Schilf bewachſenes Becken bildet. Von den Felſen beugt ſich über das Waſſer eine alte hohle Weide herunter, und beſchattet zum Theil den Eingang einer Grotte. Ein Apfelbaum mit lockenden Früchten beladen; ein Buſch von wilden Roſen; eine hohe dunkle Tanne und einige andere Bäume ſind einzeln auf der Bühne gruppiert.

Erſter Auftritt.

Welleda allein. (liegt am Rande des Waſſerbeckens, den Kopf in die Hand geſtützt Mit ihrem Stabe zeichnet ſie gedankenvoll Figuren in den Sand.)

Woher der Aufruhr meiner Sinne? der Sturm der Leidenſchaften? iſt das Welleda? — Erwache, hoher Sinn, fürs Edle, Gute! — was kümmert mich die Hülle, die Gott um den geliebten Geiſt gewebt? — Sie verweſe wie die Sinnlichkeit.

Zweyter Auftritt.

Volkmar. Welleda.

Volkm. (kömmt vom Felſen herab) Ich ſuche dich, Welleda; mich dünkt, ſie kommen.

Welleda (ſteht auf.) Die Straſſe von Jülich?

Volkm. Von dort her ſchallen Stimmen durch den Wald, und Roſſe ſtampfen. Noch ſind ſie fern.

Welleda. Iſt alles zu ihrem Empfange bereit?

Volkm. Wenn ſie hier verweilen, ja.

Welleda. In kühlen Schatten lebet dieſe Quelle; ich hoffe, ſie verweilen.

Volkm Oswald ſchlummert.

Welleda. Wer iſt bey ihm?

Volkmar. Erich.

Welleda Und Bernhard?

Volkm. Faſt hätte die Erſcheinung ſeine Sinne zerrüttet. Er wankt zwiſchen den Ruinen umher, und ſucht und ruft den Greis

Welleda. Dieſer Greis, Volkmar, war die Geſtalt meines Vaters. Ich bin dir noch Enträthslung ſchuldig. Höre und ſchweig bis zur rechten Stunde. Am Hofe Wilhelms, des Fürſten von Jülich, ward mein Vater in ſeinen letzten Jahren gaſtfrey aufgenommen. Er fand dort Schutz und Liebe, er durfte ſich des Lebens freuen, und was mehr noch iſt, ihm ward freye Bahn zum denken geöffnet. Einſt begab es ſich, als eben Herzog Wilhelm, ich weiß nicht mehr, bey welchem fernen Fremden weilte, daß die Herzogin, die Mutter eines einzigen holden Knaben, ihren Säugling im Schlaf erdrückte. Die gräßlichſte Verzweiflung zerfleiſchte das Mutterherz, und Wahnwitz ergriff die Arme bey dem Gedanken an des Vaters Heimkunft, des Vaters, deſſen ganzen Seele an dieſem Kinde hieng. Da wandelte Agrippa, von Dankbarkeit und Mitleid tief bewegt in dieſem Walde; da führte ihm das dunkle Schickſal einen Knaben zu von gleichem Alter, ähnlichen Zügen. —

Volkm. Ich errathe.

Welleda. (beſchämt.) Statt den wahren Eltern ihn zurück zu bringen —

Volkm. Siegte Freundſchaft über Pflicht.

Welleda. Herzog Wilhelm war und blieb durch Täuſchung glücklich. Nicht ſo die Mutter, die der Gram gar bald zu ihrem ächten Kinde führte.

Volkm. Und auch Agrippa gieng mit den Geheimniß aus der Welt?

Welleda. In meinem Buſen verſchloß er es. „ Wache über dieſen Knaben ſo ſprach er ſterbend: verliere nie ihn aus den Augen. Wenn die Noth es heiſcht, ſo rede; wo nicht, ſo ſchweige, denn das Leben verliert der Menſch oft lieber, als eine Täuſchung, die ihn glücklich machte."

Volkm. Und jetzt?

Welleda Jetzt muß ich reden. Der Bruder zieht als Bräutigam zu ſeiner Schweſter. Von mir hintergangen — Gott ſah mein Herz! will ſie des Vaters Wunſch ſich opfern.

Volkm. Hintergangen?

Welleda. Oswald lebt.

Volkm. Iſt Oswald ihr Geliebter?

Welleda. Und der Meinige.

Volkm. (zurückbebend.) Der Deinige.

Welleda. Ja, jetzt fühl ich, daß ich edel liebe, weil es mir ſo leicht wird zu bekennen. Dieſen Morgen ſtockte meine Zunge. Eine Flamme loderte in meinem Buſen — jetzt iſt ſie nur ein Glanz in meiner Seele.

Volkm. Fühlſt du auch Welleda, daß du mit einem Jüngling redeſt, dem es noch ſchwindelt vor der Höhe, auf welche deine Tugend ſich empor geſchwungen?

Welleda. Ich reiche dir die Schweſterhand und ziehe dich zu mir hinauf. — Horch! ſie kommen. Entferne dich!

Volkm. Du Herzenskundige, laß mich heute nicht lange allein; gieb mir Arbeit und Geräuſch.

Welleda. Bald. Gedenke indeſſen meiner

Worte: Menſchenglück befördern heißt die Freuden des Ewigen theilen. Wir können nicht was er kann — aber wir dürfen wollen, was er will! und ſo wird unſer Leben ein Abglanz ſeiner Ruhe! (ſie geht in die Grotte.)

Dritter Auftritt.

Edmund. Adolphine. Gefolge.

Edm. Sieh nur Schweſter, welch' eine zauberiſche Einöde.

Adolph. Wäre ſtatt der Schweſter die Geliebte hier, dann wäre ſie doppelt ſchön.

Edm. (zerſtreut.) Die Geliebte? — Meinſt du meine Braut?

Adolph. (lächelnd.) Nun, wen denn?

Edm. Aber ſieh doch nur den Waſſerfall, die wilden Roſen und die Früchte. Sollen wir die Pferde hier verſchnaufen laſſen?

Adolph. Wenn deine Ungeduld die Zögerung erträgt.

Edm. O ja, o ja. Wir haben nicht mehr weit. Es iſt kaum Mittag. Die Sonne drückt. Die Roſſe ſind ermüdet. He Knappen! dort im Schatten jener Eichen harret unſer.

(Das Gefolge entfernt ſich.)

Adolph. Für einen Bräutigam iſt dein Verlangen ziemlich kühl.

Edm. Laß die Neckereyen. Kaum zweymal ſah ich Luitgarden, wie kannſt du wollen, daß ich brenne?

Adolph. Und doch vermählſt du dich mit ihr?

Edm. Nach dem Wunſche unſers Vaters.

Adolph. Warſt du nie verliebt?

Edm. Ein Einzigesmal im Traume.

Adolph. O geſchwind, erzähle mir das. (Sie wirft ſich am Waſſerbecken nieder.)

Edm. (der vor ihr ſtehen bleibt.) Mich träumte, ich ſey auf der Jagd, und ſähe durch's Gebüſch eine ſchlanke Jägerin eilen. Ich ſetze ihr keuchend nach, ſie blickt um ſich — es war dein Geſicht.

Adolph. Meines?

Edm. Schweſter, rief ich — aber ſie floh ſchnellfüſſig mitten durch ein Dorf, bog ſich um eine Ecke und verſchwand.

Adolph. Und du?

Edm. Ich ſchlich traurig weiter. Da hüpfte ein Milchmädchen mir ſingend entgegen, und bot mir friſche Milch aus ihrem Topfe. Ich ſah ſie an — du warſt es.

Adolph. Ich?

Edm. Als ich eben trinken wollte, hört ich aus dem nächſten Fenſter meinen Namen rufen, und — denk dir nur — es war deine Stimme.

Adolph. Das iſt doch drollig. Aber wo blieb das Milchmädchen?

Edm. Weg war ſie! ich ſah mich nach ihr um, da ſprang dein Windſpiel auf mein Bett, und ich erwachte.

Adolph. Das nennſt du verliebt?

Edm. Nun ja, ich war es, in die Jägerin, das Milchmädchen, und endlich in die Stimme.

Adolph. Schade nur, daß meine Stimme blos im Traume ſolchen Eindruck auf dich macht.

Edm. Ach nein, auch wachend. Ich höre deine Stimme immer gern. Zuweilen bin ich verdrüßlich, wenn ich dann von Ferne dich ein Liedchen ſingen höre, ſo fang ich an zu lächeln, und ſpreche zu mir ſelbſt: das iſt Adolphine.

Adolph. In Zukunft wirſt du ſagen; das iſt Luitgarde.

Edm. Vielleicht.

Adolph. Sie iſt doch ſchöner als ich.

Edm. (ſchüttelt den Kopf.) Meinſt du?

Adolph. So ſittſam —

Edm. Das biſt du auch.

Adolph. Immer fromm und ſtill.

Edm. Sprich ſchwermüthig. Deine Munterkeit iſt mir weit lieber.

Adolph. (verdrüßlich.) Ach! ich bin auch nicht immer munter.

Edm. Du? was fehlt dir?

Adolph. Es iſt mir oft, als wünſchte ich das oder jenes, und wenn ich mich befrage, ſo weiß ich ſelbſt nicht was?

Edm. Wahrhaftig, das geſchieht mir auch zuweilen.

Adolph. Dann kann ich oft über Kleinigkeiten verdrüßlich werden. Zum Beyſpiel eben jetzt: daß die ſchönen Aepfel da ſo hoch im Baume hängen. Das ärgert mich.

Edm. Möchteſt du einen? ich will hinauf ſteigen.

Adolph. Rufe lieber einen Knappen.

Edm. Was ich für meine Adolphine ſelbſt thun kann, das überlaß ich keinem Knappen. (Er will hinauf ſteigen, plötzlich fallen die Aepfel von ſelbſt herunter.)

Adolph. (indem ſie einen aufnimmt) Ey, das iſt ein höflicher Baum.

Edm (verdrüßlich.) Daß ich nicht wüßte. Er gönnt mir nicht einmal die Freude, für dich zu klettern.

Adolph. Es ruht ſich hier ſo ſanft; wenn mir nur die Sonne nicht ſo gerade ins Geſicht ſchiene.

Edm. Ich will ein paar ſtarke Zweige herüber biegen.

Adolph. Thu das, guter Edmund. (indem er damit beſchäftigt iſt, breitet ſich ein Baldachin von einem Baum zum andern aus, und beſchattet Adolphinen.)

Edm. Nun, was ſoll das?

Adolph. Sieh nur Bruder, das geht nicht mit rechten Dingen zu

Edm (mürriſch.) Hier haußt wohl gar ein Zauberer —

Adolph (ſchalkhaft.) Oder eine Zauberin —

Edm Der dir huldigt —

Adolph. Die dich liebt.

Edm Ich denke wir ziehen weiter.

Adolph Aha! der Bräutigam erwacht.

Edm Wenn du das meinſt, ſo bleibe ich hier bis morgen

Adolph Wie mir doch einſt zu Muthe ſeyn wird, wenn ich auch einmal der Hochzeit ſo entgegen reiſe.

Edm. So? denkſt du oft daran?

Adolph Zuweilen.

Edm. Wo wirſt du es beſſer finden als daheim? wird Jemand auf der Welt dich mehr lieben als dein Vater und dein Bruder?

Adolph Ich denke doch, mein Mann.

Edm. Dein Mann! dein Mann! Ich kenne keinen, der dich verdiente.

Adolph (lächelnd.) Nur gemach. Man will doch endlich ſeinen eigenen Herd, man will Hausfrau werden

Edm Warum den eben Hausfrau? Hausſchweſter iſt eben ſo gut.

Adolph Wenn das wäre, worum begnügſt du dich nicht ſelbſt mit deiner Schweſter?

Edm. (verdrüßlich.) Weil — weil der Vater will — weil ich muß — weil — du fragſt auch heute recht albern.

Adolph (lachend.) Nur gnädig Herr Bruder. (ſie reicht ihm einen Apfel.) Da nimm und iß.)

Edm. Ich mag nicht.

Adolph Nun nimm nur. Du meinſt doch nicht, es ſey ein Apfel der Verführung?

Vierter Auftritt.

Vorige. Liebmund. Ein Knappe.

Liebm (tritt auf von einen Knappen begleitet)

Knappe. Prinz, dieſer Mann begehrt mit Euch zu reden. (ab)

Edm. Wer ſeyd ihr?

Liebm. Traugott Liebmund iſt mein Name, Stallmeiſter meines gnädigen Herrn Herzogs zu Cleve.

Edm. Wo iſt der Herzog?

Liebm. Er harrt Euer mit Verlangen. Euer Auſſenbleiben macht ihm Sorge, drum ſandte er mich entgegen, euch willkommen zu heißen.

Edm. Ich danke.

Liebm. Und wo möglich Eure Ankunft zu beſchleunigen.

Edm. Warum?

Liebm Warum? wie ihr auch fragen könnt. Die Braut iſt geſchmückt. Die Edelknappen ſtehn bereit zum Fackeltanz.

Edm. Wie? heute noch?

Adolph (ſteht auf) Schon heute?

Liebm. Der Alte kann die Zeit ja kaum erwarten, und da heute, ihm zu Liebe das Fräulein ſich entſchloſſen hat —

Adolph. Ihm zu Liebe?

Liebm. So macht er euch die heimliche Freude.

Edm. So?

Liebm. Drum eilet, gnädiger Herr, und ſeyd froh, wenn ihr hier ſo weg kommt.

Edm. Hier? warum?

Liebm. Wißt ihr denn nicht, daß hier eine fürchterliche Hexe wohnt?

Adolph. Eine Hexe?

Liebm. Pſt! (heimlich.) Die kluge Frau im Walde. Seht nur dort das öde Schloß. Vor drey Jahren war es von Geſpenſtern nur bewohnt. Keine Seele traute ſich hinein. Aber jetzt — die kluge Frau hat ſie Alle in Dienſt genommen. Da wandeln ſie herum in mancherley Geſtalten, Menſchenkörper mit Haſenköpfen, Wölfe mit Menſchen-Geſichtern prrl

Edm. Das möcht ich ſehn.

Liebm. Ihr Vater war ein mächtiger Zauberer, hieß Agrippa. Der hatte immer einen ſchwarzen Hund bey ſich, das war der Gott ſey bey uns! wenn er in Wirthshäuſern zechte, ſo bezahlte er mit blankem Golde, wenn er aber den Rücken wandte, ſo war das Gold in Muſcheln, oder Horn verwandelt.

Edm. Und was treibt die Tochter hier.

Liebm. Durch Hülfe ihrer gottloſen Künſte weiß ſie Vergangenheit und Zukunft zu entdecken.

Edm. Eine Wahrſagerin? vortreflich! ſie ſoll auch mir die Zukunft deuten.

Liebm. Ich bitt' euch, gnädiger Herr, frevelt nicht.

Edm. Wo iſt ſie, wie heißt ſie?

Liebm. Wo ſie iſt? Ueberall. Wie ſie heißt? ſie hat einen heidniſchen Namen — Welleda.

Edm. (ruft.) Welleda! höre mich!

Liebm. (der nicht weiß, wohin er fliehen ſoll.) Ums Himmelswillen! ſchweigt!

Edm. Welleda! verkünde mir mein Schickſal! was muß ich thun, um glücklich zu werden!

(An den Felſen erſcheint plötzlich eine Inſchrift: Fliehe von der Schweſter in den Arm der Schweſter.)

Liebm (zitternd.) Da haben wirs.

Adolph. (lieſt.) Fliehe von der Schweſter in den Arm der Schweſter.

(Die Inſchrift verſchwindet.)

Adolph. Meint die kluge Frau es gut oder übel mit mir?

Liebm. Gut? Ach du mein Gott! Es iſt ja nicht einmal für einen Heller Menſchenverſtand darin.

Edm. (in tiefen Gedanken) Seltſam — wahrlich ſeltſam!

Adolph. (lehnt ſich vertraulich auf ſeine Achſel.) Lieber Bruder, wenn es dir jemals übel geht, ſo erfülle nur den letzten Theil dieſes ſonderbaren Befehls. Fliehe in den Arm der Schweſter.

Edm. Aber von der Schweſter? warum von dir?

Adolph. Sie meint wohl, von mir zu deiner Braut.

Edm. Bey Gott! das hat mich verſtimmt.

Liebm. So lange es noch beym Schreiben und Leſen bleibt — Gott ſey dank! davon verſteh ich nichts; aber wenn es an ein Fliegen geht — gnädiger Herr, ich warne Euch. Dieſen Morgen kam auch ein Mann hieher, ein wackerer Mann, deſſen Anblick ſonſt ſogar den Pferden Ehrfurcht einflößt; den hat ſie mit Reſpeckt zu melden, gefoppt, als ob er ein Schulknabe wäre. Drum aufgeſeſſen! fortgeſprengt!

Edm (verdrüßlich.) Meine Pferde graſen noch — und ich — ich muß mich zerſtreuen. Wie wäre es Herr Stallmeiſter? giebt es viel Wild in dieſem Walde?

Liebm. O ja. Wölfe und Bären genug.

Edm So läßt uns eine Stunde jagen.

Liebm (mit Achſelzucken.) Wie es Euch beliebt. Doch, wenn ich bitten darf nur weit von dieſer Gegend, denn hier iſt des Teufels Jagdrevier.

Adolph. Und ich ſoll allein hier bleiben?

Edm. Laß mich Schweſter, ich bedarfs. Dein Gefolge iſt ja kaum zehn Schritt von hier. — Hallos! Knappen! gebt mir meinen Wurfſpieß meinen Bogen. (ab.)

Liebm. Ihr, mein Fräulein, könnt ganz rudig ſeyn. Die Hexe iſt ja auch ein Frauenzimmer, und Ihr kennt das Sprüchwort — (beyſeite.) von den Krähen. (folgt den Prinzen.)

Fünfter Auftritt.

Adolphine allein.

(Anfangs ein wenig ſchüchtern.) Ich könnte meine Zofe rufen — aber ich will nicht — nein! ich fürchte mich ja nicht. Es ſäuſelt hier ſo lieblich durch die Blätter, und die Luft — ſo lau, ſo linde — (ſie ſeufzt tief) Ach! (nach einer Pauſe) Was girrt da oben im Tannenwipfel?

(Eine zarte Stimme aus der Tanne) Liebe!

Adolph (furchtſam doch angenehm bewegt). Wer ſprach das? — was murmelt in der Quelle?

(Eine Stimme vom Felſen herab.) Liebe!

Adolph Auch da? — was liſpelt im Schilfe?

(Eine Stimme aus dem Schilfe.) Liebe.

Adolph. O ſchön! was duftet im Roſenſtrauch?

(Eine Stimme aus dem Roſenſtrauch.) Liebe!

Adolph. Ueberall? — rings umher zwitſchern die Vögel —

(Stimmen von allen Seiten). Liebe! Liebe! Liebe!

Adolph. Was iſt das? — wo bin ich? — das hab ich nie gefühlt — Geiſter umſchweben mich — gute Geiſter! — ſoll ich es wagen? ſoll ich die Zauberin bitten, auch mir die Zukunft zu enthüllen? (halb furchtſam) Welleda! wer iſt der Mann, der einſt als Gattin mich beglücken wird?

(Eine Schrift erſcheint am Felſen). Der Geſpiele deiner Kindheit)

Adolph. (lieſt erſtaunt). Der Geſpiele meiner Kindheit? — ich kenne keinen — mein Bruder — ſonſt keiner. Das iſt räthſelhaft. Hat die kluge Frau kein Mitleid mit der Neugier eines Mädchens? ſoll ich nicht mehr erfahren?

(Ein freundlicher Knabe guckt aus dem Schilfe hervor, und reicht ihr eine Lilie). Sey immer rein wie dieſe.

Adolph. (tritt furchtſam einen Schritt zurück und nähert ſich dadurch dem Roſenſtrauch.)

(Ein andrer Knabe aus dem Strauche reicht ihr eine Roſe.) So wirſt du blühn wie dieſe! (beyde verſchwinden).

Adolph. (drückt die Blumen an ihr Herz.) Bedeutende Blumen, ihr ſollt mir ehrwürdig ſeyn. — Welleda! wie verdanke ich dir die ſüßen Augenblicke!

(Ein Knabe aus dem Waſſerbecken reicht ihr ein Blümchen) Vergieß mein nicht! (er verſchwindet.)

Adolph. Nimmer! nimmermehr! — ich bin ſo wunderbar bewegt — ach! was muß ich thun, bis alle dieſe Räthſel ſich löſen?

(Der Knabe aus dem Roſenſtrauch guckt noch einmahl hervor, legt den Finger auf den Mund, und verſchwindet).

Adolph. Schweigen? (ſeufzt tief). Das iſt ſchwer!

Sechster Auftritt.

Oswald. Volkmar. Adolphine.

Oswald. (tritt tief im Hintergrunde auf. Ihm folgt Volkmar, der ihn von Ferne beobachtet).

Adolph. (Oswald erblickend). Wer kommt da? ein Ritter? — da muß ich wohl zu meinem Gefolge. Die Herrn Ritter legen es zuweilen übel aus, wenn ſie junge Mädchen allein im Walde finden.

Oswald. (nähert ſich langſam in tiefer Schwermuth)

Volk. (bleibt im Hintergrunde)

Adol. Doch dieſer ſcheint wohl nicht ein Held für **ſolche** Abentheuer. — Ein ſchwerer Kummer beugt ſeinen Nacken. — Wenn er nicht wandelte, man könnte ihn für leblos halten. — (Sie redet Oswald an) Mit Gunſt Herr Ritter

Oswald. (fährt auf, und als er Adolphinen erblickt, macht er ihr eine ehrerbietige Verbeugung.)

Adolph Iſt es noch weit bis Cleve?

Oswald. (hebt zwey Finger auf).

Adol. Zwey? was ſoll das heiſſen? Stunden?

Oswald (bejaht).

Adolph. Warum antwortet ihr mir nicht?

Oswald. (zuckt die Achſeln und deutet auf ſeinem Mund).

Adolph. Seyd ihr ſtumm?

Oswald. (bejaht).

Adolph. Stumm gebohren?

Oswald. (verneint).

Adolph. Ein freywilliges Gelübde?

Oswald. (bejaht).

Adolph. Seyd ihr unglücklich?

Oswald. (ſeufzt).

Adolph. Wodurch?

Oswald. (legt ſeine Hand auf das Herz).

Adolph. Durch euer Herz? — nun wahrhaftig, das hab ich euch angeſehn. Warum heftet ihr eure Blicke ſo ſtarr auf dieſen Roſenbuſch?

Oswald. (bricht einen dürren Zweig vom Buſche, und zeigt ihn Adolphinen)

Adolph. Dornen?

Oswald. (wirft den Zweig vor ſich hin, und ſetzt den Fuß darauf)

Adolph. Ich verſteh euch, armer Ritter; ihr geht auf Dornen — und wie nennt ſich eure grauſame Geliebte?

Oswald. (zieht einen Dolch und gräbt damit ein L. in den Apfelbaum.)

Adolph. L? das iſt zu wenig Ich bitte euch, fahret fort.

Oswald. (verweigert es).

(Der ganze Nahme **Luitgarde** wird von ſelbſt an dem Baume ſichtbar.)

Adolph (die es zuerſt gewahr wird). O nun brauch ich eure Schreibkunſt nicht. Gebt nur hin.

Oswald. (Sieht es, und erſtaunt).

Adol. Luitgarde? ein hübſcher Nahme. Ich werde auch bald eine Schwägerin haben, die ſo heißt; wollt ihr euch zerſtreuen, ſo kommt auf ihre Hochzeit.

Oswald. (bedankt ſich).

Adolph Nicht? nun wie ihr wollt. Ihr wäret ohnehin ein Gaſt der ſchwer zu unterhalten iſt. (ſie hüpft fort).

Siebenter Auftritt.

Oswald. Volkmar.

Oswald. (betrachtet eine Zeitlang wehmüthig Luitgardens Nahmen; dann faltet er die Hände, als bethe er für ihr Glück. Als ſein Auge wieder auf den Baum fällt, ſteht das Wort **Hoffnung** unter dem Nahmen. Er erſtaunt, und ſchüttelt trübe lächelnd den Kopf. Das Wort **Hoffnung** verſchwindet; ſtatt deſſen erſcheint Oswalds Nahme, beyde von einem Myrthenkranz umſchlungen. Oswald entzückt, eilt auf den Baum zu, will ihn umarmen, alles verſchwindet. Er läßt Kopf und Arme hoffnungslos ſinken, kehrt ſich langſam abwärts und will gehn.)

Volk. (hat ſich indeſſen unbemerkt genähert.)

Oswald. (ſieht ihn, wird unwillig, und giebt ihm zu verſtehen, daß er allein ſeyn will.)

Volk. Ich verſtehe euch Herr Ritter. Ihr wollt allein ſeyn, aber ich darf euch nicht verlaſſen

Oswald. (ſcheint zu fragen warum.)

Volk. Warum? das möge meine Gebieterin euch ſagen.

Achter Auftritt.

Welleda. Vorige.

Welleda. (tritt aus der Grotte) Graf Orlamünde! verzeihet meiner Sorge um einen theuren Gaſt. Euer Knappe Bernhard iſt unfähig euch zu folgen. Schrecken und Gewiſſensangſt haben des alten Mannes Kräfte ausgeſogen. Darum habe ich meiner Getreueſten einen, Euch zugeſellt.

Oswald. (deutet durch eine Bewegung an, daß er deſſen nicht bedürfe).

Welleda Verſchmähet nicht die ſchweſterliche Hülfe. Ich bin eure Freundin. Ich habe ein Recht auf dieſen Nahmen, und wenn ihr mir vertraut, euer Herz mir Offenheit für meinen guten Willen giebt, ſo wird vielleicht, was dieſer Baum euch tröſtend verkündete, durch meinen Zauber in Erfüllung geben.

Oswald. (bezeigt dankbar, daß er ihr gänzlich vertraue.)

Welleda. Liebt ihr Herzogs Odos Tochter noch mit eben dem Feuer als vor drey Jahren?

Oswald. (bejaht es mit Innigkeit.

Welleda. Ihr habt viel für ſie gethan; ihr habt ihre Farben und den Nahmen des ſtummen Ritters in Europa und Aſien berühmt und furchtbar gemacht, hättet ihr auch jetzt noch Muth für ſie zu ſterben?

Oswald. (zieht raſch ſein Schwerdt, reicht es ihr und bietet ſeine Bruſt dar.)

Welleda. Genug. Der Tod iſt nicht immer das ſchwerſte Opfer. Sterben iſt oft leichter als ſein Herz bekämpfen. (bey Seite, mit einem tiefen Seufzer) Ja, ſterben iſt leichter! — (laut) Wie aber, wenn ihr Luitgarden entſagen müßtet? — wie, wenn der Geliebten Glück und Ruhe an dieſem Opfer hienge?

Oswald. (ſtutzt).

Welleda. Seht dieſen Jüngling, er iſt edel von Geburt. Seine Treue, ſeine ſtille und beſcheidne Liebe gewannen Luitgardens Herz.

Oswald. (drückt, während Welleda ſpricht, alle die Empfindungen aus, die ihre Erzählung in ihm vorbringt.)

Welleda. Lange liebten beyde, ohne es zu wiſſen, endlich haben ihre Blicke ſich verſtanden...

Luitgarde hat das Vaterherz beſtürmt — vergebens! Herzog Odos Stolz verſchmäht den Jüngling, der nichts beſitzt, als ſeine Ahnen und ſein Herz.

Volkm. (erſtaunt) Welleda! was thuſt du?

Welleda. Schweig. (ſie fährt fort). Könntet ihr ihn ſehn, Herr Ritter, den Jammer der leidenden Liebe! wie das kranke Mädchen verzagt an jeder Hoffnung, und einem frühen Grabe zuwankt. Ihr Geliebter arm! wo lebt der Großmüthige, der, um zwey Liebende zu beglücken, ſeine Schätze theilen möchte?

Oswald. (tritt ihr näher und ſchlägt entſchloſſen an ſeine Bruſt).

Welleda. Ihr ſelbſt? — das wäre etwas. Doch Gold allein beſiegt dem Vater nicht, der Jüngling müßte die Ehrenkette und den Ritterſchlag von eines Fürſten oder Grafen Hand empfangen.

Oswald. (nimmt ſeine Halskette ab, und reicht ſie Volkmar, der ſie gerührt empfängt.)

Welleda. Auch das? — Ihr handelt edel. Doch Ein Felſen thürmt ſich immer noch der Lieb entgegen. — Ihr ſelbſt Herr Ritter. — Luitgarde bekennt reuig, daß jenes muthwillige Gelübde von ihr dem Biedermanne kindiſch abgetrotzt, dieſem ausſchließliche Rechte auf ihren Beſitz gebe — daß ſie dann nur frey mit ihrem Herzen ſchalten könne, wenn Ihr ſelbſt jenen wohlerworbenen Rechten feyerlich entſagt.

Oswald. (zieht nach einer Pauſe Luitgerdens Bild hervor, kämpft einige Augenblick mit ſich ſelbſt, drückt es ſchmerzhaft an ſeine Lippen, und reicht es dann Volkmar mit abgewandtem Geſicht).

Welleda. (beyſeite) Ha, und ich könnte mich ſchämen, dieſen Mann zu lieben? (laut) Graf — Ritter — Held! ich bewundere euch. Ihr habt geſiegt!

Oswald. (erſtaunt über dieſe Anrede).

Welleda. (will fortfahren).

Liebm. (hinter der Szene). Hülfe! Hülfe!

Welleda. Was iſt das?

Oswald.)
Volkm.) (ziehen ihre Schwerdter.)

Neunter Auftritt.

Liebmund. Vorige.

Liebm. (ſtürzt athemlos auf die Bühne, und ſchreyt, indem er ſeine Waffen von ſich wirft). Rettet! rettet! der Prinz! ein Bär! (klettert auf die Tanne) Ein grimmiger Bär! mich hat er ſchon verſchlungen! jetzt ſpeiſt er den Prinzen.

Osw (ſtürzt fort mit gezücktem Schwerdte).

Welleda (mit höchſter Angſt) Eile Volkmar, beſchütze den Ritter!

Volkm. Dich Welleda! dich! (ſtellt ſich mit entblößtem Schwerdte vor ſie).

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08014/061

Welleda. Nicht mich! ihn! ihn! ſein Leben iſt das Meinige! fort! fort!

Volkm. Soll ich dich allein —

Welleda Volkmar! wenn du mich liebſt —

Volkm. Gott! welche grauſame Probe! (er eilt Oswald nach).

Welleda. (die Hände ringend). Ihr Mächte des Himmels! ich trete ihn ja willig ab! nur daß er lebe, nicht daß er mein ſey, bitt' ich von euch!

Zehnter Auftritt.

Oswald. Edmund (mit einem zerbrochenen Wurfſpieß in der Hand.) **Volkmar,**
dann **Adolphine.**

Welleda. (als ſie die Kommenden erblickt). Da iſt er! (ſie thut raſch einige Schritte entgegen, faßt ſich aber ſchnell und empfängt ſie mit ruhigem jungfräulichen Anſtand).

Edmund. Herr Ritter, ihr habt mir das Leben gerettet Eben zerbrach mein Wurfſpieß, und ſchon hatte das Unthier ſeine Klauen nach mir ausgeſtreckt, da fuhr euer breites Schwerdt ihm in die Weiche.

Volkm (Zu Welleda). Ich kam zu ſpät.

Welleda. (furchtſam zu Oswald). Ihr ſeyd nicht verwundet?

Oswald. (verneint es)

Adolph. (ſtürzt todtenbleich auf die Bühne) Edmund! Bruder! (ſie umſchlingt ihn bebend) Bruder! ich kann nicht mehr!

Edmund. (ſie liebkoſend) Was iſt dir liebe Schweſter?

Adolph. Ich hörte — ein Knappe — er wollte geſehn haben — du ſeyſt zerriſſen.

Edmund. Ruhig! ruhig! ich lebe, bin geſund, und kann mich deiner Schweſterliebe freuen. Hier, dieſem Manne verdank ich es.

Adolph (ergreift Oswalds Hand, und drückt ſie dankbar an ihr Herz, dann wieder zu Edmund.)

Welleda. Ja, ſie liebt ihn!

Edmund. Herr Ritter, wie kann ich euch vergelten?

Oswald. (bezeigt, daß er auf keine Vergeltung Anſpruch mache.)

Edmund. Euer Nahme — ihr ſchweigt?

Oswald. (zuckt die Achſeln.)

Volkm. Er iſt ſtumm.

Edmund. (mitleidig erſchrocken). Stumm?

Welleda. Ja ſtumm! er thut nicht Heldenthaten mit der Zunge, aber wo ein Menſch in Gefahr iſt, da zieht er raſch ſein Schwerdt und kämpft ſchweigend.

Edmund. So ſoll ich ihm mein Leben danken, ohne einmal zu wiſſen.

Welleda. Genung Prinz, ihr werdet ihn kennen lernen — heute noch.

Edmund. Schöne Dame, ſeyd ihr vielleicht ſeine Gattin?

Welleda. (mit einem halben Seufzer) Nein. Man nennt mich hier die kluge Frau im Walde.

Edmund. (erſchrocken). Ihr ſelbſt?

Adolph (ergreift mit Vertrauen ihre Hand). Nicht wahr, ihr meint es gut mit uns?

Welleda. Wahrlich!

Adolph. O verweiſt es meinem Bruder, daß er auf der Jagd ſo tollkühn oft ſein Leben wagt.

Edmund. Dießmahl thuſt du mir Unrecht. Freund Liebmund war an Allem Schuld. Wir fanden einen jungen Bären, er mochte kaum einige Wochen alt ſeyn, den kniff er in die Ohren, er ſchrie, die Mutter ſtürzte herbey, ſehr natürlich. Ich ſetzte mich zur Wehr. Der tapfere Liebmund lief davon. (ſich umſehend) wo mag er geblieben ſeyn?

Liebm. (ſtoßt auf dem Baume einen wehmüthigen Seufzer aus)

Edmund. Aha! nur herab mein Held. Der Feind iſt geſchlagen

Liebm. (wimmert)

Adolph. Seyd ihr verwundet?

Liebm. Ja.

Edmund, Wie iſt das möglich?

Liebm. (klettert herab) die verdammten Nadeln da am Baume — das ſtickt — das ritzt — ſeht nur wie meine Hände bluten.

Edmund. Sonſt nichts? Ey, ey Herr Stallmeiſter.

Adolph. Meinen Bruder ſo im Stich zu laſſen. —

Liebm. Mit Gunſt Fräulein, das verſteht ihr nicht. Ein Bär, ein wirklicher Bär, und wär er noch ſo grimmig, der findet an mir ſeinen Mann. Aber eine Bärenmutter — (mit einem Seitenblick auf Welleda) meint ihr, das ſey mit rechten Dingen zugegangen? O ich weiß recht gut, wer in der Bärenhaut geſteckt.

Edmund. (zu Welleda). Verzeiht dem Schwätzer.

Welleda. (lächelnd) Ihm iſt verziehen.

Edmund. Eure gaſtfreye Aufnahme, und was ihr ſonſt mich ahnden laſſen, ſteht in meinem Herzen.

Adolph. Und in dem Meinigen.

Edmund. Gedenket meiner.

Welleda. Ihr werdet von mir hören.

Edmund. Auch mahn ich Euch an euer Verſprechen; mir meinen Wohlthäter —

Welleda. Ihr ſollt ihn kennen lernen.

Edmund. Heute noch?

Welleda. Noch heute.

Edmund. So lebt dann wohl.

Liebm. Gott ſey Dank! es geht zum Aufbruch.

Adolph. (zu Welleda) Eure Wohnung vergeß ich nie. Noch flüſtern eure Stimmen um mein Ohr, (auf ihr Herz deutend) und hier. Lebt wohl.

Welleda. Ich folge euch bald.

Edmund (Oswald die Hand drückend). Herr Ritter dieſer Händedruck ſey meines Herzens Dolmetſcher.

Oswald (erwiedert ihn mit höflichen Ernſt).

Adolph. (zu Oswald) Wackerer Mann! Euren Edelmuth vergelt euch einſt die Liebe. (ab mit Edmund).

Oswald. Halt! halt! nehmt mich mit! (er will den Andern nach).

Mehrere Knaben (ſchauen hier und da, wo Liebmund vorbey muß, aus den Büſchen hervor und rufen). Leb wohl Liebmund! Leb wohl! Leb wohl!

Liebm. Au weh! Laß mich zufrieden, du junge Teufelsbrut! (ab).

Die Knaben (verſchwinden).

Eilfter Auftritt.

Welleda. Oswald. Volkmar.

Welleda. Wißt ihr auch Herr Ritter, wen ihr das Leben gerettet?

Oswald. (verneint es).

Welleda. Es war Edmund, Prinz von Jülich.

Oswald (giebt zu verſtehen, daß ihm das gleichgültig ſey.)

Welleda. Er zieht nach Cleve.

Oswald. (wird aufmerkſamer).

Welleda. Um dort ſich zu vermählen — mit Luitgarden — Herzogs Odo's Tochter.

Oswald. (Ein unwillkührlicher Ton des Schmerzens entfährt ihm. Er wankt an einem Baum — ſtarrt gen Himmel — beſinnt ſich dann plötzlich, und deutet fragend nach Volkmar).

. **Welleda.** Hinweg mit aller Täuſchung! von dieſem Jüngling erzählte ich euch ein Mährchen, um nur euer Herz zu prüfen. Gehe Volkmar, ſage Erich, er ſoll das düſtre Thal, dem Zeugen väterlicher Schwäche, wo Agrippas Geiſt noch ſeufzend wandelt, mit allen meinen Roſen ſchmücken; er ſoll thun, was ich ſchon lange vorbereitet, denn ich ahnde Freude.

Volkm. (ab).

Welleda. Triumph, Herr Ritter! Luitgarde liebt euch.

Oswald. (überraſcht von zweifelnden Entzücken.)

Welleda. Ja, ſie liebt Euch! ſie hat viel um Euch gelitten! ſeit drey Jahren quälte ſie die Reue, und nur am grünen Stabe der Hoffnung hielt ſich noch die welke Blume.

Oswald. (ſtürzt zu ihren Füßen, und drückt ihre Hand feurig an ſeine Lippen).

Welleda. (abgewandt und ſehr bewegt). Er zu meinen Füßen, Er! ſeine brennenden Lippen berühren meine Hand, — für Liebe dankt er mir — nicht meine Liebe! (ſie ermannt ſich). Auf Herr Ritter! — waffnet euch! wir müſſen fort! der Altar iſt geſchmückt, der Luitgardens erzwungenen verbrecheriſchen Schwur empfangen ſoll.

Oswald. (ſpringt erſchrocken auf).

Welleda. Vertraut auf mich! Noch bindet das Gelübde eure Zunge. Ich muß für euch handeln! und ich will es! — Ja ich will es! (mit ſteigendem Feuer). Ha! mich dünkt ich ſtehe an der Grenze des Irrdiſchen! nur noch ein Schritt und es berührt mein Fuß die lichten Bahnen, wo edle Geiſter wandeln! — Ein Schritt — Vater! — reiche mir die Hand! (haſtig entſchloſſen). Komm Bruder, komm! ich führe dich in die Arme deiner Braut. (ſie ſchlägt ihren Arm um den erſtaunten Oswald und führt ihn triumphirend davon.

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

(Ein prächtiger Saal in Herzogs Odo's Burg. Im Hintergrunde ein Thron. Zu beyden Seiten des Throns ſtehen Hellebardierer. Im Saale ſind mehrere Höflinge verſammelt, die auf und nieder gehn.)

Erſter Auftritt.

Die Höflinge.

Erſter Höfl. Wir müſſen lange warten.

Zweyter Höfl. Das lernt ſich wohl am Hofe.

Dritter Höfl. Der fremde Prinz iſt wacker.

Erſter Höfl. Es giebt ein ſchönes Paar.

Zweyter Höfl. Nun wirds in Cleve wieder lebendig werden.

Dritter Höfl. Man murmelt ſchon von einem Turnier.

Erſter Höfl. Morgen wird hoch geſchmauſt.

Zweyter Höfl. Und übermorgen iſt Ringelrennen.

Dritter Höfl. Da kömmt Freund Liebmund, der wird uns Neuigkeiten bringen.

Alle. Guten Abend Liebmund.

Zweyter Auftritt.

Liebmund. Vorige.

Liebm. (tritt auf). Guten Abend ihr Herren nach einem ſauren Tage. (trocknet ſich den Schweiß von der Stirne).

Erſter Höfl. Wie ſo? erzähle.

Liebm. Die Haare werden euch ſo feſt zu Berge ſtehn, daß die Hüthe ſpannenhoch über euren Köpfen ſchweben.

Zweyter Höfl. Ey, wo warſt du?

Liebm. Bey der Hexe im Walde.

Dritter Höfl. Nun?

Liebm. Mit Geſpenſter hab ich geraufft! in der Luft bin ich herum geritten.

Erſter Höfl. In der Luft?

Liebm. So hoch, daß die Welt nur noch wie eine Nußſchaale ausſah.

Zweyter Höfl. Und dieſe Burg?

Liebm. Wie ein Kartenhaus.

Dritter Höfl. (ungläubig lächelnd). Entſetzlich.

Liebm. Hernach hab ich einen Bären im Zweykampf erlegt.

Erſter Höfl. Einen Bären?

Liebm Es war ein bezauberter Bär, eine Bärenmutter, eine ganze Bärenfamilie.

Zweyter Höfl. Ey, ey! haſt du nicht mehr Liebe zu deinen Verwandten?

Liebm. Fragt nur den fremden Prinzen, dem hab ich das Leben gerettet.

Dritter Höfl. Wirklich?

Liebm Ohne mich war er kaput.

Erſter Höfl Das wäre.

Liebm. Aber Liebmunds Schwerdt fackelt nicht (er zeigt ſeine Hände). Da ſeht nur dieſe blutigen Streifen.

Zweyter Höfl. Mit Nadeln geritzt?

Liebm. Bären Klauen! — ja, wir waren nahe an einander. Seht, ſo ſtand er, (ahmt die Poſitur eines aufrecht ſtehenden Bären nach). und ſo ſtand ich. Starr ſah ich ihm ins Geſicht. Anfangs ſchlug er die Augen nieder.

Dritter Höfl. (lachend). Der Bär?

Liebm Nun freylich (ſtichelnd). Ein Bär iſt ja kein Affe, daß er ſich nicht ſchämen könnte.

Erſter Höfl. (ſchlägt ihn ſtark auf die Schulter). Freund Liebmund hält uns zum beſten.

Zweyter Höfl. (eben ſo). Er hat ſeine Mährchen aus der Luft geholt.

Dritter Höfl. (eben ſo). Er iſt betrunken.

Liebm. Nur höflich. Ich ſehe wohl, ich werfe meine Perlen für die —

Alle drey. (rufen drohend). Halt.

Liebm. Nun, nun, ſchon recht. Nehmt ſo vorlieb mit einem halben Sprichwort.

Erſter Höfl. Stille, der Herzog kommt. (ſie ziehn ſich an die Seite).

Liebm. (zu dem dritten, indem er ein Gleiches thut). Du Vorſchneider, vergiß mich heute Abend nicht.

Dritter Auftritt.

(Trompeten und Paucken hinter der Szene. Ein Theil von Odo's Leibwache marſchiert auf, und ordnet ſich zu beyden Seiten. Hierauf folgt der Marſchall mit ſeinem Stabe. Hinter dieſem ein Herold, der das Wappen von Cleve trägt. Darauf Herzog Odo mit der Fürſten-Kron. Zwey Edelknaben tragen die Schleppe des Fürſten Mantels. Ein anderer Theil der Leibwache beſchließt den Zug. Der Herold ſtellt das Wappen zur rechten Seite des Thrones.)

Odo. Endlich meine Freunde, iſt der frohe Tag erſchienen, der mir einen Sohn und euch einen Vater verſpricht.

Erſter Höfl. Heil dem Herzog.

Zweyter Höfling. Seegen dem jungen Paare.

Odo. Ein Prinz von edler Abkunft, dem Herrſchen wohlthun heißt; ein Jüngling, bey deſſen Anblick ſo manche faſt verloſchene Erinnerung in meiner Bruſt ſich regt — ja er wird mein einziges Kind — er wird alle meine Kinder glücklich machen.

Erſter Höfl. Schon jubelt das treue Volk.

Zweyter Höfling. Vor dem Rathhauſe ſpringt Wein.

Dritter Höfl. Und die Bürger tanzen.

Liebm. Und einen gebratenen Ochſen.

Odo. Freuden, Wein, verwandelt ſich oft in Jammerthränen. Doch wohl uns! Einer heitern Zukunft Sonne ſchimmert hier aus jedem Tropfen. Dank der klugen Frau im Walde, meines Hauſes Freundin. Sie wird kommen.

Liebm. (beyſeite) Gott ſey uns gnädig.

Odo. Und ich befehle, daß an meinem Hofe ſie gleich mir gehalten werde.

Die Höfl. (verbeugen ſich).

Ein Kämmerling. Der Prinz.

Odo. Er komme.

Vierter Auftritt.

(Trompeten und Pauken. Unter Vortretung eines prächtigen Gefolges, erſcheinen Edmund

und Adolphine, köſtlich geſchmückt. Vor ihnen trägt ein Herold das Wappen von Jülich, und ſtellt es nachher zur linken Seite des Throns).

Edmund. (will dem Herzog kniebeugend die Hand küſſen). Erlaubt gnädiger Herr.

Odo. In meine Arme, Sohn! (drückt ihn an ſein Herz) O mir iſt, als habeſt du mit dieſem Kuſſe jede Sorge von mir genommen.

Edmund. Väterliche Weisheit leite mich.

Odo. Der Tochter Liebe beglücke dich! — (zu Adolphinen). Seyd auch ihr willkommen, ſchönes Fräulein! und möchte euer alter Vater die Zahl ſeiner Söhne bald wie die ſeiner Töchter verdoppeln.

Adolph Er ſandte mich als Zeugen von meines Bruders Glück. Mehr wünſche ich nicht.

Liebm. (beyſeite). Sie lügt.

Kämmerling. So eben iſt die kluge Frau des Waldes von ihrem Zelter abgeſtiegen.

Liebm (bey Seite) Das heißt, vom Weſen.

Odo. Sie ſey mir herzlich willkommen

Liebm. (bey Seite). O weh.

Fünfter Auftritt.

(Trompeten und Paucken. Welledas Knaben paarweiſe, mit grünen Zweigen in den Händen, und Myrthenkronen auf den Häuptern

Ihnen folgt Welleda, in einer koſtbaren idealiſchen Kleidung, mit einem Sternenkranz im Haare. Hinter ihr ein Gefolge von verſchleyerten Jungfrauen).

Odo. Habt Dank edle Jungfrau, daß ihr Wort gehalten.

Welleda. Ich folge gern, wo die Pflicht dem Herzen, und das Herz der Pflicht gebeut.

Odo. Auf! die Gäſte ſind verſammelt. Man hole meine Tochter.

(Der Marſchall und zwey Kämmerlinge entfernen ſich).

Welleda. (zieht den Herzog bey Seite.) Ich darf euch nicht verhehlen gnädiger Herr, daß die Geſtirne dieſer Stunde abhold ſind.

Odo. (erſchrocken). Wehe! was verkündet ihr?

Welleda. Seyd ruhig, der kommende Morgen trägt das Glück der Liebe in ſeinem Schooſe. Nur hütet euch von der Tochter zu erzwingen, was vielleicht ihr Herz verſagt.

Odo. Dieſe Widerſprüche.

Welleda. Der Liebe Engel wird den Knoten löſen.

Sechster Auftritt.

(Trompeten und Paucken. Der Marſchall und die Kämmerlinge. Hinter ihnen Luitgarde, hochzeitlich geſchmückt, mit weiblichem Gefolge. Ihre Schleppe wird von Edelknaben getragen. Sie lehnt ſich ſchwach auf eine ihrer Freundin.

Edmund. (heimlich zu Adolphinen) O, Schweſter.

Adolph. (eben ſo). O Bräutigam!

Edmund. Ich zittere.

Adolph. Zu ſpät.

Odo. Komm meine Tochter! Ein Wort aus deinem Munde beglücke nun den Jüngling und den Greis.

Welleda. (bey Seite) Armes Mädchen! du biſt zu ſchwach, ich muß dich langſam vorbereiten.

Edmund. (ſtammelnd zu Luitgarden). Meine ehrfurchtsvollen Wünſche — meine beſcheidene Ehrfurcht.

Luitg. Prinz, ich bin ein ſchwaches Kind, und bedarf der männlichen Geduld.

Odo. (tritt zwiſchen beyde und legt Luitgardens zitternde Hand in Edmunds Hand). Sohn ihr empfangt mit dieſer Hand ein Kleinod. dem die zarte weibliche Tugend hohen Glanz und Werth verleiht, die Liebe der Tochter bürgt für die Zärtlichkeit der Gattin Sprich es laut aus Luitgarde, das Gelübde ewiger Treue

Luitg. (ſtammelnd) Ich verſpreche — Gehorſam — Treue — Pflicht —

Welleda. (ruft plötzlich begeiſtert aus, indem ſie ſtarr vor ſich hinblickt). Oswald! Graf von Orlamünde.

Luitg. (indem ſie ſchnell und bebend ihre Hand zurückzieht). Ha!

Odo. (unwillig). Was ſoll das?

Alle. (ſtaunen).

Welleda. (mit hoher Begeiſterung, ohne auf das zu achten, was um ſie her vorgeht). Ich ſeh ihn wandeln — er kommt.

Luitg. (auſſer ſich, ſich an Welleda ſchmiegend). Wo! wo! welche Ahndung — welche Hoffnung! — Freundin! — Schweſter!

Welleda. (ganz erſchöpft, erholt ſich nach und nach). Wo bin ich! — wie iſt mir geſchehn!

Odo. (ſchmerzhaft). Welleda! was habt ihr gethan?

Welleda. Schmähet nicht, das Werkzeug verehret ſchweigend den Meiſter! (ſie zieht ihn bey Seite). Soll ich es euch noch einmal wiederholen? was auch geſchehen möge, ich verkünd' euch nahes Glück.

Odo. Unbegreifliche! darf ich dir trauen?

Welleda. Seht mich an.

Odo. Ruhe wohnt in dieſen Blicken.

Welleda. Sie wohne in Eurem Herzen. Doch ihr ſollt nicht handeln — nur leiden.

Odo. Es ſey.

Luitg. (halb leiſe). Erbarmt euch meiner

Angſt! — ſoll ich das Opfer vollbringen? — ach! ich kann es nicht! — jetzt nicht!

Welleda. Kommt Fräulein, daß ich ſtill und heimlich mit ferner Ahndung euren Buſen ſchwelle. Segen über jeden guten Menſchen! der dem Leidenden ſanft und leiſe wie einem geneſenden Blinden, die Binde von den Augen ſchiebt, daß er vor dem plötzlichen Glanz ſie nicht auf ewig ſchließe. (ſie ſchlingt ihren Arm um Luitgarden und führt ſie fort).

Odo (zu Edmund). Prinz verzeiht, was hier geſchehen — erklären kann ich es nicht.

Adolph. Faſt kommt mir alles vor, wie ein Mährchen aus der grauen Vorzeit.

Liebm. Ich hab es gleich geſagt: ſo geht es, wenn man mit Hexen ſich gemein macht.

(Die Hofleute haben ſich indeſſen größtentheils zerſtreut. Nur noch wenige ſtehen Gruppenweis im Hintergrund, und gloſſiren über das Vorgegangene. Auch dieſe wenigen verſchwinden nach und nach. Welledes Knaben entfernen ſich gleichfalls hierhin und dorthin. Einige derſelben ſchütteln im vorbeygehn Liebmund die Hand und ſagen) Guten Abend Liebmund.

Liebm. Geht zu Eurem Vater in die Hölle (er macht ſich von ihnen los und entſchlüpft).

Siebenter Auftritt.

Edmund. Adolphine.

Edmund. (voll Unmuth). Was meinſt du Schweſter?

Adolph. Ach, ich weiß nicht — daß ich ſehr geputzt bin.

Edmund. Lege den Hochzeitſchmuck nur wieder ab.

Adolph. Warum?

Edmund. Einpacken, Pferde ſatteln, fort reiten —

Adolph. Pr! wie haſtig, es kann noch alles gut werden. Schmauſen, Ringelrennen, Fackeltanz —

Edmund. Das könnteſt du mir rathen!

Adolph. Auf meinen Rath biſt du nicht hergekommen, da wir aber nun einmal hier ſind.

Edmund. Ein Mädchen ſoll ich heirathen, das mich offenbar nicht liebt?

Adolph. Gemach Herr Bruder, das iſt doch auch viel begehrt. Zweymal hat er ſie geſehn, und beym drittenmal fodert er ſchon Liebe.

Edmund. Juſt nicht Liebe; aber hier iſt Widerwille.

Adolph (halb ſchalkhaft, halb bitter). Du haſt freylich keinen Widerwillen.

Edmund. Nein, das eben nicht.

Adolph. O wie wäre das auch möglich, ein ſo ſchönes Mädchen —

Edmund. Schön oder nicht ſchön; ich habe es unſerm alten Vater verſprochen.

Adolph. Freylich, und Männer halten Wort, wenn es ſie auch noch ſo ſauer ankommt.

Edmund. Vorausgeſetzt, daß der Vater ſelbſt nicht wollen kann, ich ſoll mich aufdringen.

Adolph. Der Junker iſt ſtolz.

Edmund. Und das Fräulein zur Unzeit muthwillig.

Adolph. Ueble Launen ſind wie die Spinnen; wenn man ihnen keine Nahrung giebt, ſo freſſen ſie ſich am Ende ſelber auf, und die letzte ſtirbt vor Langeweile. Drum Herr Bruder, geh ich dir bedachtſam aus dem Wege.

Edmund. (empfindlich). Geh nur, geh. Das iſt die gerühmte Schweſterliebe. Was ſagte ſie doch heute? wenn es dir übel geht, ſo komm in meine Arme. — Ja doch, wer auf den Sand von ſchönen Worten baut. Nun geht mirs würklich übel.

Adolph (breitet gerührt ihre Arme aus.) So komm in meine Arme.

Edmund. (drückt ſie haſtig an ſein Herz). Schweſter laß uns fliehen.

Adolph. Wüßt du es daheim verantworten?

Edmund. Kann der Vater mein Unglück wollen?

Adolph. Luitgarde iſt ein ſo ſchönes Unglück.

Edmund. Iſt es meine Schuld, daß ich ihr mißfalle? hat die Kindespflicht dem väterlichen Wunſche nicht gehorcht?

Adolph. Aber denke dir den kranken alten Mann, wenn er ſich in Pelz gewickelt aus ſeiner Kammer tragen läßt, um die Schwiegertochter zu empfangen, und wir kommen allein zurück.

Edmund. Er möge Troſt aus meiner Ruhe ſchöpfen. Warum ſoll ich denn eben heurathen?

Adolph. Damit kein Fremdling den Thron von Jülich erbe.

Edmund. O ich werde ſo bald nicht ſterben. Und wenn auch; lebt nicht meine Schweſter.

Adolph. Ja, deine Schweſter, hahaha! die kann wohl ihre Zofen, aber nicht ein Land regieren. Wenn ich gebietende Fürſtin wäre, und es käme ein Abgeſandter, oder ſo ein alter dicker Rath, und lachte ihm grade ins Geſicht — nein das geht nicht.

Edmund. Mir fällt ein Mittel ein, den Vater zu beruhigen. Ich bleibe ledig und du heurathest.

Adolph. Ich?

Edmund. Deine Kinder ſollen meinen Thron einſt erben.

Adolph. Kinder? ha ha ha! haſt du ſchon einen Mann für mich?

Edmund. Wir werden einen ſuchen, der deiner würdig iſt. Wir werden uns einige Jahre Zeit dazu nehmen.

Adolph Einige Jahre? das iſt lange.

Edmund So? — iſt dir das zu lange? — haſt du vielleicht — vermuthlich wollt ich ſagen — dein Auge ſchon auf jemand geworfen?

Adolph. Das Auge werfe ich hin und her; aber das Herz, Herr Bruder, das wirft man nicht.

Edmund. Jetzt hab ich dich gefangen. Recht Schweſter, das Herz wirft man nicht ſo weg, wie einen wurmſtichigen Apfel. Luitgarde verſchmäht das Meinige. —

Adolph. (raſch). Haſt du ihr es angeboten?

Edmund. Davon iſt nicht die Rede.

Adolph. Wovon denn?

Edmund. Von — ihrer Abneigung — von der wunderlichen Frau im Walde — kurz und gut, ich reiſe.

Adolph. Deine Pferde ſind lahm.

Edmund. So gehe ich zu Fuſſe. (rennt fort).

Achter Auftritt.

Adolphine.

(Ihm nachrufend). Bruder, keine Uebereilung! — Fort geht er — kann ichs hindern? — vielleicht; und ich ſollte wohl — warum thu' ich es denn nicht? ich muß nur auch verſuchen, die Stirne kraus zu ziehen. (ſie will fort)

Neunter Auftritt.

Welleda. Adolphine.

Welleda (tritt ihr entgegen). Bleibt ſchönes Fräulein. Wo iſt der Prinz?

Adolph Seine Unmuth trieb ihn fort. Ihr habt mit Eurem Stabe durch der Liebe Rechnung einen Strich gezogen.

Welleda. (lächelnd). Die Liebe rechnet nicht. Was ich that, war heilſam. Ich erwarte Dank von euch.

Adolph Von mir?

Welleda. Könntet ihr den liebenswerthen Prinzen gleichgültig in fremden Armen ſehen?

Adolph. Meinen Bruder?

Welleda. Und wenn er nun nicht euer Bruder wäre?

Adolph (haſtig und erſchüttert) Wenn er es — nicht wäre? — Ach mein Gott! wie habt ihr mich erſchreckt!

Welleda. (lächelnd). Erſchreckt?

Adolph. Denket doch nur — wenn er es nicht wäre — ſo hätte ja mein alter Vater keinen Sohn

Welleda. Ihr müßtet freylich dann ihm einen andern geben.

Adolph. (haſtig). Einen Andern? nein!

Welleda. Oder dieſen.

Adolph Ich bitt' euch edle Frau, ſcherzet nicht mit einer ſchwachen Dirne. Man denkt ſich das hernach als möglich; man ſetzt ſich ſo was in den Kopf —

Welleda. Setzt es immerhin auch in das Herz — (mit Nachdruck) denn es iſt wahr!

Adolph. (mit zweifelnden Erſtaunen und furchtſamer Freude). Wie? — mein Edmund? er wäre mir nichts? — er durfte mir Alles ſeyn? — die Schrift im Felſen hätte wahr geſprochen? — der Geſpiele meiner Kindheit! — o erkläret mir das Wunder.

Welleda. Für jetzt ſey euch genug zu wiſſen. Edmund — noch immer Prinz — zwar nicht von Jülich — nicht Euer Bruder — doch morgen, wenn ihr wollt, euer zärtlicher Gemahl.

Adolph. Mein Gemahl? — Und Luitgarde?

Welleda. Auch ſie iſt ſorgſam vorbereitet. Der Freude allzuſchneller Wechſel erträgt die arme Kranke nicht. Drum ſchweigt, daß ich den Knoten langſam löſe; wer ihn zerſchneiden wollte, ach! der zerſchnitte ihren Lebensfaden. Sie iſt beruhigt, ſie hofft; der Fackeltanz wird alſobald beginnen.

Adolph (erſchrocken). Der Fackeltanz? — dennoch?

Welleda. Stellt euch nur ruhig in die Reihe. Beginnen wird er — aber enden nicht. Bis dahin gelobt mir Verſchwiegenheit.

Adolph. Gern. Aber Edmund?

Welleda. Auch er darf noch nichts wiſſen.

Adolph. (entzückt) Edmund — nicht mein Bruder, — ein wenig necken darf ich ihn doch?

Welleda (lächelnd) Der Liebe das Necken zu verbieten, dazu iſt meine Macht zu klein. Ich gehe, um durch milde Worte den ſchwachen Funken lebendig zu erhalten, den der Hoffnung erſter Strahl in Luitgardens Buſen entzündet hat Ihr Leben! Liebe! Mir Tugend Ruhe! Tod! (ab).

Zehnter Auftritt.

Adolphine.

(Allein). Verſteh ich ſie? — gleichviel. Was mich entzückt, berauſcht! mir eine neue Sprache, neue Sinne giebt! das hab ich wohl verſtanden. O daß ich es ihm nicht ſagen und ich möcht es ſchreyen! — er kommt! — hilf Himmel! wie ſoll ich es verbergen? — Muthwille, mein alter Freund! ich fühle wohl, daß wir bald von einander ſcheiden werden. komm mir dießmal noch zu Hülfe.

Eilfter Auftritt.

Edmund. Adolphine.

Edmund. Nun Schweſter, Alles iſt bereit.

Adolph. Bruder, denke nur —

Edmund. Heute denke ich nichts.

Adolph. Unverhofft kommt oft.

Edmund. Was ſollen mir die alten Sprichwörter?

Adolph. Wir ſprachen vorhin vom Heurathen.

Adolph. Aber ich.

Edmund. (ſtutzt) Du?

Adolph. Es hat ſich eben ein ſtattlicher Mann bey mir gemeldet.

Edmund. Ja?

Adolph. Gleich als du von mir giengſt.

Edmund. Wirklich? nun die Mädchen ſind doch wahrlich wie die Mücken; ſie laſſen ſich im Nu von jeder Schwalbe fangen.

Adolph. Du haſt doch nichts dagegen?

Edmund. Ich! o nein.

Adolph. Es war dein eigner Einfall.

Edmund. Ey, allerdings. Darf man fragen, wer der Glückliche —

Adolph. Noch darf ich ihn nicht nennen.

Edm. Hat er nicht einmahl einen Namen?

Adolph. O ja, er hat Einen. Zwar beſinn' ich mich ſo eben, daß ich ihn ſelbſt nicht weiß; aber einen Nahmen hat er — ſeit kurzem wieder gefunden.

Edmund. Wieder gefunden? alſo doch einmal verloren? das klingt ſehr verdächtig.

Adolph. Er iſt von untadelicher Herkunft.

Edmund. Ich tadle ja auch nichts.

Adolph. Eine ſchöne männliche Geſtalt.

Edmund. Wer zweifelt? Schade nur, daß nicht Alle mit deinen Augen ſehen werden.

Adolph. Du doch gewiß?

Edmund. Dafür kann ich dir nicht bürgen; denn ein Mann, der ſo plötzlich aus den Wolken fällt, um einen Namen und eine Frau zu ſuchen — ſiehſt du Schweſter, nimm mir das nicht übel; aber ich wette, daß der Wolkenmann nicht viel taugt.

Adolph. Wetten willſt du? — nimm dich in Acht.

Edmund. Und mit ſeiner gerühmten Schönheit — man weiß ja wohl, die Augen der Liebe —

Adolph. So ſpricht ſeine Beſcheidenheit.

Edmund. Ey ja doch, ſehr beſcheiden. Kommt hieher zur Hochzeit —

Adolph. Ja das thut er.

Edmund. Denkt noch gar nicht daran, dich zu lieben, oder gar zu heurathen —

Adolph. Nein, da haſt du Recht.

Edmund. Und über Hals und Kopf —

Adolph. Mich dünkt, das mache meinen Reizen Ehre.

Edmund. Da haben wir die weibliche Eitelkeit. Ja, Eitelkeit, ſonſt iſt es nichts. Du meinſt wohl gar, du liebeſt ihn?

Adolph. Von ganzen Herzen!

Edmund. Ich ſage dir es iſt nicht wahr.

Adolph. Ich lieb ihn unausſprechlich!

Edmund. Wirklich? nun, das iſt ja ganz

vortrefflich. Und wann ſoll denn die Hochzeit ſeyn?

Adolph. Hoffentlich recht bald.

Edmund. In der künftigen Woche?

Adolph. Wenn es der Vater will.

Edmund. Mit Gunſt Fräulein Schweſter, nicht ſo raſch. Hier vertret' ich Vaterſtelle, du wirſt daher erlauben, daß ich den Abentheurer zuvor ein wenig prüfe.

Adolph. Das magſt du thun.

Edmund. Und zwar mit *meinen* Augen prüfe.

Adolph. Wenn du das kannſt.

Edmund. Da wird ſich denn ſo mancherley entdecken, was vor *deinem* Blicken der Sturm der Leidenſchaft vorüber wehte.

Adolph. Ich hoffe nicht.

Edmund. Ich auch nicht. O es wäre Schade!

Adolph. Gewiß, denn ſieh nur Bruder, ich habe mir das ſchon ſo ſüß gedacht.

Edmund. Wirklich?

Adolph. Meine Kinder werden deinen Thron einſt erben.

Edmund. So? du rechneſt wohl ſchon gar auf meinen Tod?

Adolph. Das nicht, aber mit der Zeit.

Edmund. Und Kinder haſt du auch ſchon in Gedanken?

Adolph. Die holden Püppgen, ſie werden dem Oheim Freude machen.

Edmund. O ja, recht ſehr, recht groſſe Freude! Doch, was die Erbſchaft anbetrift, da wirſt du mir verzeihen.

Adolph. Wie ſo? du bleibſt ja ledig?

Edmund. Ich habe mich anders beſonnen.

Adolph. So ſchnell?

Edmund. Darüber wunderſt du dich?

Adolph. Vor einer Viertelſtunde wollteſt du ja —

Edmund. Und was wollteſt du vor einer Viertelſtunde?

Adolph. Aber Luitgarde liebt dich nicht?

Edmund. Gleichviel, ich habe bedacht, daß meines Vaters Wunſch und Wille —

Adolph. Ah ſo! aus kindlicher Pflicht? das iſt brav.

Edmund. Und wirklich fange ich auch ſchon an zu fühlen, daß Luitgarde mir im Grunde nicht ganz gleichgültig iſt.

Adolph. (etwas empfindlich). Ja?

Edmund. Sie iſt ſchön; in der That Schweſter, ſie iſt ſchöner als du.

Adolph. Hab ich denn das nicht gleich geſagt?

Edmund. Und ihre ſtille Schwermuth —

Adolph. Dieſen Morgen rühmteſt du meine Munterkeit?

Edmund. Nenn' es lieber Muthwillen; er iſt zuweilen unerträglich.

Adolph. Wohlan, ſo rathe ich dir, je eher je lieber die Vermählung zu vollziehen.

Edmund. O ja, das will ich auch, ſo bald nur meine Braut, meine ſchöne holde, geliebte Braut —

Adolph. Du biſt ja auſſer dir!

Edmund. So bald ſie ſich erholt haben wird.

Adolph. (ſpöttiſch). Ihr Zittern, ihr Schrecken, es war ſo liebevoll, ſo ſchmeichelhaft für dich —

Edmund. Keine Spöttereyen. Wir wollen ſehn nach Jahr und Tag, wer von uns beyden mehr lieben und geliebt ſeyn wird, du oder ich?

Adolph. Ja, ja, das wollen wir ſehn.

Zwölfter Auftritt.

Ein Knappe. Vorige.

Knappe. Die Pferde ſind geſattelt.

Edmund. (verdrüßlich). Wer fragt darnach?

Knappe. Gnädiger Herr, ihr ſelbſt habt befohlen.

Edmund. Und jetzt befehl ich abzuſatteln. Ich bleibe hier.

Knappe. Deſto beſſer! (ab).

Edmund. Ja, ja, ich bleibe hier, und

wenn wir doch nur gleich, jetzt gleich zur Trauung abgerufen würden.

Adolph. Wir?

Edmund. Ich! ich!

Adolph. Du gehſt nicht ohne mich.

Dreyzehnter Auftritt.

Ein Höfling. Vorige.

Höfling. Prinz, der Herzog läßt euch erſuchen —

Edmund. Hat das Fräulein ſich erholt?

Höfl. Vollkommen.

Edmund. (unruhig). Das iſt eine frohe Bothſchaft. Zwar wird ſie heute noch der Ruhe bedürfen —

Höfl. Sie iſt bereit euch zum Altar zu folgen.

Edmund. (ſehr betreten). Wirklich?! — Sagt dem Herzog — ich ſey entzückt

Höfl. Gnädiger Herr, ſagt es ihm ſelber, man erwartet Euch zum Fackeltanz. (ab).

Adolph. Nun Bruder? du ſtehſt am Ziele.

Edmund. Allerdings.

Adolph. Was iſt dir? ſo bewegt ſah ich dich noch nie?

Edmund. Das Glück der Liebe —

Adolph. Ich glaube gar, es ſchwimmen Thränen in deinen Augen?

Edmund. Freudenthränen. — Willſt du mir folgen?

Adolph. Von Herzen gern.

Edmund. So reiche mir zum letztenmale die Hand.

Adolph. Warum zum letztenmale?

Edmund. Weil dann der namenloſe Bräutigam an meine Stelle treten wird

Adolph. Nur aus deiner Hand werde ich die Seinige empfangen.

Edmund. (reicht ihr die Fingerſpitzen, die ſie mit den Fingerſpitzen faßt. Beyde ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Liebmund. Höfling.

Liebm. (von der andern Seite, indem er rückwärts ſchaut). Wie die Leute ſich herzu drängen. Iſt das nicht ein Lärm, um einen Fackeltanz zu ſehn. — Ja, wenn es nur was zu gaffen giebt, es ſey hängen, Köpfen, oder Hochzeit halten, das iſt ihnen alles einerley. He da! Leute! erdrückt euch nicht! Wache! die Hellebarden ins Kreuz! — Alle könnt ihr doch nicht hier herein. — Was gibts? he? — Rathsherrn? — Ah das laß ich gelten. Macht Platz für die Rathsherrn, die müſſen nicken.

(Mehrere ſchwarz gekleidete Männer mit groſſen Halskragen werden herein gelaſſen.)

Nun? — wer noch? Doktoren? — ſchon recht, die gehören auch hieher. Macht Platz für die Doktoren, die müſſen trinken.

(Mehrere Männer in rothen Mänteln mit Barretten auf den Köpfen, werden herein gelaſſen).

Liebm. Das übrige Geſindel mag drauſſen gaffen.

Volkmars Stimme. (drauſſen). Wir ſind Fremde.

Liebm. Was für Fremde.

Volkm. Reiſende Kaufleute.

Liebm. Kaufleute? (zu dem Höflinge). Das Volk reiſet in alle Welttheile, ſieht alles, erzählt Alles — da muß man ſchon um des guten Leumunds willen — (hinaus redend). Laßt ſie nur herein.

(Oswald, Volkmar und noch drey Andere treten ein. Sie ſind alle mit entblößten Häuptern und in weite Mäntel gehüllt.)

Liebm. Da ſtellt euch nur da oben an die Ecke und ſperrt die Augen weit auf. (er weiſet ihnen rechter Hand ihre Plätze an). Hier müſſen die Tanzenden vorbey. Das ſage ich euch, ihr mögt weit und breit in Aſia und Afrika herumreiſen, die Prinzeſſin von Monomotapa iſt nicht ſo ſchön als unſer Fräulein.

Fünfter Auftritt.

Welleda. Vorige.

Welleda (tritt auf).

Liebm. O weh, die Hexe! (er zieht ſich nach und nach in den Hintergrund, und iſt beym Schluſſe des Akts nicht mehr ſichtbar.)

Welleda. (geht langſam vorwärts, überſchaut die Verſammlung zu beyden Seiten, und äuſſert ihre Zufriedenheit, als ſie Oswald und ſeine Gefährten erblickt, die ſie jedoch nicht zu kennen ſcheint, dann tritt ſie vor an den Rand der Bühne.

(Trompeten und Paucken hinter der Szene).

Höfling. Sie kommen.

Sechzehnter Auftritt.

(Odo erſcheint unter Trompeten und Pauckenſchall und beſteigt den Thron. Hierauf beginnt die Muſik des Fackeltanzes hinter der Szene. Der Fackeltanz ſelbſt iſt eine Art von verſchlungenen Reigen, der ſich in einem mäſſigen Tacte fort bewegt. Zuerſt erſcheinen 12 Edelknechte paarweiſe, mit weiſſen brennenden Wachsfackeln in den Händen. Ihnen folgt der Marſchall mit dem Stabe. Hierauf Edmund und Luitgarde, dann Adelphine mit einem vornehmen Herrn des Hofes, dann das Gefolge beyderley Geſchlechts. — Nachdem der Tanz einige Minuten gedauert hat, nähert ſich Luitgarde von ungefähr Oswald, der ſein Auge ſtarr auf ſie heftet).

Luitg. (erblickt ihn, und ſchreyt laut auf).

Odo. (erhebt ſich ſchnell vom Throne und ruft) Halt!

(Die Muſik ſchweigt plötzlich. Alles drängt ſich um Luitgarde).

Luitg. (bebt langſam zurück bis auf die linke Seite des Vorgrundes, ihre Blicke unverwandt auf Oswald gerichtet).

Odo. (ſtürzt herbey). Tochter! was iſt dir?

Luitg. (ſchwach und ſtammelnd). Er iſts! (ſinkt Adolphinen in die Arme).

Odo. (wirft ſich neben ihr auf die Kniee, ringt die Hände und ruft ſchmerzlich. Gott! Erbarme dich eines Greiſes!

Edmund. (ſteht betäubt).

(Während dieſe Gruppe ſich auf der linken Seite der Bühne bildet, haben auf der rechten Volkmar und ſeine Gefährten ihre Mäntel von ſich geworfen, und ſtehen als vier ſchwarz geharniſchte Ritter neben dem erſtarrten Oswald. Jeder von ihnen trägt am Arm einen ſchwarzen Schild, auf welchem Welledas weiſſe verſchleyerte Geſtalt abgebildet iſt).

(Die Höflinge und Knappen durch dieſen Anblick in Erſtaunen geſetzt, murmeln unter einander). Wer ſind dieſe Männer? Feinde? Räuber? Friedensſtörer; Zieht eure Schwerdter!

nehmt ſie gefangen (die Bewaffneten ziehen ihre Schwerdter und wollen auf Oswald eindringen).

Welleda. (ſtreckt ihren Stab aus und ruft). Halt! Sie ſtehen unter meinem Schutze!

(Volkmar und ſeine Gefährten haben gleichfalls ihre Schwerdter gezogen. Zwey decken Oswald von vorne mit ihren Schildern, und zwey von hinten. So führen ſie ihn mit langſamen Schritten mitten durch den Haufen).

(Die zurückweichenden Knappen murmeln dumpf unter einander) Es ſind Geiſter!

Welleda. (bleibt mit ausgeſtrecktem Stabe ſtehn). Während dem allen fällt langſam der Vorhang.

Fünfter Aufzug.

(Eine fürchterliche Wildniß. Im Hintergrunde erheben ſich groſſe Felſen. Auf jeder Seite erblickt man zwey Höhlen oder Grotten. Im Vordergrunde einen groſſen Stein. Oben auf jeder Höhle liegt einer von Welledas Knaben ſchlummernd, unten neben jeder Höhle ein anderer. Es iſt Nacht).

Erſter Auftritt.

Erich. Volkmar.

Erich. (tritt mit einer Lampe aus der einen Höhle, und ruft leiſe). Volkmar!

Volkm. (kommt aus einer andern Höhle gegenüber). Rufſt du mich?

Erich. Wie ſteht es?

Volkm. Gut!

Erich. Der ſtumme Ritter?

Volkm. (deutet rückwärts in die Höhle). Hier!

Erich. Und der Prinz.

Volkm. Dort.

Erich. Iſt er unterrichtet?

Volkm. Von allem.

Erich. Wie gebehrdet er ſich?

Volkm. Wie ein Kind am Weihnachtsabend.

Erich. Recht Junker. Des Lebens frohſte Stunden ſind die, wo der kleine Menſch um einem Baum mit Lichtern hüpft.

Volkm. Doch errathe ich nun noch halb, warum Welleda eben dieſe fürchterliche Einöde zum Schauplatz wählte?

Erich. Es iſt ihr Lieblingsort.

Volkm. In dieſer wilden Geſtalt?

Erich. Hier weint ſie oft. Hier ſoll auch, wie man ſpricht, Agrippa's Geiſt um Mitternacht ſich ächzend hören laſſen. Doch heute wird die kindliche Liebe ihn erlöſen! heute ſchmücken ſich die düſtern Felſen zur der Tugend Jubelfeyer.

Wolfm. Wenn nur der Herzog uns die Freude nicht verdirbt.

Erich. Wie ſo?

Wolfm. Ich meine, wenn er ausbliebe. —

Erich. Er iſt ſchon da.

Wolfm. Iſt er? das habe ich kaum gehofft. Er war ſehr unwillig auf unſre Gebietherinn. Sie mußte die ganze Kraft ihrer ſüſſen Ueberredungen verwenden, um ihn noch in dieſer Nacht hieher zu locken.

Erich. Er kam vor wenig Augenblicken und das holde Fräulein mit ihm.

Wolfm. Hat man ſie getrennt?

Erich. Sogleich.

Wolfm. Und des Herzogs Zorn?

Erich. Welledas Sanftmuth hat ihn entwaffnet.

Wolfm. O Erich! welch ein Weib!

Erich. Sagſt du mir das?

Wolfm. Tobende Leidenſchaften gängelt ſie an Blumenbändern; ſie haucht in den Sturm, und er ſchweigt.

Erich. Schweig auch du, ich höre kommen.

Wolfm. Iſt alles bereit?

Erich. Alles.

Wolfm. Die Kinder ſchlafen.

Erich. Ihr Knaben erwacht!

(Die Knaben werden alle munter).

Erich. Schüttelt den Schlaf von den Gliedern. Morgen mögt ihr ruhen. Jetzt ein Jeder an ſeine angewieſene Stelle.

(Die Knaben oben auf den Grotten verſchwinden, die unten ſchlüpfen hinter die Höhlen)

Wolkm. Mich dünkt, ich ſehe eine Fackel.

Erich. Es iſt Welleda.

Wolkm. Wen führt ſie.

Erich. Den alten Bernhard. Wir müſſen fort. Welleda will, er ſoll allein hier bleiben.

Wolkm. O möchte ſie nur immer etwas wollen! es iſt ſo ſüß ihr zu gehorchen (ab).

Erich. Doch nicht in jeder Geſtalt herrſcht die Tugend; aber ſie vermag alles, wenn ſie ſich mit Liebe und Schönheit paart. (ab).

Zweyter Auftritt.

Welleda. Bernhard.

Welleda. (mit einer Fackel in der Hand führt Bernhard).

Bernh. (wankend). Habt Erbarmen! mich verlaſſen meine Kräfte.

Welleda. Wir ſind am Ziele.

Bernh. So öffnet mir mein Grab.

Welleda. Setze dich auf dieſen Stein.

Bernh. Laßt mich unter dieſem Steine ruhen. (er ſetzt ſich).

Welleda (hält die Fackel hoch empor). Sieh dich um! wo biſt du?

Bernh. (erkennt nach und nach die Gegenſtände um ſich her, und ruft bebend). Gott ſey mir gnädig!

Welleda. Erkennſt du dieſen Ort?

Bernh. Das Grabmal meiner Ruhe. Das iſt der Stein, auf dem ich ſaß in jener Schreckensnacht. Seht nur, das Gras umher iſt noch verdorrt.

Welleda. Weine auf dieſen Boden, daß friſches Grün ihn ſchmücke.

Bernh. Thränen der Reue vertilgen kein Blut! — Hier hat der Knabe mir zum leztenmal gelächelt — dort ſtand der Greis — hier lag ich mit dem Antliz auf dem Boden, da haben meine Thränen jeden Keim verbrannt!

Welleda. Furchtbarer Gott! warum noch jenſeits des Grabes ewige Nacht, ewiges Licht? gabſt du nicht ſchon auf Erden dem Laſter die Hölle in den Buſen? der Tugend, den Himmel in das Herz!

Bernh. Aus dieſen Höhlen hat die Angſt auch angegähnt, unter jenem Baume hat ein Johanniswürmchen mir Schrecken zugefunkelt —

Welleda. Ihr Furien, laßt ab von ſeinem Herzen! milde Hoffnung, kehre freundlich wieder! (zu Bernhard). Faſſe Muth, du haſt gebüßt. Hier, wo in düſtrer Nacht dir nur ein Würmchen funkelte, hier ſoll in düſtrer Nacht dir bald ein Stern glänzen — ein Stern, den keine Wolken deckt! der vor des Laſters Fackel zu ſchwinden ſcheint — doch ſteht er ewig da, und leuchtet! ſein Name iſt Tugend! der Müde, der ins Grab ſich legt, wird aus der Tiefe ihn gewahr, und ſchließt ſein Auge ſanft. (ſie geht)·

Bernh. Wohin! verlaß mich nicht.

Welleda. Mit Troſt kehr ich zurück. (ab).

Dritter Auftritt.

Bernhard allein.

Hu! ich bin allein! — der Böſewicht allein! Wer hat zuerſt durch Beil und Ketten das Verbrechen beſtraft? — dem drückte ſelber keine böſe That, ſonſt hätte er verordnet: der Verbrecher bleibe allein! und lebe lange! lange! o wäre ich noch geſchmiedet an meiner Ruderbank! — o willkommner Schmerz! damals war mir leichter! —

Vierter Auftritt.

Herzog erſcheint von **Welleda** geführt.

Herzog. Welleda! welche Träume erzählt ihr mir?

Welleda. Der Tochter Mund wird keinen Gift auf den Aſchenkrug des Vaters ſpritzen Wahrheit gnädiger Herr

Herzog. Und mein Fridolin?

Welleda. Er lebt.

Herzog. Lebt!

Welleda. Prinz Edmund kann euer Sohn nicht werden.

Herzog. Nicht?

Welleda. Denn es iſt ſchon euer Sohn.

Herzog. Er? mein Sohn? (nach einer Pauſe ſein Haupt ſchüttelnd). O Welleda! ihr meint es gut mit mir! ihr wollt den kindiſchen Greis in ſeinen letzten Schlummer wiegen — aber Täuſchung bleibt doch immer Täuſchung!

Welleda. So täuſche mich die Hoffnung am Tage des Weltgerichts.

Herzog. Verzeiht dem alten Manne ſeine Zweifelſucht. Ihr wißt, die Jugend hofft zu viel, das Alter zu wenig. Des Jünglings und des Greiſes Hoffnung ſind Morgen- und Abendroth, dem einen folgt der Tag, dem andern die Nacht.

Welleda. Meine Fackel ſoll euch vorleuchten, wo der Pfad dunkel iſt.

Herzog. Ihr ſeyd eine edle kluge Jungfrau; geſteht, ihr habt es gutmüthig erſonnen, um die Tochter von verhaßten Banden zu befreyen, und doch auch das Vaterherz zu beſchwichtigen.

Welleda. Wollt ihr mir nicht glauben, ſo höret dieſen (ſie führt ihn näher zu Bernhard, und hält die Fackel hoch empor.)

Herzog. (ſteht halb gebückt in der Stellung eines Menſchen, der mit ſtarren Blicken in der Dämmerung einen Gegenſtand zu erkennen ſtrebt).

Bernh. (dem des Herzogs Züge nicht fremd ſind, geht nach und nach von Ahndung zu Gewißheit über. Er faltet zitternd ſeine Hände, ſinkt langſam von dem Steine auf die Knie, und ſtammelt dumpf). Meine — letzte Stunde.

Welleda (zu Bernhard). Weißt du, wer vor dir ſteht?

Bernh. Der Rächer — Herzog Odo — (er bückt ſich in den Staub).

Herzog. Was ſoll das? — wer iſt der fremde Mann?

Welleda. Erkennt ihr ihn nicht?

Herzog. Wüßt ich nicht von ſicherer Hand, das der Verräther lange ſchon im Grabe modert, ich ſpräche: es iſt Bernhard!

Bernh. (ganz vernichtet). Ja, er modert — aber nicht im Grabe — er verweſt lebendig — ich bin Bernhard.

Herzog. Ha! Räuber meines Kindes!

Bernh. Tödtet mich!

Welleda. Fridolin lebt!

Bernh. (ſieht ſie zweifelnd an). So tödte mich die Freude.

Welleda. Bekenne Wahrheit.

Bernh. Ihr wißt alles.

Herzog. Wer hat zu den Bubenſtück dich gedungen?

Bernh. Paul von Orlamünde.

Herzog. Nun Welleda?

Welleda. Fragt weiter!

Herzog. Wem ward der Knabe ausgeliefert?

Bernh. In dieſem Walde ereilte mich die Reue. Vorwärts wollte ich nicht, rückwärts konnte ich nicht. Ein Greis erſchien, und nahm das Kind von mir.

Welleda. Nun gnädiger Herr?

Herzog. (nach einer Pauſe, in welcher ſeine frohen und frommen Empfindungen ſich mahlen). Guter Gott! ich murrte — und du ſorgteſt väterlich! — o warum lebt mein Weib nicht mehr! Vaterfreude iſt doch nur halbe Freude, wenn die Mutter ſie nicht theilt!

Welleda. Vergeßt auch nicht den wackern alten Wilhelm von Jülich. Den Sohn, den er *euch* ſchenken wollte, empfange er nun aus *Eurer* Hand.

Herzog. Zwey Töchter! — o wie reich werd ich an einem Tage!

Welleda. Auch zwey Söhne. Oswald von Orlamünde war es —

Herzog. Schweigt von ihm!

Welleda. Aus den Klauen eines wilden Thieres hat er heute Fridolins Leben gerettet. Und wäre auch das nicht — gnädiger Herr, *verdient* ihr Euer Glück, wenn ihr in *dieſem* Augenblicke noch Groll gegen irgend *einen* Feind auf Erden hegen könnt?

Herzog. Ihr habt Recht. Er komm in meine Arme — (gegen Bernhard) und auch dieſem ſey verziehen.

Bernh. Verziehen!

Welleda. (hilft ihm wieder auf den Stein). Nun Alter, kannſt du wünſchen, unter dieſem Steine! heil dir! du ſteigſt hinab mit ruhigen Gewiſſen.

Bernh. (vor Freude bebend). Darf ich — darf ich des Herzogs Hand küſſen?

Herzog. (reicht ihm gerührt die Hand).

Bernh. Wie iſt mir! — neuen Athem hat der Schöpfer in mich gehaucht! löſcht eure Fackel aus — es iſt ja ſo hell — ſo hell! — auf! auf zu euren Füſſen! (er verſucht aufzuſtehen) Ach! ich kann nicht! — Und doch iſt mir ſo leicht.

(Rings um Bernhard kommen plötzlich Roſenbüſche hervor, und umgeben den ganzen Stein)

Bernh. Was iſt das? — und wie geſchieht mir? — Roſen? — Roſen überall.

Welleda. Wer die Bürde von ſich warf, die ſein Gewiſſen drückte, für den wird auch der harte Stein zum ſanften Roſenlager!

Herzog. (trocknet ſeine Thränen). Freuthränen! ſeltne Gäſte! wo ſind meinen Kinder, daß ich an ihren Buſen weine.

Welleda. Ehe ich Euch in ihre Arme führe, o ſo beruhigt auch mein Herz!

Herzog. Sprecht edle Freundin, was kann ich thun?

Welleda. Dem Manne feyerlich vergeben, der 20 Jahre den Sohn euch vorenthielt (kniet nieder). Verzeihung für Agrippa meinen Vater!

Herzog. Vom ganzen Herzen!

Welleda. Das keiner eurer zahlloſen Seufzer ihn einſt vor Gott anklage!

Herzog. Keiner.

Welleda. Das eure Gattin vor dem Thron des Ewigen ihn nicht ihren Mörder nenne.

Herzog. Sieh herab, und lächle!

Welleda. (erhebt ſich freudig) Wohl mir! die Hälfte meines Tagewerkes iſt vollbracht.

(ſie ſchleudert die Fackel von ſich).

Auf! es iſt nur ein Schritt! — thu ihn — ich will — ja ich will!
Schmückt euch ihr Felſen mit Blumen der Freude!
Liebe belebe die todte Natur!
Es ſchwinde die Nacht vor dem ſanften Glanze der Liebe!

Fünfter Auftritt.

(Es wird plötzlich hell. Hinter jeder Grotte ſpringt einer von Welledas Knaben hervor, mit Blumen und Roſen geſchmückt, in der Hand Meiſel und Hammer. Zu gleicher Zeit erſcheinen auch die Knaben wieder oben auf den Grotten, mit eben ſolchen Werkzeugen. Alle 8 ſetzen ihre Meiſel an die Grotten, und ſchlagen ſchnell darauf. Ein Stein nach dem andern fällt herab, die Grotten werden zu Roſenlauben, in welchen man Oswald, Luitgarden, Edmund, und Adolphinen ſitzen ſieht, die alle Merkmale des Erſtaunen von ſich geben, der Hintergrund verwandelt ſich in einen prächtigen Garten mit Traubengeländer, und Fruchtbäumen. Volkmar, Erich alle Knappen und Jungfrauen Welledas ſtehen dort gruppirt.

Welleda. (führt den Herzog raſch zu der Laube, in welcher Edmund ſteht). Greis, das iſt dein Sohn.

Herz. Fridolin?

Edmund (ſinkt in ſeine Arme).

Bernh. Dieſer! — (ſteht zitternd auf, wankt hin, und umfaßt Edmunds Knie).

Welleda. (zu Adolphinen, die indeſſen ſchüchtern aus ihrer Laube tratt). Fräulein! ich habe euch Wort gehalten. (ſie faßt ſie bey der Hand, und ſpricht, indem ſie zu den übrigen ſie hinſchiebt). Gemahl und Vater.

Adolph. Mein Bruder! mein Geliebter!

Herzog (Edmund, Adolphine, und Bernhard bilden links eine Gruppe).

Welleda. (nähert ſich der Laube des Vorgrundes rechter Hand, in welcher Luitgarde ſteht, und bebend nach Oswald hinüber blickt). Warum dieß Zagen Fräulein? warum dieß Beben! Es iſt kein Geiſt.

Luitg. (breitet die Arme nach ihm aus).

Welleda. Bleibt! bleibt! raubt mir nicht den ſchwer errungenen Lohn! ich — ich will ihn in eure Arme führen (ſie wendet ſich langſam zu Oswald, und nähert ſich ihm mit wankenden

Schritten, ſichtbar mit ihrer Liebe kämpfend). Eure Hand, Ritter!

Oswald. (tritt voll freudiger Erwartung aus der Laube, und reicht ihr die Hand).

Welleda. (ergreift ſie zitternd. und ſpricht indem ſie ihn zu Luitgarten führt). Mitternacht iſt vorüber — der Hahn hat gekreht — drey Jahre und 3 Tage ſind verfloſſen — Oswald Graf von Orlamünde! ihr dürft reden.

Oswald (indem er zu Luitgardens Füſſen ſtürzt). Luitgarde!

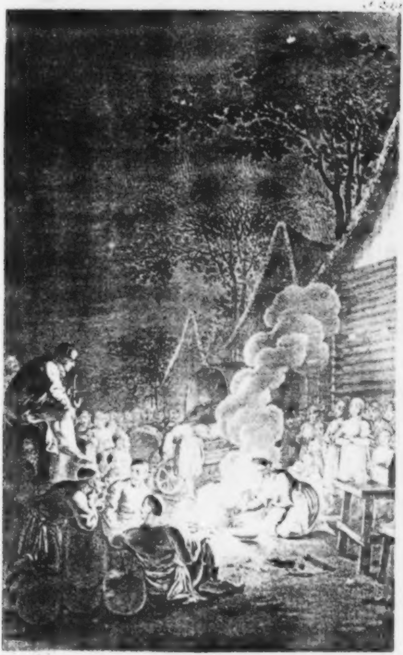
Luitgarde. (ſinkt in ſeine Arme). Verzeihung mein Geliebter!

Welleda. (kniet in der Mitte der Bühne). Zu mir Kinder! zu mir! Ich bin allein die Verlaſſene! (Die Kinder wimmeln ſchnell um ſie her.)

Welleda. Für Euch will ich leben! Euch den Weg zur Tugend führen! Ihr ſollt an meinem Herzen ruhen! Gebt mir Liebe! Liebe! ſie drückt mit beyden Armen zwey Kinder feſt an ſich, und läßt ihr Haupt auf die Bruſt ſinken. Die übrigen Kinder knieen, und ſtehen um ſie her).

Ende.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK



Das

merkwürdigſte Jahr meines Lebens.

Von

Auguſt von Kotzebue.

In zwei Abſchnitten.

Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.
Ovid.

Dritte verkürzte und verbeſſerte Ausgabe.

Mit drei Kupferſtichen.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1805.
Ladenpreis 1 Thlr. 12 gr.

Den
biedern vortrefflichen Männern,

Sr. Excellenz;
dem
Herrn Etats-Rath Kuſcheleff,
Gouverneur von Tobolsk;

Sr. Excellenz;
dem
Herrn Etats-Rath von Richter,
Gouverneur von Liefland;

und

meinen edlen Freunden in der Noth,
der
Frau v. Löwenſtern, geb. v. Beyer,
auf Wolmershof;

dem
Herrn Regierungs-Sekretär Eckardt,
in Riga:

dem

Herrn Probſt Koch

und

ſeiner würdigen Gattin,

auf Jewe;

dem

Hrn. Land-Kammerrath v. Knerring,

und

ſeiner guten Frau,

auf Charlottenthal;

dem

Herrn Sekretär Huck,

in Reval,

und

Herrn Karl Georg Graumann,

in Petersburg,

mit dankbarer Rührung gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Eure Nahmen prangen nicht in Stein und Erz,
Eure Nahmen grubt Ihr Edlen in mein Herz;
Tiefer hat des Dankes Thräne ſie geätzt,
Immer heiß und immer neu von ihr benetzt. —

Daß ich, wiederkehrend aus dem öden Grabe,
Alle meine Schätze wieder um mich fand —
Daß ich noch mein Weib und meine Kinder habe —
Ja, ich dank' es Eurer Brüder- — Schweſter-Hand!

Muſe! hier bedarf es keiner Dichterſchwingen;
Einfach edel ſey Erzählung edler That.
Möge, was ich ſchrieb, der Strom der Zeit verſchlingen —
Genius der Dankbarkeit! nur ſchütze dieſes Blatt!

Vorbericht.

Wenn ich es der Mühe werth halte, dem Publikum meine Begebenheiten in dem letztverfloſſenen Jahre mitzutheilen, ſo nenne man das nicht Eitelkeit. Mein Schickſal war ſo ſonderbar, daß es ſchon als Roman intereſſiren würde; wie weit mehr als wahre Geſchichte! — möge doch das Individuum, welches ſie erlebte, heißen, wie es wolle.

Mich beſtimmen noch andre und wichtigere Gründe. Deutſchland — ja, ich darf ſagen ein Theil von Europa — hat ſich, Theils neugierig, Theils wohlwollend, für mein Schickſal intereſſirt; überall hat man nach der Veranlaſſung deſſelben geforſcht. Die auffallende Wirkung erzeugte ein Grübeln nach der Urſache. Man erfand hundert und wieder hundert Geſchichten; bald ſollte ich ein Buch geſchrieben haben, das der Eine „der weiße Bär,“ der Andre „der nordiſche Bär“ nannte, und daß Manche ſogar geleſen haben wollten. Bald hieß es wieder, der Verfaſſer ſey ein Andrer, deſſen Nahme mit eben den Anfangsbuchſtaben wie der meinige bezeichnet werde, und ich ſey daher das Opfer einer bloßen Nahmensverwechſelung geworden. Andre ſuchten meine Schuld in unbeſonnenen Reden, noch Andre in Stellen gewiſſer Schauſpiele, die ich ſchon zehn Jahre vorher geſchrieben hatte. Kurz, der Eine glaubte dies, der Andre jenes: Keiner aber fiel auf den eigentlichen Grund, der doch einzig und allein in einer argwöhniſchen Laune des Augenblicks zu ſuchen war. Mich dünkt daher, ich bin es meinem Rufe, meinen Kindern und meinen Freunden ſchuldig, was mir begegnet iſt, mit einfacher Wahrheit zu erzählen, und ſo auf Einmal alle Urtheile zu berichtigen.

Ich habe indeß auch noch eine höhere Verpflichtung: dem Monarchen, deſſen Verfahren gegen mich ſo allgemein und ſo bitter getadelt worden iſt, — ihm bin ich es ſchuldig, dieſes Verfahren zwar nicht zu rechtfertigen, aber den ausgezeichneten Edelmuth öffentlich bekannt zu machen, mit welchem er ſein Unrecht einſah, geſtand und vergütete. Vergütung nenne ich hier nicht die reichen Geſchenke, mit denen er mich überhäufte, und welche die Zeitungen bereits in die Welt poſaunt haben. (denn Geſchenke koſten einem Monarchen wenig, und Titel nichts); Vergütung, nenne ich die Art und Weiſe, wie er dieſe Geſchenke gab, die Art und Weiſe, wie er mich behandelte, mit mir ſprach, mit mir umging. Wahrlich! hier wäre er ſchon als Privatmann liebenswürdig geweſen; um wie viel mehr als Herr über einen halben Welttheil! — Er beſaß eine Tugend, die man im gemeinen Leben nicht oft, und auf dem Throne noch viel ſeltener findet: er erkannte willig ſein Unrecht, und machte es wieder gut, nicht wie ein Kaiſer gegen den Unterthan, ſondern wie ein Menſch gegen den Menſchen.

Auch eine nicht minder heilige Pflicht, als die, das Andenken jenes Monarchen zu ehren — Dankbarkeit gegen den jetzt regierenden milden jungen Kaiſer, gab mir die Feder in die Hand. Er hat mich meiner alten kränklichen Mutter und den Muſen wieder geſchenkt; er hat die Wohlthaten ſeines Vaters vermehrt, und mich, wenn gleich außer den Grenzen ſeines Reiches, auf immer zu ſeinem treueſten Unterthan gemacht. Heil ihm! Jeder Tag ſeiner Regierung ſey, wie der erſte, deſſen Zeuge ich war: ein lauter allgemeiner Jubel der Volksliebe!

Dieſes Blatt, lieber Leſer, enthält den Beruf, den ich zu der nachfolgenden Schrift zu haben glaubte.

Im September 1801.

Vorbericht zur dritten Ausgabe.

Damit dieſe dritte Ausgabe wohlfeil verkauft werden könnte, hat der Verfaſſer ſelbſt ſein Buch beträchtlich verkürzt, und alles das herausgeſtrichen, was überflüſſig ſchien, oder nicht unmittelbar auf ſeine Geſchichte Beziehung hatte.

Berlin, im März 1803.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Einleitung. — Brief des Ruſſiſchen Geſandten in Berlin. — Reiſe von Weimar nach Berlin. — Guter Rath des Ruſſiſchen Geſandten. — Letzte Warnung in dem Pommerſchen Städtchen Zanow. — Ankunft auf der Ruſſiſchen Grenze. — Verhaftnehmung. — Abreiſe nach Mietau, in Begleitung eines Officiers und eines Koſaken. — Ankunft in Mietau. — Vorfälle in dem Hauſe des Gouverneurs von Curland. — Portrait des Hofraths Schtſchekatichin. — Befehl zur Abreiſe nach Petersburg, und Anſtalten dazu. — Portrait des Senats-Couriers Alexander Schüllins. — Grauſame Trennung von Frau und Kindern. — Entdeckung, daß Sibirien das eigentliche Ziel der Reiſe ſey. — Entſchluß und Vorbereitungen zur Flucht. — Nächtliche Entweichung. — Verbergung in die Liefländiſchen Wälder. — Gehoffte Zuflucht auf Stockmannshof, und Begebenheiten daſelbſt. — Herr Proſtenius vernichtet jede Hoffnung. — Abermalige Verhaftnehmung. — Edelmuth der Frau von Löwenſtern und ihrer Familie. — Abreiſe von

Stockmannshof. — Sicherheitsmaßregeln, welche genommen werden. — Des Hrn. von Korf menſchenfreundliche Behandlung. — Troſtgründe des Hofraths und des Couriers. — Hoffnungen. — Gelderpreſſungen. — Gaſtfreiheit der Ruſſiſchen Bauern. — Vorſichtsmaßregeln gegen die Verzweiflung des Verwieſenen. — Polozk. — Rapporte des Hofraths. — Smolensk. — Barbariſches Verfahren. — Moſkau. — Empörender Betrug. — Verwegenheit, des Hofraths einzige Tugend. — Gefahr bey [illegible] in der Sura zu ertrinken. — Ein Unglücksgefährte. — Ein Greis von hundert und dreißig Jahren. — General Mertens. — Kaſan. Gaſtfreie Aufnahme daſelbſt. — Sammlung von Materialien zu einer Bittſchrift an den Kaiſer. — Ein junges Tatariſches Weib. — Grauſame Täuſchung der letzten Hoffnung. — Reiſe durch die Permiſchen Wälder. — Perm. — Das Gewitter. — Die Sibiriſchen Tatern. — Ekatarinaburg. — Entdeckung der heimlichen Schreiberei. — Grenze von Tobolsk. — Der arme alte Wahnſinnige. — Ankunft in Tobolsk. — Erſtes Geſpräch mit dem Gouverneur. — Quartier in Tobolsk. — Uebergabe des Verwieſenen an einen Polizei-Officier. — Herr von Liniäkof. — Baron Commaruga. — Geſchichte ſeiner bewundernswürdigen Gattin. — Graf Soltikow. — Kaufmann Becker. — Pſychologiſches Phänomen. — Hofrath Peterſon. — Memorial an den Kaiſer. — Edelmuth des Gouverneurs. — Erlaubniß, einen Bedienten anzunehmen. — Der Italiäner Ruß oder Roſſi. — Plötzliche Einſchränkung der bisherigen Freiheit. —

Zartes Mitleid der Tobolskiſchen Krämer. — Beſchreibung der verſchiedenen Gattungen von Verwieſenen, und der Art ſie zu behandeln. — Schickſal des Obriſtlieutenants aus Räſan. — Des Verfaſſers Lebensweiſe in Tobolsk. — Unglückliche Lage des Gouverneurs. — Beſchreibung von Tobolsk. — Der Fiſchmarkt. — Das Theater. — Die Reſſource. — Maskeraden und Bälle. — Klima von Tobolsk. — Produkte des Bodens. — Krankheiten. — Ankündigung der Nothwendigkeit, Tobolsk zu verlaſſen. — Wagen-Verkauf und Prellerei. — Vorbereitungen zur Abreiſe. — Die Oberprieſterin der Sonne. — Reiſe nach Kurgan. — Botaniſche Merkwürdigkeit. — Gaſtfreiheit der Sibiriſchen Bauern. — Ankunft in Kurgan. — Beſchreibung des Städtchens — Empfang der erſten obrigkeitlichen Perſon. — Geſchichte und Charakter des Hofraths de Grawi. — Der Pole Iwan Sokoloff. — Das erſte angewieſene Quartier. — Portraits einiger Honoratioren von Kurgan. — Geſchichte des edlen Polen. — Miethe einer Wohnung für den Verfaſſer, und Beſchreibung derſelben. — Preiſe der Lebensmittel. — Frugaler Tiſch. — Lebensweiſe des Verfaſſers und ſein Aberglaube. — Die benachbarten Kirgiſen. — Die Jagd. — Spaziergänge am Tobol; die Kurganiſchen Mädchen. — Plan zur Flucht. — Beſchreibung der Feier eines Nahmensfeſtes. — Schluß.

Zweiter Abſchnitt.

Der Verfaſſer wird plötzlich in Freiheit geſetzt. — Theilnahme der Kurganer. — Ein Kirchenfeſt. — Abſchied von Sokoloff. — Abreiſe aus Kurgan. — Fürſt Simbirski. — Ein Blödſinniger, der auf allen Vieren geht. — Scene in einem Tatariſchen Dorfe. — Ankunft in Tobolsk. — Beweiſe von dem Edelmuthe Pauls des Erſten. — Der Courier Carpov. — Ruſſi, ein Dieb. — Abreiſe von Tobolsk. — Krankheit. — Die Sibiriſche Grenze. — Ungeduld des Verfaſſers, und Indolenz ſeines Couriers. — Waſſili Sukin. — Ein verwieſener Kaufmann. — Gefahr in Kungur. — Exilirte und Koloniſten. — Kaſan. Aufenthalt daſelbſt. — Straßenräubereien — Vorſichtsmaßregeln zur Sicherheit der Poſten. — Niſchnei-Nowogorod. — Gaſtfreie Aufnahme. — Vermuthlicher Raubanſchlag. — Moskau. — Der Buchhändler Franz Courtener. — Der Schriftſteller Karamſin. — Wiſchnei-Wolotſchok. — Ankunft in Petersburg. — Empfang daſelbſt. — Die erſte traurige Nacht.

— Die erſte Botſchaft von Frau und Kindern. — Wiedervereinigung. — Geſchichte der Frau von Kotzebue. — (Das Benehmen des Gouverneurs von Curland. — Der wackre Gaſtwirth Räder. — General von Eſſen. — Regierungsrath von Wächter. — Sekretair Weitbrecht. — Riga. — Der edle Gouverneur von Richter. — Graf Sievers. — Herzzerreißende Naivetät der Kinder. — Reiſe nach Friedenthal. — Probſt Koch und ſeine Familie. — Empfang eines Briefes, und traurige Wirkung deſſelben. — Reiſe nach Reval. — Von Knorring und ſeine Gattin. — Die edelmüthige Kammerjungfer Katharina Tengmann. — Unverhoffte fröhliche Botſchaft. — Brief des Grafen von der Pahlen. — Vorſorge des Kaiſers. — Die Einwohner von Reval. — Reiſe nach Petersburg. — Graumanns zarter Edelmuth.) — Rührende Scene. — Graf Pahlen. — Geſchenk eines Gutes in Liefland. — Brief des Geheimenraths Briskorn. — Ernennung zum Direktor des Deutſchen Hoftheaters. — Zurückgabe ſämmtlicher Papiere. — Edle Handlung eines Unbekannten. — Guſtav Waſa. — Urſachen, welche die Befreiung des Verfaſſers bewirkt haben. — Ungewöhnlicher Einfall des Monarchen. — Erſte Unterredung des Verfaſſers mit ihm, und Pauls unausſprechlich liebenswürdiges Betragen. — Menſchenhaß und Reue in der Eremitage geſpielt. — Vertrauter Cirkel. — Veranlaſſung zur Erleichterung der Theater-Direktion. — Auftrag, den Michailowſchen Pallaſt zu beſchreiben. — Vergebliche Bitte um den Abſchied, und Anſtellung eines Regiſſeurs. — Letzte Unterredung mit dem Kaiſer. — Thronbeſteigung Alexanders, und ſeine erſten milden Verordnungen. — Zurückberufung der Verbannten aus Sibirien. — Sokolows Befreiung. — Der Verfaſſer bittet um ſeine Entlaſſung. — Abreiſe von Petersburg. — Jewe. — Wolmershof. — Riga. — Polangen. — Königsberg. — Schluß.

Das

Das
merkwürdigſte Jahr meines Lebens.

Erſter Abſchnitt

Faſt drei Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ich Rußland, das Vaterland meiner geliebten Frau, verlaſſen hatte. Das freundſchaftliche Wohlwollen, mit dem wir überall aufgenommen wurden, konnte doch nie die zarten Bande ſchwächen, welche uns noch an den Norden feſſelten. Ich hatte meiner Frau verſprochen, ſie nach drei Jahren in die Arme unſerer Kinder, Verwandten und Freunde zurück zu führen; und gern hielt ich mein Wort. Zwar mußte ich eine kindlich geliebte Mutter, biedere Freunde und ein kleines Eigenthum in Weimar zurücklaſſen; aber es ſollte ja auch nur eine Trennung von vier Monaten ſeyn: nur ein Beſuch, durch welchen meine gute Frau ihr Heimweh zu ſtillen hoffte.

Der erſte Schritt zu Erreichung unſers Wunſches, den die Grenzſperre Rußlands nothwendig machte, war ein Brief an den mir zunächſt reſidirenden Ruſſiſchen Miniſter in

Berlin, den Herrn Geheimerath und Ritter Baron von Krüdener. Ich bat ihn, mir einen Paß zu verſchaffen. Er verſprach, ſogleich deshalb bei dem Kaiſer anzufragen, rieth mir aber, auch ſelbſt an den Monarchen zu ſchreiben. Ich befolgte dieſen Rath ſchon am nächſten Poſttage, und bat um Erlaubniß, auf vier Monat nach Rußland kommen zu dürfen, Theils um meine Kinder zu umarmen, Theils um über mein dortiges Vermögen Dispoſitionen zu treffen, welche meine perſönliche Gegenwart erforderten. Doch ehe noch dieſer Brief Petersburg erreicht haben konnte, erhielt ich bereits einen zweiten von dem Herrn Baron von Krüdener, den ich, aus mehreren Urſachen, ganz hieher ſetze:

„Es verurſacht mir ein wahres Vergnü-
„gen, daß ich Ewr. ꝛc. eine günſtige Antwort
„in Anſehung des gewünſchten Paſſes mitzu-
„theilen habe. Ich erhalte ſo eben den Be-
„fehl, Ihnen einen Paß zu geben, aber auch
„zugleich ungeſäumt in Petersburg den Weg,
„den Sie nehmen werden, anzuzeigen, damit
„den Schwierigkeiten, die Sie ungeachtet ei-
„nes Paſſes an der Grenze finden würden,
„von dort aus durch einen ausdrücklichen Be-
„fehl vorgebeugt werden könne. Sie werden

„daher die Güte haben, mir mit umgehender
„Poſt Ihren Weg zu melden, und zu beſtimmen, wohin ich den Paß zu ſenden habe,
„im Fall Sie nicht ſelbſt über Berlin kommen. Die Perſonen, die Sie auf Ihrer
„Reiſe begleiten werden, bitte ich, mir nochmals aufzugeben. — Mit aller Hochachtung
„habe ich die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Berlin, B. v. Krüdener.“
am 15. Februar 1800.

Dieſer Brief erregte bei meiner Frau eine unbeſchreibliche Freude, bei mir hingegen einige Bedenklichkeiten. Zwar hatte ich Rußland mit ausdrücklicher Bewilligung des Monarchen verlaſſen; auch exiſtirte damals noch nicht der Befehl, kraft deſſen jeder Abreiſende ſich ſchriftlich verbindlich machen mußte, das Reich nie wieder zu betreten: aber — ich wußte, daß Kaiſer Paul den Schriftſtellern überhaupt nicht hold war; unmöglich konnte ich alſo eine ſo ſchnelle und, dem Anſchein nach, ſo überaus gnädige Bewilligung meiner Bitte erwarten. Ich ſah nicht ein, welche Schwierigkeiten ich, ungeachtet eines Paſſes, noch an der Grenze finden könne; — und, wenn jeder Reiſende dergleichen fand, warum man gerade bei mir eine Ausnahme machen, und noch, durch einen ausdrücklichen Befehl von Petersburg aus, denſelben verlängern wolle. — Wodurch konnte ich auf eine ſolche Auszeichnung Anſpruch machen? und was konnte überhaupt dem Kaiſer daran gelegen ſeyn, gerade den Weg zu wiſſen, den ich nehmen würde? —

Alle dieſe Bedenklichkeiten theilte ich meiner Frau mit, die aber nur darüber lächelte. Wir waren an demſelben Abend, da ich den Brief erhielt, zu einer Dame eingeladen, die ſich ſowohl durch ihren Rang als durch ihre Tugenden auszeichnet, und fanden dort, wie immer, eine gewählte Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts. — Meine Frau theilte ihre Freude, ich meine Beſorgniſſe mit; aber auch nicht ein Einziger in der Verſammlung hielt die letzteren für gegründet, ſondern Alle waren der einſtimmigen Meinung: es ſey durchaus unmöglich, hier eine Gefahr im Hinterhalte zu vermuthen, und jede Ahndung derſelben ſey eine Beleidigung des geheiligten Kaiſerwortes.

Ich beruhigte mich nun. Die einzige Sorge, die mir übrig blieb, war der Umſtand, daß der von mir ausdrücklich beſtimmten Zeit von vier Monaten, in der Bewilligung des

Paſſes nicht erwähnt worden war, und daß daher meine Rückreiſe Schwierigkeiten finden konnte. Indeß ſuchte ich auch dieſer Unannehmlichkeit vorzubeugen. Da ich die Ehre habe, als Hoftheaterdichter in Kaiſerlich-Königlichen Dienſten zu ſtehen, ſo bewirkte ich mir von Wien aus einen auf vier Monat beſchränkten Urlaub. Dieſen wollte ich im Nothfall dem Oeſtreichiſchen Miniſter in Petersburg vorzeigen, und ich zweifelte nicht, mit deſſen Hülfe, unaufgehalten den Rückweg antreten zu dürfen.

So vorbereitet, verließ ich am 10ten April 1800 Weimar, begleitet von meiner Frau und drei kleinen Kindern. In Berlin fand ich mehrere Briefe von Freunden aus Liefland und Petersburg, welche mich warnten, „wohl zu bedenken, ob auch das Klima meiner Geſundheit zuträglich ſey.“ (Deutlicher durften ſie ſich nicht ausdrücken.) Bei dem Bewußtſeyn der reinſten Unſchuld, hielt ich ihre Warnungen für übertriebene Aengſtlichkeit, und achtete nicht darauf.

Dem Ruſſiſchen Miniſter machte ich ſogleich meine Aufwartung. Ich genoß ſchon vormals das Glück, dieſem eben ſo gebildeten als menſchenfreundlichen Manne bekannt zu ſeyn, und er empfing mich mit gewohnter Güte. Ich wagte es, ihn beim Abſchiede dringend zu bitten, mir, dem Vater einer zahlreichen Familie, in Rückſicht meiner Lage aufrichtig zu ſagen: ob er glaube, daß es mit Schwierigkeiten verknüpft ſeyn werde, nach vier Monaten die Erlaubniß zur Rückreiſe zu erhalten. (Daß mir noch etwas weit Unangenehmeres begegnen könne, kam mir wahrlich nicht in den Sinn.) — Ich geſtehe dankbar, daß der Herr Baron von Krüdener mir als ein Mann geantwortet hat, der eine harte Pflicht ſehr gut mit Edelmuth und Menſchlichkeit zu vereinigen weiß. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre," ſagte er, nachdem er einige Secunden nachgedacht hatte, „ſo würde ich noch einmal nach Petersburg ſchreiben, um mich meines Wunſches vorher zu vergewiſſern. Sie können ja indeſſen die Reiſe bis Königsberg fortſetzen, und dort die Antwort abwarten."

Der Rath war vortrefflich; er machte Eindruck auf mich. Ich theilte ihn meiner Frau mit; die Sehnſucht nach Vaterland und Kindern erlaubte ihr aber nicht, ihn gehörig zu würdigen. Wir Beide nahmen die Sache auf die leichte Achſel, und verließen Berlin, mit einem Paſſe verſehen, der im Nahmen und auf Befehl des Kaiſers aller Reuſſen ausgefertigt war.

Da die Preußiſchen Extrapoſten bekanntlich ſehr langſam fahren *), ſo ging ich oft zu Fuße, und mein gewöhnlicher Schritt trug mich nicht ſelten meilenweit vor meiner Equipage voraus. Eines Tages kam ich auf dieſe Weiſe nach einem kleinen Pommerſchen Städtchen, das, wenn ich nicht irre, Zanow heißt. Als ich hindurch war, ſah ich vor dem jenſeitigen Thore mehrere Wege, und ich fragte einen langen hagern Greis, vielleicht den Thorſchreiber, der gerade da ſtand: welchen Weg ich zu wählen hätte. — Er ließ ſich mit mir in ein trauliches Geſpräch ein, und erkundigte ſich nach dem Ziele meiner Reiſe. Als er hörte, daß ich nach Rußland wollte, fing er an, mich herzlich und mit einer faſt väterlichen Aengſtlichkeit von dieſer Reiſe abzumahnen. Es war gleichſam, als hätte Gott meinen Schutzgeiſt an dieſe Pforte geſtellt, um mich noch einmal zu warnen.

---

*) Neuere Einrichtungen ſollen den Klagen der Reiſenden zum Theil ſchon abgeholfen haben. Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich, durch die Erfahrung geſchreckt, die Rückreiſe durch Preußen und Pommern nicht mit Extrapoſt machte.

Der Greis erſchöpfte ſich in Bewegungsgründen; und die ängſtliche Sorge, mit der er ſie vortrug, war in der That auffallend. Als er endlich ſah, daß nichts fruchtete, und daß ich im Begriff ſtand, weiter zu gehen, ſchloß er mit den Worten: „nun, wer jetzt nach Rußland geht, dem gnade Gott!“ — Ich lächelte und ging. Aber wie oft habe ich mich nachher ſeiner merkwürdigen Worte erinnert! wie oft bin ich in Verſuchung gerathen, ihn für ein höheres Weſen zu halten, das ſich herabgelaſſen habe, mir mein bevorſtehendes Schickſal zu verkünden! —

Alle jene Warnungen, Ahndungen und Bedenklichkeiten hatten denn doch wider meinen Willen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich eine gewiſſe Beklommenheit empfand, die immer mehr zunahm, je mehr ich mich der Ruſſiſchen Grenze näherte. Es ging ſo weit, daß ich meiner Frau einige Male, und zuletzt noch in Memel, ſehr ernſtlich den Vorſchlag that: ſie möchte die Reiſe ohne mich vollenden; ich wollte ihre Zurückkunft in Memel abwarten. Doch ſie konnte ſich nicht entſchließen, darein zu willigen. Das Urtheil einer höheren Macht war unwiderruflich.

Als wir aus Memel fuhren, brauchte ich

noch die Vorſicht, die wenigen Bücher, die ich bei mir hatte, zurückzulaſſen, um auf keinen Fall mit der unſinnigen Cenſur des Herrn Tumanski in Riga *) Händel zu bekommen.

Was nun folgt, habe ich in Sibirien, gleich nach meiner Ankunft an dem Orte meiner Beſtimmung, niedergeſchrieben, als das Andenken an meine Leiden noch ganz neu war. Vieles muß berichtigt werden; denn über manche Dinge und manche Menſchen bin ich bei meiner Zurückkunft eines Andern, und nicht immer eines Beſſern, belehrt worden. Indeſſen verſpare ich dieſe Berichtigungen auf die Folge der Geſchichte, und ändere vorläufig an dem, was ich in Sibirien geſchrieben habe, kein Wort. Der Leſer erfährt nun unverfälſcht, was ich damals empfand, dachte, glaubte und hoffte.

Jetzt nähern wir uns der Ruſſiſchen Grenze; wir paſſiren die Grenzpfähle; wir ſind wirklich ſchon auf Ruſſiſchem Grund und Boden. — Doch jetzt ſteht es noch in unſerer Gewalt umzukehren; noch hat keine Wache

---

*) Man verwechſele dieſen Mann ja nicht mit einem ſeiner weitläuftigen Anverwandten, dem Herrn Staatsrath Tumanski, der in Petersburg an der Spitze der Cenſur iſt, der keinen Menſchen unglücklich gemacht hat, und überhaupt in dem Ruf eines ſehr gebildeten, humanen Mannes ſteht.

rus angehalten, noch trennt uns kein Fluß, keine Brücke, kein Schlagbaum von den Preußiſchen Staaten. — Schweigend und mit Beklommenheit ſah ich links durch das Fenſter: alle Warnungen gingen aufs neue vor meiner Seele vorüber; der Athem wurde mir ſchwer. Meine Frau beobachtete mich ſchweigend; auch ihr war nicht ganz wohl zu Muthe, das hat ſie mir nachher geſtanden. — Noch können wir umkehren. Ein Augenblick, und es iſt zu ſpät. Der Augenblick verſchwand; das Loos war geworfen.

„Halt!" rief ein Koſak, mit einer langen Pike bewaffnet. Wir ſtanden vor der Brücke, die über einen ſchmalen Bach leitet. Links das Wachthaus. Der Officier wird gerufen.

„Ihren Paß, mein Herr!"

Hier iſt er.

Der Officier entfaltet ihn, lieſt und ſtudiert die Unterſchrift. „Wie heißt dieſer Nahme?"

Krüdener.

„Sie kommen von Berlin?"

Ja.

„Ganz recht. Belieben Sie nur zuzufahren." — Ein Wink; der Schlagbaum hebt ſich, der Wagen rollt mit dumpfem Geraſſel über die Brücke; der Schlagbaum fällt hinter uns zu. — Mir entſchlüpft ein Seufzer. „Herein ſind wir!“ ſage ich mit erzwungenem Lächeln. Und doch weiß Gott, daß meine ſchlimmſte Ahndung ſich immer nur mit der muthmaßlichen Schwierigkeit beſchäftigte, einen Paß zur Rückreiſe zu erhalten; daß meine perſönliche Sicherheit im geringſten gefährdet ſeyn könnte, ſchien mir durchaus unmöglich.

Nach einigen Minuten befanden wir uns mitten in dem Flecken Polangen, und der Wagen hielt vor dem Grenz-Zollhauſe. Der Chef des Zollamtes daſelbſt iſt ein gewiſſer Obriſtlieutenant Sellin, ein menſchenfreundlicher Mann. Er diente vormals unter einem Regimente, welches lange Zeit in Narva und der umliegenden Gegend einquartiert war, und er ſelbſt hatte damals ſein Standquartier auf einem Landgute, in der Nachbarſchaft von den Gütern meiner Frau. Wir waren daher alte Bekannte, und hatten uns vor drei Jahren auf eben dieſer Grenze mit vieler Herzlichkeit getrennt. Auch freueten wir, meine Frau und ich, uns ſchon unterweges, als wir erfuhren, daß er noch immer auf ſeinem Poſten wäre.

Ich ſprang zuerſt aus dem Wagen. Sellin kam mir auf der Treppe entgegen. Ich umarmte ihn; er erwiederte meine Umarmung etwas feierlich. Ich fragte ihn, ob er mich nicht mehr kenne, und nannte meinen Nahmen. Er ſchwieg, machte eine Verbeugung, und zwang ſich, freundlich zu ſcheinen. Das entging mir nicht, und ich wurde beſtürzt.

Jetzt iſt auch meine Frau ausgeſtiegen. Er empfängt ſie höflich, aber verlegen. Sie bemerkt es, und das Blut ſteigt ihr zum Herzen. Er führt uns in ſein Zimmer. Der Schauſpieler Weyhrauch, der von Memel aus neben unſerm Wagen her geritten war, folgt uns unaufgehalten. Meine Frau ſucht vergebens den fröhlichen Ton anzuſtimmen, den man ſich mit einem alten Bekannten zu erlauben pflegt. Er antwortet einſylbig, wendet ſich dann zu mir, und fragt nach meinem Paſſe. — „Der iſt noch in den Händen des Koſaken-Officiers.“ — Er ſchweigt; es iſt ſichtbar, daß den guten Mann etwas drückt.

Nach einigen Minuten wird der Paß gebracht. Sellin lieſt, und ich ſtehe in banger Erwartung. „Sie ſind alſo der Herr Präſident von Kotzebue?“ ſagt er zu mir, nachdem er geleſen hat. — Die Frage befremdet mich natürlich, da wir einander ſeit Jahren kannten. Allerdings bin ich es, antworte ich ihm.

„Nun denn!“ fährt er fort, indem er ſich zu meiner Frau wendet, und ſeine eignen Wangen erblaſſen, ſeine eignen Lippen zittern: „erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau: ich habe Ordre, Ihren Herrn Gemahl zu arretiren.“ — Meine arme Frau ſchreiet laut auf, und ihre Kniee wanken. Sie ſtürzt auf mich zu, klammert ſich um meinen Hals, und macht ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe; meine kleinen Kinder ſtehen da, und wiſſen nicht, was das bedeutet. Ich ſelbſt bin heftig erſchrocken; aber der Anblick meiner faſt ohnmächtigen Gattin giebt mir ſchnell die Faſſung wieder. Ich nehme ſie in meine Arme, trage ſie auf einen Stuhl, und bitte, beſchwöre ſie, ruhig zu ſeyn, da es unmöglich Folgen haben könne. Kurz, ich ſage Alles, was ihr rührender Anblick mir eingiebt. Sie kommt zu ſich. Jetzt erſt denke ich an mich ſelbſt, und wende mich haſtig zu Sellin: wie lautet Ihre Ordre? Sagen Sie mir Alles.

„Ich ſoll mich Ihrer Papiere bemächtigen, und dieſe ſowohl als Sie ſelbſt nach Mietau an den Herrn Gouverneur ſenden.“

Was dort?

„Dort werden Ihre Papiere unterſucht

werden, und der Herr Gouverneur wird nach ſeinen weitern Inſtructionen verfahren."

Sonſt nichts?

„Sonſt gar nichts."

Und meine Familie darf mich begleiten?

„Allerdings."

Nun, liebe, beſte Chriſtel! rief ich aus: ſiehſt du, daß wir ganz ruhig ſeyn dürfen? Wir fahren nach Mietau; das wollten wir ja ohnehin. Dort werden wir vielleicht einen Tag aufgehalten, das iſt es Alles. Meine Papiere enthalten nichts Verdächtiges, das weißt du. Es iſt alſo eine bloße Vorſichtigkeitsmaßregel, die man in unſern Schwindelzeiten keinem Monarchen verdenken kann. Der Kaiſer kennt mich nicht: er weiß bloß, daß viele Schriftſteller ſich von dem Freiheitsſtrudel haben mit fortreißen laſſen; er argwohnt, daß auch ich zu dieſer Zahl gehöre: und wahrhaftig, es iſt mir lieber, daß er dieſen Argwohn geradezu aufklären will, als wenn er denſelben im Stillen fortgenährt hätte. Aus meinen Papieren wird er mich ganz kennen lernen: das iſt mein **Vortheil**; er wird in Zukunft Vertrauen zu mir faſſen.

So ſprach ich, indem ich meine zitternde Frau mit frohem Muthe an mein Herz drückte; und Gott weiß, daß ich in vollem Vertrauen ſo ſprach. Bei der feſteſten Ueberzeugung von meiner Unſchuld — was brauchte ich zu fürchten? Auch meine Frau erholte ſich. Sie hatte geglaubt, man werde uns trennen, man werde mich übel behandeln, mich auf einen Karren werfen, und mich über Hals und Kopf fortſchleppen; als ſie aber hörte, daß wir ungetrennt in unſerm bequemen Wagen die Reiſe fortſetzen dürften, und daß man vor der Hand nichts von mir begehrte, als meine Papiere, ſo verſchwanden zum Theil die Schreckbilder, die ſie geängſtigt hatten.

Jetzt kam es zu einer Scene, bei der das Handeln dem armen Sellin ſichtbarlich eben ſo ſchwer wurde, als mir das Leiden. Man war nehmlich mit dem Durchſuchen meiner Koffer fertig; man hatte die darin befindlichen Papiere herausgenommen; man hatte ſich auch meines Porteſeuille bemächtigt, und nun kam es an meine Perſon. Ich mußte meine Taſchen umkehren, mußte jedes zerriſſene Stück Papier, jede alte Wirthshaus-Rechnung auf den Tiſch legen. Das that ich mit einiger Haſtigkeit, und hatte Mühe, mich zu faſſen. „Ich thue nur meine Pflicht,“ ſagte

Sellin mit gepreßter Stimme. Man ſah wohl, wie ſauer ſeine Pflicht ihm wurde.

Er erſuchte uns nunmehr ſehr höflich, Alles aus den Koffern zu nehmen, was wir etwa an Wäſche und Kleidungsſtücken bis Mietau nöthig haben möchten, weil er die Koffer verſiegeln müſſe. Wir thaten es. Ich hatte einen kleinen Kaſten, in welchem ich allerlei Kleinigkeiten führte, die mir täglich nothwendig waren, als Toback, Raſierzeug, Arzenei, u. ſ. w. Dieſen Kaſten, bat ich ihn, unverſiegelt zu laſſen. Er war auch gleich ſo gefällig es zuzugeſtehen, nachdem er ihn vorher ſelbſt unterſucht haben würde. Ich ſchloß ihn auf, und zeigte Alles. Der Kaſten hatte einen ziemlich dicken Boden. „Iſt hier vielleicht ein verborgenes Behältniß für Papiere?" fragte Sellin. „Nein, antwortete ich unbefangen. Ich hatte den Kaſten in Wien machen laſſen und nie dergleichen darin bemerkt. Aber hier verſtand man ſich beſſer darauf, das Verborgene an den Tag zu bringen. Sellin verſuchte hin und wieder, hob plötzlich den obern Einſatz in die Höhe, und, ſiehe da! es fand ſich wirklich ein ſolches Behältniß; aber — es war leer. „Sehen Sie," ſagte ich lächelnd, „das hab' ich ſelbſt nicht gewußt: ein Beweis, wie wenig ich geheimer Schubfächer bedarf, um meine Papiere zu verſtecken." Er fühlte das wohl, und ſagte auf Ruſſiſch zu einem neben ihm ſtehenden Officier: „er ſelbſt hat das nicht einmal gewußt."

Jetzt war die Unterſuchung vollendet. Noch mußten wir auf einen Rappert warten, der in der Kanzelei geſchrieben wurde. Meine Kinder wurden unruhig; ſie hatten den ganzen Tag noch nichts gegeſſen: denn wir eilten unſerm Unglück ſo raſch entgegen, daß wir auf der letzten Station ſogar die fertige Mittagsmahlzeit verſchmäheten. Ich bat um ein wenig Butterbrot für meine Kinder; meine arme Frau und ich hatten natürlich keinen Hunger. Der menſchenfreundliche Sellin ließ Alles auftiſchen, was er im Hauſe hatte. Aber eine andere, noch weit billigere Bitte mußte er mir abſchlagen. Ich erinnerte mich nehmlich, in dieſem Tumult meiner Empfindungen, meiner alten Mutter, die ich kränklich verlaſſen hatte. Es war leicht vorauszuſehen, daß dieſe Begebenheit ihr ſchnell zu Ohren kommen, und ihr vielleicht, wenn ſie unvorbereitet wäre, einen Schlagfluß zuziehen würde. Daher bat ich dringend um die Erlaubniß, einige Zeilen an ſie ſchreiben zu dürfen, die Selihm ſelbſt leſen und verſiegeln ſollte; aber vergebens! — Es that mir ſehr weh — gewiß auch ihm. Da er indeß verſicherte, daß ich von Mietau aus ungehindert würde ſchreiben dürfen, ſo beruhigte ich mich, wendete mich zu dem Schauſpieler Weyhrauch, dem ſtummen und erſtaunten Zeugen dieſes ganzen Vorfalles, ergriff ſeine Hand, und bat ihn flehentlich, bei ſeiner Zurückkunft nach Memel nichts von dem allen laut werden zu laſſen, was hier vorgegangen ſey, damit kein voreiliger Zeitungsſchreiber es bekannt mache. Er verſprach es mir heilig.

Der nächſte Beweis, wie wenig der gute Sellin ſelbſt bei einem ſolchen Auftrage ſeiner mächtig blieb, war Weyhrauchs unbemerkte Gegenwart bei der ganzen Verhandlung. Ich war ein geheimer Staatsgefangener, (das erfuhr ich freilich erſt nachher); die meinetwegen erhaltene Ordre war eine geheime Ordre. Eine ſolche pflegt in Rußland ſchon auf der Außenſeite mit den Worten po secretu bezeichnet zu werden, und der Empfänger darf alsdann bei ſchwerer Verantwortung den Inhalt Niemand offenbaren, noch weniger bei der Ausführung einen Zeugen zulaſſen.

Aber ich will auch darauf ſchwören, daß Sellin dieſen Zeugen nicht einmal geſehen hatte.

Nun war Alles bereit, die Pferde vorgeſpannt, die Koffer verſiegelt. Die Korbwiege meines jüngſten Kindes, welche wir hinter unſerm Wagen mit uns führten, mußte ſehr unſanft zuſammen geſchnürt werden, um einem von meinen Bedienten Platz zu machen, deſſen bisherigen Platz auf dem Kutſchbock nun ein **Koſak** einnehmen ſollte. Mein plombirtes Portefeuille hatte man inwendig in die Wagentaſche an ſeinen alten Platz geſteckt, mir ſelbſt aber den Schlüſſel dazu gelaſſen. Noch zu rechter Zeit fiel mir ein, daß durch irgend einen Zufall das Blei beſchädigt werden, und mir alsdann Verdacht zuziehen könnte; ich ſelbſt überlieferte daher meinen Schlüſſel, und bat, ihn zu verſiegeln und mit dem Rapport abzuſchicken. Es geſchah.

Wir nahmen herzlichen Abſchied von dem wackern Sellin. Er war in dieſen letzten Augenblicken wieder ganz der alte; er hatte ſeine ſaure Pflicht erfüllt, er hatte uns getröſtet, ſo viel er vermochte, und ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Ich werde dieſen Mann wahrſcheinlich nie wiederſehen; wenn aber die Erzählung meines traurigen Schickſals je das

Licht der Welt erblickt, ſo leſe er hier den Dank eines gerührten Herzens, in welches er ſein Bild und ſeinen Nahmen mit unauslöſchlichen Zügen eingegraben hat!

Wir ſtiegen in den Wagen, und hatten nun vor uns auf dem Kutſchbocke den Anblick eines mit Säbel und Piſtolen wohlbewaffneten Koſaken. Meine Kinder ergötzten ſich daran; meine Frau weinte. Ich ſelbſt hatte meine ganze Faſſung wieder gefunden; ich verſuchte ſogar zu ſcherzen, und es gelang mir nach und nach, meine gute Frau faſt gänzlich zu beruhigen. Auch hatte der Anblick des Koſaken, ſeine Waffen ausgenommen, eben nichts Fürchterliches. Er war ein ſchlanker, wohlgebildeter und gutgekleideter Mann, ſehr dienſtfertig und ſehr höflich: ſo oft Jemand von uns aus dem Wagen ſtieg, nahm er ſeine Mütze ehrerbietig in die Hand. Hinter uns her fuhr in einem Kibitken ein Hauptmann, von Geburt ein Pole, deſſen Nahmen ich unglücklicher Weiſe vergeſſen habe. Er ſprach ein wenig Deutſch, war während der Polniſchen Revolution Adjutant des Generals Mirbach geweſen, und hatte nachher ein ganzes Jahr in Mietau mit dieſem General in enger Gefangenſchaft geſeſſen. Jetzt bekleidete er, ich weiß nicht mehr welchen Poſten bei dem Grenz-Zollamt. Für den Auftrag, den er in Rückſicht meiner ausführen mußte, ſchien auch er nicht geſchaffen. Wir lebten während der Reiſe auf einem ſehr höflichen, freundlichen Fuß mit einander: er fiel mir nicht im Geringſten beſchwerlich; nur meine Börſe erinnerte mich in dem theuern Kurland an ſeine Gegenwart: denn ich war genöthigt, ſowohl die Poſtpferde, als auch die Zehrungskoſten für ihn zu bezahlen.

Von Polangen bis Mietau rechnet man noch 36 Deutſche Meilen. Wir legten dieſen Weg in drei Tagen zurück, und, was mich betrifft, darf ich behaupten, bei völliger Gemüthsruhe.

Auch meine Frau hatte ſich, dem Anſchein nach, gänzlich von ihrem Schrecken erholt. Wir befürchteten nichts als einen etwas längeren Aufenthalt in Mietau, der uns Theils wegen der dortigen Theurung, Theils deshalb unangenehm war, weil wir unſern Freunden in Liefland von Danzig aus den Tag unſerer Ankunft beſtimmt hatten. Was hätten wir auch ſonſt fürchten ſollen? Ich hatte funfzehn Jahr in Rußland redlich gedient; ich konnte die beſten Zeugniſſe darüber aufweiſen; ich war vor drei Jahren mit Bewilligung des Kaiſers in Oeſtreichiſche Dienſte getreten; ich war noch in dieſem Augenblicke beſoldeter Hoftheaterdichter in Wien; ich hatte mich dort jederzeit als ein guter Staatsbürger betragen, und alle meine Pflichten treu erfüllt, worüber ich gleichfalls vollgültige Atteſtate beſaß; nach meiner Entfernung von Wien hatte ich im Fürſtenthum Weimar gelebt, und nie ein Land, das mit Rußland oder Oeſtreich Krieg führte, betreten; — noch Einmal: was hatte ich alſo zu fürchten? Es ſchien ja bloß ein Verdacht gegen meine Papiere Statt zu finden. Und dieſe waren völlig unſchuldig. —

Auf der Reiſe nach Mietau wäre es mir mehr als Einmal ſehr leicht geweſen, mich durch die Flucht zu retten. Wir brachten die zweite Nacht in einem Poſthauſe zu: der Hauptmann ſchlief in einem entfernten Zimmer; ich ſtand ſehr früh auf, und ging hinaus auf den Hof; im Vorſaale lag der Koſak auf einer Streu zwiſchen meinen beiden Bedienten in tiefem Schlafe; die Grenze war noch nicht weit, und mit Hülfe eines Bauerpferdes konnte ich nach wenigen Stunden in Sicherheit ſeyn: aber der Gedanke an Flucht blieb fern von mir.

Am 26ſten April (alten Styls), früh um zwei Uhr, kamen wir in Mietau an, und traten in eben dem Wirthshauſe, in eben den Zimmern ab, die wir vor drei Jahren bei unſerer Ausreiſe, freilich mit ganz andern Empfindungen, betreten hatten. Wir begaben uns auf einige Stunden zur Ruhe. Der Hauptmann ſchlief abermals in einem von dem unſrigen völlig abgeſonderten Zimmer, und ich hatte keine Wache.

Nach einigen Stunden eines ziemlich unruhigen Schlafs kleidete ich mich an, um in Geſellſchaft meines Begleiters dem Herrn Gouverneur von Drieſen meine Aufwartung zu machen. Ich hatte dieſen wackern Mann vormals in Petersburg kennen lernen und liebgewonnen; ich freuete mich, daß gerade Er es war, vor deſſen Augen mein Charakter und Lebenswandel jetzt geprüft werden ſollten; ich war insgeheim ſogar ein wenig ſtolz auf den Ausgang, den, nach meinem Bedünken, die Sache nehmen müßte, und betrat ſein Haus mit frohem Muthe. Meiner guten, ängſtlichen Frau hatte ich verſprochen, ihr ſogleich einen Boten zu ſchicken, wenn die Sache entſchieden ſey. Wir hielten das Alles für ſo leicht, ſo kurz, ſo unbedenklich. In welchen

Selbſttäuſchungen verleitet nicht das Bewußtſeyn der Unſchuld!

Im erſten Vorzimmer des Gouverneurs erinnerten mich die Bedienten, daß ich in meinem Frack mit einem liegenden Kragen nicht vor ihrem Herrn erſcheinen könne. Indeß als ſie hörten, daß ich ein Fremder ſey, und daß alle meine Kleider in verſiegelten Koffern lägen, machten ſie weiter keine Einwendung.

Im zweiten Vorzimmer mußten wir eine Zeitlang warten, und ich hatte daher Muße, die auffallend ſonderbare Auszierung dieſes Zimmers zu bemerken. An Möbeln enthielt es nur einige Stühle und einen Sofa; aber an den Wänden hingen Gemählde, die faſt abſichtlich gewählt zu ſeyn ſchienen: ein Wolf, der ein Reh zerriß; ein Geier, der ſeine Klauen in einen Haſen ſchlug; ein Bär, der nach Raube brüllte; ein Fuchs, der ſich in einem ſogenannten Berliner Schwanenhals gefangen hatte. Das auffallendſte von allem aber war eine große Tafel, auf welcher vier Verſe oder Zeilen geſchrieben ſtanden. Sie ſind mir nicht mehr ganz erinnerlich, enthielten aber ungefähr Folgendes: „der Menſch kann Löwen und Tiger zähmen u. ſ. w. Er kann zügeln den wildeſten Gaul, nur nicht ſeyn eignes Maul.“ Dies war, nach einer vor alten Zeiten beliebten Mode, zum Theil in Bildern vorgeſtellt; zum Exempel, anſtatt der Menſch, ſah man einen gemahlten Mann; anſtatt Gaul, ein gemahltes Pferd, und anſtatt Maul einen großen Mund mit einem Vorhängeſchloſſe. Man muß geſtehen, daß dieſe Bilder eben nicht dazu gemacht waren, Vertrauen einzuflößen; auch gaben ſie mir wirklich eine von der vorigen ganz verſchiedene Stimmung: es ward düſter in meiner Seele.

Jetzt wurde mein Begleiter zu dem Gouverneur hinein gerufen, und ich blieb allein. Nach einigen Minuten traten Beide heraus. Der Gouverneur bewillkommte mich mit ſichtbarer Verlegenheit; doch erinnerte er ſich ſehr gütig unſerer alten Bekanntſchaft, und ſagte: er habe alle meine Werke geleſen und gern geleſen; ſie wären zwar hin und wieder ein wenig ſpitzig geſchrieben, allein ſie hätten ihm jederzeit viel Vergnügen gemacht.

Das war es nicht, was mir jetzt am Herzen lag. Ich verſicherte ihm, daß ich mich glücklich ſchätze, unter ſeinen Augen meine Unſchuld darlegen zu können, und bat ihn, die Unterſuchung meiner Papiere ſo bald als möglich vorzunehmen.

„Dieſe Unterſuchung,“ verſetzte er, „iſt mir keinesweges aufgetragen. Ich habe bloß Befehl, Ihre Papiere wohl verſiegelt nach Petersburg zu ſchicken, und Sie ſelbſt müſſen augenblicklich dahin folgen.“

Ich ward beſtürzt, faßte mich aber bald, und bat nur um Erlaubniß, meine Frau mit mir nehmen zu dürfen, da wir noch nie von einander getrennt geweſen wären, und ohne einander nicht leben könnten. Er ſchien Anfangs geneigt, darein zu willigen; auf einige Erinnerungen aber, die ihm ſein Secretair insgeheim machte, verweigerte er es ſchlechterdings. Als ich ihm ſagte, daß ich nicht dafür ſtehen könne, ob nicht meine weinende Frau ſelbſt zu ihm hereinſtürzen, und nicht eher ablaſſen werde, als bis er dieſe Bitte bewilligt habe; antwortete er mit Herzlichkeit: „verſchonen Sie mich mit einer ſolchen Scene! Ich bin ſelbſt Vater und Gatte, ich fühle ganz das Schreckliche Ihrer Lage; aber ich kann nicht helfen, ich muß meine Pflicht auf das ſtrengſte erfüllen. Reiſen Sie nach Petersburg, rechtfertigen Sie ſich; und in vierzehn Tagen aufs längſte ſind Sie wieder in den Armen Ihrer Familie. Ihre Frau iſt indeſſen hier gut aufgehoben; wir werden Alles für ſie thun, was die Menſchenliebe und unſer eigenes Herz uns gebieten."

Mit dieſen Worten bat er mich, in ſein Wohnzimmer zu treten, und verließ mich, um Befehle zu ertheilen, die mich, leider, nur allzu nahe angingen.

In ſeinem Wohnzimmer fand ich Niemand als ein junges Frauenzimmer von ſanfter Geſichtsbildung, vermuthlich ſeine Tochter. Sie war mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, grüßte mich freundlich, ſprach aber nicht, ſondern blickte nur bisweilen von ihrer Arbeit zu mir auf. Ich las in ihren ſanften Blicken keine Neugierde, ſondern bloß Mitleid, und dann und wann entſchlüpfte ihr ein Seufzer. Wie wenig alles dies fähig war, mich zu beruhigen, iſt ſehr begreiflich.

Der Gouverneur kehrte bald zurück. Er verſicherte mir: „es ſey jetzt nicht mehr in Rußland, wie vormals, ſondern die Gerechtigkeit werde ſtreng gehandhabt." — Dann darf ich ſehr ruhig ſeyn, war meine Antwort. — Er wunderte ſich, daß ich ſo von freien Stücken zurückgekommen wäre; auch ſchien es ihm unerwartet, daß ich meine ganze Familie mitgebracht hatte. Freilich pflegt ein Menſch der mit gefährlichen Anſchlägen auf Reiſen geht, ſich nicht mit einer Frau, drei kleinen Kindern, einer ſiebzigjährigen Kinderwärterin, einer Kammerjungfer und zwei Bedienten zu beladen. Daß ich von freien Stücken kam, geſchah im Vertrauen auf mein Gewiſſen, und im Vertrauen auf den Kaiſerlichen Paß.

Jetzt trat ein Mann in Petersburgiſcher Civil-Uniform herein. „Das iſt der Herr Hofrath Schtſchekatichin," ſagte der Gouverneur: „ein gar wackerer Mann, der mit Ihnen reiſen wird, und bei dem Sie ſehr wohl aufgehoben ſind."

Verſteht er Deutſch oder Franzöſiſch?

„Keins von beiden."

Das iſt ſchlimm; denn mein Ruſſiſch hab' ich faſt ganz vergeſſen.

Der Gouverneur ſtellte uns einander vor; ich half mir mit dem Ruſſiſchen, ſo gut ich konnte, und was mir an Worten fehlte, ſuchte ich durch Geberden zu erſetzen: ich ergriff des Hofraths Hand, drückte ſie mit Herzlichkeit, und bat ihn um ſeine Freundſchaft. Er erwiederte meine Bitte durch ein freundliches Grinſen.

Ehe ich weiter gehe, wird ein Gemählde

dieſes Mannes hier an ſeinem rechten Platze ſtehen. Der Herr Hofrath Schtſchekarichin — (man erlaube mir, ſeinen barbariſchen Nahmen hier zum letzten Male zu ſchreiben, und ihn in Zukunft immer nur durch ſeinen Titel zu bezeichnen) — der Herr Hofrath war ein ſchwarzbrauner Mann von etwa vierzig Jahren, mit einer vollkommenen Faunsphyſiognomie. Wenn er freundlich ſeyn wollte, zogen ſich zu beiden Seiten der Naſe zwei Falten ſchräg nach den Augenwinkeln, und gaben ſeinem Geſichte den Ausdruck des bittern Hohns. Sein ſteifer Anſtand verrieth, daß er im Militair gedient, ſo wie die mancherlei Verſtöße gegen die feine Lebensart, daß er keine Erziehung genoſſen hatte und wenig mit Leuten von Stande umgegangen war. Er bediente ſich z. B. höchſt ſelten eines Schnupftuchs; er trank gern aus der Flaſche, wenn auch ein Glas daneben ſtand, u. ſ. w. Die höchſte Ignoranz in den allergemeinſten Kenntniſſen verband er mit einer exemplariſchen Frömmigkeit. Wie eine Sonnenfinſterniß entſtehe; was es mit Blitz und Donner für eine Beſchaffenheit habe, und dergleichen mehr, davon hatte er keinen Begriff. Literatur war ihm völlig fremd; die Nahmen Homer, Cicero, Voltaire, Shakeſpear, Kant, hatte er nie nennen hören, bezeigte auch nicht die geringſte Begierde etwas von ihnen zu erfahren. Hingegen hatte er eine große Fertigkeit im Kreuzſchlagen auf Bruſt und Stirn. So oft er des Morgens erwachte; ſo oft er einen Kirchthurm oder ein Heiligenbild, war es auch in der weiteſten Entfernung, erblickte; ſo oft er eſſen und trinken wollte (und das geſchah ſehr fleißig); ſo oft es am Himmel donnerte; ſo oft wir bei einem Kirchhof vorbeifuhren u. ſ w.: verſäumte er nie, mit abgenommener Mütze ſich herüber und hinüber zu bekreuzen. In Anſehung der Kirchen ſchien er aber eine gewiſſe Rangordnung zu beobachten. Wenn ſie bloß von Holz und unanſehnlich waren, ſo unterließ er zuweilen ihnen ſeine Ehrerbietung zu bezeigen; eine ſteinerne Kirche hingegen war ſeiner Ehrfurcht gewiß. Beſonders ſtark wurden die Ausbrüche ſeiner Frömmigkeit, wenn wir eine anſehnliche Stadt mit vielen Thürmen zum erſten Male von fern erblickten, entweder wegen der vielen Thürme, oder auch, wie ich faſt vermuthe, aus Dankbarkeit, daß er ſein Schlachtopfer abermals glücklich bis dahin gebracht hatte. Uebrigens habe ich ihn nie beten ſehen, weder mit den Lippen noch mit den Augen, ſondern er begnügte ſich mit dem bloßen Bekreuzen. — Trotz der Beſchränktheit ſeiner Kenntniſſe hatte er eine ſehr große Meinung von ſich ſelbſt, und nahm nie eine Belehrung an, auch nicht über die geringfügigſten Kleinigkeiten. Auf Gründe ließ er ſich nicht ein, ſondern er zog bloß ſeine Naſenfalten lächelnd in die Höhe, und blieb bei ſeiner Meinung. — Wenn Pfennige austheilen Wohlthätigkeit genannt zu werden verdient, ſo war der Herr Hofrath ein ſehr wohlthätiger Mann; denn kein Armer bat ihn vergebens. Auch da noch, als ſeine Börſe ſchon ſehr zuſammengeſchrumpft war, unterließ er nie die Erfüllung dieſer Pflicht; denn daß er es für Pflicht hielt, ſah man an der Art und Weiſe, wie er ſich derſelben entledigte. Oft warf er ein Kopeken aus dem Wagen, wenn dieſer ſchon längſt an dem Armen vorüber gerollt war; es galt ihm völlig gleich, ob der Blinde oder Lahme es finden würde, oder nicht: genug, er hatte gegeben. Jede Art von feinem moraliſchen Gefühl war ihm gänzlich fremd. Das Mitleid kannte er nicht; die Unſchuld war ihm gleichgültig. — Ich werde in der Folge leider noch oft genug Gelegenheit haben, ſein Bild in kleinen Zügen auszumahlen; fürs erſte genüge dem Leſer der ſcharfe Umriß.

Das war alſo der ſogenannte „wackere Mann," deſſen Gewalt ich übergeben wurde. Ich geſtehe, es wunderte mich im erſten Augenblick, daß ein Menſchenfreund, wie Drieſen, gerade dieſen Hofrath zu meinem Begleiter hatte wählen können. Meine Verwunderung verſchwand aber, als ich nachher erfuhr, daß der Kaiſer, in eben dem Augenblicke, als er ſeinem Miniſter in Berlin erlaubte, mir einen Paß zu geben, um ungehindert nach Rußland zu kommen, auch den Befehl ertheilte, mir einen Hofrath mit einem Senats-Courier entgegen zu ſchicken, um mich als Arreſtanten in Empfang zu nehmen. Da ich nun ſchon in den letzten Tagen des Januars um den Paß angehalten, ſo war auch der Herr Hofrath ſchon ſeit dem Anfange des März in Mietau, hatte bereits ſieben Wochen auf mich gewartet, und klagte mir nachher oft, wie viel Geld er dort habe verzehren müſſen, und wie viele lange Weile er ausgeſtanden. Das letztere glaubte ich ihm nie; denn ein Mann wie Er hat den Vorzug mit dem Weiſeſten gemein, nie lange Weile zu empfinden. — Daß die Wahl eines Begleiters für mich gerade auf ſeine Perſon gefallen, war gewiß nicht die Schuld des Kaiſers, der ihn ſchwerlich kannte; denn ich denke, dieſer gebildete Monarch würde aus mancher Rückſicht mich mit einem ſolchen Manne nicht gepaart haben.

„Suchen Sie,“ ſagte der Gouverneur, „ſo ſchnell als möglich ein bequemes Fuhrwerk zu bekommen; denn Sie müſſen ſogleich abreiſen.“ — Ich bat um Aufſchub, wenigſtens bis morgen, da ich in den letzten drei Nächten gar nicht geſchlafen hätte, ſeit vier Wochen immer auf der Reiſe, und ſeit drei Tagen in ſtarker Gemüthsbewegung geweſen wäre; meine Bitte mußte mir aber abgeſchlagen werden. Der Gouverneur erſuchte mich, den Mittag bei ihm zu eſſen, dann aber mit meiner Abreiſe ſo viel als möglich zu eilen. Ich lehnte die Einladung ab, und ging nunmehr, von dem Regierungs-Secretair begleitet, nach meinem Wirthshauſe zurück. Dieſer junge Mann (er hieß Weitbrecht) ſchien, trotz ſeiner kalten Phyſiognomie, einigen Theil an meinem Schickſal zu nehmen. Er beklagte mich, und verſicherte, der Gouverneur könne mit dem beſten Willen nicht mehr für mich thun; „denn,“ ſagte er mit Achſelzucken, „wir Alle ſind jetzt bloße Maſchinen." — Ich erſchrak über dieſes Bekenntniß, und glaube gewiß, daß ſowohl er, als auch ſo manche Andere, die nachher eben dieſelbe Sprache führten, dem Kaiſer Unrecht thun. Wahrlich! es kann ihm keine Freude machen, ſich von bloßen Maſchinen bedienen zu laſſen; denn der Menſch, der ſich zur Maſchine herabwürdigen läßt, iſt nie zuverläſſig.

Wir betraten mein Zimmer. Meine gute, geliebte Frau, die eine fürchterliche Stunde zugebracht hatte, kam mir mit der bangſten Erwartung im Blicke entgegen. Ich zwang mich, unbefangen und heiter zu ſcheinen. Mit aller nur möglichen Schonung ſagte ich ihr, daß ich nach Petersburg reiſen müſſe, und zwar ohne ſie. Ich fügte dieſer Nachricht zugleich ſo viele Troſt- und Hoffnungsgründe bei, als meine zerrüttete Seele nur immer aufzutreiben vermochte; auch verſicherte der Secretair, die ganze Sache könne kaum vierzehn Tage dauern. Alles vergebens! Meine Chriſtel! warf ſich ſchluchzend auf das Bett, und überließ ſich einem grenzenloſen Schmerze. Sie wollte mich durchaus begleiten; wollte ihre ſo geliebten Kinder ohne Bedenken zurücklaſſen; wollte wenigſtens bis auf mein unweit Narva gelegenes Landhaus Friedenthal mit mir fahren, von wo Petersburg nur noch einige und dreißig Meilen entfernt iſt. Umſonſt! Jede dieſer Bitten wurde ihr, aus nachher ſehr begreiflichen Urſachen, abgeſchlagen. Auch ihretwegen mußte erſt nach Petersburg geſchrieben und rapportirt werden: denn man hatte ihretwegen keine Verhaltungsbefehle; man mußte erſt anfragen, ob es einer freien, edel gebornen Frau erlaubt ſey, nach Hauſe zu ihren Verwandten zu reiſen. Bis die Antwort, hieß es, zurückkomme (alſo wenigſtens vierzehn Tage), müſſe ſie an dieſem (ihr gänzlich fremden) Orte — in einem theuren Wirthshauſe, von ihrem Manne verlaſſen, mit ihrem Gram allein — verweilen; doch zweifle man nicht, daß es, nach Ablauf dieſer Zeit, ihr frei ſtehen werde, zu gehen, wohin ſie wolle.

O, daß ich mich ſchon des traurigen Geſchäfts entledigt hätte, die fürchterlichen Stunden bis zu meiner Abreiſe zu ſchildern! Meine arme Frau hing bald mit heißen Thränen an meinem Halſe, bald lag ſie halb ohnmächtig und weinend auf dem Bette. Meine älteſte Tochter, ein Mädchen von fünf Jahren, meine gute Emmy, die ſehr an mir hängt, kam jeden Augenblick zu mir, und ſchlug ihre kleinen Hände um meinen Nacken. Meine zweite dreijährige Tochter wußte nicht, was vorging, und weinte darüber, daß man nicht, wie ſonſt, auf ſie Acht gab. Mein jüngſter Sohn (von elf Monaten) lächelte unbefangen auf dem Arm ſeiner Wärterin. Meine Leute liefen beſtürzt durch einander. Im Zimmer war viel Rumor. Der Hofrath fand ſich ein; der Senats-Courier poſtirte ſich in einen Winkel; der Secretair entſiegelte meine Koffer, durchſuchte Alles noch einmal, und empfing meine Papiere. Ich war in einer dumpfen Betäubung, aus der ich mich nur ruckweiſe mit Gewalt aufraffte. Ich bekümmerte mich um nichts, was im Zimmer vorging, ſondern ſetzte mich auf das Bett zu meiner wimmernden Frau, ſchloß ſie mit dem Feuer der innigſten Liebe in meine Arme, und beſchwor ſie, ſich zu faſſen, auf meine Unſchuld und des Kaiſers Gerechtigkeit zu vertrauen. „Wir haben,“ ſagte ich, „ſo viele glückliche Tage mit einander verlebt; laß uns jetzt auch das Unglück muthig ertragen. Es wird und muß von kurzer Dauer ſeyn. Rechtfertigen Sie Sich, ſagte ja der Gouverneur; und in vierzehn Tagen kehren Sie zurück in die Arme Ihrer Familie. Jetzt, meine Beſte, beweiſe, daß du kein gewöhnliches Weib biſt. Klagen und Wimmern hilft zu nichts. Standhaft dulden, und allenfalls die Rettungsmittel anwenden, die in deiner Gewalt ſind: das ziemt der treuen, liebenden Gattin."

Ich nannte ihr darauf einige Perſonen in Petersburg, an welche ſie ſchreiben ſollte, und empfahl ihr, meiner alten Mutter ſo ſchonend als möglich die Schreckensnachricht beizubringen. Auch der Secretair Weitbrecht hatte mir ſchon vorher verſprochen, meine Mutter von meinem Schickſal zu benachrichtigen *); denn mir ſelbſt war auch hier nicht erlaubt, die Pflicht des Sohnes zu erfüllen.

Ich hatte es endlich durch mein ſanftes, liebevolles Zureden ſo weit gebracht, daß meine Frau wieder einige Faſſung gewann. Sie ſtand auf, bewillkommte den Hofrath, reichte ihm ihre Hand, und bat ihn ſanft weinend, doch ja unterwegs Sorge für ihren kränklichen Mann zu tragen. (Sie hatte ſchon gehört, daß ich nicht einmal einen von meinen Bedienten mit mir nehmen dürfe.) O! hätten Tauſende das vortreffliche Weib in dieſem Augenblicke geſehen, wie hold bittend ſie da ſtand,

---

*) Er hat es nicht gethan.

wie ſchön in ihrem Schmerze, wie rührend in ihren Thränen: wahrlich! kein Herz wäre unbewegt, kein Auge trocken geblieben. Der Herr Hofrath lächelte höflich, die Falten ſeiner Naſe zogen ſich hoch zu den Augenwinkeln hinauf, und er verſprach Alles, was die Bittende begehrte.

Schon einige Mal hatte mich der Secretair ſehr dringend befragt: ob ich auch viel Geld bei mir hätte? — Ich hatte noch etwas über hundert Friedrichsd'or, etwa funfzig Ducaten und ein Paar hundert Thaler kurſächſiſche Zweigroſchenſtücke, die ich mir in Leipzig hatte geben laſſen, weil ſie in Kurland gelten. Er ermahnte mich, Alles in Ruſſiſche Banconoten umzuſetzen und mit mir zu nehmen. Ich hielt das für unnöthig; wie viel konnte ich zwiſchen Mietau und Petersburg brauchen? Auch mußte ich ja Friedenthal paſſiren, wo ich im Nothfalle Geld zu finden gewiß war. In Petersburg ſelbſt hatte ich Freunde, auf deren Unterſtützung ich mich verlaſſen konnte. Meine Frau hingegen brauchte viel Geld; ihr wollte ich Alles zurücklaſſen. Das ſagte ich dem Secretair; er aber drang dennoch mit ſo beſondern Geberden in mich, ſeinen Rath zu befolgen, daß ich endlich, wenigſtens zum Theil, nachgab. Er ſelbſt war ſo gütig, das Umwechſeln zu beſorgen, und mir einen, für die Eil, mit der Alles geſchehen mußte, ſehr leidlichen Preis für mein Gold zu verſchaffen.

Von den großen, ſchweren Koffern meines Wagens konnte ich keinen mit mir nehmen; ich hatte daher befohlen, daß meine Bedienten mir ihren halb zerriſſenen Mantelſack hergeben ſollten, und die Kammerjungfer meiner Frau war beſchäftigt, mir Wäſche auf einige Wochen hinein zu packen. Der Senats-Courier ſtand dabei; und eben ſo dringend, als der Secretair mich ermahnt hatte, recht viel Geld mitzunehmen, ermahnte er die Kammerjungfer, recht viel Wäſche in den Mantelſack zu legen. Sie hielt das für ſehr überflüßig, und that das Gegentheil. Da es ihm mit der Wäſche nicht gelang, ſo beſtand er darauf, es müßten wenigſtens Betten mitgenommen werden. Das hielt ich für noch überflüßiger, und er zuckte endlich die Achſeln.

Wenn ich jetzt, bei kaltem Blute, alle dieſe Umſtände zuſammen nehme, begreife ich nicht, wie es möglich war, daß kein Funke von Argwohn in meine Seele kam, es könne wohl auf eine weitere Reiſe mit mir angeſehen ſeyn. Aber ich war in einer dumpfen Betäubung, und hatte keinen klaren Gedanken. In Betreff des Geldes erinnere ich mich bloß der dunkeln Vorſtellung, daß es mir doch wohl in Petersburg nützlich ſeyn könne, da ich vielleicht in den erſten Tagen mit keinem meiner Freunde würde ſprechen dürfen. Auf das Einpacken der Wäſche gab ich wenig Acht, und hörte das, was darüber geſagt wurde, nur mit halbem Ohre. — Ach! meine ganze Seele war mit Frau und Kindern beſchäftigt! Ich ging von dieſen zu Jener, von Jener zu dieſen, und drückte ſie wechſelsweiſe an meine Bruſt: ich tröſtete hier, und liebkoſte dort.

Dem Courier, der die Innigkeit gewahr wurde, mit welcher ich an meiner Familie hing, traten die Thränen in die Augen: Nun bemerkte ich ihn erſt, und ſah ihn freundlich an; er gab mir den freundlichen Blick zurück. Biſt du verheirathet? fragte ich ihn. Er nickte, mit naſſen Augen.

„Ich habe auch drei kleine Kinder!“ antwortete er.

Nun ſo verſtehſt du mich. — Er nickte und ſeufzte.

Da dieſer Menſch einen großen Einfluß auf mein damaliges, und vielleicht auch mein künftiges, Schickſal gehabt hat *), ſo erlaube man mir, ſein Bild neben dem Bilde des Herrn Hofraths zu zeichnen. Alexander Schülkins mochte ungefähr etwas über dreißig Jahr alt ſeyn. Ein gänzlich roher Menſch, zuweilen eine wahre Beſtie, aber eine gutmüthige. Seine Phyſiognomie hatte etwas Kalmückiſches: ein breites rundes Geſicht, aufgeſtutzte Naſe, hohe Backenknochen, kleine langgezogene Augen, eine ſehr niedrige Stirn, ſchwarzes Haar; von mehr kleiner als großer Statur, mit breiter Bruſt und breiten Schultern. Auf der linken Seite trug er das weiße, runde Schild der Senats-Couriere, und um den Leib die Couriertaſche mit einem ähnlichen Schilde. Im Eſſen und Trinken fand er ſeinen höchſten Genuß; aber lecker war er nicht: er aß und trank Alles, was ihm vor den Mund kam; und an der Art und Weiſe, wie er es that, konnte man augenblicklich ſehen, daß es das Hauptgeſchäft ſeines Lebens war. Wenn er z. B. Suppe aß, ſo lehnte er den Kopf ein wenig zurück, ſchob den Löffel bis an den Stiel in den Mund, goß die Suppe, anſtatt in den Mund, ſogleich in die Gurgel, ſah dabei an die Decke, und zog die

*) Hierin habe ich mich geirrt.

kurze Stirn in hundert horizontalen Falten aufwärts, ſo daß jedes Haar auf ſeinem Kopfe ſich bewegte. Eben ſo machte er es mit dem Fleiſche. Er ſteckte es nicht in den Mund; er warf es hinunter. Ich ließ einige Mal die großen Knochen eines Kalbsbratens übrig; er bemächtigte ſich ihrer ſogleich, und biß, trotz dem größten Bullenbeißer, Alles herunter, was nur einigermaßen markig oder ſehnig daran war. Ein Glas Branntwein mußte ſehr groß ſeyn, wenn er es nicht auf Einen Schluck in die Gurgel ſtürzte. Er konnte außerordentlich viel Branntwein zu ſich nehmen, ohne betrunken zu werden; auch konnte er, ohne daß es ihm ſchadete, die heterogenſten Getränke unter einander miſchen. So hab' ich ihn oft des Morgens Thee mit Milch trinken ſehn; dann ein großes Glas Branntwein; darauf den Kaffee, den ich übrig gelaſſen hatte; darauf ein Paar Gläſer Punſch, und zum Beſchluß ein Paar Nößel Quaß *): alles in derſelben Viertelſtunde. Mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er zu jeder Ta-

---

*) Ein ſäuerliches Getränk, das mit dem Kovent Aehnlichkeit hat, aber viel nahrhafter iſt. Man gießt kochendes Waſſer auf Gerſte, und läßt die Miſchung im Ofen gähren.

ges- oder Nachtzeit eſſen und trinken konnte, konnte er auch ſchlafen, wann und ſo oft es ihm beliebte; doch wurde er in dieſer beneidenswerthen Kunſt von dem Herrn Hofrath beinahe noch übertroffen, der übrigens im Branntweintrinken ihm wenig nachgab.

Hingegen war Alexander Schültins, bei aller ſeiner Rohheit, ihm in Hinſicht moraliſcher Kultur weit überlegen. Er hatte Gefühl, zwar kein tiefes, aber ein ſchnelles und ſtarkes, das ihn zuweilen gleichſam ſchüttelte und dann ſchnell wieder los ließ. Er wußte auch dies und jenes; der Herr Hofrath wußte gar nichts. So erinnere ich mich, daß er einſt beim Anblick eines Kuckuks dem Herrn Hofrath erzählte: dieſer Vogel lege ſeine Eier in fremde Neſter, und brüte ſie nie ſelber aus. Der Herr Hofrath lachte ihm in's Geſicht, daß er ſo dumm ſey, ein ſolches Mährchen zu glauben. Alexander Schültins berief ſich auf mich, und ich bekräftigte ſeine Verſicherung; der Herr Hofrath zog aber ſeine Naſenfalten hoch in die Höhe, und warf einen vornehm verachtenden Blick auf uns Beide. — Was ſonſt noch von Alexander Schültins zu ſagen wäre, wird in der Folge der Erzählung vorkommen. Ich füge, um den Leſer mit ſeinem Stande genauer bekannt zu machen, nur noch hinzu, daß der Senat zu Petersburg achtzig dergleichen Couriere hat, die jederzeit bereit ſeyn müſſen, ſeine Befehle in die entfernten Provinzen zu überbringen. Sie haben, wenn ich nicht irre, Unterofficiers-Rang, ſind gleichförmig (ungefähr wie die Poſtbedienten) gekleidet, und tragen auch dergleichen Schilder, nur mit einer andern Umſchrift.

Ich kehre zurück auf den Schauplatz meiner Leiden. Seit den letzten Paar Stunden waren mehrere Wagen auf den Hof des Wirthshauſes gefahren worden, daß ich mir einen davon ausſuchen und kaufen ſollte. Ob ich gleich das letztere für mein eignes Geld thun mußte, ſo war es doch immer eine große Vergünſtigung, daß ich mir einen bequemen Wagen anſchaffen durfte, da die Gefangenen ſonſt gewöhnlich in ein Kibitken, oder auf ein noch ſchlechteres unbedecktes Fuhrwerk geworfen, und, ohne alle Rückſicht auf Stand, Alter oder Geſundheit, bei jeder Witterung fortgeſchleppt werden. Ueberhaupt kann ich nicht leugnen, daß man auch in der Folge noch manche andere égards für mich hatte, die ich unmöglich auf Rechnung des gefühlloſen Herrn

Hofraths ſetzen kann, ſondern die vermuthlich von höherer Hand geboten waren; denn mein Begleiter würde ſich gewiß um kein Haar von dem Buchſtaben ſeiner Inſtruktion entfernt haben.

In der Ueberzeugung, daß Petersburg das Ziel meiner Reiſe ſey, kaufte ich bloß einen leichten, fein gearbeiteten halben Wagen, der zwar in Federn hing, und in dem es ſich ganz bequem eine Spazierreiſe machen ließ, der aber ſonſt mit gar keinen Bequemlichkeiten verſehen war. Dennoch mußte ich 500 Rubel dafür bezahlen.

Es gereichte doch auch meiner Frau zu einigem Troſt, daß ich nicht wie ein Verbrecher fortgeſchleppt werden ſollte. Sie fragte den Hofrath: ob ich ihr unterwegs auch ſchreiben dürfe. — Er ſowohl als der Secretair, verſicherten Beide, daß dies ohne Schwierigkeit geſchehen könne.

Abends, etwa um ſieben Uhr, war alles zur Abreiſe bereit. — Meine Hand zittert — mein Herz klopft — meine Augen füllen ſich mit Thränen. Noch jetzt kann ich nicht ohne die heftigſte Wehmuth an jenen fürchterlichen Augenblick denken. Man verſchone mich mit der Beſchreibung deſſelben. Thränen hatte ich nicht, und meine Frau eben ſo wenig; unſre Herzen waren krampfhaft zuſammengeſchnürt. Nur meine Emmy und die Kammerjungfer weinten. Ich drückte meine Kinder wechſelsweiſe an die Bruſt, und ſegnete ſie mit Inbrunſt. Meine Gattin fiel ohnmächtig auf das Bett. Ich beugte mich über ſie hin, und bedeckte ſie mit meinen letzten Küſſen. Der Secretair Bettbrecht hatte bis dahin ein kalter Zuſchauer geſchienen; ja, ich hätte über ſeine ſchalen Troſtgründe: „man müſſe ſich darein ergeben; die Betrübniß könne doch nichts ändern, u. ſ. w.“ ſchon einige Male beinahe meinen Unwillen geäußert. Jetzt aber brach auch er, nicht in Thränen, ſondern in eine Art von Geheul aus. O, wäre der Kaiſer, der gewiß **gefühlvolle Kaiſer**, ſelbſt gegenwärtig geweſen: wie eilig würde er durch Ein Wort allen dieſen Jammer geendigt haben!

Meine arme Frau war nicht im Stande meine Liebkoſungen zu erwiedern; ſie wimmerte leiſe mit geſchloſſenen Augen. Ich drückte noch einen Kuß — ach! vielleicht den letzten! — auf ihre blaſſen Lippen, und ſtürzte zur Thür hinaus. Meine Leute halfen mir in den Wagen, und nahmen gerührt von mir Abſchied. Ich hörte und ſah nicht mehr. Viele

Neugierige hatten ſich im Vorhauſe verſammelt; der Secretair zerſtreute ſie. Der Wagen war auf den Hof gebracht worden, um auf der Straße kein Aufſehen zu erregen. Ich taumelte hinein — und wir rollten fort! —

So hat man einen ehrlichen Mann und ruhigen Staatsbürger durch einen Kaiſerlichen Paß nach Rußland gelockt, und ihn dann aus den Armen ſeiner Familie geriſſen, ohne es auch nur einmal der Mühe werth zu halten, ihm zu ſagen, weſſen man ihn beſchuldige. Nein, das kann der gerechte Kaiſer nicht wiſſen! nein, das weiß er gewiß nicht! Irgend ein hämiſcher Verläumder hat das Kaiſerliche Anſehn, den Kaiſerlichen Nahmen gemißbraucht. — Es geht nun in die neunte Woche, daß ich nicht weiß, ob die Meinigen leben oder todt ſind. Ach! vielleicht werde ich nie wieder etwas von ihnen erfahren! — Meine gute Frau und ich, die wir ſeit ſo vielen Jahren nur zweimal, vierzehn Tage, von einander getrennt waren, und dieſe kurze Zeit kaum überleben zu können glaubten, wir müſſen nun, auf ewig aus einander geriſſen, unſere Tage hoffnungslos vertrauern! Wird ſie es überleben? hat ſie es überlebt?! — O Gott! —

Der Menſchenkenner wird mich begreifen, wenn ich geſtehe, daß ich meine Bruſt etwas erleichtert fühlte, als die ſchreckliche Trennung von den Meinigen vorüber war, als der Wagen immer ſchneller dahin rollte, und jeder Augenblick mich weiter von ihnen entfernte. Ich konnte wieder einen Blick in die Zukunft werfen: ſie hatte ja bis jetzt noch nichts Schreckliches für mich. Eine Unterſuchung in Petersburg, eine Prüfung meiner unſchuldigen Papiere, meines ſchuldloſen Lebenswandels, vor einem gerechten Monarchen, der nicht ungehört richtet: was war das mehr? was konnte mir widerfahren? — Einige Unannehmlichkeiten vielleicht, und Mangel an Kenntniß der Ruſſiſchen Sprache konnten mich hier und da in Verlegenheit ſetzen. Aber, dachte ich, man wird mir einen Dolmetſcher geben. Ich muß vielleicht einige Wochen lang den gewohnten Bequemlichkeiten entſagen; nun, das iſt ja kein großes Unglück. — Die Ausbrüche einer chroniſchen Krankheit, die mich ſeit zwölf Jahren martert, können heftiger werden; aber auch in Petersburg giebt es ja wackere Aerzte. Welche Urſache hatte ich denn alſo, mich unglücklich zu ſchätzen? Es war freilich ein unangenehmer, doch, aller möglichen Wahrſcheinlichkeit nach, bloß ein vorübergehender Zufall. Ich fuhr in einem bequemen Wagen nach Petersburg; ich würde dort, hoffte ich, meine beiden Söhne, meine Freunde wiederſehen: das war ja ohnehin einer von den Zwecken meiner Reiſe. Freilich wurde ſie mir nun etwas koſtſpieliger, als ich geglaubt hatte; aber an Gelde hing mein Herz nie. — So gaben alle dieſe Betrachtungen mir nach und nach meine völlige Ruhe wieder. Daß der menſchenfreundliche Gouverneur von Kurland während meiner kurzen Abweſenheit für die Meinigen Sorge tragen würde, hatte er mir ja verſprochen, und ſein Herz war mir Bürge für ſein Wort *).

Riga iſt von Mietau nur ſieben kleine Meilen entfernt. Es war ſchon dunkel, als wir die Ufer der Düna erreichten, an welcher dieſe ſchöne, gaſtfreie Stadt liegt. Wegen des hohen Waſſers war die Schiffbrücke noch nicht wieder hergeſtellt, und es dauerte mehrere Stunden, ehe wir übergeſchifft wurden. Um Mitternacht erreichten wir das Thor, wo der Courier abſtieg, und ſehr lange im Wachthauſe verweilte, ohne daß ich etwas Arges

---

*) Daß dieſe Hoffnung mich täuſchte, wird leider die Folge lehren.

daraus hatte. Vom Thore fuhren wir, ohne die eigentliche Stadt zu berühren, durch enge, winkelige Straßen nach der Poſthalterei, und erhielten ſogleich friſche Courierpferde. Unſer Poſtpaß (Podoroschne) verſicherte uns deren drei auf Kaiſerliche Rechnung. Meiſtentheils ſpannte man uns noch eins mehr unentgeldlich vor; wo aber die Poſthalter ſich weigerten, es zu thun, und auf die Poſtordnung trotzten, da mußte ich das vierte aus meiner Börſe bezahlen.

Es war gegen Ein oder zwei Uhr, in einer ſehr kühlen Nacht, als wir Riga verließen. Die erſchöpfte Natur foderte ihr Recht: ich wurde ſehr ſchläfrig, ließ das Fenſter nieder, drückte mich in die Ecke des Wagens, und ſchlummerte ein. Auf der erſten Station erwachte ich wohl, und ſah, daß es Tag geworden war, bekümmerte mich aber weiter um nichts, ſondern verſuchte, die Augen aufs neue zu ſchließen.

Doch welcher Pinſel mahlt mein Erſtaunen, mein Schrecken, als ich etwa eine Stunde nachher mich ermunterte, und gewahr wurde, daß wir keinesweges auf der mir wohlbekannten Petersburgiſchen Landſtraße, ſondern auf einer andern großen, mir völlig fremden Straße, immer längs der Düna hinführen! Ich hatte kaum ſo viel Gewalt über mich, einen lauten Schrei zurückzuhalten. Eine Art von Inſtinkt gebot mir indeß, zu ſchweigen und mich zu verſtellen. Was in mir vorging, iſt unbeſchreiblich. — „Wohin führt man mich? — Was hat man mit mir vor? — Wo will man meine Papiere unterſuchen? und wer hat den Auftrag dazu?“ — Das waren die Fragen, die ewig mein Gehirn durchkreuzten; denn daß man mich ohne alle Unterſuchung in die weite Welt ſchleppen würde, kam mir wahrlich noch immer nicht in den Sinn.

Als wir auf der Station ankamen, verlangte ich Kaffee, um nur etwas Zeit zu gewinnen. Der Kaffee wurde ſogleich beſtellt, und ich ging unterdeſſen in einer grauſamen Gemüthszerrüttung im Zimmer auf und nieder. Der Hofrath unterhielt ſich draußen beim Wagen mit dem Poſthalter. Der Courier ſtand am Fenſter, beobachtete ihn, und ſagte plötzlich verſtohlen zu mir: „Fedor Karlowitſch!“ (ſo nannte man mich, nach Ruſſiſcher Gewohnheit) „wir reiſen nicht nach Petersburg; wir reiſen weiter.“ Kaum hatte ich den Athem zu fragen: wohin? — „Nach Tobolsk." — Kaum erhielt ich mich auf den Füßen. Es war kein Nerve in meinem Körper, der nicht erſchüttert wurde. — „Können Sie Ruſſiſch leſen?" fuhr er fort, indem er ſtets ein Auge auf den Hofrath hatte. — Ja. — „Nun ſo leſen Sie hier die Podoroschne," (den Poſtpaß). — Ich las: „Auf Befehl Sr. Kaiſerlichen Majeſtät u. ſ. w. von Mietau nach Tobolsk, Herr Hofrath Schtſchetatichin mit einem bei ſich Habenden" — ſo iſt der Ruſſiſche Ausdruck — „begleitet von einem Senats-Courier, in Krongeſchäften," u. ſ. w.

Ich ſelbſt kann mir meine damalige Empfindung nicht mehr vergegenwärtigen; ich war vernichtet. — „Gern," ſagte der Courier, „hätte ich Ihnen das ſchon in Mietau zugeflüſtert; aber wir wurden zu ſehr beobachtet. Sie dauerten mich gleich, als ich Ihre Familie ſah; denn auch ich habe Frau und Kinder." — Ich dankte ihm mit halben Worten. Er bat mich, ja den Hofrath nicht merken zu laſſen, daß er mir das Ziel der Reiſe verrathen habe; denn der ſey ein harter, ſchlechter Menſch. — Ich beruhigte ihn.

Der Hofrath trat wieder herein. Zum Glück verſtand er ſich eben ſo wenig auf Menſchengeſichter als auf Kuckuks-Eier; ſonſt hätte er durchaus die Todtenbläſſe meiner Wangen und das krampfhafte Zittern meines ganzen Körpers bemerken müſſen. Er trank ein Glas Branntwein, und bemerkte nichts. — Der Kaffee wurde gebracht. Natürlicher Weiſe war es mir unmöglich, einen Tropfen zu trinken. Ich ſchützte Unpäßlichkeit vor — ach! ich war mehr als unpäßlich! — Ich bezahlte den Kaffee, und der Hofrath trank ihn aus.

Wir fuhren weiter. Das Rütteln des Wagens gab mir wieder einige Beſinnung; und jetzt erwachte bei mir der erſte Gedanke an Flucht. — „Nach Sibirien führt man mich," ſo ſagte ich zu mir ſelbſt; „ohne Verhör, ohne Unterſuchung, ohne Urtheil und Recht, ja, ohne daß man es auch nur der Mühe werth findet, mir zu ſagen, warum? — Das iſt zu arg! Das kann der gerechte Kaiſer unmöglich wiſſen; oder man hat ihn auf das gröbſte hintergangen. — Meine Papiere ſind alſo nicht die Urſache meiner Verhaftung; denn ſonſt würde man ſie ja vorher unterſucht haben, ehe man mir die gräßlichſte aller Strafen zuerkannt hätte. Es muß alſo eine andere ſchwere Anklage gegen mich vorhanden ſeyn, die irgend ein niederträchtiger

Verleumder dem Kaiſer als bereits erwieſen vorgeſtellt hat; und um nicht als ein Verleumder mit Schande zu beſtehen, hat er, ohne weitere Unterſuchung, meine Verbannung bewirkt. In Sibirien bin ich lebendig begraben; aus Sibirien erſchallt meine Stimme nicht bis an die Ufer des Baltiſchen Meeres: von dort aus kann ich mich nicht vertheidigen; und dürfte ich es auch, ſo wüßte ich ja nicht einmal, wogegen. — Es bleibt mir alſo nichts anderes übrig, als die Flucht." — Dieſer Gedanke ſtand feſt in mir, und wurde nach und nach zum Entſchluſſe.

Vor der nächſten Station, Kokenhuſen, liegen auf einem Hügel an der Düna die mahleriſchen Ruinen einer alten Burg. Sie ſind noch jetzt von großem Umfange, und waren ehemals, wenn ich nicht irre, die wohlbefeſtigte Reſidenz eines Liviſchen Fürſten, der ſich hier ſehr lange gegen das chriſtliche Raubgeſindel wehrte, und ſich endlich mit ſeinen Unterthanen daſelbſt taufen ließ. Der Anblick dieſer Ruinen erweckte in mir die erſte dunkle Idee, mich unter dem alten Gemäuer zu verbergen, und lieber dort zu verhungern, als mich ohne Urtheil und Recht nach Sibirien ſchleppen zu laſſen. Zu dieſer Idee geſellte ſich noch eine dunkle Erinnerung, daß das jetzige Landgut Kokenhuſen einem Baron von Löwenſtern zugehöre, den ich vor drei Jahren in Leipzig als einen ſehr edlen Mann hatte kennen lernen, und der mir ſchon vorher durch den Ruf als ſolcher bekannt geweſen war. Im höchſten Nothfalle, dachte ich, entdeckſt du dich dem; er wird dich nicht ausliefern.

Jetzt hielten wir vor dem Poſthauſe. Ich beobachtete die Geſichter des Poſthalters und ſeiner ganzen Familie; nach ihren Phyſiognomieen zu urtheilen, waren dieſe Menſchen wahrſcheinlich gut und mitleidig. Während des Anſpannens benutzte ich jeden Augenblick, wenn der Hofrath ſich ein wenig entfernte, um in Deutſcher Sprache allerlei Erkundigungen einzuziehen: — Wem gehört das Gut?

„Dem Baron Löwenſtern.“

Wo iſt das Wohnhaus?

„Dort.“ – Man zeigte es mir in einer kleinen Entfernung.

Iſt er jetzt hier?

„Nein; er iſt bei ſeinem Schwiegervater, vierzehn Werſte von hier, auf Stockmannshof.“

Iſt auch ſeine Familie dort? (Ich kannte ſeine Gattin als eine der vortrefflichſten

Frauen, und ſeine Kinder als ihrer Eltern wählen.)

„Ja."

Kein Edelmannshof an der Landſtraße?

„Ja; Sie fahren vorbei."

Wie weit iſt Dorpat von hier?

„Ungefähr ſechzehn Meilen." —

Mehr konnte ich nicht fragen; die Pferde waren vorgeſpannt, und wir fuhren ab. Als wir etwa ſechs Werſte zurückgelegt hatten, ereignete ſich ein Zufall, der mir ſehr willkommen war. Eins unſerer Pferde wurde ſtätiſch, und ging nicht von der Stelle. Der Poſtillon, ein Lette, that vergebens alles Mögliche, um es anzutreiben. Der Courier ſchimpfte, der Hofrath fluchte; Beide beehrten die Lettiſche Nation mit den verworfenſten Beinahmen. Endlich theilte ſogar der Courier, der, auf dem in Federn hangenden Bocke, gerade über dem Poſtillion ſaß, mit geballter Fauſt die unbarmherzigſten Ohrfeigen und Kopfſtöße aus. Der unſchuldige Poſtillon ſprang herunter, und erklärte: er werde nicht weiter fahren, wenn man ihn ſo behandle. Dieſe Erklärung verſetzte den Herrn Hofrath in Wuth. Er ſtieg aus dem Wagen, brach einen derben Knüppel von dem nächſten

Baume, ergriff den Poſtillion bei der Bruſt, warf ihn zu Boden, und prügelte ihn unbarmherzig. Nach dieſer edlen Expedition, welche durch die Geſetze ſtreng verboten iſt, befahl er ihm ſich aufzuſetzen und weiter zu fahren. Der Poſtillion benutzte aber den Augenblick, als der Courier dem Hofrath in den Wagen half, und lief plötzlich querfeld ein, dem nächſten Buſche zu. Der Courier verſuchte zwar, ihn einzuholen; doch jener war flinker auf den Beinen, und ſo ſtanden wir nun, zu meinem Vergnügen, mitten auf der Landſtraße, mit einem ſtätiſchen Pferde ohne Kutſcher.

Was war zu thun? Wir mußten umkehren, und, ſo gut es gehen wollte, nach Kotenhuſen zurückfahren. Der Courier ergriff die Zügel; er verſtand ſich aber ſchlecht auf das Fahren: es ging ſchief, krumm und langſam, wobei denn unzählige Flüche auf das arme Volk der Letten herausgedonnert wurden. Wenn ich ſage Flüche, ſo verſtehe ich darunter nur einen einzigen oft wiederholten Fluch; denn die Ruſſen haben eigentlich nur Einen Fluch, der aber ſo kräftig iſt, daß er gar wohl die Stelle von hundert Deutſchen Flüchen erſetzen kann. Sie wünſchen nehmlich ihrem Gegner, daß der Teufel ſeine Mutter zur H** machen möge; und das wünſchen ſie in noch weit derberen Ausdrücken, als deren ich mich hier bedient habe, ſo daß in Anſehung der Deutlichkeit auch dem roheſten Menſchen nichts zu wünſchen übrig bliebe. Ich übertreibe wahrlich nicht, wenn ich behaupte, daß jeder meiner Begleiter dieſen Fluch täglich wenigſtens fünfhundertmal ausſtieß, und natürlicher Weiſe faſt immer bei den geringfügigſten Veranlaſſungen. Die Ruſſen von ſchlechter Erziehung bedienen ſich deſſen, wie vormals die Franzoſen des Wortes Monsieur, und wie die Engländer noch heut zu Tage des God dam: ſie flicken es überall ein.

Als wir nach Kotenhaſen zurückkamen, erhob der Herr Hofrath eine mächtige Klage gegen den entlaufenen Poſtillon, nahm ſich aber wohl in Acht, des Prügelns und ſeiner eignen entlaufenen Vernunft dabej zu erwähnen. Der Poſthalter ergänzte indeß dieſen Mangel leicht. „Es iſt einer meiner beſten Leute," ſagte er; „Sie müſſen ihn ſehr übel behandelt haben." Man leugnete. Der Poſthalter ſah mich an, und ich nickte unvermerkt mit dem Kopfe.

Es iſt bekannt, daß einen gemeinen Menſchen nichts mehr in Hitze bringt, als wenn er fühlt, daß er Unrecht hat. So ging es auch dem Hofrath: er ſchimpfte, er drohte. Da dem Poſthalter, den Geſetzen gemäß, nichts anderes übrig blieb, als einen Rapport an die Regierung in Riga zu machen, indeſſen aber den Courier ohne Aufenthalt fortzuſchaffen; ſo wurde ein andres Pferd vorgeſpannt, und nach einem andern Poſtillion geſchickt. Doch verzog ſich das, ſo wie ich es wünſchte, ein wenig in die Länge.

Ich war im Wagen ſitzen geblieben. In einem Augenblicke, als der Hofrath in die Stube gegangen war, trat der Bruder des Poſthalters an den Wagen, und ſagte zu mir mit einer bedenklichen Miene: „Ihr Nahme iſt im Poſtpaſſe nicht angegeben.“ — Ich wußte darauf nichts zu antworten. Hätte ich gewußt, was ich erſt ſpäter erfuhr, daß durch ein neueres Geſetz ſtreng befohlen iſt, jeden Reiſenden in dem Poſtpaſſe nahmentlich aufzuführen, und nicht bloß durch die vage Benennung: „nebſt bei ſich Habendem,“ zu bezeichnen; und daß, wenn jenes unterblieben iſt, der Poſthalter das Recht hat, auch ſogar ſchuldig und gehalten iſt, die Pferde zu verweigern: ich würde ſogleich aus dem Wagen geſprungen ſeyn, und ihn ermuntert haben, ſich dieſes Rechtes zu bedienen. Was konnte der Herr Hofrath ohne Pferde machen? Er hätte es dulden müſſen, daß vorher nach Riga berichtet werden wäre; der Gouverneur von Riga, der von nichts wußte, hätte wieder bei dem Gouverneur von Mietau anfragen müſſen. Dadurch wäre viel Zeit gewonnen worden; und Zeit gewonnen, ſagt das alte Sprichwort, viel gewonnen. Aber ich ſchwieg aus Unkunde des Geſetzes, und ſo fuhren wir Nachmittags ohne Hinderniß weiter.

Unterwegs beobachtete ich die Gegend ſo genau als möglich, beſonders die Lage des ſchön gebauten Gutes Stockmannshof, an welchem wir nahe vorbei fuhren. Rechts hatten wir noch immer die Düna, und links faſt ununterbrochen waldige Hügel. Wir kamen gegen ſechs Uhr auf die nächſte Station, die bereits auf der Grenze des Liefländiſchen Gouvernements liegt, und mit der, wenn ich nicht irre, die Witepskiſche Provinz ihren Anfang nimmt.

„Jetzt, oder nie!“ dachte ich bei mir ſelbſt. „Haſt du Einmal Liefland verlaſſen, ſo findeſt du keinen Bekannten, keinen Freund mehr;

nicht einmal einen Menſchen, der deine Sprache verſteht. Jetzt, oder nie, iſt der Augenblick zur Flucht." — Ich erklärte alſo, ob es gleich noch ziemlich früh am Tage war, daß ich heute nicht weiter fahren würde, weil ich der Ruhe benöthigt wäre. Meine Erklärung ſchien dem Herrn Hofrath ſehr unangenehm zu ſeyn; aber er fügte ſich ohne Widerſpruch in mein Verlangen: ein neuer Beweis, daß er Inſtruktionen hatte, die milder waren als ſein Herz.

Es ſollten nun Anſtalten zum Uebernachten, und vorher zum Abendeſſen, getroffen werden. Aber das Poſthaus war ſo unbeſchreiblich elend, und die Stube mit Hühnern und Schweinen ſo ekelhaft angefüllt, daß ich darauf drang, wir müßten uns in einen ſteinernen Krug begeben, den ich in einer geringen Entfernung bemerkt hatte, und der etwas mehr Bequemlichkeit zu verſprechen ſchien. Meine eigentliche Urſache war, daß ich dort leichter zu entſchlüpfen hoffte; denn ich hatte mit Einem Blick überſehen, daß das Poſthaus zu dieſem Zwecke gar nicht taugte.

Auf mein wiederholtes ernſtliches Verlangen begaben wir uns alſo in den kaum einige hundert Schritt entfernten Krug, der noch auf

Liefländiſchem Grund und Boden lag, zu Stockmannshof gehörte, und von einem Juden, als Pachter, verwaltet wurde. Er lag mit der Front an der Landſtraße, die zwiſchen demſelben und der Düna hin lief. Wenige Schritte hinter dem Kruge fingen die waldigen Hügel an, auf die ich beſonders rechnete.

Der Courier machte jetzt ſehr geſchäftig Anſtalten zum Abendeſſen. Er rühmte ſeine Kochkunſt, ſchlachtete ein Huhn, und verſprach mir eine köſtliche Suppe. Ich ſtellte mich, als ob ich Theil an dieſer frohen Ausſicht nähme, und ſpazierte unterdeſſen, in Geſellſchaft des Hofraths, vor dem Kruge hin und her, gleichſam die Ufer der Düna und die daſelbſt liegenden Holzflöſſe zu beſehen, eigentlich aber, die umliegende Gegend noch beſſer in's Auge zu faſſen. Von Zeit zu Zeit ging ich auch wieder in die Stube; und als ich mich einen Augenblick allein fand, verſuchte ich, ob das Fenſter ſich ohne Schwierigkeit und leiſe öffnen ließe. Es war, zu meiner Freude, nur mit einem Bändchen an einem Nagel befeſtigt, und machte gar kein Geräuſch. — Der Hofrath hatte kurz vorher in ſeinen Papieren geräumt, und etwa ein halbes Buch weißes Papier auf dem Tiſche liegen laſſen; hiervon nahm ich in Eil einen Bogen, und ſteckte ihn ſchnell in die Taſche, ohne mir eigentlich bewußt zu ſeyn, warum, oder wozu ich das thäte.

Gegen neun Uhr trug der Courier ſeine fade Hühnerſuppe auf, packte auch eine große Italiäniſche Wurſt aus, die ich noch in Königsberg gekauft, und eine Flaſche Likör, die ich aus Danzig mitgenommen hatte; beides hatte die Kammerjungfer, ohne mein Wiſſen, aus Vorſorge in den Wagen gelegt. Ich zwang mich, einige Löffel Suppe zu verſchlucken, und affektirte ſogar einige Heiterkeit. Hiermit gelang es mir doch noch beſſer, als mit dem Eſſen: die Seele war gehorſamer, als der Körper; ich konnte, trotz allem Zureden, unmöglich mehr als einige Löffelvoll hinunterbringen, und ſchützte eine große Ermüdung vor.

Sogleich wurden Anſtalten zum Schlafengehen gemacht. Es war eine einzige Bettſtelle in der Stube befindlich, welche mir vorzugsweiſe eingeräumt werden ſollte. Da ſie aber in einem entfernten Winkel ſtand, ſo gab ich vor, ſie ſey mir zu ſchmutzig, und ich fürchte mich vor Ungeziefer; ich bat daher, mein Lager ganz nahe am Fenſter auf Stühlen zu bereiten. Man war ſogleich willig. Es wurden Stühle zuſammengetragen, Heu darauf gelegt, mein Schlafrock darüber gebreitet und mein Mantel zur Bettdecke gemacht. Ich wollte mich völlig angekleidet niederlegen, mußte aber wenigſtens leiden, daß der Courier mir die Stiefeln auszog. Glücklicher Weiſe ſtellte er ſie nahe neben mich. Ich warf mich nun auf mein hartes Bett, und ſtellte mich, als ob ich vor Mattigkeit ſogleich einſchliefe. Man kann denken, wie weit der Schlaf von mir entfernt ſeyn mußte.

Meine Begleiter blieben noch ſo lange auf, als irgend etwas zu eſſen und zu trinken übrig war; dann begaben auch ſie ſich zur Ruhe. Der Hofrath legte ſich einen Schritt weit von mir auf eine Bank; zwiſchen uns ſtand der Tiſch, und über dem Tiſche war das von mir geprüfte Fenſter. Der Courier nahm ſeinen Platz draußen im Wagen, der ganz dicht unter dem Fenſter ſtand.

Nicht lange, ſo überzeugte ich mich, daß der Hofrath ſchliefe. Es mochte jetzt ungefähr elf Uhr ſeyn. Wir hatten Vollmond, aber der Himmel war bewölkt. Der Augenblick ſchien günſtig, und ich war im Begriff zur Ausführung meines Entſchluſſes zu ſchreiten, als mir plötzlich ein ganz unvorhergeſehenes Hinderniß in den Weg kam. Es war nehmlich unglücklicher Weiſe eine Nacht vom Freitage auf den Sonnabend. Der Sonnabend iſt bekanntlich der Sabbat der Juden, und unſer Wirth hatte, vermuthlich zur Vorbereitung auf dieſen Tag, ſo oft und ſo viel in der angrenzenden Kammer zu thun, lief nebſt Frau und Kindern ſo oft mit angezündeten Lichtern durch unſer Zimmer, und es wurde in dem Nebenzimmer ſo viel gemurmelt und geſungen, daß der Hofrath alle Augenblick davon erwachte. Ich ſelbſt ſtellte mich, als ob mir daſſelbe widerführe, und ſtimmte kräftig in ſeine Flüche mit ein. Indeſſen dauerte, gewiß zu meinem Unglück, der Lärmen fort bis gegen zwei Uhr, da es endlich im ganzen Hauſe ſtill wurde.

Jetzt erhob ich mich langſam auf meine Kniee, wickelte das Band am Fenſter los, und öffnete dieſes glücklich. Als es offen war, hörte ich den Courier draußen im Wagen ſchnarchen. Ich tappte im Dunkeln um mich her, ſuchte meine Stiefeln und meinen Hut, und fand auch Beides. Den letztern ſetzte ich auf, die Stiefeln nahm ich in die linke Hand, den Mantel warf ich über den Arm. Nun ſtieg ich, ſo leiſe als möglich, auf den Tiſch, immer mit zurückgehaltenem Athem, und inne haltend, ſo oft der Hofrath ſich zu rühren ſchien. Jetzt ſtreckte ich das eine Bein zum Fenſter hinaus, und verſuchte, irgendwo an den Balken eine Stütze dafür zu finden; aber vergebens. Die Erde konnte ich noch weniger ſogleich erreichen; denn das Fenſter war ungefähr mannshoch. Das andre Bein nachzuziehen, ohne daß ich beide Hände zum Anhalten gebrauchte, war eben ſo unmöglich; ich hatte aber bloß die rechte Hand frei, da ich in der linken die unentbehrlichen Stiefeln trug. So mußte ich mich denn entſchließen, Mantel und Stiefeln hinab zu werfen, trotz der Gefahr, daß, wenn der Hofrath erwachte, ehe ich ſelbſt hatte nachfolgen können, mein Plan durch die hinunter geworfenen Sachen ſichtbar vor Augen lag. — Indeſſen war nun nicht länger zu zögern. Ich ließ den Mantel langſam fallen; die Stiefeln gleiteten leiſe darauf nieder, da ihnen der Mantel zur Unterlage diente. Jetzt waren beide Hände frei; ich ſchwang mich hinaus, erreichte mit dem einen Fuße das Wagenrad, und mit dem andern glücklich den Boden. Der Courier ſchnarchte fort; ich nahm mir daher die Zeit, das

Fenſter, damit kein Zugwind den Hofrath wekken möchte, ſacht wieder anzulehnen, ergriff ſodann eilig Mantel und Stiefeln, ſprang um die Ecke des Kruges, und war in Freiheit. —

Schnell zog ich meine Stiefeln an, wikkelte mich in meinen Mantel, lief ein Stück hinter dem Kruge weg, durch einen naſſen Wieſengrund, und kam dann bald wieder auf die Landſtraße. Es war mein Plan, nach Kokenhuſen zurück zu gehen, und den Poſthalter zu bewegen, daß er mich verbergen möchte. Die Hoffnung, welche ich auf dieſen Mann nebſt ſeiner Familie ſetzte, gründete ſich zum Theil auf ſeine menſchenfreundliche Phyſiognomie; zum Theil auf den Verdruß, den er geſtern durch den Hofrath gehabt, und der ihn wahrſcheinlich in eine mir günſtige Stimmung verſetzt hatte; endlich noch größten Theils auf eine beträchtliche Summe Geldes, die ich ihm anbieten wollte. Gab es vielleicht keinen verborgenen Winkel in ſeinem Hauſe, ſo war ich entſchloſſen, in den Ruinen der alten Burg Kokenhuſen zu bleiben, wenn er mich dort nur mit Lebensmitteln verſorgte. Dann wollte ich durch ihn den Baron Löwenſtern von meinem Aufenthalt benachrichtigen; dieſer ſollte meiner Frau, und dieſe wiederum einigen geprüften Freunden Winke mittheilen; kurz, ich hatte einen Entwurf gemacht, deſſen Ausführung gar nicht unmöglich ſchien, deſſen nähere Entwickelung ich aber hier aus triftigen Gründen unterlaſſen muß *).

Freilich hatte ich darauf gerechnet, noch in dieſer Nacht Kokenhuſen zu erreichen, da allerdings ſehr viel daran gelegen war, daß der Hofrath mir nicht zuvor kam; aber der Jude hatte mir mit ſeiner Frömmigkeit einen Strich durch dieſe Rechnung gezogen. Es war jetzt beinahe drei Uhr, und zwar noch Nacht, durch den verhüllten Mond nur ſchwach beleuchtet; aber ich brauchte doch wenigſtens vier bis fünf Stunden, um drei Deutſche Meilen zurückzulegen, und ich mußte erwarten, daß der Hofrath früh aufſtehen, mich vermiſſen, mir nachſetzen, und mich einholen würde. Geſetzt aber auch, daß er länger ſchlief, und meine Flucht nicht ſo bald gewahr wurde; ſo durfte ich es doch nicht wagen, bei Tage in Kokenhuſen zu erſcheinen. Wie mancher Bauer konnte mich dann bemerken, vielleicht wohl gar ſehen, daß ich zu dem Poſthalter hinein ging, oder auch die Ruinen erkletterte! Und

---

*) Da dieſe Gründe jetzt wegfallen, ſo werde ich weiter unten meinen Plan näher entwickeln.

der Hofrath mußte doch natürlicher Weiſe nachfragen, auch für jede belehrende Antwort reichliche Belohnung verſprechen. Es kam folglich Alles darauf an, von Niemand geſehen zu werden, als der mich ſehen ſollte; ich änderte daher meinen Plan in ſo weit ab, daß ich beſchloß, ſo lange die Dunkelheit mir Schutz gewährte, rüſtig fortzugehen, ſobald aber das verrätheriſche Tageslicht anbräche, mich auf den waldigen Hügeln zu verbergen, und erſt in der folgenden Nacht meine Wanderung fortzuſetzen.

Mit dieſem Vorſatz ging ich weiter; doch wich ich von der Landſtraße ab, ſo oft etwa eine daneben gelegene Wieſe es mir erlaubte, und hielt mich parallel mit derſelben in einer mäßigen Entfernung. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich durch die matte Mondesdämmerung ein Haus erblickte, welches ich am vorigen Tage für ein ſogenanntes Quartierhaus erkannt hatte. Man findet nehmlich in Lief- und Eſthland viele dergleichen Häuſer zerſtreuet, welche, wenn Regimenter in der Gegend einquartiert ſind, den Officieren zur Wohnung dienen, wenn aber das Regiment abmarſchirt, verſchloſſen werden und gänzlich unbewohnt bleiben. Als wir gegen Abend an dieſem Hauſe vorbei fuhren, hatte ich es genau beobachtet, und dabei bemerkt, daß ſowohl die Thür als die ſämmtlichen Fenſterladen zugemacht, und auch das dabei ſtehende Schilder- oder Wachthäuschen leer war; ich ſchloß daraus natürlich, daß jetzt niemand hier wohne. In dieſer Ueberzeugung, und da es einige hundert Schritte weit von der Landſtraße entfernt lag, wollte ich dicht daran vorüber gehen; aber wie erſchrak ich, als mir plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Wachthäuschen ein Wer da? zurief! — Ich faßte mich jedoch ſchnell, und gab die gewöhnliche Antwort: Sdeschnoi (ein Hieſiger).

„Was gehſt du da für einen beſondern Weg? wo willſt du hin?“ —

Ich will nach Stockmannshof.

„Aber die Landſtraße iſt ja da drüben!“

Ich bin in der Dunkelheit ein wenig abgekommen. — (Hier wollte ich mich ſchnell entfernen.) — „Halt! wer biſt du?“ rief der Kerl mit doppelt lauter Stimme.

Still, mein Freund! Ich bin Hofmeiſter auf Stockmannshof, und habe dieſe Nacht ein hübſches Judenmädchen beſucht. Sage niemand, daß du mich geſehen haſt. — Mit dieſen Worten drückte ich ihm etwas Geld in die Hand, und nahm eilig meine Richtung nach der Landſtraße. Die Schildwache hörte ich zwar noch eine Weile hinter mir brummen; ſie ließ mich aber gehen, da ſie entweder durch meine Lüge oder durch mein Geld kirre geworden war. — Dieſer kleine Vorfall hatte mich ſo ſcheu gemacht, daß ich nun beſchloß, doch lieber auf der Landſtraße fortzugehen, wo es wenigſtens nicht auffiel, einen Wanderer anzutreffen, und auf der ich noch überdies, weil ſie bequem gebahnt war, weit ſchneller fort kam.

Ich mochte kaum wieder einige Werſte gegangen ſeyn, als ich in weiter Entfernung hinter mir das auf dem Lande gewöhnliche Lärmzeichen hörte. Man pflegt nehmlich in ganz Rußland auf den Dörfern und auch in entlegenen Stadttheilen, ein dickes Bret zwiſchen zwei Stangen aufzuhängen, und wenn man das Geſinde zum Eſſen verſammeln, oder die Glocke andeuten, oder ſonſt plötzlich Lärm machen will, mit einem großen hölzernen Klöppel aus allen Kräften und ſehr ſchnell hinter einander darauf zu ſchlagen: ein Ton, den man ſehr weit hören kann. Er fuhr mir jetzt durch alle Glieder. „Das Geſinde auf irgend einem benachbarten Edelhofe,“ dachte ich, „kann es nicht gelten; denn zum Frühſtück iſt es noch allzu früh. Die Glocke, die ſonſt immer, nach den ſchnelleren Schlägen, in einem langſamen Zeitmaß angegeben wird, kann es auch nicht bedeuten; denn man trommelt ja in Einem fort auf dem Brete. Der Hofrath hat mich alſo wahrſcheinlich vermißt, und giebt dieſes Lärmzeichen entweder bei dem Kruge, oder er iſt auch bereits bis zu dem Quartierhauſe gekommen, hat dort erfahren, daß ich vorbei gegangen bin, und läßt, indeſſen er mir eilig nachſetzt, durch die Schildwache die Bauern zuſammen trommeln.“

Ob ich richtig vermuthete, habe ich nie erfahren, da ich, aus leicht begreiflichen Urſachen, nachher nie von dieſer Begebenheit ſprechen mochte. Genug, das Klappern ſchien mir ſo verdächtig, daß ich augenblicklich von der Straße ab bog, und mir durch das dickſte Gebüſch einen Weg bahnte. Ich hielt mich auch nicht länger mit der Landſtraße parallel, ſondern ſuchte vielmehr ſo weit als möglich von ihr abzukommen.

Anfangs ſtieß ich von Zeit zu Zeit auf kleine offene Plätze, oder auch größere Heuſchläge, die ich ſchnell durchſtreifte, um den Schutz der Bäume zu ſuchen. Nach und nach wurde das Gebüſch immer dichter. Ich hatte kaum noch tauſend Schritt bis zu einem waldigen Hügel, den ich zu erreichen wünſchte, nahm die gerade Richtung darauf zu, kehrte mich nicht daran, daß der Boden immer feuchter wurde, ſah mich aber plötzlich mitten in einer moraſtigen Gegend, und ſank mit jedem Schritte bis an die Kniee in den Schlamm. Nach einer halben Stunde, in der ich mich ſehr abgearbeitet hatte, war ich ſo erſchöpft, daß ich mitten im Schlamme ausruhen mußte. Der Tag war inzwiſchen angebrochen, gewährte mir aber keinen Troſt, da das dicht verwachſene Unterholz und die vielen umher liegenden Fichten, mit ihren aufgereckten dürren Aeſten, mich keine zehn Schritte vorwärts ſehen ließen. Ich war indeß entſchloſſen, eher in dieſem Moraſte umzukommen, als den Rückweg zu ſuchen.

Sobald ich mich wieder etwas erholt hatte, verſuchte ich aufs neue, mit Anſtrengung aller meiner Kräfte, hindurch zu waten; und nach einer peinlichen Stunde war ich endlich am Fuße des Hügels. Ich erkletterte ihn, fand ihn aber noch viel zu licht, und ſchweifte von Hügel zu Hügel weiter. Immer glaubte ich, in der Ferne zu meiner Linken die Düna rauſchen zu hören, und dieſes Geräuſch ſollte mir zum Wegweiſer dienen, damit ich nicht allzu weit von der Landſtraße ab käme. Oft traf ich auf kleine von Bauern gemachte Holzwege, die bisweilen zu kleinen, mitten im Walde gelegenen Stücken Ackerland führten; ich bog dann ſogleich ab, und dies geſchah ſo häufig, und in ſo verſchiedenen Richtungen, daß ich am Ende, zumal da der Himmel ſehr bewölkt war, durchaus nicht mehr wußte, nach welcher Gegend ich mich auf den Abend zu wenden haben würde. Nur jenes Geräuſch tröſtete mich in dieſer Furcht, und nach zwanzig bald getroffenen, bald wieder verworfenen Wahlen eines Schlupfwinkels, erſah ich mir endlich ein dichtes, ſehr dunkles Tannengebüſch, in welchem zwei Birken ſtanden, die aus Einem Stamme heraufgewachſen und in einander verſchlungen waren. Dieſe Birken gaben mir die erſte ſanfte Empfindung wieder: ich dachte an meine gute Frau; ich meinte, unter dieſen Birken könne mir kein Leid widerfahren, und wählte ſie wohlgemuth zu meiner Wohnung für heute.

Es war jetzt ſechs oder ſieben Uhr. Vor zehn Uhr Abends durfte ich nicht daran denken, meine Freiſtatt zu verlaſſen; ich hatte alſo Zeit genug, über meine Lage, und über das, was mir zu thun am dienlichſten ſeyn möchte, nachzudenken. Zuerſt reinigte ich mich vom Schlamm, ſo gut ich konnte. Gern hätte ich mich auch getrocknet; aber der Boden, auf dem ich ſtand, war ſehr feucht, und die Luft an dieſem Tage ſehr kühl. Hin und her gehen konnte ich auch nicht, da die Bäume zu dicht ſtanden; ich wickelte mich alſo in meinen Mantel, ſetzte mich nieder, und lehnte mich mit dem Rücken an die Birken. Rings um mich her gewährten mir die Tannen eine dichte Mauer. Wenn man durch dieſelben etwa dreißig bis vierzig Schritt durchbrach, ſo gelangte man auf einen naſſen Heuſchlag, von geringer Breite, der durch einen kahlen Hügel begrenzt wurde. Alles was durch dieſen Heuſchlag ging, oder von dem Hügel herab kam, konnte ich durch die Zweige erblicken. Zu beiden Seiten und hinter mir war, ſo weit mein Auge reichte, nichts als Wald.

Ich ſtellte nunmehr folgende Betrachtungen an: „Stockmannshof muß mir jetzt ſehr nahe liegen. Der Beſitzer dieſes Gutes iſt der Kammerherr von Beyer, der Schwiegervater des Barons von Löwenſtern. Ich habe dieſen Mann als edel rühmen hören; auch würde ſeine Tochter ſchwerlich eine ſo vortreffliche Frau ſeyn, wenn ſie ihre Erziehung nicht ſehr edlen Eltern verdankte. Alſo könnte ich mich im Nothfall heute Abend auch an den Kammerherrn wenden, von deſſen Denkungsart ich, wenn nicht Hülfe, doch Schonung und vielleicht guten Rath erwarten darf.“ — Aber — gegen dieſen Gedanken ſtritten wieder manche Gründe. „Wird nicht der Hofrath ſogleich auf dieſes an der Landſtraße gelegene Gut fahren, und den Beſitzer deſſelben ſowohl, als die Bauern, im Nahmen des Kaiſers aufbieten, mich zu ſuchen, oder, wenn ich von ſelbſt dahin kommen ſollte, mich zu verhaften? — Kann ich zu dem Herrn von Beyer kommen, ohne mich vorher durch einen Schwarm von Bedienten zu ſchlagen, die mich alle ſehen, und es ſchon dadurch ihrem Herrn unmöglich machen werden, mich in Schutz zu nehmen? — Ferner iſt der Kammerherr ein Mann, den bloß ſein eignes Herz beſtechen muß, und den ich nicht durch einen zu hoffenden Gewinn auf meine Seite ziehen kann. — Es iſt alſo beſſer, ich bleibe bei meinem erſten Plane, das Poſthaus in Kotenhuſen zu erreichen; denn obgleich auch dort der Hofrath Lärm machen und verbauen wird, ſo bin ich doch gewiß, daß man ſich dort vielmehr über ſeine Verlegenheit freuen und mir williger forthelfen werde, beſonders, wenn ich die Summe, die er etwa für meine Ergreifung geboten hat, verdopple, um das Gegentheil zu bewirken. — Indeſſen wird es doch rathſam ſeyn, da ich jetzt einen ganzen Tag Zeit habe, mich auf mehrere mögliche Fälle vorzubereiten."

Nach dieſer Gedanken-Audienz zog ich den Bogen Papier, deſſen ich mich am vorigen Abend bemächtigt hatte, aus der Taſche, theilte ihn in mehrere Theile, nahm meinen Bleiſtift, und ſchrieb auf meinem Knie, mit naſſen, halb ſtarren Fingern, einen Brief an den Herrn von Beyer, einen andern an den Baron Löwenſtern, einen dritten an meine Frau, und noch einige Zettel, deren Inhalt ich jetzt noch nicht erwähnen darf. In dieſer Beſchäftigung wurde ich durch ein heranziehendes Gewitter unterbrochen, welches mit ſtarken Schlägen immer näher kam, und gerade über meinem Kopfe weg zu ziehen drohte. Ob ich nun gleich ſehr wohl wußte, daß bei einem Gewitter der Aufenthalt unter hohen Bäumen gefährlich iſt, ſo fiel es mir doch gar nicht ein, meinen Schlupfwinkel zu verlaſſen; ja, ich geſtehe, daß ich einige Mal ſogar recht herzlich wünſchte, ein wohlthätiger Blitzſtrahl möchte meinen Leiden ein Ende machen. Ich hatte mir ohnehin dieſe Todesart immer als die wünſchenswertheſte vorgeſtellt, und in meiner jetzigen Lage mußte ein ſolcher Tod mir doppelt willkommen ſeyn. — Mein Verlangen blieb unerhört. Das Gewitter zog mit einem ſtarken Hagelſchauer vorüber, und dieſer verwandelte ſich nach und nach in einen derben Regen.

Bisher waren nur meine Beine bis über die Kniee naß geweſen; jetzt wurden auch die übrigen Theile meines Körpers bis auf die Haut durchnäßt, und überdies der Boden ſo feucht, daß ich nicht länger darauf ſitzen konnte. Indeſſen gereichte mir dieſer Regen doch zu einer großen Erquickung, da meine dürre Zunge an meinem Gaumen klebte. Ich hielt den Mund unter jede Tannennadel, an welcher ein Tropfen hing, und ſog ihn gierig auf. Nie habe ich mehr gefühlt, wie ſtark gezeichnet das bibliſche Bild von dem reichen Manne in der Hölle iſt, da er nur um einen Tropfen Waſſer auf ſeine Zunge bittet. — Als ich rings umher die Tropfen eingeſogen hatte, wagte ich mich mehrere Schritte in die

Runde, und leckte den Regen überall weg, wo meine Zunge ihn erreichen konnte. Aber auch das mußte mit vieler Vorſicht geſchehen; denn öfters, wenn mir von einem Zweige ein Tropfen winkte, und ich mit Lüſternheit nur ein wenig unbehutſam mich näherte, fiel er herunter, ehe meine Lippen nahe genug waren, ihn aufzufangen. So verlor ich zuerſt manchen ſchönen Tropfen; ich bemerkte indeſſen bald, wie ich mich zu drehen und zu wenden hatte, um ein ſolches Unglück zu vermeiden, und es entgingen mir zuletzt nur wenige. Leider erhielt ich aber nur allzu bald an der Sonne einen ungebetenen Gaſt: ſie trat hervor, und nahm mir mein frugales Getränk. Schon gegen Mittag war kein Tropfen mehr zu ſehen, und jede Spur an den Zweigen vertrocknet.

Bis dahin hatte mein Ohr keine durch Menſchen verurſachte Bewegung gehört, ausgenommen mehrere Male ein raſches Fahren auf einer nicht weit entfernten Straße, die ich für die Landſtraße hielt, ſo daß ich mir wohl einbildete, der Herr Hofrath fahre in meinem Wagen hin und her. Jetzt (es war etwa gegen Mittag) wurde ich plötzlich durch einen Schall erſchreckt, welcher mir weit fürchterlicher war, als der Donner; ich hörte nehmlich Pferdegetrappel. Nun hielt ich den Athem an mich, und lauſchte. Ueber die Wieſe trabte die Kreuz und Quer ein Bauer, ſah ſich überall um, ritt auf den kahlen Hügel, kam wieder herunter, und ſchielte nach jedem Buſche. Endlich ritt er auch ganz dicht an meiner Freiſtatt vorüber; aber die ſchützenden Zweige hatten einen undurchdringlichen Schirm vor mich gezogen: er wurde mich nicht gewahr, und ritt weiter. Da, wie ich mich vorher überzeugt hatte, kein Weg durch dieſen Heuſchlag führte, ſo war dieſer Bauer gewiß einer von denen, die man ausgeſchickt hatte, mich zu verfolgen.

Etwa eine halbe Stunde nachher kam ein anderer Bauer auf einem kleinen einſpännigen Wagen durch eben dieſen Heuſchlag, fuhr aber nur quer über denſelben hin, und ſah ſich auch nicht ſo viel um, als der vorige. Ich warf mich jedes Mal platt auf die Erde, und hielt nur den Kopf ein wenig in die Höhe, um zwiſchen den Baumſtämmen jede Bewegung zu beobachten.

Nachmittags bemerkte ich, daß der Wald hinter mir ſich nicht ſo weit erſtreckte, als ich Anfangs vermuthet hatte. Ich hörte nehmlich oft ziemlich nahe bei mir vorüber fahren, und einmal auch die Stimme von drei oder vier ſchäkernden Bauermädchen. Da dieſe ſchwerlich zu den Suchenden gehörten, ſo wurde ich nun überzeugt, daß wirklich in einer geringen Entfernung irgend ein Weg durch das Holz führen müſſe.

Es war ſchon fünf Uhr Abends, als ich einen Schrecken hatte, der alle die vorigen bei weitem übertraf. Ich hörte nehmlich, zuerſt in der Ferne, und dann immer näher und näher, Jagdhunde mit lautem Gebell jagen, und dazwiſchen, wenn ſie ſchwiegen, eine Stimme, welche ſie zum Suchen ermunterte. Mir fiel Joſeph Pignata ein, der auf ſeiner Flucht aus den Gefängniſſen der Inquiſition auch mit Jagdhunden verfolgt wurde. Ich wußte zwar wohl, daß man in Liefland keine Hunde auf Menſchen abrichtet, und war auch ſehr überzeugt, daß es nicht meine Spur ſey, auf welche die Hunde anſchlugen: aber der Haſe, oder der Fuchs, den ſie verfolgten, konnte ja doch ſehr leicht ſeinen Weg gerade durch das Gebüſch nehmen, in welchem ich lag; die Hunde konnten ſo mich finden, mich anbellen (welches Gebell, wie ich als Jäger aus Erfahrung wußte, ſehr von dem beim Jagen verſchieden iſt), und ſo mußte ich natürlicher Weiſe den nachfolgenden Menſchen verrathen werden. Einmal waren die Hunde wirklich kaum zweihundert Schritte von mir entfernt. Ich ſetzte mich auf den Boden, wikkelte mich in meinen Mantel, und ergab mich bereits in mein Schickſal; aber glücklicher Weiſe hatte das Wild einen anderen Weg eingeſchlagen: der Laut entfernte ſich wieder, und kam mir nachher nicht mehr ſo nahe. Noch jetzt weiß ich nicht, ob dieſe Jagd auf mich gemünzt war, vermuthe aber nicht ohne Grund, daß ſie, da man um dieſe Jahreszeit noch keine Haſen zu jagen, ſondern im Gegentheil, um der jungen Haſen willen, die Hunde ſorgfältig inne zu halten pflegt, wirklich meinetwegen angeſtellt wurde. Vielleicht waren es auch nur die Hunde des Viehhüters, welche in Liefland, beſonders im Frühjahr, dem Wilde großen Schaden zufügen.

Außer den Schrecken der Wirklichkeit hatte ich auch noch manches Geſpenſt meiner Einbildungskraft zu bekämpfen. Einen ſchwarzen verbrannten Baumſtrunk, etwa von Mannshöhe, der auf dem Heuſchlag hervorragte und kaum ein Paar hundert Schritt von mir entfernt war, habe ich wohl zwanzigmal für einen Kerl angeſehen; und als es anfing dämmerig zu werden, ſpielte mir die Phantaſie einen noch weit ärgeren Streich. Ich glaubte nehmlich in einer Weite von etwa achtzig Schritten durch das Gebüſch einen wohlbeleibten Mann in hellgrüner Kleidung, mit einem grünen Sommerhut auf dem Kopfe, zu erblicken, der eine Flinte auf mich angelegt hätte und nach mir zielte. Ich ſah nicht allein die Geſtalt, die Kleidung; ich unterſchied auch die Geſichtszüge ſehr deutlich: es waren angenehme, freundliche Züge. Da ich einige Augenblicke lang dies Spiel meiner Einbildungskraft für wirklich anſah, und da ich meinte, der Mann halte mich für ein Stück Wild: ſo ſtand ich auf, warf meinen Mantel ab, und bewegte mich hin und her, um ihn aus ſeinem Irrthum zu ziehen; bis ich ſelbſt endlich von dem meinigen zurückkam.

Ueberhaupt glaube ich, daß, wenn ich noch länger im Walde zugebracht hätte, mich eine Art von Geiſtesverwirrung, um es nicht Wahnſinn zu nennen, befallen haben würde. Mein Kopf brannte, es ſauſte mir vor den Ohren, und Funken ſpielten vor meinen Augen; dabei waren meine Hände und Füße eiskalt, mein ganzer Körper durchnäßt, und mein Puls ſehr krampfhaft. Ich fühlte wohl, daß ich krank, ſehr krank war: und — ſoll ich ſagen, was in allen dieſen Leiden des Körpers und der Seele mich allein aufrecht erhielt? Der Gedanke an meine Frau, meine gute, geliebte Frau. — So oft der letzte Funke meiner Kraft zu erlöſchen drohete, ſo oft wurde er durch den Nahmen meiner Frau, den ich leiſe zwiſchen den Lippen ſtammelte, wieder angefacht. Zuweilen fügte ich auch noch den Nahmen meiner Emmy hinzu, und jedes Mal erhob ſich der ſinkende Muth. Doch waren freilich dieſe theuren Nahmen nur ein Talisman für die Seele; der erſchöpfte Körper forderte mit Ungeſtüm Nahrung. —

Es war jetzt Sonnabend Abend. Am Mittwoch Nachmittag, auf der letzten Station vor Mietau, hatte ich zum letzten Male bei einer Taſſe Kaffee ein Butterbrot, und am folgenden Morgen in Mietau einen Zwieback gegeſſen. Den ganzen Donnerſtag und Freitag hatte ich, bis auf zwei Löffel von des Couriers fader Hühnerſuppe, auch nicht das mindeſte genoſſen, und heute war ich, die wenigen Regentropfen ausgenommen, noch völlig nüchtern. Ich fühlte, daß ich durchaus bald einige Nahrung zu mir nehmen mußte, wenn ich nicht hier oder auf der Landſtraße liegen bleiben wollte. — Was iſt es doch für ein elendes Ding um das Geld! Ich hatte faſt ſiebenhundert Rubel bei mir, und konnte mir keinen Biſſen Brot damit erkaufen. — Man rechne nun noch hinzu, daß ſeit dem Mittwoch kein Schlaf in meine Augen gekommen war; denn der kurze, unruhige Schlummer im Wagen hatte mich nicht erquickt. —

Als es dunkler wurde, zog eine Waldſchnepfe über mich hin. Ihr knurrender und ziſchender Ton weckte in mir eine höchſt wehmüthige Empfindung. Die Jagd der Waldſchnepfen im Frühjahr iſt nehmlich immer eine meiner Lieblings-Jagden geweſen; ſie pflegt in Deutſchland nicht ſehr ergiebig zu ſeyn, und ich hatte mich daher ſchon lange darauf gefreuet, bei meiner Ankunft in Liefland, in Geſellſchaft einiger Freunde, die heitern Frühlingsabende auf dem Anſtand zuzubringen. An dieſe Erinnerung einer ſo grauſam getäuſchten Hoffnung, knüpften ſich mit Blitzesſchnelle noch ſo manche andre, und ich ſah der Waldſchnepfe mit einem Seufzer nach. Uebrigens erinnerte ſie mich aber auch, da ſie nie eher als nach Sonnenuntergang zu ziehen pflegt, daß es nunmehr Zeit ſey, meinen Schlupfwinkel zu verlaſſen.

Ich wählte die Richtung, welche ich für die geradeſte hielt, um auf die Landſtraße zu gelangen. Sie führte mich quer über einen Holzweg, den ich kaum berührte, als plötzlich eine lange Reihe von leeren Bauerwagen in ſchnellem Trott daher gefahren kam. Ich hatte nur eben noch Zeit genug, mich in einem dünnen Gebüſche, kaum zehn Schritte vom Wege, platt auf den Bauch zu werfen, und es ſo dem Schickſal zu überlaſſen, ob die Bauern mich bemerken würden. Sie fuhren vorüber, und ich ſetzte meinen Weg in der gewählten Richtung fort, merkte aber in Kurzem, nicht allein, daß ich immer tiefer in den Wald gerieth, ſondern auch, daß das Geräuſch, welches ich bisher für das Rauſchen der Düna gehalten hatte, nichts mehr und nichts weniger war, als das Rauſchen der Baumwipfel, welches ich jetzt ſo ziemlich auf allen Seiten hörte. — Was ſollte ich thun? meinen moraſtigen, ungebahnten Pfad in der Dunkelheit verfolgen? Es war gewiß, daß, wenn ich noch einmal in Schlamm verſank, wie dieſen Morgen, ich nicht mehr Kraft genug haben würde, mich wieder heraus zu arbeiten. Hunger, Kälte und Ermattung mußten mich tödten, und mein Leichnam ein Raub der Wölfe werden. Ich ſuchte alſo zurück, wieder auf den Holzweg, zu kommen, von welchem mich zuletzt die Bauerwagen verſcheucht hatten. Aber auch das war jetzt ſehr ſchwer, da die Dunkelheit ſehr zugenommen hatte; und erſt nach einer guten halben Stunde des ängſtlichſten Suchens gelang es mir.

Ich ging raſch auf dem Wege fort. Es kam mir vor, als ob er mich viel zu weit ſeitwärts führte; und ich hatte Recht: denn als ich endlich nach mancher Krümmung die Landſtraße erreichte, und beim erſten Werſtpfahl die Nummer im Dunkeln entzifferte *), fand ich, daß ich kaum drei Werſte von dem Kruge entfernt war, in welchem ich meine Begleiter zurückgelaſſen hatte. Ich hatte alſo noch fünftehalb gute Stunden zu gehen, um nach Kokenhuſen zu gelangen. Ohne irgend eine Erquickung war das unmöglich. Der Dünaſtrom, der jetzt wirklich unter meinen Füßen rauſchte, lud mich ein; ich ſprang hinab, ſchöpfte mit meinem Hute, und löſchte den brennenden Durſt mit einiger Unbehutſamkeit. Ich empfand bald ein entſetzliches

---

*) In ganz Rußland findet man von Werſt zu Werſt Pfähle, auf welchen die Entfernung von den nächſten Städten genau angegeben iſt.

Leibſchneiden, und mein Hals war ſo rauh und verſchwollen, daß ich kaum ſchlucken konnte. Durch die Bewegung des Gehens, hoffte ich jedoch, alle dieſe Uebel zu überwinden. Ich ging; noch war aber die Landſtraße viel zu lebendig, als daß ich meinen Weg immer ungehindert hätte fortſetzen können. Bald mußte ich ſchnell das nächſte Gebüſch ſuchen, um die mir Begegnenden zu vermeiden; bald mußte ich einen weiten Umweg nehmen, um einem Kruge nicht zu nahe zu kommen, in welchem ich die Bauern lärmen hörte. Oft war es auch nur ein wachſamer Hund, der meine Schritte bemerkte, mich ſchon von fern anbellte und mich dadurch nöthigte, einen weiten Nebenweg zu ſuchen; denn das Gebell konnte mich nicht allein verrathen, ſondern ich hatte auch, um mich gegen einen rüſtigen Bauerhund zu vertheidigen, nichts als eine kleine Scheere, die ich zufällig in meiner Taſche fand. Freilich war ich ſchon im Walde auf den Gedanken gekommen, mir einen tüchtigen Knüttel abzubrechen; es fehlte mir aber an Kraft dazu. Ich hatte darauf gerechnet, allenfalls längs dem Ufer der Düna hin gehen zu können; allein das ganze Ufer war mit großen Holzflößen beſetzt, auf welchen

Feuer brannten und Menſchen hin und her wandelten. Bei dieſen Umſtänden mußte ich bald auf der Landſtraße ſchleichen, bald durch den Buſch kriechen, bald am Ufer herum klettern; und ſo erreichte ich endlich gegen elf Uhr mühſam das Gut Stockmannshof. Es liegt auf einem Hügel, von dem ſich ein Garten mit Terraſſen bis an die Landſtraße hinab zieht, an welche das vergitterte Gartenthor ſtößt. In dem Hauſe auf dem Hügel ſah ich noch Lichter ſich hin und her bewegen; doch in der obern Etage erloſchen ſie bald gänzlich, und in der unteren blieben nur linker Hand einige Fenſter hell. —

Ich verſuchte an der Gartenthür zu klinken; ſie war offen. Jetzt ſtand ich unentſchloſſen da. Ich fühlte, daß ich Kokenhuſen ſchwerlich erreichen würde: denn ich ging nicht mehr, ich wankte nur noch wie ein Trunkener; auch hatten meine Leibſchmerzen nicht nachgelaſſen, und mein verſchwollener Hals drohte mich zu erſticken. — Endlich trat ich in den Garten, wo ein Gang zwiſchen hohen Hecken gerade auf das Haus zu führte. Ich erblickte in der Ferne eine weiße Geſtalt. Vielleicht, dachte ich, iſt es ein ſpazieren gehendes Frauenzimmer. Dem zu begegnen, wäre mir jetzt am willkommenſten geweſen; denn die Frauenzimmer haben gewöhnlich ein weit regeres Mitleidsgefühl, und helfen raſch, ohne erſt jedes Aber kaltherzig abzuwägen. Ich ging auf die Geſtalt zu; doch — es war ein ſteinerner Neptun in einem Baſſin.

Jetzt ſtand ich wieder, und überlegte. Alle Gründe, die ich mir dieſen Morgen gegen die Zuflucht in dieſem Hauſe vorgeſagt hatte, erwachten aufs neue. Ich ermannte mich noch einmal, verließ ſchleunig den Garten, und ſetzte meinen Weg fort. Noch eine halbe Werſt lang trotzte meine Seele dem Körper; jetzt aber gewann ſein ſchreiendes Bedürfniß die Oberhand, und ich konnte nicht weiter. Von Hunger, Erſchöpfung und Schmerz überwältigt, warf ich mich in den Sand, und war der Verzweiflung nahe. Ich geſtehe, daß jetzt zum erſten Male der Gedanke an Selbſtmord vor meine Seele trat; und hätte ich, anſtatt der kleinen Scheere, den Dolch bei mir gehabt, den ich ſonſt gewöhnlich auf der Reiſe in der Taſche zu führen pflegte: ich würde vielleicht meinem Leiden eigenmächtig ein Ziel geſetzt haben. Doch dieſen Dolch hatte ich in der Abſchiedsſtunde meiner Frau gegeben, weil ich meinte, es ſey doch möglich, daß man ihn in Petersburg bei mir gewahr werden, und — Gott weiß was, dabei denken könne. Daß er mir bloß zur Schutzwehr diente, da ich ſehr oft meilenweit vor meinem Wagen voraus zu Fuße ging, und von manchem böſen Hunde angefallen werden konnte: das würde man mir vielleicht nicht geglaubt haben. Es war alſo bloß eine weit ausſehende Vorſicht, die mich bewog, den Dolch meiner Frau anzuvertrauen; und noch jetzt ſegne ich dieſe Vorſicht: „denn der Weiſe,“ ſagt Seneca, „ſoll nicht *haſtig* aus der Welt gehen, wenn gleich die Vernunft zu ſterben gebietet; er nimmt nicht die Flucht, ſondern zieht ſich zurück.“

Aber — o Gott! — an welche unbedeutend ſcheinende Kleinigkeiten ſind unſere Schickſale geknüpft! — Hätte ich am Morgen, in dem Augenblicke, da ich aus dem Fenſter ſtieg, nur meine Hand ausgeſtreckt, um das Brot zu ergreifen, welches noch auf dem Tiſche lag, ſo würde mir das vermuthlich Kraft genug gegeben haben, meinem erſten Plane getreu zu bleiben. Jetzt hatte ich nur zwei Wege: entweder mich auf jede Gefahr nach Stockmannshof zu flüchten; oder, bis zum folgenden Abend meine Freiſtatt abermals im Walde zu ſuchen. Das letztere war unthunlich;

denn woher würde ich am folgenden Abend, ohne alle Erquickung, mehr Kräfte genommen haben, als jetzt? Es blieb mir alſo nur das erſtere verzweifelte Hülfsmittel übrig; und, nachdem ich eine Zeitlang geruhet hatte, ſchleppte ich mich mühſam bis zum Gartenthore zurück.

Das Licht in dem untern Stockwerke des Hauſes linker Hand ſchimmerte noch. Ich ging durch den Garten, erſtieg zwei Terraſſen, und gelangte an ein zweites Thor, welches auf eine Straße zwiſchen Haus und Garten führte, und gleichfalls nur leicht, durch eine Krampe mit einem vorgeſteckten Stücke Holz, verwahrt war. Als ich es leiſe geöffnet hatte, befand ich mich drei Schritte von der Treppe und der Hausthür. Ich ging die Treppe hinauf, bog mich von da nach dem Fenſter linker Hand, und ſah in das Zimmer, aus welchem das Licht ſchien. Ich erblickte drei junge Mädchen, wahrſcheinlich Kammerjungfern, die beſchäftigt waren, ihre Betten zu bereiten. Wohl zehnmal krümmte ich meinen Finger, um an das Fenſter zu klopfen, und wohl zehnmal zog ich ihn wieder zurück. Doch endlich ſiegte das Gefühl meiner gänzlichen Hülfloſigkeit; ich klopfte: es war geſchehen. —

Eins der Mädchen kam mit dem Lichte heraus, öffnete die Hausthür, und fragte, was ich wolle. — Ich bat ſie mit heiſerer Stimme um ein Stück Brot. — Sie ſah mich ſehr befremdet an. Es war ein hübſches Mädchen, mit einem ſehr wohlwollenden Geſicht; aber meine ganze Geſtalt und mein ſcheues Weſen flößten ihr natürlicher Weiſe Mißtrauen ein. Sie ſagte: es ſey ſchon zu ſpät; die Herrſchaft ſchlafe, auch ſey keiner von den männlichen Bedienten mehr wach, und ſie könne mir jetzt kein Brot mehr verſchaffen. — „Erbarme Dich, mein Kind!“ antwortete ich ihr; „ich bin den ganzen Tag im Walde geweſen, habe nichts gegeſſen und getrunken, und kann unmöglich weiter.“

Mein Gott! im Walde? bei dieſem Wetter? Warum denn? — Sie betrachtete mich bei dieſen Worten genau vom Kopf bis zu den Füßen, und zog ſich dann etwas ſcheu zurück.

Ich errieth ihre Gedanken. „Fürchte nichts,“ ſagte ich; „ich bin kein Räuber, kein Bettler. Sieh, ich habe Geld genug;“ (ich zog meine Börſe aus der Taſche, und zeigte auf meine goldene Uhrkette)" — „aber ich habe ein trauriges Schickſal; ich muß mit deinem Herrn ſprechen."

Er ſchläft.

„Iſt der Baron Löwenſtern im Hauſe?"

Nein, er iſt auf Kokenhuſen, und kommt erſt morgen zurück.

„Aber ſeine Familie?"

Die ſchläft oben.

„Iſt Fräulein Plater mit hier? — (Dieſes Fräulein Plater iſt ein liebenswürdiges junges Frauenzimmer, welches ſich bei der Familie Löwenſtern aufhält, und auch mit ihr in Leipzig war.)

Ja.

„Könnte man die nicht wecken?"

Das darf ich nicht. — Als ich ſie flehentlich bat, rieth ſie mir, einſtweilen zu dem Schreiber zu gehen, und da bis zum folgenden Morgen zu warten. Aber während dieſes Geſpräches war ich nach und nach bis in das Zimmer gedrungen. Die höchſte Noth machte mich unverſchämt, und ich erklärte: ich würde nicht von der Stelle weichen, ſondern die Nacht auf dem da ſtehenden Sofa zubringen. Die drei Mädchen befanden ſich in großer Verlegenheit; auch die andern beiden waren nehmlich unterdeſſen herbei gekommen, und begafften mich neugierig.

Der Himmel weiß, wie dieſe Scene noch geendigt haben würde, wenn nicht durch das dadurch verurſachte Geräuſch der Kammerherr und ſeine Gemahlin, welche im Nebenzimmer rechter Hand ſchlieſen, erwacht wären. Frau von Beyer rief das Mädchen. Ich griff ſchnell in die Taſche, gab ihr den im Walde geſchriebenen Brief, und bat ſie, ihn ihrem Herrn zu überliefern. Sie ging, und ich warf mich in banger Erwartung auf den Sofa.

Nach einiger Zeit kam das Mädchen zurück, und ſagte: ich möchte nur noch ein wenig verziehen; ſie wolle mir bald zu eſſen ſchaffen, und ihr Heer werde auch ſogleich ſelbſt da ſeyn. Sie ging, und ich blieb abermals einige Minuten allein: Minuten, die man ſich nach keinem gewöhnlichen Zeitmaße denken muß.

Endlich erſchien der Kammerherr, ein ältlicher, menſchenfreundlicher Mann, dem aber die höchſte Verlegenheit auf dem Geſichte geſchrieben ſtand. Was ich ihm ſagte, weiß ich nicht mehr: es waren abgebrochene Worte; mein Brief hatte ihn ja bereits von Allem unterrichtet. Er bat mich, ruhig zu ſeyn, und nur fürs erſte Speiſe und Trank zu mir zu nehmen; nachher wollten wir, ſagte er, überlegen, was ſich thun laſſe. Nicht lange, ſo kam auch ſeine Gemahlin. In ihrem Geſicht erkannte ich auf den erſten Blick die Züge ihrer guten Tochter, und das gab mir neuen Muth. Ich erzählte mein unbegreifliches Schickſal mit wenigen Worten, und fand die wärmſte Theilnahme, doch nicht ohne einen Anſtrich von Verwunderung, vielleicht auch von Argwohn, daß ich doch wohl nicht ſo ganz unſchuldig ſeyn möchte; denn freilich, wie können gute, an geſetzliche Ordnung gewöhnte Menſchen einen ſolchen Gang der Gerechtigkeit für möglich halten, ohne daß wichtige Gründe dazu vorhanden ſind!

Indeß hatte man mir allerlei kalte Speiſen vorgeſetzt, und ich verſchlang mit Heißhunger einige Biſſen. Sobald aber nur das erſte, dringendſte Bedürfniß geſtillt war, wiederholte ich meine Bitte um Hülfe und Rettung, die ich, wenn mich der Kammerherr auf eins ſeiner entfernten Güter ſchickte, dort zu finden hoffte, wenigſtens ſo lange, bis andere Maßregeln genommen werden könnten. Ich bemerkte deutlich, daß Herr von Beyer mit ſich ſelbſt kämpfte, und daß das Züngelchen in der Wage ſich zu meinem Vortheil neigte. Auch auf dem Geſichte ſeiner Gattin ſchimmerte Hoffnung für mich, als auf einmal ein Mann herein trat, an den ich noch jetzt nicht ohne den größten Widerwillen denken kann. Man ſtellte mir Herrn Proſtenius — (ſo ungefähr hieß er *) — aus Riga, als einen Freund des Hauſes vor. Er ſelbſt behauptete, mich vormals gekannt zu haben; ich erinnerte mich ſeiner nicht. Der Leſer denke ſich in ihm einen wohlgebildeten Mann, mit der freundlichſten Glätte und höflichſten Kälte im Geſichte, der die unangenehmſten Dinge, die dem Andern das Herz zerreißen mußten, mit einer ſo lächelnden Unbefangenheit herausſagen konnte, als ob er die fröhlichſten Neuigkeiten zu verkündigen hätte.

Ich erfuhr jetzt, daß der Hofrath allerdings ſchon in großer Angſt hier geweſen wäre; daß er die ganze Gegend aufgeboten, mich wieder zu erhaſchen; daß er noch an demſelben Mittage auf dem Gute gegeſſen habe, und dann ſogleich nach Riga gefahren ſey, wo er ſich vermuthlich jetzt ſchon befinde. Mei-

---

*) Er hieß ander[illegible] wie ich nachher erfahren habe; aber — warum ſoll [illegible] ihn nennen?

nen Rettungsplan erklärte Herr Proſtenius, ohne ihn noch ganz zu wiſſen, geradezu für unausführbar. Er behauptete: der Kammerherr würde ſich compromittiren, und könne mir auf dieſe Art durchaus nicht helfen; aber — meinte er — Zeit würde ich dennoch durch meine [illegible]ucht gewonnen haben, da man mich jetzt unter ſicherer Bedeckung nach Riga ſenden müſſe. Der dortige Gouverneur ſey von nichts unterrichtet; er müſſe alſo nothwendig meinetwegen nach Petersburg rapportiren, und da könne ſich noch manches ändern.

Vergebens ſtellte ich vor, daß bei der unerhörten Art, wie man mit mir verfahren, das wohl ſchwerlich der Weg ſey, etwas zu ändern. Der Kammerherr, den Herr Proſtenius bis jetzt gar nicht zum Worte kommen laſſen, ſondern dem er Alles, was er thun oder nicht thun ſolle, gleichſam vorgeſchrieben hatte, fiel jetzt tröſtend ein: Sie können ja von hier aus an den Kaiſer ſchreiben.

„Darf ich das?“ verſetzte ich ſchnell.

Allerdings! ſagte Herr von Beyer; und ich mache mich ſogar anheiſchig, den Brief durch meinen Vetter, den General Rehbinder, jetzigen Commendanten von Petersburg, ſicher übergeben zu laſſen.

Ich dankte ihm herzlich für ſeinen guten Willen. Der liebenswürdige Herr Proſienius wollte zwar auch hiergegen Einwendungen machen; doch es blieb dabei.

Aber, fragte das freundliche Männchen; warum fürchten Sie ſich denn überhaupt ſo ſehr vor einer Reiſe nach Tobolsk? — Ich ſah ihn an, und lächelte bitter. — Ich ſpreche in Ernſt, fuhr er fort; es werden viele ſehr brave Leute dahin geſchickt, und man verſichert, daß jetzt ſehr gute Geſellſchaft dort anzutreffen ſeyn ſoll.

„Ich verlange keine andere Geſellſchaft," ſagte ich, „als meine Frau und meine Kinder."

Auf welche Art hat man Sie denn weggebracht? fragte er weiter.

Ich antwortete ihm, daß ein Hofrath aus Petersburg und ein Senats-Courier mich begleiteten.

Sonſt keine Wache? keine Soldaten?

„Nein."

Nun, ſehen Sie, das iſt ja ehrenvoll! Was verlangen Sie denn mehr? . . . Sie müſſen ſich darein ergeben, fuhr er fort, als er ſah, daß die Vorſtellung von dieſer Ehre keinen Eindruck auf mich machte; Sie ſind ja ein Philoſoph!

„Ich bin Gatte und Vater!“ gab ich zur Antwort.

Herr Proſtenius lächelte; der Frau von Beyer traten die Thränen in die Augen; der Kammerherr erinnerte, daß es ſchon ſpät ſey, und daß ich wohl daran thun würde, mich durch Schlaf zu erquicken, um morgen geſtärkt meine Rückreiſe nach Riga antreten zu können. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich keinen Widerwillen gegen den Gedanken empfand, nach Riga umzukehren; wenigſtens wußte ich es damals nicht. Nachher hab' ich wohl gefühlt, daß es eigentlich bloß eine Täuſchung meines Herzens war, welches ſich in der Nähe von Frau und Kindern glücklicher und ſicherer träumte. Im Grunde galt es freilich wohl gleichviel, ob ich dem Hofrath auf der Stelle ausgeliefert, oder erſt noch einmal zur Schau nach Riga geſandt wurde.

In der Herberge, ſagte der Kammerherr, ſteht ein fertiges Bett; ich bitte Sie, ſich deſſen zu bedienen *).

---

*) Eine ſolche, in Lief- und Eſthland ſehr gewöhnliche, ſogenannte Herberge, iſt ein dem Hauptgebäude nahe ſtehendes Nebenhaus, wo der Hofmeiſter, der Se-

Ich ging. Als ich vor die Hausthür trat, bemerkte ich, daß mich wohl ein halbes Dutzend Bauern die wenigen Schritte bis zur Herberge begleiteten. Ich glaubte, es wäre Neugier, und meinte nicht, daß der Einfluß des Herrn Proſtenius einen edlen Mann verleitet haben könne, aus ſeinem Gaſtzimmer ein Gefängniß zu machen.

In der Schlafſtube fand ich mehrere Betten, die ſchon beſetzt waren, und deren Inhaber zum Theil feſt ſchliefen. Ohne mich weiter um ſie zu bekümmern, nahm ich ſogleich Beſitz von dem mir angewieſenen. Während des Auskleidens wurde ich gewahr, daß man die Fenſterladen von außen verſchloß. Da ich es nie habe leiden mögen, ſo, gleichſam in einem Sacke, zu ſchlafen, ſo verbat ich mir dieſe Höflichkeit; denn dafür hielt ich es. (Gewöhnlich glaubt man nehmlich den Gäſten durch das Verſchließen der Fenſterladen einen langen und ruhigen Morgenſchlummer zu verſchaffen.) Der Bediente verließ aber das Zimmer, ohne mir zu antworten, und draußen fuhr man fort alles zu verwahren,

exercir, oder andre dergleichen Officianten zu wohnen pflegen, und wo man für einen Nothfall auch noch einige Gaſtbetten in Bereitſchaft hält.

damit ich dem Käfich nicht zum zweiten Mal entſchlüpfen möchte.

Soll ich meines Herzens Meinung ſagen? — Ich verſichere auf meine Ehre, daß mir kein Gedanke an abermalige Flucht in den Sinn gekommen war; ich verſichere auch auf meine Ehre, daß ich an der Stelle des Herrn von Beyer, ſelbſt mit den zarteſten Begriffen von Unterthanspflicht, die Vorſicht nicht ſo weit getrieben haben würde. Geſetzt ſogar, der Hofrath hätte höhere Befehle vorgezeigt, welche ihn berechtigten, mich ſo unerhörter Weiſe fortzuſchleppen — (woran ich indeß zweifle, da er weiter nichts hatte, als die Podoroſchne *), in der nicht einmal mein Nahme ſtand: — ſo wäre es doch wahrlich ſchon hinlänglich geweſen, nur eine Wache vor Thür und Fenſter zu ſtellen. Hatte ich Liſt oder Glück genug, dieſe Wache zu hintergehen, ſo war der Herr von Beyer außer aller Verantwortung; denn wer konnte von ihm fodern, daß er in ſeinem Hauſe ein Magazin von Riegeln und Ketten für Staatsgefangene in Bereitſchaft halten ſolle? — Ach Proſenius! Proſenius! auch das war gewiß dein

---

*) Ich habe mich geirrt. Er hatte wirklich einen Befehl vorgezeigt.

Werk! Du wollteſt, daß es in meinem Schlafzimmer eben ſo finſter ausſehen ſollte, als in deinem mitleidsloſen Herzen.

Die gänzliche Erſchöpfung verſenkte mich bald in einen zwar unruhigen, aber doch bis fünf Uhr Morgens anhaltenden Schlaf. Als ich erwachte, war der Brief an den Kaiſer mein erſter Gedanke. Ich ſtand auf, kleidete mich an, ſetzte mich an den Tiſch, auf dem ich Schreibmaterialien vor mir fand, und ſchrieb, was mein Herz, meine Unſchuld, mein empörtes Gefühl mir eingaben. Während des Schreibens brachte mir ein Bedienter das Frühſtück, und die übrigen Mitbewohner des Zimmers verließen ihre Betten. Ich kehrte mich an nichts; als ich den Brief an den Kaiſer vollendet hatte, ſchrieb ich noch einen zweiten an den Grafen Pahlen, den Liebling des Monarchen, einen dritten an den Grafen Cobenzl, Oeſtreichiſchen Ambaſſadeur in Petersburg, und endlich einen vierten an meine geliebte Frau. Schon hatte ich auch einen fünften an den General-Procureur angefangen, als der freundliche Herr Proſtenius mit dem glatten Geſichte hereintrat, und mir lächelnd ankündigte: unſer Plan von geſtern Abend, mich nach Riga zu ſenden, ſey zer führt worden, da der Hofrath ſich ſo eben eingefunden habe, mich zu reklamiren.

„Man wird mich alſo ausliefern?“

Er zuckte die Achſeln. Was ſoll man thun? . . . Sogar den Brief an den Kaiſer kann der Kammerherr, nach reiferer Ueberlegung, unmöglich durch ſeinen Vetter, den General Rebbinder, übergeben laſſen.

„Aber er hat es mir zu wiederholten Malen, aus eigener Bewegung, verſprochen!“

Er darf nicht, da er ſich ſelbſt compromittiren würde; er muß den Brief an den Gouverneur von Riga ſchicken, der ihn wahrſcheinlich an die Behörde befördern wird.

„Und die übrigen Briefe?“

Der an Ihre Frau Gemahlin wird gleichfalls durch die Hände des Gouverneurs gehen; die übrigen aber rathe ich Ihnen, vor der Hand ganz zu unterdrücken. — Mit dieſen Worten ſteckte er die beiden Briefe an den Kaiſer und an meine Frau zu ſich, und verſchwand. Was aus ihnen geworden iſt, weiß ich noch bis dieſe Stunde nicht. Vermuthlich hat man ſie wirklich dem Gouverneur von Riga zugeſchickt; doch bei der bangen Furcht, die jetzt in der Bruſt eines jeden Ruſſiſchen Staatsdieners herrſcht, hat dieſer es wohl nicht gewagt, ſich damit zu befaſſen, ſondern es für ſicherer gehalten, ſie zu verbrennen *). Vielleicht iſt das ein Glück für mich; vielleicht hat Herr Proſtenius mir durch ſeine Hartherzigkeit einen großen Dienſt erwieſen. Der Brief an den Kaiſer war nicht ganz ſo, wie er an dieſen Monarchen ſeyn ſollte; ich pochte darin zu viel auf Recht und Unſchuld, und auf ſein eigenes Kaiſerliches Geleite. Er konnte, beim Leſen deſſelben, unmöglich mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, und das konnte nur mir ſchaden. Auch erfuhr er ja dadurch meine Flucht, und es war leicht möglich, daß er dieſe als eine ſtrafbare Widerſetzlichkeit aufnahm. Zwar hatte ich ausdrücklich in dem Briefe angeführt: „der Gouverneur von Curland, den ich kenne, und der Ewr. Majeſtät Statthalter iſt, hat mir in Ihrem Nahmen verſichert, ich würde nach Petersburg reiſen; und ein mir völlig fremder Menſch, den ich nicht kenne, und der mir keinen Befehl von Ewr. Majeſtät vorzeigen kann, will mich nach Sibirien ſchleppen. Wem ſoll ich glauben: dem Gouverneur oder dem Hofrath?“ Aber, wie geſagt, die ganze Sa-

---

*) Wie edel der Herr Gouverneur von Riga gehandelt hat, wird der Leſer weiter unten finden.

Sie war zu verworren, und zu unrein, als daß ich Wirkung von allzu klaren, allzu bündigen Vorſtellungen hoffen durfte; ſie konnten vielmehr nur erbittern, und ich habe daher nachmals oft gewünſcht, den Brief lieber nicht geſchrieben zu haben. Eben das war der Fall auch mit den wenigen Zeilen an meine Frau. Ich hatte darin meiner jammervollen Lage im Walde erwähnt und von ewiger Trennung geſprochen; meine gute Frau konnte den Tod davon haben, wenn ſie den Brief unvorbereitet erhielt. Noch einmal: ich danke dem Manne mit dem glatten Geſichte; er hat mir vielleicht, ohne es zu wollen, das erhalten, was mir das Theuerſte auf der Welt iſt.

Zwei Briefe, an die Grafen Pahlen und Cobenzl, waren in meiner Hand geblieben. Ich befand mich gerade allein mit einem jungen Manne, der die Nacht mit in dieſem Zimmer geſchlafen hatte und in deſſen Zügen ich Wohlwollen und Mitleid las. An ihn wendete ich mich eilig. „Wenn Sie ein menſchliches Herz haben,“ ſagte ich, „ſo geben Sie dieſe Briefe auf die Poſt.“ — Er war betreten, und ſchien Gefahr zu beſorgen. „Die Briefe ſind unverſiegelt,“ fuhr ich fort: „leſen Sie ſelbſt den unſchuldigen Inhalt, verſiegeln Sie ſelbſt mit irgend einem unbedeutenden Petſchaft." Er verſprach mir: wenn es auch nicht ſogleich geſchehen könne, doch, ſobald der erſte Lärm vorüber ſey, zu thun, was in ſeinen Kräften ſtehe. Hat er Wort gehalten? Ich weiß es nicht. Haben die Briefe einige Wirkung hervorgebracht? Ich weiß es nicht; und, eben weil ich es nicht weiß, zweifle ich daran *).

Ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, den ich, nach ſeinen Geſichtszügen, für einen Sohn des Barons von Löwenſtern hielt, trat nun herein, und räumte ſchnell alle Schreibmaterialien vom Tiſche, „weil," ſagte er, „der Hofrath, den man bis jetzt aufgehalten habe, ſogleich hier ſeyn werde." Er fragte mich, was ich etwa zur Reiſe bedürfe; ich bat um etwas Cremor tartari. Er ging. Gleich nachher trat der Herr Hofrath mit dem Courier in die Stube. Er machte mir, mit hinaufgezogenen Naſenfalten, eine freundliche Verbeugung und gar keinen Vorwurf. Ich ſagte ihm, ſo gut ich konnte: daß er mir mein Mißtrauen verzeihen müſſe, da es natürlich ſey, daß ich dem Gouverneur von Curland mehr glaube, als ihm, einem mir

---

*) Alles das wird ſich weiter unten aufklären.

völlig fremden Manne. Er ſchien meine Entſchuldigung gelten zu laſſen, und ſchob alle Schuld auf eine übel verſtandene, unzeitige Menſchlichkeit des Gouverneurs. — Ich ſah, daß er ſein Taſchenbuch herauszog, und den Bauern, die mich bewacht hatten, hundert Rubel gab. „Wenn Sie,“ ſagte ich, „etwa glauben, daß dieſe Bauern mich ergriffen haben, ſo irren Sie; ich bin freiwillig gekommen.“ — Er würdigte mich keiner Antwort, ſondern gab die hundert Rubel mit einem tiefen Seufzer.

Als er darauf hinausgegangen war, um unſere ſchnelle Abreiſe zu befördern, trat das gute Mädchen, das ich am vorigen Abend zuerſt geſprochen hatte, mit unruhigen Blicken in das Zimmer, und fliſterte einigen Herren, die ſich noch darin befanden, etwas zu. Als dieſe ſich augenblicklich entfernten, überreichte ſie mir eilig, im Nahmen ihrer Gebieterin *), eine Art von leinewandnem Säckchen mit zwei langen Bändern, und bat, daß ich es ſogleich um den bloßen Leib binden möchte. „Es ſind hundert Rubel darin,“ ſagte ſie, „wohl eingenähet. Man wird Sie viſitiren, und Ihnen

---

*) Dieſe, glaubte ich damals, ſey die Frau von Beyer.

alles Geld wegnehmen.“ Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie aus der Thür.

Ich begriff nur halb, was ſie wollte: indeſſen that ich maſchinenmäßig, was ſie mir geſagt hatte; und kaum war ich damit fertig, als der Hofrath wieder hereintrat.

Gute, edle, weibliche Seele, die ſich meiner Noth ſo herzlich annahm! Noch heute verwahre ich dieſes Säckchen unberührt, als ein Denkmahl deiner Menſchenliebe! — So oft ich es betrachte, ſteigen mir die Thränen in die Augen, und ich erinnere mich mit ſanfter Wehmuth, daß in dem fürchterlichſten Zeitpunkte meines Lebens eine edle Seele Erbarmen für mich fühlte. Dieſe Nath, die eine hülfreiche Hand ſo eilig nähete, um einem Unglücklichen wenigſtens einigen Troſt zu geben, ſoll mein Meſſer nur in der äußerſten Noth trennen. Ich habe ſeitdem ſchon oft Mangel gelitten, und mir alle gewohnte Bequemlichkeiten verſagen müſſen; doch nie habe ich es über mich gewinnen können, dies Heiligthum anzutaſten. Es iſt mir ein Amulet: der Segen einer guten Mutter ruhet darauf; und noch entſage ich der Hoffnung nicht, es einſt ſelbſt in ihre Hände zurückzugeben. Dann ſollen dankbare Thränen ihr die Zinſen für ihre Hülfe bezahlen.

Der Augenblick der Abreiſe war gekommen. Der junge Löwenſtern brachte mir, außer der verlangten Arzenei, auch einen Pelzſchlafrock, einen Tuchmantel mit Aermeln, ein Paar baumwollene Schlafmützen, ein Paar Stiefeln, und Gott weiß, was ſonſt noch. Ich umarmte ihn, und bat ihn nur, meine gute Frau von meinem Schickſal zu benachrichtigen. Er verſprach es heilig. Die Thränen, die in ſeinen Augen ſtanden, ſind mir Bürge dafür, daß er Wort gehalten hat. Mit dem ganzen Feuer des erſten unverdorbnen Gefühls, und mit dem ganzen Vertrauen auf andre Menſchen, welches dieſes Gefühl oft ſo täuſchend einflößt, ergriff er die Hand des Hofraths, und beſchwor ihn, mich gut zu behandeln und mich den Verſuch der Flucht nicht entgelten zu laſſen. Der Hofrath benahm ſich höflich, gerade ſo, wie er ſich gegen meine Frau benommen hatte. — Das gutmüthige Kammermädchen, deſſen Geſtalt mir unvergeßlich iſt, ſtand am Fenſter, und weinte. — Herr Proſiemus hatte das Seinige gethan, und ließ ſich nicht weiter ſehen; wenigſtens habe ich ihn nicht weiter bemerkt. Auch von den übrigen Bewohnern des Gutes kam mir Niemand zu Geſicht. — Der angeſpannte Karren ſtand vor der Herberge bereit; mein Wagen war auf der Station zurückgeblieben.

Ich wurde nun, mit meinen Habſeligkeiten, auf den offenen Karren geworfen, von einer neugierigen Menge begafft, und von einigen Wenigen bedauert; — der Hofrath pflanzte ſich neben mich, der Courier hinter mich, und nach einer Stunde hatten wir die Station auf der Witepskiſchen Grenze wieder erreicht.

So endigte ſich der Verſuch zu einer Flucht, zu der ich, von allen Seiten betrachtet, vollkommen berechtigt war. So lange ich hoffen durfte, nach Petersburg zu einer Unterſuchung geführt zu werden, ſo lange war es gewiſſermaßen Pflicht gegen mich ſelbſt, dieſer Unterſuchung nicht auszuweichen, weil eine frühere Flucht ein falſches Licht auf meine Unſchuld geworfen haben würde. Auch konnte der Kaiſer berechtigt ſeyn, in ſeinen Staaten durch ſtrenge Vorſicht aller möglichen Unruhe vorzubeugen, und ich ehre die Rechte der Regenten. Sobald ich aber wußte, daß weder meine Papiere, noch meine etwa erweisliche Unſchuld hier in Betrachtung kamen, ſondern daß die härteſte aller Strafen der Unterſuchung vorhergehen ſollte: — welches göttliche oder menſchliche Recht konnte mir auferlegen, mich als einen Gefangenen zu betrachten? —

Die dicke Poſthalterin auf der Grenz-Poſtſtation ſchien eine große Freude über meine Wiederergreifung zu empfinden. Sie hatte, wie ſie ſagte, bereits einen Boten an das zunächſt im Quartiere ſtehende Regiment abgeſandt, und erwartete jeden Augenblick einen Haufen Soldaten, der mich ſuchen helfen ſollte. In Zukunft, rieth ſie dem Hofrath, ja immer des Nachts eine Wache zu dingen. — Eins ihrer Pferde war durch ſein ewiges Hin- und Herfahren ſehr angegriffen worden; es blies, und drohte umzufallen. Das wurde die gute Frau jetzt erſt gewahr; nun ließ ſie ihren ganzen Grimm an mir aus, und ein Strom von Schelsworten, bald Ruſſiſch, bald Deutſch, ergoß ſich über mich. Vielleicht würde ich ihr zu einer andern Zeit das Schelten verboten haben; jetzt war es ein Mückenſtich für einen Menſchen, der auf der Tortur liegt. Nur ein bittres Lächeln entſchlüpfte mir einige Mal; dadurch wurde ſie aber noch aufgebrachter, und ich glaube, ſie würde ſich endlich an mir vergriffen haben, wenn der Hofrath ſich nicht ernſtlich ins Mittel gelegt hätte. Indeß hatte ihr Geſchrei eine Menge Bauern herbei gelockt; es waren ihrer wohl dreißig, die neugierig gaffend die Stube füllten und die Luft darin verderbten. Der Hofrath jagte plötzlich ſie alle hinaus, und bat auch die Poſthalterin, ihn mit mir allein zu laſſen. Ich ſtaunte aber ich erſchrak nicht mehr: ich empfand eine gewiſſe Entſchloſſenheit, wie nur die Verzweiflung ſie giebt.

Als wir allein waren, ſagte er mir ſehr höflich: ich möchte es ihm nicht übel nehmen, wenn er eine etwas ſtrengere Maßregel gegen mich gebrauchen müſſe. In dieſem Augenblick dachte ich an Ketten, und faſt ſinnlos griff ich mit der Hand nach meiner Scheere, um ſie mir in die Bruſt zu ſtoßen. Er erklärte ſich aber bald deutlicher. Ich hatte einen kleinen, mit Leder überzogenen Kaſten bei mir, der allerlei Nothwendigkeiten enthielt; den Schlüſſel zu dieſem ſollte ich ihm abgeben, und all mein Geld, wie auch was ich etwa noch ſonſt in den Taſchen hätte, da hinein legen. So oft ich, ſagte er, Geld brauchte, würde er es mir, ohne ſich zu weigern, verabfolgen laſſen; bei mir dürfe ich aber nichts tragen.

Ich wurde ruhiger, und gehorchte; das Ausleeren der Taſchen war mir ja nicht mehr neu. Ich gab Schlüſſel, Geld, Scheere, Bleiſtift, Papierſchnitzel, und was ich ſonſt in der Taſche hatte, auch meine Uhr, willig her; und ſo war auch dieſe Expedition vollendet, ohne daß ich auch nur eine Sylbe darum verloren hätte. Der Herr Hofrath geruhte ſelbſt meine Taſchen nochmals zu befühlen, und verſchloß darauf den Kaſten ſorgfältig. Das Leinwandſäckchen auf meiner Bruſt war ſeinen Nachforſchungen dennoch entgangen. Jetzt erſt verſtand ich meine Wohlthäterin, und ſegnete ſie im Stillen.

Indeſſen war Alles wieder auf meinen eigenen Wagen gepackt worden, und wir fuhren weiter. Wie mir in den erſten Tagen unſerer Reiſe zu Muthe war, wage ich nicht zu beſchreiben. Ich konnte weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen; und daß ich meinen Verſtand nicht verlor, habe ich wahrſcheinlich allein dem wohlthätigen Rütteln des Wagens zu verdanken; denn ſo oft wir die Pferde wechſelten, oder ſonſt ſtill hielten, ergriff mich jedes Mal ein betäubender Schwindel. Ich war froh, wenn wir nur erſt wieder fuhren; und auf den holperichtſten Wegen, auf Knüppelbrücken und Steindämmen, fühlte ich mich am meiſten erleichtert. Geſprochen habe ich in den erſten zwei Tagen nicht ein Dutzend Worte. „Nein!“ war meine gewöhnliche Antwort auf jedes Anerbieten von Speiſe, Trank oder ſonſt dergleichen. In die Ecke des Wagens gedrückt, ſtarrte ich vor mich hin; die Landſchaften gingen ungeſehen an mir vorüber; Wind, Kälte und Regen fühlte ich nicht. Meine Kräfte nahmen ſichtbar ab: ich konnte nicht mehr ohne Hülfe des Couriers aus oder in den Wagen ſteigen; und wenn ich von ungefähr in einen Spiegel ſah, erſchrak ich vor meinem Geſichte [*]. — Dem Hofrath ſchien bei meinem Zuſtande doch bange zu werden. Mitleid empfand er nicht, aber Furcht, ſeinen rühmlichen Auftrag nicht ganz vollenden zu können, und dann vielleicht einiger Verantwortung ausgeſetzt zu ſeyn. Er ſuchte alles Mögliche hervor, um mich zu beruhigen; er wetteiferte mit dem Courier, mir Tobolsk als eine der ſchönſten Städte in der Welt, und die Lebensart daſelbſt als die fröhlichſte, angenehmſte vorzuſtellen. Die Empfehlungsgründe des Couriers waren hauptſächlich die Güte und Wohlfeilheit aller Lebensmittel. „Welche Fiſche!" rief er, wie begeiſtert: „die beſten Sterlede zu zehn Kopeken, für welche die Leckermäuler in Petersburg eben ſo viele Rubel bezahlen. Und Zeterino! welch ein Zeterino! — Fleiſch, Brot, Branntwein, Alles im Ueberfluß!" — Der Hofrath fügte noch einige andre Gründe hinzu, die etwas mehr Eindruck auf mich machten. „Sobald Sie

---

[*] Ich muß hier noch eines vergeſſenen Umſtandes erwähnen. Am erſten Mittag nach meiner Wiederergreifung kamen wir in ein kleines Städtchen, deſſen Nahme mir entfallen iſt, von dem ich indeſſen weiß, daß es einem gewiſſen Staroſten von Korf zugehört, der daſelbſt in einem antiken Schloſſe reſidirt. Es war da kein Pferdewechſel; aber dennoch hielten wir auf ſeinem Schloßhofe. Er kam ſelbſt herunter, lud den Hofrath ſehr dringend zur Tafel ein, empfahl ſeinen Leuten, den Courier gut zu bewirthen, und ſprach zu mir nicht allein kein Wort, und ließ mir auch weder zu eſſen noch zu trinken anbieten, ſondern ließ vielmehr, damit ich, während meine Begleiter ſchmauſ'ten, ja in ſicherer Verwahrung ſeyn möchte, die Schloßthore verſchließen und den Wagen von einem unverſchämten herzloſen Haufen umgeben, der mich beſtändig angaffte und mir ins Geſicht lachte. So unbarmherzig wurde ich eine ganze Stunde lang zur Schau geſtellt. Hierauf geleitete der

---

Herr Staroſt ſeine wohlgenährten Gäſte ſelbſt wieder bis an den Wagen. Ein brennender Durſt überwand mein empörtes Gefühl; ich bat um etwas zu trinken. Da ließ er mir ein Glas Bier geben, und wir fuhren weiter. Ich würde dieſer Anekdote gar nicht erwähnen, wenn ich nicht nachher in Riga erfahren hätte, daß Herr von Korf ſich gerühmt, er habe mich an ſeiner Tafel bewirthet und mich überhaupt ſehr menſchenfreundlich behandelt.

dort ankommen," ſagte er, „ſind Sie frei, gänzlich frei, können gehen und kommen, wann und wohin es Ihnen beliebt; können ſich mit der Jagd beluſtigen, dürfen im ganzen Gouvernement umher fahren, ſprechen und umgehn, mit wem Sie wollen. Von Tobolsk aus dürfen Sie auch an den Kaiſer, an Ihre Frau, kurz an Jedermann ſchreiben; Sie können Ihre Domeſtiken, und was Sie ſonſt nöthig haben, nachkommen laſſen, und leben, wie es Ihnen gefällt. Auch finden Sie in Tobolsk Bälle, Maskeraden und ein vortreffliches Theater."

Ich lächelte wider meinen Willen, und fragte nur: ob er mir dafür ſtehen könne, daß die Correſpondenz dort völlig ungehindert ſeyn werde? — Er ſchwor es mir auf ſeine Ehre; und dieſe Verſicherung gab mir wirklich den erſten Hoffnungsſtrahl.

„Aber," dachte ich bei mir ſelbſt: „werde ich auch wirklich in Tobolsk bleiben? . . . Irkutzk iſt noch 3000 Werſte weiter. Mit eben dem Rechte, mit welchem der Kaiſer mich nach Tobolsk ſchickt, kann er mir auch den Aufenthalt in Irkutzk anweiſen." — Ich will Alles ſagen: bei dem raſtloſen Hin- und Herſinnen nach der Urſache meiner Verbannung, war mir auch eingefallen, daß ich vor zehn Jahren ein Schauſpiel Graf Benjowsky geſchrieben habe. Als es im Druck erſchien, ſandte die verſtorbene Kaiſerin Katharina einen geheimen Befehl an den Gouverneur von Reval, mich unter der Hand, und ohne ſich ſeinen Auftrag merken zu laſſen, zu befragen, aus welcher Abſicht ich dieſes Schauſpiel geſchrieben hätte. — Es geſchah. Ich antwortete natürlich: die Geſchichte des Grafen Benjowsky habe mir ein guter Stoff zu einem Schauſpiele geſchienen, und ſey auch ſchon vor mir durch Herrn Vulpius dazu benutzt worden. — Dabei blieb es; und die große Monarchin hat ſich, wie vorauszuſehen war, nicht weiter darum bekümmert.

„Sollte vielleicht," flüſterte der Argwohn mir zu, „der Kaiſer den Stoff dieſes Schauſpiels anſtößig finden, und noch, zehn Jahre hinterher, eine vielleicht zu lebhafte Darſtellung der Leiden eines Verbannten an mir durch ähnliche Leiden beſtrafen wollen?" — In dieſem Falle mußte ich mich auf eine Reiſe nach Kamtſchatka gefaßt machen, welches von Irkutzk abermals 6000 Werſte entfernt iſt.

Der Hofrath ſchwor mir aber bei ſeinen

Heiligen-Bildern, und fügte ausdrücklich hinzu: „er wolle eine Canaille ſeyn, wenn ich weiter als bis Tobolsk gebracht würde.“ Ich fragte ihn: wie er ſelbſt ſo ſicher davon überzeugt ſeyn könne, da er doch vermuthlich nur eine verſiegelte Ordre an den Gouverneur bei ſich habe, und folglich nicht wiſſe, was ſie enthalte. — Er geſtand zwar, daß die Ordre verſiegelt ſey, gab mir aber zu verſtehen, daß er ſelbſt ſie geſchrieben habe. „Ferner,“ ſagte er, „iſt es gar nicht gewöhnlich, gleichſam einen Abſatz in der Reiſe zu machen. Wären Sie nach Irkutzk beſtimmt, ſo hätte ich ſelbſt die Ordre bekommen, Sie dahin zu begleiten, wie ich ſchon Mehrere dahin begleitet habe. Da aber mein Befehl und meine Podoroschne bloß auf Tobolsk lauten, ſo können Sie ganz ruhig ſeyn. Sie fühlen auch wohl,“ ſetzte er noch hinzu, „daß es nicht anſtändig für den Kaiſer wäre, ſeinen Befehl, zur Qual des Gefangenen, gleichſam zu zerſtückeln, und ihm von Diſtanz zu Diſtanz neue Martern zu bereiten. Die Sache wäre nicht rein,“ (ne tschisti, war ſein Ausdruck.) — Alles das leuchtete mir wirklich ein, und ich fing an die Hoffnung zu faſſen, daß ich wirklich nur nach Tobolsk beſtimmt ſey. (Wie viel ich auf dieſe Hoffnung, und auf die Schwüre des Herrn Hofraths bauen konnte, wird der Leſer in der Folge ſehen.)

Was mich aber weit mehr, als die Ausſicht, in Tobolsk zu wohnen, beruhigte, war eine Erzählung des Hofraths. Er hatte nehmlich etwa vor einem Jahre ein Frauenzimmer nach Sibirien bringen ſollen, und war mit ihr bereits bis unweit Kaſan gekommen, als ein anderer Courier ihn einholte, und ihm, da das Frauenzimmer bei näherer Unterſuchung völlig unſchuldig befunden worden war, den Befehl überbrachte, augenblicklich umzukehren, und ſie wieder nach Hauſe zu ihren Kindern zu geleiten. Dieſe Erzählung erſchütterte mich tief. — „Ich darf alſo noch eine Unterſuchung hoffen, wenn gleich in meiner Abweſenheit? ich darf hoffen, daß auch meine Unſchuld erkannt werden wird?"

Allerdings.

„Und was ſagte das Frauenzimmer? wie betrug ſie ſich?"

Sie rang die Hände, brach in Thränen aus, und gab mir eine goldene Uhr. —

Meine Einbildungskraft hielt dieſe Vorſtellung feſt, und ich kann nicht beſchreiben, welchen Troſt ſie mir gewährte. Immer ſah ich die Frau vor mir, wie ſie die Hände rang, wie ſie weinte, wie ſie die goldene Uhr mit Freuden aus der Taſche nahm; wie nun der Wagen umkehrte, dahin flog, ihrer Heimath näher und immer näher; wie ſie endlich ihr Haus wieder von fern erblickte, die Kinder am Fenſter, die Kinder vor der Hausthür; — wie ſie aus dem Wagen ſprang, in ihre Umarmungen ſtürzte! — Ja, der Mann hatte, ohne es zu wiſſen, den rechten Balſam ergriffen, der die Schmerzen meiner verwundeten Seele linderte. Von dieſem Augenblicke an hoffte ich ſtündlich auf einen Courier. So oft ſich das Glöckchen, welches man in Rußland den Poſtpferden anzuhängen pflegt, hinter uns hören ließ, klopfte mein Herz gewaltſam. „Man wird," dachte ich, „meine Papiere unterſuchen; der gerechte Kaiſer muß und wird mich unſchuldig finden; ſchnell wird ein Courier ſich aufmachen, mir nachſetzen, mich einholen, und dieſer Augenblick wird mir jedes Leiden dreifach vergüten." Freilich bedachte ich nicht, oder entfernte vielmehr den Gedanken, daß ich ja nicht wegen meiner Papiere, die noch keines Menſchen Auge geſehen hatte, verbannt worden war, ſondern, daß eine andre frühere Urſache zum Grunde liegen mußte. Ich mahlte mir mit den lebendigſten Farben bloß das Bild des hinter mir her eilenden Couriers; ich berechnete wohl hundertmal, wie viele Tage meine Papiere gebraucht hätten, um von Mietau in Petersburg anzulangen, wie viele Tage dort ungefähr nöthig ſeyn möchten, um ſie zu unterſuchen; und ich beſchloß, die Reiſe ſo viel als möglich zu verzögern, daß der Courier Zeit gewönne, mich zu erreichen.

Es war der dritte Tag, ſeitdem wir Stockmannshof verlaſſen hatten. Jetzt wollte ich zum erſten Male wieder eſſen und trinken. Mein Danziger Likör war von meinen Begleitern ausgetrunken, und meine Italiäniſche Wurſt verzehrt; ein Bündel mit Brot, Butter und Kalbsbraten, welches Frau von Beyer, vermuthlich für mich, mit auf den Karren legen laſſen, hatten ſie auch ſchon längſt zu ſich genommen. Ich wünſchte mir eine Taſſe Kaffee oder ein Glas Wein; beides war aber nicht zu haben, und ich mußte mich mit ein Paar friſchen Eiern und einem Glaſe Waſſer begnügen. — Die Nächte waren ſehr kalt, die Tage windig und kühl. Ich wollte den dicken Tuchmantel, den der junge Löwenſtern mir geſchenkt hatte, über meine Füße breiten; aber der Courier hatte ihn ſogleich zu ſeinem Eigenthum gemacht und auch die Stiefeln ſchon angezogen. Ich mochte ihm keins von beiden wieder abfodern. So ging es auf der ganzen Reiſe. Alles des Meinigen bedienten ſich meine Begleiter ohne Bedenken, als ob es das Ihrige wäre; und hatten ſie es Einmal genutzt, ſo gaben ſie es auch gar nicht wieder her. Dies ſaubere Verfahren erſtreckte ſich ſogar bis auf mein Geld. Wenn eine Kleinigkeit für mich zu kaufen war, oder eine Wagenreparatur bezahlt werden mußte, ſo gab ich eine meiner Banconoten von fünf und zwanzig Rubeln; ſie wurde verwechſelt, der Ueberſchuß aber mir ſelten, wenigſtens nie ganz, zurückgegeben. Weiterhin, da es dem Hofrath an Gelde zu fehlen anfing, borgte er auch oft bei mir; und als ich zuletzt Schwierigkeiten machte, um mich nicht ganz zu entblößen, veränderte ſich ſein Betragen ſo auffallend, daß ich aus hundert Urſachen genöthigt war, ihm nachzugeben. Alle Zehrungskoſten mußte ich ohnehin tragen. Kurz, ob ich gleich auf der ganzen Reiſe nichts als Milch und Eier, und dann und wann ein Stück Kalbsbraten genoſſen habe, ſo hat ſie mir doch mehr als vierhundert Rubel gekoſtet, den Wagen ungerechnet. Milch und Eier wurden überdies meiſten Theils mit Gewalt zuſammengetrieben. Ich bezahlte ſie; meine Begleiter ſteckten das Geld in die Taſche, oder vertranken es in Branntwein, und die armen Bauern wagten es nicht, ihre Bezahlung zu fodern.

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit der echten anſpruchloſen Gaſtfreiheit der Ruſſiſchen Bauern zu erwähnen, welche immer ſichtbarer wird, je tiefer man in das Reich kommt. Sie wetteifern mit einander, ihre Wohnungen zum Nachtlager anzubieten; ſie finden ſich geehrt, wenn man bei ihnen einſpricht; ſie tragen alles auf, was ſie haben, und die Freude glänzt in ihren Augen, wenn man tüchtig zulangt. Ich erinnere mich noch einer Bauerfrau, die geſchäftig herumtrippelte, und ängſtlich klagte: „Ach! da ſind nun unvermuthet drei Gäſtchen gekommen, und ich habe nichts im Hauſe, ſie zu bewirthen!“ Das Diminutivum, deſſen ſie ſich bediente, um ihre Freude über unſern Beſuch auszudrücken, entlockte mir ein Lächeln. — Nie fodern die Bauern etwas für ihre Bewirthung: für Brot, Quaß u. dgl. nehmen ſie nicht einmal etwas, wenn man es ihnen auch anbietet. Andere Dinge aber, als Hühner, Rahm (Sahne), ꝛc. laſſen ſie ſich wohl mit einer Kleinigkeit bezahlen; und da ſie ſchon gewohnt zu ſeyn ſcheinen, daß Soldaten, Couriere und dergleichen Leute ihnen, anſtatt der Bezahlung, einen derben Fluch ausſpenden, ſo nehmen ſie ſich auch wohl in Acht, ſogleich bei der erſten Anfrage zu geſtehen, daß ſie etwas im Hauſe haben. Ich bin überzeugt, daß ein gewöhnlicher honetter Reiſender in den Ruſſiſchen Dörfern vieles bekommen kann, wenn die Leute ſehen, daß er billig iſt; denn ſo oft ich, bei der Verweigerung nicht alltäglicher Lebensmittel, mich ſelbſt ins Mittel legte und gut zu bezahlen verſprach, ſo oft wurden wir gewöhnlich reichlich verſorgt. Aber die Art und Weiſe, wie Soldaten und Couriere den Bauern alles abpochen, iſt wahrhaft empörend. — „Wo iſt der Deſätnik?“ iſt die erſte Frage bei der Ankunft in einem Dorfe. (Der Deſätnik iſt ungefähr, was in Deutſchland der Schulze iſt.) Er kommt demüthig. „Schaffe ſogleich das und das herbei!“ — Wenn er ſich entſchuldigt; wenn er ſagt, es ſey nicht zu haben: ſo bekommt er ein Paar Dutzend Lieblingsflüche, und wird mit Prügeln bedroht. Dann geht er, und bringt, wenn es nur irgend möglich iſt, das Verlangte, aber freilich von der ſchlechteſten Qualität, da er ſchon voraus weiß, daß an Bezahlung nicht zu denken iſt. — Ohne dieſen tief eingeriſſenen Mißbrauch würde es ein Vergnügen ſeyn, unter den gaſtfreien, gutmüthigen Bauern zu reiſen, deren Liebe man ſo leicht durch ein Stück Zucker gewinnt, das man ihren Kindern mittheilt. Ich habe in den Ruſſiſchen Dörfern manches Pfund Zukker an die Kinder verſchenkt, und dadurch ſogleich die Herzen aller Mütter an mich gezogen. Freilich gab ich immer am liebſten und am reichlichſten den kleinen Mädchen von dem Alter meiner Emmy und Betty, und oft, ſehr oft, traten mir dabei Thränen in die Augen. — Du haſt gewiß auch Kinder? pflegten die Bäuerinnen dann zu ſagen. — „Sechs!“ antwortete ich ſeufzend; „das jüngſte iſt noch kein Jahr alt!“ Dann las ich das unverkennbarſte Mitleid in ihren Blicken, und wenn ich wieder in den Wagen ſtieg, ſchallten mir ihre herzlichen Segenswünſche nach.

Ich komme von dieſer Abſchweifung zurück. Als wir zum erſten Male wieder in einem Poſthauſe übernachteten, ſah ich, vor dem Schlafengehen, gewaltige Anſtalten zur

Verſicherung meiner Perſon treffen. Es wurden Wachen ausgeſtellt, die Fenſterladen verſchloſſen, und mein Bett ganz dicht neben das Bett des Hofraths geſetzt. Der Courier legte ſich auf die Erde, ſo daß ich hätte über ihn wegſchreiten müſſen, um aus der Thür zu kommen. Dieſe Vorſicht wurde von nun an jeden Abend beobachtet.

Mein Bart war indeſſen zu einer fürchterlichen Länge herangewachſen. Ich wollte mich raſiren, und foderte mein Barbierzeug. Es wurde mir verweigert, und ſtatt deſſen zu einem Barbier geſchickt. Vergebens ſagte ich, daß ich ſeit vielen Jahren gewohnt ſey, dies Geſchäft ſelbſt zu verrichten, und daß ich es unleidlich finde, unter den Fäuſten eines ſchmutzigen Dorfbarbiers zu ächzen; vergebens ſtellte ich vor, daß, wenn ich Luſt hätte, mich um's Leben zu bringen, ich ja nur bei der erſten Ueberfahrt über einen Fluß (deren wir ſehr häufig antrafen) in's Waſſer ſpringen dürfe. Es half nichts; ich ſelbſt durfte kein Raſirmeſſer in die Hand nehmen. Auch ließ der Hofrath ſich den Wink wegen des Waſſers nicht zweimal geſagt ſeyn, ſondern ſtellte ſich von nun an bei Ueberfahrten immer dicht neben mich, um mich im Nothfall von einem verzweifelten Sprunge abzuhalten. — Armer ſchwacher Mann! ſo weit reicht nicht einmal die Gewalt eines Kaiſers! — Nur Ein Weg führt in's Leben, tauſende führen hinaus, und keine Gewalt kann mich hindern, die Ketten zu zerbrechen, wenn ſie mich erdrücken. — Ich erinnere mich, (wenn ich nicht irre, im Raynal) geleſen zu haben, daß zuweilen gepeinigte Negerſklaven ihre eigene Zunge im Munde umkehren, hinterſchlucken, und ſo augenblicklich erſticken. — Welche Gewalt auf Erden vermag das zu hindern? — Aber, dem Himmel ſey Dank! ſo weit iſt es mit mir noch nicht gekommen. Das Samenkorn der Hoffnung liegt noch in der erſtarrten Bruſt; ein einziger warmer Sonnenſtrahl kann es wieder hervorlocken.

Polozk war die erſte Stadt von einiger Bedeutung, welche wir erreichten, wo wir aber bloß die Pferde wechſelten. Während dies geſchah, ſchrieb der Hofrath ſeinen erſten geheimen Rapport nach Petersburg, mit der großen Nachricht, daß er ſeinen Gefangenen nun glücklich bis hieher gebracht habe. Dieſe Rapporte wiederholte er aus jeder Stadt, und ſie waren es vorzüglich, die mich bewogen, ihn mit Vorſicht zu behandeln und ihm nicht leicht etwas abzuſchlagen. Daß er meines Verſuches zur Flucht nicht erwähnen würde, davor war ich wohl ohnehin ſicher; denn er mußte befürchten, daß ſeine eigene Nachläſſigkeit ihn um den angenehmen Dienſt bringen könnte, in Zukunft Verbannte zu begleiten, ſein Auge an der Trennung von ihren Familien, und ſein Ohr an ihren erſten Jammerklagen zu ergetzen. Aber es war doch möglich, daß er manches Andre in den Rapport einfließen ließ, was mir nachtheilig ſeyn konnte; und wer weiß, ob es nicht vielleicht dennoch geſchehen iſt, ſo geduldig ich mich auch von ihm habe rupfen laſſen!

Daß er kein großer Geſchäftsmann war, bemerkte ich bald an der Länge der Zeit, die er auf die wenigen Zeilen des Rapports verwendete, und aus der ängſtlichen Sorgfalt, mit welcher er ein etwas ſchief gerathenes Couvert dreimal anders machte. Der Herr Hofrath war alſo zu nichts zu gebrauchen, als zum Büttel, der die Verurtheilten auf den Richtplatz ſchleppt. Dieſes Amt verſtand er aber auch meiſterlich, und hatte es, wie ich nach und nach erfuhr, ſchon ſehr fleißig verwaltet: nur mit dem Unterſchiede, daß er bis jetzt als Officier bei dem Regimente geſtanden, welches zum Dienſte des Senats beſtimmt iſt, und daß man ihn, bloß um der gegen mich beabſichteten Expedition willen, in das Civile verſetzt und zum Hofrath ernannt hatte. Warum man es gerade für nothwendig gehalten, mir einen Civiliſten zuzugeben: ob man dadurch allen Anſchein von Wache und Soldaten vermeiden wollen, oder welche Urſache ſonſt zum Grunde gelegen haben mag: das weiß ich nicht. So viel iſt gewiß, daß er ſein Schergenamt zum erſten Male als Hofrath verwaltete, und ſich nicht wenig auf ſeinen Titel zu gute that. Auch auf mich hatte ſeine Transformation in ſo fern einigen Einfluß, daß die Leute mich, Gott weiß für welche angeſehene, höchſt wichtige Perſon hielten, da ſonſt Männer meines Standes, und auch wohl Generale, ohne viele Weitläuftigkeiten mit einem Feldjäger in einem Kibitken verſandt werden.

Auf dem Wege von Polozk nach Smolensk ergriff mich mein altes Uebel, die Krämpfe im Unterleibe, ſehr heftig. Es geſellten ſich dazu noch andere Uebel, die mir bisher fremd waren: ein unwillkührliches Zittern und Zucken der Glieder; eine Hitze, die mir bald in die Bruſt, bald in den Kopf ſtieg, mir auf der Bruſt ein ſehr ängſtliches Gefühl des Erſtickens gab, und im Kopfe ihre Gegenwart durch einen unbeſchreiblichen Druck, durch Funken vor den Augen, und Sauſen vor den Ohren ankündigte. Dabei ging der Puls bald ſehr langſam, voll und hart, bald ſehr geſchwind, klein, kaum fühlbar und ungleich. Appetit und Schlaf fehlten mir gänzlich; zuweilen hatte ich aber eine Art von *wachenden Träumen*: ich glaubte einen Augenblick, Gegenſtände zu ſehen, die nicht außer mir da waren, und fuhr erſchrokken zuſammen, wenn ich meinen Irrthum bemerkte. Alles, was ich dachte, war verworren, und meine Vorſtellungen ganz ohne Deutlichkeit: ein Umſtand, der wenigſtens dazu diente, jede Empfindung abzuſtumpfen. Der Gedanke an Frau und Kinder gab mir, anſtatt der bisherigen Wehmuth, gleichſam ein ſtörriſches Gefühl, und der Gedanke an den Tod hatte ſeine Bitterkeit verloren.

Außer einem unbedeutenden Mittelſalze und dem auf Stockmannshof erhaltenen Cremor tartari, hatte ich keine Arzenei bei mir. Alle die Recepte, die ich von den berühmteſten Aerzten Deutſchlands, Zimmermann, Selle, Marcard, Gall, Hufeland u. ſ. w. ſeit vielen Jahren geſammelt hatte, waren mit meinen übrigen Papieren verſiegelt worden, ſo dringend ich auch gebeten hatte, daß man ſie mir zurückgeben möchte. (Vielleicht hielt man ſie für eine geheime Correſpondenz in Chiffern.) Ich hatte alſo unterweges gar keine Hülfe; und da ich, bei dem Hoffnungsfunken, der noch in mir glimmte, mir doch Selbſterhaltung ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſo empfand ich eine Art von Vergnügen bei unſerer Ankunft in Smolensk, wo ich einige Ruhe, Bequemlichkeit, und einen Arzt zu finden hoffte.

Es war bereits ſpät Abends. Der Hofrath, der ſorgfältig alle Wirthshäuſer vermied, ließ auch hier ſogleich nach dem Poſthauſe fahren: aber glücklicher Weiſe konnte man uns daſelbſt nicht beherbergen; und da ich ihm trocken erklärte, daß ich nicht weiter könne und wolle, ſo ſah er ſich genöthigt, ein Wirthshaus zu ſuchen. Wir hielten vor einem anſehnlichen Hauſe: der Wirth empfing uns mit zwei Lichtern, führte uns eine breite Treppe hinauf, in einen geräumigen Vorſaal, und es gewann das Anſehen, als ob wir hier endlich einmal ſehr bequem ausruhen würden. Als nun aber der Wirth das uns beſtimmte

Zimmer aufſchloß — lieber Gott! welch ein wüſter Anblick! Eine große, hohe Stube, in welcher jeder Fußtritt widerhallte. Zerbrochene Fenſterſcheiben, und, anſtatt aller Möbel, ein einziger wackelnder Tiſch und eine leere Bettſtelle. Kein Stuhl, keine Bank, noch weniger ein Spiegel oder etwas dem Luxus Aehnliches. An den Wänden hingen die Fetzen von vormaligen Tapeten.

Ich ſah mich froſtig um, hielt es aber nicht der Mühe werth, eine Klage laut werden zu laſſen, ſondern foderte bloß ein wenig Heu auf die leere Bettſtelle; und als ich das erhielt, warf ich mich ſtumm darauf nieder. Der ſcharfe und kalte Nachtwind ſtrich durch die zerbrochenen Fenſter gerade auf mein Lager. Ich hatte, außer dem geſchenkten Pelzſchlafrock und meinem Mantel, nichts zur Bedeckung; Froſt und Ungeziefer ließen mir die Nacht hindurch keinen Augenblick Ruhe. Als der Morgen anbrach, hatte ich ein ſtarkes Fieber, das mich heftig ſchüttelte, und deſſen Gluth mir dann wieder die Augen aus dem Kopfe zu drücken drohte. Ich erwartete mit Sehnſucht das Erwachen des Hofraths, um einen Arzt zu verlangen. Der Unmenſch ſchlug mir dieſes Begehren rund ab.

Er meinte, die Ruhe werde mich ohne andere Mittel wieder herſtellen, und ich könne, wenn ich Luſt dazu habe, hier einen Tag verweilen. Der Courier fügte hinzu: „ich ſollte nur brav eſſen und trinken; dann würde ich ſchon geſund werden.“ Eſſen und Trinken war ihm das Univerſalmittel gegen alle Krankheiten des Leibes und der Seele.

Ich war von dieſem grauſamen Verfahren ſo indignirt, daß ich meinen Henker bloß durch ein verachtendes Schweigen beſtrafte. Das Anerbieten, mich einen Tag in dieſem öden Kerker verweilen zu laſſen, lehnte ich ab, und erklärte, daß ich lieber unter freiem Himmel auf der Landſtraße ſterben wollte. Ich wurde alſo die Treppe halb hinunter getragen, und in den Wagen gehoben, der nun weiter fuhr. Da ich mir unterweges einige Mal ein Glas Rheinwein zur Erquickung gewünſcht, ſo hatte der Hofrath in Smolensk eine Bouteille für mein Geld gekauft; ſie koſtete zwei Rubel, und es war kein Tropfen davon zu genießen. Sie mußte endlich ausgegoſſen werden; denn meine Begleiter tranken keinen Wein, ſondern nur Branntwein.

Zwiſchen Smolensk und Moskau verſchlimmerte ſich mein Zuſtand ſo ſehr, daß ich meiſten Theils in einem dumpfen Hinbrüten lag, und an Allem, was um mich vorging, weiter keinen Theil nahm. Wenn ich meine damaligen Empfindungen deutlich beſchreiben ſoll, ſo kann ich ſie bloß mit den Empfindungen eines Menſchen vergleichen, der in einer dikken Finſterniß erwacht, ſich vergebens beſinnt, wo er ſey, um ſich her tappen will, damit er ſeinen Aufenthalt erkunde, dann aber plötzlich fühlt, daß er an Händen und Füßen gebunden iſt. Nur dann und wann leuchtete mir Sekundenlang das Bild meiner guten Frau durch dieſe Dunkelheit. Es war kein Blitz, ſondern ein ſanfter Strahl, der bloß meine Augen auf ſich zog, nur aber die Gegenſtände umher nicht erhellte.

Der Hofrath ſchien es ſich endlich ſelbſt nicht länger verhehlen zu können, daß mein Zuſtand gefährlich ſey; er hatte manche Aufmerkſamkeit für mich, und verſprach mir von freien Stücken, mir einen Arzt zuzuführen, ſo bald wir in Moskau angekommen ſeyn würden. Faſt war mir jede Hülfe jetzt gleichgültig geworden, und hätte nicht meine fieberhafte Einbildungskraft zuweilen meine Frau mit unſern Kindern bittend um mich her geſtellt:

ich würde dem Tode, als einem lange erwarteten Freunde, in die Arme gelaufen ſeyn.

Am 7ten Mai nach altem Styl, Vormittags, kamen wir in Moskau an. Der Hofrath hütete ſich abermals vor den Wirthshäuſern, und führte mich durch die unanſehnlichſten, übel bebauteſten Straßen in eine Hütte, welche einer ſeiner Freunde und Kameraden, ein gewiſſer Major Maximoff, bewohnte. Dieſer Mann hatte nichts als eine kleine Stube mit einer noch kleineren Kammer, und theilte beides überdies mit einem Fähnrich. Da nun noch drei Perſonen hinzu kamen, ſo kann man ſich denken, welche Bequemlichkeit dieſe Wohnung mir gewährte. Der Major indeſſen, der zwar eben ſo roh, aber doch weit gutmüthiger ſchien, als der Hofrath, that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, mir meine Lage zu erleichtern. Er räumte mir ſein eigenes Bett ein, ließ mir eine Hühnerſuppe kochen, und bewirthete mich mit dem lange entbehrten Kaffee. Ich warf mich auf ſein hartes Soldatenlager, und genoß wirklich einen Augenblick Linderung.

Als ich meine Augen geſchloſſen hatte, und man glaubte, daß ich ſchliefe, theilte der Hofrath ſeinem alten Kameraden ſeine bisherigen

Schickſale mit, und ich hatte das Vergnügen, zu hören, daß der Major ihm zwar zu ſeinem Avancement Glück wünſchte, ihm aber gerade heraus ſagte: „er möchte doch nicht an ſeiner Stelle ſeyn; das Amt, welches er da verwalte, ſey ein ſchlechtes Amt.“ Der Hofrath ließ ſich das nicht anfechten, ſondern antwortete, wie ich blinzelnd gewahr wurde, bloß durch ein Lächeln ſeiner Naſenfalten, ſtand dann auf, und begab ſich in die heiße Badſtube, um jedes Gefühl, das ſich etwa noch bei ihm regen mochte, durch die Schweißlöcher abzutreiben.

Vergebens wartete ich indeſſen von einer Stunde zur andern auf den verſprochenen Arzt. Er kam nicht, und ſollte auch nicht kommen; denn als ich endlich meinen Peiniger an ſein Wort erinnerte, verſetzte er mit Achſelzucken: er dürfe mir dieſe Bitte nicht gewähren; ſie laufe gegen ſeine Inſtruktion. — „Sie ſind alſo angewieſen, mich hülflos ſterben zu laſſen?“ Er meinte: ich würde nicht ſterben; ich ſollte nur mehr eſſen und trinken. — Ich ſchwieg, an jeder Hülfe für meinen entkräfteten Körper verzweifelnd.

Gehe es, wie Gott will, dachte ich, wenn ich nur wenigſtens meine letzten Wünſche, meine, letzten Verordnungen, und mein Lebewohl an Frau und Kinder noch zu Papiere bringen kann! — Das Verlangen, mein Teſtament zu machen, war jetzt das Einzige, was ſich noch in meiner Bruſt regte, und wovon ich eine deutliche, beſtimmte Idee hatte. Da ich aber leicht vorausſehen konnte, daß der Hofrath mir noch weniger einen Notarius, als einen Arzt bewilligen würde; ſo ſagte ich ihm: ich wolle das heilige Abendmahl genießen; und foderte einen Prediger. Aber auch den verweigerte er mir hartnäckig.

Vergebens führte ich ihm zu Gemüth, daß, wenn er ſich auch um das Heil meiner Seele wenig bekümmere, er doch wenigſtens bedenken ſolle, daß ich ein Mann ſey, der verwickelte Geldgeſchäfte habe; daß ich dieſelben nothwendig vor meinem Tode reguliren müſſe, wenn meine unſchuldige Familie nicht darunter leiden ſolle; daß der Kaiſer doch gewiß meine Frau und meine Kinder nicht habe ſtrafen wollen; daß das Recht zu teſtiren ein heiliges Recht ſey, welches man ſogar einem überwieſenen Verbrecher ſelten verweigere. — Alles umſonſt! ich predigte tauben Ohren.

Nun denn, ſagte ich, ſo wird mir doch wenigſtens vergönnt ſeyn, einige Zeilen, die

Sie ſelbſt leſen mögen, an meine Frau zu ſchreiben; Sie haben es ihr verſprochen, und mir ſelbſt dieſes Verſprechen unterweges mehrere Male wiederholt. Er bedachte ſich einen Augenblick, und bewilligte endlich dieſe Bitte. Ich ſchrieb fünf Zeilen; ſie enthielten nichts von meinem jammervollen Zuſtande, ſondern nur eine liebevolle Ermahnung zur Standhaftigkeit, und zur Selbſterhaltung für unſere vaterloſen Kinder. Ich überſetzte das Brieſchen dem Hofrath, verſiegelte es, und übergab es ihm. Er bat in meiner Gegenwart den Major, es auf die Poſt zu ſchicken, und ich war ruhig. Aber einige Stunden nachher ergriff der Courier einen günſtigen Augenblick, mir zuzufliſtern: das Brieſchen ſey bereits in der Küche verbrannt worden. — Ich ſchauderte. Dieſer Unmenſchlichkeit hatte ich den Hofrath doch nicht fähig geglaubt. Bisher verachtete ich den Menſchen; jetzt haßte ich ihn. — Indeß fand ich, trotz ſeiner ſtrengen Wachſamkeit, dennoch Gelegenheit, aus Moskau einen Brief an meine Frau abzuſenden. Ich darf nicht ſagen, wie mir das gelang, aus Furcht einen gutherzigen Menſchen zu compromittiren. Gott ſegne ihn für ſein Mitleid! Ich hoffe, meine liebe

Chriſtel habe die wenigen, flüchtig und ängſtlich, unter Beobachtung von ſechs Augen geſchriebenen Zeilen richtig erhalten *).

Am 8ten Mai, gegen Abend, verließen wir Moskau, bei ſchöner, warmer Frühlingswitterung. Wir fuhren lange mitten in der Stadt an einer Birken-Allee hin, die viel Aehnlichkeit mit den Linden in Berlin hat, und in welcher, ſo wie dort an heiteren Tagen, die ſchöne Welt zum Spazierengehen verſammelt war: ein buntes Gewimmel von glänzenden Equipagen, ſchön geſchmückten Damen und leichtfüßigen Herren. Keine und Keiner warf einen Blick auf den armen Autor, der vielleicht noch dieſen Abend im Theater durch eins ſeiner Stücke ſie amüſirte. Wie ſich doch die Glücklichen und Unglücklichen in der Welt durch einander treiben, an einander vorübergehen, ohne ſich zu kennen oder ihre wechſelſeitigen Empfindungen zu ahnden! wie ſo ſelten einer den andern zu errathen ſtrebt, und

---

*) Ich wurde betrogen. Sie hat ſie nicht erhalten. Alexander Schilkins, dem ich, trotz ſeiner Rohheit, mehr Gefühl zutraute, als ſeinem Vorgeſetzten, der ſich durch anſehnliche Summen beſtechen ließ, und nur mit aufgereckten Fingern vor ſeinen Heiligen-Bildern ſchwor, den Brief zu beſtellen, hat mich dennoch hintergangen.

Jeder, nur mit ſich beſchäftigt, ſeinen Weg zum Grabe auf Blumen oder Dornen fortſchlendert! — Die Fahrt durch Moskau gewährte mir kein angenehmes, aber doch ein **anderes** Gefühl, als das, welches mich bisher unaufhörlich zernagte; und ſchon dieſer Wechſel war wohlthätig.

Ich weiß nicht, ob die eingetretene warme Witterung, oder meine vollkommne Reſignation, meine gänzliche Hoffnungsloſigkeit, Schuld daran waren — (denn auch nichts mehr hoffen, gewährt zuweilen Ruhe): genug, ich erholte mich, nachdem wir Moskau verlaſſen hatten, und gewann mit jedem Tage neue Kräfte. Nach und nach fing ich ſogar an, mir ſelbſt wieder Muth zuzuſprechen, und mich durch Beiſpiele aus der alten und neuen Geſchichte zu tröſten. Die neuere Geſchichte beſonders, lieferte mir dergleichen in Menge. Ich dachte an Napper Tandy; — aber er hatte doch wirklich bei den Unruhen ſeines Vaterlandes eine wichtige Rolle geſpielt: und was hatte ich gethan? — Ich dachte an die Deportirten in Cayenne; — ſie mußten weit mehr, weit gräßlicher leiden, als ich: — aber ſie hatten doch wirklich Theil an der Verwaltung des zerrütteten Staates genommen; ſie litten, zwar mit Unrecht, aber doch wegen Meinungen, die ſie wirklich geäußert hatten: — welche Meinung hatte ich denn geäußert? — — So geſellte ſich zu jedem dieſer Troſtgründe ein zweifelndes Aber; und wenn ich mir gleich geſtehen mußte, daß meine Leiden geringer waren, ſo hatte ich doch dagegen die Ueberzeugung, daß meine Unſchuld klarer ſey. —

Keine Qual iſt marternder, als der Zuſtand eines Menſchen, der, wochenlang in ſich ſelbſt gekehrt, immer und immer an derſelben Unglücks-Idee zerren muß; der ſich vergebens bemühet, ſich davon los zu winden, und immer feſter von ihr umſchlungen wird, wie Laokoon von ſeinen Schlangen. — So ſaß ich in meinem Winkel — Kein Menſch, der mir rathen konnte — keiner, der mich tröſten mochte — nicht einmal einer, dem ich klagen durfte. — Der Courier vertrieb ſich die lange Weile entweder durch Singen oder durch den Schlaf. Sein gellender Geſang, den noch obendrein der Poſtillion oft accompagnirte, war mir äußerſt widrig; noch mehr aber die elenden Späßchen, durch die es dem Hofrath ſeinen Witz zu zeigen beliebte, die ſehr oft wiederkamen, und immer dieſelben blieben. Wenn z. B. der Courier ſchlief, ſo ſpielte jener ihm mit der Quaſte ſeines Stockes ſo lange um die Naſe, bis er erwachte; oder wenn er erwachte, ſo kitzelte jener ihn mit dem Stockknopfe zwiſchen den Schultern; oder wenn ein hoher, ſteiler Berg kam, ſo rief er ihm zu: moladinka gora! (ein junges Berglein!) oder, wenn es nur ein unbedeutender Hügel war: wot starucha! (ſiehe da, ein alter Berg!) und was dergleichen Armſeligkeiten mehr waren, die beſonders durch ihre öftere Wiederholung unausſtehlich wurden. — Man muß, ſo wie ich, immer den feinſten, ausgeſuchteſten Umgang genoſſen haben, um zu fühlen, daß das Unangenehme meiner Lage durch eine ſolche Geſellſchaft einen nicht geringen Zuwachs erhielt; denn ſo oft auch der Hofrath verſicherte, daß er ein wohlhabender Mann ſey, der 500 *Seelen* beſitze, ſo kann ich doch mit gutem Gewiſſen betheuern, daß er nicht eine halbe in ſeinem Vermögen hatte.

Die einzige Tugend, die ich zuweilen an ihm zu bewundern Gelegenheit fand, war eine Art von *Tollkühnheit*, mit welcher er jeder Gefahr trotzte, ſelbſt dann, wenn er ſie vermeiden konnte. Er ließ z. B. höchſt ungern den Wagen einhemmen, wenn wir auch den ſteilſten Berg hinunter fahren mußten.

Ich war ehemals ſehr vorſichtig bei dergleichen Stellen, und ſtieg aus, nöthigte auch oft meine Frau, wider ihren Willen auszuſteigen. Jetzt aber, da ich den Werth meines Lebens weniger fühlte, gab ich nicht mehr Acht darauf, und blieb ſitzen. Daher geſchah es denn einmal, daß auf einem hohen, ſehr ſteilen Berge, an deſſen Fuß ein Waſſer ſtrömte, unſere Pferde durchgingen. Ueber den Fluß führte zwar eine Brücke; doch an der Richtung der Pferde war augenblicklich zu ſehen, daß wir nicht auf der Brücke, ſondern mitten im Strome, anlangen würden. In dieſer augenſcheinlichen Gefahr, und als wir kaum noch zwei Schritte vom Ufer entfernt waren, ſprang der Hofrath aus dem Wagen, ohne die Thür zu öffnen. Durch den Sprung kam er mit Einem Fuße bereits auf dem Abhange des Ufers zu ſtehen, und nur der andere blieb oben auf der Fläche; dennoch hielt er beide Hände gegen den Wagen, um den Umſturz zu verhüten, indeſſen der Poſtillion mit aller Kraft die Pferde auf die Brücke herüber riß. Es gelang; noch ein Haarbreit näher dem Ufer, und wir hätten wahrſcheinlich in dem ſtark angelaufenen Strom ertrinken müſſen.

Der Hofrath hatte ſich übrigens die rechte Hand verſtaucht.

Eine gleiche Tollkühnheit bewies er oft bei Ueberfahrten über Ströme, die, beſonders während des Frühjahrs, in Rußland ſehr gefährlich zu ſeyn pflegen: Theils, weil durch den häufigen Schnee auch die geringſten Bäche zu breiten, reißenden Strömen anſchwellen; Theils, weil die Anſtalten zum Ueberſetzen oft ſehr elend ſind. Gewöhnlich dienen dazu zwei Kähne, die man an den Spitzen mit Weidenäſten zuſammen gebunden, und über die man in der Mitte einige Breter gelegt hat. Auf dieſe Breter wird der Wagen geſtellt. Zwei Ruderer ſetzen ſich auf einer Seite in die Kähne, ein dritter regiert auf der andern ein elendes Steuer; und ſo überlaſſen ſie ſich, im Vertrauen auf Gottes Gnade, den wildeſten Fluthen. Während der Fahrt füllen ſich die lecken Kähne gewöhnlich mit Waſſer, und ſinken immer tiefer, je näher ſie dem jenſeitigen Ufer kommen. Oft iſt es auch nur ein Prahm (oder Floß), aus Balken mit Baumzweigen zuſammen gefügt, und einem Querbalken, mit hölzernen Pflöcken darüber genagelt, auf welchem man dann bis über die Knöchel im Waſſer ſteht. Ein ſolcher Prahm wird erſt ſtromaufwärts mit Stricken gezogen, dann in einer gewiſſen Diſtanz dem Strom überlaſſen, und ſo, in ſchiefer Richtung, an das jenſeitige Ufer geſteuert.

Es war bei einer kleinen Stadt (wenn ich nicht irre, heißt ſie Waſilskoe), wo wir die Sura paſſiren mußten, welche dort in die Wolga fällt. Die ganze Gegend umher war meilenweit überſchwemmt; hin und wieder ſah man die Spitzen der Bäume aus dem Waſſer hervorragen. Im Sommer mag die Ueberfahrt unbedeutend und kurz ſeyn *); jetzt betrug ſie vielleicht eine Stunde Weges. Wir kamen während eines heftigen Sturmes daſelbſt an. Der Prahm befand ſich gerade nicht am diesſeitigen Ufer, und wir mußten wohl einige Stunden warten, ehe man uns jenſeits gewahr wurde. Endlich ſahen wir den Prahm in Bewegung, und aus der Langſamkeit, mit welcher er ſich unbeladen näherte, konnten wir berechnen, wie viele Zeit er beladen gebrauchen würde, um uns an Ort und Stelle zu bringen. Doch waren dieſes Mal, wider die Gewohnheit, fünf Mann darauf, die aber ſämmtlich bei ihrer Ankunft erklärten, daß es kaum möglich ſey, gegen

*) So fand ich ſie auf meiner Rückreiſe wirklich.

den Sturm zu kämpfen, und die uns riethen, da, wo wir wären, zu übernachten.

Der Hofrath beſtand aber darauf, ſogleich übergeſetzt zu werden, und ich, der ich ſonſt eine faſt unüberwindliche Furcht vor dem Waſſer habe, ſtimmte dies Mal mit einer Art von Trotz in ſein Verlangen; es war mir, als müßte ich das Schickſal herausfodern: verſuch' es einmal, mich noch unglücklicher zu machen, als ich bin! — Die Fährleute mußten einwilligen, da wir uns auf unſeren Courier-Paß beriefen. Sie kreuzten ſich auf Bruſt und Stirn, murmelten einige Mal ihr Gospodin Pomilu! (Herr, erbarme dich unſer!) und ſtießen vom Ufer. Anfangs ging es noch ſo ziemlich; denn wir fuhren eine Zeitlang im Schutz einer Landſpitze, wo der Sturm nicht ſeine ganze Gewalt an uns auslaſſen konnte. Als wir aber höher hinauf kamen, und freier um uns ſchauen konnten, da ergriff er uns mit Wuth, und fing ſich noch obendrein in meinem halben Wagen. Trotz allem Steuern, Rudern und verdoppeltem Anſtrengen, trieben wir unaufhaltſam von unſerer Bahn ab, nach einem noch ziemlich entfernten, dem Anſcheine nach niedrigen, Gebüſche hin. Der Steuermann ſchrie aus Leibeskräften ſeinen Leuten zu; die Leute ruderten aus Leibeskräften: umſonſt! wir kamen dem Gebüſch immer näher. Ich konnte Anfangs nicht begreifen, warum der Steuermann dies ſo ſehr zu fürchten ſchien; denn, dachte ich, auf den ſchlimmſten Fall kann man doch da nicht ertrinken, höchſtens ſtranden, und, bei der Nähe der Stadt, würde uns ja doch irgend Jemand zu Hülfe kommen. Aber ich wurde meinen Irrthum bald gewahr, als der Sturm uns nun wirklich mitten in das vermeinte Gebüſch hinein trieb; es waren nur die Wipfel hoher Bäume, und die längſte Stange fand da keinen Grund.

Jetzt ſaßen wir feſt; die Baumſtämme unter dem Waſſer hielten nehmlich das Fahrzeug gegen den Sturm. Dieſe Lage war nicht allein ſehr unangenehm, ſondern auch, wie ich bald einſah, im höchſten Grade gefährlich; denn erſtens wurden die Zweige, mit welchen die Kähne an einander befeſtigt waren, durch den Sturm heftig an den entgegenſtehenden Baumſtämmen gerieben, und konnten unmöglich lange Widerſtand leiſten. Trennten ſich aber die Kähne, ſo blieb uns nichts anderes übrig, als links und rechts in dieſelben zu ſpringen; und dann fiel der Wagen mit allen unſern Habſeligkeiten in's Waſſer. Indeſſen hätten wir durch dieſen Fall doch unſer eigenes Leben wahrſcheinlich gerettet. Es ergab ſich aber bald noch eine zweite, ſchlimmere, Gefahr. Einer unſerer Kähne nehmlich ſaß vermuthlich gerade auf dem Wipfel eines Baumes, und wurde von demſelben ſo ſchief gehoben, daß der andre dadurch in's Waſſer gedrückt wurde, und die Wellen häufig hinein ſchlugen. Dadurch füllte ſich der letztere immer mehr mit Waſſer, und ſank immer tiefer, indeſſen der erſtere immer höher ſtieg. Die vier Pferde, die mit auf dem Prahme ſtanden, konnten ſich kaum mehr erhalten, daß ſie nicht hinabglitten, und wurden dadurch ſehr unruhig; wir ſelbſt mußten uns an dem Wagen feſt halten. Es iſt gewiß, daß dieſe Lage nur wenige Minuten dauern durfte, wenn ſie uns nicht unfehlbar den Untergang bringen ſollte.

Jetzt ſah endlich der Hofrath ein, daß ſeine Verwegenheit ihr Ziel finden könne. Er war leichenblaß, ergriff, ſo wie der Courier, eine lange, mit eiſernen Haken verſehene Stange, und ſtemmte ſie mit Anſtrengung aller Kräfte gegen den nächſten Baum. Zu gleicher Zeit ward Ruder und Steuer bei Seite gelegt; alles bewaffnete ſich mit Stangen, um nur, wo möglich, den Umſturz, oder vielmehr das Sinken, zu verhüten. Ich ſtand, in meinen Mantel gewickelt, an ein Wagenrad gelehnt, und nie hätte ich geglaubt, daß ich dem Tode mit ſolcher Faſſung entgegen ſehen würde.

Es gelang endlich den vereinten Bemühungen, den Prahm durch die Stangen von den Baumgipfeln abzuhalten; ja, wir ſchoben uns auf dieſe Weiſe ſogar ein wenig weiter aufwärts. Unſer Ziel zu erreichen, war und blieb aber unmöglich. Verließen endlich — was doch bald geſchehen mußte — die Arbeitenden ihre Kräfte, ſo befanden wir uns augenblicklich wieder in der vorigen Gefahr, und der Himmel weiß, ob wir ihr abermals entronnen ſeyn würden, wenn man nicht zum Glück in der Stadt unſere Noth gewahr geworden wäre. Es kam uns ein leichter Kahn mit vier Menſchen zu Hülfe. Sie banden ihren Nachen an den Prahm, und ſprangen zu uns herauf; mit dieſer Verdoppelung unſerer Kräfte, gewannen wir endlich nach drei mühſeligen Stunden den Hafen.

Wenn ich aufgelegt wäre zu ſcherzen, ſo könnte ich ſagen: ich habe, wie Prinz Tamino in der Zauberflöte, durch Feuer und Waſſer gehen müſſen, um in die Sibiriſchen Myſterien eingeweihet zu werden; denn ein ander Mal erreichten wir in der Nacht einen brennenden Wald, und zwar (was ein ſeltener Fall iſt) einen Wald, der zu beiden Seiten des ſchmalen Weges heftig brannte. — (Gewöhnlich pflegt nehmlich die Landſtraße dem Brande eine Grenze zu ſetzen; hier war ſie aber vermuthlich nicht breit genug.)

Anfangs, als wir noch ziemlich weit von der brennenden Strecke entfernt waren, ergetzte mich dieſes Schauſpiel, das wirklich, beſonders in der Dunkelheit, einen erhabenen Anblick gewährte. Als wir aber näher kamen, und ich gewahr wurde, daß unſer Weg gerade hindurch führte, erſchreckte mich beſonders die Neuheit dieſer Gefahr. Lichterloh brennende Tannen hatten ſich hier und da quer über den Weg an gegenüber ſtehende Bäume gelehnt; und ſo mußten wir gleichſam durch eine brennende Ehrenpforte paſſiren. Oft war — ein Umſtand, den ich noch immer nicht begreife — etwa ſechs Fuß hoch, von der Wurzel an gerechnet, das Inwendige eines Baumes in Brand, und nur die äußere unverſehrte Rinde ſchien ihn noch zu halten. Er konnte jeden Augenblick ſtürzen; und warum nicht auch gerade in dem Augenblicke, in welchem wir an ihm vorüber fuhren? — Endlich kamen wir ſogar an eine große Fichte, die quer über dem Wege lag, und mit allen ihren emporgeſtreckten, hell brennenden Zweigen die Straße geradezu verſperrte. Was war zu thun? Zu halten ſchien hier eben ſo gefährlich, als weiter zu fahren, vielleicht noch gefährlicher; wir ermunterten alſo die ſchnaubenden Pferde aus allen Kräften, und ſie ſetzten glücklich mit uns über den dünnſten Theil des brennenden Baumes. Gewiß war die glühende Strecke, welche wir auf dieſe Weiſe zurücklegten, mehr als tauſend Schritte lang. Ich habe, während der Reiſe, wohl hundertmal Wälder brennen ſehen, doch nie wieder ſo nahe. Es werden nirgends Gegenanſtalten getroffen; auch iſt man, glaube ich, bei den unendlichen Wäldern, eher froh darüber, daß das Feuer ſich die Mühe nimmt, ſie ein wenig zu lichten.

Wir hatten jetzt Wolodimer und Niſchnei-Nowogorod paſſirt. — Auch wenn wir nicht ſo manche vortreffliche Reiſe durch Rußland beſäßen, ſo würde man doch vergebens eine Beſchreibung der Städte von mir erwarten, da ich natürlicher Weiſe nie aufgelegt war, Beobachtungen anzuſtellen.

Eines Morgens, als wir in einem Dorfe übernachtet hatten, und unſere Pferde eben wieder vorgeſpannt werden ſollten, wurde ich heftig durch den wohlbekannten Klang des Poſtglöckchens erſchüttert, welches mir von dem Moskowiſchen Wege her in die Ohren tönte. Ein Bauer, der über den Zaun in die Ferne ſah, rief aus: ein Courier! — Ich ſtand eingewurzelt, und zitterte heftig. Jetzt kam die Glocke immer näher — jetzt bog das Kibitken um die Ecke, und es war wirklich ein Courier; — aber auch er führte einen Unglücklichen nach Sibirien! — Ein ziemlich alter Mann, in einem Schlafrocke und einer Schlafmütze, ſtieg, mit Ketten belaſtet, aus dem Kibitken. Er war, wie ich nachher erfuhr, ein Obriſtlieutenant aus Räſan, ein wohlhabender Mann, auch Gatte und Vater, den man, wegen eines Wortwechſels mit dem Gouverneur, mitten in der Nacht aus ſeinem Bette geriſſen, gefeſſelt und im Schlafrocke auf den Wagen geworfen hatte, ohne ihm auch nur einmal zu erlauben, daß er Kleider und Wäſche mitnehmen durfte. Die Füße des alten Mannes waren von den ungewohnten

Ketten geſchwollen; er konnte nicht gehen, und ſchien überhaupt ſehr krank. Ihn begleitete, außer einem Unterofficier, ein Polizeibeamter aus Räſan, ein Grieche von Geburt, der gut Italiäniſch ſprach, und ein menſchlicher, ſehr aufgeweckter Mann zu ſeyn ſchien. Er that alles Mögliche, das Schickſal ſeines Arreſtanten zu erleichtern; er nahm ihm in der Folge ſogar die Ketten ab, die mein Hofrath, wie ich glaube, gern mir ſelbſt angelegt haben würde. Ueberhaupt war er ein nicht ungebildeter Mann. Wegen ſeiner Munterkeit ſchien auch der Hofrath ihn in Affektion zu nehmen, und verſtattete ihm ſogar, ſich mit mir zu unterhalten, welches um ſo bemerkenswerther iſt, da wir uns Italiäniſch, folglich in einer Sprache, die mein Peiniger nicht verſtand, unterreden mußten. Mir war es, ob ich gleich nur ſchwach in der Italiäniſchen Sprache bin, eine unbeſchreibliche Wohlthat, endlich einmal ein Wort mit einem vernünftigen Menſchen ſprechen zu können, da ich nun ſeit länger als drei Wochen ganz iſolirt gelebt hatte.

Wir ſetzten unſere Reiſe von nun an mehrentheils gemeinſchaftlich fort, und trennten uns zwar bisweilen, fanden uns aber auch oft wieder zuſammen. Der Obriſtlieutenant ſchien ein ſehr ſanfter, geſetzter Mann, der ſich in ſeine üble Lage männlich fügte. In Rückſicht ſeines Begleiters war er weit glücklicher als ich; ich mußte aber mir ſelbſt geſtehen, daß mein Zuſtand in jedem andern Stükke weit erträglicher ſey, als der ſeinige: denn er war entblößt von Allem, und hatte nur eben noch Zeit genug gehabt, eine Summe Geldes zu ſich zu ſtecken, womit er ſich aber freilich unterweges weder Kleider, noch ſonſt eine Bequemlichkeit verſchaffen konnte. Dies vor meinen Augen befindliche solamen miserum wirkte einigermaßen auf mich; ich nahm ein Beiſpiel an ſeiner gelaſſenen Ergebung, und verſuchte, es ihm gleich zu thun. — Da ich Thee und Zucker bei mir hatte, ſo erquickte ich ihn zuweilen damit. Er lächelte mir dann ſo dankbar zu, und ſchien ſo gern mit mir ſprechen zu wollen; doch dieſer Troſt war ihm und mir verſagt.

Ungefähr 80 oder 90 Werſte von Kaſan ſtießen wir auf eine Naturſeltenheit, deren ich nicht umhin kann zu erwähnen. Es war ein Mann von hundert und dreißig Jahren. Sein Sohn war über achtzig alt, glich aber einem Manne von kaum funfzig. Enkel und Urenkel hatte er ohne Zahl. Der Greis lag auf einer Bank, und ſchlummerte auf einem harten Unterpfühl mit einem Kopfküſſen. Er konnte wenig mehr ſehen; die übrigen Sinne fehlten ihm aber nicht. Zuweilen ging er noch ſelbſt in den Wald, um ſich Baumrinde zu ſeinen Schuhen zu holen. Beſonders auffallend waren mir ſeine Hände, die nicht, wie ſonſt gewöhnlich, entfleiſcht und runzelig, ſondern voll und rund waren. — Als er hörte, daß Gäſte gekommen wären, foderte er ſein Oberkleid, um aufzuſtehen, und bot mir, da ich ihm zunächſt ſtand, ſein Bett zum Lager an. Ich kann nicht beſchreiben, wie mich das rührte. Ein Mann, der 1670 geboren war, wollte mir — einem faſt hundert Jahre jüngeren Manne — ſein Lager einräumen, und die Nacht auf der bloßen Erde liegen! Ich konnte nicht ſatt werden ihn zu betrachten, und trennte mich ungern von ihm. Gern hätte ich recht viel von ſeiner vormaligen Lebensweiſe erfahren, durch welche er ein ſo hohes Alter erreichen konnte; aber die Leute waren ſo beſchäftigt, und ich ſelbſt noch ſo fremd in der Ruſſiſchen Sprache, daß ich weiter nichts herausbrachte, als daß er ſelten Branntwein getrunken, und ſpät geheirathet habe.

Auf der letzten Station vor Kaſan holten wir einen gewiſſen General Mertens ein, einen Deutſchen, den ich vormals gekannt hatte. Er reiſte nach Perm, wo er zum Vice-Gouverneur ernannt worden war. Wir trafen an der Wolga zuſammen; und da auch hier die ganze Gegend weit und breit unter Waſſer ſtand, ſo machten wir in Geſellſchaft eine Ueberfahrt von mehreren Stunden. Er war der erſte Menſch, mit dem ich wieder Deutſch ſprechen konnte, der mich an die guten alten Zeiten erinnerte, und meine Klagen theilnehmend hörte. Der Hofrath hatte vormals unter ihm gedient, bezeugte ihm immer noch viel Ehrfurcht, und wagte es nicht, unſer Geſpräch zu ſtören. — Von ihm erfuhr ich allerlei, was jetzt in der großen Welt vorging, doch wenig Tröſtliches. Auch er war mit ſeinem Looſe ſehr unzufrieden. Als ein alter General-Major war er plötzlich, ohne ſein Wiſſen oder Verlangen, in den Civilſtand verſetzt, und nach Perm, 2000 Werſte von Petersburg, commandirt werden. Der Poſten eines dortigen Vice-Gouverneurs war für ihn kein Avancement, ſondern vielmehr eine Art von Degradation. Ueberdies hatte er in Petersburg Frau und Kinder zurücklaſſen müſſen, von welchen er mit vieler Zärtlichkeit ſprach, wodurch er ſchnell mein Herz gewann. — Ich will ſeine Geſchichte ſogleich vollenden. Die böſe Laune des Glückes, die ihn nach Perm, nicht viel beſſer als in's Exilium, gejagt hatte, verwandelte ſich plötzlich in eine holde Laune; oder vielmehr, das Glück hatte nur einen, freilich etwas derben, Scherz mit ihm getrieben: denn in Perm fand er ſeine Beſtallung als Gouverneur von Twer vor ſich, welches unweit Moskau liegt, einen ehrenvollen Rang unter den Ruſſiſchen Provinzen einnimmt, ſeinen Statthalter reichlich nährt, und wohin er ſeine Familie leicht konnte nachfolgen laſſen. Die Art und Weiſe, wie er dazu gelangte, war freilich etwas ſonderbar; indeſſen wohl ihm! Er ging per aspera ad astra; und wollte Gott, der Kaiſer hätte mich von Mietau über Sibirien nach Petersburg führen laſſen! wie gern würde ich die Marterkammer meines Gedächtniſſes zerſtören, in welcher meine Reiſegeſchichte aufbewahrt liegt.

In Kaſan, wo wir des Abends ziemlich ſpät anlangten, flohen wir, wie gewöhnlich, die Wirthshäuſer, und ich bekam von dieſer merkwürdigen Stadt wenig oder gar nichts zu ſehen. Der Hofrath hatte auch hier wieder

der alte Freunde, bei denen er ſein Abſteige-Quartier zu nehmen pflegte. Dieſes Mal geſchah es in der, wohl drei Werſte von der Stadt entlegenen, ſogenannten Tatariſchen Vorſtadt, bei einem gewiſſen Lieutenant Juſtifei Timofeitſch (der Zunahme iſt mir entfallen), einem Manne von wenigſtens funfzig Jahren, und einem der gutherzigſten Menſchen ſeines Zeitalters. Er war verheirathet, aber kinderlos. Durch die Freundſchaft des Hofraths fand er ſich ſehr geehrt, und empfahl ſich alle Augenblick in deſſen hohe Protektion. Er war nicht reich; doch ſowohl er als ſeine Frau bewirtheten uns mit einer ſo herzlichen Willigkeit, und gaben ſo gern, ſo reichlich, ſo oft, Alles was ſie hatten und auftreiben konnten, daß das Bild dieſer guten rohen Menſchen mir nie aus dem Gedächtniß kommen wird. Ihren Wünſchen Genüge zu leiſten — dazu hätte ein andrer Magen gehört, als der meinige. Zwar kam ich wirklich mit einem ziemlich ſtarken Appetit in Kaſan an, (denn die letzten Stationen vor dieſer Stadt werden größten Theils von den unfreundlichen, ſchmutzigen, und aller Gaſtfreundſchaft Hohn ſprechenden Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Wotiäken bewohnt, bei denen man durchaus gar nichts erhält, ja, deren ſämtliche Stuben man nicht einmal betreten kann) —; aber deſſen ungeachtet würde ich ein weit ſtärkerer Eſſer als Sancho Panſa haben ſeyn müſſen, wenn ich alles das hätte verzehren wollen, was Juſtiſei Timofeitſch mir vorſetzte. Des Morgens früh Kaffee mit Semmel und friſcher Butter; eine Stunde nachher Piroguen (eine Art von kleinen Fleiſchpaſteten) mit Branntwein; ein Paar Stunden nachher wieder Branntwein, marinirte Fiſche, Wurſt und dergleichen; dann das Mittagseſſen von vier derben Schüſſeln; um drei Uhr Kaffee mit Zwieback; um fünf Uhr Thee mit allerlei Gebackenem, und endlich wieder ein reichliches Abendbrot. — Hilf Himmel! wie ließen es meine Begleiter ſich ſchmekken! Sie brachten mich auf die Vermuthung, daß ihr Magen einem Hamſterkopfe mit großen Backen ähnlich ſeyn müſſe, und daß ſie darin einen Vorrath für magere Zeiten verwahrten. — Hier ſchlief ich auch zum erſten Male wieder in einem guten Bette; und wirklich würde der Aufenthalt in Kaſan mich ſehr erquickt haben, wenn nicht die zahlloſe Menge von Tarakanen *) alle jene leibliche Wohl-

---

*) Blatta orientalis, im Deutſchen auch Kakerlake genannt

thaten mir größten Theils verbittert hätte. Man hat keinen Begriff von der unendlichen Anzahl dieſer widerlichen Geſchöpfe, welche in dem einzigen Zimmer hauſeten. Ich habe auch weder vor- noch nachher, ſelbſt nicht in den ſchlechteſten Bauerſtuben, jemals wieder ſo viele beiſammen geſehen. Sie liefen tauſendweiſe an den Wänden und an der Decke herum, und dieſe Tauſende vermehrten ſich zu Millionen, ſobald Abends Licht in das Zimmer gebracht wurde. Ein Stück Brot auf dem Tiſche war in einem Augenblick von ihnen bedeckt. Den Tiſch, auf welchem man etwas eſſen oder trinken wollte, mußte man ja nicht unterlaſſen, vorher von der Wand abzurücken; denn ſonſt war es nicht möglich, ſich ihrer zu erwehren, und auch dann noch liefen ſie an die Decke, und ließen ſich von da auf die Speiſen herunter fallen. Am wenigſten waren ſie noch den Schlafenden beſchwerlich; und obgleich die Bettvorhänge voll von ihnen ſaßen, ſo habe ich doch nicht geſpürt, daß ſie mich gebiſſen hätten.

Wir blieben zwei ganze Tage in Kaſan, oder vielmehr in der Tatariſchen Vorſtadt. Ich hatte hier abermals Gelegenheit, ein (zwar nur mit Bleiſtift geſchriebenes) Briefchen an meine Frau auf die Poſt zu ſchicken; ob ſie es erhalten habe, weiß Gott *)! Uebrigens beſchäftigte ich mich damit, die Materialien zu einem Memoire an den Kaiſer ſchriftlich zu entwerfen. Da mir alles Schreiben auf's ſchärfſte verboten war, ſo wird man neugierig ſeyn zu wiſſen, wie ich das angefangen habe. — Der Courier hatte mir in Moskau, mit Vorwiſſen des Hofraths, einen Bleiſtift gekauft; ich gab vor, daß ich bloß die Entfernungen der Stationen von einander damit notiren wollte. Ferner hatte ich mir in Moskau, um mich in der Ruſſiſchen Sprache zu üben, ein Wörterbuch in zwei Quartbänden angeſchafft; dieſes war auf gutes Schreibpapier gedruckt, und hatte an den Seiten, beſonders aber unten, einen weißen, ziemlich breiten Rand. Auf dieſen Rand nun ſchrieb ich Alles, was mir einfiel. Ich benutzte dazu jeden Augenblick, in welchem der Hofrath mir nicht zur Seite war. Beſonders gewährten mir einige nothwendige Wagenreparaturen ein Paarmal das Vergnügen, mehrere Stunden darauf verwenden zu können; denn der Hofrath pikirte ſich, ein Kunſtverſtändiger zu ſeyn, und ſtand immer ſelbſt in

*) Sie hat es nicht erhalten.

der Schmiede, ſo lange an dem Wagen gearbeitet wurde. Auf dieſe Weiſe hatte ich ſchon Manches unbemerkt niedergeſchrieben, und itzt ſetzte ich dieſe Arbeit in einem mit Vorhängen rings umgebenen Bette fort, wo ich Licht genug hatte, ohne doch bemerkt werden zu können. Man meinte, ich ſey der Ruhe benöthigt, und ſtörte mich nie. — Ich hielt dieſe Arbeit jetzt ſchon für nothwendig, beſonders deshalb, weil ich der Verſicherung des Hofraths, daß ich aus Tobolsk ungehindert würde ſchreiben können, nicht ſo recht traute, und auf den Fall des Verbots wenigſtens eine Gelegenheit wußte *), den fertigen Brouillon meiner Frau zu ſenden, die ihn dann ins Reine ſchreiben und an die Behörde beſördern konnte.

Die übrige Zeit verfloß mir freilich in Kaſan höchſt langweilig. Ich ſaß meiſtens am Fenſter, welches auf den Hof hinaus ging, und betrachtete meinen daſelbſt ſtehenden Wagen, wobei ich alle die Empfindungen gleichſam wiederholte, die mich nun ſeit länger als drei Wochen in ſeinem engen Bezirke gepeinigt hatten. Eine einzige kleine Zerſtreuung gewährte mir ein ſehr hübſches und junges

---

*) Nehmlich Alexander Schwitkins.

Tatariſches Weib, die Frau eines alten Tataren, der unter uns wohnte; nicht als ob ihre Jugend und Schönheit mich im mindeſten intereſſirt hätten, ſondern weil mir die Tatariſchen Sitten ſo neu waren. Ein Tatariſches Weib oder Mädchen muß nehmlich, ſo oft ſie eine fremde Mannsperſon gewahr wird, fliehen oder ihr Geſicht verhüllen. Nun hatte die arme junge Frau ſehr oft etwas in einer Art von Vorrathskammer zu ſchaffen, welche quer über dem Hofe, meinem Fenſter gerade gegenüber, war. Wenn ſie nun ihr Geſchäft vollendet hatte, und mich am Fenſter erblickte, ſo zog ſie ſich zuerſt ſchnell zurück, und wartete ab, ob ich das Fenſter nicht bald verlaſſen würde. Dauerte ihr aber ihre Gefangenſchaft zu lange, ſo bedeckte ſie ſich mit einem Tuche, oder, wenn ſie keins bei der Hand hatte, auch wohl nur mit den vorgehaltenen Armen, was ihr zuweilen ſehr ſauer wurde, da ſie gewöhnlich allerlei geholt, und folglich die Hände nicht frei hatte. Zuweilen verſuchte ſie es auch, ſich des Zipfels von ihrem Halstuche zu bedienen; dann gerieth aber wohl gar ihr Buſen in Gefahr geſehen zu werden. Wenn ſie dieſe Gefahr in aller Geſchwindigkeit verhüten wollte, ſo fiel ihr etwas aus der Hand; ſie mußte ſich bücken, es aufzuheben; und, ſiehe da! Geſicht und Buſen ſtanden indeſſen den ungeweiheten Blicken offen. Es iſt unmöglich, mehr Schamhaftigkeit mit mehr Koketterie zu verbinden, als dieſe junge Frau; und zu einer andern Zeit würden mich ihre kleinen Künſte ſehr ergetzt haben.

Eine der erſchütterndſten Empfindungen hatte das ſchadenfrohe Schickſal mir für den Augenblick unſerer Abreiſe von Kaſan aufgeſpart. Schon waren die Pferde vorgeſpannt, und ſchon wollten wir von unſerm gutmüthigen Wirthe Abſchied nehmen, als der Courier, der am Fenſter ſtand, plötzlich ausrief: ein Senats-Courier! Mit dieſen Worten riß er das Fenſter auf, nannte den Kommenden bei Nahmen, und fragte ihn: wen ſuchſt du? — Dich! war die Antwort. — Ich ſelbſt war an's Fenſter geſprungen, und ſah den Courier, von einem Poſtbeamten begleitet. Was Wunder, daß meine Kniee zitterten, daß mir Hören und Sehen verging! Alles eilte hinaus, dem Ankommenden entgegen. Ich hatte nicht das Herz, auch nicht die Kraft, zu folgen; aber eine Hoffnung leuchtete mir heller als jemals. „Ein Senats-Courier, der uns aufſucht, — dem ein Poſtbeamter unſere Wohnung zeigt: was kann er wollen? was kann er bringen? — Auf jeden Fall muß ſein Auftrag mich betreffen — was werde ich hören!" —

Ach! es war nichts! — Zwei Senatoren befanden ſich auf der Reiſe, um die Sibiriſchen Gouvernements zu unterſuchen. Der Courier, den man ihnen zur Begleitung mitgegeben, hatte in Kaſan unſere Anweſenheit erfahren, und ſeinen alten Bekannten Schülkins aufgeſucht. Ich wüßte mich in meinem Leben keiner ſo bittern Täuſchung zu erinnern; auch währte es mehrere Stunden, ehe das Zittern aller meiner Glieder völlig nachließ. Seit dieſem grauſamen Augenblick gab ich die Hoffnung gänzlich auf, durch einen nacheilenden Courier zurückberufen zu werden, und ich beſchleunigte unſere Reiſe, die ich vorher verzögert hatte; denn jetzt lag mir ſelbſt daran, je eher je lieber an Ort und Stelle zu ſeyn, Theils um den ganzen Umfang meines Unglücks endlich überſehen, Theils um deſto früher an den Kaiſer und an meine Frau ſchreiben zu können.

Wir verließen Kaſan am 17ten, oder, nach unſerm Styl, am 29ſten Mai, und fanden von jetzt an überall noch viel Schnee in den

Wäldern, ungeachtet der ſchon lange anhaltenden warmen Witterung. — Der Weg von Kaſan nach Perm beträgt nahe an 600 Werſte, und führt überall durch die fürchterlichſten Nadelwälder, in denen man kaum alle drei bis vier Meilen ein elendes Dorf findet. Die Straße iſt zwar breit und ziemlich gerade durch die Wälder gehauen, aber größten Theils moraſtig und mit Baumſtämmen belegt, welche einem das Herz aus dem Leibe zu rütteln drohen.

Hier trafen wir auch zum erſten Male große Haufen von Verwieſenen an, die zum Theil Paarweiſe an einander gekettet waren, und zu Fuß nach Irkutzk oder in die Nertſchinskiſchen Bergwerke gingen. Es befanden ſich auch einige junge Mädchen unter ihnen, und ſie wurden von einer Schaar bewaffneter Bauern zu Fuß und zu Pferde begleitet. Solche Verwieſene bringen auf ihrer Reiſe oft ein halbes Jahr, auch wohl länger, zu; ihre Wache wird auf jedem Dorfe abgewechſelt. Sie bettelten uns an. — Ach! ob ich gleich in einem Wagen an ihnen vorbeifuhr, ſo war mein Zuſtand doch vielleicht ſchlimmer, als der ihrige! — Nur die Seele giebt den Maßſtab der Leiden.

Der Anblick dieſer Menſchen; die finſtern Wälder; die abſcheulichen Wege; die Erzählung von manchen Mordthaten, welche in dieſen öden Wüſteneien verübt werden: alles das hätte natürlicher Weiſe meine finſtre Schwermuth noch vermehren ſollen; — und doch — Gott der Liebe und Hoffnung! du biſt nahe, wenn den Unglücklichen die letzte Kraft verläßt! — doch war es gerade in dieſen Wäldern, wo ein neuer Hoffnungsſtrahl für mich aufging: zwar erſt gebrochen, und nur fern ſchimmernd, wie die Morgenſonne durch die Permiſchen Fichten; aber noch leuchtet er mir! Ja, noch jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, wärme ich an ihm meine erſtarrte Bruſt. — Was es war, was dieſe holde Verwandlung in mir bewirkte, darf ich dem Leſer jetzt nicht mittheilen — vielleicht nie! — Und wenn ich es einſt darf, o! dann iſt ſie erfüllt, die herrliche Hoffnung, von der ich bis dahin nichts weiter auszuſprechen wage, als daß ihr Grund *die Liebe meiner Frau* iſt. Wahrlich! ein feſter Grund! Ja, wenn ſie nur lebt! wenn ſie nur zu mir kommen darf! — Daß ſie es will, weiß ich gewiß *).

---

*) Meine Hoffnung war ein Plan zur Flucht aus Sibirien, den ich mit Hülfe meiner Frau ausfüh-

In Perm, wo wir ohne weiteres Hinderniß ankamen, hatte mein Hofrath glücklicher Weiſe keinen Bekannten; auch nahm die Furcht vor meiner Entweichung nach und nach bei ihm ab, und wir quartierten uns daher bei einem Uhrmacher ein, der eine Art von Wirthshaus hält. Perm iſt ein elender Ort; aber bei dem Uhrmacher, einem gebornen Rigaer, Nahmens Roſenberg, der vormals dem verwieſenen Prinzen Biron gedient hatte, befanden wir uns ziemlich wohl. Der Hofrath ließ mich hier öfters allein; auch mein Reiſekaſten blieb jetzt meiſtens offen, und in einem dieſer günſtigen Augenblicke ſonderte ich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, warum, noch hundert Rubel von meiner übrigen geringen Baarſchaft ab, und verwahrte ſie ſorgfältig, recht, als ob es mir geahndet hätte, daß mein Begleiter hier den letzten Ausfall auf meine erſchöpfte Kaſſe thun würde. Wenige Stunden nachher bat er mich um Geld. Ich ſchlug es ihm Anfangs geradezu ab; er wurde aber ſo unwillig, ſo bitter, und ließ ſo manches bedeutende Wort von Rapporten fliegen, daß ich endlich meinen Kaſten öffnete. „Sehen

---

ren wollte, und den ich an ſeinem Orte entwickeln werde.

Sie," ſagte ich; „hier ſind noch 110 Rubel. Wie wenig für einen Menſchen, der an einem völlig fremden Orte ſich jedes Bedürfniß anſchaffen, und davon auch ſo lange leben ſoll, bis er ſeine Noth fünfhundert Meilen weit in ſeine Heimath berichtet, und von dort aus wieder Geld bekommen hat! Deſſen ungeachtet will ich noch einmal, zum letzten Mal, mit Ihnen theilen. Hier ſind funfzig Rubel. Mehr kann ich nicht entbehren; und wenn Sie damit nicht zufrieden ſind, ſo mögen Sie thun, was Sie verantworten können. Aber auch ich kann klagen." — Die letzten Worte ſchienen ihm ſehr aufzufallen; er wurde geſchmeidiger, nahm die funfzig Rubel, und fiel mir nachher in dieſer Rückſicht nicht wieder beſchwerlich.

Uebrigens aber ſchien er gerade die umgekehrte Maxime der Schiffer zu haben, die gewöhnlich im Anfange der Reiſe grob zu ſeyn pflegen, und, je näher ſie dem Hafen kommen, deſto höflicher und freundlicher werden. Mein Hofrath wurde immer unfreundlicher, immer ungefälliger, je mehr wir uns dem Ziele der Reiſe näherten: vermuthlich, weil er nicht mehr fürchtete, daß ich ihm entwiſchen könnte. Ich will nur noch ein einziges Beiſpiel davon anführen, bei welchem, zu meiner Freude, die Strafe ihm auf dem Fuße folgte.

Es war — gleich viel auf welcher Station hinter Perm — Abends gegen acht Uhr, als ein ſtarkes Gewitter heraufzog. Unſere Pferde waren bereits wieder vorgeſpannt; da aber der Donner ſchon ziemlich nahe an unſern Ohren rollte, und die Schläge immer häufiger und ſtärker wurden, ſo erſuchte ich den Hofrath (was jeder nur halb vernünftige Menſch auch ohne mein Erſuchen gethan haben würde), zu warten, bis das Gewitter vorüber wäre. Er ſchlug es ab. Ich bat nur um eine halbe Stunde; er beſtand aber auf ſeinen Kopf. Nun ſtellte ich ihm unſre Gefahr vor, da wir Theils durch einen Wald fahren müßten, Theils die ſchwitzenden Pferde und das viele Eiſen an unſerm Wagen den Blitz an ſich ziehen könnten. Er ſagte lachend: das wären Mährchen von Studenten erdacht. — Ich belehrte ihn, daß es ſogar eine Vorſichtigkeitsmaßregel ſey: wenn man auf der Reiſe von einem Gewitter überfallen werde, auf freiem Felde ſtill zu halten, und auszuſteigen. — Er lachte noch mehr, und fragte: wie ich doch ſo etwas glauben könne! — Ich hätte mich über den elenden Menſchen nicht ärgern ſollen: doch ich ärgerte mich wirklich, und eben deshalb beſtand ich nicht weiter darauf, das Vorüberziehen des Gewitters abzuwarten, ſondern ſprang, ohne ihm weiter zu antworten, plötzlich in den Wagen. Trifft uns ein Wetterſtrahl, dachte ich, ſo habe ich am wenigſten dabei zu verlieren; ihm aber muß ja ſein Leben Alles ſeyn: denn jenſeits kann er unmöglich große Dinge erwarten.

Wir fuhren alſo weiter, und die Donnerſchläge wurden immer heftiger. Ungefähr zwei Werſte von der Station kamen wir an eine mit niedrigem Buſchwerk bewachſene Steppe, welche an der rechten Seite der Landſtraße in vollen Flammen ſtand. Der Anblick einer ſolchen brennenden Steppe unterſcheidet ſich ſehr von dem Anblick eines brennenden Waldes: Das Feuer läuft, kriecht, ſchlängelt ſich, bald langſamer, bald ſchneller, auf dem Boden fort, ſchlägt zuweilen eine Lohe gen Himmel, und iſt dann zuweilen wieder kaum glimmend, bis es eine Stelle ergreift, wo es durch hohes, dürres Gras neue Nahrung bekommt. Wir hatten von dieſem Steppenfeuer, dicke Rauchwolken ausgenommen, eben keine Unbequemlichkeit zu erdulden; aber der Anblick war furchtbar! Rechts die brennende Steppe, links der brennende Himmel; rechts die kniſternde Flamme, links der rollende Donner. So fuhren wir wiederum einige Werſte, bis wir in einen Wald von hohen Tannen und Birken kamen, der aber nicht lang war, und bei deſſen Ausgange wir uns an einem breiten Gewäſſer befanden, über welches ein Prahm zu dem jenſeits liegenden Dorfe führte. Aber der Prahm war leer (die Leute hatten ſich, vermuthlich vor dem heraufziehenden Gewitter, in das Dorf geflüchtet); das Waſſer war ſo breit, daß wir lange rufen und ſchreien mußten, ehe man uns drüben hörte.

Endlich wogte ein Kahn durch die ſtürmiſchen Wellen zu uns herüber; es ſaß aber nur ein einziger Menſch darin, deſſen Kräfte bei dieſen Umſtänden unmöglich zureichen konnten, obgleich der Prahm nur an einem Stricke gezogen wurde, und hier kein Fluß, ſondern bloß ausgetretenes Waſſer war. Indeſſen beſchloſſen wir doch, zu verſuchen, ob wir uns hinüber helfen könnten. Der Prahm ſtand ziemlich weit vom Ufer; der Kerl erklärte aber, daß man ihn unmöglich näher ziehen könne, ohne ihn auf die Untiefe zu ſetzen, von welcher er dann ſchwerlich wieder abzubringen ſeyn möchte. Er meinte indeſſen, unſere raſchen

Pferde (deren wir dieſes Mal des ſchlechten Weges halber fünf vorgeſpannt hatten) würden den Wagen wohl durch das Waſſer hinauf ziehen; und auf ſein Wort wagten wir es. Die Räder gingen bis über die Achſe im Waſſer. Vier der Pferde kamen glücklich auf den Prahm; das fünfte aber, ein Deichſelpferd, blieb mit den Hinterfüßen im Waſſer, fiel auf die Seite, und konnte ſich nicht wieder aufhelfen. Alles Schreien, Zerren und Peitſchen war vergeblich; jeder neue Verſuch mißlang nicht allein, ſondern hob auch den Wagen ſchiefer, da der Prahm ſchwankte, und die übrigen vier Pferde immer friſch anzogen. Meine Begleiter waren gleich Anfangs ausgeſtiegen; ich aber war mit einer Art von ſchadenfrohem Trotze ſitzen geblieben. Doch jetzt, da der Wagen augenblicklich umzuwerfen drohte, und überdies der elende Baſtſtrick, welcher den Prahm am Ufer hielt, durch das Zerarbeiten der Pferde ſehr leicht reißen konnte: jetzt fand ich es rathſam, ihrem Beiſpiel zu folgen. Ich ſprang bis über die Kniee in's Waſſer, und kletterte dann auf den Prahm. Der Hofrath nahm ſelbſt die Peitſche zur Hand, und ſetzte ſich auf den Bock; der Poſtillion zerrte die Pferde an den Zügeln; der Courier ſchlug ſie mit einem Baumaſte; der Bauer hielt mit aller Kraft den Strick, und ich ſtand müßig, mit naſſen Füßen, bei heftigem Sturm und Platzregen. — Mitten unter dieſem Lärm und Geſchrei, fiel plötzlich ein Blitzſtrahl auf eine Birke, die höchſtens dreihundert Schritte von uns entfernt war, und der ſchmetternde Donnerſchlag, der darauf folgte, betäubte uns Alle auf einige Augenblicke. Alle Stimmen ſchwiegen, alle Hände ſanken, und erhoben ſich ſchnell wieder, um das Kreuz auf Bruſt und Stirn zu machen. Das Gospodin pomilu! wurde jetzt unzählige Mal gemurmelt; der Hofrath war erblaßt, und der Courier machte ihm Vorwürfe, daß er nicht die erbetene halbe Stunde gewartet habe. Er ſchwieg beſchämt, und ich lächelte bitter.

Indeſſen hatte das Gewitter mit dieſem Schlage ſeine Wuth erſchöpft; es zog vorüber; Sturm und Platzregen ließen nach; vom jenſeitigen Ufer kamen uns mehrere Menſchen zu Hülfe, und wir ſchifften endlich glücklich hinüber. Dieſes Beiſpiel beweiſt, denke ich, die Störrigkeit und die Ignoranz meines Hofraths zur Genüge *).

---

*) Bei meiner Rückreiſe war dieſes Waſſer faſt gänzlich

Von Perm nach Tobolsk hat man noch etwas über neunhundert Werſte; die Wege ſind aber weit beſſer, und die Gegenden weit freundlicher, als zwiſchen Kaſan und Perm. Man trifft gar keine dicke Nadelwälder mehr an, ſondern meiſtens nur junges Birkenholz, und dazwiſchen große Strecken des ſchönſten, angebauten Erdreichs mit üppigen Saaten. Wohlhabende Dörfer, bald Ruſſiſche, bald Tatariſche, liegen in geringen Entfernungen von einander; und wenn man es nicht wüßte, ſollte man, beſonders an Sonn- und Feiertagen, wo alles von frohen Menſchen wimmelt, wohl nie daran denken, daß man in Sibirien ſey. Auch die Häuſer der Sibiriſchen Bauern ſind weit reinlicher und bequemer, als die Häuſer der übrigen Ruſſen. Faſt alle haben, außer der gewöhnlichen Wohnſtube (Isba), noch ein recht gutes Zimmer (Gornitza), wo man Fenſter von Marienglas, einen mit einem Teppich bedeckten Tiſch, reinliche Bänke, ſchön geſchmückte Heiligenbilder und allerlei Hausgeräth findet, welches man lange in den Bauernwirthſchaften vermißte, z. B. Gläſer, Taſſen, u. ſ. w. Auch ſcheinen die Sibirier bei-

---

verſchwunden, und es koſtete mir einige Mühe, den vom Blitz geſpaltenen Baum wieder zu finden.

nahe noch gaſtfreier zu ſeyn, als die Ruſſen. Uebrigens kann man ſie ſehr leicht an einem beſondern Dialekt unterſcheiden.

Nur an Werkeltagen wurde der Mangel an Bevölkerung immer ſichtbarer; denn wir fuhren oft meilenweit, ohne einem Menſchen zu begegnen, und die öden Felder ſchienen gleichſam durch Zauberruthen in ihren blühenden Stand verſetzt zu ſeyn. — Nichts aber iſt fröhlicher und munterer, als das Ruſſiſche Landvolk an Feiertagen. Auf jedem freien Dorfplatze findet man einen Cirkel von roth und weiß, oder blau gekleideten Mädchen, die einander bei den Händen faſſen und zu ihrem eigenen Geſange tanzen, oder auch junge Burſchen, die ſich mit irgend einem Spiele ergetzen. Das letztere iſt indeß ſeltener; denn es ſchien mir, als hätten vielleicht die häufigen Rekruten-Aushebungen in neueren Zeiten das junge Mannsvolk ſehr vermindert; überall ſah ich augenſcheinlich mehr Weiber und Mädchen. Beide Geſchlechter unter einander, habe ich nie beim Spielen angetroffen. Kinder gab es in großer Anzahl, doch faſt nur ſolche, die noch unter der vorigen Regierung geboren ſeyn mußten. Uebrigens erinnerten ſich die Bauern ihrer Matuschka (Mütterchen) — ſo nannten ſie die verſtorbene Kaiſerin — mit vieler Liebe. Vom jetzigen Kaiſer (Paul I.) ſprachen ſie nicht; oder, wenn es geſchah, nur mit furchtſamer Zurückhaltung.

Im Permiſchen Gouvernement trifft man nur noch eine einzige Stadt von Bedeutung, Ekaterinaburg *). Dort war es, wo der Hofrath endlich durch einen Zufall bemerkte, daß ich die weißen Ränder meines Wörterbuches faſt ganz beſchrieben hatte. Er erſchrak, gerieth in heftigen Zorn, und wollte das Geſchriebene vernichten. Ich ſetzte mich aber mit gleicher Heftigkeit dagegen. Er drohte, es dem Gouverneur von Tobolsk anzuzeigen. Ich ſagte: das möge er immerhin thun; was ich geſchrieben, ſey der Entwurf eines Memorials an den Kaiſer, und er ſelbſt hätte mich ja verſichert, ich dürfe an den Kaiſer ſchreiben. — „Das hängt," fuhr er heraus, „von den Inſtruktionen ab, welche der Gouverneur Ihretwegen vermuthlich bekommen hat." —

So? verſetzte ich; alſo wußten Sie das nicht gewiß, trotz Ihren heiligſten Verſicherungen? Alſo wiſſen Sie auch wohl eben ſo wenig gewiß, ob ich beſtimmt bin, in Tobolsk zu bleiben oder nicht, da es Ihnen doch zu

---

*) Sie iſt durch ihre Bergwerke hinlänglich bekannt.

ſagen beliebte, Sie wollten eine Canaille ſeyn, wenn es nicht geſchähe? —

Er wurde betreten, ſchwor aufs neue, daß Er keine Ordre habe, mich weiter zu bringen, und vergaß über meine Vorwürfe Wörterbuch und Memorial; wenigſtens ſprach er nicht weiter davon. Aber in mein gequältes Herz hatte er einen neuen Stachel gedrückt. Ich wußte nun ſicher, daß mein Schickſal noch unentſchieden war, und daß ich vielleicht den Kelch noch nicht bis auf die Hefen geleert hatte.

Tjumen iſt die erſte Sibiriſche Grenzſtadt. Etwa 40 und einige Werſte vorher, ehe man dahin gelangt, betritt man, mitten in einem Walde, die Tobolskiſche Grenze, welche durch einige Pfähle angedeutet iſt. Der Hofrath war ſo grauſam, mir dieſe Pfähle zu zeigen, und mich mit ihrer Bedeutung bekannt zu machen. Ich antwortete nichts; aber eine gräßliche Empfindung zerriß mein Herz. — Ach! iſt eine lebhafte Einbildungskraft nicht ohnehin ſchon ihr eigener Peiniger? warum müſſen kleine ſinnliche Gegenſtände ihre Wirkſamkeit noch ſo ſehr erhöhen! —

Jetzt befand ich mich alſo wirklich in Sibirien; und was mir gleich auf der erſten Station begegnete, war eben nicht fähig, das

Aengſtliche dieſer Gewißheit zu mildern. Ich komme zu einer Geſchichte, welche ſich mit Flammenzügen in meine Bruſt gegraben, und meine Augen mit glühenden Thränen erfüllt hat! — Noch jetzt muß ich mich ſammeln, um ſie zu erzählen, und noch jetzt zerdrückt ſie mir beinahe das Herz.

Wir hielten in einem Dorfe, um die Pferde zu wechſeln, und gingen in ein benachbartes Bauerhaus, um ſaure Milch zu eſſen, die uns freundlich angeboten wurde. Als ich dann vor dem Hauſe eben beſchäftigt war, mir ein Stück Brot in die Milch zu brocken, näherte ſich ein Greis von wenigſtens ſiebzig Jahren, mit ſchneeweißem Bart und Haar, warf ſich mühſam auf die Erde vor uns nieder, und fragte ſehr angelegentlich: „ob wir keinen Brief aus Reval für ihn mitgebracht hätten." — Bei dieſen Worten blieb das Brot ungebrochen in meiner Hand. Ich ſtarrte den Greis an, und wußte nicht, ob ich recht gehört hatte. Die Bäuerin legte ſich lachend in's Mittel, und fliſterte uns zu: der Mann ſey wahnſinnig; ſo oft ein Reiſender hier durch gehe, mache er ſich auf von ſeinem Sterbelager, wanke an ſeinem Stabe herzu, und thue immer dieſelbe Frage. Zugleich bat ſie uns um ein Stückchen Papier, gleichviel, wie es ausſehe: „denn,“ ſagte ſie, „wenn man ihn befriedigen und los ſeyn wolle, ſo müſſe man ihm etwas einem Briefe Aehnliches vorleſen; ſonſt fange er an zu heulen, und gehe nicht von der Stelle.“ — Ich gab ihr zitternd ein Stückchen Papier. Sie trat zu ihm, und ſtellte ſich, als ob ſie läſe: „lieber Mann, ich befinde mich wohl; auch die Kinder ſind geſund. Wir werden bald zu dir kommen und dir allerlei mitbringen,“ u. ſ. w. Der Greis hörte mit Wohlgefallen zu; er lächelte, ſtrich ſeinen grauen Bart, und nickte freundlich. Das Stückchen Papier verwahrte er ſorgfältig auf der Bruſt. Er ſelbſt erzählte mir nun ziemlich zuſammenhangend, daß er Soldat geweſen, daß er vormals auf der Flotte in Reval und Cronſtadt gedient habe, und endlich hieher als Invalide in Ruhe verſetzt worden ſey. Frau und Kinder hätte er in Reval zurückgelaſſen, und nie wieder etwas von ihnen gehört. Nach ſeiner Meinung war das aber nicht gar lange her, und er widerſprach mit vieler Wärme, als die Bäuerin behauptete, es wären nun fünf und dreißig Jahr. Er ſetzte ſich nicht weit von uns auf eine Bank. Der Hofrath und der

Courier trieben ihren Spaß mit ihm; er aber ſchien ihrer nicht zu achten, ſondern ſprach viel mit ſich ſelbſt, wovon ich aber nichts verſtehen konnte. Endlich brach er laut in die mich zermalmenden Worte aus: „Wo biſt du jetzt, meine Taube! Biſt du in Reval, Riga oder Petersburg!“ — Dieſe Worte paßten ſo ganz auf meinen Zuſtand, und erſchütterten mich ſo heftig, daß ich kaum noch Kraft genug hatte, mich umzuwenden und in den Hof zu gehen, wo ich in einen Strom von bitteren Thränen ausbrach. — Ach! dieſer Greis zeigte mir vielleicht das Bild meiner Zukunft! So werde auch ich vielleicht einſt wahnſinnig herum wandern, und jeden Reiſenden um einen Brief aus Reval anflehen! — So muß auch ich ſchon jetzt ausrufen: „wo biſt du, Geliebte! wo ſind meine Kinder! ſeyd Ihr in Reval, Riga oder Petersburg!“ Nie, nie habe ich wieder einen ſolchen zerſtörenden, das Herz gleichſam auflöſenden Schmerz empfunden; und das Bild dieſes Greiſes verfolgt mich oft noch jetzt in ſchlafloſen Nächten! —

Ich hatte mich noch nicht erholt, als der Wagen angeſpannt war, und konnte mein krampfhaftes Schluchzen lange nicht unterdrücken. Meine Begleiter begriffen nicht, was mir fehlte, und warum ich nicht eſſen mochte; es war auch nicht der Mühe werth, Ihnen das zu erklären: ſie hätten doch nur über mich gelacht. — Ich ſchäme mich faſt zu geſtehen, daß ich dem Greiſe beim Weggehn ein Stück Geld in die Hand drückte. Ein Mann, der ſeit fünf und dreißig Jahren ſo an Frau und Kindern hing, hatte, trotz ſeinen Lumpen, ein Herz, das nicht durch Geld zu tröſten war. Auch ſah er es gleichgültig an, und dankte mir nicht dafür. Ich ſprang in den Wagen, und verbarg mein Geſicht.

Dieſe Begebenheit war alſo mein Willkommen in Sibirien! mit dieſem Dorn in der Bruſt erreichte ich die letzte Station vor Tobolsk! Hier hatten die Flüſſe Jetiſch und Tobol, in einer Strecke von vier Meilen, alles überſchwemmt; wir mußten daher den Wagen ſtehen laſſen, unſere Sachen in einen kleinen Kahn packen, und die Reiſe zu Waſſer antreten. Es war ein ſtiller und ſehr heißer Tag. Wir ruderten ziemlich ſchnell; meine Begleiter legten ſich ſchlafen, und überließen mich der marternden Ungewißheit, ob ich nun am Ziele meiner Reiſe ſey, oder nicht. —

Ungefähr nach drei Stunden erblickte ich, etwa in der Entfernung von einer halben Meile, Tobolsk, welches am ſteilen Ufer des Irtiſch erbauet iſt. Es nimmt ſich, mit ſeinen vielen Kirchen, ziemlich mahleriſch aus, beſonders der obere Theil der Stadt, wo die Feſtung und der ehemalige Pallaſt des General-Gouverneurs ſchön in die Augen fallen. Der letztere iſt aber durch eine Feuersbrunſt gänzlich verödet, und imponirt nur noch in der Ferne.

Meine Begleiter erwachten; und jetzt zeigte ſich ſehr deutlich der Unterſchied zwiſchen der rohen gutherzigen Natur und der bösartigen Hartherzigkeit. Der Hofrath überließ ſich der ausgelaſſenſten Freude: er ſpaßte, ſang und lachte unaufhörlich, ohne auch nur eine leiſe Ahndung von dem Gefühle zu haben, welches Ehrfurcht vor dem Unglück gebietet. Er kam mir vor wie ein Scharfrichter, der, wenn er den Kopf des Delinquenten glücklich auf Einen Hieb vom Rumpfe getrennt hat, ſich lächelnd umwendet, und das Publikum zu fragen ſcheint: „habe ich es recht gemacht?“ — Der Courier hingegen ſaß ſtill und in ſich gekehrt: er wußte wohl, daß hier mein Schickſal ſich entſcheiden würde; auf mich warf er nur verſtohlne Blicke, und es ging kein Laut aus ſeinem Munde.

Jetzt ſchwammen wir durch einen Theil der untern Stadt, der noch völlig unter Waſſer ſtand, und wo die Einwohner auf Kähnen einander beſuchten und ihre Geſchäfte trieben. Wir landeten Nachmittags um 4 Uhr, am 30ſten Mai, nicht fern vom Markte *), ließen einen Fuhrmann mit einem Kibitken kommen, warfen unſere wenigen Habſeligkeiten hinein, und fuhren gerades Weges zum Gouverneur, der oben auf dem Berge wohnte. Vor deſſen Hauſe ſtieg der Hofrath zuerſt allein aus, und ließ mich mit dem Courier zurück, um eine geheime Audienz zu haben. Dieſe Viertelſtunde war eine der qualvollſten meines Lebens. Des Gouverneurs Bedienten kamen einer nach dem andern heraus, begafften mich, und flüſterten mit einander.

Endlich erſchien der Hofrath, winkte mir, ihm zu folgen, und führte mich durch den Garten nach einem Gartenhauſe, wo der Gouverneur Mittagsruhe gehalten hatte. Im Gehen that ich nur die einzige Frage an ihn: „werde ich hier bleiben?“ — und nun ant-

---

*) Er wird, wie faſt in ganz Aſien, Baſar genannt.

wortete mir der unverſchämte Menſch ganz trocken: ich weiß es nicht.

Die Thür des Gartenhauſes ſtand offen. Der Hofrath winkte mir, daß ich hinein treten ſollte; er ſelbſt blieb zurück. Ich trat alſo muthig hinein. Der Gouverneur, Herr von Kuſcheleff, den ich bereits in Perm als einen Menſchenfreund hatte rühmen hören, iſt ein Mann von etwas mehr als vierzig Jahren, mit einer klugen, edlen Phyſiognomie. Seine erſten Worte waren: parlez vous français, Monsieur *)? Es war mir, als hätte ein Engel vom Himmel geredet: ſo ſehr freuete ich mich darüber, daß ich mich doch endlich einmal vollkommen verſtändlich machen konnte. Ich ſtotterte mein Ja haſtig heraus. — Er nöthigte mich darauf, nicht wie einen Arreſtanten, ſondern wie einen Beſuch, mich neben ihm niederzuſetzen, und ſagte: „Ihr Nahme iſt mir ſehr bekannt; es giebt einen Schriftſteller Ihres Nahmens."

Ach! leider, rief ich aus, bin ich ſelbſt dieſer Schriftſteller! —

Er ſtutzte. „Wie!" ſagte er; „wie iſt das möglich? — Warum ſind Sie hier?" —

Das weiß ich nicht. Man hat es nicht

---

*) Sprechen Sie Franzöſiſch, mein Herr?

der Mühe werth gefunden, mir das zu ſagen. Ich habe bis jetzt gehofft, es wenigſtens von Ewr. Excellenz zu erfahren.

Von mir? — Ich weiß nichts, als was in dieſer Ordre ſteht: daß Sie der Präſident Kotzebue aus Reval ſind, und daß man Sie meiner Aufſicht anvertrauet." (Er zeigte mir die Ordre, die kaum aus fünf oder ſechs Zeilen beſtand.)

— Ich komme nicht aus Reval, ſondern von der Preußiſchen Grenze.

„Hatten Sie vielleicht keine Erlaubniß vom Kaiſer? keinen Paß?"

O ja, einen ſehr förmlichen Paß, im Nahmen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät und auf Dero Befehl vom Miniſter ausgefertigt. Er wurde aber nicht reſpektirt, ſondern man riß mich aus den Armen meiner Familie, unter dem Vorwande, mich nach Petersburg zu bringen; doch anſtatt deſſen ſchleppte man mich ohne weitere Unterſuchung hieher.

Der Gouverneur wollte etwas ſagen, hielt aber an ſich. „Wiſſen Sie denn," fuhr er endlich fort, „gar nichts, was man Ihnen etwa zur Laſt legen könnte?"

Gar nichts; und wenn ich auf der Stelle ſterben ſollte! Ew. Excellenz können leicht glauben, daß ich während der langen Reiſe mein Gehirn genug gemartert habe, eine Urſache dieſer außerordentlichen Behandlung ausfindig zu machen.

(Der Gouverneur, nach einer Pauſe.) „Ich habe Alles geleſen, was von Ihnen ins Ruſſiſche überſetzt iſt, und ich freue mich ſehr, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ob ich es gleich um Ihretwillen an dieſem Orte nicht gewünſcht hätte.“

Es iſt wenigſtens eine große Erleichterung meines Elends, daß ich in die Hände eines ſolchen Mannes gefallen bin, und ich hoffe, daß ich werde hier in Ihrer Nähe bleiben dürfen.

„So ſehr ich ſelbſt durch Ihren täglichen Umgang gewinnen würde, ſo ſteht es doch, leider, nicht in meiner Macht, Ihnen dieſen Wunſch zu gewähren.“

Ich erſchrak heftig. Alſo nicht einmal hier darf ich bleiben? rief ich ſchmerzlich aus: iſt es denn nicht Unglücks genug, den Aufenthalt in Tobolsk als eine Gnade anſehen zu müſſen? Soll ich mit meinem kränklichen Körper noch weiter reiſen?

„Was in meinen Kräften ſteht, werde ich jetzt und immer zu Ihrer Erleichterung beitragen; allein meine Ordre gebietet mir, Ihnen im Toboliskiſchen Gouvernement, nicht in Tobolsk ſelbſt, Ihren Aufenthalt anzuweiſen, und Sie wiſſen, daß ich mich genau an meine Ordre binden muß. Indeſſen laſſe ich Ihnen unter allen kleinen Städten meines Gouvernements die Wahl, nur Tumen ausgenommen, weil es an der großen Landſtraße liegt."

Ich bin bis jetzt ſo unbekannt in Sibirien, daß ich dieſe Wahl allein dem Wohlwollen Ewr. Excellenz überlaſſen muß, und ich bitte nur, ſo nahe als möglich bei Tobolsk bleiben zu dürfen.

Er nannte mir darauf Iſchim, als die nächſte Stadt (ſie iſt 342 Werſte, oder ungefähr 50 Deutſche Meilen von Tobolsk entfernt), ſetzte aber hinzu: wenn er mir als Freund rathen ſolle, ſo möchte ich lieber nach Kurgan*) gehen. Es ſey zwar etwas weiter (437 Werſte oder 64 Deutſche Meilen), hingegen in einem milderen Klima gelegen. „Es iſt," ſagte er lächelnd, „das Italien von Sibirien, und es wachſen dort ſogar einige wilde Kirſchen. Was aber mehr iſt als

*) So wird der Nahme geſchrieben; man ſpricht ihn aber Kurgahn aus.

Kirſchen: es wohnt daſelbſt ein recht guter Schlag von Menſchen, mit denen es ſich noch am erträglichſten leben läßt."

Darf ich denn wenigſtens einige Wochen hier bleiben, um mich von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten zu erholen? — Er bewilligte es, nach einigem Bedenken, ſehr gütig, und verſprach, mir ſelbſt einen Arzt zu ſchicken.

Jetzt lag mir noch eine ſchwere Frage auf dem Herzen. Darf ich an den Kaiſer ſchreiben? ſtammelte ich.

„Allerdings."

Und an meine Frau?

„Auch das. Doch nur unter dem Couvert des General-Procureurs, der alsdann den Brief befördern wird, wenn er nichts Bedenkliches darin findet."

Mit etwas erleichtertem Herzen ſtand ich auf. Er gab Befehl, mir in der Stadt eine gute Wohnung anzuweiſen, und ich empfahl mich, nebſt meinem Hofrath, der von ihm ziemlich geringſchätzig behandelt wurde.

„Werden Sie hier bleiben?" fragte mich der Hofrath auf dem Rückwege. — Nein! antwortete ich ihm kurz und trocken; dem Courier aber erzählte ich Alles. — Mein Hofrath ſagte mir: der Gouverneur habe von ihm zu wiſſen verlangt, ob ich mit einem gewiſſen Schriftſteller meines Nahmens verwandt ſey; er habe ihm aber dieſe Frage nicht zu beantworten gewußt. — Ich lächelte. Ueberhaupt war es luſtig, die großen Augen dieſes Menſchen zu ſehen, als er nach und nach bemerkte, daß ſo viele Menſchen [illegible] Tobolsk mich kannten und mir gleichſam den Hof machten. Sein Maximoff in Moskau, und ſein Juſiſei Timoſeitſch in Kaſan hatten ihm davon nichts geſagt; und, die Wahrheit zu geſtehen, mir ſelbſt war es höchſt unerwartet, in einem ſo entfernten, rauhen Erdwinkel ſo viele Bekannte, ja, ich darf ſagen, ſo viele theilnehmende Freunde, zu finden. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Die Polizei wies uns das Quartier an, welches jeder unglückliche Verwieſene von höherem Range bei ſeiner Ankunft zuerſt zu betreten pflegt. Es ſind zwei völlig leere Stuben bei einem Bürger der Stadt, der, weil er dieſes onus — ich weiß nicht warum — unentgeldlich trägt, natürlicher Weiſe auch keinen Beruf fühlt, für die zierliche Ausſchmükkung der Wohnung zu ſorgen. Zerbrochene Fenſter, kahle Wände, mit Streifen von ehemaligen Tapeten geziert, Ungeziefer in Menge, ein großer ſtehender Sumpf vor den Fenſtern, und daher ein mephitiſcher Geruch: das waren die Annehmlichkeiten, die ich ſogleich auf den erſten Blick überſah; doch noch immer erfreulich für einen Menſchen, der vielleicht in ein dunkles Gefängniß geworfen zu werden, [illegible]chtete: denn — mußte ich nicht Alles erwarten? Mit demſelben Rechte, mit welchem man mich nach Sibirien ſchickte, konnte man mir auch Kerker, Ketten und Knute zuerkennen. Jetzt war ich wirklich ruhiger; denn die Ungewißheit marterte mich nicht mehr. Ich ſtand nun auf dem Gipfel meines Unglücks, und überſah meine ganze Lage ungehindert.

Durch eine Freigebigkeit, die meinem Hauswirthe ſelten ſchien, die aber bloß eine meiner Gewohnheitstugenden iſt, brachte ich es bald dahin, daß wir doch einige ſchlechte Möbel bekamen, nehmlich einen Tiſch und ein Paar hölzerne Bänke. Bettſtellen zu bekommen, durfte ich nicht hoffen. Auch war es mir nichts Neues mehr, meinen Mantel auf die Erde zu breiten, und mich mit einem alten ſeidenen Redingotte zuzudecken, in den ehemals immer mein jüngſtes Kind gewickelt wurde, wenn es etwa über die Straße oder durch Zugwind getragen werden ſollte. Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt, daß die Kammerjungfer meiner Frau mir dieſen Redingotte mit in den Wagen geworfen hat; aber ich danke ihr noch heute dafür: denn an ſeinen Anblick knüpft ſich ſo manche ſanfte Empfindung. — Ich kaufte mir hier auch wieder ein Bett-Unterpfühl. „Mein Sterbebett!“ dachte ich, als ich mich zum erſten Male darauf niederwarf; und ich denke es noch, indem ich dieſes ſchreibe.

Etwa eine Stunde nachher, als wir unſre Wohnung bezogen hatten, kam ein Polizei-Officier, von einem Unterofficier begleitet, und übernahm mich förmlich aus den Händen des Hofraths, mit dem ich von nun an, zu meiner großen Freude, nichts weiter zu ſchaffen hatte. Der Polizei-Officier (Katalinsky hieß er) war ein junger Mann von einer ſehr einnehmenden Geſichtsbildung. Er ſagte mir ſehr höflich, daß er ſich jeden Morgen nach meinem Befinden erkundigen werde, da er der Form wegen täglich Rapport über mich abſtatten müſſe. Der Unterofficier, ſetzte er hinzu, müſſe zwar bei mir bleiben, ſolle mich aber nicht bewachen, ſondern bedienen. Mit dieſen Worten verließ er mich, und iſt mir auch während meines Aufenthaltes in Tobolsk nie beſchwerlich gefallen.

Sobald der Hofrath ſich von der Laſt mich zu bewachen befreiet ſah, ging er aus, mit dem Verſprechen, mir einen Freund zuzuführen, den er vor einem Jahre auch hieher geleitet, und von dem er mir ſchon unterweges oft viel Rühmens gemacht hatte. Da ſein Lob mir aus guten Gründen ſehr verdächtig war, ſo hatte ich eben kein Verlangen, dieſen Freund näher kennen zu lernen. Deſto angenehmer wurde ich aber überraſcht, als ich bald darauf in dem Herrn von Kiniäkoff einen der gebildetſten jungen Männer kennen lernte. Er redete mich Franzöſiſch an; verſicherte, daß er mich als Schriftſteller kenne und ehre; erbot ſich, mir aus allen Kräften zu dienen; beklagte, daß mich ein ſolches Schickſal betroffen, und daß ich in Geſellſchaft eines ſolchen elenden Menſchen habe reiſen müſſen. —

Aber dieſer Menſch nennt ſich Ihren Freund!

„Gott bewahre mich vor einem ſolchen Freunde! Daß ich ihn ſchonen mußte, und noch ſchone, begreifen Sie leicht.“

Kiniäkoff, der Sohn eines wohlhabenden Edelmannes in der Stadt Simbirsk*), war mit zweien ſeiner Brüder und drei andern Officieren über Hals und Kopf hieher geſchickt worden, weil ſie bei einem fröhlichen Gelage ſich einige freie Scherze erlaubt hatten, die ein Verräther dem Kaiſer hinterbracht haben mußte. Ihm allein unter ſeinen Gefährten war das Glück zu Theil geworden, in Tobolsk zu bleiben. Ein Paar wurden nach Irkutzk geſandt; ſein jüngerer Bruder ſaß, 4000 Werſte von Tobolsk, in einer kleinen Feſtung in Ketten; ein Anderer ſchmachtete in Bereſow, das heißt in der Hölle.

Mir gewährte es einen nicht geringen Troſt, einen Menſchen anzutreffen, der die edelſten Geſinnungen und die feinſten Gefühle zu haben ſchien, und mit dem ich ſchon in der erſten Viertelſtunde eine Art von Freundſchaft errichtete. Er erwähnte einer kleinen Bibliothek, die er beſitze — welch eine Nachricht! Er verſprach mir Bücher — welch ein Glück! Ich hatte ſo lange kein Buch geſehen! — Von ihm erfuhr ich auch zuerſt, daß der Kaiſer vor Kurzem die ganze ausländiſche Litteratur verboten habe, und daß man daher jedes Buch, welches man beſitze, als einen Schatz betrachten müſſe. — Er erzählte mir ferner, daß mehrere meiner Stücke auf dem Tobolskiſchen Theater geſpielt würden, freilich elend, aber doch mit großem Beifall; und daß daher meine Ankunft in der Stadt mehr Senſation gemacht habe, als wenn (ſo drückte er ſich aus) der Kaiſer ſechs Generale en chef hergeſchickt hätte. — Er bot mir endlich ſein Haus zur Wohnung und ſeinen Tiſch an, wenn der Gouverneur es erlaube; und ſo trennten wir uns nach einer Stunde, gegenſeitig ſehr zufrieden mit einander.

---

*) Sie liegt ein Paar hundert Werſte ſüdwärts von Kaſan, in einem angenehmen Klima.

Nach und nach fanden ſich mehrere Verwieſene bei mir ein. Ein gewiſſer Baron Sommaruga, aus Wien gebürtig, ſeinem Vorgeben nach Oberſter in Oeſtreichiſchen Dienſten, und Ritter des Thereſien-Ordens, der in Riga eine Liebesgeſchichte und ein Duell gehabt hatte, und, wie er behauptete, deshalb verwieſen war. Ein unbegünſtigter, aber mächtiger, Nebenbuhler ſeiner Geliebten und jetzigen Frau, hatte ihm dieſes Schickſal zubereitet, doch ſelbſt keinen Vortheil davon gezogen; denn die junge, kaum achtzehn Jahr alte Frau hatte vierzehn Tage nach ihres Mannes Wegbringung ihre Vaterſtadt, ihre

Eltern und Freunde verlaſſen, und war ganz allein, ohne ein Wort Ruſſiſch zu verſtehen, bloß von dem Fuhrmann begleitet, der ſie führte, ihrem Manne ins Elend gefolgt. In Moskau erfuhr ſie, daß er in Twer krank läge; ſogleich kehrte ſie wieder um, traf ihn in Twer, pflegte ihn bis zu ſeiner Wiederherſtellung, und reiſte dann mit ihm nach Tobolsk, wo ich ſie ſelbſt geſehen, und ihre ſtandhafte Liebe bewundert habe. Ihr gutes Herz bewies ſich auch an mir; denn da ich Anfangs (nicht aus Mangel an Gelde, ſondern aus Unkunde der Zubereitung) außer trockenem Brote gar nichts zu eſſen hatte, ſo ſchickte ſie mir einige Mal Suppe und Braten von ihrem Tiſche.

Ein anderer Verwieſener war ein gewiſſer Graf Soltikow, ein reicher alter Mann, der, wie man ſagte, wegen Wuchers ſich ſchon ſeit vielen Jahren hier aufhalten mußte, und ein gutes Haus machte. Er verſtand mehrere Sprachen, ſchien ein angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn, und verſorgte mich mit Deutſchen und Franzöſiſchen Zeitungen.

Drei Kaufleute aus Moskau, zwei Franzoſen und ein Deutſcher, Nahmens Becker, gehörten auch unter die Zahl der Unglücklichen, weil ſie ſich eine geringe, 200 Rubel werthe, Contrebande hatten zu Schulden kommen laſſen. Der letztere beſonders ſchien ein ſehr wackerer, dienſtfertiger Mann zu ſeyn. Seine Frau war nach Petersburg gereiſt, um ſeine Befreiung zu verſuchen; ſollte ihr das aber nicht gelingen, ſo erwartete er ſie und ſeine Kinder mit der erſten Schlittenbahn. Dadurch weckte er in mir die tröſtende Idee, daß alsdann vielleicht meine Familie mit der ſeinigen Geſellſchaft machen könnte.

Drei oder vier Polen, deren Nahmen ich vergeſſen habe, und die ſich wegen politiſcher Vergehungen hier befanden, beſuchten mich gleichfalls. Es waren ſehr arme Edelleute, deren jeder von der Krone täglich 20 Kopeken (jetzt ungefähr drei Groſchen Sächſiſch) zu ſeinem Unterhalte bekam. Kurz, mein Zimmer wurde nicht einen Augenblick leer, und, die Wahrheit zu ſagen, das fiel mir läſtig; ich war froh, daß ich, als der Abend heran kam, mich ungeſtört auf mein hartes Lager werfen und meinen Gedanken nachhangen durfte.

Ich entſchlummerte endlich, und in dieſer Nacht begegnete mir ein höchſt ſonderbarer Zufall, deſſen Erklärung ich meinen Freunden

Hufeland oder Gall überlaſſe. Etwa um Mitternacht erwachte ich, und es kam mir vor, als wäre ich auf einem Schiffe; ich empfand nicht allein ganz eben dieſelbe Bewegung, ſondern hörte auch das Rauſchen der Wellen, und ſogar das Schreien und Rufen der Matroſen. Dabei war ich meines Bewußtſeyns völlig mächtig. Da ich auf der Erde lag, ſo konnte ich, wenn ich nach dem Fenſter blickte, nur den Himmel ſehen, was denn die Täuſchung noch vermehrte. Ich war mir deſſen bewußt, und ſtand daher auf; doch vergebens. Es war gleichſam ein Kampf zweier Seelen in mir, deren eine mich eben ſo mächtig in meinem Wahne beſtärkte, als die andre mir zurief: es iſt nur Täuſchung! — Ich wankte im Zimmer umher, ſah den Hofrath ſchlafen, ſah, daß alles war wie geſtern Abend, trat an's Fenſter, und heftete mein Auge ſtarr und lange auf ein großes ſteinernes Gebäude, welches mir gegenüber ſtand; und dieſes Gebäude war das Einzige, was ſich nicht zu bewegen ſchien: alle die übrigen hölzernen Häuſer ſchienen mir Schiffe, und rings umher glaubte ich das offene Meer zu ſehen. „Wo ſchleppt man mich hin?“ fragte die eine Seele. Nirgends, verſetzte die andere; du biſt in deinem Zimmer. Dieſer Zuſtand, deſſen ſeltſame Qual keiner eigentlichen Beſchreibung fähig iſt, währte wohl eine halbe Stunde; nach und nach verminderte er ſich, und endlich hörte er ganz auf. Nur ein ängſtliches Herzklopfen und ein geſchwinder zitternder Puls blieben mir noch zurück. Kopfſchmerz hatte ich nicht dabei, auch keinen Druck, keine Hitze im Kopfe. Ich glaube daher, daß mein Zuſtand ein Vorbote des Wahnſinns war.

Am folgenden Morgen beſuchte mich der Hofrath Peterſon, General-Stabs-Chirurgus in Tobolsk, ein Revaler von Geburt. Er erklärte den Zufall freilich ſehr leicht und natürlich durch die vorhergegangene viele Unruhe. Mir war dieſe Erklärung nicht pſychologiſch genug; doch zweifle ich faſt ſelbſt, daß man eine genugthuendere zu geben im Stande ſeyn wird. Uebrigens empfing ich dieſen wackern Mann mit dem günſtigſten Vorurtheil; denn er war ja ein Landsmann meiner guten Frau! Aber auch ohnedies würde er durch ſeine herzliche, ungekünſtelte Theilnahme mein Vertrauen bald gewonnen haben. Er hat mir, während meines Aufenthaltes in Tobolsk, täglich Beweiſe ſeiner Menſchenliebe gegeben; ja, ſie haben mich ſogar bis in meine Einöde begleitet: denn ihm verdanke ich einen kleinen Vorrath von einigen der nothwendigſten Arzeneimittel, die mir in Kurgan, wo ich mein eigener Arzt ſeyn muß, unſchätzbar ſind. Auch that er in Tobolsk alles Mögliche, um den Gouverneur zu bereden, daß er mich dort behalten ſollte: ich glaube aber in der That, daß dieſer es nicht bewilligen konnte; denn in der Ordre, welche der Begleiter jedes Gefangenen mitzubringen pflegt, ſteht entweder: „Der Gefangene wird nach Tobolsk geſandt," oder „in das Tobolskiſche Gouvernement." Im letztern Falle iſt auch zuweilen der Ort hinzugefügt, wohin er geſchickt werden ſoll, als Bereſow, Omsk, u. ſ. w. Iſt das nicht geſchehen, ſo ſteht es dem Gouverneur frei, den Ort ſelbſt zu beſtimmen; und auf dieſen Umſtand gründeten meine neuen Freunde die Hoffnung, daß ſie ihn vielleicht bewegen würden, mich dort zu behalten. In der Regel aber darf des Gouverneurs Wahl nie die Gouvernements-Stadt treffen, und wenn er aus beſonderm Wohlwollen zuweilen von dieſer Regel abweicht, ſo geſchieht es doch nur bei wenig bekannten Perſonen, von denen zu vermuthen iſt, daß man nicht weiter nach ihnen fragen wird. Ich aber war, leider, allen bekannt, und meine Entfernung ſelbſt war mit ungewöhnlichen Umſtänden verknüpft, die ſie wichtiger machten, als manche andre. Der Gouverneur mußte alſo heimliche Angebereien befürchten, die jetzt ohnehin nicht ſelten ſind. — Kurz, ſein ganzes Benehmen hat mich überzeugt, daß es ihm ſelbſt in der Seele weh that, keine Rückſicht auf die Vorbitte meines Arztes nehmen zu dürfen, ungeachtet dieſer ſie mit medicíniſchen Gründen [illegible]te. Er machte mir viele Hoffnung, mir zuweilen Erlaubniß zu einer Reiſe nach Tobolsk zu ertheilen, wenn mein Geſundheitszuſtand es erfodern ſollte.

Den erſten ganzen Tag blieb ich zu Hauſe, und beſchäftigte mich, ſo oft ich nicht von läſtigen Beſuchen unterbrochen wurde, mit meinem Memorial an den Kaiſer, welches ich jetzt, da ich die Materialien unterweges ſo fleißig zuſammen getragen hatte, faſt nur abzuſchreiben brauchte. Ich kleidete es in achtzehn Punkte ein, deren jeden ich mit den bündigſten Beweiſen belegte.

Was nun folgt, habe ich erſt nach meiner Rückkehr aus Sibirien geſchrieben.

Als ich mein Memoire beinahe vollendet hatte, wollte mein Hofrath ſo eben einen Beſuch bei dem Gouverneur abſtatten. Ich trug ihm auf, ſich zu erkundigen, zu welcher Zeit am folgenden Tage ich dem Gouverneur aufwarten dürfe, um ihm mitzutheilen, was ich geſchrieben hätte. Er brachte mir, zu meinem eigenen Erſtaunen, die Antwort zurück: von des Morgens um fünf, bis des Abends um elf Uhr ſtehe der Gouverneur ganz zu meinen Dienſten. Der Herr Hofrath konnte nicht begreifen, wie man mit einem Verwieſenen ſo viele Umſtände machen, und einen Hofrath ſo vernachläſſigen könne!

Am folgenden Morgen ging ich zu dem Herrn von Kuſcheleff, ohne von einer Wache begleitet zu ſeyn. Er empfing mich mit ausgezeichneter Achtung. Ich las ihm mein Memoire vor. Am Schluſſe deſſelben ließ er einige Thränen fallen, ergriff meine Hand, drückte ſie mit Wärme, und ſagte mit einer tröſtlichen Ueberzeugung: „beruhigen Sie ſich! Ihr Unglück wird gewiß nicht lange dauern." — Hierauf war er ſo gütig, das Memoire ſelbſt noch einmal mit vieler Aufmerkſamkeit durchzugehen, und mir jede Stelle, jedes Wort anzudeuten, wo er etwa einen mildern, ſchonendern Ausdruck für wirkſamer hielt. Ich benutzte ſeine Bemerkungen, ſchrieb dann Alles ins Reine (wozu er mir ſelbſt von ſeinem beſten Papiere gab), und überlieferte hierauf die Abſchrift ſeinen Händen. Er verſprach, ſie durch meinen Hofrath, der in wenigen Tagen nach Petersburg zurückkehren ſollte, gerade an den Monarchen zu ſenden; und er hat Wort gehalten.

Wo nehme ich überhaupt Ausdrücke her, den an mir bewieſenen Edelmuth dieſes Mannes nach Verdienſt zu ſchildern! — Es ſtand in ſeiner Willkühr, mich allenfalls nach Bereſow, an die Küſte des Eismeers, zu verweiſen, wo in den heißeſten Sommertagen die Erde kaum in der Tiefe einer halben Elle aufthauet; er wählte mir aber das mildeſte Klima ſeines Gouvernements, und ein Städtchen, deſſen Bewohner er als gute Menſchen kannte. In Tobolsk konnte er mich meinem einſamen Gram und dem Mangel überlaſſen; er zog mich aber faſt täglich an ſeine Tafel, ohne die Blicke der beiden Senatoren zu ſcheuen, welche eben gegenwärtig waren, um ſeine Verwaltung zu unterſuchen: eben die, deren Courier meine Hoffnung in Kaſan ſo ſchrecklich täuſchte *).

---

*) Es waren die Herren von Lewaſchoff und Lapuchin.

Er that noch mehr. Da er hörte, daß ich der Ruſſiſchen Sprache noch nicht ſehr mächtig war, und alſo oft in Verlegenheit kommen mußte, ſo erlaubte er mir, einen Bedienten anzunehmen, der, außer der Ruſſiſchen Sprache, noch eine andere mir geläufige verſtände. Die Wahl eines ſolchen Subjekts war leicht; denn es befand ſich in ganz Tobolsk nur ein einziger Menſch, ein Italiäner, Nahmens Ruſſi oder Roſſi (man nannte ihn gewöhnlich Ruß), der ſich dazu erbot. Auch er war ein Verwieſener, und lebte ſchon ſeit zwanzig Jahren hier. Er hatte vormals auf der Flotte zu Cherſon gedient, und mit mehreren ſeiner Kameraden ein Complott gemacht, den Officier, der ihr Schiff kommandirte, umzubringen, und das Schiff ſelbſt den Türken zuzuführen; die Verſchwörung war aber vor der Ausführung verrathen, und mein Ruß durch den Fürſten Potemkin nach Sibirien geſchickt worden. Hier mußte er ſich zwar als Bauer einſchreiben laſſen und die gewöhnlichen Bauer-Abgaben entrichten, erhielt aber jährlich von dem Schulzen oder Vorſteher des Dorfes einen Paß, um ſich in der Stadt nach

deren edles Betragen gegen mich mir gleichfalls unvergeßlich iſt.

eigenem Belieben zu nähren. Das verſtand er denn auch vortrefflich. Er war ein Tauſendkünſtler; machte heute Kleider oder Schuhe, und morgen kleine Bratwürſte; trug ſich jedem fremden Durchreiſenden als eine Art von Lohnlakaien an, ſpielte den Kuppler, und ging mit auf Reiſen, wenn dieſe nicht die Grenzen des Gouvernements überſchritten; kurz, er ließ ſich zu Allem gebrauchen. Eine feine Phyſiognomie und ein ſehr liſtiger Blick zeichneten ihn ſogleich aus. Sein eigentliches Handwerk war betriegen, und der Gouverneur warnte mich vor ihm, da er bis jetzt noch jeden ſeiner hundert Herren betrogen und beſtohlen habe; doch mir blieb keine Wahl übrig. — Dieſer Menſch ſprach eben ſo geläufig Franzöſiſch als Ruſſiſch, kannte überdies das ganze Land, war überall geweſen, konnte backen und kochen; kurz, er war mir unſchätzbar. Ich nahm ihn daher für drei und einen halben Rubel monatlich, und Eſſen und Trinken, in meine Dienſte; und der Gouverneur erlaubte mir ſogar, bei meiner Abreiſe nach Kurgan ihn mitzunehmen: eine Begünſtigung, die, wenn man ſie in Petersburg erführe, ihm leicht ſeine Stelle koſten konnte. Zwar ſtand Kuſſi's Nahme nicht mit in dem mir ertheilten Poſtpaß; aber der Gouverneur ſah doch durch die Finger. Uebrigens ſchlüpfte der Kerl, da er alle Dörfer rings umher kannte, glücklich mit durch.

In den erſten Tagen meines Aufenthaltes zu Tobolsk genoß ich, wie ſchon geſagt, einer faſt unbeſchränkten Freiheit. Ich konnte Beſuche geben und annehmen, wann und ſo oft ich wollte. Mein Zimmer wurde ſelten leer von Beſuchenden, und ich ſelbſt war oft und gern bei meinem neuen Freunde Kiniäkoff, den ich ſauber und nett eingerichtet fand, und bei dem eine auserleſene kleine Bibliothek, beſonders von den beſten Franzöſiſchen Werken, mich anlachte. Ich ging allein auf den Straßen, ich ging allein außerhalb der Stadt ſpazieren, und niemand gab Acht auf mich.

Das änderte ſich aber plötzlich. Der Gouverneur ließ mich eines Morgens zu ſich rufen, und theilte mir ſeine Beſorgniſſe ſehr gütig mit. „Ihre Ankunft," ſagte er, „fährt fort außerordentliches Aufſehen zu machen; ich darf Sie daher nicht als einen gewöhnlichen Exilirten betrachten, ſondern muß behutſam gehen. Der Hofrath, Ihr Begleiter, macht noch immer keine Anſtalten zu ſeiner Rückreiſe. Vielleicht hat er insgeheim den Auftrag, mein

Betragen gegen Sie zu beobachten. Auch die Senateurs könnten es auffallend finden, wenn ich Sie zu ſehr auszeichnete. Es geſchieht daher um meiner, und ſogar um Ihrer eigenen Sicherheit willen, wenn ich Sie künftig etwas mehr einſchränke. Ich bitte" — (der edle Mann konnte befehlen, aber er bat) — „ich bitte Sie, nehmen Sie keine Beſuche mehr an, außer von Ihrem Arzte; gehen Sie auch zu Niemanden, außer zu dem und zu mir: mein Haus ſteht Ihnen immer offen."

Ich bat ihn, wenigſtens in Anſehung des Herrn von Kinäkoff eine Ausnahme zu machen. Er zuckte die Achſeln, lobte zwar dieſen verdienſtvollen jungen Mann, deſſen Geſellſchaft er ſelbſt liebte, gab mir aber dabei zu verſtehen, daß gerade Kinäkoff (von deſſen Unſchuld er ſelbſt überzeugt ſey) in Petersburg am ſchlimmſten angeſchrieben ſtehe, und daß ein Bericht über meinen Umgang mit ihm mir den meiſten Schaden thun könne. Ich dankte ihm für die Güte, mit welcher er mir ſeine Gründe auseinander ſetzte, und gehorchte ſchweigend.

Bis dahin hatte ich nur einen alten Unterofficier, Nahmens André Iwanowitſch, in meinem Vorzimmer gehabt, der ein etwas bornirter, ſehr gutmüthiger alter Mann war und faſt den ganzen Tag ſchlief. Jetzt kam noch ein zweiter, jüngerer hinzu, der mich indeſſen eben ſo wenig wie der ältere genirte. Beide bedienten mich, kochten mir Theewaſſer, holten mir vom Markte, was ich brauchte, wieſen aber auch, den Arzt ausgenommen, Jedermann ab, der mich beſuchen wollte, und ſo oft ich ausging, begleitete mich einer von ihnen. Ich merkte bald, daß ſie angewieſen waren, darauf Acht zu geben, daß Niemand mit mir ſpräche, und daß ich kein fremdes Haus beträte; übrigens ließen ſie mich aber ungehindert in der Stadt und außerhalb der Stadt umher gehen, wo ich wollte.

Durch meinen verſchmitzten Ruß konnte ich indeß ſehr leicht Billette mit meinen neuen Freunden wechſeln. Wir gaben uns öfters Rendezvous auf dem Markte, unter den bedeckten Buden; und indem wir Beide eine Waare zu beſehen und darum zu handeln ſchienen, ſprachen wir verſtohlen einige Worte mit einander.

Auf die Verſchwiegenheit der Kaufleute und Krämer konnten wir uns dabei ſicher verlaſſen. Es ſchien überhaupt, als ob das Unglück exilirt zu ſeyn, in Sibirien Anſpruch auf allgemeine Achtung und Hülfe gäbe. Mehrere Kaufleute, die ich zum erſten Male in meinem Leben ſah, haben mir, wenn ich an ihrem Laden vorbeiging, zugeflüſtert: „wollen Sie vielleicht einen Brief an Ihre Familie ſchreiben? Geben Sie ihn mir; er ſoll richtig beſtellt werden." — Und das thaten ſie ohne Eigennutz, ohne etwas dafür zu verlangen. Selbſt die Benennung, mit der man die Verwieſenen allgemein bezeichnete, ſchien entweder von zarter Schonung, oder durch die Ueberzeugung von ihrer Unſchuld eingegeben zu ſeyn; denn man nannte ſie *neschtschastii*, *Unglückliche*. — „Wer geht da auf der Straße?" — *Ein Unglücklicher*. — Nie habe ich eine andere, am wenigſten eine erniedrigende, auf Verbrechen hindeutende, Benennung der Verwieſenen gehört.

Der Ausländer pflegt mit den Worten: *Verweiſung nach Sibirien*, ſo mancherlei, Theils dunkle, Theils falſche Begriffe zu verbinden, daß ich ihm einen Dienſt zu erzeigen glaube, wenn ich ſeine Vorſtellungen davon berichtige. Es giebt ſehr verſchiedene Klaſſen von Verwieſenen.

Erſtens: Wirklich überwieſene ſchwere Verbrecher, die ihre Obrigkeit geſetzlich verurtheilt hat, und deren Urtheil vom Senat zu Petersburg beſtätigt worden iſt. Dieſe werden zu den Arbeiten in den Bergwerken von Nertſchinsk verdammt, müſſen die Reiſe dahin zu Fuß in Ketten machen, und leiden allerdings mehr als den Tod. Gewöhnlich haben ſie vorher die Knute bekommen, und man hat ihnen beide Naſenlöcher aufgeriſſen.

Zweitens: Eine andere Gattung von minder großen Verbrechern, die indeß doch auch durch Urtheil und Recht ihre Strafe dulden. Sie werden in Sibirien als Bauern eingeſchrieben, erhalten einen Bauer Nahmen, und müſſen das Feld bearbeiten. Auch unter ihnen ſieht man viele mit aufgeſchlitzten Naſen; ſie können aber, wenn ſie fleißig ſind, doch etwas erwerben und ihr Schickſal erträglich machen: ihre Strafe kann zu ihrer wahren Beſſerung gereichen. —

Eine **dritte Klaſſe** beſteht aus ſolchen, die zwar auch **das Geſetz** verurtheilt hat, aber bloß zur Verbannung, ohne irgend einen entehrenden oder drückenden Nebenumſtand. Sie werden, wenn ſie Edelleute ſind, gewöhnlich ihres Adels nicht verluſtig erklärt, dürfen an dem Orte ihrer Beſtimmung ohne Zwang leben, dürfen ſich auch wohl Geld zu ihrem

Unterhalte von Hauſe kommen laſſen, oder erhalten, wenn ſie arm ſind, von der Krone täglich zwanzig bis dreißig Kopeken, und wohl noch mehr.

Die vierte Klaſſe endlich begreift ſolche, die ohne Urtheil und Recht, aus Willkühr und auf Befehl des Monarchen, verbannt worden ſind. Dieſe werden gewöhnlich der dritten Klaſſe in allem gleich gehalten, und dürfen auch wohl durch die Hände des Gouverneurs offene Briefe an ihre Familie, oder an den Kaiſer ſchreiben; mancher aber wird in eine Feſtung gebracht und in Ketten geworfen. Doch geſchah das Letztere wohl nur ſelten, und, dem Himmel ſey Dank! unter der jetzigen milden Regierung des Kaiſers Alexander iſt die vierte Klaſſe gänzlich verſchwunden.

Zu welcher der beiden letzten Klaſſen der Obriſtlieutenant aus Räſan, mein zeitheriger Unglücksgefährte, eigentlich zu rechnen war, weiß ich nicht; er ſchien aber zu einem härteren Schickſal beſtimmt zu ſeyn: denn obgleich bei ſeiner Ankunft in Tobolsk der Gouverneur ihn hoffen ließ, daß er daſelbſt bleiben würde, und ob er gleich, von dieſer Hoffnung ermuntert, bereits angefangen hatte, für ſeine künftige Einrichtung zu ſorgen, Kleider zu beſtellen und dergleichen mehr: ſo erhielt er doch zwei Tage nachher plötzlich den Befehl, augenblicklich weiter nach Irkutzk aufzubrechen. In zwei Stunden war er ſchon unterweges, und ich habe nichts wieder von ihm gehört. Kaum hatte man ihm Zeit genug gelaſſen, die zugeſchnittenen, aber noch nicht genäheten Kleider von dem Schneider zurückzufodern. Gewiß muß der menſchenfreundliche Gouverneur wichtige Urſachen gehabt haben, ſo ſtreng zu verfahren.

Ich hatte nunmehr, Theils durch meine neuen Freunde, Theils mit Hülfe einiger gutherzigen Kaufleute, bereits zehn Briefe an meine Frau geſchrieben *), von deren Hauptinhalte ich weiter unten etwas ſagen werde. Die Stunden, in welchen ich mich mit ihr unterhielt, waren die einzigen, die in den Kelch der Schmerzen einen Tropfen ſüßer Wehmuth träufelten. Ich blieb übrigens, zu meinem eigenen Erſtaunen, noch immer ſehr geſund, und ſuchte mich ſo viel als möglich zu zerſtreuen.

Der Hofrath hatte meine Wohnung gleich in den erſten Tagen verlaſſen, und war zu einem ſogenannten Freunde gezogen. Ich

---

*) Mehr als die Hälfte derſelben erreichten glücklich den Ort ihrer Beſtimmung.

ſchlug ein Kreuz hinter ihm her, und war nur froh, jetzt wenigſtens ungeſtört meinem Kummer nachhangen zu können. Den Vormittag verwendete ich meiſtens auf die traurige, und mich dennoch anziehende Beſchäftigung, meine Leidensgeſchichte zu Papier zu bringen. Anſtatt der Tinte bediente ich mich Chineſiſcher Tuſche, die häufig und gut zu haben war, und die ich in meinem Augenbader rieb. Gegen Mittag machte ich einen Spaziergang, oder erſtieg die Felſen um Tobolsk, welche durch die Bergſtröme mahleriſch ausgewaſchen worden ſind. Dort überſchaute ich die ungeheure Waſſerfläche, und die endloſen Wälder, welche ſie begränzten; dort ruhte mein Auge auf jedem ankommenden Segel, und meine Phantaſie verſetzte auf jedes landende Boot meine Familie. Mittags aß ich gewöhnlich bei dem Gouverneur, zuweilen auch bei dem Hofrath Peterſon, nur ſelten zu Hauſe. Nie verließ ich Herrn von Kutſcheleff ohne Troſt, wenigſtens nicht ohne Milderung meines Grams. Sein zartes Gefühl lehrte ihn mehrere Wege zu meinem Herzen, und er wußte bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe eine Hoffnung in mir zu erwecken.

Ach! er ſelbſt war nicht glücklich. Oft, wenn ich in ſeinem Gartenhauſe neben ihm ſaß, und wir aus dem Fenſter, über den Waſſerſpiegel hinweg, einen Blick auf die ungeheuren Wälder warfen, ließ er ſein Gefühl ausbrechen. „Sehen Sie," ſagte er einmal mit ausgeſtreckter Hand, „dieſe Wälder ziehen ſich 1100 Werſte weit bis an das Eismeer hin. Noch hat keines Menſchen Fuß ſie betreten; ſie ſind bloß von wilden Thieren bewohnt. Mein Gouvernement iſt an Flächeninhalt größer, als Deutſchland, Frankreich und die Europäiſche Türkei zuſammen genommen; aber welche Annehmlichkeiten bietet es mir dar? — Es vergeht faſt kein Tag, an welchem nicht Unglückliche, bald einzeln, bald in Schaaren, vor mich geführt werden, denen ich weder helfen kann, noch helfen darf, und deren Geſchrei mir das Herz zerreißt. Eine ſchwere Verantwortlichkeit ruhet auf mir; ein Zufall, den keine menſchliche Vorſicht oder Macht zu verhüten im Stande iſt, eine heimliche boshafte Angabe kann mich um Amt, Ehre und Freiheit bringen! — Und welchen Erſatz habe ich für das Alles? — Ein ödes Land, ein rauhes Klima, und die Geſellſchaft von Unglücklichen!"

Schon lange trug er ſich mit dem Gedanken, um ſeinen Abſchied zu bitten; bis jetzt hatte er es aber noch nicht gewagt. Ach! und möchte er es nie thun! Was ſoll aus den armen Verwieſenen werden, wenn der von ihnen ſcheidet, der jedem Unglücklichen ein Vater oder Bruder iſt! — Möchte er in dem Segen dieſer Verlaſſenen, und in dem Bewußtſeyn ſeines Edelmuthes, Erſatz für jedes Opfer finden! — O! wenn dieſer Mann einſt vor Gottes Richterſtuhl tritt, und alle die Unſchuldigen oder Unglücklichen um ihn her ſtehen, deren Elend er milderte, mit deren Thränen, die er nicht trocknen konnte, ſich die ſeinigen miſchten; wenn ſie dann Alle, ihn ſegnend, ihre Stimme erheben: — welche größere Seligkeit kann der Richter dort oben ihm dann noch verleihen *)!

Gegen Abend pflegte ich mich in der Stadt und auf dem Markte umherzutreiben. Die Stadt iſt ziemlich groß, hat breite, gerade Straßen, und zwar meiſtens hölzerne, doch auch mehrere ſteinerne, gut und modern gebaute Häuſer. Die ſehr zahlreichen Kirchen ſind ſämmtlich von Steinen gebauet, und die Straßen mit halben Balken gedielt oder ge-

---

*) Dieſer edle Mann iſt jetzt Gouverneur von Litthauen, und reſidirt in Grodno.

drückt, welche weit reinlicher ſind als Steinpflaſter, und dem Fußgänger weit mehr Bequemlichkeit gewähren. Die ganze Stadt durchſchneiden ſchiffbare, mit wohl unterhaltenen Brücken verſehene Kanäle. Der Markt (basar) iſt groß, und man findet daſelbſt, außer den gewöhnlichen Lebensbedürfniſſen, auch viele Europäiſche und Chineſiſche Waaren. Beide letztern ſind freilich ziemlich theuer, die erſtern aber durchgehends ſehr wohlfeil. Es wimmelt auf dem Markte jederzeit von Menſchen aus mehreren Nationen, vorzüglich Ruſſen und Tataren, auch wohl Kirgiſen und Kalmucken. Der Fiſchfang bot mir beſonders ein für mich neues Schauſpiel dar: eine unzählige Menge von Fiſchen aller Gattungen, die ich ſonſt bloß aus Beſchreibungen kannte, lagen hier täglich, todt und lebendig, auf der Erde, in Trögen und in Böten, zum Verkauf aufgeſchichtet. Die köſtlichſten Sterlede (Acipenser ruthenus) für einen Spottpreis; Hauſen (Acipenser huso), Welſe (Silurus Glanis), u. dgl., Kaviar von manchen Farben, aus allerlei Fiſchen, naß und trocken. Hätte nicht auf dieſem Fiſchmarkte gewöhnlich ein unerträglicher Geruch geherrſcht, ſo würde ich oft längere Zeit dort zugebracht haben.

Aus Neugier beſuchte ich auch einige Mal das Theater, das ziemlich groß war und eine Reihe Logen hatte. Da faſt jede dieſer Logen einem immerwährenden Beſitzer gehörte, und da dieſem das Recht zuſtand, ſeine Loge nach Gefallen auszuſchmücken; ſo gab das eine ſehr bunte Anſicht. Seidene, meiſtens reiche Stoffe, von den allerverſchiedenſten Farben hingen aus jeder Loge, und bedeckten die ganze Brüſtung. Inwendig waren Spiegel-Wandleuchter angebracht. Das Ganze hatte zwar ein ſehr Aſiatiſches Anſehen, frappirte aber beim erſten Anblick. – Das Orcheſter war über alle Beſchreibung elend. Die Schauſpieler-Geſellſchaft beſtand gänzlich aus Verwieſenen. Zu ihr gehörte auch die Frau Gemahlin meines Ruß, eine Revalerin von Geburt, die wegen Liederlichkeit nach Sibirien transportirt worden war, in meinem Ruß einen würdigen Gatten gefunden hatte, und jetzt auf dem National-Theater zu Tobolsk die edlen Mütter ſpielte. Dekorationen, Kleidungen, Spiel und Geſang waren ſämmtlich unter der Kritik. Einmal führte man die Oper Dobri Saldat (der gute Soldat) auf; den Titel des zweiten Stückes habe ich vergeſſen. Ich hielt es beide Mal nicht über eine Viertelſtunde aus. Die Entree koſtete übrigens auf den erſten Platz nur 30 Kopeken, (noch nicht ganz fünf Groſchen.)

Menſchenhaß und Reue, das Kind der Liebe, und einige andere meiner Stücke wurden mit großem Beifall gegeben. Jetzt eben war man beſchäftigt, die Sonnenjungfrau einzuſtudieren; da aber Dekorationen und Garderobe einen Aufwand erfoderten, der die Kräfte des Unternehmers überſtieg, ſo wurde zu dieſem Behuf unter den Honoratioren der Stadt eine Kollekte veranſtaltet.

Auch ein Klub, oder eine Reſſource, (ich glaube, ſie nannten es Caſino) war in Tobolsk, den ein Italiäner mit aufgeſchlitzten Naſenlöchern hielt. Er war ein Mörder, hatte die Knute glücklich überſtanden, und nährte ſich nun auf dieſe Weiſe. Ich bin übrigens nie bei ihm geweſen.

Während meines Aufenthalts wurden einige Mal, zu Ehren der anweſenden Senatoren, auch Maskeraden und Bälle gegeben. Man lud mich ausdrücklich dazu ein; ich mochte aber mein Elend da nicht zur Schau tragen, und kann daher von dem ſchönen Geſchlechte in Tobolsk wenig oder gar nichts ſagen. Die wackere Familie des Hofraths Peterſen, und die ſchöne, liebenswürdige Tochter des Oberſten von Krämer ausgenommen, habe ich kaum ein Frauenzimmer von Stande in Tobolsk geſehen. — Am liebſten ſchweifte ich unter freiem Himmel umher; wenn nur die unerträgliche Hitze am Tage, und die noch unerträglichern Mücken des Abends mir dieſe Zerſtreuung oft erlaubt hätten. Es verging kein Tag, an dem das Thermometer nicht auf 26 bis 28 Grad Reaumur ſtieg; und dabei ſuchten uns täglich vier, fünf, auch wohl ſechs Gewitter heim, die aus allen Himmelsgegenden gleichſam gegen einander zu Felde zogen, und oft einen reichlichen Regenguß herabſtrömten, aber doch die Luft nicht abkühlten. Bei aller dieſer Wärme war die Natur dennoch ſehr karg mit ihren Gaben: kein Obſtbaum, auch nicht Einer, iſt mir zu Geſicht gekommen. Der Garten des Gouverneurs, der beſte im ganzen Lande, war mit einer Breterwand umgeben, auf welche man Obſtbäume gemahlt hatte. In der Wirklichkeit zierten ihn der Faulbaum (Rhamnus Frangula), der Sibiriſche Erbſenbaum (Robinia Caragana), und die Birke (Betula alba). Die letztere iſt in Sibirien ſehr gemein, aber meiſtens verkrüppelt. Einen Buſch von alten Birken hält man in der Ferne für jungen Anflug. Der Faulbaum wird in Tobolsk ſehr geliebt, und vor vielen Häuſern auf die Straße gepflanzt: Theils um ſeiner wohlriechenden Blüthen willen, Theils weil man nichts Anderes hat. Uebrigens enthielt der ſogenannte Garten des Gouverneurs einige Johannis- und Stachelbeerbüſche, verkümmerte Kohlpflanzen, und einige Hoffnung zu künftigen Gurken. In der Gegend von Tiumen wächſt doch ſchon eine Art von Apfelbäumen, deren Früchte die Größe einer Wallnuß erreichen.

Was die Natur dieſem rauhen Himmelsſtrich an Obſte verſagt hat, gab ſie ihm deſto reichlicher an Feldfrüchten. Der Sibiriſche Buchweizen (Polygonum tataricum), der auch unter uns berühmt iſt, ſäet ſich ſelbſt jährlich wieder aus, und fodert keine andere Mühe, als die, ihn zu ernten. Alles Korn gedeihet vortrefflich, und das Gras hat einen üppigen Wuchs. Der Boden iſt überall eine leichte, ſehr ſchwarze Gartenerde, welche man nie zu düngen braucht. Da nun die Bauern aus Faulheit den in ihren Ställen aufgeſammelten Dünger oft nicht zu rechter Zeit bei Seite ſchaffen, ſo gerathen ſie dadurch zuweilen wirklich in lächerliche Verlegenheiten. Der Hofrath Peterſon, der als Landphyſikus jährlich auf dem Lande umher reiſen muß, hat mir ſehr glaubwürdig erzählt, daß er einſt in ein Dorf gekommen ſey, wo die Bauern beſchäftigt geweſen wären, ihre Häuſer abzubrechen und weiter zu ziehen, weil ſie es viel leichter gefunden hätten, die Häuſer, als die ſie umgebenden Miſtberge, fortzuſchaffen.

So unleidlich im Sommer die Hitze iſt, eben ſo groß wird im Winter die Kälte, und das Thermometer fällt dann oft bis vierzig Grad. Der Hofrath Peterſon verſicherte mir, er mache jeden Winter das Experiment, Queckſilber frieren zu laſſen, ſchneide dann mit dem Meſſer allerlei Geſtalten daraus, und ſchicke ſie, in Schnee wohl eingepackt, dem Gouverneur.

Uebrigens iſt dieſes rauhe Klima ſehr geſund. Mein Arzt kannte nur zwei herrſchende Krankheiten, und zwei, die ſich leicht vermeiden laſſen. Die eine iſt die Luſtſeuche; die andere ſind häufige Erkältungsfieber, welche aus der ſchnellen Abwechſelung in der Temperatur der Luft bei dem Untergange der Sonne entſpringen. Enthaltſamkeit und ein warmer Rock gegen Abend, ſind Alles, was man in Sibi-

rien

rlen braucht, um ein geſundes und hohes Alter zu erreichen.

Die Abendſtunden brachte ich gewöhnlich mit Leſen zu. Meine Freunde Peterſon und Kiniäkoff hatten mir einige gute Bücher geliehen, deren Werth ich jetzt vierfach ſchätzte.

Noch immer ſchmeichelte ich mir mit der Hoffnung, in Tobolsk bleiben zu dürfen. Der Gouverneur ſchwieg nehmlich von meiner Abreiſe gänzlich ſtill, und meine Freunde vermutheten, daß er nur auf die Entfernung der Senatoren und des Hofraths warte, um mir die gewünſchte Erlaubniß anzukündigen. Die erſtern ſetzten ihre Reiſe nach Irkutsk wirklich fort; der letztere aber wich nicht von der Stelle. Ich habe nachher erfahren, daß ſein Zögern nur von Mangel an Gelde herrührte, und daß er auf die Abreiſe eines gewiſſen Kaufmanns wartete, den er, in dieſer Noth, auf ſeinen Courier-Paß mitnehmen, wogegen jener ihn in der Zehrung freihalten wollte. So natürlich dieſe Auflöſung des Räthſels auch war, ſo ſchwer ließ ſie ſich errathen. Was Wunder, daß ſowohl der Gouverneur als ich, ihn fortdauernd für einen Spion hielten!

Die mir zugeſtandenen vierzehn Tage waren nunmehr beinahe verfloſſen. Am nächſten Sonntage, Morgens, erſchien ich, wie es die Sitte gebot, bei dem Gouverneur zur Cour; denn die Verwieſenen der dritten und vierten Klaſſe pflegten ſich ſämmtlich, in Uniform, doch ohne Degen, dabei einzufinden. Der Gouverneur zog mich bei Seite, und kündigte mir an, daß ich mich zur Abreiſe auf morgen bereit halten müſſe, da er, aus den mir wohlbekannten Urſachen, mich nicht länger in Tobolsk behalten dürfe. Ich erſchrak, machte aber nicht die geringſte Einwendung, ſondern bat ihn nur, mir noch zwei Tage zu bewilligen, damit ich mir einige Bedürfniſſe, die ich in Kurgan zu finden nicht hoffen dürfte, anſchaffen, und vorzüglich, damit ich meinen Wagen verkaufen könnte, der mir jetzt zu nichts half, und deſſen Veräußerung meine ziemlich erſchöpfte Kaſſe wieder etwas füllen ſollte. Mit der liebenswürdigſten Gefälligkeit geſtand der Gouverneur mir dieſe Bitte zu, und ich eilte, meine traurigen Anſtalten zu beſchleunigen, damit ich ſeine Güte nicht mißbrauchte.

Der reichſte Kaufmann in Tobolsk — ſein Nahme iſt mir entfallen — hatte mir ſchon einige Tage vorher hundert und funfzig Rubel für meinen Wagen geboten; da er mir aber mehr als zweimal ſo viel koſtete, ſo hatte ich ſein Anerbieten ausgeſchlagen. Jetzt zwang mich die Noth, den geringen Preis anzunehmen, und jetzt hatte er die unverſchämte Herzloſigkeit, mir fünf und zwanzig Rubel weniger zu bieten. Auch darein mußte ich mich ergeben; und wahrlich, es empörte mich noch weit weniger, als den wackern Gouverneur, der gar nicht aufhören konnte, ſeinen Unwillen darüber in den ſtärkſten Ausdrücken zu äußern, und der mich ſogar in allem Ernſte bat, dieſe Anekdote zum Gegenſtand eines kleinen Luſtſpiels zu machen, welches, wenn ich es Franzöſiſch entwürfe, er ſelbſt in's Ruſſiſche überſetzen, und auf dem Theater in Tobolsk ſpielen laſſen wollte. — Ach! ich war jetzt nicht gelaunt, ein Luſtſpiel zu ſchreiben. —

Zucker, Kaffee, Thee, Papier, Federn und dergleichen mehr, hatte ich mir eingekauft. Aber was mir am meiſten am Herzen lag, war ein Vorrath von Büchern; denn wie ſollte ich ohne Bücher den kommenden Winter verleben! — Der gute Hofrath Peterſon gab mir, was er beſaß; aber ſeine Bibliothek enthielt meiſtens nur mediciniſche Schriften, und einige Reiſebeſchreibungen, die ich ſchon geleſen hatte. Ich fand indeß Mittel, meinen Freund Kuniäkoff von meiner ſchnellen Abreiſe und meinem Mangel an Büchern zu unterrichten. Er ſchrieb mir: ich ſollte um Mitternacht, wenn meine Wache ſchliefe, am Fenſter auf ihn warten. Das that ich, und er ſelbſt brachte mir drei Nächte hinter einander die gewählteſten Bücher aus ſeiner Sammlung, unter andern den Seneca, der nachher ſo oft mein Tröſter wurde.

An meine Frau, und wohl noch an ein Dutzend edler Menſchen in Rußland und Deutſchland ſchrieb ich Briefe, machte ein einziges Paket daraus, adreſſirte es an meinen alten bewährten Freund Graumann, Kaufmann in Petersburg, und gab es dem Courier Alexander Schülkins, mit dem Verſprechen, daß, wenn er es richtig abliefere, mein Freund ihm funfzig Rubel dafür ſchenken werde. Das ſchien mir die beſte Art, die Uebergabe zu ſichern; und der Erfolg hat gezeigt, daß ich Recht hatte.

Die Vorbereitungen zu meiner Abreiſe waren vollendet. Ich zeigte es dem Gouverneur an; und da ich wußte, daß ein Unterofficier mich nach Kurgan begleiten müſſe, ſo bat ich ihn, dem guten Andre' Jwanowitſch, troß ſeinem Alter, dieſen Auftrag zu ertheilen. Herr von Kuſcheleff, der mir nichts abſchlug, was nur irgend in ſeiner Macht ſtand, bewilligte auch dies. Er that noch mehr: er gab mir Empfehlungsſchreiben an die vornehmſten Perſonen in Kurgan, beſchenkte mich, kurz vor meiner Abreiſe, mit einer Kiſte ſehr guten Chineſiſchen Thee, und — was mir vorzüglich lieb war — verſprach mir, das Journal de Francfort, welches er ſich kommen ließ, mir wöchentlich nach Kurgan zu ſchicken. Er hat Wort gehalten, und, wie ich nachher erfahren habe, ſelbſt nicht wenig dabei gewagt.

Mein Kibitken, ein altes gebrauchtes Fuhrwerk, das ich dennoch mit dreißig Rubeln hatte bezahlen müſſen, war gepackt. Ich nahm kühlen Abſchied von dem Herrn Hofrath, deſſen Abreiſe nun endlich auch auf den Tag nach der meinigen beſtimmt war: eine für mich ſehr erfreuliche Nachricht, da ich wußte, daß er mein Memorial an den Kaiſer überbringen ſollte. Er reiſte übrigens ſehr unzufrieden mit dem Gouverneur, der ihn, während ſeines ganzen Aufenthalts in Tobolsk, auch nicht ein einziges Mal zum Eſſen eingeladen hatte.

Es war am 13ten Junius, Nachmittags

um 2 Uhr, als ich traurig hinunter an das Ufer wanderte, wo mein Fuhrwerk bereits zu Schiffe gebracht war. Unterweges begegnete mir noch ein lächerlicher Vorfall. Ein Ruſſiſches, ziemlich wohl gekleidetes Frauenzimmer hielt mich an, und machte mir eine Menge weitläuftiger Complimente über meine Schauſpiele. Mir ſchien der Augenblick hierzu ſehr übel gewählt, und ich wollte mit einer kurzen Verbeugung vorüber gehen. Nun aber gab ſie ſich als Mitglied der edlen Tobolskiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft zu erkennen, und vertraute mir: ihr ſey in meiner Sonnenjungfrau die Rolle der Oberprieſterin zu Theil geworden; ſie wiſſe aber nicht, wie ſie ſich dieſer Rolle gemäß kleiden ſolle, und bitte mich daher, ihr das Coſtüm zu beſchreiben. — In jeder andern Lage würde ich ihr ins Geſicht gelacht haben; jetzt aber ärgerte ich mich, ſagte ihr mit gerunzelter Stirn, „ſie ſehe wohl, daß ich nicht in der Stimmung ſey, mich mitten in Sibirien mit Peruaniſchen Kleidertrachten zu beſchäftigen,“ bat ſie, ſich nach eigenem Geſchmack ein Coſtüm zu wählen, und ließ ſie ſtehen.

Der Weg nach Kurgan führt ſonſt ſeitwärts durch die kleine Stadt Jaluterski, und beträgt alsdann nur 427 Werſte. Die noch immer ausgetretenen Gewäſſer nöthigten uns aber, erſt ganz zurück bis nach der Grenzſtadt Tiumen zu gehen, und von da uns ſüdlich zu wenden.

In Tiumen übernachteten wir bei einem Schreiber, der uns mit der gutmüthigſten Gaſtfreiheit bewirthete. Wer mir drei Wochen vorher geſagt hätte, daß ich dieſen Ort ſo bald wieder ſehen würde, den hätte ich als den Verkündiger meiner Freiheit umarmt. Jetzt ſah ich Tiumen wieder, und — meine Freiheit ſchien entfernter, als jemals.

Auf dieſer Reiſe bezahlten wir die Pferde ukasmäßig, ein Kopek für zwei Pferde auf die Werſt, welches auf die Deutſche Meile noch nicht einmal die unglaublich kleine Summe von zwei Groſchen beträgt.

Einige Stationen von Tiumen ſah ich in einem feuchten Walde eine botaniſche Merkwürdigkeit, deren ich, ſeit meiner Zurückkunft, bereits öfters gegen erfahrne Botaniker erwähnt habe, die aber ihnen allen neu war *).

---

*) Ich weiß nun, daß es eine Gattung des Cypripedium iſt, aber keine der bekannten. Am ähnlichſten iſt ſie dem, in dem Pflanzen-Verzeichniß von Kiew vorkommenden, Cypripedium album.

Es ſtand nehmlich in einer Strecke von vielleicht ſechshundert Schritten eine unzählige Menge rother Blumen, auf deren jeder ein Häufchen Schnee zu liegen ſchien. Das fiel mir auf; ich ließ halten, brach mehrere ab, und fand folgende höchſt ſonderbare, doch ſehr reitzende Geſtalt. An einem etwa fünf Zoll hohen Stiele, mit Blättern, die (wenn ich mich recht beſinne) den Blättern der Maiblume ähnlich waren, hing jedesmal nur Ein kleiner Damen-Strickbeutel, etwa von 1½ Zoll ins Gevierte, und an beiden obern Ecken mit Bändern, gleichſam zum Zuſchnüren. Dieſen offenen Strickbeutel, den man bequem auch inwendig beſehen konnte, und der ſowohl auswendig als inwendig die ſchönſte Purpurfarbe hatte, bedeckte ein herzförmiges Blatt in proportionirter Größe, deſſen Oberfläche ſchneeweiß und wie emaillirt war, deſſen untere Seite aber die Farbe des Beutels zeigte. Man konnte dieſes Blatt auf- und zuklappen, und ſo das Beutelchen öffnen oder verſchließen. Ich kann gar nicht beſchreiben, wie außerordentlich reitzend dieſe, übrigens geruchloſe, Blume ausſah. Ob ich, als Laie in der Botanik, mich verſtändlich genug ausgedrückt habe, bezweifle ich; ſo viel aber weiß ich, daß dieſe Blume für jeden Garten eine Zierde ſeyn würde. Da ſie auf der erwähnten Strecke außerordentlich häufig wuchs, ſo glaubte ich, ſie wäre in Sibirien gemein, und vernachläſſigte es daher, einige Exemplare mitzunehmen. Ich habe das nachher oft bereuet; denn ſie iſt mir nie wieder zu Geſichte gekommen, und niemand kannte ſie. Der Hofrath Peterſon wurde, als ich ihm bei meiner Rückreiſe dieſe Blume beſchrieb, ſehr begierig darnach, und nahm ſich vor, im folgenden Jahre zu verſuchen, ob er ſie bekommen könne.

Eine halbe Tagereiſe von Kurgan übernachteten wir noch einmal bei einem Popen, wo wir ein ſehr gutes Zimmer, mit allen Bequemlichkeiten verſehen, weiche Betten, und die freundlichſte Aufnahme fanden, und wo man, zu meiner nicht geringen Verwunderung, am folgenden Morgen uns gar keine Bezahlung abfoderte. Ich erfuhr, daß die Gemeine des Dorfes dieſes Zimmer und dieſe Anſtalten auf gemeinſchaftliche Koſten für Reiſende unterhalte. Kann man die Gaſtfreiheit weiter treiben? — Kein Bauer ließ ſich ſehen, um meinen Dank zu empfangen.

Es war vier Uhr Nachmittags, als wir Kurgan zuerſt erblickten. Ein einziger unanſehnlicher Thurm ragte aus einer zerſtreuten, noch unanſehnlichern Gruppe von Häuſern hervor. Das Städtchen lag an dem jenſeitigen, etwas höheren Ufer des Tobol, und war von einer kahlen Steppe umgeben, die ſich überall einige Werſte lang bis an die mit Wald bekränzten Anhöhen zog, und von einer großen Menge kleiner ſchilfreicher Seen durchſchnitten wurde. Das eingefallene Regenwetter trug nicht dazu bei, den Anblick freundlicher zu machen. Der Nahme Kurgan, der eigentlich einen Grabhügel bedeutet, dünkte mich ſchon längſt eine Weiſſagung meines Schickſals. Mit beklemmter Bruſt und trübem Blick ſah ich das Ziel überſtandner, und den Anfang neuer Leiden vor mir liegen; und da wir durch die Ueberſchwemmung der Steppe genöthigt waren, uns dem Städtchen nur ſehr langſam und in unaufhörlichen Krümmungen zu nähern, ſo hatte ich Zeit genug, mein offnes Grab von allen Seiten zu betrachten.

Unter dem Haufen hölzerner Hütten, die ſämmtlich nur von Einem Stockwerke waren, ragte ein einziges ſteinernes, ziemlich geſchmackvoll erbautes Haus — an dieſer Stelle ein

Pallaſt — hervor. Ich erkundigte mich nach dem Eigenthümer; und man nannte mir einen gewiſſen Roſen oder Roſin, vormaligen Vice Gouverneur von Perm, der in dieſer Gegend Güter beſitze.

Der ſeltſame Geſchmack, ſich in dieſem öden Erdwinkel Güter anzukaufen, konnte mich eben nicht lüſtern nach ſeiner Bekanntſchaft machen. Indeſſen klang ſein Nahme doch ſo Deutſch; wenigſtens durfte ich vermuthen, daß er von Deutſcher Abkunft wäre. Auch war der Nahme meinem Herzen ſeit vielen Jahren theuer; er erinnerte mich an meinen alten braven Freund, den Baron Friedrich Roſen, und ſeine vortreffliche Gattin, meine zweite Mutter: ein edles Paar, das ſchon ſo manche meiner bangen Lebensſtunden erheitert hatte, und nun ſogar in einer der bängſten, durch den bloßen Klang ſeines Nahmens, mir aus der Ferne Troſt zurief.

Nach manchen labyrinthiſchen Krümmungen gelangten wir endlich an eine ſonderbare ſchwimmende Brücke, die bloß aus zuſammengebundenen einfachen Balken beſtand, welche dieſſeits und jenſeits am Ufer des Tobol befeſtigt, übrigens aber ein Spiel der Wellen waren. Natürlich drückte jedes Fuhrwerk ſie tief in's Waſſer, und man mußte ſehr aufmerkſam vor ſich hin ſehen, um die Brükke, da wo ſie den Druck noch nicht bekam, folglich noch aus dem Waſſer hervorragte, zum Wegweiſer über die Brücke zu nehmen.

Kurgan hat nur zwei parallel laufende breite Straßen, in deren eine wir jetzt hinein fuhren. Vor einem Gebäude, welches der Sitz des Niederlandgerichtes war, hielten wir ſtill; mein Unterofficier ging hinein, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß der Gorodnitſchei oder Stadtvoigt (Polizei-Meiſter) verreiſt ſey, der Präſident des Niederlandgerichts aber ſeine Stelle vertrete, und ich folglich zu dieſem gebracht werden müſſe. Wir fuhren nun einige hundert Schritte weiter, bis an die Wohnung dieſes Mannes, wo ich abermals gemeldet, und nach einer kurzen Friſt herein geladen wurde.

Ich fand einen Greis mit einer gutmüthigen Phyſiognomie, der es aber in dieſem Augenblicke für ſeine Pflicht hielt, eine etwas feierliche Amtsmiene anzunehmen. Er hieß mich kalt willkommen, ſetzte eine Brille auf, öffnete die meinetwegen erhaltene Ordre und die übrigen Papiere, und las ſie, eins nach dem andern, ſehr bedächtlich durch, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern. Ich glaubte, ihm ein kleines Zeichen geben zu müſſen, auf welche Art ich jetzt und in Zukunft behandelt zu ſeyn, Anſpruch mache: daher nahm ich einen Stuhl, und ſetzte mich. Er warf mir von der Seite einen etwas befremdeten Blick zu, las aber dann ſtill weiter.

Aus dem Nebenzimmer ſammelte ſich indeſſen eine neugierige Gruppe um mich her. Sie beſtand, außer einigen ziemlich erwachſenen Kindern, aus einer jungen hübſchen Frau (der zweiten Gattin des Hausherrn), ſeiner alten faſt blinden Mutter, und einem Manne von mittleren Jahren in Polniſcher Kleidung. Alle betrachteten mich ſchweigend, und es herrſchte eine feierliche Stille, bis der Präſident die Durchſicht der Papiere vollendet hatte.

Mit aufgeheiterten Geſichtszügen — denn vermuthlich hatte der Gouverneur mich ihm empfohlen, und mehr als vermuthlich ſprach ſein Herz für mich, deſſen Güte ich bald nachher kennen lernte — wendete er ſich jetzt zu mir, reichte mir die Hand, hieß mich freundlich willkommen, ſtellte mir ſeine Familie, und zuletzt auch den Polen vor, dem er Glück wünſchte, einen Unglücksgefährten gefunden zu haben, und den er meiner Freundſchaft empfahl. Ich umarmte ihn mit Wehmuth, und meinte, ſo wie er, daß die Gleichförmigkeit unſers Schickſals uns ſchnell zu brüderlichen Freunden machen würde.

Der Vorſitzer des Niederlandgerichtes, und die höchſte Magiſtratsperſon in Kurgan, hieß de Grawl. Sein Vater, ein Schwediſcher Offizier, wurde in der Schlacht bei Pultawa gefangen, und mit vielen ſeiner Landsleute nach Sibirien geſchickt. Hier verheirathete er ſich mit einer Eingebornen, und ſtarb im Exil. Sein Sohn diente unter den Truppen, machte den ſiebenjährigen Krieg mit, kehrte in ſein Vaterland zurück, ging aus dem Militair in den Civilſtand über, und lebte jetzt, bei einem ſehr kargen Einkommen, froh und zufrieden; wenigſtens habe ich ihn nie anders als bei heiterer Laune geſehen. Vor Kurzem war er zum Hofrath ernannt worden, worauf er ſich, doch ohne Dünkel, nicht wenig zu gute that.

Nach den erſten Complimenten war nun die Rede davon, mir eine Wohnung anzuweiſen, die, der erhaltenen Ordre zufolge, eine der beſtmöglichen in Kurgan ſeyn ſollte.

Darunter war indeß nur eine freie Wohnung zu verſtehen, welche die Krone zu vergeben hatte, und deren Einräumung von jedem Hausbeſitzer als Einquartierung erzwungen werden konnte. Aus ſehr begreiflichen Urſachen ſucht ein jeder dieſes beſchwerliche onus ſo viel wie möglich von ſich abzuwälzen; und muß er einen ungebetenen Gaſt in's Haus nehmen, ſo giebt er ihm wenigſtens die ſchlechteſten Zimmer.

De Grawi dachte lange hin und her, und gab endlich einer Art von Adjutanten, einem kleinen buckeligen Männchen, die Anweiſung, wohin er mich führen ſollte. Zum Abendeſſen, erſuchte er mich, wieder bei ihm einzuſprechen, was ich aber für heute verbat, da ich mich ſehr nach Ruhe und Einſamkeit ſehnte, und mich in meiner Wohnung ein wenig einrichten wollte.

Ich ging mit meinem Führer. Er brachte mich in ein kleines niedriges Haus, an deſſen Thür ich mir beinahe den Kopf eingeſtoßen hätte. Das verſprach nicht viel; und in den mir beſtimmten Zimmern fand ich noch weniger. Es waren düſtre Löcher, in denen ich kaum aufrecht gehen konnte, nackte Wände, ein Tiſch, zwei hölzerne Bänke, kein

Bett, kleine mit Papier verklebte Fenſter. Ich ſeufzte tief; die Wirthin vom Hauſe erwiederte den Seufzer, und räumte mit ſtillem Verdruſſe Flachs und Leinewand weg, die, nebſt einigen alten Kleidern und altem Geſchirre, hier lagen.

Ich faßte mich, und machte meine kleinen Einrichtungen, ſo gut ich konnte. Kaum war eine Stunde verfloſſen, als der gute de Grawe mir zum Willkommen einen Schinken, einige Brote, Eier, friſche Butter und noch mehr dergleichen ſchickte, woraus mein Roſſi eine vortrefliche Abendmahlzeit, mehr für ſich, als für mich, bereitete. Nachher ſuchte ich denn zum erſten Mal auf der ſchwarzen Diele den Schlaf, den aber Gram und Ungeziefer weit von mir verſcheuchten.

Am folgenden Morgen ziemlich früh erhielt ich Bewillkommungs-Beſuche von den ſämmtlichen Honoratioren des Städtchens. Ich will ſie nach der Reihe nennen, um einen Begriff von dem zu geben, was in Kurgan la bonne société war.

Stepan Oſipowitſch Wammejef, Kapitan Iſprawnik, das iſt derjenige, der im ganzen Kreiſe auf die Polizei-Ordnung, die Brücken, Straßen, gehörige Einlieferung der Abgaben

gaben u. ſ. w. ſehen, auch die Händel der Bauern unterſuchen und ſchlichten muß. Er war ein gutmüthiger, jovialiſcher, dienſtfertiger und wohlhabender Mann. In ſeinem Hauſe fand man ſogar einige Spuren von Luxus; aber freilich wußte er dieſen Luxus eben nicht mit Geſchmack zu verbinden. So erinnere ich mich, zum Beiſpiel, in ſeinem Zimmer einige kleine Tiſche und Präſentirteller geſehen zu haben, die mit guten Kopieen bekannter Kupferſtiche bemahlt, und in einer bei Ekatarinaburg gelegenen Fabrik recht fein lakirt waren. Sie koſteten viel Geld; er bediente ſich ihrer aber weder als Tiſche, noch als Präſentirteller, ſondern hatte ſie als Gemählde an die Wände gehängt, zu welchem Behuf er die Tiſchfüße abgenommen, und dieſe wieder insbeſondere als Zierathen aufgeſtellt hatte.

Juda Nikititſch, ein Sedatel, oder Aſſeſſor im Niederlandgerichte, Bruder einer Freundin des Gouverneurs, welche mir auch ein Empfehlungsſchreiben an ihn mitgegeben hatte. Er war ein ſehr bornirter, völlig unbedeutender Menſch.

Noch ein andrer Sedatel, faſt noch unbedeutender.

Der Sekretär dieſes Gerichts, ein alter gutherziger Mann, der einen hohen Begriff von ſeiner Tüchtigkeit zu Geſchäften zu haben ſchien. Er war der Einzige im Städtchen, der die Moskowiſche Zeitung kommen ließ.

Ein unwiſſender Chirurgus.

Dies war, außer dem verreiſ'ten Stadtvoigt, der enge Cirkel, in welchem ich nun mein Leben einſam vertrauern ſollte.

Der intereſſanteſte Menſch in Kurgan blieb mir natürlicher Weiſe der Pole, Iwan Sokoloff. Er war vormals Beſitzer eines Landgutes an der neuen Ruſſiſch-Preußiſchen Grenze, und hatte weder gedient, noch ſich ſonſt auf irgend eine Art in die Angelegenheiten der Revolution gemiſcht. Einer ſeiner Freunde, der vielleicht eine nicht ganz unverdächtige Correſpondenz nach den neuen Preußiſchen Provinzen führte, hatte geglaubt, die Briefe von dorther unter Sokoloffs Adreſſe ſicherer zu erhalten, und deshalb, ſogar ohne es dieſem vorher anzuzeigen, ſie ſeinen Correſpondenten empfohlen. Gleich der erſte Brief dieſer Art wurde aufgefangen. Sokoloff wußte von nichts. Er aß eines Tages auf einem benachbarten Gute bei dem General Wielohurski. Dorthin kam ein Officier, der ihn bereits zu Hauſe vergebens geſucht hatte, und arretirte ihn, nebſt andern, mehr oder weniger Schuldigen und Unſchuldigen. Alle ſaßen lange, ich habe vergeſſen auf welcher Feſtung. Die Sache wurde nach Petersburg berichtet, und ihnen von dorther Verzeihung angekündigt, aber mit dem Zuſatze, daß ſie ſämmtlich nach Sibirien wandern müßten.

Hierauf wurde Sokoloff, ſo wie ſeine Unglücksgefährten, in einem Kibitken fortgeſchleppt. Der Weg führte nur einige Werſte vor ſeinem Landgute vorbei; er bat um Gottes willen, man möchte ihm wenigſtens erlauben, ſeine Familie noch einmal zu ſehen und einige Wäſche und Kleidungsſtücke mitzunehmen. Umſonſt! Wie er ging und ſtand, mußte er nach Tobolsk. Dort wurde er von ſeinen Kameraden getrennt, und nach Kurgan geſchickt, wo er nun ſchon ſeit drei Jahren das elendeſte Leben führte. ohne von ſeiner Gattin und ſeinen ſechs Kindern auch nur die mindeſte Nachricht zu haben.

Er bekam von der Krone täglich 20 Kopeken (nach jetzigem Cours etwa drei gute Groſchen), und mußte, um damit auszukommen, jeder Bequemlichkeit, jeder Freude des Lebens entſagen. Im Winter wohnte er mit einem ſtets betrunkenen Wirthe, einer ſtets zankenden Wirthin, Katzen und Hunden, Hühnern und Schweinen, in einem einzigen finſtern Loche; im Sommer zog er, um allein zu ſeyn, hinaus in den Stall, wo ich ihn ſelbſt beſucht habe. Eine leere Bettſtelle, ein kleiner Tiſch, ein Stuhl, ein Waſchbecken, und ein Crucifix an der Wand, waren Alles, was er beſaß.

Trotz dieſem äußerſten Mangel ſchlug er jedes Geſchenk aus, das man ihm anbot, lebte von Milch, Brot und Quaß, und war immer reinlich und ordentlich gekleidet. Ueberall im Städtchen wurde er geliebt, und man nannte ihn nur Wannuschka *). Bei dem Hofrath de Grawi war er beſonders wohl gelitten; denn er verband mit ſeiner Lebensart eine auffallende Gutmüthigkeit, und behauptete in ſeinem Unglück einen Gleichmuth, den ich bewunderte und oft vergebens zu erreichen ſtrebte. Nur dann, wenn er allein bei mir war; wenn wir uns die Geſchichte unſerer Leiden zum zwanzigſten Mal wiederholten;

*) Ein gutmüthiger Menſch, der ſich viel gefallen läßt. gern mit Kindern ſpielt, ꝛc.

wenn wir uns wechſelſeitig die Nahmen unſerer Lieblingskinder ſagten, und nach und nach ſie alle genannt hatten: dann traten ihm wohl die Thränen in die Augen, und er verſank in düſtre Schwermuth. — Schade nur, daß er nicht Franzöſiſch, ja auch nicht einmal Lateiniſch ſprach, was doch die meiſten Polen können. Unſere Unterhaltung wurde dadurch oft ſehr mühſam: denn ob er gleich beſſer Ruſſiſch ſprach als ich, ſo hatte er es doch auch erſt in Kurgan gelernt, und ſein Polniſcher Accent machte ihn mir oft ſehr unverſtändlich. Doch unſere Herzen verſtanden ſich um ſo beſſer! Im Schooße des Unglücks wird man inniger vereinigt, als Zwillingsbrüder im Schooße einer Mutter. —

Ich muß das Gemählde ſeines biedern Charakters noch durch einen beſondern Zug vollenden. Er war ſo unbegreiflich gewiſſenhaft, daß er ſogar jedes Anerbieten, einen Brief an ſeine Familie zu befördern, ausſchlug, bloß weil es verboten war, und weil er dem Gouverneur hatte verſprechen müſſen, keine Nebenwege zu ſuchen.

Ich kehre zurück zu meiner Geſchichte. Keiner von denen, die mich am erſten Morgen beſuchten, kam mit leeren Händen; jeder brachte mir etwas zu eſſen oder zu trinken, und es fehlte mir nur eine Vorrathskammer, um ſie anzufüllen. Auch de Grawi fand ſich ein, um ſich zu erkundigen, wie ich mit meinem Quartiere zufrieden wäre. Ich geſtand ihm, daß es mir ſehr mißfalle. Er erbot ſich ſogleich, mich im ganzen Städtchen ſelbſt umher zu führen, und mir, zu eigner Wahl, alle Wohnungen zu zeigen, über welche er disponiren könne. Ich nahm ſein Anerbieten dankbar an. Wir liefen einen großen Theil des Tages aus Einem Hauſe in das andere, fanden es aber oft noch ſchlechter, ſelten beſſer, und immer ſo eng, daß ich nothwendig mit meinem Bedienten zuſammen in Einem Zimmer hätte wohnen müſſen: ein Umſtand, der mir beſonders zuwider war.

Ich bat ihn endlich, die Sorge für mein Quartier mir ſelbſt zu überlaſſen, da ich verſuchen wollte, ob nicht der große Hauptſchlüſſel, Geld, mir irgend ein Haus eröffnen würde, wo ſich mehr Bequemlichkeit darböte. Er gab es zu, meinte aber, ich würde nichts dergleichen finden. Ich verließ mich indeß auf meinen pfiffigen Roſſi, der ſchon in den erſten vier und zwanzig Stunden mit der ganzen Stadt bekannt war, und auch, glaube ich, ſchon die ganze Stadt betrogen hatte. Er legte ſich auf Kundſchaft, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß ich ein neues kleines Haus für mich ganz allein haben könne, wenn ich monatlich funfzehn Rubel Miethe bezahlen wolle. Der Beſitzer deſſelben war ein Kaufmann, der, um des lockenden Gewinnes willen, ſeine eigene Wohnung räumen, und ſelbſt in ein noch kleineres Hinterhaus auf demſelben Hofe ziehen wollte.

Ich ging ſogleich hin, die mir angebotene Wohnung zu beſehen, und fand ſie ſo bequem, auch, nach Kurganiſcher Art, ſo prächtig möblirt, als ich es nur immer wünſchen konnte. Sie beſtand aus einem großen und einem kleineren Zimmer, einer warmen ſehr geräumigen Küche, und einer ſogenannten Kladawai (einer Kammer, worin man allerlei einſchließt). Die Wände der Zimmer waren freilich nur Balken ohne Tapeten; der Eigenthümer aber hatte dafür geſorgt, ſie mit einer Menge bunter Kupferſtiche und Oehlgemählde zu tapezieren, die zwar alle ſehr elend waren, doch an dieſem Orte leicht eine Art von Täuſchung hervorbrachten, als befinde man ſich in einem minder öden Erdwinkel. Da waren z. B. mehrere Nürnberger Produkte: eine Augsburger Bürgerfrau, eine Leipziger Jungemagd, ein Wiener Kringel-Verkäufer, ſämmtlich mit Deutſchen Unterſchriften; und ſchon der bloße Anblick einiger Worte in meiner Mutterſprache machte mich ſo froh, daß ich mich nur ungern wieder von dieſen Deutſchen Bildern getrennt haben würde. Ferner waren da ſchlechte Kopieen von den Attitüden der Lady Hamilton, wie auch von Gemahlden aus Herkulanum; Landſchaften, und mehr dergleichen. Die Oehlgemählde, von inländiſcher Kunſt, ſtellten ſämmtlich alte Zaaren vor; das heißt; der Mahler hatte verſchiedene bärtige Geſichter gepinſelt, ihnen Zaaren-Mützen auf den Kopf geſetzt, den Reichsapfel in die Hände gegeben, und dann Zaar Alexei Michailowitſch, oder einen andern, ihm gerade einfallenden Nahmen, darunter geſchrieben.

Die Möbel waren zwei hölzerne Bänke mit Lehnen, die aber Sofas genannt wurden, weil man auf jede ein Bettküſſen gelegt und ein Stück Kattun darüber gedeckt hatte; einige Stühle und Tiſche; ein Glasſchrank mit Porzellän, der aber verſchloſſen blieb, und den ſich die Wirthin zum ausſchließlichen Gebrauche vorbehielt. Die Wohnung lag vorn an der Straße, und hatte hinten einen ge räumigen Hof, deſſen Pforte auf den Tobol führte, an welchem ſich mir ein angenehmer Spaziergang darbot. Das Hinterhaus des Wirthes war von dem meinigen gänzlich getrennt. Alle dieſe Umſtände, zuſammen genommen, waren für mich ſo einladend, daß ich — trotz dem enormen Preiſe, der ſelbſt in Petersburg anſehnlich geweſen ſeyn würde, und der mit meiner dürftigen Kaſſe ſehr contraſtirte — doch augenblicklich zuſchlug, und Anſtalten traf, noch an demſelben Tage einzuziehen.

Es ſtellte ſich mir aber ein ſehr unvermuthetes Hinderniß in den Weg: mein ehrlicher de Grawi wollte durchaus nicht zulaſſen, daß ich ſo viel Geld ausgeben ſollte. Einmal über das andere rief er aus: „ein ſolcher Preis iſt unerhört, ſeitdem Kurgan ſteht!" Er ließ den Kaufmann kommen, und machte ihn ſo herunter, daß dieſer, voller Schrecken, ſogleich zurücktreten wollte. Mir wiederholte er zwanzigmal das Ruſſiſche Sprichwort: bereghi denje na tschorni den (ſpare dein Geld auf den ſchwarzen Tag); er wollte es dem Gouverneur melden, da es ſeine Pflicht ſey, Sorge für mich zu tragen; kurz, ich hatte alle mögliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich im Stande ſey, dieſe Ausgabe zu beſtreiten, und daß ich von jeher den Grundſatz gehabt habe, lieber ſchlecht zu eſſen, als ſchlecht zu wohnen. Er willigte endlich murrend ein, doch nicht eher, als bis der Wirth noch verſprochen hatte, mir Holz und Quaß frei zu liefern. Ich bezog nun meine neue Wohnung; und ſo oft de Grawi nachher zu mir kam, mußte ich jedes Mal das Klagelied über den hohen Preis anſtimmen hören.

Freilich, wenn mich die Hoffnung täuſchte, Geld aus Liefland zu erhalten; wenn alle Briefe an mich untergeſchlagen wurden, und auch meine Frau nicht zu mir kommen durfte oder konnte: ſo war ich nach einem halben Jahre allerdings ſehr übel daran, da ich von der Krone keinen Heller erhielt. Aber für die Gegenwart hatte ich Geld, und für die Zukunft Hoffnung; daher ließ ich mich nicht abhalten, mir wenigſtens fürs erſte meine Leiden ſo viel als möglich zu verſüßen. Uebribrigens war es in Kurgan ſo außerordentlich wohlfeil, meine Bedürfniſſe ſo gering, und die Gelegenheiten zu Nebenausgaben ſo ſelten, daß ich allenfalls auch wohl ein Jahr mit meinem Geldvorrath auskommen konnte;

und bis dahin konnte ſich ja ſo manches ändern.

Ich will die Preiſe verſchiedener Lebensmittel anführen, wobei ich noch erinnern muß, daß mein Roſſi mich wahrſcheinlich immer um die Hälſte betrogen hat. Ein Pfund Brot koſtete ungefähr anderthalb Pfennige (für fünf Kopeken erhielt ich ein Brot von ſechs Pfund); das Pfund Rindfleiſch koſtete fünf bis ſechs Pfennige; eben ſo viel ein junges Huhn; das Pfund Butter etwa funfzehn Pfennige; das Paar Haſelhühner, Birkhühner und dergleichen höchſtens einen Groſchen; und Haſen konnte man, ohne Balg, auch umſonſt bekommen, da die Ruſſen ſie nicht eſſen; eine Schüſſel Fiſche etwa ſechs Pfennige, eine Klafter Holz acht Groſchen. Quaß konnte auch der durſtigſte Trinker höchſtens für ein Paar Pfennige des Tages zu ſich nehmen. — Ich fragte einſt den Hofrath de Grawi, in Gegenwart des Kapitan Isprawnik: wie viel wohl jährlich ein Paar Pferde zu unterhalten koſten möchten. Mit dreißig Rubeln, verſetzte er, könne man das wohl beſtreiten. „Was?“ fiel ihm der Kapitan Isprawnik ins Wort: „dreißig Rubel? Ich ſtelle das Paar, gut gefüttert, für fünf und zwanzig.“

Hieraus kann man abmeſſen, daß die erſten Nothwendigkeiten des Lebens in Kurgan äußerſt wohlfeil waren; wenn manche derſelben nur immer zu bekommen geweſen wären! Bäcker und Fleiſcher gab es nicht. Wöchentlich Einmal, und zwar Sonntags Nachmittag, wurde eine Art von Markt gehalten, wo man ſich mit Fleiſch und Brot auf die Woche verſehen mußte; das Fleiſch blieb aber zuweilen ganz aus.

Einige andere mehr zum Luxus gehörige Artikel waren hingegen auch wieder ſehr theuer. Ein Stoff *) ſogenannter Franzbranntwein koſtete zwei und einen halben Rubel; ein Pfund Zucker einen Rubel; ein Pfund Kaffee mehr als anderthalb Rubel; guter Chineſiſcher Thee das Pfund drei Rubel; ein halbes Dutzend Spiele ſchlechter Karten ſieben Rubel; ein Buch Holländiſches Papier gegen drei Rubel.

Doch das waren lauter entbehrliche Sachen, und ich fand zu Ende der erſten Woche, daß ich — Wäſche, Licht und alles Andere mitgerechnet — kaum einige Rubel ver-

---

*) Ein Stoff iſt etwas mehr als ein Berliniſches Quart.

zehrt hatte. Freilich war meine Tafel die mäßigſte, die man ſich nur immer denken kann; ihre Hauptbeſtandtheile waren Brot aus gebeuteltem Mehl (eine Seltenheit in Kurgan, mit welcher mich der gute de Grawi zweimal wöchentlich verſorgte), und herrliche Butter, die täglich friſch zubereitet wurde. Nie in meinem Leben habe ich beſſere Butter gegeſſen, welches ſehr natürlich zuging, da den Kühen die üppigſten Wieſen zu Weiden dienten. Außer Brot und Butter hatte ich zuweilen ein junges Huhn mit etwas Reiß, auch wohl eine Taube oder Ente, die ich ſelbſt geſchoſſen hatte, und zum Deſſert dann einen Becher Quaß. Ich ſtand zwar immer befriedigt, aber nie eigentlich ſatt vom Tiſche auf, und ich glaube, daß ich vorzüglich dieſem Umſtande meine nicht allein anhaltende, ſondern ſogar zunehmende Geſundheit verdankte.

Meine Lebensart war übrigens folgende: Morgens um ſechs Uhr ſtand ich auf, und wendete eine Stunde an, Ruſſiſche Vokabeln auswendig zu lernen; denn da von allen Einwohnern des ganzen Städtchens niemand eine andere Sprache als die Ruſſiſche verſtand, ſo war es für mich höchſt nothwendig, daß ich ſie beſſer zu erlernen ſuchte. Dann frühſtückte ich, und ſchrieb mehrere Stunden an der Geſchichte meiner Leiden. Nach dieſer mir faſt lieb gewordenen Arbeit ging ich, gewöhnlich im Schlafrock und in Pantoffeln, eine Stunde am Tebol ſpazieren, wo ich mir einen Gang gerade von zwei Werſten abgemeſſen hatte, und wohin ich durch die Hinterpforte gelangen konnte, ohne jemanden zu begegnen. Bei meiner Zurückkunft las ich noch eine Stunde im Seneca; dann verzehrte ich mein frugales Mittagsbrot, warf mich aufs Bett, ſchlummerte, und las dann in Pallas oder Gmelins Reiſen, bis Sokoloff kam, mich zur Jagd abzurufen. Nachher trank er gewöhnlich Thee mit mir, wobei wir unſere Schickſale wiederholten und einander unſre Hoffnungen mittheilten, oder unſre Furcht gegenſeitig mit ſchwachem Glauben bekämpften. Wenn er fort war, las ich wohl noch eine Stunde im Seneca, aß dabei mein Butterbrot, ſpielte dann eine Weile grande patience *) mit mir ſelbſt, und ging endlich mehr oder weniger ſchwermüthig ſchlafen, je nachdem — faſt ſchäme ich mich, es zu geſtehen — das Spiel mehr oder weniger günſtig für mich ausgefallen war.

Wer jemals recht unglücklich geweſen iſt,

---

*) Eine Art von Orakelſpiel.

wird ſelbſt die Erfahrung gemacht haben, daß man nie mehr Hang zum Aberglauben hat, als im Unglück. Was in jeder andern Lage des Lebens gar nichts ſeyn würde, das ſchafft man ſich im Unglück wenigſtens zu einem Strohhalm um; und mit der Ueberzeugung im Herzen, daß dieſer ſelbſtgeſchaffene Strohhalm keine Mücke tragen werde, greift man dennoch nach ihm, und betrübt ſich, wenn er ausweicht. So geſtehe ich, daß ich jeden Abend in Kurgan die Karten auf die Frage legte: ob ich jemals die Freude haben würde, meine Familie wiederzuſehen. Kam das Spiel glücklich aus, ſo — ich kann nicht ſagen, daß es mich freute, aber es war mir doch lieb; und kam es nicht aus — ich kann nicht ſagen, daß es meine Furcht vermehrte, aber es betrübte mich doch. Lächelt nur, Ihr, deren Nachen immer auf ſanft wallenden Bächen ſchiffte; lächelt nur über den Unglücklichen, der in offner See auf einem Wrack herumtreibt, und ſich am Meergraſe zu halten ſtrebt! —

So vergingen meine Tage. Ich war übrigens völlig frei, von keines Menſchen Auge bewacht. Mein guter alter Unterofficier André Iwanowitſch kehrte ſchon zwei Tage nach meiner Ankunft in Kurgan nach Tobolsk zurück, und man hielt es gleich Anfangs nicht für nöthig, ſeine Stelle zu erſetzen, was man doch bei dem Polen in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes gethan hatte. Auch wäre jede Bewachung ſehr überflüſſig geweſen. Unſere Jagd führte uns freilich oft mehrere Werſte weit von der Stadt; aber wohin ſollten oder konnten wir fliehen? — Kurgan lag vormals an der Grenze der Kirgiſen; doch ſchon ſeit vielen Jahren war dieſe Grenze um funfzehn Meilen weiter hinausgerückt, und dort eine kleine Feſtung gebauet worden.

Hätte ſie aber auch noch jetzt an das Weichbild der Stadt geſtoßen: was konnte das Leuten helfen, die von allen Mitteln zur Flucht entblößt waren, und nicht einmal die Ruſſiſche Sprache recht verſtanden, vielweniger die Kirgiſiſche! Auch ſelbſt in dieſem Falle wäre ein Verſuch zur Flucht noch immer ein verzweifeltes Wagſtück geblieben; denn die Kurganer erinnerten ſich mit Schrecken der Zeit, wo ſie nicht vor die Stadt ſpazieren gehen durften, ohne daß ſie der Gefahr ausgeſetzt waren, von den herumſchweifenden Kirgiſen erwiſcht zu werden. Dann wurden ſie an den Schweif des Pferdes gebunden, und mußten ſen, ſo ſchnell das Pferd galoppirte. Der Reiter ſah ſich nicht einmal nach ihnen um, ſie mochten ſchreien und jammern, ſo viel ſie wollten. Erſt wenn er bei ſeiner Wohnung abſtieg, unterſuchte er, ob ſein Gefangener noch lebe, oder ſchon todt ſey. Im erſtern Falle machte er ihn zu ſeinem Sklaven, oder, was noch öfter geſchah, verkaufte ihn an die Bucharen, die ihn, Gott weiß wohin, ſchleppten. Wir dankten alſo dem Himmel, daß wir wenigſtens ſicher vor dieſen Unholden auf die Jagd gehen konnten.

Dieſe Zerſtreuung war immer ſehr wohlthätig für mich, ſo wenig Mittel wir auch hatten, uns die Jagd angenehm zu machen. Ein Paar elende Flinten, die man immer vier- bis fünfmal abdrücken mußte, ehe ſie losgingen, waren alles, was wir beſaßen. Einen Jagdhund gab es im ganzen Städtchen nicht, auch nicht einmal einen Pudel, der aus dem Waſſer apportirt hätte. Da nun die Steppe mit unzähligen kleinen moraſtigen Seen durchſchnitten war; da Enten und Schnepfen in dieſer Jahreszeit faſt den einzigen Gegenſtand unſerer Jagd ausmachten: ſo mußten nothwendig wir ſelbſt die Stelle der Pudel vertreten, und oft bis an den halben

Leib im Waſſer waten, um die erlegte Beute zu erhaſchen. Mein Pole war mit dieſer beſchwerlichen Art zu jagen ſchon weit mehr vertraut, als ich: er ging ohne alle Umſtände in die tiefſten Seen, verweilte halbe Stunden lang darin, jagte mir das Wild aus dem Schilfe, ſuchte das angeſchoſſene und verkrochene, kurz, erſetzte, die Witterung ausgenommen, den beſten Jagdhund; doch eben dieſer einzige Mangel war hier, bei dem unbeſchreiblichen Ueberfluſſe an Wild, ganz unbedeutend. Ich habe in Europa nie größere Schwärme von Krähen geſehen, als hier Entenſchwärme herumflatterten, und zwar von hundert verſchiedenen Gattungen. Da gab es ſehr große und ſehr kleine, mit langen und kurzen, platten und runden Schnäbeln, mit hohen und niedrigen Beinen; graue, braune, ganz ſchwarze mit gelben Schnäbeln, und zuweilen auch, doch nur ſehr ſelten, die ſchöne Perſiſche, völlig roſenrothe Ente, mit ſchwarzem Schnabel und einer Haube auf dem Kopfe, die, wenn man nach ihr ſchoß, immer jämmerlich ſchrie, auch ohne getroffen zu ſeyn.

Eben ſo häufig, und eben ſo verſchieden, waren die Schnepfen-Arten. Es gab unter andern eine braungelbe, ſehr hochbeinige, mit einem Federkranz um den Hals, etwa in der Größe einer Taube. Sie niſtete häufig im Schilf, flog, wenn man ſich ihr näherte, mit einem unangenehmen Gekreiſch, immer im Kreiſe umher, und war leicht im Fluge zu treffen; doch ihr Fleiſch hatte keinen ſonderlichen Geſchmack. Ein paarmal habe ich auch ſehr hochbeinige, langſchnäblige, ſchneeweiße Vögel, etwa in der Größe einer Gans, angetroffen, die, gewöhnlich zu fünf Stück beiſammen, am Ufer der Seen ihre Nahrung ſuchten, aber ſehr ſcheu waren, und ſchon bei einer Entfernung von zweihundert Schritten aufflogen. Ihren Nahmen habe ich nicht erfahren können.

Außer Enten und Schnepfen gab es auch viele wohlſchmeckende Tauben, und endlich noch eine ganz unzählige Menge von ſchwarzen Amſeln, die in dicken Wolken umherflogen, und, wenn ſie ſich auf einen Buſch niederließen, ihn ganz bedeckten. Sie waren ſehr delicat zu eſſen; unſer geringer Vorrath von Ammunition erlaubte uns aber nicht, oft nach ihnen zu ſchießen.

Der Pole ſagte mir, daß in der ſpätern Jahreszeit die Gattungen von Wild ſich noch ſehr vermehrten, und daß es dann Haſen, Birkhühner u. ſ. w. in großer Menge gäbe. Er beſtätigte auch, was ich ſchon in Tobolsk gehört hatte, daß man zuweilen ſogar wilde Kalekutiſche Hühner (dort Drachwà genannt) antreffe. — Von Bären weiß man um Kurgan nichts; auch Wölfe ſind ſelten, da die Gegend umher für ſie zu flach iſt. Zobel giebt es wenig, aber Hermeline ſehr viel. Große und kleine Habichte ſchweben in zahlloſer Menge in der Luft, und ſind ſo dreiſt, daß man ſie in der Stadt aus den Fenſtern ſchießen könnte.

Da ich immer ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen bin, ſo gab mir die Erlaubniß zu jagen einen ſehr angenehmen Zeitvertreib. Man rechne noch hinzu, daß die Steppen, für das Auge, mit den mannichfaltigſten Blumen geſchmückt waren, unter welchen ich beſonders die ſchöne ſchmelzartige Spiraea filipendula ſehr häufig bemerkte; daß es, für den Geruch, auch große Strecken ganz voll von wohlriechenden Kräutern gab, unter andern von der ſogenannten Eberaute (Artemisia Abrotanum); daß man überall auf zahlreiche, wohlgemäſtete Heerden von Hornvieh und Pferden ſtieß, die ohne Hüter frei herum ſprangen; und daß endlich jeder Tag meines Aufenthaltes das heiterſte Sommerwetter hatte. Dieſer Sommer, über deſſen Kälte und Näſſe man ſich in Liefland ſo ſehr beſchwerte, war in Aſien einer der heißeſten und trockenſten. Zwar gab es täglich Gewitter; ſie zogen aber bald weiter, und erfriſchten die Atmoſphäre nur, ohne ſie gänzlich abzukühlen.

Ein anderer, mich oft angenehm zerſtreuender Zeitvertreib waren meine Spaziergänge am Tobol. Es gab da einige Waſchplätze, wo die jungen Mädchen aus der Stadt ſich verſammelten, und nach dem Waſchen auch ſelbſt zu baden pflegten. Dieſes Baden wurde bei ihnen zu einer bewunderungswürdigen gymnaſtiſchen Uebung. Sie ſchwammen ohne alle Anſtrengung über den Tobol hinüber und wieder herüber; ſie gaben ſich oft lange, auf dem Rücken liegend, den Wellen Preis; ſie ſchäkerten mit einander im Waſſer, bewarfen ſich mit Sandklumpen, verfolgten ſich, tauchten unter, ergriffen einander, und warfen ſich um; kurz, ſie trieben es oft ſo arg, daß ein unkundiger Zuſchauer jeden Augenblick befürchten mußte, ein Paar von ihnen auf immer unterſinken zu ſehen. Alles dies geſchah übrigens mit der größten Decenz. Da nur die

Köpfe aus dem Waſſer hervor ragten, ſo wußte man oft lange nicht, ob Knaben oder Mädchen darin ſchwammen. Den Buſen ſehen zu laſſen, konnten ſie freilich oft nicht verhüten; und das ſchien ihnen auch ziemlich gleichgültig zu ſeyn. Wenn ſie aber des Spieles müde waren, und nun nicht länger im Waſſer bleiben wollten, ſo betrugen ſie ſich ſehr ſchamhaft, und baten den neugierigen Zuſchauer entweder ſo lange, bis er ſich gutwillig entfernte; oder, wenn dieſer zuweilen mit boshafter Schadenfreude dennoch ſtehen blieb, ſo zogen die Mädchen am Ufer einen dichten Kreis um die Nackende, die aus dem Waſſer hervor kam. Jede warf ihr dann ein Kleidungsſtück zu, und in einigen Augenblicken ſtand ſie züchtig bekleidet unter den übrigen.

Immer waren dieſe Mädchen munter und muthwillig; immer lachten und ſchäkerten ſie. Der Kapitan Ispravnik, ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechtes, kam zuweilen gegen Abend zu mir, bloß um ſich an mein Fenſter zu ſetzen, und die ſämmtlichen Schönheiten von Kurgan, welche immer um dieſe Zeit Waſſer holten, vorbei paſſiren zu ſehen. Er nannte mir dann eine nach der andern, rühmte auch mehrere als gutwillig; und die verſchämte Freundlichkeit, mit der ſie ihm zuzunicken pflegten, bewies, daß er aus Erfahrung ſprach.

Die Anfangs häufigen Beſuche der Herren Kurganer waren mir oft ſehr läſtig, ob ich gleich ihre gute Abſicht nicht verkannte. Ein Schreiber — oder etwas dergleichen —, der mir gegenüber wohnte, hatte mich einige Mal am Fenſter meine Morgenpfeiſe rauchen ſehen. Da er ſelbſt ein Liebhaber von Toback war, ſo ſchickte er mit der erfreulichen Botſchaft herüber, daß er jeden Morgen ſeine Pfeiſe bei mir rauchen und mir einige Stunden die Zeit verkürzen wolle. Ich hatte alle mögliche Mühe, ihm ſein wohlwollendes Projekt aus dem Sinne zu reden. Er und die andern Herren in Kurgan begriffen nicht, wie ich immer allein ſeyn, und gern allein ſeyn könne. Sie wußten nicht, daß man mit dem Bilde einer geliebten Gattin im Herzen, und mit dem Seneca in der Hand, nirgends allein iſt.

Dem Seneca verdanke ich unbeſchreiblich viel! Schwerlich hat ſeit achtzehnhundert Jahren ein Menſch ſein Andenken ſo innig geſegnet, wie ich. Oft, wenn die Verzweiflung ihre Kralle nach mir ausſtreckte, ergriff ich die Hand dieſes Freundes, der täglich Geduld und Muth in meine Bruſt goß. Die Aehnlichkeit unſerer Schickſale kettete mich näher an ihn. Er wurde unſchuldig exilirt, und ſchmachtete acht Jahre lang zwiſchen den öden Felſen von Korſika. Die Beſchreibung, die er von ſeiner Lage entwirft, war ſo paſſend auf die meinige; ſeine Schilderung des Klima, der rohen Sitten; ſeine Klagen über die fremde, rauhe Sprache: alles war auf mich anwendbar. Und endlich die mancherlei kräftigen Sprüche gegen die Todesfurcht, welche er überall in ſeine Werke verwebt hat! Ich ſammelte ſie ſorgfältig, machte ſie meinem Verſtande und meinem Herzen eigen, und trug ſie immer bei mir, wie Friedrich der Große das wohlthätige Gift, deſſen er ſich, wenn jede Hoffnung verſchwunden wäre, bedienen wollte. Denn, wenn nun vielleicht nach wenigen Monaten auch für mich die letzte Hoffnung verſchwand; wenn Schrecken und Gram meine gute Frau in's Grab geſtürzt hätten; oder wenn Obuljaninow *), noch grauſamer als der Tod, ſie verhinderte zu mir zu kommen; wenn mit den letzten Tagen des Sommers auch meine geringe Baarſchaft zu Ende

---

*) Der General-Procureur unter Paul I.

ging; wenn ich dann in einer Kälte von dreißig Graden vielleicht für Tagelohn arbeiten mußte, um trocknes Brot und Quaß zu verdienen: — was blieb mir übrig als der Tod? —

Mein Entſchluß war reiflich erwogen und gefaßt. Auf den Fall, daß meine geliebte Gattin zu mir kam, hatte ich den letzten, den einzig möglichen, Plan zu meiner Rettung ausgedacht. Er gründete ſich auf die Erfahrung, daß man durch ganz Rußland von einem Ende bis zum andern reiſen kann, *ohne viſitirt zu werden.* Auf dieſen Umſtand baute ich folgendes Projekt:

In meinem größeren Zimmer ſollte ein Verſchlag von Bretern, und in dem äußerſten Winkel deſſelben noch eine Art von Kinderſchrank angebracht werden. Nach dieſer Zurüſtung wollte ich fürs erſte mit meiner Familie zwei Monate lang ruhig, und dem Anſcheine nach zufrieden, leben, dann aber eine immer zunehmende Kränklichkeit, und endlich eine Geiſteszerrüttung affektiren. Dieſe Epoche mußte wieder einige Monate dauern. Dann wollte ich eines Abends in der Dunkelheit meinen Pelz und meine Mütze am Ufer des Tobol neben das Loch legen, welches ummer zum Waſſerſchöpfen offen gehalten wird, hierauf leiſe zurückſchleichen und mich in dem, oben offenen, Schranke verbergen.

Meine Frau macht Lärm. — Man ſucht mich — findet meine Kleider — Es iſt klar, daß ich mich in das Loch geſtürzt habe — ein zurückgelaſſener Brief beſtätigt es. — Meine Frau iſt in Verzweiflung — am Tage muß ſie das Bett hüten — des Nachts ſteckt ſie mir Lebensmittel zu. — Der Vorfall wird nach Tobolsk, und von da nach Petersburg gemeldet. Dort legt man den Bericht bei Seite, und vergißt mich. — Einige Zeit nachher erholt ſich meine Frau ein wenig, und bittet nun um einen Paß nach Liefland, der ihr nicht abgeſchlagen werden kann. — Sie kauft ein großes Schlitten-Kibitken, worin es ſich bequem ausgeſtreckt liegen läßt: wirklich das einzige Fuhrwerk, mit dem man ſo etwas zu unternehmen wagen dürfte. Ich fülle den runden Bauch deſſelben — über mich thürmt man Küſſen und Reiſegepäck. Meine Frau ſetzt ſich zu mir, lüftet meinen Kerker, ſo oft ich es bedarf; — und wenn ich anders nur Kräfte genug habe, die lange Reiſe auf dieſe unbequeme Art zu vollenden, ſo iſt es unbezweifelt gewiß, daß wir ohne irgend ein

Hinderniß vor meinem eigenen Hauſe in Friedenthal anlangen: denn, wie geſagt, nie fällt man innerhalb der Grenzen von Rußland einem Reiſenden mit Viſituren beſchwerlich, und man kann von Polangen bis nach Tſchuketskoi-Noſſ reiſen, ohne daß ſich jemand darum bekümmert, was man im Wagen bei ſich habe.

Der Hauptpunkt war alſo nur die Kunſt, meinen Tod recht wahrſcheinlich zu machen, was um ſo weniger ſchwer ſeyn konnte, da wir in Kurgan mit Leuten zu thun hatten, die gewiß keinen Betrug argwohnten, und auch nicht Fähigkeit genug beſaßen, einen etwas fein geſponnenen zu entdecken.

War ich einmal in Friedenthal, ſo konnte ich dort fürs erſte leicht vor Aller Augen verborgen werden. Dann hatte ich ja in Eſthland mehrere Freunde, auf die ich — um mich ſo ſtark als möglich auszudrücken — eben ſo ſicher rechnen konnte, als auf meine Frau. Knorring oder Huek würden mich auf eben die Weiſe nach Reval transportirt — der edle Friedrich von Ungern-Sternberg würde mich dann auf ſeine Güter bei Hapſal, und von da, mit einem eigenen Schiffe, nach ſeinen Beſitzungen auf der Inſel Dagö gebracht haken, von wo ich mit dem erſten guten Winde, auf einem Fiſcherboote, in zwölf Stunden nach Schweden gelangen konnte. — Wie geſagt, es kam wirklich nur darauf an, ob mein Körper die Reiſe auf dieſe Art aushielt; übrigens war der Plan für einen Glücklichen, der eine ſolche Frau und ſolche Freunde hat, ſehr ausführbar.

Das Projekt zur Flucht, welches ich ſchon in Liefland entworfen hatte, und von dem ich jetzt auch ohne weitere Zurückhaltung ſprechen darf, beruhte auf ähnlichen Gründen. Dort fand ich meinen vermeinten Tod in der Düna, und verbarg mich in den Ruinen von Kokenhuſen. Herr von Löwenſtern ſollte ſich ſtellen, als ob er meinen Leichnam im Fluße emſig ſuchen ließe. Nach allen vergebens angewendeten Bemühungen konnte er dem Hofrath ein Zeugniß über meinen Tod ausfertigen; ſo wurde ich in Petersburg vergeſſen, die Sache war abgethan, und es wäre meinen Freunden dann leicht geworden, mich auf die oben beſchriebene Weiſe zu retten. — In Einer Rückſicht ſchien indeß die Ausführung in Kurgan leichter. Es ließ ſich nehmlich leicht begreifen, daß ein Leichnam, der unter die Eisdecke des Tobol gerathen war, nicht gefunden wurde; das vergebliche Suchen in der ungefrornen Düna aber hätte doch wohl Verdacht erregen können. In Sibirien war es überdies nicht ungewöhnlich zu hören, daß ein Unglücklicher ſein elendes Leben eigenmächtig verkürzt habe.

Mein Freund Kiniäkoff meinte, es ſey auch leicht, ſich unter einer paſſenden Verkleidung an eine aus China kommende Karawane anzuſchließen; und er ſelbſt würde einen Verſuch, ſich auf dieſe Weiſe zu retten, gewagt haben, wenn der edle Mann nicht befürchtet hätte, das Schickſal ſeiner Brüder dadurch zu erſchweren. Für mich, als Fremdling, war dieſe Unternehmung unthunlich, da man, wenn ſie gelingen ſollte, entweder wirklich ein Eingeborner ſeyn, oder doch die Landesſprache vollkommen ſprechen müßte, um für einen Ruſſiſchen Fuhrmann gehalten zu werden. Ich blieb daher bei meinem eigenen Plane, ſchrieb meiner Frau Alles vor, was ſie zur Erleichterung deſſelben mitbringen ſollte, und gab ihr einen Wink von meinem Vorhaben, indem ich ihr in jedem Briefe wiederholte: „ſie ſolle, wenn ſie zu mir komme, mir mehr werden, als **Lodoiska** ihrem **Louvet**.“

rade damals in der Moskowiſchen Zeitung ſtand, und worin des ausgezeichneten Beifalles erwähnt wurde, deſſen meine Schauſpiele bei den Engländern genöſſen, verſchaffte ihnen auch dieſe Bekanntſchaft, und gab mir in ihren Augen einen noch größeren Werth. Die gutgemeinte Zudringlichkeit, mit welcher ſie mich zu zerſtreuen und in ihre Geſellſchaften zu ziehen ſuchten, fiel mir in der That oft läſtig. Theils war mein Gemüth ſo wenig zur Geſelligkeit geſtimmt; Theils mangelte auch ihren geſelligen Freuden für einen verwöhnten Europäer jeder Reitz.

Hier ein Beiſpiel. Der Aſſeſſor Juda Nikititſch wollte ſeinen Nahmenstag feſtlich begehen: einen Tag, der in Rußland bekanntlich weit höher gefeiert wird, als der Geburtstag. Er ſelbſt kam des Morgens früh zu mir, und bat, daß ich mich gegen zwölf Uhr Mittags in ſeiner Behauſung einfinden möchte, wo die ſämmtlichen Honoratioren des Städtchens verſammelt ſeyn würden. Ich kam. Bei meinem Eintritt wurde ich mit einem Geheul von fünf Menſchen empfangen, die hier für Sänger galten, und die, indem ſie der Geſellſchaft den Rücken zukehrten, und die rechte Hand, um den Schall zu verſtärken, an den Mund hielten, ein Lied in den Winkel der Wand hinein brüllten. Jeder Eintretende wurde ſo bewillkommt. Eine große Tafel ſeufzte unter der Laſt von zwanzig Schüſſeln, doch ohne Couverts oder Stühle für die Gäſte. Alles hatte vielmehr das Anſehen eines bloßen Frühſtücks (Sakuschka, wie man es in Rußland zu nennen pflegt). Die Hauptſchüſſeln beſtanden aus ſogenannten Piroguen, einer Art Paſteten, die ſonſt gewöhnlich mit Fleiſch, dies Mal aber, wegen der Faſten, mit allerlei Fiſchgattungen gefüllt waren. Außerdem gab es noch eine Menge marinirter Fiſche und Backwerk, auf verſchiedene Art zubereitet. Der Wirth vom Hauſe ging dabei mit großen Flaſchen Branntwein umher, und ſchenkte ſehr fleißig ein. Es wurde ſehr oft und ſehr viel auf ſeine Geſundheit getrunken, doch, zu meinem größten Erſtaunen, ohne daß irgend einer der Gäſte Spuren von Trunkenheit zeigte. Wein gab es nicht (nur in Tobolsk, bei dem Gouverneur, habe ich einen inländiſchen, ziemlich trinkbaren Wein gefunden, den er, wenn ich nicht irre, aus der Krimm hatte kommen laſſen). Dagegen tiſchte Juda Nikitiſch eine andere Seltenheit auf, nehmlich Meth, der zwar ſehr hoch gehalten wird, weil es in Sibirien keine Bienen giebt, dem aber doch die ſämmtlichen Gäſte, mich ausgenommen, den geliebten Branntwein vorzogen.

Ich erwartete nun jeden Augenblick, daß ſich ein anderes Zimmer öffnen und uns die Mittagstafel zeigen würde; aber, ſiehe da! — Einer nach dem Andern nahm ſeinen Hut, und ſchlich davon. Ich mußte mich alſo wohl entſchließen, daſſelbe zu thun.

Iſt damit das Feſt zu Ende? fragte ich den alten de Grawi, der mit mir ging.

„Gott behüte!" antwortete er: „jetzt begiebt ſich ein Jeder nach Hauſe, um zu ſchlafen; man ſchläft bis fünf Uhr, und dann verſammelt man ſich wieder." —

Auch ich ſtellte mich denn zu der beſtimmten Zeit wieder ein. Die Scene hatte ſich verändert: der große Tiſch ſtand zwar noch mitten im Zimmer, aber, anſtatt mit Piroguen, Fiſchen und Branntwein, war er jetzt mit Kuchen, Roſinen, Mandeln und einer Menge Chineſiſcher, zum Theil ſehr leckerer Conſitüren bedeckt, worunter ſich beſonders eine Art von feſter Aepfelmarmelade, in Striemen geſchnitten, auszeichnete.

Jetzt erſchien auch die Frau vom Hauſe, ein junges hübſches Weib; desgleichen kamen von allen Seiten die Ehehälften und Töchter der Vormittags-Gäſte in ihren altmodiſchen Staatskleidern herbei. Es wurde Thee mit Franzbranntwein, und Punſch gegeben, bei welchem die Gluckwa-Beere (Vaccinium Oxycoccos L.) die Stelle der Citronen vertrat. Nun wurden Kartentiſche geſetzt und Boſton geſpielt, ſo lange nur immer der reichlich genoſſene Punſch die Karten zu unterſcheiden erlaubte. Als die Zeit zum Abendeſſen heranrückte, entfernte ſich Alles, wie Vormittags, und das Feſt hatte ein Ende.

Man wird leicht glauben, daß ich alle meine Gefälligkeit aufbieten mußte, um an ſolchen Unterhaltungen Theil zu nehmen. Wie froh war ich, wenn ich wieder in meinem einſamen Zimmer Athem ſchöpfen, oder, mit der Flinte über der Achſel, an der Seite meines biedern Sokoloff, hinaus in das freie Feld wandern durfte!

So verfloſſen meine Tage in Kurgan. Die Geſundheit, deren ich ununterbrochen genoß, und die, ob ſie gleich ſeit vielen Jahren bei mir nur ein ſeltener Gaſt geweſen war, jetzt auf Einmal wieder mein unzertrennlicher Geſährte wurde, trug wohl am meiſten dazu bei, mir eine Art von frohem Muth zu erhalten. — Ich hoffte! — Schon ſah ich im Geiſte meine Familie um mich her. Vereinigt, konnten wir auch in Kurgan nicht unglücklich ſeyn. Wohl mir! das fühlt' ich tief in meiner und meiner Gattin Seele! —

Aber das war ja auch nicht meine einzige, meine letzte Hoffnung. — Hatt' ich denn nicht ein Memorial an den Kaiſer abgehen laſſen? — an einen Kaiſer, der wahrhaftig gern Gerechtigkeit übte, und ſich nie ſchämte, eine Aufwallung wieder gut zu machen, zu der Verläumdung oder Argwohn ihn zuweilen verleitete; — an einen Kaiſer, der ſelbſt ein zärtlicher Vater war, und zu deſſen Herzen die Stimme der Natur den Weg auch durch die Verſchanzungen eines General-Procureur Obuljaninow fand! — Wie herzlich wünſchte ich meinem Hofrath eine glückliche Reiſe! wie oft berechnete ich die Wochen und Tage, die er brauchen würde, um in Petersburg anzukommen! die Wochen und Tage, welche dann wieder erforderlich waren, die Entſcheidung meines Schickſals von den Ufern der Newa bis an die Ufer des Irtiſch zu bringen! Zu Ende des Auguſt durfte ich, wenn Alles ſchnell ging, meines Bedünkens, dem Endurtheil entgegen ſehen.

Ich hatte mich verrechnet! — Gott ſey Dank! ich hatte mich verrechnet!

Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns feſt an dieſem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten.

Das

merkwürdigſte Jahr meines Lebens.

Zweiter Abſchnitt.

Inter spem, curamque, timores inter et iras,
Grata superveniet, quae non sperabitur, hora.

HORAT.

Am 7ten Julius, einem heitern, ſchönen Tage, hatte ich des Morgens meine gewöhnliche Beſchäftigung vorgenommen: ich ſchrieb an meiner Leidensgeſchichte. Gegen zehn Uhr trat der Hofrath de Grawi zu mir herein. Nach einer kurzen, unbedeutenden Unterhaltung, ergriff er, ſeiner läſtigen Gewohnheit gemäß, die Karten, ſetzte ſich und ſpielte grande patience, wodurch er meine eigene patience oft ſehr hart auf die Probe ſtellte: denn ich mußte mich, als müßiger Zuſchauer, oft manche Stunde mit langer Weile plagen, und der gutmüthige Unbarmherzige hatte gar keine Ahndung davon, daß einem Verwieſenen in Kurgan die Zeit ſehr koſtbar ſeyn können. Auch heute ſaß er bis nach elf Uhr. Ich ging ſchweigend, voll innern Unmuthes, auf und nieder. Nur Einmal nahm ich Theil an dem Spiele, als er mich fragte: über welchen Gegenſtand er die Karten legen ſolle; und ich ihm antwortete: auf die Hoffnung, meine Frau bald hier zu ſehen. Es kam dies Mal glücklich aus, und er freuete ſich herzlich darauf, Chriſtina Karlowna bald bei ſich zu bewirthen.

Endlich erinnerte er ſich, daß er noch Geſchäfte in ſeinem Gerichte habe, und ging weg. Kaum war er fort, ſo ſetzte ich mich wieder an meinen Tiſch, um noch ein Stündchen zu ſchreiben. Mitten in einer Periode unterbrach mich mein Bedienter, der in die Thür hinter mir trat, und ſagte: Eh bien, Monsieur, encore quelque chose de nouveau *)!

Ich hörte das nur mit halbem Ohr, glaubte, er wolle mir eine neue Liebesgeſchichte mittheilen (deren er, ſeit unſerer Ankunft, wohl ſchon zwanzig an- und ausgeſponnen hatte), drehete, ohne die Feder wegzulegen, den Kopf nachläſſig nur halb nach ihm hin, und antwortete: quoi donc **)?

Dans ce moment, verſetzte er, un dragon est venu vous prendre ***). Ich wurde von Entſetzen ergriffen, ſprang auf, und ſtarrte ihn ſprachlos an.

---

*) Wohlan, mein Herr, ſchon wieder etwas Neues!

**) Was denn?

***) Dieſen Augenblick iſt ein Dragoner angekommen, um Sie zu holen.

Oui, oui! fuhr er fort; nous irons peut-être encore aujourd'hui à Tobolsk *).

Comment? ſtammelte ich.

Er führte mir nun einen Mann herein, der den Dragoner ſelbſt geſehen, ſelbſt geſprochen, und ihn bis zu de Grawi begleitet hatte, dann aber voraus gelaufen war, mich davon zu benachrichtigen. Den weiteren Inhalt der mitgebrachten Depeſchen wußte er nicht.

Was ſollte ich vermuthen? — Meine Freiheit? Nein! warum würde ich denn nach Tobolsk zurückgebracht? Es gab ja einen weit näheren Weg, gerade nach Ekaterinaburg; warum ſollte ich denn einen Umweg von fünfhundert Werſten machen? Auch konnte ja die Entſcheidung des Monarchen auf mein Memorial noch lange nicht eintreffen. — Mir blieb alſo nur die ſchreckliche Wahrſcheinlichkeit, daß ich von Tobolsk aus noch tiefer in das Land gebracht werden ſollte, vielleicht wohl gar in die Bergwerke, vielleicht nach Kamtſchatka. — Ich ſtand bebend da, ſuchte mich zu faſſen, ergriff ſchnell das Heft, an dem ich geſchrieben hatte, rannte nach meinen

---

*) Ja, ja, wir gehen vielleicht noch heute nach Tobolsk

noch übrigen Banconoten, knöpfte beides in meine Unterweſte, und erwartete nun, wenigſtens zehn Minuten lang, in Todesangſt mein Schickſal. Dieſe zehn Minuten gehörten unter die ſchrecklichſten, die ich während meines Unglücks erlebt hatte!

Endlich ſah ich durch das Fenſter den Hofrath de Grawi, von einer Menge Menſchen umgeben, die Straße heraufkommen; und aus dem Haufen ragte der Dragoner, mit ſeinem Federbuſche auf dem Hute, hervor. Sie waren noch zu weit, als daß ich den Ausdruck der Geſichter hätte unterſcheiden können; ich ſtand alſo noch immer halb leblos da, und erwartete mein Todesurtheil.

Noch Einmal wankte ich im Zimmer auf und ab, dann wieder an das Fenſter. Der Hauſe war näher gekommen; ich ſah de Grawi's Geſicht ſehr heiter. Es blitzte ein Hoffnungsſtrahl in meine Seele; aber noch lag die ganze Welt auf mir.

Jetzt war die Menge in den Hof getreten. De Grawi ſah herauf, bemerkte mich, und nickte mir freundlich zu: die drückendſte Laſt fiel von meiner Bruſt. Ich wollte hinaus, ihm entgegen; ich konnte aber nicht, ſondern ſtand feſt auf meinem Platze, und hatte die Augen ſtarr auf die Stubenthür geheftet. Sie öffnete ſich. Ich wollte fragen; auch das konnte ich nicht.

Prosdrawläju! rief de Grawi mir entgegen, und die Thränen rollten dem alten Manne über beide Backen: prosdrawläju! wui swobodni! (Ich wünſche Ihnen Glück! Sie ſind frei!)

Mit dieſen Worten lag er auch ſchon in meinen Armen. Ich ſah und hörte nicht, ich fühlte nur ſeine Thränen an meiner Wange; mein eigenes Auge war trocken. Prosdrawläju! ſchallte es von hundert Stimmen um mich her; ein Jeder wollte der Erſte ſeyn, mich zu umarmen, und auch mein Bedienter drückte mich mit Ungeſtüm an ſeine Bruſt. Ich ließ Alles mit mir machen, ſah ſie Alle an, und konnte ihnen nicht danken, ja nicht einmal reden.

Der Dragoner überreichte mir einen Brief des Gouverneurs. Ich erbrach ihn ſchnell, und las Folgendes:

Monsieur!

Réjouissez vous, mais modérez vos transports; la foiblesse de votre santé l'exige. Ma prédiction s'est accomplie. J'ai la douce satisfaction de vous annoncer, que notre très-gracieux Empéreur désire votre retour. Exigez tout ce qui vous est nécessaire, tout vous sera procuré, l'ordre en est donné. Volez, et recevez mes complimens.

Votre

le 4 Juillet.

très-humble serviteur

D. Kouchéleff *).

Jede Zeile grub ſich tief in mein Herz! — Der Gouverneur ſchickte mir zugleich ein Paket Zeitungen, und ein kleines Glückwünſchungsbrieſchen von dem Kaufmann Becker, der eben zugegen war, als der Dragoner abgefertigt wurde, und der mir ſehr dringend ſeine Wohnung zum Abſteige-Quartier in Tobolsk anbot.

De Grawi zog jetzt auch ſeine Ruſſiſche Ordre aus der Taſche, und las ſie mir vor. Sie enthielt den Befehl, mich mit Allem, was ich verlangen würde, auch mit Geld,

---

*) Freuen Sie Sich, aber mäßigen Sie Ihr Entzücken; Ihre ſchwache Geſundheit macht das nothwendig. Meine Prophezeiung iſt erfüllt. Ich habe das ſüße Vergnügen, Ihnen anzukündigen, daß unſer gnädiger Kaiſer Ihre Zurückkunft wünſcht. Fodern Sie Alles, was Sie brauchen; Alles wird Ihnen geliefert werden, der Befehl dazu iſt gegeben. Fliegen Sie, und empfangen Sie meine Glückwünſche!

zu verſehen, und mich ſo bald als möglich abzufertigen.

Noch immer war ich ſtumm; doch endlich brach ein wohlthätiger Thränenſtrom aus meinen Augen hervor: ich weinte laut, heftig und lange; die meiſten Zuſchauer weinten mit mir.

Plötzlich ſtürzte Sokoloff in das Zimmer, hing an meinem Halſe, und vergoß bitterſüße Thränen. „Ich bleibe nun wieder allein!" ſagte er mit tiefer Wehmuth; „aber, bei Gott! ich freue mich herzlich."

Alle Einwohner von einiger Bedeutung hatten ſich um mich verſammelt: das Zimmer war gedrängt voll; Jeder wollte mir ſeine Freude bezeugen, Jeder mir etwas Angenehmes ſagen. Der biedre de Grawi fühlte, daß mir das Gedränge läſtig werden mußte; er entfernte nach und nach den Haufen, und bat mich, bei ihm zu eſſen. — Ach Gott! eſſen und trinken konnte ich nicht. Ich wünſchte nur allein zu ſeyn. Er fragte: „wann ich reiſen wollte." — In zwei Stunden! war meine Antwort. — „Was ich bedürfe? — Nichts als Pferde! — Er ging lächelnd, und ich war endlich allein.

Wie mir zu Muthe war, kann ich nicht

beſchreiben. Die Kniee zitterten mir noch mehrere Stunden nachher; und doch konnte ich mich nicht ſetzen: ich mußte immer gehen, auf und nieder gehen. Gedanken hatte ich nicht, nur Empfindungen: ſchnell auf einander folgende Vorſtellungen, ohne deutlichen Umriß; es war mir immer, als ob meine Frau und meine Kinder in einer Wolke vor mir ſchwebten. Ich fühlte bald, daß meine Empfindungen ſchwelgten, daß ich erſchöpft war. Nun wollte ich etwas denken, Betrachtungen anſtellen, Zeitungen leſen, die ich ſo gern las; — doch alles vergebens! Von Zeit zu Zeit floſſen meine Thränen wieder, und der Ausruf: o Gott! Gott! war Alles, was ich hervorbringen konnte.

Als ich endlich der Ruhe und Unruhe wieder fähig wurde, miſchten ſich auch einige Wermuthstropfen in den Becher meines Entzückens. — Der Dragoner (dem ich im erſten Ungeſtüm der Freude mehr gab, als ich eigentlich geben konnte) hatte mir erzählt: es ſey ein Senats-Courier aus Petersburg gekommen, um mich zurückzuholen; da aber ſeine Ordre nur auf Tobolsk laute, ſo habe er auch nicht weiter reiſen wollen, und deswegen ſey es dem Gouverneur nicht möglich geweſen, mir den Rückweg dahin zu erſparen. Dieſes Räthſel war mir alſo gelöſ't; doch eine andre, mir weit wichtigere Frage konnte der Dragoner nicht beantworten. „Hat der Courier Briefe von meiner Frau? hat er wenigſtens irgend eine Nachricht von ihr mitgebracht?" — Ach! das wußte er nicht; und es war mehr als wahrſcheinlich, daß auch der Courier weder Briefe noch Botſchaft an mich hatte: denn ſonſt würde der menſchenfreundliche Gouverneur gewiß etwas davon erwähnt haben. Wußte er doch, wie unausſprechlich ich die Meinigen liebe! hatte er doch meine heißen Thränen um ſie geſehen, ja die ſeinigen damit vermiſcht! — Und er ſchwieg! — hatte mir vielleicht etwas Schreckliches zu verſchweigen! —

Ich war ſinnreich, mich zu quälen. Ein Glück, daß die Reiſeanſtalten mich zerſtreuten. Nichts konnte mein Italiäner mir raſch genug machen; meine Ungeduld war kindiſch. Es wurde alles drüber und drunter in den Mantelſack gepackt und in das Kibitken geworfen. Ich eilte indeſſen, die letzte Pflicht zu erfüllen, und von den guten Menſchen in Kurgan dankbar Abſchied zu nehmen. Daß ich mich bei Jedem nur wenige Minuten aufhielt, iſt begreiflich. Bei dem wackern de Grawe blieb ich am längſten, und er foderte ſogar noch ein Opfer von mir, das mir ſehr ſchwer wurde, das ich aber ſeinen dringenden Bitten unmöglich verſagen konnte.

Den 7ten Julius war nehmlich gerade ein Kirchenfeſt, deſſen Bedeutung ich nicht ſo eigentlich habe errathen können. Die Feier deſſelben beſtand hauptſächlich darin, daß der Heilige eines benachbarten Dorfes in effigie nach der Stadt gebracht wurde; daß der Stadtheilige ihm höflich bis an ſeine Grenze entgegen kam, dann mit ihm umkehrte, den fremden Gaſt in ſeine Kirche führte, ihn dort mit einigen Gebeten und Geſängen bewirthete, und ihn dann Abends wieder entließ. Den Stadtheiligen begleiteten bei dieſer kleinen Excurſion die ſämmtlichen Einwohner jugend. Der fromme de Grawe hielt es für Pflicht, an ihrer Spitze zu ſeyn; und dieſe Ceremonie war es, an welcher ich — mochte ich wollen, oder nicht — noch Antheil nehmen mußte. Er verſicherte, es werde kaum eine halbe Stunde dauern; und ich ging mit ihm.

Von ſechs hübſchen Bauermädchen getragen, und von einem bärtigen Popen beräuchert, kam uns der Dorfheilige an der Stadtgrenze entgegen. Alles ſang, und ſchlug Kreuze. Die Bilder neigten ſich höflich gegen einander. Wir machten links um; der Fremdling zog ein in das Haus ſeines Gaſtfreundes, und ich eilte nach dem meinigen, um die letzten Verfügungen zu treffen.

Dort fand ich ſchon meinen guten Sokoloff, der ſchwer athmend auf und nieder ging. Noch am Abend vorher hatten wir darüber geſprochen, daß, wenn je einer von uns ſeine Freiheit wieder erlange, der Zurückbleibende doch ſehr unglücklich ſeyn werde. Nun war der Fall wirklich eingetreten; wir ſprachen aber nicht mehr davon. — Ich ſchenkte ihm meine Flinte, die Patrontaſche, den Ammunitions-Vorrath, und Alles, was ich ſonſt entbehren konnte; er nahm es ſchweigend, und in ſeinen naſſen Augen las ich: es wäre doch beſſer, wenn du bei mir bliebeſt! — Ich bat ihn, mir Briefe an ſeine Familie mitzugeben, welche ſicher zu beſtellen, ich für meine heiligſte Pflicht halten würde; doch ſeine unbegreifliche Gewiſſenhaftigkeit ließ nicht einmal das zu. Er wollte durchaus dem harten Befehle nicht zuwider handeln: er ſetzte ein Verdienſt darein, Alles zu dulden, und ſich auch nicht des kleinſten Ungehorſams ſchuldig zu machen.

Es verbitterte meine Freude nicht wenig, daß dieſer rechtſchaffene Mann durch meine Anweſenheit in Kurgan offenbar unglücklicher geworden war, als vorher. Durch mich hatte er ſich wieder an manche Bequemlichkeiten des Lebens, an geſelligen Umgang, an Freundſchaft gewöhnt; mir konnte er klagen, bei mir fand er immer offene Ohren: und nun war er wieder allein in dieſer Wüſte! — Ich hatte ihn aus ſeinem Loche ziehen, ihn für den Winter bei mir einquartieren wollen: und nun mußte er wieder zurück in ſeine Rauchhöhle! Weinend drückte ich ihn an mein Herz; weinend ſchlich er aus der Stube. — Ich habe ihn nicht wieder geſehen; — als bald nachher faſt alle Einwohner des ganzen Städtchens ſich zum Abſchied in meinem Hofe verſammelten, war Simon Sokoloff nicht mehr unter ihnen.

Noch wohl eine Stunde mußte ich auf Pferde warten. Nie habe ich eine größere Ungeduld gehabt; kaum war ich im Stande, die gutmüthigen Aeußerungen der Einwohner zu erwiedern. Der Eine hatte Punſch machen laſſen, der Andere brachte mir Viktualien, der

Dritte eine Menge Gurken *); ich hätte neben meinem Kibitken her gehen müſſen, wenn ich alles hätte hinauf packen wollen. — Gott ſegne euch, Ihr guten Menſchen! — Ich werde euch hoffentlich nie wiederſehen; aber das Andenken an eure herzliche, anſpruchloſe Gaſtfreundſchaft trage ich bis zum Grabe dankbar in meiner Bruſt! —

Endlich war angeſpannt; ich wurde ringsum geherzt, gedrückt, und in das Kibitken gehoben. Der alte, gute de Grawi ſetzte ſich zu mir; denn er wollte mich durchaus wenigſtens bis vor die Stadt begleiten. Fromme Wünſche ſchallten mir nach, als wir fuhren, und — ich ſchwamm in einem Meere von Wonne.

Als wir faſt zwei Werſte zurückgelegt hatten, ließ de Grawi halten, bog ſich über mich, küßte mich, weinte, drückte mir die Hand, ging, kam wieder, ſchüttelte mir die Hand, ſagte ſchluchzend nur die Worte: S'bogom! (mit Gott!) und verließ mich. — Ich richtete mich auf, ſah ihm lange nach, betrachtete wehmüthig die Stadt, warf den böſen Traum

---

*) Die Gurken ſind dort eine ſolche Seltenheit, daß man ſie, wie bei uns die Melonen, in kleine Stücke zerſchnitten, als eine Leckerei herumgiebt.

meiner Leiden hinter mich, und fuhr in geſtrecktem Galopp davon.

Dieſes Mal war ich nicht gezwungen, meinen Rückweg über Tiumen zu nehmen; denn die Gewäſſer hatten ſich zum Theil verlaufen. Mit meiner Mückenkappe über dem Kopfe — denn ohne die iſt es unmöglich, bei der damaligen Jahreszeit durch jene Gegenden zu reiſen — fuhr ich die Nacht raſch durch. Die dortigen Mücken gleichen übrigens ganz den unſrigen, nur daß ſie gelb, und — ſo kam es mir wenigſtens vor — noch weit unverſchämter und gefräßiger ſind.

Gegen Morgen ſchlummerte ich einen Augenblick ein, und mein erſtes Erwachen war ein neuer froher Genuß. Ich brauchte eine Minute, um mich zu beſinnen, was mit mir vorgegangen ſey; aber dieſe Minute, in der ſich nach und nach die Idee meiner Freiheit entwickelte, war himmliſch!

Nachmittags kamen wie durch ein kleines Städtchen, Nahmens Saluterski. Auch hier befanden ſich mehrere Verwieſene, unter andern ein Fürſt Simbirski, vormals General en chef, der wegen Veruntreuung bei Tuchlieferungen — die er ſich zwar nicht ſelbſt zu Schulden kommen laſſen, wobei er aber einem Andern durch die Finger geſehen haben ſollte — zum Exil verdammt worden war. Schwerlich hatte er dieſe Strafe, am wenigſten aber die Art und Weiſe, wie ſie vollzogen wurde, verdient. In ſchwere Ketten geſchlagen, wurde er von einem Begleiter, der noch dreimal hartherziger war als der meinige, fortgeſchleppt, und mußte, trotz Feſſeln und Krankheit, dieſem meiſten Theils ſeinen Platz im Kibitken einräumen, und ſelbſt zu Fuße nebenher gehn. Es gab überdies keine Art von unwürdiger Behandlung und niedrigem Spotte, wodurch der Unmenſch den Elenden nicht noch tiefer zu beugen ſuchte *).

Indeſſen wartete ſeiner doch an den unwirthbaren Ufern des Tobol ein ſeliger Augenblick, um den ich ihn oft beneidet habe, und der ihm gewiß ſeine Leiden verſüßt hat. Als er von Tobolsk rückwärts nach Jaluterski, dem Orte ſeiner Beſtimmung, gebracht wurde, und, des hohen Waſſers wegen, ſo wie ich, auf der großen Landſtraße ein Paar hundert Werſte zurückkehren mußte, nun aber ſo eben vom Tobol landeinwärts biegen woll-

---

*) Seine gänzliche Unſchuld iſt nachher völlig erwieſen, und er in alle ſeine Ehren und Würden wieder eingeſetzt worden.

te: ſah er auf dieſem Fluſſe den Prahm, mit einigen Equipagen beladen, vom jenſeitigen Ufer herüber ſchwanken; und als der Prahm näher und näher kam, erkannte er ſeine Familie, die ihm eilig gefolgt war. Er ſchrie laut. Vom Waſſer her tönten die Stimmen ſeiner Kinder, ihrer Mutter. Ihre Arme breiteten ſich aus — er ſprang an's Ufer hinab, lief in's Waſſer, ſo weit er konnte — kletterte auf den Prahm — Gott! welch ein Augenblick! — Von den Bauern, die umher ſtanden, habe ich die Geſchichte; ſie hatten die Scene wohl gefühlt, und ſprachen noch jetzt mit Rührung davon.

Als ich durch Jalutersk kam, war Fürſt Simbirski krank, aber von den Seinigen umgeben, und durch ihre Pflege erquickt.

Nie habe ich üppigere Wieſen geſehen, als in dieſer Gegend. Mähen darf ſie, wer will, und die meiſten bleiben ungemähet, da es weder Hände genug giebt, um das Heu zu machen, noch Mäuler genug, um es zu verzehren.

Einer Merkwürdigkeit muß ich erwähnen, die mir in einem Dorfe unweit Jalutersk aufſtieß. Es war ein blödſinniger Jüngling, etwa von achtzehn Jahren, der auf allen Vieren ging, und zu einem Beweiſe der Hypotheſe gedient haben würde, daß der Menſch für dieſe Art zu gehen eigentlich geſchaffen ſey. Er trabte nehmlich nicht allein ſehr ſchnell, ſondern trug auch ſeinen Kopf ganz gerade, perpendiculär aufgerichtet; die Halsmuskeln müſſen ſich alſo an dieſe Richtung wohl gewöhnen können. Uebrigens ſtand der Jüngling höchſt ſelten auf ſeinen Füßen, und nie ging er ſo; oft aber ſetzte er ſich, faſt wie ein Bär, auf die Hinterbeine.

Zwiſchen Jaluterski und Tobolsk kommt man durch eine Reihe von Dörfern, die von Tataren bewohnt ſind. Dieſe Nation ſcheint mir in der That die Verachtung nicht zu verdienen, welche der Ruſſe, als Ueberwinder, gegen ſie zu hegen affektirt. Der Zufall, daß die Achſe meines Fuhrwerks nicht weit von einem ſolchen Dorfe brach, hat mir eine etwas nähere Bekanntſchaft mit ihr verſchafft.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Abend; doch willig eilten ſogleich mehrere Tataren herbei, um mir zu helfen. Einer derſelben war eine Art von Zimmermann. Ich hielt vor ſeinem Hauſe; und da er mir ankündigte, daß wohl drei Stunden vergehen würden, bis ich meine Reiſe fortſetzen könnte, ſo ließ ich meinen Bedienten indeſſen Anſtalten machen, mir Thee zu bereiten.

Das Innere der Tatariſchen Häuſer iſt ſehr ſchmutzig; ich blieb alſo an dem ſchönen Sommerabende auf der Straße, ließ mir Stuhl und Tiſch herausſetzen, und öffnete mein Reiſe-necessaire, um das Theezeug heraus zu nehmen. Die Neugier hatte die ſämmtlichen Einwohner des Dorfes um mich verſammelt. Sie ſchienen, in Allem was den Luxus betrifft, höchſt unwiſſend zu ſeyn. Ein alter ſeidener Schlafrock, den ich trug, und den meine Frau, weil er ſehr abgenutzt war, ſchon oft hatte wegwerfen wollen, erregte ihre Bewunderung, und Jeder wollte ihn betaſten.

Aber in das fröhlichſte Erſtaunen verſetzte ſie vollends mein Spiegel in dem Deckel des geöffneten Kaſtens. Sie hockten gruppenweiſe davor nieder, lachten mit weit aufgeſperrtem Munde, und ließen Einer den Andern bemerken, daß man die Gegend hinter ſich darin ſehen könne. Ich nahm den Spiegel zum Scherz heraus, und hielt ihn der jungen Frau des Zimmermanns vor, die erſt verſtohlen, nach und nach aber dreiſt und mit vieler Behaglichkeit, hinein blickte, da ſie ſehr hübſch war. (Es ſchien, als ob auf dem Lande die Sitte, das Geſicht zu verhüllen, nicht ſo ſtreng beobachtet würde, wie in Kaſan; alle Weiber, die ich hier ſah, waren unverhüllt.)

Als der Thee fertig war, zündete ich meine Pfeife an, und ſetzte mich auf einen Haufen Balken, der dem Hauſe meines Wirthes gegenüber aufgethürmt lag. Es war eine mahleriſche Nachtgruppe: um mich her, bald höher, bald tiefer, ſaßen wohl zwanzig Tataren; unter mir war ein kleines Feuer mitten auf der Straße angezündet, bei welchem der Zimmermann an meinem Kibitken arbeitete; jenſeits vor der Hausthür ſaßen und ſtanden die Tatariſchen Weiber, Mädchen und Kinder, die zu ſchüchtern waren, um näher zu kommen.

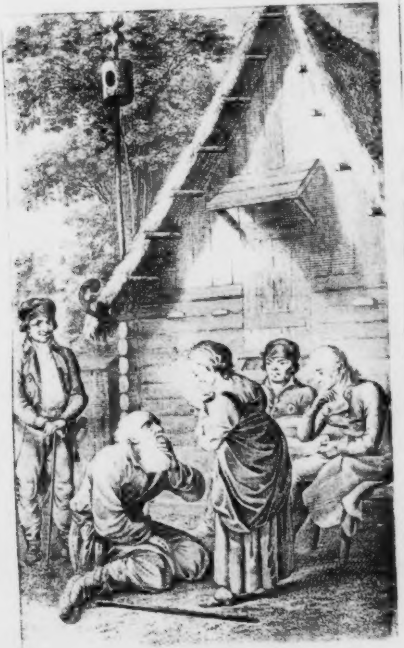
Zwiſchen mir und meiner nächſten Geſellſchaft entſpann ſich ein höchſt ſeltſames Geſpräch. Sobald ſie nehmlich erſt wußten, daß ich kein Ruſſe ſey, faßten ſie Zutrauen zu mir, und thaten hundert wißbegierige Fragen: „wer ich ſey; wohin ich reiſe; wo mein Vaterland liege; wie es dort ausſehe." — Da ſie ſowohl als ich ſchlecht Ruſſiſch ſprachen, ſo war es ſchwer, uns zu verſtändigen. Ich ſagte ihnen, ich ſey ein Sachſe. Sie redeten

Tatariſch unter ſich, und fragten mich dann: ob Sachſen am Caspiſchen Meere liege. Ich war ſehr verlegen, wie ich ihnen einen Begriff von der Lage Sachſens geben ſollte. Die umher liegenden Staaten kannten ſie nicht, Preußen ausgenommen, wovon indeß ihre Begriffe ſehr verwirrt waren. Von dem Franzöſiſchen Kriege hatten ſie nie etwas gehört. Das glückliche Völkchen!

Endlich fiel ich darauf, ihnen den Pabſt, als einen meinem Vaterlande weit näheren Nachbar, zu nennen; und, ſiehe da! den kannten ſie. Ich hatte mich des Wortes papa bedient; ſie aber verbeſſerten mich, nannten ihn Kalif, und wußten zu meinem Erſtaunen, daß er geiſtliche und weltliche Oberherrſchaft mit einander vereinige.

Die junge Frau, welche der Spiegel etwas zutraulicher gemacht hatte, war indeſſen horchend näher gekommen. Ich nahm daher Veranlaſſung zu fragen: ob die Vielweiberei unter ihnen häufig Statt finde. — Es waren nur zwei Männer im ganzen Dorfe, die mehrere Weiber hatten, und einer derſelben war gerade mein Wirth. Man fragte mich: ob es nicht angenehm ſey, mehrere Pflegerinnen und Gehülfinnen zu haben. — Ein Jeder ſuch-

S. 183



te die Vortheile dieſer Einrichtung darzuthun. „Wenn die Frau alt wird,“ ſagte dieſer, „ſo nimmt man eine junge.“ — „Wenn die eine brummt,“ rief jener, „ſo lacht die andre.“

Sehr wohl! erwiederte ich; aber gefällt es auch den Weibern ſo beſſer? — Ich ſah meine hübſche Wirthin dabei an. Da ſie wenig Ruſſiſch verſtand, ſo verdollmetſchten ihr die, welche bei mir ſaßen, unſere Unterredung. Sie lächelte, und nickte ein Paarmal mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: ja, du haſt wohl Recht! Dann blickte ſie ſchüchtern nach der Hausthür, wo eine etwa vierzigjährige grämliche Perſon ſaß, die vermuthlich ihre Geſellſchafterin im Ehebette war. Mein Auge folgte ihrem Blicke, und es kam mir vor, als hätte ich ſelbſt einen hellen Blick in ihre ganze häusliche Lage geworfen.

Das junge Weibchen hatte ich offenbar durch meine Theilnahme gewonnen; denn ſie brachte, ohne daß ich etwas zu eſſen verlangt hatte, einen Topf mit Eiern, ſetzte ihn an das Feuer zu meinen Füßen, kauerte dabei nieder (und zwar ſo, daß die Flamme ihr Geſicht erleuchtete und röthete), kochte die Eier, legte ſie in eine hölzerne Schale, und gab ſie mir.

Nie habe ich beſſere Gelegenheit gehabt, den heftigen Haß der Tataren gegen die Ruſſen zu bemerken, als an dieſem Abend. Mein Dragoner hatte ſich ſchlafen gelegt; ich und mein Bedienter waren Ausländer: ſie durften alſo ihr empörtes Gefühl in Worte ausbrechen laſſen; und das thaten ſie denn mit vieler Redſeligkeit.

So wie ich den Charakter dieſer Menſchen habe kennen lernen — offen, ehrgeizig, ſchnell fühlend, leicht begreifend, rachſüchtig; dabei meiſtens ſchöne Männer, mit einem ſtarken Körperbau, die ſich ihrer Kraft bewußt ſind —: ſo kann das Betragen der Ruſſen gegen ſie unmöglich einen andern Eindruck hervorbringen; denn man behandelt ſie gerade ſo, wie die verworfene Menſchen-Race der Finnen. Tatar! iſt in jenen Gegenden eben ſowohl ein Schimpfwort, wie Tſchuchon *) an den Ufern der Oſtſee. Man neckt dieſe Leute ſo hämiſch als möglich. Begegnet einem reiſenden Ruſſen auf der Landſtraße irgend ein Zufall, ſo fodert er die Hülfe des nächſten beſten Tataren, als bloße Schuldigkeit, giebt ihm weder Lohn noch Dank dafür,

---

*) Der eigentliche Nahme der Finnen, welcher aber in ein Schimpfwort ausgeartet iſt.

ja ſpottet wohl noch dazu über Mahomet, und zwar in eben dem Augenblicke, da jener ihm willige Hülfe leiſtet, und er nur als ein müßiger Zuſchauer dabei ſteht. Ich ſelbſt bin Zeuge eines ſolchen Auftritts geweſen, wo ein Tatar ſich von Alexander Schültins geduldig hudeln ließ, bis dieſer ſich endlich ſogar auf die ungezogenſte Weiſe über Mahomet luſtig machte, und dadurch bei jenem eine blaſſe, verbiſſene Wuth bewirkte.

Es war ein Tropfen Balſam in ihre Wunden, als ich ihnen erzählte, daß einige ihrer Murſas in Petersburg als wackere Männer in hohem Anſehn ſtänden. Ich nannte Derſchawin, der als Dichter und Staatsdiener gleich berühmt iſt, und rieth ihnen, ſich an den zu wenden, wenn ihnen irgend eine Noth zuſtieße.

Meine Erzählung machte ihnen viel Vergnügen, und mir ihr offnes, immer zutraulicher werdendes Benehmen nicht weniger; ſie drängten ſich am Ende ſo nahe um mich her, daß ſie mir beſchwerlich wurden.

Endlich war mein Fuhrwerk fertig. Der Zimmermann ließ ſich eine Kleinigkeit bezahlen; doch für die Bewirthung nahm man durchaus nichts. Wir ſchieden mit gegenſeitigem herzlichem Wohlwollen von einander; und, ob ich gleich die verlorne Zeit bedauerte, ſo mußte ich mir doch geſtehen, daß ich ſie ſehr angenehm zugebracht hatte.

Ich ſetzte nun meine Reiſe ohne weitern Zufall fort, und kam am 9ten, Morgens früh, auf die letzte Station vor Tobolsk. Hier hatte die Höhe der Frühlingsgewäſſer nur noch ſehr wenig abgenommen, und ich mußte die letzten vier Meilen, wie bei meiner erſten Ankunft, in einem elenden Boote zurücklegen. Aber ich hatte herrliches, heiteres Wetter, gerade wie damals, und meine Empfindungen waren eben ſo heiter. Ich ſah alle die bekannten Gegenſtände mit ganz andern Augen wieder; meine Seele glich der Spiegelfläche, auf der ich ſanft dahin ſchwamm.

Um zehn Uhr Vormittags betrat ich das Ufer von Tobolsk. Obgleich der gute Becker mich in ſeine Wohnung eingeladen hatte, ſo war ich doch zweifelhaft, ob ich die Einladung annehmen ſollte, da es, bei der überall herrſchenden ſehr ängſtlichen aber nothwendigen Vorſicht, dem Gouverneur vielleicht unangenehm ſeyn konnte.

Ich ging alſo lieber gerade wieder nach meinem alten Quartiere, wo ich von dem

Wirthe mit großer Freude empfangen, und in eben das Zimmer geführt wurde, welches während meiner Abweſenheit ſchon wieder ein andrer Unglücklicher bewohnt hatte. — Ich ließ dem Gouverneur durch den Dragoner meine Ankunft melden, und warf mich ſchnell in andre Kleidung, damit ich dieſem bald folgen könnte.

Der nach mir geſandte Courier, Nahmens **Carpov**, wohnte in demſelben Hauſe, war aber ausgegangen; daher mußte ich die ſehnſuchtsvollen Fragen nach den Meinigen noch auf dem Herzen behalten, und eilte zu dem edlen Kuſcheleff. Ich traf ihn, wie das erſte Mal, im Garten. Er drückte mich herzlich an ſeine Bruſt; und die Freude glänzte in ſeinen Augen.

Meine erſte Frage war nach Frau und Kindern. Ach! er wußte von nichts, ſuchte mich aber durch allerlei Scheingründe zu beruhigen. Er zeigte mir den mich betreffenden Ukas, der in wenigen Zeilen einen von dem General-Procureur geſchriebenen Befehl enthielt: „den unter ſeiner Aufſicht geſtandenen Kotzebue augenblicklich in Freiheit zu ſetzen, ihn nach Petersburg zu ſenden, und ihn, auf Koſten der Krone, mit Allem, was er brauchen und verlangen werde, zu verſehen.“ — Der Courier war noch überdies angewieſen, alle Koſten der Reiſe zu bezahlen.

Dieſer Ordre zufolge, fragte mich nun der Gouverneur, was ich bedürfe. — Ich hatte noch einige hundert Rubel, und wollte daher Anfangs gar nichts nehmen: doch das konnte Trotz ſcheinen; und da der Kaiſer nun einmal ſo wohlwollende Geſinnungen für mich geäußert hatte, ſo konnte er empfindlich darüber werden, wenn ich ſein Anerbieten gleichſam verſchmähete. Auf der andern Seite fürchtete ich aber, zu viel zu fodern; und ich wollte eben ſo wenig unverſchämt als trotzig ſcheinen. Der Gouverneur fand meine Bemerkungen ſehr richtig. Als ich ihn um ſeinen Rath erſuchte, meinte er: wenn ich dreihundert Rubel nähme, ſo würde ich die rechte Mittelſtraße treffen. Dabei blieb es alſo, und ich hatte nun keinen andern Wunſch mehr, als den, in zwei Stunden abgefertigt zu werden. Der Gouverneur wollte mich durchaus noch einige Tage in Tobolsk behalten; als ich ihm aber ziemlich lebhaft antwortete, daß ich jede Stunde des Verzugs als meiner Frau geſtohlen anſahe: gab er augenblicklich nach, wendete ſich mit Rührung zu ſeiner Freundin, und überſetzte ihr, was ich geſagt hatte. Hierauf verſprach er, meine Abreiſe zu beſchleunigen, und erbot ſich auch, mir meinen Wagen zurück zu kaufen. Das Letztere ſchlug ich aus; ich wollte lieber in einem unbequemen Kibitken reiſen, weil ich nicht Luſt hatte, mich alle Augenblicke wegen Reparaturen unterweges aufzuhalten.

Indeß ging es mit meiner Abfertigung doch nicht ſo ſchnell, als ich wünſchte. Die Auszahlung der dreihundert Rubel — auf die ich gern Verzicht gethan hätte — erfoderte verſchiedene Formalitäten: es mußte deshalb von der Regierung an den Kameralhof geſchrieben werden. Dieſer blieb nur bis zu Mittage verſammelt; daher war es heute ſchon zu ſpät, und ich mußte mich nun mit großem Widerwillen entſchließen, die Nacht in Tobolsk zu bleiben.

Ich aß bei dem Gouverneur, beſuchte nachher meine Freunde Kiniäkoff, Becker, und den wackern Peterſon, die mich alle mit ungeheuchelter Freude empfingen, und ging dann nach Hauſe. Hier traf ich endlich meinen Courier an, der mir aber leider auch kein Wort von meiner Familie zu ſagen wußte. Aus der ihm ertheilten Special-Inſtruktion welche er mir zu leſen gab, ſah ich nun wohl, daß man in Petersburg von meiner Unſchuld völlig überzeugt ſeyn müſſe; denn es war ihm darin auf das angelegentlichſte empfohlen, für mich auf der Reiſe Sorgfalt zu tragen, und mir Wsakie Udowolstwie zu erzeigen; das heißt: alles zu thun, was mir Vergnügen machen könne. Dazu hatte man nun aber eben nicht den rechten Mann gewählt; denn Herr Carpov war ein unerzogener, tölpiſcher junger Menſch, ſo bequem und faul wie ein Schooßhund. Er bekümmerte ſich um nichts; ihm war es ganz gleichgültig, ob wir ſchnell oder langſam fuhren. Auch hatte er gar nicht das, Leuten ſeiner Art ſonſt ſehr eigne, Talent, die Poſthalter, Poſtillione u. ſ. w. durch ein herriſches, inſolentes Weſen, durch Schimpfen und Drohungen, anzuſpornen. Das merkte man ihm überall ſogleich an, und ſeine nie zu erſchütternde Indolenz ſtellte in der Folge meine Geduld auf harte Proben. Sonſt war er ein recht guter Menſch: ein verdorbener Apothekerburſche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei ſeiner Mama Butterbrot zu eſſen; es war ihm auch gar nicht recht, daß er ſich in Tobolsk nicht noch ein Paar Wochen gütlich thun konnte. Dabei hatte er ein ſehr begehrliches Gemüth: denn ich ſchenkte ihm bei unſerer erſten Zuſammenkunft hundert Rubel; und dies Geſchenk ſchien noch unter ſeiner Erwartung zu ſeyn.

Den Reſt des Tages wurde mein Zimmer nicht leer von glückwünſchenden Bekannten und Unbekannten. Der Gouverneur ſelbſt ſtattete mir einen Beſuch ab, und Alle wetteiferten in herzlicher Höflichkeit.

Ich ſchlief dieſe Nacht zum erſten Male ſanft und ruhig, und erwachte früh mit der frohen Hoffnung, um neun Uhr abzuſegeln, wozu ich bereits eine Barke gedungen hatte; aber, leider, dauerte es noch bis gegen Abend, ehe wegen der unbedeutenden Summe von dreihundert Rubeln alles geſchrieben, unterſchrieben, und geſetzlich berichtigt wurde. Vielleicht darf ich das für ein Glück halten, ſo unangenehm es mir auch damals war; denn wir hatten den ganzen Tag die heftigſten Gewitter, die mir auf dem Waſſer leicht hätten gefährlich werden können. Auch gewann ich noch einen andern Vortheil durch dieſe Verzögerung: ich hatte nehmlich aus Gefälligkeit verſprochen, den Sohn eines Deutſchen Schneiders als Bedienten mit nach Petersburg zu nehmen; man verſchwieg mir aber, daß dieſer junge Menſch täglich mit epileptiſchen Zufällen behaftet war, und ſo würde ich einen ſehr beſchwerlichen Reiſegefährten an ihm gehabt haben, wenn durch meinen längeren Aufenthalt die Krankheit ſich nicht von ſelbſt verrathen hätte.

Unfreiwillig verſchmauſ'te ich dieſen Tag noch bei meinen Freunden. Es war ſchon Abend, als man endlich Alles in Richtigkeit gebracht hatte; doch ein ſehr ſtürmiſches Wetter und die hereinbrechende Nacht zwangen mich, noch einige Stunden aufzuopfern. Ich ſetzte meine Abreiſe um drei Uhr Morgens feſt, und warf mich angekleidet auf das Bett.

Daß ich von Allen im Hauſe zuerſt erwachte, oder vielmehr, daß ich ſo gut wie gar nicht ſchlief, wird man mir leicht glauben. Mit der erſten Morgenröthe ſprang ich auf, und trieb meinen faulen Carpov aus dem Bette. Zwar hatte der Sturm eher zu- als abgenommen; doch unmöglich konnte ich noch länger verweilen. Um vier Uhr ſtanden wir am Ufer des Irtiſch, und ich ſah mit freudigem Taumel mein Fuhrwerk in den heftig ſchwankenden Kahn bringen. „Wird die Fahrt gefährlich ſeyn?" fragte ich den Steuermann. — Ne otschen apasno (nicht ſehr gefährlich), gab er mir zur Antwort, die eben nicht ſehr tröſtlich war. Doch die Sehnſucht überwog bei weitem die Furcht, und — was auch meine Begleiter dagegen einwendeten — ich beſtand auf die Abreiſe.

Mein Italiäner war mir bis an's Ufer gefolgt. Er nahm, dem Anſcheine nach, gerührt von mir Abſchied; doch wenn ſeine Rührung nicht erkünſtelt war, ſo entſprang ſie wohl nur aus der Vorſtellung, daß er mich in Zukunft nicht mehr beſtehlen könne: denn ob ich ihm gleich, außer dem verſprochenen Lohn, noch ein ſehr reichliches Geſchenk gab, ſo fand ich doch einige Tage nachher, als ich meinen Mantelſack aufſchnallte, daß er meine ohnehin ſehr geringen Habſeligkeiten chriſtlich mit mir getheilt hatte: *getheilt*, im eigentlichſten Sinne des Wortes; denn von Allem vermißte ich gerade die Hälfte, und ſogar ein Bettlaken hatte er mitten von einander getrennt. — Ich wünſche, daß er ſanft darauf ruhen möge, und zweifle auch nicht an der Erfüllung dieſes Wunſches; denn was man *Gewiſſen* zu nennen pflegt, das kannte ſein ſtarker Geiſt nicht.

Endlich — endlich ſtießen wir vom Ufer! Mit wehmüthiger Freude ſah ich den Raum zwiſchen mir und dem Ufer ſich ausdehnen. Ich heftete meine Blicke feſt auf die nach und nach ſchwindenden Häuſer-Maſſen von Tobolsk, und würde ein Paar ſelige Stunden in ſanfter ſtummer Empfindung verſchwelgt haben, wenn nicht der wachſende Sturm, das entſetzliche Schwanken des Bootes, und das Wechſelgeſchrei zwiſchen Ruderern und Steuermann mich nur zu oft aus meinen ſüßen Träumereien geweckt hätten.

So oft und ſo lange wir bloß auf übergetretenen Gewäſſern ſchifften, und uns ſo nahe als möglich an die Wälder hielten, ſo lange ging es ziemlich gut; wenn wir aber weiter hinaus ins Freie kamen, oder gar die verſchiedenen Krümmungen des Irtiſch und Tobol durchkreuzen mußten: dann wuchs die Gefahr; das Boot ſchwankte fürchterlich; die Wellen ſchlugen häufig hinein; das Waſſer mußte mit Hüten und Schalen eilig ausgeſchöpft werden. Auf den Füßen ſtehen konnte man durchaus nicht, ohne es auf einen Fall über Bord ankommen zu laſſen; und Einmal, als wir quer über den Tobol ſetzen wollten, und der Sturm uns in die Seite nahm, wäre das Boot bei einem Haar umgeſchlagen. Erſt am vorigen Tage hatte ſich ein ſolches

Unglück ereignet. Nur dadurch, daß wir uns alle ſchnell auf die entgegenſtehende Seite warfen, und ſo das Gleichgewicht wieder herſtellten, entgingen wir der Gefahr noch glücklich.

Es gab aber auch wieder flache Stellen, wo das Gras durchſchien, und die Barke auf dem Grunde ſitzen blieb. Dann mußten die Ruderer ſämmtlich bis an den halben Leib ins Waſſer ſpringen, um ſie wieder flott zu machen, welches oft ſehr langſam und nur mit großer Mühe von Statten ging.

Endlich — nach einer Fahrt von mehr als ſieben Stunden — gelangten wir glücklich an das jenſeitige Ufer; und hiermit hatten wir auch alle Beſchwerlichkeiten zu Waſſer überſtanden: denn alle die unzähligen Ueberfahrten über ausgetretene Ströme, die mir im Frühlinge die Hinreiſe ſo ſehr erſchwerten, waren jetzt nicht mehr vorhanden. Die finſtere Tura, die ſchöne Kama, die majeſtätiſche Wolga, die ſchnelle Wiätka, kurz, alle Flüſſe waren bereits in ihr Bett zurückgetreten, und ſchienen hülfreich einverſtanden, mich ſchnell an mein erſehntes Ziel kommen zu laſſen.

Doch ehe ich noch Tiumen erreichte, drohete mir eine andre Gefahr; ich wurde nehmlich krank, recht ſehr krank. Die Urſache weiß ich nicht; die Zufalle waren aber ſo, wie ich ſie nie vorher gehabt hatte. Jede Erſchütterung fühlte ich ſo ſchmerzhaft, daß ich genöthigt war, ſelbſt auf dem ebenſten Wege nur Schritt für Schritt fahren zu laſſen. Außer einem Limonadepulver hatte ich gar keine Arzenei bei mir. Zwar wollte der gute Peterſen in Tobolsk mich damit verſorgen; ich hielt es aber für unmöglich, auf einer ſo fröhlichen Reiſe krank zu werden, und vernachläſſigte alle Vorſicht. Auch hätte ich nicht gewußt, was ich einnehmen ſollte, da ich dieſe Art von Krankheit nie gehabt hatte. Ich litt alſo geduldig, und quälte mich mit dem Gedanken, vielleicht, ſo nahe am Ziele, dennoch meine Familie nicht wiederzuſehen.

So ſchleppte man mich bis Tiumen, wo wir Nachmittags ankamen. Mein Courier rieth mir, hier liegen zu bleiben und mich zu pflegen; ich widerſetzte mich aber dem ernſtlich. Welche Bequemlichkeit oder Pflege konnte ich auch dort erwarten? Sollte ich mich einem unwiſſenden Chirurgus anvertrauen? Denn ein Arzt war da nicht. Ich beſchloß, lieber auf gut Glück weiter zu fahren. War ich doch der Sibiriſchen Grenze nun ſo nahe! Wenigſtens wollte ich jenſeits ſterben!

Wir fuhren alſo weiter; doch mein Zuſtand verſchlimmerte ſich in Kurzem ſo ſehr, daß ich auf der zweiten Station die Bewegung nicht mehr aushalten konnte, und in einem elenden Dorfe liegen bleiben mußte. Es war Abend. Ich ließ mir, ſo gut es gehen wollte, ein Lager in meinem Kibitken bereiten, und verſuchte, ob ich ſchlafen könnte. Dieſer Verſuch mißlang gänzlich; dagegen ermannte ſich die Natur in dieſer Nacht. Zwar bedurfte ſie dazu einer ſehr ſchmerzlichen Gewalt; aber dieſer Kriſis verdanke ich vielleicht die Geſundheit, die ich während des folgenden Winters in einem reicheren Maße genoß, als vorher ſeit zwölf Jahren.

Ich ſetzte am folgenden Morgen, freilich noch ſehr ſchwach, aber doch in einem merklich beſſeren Zuſtande, meine Reiſe fort, und kam um zehn Uhr Vormittags an den Tobolskiſchen Grenzpfahl, mitten im Walde, den ich auf meiner Hinreiſe mit ſo fürchterlicher Beklemmung betrachtet hatte.

Als wir damals Moskau verließen, war es mir vergönnt, mich mit einigen Bouteillen Wein zur Erquickung zu verſorgen. Ich kaufte Burgunder. Da aber in Moskau die Bouteille vier Rubel koſtete, so erlaubte meine Kaſſe mir nicht, mehr als drei Bouteillen mitzunehmen, die ich für kranke Tage aufſparte. Faſt zwei derſelben waren geleert, als ich in Tobolsk ankam. Die dritte begleitete mich nach Kurgan; ich verwahrte ſie als einen Schatz, und beſtimmte ſie, an dem Tage, an welchem meine Frau zu mir kommen würde, das Freudenfeſt zu verherrlichen. Jetzt aber — im Angeſicht des Sibiriſchen Grenzpfahls — zog ich ſie hervor. Mit einem Korkzieher, den meine gute Mutter mir am letzten Weihnachtsfeſte geſchenkt, und der bis heute ungebraucht in meinem Kaſten gelegen hatte, öffnete ich ſie; jubelnd trank ich daraus in langen Zügen, indem mir zugleich die Thränen über die Wangen rollten. Der Courier und der Poſtillion mußten mittrinken; die leere Flaſche zerſchlug ich gegen den Pfahl, und mit leichter Bruſt, als ſey nun Alles überſtanden, fuhr ich ſingend weiter.

Je mehr ich ſtündlich an Geſundheit und frohem Muthe gewann, deſto ſtärker wurde mein Verlangen, die Reiſe zu beſchleunigen. Aber zwei Umſtände verhinderten die Eil. Der erſte war mein gebrechliches Kibitken. Ich hatte dies alt gekauft, und nun, die Hin- und Herreiſe nach und von Kurgan mitgerechnet, bereits faſt zweyhundert Deutſche Meilen damit zurückgelegt. Es wurde von Stunde zu Stunde knarrender und wackelnder; alles verkündigte ſeine baldige Auflöſung. Wohl ſchon ein Dutzend Mal hatte ich anhalten müſſen, um bald dies, bald jenes daran flicken zu laſſen. Ich ſah den Augenblick heran nahen, wo ich auf der Landſtraße liegen bleiben würde, und entſchloß mich daher kurz und gut, das gebrechliche Fuhrwerk auf der nächſten Station zurückzulaſſen, und meinen Weg lieber in einem Poſtkibitken fortzuſetzen. Freilich iſt ein ſolches Poſtkibitken das elendeſte, unbequemſte Fuhrwerk, ſelten einmal bedeckt gegen ungeſtüme Witterung, auch zu kurz, als daß man die Beine darin ausſtrecken könnte, und auf jeder Station wird es gewechſelt, auf jeder das Gepäck hin und her geworfen. Vergebens hat ſich der Reiſende in kühlen Nächten in die Betten verkrochen: kaum iſt es ihm gelungen, ſich zu erwärmen, ſo muß er heraus, das Wetter ſey, welches es wolle; wenn es regnet, ſo werden ſeine Paar Küſſen durch und durch naß; er muß ſich wieder darauf legen, und ſie mit ſeinem Körper trocknen. Wahrlich, es gehört viel Abhärtung dazu, eine lange Reiſe auf dieſe Art geſund zu vollbringen.

Das Alles ſtellte mein Courier mir vor; denn er ſelbſt litt zu ſehr bei der Veränderung, um nicht ſeine ganze Beredtſamkeit dagegen aufzubieten. Ich hatte aber berechnet, daß ich vielleicht einen ganzen Tag, und mehr, dabei gewonnen könnte, und daß ich alſo meine Familie einen ganzen Tag früher wieder ſehen würde. Die Möglichkeit, daß meine gute Frau krank, vielleicht gefährlich krank ſey, daß meine Ankunft wohlthätig auf ſie wirken, daß ihr Leben an einer einzigen Stunde früher oder ſpäter hangen könne, überwog alle Bedenklichkeiten. Ich erkundigte mich auf der nächſten Station nach dem ärmſten Manne im Dorfe; ihm ſchenkte ich mein Fuhrwerk, und räumte ſo das erſte Hinderniß aus dem Wege.

Das zweite Hinderniß war ſchwerer wegzuſchaffen; denn — wie ſollte ich meinem faulen Carpov Leben und Thätigkeit einhauchen? — Da half weder Spott noch Zorn, da halfen weder Geſchenke noch Drohungen: ſeine Indolenz war unüberwindlich. Immer gähnte, immer ſchlief er; und es war ihm gleichgültig, ob wir die

Station eine Stunde früher oder ſpäter erreichten. Man hätte zu meiner Qual keinen faulern Tölpel wählen können, als dieſen, der mich oft zur Verzweiflung brachte.

In dieſer Noth erſchien endlich, mir zum Troſt, ein anderer Courier, Nahmens Waſſili Sukin. Auch er war über Hals und Kopf aus den Vorzimmern des Kaiſers nach Tobolsk geſchickt worden, um einen Kaufmann zu befreien, den vor acht Jahren der allgewaltige Fürſt Potemkin dahin geſchickt hatte. Dieſer Mann ſaß in Pelim (wenn ich nicht irre, noch tauſend Werſte hinter Kurgan), und als ich Tobolsk verließ, wartete Sukin noch immer auf ſeine Ankunft. Er kam endlich erſt einige Tage nach meiner Abreiſe. Seine Füße waren geſchwollen und mit Wunden bedeckt; aber auch ihm ließ die Ungeduld nicht zu, die Heilung abzuwarten: er fuhr weiter; und — Dank ſey es meinem faulen Carpov! — ſchon unweit Ekaterinaburg holte er mich ein.

Von jetzt an ging es ſchneller und beſſer; denn Waſſili Sukin war ein flinker, freundlicher junger Mann, dem alles raſch von Statten ging, der willig und dienſtfertig überall den Vorſpann beſorgte, im Nothfalle ſelbſt die Peitſche zur Hand nahm, und bei Menſchen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb. Jetzt hatte mein Carpov weiter nichts zu thun, als hinter ihm her zu fahren. Doch auch ſo blieb er oft ganz zurück, und meiſtentheils kamen wir eine Viertelſtunde ſpäter an Ort und Stelle. Aber dann fanden wir auch die Pferde bereits angeſchirrt, und es ging luſtig vorwärts. Gewiß, ohne dieſen munteren Sinn wäre ich acht Tage ſpäter in Petersburg eingetroffen.

Noch ein Wort von dem Ruſſiſchen Kaufmann, den er begleitete. Er war vormals Kron-Podrädſchick geweſen (ſo heißen diejenigen, welche Lieferungen oder Baue gegen eine gewiſſe beſtimmte Summe übernehmen), und hatte ein großes Vermögen, ein Haus in Petersburg und ein andres in Moskau, beſeſſen. Da man ihn mit einigen anſehnlichen Zahlungen ſehr lange hinhielt, und ihm allerlei Chikanen machte, bei welchen Potemkin ſelbſt mit im Spiele war; ſo erlaubte er ſich einige lebhafte Aeußerungen in dem Vorzimmer des Fürſten, und wurde auf der Stelle nach Sibirien transportirt, nachdem man ihm vorher alles, ſogar ſeinen Pelz, weggenommen hatte. Dort in dem fernen Pelim, wo er ſein Brot als der gemeinſte Knecht jämmerlich verdienen mußte, wurde er vergeſſen; ja, er wollte ſogar wiſſen, daß man ihn einmal als todt rapportirt habe. Um ſo größer war ſein Erſtaunen und ſein Entzücken, als plötzlich der Bote der Freiheit anlangte. Wie das zugegangen; wie und durch wen der Kaiſer an ihn erinnert worden ſey: das konnte er ſich nicht erklären. — Auch er hatte Frau und Kind ohne Abſchied verlaſſen; und weder von dieſen, noch von ſeinem Vermögen war ihm ſeit acht Jahren das Mindeſte zu Ohren gekommen. Man denke ſich ſeine Sehnſucht! Er war ſchwach und krank; auf jeder Station mußte er ſich ſeine Füße verbinden: doch nie ging es ihm raſch genug, und er ließ ſich keinen Augenblick der Verzögerung zu Schulden kommen.

Am 15ten Jul. kamen wir nach Ekaterinaburg, und genoſſen einige Erquickung. Dort kaufte ich auch mehrere Sibiriſche edle Steine, die in der daſigen Steinſchleiferei geſchliffen worden, und ſehr wohlfeil waren. Ich beſtimmte ſie zu zwei Halsbändern für meine Töchter, und für meine Erben auf Kindeskindeskind, daß ſie ſich dabei der unglücklichſten Begebenheit in dem Leben ihres Vaters erinnern ſollen.

In Kungur, einer ſehr ſchlecht gepflaſterten Stadt, durch welche wir einige Tage nachher kamen, hätte ich faſt mein Leben eingebüßt. Wir fuhren in vollem Galopp eine Anhöhe hinunter. Plötzlich brach mir die Achſe; das Kibitken ſchlug um, die Pferde rannten fort, und mein Kopf ſchleifte auf den Steinen. Der Hut ſchützte mich zwar einige Augenblicke; wäre aber nicht glücklicher Weiſe gerade Markttag in Kungur geweſen, und hätten die vereinigten Kräfte der zahlreich verſammelten Bauern die ſcheu gewordenen Pferde nicht aufgehalten: ſo würde ich verloren geweſen ſeyn. Nur noch funfzig Schritt weiter, und meine Hirnſchale mußte zertrümmern; jetzt kam ich mit einigen ſtarken Contuſionen davon. Der Poſtillion war mehr als ich beſchädigt, und blutete heftig; mein Schüler Carpov aber, der zu ſeinem Glücke nur mit heraus hangenden Beinen auf dem Kibitken geſeſſen hatte, war ſogleich heruntergefallen, und lag ſanft im Kothe.

Am 17ten kamen wir nach Perm, wo ich wieder bei dem ehrlichen Uhrmacher Roſenberg einkehrte, und auf demſelben Sofa ſanft ruhete, auf welchem ich mich zwei Monat vorher verzweifelnd gewälzt hatte.

Der Weg von Perm nach Kaſan wurde ohne Zufall zurückgelegt, und meine hoffnungsvolle Heiterkeit nur dann und wann durch den Anblick von Verwieſenen unterbrochen, die mir häufig begegneten. Einige fuhren, wie ich vormals, in Wagen und Chaiſen; andere in unbedeckten Kibitken; die meiſten gingen zu Fuß, zwei und zwei mit Ketten an einander geſchloſſen, und von bewaffneten Bauern begleitet (ſo werden ſie nehmlich von Dorf zu Dorf transportirt, und die Wache in jedem Dorfe abgelöſt.) Noch andere trugen um den Hals eine hölzerne Gabel, deren dicker Stiel ihnen über die Bruſt herab bis auf die Kniee hing, und in dem Stiele waren zwei Löcher angebracht, durch welche man ihre Hände gezwängt hatte. Ihr Anblick war fürchterlich. Alle dieſe Fußgänger baten kläglich um Almoſen; und, ach! wie gern gab ich, — der Befreite! ich, der ich den Armen meiner Familie entgegen eilte! — wie gern gab ich, was ich hatte!

Auch lange Züge von Koloniſten begegneten mir. — Sie waren dazu beſtimmt, die neue Stadt zu bevölkern, welche, auf des

Kaiſers Befehl, an der Grenze von China angelegt wird. Die erwachſenen Perſonen gingen zu Fuß; die Kinder, klein und groß, ſahen aus den Fuhrwerken zwiſchen Kiſten und Kaſten, zwiſchen Hühnern und Hunden hervor. Ich kann nicht ſagen, daß ich fröhliche Geſichter unter dieſen Koloniſten bemerkt hätte.

Am 22ſten Julius war ich Mittags in Kaſan, und wohnte diesmal in einem ſehr ſchönen, zu öffentlichen Luſtbarkeiten beſtimmten Hauſe, bei einer ſanften, gefälligen Wirthin, unterließ aber auch nicht, meinen ehrlichen Juſtiſei Timofeitſch in ſeiner Tarakanen-Wohnung aufzuſuchen und ihm für die erwieſene Gaſtfreundſchaft nochmals zu danken.

Was mich beſonders bewog, dieſen Tag in Kaſan zu verweilen, war eine leibliche Couſine meiner Frau, welche daſelbſt verheirathet iſt. Ich wußte, daß ſie mit ihrer Familie in Eſthland correſpondirte; bei ihr hoffte ich alſo die Sehnſucht meines Herzens zu ſtillen, und Nachricht von meiner Frau zu erhalten. Mit Zittern betrat ich ihr Haus, und wurde ſehr liebreich empfangen; aber ach! — auch hier kein Troſt! ſie wußte nichts, gar nichts von meiner Familie! — Zwar hatte ihr erſt vor Kurzem einer ihrer Brüder geſchrieben, und ihr mehrere unbedeutende Familien-Nachrichten mitgetheilt, z. B. daß die Schweſter meiner Frau, die Baronin Dellingshauſen, nach Deutſchland reiſen werde; aber von meiner guten Chriſtel nicht eine Sylbe! — Hätte der unfreundliche Mann gewußt, welche bittere Empfindung er mir durch dieſes Schweigen verurſachte: er würde ſeine übertriebene Bedenklichkeit beſiegt, und wenigſtens mit einigen, für Fremde nichts bedeutenden Worten, ganz ohne Erwähnung meines damals verhaßten Nahmens, geſagt haben: „unſere Couſine Chriſtel iſt da oder dort; ſo oder ſo geht es ihr.“ — Indeſſen ſchöpfte ich doch Eine Hoffnung aus ſeinem Briefe: todt, dachte ich, kann ſie nicht ſeyn; denn das würde er doch geſchrieben haben.

Meine Aufnahme in Kaſan überraſchte mich höchſt angenehm. Bekannte und Unbekannte, Deutſche, Franzoſen und Ruſſen, drängten ſich mit freundlicher Neugierde zu mir, und alle wetteiferten, mir ihr Wohlwollen zu bezeigen. Sie hatten vor zwei Monaten etwas von meiner Durchreiſe gehört, und ſich viele Mühe gegeben, mein damaliges Nachtquartier zu erfahren: aber vergebens!

mein wackerer Hofrath hatte ſeine Maßregeln zu gut genommen.

Kaſan iſt eine große, volkreiche, gut gebaute, freundliche Stadt. Der Kaufhof giebt an Größe und Menge der Waaren denen in Moskau und Petersburg wenig nach. Die alte Burg der Tatariſchen Chane, welche von Iwan Waſſiliewitſch zerſtört wurde, gewährt auf ihrem Felſen einen herrlichen mahleriſchen Anblick. Ihr Umfang iſt ſehr groß, und ihre Ruinen ſind in eine Wohnung für den jetzigen Commendanten umgeſchaffen worden.

Es herrſcht in Kaſan unter den Ausländern viel Geſelligkeit und ein angenehmer, humaner Ton. Wenn ich mir einen Aufenthalt im Innern von Rußland wählen müßte, ſo wäre es vorzugsweiſe dieſe Stadt.

Als ich abreiſte, begleiteten mich ein halbes Dutzend Wagen und Droſchken*) bis an die Ufer der Wolga, deren Gewäſſer jetzt nicht mehr (wie bei meiner Hinreiſe) die Mauern der Stadt beſpühlten, ſondern ſich in ihr Bett, ſieben Werſte von da, zurückgezogen hatten. — In Kaſan kaufte ich mir endlich wieder ein eigenes Kibitken, und ſetzte nun meinen Weg mit mehr Bequemlichkeit fort.

---

*) Eine Art von Fuhrwerk. Es beſteht in einer unbedeckten (oft auch gepolſterten) Bank, die auf vier Rädern ruhet.

Jenſeits der Wolga zeigte mir mein Carpov die Stelle, wo er den zurückkehrenden Hofrath mit Schüllins angetroffen, und ſie, zu ihrem höchſten Erſtaunen, von dem Zwecke ſeiner Reiſe unterrichtet hatte. Der Herr Hofrath äußerte ſein Bedauern, daß er dieſe Wendung der Sache nicht früher gewußt habe. Vermuthlich entſprang dieſes Bedauern aus einer eben nicht ſehr reinen Quelle. — Zwiſchen Kaſan und Niſchnei-Nowogorod ſah ich zu beiden Seiten des Weges ſo oft um Feuer gelagerte, bewaffnete Gruppen von Menſchen, daß ich endlich neugierig würde, ihre Beſtimmung zu wiſſen. Die Erklärung lautete eben nicht tröſtlich. Es waren Leute, die wegen häufig hier vorgefallener Räubereien Wache hielten. Ein berühmter Jahrmarkt in einer nahen Stadt Makariew *) lockte die Straßenräuber jetzt beſonders in dieſe Gegend. Mir iſt glücklicher Weiſe nichts Verdächtiges aufgeſtoßen. — Wenn man in jenen Gegenden zum erſten

---

*) Büſching macht dieſe Stadt ganz irrig zu einem bloßen Kloſter.

Mal der Poſt begegnet, ſo ſollte man die Wege für weit unſicherer halten, als ſie wirklich ſind. Man ſieht nehmlich das Kibitken, auf welchem der Poſt-Courier liegt, jederzeit von vier bis fünf mit Flinten und Säbeln bewaffneten Bauern umgeben, die zuweilen kaum ſchnell genug folgen können. Dieſe Vorſicht gründet ſich aber bloß auf einen Befehl Kaiſer Pauls, kraft deſſen, im Falle daß die Poſt beraubt wird, der Gouverneur, in deſſen Gouvernement es geſchehen iſt, für allen Schaden haften muß. Natürlicher Weiſe nehmen nun die Herren Gouverneurs, beſonders in jenen wüſten Gegenden, alle nur mögliche Vorſichtsmaßregeln; aber dennoch ſcheint der Befehl mir hart: denn in einem Lande, wo unermeßliche Wälder den Räubern eine ſichere Zuflucht geben, welches Menſchen Kraft kann da jedes Unglück verhüten?

Als ich mich Niſchnei-Nowogorod näherte, wurden meine Augen durch einen Gegenſtand entzückt, deſſen Anblick ich ſeit langer Zeit entbehrt hatte; es waren die erſten Kirſchenbäume, und die erſten Bienenſtöcke. Es iſt bekannt, daß in ganz Sibirien — ich weiß nicht, warum — keine Biene, ſo wie kein Krebs, gefunden wird. Eben ſo wenig giebt es dort Obſtbäume, und ich kann daher nicht beſchreiben, welchen fröhlichen Eindruck der Anblick meiner alten Bekannten auf mich machte. Nun war ich wieder in Europa, und, wie es mir vorkam, meiner Heimath ſchon nahe!

Von dieſer Täuſchung ergriffen, wollte ich mir in Niſchnei-Nowogorod, da es eben Mittag war, in einem Wirthshauſe eine gute Mahlzeit bereiten laſſen; aber da war kein andres Wirthshaus, als elende Ruſſiſche Kabacken. Ich hielt alſo vor dem Poſthauſe, und machte Anſtalten, ein Stück Brot mit Käſe in meinem Kibitken zu verzehren, indeſſen Sukin hinein ging, das ſchnelle Umſpannen zu befördern. Durch ihn erfuhr man im Hauſe, wer ich ſey; und gleich darauf kam ein Bedienter, der mich im Nahmen der Frau Poſtdirektorin ſehr höflich zum Eſſen einlud. Mein langer Bart, mein verworrenes Haar und mein zerriſſener Schlafrock, liehen mir eine ſehr gültige Entſchuldigung, die Einladung auszuſchlagen; ſie wurde aber dringend und mit dem Zuſatze wiederholt: daß ich ganz allein in einem Zimmer eſſen ſolle, und daß ſich Niemand vor mir ſehen laſſen werde.

Ich konnte dieſer Höflichkeit nicht länger widerſtehen, zumal da auch mein ſeit mehreren Tagen wenig verſorgter Magen mich antrieb. So ſtieg ich denn aus, und erſchien beinahe in der Geſtalt des armen Tom in Shakeſpear's Lear. Man führte mich in ein elegantes Zimmer, wo man einen kleinen Tiſch für Eine Perſon ſervirte, und wo ich wirklich einige Augenblicke allein blieb. Doch plötzlich trat eine junge blühende Dame herein, die Frau vom Hauſe, die mich Deutſch anredete, und ſich mit ihrem Verlangen, meine Bekanntſchaft zu machen, entſchuldigte.

So ein großer Freund des ſchönen Geſchlechtes ich auch bin, ſo ſetzte mich doch die Erſcheinung meiner Wohlthäterin in nicht geringe Verlegenheit. Ich ſtand ihr gegenüber wie ein Cyniker einer Aſpaſia; ihre holde Freundlichkeit konnte meine Verwirrung nicht beſiegen, wenn mein Blick auf den zerlumpten Schlafrock, oder gar in einen Spiegel fiel. Was wurde aber vollends aus mir, als ſich nach und nach das ganze Zimmer mit Damen und Herren vom erſten Range, Ruſſen und Deutſchen, füllte, die ſich alle höflich zu mir drängten, in deren Mitte ich ganz allein, wie ein König von Spanien, eſſen mußte, die mich bald durch herzliche Theilnahme rührten, bald durch ſchmeichelndes Lob verwirrten, und endlich gar den erſten Band meiner neuen Schauſpiele herbeiholten, um die Aehnlichkeit des davor befindlichen Bildniſſes an dem langbärtigen Originale zu erproben!

So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, ſo geſtehe ich doch gern, daß ich dieſes Genuſſes erſt recht froh wurde, als ich wieder in meinem Kibitken ſaß. Dann aber — warum ſoll ich es leugnen! — gewährte es mir eine angenehme ſchmeichelnde Erinnerung, noch an den Grenzen von Aſien, und ſelbſt in dieſem, dem Rufe nach ſo unwirthbaren Welttheile, Freunde meiner Muſe gefunden zu haben, die mir in bedrängten Stunden meines Lebens willig Troſt und Hülfe entgegen brachten, weil ſie in mir einen alten Bekannten ſahen, den ſie ſchon lange lieb gewonnen hatten. O, dieſer Lohn iſt wahrlich mehr werth, als Journal-Lob, das heut zu Tage — möchte ich beinahe behaupten — an lebende Dichter nie anders als aus trüben Quellen geſpendet wird.

Nur noch Einmal drohete mir auf der Straße nach Moskau wahrſcheinlich eine Gefahr, der ich durch meine Wachſamkeit entgangen bin. Bereits vier Nächte hatte ich der Ruhe entbehrt, und beſchloß daher eines Theils, weil es überdies ſtark regnete, bis zum Anbruch des Tages in einem Dorfe zu verweilen. Ich gab gemeſſenen Befehl, die Pferde um vier Uhr Morgens vorzuſpannen, und mich dann ſogleich zu wecken. - Geweckt wurde ich wirklich; es kam mir auch bei einem Blick nach dem Fenſter ſo vor, als bräche der Tag ſchon an, und ich warf mich nun ſchnell in das Kibitken. Waſſili Sukin fuhr mit ſeinem Kaufmann in einem Poſtkibitken vor uns her; das ſeinige führte ein Knabe, das meinige ein ſchwarzbärtiger, wild um ſich ſchauender Kerl.

Schon dicht vor dem Dorfe bemerkte ich, daß die Helle, welche ich für den Anbruch des Tages gehalten hatte, nur Mondlicht war. Ich zog meine Uhr hervor, und ſiehe! es war erſt Eins. Das fiel mir auf. Die Ruſſiſchen Poſtillone kommen, ſo wie alle in Europa, lieber zu ſpät als zu früh; wie ging es denn nun zu, daß man mich drei Stunden vor der beſtimmten Zeit weiter zu fahren nöthigte? — Ich beſchloß ſogleich, nicht zu ſchlafen; und da ich, ſo lange ich mit dem andern Kibitken beiſammen blieb, nichts befürchtete, ſo trieb ich den Kerl fleißig an, nicht zurückzubleiben, was er unter mancherlei Vorwand ſehr oft verſuchte.

Mein Carpov war gleich Anfangs, ſeiner löblichen Gewohnheit gemäß, feſt eingeſchlafen; und ſo lange ich meiner Sache nicht gewiß zu ſeyn glaubte, wollte ich ihn nicht wecken. Der Poſtillion ſah ſich ſehr oft nach ihm, und dann wieder nach mir, um. Ich ſah ihm jedes Mal ſtarr in's Geſicht, um ihm meine Wachſamkeit zu zeigen. Endlich aber kam ich auf den Einfall, zu verſuchen, was wohl erfolgen würde, wenn auch ich ſchliefe, um darnach meine weitern Maßregeln zu nehmen. Ich ſchloß die Augen, blinzelte aber natürlicher Weiſe ſo viel als nöthig war, um jede verdächtige Bewegung unſeres Fuhrmanns genau zu ſehen. Dies ſchien mir jetzt höchſt nöthig; ich hatte nehmlich (als er das letzte Mal abſtieg, um einen morſchen, alle Minuten reißenden Strick wieder anzuknüpfen) ein langes Meſſer bemerkt, welches in einer Scheide an ſeinem Gürtel hing. Wir hingegen waren gänzlich unbewaffnet, und mit zwei ſchnellen Stößen rückwärts, konnte er, ohne ſeinen Sitz zu verlaſſen, uns Beide ſchlafend in die andre Welt befördern.

Kaum hatte ich angefangen den Schlum-

[illegible] zu reden, da er ſich oft und lange nach mir umſah, und mir gleichſam prüfend ins Geſicht ſchaute. Durch meine Wachſamkeit, mein Schimpfen und Fluchen in Furcht geſetzt, war er bis jetzt immer dicht hinter dem vordern Kibitken geblieben; nun aber fing er wieder an langſamer zu fahren. Um ihn von ſeiner böſen Abſicht zu abzuführen, wollte ich ihm einen kleinen Vorſprung gewinnen laſſen, als von ungefähr der Knabe, der es [illegible] halten mußte, was bei dem elenden Geſchirre der Ruſſen ſehr oft zu geſchehen pflegte.

Auch wir hielten nun. Unſer Poſtillion ſtieg ab, und ſtellte ſich, als möchte er die Riemen an dem Krummholze feſt binden; ich ſah aber, da jetzt der Tag bereits angebrochen war, ſehr deutlich, daß ſie ſo feſt als möglich ſaß, und daß er ſich nur vor den Pferden etwas zu thun machte, um nach mir zu ſchielen.

Als er glaubte, daß ich feſt genug ſchliefe, rief er mit leiſer Stimme den Knaben, und fragte ihn etwas, das ich nicht verſtehen konnte. Aus der Antwort errieth ich aber leicht, daß er wiſſen wollte, was die beiden Paſſagiere im erſten Kibitken machten; denn der Knabe antwortete laut genug: ſpit (ſie ſchlafen).

Nun entſpann ſich zwiſchen Beiden ein langes leiſes Geſpräch, bei dem mir nicht wohl zu Muthe wurde. Ich unterbrach es endlich auf einmal mit einem kräftigen Fluche, und gab meinem Poſtillione geradezu auf den Kopf Schuld: er ſey ein Spitzbube. — Er betheuerte ſeine Unſchuld; ich behauptete aber dreiſt, alles, was er geſprochen, verſtanden zu haben; prahlte mit der Wichtigkeit unſerer Depeſchen; drohete ihm mit einer Piſtole (die ich gar nicht hatte); weckte meinen Courier aus dem Schlafe, und unterrichtete ihn von dem muthmaßlichen Anſchlage; ſprang dann aus dem Kibitken, und weckte auch Sulin und den Kaufmann. Alle wurden munter, und die einſame waldige Gegend gab meinen Worten noch mehr Nachdruck. Sie ſchimpften und droheten; der Poſtillion ſetzte ſich, in den Bart murmelnd, wieder auf, und fuhr, ohne weiter um ſich zu blicken, davon.

Kaum eine Werſt von da, etwa auf dem halben Wege, ſtanden zwei Kerl, die uns zu erwarten ſchienen; denn ich erblickte ſie ſchon in einer weiten Entfernung. Unſer Poſtillion trieb, ſobald er ſie gewahr wurde, groſten Lärm mit ſeinen Pferden, vermuthlich um ihnen anzudeuten, daß wir wachten. Wir fuhren alſo raſch an ihren verdächtigen Phyſiognomieen vorüber; ſie ſahen uns neugierig an, wagten aber nichts, und wir kamen glücklich an Ort und Stelle.

Ich bin noch jetzt überzeugt, daß ein Mord-, oder wenigſtens ein Raub-Anſchlag, vorzüglich gegen mich, geſchmiedet war. Alles erklärt ſich ſehr natürlich. Der Kaufmann fuhr in einem offenen Poſt-Kibitken; beim Umpacken hatte man ſeine geringen Habſeligkeiten geſehen, die niemand eben reitzen konnten. In meinem Kaſaniſchen Kibitken hingegen konnten Schätze ſeyn; auch hatte ich Abends meinen Reiſekaſten geöffnet, der eine ſilberne Kaffeekanne und verſchiedne andere Kleinigkeiten von Silber enthielt. Ferner bedurfte es keiner tiefen Menſchenkenntniß, um meinen Carpov in der erſten Viertelſtunde als einen dummen Jungen kennen zu lernen, mit dem leicht fertig zu werden ſey. Die Abſicht war alſo vermuthlich, Sukin und den Kaufmann raſch voraus fahren zu laſſen, mit mir aber immer weiter und weiter zurück zu bleiben, bis man mich zu der Stelle gebracht haben würde, wo die vorausgeſchickten Kerl auf uns warteten. Dort hätte man uns nach Wohlgefallen beraubt, oder gar todtgeſchlagen, und der Poſtillion würde noch obendrein ſeine Unſchuld haben betheuern können. Was mich noch mehr in dieſer Vermuthung beſtärkt, iſt der Umſtand, daß der Poſtillon Anfangs immer über ſeine ſchlechten Pferde klagte, die nicht aus der Stelle wollten; und auf der zweiten Hälfte des Weges, als ihm nichts mehr daran lag, ſie zurück zu halten, liefen ſie offenbar weit beſſer, als die Pferde des Knaben.

So war ich denn der letzten Gefahr, welche mir auf meinem weiten, menſchenleeren Wege drohete, glücklich entronnen, und am 23ſten Julius, Mittags, breitete ſich das unermeßliche Moskau vor meinen Blicken aus.

Lange ſtand ich auf einer Anhöhe, es zu betrachten. Voll froher Hoffnung, hier endlich etwas von meiner Familie zu erfahren, fuhr ich hinein, durchkreuzte die zahlloſen Straßen, und kehrte in dem Gaſthofe einer alten freundlichen Franzöſin ein, der ich durch Herrn Becker empfohlen war. Hier that ich mir einige Stunden gütlich, ſo lange es meine Ungeduld erlaubte. Kaum hatte ich mich aber ein wenig erholt, und meine Geſtalt durch Kamm und Schermeſſer der menſchlichen wieder näher gebracht, als ich auch ſchon anfing, den Buchhändler Herrn Franz Courtener aufzuſuchen, der mir, gleichfalls durch Becker, als ein ſehr wackerer Mann gerühmt worden war. So lernte ich ihn denn auch kennen, und fand in ſeinem Hauſe die gaſtfreieſte Aufnahme.

Mein erſtes Wort war natürlich wieder meine Frau; und, ſiehe da! er erinnerte ſich, gehört zu haben, daß der Kaiſer ſie nach Petersburg eingeladen, und ſie dort wirklich auf das gnädigſte empfangen hätte. — Neugierig fragte ich: wo gehört? von wem? — Darauf konnte er ſich, leider, nicht mehr beſinnen.

Mit ihm beſuchte ich den, durch ſeine Briefe eines reiſenden Ruſſen auch in Deutſchland bekannten, liebenswürdigen Schriftſteller Karamſin, der mich herzlich aufnahm, und dem das erwähnte Gerücht gleichfalls zu Ohren gekommen war. Aber auch er wußte nicht mehr, wie oder wo. Indeſſen verſprachen mir Beide, ſich näher danach zu erkundigen.

Man denke ſich übrigens den angenehmen

Eindruck, den die erſten Stunden des Lebens und Webens unter Schriftſtellern und Buchhändlern auf einen Menſchen machen mußten, dem ſeit vier Monaten kaum ein Buch zu Geſicht gekommen war! — In Herrn Karamſins Zimmern hing eine Sammlung von Bildniſſen Deutſcher Gelehrten; und mit ihm ſelbſt ſprach ich von Wieland und Schiller, von Herder und Göthe, von meiner lieben Vaterſtadt, wo es ihm gefallen hatte.

Ich blieb in Moskau bis zum folgenden Abend, ruhete aus, beſah einige Merkwürdigkeiten, ſchmeichelte mir aber vergebens mit der Hoffnung, nähere Nachrichten von meiner Familie einzuziehen, und hielt daher, was ich gehört hatte, für ein leeres, ohnehin unwahrſcheinliches, Gerücht.

In Twer hätte ich gern den General Mertens beſucht, um mich heute mit ihm jenes trüben Tages auf der Wolga zu freuen; er bereiſte aber gerade ſein neues Gouvernement.

In Wiſchneï-Wolotſchok beſchloß ich, da ich nur noch 432 Werſte (etwa 62 Deutſche Meilen) von Petersburg entfernt war, mich von dem flinken Waſſili Sukin zu trennen, und ihn — der mich bloß aus Gefälligkeit nicht verlaſſen hatte, damit ich nicht der Faulheit meines Carpov ganz Preis gegeben ſeyn ſollte — jetzt eilig vorauszuſchicken, um meine Frau, im Falle daß ſie wirklich in Petersburg wäre, von meiner nahen Ankunft zu benachrichtigen. Ich ſchrieb deshalb einen Zettel, worin ich ſie erſuchte, mir auf die erſte Station entgegen zu kommen. Zugleich gab ich ihm die Adreſſe meines ſeit vier und zwanzig Jahren unveränderten, redlichen Freundes Graumann, der ihm gewiß würde ſagen können, ob ſie da ſey, und wo ſie wohne.

Von meinen heißen Wünſchen begleitet, fuhr er davon, und ich berechnete, daß er wohl vier und zwanzig Stunden vor mir in Petersburg eintreffen könne. Es ſchien denn aber doch, als ob ich durch das Vertrauen auf Sukins Schnelligkeit den Ehrgeitz meines Carpov geweckt hätte; er war munterer und thätiger als bisher. Wir paſſirten das durch den hanſeatiſchen Bund berühmt gewordene Nowogorod, ohne uns aufzuhalten, und überall, wohin wir kamen, war Sukin nur wenige Stunden vor uns abgereiſt.

Endlich, auf der vorletzten Station, hatte der Eilige ſogar ſeinen Courier-Paß vergeſſen, ohne welchen er durchaus nicht in Petersburg eingelaſſen werden konnte. Wir nahmen den Paß mit, und fanden ihn auf der letzten Poſt uns ängſtlich erwartend. Es war Nachmittags, ungefähr um vier Uhr. Wir brachten unſern Anzug in Eil ein wenig in Ordnung, und mit klopfendem Herzen beſtieg ich zum letzten Male mein Kibitken.

In Zarskoeſelo, einem Kaiſerlichen Luſtſchloſſe, wurden wir drei- oder viermal durch Pikets angehalten, deren Weitläuftigkeit mir manchen Seufzer auspreßte. Aber meine Geduld ſollte auf noch härtere Proben geſtellt werden; denn, ach! gerade an dieſem Tage waren eine Menge Truppen nach Gatſchina, dem Lieblingsaufenthalte Kaiſer Pauls des Erſten, zu der bevorſtehenden Revüe beordert, und ich begegnete, kaum noch zwölf Werſte von Petersburg entfernt, ſechs marſchirenden Regimentern, mit Ammunitionskarren, Krankenwagen u. ſ. w., durch welche es unmöglich war, ſich einen Weg zu bahnen. Wir mußten alſo länger als eine Stunde halten. Man denke ſich meine Verzweiflung! —

Noch überdies hätte ich mir hier leicht einen ſchlimmen Handel zuziehen können. Der Großfürſt Alexander ritt nehmlich an der Spitze der Truppen. Ich kannte ihn nicht; und hätte ich ihn auch gekannt, ſo wußte ich doch nichts von dem ſtrengen Befehle, vor jeder Perſon der Kaiſerlichen Familie auszuſteigen. Auch mein indolenter Carpov kannte ihn vermuthlich nicht, und wir blieben ſitzen; ſo hätte ich denn von Rechtswegen ſogleich in ein Polizei-Gefängniß gebracht werden müſſen, wenn der liebenswürdige Großfürſt, der mich ſtarr anſah, nicht weit erhaben über das unwillkührliche Vernachläſſigen einer ſolchen Ehrenbezeigung geweſen wäre.

Um neun Uhr Abends kamen wir endlich an die Barrieren der Reſidenz. Hier, und dann am Thore ſelbſt, wurden wir abermals die Kreuz und die Quer examinirt; dann gab man uns einen reitenden Koſaken mit, um uns zu dem Commendanten, deſſen Wohnung im Kaiſerlichen Schloſſe war, begleiten zu laſſen. Die Couriere gingen hinauf; ich ſtand indeſſen mit unbeſchreiblichen Empfindungen auf dem mir wohlbekannten Platze.

Es verſtrich wieder eine Viertelſtunde. Jetzt mußten wir noch zu dem Militair-Gouverneur, Grafen von der Pahlen. Er war nicht zu Hauſe, und wir durften weiter fahren. Gern wäre ich, ſo ſpät es auch ſchon war, noch bei meinem Freunde Graumann eingekehrt; aber die Couriere hatten ausdrücklichen Befehl, uns bei dem General-Procureur abzuſetzen. Wir fuhren alſo dahin. Er befand ſich in Gatſchina, und ſein Stellvertreter bei der ſo genannten geheimen Expedition, der Herr Etatsrath Fuchs, wohnte weit von da. — Was war zu thun? Die Couriere ließen mich und den Kaufmann auf offener Straße, unter der Aufſicht der in Menge herbei gekommenen Domeſtiken des General-Procureurs, und fuhren ſchleunig davon.

Eine gute halbe Stunde ſtand ich einſam, an das Geländer der Moika gelehnt, und blickte hinab in ihre ſanften Wellen, wobei tauſend widerſprechende Gefühle in meiner Seele wechſelten. — Endlich kamen die Couriere zurück, und gleich hinter ihnen der Herr Etatsrath Fuchs ſelbſt, der mich ſehr höflich empfing, und mich in ein kleines Zimmer führte, um daſelbſt die Nacht zu verweilen. Ich äußerte den Wunſch, zu meinem Freunde Graumann gehen zu dürfen; er ſagte mir aber: ob ich gleich durchaus kein Gefangener mehr ſey, ſo habe er doch meinetwegen keine beſtimmtern Befehle, ſondern müſſe meine Ankunft zuvor nach Gatſchina rapportiren, welches auch ſogleich durch eine Staffette geſchehen ſolle. Bis zum Einlaufen der Antwort, die er morgen früh erwarte, müſſe ich mich ſchon hier behelfen.

Ich fragte nun nach meiner Frau. Er wußte nichts von ihr; — und ſo zerfloß auf Einmal wieder der ſchöne Traum, der mir zwiſchen Moskau und Petersburg ſo manche Stunde verſüßt hatte!

Ich bat um Aufſchluß des fürchterlichen Räthſels, warum ich eine ſolche Behandlung erfahren habe. — Auch darauf konnte er mir weiter nichts antworten, als daß alles auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen geſchehen ſey, und daß dieſer in der letzten Zeit einige Mal gefragt habe, ob ich noch nicht zurückgekommen wäre; ferner, daß alle meine Papiere in der Expedition des General-Procureurs in Verwahrung lägen, und daß ich ſie ſämmtlich zurückbekommen würde.

Er wünſchte mir bald darauf eine gute Nacht, und verließ mich, um die Staffette abzufertigen.

Die erſte Nacht verging mir ſehr traurig und faſt ohne allen Schlaf. Bittrer als je vorher, fühlte ich die Qual der getäuſchten Erwartung, weil ich noch nie ſo ſicher darauf gerechnet hatte, nun endlich einmal zu erfahren, was aus meiner Familie geworden ſey. Zu dieſem Kummer geſellte ſich noch die düſtre Vorſtellung von dem Locale, wo ich mich befand: einem kleinen, ſchmalen Zimmer, in das man jeden führte, der — ſchuldig oder unſchuldig — der geheimen Expedition in die Hände gerieth. Außer einem Tiſch, einem Stuhl und einer Bettſtelle ohne Betten, waren keine Möbel darin. Die Bettſtelle wimmelte übrigens noch obendrein von Ungeziefer; und ſo wurden mir vollends die wenigen Minuten geraubt, welche die Leiden meiner Seele dem Körper zum Schlummer übrig ließen. — O, wie froh war ich, als der Tag wieder anbrach! wie ſeufzte ich nach der Zurückkunft der Staffette, um zu meinem Freunde Graumann eilen zu können! —

Es war ungefähr acht Uhr Morgens, als der Herr Etatsrath Fuchs wieder zu mir herein trat. Noch keine Antwort aus Gatſchina. — Aber — o Gott! welche Empfindung durchſtrömte mich, als er mich mit den Worten anredete: „Ihre Frau Gemahlin iſt hier in Petersburg.“ — So iſt dem lange gelähmten Kranken zu Muthe, dem ein wohlthätiger elektriſcher Schlag plötzlich die Bewegung wiedergiebt. — Ich ſtaunte ihn an — meine Freudenthränen quollen. — Wo?! ſtammelte ich. — Das wußte er nicht. Auch durfte er die Art von Arreſt, in der ich noch immer gehalten wurde, nicht aufheben. „Doch ſteht es Ihnen frei,“ ſagte er zu meinem Troſte, „zu ſich kommen zu laſſen, wen Sie wollen.“

Geſchwind ſchickte ich meinen muntern Waſſili Sukin mit einem Zettel zu Grawmann. Er kam bald zurück, ſchilderte mir das Entzücken meines biedern Freundes, der ihn freigebig beſchenkt hatte, und brachte mir eine Antwort, des Inhalts:

„Deine Frau und deine Kinder ſind geſund, und wohnen nicht weit von mir. Doch ehe du ſie ſiehſt, komm vorher zu mir, damit ich Chriſtel vorbereite; die plötzliche Freude könnte ihr tödtlich werden.“

Sogleich eilte mein Bote zurück, ihm zu melden, daß ich noch nicht ausgehen, wohl aber Beſuche annehmen dürfe, und daß ich ihn bei unſerer Freundſchaft beſchwöre, mich bald mit meiner Familie zu vereinigen.

Jetzt kam er ſelbſt. — Ich ſchweige von unſerer ſtummen, wehmüthigen Freude; — ſie war die erſte Sproſſe der Leiter zum Himmel, in den ich bald verſetzt werden ſollte! — Er erzählte mir: meine Frau befinde ſich zwar wohl; natürlicher Weiſe ſey ſie aber noch ſehr geſchwächt, da ihr mein Unglück eine zu frühzeitige Niederkunft verurſacht, und ein Blutſturz ſie an den Rand des Grabes gebracht habe. Es ſey daher äußerſt nothwendig, ſie behutſam vorzubereiten, ob ſie mich gleich ſchon ſehr lange erwarte. — Ich fühlte die Wichtigkeit ſeiner Gründe, bezähmte meine heiße Sehnſucht, und ließ ihn nach ſeinem Gefallen handeln.

Er war, noch ehe er zu mir kam, ſchon bei ihr geweſen; ſein heiteres Geſicht beim Eintritt in das Zimmer hatte ihr ſogleich etwas Gutes verſprochen. „Gewiß,“ rief ſie ihm entgegen, „bringen Sie mir Nachricht von Kotzebue!“ — Ja, erwiederte er; ſeine Ankunft iſt nicht mehr fern. Und nun zog er den Zettel aus der Taſche, den ich in Wiſchnei-Wolotſchok geſchrieben, und worin ich ſie gebeten, mir auf die erſte Station entgegen zu kommen. Dieſen Zettel hatte ihm Waſſili Sukin, ob er gleich jetzt unnütz ſchien, dennoch dieſen Morgen mit abgegeben, und mein Freund wußte einen ſehr glücklichen Gebrauch davon zu machen. Die gute lebhafte

Chriſtel gerieth außer ſich: ſie befahl auf der Stelle, nach Wagen und Pferden zu gehen, und traf ſchon eilig Anſtalten zur Reiſe; ſie verlangte, Graumann ſollte ſogleich zu dem Militair-Gouverneur eilen, um ihr den nöthigen Paß zu verſchaffen (ohne welchen man nicht einmal zum Thore hinaus fahren konnte). Er mußte ihr verſprechen, dieſen Wunſch augenblicklich zu erfüllen, und verließ ſie unter dem Vorwande, ſich zu dem Militair-Gouverneur zu begeben, doch mit dem Vorſatze, mich noch einmal zu ſprechen.

Bei mir fand er nun gleiche Sehnſucht, gleiche Ungeduld: ich ſegnete und ſchalt ſeine kluge Behutſamkeit. Er ging nicht lange nachher, mit dem Verſprechen, mir meine gute Frau zu bringen, ſobald er glaube, daß es ſich ohne Gefahr thun laſſe.

Als er wieder zu ihr herein tritt, eilt ſie ihm reiſefertig entgegen, und fragt: bringen Sie mir den Paß? — Er lächelt. „Jetzt iſt er nicht mehr nöthig.“ — Sie verſteht ihn, und hängt an ſeinem Halſe! —

Nun iſt es vergeblich, ihr länger Vorſicht zu predigen. Graumann muß ſie auf der Stelle mit in ſeinen Wagen nehmen, und nur noch froh ſeyn, daß ſie ſich das Verſprechen abnöthigen läßt, an der Ecke der Straße ſo lange ruhig halten zu wollen, bis er mich von ihrer Anweſenheit benachrichtigt habe.

Ich war eben mit dem Herrn Etatsrath Fuchs in einem Geſpräche begriffen, als Graumann, mit der Freude eines Seligen im Geſichte, hereintrat, und mir ſagte: „deine Frau iſt hier; ich habe ſie nicht länger abhalten können.“ — Ich jauchzte laut auf. — Der Herr Etatsrath Fuchs war ſo delicat, ſich wegzubegeben, um unſere erſte Freude nicht durch ſeine Gegenwart zu ſtören. Mein guter Graumann eilte zurück. — Ich ſtand bebend am Fenſter, das gerade über der Hausthür war — ſah ihn meine Frau hereinführen — wankte zur Thür, und — ſie lag ohnmächtig in meinen Armen! —

Weg mit jedem Verſuche, dieſe Scene zu beſchreiben! — Wehe dem Leſer, der ſie nicht fühlt! — O Gott! — Ja, es giebt Augenblicke, die eine Reihe von Jahren aufwiegen, — auch eine Reihe von elenden Jahren! — Nicht für Alles in der Welt hätte ich in dieſer Minute das Andenken an meine Leiden vertilgen mögen; der unausſprechliche Genuß dieſer Minute überwog ſie bei weitem!

Mit Graumanns Hülfe hatte ich meine

Frau auf einen Stuhl geſetzt; ich knieete vor ihr, legte meinen Kopf in ihren Schooß, und weinte — o! wie ich nie geweint habe! — Sie erholte ſich, beugte ſich liebevoll zu mir herab, und miſchte ihre Thränen ſchluchzend mit den meinigen. — Reden konnten wir lange, ſehr lange, nicht! — Auch mein Freund ging ſtumm im Zimmer auf und ab, und genoß des rührenden Anblicks. — Ja, du guter, redlicher, wahrhafter Menſch! deinem edlen Herzen wurde in dieſer Stunde vergolten, was du für mich und die Meinigen gethan hatteſt. Du wareſt Zeuge einer Scene, wie ſie gewiß nur ſelten auf der großen Bühne der Welt vorkommt, und deine edelmüthige Freundſchaft hatte dieſe Scene vorbereiten helfen! —

Als der erſte Sturm des Entzückens ſich legte, und das Chaos unſerer Empfindungen ſich entwickelte; als wir wieder ſprechen konnten und Worte fanden: — o, wie viel gab es da zu fragen, zu erzählen, zu beantworten! — Wie oft unterbrachen wir uns ſelbſt, indem wir uns die Thränen lächelnd von den Lippen küßten! — Es war, als ob unſere Gräber ſich geöffnet hätten, als ob wir zu neuer Vereinigung in einer beſſeren Welt verklärt hinaufſtiegen, und nun einen Blick auf die Leiden der irdiſchen Vergangenheit zurückwürfen. —

Meine gute Frau erzählte mir ihre Schickſale ſeit dem Augenblicke unſerer Trennung. — Sie mahlte mir das fürchterliche Erwachen aus ihrer Ohnmacht — die öde Stille um ſie her — nur von dem Schluchzen meiner Emmy unterbrochen, die ſich in einem Winkel auf den Boden geſetzt hatte, und heimlich weinte.

Vergebens hatte ich mir in meinem Elende geſchmeichelt, daß der Gouverneur von Kurland und ſeine Familie ſich ihrer annehmen würden. Verlaſſen von Allen, fand ſie nur da Troſt in ihrem Leiden, wo ſie ihn nicht geſucht hatte. Der wackere Gaſtwirth **Räder** und ſeine Frau behandelten ſie mit Menſchlichkeit und feinem Gefühl, und gaben einen ſchönen Beweis, daß Eigennutz auch in ſolchen Ständen, in denen er ſo gewöhnlich iſt, dennoch vor edleren Gefühlen ſchweigt. — Durch meine Abreiſe, aus Wahl und Nothwendigkeit, zu ſtrenger Oeconomie bewogen, verſagte meine Frau ihren Kindern die kleinen gewohnten Näſchereien; doch Madame Räder verſorgte dieſe reichlich im Stillen damit. Auch der kranken Mutter brachte ſie täglich Gelés und andere theure Speiſen, welche nie auf die Rechnung geſetzt wurden. — Es iſt meinem Herzen Bedürfniß, dieſe kleinen Züge öffentlich bekannt zu machen.

Der General Eſſen, ein Verwandter von uns — (eben der, welcher in Holland, nach jener unglücklichen Schlacht, bei welcher der General Herrmann in Gefangenſchaft gerieth, das Kommando übernahm, dann aber bald nachher vom Dienſte ausgeſchloſſen wurde, weil der *** von ** den Zeugen ſeiner Thaten haßte) — dieſer eben ſo tapfre als gefühlvolle und edle Mann beſuchte meine Frau täglich zweimal, ohne Rückſicht auf die Gefahr zu nehmen, der er ſelbſt, als ein bereits Verläumdeter, ſich ausſetzte. Er bot alles auf, die Unglückliche zu tröſten — Gott belohne ihn dafür!

Der Regierungsrath von Wächter und ſeine Gattin, deren Bekanntſchaft wir einſt in Reval gemacht hatten, doch mit denen wir nie in engere Verhältniſſe getreten waren, bewieſen jetzt, daß das Unglück gute Menſchen ihren Bekannten näher bringt.

Wie gern, wie dankbar nenne ich die Nahmen der wenigen Edlen, die nach ihren Kräften beitrugen, der Schwerbedrückten die Laſt des Kummers tragen zu helfen!

Der Herr Secretair Weitbrecht kam nur noch Einmal zu meiner Gattin, und ärgerte ſich über ihre Thränen. „So weinen Sie doch nur nicht!“ ſagte er immer; „was kann das helfen!“ — Sie beſtand darauf, den Gouverneur zu ſehen. „Mein Gott! der Gouverneur kann die Thränen auch nicht leiden.“ — Ei! erwiederte meine Frau unwillig; wenn er Unglückliche nicht ſehen kann, ſo muß er auch nicht Gouverneur ſeyn wollen. —

Es gelang ihr doch endlich, ſich eine Audienz bei dem Gouverneur zu verſchaffen. Er empfing ſie im Schlafrock mit der Tobackspfeife; nöthigte ſie nicht einmal zum Sitzen; ſagte ihr allerlei artige, nichts bedeutende Dinge; entſchuldigte ſeine Frau mit ihrer Schwangerſchaft, wodurch ſie gehindert werde, eine Unglückliche bei ſich aufzunehmen; empfahl ſich, und bekümmerte ſich nicht weiter um ſie. Was eigentlich mit mir vorgegangen ſey, wurde ihr noch immer ſorgfältig verſchwiegen. Täglich erwartete ſie meine Zurückkunft; bei jedem ſchnell raſſelnden Wagen ſprang ſie hoffnungsvoll auf. Alle Briefe, die ſie indeſſen ſchrieb, mußte ſie dem Gouverneur abliefern. Von ihrer traurigen Lage und von meinem Unglück durfte kein Wort darin ſtehn. Die wenigſten wurden abgeſandt, doch alle copirt, und dieſe Copieen nach Petersburg geſchickt. Einen einzigen Brief an Graumann rettete der Gaſtwirth Räder, indem er ihn ſelbſt auf die Poſt trug.

Gott ſey Dank, daß keine Gefahr mehr dabei iſt, ſowohl die edlen als die unedlen Züge in dieſer Geſchichte öffentlich aufzuſtellen!

Endlich, nach zwei bange verſeufzten Wochen, erhielt meine Frau von dem Kaiſer die Erlaubniß, ſich nach Eſthland zu ihren Verwandten zu begeben. Sie reiſte ab; doch ſchon in Riga nöthigte ſie Krankheit, abermals zu verweilen. Der Gaſtwirth Langwitz, im hôtel de Petersbourg, wo ſie einkehrte, war der erſte, der ihr, auf ihre Frage: ob ich bei ihm logirt habe; ſehr unbehutſam antwortete: nein; ich ſey gerade durch Riga nach Tobolsk gebracht worden. — Man denke ſich ihr Schrecken! — Dieſe Vorſtellung war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Doch glaubte ſie es noch nicht, und mein biederer Freund, der Regierungs-Secretair Eckardt, den einige andre gute und edle Menſchen unterſtützten,

ten, ſuchte ihr ſo viel als möglich Troſt und Muth einzuſprechen.

Ich eile, unter dieſen Menſchenfreunden auch den Herrn Gouverneur von Richter dankbar zu nennen. Er beſuchte meine Frau ſelbſt, behandelte ſie mit der zarteſten Schonung, und ließ ſie ſo, doppelt fühlen, was ſie in Mietau vermißt hatte. Nur die ängſtliche Bitte, ihr meinen Aufenthalt zu entdecken, mußte er ihr abſchlagen; doch gab er ihr ſein Ehrenwort, daß ich nicht in der Rigiſchen Feſtung oder in der dortigen Gegend ſey, und daß er Nachricht von meinem Leben und Wohlbefinden habe. — Mit Dankgefühl muß ich auch noch zweier Perſonen erwähnen, welche Verwandtſchaft und Menſchlichkeit zu der armen Verlaſſenen zogen: den Grafen Sievers von Wenden und ſeine Gemahlin. Von dieſem edlen Paare wurde meine Frau aufgeſucht, und mit dem zarteſten Mitleid, der ſchonendſten Sorgfalt behandelt. Möchten Beide dieſe Zeilen leſen, aber nicht nach dieſen wenigen Worten, ſondern nur nach ihrem eignen edlen Gefühle, die Innigkeit meines Dankes abmeſſen!

Obgleich durch den herzlichen Antheil getröſtet, den der würdige Gouverneur von Riga und die ganze Stadt mit empörtem Gefühl an meinem Schickſal nahmen; obgleich durch das mehr als brüderliche Benehmen meines vortrefflichen Freundes Eckardt in mancher kummervollen Stunde aufrecht erhalten; obgleich von dem biedern Arzte Stoffregen eben ſo geſchickt als uneigennützig behandelt — hatte meine Frau dennoch oft Augenblicke, in welchen das Gewicht ihrer Leiden ſie zu zermalmen drohete. Die verwaiſeten Kinder, zum Beiſpiel, ſpielten oft vor der Hausthür; manche der Vorübergehenden blieben ſtehen, fragten, wem ſie angehörten, und gingen dann weiter, mit dem Ausruf: die armen Kinder! — Da dies öfter geſchah, ſo kamen die Kinder einmal herauf, und fragten: „Mama, warum ſind wir denn arme Kinder?“ — Ein ander Mal hob meine Emmy von freien Stücken an: „Mutter, laß Ketten bringen; Emmy will ſie umnehmen, und ganz ſtill ſitzen, wenn Emmy nur bei Vater iſt.“ — Man denke ſich die Wirkung ſolcher Scenen auf ein ſo zerrüttetes Gemüth, eine ſo zerſtörte Geſundheit!

Sobald meine Frau nur wieder einige Kräfte hatte, ſetzte ſie ihre Reiſe über Dorpat nach unſerem lieben Friedenthal fort. Die bitterſten Gefühle erwachten mit neuer Stärke, als ſie, von einer Anhöhe herab, nun den Ort wieder ſah, wo wir mehrere Jahre in ſtiller häuslicher Glückſeligkeit mit einander verlebt hatten. Sie mochte es nicht wagen, unſer eigenes Haus, unſere freundlichen Zimmer zu betreten, in denen jeder Winkel, jedes Hausgeräth ſie an mich erinnern mußte, ſondern fuhr zu dem Probſte Koch, Prediger des Kirchſpiels, einem der vortrefflichſten Menſchen von allen, die je eine Kanzel beſtiegen haben. Ihm gleich an Herz und Sinn, an Gefühl und Bildung, iſt ſeine edle Gattin, eine Franzöſin, die vormals, als Gouvernante meiner Frau, zuerſt ihren Geiſt und ihr Herz mit Verſtand und Empfindung ausſtattete. Ihr Gatte war damals Hofmeiſter in demſelben Hauſe; dort lernte ſie ihn kennen und lieben; dort verheirathete ſie ſich mit ihm. Er war zugleich einer meiner alten akademiſchen Freunde: daher blieben unſere Häuſer immer eng und herzlich verbunden; daher wurde meine gute Frau jetzt von dem edlen Paare wie von Vater und Mutter aufgenommen, mit der zarteſten Schonung getröſtet, und mit der liebevollſten Sorgfalt gepflegt.

Es gab dienſtfertige Leute — ich will ſie nicht nennen —, die dem redlichen Manne riethen, meine Frau aus dem Hauſe zu ſchaffen, um eigne Gefahr zu vermeiden. „Nein,“ verſetzte er unwillig; „und ſollte ich heute ſelbſt nach Sibirien geſchickt werden, das thue ich nicht.“

Gott ſegne dieſe ſeltene Familie, die in einem abgeſchiedenen Winkel der Welt Gutes thut ohne Geräuſch, und die Redlichkeit guter Landleute mit der feinſten Geiſtesbildung vereinigt! Gott ſegne ſie! Und ſollte jemals irgend eine böſe Laune des Schickſals eins ihrer Kinder oder Kindeskinder treffen, ſo will ich, daß dieſe Zeilen, für mich und meine Nachkommen, als ein offener Wechſel gelten, und erkläre hier im Angeſichte von Europa: daß, ſo lange ich ſelbſt noch athmen kann, oder ſo lange mein Andenken und mein Segen meinen Kindern heilig ſeyn wird, jedem Unglücklichen aus jener Familie Haus und Herz bei mir und meinen Nachkommen offen ſtehen ſollen!

Hier, im Kreiſe dieſer vortrefflichen Menſchen, erhielt meine Frau endlich den Brief, den ich aus Stockmannshof an ſie geſchrieben hatte. Dieſer Brief erlebte wunderliche Schickſale, ehe er an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangte. Dem jungen Manne, dem ich dieſen und die beiden andern Briefe anvertraute, fehlte es wahrſcheinlich an Muth, ſie an ihre Adreſſe zu befördern. Der Kammerherr von Beyer, oder auch wohl der vorſichtige Herr Proſtenius, ſchickte ſie vermuthlich an den Gouverneur in Riga, deſſen Pflicht es erforderte, ſie dem General-Procureur in Petersburg zu überliefern. (Doch iſt, wie ich ſpäterhin erfahren habe, der Brief an den Grafen Cobenzl ganz zurückbehalten worden; und, ſo wie der politiſche Horizont damals ausſah, war das ſehr klug.) Der General-Procureur brachte die Briefe dem Kaiſer. Dieſer empfand es ſehr übel, daß ich den Grafen von der Pahlen für ſeinen Liebling erklärte, und in dieſem Betracht mein Vertrauen auf ſeine Hülfe ſetzte. Es war eine von den Eigenheiten des Monarchen, daß er durchaus das Anſehen haben wollte, als ſey niemand ſein Liebling, und, als dürfe ſich niemand rühmen, Einfluß auf ihn zu haben. Dazu kam noch, daß wohl auch der General-Procureur, ein erklärter Feind des Grafen, dieſe Gelegenheit benutzte und die Sache in ein verhaßtes Licht ſtellte. Kurz, der Kaiſer, der den Grafen täglich ſelbſt ſah, ließ ihm meinen Brief durch

Obuljaninow zuſtellen, und ſprach kein Wort mit ihm darüber, ſondern war erzürnt. Der Graf ſelbſt hat in der Folge gegen mich geäußert, daß ich faſt die Veranlaſſung zu ſeinem Sturze geworden ſey.

Den Brief an meine Frau — ſo ſchonend es auch geweſen wäre, ihn zurück zu behalten, da er in der höchſten Verzweiflung geſchrieben war — befahl der Kaiſer, ihr zuzuſtellen, und zwar gegen Quittung. Er wurde alſo an den Gouverneur von Eſthland geſchickt, der ihn wiederum an den Haakenrichter *) des Weſenbergiſchen Kreiſes, Baron Roſen, ſandte. Der letztere brachte ihn endlich meiner Frau, und erhielt von ihrer zitternden Hand eine Quittung.

Dieſer unſelige Brief that, ſo wie ich es befürchtet hatte, die traurigſte Wirkung. Meine arme, ſchon ganz erſchöpfte Frau wurde bald darauf von einer dreimonatlichen Frucht entbunden — es folgte ein Blutſturz — man ſah dem Ende ihrer Leiden entgegen! — Ohne die unnennbare Liebe, ohne die zärtliche

---

*) In Lief- und Eſthland werden die Landgüter nach ſo genannten Haaken berechnet; d. i. nach Stücken Land, die ſo und ſo viel Ausſaat, Hornvieh u. ſ. w. haben. — Der Haakenrichter eines Kreiſes wacht über die Landespolizei.

Pflege der Familie Koch, würde ich jetzt mit ſechs Waiſen ihren Tod bejammern, und kein Kaiſer, kein Kaiſerthum hätte mir meinen Verluſt erſetzen können! —

Sie ward gerettet. — Sobald ſie wieder einige Kräfte geſammelt hatte, folgte ſie der Einladung meines brüderlichen Freundes von Knorring in Reval, und reiſte dahin, um ſich mit ihren Verwandten und Freunden zu berathen: nicht, was ſie thun ſolle; — denn das hatte das edle Weib ſchon beſchloſſen: ſie wollte mir nach Sibirien folgen! — ſondern, wie ſie es thun ſolle, und wie unſere ökonomiſchen Angelegenheiten zu berichtigen wären.

Manche vormals ſogenannte Freunde in Reval betrugen ſich bei ihrer Ankunft ſehr zweideutig, — von ihnen ſchweige ich; — aber mein guter Knorring, ſeine liebenswürdige Gattin, mein biederer Hueck, und noch ſo manche andre edle und wackere Menſchen überließen ſich ohne Scheu den Eingebungen ihrer Herzen. — Vergebens wurde auch Knorring von ängſtlichen Leuten gewarnt, ſeinem unglücklichen Gaſte die Herberge zu verſagen. Er blieb mein redlicher, treuer Freund, ob er mir gleich nachher ſelbſt geſtanden hat, daß er auf unangenehme Folgen, und vielleicht wohl gar auf eine ſchnelle Reiſe nach Petersburg, vorbereitet geweſen ſey.

Das einzige Dichten und Trachten meiner Frau war nun die Reiſe nach Sibirien. Was man auch dagegen ſagen mochte: ſie blieb feſt bei ihrem Entſchluſſe; und wenn man ſie zuweilen durch die Hoffnung, daß mein Exil gewiß nicht lange dauern werde, davon abzubringen ſuchte, verſetzte ſie eifrig: „wenn ich ihm ſein Schickſal auch nur eine Woche erleichtern kann!" — Ihre Kammerjungfer, Katharina Tengmann, — ſie verdient es, daß ich ſie dankbar nenne — bot ſich ihr ſelbſt zur Begleiterin an, ob ſie gleich eine alte ſiebzigjährige Mutter zurücklaſſen mußte. „Ich habe," ſagte das edle Mädchen, „die guten Tage bei Ihnen genoſſen; nun will ich die böſen mit Ihnen theilen." — Meine Frau war entſchloſſen, unſre Emmy mitzunehmen, die andern Kinder aber zurückzulaſſen. Ein ſicherer Begleiter ſollte für eine anſehnliche Belohnung willig gemacht werden, und die Abreiſe wurde auf den 1ſten Julius wirklich feſtgeſetzt.

So ſtand es am 17ten Junius, an welchem meine Frau den ganzen Morgen in einer mehr als gewöhnlich trüben Stimmung war. Sie ging nach dem Mittagseſſen in ihr Zimmer, und warf ſich auf das Bett, um einen kurzen Schlummer zu ſuchen. — Knorring ſtand auf dem Balcon ſeines Landhauſes — Da ſprengte ein Courier die Allee herauf — ſprengte vorbei — fragte — kehrte wieder um — hielt ſeine Depeſche hoch in die Luft — ſprang ab und ſtürzte in das Haus. — Knorring ihm entgegen, halb hoffend, halb fürchtend; die Seinigen für ihn ſelbſt in Angſt. — Aber — „gute Botſchaft!" waren des Couriers erſte Worte — und in ſeiner Hand hielt er einen Brief des Grafen von der Pahlen an meine Frau. Knorring wollte ihm den Brief abnehmen; der Courier beſtand aber darauf, ihn ſelbſt in ihre Hände zu liefern.

Von reiner Freude trunken, vergaßen meine Freunde doch nicht, daß hier durchaus die größte Behutſamkeit nöthig ſey. Sie wollten meine Frau nicht wecken, und brannten doch vor Begierde, ihr die frohe Botſchaft mitzutheilen. Leiſe öffneten ſie das Zimmer. — Meine Frau ſchlief nicht — ſie ſah, wie ein Kopf über dem andern durch die halb geöffnete Thür freundlich herein ſchaute — freundlichere Geſichter, als ſie ſeit langer Zeit zu ſehen gewohnt war. — Sie richtete ſich eilig auf — „Habt Ihr mir etwas zu ſagen?" —

Ach nein, verſetzte man, mit ſchlecht erzwungener Gleichgültigkeit; wir wollten nur ſehen, ob du noch ſchliefeſt.

„Nein! nein! Gewiß habt Ihr mir etwas Angenehmes zu ſagen; ich ſeh' es an Euren frohen Geſichtern." —

Nun ja — gute Nachricht von Kotzebue — Es iſt ein Courier von dem Grafen Pahlen an dich geſchickt. —

Bei dieſen Worten war meine Frau ſchon vom Bette aufgeſprungen. Sie eilte aus dem Zimmer, riß dem Courier den Brief aus der Hand, erbrach ihn, und las durch einen Thränenſchleier:

> „Se. Kaiſerliche Majeſtät haben allergnädigſt zu erlauben geruhet, daß Sie ſich nebſt Ihrem Herrn Gemahl in St. Petersburg aufhalten können. Mit dem lebhafteſten Vergnügen eile ich daher, Ihnen von dieſer beſondern Gnade unſers huldreichſten Monarchen Nachricht zu geben, damit Sie Ihre Reiſe hieher, ſobald es Ihnen gefällig iſt, antreten können. Nach Ihrem Herrn Gemahl iſt ein Expreſſer abgefertigt, ſo daß er bei Ih-

rer Ankunſt entweder ſchon angekommen ſeyn kann, oder doch bald darauf eintreffen muß. Ich werde mir übrigens ein Vergnügen daraus machen, dafür zu ſorgen, daß Ihnen im Voraus eine anſtändige Wohnung gemiethet wird.“

„Nehmen Sie, gnädige Frau, die Verſicherung meiner herzlichen Theilnahme und der vollkommenen Hochachtung an, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn

St. Petersburg, Ihr
den 16. Junius 1800.

ganz ergebenſter Diener,
Graf von der Pahlen.“

Die Erzählung, welche meine Freunde mir von der Wirkung dieſes Briefes auf meine Frau machen, iſt äußerſt rührend. Ihre Freude war faſt Wahnſinn. Sie, die noch vor wenigen Stunden ohne Hülfe kaum von Einem Sofa zum andern ſchleichen konnte, ſprang jetzt wie ein junges Reh; konnte keine Minute an einer Stelle bleiben; holte Alles ſelbſt herbei, was ſie oder Andere brauchten; weinte dabei heftig, und lachte noch heftiger, beides zugleich. Dem Courier ſchenkte ſie alles baare Geld, das ſie noch hatte. Die Anſtalten zu der Abreiſe nach Petersburg ſollten auf der Stelle gemacht werden; morgen wollte ſie fort, und wer dagegen etwas einwendete, den erklärte ſie für ihren Feind.

Glücklicher Weiſe legte ſich aber mein edler vortrefflicher Arzt, der Doktor Bluhm, nach welchem man ſogleich geſchickt hatte, in's Mittel. Er machte ihr begreiflich, daß ihr exaltirter Zuſtand nicht Stärke ſey; und ſie mußte ſich durchaus entſchließen, noch einige Tage zu verweilen.

Indeſſen langte, bald nach dem Courier, auch ein Bote des Gouverneurs von Reval an. Dieſem hatte der General-Procureur dieſelbe Nachricht mitgetheilt, mit dem Zuſatze: „er ſolle, auf Allerhöchſten Befehl, die Frau von Kotzebue mit allem zu der Reiſe Erforderlichen verſorgen, und dann melden, wie viel Geld dazu nöthig geweſen ſey. Der Herr Militair-Gouverneur von Petersburg habe den Befehl erhalten, mir und meiner Frau ein anſtändiges Quartier anzuweiſen.“

Meine gute Frau gerieth durch das Kaiſerliche Anerbieten einer Unterſtützung in eben die Verlegenheit, in der ich mich einige Wochen nachher in Tobolsk befand. Sie war zu ſtolz, um viel zu fodern, und wollte doch auch nicht trotzig ſcheinen, indem ſie gar nichts begehrte. Als ſie mit ihren Freunden zu Rathe gegangen war, verlangte ſie endlich die Koſten der Reiſe bis Petersburg, die ihr auch ſogleich ausgezahlt wurden.

Die Art und Weiſe, wie ſich der bei weitem größte Theil der Einwohner von Reval bei dieſer Gelegenheit benahm, wird mir ein ewig theures Andenken an dieſe gute Stadt bleiben. In einer halben Stunde verbreitete ſich die Nachricht durch die ganze Stadt; Einer rief ſie dem Andern auf der Straße zu; wer in einer Kutſche ſaß, wurde angehalten, fuhr weiter, ſobald er die Nachricht wußte, und ließ wieder anhalten, wenn ein Bekannter oder Halbbekannter ihm begegnete. „Wiſſen Sie ſchon?” rief man einander von fern entgegen. — „Ja, ich weiß ſchon!” war gewöhnlich die Antwort. Nicht bloß meine Freunde jauchzten; die Menſchheit freute ſich! — O, es giebt in dem guten Reval ſo viele edle, wahre Menſchen!

Nach drei Tagen reiſte meine Frau ab. Ohne unterweges nur eine Stunde zu ruhen, eilte ſie, die funfzig Deutſchen Meilen bis nach Petersburg zurückzulegen, da ſie, dem Briefe des Grafen von der Pahlen zufolge, mich vielleicht ſchon dort finden konnte. Freilich hatte nur Wohlwollen dem Herrn Grafen ſeine Rechnung eingegeben: denn da der nach mir geſchickte Courier erſt am 15ten Junius abgefertigt worden war, ſo konnte ich unmöglich früher als nach ſieben Wochen in Petersburg eintreffen; und ſelbſt um nur dies zu bewerkſtelligen, mußte ich (was ich wirklich gethan habe) ſchneller als die gewöhnliche Briefpoſt reiſen. Meine Frau kam alſo noch viel zu früh, und bezog eine Wohnung im Gaſthofe, da die ihr verſprochene noch nicht bereit war, und auch nachher ganz in Vergeſſenheit gerieth, weil ihre Delicateſſe ihr nicht erlaubte, daran zu erinnern.

Ich würde dieſes Umſtandes gar nicht erwähnen, wenn er mir nicht eine günſtige Gelegenheit darböte, den ſeinen Edelmuth meines Freundes Graumann in ein neues Licht zu ſetzen. Als er nehmlich gewahr wurde, daß der Aufwand im Gaſthofe für eine zahlreiche Familie die jetzigen Kräfte meiner Frau überſtieg, miethete er ganz im Stillen eine Wohnung, die er auf zwei Monate vorausbezahlte, und richtete ſie eilig ein. Erſt als alles nach ſeinem Sinne war, erſuchte er meine Frau, ihm dahin zu folgen. Sie betrat mit angenehmen Erſtaunen eine freundliche, geräumige Wohnung von fünf elegant möblirten Zimmern, und fand das Schlafzimmer mit Betten, die Küche mit Küchengeräth vom kleinſten bis zum größten, die Tafel mit Tiſchzeug, den Dejeuner-Tiſch mit einem Porzellainſervice verſehen, die Schränke mit Thee, Kaffee, Zucker, Wachslichtern u. dgl. in großen Quantitäten angefüllt. Sogar das nothwendigſte Silberzeug war nicht vergeſſen; und meine geliebte Frau befand ſich alſo auf einmal in einer völlig eingerichteten Wirthſchaft, ohne daß ſie von dem edlen Manne, der dies Alles hingezaubert hatte, auch nur erfahren konnte, wie groß der Aufwand ſey, den der Genius der Freundſchaft ſeinem Herzen entlockt hatte. — O, der bitterſte Leidenskelch iſt der Thränen werth, wenn man, bei dem letzten Zuge, auf ſeinem Grunde das ſeltene Schauſtück echter Freundſchaft erblickt.

Unter ſolchen wechſelnden Erzählungen tanzten die Horen um mich und meine mir neu geſchenkte Gattin! — Die Wände, die uns einſchloſſen, eben die Wände, an denen ſo mancher Seufzer der Unglücklichen verhallt ſeyn mochte, ertönten jetzt von dem ſanften Entzücken der zärtlichſten Liebe, der dankbarſten Freundſchaft! —

Nur noch Eins fehlte, um dieſes Jubelfeſt des Glücklichen vollkommen zu machen — meine Kinder! — Die Mutter fuhr hin, ſie zu holen — ſie hatten ſchon lange mit ſtürmiſcher Ungeduld darauf gewartet; ſie kamen — ich ſah ſie aus dem Wagen hüpfen — ſie ſtolperten zu mir herauf — klammerten ſich um meinen Hals — und ich — o! wer ſelbſt Vater iſt, wird mich verſtehen!

Es wurde Mittag und Nachmittag, ohne daß wir es bemerkten. Die Stafette aus Gatſchina kam noch immer nicht zurück; ich achtete es aber nicht. Hatte ich doch in meinem kleinen Zimmer — mochte es immerhin Gefängniß heißen — Alles, was mein Herz begehrte!

Eine Begebenheit, die ſich gegen Abend zutrug, erneuerte und vermehrte unſere wehmüthige Freude. Der Ruſſiſche Kaufmann, mein Reiſegefährte, hatte — wie ich zu erwähnen vergeſſen habe — ſchon in Moskau Nachricht von ſeiner Frau und Tochter zu erhalten gehofft. Er war ausgegangen, um einen Verwandten aufzuſuchen, und kehrte mit dem tiefſten Gram in ſeinem Geſichte zurück. „Ich habe mich ſo gefreuet," drückte er ſich einfach und naiv aus; — „aber nun hat mir

Gott viel Betrübniß gegeben! Meine Frau und meine Tochter ſind todt! — Er ſprach dann nicht mehr davon — ſprach nachher überhaupt ſehr wenig, und oft ſah ich ihn auf ſeinem Fuhrwerk ſtill in den grauen Bart weinen. Bei unſerer Ankunft in Petersburg blieb auch er mit mir in demſelben Zimmer. Als meine Frau zu mir kam, ſaß er in einer Ecke, und war ein ſtiller, ſeufzender Zeuge unſeres Glückes. Den ganzen Tag unterbrach er unſere Freude mit keiner Sylbe, ſondern ſaß ſtill und ſchaute vor ſich nieder.

Jetzt, als es ſchon dämmerig geworden war, ſtürzte plötzlich ſein Courier herein: „Iwan Semenowitſch! deine Frau und Tochter ſind hier!" — Er fuhr wie aus einem ſchweren Traume in die Höhe — taumelte nach der Thür — und ſiehe! Weib und Kind lagen in ſeinen Armen. — Es war eine Wiederholung meiner eigenen ſtummen Jubelſcene! Sie wurde noch rührender durch die Länge der Zeit, die er von ſeiner Familie getrennt geweſen war. Seine Frau ſah er zuletzt als ein ſchlankes, raſches Weib; als ein ziemlich dickes Mütterchen fand er ſie wieder. Seine Tochter verließ er als ein Kind von acht Jahren; als ein ſchönes, blühendes Mädchen von ſechzehn ſtand ſie jetzt vor ihm. Lange konnte er ſich nicht in ſein Glück finden; er nahm jeden Augenblick das Licht, und beleuchtete ſeine Tochter von allen Seiten. Bei dem freundlichſten Geſichte floſſen ihm die Thränen immer in den langen Bart, und er konnte nichts weiter hervorbringen, als ein oft wiederholtes ſtaunendes Ach! — Ach! — Ach! —

Unter ſo köſtlichen Empfindungen war der Tag verſchwunden und die Nacht ſchon herein gebrochen. Da ich der Ruhe ſehr bedurfte, und hier mir jede Bequemlichkeit mangelte, ſo äußerte ich den Wunſch, wenigſtens für dieſe Nacht nach meiner eigenen Wohnung fahren zu dürfen, wobei ich verſprach, daß ich mich am folgenden Morgen zu rechter Zeit wieder einfinden wollte. Der Herr Etatsrath Fuchs war ſo gütig, es mir auf ſeine eigene Gefahr zu erlauben. Mit unausſprechlich frohem Herzen betrat ich meine durch Liebe und Freundſchaft herrlich geſchmückte Wohnung, und wurde von meinen treuen Leuten mit ungeheuchelter Freude empfangen.

Kaum war ich eine Stunde zu Hauſe, als ein Billet von dem Herrn Etatsrath Fuchs mir meldete, daß er ſo eben den Befehl erhalten habe, mich in völlige Freiheit zu ſetgen. So ſchlief ich alſo dieſe Nacht, ſeit vier Monaten zum erſten Male, wieder als ein freier Mann, in den Armen meiner Gattin, von meinen Kindern umgeben. — Seliges Erwachen!

Am folgenden Morgen meldete ich mich, meiner Pflicht gemäß, bei dem Militair-Gouverneur, Herrn Grafen von der Pahlen. Doch nicht Pflicht allein, auch Dankbarkeit führte mich zu ihm; denn ungeachtet ſeiner ſo ſehr überhäuften Geſchäfte, hatte er dennoch Zeit gefunden, nicht allein meiner Frau, ſondern auch meiner um mich beſorgten alten Mutter meine Freiheit auf die theilnehmendſte Weiſe anzukündigen. Die große Cour, die ihn umgab — denn Alles verſammelte ſich damals unter dem Schatten eines Baumes, der ſelbſt nicht ſelten vom Sturme geſchüttelt wurde — verhinderte mich, mehr als gewöhnliche Redensarten ihm zu ſagen, oder von ihm zu hören.

Am 13ten Auguſt erhielt ich die Abſchrift eines Ukas, durch welchen der Kaiſer mir das in Liefland gelegene Krongut Worrokûll, von 6½ Haaken, ohne alle Abgaben, ſchenkte. Dieſes Gut, welches nahe an 400 männliche Seelen zählt, mit einem bequemen Hauſe und allen nur wünſchenswerthen Erforderniſſen reichlich verſehen iſt, und mir daher jährlich eine Pacht von 4000 Rubeln abwirft, war ein wahrhaft Kaiſerliches Geſchenk, und enthielt zu gleicher Zeit die ſprechendſte Erklärung meiner Unſchuld.

Gern hätte ich nun, um den Traum meiner Leiden ganz zu vergeſſen, die Rückreiſe nach Deutſchland angetreten; aber meine Freunde widerriethen mir aus guten Gründen, um die Erlaubniß dazu anzuhalten. Ich folgte ihrem Rathe, weil ſie den Monarchen beſſer kannten, als ich damals, und ſchränkte mich darauf ein, in meinem Dankſagungsſchreiben, welches ich an den Kaiſer nach Gatſchina ſchickte, zu erwähnen, daß ich im Begriff ſey, auf das Land zu gehen, um dort ſeiner Wohlthaten im Stillen zu genießen.

Dieſer Brief brachte eine mir unerwartete Wirkung hervor. Schon am folgenden Morgen erhielt ich durch den Herrn Geheimerath Bristorn, den Sekretair des Kaiſers, ein Cabinets-Schreiben, folgenden Inhalts:

„Indem ich Sr. Kaiſerlichen Majeſtät Ihr Dankſagungsſchreiben vorzuleſen das Glück hatte, bekam ich den Allerhöchſten Auftrag, einen Ukas zu Ihrer Beſtallung als Direktor der Deutſchen Hoftruppe, mit dem Charakter eines Hofraths, und mit tauſend zweihundert Rubeln Gehalt, auszufertigen; als ich aber an die Stelle gekommen war, wo Ew. ꝛc. in Ihrem Briefe den Entſchluß anzeigen, den Sie gefaßt haben, auf's Land zu reiſen, geruheten Se. Majeſtät, mir zu befehlen, von Ihnen Ihre Einwilligung zu der oberwähnten Beſtallung einzufodern. Ich entledige mich hiermit dieſer Pflicht, und bitte Ew. ꝛc., mir ſo bald als möglich anzuzeigen, ob Sie das gnädige Anerbieten unſers huldreichen Monarchen anzunehmen geſonnen ſind; übrigens von der beſondern Hochachtung ſich zu verſichern, u. ſ. w."

Briskorn.

Nachſchrift. „Als Direktor würden Sie unter dem unmittelbaren Befehl des Herrn Oberhofmarſchalls Nariſchkin ſtehen."

Meine Verlegenheit bei dem Empfange dieſes Briefes war ſo groß als mein Schrecken. Ich ſollte wieder eine Theaterdirektion übernehmen? — ich, der ich in Wien, ungeachtet der freundſchaftlichſten Verhältniſſe mit dem biedern Baron Braun, nichts mehr damit zu thun haben mochte; — der ich ſo oft mir und meiner Gattin geſchworen hatte, mich durch die ſparſamen Roſen nie wieder auf dieſen Dornenpfad locken zu laſſen; — der ich aus ſo mancher Erfahrung wußte, daß die verdienſtvollſten Künſtler leider oft die ſchlechteſten Menſchen ſind; — daß ein einziges tadelndes Wörtchen den leiſe Getadelten — hätteſt du ihn auch vorher mit Strömen von Lob überſchüttet — zu deinem bitterſten Feinde macht, wenn gleich er ſelbſt dich oft mit allen Symptomen der Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit um dein Urtheil gebeten hatte; — daß die meiſten Schauſpieler, ſelbſt die beſſern unter ihnen, nicht die Kunſt, ſondern nur den Künſtler in ſich lieben; daß ſie ein großes Gemählde von lauter verzerrten Figuren mit Vergnügen ſehen, wenn nur ihre eigene geliebte Figur, mit ſchmeichelnden Farben ins Schöne gezeichnet, aus dem Hintergrunde hervortritt! — Doch zu welcher Abſchweifung verleitet mich eine zwanzigjährige, oft bittere Erfahrung! Genug! Ich ſage, den Shakeſpear parodirend: Eitelkeit, dein Nahme iſt Schauſpieler!

Und mit dieſer Ueberzeugung ſollte ich an die Spitze einer Bühne treten, die ein Unternehmer, Nahmens Mire', aus den Trümmern herumziehender Banden geformt, und durch einige aus Deutſchland verſchriebene Mitglieder zwar verbeſſert, doch wahrlich auf keine Stufe der Vollkommenheit erhoben hatte! Sie war bisher von einer Geſellſchaft Kaufleute durch Actien unterſtützt worden, jetzt aber ihrem Untergange nahe. Auf Vorſtellung des Grafen von der Pahlen hatte der Kaiſer ſich entſchloſſen, ſie in ſeine Dienſte zu nehmen. Unglücklicher Weiſe mußte nun meine Zurückkunft gerade in dieſe Periode fallen, und es war daher ganz natürlich, daß der Kaiſer auf den Gedanken gerieth, mir die Leitung ſeines neuen Hof-Theaters anzuvertrauen. Offenbar hatten Wohlwollen, und das Verlangen mir etwas Angenehmes zu erzeigen, ihn dazu beſtimmt; um ſo ſchwerer war es, die vermeintliche Wohlthat abzulehnen.

Ich verſuchte es dennoch, mit den feinſten Wendungen, die ich auszuſtudieren vermochte, mich heraus zu wickeln, und ſowohl meinen Dank als meinen Widerwillen mit gleich ſtarken Farben zu ſchildern. Alles vergebens! Ich bekam, anſtatt der Antwort, die Abſchriften von drei Ukaſen, deren einer, an den

Oberhofmarſchall, mich zum Direktor, und der andere, an den Senat, mich zum Hofrath ernannte; der dritte wies mir mein Gehalt auf das Cabinet des Kaiſers an. Zu dieſem geringe ſcheinenden Gehalte wurden aus der Hoftheater-Kaſſe noch 1200 Rubel für Equipage hinzugefügt, und mir, außer Holz und Licht, auch eine ſehr ſchöne, geräumige Wohnung frei gegeben. In ökonomiſcher Hinſicht war nun, wie ich dankbar bekennen mußte, kaiſerlich für mich geſorgt, da ich, die Pacht meines Gutes mitgerechnet, plötzlich eine Einnahme wenigſtens von 9000 Rubeln jährlich genoß, und mir noch überdies die Einnahme von der zweiten Vorſtellung aller meiner neuen Stücke zugeſtanden wurde, was meine Einkünfte abermals um einige Tauſend Rubel vermehrte *). Aber — bedurfte ich alles deſſen? Sind Ruhe, Zufriedenheit, Geſundheit, um Gold feil? — Hatte ich nicht in Jena und Weimar eine wohl minder prächtige, doch fröhlichere Wohnung, ein minder glänzendes, aber hinreichendes Auskommen?

---

*) In einem Blatte der Zeitung für die elegante Welt iſt geſagt worden, ich habe, während meines Aufenthalts in Petersburg, ſechzehn Benefiz-Vorſtellungen gehabt. Ich weiß aber nur von ſechs, die mir etwas über dreitauſend Rubel eingetragen haben.

— Lebte ich dort nicht, zwar unter einem minder mächtigen Fürſten, aber auch von jeder Gefahr entfernt? — Und endlich — was mehr als Alles iſt! — hatte ich dort nicht eine Mutter, deren Liebe ich meine ganze Bildung verdanke, und die mich mit großer Sehnſucht zurück erwartete, daß ich ihr kränkliches Alter erheitern ſollte? —

Doch alle meine Wünſche und Betrachtungen mußten der eiſernen Nothwendigkeit weichen. Ich ergab mich in mein Schickſal, und trat meinen Poſten an.

Kurz vorher wurden mir, von Seiten der geheimen Expedition, alle meine auf der Grenze mir weggenommenen Papiere zurückgegeben. Es fehlte kein Blättchen; und ich muß hierbei noch eines äußerſt merkwürdigen Umſtandes dankbar erwähnen.

So gewiß ich nehmlich in meinem fernen Exil überzeugt war, daß unter allen meinen Papieren auch nicht Eine Zeile ſey, welche das gegen mich beobachtete Verfahren rechtfertigen könne; ſo war dennoch wirklich gerade Eine Zeile darunter, die, wenn ſie dem Kaiſer zu Geſicht gekommen wäre, vielleicht mein Unglück noch vergrößert, oder doch gewiß verlängert haben würde. Dieſe Eine Zeile ſtand in meinem zu Wien geführten Tagebuche. Auch dort hegte man, ehe man mich näher kennen lernte, den Verdacht des Jakobinismus gegen mich. Ich äußerte bald nach meiner Ankunft in Wien meine Beſorgniſſe darüber gegen den Baron Braun; dieſer beruhigte mich aber, durch die Verſicherung: „der Kaiſer Franz ſey ein ſehr gerechter Mann, der nie ohne die ſtrengſte Unterſuchung einen Angeklagten verurtheile.“ In Beziehung auf dieſe Worte, hatte ich nun in mein Tagebuch geſchrieben: „ich bin alſo ruhig und habe viel gewonnen. Freilich, K... P... findet es ſelten der Mühe werth, eine Unterſuchung anzuſtellen.“

Dieſe unglücklichen, allerdings harten Worte waren meinem Gedächtniſſe gänzlich entfallen. Man denke ſich mein Schrecken, als ſie mir, beim Durchblättern meiner Papiere, wieder in die Augen fielen! Aber man denke ſich auch meine gerührte Freude, als ich zugleich bemerkte: daß eine edle wohlwollende Hand dieſe Zeile ſo dick mit Tinte ausgeſtrichen hatte, daß kaum ich ſelbſt wieder errathen konnte, was da geſtanden habe! Ein Beweis, daß, ſo fürchterlich auch jene geheime Expedition oder Inquiſition war, doch die Mitglieder derſelben nur ſtrengen Befehlen gehorchten, und gern milder handelten, wo ſie nur konnten. Beſonders hat der Herr Etatsrath Makaroff ſich allgemein dieſen Ruhm erworben; oft miſchten ſich ſeine eigenen Thränen in die Thränen der Unglücklichen, die er, mit blutendem Herzen, Henkershänden überliefern mußte. Ob ihm, oder dem Herrn Etatsrath Fuchs, oder irgend einem Dritten, die Durchſicht meiner Papiere anvertrauet worden war, weiß ich nicht, und habe es, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht erfahren können. Ich muß mich alſo begnügen, meinen Dank laut vor der Welt und ſtill vor Gott auszuſprechen. Wohl mir, daß ich dieſem edlen Unbekannten in die Hände fiel! Denn, wahrlich! die Angabe dieſer einzigen Zeile wäre mein Verderben geweſen.

Uebrigens fand ich hin und wieder mehrere unbedeutende Stellen in meinen Papieren mit Bleiſtift angeſtrichen; doch war es nie etwas, das mir ſchaden konnte, ſondern nur allerlei hin und wieder gemachte ſtatiſtiſche Bemerkungen, Anekdoten u. dergl., lauter Dinge, die ich für das Gedächtniß aufbewahren wollte, und wobei ich mir nie ein eigenes Raiſonnement erlaubt hatte.

Das Schauſpiel Guſtav Waſa gab man mir, beſonders eingewickelt, zurück, mit dem Bedeuten, ja keinen Gebrauch davon zu machen. Eine einzige Stelle hatte dem Stücke dieſes Verdammungsurtheil zugezogen, nehmlich die:

Ein König darf ein Bubenſtück begehren,
Und tauſend Arme ſind bereit, es zu vollbringen.

Der Leſer wird wahrſcheinlich, ſo wie ich ſelbſt, neugierig ſeyn, zu erfahren, welchem günſtigen Umſtande ich denn nun eigentlich meine Befreiung zu verdanken hatte. Daß ſie nicht eine Folge meines aus Tobolsk an den Kaiſer geſchickten Memoire war, wiſſen wir bereits, da der Ueberbringer dieſes Memoire ſchon in der Gegend von Kaſan dem Courier begegnete, der mich zurückholen mußte. — Was ich darüber von authentiſchen Nachrichten geſammelt habe, will ich hier mittheilen.

Vier Wochen lang — ſo verſichert man — ließ der harte General-Procureur meine Papiere in einem Winkel liegen, ohne ſich des Unglücklichen zu erinnern, der, kraft dieſer ununterſuchten Papiere, bereits in der Verbannung ſchmachtete. Endlich fragte der Kaiſer nach ihrem Inhalt; nun mußte er vorgelegt werden, und die Unſchuld deſſelben war vermuthlich der erſte Grund zu den veränderten Geſingungen des Monarchen. Doch iſt es noch ſehr zweifelhaft, ob meine Unſchuld allein meine Rettung bewirkt haben würde; denn man weiß, daß es in der Regel (von welcher aber Kaiſer Paul eine ehrenvolle Ausnahme machte) für einen Mächtigen weit leichter iſt, eine begangene Ungerechtigkeit zu verlängern, als ſie zu geſtehen und wieder gut zu machen. Aber mein guter Genius fügte einen andern Umſtand hinzu, der ſich in keinem für mich günſtigeren Zeitpunkt hätte ereignen können.

Das kleine Drama nehmlich, der alte Leibkutſcher Peters des Dritten, das ich vier Jahre vorher, aus reiner Freude über eine edelmüthige Handlung des Kaiſers, entworfen hatte, und bei deſſen Verfertigung ich wahrhaftig nicht daran dachte, welchen wichtigen Einfluß es einſt auf mein Schickſal haben würde — dieſes kleine Drama war gerade jetzt erſt von einem wackern jungen Manne, Nahmens Krasnopolski, ins Ruſſiſche überſetzt worden. Er wollte es gern dem Kaiſer zueignen, und wendete ſich deshalb an verſchiedene Männer von Einfluß. Man widerrieth es ihm aber; wenigſtens ſollte er, äußerte man, meinen Nahmen vom Titel weglaſſen, da dieſer verhaßte Nahme Alles verbeiden könne. (Schon längſt wagten es weder die Ruſſiſchen noch die Deutſchen Schauſpieler, wenn ſie eins meiner Stücke auf ihren Bühnen ſpielten, den Verfaſſer auf dem Anſchlagszettel zu nennen.)

Der biedere Jüngling kehrte ſich an nichts. „Das Stück," ſagte er, „ſey nun einmal von mir; er dürfe ſich nicht mit fremden Federn ſchmücken, und folglich müſſe mein Nahme ſtehen bleiben." Da er nun bei der Ueberreichung Schwierigkeiten fand, ſo ſchickte er es muthig durch die Poſt an den Kaiſer.

Auf dieſen machte es einen ſeltenen Eindruck. Er las — war gerührt und zufrieden — befahl, dem Ueberſetzer ſogleich einen koſtbaren Ring zu ſchicken, — meinte jedoch, das Manuſkript ſolle ungedruckt bleiben. Einige Stunden nachher foderte er es zum zweiten Male, ging es wieder durch, und erlaubte nun auch den Druck, doch mit Weglaſſung einiger Stellen, unter denen — was mir unbegreiflich iſt — auch die war, wo der alte Leibkutſcher ſagt: „mein Kaiſer hat mich gegrüßt! er grüßt alle ehrliche Leute!" — An demſelben Tage verlangte er das Stück zum dritten Male, blätterte es noch einmal durch, und erlaubte nun den Druck ohne alle Einſchränkung. „Mir,“ erklärte er, „mir habe er Unrecht gethan; er ſey mir Genugthuung ſchuldig, und müſſe mir wenigſtens eben ſo viel ſchenken, als er dem alten Leibkutſcher geſchenkt habe *).“ Der Courier an mich wurde abgefertigt.

Bald nachher langte mein Mémoire aus Tobolsk an. Der Kaiſer las es, ſeiner Länge ungeachtet, zweimal von einem Ende bis zum andern, und es bewirkte nun den auf ſeines Gefühl gegründeten Befehl an den Gouverneur von Eſthland: „ein ſchönes Krongut für mich auszuſuchen, welches in der Nachbarſchaft von meinem Friedenthal liege.“ Er wollte alſo nicht bloß ſchenken, er wollte auf die mir angenehmſte Art ſchenken. Es iſt gewiß nicht zu leugnen, daß dieſer Zug nur aus einem ſehr fein fühlenden Herzen kommen konnte. — Nahe bei Friedenthal fand ſich indeß kein ſolches Krongut.

Das iſt Alles, was ich über die Urſachen meiner Befreiung mit Gewißheit habe in Erfahrung bringen können. Möchte ich nur eben ſo viel von den Urſachen meiner Gefangennehmung wiſſen! Ich zweifle aber, ob ſelbſt die

---

*) Zwanzigtauſend Rubel.

Hand der Zeit dieſen Schleier jemals aufheben werde.

Trotz den unverkennbaren Zeichen von dem Wohlwollen des Kaiſers, hatte ſich doch der Schrecken meinem Gemüthe ſo tief eingeprägt, daß mir das Herz klopfte, ſo oft ich einen Senats-Courier oder Feldjäger ſah, und daß ich nie nach Gatſchina fuhr, ohne mich reichlich mit Gelde zu verſehen und gleichſam zu einem neuen Exil vorzubereiten.

Und nun denke man ſich, bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung, mein Schrecken, als am 16ten December, Morgens um acht Uhr, der Herr Graf von der Pahlen einen Polizei-Officier mit dem Befehle zu mir ſchickte, daß ich mich augenblicklich zu ihm begeben ſollte. Zwar hatte er zu dieſer Botſchaft nicht allein einen ſanften, höflichen, mir bekannten Jüngling gewählt, ſondern ihm auch ausdrücklich befohlen, mir zu ſagen: ich ſolle nicht erſchrecken; es habe nichts Schlimmes zu bedeuten. Aber ſchon ſein bloßer Anblick, ſeine erſten Worte waren hinlänglich, mir das Blut zum Herzen zu treiben, und meine Frau wurde ſo dadurch erſchüttert, daß ſie Arzenei nehmen mußte.

Als ich zu dem Grafen von der Pahlen kam, ſagte er mir lächelnd: der Kaiſer wolle eine Ausfoderung zu einem Turnier an die Souverains von Europa und ihre Miniſter erlaſſen. Dieſe ſolle von mir geſchrieben, und dann durch die Zeitungen bekannt gemacht werden. Baron Thugut beſonders ſey darin mit ſcharfer Lange zu waſchen, und die Generale Kutuſoff und Graf Pahlen als Secundanten des Kaiſers zu nennen. (Den letztern Einfall, wegen der Secundanten, hatte der Kaiſer erſt vor einer halben Stunde gehabt, und geſchwind deshalb mit Bleiſtift einen Zettel geſchrieben, der bei dem Grafen auf dem Tiſche lag.) In einer Stunde ſollte dieſes ſeltſame Werk fertig ſeyn, und der Kaiſer hatte befohlen, daß ich es ihm perſönlich überreichen ſollte.

Ich gehorchte, und nach einer Stunde brachte ich die Ausfoderung. Der Graf, der die Geſinnungen des Monarchen beſſer kannte als ich, fand ſie nicht beißend genug. Ich ſetzte mich nun in ſeinem Cabinet nieder, und machte eine zweite, die ihm beſſer ſchien. Jetzt fuhren wir nach Hofe. Zum erſten Male ſollte ich nun vor den Mann treten, der mir durch Härte und Wohlthaten, Schrecken und Freude, Gram und Dankbarkeit ſo merkwürdig geworden war! Ich hatte dieſe Ehre kaum gewünſcht, auch gezweifelt, daß ſie mir jemals widerfahren würde; denn mein Anblick konnte doch nicht anders als drückend für ihn ſeyn.

Wir ſtanden lange im Vorzimmer. Der Kaiſer war ſpazieren geritten; doch endlich kam er. Graf Pahlen ging mit meinem Papiere zu ihm hinein, verweilte ziemlich lange, kam verdrießlich zurück, und ſagte mir im Vorbeigehn nur die Worte: „kommen Sie um zwei Uhr zu mir; es muß noch ſchärſer werden.“

Ich begab mich alſo nach Hauſe, und war überzeugt, daß es mir auf dieſem Wege ſchwerlich gelingen würde, die Gunſt des Monarchen zu erhalten. Kaum war ich aber eine halbe Stunde auf meinem Zimmer, als ein Hofbedienter athemlos hereinſtürzte und mir ſagte: ich ſolle augenblicklich zum Kaiſer kommen. — Ich eilte, ſo ſehr ich konnte.

Als ich in des Kaiſers Cabinet trat, wo außer ihm nur der Graf Pahlen gegenwärtig war, ſtand er vom Schreibtiſch auf, trat mir einen Schritt entgegen, und ſagte, indem er ſich verbeugte, mit einer unausſprechlich liebenswürdigen Art: „Herr von Kotzebue, ich muß damit anfangen, mich mit Ihnen zu verſöhnen.“

Ich wurde durch dieſen unerwarteten Empfang ſehr erſchüttert. Welch eine Zaubergewalt ſteht den Fürſten zu Gebote! ſie heißt Milde. — Aller Groll war aus meinem Herzen verſchwunden.

Der Etikette gemäß, wollte ich dem Kaiſer knieend die Hand küſſen; er hob mich aber freundlich auf, küßte mich auf die Stirn, und fuhr in ſehr reinem Deutſch fort:

„Sie ſind bekannt genug mit der Welt, um au fait der politiſchen Begebenheiten zu ſeyn; Sie wiſſen auch, wie ich dabei figurirt habe. Ich habe mich — ſetzte er ſcherzend hinzu — oft dumm benommen *): dafür muß ich büßen, das iſt billig; und ich habe mir daher ſelbſt eine Strafe diktirt. Ich wünſche nämlich daß dieſes" — (er hielt ein Blatt in der Hand) — „in die Hamburger und andere Zeitungen eingerückt werde."

Hierauf nahm er mich vertraulich unter den Arm, zog mich an's Fenſter, und las mir das Franzöſiſch und eigenhändig geſchriebene Blatt vor. Es lautete von Wort zu Wort, und mit Beibehaltung ſeiner eigenen Orthographie, folgendergeſtalt:

On apprend de Petersbourg, que l'Em-

---

*) Seine eigenen Ausdrücke.

pereur de Ruſſie voyant, que les puiſſances de l'Europe ne pouvoit s'accorder entre elle et voulant méttre ſin à une guerre qui la deſoloit depuis onſe ans vouloit propoſer un lieu ou il inviteroit touts les autres Souverains de se rendre et y combattre en Champ clos ayant avec eux pour écuyer juge de Camp et Heros d'armes leurs ministres les plus eclairés et les generaux les plus habiles tels que Mrs. Thugut, Pitt, Bernstorff, lui même se proposant de prendre avec lui les Generaux C. de Palen et Kutusoff, on ne ſçait si on doit y ajouter foi, toute fois la Chose ne paroit pas destituée de fondement, en portant l'empréinte de ce dont il a ſouvent été taxé *).

---

*) Hier iſt die Ueberſetzung, ſo wie ſie in dem Hamburgiſchen Correſpondenten N. 9. vom 16ten Januar 1801. abgedruckt worden iſt. „St. Petersburg, den 30. Decbr. (Aus der Hofzeitung.) Man ſagt, daß Se. Majeſtät, der Kaiſer, da Er ſieht, daß die Europäiſchen Mächte ſich nicht vereinigen können, und einen Krieg zu beendigen wünſcht, der ſeit eilf Jahren wüthet, einen Ort vorzuſchlagen gedenkt, wohin er alle die andern Potentaten einladen will, um mit ihm in geſchloſſenen Schranken zu kämpfen, zu welchem Behuf ſie ihre aufgeklärteſten Miniſter und geſchickteſten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit ſich bringen ſollen; als da ſind Thugut, Pitt, Bernſtorf. Er ſelbſt ſey geſonnen, die Generale Grafen

Beim Schluſſe lachte er ſelbſt recht herzlich. Auch ich lächelte pflichtſchuldigſt.

„Warum lachen Sie?“ fragte er zweimal ſchnell hinter einander, immer noch ſelbſt lachend. —

Daß Ew. Majeſtät ſo gut unterrichtet ſind, antwortete ich.

„Da, da!“ ſagte er, indem er mir das Blatt überreichte: „überſetzen Sie das. Behalten Sie das Original, bringen mir aber eine Kopie davon.“

Ich ging und überſetzte. Mit dem letzten Worte, taxó, war ich in einiger Verlegenheit. Sollte ich beſchuldigt ſagen? Der Ausdruck konnte hart ſcheinen und den Kaiſer verdrießen. Nach langem Hin- und Herſinnen glaubte ich einen Mittelweg einſchlagen zu dürfen, und überſetzte: „deſſen man ihn oft für fähig gehalten.“

Um zwei Uhr Nachmittags fuhr ich wieder nach Hofe, und Graf Kutaiſſow meldete mich dem Kaiſer. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und fand ihn dies Mal ganz allein.

von der Pahlen und Kutuſoff an ſeiner Seite zu haben. Man weiß nicht, ob man dieſem Gerüchte Glauben beimeſſen ſoll; indeſſen ſcheint es nicht ohne Grund, da es den Stempel deſſen trägt, weſſen man ihn oft beſchuldigt hat.“

„Setzen Sie ſich," ſagte er ſehr freundlich. Aus Reſpekt gehorchte ich nicht ſogleich. „Nein, nein, ſetzen Sie ſich!" wiederholte er mit einigem Ernſt. Ich nahm alſo einen Stuhl, und ſetzte mich ihm gegenüber an den Schreibtiſch.

Er nahm das Franzöſiſche Original in die Hand. „Leſen Sie mir vor." Ich las langſam, und ſchielte zuweilen über das Papier weg. Bei den Worten: „in geſchloſſenen Schranken kämpfen," lachte er. Uebrigens nickte er immer beifällig mit dem Kopfe, bis ich an das letzte Wort kam.

„Fähig gehalten?" ſagte er; „nein, das iſt nicht das rechte Wort. Taxirt muß es heißen." Ich nahm mir die Freiheit anzumerken, daß taxiren im Deutſchen einen andern Sinn habe. — „Sehr wohl!" verſetzte er; „aber fähig halten drückt es auch nicht aus."

Nunmehr wagte ich es, leiſe anzufragen, ob man vielleicht beſchuldigt ſetzen könne.

„Recht, recht! beſchuldigt, beſchuldigt!" wiederholte er drei- bis viermal, und ich ſchrieb, wie er es verlangte. Er dankte mir darauf mit freundlicher Herzlichkeit für meine ſo geringe Mühe, und entließ mich, wähhaft gerührt und entzückt von ſeinem liebenswürdigen Betragen. Wer jemals ihm ſelbſt näher geweſen iſt, wird mir bezeugen, daß er äußerſt einnehmend ſeyn konnte, und daß es ſchwer, ja faſt unmöglich war, ihm dann zu widerſtehen.

Ich habe es nicht für überflüßig gehalten, dieſe Begebenheit mit allen kleinen Umſtänden anzuführen, da ſie Aufſehen genug in der Welt gemacht hat. Die Ausfoderung erſchien zwei Tage nachher, zum Erſtaunen von ganz Petersburg, in der Hofzeitung. Der Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, dem ſie zum Einrücken zugeſandt wurde, traute ſeinen Augen nicht; er fuhr ſelbſt zu dem Grafen von der Pahlen, um gewiß zu werden, daß kein quid pro quo zu fürchten ſey. In Moskau wurde dieſe Zeitung ſogar von der Polizeibehörde angehalten, weil man ſich nicht einbilden konnte, daß es der Wille des Monarchen geweſen ſey, dieſen Artikel wirklich bekannt zu machen. Eben das geſchah auch in Riga. Der Kaiſer ſelbſt hingegen konnte es kaum erwarten, ihn gedruckt zu ſehen, und ſchickte ungeduldig mehrere Male darnach.

Mir ſchenkte er drei Tage nachher eine

Doſe mit Brillanten beſetzt, deren Werth nahe an zweitauſend Rubel betrug *). Nie iſt wohl die wörtliche Ueberſetzung von zwanzig Zeilen beſſer bezahlt worden!

Der Kaiſerin erzählte er, daß er meine Bekanntſchaft gemacht habe. C'est à présent un de mes meilleurs sujets **), ſagte er. Ich weiß das von einem Manne, der dabei gegenwärtig war. — Warum der Kaiſer mich nun für einen beſſern Unterthan hielt, als vor meiner Reiſe nach Sibirien, das weiß ich nicht.

Es gab Leute, die es mir verdachten, daß ich die ſchöne Gelegenheit, den Kaiſer um neue Wohlthaten anzuſprechen, nicht benutzte. Wahr iſt es, er ſelbſt ſchien nur auf eine ſolche Aeußerung von mir zu warten; ſein Blick voll freundlicher Güte ſchien mich dazu aufzumuntern: aber mein Gefühl empörte ſich dagegen, und, was ich vielleicht dadurch verlor, werde ich nie vermiſſen.

Gewann ich doch auf der andern Seite ein unſchätzbares Gut, die **Ruhe**, die meinem Herzen ſo lange fremd geweſen war;

---

*) Die Zeitung für die elegante Welt giebt fälſchlich [illegible] Rubel an.

**) Er iſt jetzt einer meiner beſten Unterthanen.

denn jetzt, nachdem ich den Monarchen ſelbſt geſprochen und ſein edles Herz offen vor mir geſehen hatte, verſchwand der größte Theil meiner Furcht: ich liebte ihn jetzt mehr, als ich ihn fürchtete, und war überzeugt, ſo wie ich es noch immer bin, daß eine gewiſſe Freimüthigkeit, ein offnes gerades Betragen, ohne Kriechen, ohne Niederſchlagen der Augen, ihm wohl gefiel. Nur in ſeine kleinen Eigenheiten mußte man ſich fügen; und wie leicht konnte man das! Denn zugegeben, daß es gerade nicht groß war, die Beobachtung gewiſſer Kleinigkeiten allzuſtrenge zu verlangen; ſo war es doch wahrhaftig noch weniger groß, mit Widerwillen in ſolchen Dingen zu gehorchen, welche das wahre Glück der Unterthanen eigentlich gar nicht ſtörten.

Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine Beweiſe von des Kaiſers Gnade; ja, ich bin ihm nie auf der Straße begegnet, ohne daß er ſtill gehalten und ſich einige Augenblikke freundlich mit mir unterredet hat. Gegen mich iſt er bis an ſeinen Tod ſich völlig gleich geblieben, immer wohlwollend, freundlich und edel. Warum ſollte ich mich ſchämen zu geſtehen, daß meine Augen ſchwimmen, indem ich dieſe Blume der Dankbarkeit auf ſein Grab fallen laſſe! —

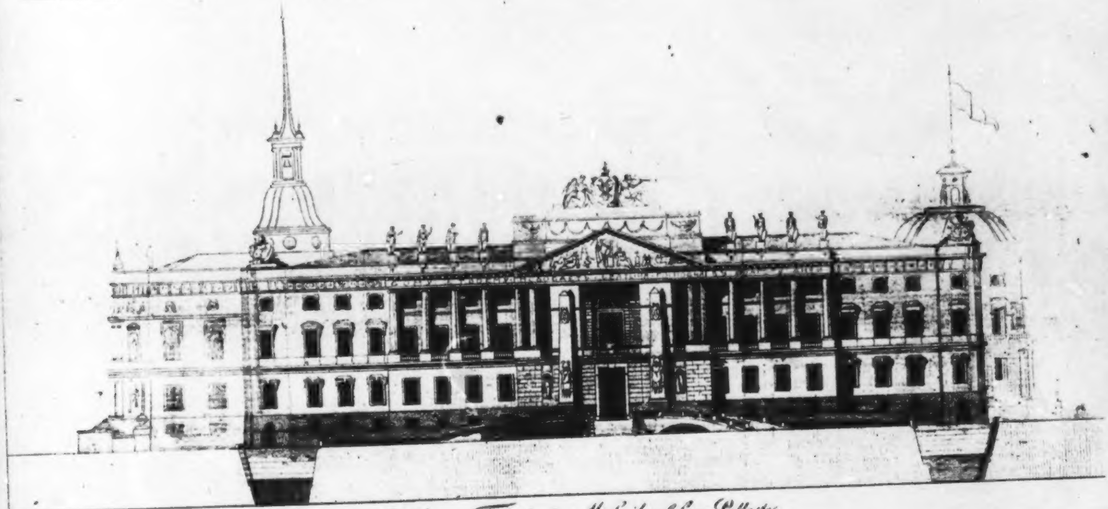
Im Januar mußten die Franzöſiſchen Schauſpieler Menſchenhaß und Reue in der Eremitage ſpielen. Bekanntlich hatten von jeher in dieſen engeren Cirkel des Hofes, außer den Officieren von der Garde, nur die vier erſten Klaſſen den Eintritt; der Kaiſer machte aber mit mir eine Ausnahme, und ließ mich ausdrücklich zu der Vorſtellung einladen. Von dieſem Augenblicke an hatte ich freie Entrée, ſo oft in der Eremitage Schauſpiel gegeben wurde.

Daß ich mit klopfendem Herzen in die Vorſtellung von Menſchenhaß und Reue ging, kann man leicht denken. Dem vortrefflichen Spiele der Madame Valville, als Eulalia, verdanke ich es wohl vorzüglich, daß der Kaiſer tief gerührt wurde. Der mehr als ſiebzigjährige Aufrêne, deſſen Nahme auch in Deutſchland rühmlich bekannt iſt, ſpielte den Greis. — Der Kaiſer hatte ſeinen Platz dicht hinter dem Orcheſter, und es war mir auffallend, daß während der ganzen Vorſtellung ein Gardiſt von der Malteſer-Garde hinter ſeinem Seſſel ſtehen mußte.

Hätten nicht — trotz dem Wohlwollen und

der Auszeichnung meines Chefs, des Herrn Oberhofmarſchalls Nariſchkin, deſſen Behandlung ich dankbar rühmen muß — tauſend Armſeligkeiten mir die Direktion des Theaters verleidet: ſo dürfte ich behaupten, in jener Zeit ein glückliches Leben geführt zu haben; denn ich hatte mir einen kleinen angenehmen Cirkel gebildet, und einige Freunde erworben: einige nur; aber ſie konnten für viele gelten. Ich nenne unter ihnen den Collegienrath Storch, der jedem gebildeten Deutſchen als Schriftſteller bekannt iſt, den ich aber noch überdies als einen ſehr edlen, gefühlvollen Menſchen achte; ferner den wackern Etatsrath Suthhoff mit ſeiner liebenswürdigen Gattin; den anſpruchsloſen Etatsrath Welzien mit ſeiner trocknen, eigenthümlichen Laune. Wir hielten zuſammen eine Art von Kränzchen, in welchem ich Stunden genoſſen habe, deren Andenken mich noch lange mit froher Wehmuth erfüllen wird. O, ich weiß, auch dieſe meine Freunde werden meiner in ihrem traulichen Zirkel noch oft gedenken!

Doch auch die läſtige Theater-Direktion wurde mir plötzlich durch einen Zufall auf die angenehmſte Weiſe erleichtert. Der Kaiſer hatte nehmlich ſeinen neuen berühmt gewordenen Michallowſchen Pallaſt vollendet, und lebte und webte nun in dieſem, gleichſam durch den Schlag einer Zauberruthe hervorgegangenen Feenſchloſſe, welches, der Angabe nach, zwiſchen funfzehn und achtzehn Millionen Rubel gekoſtet haben ſoll. Er verließ den weit bequemern und geſündern ſogenannten Winter-Pallaſt, um ſich zwiſchen feuchte, dicke Mauern einzuſperren, an welchen das Waſſer herabfloß. Mehrere Male mußten die Leibärzte die neue Wohnung prüfen, und mehrere Male warnte ihr Ausſpruch; ſie wurden aber ſo oft und ſo lange wieder dahin geſchickt, bis ſie endlich wohl einſahen, man wolle nun einmal ein anderes, günſtigeres Urtheil, und bis ſie mit Achſelzucken nachgaben. Der Kaiſer bezog alſo die gifthauchende Wohnung mitten im Winter, und es gefiel ihm darin außerordentlich. Es machte ihm Freude, ſeine Gäſte ſelbſt herum zu führen, und ihnen die Schätze von Marmor und Bronce, die er aus Rom und Paris hatte kommen laſſen, zu zeigen. Das überſtrömende Lob, mit welchem natürlicher Weiſe die geringſte Kleinigkeit bis in den Himmel erhoben wurde, und die ewige Wiederholung des Ausrufs, daß dergleichen nirgends in der Welt exiſtire, — erregten end-



Haupt-Façade des Michailowschen Pallastes.

lich bei ihm den Gedanken, eine Beſchreibung von dieſem achten Wunderwerke der Welt verfertigen zu laſſen. Auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe trug er mir dieſe Arbeit auf. Mehr als Einmal ſagte er mir ſelbſt, daß er etwas Außerordentliches von mir erwarte, und ſetzte mich durch dieſe Aeußerung in eine nicht geringe Verlegenheit. Aus ſeiner eigenen Bibliothek erhielt ich Nicolai's Beſchreibung von Berlin und Potsdam, und er äußerte dabei den Wunſch, daß ich meinen Gegenſtand gerade eben ſo, nur wo möglich noch etwas weitläuftiger, behandeln möchte.

Natürlicher Weiſe fügte ich mich ſogleich in ſein Verlangen, geſtand aber auch: es fehle mir an manchen zu dieſer Arbeit nothwendigen Kenntniſſen; ich wiſſe die Schönheiten der Baukunſt, der Gemählde, der Statüen, nicht kunſtgerecht zu beurtheilen, und bitte daher um die Erlaubniß, mir kunſterfahrne Männer in dieſen Fächern zugeſellen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß wurde mir ſogleich bewilligt. Ich ſchlug für die Antiken den berühmten Herrn Hofrath Köhler vor, welcher die Aufſicht über die in der Eremitage befindlichen Kunſtſchätze hat, und ein eben ſo erfahrner als guter, gefälliger Mann iſt. Für die Baukunſt erbat ich mir den Römiſchen Architekten Brenna, und für die Mahlerei die geſchickten und liebenswürdigen Herren Gebrüder Kügelchen.

Der Monarch geſtand mir freundlich jede Hülfe zu, und ertheilte Befehl, mich jederzeit und überall im Schloſſe einzulaſſen. Der Herr Oberhofmarſchall, als Schloßhauptmann, führte mich ſelbſt zum erſten Mal im ganzen Pallaſt umher, und ich ging nun muthig an die Arbeit.

Täglich, Vormittags, Nachmittags, und oft bis ſpät Abends, brachte ich jetzt meine Zeit im Michailowſchen Pallaſte zu. Es verging faſt kein Tag, an welchem der Kaiſer mir nicht hier oder dort begegnete, wenn ich, mit meiner Schreibtafel in der Hand, die mannichfaltigen Gegenſtände aufzeichnete; und jedes Mal blieb er bei mir ſtehen, um ſich einige Augenblicke mit der einnehmendſten Freundlichkeit mit mir zu unterhalten, auch wohl mich zu ermahnen, daß ich ja nichts obenhin, ſondern alles recht ausführlich beſchreiben möchte.

Unter dieſen Umſtänden glaubte ich es wagen zu dürfen, um meinen Abſchied als Direktor des Deutſchen Hoftheaters zu bitten.

Es war am 8ten Februar, als ich dieſe Bitte ſchriftlich meinem Chef überreichte. Er hatte die Güte, manche ſehr ſchmeichelhafte Einwendung dagegen zu machen; und als ich auf meinen Vorſatz beſtand, verſchob er es wenigſtens auf unbeſtimmte Zeit. Nach einigen Tagen erinnerte ich ihn abermals, und ich wurde nicht müde, dieſe Erinnerungen ſo oft zu wiederholen, bis ich deutlich merkte, daß ſie mir zu nichts helfen würden. Nun ſchlug ich einen andern Weg ein, um mir das läſtige Theaterweſen zu erleichtern. Ich ſtellte nehmlich vor, daß es mir, bei meinem ununterbrochenen Arbeiten im Michailowſchen Pallaſte, durchaus unmöglich ſey, noch die erforderliche Zeit auf das Theater zu verwenden, und daß ich daher, wenn mir mein Abſchied verweigert werde, doch wenigſtens um einen Gehülfen bitten müſſe. Dieſe Bitte wurde mir gern zugeſtanden, und die Wahl eines Gehülfen mir ſelbſt überlaſſen. So erhielt ich endlich, in der Perſon eines meiner lieben Freunde, einen Regiſſeur, dem man ein Gehalt von 1500 Rubeln und den Betrag einer Benefiz-Komödie zuſicherte. Auf ſeine Schultern konnte ich nun in Zukunft die drückendſte Laſt werfen, und mir tauſend Aergerniſſe erſparen.

Am 11ten März, Mittags gegen Ein Uhr, alſo etwa zwölf Stunden vor ſeinem Tode, ſah und ſprach ich den Kaiſer zum letzten Male. Er kam mit dem Grafen Kutaiſſow von einem Spazierritte nach Hauſe, und ſchien ſehr heiter zu ſeyn. Auf der Parade-Treppe gerade neben der Statüe der Capitoliniſchen Kleopatra, begegnete ich ihm. Seiner Gewohnheit nach blieb er bei mir ſtehen, und machte dies Mal die erwähnte Bildſäule zum Gegenſtande des Geſpräches. Er rühmte die Kopie, unterſuchte die verſchiedenen Marmorarten des Piedeſtals, fragte mich um deren Benennungen; ging dann über auf die Geſchichte der Aegyptiſchen Königin, bewunderte ihren heldenmüthigen Tod, ſchien mir aber lächelnd Beifall zu geben, als ich meinte, ſie würde ſich ſchwerlich getödtet haben, wenn Auguſtus ihre Reitze nicht verſchmähet hätte. Endlich fragte er mich noch: ob meine Beſchreibung des Pallaſtes weit vorgerückt ſey. Als ich ihm ſagte, ſie ſey beinahe vollendet, verließ er mich freundlich, mit den Worten: „ich freue mich darauf.“ —

Ich ſah ihm nach, wie er die Treppe hinaufſtieg; auch ſah Er oben an der Thür noch einmal zu mir herunter. Uns Beiden ahnete wohl nicht, daß wir einander zum letzten Male geſehen hatten. — Die Stelle neben der Kleopatra iſt mir durch dieſe letzte Unterredung mit dem Kaiſer ſehr merkwürdig geworden, und mehr als Einmal habe ich nach ſeinem Tode dort mit Wehmuth verweilt. — —

Am 12ten März, ſehr früh, verbreitete ſich die Nachricht von der Thronbeſteigung des jungen liebenswürdigen Monarchen. Auf ſeinen Befehl ließ der Senat bald nachher drei Verzeichniſſe von den Nahmen der Verbannten drucken, die aus Sibirien zurückberufen wurden. Kaum erfuhr ich das, als mein Bedienter ſchon hinlaufen mußte, mir dieſe Liſten zu verſchaffen. — Mit welcher Eil durchlief ſie mein Auge, bis es — durch eine Freudenthräne verhüllt — auf dem Nahmen Sokoloff ruhte! — Ja, auch er iſt frei; in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, hat er ſeine Frau und ſeine Kinder ſchon wieder an das Vaterherz gedrückt! — Möge er nur, gleich mir, ſie alle ſechs wieder gefunden haben! — möge von dem ſchweren Traum ihm nichts übrig bleiben, als dann und wann eine freundſchaftliche Erinnerung an mich, ſeinen Leidensgefährten! — Auch Herrn von Kiniäkoff und ſeine Brüder, auch den Kaufmann Becker aus Moskau, und mehrere andre meiner Bekannten, ſah ich auf dieſer Liſte des Lebens. — —

Der Tod des Monarchen öffnete mir aufs neue die frohe Ausſicht, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ich beſchloß, — ſobald es nur irgend ſchicklich wäre, den jungen, mit Staatsgeſchäften überhäuften Kaiſer, mit einer ſolchen Kleinigkeit zu behelligen — um meinen Abſchied zu bitten. Am 30ſten März führte ich den Entſchluß aus, indem ich ihn dem General-Adjutanten, Fürſten Subow, ſchriftlich mittheilte. Am 2ten April erhielt ich durch denſelben Weg die ſchmeichelhafte Antwort: „der Kaiſer wünſche mich in ſeinen Dienſten zu behalten.“ — Dieſe Güte, dieſe Ehre mußten es mir natürlicher Weiſe ſehr ſchwer machen, meinen Vorſatz auszuführen. Dankbar gerührt erklärte ich demnach: daß ich mich glücklich ſchätzen würde, Alexandern dem Liebenswürdigen und Geliebten zu dienen; daß es aber bei der jetzigen Beſchaffenheit des Deutſchen Hof-Theaters mir nicht zieme, an der Spitze deſſelben zu ſtehen. Wenn es dem Kaiſer gefällig ſey, eine günſtige Veränderung damit vorzunehmen; wenn er es, von einem Titular-Hoftheater, zu einem wirklichen erheben und es in allen Stücken dem Franzöſiſchen gleich ſtellen wolle: ſo würde ich mit Freuden alle meine Kräfte anſtrengen, um die Deutſche Bühne des Beifalls des Hofes würdig zu machen."

Hierauf erhielt ich den Befehl, einen Plan zu Vervollkommnung des Deutſchen Hoftheaters einzureichen. Ich gehorchte. Dieſer Plan, den es irgend einem Unkundigen oder Uebelwollenden in der Hamburgiſchen Zeitung gigantesk zu nennen beliebt hat, war mit aller möglichen Sparſamkeit berechnet. Anſtatt daß die Franzöſiſche Bühne jährlich bloß an Beſoldungen über hunderttauſend Rubel koſtet, machte ich mich verbindlich, für ſechzigtauſend Rubel eine Geſellſchaft zu unterhalten, welche mit der Franzöſiſchen wetteifern könne. Es ſcheint daher, der Einſender jener Zeitungsnachricht ſey entweder kein Deutſcher, oder doch den Deutſchen ſehr abhold geweſen, da er es gigantesk nennen konnte, daß ich für die armen Deutſchen etwas über die Hälfte von dem Gehalte ſoderte, den die Franzöſiſchen Schauſpieler bekamen.

Der Kaiſer übergab den Plan zur Prüſung dem Oberhofmarſchall, der ihn gut und zweckmäßig fand.

„Wie viel wird nach dieſem Plane das Deutſche Theater mir koſten?“ fragte der Monarch.

Sechzigtauſend Rubel jährlich.

„Und wie viel hat es bis jetzt gekoſtet?“

Nichts.

Ueber dieſe Antwort mußte der Kaiſer natürlicher Weiſe ſtutzen. Sie war in gewiſſer Hinſicht wahr. Ich hatte, von Eifer und Ehrgeiz getrieben, durch Fleiß und Anſtrengung bewirkt, daß die Einnahme in dem verfloſſenen Winter-Halbenjahre bis auf 32,000 Rubel geſtiegen war, und von dieſer Summe hatte ich alle Koſten beſtritten. Aber der Herr Oberhofmarſchall vergaß, daß in den ſieben Wochen der Faſten gar keine, und im Sommer nur eine ſehr geringe Einnahme Statt fand; daß überdies das Theater höchſt mittelmäßig war und ſehr großer Verbeſſerungen bedurfte. Von dem Monarchen konnte man freilich nicht erwarten, daß er ſich auf dieſes kleine Detail einlaſſen ſollte, um ſo weniger, da deſſen gar nicht erwähnt wurde. Was Wunder alſo, daß er die Summe zu hoch fand!

Ich war mit der Stimmung für das Deutſche Theater hinlänglich bekannt, folglich auf dieſen Fall vorbereitet, und hatte — wenn der Kaiſer meinen Plan nicht genehmigte — die abermalige Bitte um meinen Abſchied hinzu gefügt. So erhielt ich denſelben endlich in den gnädigſten Ausdrücken, und wurde zu gleicher Zeit zum Collegien-Rath befördert.

Noch heute bin ich feſt überzeugt, daß der Hof das Deutſche Theater, ſelbſt in dem jetzigen mangelhaften Zuſtande, nicht ohne einen jährlichen Zuſchuß von 37,000 Rubeln erhalten kann *). Hätte man daher dem Kaiſer auf ſeine Frage geantwortet: „Nach der Verbeſſerung wird es Ewr. Majeſtät jährlich 23,000 Rubel mehr koſten, als jetzt;" — ſo vermuthe ich, die Antwort des Monarchen würde anders ausgefallen ſeyn, zumal da die junge Kaiſerin der Deutſchen Muſe hold iſt. Das „Nichts" aber konnte keine andere Wirkung hervorbringen.

So alſo verhält es ſich mit meinem Abſchied aus Ruſſiſch-Kaiſerlichen Dienſten, von

---

*) Ich weiß zwar wohl, daß Herr Miré und ein gewiſſer Herr Caſazzi ſich erboten haben, das Deutſche Theater für einen weit geringern Zuſchuß zu übernehmen; aber — finis coronat opus.

welchem dem Einſender der Zeitungsnachricht ſehr hämiſch zu ſagen beliebt: „man wiſſe nicht recht, ob ich ihn genommen oder bekommen habe.“ — In Petersburg wußte man das ſehr wohl. Nur Schade, daß es Menſchen giebt, denen, troz dem beſſer Wiſſen, der Neid immer einen andern Glauben aufdringt!

Auch bei Erwähnung der mir ertheilten Penſion, bedient ſich der hämiſche Einſender des Beiworts: erbeten, und ſcheint dadurch dieſe Auszeichnung weniger ehrenvoll für mich machen zu wollen. Er hat nicht gewußt, daß ſchon Kaiſer Paul mir mein Gehalt auf ſein Cabinet anwies; daß dergleichen Gehalte oft, oder vielmehr gewöhnlicher Weiſe, auch nach der Dienſtverlaſſung gezogen werden, und daß ich, ohne den gütigen Monarchen im geringſten mit unverſchämten Bitten zu behelligen, auf eine einfache, beſcheidene Anfrage, dieſer Gnade theilhaftig wurde. Ich bin zu eiferſüchtig, ſowohl auf dieſes Zeichen von der Huld und dem Wohlwollen des jungen Kaiſers, als auch auf die Reputation eines Mannes, den Habſucht nicht unbeſcheiden macht, als daß ich nicht — ſelbſt auf die Gefahr dem

Leſer lange Weile zu verurſachen — dieſen Punkt noch hätte in's Klare ſetzen ſollen. — —

Am 29ſten April verließ ich mit meiner Familie Petersburg, durchdrungen von Dank für den verſtorbenen ſowohl als für den lebenden Monarchen. In Jewe verweilten wir noch einige Wochen bei dem Probſt Koch und ſeiner edlen Familie. Von ihren echt freundſchaftlichen Wünſchen begleitet, ſetzten wir unſere Reiſe fort bis nach Wolmershof, einem von den Landgütern des biedern Barons Löwenſtern, wohin ein Paar herzliche Zeilen uns eingeladen hatten.

O! wie klopfte es mir in der Bruſt, als wir uns dieſer Wohnung der Rechtſchaffenheit und des Edelmuthes näherten! Endlich war einer meiner heißeſten Wünſche erfüllt! ich ſollte die Frau wiederſehen, die in dem bängſten Augenblicke meines Lebens mir Hülfe ſandte, ſo viel ſie vermochte! Wie ſehnte ich mich darnach, ihre Hand an meine Lippen, an mein Herz zu drücken! — Ich ſollte jetzt auch den Jüngling wiederſehen, deſſen Thränen um mich floſſen, und der mit Bruderliebe mir mein ſchweres Schickſal zu erleichtern ſtrebte! — Die erſte Perſon, die mir aufſtieß, als ich aus dem Wagen ſprang, war — der Kammerherr von Beyer. Welch ein Gemiſch und Gewühl von Empfindungen durchkreuzte meine Seele bei ſeinem Anblick! — Gleich darauf erſchien auch Frau von Löwenſtern. Ich wußte ihr nichts zu ſagen; aber die dankbare Thräne in meinem Auge hat gewiß für mich geſprochen. Unruhig blickte ich nach ihrem wackern Sohne umher; er eilte in meine Arme, und ich drückte ihn mit brüderlicher Liebe an mein Herz. — O, wie ſüß iſt die Erinnerung an überſtandene Leiden im Kreiſe theilnehmender Freunde! —

Ich bekam hier noch manchen kleinen Aufſchluß über den Theil meiner Geſchichte, bei welchem jene gute Menſchen mit intereſſirt waren. Die Briefe, die ich auf Stockmannshof ſchrieb, hatte der Herr Kammerherr von Beyer ſämmtlich an den edlen Gouverneur von Riga geſandt, doch — wie ich ſchon vorher vermuthete — mit Ausnahme des Einen, an den Grafen Cobenzl gerichteten, weil der mir nur ſchaden konnte. Der Gouverneur hatte ohne Bedenken ſie ſämmtlich an den Kaiſer befördert, der im erſten Augenblicke über meine Entweichung höchſt erzürnt wurde, und ihm zurückſchrieb: „er ſolle den Kammerherrn von Beyer augenblicklich nach der Stadt beſcheiden, und ihm einen derben Verweis dafür geben, daß er ſich unterſtanden habe, einen Staatsgefangenen Briefe ſchreiben zu laſſen.“ — Dieſer Verweis, der einen Lobſpruch für das Herz des Herrn von Beyer enthielt, wurde wirklich ertheilt; man kann aber denken, wie ſehr der Ton des menſchenfreundlichen Gouverneurs deſſen Strenge gemildert haben wird.

Ich erfuhr ferner, daß mein Hofrath dem Kammerherrn von Beyer wirklich ſeine Inſtruktion vorgezeigt hatte, und daß es daher allerdings gefährlich geweſen ſeyn würde, ſich lebhafter, als es geſchehen iſt, für mich zu intereſſiren. — Den klugen und kühlen Herrn Proſtenius verſuchte Herr von Beyer zu vertheidigen. Ich kann nicht dafür, daß mein Gefühl allen ſeinen Gründen widerſprach.

Den Hofrath hatte man damals allgemein für einen guten Menſchen gehalten, und das Beſte von ihm erwartet. Dieſer Irrthum war mir nicht auffallend; denn nie habe ich ſo viel Rohheit mit ſo vieler Verſtellungskunſt vereinigt geſehen. Kam er doch, als er bei ſeiner Rückkehr aus Sibirien meine nahe Befreiung erfahren hatte, augenblicklich kriechend zu meiner Frau, und verſicherte dieſer: wir wären die beſten Freunde; wir hätten unterwegs als Brüder zuſammen gelebt! Kam er doch, als er erfuhr, daß Kaiſer Paul mich auszeichnete, oft ſogar auch zu mir, und machte mir auf eine niedrige Weiſe den Hof! Sein bloßer Anblick war mir jedes Mal ein Stich in das Herz. Er mochte das endlich merken, und blieb weg.

Nach einer kurzen auf Wolmershof ſehr glücklich verlebten Zeit, gingen wir weiter nach Riga, wo uns neue, nicht weniger zarte, Freuden erwarteten. Zwar fand ich den biedern Gouverneur von Richter nicht dort, weil, leider, Krankheit ihn auf dem Lande zurückhielt; aber mein guter gefühlvoller Freund Eckardt und der edle Arzt Stoffregen empfingen meinen gerührten Dank. In dem paradieſiſchen Graffenheyde, der ländlichen Wohnung des erſtern, brachten wir einige ſehr frohe Tage zu, und verließen es endlich ſegnend und geſegnet.

Hier erfuhr ich unter andern, daß ein Brief, den meine unglückliche Frau an die

Frau Herzogin von Weimar geſchrieben hatte, von dem Poſtdirektor gleichfalls an den Kaiſer geſandt worden ſey; daß dieſer ihn geleſen, aber auf der Stelle mit dem Befehle zurückgeſchickt habe, ihn vorſichtig wieder zu verſiegeln und an die Adreſſe abgehen zu laſſen. Meine Freunde hatten aus dieſem Umſtande günſtige Hoffnungen gezogen, und gewiß iſt es, daß dieſer Brief, von dem ich eine Abſchrift beſitze, keine andere als eine heilſame Wirkung auf das empfängliche Herz des Monarchen hervorbringen konnte. Vielleicht verdanke ich alſo meine Befreiung zum Theil derjenigen Perſon, der ich ſie am liebſten verdanke: meiner guten Frau.

In Mietau fanden wir den Herrn Gouverneur von Drieſen nicht mehr; er war abgeſetzt. Leider war das auch der Fall mit dem wackern Hofrath Sellin, dem vormaligen Chef des Grenz-Zollamtes. Ihn ſah ich nicht; wohl aber den Officier, der mich bis Mietau begleitet hatte, den Herrn Lieutenant von Bogeslawski. Er empfing mich als einen alten Freund; wir mußten bei ihm frühſtücken. O, wie gegenwärtig wurde uns hier wieder die Scene meiner Verhaftung! —

Aber welch eine Wohlthat der Natur, daß die Erinnerung an überſtandne Leiden denſelben Genuß gewährt — und vielleicht einen größern — als die Erinnerung an Freuden der Vergangenheit! — Ich erkundigte mich nach dem höflichen Koſaken, der damals auf unſerm Kutſchbocke ſaß, und wollte ihn beſchenken; er war aber gerade nicht gegenwärtig.

Als wir nun weiter fuhren — als wir das Wachthaus paſſirten — der Schlagbaum hinter uns fiel — und bald darauf der Preußiſche Adler uns winkte —: o! warum ſollte ich mich ſchämen, zu geſtehen, daß ich in Thränen ausbrach, die ich, von meiner guten Frau innig umarmt, an ihrem Herzen ſanft verweinte. Nicht etwa als ob ich nun erſt des Gefühls der Rettung recht froh geworden wäre — o nein! der Nahme Alexander iſt jedem unbeſcholtenen Manne Bürge für ſeine Sicherheit; — aber es war ein Gemiſch von mancherlei ſtarken Gefühlen, welche mir jene ſüßen Thränen auspreßten: der Anblick des Schauplatzes meiner Leiden — die Vergegenwärtigung jener Scenen — die Erinnerung an die unwillkührliche Bangigkeit, mit der ich ein Jahr vorher denſelben Weg fuhr — der Contraſt mit meiner jetzigen Empfindung — die glückliche, ſo wenig gehoffte Wendung meines Schickſals — der Dank gegen Gott, daß ich alle meine Lieben wieder bei mir und um mich hatte — daß der böſe ſchwere Traum in ein ſo fröhliches Erwachen übergegangen war: — alles das ſtieg mir aus dem Herzen in die Augen, und mit feierlicher unnennbarer Wehmuth begrüßte ich die Staaten Friedrich Wilhelms des Dritten. Es war mir, indem ich ſeine Grenze betrat, als wäre ich ſchon in meinem Vaterlande.

In Königsberg fand ich den Grafen Kutaiſſow, den Liebling und täglichen vertrauten Geſellſchafter des Kaiſers Paul. Wenn irgend jemand mir Aufſchluß über die Urſachen meiner Verbannung geben konnte, ſo war Er es. Ich kannte ihn ſchon lange, aber freilich zu einer Zeit, wo es unſchicklich geweſen ſeyn würde, eine mich betreffende Frage an ihn zu richten. Was ich in Petersburg nicht wagte, das durfte ich hier ohne Bedenken thun. Ich äußerte ihm daher den Wunſch, zu wiſſen, was eigentlich den Kaiſer zu einem ſo außerordentlichen Verfahren gegen mich bewogen habe? — Er antwortete mir mit unverdächtiger Offenheit; daß durchaus keine eigentliche Urſache dazu vorhanden, ſondern daß ich dem Monarchen bloß als Schriftſteller verdächtig geweſen ſey. „Sie haben aber geſehen," ſetzte er hinzu, „wie ſchnell und wie gern er von einem Irrthum zurückkam. Er liebte Sie; er bewies es Ihnen täglich, und würde es Ihnen in der Folge noch mehr bewieſen haben." —

So ruhe denn ſanft die Aſche eines Mannes, der wahrlich den größten Theil der Schuld, deren man ihn anklagt, auf ſeine beengte Lage in früheren Jahren, auf die Begebenheiten ſeines Zeitalters, und auf die Perſonen, welche ihn umgaben, zurückwerfen könnte; der ſich zwar oft in den *Mitteln* vergriff, das Gute zu bewirken, der aber immer nur das *Gute*, das *Gerechte wollte*, ohne Anſehen der Perſon; — der zahlloſe Wohlthaten ſäete, doch aus dem Samen nur giftige Pflanzen aufſchießen ſah, die bunt um ihn her blüheten, und in deren Duft er verwelkte! —

Ich ſchließe mit einigen Verſen, die wenige Tage nach des Kaiſers Tode in Petersburg geleſen wurden. Den Verfaſſer kenne ich nicht; aber ſeine Schilderung trägt den Stempel der Wahrheit:

On le connût trop peu, lui ne connût personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, imperieux,
Aimable, seduisant, même sans la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats — et mourût malheureux!

Das Titelkupfer bedarf einer Erläuterung.

Die Stange auf dem Hauſe trägt einen ausgehöhlten Klotz, worin Staaren niſten, von denen vielleicht der Aberglaube in Sibirien, wie in Deutſchland von den Schwalben und Störchen, dieſen oder jenen Vortheil erwartet. Man findet ſolche Stangen faſt auf allen Sibiriſchen Bauerhäuſern.

C

Hugo Grotius.

Ein

Schauſpiel in vier Acten.

Von

Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1803.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Hugo Grotius.

Ein

Schauſpiel in vier Acten.

Personen.

Hugo Grotius.

Maria Regerberg, ſeine Gattin.

Cornelia, } ſeine Kinder.
Felix, }

Prinz Moritz von Oranien.

Hauptmann Gaßweiler, Commendant des feſten Schloſſes Löwenſtein.

Lieutnant Moritz Helderbuſch, Hugos Pflegeſohn.

Ein Sergeant.

Zwey Schildwachen.

Officiere und Soldaten.

Schauplatz: das Schloß Löwenſtein an der Maas.

Zeit: das erſte Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Die Handlung beginnt am Morgen und endet am andern Tage.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſter Act.

(Ein Vorſaal im Thurm der Feſte Löwenſtein. Gegen den Hintergrund iſt die Bühne von einem hohen eiſernen Gitter durchſchnitten, welches in der Mitte ein niedriges Pförtlein hat. In der Ferne, hinter dem Gitter, wird man die eigentliche Gefängnißthür mit Riegeln und ſchweren Schlöſſern gewahr; vor derſelben zwey Schildwachen mit Muſketen. Im Vordergrunde rechts eine Thür, welche zu den innern Gemächern führt; links ein Fenſter mit eiſernen Stäben.)

Erſte Scene.

(Nachdem der Vorhang aufgerollt, hört man die Riegel der äußern Gefängnißthür klirren und die Schlüſſel raſſeln. Die Thür thut ſich auf. Ein **Sergeant** und zwey Mann treten mit Geräuſch herein, um die Schildwachen abzulöſen.)

Sergeant.

War alles ruhig?

Wache.

Ja.

Sergeant.

Iſt nichts verdächtiges bemerkt worden?

Wache.

Nein.

Sergeant.

So löſt euch ab! (Es geſchieht)

Zweyte Scene.

(Cornelia kommt eilig, aber leiſe aus der Seitenthür, und ruft den Soldaten „St!" mit aufgehobenem Zeigefinger. Die Wache kehrt ſich nicht daran.

Cornelia.

Ich bitt' euch, lieben Leute, nicht ſo laut,
Mein Vater ſchläft.

Sergeant.

Was kümmerts uns! Ein jeder
Thut ſeine Pflicht.

Cornelia.

Gibts eine harte Pflicht,
Die graues Haar zu ſchonen euch verbietet?

Sergeant.

Warum nicht? wenn ein Ketzerhaupt es trägt.

(Zu ſeinen Leuten)

He! rechts um kehrt euch! Marſch!

(Ab mit der abgelöſten Wache)

Dritte Scene.

Cornelia allein.

So räche Gott
Den Uebermuth! — Halt! welch ein Wort iſt mir
Entfahren? — bin ich werth, die Tochter Hugo's,
Des edlen Dulders, mich zu nennen? — Gott!
Du wolleſt harte Menſchen beſſern, die
Nicht wiſſen, was ſie thun — ſo ſpricht mein Vater.

Vierte

Vierte Scene.

Maria. Cornelia.

Maria.

Er iſt erwacht.

Cornelia.

Der böſen Wächter Schuld.
Sie gönnen ihm den kurzen Schlummer nicht,
Damit kein Traum von Freyheit ihm erquicke.

Maria.

Doch iſt er ſanft wie immer.

Cornelia.

Mutter, jetzt
Erſt lernen wir den Vater kennen. Nur
Den Weiſen haben wir in ihm verehrt,
Den thätgen Freund des edlen Barnevelt,
Den Volksvertreter, der zu Rotterdam
Mit Würd' und Kraft der Bürger Stimme
führte;

Den Glück nicht trotzig, Ruhm nicht eitel machte; —
Doch wie er jetzt im höhern Glanz erſcheint,
Sein hartes Schickſal tragend — wie er ſtets
Den Troſt, den wir bedürfen,
Aus eignem Buſen ſchöpft — die düſtern Mauern
Durch ſeine Freundlichkeit erwärmt, erleuchtet —
Das ahneten wir kaum.

Maria.

Ich doch. — Ich wohl. —
Mir war es längſt bewußt, daß jede Tugend
In ſeiner Bruſt ſich einen Keim bewahre;
Und ſchnell reift Unglück jeden Keim der Tugend.

Fünfte Scene.

Hugo. Vorige.

Hugo.

Einen freundlichen guten Morgen.
(Cornelia küßt ihm die Hand)
War mirs doch,
Als ob Cornelia begeiſtert ſpräche?
Sieh, ſieh, dein Aug' iſt feucht. Was iſt dir
Kind?

Cornelia.

Das räth mein Vater nicht? *ſein* ſtrenges
Schickſal,
Die himmliſche Gelaſſenheit, mit der
Er unverdiente Kerkerſchmach erduldet —

Hugo.

Iſts unverdient, was bleibt mir dann für Ruhm?
Der Unſchuld Kraft bewährt ſich auch an mir.
Und könnt' ich ſtolz mich deſſen überheben,

So predigt flugs mir euer Beyſpiel Demuth.
Ich bin gefangen, muß wohl tragen, was
Nun einmal nicht zu ändern ſteht; ihr aber —
Freywillig leidet ihr — ja, der gewohnten
Bequemlichkeit entſagteſt du, Maria,
Der heitern Jugendluſt Cornelia,
In düſtern Kerker folgtet ihr dem Greiſe,
Die magre Koſt, den mürriſchen Gram zu theilen.

Maria.

Du mürriſch?

Hugo.

Bin ichs nicht? — nun freylich,
Ein treues Weib, ein liebes Kind zur Seite,
Wär' ich — ein Murrkopf — dieſes Troſtes
werth? —

Nur unter Erdenglückes Trümmern ſproßt
Heilbringend der Erkenntniß ſeltne Blume!
So lang' ich Syndicus von Rotterdam
Und ein Bedeutender im Staate war,
So lange mußt' ich mir die ſtillen Freuden
Der Häuslichkeit nur ſtehlen; Tage gabs,

An denen kaum ich meine Kinder *ſah*.
Des Hauſes Bürde, der Erziehung Sorge
Lag, gutes Weib, allein auf *deinen* Schultern,
Und während mich die *Bürger* Vater nannten,
Ward ich den *eignen* lieben Kindern fremd.
Nun drück' ich ungeſtört euch an die Bruſt!
Und was die *Ehre* draußen mir verſagte,
Läßt mir die *Lieb'* in meinem Kerker blühn.

Maria.

Im Kerker! Hugo Grotius! der Stolz
Des Vaterlandes!

Hugo.

Marie, dich erſchreckt
Ein bloßes Wort. Aus ſeiner Mutter Schoos,
Dem *erſten* Kerker, geht der Menſch hervor,
Der *Seele* Kerker iſt der ſieche *Leib*,
Sein harrt in kurzer Friſt des *Grabes* Kerker;
Er wandert von Gefängniß zu Gefängniß,
Und dennoch zagt er vor dem bloßen Worte.

Maria.

Ach! gerne wollt' ich jede Prüfung tragen
Mit dir — um dich — wär nur die Zukunft heller!

Hugo.

(Heiter und mit hoher Rührung gen Himmel blickend)
O frevle nicht, Marie! hell iſt die Zukunft!
(Pauſe)

Maria.

Dein hohes Alter, dieſer feuchte Thurm —
Es ſollten dir zum mindeſten die Staaten
Geſundre Wohnung angedeyhen laſſen.

Hugo.

Ich tauſche dieſen Thurm mit keinem Pallaſt
Im Haag. — Cornelia, das Fenſter öffne.
(Cornelia thut es. Hugo ſetzt ſich auf einen Seſſel dicht am Fenſter)
Schaut her, die ſchöne Maas zu unſern Füßen,
Vom Arm des ſtolzen Rheins bräutlich umfangen,
Geziert mit Diamanten jede Welle,

Von bunten Wimpeln luſtig überflattert,
Und gegenüber am geſchmückten Ufer
Das fleißge Gorcum, wo uns Freunde leben,
Wo jeder Giebel mir ein wirthlich Dach
Bezeichnet.

Maria.

Ach! durch Eiſengitter nur
Darfſt du hinaus ins Land der Freyheit blicken!

Hugo.

Wie eine Seel' in beßre Welten ſchaut.
Geduld! ein Tag erſcheint, an dem die Riegel
Von *allen* Kerkern ſpringen, Sectenhaß
Mit ſeinen Ketten ſchmilzt, und alte Feinde
Sich neu verbrüdert frölich aufwärts ſchwingen!

Maria.

Wie aber, wenn zur Flucht ſich Mittel böten?

Hugo.

Du träumſt.

Maria.

Gorcum ſo nah, von dort nach Brabant —

Hugo. (lächelnd)

Hat ſich der Thurm geſpalten? iſt die Maas
Vertrocknet?

Maria.

Mauern weichen, Wellen verrinnen,
Wenn ſie des Goldes Talisman berührt.

Hugo.

Habt ihr im Thurme einen Schatz gefunden?

Maria.

Mein Schmuck —

Hugo. (Den Kopf ſchüttelnd)

Du wollteſt mir das Letzte opfern?

Maria.

Ein Opfer nennſt du, was die Liebe beut?

Hugo.

Meynſt du, Marie, ich ertrüge leichter
Der Gattin Dürftigkeit, als meine Feſſeln?
Ich ſollte mir bey Freunden gütlich thun,
Indeſſen du bey Feinden darben müßteſt?

Cornelia.

Wie aber, wenn nicht Gold, nur Dankbarkeit
Den Weg zur Flucht euch bahnte?

Hugo.

Ich errathe,
Was du zu hoffen wagſt, du bauſt auf Moritz,
Den wackern Pflegeſohn; doch ferne ſey von mir,
Ihn mit hinabzuziehn in meines Schickſals Strudel.

Maria.

Gedenke deiner unterdrückten Brüder!

Hugo.

Sie haben Barnevelt, den großen Stifter
Der Republik! ſo lang' er athmet, grünt
Die Hoffnung der vereinigten Provinzen.

Maria.

Gleich dir in Feſſeln —

Hugo.

Leider! doch er lebt!

Maria.

Sorgfältig wird ſein Schickſal uns verborgen.
Im eignen Vaterlande ſind wir fremd,
Und gleich als hab' ein Sturm im fernen Meere
Auf eine wüſte Inſel uns geſchleudert,
Iſt rings umher die Welt für uns verſchloſſen.

Hugo.

Der Himmel nicht! Ihm bleib' es heimgeſtellt! —
Und nun genug. Der Zukunft Nebel ſoll
Mir dieſen ſchönen Morgen nicht verhüllen.
Mich weht die Sommerluft erquickend an,
Die Seele hebt ſich froh zu ihrem Schöpfer,
Drum reiche mir die Bibel, die mein Sohn,
Des Vaters Wunſch errathend, geſtern ſandte.
Ach! lange hab' ich dieſen Troſt entbehrt!

Cornelia. (Reicht ihm die Bibel)
Hier iſt ſie.

Hugo.

Wohl. Jetzt geh und plaudre mit
Der Mutter, (indem er die Hand auf die Bibel legt)
Mich laß Vaterworte leſen. (Er lieſt)

Maria.

(Tritt ihm gegenüber in die Ecke des Vorgrundes. Sie winkt Cornelien. Das folgende Geſpräch wird halb leiſe geführt.)

Tritt her zu mir, Cornelia. Wie iſts?
Ich ſah dich ſpät mit Moritz im Geſpräch?

Cornelia.

Er wankt.

Maria.

Noch immer?

Cornelia.

Seine Pflicht —

Maria.

Ein Vorwand;
Ihm fehlt der Muth —

Cornelia.

Der Muth, die Pflicht zu übertreten.

Maria.

Den Vater der Geliebten retten, ha!
Was ſag' ich, ſeinen eignen Vater, der

Den Wayſenknaben als ſein Kind erzogen,
Die Bahn der Ehre ſelber ihm geöffnet —

Cornelia.

Doch nicht um als Verräther drauf zu wandeln —
So ſieht es Moritz an.

Maria.

Er ſieht es falſch.
Dem *Vaterlande*, nicht den Staaten gilt
Der treue Schwur! an Hugo's Freyheit iſt
Der Niederlande Heil geknüpft, denn nur
Ein Mann wie dieſer kann den Wurm zertreten,
Der frech der Republik am Herzen nagt.

Cornelia.

So hab' auch ich zu ihm geredet, doch
Ein Mann, dem ſeine Pflicht durch Bruſt und Herz
Gleich einer Marmor-Ader dringt, weicht langſam —
O laßt ihm Zeit, er wird der Unſere.

Maria.

Zu ſpät vielleicht. Der lauen Freunde Schaar
Kann Hugo's Gegenwart allein zur That
Befeuern; bald, bald muß er unter ſie
Wie vormals treten mit der alten Kraft,
Sonſt wird er kühl bedauert — und vergeſſen.
Dann werden die Verfolger täglich kühner;
Den Greis, den Einzelnen, verſpotten ſie;
Strafloſigkeit gebiert ihm neue Feinde;
Ein Kerker war der Anfang ihres Frevels,
Und ach! vielleicht das Ende — ein Schaffot!

Cornelia.

So lange Barnevelt —

Maria.

Weißt du von ihm?
Schon ſeit geraumer Zeit vermeidet man
Hier ſeinen Nahmen auszuſprechen, ängſtlich
Wird unſern Fragen ausgewichen, und
Ein ſchonend Mitleid macht die Wächter ſtumm.
Ach längſt vielleicht fiel er ein blutges Opfer
Der blinden Wuth!

Cornelia.

Das wolle Gott verhüten!

Hugo.

Maria! her zu mir! Cornelia!
Seht, was ich finde! Künſtlich eingefügt
Hier in den Lederband der Bibel, ſeht,
Ein Brieflein unſers Felix!

Maria.

O geſchwind!
Hochwichtig muß der Inhalt ſeyn, weil er
Mit ungewohnter Vorſicht es verborgen.

Hugo.

Er wußte wohl, daß ich vor allen Büchern
Zuerſt nach dieſem greifen würde. — Hört.
(Er lieſt) „Ein Fiſcherboot, von Freunden ausgerüſtet,
„Herzhafte Männer bergend, wird von Gorcum
„Zu euch hinüber ſteuern, und die Anker
„Dicht unter eurem Thurme werfen; an

„Der blauen Wimpel ſollt ihr es erkennen.
„Laßt euch vom Thurm herab in meine Arme,
„So führt euch Felix im Triumph nach Brabant!“

Maria.

Mein guter Sohn!

Cornelia.

Mein wackrer Bruder!

Hugo.

Der Verwegne!

Cornelia. (Eilt ans Fenſter)

Seh ich recht? Die blauen Wimpel!
Sie flattern ſchon!

Maria. (Gleichfalls hinausſchauend)

Er iſts! O mein Gemahl!

(Haſtig)

Wir ſteigen in der Dämmrung auf des Thurmes Zinne,
Als

Als wolleſt du der kühlen Abendluft genießen,
Aus unſrer Wäſche drehen wir ein Seil,
Wir laſſen dich herab in einem Korbe,
Die Liebe wird den Schwachen Kräfte leyhen!
Aus unſern Armen an des Sohnes Buſen!
Die freundlichen Geſtirne leuchten dir
Hinüber an das unbewachte Ufer!

Hugo. (Lächelnd und den Kopf ſchüttelnd)

So iſt die Phantaſie des Weibes, kaum
Ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl fällt in das Dunkel,
Und raſch entfaltet ſie die Flügel, ſchwingt
Sich über Berg und Thal. Marie, dich verführt
Der heiße Wunſch, du träumſt das Schwere leicht;
Die Wächter, meynſt du, werd' ein Engel blenden,
In Todesſchlaf ſie wiegen — doch bedenke,
Der Unbeſtechlichſte von meinen Wächtern
Iſt dieſes unbeholfne Alter, das
Zur kühnen That die Kräfte weigert. — Und
Geſetzt ich dürfte gleich dem Jüngling wagen,

Will ich es denn? ſoll Hugo Grotius,
Des Vaterlandes Freund, der nichts verbrochen,
Als daß er Duldung lehrte, ſoll er fliehen?
Wie ein gemeiner Sünder ſeine Feſſeln
Zerbrechen? mit Verdacht ſein graues Haupt
Beladen? Das ſey ferne!

Maria.

Strenger Mann,
Es gnüge dein Bewußtſeyn dir — der Gattin —
Den Kindern wirſt du neu geſchenkt — gieb nach!

Hugo.

Wär' ich im frohen Mittelſtand gebohren,
Ein fleißiger Bürger, dem ſein Haus die Welt,
Und der, gehorchend ſeines Vaterlandes
Geſetzen, jede Schuld ihm abgetragen,
O ja, dann dürft' ich dir und meinen Kindern
Die unbemerkten Tage weyhn; — doch mir
Iſt nicht zu Theil dieß ſtille Glück geworden;
Der Mann des Staats hat andre, höhere Pflichten!
Ein Vorbild ſteht er auf der ſchroffen Spitze.

(Eine Fenſterſcheibe klirrt, ein Bolzen fliegt herein)

Maria.

Ha! was war das?

Cornelia.

Ein Bolzen flog herein.

Maria.

Wie? ſollte man nach deinem Leben trachten?

Hugo. (Sehr ruhig)

Nicht doch. Das Mittel wäre ſchlecht gewählt.
Muthwillge Knaben zielten nach dem Fenſter.

Maria.

Zu dieſer Höhe kann ein Knabe nimmer
Den ſchweren Bolzen von der Armbruſt ſchleudern.

Cornelia. (Die ihn aufhob)

O ſeht! es iſt ein Zettel drum gewickelt.
Was gilts? mein Bruder ſandte dieſen Boten,
Der ſeine nahe Gegenwart verkündet.

Hugo. (Nimmt den Zettel und entfaltet ihn)

So iſts, der Wagehals hat Wort gehalten,
Und wird mit neuer Zumuthung mich quälen.

(Er lieſt) „Ich bin bin euch nah in Fiſchertracht, das Boot
„Bereit euch zu empfangen; ſäumt ihr länger,
„So wiſſet, eurem Leben droht Gefahr,
„Denn ſchon fiel unter Henkers Beil — das Haupt —
„Des edlen Barnevelt —“ — Gerechter Gott!

Maria.

Weh uns!

Hugo.

(Mit gefalteten Händen ſtarr vor ſich hinblickend)
Mein Freund!

Maria.

Er fiel ein blutges Opfer
Der Gomariſten!

Cornelia.

Vater! rettet euch!

Hugo.

Mein Freund!

Maria.

Auf, Hugo! rette dich!

Hugo.

Wohlthäter
Des Volkes!

Maria.

Traue nicht dem Löwen, hätteſt
Du gleich den Dorn ihm aus dem Fuß gezogen.

Hugo.

Die hohe Ceder hat der Sturm gebrochen!

Maria.

Nicht Klage — Rache heiſcht des Freundes Blut.

Hugo.

Durch Rache nicht wird ſolch ein Geiſt verſöhnt.

Maria. (Bitter)

So wirf dich ſeinen Mördern in die Arme,
Und ſtirb wie er!

Hugo.

Ja — wenn es ſeyn muß — ja!
Der Duldung hohe Lehre dank' ich ihm,
Und bin bereit ſie ſterbend zu beſiegeln.

Maria.

Der Glanz, der einen Märtyrer umgiebt,
Hat manchen ſchon auf das Schaffot gelockt,
Der ſeines Volkes Heiland konnte werden.

Hugo.

Meynſt du, es treffe mich der bittre Vorwurf?
Wohl weiß ich, daß mein Leben neuen Werth
Durch ſeinen Tod gewonnen. Ja, Marie,
Nicht fruchtlos wagen, auch nicht zaghaft ſchonen
Erkenn' ich jetzt für meine Pflicht. War ich
Es nicht, in deſſen Bruſt der Edle ſeine
Gedanken und Entwürfe niederlegte,
Wie man vor einer weiten Reiſe wohl
Sein Teſtament dem Freunde anvertraut?
Es zu vollziehn bin ich dem Volke ſchuldig,
Das ob der blutgen That vielleicht ſich raſch
Empören mögte. — Jetzt, Marie, jetzt

Sey Felix mir willkommen! laß die Flucht
Uns ſchleunig vorbereiten.

Maria.

Endlich!

Hugo. (auf)

Ha!
Mein Siechthum iſt von mir gewichen, und
Des Alters Schwäche fühl' ich nicht!
(Er hebt mit beyden Händen die Bibel hoch empor)
O Gott!
Der du zum Pfand der Liebe deinen Kindern
Dieß ewige lebendge Wort der Duldung
Geſprochen, höre meinen Schwur! ſo lange
Du Athem dieſer Bruſt erhältſt, ſo lange
Die Zunge Worte ſtammeln, und die Hand
Sie — wenn auch zitternd — niederzeichnen kann,
Sey Wort und Schrift der ſanften Duldung nur
Geweyht, und wo die Zwietracht ihre Schlangen
Frech unter meine Brüder wirft, da will

Ich auf ſie treten, ſollte gleich ihr Stachel
Die eigne Ferſe tödtlich mir verwunden.

Sechſte Scene.

Moritz Helderbuſch. Vorige.

Moritz.

Mein Vater! frohe Botſchaft —

Hugo.

Welche?

Moritz.

Ach!
Die Freude raubt mir faſt den Athem! — nun,
Cornelia, hat unſer Zwiſt ein Ende —
Gott ſey gelobt! die Flucht iſt nicht vonnöthen!

Maria.

Iſt Hugo frey?

Moritz.

Er iſts!

Maria und Cornelia. (Hugo umarmend)

Mein Gatte! — Vater!

Hugo.

Still, Kinder. Faßt euch. (Zu Moritz) Rede.

Moritz.

Eben hat der Hauptmann
Vertraulich Schreiben aus dem Haag erhalten,
Ein Abgeordneter der Staaten wird
Vielleicht noch heute dieſen Kerker öffnen;
In Amt und Würden ſeyd ihr eingeſetzt,
Und eure Güter giebt man euch zurück.

Hugo.

Seltſam, bey Gott! woher der ſchnelle Wechſel?

Moritz.

Gleichviel, ich bürge für die Wahrheit.

Hugo.

Sprich,
Lebt Barnevelt?

Moritz. (Stutzt)

Wie kommt ihr zu der Frage?

Hugo.

Die Antwort wird dir ſauer?

Moritz.

Allerdings.

Hugo.

Er iſt enthauptet.

Moritz.

Wer hat euch verrathen —

Hugo.

Die jenes edle Blut vergoſſen, ſollten
Das meinige verſchonen?

Moritz.

Ich bekenne,
Oft hab' ich auch für euer Haupt gezittert,
Doch überlaßt euch kühn der Freude, denn
Der Herrſcher blutgen Sinn hat Gott gewendet!
Der Freyheitsbote naht — ihr ſeyd gerettet!

Maria.

Gott ſey gelobt!

Hugo.

Das ſey er auch im Unglück. —
Beſinne dich, mein guter Moritz, haſt

Du nichts vernommen von Bedingung oder
Einſchränkung? iſt die Sache rein und lauter?
Iſt keine bittere Hef' im ſüßen Tranke?

Moritz.

Seyd unbeſorgt, was man von euch begehrt,
Iſt wenig.

Hugo.

Rede.

Moritz.

Euer Wort und Handſchlag,
Daß ihr von Allem, was in Staat und Kirche
Verhandelt worden, keine Kunde nehmen,
Und weder im Geſpräch, noch Schrift, noch Druck,
Die Arminianer unterſtützen wollet.

Hugo.

Ey ſieh! das ſcheint dir wenig? Guter Moritz,
Des *Mannes* Ueberzeugung aus der Bruſt
Zu tilgen, giebts auf Erden keine Macht.
Der Fackelträger, der am finſtern Abgrund

Die Fackel löſcht, weil *er* die Pfade kennt,
Indeſſen tauſend Irrende ihm folgen,
Iſt ein Verräther! keine Drohung ſoll
Erkannte *Wahrheit* mir im Buſen feſſeln,
Denn ſie iſt keine Diamanten-Grube
Der neuen Welt, von Spaniern bewacht.
Ich will ſie lehren, raſtlos, ohne Scheu,
Mit Mund und Feder, wie im Pallaſt ſo
Im Kerker! nicht um ein gezücktes Schwerdt,
Auch nicht um einen Thron verleugn' ich ſie!
Geh, ſage das dem Hauptmann, daß ers melde,
Daß Keiner mir die Freyheit ſchimpflich biete; denn
So wahr ich hier auf Gottes Offenbarung
Die Finger lege — ſo verſchmäh' ich ſie. (ab)

Siebente Scene.

Vorige ohne Hugo.

Moritz. (Nach einer Pauſe)
Bewundern muß ich ſeine rauhe Tugend,
Doch wird im Haag man ſie Verſtockung ſchelten.

Maria.
Weil dort die glatte Tugend nur gedeyht,
Die ſich vom Laſter willig ſtreicheln läßt.
Auf, Moritz! ſieh, die Stunde iſt gekommen,
Des Vaters Liebe zu vergelten. — Tochter,
Die Zeit iſt koſtbar, deut' ihm meine Worte.
(ab)

Achte Scene.

Moritz. Cornelia.

Moritz.

Verſteh ich den geheimnißvollen Wink?
An dich, Cornelia, bin ich verwieſen.

Cornelia.

Nicht kunſtreich will ich meine Worte ſtellen;
Den Weg zum *Herzen* findet nur das *Herz.*
Ich rufe das Vergangne mir zurück,
Was du gethan, verbürgt das *Künftge* mir.
Im Felde ſtanden dir des Ruhmes Schranken offen,
Doch raſch entſagteſt du, und ſperrteſt dankbar
In die geringe Garniſon dich ein,
Bewarbſt dich wohl noch gar darum, als ſey
Es eine Gunſt — ja das that Moritz!
Um kindlich fromm des zweyten Vaters Schickſal
Zu mildern, und der Wächter rauhe Sitte.

So biſt du ſelbſt ein ſanfter Wächter ihm
Geworden — werde mehr noch — ſein Befreyer!

Moritz.

Schon wieder foderſt du, Cornelia,
Was Pflicht und Ehre mir verbieten?

Cornelia.

Deiner
Verwayſten Jugend Vater ſchützen, das
Gebietet dir die Pflicht; der Republik
Den Mann erhalten, der mit ihrem Stifter
Zu Einem Zweck gewürkt, das will die Ehre!
Europa ſeinen Lehrer wieder ſchenken,
Den tauſend lebende Geſchlechter ſegnen,
Und einſt — ſo fühl' ich — ſpäte Enkel preiſen,
Das heiſchen Pflicht und Ehre. — Darf ich,
Moritz,
Auch meine Liebe beſſern Gründen zugeſellen?
Der Geliebten Vater retten,
Die bittend vor dir kniet —
(Sie wirft ſich zu ſeinen Füßen)

Moritz. (Hebt ſie ſchnell auf)
O habe Mitleid!
Darf ich mein Herz befragen?

Cornelia.

Warum blind gehorchen?
Biſt du ein Sclav? wer ſind die Menſchen, die
Trotz deiner beſſern Ueberzeugung dich
Zu ihrem Helfershelfer machen? — Männer,
Die nur verworfnen Leidenſchaften fröhnen,
Die heute noch ſich übermüthig brüſten,
Indem ſie auf des Volkes Nacken treten,
Und morgen ſchon vielleicht im Staube winſeln,
Der ſie gebahr. — Weß Stimme fürchteſt du?
Des **Volkes**, dem ein wechſelnd Lüftgen ſchnell
Den Sinn verkehrt? — Dem Pöbel iſt nur Unglück
Verbrechen. Nur ſo lange Grotius
Im Kerker ſchmachtet, iſt er ſchuldig. Tritt
Er morgen frey und kühn hervor,
So jauchzt die Meng' ihm wieder zu, und dich,
Dich, ſeinen Retter, preiſt ſie einen Helden! —
Doch laß auch immerhin die Wuth

Der Gomariſten jene Flamme nähren,
Laß eines blinden Pöbels Fluch dich treffen;
Die Stimme des Gewiſſens töne
Dir aus dem Sturm, nicht das Gebrüll der
Wogen.
Mit Hugo untergehn iſt ehrenvoller,
Als mit der Gnaden-Kette ſeiner Feinde
Den unterjochten Nacken ſchmücken. — Auf!
Ermanne dich! ſey Bürger! Sclave nicht.
Du warſt ihm Sohn, mir Bruder, ja du
ſtrebteſt
Nach einem ſüßern Nahmen — nun wohlan!
Hat er noch Werth, noch Reiz für dich, ſo gieb
Den Vater mir, dem Volke ſeinen Freund,
Der Welt den großen Mann zurück! Thu es
Noch heute, denn der blutge Fanatismus
Hat ſchon die Krallen nach ihm ausgeſtreckt.
Hältſt du auch dießmal mir mit kalter Hand
Den Götzen deiner Pflicht entgegen — wohl,
Wir haben uns zum letztenmal geſehn.
Begleite deinen Vater zum Schaffot,
Zum Grabe deine Pflegemutter,

Und mir, der Schweſter, der Geliebten, ſchaff
Ein Kämmerlein im Irrenhaus — ergötz
An ihrem Wahnſinn dich, und lächle, wenn
Aus Gras und Stroh ſie ſingend Kränze windet.
(Will fort)

Moritz.
Bleib! fodre! ſprich! was ſoll ich thun?

Cornelia. (Wirft ſich an ſeine Bruſt)
Du biſt
Beſiegt! Dir zittert eine Thrän' im Auge —
Der Schweſter Lippe küſſe ſie hinweg!

Moritz.
Was muß ich thun?

Cornelia. (Leiſe)
Mein Bruder Felix hat
Ein Fiſcherboot von Gorcum uns herüber
Geführt, ſobald es Abend wird, beſteigen wir
Des Thurmes Zinne, laſſen meinen Vater
Am Seil herab, du ſorge, daß die Wache
Vom Ufer ſich entferne, werde ſein Begleiter,

In Gorcum harren eurer mächtge Freunde;
Wir ſtellen uns dem erſten Sturme blos;
Einſt finden wir in Brabant uns vereinigt!
Der **freye** Vater knüpfet unſern Bund!
Und was die kalte Pflicht mir heute opfert,
Vergilt die Gattin dir mit heißer Liebe! (ab)

Neunte Scene.

Moritz allein. (Nach einer Pauſe)

So wenig kennſt du mich, Cornelia?
Um keinen Lohn auf Erden bring' ich mein
Gewiſſen dir zum Opfer — keinen **Lohn** —
Doch für dich **ſterben** kann ich — und das
will ich! (ab)

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

(Der Schauplatz ein Theil der Feſte Löwenſtein. Der Thurm, in welchem **Hugo Grotius** gefangen ſitzt, erſcheint größtentheils ſichtbar. Er ſteht faſt dicht am Ufer der Maas, doch ſo, daß zwiſchen dem Thurme und dem Ufer noch ein ſchmaler Weg vermuthet werden kann. Er hat eine Platteforme mit Schießſcharten nach alter Manier. Gleich unter der Platteforme ſieht man ein oder zwey Fenſter mit eiſernen Stäben vergittert. Unten die eiſerne Thür, vor welcher zwey Schildwachen mit Hellebarder ſtehn. Jenſeits der Maas, in der Ferne, die freundliche Stadt Gorcum. Auf der Maas, nah und fern, verſchiedene Böte mit Wimpeln. Es wird Abend. Der Mond geht auf.)

Erſte Scene.

Die beyden Schildwachen.

Erſte.

Nun ſteh ich ſchon zum drittenmal hier, und habe den Höllenbrand, den wir bewachen, noch nicht einmal geſehen. Wie ſieht der Ketzer aus?

Zweyte.

Kamerad, er ſieht aus wie ein Heiliger. Das iſt eben des Teufels Liſt.

Erſte.

So wars ja auch mit dem Olden Barnevelt. Ein Greis von 73 Jahren! Ich wollte, ich wäre nicht dabey geweſen, als ſie ihm den Kopf herunterſchlugen.

Zweyte.

Warum nicht?

Erſte.

Es kommt mir oft im Traume vor.

Zweyte.

Er hats verdient.

Erſte.

Es gab doch viele, die um ihn weinten. Auch riefen manche: Noch lebe Hugo Grotius! er werde den Mord des Freundes rächen.

Zweyte.

Dafür ſind dieſe Mauern.

Erſte.

Und **wir**!

Zweyte Scene.

Felix (in Fiſcherkleidung, mit einer vollen Weinflaſche in der Hand). **Die Vorigen.**

Felix. (Sich ein wenig trunken ſtellend, ſingt)

Hinweg mit der Liebe! ſie macht nur Schmerz;
Der Wein erfreuet des Menſchen Herz!
Und wenn er zu Kopfe zu Kopfe mir ſteigt,
Juchhe! ſo entbehr ich der Liebe gar leicht!

Zweyte.

Ein luſtiger Burſche.

Erſte.

Landsmann, wo kommſt du her?

Felix.

Landsmann? mit nichten! Ich bin ein Waſſermann, drum hab' ich auch immer Durſt.

Thut mir Beſcheid, Herr Eiſenfreſſer. (Er reicht ihm die Flaſche)

Erſte.

Ey warum das nicht? (Er trinkt und reicht die Flaſche ſeinem Kameraden) Was treibſt du für ein Handwerk?

Felix.

Gar keines — das Waſſer treibt mein Handwerk — denn ihr ſollt wiſſen, daß ich die erſte Hälfte vom Sanct Peter bin, nämlich ein Fiſcher, und wenn ich einmal im Alter nicht mehr trinken kann, ſo hab' ich auch Luſt, die zweyte Hälfte zu werden, nämlich ein Heiliger.

Zweyte.

Dein Wein iſt gut.

Felix.

Sanct Peter ſoll leben!

Zweyte.

In Gottes Nahmen. (Beyde trinken wechſelsweiſe)

Erſte.

Verdienſt du viel?

Felix.

Mehr als der Prinz von Oranien.

Erſte.

Das wär der Teufel!

Felix.

Ich verdiene mehr als ich brauche; der Prinz braucht mehr als er verdient.

Erſte.

Burſche! wahre deine Zunge. (Er ſetzt die Flaſche an) Prinz Moritz lebe! — Wirſt du wohl mit rufen?

Felix.

O ja. Ich wünſche ihm täglich den beſten Wein; er muß ihn aber auf Barnevelts Grabe trinken.

Erſte.

Warum das?

Felix.

Vielleicht ſchmeckt er ihm dort beſſer.

Erſte.

Du führſt ſcharfe Reden!

Felix.

Und der Prinz ein ſcharfes Regiment. — Mit Gunſt, ihr Herren, warum ſteht ihr denn eigentlich da?

Zweyte.

Wir ſtehn Schildwach.

Felix.

Doch nicht meinetwegen?

Erſte.

Narr, da oben ſitzt Hugo Grotius.

Felix.

Hugo Grotius? aha! das iſt ein Ehrenmann, der ſoll leben!

Erſte.

Mit nichten.

Felix.

Hat er euch was zu leide gethan?

Erſte.

Nichts auf der Welt.

Felix.

Bekommt er eine Ehrenwache?

Erſte.

Ha! ha! er ſitzt im Gefängniß.

Felix.

Das macht einem Andern weiß.

Erſte.

Siehſt du die Feſtung für ein Luſtſchloß an?

Felix.

Hab' ich doch immer gehört, Hugo Grotius ſey ein gelehrter Mann.

Erſte.

Das mag er ſeyn.

Felix.

Habe der Republik große Dienſte geleiſtet —

Erſte.

So ſagt man.

Felix.

Sey immer ein Vater der Bürger, ein Bruder der Armen geweſen?

Erſte.

Ja, ja, den Ruhm hat er.

Felix.

Nun? was hat er denn verbrochen?

Erſte.

Er iſt ein Ketzer.

Felix.

Ein Ketzer? — was iſt ein Ketzer?

Erſte.

Dummkopf! die ganze Welt weiß, was ein Ketzer iſt.

Felix.

So? dann iſt mirs zu gemein, ich mags nicht wiſſen. Vivat die ganze Welt! (Es wird getrunken)

Erſte.

Die Ketzer ausgenommen.

Felix.

Bewacht ihn nur gut, den Hugo Grotius.

Erſte.

Das iſt unſre Sorge.

Felix.

Er ſoll ſchlau ſeyn.

Zweyte.

Hat nichts zu bedeuten.

Felix.

Schlöſſer ſoll er aufmachen können, ſo leicht als ich dieſe Flaſche. (Er hat eine neue Flaſche hervorgehohlt und öffnet ſie)

Erſte.

Wenn auch, dann ſind wir noch da.

Felix.

Ey freylich. Hier kommt er nicht heraus, hier nicht.

Erſte.

Dafür ſteh ich.

Felix.

Aber hinten am Thurm iſt ja noch ein Pförtgen? nicht wahr?

Erſte.

Da ſtehn zwey andere Kameraden.

Felix.

Bravo! es lebe die Vorſicht!

Erſte.

Recht, Burſche. Uns überliſtet man nicht.

Felix.

Aber die Fenſter, die Fenſter! ſo ein eiſerner Stab iſt bald durchſägt.

Erſte.

Laſſ' ihn kommen, am Waſſer ſtehn auch noch ein Paar.

Felix.

Tag und Nacht?

Erſte.

Tag und Nacht.

Felix.

Alſo ſechs Mann?

Erſte.

Lauter gediente Leute.

Felix.

Recht ſo. Ich habe auch gedient, ich.

Zweyte.

Du?

Felix.

Freylich. Kennt ihr den Admiral Tromp?

Erſte.

Den großen Seehelden?

Felix.

Er ſoll leben!

Erſte.

Das ſoll er! (Es wird getrunken)

Felix.

Ich war mit bey Gibraltar.

Erſte.

Da mußt du noch verdammt jung geweſen ſeyn?

Felix.

Ich war Kajütenjunge. Aber wie es zum Schlagen kam, habe ich meine Lunte auf das Zündloch gehalten, ſo gut als ein Anderer.

Erſte.

Wenn das iſt, Kamerad, ſo darf ſich kein Soldat ſchämen, mit dir zu trinken.

Felix.

Trinkt, trinkt, ich hohle noch mehr. Wie lange bleibt ihr ſtehn?

Zweyte.

Bis Mitternacht.

Felix.

Deſto beſſer. Ich ſeh mich am Ufer noch ein wenig um, dann bring' ich ein Fläſchgen aus meiner Großmutter Keller. (Er taumelt ſeitwärts und bleibt dann lauſchend ſtehn.)

Erſte. (Schon lallend)

Ja, ja, komm nur bald wieder.

Zweyte.

Es wird ſchon finſter.

Erſte.

Ey nicht doch, die Sonne ſteht ja noch hoch.

Zweyte.

Narr, es iſt der Mond.

Erſte.

Gleichviel — er bleibt doch immer ein wackerer Burſche — hat bey Gibraltar gefochten — aber warum will er die Großmutter mitbringen? — Die ſoll er nur daheim laſſen.

Zweyte. (Lallend)

Vielleicht kann ſie Mährgen erzählen —

Erſte.

Das wär mir ſchon recht — denn — (er gähnt) ich bin verdammt ſchläfrig —

Zweyte. (Gähnt gleichfalls)

Ich auch.

Erſte.

Ich glaube, das kommt daher — daß mir der Mond grade auf den Kopf brennt —

(Beyde haben ſich auf ihre Hellebarden gelehnt, und ſchlummern ſtehend)

Dritte Scene.

Felix ſchleicht hervor.

Die werden mir nicht ſchaden — auch nicht Jene —

(Er deutet jenſeits des Thurms)

Der Mohnſaft mit dem ſüßen Wein gemiſcht,
That ſeine Schuldigkeit. — Ich darf dem Thurme nahen,
Der Alles, was ich liebe, mir verſchließt!

Darf, wie ein Vöglein um der Jungen Käfigt,
Mit meinen Wünſchen um die Stäbe flattern. —

Da oben, wo das ſchwache Lämpgen flimmert,
Ach! da iſt wohl des Vaters Kämmerlein!
Da betet jetzt vielleicht mit ihm die Mutter,
Daß ſeine Rettung Gott gelingen laſſe! —

Ich muß verſuchen, meine Schweſter mit
Dem wohlbekannten Knabenſpiel zu locken,
Daß ich erfahr', ob durch die Luft, am Morgen,
Den rechten Weg mein Bote hat gefunden.

(Er zieht eine Nachtigall-Pfeife hervor, und ahmt den Geſang dieſes Vogels nach)

Erſte. (Halb ſchlafend)

Die Vöglein ſingen wunderſchön —

Zweyte.

Nicht doch,
Es iſt das Glockenſpiel in Gorcum.

Erſte.

Narr!
's iſt eine Nachtigall.

Zweyte.

Du biſt betrunken,
Wo kämen jetzt die Nachtigallen her?

Erſte.

Laß mich zufrieden.

Vierte Scene.

Cornelia am Fenſter. Vorige.

Cornelia.

Ein Frühlingsſänger? jetzt? im hohen Sommer?
So nahe dem Geräuſch der Mauer? — ſollte
Mein Bruder? — ſchon als Knabe war er Meiſter
In dieſer Kunſt.

Felix.

Ich ſeh am Fenſter eine
Geſtalt. Pſt! Pſt!

Cornelia.

Ich ſehe einen Schatten
Sich dort bewegen. Pſt.

Erſte.
Ich höre ziſchen.

Zweyte.
's iſt eine Fledermaus.

Erſte.
Kann ſeyn.

Felix.
Pſt! Schweſter!

Cornelia.
Er iſt es.

Erſte. (Schlummernd)
Vollwanſt, biſt du ganz von Sinnen,
Daß du mich Schweſter nennſt?

Zweyte. (Eben ſo)
Dir hat geträumt.

Cornelia. (Leiſe herabrufend)
Mein Bruder!

Erſte.
Ja, das laſſ' ich gelten.

Cornelia.

Harre

Nur Einen Augenblick. (Sie verſchwindet)

Erſte.

Den Teufel auch!

Vor Mitternacht wird keiner abgelöſt.

Zweyte.

Was plauderſt du?

Felix.

Verſtanden hat ſie mich.

Cornelia. (Erſcheint wieder)

Gieb Acht. (Sie wirft etwas herunter und verſchwindet)

Felix. (Springt zu)

Ich habs.

Zweyte.

Haſt du nichts fallen hören?

Erſte.

Es mögen Steine von der Mauer ſeyn —

Das alte Neſt wird bald zuſammenſtürzen.

Felix.

Ein Zettel, klug um Fenſterbley gewickelt,
Daß ihn der Wind mir nicht entführe. —
Doch —
Wie leſ' ich ihn? — Der Mond ſteht hinter Wolken —
Wo Licht bekommen? — Zögern darf ich nicht. —
Wer doch nur dießmal Katzen-Augen hätte!

(Er dreht den Zettel nach dem Monde, verſucht zu leſen, murmelt in den Bart, ſchüttelt den Kopf u. ſ. w.)

Fünfte Scene.

Sergeant (mit einer Handlaterne). **Vorige.**

Sergeant.

Was ſchleicht ſo ſpät noch um den Thurm?

(Er läßt plötzlich das ganze Licht ſeiner Laterne auf Felix fallen)

He da!
Was machſt du hier? wer biſt du? welch ein Zettel?

(Er reißt ihn weg)

Nur her damit!

Felix. (Ein wenig betrunken ſich ſtellend)
Ihr kommt mir wie gerufen,
Mein lieber Herr. Ich bin ein luſtger Fiſcher.

Sergeant.
Zum Fiſchfang iſt hier weder Ort noch Zeit.

Felix.
Wenn ihr mich nicht verrathen wollt, ich hab'
Ein Fiſchlein ſchon im Netz — ein ſchmuckes Mädel —
Es wohnt da drüben linker Hand —

Sergeant.
Gleichviel!
Was iſt das für ein Zettel? wirſt du reden?

Felix.
Sie hat das Ding geſchrieben. Gebt mirs wieder.

Sergeant.
Zuvor den Inhalt unterſuchen. (Er will leſen)

Felix.

Hört!
Ich ſoll in dieſer Nacht von einer böſen
Stiefmutter ſie befreyen; *davon* handelts.
(Will den Zettel wegnehmen)

Sergeant.

Gemach! das wird ſich zeigen.

Felix.

Deſto beſſer.
Ich kann nicht leſen. Thut mir den Gefallen,
Leſt mir das Brieflein vor bey euerm Lichte.

Sergeant.

Das ſoll geſchehn. (Er lieſt) „Zur Flucht bereit iſt alles;
„Der Korb —“ — Wozu ein Korb?

Felix.

Um ihre kleine
Haabſeligkeit darin zu bergen.

Sergeant. (Schüttelt den Kopf)

Weiter.
(Er lieſt) „Das Seil“ — Wozu ein Seil?

Felix.

Das bringt ſie mir
Zu meinem groſſen Fiſcher-Netz; es iſt
Ein Erbſtück ihres Vaters, der war auch
Ein Fiſcher.

Sergeant.

Ey! (Er lieſt) „Moritz weiß alles und
„Er wird uns beyſtehn.“ — Wer iſt dieſer Moritz?

Felix.

Ihr Bruder. Gar ein wackrer Burſche.

Sergeant.

(Leuchtet ihm ins Geſicht und ſieht ihn ſtarr an; Felix desgleichen.)

(Er lieſt) „Wenn
„Ich zweymal in die Hände klatſche, dann
„Erwarte flugs den Vater.“ — Wie? den Vater?

Felix.

Ja, ja, der lauert. Vor dem Alten müſſen
Wir uns gewaltig hüten.

Sergeant.

(Er lieſt) „Hoffentlich
„Haſt du die Wachen ringsumher
beſtochen."
Was heißt denn das?

Felix.

Sie meynt die Kettenhunde,
Die hab' ich ſchon durch Braten kirr gemacht.

Sergeant. (Lieſt)

„Die Mutter ſegnet dich. (Spöttiſch) Die
ſelge Mutter?

Felix. (Mit frommer Einfalt)

Ach ja!

Sergeant. (Lieſt)

Leb wohl, mein Bruder!

Felix.

Wackre Dirne!
So züchtig! Ehe nicht der Pfaff den Segen
Hat über uns geſprochen, will ſie mich
Durchaus nur Bruder nennen.

Sergeant.

Höre, Burſche,
Das Ding kommt mir verdächtig vor.

Felix.

Nicht doch,
Mein lieber Herr, ich bin auf guten Wegen.
Da nehmt den ſpaniſchen Thaler, trinkt dafür
Auf meines Liebgens Wohlergehn.

Sergeant.

Du? mir?
Mir einen ſpaniſchen Thaler? dem Sergeanten
Der Generalſtaaten, ſolch ein Lump von Fiſcher?

Felix.

Herr, ſchimpf er nicht.

Sergeant.

's iſt wahr. Er iſt wohl mehr
Als Fiſcher, denn mit ſpaniſchen Thalern wirſt
Kein Fiſcher ſo um ſich herum. Spion!
Beſtechen willſt du mich? fort auf die Wache!

Felix.

Wer giebt euch ſolches Recht, Herr? was hab' ich
Verbrochen?

Sergeant.

Auf die Wache! fort!

Felix.

Das will
Ich ſehen.

Sergeant.

Soll ich meine Leute rufen?

Felix.

Ich bin ein freyer Bürger!

Sechſte Scene.

Moritz. Vorige.

Moritz.

He! was giebts?

Felix. (Bey Seite)

Ha! Moritz!

Sergeant.

Ey da find' ich einen Burſchen,
Bey Nacht und Nebel ſchleicht er um den Thurm;
Was er erzählt, ſieht einem Mährgen ähnlich;
Ein Briefgen hat er, Gott weiß *wie*, empfangen;
Der Inhalt klingt faſt wie ein Bubenſtück.
Ich will ihn pflichtgemäß beym Kragen faſſen,
Da macht er Lärm.

Felix.

Ja freylich, und mit Recht.
Der Herr da kennt mich wohl. Ich habe öfter
Von meinen leckern Fiſchen ihm verkauft.

Moritz.

Die Sprach' iſt mir bekannt.
(Er nimmt dem Sergeanten die Laterne aus der Hand, leuchtet Felix ins Geſicht, ſtutzt, erkennt ihn, faßt ſich)
Ach ſo — ja richtig —
Ich kenn ihn — kenn auch ſeine Eltern — er
Hat immer gute Fiſche — geht nur, geht,
Von *dem* beſorget nichts.

Sergeant.

Nun, meinetwegen.
Noch Eins, er bot mir einen ſpanſchen Thaler,
Das iſt denn doch verdächtig?

Felix.

So belohnt
Ihr guten Willen?

Moritz.

Geht auf euern Poſten.
Ich will es näher unterſuchen.

Sergeant. (ab)

Siebente Scene.

Moritz. Felix.

(Pauſe)

Moritz.

(Folgt dem Sergeanten einige Schritte, bis dieſer entfernt iſt, geht dann dicht vor den ſchlummernden Wachen vorüber, und kehrt haſtig zurück in Felix Arme)

Felix.

Mein Bruder!

Moritz.

Nach ſo langer Trennung —

Felix.

Welch

Ein Wiederſehn!

Moritz.

Wo warſt du?

Felix.

Blieb mein Schickſal

Dir unbekannt?

Moritz.

Mit deinem Vater hatte

Man dich ergriffen?

Felix.

Recht.

Moritz.

Doch fern von deinem Vater

Verſchloß ein andrer Kerker dich dem Lichte?

Felix.

So iſt es.

Moritz.

Warum flohſt du nicht ſogleich
Mit deinem Bruder, als das Ungewitter
Kaum losgebrochen?

Felix.

That ichs nicht? Man war
Zu ſchnell auf unſrer Spur. Als eines Tages,
Nah am Gehölze, die Verfolger uns
Ereilten, ſprang mein Bruder raſch vom Gaule,
Ließ ihn feldeinwärts laufen und verbarg
Sich ins Gebüſch. Ich wollt' ein Gleiches thun,
Allein du weißt, ich bin nicht gut zu Fuße,
Ein altes Uebel — kurz, ich ward erwiſcht.

Moritz. (Erſchüttert)

Ich weiß — dein Fuß — du brachſt ihn ſchon als Knabe —
An einem nebligten Wintertage wurd'
Ich plötzlich krank — kein Diener war zugegen —
Du eilteſt fort, mir einen Arzt zu hohlen —
Die Mutter warnte vor dem Glatteis dich —

Felix.

Wozu das jetzt?

Moritz.

So muſst' ein Kerker dir
Die frühe Sorge um den Freund vergelten?

Felix.

Bin ich doch frey. — Der Arminianer Liſt —
Schon reift ſie zur Gewalt — brach meine Feſſeln,
Wird bald der Republik unwürdge Ketten
Zerſprengen, ſteht mein Vater nur erſt wieder
An der Getreuen Spitze. Heute, Moritz —
Ja heute kannſt du ihm und mir vergelten.
Zur Flucht iſt alles ſchon bereit —
Die trunknen Wachen ſchlummern —
Mir ſchreibt Cornelia, du ſeyſt mit ein-
Verſtanden, werdeſt die Gefahr entfernen,
Die Flucht befördern, meinem Vater folgen!
Sprich, iſt es ſo? und darf ich der Erlöſung
Mich doppelt freuen, weil ich dir ſie danke?

Moritz. (Düſter)

Ich werde — ja, ich werde — zählt auf mich.

Felix.

Wohlan, die Stunde naht. Ich laſſe jetzt
Mein Boot dem Ufer näher rudern. Moritz! Moritz!
Wenn wir mit der geliebten Laſt an jenem
Befreundeten und ſichern Ufer landen,
Dann ſodre meines Blutes letzten Tropfen! (ab)

Achte Scene.

Moritz allein.

Nicht Blut — du kaufſt es um geringern Preis,
Um eine Thrän' auf deines Freundes ehrlos Grab! —
Ich ſtreb' umſonſt die Pflichten zu vereinen,
Die hier das Herz, und dort die Ehre fodert —
Mich hat das Schickſal auserſehn zum Opfer — Wohl-

Wohlan, ſo falle! — Möge ſterbend dich
Die Liebe kränzen, armes Opferthier! —
Was ſeh' ich? — eine Fackel? — wie?
der Hauptmann? —
Was will er hier ſo ſpät? ſind wir verrathen?

Neunte Scene.

Hauptmann Eaßweiler. Moritz;
Ordonnanz mit einer Fackel.

Hauptmann.
Mein lieber Helderbuſch, ich ſuche dich.

Moritz.
Mich?

Hauptmann.
Ja, es gehen wichtge Dinge vor.
Laß hier bey Seit' uns treten.

Moritz. (Verwirrt)
Wärs nicht beſſer
Auf deinem Zimmer?

Hauptmann.

Nein, die Sach' hat Eile.
Hieher, daß uns die Wachen nicht behorchen.

Moritz. (Für ſich)

Was ſoll das?

Hauptmann. (Zur Ordonnanz)

Du, erwarte mich am Ufer.

(Ordonnanz ab)

Hauptmann.

(Führt Moritz in eine Ecke des Vorgrundes)

Mein Freund, es iſt Verrätherey im Werke.

Moritz.

Verrätherey?

Hauptmann.

Den Hugo Grotius
Will man befreyen.

Moritz.

Wie — wie das?

Hauptmann.

In Gorcum
Hat man ſich deſſen laut berühmt, ſogar

Von Einverſtändniß mit der Garniſon
Geſprochen.

Moritz.

Hm! das wäre!

Hauptmann.

Von Beſtechung.

Moritz. (heftig)

Beſtechung? pfuy! das iſt nicht wahr. Wohl möglich,
Daß Neigung — Gleichheit der Geſinnung — oder
Was weiß ich — doch Beſtechung warlich nicht!

Hauptmann.

Biſt du nicht wunderlich? iſts doch gleichviel,
Ob Gold, ob Neigung ein Gemüth verwirren?
Was dem Soldaten ſeine Pflicht entfremdet,
Nenn' ich Beſtechung.

Moritz.

Das iſt ſtreng.

Hauptmann.

Wie es
Dem Mann von Ehre ziemet. Doch zur Sache.
So eben hat ein Brief mir das Komplott
Verrathen. Drüben ſteht der Amboß,
In Gorcum ſchmiedet man die Bolzen, die
Man hier verſchießen will.

Moritz. (Sehr betreten)

Auf wen fällt der
Verdacht?

Hauptmann.

Das weiß ich nicht, mags auch nicht wiſſen,
Denn falſche Freund' entlarven iſt mein Seel
Ein ſchlechter Zeitvertreib. So lang' ich mir
Noch *Sicherheit* zu ſchaffen weiß, mag immer
Im Finſtern der Verräther kriechen.

Moritz.

Recht —
Doch *wie*? — wie Sicherheit? — denn ich vermuthe —

Der Tod des edlen Barnevelt hat ſie
Empört —

Hauptmann.

Auch ich bekenne frey, ich mögte
Die Blutſchuld nicht auf meinem Herzen tragen;
Doch räſonniren darf ich einmal nicht,
Gehorchen nur — das will ich. Darum höre.
Vermöge der geheimen Inſtruction,
Die von den Staaten mir ertheilet worden,
Soll ich — ſobald verdächtige Bewegung
In Gorcum ſich verſpüren läßt — hinüber,
Muß ſelber insgeheim der Sache Grund
Erforſchen, und im Nothfall meine Vollmacht
Der Obrigkeit vor Augen legen, die
Sodann mir ihren Arm zu leyhen ſtreng
Verpflichtet iſt. Hier in der Feſtung ſoll
Ich unterdeſſen einem Offizier,
Deß Ehr' und Redlichkeit am beſten mir
Bekannt — verſtehſt du? — *nicht* dem Aelteſten —
Das Interims-Commando anvertrauen. —
Erräthſt du nun, warum ich dich geſucht?

Moritz.

Moriz. (Aengſtlich)

Mich?

Hauptmann.

Allerdings, denn hier iſt nicht zu ſcherzen;
Mein Kopf ſteht auf dem Spiele! darum muß
Ich den erprobten Freund, den Mann von Ehre
Und feſtem Sinn mir wählen. Nimm die Schlüſſel.

(Er reicht ſie ihm)

Moriz.

Mich wählſt du?

Hauptmann.

Nun? das nimmt dich Wunder? du
Mein Waffenbruder, den ich kenne wie
Mich ſelber, der den Dienſt verſteht, dem Freundſchaft
Und Ehre heilig ſind — hier nimm die Schlüſſel.
Vielleicht kehr' ich am Morgen ſchon zurück.

Moriz.

Du ehrſt mich — doch bedenke nur —
Die ältern Kameraden finden ſich
Gekränkt —

Hauptmann.

Das thut mir leid, doch wie geſagt,
Mit meinem Kopf muß ich für Hugo haften,
Und meinen Kopf mag ich nur dir vertrauen.

Moritz.

Ich bin zu jung, Erfahrung mangelt mir —

Hauptmann.

Ey Poſſen, Wachſamkeit iſt nur vonnöthen.

Moritz.

Verſchieb' es doch bis morgen nur — ich hab'
Es ja von dir: beſchloſſen ſey, vielleicht
Schon morgen Hugo frey zu laſſen?

Hauptmann.

Recht,
Doch hab' ichs nicht von dir, daß er die Freyheit
Verſchmäht? Das eben macht die Sache ſchlimmer.

Moritz.

Iſt Hugo dir verhaßt?

Hauptmann.

Bewahr der Himmel!
Auch mit dem Böſewicht hab' ich nur Mitleid.

Moritz.

Glaubſt du ihn ſchuldig?

Hauptmann.

Freund, das ziemt mir nicht
Zu unterſuchen. Er iſt mein Gefangner,
Mir weiter nichts. Du ſelber, gieb mir Zeugniß,
Daß ich ſo mild mit ihm verfahre,
Als mit der Pflicht ſich nur vertragen will.
Doch jetzt — gieb Acht — es geht ihm an den Hals.
Verdoppeln müſſen wir die Vorſicht, denn
Mich dünkt, er würde minder ſtörriſch ſeyn,
Vertraut' er nicht auf einen Hinterhalt.
Wer die Verräther ſind? ich mags nicht wiſſen;
Doch Einen weiß ich, der es nicht iſt — du.
Zwar giebt es Zeitungsträger, die auch dich
Verdächtig machen wollen, doch die finden
Ein böſes Spiel bey mir; wen ich einmal
Für brav erkannt, den laſſ' ich mir durch kein
Geſchwätz vom Herzen reißen. Nimm die Schlüſſel.

(Er bringt ſie ihm auf)

Unfähig biſt du, mein Vertrauen zu
Mißbrauchen, deines Freundes Haupt dem Beil
Zu überliefern. Lebe wohl!
Ich gehe ruhig jetzt an mein Geſchäft.
Das Boot erwartet mich. (Er ſchüttelt ihm die Hand)
Auf Wiederſehn. (ab)

Zehnte Scene.

Moritz. (Allein, ſteht einige Augenblicke betäubt)

Vortrefflich! — ſieh, da bin ich ja auf einmal
Der erſte Meiſter — darf befehlen, darf
Die Wachen nach Gefallen wechſeln, oder
Die Schlüſſel anvertrauen wem ich will. —
Nichts leichter jetzt als Hugo zu befreyen. —
Und ich? — ich darf ja nur die Fliehenden begleiten,
Den Kerkerſchlüſſel in die Maas verſenken,
So ſind wir jeder Noth entgangen — zwar
Der Hauptmann — freylich wohl — der wird caſſirt —

Träge

Trägt ſeinen Kopf zum Block — der Thor!
Warum vertraut er einem Jüngling,
Der mit der Ehre nur zu prunken weiß? —

Man denke doch, wie luſtig, wenn der Hauptmann
So ruhig wiederkehrt, vertrauend dem
Gefühl, das nur in ſeinem Herzen war —
Wenn er den leeren Thurm mit ſtarrem Schrecken
Anſtaunt, und dennoch — ſchmerzlicher als des
Gefangnen Flucht, des Freundes Schurkerey
Ihn niederbeugt — wenn er, verzweifelnd an
Der Menſchheit, finſter ſchweigend ſeinen Arm
Den unverdienten Feſſeln beut, und auf
Dem Richtplatz, ruhig um ſich blickend, ſeinem
Ehrloſen Mörder laut die That verzeiht —

Ha, Moritz! biſt du ſo verworfen, daß
Du jetzt noch wankeſt? — auf!
Ermanne dich! hier iſt nicht mehr von dir
Die Rede — ohne ſein gefährliches
Vertrauen mochteſt du auf dich allein
Die Rache wälzen und bedauert ſterben —

Doch jetzt — die Staaten nicht, der Freund hat dir
Den Poſten anvertraut — nicht kalte Pflicht,
Der Menſchheit edelſtes Gefühl liegt auf
Der Wage — beſſer iſts, beladen mit
Dem Haſſe der Geliebten ſterben, als
Erdrückt von eigener Verachtung leben!

Holla! (Der Sergeant tritt auf)
Die Wachen werden abgelöſt,
Verdoppelt um den Thurm! von jeder kleinſten
Bewegung mir ſogleich Rapport.

(Er geht unruhig auf und nieder. Man ſieht die Wachen vor dem Thurme ablöſen, die, als Moritz rief, ſich ermuntert hatten. Darauf verſchwindet der Sergeant mit ſeinen Leuten hinter dem Thurme.)

Moritz.

Wo ſoll ich Felix ſuchen? — wie Cornelien
Von alle dem noch zeitig unterrichten? —
Schon iſt es Abend — Nacht — und möglich, daß
Die Ungeduld der Nacht vorausgeeilt —
Daß, während ich die Pforten öffne — ſchließe —

Des Thurmes Zinne ſchon erſtiegen,
Das Wageſtück begonnen worden — Eile!
Daß ſie nicht wähnen, Moritz habe ſie
Gelockt in eine falſche Schlinge —
Fort! — ha! — was ſeh ich — Gott! — zu
ſpät! ſie ſind
Schon auf der Zinne! —

Eilfte Scene.

Hugo. Maria. Cornelia. (Erſcheinen an der Zinne des Thurms, doch ſo, daß ſie von den breiten Zacken, welche die Schießſcharten bilden, größtentheils bedeckt werden, und der Verſuch zur Flucht an der hintern Seite, nach dem Waſſer zu, bewerkſtelligt wird.)

Moritz. (Nach einer Pauſe)

Weh! was bleibt mir übrig?

Sergeant. (Tritt auf)

Herr Lieutnant, ein verdächtiges Geräuſch
Läßt von des Thurmes Zinne ſich vernehmen.
Wenn uns die Dunkelheit nicht trügt, ſo wird

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08015/062

Dicht an der Mauer Schart' ein Korb befeſtigt.
Auch ſtieg unfern ein Mann aus einem Boote,
Zu dem ſich halb vermummtes Volk geſellte.

Moritz.

Verhaltet euch nur ſtill. Doch gebt wohl Acht.
Thut keinem Leides — ich bleib' in der Nähe.
(Sergeant ab)

Maria. (Auf dem Thurme)

Der Korb iſt wohl befeſtigt. Gieb das Zeichen,
Cornelia.

Moritz.

Könnt' ich durch meine Stimme
Zurück ſie ſchrecken! — (Sehr laut) Wachen!
ſeyd ihr munter?

Die Wachen.

Wir ſind es!

Maria.

Ha! wir ſind verrathen!

Cornelia.

Nicht doch,
Ich habe Moritz Stimm' erkannt. Seyd ruhig.

Maria.

So gieb das Zeichen.

Cornelia. (Klatſcht zweymal in die Hände)

Moritz. (Schmerzlich)

Dennoch!

Felix. (Hinter dem Thurme wiederhohlt das Zeichen)

Moritz.

Jede Warnung
Vergebens!

Maria.

Er iſt da. Jetzt mein Gemahl —
Gott ſteh uns bey!

Cornelia.

Mein Vater, euern Segen.

Hugo.

Gott laſſe die Geſtirne ſegnend über
Uns allen leuchten.

Moritz.

Welche Todespein!
(Pauſe)

Sergeant. (Kommt eilig)
Ein Korb wird an der Mauer ſacht herab
Gelaſſen.

Moritz.
Gott! die ſchwere Stund' iſt da!
(Er eilt hinter den Thurm)

Maria.
Siehſt du etwas? mein Aug' iſt ſchwach.

Cornelia.
Ich ſehe —
Faſt, faſt berührt der Korb den Boden ſchon —
Ja, Mutter, ja, er iſt hinab!
(Sie eilt nach der Vorderſeite des Thurms und wirft ſich auf die Kniee)
O Gott!
Jetzt ſchütz' ihn! weck' ein Lüftgen, das ihm günſtig
Die Segel ſchwelle!

Moritz. (Hinter dem Thurme)
Halt!

Felix. (Eben dort)

Zurück!

Maria. (Erſchrocken)

Was giebts?

Moritz.

Ergreift ihn!

Felix.

Weh euch, wenn ihrs wagt!

Cornelia.

Wir ſind
Verlohren!

Maria.

Und durch Moritz!

Moritz.

Rette dich,
Mein Bruder!

Felix.

Falſcher! deinen Lohn empfange!

(Moritz und Felix erſcheinen auf der Bühne. Der Letztere dringt mit entblößtem Schwerdte heftig auf Moritz ein, der vor ihm weicht und ſich nur vertheidigt)

Moritz.

Du biſt im Irrthum —

Maria.

Degen hör' ich klirren!

Felix.

Spricht nicht die That, Verräther?

Cornelia.

Felix Stimme!

Moritz.

Du wirſt zu ſpät bereuen, Freundes Mörder!

Cornelia.

Ha, gegen Moritz!
(Sie biegt ſich herab ſo weit ſie kann) Bruder!

Sergeant. (Eilt mit Wache und Fackeln herbey)

Stoßt ihn nieder!

Moritz.

Halt! keiner lege Hand an ihn!

Hugo. (Tritt mit Wache auf)

Mich laßt
Herzu, ich mag und kann euch nicht entlaufen.
(Er tritt zwiſchen die Kämpfenden)
Zurück, mein Sohn! gehorche deinem Vater!

Felix.

Ihr ſelber ſchützt den Heuchler?

Hugo.

Dich und ihn.
Kein Tropfen Blut ſoll meiner Freyheit fließen,
Und welches Blut! —

Maria.

Verdamme Gott den Falſchen!

Cornelia.

Es iſt nicht möglich!

Moritz.

Bruder! rette dich!
Bevor es laut wird unter der Beſatzung.

Felix.

Ich meinen Vater hier in Ketten laſſen,
Die härter als zuvor ein Undankbarer
Ihm ſchmiedet? lieber ſterben!

Moritz. (haſtig und leiſe)

Sorge nicht!
O warlich du verkennſt mich. Fliehe jetzt!
Es iſt ja morgen auch ein Tag.

Felix.

Zu neuem

Betrug?

Moritz.

Ich muſs die bittern Reden dulden —
Wir ſind umringt — ich darf dir nicht er-
klären —
Vertraue mir ihn an — Gott! iſt er denn
Nicht auch mein Vater? — flieh! willſt du
mich zwingen
In Feſſeln auch den Freund zu werfen?

Felix. (Bitter)

Fliehen?
Ha! ha! haſt du vergeſſen, daſs, ſeit ich
Den Fuſs gebrochen — des erinnerſt dich?

Moritz.

Grauſamer Menſch!

Felix.

Seit jenem Beinbruch lauf'
Ich keinem mehr davon, der Luſt hat mich
Zu fangen.

Moritz. (Wendet ſich zu der Wache)
He, Sergeant! ein trunkner Jüngling,
Er ziehe ungehindert ſeines Weges.

Felix.
Ich will nicht! nein, ich will nicht! ſperrt mich ein
Mit meinem Vater! Kann ich ihn nicht retten,
So will ich doch ſein Schickſal theilen!

Hugo.
Felix!
Du würdeſt meine Feſſeln nur erſchweren.
Fort! fort! erhalte dich für deine Mutter,
Für deine Schweſter — auch vielleicht für **mich**.

Maria. (Sich herabbeugend)
Flieh! flieh, mein Sohn!

Felix.
O Mutter!

Cornelia.
Eile, Bruder!

Hugo.
Was du für mich ſo kühn gewagt, wird Segen
Dir

Dir bringen, bringt ihn ſchon — nach langer
Trennung
Darf ich an meine Bruſt dich drücken.
(Umarmt ihn)

Felix.

Vater!
O wenn ihr alles wüßtet, was in Gorcum
Wir vorbereitet —

Hugo.

Schweig. Ich will nichts wiſſen.
Geh, ſage meinen Freunden: feſt, jedoch
Sanftmüthig, ſollen ſie verharren bey
Geprüftem Glauben — wollen ſie mich ehren,
O ſo geſcheh' es nimmer durch Gewalt!
Nie keimt aus Blut des Vaterlandes Heil!
Wer Rache nährt, der iſt nicht werth mein
Jünger
Zu heißen — wär' er auch mein eigner Sohn.

Felix.

Wohl, ich gehorche. (Zu Moritz) Doch von
dir fodr' ich
Sein

Sein Leben! wird ihm nur ein Haar gekrümmt,
So ſchützt kein Miethling dich vor meinem
Dolche! (ab)

Hugo.

Führt mich zurück in meinen Kerker. — Moritz
Was du gethan, ſcheint bös und hinterliſtig,
Doch ferne ſey von mir, den Schein zu richten.
Dich richte dein Gewiſſen. (ab in den Thurm)

Moritz. (Will folgen)

Marie. (Herabrufend)

Bleib, Barbar!
Willſt du an unſerm Schmerz dich weiden? —
Scheueſt
Du auch den Fluch der Mutter nicht?

Cornelia.

Verachtung nur
Gebührt dem doppelzüngigen Verräther.

(Beyde verſchwinden)

Moritz. (Nach einer Pauſe)

Hier ſteh ich unter deinem Sternenhimmel,
Allwiſſender! und habe keinem Zeugen
Als dich! — O es iſt ſchwer, verhöhnte
Tugend üben!

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

(Hugos Kerker wie im erſten Act)

Erſte Scene.

Maria allein.

(Sie geht nachdenkend auf und nieder)

So kanns gelingen — ſo wird Hugo frey!
Und mich allein trifft ſeiner Feinde Rache. —
Sie möge. — Wenn ein großer Mann ſich aus
Dem Schiffbruch rettet, was iſt an dem Boote
Gelegen, das ihn trug? an Klippen möge
Der Sturmwind es in Trümmern ſchlagen! —
Ich habe ſchöne Tag' an ſeiner Seite
Gelebt, bin ſtolz einhergeſchritten durch
Die Reihen edler Bürger, die mit Ehrfurcht
Ihn Vater nannten, mich, die Glückliche,
prieſen!

So theilt' ich Ruhm und Liebe manches Jahr;
Die wackern Kinder hab' ich ihm gebohren —
Was will ich mehr? — jetzt iſt die Reyh' an mir —
Jetzt muß ich werth mich des Vergangnen zeigen,
Die Enkel ſollen ſich der Ahnfrau rühmen! —
Und er — wenn ſeine Jugend obgeſiegt,
Wenn er die Hydra nieder einſt gekämpft,
Und für das Vaterland die neuen Kräfte würken;
Dann wird er Abends, nach vollbrachtem Tagwerk,
Im heimſchen Kreiſe meiner noch gedenken,
Mit innrer Wehmuth zu den Kindern ſprechen:
„Geſegnet ſey Maria, eure Mutter!" —
Es iſt beſchloſſen! — ich — ich will ihn retten!

Zweyte Scene.

Cornelia (mit einem gebrochnen Brodte in der Hand). **Maria.**

Cornelia.

Seht, liebe Mutter, ſeht, wie ſchlau und muthig
Der Bruder iſt. So eben bringt die Wache
Mir zum gewohnten Frühſtück dieſes Brod,
Ich brech' es, und ein pergamentner Streifen
Fällt mir ins Auge, den die Krume barg.
Hört, was er ſchreibt. (Sie lieſt)
„Ich bleibe, der Gefahr
„Zum Trotz, mit meinem Boot in eurer Nähe;
„Könnt ihr den neuen Rettungsweg erſinnen,
„So wiſſet mich bereit zu jeder Stunde.“

Maria. (Bey Seite)

Der Himmel billigt, was ich kühn beſchloſſen.

Cornelia. (Seufzend)

Ein fruchtlos Harren!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Maria.

Warum fruchtlos?

Cornelia.

Iſt jede Hoffnung nicht erloſchen?
Und jede Möglichkeit der Flucht vernichtet?
Ja, ſelbſt des Thurmes hohe Zinne ſteht
Seit dieſer Nacht dem Greiſe nicht mehr offen,
Und Gottes freye Luſt muß er entbehren.

Maria.

Die Tochter mag der Hoffnung ſchon entſagen,
Sich nach erſchöpfter Liſt dem Schickſal fügen,
Denn einem andern Manne wird ſie folgen,
Einſt einem Andern mehr und alles werden;
Die Gattin aber wird nicht laß noch müde,
Im tiefſten Herzen bleibt es ihr lebendig,
Und unterm dürren Laub verblühter Hoffnung
Keimt ihr die grüne Spitze neu hervor. —
Cornelia, mir reiſt ein Anſchlag.

Cornelia. (Erſtaunt und neugierig)

Mutter?!

Maria.

Die Bücherkiſte, die in jeder Woche wir
Nach Gorcum ſenden, neue Bücher ein=
Zutauſchen — längſt ſchon war die Wache müde
Sie zu durchſuchen — ungehindert ließ
Man oft ſie durch — wie, wenn der Vater
ſelber —
Die Kiſte ſcheint mir groß genug, ihn zu
Verbergen — du begleiteſt ihn — am Ufer
Erwartet Felix euch — ihr ſteuert flugs
Hinüber und er iſt gerettet!

Cornelia.

Wo
Bleibt ihr?

Maria.

Damit wir nicht zu früh Verdacht erregen,
Bleib' ich zurück, bewache dieſe Thür,
Als ſchlummre mein Gemahl, als ſey er krank,
Und weiſe Jeden bittend ab, bis ihr die Zeit
Zur ſichern Flucht gewonnen.

Cornelia.

Und alsdann?

Maria.

Alsdann? welch eine Frage? Hugo frey!

Cornelia.

Und ihr?

Maria. (Verlegen)

Ich folge.

Cornelia.

Meynt ihr würklich, der
So ſchwer gereizte Haß werd' ungehindert
Euch laſſen ziehen?

Maria.

Wer darf einer Gattin
Verargen, was um den Gemahl ſie wagte?

Cornelia.

O Mutter, täuſcht euch nicht! wo der Partheygeiſt wütet,
Iſt für die edle Liebe das Gefühl erloſchen.
Schon ward ein neues Strafgeſetz verkündet,

Ein ſtrengeres — wie? wenn, zum Lohn der Treue,
Man euch in dieſem Kerker —

Maria.

Immerhin!
Sie werden mich verhöhnen und verſperren,
Doch wider Willen ehren tief im Herzen;
Sie mögen mich verſchließen vor der Sonne,
Wer kann die That mir rauben, die mich wärmt?

Cornelia.

Wohlan, ſo bleib' ich mit euch.

Maria.

Du? nicht alſo.
Aus weſſen Hand empfinge dann dein Bruder —

Cornelia.

Vergeßt ihr unſre alte treue Magd?

Maria.

Wie könnte ſie auf raſcher Flucht den Greis
Begleiten? pflegen?

Cornelia.
Würde Felix wohl
Sein Kindes-Recht von ihr ſich laſſen rauben?
Maria.
Sie bleibe, wenn ſie will, bey mir.
Cornelia.
Und eure Tochter ſollte
Der Mutter Pflege einer Magd vertrauen?
Maria.
Wenn höhre Pflichten ſie zum Vater rufen?
Cornelia.
Bedarf er meiner? hat er nicht zwey Söhne?
Maria.
Soll deine Jugend hier im Thurm verblühen?
Cornelia.
Soll euer Alter einſam hier ſich kümmern?
Maria.
Du haſt ein Recht an jede Lebensfreude.
Cornelia.
Und doch verſagt ihr mir die erſte — größte!

Maria.

Dir winkt die Liebe, der Beruf des Weibes.

Cornelia.

Ich trage noch der Kindheit ſüße Bande.

Maria.

Wenn Moritz —

Cornelia.

Halt! der Nahme des Verräthers
Entweyhe nicht die fromme Lippe. Nein!
Sein Bild iſt ausgetilgt aus meinem Herzen!
Wie könnt' ich um den Falſchen euch verlaſſen?
O Mutter! weigert mir die Gunſt nicht länger,
Zu meines Vaters Rettung mitzuwürken,
Und dann mit euch, was Gott verhängt, zu tragen.

Maria.

Um Vieles leichter wäre mir die Bürde,
Wenn ich die Lieben alle glücklich wüßte,
Wenn bey dem erſten Schlag der letzten Stunde
Kein trüber Blick auf die Verlaßne fiele —
Allein du willſt, Cornelia — es ſey.

(Sie drückt die Tochter liebevoll an ihre Bruſt)

Dritte

Dritte Scene.

Hugo (tritt gedankenvoll aus der Seitenthür).
Vorige.

Hugo.

So bleibt es denn ein unbeſtrittnes Wort:
Nur wenig Wahrheit faßt der Geiſt des Menſchen,
Doch immer hat er Raum genug für Irrthum. —
Des Sohnes letzte Worte drücken ſchwer! —
So oft der Schlaf mein Auge überwältigt,
Hör' ich ſie dumpf mir in die Ohren ſchallen,
Und zuckend öffnen ſich die Augenlieder.
„O Vater, ſprach er, wenn ihr alles wüßtet,
„Was wir in Gorcum vorbereitet" — ha!
Welch eine Deutung geb' ich dieſer Rede?
Was will ich, daß man vorbereite? — gar
Weh! *insgeheim*, als müſſe man den Vortheil
Ablauern? einen Gegner *überliſten*?
Und, wenn man ſtark genug ſich fühle, ihn
Zu Boden treten? — Weh mir! Giebt es denn

Auf Erden keine Lehre, die — zufrieden
Im Innern zu beglücken — nicht begehre
Nach außen hin zu würken? — keine Lehre,
Die ſich von Herrſchwuth rein erhalte? — ſoll
Die Duldung ſelber das entwundne Schwerdt,
Statt zu zerbrechen, gegen Brüder kehren? —
O daß an dieſen Mauern meine Stimme
Verhallen muß! — jetzt drücken meine Feſſeln!
Jetzt fühl' ich meines Lebens Werth! —
O Gott!
Nur Einen Tag der Freyheit! daß ich ſanft
Die Irrenden zurechte weiſen möge,
Daß nicht der Vorwurf meine Lehre treffe:
Auch ſie, gemeiner Leidenſchaften Raub,
Sey nun nichts beſſer, als die wir verdammen. —

Maria.

Wie, Hugo, wenn ich Freyheit dir gelobe?

Hugo.

Du Freyheit mir? o wärs auf wenig Stunden,
Ich würde laut dich meinen Engel preiſen!

Maria.

Zwey Worte mögen ſchnell dich unterrichten,
Dann folge raſch die That.

Hugo.

Marie, hüte dich
Vor neuer Täuſchung!

Maria.

Der Entwurf iſt ſicher,
Wenn du den kurzen Zwang nicht ſcheueſt.

Hugo.

Rede,
Ich ſcheue nichts.

Cornelia.

Verbergt dem Vater nicht
Die eigene Gefahr —

Hugo.

Beſorge nichts.
Die Mutter ſchnell der Rache zu entziehen,
Bleibt ſtets in meiner Macht. — Du ſiehſt
mich zweifelnd an?

Ein Räthſel ſcheinen meine Worte dir?
Dennoch vertraue kindlich. — Du, Marie, rede.

(Moritz öffnet ſchüchtern die äußere Gefängnißthür)

Maria.

Ich ſehe Moritz. Komm in deine Kammer.

(Zu Cornelien)

Du, halt' ihn auf, daß er uns nicht belauſche.

Cornelia.

Ich mit dem Falſchen Worte wechſeln?

Maria.

Denke,
Des Vaters Rettung heiſche dieſes Opfer.

Hugo.

(Mit einem wehmüthigen Blick auf Moritz, der noch hinter dem Gitter ſteht)

Wie ſchüchtern! — o! es thut mir weh, daß ich
Den ſcheuen muß, den ich als Sohn geliebt.

(ab mit Marien)

Vierte

Vierte Scene.

Cornelia. Moritz.

Moritz.

Muß ich erleben, daß die guten Eltern
Den Anblick ihres Pflegeſohnes meiden?

Cornelia.

Sie wollen euch der Wangen Röthe ſparen.

Moritz.

So hält mich auch Cornelia für ſtrafbar?

Cornelia.

Wie dürfte meine Einfalt ſich vermeſſen,
Zu richten über eines Mannes Ehre?

Moritz.

Verachtung leſ' ich in den kalten Blicken —

Cornelia.

Der Zunge bin ich Meiſter, nicht des Auges.

Moritz.

So könnteſt du mich ungehört verdammen?

Cornelia.

Ich hörte mehr als ich vergeſſen kann.

Moritz.

Wahr iſts, die Flucht zu fördern hatt' ich dir gelobt —

Cornelia.

So kommt doch endlich dein Gedächtniß wieder?

Moritz.

Zwar ſchien mirs ein Verbrechen — ſcheint es noch —

Cornelia.

Drum thats du lieber etwas ſchimpflich Gutes.

Moritz.

O laß mich reden! ein Verbrechen durfte
Cornelia von mir begehren,
Doch keine Niederträchtigkeit. — So lange
Nur der *Soldat*, der *Unterthan* dem *Sohne* wich,
So lange konnt' ich, *ſtrafbar*, dennoch werth

Des Mitleids edler Seelen bleiben — aber —
Es tritt ein *Freund* zu mir — mein *Freund!*
Ihn ruft die Pflicht hinweg von ſeinem Poſten,
Er bleibt verantwortlich mit Ehr' und Leben
Für den Gefangnen — *mir* vertraut er ihn —
Mir — in dem Augenblick, da ich zu Hugos
Rettung
Den erſten Schritt bereits gethan.
Ich weigre mich vergebens — er beharrt —
Was ſoll ich thun? — den Anſchlag ihm entdecken? —
Auch für die Zukunft jeden Plan vernichten? —
Oder ſoll ich ſchweigen? mit den Schlüſſeln, die
Der *Freund* mir anvertraut, des *Vaters*
Kerker öffnen?
Nach Gorcum *den*, zum Blocke *jenen*
führen? —
O gieb du ſelber mir die Antwort!

Cornelia. (Mutter)

Ach!
Sie käme doch zu ſpät.

Moritz.

Erwäge.
War es nicht beſſer, Einen Tag zu zögern?
Des Hauptmanns Rückkunft mußte heute noch
Den gräßlichen Gedanken von mir wälzen:
Des Vaters Rettung iſt ein Mord am Freunde,
Der arglos dir ſein edles Haupt vertraute.
Was dann geſchieht, das tragen eigne Schultern,
Und keinen ſtürz' ich ins Verderben als
Mich ſelber — darum wollt' ich Aufſchub, rief
Euch laut die Warnung zu — ihr hörtet nicht! —
Der Hauptmann iſt zurück, von ihm hab' ich
Mein Wort gelöſt, und heute wollt' ich es
Von dir, von meinem Vater löſen — jetzt
Entſcheide. Kühn frag' ich dein Herz.

Cornelia. (Gerührt und verwirrt)
Schwer mag es ſeyn, wo ſich die Fäden kreuzen,
Den wirren Knoten ſanft zu löſen, und

Doch keinen Faden zu zerſchneiden — aber —
Den ſchon zerſchnittnen Faden, der ſo nahe
Sich deinem Herzen wähnte, frage nicht —
Jetzt nicht —

Moritz.

Ich bin zufrieden, wenn aus deinen Blicken
Der kalte Hohn verſchwindet, der mich tödtet.
Du ſollſt mich kennen lernen, warlich! warlich!
Du ſollſt mit Wehmuth dieſer Stunde noch
Gedenken.

Fünfte Scene.

Maria. Vorige.

Maria.

Meine Tochter — ha! ſeyd ihr da?
Verzeiht, ich hatt' euch nicht erwartet.

Moritz.

Gott!
Welch einen Ton läßt mich die Mutter hören!

Maria.

Cornelia, der Vater harret dein.
(Leiſe)
Er billigt Alles. (Laut) Dir im Arm will er
Entſchlummern, wie er wohl zu thun pflegt, wenn
Recht ſanft er ruhen will. (Leiſe) Verſtehſt du mich?
(Laut)
Geh nur. (Leiſe) Das übrige hörſt du vom Vater.

Cornelia. (Im Abgehen)

O Mutter! er iſt minder ſtrafbar als
Er ſcheint. (ab)

Sechſte Scene.

Moritz. Maria.

Moritz. (Schüchtern)

Ich darf die Schweſter nicht begleiten?

Maria.

Die Wunde, die ihr ſchlugt, iſt noch zu neu,
Verſchont ihn jetzt mit eurem Anblick.

(Sie geht während dieſer Scene oft unruhig an die Thür, öffnet ſie ein wenig und blickt verſtohlen hinein)

Moritz.

Ach!
So hab' ich auch das mütterliche *Du*
Verwürkt?

Maria.

Wie ſoll ich mit *dem* Manne reden,
Der in dem Augenblick —
(Moritz will reden, ſie unterbricht ihn haſtig)
Erſpart euch jede
Vertheidigung. Jetzt bin ich nicht gefaßt,
Sie anzuhören. Wollt ihr meinem Gatten
Geringen Troſt in einen Kerker bringen,
(Bitter und nachdrücklich)
Der nun ſo bald ſich wohl nicht öffnen wird;
So ſchafft ihm Bücher, daß er ſich zerſtreue.

Moritz.

Erſt geſtern, wie mich dünkt —

Maria.

Nun ja, erſt geſtern
Hat man die letzten ihm gebracht, allein
Er fand nicht, was er ſuchte, was er braucht;

Zu einem Werke braucht, an dem er emſig
Seit Jahren ſammelt — andre Bücher — ſeht,
Auf dieſem offnen Zettel hat er ſie
Verzeichnet — jene Kiſte ſendet er zurück —
Sie iſt bereits gepackt — wollt ihr
Die Wachen rufen, daß ſie jetzo gleich
Die Kiſt' hinaus ans Ufer tragen? Dort
Beſorgt wohl unſre Magd das übrige.

Moritz.

Wird dieſer Lärm nicht Hugos Schlummer ſtören?

Maria.

Seyd unbeſorgt, die Kiſte ſteht ganz dicht
An dieſer Thür — im zweyten Zimmer ſchlummert Hugo —
Ich mögte wohl die Freude beym Erwachen
Ihm gönnen, daß ſein Wunſch bereits erfüllt,
Durch euch — durch dich erfüllet worden.

Moritz.

Gern.

(Er geht an die Thür)

Maria.

(Nutzt dieſen Augenblick, ein ſtilles, inbrünſtiges Gebet gen Himmel zu ſenden.)

Moritz. (Oeffnet die Thür)

Sergeant! herbey! zwey Männer nehmet mit
euch!

Sechſte Scene.

Sergeant mit zwey Mann. Vorige.

Moritz.

Die Bücherkiſte des Gefangnen tragt
Hinab an's Ufer.

Maria.

Eilt, ihr guten Leute,
Die Bücher ſind ſein einziger Troſt.
(Sie öffnet die Thür) Hier ſteht
Die Kiſte. Nehmt zu einer Flaſche Wein.
(Sie will Geld geben)

Sergeant.
Iſt nicht vonnöthen. Nur den Schlüſſel her.
(Die Kiſte wird herausgetragen und auf die Bühne geſtellt)
Maria.
Wozu den Schlüſſel?
Sergeant.
Wozu ſonſt, als um
Den Kaſten da zu viſitiren, wie
Gewöhnlich.
Maria.
Iſt es doch ſeit Monden nicht
Geſchehn?
Sergeant.
Kann ſeyn; wir ſind gewitzigt worden.
(Er verſucht die Kiſte zu heben)
Der Kaſten iſt bey meiner Treu ſo ſchwer,
Als läg' ein Ketzer drin. Her mit dem Schlüſſel!
Maria.
Wenn es durchaus ſo ſeyn muß — meine Tochter
Hat ihn verwahrt. (Sie macht die Thür weit auf
und ruft hinein) Cornelia, man fodert
Den Schlüſſel zu dem Bücherkaſten.

Cornelia. (inwendig)

Stille!
In meiner linken Taſche trag' ich ihn,
Doch kann ich jetzt unmöglich darnach ſuchen.

Sergeant.

Warum nicht?

Maria.

Seht ihr nicht, daß ihr der Vater
Im Arm entſchlummert iſt? ſoll ſie ihn wecken,
Den kranken Greis? um eine bloße Grille?

Sergeant.

So mag ein Beil des Schlüſſels Amt vertreten.

Maria.

Soll denn durchaus ein wilder Lärm ihn plötzlich
Aus ſeiner kurzen Ruhe ſchrecken? was
Befürchtet ihr? Doch nicht, daß Hugo ſelbſt
In dieſer Kiſte liege? ey, ſo werft
Doch einen Blick in ſeine Kammer, ſeht,
Auf jenem Ruhebett; ihn ſtützt die Tochter;
An ihrer Schulter raget ſein Barret
Hervor — was wollt ihr mehr?

Sergeant.

Uns ward
Die Vorſicht doppelt eingeſchärft.

Moritz.

Seyd ruhig.
Er iſts. Ich nehme die Gefahr auf mich.

Sergeant.

Das iſt ein Anderes. Wohlan, greift zu!

(Die Kiſte wird fortgetragen)

Siebente Scene.

Moritz. Maria.

Maria.

(Während Moritz die Soldaten bis zur Thür begleitet, ängſtlich, leiſe und haſtig)

O guter Gott! was du an Freude
Auf dieſer Welt mir noch beſchieden haſt,
Das wolleſt du in dieſem Augenblick,

In dieſem Einzgen über mich ergießen!
Dann treffe mich des Schickſals ganze Strenge!
(Man hört in der Ferne mehrere, regelmäßig auf einander folgende Kanonenſchüſſe)

Maria. (Bebt)

Ha! — (Zu Moritz, der zurückkommt)
Was war das? was bedeutet das?

Moritz. (Gleichfalls verwundert)

Es werden
Kanonen auf dem Feſtungswall gelöſt.

Maria.

Warum?

Moritz.

Das weiß ich nicht. Ich will's erkunden.
(ab)

Maria. (Allein)

Sind wir verrathen? — Kalte Schauer zucken
Durch mein Gebein.

Achte

Achte Scene.

Cornelia. Maria.

Cornelia. (Aengſtlich)
Was ſoll das Schieſſen, Mutter?
Iſt unſer Wageſtück gelungen? iſt
Der Vater fortgetragen?

Maria.
Fort — hinab —
Doch weiß ich nicht — du hörſt, welch unbegreiflich
Getös — hat man aufs neu ihn ſchon ergriffen? —
Sind es Signale, ſeine Flucht zu hindern? —
Ich bin in tödtlicher Angſt —

Cornelia. (Am Fenſter)
Die Menſchen laufen
So durch einander — Trommeln hör' ich rühren —

Wozu das alles, wenn der Vater ſchon
Ergriffen wäre? — ſcheint mirs doch am Fluſſe
Ganz ruhig — (Pauſe) Mutter! ſeh' ich recht, ſie wogt
Bereits der Nachen mit der blauen Wimpel
Fern auf dem Strome — ja er iſts! — ein Mann —
Vielleicht mein Bruder — ſchwingt ein weiſſes Tuch —
O ſeht doch, wie es in die Lüfte flattert!
Er iſt gerettet!

Maria.

Iſt er? täuſcht dich nicht die Ferne?

Cornelia.

Nein, nein! je länger auf die Wellen ich
Mein Auge hefte, wird mirs deutlicher.
Es iſt mein Bruder! — Heil dir, wackrer Felix! —
Er ſelbſt regiert das Steuerruder — mit
Geblähtem Segel ſchneidet friſch das Boot
Die Wellen durch — bald ſind ſie jenſeits! bald!

Maria.

(Fällt auf die Kniee, faltet die Hände, will ſprechen, kann nicht, ſteht auf und drückt Cornelien ſchluchzend an ihre Bruſt)

Jetzt werde kund, daß ich, die Gattin Hugos,
Du ſeine Tochter, unſers Stammes würdig!
Kein bittend Wort für uns, denn er iſt frey!
Wir ſpotten ihrer Macht! wir ſingen fröhlich
An dieſem Eiſengitter: er iſt frey!
Uns mögen ſie dem Sonnenlicht verſchließen,
Uns mögen ſie durch Durſt und Hunger quälen,
Jetzt leiden wir für ihn — und er iſt frey!

Neunte Scene.

Moritz. Die Vorigen.

Moritz.

Prinz Moritz von Oranien iſt vor
Der Feſte unverhofft erſchienen;
Ihn galt das Schießen, Trommeln, und der Lärm,
Durch den man ſeinen Einzug feyert.

Maria.

Unſer
Geſchworner Feind ſo nahe? eben jetzt?
Heil uns!

Moritz.

Kaum war vom Roß er abgeſtiegen,
Als er ſogleich Erkundigung eingezogen
Von Hugo, ja, er will ihn ſehn.

Maria. (Triumphirend lächelnd)

Will er? wohlan, er komme.

Moritz.

In wenig Augenblicken iſt er hier.

Maria.

Wir ſind bereit ihn zu empfangen.

Moritz.

Mutter!
Ich ahne Gutes! er iſt euer Feind,
Doch bleibt er ſtets ein groſſer Mann, unfähig
Des kleinlichen Triumphs, wehrloſe Feinde
Durch ſeine Gegenwart zu demüthgen.

Maria.

Nein warlich! dafür bin ich Bürge.

Moritz.

Wohlan —
Schläft Hugo noch?

Maria.

Er wird erwachen — ja,
Er iſt erwacht!

Moritz.

Der Feldherr —

Zehnte Scene.

Prinz Moritz von Oranien. Der Hauptmann. Die Vorigen.

Prinz.

Dank, mein lieber Hauptmann,
Ich finde Alles, wie ich es von euch
Erwarten durfte.

Haupt=

Hauptmann.

(Marien und Cornelien dem Prinzen vorſtellend)

Die Gemahlin Hugos.

Und ſeine Tochter.

Prinz.

Edle Frau, wenn wir

Als Freunde nicht allhier zuſammentreffen,

So hoff' ich doch als Freund von euch zu ſcheiden.

Maria.

Ich weiß, Prinz Moritz von Oranien

Schätzt die Beharrlichkeit, fänd' er ſie auch

Am Feinde.

Prinz.

Dieſe Tugend wird zuweilen

Mit Eigenſinn verwechſelt.

Maria.

Oefter dient

Sie auch dem Ehrgeiz.

Prinz.

Laſſen wir die ſcharfen Worte;
Ihr ſollt mich beſſer kennen lernen, edle Frau.

Maria.

Wir kennen euch, ſeit wir im Kerker ſchmachten.

Prinz.

Wer hat des Gatten Loos zu theilen euch gezwungen?

Maria.

Wärt ihr vermählt, und könntet ſo mich fragen,
So wäre jetzt die Reih' an mir, euch zu bedauern.

Prinz.

Genug. Vertilgt ſey die Erinnerung
An das Vergangene.

Maria.

Seyd ihr ein Gott?

Prinz.

Man führe mich zu Hugo Grotius,
Er wird mit ſeiner Gattin mich verſöhnen.

Hauptmann.

In dieſem Zimmer —

Maria.

O bemüht euch nicht,
Ihr findet nur noch die Reliquien
Des Heiligen, der hier geſchmachtet.

Prinz. (Erſchrocken)

Wie?
Iſt Hugo todt!

Maria.

Wär' es ein Wunder, wenn
Die feuchten Mauern ihn vergiftet hätten?
Doch nein, ich ſtehe nicht hier, ſeinen Mördern
Zu fluchen, ſpotten will ich ihrer Ohnmacht —
Entflohn iſt Hugo Grotius.

Alle.

Entflohn?!

(Der Hauptmann eilt in das Zimmer)

Maria.

Durch eure Riegel, eure Hellebarden
Hat eines Weibes Liſt ihn kühn geführt,
Und der Gewalt hat Liebe obgeſiegt!

Hauptm. (Sehr erſchrocken zurückkehrend)

Sie redet wahr, er iſt entſprungen.

Prinz. (Ueberraſcht und erzürnt)

Wie?

Durch weſſen Hülfe?

Maria.

Durch die meinige.

Prinz.

Und welche Liſt —

Maria.

Wer zwingt mich, das zu ſagen?

Moritz. (Bey Seite)

Ich

Errathe.

Prinz.
Sprecht! wohin iſt er entflohen?

Maria.
Spione ſendet aus und laßt ihn ſuchen.

Prinz.
Weib! fürchte meinen Zorn!

Maria.
Ich fürchte nichts.

Prinz.
Wer ſind die Helfershelfer? denn allein
Habt ihr es nicht vollbringen mögen; redet!
Daß nicht Gewalt euch das Bekenntniß von
Den Lippen preſſe!

Maria.
Niemand hat darum
Gewußt, nur ich allein! das iſt mein Stolz.

Cornelia. (Beſcheiden)
Ihr raubt mir das geringere Verdienſt,
Ich habe mit darum gewußt, ſonſt keiner.

Prinz.

War das Geſetz euch unbekannt, das Jeden,
Der einen Volksaufwiegler zu befreyen wagt,
Dem Beil des Henkers überliefert?

Hauptmann.

Sie haben es gekannt.

Prinz.

So laſſ' ich dem
Geſetze freyen Lauf. Die Gattin büße!

Cornelia.

Vergeßt die Tochter nicht.

Moritz.

Falſch zeugen Beyde.
Ich bin der Thäter, ich allein.

Prinz. (Stutzt)

Wer ſeyd ihr?

Moritz.

Ich heiſſe Moritz Helderbuſch, ein Lieutnant
In dieſer Garniſon. Als Wayſen-Knaben

Hat Hugo Grotius mich aufgenommen,
Und dieſe Frau als Mutter mich erzogen.
Ich habe unter euch gedient, mein Prinz.
Doch als des Pflegevaters Schickſal kund
Mir wurde, daß in enger Haft er ſchmachte,
Sein theures Leben in Gefahr, da, Prinz,
Bewarb ich mich um den geringern Poſten,
Den Vater zu befreyen eilt' ich her,
Es iſt gelungen — ich allein bin ſtrafbar.

Maria.

Ha, Moritz! — glaubt ihm nicht! er lügt!

Cornelia.

Er ſelber
Hat oft die Hülfe mir verſagt, weil er
Mit ſeiner Pflicht ſie unverträglich hielt.

Moritz. (Auf Marien zeigend)

Prinz, dieſe liebt mich wie ihr eignes Kind,
(Auf Cornelien)
Und dieſes Mädgen hier iſt meine Braut,
Sie ſelber opfern ſich, um mich zu retten.

Maria. (Tief erſchüttert)

Moritz! was thuſt du!

Cornelia.

Prinz, bey Gott! er redet

Die Wahrheit nicht.

Prinz.

Was ſoll das? wer entwirrt

Mir dieſe Räthſel?

Hauptmann.

Prinz, ich ſteh erſtaunt,

Wie ihr, vermag nicht klar zu ſchauen in

Den ſonderbaren Zwiſt — doch Eines muß

Ich hier bezeugen: Moritz Helderbuſch

War ſtets ein wackerer Soldat, ein Mann

Von Ehre, dem ich noch in letzter Nacht,

Als mich die Pflicht nach Goreau rief,

hier das

Commmando anvertraut.

Cornelia.

Und hat er nicht
In eben dieſer Nacht des Vaters Flucht
Durch ſeine Wachſamkeit verhindert?

Maria.

Ja,
Das that er.

Hauptmann.

Ja, die Garniſon iſt Zeuge.

Moritz.

Ich that es nur um den gereiften Anſchlag
Noch ſicherer am Morgen zu vollführen.
Wollt ihr Beweiſe? ſagen dieſe nicht,
Es wiſſe Niemand, welche Liſt den Kerker
Ihm aufgethan? ich weiß es, ich! er ward
In einer Bücherkiſte fortgetragen!
Ich ſtand dabey. Hab' ich die Männer
Nicht ſelbſt gerufen, die den Kaſten trugen?
Hat der Sergeant zuvor, wie ſeine Pflicht
Es heiſchte, nicht ihn öffnen wollen? — Nun,

Ich hab' ihm ſeine Pflicht verboten, die
Verantwortung auf mich allein genommen
Könnt ihr das leugnen?

Maria. (Mit empörter Seele)
Moritz! wardſt du nicht
Getäuſcht wie er?

Moritz.
O nein, ich wußte alles.
Wollt ihr noch mehr Beweiſe? hört mich! Hugo's Sohn,
Der nemliche, der ſeinem Kerker jüngſt
Entſprungen, deſſen Spur die Generalſtaaten
Verfolgen ließen — denn auch das war mir bekannt —
Der Waghals lieferte ſich ſelbſt — in meiner
Gewalt war er bereits — entſchlüpfen ließ
Ich ihn — befragt die Garniſon — ich bin
Der Schuldige.

Prinz.
Gebt euer Schwerdt dem Hauptmann.

Maria.

Unſchuldig iſt er! vor dem höchſten Gott
Will ich's beſchwören!

Prinz.

Wohl, das wird ſich zeigen,
Es werd' ein Kriegsrecht über ihn gehalten,
Noch heute. Bis dahin verblieb' er in
Demſelben Kerker, deſſen Pforten er
Für Hugo will geöffnet haben.

(Zum Hauptmann auf die Weiber deutend)

Dieſen
Mögt ihr im Schloß bequeme Wohnung räumen,
Doch haftet ihr für ſie, bis im Verhör
Die Zeugen mir den Thäter kund gemacht. —
Schuldlos erfunden, mögen ſie dem Flüchtling folgen;
Unedle Rach' iſt meinem Herzen fremd. (ab)

Hauptmann.

Ich muß euch trennen. Folgt mir, edle Frau.

Maria. (Sehr ſchmerzlich)

Moritz!

Moritz. (Wehmüthig bittend)

Bin ich nun wieder euer Sohn?

Maria.

Willſt du ſo hart die Mutter ſtrafen, die
Ihr Kind verkannte? ſchenkſt du mir den Sohn
Nur darum wieder, um aufs neu mir ihn
Vom Buſen ſchmerzlicher zu reiſſen?

Cornelia.

Bruder!
Geliebter! nicht dieß fürchterliche Opfer! —

Hauptmann.

Ich darf die Unterredung nicht geſtatten.

Maria.

Ich folge — Moritz! immer warſt du mir
Gehorſam — ehre jetzt der Mutter Willen!

Cornelia.

Und der Geliebten Bitten laß dich rühren!

(Beyde ab mit dem Hauptmann)

Zwölfte

Zwölfte Scene.

Moritz allein.

Mein kühnſtes Hoſſen hat mir Gott verwürklicht!
Ich ſtehe ſtrafbar vor der *Welt*, doch ſchuldlos
Vor meinem eignen *Gewiſſen* da.
Von Tod und Kerker rett' ich meine Mutter
Sammt der Geliebten! meinem zweyten Vater
Erhalt' ich ſeine Gattin, ſeine Tochter!
Und habe *keine* Pflicht verletzet — *kein*
Vertraun getäuſcht, und *keinen* guten Menſchen
In mein Verderben mit hinab gezogen —
Ja, die ich liebe, *kennen* meine Unſchuld. —
Was will ich mehr? — O Gott! du haſt ſo ſchön
Den Knoten mir gelöſt! welch eine ſüße
Ruhige Heiterkeit umfließt mich plötzlich?
So war ich lange nicht. Blieb Hugo's *Geiſt*

Zurück in dieſen Mauern? ſchwebt er um mich? —
Wohl mir! ſein Kerker iſts, den ich bewohne!
Auf ſeinem harten Lager werd' ich fröhlich
Den lang entbehrten Schlummer wieder finden!

(ab in das Seitenzimmer)

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

(Der Schauplatz wie im zweyten Act. Es iſt Tag.)

Erſte Scene.

Der **Prinz** allein.

Daß er auch grade jetzt entfloh,
Der Unbiegſame! jetzt, da Barnevelts Blut
Für Ruh und Ordnung mußte fließen! — Ja,
Des Volkes Herzen ſind von mir gewendet;
Denn der Verräther, der an Frankreich bald,
Und bald an Spanien uns verhandeln wollte,
Beſtach das Mitleid durch ſein graues Haupt. —
Willkommen war mir die Gelegenheit,
Verblendete Gemüther zu gewinnen
Durch Gnade gegen Hugo Grotius,

Der ſchwärmend zwar, doch treu am Vaterlande hängt —
Ich durfte hoffen, daß es endlich mir
Gelingen werde, täuſchende Schulweisheit
Mit ſicherer Erfahrung zu vermählen — doch
Dahin iſt meine Hoffnung! und zu neuer Strenge
Zwingt mich die unbedachte Flucht.

Zweyte Scene.

Der Hauptmann. Der Prinz.

Prinz.

Nun, Hauptmann?
Wie ſtehts in Gorcum? habt ihr Kundſchaft ein-
Gezogen?

Hauptmann.

Ja, noch weilt der Flüchtling
Dort unter ſeinen mächt'gen Freunden, die
An Zahl und Muth mit jeder Stunde wachſen.

Durch ſeine Gegenwart befeuert, toben
Sie durch die Straßen ohne Scheu, bedrohen
Den Magiſtrat, die ſpärliche Beſatzung,
Vermeſſen ſich, den Greis an ihrer Spitze,
Zu rächen Barnevelts ſchmählichen Tod.

Prinz.

Die Blinden! — wie verhält ſich Hugo?

Hauptmann.

Jetzt
Noch ſtill. Es hat die unbequeme Flucht
Den ſiechen Greis erſchöpft; noch iſt er vor
Dem Volk nicht aufgetreten, das wild jauchzend
Um ſeine Wohnung lärmt; nur durch den Sohn
Hat er zur Ruh es laſſen ernſt vermahnen.

Prinz.

Wir dürfen nicht gering ihr Drohen ſchätzen,
Denn überall glimmt noch der Zwietracht Funke,
Und Hugos mächtige Beredſamkeit
Kann leicht zur Flamm' ihn blaſen. Seyd auf
euer Huth.

Hauptmann.

Für Hugo, meyn' ich, bürgen uns die Geißeln,
Sein Weib und ſeine Tochter.

Prinz.

Das ſey ferne.
Nur wenn an Hugos Flucht mitſchuldig ſie
Erfunden werden —

Hauptmann.

Nein; das Kriegsgericht
Hat beyde freygeſprochen — hier das Urtheil.

Prinz.

Wie lautet es?

Hauptmann.

Für ſchuldig, überwieſen,
Erklärt es Moritz Helderbuſch. Was er
Schon ſelbſt bekannt, iſt durch der Zeugen Mund
Bekräftigt worden. Mehr noch, der Sergeant,
Ein Mann von ſtrenger Pflicht, ſagt aus:

(Er lieſt aus dem Urtheil)

„Daß ſchon am Abend
„Er Hugo's Sohn verkappt allhier gefunden;
„Daß er ein Brieflein voll verdächtgen Inhalts
„Ihm abgenommen, drauf in ſichre Haft
„Ihn wollen führen, jedoch auf Befehl
„Des Lieutnants Helderbuſch ihn freygelaſſen,
„Sich auch entfernen müſſen, worauf beyde
„Sich lange flüſternd unterhalten."

Prinz.

Nun
So laſſe man dem Rechte ſeinen Lauf.

Hauptmann.

Weiß Gott, ich hätte meine Seligkeit
Für ihn verpfändet; aber — ſchwarz auf weiß —
Von Biedermännern reiflich abgewogen —
Ich kanns nicht tadeln — ſelber muß ich ſprechen:
Er iſt des Todes ſchuldig!

Prinz.

Gehet hin
Und kündigt ihm ſein Urtheil an.

Hauptmann. (Erſchrocken)

Mein Prinz — verzeiht —
Er iſt — wir waren Freunde — Herzensfreunde —
Doch ihr habt Recht — es iſt ja meine Pflicht.

(Ermannt ſich und geht in den Thurm.)

Dritte Scene.

Der Prinz. **Felix** (als Fiſcher ſchleicht aus dem Hintergrunde hervor).

Prinz.

Auch *meine* Pflicht — mit jedem Schritt
zum Ziele
Streut ſie der Dornen mehr auf meinen Pfad!

Felix. (Bey Seite)

Er iſt allein. Ein günſtiger Augenblick.

Prinz. (In Gedanken verſunken)

Die ſchwerſte Bürd' auf Erden iſt das *Glück*.

Felix. (Laut)

So laſſe ſtets der Himmel ſchwer euch tragen.

Prinz. (Stutzt)

Von wem kommt dieſer Wunſch?

Felix.

Von Einem, den Fortuna mit der Laſt verſchont.
Ich bin ein Fiſcher meines Handwerks. Nebenher
Laſſ' ich als Boten mich gebrauchen, was
Die Leut' in Gorcum mir vertrauen, auszurichten —
Verſteht ſich, wenn es gut iſt.

Prinz.

Burſche!
Kannſt du das Gute prüfen?

Felix.

O warum nicht?
Das lernt ſich wohl, wie an der Angelſchnur
Ein Kork ſich leiſe bewegt, wenn auf dem Grunde
Auch nur ein kleines Fiſchlein hat gefaßt,
So deutet auch des Herzens leiſe Regung
Auf gutes Wollen in der Tiefe.

Prinz. (Mißt ihn zweifelhaft)

Hm!
Wenn du für einen Fiſcher willſt gehalten ſeyn,
So rath' ich dir, die Sprache abzuändern.

Felix.

Ihr zweifelt? dem komm' ich zuvor.
Ein einzig Wort ſoll mir Vertraun erwecken:
Mich ſendet Hugo Grotius.

Prinz. (Stutzt)

An mich?

Felix.

An euch, mein Prinz. Denn er begehrt, was nur
Großmüthge Feinde ſich gewähren.

Prinz.

Was?

Felix.

Dieß Brieflein thut euch ſein Verlangen kund.

Prinz.

(Lieſt flüchtig den Brief, den Felix ihm reicht)

„Die Gattin und die Tochter ſoll ich ihm
„Nach Gorcum ſenden? — ſoll, was Lieb' und Pflicht
„Ihn zu befreyn gewagt, nicht rächen?" — Wie
Verſteh ich das? läßt Hugo ſich herab
Zu einer Lüge? — meynt er, unbekannt
Sey der Befreyer mir geblieben? — Doch
Gleichviel. Er hat in mir ſich nicht geirrt.
Sein Weib und Tochter ſind vor dem Geſetz
Schuldlos erkannt, ſind frey — und mögen folgen.

Felix.

Ha, Prinz! von allen euren Siegen, warlich!
Iſt dieſer der geringſten keiner!

Prinz.

Menſch,
Was nimmt dich Wunder? hab' ichs denn mit Weibern? —

Der Jüngling, der an ſeinen Pflichten zum Verräther ward, büßt heute noch die ſchwere Schuld.
Geh und bericht' es Hugo: ſeine Freyheit —
Sie koſtet Moritz Helderbuſch das Leben.

Felix. (Heftig erſchrecken)

Was ſagt ihr, Prinz? dem Leutnant Helderbuſch?

Prinz.

Ihm.

Felix.

Ha! unmöglich! — o! — wenn ihr herab
Euch ließt mir zu erklären —

Prinz.

Fiſcher, du biſt keck.
Allein es ſey darum, weil doch des Mannes Schickſal
Dir mehr am Herzen liegt, als deine Fiſche.
So geh denn hin, umſtändlich zu berichten,

Wie Hugo's Pflegeſohn ſich ſelber des
Verrathes angeklagt, was auch die Weiber
Mit ſeltnem Edelmuth dagegen vor-
Gebracht; ein Kriegsrecht hat, nach ſtrenger Prüfung,
Den Ueberwieſenen verdammt zum Tode,
Und nahe ſchon iſt ſeine letzte Stunde.

Felix.

Ha! jetzt erkenn ich ihn! das ſieht ihm ähnlich!
So büßen große Seelen kurzen Irrthum!
Den *Ueberwieſenen*! doch wohl nur durch
Sein eigenes *Bekenntniß*? welche Zeugen
Könnt ihr ins Angeſicht ihm ſtellen? wie
Beweiſt ihr ſeine Schuld? — O Prinz, verzeiht
Die Kühnheit des geringen Mannes, der
Wohl Dank verdient, weil er an einem Morde
Euch hindern will, denn warlich! Helderbuſch
Iſt ſchuldlos wie das Kind am Mutterbuſen.

Prinz.
Ohne mich auf Fragen einzulaſſen,
Die nur vielleicht den Fiſcher mir verriethen, den
Ich einmal nun nicht kennen will, ſey dir
Genug zu wiſſen, daß die Garniſon
Einmüthig ſeine Schuld bezeuget!

Felix.
Ha!
So ſteh ich gegen eure Garniſon!
Ich ſteh allein und ſtrafe ſie der Lüge!
Ich will beweiſen —

Prinz. (Drohend)
Fiſcher!

Felix.
Nein, das bin
Ich nicht. Ich, Felix, Hugo's Sohn, hab' in
Verwichner Nacht den Vater retten wollen,
Den gegen Gott und Recht ihr eingekerkert,
Und

Und Alles war bereit — gelungen wär' es —
Doch Helderbuſch allein hat es gehindert,
Für die vermeynte Pflicht ſogar ſein Leben
Gewagt — das ſoll mein Schwur bezeugen! Ja,
Ich, Hugo's Sohn, der von dem edlen Vater
Gelernt, durch keinen Schleifweg, keine Lüge,
Auch nicht einmal das Gute zu befördern,
Ich ſchwöre beym allmächtgen Gott! er iſt
Unſchuldig! — muß ein Opfer bluten, wohl,
Hier ſteh ich, laßt mich greifen, mir gebührts,
Für meinen Vater in den Tod zu gehen!
Ich Prinz, wollt' ihn befreyn, und habe recht
Behandelt, recht vor Gottes prüfendem Auge!
Und recht an meinem Vaterlande, das
(Mit einem bittern Blick auf dem Prinzen)
Ehrgeiziger Gewalt die Knice beugt. —
Jetzt tödtet mich — doch Helderbuſch ſey frey!

Prinz.

Jüngling, dein wildes Feuer ſprüht vergebens.

Den Mann bewegſt du nicht aus ſeinem Gleiſe.
Der Wagen des Geſetzes rollt zermalmend
Ueber den Verbrecher, und wer wagt es in
Der Räder Speichen frevelnd einzugreifen?
Geſprochen hat das Recht — vollzogen werd' es.

Felix.

Um Gottes Willen! ihr ermordet ihn!

Prinz.

Ich will nichts weiter hören. — Den Soldaten
Muß ich verdammen — doch den Sohn darf ich
Entſchuldigen und mag nicht wiſſen, ob
Aus Kindeslieb' er ſtrafbar wurde. Eile!
Nimm deine Mutter zu dir, ſammt der Schweſter;
Es ſtand in meiner Macht — ſo ſprich zum Vater —
Sein ganz Geſchlecht durch Ein Wort zu vertilgen
Doch nur des Vaterlandes Rache ſoll
Er ſcheuen, nicht die meine.

Felix.

So beſteht
Ihr feſt auf eurem Bluturtheile?

Prinz.

Feſt.

Felix.

Und Rechenſchafft vor jenem Richter —

Prinz.

Die
Geb ich.

Felix.

Kein Flehen rührt euch?

Prinz.

Keines.

Felix.

(Zieht verſtohlen einen Dolch, kämpft einige Augenblicke mit ſich ſelber, und ſteckt ihn dann haſtig wieder zu ſich)

Lebt wohl! (Raſch ab)

Vierte Scene.

Der Prinz allein.

Ein trotziger — ein wackrer Jüngling,
Des Vaters werth. — Dank ihm, daß ſeine Kühnheit
Zur Hälfte mir vergönnt, was einmal ganz
Zu üben Hugo's Flucht mich hindert:
Begnadigung, dem Volk' ein ſüßes Opfer,
Mir ſelbſt Erhohlung von verhaßter Strenge.

Fünfte Scene.

Der Hauptmann. Der Prinz. Mehrere Offiziere.

Prinz.

Hauptmann, mir ſagt die Bläſſe eurer Wangen,
Ihr habt die herbe Pflicht erfüllt.

Hauptmann.

So iſts.

Prinz.

Schämt euch der Thräne nicht, die von der Wimper
Euch zittert, denn ſie ziert den alten Krieger.
Glaubt mir, ich trocknete ſie gern.

Hauptmann.

Ich weiß,
Mein Prinz, ihr könnt und dürft das nicht.

Prinz.

Hat er
Sein Urtheil wie ein Mann empfangen?

Hauptmann.

Wie
Ein Held. Ja, Prinz, was bleibt dem Tugendhaften,
Wenn der Verbrecher ſo zu ſterben weiß?
Drum kann ich kaum der Hoffnung mich erwehren,
Er ſey nicht ſtrafbar —

Prinz.

Wie?

Hauptmann.

Ich weiß recht gut,
Wie alles ſich vereint, ihn zu verdammen,
Ich habe nichts, die Hoffnung zu begründen,
Und dennoch ſteht ſie feſt wie ein Panier,
Das noch zum Siege winkt, wenn ſchon die Schlacht
Verlohren ward.

Prinz.

Habt ihr vielleicht zu ſeiner
Vertheidigung noch irgend etwas auf-
Gefunden?

Hauptmann.

Nichts. Er ſelber bleibt dabey,
Sich ſchuldig zu *bekennen*. — *Eine* Bitte —
Nur *Eine* wagt er noch — das Kriegsrecht hat —
(Es wird ihm ſchwer das Wort auszuſprechen)
Den Strang ihm zuerkannt — den Strang! wie einem
Gemeinen Böſewicht — das hat ihn tief
Erſchüttert! um die einzge letzte Gnade
Fleht er durch mich — ihr wollet durch das Beil
Sein ſchuldig Haupt vom Rumpfe laſſen trennen.

Prinz.

Es kann nicht ſeyn.

Hauptmann. (Nach einer Pauſe)

Ihr habt noch dieſen Morgen
Beförderung mir zugeſagt — wie! wenn
Ich dieſe Gnade mir erbät' als Lohn
Für lange treue Dienſte? —

Prinz.

Wackrer Hauptmann,
Es thut mir weh, die Bitt' euch zu verſagen,
Doch urtheilt ſelbſt, die Zeiten ſind bedenklich,
Ein Krebs im Buſen iſt der Aufruhr, nicht
Durch *milde* Arzeney hemmt ihr das Gift,
Ein ſcharfes *Meſſer* nur ſetzt ihm die Grenze.
Wenn Hugo's *unbedingte* Freyheit plötzlich
Den Bürgerkrieg aufs neu entflammt, wer trägt die *Schuld*?
Nur dieſer Jüngling, und *ihn* dürft ich *ſchonen*?

Hauptmann.

Ich ſeh' es ein, ſtreng *müßt* ihr handeln um
Des Beyſpiels willen — und ich ſchweige — doch
Be-

Bekennen darf ich: noch vor keiner Schlacht
Hab' ich gezittert, wie vor dieſer Stunde.

Prinz.

Das eigne Leben wagen iſt nicht immer
Das Schwerſt' im Dienſt des Vaterlandes.
(Zu einem Adjutanten) Hört!
Es ſoll ſogleich die ganze Garniſon
Sich auf dem Waffenplatz verſammeln; den
Gefangnen führe man hieher. Wenn Alles
Bereit iſt zur Vollſtreckung, werd' es mir
Gemeldet. (ab in die Feſte. Der Adjutant rechts ab)

Sechſte Scene.

Der Hauptmann.

Einmal nur in meinem Leben
Hab' ich gebebt wie heute — damals als
Im Bürgerkrieg ich meinen eignen Bruder
Mir gegenüber unterm Feinde wußte,
Und beym Signal zum Angriff mir die Furcht,
Auf *ihn* zu ſtoßen, Arm und Füße lähmte. —
Was pochſt du Herz? — ich bin Soldat! —
es ſey
Dem wie ihm ſey, er hat die *Pflicht* verletzt,
Pflicht aber iſt die *Ehre* des Soldaten.
Bedauern darf ich ihn — doch nur bedauern! —
Sergeant! den Delinquenten führt herbey!
(Sergeant mit Wache geht in die Feſtung)

Hauptmann.

(Geht einigemahl unruhig auf und nieder, dann blickt er in die Ferne)

Die Garniſon tritt ins Gewehr — ſchon ziehen
Sie

Sie feyerlich mit den geſenkten Speeren
Durch jene Bäume, unwillkührlich zögernd —
Denn Alle liebten ihn! — Gern wär' ein Jeder
Im Schlachtgewühl ihm raſch gefolgt zum Tode!

Siebente Scene.

Moritz mit Wache. Der **Hauptmann.**

Hauptmann. (Bey Seite)
Jetzt ſtandhaft!
(Laut, doch mit abgewandtem Geſicht)
Lieutnant Helderbuſch, ich habe
Dem Prinzen eure letzte Bitte vor⸗
Getragen — doch es kann nicht ſeyn — nothwendig
Iſt Strenge Beyſpiels halber — glaubt, ich habe,
Was ich verſprach, redlich erfüllt.

Moritz.
Ich glaub' es.

Hauptmann.

Ergebt in euer Schickſal euch.

Moritz.

Das thu ich.

Hauptmann.

(Zögernd, und immer mit geſenkten Blicken)

Seyd ihr verſöhnt mit Gott?

Moritz.

Ich bin es.

Hauptmann. (Eben ſo)

Seyd ihr bereit zum Tode!

Moritz.

Ja.

Hauptmann. (Sich Gewalt anthuend)

Dem Prinzen gehe man zu melden, daß
Wir ihn erwarten.

(Ein Offizier geht ab)

Hauptmann.

(Nach einer abermaligen Pauſe, und immer ohne Moritz anzuſehn)

Habt ihr ſonſt noch etwas
Auf eurem Herzen? ein Vermächtniß oder
Ein Auftrag? legt ihn auf das Meinige,
Und nehmt mein Wort, er ſoll vollzogen werden.

Moritz.

Weiß meine Braut, was mir bevorſteht?

Hauptmann.

Nein.

Moritz.

So bringt es ihr mit Schonung bey, und tröſtet
Die Edle. Sagt ihr, was ihr ſehen werdet,
Ich ſey mit Freudigkeit geſtorben, auf
Der bleichen Lippe hab' ihr Nahme noch
Geſchwebt — Ich ſterbe dankbar!

Hauptm. (Seine Rührung unterdrückend)

Habt ihr ſonſt nichts an Freunde und Verwandte?

Moritz.

Ich bin ein Waiſenknabe. niemand hat
Sich meiner angenommen! — ohne Hugo
Wär' ich ein Bettler — und vielleicht
Noch etwas Schlimmeres geworden! *Ihm*
Verdank' ich jeden Biſſen Brod! und *mehr*,
Weit mehr! die *Liebe*, die man nicht aus einem
Gefüllten *Seckel* hohlen kann; nie hat er zwiſchen
Mir und den eignen Kindern unterſchieden,
Zum Menſchen und zum Bürger hat er mich gebildet,
Und endlich mir des Hauſes größten Schatz,
Die eigne Tochter zugeſagt — o Gott!
Verzweifelt hab' ich an der Möglichkeit
Ihm zu vergelten — Heil mir! Heil!
Die Stund' iſt da, vergelten werd' ich ihm!
Wenn ſich ein *kurzer* Augenblick der Marter
Mit langgeübter Tugend meſſen darf!

Hauptmann.

Habt ihr Verwandte nicht, ſo wirds an Freunden
Euch

Euch doch nicht fehlen; nennt mir ſie, damit
Ich euren letzten Gruß treu überbringe.

Moritz.

Ach! Freunde hatt' ich wenig — Einen nur —
An dem mit ganzer Seele ich gehangen —
(Er heftet ſein Auge wehmüthig auf den Hauptmann)
Doch ſcheint es faſt — er ſey mir abgefallen! —

Hauptmann.

(Sehr bewegt, dreht langſam den Kopf nach Moritz, und als er ſeinem Blicke begegnet, kann er ſich nicht länger halten; er öffnet die Arme, er wirft ſich hinein)

Wärs nicht in deiner Todesſtunde, Jüngling,
Den Vorwurf könnt' ich nimmer dir verzeihen.
Meynſt du, weil ich da ſtehe wie ein Stein
Auf einem Grabe, wär' ich auch ſo kalt? —
Gott mög' entſcheiden, wem von uns das Herz
Am engſten zugeſchnürt, am ſtärkſten blutet? —
Geh, Sterbender! du darfſt den Buſen öffnen —
Mir ſoll und muß die Pflicht das Herz umpanzern! —

Moritz.

Ich hab' hindurch geblickt durch dieſen Panzer!
Ich ſterbe freudiger — du bleibſt mein Freund.

Achte Scene.

Der Prinz. Vorige.

Prinz.

Jüngling, dich hat zum Tode das Geſetz
Verdammt. Erkennſt du ſeinen Ausſpruch für
Gerecht?

Moritz.

Gerecht.

Prinz.

Und weigerſt dich noch immer
Mitſchuldige zu nennen?

Moritz.

Keine hatt' ich.

Prinz.

Auch nicht *Mitwiſſende*?

Moritz.

Nur Gott und Hugo.
Drum hoff' ich, Prinz, ihr werdet ſeine Gattin
Der Haft entledigen.

Prinz.

Schon iſts geſchehn.

Moritz.

So hab' ich mit der Welt nichts mehr gemein. —
Die Stunde ſchlägt — der Himmel ſegne *euch*!
Mein Vaterland! dem ihr ein Held geweſen,
Dem ihr ein Friedengeber könnet werden —
Verzeiht — mein Herz iſt voll — dem Sterbenden
Iſt ſchon ein Wort vergönnt — reicht eure Hand
Dem biedern Hugo Grotius, denn keiner
Iſt eurer Freundſchaft würdiger, bey Gott!
Könnt' ich in meiner letzten Stunde *dieſen* Segen

Herab auf die verwüſteten Provinzen flehen,
Könnt' ich in meinem Blut der Zwietracht Fackel löſchen,
Wer wäre herrlicher als ich geſtorben!

Prinz.

Es iſt mir leid um deine Jugend, doch
Ich darf des Rechtes Lauf nicht hemmen. Geh,
Und wenn der *Feldherr* dich verdammt, ſo glaube,
Daß Moritz von Oranien dich bedauert. —
Man führ' ihn fort.

Hauptmann.

(Nach einer kurzen Pauſe, thut ſich Gewalt an, und giebt das Zeichen. Die Wache führt Moritz fort. Der Hauptmann winkt einem Offizier, auf den er ſich ſtützt, und langſam folgen will)

Prinz.

Hauptmann, *die* herbe Pflicht
Sey euch erlaſſen. Bleibet bey mir.
(Zu einem andern Offizier) Ihr
Vertretet ſeine Stelle. (Der Offizier ab)

Hauptmann.

Edler Prinz!
Für dieſe Gnade ſendet mich, ſobald
Ihr wollet, gegen eine Batterie
Auf Felſenſpitzen.

Neunte Scene.

Maria. Cornelia. (Stürzen aus der Feſtung)
Vorige.

Maria. (In höchſter Angſt)

Gott! was muß ich hören!

Cornelia. (Eben ſo)

Wo iſt er? — Hauptmann! ſprecht! um Gotteswillen!

Maria.

Unſchuldig iſt er wie ein Heiliger!

Cornelia.

Warum ſteht ihr ſo düſter da? o redet!

Maria.

Gebt einer Mutter Antwort, einer Braut!

Hauptmann.

(Deutet mit der Hand nach dem Richtplatz)

Maria. (Sinkt ohnmächtig zu Boden)

Cornelia. (Stürzt mit einem lauten Schrey fort)

Prinz. (Auf Marien deutend)

Man ſteh ihr bey. (Es geſchieht)

Prinz. (Düſter vorſchreitend)

O warlich! der Geringſte
Von meinen Dienern darf in dieſer Stunde
Den Herrſcherſtab mir nicht beneiden.

Hugo's Stimme. (Hinter der Scene)

Halt!

Prinz.

Was iſt das?

Hugo's Stimme.

Halt!

Prinz.

Wer ruft?

Hugo's Stimme.

Um Gotteswillen
Halt!

Hauptmann.

Seh ich recht? der alte Hugo ſteigt
So eben aus dem Boote.

Prinz. (Freudig erſchüttert)

Hugo!?

Maria. Sich aufraffend)

Hugo?!
(Sie wankt ihm entgegen)

Prinz.

Es werde die Vollſtreckung aufgeſchoben.
(Mehrere wollen fort nach dem Richtplatz eilen)

Hauptmann. (Schiebt ſie Alle weg)
Mich laßt! mich! jetzt bedarf ich keines
Führers! (ab)

Prinz. (In die Ferne nach Hugo blickend

Er iſt es. — Er iſt alt geworden. — Seine
Gefurchten Wangen zeihen *mich* der Grauſamkeit —
Doch *konnt'* ich anders?

Zehnte Scene.

Hugo (faſt athemlos) von **Marien** und **Felix** geführt. **Vorige.**

Hugo.

Prinz — hier bin ich — o!
Gebietet, daß man inne halte — daß
Kein ſchuldlos Blut um mich vergoſſen werde —

Prinz.

Seyd mir willkommen, Hugo Grotius.

Hugo.

Nachher von mir — jetzt Aufſchub, Prinz!

Prinz.

Seyd ruhig.
Was ihr begehrt, hatt' ich bereits geboten,
Sobald ich eure Stimme fern vernommen.

Hugo.

Gott ſey gedankt! (Er erhohlt und ſammelt ſich)
Hier bin ich — ſperrt mich ein —
Der Jüngling, den ihr opfern wollt, iſt
ſchuldlos —
Hat nie gewilligt — nie gewußt — nur ich —

Maria.

Nur wir!

Hugo.

Des Vaterlandes Heil und Ruhe
Erheiſchten meine Gegenwart in Gorcum;
Die Gattin blieb als Geiſel euch freywillig —
Ich ging, nicht ahnend, daß ein edler Fremdling
An Großmuth ſie noch übertreffen werde.
Doch will ich frey bekennen: hätte dort
Das Volk, wie vormals, meine Stimme folgſam

Vernommen; wäre Hoffnung mir geblieben,
Erbitterten Gemüthern meinen Geiſt
Der Duldung einzuhauchen: — Prinz, ich ſtünde
Jetzt nicht vor euch; der Gattin Freyheit, ja
Des Jünglings Leben hätt' ich höhern Zwecken
Geopfert! tiefe Wunden eigner Bruſt
Geſchlagen, um das Vaterland zu heilen. —
Doch als ich ſah, der Brand ſey nicht zu löſchen;
Durch meinen unbeſcholtnen Nahmen wolle
Nur der Parthgeiſt ſich verſtärken — da
Beſchloß ich mit zerrißnem Herzen mein
Zerrüttet Vaterland zu fliehen — darum
Sandt' ich den Boten, um die Meinigen
Mir zu erflehn von eurer Menſchlichkeit.
Er kam zurück — verkündete, was er
Geſehn, gehört — kein Augenblick Bedenken,
Ob ich die wenigen, die letzten Tage,
Erkauft durch meines edlen Sohnes Blut,
Frey unter ferner Zone wolle leben?
Ob hier in Feſſeln ſeiner Unſchuld Zeuge?

Prinz.

Wie, Hugo? *darum* nur gingt ihr nach Gorcum?
Der Zwietracht Fackel auszulöſchen?

Hugo.

Darum.

Felix.

Hätt' er gewollt, wir ſtünden jetzt vielleicht
An eines Heeres Spitz' euch gegenüber.

Prinz.

Nicht Ehrgeiz — Rache nicht — hat euch entflammt?
Gewagt, gelitten habt ihr für den *Frieden*?
Ihr wolltet nur den *Frieden*? darf ichs glauben?

Hugo.

Ihr zweifelt noch? ihr habt mich nie gekannt.
Iſt Weisheit nicht die Blüte der Erfahrung?
Was nützt Erfahrung, wenn ſie einem Greiſe
Der Leidenſchaften Abgrund nicht verſchließt?

Hab' ich umſonſt in dieſer Schreckenszeit gelebt,
Wo lockre Bande ſchmerzlich blutend riſſen? —
(Begeiſtert)
Vor meiner Seele ſchwebt das finſtre Bild —
Wenn in der neuen Welt des Wilden Fauſt
Den Feuerbrand in dürre Steppen ſchleudert,
Und ſich die Flamme mit dem Sturm vermählt,
Dann wälzen ſich die rothen Feuerwogen
Schnell unaufhaltſam durch die breite Fläche,
Und jeder grüne Halm verzehrt ſich kniſternd,
Und jeder Baum wird eine lodernde Fackel!
Der glühende Tod ereilt das kriechende
Gewürm — die Klapperſchlange ringelt ſich
Und ziſcht vergebens in die ziſchende Flamme!
Der Löwe flieht, der königliche Tyger,
Und neben ihm die furchtſame Gazelle —
Es miſcht — o Wunder! — allgemeine Noth
Aus Feinden ſich vertraulich Eine Heerde,
Sie alle fliehn den ſichern Bergen zu,
Und brüllend — aber friedlich ſchauen ſie
Hinab in die Zerſtörung —

So der Menſch!

Wenn eines Schwärmers unverſtändger Sinn
Ein ruhig Land im tollen Wahn entzündet,
Daß einſt die Aſche es befruchten werde.
Dann kommt der Sturm, der aller Bande ſpottet,
Und treibt im Nu die Flamme weit umher,
Daß mit dem Unkraut auch die guten Früchte,
Die ſchattenreichen Bäume ſich verzehren —
Und was nicht fliehen kann, das frißt der Tod. —
Doch die Entronnenen — Freund' oder Feinde —
Vergeſſen ihren Zwiſt im allgemeinen
Aufruhr — ſie reichen ſich verſöhnt die Hand,
Gelobend, mit vereinter Kraft zu bauen
Des Vaterlands verheerten rauchenden Boden.
Was jeder glaubt, verſchließt er ſtill im Buſen;
Wie jeder handelt, fragt nur das Geſetz.
Rechthaberey macht mit dem Schwerdt ſich Platz,
Das Recht geht ſtolz — doch ſtille ſeinen Weg.

Die Leidenſchaft zerreißt die Wolken wie
Ein Blitz — die ſanfte Wahrheit theilt ſie nur,
Und eh ſie jener ſich zur Hülle leyht,
Tritt lieber ſie zurück in das Verborgene. —
Darum kehr' ich zurück. — Kann ich das Gute
Nur durch Zerſtörung würken, o ſo möge
Ein ewger Kerker lieber mich umſchließen! —

Prinz.

Denkt Hugo, wie er ſpricht, ſo waren wir nie Feinde;
Zum neuen Bunde reich' ich ihm die Hand.

Hugo.

Will dieſe Hand des Friedens Segnungen
Dem Vaterlande ſchenken, o ſo will
Ich gern vergeſſen, daß ſie Freundes Blut
Vergoß. (Er ergreift des Prinzen Hand)

Prinz.

Nehmt eure Aemter, eure Würden
Zurück.

Hugo.

Nicht ſo, mein Prinz, dem Greiſe ziemt
Die Ruhe.

Prinz.

Wollt ihr die *Gewalt* nicht theilen,
So darf der *Freund* auf weiſen *Rath* doch zählen?

Hugo.

Gern blieb' ich im Verborgnen unter meinen Kindern,
Die mir der Staat zu lange ſchon geraubt.
Wo ſind ſie! wo der Jüngling, der, um *mich*
Zu retten, aus der Welt ſich wollte *lügen*?
Herbey, daß ich ihn ſcheltend ſegne! ſcheltend
Die Tochter in die Arme werfe!

Letzte Scene.

Moritz. Cornelia. Hauptmann. Vorige.

Moritz. (Zu Hugo's Füßen)
Vater!

Felix. (Sinkt auf ihn herab)
Vergieb mir, Bruder!

Maria.
Sohn!

Hugo. (Legt beyde Hände ſegnend auf ihn)
Ja, Sohn!

Cornelia.
Mein Gatte!

(Der Vorhang fällt)

Ende.

In meinem Verlag iſt erſchienen:

Almanach der Chroniken

für das Jahr 1804

von

August von Kotzebue.

Ich kann dem Publikum keinen richtigern Begriff von dem Büchlein machen, als indem ich einen Theil der Vorrede des Verfaſſers hier einrücke:

Es gebe der Blumen ſo viele es wolle, der Blumenliebhaber wird doch keine überflüſſig finden. Das wuchernde Unkraut mag er ſelbſt ausrotten und aus dem Garten werfen. So auch mit den Almanachen, die, an froſtigen Wintertagen, auf den Toiletten der Schönen die Stelle der Blumen vertreten ſollen. Es iſt wahr, ihrer ſind ſchon ſo viele, daß man ein Boudoir damit pflaſtern könnte, und noch alljährlich treiben neue Sprößlinge hervor, die freylich oft ihren erſten Geburtswinter nicht überleben. Aber was ſchadet's? Geht es doch dem Menſchengeſchlecht nicht um ein Haar anders, als dem Almanachsgeſchlecht. Nur ein geringer Theil der neugebohrnen Kinder wächſt heran, lebt, ſpielt ſeine Rolle gut oder übel, erkrankt und ſtirbt. Doch ich habe noch keinen Vater gekannt, der ſich von dieſer Betrachtung habe abhalten laſſen, ein Kind in die Welt zu ſetzen.

Darum gehe hin, mein Söhnlein, in Gottes Nahmen! du wunderlicher Knabe, den ich unter gothiſchen Ruinen mit einer geſpenſtiſchen Nymphe der Vorwelt erzeugt. Erzähle den Leuten, was ſie immer gern hörten: Feuer- und Waſſersnoth, Belagerungen, Mordthaten, Geſpenſtermärchen, Schiffbrüche u. ſ. w. Sammle deine Geſchichten aus wackern alten Folianten, die Niemand mehr leſen mag, ſtutze ſie zu, wirf auch zuweilen eine abentheuerliche Geburt eigner Phantaſie dazwiſchen; plaudre nach Gefallen, dir iſt Alles erlaubt, nur nicht Langweile zu machen u. ſ. w.

Wie auch dieſe oder jene Parthey von den Werken des Verfaſſers urtheilen mag, ſo kommen ſie doch alle darin überein, daß ſeine Schriften keine Langeweile erregen, und dieſes Lob wird auch bey dem Almanach der Chroniken ihm wohl Niemand verſagen. Der Kunſt, mit Leichtigkeit zu erzählen, die er beſitzt, hat er hier noch einen Anſtrich von Gothiſch-Antiken gegeben, der gerade bey dieſen Gegenſtänden glücklich angebracht zu ſeyn ſcheint. Der Almanach enthält: Die Begebniſſe eines Predigers während der Eroberung von Magdeburg — die Höhle des Zoptenberges, ein Volksmärchen — mehrere rührende und intereſſante Anecdoten von der ſchleſiſchen Sündfluth zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — eines Herzogs von Gotha Schiffbruch auf der Oſtſee — des heiligen Josephs Ernennung zum Oberlands-Burggrafen von Bayern — Bürgerhaß und Bürgerliebe in zwey Beyſpielen aus Augsburg und aus Lüttich — ein feyerlicher Zweykampf im Jahr 1522 — ein quälendes Geſpenſt zu Gebeſen in Thüringen — die Fürſtenwahl in Kärnthen — böſe That der Kreuzherren zu Danzig im Jahr 1411 — Monmouths Hinrichtung — Erasmus Luegers Troz und Strafe — Cunz von der Roſen. Kayſer Maximilians kurzweiliger Rath, (eine edle treffliche Handlung) — Capitain Blies Tapferkeit und wunderbare Errettung. — Dieſer Inhalt wird zur Gnüge beweiſen, daß die Wahl der Gegenſtände glücklich geweſen. Ich habe von meiner Seite alles beygetragen, was in meinen Kräften ſtand, um dieſen Almanach zu einem ſehr eleganten Geſchenk für Damen zu machen. Dreyzehen der intereſſanteſten Scenen und ein paſſendes Titelkupfer ſind von Catel gezeichnet, und von den beſten Meiſtern, Arndt, Bolt, Buchhorn, Froſch, Haldenwang, Kohl, Meyer, Penzel und Roßmäsler geſtochen worden; der farbige Umſchlag iſt, mit der Abbildung eines der älteſten deutſchen Kunſtwerke, zwey Statuen aus der Domkirche zu Naumburg, verziert. Als Anhang ſind Tabellen zur Bemerkung der Feſttage des häuslichen Glücks und des geſellſchaftlichen Lebens hinzugefügt, die abermals für jeden Monath mit ſehr niedlichen Kupfern von denſelben Meiſtern und im antiken Geſchmack des Ganzen gezeichnet worden. Der ebenfalls ſehr ſauber in Kupfer geſtochene Calender iſt beſonders beygelegt, um bey Verſendung in diejenigen Länder, wo fremde Calender nicht erlaubt ſind, weggelaſſen werden zu können. Kurz, ich glaube nichts verſäumt zu haben, um ein Taſchenbuch zu liefern, mit welchem an Eleganz, und ſelbſt an Kunſtwerk wohl wenige ſich meſſen dürfen.

Der Preis iſt auf Schreibpapier 2 Rthlr. 16 Gr. In ſeidenem Einband 4 Rthlr. Auf Velinpapier in ſeidenem Einband 5 Rthlr.

Paul Gotthelf Kummer.

Die
Huſſiten vor Naumburg
im Jahr 1432.

Ein
vaterländiſches Schauſpiel mit Chören
in fünf Acten.

Von
August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1803.

GESCH[illegible]
FRESE[illegible] IS

Die
Huſſiten vor Naumburg
im Jahr 1432.

Ein
vaterländiſches Schauſpiel mit Chören
in fünf Acten.

Perſonen.

Hildebrand, Burgemeiſter zu Naumburg.

Wolf, Viertelsmeiſter.

Bertha, ſein Weib.

Procopius, Heerführer der Huſſiten.

Rathsherrn. Burger und Bürgerinnen. Landleute. Kinder. Ein Herold. Huſſiten.

Die Scene iſt in und vor Naumburg.

Die Handlung beginnt am 28. July mit Tages Anbruch, und endet gegen Abend.

Erſter Act.

(Der Markt zu Naumburg. Den Hintergrund nimmt das Rathhaus ein, vor welchem ſich in ſeiner ganzen Länge eine breite Treppe von fünf bis ſechs Stufen hinzieht. Rechts im Vordergrunde ein kleines, unanſehnliches Haus des Viertelsmeiſters Wolf. Es iſt früher Morgen.)

Erſte Scene.

Chor.

(Von frölichen Bürgern und Bürgerinnen, die mit Senſen und Sicheln an die Feldarbeit gehn. Das Schlagen der Sicheln an den Wetzſtein begleitet den frohen Geſang.)

Auf, Schnitter! euch ladet die reiche Natur
Hinaus in die bunte, geſegnete Flur!
Es fächelt kühlend die Morgenluft,
Balſamiſch wehet der Blumenduft,
Die Aehren winken,
Die Sicheln blinken,
Die Lerche zum frölichen Tagewerk ruft.

Hinaus, ihr Schnitter! hinaus,
Die Alten bewachen das Haus.

(Gegen das Ende des Geſanges tritt **Wolf** aus ſeiner Hütte. Die Bürger grüßen ihn freundlich. Er dankt eben ſo, und hört das Lied mit Wohlgefallen. Als die Schnitter davon ziehn, nicken ſie im Vorbeygehn ihm noch einmal zu. Einige ſchütteln ihm auch die Hand. Ihr Geſang verliert ſich dann in der Ferne.)

Zweyte Scene.

Wolf allein.

Ich mag ſie wohl, der Menſchen laute Freude,
Die ſich um Gottes reiches Füllhorn drängt,
Wenn die Natur in ihrem Fruchtgeſchmeide
Gleich einer Braut den Bräutigam empfängt:
Wenn überall das goldene Getrayde
Vollkörnigt tief zum Mutterboden hängt,
Der Schnitter in die Aehrenwälder dringet,
Und zu dem Danklied ſeine Sichel klinget.

Ich mag auch wohl die tiefe Ruh und Stille,
Die über Dorf und Stadt ſich dann verbreiten,
Nur einſam zirpt am öden Heerd die Grille,
Du hörſt den Fuß durch ferne Straßen ſchreiten,
Du ſiehſt nur Greiſe noch durch ihre Brille
Beſorgt und klug die ferne Witt'rung deuten;
Ja auch von Kindern läßt ſich keines hören,
Denn ſie ſind mit hinaus und ſammeln Aehren.

Und wenn am Abend mit gebräunter Wange
Der Schnitter heim vom kahlen Felde zieht,
Und mit der Veſperglocke hellem Klange
Sich frölich miſcht das muntre Erndtelied,
Und auf der hohen glattgeſchnitzten Stange
Der Aehrenkranz im letzten Strahle glüht,
Dann ſammeln auch die Alten ſich verſtändig,
Der Becher ſchäumt, und Alles wird lebendig!

(Er will in das Haus)

Dritte Scene.

Bertha und Wolf.

Wolf.

(Zu Bertha, die ihm in der Thür entgegen tritt)

Sieh, ſieh, biſt du ſchon wach? ich ließ dich
ſchlummernd.

Bertha.

Längſt wär' ich hier, doch weißt du, wie der
Guſtav,
Der kleine Schelm, nur lauert bis du gehſt,
Um ſchmeichelnd ſich in meinen Arm zu
ſchmiegen,
Da wird die Zeit vertändelt —

Wolf.

Herrlich iſt
Der Morgen, und ein frőliches Getümmel
War ſchon auf dieſem Platz. Die Schnitter
zogen
Hinaus mit Sang und Klang.

Bertha.

Ich hört' es wohl.

Wolf.

Mit reicher Hoffnung hat Gott abermals
Die Felder uns geſegnet! liſpelnd wogt
Das goldne Meer im lauen Winde, herz-
Erfreulich iſt der Anblick!

Bertha.

Könnten wir
Vom eignen Acker mähn, dann wärs erfreulich.

Wolf.

Das thun wir ja. Die Werkſtatt iſt mein Acker.
Da treib' ich meinen Pflug Jahr aus Jahr ein,
Und kümmre mich um Wind und Wetter nicht.

Bertha.

Wohl wahr und gut; doch, Lieber, wenn du nun
Erkrankeſt, wie im letzten bangen Herbſte?

Wolf.

Ey dann gewährt uns Gott die vierte Bitte:
Getreue Nachbarn und desgleichen. Haben

Die Herren Patres im Georgen-Kloſter,
Und auch die wackeren Benedictiner
Nicht oft die leere Küche wohl verſorgt?

Bertha.

Um deinetwillen, weil du redlich biſt
Und arbeitſam, dabey ſtets guter Dinge,
Auch wohl mitunter einen Schwank erzählſt;
Das mögen ſie wohl leiden. Aber würdeſt
Du plötzlich von der Welt gefodert — ſprich,
Was würde dann aus acht unmündgen Knaben?

Wolf.

Die erben Fleiß und Redlichkeit von mir,
Dabey verhungert hier in Naumburg Keiner.
Iſt doch ein Gott, der Lilien kleidet und
Den Sperling füttert, ihm vertraue!

Bertha.

Ja
Von Herzen; aber dennoch ſing' ich ſtets
Mein altes Lied: ein kleines Eigenthum!
Das gäbe heitern Blick in dunkle Zukunft.

Wolf.

Und weil ich keines habe, wollteſt du
Am Erndte-Jubel mir mein Theil verkümmern?
O Bertha! lehrt' ich nur zum Zeitvertreib
Die ſchönen Lieder dich der Meiſterſänger?
Wohl iſt Geſang des Frohſinns holde Blüthe,
Doch muß ſie Frucht anſetzen im Gemüthe;
Wer lüſtern nur verwöhnte Sinne letzt,
Der iſt nicht werth, daß ihn ein Lied ergötzt. —
Wie oft hat uns ein kräftig ſchönes Wort
Zum Lob der Gnügſamkeit, dieß Kind der Noth
In ein Geſchöpf der eignen Wahl verwandelt? —
Ich bin zufrieden! ja, ich bin zufrieden!
Erhalte Gott mir dich, die Kinder, Kraft
Zur Arbeit, leichten Sinn, die offne Bruſt
Für fremden Gram und Freude — ha!
Was will ich mehr? mein Loos iſt kein geringes!

Bertha.

Wie du nun biſt; aus Allem ſchöpfſt du Freude.

Wolf.

So ſtöre nicht mein gnügſam froh Gemüth.
Sieh, heute leb' ich wie ein Fiſch im Waſſer!
Die reine Morgenluft, die mir die Bruſt erweitert,
Der Schnitter fernes Lied, das meinen Sinn erheitert,
Die gute Vaterſtadt, die mich im Schoos erzogen,
Wo um des Fleißes Frucht mich nie Gewalt betrogen,
Der eigne kleine Heerd, der ſonnenreiche Garten,
In dem acht Kinder mit dem Frühſtück auf mich warten,
Ein Weib, das funfzehn Jahr mir jeden Tag verſüßet —
(Er ſchließt ſie in ſeine Arme)
O Gott! erhalte, was mein Herz dankbar genießet!

Bertha.

(Trocknet ſich bewegt die Augen)

Ich weiß nicht, wie es kommt, ſtets muß ich weinen,
Wenn du ſo froh, ſo herzlich zu mir redeſt. —
Mein guter Mann!

Wolf.

Ein Weib, dem ſolche Thränen
Im Auge ſtehn, hat keinen Reiz verlohren!
(Er drückt ſie an ſeine Bruſt. Man hört plötzlich die Sturmglocke läuten)
Ha! was iſt das?

Bertha.

Man läutet Sturm.

Wolf. (Um ſich ſchauend)

Es muß
Ein Feuer ausgebrochen ſeyn.

Bertha. (Eben ſo)

Noch ſeh'
Ich nichts.

Wolf. (Sich entfernend)
Man ſtürmt ſo laut, ſo haſtig.

Bertha. (Aengſtlich)
Geh
Nicht von mir, Wolf.

Wolf.
Wo ſind die Kinder!

Bertha.
Alle
Daheim.

Wolf.
So geh' auch du. Brennts irgendwo,
So ſende flugs die Kinder auf die Wieſe.
Du aber hilf den Nachbarn retten.

Bertha.
Ja,
Wenn ich zuvor das Unſre —

Wolf.

Ach wir haben
Nicht viel, mein Handwerkszeug iſt bald geräumt.

(Nach dem Thurme ſchauend)

So ſtürm' als wolleſt du die Todten wecken! —
Doch werd' ich keine Feuersbrunſt gewahr.

Bertha.

Ach Gott! was mags bedeuten?

Wolf.

Harre, da
Kommt Nachbar Welding, er iſt leichenblaß.

(Ein Bürger eilt über die Bühne)

Was gibts?

Bürger.

Die Feinde ſind vor unſern Thoren!

Wolf.

Die Feinde? welche Feinde?

Bürger.

Die Huſſiten! (ab)

Wolf. (Erſchüttert)

Gott ſey uns gnädig!

Bertha. (Heftig erſchrecken)

Gott erbarme ſich!
Sinds die Huſſiten, ſo iſts aus mit uns!

Wolf. (Schnell wieder gefaßt)

Nun, nun, den Kopf nur nicht verlohren; Mutter.
Leichtgläubig iſt der Nachbar. — Kommt mirs doch,
Je mehr ich ſinne, wie ein Mährchen vor.

Vierte Scene.

(Ein Haufe von Schnittern ſtürzt auf die Bühne. Von allen Seiten ſammeln ſich erſchrockne Bürger.)

Schnitter.

Weh uns!

Wolf.

Was habt ihr?

Ein Schnitter.

Die Huſſiten!

Wolf.

Rede
Doch klug, wo kämen die Huſſiten her?
Der Churfürſt ſteht bey Leipzig mit dem Heere.

Der Schnitter.

Der Feind auf unſern Bergen! flieht!

(Sie wollen ſich zerſtreuen. In dieſem Augenblick tritt

Fünfte Scene.

der Burgemeiſter, von einigen Rathsherren umgeben, dem größern Haufen entgegen.)

Burgemeiſter.

Wohin?
Bleibt Kinder! welch verworrenes Getümmel!
Bin ich in Naumburg? ſind das meine Bürger?
Die ich beſonnen ſtets und unverzagt
Gekannt?

Der Schnitter.

Geſtrenger Herr! die Feinde, die Huſſiten!

Burgemeiſter.

Gebt doch nicht dem Schrecken Raum,
Dem trüglichen. Hat unſer gnädger Churfürſt
Bey Leipzig doch ein ſtattlich Heer geſammelt,

Fünftauſend Reuter, und der Lanzen Knechte
Noch dreymal mehr, der tapfre Marggraf
Friedrich
Von Brandenburg iſt mit ihm, auch der Erz-
Biſchoff von Magdeburg, und Herzog Wil-
helm,
Wir dürfen ſolcher Macht uns wohl vertrauen.

Der Schnitter.
Ach Gott! wir ſahn mit eignen Augen!

Burgemeiſter.
Was?

Der Schnitter.
Die Fähnlein auf den Bergen — Helme
blinken —
Aus jedem Gipfel wächſt ein Lanzenwald.

Burgemeiſter.
Wenn es nun Sachſen wären? unſer Chur-
fürſt?
Und wenn er ſo verzagt die wackern Männer
Von

Von Naumburg fände? ſchämt euch! faſſet Muth!
Schon ſandt' ich Kundſchaft aus: der Sache auf
Den Grund zu kommen. Bis dahin bleibt ruhig.
So müſſe weder Freund noch Feind euch ſehen.

Sechſte Scene.

(Noch einige Schnitter, welche zwey fremde Bauern in ihrer Mitte führen)

Ein Schnitter.

Gott ſteh' uns bey! da bringen wir Landleute,
Die das nackte Leben kaum gerettet.

Burgemeiſter.

Wer ſeyd ihr?

Ein Bauer.

Männer von Gleina bey Zeiz.

Burgemeiſter.

Was wißt ihr? redet.

Der

Der Bauer.

Der Churfürſt iſt geſchlagen!
Sein ſtattlich Heer zerſtreuet! —
Es wälzten die Huſſiten
Wie rauſchende Waſſerfluthen
Sich über die Gebürge,
Wohl mehr als ſechzigtauſend,
Zerſtörten Oſchaz, Grimma —
Bey Altenburg gelagert
Beſiegten ſie die Sachſen,
Die auf der blutgen Wahlſtatt
Die Leichen gräßlich häuften!
Dann flogen Feuerbrände
In fruchterfüllte Scheunen,
Auf Gott geweyhte Tempel,
Die Feuerſäule praſſelt,
Und in den Flammen kreiſchen
Säuglinge, Greiſe, Prieſter —
Ja, auch der Heilgenbilder
Verſchonet nicht ihr Wüten!
So zogen ſie von dannen,
Und übten ohne Maaß

Der Greul im Land' umher
Mit Mord und Kirchenraube.
Auch ſtanden ſie ſchon geſtern
Bey Oſterfeld gelagert,
Und heute zieht das Wetter
Sich über euch zuſammen!
Wir ſahen Klöſter, Kirchen,
Und unſre Hütten brennen!
Und unſre Kinder bluten!
Kaum ſind wir ſelbſt entronnen,
Den Jammer zu verkünden!

Das Volk.

Weh uns! wehe!

Burgemeiſter.

Nicht dieſes Angſtgeſchrey! die Weiber ſendet
Nach Haus, mit Männern will ich mich berathen.

(Ein Trompetenſtoß in der Ferne)

Was gibt es?

Erſter Rathsherr.

Fürchtet nichts, die Thore ſind
Verſchloſſen.

Burgemeiſter. (Sanftlächelnd)
Junger Mann, ich fürchte nichts;
Der Muth ſteht treulich dem Beruf zur Seite.
(Ein Thorwächter tritt auf)

Thorwächter.
Ein Herold an der Pforte begehret Einlaß.

Burgemeiſter.
Führt ihn her. (Der Wächter geht)
Ihr, meine wackern Bürger, höret ruhig,
Was er verkünden wird. Unmännlich Zagen
Laßt nicht an euch erblicken, auch nicht Trotz.
Seyd ſtill und ernſt, und ſtumm wie eure Mauern.
Dem Rath geziemt zu ſprechen, wenns vonnöthen.

Siebente Scene.

Der **Herold** tritt auf.

Burgemeiſter.

Sey uns gegrüßt! — biſt du ein Friedensbote,
So ſey geſegnet.

Herold.

Fluch bring' ich der Stadt!
Ihr Bürger hört! mit euch hab' ich zu reden. —
Procopius, der Böhmerfürſt, mein Feldherr,
Will, daß ihr wißt, warum der Rache Gott
Dieß Strafgericht heut' über euch verhänget.
Drum ſammelt euch um mich, und hört, und
zittert!

(Er beſteigt die Treppe des Rathhauſes, und ſteht auf der obern Stufe)

Burgemeiſter.

Wir zittern nicht einmal vor Gott; denn er
Iſt gnädig. Rede Herold!

Herold.

Ein frommer Mann hat jüngſt in Prag gelebt,
Johannes Huß, begabt mit hoher Weisheit.
Der Pfaffen Trug, den Welſchen Kirchenzwang,
Wußt' er von Gottes reinem Wort zu ſcheiden.
Das lehrt' er freudig, ohne Menſchenfurcht,
Darob der Pabſt den Bann auf ihn geſchleudert,
Und des Conciliums zu Coſtnitz Väter
Ihn vorgeladen, daß er ſeine Lehre
Vertheidige vor dem Concilium.
Deß war er willig, und begehrte nur
Ein frey Geleit vom Kayſer Sigismund.
(Er erhebt die Stimme lauter)
Und Kayſer Sigismund hat frey Geleit
Dem frommen Huß verliehen. Merkt das wohl!
(Er fährt fort wie anfangs)
Er zog getroſt gen Coſtnitz, trat beſcheiden
Vor das Concilium, und ſprach verſtändig:
„Kein Ketzer bin ich, das verhüte Gott!
Und ſollt' ein Irrthum meinen Geiſt umſtricken,
So überführe man mich deſſen aus
Der heilgen Schrift. Gern leiſt' ich Widerruf."

(Er erhebt die Stimme)

Da ward, nicht achtend kayſerlich Geleit,
Der fromme Huß in Kerkerſchmach geworfen,
Sein Fuß im Thurm mit Ketten angeſchmiedet!
Den Treubruch merket wohl!

(Er fährt fort wie zuvor)

Als drauf die Böhmen
Vor Kayſer und Reich, auch dem Concilio
Gar bitterlich Beſchwerde drob geführt,
Hat man zum Schein dem frommen Huß Gehör
Vergönnt; jedoch ſo oft er einen Satz
In heilger Schrift mit Ernſt begründen wollen,
Ward flugs ein wütendes Getös erhoben,
Daß keiner des Bedrängten Wort vernommen,
Und ſchienen wilde Thier' in einer Höhle,
Nicht aber Kirchenväter da verſammelt.
Er aber duldet' ſchweigend ihren Hohn. —
An heilger Stätte, vor dem Altar Gottes,
Vor Kayſers Majeſtät und allem Volk,
Ward durch den Büttel ihm der Mund verſchloſſen,
Daß er voll bittrer Wehmuth, aufwärts blickend,

Gott ſeine Sach' anheim geſtellt! — Sie aber
Entweyhten ihn vom heilgen Prieſteramt,
Den Meßornat ihm von der Schulter reißend!
Der Hölle ſeine Seele anbefehlend! —
Er aber ſprach: „Laßt eure Seelen Gott
Befohlen ſeyn! Verzeihung meinen Henkern!" —
So wandelt' er getroſt zum Scheiterhaufen,
Als ſey ein feſtlich Mahl ihm zubereitet.
Und als die Flamme kniſternd ihn umlodert,
Da ſang er frölich und mit heller Stimme
Das Lob der Wahrheit mitten in den Flammen,
Bis ihn — den Märtyrer — die Glut erſtickte. —
Drauf ward vom Büttel ſein Gebein zerſchlagen,
Und ſeine Aſche in den Fluß geſtreut. —
Nun aber iſt aus ſolcher Greuelthat
Ein langer, blutger Krieg erwachſen — wir,
Die treuen Jünger, ſind erſtanden, unſers
Verklärten Meiſters blutge Schmach zu rächen
Mit Feu'r und Schwerdt! ſo haben wirs beſchworen!
Und wißt, ihr Bürger Naumburgs, euer Biſchoff
War der geſchäftgen Rädelsführer Einer,

Der an das heilige Haupt die frevelnde Hand gelegt!
Deß Stimme laut zu Coſtniz ihn verdammte!
Drum ruf' ich wehe über eure Stadt;
Und dreymal wehe ruf' ich über euch!
Denn alſo ſpricht Procopius, mein Feldherr:
„Um deines Biſchoffs Frevel willen, ſollſt
Du Naumburg von der Erde ſtracks
Vertilget werden! kein Stein bleib auf dem andern,
Auf daß hinführo der verfluchte Boden,
Auf dem ein Böſewicht gehauſt, mit Dornen
Und Neſſeln überwachſe! — höret ferner! —
Was lebt und Athem holt in dieſen Mauern,
So Mann als Weib, der Greis, das zarte Kind —
Sie werden ausgerottet durch das Schwerdt
Der Rache! blutig ende dieſer Tag! —
Vollendet hab' ich. — Seyd bereit zu ſterben.
(Pauſe)

Burgemeiſter.

Herold! du ſiehſt, wie rings umher ein ſtarres

Entſetzen auf das Volk ſich lagert, ſchaudernd
Ob eines Frevels, den es nicht verſchuldet. —
Der Tod, den du verkündet, war längſt mir,
Dem Greiſe nah, er überraſcht mich nicht,
Drum find' ich auch zuerſt die Sprache wieder.
Soll doch der Sohn des Vaters Schuld nicht büßen,
So ſprich: was haben wir verbrochen? — ſeit
Zehn Jahren ſchon iſt unſer Biſchoff todt.

Herold.

Den blutgen Haß hat er auf euch vererbt.

Burgemeiſter.

Mit nichten! wir ſind ſtille Bürger; kaum
Hat unſer Ohr der Name Huß erreicht.
Wir dienen Gott im Glauben unſrer Väter,
Verdammen keine Lehre, ſchmähen keine,
Die Ruh' nur heiſchend, die wir andern gönnen.

Herold.

Die Worte ſpar'. Unwiderruflich iſt
Des Feldherrn Spruch: Tod und Verderben!

Burgemeiſter.

Hat
Der fromme Huß nicht in den Flammen noch
Zu Gott gefleht: „Herr, rechne meinen Feinden
Die Miſſethat nicht zu!?“ was wollt denn **ihr**,
Ihr, ſeine Jünger?

Herold.

Was dem Märtyrer
Geziemt, was uns, das wiſſen wir gar wohl.

Burgemeiſter.

Auch wir. Euch ziemt, Barmherzigkeit zu üben,
Ein friedlich Volk zu ſchonen, das mit Freuden
Die Früchte ſeiner Felder, ſeiner Heerden
Euch bietet, eurem Lager Ueberfluß.

Herold.

Was wir bedürfen, ſchafft unſer Schwerdt.

Burgemeiſter.

Auch wollen wir getreulich überliefern,
Was noch an Kirchenſchätzen, Gold und Silber
Die arme Stadt in ihrem Schooſe birgt.
Mein Beyſpiel gehe vor.

(Er zieht einen herrlichen Ring vom Finger)

Nimm dieſes Kleinod,
Koſtbar durch eignen Werth, mir köſtlicher
Durch Vaterſegen! — Gott erfüll' ihn jetzt! —
Nimm es zum Unterpfand, daß wir nicht
heucheln.

(Einige Weiber wollen ſchnell ihre ſilbernen Gürtel und Halsketten löſen)

Eine Bürgerin.

Nimm das Geſchmeide, das wir willig opfern.

Herold.

Umſonſt! Blut ſodern wir!

Burgemeiſter. (Nach einer Pauſe)

Wohlan, verſtatte
Zum mindeſten aus unſrer Mitte Einem,
Daß er ins Lager dich zurück begleite,
Des tapfern Böhmer Fürſten Herz zu rühren
Verſuchen möge.

Herold.

Wehren will ichs nicht,
Iſt einer, der das Wagſtück unternimmt.

Burgemeiſter.

Ich ſelbſt.

Herold.

Bedenk' es wohl.

Burgemeiſter.

Ich ſelbſt!

Herold.

Dein Leben
Verbürg' ich nicht, es möchte leicht dein Blut
Das erſte fließen!

Burgemeiſter.

Sey es!

Wolf. (tritt vor)

Nimmermehr!
Kein theures Haupt ſoll ſich dem Tode weyhen,
Wenn dieſer eine, dieſer würdigſte
Die Stadt verließe, allen wärs verderblich!
Und, Gott ſey Dank! in Naumburg lebt kein Bürger,
Der nicht, ſtatt ſeiner, dieſen Ehrenpfad

Getroſt beträte — hat jedoch mein Glück
Gewollt, daß ich zuerſt die Stimm' erhoben,
Ey ſo gebührt auch mir der Vorzug! ja,
Ich trete muthig vor den Heeres-Fürſten!

Bertha. (Erſchrocken)
Was thuſt du Wolf?

Wolf.
Laß mich. — Herr Burgemeiſter,
Ich ſpür' in mir beſondre Freudigkeit.
Es treibt mich fort zum guten Werk, ich habe
Vor Herren und Prälaten oft geſtanden,
Und ohne Menſchenfurcht, in frommer Einfalt
Die Worte klar und kräftig vorgebracht.
Darum vertrauet mir —

Bertha. (Aengſtlich)
Denk' an dein Weib.

Wolf.
Jetzt darf ich nicht.

Herold.
Du Thor! es wird dich reuen.

Bertha. (Mit ſteigender Angſt)
Gedenke deiner Kinder!

Wolf.
Thu' ichs nicht?
Was kann ein Vater köſtlicher und lieber
Auf ſie vererben, als der Tugend Ruhm?
Gold wird verpraßt, geht auf den Fremdling über,
Der Väter Tugend bleibt ihr Eigenthum!
Ein Funke, der den Enkel noch entflammet,
In Zeit der Noth ſich leuchtend offenbart,
Ein Keim, aus dem der ächte Adel ſtammet,
Der vor gemeinen Sinn die Bruſt bewahrt.
Drum laß mich ziehn; denn nicht zum zweytenmal
Fänd' ich ſolch köſtlich Erbtheil meinen Kindern.

Burgemeiſter.
Was unſer Viertelsmeiſter wohl geſprochen,
Vernahm ich gern aus eines Bürgers Munde;
Denn eure Thaten ſind mein Stolz. — Wohlan,

Zieh hin, und richt' es aus, wie du geſagt. —
Gott ſegne dich!

Herold.
Er geht in ſeinen Tod!

Bertha. (Die Hände ringend)
Wolf! Wolf! acht Waiſen!

Wolf. (Auf den Burgemeiſter deutend)
Hier, hier ſteht ihr Vater!
Erwirbt mein Tod der Vaterſtadt Verſchonung,
Dann ſind es nicht mehr Wolfs, dann ſind es
Naumburgs Kinder!
Doch war mein Leben nur ein fruchtlos Opfer,
So gönnet mir den Lohn, daß ich nicht ſchaue
Der Sonne blutgen Untergang — (zum Herold)
kommt, kommt!

Bertha.
Kein Lebewohl für deine treue Gattin?

Wolf.
Leb wohl! ſey ſtandhaft, weine nicht. Du ſiehſt,
Ich ſchwebe hoch, drum zieh mich nicht hernieder.

Bertha.

Die Kinder willſt du nicht noch einmal ſegnen,
Bevor du gehſt?

Wolf.

Warum mein Herz bewegen?
Die Worte nicht — die Thaten bringen Segen!

(Er geht raſch ab mit dem Herold)

Bertha. (Ihm nachſtürzend)

Wolf! Wolf!

Burgemeiſter. (Nach einer Pauſe)

Ihr ſteht beſtürzt, und eure Seufzer werden
Von ſtummer Angſt zurück gepreßt — ermannt
Euch, Bürger! nur Beſonnenheit, nur Muth
Kann das Verderben von euch wenden. — Doch
Vor allem betet! betet zu dem Gott,
Der ſeit Jahrhunderten euch gnädig war!
Es fällt ohn' ihn kein Vogel aus der Luft,
Kein Blatt vom Baum, kein Halm von unſern
Saaten! —

(Zu den Rathsherrn)

Wir aber gehn, wohin die Pflicht uns ruft,
Fürs allgemeine Wohl uns zu berathen.

(Indem der Magiſtrat, mit dem Burgemeiſter an der Spitze, langſam die Treppe des Rathhauſes hinaufſteigt, und durch die Pforte geht, fällt das Volk auf die Kniee.)

Chor.

Allmächtiger, der du mit einem Winke
Den fallenden Blitz zurück in die Wolken wendeſt,
Der tobenden Fluth den Sturm entgegen ſendeſt!
Mit Angſt und Jammer flehen wir im Staube:
Nicht der Verzweiflung gib dein Volk zum Raube!

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

(Saal des Rathhauſes. Im Hintergrunde niedrige Schranken für das Volk. In der Mitte des Saals eine ſchwarz behangene Tafel.)

Erſte Scene.

(Der Burgemeiſter und die Rathsherrn ſitzen an der Gerichtstafel. Nur der erſte Rathsherr ſteht ſeitswärts am offnen Fenſter.)

Erſter Rathsherr. (hinausſchauend)

Am Jacobsthore ſeh' ich ein Getümmel. —
Die Bürger ſtrömen zu aus allen Häuſern. —
Der Haufe wächſt mit jedem Augenblick. —
Die Straße wimmelt — nach und nach beginnt
Die Menge ſich herauf zu wälzen nach
Dem Markte — Ha! iſt das nicht Wolf, der dort
Im dickſten Haufen vorwärts ſchreitet? — ja

Er iſts! — doch finſtern Blickes, ſchweigend wandelt
Er im Gedräng', und deutet auf das Rathhaus. —
Er naht ſich — ach! der Bürger Händeringen
Verdollmetſcht nur zu laut ſein düſtres Schweigen! —

(Er ſetzt ſich zu den übrigen)

Burgemeiſter.

So iſts an uns, noch Muth und Kraft zu zeigen!
Der Herrſcher ſteht, an ſeines Volkes Spitze,
Nicht nur der Sonne näher — auch dem Blitze! —
Auf Aſche baut er an des Berges Schlund,
Auf daß er warnend die Gefahr verkünde,
Und öffnet donnernd ſich der Flammen Mund,
Sein Grab zuerſt in Feuer-Wellen finde!

Zweyte Scene.

Bertha.

(Stürzt herein, ohne die Schranken zu achten)

Er lebt! er iſt gekommen!

Burgemeiſter.

Welche Botſchaft
Bringt er?

Bertha.

Was kümmerts mich? mein Gatte lebt!

Burgemeiſter.

Weib, tritt zurück! dem Heil der Bürgerſchaft
Iſt dieſer Saal geweyht; hier findeſt du
Kein Ohr für Freud' und Schmerz des Einzelnen.

Bertha. (Tritt ſchüchtern zurück)

Dritte Scene.

Die Bürger, (ſtrömen herbey, und wollen gleichfalls durch die Schranken dringen. Zuletzt) **Wolf.**

Die Bürger.

Er kommt! er ſchweigt!

Burgemeiſter.

Zurück! verletzet nicht
Die alte Ordnung, tretet an die Schranken!
In Zeiten der Verwirrung wie der Ruhe
Muß der Geſetze Kraft heilbringend walten.
(Die Bürger ſammeln ſich gehorſam hinter den Schranken)

Burgem. (Nachdem es ruhig geworden)
Es ſey dem Viertelsmeiſter Wolf vergönnt
Herein zu treten.

Wolf. (Tritt vor)

Burgemeiſter.

Sprich, was ſteht zu hoffen?

Wolf. (Halb leiſe)

Wollt ihr zuvor die Bürger nicht entfernen?

Burgemeiſter.

Was auch geſchehe, tragen wirs vereint;
Denn leichter trotzt der Wald des Sturmes Wuth,
Wo nachbarlich der Baum das Bäumchen decket,
Als eine Tanne einzeln auf den Bergen.
Verheelung frommt hier nicht, drum rede.

Wolf.

Wohl. —
Geſtrenge Herren! als ich mit dem Herold
Die Anhöh'n kaum erſtiegen, ſah ich plötzlich
Das Lager der Huſſiten vor mir ausgebreitet,
rechts bis an die Wethau, links
Bis dicht an Köſen. Gleich den Hagelwolken
Umgürten ſie die Berg' in düſtern Wogen,
Die kaum noch ſchwebend ihre Ströme halten.
Doch mittagwärts, auf dem Gerichtsberg ſteht
Die größte Macht; da wimmelts, da ſind tauſend
Und wieder tauſend Hände ſtets geſchäftig,

Den ſteilen Berg, von der Natur zur Feſte
Geſchaffen, dennoch kunſtreich zu umſchanzen.
Dort ragt ein Zelt, ſchneeweiß mit rother Kuppel
Vor allen andern hoch hervor, und trägt
Die Bundesfahn' auf ſeiner Spitz', in der
Ein güldner Kelch auf weißem Felde ſchimmert.
Dort herrſcht der Böhmerfürſt. Durch lange Reyhen
Hohnſprechender Trabanten, gräßlich an-
Zuſchaun mit den verworrnen Bärten, die,
Von Staub und Blut gefärbt, die Wang' umdüſtern,
Ward ich zum Stuhl des Feldherrn fortgezogen;
Er ſaß, umgeben von den Heeresfürſten,
Und ſtehend hinter ihm der Henker, der
Das blanke Beil, mir drohend, aufwärts reckte!
„Warum," ſo herrſcht Procopius mir zu:
„Unſinniger! warum gelüſtet dich,
Der erſte deines Volks, zu ſterben?" — Herr!
So ſprach ich muthig, beyde ſtehen wir
In Gottes Hand, der nicht Gefallen trägt
An Roſſes Stärke noch Gewalt des Menſchen.

Er richte zwiſchen mir, dem Einzelnen,
Dem ſein Gewiſſen das Geleite gab,
Und dir, dem Mächtigen in Heereskraft.

Burgemeiſter.

Wie nahm ers auf?

Wolf.

Nachdem er lange mich
Vom Kopf zum Fuß mit großem Blick gemeſſen,
Sprach er: wohlan! dir ſey vergönnt zu reden. —
Und da begann ich freudig meinen Spruch
Von unſerm Biſchoff, der ein Fremdling war,
Der nicht in unſern Mauern jene Wut,
Den fremden Glauben zu verketzern, eingezogen; der, was er gefehlt, ſchon längſt
Vor Gottes Thron abbüßt! — dann ſprach ich weiter:
Von unſrer Lebensweiſe, wie wir gnügſam
Des eignen Fleißes Früchte ſtill genießen,
Uns wenig kümmernd um Welthändel, und
Was hinter unſern Bergen vorgehn mag.
Von unſrer Armuth — wie wir dennoch gern
Er-

Erbötig, mit der faſt geringen Habe,
Das nackte Leben loszukaufen. — Ach!
Die Rede ſtrömte mir vom Mund — und Gnade
Fand ich vor ſeinen Augen — aber nur
Für mich allein! drum war es keine Gnade! —
„Du, ſprach er, du gefällſt mir, denn ſo hat
Noch keiner mit Procopius zu reden
Sich unterwunden: nimm dein Leben zum
Geſchenk und bleib. Am Abend kannſt du hier
Den Brand von Naumburg aus der Ferne
ſchauen.“ —
Nein, Herr, entgegnet' ich, wenn euer Herz
Verſchloſſen bleibt, ſo ſey die letzte Gnad',
Um die ich fleh', der Tod! daß ich der Kinder,
Der Gattin Sterberöcheln nicht vernehme.
Da blickt' er grimmig auf: „fort, rief er, fort,
Du Trotziger! verkünde flugs den Deinen:
Umſonſt gedenken ſie mir Gnade ab-
Zuſchmeicheln! eh' noch hinter dieſe Berge
Die Sonne ſinkt, zück' ich das Racheſchwerdt!
Die Flammen eurer Wohnung ſollen praſſelnd
Den nächtlichen Himmel blutig röthen, und

Kein Auge ſoll die kommende Morgenſonne
Begrüßen! — fort! — du, wage nicht noch einmal
Dich aus den Thoren, willſt du nicht dein Leben,
Langſam gemartert, tropfenweis verbluten!“ —
Er ſprachs. Ich ward ergriffen, fortgeſchleppt,
Den Berg hinabgeſtoßen, und ein Hohn-
Gelächter ſchallte mir von ferne nach!

(Aengſtliche Bewegung unter dem Volke)

Burgemeiſter.

Du haſt dein Wort gelöſt. Nimm unſern Dank. —
Geht, gute Bürger, daß wir einmal noch
Uns ſtill berathen. — Auf das Aergſte ſeyd
Gefaßt — mit Gott verſöhnt euch — keine Waffen —
Ergebung nur in ſeinen ſtrengen Willen —

Erſter Rathsherr.

Halt! das ſey ferne! ſollen wir, die Händ'
Im Schoos, ein Wunder heiſchen? auf, ihr Bürger!

Noch iſt die letzte Hoffnung nicht verſchwunden!
Auf, rüſtet euch! der trotzenden Gewalt
Hat oft ein kleines Häuflein obgeſiegt!
Gefahr und Muth verdoppeln jede Kraft,
Erzeugen Wunder! Einmal nur verſchmäht
Den Rath des Greiſes, dem in kühler Bruſt
Der Keim des Muths erſtorben unterm Schnee des Alters!
Rafft euch empor! den Wall hinauf zum Streite!
Ihr wackern Männer Naumburgs, zieht das Schwerdt!
Getroſt! wir kämpfen nicht um ſchnöde Beute,
Wir fechten nur für unſern eignen Heerd!

(Lebhafte Bewegung unter den Bürgern)

Es lebt ein Gott, der einſt des Knaben Arm
Bewaffnet gegen eines Rieſen Hohn!
Er kann noch heut' — ob kecke Feinde drohn —
Vernichtung ſchleudern auf den tollen Schwarm!
Drum fort! hinaus! ſchafft Holz in unſre Zwinger —
Pechkeſſel laſſet ſieden, Feuerflammen
Auf den verwegnen Feind zu ſprühen. — Weiber

Und Kinder mögen Steine häufen — leere
Gefäße füllt mit Waſſer, ſchnellen Brand
Zu löſchen — waffnet euch mit Kolben, Büchſen,
Streitäxten — ja die Sichel und die Senſe
Werd' in des Bürgers Fauſt zum Mordgewehr!
Den Wall hinauf! und ſinket euer Muth,
So blicket ſchnell herab auf Kind und Greis,
Der Mutter Segen ſtillet euer Blut,
Der Gattin Liebe trocknet euren Schweiß!

Sie Alle kränzen euch als Ueberwinder!
Gefochten habt ihr nicht um Gold noch Ruhm,
Drum waffnet euch! hinaus für eure Kinder,
Hinaus für euer friedlich Eigenthum!

(Die Bürger ſtürzen hinaus mit dem Geſchrey: zu den Waffen! zu den Waffen! Wolf ſchüttelt den Kopf und folgt ſchweigend; bleibt aber unbemerkt hinter den Schranken, bald theilnehmend, bald gedankenvoll ſtehn. In der Ferne, am Eingang bleibt der Rathsdiener ſichtbar.)

Vierte Scene.

(Der verſammelte Rath)

Burgemeiſter. (Nach einer Pauſe)
Warum das Volk mit leerer Hoffnung täuſchen?
Schwer über uns hängt Gottes Strafgericht!
Die Wolke, die den Tod im Schooſe trägt,
Hat ſchwarz und tief ſich auf die Stadt geſenkt,
Und droht, der Blitze ſchnell ſich zu entladen.
Mir ſagt der böſen Ahndung inn're Stimme:
Wir ſind allhier zum letztenmal verſammelt!

Einige Rathsherrn.
Weh uns!

Burgemeiſter.
Entfernt hat ſich das Volk — bekennen darf ich:
Erſchüttert iſt mein Muth tief in der Seele —
Ich alter Mann, der Weib und Kind begrub,
Nur in den Bürgern noch die Kinder liebte,
Der in dem Glück der Stadt des Alters Freude,

Und unter euch, an dieſem Ehrenplatze
Die letzten Kräfte fand, und willig gab —
Ich Greis ſoll heut' in Trümmern ſtürzen ſehn,
Was ſeit Jahrhunderten die frommen Ahnherrn
In Gottes Schutz erbaut! ach! ſpäten Enkeln
Dacht' ichs zu überliefern wohl erhalten —
O ſelig, die in kühler Erde ſchlummern,
Der blutgen Schmach entronnen! ſie hat Gott
Geliebt, mir friſtet' er im Zorn das Leben!

Wolf.

(Flüſtert dem Diener etwas zu, der ſich entfernt)

Erſter Rathsherr.

Warum ſo zaghaft? weichen wir dem Strome,
Wie Grimma, Zeiz und Altenburg und Croſſen,
So werden wir vertilgt wie jene. Doch
Ein kühner Muth ſetzt der Gewalt oft Grenzen.
Zertreten wird der Wurm, nicht ſo die Biene;
Den kleinen Stachel ſcheut der ſtolze Menſch.
Vor der Entſchloſſenheit des Schwächern ſtutzt
Der Stärkere, und gehet ſtill vorüber.
Drum faſſet Muth! wir haben feſte Mauern,

Und breite, tiefe Graben, ſtolze Thürme
Und einen ſtarken Gott!

Burgemeiſter.

That er ein Wunder
Für unſre frommen Nachbarn? ſind wir beſſer?

Erſter Rathsherr.

Ihr Kleinmuth wars, der riß ſie ins Verderben.

Burgemeiſter.

Tollkühnheit iſt nicht Muth. Wer in den Sturmwind
Mit Fäuſten ſchlägt, der iſt ein Thor. Viertauſend
Wehrhafte Männer liegen in der Stadt,
Mehr nicht. So ſprich: wie ſollen wir mit dieſer
Geringen Zahl den weiten Kreis der Mauern
Die Thürme rings umher, die Herren-Freyheit,
Das Sanct Georgen-Kloſter und den Zwinger
Beſetzen? — Vierzigtauſend auf den Bergen
Sind gegen uns gelagert, wohlverſehn
Mit Wurfgeſchütz, die Felſenſtücke bis

In unſre Straſſen auf die ſpielenden Kinder
Zu ſchleudern! will der Feind im Sturme ſich
Der Stadt ermächtigen, wie mag der kleine Hauf
Ihm widerſtehn? hier ſchlügen tauſend wir,
Indeſſen dort, von leicht erklimmter Mauer
Zehntauſend ohne Kampf herab ſich wälzten.
Und will der Feind, um eignes Blut zu ſchonen,
Die Stadt durch Hunger zwingen, ach! ſo müſſen,
In Mondes Friſt, wir ſelbſt die Thore öffnen.
Kaum ſechzig Malter Mehl ſind noch vorhanden,
Und Hülf', ihr wißt es, ſteht nicht zu erwarten.
Der Churfürſt iſt bey Altenburg geſchlagen,
Sein ſtattlich Heer zerſtreut, er ſelbſt in Leipzig
Verſperrt mit dem erſchrocknen Ueberreſte.
Drum ſprecht, was hofft ihr noch von euren Waffen?
Nur Gott, der donnernd, Fruchtbarkeit der Erde,
Und ſtürmend, Balſam ſchwühler Luft verleiht,
Nur Gott kann dieſer Feinde Herzen wenden!

Zweyter Rathsherr.

Weh uns! er redet wahr.

(Der Diener kommt zurück, und bedeutet Wolf durch einen Wink, daß er ſeinen Auftrag ausgerichtet)

Erſter Rathsherr.

So ſollen wir,
Die Händ' im Schooß, uns würgen laſſen?

Burgemeiſter.

Nein.
Was ich freywillig auf dem Markt gelobt,
Das wiederhol' ich hier. Wir ſind die Väter
Der Stadt, wir ſind mit Gut und Blut verpflichtet,
Die uns von Gott vertrauten Kinder zu
Beſchützen. Ja! und ſoll die letzte Stunde
Dem guten Naumburg ſchlagen, ſo ſind *wir*
Die erſten, die den Nacken unters Beil
Des Henkers beugen müſſen. Drum hinaus!
Wir all' im feſtlichen Ornat, und ich
An eurer Spitze mit den weißen Haaren,

Des Friedens Oelzweig bittend zu erringen;
Wo nicht, ſo ſoll mein letztes Blut ſie färben!

Erſter Rathsherr.

So ſprichſt du rühmlich, und wir folgen dir.
(Wolf hat indeſſen dem Diener einige Worte in das Ohr geraunt)

Diener. (Tritt vor)

Der Viertelsmeiſter Wolf begehrt noch einmal
Vor einen edlen Rath zu treten, wichtig
Sey, was er anzubringen habe.

Burgemeiſter.

Laß
Ihn kommen. (Der Diener öffnet die Thür)

Wolf. (Tritt herein)

Edle Herrn! verzeihet, daß
Ein ſchlichter Bürgersmann ſich unterwindet,
In dieſer Noth ſein Scherflein anzubieten.
Iſt doch das Gut' an keine Form gebunden;
Die Perle kommt aus einer ſchlechten Muſchel,
Das Körnchen Gold aus dem gemeinen Sande.

Drum wollet ihr den ſchlichten Bürger hören,
Ob ihm vielleicht ein tröſtlich Wort gelinge.

Burgemeiſter.

Rede.

Wolf.

So hoch bedrängt, will uns geziemen, für
Das Heil der Stadt das Köſtlichſte zu wagen.

Erſter Rathsherr.

Unſer Leben!

Wolf.

Ich weiß ein köſtlicheres — unſre Kinder!

Burgemeiſter.

Was meynſt du? rede deutlich.

Wolf.

Ihr ſelber wollt hinaus im Amtsornat,
Ey das iſt wacker, und den Vätern des
Gemeinen Weſens wohlanſtändig. Aber —
Die Hirten weichen — ſchutzlos bleibt die Heerde.
Ja euer Blut würd' auch den letzten Funken

Der Hoffnung löſchen, der noch glimmt. Ihr ſeyd
Beweibt, es blühet euer Stamm; wird nicht
Die jammernde Wayſe dann von uns den Vater,
Der Wittwe Angſtgeſchrey den Gatten fodern? —
Und, wie die Bogenſehn' erſchlafft im Regen,
Würd' unſre junge Mannſchaft muthlos werden,
Auch nicht mehr wiſſen, wem vertrauen, wem
Gehorchen. — Drum ſo iſts nicht wohl gethan,
Daß ihr die Stadt verlaßt.

Burgemeiſter.

Wie anders? rede.
Die Zeit iſt koſtbar.

Wolf.

Nun, mein Rath iſt der:
Wir ſammeln unſre Kinder, Knäblein, Mägdlein
Von fünf bis vierzehn Jahren, angethan
Mit weiſſen Sterbekitteln, ſenden ſie
Hinaus mit Gott — ſie ziehen Paar und Paar
Still vor ſich hin, die kleinen Würmchen an
Der Spitze. Wenn ſie nun dem Zelt

Des Heeresfürſten ſich genähert haben,
(Es ragt hervor, iſt kenntlich an der Fahne)
So fallen ſie ringsum auf ihre Kniee,
Und falten ihre Händchen hoch empor,
Und rufen: Gnade! Gnade! laſſen auch
Nicht ab, bis die Gewährung freundlich ihnen
Verheißen wird.

Burgemeiſter.

Und wenn des Feindes Blutdurſt
Sie würgen will?

Wolf.

Nun dann, ſo mögen ſie
In Gottes Nahmen ihre Hälschen ſtrecken! —
Dann aber wehe! wehe den Huſſiten!
Dann kämpfet jeder Vater wie ein Löwe,
Und jede Mutter wird zum Tyger werden!
Dann laſſen wir die öde Stadt im Rücken,
In der kein Kind mehr lallt — dann ziehn wir alle
Aus unſern Thoren, Mann und Weib hinaus,
Und jeder ſuchet, wo ſein Kind geblutet;

Und auf dem Platze, den er rauchend fand,
Wird er ein Held — ein Gott an Kraft ſich dünken,
Und jede Sichel in der Mutter Hand
Wird plötzlich hoch ein Schwerdt der Rache blinken!

Zweyter Rathsherr.

Der Feind wie Sand am Meer! wir unterliegen,
Ohnmächtig widerſtrebend —

Wolf.

Nun ſo ſey es!
Wir gleichen nicht dem Roß in unſern Mühlen,
Das bey dem kargen Futter nichts entbehrt;
Wenn unſre Blüthen, unſre Zweige fielen,
Iſt auch der dürre Stamm der Klage werth?

Burgemeiſter.

Ich meyn', er hat ein kluges Wort geſprochen.

Erſter Rathsherr.

Mit nichten! ich verwerfs.

Zweyter Rathsherr.

Herr Burgemeiſter,
Ihr habt gut meynen, ihr ſeyd ohne Kinder;
Mir aber blühn daheim zwey holde Knaben.

Erſter Rathsherr.

Ich habe nur Ein Kind, mein Troſt im Alter.

Dritter Rathsherr.

Ich habe drey, und jedes mir ſo lieb,
Als wärs das einzige.

Wolf.

Muß ich doch lächeln.
Wer iſt der reichſte hier? wer kann, wie ich,
Jetzt eine Morgenſtunde mit zwey Kleinen
Vertändeln auf der Mutter Schoos, dann wieder
Die ältern zwey bey ernſter Arbeit als
Gehülfen brauchen? wer am Abend frölich
Zum Veſperbrod acht muntre Kinder rufen?
Liebe Herrn! blieb von den achten auch nur Einer
Mir aus — ſäh' ich nur Eines Platz am Tiſche leer,

Und müßt' ein Stücklein Brod — mühſam erworben —
An jedem Tage wen'ger ſchneiden — warlich!
Es wäre aus mit eures Viertelmeiſters
Gerühmter Luſtigkeit! denn frölich war er,
Weil er der reichſte war im ganzen Weichbild,
Weil er wie ein Citronenbaum gar ſtattlich
Noch Blüthen neben reifenden Früchten trägt,
Weil ihm des Alters Freud' aus ſeiner Kinder
Geſundem Antlitz achtfach lächelt. —

(Er geht an die Thür)

Kommt
Herein! geſtrenge Herren, mit Verlaub,
Iſt ihnen doch die Kirche nicht verſchloſſen.

(Seine acht Knaben treten herein. Er ſammelt ſie um ſich)

Schaut her, da ſtehn ſie, meine wackern Buben,
Ein volles Neſt, ein derber Schlag von Menſchen!
Das Herz im Leibe lacht bey ſolchem Anblick!
Der hilft mir in der Werkſtatt, ſchon auch dieſer —
Der pfuſcht ein wenig drein — der Schelm hängt mehr

Noch an der Mutter — ſeht, wie keck ſie ſchauen.
Brav ſind ſie alle! he da Buben! welcher
Von euch liebt mich am meiſten?

Acht Knaben. (Sich um ihn ſchmiegend)
Ich!

Wolf.

Da ſeht ihrs.
Ich bin der reichſte! o bey Gott! ich bin der reichſte!
Und dennoch ſprech' ich: nehmt ſie hin! es gilt
Das Heil der Stadt — nehmt meinen ganzen Reichthum!

Zweyter Rathsherr. (Steht auf)
Ich gebe meine Kinder auch.

Erſter Rathsherr. (Steht auf)
Ich will
Nicht ſchlechter ſeyn als unſer Viertelsmeiſter,
Mein einzger Sohn zieht mit.

Dritter Rathsherr. (Steht auf)
Und meine drey.
(Alle stehn auf, einer spricht)
Ja, unſer Beyſpiel leuchte vor.

Burgemeiſter. (Steht auf)
So ſey es!
Hab Dank, du wackerer Geſell!
Wird uns dein Rath aus dieſer Noth erretten,
So hoffe reichen Lohn.

Wolf.
Bedarf ich deſſen?
Seyd *ihr* befreyt, ſind *dieſe* unverlohren,
So iſt der Lohn mir reichlich zugemeſſen!
Ich nehme ſie, zum zweytenmal gebohren,
Aus Gottes Hand! die Leiden ſind vergeſſen!
Der Jubel tönt vor unſern offnen Thoren,
Die Kinder tanzen feſtlich einen Reigen,
Und ziehn herein, geſchmückt mit grünen Zweigen,

Aus allen Fenſtern ſeh' ich freundlich nicken,
Auf allen Straßen jubelnd Volk erſcheinen,
Die Greiſe wandeln wieder ohne Krücken,
Es miſchet Jung und Alt ſich mit den Kleinen,
Ich leſe ſtummen Dank in Vaterblicken,
Die Mutterherzen ſchlagen an dem meinen,
Die Thräne fließt, es fühlt mit naſſen Wangen
Der Feind vom Feind ſich brüderlich umfangen!

Und horch! herab vom hohen Kirchenthurme
Iſt feſtlich ſchon der Glocke Ruf erklungen:
Zum frohen Dankgebet, nicht mehr zum Sturme
Drängt ſich das Volk, es preiſen tauſend Zungen,
Es wird Herr Gott dich loben wir geſungen! —
Die Trommel ſchweigt — Schalmeyen tönen wieder —
Der Schlachtgeſang verſchmilzt in Erndtelieder —
O ſelig, wem die ſchöne That gelungen,
Der ärmſte wird der reichſte ſeiner Brüder!

(Ab mit den Kindern)

Burgemeiſter.

Heil, Heil der Stadt, die ſolche Bürger zieren!
Heil uns, die wir ſolch' eine Stadt regieren!
Auf, meine Freunde! laßt hinaus uns eilen,
Wo nicht den Ruhm, die Sorge doch zu theilen.

(Sie gehn)

Ende des zweyten Acts.

Drit=

Dritter Act.

(Der Schauplatz wie im erſten Act)

Erſte Scene.

Bertha allein.

(Sie tritt aus dem Hauſe und ſchaut in die Ferne)

Mich dünkt' ich hört' ein ängſtlich Kreiſchen in
Der Fern' — und Männer ſtimmen rauh dazwiſchen. —
Wie ſtill auf einmal — ſelbſt der Vögel Zwitſchern
Verſtummt — ich hör' und bebe, wenn die Räder
Der alten Thurmuhr die Gewichte ſenken. —
So oft ein Rabe krächzt, ein Wetterhahn
Sich dreht, ein Fenſter knarrt, fahr' ich zuſammen,
Als ſey ſie da, die finſtre Schreckensſtunde. —

Wo biſt du Wolf? —
Ich ſteh' allein — ringsum verlaſſen haben
Die Nachbarn ihre Häuſer — keine Mutter
Wohnt um mich her — ſonſt ſtünd' ich nicht allein! —
Ja nur der Glückliche darf Menſchen fliehen.
Die Einſamkeit iſt gleich der Nacht, der dunkeln,
In der die holden Sterne zwiefach funkeln;
Doch zwiefach ſchrecklich auch die Blitze glühen!

Zweyte Scene.

Wolf. Bertha.

Bertha.

Wolf! kommſt du endlich? — nimm die Angſt von mir! —

Wolf.

Muth, liebe Bertha, Hoffnung!

Bertha.

Keine! —

Wolf.

Doch! —
Wie Stahl aus Kieſeln ſchlägt das Unglück auch
Aus ſtarrer Bruſt lebend'ge Hoffnungsfunken! —

Bertha.

Verworrenes Getös vernahm ich, was
Bedeutet es?

Wolf. (Langſam und unwillkührlich ſtockend)

Ein treuer Bürger rieth —
Ein letztes Mittel zu verſuchen —

Bertha.

Welches?

Wolf.

Den Feind zu rühren, meynt er, ſolle man
Die Kinder ſenden, ob der Unſchuld Bitten
Vielleicht uns retten mögen —

Bertha. (Erſchrocken)

Kinder? welche Kinder?

Wolf.

Je nun, die kleinen wie die großen, alle
Die Kinder unſrer Stadt.

Bertha.

Die unſrigen
Auch?

Wolf.

Freylich. Sollten wir uns wohl ausſchließen?
Und *könnten* wir es?

Bertha.

Alle?

Wolf.

Wie ihr Alter
Es mit ſich bringt.

Bertha.

Hab' ich auch recht verſtanden?
Hinaus will man die Kinder ſenden?

Wolf.

Ja.

Bertha.

Ins Lager der Huſſiten?

Wolf.

Ja.

Bertha. (Immer ängſtlicher)

Zum Tode?!

Wolf.

Da ſey Gott für! durch ihren Anblick eben
Verhoffen wir, das wilde Volk zu rühren.

Bertha. (Nach einer kurzen Pauſe)

Ein *Vorſchlag* war es, ſagteſt du nicht ſo?

Wolf.

So ſagt' ich.

Bertha.

Allerdings — wohl ausgeſonnen —

Wolf.

Wie freut es mich, daß du ſo edelherzig
Das Wohl der Stadt im Aug' behältſt!

Bertha.

Wie ſollt'
Ich nicht — nur Schade — wenig Bürger werden —
Der Lärm, den ich vernahm — ich wette faſt,
Der gutgemeinte Vorſchlag ward verworfen! —
(Sie erwartet ängſtlich ſeine Antwort)

Wolf.

Mit nichten. Eben jetzt eilt man ihn auszuführen.

Bertha.

Jetzt ſchon?

Wolf.

Durften wir noch zögern?

Bertha.

Der Burgemeiſter billigt? —

Wolf.

Allerdings.

Bertha.

Der Kinderloſe — freylich — doch die Rathsherrn? —

Wolf.

Der Rathsherrn Kinder ziehen alle mit.

Bertha. (Mit ſteigender Angſt)

Ey würklich? — und die Mütter? — nun? was ſagen
Die Mütter denn? — ich habe freylich wohl
Geſehn, daß ſie dem Herold ihr Geſchmeide
Zu geben willig waren — doch ich denke —
Ein Band vom Hals iſt leichter abgelöſt —
Als ein Kind vom Herzen! —

Wolf.

Ja, ſo war es auch.
Drum hör' und ſchöpfe Troſt in deinem Jammer
Aus Leiden dir verwandter Mutterherzen. —
Kaum war es laut und ruchbar worden, was
Der Rath beſchloſſen, ſiehe
Da ſtürzten erſchrockne Mütter
Wehklagend herab auf die Straßen!

Die eine lag knieend am Thore,
Drey Kinder umklammernd und küſſend;
Indeß, mit dem einzgen im Arme,
Die andre, verwilderten Blickes,
Entfliehet und weiß nicht wohin!
Da rennt' eine dritt' ihr entgegen,
Mit Angſtgeheul ſuchend den Knaben,
Den ſie im Getümmel verlohren —
Dort ſteht der verlaſſene Kleine,
Sein Rufen, ſein ängſtliches Wimmern
Wird von dem Getöſe verſchlungen! —
Hier ſammelt ſich ſchüchtern ein Häuflein
Um eine betende Mutter,
Wie Küchlein zur Henne ſich ſammeln!
Dort ſchluchzt eine andre den Segen
Herab auf die weinenden Kinder,
Indeſſen aus kreiſchenden Kehlen
Der Fluch der Verzweiflung emporſteigt! —
Die Männer verſuchen umſonſt
Der Gattinnen Wut zu beſänft'gen;
Vergebens ſchlingt jeder die Arme
Sanftbittend um ſeine Gefährtin;

Die ſanfteſte wurde zum Tyger!
Mit Ungeſtüm riſſen ſie alle
Sich los aus umſtrickenden Armen!
Blindwütend und Waffen ergreifend,
Wie eben der Zufall ſie darbot,
Schlug ſinnlos die raſende Mutter
Auf Brüder, und Vater und Gatten —
Umſonſt an der Spitze des Rathes
Erhob auch der würdige Alte
Die Ruhe gebietende Stimme;
Sein Anſehn, gegründet auf Weisheit
Und Jahre, war plötzlich vernichtet!
Mißhandelt entfloh er dem Sturme —
Das Leben des muthigen Greiſes
Vermochten wir kaum noch zu retten. —

Bis endlich überſpannte Kraft, erſchöpft,
In einen Thränenſtrom ſich plötzlich auflöſt,
Der Wolke gleich, die nun, vom Blitz entladen,
Wohlthät'gen Regen auf die Fluren träufelt.
Es öffneten die wunden Mutterherzen
Den Balſam ſich der tröſtenden Vernunft.

Still=

Stillweinend hörten ſie — und glaubten —
hofften —
Ergaben ſich in unſer ſtrenges Schickſal,
Und führten endlich ſtill die Kinder heim,
Sie betend anzukleiden.

Bertha.

(Welche der Erzählung mit peinlicher Theilnahme zugehört)

Jetzt ſchon? heute?

Wolf.

Sobald die Trommel auf dem Markte wirbelt,
Verſammeln ſich die Kinder — früher, meyn' ich,
Hätt' in das Gleis der Noth ſich jede Mutter
Geſügt, wär' meine edle Bertha, mein
Hochherzges Weib, in ſeiner ſtillen Größe
Erſchienen. Denn wie auf empörten Wogen
Ordnung und Muth dem Schiffer wiederkehren,
Wenn der Polarſtern aus der Wolke tritt,
So bringt des Einzelnen ruhige Größe
Im Sturm der Leidenſchaft die Ordnung wieder.

Bertha.

Nicht alſo Wolf! willſt du mit eitlem Lobe
Dieß Herz beſchwichtgen? nein, ich kann — ich mag
Es nicht verdienen um den hohen Preis!
Ich bin kein Mann — kein Engel — ich bin Mutter! —
Auch ich kann nur dem Manne fluchen, dem
Grauſamen, der den Höllenrath erſonnen!
Er war kein Vater! nein, er iſt kein Vater!
Nie, nie hat er ein Kind auf ſeinem Schoos
Gewiegt, nie in den Arm ein treues Weib
Geſchloſſen! — nenne mir den harten, den
Unmenſchlichen!

Wolf.

Ich ſelbſt.

Bertha. (Erſtarrt)

Du Wolf?

Wolf.

Ja, ich.

Bertha.

Du Vater Wolf?

Wolf.

Verdamme nicht. — Wo alles
Verlohren iſt, das eigne Leben ſchon
Uns nicht mehr angehört, und doch vielleicht
Durch kühne Demuth alles wieder zu
Gewinnen ſteht, was wäre da dem Bürger
Zu wagen nicht erlaubt? nicht Pflicht ſogar?

Bertha.

Dem Bürger? — ſey es — doch dem Vater! —

Wolf.

Die Kinder ſendet er dahin, wo Rettung
Noch möglich iſt —

Bertha.

Dem Geyer in die Klauen!

Wolf.

Wo noch ſich hoffen läßt, daß ihre Bitten
Und ihrer Unſchuld Lieblichkeit der Krieger
Verſchloßne Herzen öffnen mögen.

Bertha.

Würden
Sie das nicht auch in unſrer Mitte?

Wolf.

Nein!
Mit einer Thräne magſt du wohl den Funken,
Doch nicht die entfeſſelte Flamme löſchen.
Der Krieger, der im Sturm die Feſt' erobert,
Von Widerſtand entflammt, durch eigene
Gefahr verwirrt, gereizt — erwürgt auch Lämmer.
Das bittende Kind, wenn in der Waffenruh'
Es vor ihn trat, hätt' ihn vielleicht bewegt;
Das ſchreyende Kind, wenn in der brennenden Stadt
Es zu ihm kreiſcht, ſpießt er auf ſeine Lanze!

Bertha.

Nun ja — ich glaub' es — muß es glauben — muß
Die Klugheit ehren, die mein Herz zermalmt —
Die Kinder ſenden wir hinaus — ich bin
Es ja zufrieden — doch nicht alle? alle?! —

Wolf.

Wem ſteht das Recht zu, ſein Kind auszu-
ſchließen?

Bertha.

Ich dächte doch, wer eines nur von achten
Zurück behält, der darf ſich wohl vermeſſen,
Daß er genug dem Vaterland geopfert.

Wolf.

Wohl minder doch als der nur eins beſaß?

Bertha.

Willſt du mit deiner tödtenden Vernunft
Mich zur Verzweiflung bringen? — Vater Wolf!
Hab' ich acht Kinder dir gebohren, daß
Ich einſam ſterben ſoll? — wer wird das
Auge,
Von Thränen ausgebrannt, mitleidig mir
Verſchließen? wer an meinem Sarge weinen? —
Wo ſoll ich hin mit dieſer vollen Bruſt? —
Wie dich die Luft umgibt, ſo Mutterliebe
Mein Herz! wir können ohne Luft nicht leben!
Erbarme dich! laß mindeſtens mir einen

Zurück, den Erben ſeiner Brüder,
Der die getheilte Lieb' in ſich vereine!

Wolf.

Bertha!

Bertha.

Von achten eines wird man nicht
Vermiſſen! — kann ich's doch im Keller, oder
Im Garten flugs verbergen —

Wolf.

Bertha! ſiehſt
Du nicht, wie du in meinem Herzen wühleſt!

Bertha.

Erfleh' ich doch dir ſelbſt den Troſt im Alter!
Wenn dieſe Fieberkräfte dich verlaſſen —
Du wieder Vater ſeyn wirſt, und *der* Knabe
Dir lächelt, den *mein* Bitten dir erhalten,
Dann, Wolf, verdankſt du mir mit Liebe, daß
Ich heut' dir weh gethan. (Knieend) O ja, erhör',
Erhöre mich! — *Ein* Kind laß mir zurück!
Ein einzges nur! — das Blut am Herzen ſtockt —

Mein Aug' iſt trocken — aber mich erſtickt
Der Thränenſtrom — ich kann nicht mehr —
(Sie ſinkt gänzlich zu Boden)

Wolf. (Hebt ſie auf)

Mein Weib!
Mein gutes Weib! — du willſt? — wohlan,
es ſey.

Bertha. (Ihn heiß umarmend)

Dank für das Leben eines Kindes, das
Ich ſeinem Vater abgebettelt!

Wolf. (Sich verſtellend)

Laß
Uns überlegen, welche wir etwa
Am leichteſten entbehren, welchen hier
Behalten?

Bertha. (Unruhig)

Ja — das wollen wir — wie meynſt du? —

Wolf.

Conrad mag gehn — was nutzt die fromme
Einfalt?

Bertha. (haſtig)

Spricht um ſo lauter nicht für ihn das Mitleid?

Wolf.

So ſey's der Jacob, der war immer ſtörriſch,

Bertha.

Mein Jacob ſtörriſch? ja bey deiner Hitze;
Der Mutter Bitten widerſtand er nie.

Wolf.

Des Ludwig Thränen waren oft uns läſtig.

Bertha.

Er iſt ſo zart, bedarf der Mutterpflege.

Wolf.

Der Wilhelm iſt unbändig, den laß fort.

Bertha.

Wie? war er nicht ein Lamm, als du erkrankteſt?
Und betet' er nicht ſtill in jedem Winkel?

Wolf.

So möge Guſtav —

Bertha.

Halt! — der ſüße Knabe,
Der jeden Abend mir im Schoos entſchlummert! —

(Pauſe. Bertha ringt die Hände, und blickt ſtarr vor ſich hin)

Wolf. (Tritt bey Seite)

Wie ſollt' ich länger noch die Mutter fragend quälen,
Die jedes Kind mit Lieb' und Schmerz gebar!
Sie fühle ſelbſt, wie ſchwer es ſey zu wählen;
Das liebſte Kind iſt jedes in Gefahr.
Man mag wohl oft im leichten Unmuth wähnen,
Man liebe dieſen herzlicher als jenen;
Doch ſchlägt die Stunde, ſoll man einen miſſen,
So ſtockt der Mund — die Herzen ſind zerriſſen! —
Der du die Fäden zart vereinigt ſpannſt,
Hilf einer bangen Mutter ſiegend ſtreiten!

(Zu Bertha)

Beſinne dich — entſcheide, wie du kannſt —
Die Kinder will ich ſehn und vorbereiten.

(Er geht in das Haus)

Dritte Scene.

Bertha allein. (Nach einer Pauſe)

Iſt das der Mann, mit dem ſeit funfzehn Jahren
Die gleichgeſtimmte Seele mich verband? —
Dem ich, mein Innerſtes zu offenbaren,
Mich längſt gewöhnt, weil er gleich mir empfand?
Weh mir! er iſts! welch unbekanntes Grauen
Entfremdet mir ihn ſchnell zum erſtenmal! —
Verlohren iſt mein kindliches Vertrauen!
Ich bebe vor der rauhen Bruſt von Stahl! —
Er riß ſich los! — nicht wie in beſſern Tagen
Hilft ſeine Liebe meinen Kummer tragen —
Ich ſteh' allein — ihn treibt ein andrer Sinn —
Ich fühle nur, daß ich noch Mutter bin! —

Was ſich dem Vater tröſtend zugeſellt,
Kann einer Mutter Schmerz nicht lindern! —
Was kümmert mich die Stadt — die Welt?
Ich lebe nur in meinen Kindern! —
Iſts meine Schuld, daß kräuſelnd kaum
In Vaterbruſt die Woge ſich bewegt,
Wenn Sturm die Welle hoch zu Schaum
Im Mutterbuſen ſchlägt? —
Er ſinnt und tröſtet, glaubt und hofft,
Klug, kühl und unerſchüttert,
Wenn vor dem fernen Wölkchen oft
Die Mutter zittert! —
Der ſorgenden Liebe banges Preſſen
Bleibt ihm ſtets unbewußt;
Er hat kein Maaß, die Angſt zu meſſen
In einer Mutter Bruſt! —
Auch ihre Freuden, die ſo reich vergüten,
Sind ihm zu zart;
Kein Sinn, der dieſe Welt voll Blüthen
Ihm offenbart! —
So lieblich tönet in der Mutter Ohren
Die Harfe nicht,

Als wenn das Kind, das ſie gebohren,
Ein erſtes Wort vernehmlich ſpricht:
So köſtlich keine Perl' aus Orients Gebiete,
Als ihr des erſten Zahns milchweiße Blüte;
So freundlich iſt die Morgenſonne nie erwacht,
Als auf der Mutter Schoos des Kindes Unſchuld lacht.
Das kennt er nicht, dar rauhe Mann von Stahl,
Der für das Vaterland von kühler Tugend gleißet;
Das fühlt er nicht, und fodert eine Wahl,
Die mir das blutende Herz zerreißet! —
Ha! ſieh den Hund, der vor der brennenden Hütte
Der eigenen Gefahr vergißt;
Kaum hat er die blinden Jungen vermißt,
So ſtürzt er in der Flammen Mitte!
Schnell faßt er den erſten — läßt ihn wieder fallen —
Denn ach! ein zweyter winſelte dort! —
So wankt er heulend — greift nach allen —
Und trägt doch keinen fort —

Bis endlich ſelbſt, von Flammen angeleckt,
Die Glut das treue Thier auf ſeine Jungen ſtreckt. —
O fliehe, arme Mutter! warum ſoll
Fruchtloſer Kampf dich länger quälen! —
Verblute dich, mein Herz! das Maaß iſt voll!
Zu ſterben weiß ich, aber nicht zu wählen! —
(Sie will in das Haus. Auf der Schwelle faßt Wolf ſie in die Arme)

Vierte Scene.

Bertha und Wolf.

Wolf.

Ich habe dich belauſcht — du thuſt mir Unrecht.
Die Blume hadert mit dem Baume, dem
Ein Blitz das inn're Mark verzehrt,
Weil er noch wurzelfeſt, nur langſam abſtirbt.

Bertha.

Wolf! deine Worte ſind nicht mehr wie vormals
Aus meiner Bruſt geſchöpft! Gott! was ſoll werden,
Wenn ich den Vater meiner Kinder nicht
Mehr lieben kann!

(Sie ſinkt aus ſeinen Armen auf die ſteinerne Bank vor dem Hauſe)

Fünfte Scene.

Der Burgemeiſter. Vorige.

Burgemeiſter.

Die Ruh' iſt hergeſtellt —
Dem unerbittlichen Geſetz der Noth
Weicht jede Mutter — leiſes Aechzen nur
Stöhnt aus den offnen Häuſern — jeder wähnt
Der Trommel dumpfen Wirbel ſchon zu hören —
Und minder ſchrecklich wär' ihm naher Donner! —

Bertha. (Mit Bitterkeit halb in ſich ſprechend)

Sieh da den Mann, den wir zum Haupt erkohren,
Dem Bürger Schutz von ſeiner Weisheit hoffend —
O ja, ſehr weiſe! — um die Frühlings-Jahre
Der armen Kinder kauft er eine Hand
Voll Wintertage — Gold erpreßt er nie —
Des Säuglings Leben gnügt ihm ſchon, auf daß
Er ruhig ſterben mög' in ſeinem Bette,
Der Kinderloſe!

Wolf.

Weib! was redeſt du?

Burgemeiſter.

Laß ſie. — Das ſind des Jammer-Kelches Hefen!
Denn was euch alle feſter nur verknüpfet,
Muß, ach! von mir die Herzen feindlich wenden! —
So des Regenten neidbeladne Würde!
Die fremde Schuld, des Unglücks ſchwere Bürde,
Will man allein auf ſeine Schultern wälzen;
Er ſoll des Schickſals Eiſenketten ſchmelzen,

Dem Blitz gebieten ſoll ein Zauberſpruch —
Und kann ers nicht, ſo trifft ihn Bürgerfluch! —

Wolf.

Die Nachwelt zahlt der blinden Väter Schulden.

Burgemeiſter.

Auch ſteh' ich feſt in meines Willens klarem
Bewußtſeyn. — Alles hab' ich angeordnet.
Zweyhundert Büchſenſchützen halten am
Schießanger, vor dem Jacobsthor, den Kindern,
Wenn ſie vorüberziehn, Muth einzuſprechen.
Ein Zweifel nur bekümmert mich: ob auch
Die unbelehrten Kleinen in der Angſt
Den rechten Pfad zu des Procop Gezelt —

Wolf.

Ich will ihr Führer ſeyn.

Bertha. (Erſchrocken)
Wolf!

Burgemeiſter. (Warnend)
Tod und Marter
Bedrohen euch, kehrt ihr zurück, und dennoch
Wollt ihr —

Wolf.

Tod oder Gnade mit
Den Kindern theilen.

Burgemeiſter. (Reicht ihm die Hand)
Wohl, ſo ſtellen wir
Das Wageſtück getroſt in Gottes Hand.

Bertha.

(Mit zurückgepreßter, aber immer wieder ausbrechender Empfindung)

Jetzt erſt erkenn' ich deine Tücke, Wolf —
Du prahlſt mit Muth, indeſſen tief verſteckt
Du über einem Anſchlag brüteſt, der
Den Tod dir leicht — den Muth entbehrlich macht. —
Was kümmert *dich* die einſame Verzweiflung
Der Gattin? — *du* ziehſt mit den Kindern, — ſiehſt
An ihrer Seite der Gefahr im Antlitz —
Im ſchlimmſten Fall ſtirbſt du in ihrer Mitte —
Ich aber muß daheim den öden Wänden
Vorwimmern — muß in jedem Augenblick

Die Kinder bluten ſehn — und tauſendfach
Des Todes Marter leiden — nicht den Tod! —
So ſinnreich quälſt du mich! das Schwere bürdeſt
Du auf des ſchwachen Weibes Schultern; denn
Nur ſterben kannſt du harter Mann, nicht leiden!

Das Haupt dem Beile bieten, nicht das Herz
Dem nagenden Kummer! — mich laß ziehn!
Auch mir iſt jener Pfad in die Gebirge
Bekannt — drum bleibe du und wandl' in der
Verlaßnen Hütt' ein ächzendes Geſpenſt —
Ich will hinaus! — zwar ſtehn mir nicht, wie dir,
Die klugen kühlen Reden zu Gebote,
Doch Mutterthränen ſind auch eine Sprache —

Wolf. (In ſtummer Angſt)
O wäre ſo verdienſtlich meine That,
Als ſchwer die Prüfung! —

Burgemeiſter.
Faßt euch, gute Mutter!
Der Kinder Unſchuld wird des Kriegers Wuth

Entwaffnen; denn unnennbar iſt der Zauber,
Den die Natur hülfloſer Schönheit lieh.

Bertha.

Wär' es ein Heer von Amazonen, ja,
Dann dürft' ich hoffen; denn die Bruſt vertilgen
Kann wohl ein Weib, doch nicht das Herz im
Buſen! —
Raubthiere ſind es, ihre Blutgier ſchöpft
Aus ſchon vergoßnem Blute neue Nahrung!
Schon ſeh' ich, wie die wilden fremden Männer,
Vom Morden ſtumpf, die Schwerdter höhnend
wetzen,
Daß ihr Geklirr die ſchwüle Luft durchſauſt,
Und zum Verſöhnungsopfer ihres Götzen
Im Blute baden die noch rauchende Fauſt!
Wie ſie die bittenden Kinder ergreifen
Bey ihrem ſeidenen lockigten Haar —
Mit Mordgeheul über den Boden ſchleifen
Zu dem von Steinen gethürmten Altar!
Blut ſeh ich rieſeln in Purpurbächen,
Wie es aus tauſend Wunden quellt —

Das freundliche Auge ſeh' ich brechen —
Den lieblichen Mund durch Zucken entſtellt —
Im Eingeweide ſuchen die Schergen
Des kindlichen Herzens durchwühlten Sitz —

(Der Trommelſchläger tritt auf, und beſteigt langſam des Rathhauſes Stufen)

Bertha. (Ihn erblickend)

O Gott! wo ſoll ich mich verbergen?
Allmächt'ger! haſt du keinen Blitz?
Send' ihn herab, den tödtenden Pfeil,
Aus deines Donners glühender Wohnung!
Schleudr' ihn herab auf dieſe Greu'l!
Vernichte mich! ich fluche deiner Schonung!

(Die gedämpfte Trommel beginnt zu wirbeln. Bertha will ſchreyen und kann nicht mehr. Nur ein dumpfes Halt! ſtöhnt noch aus dem gepreßten Buſen. Sie macht eine Bewegung, als wolle ſie hinſtürzen nach dem Trommelſchläger. Die Kräfte verlaſſen ſie — ihre Kniee wanken — ſie ſinkt ohnmächtig in Wolfs Arme, der ſie ſanft auf den Boden legt, ſo daß ihr Haupt und ein Arm auf der ſteinernen Bank ruhn. Er ſieht mit gefaltenen Händen und betrachtet ſie mit ſtummen Schmerz. — — Der Burgemeiſter ſteht ſtarr und düſter vor ſich hin. — — Indeſſen wirbelt die Trommel immer fort, und nach und nach treten langſam von allen Seiten weinende Mütter auf, die ihre Kinder theils an der Hand führen, theils auf den Armen tragen. — — Bey ihrem Anblick erwacht Welf aus ſeiner Betäubung. Er öffnet die Hausthür und winkt ſeinen acht Kindern, die heraustreten. Mit ſtiller Wehmuth läßt er ſie alle um die ohnmächtige Mutter niederknieen, legt ihre herabhängende Hand auf das Haupt des jüngſten, betet dann ſelbſt ſtill, und ſtreckt die Hände ſegnend über die Kinder aus. — — Alle Mütter ſegnen ihre Kinder in verſchiedenen Gruppen, umarmen ſie zum leztenmal, und weiſen ſie dann mit abgewandtem Geſicht von ſich. — Die Kinder ſammeln ſich im Hintergrunde an den Stufen des Rathhauſes. — — Der Burgemeiſter winkt. Die Trommel ſchweigt. — — Der Burgemeiſter nähert ſich den Kindern. Seine eigne Rührung verhindert ihn einigemal zu ſprechen. — Pauſe, in der man nur das Schluchzen der Mütter vernimmt.)

Burgemeiſter. (Ermannt ſich)

Wohlan, ſo zieht mit Gott! und vor euch her
Wird frommer Unſchuld Engel freundlich ſchweben!
Er wird euch ſchützen vor der Feinde Speer,
Mit unſichtbarer Kraft die Bruſt umweben,
Und eine mächtige Beredſamkeit
Wird Gott in euer kindiſch Lallen legen —
Und wer die Stirn dem Kampfe trotzig beut,

Den wird der Unſchuld wehrlos Schreyn bewegen! —
Ja ziehet hin, vor eurem holden Blick
Seh' ich die ſchon gezückten Schwerdter ſinken!
Mir ſagt mein Herz — Ihr werdet Fried' und Glück
Uns neu herab von jenen Bergen winken!

(Er tritt vor, und gibt das Zeichen zum Aufbruch. Wolf ſtellt ſich an die Spitze des Zuges, der ſich in Bewegung ſetzt. Der Burgemeiſter ſegnet die Kinder ein, wie ſie paarweiſe an ihm vorüber ziehn. Die Bürger und Bürgerinnen fallen auf ihre Kniee.)

Chor.

Väter ſtammeln zitternd ihren Segen,
Mutterthränen folgen euch!
Ziehet ſtill, wie Opferlämmer pflegen —
Ach! der Feinde Herz bewegen
Möge Gott!

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

(Das Lager der Huſſiten auf den Bergen vor Naumburg. In der Mitte der Bühne ſteht Procopius Gezelt, über welchem die Fahne mit dem Kelche weht. Im Vordergrunde links haben ſich drey Hauptleute auf dem Boden gelagert und zechen. Rechts geht eine Wache mit dem Speer längs den Seitenwänden auf und nieder. Im Hintergrunde ſieht man mehrere Huſſiten in zerſtreuten und mäßigen Gruppen.)

Erſte Scene.

Die drey Hauptleute.

Einer.

Wenn die rothen Säbel klirren
Hell zuſammen,
Wenn die blaſſen Nönnlein girren
In den Flammen,
Kinderloſe Mütter ächzen
Vor den Thoren,
Mütterloſe Kinder lechzen
Kaum gebohren,

Alle.

Brüder! dann miſcht in den blutigen Greul
Brüllend der ſiegenden Rache Geheul!

Einer.

Wenn die aufgeſchreckten Kranken
Betend keuchen,
Wenn die Greiſe jammernd wanken
Zwiſchen Leichen,
Um verlaßne Sterbebetten
Flammen praſſeln,
Blutbeſpritzte Sclavenketten
Klirrend raſſeln,

Alle.

Brüder! dann miſcht in den blutigen Greul
Brüllend der ſiegenden Rache Geheul!

Erſter Hauptmann.

He da! hört einmal auf, ihr wüſten Burſche!
Ich bin verwöhnt an Jammertön' und mag
Das Singen nicht mehr leiden.

Zweyter.

Wohlgeſprochen.
Wenn in den Flammen dicke Pfaffen kniſtern,
Ein Kind der Mauer Eckſtein blutig küßt,
Da gibts ganz andre Töne.

Erſter.

Warum liegen
Wir auf der Bärenhaut? hoch ſteht die Sonne,
Längſt wäre ſchon das Tagewerk vollbracht;
Wozu den Päbſtlern dieſe Gnadenfriſt?

Dritter.

Zum letzten Stoßgebet.

Zweyter.

Ey was! ſie fahren
Doch insgeſammt zur Hölle!

Erſter.

Und für uns
Gibts noch vollauf der Arbeit in Thüringen,
Bevor am Heerd der böhm'ſchen Heymath wir
Uns rühmen dürfen, daß wir Huſſens Blut
Gerochen.

Zweyter.

Hm! was mich betrifft, ich dürfte
Schon Feyerabend mir vergönnen; denn
Ich war bey dem Tumult in Prag, wo man
Die Rathsherrn aus dem Fenſter warf, hab' ſelbſt
Ein Paar auf meinem Spieß gefangen.

Dritter.

Das
War luſtig.

Zweyter.

Auch in jener Schlacht bey Woſchitz,
Wie uns am grünen Donnerſtag des Königs
Berittnes Volk zu überrumpeln meynte,
Hab' ich ſie wacker mit geklopft. Damals
Schenkt' aus der Beute mir der alte Ziska
Die Rüſtung, die ich noch am Leibe trage.

Erſter.

War ich doch auch nicht faul, wenns galt.
Fünf Klöſter
Hab' ich allein in Brand geſteckt, und mit
Der

Der Pike Mönch' und Nonnen in die Glut
Geſchürt.

Dritter.

Was will das ſagen? Kann ſich einer
Gleich mir berühmen, daß er Pfaffen in
Verpichten Tonnen ſtatt
Johannisfeuer leuchten laſſen?

Erſter.

Mir
Iſts um der Kinder Seelen-Heil, daß in
Der Eltern Blindheit ſie der Hölle nicht
Entgegen wachſen, darum tracht' ich ſtets
Vor allen nach den Kindern.

Zweyter.

Da gibts heut'
Ein Feſt für dich.

Erſter.

Hab' auch die Lanze ſchon
Mir drauf gewetzt.

Wache.

Merkt auf!

Zwey

Zweyter.

Was gibts?

Wache.

Es wimmelt
Im Thale.

Erſter.

Werden doch die Mäuſe nicht
Heraus ſich wagen, wenn die Katze vor
Dem Loche ſitzt?

(Sie ſpringen auf, eilen zu der Wache, und ſchauen hinunter)

Zweyter.

Was Teufel gibts denn da?

Dritter.

Ich unterſcheid' es nicht.

Erſter.

Da unten krabbelts
Ameiſen gleich. Auch ſchimmert es und blendet,
Als ob die Sonn' auf eine Schneetriſt ſchiene.

Dritter.

Doch iſts nicht Waffenglanz.

Zweyter.

Geduldet euch,
Sie müſſen gleich um jenen Felſen biegen,
Wo ſich die Pfade aufwärts ſchlängeln, dann
Gewahren wirs wohl deutlicher.

Erſter.

Seht, ſeht!
Da quellen ſie hervor.

Zweyter.

Was Henker! — iſts ein Blendwerk? — Bruder,
Was ſiehſt du?

Erſter.

Wenn der Satan mich nicht täuſcht,
So ſeh' ich Kinder.

Zweyter.

Ja, ſo wahr ich lebe!

Erſter.

Und manche noch ſo klein, als ob ſie eben
Der Amm' entſprungen wären.

Dritter.

Sieh nur, wie
Das Klettern ihnen ſauer wird.

Zweyter.

Es reichen
Die größern ihre Hände abwärts, um
Die kleinern nachzuſchleppen.

Erſter.

Kommt nur, kommt.

Zweyter.

Ermüdet wie die Vöglein über'm Meere,
Die ohne Furcht auf eines Schiffes Maſten
Hernieder flattern, ſüße Abendkoſt
Dem Schiffer.

Erſter.

Nur herauf! hier ruht ſichs ſanft,
Den ſteilen Rückweg ſpart euch unſer Mitleid.

Dritter.

Ein einzger Mann iſt unter ihnen.

Zweyter.

Scheint
Derſelbe, der am Morgen ſchon ſich keck
Zu uns herauf gewagt.

Erſter.

So ſoll er warlich
Vergebens nicht zum zweytenmal die Haut
Zu Markte tragen.

Zweyter.

Seht, wie munter
Die Kinder nahn, als wüßten ſie zum Ballſpiel
Hier oben den bequemſten Platz zu finden.

Dritter.

Es iſt doch ſeltſam.

Erſter.

Und was ſolls bedeuten
Das Poſſenſpiel?

Zweyter.

Ich meld' es flugs dem Feldherrn.

Erſter.

Er ſchlummert. Gute Botſchaft ward ihm heute
Von Weib und Kind aus ferner Heymath, frölich
Berauſcht' er ſich, und lallend ſchlief er ein.

Zweyter.

Ich weck' ihn auf.

(Zu den übrigen Huſſiten, die ſich nach und nach um ihre Anführer neugierig geſammelt haben)

Ihr mögt indeſſen ruhig
Den Kommenden die Speer' entgegen recken,
Damit ſie an des Berges Abhang ſtehn,
Bis unſer Feldherr das Signal zum Schlachten
Ertheilt. (Er geht in das Zelt)

Erſter.

Auf Brüder! thut wie ers befohlen.

(Er ſtellt ſich an die Spitze der übrigen, und ſie beſezzen mit eingelegten Speeren die ganze Seite, an welcher die Kinder heraufklimmen)

Sie kommen dennoch näher — ſcheinen wenig
An unſre Spieße ſich zu kehren. — He!

Zu⸗

Zurück da! — ſeyd ihr blind? — zurück ihr Buben! —
Seht ihr die Speere nicht? — wollt ihr euch ſpießen? —

Zweyte Scene.

(Die Kinder treten die ganze Seite entlang, ſo viel möglich alle auf einmal aus den Couliſſen. Sie haben die Händgen gefaltet, blicken den Huſſiten fromm in die Augen, kehren ſich nicht an die vorgehaltenen Lanzen, ſondern gehen ſtill, mit langſam abgemeſſenen Schritten grade darauf los. Unwillkührlich weichen die Huſſiten Schritt vor Schritt zurück, nach der gegenüberſtehenden Seite)

Erſter.

Das iſt doch ſonderbar — ſind wir verzaubert? —

(Er ſchwingt den Speer)

Schämt euch, ſtoßt zu!

(Die Kinder heben alle die gefaltenen Hände hoch empor. Die Speere ſinken nieder. Die Huſſiten weichen bis an die andre Seite der Bühne, und ſind endlich gezwungen, die Speere aufwärts zu recken, um die Kleinen nicht zu verwunden)

Welch' unſichtbare Macht lähmt mir den Arm? —
Ein ſeltſam Grauen ſchleicht mir durch die Adern —
Wir ſtehn gebannt — das iſt ein Zauberwerk.

Die Kinder.

(Schließen ſchnell einen Kreis um das Zelt des Procopius, fallen ſämmtlich auf ihre Kniee und rufen:)

Gnade! Gnade!

(Wolf ſteht ſeitwärts im Vordergrunde ſtill betend)

Dritte Scene.

(Procopius tritt haſtig aus dem Zelte. Zorn glüht in ſeinem Geſichte. Die Kinder heben ihre Händgen zu ihm empor. Procopius ſtutzt. Ihr Anblick überraſcht ihn. Er ſchweift mit den Augen im Kreiſe umher, ſein Blick wird milder)

Procopius.

Was ſoll das heißen? — ha! wer wagt es, ſolch
Ein Spiel mit mir zu treiben?

Die Kinder.

Gnade! Gnade!

Procopius.

Steht auf! ich will es! Ich befehl' es!

(Er reißt die beyden Kinder, die ihm am nächſten knieen, mit rauher Gewalt bey den Armen in die Höhe, und ſchreitet finſter vorwärts. Die Kinder wollen ſich an ihn hängen, er ſchleudert ſie von ſich)

Laßt mich! —
Wer hat mir das gethan?
(Er erblickt Wolf) Verwegner! du
Noch einmal hier? trotz meiner Drohung?

Wolf. (Demüthig)

Als Abgeordnetem der Stadt haſt du
Mir unterſagt, vor deinem Antlitz zu
Erſcheinen, nicht als Vater meiner Kinder.

Procopius.

Wer hat mein Wort zu deuten dich ſo kühn gemacht?

Wolf.

Der feſte Glaub' an eines tapfern Fürſten Großmuth.

Procopius.

Du irrſt; dem Beile lieferſt du der Kinder Nacken.

Wolf.

Es tödtet ja der Löwe nur den würd'gen Feind.

Procopius.

Mit ſüßen Honigworten willſt du Männer kirren?

Wolf.

Wie dürft' ich andern Waffen unſer Heil vertrauen?

Procopius.

Durch Kinderthränen Frieden meynt ihr zu erbetteln?

Wolf.

Den Kindern ward das Himmelreich von Gott verheißen.

Procopius.

Mit Frömmeleyen prunken, das iſt euer Muth.

Wolf.

Von meinem Muth, o Feldherr, ſteh' ich hier die Probe.

Procopius.

Wie? wenn den Prahler ich bey ſeinem Worte faßte?

Wolf.

Mit Freuden! ſchone Naumburg — über mich gebiete.

Procopius.

Wohlan, laß ſehen. Zeige mir die eignen Kinder.

Wolf.

Sie ſtehen hier zerſtreuet unter dieſem Haufen.

Procopius.

Ihr Blut allein ſoll meinen Durſt nach Rache löſchen!

Wolf. (Erſchrocken, nach einer Pauſe)

Verſchoneſt du die übrigen — ſo mags geſchehen.

Procopius.

Begnadigt ſey um dieſen Preis die Stadt.

Wolf. (Zitternd)

So fließe meiner Kinder Blut in Gottes Namen!

Procopius.

Wo ſind ſie, daß ich einzeln ſie dem Schwerdte weyhe?

Wolf. (In heftiger Bewegung)

Schwörſt du mir aber Friede dann bey Huſſens Blut?

Procopius.

Ja, Friede ſey bey Huſſens Blute dir geſchworen!

Wolf.

Und mir gewährſt du Tod mit meinen Kindern?

Procopius.

Du Zeuge nur, dir ſchenk' ich Leben.

Wolf.

Ha!
Du hältſt dein Wort! mich unerhört zu martern,
Gelobteſt du!

Procopius.

Der Prahler ſteht beſchämt.

Wolf.

Nicht alſo — nein — dort ſind die Kinder — hat
Mein Vaterblick ſie dir noch nicht verrathen? —
Soll ich die Lämmer ſelbſt zur Schlachtbank
führen? —
Vergib der ſtärkeren Natur! ich kann nicht!

Procopius.

Treibſt du dein freches Spiel mit meinem
Schwur?

Wolf.

Wer treibt wohl hier das grauſamere Spiel?
du Herr!

Procopius.

Du wagſt? —

Wolf.

Auf weſſen Großmuth darf man bauen,
Wenn auch vom Sieger dieſe Tugend weicht?
Wir nahten dir mit herzlichem Vertrauen;
Denn der Gewalt wird Gnade ja ſo leicht.
Wie? wenn du Gnade einſt gleich uns begehreſt,
Wie?

Wie? wenn, indeſſen du die tapfre Fauſt
In meiner armen Kinder Blut entehreſt,
Der Königlichen Schwerdt in Böhmen hauſt?
Wenn wütend ſie zu deinem Pallaſt dringen,
Auf deiner Schwelle ſchon ihr Beil ſich wetzt,
Und deine Kinder dann, wie dieſe jetzt,
Vergebens ihre Händgen jammernd ringen? —
Wenn dann du heimkehrſt, Sachſens Ueberwinder,
Und findeſt deine blut'ge Wohnung öde —
Dann, Herr, gedenke meiner kühnen Rede!
Du haſts verſchuldet durch den Mord der Kinder!

Procopius.

Ha! dieſen Frevel büße!

Wolfs Kinder.

(Stürzen alle herzu und umringen ihn) Vater! Vater!

(Pauſe)

Procopius. (Läßt gerührt das Schwerdt ſinken.)

Wolf. (Umſchlingt ſeine Kinder in einer Gruppe)

Sieh, Herr, ſie haben ſelber ſich verrathen.
Nun kennſt du ſie — nicht einer blieb zurück,

Nicht einer! denn es galt des Vaters Leben! —
Jetzt tödte mir die Knaben, wenn du kannſt.

Die Kinder. (Rufen)

Gnade!

Eins der Kinder.

(Klammert ſich an Procopius rechten Arm)

Wenn daheim dich noch erfreuet
Einer lieben Mutter Blick,
So erbarme dich der Kleinen,
Die um ihre Mütter weinen,
Sende ſie mit Troſt zurück!

Ein andres Kind. (Ergreift ſeine Linke)

Wenn zu deinem Vaterherzen
Eigner Kinder Lallen ſpricht,
So ſey gnädig unſern Müttern,
Die für ihre Kinder zittern;
Schenk' uns Frieden, tödt' uns nicht!

Das erſte Kind.

Haben wir doch nichts verbrochen,
Still und klein iſt unſer Thal,

Wo nur Lieb' und Friede wohnen;
Darum wollteſt du verſchonen
Unſer kleines ſtilles Thal!

Das andre Kind.

Gott vergelt' es dir mit Segen,
Wenn du in der Heymath ruhſt!
Gott vergelt' es an den Deinen,
Was du menſchlich an uns kleinen
Armen Kindern heute thuſt!

Procopius.

(Iſt bewegt. Er ſteckt ſein Schwerdt langſam in die Scheide, und ſchaut rings umher, bald auf die Kinder, bald auf die Seinigen, deren finſtre Züge das Mitleid ſanft erheitert)

Ich will es nicht verhehlen, meine Brüder,
Das Herz iſt mir bewegt. — Seyd ihr gleich mir geſinnt —
Wollt ihr begnadigen — ſo ſenkt die Spieße.

(Alle Huſſiten ſenken ihre Spieße)

Wohl. (Er ruft laut) Gnade! Gnade! — ſtehet auf! ſeyd frölich!

(Die Kinder wiederholen frölich: Gnade! und drängen ſich alle um Procopius, ſeine Hände, ſeine Kniee, ſeine Füße zu küſſen. Er kann ſich ihrer Liebkoſungen kaum erwehren, hebt ein Kind um das andre in die Höhe und küßt es.)

Wolf. (Fällt auf ſeine Kniee und betet haſtig)

Du ſtarker Gott!
Der du wie Wachs die Herzen der Menſchen biegeſt,
Des Mannes Wut durch Kindes Lallen beſiegeſt!
Du biſt der Fels, auf deſſen Höhen
Die fliehende Hoffnung Hütten baut!
Den Iſrael im Wolkenſchleyer geſehen,
Und ihm in der Feuerſäule vertraut!
Ich preiſe dich laut! ich preiſe dich laut,
Du ſtarker Gott!

Procopius.

Bringt Wein herbey, und Brod, und ſüße Früchte,
Birn, Kirſchen, Schoten — daß die kleinen Gäſte
Nach überſtandner Angſt ſich froh erquicken.

Wolf. (Dankbar die Hände zu ihm aufhebend)
O Herr!

Procopius.

Eilt! laßt mir auch die böhmiſchen
Spielleute kommen! blaſen ſollen ſie,
Daß Luſt und Freude ſich im Lager tummle.

(Mehrere Huſſiten eilen, ſeine Befehle zu vollziehen)

Wolf.

Die Angſt fand Worte — ſtumm iſt Freude! —

Procopius.

Iſt
Mirs doch, als hätt' ich einen Sieg erfochten,
Und ſtehe da, beſiegt von Kindern.

(Man bringt ihm Wein) Gib.

(Er ſchenkt ſelbſt einen Becher voll, und reicht ihn einem kleinen Mädchen)

Nimm, ſchmucke Dirne, trink, ſey gutes Muthes,
Und laß den Becher frölich kreiſen.

(Die Kinder trinken)

Wolf. (Trocknet ſich die Augen)

Rinnt,

Ihr Freuden-Thränen, in den Freudenwein!

(Spielleute hinter der Scene beginnen einen heitern Marſch)

Procopius.

Willkommen, frohe Tön' aus ferner Heymath!
Tragt mir den Feldſtuhl in der Kinder Mitte.

(Man bringt ihm einen Feldſtuhl. Er ſetzt ſich. — Mehrere Huſſiten tragen Körbe voll Früchte herbey, beſonders Kirſchen, die ſie unter die Kinder austheilen, und dabey nach der Melodie des Marſches ſingen:)

Luſtig, Kinder! faſſet Muth,
Und genießet;
Denn es fließet
Nur der Rebe ſüßes Blut!

Seht der Kirſche lieblich Roth,
Nehmet, eſſet,
Und vergeſſet,
Was am Morgen euch bedroht.

(Gegen Ende des Geſanges fangen die Kinder an munter zu werden, ſchließen einen Kreis um den ſitzenden Feldherrn, und hüpfen um ihn her, bis die Muſik ſchweigt)

Procopius.

So recht, ſo recht! ihr macht mich guter Dinge,
Und mögt' ich faſt mit euch zum Kinde werden.

Wolf.

Wahr iſts, o Feldherr! glänzend baut die Ehre
Im Sternenkreis ihr blendend Heiligthum.
Des Sieges Göttin ſchwebt vor deinem Heere,
Sie windet lächelnd dir den Lorbeer um;
Doch kann das Haupt, im Schimmer ſeiner Strahlen,
Dem Herzen dieſe Stunde nicht bezahlen.

Ein Tag wird kommen, wo der ſüße Friede
Liebkoſend ſich in eure Schaaren drängt,
Des Siegers Hand, vom langen Kämpfen müde,
Das blut'ge Schwerdt an eine Pappel hängt —
Ein Tag wird kommen, der in ſeinen Stunden
Den Balſam trägt für blut'ger Jahre Wunden!

Wenn dann aus müß'ger Ruh Fantome ſteigen,
Die Prieſters Spruch zu bannen nicht vermag —
Wenn ſie die offnen Wunden drohend zeigen —

Die Mutterherzen, die der Jammer brach —
Dann möge ſanft und tröſtend dich beſchleichen
Erinnerung an dieſen ſel'gen Tag!
Dann mögen mit der Unſchuld Dankgebeten
Die Kinder plötzlich wieder um dich treten!

Vierte Scene.

Ein Huſſit. (Drängt ſich eilend zum Feldherrn)
Im Thale, Herr, zeigt ſich ein dichter Haufe
In fremder Waffenrüſtung, ſeltſam an=
Zuſchauen, wie bedeckt mit weißen Schildern;
Den Bergen wälzt er langſam ſtets ſich näher.

Procopius. (Springt auf)
Verrätherey!

Der Huſſit.
Dem vordern Poſten ward
Sogleich Verſtärkung zugeſandt. Erfahren
Wirſt du in wenig Augenblicken, welch'
Ein unbekannter Feind uns droht.

Procopius.

Ha!
Verräther! meyntet ihr durch Kinderſang
Uns ſchlau in Sicherheit zu wiegen? die
Bethörten Meuchlings dann zu überfallen?
(Er zieht das Schwerdt)
Weh euch! denn von des Berges Spitze
ſchleudern
Wir dieſe Geiſeln blutend euch entgegen!

Wolf.

Halt Herr! es iſt nicht ſo, es kann nicht ſeyn,
Befrage dich zuvor, ein Irrthum waltet.

Der Huſſit.

Da keucht ein Bote ſchon den Berg herauf.

Fünfte Scene.

Ein anderer Huſſit zu den Vorigen.

Procopius. (Ihm entgegen)
Wer iſt der kecke Feind? was gibt es? rede.

Der Huſſit.
Ein blinder Lärm. Es ſind die Weiber aus
Der Stadt, von ferne nur ſeltſam geſtaltet,
Durch ihre weißen Regentücher, die
Sie vor der Mittags-Sonne Strahlen ſchützen.

Wolf.
Sieh da, es ſind die Mütter dieſer Kinder.

Der Huſſit.
Sie wagen nahe ſich an unſre Poſten,
Faſt könnte man mit Pfeilen ſie erreichen.

Wolf.
Was fragt die Mutter nach dem Pfeil im Buſen,
Wenn man die Kinder ihr vom Buſen riß?

Der Huſſit.

Ihr Schluchzen ſtöhnt vernehmlich durch die Lüfte.
Ich gab Befehl, ſie drohend abzuweiſen.

Wolf.

Erfülle bald dein Gnadenwort, o Feldherr!
Die Kinder gib den Müttern, Naumburg Frieden!
Gedenke, wie ein Augenblick der Angſt
Den Schluchzenden dort unten Jahre dünkt!

Procopius.

Zieht hin in Frieden! — grüne Zweige brecht
Von dieſen Bäumen — traget ſie verſteckt —
Dann ziehet ſtill hinab, und wenn ihr nah
Der Stadt gekommen, ſchwingt die Zweige plötzlich
Hoch über euren Häuptern! ſtimmt zugleich
Ein Lied, hört ihr? ein Siegeslied ſtimmt an!
Victoria! Sieg über die Huſſiten!
So wandelt feſtlich bis zu eurem Rathhaus;
Dort aber ſprecht: Procopius, der Böhme,

Läßt euch in Frieden ſeinen Gruß vermelden,
Und wenn die Sonne morgen aufwärts ſteiget,
Soll auf den Bergen auch nicht eine Spur
Von ſeinem Lager mehr ihr Strahl beſcheinen;
Denn eure Kinder haben ihn beſiegt. —
Jetzt ziehet hin in Frieden!

Ein Kind. (Küßt ſeine Hand)

Dank, du guter Mann!

Procopius. (Sich ſanft loswindend)

Geht, geht, ihr macht mich weich. — O meine
Kinder!
Wär' ich jetzt in der Heymath unter euch!

(Er geht langſam in ſein Zelt)

Wolf.

Nimm das Gefühl mit dir in deiner Bruſt,
Das ſchöner als gekühlte Rache lohnet,
Wenn der Gewalt'ge, ſeiner Kraft bewußt,
Den Bittenden erhört, den Schwachen ſchonet!

(Die Muſik fällt ein)

(Die Kinder ziehen paarweiſe, mit grünen Zweigen, an Wolf vorüber, der ſie mit ſtillem Entzücken betrachtet, und zuletzt an den Zug ſich anſchließt.)

Chor der Huſſiten.

So wütet der Krieger entflammtes Heer,
Wenn blutigem Frevel es Rache verkündet;
Doch leihet es bittender Unſchuld Gehör,
Die weinend der Rache die Geißel entwindet!

Hohe Gewalt in dem Brauſen des Windes!
Hohe Gewalt in des Donners Geheul!
Doch auch der Stimme des weinenden Kindes
Lieh die Natur einen mächtigen Pfeil.

Schnaube der Krieger wie Eber ſo wild,
Mitten im Grimme
Dringet die Stimme
Mächtig zum Herzen durch Panzer und Schild.

Ende des vierten Acts.

Fünfter Act.

(Vor den Thoren von Naumburg ein freyer Platz, deſſen Boden zur Linken ſich hüglicht erhebt. Auf dieſen Hügeln, höher und tiefer, ſtehen, ſitzen und liegen die Weiber in Schmerz verkündenden Stellungen. Seitwärts im Vordergrunde Bertha, in dumpfem, ſtarrem Hinbrüten.)

Erſte Scene.

Chor.

Von den Bergen ſcheuchte wild zurück
Feindes Speer —
An den Bergen hängt der ſtarre Blick
Thränenſchwer —
Ueber Berg' und Wolken dringt der Mütter
Angſtgeſchrey!
Denn es ſtehet feſt im Ungewitter
Muttertreu.

Bertha.

Laute Klage! — ja nur ſie verflöſet
Die Verzweiflung in den ſanftern Schmerz!
Wenn der Jammer ſich in Töne löſet,
Klopfet freyer das gequälte Herz.
Jeder Vogel hat ja eine Stimme,
Die bewegt um das Verlohrne klagt;
Mir allein ward von des Schickſals Grimme
Jeder Ton für meinen Schmerz verſagt! —

Warum ſteh' ich einſam unter dieſen?
Warum hat Entſetzen mich betäubt?
Warum dürfen ihre Thränen flieſſen,
Da mein heißes Auge trocken bleibt?

Schwebe ſanft zu der Verlaßnen nieder,
Du Erinnerung an ſel'ge Tage!
Gib dem Auge ſeine Thränen wieder,
Und dem Munde ſeine laute Klage! — —
(Sie weint ſanft)

Zweyte Scene.

(Der Burgemeiſter tritt aus dem Thore und nähert ſich Bertha)

Burgemeiſter.

Vom Thurme meldet mir der Wächter, daß
Im Lager ein lebendiges Gewühl —

Bertha. (Erſchrickt)

Ha! wehe! wehe! ſo hat ſchon das Morden
Begonnen! Alle drängen ſich herbey
Zum blut'gen Schauſpiel — mit entblößten Nacken
Seh' ich die Kinder knieend auf der Brüder Leichen. —
Die Henker grinſen — ihre Schwerdter blinken —

Burgemeiſter.

Mit nichten. Weder Schwerdt noch Lanze brach
Der Sonne Strahlen in des Wächters Auge;
Es ſchien vielmehr ein frölìches Getümmel.

Bertha.

O allerdings! wozu bedarf es Waffen?
Ein Meſſer iſt genug, die ganze Heerde
Wehrloſer Lämmer hin zu würgen! — wir
Indeſſen, wir verzagen nicht! — o nein!
Und wenn die Leichname der Kinder von
Des Berges Spitzen uns entgegen ſtürzen,
Je nun, ſo gräbt gelaſſen jede Mutter
Mit blut'gen Nägeln ihrem Kind ein Grab,
Und wo etwa ein kinderloſer Mann
Dabey ſteht, tröſtet er mit kühlen Worten,
Und eine Meſſe zahlt er für die Seelen.

Burgemeiſter.

Kann es dein Herz erleichtern, mich zu ſchmähen,
Weil ich das letzte Kind ſchon längſt begrub,
So rede — heilig ſind des Unglücks Rechte,
Und nimmer ſoll der Worte Bitterkeit
In meiner Bruſt das Mitgefühl vergiften.
Auch an den friſchen Wurzeln meiner Hoffnung
Nagt deine mütterliche Angſt vergebens.
Zu oft, im Laufe meines langen Lebens,

Wenn ſchon zertrümmert ſchien mein Erdenglück,
Der letzte Hoffnungsfaden wollte reißen,
Gab alles mir Ein Wink von Gott zurück,
Und ſtatt zu murren mußt' ich dankend preiſen.

Eine Bürgerin.

(Die gleich mehrern unverwandt nach den Bergen ſchaute)

Seht, ſeht! was wimmelt plötzlich auf den
Bergen? —
O wer des Falken Auge hätte! — ſeht!
Wie weiße Lämmer, die am Berge weiden —
Es klimmt — und hüpft — und ſpringt — ſtets
tiefer — tiefer —
O wer des Falken Flügel hätte! —

Bertha. (Bebend)

Was?
Was ſeht ihr?

Burgemeiſter.

Hoffnungs-Morgenröthe!

Bürgerin.

Jetzt —
Jetzt wird es deutlicher —

Bertha.

Sprecht, was?

Bürgerin.

Da! — dort! —
Am Abhang — einzeln — ja! — ſie ſind es! —

Bertha. (Faſt kreiſchend)

Wer?

Bürgerin.

Die Kinder!

Alle.

Unſre Kinder!

Burgemeiſter.

(Breitet mit dankbarem Entzücken ſeine Arme gegen den Himmel)

Bertha.

(Zwiſchen Freud' und Zweifel ſchwankend) Nein —
Sie ſind es nicht — die harrende Liebe gaukelt
Euch ſüßes Blendwerk vor — o widerſprecht
mir! —

Bürgerin.

Sie ſind es! — ja! — die gröſern ſpringen munter
Voraus — die kleinern keuchen emſig nach —

Bertha.

Doch ſinds auch alle?

Bürgerin.

Alle!

Bertha.

Könnt' ich nur
Mit dieſen bebenden Knieen die Höh' erklimmen —
Mit *Einem* Blick wollt' ich ſie zählen —

Bürgerin.

Alle!
Da — dort — und hier — im Thal ſind ſchon die vordern!

Bertha.

Seht ihr auch meinen Mann?

Bürgerin.

Wir ſehen ihn!

Bertha.

(Sinkt auf beyde Kniee und ſtreckt die Hände gen Himmel)

Er lebt! ſie leben!

Bürgerin.

Auf dem Arm trägt er
Ein Kind.

Bertha. (Erſchrocken, haſtig)

Ein todtes Kind?

Bürgerin.

Nicht doch, das kleinſte.

Bertha.

Doch warum tragen? — iſt es krank? —
verwundet?

Burgemeiſter.

Kann denn das kleinſte nicht ermüdet ſeyn?

Bürgerin.

Jetzt ſteht er — winkt den vordern Knaben, die
Zu weit vorausgeſprungen — ordnet ſie —

Tritt ſelber an die Spitze — ſeht — was nun? —
Sie ſchwingen plötzlich grüne Zweige über
Den Häuptern — wie ein Wald bewegt ſichs vorwärts —
O! das bedeutet Frieden! Frieden! — ja!
Wir ſind gerettet! —

Alle. (Stürzen vor auf die Bühne)
Lobet Gott! wir ſind gerettet!

(Die Weiber umarmen ſich wechſelsweiſe. Bertha bleibt auf ihren Knieen. Ihre Freude iſt heftig, aber ſtumm)

Eine Bürgerin.
(Indem ſie ihre Arme gegen eine andre ausbreitet)
Du warſt mir feind — ein alter Groll entzweyt uns —
Vergib mir —

Die andre. (Fällt ihr in die Arme)
Alles ſey vergeſſen!

Eine dritte. (Zu der vierten)
Du
Biſt arm, ich reich — wir theilen ſchweſterlich.

Die vierte.

Ich arm? drey Kinder hab' ich ja dabey.

Die erſte.

Der Kirche weyh' ich dankbar meinen Erſtgebohrnen!

Die zweyte.

Gottes Altar will ich neu
Und köſtlich kleiden!

Bertha.

Herzenskündiger!
Dir iſt auch Schweigen eine Sprache!

Die Kinder. (Rufen ſchon von ferne)

Victoria!
Sieg über die Huſſiten!
Victoria!

(Die Bürger ſtrömen frölich aus dem Thore, miſchen ſich unter die Weiber, theilen ihr Entzücken, harren ungeduldig den Kommenden entgegen.)

Dritte Scene.

Wolf.

(Seine beyden kleinſten Kinder auf den Armen tragend, ſtürzt faſt athemlos auf die Bühne)

Bertha. (Breitet die Arme nach ihnen aus)

Wolf.

Da Mutter bring' ich dir ſie alle wieder!
Die beyden kleinen ſind ermüdet, laß
Sie ruhn in deinem Schooſe.

Bertha.

Meine Kinder!

(Die übrigen Kinder eilen jubelnd und die Zweige ſchwingend herbey. Jede Mutter, jeder Vater ſtürzen den ihrigen entgegen. In einem Augenblick bilden ſich eine Menge verſchiedener Gruppen)

Wolf. (Bewegt auf das Getümmel blickend)
Ja, da iſt keine Ordnung mehr — mich dünkt
Ich ſehe Gott in ſeinem Himmel lächeln! —
(Pauſe)

Wolf.

(Trocknet ſich die Augen, faßt ſich, und tritt mit ſanftem Ernſt zu dem Burgemeiſter)

Geſtrenger Herr, Procopius, der Böhme,
Läßt euch in Frieden ſeinen Gruß vermelden,
Und ehe noch den neuen Tag die Sonne
Uns wiederbringt, verläßt ſein Heer die Berge.
Kein Haar auf unſern Häuptern wird gekrümmt,
Kein Halm zerknickt, kein Löſegeld erpreßt;
Denn — ſpricht er — ihn beſiegten unſre Kinder.

Burgemeiſter.

Komm an mein Herz, du wackrer Bürger
Naumburgs! —
Ihr aber, nie vergeßt, was dieſer Mann
Im ſchlichten Rock zur Zeit der Noth euch
wurde!

Oft gieng der Reiche wohl an dieſem Armen
Mit Stolz vorüber, nimmer ahndend, welch
Ein Herz im Buſen unterm Kittel ſchlage!
Von heute an gehören ſeine Kinder
Der Stadt, ihm werd' ein gnügend Eigenthum,
Und ſeinen Nahmen nenne dankbar einſt
Die Chronik unſern ſpäten Enkeln!

Wolf.

O!
Zu viel, zu viel! denn warlich! edler Herr,
Als Gott die That gelingen ließ, da hatt'
Ich meinen Lohn hinweg! und eurer Gaben
Bedarf ich nicht, der Fleiß macht frölich ſatt,
Ein zweytes Leben gab ich meinen Knaben,
Und Bürgertreue meiner Vaterſtadt!
Wo lebt der Fürſt, der höher mich beglückt?
Ja, ſüße Früchte nenn' ich Ehr' und Liebe,
Doch ſüßer noch, wenn mit freywill'gem Triebe
Die Vaterſtadt ſie eignen Söhnen pflückt!
Ha! ſollte je von mir das Glück ſich wenden,

So darf ich kühn an jede Thüre klopfen,
Und jeder wird ſein Brod mir willig ſpenden,
Und ſeinen Wein bis auf den letzten Tropfen! —
Drum lohnet nicht in mir den Miethling ab —
Darf eine Schuld auf euer Herz ich legen,
So bringe ſie den Kindern ſpäten Segen!
Mir Liebe nur, und Roſen auf mein Grab!

Burgemeiſter.

Mein ſey die Sorge, in des Oelbaums Schatten
Dein Zartgefühl mit unſrer Pflicht zu gatten.

Vierte Scene.

Erſter Rathsherr aus dem Thore.

Zu melden komm' ich, daß die Wächter neue
Seltſame Mähr' vom Thurm herab verkünden.
Mit haſtger Eile bricht der Feind ſein Lager,
Die Feuer verlöſchen, und die Zelte ſchwinden,

Als hab' ein Sturmwind ſie hinab geweht,
Des Feldherrn Fahne tauchte plötzlich nieder,
Paniere flattern, Schaaren ziehen jenſeits
Bey Mertendorf und Köſen iſt ſchon Alles
Wie eine Nebelwolke ſchnell zerſtiebt,
Und gleich dem Frühlingsſchnee, der hier und dort
In weißen Streifen noch aus Klüften ſchimmert,
Stehn einzeln nur die letzten Haufen noch.)

Wolf.

So hat er Wort gehalten!

Burgemeiſter.

Schöner Tag,
Durch eines gnadenreichen Gottes Wunder
Verherrlichet! ſey feſtlich! bleibe feſtlich
Für alle kommende Jahrhunderte!
So oft die Sonne dieſen Tag verkündet,
Soll unſrer Kinder frohe Schaar hinaus
Auf die Gebürge ziehn, ſich wacker tummeln
Um den Gedenkſtein, auf *dem* Platz errichtet,
Wo einſt des Böhmer Fürſten Fahne wehte!

Und dieſer Anger, den der Mütter Thränen
Befeuchtet, nimmer ſoll der Pflug ihn furchen,
Er werd' hinfort der Frauenplan genannt.
Ein Volksfeſt werde dieſer Tag gefeyert
Auf ew'ge Zeiten! und am Abend kehre
Der muntre Kinderſchwarm mit grünen Zweigen
Zur Stadt zurück, und ſinge laut und frölich:
„Victoria! Sieg über die Huſſiten!"
Daß unſre Noth und Gottes Wunderhülfe
Den Enkeln unſrer Enkel lehrreich bleibe! —

Ihr aber laſſet, ehe das Getümmel
In den verſchonten Hütten ſich verliert,
Ein Danklied ſteigen zum verſöhnten Himmel,
Der ſicher uns auf dunkeln Wegen führt!

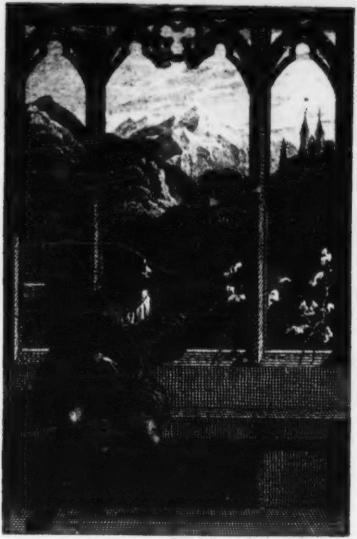
Chor.

Hallelujah!
Es drohten vierzigtauſend Krieger,
Wir ſandten Kinder gegen ſie aus,
Und unſre Kinder ſind die Sieger,
Sie bringen Frieden ins Vaterhaus!

Hallelujah! denn Gottes Engel wallen
Mit uns durch das befreyte Thor!
Der Eltern Jubel, der Kinder Lallen,
Sie ſteigen vereint zu Gott empor!

(Der Geſang endet in einem feyerlichen Siegesmarſch. Die Menge ſetzt ſich in Bewegung. Die Kinder ſchwingen ihre Zweige, und eröffnen den Zug. Die Eltern folgen. Der Burgemeiſter und die Rathsherren beſchließen. Während ſie durch das Thor in die Stadt wallen, fällt der Vorhang.)

Ende.



[illegible]

Almanach
der
Chroniken
für
das Jahr 1804.

Von

Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.

Wld/64/181

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die vier Jahrszeiten 1804.

Anfang des Frühlings, da Tag und Nacht einander gleich ſind, den 20ſten März.

Anfang des Sommers, wenn der längſte Tag iſt, den 21ſten Junius.

Anfang des Herbſtes, da wieder Tag und Nacht gleich iſt, den 23ſten September.

Anfang des Winters, wo zugleich der kürzeſte Tag einfällt, den 22ſten December.

Die vier Quatember.

Der erſte, Reminiſcere, den 22. Febr., hat 10 Wochen.
Der zweyte, Trinitatis, den 23. May, hat 13 Wochen.
Der dritte, Crucis, den 19. Sept., hat 17 Wochen.
Der vierte, Luciä, den 19. December, hat 13 Wochen.

Finſterniſſe im Jahr 1804.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, nemlich: 2 Sonnen- und 2 Mondfinſterniſſe zu erwarten, von denen aber nur eine Sonnen- und eine Mondfinſterniß bey uns ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte iſt eine partiale und bey uns ſichtbare Mondfinſterniß, den 26. Januar vor Mitternacht. Ihr Anfang begiebt ſich des Abends 8 Uhr 47 Minuten; das Mittel, da der Mond auf 4 Zoll 50 Minuten an ſeinem ſüdlichen Rande verfinſtert erſcheint, fällt um 9 Uhr 58 Minuten, und ihr Ende um 11 Uhr 7 Minuten, die Dauer wird 2 Stunden 20 Minuten betragen.

Die zweyte iſt eine groſze, bey uns ſichtbare Sonnenfinſterniß, am 11. Febr. um die Mittagszeit. Ihr Anfang begiebt ſich zu Leipzig, Vormittags um 11 Uhr 25 Minuten 9 Sekunden; das Mittel, 12 Uhr 44 Minuten 40 Sekunden zu Mittage; das Ende 2 Uhr 0 Minuten 40 Sekunden, Nachmittags; ihre Dauer beträgt 2 Stunden 35 Minuten 31 Sekunden; die Gröſze iſt, wenn die Sonne am ſtärkſten verfinſtert erſcheint, 10 Zoll 24 Minuten, am ſüdlichen Sonnenrande.

Die dritte am 22. Jul. des Abends iſt eine unſichtbare partiale Mondsfinſterniß.

Die vierte den 5. Aug. des Nachmittags iſt eine unſichtbare Sonnenfinſterniß.

Nachricht.

Der Calender wird, für die Lande wo fremde Calender erlaubt ſind, dem Taſchenbuche beſonders beygelegt; er iſt in Kupfer geſtochen, und wird auch einzeln ohne das Taſchenbuch verkauft.

Inhalt.

Seite

I. Chriſtoph Thodäus Bericht von der Tylliſchen Eroberung der Stadt Magdeburg im Jahr 1631 den 10ten May 1

II. Ritter Huldmann von Behringen, oder die Höhle des Zobtenberges. Ein Volksmährchen 25

III. Die Schleſiſche Sündfluth 59

IV. Herzog Johann Wilhelms zu Sachſen-Gotha auf der Oſtſee erlittener Schiffbruch 108

V. Des heiligen Joſeph Ernennung zum Ober-Land-Burggrafen in Bayern, 1664 123

VI. Bürgerhaß und Bürgerliebe in zwey Beyſpielen . 137

VII. Der feyerliche Zweykampf im Jahr 1522 . . . 151

VIII. Das quälende Geſpenſt zu Gehofen in Thüringen 162

IX. Die Fürſtenwahl in Kärnthen 179

Seite
X. Der Kreuzherren böſe That zu Danzig im Jahr 1411. 187
XI. Monmouth 195
XII. Erasmus Luegers Troz und Strafe . . . 210
XIII. Cunz von der Roſen, Kayſer Maximilian des Erſten kurzweiliger Rath 219
XIV. Capitain Vlies, eines Holländers, Tapferkeit und wunderbare Errettung 228

Almanach

der

Chroniken.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Es gebe der Blumen ſo viele es wolle, ein Blumenliebhaber wird doch keine überflüſſig finden. Das wuchernde Unkraut mag er ſelbſt ausrotten und aus dem Garten werfen. So auch mit den Almanachen, die, an froſtigen Wintertagen, auf den Toiletten der Schönen, die Stelle der Blumen vertreten ſollen. Es iſt wahr, ihrer ſind ſchon ſo viele, daß man ein Boudoir damit pflaſtern könnte, und noch alljährlich treiben neue Sprößlinge hervor, die freylich oft ihren Erſten Geburtswinter nicht überleben. Aber was ſchadet's? Geht es doch dem Menſchengeſchlecht nicht um ein Haar anders als dem Almanachsgeſchlecht. Nur ein geringer Theil der neugebohrnen Kinder wächſt heran, lebt, ſpielt ſeine Rolle gut oder übel, erkrankt und ſtirbt. Doch habe ich noch keinen Vater gekannt, der ſich von dieſer Betrachtung habe abhalten laſſen, ein Kind in die Welt zu ſetzen.

Darum gehe hin, mein Söhnlein, in Gottes Namen! du wunderlicher Knabe, den ich unter gothiſchen Ruinen mit einer geſpenſtiſchen Nymphe der Vorwelt erzeugt. Erzähle den Leuten, was ſie immer gern hörten: Feuer- und Waſſersnoth, Belagerungen, Mordthaten, Geſpenſtermährchen, Schiffbrüche u. ſ. w. Sammle deine Geſchichten aus wackern alten Folianten, die Niemand mehr leſen mag, ſtutze ſie zu, wirf auch zuweilen eine abentheuerliche Geburt eigner Phantaſie dazwiſchen; plaudere nach Gefallen, dir iſt Alles erlaubt, nur nicht Langweile zu machen.

Findeſt du aber, Trotz deiner Bemühungen, hin und wieder einen eckeln Gaſt, der vornehm auf dich herabſieht, und lieber ein frommes Lied von Jacob Böhm anſtimmt, ey nun ſo weiſe ihn zu den Gebrüdern Schlegel, die dergleichen für den kurioſen Liebhaber feil halten.

I.

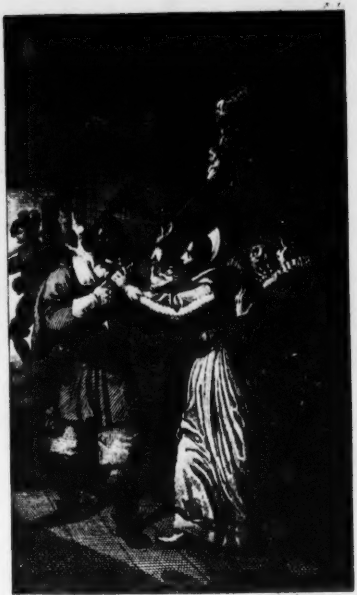
Chriſtoph Thodäus,
gewesenen Predigers zu St. Catharinen in Magdeburg,
eigener Bericht,
wie es
ihm und den Seinigen
bey
der Tilliſchen Eroberung
dieſer Stadt ergangen,
im Jahre 1631, den 10ten May.

Wie grauſam die Kayſerlichen im dreyſſigjährigen Kriege in Magdeburg gehauſt, iſt männiglich bekannt, und wiſſen noch heut zu Tage die Kinder auf den Straſſen davon zu erzählen. Mögte jeder Magdeburger, der damals das nackte Leben davon gebracht, was ihm an dieſem Schreckenstage wiederfahren, aufgezeichnet haben, wie Chriſtoph Thodäus, ſo wär' es der Nachwelt ein köſtlich Geſchenk verblieben, und Mancher, der bey geringen Sorgen alſo gleich murrt oder verzweifelt, mögte in dieſen Warnungsſpiegel ſchauen, ihm zur Lehre und Troſt.

Alſo wollen wir den wackern Prediger ſelber hören, wie er in kräftiger Einfalt ſein Schickſal berichtet.

Dienſtags den 10ten May, hatte ich in der Frühe meine ordentliche Wochenpredigt gehalten, dieſelbe mit dem Gebet und dem gewöhnlichen Friedenswunſch geſchloſſen, und mich darauf nach meiner Behauſung verfüget; da kam plötzlich Botſchaft von etlichen Leuten aus der St. Jacobpfarre: der Feind habe ſchon den Wall erſtiegen und ſtröme in die Stadt. Darüber wir heftig erſchracken und ſolches anfänglich nicht glauben wollten. Als es aber leider nur allzuwahr befunden worden, habe ich mein Haus und Alles laſſen offen ſtehen, habe meine junge, doch muthige Ehegattin bey der Hand ergriffen, und bin, nebſt ihr und der Magd Eliſabeth zu meinem Collegen, dem Herrn Senior Malſius gegangen, wo ſich auch bald noch mehr Leute ſammelten. Da wir denn einander getröſtet, mit einander gebetet, und in Furcht und Zagen erwartet haben, wie es uns nach Gottes Willen ergehen werde.

Da ſchickt ein vornehmer Obriſter unſers Volks, aus dem Gaſthof zum langen Hals zu mir, der gefährlich verwundet worden, begehrend,



Theodorus Leben im Sturm von Magdeburg
durch den Rath seiner Gattin gerettet.

ich ſolle zu ihm kommen und ihn tröſten, denn er es wohl nicht lange mehr machen werde. Ich war ſogleich dazu bereit, nahm Abſchied von meiner geliebten Ehefrau, befahl ſie und alle Umſtehende dem getreuen Gott, und ſagte mit betrübtem Herzen: „Nun ſehen wir uns allhier in dieſem Leben nicht wieder! ſo wolle uns denn Gott im „ewigen Leben ein freudiges Wiederſehn gewähren!“ — Da hieng meine Frau mit Vergieſſung bitterer Thränen an meinem Halſe, und rief: Ach! *willſt du mich nun hier allein laſſen, ſo ſey es Gott geklagt!* — Doch habe ich ſie zufrieden geſprochen und bedeutet: ſolches wäre mein Amt, und könne ich mich deſſen nicht weigern. Alſo bin ich in Gottes Namen zum Hauſe hinaus gegangen, Leib und Seele meinem Schöpfer anbefehlend.

Als ich auf den *breiten* Weg kam, ſind Frauen und Jungfrauen mit Angſtgeheul mir entgegen geſtürzt, haben Troſt und Rath von mir begehrt, die ich doch nur zum Gebet und Ergebung in Gottes Willen vermahnen können. Darauf ich im großen Gedränge bis zum Wirthshaus mich durchgearbeitet, und daſelbſt gleich in der Unterſtube den Verwundeten auf der Erde liegend ſehr ſchwach gefunden, und demſelben zugeſprochen: wie er zeithero als ein Kriegshauptmann gegen die leiblichen Feinde wacker gekämpfet, alſo auch nunmehro gegen Tod, Sünde und Teufel durch Chriſti Gnade ritterlich zu ſtreiten. Welches Alles er mit groſſer Andacht anhörte, ließ mir auch durch ſeinen Diener einen Ducaten verehren, mit freundlicher Bitte, ich wolle bis an ſein nahes Ende bey ihm ausharren, auch ihm ein ehrliches Begräbniß verſchaffen. Solches hab' ich ihm zugeſagt, und hätte mich laſſen bey ihm niederhauen, wenn ich alſo allein verblieben wäre.

Indeſſen war aber der Feind wie eine grimmige Flut in die Stadt gedrungen, trieb das Volk, gleich einer Heerde Vieh, auf dem breiten Wege vor ſich her, und ſchoß darunter, wer getroffen war, der lag, wer laufen konnte, der lief; ſiehe da ſtürzte meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube, wußte ſelber nicht wie ſie glücklich hindurch gekommen, hatte aber ihr Gelübde treulich erfüllen, mit mir leben oder ſterben wollen, und war, Trotz alles Abmahnens, aus des Herrn Seniors Hauſe angſtvoll entwichen. Als nun die Feinde ſchon vor den Fenſtern ſchoſſen, daß der Schmauch und Rauch herein quoll, und ſie auch gewahr wurde, wie die Stube voller Büchſen und Schießgewehr lag, durch welchen Anblick der blutdürſtige Feind allerdings noch mehr hätte erbittert werden mögen; da hat ſie mich mit Gewalt hinausgezogen, und ſind wir alle drey in ein hinteres Gemach auf dem Hofe entflohen, haben die Thüre verriegelt, und unſer Schickſal erwartet.

Es währte auch nicht lange, ſo hörten wir den tobenden Feind auf dem Hofe, kam flugs an die Thür, polternd und fluchend, ſprengte dieſelbe und ſtrömte in lichten Haufen zu uns herein. Pfaff! gieb Geld! ſchrien die Unholde mich an. Nun trug ich bey mir ein Schächtlein, darin etwa 6 oder 7 Thaler, das gab ich dem Einen, der es gierig eröffnete, und fleiſſig nach Gold darinn wühlte. Weil er aber kein ſolches fand, wollte er es nicht nehmen, ließ ſich doch endlich zufrieden ſtellen und gieng davon. Unterdeſſen ſchlugen die übrigen Kiſten und Kaſten auf, und nahmen was ſie tragen konnten. — Unter dieſen war auch ein feiner junger Burſche, der ſchien uns ein Paarmal mitleidig anzublicken. Als meine Frau das gewahr wurde, ſagte ſie bitterlich weinend: Ach! ich bitte euch um Gotteswillen! beſchützet uns! Er aber antwortete: Liebe junge Frau, das können wir nicht, wir müſſen den Feind verfolgen, und lief mit den übrigen wieder hinaus.

Jetzt ſchöpften wir ein wenig Athem, und vermeynten die Gefahr ſey vorüber; aber plötzlich kam wieder eine Rotte, die wir mit zwey Thalern und zwey ſilbernen Löffeln, welche die Magd zu Hauſe eingeſteckt hatte, befriedigten, ſo, daß ſie, ohne uns ein Leides zuzufügen, davon giengen.

Aber ſchon drang auch wieder eine neue Bande herein, darunter war Einer, der ſah aus wie der lebendige Teufel, trug zwey Musketen, und im Maule in jedem Backen eine Kugel, ſah mich grimmig an, und ſchrie die alte Loſung: Pfaff! gieb Geld! Als ich mich freundlich bittend entſchuldigte, ich hätte nichts mehr bey mir und gehörte auch nicht in dieſes Haus, da wurde er wütend, ſchlug die Muskete auf mich an, bließ auf die Lunte, die nicht gleich brennen wollte, und drückte los. Aber meine getreue Ehegattin ſchlug in demſelben Augenblicke die Muskete in die Höhe, daß die Kugel über meinem Haupte in die Wand fuhr, und die Angſt gab ihren zarten Gliedern wunderbare Kräfte, daß ſie ihn bey beyden Armen hielt, und er ſich nicht regen konnte. Da ſah er die hochherzige Frau mit Erſtaunen an, und wurde etwas milder, und ſprach: ſo gebt mir Silberwerk. Alſobald gedachte meine Frau, daß ſie noch ſilberne Haaken an ihrem Bruſtleibgen hatte, die ſchnitt ſie los; er aber ſtand und ſah ihr zu, rührte ſie jedoch mit keinem Finger an, und iſt ſolches ein Beyſpiel, wie eine treue Gattin auch dem rohſten Unhold Ehrfurcht einzuflößen vermag.

Indeſſen begehrte ein anderer Geſell mit Ungeſtüm Geld von mir. Da griff ich in die Taſche, und fand noch drey alte böhmiſche Groſchen, die ich ihm reichte, ſagend: daß ich in Wahrheit ein Mehreres nicht hätte. Er nahm das Wenige und ſie giengen. Da war abermals ein Weh vorüber. Hiebey iſt zu merken, daß keiner unter allen verſuchte uns anzutaſten, ob wir auch vielleicht ein Mehreres in den Taſchen verbargen, welches gleichwohl höchlich zu verwundern.

Da wir nun aber nichts mehr zu geben hatten, und allerdings zu beſorgen ſtand, daß, im Zorn über unſer Unvermögen, ſie uns endlich dennoch mißhandeln oder gar ermorden würden, ſo verließen wir, als es einen Augenblick ſtille geworden, das Gemach, und ſtiegen die Treppe hinauf bis auf den oberſten Boden. Der liebe Gott weiß, welche Furcht, Schrecken und Todesangſt wir da eine ziemliche Zeit lang ausſtehen müſſen. Das Geſchrey auf den Straßen, das Trommeln, Schießen, Pferdegetrappel, und unter uns im Hauſe der Lärm, da unter gräßlichem Fluchen und Toben alle Thüren mit Aexten aufgehauen worden — die Haare ſtanden uns zu Berge und das Herz zitterte in der Bruſt.

Unſer einziger Troſt, nächſt Gott, war noch, daß wir lauter Deutſche reden hörten, und hofften wir immer, es ſolle irgend ein vornehmer Officier daſelbſt einquartiret werden, mit dem wir beſſer als mit dem rohen gemeinen Hauſen würden handeln können.

Nachdem nun im letzten Stockwerke alles aufgehauen und geplündert worden, ſtürmten ſie auch zu uns herauf. Wir ſtellten uns mit Fleiß vor die Treppe, damit ſie uns ſehen konnten. Unter der Erſten Rotte war Einer, der trug in der Hand eine groſe ſpitzige Keulhaue, damit hohlte er aus nach meinem Kopfe. Sein Kamerad aber wehrte ihm, ſprechend: Was willt du machen? ſiehſt ja, daß er ein Prediger iſt. Da ließ ers bleiben und gieng davon.

Bald folgten andere, derer Einem mußte meine Frau ihren Flor, den ſie noch um den Hals hatte, geben, obſchon die Magd kläglich vorbat, weil ihrer züchtigen Frauen der Hals entblößt geblieben.

Endlich kommt ein toller Eiſenfreſſer die Treppe herauf, und hatte einen ſpizigen Stechdegen in der Hand. Und als er den letzten Schritt hinauf gethan, hieb er mich flugs damit um den Kopf und über die Stirn, ſchreyend: Pfaff! gieb Geld! Weil ich nun aber ſehr blutete, ſo daß mein weiſſer Prieſterkragen alſo gleich davon gefärbt wurde, und meine arme Frau bey dieſem Anblick einer Ohmacht nahe war; ſetzte er ihr den ſpitzigen Degen grade auf die Bruſt, ſo daß ich zagend vermeynte, er werde ſie augenblicks durchſtechen, da warf ich mich ſinnlos über ihn, und Gott leitete den Degen, daß er nur ſeitwärts durch den Pelz gieng.

Weil ich nun aber ſo ſehr blutete, ſah mich der Kerl an, und mich däuchte unſer Zuſtand jammre ihn. Da ſprach ich: er ſollte mit uns nach Hauſe gehen, ſo wollten wir ihm geben, was wir noch hätten. Nun ſo komm Pfaff, erwiederte er in gebrochnem Deutſch, gieb mir dein Geld, will dirs Wort ſagen, Jeſus Maria! ſagſt du das, thut dir Soldat nichts mehr. Darauf faßte ihn meine Frau feſt bei dem Mantel, und wanderten wir alſo die Treppe hinunter auf den Hof.

Als wir weiter auf den breiten Weg kamen, wie viel tauſend Menſchen ſahen wir da reiten und gehen, jammern und ſchreyen. Die todten und halbtodten Körper lagen aufgethürmt umher. Nicht weit von St. Catharinen hielt ein vornehmer Obriſter auf einem braunen Pferde, der unſer bald gewahr wurde, und unſerm Führer zurief: Kerl! Kerl! mach es gleichwohl mit den Leuten, daß es zu verantworten. Er hatte ein gutes mitleidiges Geſicht, und als er ſah, wie mir das Blut noch immer von der Stirn rieſelte, und wie meine Frau ſo treulich an mir hing, da ſah er ſie freundlich an, und ſagte ferner: Frau iſt das Euer Haus! Sie aber konnte vor Wehmuth nicht ſprechen, ſondern nickte nur bejahend mit dem Kopfe. Da ſchien er gerührt, und ſprach: Faßt an meinen Steigbügel, nehmt Euren Herrn bey der Hand und führt mich in Euer Haus, ihr ſollt Quartier haben. Zu mir aber ſagte er, gleichſam mit etwas leiſerer Stimme und mit aufgehobenem Zeigefinger: Ihr Herrn, ihr Herrn, ihr hättet es auch wohl anders machen können. Den Sinn dieſer Rede habe ich damals nicht begriffen.

Unterdeſſen hat unſer Soldat Reißaus genommen, daß wir nicht wußten wo er geblieben. Doch hat er mir ein Gedächtniß hinterlaſſen, welches ich vorzuweiſen habe, ſo lange ich nach Gottes Willen leben werde.

Alſo machte nun der Obriſte zu Pferde uns Platz, und wehrte das Geſindel von uns ab; und als wir nahe an unſer Haus kamen, gieng eben Einer heraus, der hatte drey ſchöne Röcke meiner Frau über die Achſel geſchlagen, und trug ſie davon; wir aber ſchwiegen ſtill.

Der Obriſte ritt vor die Thür, und ſchrie denen die noch drinnen waren, zu:

heraus! da mußten wir alle heraus. Zu uns aber ſprach er: *Nun Frau, gehet hinein, verbindet Euren Herrn, bis wir einen Feldſcherer bekommen,* (ſagte ihr auch, was ſie dazu nehmen ſollte) *es ſoll euch nun kein Leid mehr wiederfahren, denn ich will mein Quartier bey euch nehmen. Räumt nur im Hauſe fein wieder auf.* Er ſtellte uns auch ſogleich zwei von ſeinen Leibſchützen vor die Thür, die uns bewahren und keinen Soldaten mehr ins Haus laſſen ſollten. Er ſelber ritt indeſſen davon, verſprach aber bald wieder zu kommen, und nachzuſehn was wir machten. Auch hielt er ehrlich Wort. Viele Haufen, die während ſeiner Abweſenheit zu plündern kamen, ſchrie die Wache unſanft an: „Der Obriſtwachtmeiſter vom Savelliſchen Regiment habe ſein „Quartier allda, es dürfe Niemand herein.“ Und ob zwar etliche trotzten und pochten: *ob das recht wäre! Tilly habe verſprochen, drey Tage plündern, rauben, todtmachen* rc. ſo muſten ſie doch aus dem Hauſe bleiben, begehrten wohl einmal zu trinken, und zogen weiter.

Unſern Wächtern ſetzten wir kaltes Gebratnes vor und gutes Bier. Sie ſagten das ſey ein köſtlicher Trunk, wir ſollten Ihn für den Herrn Obriſten verwahren. Nach einer Weile wurden ſie aber ungeduldig, ſprachen unter ſich: was haben wir davon? wir können keine Beute machen. Da giengen wir mit einander zu Rathe, und verehrten einem Jeden zwey Roſinobel, womit ſie ſehr zufrieden ſchienen, auch ſogar fragten: ob wir nicht noch einen guten Freund hätten, den ſollten wir hohlen, denn mit uns habe es keine Noth. Da gedachten wir des wackern Magiſter Gravius, welcher bey uns lange Zeit an den Tiſch gegangen, und der ſich oben in unſerer Kirche verſteckt halten wollen. Sogleich gieng Einer nebſt unſerer Magd in die Kirche, und die Magd, als deren Stimme ihm wohl bekannt, hat vielmals gerufen: Herr Magiſter Gravius! meldet euch, kommt hervor! euch ſoll kein Leides wiederfahren; aber da war nichts zu hören noch zu ſehen, kamen alſo unverrichteter Sache wieder heim.

Bald darauf ritt unſer Obriſter, oder vielmehr unſer Engel, wieder vor die Thür, fragend ob wir noch guten Frieden hätten? und als wir das bejahten, ſprach er: ſeyd gutes Muthes, ich will nur ein wenig hinreiten und ſehen ob das Feuer zu dämpfen? Er war aber kaum die Straße hinauf geritten, ſo kehrte er eilends zurück, und rief meiner Frau haſtig zu: „Nehmt mein Pferd beym Zaum und „Euren Herrn bey der Hand, und führet mich zur „Stadt hinaus, oder wir müſſen Alle verbrennen.“

Das Feuer nahm auch ſo gewaltig überhand, daß wir hinter unſrer Kirche, auf dem großen breiten Wege, ſchon dicken ſchwarzen Rauch aufgehen ſahen; auch in unſerm Garten war allbereits ein Sack von der groſſen Hitze angeglommen. Wir warfen daher Alles was noch vorhanden in den Keller, darunter ein ſchöner warmer Schlafpelz, den ich nachmals oft vermißt, und auch meine liebe tägliche Bibel; denn es war mir nicht möglich etwas zu tragen, alle meine Glieder waren wie gelähmt. Wir verſchloſſen den Keller und verſchütteten ihn mit ein wenig Erde, um dem Feuer den Eingang zu wehren. Meine Frau warf noch Einen meiner ſchweren Prieſterröcke über die Achſel, ob ich es ihr gleich unterſagte.

Als wir heraus vor die Thür kamen, ſtand daſelbſt ein weinendes Kind Joachim Krögers, meines Nachbars und Gevatters. Da ließ meine Frau den Prieſterrock in Gottes Namen fallen, und nahm dafür das Kind auf den Arm, welches ſonſt elendiglich hätte verbrennen müſſen, und ſo wanderten wir davon, indem meine Frau des Pferdes Zaum um ihren Arm gewickelt hatte. Weil aber alle Thore ſchon in Flammen ſtanden, ſo eilten wir dem Fiſcherufer zu. Was für Gemüthsbewegung wir auf dieſer Wanderung gehabt, da wir immer zwiſchen wütenden Soldaten über Sterbende und Leichen dahin ſchreiten muſten, und hinter uns St. Peters und St. Johannis Pfarre ſchon lichterloh brennen ſahen, ſolches läßt ſich mit keiner Feder beſchreiben. Oftmals wollten auch die Kroaten und dergleichen Geſindel, als ſie mich für einen Prediger erkannten, auf mich hauen, ſchieſſen und ſtechen, alſo daß unſer Obriſter und ſeine Diener genug zu thun hatten uns zu vertheidigen. Unterweges ſahen wir auch etliche Bekannte, konnten aber in dem Getümmel nicht mit ihnen reden.

So gelangten wir endlich bis zu der hohen Schanze, wo ſie mit Sturmleitern waren angelaufen, und auf dieſer Leiter mußten wir hinunter, ob wohl der Schwindel uns in die Tiefe zu reiſſen drohte, aber es half nichts, wir muſten hinunter, und iſt Gott nicht genug zu danken, daß meine Frau mit dem kleinen wimmernden Kinde, nur Eines Armes zum Anhalten mächtig, dennoch den Boden glücklich erreichte.

Als wir nun durch des Feindes Lager giengen, muſten wir viel Läſterung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören, und geduldig verſchmerzen. Ein Offizier trat jedoch hervor, und ſprach zu mir auf lateiniſch: Ego tibi condoleo, nam et ego addictus sum Augustanae Confeſſioni; (ich beklage dich, denn ich bin wie du der Augsburgiſchen Confeſſion ergeben) aber ich durfte ihm aus Furcht nicht antworten.

Nachdem wir ſo durch die Straſſen von Leinewand eine ziemliche Zeit gewandert, kamen wir endlich an unſers Obriſten Gezelt vor dem Rodenſeeiſchen Holze gelegen. Da bot er uns einen ſilbernen Becher mit Wein, den tranken wir aus und wurden ſehr erquickt. Darauf hub er an: Frau, ich habe Euch und Euren Herrn das Leben errettet, was könnt ihr mir geben? Wir antworteten: wir hätten das Unſrige an Gold und Silber vergraben, daß man es ſo leicht nicht finden werde: das wollten wir ihm alles dankbar einhändigen, und ſonſt hätten wir auf der Welt nichts. Damit ſchien er zufrieden, und ermahnte uns der Ruhe zu pflegen. Ich aber ſetzte mich auf einen abgehauenen Baum und ſtützte Sorgeſäulen.

Gegen Abend wurde der wackere Herr Doctor Olvenſtadt herausgebracht, aber ſo erbärmlich zugerichtet, daß wir ihn nur an der Sprache erkannten. Er hatte ſich ſehr verblutet, und fiel aus Einer Ohnmacht in die Andere. Wir ſprachen ihm herzlichen Troſt zu und verbanden einander wechſelsweiſe unſere Wunden.

Auf den ſpäten Abend muſten wir Alle bey dem Obriſten mit zur Mahlzeit kommen. Da gieng es prächtig zu, aber uns ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken. Der Obriſte ſagte: Frau, warum wollt ihr nicht eſſen? Sie anwortete ihm fein höflich: Wenn der Herr Obriſte nur eine Viertelſtunde mögte an meiner Stelle ſeyn, das Eſſen ſollte ihm wohl vergehen. Es wurde übrigens weder vor noch nach der Mahlzeit gebetet, da doch der Meß-Pfaff ſelbſt zugegen war, ſich aber nicht drum kümmerte.

Auf die Nacht ließ uns der Koch in ſein Zeltlein kriechen, nahm ſeinen mantel um, den bloſſen Degen unter den Arm, und legte ſich davor, gleich wie auch die andern Diener rings umher. Alſo verwahrten ſie uns, und wolle ihnen Gott ſolche Treue wieder vergelten.

Des Morgens ſchickte der Obriſte etliche ſeiner Diener, nebſt meiner Magd, in die Stadt, unſer vergrabenes Geld zu hohlen; ſie brachten aber nichts, weil der Keller noch voll Feuer gelegen, daß ſie nicht hinein kommen können. Doch ward der Obriſte deshalb nicht unwillig, maſſen er meine, mit irrdiſcher Schönheit ſo reich als mit chriſtlicher Tugend ausgeſchmückte Gattin, gar beſonders wohl leiden mogte. Sie aber hielt ihm manche erbauliche Predigt, wobey er ihr fleiſſig zuhörte, wie ich ſelbſt durch die Küche mit angeſehn; alſo daß er Einmal ſagte: Frau, wenn Euer Herr nicht mehr predigen kann, ſo ſeyd ihr gut genug dazu; und ein Anderesmal: Frau, ich glaube ihr könnt zaubern. Hat mich doch mein lebstage kein Menſch ſo bethöret. Aber es wurde ihm allezeit mit Beſcheidenheit darauf geantwortet, daß er muſte damit zufrieden ſeyn. Auch die Diener pflegten ſich ſcherzhafter weiſe zu beklagen, ſie hätte ſie Alle zu feigen Männern gemacht. Alſo groß iſt die Macht der Schönheit, wenn ſolche in dem Ehrengewand der Tugend einhertritt. — Sonſt haben uns die ehrlichen Geſellen viel Gutes gethan, und hatten mit uns ein recht groſſes Mitleiden.

Den folgenden Abend fiel ein kaltes Regenwetter ein, deswegen wir zeitig in unſre Hütte krochen. Gegen die Nacht kam ein trunkener Spanier herein, der meine Magd mit Gewalt fortriß. Sie ſchrie aber dergeſtalt, daß der Obriſte zornig aus ſeinem Zelte trat. Da ließ der Spanier ſie los, gab ihr aber, zum Zeichen der Liebe, eine gute Maulſchelle, welche jedoch beſſer war, als Verletzung ihrer Ehre. Und damit derſelben Ohrfeigen mögten ein Paar ſeyn, bekam ſie hernach in der Küche noch Eine von einem Andern. Die Urſach will ich aber nicht herſetzen.

Täglich ließ uns der Obriſte zur Tafel fodern, verſäumte auch nicht jedesmal zu fragen: Frau, wie gehts? Dem ſie zu antworten pflegte: O Herr Obriſter, es geht, daß es Gott im Himmel erbarmen mögte. Dann ſprach er uns freundlich und liebreich Muth ein. Doch meine Kräfte waren erſchöpft. Es ergriff mich ein ſchrecklicher Froſt und bald darauf brennende Hitze, und fing ich an irre zu reden, wurde auch immer ſchwächer, alſo daß auch bereits meine Frau und der rechtſchaffene Doctor Olvenſtadt mich als einen Sterbenden getröſtet, wovon ich mich aber nichts zu erinnern weiß.

Da ſoll unſer Obriſte ein hartes Wort geredet und geſagt haben: Wenn nur der Pfaff ſtürbe, wollte er das Weib zu ſich nehmen, denn er hätte ſein lebstage kein ſo beredtes Weib geſehen. Und ein anderesmal: Frau, man wird Euren Herrn nach Prag ſchicken, Euch aber wird man hier behalten. Da hat ſie ihm getroſt geantwortet: nicht eine Viertelſtunde wolle ſie lebendig bey ihm verbleiben. Ich meyne auch daß ihre fromme Standhaftigkeit ihn bewegt und ihn ſelber im Edelmuth geſtärcket; denn wie ich, obwohl ſie franzöſiſch unter einander geredet, wohl verſtanden, ſo ſollte ich des andern Tages wiederum nach Magdeburg an den Tilly geſchickt werden, aber ſein Vorbitten hat es abgewandt.

Als nun auch die Magd unſern geringen vergrabenen Schatz endlich herbey gebracht, hat er ſelbigen auf dem Tiſche ausgeſchüttet, und waren es ſchöne alte Thaler, und allerley Silberwerk. Davon hat er als ein ehrſamer Cavalier, nichts weiter zu ſich genommen, als einen ſilbernen Becher, zum Andenken, wie er geſagt, an die ſchöne und tugendhafte Frau, und wolle er daraus jederzeit auf ihre Geſundheit trinken.

Nachdem ich nun von meinem Fieber mich in etwas erhohlt, hat ſie ihn flehentlich gebeten, daß er uns wolle nach Gommern führen laſſen. Und obwohl er begehrte, „wir ſollten noch einige Tage „verbleiben, ſonderlich weil ich ſo ſchwach wäre; wo „ſie denn mit mir hinwollte? ſie ſolle mich hier „warten und pflegen“ — hat ſie dennoch geantwortet: „ſie könne nicht länger bleiben, und wolle ſie „mich lieber auf dem Rücken hinweg tragen.“ Da befahl er endlich ihr einen Paß auszufertigen, hinzufügend: Seht euch aber wohl vor, daß ihr nicht aus dem Regen in die

Traufe kommet. — Sie aber verſetzte: Der Herr Obriſte wird mir keine Urias Brieſe geben. — Worauf er geantwortet: er wolle es deutſch ſchreiben laſſen, ſie würde es ja leſen können.

Da er nun auch hier ſein Wort redlich gehalten, ſo haben wir auf dieſe Weiſe ſeinen Namen erfahren, indem er den Paß folgender Geſtalt unterſchrieben:

Des löblichen Fürſtl. Savelliſchen Regiments beſtellter Obriſtwachtmeiſter und Hauptmann Don Joſeph de Aynſa. Schien alſo von ſpaniſcher Abkunft, obwohl er das Deutſche zur Gnüge verſtand. Gott wolle ihn ſegnen ewiglich für ſeine Barmherzigkeit und Edelmuth! ſo rufen wir annoch täglich in unſerm dankbaren Gebet!

Von Einem ſeiner Diener begleitet, gieng meine Frau ins Lager, um irgendwo eine Fuhre zu miethen, die ihr jedoch überall verweigert worden. Siehe, da ſtehen drey vornehme Offiziere vor meinem Zelte beyſammen und als ſie geſehen, daß die Frau ſo bitterlich weint, tritt herfür der Edle, Geſtrenge und Mannhafte Herr Caspar von Potthauſen, und fragt: ob ſie auch aus Magdeburg ſey? und warum ſie weine? — Nachdem ſie ihm nun ihre Noth mit kurzen Worten geklagt, ſchaute er ſie mitleidig an, und verſprach, ihr eine Fuhre zu verſchaffen, doch nicht nach Gommern, weil die Croaten da herum lägen, und die Straßen ſehr unſicher machten, ſondern nach Olvenſtädt zu ihrem Feldprediger, der auch lutheriſch wäre; von dannen wir weiter ſollten gebracht werden.

Das nahm ſie mit Dank an, und war kaum eine Stunde vergangen, als der Wagen, mit ein wenig Stroh bedeckt, allbereits vor unſerm Zelte ſtand.

Kaum waren wir hinauf geholfen worden, da kam Einer und ſagte, der Obriſte begehre, die Magd ſolle zurückbleiben. Als ſie nun gleich willig ſchien, ſagte ich zu ihr: Liſabeth, bitte doch den Herrn Obriſten, er wolle dich laſſen mit uns ziehen, denn ich bin ein ſchwacher kranker Mann, es wird der Frauen allein zu viel. Sie aber ſchwieg ſtill, ſagte weder Ja noch Nein, gab auch keine gute Nacht, und ging davon. Da ſie es doch, nächſt Gott, uns allein zu danken, daß ſie ihr Leben und ihre Ehre bis dahin errettet hatte. Solches ſchreibe ich darum öffentlich, dieweil ich gehört, ſie ſolle über uns geklagt haben, als wenn wir ſie nicht hätten mitnehmen wollen; aber da wird ihr Gewiſſen viel Anders ſagen.

Nachdem wir eine Zeitlang vergebens auf ſie gewartet, und wohl merkten, wo es hinaus wollte, fuhren wir in Gottes Namen fort, und indem wir ſo durch das Lager fuhren, erblickten wir mit betrübtem Herzen die ſchönen Magdeburgiſchen Fahnen aufgepflanzt, und kehrten alſo den rauchenden Trümmern unſrer guten Stadt den Rücken.

In Olvenſtädt nahm uns der Herr Schwanneberg, Feldprediger unter dem Holkiſchen Regiment, freundlich und brüderlich auf, räumte mir auch ſein eigenes Bett. Dazu kam ein lieber alter Freund, Simon Lange, aus meiner Heymath, mein Gevatter und Schulmeiſter daſelbſt, deſſen Frau brachte mir ein Kiſſen unter mein Haupt, daß ich zum Erſtenmale wiederum ſanft ruhen konnte. Mir aber kam alles gleichſam wie ein ſchwerer Traum vor. Durch die milde Pflege habe ich jedoch in wenigen Tagen mich ſattſam erhohlt, worauf wir durch barmherzigen Beiſtand des Herrn Hauptmann von Potthauſen, weiter nach Garleben und von da nach Salzwedel convoyirt worden, bis wir endlich, nach mancherley Ungemach, glücklich in Hamburg angelangt, wo ich bald darauf durch einen wohlweiſen Rath und ganze Gemeine zu Rendsburg in Holſtein, dahin als Prediger berufen worden, auch am Siedenten post trinitatis meine Erſte Amtspredigt daſelbſt durch Gottes Gnade abgelegt. Wobei ich nicht vergeſſen, dem Allmächtigen für meine wunderbare Errettung knieend zu danken, auch darauf meine getreue Ehegattin mit heißen Zähren in meine Arme geſchloſſen, und mit Salomon ausgerufen: Wohl dem, dem Gott ein tugendſam Weib giebt, deß lebet er noch Eins ſo lange!

(Aus denen von Thobäus ſelbſt herausgegebenen Magdeburgiſchen Klageliedern.)

Nachſchrift.

Es drängt ſich bey dieſer intereſſanten Begebenheit dem Herausgeber eine Bemerkung auf. Wohl iſt es trefflich, daß Tugend ſich ſelber belohnt, denn den Preiß der Ehre und des Nachruhms vertheilt das Schickſal in eigenſinniger Laune. Wer hat nicht hundertmal in ſeinem Leben von Scipios Edelmuth gegen Maſiniſſa reden hören? Um ihn noch glänzender zu erheben, verſchmerzte man ſogar die Geſchichte des unbedeutenden Neffen dieſes Königs mit der ſeine ſchöne Gemahlin Sophonisbe, und nun feyerten Mahlerey und Dichtkunſt um die Wette Scipios Triumph über ſich ſelbſt; ja auf den Schaubühnen aller Völker hat er Thränen der Bewunderung entlockt — indeſſen unbekannt und ungeprieſen, den Namen Joſeph Aynſa der Strom der Zeit faſt verſchlungen hat; und doch iſt warlich ſeine edle, ſo anſpruchlos, wie wohl nicht ohne Kampf, verübte That, weit über Scipios wohlfeile Großmuth erhaben. Rechnen wir noch hinzu, daß der römiſche Feldherr, an der Spitze des Heeres, Aller Augen auf ſich gerichtet wußte, und jede löbliche Handlung ihm Ruhm erwarb, von den Säulen des Hercules bis an den Fuß des Kapitols; daß der kaiſerl. Obriſtwachtmeiſter hingegen in der groſſen Maſſe verlohren, wohl gar ſeine That verheelen muſte, um nicht von Menſchen verſpottet zu werden, die keinen Sinn für ſeine Tugend hatten — o Ruhm und Nachruhm, was ſeyd ihr für zufällige, launenhafte Dinge!

Wäre der ehrliche Prediger in Olvenſtädt geſtorben, wer hätte jemahls den edlen Nahmen Aynſa aus der Vergeſſenheit gezogen? —

II.

Ritter Huldmann von Behringen

oder

die Höhle des Zobtenberges.

Ein Volksmährchen.

Im grauen Alterthum lebte zu Schweidnitz in Schleſien ein ehrbarer Rittersmann, Kunz von Behringen, der beſaß ein Pferd, ein Schwerdt und einen einzigen Sohn. Mit der lieben Hausfrau hatte er ſieben und zwanzig Jahr in gnügſamer Armuth und chriſtlicher Eintracht verlebt, bis ſie endlich, um des häßlichen Todes willen, ihm ungetreu worden und mit dem knöchernen Buhlen entlaufen. Da zog der alte Kunz ſein Pferd in den Stall und hieng ſein Schwerdt an die Wand, und trübte ſeines Lebens Neige mit Wimmern und Kümmern, bis er einmal an einem heitern Herbſt-Abend einſchlief, undam neblichten Morgen nicht wieder erwachte.

Da ſtand nun der junge Huldmann von Behringen allein, wie eine Lanze die ein ſterbender Krieger mit der letzten Kraft in das öde Schlachtfeld ſtößt; Alles um ihn her todt, weder Freunde noch Sippſchaft, nur Armuth im Beutel und Fledermäuſe in der Burg. Doch hatte der Vater ihm ein wackeres Erbe hinterlaſſen, den Muth, und die Mutter ein holdes Vermächtniß, die Schönheit. Wenn er im Schimpf und Ernſt das blizende Schwerdt zog, oder wenn er beym Ehrengelag im einfachen Ritterſchmuck in den Saal trat, bebten die Herzen vor Furcht oder Liebe. Die Männer ſchüttelten ihm wohl die Hand, und fragten: wie gehts? aber ſie wuſten daß es ihm übel gieng, und kümmerten ſich wenig drum. Die Töchter des Landes kamen ihm freundlich entgegen, und äugelten ſchalkhaft; aber ihre anmuthigen Bilder blieben vor den Pforten ſeiner Augen und drangen nicht in die leere Herberge der kühlen Bruſt.

Er bot ſich manchem Fürſten und Herrn zum Knappen an, doch keiner mogte den ſchönen Edelknecht. Dieſer traute der feurigen Hausfrau, Jener der ſchmachtenden Tochter nicht; ſie lobten ihn Alle wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, Einer empfahl ihn dem Andern, aber Hülfe fand er bei Keinem.

Als er nun nicht wuſte, was er beginnen ſollte, ſich der drückenden Armuth zu erwehren, ward er Sinnes, gegen die heydniſchen Sorben und Wenden ſich um Reuterſold zu verdingen, auf daß er ſein Leben ehrlich friſten mögte. Schwermüthig wandelt' er zu der Hütte eines alten gichtbrüchigen Knappen, der einſt ſeinem Vater in jedem Turnier die Lanze gereicht, und oft ihn ſelber auf wiegenden Armen geſchaukelt. Dem ehrlichen Simon ſchloß der Jüngling ſein Herz auf, vertraute ihm ſein Vorhaben und nahm beweglichen Abſchied.

„Ey Junker," ſprach der alte Simon, „verzaget
„nicht, denn ihr ſeyd zu großen Dingen gebohren,
„wie ſolches ſchon ſattſam zu erweiſen aus eurer
„Geburtsſtunde, ſintemal ihr das Licht der Welt
„vor zwanzig Jahren an einem Sonn- und
„Schalttage in der Mittagsſtunde erblicket.
„Solches iſt uns gleich dazumal nachdenklich
„vorgekommen, und hat eure Frau Mutter euch
„die Nativität ſtellen laſſen von einem hochberühmten
„Aſtrologen, der hat die Hände über dem
„Kopfe zuſammen geſchlagen, und die wunderlichſten
„Dinge prophezeyt. Zwar iſt von ſothaner
„Prophezeyung mir wenig zu Ohren kommen,
„maßen Eure Frau Mutter gar heimlich damit
„gethan, jedoch hat ihr Antlitz freundlich geleuchtet
„wie die Mondesſcheibe, ſo oft ſie Euch ſchlum-

„mernd in der Wiege betrachtet, und leb' ich daher des feſten Vertrauens, Eure Geſtirne wandeln „zum fröhlichen Ziele. Drum ziehet in Gottes Namen fromm und muthig dahin, was die himmliſchen Mächte beſchloſſen wird euch wohl werden."

Da ſchüttelte Huldmann dem Alten faſt ungläubig die Hand, und ſprach: „ſo es mir wohl geht, ſollſt du von mir hören." Darauf ſchwang er ſich flink auf das klappernde Roß, das ſeiner mit hängenden Ohren geduldig harrte, ſchlug ein Kreutz vor die Bruſt, und ſchrittelte in der Abenddämmerung ſachte aus den Thoren von Schweidnitz.

Es war ein lieblicher Mayenabend; die Vögel ſangen, die Käfer ſchwirrten, die Birken dufteten, Huldmann verlohr ſich in anmuthigen Träumen der Zukunft. Der Vollmond ging auf, er wurd' es nicht gewahr. Der Zaum hieng nachläſſig auf des Thieres Halſe, und die Blicke des Junkers hafteten ſtarr am Sattelknopfe, als ob eines Liebchens Conterfey ihm da herauf lächelte. So war er etliche Meilen fortgewackelt, und befand ſich, ohne es zu wiſſen, in der Nähe des berühmten Zobtenberges, als plötzlich der fromme Gaul zuckte wie eine galvaniſirte Froſchkeule, und einen Seitenſprung that, der den jungen Ritter faſt bügellos machte.

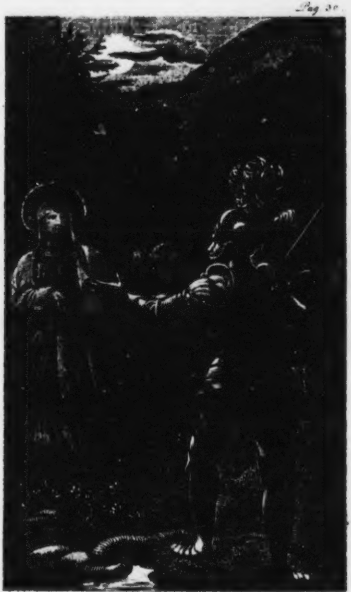
„Was kommt dir an?" rief der Junker und

ſchaute in die Höhe. Siehe, da ſtand einige Schritte von ihm eine holdſelige Jungfrau in einem langen weiſſen Gewande, das Haupt mit Mayenblumen bekränzt, und um den ſchlanken Leib einen Gürtel von Saphiren. Sie hatte den ſchneeweiſſen Arm auf einem abgehauenen Eichbaum geſtützt, und ſah mit trauriger, doch freundlicher Miene dem erſtaunten Jüngling ins Auge. Rings um ſie her floß ein falbes Licht, in deſſen Mitte ſie ſchwebend ſtand, wie ein Küchlein im Ey. Die Gebüſche in der Gegend wurden lieblich davon erleuchtet, und auf jedem Zweige wimmelte es von Vögeln aller Art, die leiſe leiſe der Geſtalt zuzwitſcherten, auch dann und wann ihren Lichtkreis umflatterten.

Der Junker fühlte ſich ſanft bewegt, keine Furcht kam in ſeine Seele; feſt hielt er mit der Einen Hand den Zaum des bebenden Roſſes, die Andre legte er auf die Bruſt und neigte ſein Haupt gegen die holdſelige Geſtalt. Da hub das ſchimmernde Fräulein die zarte Rechte aus dem Schleyer hervor, und winkte — Einmal — Zweymal — Dreymal.

Schon beym Erſten Winke wollte Huldmann näher reiten, jedoch weder Sporn noch Zuſprache vermogten, den Gaul aus der Stelle zu bringen. Raſch ſprang er herunter, und ſah zwiſchen ſich und der winkenden Geſtalt nur ein ſchmales Wäſſerlein, welches er leicht zu überſchreiten vermeynte. Doch kaum hob er den Fuß, als eine dicke ſchwarze Schlange aus den Wellen hervor ziſchte, ſich bäumte, und den Zungenpfeil feurig gegen ihn bewegte. Zugleich begonnen die Vögel rings umher ein ſo entſezliches Geſchrey, daß auch der Beherzteſte gewichen wäre. Huldmann aber zog ſein Schwerdt, und führte einen ſo gewaltigen Streich auf die Schlange, daß weit davon ihr Kopf in einen Dornenbuſch flog.

Sogleich verſtummten die Vögel. Er ſprang kühn über das Wäſſerlein, die lichte Geſtalt breitete die Arme nach ihm aus — er eilte auf ſie zu — doch je mehr er eilte, je weiter ſchien ſie ſich zu entfernen. Muthig drang er durch das verwachſene Geſträuch, immer nur das ſchwebende Fräulein feſt im Auge haltend, und immer von der zwitſchernden Vögelſchaar begleitet. Doch wie er ſich tiefer und tiefer hinein arbeitete, wurde das Gebüſch immer dicker und dorniger; ſchon fern und nebelgleich ſchwebte die Geſtalt, immer trauriger ſchienen ihre Geberden. Endlich wurd' er gewahr, daß ihr falbes Licht eine gähnende Höhle des Zobtenberges erleuchtete, in welcher ſich die Strahlen immer enger und enger zuſammen zogen. Alle die gefiederten Begleiter ſchlüpften hinter ihr her. Keuchend verſuchte er nachzueilen; ſchon hatte



Ritter Hülemann von Behringen vor der Höhle des Zoptenberges

er den lezten Dornenſtrauch überwunden und ſtand dicht vor der Höhle — ach da gewahrte er nur noch in weiter Ferne das ſchimmernde Fräulein in der Gröſſe eines Kindes; ſtets enger und enger zog die Geſtalt ſich zuſammen, zeigte bald nur noch ein Miniaturbild, floß über in einen leuchtenden Stern, der Stern wurde zum Funken, und der Funke verloſch. Eine Wetterwolke hieng vor dem Monde; dicke Finſterniß umgab den Jüngling. Doch die Furcht kannt' er nicht, und die Liebe lernte er zum Erſtenmal kennen, drum ſtand er eingewurzelt, an eine Fichte gelehnt, ſah ſtarr in die Höhle und regte keines ſeiner Glieder, nur das Herz im Buſen.

So weilte er bis zur Morgendämmerung, und als kaum die Erſten Strahlen der Sonne den Gipfel des Zobtenberges erleuchteten, da befahl er ſeine Seele Gott, zog das Schwerdt und wollte in die finſtre Grotte ſtürzen. Aber da fühlt' er ſich ſanft von hinten beym Arm gefaßt, er ſah ſich um und erblickte einen Greis mit ſchneeweiſſem Haar und Bart, ſonſt einem Bauersmann ähnlich; der trug im Arm ein Körbchen mit allerley Vogeleyern, und bat den Ritter ſie ihm abzukaufen.

„Ich brauche keine Vogeleyer" verſezte der haſtige Jüngling, und wollte ſich losmachen vom bedächtigen Alten. „Junker! Junker!" ſprach dieſer mit tiefbewegter Stimme, „verſchmäht meine „Eyer nicht! ihr habt einen weiten, düſtern Weg „zu wandeln, und die Wächter ſind hungrig.“

Ob ſolcher geheimnißvollen Rede ſtuzte Huldmann, ſah dem Greiſe ſcharf ins Geſicht, und gewahrte unter den borſtigen Augenbraunen zwey Augen wie glühende Kohlen, alſo daß ihm faſt unheimlich wurde, und er merkte wohl daß kein rechter Bauer zu ihm rede.

„Wohlan ſprach er, was verlangſt du für „dein Körbchen voll Eyer?“

„Eine Kleinigkeit, lächelte der Alte, nur eine „Feder aus dem Fittig der Nachtigall im „Smaragdenen Käficht.“ Mit dieſen Worten verſchwand er, aber das Körbchen blieb in der Hand des erſtaunten Ritters. Jedoch es gebrach ihm an Zeit, über das Abentheuer nachzuſinnen; er trat kühn in die Höhle, reckte das Schwerdt vor ſich hin, und tappte muthig vorwärts.

Anfangs war die Höhle breit und hoch, und das hereinfallende Tageslicht ſchimmerte noch zurück vom naſſen Geſtein. Doch je tiefer er ſich wagte, je dunkler, enger, niedriger wurde der Gang. Schon mußte er ſich bücken, und die tappenden Hände berührten zu beyden Seiten die triefenden Felſenwände. Plözlich wurd' ihm der gekrümmte Pfad durch einen ungeheuren Fledermauskopf verſperrt, der grade den ganzen Raum der Höhle einnahm, zwey blitzende Augen und eine gedoppelte Reyhe ſcharfer Zähne ihm wieß.

„Weiche du Ungethüm! in aller Heiligen „Namen!“

Aber das Ungethüm, ſtatt zu weichen, ſchlug die Zähne knirſchend an einander und rauſchte noch näher herbey. Und ſo wie die Mündung der Höhle größer wurde, erweiterte ſich auch der Rachen des Thieres, daß er immer zu beyden Seiten, auch oben und unten an die Felſenwand ſtieß, und nicht eine Eydechſe unverſchluckt an ihm vorbey ſchlüpfen konnte. Da ergriff Huldmann ſein gutes Schwerdt, und ſtieß es mit aller Macht der gewaltigen Fledermaus in den Schlund. Aber gleich als habe ein Eichhörnchen eine Nuß zerbiſſen, ſo ſpie ſie, zerſplittert und zerbröckelt, das Schwerdt ihm vor die Füße, und rückte mit ziſchendem Geheul ihm abermals näher und näher.

In dieſer großen Noth blieb ihm nichts als ſein Körbchen voll Eyer. Ohne ſelbſt recht zu wiſſen was er that, faßte er eine Hand voll und warf ſie dem gierigen Unthier in den Rachen. Alſobald zog es ſich auf ſeinen Erſten Poſten zurück, käute, ſchmazte, ſaugte, ſchluckte; wackelte behaglich mit den breiten Ohren, und nachdem es die Erſte Portion zuſammt der Schaale verſchlungen, ſperrte es ſein klapperndes Gebiß dem Ritter aufs neue entgegen, der indeſſen ihm nachgerückt, und flugs eine zweite Hand voll Eyer ihm zwiſchen die Zähne ſchleuderte.

Kaum war der Wurf geſchehen, ſo wich die ungeheure Fledermaus abermals dankbar zurück, ſchlurfte und ſchmatzte, während Huldmann ſchnell vorwärts in den freygewordnen Raum drang. Dies ſeltſame Spiel trieb er wohl bey einer Stunde lang, wobey die blitzenden Augen des Ungethüms ihm die Höhle wie Fackeln erleuchteten. Doch faſt wollte ihm bange werden, als er die letzten Eyer ergriff, und der Vielfraß ungeſättigt ſie gleich den übrigen verſchlungen hatte. Denn ſchon reckte und verlängerte der fürchterliche Kopf ſich nach ihm hin; zurück konnt' er und wollt' er nicht mehr, ſiegen oder ſterben war ſein Entſchluß.

Als nun des Schlundes glühender Athem ihn ſchon anhauchte, die knirſchenden Zähne ihm faſt die Naſenſpitze berührten, da nahm er, an Rettung verzweifelnd, das leere Körbchen, bewaffnete ſeinen Arm damit als mit einem Schilde, und ſchlug es dem Ungeheuer in das bärtige Maul. Siehe, da erwiſchte ein ſpitzer Zahn des Körbchens Henkel, riß es ihm vom Arme, hinab in den Rachen, der es kniſternd zermalmte, und luſtig verſchluckte, als wär es ein Kibitzey.

p. 33

Ritter Mahlmann von Puteringen, in der Höhle des Zobtenbergs.

Doch kaum war das Körbchen verſchwunden, als der geſpenſtiſche Unhold brüllend niederſank, gräßlich zuckte, aufſchwoll und borſt. Ein giftiger Dampf verhullte das Aas. Huldmann mußte ſich betäubt an den Felſen lehnen; als er wieder zu ſich kam, ſah er nichts als das Körbchen voll Eyer, das vor ihm im Wege ſtand; und aus jedem Ey ſchoß ein Flämmchen hervor, alſo daß die ganze Höhle davon ſo helle ward, als ein fürſtlicher Tanzſaal.

Sogleich beſchloß er ſeinen Weg fortzuſetzen, und kaum hatte er den Fuß bewegt — ſiehe, welch liebliches Wunder! ein Ey nach dem andern hob ſich ſanft aus dem Körbchen, und tanzte vor ihm her, ſeinen Pfad erleuchtend. So gelangte er bald an eine eiſerne Pforte, mit ſieben Schlöſſern wohl verwahrt. Hier ſchloſſen die Eyer zum letztenmal einen Kreis um ihn, hüpften noch ein Weilchen, und verloſchen dann plötzlich. Tiefe Finſterniß umgab den Jüngling. Sechsmal pochte er vergebens, ſo ſtark er konnte, an die eiſerne Pforte; bey dem ſiebenten Schlage hörte er vernehmlich eine hohle Stimme, die inwendig ſprach: wer klopft?

„Ritter Huldmann von Behringen.“

Was will er?

„Das holde Fräulein ſuchen, die ihm in voriger Nacht erſchienen."

Will er das Fräulein erlöſen?

„Ja."

Wodurch?

„Durch die Gewalt der Liebe."

Ritter Huldmann von Behringen ſey gewarnt! Die mißlungene That muß ſiebenhundertjährige Strafe leiden.

„Sieg oder Tod!"

Nicht alſo. Sieg — oder ſiebenhundertjährige Folter.

„Es ſey!"

Du biſt gewarnt zum Zweytenmal!

„Vergebens!"

Zum Drittenmal!

„Auf! im Namen der treuen Liebe!

Alſobald ſprangen die ſieben Schlöſſer, weit auf flog die eiſerne Pforte. Huldmann trat in einen runden gewölbten Saal, den tauſend funkelnde Steine ſchmückten und erleuchteten.. Hier empfing ihn ein Greis in das lange Gewand eines heydniſchen Prieſters gehüllt, das ſchneeweiſſe Haupt mit einer Krone von Eichenlaub geziert. Der Ritter ſchaute ihm unverzagt ins Antlitz, und meynte den alten Bauer mit dem Eyerkorbe in ihm zu erkennen.

„Tritt näher, ſprach der Greis, und überſchaue den Umfang deines kühnen Wageſtücks. „Die drey Ritter, welche du um dieſe ſchwarze „Marmortafel gleich Marmorbildern gelagert ſieheſt, ſie ſind nicht todt, ſie leben zu ihrer Quaal; „ſie lebten und liebten einſt gleich dir; ſie kamen, „gleich dir, das holde Fräulein zu erlöſen, und „vermogten es nicht zu vollbringen. Der Aelteſte „unter ihnen iſt bereits 400 Jahr an dieſem Orte. „Ich ſchweige von ihren Quaalen, denn was „frommte es dir? da auf ewig der Rückweg dir „verſperrt iſt, wenn du der erſten Probe unterliegſt.“

Geſchwind! ehrwürdiger Greis, was habe ich zu thun?

„Hier ſteht es geſchrieben,“ erwiederte der Alte, indem er mit ſeinem Corallenſtäbchen auf einen großen Stern deutete, der an der Mauer befeſtigt ſchien. Haſtig wandte ſich Huldmann nach dem Stern, doch kaum hatte er ſein Auge auf ihn geheftet, als der ganze Saal begann ſich nach Oſten zu drehen, wie ein Carrouſel, und noch ſchneller drehte ſich der Stern nach Weſten.

Nun war aber mitten in dem Stern ein bleicher Cirkel, in welchem mit feuerrothen Buchſtaben geſchrieben ſtand, was dem jungen Ritter zu wiſſen nöthig. Doch drehte ſich auch wiederum dieſer Cirkel in dem drehenden Sterne, der ſich in dem drehenden Saale drehte; und um die Schikane vollkommen zu machen, hüpfte auch noch jeder feuerrothe Buchſtabe in ewiger Bewegung auf und nieder.

Man muß bekennen, das es leichter ſeyn mag, den ewig drehenden Unſinn des Schlegelſchen Athenäums zu verſtehen (der gleich der Drehkrankheit unter den Schaafen, an den Menſchen vorzüglich auf den Böcken haftet): als eine ſolche tanzende Schrift zu entziffern, zumal da die jungen Ritter der Vorzeit ſich eben keine große Geläufigkeit im Leſen rühmen konnten. Zwar war es keine Dibetſche Schrift, die in dem breiten Cirkel herumhüpfte, ſondern ſchöne, große, eckigte, gothiſche Buchſtaben, aber dennoch blieb es immer eine ſchwerer zu löſende Aufgabe, als heutzutage das Entrollen eines halb verbrannten halb vermoderten Manuſcripts aus Herculanum oder Portici.

Huldmann ſtuzte. Je feſter er ſein Auge auf den Stern zu heften ſtrebte, je ſchneller drehten ſich Saal, Stern und Cirkel; was Wunder daß ſein Kopf ſich endlich mit drehte, und er vom Schwindel betäubt, niederſank.

„Dreymal drey Stunden ſind dir vergönnt“

ſprach der Greis, indem er ihn mit dem Korallenſtabe berührte, „die Figuranten zu entwirren, „welche hier im geheimnißvollen Cirkel dir dein „Schickſal vortanzen. Sind aber dreymal drey „Stunden nutzlos verſtrichen, ſo magſt du den „vierten Platz in dieſer ewig ſtummen Geſellſchaft „einnehmen, und während der nächſten 700 Jahre „deine Verwegenheit bejammern.“

Er ſprachs und verſchwand. Aber die Berührung ſeines Stabes hatte dem Jüngling wenigſtens die Kraft verliehen, ohne Schwindel auf ſeinen Füßen zu ſtehen; denn es gleichen die Korallen der geſunden Vernunft: jene bauen, wie dieſe, Jahrtauſende lang ſtill und verborgen; beyde erheben ſich endlich über die Oberfläche des Meeres, und trotzen dann — jene den ſtürmenden Wellen, dieſe der raſenden Myſtik.

Zwar immer gedreht, aber feſt auf ſeinem Platze und ſchwindellos, ſtand Hulbmann und ſtierte unverdroſſen nach dem Mittelpunkte des Sterns. Die Erſten drey Stunden verſtrichen, ohne daß er auch nur einen Buchſtaben unterſcheiden konnte, und ſeine Augen litten heftige Schmerzen. In den folgenden drey Stunden gieng es wenig beſſer; nur hier und da ahndete er einen Buchſtaben, aber kein Wort, keine Sylbe vermogt er zuſammen zu ſetzen. Wahrſcheinlich würde er nie die wogende Schrift enträthſelt haben, und nunmehro ſchon ſeit vielen hundert Jahren ſeine Kühnheit büſſen, wäre nicht zufälliger Weiſe ein oft geübtes Spiel ſeiner Jugend ihm zu Hülfe gekommen. Als Knabe nemlich war es ihm an ſchönen Sommerabenden ein muthwilliger Zeitvertreib, die einzelnen Mücken in einen tanzenden Schwarm zu zählen, und dieſe oder jene derſelben in allen ihren labyrinthiſchen Touren mit unverdroſſenem Blick zu verfolgen. Hiedurch hatte er nach und nach die Fertigkeit erlangt, ſich von den umgebenden Mittänzern nicht irre machen zu laſſen; und dieſe Fertigkeit war es, die ihm jezt dermaßen zu ſtatten kam, daß er in der ſiebenten Stunde jeden einzelnen Buchſtaben deutlich unterſchied.

Freylich blieb noch die große Schwürigkeit ſie zu ordnen übrig, und ſchon war die neunte Stunde angebrochen, als er erſt auf das einfache Mittel fiel, jeden erkannten Buchſtaben auf ein Schiefertäflein zu zeichnen, welches, ſammt dem Griffel, vor den drey ſtummen Rittern lag. Nunmehr entzifferte das Räthſel ſich ſchnell, und mit der lezten Minute der neunten Stunde, war auch der lezte Buchſtabe auf dem Täflein fixirt. Sogleich ſtand das Gewölbe, mit ihm der Stern; der Cirkel drehte ſich nicht, die Schrift tanzte nicht. Huldmann verglich ſeine Tafel mit dem Sternorakel, und las —

Meynt ihr vielleicht, es ſey ihm ergangen, wie einem Wißbegierigen, der mühſam ein Schlegelſches Fragment entziffert, weil er in der hökrigten Wortſchaale einen würzigen Kern ſucht, der aber am Ende, zum Lohn ſeiner Anſtrengung, auf einen alltäglichen Gedanken ſtößt, wie er ihn ſchon in hundert Schriften hundertmal beſſer ausgedrückt geleſen hatte? — Keinesweges! denn der Cirkel enthielt folgenden merkwürdigen Spruch:

Wenn aus des ſchönſten Weibes holdem Antlitz
der Buhler ſelbſt die ſchönſte Naſe ſchneidet,
und ſie freywillig zum Geſchenk dir reicht; —
wenn eine zücht'ge Jungfrau einſt begehret;
du ſelber wolleſt von dem keuſchen Buſen
durch blut'gen Schnitt das Roſenknöſplein trennen; —
und wenn die zärtlichſte der Mütter dir
des Erſten Kindes Erſten Zahn verwilligt,
den ſie mit eig'nen Händen ohn' Erbarmen
aus einem Munde, der ihr lächelt, bricht; —
Dann magſt du hoffen, Adla zu erlöſen.

Man muß bekennen, daß der Preis, um welchen Fräulein Adla's Gunſt zu erwerben ſtand, nicht minder hoch war, als der, welchen der eigenſinnige Karl einſt von Ritter Hüon foderte. Die ſchöne griechiſche oder römiſche Naſe eines geliebten Weibes, durch des Liebenden Meſſer von der Wurzel gelöſt, des Buſens Roſenknösplein von der keuſchen Jungfrau ſelbſt der frechen Hand des Jünglings zum blut'gen Schnitt dargeboten; und endlich der Erſte Zahn des lallenden Kindes von der liebenden Mutter aus dem lächelnden Munde geriſſen — ſind Dinge, die des Sultans Barthaar und Backenzähne wahrlich nicht weichen dürfen.

Mit jugendlichem Uebermuth gelobte Huldmann, wie Hüon, das Abendtheuer zu beſtehen, und vielleicht hofte er, daß ihm, wie Jenem, die wunderreiche Gabe eines befrembeten Geiſtes ohne viele Umſtände aus der Noth helfen werde. Aber dieſe Hoffnung täuſchte. Noch Einmal erſchien ihm zwar die Geſtalt des heydniſchen Prieſters, doch nur um zu erklären, daß es ihm nicht vergönnt ſey, ferner zu des jungen Ritters Beſten mitzuwürken.

„Ziehe hin wackrer Jüngling“ ſprach er mit hohler bewegter Stimme, „an deinem Glück „hängt ein zarter Theil des Meinigen. Dein Leben „werd' ich ſchätzen; doch im Kampfe um den ſchönen Preis ſey allein die Liebe dein Schutz, dein „Lehrer. Nichts darf ich auf den Weg dir geben, als meinen väterlichen Segen und dieſes „Goldſtück. Tauſend und aber tauſendmal verwechſelt, wirſt du es jederzeit wieder in deiner „Taſche finden; es wird dich vor Mangel ſchützen,

„dir Gemächlichkeit, und, ſo du es begehrſt, auch „Wohlleben verſchaffen; doch an's Ziel führt dich „kein Gold, nur Klugheit, Muth und Liebe.“

Bey dieſen Worten überreichte er dem jungen Ritter ein blankes Goldſtück von unbekanntem Gepräge, ſchloß ihn in ſeine Arme, und winkte dann bewegt mit der Hand, daß er ſich entfernen ſolle.

Wer biſt du ehrwürdiger Greis? ſprach Huldmann mit kindlich bittendem Tone.

„Wenn es dir einſt gelungen, aus dem Gefieder „der Nachtigall im ſmaragdenen Käfigt die Feder „zu ziehen, ſo blaſe ſie hoch in die Luft, und du „wirſt erfahren wer ich bin.“

Wann ſeh' ich dich wieder?

„In dem Augenblicke da Adla, deine Liebe zu „belohnen, ihrem koſtbarſten Vorrecht entſagt.“

Hier verſchwand der Alte. Der Felſenſaal wurde dunkel, aber die eiſerne Pforte öffnete ſich krachend. Ein häßlicher Gnome ſtand davor mit ſtruppigtem Haar, und an jeder Haarſpitze hieng ein Flämmchen von Phosphorus. Er winkte dem Ritter, der ihm unverzagt folgte. Die Flämmchen liefen an des Gnomen Haaren auf und nieder, und verbreiteten Licht genug, um Huldmanns Pfad zu beleuchten. In wenig Minuten waren ſie am Eingang der Höhle. Hier öffnete ſich ſeitwärts eine Kluft, die den Gnomen plötzlich verſchlang.

Huldmann trat hinaus in den Wald, und ſiehe, er ſtand vor ſeinem graſenden Gaule. Von Wundern betäubt warf er ſich in den Schatten einer dunkeln Fichte — um über ſein Schickſal zu grübeln, meynt ihr? — Keineswegs, ſondern um zu ſchlafen. Es war ein Vorzug, oder eine Unart jener Zeiten, daß die Menſchen mehr nach dunkeln Gefühlen als nach Vernunftgründen handelten, und daß ſie feſt am Köhlerglauben hielten: das eiſerne Verhängniß laſſe ſich vom Wurm nicht beugen, was dieſem beſchieden werde vollbracht, und es fromme nicht, daß er dagegen krabble. So wurden Thaten verrichtet, die wir ſeit einem Jahrtauſend anſtaunten und bezweifelten; bis in unſern Tagen ein junger Held, mit einem ähnlichen Glauben an das Fatum hervorgegangen, und unſerer kühlen widerſpenſtigen Vernunft die Wunder der Ritterzeit im Occident und Orient erneuert hat.

Mit gleichem Vertrauen und unbekümmerter Seele erwachte Huldmann, ſchwang ſich auf ſein durch üppige Weide wohlgenährtes Roß; ſchlug das von der frommen Mutter erlernte Kreutz vor die Bruſt, und ritt in die weite Welt, zu jedem Abentheuer gerüſtet.

Es thut dem Leſer nicht Noth zu wiſſen, wie viele Turniere er in ſieben Jahren beſucht; wie oft ihm der Preis aus der Hand der Schönſten mit Liebäugeln ertheilt worden; wie viele Rieſen und Drachen er beſiegt, wie viele verwünſchte Prinzeſſinnen gerettet. Genug, er thät immer wie einem wackern Ritter geziemet, und die Pfeile der Liebe prallten ab von ſeinem Herzen, wie die Schwerdtſtreiche von ſeinem Schilde. Durch Hülfe des unverſchwendbaren Goldſtückes glänzte er überall mit Grafen und Fürſten in die Wette. Die Männer nannten ihn den Prächtigen, die Weiber den Unempfindlichen. Gleichgültig für jenen Ruhm wie für dieſen Spott, mit Adla's bezauberndem Bilde im Herzen, ritt er immer raſtlos vorwärts, bis zu den drey Abentheuern, die wir umſtändlich erzählen müſſen.

Der Heermeiſter in Preuſſen, Conrad von Feuchtwangen, hatte eine Geliebte, weil er keine Frau haben durfte. Wer mögt' ihm das verargen, da wir in einer böſen Zeit leben, wo die Ritter ſich beweiben dürfen nach Belieben, und dennoch oft eine wilde Ehe führen, auch wohl trotz der kümmernden Hausfrau. Conrads Geliebte war eine wunderſchöne Dirne, die er nach einer Schlacht gegen die heydniſchen Sorben erbeutet hatte, und die ſich in ihr Schickſal, zwar unchriſtlich, aber treflich zu finden wußte. Er hielt ſie aber auch wie ſeinen Augapfel, und verwahrte ſie beſſer noch als dieſen, denn er geſtattete ihr minder herum zu ſchweifen. Sie mußte im Kämmerlein ſitzen, ſpinnen und weben, ihn lieben wenn er heim kam, und Niemand lieben wenn er abweſend war. Dagegen hatte ſie Leckerbiſſen und Kleinodien die Hülle und die Fülle, Zofen und wohlgeputzte Edelknaben; jedoch wurden letztere abgelößt, ſo bald ihre Stimme die männliche Zukunft verrieth, wie ein Hahn den Morgen heraufkräht.

Brunhildis hatte ſich an die Eingezogenheit gewöhnt; ſie wünſchte nichts und vermißte nichts. Kam Conrad von einem Zuge nach Haus, ſo freute ſie ſich; zog er wieder den Berg hinab, ſo war ſie eben nicht betrübt. Auſſer ihren wilden ſtruppigten Landsleuten hatte ſie nie Männer geſehen; denn wenn Conrad auf ſeiner Burg turnierte und banketierte, mußte ſie ſein züchtig in ihr Kämmerlein ſich verſchlieſſen.

An einem ſchwülen Sommerabend, als die kaum bewegte Luft ſichtbar über dem wogenden Getrayde zitterte, und ſogar die Eſpenblätter feſt ſtanden, als ſeyen ſie von Wachs geformt, ſchlüpfte Brunhildis, wie ſie öfter pflegte, durch das Hinterpförtchen aus der Burg in den nahen düſtern Eichenhayn, in deſſen Mitte, von keinem Sonnenſtrahl belauſcht, ein klarer Quell ein Waſſerbecken bildete, auf deſſen Grund von Silberſand man jede verlohrne Nadel finden konnte. Huſch! warf ſie das leicht geſchürzte Röcklein ſammt dem dünnen Schleyer von ſich, ſprang in das Becken und plätſcherte muthwillig auf und nieder.

Zufälligerweiſe hatte Huldmann ſchon ſeit einigen Stunden vor der brennenden Sonne in dieſem Hayne Schutz geſucht. Den Gaul band er an einem Baume feſt, warf ſich unter eine dickbelaubte Eiche, und entſchlummerte. Gegen Abend weckte ihn das nahe Plätſchern; noch halb ſchlaftrunken hob er den Kopf ein wenig in die Höhe, und — hatte nicht nöthig die Augen zu reiben, denn was er ſah, machte ihn plötzlich ſo wacker, als hab' er aus Oberons Becher getrunken.

Man ſollte meynen, es ſey ein gefährlicher Augenblick für Adla geweſen; aber ſo mährchenhaft es auch klingen mag — Huldmann ſah von den mannigfaltigen Schönheiten, die ſich bald hier bald dort aus den Wellen hoben, nichts als — die Naſe. Das war aber auch eine Naſe! von der Natur in einer ihrer beſten Launen geformt. Zwar konnte man das prächtige Gleichniß der hohen Lieder nicht auf dieſelbe anwenden, denn ſie glich eben nicht einem Thurm auf Libanon; ſie war vielmehr ein zartes Verſchmelzen der römiſchen und griechiſchen Naſe; es thronte auf derſelben eine ſo feine Miſchung von Verſtand und Güte, daß ſie gleichſam das Steuerruder des Kopfes ſchien — und kurz — augenblicklich erwachte der Gedanke in dem jungen Ritter: „dieſe Naſe, oder keine, „hatte das Orakel im Sinne, als es mir gebot, „durch die ſchönſte der Naſen das ſchönſte der „Mädchen zu erlöſen.“

Plötzlich trat er aus dem Gebüſch hervor. Brunhildis ſchrie laut auf, ſprang leichtfüßig ans Ufer, wickelte ſich feſt in ihre Schleyer, wie eine Blume, die ſich beym Regenwetter verſchließt, dachte aber gar nicht daran, gerade das zu erfüllen, worauf Huldmanns Blick einzig und blutgierig gerichtet war; wandte vielmehr ihr reizendes Näschen noch Einmal nach ihm hin, verſuchte zornige Blitze aus den ungewohnten blauen Augen zu ſchieſſen, fühlte aber bald, daß nicht Glut des Zorns, ſondern der Schaam ihre Wange färbte, und floh, indem ihr Fuß kaum die Grasſpitzen berührte.

Der junge Abentheurer verfolgte ſie, ſo ſchnell ſeine Rüſtung verſtattete, ſah aber nur noch von Fern das Pförtchen ſich ſchließen, hinter welchem die ſchönſte der Naſen athmete. Krähend kam er endlich an das Pförtlein, und klopfte lange ungeſtüm, aber vergebens. Feſt entſchloſſen das Abentheuer zu beſtehn, umkreiſte er die Mauer, bis er Thor und Zugbrücke fand. Jetzt rief er den Burgwächter vom Söller herab, forſchte nach Stand und Namen ſeines Herrn, und ungeſchreckt vom heermeiſterlichen Titel, foderte er, bey Conrad von Feuchtwangen gemeldet zu werden, ſintemal er etwas hochwichtiges mit ihm zu verhandeln habe.

Der verdrüßliche Heermeiſter hatte ſo eben erſt die Hälfte eines Rauſches ausgeſchlafen; noch perlte der Schweiß auf ſeiner kurzen ſchwarzbehaarten Stirn, und die Backen ſchimmerten wie glühendes Eiſen hinter dem Knebelbart hervor. Durch das Pochen und Schwatzen am Thore geweckt, ſteckte er ſeinen dicken Krauskopf aus der Luke, fragte gähnend und belfernd: „was es gebe?“ und auf dem gehorſamlichen Bericht des Wächters: „Ritter „Huldmann von Behringen aus Schleſien begehre „wegen hochwichtiger Dinge mit ihm zu reden“ befahl er, nach einem kräftigen Fluche, ihn in den Waffenſaal zu führen.

Huldmann ließ durch den trocknen Willkommen des Burgherrn ſich nicht irre machen. Mit Beſcheidenheit, doch ohne Umſchweife, erzählte er, wie er im Eichenhayn zufälliger Weiſe ein ſchönes Weib erblickt, und das Bild, das er ein wenig feurig, von ihr entwarf, ließ den Heermeiſter augenblicklich auf Brunhildis rathen. Ob nun zwar Huldmann nichts vom Bade, und allen den reizenden Nuditäten erwähnte, die er, die Wahrheit zu geſtehen, nicht einmal bemerkt hatte; ſo verweilte er doch mit ſo vieler Behaglichkeit bey dem Geſichte, und beſonders bey der Naſe der ſchönen Unbekannten, daß ſein Gemählde mehr als hinreichend war, die Flammen der Eiferſucht in dem Buſen des reizbaren Conrad auflodern zu laſſen. Wer weiß, was er im Erſten Ausbruch derſelben gethan haben würde, wenn nicht Huldmann zuletzt auch der ſchnellen Flucht erwähnt hätte, durch welche Brunhildis ſich ſeinen lüſtenen Blicken entzog. Dieſer Umſtand beſänftigte den brauſenden Conrad wenigſtens in der Maaße, daß er blos mit einem grinſenden Lächeln fragte: „ob der junge Ritter kein anderes Anliegen habe, als den Heermeiſter des Schwerdtordens von ſeinem galanten Abentheuer zu unterhalten.“

„Ich wünſche Namen und Stand dieſes Frauenzimmers zu wiſſen“ verſetzte Huldmann.

Conrad. Was kümmerts euch?

Huldmann. Ich frage nicht aus Ritterneubegier, auch nicht um ſchnöder Wolluſt willen; ſondern mir liegt ob, ein Gelübde zu erfüllen.

Conrad. Was hat euer Gelübde mit einer Dirne in meiner Burg zu ſchaffen?

Huldmann. Viel, edler Herr, doch kann ichs nicht erklären. Nur vergönnet mir dringend meine Bitte zu wiederholen.

Conrad. Und wenn ſie nun mein Kebsweib wäre?

Huldmann. Dann laßt mich fragen: liebt ihr ſie herzlich?

Conrad. Seltſam. Nun ja, ich liebe ſie ſo ſehr, daß ichs nicht länger dulden mag, ein zweydeutiges Geſpräch von ihr anzuhören. Ihr werdet wohl thun, junger Ritter, euer Roß zu beſteigen, und je eher je lieber meine Burg zu verlaſſen, denn es will Abend werden.

„Liebt ihr ſie, ſprach Huldmann ohne irre zu „werden, ſo ſeyd ihr der rechte Mann, von dem „ich mir einen Liebesdienſt erbitte, gegen reiche „Vergeltung in der Zukunft. Seyd nemlich ſo „gut, der ſchönen Dirne eigenhändig die Naſe „abzuſchneiden, und mir ſelbige Naſe zu überantworten. Dann laßt mich im Frieden ziehen. „Ueber lang oder kurz ſollt ihr von mir hören."

Conrad von Feuchtwangen wurde durch dieſe unverſchämte Propoſition ſo ſehr überraſcht, daß er in den Erſten drey Minuten umſonſt zu ſprechen verſuchte. Die Ader vor der Stirn ſchwoll ihm auf wie eine alte Baumwurzel, die Augen ſprühten Funken, er ſetzte die Arme in die dicken Wampen, und mit einem Gelächter der Wuth, wobey ihm der Geyfer den Bart herabſchwamm, brüllte er laut: „Junger Fent! verdenk' es kei-

„ner Jugend, wenn ich dich ungezüchtigt entlaſſe!
„Hat man jemals dergleichen Vorſchlag gehört!
„Biſt du verrückt, ſo hätte dein Vormund dich
„einſperren ſollen. Fort mir aus den Augen!

Ruhig und beſcheiden entgegnete Huldmann: „er werde nicht von hinnen weichen, bis er die ſchöne Naſe in ſeiner Taſche wiſſe; und zwar genüge ihm nicht an der Naſe allein, ſondern eine unerläßliche Bedingung ſey: daß Ritter Conrad von Feuchtwangen ſelbſt ſie herunter ſchneide. Wenn er ſich deſſen weigre, ſo müſſe er geziemend erſuchen, einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm zu beginnen, damit auf ſothane Weiſe das ſiegende Schwerdt die freywillige Gewährung ſeiner Bitte ihm verſchaffen möge.“

Jetzt konnte der Heermeiſter ſich länger nicht halten. Er ſchäumte vor Wuth, ſprang auf vom Seſſel, rief ſeine Trabanten, und ließ den jungen Ritter in das Burgverließ werfen, um dort ihm den ſonderbaren Kitzel zu vertreiben.

Die ganze Burg kam in Bewegung; die Zofen ſtrömten neugierig herzu; Brunhildis wußte ſchon eine Stunde nachher, daß ein ſchöner Jüngling um ihretwillen im Burgverließ ſchmachte. Ihr Herz ſagte ihr augenblicklich, es ſey der nemliche, den ſie im Eichenhayn, trotz der ſchamhaften Verwirrung, nur allzuwohl ins Auge gefaßt. Was er eigentlich von Conrad begehrt, erfuhr ſie nicht, denn der Heermeiſter hielt ſich durch Huldmanns Unſinn beſchimpft, und ſprach drum gar nicht von der Begebenheit. Nur im Erſten Ausbruch der Wuth war ihm Brunhildis Name mehreremal entſchlüpft, und natürlich ſetzte nun die weibliche Eitelkeit ſich die Geſchichte ſo zuſammen: „der ſchöne Fremdling ſah mich im Bade, die „Liebe beſchlich ſein Herz, er gieng auf der Stelle, „mich von Conrad zum Weibe zu begehren, und „dafür leidet er nun im Kerker."

Was Wunder daß Neubegier, Mitleid, Lüſternheit, oder wie ihr es nennen wollt, (nur Liebe nicht) ſich Brunhildis ſehr ſchnell bemeiſterten; daß ſie ſogar wagte, Vorbitte für den Gefangnen einzulegen, dadurch aber nur ſein Schickſal erſchwerte, und Mißtrauen gegen ſich ſelbſt erweckte. Conrad verdoppelte die Wächter, und beſchloß Huldmanns Tod.

Brunhildis kam dahinter. Sie hatte Conrad nie geliebt, jetzt haßte ſie ihn. Ein unbekanntes Gefühl erwachte, Sehnſucht und Schwermuth zogen ſie nach dem finſtern Thurme, wo der liebenswürdigſte Jüngling um ihretwillen büßte; ſie beſtach die Wächter, drang verſchleyert zu ihm hinein, ſah ihn ſchlafend, und ſog das ſüße Gift immer mehr und mehr in ſich. Leiſe nahte ſie ſich ihm, wollte ihn wecken, kämpfte mit der Schaam, ſchlich wieder zurück, fühlte den Pfeil tiefer im Herzen, und beſchloß, ſich auf die folgende Nacht mit mehr Muth zu rüſten, um den Geliebten zu befreyen, ihn gegen Conrad zu bewaffnen, und den Wütrich im Schlafe mit dem Tode zu vermählen. Dann wollte ſie mit dem unbekannten Ritter fliehen, der — ſo mußte ſie glauben — mit Entzücken zu ihrem Plan die Hand bieten würde.

Während ſie aber in ihr Kämmerlein ſich verſchloß, um alles vorzubereiten, ängſtete den beſtochnen Wächter ſein Gewiſſen, daß er hingieng zum Heermeiſter, ihm Brunhildens nächtliches Beginnen entdeckte, und wie ſie geſonnen, in der folgenden Mitternacht den verdächtigen Beſuch zu wiederholen.

Conrads erſte Bewegung war nach ſeinem Schwerdte. „Solch edlen Tod verdient ſie nicht!“ rief er, und ſtieß es zurück in die Scheide. Jetzt miſchte er einen Becher mit Gift. Aber auch dieſen ſtellte er wohlbedeckt zur Seite, weil kühlere Ueberlegung ihm zuraunte: es zieme ſich, vorher zu unterſuchen; die Verbrecher auf friſcher That zu ertappen, und dann, nach Befinden der Umſtände, blutige Rache zu üben. Er befahl dem Wächter, Brunhilden nicht merken zu laſſen, daß ſie verrathen ſey, ſondern ihr um Mitternacht willig die eiſernen Pforten aufzuſchlieſſen; er ſelbſt aber ſchlich ſich an ein eiſernes Gitter auf der düſtern Wendeltreppe, durch welches er ungeſehen hinab ſchauen, und ihr Geſpräch belauſchen konnte.

Brunhildis ließ ihn nicht lange warten. Mit dem letzten mitternächtlichen Schlag der Burguhr, ſchwebte ſie wie ein Geiſt zu Huldmann hinein, der dießmal wachte. Sie trat vor ihn mit dem Lämpchen, lüftete ſittſam den Schleyer, und ſprach: „kennſt du mich wieder, ſchöner Jüngling?“

„Ich kenne dich“ erwiederte Huldmann ſeufzend: „um deinetwillen trage ich dieſe Ketten.“ „Ich komme ſie zu löſen,“ flüſterte Brunhildis, durch ſein Bekenntniß angefeuert, weil es in ihren Ohren den ſüſſen Klang einer Liebeserklärung hatte. Mit wollüſtigem Schmachten im blauen Auge, entdeckte ſie ihm nun ihren Plan. Conrad ſchläft, die Wächter beſtochen, hier ein Dolch, der Lohn meiner Liebe, Diamanten und Gold.

Mit Abſcheu verwarf der junge Ritter den Vorſchlag. „Ich kämpfe nur gegen Bewaffnete — „ich morde keinen Schlummernden.“

Weg mit der Großmuth! es iſt um dein Leben geſchehen, wenn du zögerſt.

„Ich erkaufe es nicht durch einen Meuchelmord."

Schon iſt der Befehl zu deiner Hinrichtung ertheilt.

„So befehle ich meine Seele Gott und ſterbe „als ein unbeſcholtener Ritter."

In meinen Armen ſoll dein Gewiſſen ſich berauſchen.

„Hinweg von mir Verſucher!"

Noch Einmal, beſinne dich! ſieh das blanke Meſſer —

„Es iſt für dich geſchliffen!" donnerte Conrads Stimme aus der Thurmlucke herab. Brunhildis ſank ohnmächtig zu Boden. Huldmann ſah ruhig hinauf nach dem Ort, von welchem die Stimme herabſchallte; aber der Heermeiſter war ſchon in der eiſernen Pforte. Er trat in das Gefängniß, befahl Huldmanns Ketten zu löſen, ergriff ſeine Hand, ſchüttelte ſie, und ſprach mit rauher Höflichkeit: „Verzeiht mir, junger Ritter, ich „habe euch verkannt; ihr ſeyd ein Biedermann, obgleich ein Sonderling. Laßt uns Freunde ſeyn, „und zum Pfande meiner Freundſchaft empfanget jetzt von mir freywillig, was ihr begehret."

Flugs ergriff er die Ohnmächtige bey den blonden Haaren, nahm das entfallene blanke Meſſer, und trennte mit zwey Schnitten die ſchöne Naſe vom ſchönen Geſicht. Er fügte ſogar die Ohren hinzu, ſteckte alles zuſammen in einen kleinen Beutel von den Haaren der Verrätherin geſtrickt, und überreichte ihn dem ſtaunenden Jüngling, der, vor Verwunderung über alles was vorgieng, die Sprache noch nicht wiedergefunden hatte.

Die arme Brunhildis blieb in ihrem Blute liegen. Die Zofen winſelten um ſie her. Huldmann folgte dem Heermeiſter in den Waffenſaal, und mußte Beſcheid thun aus dem vollen Humpen, bis die Nacht vergangen, und der rothe Saum in Oſten die liebe Sonne verkündete. Da brach er auf, von Conrad bis an die Zugbrücke geleitet, ſchwang ſich auf ſein Roß, ſchied dankbar vom trotzigen Wirthe, trabte mit leichter Bruſt den Hügel hinab, und ſobald er die Burg aus dem Geſicht verlohren, öffnete er das Beutelchen, warf die Ohren auf den Acker, wickelte die Naſe ſorgſam wieder ein, und ritt, von neuem Muthe belebt, weiter; denn das Glück des Erſten Abentheuers ſchien ihm Bürge für das Gelingen der übrigen.

Nach dreyen Tagen gerieth er in eine unbewohnte Wüſte, wo öde Sandſteppen mit düſtern Nadelwäldern abwechſelten. Mit beharrlichem Eigenſinn drang er immer vorwärts, und verwickelte ſich ſtets tiefer in die pfadloſe Einöde. Sein Brod war zu Ende; der Gaul fand nur wenige dürre Grashalmen; beyde ſuchten lechzend aber vergebens einen Brunnen. Von Hunger und Durſt gequält, waren beyde dem Verſchmachten nahe. Was half ihm jezt der ſchöne Goldthaler, der immer gehorſam in ſeine Taſche zurückkehrte? Hier war Niemand der ihn wechſeln konnte! Gern hätte Huldmann ihn für ein Pfund Brod verſchleudert, und faſt trieb ihn die Noth nach Brunhildens Naſe zu greifen, um ſie gierig zu verſchlingen. Siehe, da hob noch zu rechter Zeit der Gaul ſeine eigene Naſe hoch in die Luft, witterte in die Ferne und verſuchte zu wiehern, wozu ihm jedoch die Kraft gebrach. Weislich hieng der Ritter ihm den Zügel auf den Hals, und überließ es ſeinem Geſtiert, Rettung zu ſuchen.

Sogleich taumelte das abgemagerte Roß einem nahen Gebüſch zu, und drang hindurch wo es am dickſten war, daß der geklemmte Reuter das Viſier ſchlieſſen mußte, um von den Fichtenzweigen nicht blutig gequetſcht zu werden. So trug ihn ſein treuer Gefährte in wenig Augenblicken auf einen freyen Grasplatz, ſtand plötzlich ſtill vor einem klaren Brunnen, und ſchlürfte mit gierigen Zügen das langentbehrte Labſal.

Huldmann ſprang ab, und that ein Gleiches. Dann ſchaute er neubelebt um ſich, und wurde in geringer Entfernung eine niedre Hütte von Baumrinde gewahr. Er ließ ſein Pferd auf dem üppigen Grasplatz weidend, und näherte ſich der offenen Hütte. Da erblickt' er ein wunderſchönes Mägdlein in betender Stellung, vor einem Crucifix auf einem kunſtloſen Altar von rohem Stein. Sie war ſo vertieft in den Himmel, daß die irrdiſche Welt um ſie her keinen ihrer Sinne mehr reizte. Sie hörte den Jüngling nicht kommen, obgleich er faſt neben ihr ſtand, und mit gierigen Blicken den ſchönſten jungfräulichen Buſen verſchlang, der, eines leichten Gewandes ſpottend, nur vom ſeidenen, verworren herab hängenden Haar, kärglich verſchleyert wurde.

Huldmann gaffte und vergaß über dem Gaffen ſeinen Hunger. Um den treuen Liebhaber jedoch von jedem beleidigenden Verdacht zu retten, müſſen wir ſchnell hinzufügen, daß die Begehrlichkeit, die aus ſeinen blitzenden Augen ſtrahlte, nicht eigentlich durch die ſchöne Bruſt, ſondern nur durch das Roſenknöſplein entflammt wurde, welches er keinesweges mit den Lippen, ſondern mit einem ſcharfen Meſſer zu faſſen wünſchte.

Um die reizende Dirne aus ihrer frommen Verzuckung zu wecken, ſchlug er mit dem Schwerdt ein paarmal an die Sporn. Sie drehte das Haupt, ſprang erſchrocken in die Höhe und ſah ihn zweifelnd an.

„Fürchte dich nicht, frommes Mädchen," ſprach Huldmann freundlich, „ich komme nicht dir zu „ſchaden. Der Zufall führte mich in dieſe Einöde, „wo ich, faſt verſchmachtet, dich um einen Biſſen „Brod anflehen muß."

Wir wiſſen bereits, daß Huldmanns Geſicht unter die Glücklichen gehörte, die Jedermann Zutrauen einflöſſen. Die Züge der lieblichen Dirne klärten ſich auf wie er ſprach, und ſie erwiederte freundlich: „Brod hab' ich nicht, aber gute, nahrhafte Wurzeln und einen friſchen Quell." — Fort ſchlüpfte ſie in eine hintere Kammer, und brachte in einer hölzernen Schaale, was ſie verſprochen.

Huldmann verſchlang eine Hand voll Wurzeln, und kaum war ſein Erſter Hunger geſtillt, als Neubegier an deſſen Stelle trat. Er fragte beſcheidentlich, wie es doch zugehe, daß eine ſo zarte Jungfrau, mitten in einer Wüſte, arm und verlaſſen gefunden werde?

„Arm bin ich" entgegnete das holde Geſchöpf, „aber nicht verlaſſen, hier iſt mein Beſchützer," (indem ſie auf das Crucifix deutete). „Ich war „lange ein Weltkind, hieng mein Herz an die

„vergängliche Schönheit des Leibes, huldigte der „irrdiſchen Liebe, bis der himmliſche Bräutigam „mich zu ſich zog. Da erkannte ich meinen verkehrten Wandel, bereuete, that Buſſe in der „Aſche, und, um jeden Rückfall zu verhüten, erbaute ich mir eine Eremitenklauſe in dieſer Einöde. Hier theil' ich meine Zeit zwiſchen Faſten „und Gebet; hier fand ich die Ruhe meines Herzens wieder!" —

Es ſchmerzt uns bekennen zu müſſen, daß der Schalck Huldmann durch die fromme Einfalt der jungen Eremitin gar wenig bewegt wurde, ſondern vielmehr auf dieſe Einfalt den liſtigen Plan gründete, zum Beſitz eines kleinen Theilchens ihrer irrdiſchen Schönheit zu gelangen, welches freylich für ſie ohnehin keinen Werth mehr hatte.

„Heyl mir!" erwiederte er mit geſenkten Augenliedern, „daß eine höhere Hand, du fromme „Dirne, mich gerade vor deine Klauſe führte. „Denn ach! war ich nicht auch ein Weltkind, das „ſtets mit Sinnlichkeit kämpfte, und erſt ſeit Kurzem ſich ſelbſt erkennen lernte? Auch ich habe „den Entſchluß gefaßt, der argen Welt zu entſagen, und in frommer Abgeſchiedenheit mein Leben „zu beſchlieſſen. Vergönnſt du mir, in deiner „Nähe ein Hüttchen zu bauen, ſo wird dein Bey-

„ſpiel im Guten mich ſtärken; du wirſt dem Himmel eine Seele zuführen."

Emma bewilligte gern, warum der ſchöne Jüngling ſo rührend bat. Sie war ſich ja des edelſten Bewegungsgrundes bewußt, und unterſuchte freylich nicht, ob ſie einem häßlichen Greiſe eben ſo leicht und gern die Bitte gewährt haben würde. Das Hüttchen für den neuen Eremiten war bald erbaut; es ſtand nur 3 bis 400 Schritt von dem ihrigen, und Huldmann bezog es mit ſcheinheiliger Freude, indeſſen ſein Gaul auf fetter Trift der Ruhe pflegte.

In den Erſten Paar Wochen gieng alles vortreflich. Man betete und wallfahrtete miteinander zu einer nahen in Ruinen liegenden Kapelle; betend grub er Wurzeln, betend ſchöpfte ſie Waſſer, betend trugen beyde dürres Reiſig zum Feuer. Kein Wort entſchlüpfte Huldmanns Lippen, welches die jungfräuliche Sittſamkeit hätte ſchüchtern machen können; nur Blicke voll erkünſtelter Schwermuth ruhten oft auf der ſchönen Emma, und wenn ſie ihn auf ſolchen Blicken ertappte, wandte er ſeufzend ſein Auge von ihr ab, und ſchlich in das dickſte Gebüſch. Bald war ſie überzeugt, daß ein geheimer Kummer ihm nage; ſie vermeynte den Grund in einem vorhergegangenen wüſten Leben zu finden, vermahnte ihn zur Beichte, und verſprach, durch Wachen und Gebet ihm behülflich zu ſeyn, den böſen Feind aus ſeinem Herzen zu ſcheuchen.

„Nicht die Sünden meines frühern Lebens,“ erwiederte Huldmann, „verbittern mir dieſe ruhige Einſamkeit. Schon längſt würde dein Gebet „und das meinige mich mit dem Himmel und mir „ſelbſt verſöhnt haben, wenn nicht noch ein irrdiſcher Funke in meiner Bruſt glimmte, den ich „umſonſt zu erſticken ſtrebe. Freymüthiges Bekenntniß ſey der Erſte Schritt zur Buße. — Als „ich zum Erſtenmal dich knieend am Altar erblickte — deinen ſchönen Buſen unverhüllt — da „wurd' ich — vergieb mir fromme Jungfrau! — „da wurd' ich auch das Roſenknöſplein auf demſelben gewahr, welches du ſeit jener Zeit ſo ſittſam und ſorgfältig verſchleyerſt. Aber in meinem „noch nicht gereinigten Herzen hat jener Anblick „ein Feuer entzündet, das mein Innerſtes verzehrt, und mir den Pfad zum Himmel verſperrt. „Gegen jeden andern deiner Reize bin ich gewaffnet, aber dieſen kann ich nicht beſiegen. Je ſorgfältiger du ihn mir verbirgſt, je lockender ſchafft „ihn meine glühende Phantaſie, und ach! ich fühle, „daß, ſo lange du mit dieſer irrdiſchen Zierde ge-

„ſchmückt biſt, ich nicht in deiner Nähe bleiben „darf. Ich werde dich fliehen müſſen! und meine „noch wankende Beſſerung wird vielleicht im Strudel der Welt wieder zerrinnen!“ —

Hier ſchwieg der Schalk und ſah vor ſich nieder. Mit ſchaamhafter Glut auf den Wangen entfernte ſich Emma ohne Antwort. Drey Tage vermied ſie ihn, und ſchlich nachdenkend unter den düſtern Tannen umher. Am vierten trat ſie triumphirend in ſeine Hütte, ein ſcharfes Meſſer in ihrer Rechten.

„Dem Himmel eine Seele zu retten,“ ſprach ſie begeiſtert, „ſcheue ich nicht den kleinen Schmerz. „Biſt du verſichert in der Tiefe deiner Seele, daß „der Verſucher keine Macht mehr an dir haben „werde, ſo bald der Gegenſtand vernichtet worden, „der dich wider meinen Willen entzückte; ſo opfre „ich mit Freuden, was dem Frommen ein Aergerniß gab. Ja, du würdeſt bereits jene irrdiſche „Zierde an mir verſchwunden ſehn, wenn, im Augenblick des Vollbringens, mich ſchwaches Mädchen die Kraft nicht verlaſſen hätte. Aber mein „frommer Wille iſt ſtärker als meine Kraft; „er beſiegt ſogar, höheren Zwecken gehorſam, die „heilige Schaam. Noch Einmal — zum letztenmal — gebe ich dieſen bebenden Buſen deinen „Blicken Preis. Hier nimm das Meſſer, und

„vernichte mit eigner Hand, was deines Herzens
„Reinheit vergiftet.“

Sie reichte dem erſtaunten Huldmann das Meſſer, zog einen Schleyer über ihr Geſicht, und entblößte dann die linke Bruſt, die ſie, mit beyden Händen umfaßt, ihm darhielt. — Ach! das war der gefährlichſte Augenblick für Huldmanns Treue. Schon war er im Begrif, das Meſſer fallen zu laſſen, und den Mund auf die Stelle zu heften, die der Stahl entweyhen ſollte — alle Sinne des Jünglings erwachten mächtig — Glut ſprühte aus ſeinen Augen — ſchon wollte er die Arme ausbreiten, des Mädchens bebende Bruſt an die Seinige zu drücken — als plötzlich zwiſchen ihm und dem harrenden Opfer ein Schatten durchſchwebte, der ihm in einem zarten Nebel Adla's ſchwermüthige Geſtalt vor die Augen zauberte. Haſtig ergrif er das Meſſer, und im Nu war der Schnitt vollbracht.

Mit einem leiſen Schrei des Schmerzes ſank die Holde auf ſein Binſenlager. Er eilte, das roſenfarbene Blut zu ſtillen, und mit heilendem Kräuterſaft, den ein Ritter damaliger Zeit ſtets bey ſich führte die Wunde zu verbinden. Emma kam zu ſich, lächelte wie eine Heilige, und fand ſich belohnt in dem ſüßen Gedanken, durch großmüthige Aufopferung ein Paar Sproſſen auf der Himmelsleiter ſchnell erklimmt zu haben.

Der Ritter verwahrte das liſtig errungene Kleinod ſorgfältig bey Brunhildis Naſe, blieb bey der edlen Emma ſo lange, bis ſie völlig geneſen war, und verſchwand dann plötzlich in einer mordhellen Nacht, während ſie von Engeln und Erzengeln träumte, die Alle Geſichter hatten wie Huldmann. Wir mögen nicht entſcheiden, ob ihr Erwachen freundlich geweſen, und ob, in der Erinnerung ihrer edlen Hingebung, ſie auch dann noch Nahrung für die fromme Schwärmerey fand, als der Zeuge derſelben ſo unbegreiflich verſchwunden war. Vielleicht begegnen wir ihr noch Einmal auf dem romantiſchen Pfade.

Aus dem Sandocean, an deſſen grünem Ufer die Einſiedley erbaut war, führte jezt ein kurzer und anmuthiger Weg den jungen Ritter in blühende fruchtbare Thäler, aus welchen er immer höher und höher zu maleriſchen, weinbekränzten Gebürgen empor ſtieg, und am Morgen des dritten Tages, nach der nicht ſchmerzloſen Trennung von der intereſſanten Schwärmerin, ſich in einem weiten Keſſel von Bergen befangen ſah, wo die vom Kreidefelſen zurückprallenden Sonnenſtrahlen ihm durch den Helm glühend auf das Haupt brannten, und je näher der ſchwüle Mittag heran rückte, je ſtand das Dörfchen in einem See, und die Wellen ſchlugen in die Fenſter des zweyten Stockwercks.

Huldmann ritt auf einen Hügel, ſah entwurzelte Bäume, umgeſtürzte Hütten an ſich vorübertreiben, hörte der hülfloſen Bewohner Angſtgeheul, bald derer, die von den Fluten ergriffen mit dem Tode kämpften, bald derer, die von den Dächern herab um Rettung ſchrieen. Kaum hundert Schritt von ſeinem Zufluchtsort, der wie eine runde Klippe aus der Brandung hervor ragte, ſtand das Haus eines Untervoigts mit gemaltem Giebel, und auf dem Söller des Hauſes ward er ein junges ſchönes Weib gewahr, mit einem Säugling auf dem Arme, die jämmerlich ſchrie, und mit verzweifelnder Geberde immer nach einem ſchwarzen Punkt in den tobenden Wellen deutete. Huldmann begrif ſogleich, daß dort ein Menſch, wohl gar ein geliebter Gatte, in Todesgefahr ſchwebe. Von Jugend auf vertraut mit dem naſſen Elemente und im Schwimmen geübt, beſann er ſich keinen Augenblick, warf Helm und Panzer von ſich, ließ beydes in der Obhut ſeines Gaules und ſprang in die Fluthen, die er mit jugendlicher Kraft durchſchnitt.

So wie er dem ſchwarzen Punkte ſich näherte, gewahrte er deutlich, daß ein junger Mann mit der letzten Anſtrengung gegen den Untergang kämpfte; und eben als der Krampf in Ohnmacht übergieng, die Wellen ſchon ihre Beute entführten, fieng Huldmann ſie auf mit der nervigten Linken, und ſteuerte mit der Rechten dem Hauſe zu, auf deſſen Söller das kreiſchende Weib ſich die Haare zerraufte.

„Er lebt noch! er iſt gerettet!“ rief er hinauf, mit mächtiger Stimme gegen den Sturm, mit eiſernen Nerven gegen die Wellen kämpfend. — Gott! Gott! ſchluchzte das Weib, Dank und Freude preßte ſie in die Einzige Sylbe.

Jetzt hatte Huldmann einen unerſchütterten Thorpfoſten erreicht, um den er den freyen Arm ſchlang, und ſo einen Moment der Ruhe gewann; indeſſen das junge Weib Stricke herbey hohlte, und mit zitternden Händen an das Geländer des Söllers befeſtigte.

In dieſer peinlichen Lage flüſterte Abla's Schutzgeiſt dem Ritter zu: nütze einen Augenblick, der nie wiederkehrt! — und Flugs tönte ſeine Stimme hinauf: „Iſt der Gerettete dein Gatte?

Er iſt es!

„Liebſt du ihn?“

Ob ich ihn liebe?!

„Wirſt du mir vergelten?“

Mit meiner ganzen Haabe.

„Iſt das Kind an deiner Bruſt das Deinige?“

Mein Kind.

„Hat es einen Zahn?"

Einen Einzigen.

„Brich ihm den Zahn aus dem Munde, wickle
„ihn in ein Tüchlein und laß ihn am Stricke
„herab."

Wie!? —

„Erfülle mein Begehren, oder ich ſtrecke den
„linken Arm aus, und dein ohnmächtiger Gatte iſt
„unwiederbringlich ein Raub der Wellen."

Gott! was kann der Zahn des unſchuldigen Kindes dir nützen!

„Frage nicht, klügle nicht, gehorche, oder dein
„Gatte iſt verlohren."

Er ließ plötzlich den Thorpfoſten los, und die Wellen trieben ihn, weil er ſich hingab, einige Schritte abwärts.

Halt! halt! kreiſchte die arme Geängſtete, faßte verzweifelnd dem ſchlafenden Kinde in den offenen lächelnden Mund, brach mit einem wütenden Schrey eignes Schmerzes die zarte Blüte ihm heraus, gab das blutende, wimmernde Kindlein der Magd, wickelte den Zahn in ihr Buſentuch, und ließ ihn am Stricke hinab.

Alſobald arbeitete Huldmann ſich näher, ergriff das Tuch mit den Zähnen, riß es los, und ſchlang jezt den Strick dem Ohnmächtigen um den Leib. Mit der gewaltigen Kraft, welche nur Angſt erzeugt, zog die treue Gattin ihn hinauf, und Huldmann verweilte, bis er ihn in Sicherheit ſah. Als ſie ihn jetzt über das Geländer hinüber zog, rief der Jüngling ihr lächelnd zu: „Vergieb „die Härte! der Zahn war mir theurer als mein „Leben, doch hätteſt du ihn verweigert, ich wäre „drum nicht minder deines Gatten Retter geworden.“

„Habe Dank,“ rief ſie weinend, „daß du den „Zahn nur foderteſt. Das Kind ſelbſt hätte ich „hinab geworfen, wäre ſeines Vaters Leben der „Preis des Mordes geweſen.“

„Ihr guten Geiſter, die ihr mich hülfreich „umſchwebt,“ flüſterte Huldmann betend, als er nach ſeinem Hügel zurück ſteuerte, „lohnt dem trefflichen Weibe die ſeltene treue Liebe!“

Unverſehrt fand er Roß, Panzer und Helm, doch mußte er noch manche Stunde auf dem Platze verweilen, ehe er auf überſchwemmten Straſſen die Reiſe fortſetzen konnte. Aber Trotz ſeiner Ungeduld verſtrich ihm ſchnell die Zeit, denn war er nicht endlich im Beſitz der drey Kleinodien, an welche das Orakel der Geliebten Erlöſung band? — Nur Flügel wünſchte er ſich noch, Flügel, die ihn an den Fuß des Zobtenberges trugen, um das Abentheuer glücklich zu enden.

Leider war er ſehr weit von dieſem erwünſchten Ziele. Der bedächtige Gang ſeines alten Gaules ließ ſich unter allen vergleichbaren Dingen am wenigſten mit dem Flug der Vögel vergleichen, und es verſtrich daher noch manche Woche, ja ſogar noch mancher Monat, ehe die wohlbekannte Felſenhöhle ihn angähnte. Wir aber eilen ſchnell voraus auf den Schwingen der Phantaſie, und ſind Zeugen ſeiner Ankunft an dem Orte, wo er Abla's Schattengeſtalt zum Erſtenmal erblickte. — Endlich! rief er entzückt, ſprang haſtig vom trägen Gaule, überließ ihn unbekümmert ſeinem Schickſale, und eilte, mit dem dreyfachen Talismann gerüſtet, der Höhle zu.

Kein Fledermauskopf verſperrt ihm den engen Pfad. Zwar hüpfen auch keine flammende Eyer vor ihm her, aber ein ſanftes phosphoriſches Licht, diesmal von keinem häßlichen Gnomen getragen, erfüllt die ganze Grotte. Die eiſerne Pforte ſtand offen. Die lebloſen Ritter ſitzen noch um die Marmortafel. Kein heydniſcher Prieſter läßt ſich ſehn. Der drehende Stern iſt verſchwunden. An ſeiner Stelle erblickt Huldmann den grinſenden Kopf eines Waldteufels mit beweglichen Augen, die überall, wohin er ſich wendet, ihm zu folgen ſcheinen.

Ohne ſich um dieſen Zuſchauer zu bekümmern, unterſuchte er mit haſtiger Begierde rings umher die Mauer, ob nicht irgend eine Pforte, oder Höhle, oder Spalte, ihm den Eingang zu Adla's Wohnung verrathe. Vergebens! den ſchon bekannten düſtern Gang ausgenommen, ſchien der runde Saal mit nichts in Verbindung zu ſtehn. „Aber „es muß doch irgendwo ein Ausweg zu finden „ſeyn!“ ſprach Huldmann laut und ungeduldig zu ſich ſelber. „Ich will zu Adla! der Liebende will, „und ſollte er mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, bis er ein Loch durchbohrt! — Doch halt! „vielleicht daß meine Kleinodien hier die Erſte „hülfreiche Wirkung hervorbringen.“

Flugs zog er den Zahn des Kindes aus dem Buſentüchlein der Mutter, faßte ihn zwiſchen zwey Finger, gieng damit an der Wand rings umher, und berührte ſie im Gehen überall, in Hoffnung, ſie werde irgendwo einen Riß bekommen, oder ein verborgenes Thürlein werde plötzlich aufſpringen. Das geſchah nun zwar nicht, aber ſo oft er ſich dem Kopfe des Waldteufels mit dem Zahne näherte, gähnte dieſer ganz entſetzlich, und ließ ihn in einen Schlund hinabſchaun, weit genug, einen Menſchen aufzunehmen.

Da nun der magiſche Kinderzahn durchaus keine andere Wirkung hervorbrachte, ſo ſchloß Huldmann ganz richtig, man verlange von ihm, daß er ſich in dieſen Schlund hinabſtürze. So wenig einladend eine ſolche Fahrt auch war — denn der Waldteufel ſah aus wie A. W. Schlegel wenn er ein pasquillantiſches Kunſtwerk drechſelt — und ſo finſter es in dieſem Schornſtein ausſah, ſo bedachte er ſich doch keinen Augenblick. Den behelmten Kopf voran, gewappnet und beſpornt, fuhr er muthig hinein. Der Waldteufel ſchluckte — und weg war der Ritter! —

Aber ſein Glaube hatte ihn nicht getäuſcht. Nur wenige Augenblicke gleitete er im Finſtern fort, ſchon ſchimmerte ihm Tageslicht entgegen, und er fiel nieder in einen Kamin von Lapis lazuli, der beſtimmt war, bey unfreundlichem Wetter einen geräumigen Gartenſallon zu erwärmen. Ohne die koſtbare Zeit durch Verwundern und Raiſonniren einzubüſſen, wodurch ſo mancher Menſch in der Welt ſein Glück entſchlüpfen läßt, hielt er ſich vor den Kryſtallſpiegeln des Sallons nicht länger auf, als nöthig war, um den Kaminruß vom Geſicht zu waſchen, damit Adla ihn nicht für den Knecht Ruprecht anſehen mögte. Er achtete dabey nicht im Geringſten auf das köſtliche Waſchbecken, deſſen Unterſchaale aus einem ausgehöhlten Diamant, und das Giesbecken aus einer einzigen Perle beſtand.

Ueberzeugt, daß nunmehr ſchon die ganze Bezauberung gehoben ſey, ſtürzte er fort in den Park bemerkte kaum den ſchönen See, in dem, ſtatt Waſſertropfen, nur Perlen wogten; hatte kein Ohr für die ſanften Harmonien, die aus großen Weintrauben ihm entgegen liſpelten, weil jede Beere eine künſtliche Spieluhr faßte; roch nicht die ſüßen Ambradüfte, welche aus unzähligen Ameiſenhaufen wie ein lichter Nebel hervorquollen; gieng ungereizt an den Diſteln vorüber, die hier Melonen trugen, und an den Fichten, auf welchen Piſang wuchſen; er kannte nur Einen Wunſch, nur Eine Begierde — Adla! Adla! — ſie ſuchte er im düſtern Hayn, nach ihr ſeufzte er in der Grotte, ſie rief er laut vom Rebenhügel. Ach! immer vergebens!

Vom Morgen bis zum Abend war er, der brennenden Sonne zum Trotz, raſtlos umher geſtrichen, hatte den prächtigen weitläuftigen Park der Kreuz und Queer durchwandert, ſank endlich erſchöpft auf eine Raſenbank, und wurde nun erſt gewahr, daß er das einzige lebende Weſen in dieſer reizenden Schöpfung ſey. Zwar ſaſſen Vögel aller Art auf allen Bäumen und Zweigen, aber ſtumm und ſtarr. Huldmann meynte wohl anfangs, ſie wären nur deshalb nicht ſcheu in der Nähe eines Menſchen, weil, wie auf unbewohnten Inſeln, ſie mit deſſen Geſtalt, Liſt und Grauſamkeit unbekannt geblieben. Als er jedoch von einem

Pfirſichtbaum den ſchönſten Finken, und von der blühenden Nachtviole einen Kolibri mit der Hand wegnahm, machte er die traurige Entdeckung, daß zwar noch Wärme, aber kein Leben in ihnen ſey.

„Was ſoll das heiſſen!" rief er wehmüthig. „Habe ich die harten Bedingungen nicht erfüllt? „Soll ich hier am Ziele einſam verſchmachten?"

In düſtrer Schwermuth warf er ſich am Abhang eines Hügels nieder, ſah ſtarr in die untergehende Sonne und in den heraufſteigenden Mond, und murrte leiſe über den Eigenſinn ſeines Schickſals. Vor ihm, weit ausgedehnt, lag ein grüner Raſenplatz, den jenſeits eine Gruppe von babyloniſchen Weiden bekränzte, hinter welchen in tiefer Ferne hohe Cedern den Horizont verſchloſſen. Als nun der Mond immer höher herauf wandelte, und er von ungefähr einen Blick auf jene Gruppe von Thränenweiden warf — ſiehe, da ſchwebte Abla's Schatten unter den herabhängenden Zweigen, ganz ſo wie er ihn einſt am Eingang der Höhle erblickte, nur dieſesmal ſtill, von keinem gefiederten Sänger umflattert.

Sie ſehen — aufſpringen — über den Grasplatz hinüber fliegen — ohne mit den Fußſpitzen die Blumen zu beugen — war das Werk einer Sekunde. Keine Schlange bäumte ſich ihm entgegen, kein verwachſenes Geſträuch hielt ihn zurück; nur Abla ſelbſt, in ihrem ſanften Lichtglanze, ſchwebte, wie damals, immer weiter und weiter, wurde ſtets kleiner und kleiner, je näher Huldmann ihr kam, erleuchtete endlich mit ihrem Schimmer einen groſſen Käſigt von Smaragden, deſſen Thür offen ſtand, und zog ſich — als der liebende Ritter eben die Hand nach ihr ausſtreckte — vollends in den Käſigt hinein.

Die Thür verſchloß ſich, der Glanz verloſch, der Mond tauchte unter, Finſterniß und Stille umgaben den Schauplatz. Huldmann bat und flehte vergebens, kein rauſchendes Blatt gab Antwort ſeiner Klage. Er tappte nach den Stäben des Käſigts, ſchüttelte und rüttelte ſie, aber das ſmaragdne Kunſtwerk ſpottete ſeiner Gewalt. Trotz der wütenden Ungeduld mußte er in ſein Schickſal ſich fügen, und bis zum Anbruch des Tages ſeine Thätigkeit darauf einſchränken, den böſen Käſigt unaufhörlich zu umkreiſen, und mit den Fingern die Stäbe zu zählen.

Endlich! endlich ſpiegelte ſich Aurora in den Smaragden; der Käſigt wurde erleuchtet, aber ach! ſtatt Abla — wär' es auch nur im Miniatur — darin zu erblicken, ſah er blos — eine Nachtigall, die, wie alle übrige Vögel im Park, ſtumm und ſtarr auf ihrem Stocke ſaß. — So gern ein liebendes Paar die Nachtigall über ſich in den Blüthenzweigen gewahrt, ſo ungern mag der Jüngling die holde Braut in ein Vöglein verwandelt ſchauen; und wenn nun noch obendrein ein Schloß von Geiſtern erfunden, zum ſmaragdnen Käfigt ihm den Eingang verſperrt, daß er den lieblichen Vogel nicht einmal faſſen, in ſeiner Hand erwärmen, durch den Hauch der Liebe ihn beleben kann — doch halt! der Zahn des Kindes konnte ja den Rachen eines Waldteufels öffnen, warum nicht auch einen Vogelkäfigt? —

Haſtig zog Huldmann das Zähnlein aus der Mutter Buſentuch, hielt es an das magiſche Schloß — und ſiehe, es ſprang gehorſam auf. „Ich habe geſiegt!“ rief er entzückt, und hohlte die Nachtigall mit bebender Hand von ihrem Stänglein herab. Aber — ſie war und blieb leblos! Nicht das Feuer ſeiner Hand, nicht die Glut ſeines Buſens erwärmte ſie, und nach tauſend vergeblichen Verſuchen, ſah er ſich gezwungen, das ſtarre Vöglein wieder in den Käfigt zu ſtecken; doch ließ er weislich die Thür offen, um täglich und ſtündlich neue Verſuche anzuſtellen. Er erinnerte ſich auch gar wohl, wie der Greis in Geſtalt eines heydniſchen Prieſters ihm ſcheidend verheiſſen, daß er ſich ihm zu erkennen geben wolle, ſobald er eine Feder aus dem Fittig der Nachtigall im ſmaragdnen Käfigt ziehen, und ſelbige in die Luft blaſen werde. Aber er hätte eben ſo leicht eine tauſendjährige Eiche mit ihren Wurzeln aus dem Boden geriſſen, als dieſem wunderſamen Vogel eine einzige Feder entwandt; denn er ſchien ganz aus einem Stück gemacht, und man mußte die Hoffnung aufgeben, oder ihn ſelbſt zertrümmern.

Drey Tage ertrug Huldmann ſtandhaft dieſe Neckereyen der Geiſter; am vierten murrte er laut, am fünften fluchte er, am ſechſten gerieth er in Verzweiflung, und am Siebenten beſchloß er, ſeine unnützen Talismanne, deren Kraft er nach der Reyhe vergebens geprüft hatte, von ſich zu werfen, und in der Tiefe des Perlenſees ſeinen Qualen ein Ende zu machen.

Das Erſte was er ergreift, iſt das welke Roſenknöſplein von Emma's Buſen. Er wirft es mit einem Seufzer in das nächſte Gebüſch. — Ha! ſieh! welch neues Wunder! Von ungefähr war es auf einen Ameiſenhaufen gefallen, der, ſo wie alles übrige im Park, ohne Bewegung und Leben war. Doch kaum hatte der jungfräuliche Talismann ihn berührt, als alles kribbelte und krabbelte, Millionen Ameiſen ſich gierig darauf lagerten, und, zu Huldmanns ſtummen Erſtaunen, in weniger als einer Minute das Knöſplein verzehrten.

Schon machte der junge Ritter ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er ſein Zaubermittel ſo muthwillig verſchleudert, und es nicht zu wichtigern Verſuchen aufbewahrt habe, als er gewahr wurde, daß ſämmtliche Ameiſen in der größten Geſchwindigkeit anfingen, große Eyer zu legen. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Sinn, daß Nachtigallen Ameiſeneyer freſſen. Haſtig raffte er einige Hände voll zuſammen, eilte dem Käfigt zu, nahm das ſtarre Vöglein heraus, ſetzte es auf die flache Hand, und hielt ihm mit der andern das beliebte Futter vor den Schnabel.

Sogleich fieng die Nachtigall an zu freſſen, drehte ſich munter hin und her, ſchlug mit den Flügeln, und ehe der entzückte Huldmann ſichs verſah, flog ſie auf den nächſten Baum und gurgelte ihr ſüßes Lied. — Das Davonflattern ſtand freylich nicht in ſeinem Plan. Hätte er es ahnden können, er würde ihre kleinen Füße feſt zwiſchen ſeine Finger geklemmt haben. Aber nun ſaß ſie einmal dort oben, und kein Locken, kein Pfeifen, auch keine vorgehaltene Ameiſeneyer, konnten ſie wieder herunter bringen. Nur ihr ſchmelzender melancholiſcher Geſang ſchien zu verrathen, daß gleiche Sehnſucht ihr die Bruſt ſchwelle, aber des Schickſals ſtrenges Gebot ſie wider Willen an den Zweig feßle.

„Ich Thor!“ rief Huldmann gegen ſich ſelbſt wütend, „ich hatte mein Glück in der Hand und

„ließ es entſchlüpfen. Hätte meine Hand doch „mindeſtens, ſo bald ich Leben in dem Vogel verſpürte, ihm eine Feder aus dem Fittig gezogen, „ſo wäre der Greis nun hier, und würde mir rathen, was ich thun ſoll."

Vergebene Klagen! — Die Nachtigall ſchlug, die Ameiſen krabbelten, der Greis blieb unſichtbar, und Huldmann ſeiner eignen Klugheit überlaſſen. Er rief alle Künſte in ſein Gedächtniß, durch welche er ſo oft als Knabe die Nachtigallen berückte; er machte Fallen und Netze von allerley Gattung, und legte die ſchönſten Mehlwürmer hinein — Alles umſonſt! die Nachtigall rührte ſich nicht von ihrem Zweige. Nur dann, wenn Huldmann den Baum erkletterte, der ihr Zuflucht gab, flatterte ſie neckend hinüber auf eine Buche, verweilte dort ſo lange, bis ihr Verfolger wieder herab geſtiegen, — und nahm dann ſogleich ihr trauliches Plätzchen wieder ein.

„Ey," dachte der geängſtete Ritter, nach langer vergeblicher Jagd, „des Kindes Zahn öffnete „mir Park und Käfigt; der Eremitin Buſenzierde „belebte Vögel und Inſekten; ſollte denn Brunhildens Naſe nicht auch irgend eine verborgene „Kraft bey ſich führen? — Die Nachtigallen ſind „bekanntlich ſehr neugierig; mit abgeſchnittenen „Naſen hat wohl noch Niemand verſucht, Nachti-

„gallen zu fangen; wer weiß ob nicht Adla, die „jeden Mehlwurm verſchmäht, durch dieſe Naſe „ſich herablocken läßt!“ —

Flugs ſtrickte er ein neues zierliches Netzlein, ſtellte es neben den Baum, legte Brunhildens Naſe darunter, faßte die Ziehſchnur in ſeine Rechte und kauerte ſich hinter das nächſte Gebüſch, die Wirkung ſeiner Liſt erharrend. — Nicht lange, ſo ſchwieg der Geſang der Nachtigall Adla; ſie drehte und bog das Köpfchen bald links bald rechts hinab, hüpfte von Zweig zu Zweig immer tiefer und tiefer, flatterte herunter auf den Boden, ſtreckte ein langes Hälschen hinaus — hüpfte näher — und wieder näher — Huſch! zog die Hand der Liebe das Netz über ihr zuſammen.

Mit Einem Sprung war Huldmann neben ihr; ſie flatterte nicht, ſie ſträubte ſich nicht; ſanft legte er die Hand auf ſie, ſanft wickelte er ſie aus dem Netze, und nun war ſein Erſtes Beginnen, ihr eine Feder aus dem Fittig zu ziehen, die er hoch in die Luft blies. Er erwartete einen Donnerſchlag, eine Wolke die ſich herabſenkt, einen Geiſt der herausſteigt — von alle dem geſchah nichts — aber — ſanft ſchwellend dehnte der Vogel ſich aus — des Ritters Hand wurde zu klein ihn zu faſſen — denn ſie lag nicht mehr auf einem gefiederten Rücken, ſondern auf einem Schwanenhals — eine

Jungfrau ſtand vor ihm, ſittſam in ſich geſchmiegt — es war Adla.

Rübezahl — ſtammelte ſie leiſe und ſank in ſüßer Ohnmacht hinab in die Blumen. Rübezahl wiederhohlte Huldmann in einem Taumel des Entzückens: Ja er war der Greis — der Baum — er hat mich geprüft und ſchenkt dich mir heute zum herrlichen Lohn!

In liebevollem Wahnſinn warf er ſich neben ihr in die Blumen — Alles um ſie her lebte und regte ſich im frohen Gewimmel — Alle Vögel ſangen, auf allen Roſen wiegten ſich Schmetterlinge, der Brillantkäfer ſchwirrte, und das bunte Würmchen ſchmückte den duftenden Lavendel. Huldmann breitete ſeine Arme aus, die ſittſame Braut zum Erſtenmal an ſein hochklopfendes Herz zu drükken — Adla neigte ſich willig zu ihm hin — aber ach! noch immer war die Prüfung nicht vollendet! Eine unſichtbare Gewalt verhinderte beyde ſich zu umarmen. Sitzen und wandeln durften ſie beyſammen, äugeln, ſchwatzen und koſen; aber ſo oft Einer von ihnen die Hand ausſtreckte, auch nur den Finger des andern zu berühren, ſo oft baute ſich eine zwar luftige doch undurchdringliche Wand zwiſchen ſie hin, die keiner Bitte und keinem Talismann wich.

„Ihr guten Geiſter!“ rief der Jüngling bald murrend bald klagend, „was hab' ich verbrochen, daß ihr mich härter peinigt, als einſt Jupiter den Tantalus! Nur Waſſer und Früchte entzog man dem Durſtigen, dem Hungrigen — Ach! „was ſind die lieblichſten Früchte, was iſt der ſüßeſte Wein gegen die Reize dieſes holden Mädchens!

Die ſittſame Adla empfand gleiches Verlangen, aber ſie ſchwieg und verſchloß die Sehnſucht in den ſchwellenden Buſen; ja, unbekannt mit höhern Wünſchen, würde ſie glücklich ſogar ſich gewähnt haben. (Denn hatte ſie nicht in der tauſendjährigen Einſamkeit endlich einen liebevollen Gefährten gefunden?) wäre nur Huldmann eben ſo zufrieden, als ſie mit ſeinem Schickſal geweſen; hätte ſie nicht den freſſenden Gram ihm täglich tiefere Furchen auf Stirn und Wange nagen ſehen. Zwar ſuchte ſie alles hervor, um ſeinen Schmerz zu lindern; ſie verſammelte um ſich ihren neubelebten gefiederten Hof, der ſeine ganze Erfindungskraft täglich in neuen Luſtbarkeiten erſchöpfte.

Ihre Oberhofmeiſterin, eine ſtattliche Elſter, und ihre Hofdamen, Staare mit ſehr geläufigen Zungen, unterhielten ihn pflichtgemäß mit lauter importanten Kleinigkeiten. Die Zaunkönige, ihre Pagen, bedienten ihn auf den Wink. Der Guckuk ihr Hofpoet, machte täglich drey Dutzend Sonnette. Einige Lerchen und

Grasmücken zwitſcherten ihm gefällige Lieder, die aber der Guckuk als kunſtlos verſpottete, und, außer ſeinem eigenen Geſang, höchſtens noch ein Paar Gebrüder Sperlinge gelten ließ, die ſtets um ihn her flatterten, aus dem Kothe pickten, was er fallen ließ, und die übrigen Vögel, gegen ein billiges Honorar, in den Regeln der Kunſt unterrichteten.

Alles das war für einen unbefangenen Zuſchauer beluſtigend genug. Auch hatte der Guckuk, vom höhern Genius der Kunſt beſeelt, ein Schauſpiel etablirt, in welchem er, ſtatt der bisherigen Einheiten, die Reinheiten dem guten Geſchmack empfahl. Man ſah da einen indianiſchen Hahn als Alarcos, einen Geyerkönig als Mahomet, einen Storch als père noble u. ſ. w. Die Erſte Heldin im Trauerſpiel war eine Löffelgans, und die zärtliche Mutter eine türkiſche Ente. Der Erſte Teneriſt, ein Kibitz, war die Zierde der Oper. Der Ballettmeiſter, ein geſchickter Rabe, die Solotänzerin, eine Dohle, und die Bachſtelzen als Figuranten, verdienen allerdings erwähnt zu werden. Kurz, Alles vereinigte ſich, die Wolken von Huldmanns Stirn zu ſcheuchen. Trat er aus dem Schauſpielhauſe, ſo rief das gemeine Volk, (nemlich die Schwalben, Tauben, Bienen, und Alles was Nutzen ſchafft) ihm ein luſtiges Vivat. Ehrerbietig umgab ihn die Leibgarde, welche aus Colibris beſtand, unter ihrem Chef, einem Paradiesvogel. Der Premierminiſter, ein Wiedehopf, und der Finanzminiſter, ein Habicht, antichambrirten täglich bey ihm, ja die Finanzräthe, erfahrne Spechte, trugen überall den leckerſten Honig für ihn zuſammen.

Ach! er entbehrte den Genuß der Liebe, der ſüßer iſt als der Honig vom Berge Hymett, und nichts war vermögend ſeinen Gram zu zerſtreuen. Am leichteſten athmete ſeine Bruſt, wenn er an Adla's Seite dem läſtigen Gewühl entſchlüpfte, und in der kühlen Grotte, ihr gegenüber, die freundlichen Worte auffieng, die ſie ihm zuliſpelte.

Tauſendmal hatte er in ſolchen traulichen Stunden ſie gebeten, aus Liebe zu ihm, ihrem koſtbarſten Vorrechte zu entſagen, weil nur von dieſer Entſagung Rübezahls Erſcheinung abhieng, und weil eine geheime Stimme ihm zufliſterte, daß mit dieſer Erſcheinung ſeine Qualen ſich enden würden. Tauſendmal hatte er Adla bereit und willig gefunden, ſeine Bitte zu erfüllen, wenn ſie nur ſelbſt gewußt hätte, worinn denn eigentlich ihr koſtbarſtes Vorrecht beſtehe? — Engel zerbrachen ſich darüber vergebens den Kopf, und ſtets umſonſt verſuchte Adla durch eine generelle Entſagung den wohlthätigen Geiſt herbei zu locken.

Eines Morgens, als ſie abermahls in hundert vergeblichen Muthmaſſungen ſich erſchöpft hatten, bat Huldmann das Fräulein, ihm ihre Jugendgeſchichte, oder vielmehr die Geſchichte ihrer Kindheit zu erzählen, denn ſie ſchien noch jetzt nicht älter als ſechszehn Jahr. Vielleicht meynte er, laſſe ſich darin ein Aufſchluß finden, oder mindeſtens Stoff zu weiterm Nachgrübeln.

„Ach nein!“ erwiederte Adla, „meine Geſchich-
„te iſt ſo einförmig, wie der ewig blaue Himmel über
„mir. So lange ich denken kann, grünt dieſer Park,
„blühen dieſe Blumen, zwitſchern und ſchnattern
„die Vögel, und ich wandle unter ihnen herum.
„Nur ſehr ſelten war es mir vergönnt, durch die
„Grotte hinauf in die Oberwelt zu ſchweben, und
„nie durfte ich länger als eine kurze Mitternachts-
„ſtunde daſelbſt verweilen. — Von Zeit zu Zeit be-
„ſucht mich Rübezahl, plaudert mit mir, kneipt
„mich in die Backen und ſchenkt mir, was ich be-
„gehre; aber ich begehre nichts, denn ich weiß ſel-
„ber nicht, was mir mangelt.“

Die Erwähnung des Backenkneipens brachte noch eine Falte mehr auf Huldmanns Stirn. Indeſſen ſprach Adla mit ſo kindlicher Unſchuld davon, daß er es doch nicht wagte, eine ſpitze Bemerkung darüber laut werden zu laſſen.

„Außer Rübezahl,“ fragte er weiter, „haſt du „nie vorher menſchenähnliche Weſen geſehen?“

„Doch,“ verſetzte Adla. Als ich noch ein kleines Kind war, beſuchte mich oft eine ſchöne große Frau mit einer goldnen Krone auf dem Haupte, die nahm mich auf ihre Kniee, und küßte „mich und weinte. Aber es iſt ſchon ſehr lange, „ſeit ich ſie nicht geſehn! Meine Oberhofmeiſterin, „die Elſter, ſpricht, ſie ſey meine Mutter geweſen, „und vorlängſt geſtorben.“

Gewiß, dachte Huldmann, iſt Adla eine geraubte Königstochter, das beweiſt die goldene Krone auf dem Haupte der Mutter. Er lief ſogleich in ſeinem Gedächtniß den genealogiſchen Kalender des damaligen Europa durch, um zu errathen, welche jüngſt verſtorbene Königin ſich etwa zu Adla's Mutter qualifizire; und um ſich noch beſſer zu orientiren, erſuchte er das Fräulein, die Frau Elſter kommen zu laſſen, damit er aus ihrem eigenen Schnabel erfahren möge, wie viel Zeit ungefähr ſeit dem letzten Beſuch der Mutter verſtrichen.

„Die Oberhofmeiſterin“ verſetzte Adla „behauptet, es ſeyen nunmehr 800 Jahr.“ „Wie!“ rief Huldmann mit geöffnetem Munde, „800

„Jahr!? und noch immer prangſt du in der Erſten Jugendblüte?"

Wie ich jetzt bin, war ich immer.

„So biſt du unſterblich?"

Das kann wohl ſeyn, ich weiß es nicht.

„O Gott!" klagte der Jüngling mit ſchmerzlicher Wehmuth: „wenn du nicht, gleich mir, ſterblich biſt, wie darf ich mich erkühnen, dich zu lieben?!"

Warum nicht? verſetzte Adla mit kindlichem Lächeln. Sollte die Unſterblichkeit mir deine Liebe rauben, ſo bäte ich auf der Stelle, dies läſtige Geſchenk mir zu entziehen.

„Das könnteſt du? das wollteſt du?"

Von ganzem Herzen! ich nehme Rübezahl und den Himmel zum Zeugen!

Ferner Donner rollte, als ſie ſo ſprach. Dunkle Nacht umgab die Liebenden plötzlich — Alle Vögel ſchwiegen — die Bäume rauſchten nicht — der See murmelte nicht — Die erſchrockne Adla, vom Inſtinkt geleitet, rückte näher an den Geliebten, und immer näher, und ſuchte Schutz in ſeinen Armen, und — ha! willkommen erſeufztes Wunder! Keine unſichtbare Kraft ſtieß ſie mehr zurück — ſie ſchmiegte ſich an ſeinen Buſen — ſeine Lippen fanden die ihrigen — beyde vergaſſen was rund um ſie her vorgieng — der Donner rollte, ſie hörten es nicht — die Blitze ziſchten, ſie ſahen es nicht, verſunken im Taumel der Erſten Liebe!

Als ſie erwachten aus der ſüßen Ohnmacht, fanden ſie ſich auf einem Thron von Roſen, umringt von einem glänzenden Hofſtaat. Die Elſter, die Staare, die Gimpel u. ſ. w. waren ſämmtlich in Menſchen verwandelt, die, ſtatt des Schnabels, jetzt mit dem Munde ſchnatterten. Die Garde der Colibris prangte in prächtiger Uniform, und der Finanzminiſter hatte die Habichtsklauen mit langen Nägeln verwechſelt.

Was aber am meiſten die Aufmerkſamkeit der Liebenden feſſelte, war ein Greis mit ſchneeweißem Haar und funkelnden Augen, in welchen Huldmann den heydniſchen Prieſter und Adla den Rübezahl erkannte. Sie traten ihm Ehrfurchtsvoll entgegen, Dieſe die Hand, Jener den Saum ſeines Gewandes zu küſſen. Er umarmte ſie bewegt, ſegnete ſie, und ſtellte ſie dem verſammelten Volke als die glücklichen Regenten dieſes unterirdiſchen Reiches vor. Dann entließ er durch einen Wink die jauchzende Menge, ſetzte ſich zu den Liebenden in die Roſen, weidete ſich einen Augenblick an ihrem ſüßen Staunen, und hub dann mit einer Miſchung von Ernſt und Wehmuth folgendergeſtalt zu reden an:

„Ich bin euch Erklärung ſchuldig, über alle die „Wunder, die euch umgaben, euch trennten und vereinigten. Du, Adla, biſt meine Tochter, mit einer „Sterblichen erzeugt. Deine Mutter war Böhmens berühmte Königin Libuſſa. Sie lebte vor „800 Jahren. Jungfräuliche Sittſamkeit mit dem „Stolz der Fürſtin verbunden, kämpften lange gegen meine ſtürmiſche Liebe. Endlich gab ſie nach, „doch unter einer harten Bedingung. Mit einem „fürchterlichen Eyde mußt' ich ihr zuſagen, daß, „wenn aus unſerer Verbindung ein Kind gebohren „werde, ich ſolches augenblicklich ermorden wolle, „damit nie ein Zeuge der verſtohlnen Liebe ſie „beſchäme. Du, Adla, warſt die Frucht dieſer „Liebe. —"

„Mit blutendem Herzen und abgewandtem Geſicht, ſtand ich im Begrif einen Schwur zu erfüllen, als das Gefühl der Mutter ſiegte, und ihre „Hand meine Fauſt entwaffnete. Sie lebe! rief „Libuſſa, ſie lebe! aber verborgen im Mittelpunkt der Erde! Ihr leuchte eine andere Sonne, andere Sterne. Umringt „ſey ſie zwar von Allem, was dem Leben „Reiz zu geben vermag, doch nie erblicke „ſie die Geſtalt eines Menſchen. Schwöre

„mir das mit einem neuen kräftigen „Eyde.“

„Holde Libuſſa, erwiedert' ich ſeufzend, du „biſt unbekannt mit den Geſetzen der Geiſterwelt. „Was du forderſt überſteigt die Grenzen meiner „Macht. Umgeben kann ich dieſes Kind durch meinen „Zauberſtab mit allen Hinderniſſen, welche die „ſchöpferiſchſte Einbildungskraft zu erſinden vermag; „doch gelingt es irgend einem kühnen Sterblichen, „dieſe Hinderniſſe zu beſiegen, und entſagt ſie einſt, „ihm zu Liebe, ihrem väterlichen Erbtheil der „Unſterblichkeit; ſo kann der König der Geiſter „ſelbſt ihre Vermählung mit einem ſterblichen „Jüngling nicht hindern. Ja, ich darf dir ſogar „nicht verheelen, daß es ihr in jedem Jahrhundert „Einmal vergönnt ſeyn muß, eine Mitternachtsſtunde „auf der Oberwelt zu verweilen, jedoch alſo, „daß keine Berührung ſie mit den Bewohnern „derſelben in Gemeinſchaft bringe.“

„Libuſſa hörte meine Worte mit geſpannter „Aufmerkſamkeit, bat mich um eine Bedenkzeit „von drey Tagen, und begehrte dann zu meinem „Schrecken Dinge von mir, die nur ein feindſeliger „Geiſt ihr eingehaucht haben konnte. Erinnre „dich, Jüngling, welche Abendtheuer du beſtanden, „um ihr Gebot zu erfüllen. Denn nur dann, „ſprach ſie, wenn vom Größten bis zum

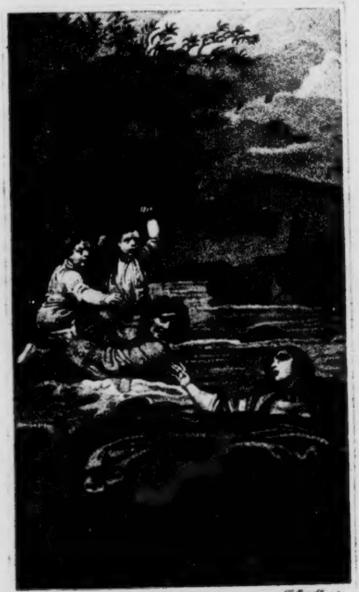
„Kleinſten ein kühner Ritter aus eigner
„Kraft jedes Hinderniß beſiegt, das
„mein Wille und dein Stab ihm in den
„Weg zaubern; ja nur dann bekenne ich
„mich überwunden, und ruhig mögen ſie,
„ein hohes Menſchenalter hindurch,
„das mühſam errungene Glück genießen.
„Dann iſt das Gebein ihrer Mutter
„längſt vermodert, und keine ſchwatzhafte
„Chronik dieſer Zeit kann der jungfräulichen
„Fürſtin Schwachheit verkünden."

„So wollt' es Libuſſa, und ich mußte gehorchen.
Nur dreymal gelang es mir, ſeit acht Jahrhunderten,
„kühne junge Ritter mit den erforderlichen
„Eigenſchaften vor die Höhle des Zobtenberges
„zu führen, grade in der Mitternachtsſtunde, in
„welcher es Adla vergönnt war zu erſcheinen. Alle
„drey wurden von Liebe entzückt, drangen bis in
„die Vorhalle, und unterlagen der Erſten Prüfung.
„Heil euch meine Kinder, durch den beharrlichen
„Muth des Vierten ſind auch ſie nun erlöſt. —
„Auf mein Geheiß zog Ritter Wenzel bereits nach
„Preuſſen, die ſchöne Brunhildis aus Conrads
„Burgverließ zu befreyen; und durch die Macht
„meiner Geiſter mit einer jungen Naſe und neuen
„Ohren begabt, ſie ſchöner als jemahls bey mir
„einzuführen. — Durch mich begeiſtert ſucht Ritter

„**Wilibald**, indem wir ſprechen, die ſchöne Eremitin in der langweiligen Wüſte. Seit Huldmanns „Abreiſe findet ſie minderes Behagen in der frommen „Schwärmerey; und willig wird ſie dem neuen „Ankömmling ſchencken, was unter der verſtümmelten linken Bruſt ruht. — Von mir geleitet wird „Ritter **Guntram** ein freundliches Dörfchen ausſpüren, um eine ſchöne junge Wittwe zu tröſten, „deren lieblichem Kinde ein Zahn mangelt.

„Sie Alle werden fröhlich zurück kehren, mit „euch vereint am Altar der Liebe zu opfern; und „ich werde unſichtbar über euch ſchweben, und das „Füllhorn meiner Gaben ſo lange über euch ausſchütten, als ihr durch reine Liebe euch deſſen „würdig macht. Und einſt — am Ziel eures irdiſchen Lebens — ergreife ich ſanft eure Hand, „und führe euch hinaus über die Oberwelt, hinauf zum Throne deſſen, dem ich unterthan bin, „wie ihr!“

Er ſprachs und verſchwand in einer lichten Wolke, der Huldmann und Adla lange nachblickten, innig umarmt, mit feuchtem Auge und ſtummen Dank.



Bolt del.　　　　W. Arndt sc.

Ein armer Mann zu Hertschütz, durch die schlesische Sündfluth von seinem getreuen Weibe geschieden.

III.

Die
ſchleſiſche Sündflut *)

Es ſind nun gerade hundert Jahre verfloſſen, als die ſchleſiſchen Fürſtenthümer, Schweidnitz, Jauer und Liegnitz von einer wilden Waſſerflut heimgeſucht wurden. Früh am Morgen des 14ten July lag ein dicker Nebel auf den Bergen und ſchwamm herab in die Thäler. Gegen Mittag hing die Sonne wie eine Kugel ohne Strahlen am Himmel, und der Nebel ballte ſich in groſſen Maſſen, und wälzte ſich um die Gebürge auf und ab, bald wie Rieſen, bald wie Fabelthiere ſeltſam geſtaltet. Stumme Wetterwolken waren rings umher an

---

*) Aus einer umſtändlichen Beſchreibung **Chriſtian Winklers**, eines Augenzeugen.

den Himmel geheftet, und hiengen ſchwarz und unbeweglich herab wie ein Leichentuch.

Bald aber erhub ſich ein gräßlich Geheul in der Luft, die ſtummen Wolken brüllten, die Blitze zuckten hin und her auf dem ſchwarzen Grunde, und von allen Seiten ſtiegen die Gewitter langſam gegen einander auf, wie ſchlachtfertige vermummte Ritter, und wo ſie zuſammen trafen, ziſchten die Blitze wie Schwerdter, hinauf in den grauen Himmel, hinab auf die falbe Erde, wo die Schaafe ſich zuſammen drängten, und die Menſchen mit eiliger Angſt von den Feldern nach Hauſe ſtrömten.

Jetzt goſſen die ſchwangern Wolken ihre Ströme, und die bleichen Streifen am Himmel ihre Hagelſchauer hernieder; es ſchlug an die Fenſter, es praſſelte auf den Dächern; dicke Finſterniß umhüllte Berg und Thal; nur der Blitz bahnte ſich Wege, die der Donner wieder verſchloß. Die Glokken tönten ſchauerlich dazwiſchen, und die zitternden Menſchen vermeynten, das lezte Gericht Gottes breche herein, denn Feuer, Luft, Waſſer und Erde waren durch einander gemengt.

Ein zweytes Meer ſchien am Himmel zu hängen. Bey Hirſchberg am Rieſengebürge riß es zuerſt ſich los, und alſobald wälzte der Wolkenbruch ſeine raſenden Fluten herab über Felder und

Dörfer, durchbrach die Dämme, entwurzelte die Bäume, zertrümmerte die Häuſer, verſchlang die Feldfrüchte, erſäufte die Heerden, riß die Bauerhütten, wie kleine Kieſel, in Wirbeln mit ſich fort, ereilte die fliehenden Bewohner, ſchluckte ſie hinab in den bodenloſen Rachen, und ſpie ſie todt an fremden Ufern wieder aus. —

Welch größeres Schauſpiel, als der Kampf des Menſchen gegen die Elemente, ſein vergebliches Anſpannen der höchſten Kraft, ſein Unterliegen im Aufruhr der Natur, oder ſeine wundergleiche Rettung. Da werden Gedanken, Gefühle, Handlungen, einzig von der Noth des Augenblicks erzeugt, und ſind eben darum ein klares Bild vom Herz und Sinn des Menſchen. Einige ſeltſame Geſchichten jenes fürchterlichen Tages, hat die wahrhafte Chronik uns aufbewahrt.

Des Burgemeiſter Sophner zu Jauer hochſchwangere Ehefrau, eilte, bey herannahender Gefahr, hinaus vor die Stadt, um als eine gute Hausmutter, auf dem nahe gelegenen Vorwerke die Rettung ihres Viehes zu veranſtalten. Doch kaum war ſie einige hundert Schritte vom Thore, da wälzten ſchon die Fluten ſich ihr entgegen, und nur durch haſtige Flucht vermogte ſie noch ein kleines Gartenhaus des Apothekers zu erreichen. Hinter ihr ſtrömte auch ſchon das gewaltige Waſſer durch die geöffnete Thür. Sie eilte auf den Boden, ſchaute händeringend hinab, ſah ſich auf offenem Meere, ſah wie die Wellen die Gartenmauer umſtürzten, die Bäume rings umher entwurzelten, gegen das einzelne Häuschen wild tobten, es jeden Augenblick zu zertrümmern drohten. Sie kreiſchte vergebens hinaus in den Sturm, Niemand konnte ihr zu Hülfe kommen. Gatte und Kinder jammerten ſchon um die Todtgeglaubte.

Doch zum Glück war das Gartenhäuslein mit Steinen untermauert; es widerſtand den raſenden Fluten; aber die einſame zagende Bewohnerin deſſelben durchlebte eine Nacht, in welcher ſie den Tod tauſendfach litt. Am andern Morgen wagten ſich einige treue Bürger mit eigener Lebensgefahr zu ihr hinüber, zogen die faſt Verſchmachtete durch das Dachfenſter herab in einen Trog, und führten ſie glücklich, durch Bürger Krebſens Hof und Garten, zurück in die Arme ihrer Familie. Trotz der ausgeſtandenen Angſt blieb ſie dennoch geſund, und iſt bald darauf eine fröhliche Kindermutter worden. Wär' die Rettung nur eine Stunde ſpäter erſchienen, ſo war es um ſie geſchehen, denn ſchon hatte das Waſſer den Grund des Häusleins unterwaſchen, des Holzwerks Fugen trennten ſich, und ſtürzten noch vor den Augen der kaum Geretteten zuſammen.

Merke aber wohl, freundlichlicher Leſer, daß die Liebe es war, durch welche ſie und ihr Ungebohrnes von dieſem Jammertode befreyt, dem ſchönen häuslichen Leben wiedergeſchenkt wurde. Wäre nicht ihr Gatte, der Burgemeiſter, immer gerecht und milde, ſie ſelbſt immer freundlich und barmherzig geweſen, welcher Bürger hätte ſein Leben um ſie in die Schanze geſchlagen? Drum wer in Amt und Würden ſteht, dem gnüge nicht der Untergebenen eitle Furcht. Wie bald bricht ein Tag herein, der den Geringſten im Volcke ihm gleich ſtellt. Wer ſchützt ihn dann, wann die Liebe nicht lauter als die Sturmglocke, ſeine Mitbürger herbei ruft?

Ein armer Mann zu Mertſchütz Namens Goldmann, nimmt ſeine zwey kleinen Kinder auf den Einen Arm, an dem Andern hat er ſein ſchwangeres Eheweib, watet durchs Waſſer zu einem Kirſchbaum, ſetzt die beiden Kinder darauf, und muß ſelbige mit der Hand nothwendig halten. Das Weib folgt in des Mannes Arm, ſo gut und ſo lange als ihr möglich, bis zu dieſem Baume; wird aber matt und ſchwach, da ihr das Waſſer ſchon in die Ohren gelaufen. Man denke ſich die fürchterliche Angſt des Mannes, der nicht wußte, ob er die Kinder, oder die halbtodte Mutter retten ſollte. In dieſem ſchrecklichen Kampfe kommt ein Stück Holz, und ſtößt das Weib von ihm ab, und alſo wurden dieſe armen, doch treuen Eheleute ſchmerzlich von einander geſchieden. Der Mann ſchrie ihr heulend nach: Herr Jeſu dir leb' ich, dir ſterb' ich! und noch viele Jahre nachher, konnte er ſein Unglück, nur unter bittern Thränen erzählen, ſonderlich wenn ihm einkam, wie das Weib zu ihm geſprochen: er ſolle nur die Kinder halten, ſo wolle ſie gerne ſterben; und wie ihr letzter Blick auf den Kindern gehaftet, und wie die Kinder ihr nachgekreiſcht und herunter gewollt, und er, im eigenen höchſten Jammer, ihnen freundlich vorlügen müſſen, die Mutter werde wieder kommen.

In Wehberau, eine Meile von Jauer, als die Waſſerflut auch dort jählings herein brach, kletterte eine Bauerfrau mit ihren Kindern und einigen Nachbarn, zuſammen zwölf Perſonen, auf einen Birnbaum, an welchem ſie die ganze Nacht unter Regen, Donner und Blitz, wie die Vögelein hingen, zitternd und zagend, ſo oft ein Zweig zu brechen, oder gar der wankende Baum zu ſtürzen drohte. Aber Gottes Engel hielt die Wurzeln feſt in der Erde. Alle wurden gerettet, und Keiner gieng hinfort an dem lieben Birnbaum vorüber, ohne mit naſſen Augen ihn dankbar anzuſchauen.

Ein Schmidt zu Jauer, Meiſter Schönfelder, kommt aus nachbarlicher Liebe einem Wirth zu Hülfe. Kaum iſt er aber zu ihm hinein, ſo ſieht er ſich plötzlich von der Flut umgeben, kann nur mit großer Gewalt die Stubenthür öffnen, und durch das Waſſer am offenen Keller vorbey watend, die Bodentreppe erreichen. Als er dort oben durch das Dachfenſter blickt, ſieht er unten des Müller Görgens Frau, der ſchon das Waſſer bis unter die Arme gegangen, und die ihr kleinſtes Kind mit beyden Händen fürchterlich ſchreyend empor hält, und um des jüngſten Gerichts willen fleht, wenigſtens ihr Kind zu retten! — Da läßt Schönfelder einen Strick herunter, daran bindet ſie das Kind, ſo gut es in dieſer Angſt möglich, und wurde es glücklich hinaufgezogen. Schnell wirft er das Würmchen auf einen Heuhaufen, ſtößt mit großer Mühe eine Leiter durch das Fenſterlein in die Wellen hinab, und rettet freudig die Mutter; indeſſen ſein eigenes Weib und ſeine Kinder ihm von ferne zuſchauen, und auf ihren Knien für den wackern Vater beten.

Dem Förſter zu Nieder Röversdorf drang das Waſſer plötzlich in die Stube. Entfliehen konnte er nicht mehr. Er trat auf eine Bank, das Waſſer ſtieg höher; er kletterte auf den Ofen, auch da erreichte es ihn; er brach durch die Decke und ſchlüpfte auf den Boden, das Waſſer quoll hinter ihm her. Endlich ſtieg er hinaus auf das Dach, und ſaß wie ein Reuter auf des Daches Giebel. Da wankte und ſchwankte der Grund des Gebäudes, und ſiehe, er begann fort zu wogen auf den Fluten, und die Leute auf den Bergen umher ſahen, wie es hinabtrieb mit dem Unglücklichen, wie er hin und her geſchleudert und oft untergetaucht wurde, daß man ihn längſt verlohren glaubte. Aber ſein Engel war mit ihm und ſteuerte das ſchwimmende Haus in Bäume und Geſträuch. Da erſah der Förſter ſeinen Vortheil, ſprang und hieng ſich in das Geſträuch, wo er mühſam ſein Leben friſtete, bis er am andern Tage gerettet wurde.

In Johnsdorf nahm Gottfried Raſchke, ſeine vierzehnjährige kranke Tochter unter den rechten Arm und ſein jüngſtes Kind unter den linken, und watete mit ihnen aus dem Hauſe über eine zur See gewordene Wieſe, nach einer Anhöhe zu. Aber ſeine Kräfte wurden bald erſchöpft; die Flut ſtemmte ſich ihm gewaltig entgegen, und riß ihm die Kranke aus den Armen, die er ſogleich verſchwinden ſah. Die kleinere Tochter brachte er mit großer Noth auf eine Weide, an welcher das Waſſer vier Bäume auf einander geführt, ſo daß er das Kind hinauf heben und ſelbſt nachſteigen können; wo er denn ſo lange bis an die Bruſt im Waſſer geſeſſen, und das Kind ſtets hoch in den Zweigen gehalten, bis die Flut ein anderes Bett ſich gehöhlt, und er mit dem einzig geretteten Kinde die Anhöhe zu erreichen vermogte.

Eines Brauers Eheweib in Wehderau ſaß mit zwey kleinen Kindern in einer Kammer, die ſchon immer höher und höher mit Waſſer ſich füllte. Der Mann, der von der Arbeit nach Hauſe eilte, ſah von ferne die Gefahr, ſtürzte ſich in die Wellen, ſchwamm und watete glücklich bis zu ſeiner Hütte; — aber — wie ſollt' er hinein kommen? wie hinauf? — Hörend das hülfloſe Geſchrey der Seinigen, von convulſiviſcher Angſt ergriffen, beſchließt er ſie zu retten, oder mit ihnen zu ſterben. Er klammert ſich an die Wandnägel der Wand, klettert mit wunderlicher Kraft in die Höhe, hat ſchon beynahe das Kammerfenſter erreicht — da glitſcht ſein Fuß — die Flut reißt ihn wieder mit ſich fort — die Frau ſieht den treuen Gatten untergehen — ihre Sinne ſchwinden — und ſie iſt gleich darauf, ſammt ihren Kindern, ein Raub deſſelben Todes. —

Zu Oberwieſe bey Greiffenberg, ſtanden vier Männer im Waſſer bis hoch an die Bruſt, und hatten einen Knaben von eilf Jahren mit ſich, der noch zu klein war, um, gleich ihnen in dieſer Tiefe fuſſen zu können. Da hob Ein Mann um den Andern ihn in die Höhe, und hielt ihn ſo lange über dem Waſſer, bis er ermüdet ihn ſeinem Nachbar reichen mußte; und das haben ſie raſtlos getrieben bis zum andern Morgen, wo es möglich wurde, ihnen Hülfe zu ſenden.

Zu Meußdorf ward das Haus eines armen Mannes mit fortgeriſſen. Vater und Mutter waren nicht daheim, und mußten mit gebrochenem Herzen ihre Hütte, ſammt zwey darin befindlichen Kindern dahin fahren ſehen. Der Mann rettete ſich auf einen Kirſchbaum, und als dieſen das Waſſer entwurzelte, kam er glücklich auf eine Pappel und friſtete ſein Leben. Das Weib war mit ihrem Säugling auf eine Weide gekrochen; mit der Einen Hand mußte ſie an den Zweigen ſich halten, mit der andern umklammerte ſie das Kind. Da kam ein Stück Treibholz geſchwommen und ſtieß ihr daß Kind aus dem Arme. Da ließ ſie die Zweige fahren, um das Kind wieder zu erhaſchen, und ſtürzte ſelber hinab in die Flut, dem Gatten und Vater zum gräßlichen Schauſpiel.

Der Töpfer zu Mertſchütz, deſſen Ehefrau in der Oberſtube geweſen, nahm, als das Waſſer ſo jählings herein drang, die Wiege mit dem Kinde, ſetzte ſie auf den Tiſch und ſich dazu. Als aber der Tiſch anfieng zu ſchwimmen, da bereitete er dem Kinde ein Bettchen auf dem Kachelofen, ſteckte es hinauf, ſtieg ſelber hinter drein, und ſetzte ſich wieder dazu. Aber das Waſſer riß auch den Ofen um; da kroch er noch höher auf das Töpferbrett, und nahm das Kindlein in ſeine Arme, und hielt es gegen die Decke, denn ſeine Füße hiengen im Waſſer, und er ſelber mußte gebückt ſitzen in peinlicher Stellung. Die Mutter war oben in Todesangſt. Der Mann pochte dem Weibe, das Weib dem Mann, und wollten einander gerne helfen, aber es war unmöglich. Sie verſuchte ein Brett von der Stubendecke zu reiſſen, aber ſie hatte keine Axt und riß ſich vergebens alle Nägel von den Fingern. So ſaſſen ſie in unausſprechlicher Angſt bis am andern Morgen, und der ſchreyende Säugling war faſt verſchmachtet, und den Vater verlieſſen die letzten Kräfte, als das Waſſer plötzlich fiel, und ihr Engel ſie rettete.

Da nun endlich die grimmigen Fluten ſich verlaufen, und Jeder zu ſeinem Wohnort, hoffend oder zagend, jammernd oder dankend, zurück kehrte, ach! da fand er von ſeiner Hütte vielleicht keine Spur! und wenn er ſie noch fand, ſo hatten doch ihre geliebten Bewohner ſich verringert! — der Wittwer ſtand einſam — der Vater kinderlos — und ſchlug die Arme müßig in einander, zweifelnd, ob es auch der Mühe werth ſey, die Trümmer ſeiner Wohnung wieder aufzurichten. — Keiner wagte es zu jammern über die erſäuften Heerden, oder die verwüſteten Felder, ſo lange er ſeine unglücklichern Brüder wehklagen hörte über die ertrunkenen Menſchen! — Der Anblick zerriß das Herz, wie die Armen auf den naſſen Fluren umher irrten, und ihre geliebten Leichen ſuchten. Hunderte trug man am nächſten Sonntag zu Grabe, und Tauſende miſchten ihre Seufzer mit dem dumpfen Schall der Sterbeglocke.

Aber dankend und preiſend drängte ſich zu Gottes Altar, Jeder, der mit Schiller ausrufen konnte:

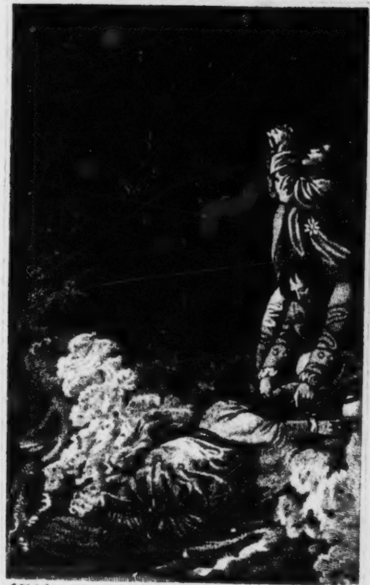
> Was auch ihm Waſſersflut geraubt,
> Ein ſüſſer Troſt iſt ihm geblieben:
> Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
> Und ſieh, ihm fehlt kein theures Haupt.

IV.

Herzog Johann Wilhelms
zu Sachſen Gotha
auf
der Oſtſee
erlittener Schiffbruch
aus
einem Schreiben von Stockholm, den 15ten April 1702, (welches auch im Druck erſchienen).

Schon waren einige Tage ſeit unſerer Zurükkunſt von Narva nach Reval verfloſſen, und noch immer konnten wir, aus Mangel an gutem Winde, nicht nach Stockholm abſegeln. Endlich am 4ten April wandte ſich der Wind nach Oſten, und ward uns alſo günſtig; daher Sr. Durchlaucht ohne Zeitverluſt Anſtalt machen ließen, um den folgenden Tag unter Segel zu gehen. Der General Gouverneur Graf de la Gardie, beurlaubte ſich, wie auch Burgemeiſter und Rath dieſer anſehnlichen und

P. 108



Herzog Johann Wilhelms Schiffbruch.

biedern Stadt (*), welche letztere uns mit Wein und allerley Victualien beſchenkten. Die Trommeln wurden gerührt, die Bürgerſchaft ſtand unter dem Gewehr, und die ſchwarze Häuptergarde zu Pferde war bereit, den Prinzen bis in den Hafen zu geleiten. Auch der Herr Commendant und die Herrn Burgemeiſter ließen ſich vom heftigen Regen nicht abhalten, und ſo gelangten wir, unter Löſung der Kanonen vom Walle, an unſer Schiff, welches ein groſſes neues Kaufahrtheyſchiff war.

Gleich anfangs gieng es ſehr verwirrt zu, indem das Schiff von den übrigen Fahrzeugen im Hafen ſchwer los zu bringen, welches wir ſämmtlichen Paſſagiere als ein übles Omen betrachteten, und bald darauf noch mehr in Beſtürzung geriethen, als der Wind ſich plötzlich nach Weſten drehte, und wir daher ſelbigen Abend noch auf der Rhede vor Reval liegen bleiben mußten.

Am 6ten, des Morgens, ſprang der Wind abermals um, und wurde ziemlich günſtig, daher der Schiffscapitain ſogleich die Anker lichten und die Segel aufſpannen ließ. Sobald man ſolches

---

(*) Obwohl bereits hundert Jahr ſeit dieſer Begebenheit verfloſſen ſind, ſo laßt dieſes Beywort doch auch noch heutzutage.

in der Stadt gewahr worden, ſalutirte man dem Prinzen abermals mit vier Kanonenſchüſſen, welche Höflichkeit wir vom Schiff erwiederten, und ſo in Gottes Namen abſegelten. Die Freude währte aber nicht lange, denn ſchon gegen Mittag veränderte ſich der Südoſtwind wiederum in Nordweſt, ſo daß wir den ganzen Tag und die folgende Nacht genug zu thun hatten, die Höhe des Meeres durch Laviren zu gewinnen.

Den 7ten wurde es ſchön, aber ſo ſtill, daß wir in 24 Stunden nicht eine Meile zurücklegen konnten, ſondern die Stadt Reval, ſechs Meilen von uns gelegen, ſtets im Geſichte behielten. Indeſſen vertrieben wir uns die Zeit ganz angenehm. Der Herr Obriſte von Klinkowſtröm ließ ſeine Hobeiſten bey der Mittagstafel hören, und Sr. Durchlaucht ſelbſt vergnügten ſich nach der Tafel mit der Flöte.

Es war aber kaum die Sonne untergegangen, als von Oſten trübe Wolken herauf zogen, und in Kurzem der ganze Himmel wie mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt wurde. Der Wind begann zu heulen mit Schneegeſtöber, und der Hagel praſſelte auf dem Verdecke; auch war die Bewegung des Schiffes ſo ſtark, daß wir kaum in unſern Betten uns zu halten vermogten. Doch war das nur ein geringes Vorſpiel von dem entſetzlichen Sturme, der am 8ten des Morgens zu wüten anhub, und das Schiff bald in die Wolken hob, bald in den Abgrund ſchleuderte, wobey die Höhle ſehr gräßlich ſchwarz anzuſchauen war. Alles im Schiff wurde hin und her geworfen, zerſchlagen, zertrümmert; unſer Getreide und ſogar das ſüße Waſſer gieng verlohren.

Jedermann, den Prinzen ausgenommen, war todtkrank. Indeſſen tröſtete uns der Capitain mit der Hoffnung, daß wir bald in den Sandhafen einlaufen würden, den man ſchon von ferne entdeckte, maßen der Sturm in der verwichenen Nacht uns 50 Meilen weit getrieben hatte. Aber unſere Hoffnung wurde plötzlich vernichtet, als wir durch einen betäubenden Schlag, gleich als würden mehrere Kanonen auf Einmal losgebrannt, aus allen Winkeln mit bleichen Geſichtern heraus auf das Verdeck gerufen wurden, und mit ſtarrem Schrecken ſehen mußten, wie der gewaltige Sturm den groſſen Maſtbaum, der anderthalb Schuh dick war, drey Schuh über dem Oberloff abgebrochen und über Bord geworfen hatte.

Es iſt nicht zu beſchreiben, welche Conſternation dieſes Krachen unter ſämmlichen Schiffsvolke und Paſſagieren verurſachte. Der Durchlauchtigſte Prinz, welcher unten in der Mitte des Schiffes lag, ſchickte mich alſobald in die Höhe, um zu recognoſciren, da ich denn das große Elend ſahe, wie der über Bord liegende Maſt, in Stricken und Segeln verwirrt, nicht allein das Schiff beſchädigte, ſondern dieſes auch, aus Ermangelung der größern Segel, den rechten Lauf nicht ferner halten konnte, und zwiſchen Felſen und Klippen getrieben wurde, welche aus den Wellen ſchwarz und entſetzlich hervorragten.

Der Capitain ließ ſchnell alle Segel kappen, und zwey Anker im Namen Gottes auswerfen, um zu hindern, daß das Schiff nicht auf die Felſen laufen möchte. Allein die Anker wollten nicht recht faſſen, weil der Grund aus lauter Klippen beſtand. Dahero der Schiffscapitain männiglich ermahnte, ſich zu Gott zu wenden, maßen menſchliche Hülfe nichts mehr vermöge.

Allerdings ſchien der Tod unvermeidlich. Zu beyden Seiten ragten die ſchroffen Klippen aus dem ſchäumenden Meere hervor, einige derſelben waren kaum noch einen Büchſenſchuß entfernt, die Wellen ſtiegen wie Berge daran hinauf, und wir konnten leicht erachten, daß, ſobald unſer Nothanker brach, das Schiff ſogleich an den Felſen zerſchmettert werden würde.

Alles dieſes wurde dem Prinzen hinterbracht, der ſich ganz gelaſſen bezeigte, und in den Willen Gottes ergab. Wir Alle bereiteten uns zum Tode.

Gegen Abend ſchien zwar der Stürm einen Augenblick nachzulaſſen, aber nur, um mit verdoppelter Wuth bald aufs neue zu toben, wozu Hagel, Schnee und Froſt ſich geſellten. Die empörte See ſpielte mit dem Schiffe, gleich wie mit einem Balle. Die Matroſen verließen ihre Poſten, weil ſie theils wegen der Kälte nicht mehr aushalten konnten, theils auch die unaufhörlich überſchlagenden Wellen ſie vom Verdeck zu reiſſen drohten. Alle ſtiegen hinab in den Raum, überließen das Schiff den Wellen, und ſich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes.

Jetzt hörte man nichts als Seufzen und Wehklagen der Menſchen, Stampfen und Schlagen der Pferde, (deren 8 Stück dem Herrn Obriſten von Stenbock zugehörig auf dem Schiffe waren) Poltern der Fäſſer und Kaufmannsgüter, Rauſchen der Wellen, Brüllen des Sturms und Krachen des Schiffes. Niemand konnte ſtehen, ſitzen noch liegen, ohne von einem Ort zum andern geworfen zu werden. Und dieſes Elend dauerte die ganze Nacht, wodurch wir Zeit gewannen, uns chriſtlich zum Tode zu bereiten, wobey der Durchlauchtige Prinz uns Allen mit trefflichem Beyſpiel vorleuchtete.

Unter Andern hatte der Herr Obriſte Klinkowſtröm einen getauften Türken, der in dieſer Noth erfuhr, wie tröſtlich der wahre Glaube in der letzten Stunde ſey; denn mit frommer Ergebung in den Willen Gottes, warf er ſich ſeinem Herrn zu Füſſen, und begehrte Verzeihung, wenn er ihn irgend beleidigt habe. Worüber dem Herrn Obriſten die Thränen in die Augen traten, er ihm die Hand reichte und ſprach: „Ich vergebe dir Alles.“

Um zehn Uhr verlangte der Capitain, es mögten Sr. Durchlaucht auf das Verdeck kommen, und das grauſame Spektakel des Unterganges ſehen, denn die zwey Anker wären ſchon geborſten, und das Schiff werde bereits gegen die Felſen getrieben. Der Prinz eilte demnach im Schlafrocke in die Höhe, und ſah' das Elend mit an, als ſchon das Schiff von den Wellen gehoben und gegen eine Klippe geſchleudert wurde, daß es krachte, gleich einem Donnerſchlag, wobey ſo eben der Mond nur einen Augenblick aus den ſchwarzen Wolken trat, und das jammervolle Schauſpiel erleuchtete.

Es blieb aber nicht bey dieſem Erſten Schlage, vielmehr wurde das Fahrzeug jetzt Einmal über das Andere gegen die Felſen geworfen, ſo daß es in wenig Minuten borſt, das Waſſer zu allen Seiten herein drang, und Alles, was unten im Raume ſich befand, erſäufte.

Der Herr von Wartensleben, der zu unſerer Suite gehörte, war in der Kajüte auf ſeinem Bette liegen blieben, und wurde recht wunderbarerweiſe errettet; ſintemal das Schiff hinten zuerſt zertrümmerte, und ein Balken, der unter ihm hinfuhr, ihn gleichſam aus dem Bette hob, und mit Gewalt nöthigte, die Kajüte zu verlaſſen, da ein Augenblick längeren Verzugs ſein Tod geweſen wäre.

Die Matroſen ſchrien: man ſollte ſich in den beyden Schaluppen retten! aber dieſe wurden ſogleich von den Wellen ergriffen und verſchlungen. Um den Jammer zu vollenden, ſtieß die Brandung das Schiff wieder ab von den Klippen, und augenblicklich begann es zu ſinken. Die Matroſen hingen ſich an den hinterſten Maſt, der Prinz und wir an den vorderſten, beteten ein Vater Unſer und nahmen Abſchied von einander. Jetzt hob ſich auch der Herr von Wartensleben aus den Wellen zu uns herauf, und zog einen Menſchen nach ſich, den er gerettet. So klammerten wir uns ſämmtlich an den Maſtbaum, entſchloſſen mit unſerm gnädigſten Herrn zu ſterben. Das Wrack des Schiffes war bald über bald unter den Wellen, wollte gleichwohl nicht gänzlich ſinken, obſchon die Fluten es bedeckten, und war ſolches um ſo gräßlicher, daher wir auch Gott um baldige Vollziehung ſeines Verhängniſſes anriefen. Würklich waren wir bereits halb todt, von den Wellen faſt erſtickt, auch vor

Froſt nicht mehr mächtig, uns an dem Maſte zu halten.

In dieſem ſchrecklichen Zuſtande trieben wir noch über eine Meile, bald in den Fluten begraben, bald wiederum frey ſtehend. Mit entſetzlichem Krachen trieb uns das Meer von einer Klippe auf die andere, ſchleuderte uns an die Felſen, oder warf uns drüber hin, daß das Wrack immer mehr zerſchmettert wurde, und nun auch die Maſten ſchon anſiengen ſich abwärts zu beugen. So wurden wir endlich gegen eine höhere Klippe geſchlagen, welche von der gethürmten See dennoch nicht überſtiegen wurde. Hier hiengen wir eine Zeitlang zwiſchen grauſamer Furcht und ſchwacher Hoffnung; denn theils mußten wir augenblicklich erwarten, durch das immerwährende Stoſſen werde der Maſt umſchlagen und in das naſſe Grab uns hinabwerfen, theils gewährte es uns einen geringen Troſt, einen Felſen vor uns zu ſehen, deſſen Höhe der Wuth der Wellen ſpottete.

Da wir nun ſolchergeſtalt einige Erleichterung verſpürten, riefen wir Gott um Errettung an, und da wir aus groſſer Mattigkeit nicht mehr ſtehen konnten, lieſſen wir uns auf das Maſtgeſtell nieder, wo wir vor den heranſtrömenden Wellen jezt einigermaßen ſicher waren. Der Prinz, im leichten Nachtkleide, litt groſſe Beſchwerde vom

Froſt, und konnten wir uns nicht genug über deſſen chriſtliche Gelaſſenheit und unverzagtes Gemüth verwundern.

Ein ſogenannter Zwergmaſt, der von ungefähr jetzt vom Schiffe auf den Felſen fiel, und gleichſam eine ſchmale Brücke darbot, gab uns neue Hoffnung der Erlöſung. Auch verſuchten ſogleich ein Lübeckſcher Kaufmann und unſer Lakay Sebaſtian, daran hinab auf die Klippe zu rutſchen. Allein die tobende See wollte zeigen, daß wir noch in ihrer Gewalt wären, beyde wurden herabgeriſſen und vor unſern Augen verſchlungen. Ein Gleiches wiederfuhr unſerm Kutſcher Volkmar, den es jedoch uns gelang mit Stricken wieder herauf zu winden.

Dennoch entſchloß ſich ein verwegener Matroſe, mit einem Maſt zwiſchen den Beinen und etlichen Stricken um den Leib, ſich aufs neue hinüber zu wagen, und er vollbrachte es mit der Hülfe des Allmächtigen. Er befeſtigte ſogleich einen dicken Strick an einer hervorragenden Felſenſpitze, das andere Ende deſſelben war in unſern Händen geblieben, und ſo wurden wir, indem wir, gleich ihm, den Maſt umklammerten, Einer nach dem Andern glücklich hinüber gezogen. Doch mußten wir auch jetzt noch das Tempo wohl in acht nehmen, daß wir, obgleich wir ſchon auf dem Felſen ſtanden,

den Maſt dennoch nicht eher fahren ließen, bis die Brandung zurück ſtrömte. Der Obriſt von Klinkowſtröm, und unſer Sekretair, die ſolches verſahen, wurden wirklich von den Wellen wiederum ergriffen, und hinabgeriſſen, jedoch mit den Stricken, die ſie um den Leib hatten, glücklich, wiewohl halb todt, wieder herauf gezogen.

Unſer Prinz hingegen, kam glücklich hinüber. Wir begrüßten einander ſämmtlich mit thränenden Augen, fielen auf unſere Kniee, dankten und lobten Gott! maßen uns damals der kahle Fels, auf welchem nichts als Schnee und ein wenig Moos zu ſehen, dennoch freundlich und angenehm erſchien. Wir zählten die Mannſchaft und fanden, daß deren ſechs der Wuth der Wellen geopfert worden, nemlich zwey Matroſen; der Lübeckſche Kaufmann, unſer Sebaſtian, ein Knecht, der bey den Pferden geweſen, und ein Liefländiſcher Junge, welchen der Prinz bey der Armee angenommen. Auſſerdem waren die acht Pferde und ein Schaaf ertrunken.

Nun ſchienen wir zwar der Einen Noth entronnen, aber ſchon harrte unſer eine neue. Die Klippe war weit vom Lande entlegen, wir hatten weder Holz um Feuer zu machen, noch Brod und Nahrungsmittel unſern Hunger zu ſtillen; wenn wir folglich lange hier verweilen mußten, ſo drohte unſerm kaum geretten Leben Froſt oder Hunger. Der Prinz legte ſich in ſeinem naſſen Schlafrocke auf den Felſen, und wir bedeckten ihn mit unſern Leibern.

Die See warf einiges Leinenzeug aus, welches einem Schwediſchen Kavalier gehörig, den Sr. Majeſtät der König uns entgegen geſandt; auch ein ſilbernes Degengefäß und Löffel. Nicht lange, ſo ſchleuderte eine Welle auch das ſchwarze Kleid des Prinzen auf den Felſen. Das Wrack unſers Schiffes wurde jetzt immer mehr und mehr zertrümmert, und als wir ſchon ganz erſtarrt vor Froſt waren, trieben, zu unſerer groſſen Freude, allerley Holzſtücke an die Klippe, die wir zuſammen trugen und nach einer zweyſtündigen Bemühung Feuer bekamen, bey welchem wir unſere Kleider trockneten. Dabey mußten wir durch ſtetes Reiben mit Schnee, unſere ſteifen Glieder vor dem Erfrieren bewahren. Durch das kalte Seewaſſer waren uns die Füſſe dermaßen geſchwollen, daß wir zuletzt nicht mehr gehen konnten. Auch Hunger und Durſt fanden ſich ein, da wir ſeit zwey Tagen nichts genoſſen hatten. Wir ſuchten die Krumen und Brocken aus den Taſchen hervor, und labten uns mit geſchmolzenem Schneewaſſer, oder den Regentümpfeln in den Felſenritzen. Glücklicherweiſe befand ſich auch ein Apotheker unter uns, der eine Herzſtärkung bey ſich trug, durch welche er uns ſämmtlich erquickte.

Schon hatten wir den größten Theil des Tages auf dieſem wüſten Felſen zugebracht, und obwohl der Sturm ſich zu legen begann, ſo ſahen wir doch mit Furcht und Zagen der einbrechenden Nacht entgegen, als zu unſerer unausſprechlichen Freude wir plötzlich eine Schaluppe erblickten, die ſich mühſam zu uns durcharbeitete. Es waren Bauern, an deren Strande das Meer einige Koffer und Speiſekörbe ausgeworfen, woraus ſie gemuthmaßet, es müſſe ein Schiff verunglückt ſeyn, und daher in die See gefahren, um ſich deſſen zu erkundigen. Ihr Boot war jedoch bey weitem zu klein, um uns Alle zu faſſen; ſie verſprachen aber mit anbrechendem Tage uns mehrere Schaluppen zuzuführen, und wir mußten uns entſchließen, noch eine fürchterliche Nacht auf der Klippe zu verweilen, wobey jedoch die Hoffnung der nahen Erlöſung uns kräftigen Troſt gab.

Die Bauern hielten Wort. Zwar gieng die See noch hohl, doch muthig beſtiegen wir die Fahrzeuge, und fuhren mit der aufgehenden hellen Sonne nach den Sandhafen hinüber. Es war gerade der Palmſonntag. Wir fanden nur ſechs geringe Bauerhütten, deren Bewohner uns mit weinenden Augen empfiengen, und karg, doch freundlich bewirtheten.

Kaum waren wir angelangt, ſo ſchickte das Meer eine Menge von unſern Haabſeligkeiten hinter uns her. Speiſekörbe, Hüte, Stiefel, Sattel, ja endlich auch das Gebetbuch des Prinzen, kamen angeſchwommen. Auch retteten die Bauern den Wäſchkaſten Sr. Durchlaucht, in welchem die Schriften und Bücher waren.

Obſchon wir ſämmtlich faſt Alles verlohren hatten, ließen wir uns doch das ſchwarze Brod und die Eyer trefflich ſchmecken, ruhten ſanft auf kahlem Stroh, und pflegten unſere erfrornen Hände und Füſſe. Der Prinz ſandte ſeinen Sekretair oraus nach Stockholm, welches noch 8 Meilen von annen lag, um ihn anzumelden, und die nöthigen Kleidungsſtücke herzuzuſenden. Die verwittwete Königin Majeſtät ſchickte unverzüglich einen Kavalier mit kalter Küche und Allem, was wir ſonſt bedurften, auf einem ſchnellſegelnden Fahrzeug, noch überdieß mit ſechs Rudern verſehen, zu uns heraus, der Sr. Durchlaucht, im Namen ſeines Hofes, condolirte, und in die Reſidenz geziemend einlud. Am 13ten April kamen wir, unter dem Zulauf des Volkes, glücklich daſelbſt an, und in der Freude über unſere eigene Rettung ſowohl, als die unſers gnädigſten Prinzen, ahndeten wir nicht, daß er uns dennoch bald darauf vor Toulon durch eine feindliche Kugel entriſſen werden würde.

V.

Des
heiligen Joseph
Ernennung
zum
Ober-Land-Burggrafen
in Bayern, 1664.

Es gab eine Zeit, wo Bayern einem ſchönen Obſtbaume glich, der nie Früchte trug, weil das Unkraut um ihn her ſo mächtig wucherte, und ſelbſt, von der Hand des Gärtners, ſtatt ausgerottet zu werden, emſig begoſſen wurde. Wer in unſern Tagen dieſen nemlichen Baum, unter der Pflege eines geſchickten Gärtners, herrlich gedeyhen und köſtliche Früchte tragen ſieht, der wird faſt in Verſuchung gerathen, das für ein Mährchen zu halten, was vor hundert und ſechs und dreyßig Jahren ſich würklich zutrug.

Der damalige fromme Churfürſt **Ferdinand Maria**, ernannte in allem Ernſt den alten frommen Joſeph, Chriſti Pflegevater, zum Obriſten-Landes-Burggrafen, General-Landes-Verweſer, allmögenden allgemeinen Schutzherrn, General-Kommendanten und Landes-Patron in ganz Bayern, und ſolches wurde unter Trompetenſchall, Glockengeläute, Freudenſchüſſen, Pauken, Trommeten und Pfeifen öffentlich und feyerlich bekannt gemacht. Der ſolenne Actus geſchah in der neuerbauten St. Joſephskirche, bey den baarfüßigen Carmelitern, und der ſehr würdige Pater Andreas von St. Thereſia hielt bey dieſer Gelegenheit eine ſchuldige Lob- und Ehrenpredigt von dem glorreichſten heil. Joſeph, welche zu München im Druck erſchienen, und dem Churfürſten Ferdinand Maria dedicirt worden.

In dieſer Zueignungsſchrift erklärt er fürs Erſte: „daß der Ruhm des gottſeligen Bayerlandes keine andere Grenzen mehr kenne, als „den Kreis der Erde, weil die Bayeriſchen „Kriegesfahnen mit dem Bildniß der Maria und „geiſtlichen Sinnſchriften in den Lüften ausgeſpannt und herum getragen worden; „weil ferner auf Gold- und Silbermünzen die „allerſeligſte Himmelskönigin geprägt „worden, und mit der ſtummen Umſchrift allent-

„halben redet und predigt. — Des Bayerlandes
„Tugendkette hatte der Churfürſt nun mit einem
„neuen Gnadenpfennig geziert, indem
„er den zwey göttlichen Perſonen der
„eingemenſchten erſchaffenen Dreyfaltigkeit
„(!!!) nemlich Jeſus und Maria, nun
„auch die dritte Perſon den heil. Joſeph, als
„jungfräulichen Gemahl der Braut zugeſellet.
„— Chriſtus ſey die Sonne, Maria der Mond,
„und Joſeph der größte Stern, der, von Sonne
„und Mond beſchienen, den Glanz auf Bayern
„zurück ſtrahle. — Die ſeraphiſche Mutter, Jungfrau
„Thereſia, ſey ſehr verliebt in den heil.
„Joſeph geweſen, und habe ſeinen Ruhm der Welt
„verkündet, weshalb ihr auch die Jungfrau Maria
„erſchienen, und ſich förmlich bey ihr bedankete. —
„Eine ſolche förmliche Dankſagung habe der Churfürſt
„jetzt auch von beyden Jungfrauen zu erwarten;
„beſonders da er ſelbſt, und nach ſeinem Beyſpiel
„der hohe Adel, ſich der gnadenreichen Brüderſchaft
„des heil. Joſeph einverleibt, auch in
„ſeiner großen Kapelle ihm einen majeſtätiſchen
„Altar errichten laſſen, u. ſ. w.

„Da nun Sr. Churfürſtl. Durchlaucht folgende
„gleichwohl ziemlich lange Lobrede
„mit geduldigem Belieben von der Kanzel
„ab zu hören gewürdigt haben, ſo wollen dieſelben

„auch auf dem Papier vor der Preſſe ſolche mit „*gunſtleuchtenden Augen* gnädigſt anſchauen ꝛc."

Hierauf empfiehlt der ehrliche Mann ſich und ſein Kloſter Churfürſtlichem Schutz und Gnade, verſpricht dagegen ſeine tägliche Fürbitte, und läßt darauf in Gottes Namen eine Predigt vom Stapel laufen, von welcher, *da ſie gleichwohl ziemlich lang iſt*, wir nur einen gedrängten Auszug zu liefern, uns befugt halten.

Des Carmeliters Andreas a Sancta Theresia am Ehrenfeſte des heil. Joſeph zu München gehaltene Predigt.

Ein ſchweres Amt liegt mir heute ob! Einen *Trompeter* ſoll ich vorſtellen und einen *Konſtabler*; einen *Kapellmeiſter* und einen *Kriegsobriſten*; einen *Botſchafter* und einen *Prediger*. Einen *Trompeter* nemlich, welcher mit dem hellen Klange von Gottes Wort, Schnetterdeng! den hochgeprieſenen Joſeph in unterthänigſter Ehrerbietung anblaſen ſoll! aber auch ausblaſen, daß er zum Ober-Land-Burggrafen in Bayern von Sr. Churfürſtl. Durchlaucht allergnädigſt befördert worden. Als einen *Konſtabler* ſoll ich mich laſſen gebrauchen,, welcher auf dem

Wall dieſer Kanzel, mit der ſeraphiniſchen Zündruthe des heiligen Geiſtes, die mit Liebesfeuer geladene Kanonen Eurer Herzen losbrennen muß. Das Amt eines Kapellmeiſters ſoll ich verſehen, auf daß ich bey der Muſik und Orgel Eures Gebets den Takt gehörig ſchlagen möge. Die Stelle eines Kriegsobriſten ſoll ich vertreten, damit ich unter den Fahnen des Kreuzes Euch, Chriſti Soldaten, verſammle, den Allerdurchlauchtigſten Joſeph ehrerbietigſt zu empfangen mit präſentirtem Gewehr des Glaubens und Löſung aller Musketen durch Lobgeſang! Als Botſchafter bin ich anhero geſandt, im Namen unſers Durchlauchtigſten Churfürſten, den Allerheiligſten Joſeph auf der Grenze zu complimentiren und geziemend nach Hofe zu convoyiren. Endlich ſoll ich auch ein Prediger ſeyn, auf daß ich Eure Herzen bewege, dem übergebenedeyeten Joſeph zu huldigen, und in dieſen betrübten, blutrothen Kriegeszeiten, auf ſeine Macht und Stärke zu vertrauen. Denn meine dienſtbare Zunge, als eine lebendige Feder, iſt nicht vermögend, alle Herrlichkeit dieſes Sanctiſſimi zu beſchreiben. Er war vermählt mit der Kayſerin des Himmels; ein Nähr- und Pflegevater unſers göttlichen Erlöſers; ſein Schutzengel; der Erſte Chriſt auf der Welt; vornehmer als alle Propheten und Apoſtel, alle Engel und Heilige, maßen er mit der heiligen Dreyfaltigkeit ſehr nahe verwandt und einem Prinzen vom Geblüte Gottes gleich zu achten. Endlich iſt er auch nunmehro zum Schutzpatron des ganzen gottſeligen Bayerlandes erkohren, obſchon viele angeſehene Heilige des Himmels um dieſes Ehrenamt ſich beworben.

Ey, ſo öffnet denn die Pforten, ihr Himmel! Zieret unſer Feſt mit Eurer Glorie! Ihr seraphiniſchen Herzöge! ihr cherubiniſchen Fürſten! dürft euch nicht ſchämen, mit unterthänigem Aufwarten meinem glorreichen Joſeph ſchuldigermaßen zu bedienen, und mit der göttlichen Hofmuſik das Heilig! anzuſtimmen. Erſchallet ihr ſinnloſe Metallglocken! Gebt Feuer ihr Konſtabler! Blaſet ihr Hoftrompeter einem Joſeph das Vivat!

(Nota Bene, hier werden die Trompeten geblaſen.)

Unter viel andern ruhmwürdigen Ehrentiteln, ſo aus der göttlichen Reichskanzeley dem Erzvater Joſeph in ſeinem uralten hochadelichen Wappenbriefe geſchrieben werden, wird derſelbe von dem Erzkanzler Matthäo genannt: ein Mann: Jacob genuit Joſeph Virum! — Aber keinen ſeiner Durchlauchtigſten Voreltern nennt er alſo, nicht einmal Abraham und Iſaac, nicht einmal David oder Salomon — Keinen als ihn! — So verwundert Euch billig, warum denn nur ihn allein? — Solches wüßte ich nicht zu beantworten, wenn nicht der heilige Chryſoſtomus mir es verrathen hätte. Ein Mann wird unſer Joſeph genannt, damit, aus verzeihlichem Irrthum, man wegen ſeiner Uebervortrefflichkeit denſelben nicht für einen Gott halten, und als ſolchen anbeten möge. Aber iſt er auch gleich kein Gott, ſo mögen wir ihn doch billig einen Seligmacher tituliren, ſintemal er auf der Flucht nach Egypten der Erlöſer unſers Erlöſers wurde. Demnach wir keinen mächtigern Schutzherrn über das Bayerland beſtellen können, als die dritte Perſon in der erſchaffenen Dreyfaltigkeit, unter deren Schutz iſt geweſen Jeſus und Maria.

Er iſt nunmehro der General-Commendant aller heiligen Kloſterfeſtungen im ganzen Herzogthume Bayern. Was vermögen auch alle andere Heilige gegen ihn den Erzheiligen? — Die Herren Theologen beten zu Thomas von Aquino, die Philoſophen zu Sancta Catharina; Ino beſchützet die Advocaten, Damianus die Aerzte, Lukas die Mahler; Sanct Homobonus iſt der Schneider Patron, Criſpin der Schuſter; Florian löſcht Feuersbrünſte, Rochus vertreibet die Peſt; Lucia heilt Augenweh, Apollonia ſtillt Zahnſchmerzen, Blaſius kurirt Halsweh und Petrus das Fieber. Hat ein gläubiger Chriſt etwas aus der Taſche verlohren, ſo zeigt es ihm Antonius von Padua an. Aber was will das Alles ſagen gegen den allergnädigſten Joſeph! der Schuſter und Advocaten, Schneider und Philoſophen mit gleicher Gewalt zu beſchützen, und eben ſo leicht Zahnſchmerzen zu curiren, als das Verlohrne herbey zu ſchaffen weiß. Denn er iſt es eigentlich, der Himmel und Erde regieret; obzwar Chriſtus für einen König des Himmels gehalten wird, ſo erfüllet doch dieſer mit kindlicher Zärtlichkeit jedes Verlangen der glorwürdigſten Jungfrau ſeiner Mutter, und dieſe hinwiederum iſt unterthänig dem heilgen Joſeph ihrem Gemahl, caput enim mulieris vir eſt, denn der Mann iſt des Weibes Haupt, und folglich iſt dieſer Joſeph Herr des Himmels und der Erden, und kann in der ganzen Welt nach Belieben ſchaffen. Ja, gleich wie Alexander Magnus, als er den Philoſophen und heydniſche Beſtie Diogenes in ſeinem Faſſe erblicket, ausgerufen: Warlich! wenn ich nicht Alexander wäre, ſo mögte ich Diogenes ſeyn! alſo auch Chriſtus wohl ausrufen mag: Wär' ich nicht der Sohn Gottes, ſo wollt' ich Joſeph ſeyn!

Doch nicht allein der Gottmenſch, ſondern auch der heilige Geiſt, hat unſern Joſeph zu ſeinem

Stellvertreter erkohren, und gleich wie, nach Ciceronis Auſſage, der Kriegesgott Mars nicht ſelber im Felde erſcheinen kann, ſondern an ſeiner Statt einen tapfern Feldherrn ſendet; alſo auch, weil es ſich nicht will gebühren, daß der heilige Geiſt ſoll einvermenſcht werden, beſtellet er an ſeine Statt den heiligen Joſeph, Mariam zu tröſten, und die himmliſche Hochzeit mit derſelben zu feyern, daher er denn gleichſam der einvermenſchte heilige Geiſt geweſen.

Es hatte alſo die allerſeligſte Jungfrau zwey Bräutigams, ſo wie ein Frauenzimmer von zweyen Liebhabern zugleich verehret und bedienet wird, deren Einer reich iſt, der Andere arm. Sie aber nimmt die köſtlichen Geſchenke des Reichen und theilt ſie dem Armen mit. Alſo hat auch die Himmelskönigin die Gaben des heiligen Geiſtes auf unſern Joſeph übergetragen, wie der ſeraphiſche Lehrer Bonaventura bezeuget.

Wo meynet ihr nun aber, daß ſein Platz ſey in dem Himmel? — Ihr dürft nicht weit herumſuchen. Schreitet nur gerade durch alle Heiligen hindurch, bis zum Thron der göttlichen Majeſtät, da findet ihr zur Rechten Chriſtum, zur Linken die Maria, und neben ihr unſern Schutzpatron. Jetzt verſtehen wir erſt die Antwort, welche Chriſtus der Hausfrauen Zebedäi ertheilte, als ſie für ihre Kinder um die Ehrenſitze zur rechten und linken Hand Gottes gebeten. Er hat gleichſam ſagen wollen: du kommſt zu ſpät, ſie ſind ſchon verſprochen.

Doch nicht allein mit der Seele, ſondern auch mit dem Leibe, ſitzet unſer Joſeph dort oben und regieret, welches zu ſagen ich mich keineswegs erkühnen würde, hätte es nicht Bernhardus von Siena auf der Kanzel verkündet. Glorreich, ſprach er, iſt der heilige Joſeph im Himmel an Leib und Seele! Schaue, da iſt alſobald über ſeinem Haupte ein güldenes Kreuz erſchienen, zum öffentlichen Zeugniß dieſer Wahrheit.

Weil jedoch keiner ein regierender Herr iſt in einer Stadt oder Feſtung, er habe denn die Schlüſſel derſelben in ſeiner Gewalt, ſo hat ihm auch Chriſtus die Schlüſſel zu dem himmliſchen Paradies überreichet, und in getreuer Nachahmung dieſes allergöttlichſten Beyſpieles will unſer Durchlauchtigſter Churfürſt demſelben heute als Obriſt-Burggrafen die Schlüſſel des Bayerlandes einhändigen, damit er daſſelbe beſchütze, während im heil. Römiſchen Reiche unter den Hochbenamten oder Hochbeamten der verfluchte Neid, ſchädliche Uneinigkeit, vortheiliſcher Eigennutz und große Verblendung regieren, alſo, daß die bedrängte Chriſtenheit nichts anders als ein Blutbad zu befürchten, auch allbereits die Türkiſche Tyranney mit ihrem entblößten Säbel, ſtark gewaffnet wider uns anzieht. Aber vertrauet nur Eurem neuen General-Feldmarſchalle, dem heiligen Joſeph, vertrauet ihm, wie jene Frau in Welſchland gethan, als der feuerſpeyende Veſuvius die berühmte Stadt Herculanum zerſtöret. Selbige Frau, Namens Camilla, ward von den Flammen übereilt, und wußte ſich nur durch einen gefährlichen Sprung von dem Felſen hinunter an das Geſtade zu retten. Weil ſie nun aber ihr fünfjähriges Knäblein, welches Joſeph geheißen, nicht mit ſich nehmen können, ſo hat ſie zuvor Augen, Herz und Gedanken gen Himmel erhoben, und mit großer Eilfertigkeit, jedoch inbrünſtig, alſo gerufen: Heiliger Joſeph! ich befehle dir dieſen kleinen Joſeph! Darauf macht ſie das Kreuz, ſpringt glücklich hinunter und entflieht, ihr zartes Knäblein beweinend. Als ſie bald darauf an eine Brücke gekommen, ſiehe, da ſitzt der kleine hinterlaſſene Joſeph, der ſie unverletzt anlachet, und berichtet, wie der heilige Joſeph ihn mitten durch das Feuer an der Hand geführet bis an dieſen Ort, wo er die Mutter erwarten ſolle. O wie iſt die troſtarme Frau wiederum troſtreich worden, und im Vertrauen auf unſern Schutzpatron wunderbar geſtärket.

So ſey denn auch derſelbe unſer Troſt und Schutz bey der entſtandenen Kriegesbrunſt, von welcher die Flammen ſchon allenthalben herumfliegen. Wie der Schmuck eine hochadeliche Braut ziert, ſo ziere Joſeph den Wittwenſtand unſerer gnädigſten Churfürſtin. Wie Sonne und Mond vom Himmel leuchte er unſerm Churfürſten und ſeiner Durchlauchtigſten Gemahlin, wie Küraß und Feldzeichen im Turnier, ſchmücke er den Herzog Maximilian. Wie Blumen und wohlriechende Kräuter im Frühlinge umgebe er die junge Durchlauchtige Herrſchaft. Wie Purpur und Krone auf dem Reichstage, verherrliche er die hochlöbliche Landſchaft, und hier anweſende Stände. Wie ein Kunſtſtück in einer Gallerie ertheile er unſerer Kirche neuen Glanz. Wie ein Kriegesobriſter im Heer ſey er mit unſern Soldaten gegen den Erbfeind. Wie Saitenſpiel und liebliche Muſica erhebe er unſere Andacht. Wie ſchön getriebenes Silber und Gold auf dem hohen Credenz ziere er die Fürſtliche Mahlzeit.

Ja, ihr Bayern, dieſer iſt Euer Patron! was wollet ihr mehr? Vorher habt ihr gehabt Mariam, jetzt habt ihr auch Joſephum, den allerglücklichſten Zimmermann, der mit ſeinem Beile die Himmelspforten gezimmert, wobey ihm der Baumeiſter des Himmels und der Erde geholfen.

Als der erfahrene Kriegesfürſt Themiſtocles u dem Perſianiſchen Könige Xerxes geflohen, iſt dieſer alſo über ſeinen Gaſt erfreuet geweſen, daß er Tag und Nacht ausgerufen: Themiſtoclem habeo! ich habe den Themiſtocles! Wie viel mehr und freudiger kann unſer gnädigſter Churfürſt jetzt ausrufen: Joſephum habeo! ich habe den Joſeph! Frohlocket drum Alle! Geiſtliche und weltliche Herren und Frauen, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme; läutet ihr Glocken, donnert ihr Kanonen, ſchmettert ihr Trompeten, erſchallet Heerpauken, ſinge du kunſtzierliche Hofmuſik, denn Joſephum habemus! wir haben den Joſeph!

Ich muß nun auch wider meinen Willen zum Ende ſchreiten. Denn obgleich meine Stimme noch friſch, meine Kräfte noch ganz, und die Zeit noch unverloſſen wäre; ſo würde dennoch zuvor die Rede mir entſinken, die Bruſt- und Seitenſtänder unterliegen, der Himmelslauf den Tag abführen, ehe ich nach Würden meinen Joſeph hervorſtreichen können. Darum, kurz zu ſagen, wer die Sterne am Himmel, die Funken im Feuer, die Stäublein in der Luft, die Tropfen im Meer, den Sand am Ufer, die Blumen im Frühling, die Getraidekörnlein im Sommer, die Blätter im Herbſt, die Schneeflocken im Winter wird können zählen, der wird auch ergründen, mit wie viel Gnaden der heilige Joſeph bereichert ſey.

Es hat gleichſam die Gnade geregnet über das Haus Obed Edom, indem die Arche Gottes ſich daſelbſt niedergelaſſen. Aber hier iſt nicht eine hölzerne, ſondern lebendige Arche Gottes, Maria und Joſeph mit dem einvermenſchten Sohne! So empfanget denn den Segen unſers heiligen Schutzpatrons an Leib und Seele, Kindern und Blutsverwandten, Haab und Gütern, Haus und Hof! Seyd geſegnet im Leben und Sterben, auf Erden, im Himmel, in der Ewigkeit! Amen.

VI.

Bürgerhaß und Bürgerliebe
in
zwey Beyſpielen.

Ulrich Schwarze wurde in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu Augsburg gebohren. Seine Eltern waren geringe Leute, die ihn das Zimmerhandwerk erlernen ließen. Zu einem guten Kopfe und natürlichen Gaben geſellten ſich Keckheit und Glück. Er wurde Zunftmeiſter ſeines Handwerks, und erlangte dadurch eine Stufe im Rathe zu Augsburg. Ja, endlich ſtolperte das Glück mit ihm über mehrere Stufen hinweg, und er wurde im Jahre 1469 zum Erſtenmal Bürgermeiſter dieſer berühmten Reichsſtadt.

In dieſem Ehrenamte muß er ſich nothwendig ausgezeichnet haben, da er ſchon 1472 zum Zweytenmal zu ſelbigem erwählt wurde. Sein Erſter von Amtswegen erlaſſener Befehl, nach dieſer neuen Wahl, ward von den Verſtändigſten, vielleicht auch Neidiſchen für ein böſes Vorzeichen gehalten, denn ſolcher betraf die Grube unter dem Galgen, welche ausgeräumt und geſäubert werden ſollte. Man muß indeſſen bekennen, daß dieſer Befehl allerdings nöthig ſeyn mogte, denn die Grube enthielt 250 ganze Schädel von Erhenkten, und zwey und dreyßig Diebe hiengen noch würklich am Galgen. Hieraus erhellet, daß zu damaliger Zeit nicht weniger geſtohlen wurde als jetzt, aber weit mehr gehenkt, und daß die Galgen weit anſehnlicher ſeyn mußten als die unſrigen, wenn man zwey und dreyßig Diebe an einem Einzigen hängen konnte.

Wieder auf Herrn Ulrich Schwarze zu kommen, ſo behagte ihm die bürgermeiſterliche Würde ſo wohl, daß er Alles anzuwenden beſchloß, um die gewöhnliche Wechſelung zu hintertreiben, und das höchſte obrigkeitliche Amt bis an ſeinen Tod beyzubehalten. Es mogte nicht thunlich ſeyn, die Stimmen des Volkes darüber zu ſammeln, welches ſonſt das leichteſte und bequemſte Mittel für einen Machthaber iſt, zu ſanctioniren, was ihm beliebt, ſintemal, ſo lange einer da oben ſitzt, und den Donnerkeil in der Fauſt hat, die Männer da unten ſich wohl hüten müſſen, ihre eigentliche Gegenbemerkung laut werden zu laſſen. Ulrich verſuchte es auf andere Weiſe. Er machte ſich die Zunftmeiſter gewiß, und erhielt ſie, durch Schmeicheln und Gaben, dergeſtalt in Abhängigkeit, daß ſie nie für die edlen Geſchlechter, ſondern immer nur für ihn ſtimmten.

So haußte er denn lange Zeit nach Gefallen, und trieb allerley unverantwortliche Händel. Wagte es irgend Jemand ihm zu widerſprechen, oder ſich wohl gar ſeinen ungerechten Befehlen zu widerſetzen; ſo verfolgte ſeine Rache ihn bis in den Tod, wie es die Art gemeiner Seelen mit ſich bringt. Wir wollen nur Ein Beyſpiel davon anführen.

Hans und Leonhard Vittel, Gebrüder von ritterlicher Abkunft, deren Erſterer vor Dieſem dreymal Bürgermeiſter, und Letzterer ein Rath Kayſer Friedrichs geweſen war, hatten ſich unterſtanden etwas frey, und wie es ihnen ums Herze, von und gegen den deſpotiſchen Zimmermann zu ſchwatzen. Das nannte Herr Ulrich Schwarze einen Meyneid, und eine Beſchimpfung des ganzen hochedeln und wohlweiſen Rathes. Es ergieng daher ſogleich ein Verhaftsbefehl gegen die wackern, aber unbeſonnenen Brüder, und ohne auf ihre Verdienſte oder Verbindungen am königlichen Hofe, Rückſicht zu nehmen, wurden Beyde nach einem kurzen Verhör und tumultuariſchen Prozeß, am 15ten April 1477 auf dem Perlachplatze enthauptet. Der Herr Bürgermeiſter ſtand auf einem Erker des Rathhauſes und ſah ſeine Schlachtopfer vorbey führen. Da ſchalt ihn Leonhard einen ſchwarzen Dieb, und ſoll die Prophezeyung hinzugefügt haben, „er werde binnen Jahr und Tag ſelber am Galgen baumeln."

Wegen dieſen Juſtizmord kam die ganze Stadt in große Verlegenheit. Denn da der Enthaupteten dritter Bruder, ein Mitglied des deutſchen Ordens und Landcommenthur in Oeſterreich, eine kayſerliche Inhibition zu Gunſten ſeiner Brüder ausgewürkt hatte, dieſe aber, weil man ſo ſehr mit der Hinrichtung geeilt, um zehen Tage zu ſpät einlief; ſo belangte der Commenthur die Stadt rechtlich, ängſtete ſie fünf Jahre lang, und brachte ſie in große Unkoſten, bis ſie endlich 1482 vom Kayſer Friedrich abſolvirt worden. Als die Nachricht von dieſer ſchwer errungenen Abſolution in Augsburg eintraf, erſchrack Andreas Fickinger, des enthaupteten Leonhard Schwiegervater, dermaßen darüber, daß er kurze Zeit darauf vor Zorn und Schmerz geſtorben. Man bemerke hiebey, wie ſelbſt die Leidenſchaften einer Art von Mode unterworfen ſind, da, nachdem Zeiten und Begriffe ſich ändern, auch dieſe oder jene herrſchend wird. Im funfzehnten Jahrhunderte theilten, außer der Rachſucht, noch mehrere derſelben die Herrſchaft über die Menſchen; in unſerm philoſophiſchen Jahrhundert kennen wir, Gott ſey Dank! nur Eine Leidenſchaft: den Egoismus.

Durch die eben erzählte Unthat, und ſo manche andre Tyranney Ulrich Schwarzens, waren die Gemüther der Bürger nach und nach aufs äußerſte erbittert worden. 1478 blieb er nun ſchon ins dritte Jahr Bürgermeiſter, auch hatte er bereits ſechs Jahre lang dem Hoſpitale zum heiligen Geiſt vorgeſtanden, und nie einige Rechnung abgelegt. Dahero rathſchlagte die Bürgerſchaft im Stillen untereinander, und es iſt zu verwundern, wie, troz ihrer Erbitterung, es ihnen doch nicht in den Sinn gekommen, ſich vom Wege des Rechts und der Ordnung zu entfernen; denn, ſtatt nach unſerer heutigen beliebten Sitte, mit einem blutigen Tumult den Anfang zu machen, wandten ſie ſich insgeheim an Sr. kayſerliche Majeſtät, rechtfertigten die Schritte, die ſie zu thun geſonnen waren, rüſteten ſich mit der Autorität ihres höchſten Schutzherrn, und nachdem ſie ſolchergeſtalt die Sache klug und ſtill eingeleitet, giengen ſie am 11ten April geradesweges in den ſitzenden Rath, verhafteten den Bürgermeiſter auf ſeinem Stuhle, als er ſich deſſen am wenigſten verſah, und warfen ihn, nebſt vier Zunftmeiſtern, ſeinen getreuen Helfershelfern, in den Kerker.

Hier ward nun ſogleich zu der damals noch beliebten Tortur geſchritten, wodurch ſo unzählige Diebſtähle am gemeinen Weſen, Schelmen- und Bubenſtücke aus ihm gebracht wurden, daß ſchon das Geringſte derſelben des Galgens würdig war. Sofort wurde der Stab über Ulrich Schwarze gebrochen, und er am 18ten April, in den köſtlichen Kleidern, hinter welchen er den Schalk zu verbergen pflegte, auf einem Spitalwagen zum Galgen geführt.

Dieſer war ihm zu Ehren ganz neu erbauet worden, und in Geſellſchaft der löblichen Zunftmeiſter, unter dem lauten Zujauchzen der Menge, wurde Leonhard Bittels Weiſſagung an ihm wahr gemacht. Sein Amtskollege, der Bürgermeiſter Juſt Ohneſorge, ward Tags darauf, zwiſchen der Stadtmauer und dem Carmeliterkloſter, ermordet gefunden.

Noch ein ſeltſamer Umſtand verdienet bey dieſer Begebenheit erwähnt zu werden. Nemlich, obgleich ganz Augsburg über ſeine Erlöſung von ihrem Unhold frohlockte, ſo gab es doch daſelbſt einen Schweineſchneider, den man nur, ſeiner unſaubern Profeſſion wegen, ſpottweiſe den Nonnenmacher nannte, welcher ſich des erhenkten Bürgermeiſters gar eyfrig annahm, und um Rache ſchrie. Da er aber mit ſeiner verſpotteten Stimme nicht durchdringen konnte, ſondern nur ein mitleidiges Gelächter erregte, ſo verklagte er die Stadt bey dem damals ſo fürchterlichen heimlichen Gerichte in Weſtphalen. Die Richter deſſelben ließen auch würklich eine Ladung an den Rath zu Augsburg ergehen, welcher dieſer aber nicht Folge leiſtete, worauf er contumacirt wurde. Man findet jedoch nirgend, daß dieſes Verdammungsurtheil dem Rath zu irgend einigem Nachtheil gereicht, und es läßt ſich daher vermuthen, daß die Dichter und Romanenſchmierer unſerer Zeit, oft jene Richter der Vorzeit mit allzuſchrecklichen Farben malen.

Obige Begebenheit iſt aus Engelbrecht Werliches Augsburgiſchem Chronik gezogen, und wir ſtellen ihr ſogleich eine andere aus Johannes a Sande Belgiſcher Hiſtorie entgegen, um zu zeigen, daß wenn Bürgerhaß eine ſtrafbare Obrigkeit zermalmend trifft, Bürgerliebe hingegen das unſchuldig vergoſſene Blut des Gerechten durch ſchwere Rache verſöhnt.

Sebaſtian de la Rüelle, 1637 Bürgermeiſter zu Lüttich, widerſetzte ſich ſtandhaft und Pflicht gemäß der zu damaliger Zeit begehrten Aufnahme der kayſerlichen Truppen in die Winterquartiere, und gerieth dadurch in Hader und Streit mit dem Fürſtbiſchof, wie auch mit dem Churfürſten von Cöln. Da aber ſeiner unbeugſamen Redlichkeit rechtlicherweiſe nirgend beyzukommen war, ſo verſuchte man verſchiedene mal, ihn durch Meuchelmord aus der Welt zu ſchaffen. Einſt wurde ſogar nach ihm geſchoſſen, als er mit ſeiner Gattin über die Straße nach Hauſe gieng; ihn ſelber fehlte zwar der Möder, aber die Frau wurde in den Arm getroffen.

Unabgeſchreckt durch ſo manche mißlungene Verſuche, beſchloß Rene de Reneſſe, Graf von Warfuſee, des rechtſchaffenen Greiſes Untergang. Dieſer Graf war von Geburt ein Lütticher, und hatte Graf Heinrichs von Bergen Tochter zur Gemahlin. In Spaniſchen Dienſten unter König Philipp den Vierten, hatte er ſich als einen ungetreuen Haushalter erwieſen, und wider Willen ſeinen Poſten quitiren müſſen. Er zog darauf nach Lüttich und erkieſte daſelbſt zu ſeiner Wohnung das Haus eines Domherrn auf einem verſchloſſenen Platze bey St. Johannes. Hier nun gieng alle ſein Dichten und Trachten dahin, den ungnädigen Spaniſchen König zu verſöhnen, und meynte das rechte Mittel gefunden zu haben, wie auch dem Kayſer und dem Churfürſten zu Cölln einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn er den alten ehrwürdigen Bürgermeiſter de la Rüelle ihrer Rache opferte.

Zu Vollziehung ſeines Mordanſchlages erwählte er den 16ten April im Jahr 1637. Tages vorher kam er ſehr frühe des Morgens zu dem Bürgermeiſter, als dieſer noch im Bette lag, und lud ihn zu einem Gaſtmahle auf den morgenden Mittag ein, gleichſam um ſeiner Einladung durch den perſönlichen Beſuch noch mehr Gewicht zu geben. Rüelle verſprach zu erſcheinen. Am angeſetzten Tage ſchickte der Graf ſogar ſeine Karoſſe dem Bürgermeiſter vor die Thür, der ſich aber zu Fuße dorthin begab, und auf das freundlichſte empfangen wurde. Es fanden ſich auch bald mehrere angeſehene Gäſte ein, als: der königlich franzöſiſche Reſident, Abbe de Mouſſon, die Domherren Ryes und Kernhem, der Baron Saiſon mit ſeiner Gattin und Sohne.

Kaum war die zweyte Tracht auf die Tafel geſetzt, als Warfuſee mit lauter Stimme die Geſundheit König Ludwigs des Gerechten ausbrachte. Auf dieſes verabredete Signal trat ein Burgundiſcher Graf von Milis in einem ſchwarzen Sammtrocke herein. Er war ein großer ſtarker Mann, führte in ſeiner Hand einen entblößten Degen, in der andern eine Piſtole, und ein Haufe bewehrter Spanier folgte ihm in den Saal, die man nach und nach ins Geheim aus den nächſtgelegenen Feſtungen hatte hereinſchleichen laſſen.

Milis gieng um die Tafel herum und ſah

jedem Gaſte ſcharf ins Geſicht. Weil aber Alle vermeynten, ihr Wirth habe nur zum Scherz eine ſolche Mummerey angeſtellt, ſo lachten die Gäſte, ſtatt ſich zu entſetzen. Es folgte aber bald dem Erſten Haufen der Spanier noch ein Zweyter nach, gleichfalls bewaffnet bis an die Zähne, und nun begann den Gäſten bange zu werden. Sie machten ſofort einen furchtſamen Aufſtand. Der Wirth aber gebot Stille, und redete ſie folgendergeſtalt an: „Fürchtet euch nicht, ihr Herren, dieſes iſt nicht auf euch angeſehen.“

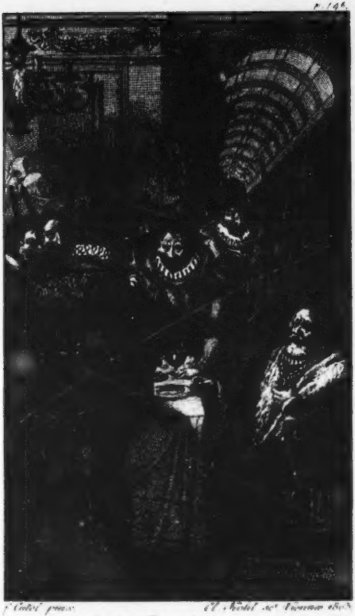
Bey dieſen Worten gab er etlichen Henkersbuben einen Wink, des Bürgermeiſters einzigen Diener zu halten. Dann kehrte er ſich mit ergrimmtem Geſicht zu ihm ſelbſt, und rief: „Verräther! dir gilt es! noch in dieſer Stunde will „ich dein treuloſes Herz in meinen Händen haben!“

„Wie, mein Herr?“ verſetzte Rüelle, „habt „ihr mich deshalb zu Gaſte geladen, um mich zu „beſchimpfen?“

„Spare die Worte,“ fuhr ihn der Graf wüthend an, „du mußt ſterben! Befiehl deine Seele „Gott!“

Alſobald ließ er ihn in eine Kammer ſchleppen, und zwey Geiſtliche zu ihm kommen, welche ſelber ſo beſtürzt waren, daß ſie nicht einmal ſeine

p. 146.



F. Catel pinx. Cl. Kohl sc. Viennae 1803

Des Grafen Warfusee Verrätherey zu Lüttich.

Beichte hören konnten. Doch der edle Greis hatte ſich bereits in ſein Schickſal ergeben. Mit frommer Gelaſſenheit ſprach er den Prieſtern Muth zu, beichtete und erhielt die Abſolution.

Die Miſchung von Barbarey und Gottesfurcht, die das ſogenannte Mittelalter ſo ſonderbar auszeichnete, wird auch hier noch ſichtbar. Barfuße, der Böſewicht, der einen ſo ſchändlichen Mordanſchlag ausbrüten und ausführen konnte, wagte es dennoch nicht ſein Bubenſtück zu vollenden, bevor der Bürgermeiſter ſeine letzte Beichte abgelegt. Dann aber traten ſogleich etliche Mordbuben herein, verſetzten dem Greiſe einen Hieb über dem Kopf, daß die Säbel durch die Hirnſchaale bis auf die Schultern drangen, und gaben ihm noch ſieben Stiche mit dem Degen in den Leib.

Des Grafen Tochter, die vergebens um das Leben des ehrwürdigen Alten knieend gebeten hatte, erhub bey dieſem Anblick ein Geſchrey des Entſetzens! Da drohte ihr wüthender Vater ſie nieder zu ſchießen, wenn ſie nicht ſchwiege. Ja, ſetzte er im blutigen Wahnſinn hinzu, wüßte ich auch, daß mein einziger Sohn, jetzt in Franzöſiſcher Gefangenſchaft, der Rache geopfert würde, ſo wollte ich dennoch von meinem Vorhaben nicht ablaſſen!

Nun ſollte die Reihe auch den Abbe de Mouſſon und den Baron Saiſon treffen, und beyde wurden bereits ſehr ſcharf zur Beichte vermahnt, indeſſen die Frau von Saiſon ohnmächtig auf dem Boden lag; als plötzlich dem Wütrich ein großer Auflauf getreuer Bürger angekündigt wurde.

Des Bürgermeiſters Diener hatte nemlich durch Beſtechung eines Spaniſchen Soldaten, einen Weg zum Fenſter hinaus gefunden, und überall Lärm gemacht. Sofort entſtand ein mächtiger Auflauf. Jeder Bürger ließ ſein Geſchäft oder Handwerk liegen, und ſtürzte hinaus auf die Straße, ſobald er die Gefahr vernahm, in welcher das Leben ſeines hochgeehrten Bürgermeiſters ſchwebte. In wenig Augenblicken waren ihrer mehr als tauſend verſammelt, die vor des Grafen Behauſung rückten, und dieſelbe, obwohl von Quaderſtücken erbauet, mit ſtürmender Hand anfielen.

Der erſchrockene Graf verſuchte es ſie zu beruhigen, und ſchrie herab, er wolle es mit Schriften beweiſen, daß der Bürgermeiſter die Stadt Lüttich den Franzoſen verrathen wollen; aber man achtete ſeinen Verläumdungen nicht: Blut! Blut! war das laute, fürchterliche Geſchrey der Menge. Als der Graf ſah, daß die Bürger ſich durch keine erſonnene Lügen beſänftigen ließen, faßte er den verzweifelten Entſchluß, ſich mit ſeinen 70 Spaniern bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Jetzt ſtürmte der Hauſe muthig, Thüren und Fenſter wurden erbrochen, überall ſtrömten die Rächer herein, der größte Theil der Spanier lag bereits niedergeſtreckt, die Gefangenen wurden befreyet, der Ueberreſt der Mordgeſellen, mit dem Grafen an ihrer Spitze, flohen in ein Zimmer und baten um Gnade. Vergebens! Die Bürger eroberten auch dieſes Zimmer, und hieben Alles nieder bis auf den Grafen, welcher tauſend Thaler für ſein Leben bot.

„Und wenn du auch Hunderttauſend geben „wollteſt," brüllte die Rache, „du mußt ſterben!" — So ſchleppten ſie ihn nach der Hausthür, vermuthlich um ihn öffentlich hinzurichten. Aber hier empfing er einen Stich in die Seite, daß er in die Kniee ſank; als er wieder aufſtehen wollte, ſchlug man ihn, wie einen Ochſen, mit der Axt nieder zu Boden, und tödtete ihn dann mit mehr als hundert Hieben und Stichen. Hierauf zogen die Bürger den zerfetzten Leib nackend aus, ſchleppten ihn auf den Markt, und hiengen ihn bey den Füßen an einen Galgen. Noch war ihre Rache nicht geſättigt; ſie ſchnitten ihm Kopf und Arme ab, und nagelten ſie an die Stadtpforten; zuletzt machten ſie Feuer unter dem Galgen, und verbrannten den

Ueberreſt zu Aſche, welche ein Knabe in die Maas, ſtreuen mußte. Das Haus ſogar, in welchem der Mord geſchehen, zündeten ſie an und legten es in die Aſche, ſammt den todten Körpern der gebliebenen Spanier. Des Grafen Warfuſee beyde Töchter wurden nach Maſtricht geſchickt, damit ſeines Namens Gedächtniß in Lüttich ganz ausgerottet werde.

Der Leichnam des alten Bürgermeiſters ward in der St. Lambertskirche, unter der großen Krone, öffentlich zur Schau geſtellt, und nachmals faſt fürſtlich beerdigt; denn alle Domherrn von St. Lambert, nebſt der Kleriſey, der Stadtrath, die Zünfte mit zweyhundert brennenden Fackeln, und mehr als zwey tauſend Bürger folgten dem Zuge. Es ward mit allen Glocken geläutet. Der Abbe de Mouſſon, der Augenzeuge, und ſelbſt an jenem Tage dem Mordſchwerdte geweyht, hielt eine von ſeinen Thränen unterbrochene Trauerrede. Auf ſeinen Grabſtein grub man die Worte:

Pour être fidèle à ma patrie
J'ai perdu mon ſang à ma vie.

Seiner troſtloſen Wittwe ward, auf Verlangen der Bürgerſchaft, eine Penſion von 25000 Brabantiſchen Gulden ausgeſetzt.

VII.

Der feyerliche Zweykampf

im Jahr 1522.

(Aus dem ausführlichen Bericht Heuterdelfs eines Niederländers von Adel, der Augenzeuge geweſen.

Peter Torelli und Hyeronimo Anca, zwey Jünglinge von altem Adel, aus Saragoſſa in Arragonien gebürtig, waren theils durch Blutsverwandtſchaft, theils durch die Neigung ihrer Herzen, unzertrennliche Freunde, bis der Zufall einen geringen Zankapfel unter ſie warf, und ſie durch eine Kleinigkeit dergeſtalt gegen einander erbittert wurden, daß ſie ſich ohne Secundanten auf den Degen foderten. Sie ſchlugen ſich an einem abgelegenen Orte, und durch Zufall oder Geſchicklichkeit geſchah es, daß Anca ſeinem Gegner den Degen aus der Fauſt parirte. Doch er machte von ſeinem Siege keinen unedlen Gebrauch; beyde verſöhnten ſich vielmehr herzlich, und Anca gab ſein Ehrenwort, daß von der Art, wie der Kampf ſich geendet, kein Menſch etwas erfahren ſolle.

Unglücklicherweiſe hatte ein Prieſter unbemerkt dem Gefechte von Ferne zugeſehen, und uneingedenk, daß es ihm, als einen Friedensherold, oblag, allen fernern Händeln vorzubeugen, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Geſchichte in der Stadt herum von Haus zu Haus zu tragen. Torelli wurde ſehr bald durch dienſtfertige Ohrenbläſer davon unterrichtet; er konnte nicht anders vermuthen, als, Anca habe ſein Wort gebrochen, und obgleich dieſer das Gegentheil betheuerte, auch den Prieſter, als Quelle des Gerüchts, ausſpürte, ſo war doch Torelli durch nichts zu beſänftigen. Er wähnte ſeine Ehre befleckt, und wollte nur mit Blut dieſen Flecken abwaſchen.

Gerade damals langte Kayſer Karl der Fünfte zu Valladolid in Caſtilien an. Dieſe Gelegenheit nützten die erbitterten Gemüther, und ſupplicirten bey Sr. kayſerl. Majeſtät: ihnen nach alter Sitte und Gewohnheit des Königreichs Caſtilien einen öffentlichen Zweykampf zu verſtatten, auch Ort und Zeit allergnädigſt zu beſtimmen.

Der Kayſer verwies ſie an den Connetabel von Caſtilien, der ſich alle Mühe gab ſie auszuſöhnen, aber vergebens. Da er nun in dieſem Falle durch die Reichsgeſetze verbunden war, ihrem Geſuche zu willfahren, ſo lud er die Kämpfer am 28ſten December auf den Markt zu Valladolid, um ihren Handel ritterlich zu enden.

Gegen die beſtimmte Zeit wurde nunmehr auf beſagtem Markte ein Platz, 50 Schritte lang und 30 breit mit Schranken eingefaßt. Längs dieſen Schranken, inwendig und auswendig, wurde eine gedoppelte Reihe Lanzen in die Erde geſteckt, und zwar maßen die Lanzen diſſeits fünf, die jenſeits 6 Schuh. An der Einem Seite wurden zwey hölzerne Bühnen errichtet, deren Eine des Kayſers Thron mit goldenem Himmel trug, und ganz mit Goldſtück bedeckt war. Die Andere, mit koſtbaren ſeidenen Teppichen verziert, war für den Connetabel. Dieſen Bühnen gegen über ſah man ein kleineres Gerüſt, beſtimmt für die Anverwandten der Kämpfer. Noch hatte man, außerhalb der Schranken, diſſeits und jenſeits, zwey Zelte aufgeſchlagen, darinnen die Kämpfer ihre Rüſtung anlegen ſollten. Das Pflaſter war mit Sande dick überſtreuet.

Am angeſetzten Tage, zu Mittag um 11 Uhr, erſchien zuerſt der Kayſer und beſtieg ſeinen Thron. Ihm wurde ſogleich ein verguldeter Stab überreicht, welcher dienen ſollte, den Streit zu endigen, ſobald ihn der Kayſer auf den Kampfplatz werfen würde. Vor ihm her zogen viele Hof- und Kriegsbediente, ihm folgten eine Menge Trabanten, Trompeter und Heerpauker. Bald hernach kam der Connetabel, ein ehrwürdiger Greis, auf einem ſpaniſchen Zelter, und ſeine Schultern bedeckte ein güldener Mantel. Ihn umgaben vierzig Edelleute, koſtbar geſchmückt. Sechs Schreiber ritten, in gelben Sammt gekleidet, hinter ihm; ihre Roſſe waren mit himmelblauen ſeidenen Decken geziert. Als königlichem Statthalter ward ihm das Schwerdt vorgetragen, jedoch nur in der Scheide, weil der Kayſer ſelbſt gegenwärtig war. Dicht hinter ihm trat ſein Waffenträger ſtattlich einher.

Als der Connetabel auf den Platz kam, ſo grüßte er Sr. kayſerliche Majeſtät mit einem tiefen Reverenz, begab ſich dann auf ſeine Bühne und ſetzte ſich. Rings um die Schranken ordnete die kayſerliche Leibgarde zu Roß und Fuß, das herandrängende Volk zurück zu halten.

Jetzt trat Torelli, als Ausfoderer, in die Schranken. Er trug ein kurzes, von Gold und Seide gewürktes Kamiſol, mit Marderfellen gefüttert. Ihn begleiteten der Spaniſche Admiral, Herzog von Bejara, ferner ein vornehmer königlicher Officier als Secundant, und noch mehrere

Große des Reichs. Vor ihm her wurden ſeine Rüſtung und ſeine Wappen getragen. Als er vor dem Kayſer kam, bezeigte er demſelben ſeine Ehrfurcht, dann gleichermaßen dem Connetabel, worauf er ſich in ſein Zelt verfügte.

Sofort erſchien auch Xaca, ganz wie ſein Gegner gekleidet, doch das Kamiſol mit Hermelin gefüttert. Ihn begleitete ein Markgraf von Brandenburg, nebſt andern Grafen und Herren. Er ließ ſich, wie Torelli, Wappen und Rüſtung vortragen, beobachtete daſſelbe Ceremoniel, und begab ſich in ſein Zelt.

Nach einer kurzen Pauſe ließ der Connetabel Beyde vor ſich fordern, und einen Prieſter herzutreten. Beyde mußten die Hand dieſes Prieſters faſſen, auch die Finger aufs Crucifix und Evangelium legen, und ſchwören: Daß ſie auf guten Glauben eine vermuthlich gerechte Sache vertheidigen, keinen Betrug noch verbotene Kunſtſtücke brauchen, weder durch zauberiſche Kräuter noch Steine, ſondern einzig und allein durch ihre Leibes- und Gemüthskräfte, mit dem Beyſtand St. Georgs und der heiligen Mutter Gottes, überwinden oder ſterben wollten.

Nachdem ſolches geſchehen, brachte man Beyder Waffen in einem hölzernen Kaſten zu dem Connetabel, der ſie ſorgfältig unterſuchte, auch ihre Rüſtungen abwägen ließ, als welche nicht unter neunzig Pfund ſchwer ſeyn durften, wohl aber drüber. Jeder Kämpfer begab ſich darauf wieder nach ſeinem Gezelt, und ſandte einen Edelmann zu dem Andern, um Zeuge zu ſeyn, wie Jener die Waffen anlege, damit aller Betrug vermieden wurde.

Unterdeſſen ſtieg der Connetabel mit Würde von der Bühne auf den Kampfplatz herab, beſah und ordnete nochmals Alles, und ſetzte ſich dann, nebſt zwölf Edelleuten, in die Ecke des Platzes; ihm gegen über eine gleiche Anzahl. Die noch leeren beyden Ecken wurden Jede von drey Rittern eingenommen.

Ein Trompetenſtoß gab das Zeichen zur allgemeinen Stille, worauf ein kayſerlicher Obriſter als Herold an allen vier Ecken mit lauter Stimme ausrief: Daß Niemand, während des Kampfes, bey Lebensſtrafe Tumult erregen, auch den Fechtenden mit keinem Wort, Stimme, Huſten, Räuſpern, Ziſchen, Miene, Bewegung des Leibes, oder einigen andern Zeichen, beyſtehen noch ſchaden, ſie weder muthig noch verzagt, weder erſchrocken noch beherzt *machen ſolle, außer denen, ſo hiezu beſtellt.*

Hierauf trat Torelli ganz geharniſcht hervor, von ſeinem Secundanten begleitet. Er trug in der Hand eine Hellebarde, an der Seite das Schwerdt. Der Connetabel fragte ihn:

Wer er wäre? und aus was Urſachen er ſo gerüſtet einher träte?

Torelli nannte ſich, und that ſein Vorhaben kund. Der Connetabel nahm ihm ſodann den Helm ab, um ſich zu vergewiſſern, daß er der Rechte ſey, ſetzte ihm den Helm wieder auf, und befahl ihm in eine Ecke des Platzes zu treten, wo er von den drey Rittern in die Mitte genommen wurde. Der Connetabel aber ſtand auf, und gieng zu den zwölf Edelleuten, die ihm gegen über ſaßen, wo er Anca's Erſcheinung erwartete, ihn mit denſelben Fragen empfieng, und dieſelbe Ceremonie mit ihm beobachtete. Anca mußte ſodann, ſeinem Gegner gegen über, zu den andern drey Rittern ſich verfügen. Der Connetabel aber beſtieg ſeine Bühne.

Nach einer kurzen Friſt ward zum zweytenmal in die Trompete geſtoßen; ſogleich fielen beyde Kämpfer nebſt ihren Secundanten auf die Kniee, und verrichteten ihr ſtilles Gebet. Darauf wurden ſie von den Secundanten umarmt, zur Tapferkeit ermahnt, und ein Jeder gieng zum letztenmal zurück in ſein Zelt.

Sobald aber der dritte Trompetenſtoß erſchallte, trat Torelli mit kühnem, Anca hingegen mit etwas zweifelhaften Schritt hervor. Kaum konnten ſie einander erreichen, ſo verſetzte Torelli dem Anca einen ſo heftigen Streich mit der Hellebarde auf das Haupt, daß dieſer wankte und ein wenig zurück wich. Bald aber erholte er ſich wieder, bezahlte Jenem mit gleicher Münze, und Beyde ſchlugen jetzt ſo gewaltig auf einander los, daß in kurzer Friſt die Hellebarden in Stücken ſprangen. Hurtig griff ein Jeder zum Schwerdt, und von gleicher Hitze verblendet, unterliefen ſie einander, und begannen zu ringen.

Plötzlich warf der Kayſer den güldenen Stab auf den Kampfplatz, denn er wollte nicht, daß zwey ſo edle und tapfre Jünglinge ihr Leben einbüßen, oder Einer durch den Sieg des Andern beſchimpft werden ſollte. Er urtheilte laut: Beyde hätten ſich wacker gehalten, und ſo hatte der Kampf ein Ende. Zwar, die Kämpfer ſelber achteten in blinder Wuth nicht des güldenen Stabes, ſondern wurden ſchnell noch Einmal handgemein, aber dreyßig Edelleute warfen ſich dazwiſchen, und zogen Jeden mit Gewalt in ſein Zelt.

Der Connetabel ſtieg herab auf den Kampfplatz, hob das güldene Stäblein ehrfurchtsvoll auf, ſteckte es auf den Hut, knieete vor dem Kayſer, küßte demſelben die rechte Hand, und überreichte ihm den Stab, nachdem er ihn gleichfalls an ſeine Lippen gedrückt. Der Monarch befahl ihm, die Jünglinge zu verſöhnen, und ihnen anzudeuten, daß ſolches Sr. kayſerlichen Majeſtät ausdrücklicher Wille ſey, als, welcher Beyde hiermit für brave und unbeſcholtene Edelleute erkläre.

Der Connetabel gehorchte, aber vergebens war ſeine Mühe. Je gütiger er ihnen zuſprach, je verſtockter und feindſeliger bezeigten ſich die Jünglinge, bis er ihnen unwillig befahl, ſich vom Platze zu begeben, auch ſtarke Strafe androhte, wofern ſich Einer unterfangen würde den Andern aufs Neue zum Zweykampf zu fodern. Auch Verwandte, Freunde und Große des Hofes wandten umſonſt Alles an, die Verſöhnung zu bewürken, über welche Halsſtarrigkeit der Kayſer ſich endlich ſo erzürnte, daß er ſie Beyde ins Gefängniß warf, und nicht eher los ließ, bis ſie ſich die Hände gereicht, und aller Feindſchaft feyerlich entſagt hatten. Aber die *Worte* kann ein Kayſer wohl gebieten, die *Herzen* vermag er nicht umzuwandeln; Beyde nährten den alten Groll bis an ihren Tod.

Nachſchrift.

Das Journal de Paris hat ohnlängſt den Vorſchlag gethan, um die allzuhäufig werdenden *Win-*

kelduelle zu verhüten, den öffentlichen feyerlichen Zweykampf wiederum einzuführen, und man muß bekennen, daß kein beſſeres Mittel dieſen Zweck zu erreichen, gefunden werden mögte. Wer mit ſeinen Händeln heraus vor das Publikum treten muß, hütet ſich fürs Erſte, welche anzufangen, denn das Urtheil dieſes unbeſtechbaren Richters, ſeinen Haß oder Spott, kann er nicht mit dem Degen abwenden. Hat er nun aber doch, trotz ſeiner Vorſicht, Händel bekommen, ſo wird er, im Fall ſie ſeine Ehre nicht unmittelbar beflecken, wohl noch zu manchem Verſuch die Hände bieten, ſie gütlich beyzulegen, ehe er ſich entſchließt das Aeuſſerſte zu wagen, und von zahlloſen Zuſchauern umringt, Sieger oder beſiegt, ſich dem öffentlichen Urtheil blos zu ſtellen.

Auch dann, wann er würklich ſchon um einen feyerlichen Zweykampf bey der Behörde angeſucht, kann die Nothwendigkeit deſſelben noch beprüft, die Feindſchaft durch Schiedsmännner vielleicht vermittelt werden, und ſelbſt wenn Alles vergebens, wenn die Kämpfer bereits ihre Kräfte an einander verſucht, und gegenſeitige Proben der Tapferkeit abgelegt, nur aber der unglückliche Todesſtoß noch nicht geſchehen iſt, kann das güldene Stäblein, vom König oder Fürſten auf den Kampfplatz geworfen, noch immer das Leben zweyer wackern

Männer retten, die dann dem grauſamen, aber unaustilgbaren Vorurtheile genug gethan.

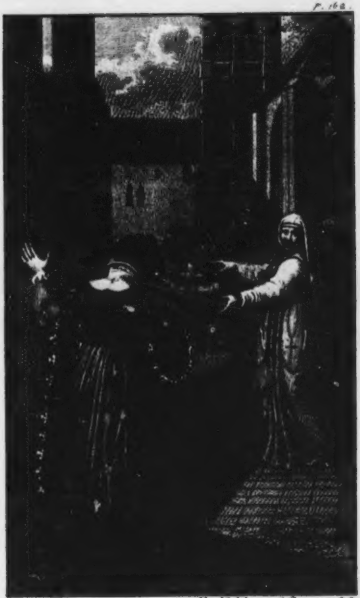
Jedes andere Winkelduell müßte mit Infamie belegt, und ohne Erbarmen als Menſchenmord beſtraft werden.

VIII.

Das quälende Geſpenſt zu Gehofen in Thüringen.

Margarethe von Bärenwald war ein vollwangiges blühendes Fräulein, das über die Berge wie eine Gemſe ſprang, und durch die Thäler wie ein Reh hüpfte. Eſſen und ſchlafen konnte ſie trotz der Schnitterin auf dem Felde. Aus Kräutern und Wurzeln verſtand ſie wol heilſame Tränkchen zu kochen, aber nie hatte ſie ſelbſt davon gekoſtet. Kein Seufzer hob jemals den vollen Buſen, keine Sorge drang ins leere Herz. Denn ſie war das einzige liebe Töchterlein des alten Herrn von Bärenwald, der, obwohl mit zeitlichen Gütern nicht geſegnet, doch alle ihre Wünſche befriedigte, weil ſie ſelten etwas wünſchte, und, erzogen im einſamen Walde, die erkünſtelten Genüſſe der argen Welt leicht entbehrte.

p. 162.



Catel pinx. A. Nickel sc. Vienne 1803

Das quälende Gespenst zu Gehofen in Thüringen!

Indeſſen kommt doch endlich eine Zeit, wo alle Mädchen etwas wünſchen, ſie mögen im Walde oder bey Hofe erzogen worden ſeyn, und dieſe Zeit war nun da, denn Margarethe zählte achtzehn Jahre. Siehe, da kam der alte Herr von Eberſtein, der viele Güter und Gebrechlichkeiten, viel Geld und auch das Zipperlein beſaß. Der warb um Margarethens runde Hand, mit Allem, was von Fleiſch und Bein dazu gehörte. Ihr Vater bedachte, was den Vätern gewöhnlich am wichtigſten dünkt, daß nemlich Eſſen und Trinken dem Töchterlein nicht mangeln werde. Vom Uebrigen nahm er, wie gewöhnlich, keine Notiz, da Gretgen zumal vor der Hand kein anderes Bedürfniß zu haben ſchien. Von jeher gewohnt, ihres Vaters Wort fürs Evangelium zu halten legte ſie ſorglos und fröhlich ihre volle weiche Hand zwiſchen die Knochenfinger des Herrn von Eberſtein, und er führte ſie heim auf ſeine Burg Gehofen im Thüringer Lande. Solches geſchah im Jahr 1681.

Ein Jahr oder zwey verſtrichen der jungen Frau ohne Kummer und Reue. Munter und wohlgemuth erfüllte ſie alle ihre Pflichten, klopfte dem Herrn Gemahl in den Rücken, wenn er huſtete, wärmte ſeine Füße und ſchnitt ihm die Speiſen klein. Wurden dieſe Liebesdienſte ihr auch bisweilen beſchwerlich, ſo fand ſie Erſatz dafür in

Küche und Keller, Silberkammer und Wäſchſchränken. Immer ſtanden vier herrliche Rappen bereit, ſie in der Nachbarſchaft bey alten Tanten umher zu kutſchiren, oder ein ſanft ſchreitendes Roß trug ſie zur lärmenden Jagd, oder die plätſchernden Fiſchlein im See lockten ſie zur Angelruthe herbey. — Zwar fieng ihr Spiegel ſeit einiger Zeit an, ihr unangenehme Dinge zu ſagen, als: Deine Wangen werden blaß; das Feuer deiner Augen erliſcht; dein Buſen findet Raum im ſonſt zu engen Schnürleibe, und dergleichen mehr; da ſie aber übrigens doch nicht über eigentliches Krankſeyn klagen konnte, ſo währte es lange ehe ſie darauf achtete. Indeſſen griff das verborgene Uebel immer weiter um ſich; eine bleiche Farbe überzog ihr vormals rundes Geſicht; die ſonſt ſo ſchön verſteckten Knöchel der Hand kamen alle zum Vorſchein; durch ſtarkes Herzklopfen wurde ſie zum Erſtenmal das Plätzgen inne, wo das Herz ſitzt; böſes Alpdrücken vertrieb den Schlaf; der nächtliche Huſten des alten Eheconſorten, der ſie ſonſt nie geweckt hatte, ließ ihr jetzt keinen Augenblick Ruhe; die Eßluſt verſchwand, und mit ihr die Jugendkraft; ſie konnte ihr munteres Jagdroß nicht mehr regieren, und wurde gleichgültig gegen alle Freuden, ja ſogar gegen die ſchönſte Schleſiſche

Leinwand, die ſie vormals, nach Art der Frauen, nie ohne Entzücken angelächelt hatte.

Der zärtliche Ehegemahl wurde beſorgt, er ließ aus Erfurt einen alten Aeſculap herbey holen. Da dieſer nicht eine Sylbe von dem Zuſtande der jungen Frau begriff, ſo half er ſich auf die gewöhnliche, unter Aerzten beliebte Weiſe, er ſchlug eine Badekur vor. Allein der alte Herr von Eberſtein, der in jüngern Jahren ſich auch in der Welt umgeſehen, und in Frauenzimmerkrankheiten nicht unerfahren war, fand ein gewiſſes Bedenken, die Reiſe ins Bad zu genehmigen. Er begnügte ſich dem Aeſculap einige blutkühlende Decocte reichlich zu bezahlen, und ſandte ihn mit den vier müßigen Rappen zurück nach Erfurt.

Margarethens Wangen und Lippen wurden jetzt immer bleicher, zuckende Krämpfe ängſteten ihren zarten Leib, und ſie wankte umher wie ein Schatten. So blieb es bis zum 9ten October im Jahr 1683. An dieſem Tage hatte ſie kaum ſich zur nächtlichen Ruhe verfügt, als ſie plötzlich am linken Arm ein empfindliches Zwicken empfand. Sie ſah nicht woher es kam, aber die Stelle unterlief ſogleich mit Blut. Am 12ten, als ſie in den Garten gehen wollte, erblickte ſie am Saalfenſter eine weiße Geſtalt, die ihr mit der Hand winkte. Bebend kehrte ſie zurück, und verließ das

Zimmer an dieſem Abend nicht wieder. In der Nacht ward ſie abermals gezwickt, und am folgenden Tage in der Mittagsruhe durch einen eiskalten Finger geſtört, der ihr am Halſe krabbelte, und dann gleich wie mit dem Daumen auf die Bruſt drückte, daß ſie ſchreyen mußte. Haſtig wollte ſie vom Lager aufſpringen, da ward ſie bey den Schultern zurückgedrückt, und eine Stimme wiſperte ihr ins Ohr: „Komm mit mir vor die „Pforte, dir iſt ein Schatz beſtimmt.“

Sie gieng aber nicht, ſondern ließ alsbald den Pfarrherrn des Orts holen, dem ſie wehmüthig ihre Anfechtungen klagte. Der fromme Mann ſprach ihr Troſtworte zu, und ermahnte ſie, auf keinerley Weiſe in das Anſinnen des Geſpenſtes zu willigen, ſintemal man aus dem Zwicken und Krabbeln wohl ſchließen möge, daß kein Engel des Lichts, ſondern ein Kind des Satans ſein leidiges Spiel treibe. — Als nun die Glocke ſechs ſchlug — es war die vom Geiſte beſtimmte Stunde — da ließ ſich das Flüſtern dicht am Ohr abermals vernehmen: „Weil du mir nicht gefolgt, ſo werde „ich dich die ganze Nacht hindurch quälen, auf daß „du dich eines Beſſern beſinneſt, und Morgen um „ſechs Uhr mit mir geheſt, denn du ſollt und mußt „den Schatz heben.“

Das Geſpenſt hielt Wort, und erſchien der

Frau von Eberſtein dieſesmal ſogar ſichtbar. Es trug die Geſtalt einer weißgekleideten Nonne mit einem rothen Kreuze auf dem Haupte. Mund und Kinn waren mit einem Vorſtecktüchlein verhüllt, wie das adliche Frauenzimmer damaliger Zeit bey Leichenbegängniſſen zu tragen pflegte. An ihrer Rechten hieng ein Roſenkranz.

Der Geiſt trieb es dieſe ganze Nacht hindurch ſo weg mit Zwicken und Zerren, daß der alte Eheherr ungeduldig auffuhr, und mit lauter Stimme rief: „Wenn du der Teufel biſt, was haſt du in „meinem Hauſe zu ſchaffen? und warum quälſt „du meine Frau ſo? packe dich fort!“ — Dem entgegnete das Geſpenſt, doch nur der Edelfrau hörbar: „Es ſey kein Teufel, ſondern Eine aus „dem Geſchlechte von Trebelin; ſie habe im Hofe „einen Schatz verſetzt, den ſie der Frau von Eberſtein zugedacht, aus Dankbarkeit, weil ſie ihre „vormalige Stube neu erbauen laſſen, und zu ihrer Wohnſtube erkohren habe.“ —

Hierauf begehrte der alte Herr, ſie ſolle neben ihm an das Bett treten, und ihm ſelber Red' und Antwort geben; welches ſie aber verweigerte, auch mit keinem Andern ſich ins Geſpräch einließ. „Du, „ſprach ſie zu der Leidenden, fürchte dich nicht, „folge mir, nimm, wenn du willſt, den Pfarrherrn „mit dir, oder wen es dir ſonſt beliebt; ſinge da-

„bey: **Freu dich ſehr, o meine Seele!** es „ſoll dir kein Leid widerfahren, wird auch Niemand „etwas gewahr werden, als du allein. Zwar liegt „ein ſchwarzer Hund neben dem Schatze, aber ich „werde ihn fortjagen, auch dann ſelbſt aus der „Pforte ſchreiten und nie wiederkehren. Dann „magſt du nur deine Schürze darauf werfen, und ,nachher den Schatz durch deine Knechte herein „tragen laſſen. Anfangs wird er nicht ausſehen, „wie Gold, aber verwahr' ihn wohl im Kaſten, „bis vier Wochen um ſind, dann wirſt du genug „haben. Eine ſilberne Kanne liegt dabey und drey „Paternoſter, die verehre der Kirche. Ferner drey „ſchöne güldene Ringe, ſo der Alten von Trebelin „zugehört, die auf dem Grabſteine an der Kirchen„mauer in Stein gehauen zu ſehen; die Ringe „erhalte bey deinem Hauſe und laſſe ſie nie von „dir. Mir aber, die in dem großen Gewölbe be„graben worden, laß einen Leichenſtein ſetzen mit „der Innſchrift:

Habe Dank für dieſe Gaben,
Gott der wird dich ewig laben.

„Dann laß die baufällige Kirche repariren und „mit dem übrigen Gelde thu was dir beliebt.“

Trotz aller dieſer glänzenden Verheißungen blieb Margarethe ſtandhaft bey ihrer Weigerung, darob das Geſpenſt etlichemal anhub bitterlich zu weinen, auch ſich mit dem Kinntüchlein ſo oft wiſchte, daß es durch und durch naß ſchien. Wenn das Weinen nicht half, ſo gieng das Zwicken und Martern wieder an, ſo daß die arme Gequälte oft kein Glied mehr rühren konnte. Dem alten Herrn, dem ſeine junge Gemahlin die Geſtalt des Geiſtes gar umſtändlich beſchreiben mußte, fiel plötzlich ein, daß in ſeinem Kirchenſtuhle, hinter einer Wand von Gothiſchem Schnitzwerke, ein Gemählde ſtehe, auf welchem drey Nonnen abgebildet mit namentlicher Unterſchrift, unter welchen ſich auch eine von Trebelin befinde. Er ließ das Bild ſogleich holen, verdeckte die Unterſchriften, und zeigte es Margarethen, die alſobald mit dem Finger auf die von Trebelin deutete, ſprechend: Dieſe iſt mein Quälgeiſt.

Am 17ten October wollte Margarethe in die Kirche zur Betſtunde gehen. Auf dem Wege dahin erblickte ſie das Geſpenſt plötzlich an der Brücke; es winkte und deutete nach dem Orte, der den Schatz barg. Die Edelfrau hielt den Ermel vor das Geſicht, um nichts zu ſehen, und wollte vorüber eilen; aber ſie ward verfolgt, gezwickt und beym Rocke gezupft bis an die Kirche. Nachdem ſie ihre Andacht verrichtet, fand ſie auf dem Rückwege abermals die läſtige Begleiterin, und als ſie ſich nicht entbrechen konnte, zuweilen verſtohlen um ſich zu ſchauen, ſah ſie eine offene Grube und den Schatz in ſelbiger, erſchrack heftig und eilte zu entrinnen. Das Geſpenſt aber hielt ſie feſt beym Rocke und flehte um Gottes Willen, ſie mögte doch nur etwas darauf werfen. Margarethe riß ſich mühſam los und hörte nur noch die Worte: „Hätteſt du mein Begehren erfüllt, ſo wäre jetzt der „Schatz dein, und wir Beyde ruhig.“

Der Pfarrherr, der nicht mehr wußte, wie und womit er die Leidende tröſten ſollte, wandte ſich jetzt an die theologiſche Facultät zu Jena, und erhielt das Reſponſum: Daß das Geſpenſt allerdings für einen böſen, hölliſchen Geiſt zu halten ſey, maßen er, trotz der weißen Geſtalt, ſeine Satansklauen genugſam an den Tag gelegt; und wollte man denſelben auch, nach Römiſchkatholiſcher Meynung, für eine Seele aus dem Fegefeuer halten, ſo beſitze er doch keinen habitum fidei et charitatis, Glauben und Liebe, als welches von den Bewohnern des Fegefeuers erfodert werde. — Hundert Jahre ſpäter würde das Reſponſum der theologiſchen Facultät zu Jena freylich ganz anders ausgefallen ſeyn, jetzt aber wurde dem zu Folge der Geiſt mit ſeinen Anerbietungen ſtandhaft abgewieſen.

Die Edelfrau nahm oft das heilige Abendmahl und verſpürte dann jederzeit einige Erleichterung. Doch am 28ſten quälte ſie der Geiſt aufs neue, ſie möge doch zum mindeſten nur Ja ſagen. Einer ihrer anweſenden Freunde ſagte hierauf zum Scherz Ja, worüber das Geſpenſt ein fröhlich Geſicht machte, in die Hände klatſchte, und die arme Geplagte eine Zeitlang mit Zwicken verſchonte. Doch nur zu bald begann es aufs neue ſein böſes Spiel zu treiben, ſaß Tag und Nacht bey und auf ihr, und verurſachte ihr heftige Ohnmachten und ſchreckliche Herzensſtöße. Einigemal hörte man dabey ein Quatſchern in der Bruſt, die Leidende fühlte eine Neigung zum Erbrechen, und grade während dieſer Qual ſagte der Geiſt zu ihr: Dein Jeſus liebet dich. Margarethe ſeufzte zu Gott und flehte um den Tod. Da erſchien ihr der Herr Chriſtus in leiblicher Geſtalt, und verhieß ihr, nachdem ſie noch manchen harten Kampf beſtanden haben würde, Leben und Geſundheit.

Dieſer Troſt erquickte ſie einigermaßen, aber die geſpenſtiſche Nonne blieb indeſſen immer ſehr grillen- und launenhaftig. Am 21ſten November mißhandelte ſie Margarethen jämmerlich, weil ihr aus dem Kirchſtuhle geholtes Bild nicht wieder an ſeinen Ort geſtellt worden ſey. Das Bild wurde über Hals und Kopf fortgetragen, und das Zwicken und Kneipen hörte auf.

Als der läſtige Gaſt ſich Abends aufs neue einſtellte, verſuchte man ihn durch Räuchern zu entfernen, aber er kehrte ſich nicht daran. Am 15ten December, als Frau von Eberſtein ihr Mägdlein rief, um ihr die Füße mit warmen Tüchern zu reiben, erblickte auch dieſe Zofe das Geſpenſt zum Erſtenmal und fuhr erſchrocken zurück. — Jetzt rieth man der Kranken — wie uns dünkt etwas zu ſpät — den Ort ihres Aufenthalts zu verändern, und eine zerſtreuende Reiſe nach Altſtädt zu unternehmen. Sie ſetzte ſich daher am 17ten Januar 1684 mit ihrem alten Eheherrn und dem Amtshauptmann Hunden in einem Schlitten und fuhr zu einem guten Freunde nach Altſtädt. Als aber das hartnäckige Geſpenſt ſie auch dorthin verfolgte, gerieth ſie in eine Art von Verzweiflung, ſpie vor dem Geiſte aus, ſtieß mit Händen und Füßen nach ihm, ergriff endlich ſogar ein Piſtol und gab Feuer. Das bekam ihr aber ſehr übel, denn am ſelbigen Abend fiel der Geiſt mit verdoppeltem Grimm über ſie her, und verrenkte und verdrehte ihr Hals, Arme und Füße dergeſtalt, daß man meynte, ihr ganzer Körper werde zermalmt und zerbrochen. Dabey rief er höhniſch: Das iſt für dein Schießen! ich will dir das Schießen eintränken u. ſ. w.

Am 21ſten December wandelte der züchtigen

Nonne, während der Abendbetſtunde, die ſeltſame Laune an, ſich auf eines anweſenden Freundes Schooß zu ſetzen, jedoch ohne daß derſelbe etwas davon empfand. Von dieſem Schooße herab rief ſie der Frau von Eberſtein abermals höhniſch zu: Warum ſchießeſt du nicht wieder? laß doch ein paar Kugeln in die Piſtole laden; laß auch ein paar handfeſte Knechte mit Prügeln auf mich losſchlagen und ſieh was du ausrichteſt. Den rechten Arm, mit dem du geſchoſſen, will ich ſo zeichnen, daß du all dein Lebtage einen Calender daran haben ſollſt — und ſie hielt Wort.

Zuweilen war der Geiſt ſo frech, während der Marter, der Kranken die Lieder aus dem Geſangbuche zu beſtimmen, die ſie beten ſollte, unter andern den vierten Vers aus dem Liede: Meinen Jeſum laß' ich nicht; und den ſechsten aus dem Liede: Geduld iſt euch vonnöthen, welcher zum Theil alſo lautet:

Macht Satan ihr ein Grauen
So faßt ſie ihr ein Herz —
Du wirſt mich doch nicht freſſen,
Weil ich zu hoch geſeſſen,
Weil ich in Chriſto bin.

Weil nun das Ungethüm ſich ſo geiſtlich anſtellte, und zuweilen ſogar, während des Gebets der Umſtehenden, Thränen vergoß, ſo unterrichtete der Pfarrherr zu Gehofen, Leonhardus Thalemann, die Edelfrau, wie ſie das Geſpenſt ſolle prüfen und fragen, ob es ein guter Geiſt ſey? Sie ſollte ihm nemlich heißen niederknieen, und von ihm begehren, das Symbolum Apoſtolicum her zu ſagen, und zwar laut, daß die Umſtehenden es hören mögten. Zum Herſagen des Glaubens ließ die geſpenſtiſche Nonne ſich willig finden, aber nur den Ohren der Frau von Eberſtein vernehmbar. Sie knieete würklich nieder, und betete ihr *Ich gläube an Gott den Vater*, u. ſ. w. gar exemplariſch herab, wobey denn die Kranke den Umſtehenden zurief: *Da knieet es und betet.* Sie wurde aber dennoch nachher wie gewöhnlich gemartert; ja am 26ſten Januar wurde ſogar eine neue Art der Peinigung mit ihr vorgenommen. Sie mußte ſich nemlich mit ihren eigenen Händen, und beſonders mit der Rechten, weil ſie mit dieſer den Schuß gethan, ſo viele Backenſtreiche verſetzen, daß ihr das Geſicht ganz davon aufſchwoll. Auch als ſie ein wenig Veſperbrod genießen, und den Biſſen eben zum Munde führen wollte, erhielt ſie ſtatt deſſen von ihrer eigenen Hand eine Maulſchelle.

Dieſes heilloſe Spiel ſchien dem Geiſte ſo ſehr zu gefallen, daß er bald nachher anfieng, ſogar den Anweſenden, die der Frau von Eberſtein etwas zu nahe kamen, vermittelſt ihrer ſchönen Hände, kräftige Ohrfeigen auszutheilen, wobey auch der hochehrwürdige Herr Leonhardus Thalemann keinesweges verſchont blieb. Die Betenden verſpottete der muthwillige Geiſt gewöhnlich; als aber einſt, nach vorüber gegangenem Paroxismus, man ein Te Deum anſtimmte, knieete er andächtig neben dem Bette nieder, welches die Kammerzofe abermals geſehen hat.

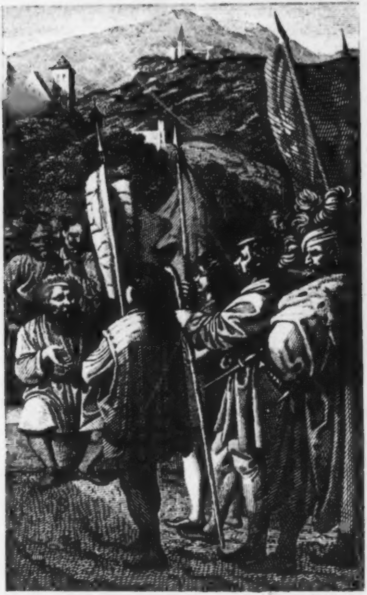
Am 15ten Februar ſprach er zu Margarethen: Was iſt bey euch Lutheriſchen für ein Beten? Bete die heilige Maria an, ich will dir ein Paternoſter bringen. Mit Entſetzen verſchmähte die Kranke ihr Anerbieten, machte auch ſogleich Anſtalt, das heilige Abendmahl wiederum zu genießen. Als ſie aber aus ihrem Kirchenſtuhle in den Beichtſtuhl gehen wollte, hielt das Geſpenſt ſie zürnend beym Arme zurück. Sie riß ſich im Namen Gottes los und gieng zur Beichte. Dafür wurde ihr am 23ſten bey der Abendbetſtunde der Mund ſo feſt verſchloſſen, daß ſie weder mitbeten noch ſingen konnte, bis ihr die Anweſenden den Mund mit den Fingern öffneten. Dieſer neue Zufall ereignete ſich mehrere

Tage nach einander, und in der Nacht lag eine Centnerlaſt auf ihr, ſo daß ſie ſich nicht zu rühren vermogte. Oefter hinwiederum verſuchte das Geſpenſt ſie aus dem Bette zu reiſſen, und warf ſie hoch in die Höhe, ſo daß 6 bis 7 Perſonen ſie kaum halten konnten. Dabey fuhr es immer fort, ihr das Gebet an die heilige Jungfrau und Weyhwaſſer dringend zu empfehlen. Als aber allen ſeinen Anfechtungen fromm und kräftig widerſtanden wurde, tröſtete es ſie endlich, daß, wenn das Evangelium vom ungläubigen Thomas käme, ſie merkliche Linderung verſpüren werde, welches auch erfolgte. Denn von dieſem Tage an — ſo erzählt der höchſtglaubwürdige Herr Leonhardus Thalemann in ſeiner eigentlichen Beſchreibung des Gehofiſchen Nonnengeſpenſtes, welche im Druck erſchienen — nahm die Marter zuſehends ab, und ſeit dem Sonntage Quaſimodogeniti wurde nichts weiter verſpürt.

Außer dem kräftigen Gebet des Pfarrherrn, mogte wol auch die beſondere Herzhaftigkeit eines Vetters des Herrn von Eberſtein dazu beytragen, der ein Cüraſſierofficier war, und gerade damals aus dem Türkenkriege nach Hauſe kam, wo er unter dem großen Sobiesky gelernt hatte, dem Teufel in der Hölle Trotz zu bieten. Er, der vor den Türkiſchen Kugeln nie gezittert, fürchtete ſich auch nicht vor den Ohrfeigen ſeiner reizenden Baſe, vielmehr, ſo oft ſie tüchtig um ſich herum ſchlug, war er ſo verwegen, ihre ſchöne Hand zu ergreifen, und ſie mit Heftigkeit an ſeine Lippen zu drücken. Wollte der Geiſt ſie gar aus dem Bette zerren, ſo ſchlang er allein ſeinen nervigten Arm um ihren zarten Leib, und das Ungethüm mußte weichen. Nach und nach ergab ſich die geſpenſtiſche Nonne darein, ihren Meiſter an ihm gefunden zu haben, und ſo oft der Cüraſſierlieutenant allein an dem Bette der Kranken ſaß, wagte ſie ſich nicht herzu. Dadurch gewann er bald Margarethens Vertrauen ſo ſehr, daß ſie ihn faſt gar nicht von ſich laſſen wollte, und als er bald nach dem Oſterfeſte Anſtalten zur Abreiſe machte, mußte er auf dringendes Bitten des betrübten Eheherrn, ſo lange zu bleiben verſprechen, bis der böſe Geiſt völlig gebannt ſey. Aus wahrer Menſchenliebe gab er nach, und verließ ſeine ſchöne gequälte Baſe nicht eher, als am Sonntage Quaſimodogeniti, begleitet von den Segenswünſchen des huſtenden Burgherrn und des frommen Pfarrers.

Das Geſpenſt ließ ſich, dem Himmel ſey Dank! nicht wieder ſehen; vielmehr wurde der Frau von Eberſtein kurze Zeit darauf die Freude, ohne Mitwürkung eines Geiſtes würklich einen Schatz zu heben, denn ſie gebar ein holdes Knäblein, welches ſie, blühender als jemals, an ihren vollen Buſen legte. Bey dem heiligen Taufactus wurde der alte Herr von Eberſtein ſo gerührt von der unverhofften Freude, daß ihn ein Schlagfluß im ſchönſten Moment ſeines Lebens von der Welt foderte, und er ſolchergeſtalt eine zwar betrübte, jedoch nicht troſtloſe Wittwe hinterließ.

p. 179.



Die Fürstenwahl in Kärnthen.

IX.

Die
Fürſtenwahl in Kärnthen.

Als die Scytiſchen Wenden den Nordgau eroberten, und, ihrer Gewohnheit nach, ihr ganzes Hausweſen auf *Karren* mit ſich herumſchleppten, ſo wurden ſie von den vertriebenen Deutſchen *Kärner*, und ihr Land das *Kärnerland* genannt. Die Römer vertrieben dieſe Wenden, und ließen das Land durch Oeſtreichiſche Landpfleger regieren. Unter dieſen war Einer, Bonoſus, ein ſolcher Erzſäufer, daß Niemand im Römiſchen Reich es ihm gleich thun konnte. Der Kayſer pflegte von ihm zu ſagen: *Er ſey nicht gebohren um zu leben, ſondern um zu trinken.* Dennoch ſah man ihn nie berauſcht, indeſſen die Deutſchen Geſandten um ihn her, die doch ſonſt wacker trinken konnten, von ihren Sinnen nicht mehr wußten, und ſich alle ihre Heimlichkeiten ablocken ließen. In der Folge empörte ſich Bonoſus gegen den Kayſer Probus, und als er beſiegt wurde, hängte er ſich auf, da denn die Römer ſpottend ihn ein hängendes Weinfaß nannten, weil er in der That öfters einen halben Eymer Wein auf Einmal zu ſich nahm.

Bald darauf kam Kärnthen an Bayern, und Thaſſilo ſetzte ſeinen Sohn Throdo zum Fürſten über daſſelbe. Karl der Große verſtieß aber dieſen Jüngling als einen Rebellen ins Kloſter, und verordnete einen Fränkiſchen Grafen Ingwon zum Herzog über die Kärnthner im Jahr 788. Ob nun zwar das Chriſtenthum ſchon durch den Biſchof Virgilius von Salzburg, den Apoſtel der Kärnthner, in ihrem Lande gepredigt worden war, ſo brannte das Licht des Evangeliums doch noch ſehr dunkel daſelbſt. Bürger und Bauern zwar bekannten den wahren Gott mit Herz und Mund, jedoch unter den Rittern und Edlen herrſchte die tiefſte Abgötterey, und ſie bemäntelten ihre Hartnäckigkeit mit dem Vorwande: „Die neue Lehre „ſey wohl gut genug, ſchicke ſich aber nicht für „Standes- und ritterliche Perſonen; denn der „chriſtliche Glaube erfodere Friedfertigkeit, Demuth u. ſ. w., welches Alles keine ritterſchaftliche Eigenſchaften wären. Hätten die tapfern Römer ihren Glauben behalten, ſo wären ſie wohl

„unüberwindlich geblieben. Chriſtus wäre der „ärmſte Gott unter allen Göttern, welcher den „Seinigen nichts als Arbeit, Angſt, Verfolgung, „Schmach und andere Arten des Kreuzes mittheile, „die ſich für tapfere Ritter gar nicht ſchickten. Zu„dem wäre er auch ein ſo neidiſcher Gott, daß „er keinen andern Gott noch Göttin neben ſich „dulden wolle,“ und was dergleichen gottloſe Einwürfe mehr waren, durch welche die guten Biſchöfe in große Verlegenheit geſetzt wurden.

Hiedurch gerieth Herzog Ingwon auf den Gedanken, ihren heydniſchen Aberglauben auf eine ſeltſame Weiſe zu beſchämen. Er veranſtaltete nemlich ein Panquet, zu welchem Bauern und Edle, ohne Unterſchied des Standes, eingeladen wurden. Als nun die Gäſte ſämmtlich erſchienen, ſetzte er an ſeine eigene Tafel und an die ihm zunächſt ſtehenden, alle die chriſtlichen Bauern, und bewirthete ſie mit köſtlichen Speiſen und Wein. Der heydniſche Rittertroß hingegen mußte draußen vor dem Tafelgemach, an wackelnden Tiſchen, mit ſchwarzem Brod, halbfaulem Fleiſch und ſauren Wein vorlieb nehmen. Als nun die Edlen, ob ſolcher Beſchimpfung erſtaunt und erbittert, um die Urſach forſchten, erhielten ſie folgende Antwort: „Jene Bauern und ſchlechte Leute haben „ihre Seelen in der heiligen Taufe gewaſchen; ihr

„aber ſtinkt noch nach abgöttiſchen Greueln, und „alſo dürft ihr mir nicht zu nahe kommen.“

Dieß Argument leuchtete dem Kärnthner Adel mehr ein, als alle vorhergegangenen Predigten des Biſchofs Arno von Salzburg, und um der Plätze und köſtlichen Speiſen an des Herzogs Tiſche gewürdigt zu werden, ſtrömten die Ritter haufenweiſe zum Taufſteine. Solches geſchah im Jahr 790, und zum Andenken dieſer Begebenheit verordnete Herzog Ingwon:

Daß hinführo ein jeder Landesfürſt in Kärnthen durch einen Bauer inveſtirt und eingeſetzt werden ſolle.

Dieſer merkwürdige Actus geſchah folgendergeſtalt: Ein Bauergeſchlecht aus Glaſendorf in Kärnthen wurde vor Andern privilegirt dem Fürſten die Inveſtitur zu ertheilen, vermuthlich, weil es ſich zuerſt zur chriſtlichen Religion bekannt hatte; ja man nannte die Abkömmlinge dieſes Geſchlechts die Herzoge von Glaſendorf. Wenn nun ein neuer Fürſt die Regierung antrat, ſo kam ein ſolcher Bauer, und ſetzte ſich bey Kärnburg, eine Meile von Klagenfurth, auf freyem Felde, auf einem runden Marmorſtein, an dem des Landes Wappen ausgehauen war. Um den Stein wurden Schranken errichtet, die das Landvolk umgab. Der neue Fürſt trat in grober

Bauerntracht einher mit einem Hirtenſtab in der Hand. Vor ihm her gieng der Graf von Görz als Erbpfalzgraf in Kärnthen, zwiſchen zwey kleinen Panieren. Dem Fürſten zur Seite giengen zwey Landherren, und ſodann folgte der ganze Adel mit dem Panier des Herzogthums Kärnthen; zur Linken des Fürſten wurde ein ſchwarzes Rind, und zur Rechten ein magerer abgetriebener Ackergaul geführt.

Sobald der auf dem Marmorſtein ſitzende Bauer den Fürſten gewahr wurde, rief er ihm in Schlavoniſcher Sprache entgegen: Wer iſt, der alſo hoffärtig daher prangt? Dieſem antwortete das umſtehende Volk: Der Fürſt des Landes kömmt!

Darauf fragte der Bauer: Iſt er ein freyer Mann? ein gerechter Richter? ein Beförderer unſerer Wohlfahrt? ein Bekenner des chriſtlichen Glaubens? ein Beſchirmer der Wittwen und Wayſen? — Ja! verſetzte das Volk, er iſts und wird es ſeyn!

Dann trat der Fürſt zu dem Bauer, reichte ihm die Hand und gelobte: Daß er ſich nicht ſcheuen wollte, um der Gerechtigkeit willen ſo arm zu werden, daß er ſich mit ſolchem Vieh, wie der Ackergaul und das Rind, ernähren müſſe.

Wenn das geſchehen, fragte der Bauer: Wie und mit welchem Rechte wird er mich von dieſem Stuhle wegbringen?— Dem der Graf zu Görz ſogleich die Antwort gab: Man wird dich mit 60 Pfennigen von dannen kaufen? Rind und Roß ſollen dein ſeyn, das Ehrenkleid, welches der Fürſt um des Kittels willen ausgezogen, magſt du zu dir nehmen, und dein Haus und Hof ſollen frey und unzinsbar ſeyn auf ewige Zeiten.

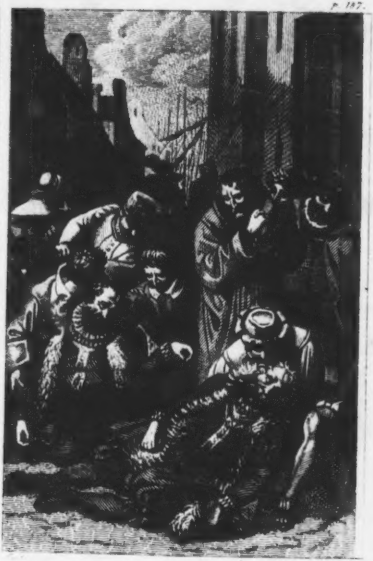
Hierauf verſetzte der Bauer dem Fürſten einen gelinden Backenſtreich, ſprach: Sey ein gerechter Richter! ſtand auf ihm Platz zu machen, und führte das Vieh mit ſich hinweg.

Jetzt beſtieg der Fürſt den Stein, kehrte ſich nach allen Seiten, ſchwang ein entblößtes Schwerdt in der Luft, und verſprach dem Volke ein gutes und gerechtes Gericht. Dann verfügte er ſich in die auf einem nahen Berge gelegene Peterskirche, wo er nach verrichtetem Gottesdienſte ſein fürſtliches Kleid wieder anlegte, und bald darauf mit der Ritterſchaft Tafel hielt. Nach der Mahlzeit ritt er hinüber auf das ſogenannte Zollfeld, wo der Lehenſtuhl ſtand, ſetzte ſich gegen Sonnenaufgang, und leiſtete mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Fingern der Landſchaft den gewöhnlichen Eyd, kraft deſſen er gelobte, ſie bey den alten wohlhergebrachten Freyheiten zu ſchützen und zu handhaben. Dagegen empfieng er dann die Huldigung und ertheilte die Lehen. Hinter dem Fürſten, Rücken an Rücken, ſetzte ſich der Graf zu Görz, und ertheilte gleichfalls einige Lehen, nach den ihm zuſtehenden Gerechtſamen. Der Erblandmarſchall in Kärnthen nahm des Fürſten Roß, der Erbſchenke den güldnen Knopf und der Erbtruchſeß die ſilberne Schüſſel.

Ein ſeltſamer Umſtand iſt, daß ſo lange der Fürſt auf dem Stuhle ſaß und belehnte, das Geſchlecht von Gradnecker berechtigt war, auf fremden Wieſen ſo viel Heu abzuhauen und zu behalten, als ſie während dieſer Zeit mähen konnten, oder der Beſitzer mußte es von ihnen löſen. Noch merkwürdiger aber, daß die von Portendorf zur nemlichen Zeit ungeſtraft im Lande ſengen und brennen durften, wo es ihnen beliebte, wenn man ſich nicht mit ihnen abfand. Als die Portendörfer ausſtarben, erbten die Freyherrn von Mordax dieſe ſchädliche Gerechtſame, deren Urſprung im Dunkel der Vorwelt begraben liegt. — Wenn Alles vollbracht war, begab ſich der Fürſt mit dem ganzen Gefolge nach Unſerer lieben Frauen im Saal, wo die ganze Handlung mit dem feyerlichen Gottesdienſte in der Kirche beſchloſſen wurde.

Der letzte Fürſt, welcher Stein und Stuhl beſeſſen, und dieſer Wahlceremonie völlig nachgelebt, war Herzog Ernſt in Oeſtreich, der Vater Kayſer Friedrich des Vierten. Er wurde im Jahr 1414 Fürſt in Kärnthen. Sein Sohn aber verweigerte ſolches, weil ihm, als Römiſchen König, die Sache unſchicklich vorkam. Doch mußte er den Landleuten in Kärnthen einen Revers, unter dem Dato S. Veit 1444, ausſtellen: Daß ſolch Unterlaſſen ihnen und ihren Nachkommen ungefährdet ſeyn ſolle. Kayſer Maximilian der Erſte wollte den alten Gebrauch wieder herſtellen, wurde aber durch den Krieg daran behindert. Kayſer Ferdinand hegte andere Gedanken, und ſtellte auch lieber einen Revers von ſich. Sein Sohn aber, Erzherzog Karl von Oeſtreich, leiſtete würklich im Jahr 1564 den Eyd auf dem Lehenſtuhle im Zollfelde, ward jedoch mit den übrigen Ceremonien verſchont. — Dieſe Nachrichten ſind geſchöpft aus Megiſerus Annal. Carinth. Cap. II, Sebaſtian Münſter und mehreren Andern.

p. 187.



Der Kreutzherren böse That zu Danzig.

X.

Der Kreuzherrn böſe That

zu Danzig

im Jahr 1411.

Zu jener Zeit begannen die Kreuzherrn oder Deutſchen Ordensritter die Preuſſiſchen Städte heftig zu bedrücken, und hätten gerne alle ihre Gerechtſame und Freyheiten mit Füßen getreten. Aber der Bürgermeiſter zu Danzig, Conrad Lezkau, war ein biederer großer Mann, der jedem Helden aus der Römiſchen oder Griechiſchen Geſchichte an die Seite geſtellt zu werden verdient. Er ſchützte die Danziger gegen alle Unbill durch überlegenen Geiſt und Muth, und wurde deshalb von den Kreuzherrn ſtark angefeindet. Obwohl er ſolches wahrlich nicht um ſie verdient hatte, denn in Allem, was der Stadtgerechtigkeiten nicht zuwider lief, war er ihnen gern behülflich und ſchonte dabey nicht einmal ſeines Lebens.

Als zum Beyſpiel nach der unglücklichen Schlacht bey Tanneberg im Jahr 1410 der Hochmeiſter Heinrich Reuß von Plauen weder Mittel noch Rath wußte, ſeine Noth nach Deutſchland zu berichten, und friſche Mannſchaft von dorther zu bekommen, da verkleidete der muthige Conrad Lezkau ſich in einen Bettler, und, da er der Polniſchen Sprache ſehr kundig war, ſchlich er ſich an ſeinem Bettelſtabe glücklich durch die zahlreichen Feinde, und verſchaffte von dem Markgrafen von Brandenburg und andern benachbarten Fürſten, dem Ritterorden anſehnliche Verſtärkung.

Solcher und mehrerer anderer Thaten uneingedenk, nährte beſonders der Comthur, der auf dem Schloſſe zu Danzig hauſte, noch immer den heimlichen bittern Groll, und war auf nichts eifriger bedacht, als den Bürgermeiſter ſammt dem ganzen Rath der Stadt Danzig zu verderben. Der Hochmeiſter theilte dieſe unritterlichen Geſinnungen keinesweges, ſondern verfügte ſich ſelbſt nach Danzig, um Unheil zu verhüten, brachte es auch ſo weit, daß der Comthur und der Magiſtrat vor dem Altar in der Kirche einander mit Hand und Mund gelobten, alle Feindſchaft zu vergeſſen und hinfort in beſtändiger Eintracht zu leben.

Der Comthur ſtellte ſich dem gemäß ganz freundlich, und gab vor, er wolle, zur Beſiegelung des Friedens, am Palmſonntage ein großes Banquet veranſtalten, wo er ſeine lieben neuen Freunde trefflich zu bewirthen gedenke. Dem zufolge wurden die drey Bürgermeiſter Conrad Lezkau, Arend Hecht und Tidemann Huxer, auch ein Rathsherr Bartholomäus Groſſe, von ihm auf den Palmſonntag feyerlich zur Tafel geladen. Alle vier ſagten zu, und begaben ſich mit einander auf den Weg nach dem Schloſſe. Als ſie nicht mehr fern von der Pforte waren, begegnete ihnen des Comthurs Narr, und flüſterte im Vorübergehen mit lachendem Munde: Wenn ihr wüßtet, was man gekocht hat, ihr kämt nicht zur Mahlzeit.

Anfangs achteten ſie ſolcher Warnung nicht; doch bald darauf blieb Tidemann Huxer plötzlich ſtehen, als beſinne er ſich auf etwas, und ſprach zu ſeinem Gefährten: „Lieber, ich habe meinen Schlüſſel zum Geldkaſten daheim vergeſſen, „und ſtehe in Sorgen, es mögte Einer meiner „Knechte mir untreu werden, zumal ich keine „Hausfrau habe, die das Meinige wahrnimmt. „Ich will daher zurückkehren, meinen Schlüſſel holen, und euch ſodann folgen.“

Er that, wie er geſagt, und entgieng auf dieſe

Weiſe ſeinem Unglücke. Ob aber ſein Vorgeben wahr geweſen, oder ob des Narren Warnung ihn zur Rückkehr bewogen, bleibt unentſchieden.

Die Uebrigen ſetzten ihren Weg eine kleine Weile ſchweigend fort. Arend Hecht aber überlegte die aus eines Narren Munde gefloſſene nachdenkliche Rede, die, wie er gegen Conrad Lezkau bezeugte, ihm verdächtig vorkomme. Conrad aber, deſſen Geiſt zu groß war, um ein ſolches Bubenſtück zu faſſen, blieb ſorglos und unbefangen, ſich verlaſſend auf das ſichere Geleit, das ritterliche Wort der Freundſchaft. Unverzagt ſchritt er vor den Andern her zum Schloßthor hinein — doch alſobald wurde hinter ihnen das Thor geſperrt und die Brücke aufgezogen. Befremdet und, Conrad ausgenommen, erſchrocken, ſahen ſie um ſich, und erblickten den Schalknarren, der ihnen auf dem Fuße gefolgt war. „Drey Vögel ſind gefangen," murmelte er wehmüthig in den Bart, „aber der „Alte war zu liſtig, er iſt dem Garne entflogen."—

Noch immer trat Conrad mit ungebeugter Würde einher, und die Thüren des Speiſeſaals rauſchten auf. Siehe, da ſtand der Comthur von einer großen Menge Ritter umgeben, und ſtatt des freundlichen Willkommens empfieng er die ehrbaren Gäſte mit pöbelhaften Schimpfreden, warf ihnen vor, wie ſie jederzeit dem Orden zuwider geweſen, und drohte, die Zeit der Rache ſey gekommen. Die übrigen Ritter ſtimmten dem bey mit großem Tumult, alſo, daß die Bürgermeiſter zu keinem lauten Worte gelangen konnten, und als endlich Conrad Lezkau mit männlicher Stimme durchdrang, ſprechend, der Rath zu Danzig habe in Allem und Jedem nur der Stadt wohlbegründetes Recht vertreten; da ſchnaubte der Comthur wild, ſchlug ſich wie unſinnig an die Bruſt und ſchrie: „Was Recht! hier iſt nur Recht! ihr „hättet folgen und gehorchen ſollen!“ — Conrad maß den Wüthenden mit einem großen ruhigen Blicke, würdigte ihn aber keiner Antwort, ſondern wandte ſich zu Arend Hecht, und ſprach: Ihr ſehet wie es um uns ſteht. Aber hätt' ich anjetzt ein gutes Schwerdt zur Hand, ich wollte tauſend Gülden drum ſchuldig ſeyn.

Alſobald ließ der Comthur den Scharfrichter von Elbing hereintreten, den er drey Tage zuvor ausdrücklich deshalb holen laſſen, und befahl ihm, die drey Gefangenen hinab auf den Hof zu führen und ihnen die Köpfe vor die Füße zu legen. Jedoch der Scharfrichter war ein wackerer verſtändiger Mann, und antwortete dem Comthur unerſchrokken: „Es ſey ſeines Amtes nicht, Jemanden vom „Leben zum Tode zu bringen, der nicht zuvor

„durch Urthel und Recht von ſeiner Obrigkeit verdammt worden."

Statt ſich durch obige Rede eines gemeinen und verſchrienen Mannes beſchämen zu laſſen, ward der Comthur über des Scharfrichters Freymüthigkeit nur noch mehr entrüſtet. Er ließ ihn unbarmherzigerweiſe mit Knütteln und Peitſchen durchhauen, die drey Unglücklichen aber in verſchiedene Gefängniſſe werfen. Hierauf ſetzte er ſich mit den ſaubern Ordensrittern zur Tafel, und nachdem ſie bis ſpät in die Nacht geſchwelgt und geſoffen hatten, dergeſtalt, daß ſie von ihren Sinnen nicht mehr wußten, da ließen ſie den ehrwürdigen Conrad Lezkau, gebunden mit einem Knebel im Munde, vor ſich bringen, fielen wie raſende Hunde über ihn her, ermordeten ihn mit zehn Wunden, und ſchnitten ihm endlich die Kehle ab.

Hierauf kam die Reihe an die noch übrigen beyden Schlachtopfer, Arend Hecht mit ſechszehn, und Bartholomäus Groſſe mit ſiebenzehn Stichen niedergemetzelt, und ſo wußten die edlen Ritter den unedlen Scharfrichter zu entbehren.

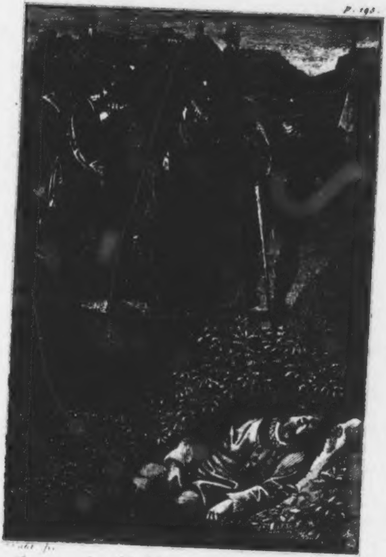
Als ſie nüchtern worden waren, hielten ſie es dennoch für gerathen, die grauſame Mordthat nach Möglichkeit zu verbergen. Rath und Bürgerſchaft erfuhren nichts davon, ſondern vermeynten, Conrad Lezkau mit ſeinen Gefährten werde blos von dem hochfahrenden Comthur auf dem Schloſſe gefangen gehalten. Dahero man auf der Stelle einige Abgeordnete an den Hochmeiſter nach Marienburg ſandte, um über ſothane Gewaltthätigkeit Beſchwerde zu führen.

Indeſſen ſchickte Groſſens Ehefrau, eine Tochter Conrads, täglich allerley Speiſen und Getränke in das Schloß, um Vater und Gatten zu laben. Die Bedienten empfiengen ſolches nicht allein unweigerlich, mit dem Verſprechen, es den Gefangenen zu überbringen, ſondern richteten auch ihr zuweilen Grüße von dieſen aus, mit Bitte, ihnen dieſe oder jene Lieblingsſpeiſe zu ſenden; und alſo ward Hohn und Spott mit der Grauſamkeit verbunden, der Mord aber bis zum ſechſten Tage verheimlicht.

Am Sonnabend vor Oſtern aber ergieng ein ernſter Befehl von dem Hochmeiſter an den Comthur, die widerrechtlich Gefangenen auf der Stelle in Freyheit zu ſetzen; und ſo wurden denn noch am ſelbigen Abend, zum ſtarren Entſetzen der treuen Bürger, die Körper der Ermordeten hinaus vor das Schloß geworfen. Mit ſprachloſem Schrekken und ſtummen Schmerz hoben die Bürger die verehrten Leichname auf, und beſtatteten ſie mit großer Pracht zur Erde Die beyden Bürgermeiſter ruhen in der St. Hedwigskapelle zur Linken des Hochaltars, wo noch heutiges Tages auf ihrem Leichenſteine, neben ihrem Wappen, folgende Innſchrift in lateiniſcher Sprache zu leſen iſt: Hier liegen die ehrwürdigen Männer. Conrad Lezkau und Arend Hecht, Bürgermeiſter der Stadt Danzig, ermordet am Montage nach dem Palmſonntage, im Jahr unſers Herrn 1411.

Das empörte Gemüth des Leſers wird begierig ſeyn zu erfahren, wie ſolche verübte Unthat beſtraft worden? aber leider ſpottet die Gewalt noch lange ungeſtraft, der Thränen und der ohnmächtigen Wuth der Danziger Bürgerſchaft. Es wurden ſogar die Wittwen und Wayſen der Ermordeten aus der Stadt vertrieben, und ihre Güter eingezogen. Siehe Curikers Beſchreibung der Stadt Danzig.

P. 193.



[illegible] fe. [illegible]

Monmouth schlafend von seinen Verfolgern entdekt.

XI.

Monmouth.

Der Herzog von Monmouth war ein natürlicher Sohn Carls des Zweyten, den ſeine Mutter, eine ſchöne Dame aus Wallis, 1649 zu Rotterdam gebahr. Noch als ein Kind kam er aus Holland nach Paris, wo ſeine Großmutter, Carl des Erſten Wittwe, wohnte, die ihm die ſorgfältigſte Erziehung verſchaffte. Als ſein Vater wieder auf den Engliſchen Thron gelangte, ließ er ihn ſogleich zu ſich entbieten, ſandte ihm eine Begleitung entgegen, wie ſie für einen Prinzen vom königlichen Geblüt ſich geziemt, empfieng ihn als ſeinen geliebten Sohn, überhäufte ihn mit Ehren, Würden und Reichthümern, und krönte endlich ſeine Wohlthaten dadurch, daß er ihm eine der ſchönſten und reichſten Erbinnen von England zur Gemahlin gab.

Monmouth war groß und wohlgewachſen, von ſchönem und männlichen Angeſicht; er beſaß eine ungemein einſchmeichelnde Manier Jemand etwas zu überreden, und im Felde hatte er öfter ſeinen Muth erprobt. Der König liebte ihn mehr als väterlich und verſagte ihm nicht leicht irgend eine Bitte. Wie glücklich hätte er ſeyn können, wenn nicht Leichtgläubigkeit und Ehrgeiz oft ihr böſes Spiel mit ihm getrieben hätten.

An Neidern und Verläumdern konnte es einem ſolchen Manne nicht fehlen. Eben die Gabe alle Herzen zu gewinnen, die in einem ſo hohen Grade ihm eigen war, gab hämiſchen Ohrenbläſern die beſte Gelegenheit, den König mißtrauiſch gegen ihn zu machen; und es gelang endlich Karln zu überreden, daß der edle Prinz nur deshalb bey Vornehmen und Geringen ſich ſo beliebt zu machen ſtrebe, um die frevelnde Hand gelegentlich nach der Krone auszuſtrecken.

Der König maß dieſem eitlen Vorgeben nur zu leicht Glauben bey, er befahl dem Liebling ſeines Herzens den Feldmarſchallſtab nieder zu legen und das Reich zu meiden. Um ſeinen königlichen Vater im Erſten, obwohl unverſchuldeten Zorne nicht noch mehr zu erbittern, gehorchte Monmouth augenblicklich, und gieng nach Amſterdam. Sobald er aber hoffen durfte, das Erſte Feuer ſey verraucht, kehrte er ohne Erlaubniß zurück nach London, um ſich in Perſon zu rechtfertigen. Allerdings mögte es ihm leicht geworden ſeyn, ſich einem Vaterherzen wiederum zu nähern, welches insgeheim ſich bereits nach ihm ſehnte; aber unglücklicherweiſe legte ganz London die Freude über des Herzogs Rückkunft zu laut und ſtürmiſch an den Tag. Man zündete Freudenfeuer an, man läutete mit allen Glocken, man beſtürmte ihn mit Glückwünſchen. Seine Feinde wußten das trefflich zu nuzzen, und der erzürnte König wollte ihn nicht ſehen, ertheilte auch den geſchärften Befehl, daß er ſogleich wieder abreiſen ſolle.

Um den Argwohn in Karls Bruſt noch mehr zu vergiften, ſtreuete man das Gerücht aus, er ſey würklich mit Moumouths Mutter, die längſt todt war, vermählt geweſen, und der Biſchof von Durham verwahre die Zeugniſſe darüber in einem ſchwarzen Käſtchen. Der König hielt für nöthig dies Gerücht zu widerlegen, und ſtellte eine feyerliche Erklärung von ſich: daß er, außer der Königin Catharina, nie eine andere Gemahlin gehabt habe.

Monmouth hielt ſich noch einige Zeit incognito zu London auf, begab ſich darauf nach Cheſter, und wurde auch dort mit ſo vielen Ehrenbezeugungen und Beweiſen der Volksneigung überhäuft, daß des Königs Verdacht immer mehr gereizt wurde. Er ließ ihn ſogar vor des Königs Bank laden, als aber daſelbſt kein Ankläger wider ihn auftrat, mußte der Herzog, wider Karls Willen, frey geſprochen werden.

Daß durch ſo viele Verfolgungen Monmouths edles Gemüth erbittert, und er endlich verleitet wurde, ſich deſſen in der That ſchuldig zu machen, was ihm vorher nie in den Sinn gekommen, wird jeder Menſchenkenner begreiflich finden. Eine Verſchwörung gegen des Königs und des Herzogs von York Leben ward entdeckt, und man glaubte Beweiſe zu finden, daß auch Monmouth ſtrafbar mitgewürkt habe. Abermals mußte er flüchtig werden. Jedoch von den Verſchwörern, welche eingezogen und hingerichtet wurden, wollte durchaus keiner ihm etwas zur Laſt legen, ſo ſehr man auch eine ſolche Auſſage gewünſcht hätte.

Aus ſeinem verborgenen Winkel ſchrieb der Prinz an ſeinen Vater und bat um Gnade. Ihm ward die kurze trockene Antwort: „Er ſolle ſich „perſönlich melden, und den Willen des Königs „unterwerfen.“ Er that es. Der König erlaubte ihm vor ſeinem Antlitz zu erſcheinen, wobey, außer dem Herzog von York, niemand gegenwärtig war. Monmouth warf ſich zu ſeines Vaters Füßen, bekannte Alles, was er von jener Verrätherey wußte, leugnete aber ſtandhaft, daß er jemals mit einem Anſchlag gegen des Königs Leben ſchwanger gegangen.

Karl befahl ihm, ſich ſelbſt im Gefängniß zu ſtellen. Er gehorchte. Hierauf wurde er noch am ſelbigen Abend gänzlich begnadigt, und alle fernere gerichtliche Unterſuchung gegen ihn niedergeſchlagen.

Doch leider hatte er auf der von Blute ſchlüpfrigen Bahn des Hochverraths den Erſten Schritt nun einmal würklich gethan, der Ehrgeiz hatte ſeinen Kopf entzündet, ſein Herz gewöhnte ſich zum Schweigen, er lieh den Schmeichlern ein williges Ohr. Aufs neue gelang es dieſen ihn zum Mitſchuldigen verderblicher Anſchläge zu machen, welchen der wachſame Hof abermals nur zu bald auf die Spur kam. Monmouth wurde aus dem ganzen Reiche verbannt, und die Köpfe ſeiner Anhänger fielen zu London unter dem Beile des Henkers.

Jetzt ſtarb Karl II. Ihm folgte ſein Bruder, der Herzog von York, obwohl er ſich zur katholiſchen Religion gewendet hatte. Eine der Erſten Handlungen König Jacob des Zweyten war, den Staaten von Holland ein Verzeichniß der Engliſchen Rebellen zu überſenden, die ſich in die Niederlande geflüchtet hatten, mit dem Erſuchen ſie auszuliefern. Monmouths Name ſtand oben an

So dringend verfolgt, glaubte der Herzog für ſeine Selbſterhaltung mit Jacob um die Krone kämpfen zu müſſen. Er rüſtete mehrere Schiffe aus, lief muthig in See, entgieng glücklich der Flotte, die auf ihn kreuzte, landete an der Küſte von Dorſet, und bemächtigte ſich mit 200 Mann der Stadt gleiches Namens. Sogleich erließ er ein Manifeſt gegen den König, und bot Alles auf, die umliegenden Städte zu gewinnen und unter die Waffen zu bringen. In dem Manifeſte behauptete er unter andern, König Jacob habe ſeinen Bruder Karl II durch Gift aus dem Wege geräumt.

Das Parlement ließ ſein Manifeſt durch Henkers Hand verbrennen, citirte ihn binnen 60 Tagen vor Gericht zu erſcheinen, warf ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und Angehörigen in den Tower, und ſandte ihm den Herzog von Albemarle mit einer Armee entgegen. Als die Heere ſich einander näherten, foderte Monmouth ſtolz den Herzog auf, ſich ihm als rechtmäßigen König zu unterwerfen, erhielt aber eine ſchnöde Antwort.

Sofort rückte Monmouth mit 3000 Mann zuſammengerafften Volkes muthig ins Feld, griff den Feind an, kämpfte mit männlicher Tapferkeit, ja gegen das Ende der Schlacht mit wüthender Verzweiflung, wurde aber geſchlagen, und ſah ſein ungeübtes Heer, von der großen Anzahl der Feinde überwältigt, nach allen Seiten fliehen. Er ſelbſt floh Einer der Letzten in Geſellſchaft des Lord Gray, und einige Meilen vom Wahlplatz verließen Beyde ihre Roſſe, verhüllten ſich in Bauerkleider, und ſuchten zu Fuß ihren Verfolgern zu entwiſchen.

Am folgenden Tage ward Lord Gray zuerſt, von einem ſeiner eigenen Knechte erkannt, als er durch ein Dorf gieng. Man vermuthete ſogleich, daß Monmouth nicht fern ſeyn werde, man zerſtreuete ſich haufenweis ihn zu ſuchen, und man fand ihn endlich in einem Graben liegend mit Dornenſträuchen bedeckt. Hier war der Held, da er in vierzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlummert hatte, in einen tiefen Schlaf verfallen, aus dem man ihn lange nicht ermuntern konnte, und als er endlich erwachte, vermogte er kaum auf den Füßen zu ſtehen. Man fand den Orden des Hoſenbandes und 200 Guineen bey ihm. Er trug ſein Unglück mit männlicher Würde, und nur einmal entſchlüpften ihm, auf dem Wege nach Whitehall, die Worte: Hätte ich den Rath des Prinzen von Oranien befolgt, dies Schickſal wäre mir nicht widerfahren. Die ihn gefangen, erhielten eine Belohnung von 5000 Pfund Sterling.

Noch Einmal ließ Monmouth ſich herab, durch demüthige Schreiben an ſeinen Oheim und an die verwittwete Königin, Gnade und Verſöhnung zu erflehen; auch ließ Jacob ihn würklich vor ſich kommen, und ſprach: „Was du gegen mich, den König verbrochen, ſey dir verziehen.“ Daß du aber mich, den Bruder, des Meuchelmords am Bruder beſchuldigt haſt, kann ich dir nimmer verzeihen, und dafür mußt du ſterben.“ — Er wurde nach dem Tower gebracht, und verlangte ſeine Gemahlin und Kinder zu ſprechen. Dieſer Wunſch ward ihm gewährt; der wachthabende Officier hatte ſogar das Zartgefühl, die unglückliche Familie allein zu laſſen; ſie blieben mehrere Stunden beyſammen, und trennten ſich mit lautem Schluchzen.

Monmouths Prozeß dauerte nur kurze Zeit. Der König unterſchrieb das Todesurtheil, der Lieutenant des Towers machte es ihm kund, und er vernahm es ſchweigend ohne Bewegung. Der Biſchof von Ely bereitete ihn zum Tode, und verließ ihn voll Bewunderung.

Mittwochs früh, am 18ten July 1685, wurde der Tower mit vier Bataillons und drey Escadrons beſetzt; demohngeachtet drang vieles Volk hinein. Um 10 Uhr umgab der Sherif mit ſeinen Leuten das Schaffot, welches an dem nemlichen Orte errichtet war, wo einſt Sidney blutete. Alles war mit ſchwarzem Sammt bekleidet. Die Sherifs holten den Herzog ab, der von mehreren Biſchöfen begleitet, erſchien. Er trug ein graues ſchwarzgefüttertes Kleid, und den Hut unter dem Arm. Er grüßte Alle, die er kannte, freundlich und gelaſſen. Man hatte, um ſeinen Weg zu beſetzen, lauter neugeworbene Grenadiere gewählt; er gieng mit einer gewiſſen Neubegier in ſeinen Blicken, aber ſchweigend, durch ſie hindurch. Als er das Schaffot betrat, ſah er ſich nach dem Scharfrichter um, und da er ihn gewahr wurde, ſagte er freundlich: „Seyd ihr der Mann, dem die Execution aufge„tragen worden? verrichtet euer Amt wohl.“

Hierauf entſpann ſich zwiſchen ihm und den Geiſtlichen, die ihn begleitet hatten, noch folgendes merkwürdige Geſpräch, welches beweiſt, daß er ſeinem hochherzigen Character bis zur letzten Minute treu blieb.

Monmouth. Ich ſtehe hier um den Tod zu leiden, und nicht um viel Worte zu machen. Ich ſterbe im Glauben der Engliſchen Kirche.

Der Geiſtliche. Wenn das iſt, Mylord, ſo müßt ihr auch die Lehre vom Gehorſam gegen den König für wahr erkennen.

Monmouth. Ich ſchließe keinen Punct aus, den die Kirche lehrt.

Der Geiſtliche. So empfindet ihr Reue über das Verbrechen, welches euch hieher gebracht?

Monmouth ſchwieg finſter, und nach einer Pauſe gieng er plötzlich zu einer ganz fremden

Materie über. „Man hat mich, ſprach er, eines
„ſchändlichen Umgangs mit einer tugendhaften Frau,
„Henriette Wedworth, bezüchtigt. Ich
„ſchwöre vor Gott, daß ſie unſchuldig iſt, und daß
„nichts Böſes zwiſchen uns vorgefallen.“

Der Sherif. Ward ihr auch nie mit ihr vermählt?

Monmouth. Solche Fragen zu beantworten, iſt hier weder Ort noch Zeit.

Der Sherif. So macht den Umſtehenden Eure Reue kund, die ihr über das Verbrechen der Rebellion empfindet.

Monmouth. Ich ſterbe als ein Bußfertiger.

Der Geiſtliche. Soll Eure Buße Gutes würken, ſo bekennt euch ſchuldig vor dem Volke.

Monmouth. Was ich darüber zu ſagen hätte, enthält dieſes Papier. (Er übergab es dem Sherif.)

Der Geiſtliche. In dieſer Schrift ſteht kein Wort von Eurem Hauptverbrechen, dem Aufruhr?

Monmouth. Ich ſterbe freudig im Vertrauen auf Gottes Gnade.

Der Geiſtliche. Wollt Ihr dieſe erlangen, ſo bittet Euren Nächſten das gegebene Aergerniß öffentlich ab.

Monmouth, (laut.) Hab' ich irgend einen Menſchen beleidigt, ſo verzeih' er mir. Ich habe meine Feinde, denen auch ich verzeihe.

Der Geiſtliche. Es iſt nothwendig, Mylord, daß Ihr Euch beſtimmter ausdrückt.

Monmouth. Leſet meine Schrift, und laßt mich ſterben.

Der Geiſtliche. Was man von Euch begehrt, könnt ihr leicht mit wenigen Worten vortragen.

Monmouth. Ich danke Gott, daß ich in den zwey letzten Jahren meines Lebens mir keinen Vorwurf zu machen habe.

Der Geiſtliche. Wie, Mylord! rechnet Ihr das Unglück und die Verwirrung für nichts, in welche ihr den Staat geſtürzt? Warlich! Ihr ſolltet euren Abſcheu dafür öffentlich an den Tag legen.

Monmouth. Ich bitte euch meine Schrift zu leſen.

Der Geiſtliche. In der aber vom Gehorſam gegen den König nichts vorkommt?

Monmouth. Ich bereue Alles, was ein guter Chriſt bereuen ſoll und mag. Uebrigens bin ich bereit den Tod zu leiden, und erſuche euch deshalb —

Der Geiſtliche. Wohlan, ſo müſſen wir uns begnügen, Euch der göttlichen Barmherzigkeit zu empfehlen.

Monmouth. Ihr vertraue ich, und ſterbe mit reinem Gewiſſen.

Der Geiſtliche. Wie? das Blut Eurer Anhänger, das um Euretwillen vergoſſen worden, belaſtet euch nicht?

Monmouth. O das Blut meiner Freunde liegt ſchwer auf meinem Herzen! doch hoffe ich ſie wieder zu finden.

Der Geiſtliche. Daß Ihr das Reich mit gewaffneter Hand angefallen, wollt Ihr nicht Aufruhr benennen?

Monmouth. Nennt es wie es euch beliebt. (Mit leiſer Stimme.) Ich wollte, es wäre nicht geſchehen.

Der Sherif, (zu den Umſtehenden.) Er ſagt, daß er wegen ſeines Aufruhrs große Reue hege.

Der Geiſtliche. So bittet den König hier öffentlich um Verzeihung.

Monmouth aber ſchwieg und verbeugte ſich gegen die Verſammlung, die ſodann das gewöhnliche Gebet für den Sterbenden verrichtete. Während deſſelben lag der Herzog auf den Knieen und betete ſtill. Als er wieder aufgeſtanden, fragte ein Geiſtlicher: „Wollt ihr nicht Eure Gemahlin und

„Kinder der königlichen Gnade empfehlen?“ — Raſch und mit Bitterkeit erwiderte Monmouth: Was haben denn dieſe verſchuldet? Doch — ſetzte er ſogleich gelaſſen hinzu, wenn es nöthig iſt, ſo thut es in meinem Namen.

Jetzt betete ein Geiſtlicher einen Pſalm, und endete mit den Worten: Herr beſchirme den König! worauf er ſich zu dem Herzog kehrte, und ihn erſuchte dieſe Worte laut nachzuſprechen. Monmouth bedachte ſich einen Augenblick, ſagte aber nichts als Amen! Dann wandte er ſich zu dem Scharfrichter, ließ ſich entkleiden, begehrte aber, daß man ihm die Augen nicht verbinden ſolle.

Einer der Geiſtlichen nahm dieſe Zeit wahr, um noch einen letzten Verſuch zu machen, den Herzog zu einem öffentlichen Bekenntniß zu überreden. „Mylord,“ ſprach er, „Ihr waret immer „ein tapferer Soldat; ſo tretet doch hervor, vermahnet die Soldaten ein Beyſpiel zu nehmen,“

Monmouth antwortete finſter: Was ich zu ſagen hatte, iſt geſagt. Ich bin nicht hieher gekommen, um zu reden, ſondern um zu ſterben. — „Aber Mylord,“ erwiderte der Geiſtliche, „das könnte mit zehn bis „zwölf Worten geſchehen.“ — Der Herzog würdigte ihn weiter keiner Antwort, ſondern rief ſeinen Kammerdiener, dem er ein Futteral gab, und ihm befahl, es demjenigen einzuhändigen, dem er auch das Uebrige bringen ſolle. Hierauf kehrte er ſich zu dem Scharfrichter: Nimm, ſprach er, dieſe ſechs Guineen, aber mach' es beſſer mit mir, als mit dem Lord Rouſſel, dem du drey oder vier Hiebe geben mußteſt. Dem Kammerdiener gebot er, die noch übrigen Guineen, die er bey ſich hatte, gleichfalls dem Scharfrichter einzuhändigen, wenn er den Todesſtreich gut geführt habe. Der Scharfrichter verſprach ſein Beſtes zu thun. Wohl, ſagte der Herzog, wenn du mich aber zweymal haueſt, ſo kann ich dir nicht verſprechen, daß ich mich nicht bewegen werde.

Jetzt knieete er nieder und legte ſein Haupt auf den Block, wobey die Geiſtlichen ihm bibliſche Sprüche vorſagten. Plötzlich richtete er ſich noch einmal in die Höhe, und ſagte zum Henker: Laß mich doch das Beil fühlen. Man erlaubte es ihm. Ich fürchte, ſagte er, es ſey nicht ſcharf genug. Leider hatte er Recht, denn als er ſein Haupt nun wieder auf den Block beugte, ließ der Henker das Beil gleichſam nur fallen, wiederholte zwar den Streich augenblicklich, aber mit eben ſo geringer Würkung, ſo daß Monmouth das Haupt noch einmal wandte, den Scharfrichter ſtarr anſahe, und rief: Mein Gott, wie werd' ich gemartert! [illegible] zwey Streiche empfieng er, und als auch [illegible] Kopf noch nicht vom Rumpfe getrennt [illegible], warf der Henker das Beil weg, zog ein [illegible] hervor, und löſte dergeſtalt das blutige Haupt vollends ab. Das Volk wurde dadurch ſo erbittert, daß die Soldaten es nur mit Mühe abhalten konnten, den Henker zu zerreiſſen. Auch der König ſtellte ſich zum mindeſten ergrimmt darüber, und ließ ihn ins Gefängniß werfen. — Monmouths Körper wurde in Scharlachſammt gewickelt, in einen zinnern Sarg gelegt, und im Tower begraben. Seine troſtloſe Gattin und ſeine verwayſten Kinder weinten noch eine Zeitlang im Gefängniß.

XII.

Erasmus Lurzers
Trotz und Strafe

Im Fürſtenthum Krain liegt ein Schloß, genannt Lurz, auf einem Felſen, der gleich einer Mauer in die Höhe ſich thürmt. Unüberwindlich ſchien dieſe Burg ohne Zuthun einer Menſchenhand, und ſie war das Stammhaus derer Herrn von Lurz oder der Lurzer. Der Letzte dieſes Geſchlechts hieß Erasmus, und hatte ſich, unter Kayſer Friedrich den Dritten, den Ruhm eines wackern Soldaten und unerſchrockenen Parthеygängers erworben.

Einſtmals, im Jahr 1483, gerieth er mit dem Erbmarſchall von Pappenheim bey Hofe in einen Zwiſt, deſſen Urſprung die Chronik nicht meldet, ſie zogen die Schwerdter in der kayſerlichen Burg, und Erasmus Lurzer hatte das Glück oder Unglück, ſeinen Gegner zu tödten. Sowohl der Mord ſelbſt an einem ſo hohen Kronbeamten, als auch

[illegible] del. [illegible]

[illegible]

die Verletzung der kayſerlichen Reſidenz, waren gleich hoch verpönt; Erasmus mußte fliehen, wurde emſig verfolgt, und wußte daher keinen ſicherern Schlupfwinkel, als ſeine Burg im Fürſtenthume Krain, die damals noch in dicken Wäldern und unwegſamen Wildniſſen lag, und Wenigen kaum dem Namen nach bekannt war.

Hier befand er ſich nun zwar in Sicherheit, aber er litt Mangel und hatte Langeweile, zwey Dinge, deren Eines ſchon hinlänglich iſt, einen Menſchen zum Böſewicht zu machen. Um ſeinem Mangel abzuhelfen, legte ſich Erasmus auf das Rauben und Plündern, und lebte, wie man damals zu ſagen pflegte, aus dem Stegreife. Da aber die Landſtraßen um ſeine Burg eben noch nicht häufig beſucht waren, ſo empfand ſein immer reger, an Kriegsthaten gewöhnter Geiſt noch oft Langeweile, und um auch dieſe zu tödten, verbündete er ſich mit den Feinden ſeines Vaterlandes, lockte die Ungarn ins Land, half ihnen das feſte Schloß Klingenfels erobern, und reizte ſie ſogar zu der, obwohl vergeblichen, Belagerung von Trieſt.

Solch ſträfliches Beginnen wurde bald am kayſerlichen Hofe ruchtbar, und weckte aufs neue den noch unverſöhnlichen Zorn gegen den Erbmarſchall von Pappenheim. Sofort ergieng ein ſtrenger Befehl an Caſpar Raubern, Hauptmann zu Trieſt, den verwegenen Luezer lebendig oder todt zu liefern, wozu man ſich der kayſerlichen Mannſchaft, ſo viel deren vonnöthen, bedienen ſolle. Caſpar Rauber ſammelte einen wackern Haufen, und ſuchte, als ein rüſtiger Jäger, die Spur des Wildes, aber lange vergebens; bis einſt der trotzige Luezer unvermuthet ſelbſt vor das Schloß Kleinhäuſel kam, in welchem Caſpar mit ſeiner Schaar verweilte, einen Knecht auffieng, und zu demſelben mit lachendem Munde ſagte: „Gehe zu deinem Herrn und berichte ihm, daß ich „mich ſeiner Gunſt empfehle, und da ich vernommen, daß er mich ſuchet, aber nicht finden kann, „ſo ſey ich hier, um ihm ſelbſt den Weg nach meinem Schloſſe zu zeigen, wobey ich verſpreche, daß „ich ihn dort beſſer bewirthen will, als er es mir „zugedacht hat.“ — Hierauf wendete er ſein Roß haſtig, that noch ein paar Schüſſe zum Hohn, und ſprengte mit verhängtem Zügel davon.

Kaum hatte Caſpar Rauber den Uebermuth vernommen, als er ſich ſchleunig auf das Pferd warf und mit ſeinen beſtberittenſten Leuten den Fliehenden verfolgte. Zwar hatte dieſer einen zu ſtarken Vorſprung gewonnen, aber der Hufſchlag ſeines Gaules verrieth doch den emſig Suchenden den Pfad zu der Felſenburg, die ſie plötzlich im düſtern Walde gewahr wurden. Am Fuße derſelben ſtanden ein Paar einzelne Hütten, die dem weidenden Vieh zur Zuflucht dienten, dieſe ließ Caſpar ſogleich in Brand ſtecken, und das Vieh wegtreiben. Weiter konnte er aber auch nichts thun, und mußte faſt an einem glücklichen Erfolge verzweifeln, wenn er die Augen zu dem unerſteiglichen Raubneſte empor hob, zu welchem nur ein Adler des Forſtes ſich aufzuſchwingen vermogte. Er lagerte ſich demnach, und meldete dem Kayſer die Beſchaffenheit der Burg, hinzufügend, daß nur ein einziger ſchmaler Weg, in den Stein gehauen, ſich hinauf winde, für einen einzigen Mann nur mühſam zu erklimmen, dahero auch ein einziger Mann, der oben ſtehe, hinlänglich ſey, eine groſe Menge Volks abzuhalten.

Bey ſo bewandten Umſtänden befahl der Kayſer ernſtlich, Caſpar Rauber ſolle noch mehr Mannſchaft zu ſich nehmen, und den Felſen dergeſtalt umringen, daß Erasmus nicht entſchlüpfen könne, ſondern, durch Hunger überwältigt, ſich ergeben müſſe. Der kayſerliche Befehl ward ſtreng vollzogen, jedoch ſchienen dieſe Maaßregeln wenig zu fruchten, denn der Lueger fuhr fort, die Belagerer zu verſpotten, ja, als die Faſtnacht des Jahrs 1484 herbey kam, rief er hinunter und bat ſie ſämmtlich zu Gaſte. „Er wolle zwar recht „gern — ſo ſprach er — ſelbſt zu ihnen hinab

„kommen, er ſehe aber, daß ſie nicht viel zum Beſten hätten. Wenn ſie daher ſeine Einladung „ausſchlügen, ſo wolle er ihnen wenigſtens friſches „Fleiſch zuſenden, um ſich gütlich zu thun.“ Er hielt auch Wort, indem bald darauf ein in vier Stücke zerhackter fetter Ochſe von der Burg hinunter in das Thal flog.

Caſpar Rauber ſtutzte, meynte aber bald, Erasmus wolle ihm nur einen blauen Dunſt vormachen, und der Ochſe ſey wohl ſein letzter Vorrath geweſen. Hiermit tröſtete er ſeine faſt muthlos gewordene Mannſchaft. Als aber das Oſterfeſt herbey kam, wurden ſie abermals höhniſch zu Gaſte geladen, und Erasmus bekräftigte ſeine Worte aufs neue durch ein paar lebendige Schöpſe, die er ihnen hinabwarf. So währte es denn immer fort bis zum Frühling und Sommer. Oefters ſchrie Erasmus ihnen zu: „Ich wollte euch gerne auch „mit Obſt und Fiſchen aus meinen Gärten und „Teichen verſehn, deren ich hier im Ueberfluß habe, „allein es mangeln mir nur Stricke, die lang genug wären, euch dieſe Victualien herabzulaſſen. „Wollt ihr jedoch verſprechen, meinen Leuten die „ungehinderte Rückkehr auf die Burg nicht zu verwehren, ſo will ich euch dann und wann einen „Vorrath zuſenden.“

Die erſtaunten Belagerer verſprachen es ihm, und entſagten faſt der letzten Hoffnung, als Erasmus würklich ſeinen vertrauten Diener, den er zugleich als Schreiber gebrauchte, mit mancherley leckern Speiſen ins Thal ſchickte. Um zugleich den kayſerlichen Soldaten zu beweiſen, wie ſchwer es ſey, die Felſenburg zu erklimmen, ließ er, in ihrer Aller Gegenwart, eine Leiter auf die Spitze des Berges bringen, und ſo befeſtigen, daß ſie bis zu einer großen Höhle hinab reichte. Auf dieſer Leiter ſtieg der Schreiber bis zu beſagter Höhle, worauf die Leiter ſogleich zurückgezogen wurde, er aber kletterte nun auf dem ſchmalen Fußpfad, wie eine Gemſe, und ſprang oft von Stein zu Stein über Abgründe hinweg. So gelangte er mühſam ins Thal, und überreichte dem beſtürzten Hauptmann ein Käſtchen mit Kirſchen, Erdbeeren, und was die Jahrszeit eben mit ſich brachte. Dieſen Uebermuth trieb der Belagerte hinfort faſt in jeder Woche, und an Faſttagen beſchenkte er den Hauptmann mit manchem Zuber voll lebendiger Fiſche.

Caſpar Rauber ſah nun wohl, daß er auf dieſe Art ſeine Zeit vor dem Felſenneſte vergebens verliere, auch murrten die Soldaten und waren des fruchtloſen Spieles überdrüſſig. Der bedrängte Hauptmann verſuchte es daher auf andere Weiſe. Er machte den Schreiber treuherzig, der jederzeit die Geſchenke brachte, verhieß ihm großen Lohn von des Kayſers Majeſtät, verehrte ihm köſtliche Geſchenke, redete ihn kräftig ins Gewiſſen, drohte auch mit unter, und brachte durch ſolch kluges Beginnen es endlich dahin, daß der Menſch bekannte: die friſchen und unerſchöpflichen Lebensmittel, welche er zu bringen pflege, würden Alle durch einen unterirrdiſchen wohlverſteckten Ausgang von dem Wibacher Boden geholt, wo die Früchte einige Wochen früher reiften, als in andern Gegenden des Krainerlandes. Jener Gang führe in den dichten Wald. Wo aber eigentlich die Höhle befindlich ſey, aus welcher man an das Tageslicht hervorſteige, das könne er ſelber nicht anzeigen, maßen, um die Lebensmittel zu holen, Erasmus allein einen vertrauten Knecht gebrauche. Indeſſen wolle er ein anderes Mittel an die Hand geben, dem Uebermuthe des Räubers ein ſchleuniges Ende zu machen.

Hierauf zeigte er ihnen ein kleines Loch hoch am Felſen, und da ſie daſſelbe kaum zu unterſcheiden vermogten, verſprach er bey ſeiner Zurückkunft ein weiſſes Tuch davor zu hängen. Auf dieſes Loch nun ſollte Caſpar Rauber ſeine vier bey ſich habenden Feldſtücke richten laſſen, aus denen er vorher ſo manchen vergeblichen Schuß gethan. Bey einbrechender Nacht ſolle man genau auf ein gewiſſes Fenſter der Burg Acht geben, und, ſobald man am ſelbigen ein Licht erſcheinen ſehe, alle vier Stücke zugleich losbrennen. — Man befolgte ſeine Anweiſung treulich. Das vorgeſteckte Ziel aber war Luegers heimliches Gemach. Als er nun ſeiner Gewohnheit nach ſolches am Abend beſuchte, flimmerte auch ſogleich das Licht am Burgfenſter, und das Geſchütz donnerte. Die Kugeln zerſchmetterten die Felſen, ein abgeriſſener Stein zerſchlug Luegern das Schienbein, ein anderer traf ihn an den Kopf, daß er augenblicklich entſeelt zu Boden ſtürzte. Hierauf übergab der Schreiber die Burg, die Caſpar Rauber ſofort zerſtörte.

Mit Erasmus ſtarb das Geſchlecht der Lueger aus. Seine Gattin, eine Barbara von Tſchernembl, war ſchon einige Jahre vorher kinderlos zu Grabe getragen.

Siehe Valvaſors Ehre des Herzogthums Krain.

XIII.

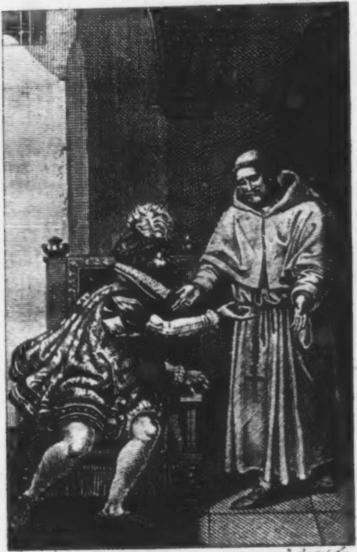
Cunz von der Roſen,

Kayſer Maximilian des Erſten

kurzweiliger Rath.

Man pflegt heut zu Tage mit dem Titel Hofnarr gemeiniglich einen erniedrigenden Begriff zu verbinden, doch waren es gewöhnlich die klügſten, oft auch die wackerſten Leute am ganzen Hofe. Wer weiß ob je ein Monarch einen treueren Freund hatte als ſeinen Hofnarren, weil dieſer, ihm perſönlich ergeben, Lieb' und Leid mit ihm trug, mit ihm ſtand oder fiel. Wo die ernſten Räthe ſchweigen mußten, da durfte der lachende Mund noch ungeſtraft ſich öffnen; und wo Eigennutz der Räthe Lippen, Eigenſinn des Königs Herz verſchloß, da durfte die Wahrheit zum mindeſten noch in der Schellenkappe einher treten. Nicht ſelten entriß ein Hofnarr ſeinen gekrönten Freund dem Unter-

p. 218.



[illegible] [illegible] fec.

Cunz von der Roſen Kayſer Maximilian der
Erſten kurzweiligen Rath.

gange, oder ein luſtiger Schwank wirkte oft heilſamer, als der pedantiſchen Räthe langweilige Phraſen. So hat ſchon Shakeſpeare in ſeinem Lear die klugen Narren geſchildert, durch deren Abſchaffung an den Höfen warlich nichts gewonnen worden; ſo war auch Cunz von der Roſen, Kayſer Maximilian des Erſten kurzweiliger Rath. — Einige Beyſpiele ſeines treffenden Witzes mögen vorausgehen, ehe wir uns zu der Begebenheit wenden, die ihn guten Menſchen vorzüglich merkwürdig macht.

Im Jahr 1510 war er mit Maximilian, damals ſchon Kayſer, auf dem Reichstag zu Augsburg, wo wegen des Friedens mancherley unterhandelt wurde. Da trat plötzlich Cunz hervor, und fragte die Anweſenden: wie alt meynt ihr wohl daß ich ſey? — Als nun der Eine dieß der Andere jenes Alter rieth; ſagte er endlich: fehlgeſchoſſen! ich bin nun ſchon über zweyhundert Jahr alt, denn ich habe die beyden Friedensbündniſſe von Hagenau und Camerich überlebt, deren doch jedes auf hundert Jahr errichtet wurde. Welche treffliche Lehre für einen Monarchen, der eben im Begriff ſtand einen Frieden zu unterhandeln.

Maximilian wurde von ſeinen Amtleuten auf den kayſerlichen Gütern, ſo unverſchämt betrogen, daß jene in Kurzem reich wurden, ihm aber das Geld ſehr oft mangelte. Als er nun einſt klagte, daß er die Kriegskoſten nicht aufzutreiben wiſſe, ſagte Cunz: Geh hin und werde Amtmann auf deinen Gütern, dann kannſt du dem Kayſer Geld leyhen. Ein Wort zu rechter Zeit, das gegen die reichen Blutſauger keiner zu ſprechen gewagt hatte. — Maximilian erkannte auch Cunzens Werth, und hatte ihn ſo lieb, daß er ihm auch manchen unbeſonnenen Streich hingehen ließ.

Als einſt die Geſandten von Venedig dem Kayſer einen zierlichen Credenzteller von Cryſtall — damals eine große Seltenheit — zum Geſchenk überreichten, und der Kayſer ihn neben ſich auf einen mit Tuch behangenen Tiſch ſtellen ließ, verwickelte ſich Cunz mit ſeinem Sporn in dem Tuche, und warf ſo den Teller herab, daß er in tauſend Stücke zerbrach. Vielleicht geſchah es mit Vorwiſſen des Kayſers, der den Venetianern dadurch zeigen wollte, daß er ihre zerbrechlichen Geſchenke gleich ihrer Freundſchaft achte. Die Geſandten aber wurden darob gewaltig erbittert, meynten es ſey ihnen ein Schimpf wiederfahren, und begehrten, der Narr ſolle, nach dem Sprichwort, mit Kolben gelauſt werden. — „Liebe Freunde, ſagte

„Cunz, es waren ja nur Gläſer. Hättet ihr Gold „oder Silber gebracht, ſo wäre nichts davon zerbrochen; oder man könnte doch die Scherben noch „brauchen.“ — Der Kayſer lachte und dem Narren geſchah nichts.

Wie hätte es auch Maximilian, der edle Mann, anfangen ſollen, einen Menſchen wegen einer Poſſe zu züchtigen, der ihm einſt mit Gefahr des Lebens den höchſten Grad der Treue bewieſen hatte? — Denn als er nur noch König war, im Jahr 1488, empörten ſich die Einwohner von Flandern oftmals gegen ihn, und weder Ernſt noch Gnade vermogte ſie zu bändigen. Beſonders zeichnete ſich die Stadt Gent aus, die franzöſiſchen Einblaſungen nur zu williges Gehör gab. Einſt ließen die Bürger von Brügge den König durch Geſandten feyerlich zum Feſt der Lichtmeß einladen, und wußten das biedere Herz durch erheuchelte Treue ſo einzuſchläfern, daß er, nach einigem Bedenken, in ihr Begehren willigte.

Nachdem er nun vor dem St. Catharinenthor angelangt war, ritt ſein kurzweiliger Rath, Cunz von der Roſen, ſonſt wegen ſeiner Unerſchrockenheit berühmt, ſchüchtern an ihn heran, und ſprach: „Lieber König, ich ſehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nicht folgen, ſondern „durchaus gefangen ſeyn willſt. Ich habe aber

„keine Luſt, mich um deinetwillen mit fangen zu
„laſſen. Das Geleite will ich dir wohl in die
„Stadt geben, bis zur Burg, dann aber reite ich
„geradesweges zum Genterthor wieder hinaus.
„Wenn du nachher ſehen und hören wirſt, daß die
„Luſthäuſer und Dörfer vor der Stadt brennen, ſo
„gedenke daß dein närriſcher Cunz es gethan hat,
„um ſeinen lieben König zu rächen."

„Ich ſehe wohl, antwortete Maximilian, daß
„du meinen lieben Söhnen zu Brügge wenig Gu-
„tes zutraueſt, doch haben ſie Treue und Gehor-
„ſam zugeſagt."

Trau ihnen der Teufel! ſagte Cunz, ritt mit dem König zu Einem Thor der Stadt hinein, zum Andern allein wieder hinaus, und nur zu bald ergab es ſich, daß der kluge Narr kein Lügenprophet geweſen; denn auf ungeſtümes Anhalten der Bürger von Gent und durch böſe Rathſchläge Frankreichs verleitet, wurde dem König am 5ten Februar eine Bürgerwache vor ſein Zimmer geſtellt; der raſende Pöbel ſammelte ſich um ſeine Wohnung, höhnte und beſchimpfte ihn.

Während er ſo in enger Haft bereute, daß er ſeines Narren Rath in den Wind geſchlagen, ſann dieſer hin und her auf Mittel den König zu befreyen. Zuerſt machte er folgenden Verſuch: er ließ ſich zwey Schwimmgürtel verfertigen, deren

Einen er ſelbſt um den Leib binden und damit durch den Schloßgraben ſchwimmen wollte. Dann konnte er leicht von dieſer Seite bis zu ſeinem geliebten Herrn vordringen, der ſodann mit Hülfe des andern Schwimmgürtels ihm folgen ſollte. Schnelle Roſſe ſtanden bereit, wenn die Befreyung gelungen, die weitere Flucht zu befördern. Kühn unternahm er das Wagſtück; doch kaum hatte er ſich mit ſeinem Schwimmgürtel in das Waſſer hinabgelaſſen, als die häufig dort befindlichen Schwäne, Enten und Gänſe einen ſo greulichen Lärm und Geſchnatter anfiengen, daß die Wache jenſeits aufmerkſam wurde, die Burg allarmirte, nach ihm ſchoß, und ihn zwang eiligſt zurückzukehren.

Der treue Cunz ließ ſich durch dieſen Erſten mißlungenen Verſuch nicht abſchrecken. Er machte einen Mann zu ſeinem Vertrauten, deſſen Handwerksgenoſſen heutzutage eben nicht im Ruf der Verſchwiegenheit ſtehen, nemlich einen Barbierer. Von dieſem lernte er ein wenig Haar und Bart ſcheeren, lieh ſich ein Kleid, nahm den Scheerbeutel unter den Arm, und wanderte getroſt in die Stadt. Er gelangte glücklich bis zu der Burg, aber wie nun den Weg zum König ſich bahnen? Cunz wußte Rath. Er gieng zum Pater Guardian des Franciſcaner-Kloſters, deſſen Treue gegen Maximilian ihm bekannt war. Dieſem Manne entdeckte er ſein Vorhaben. Der Pater ſollte ihm nemlich eine Platte ſcheeren laſſen und einen Mönch zum Begleiter mitgeben. „So, ſprach er, will „ich, unter der Geſtalt eines Beichtvaters zum „Könige ſchleichen, will ihm auch eine Platte „ſcheeren, ihn dann in meine Kutte kriechen laſſen „und mit eurem Kloſterbruder zurückſenden. Dann „führt ihr den König flugs vor das St. Catharinenthor, da findet ihr ein kleines Schiff, vier „Knechte und drey Pferde, die eurer harren, und „alſo könnt ihr ihn glücklich nach Middelburg „bringen.“

Aber wo bleibſt du? fragte der Pater Guardian. — „Ich, verſetzte der edle Cunz, lege „des Königs Kleider an, und wenn die von Brügge „den König im Gefängniß ſuchen, werden ſie an „ſeiner Statt einen Narren finden, mit dem ſie „machen mögen was ihnen beliebt. Sollten ſie „mir auch alle Marter, ja den Tod ſelbſt anthun, „ſo ſterbe ich vergnügt, denn ich habe meinen „Herrn errettet, und die Rebellen ſind von einem „Narren betrogen worden.“

Der Pater Guardian ſtand verwundert und gerührt ob Cunzens Edelmuth. Er erfüllte ſein Verlangen, ließ ihm eine Platte ſcheeren, und gab ihm eine Mönchskutte und einen Kloſterbruder zum Begleiter. Als ſie zu der Burg kamen, und der

Hauptmann von der Wache fragte, was ſie beym König zu verrichten hätten? zog Cunz ſeine Kappe vom Haupte, entblößte alſo die nagelneue Platte, und ſagte mit andächtigen Geberden: er ſey vom Guardian abgeordnet, den König Beichte zu hören, und ihn in ſeinem jetzigen betrübten Zuſtande zu tröſten. Die Thüren wurden ihm ſofort geöffnet, und er trat hinein zu ſeinem gefangenen Herrn. Maximilian ſaß am Fenſter, den Kopf in die Hand geſtützt, da tönte auf einmal eine wohlbekannte Stimme in ſeine Ohren: Siehe nun finde ich dich da, mein lieber König, warum biſt du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt?

Wer malt das Erſtaunen und die Freude des Gefangenen, der, von allen ſeinen Freunden verlaſſen, ſeinen getreuen Narren bewegt in die Arme ſchloß! Cunz! lieber Cunz! wo kömmſt du her?

„Ich habe, erwiederte Cunz, deinetwegen „mein Leben gewagt, und denke dich mit Gottes „Hülfe aus deiner Feinde Klauen zu erlöſen; du „mußt mir aber beſſer folgen als das Erſtemal.“

Maximilian ſtarrte ihn an. Wie biſt du herein gekommen? wie haſt du durch drey Wachen dich durchlügen können? — „Lieber Max, verſetzte Cunz, du weißt ja daß ich

„ein Narr bin. Hier habe ich mein Barbierzeug
„womit ich dir eine Platte ſcheeren will, denn nur
„deinetwegen habe ich dieß Handwerk erlernt.
„Ich will auch die Kleider mit dir tauſchen und
„hier bleiben; du aber ſollſt alſo beſchoren in meiner
„Kutte durch die Wache keck hindurch ſchreiten.
„Vor dem Thore wirſt du einen Barfüßer Mönch
„finden, dem folge in ſein Kloſter. Mit dem
„Guardian iſt alles verabredet. Morgen um dieſe
„Zeit biſt du bey den Deinigen zu Middelburg.
„Komm nur ſchnell her und laß dich beſcheeren,
„denn bleib' ich zu lange, ſo wird der Handel
„verdächtig."

Der König drückte ihn dankbar an ſein Herz, aber er zauderte noch, und wollte vorher erforſchen, wie es drauſſen in der Welt ſtehe! Als er nun von Cunzen vernahm, daß eine groſe Macht zu ſeiner Rettung im Anzuge ſey, ſo deuchte es ihm ſeiner Hoheit übel anſtändig, ſich auf dieſe Weiſe der Haft zu entledigen. Vergebens bat und überredete der getreue Cunz, er weigerte ſich entſchloſſen dieſes Mittel zu ergreifen. Als Cunz ſah, alles Zureden ſey vergebens, ſagte er halb zornig halb wehmüthig:

„Lieber König, ich ſehe wohl, daß du noch
„ein gröſſerer Narr biſt als ich; und weil du mir
„nicht folgen willſt, ſo werde ich meine gefährliche

„Reiſe wohl vergebens gemacht haben. Drum behüte dich Gott mein närriſcher König! du biſt gar zu fromm für die Fläminger.“

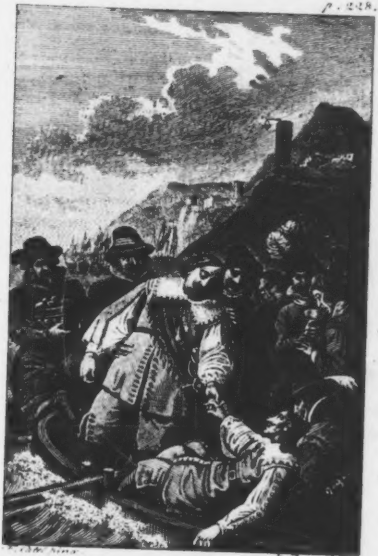
So gieng er denn betrübt wieder von dannen. Als er an die Wache kam, fragte der Hauptmann: wie er den König gefunden? — Sehr fromm, antwortete Cunz, eilte fürbaß, und fuhr nun ſelbſt ſtatt des Königs nach Middelburg, wo er deſſen ſpätere Befreyung abwartete. Dieſe ſchöne That, die in Gottes Augen vollbracht war, hat Maximilian ihm nie vergeſſen, und man kann ſich, bey Leſung derſelben, des Wunſches nicht erwehren, daß der Himmel noch heutiges Tages jedem wackern gekrönten Haupte einen ſo wackern Hofnarren ſchenken möge. — Siehe Birkens Ehrenſpiegel des Erzhauſes Oeſtreich.

XIV.

Capitain Vlies,
eines Holländers,
Tapferkeit und wunderbare Errettung.

Chriſtian Vlies, ein holländiſcher Seefahrer, war im July 1693 auf der Küſte von Algarbien geſtrandet, nachdem er ſich lange mit unglaublicher Tapferkeit gegen drey franzöſiſche Kriegsſchiffe gewehrt hatte. Das Schiff ſaß ſo feſt im Sande, daß er ſich genöthigt ſah es zu verlaſſen und in Brand zu ſtecken. Nach einer mühſeligen Zurückreiſe in ſein Vaterland, entſchloß er ſich dennoch zu einer neuen Unternehmung, kaufte ein treffliches Schiff mit 40 Stücken bewahrt, warb hundert Mann wackeres Schiffsvolk, rüſtete ſich aus mit allem Nothwendigen, und ſtach muthig in See um eine Reiſe nach der Levante zu vollbringen. Das Schiff, Sanct Johannes genannt, hatte den Ruhm

p. 228.



[illegible] pinx. J. Penzel fec.

Capitain Ulies, eines Holländers Tapferkeit, und wunderbare Errettung.

eines guten Seglers, und im Anfang des Jahrs 1694 verließ Capitain Blies den Texel.

Anfangs gieng alles nach Wunſch, in wenig Tagen hatte er ſchon die Höhe von Portugall erreicht. Hier erblickte er am 18ten Januar gegen Südweſten drey Schiffe mit holländiſchen Flaggen in einer Entfernung von ungefähr drey Seemeilen. Sie ſegelten mit vollem Winde auf ihn zu, und, durch die Flagge getäuſcht, begehrte er nicht ihnen auszuweichen. Doch als ſie faſt auf Kanonenſchußweite ſich genähert hatten, ließen ſie plötzlich die holländiſche Flagge nieder, und zogen die algieriſche auf, thaten auch ſofort einen Schuß unter den Wind, wodurch ſie den Holländer auffoderten ſich zu ergeben.

Aber dieſer, durch die Uebermacht keinesweges geſchreckt, und durch Einen Blick um ſich her überzeugt, daß die Flucht unmöglich ſey, faßte er den kühnen Entſchluß ſich tapfer zu vertheidigen. Er ſelbſt gieng, zum Erſtaunen der Algierer, auf ſie los, und gab ihnen die Erſte volle Lage. Das nächſte feindliche Schiff verſuchte ſogleich zu entern, wurde aber durch ein wirkſames Musketenfeuer zurückgetrieben. Indeſſen hatte ſich das zweyte auf der andern Seite genähert, enterte gleichfalls, und ſchon hiengen zwölf Mann an der groſen Wand des holländiſchen Schiffes. Aber ihr Uebermuth wurde ihnen blutig vergolten, und nur wenige kamen lebendig wieder herunter.

Erbittert durch dieſe unerwartete Vertheidigung, ſetzten die beyden größten Algierer bald mit verdoppelter Wuth aufs neue an, fochten Mann gegen Mann wohl zwey Stunden lang, ſteckten das Schiff an einigen Orten in Brand, und ruinirten es überall beſonders am Hintertheil. Dennoch mußten ſie abermals weichen. Zehn Todte und ſieben ſchwer verwundete Holländer lagen auf dem Verdecke, aber auch funfzehn entſeelte Türken an ihrer Seite, die ſogleich über Bord geworfen wurden. Unter den holländiſchen Leichnamen befanden ſich faſt alle Officiere, dennoch hatte der kleine Ueberreſt den Muth nicht verlohren, ſondern blieb entſchloſſen lieber fechtend zu ſterben, als die Feſſeln der Barbaren anzulegen.

Kaum hatte man von beyden Seiten ein wenig Athem geſchöpft, als die Algierer mit neuer Furie heran ſtürmten, zwar mit einem Cartätſchenhagel empfangen wurden, aber doch in größerer Anzahl als vorher das Schiff erſtiegen. Die zwey Raubſchiffe hatten ſich auf beyden Seiten feſt an Bord geklammert, daher ließ Capitain Blies einige Springkiſten (eine Art von den Minen) in die Luft fliegen, wodurch eine Menge Türken zu Grunde giengen, die übrigen aber in Unordnung geriethen.

Sobald der Capitain, der nicht einen Augenblick ſeine Geiſtesgegenwart verlohr, dieß vermerkte, machte er ſelbſt mit 40 Mann einen Ausfall, ſpielte mit Granaten unter die Ungläubigen, trug den Tod in ihre Reyhen, und zwang ſie ſich abermals in größter Verwirrung auf ihre Schiffe zurück zu ziehen, nachdem ſie dieſesmal 40 Todte zurückgelaſſen hatten. Auch die Holländer zählten wiederum fünf Todte und acht Verwundete.

Jezt hielten die Algierer für rathſam, ſich auf Schußweite zu entfernen, und ſo feuerten ſie aus allen drey Schiffen unaufhörlich auf den Holländer, ſo daß ſein Fahrzeug bald keinem Schiffe mehr ähnlich ſah, auch ſechsmal in Brand gerieth. Aber auch die Ungläubigen waren ſo übel zugerichtet, daß ſie keinen neuen Verſuch zu entern wagten, ſondern ſich eine halbe Meile entfernten und daſelbſt vor Anker legten.

Hierauf ließ Capitain Blies ſein noch übriges Volk am großen Maſte zuſammentreten, und bedankte ſich für erwieſene Tapferkeit. Das Gefecht hatte von 9 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends gewährt, und man zählte 19 Todte und 18 ſchwer Verwundete. Das Tauwerk wurde ſogleich nach Möglichkeit ausgebeſſert, auch ſonſt, ſo gut es ſich nur immer thun ließ, Alles wieder in brauchbaren Stand geſetzt.

Ohne an die höchſtnöthige Ruhe zu denken, wollte Capitain Blies ſogleich, da es nun vollkommen Nacht geworden, die Segel aufziehen, und den Hafen von Liſſabon zu erreichen ſuchen. Ach! da kletterte plözlich ein Matroſe bebend und leichenblaß aus den Raum herauf, und verkündete die Schreckensbotſchaft, daß das Schiff bereits ſieben Fuß hoch Waſſer gezogen und ſtark zu ſinken anfange, welchem Unglück zu ſteuern keine Möglichkeit vorhanden war, denn beyde Pumpen lagen zu Trümmern geſchoſſen.

Der Oberbarbierer, Chriſtian Molzer von Leipzig gebürtig, befand ſich eben damals unten im Schiff bey ſeinen elenden Patienten, hatte bereits einigen die Arme und Beine abgeſchnitten, und war jezt eben im Begriffe, dem Kellermeiſter den rechten Arm wegzunehmen. Schon hatte er das Fleiſch rundum durchſchnitten, und wollte eben nach der Säge greifen, als die Schreckenspoſt erſcholl. So mußte er die lautwinſelnden Unglücklichen ihrem Schickſal überlaſſen, und eilte über Hals und Kopf mit ſeinen beyden Unterchirurgen auf das Verdeck. Zwiſchen 9 und 10 Uhr Abends legte ſich das Schiff ganz auf die rechte Seite, ſo daß die Spitzen der Maſten ſich in den Wellen badeten. Die Verwundeten im Raume mußten Alle elendiglich erſaufen, die noch übrige geſunde Mannſchaft aber, 61 an der Zahl, drängte ſich zuſammen auf die Seite, die noch aus dem Waſſer hervorragte.

Welch' eine fürchterliche Nacht! Unaufhörlich brauſten und ſtürzten die Wogen über ihre Köpfe hinweg; bald wurde dieſer bald jener, der nicht recht feſt ſich angeklammert hielt, in den Abgrund geriſſen. Jetzt hätten ſie Alle für ein beneidenswerthes Glück gehalten, was ſie vorher ärger als den Tod ſcheuten, die algieriſche Gefangenſchaft. Als daher die Morgendämmerung anbrach, und ſie die feindlichen Schiffe in der Entfernung von einigen Seemeilen noch erblickten, verſuchten ſie eine Stange aufzurichten, und mit einer daran gebundenen Hangmatte, das Zeichen der Ergebung den Türken zuzuwinken. Aber auch dieſe elende Hoffnung war vergebens, denn mit bleichem Schrecken ſahen ſie bald darauf die drey Schiffe unter Segel gehen, die ihr kümmerliches Wrack entweder nicht gewahr wurden, oder es nicht mehr der Mühe werth hielten, ſich deſſen zu bemächtigen.

Da nun oft die linke Seite des Schiffes nur noch anderthalb Fuß über dem Waſſer lag, bereiteten ſie ſich zum Tode, und nahmen beweglichen Abſchied von einander.

In dieſer höchſten Noth ſah Einer die Spitze des geſunkenen Bootes, nebſt der Schaluppe, aus der See hervorragen. Ein Schimmer der Hoffnung leuchtete, die Verzweiflung gab den Ermüdeten Kräfte, mit unſäglicher aber unverdroſſener Arbeit brachten ſie das durchſchoſſene Boot herauf, und verſtopften die Löcher mit zerſchnittenen Hangmatten. Aber nun fehlte es am Maſt, Segel, Ruder und andern Schiffsgeräthen, auch hatten ſie keine Lebensmittel und waren doch wenigſtens noch 40 Meilen vom Lande entfernt. Wer ſolchergeſtalt in ein übelverſehenes Boot aus einem verſunkenen Schiffe ſich rettet, gleicht wohl recht einem Sterbenden, der ſich aus Einem Bett in das andere tragen läßt um dem Tode zu entrinnen.

Doch ſo verzweifelt ihre Lage ſchien, ſo war doch Rettung nicht unmöglich. Sie ſprangen muthig in das Boot, banden die Schaluppe hinten an, und giengen Gott vertrauend unter Segel, unwiſſend wohin? denn ohne Compaß mußten ſie ihren Lauf blos nach der Sonne oder den Sternen richten. Ihre Furcht verdoppelte ſich als nach wenigen Stunden der Wind ſüdöſtlich wurde, mit welchem ſie kein Land auf 200 Meilen weit zu finden hoffen durften. Gegen die Nacht wurde er zwar ſüdlicher, am 20ſten Januar des Morgens aber ſprang er ganz nach Oſten um, und vernichtete beynah ihre letzte Hoffnung.

Von Durſt gepeinigt fiengen einige an Seewaſſer zu trinken, wodurch ſie aber den Durſt vermehrten, und ſich heftige Leibſchmerzen zuzogen. Andere tranken ihren Urin, und giengen ſogar mit dieſem ekelhaften Labſal ſo ſparſam um, daß ſie ſich nicht mehr auf einmal davon erlaubten, als der Deckel einer blechernen Tabaksdoſe hält, etwa zwey Unzen. Dabey war es keine ihrer geringſten Martern, daß die Wellen unaufhörlich über das Boot ſchlugen, ſie alſo nie trocken, ſondern beſtändig von einem ſehr empfindlichen Froſt geſchüttelt wurden. Auch ſtarben ſchon an dieſem Tage zwey ihrer Gefährten, die dieſe gehäuften Leiden nicht zu ertragen vermogten.

Gegen Mitternacht ſchöpften die Unglücklichen dennoch wieder ein wenig Hoffnung, als der Wind nach Norden umſprang. Da die anhängende Schaluppe ſie am Segeln ſehr verhinderte, ſo ließ der Capitain die darin befindliche Mannſchaft gleichfalls herüber in das groſe Boot kommen, und die Schaluppe abſchneiden, in welcher auch ſchon ein Todter lag, der alſo im naſſen Sarge den Wellen überlaſſen wurde. Einen vierten hatte eine Welle aus dem Boote geriſſen und verſchlungen; es waren alſo von 61 nur noch 57 Mann übrig, die, in das einzige Boot zuſammengepreßt, ſich kaum zu rühren vermogten.

Doch der Tod ſorgte dafür daß nach und nach immer mehr Platz wurde. Am ſelbigen Vormittag ſtarben abermals zwey, und Nachmittags drey Perſonen. Die Nacht raffte wiederum zwey andre hinweg. Es iſt dabey eine betrübte Merkwürdigkeit, daß jedesmal die Uebrigbleibenden ſich um die armſelige Erbſchaft zankten, auch wohl einander in die Haare geriethen, ob wohl der Tod ihnen ſelbſt ſchon auf der bleichen Wange ſaß.

Am 22ſten warf eine ſtarke Welle zwey Fiſche in das Boot, um welche ſogleich eine grimmige Balgerey entſtand, ſo daß ſie einander die blutigen Stücke wieder aus dem hungrigen Munde riſſen. An dieſem Tage ſtarben fünf Perſonen, deren drey von den rohen Fiſchen das meiſte gegeſſen hatten. In der Nacht wurden abermals drey von ihrer Marter erlöſt, und um in dieſer fürchterlichen Lage ihren Jammer noch zu vergrößern, fand der Capitain, nach ſeinen des Morgens angeſtellten Beobachtungen, daß er, ſtatt vorzurücken, acht Meilen weit in das hohe Meer zurückgeworfen war.

Jetzt baten die hungrigen Geſpenſter, er wolle ihnen vergönnen, die todten Körper zu zerreiſſen und zu verſchlingen, wovon er ſie ſchaudernd abmahnte, und auf Gottes Barmherzigkeit verwieß. Nachmittags begannte es zu regnen, wo denn jeder die lechzenden Lippen weit aufſperrte und die dürre Zunge herausſtreckte, um die köſtlichen Tropfen aufzufangen. Was in den gerunzelten Wangen hängen blieb, leckten ſie wieder vom Geſicht. Dann ſtürzten ſie ſich ſämmtlich mit ſolchem Ungeſtüm auf das Segel, um das Regenwaſſer herauszuſaugen, daß, da ſie Alle nach Einer Seite liefen, wenig am Umſturz des Bootes fehlte. Sechs Perſonen ſtarben am 23ſten und der Platz wurde immer geräumiger.

Am 24ſten bekamen ſie zwar ziemlich guten Wind, wußten aber nicht wo ſie waren. Ihr Urin begann ſehr roth zu werden, und ihr Athem roch ſo ſtark von dieſem ekelhaften Getränk, daß, wenn ſie mit einander redeten, ſie das Geſicht auf die andere Seite kehren mußten. Dabey wurde der Hals ſo trocken und entzündet, daß viele die Sprache verlohren. Alle aber fühlten ſich gänzlich erſchöpft und ausgemergelt. Das Segel, welches zuvor drey Mann mit leichter Mühe regieren konnten, vermogten ſie jezt kaum mit vereinten Kräften aufzuwinden. Heute ſtarben wiederum drey Perſonen. Den übrigen ſaß der Tod auf den Lippen. Von Kälte und Näſſe ſtarben einigen die Fußzehen ab. Nur der Capitain und der Oberbarbierer hatten noch einige Kräfte. Als am Abend dieſes Tages wiederum Einer von der Quaal erlöſt wurde, begehrten die Hungernden abermals den abgezehrten Leichnam unter ſich zu theilen. Der Capitain bot

Alles auf, was Religion und natürlicher Abſcheu ihm einflößten, ſie von dieſem Greuel zurückzuhalten, und noch Einmal gelang es ihm, doch nur unter der Bedingung, daß, wenn ſie auch am folgenden Tage nicht Land erblickten, er ſich der gräßlichen Mahlzeit nicht länger widerſetzen wolle.

Am 26ſten endlich, eine Stunde nach Sonnenaufgang, rief ein Matroſe mit heiſerer Stimme Land! Land! Alle taumelten in die Höhe, brachen in Thränen aus und umarmten einander ſchluchzend. Aber das erſeufzte Land beſtand nur in einigen Felſenklippen, 6 oder 7 Meilen von der portugieſiſchen Küſte gelegen. Lebensmittel waren da nicht zu bekommen, und landen durfte man nicht ohne beſorgen zu müſſen das elende Boot werde ſcheitern; daher der Capitain, der nun wieder wußte wo er war, den ganzen Tag gegen das feſte Land fortſegeln ließ, und endlich Nachmittags um drey Uhr das Städlein Cascaes, an der Mündung des Tajo gelegen, erblickte. Von Freude berauſcht vernachläßigten ſie die gewohnte Vorſicht, und trieben plötzlich auf eine ſcharfe Klippe, die ihnen, ſo nahe dem Hafen, noch unvermeidlichen Untergang drohte. Aber ſchon waren die Einwohner des Städtchens ſie gewahr geworden. Einige Barken eilten herzu, und fanden ein leckes Fahrzeug, in welchem fünf und zwanzig Geſpenſter ſaßen und drey Leichname lagen. Acht Tage und neun Stunden hatten die Geretteten, bey mühſeliger Arbeit, keinen Biſſen zu ſich genommen. Von Mitleid tief erſchüttert half man ihnen augenblicklich ans Land, und trug haſtig herbey was ſie erquicken konnte.

Dennoch mußte der wackere Capitain noch den Schmerz erleben, ſeinen einzigen Sohn ſterben zu ſehen. Auch von den 25 die dem offenen Rachen des Todes entflohen waren, ſahen nur neun Menſchen ihr Vaterland wieder. Die übrigen ſtarben an den Folgen der ausgeſtandenen Leiden. Unter den Uebriggebliebenen befand ſich Capitain Blies und der Oberbarbierer Molzer. Der Letztere ſaß, während der ganzen ſchrecklichen Fahrt, am Hintertheil des Bootes, und zeichnete die Data ihres fürchterlichen Schickſals mit einem eiſernen Nagel auf den ziemlich breiten Balken. Hier ſtand die Zahl der täglich Verblichenen, die Veränderung der Winde, und was ſich nur ſonſt mit wenigen Strichen auf das Holz kratzen ließ. Der Capitain kam ihm nachher mit ſeinem Gedächtniß zu Hülfe, und ſo wurde der Nachwelt die grauſenvolle Begebenheit aufbewahrt, deren Erzählung zu Amſterdam im Druck erſchien.

Braunſchweig, gedruckt bey Friedrich Vieweg.

Druckfehler.

In der Erzählung XII. iſt ſtatt Lurzer immer Lueger zu leſen.

Druckfehler.

Seite 11, Zeile 1 lies: ſie ſtatt: wir
〃 17 〃 14 — Memmen ſtatt Männern
〃 20 〃 21 — einem ſtatt weinen
〃 23 〃 20 — verſchmelzte ſtatt verſchmerzte
〃 ibid. 〃 22 — ſeiner ſchönen ſtatt ſeine ſchöne
〃 42 〃 11 — befreundeten ſtatt befremdeten
〃 ibid. 〃 20 — ſchützen ſtatt ſchätzen
〃 48 〃 11 — verhüllen ſtatt erfüllen
〃 ibid. 〃 23 — keuchend ſtatt krähend
〃 50 〃 20 — eitle Neubegier ſtatt Ritter Neubegier
〃 55 〃 20 — meine ſtatt meiner
〃 58 〃 16 — Inſtinkt ſtatt Geſtiert
〃 83 〃 7 — Bauer ſtatt Baum
〃 86 〃 27 — ~~Weyde ſtatt~~ Engel
〃 109 i. d. Note — paßt ſtatt laßt
〃 111 〃 3 — hohle See ſtatt Höhle ſehr.
〃 ibid. 〃 6 — Gepäck ſtatt Getreide
〃 139 〃 1 — geneigt ſtatt gewiß
〃 ibid. 〃 23 — kayſerlichen ſtatt königlichen
〃 142 〃 20 — dieſem ſtatt ihrem
〃 147 〃 13 — mehrere Hiebe ſtatt einen Hieb

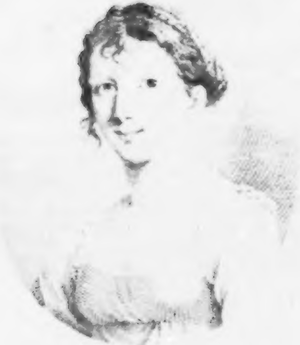
Seite 211 Zeile 15 lies: unverſöhnten ſtatt unverſöhnlichen
⸗ ibid. ⸗ ibid. — wegen ſtatt gegen
⸗ 215 ⸗ 16 — Körbchen ſtatt Käſtchen
⸗ 228 ⸗ 13 — bewehrt ſtatt bewahrt
⸗ 230 ⸗ 25 — transportabelen Minen ſtatt den Minen
⸗ 233 ⸗ 22 — auch ſtatt oft

In der ganzen Erzählung XII. iſt Lueger ſtatt Luezer zu leſen.

Ich hoffe, man wird mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich keine Koſten geſpart habe, um dieſem Allmanach alle mögliche Vorzüge zu geben; es thut mir daher um ſo viel mehr leid, daß in einer ſonſt ſehr berühmten Buchdruckerey ſo viele Druckfehler eingeſchlichen ſind.

Der Verleger.

X
VI/186



[illegible]

Leontine

Ein Roman

von

A. von Kotzebue.

* * *

Erster Theil.

Riga und Leipzig,
bey Carl Joh. Gottfr. Hartmann
1808.

Meiner

edlen, unvergeßlichen Freundin,

Fräulein

Friederiken von Rumohr,

mit der reinſten Hochachtung und Zuneigung

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Vorbericht.

Vor vier Jahren erſchien eine Probe dieſes Romans im Freymüthigen, und wurde in Deutſchland mit Beyfall aufgenommen. In Ehſtland hingegen, dem Schauplatze der Begebenheiten, hatte ich das Mißvergnügen, allerley Deutungen zu erfahren, die nicht allein mir ſelbſt, ſondern auch Manchem weh thaten, den ich ſchätze oder liebe, oder doch nicht beleidigen wollte. — Ehſtland war, ſeit mehr als zwanzig Jahren, mein zweytes Vaterland, und iſt mir jetzt, ſeit Deutſchlands ſchimpflicher Unterjochung, doppelt lieb geworden; lieb, durch die Ruhe, deren es, unter dem Schutze eines eben ſo mächtigen als liebenswürdigen Monarchen genießt; lieb, durch viele gute Menſchen, die es bewohnen. Dieſes Land oder dieſe Menſchen feindlich antaſten, hieße ja wohl mich ſelbſt anfeinden. Man hat bisweilen mich deſſen fähig gehalten; man hat ſich jedesmal geirrt, am meiſten, als man über jenes Bruchſtück gehäſſige Deutungen ſich erlaubte. Den Urſprung derſelben kann ich mir nur dadurch erklären, daß dieſer Roman nun einmal in Ehſtland ſpielt. Je beſſer es mir gelang, den daſelbſt wohnenden Leſer in ſeinen eigenen Cirkel zu verſetzen, je natürlicher mußte er darauf fallen, die Originale zu meinen Bildern unter ſeinen Bekannten zu ſuchen, und — wer einmal ſucht, der findet leicht. Wurden mir doch vor neunzehn

Jahren, als ich Menſchenhaß und Reue geſchrieben hatte, ſchnell hintereinander drey Männer genannt, deren Einer ſogar in meiner Nachbarſchaft wohnte, und deren Schickſale ich im Auge gehabt haben ſollte. Dennoch war Menſchenhaß und Reue einzig und allein das Werk meiner Einbildungskraft, und von den Begebenheiten jener Männer hatte ich nie eine Sylbe vernommen. So mag freylich auch dieſer Roman für den, der es ſich einmal in den Kopf ſetzt, Aehnlichkeiten zu finden, noch manchen Stoff liefern, ob ich gleich, aus Achtung für das ehſtländiſche Publikum, die ihm anſtößig geweſene Stelle ausgeſtrichen habe. Nach dieſem Beweiſe meiner Achtung würde ich es ſehr hart finden, wenn man dennoch abermals ſich und Andere überreden wollte, ich hätte wahre Begebenheiten, zum Nachtheil meiner Mitbürger, dem Publikum verrathen. Um ſolcher unfreundlichen Leſer willen ſehe ich mich genöthigt, feyerlich zu erklären: daß Leontine ein Roman iſt und weiter nichts auf der Welt. Alle handelnde Perſonen ſind bloß Geſchöpfe meiner Einbildungskraft. Irgend einen Schauplatz mußte dieſer Roman doch haben, und wer könnte es mir verargen, daß ich die Scene lieber an die mir bekannten Ufer der Oſtſee, als an die unbekannten Geſtade des Miſſiſſippi verſetzte? — Hätte ich meine Helden etwa zu Berlinern gemacht, was gilts, man würde in Ehſtland nie darauf gefallen ſeyn, ſie im eigenen Kreiſe aufzuſuchen; um ſo geſchäftiger wäre man aber vielleicht in Berlin geweſen, ſie dort zu finden. Dieſe Bemerkung allein ſollte Jeden mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt machen, wenn ihn die Luſt zu deuteln anwandelt.

Ich wiederhohle feyerlich: mein Roman iſt ein Roman. Zufällige Aehnlichkeiten würden, eben ſowohl als in Ehſtland, im ganzen übrigen Europa angetroffen werden. Für den unbefangenen, gutgeſinnten Leſer glaube ich genug geſagt zu haben. Dem bösartigen, dem es Vergnügen macht, mir dennoch ſeine eigne Tücke aufzubürden, dem muß ich freylich ſeinen Willen laſſen, er wird aber auch meine Ruhe nicht ſtören. Ich bin eines guten, moraliſchen Zweckes mir bewußt: ich wollte Lebensphiloſophie in ein freundliches Gewand kleiden; ich wollte die Armſeligkeit des ſogenannten guten Rufes, die ſchrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen, die Gefahren der reinſten Tugend ſchildern. Iſt mir das gelungen, o, dann wird gewiß manche edle weibliche Seele, mancher Biedermann mir danken; und nach welchem

Lohne könnte ich dann noch geizen? oder welche boshafte Deutung wäre im Stande mich zu betrüben?

Der Verfaſſer.

Leontine.

Ein Roman.

Erſter Theil.

Erſter Brief.

Leontine von Blondheim an Amalien von K**.

Schloß Hullida in Ehſtland.

Ich bin böſe auf Dich, liebe Amalie. Warum haſt Du nun grade einen Mann genommen, der in Liefland wohnt? Hätteſt Du nicht mir zu Gefallen in Ehſtland heyrathen können? Denn ich ſchreibe nicht gern Briefe, und doch muß ich Dir alles erzählen, was mir begegnet, weil ich das ſeit unſerer Kindheit ſo gewohnt bin, und weil ich meine, ein Vergnügen ohne Dich ſey mir bloß im Traum erſchienen. Als wir uns trennten, hab' ich viel geweint, ob ich gleich lachen mußte, als Dein neuer Bedienter Dir ſo ungeſchickt in den Wagen half.

Sind denn die Strohhüte auch ſchon Mode bey Euch? — Mein Vater hat mir einen recht ſchönen vom Revalſchen Jahrmarkt mitgebracht. Ach! Du weißt gar nicht, wie gut mein Vater iſt! ja, Du weißt es wohl, aber Du mußt mir doch erlauben, davon zu ſprechen, weil ich es gern thue. Er wollte mich diesesmal mit in die Stadt nehmen. Denke nur, ich bin noch nie in der Stadt geweſen, der Kopf gieng mir vor Freuden um wie beym Walzen. Zwey Tage lang habe ich alles hüpfend und ſingend gethan, bis mir am dritten von ungefähr der Kammerdiener ſagte: der gnädige Herr werde von ſeinem [illegible] unterwegs viel anzuſehen haben, [illegible] wagen ein wenig eng und er [illegible] ſey, ihn ganz einzunehmen. Da fiel [illegible] alle Freude in den Brunnen. [illegible] ich habe mich geſtellt, [illegible] und bin daheim [illegible] hat gelegt, [illegible] recht [illegible], und hat mich auf die Stirn geküßt. Sie läßt Dich herzlich grüßen, die gute Mamſell Warning. Ich nenne ſie noch immer ſo, ob ſie gleich ſchon ſeit vierzehn Tagen Madam Lindau iſt. Ja, liebe Amalie, ſie hat den Aſſeſſor Lindau geheirathet, der gar ein wackerer Mann ſeyn ſoll. Ich hoffe ihm einſt noch recht gut zu werden, noch will es aber nicht damit gehen, denn er hat mir meine Bonne geraubt, die mir Mutter war, und eine gute Mutter. Ja, ſo lange die Hochzeit währte — mein Vater hat ſie ausgerichtet — da hatt' ich mir das nicht ſo traurig vorgeſtellt. Die Gäſte blieben acht Tage, wir tanzten jeden Abend und hatten ſonſt noch allerley Kurzweil. Couſin Arlhofen war auch da, Du hätteſt ſehen ſollen, wie hübſch und leicht er tanzt; wir kamen faſt nicht vom Platze. — Aber als nun der Morgen kam, an dem die gute Mamſell Warning mit ihrem Manne davon zog — ach, Amalie! die Welt lag auf mir! Sie drückte mich ſchluchzend in ihre

Arme, nannte mich ihre Tochter, ihr einziges geliebtes Kind, nahm Gott zum Zeugen, daß ſie redlich an mir erfüllt habe, was ſie meiner Mutter auf dem Todbette verſprochen, und ermahnte mich, gut zu bleiben, mit einer ſo innigen Liebe — ich ſchwamm in Thränen und habe kaum Alles gehört. Gut zu bleiben, ſagte ſie, alſo bin ich ja gut. Nun, wenn ich gut bin, ſo bleibe ich es auch gewiß, denn ich kann nicht begreifen, wie man anders werden kann. —

Liebe Amalie, an jenem Morgen habe ich auch meinen Vater zum erſten Mal weinen ſehen, als er der Bonne dankte für ihre zehnjährige treue Sorge. Mein Gott, wie tief haben mich die Thränen des alten Mannes erſchüttert! ich hatte nie daran gedacht, daß er auch weinen könnte. Nun, wenn er jemals um mich weint, ſo ſollen es gewiß nur Freudenthränen ſeyn; lieber wollte ich ſterben, als ihm andere auspreſſen.

Es war ein Glück, daß gleich nachher

der komiſche Herr von Milchbach vorfuhr, mit der langen Weſte und den ſteifen Locken, der alle Neuigkeiten im Kirchſpiel herum trägt. Er hatte eben als Poſt-Cavalier *) Gott weiß welche fremde Prinzeſſin empfangen, die nach Petersburg reiſt, und deren Fingerſpitzen er die Gnade gehabt mit ſeinen weißen Handſchuhen zu faſſen. Es war mir wahrhaftig nicht lächerlich zu Muthe, aber kaum war er eine halbe Stunde im Zimmer, ſo winkte mir mein Vater ſchon, hinaus zu gehen, weil er wohl merkte, daß ich im Begriff ſtand, dem alten Herrn ins Geſicht zu lachen. — Leb wohl, liebe Amalie. Giebt es bey euch auch ſo viele Erdbeeren, als hier? ich eſſe faſt nichts anders. Mein Eichhörngen befindet ſich wohl; aber Eine meiner Turteltauben iſt

---

*) Es iſt Sitte in Lief- und Ehſtland, daß bey der Durchreiſe fürſtlicher Perſonen Ein oder zwey Herren vom Adel dieſelben auf dem Poſthauſe empfangen, für ihre Bewirthung u. ſ. w. Sorge tragen.

ganz ſtill und bläſt die Federn auf. Ihr habt ja einen geſchickten Jäger, frage ihn doch, ob er ihr helfen kann?

Zweyter Brief.

Frau Blitz, Haushälterin auf Hullida, an Frau v. Arlhofen.

Hochwohlgebohren Gnädig Frau Gnaden.

Gnädig Frau kann ſich auf mich verlaſſen, da iſt im ganzen Kirchſpiel kein Viehhund gleichſam ſo treu als ich, und wenn Frau Blitz ſo zu ſagen ihre Naſe in eine Begebenheit ſteckt, ſo muß die Sache auf allen Füſen gehen wie ein Kellerwurm. Du lieber Gott! wie lange kann die Wirthſchaft denn noch dauern? mit dem alten Herrn geht es nach und nach in der Stille zu Ende, da muß man bey Zeiten auf eine Retirade denken. Aber ja doch! heyrathet das Fräulein Gott weiß wen, ſo käme ich auch dabey zurecht Gott weiß wie! Drum iſt eine Gurke im Topf beſſer als eine Pomeranze am Baume, und der Herr Hauptmann iſt doch auch keine Gurke; ein ſchmucker Herr und tanzt wie ein Daus. Daß er gleichſam ein Bischen ſehr häßlich iſt, hat nichts zu ſagen, er iſt der gnädigen Mamma wie aus den Augen geſchnitten. Wenn er nur erſt wieder ganz geſund wäre. Ich meine, er hat während der Hochzeit wenig Pillen verſchluckt; ſtatt des Kräuterthees hat er Wein getrunken, und das viele Tanzen mag ihn auch noch mehr ſchoſſirt haben. Gnädig Frau befahl zu rabordiren dieß und jenes was gleichſam vorgegangen, weil keine vornehme Chriſtenſeele auf die alte Frau Blitz Acht geben thut, wenn ich aber ſo zu ſagen aus der Küche komme mit meiner weißen Schürze (denn die muß immer weiß ſeyn) und unten an der

Thür dem Tanze zuſehe, ja du mein Gott! da ſehe ich doch alles was ich will und ſchreibe mirs hinter die Ohren. Seyn gnädig Frau nur wohlgemuth, der alte Herr hat nichts gegen den Herrn Hauptmann, darauf verwette ich alle meine Peter Rubel, iſt ja auch ſein leiblicher Nefo, macht ſich aber nicht viel aus ihm, das wird ſchon kommen. Frölen Tiengen, du lieber Gott! wenn die nur ſpringen und hüpfen kann, iſt ſonſt wie Wachs, wird in drey Wochen ſchon vierzehn Jahr, man ſollte ſie wohl für ſechzehn halten, ſo rund und voll iſt das liebe Kind, Gott behüt' es. Auf der Hochzeit hat ſie immer gleichſam mit dem lieben Kuſeng getanzt, und wenn die jungen Leute nur erſt mit einander tanzen, ſo weiß man ja wohl wie die Glocken läuten. Apropo von der Hochzeit, ja gnädig Frau, das iſt wohl ein Gottes Glück, daß die Mamſell Warning aus dem Hauſe iſt, denn wäre die ſo zu ſagen geblieben, ſie hätte ſicher Quergeleyen in die Heyrath mit dem Herrn Sohne gemacht. Recht gut hab' ich es gemerkt, wie ſie ihn mannichmal ſo von oben bis unten betrachtet hat, und hat dabey ausgeſehen, als ob ſie Pillen ſchluckte, aber Gott hat alles wohl gemacht, und ich kann nur nicht begreifen, wie der Herr Aſſeſſor Lindau, ein ſo honnetter Mann, der noch obendrein ſeine Schäfchen im Trocknen haben ſoll, an die Mamſell Superklug gerathen iſt; denn ſie iſt eine Perſon, die ſich einbildet, die fünf klugen Jungfrauen in der Bibel wären bey ihr in die Schule gegangen. In zehn Jahren — ſo lange hat uns der liebe Gott mit ihr heimgeſucht — hat ſie kaum zehn Worte mit mir geſprochen, außer das Einemal, als ich vier Monate krank lag, da beſuchte ſie mich wohl täglich und hat viel an mir gethan, aber dafür hab' ich ihr auch an ihrem Geburtstage gleichſam eine Mandeltorte gebacken. Der gnädige Herr hat ihr die Hochzeit ausgerichtet, und hat ihr obendrein koſtbares Silberzeug geſchenkt, was mich noch am meiſten verdrießt. — Nun der liebe Gott weiß, ich bin nicht mißgünſtig, Jedem das Seine, aber es gebührte ihr doch nicht, und wer weiß denn, wenn ich meinen Stand noch einmal veränderte, ob der gnädige Herr ſo viel an mir thäte? und ich bin doch ſchon ſechzehn Jahr im Hauſe, habe das Frölen Tiengen mit Brey gefüttert, das will wohl mehr ſagen. Aber kurz und gut, ſie iſt nun fort, die vornehme Mamſell, die Luft iſt rein, und da werde ich den gnädigen Herrn ſchon mit chriſtlicher Liebe bearbeiten. O ja, er hält denn doch große Stücke auf mich und läßt mich mit reden, wenn er mich gleich nur die alte Dicke nennt. Als ich neulich dem Tanze zuſah — der alte Herr ſaß gerade unten an der Thür, und verwandte kein Auge von Frölen Tiengen, die mit dem Herrn Hauptmann durch den Saal flog, haſt du ihn geſehen — da ziſchelte ich ihm ins Ohr: nicht wahr, gnädiger Herr, das gäb' einmal ein wackeres Pärchen? Da ſah er mich an und lachte; merken Ew. Gnaden das wohl, er lachte, und faſt kam es mir auch ſo vor, als hätte er genickt; das iſt folglich ſo gut als richtig, und mit Frölen Tiengen wollen wir ſchon fertig werden, die iſt ja nur ein pures Kind, und wenn wir der ſagen, ſie werde dem lieben Papa eine Freude machen, ſo wäre ſie im Stande, den lahmen Jürry unſern Kleeten Kerl *) zu heyrathen. Predigen Sie nur dem Herrn Hauptmann ein bischen, daß er ſich in Acht nimmt, er iſt neulich unſerm Stubenmädchen, der Kaddry, ſo viel nachgelaufen, und die könnt' es leicht dem Frölen wieder zutragen. Am beſten, wenn gnädig Frau ſelber kämen auf ein paar Wochen, her nach Hullida, wenn hoch Dero Gicht es zulaſſen

---

*) Kleeten Kerl heißt derjenige, der die Schlüſſel zu der Kleete (Magazin) hat, in welcher das ausgedroſchene Korn verwahrt wird.

will, denn es hat doch gleich mehr Autorität, und der alte Herr Bruder hält große Stücke auf Ew. Gnaden. Von wegen des Zeitlichen darf gnädig Frau auch ganz ruhig ſeyn, denn Gott hat den alten Herrn geſegnet, das muß ich wiſſen. Vor ſechzehn Jahren, ja da ſah es ziemlich leer in Kiſten und Schränken aus, aber Gott hat Manna regnen laſſen in die Wüſte; jetzt haben wir gleichſam die vier ſchönen Güter und ſind keinen Kopeken darauf ſchuldig, und haben noch im Schreibpult ein ganzes Schubfach voll Obligationen, und am Erſten März *) regnet es Zinſen, Gold und Silber, die Banconoten ungerechnet. Ey, was das betrifft, da ſteh' ich mit Leib und Seele dafür, der Herr Hauptmann kommt in ein warmes weiches Bett, und wird all ſein Lebtage genug haben, thue mich aber auf Ew. Gnaden gnädiges Verſprechen verlaſſen, daß die arme

---

*) Der gewöhnliche Zahlungstag in Ehſtland.

Frau Blitz auch nicht dabey zu kurz kommen wird. Es iſt mir nur um ein warmes Kämmerlein auf die alten Tage zum Gott gefälligen Gebet. Bitte nochmals unterthänig, Dero Gicht eine Weile zu ſacraficiren, und ſobald es ſich will thun laſſen, in höchſt eigener Perſon nach Hullida zu kommen, um die letzte Hand an das gute Werk zu legen, die ich ſo zu ſagen mit dem gnädigſten Reſpect verharre

Hochwohlgebohren gnädig Frau Gnaden,
meine unterthänigſte Magd,
Barbara Blitz.

Dritter Brief.

Leontine an Amalien.

Liebe Amalie, ich habe Dir gewaltig viel zu erzählen. Eigentlich konnte ich es wohl mit drey Worten thun, aber ich möchte doch gern, daß Du nach und nach das nämliche empfändeſt, was Deine Leontine empfunden hat, und da reichen drey Worte bey weitem nicht hin. Meine Bonne hat mir auch einmal geſagt, es ſey mit der wahren Freundſchaft wie mit dem Gebet zu Gott; man brauche freylich nur einen Seufzer oder einen Blick, um Gott oder die Freundin zu verſtändigen, aber man ſchütte doch gern vor beyden ſein Herz aus. So will ich denn mein Herz vor Dir ausſchütten, gute Amalie, denn wirklich ich *habe* etwas auf dem

Herzen. Vor ſechs Tagen kam meine Tante Arlhofen zu uns nach Hullida, worüber mein Vater eine groſſe Freude hatte, denn der Beſuch war ihm ganz unerwartet, weil ſie ſchon ſeit vielen Monaten an der Gicht leidet, und auch jetzt ſehr gebrechlich iſt; aber die gute Tante hat eine ſo groſſe Sehnſucht nach ihrem Bruder empfunden, und hat den Schmerz nicht geachtet; ich habe ſie noch einmal ſo lieb darum. Sie war ſehr gütig gegen mich und zuweilen ſo wehmüthig freundlich, daß es mir durch die Seele gieng. Einmal ſagte ſie, ſie würde nicht lange mehr leben, und habe doch noch ſo manchen Wunſch, der ihr das Scheiden ſchwer mache. Dabey traten ihr die Thränen in die Augen, und der Zug, den ſie von meinem Vater im Geſicht hat, war auffallender als gewöhnlich. Ich hätte in dieſem Augenblick die Erfüllung aller ihrer Wünſche mit meinem Leben erkaufen mögen!

Am zweyten Abend blieb ſie bis Mitternacht bey meinem Vater allein, ob ſie gleich ſonſt immer ſchon um zehn Uhr zu Bette geht. Am andern Morgen kam es mir vor, als ob der Vater etwas im Kopfe habe, denn ich weiß ſchon, wie er dann ausſieht; ich mußte ihn beym Frühſtück zweymal fragen, ob der Kaffee ſüß genug ſey? ehe ich eine Antwort erhielt; auch ſah er mir immer ſo beſonders nach, wenn ich durch das Zimmer gieng. Das gab mir eine Art von Beklemmung, ich meinte, er wäre unzufrieden mit mir.

Nach dem Eſſen legte er ſich, wie gewöhnlich, auf den Sofa, um zu ruhen, und die Tante ſchlug mir einen Spaziergang in den Garten vor. Das nahm mich Wunder, denn ſie iſt ſehr übel zu Fuße, und hat unſern Garten wohl in drey Jahren nicht geſehen. Als wir in der Syrenenlaube ſaßen, wo Du und ich ſo oft uns ein Gärtchen anlegten, und dann, um es zu ſchmücken, die Levkoyen- und Roſenſtöcke, zu großem Mißfallen des alten Gärtners Thomas, plünderten, da faßte ſie meine Hand mit mütterlicher Zärtlichkeit, und ſagte: „liebe Leontine, „ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden.“ — Ich wurde blutroth und ängſtlich bey den Worten, denn ſo lange ich denken kann, hat, außer meiner Bonne, noch Niemand etwas Wichtiges mit mir zu reden gehabt. Aber denke nur, Amalie, wie mir vollends zu Muthe wurde, als ſie fortfuhr:

„Du biſt nun in dem Alter, mein Kind, „daß man auf eine Verſorgung für dich denken muß.“

Ich verſtand ſie nicht. „Wie ſo, liebe „Tante? ich bin ja verſorgt?“

„Dein Vater iſt alt und kränklich,“ ſprach ſie weiter, „und ſollt' er auch, wie „wir Alle wünſchen, noch viele Jahre leben, „ſo wird er ſich doch herzlich freuen, dich „glücklich verheyrathet zu ſehen.“

Heyrathen! das Wort fiel mir auf,

als hörte ich es zum Erſtenmale, und das Blut wollte mir aus den Backen ſpritzen.

„Warum erſchrickſt du ſo?“ ſagte die Tante, „haſt du einen Widerwillen dagegen?“

Ich wußte nichts zu antworten. Einen Widerwillen empfand ich wohl eben nicht, aber es war mir zu Muthe, als hätte man mich plötzlich gefragt, ob ich in den Mond reiſen wolle? ich hatte ja nie daran gedacht. Sie nahm meine Hand, die, glaube ich, ein wenig zitterte, ſtreichelte ſanft meinen Arm und ſagte:

„Leontine, du kannſt drey Menſchen „ſehr glücklich machen: deinen Vater —“

„O ſchon genug!“ rief ich haſtig, „wollte Gott, ich könnte das, ſo wäre auch „ich ſehr glücklich!“

„Deinen Vater,“ wiederholte ſie, „mich „und meinen Sohn.“

Ich ſah ſie mit großen Augen an; die ihrigen ſchwammen in Thränen.

„Ja, Leontine,“ fuhr ſie fort, „mein „Sohn liebt dich, er wünſcht dich zur Frau. „Deinem Vater und mir würdeſt du ein „glückliches Alter verſchaffen, wir würden in „Euch wieder jung werden. Mein Bruder „würde euch das Gut Lindenholm abtreten, „welches nahe bey der Stadt liegt, in der „Du künftig manchen langweiligen Winter „frölich durchleben würdeſt. Auch meines „Sohnes Regiment iſt in der Nachbarſchaft „einquartiert, an munterer Geſellſchaft würde es euch nie fehlen. Doch wer weiß „auch, ob die euch immer gelegen käme; „das häusliche Glück bedarf wenig von auſſen, und mein Matthias liebt dich auf das „zärtlichſte. Du weißt, er iſt nicht reich; „ich kann ihm keinen Zuſchuß geben, er lebt „von ſeiner Gage, und dennoch hat er vorige Woche an die Erſte Putzmacherin in „Petersburg geſchrieben, um ein Kopfzeug „nach der neuſten Mode für dich kommen zu „laſſen. Wenn er dir nur Freude machen

„kann, das iſt ſein einziger Gedanke Tag und Nacht. Hat er doch gar von dem Herrn von Milchbach die vier Porcellän-Schecken gekauft, weil ſie dir ſo wohl gefielen, und weil er hofft, du werdeſt bald damit fahren.“ Ach, liebe Amalie! ſo ſchwatzte ſie wohl noch eine halbe Stunde, und ich ſaß immer dabey, ſtumm, mit niedergeſchlagenen Augen, und mir war zu Muthe wie an dem Fiebertage, da mir die Pokken ausbrachen, ſo bunt giengen die Bilder in meinem Kopfe durcheinander. Nur von zwey Gefühlen hatte ich ein klares Bewußtſeyn; das Eine that mir ſehr wohl: du kannſt deinen Vater glücklich machen! Das Andere drückte mich und erregte eine Art von Unwillen in mir: daß nämlich die Tante ſo viel von dem Gute Lindenholm, von dem Kopfzeuge und den Porcellän-Schekken ſprach, als ob das Alles mit dazu gehörte, um mich für meines Vaters Glück zu beſtimmen.

Sie beſchloß endlich ihre lange Rede mit einer rührenden Bitte an mich, wobey ſie mich wohl zwanzigmal ihre liebe Tochter nannte, mich umarmte, und meine heißen Wangen mit ihren heißeren Thränen benetzte. Du kannſt Dir vorſtellen, beſte Amalie, welchen Eindruck das auf mich machte, mich, die ich keinem Bedienten etwas abſchlagen kann, und zu der ſie Alle kommen, wenn ſie bey dem Vater etwas zu ſuchen haben. Und nun die alte ehrwürdige Frau, meines Vaters einzige Schweſter, die ich als eine zweyte Mutter anzuſehen gewohnt bin, der ich ſtets Gehorſam ſchuldig zu ſeyn glaubte — die ſaß nun neben mir, weinte und bat — „Was ſoll ich denn thun, liebe Tante?“ ſtammelte ich endlich, denn ich wußte wirklich nicht, was ich eigentlich thun ſollte.

„Dein Vater wird mit dir ſprechen,“ ſagte ſie mit erheitertem Geſicht, „er wird „dir aber verbergen, wie lieb die Heyrath „ihm wäre, weil er durchaus nicht begehrt,

„daß du nur aus Liebe zu ihm einwilligeſt; „auf dich wird es alſo ankommen, ihn „über jeden ſeiner Zweifel zu beruhigen. „Aus deinem Munde will er hören, daß „du es gern und ungezwungen thuſt, die Zufriedenheit für dein ganzes Leben verſprichſt. „Ließeſt du dir im geringſten merken, du habeſt nur ſein Glück im Auge, ſo kenne „ich ihn, er ſtünde davon ab, und ſollte er „ſich auch heimlich darüber zu Tode grämen.“

Die letzten Worte erſchütterten mich heftig. „Ich will ihn ſchon beruhigen, liebe „Tante!“ ſagte ich mit einer Innigkeit, die ſie völlig aufzuheitern ſchien. „Aber,“ ſetzte ich mit einer ſeltſamen Aengſtlichkeit hinzu, „kann ich denn ſchon heyrathen?“

Sie lächelte. „Du wirſt ja morgen „vierzehn Jahr,“ ſagte ſie; und wirklich, liebe Amalie, wurde ich am andern Tage vierzehn Jahr, aber ich meine, Du wareſt ſchon über ſechzehn, als Du Dich vermählteſt? — Doch was weiß ich! das ſind lauter neue Gedanken für mich, die mir den Kopf ſeltſam verwirren.

„Du wirſt ja auch," meinte die Tante zuletzt, „wohl noch ein halbes Jahr Braut „ſeyn."

Das Wort Braut jagte mir abermals das Blut in die Wangen. Ich hatte wieder nicht daran gedacht, daß man erſt Braut ſeyn muß, um zu heyrathen, und das wußte ich doch ſchon längſt. — Der Himmel weiß, wie lange wir noch in der Sirenenlaube geſeſſen hätten, und was ich noch Alles erfahren haben würde; aber es donnerte in der Ferne, die Tante fürchtet ſich vor Gewittern, und ſo eilten wir nach Hauſe.

Der Vater war längſt aufgeſtanden. Er ſprach mit dem Kubias *), als wir ins Zimmer traten, warf aber verſtohlen manchen Blick auf mich. Er muß wohl geſehen haben.

---

*) Kubias, der Aufſeher über die Feldarbeiten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08016/063

daß ich geweint hatte, denn ich weinte immer mit, wenn die Tante anfing; er ließ ſich aber nichts merken; und ich, liebe Amalie, ach! ich war ſo froh, als ich Abends mein einſames Zimmer betrat — denn ich war ſo ermüdet — und doch nicht ſchläfrig. Mein Mädchen wollte mich auskleiden, ich ſchickte ſie fort, und gab vor, ich wollte noch auf der Harfe ſpielen; aber keine Saite hab' ich berührt. In meinem Kopfe ſah es aus wie in einer Kommode, in die man Alles untereinander geworfen hat, weil ein unvermutheter Beſuch ſich melden ließ. Jetzt war ich allein, und zog Ein Stück nach dem andern wieder hervor. Da ſaß ich neben der Tante in der Cedernlaube, jedes ihrer Worte, ſelbſt der Ton, mit dem ſie ein jedes ausſprach, klang noch Einmal vor meinen Ohren; auch das minder bedeutende wurde beſchaut und erwogen. Meines Vaters Gut Lindenholm iſt allerdings ein ſehr angenehmer Aufenthalt, viel hübſcher als Hullida, und nur zwölf Werſt von der Stadt. Wenn mein Vater mich da beſuchte, und ich wäre die Wirthin vom Hauſe, ich glaube, ich würde närriſch vor Freuden! Und wenn ich ihn dann wieder auf Hallida beſuchte, mit den vier Porcellän-Schecken — ich meine, ich ſehe ſchon ſein zufriedenes Lächeln beym Empfang.

Es iſt allerdings recht galant von Couſin Arlhofen, daß er mir ein neues Kopfzeug aus Petersburg verſchrieben. Fräulein Stammberg war neulich hier und hatte Eines auf, worauf ſie ſich gewaltig viel zu Gute that, weil es im ganzen Kirchſpiel das Einzige war. Da aber der Couſin nicht reich iſt, ſo will ich mir ſolche Galanterien doch in Zukunft verbitten. Seine Mutter ſah ſo wehmüthig aus, als ſie ſagte, ſie könne ihm keinen Zuſchuß geben. Ja, ich ſehe wohl, der ehrwürdigen alten Frau liegt das Glück ihres Sohnes nahe am Herzen und ſie hat mich ſo lieb — und mein Vater hat ſeine Schweſter ſo lieb — Sieh, Amalie, mit dieſen Gedanken ſchlief ich endlich ein, es war ſchon ſpät nach Mitternacht. Dieſen Morgen fand ich meine armen Turteltauben faſt verhungert, denn ich hatte geſtern zum Erſtenmal vergeſſen, ihnen Futter zu ſtreuen. — Was ſagſt Du nun, liebe Amalie? — Was ſagſt Du überhaupt vom Heyrathen? — Du biſt ja nun ſchon ſeit ſechs Monaten Eheſrau, Du wirſt mir recht viel davon ſchreiben können.

Vierter Brief.

Hauptmann von Arlhofen an den Major von P** in Petersburg.

Werthgeſchätzter Herr Bruder!

Iſt denn die Liſinka ganz des Teufels, daß ſie mit Sack und Pack mir nachreiſen will?

ſag' ihr, ſie ſoll den dummen Streich nur bleiben laſſen, er hilft ihr doch zu nichts; denn Einmal iſt ſie eine Närrin geweſen, alle meine Worte für Evangelia zu halten; wenn ein galanter Soldat einer galanten Tänzerin etwas vorſchwatzt, ſo weiß man ja, daß er nicht im Beichtſtuhl ſitzt; und Zweytens ſoll ſie ſich nicht einbilden, es ſey mir verborgen geblieben, daß nach meiner Abreiſe ein halbes Dutzend Grafen und Knäſen die traurende Liſinka getröſtet haben. Ich rathe ihr alſo wohlmeinend, zu ſchweigen, und mit der Verſchreibung ſich ja nicht breit zu machen. Tauſend Rubel iſt hohl mich der Teufel zu viel! Das hab' ich man ſo hingeſchrieben, weil das Mädchen preziös war und ich eben Eile hatte; aber fünfhundert ſoll ſie haben, darauf geb' ich ihr mein Wort. — Unter uns, ich heyrathe in Kurzem eine reiche Couſine, ein blutjunges artiges Gänschen. Meine Mutter hat das gebacken, und ich bin wohl damit zufrieden, denn das Mädchen iſt eine einzige

Tochter, hat eine halbe Million im Vermögen, und iſt noch obendrein ein nettes dralles Ding. Wir haben uns kaum ein Dutzendmal geſehen, aber das junge Herz hat ſchon Feuer gefangen. Herr Bruder, ich denke, in ein paar Monaten Dich zur Hochzeit einzuladen. Ein herrliches Gut wird mir ſogleich abgetreten; dort findeſt Du den Erſten Waldſchnepfenſtand im ganzen Lande, und Haſen die Menge.

Sobald es mit der Heyrath ganz richtig iſt, verſchreibe ich mir zehn Kuppel Hunde aus England, das ſoll ein Herbſtjubel werden! Alle Nimrode aus der Nachbarſchaft will ich einladen, denn als Erbe einer halben Million muß ich doch wohl der Ehſtländiſchen Gaſtfreundſchaft Ehre machen. Vertröſte alſo nur die ſchlanke Liſinka auf das Geld meiner Frau. Was Du mir aber von der Anna Carlowna ſchreibſt, iſt gar ein Stück aus dem Tollhaus! Sag' ihr, ſie bekommt keinen Heller mehr, und ſoll noch obendrein froh ſeyn, daß ich ſie nicht bey der Polizey denunciirt habe. Das leichtfertige Mädchen hat mich ſo ruinirt, daß ich noch jetzt bey unſerem Regiments-Chirurgus zu Gaſte gehen muß. Du kannſt leicht denken, Herr Bruder, wie mich das genirt; da ſoll man tanzen, reiten, jagen, und nun noch dazu die kleine niedliche Braut — hohl der Teufel die Anna Carlowna! keinen Polluſchken *) mehr hat ſie von mir zu erwarten.

Zum Schluß noch eine Nachricht, die Dich verſchnupfen wird. Die vier Porzellän-Schecken, mit denen Milchbach im vorigen Winter in Petersburg ſo paradirte, und zu welchen Du großen Appetit zu haben ſchienſt — ſchieß Dich todt, Herr Bruder, ich habe ſie gekauft; zwey tauſend Rubel hab' ich dafür bezahlt, oder vielmehr verſprochen zu bezahlen; für baares Geld wären denn doch die hübſchen Beſtien zu theuer. Milch-

---

*) Ein Polluſchken iſt die kleinſte ruſſiſche Kupfermünze.

bach wartet bis drey Monate nach der Hochzeit. Komm nur, komm, ich will Dir mit den Schecken entgegen fahren; Du ſollſt Deine Freude daran ſehen, und an meiner Braut auch, denn ſie iſt ein liebes kugelrundes Ding. Meines werthgeſchätzten Herrn Bruders

treu verbundenſter Freund und Bruder,

Matthias v. Arlhofen.

Fünfter Brief.

Leontine an Amalien.

Wie es zugeht, daß ich Dir ſchon wieder ſchreibe, begreife ich in der That nicht. Briefe ſchreiben und Garn abwinden kamen ſonſt immer bey mir in Eine Klaſſe; alle meine Federn hatten Spalten, die ſo weit von einander ſtanden, wie die beyden Spitzen einer

Haarnadel, und mein Dintenfaß ſah gewöhnlich aus wie verſchimmeltes Pflaumenmuß. Jetzt aber, liebe Amalie, gleicht mein Zimmer einer Schulſtube, meine Diele iſt voll Dintenflecken, und ein Paar von meinen Fingern tragen die ſchwarzen Spuren meines Fleißes, die eben ſo wenig abzuwaſchen ſind, wie der Schlüſſel in dem Mährgen vom Blaubart. — Lieber Gott! Du biſt ja auch nicht die Einzige, der ich meine Geheimniſſe offenbare, ich habe natürlich auch an Madam Lindau geſchrieben, und — nimm mirs nicht übel — noch früher als an Dich. Aber auch das beruhigt mich kaum. Weiß Gott, welch ein Bedürfniß ich auf Einmal empfinde, mich mitzutheilen; das kommt vermuthlich daher, weil Du und meine Bonne mich faſt zu gleicher Zeit verlaſſen haben. Neulich war die dumme Fräulein Hirſchkalb bey uns, die immer lacht und ſich immer ſchämt; Du weißt, ich kann ſie nicht wohl leiden, mußte ſie aber doch unterhalten, und bey Einem

Haar hätte ich ihr Alles erzählt, ja, wenn ſie wiederkommt und nur durch ein Wörtchen Gelegenheit dazu giebt, ſo ſtehe ich wahrhaftig für nichts. — Mit den Dintenflecken an meinen Fingern hat mich der Vater ſchon ein paarmal geneckt, aber ſo leiſe, ſo gutmüthig — und immer that er als ſähe er nicht, daß ich über und über roth wurde. O, er hat noch mehr gethan als necken, und das wollt' ich Dir eben erzählen.

Am zweyten Morgen darauf, als die Tante mich in der Sirenenlaube ſo geängſtigt hatte, war ich ſchon vor fünf Uhr aufgeſtanden, um den Spinnmädchen Flachs auszutheilen. Ich ſchlich mit ausgezogenen Schuhen durch meines Vaters Zimmer vor ſeinem Alkoven vorbey, aber er hatte mich doch gehört. Leontine! biſt du es? rief er. Ich trat an das Bett und küßte ſeine Hand.

„Es iſt mir lieb,“ ſagte er freundlich, „daß du eben kommſt, ich habe mit dir zu „reden, ſetze dich dorthin.“

Du kennſt ja den alten Großvaterſtuhl, der, ſeit ich denken kann, vor ſeinem Bette ſteht, und hinter dem wir ſo oft Verſteckens geſpielt haben, auf den mußte ich mich ſetzen; aber wahrhaftig ich berührte ihn kaum, denn es war mir, ich weiß nicht warum, bey den Worten, ich habe mit dir zu reden, gewaltig peinlich zu Muthe geworden, und ich machte mir unbewußt eine Bewegung, die grünen Vorhänge des Alkovens zuzuziehen, die ohnehin nur halb offen waren.

Warum? ſagte mein Vater — und ſieh, Amalie, da ertappte ich mich auf einer Lüge, die mir ſo anflog: „damit Ihnen „die Sonne nicht ins Geſicht ſcheint,“ erwiederte ich, und die Thränen waren mir nahe, denn ich hatte meinen Vater zum Erſtenmal belogen. Laß nur, ſagte er, und winkte mir, mich zu ſetzen.

„Deine Tante hat mit dir geſpro„chen?“ hub er nach einer Pauſe an. — Ich ſchwieg. —

„Sie wünſcht, du möchteſt deinen Couſin
„Arlhofen lieb gewinnen und heyrathen."
— Abermals eine Stille. Aus mir war
kein Wort zu bringen.

„Ich habe nichts dagegen," fuhr er nun
ſehr langſam fort, „obſchon manches einzuwenden
„wäre. Du biſt noch ſehr jung und
„er iſt zwanzig Jahr älter als du. Die
„Strapatzen im Dienſt haben ihn kränklich
„gemacht; ſchön iſt er nicht, auch nicht reich,
„aber ich halte ihn für einen braven Mann,
„der dankbar ſeyn wird. Seine Mutter iſt
„meine einzige liebe Schweſter. Sieh,
„Tiengen, das ſind ſo meine Gedanken für
„und wider, was etwa die Vernunft dazu
„ſagt. Aber auf die Vernunft kommt es
„hier nicht allein an; dein Herz muß
„mitſprechen, ja, dein Herz muß entſcheiden.
„Drum prüfe dich wohl, mein Kind,
„ob du ihn lieben kannſt? — Dein Glück
„iſt der einzige Wunſch, den ich noch auf Erden
„habe. Je weniger es wahrſcheinlich iſt,

„daß ich lange Zeuge davon ſeyn werde, „je inniger muß ich wünſchen, die Ueberzeugung mit aus der Welt zu nehmen, daß es „feſt gegründet ſey.“ — Hier fieng ſeine Stimme an zu zittern, und meine Thränen floſſen häufig.

„Auf der Stelle,“ ſprach er weiter, „auf der ich jetzt liege, iſt deine Mutter ge„ſtorben; eine Stunde vor ihrem Tode ſaß „ich auf dem Platze, den du jetzt einnimmſt, „und in ihre kalte Hand gelobt' ich, nie zu „einer Heyrath dich zu überreden, nie „deine Neigung zu lenken. Ich nehme „in dieſem ernſten Augenblicke ihren Geiſt „zum Zeugen, daß ich mein Wort redlich er„füllen werde. Willſt du einſt eine brave „Frau werden, wie deine Mutter es war, ſo „mußt du dich mit einem Manne verbinden, „den du liebſt wie ſie mich liebte; denn „Liebe ſtärkt und befeſtigt jede weibliche Tu„gend. Geh, mein Kind, und denke dem „reiflich nach, was ich dir geſagt habe; be-

„rathe dich auch mit Madam Lindau darüber. „Meine gute Schweſter treibt das zwar ſehr „eilig, aber Eile taugt hier nicht, und ich „werde dir keine Antwort abfragen, bis du „von freyen Stücken ſie mir bringſt. Geh, „meine liebe, liebe Tochter! ich lege mit „deinem Glücke auch das meinige an „dein Herz.“

Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand nach mir aus, die ich mit Küſſen und Thränen bedeckte. Er kehrte das Geſicht weg von mir, und winkte mir, zu gehen — aber konnt' ich das? — Haſt Du wohl gefühlt, Amalie, wie zart er von einem Wunſche ſprach, der (ich weiß es ja von der Tante) ihm ſelbſt ſo lieb geworden iſt? Ließ er auch nur eine Sylbe davon einfließen, daß er ſelbſt von dieſer Verbindung ſich Freude im Alter verſpreche? und doch hatte mir die Tante es noch den Abend vorher wiederholt. Davon ſagte er kein Wort, der gute Vater, weil er fürchtete, es möchte Einfluß auf meinen Entſchluß haben; nur die einzige Bemerkung entſchlüpfte ihm: er werde wohl nicht lange Zeuge meines Glückes ſeyn. — O Gott! wenn ſeine Ahndung wahr wäre — wenn er nur noch wenige Jahre zu leben hätte — und ich müßte mir vorwerfen, auch nur Einen frohen Tag in dieſen wenigen Jahren durch kindiſches Zaudern ihm entzogen zu haben! — Denke Dir dabey das ehrwürdige graue Haupt, das vor mir lag — ich ſehe meinen Vater ſelten unfriſirt, jetzt fiel ſein graues Haar mir doppelt auf. — Und nun vollends — als er das Geſicht von mir kehrte, mir ſeine Rührung zu verbergen, da erblickte ich — was ich nie vorher geſehen hatte — ſeine entblößte Bruſt, an der die Bruſtknochen nur mit der Haut bedeckt waren. Plötzlich verwandelte meine rege Phantaſie ſein Bett in ein Sterbelager, ich ſank ſchluchzend auf meine Kniee und ſtammelte die Worte: ich will den Couſin heyrathen! ich will ihn recht gern heyrathen!

Da wandte er ſich wieder zu mir, ſah mich befremdet, aber gütig an, richtete ſich auf, zog mich in die Höhe an ſein Herz, und ſagte: „meine Leontine, jetzt nehme ich keine
„Antwort von dir; jetzt ſollſt du dich zu
„nichts verbinden, weder gegen mich, noch
„gegen deine Tante, ja, ich verbiete
„es dir ſogar. In vier Wochen muß ich
„zum Landtage in die Stadt, und werde
„dich mit dahin nehmen. Unſer Aufenthalt
„wird einige Monate dauern, der ganze Adel
„dort verſammelt ſeyn. Da wirſt du viele
„Jünglinge kennen lernen, vielleicht manche,
„die dir liebenswürdig vorkommen werden;
„du wirſt mir dann nicht verhehlen, wenn
„Gefühle in dir erwachen, die jetzt noch dir
„fremd ſind. Kommen wir dann zurück
„in unſre ländliche Einſamkeit, ſo überlegſt
„du mit deinem Herzen und — mit deinem
„Freunde. Jetzt laß mich allein.“

Er winkte nochmals, ich drückte ſeine väterliche Hand an mein Herz und gieng —

wußte nicht, wie mir geſchehen war — machte alles verkehrt. Die Tante merkte wohl gleich, daß etwas vorgefallen, ſie zog mich bey Seite und fragte; ich verhehlte ihr nichts, es war mir ja nicht verboten zu reden. Freylich ſah ich bald, daß es ihr nicht recht war. Gegen die Stadt ſchien ſie einen groſſen Widerwillen zu haben, verſuchte auch mich zu überreden, daß ich die Zeit von meines Vaters Abweſenheit auf ihrem Gute zubringen möchte, aber das ſchlug ich ihr rund ab; denn Einmal iſt es ja meines Vaters ernſter Wille, und dann — die Stadt! liebe Amalie, ich bin ja noch nie in der Stadt geweſen! und der ganze Adel wird verſammelt ſeyn, Bälle auf dem adlichen Clubb, Concerte auf den ſchwarzen Häuptern *), Bälle auf dem Bürger-Clubb und Gott weiß was ſonſt noch Alles! ja, eben fällt es mir bey, ſogar ein Theater iſt in Reval, und ich habe in meinem Leben noch kein

---

*) Ein öffentlicher Verſammlungsort in Reval.

Theater geſehen! Nein, liebe Tante, das müſſen Sie mir verzeihn. Ich widerſpreche meinem Vater nie, und dießmal am wenigſten.

Geſtern Abend ſpät kam auch Couſin Arlhofen an. Seine Mutter hatte ihm einen Boten geſchickt, heimlich, wie ſie meinte, aber mein Mädchen hat mirs verrathen. Ich hab' es ſonſt immer recht gern geſehen, wenn er kam; auch dießmal, o ja; aber als der Wagen auf den Hof fuhr, und mein Vater, der eben am Fenſter trommelte, ſagte: es iſt der Couſin Matthias, da vergieng mir faſt der Athem, und ich hatte viel darum gegeben, nur auf ein paar Minuten hinausgehn zu dürfen. Das ſchickte ſich nun nicht, und alſo mußt' ich bleiben. Ich glaube, ich habe gezittert, als er mich zum Willkommen küßte *). Was

---

*) Bekanntlich iſt es in ganz Rußland gebräuchlich, einer Dame beym Eintreten Hand und Wange zu küſſen.

meinſt Du, Amalie, vielleicht iſt das Liebe? — etwa der Anfang von Liebe? Die Tante wenigſtens verſichert es, denn ich ſagte ihr wie mir zu Muthe war. Schreib mir doch Deine Meinung, Du verſtehſt es ſchon beſſer. Ey nun, er iſt ja auch in der That recht liebenswürdig, ſo zuvorkommend, ſo gefällig gegen mich — und die neue Haube hat er wirklich mitgebracht, ſie ſteht mir allerliebſt. Ihm ſchien es ſchon recht, daß wir zum Landtag nach Reval reiſen werden, er will mit kommen und brav mit mir tanzen. Der Vater hat mir auch dreyhundert Rubel geſchenkt, ich ſoll mir lauter neue Kleider dafür kaufen. Gleich am andern Morgen nach unſerer Ankunft will er Schneider und Putzmacherin zu mir kommen laſſen, da ſoll ich mir ausſuchen, was mein Herz wünſcht. Denke nur, Amalie, welch ein herrliches Leben mich erwartet! Ob ich dort Zeit haben werde, Dir zu ſchreiben? das weiß Gott!

Sechster Brief.

Frau von Arlhofen an Frau von Himmelsfuß in Reval.

Herzenliebe Frau Couſine,

Die böſe Gicht ſitzt mir noch immer in den Gliedern und läßt mir keine Ruh, ſo kann ich auch nicht nach Reval kommen, zum Landtage nämlich, obſchon ich gern da ſeyn möchte, weil mein Bruder Franz ſeine Tochter zum Erſtenmal unter die Leute bringt, die ein blutjunges Ding iſt und leicht verführt werden könnte, denn ſie hat eine Seele ſo weich wie Flachs, der durch engliſche Hecheln gegangen iſt, das werden die jungen Herren bald ausgattern und werden um ſie herum ſeyn wie die Fliegen um ein Häuſchen Streuzucker, denn ſie iſt meines Bruders einzige

Erbin und mein Bruder hat ein ſchönes Vermögen, das kann ich Sie ſagen, hübſch iſt ſie auch bey dem vielen Gelde und nebenher auch herzensgut, daß mir angſt und bange wird vor den vielen Freyern, wie ſoll Einem nicht angſt und bange werden, Herzen liebe Couſine wenn man Schulden hat und nur einen einzigen Sohn und nichts auf der Welt als einen Sohn mit Schulden, der ein bischen locker lebt und viel Geld verzehrt und eine reiche Frau braucht, da hab' ich es denn mit Gottes Hülfe ſo weit gebracht daß das Mädchen ihn friſch weg heyrathen wollte und der Alte hatte auch nichts dagegen; kommt ihm plötzlich der dumme Gedanke er muß ſie erſt in der Stadt brotuziren, daß ſie das junge Mannsvolk ſehen ſoll, ob vielleicht Einer drunter ihr beſſer gefällt als mein Matthias, du mein Gott ich kenne das Volk, das ſchwänzelt auf den Bällen herum, läßt neue Tänze aufſpielen, ladet zum Vortanz, drückt in den Bologneſen die Hände und wenn vollends die vermaledeyten Walzer anfangen, da werden dem armen Dinge zwey Mannshände um die Talje gelegt und die frechen Blicke ſchauen wie Geyeraugen auf einen Taubenſchlag, wenn ich nur nicht die Gicht hätte, ich wollte mein Tiengen ſchon bewahren, aber ſo weiß ich meinem Leibe keinen Rath herzeliebe Couſine, es könnte doch leicht ein Unglück geſchehn, denn mein Sohn der Matthias iſt eben nicht hübſch, nein dafür hat er Gott nicht zu danken, ob er ſelbſt gleich mit ſeinem Geſichte ganz beſonders zufrieden iſt und ſich vor keinem fürchtet, aber ich bin Mutter und denke weiter und höre auch, daß jetzt die freche Jugend ſo viele Romane lieſt, wo ſie denn die Flockeln recht ſo ſelbig *) wieder anbringen bey einem armen Hühnchen, das zum Erſtenmal in die Welt gackert, das thut mein Matthias nicht, mit dem Leſen giebt er

---

*) recht ſo ſelbig, ein Eſtländiſcher Provinzialiſmus.

ſich nicht ab, das hat er von mir. Drum wollt' ich Sie gar ſehr gebeten haben herzensliebe Couſine und ſchreibe deswegen dieſen Brief, der mir gewaltig ſauer wird mit meinen geſchwollenen Händen, daß ich Sie wollte gebeten haben, weil Sie doch auf alle Bälle gehen und ſehen was paſſirt, gehen Sie doch meinem Tiengen nicht von der Seite und ſobald Sie merken daß ihr Einer zu nahe kömmt, etwa ein hübſcher Menſch, ſo warnen Sie das arme Ding und ſchildern Sie ihr die Menſchen Sie wiſſen wohl wie, es wird ſich ſchon was finden und loben Sie ihr meinen Matthias, wobey ich ein ſchönes Stück Leinwand von meiner Bleiche überſchicke zum geneigten Andenken, der Matthias wird es der Hochgeehrten Frau Tante ſelbſt überreichen, da werden Sie ſehn, nun Sie kennen ihn ja ſchon, er iſt doch immer ein ſtattlicher Mann, hat auch ſchon einen hübſchen Anſatz zum Bauche, grade wie der ſelige Couſin Himmelsfuß, der ſein Pathe war und ich verbleibe meiner herzenlieben Couſine

dienſtwillige Freundin

Gerdrute von Arlhofen,
gebohrne von Blondheim.

Siebenter Brief.

Rittmeiſter Moritz von Wallerſtein in Reval an den Paſtor Gruber zu Hagebuſch, unweit Thorn in Preußen.

Sie klagen, mein edler Freund, daß ich Ihnen ſo ſelten ſchreibe; fällt Ihnen denn gar nicht ein, daß ich nichts zu ſchreiben habe? — Ich bin vor kurzem Rittmeiſter geworden, das iſt hier zu Lande nichts neues, obgleich bey Ihnen in Preußen ein dreyundzwanzigjähriger Rittmeiſter eine ſeltene Erſcheinung ſeyn mag. Zu thun habe ich doch drum nichts mehr, denn die Schwadron hab' ich als Lieutenant auch ſchon exercirt, und wenn das vorbey iſt, ſtehl' ich dem lieben Gott den Tag vollends ab. Daß die Landwirthſchaft mich wenig intereſſirt, wiſſen Sie; auch ſorgt meine Mutter für Alles, was dahin gehört, und ich gebe bloß Acht, daß ſie nicht zu viel dafür ſorge, Sie verſtehen mich. Meine Bauern — das darf ich mit ſtolzem Selbſtgefühl ſagen — meine Bauern ſind ſo glücklich als Sklaven ſeyn können. Ich habe mich des Rechts, willkührlich zu ſtrafen, ganz begeben; ich habe ihnen Richter aus ihrer Mitte ernannt, auch Jedem das Stückchen Feld, welches er bebaut, als ſein kleines Eigenthum auf ewige Zeiten zugeſichert. Eine förmliche Urkunde über alles dieß verwahrt unſer wackerer Pfarrer in einem ſilbernen Käſtchen bey den übrigen Kleinodien ſeiner Kirche. Meine

Mutter hat freylich viel dagegen gehabt, auch ſämmtliche hohe Verwandten mir auf den Hals geſchickt, um von der gefährlichen Neuerung mich abzumahnen, aber ich bin durchgedrungen, und meine Mutter hat ſich gern darein ergeben, da ſie ſieht, daß es gut geht, daß die Leute moraliſch beſſer werden, und — wohl zu merken — die Einkünfte eher zu= als abgenommen haben. Ihren übrigen kleinen Grillen füge ich mich ſo gut ich kann, wir leben in vollkommener Eintracht *). Wollte der Himmel, ich könnte das von Allen ſagen, mit denen ich umgehe oder umgehen muß. Aber da necken ſie mich unaufhörlich, ſprechen von revolutionären Geſinnungen, von Jacobinismus und dergleichen, machen mich wohl gar der Regierung verdächtig. Daß ich zuweilen ein-

---

*) Daß der ganze lief= und ehſtländiſche Adel, ſeitdem dieſe Briefe geſchrieben worden, vieles von dem zum allgemeinen Geſetz gemacht hat, was damals nur noch Ausnahme war, iſt bekannt.

mal in Geſellſchaft meiner Galle Luft mache — beſonders wenn ich hören muß, wie auch die beſſern und warlich recht brave Menſchen, die unhaltbarſten Sätze mit einer blinden Hartnäckigkeit vertheidigen — das können Sie leicht ſich vorſtellen, da Sie meinen Sprudelkopf kennen. Was Wunder, daß ich wenig Freunde habe, und auf allen Seiten geneckt werde. Oft verdreht man mir die Worte im Munde, ja, Behauptungen, an die ich nie gedacht habe, höre ich als die meinigen wieder erzählen. Auf die kleinſte meiner Handlungen lauern ſie. Nun handle ich zuweilen raſch, wie Sie wiſſen, und wenn ich einmal etwas Gutes thun kann — lieber Gott! es trift ſich ohnehin ſo ſelten — ſo frage ich nicht erſt, was wird Oncle X und Tante Y dazu ſagen? Da giebt es denn über all mein Thun und Laſſen die drolligſten und liebloſeſten Auslegungen. Ein armer Waiſenknabe zum Exempel, der beſtimmt war, ein Schu:

ſter zu werden, und an dem ich zufällig ausgezeichnetes Genie zu bemerken glaubte, geht jetzt auf meine Koſten in die Stadtſchule und ſoll wills Gott auch auf meine Koſten ſtudiren; da finden denn meine Herren Landsleute nichts wahrſcheinlicher, als daß der Junge ein natürlicher Sohn von mir iſt, den ich freylich in meinem vierzehnten Jahre erzeugt haben müßte. — Eine wackere, aber unglückliche Familie in der Vorſtadt, die ich dann und wann zu beſuchen, auch wohl zu unterſtützen pflege, iſt förmlich vor mir gewarnt worden, als vor einem unmoraliſchen Menſchen, der nur darauf ausgehe, die Tochter vom Hauſe zu verführen. Dem gemeinen Menſchen iſt es Bedürfniß, bey jeder guten Handlung, zu der er ſelbſt ſich unfähig fühlt, nach einer unreinen Quelle zu graben; die beſſern helfen ihm zwar nicht graben, aber ſie hören doch gern zu, wenn er ſchreyt: ich habe ſie gefunden! ſie iſt ganz trübe! —

Geſtehen Sie, lieber Freund, daß es kein Wunder iſt, wenn in meinem Herzen ſich eine Bitterkeit gegen die Menſchen feſtſetzt; wenn ich ſie endlich verachte und fliehe. Doch ich kämpfe gegen dieß menſchenfeindliche Gefühl, ich miſche mich unter ſie, treibe mich auf ihren Bällen herum, und ſpiele wohl gar Karten auf ihren Clubbs. Wir haben jetzt Landtag, eine Zerſtreuung jagt die andere; davon iſt aber ſo wenig zu erzählen, daß ich keine Oktavſeite damit zu füllen wüßte. Fahren Sie nur fort, mein väterlicher Freund, mich mit Geiſtesnahrung zu erquicken. Schillers Wallenſtein hab' ich verſchlungen. Es hatte ihn hier noch Niemand. Mein Urtheil darüber verlangen Sie wohl nur im Scherz. Ich konnte bey der Erſten Lektüre nur genießen, nicht kritteln; die zweyte ſpar' ich mir für das Land auf. In der Ihnen wohlbekannten Lindenlaube, die ich als Kind gepflanzt, oder in der Borkhütte, die ich neben Ihrem Denkmal erbaute, ſoll Schillers

Genius ſich mit dem Duft der Lindenblüthen miſchen, und in den ſchönſten Augenblicken des Entzückens, welche die wiederholte Lektüre mir gewähren wird, will ich mich dankbar des Mannes erinnern, der für ſolchen Genuß mich empfänglich machte. Ewig

Ihr Moritz.

Nachſchrift. Meine Mutter trägt mir auf, Ihnen beyliegenden Wechſel, als den Betrag Ihrer dießjährigen Penſion, zu übermachen. Er iſt auf Touſſaint in Königsberg geſtellt, wo Sie, bey der Nähe Ihrer Wohnung, das Geld ja wohl am leichteſten heben können.

Achter Brief.

Der Lieutenant von Thümen an den alten Herrn von Blondheim.

Aus dem Kruge bey der Poſtſtation L**

Hochwohlgebohrner,

Hochzuverehrender Herr!

Als Ew. Hochwohlgebohren geſtern hier vorbey nach Reval reiſten, und auf der Poſtirung *) die Nacht zubrachten, da hatte die gutherzige Frau Poſthalterin wahrſcheinlich Dero Fräulein Tochter benachrichtigt, daß gegenüber im Kruge eine arme Familie ſich befinde, die auf einer weiten Reiſe von Stuttgart nach Moſcau begriffen ſey, um dort einen Verwandten — ihre letzte Hofnung — aufzuſuchen, daß aber eine zu frühe Niederkunſt meine Gattin hier überraſcht, und ſie, auf Stroh, von vier nackten Kindern umringt, aus Mangel an Pflege vielleicht dem Tode nahe ſey. Ihre Fräulein Tochter kam zu uns herüber und erſchien wie ein Engel in einem Kerker. Geſprochen hat ſie wenig, geweint deſto mehr. Die Kinder wurden gleich bekannt und vertraut mit ihr. Sie ließ einen Speiſekorb aus dem Poſthauſe hohlen und erquickte uns Alle. Meine gute Frau, die ſehr ſchwach darnieder liegt, fand ſich, als ſie fort war, zum Erſtenmale geſtärkt und konnte ihre Hände für die kleine holde Wohlthäterin zum Himmel aufheben. Sie hatte auch eine recht ruhige Nacht. Dieſen Morgen, wo Ew. Hochwohlgebohren weiter reiſten, ſchlief ſie noch ſanft; ich ſtand am Fenſter, ſah Sie mit Ihrer Fräulein Tochter einſteigen und ſegnete Sie im Stillen. Bald nachher erwachte meine Frau recht heiter, aber die Kinder ſchliefen noch Alle, denn ſie hatten ſich Abends vorher ſatt gegeſſen. Neben dem Strohlager meiner guten Wilhelmine ſteht ein Korb, den der Krüger zum Haferſchwingen gebraucht, mir aber aus Mitleid geliehen hat, um mein neugebohrenes Kind hinein zu legen. Nach dieſem Korbe bog ſich jetzt meine Frau, und nahm das Kind heraus, denn ſie ſpürte mit Freuden, daß ſie wieder etwas Milch in den Brüſten hatte. Stellen ſich Ew. Hochwohlgebohren unſer Erſtaunen vor, als wir zu den Füßen des Kindes eine blaue lederne Brieftaſche finden, und in derſelben dreyhundert Rubel in Banconoten! — Das kann Niemand anders dahin gelegt haben, als Ihre vortrefliche Fräulein Tochter. — So dankbar gerührt wir nun auch von dieſer ſeltenen Menſchenliebe ſind, ſo muß ich doch mit Recht befürchten, da das liebenswürdige Fräulein noch ſo ſehr jung iſt, daß ſie über eine ſo große Summe nicht diſponiren durfte, ſondern, von dem Anblick unſers Elends hingeriſſen, vermuthlich mehr gethan hat, als ſie vor ihrem Vater verantworten kann. Da wir nun lieber den drückendſten Mangel dulden, als einem ſo guten Kinde den mindeſten Verdruß zuziehen wollen, ſo bin ich ſogleich hinüber zum Poſthalter gelaufen, habe mich nach Ew. Hochwohlgebohren Adreſſe erkundigt, und habe die Ehre, beyliegend die Brieftaſche mit der unberührten Summe zu übermachen. Das Bild des Engels, der dieſe große Wohlthat uns zudachte, wird doch nie aus unſerm Herzen, und ſein Name nie aus unſerm Gebet verſchwinden. Ich habe die Ehre, mit der vollkommenſten Hochachtung zu verharren

---

*) Poſtirung ſagt man in Ehſt- und Liefland ſtatt Poſtſtation.

Ew. Hochwohlgebohren
gehorſamſter Diener,
Carl von Thümen,
vormals Lieutenant
in holländiſchen Dienſten.

Neunter Brief.

Antwort des alten Herrn von Blondheim.

Was ich meiner Tochter ſchenke, darüber kann ſie nach Gefallen disponiren. Das Geld war freylich zu einem andern, aber warlich zu keinem edlern Gebrauch beſtimmt. Die Brieftaſche folgt hierbey mit etwas verſtärktem Inhalt zurück. Sie werden mir dieß Vergnügen gönnen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Ihnen Einen der frohſten Augenblicke meines Lebens verdanke.

von Blondheim.

Zehnter Brief.

Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Früher, als ich vermuthete, hat ſich ein Stein des Anſtoßes auf meinem einförmigen Lebenspfade gefunden, über den ich zwar nicht zu ſtolpern hoffe, den ich aber doch ſchon von ferne mit einiger Aengſtlichkeit liegen ſehe. Meine Mutter will mich nämlich verheyrathen. Das kann ich ihr nun zwar nicht verdenken, denn ich bin ihr einziger Sohn, und ſie wünſcht Enkel zu wiegen; aber in der *Wahl* ihrer künftigen Schwiegertochter befolgt ſie Grundſätze, die — nicht die meinigen ſind. Ob das Mädchen aus einer Familie ſey, die ſchon zu der Heermeiſter Zeiten blühte? und ob ſie viel Geld habe? nach mehr fragt ſie nicht. Schönheit, meint ſie, in deren Beſitz der Mann ſich einmal befinde, werde ihm eben ſo gleichgültig, als mehr oder minder koſtbare Möbeln in ſeinem Zimmer (und darin mag ſie wohl Recht haben), ja, ein häßliches, aber Wohlwollen ausdrückendes Geſicht mache bleibendern Eindruck auf den Mann, als eine glatte, nichts ſagende Puppenlarve (auch das gebe ich ihr zu). Wenn ſie aber behauptet, die Mädchen hätten eigentlich gar keinen Charakter, und nähmen bloß in der Ehe den Charakter des Mannes an, es ſey daher ganz gleichgültig, welche Eigenſchaften und Anlagen ein Mädchen vor ſeiner Verheyrathung zu haben ſcheine; ſo irrt ſie doch gewiß. Freylich hab' ich auch wohl hundertmal geſehen, daß junge verwahrloſte Geſchöpfe durch brave Männer zu treflichen Frauen gebildet wurden, und umgekehrt kenne ich leider auch Beyſpiele von ſehr liebenswürdigen Kindern, deren einſt offne Herzen durch erbärmliche Mannsgeſtalten für alles Gute auf immer verſchloſſen wurden; aber, wohl zu merken, ſehr jung hatten ſolche Mädchen geheyrathet. War es ein bloſer Zaunpfahl, an den man den zarten Sprößling ſchnürte, ſo ertrug er das Band noch nicht, es hemmte ſeinen Saft; war es hingegen eine ſchützende Ulme, ſo ſchwingt die Rebe ſich luſtig daran hinauf. Die Entwickelung des Keims hemmen oder fördern kann der Mann, den Keim erſchaffen nicht. — Doch ich verſteige mich da in Spitzfündigkeiten, die nebenher auch beweiſen mögen, daß ich bis jetzt noch keine Neigung ſpüre, mir die Hymensfackel anzünden zu laſſen. Ja, wenn Amor ſie plötzlich entflammte — aber ich kenne den Schalk faſt nur aus Anacreons Liedern.

Viele meiner ſchönen Landsmänninnen ſind ungebildet, und haben das Innere ihrer zierlich gelockten Köpfchen faſt nur mit ein paar Romanen möblirt. Tanzen können ſie Alle, und die meiſten tanzen allerliebſt; auch klimpert Dieſe und Jene auf dem Klavier, oder zeichnet ein Blümchen; aber auf Muſik und Malerey verſteht ſich unter funfzigen kaum Eine. Das Franzöſiſche radebrechen ſie gewöhnlich zum Erbarmen; an ſolidere Kenntniſſe iſt gar nicht zu denken; Geſchmack haben ſie nur in der Kleidung; ihre Briefe ſind Exercitia. Die Landwirthſchaft lernen ſie nebenher gut oder ſchlecht, nachdem die Eltern ſie verſtehen, oder ſie ſelbſt ſich dazu anſchicken. Wenn ich alles das meiner Mutter vordemonſtrire, ſo kann und mag ſie es nicht läugnen; doch wirft ſie mir dagegen die Frage in den Weg: ob ich nicht bekennen müſſe, daß die meiſten jungen Ehſtländerinnen gutherzige Geſchöpfe ſeyn, die ſich warm und innig an brave Männer ſchmiegen, empfänglich ſind für alles Edle und Schöne, das Beſſere leicht erkennen, dem Schlechtern leicht entſagen, kurz, daß gewöhnlich die Natur ihnen Geiſt und Herz zum

Pathengeſchenke verlieh, und es bloß darauf ankommt, ob ſie in die Hände eines Mannes gerathen, der mit ihrem Pfunde wuchert, oder es in die Erde vergräbt? — Das kann ich denn auch wieder nicht läugnen; die Beyſpiele ſind hundertfältig, die glücklichen Ehen zahlreich, und ich ſelbſt habe oft mit Stolz gegen Fremde behauptet: wer ſicher ſeyn wolle, ein gutes Weib zu beſitzen, der müſſe aus Ehſtland es hohlen. Darauf beruft ſich nun meine Mutter; darauf hat ſie den Plan gebaut, mich an ein gewiſſes Fräulein von Blondheim zu verheyrathen, die eben zum Erſtenmal mit ihrem Vater zur Stadt gekommen iſt, und noch ſehr jung ſeyn ſoll. Sie rühmt mir ihre Geſtalt und Erziehung, ſie ſoll eine vortreſliche Gouvernante gehabt haben — aber, liebſter Freund, der Hauptbeweggrund meiner Mutter iſt leider das verdammte Geld! Denn der alte Blondheim wird für einen der reichſten Männer im Lande gehalten.

Nun muß ich bekennen, daß ich einen unüberwindlichen Abſcheu vor allen Spekulationsheyrathen habe. Ein Mädchen, dem ich ſeines Geldes wegen meine Aufmerkſamkeit ſchenken ſoll, hat ſchon dadurch übles Spiel bey mir, und muß ſehr reizend ſeyn, wenn ſie den böſen Eindruck verlöſchen will. Ja, mein Freund, ich kann ſogar ungerecht gegen ein ſolches Mädchen werden; ich kann Prätenſionen machen, die zuweilen ins Lächerliche fallen, und Kleinigkeiten aufmutzen, die ich bey andern überſehen würde. — Aber iſt mein Gefühl tadelnswerth? — Sind wir denn beſſer als die Wilden, die um ihre Bräute handeln? — Ueberall pflegen wir die Freundſchaft der Liebe nachzuſetzen; doch wählen wir nie den Freund, weil er reich iſt, wohl aber die Frau, die unſere Erſte Freundin werden ſoll, die bis zum Grabe mit uns wallt, indeſſen den Freund ſo manches Verhältniß von uns trennt. — Die Ehre, dieß conventionelle Weſen, kann leichter in uns den Eigennutz erſticken, als die Liebe, dieß Kind der Natur. Beym Lorbeerkranz ſehen wir nicht darauf, ob die Blätter vergoldet ſind, aber der Myrtenkranz ſoll ſchimmern und ſchwer wiegen, wenn er auch Wunden in das Haupt drückt; und doch entführt Jenen uns oft der Erſte Wind, der aus einer andern Gegend bläſt, indeſſen dieſer unſern Sarg noch ſchmücken ſoll.

O man möchte weinen über die Inkonſequenz der Menſchen! Häuſer bauen ſie Jahre lang nach zehnmal geprüften Riſſen, gleichviel, ob aus Holz oder Marmor; aber Weiber nehmen ſie in der nächſten Minute, wenn nur goldne Glöcklein zum Altare läuten. Und was haben ſie denn endlich davon? Eine Schüſſel mehr auf dem Tiſche, vielleicht mit Thränen benetzt; ein Pferd mehr im Stalle, um ihre Langeweile zur Schau herum zu ſchleppen. Nein, lieder Freund, ich bin kein Romanenheld; ich weiß recht gut, daß die Luftſchlöſſer der Liebe keine daurende Wohnung ſind, und daß ihre Küſſe, wenn auch Nektar, nicht ſättigen; aber ein Mann, der ein Weib ſucht, muß durch eigenen Fleiß oder eigenes Vermögen es anſtändig ernähren können; das Geld ſeiner Frau (wenn ſie nun einmal Geld hat) muß ihm nur eine Schüſſel voll Obſt zum Nachtiſch ſeyn; ſie iſt willkommen, aber er kann ſie entbehren. Von ſeiner Gattin das tägliche Brod empfangen, iſt eben ſo ſchimpflich, als ihr die bürgerliche Ehre verdanken.

Wäre ich Geſetzgeber, ich würde die Töchter unfähig machen zu erben. In meinem Staate wären alle Mädchen an jenen erborgten Reichthümern ſich gleich, ſie beſäßen nichts als ihre natürlichen Annehmlichkeiten. O wie manche würde dann zu erwerben ſuchen, was ſie jetzt, im Vertrauen auf ihr Gold, für überflüſſig hält; und wie manche, die, weil der Himmel ſie mit Reichthum heimſuchte, nie ergründen wird, ob ihr Anbeter es redlich mit ihr meint, würde dann ſorglos im Arme unzweydeutiger Liebe ruhn.

Haben Sie Geduld mit mir, mein Freund! den Fehler des Grübelns und Klügelns kann ich mir noch immer nicht abgewöhnen, und manche Freude, die nur Blüthenſtaub iſt, geht mir verloren, weil ich immer vorher alles Unreine aus dem Wege blaſen möchte. Aber iſt es nicht natürlich, daß in meiner jetzigen Lage ſich alle jene Betrachtungen mir doppelt lebhaft aufdringen? — Ich bin ſelbſt ein wohlhabender Mann, und ſoll heyrathen ohne Liebe, ein reiches Mädchen, das mich auch nicht liebt. Das iſt fürwahr nicht mütterlich, das iſt — Gott verzeih mirs! — Großtantenhaftig. Und doch beſteht meine Mutter mit einer Heftigkeit, einer Wärme darauf — ſie befiehlt nicht, aber, was weit ſchlimmer iſt, ſie bittet ſo herzlich — —

Ich habe ihr denn wohl verſprechen müſſen, das Mädchen zu ſehen, zu prüfen; aber weiter habe ich auch nichts verſprochen. Das Sehen wird mir leicht werden, denn ſie hüpft auf allen Bällen herum; aber das Prüfen? — ja, wenn von einer neuen Quadrille die Rede wäre. Genug, Sie ſollen der Erſte ſeyn, vor dem ich meine innerſten Gedanken ausſchütte. Machen Sie ſich nur gefaßt auf eine neue Depeſche, die vermuthlich der nächſte Poſttag Ihnen bringen wird.

Eilfter Brief.

Derſelbe an Denſelben.

Ich habe ſie geſehen. — Nun ja, ein kleines, artiges Mädchen, faſt ſo breit als lang, mit einem Geſicht wie ein Yorsdorſer Apfel und ein Paar lebhaften Augen, die aber ſo tief liegen, daß man hinter den ſtrotzenden Wangen ſie erſt ſuchen muß. Was mir an ihr gefallen, iſt ihre einfache Kleidung, faſt zu einfach für unſere bunte Flitterwelt. Doch ſah ſie eben nicht darnach aus, als ob ſie die feine Prätenſion mache, ſich gerade dadurch auszeichnen zu wollen. Sie ſchien ſehr frölich und unbefangen, ihre Freude am Tanz war faſt kindiſch, ſie konnt' es kaum erwarten, bis eine neue Angloiſe anhub. Sie tanzt hübſch und leicht; man ſollte kaum glauben, daß ein ſo kugelrundes Weſen mit ſo vieler Grazie ſich fortbewegen könne. In ſchwäbiſcher Bauerntracht möchte ich ſie ſehen, oder auch in unſerer Ehſtländiſchen, es wäre ein allerliebſtes Bauermädchen.

Sie hören, lieber Freund, daß ich an ihrem Aeuſerlichen nichts auszuſetzen habe. Sie iſt nicht eben ſchön, aber wenn dieſe etwas plumpe Hülle einſt durch Geiſt beſeelt wird — einſt, ſage ich, denn bis jetzt hab' ich davon noch wenig Spuren entdeckt. Zwey- oder dreymal hab' ich mit ihr getanzt und Geſpräche anzuknüpfen geſucht; ſie hat mir nicht gerade dumm geantwortet, aber ſie iſt noch ſo kindiſch blöde, und, während man mit ihr ſpricht, ſcheint jeder Tropfen ihres Blutes zum Geſicht zu ſtrömen, daß man endlich ſelbſt in die peinlichſte Verlegenheit geräth. Ja und Nein und ein paar Redensarten ſind ſo ziemlich Alles, was ich von ihr gehört habe. Doch machte ich zufällig die Entdeckung, als ein ruſſiſcher Flottoſſicier ſie zum Tanz auffoderte, daß ſie gut franzöſiſch ſpricht. Auch gefiel es mir, da gegen Ende des Balles ihr Vater die Beſorgniß äußerte, ſie möchte zu erhitzt nach Hauſe fahren, daß ſie ſogleich aus der Reihe trat, in der ſie doch für ihr Leben gern noch einen Großvater mitgetanzt hätte, und zu ihrem Tänzer mit großer Anſpruchloſigkeit nichts weiter ſagte, als: verzeihen Sie, mein Vater wünſcht es nicht.

Uebrigens ſcheint ſie mir freylich ungebildet, doch nicht verbildet. Von allen Büchern, von denen ich etwa vermuthete, daß ſie ſie geleſen haben möchte, kannte ſie keines. Der Hauptmann Arlhofen, ihr Couſin, iſt viel um ſie beſchäftigt; ob er Abſichten auf ſie hat, weiß ich nicht, habe mir auch nicht die Mühe gegeben, es zu ergründen. Genug, ich empfinde keinen Widerwillen gegen das Mädchen, fühle auch vielleicht, daß es möglich ſeyn wird, mir eine Freundin in ihr zu erziehen. Da nun die Liebe mir fremd und unter allen Töchtern des Landes keine iſt, von der ich ahnden könnte, ſie werde dieß Gefühl mich lehren; da ferner meine Mutter dieſe Verbindung ſo ſehnlich wünſcht, und ich doch einmal verpflichtet bin, die Wallerſteine nicht ausſterben zu laſſen, ſo habe ich dieſem Morgen beym Frühſtück meiner Mutter zugeſagt, ihren Abſichten mich zu leihen, und will nun verſuchen, Fräulein Blondheim näher kennen zu lernen, das heißt hier zu Lande, ihr die Cour zu machen, was denn freylich ein ſehr ungewiſſer Weg zu der Bekänntſchaft eines Mädchenherzens bleibt; denn ein Frauenzimmer, dem man die Cour macht, zieht entweder ſeinen Geiſt ſchüchtern zuſammen, wie die Sinnpflanze ihre Blätter, oder ſie laßt Funken ſprühen, wie ein Kätzchen, das geſtreichelt wird; in beyden Fällen weiß man noch lange nicht woran man iſt.

Doch, wenn ich ſo das gewöhnliche Heyrathsſtiften rings um mich her betrachte, wenn ich ſehe, daß man faſt immer drey gegen Eins wetten könnte, der Erfolg werde übel ausfallen, und es denn doch immer ganz erträglich geht, weil man die Menſchen nun einmal in alle Falten biegen kann und weil ſie, einmal gebogen, ſich wohl dabey befinden; ſo tröſte ich mich, hoffe in den Armen der runden Fräulein Blondheim mein Daſeyn gemächlich durch die Welt zu ſchieben, und — wenn ſie mich in meinem Thun und Laſſen nur nicht hindert — nach meiner Väter Weiſe glücklich zu ſeyn. — Leben Sie wohl.

Zwölfter Brief.

Frau von Himmelfuß in Reval an Frau von Arlhoſen.

Herzen Frau Couſine! das wollen wir ſchon machen, Couſingen Blondheim darf keinen andern Chriſtenmenſchen heyrathen, als Couſin Arlhoſen, der ein reſpectabler Mann iſt, und ſich zu präſentiren weiß wie ein alter vernünftiger Menſch. O ich habe ihm tüchtig auf den Zahn gefühlt, ehe ich die Sache in meinem Gemüthe beſchloſſen habe.

Neulich aßen die beyden alten Fräulein Tippermann bey mir, da hatt' ich ihn expreß dazu gebeten, um die 200 voll zu machen, denn ſo viel kam juſt heraus, wenn wir unſere Jahre zuſammen rechneten. Ich meinte, er würde ſich anſtellen wie das heutige junge Volk, das ſich die Maulſperre an den Hals gähnt, wenn es mit vernünftigen Frauenzimmern ein kluges Wort reden, oder ein ruhiges Whiſt zu 5 Copeken ſpielen ſoll; aber nichts weniger, tout au contraire, ich kann wohl ſagen, die Zeit iſt uns ſo ſchnell vergangen, als ob wir im Kirchſtuhl ſäßen, und neue Kleider muſterten. Von allem wußte der Herzen Couſin mit zu ſprechen, von Hühnern und Kalkunen *), vom Brand im Waizen und von der Viehſeuche. Ihre Kühe, meine wertheſte Frau Couſine, hat er uns beſchrieben, daß ich ſie mahlen wollte, und Malchen Tippermann war ſo entzückt von ihm, daß

---

*) Kalkutſche Hühner.

ſie mir hinterdrein geſtand, wenn vor vierzig Jahren ein ſolcher Mann ſich gemeldet hätte, ſie würde ihm ihre Freyheit ohne Bedenken geopfert haben.

Mich hat er ganz beſonders ſcharmirt, als ich das Geſpräch mit Fleiß auf das neue philoſophiſche Unweſen lenkte, auf die verdorbene Jugend, welche mit den guten Sitten umſpringt wie mit der Friſur, und weder Leib noch Seele mehr in den heilſamen Schnürleib preſſen will. Da hätten Sie ihn hören ſollen! Gedonnert hat er, Herzen Couſine, gedonnert! — Jammerſchade, daß er nicht in der Domkirche von der Kanzel ſprechen darf, das wäre eine wahre Salbung für unſer Einen. Und wie er die Bücher herunter gemacht hat, die ſo von den Menſchen allerley handeln, und nicht ein einziges hat er geleſen, der brave Couſin! Bin daher grimmig beſchämt worden durch das köſtliche Stück Leinwand, welches Herzen Frau Couſine mir geſchickt haben — das iſt ein Geſpinſt! die Faden ſo egal, ſo fein, nirgend ein Knoten; habe auch ſogleich meine Spinnmädchen vorgenommen, und meinem Amtmann eingebunden, daß er bey dem Ihrigen Erkundigung einziehe, durch welche heilſame Züchtigung es die Herzen Frau Couſine dahin gebracht haben, ſo ohne Knoten ſpinnen zu lehren. Nun ich denke, der Lebensfaden des Couſin Matthias ſoll auch ohne Knoten ſeyn. Ich habe Leontingen Blondheim gehütet, wie eine Gluckhenne ihre Küchlein; auf allen Bällen bin ich ihr nicht von der Seite gekommen, und vor allen böſen Eindrücken (Sie verſtehn mich) hab' ich ſie mütterlich bewahrt. Die jungen Herren ſchwärmten freylich um ſie herum — du lieber Gott! wir wiſſen ja wie es in unſerer Jugend war — doch im Ernſt hat ſich wohl noch Keiner an ſie gewagt, etwa den Rittmeiſter Wallerſtein ausgenommen — der böſe Menſch! dem keine Unſchuld heilig iſt weder auf Erden noch im Himmel, ja im Himmel! ich weiß, was ich ſage, Herzen Frau Couſine, ich weiß, wie der gottloſe Menſch von himmliſchen Jungfrauen geſprochen hat; und wenn er es nur noch dabey ließe, in Gottes Namen, dafür brennt er einſt; aber er ſetzt auch den Bauern Dinge in den Kopf, die das ganze liebe Vaterland in Unglück und Verwirrung ſtürzen können. Sollten Sie glauben, allerliebſte Frau Couſine, daß er ſich neulich in einer großen Geſellſchaft über mich luſtig gemacht hat? ja, über mich! Sie wiſſen, als mein guter ſeliger Mann noch lebte (der ein wenig ſtarrköpfig war, wie denn die Männer Alle ſind), daß, wenn gar kein Auskommen mit ihm war, ich meinen Willen auf die unſchuldigſte Art von der Welt zu erreichen ſuchte, indem ich dasjenige träumte, wozu ich ihn bereden wollte, denn er hielt viel auf Träume, der gute Mann. Unglücklicherweiſe habe ich einmal, in Gegenwart des boshaften Wallerſtein, den Riß zu einem Gartenhauſe mit Kreide auf einen Spieltiſch gemalt, den ich die Nacht vorher geträumt hatte, weil mein Mann das Gartenhaus durchaus nicht bauen wollte. Das hat der böſe ſatyriſche Menſch bey Ingelheims in großer Geſellſchaft auf eine ſatyriſche Weiſe wieder erzählt, und Malchen Tippermann, die dabey geweſen, verſichert mich, ſie hätten ſich Alle krank lachen wollen. Aber warte, das ſollſt du mir entgelten, du Erz-Jakobiner! Wenn man gleich in der Provinz lebt, ſo hat man doch Bekanntſchaften bey Hofe; mein Vetter Strohhalm iſt Stallmeiſter in Petersburg, der ſoll ihn ſchon gelegentlich anmahlen, bis dem Satan nur noch die Hörner fehlen. Und ſein Schwenzeliren um Tinchen Blondheim, dazu hab' ich man gelacht. Vater und Tochter hab' ich es mit guter Manier eingetrichtert, weß Geiſtes Kind er iſt. Heute ein Wörtchen, und morgen ein Wörtchen; Einmal bedauert und geſeufzt, das anderemal mit frommen Eifer geſcholten; verlaſſen ſich die Herzen Frau Couſine auf mich, es hat gewirkt, und wenn er es wagt, um Tinchen anzuſprechen *), ſo wette ich meinen blauen Fuchspelz, er zieht mit einer langen Naſe ab. Auch der Couſin Blondheim nimmt meine Worte wohl zu Herzen, ob er gleich hie und da ein wenig eigen zu ſeyn ſcheint. Was ſoll nun zum Exempel das vorſtellen, daß der reiche Mann ſeine einzige Tochter ſo ſimpel einhertreten läßt, daß ſie von jeder Schneiderstochter beſchämt wird, deren Vater zur kleinen Gilde gehört? Gewiß und wahrhaftig, Herzen Couſine, ſie hat ein paar weiße Kleidergen mitgebracht, die auch nicht mehr neu ſind, mit denen iſt ſie mir nichts dir nichts auf allen Bällen herum geflattert wie eine Taube unter einer Heerde Pfauen. Ich ließ gegen den Alten ein Wörtchen davon fallen, aber er lachte und ſah ordentlich ſelig dabey aus. „Ich bitte ſie,“ ſagte er, „laſſen ſie meine

---

*) Anwerben.

„Leontine nichts davon merken, ſie würden
„ſie nur verlegen machen.“

Nun, ich habe denn auch nichts davon geſagt, aber ich bitte Sie ums Himmelswillen, ſetzen Sie ihm den Kopf über die unzeitige Sparſamkeit zurecht. Man hat das arme Ding in ſeinen weißen Fähnchen kaum bemerkt. Kein Wunder, denn alle Fräuleins aus der ganzen Provinz, arm oder reich, trugen ihre beſten Sachen zur Schau, und da ſind denn auch manche Heyrathen zu Stande gekommen. Da iſt der Wackerholm mit Guſtgen Millwitz, ich weiß gar nicht, wovon der Menſch eine Frau ernähren will? und der Senſenberg mit Minchen Prellmagen, die haben ſich ſchon ſeit drey Jahren herumgezogen. Ach! es wäre noch gar viel von den neuen Heyrathen zu ſagen, aber ich muß mich kurz faſſen, weil heute die junge Schönſtein begraben wird, die der Mann vermuthlich zu Tode gequält hat, ob er ſich gleich anſtellt, als wolle er verzweifeln; ja man will ſogar wiſſen, daß das Kammermädchen der ſeligen Frau ſich in andern Umſtänden befinden ſoll. Einige ſagen zwar, daran ſey Fritz Mutterbach Schuld, der immer ſo fromm thut, und nächſtens banquerott machen wird, weil ſeine Schweſter Lengen ihn mit der Menſchenliebe ruinirt; der Major Poltenkamm, der bey ihr aus und ein geht, kommt doch auch wohl nicht umſonſt, denn man hat ſie ſchon im Mondſchein mit einander in Cathrinenthal *) promeniren ſehen, und ſie ſollte ſich ſchämen, denn der Major iſt ein verruchter Spieler, der den Grafen Märzfeld rein ausgezogen hat, der freylich ein Narr iſt, und ſeine Frau eine abgeſchmackte Perſon, die es ſalva venia mit ihrem Kammerdiener halten ſoll. Doch man muß von Niemand Böſes reden. Wenn ich zu Ihnen komme, Herzen Couſine, wol-

---

*) Ein kaiſerliches Luſtſchloß an der See, bey Reval.

ſen wir uns auf Ihren blaugewürfelten Sofa ſetzen, und wollen das recht mit einander durchſchwatzen. Ach! ich habe gar viel mit Ihnen zu überlegen, beſonders wovon doch nur dieſe und jene Leute leben und Aufwand machen? und was ſich ſonſt etwa zum Beſten kehren läſt. Die ich verbleibe meiner liebwertheſten Couſine

allergetreuſte Freundin,
Amalberg von Himmelfuß,
gebohrne Baroneß Strunzmaul.

Dreyzehnter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Es iſt mir ſchmeichelhaft — nein, es iſt mir herzlich lieb, daß Sie ſich um meine Zukunft ein wenig bekümmert haben. Um Ihnen alle fernere Unruhe zu erſparen, melde ich Ihnen mit der Erſten Poſt, daß meine Mutter geſtern bey dem alten Blondheim einen förmlichen Korb für mich geholt hat. Sie iſt außer ſich darüber, denn natürlich hält ſie ihren Sohn für den liebenswürdigſten Jüngling in der ganzen Provinz. Ich habe Mühe, ernſthaft dabey zu bleiben, oder mich wohl gar verdrießlich zu ſtellen, und bin herzlich froh, wenn ich, Abends auf meinem Zimmer, mich der ſüßen Empfindung meiner geretteten Freyheit überlaſſen darf. Wirklich hab' ich, ſeit den letzten vierzehn Tagen, ein banges beängſtigendes Gefühl mit mir herum getragen, als ob mir ein Unglück bevorſtünde; es wurde zuweilen ſo heftig, daß ich endlich wünſchte, lieber über Hals und Kopf in den Eheſtand zu ſpringen, um nur heller in meine Zukunft zu blicken, ſie ſey auch welche ſie wolle. Glück weiſſagend war ſie allerdings nicht, denn ſo viele Mühe ich mir auch gegeben habe, Fräulein Blendheim näher zu erforſchen, ſo war und blieb ſie doch immer nichts als ein munteres, fröliches Kind (wenn ich ihr nicht zu nahe kam), und eine Art von verzogenem Kinde, wenn ich mich zu ihr drängte. Dann glühte ihr Geſicht, als ob ſie vor dem Küchenfeuer ſtände, dann ſchlug ſie ſchüchtern die Augen nieder, und ihre Lippen ſchienen jede Sylbe wieder haſchen zu wollen, die kaum ſich losgewunden hatte. Ob Blödigkeit oder Widerwille gegen mich Schuld daran ſeyn mochten, das konnt' ich nicht ergründen; ich meine aber, ſie hat es mit Allen ſo gemacht, ihren Couſin Alloſen vielleicht ausgenommen. Sie habe keine entſchiedene Neigung zu mir, hat der Vater geäußert, und ſey auch ſchon halb und halb verſagt. Gleichviel! Ich habe doch nun die Pflicht gegen meine Mutter erfüllt, und es hat mich nichts gekoſtet, als einige Wochen voll heimlicher Angſt.

Wenn nur meine Mutter erſt wieder ruhig wäre! Denn daß ihr Sohn einen Korb bekommen, iſt ein Gedanke, der ihren Stolz tief verwundet, und wahrhaftig ihr Leben verbittert. Vergebens erſchöpfe ich alle Gründe, die für einen geduldigen Korbträger ſich nur immer anführen laſſen. — In der That, was iſt es denn nun weiter? hab' ich doch in meinem Herzen wohl ſchon zwanzig Mädchen den Korb gegeben. Wie könnt' ich ſo eitel ſeyn, zu begehren, daß gerade die Eine, bey der ich anklopfe, mir haſtig aufthun ſolle, als habe ſie meiner längſt geharrt? — Kennt ſie mich etwa? — Sind einige Vorzüge, die ich vielleicht vor Andern beſitze, etwa von der Art, daß ein blödes Kind bey ſeinem Erſten Eintritt in die Welt ſie würdigen kann? Nein, warlich, ich bin der Fräulein Blendheim nicht im geringſten gram, daß ſie keine Neigung zu mir hat; hab' ich doch auch keine zu ihr. Aber ich halte ſie für ein gutes gewöhnliches Mädchen, dem ich einen guten gewöhnlichen Mann wünſche, ſo wird es ihr wohl gehn auf Erden. Ja, ich intereſſire mich, trotz des Korbes, ſo ſehr für ſie, daß ich gewiſſermaßen *fürchte*, ſie werde dem Hauptmann Allhoſen in die Hände fallen, deſſen Körper, wie ich glaube, ſehr *abgelebt* iſt, und deſſen Seele wohl noch kaum zu leben angefangen hat.

Doch was kümmerts mich? Papa und Tante und Oncle und Couſin und Couſine werden das, nach wohlhergebrachter löblicher Weiſe, ſchon mit einander abmachen. Zum Erſatz der ausgeſtandenen Angſt, hat meine Mutter in eine Reiſe nach Petersburg gewilligt, die ich künftige Woche anzutreten gedenke. Ich glaube wahrhaftig, ſie meint, ich müſſe mich zerſtreuen, oder den Spöttern aus dem Wege gehen. — Wirklich, lieber Freund, iſt es mir zuweilen ſehr peinlich, daß meine Mutter mich nicht recht kennt.

Leben Sie wohl! Aus dem nordiſchen Babylon ſchreibe ich Ihnen wieder.

Vierzehnter Brief.

Leontine an Amalien.

Zürne nicht, liebe Amalie, daß ich fünf Wochen verſtreichen laſſen, ohne Dir zu ſchreiben; aber das war ein Leben! auf funfzehn Ballen bin ich geweſen, und ich glaube, eben ſo viel Paar Schuh hab' ich durchgetanzt. Davon iſt aber nicht viel zu erzahlen; Du weißt ja ſelbſt, wie es dabey zugeht, und ich kann Dir nichts weiter ſagen, als daß ich herzlich vergnügt geweſen bin. Die alte Frau von Himmelfuß hat ſich meiner treulich angenommen, mich überall begleitet, mich hier und da gewarnt, und iſt, wo ſie nur konnte, meiner Einfalt zu Hülfe gekommen. Sie ſchwatzt ein wenig viel, aber um ihres guten Herzens willen hab' ich ſie doch recht lieb gewonnen.

Von neuen Moden könnt' ich Dir freylich ein ganzes Regiſter herzählen, doch da Du mir neulich ſo ſtolz ſchriebſt, ihr hättet die neuen Moden im Rigaſchen immer weit früher als wir bey uns, ſo will ich Dir nun auch zur Strafe kein Wörtchen davon ſagen. Ich merke wohl, daß Du neugierig biſt, wenigſtens zu wiſſen, was ich mir ſchönes gekauft habe? — nichts, liebe Amalie, gar nichts. Die weißen Kleider ſind noch immer ſo ſehr in der Mode, und ich habe ſo hübſche weiße Kleider, daß ich es für überflüſſig hielt. Vielleicht war es auch eine Phantaſie, eine Eitelkeit (nenn' es wie Du willſt), recht einfach zu erſcheinen. Hätte mein Vater mir den Wunſch merken laſſen, mich ſehr geputzt zu ſehen, ſo hätt' ich freylich wohl folgen müſſen; und anfangs befürchtete ich das, weil er mir das viele Geld dazu gegeben; aber er hat kein Wörtchen darüber fallen laſſen, ſondern mich bloß einigemal gefragt, ob ich recht zufrieden wäre? — Das konnt' ich denn nicht anders als herzlich bejahen, und ſo ſchien auch er zufrieden, faſt mehr als gewöhnlich.

Nun hab' ich mich denn auch in der großen Welt umgeſehen. Es hat mir zwar recht gut gefallen, aber ich habe mir doch eine andere Vorſtellung davon gemacht; Alles größer, furchtbarer dacht' ich mir, und meinte, es würde mir zu Muthe ſeyn, wie Einem, der ganz allein in einer großen leeren Kirche herumwandelt. Auch will ich Dir nur geſtehen, ich war ordentlich bang davor, mich in mehr als Einen jungen Herrn zu verlieben, denn die Tante hatte mir das als faſt unvermeidlich geſchildert. Deshalb getraute ich mir in den Erſten acht Tagen kaum die Augen aufzuheben, und zitterte, ſo oft Einer mich anredete. Aber dem Himmel ſey Dank! es iſt Alles recht gut abgelaufen, und ich begreiſe gar nicht, wie die Tante ſo gefährlich thun konnte? Zu ihrer Zeit mag es wohl anders geweſen ſeyn; jetzt, liebe Amalie, bin ich an den jungen Herren doch eben nichts gewahr worden, was ein Mädchenherz ſo raſch gewinnen könnte. Sie putzen ſich ja wahrhaftig ſorgfältiger als wir; ſie ſcheinen auf das Glück, eine Angloiſe vorzutanzen, eben ſo großen Werth zu legen als wir, und ſprechen eben ſo gern von ihren Jagdflinten als wir von Hauben. — Unter uns, meine Bonne hat mir immer ſo tief eingeprägt, daß die Männer wirklich edler, und, wie ſoll ich ſagen? ernſter organiſirt wären als wir, und ſo war es ihr in der That gelungen, mir eine heilige Ehrfurcht für alle Mannsgeſtalten einzuflößen; aber mich deucht, zum Erſtenmal in meinem Leben bin ich durch ihre Lehren getäuſcht worden. Alte und junge Männer tragen hier, trotz einem Mädchen, ihren Kleinigkeitsgeiſt zur Schau; ich habe mich nach und nach ihres

Gleichen gefühlt, und meine große Verlegenheit in Männergeſellſchaft, meine Aengſtlichkeit, nichts dummes zu ſagen, hat ſich ein wenig verlohren, denn ſie ſagen ſelbſt recht oft etwas dummes. —

Ich nehme freylich meinen Vater aus, und Deinen Mann, und auch Couſin Arlhofen, der überhaupt wenig ſpricht, und noch ein paar Andere, die ſtill herumgehen. Da iſt zum Exempel ein junger Rittmeiſter Walleſtein, ein ſchöner Mann, auch klug und wohlredend — ich will Dir nur bekennen, Amalie, der hat mir ein wenig die Cour gemacht, und hätte ich nicht ſo viel Böſes von ihm gehört, wer weiß, was mir wiederfahren wäre. Zwar tanzt er ſchlecht, mit etwas gebogenen Knieen; Du weißt, daß ich das vor meinen Tod nicht leiden kann; auch hat er zuweilen ſo etwas Höhniſches in der Phyſiognomie, das zurückſtößt; dagegen ſpricht er ſo gut, ſo beſcheiden, ſo ſanft und doch dabey mit ſo vieler Feſtigkeit, er hat ein ſo ſeelenvolles Auge — wirklich ich kann es der wackern Frau von Himmelfuß nicht genug verdanken, daß ſie mich bey Zeiten gewarnt hat. Stell Dir nur vor, dieſer Menſch iſt ein raſender Jakobiner! — Nun ſind das zwar Leute, von denen ich wenig ſonſt weiß, als daß mein Vater ſie verflucht: aber das iſt auch ſchon mehr als genug, denn mein Vater kann nur den Böſen fluchen.

Dieſer Wallerſtein geht ſchon ſeit ein paar Jahren damit um, unſere Bauern aufzuwiegeln, und wenn ihm ſein böſes Vorhaben gelingt, meint Frau von Himmelfuß, ſo werden wir Alle todtgeſchlagen, und unſere Güter in Brand geſteckt. Wenn man ihm aber auch ſeine politiſchen Grundſätze verzeihen wolle, ſpricht ſie weiter, weil die aus einem Irrthum des Verſtandes entſpringen könnten, ſo müſſe man ihn doch wegen ſeines falſchen Herzens haſſen. Unſchuldige Mädchen zu verführen ſoll ſein liebſter Zeitvertreib ſeyn. Sie nannte mir ſogar ein armes Mädchen, von honnetten Eltern, das hier in der Vorſtadt wohnt, und das er, ich weiß nicht wie, ganz zu Grunde gerichtet hat. Vermuthlich hat er ſie mit ſeinen jakobiniſchen Geſinnungen angeſteckt. Auch ſoll ein böſer Bube hier in die Schule gehen — ſie nannte ihn gar ſeinen Sohn — ich weiß nicht warum, denn verheyrathet war er nie; genug, den armen Jungen hat er auch in ſeinen Stricken. Dabey ſoll er noch obendrein eine ſatyriſche Zunge haben, die nichts Heiliges verſchont, und die ehrwürdigſten alten Gewohnheiten läſtert.

Ich danke Gott, der mir in der guten Frau von Himmelſuß einen ſchützenden Engel zugeführt hat, und kann Dir nicht beſchreiben, welchen Abſcheu ich vor dem Menſchen empfand, ſo bald ich ſein ſchlechtes Herz kannte. Es war mir auch faſt unmöglich, ihm mehr als Ja oder Nein zu antworten. Denn immer fiel es mir ein, daß er meine unſchuldigſten Reden gleich weiter tragen, und in Geſellſchaften beſpötteln werde. Das vermehrte meine natürliche Schüchternheit, und ſo mag er mich wohl für ein rechtes Gänschen gehalten haben. Aber dennoch — ſollteſt Du es glauben, Amalie — hat er durch ſeine Mutter eine förmliche Anwerbung um mich thun laſſen. — Ich ſchauderte, als mein Vater davon ſprach, und Couſine Himmelfuß meinte, es ſey doch recht ſchändlich, daß ein junger Mann, der ſelbſt ſo reich ſey, noch nach Gelde heyrathe, denn an Liebe ſey dabey nicht zu gedenken. Sie gab mir ſogar zu verſtehen, daß er ſich ſchon irgendwo über mich luſtig gemacht hat. Immerhin mag er doch. Ich werd' ihm aus dem Wege gehen, wo ich nur kann. Mein Vater hat ſeiner Mutter ganz höflich zu verſtehen gegeben, daß ihr Herr Sohn mir keine Neigung eingeflößt hat, und ſo hab' ich denn auch nichts weiter von ihm gehört. Glücklicherweiſe liegen unſere Güter ſo weit aus einander, daß wir uns wohl ſelten treffen werden. Gott beſſere ihn! — Couſin Arlhoſen hat freylich nicht ſeinen Verſtand, aber er meint es redlich mit der ganzen Welt, und beſonders mit mir, macht ſich auch über Niemand luſtig und iſt allgemein beliebt. Weil nun auch Frau von Himmelsfuß mir geſagt hat, daß ich meinem guten Vater alle Sorge und Liebe nicht beſſer vergelten kann, als wenn ich ihm recht bald einen wackern Schwiegerſohn gebe; ſo will ich auch nicht lange mehr zaudern. Es bekümmert mich nur noch, daß Madam Lindau mir gar nicht antwortet, und ich werde meinen Vater bitten, auf unſerer Heimreiſe einen kleinen Umweg zu machen, um die gute Bonne in Haeſal zu überraſchen. — Ach, liebe Amalie! wenn doch auch Dein Schwert ſo nahe wäre, daß man bloß einen Umweg und keine Reiſe machen dürfte. — Leb wohl! wenn ich Dir wieder ſchreibe, bin ich vielleicht ſchon Braut.

Funfzehnter Brief.

Paſtor Grüber an den Rittmeiſter von Wallerſtein.

Ich bin betrübt um Ihretwillen, mein lieber junger Freund. Schon Ihre Briefe lieſen mich errathen, was nun leider Einer meiner älteren Bekannten in Ehſtland (ein redlicher Ihnen zugethaner Mann) mir bekräftigt: Sie haben keinen guten Ruf und, was noch ſchlimmer iſt, Sie machen ſich nichts daraus; vielleicht weil Sie meinen, Ihre edlen, aber nicht gewöhnlichen Handlungen hätten Ihnen dieß Unglück zugezogen. Täuſchen Sie ſich nicht! Der beſſere Menſch wird nur mit Spott verfolgt, ſelten mit Haß. Den Grund des Haſſes, der Sie drückt, glaube ich in Ihrem

Hang zur Satyre zu finden, den ich ſeit Ihrer frühſten Jugend vergebens zu vertilgen bemüht war. Sie können nun einmal nichts dummes oder ſchlechtes hören, ohne Ihren bittern Witz darüber auszugießen; ob zeitig oder unzeitig, das gilt Ihnen gleich. Schon mehr als Einmal hat dieſer Fehler die unſelige Folge gehabt, daß Sie Ihr Leben auf eine Degenſpitze haben ſetzen müſſen, und dennoch treiben Sie es nach wie vor! —

Verzeihen Sie einem alten treuen Lehrer, wenn er ſich noch einmal wieder die verjährten Rechte anmaßt, wenn er Sie an den alten, aber leider nur allzuwahren Gemeinſpruch erinnert: daß die Welt eher einen ſchlechten Streich als ein bon mot vergißt; wenn er Sie herzlich bittet, die Narren ihren Weg hintaumeln zu laſſen, und ihrer eben ſo wenig zu ſpotten, als ſie eines Betrunknen ſpotten würden, den Sie auf der Straße wanken ſähen; und doch hätte der Letztere die Geißel verdient, denn er brachte ſich freywillig um die Vernunft, was können aber die Narren dafür, daß ſie Narren ſind? —

Ja, wenn mit der Satyre etwas gebeſſert würde? Wenn Sie ſagen dürften: ich opfere mich ſelbſt, um Gutes zu wirken? aber Sie beſſern nicht, erbittern nur, machen wohl die Thoren noch halsſtarriger, und Ihr Lohn iſt — ein übler Ruf! —

„Was kümmerts mich!“ hör' ich Sie ſagen, „ich handle und ſpreche nach Ueberzeugung.“

Nicht genug, mein theurer Freund! ein übler Ruf, ſey er auch unverſchuldet, iſt wirklich (wie ich es oben nannte) ein Unglück. Lieber möchten Sie arm und bloß in die Welt treten, Geld kann man allenfalls zuſammen betteln, nicht aber den guten Ruf, der doch auch eine Münze iſt, und eine Münze, mit der man die zarteſten Freuden des Lebens, Liebe und Vertrauen der Menſchen erkauft. Daß dieſe Gefühle auch für Sie einen hohen Werth haben, weiß ich gewiß. Freylich ſagen die Stubenmoraliſten: die Tugend müſſe ſich ſelbſt genug ſeyn, und keine Rückſicht nehmen auf die umgebende Welt; aber ſolch' eine egoiſtiſche Tugend gehört nur in die thebaiſchen Wüſten. Sind Sie wirklich ein beſſerer Menſch, ſo iſt es Pflicht, durch Ihr Beyſpiel die Tugend auch Andern liebenswürdig zu zeigen; müßt' es auch mit Unterdrückung der glänzendſten Eigenſchaften Ihres Geiſtes geſchehen. Ihr Lohn iſt dann: die Achtung Ihrer Mitbrüder, das Vertrauen der Unglücklichen, das Anſchmiegen ſolcher Menſchen, die nur dann Ueberlegenheit des Geiſtes ſcheuen, wenn ſie nicht mit Gutmüthigkeit verbunden iſt. —

„Sie ſind jung, reich, finden den Stoff „zu angenehmer Unterhaltung in ſich ſelbſt, „brauchen alſo die Menſchen nicht?“ — O lieber Moritz! — (erlauben Sie mir immer noch einmal den Namen, der Sie gleichſam zu meinem Sohne macht) — kein Gewaltiger auf Erden darf ſagen, er brauche die Menſchen nicht. Wer zählt die möglichen Fälle, wo das Urtheil der Welt auch Ihnen ſchaden oder nützen kann? — Laſſen Sie uns gleich bey dem Erſten ſtehen bleiben, der eben jetzt Sie traf. Geſetzt, Fräulein Blondheim wäre Ihnen nicht gleichgültig; geſetzt, Sie glaubten in ihr das weibliche Weſen gefunden zu haben, welches das einzige wahre Glück auf Erden, das häusliche Glück Ihnen geben könne? und nun erhielten Sie von dieſem Mädchen einen Korb, aus keiner andern Urſache, als weil ein übler Ruf vor Ihnen hergegangen? weil Niemand Ihnen trauet? — ſo würde denn doch das Entbehren des guten Rufes auf Ihr ganzes Leben einen ſchrecklichen Einfluß haben? — Ich muß Ihnen geſtehen, ich hätte ſehr gewünſcht, dieſe Heyrath wäre zu Stande gekommen, denn ich habe viel, viel Gutes von dem Kinde gehört. Daß Sie ſeinen Geiſt auf ein paar Bällen nicht brillant gefunden haben, beweiſt noch nichts. Ich will Ihnen ferner bekennen, daß ich, meinen Nachrichten zufolge, faſt überzeugt bin, nur Ihr Ruf hat die Familie abgeſchreckt. — O, lieber Freund! das macht mir warlich Kummer! Wie bald kann ein ähnlicher Fall eintreten, bey dem Ihr Herz mehr intereſſirt iſt! — Um Ihrer Ruhe, um des Glücks Ihrer Zukunft willen beſchwör' ich Sie: betrachten Sie den böſen Ruf doch wenigſtens als ein zerriſſenes Kleid, mit dem Sie nicht in Geſellſchaft gehen würden. Geſetzt auch, Sie haben die Löcher nicht ſelbſt in Ihr Kleid geriſſen, ſie ſind von Motten hinein gefreſſen worden, die am feinſten Tuche am liebſten nagen; ſo werden Sie doch gewiß die böſen Gäſte ſammt dem Kleide los zu werden ſuchen. — Vielleicht ſtoßen Ihnen auch jetzt hie und da ſeltne Menſchen auf, deren Liebe Sie mit dem innern vollwichtigen

Gehalt Ihrer Tugend erkaufen, aber, Freund, Sie müſſen doch auch Scheidemünze für das gemeine Volk in der Taſche tragen.

Ich würde Sie zu beleidigen fürchten, wenn ich dieſen Brief entſchuldigte. Nein, mein guter Moritz kennt ſeinen väterlichen Freund. Seit Gott mir meine Gattin nahm, habe ich, nächſt meiner einzigen Tochter, nichts lieberes auf der Welt als Sie, ja, ich lebe nur in Ihnen beyden; darum iſt mir wohl ein freymüthiges Wort vergönnt, wenn ich für das Glück meines Lebens zittere. Auch habe ich nur für Sie, mein lieber Freund, zu zittern, denn, Gott ſey Dank! meine Luiſe wächſt ſchön und gut heran. — Wär' es denn nicht möglich, wenn das Gewühl der Reſidenz Ihnen läſtig geworden — und das könnte ja wohl bald geſchehen — daß Sie einmal ein paar Sommermonate Ihrem einſamen Freunde ſchenkten? der ſich ſo herzlich darnach ſehnt, Sie an ſeine Bruſt zu drücken!

Sechszehnter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Petersburg.

Ja, ich will mich beſſern, mein lieber Freund! Ihr wahrhaft väterlicher Brief hat mich tief in der Seele gerührt. Ich will mich beſſern, und Sie allein ſollen das Verdienſt davon haben; denn mit demſelben blinden Vertrauen, mit dem ich als Knabe an Ihnen hieng, wird auch der Jüngling Ihre Lehren befolgen. — Nicht aus Ueberzeugung? hör' ich Sie ernſthaft fragen. — Ach! Sie haben mich gewöhnt, Ihnen die Wahrheit nie zu verhehlen —

nein, mein Vater, *nicht aus Ueberzeugung.*

Sie müſſen mir ſchon erlauben, über den ſogenannten guten Ruf mein Glaubensbekenntniß abzulegen. Sind es Ketzereyen, ſo gebe ich Ihnen ja die Waffen gegen mich in die Hände, indem ich mein Innerſtes aufſchließe. Oft hab' ich über dieſe Materie nachgedacht, von allen Seiten ſie beſchaut; verzeihen Sie daher, wenn ich etwas redſelig werden ſollte.

Der *gute Ruf* gleicht dem Winde, man weiß oft nicht von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Man kann ſehr *berühmt* ſeyn, ohne einen *guten Ruf* zu beſitzen, und umgekehrt. Um den *conventionellen* Werth des guten Rufs zu beſtimmen, iſt es eben nicht nöthig, ſeine *Quelle* zu entdecken; ſchon genug, wenn er, wie der Nil, die Sandfluren [illegible] Welt überſchwemmt, und zum Vortheil desjenigen befruchtet, der ſeiner bedarf. Die

Quellen ſind meiſtens nicht allein eben ſo verborgen wie die des Nils, ſondern es giebt auch unter Millionen Menſchen kaum Einen Bruce, der ſich die Mühe nimmt, darnach zu forſchen.

Aber, Freund, wenn der moraliſche Werth des guten Rufs beſtimmt werden ſoll, nicht wahr, dann müſſen wir auf ſeinen Urſprung zurückgehen? und — lieber Gott! — wo gerathen wir da hin? — Nichts tadeln; fünfe gerade ſeyn laſſen; Alles (und wär' es auch das Schändlichſte) zum Beſten kehren; keine Thorheit belachen; über keinen Mißbrauch den Mund verziehen; mit Einem Wort: ſich feſt an die goldne Regel binden, iß deinen Pudding, Sklav, und ſchweig? Das ſind die negativen Eigenſchaften, die dazu erforderlich ſind. — Ein offenes Herz, das ſo gern auf der offenen Lippe ſchwebt, und unverhohlen ſeine Empfindungen ausſtrömen läßt; ein ſchnell empörtes Gefühl gegen Unrecht und Uebermuth, wenn auch des Reichſten oder Mächtigſten; ein raſches, edles Wort zum Vortheil eines Unterdrückten; ein Auflehnen gegen die nachgeplauderte Meinung des großen Haufens; ach! nur Eines davon reicht hin, den guten Ruf eines Mannes giftig anzuhauchen, daß er wie ein Spiegel erblindet! und iſts geſchehen, ſo rühret ſich keine Hand, den Spiegel abzutrocknen, denn leider iſt es eine alte Erfahrung: ſelbſt die *beſſern Menſchen* ſagen lieber zehnmal das *Böſe* nach, als Einmal das *Gute*. Jeder meint am *eigenen* Werth zu verlieren, wenn er den Dritten lobt. — In der großen Welt leuchtet jedes Verdienſt ſchwächer, wie in einem Tanzſaal alle Lichter dunkler brennen. Will man des Lichtes Güte *prüfen*, ſo ſtelle man es *allein*, in einen heimlichen Cirkel.

Hat der *gute* Menſch, auf deſſen Ruf die Theeſchweſtern und Pflaſtertreter lauern, vollends einen Fehler, den er nicht zu verbergen ſtrebt; iſt er etwa hitzig, auffahrend, und ſagt in der Leidenſchaft wohl einmal ein Wort, das er nachher gern zurücknähme; oder hat er gar das Unglück, in Geſellſchaft dummer Menſchen die Langeweile nicht verbergen zu können; fügt er ſich nicht immer in jede conventionelle Preſſe der großen Welt; ſo iſt ſein Ruf verlohren, unwiederbringlich verlohren! Selbſt das Gute, das er thut, wird nicht bloß verkleinert, es wird ihm unter den Händen in einen ſchlechten Streich verwandelt. Sie kennen ja die Spielereyen, die, von vorne geſehen, ein freundliches Gemählde darbieten, und, von der Seite betrachtet, in ein Zerrbild ſich umwandeln? Nun, gerade ſo geht es allem Guten in der großen Welt; wär' es auch noch ſo offen und freundlich dargeſtellt, ſie ſchiebt ſo lange daran, bis ſie den ſchiefen Geſichtspunkt findet, und immer läßt ſie es gar zu gern; denn was der Menſch nicht ſelbſt zu thun Kraft oder Willen in ſich ſpürt, das mag er ungern von einem andern gethan ſehen; er läugnet es alſo lieber ſo lange als möglich, und kann er es nicht mehr läugnen, ſo ſucht er die Quelle auf, und rührt darin aus allen Kräften, bis er ſie trübe gemacht hat. — Dieß Schickſal trift beſonders jene reizbaren Menſchen, die das Gute raſch thun, weil ſichs eben darbietet, ohne Rückſicht auf Schicklichkeit, ohne Ueberlegung, ob man hier oder dort damit anſtoßen werde? ob ſichs auch gezieme, das Gute ſo zu thun? ob man es nicht lieber unterlaſſen ſolle, weil — und weil — und weil —

Geben Sie Acht, mein Freund, gewöhnliche Menſchen thun das Gute immer methodice; fragen ſich erſt: was werden die lieben Verwandten dazu ſagen? und was Se. Excellenz der und der? und was die gnädige Frau die und die? Iſt man mit denen ins Reine, ſo heißt es ferner: wie wird die Welt es aufnehmen? Läßt ſichs nicht übel deuten? iſt es auch ſchicklich? — ja, ſolche Menſchen haben wohl das Vergnügen, den guten Ruf zum Begleiter ihrer guten Handlungen zu machen: aber ein edler, haſtiger Mann, der bloß nach dem Ziele rennt, und die Gaffer zu beyden Seiten nicht gewahr wird, dem folgt ein lautes Bruhaha! weil er vielleicht im Laufen — einen Schuh verlohr.

Ich habe mir oft die Mühe gegeben, den Leuten, die ich überall als gute Menſchen rühmen hörte, bis in den Schlafrock nachzuſpüren; es waren gewöhnlich beſchränkte Köpfe, die für jede fremde Meinung ein Lächeln in Bereitſchaft hatten; die auch gegen Schurken höflich und verbindlich ſeyn konnten; nie etwas Auffallendes ſich erlaubten; keine Anſtandspflicht verletzten; ihre Viſiten konnten immer zu gehöriger Zeit richtig abgeben; ſich bey vornehmen Kranken immer richtig jeden Morgen nach deren Befinden erkundigen ließen; den Tonangebern willig die Superiorität einräumten; von Zeit zu Zeit einen langweiligen Schmauß gaben, bey welchem die

Tiſche ſeufzten; den Armen wöchentlich die Broſamen zuwarfen; ihre Krämer pünktlich bezahlten. Steht nun ein ſolcher Menſch Niemanden im Wege, es ſo erlaubt man ihm gern, daß ſein guter Ruf in die Höhe ſchieße wie eine italieniſche Pappel, die wenig Schatten giebt; denn beſchattet zu werden kann der Menſch nun einmal nicht leiden, flugs haut er den Baum um.

Das iſt die Urſach, warum jeder berühmte Mann wenigſtens immer einen ſehr getheilten Ruf beſitzt. Alles Edle, was er thut, thut er auf ſeine Weiſe, und die verſtehen die gemeinen Menſchen nicht. Er zieht die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich, und das verzeihen ihm die gemeinen Menſchen nicht. In den fernen Kreiſen, die er nicht unmittelbar berührt, wird ſein Ruhm erſchallen, und in dem engern Cirkel ſeines Wirkens wird man für ſeinen Ruhm ſich ſchadlos halten, indem man ſeinen Ruf befleckt. Ihm bleibt nur Ein

Mittel — nicht den guten Ruf, sondern das große Glück zu erwerben, **gar keinen Ruf** zu haben: **gänzliche Eingezogenheit.** Er muß mit Niemand umgehen, als mit den Seinigen, die ihn lieben; er muß die Eigenheiten, die jeder nicht gemeine Mensch nun einmal hat, sorgfältig vor der Welt verbergen; vor allen Dingen muß er sich hüten, jemals in Streit, er sey von welcher Gattung er wolle, mit Jemand zu gerathen; denn ohne Ursach oder Grund zu wissen oder zu erforschen, hat **der berühmte Mann, da, wo er lebt,** immer Unrecht gegen den Unberühmten.

Lassen wir den gemeinen Seelen diesen kleinen Trost, der für das Gefühl ihrer eigenen [illegible] sie schadlos hält; was mich betrifft, ich habe bisher den sogenannten guten Ruf zu wenig geachtet, um ihn zu wünschen oder zu fürchten, denn er ist eine Mistbeetpflanze, die der kalte Hauch der Menschen zerstört. —

Ach! das möchte Alles noch hingehen, wenn er nur nicht auch ſo oft ein Kind des *Zufalls* oder gar der *Argliſt* wäre! — Ich kenne Menſchen, die eben ſo *zufällig* zu einem guten Rufe gekommen ſind, als zu dem Wohlgeruch, der ſich irgendwo in ihre Kleider zog; die auf einem Boden erndteten, wo ein Anderer in beſcheidener Stille geſäet hatte. Ich kenne Andere, die den guten Ruf als einen einträglichen Dienſt betrachten, und beym Publikum eben ſo ſchleichend darnach ſtreben, als ein Brodbedürftiger nach einer Verſorgung bey dem Miniſter. Das Schlimmſte iſt, daß es ſolchen wirklich gelingt, denn das Publikum gleicht auch *darin* manchem Miniſter: wer ihm ſchmeichelt, den liebt es; und *hat* es einmal den Quidam in Schutz genommen, ſo betrachtet es ihn wie den Schauſpieler auf der Bühne: wenn der nur *dort* ein Held *ſcheint*, zu Hauſe mag er treiben was er will.

Wenn alſo der gute Ruf in hundert Fällen kaum Einmal aus wahrem Verdienſt entſpringt; wenn Zufall, Laune, Schleichen und Mittelmäßigkeit gewöhnlich ſeine Quellen ſind; wie können Sie mir zumuthen, ihm nachzujagen? ihm Opfer zu bringen? — ja, Opfer nenn' ich es; denn jedes Wort auf eine Waage legen, weil Alle, die um mich ſtehen, ihre Waage ſchon in Bereitſchaft halten, um es mir auf der Stelle nachzuwiegen; jedes gute aber raſche Gefühl mit dem kalten Waſſer der Convenienz begießen, und ſo den Boden, in dem es aufſproßte, nach und nach dergeſtalt durchkälten, daß die Keime endlich gar erſtarren — das wäre kein Opfer? —

Und was wird mir am Ende dafür? — nichts, als daß bey einer Theegeſellſchaft die Frau von X zu der Frau von Y ſpricht: „der junge Wallerſtein iſt ein „artiger Mann,“ und die Frau von Y erwiedert: „ein *guter* Menſch, er führt „ſich ſehr anſtändig auf.“

Freylich werden Sie mir einwenden: ſolche Urtheile können unter hunderten circuliren, deren Lob oder Tadel Ihnen gleichgültig ſind, aber Sie erreichen doch endlich das Ohr, wenn auch nur *eines Einzigen*, an deſſen Achtung Ihnen gelegen iſt, deſſen Meinung Einfluß auf Ihr Schickſal hat — Halt, Freund! da ſtoßen wir abermals auf eine ſchwache Seite des guten Rufs. Ich will nicht einmal erwähnen, daß *der* Mann, deſſen Achtung Werth für mich hat, wohl auch ein *prüfender* Mann ſeyn wird, der auf ein Stadtgeſchwätz nicht blindlings mich verdammt; ich will lieber ein wenig unterſuchen: ob denn der gute Ruf *wirklich* Vortheil bringt? und da ergiebt ſich leider das Reſultat: nur dem *Armen*, dem *Geringen*, iſt er zu ſeinem Fortkommen nothwendig: der *Reiche*, der *Vornehme*, bedarf ſeiner nicht! er bleibt doch was er iſt, wird dennoch in den beſten Cirkeln gelitten. Iſt er ein Schurke, ſo ſagt man es wohl *hinter ſeinem Rücken*, aber *ins Geſicht* behandelt man ihn mit der nämlichen Auszeichnung, als ſey er der ehrlichſte Mann.

Ich könnte Ihnen Beyſpiele anführen, über die Sie ſchaudern würden. Hören Sie alſo auf, mir den guten Ruf als ein Ding anzupreiſen, das zu meinem Glücke eigentlich nothwendig ſey. Des *Wunſches werth* iſt er allerdings, aber ſoll man, um ihn zu erjagen, ſeine ganze Selbſtſtändigkeit aufopfern, ſo iſt er doch warlich zu theuer erkauft! —

Sie laſſen mich aber noch einen andern, ſchönern Lohn hoffen, *Ihre Ruhe*, *Ihr* Glück. — Sie ſprechen meinen Namen gleich nach dem Ihrer einzigen Tochter aus — ſo hab' ich ja Sohnespflichten gegen Sie, und meinem *Vater* gelob' ich, über mich zu wachen, ſo oft Narren oder böſe Buben mich aus dem Gleichgewicht ſchütteln wollen. Kann ich Urlaub erhalten, ſo komme ich auch wohl zu Ihnen, um mich im Guten zu ſtärken; es ſoll gleichſam eine Badereiſe der Seele ſeyn. Doch verſprechen kann ich noch nichts, denn es wäre möglich, daß mein hieſiger Aufenthalt ſehr intereſſant würde. Dieſer Wink ſoll Ihre Neubegier reizen. Nächſtens mehr von Ihrem Moritz.

Siebenzehnter Brief.

Leontine an Amalien.

Geſtern, liebe Amalie, bin ich zu meinem Vater gegangen, und habe ihm aus freyen Stücken geſagt, daß ich Couſin Arlhofen heyrathen will. Anfangs ſtutzte er, und machte mir allerley Einwendungen: ob ich den Couihn auch genug kenne? ob ich feſt und innig glaube, mit ihm glücklich zu ſeyn? ob keine Nebengründe, keine Ueberredung Einfluß auf mich gehabt hätten? — Als ich aber das Alles mit fröhlichem Muthe widerlegte, da ſchloß er mich ſehr bewegt in ſeine Arme: nun ſo ſegne dich Gott! ſagte er, gieng in ſein Kabinet und ſchloß ſich ein, und kam erſt nach einer guten Stunde wieder zum Vorſchein. O ich weiß gewiß, er hat für mich gebetet, vielleicht auch geweint, denn ſeine Augen waren ein wenig trübe, aber es blickte doch eine ſanfte Heiterkeit hindurch, die mir eine ſo ſüße Zufriedenheit mit mir ſelbſt gab, wie ich noch nie empfunden zu haben mich erinnere. — Was mir am ſchwerſten wurde, erräthſt Du wohl. Arlhofen kam zum Eſſen. Mein Vater wollte gleich damit herausplatzen; ich hatte nur eben noch Zeit, ihm ins Ohr zu flüſtern: nicht in meiner Gegenwart, lieber Vater! und huſch war ich hinaus. Aber draußen — Dir will ichs bekennen — draußen hatte ich recht unangenehme Augenblicke. Warum denn? das begreif' ich nicht. Sonſt macht es mich immer ſo glücklich, wenn ich Andern eine Freude verkündigen darf, und ich kann mich außer Athem laufen, um der erſte Ueberbringer einer guten Botſchaft zu ſeyn — jetzt aber wandelt' ich in meinem Zimmer mit einer Beklemmung auf und nieder — und wenn ich vollends dachte: jetzt ſagt es der Vater dem Couſin! jetzt eben ſagt er es ihm! ſo war mir, als müßte ich ſchreyen und des Vaters Worte zurückhaſchen. Am meiſten zittert' ich vor dem Augenblicke, da ich gezwungen ſeyn würde, bey Tiſche zu erſcheinen; ich wollte ſchon einmal ganz wegbleiben, aber unter welchem Vorwand? — mich krank anſtellen, das verſteh' ich nicht, und was ſoll denn auch die Ziererey? Madam Lindau konnte nichts weniger leiden als Zierereyen. Sie pflegte zu ſagen: bey einem Mädchen, das ſich ziere, falle ihr immer ein Arzneyglas ein, mit Goldpapier zugebunden; das hab' ich mir wohl gemerkt. Als der Bediente kam, mir zu ſagen, das Eſſen ſey aufgetragen, erſchrack ich freylich, als käm' es mir ganz unerwartet, aber ich nahm mich zuſammen, hielt mir geſchwind ein Tuch mit kaltem Waſſer noch einmal an die Backen, und gieng hinein. Ich wollte das, nach meiner Gewohnheit, recht munter und unbefangen thun, weil ich aber die Augen nicht recht aufheben konnte, ſo ſtieß ich glücklicherweiſe gleich neben der Thür an einen Stuhl, ſtolperte und wäre richtig gefallen, wenn nicht Arlhoſen zugeſprungen wäre und mich aufgefangen hätte. So erſparte mir der Zufall eine groſſe Verlegenheit, und ich lag recht von ungefähr in ſeinen Armen. Wie halb im Traume hörte ich ihn von Dank und Glück und Liebe ſchwatzen; es war mir aber unmöglich, ihm auch nur ein ſtummes Wörtchen zu antworten. Ich wollte mir Muth aus den Augen meines Vaters ſchöpfen, der an der Tafel hinter ſeinem Stuhle ſtand, und ich ließ einen verſtohlnen Blick dahin ſchweifen, aber ich weiß nicht — kam es mir nur ſo vor? — ich fand, ſtatt der vorigen Zufriedenheit, mehr ernſtes Forſchen in ſeinem Geſicht, und etwas Peinliches in ſeiner ganzen Stellung, denn er ſchien die Stuhllehne mit der Fauſt zuſammen zu preſſen.

Nun war vollends meine Zunge gelähmt. Ich ließ Aelheſen reden, ſo viel ihm beliebte, und ſtand mäuschenſtill in ſeinen Armen. Was ich am Ende doch deutlich hörte, war eine Bitte um den Erſten Kuß. Ich weiß nicht was der Menſch will? ich hab' ihn in meinem Leben ſchon oft geküßt, aber da er es den erſten Kuß nannte, ſo kam es mir jetzt auch ſo vor. Ich reichte ihm meine Wange und machte eine Bewegung nach der Tafel. Er ließ mich los — ich war froh, als ich den großen Vorlegelöffel in die Hand bekam, und gieng in der Verwirrung ſo verſchwenderiſch mit der Suppe um, daß für mich ſelbſt nichts übrig blieb. Daran war nun wohl wenig gelegen, denn ich hätte ohnehin nicht eſſen können, aber nun hatte ich keine Beſchäftigung, und nichts vor mir, worauf ich ſehen konnte. Mein Gott, ich führte mich recht kindiſch auf. War Dir denn auch ſo zu Muthe, liebe Amelie, als Du Braut geworden warſt? — Zum Glück merkte Arlhofen nichts davon, denn er aß mit großem Appetit, und blickte ſelten von ſeinem Teller nach mir auf. Das und noch eine andere Kleinigkeit gaben mir meine Faſſung wieder. Er hat nämlich die üble Angewohnheit, die Suppe ſehr laut zu ſchlürfen, und da ich das nicht leiden kann, ſo zog es wider Willen meine Aufmerkſamkeit auf ſich, zerſtreute mich, und mehr bedurft' es nicht, um dieſe fatale Spannung zu mildern. Mein Vater aß auch nur ein paar Löffel voll, und ſah mich immer an, als wolle er mir jeden Gedanken aus den Augen haſchen. Das fiel mir aufs Herz. Er konnte argwöhnen, ich handle nicht aus freyer Wahl, und dann hätte ich ja ſeine Zufriedenheit (mein ſchönes Ziel) durch kindiſche Albernheit verſcherzt. Der Gedanke gab mir neue Kräfte. Ich hatte ſogar den Muth, Arlhofen, der mir gegenüber ſaß, freundlich meine Hand über den Tiſch zu reichen; er küßte ſie und — trank meine Geſundheit.

Der Vater wurde nach und nach heiterer, und nahm Antheil an einem Geſpräch über die vier Porcellän-Schecken, welche der Couſin mir zum Geſchenk machte. Morgen ſoll ich zum Erſtenmal damit ſpazieren fahren; mein Vater will in der Geſchwindigkeit unſern kleinen Jacob als Jokey herausſtaffiren laſſen, blau mit Silber. Was meinſt Du, Amalie, wie ich mich ausnehmen werde?

So gieng denn die erſte Stunde glücklich vorüber. Nach dem Eſſen entfernte ich mich, und ſeitdem iſt alles wieder im alten Gleiſe; ja, zuweilen kommt es mir vor, als ſey noch gar nichts geſchehen, denn Arlhofen und ich gehen mit einander um wie vorher. Deſto beſſer, denn Madam Lindau hat mir immer eingeprägt: wenn ich einmal einen Mann wählte, ſolle ich weniger auf die Stärke als auf die Gleichheit ſeiner Empfindungen ſehen; nur die letztere ſchaffe glückliche Ehen. Nun bleibt der Couſin ſich immer gleich, iſt immer gefällig und freundlich gegen mich, und ich darf mir alſo wohl eine frohe Zukunft verſprechen. An meiner Liebe hegt er gar keinen Zweifel, er ſetzt ſie als bekannt voraus, und dieß edle Zutrauen gefällt mir. Das einzige, was er mit Heftigkeit zu wünſchen ſcheint, iſt, daß ich als ſeine Braut öffentlich erklärt werde, das hab' ich mir aber verbeten, bis wir wieder aufs Land kommen, denn bey den vielen Gratulationen fremder Menſchen würde ich eine peinliche Rolle ſpielen. Außer Frau von Himmelfuß und Dir weiß es alſo noch Niemand. Der guten Bonne will ich es ſelbſt ſagen, denn wir werden ſie auf unſerer Heimreiſe auf einige Stunden beſuchen.

Künftigen Montag gehen wir wieder aufs Land, worüber ich herzlich froh bin. Man wird das wüſte Leben doch bald überdrüſſig, und ich ſehne mich recht zurück nach meinem ſtillen Zimmer, wo ich ſo heiter bin, wenn ich, auf dem Sofa ſitzend, arbeite oder leſe, mein Eichhörngen an mir heraufkrabbelt, die Morgenſonne freundlich zu mir herein ſchimmert, und meine Turteltauben anfangen zu gurren. Apropos! Arlhofen hat mir auch ein allerliebſtes Hündchen geſchenkt, ein Löwenhündchen, das Azor heißt, und ſich ſchon ſo an mich angeſchmeichelt hat, daß es bey Tiſche auf meinem Schooße, und des Nachts auf dem Stuhl vor meinem Bette liegt. Es darf mir Niemand zu nahe kommen, es weiſet Jedem die Zähne, und ſelbſt den Couſin hat es ſchon angeknurrt. — Das iſt der letzte Brief, den Du aus der Stadt erhältſt. Von Hullida ſchreib ich Dir bald wieder.

Deine

Leontine.

Achtzehnter Brief.

Madam Lindau an den Herrn von Blondheim.

Ich muß es wagen, mein verehrungswürdiger Freund und Wohlthäter, ja auf die Gefahr, Ihren Unwillen zu reizen, muß ich es wagen, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Sie haben meine theure Leontine dem Herrn Hauptmann von Arlhoſen zugeſagt. Ich kenne den Mann nicht, denn ehe ſein Regiment hieher verlegt wurde, konnte er Sie nur ſelten beſuchen; ich habe alſo gar nichts gegen ihn, er mag ein wackerer Mann ſeyn, der alle Eigenſchaften beſitzt, ein gutes Mädchen glücklich zu machen. Aber — — Leontine liebt ihn nicht! und er iſt für ſie zu alt. Die wenigen Stunden, die ſie neulich in meinem Hauſe zugebracht, waren mir genug, ihr Herz zu erforſchen. Sie hat Wohlwollen für ihn, hegt den heißen Wunſch, ihres Vaters Zufriedenheit zu ſchaffen, möchte der lieben Tante keine Hoffnung zerſtören, und hat nebenher kindiſche Freude an den Rechten und Auszeichnungen, die ihr künftiger Stand ihr darbietet. Das iſt es Alles. —

Sie werden mir einwerfen: ſollte das nicht genug ſeyn, um eine glückliche Ehe zu ſtiften? — O ja, allerdings, wenn von einem Mädchen von fünf und zwanzig Jahren die Rede wäre, das ſchon weiß, wie es mit ſeinem Herzen ſteht, und wie viel es ihm zutrauen darf. Aber Leontine — die noch nicht ihr funfzehntes Jahr erreichte — die noch nie fühlte, daß ſie ein Herz hat, und ein Herz der ſtärkſten Eindrücke fähig — Leontine ſteht in Gefahr (laſſen Sie mich es gerade heraus ſagen), ſie ſteht in Gefahr, mit dem entſcheidenden Ja vor dem Altare den Stab über das Glück ihres ganzen Lebens zu brechen.

Unterſuchen Sie einen Augenblick, edler Mann, die Bewegungsgründe, aus welchen ein funfzehnjähriges Mädchen ſich zu heirathen entſchließt. Iſt ſie dumm und gefühllos, ſo wird ſie durch den geräuſchvollen Brautſtand, durch Schmuck und neue Kleider geblendet; ſie ſieht ſich etwa der läſtigen Obhut ſtrenger Eltern entzogen, wird nun ſelbſt ein Haus machen, ihre jungen Freundinnen bewirthen, von ihnen bewundert und beneidet werden; ſie darf jede Luſtbarkeit mit machen, ohne erſt um Erlaubniß zu fragen, denn der Mann, meint ſie, werde immer der gefällige Bräutigam ſeyn; mit Einem Wort: Alles, was ihr bisher an jungen Frauen beneidenswerth vorkam, und vielleicht auch eine Menge Dinge, die ihre Neubegier reizten, entlockten ihr das raſche Wort. — Hat ſie aber Verſtand und Gefühl, ſo iſt ſie wieder andern Verſuchungen unterworfen, denen ſie nicht minder ſchwer Widerſtand leiſtet. Sie, die bisher, als ein halbes Kind, noch überſehen wurde, hat es jetzt plötzlich in ihrer Macht, zwey oder drey Menſchen zu beglücken, die ſie ehrt und liebt; — ſeit ihrer Kindheit gewöhnt, das Glück nur zu empfangen, kann ſie jetzt auf einmal es wiedergeben. Welch ein neues reizendes Gefühl! Je beſſer ihr Herz iſt, je weniger Kraft wird ſie haben, dieſem Reiz zu widerſtehen.

Sieht ſie vollends den Mann, der ihr angetragen wird, von Andern geehrt, und erblickt ſie im Geiſt, an ſeiner Seite, ſich als Theilhaberin dieſer Achtung, o wie leicht wird ſie dann ein Gefühl für unwandelbar halten, das in keiner Rückſicht tadelnswerth ſcheint. Sie reicht ihre Hand mit fröhlichem Muthe und raſch wird der Knoten geknüpft.

Nehmen wir nun den günſtigſten Erfolg an: ihr Mann ſey wirklich achtungswerth; er behandle ſie gütig und freundlich; ſie verlebt einige Jahre in Ruhe und Zufriedenheit; aber — nun hat ſie ihr achtzehntes Jahr erreicht, der Mann nähert ſich den Funfzigen; ihre Gefühle werden lebhafter, ſo wie die ſeinigen kälter; wenn ſie ſchwärmt, ſo lächelt er; ſie tändelt um ihn wie ein Schmetterling um einen abgeblühten Baum. Wehe dann beyden! wenn in dieſer gefährlichen Criſis ein laurender Dämon den erſten beſten Jüngling in das Zauberland ihrer Phantaſie führt. Würdig oder unwürdig, ſie wird ihn mit allen Reizen ſchmücken, deren ſie bedarf, um ihr verlangendes Herz zu befriedigen; ſie wird ſich mit einer Kraft an ihn ſchmiegen, die durch lange Ruhe verdoppelte Stärke gewonnen. So wie ſie dem Gegenſtand ihrer erſten Leidenſchaft Reize leiht, die er nicht beſitzt, ſo wird ſie auch an ihrem Manne Gebrechen entdecken, die er nicht hat; ja, ſeine kleinen üblen Gewohnheiten, die ſie vorher längſt nicht mehr bemerkte, werden ihr jetzt unerträglich ſcheinen, ſein Umgang ihr zuwider werden. Was an ihm ſie verdrießt, wird ſie am Geliebten überſehen: in dem Manne wird ſie die Quelle ihres Unmuthes ſuchen, um ſich zu entſchuldigen; jede kleine Entſagung, die der Eheſtand oft fodert, wird ſie nicht mehr als wechſelſeitige Pflicht, ſondern als Befehl ihres Mannes betrachten, und darum mit Verdruß ertragen. Endlich wird ſie auch ſogar den Kampf ihrer Tugend — geſetzt auch, ſie bliebe Siegerin — dem Manne ſo hoch anrechnen, daß ſie glauben wird, ſich jeder üblen Laune dagegen ohne

Bedenken überlaſſen zu dürfen. So werden beyde elend, und ſo können zwey gute Menſchen bis zum Grabe mit abgewandten Geſichtern neben einander wandeln.

Ich habe das Bild mit ſtarken Farben gemahlt, das foderte meine Pflicht. Sie iſt erfüllt, und ich bin dennoch nicht ruhig, denn ich liebe Leontinen mit der mütterlichſten Zärtlichkeit! — Ihr ſelbſt etwas von meinen Ahndungen merken zu laſſen, hab' ich mich wohl gehütet; auch dazu iſt ſie noch zu jung, ſie würde mich nur halb verſtehen. An Ihnen iſt es jetzt, edler Mann, für das Glück Ihres einzigen Kindes zu wachen. Prüfen Sie, ſchauen Sie um ſich, zählen Sie die glücklichen Ehen, die von Mädchen vor ihrem achtzehnten Jahre mit reifen Männern geſchloſſen wurden, und thun Sie dann, was Vaterliebe, Vernunft und die Lage der Dinge, die ich vielleicht nicht ganz kenne, Ihnen eingeben. Von Ihrem Charakter hoffe ich mit Zuverſicht, daß

Sie in jedem Falle mein treues Herz nicht verkennen werden.

Friederike Lindau.

Neunzehnter Brief.

Madam Lindau an Frau von Arlhofen.

Gnädige Frau,

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen beyliegende Copie eines Briefes zu überſenden, den ich mit heutiger Poſt an Ihren Herrn Bruder abgehen laſſe. Vor meinem Gewiſſen bedarf ich keiner Entſchuldigung für dieſen Schritt. Ich habe Ihrer guten ſeligen Schwägerin in ihrer letzten Stunde gelobt, Leontinens Mutter zu ſeyn, ſo lange meine Augen offen ſtehen, und dieß Gelübde iſt meinem Herzen theuer. Da aber eine gutgemeinte Warnung (wenn ich hinter Ihrem Rücken ſie mir erlaubte) vielleicht einer zweydeutigen Auslegung fähig wäre, ſo eile ich, Sie davon zu unterrichten. Auch Sie haben ja nur einen einzigen Sohn, und auch ſein Glück ſteht ja mit auf dem gewagten Spiele. In dieſer Rückſicht hoffe ich auch von Ihnen — nicht Verzeihung, deren bedarf ich nicht — ſondern Billigung, die ich zu verdienen glaube. Leontine ſelbſt weiß von alle dem nichts; aber es wird mir angenehm ſeyn, wenn Sie Ihrem Herrn Sohne meine Gedanken mittheilen. Ich habe die Ehre, mit vollkommenſter Hochachtung zu verharren,

Gnädige Frau,

Ihre gehorſame Dienerin,

Friederike Lindau.

Zwanzigſter Brief.

Frau von Arlhofen an Madam Lindau.

Madam,

Obgleich mein lieber Bruder allbereits ſein vier und ſechzigſtes Jahr erreicht hat, auch ſonſt von dem gütigen Schöpfer mit hinlänglichen Geiſtesgaben iſt ausgerüſtet worden, ſo zweifle ich doch keinesweges, daß er Dero Schreiben, als aus einem wohlmeinenden Herzen gefloſſen, ohne Unwillen werde aufgenommen haben, gleichwie auch mein Sohn und ich ſolches als eine Erinnerung an die menſchliche Schwachheit zu betrachten befliſſen geweſen. Es iſt übrigens Dero weitſehenden Klugheit nicht entgangen, wasmaßen nicht gerathen ſey, meiner Nichte und künftigen Schwiegertochter den Kopf mit dergleichen prophetiſchen Ahndungen anzufüllen, immaßen dermaßen vom Vater und von den nächſten Blutsverwandten für des Kindes Glück Sorge getragen wird, daß mit Gottes Hülfe kein Fremder damit incommodirt zu werden braucht. Die ich verbleibe meiner wertheſten Madam Lindau

ergebene Dienerin,

Gertrude von Arlhofen,

gebohrne von Blondheim.

Ein und zwanzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ach, liebe Amalie! wenn Du doch hier wäreſt! Du biſt drey Jahr älter und um ſechs Jahr verſtändiger als ich, Du würdeſt mir rathen — oder — wenn doch meine Mutter noch lebte! — oft hab' ich wohl ſchon vor ihrem Bilde geſtanden und gewünſcht, das gemahlte freundliche Auge möchte ſich wirklich wieder aufſchließen, doch war dann immer nur Hofnung des Vergnügens die Quelle meines Wunſches — jetzt aber fühle ich mit einer bangen Innigkeit, ich bedarf einer Mutter! einer Mutter!

Du wirſt erſchrecken, gute Amalie, über dieſen traurigen Eingang? Höre, was mir begegnet iſt. Geſtern Abend läßt mich der

Vater in ſein Kabinet rufen. Ich flog zu ihm. Er ſtand am Fenſter, ſah verſtört aus, und blickte ſtarr hinaus auf den alten Ahornbaum, der im Hofe ſteht, als wollte er die Bienen zählen, die darum herum ſchwärmten. Ich ſtutzte und näherte mich ihm langſam. Als er meine Schritte hörte, wandte er ſich, und ſagte, mit einer faſt erzwungenen Heiterkeit: „liebe Leontine, ich „habe da einen Brief von unſerer guten Madam Lindau erhalten, der dich betrift. Lies „ihn doch, und laß mich deine Gedanken „unverhohlen wiſſen.“ —

Er reichte mir den Brief. Ich nahm ihn und wollte auf mein Zimmer gehen. Nein, fuhr er fort, lies ihn gleich hier, ich werde dich nicht ſtören. — Und nun fieng er an, im Zimmer auf und nieder zu gehen. Ich las. Meine gute Lindau warnt den Vater ſehr rührend vor einer Verbindung mit Couſin Arlhofen. Sie meint, er ſey zu alt, ich zu jung, verſichert, daß ich ihn nicht liebe, und ſchildert mit ſchwarzen Farben das Unglück, welches oft Mädchen treffe, die ſich verheyrathen, ohne noch ihr eignes Herz zu kennen. Der ganze Brief athmete Liebe und Sorge für mich. Ach! ſchon bey dem kurzen Beſuch, den wir auf der Heimreiſe bey ihr ablegten, hatte ſie mich nicht wenig erſchreckt; denn als ich ihr frölich entgegen hüpfte, ihr ſagte, ich bin Braut, und den Namen meines Bräutigams nannte, da faßte ſie mich ſehr bewegt in ihre Arme, fieng bitterlich an zu weinen, und ich hörte die Worte: pauvre enfant! — Es fiel mir wohl ſehr auf, ich ſah ihr erſchrocken ins Geſicht; da aber der Vater eben hinzutrat, und ſie mir Glück wünſchte, ſo flog der böſe Augenblick vorüber, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

Wirklich hatte ich jene befremdenden Worte, die ihren Lippen damals entſchlüpften, ſchon ganz vergeſſen; nun aber klangen ſie wieder vor meinen Ohren und der Brief an meinen Vater erklärte mir nur zu deutlich ihren Sinn.

Während ich las, hatte der gute Vater ſich gegenüber an ſein Schreibepult gelehnt, und beobachtete mich ſchweigend. Ich war ſchon längſt fertig, und immer hefteten meine Augen ſich noch auf die letzten Zeilen, weil ich erſchüttert war, und die Thränen ſich heraufdrängten. Ich fühlte indeſſen recht gut, daß meine erſte Pflicht ſey, meinen Vater zu beruhigen, ich legte alſo den Brief ſo unbefangen, als ich nur konnte, wieder zuſammen, und indem ich ihn zurückgab, hub ich an: „Madam Lindau meint es wohl recht „gut, ich begreiſe aber nicht, warum ſie „vermuthet — “

Weiter ließ mein Vater mich nicht reden. „Ich begehre itzt keine Antwort von „dir,“ ſagte er mit ſanftem Ernſt, „den „Brief behalte, nimm ihn mit auf dein „Zimmer, lies ihn heute und morgen noch „einigemal, übermorgen wollen wir über den

„Inhalt ſprechen." — Mit dieſen Worten gieng er hinaus aufs Feld, und ich ſah ihn nur bey Tiſche wieder, wo er, in Gegenwart der Bedienten, von gleichgültigen Dingen ſprach.

Könnt' ich Dir beſchreiben, liebe Amalie, wie mir ſeit vorgeſtern zu Muthe iſt — ja der Brief beunruhigt mich außerordentlich! ich verſteh' ihn nicht einmal recht, und Madam Lindau hat das ſelbſt wohl vorausgeſehen. Ich glaube faſt, der Vater hatte beſſer gethan, mir ihn nicht zu zeigen. Jetzt macht er mir eine Empfindung, wie die war, mit der ich als Kind von Kometen ſprechen hörte; ich fürchtete mich vor Unglück und wußte nicht vor welchem Unglück, und wußte auch nicht warum. Wenn mich vormals etwas ängſtigte, ſo hatte ich meine Bonne oder Dich; nun hab' ich Niemanden als das Bild meiner Mutter und ihr Grab! Ja, auf ihrem Grabe bin ich noch am ruhigſten. Als Kind war ich wohl oft kindiſch böſe auf meinen Vater, daß er ihr Grab in unſerm Garten machen laſſen, denn ich hatte Furcht vor Geſpenſtern; jetzt aber danke ich es ihm täglich im Stillen. Zwar will ich Dir zu meiner Schande bekennen — ſeit Madam Lindau unſer Haus verlaſſen (die mich immer dahin zu führen pflegte, wenn ſie meinem Herzen eine Lehre recht eindringlich machen wollte), ſeitdem war ich nur ein Einzigesmal dort, und empfand geſtern eine unwillige Scham, als ich die Roſenſtöcke ſo verwildert fand. Nun habe ich zwey Tage faſt nirgends anders zugebracht, und wenn Roſen gedeihen, die mit Thränen begoſſen werden, ſo müſſen ſie wohl wachſen auf dem Grabe meiner Mutter. Einmal überraſchte mich unſere alte Wirthſchafterin, die Frau Blitz, die eben Blumenkohl in der Nähe geholt hatte. Noch nie war ihre Geſchwätzigkeit mir ſo verdrießlich als dießmal. Sie ſpottete über meine Thränen und ergoß ſich in Lobeserhebungen auf Couſin Arlhofen. Ich fühle, daß er mir fatal werden könnte, wenn dieſes Weib ihn noch öfter ſo lobte.

Heute ſoll ich nun meinem Vater ſagen, was ich denke; aber je öfter ich den Brief leſe, je mehr verwirrt mich ſein Inhalt, und am Ende denke ich nichts weiter, als daß ich meinen guten Vater beruhigen muß.

Abends um zehn Uhr. Ich habe es gethan, ſo gut ich vermochte. Ich habe geſagt, was wahr iſt: daß ich Arihoſen herzlich gut bin; daß ich keinen jungen Mann in der Stadt geſehen habe, der mir beſſer gefiele; daß ich glücklich mit ihm zu leben hoffe. Nun in Gottes Namen! ſagte mein Vater, aber es ſchien ihm doch nicht recht von Herzen zu gehen. Ich will nicht hoffen, daß er an meiner Aufrichtigkeit zweifelte? — Wenn er wüßte, wie lieb ich ihn habe! — Gott vergebe der Bonne die vielen Thränen, die ich jetzt vergießen muß! ſie hat es gewiß gut gemeint, aber ich war ſo ruhig, und bin es nun nicht mehr! —

Möcht ich doch nur ſchon Arlhofens Frau ſeyn, dann wollt' ich den Vater bald überzeugen, daß ſein Glück das meinige iſt. — Leb wohl, meine gute Amalie!

Zwey und zwanzigſter Brief.

Frau Bliz an Frau von Arlhofen.

Hochwohlgebohren gnädig Frau!

Vermelde Ew. Gnaden in Eil, wasmaßen ich vor zwey Tagen gleichſam Blumenkohl aus dem Garten gehohlt, einen treflichen expriſen Blumenkohl, der Saame iſt von dem Gärtner Filz aus Reval, den ich Ew. Gnaden ſo zu ſagen recommandire. Nun, da bin ich auch an dem Grabe vorbey gegangen, welches der gnädige Herr ganz wunderlich und abſonderlich in der Abgeſchiedenheit von andern Chriſtenmenſchen hat machen laſſen, als wäre die ſelig gnädig Frau — Gott verzeih mir die Sünde! — ein armer Sünder geweſen, dergleichen man an die Kirchhofsmauer begraben thut; da hat Fräulein Tingen auf dem Grabe gelegen, und hat geweint, daß es einen Stein in der Erde möchte zum Schwitzen bringen, ich bin aber ganz ruhig hinter den Himbeerbüſchen ſtehen geblieben und habe eine Weile zugeſehen, bis mir das Ding gleichſam zu bunt wurde, da bin ich hervorgetreten und habe gelacht, auch gefragt, was das ſo zu ſagen vorſtellen ſolle? und habe wieder gelacht, das hat ſie faſt übel genommen. Um es wieder gut zu machen, hab' ich angefangen, den lieben Herrn Bräutigam zu loben, wie er ſo gar nicht ſtolz ſey, und mit dem Kutſcher ſich halbe Tage unterhalten könne, auch mit dem Jäger von den Hunden, und ohne Ruhm zu melden auch mit mir. O, vor zehn Jahren hat er mich wohl mannichmal in die Backen gekniffen, aber in allen Ehren, hab ich geſagt, und habe gleichſam wieder gelacht, ſo laut, daß die Gänſe auf dem Teiche anfiengen zu ſchnattern. Das hat aber alles nichts geholfen, ſauere Geſichter hab' ich noch obendrein bekommen, drum hab' ich ſtracks Ew. Gnaden berichten wollen, daß der Teufel Unkraut unter den Weizen geſäet, und ein Ey in die Wirthſchaft gelegt hat, denn der alte Herr geht auch herum wie ſalſe könige vor den Kopf geſchlagen. Werden gnädig Frau alſo wohl thun, bald möglichſt gleichſam herüber zu kommen, oder doch den Herrn Hauptmann ſo zu ſagen herzuſchicken, daß der Karren wieder ins Gleis kommt, denn ſteckt er einmal im Sumpfe, ſo bin ich nicht capabel ihn herauszuziehen, und da müſſen Ew. Gnaden ſchon ſelber ein wenig hinein patſchen. Am beſten wäre es wohl, wir machten recht ſo ſelbig über Hals und

Kopf Hochzeit, denn der Satan iſt wachſam und ich bin Ew. Gnaden

meine unterthänigſte Magd,

. Barbara Blitz.

Drey und zwanzigſter Brief.

Frau von Arlhofen an Frau von Himmelfuß.

Hullida.

Herzenliebe Frau Couſine,

Der Nürnberger Gichttaffent hat mir erſprießliche Dienſte geleiſtet, die Knoten an den Fingergelenken ſind ſo ziemlich verſchwunden, und ich kann die herzenliebe Frau Couſine eigenhändig zur Hochzeit meines Matthias einladen. Ja, mit Gottes

Hülfe iſt es endlich ſo weit gekommen, daß morgen um drey Wochen, wird ſeyn der 19te am Tage Sebaldi, die Vermählung gefeyert wird.

Sollten Sie wohl glauben, daß es drauf und dran war, wie man eine Hand umwendet, ſo wäre die ganze Geſchichte wieder krebsgängig geworden? Wenn doch nur Niemand ſich um ungelegte Eyer bekümmern, und Jeder fein vor ſeiner Thür fegen wollte. Nun ich habe aber auch drein gefegt! Der weiſen Madam Lindau hat es beliebt, einen herzbrechenden Brief an meinen Bruder zu ſchreiben und Skrupel in ihm zu erwecken, daß meine Nichte noch zu jung ſey u. ſ. w. Der pure klare Neid. Sie ſelber hat erſt dreyßig Jahre alt werden müſſen, ehe ſich Einer über ſie erbarmte. Hat ſie nicht gar die Unverſchämtheit ſo weit getrieben, mir eine Kopy von dem Schnickſchnack zu ſchikken? recht als ob ſie Wunder was Gutes verrichtet hätte? ich habe ihr aber geantwortet mit einer gewiſſen vornehmen Manier, wie es ſich für ſolche Leute gebührt, ſie wird meinen Brief nicht an's Fenſter ſtecken. Uebrigens dachte ich, laß die Närrin laufen, denn ich werde mir ja nicht einbilden, daß mein Bruder ſo albern ſeyn könne, den Wiſch der Lindau ſeiner Tochter zu zeigen? — Nun ſtellen Sie ſich vor, herzen Couſine, da hat er nichts eiligers zu thun, als Tingen den Brief zu geben. Das arme Ding weiß gar nicht, was es damit anfangen ſoll, weint, grämt ſich, der Papa iſt auch ganz verduzt, und wäre ich nicht zum Glück früh genug dahinter gekommen, er hätte wenigſtens die Hochzeit noch um drey Jahre hinausgeſchoben. Stracks war ich bey der Hand. Ich weiß ſchon, wie man ihn bearbeiten muß. Leontinen fand ich geduldig wie ein Lamm, nur nicht munter und frölich, und das war es eben, was den Alten ſo ſtutzig machte. Ich habe ſie gleich ein paar Stunden coram genommen; die beyden Fräulein

Kühndorf, zwey luſtige Mädchen, hatte ich mitgebracht; den andern Morgen kam auch der Matthias mit einer Menge Hochzeitgeſchenken aus Petersburg verſchrieben; es dauerte kaum vier und zwanzig Stunden, ſo ſprang Leontine wieder über Tiſch und Bänke; der Vater ſah ihr vergnügt zu, und verwandte faſt kein Auge von ihr; und die innerliche Zufriedenheit glänzte ihm aus dem Geſichte. Er hat denn auch nicht weiter darüber geſprochen. Ich ſorge dafür, daß wir alle Tage Beſuch haben, oder in der Nachbarſchaft herumfahren, ſo rückt die Zeit unvermerkt heran.

Kommen Sie doch auch bald, herzen Couſine, je eher, je lieber, vier Augen ſehen mehr als zwey, und Sie haben denn auch ſo eine gewiſſe Manier, etwas zu verſichern, daß kein Menſch zu widerſprechen wagt. Ich bin in meinem Gewiſſen überzeugt, daß Leontine von Gott für meinen Matthias beſtimmt iſt, denn was mein Bruder durch ſeinen Fleiß erworben, das gehört von Gott und Rechtswegen der Familie zu, und ſo wird Gott mir helfen, daß ich meinen Matthias nun bald als Erbherr auf Lindenholm umarme, und wenn einmal der Herr des Lebens über meinen Bruder gebietet (gar lange kann er es wohl nicht mehr machen), auch als Erbherr auf Hullida, Mäggers und Bernhof, damit ich dereinſt als eine rechtſchaffene Mutter zu der Herrlichkeit jener ewigen Erbgüter wohlgemuth eingehen möge! Ja, herzen Frau Couſine, mich verlangt gar ſehr nach dem Augenblicke, Ihre alten Rappen vor unſerer Thür zu ſehen, die ich verbleibe u. ſ. w.

Vier und zwanzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Hab' ich Dir neulich Kummer gemacht, gute Amalie? — vergieb mir, ich war ein Kind, ein albernes Kind. Wir kennen ja beyde Madam Lindau, ſie iſt eine vortrefliche Frau, ſie hat gar keinen Fehler (das ſagt auch meine Tante), nur die kleine Schwachheit ausgenommen, daß ſie immer das Schlimmſte ahndet, fürchtet und vermuthet; zwar nicht bey Menſchen, o nein, die hält ſie für gut, ſo lange es nur immer möglich iſt; auch aus Allem, was ſchon geſchehen, ſucht ſie immer das Gute heraus, aber Alles, was noch geſchehen ſoll, iſt vor ihren Augen in grauen Nebel gehüllt. Weißt

Du noch, Amalie, wenn zuweilen die Regenwolken am Himmel herumzogen, und wir allerley Geſtalten daraus zuſammen ſetzten, ſo war die Wolke, die *wir* zum Exempel für ein *Schooßhündchen* gehalten hatten, bey *ihr* ein *Crocodill*, und wo *unſere* Phantaſie einen *Sofa* mahlte, da erblickte *ſie* einen *Sarg*. So war ſie immer, und zuweilen hat mein Vater, wenn wir ſpazieren gehen wollten, ſcherzend geſagt: „nehmen ſie ſich inacht, die Nachtigall ſingt jetzt, Leontine könnte taub davon werden.“ —

Ich habe ſie oft wegen dieſer Schwachheit bedauert, meinte aber, ſie ſchade nur ſich ſelbſt dadurch; nun habe ich freylich das Gegentheil erfahren müſſen, denn warlich ſie hat mir trübe Stunden gemacht. Doch das iſt jetzt vorbey. Ich bin heiter und wohlgemuth, auch der Vater. Die Tante iſt hier und hat uns ausgelacht, mir auch wohl ein Dutzend Ehen genannt, die Alle unter gleichen Umſtänden geſchloſſen wurden, und recht glücklich ſeyn ſollen. Indeſſen hat ſie doch Madam Lindau, um ihrer beſorgten Liebe willen, recht von Herzen gelobt; das hat mir beſonders von der Tante gefallen, und iſt ſchön und gut, nicht wahr, Amalie? — Wenn ſie minder edel dächte, ſie hätte es wohl übel nehmen können, daß man das Glück ihres Sohnes (ſo nennt ſie es) hindern wolle, und dann hätte ſie geſtichelt und meine gute Bonne verkleinert. Anfangs war mir recht bange dafür, ich habe ihr aber den ſchnöden Argwohn ſchon im Stillen abgebeten.

Arlhofen iſt nun auch ſeit acht Tagen hier, und die Gäſte ſammeln ſich bereits zur Hochzeit. Hätteſt Du denn Deine Niederkunft nicht noch um einen Monat aufſchieben können? aber Du wußteſt freylich nicht, daß meine Hochzeit ſchon ſo bald ſeyn würde. Es fehlt mir doch eine große Freude, wenn Du nicht hier biſt; auch Madam Lindau kann nicht kommen, das iſt mir noch ſchmerzlicher. Sie hat ſich den Fuß vertreten, hat es nicht geachtet, und nun iſt es ſo ſchlimm geworden, daß ſie nicht vom Sofa kommt. Ich hätte meinen halben Brautſchmuck darum gegeben, ſie hier zu ſehen. Das iſt viel und wenig, wie Du es nimmſt: wenig im Verhältniß meiner dankbaren Liebe; ſonſt aber recht viel, denn ſtell Dir nur vor, die Tante hat alle ihre Brillanten hergegeben, und Arlhoſen hat ſie in Petersburg nach der neuſten Mode faſſen laſſen, es ſind ein paar herrliche Ohrgehänge, und auch eine Aſter in die Haare zu ſtecken. O, das iſt noch nicht Alles! mein guter Vater hat mir den Schmuck meiner ſeligen Mutter geſchenkt, ein Halsband von prächtigen Steinen. Er fragte mich, ob ich dieſe auch wolle umfaſſen laſſen? aber ich merkte gleich, daß er es nicht gern ſehen würde, und ſagte nein. Die Steine ſind noch auf das nämliche Band gereiht, mit dem meine Mutter es um den Hals gebunden hat, und das verſchoſſene gerunzelte Band ſchien meinen Vater weit mehr zu intereſſiren, als die Steine, denn er wand es immer wieder um ſeinen Finger, und machte es glatt, und ſchien in jeder Falte eine wohlthuende Erinnerung zu ſuchen. Die Diamanten ſollen auch auf dem Bande bleiben, ſo lange es nur halten will. An meinem Hochzeitstage wird es freylich abſtechen, denn ich habe Dir noch gar nichts von den Spitzen geſagt, und dem köſtlichen indiſchen Mouſſelin, den keine Spinne ſo fein weben könnte.

Ja, liebe Amalie, es giebt jetzt auf Hullida der neuen koſtbaren Dinge ſo viele, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll, Dir zu erzählen. Vor ein paar Tagen fuhr ein Wagen auf den Hof, herrlich lakirt, mit verſilberten Reſſorts, inwendig mit den geſchmackvollſten Borten verziert; ich denke, er gehört unſerm Nachbar, dem Grafen Allenburg, weil ich ein A auf dem Kutſchſchlag erblickte — nichts weniger, es iſt *mein* Wagen! Arlhofen hat ihn in Petersburg an der Börſe gekauft, als er eben ausgeſchifft wurde, denn er kommt aus London. Das wird ſich nicht übel ausnehmen, wenn ich meine erſten Viſiten mache.

In acht Tagen iſt meine Hochzeit, und jetzt ſchon iſt es ganz lebendig auf Hullida, die Gäſte mehren ſich mit jedem Tage, alle Abende wird ein wenig getanzt, wobey Guſtgen Kühndorf auf dem Klaviere ſpielt. Aber zur Hochzeit ſelbſt hat mein Vater Oboiſten aus der Stadt verſchrieben, wir werden einen großen Ball haben, die ganze Nachbarſchaft iſt eingeladen, ich freue mich ſehr darauf.

Schade nur, daß Arlhofen noch immer nicht recht geſund iſt. Er klagt zwar nicht, aber mein Mädchen ſagt, in ſeinem Schlafzimmer ſtünden eine Menge Arzeneygläſer. Nun, wenn wir verheyrathet ſind, ſo will ich ihn ſchon pflegen; Du weißt, das Krankenpflegen habe ich bey meinem Vater gelernt. Wir ziehen nun ſogleich nach Lindenholm. Gott weiß, ob Du aus Hullida noch einen Brief erhältſt von Deiner

Leontine.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Mein väterlicher Freund!

Es ſcheint, daß ich länger in Petersburg bleiben werde, als ich anfangs Willens hatte; nicht als ob die mancherley Zerſtreuungen mich feſſelten, aber ich kann vielleicht Gutes wirken, und darum bleib' ich. Der Fürſt B* hat Geſchmack an mir gefunden, will mich in ſeine Suite aufnehmen, und läßt mich große Dinge hoffen, wenn ich ſeinen Geſchäften mich widmen will. Sie kennen ſeinen gewaltigen Einfluß, ſeinen ausgebreiteten Wirkungskreis. Er iſt ein braver Mann, er will das Gute redlich, und könnt' es auch ſicher vollbringen, wenn er nicht zu viel auf ſeine Schultern gepackt hätte, wie man hier immer thut, ſo bald man gewahr wird, daß man einen tüchtigen Geſchäftsmann vor ſich hat. Da werden oft die verſchiedenſten Departements unter Einem Haupte vereinigt *); dieß Eine Haupt hat aber nur zwey Augen, — dieſe beyden Augen können nicht Alles ſehen, müſſen folglich mehrere Augen zu Hülfe nehmen, und da hab' ich denn oft bemerkt, daß wackere Miniſter in der Wahl ihrer Mitarbeiter ſelten glücklich ſind. Mehrentheils wählen ſie diejenigen, die ihnen die Arbeit am leichteſten machen, flinke,

---

*) Es verſteht ſich, daß dieſes Gemählde jetzt nicht mehr paßt.

fleiſſige Männer, die in ihre Ideen gefällig eingehen, durch Bedenklichkeiten nichts erſchweren. Ob es aber auch redliche, unbeſtechliche Männer ſind? Ob ſie nicht auch dann Bedenklichkeiten verſchweigen, wenn es Pflicht war, ſie laut werden zu laſſen? Darauf achten ſie ſelten ſo genau, und müſſen dann oft Verwünſchungen tragen, die ſie gewiß nicht verſchulden wollten. So geht es denn auch dem Fürſten B *, der zwar ein heller Kopf, ein treflicher Arbeiter und ein braver Mann iſt, der aber einen groſſen Hang zu ſinnlichen Vergnügungen hat, und, ſo bald der Abend herein bricht, die Laſt der Geſchäfte von ſich wirft, um die Nacht hindurch Orgien zu feyern. Möchte er doch! wenn nur die, welchen er vertraut, indeſſen für ſeine Ehre wachten.

Es geſchieht nicht immer, und das, lieber Freund, iſt der einzige Grund, warum ich ihm gern auf halbem Wege entgegen gekommen, ſeine Vorſchläge mit Vergnügen angenommen habe. Ehrſucht peinigt mich nicht, und Geld hab' ich mehr als ich brauche. Ich darf alſo wohl, im Bewußtſeyn meines reinen Willens, mich rühmen, daß ich hier bleibe, um Gutes zu wirken. Der Fürſt hat mir auf unbeſtimmte Zeit Urlaub ausgewirkt, denn ganz von meinem Regiment Abſchied nehmen mocht' ich doch nicht. Ich muß ja wohl erſt ſehen, ob und wie ich in die neue Lage paſſe. Gelingt es mir, der Freund des Fürſten zu werden; darf ich einſt über Manches ihm die Augen öfnen; dann, mein Theurer, ſehe ich einer zwar beſchwerlichen, aber belohnenden Zukunft entgegen. Was ich im Stillen und Kleinen an meinen Bauern übte, werde ich im Stillen und Großen auf eine ganze Nation anzuwenden Gelegenheit finden. Beneiden Sie mich, ich ſchwärme jetzt in dieſer frohen Ausſicht! — Glauben Sie etwa, daß meine Phantaſie mir Luftſchlöſſer baue? ich habe ſchon wirklich Proben von des Fürſten Zutrauen. Bey den erſten kleinen Geſchäften, die er mir auftrug, waren wir beyde ſehr zufrieden mit einander; das Glück einer armen Wittwe und die Verſorgung eines braven Invaliden, die beyde ſchon ſeit acht Monaten ihn vergebens zu ſprechen geſucht, waren das Reſultat davon.

Nicht wahr, nun ſind Sie doch auch zufrieden, daß aus meiner Verbindung mit Fräulein Blondheim nichts geworden iſt? — Ich höre, ſie wird den Hauptmann Arlhofen heyrathen, und wünſche ihr von Herzen Glück dazu. Wer weiß, ob ich in mehreren Jahren mein Vaterland wieder ſehe. Ich fürchtete ſchon, meine Mutter möchte dieſe neue Laufbahn hemmen, da ſie mich ſo ungern entbehrt; aber es ſcheint denn doch, daß die mütterliche Eitelkeit die mütterliche Liebe beſiegt, ihr wenigſtens ein Schweigen auferlegt hat, denn ſie billigt meinen Entſchluß vollkommen, und es leuchtet ſogar eine heimliche Freude aus ihrem Briefe hervor. Wenn ſie nur nicht bald wieder anderes Sinnes wird, denn ſie hat mir einige Menſchen empfohlen, für die ich nichts thun kann, weil meine Mutter von ihnen getäuſcht worden, und ich ſie als ſchlechte Menſchen kenne. — Der Beſuch bey Ihnen fallt freylich fürs Erſte nun auch in die Brüche; aber ein Brief, der Ihnen ſagt: daß der Keim des von Ihnen gepflanzten Guten Früchte zu treiben beginnt, wird Ihnen gewiß eben ſo willkommen ſeyn, als die faullenzende Perſon Ihres Zöglings

Moritz.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Leontine von Arlhofen an Amalien.

Ich bin verheyrathet, liebe Amalie. Vorgeſtern war der feyerliche Tag, der mir noch wie ein Traum vorſchwebt, an dem eine Welt auf mir lag, und der — bey der innigſten Ueberzeugung von meinem und meines Vaters künftigem Glücke — mir, wie ſoll ich ſagen? in ängſtlichem Trübſinn vorüber flog. Nicht als hätte *Reue* mich angewandelt; o ja nicht! *was* hätte wohl Reue in mir erwecken können? Der innigſten reinſten Empfindungen war ich mir ja bewußt. Aber es mag wohl jedem Mädchen an dieſem Tage ſo zu Muthe ſeyn. Man zittert, nicht aus

Furcht, denn Bangigkeit iſt nicht immer Furcht; auch Freude iſt oft von Bangigkeit begleitet.

Unſer Haus war ſo voll gepfropft mit Gäſten, daß man keinen Winkel finden konnte, um einen Augenblick allein zu ſeyn; ſelbſt in meinem Zimmer ſchliefen die beyden Fräulein Kühndorf. Nun weiß ich nicht, warum ich gerade an dem Tage ein ſo dringendes Bedürfniß fühlte, die Einſamkeit zu ſuchen. Als die Gäſte wie die Bienen um das Frühſtück her ſummten, und vor all dem Sprechen und Lachen man nicht mehr hören konnte was geſprochen und worüber gelacht wurde; da ſchlich ich mich unvermerkt in den Garten, flog zu dem Grabe meiner Mutter, und pflückte mir friſche Roſen, um mein Brautkleid damit zu ſchmücken. Ich meinte, mir würde da recht wohl werden, und ſo lange ich betete, ſo lange ich meine Mutter um ihren Segen bat, war mir auch herzlich wohl; aber das wechſelte ſchnell. Beklommenheit, die mir das Athmen erſchwerte, trieb mich endlich von dem Grabe hinweg, weil ich meinte, die Sonne ſey Schuld, die eben ſo warm darauf ſchien. Ich gieng durch die Hinterpforte hinaus auf die Landſtraße, und wandelte dort im kühlen Schatten der Ulmen — es half auch nicht. Thränen ſtahlen ſich über meine Wangen, aber nur einzeln, ſie erleichterten mir die Bruſt nicht. Dazwiſchen ſchalt ich auf mich ſelbſt, nannte mich ein albernes Kind, und blieb doch wie ich war. Eine Extrapoſt kam hinter mir her, flog an mir vorbey; ein junger Mann bog ſich auf einen Augenblick aus dem Reiſewagen, um mich zu ſehen. Soll ich Dir meine unbegreifliche Schwachheit ganz bekennen? Gott weiß, wo der einfältige Gedanke mir herkam! wie wenn dieſer Menſch dich entführte? — das fuhr mir freylich nur wie ein Blitz durch den Kopf, aber ich erſchrak doch erſt nach einer Weile darüber. Schilt nur, liebe Amalie, und lache; ich ſchelte und lache mit; doch damals wandelte mich wahrhaftig eine Art von Traurigkeit an, als der Reiſewagen ſo ſchnell verſchwand. Begreifſt Du es? ich nicht. Ich war ein Kind, aber ich weiß mir nicht zu helfen.

Zu Hauſe hatte man mich vermißt; Aelshofen ſuchte und fand mich. Es waren wieder Gäſte gekommen, die ich empfangen, anhören, denen ich antworten mußte; das zerſtreuete mich. Bey der Mittagstafel gab es viel Lärm und Geräuſch. Nach dem Eſſen fieng man an, mich herauszuputzen; der Friſeur erſchöpfte ſeine Kunſt an meinen Haaren; ein halbes Dutzend Couſinen dienten mir als Kammerjungfern; hier ſollt' ich mein Gutachten von mir geben, dort ein Kleidungsſtück anprobiren; die Eine hielt mir den Spiegel vor das Geſicht, die Andere im Rücken; ich kam nicht zu mir ſelbſt. — Als ich eben fertig war, trat die Tante herein: der Paſtor iſt gekommen, ſagte ſie freundlich. Ich wurde blaß; und küßte ihr ſchnell die Hand, um es zu verbergen; aber da ſchlug unſere alte Stubenuhr gerade Sechs; ich wußte, das ſey die beſtimmte Stunde, und fieng heftig an zu zittern. Die Brautfräuleins kamen, mich abzuhohlen, die Tante führte mich — ich wankte in den Saal — die Gäſte und die Lichter ſah ich wie im Nebel. — Mein Vater kam auf mich zu. Ich kenne jeden Zug in ſeinem Geſicht; er hatte die Lippen einwärts gezogen, das thut er, wenn er ſeine Rührung verbergen will. Als ich das gewahr wurde, war es mir ganz unmöglich, länger an mich zu halten, ich warf mich lautſchluchzend in ſeine Arme.

Kind! Kind! ſagte er betroffen und mit faſt erſtickter Stimme, ich hoffe nicht, daß du deinen Entſchluß bereueſt? — er flüſterte mir das ins Ohr, als mein Kopf auf ſeiner Schulter lag. Ich konnte nicht antworten, aber ich drückte ihm die Hand und ſchüttelte den Kopf. Nun ſo faſſe dich, ſagte er mit herzlicher Güte, es ſtünde ja ſonſt noch jetzt in deiner Gewalt — ich ſchüttelte noch einmal und nahm mich zuſammen.

Man hatte den grünen Sofa am Ende des Saals unter das Bild meiner Mutter geſtellt, und einen Teppich davor ausgebreitet; dort ſtand Arlhofen, wie es die Sitte mit ſich bringt, und erwartete mich mit einem zufriednen Lächeln. Mein Vater führte mich ihm entgegen, er empfieng meine Hand aus der ſeinigen. Indem mein Vater mich los ließ, legte er mir die Hand auf die Stirn, wollte etwas ſagen, konnte aber nicht, ſondern zeigte nur mit der Hand nach dem Bilde meiner Mutter und kehrte ſich von mir. Die Tante nahm ſeinen Platz ein, der Prediger ſtellte ſich vor uns, die Marſchalle mit ihren Armleuchtern zu beyden Seiten *) — und nun ſah und hörte ich nichts mehr. Einigemal verließen mich ſogar die Kräfte, als müßt' ich umſinken, aber die Tante ſtand hinter mir und ſtützte mich mit ihrem Arm. Zum Glück hielt unſer alter Paſtor eine lange lange Rede, das gab mir Zeit, mich zu erhohlen. Ich ſah unverwandt nach dem Bilde meiner Mutter, das mich ſo gütig anlächelte, und ſo erhielt ich mir Beſinnung und Faſſung genug, um beym Ringewechſeln mich nicht kindiſch aufzuführen. Mein Ja mögen freylich wohl nur die Zunächſtſtehenden gehört haben.

Kaum hatte der Paſtor den Segen ausgeſprochen, als ich von den Armen meines Vaters mich innig umſchlungen fühlte; ſeine Thränen fielen in meine Locken, und ſein ſtummer Segen war gewiß nicht minder kräftig als der der Kirche. Von mir wankt' er zu Arlhofen, den er in ein Fen-

---

*) Eine Sitte in Ehſt- und Liefland.

ſter zog, und dort deſſen Hand mit ſeinen beyden Händen faßte. Was er ſprach, konnte ich nicht hören, aber ſicher war es eine glühende Bitte, die mein Glück befeſtigen ſollte. Es gefiel mir nicht, daß Arlhofen ſo höflich vor ihm ſtand. Indeſſen umringten mich die Gäſte, erdrückten mich faſt. Iſt es nicht eine alberne Gewohnheit, liebe Amalie, daß man nach der Trauung jeden fremden Glückwunſch mit einem Kuſſe erwiedern muß? iſt die Geſellſchaft zahlreich, ſo iſt das doch wirklich eine Arbeit, und wahrhaftig keine angenehme.

Die Tante hab' ich noch nie ſo vergnügt geſehen; ſie nahm die Glückwünſche mit freudigem Stolze an und war ſehr geſprächig. Meine Bruſt war nun auch nicht mehr ſo beklemmt, und beym erſten Strich der Violinen athmete ich wieder ganz frey. Wir tanzten bis ſpat in die Nacht, auch noch an den folgenden Tagen; jetzt erſt fangen die Gäſte an, ſich nach und nach zu verlieren, und künftige Woche werde auch ich mit Arlhofen nach Lindenholm ziehen. Es liegt freylich nur zehn Meilen von Hullida, aber wenn ich an die Trennung von meinem Vater denke, ſo wird mir heiß und kalt. Zum Glück hat er uns verſprochen, ſo bald wir erſt ein wenig eingerichtet ſeyn werden, ſogleich einen Beſuch bey uns abzuſtatten; das wird alſo wohl ſpäteſtens in vier Wochen geſchehen, und ſo lange war ich ja ſchon öfter von ihm getrennt, wenn ihn ſeine Geſchäfte nach der Stadt riefen.

Jetzt, gute Amalie, habe ich Dir alles Merkwürdige beſchrieben. So bald ich auf Lindenholm warm geworden bin, erhältſt Du wieder einen Brief von Deiner Leontine.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Lindenheim.

Faſt, liebe Freundin, hätte ich Dir ſchon vor vierzehn Tagen, in der erſten Stunde meiner Ankunft allhier, geſchrieben, denn ich war mißmüthig, trauernd, ich fühlte das Bedürfniß, mein Herz zu erleichtern, wollte mich aber nicht an Arlhoſen wenden, um ihn nicht zu betrüben. Ein guter Genius hat mich indeſſen vom Schreiben abgehalten, und Dir meine Klagen erſpart. Klagen? — worüber? — ach! über nichts. Eigentlich nur eine trübe Stimmung, durch den Abſchied von meinem Vater ſehr natürlich erregt.

Schon der letzte Abend vor unſerer Abreiſe war ſo ſchaurig ſtill, die ſchüchternen Blicke, die wir auf einander warfen, ſagten ſo viel, und die einzelnen Worte ſo wenig! — Ich kann Dir nicht beſchreiben, mit welcher Beklommenheit ich mich dem Vater näherte, um ihm die letzte gute Nacht in ſeinem Hauſe zu wünſchen. Gute Nacht, mein liebes Kind, ſagte er mit Faſſung, und dann zog er mich plötzlich in ſeine Arme, und wiederhohlte: gute Nacht mein liebes, liebes Kind! — Mir war das Schluchzen nahe. — Glücklicherweiſe hub Kelhofen in dieſem Augenblick ſeinen gewöhnlichen Spruch an: „ich habe die „Ehre, dem gnädigen Papa eine gute Nacht „zu wünſchen“ — das zog mir das Herz wieder zuſammen und ich entfernte mich ſchnell. — Am andern Morgen war es freylich noch ſchlimmer. Ich ſah es dem guten Vater wohl an, als er hereintrat, daß er ſich feſt vorgenommen hatte, ſtandhaft zu bleiben, ja ich glaube, er rauchte deswegen eine Pfeiſe Tabak, was er ſehr ſelten thut, um nur eine kleine Beſchäftigung zu haben, die ſeine Aufmerkſamkeit von dem Gewühl der Reiſeanſtalten abzöge; denn nun liefen die Bedienten und Mädchen unaufhörlich durch das Zimmer, fragten nach Dieſem, hohlten Jenes, ſchnürten hier ein Bündel, verſchloſſen dort einen Koffer, der Wagen ſtand auf dem Hofe, wurde aufgepackt, und des Lärms war kein Ende.

Mein Vater hielt ſich gut. Er ſprach von der Landwirthſchaft, und was Arlhofen fürs Erſte auf Lindenholm zu thun haben werde. Das dauerte ſo lange, bis ein Mädchen kam, meinen Stickrahmen zu hohlen, der, wie Du weißt, immer neben des Vaters Schreibtiſch im Winkel ſtand, weil er es gern ſah, daß ich beſchäftigt neben ihm ſaß, wenn er viel zu ſchreiben hatte. Als der Stickrahmen weggehoben wurde, da ſchien es ihn plötzlich zu ergreifen; er brach mitten in einer Periode ab, zog die Pfeiſe haſtig aus dem Munde, und ſagte: „liebe Leontine, du thuſt mir wohl den Gefallen, den „Stickrahmen da ſtehen zu laſſen? und — „wenn es ſeyn kann — mit ſammt der angefangenen Arbeit.“ — Recht gern, lieber Vater, aber es iſt eben eine Weſte für ſie? — „Gleichviel,“ verſetzte er freundlich, „laß ſie nur unvollendet, ſo bilde ich mir ein, wenn ich an meinem Schreibtiſch ſitze, du wärſt nur verreiſt, und kameſt bald wieder nach „Hauſe. Muß ich aber den Platz leer ſehen —“

Weiter konnt' er 'nicht ſprechen. Ich gab dem Mädchen einen Wink, den Rahmen wieder an ſeine Stelle zu ſetzen, und ich ſelbſt mußte hinausgehen, mich auszuweinen. Vergieb mir, Amalie, und laß mich plaudern; ich empfinde eine angenehme Wehmuth, Dir Alles das wieder zu erzählen. Mir war in jenen letzten Stunden, als hätte ich noch nie recht gewußt, wie ſehr gut mein Vater ſey, als erführe ich es eben zum Erſtenmale. Iſt das immer ſo, daß man erſt in dem Augenblick ein genoſſenes Glück recht lebhaft empfindet, in dem man von ihm ſcheidet? Giebt nur Trennung den rechten Maaßſtab für den Werth unſerer Lieben? —

Als die Pferde aus dem Stalle gezogen wurden, und munter über den Hof her trabten, da verſtummten wir plötzlich Alle! — Einigemal machte Arlhofen den Verſuch, von gleichgültigen Dingen zu ſprechen, aber es war vergebens. Mein Vater an einem Fenſter und ich an dem andern ſahen dem Anſpannen mit ſtarrem Auge zu, und gewiß freute er ſich gleich mir, ſo oft ein Riemen nicht recht ſaß, zu lang oder zu kurz war, und noch einmal anders geknüpft werden mußte. Es gieng aber leider ſchnell genug. Wir hatten recht gut geſehen, daß Alles bereit war, und dennoch überraſchte uns der

Bediente, als er mit den Worten, es iſt angeſpannt, in das Zimmer trat. — Das übrige erlaß mir. Wie ich aus meines Vaters Armen in den Wagen kam, weiß ich ſelbſt nicht; das Weinen und Abſchiednehmen der Leute im Hauſe hab' ich wie im Traume gehört — als unſer Wagen durch die Hofpforte rollte, war ich einer Ohnmacht nahe. — Arlhofen ſprach — hätte er doch jetzt nicht geſprochen! —

Bey der Windmühle bog ich mich noch einmal aus dem Wagen; ich ſah, daß mein Vater uns bis auf das Feld gefolgt war, und als er meinen Kopf am Kutſchſchlag erblickte, hob er beyde Hände ſegnend gen Himmel, und der Wind ſpielte mit ſeinem grauen Haar. Ich ſank ſchluchzend zurük —

Die Reiſe war freylich nicht angenehm. Arlhofen ſuchte allerley Troſtgründe hervor, es war aber nichts darunter, was mich erheitern konnte. So kam ich denn hieher nach Lindenholm, und auch hier gieng ich die erſten Tage herum wie eine Träumende; bis endlich Arlhoſen auf den glücklichen Einfall kam, mich zu fragen: in welchem Zimmer der Vater wohnen ſoll, wenn er uns beſuche? — Den Gedanken hat ihm ein Engel zugeflüſtert! das gab mir plötzlich neue Lebensgeiſter; ich durchſtrich haſtig das ganze Haus, es kam mir vor, als beſah' ich es zum Erſtenmale, denn ich ſchaute prüfend in jedem Zimmer umher nach der möglichſten Bequemlichkeit für meinen Vater. Ich wählte endlich eines, das die Morgenſonne genießt, denn die liebt er ſehr.

Nun hatte ich Beſchäftigung vollauf! ich mußte ja aus allen Winkeln zuſammen tragen, was ſein Zimmer ſchmücken und ihm angenehm machen konnte. Arlhoſen war auch ſo gefällig. einen reitenden Boten nach der Stadt zu ſchicken, um ſchnell noch einiges herbey zu hohlen, was ich zu dieſem Behuf wünſchte. Meine ganze Fröhlichkeit kehrte zurück und hat mich bis jetzt nicht verlaſſen.

Ich habe das Zimmer meines Vaters gerade ſo eingerichtet, wie das auf Hulda, jeder Stuhl, jeder Tiſch auf derſelben Stelle, ein Büreau dem ſeinigen ganz ähnlich, und über demſelben — freylich nicht meiner Mutter Portrait, das hab' ich nicht — aber meine Silhouette, die ihm gewiß auch lieb ſeyn wird. — Du weißt, er ißt gern Kirſchen. Vor unſerm Hauſe ſteht ein ſchöner Kirſchbaum, an dem die Früchte faſt überreif ſind; da hab' ich den ſchönſten vollſten Zweig durch ein Fenſter in das Zimmer meines Vaters gezogen, er darf nur die Hand darnach ausſtrecken. Uebermorgen kommt er! Zu allen ſeinen Lieblingsſchüſſeln iſt ſchon Anſtalt gemacht, und, weil ich weiß, daß er des Abends gern eine Parthie l'Lombre ſpielt, ſo hab' ich ihm auch ein paar langweilige Nachbarn hergebeten. — O, liebe Amalie! ich bin wie berauſcht! — mein Vater wird unter meinem Dache ſchlafen! an meinem eigenen Tiſche eſſen! mein Vater wird mein Gaſt ſeyn! — Ich will dieſen Brief noch eine Woche liegen laſſen, um Dir am Schluß ſagen zu können, daß ich ganz glücklich bin! —

Acht Tage ſpäter. Ja, meine theure Jugendfreundin! ich bin ganz glücklich! mein Vater iſt hier, und ich habe ihn ſeit Jahren nicht ſo heiter geſehen. Meine kleinen Anſtalten überraſchten und rührten ihn. In den erſten paar Tagen war er ſtiller, ſchien auch mich und Arlhofen fleißig zu beobachten; aber als er ſah, wie freundlich und ungezwungen wir mit einander umgiengen (denn wirklich iſt Arlhofen ſehr gütig und gefällig gegen mich, und ich vergelte ihm das ſo gut ich kann), da heiterten ſich des beſten Vaters Blicke immer mehr und mehr auf, und jetzt ſcheint er völlig beruhigt. O, das macht mich ſo glücklich! ſo frölich! — ich hab' ihm ſchon ein paarmal wieder meine kleinen muthwilligen Kinderpoſſen vorgemacht; er hat gelacht — Du weißt, wie herzlich er lachen kann — o nun iſt Alles gut! alle meine Wünſche ſind erfüllt! — Vierzehn Tage bleibt er noch bey uns, dann reiſen wir zuſammen auf einige Wochen nach der Stadt zum Jahrmarkt; das iſt mir denn auch nicht ganz gleichgültig, denn ich denke mich dort herrlich zu amuſiren. Unſers Nachbars Söhne, die beyden jungen **Perlefeld**, die kürzlich von Reiſen zurück gekommen ſind, haben mich ſchon auf vier Angloiſen und zwey Quadrillen engagirt. Aus der Stadt alſo, liebe Amalie, haſt Du die wichtigſten Nachrichten über Bälle und neue Moden von mir zu erwarten. Indeſſen lebe wohl!

Deine

glückliche Leontine!

Anmerkung des Herausgebers.

Hier iſt eine Lücke in dem Briefwechſel der Freundinnen, und es fehlen die Nachrichten von mehr als einem ganzen Jahre. Der nächſte Brief Leontinens iſt funfzehn Monat ſpäter geſchrieben.

Acht und zwanzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Du klagſt wieder, Amalie, daß ich Dir ſelten ſchreibe? was ſoll ich Dir antworten? ich habe nichts zu ſchreiben. Mein Leben fließt ſanft dahin wie unſer Bach durch die Wieſe, und auch eben ſo einförmig. Arlhofen hat viel Geſchmack an der Landwirthſchaft bekommen, und da ſein Regiment in der Gegend umher im Quartiere ſteht, ſo kann er faſt immer zu Hauſe ſeyn. Da iſt er denn auch am liebſten, ſteigt den ganzen Tag auf den Feldern herum, oder geht auf die Jagd. Ich ſeh' ihn meiſt nur bey Tiſche.

Womit *ich* mir die Zeit vertreibe? wirſt Du fragen. Je nun, ich beſorge die innere Wirthſchaft, laſſe ſpinnen und Butter machen u. ſ. w. Dann iſt in Reval eine Leſebibliothek, bey der ich mich abonnirt habe; da erhalte ich wöchentlich eine Menge Romane, die mir alle neu ſind, denn Madam Lindau ließ mich ſelten einen Roman leſen. Es iſt freylich viel, ſehr viel abgeſchmacktes Zeug darunter; aber hab' ich ſo ein Buch einmal angefangen, ſo möchte ich doch auch gern das Ende wiſſen, und da leſe ich denn immer fort, und ſo vergeht die Zeit. Mitunter erhalt' ich aber auch Bücher, denen ich, außer dem *Vergnügen*, auch *Nutzen* verdanke, die meinen Geiſt aufklären und mich zuweilen fühlen laſſen, daß ich im Grunde noch recht dumm bin. Der Aſſeſſor Lindau, der Mann meiner guten Bonne, der viel Kenntniß und Geſchmack beſitzt, hat mir ein langes Verzeichniß von Büchern mitgetheilt, die er für meine Lektüre am zweckmäßigſten hält; die hab' ich mir gekauft und ſauber einbinden laſſen, und mein Vater hat mir einen artigen Glasſchrank dazu geſchenkt; da ſtudier' ich recht fleiſſig, oft freylich nur aus langer Weile, denn mitunter ſchlaf' ich wohl auch dabey ein. Es ſind nämlich allerley moraliſche Schriften dabey, und ſchon Madam Lindau hat mir geſagt, daß die Deutſchen ihre Moral in ſteife Falten legen, wie unſere Urgroßmütter mit ihren Kragen zu thun pflegten. Zuweilen mache ich Auszüge aus ſolchen Schriften, und ſuche den Styl nach meiner Weiſe ein wenig zu kürzen und zu glätten. — Lache nur nicht; ich zeige es ja Niemanden und es iſt doch immer eine gute Uebung.

In die Stadt kommen wir ſehr ſelten, höchſtens zweymal im Jahr. Das ſollte freylich, der erſten Verabredung gemäß, anders ſeyn, aber — ich weiß nicht — es hat ſich ſo gemacht. Wenn ich darauf beſtünde, ſo würde es Arlhofen wohl thun, er thäte es aber nicht gern. Im Sommer mache ich mir auch gar nichts daraus, denn Lindenholm liegt in einer lieblichen Gegend. Im Winter freylich, da müſſen wir zu allerley unſere Zuflucht nehmen. Ich weiß, ich thue Arlhofen einen Gefallen, wenn ich ſeine Wirthſchaftsanſtalten lobe; da gehe ich denn mit ihm in die Brannteweinküche, auch wohl gar in den Marſtall; oder er läßt mir ſeine Pferde vorführen, und erklärt mir ihre Schönheiten; oder der Hundeſtall wird aufgethan, und eine ganze Schaar ſtürzt heulend hervor, und verdirbt mir gewöhnlich mit tölpiſchen Liebkoſungen ein weißes Kleid.

Abends, wenn es dunkel wird, hab'

ich anfangs verſucht, ihm vorzuleſen, aber weil er ſich den ganzen Tag in der Wirthſchaft müde läuft, ſo ſchläft er gewöhnlich dabey ein; wir leſen alſo ſchon lange nicht mehr, ſondern ſpieley ein paar Stunden lang Picket, ſo rückt die Zeit zum Abendeſſen unvermerkt heran, und nach Tiſche fallen uns beyden die Augen zu. So leben wir einen Tag wie den andern. Mein Azor wird mir täglich lieber und kommt mir nicht von der Seite. Ich weiß nicht, warum er Arlhoſen nicht leiden kann? er hat ihn wirklich ſchon oft gebiſſen.

Mein guter Vater beſucht uns fleißig. Seine Beſuche ſind natürlich meine größte Freude; wenn er nur ſeit einiger Zeit nicht mehr als gewöhnlich kränkelte, wodurch ſeine Heiterkeit getrübt wird. Einmal, vor drey Monaten, iſt er mit mir ſpazieren gegangen, und hat mich gefragt: ob ich recht glücklich wäre? ich bejahte es kurz. Er ſah mich an und ſchwieg. Vielleicht hatte er erwartet, daß ich ihm eine recht warme Beſchreibung von meinem Glücke machen ſollte? aber dazu hab' ich kein Talent, und es iſt ja auch nicht von der Art, daß man darüber zum Dichter werden könnte, es iſt ein ſtilles, häusliches Glück, welches Madam Lindau mir immer als das beneidenswertheſte geſchildert hat. Die Tante — oder meine Schwiegermutter wollt' ich ſagen — kommt auch, ſo oft als ihre Gichtbeſchwerden es ihr geſtatten, und dann macht ſie gewöhnlich eine Menge Reformen in unſerm Hauſe. Ich laſſe es auch gern dabey, wo ich nur immer kann, da ich ſehe, daß es ihr Freude gewährt; Kleinigkeiten ändere ich zuweilen wieder nach meinem Sinne, das nimmt ſie aber übel, und iſt ſogar einmal etwas bitter gegen mich geworden. Ich ſchwieg — es hat mich betrübt — aber nun iſt es vergeſſen.

Arlhofen befindet ſich jetzt recht wohl und wird dick und fett; ich hingegen habe ſehr abgenommen, Du würdeſt mich kaum wieder kennen. Die Leute ſagen, das kleide mich recht gut, und mein Spiegel ſagt es mir auch; wenn nur nicht mit dem Enbonpoint auch ein Theil meiner Geſundheit verlohren gienge! Denn Dir kann ich es wohl im Vertrauen ſagen: ich habe zuweilen recht unangenehme körperliche Empfindungen. Anfangs ſchmeichelte ich mir mit einer ſüßen Hoffnung, doppelt ſüß, da es meines guten Vaters heißeſter Wunſch iſt, einen Enkel auf ſeinem Schooße zu wiegen; aber es iſt nicht das! es iſt eine innerliche Beklemmung, die mich oft überfällt, mir aus der Bruſt bis in den Hals hinaufſteigt, und mir faſt die Kehle zuſchnürt. Ich habe Niemandem etwas davon merken laſſen, außer unſerm braven Arzt in Reval, der ſagt, es ſey ein Krampf, und hat mir allerley gerathen und verſchrieben, was ich ſehr nachläſſig brauche, weil ich es heimlich brauchen müßte, um Niemand zu beunruhigen. Ich denke dieſem Feinde nichts weiter entgegen zu ſtellen, als meine

Jugend, die wird ſchon mit ihm fertig werden. Eine glückliche Frau in meinem Alter, wie käme die zu ernſthaften Krankheiten?

Der Erſte März rückt heran, da gehen wir nach der Stadt; da vertanz' ich meine Krämpfe wieder, und kommen wir zurück, ſo iſt der Frühling da mit ſeinen Roſen, den Nachtigallen. Du glaubſt nicht, wie ſchön ſie in unſerm Birkenwäldchen ſingen. Leb wohl, liebe Amalie! ich drücke Dich ſchweſterlich an mein Herz!

Anmerkung des Herausgebers.

Hier abermals eine Pauſe von einem Jahre.

Neun und zwanzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Nenn' es nicht Faulheit, meine liebe Jugendfreundin, wenn ich ſchon wieder ſeit geraumer Zeit geſchwiegen habe. Ich mochte Dich nicht betrüben, denn ich hatte Dir nichts angenehmes zu verkündigen. Zwar hat ſich in meiner häuslichen Lage nichts verändert, ich bin noch immer die glückliche Tochter, die zufriedene Gattin; Arthoſen iſt gefällig und freundlich gegen mich, heute wie geſtern und vorgeſtern, das iſt ſehr viel werth. Ich fühle zwar dann und wann, daß unſer Geſchmack, unſre Empfindungen nicht immer harmoniren; aber ich gebe nach, wo ich kann, und er thut es auch, wenn er ſieht, daß Widerſpruch mir eine Freude ſtören würde. Thut er es gleich nicht immer mit der Art, die ein geheimer Sinn mich wünſchen läßt, ſo ſeh' ich doch ſein Beſtreben, mir zu gefallen, und was will ich mehr? — Das iſt alſo recht gut; auch mein Vater befindet ſich ziemlich wohl, und die Tante hat ſich ordentlich verjüngt.

Aber — nun kommt der hinkende Bote — ich ſelbſt habe meine Geſundheit größtentheils verlohren! — Ich ſchrieb Dir ſchon einmal von krampfhaften Empfindungen, die mich dann und wann beſorgt machten; es blieb indeſſen lange unverſchlimmert, und alſo erträglich, bis durch einen traurigen Zufall die Krankheit fürchterlich ausbrach. Meine gute Lindau war in die Wochen gekommen, das wußt' ich; aber ſie befand ſich ſehr übel, das wußt' ich nicht. Eines Abends war ihr Zuſtand ſo ſchlecht — ich glaube, ſie hatte eine Entzündung in den Eingeweiden — daß der Arzt alle Hofnung verlohr, und ſie wirklich ſchon als eine Todte da lag. Ein Vorbeyreiſender hörte davon, ſprach unglücklicherweiſe bald nachher meine Tante, und erzählte ihr, Madam Lindau ſey todt. Die Tante, eben im Begriff, zu uns zu reiſen, brachte dieſe Schreckensbotſchaft nach Lindenholm, und platzte freylich ſehr unvorſichtig damit heraus. Ich fiel bewußtlos zu Boden, und bekam die heftigſten Krämpfe, ſo daß vier ſtarke Männer mich ſchwaches Geſchöpf kaum zu halten vermochten.

Der Irrthum klärte ſich zwar bald auf, denn ſchon am andern Morgen ſandte mir der Aſſeſſor Lindau einen Expreſſen mit der Nachricht, daß meine gute Bonne zwar ſehr krank geweſen, aber jetzt außer Gefahr ſey: ſie hatte ſogar ſelbſt mit zitternder Hand ein paar Zeilen dazu geſchrieben. Die Ruhe kehrte alſo in mein Herz zurück, aber nicht die Geſundheit in meinen Körper! ich werde zuweilen täglich, zuweilen in längeren

Zwiſchenräumen von den fürchterlichſten Krämpfen befallen, die, hundert Jahr früher, mir ohnfehlbar den Ruf einer vom Teufel Beſeſſenen würden zugezogen haben. Zwey Aerzte ſind nach Lindenholm gehohlt worden; mein Zimmer ſieht aus wie eine Apotheke; man läßt mich baden, mineraliſche Waſſer trinken, und Gott weiß was Alles! aber bis jetzt ſpür' ich noch nicht die geringſte Hülfe. Mein guter alter Vater iſt außer ſich, und ein tiefer Gram nagt an ſeiner Geſtalt. Arlhofen und die Tante ſind gefaßter, thun aber alles mögliche, um mich aufzuheitern.

Einer der Aerzte tröſtet mich mit der Hofnung einer völligen Wiederherſtellung, ſo bald ich zum Erſtenmal Mutter würde. — Immerhin möchte dieſe Hofnung ihn täuſchen, immerhin möcht' ich nie wieder ganz geſund werden, ach! wenn ich nur *Mutter* wäre! — Du glaubſt nicht, glückliche Amalie! wie heftig dieſer Wunſch mich zuweilen ergreift, ſo, daß ich in meine Kammer mich verſchließe, und Gott mit bittern Thränen auf meinen Knieen anflehe, mir dieſes Glück zu gewähren! — Zuweilen breite ich die Arme mit einer unausſprechlichen Innbrunſt aus, um ein Kind an mein Herz zu drükken! und wenn ich dann nichts erfaſſe als — meinen Schooßhund — ſo kann ich Stunden lang weinen, mich auch wohl recht unglücklich fühlen.

Die Aerzte haben jetzt eine Reiſe nach Spaa vorgeſchlagen. Arlhofen thut es freylich ungern, und hat auch Einmal der großen damit verknüpften Koſten erwähnt, aber mein Vater nahm ſogleich mit einiger Haſtigkeit alle Koſten auf ſich, und es iſt nun beſchloſſen, daß in vier Wochen — wenn mein Zuſtand ſich nicht merklich beſſert — wir die Reiſe wirklich antreten. Einen Urlaub für Arlhofen will unſer Vetter, der General **Müllheim**, bewirken. Sollte es dazu kommen, ſo ſchreibe ich Dir vorher noch einmal. — Leb wohl, liebe Amalie! —

Du erzählſt mir ſo wenig von Deinen Kindern? o, erzähle mir doch recht viel, recht viel von ihnen!

Dreyßigſter Brief.

Leontine an Amalien.

(Vier Monat ſpäter.)

Mein Zuſtand und die Reiſeanſtalten ſind Schuld daran, daß ich Dir nicht Wort gehalten, und abgereiſt bin, ohne Dir noch ein Lebewohl zuzurufen. Du haſt dabey nichts weiter verlohren, als neue Klagen, denn mit mir wurde es täglich ſchlimmer, und jetzt, da ich aus dem Bade zurück gekommen bin, iſt es leider um nichts beſſer! — Mein alter Vater wankt herum wie ein Schatten, und Arlhofen giebt mir zu verſtehen, mein ganzes Unglück komme daher, weil ich unfähig ſey, Mutter zu werden. Das iſt ein hartes Loos, und ich bekenne, daß ich mit bitterm Murren mich unter die ſchwere Hand des Schickſals beuge. — Was hab' ich verbrochen, daß mir dieſer ſchönſte Segen der Natur verſagt worden?! —

Geſtern gieng ich hinaus aufs Feld zu den Schnittern. Als ich an einigen zuſammen geſtellten Garben vorüber gieng, bellte mein Azor und ich ſah etwas am Boden ſich bewegen; es waren zwey kleine Kinder, Zwillinge, die noch an der Bruſt liegen. Ich ſtand wie verſteinert vor ihnen mit ſtarren Blicken. Die Kinder fiengen an zu weinen, die Mutter legte ihre Sichel nieder und eilte ſchwitzend herbey. Im rechten und im linken Arm hatte ſie nun ein Kind, das mit ſeinen Lippen die ſparſame Quelle der Nahrung ſuchte — in beyde Arme drückte ſie Kinder — meine Arme waren leer! — Warum gewährte die Natur dieſer armen Frau zwiefach, was ſie mir ganz verſagt! — Sie hatte wenig Milch, denn ſie war von der Arbeit erſchöpft. Ich ſchalt ſie, daß ſie mit auf das Feld gehe; aber ſie zeigte ſchüchtern auf den ſtrengen Amtmann, der nicht weit davon ſtand. Ich rief ihn herbey, und verbot ihm, dieſe Frau zu irgend einer Arbeit anzuhalten *). Ich ſah, daß er mit Widerwillen gehorchte, und doch iſt auch er Vater einer zahlreichen Familie!

Die Frau ſah mich mit einer unausſprechlichen Heiterkeit an. „Sie ſollen es „der gnädigen Frau einmal verdanken,“ ſagte ſie, indem ſie die beyden Würmchen feſt an ſich drückte. Ich ſchlug ihr vor, mir Eines der Kinder als Pflegling zu überlaſſen. — Sie ſchüttelte den Kopf und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie ſah bald auf Dieſes, bald auf Jenes, als wollte ſie

---

*) Auch das hat der Adel nunmehr zu einem menſchenfreundlichen Geſetz erhoben. Eine Mutter, die drey Kinder hat, thut dem Hofe keinen Frohndienſt mehr.

ſagen: welches könnt' ich wohl entbehren? — Ich wandte mich von ihr, um meinen Schmerz zu verbergen. Ach, Amalie! vergebens bettelte eine reiche kinderloſe Frau bey einer armen Sklavin, die eine reiche Mutter iſt! — Noch Abends ſpät brachte mir ein Bauer einen großen Dorbick *) voll der ausgeſuchteſten Erdbeeren, und wollte nichts dafür nehmen. Als ich ihn um die Urſach ſeines Weigerns fragte, ſpielte er freundlich mit dem Hute, und ſagte, er ſey der Vater der Zwillinge. Die Erdbeeren hatte er, ſtatt von der ſauren Tagesarbeit zu ruhen, aus Dankbarkeit geſucht. —

Du, liebe Amalie, haſt auch ſchon drey Kinder, aber Du wirſt mir auch wohl keines anvertrauen, wenn ich Dich auch noch ſo rührend darum bäte? — Wie? — antworte mir lieber gar nicht darauf, ich weiß ja ohnehin ſchon, daß keine Mutter

---

*) Ein Gefäß von Birkenrinde.

ihr Kind weggiebt. Ich fühle ja auch wohl ſelbſt, daß ich es nicht thun würde — ach! und wenn ich meinem Vater das Leben damit retten könnte! — Ich muß ſchon ſo einſam fortkränkeln. Da Zeit und Gewohnheit die Krücken ſind, auf welchen der gelähmte Menſch auch über ſeine zerſtörten Hofnungen gelaſſen hinweg ſchreitet, ſo meine ich, wird es mit mir ja auch wohl beſſer werden.

Eines — ich kann es nicht läugnen — hat mich neulich ſehr geſchmerzt. Ich kam mit verweinten Augen aus meiner Kammer, glaubte Arlhofen auf dem Felde, fand ihn aber im Wohnzimmer und konnte nicht mehr zurück. Er fragte mich mit vieler Güte um die Urſach meiner Thränen? ich konnte ihn nicht täuſchen, ich bekannte ihm, daß ich zu Gott gefleht, um das Glück, Mutter zu werden! Da — es wird mir ſchwer, es zu ſagen — da lachte er laut auf. Ich ſah ihn befremdet an; er bat mich, nicht böſe zu werden, aber es komme ihm ſo komiſch vor, daß eine ſiebenzehnjährige Frau auf ihren Knieen um ein Kind bitte. — Ich wurde feuerroth und gieng hinaus. — Komiſch ſagte er, liebe Amalie; das war gewiß nicht gut und hat mir ſehr weh gethan! — Glücklicherweiſe kam in demſelben Augenblicke ein Transport Bücher aus der Stadt, eine Vermehrung meiner kleinen Bibliothek. Das Auspacken und Durchblättern beſchäftigte mich angenehm, Arlhofen half mir, und ich vergaß ſein kaltes, unſchickliches Wort. Nur ſo oft er lacht, fällt mir auch jenes fatale Lachen wieder ein. —

Wenn die Krämpfe mir ein wenig Ruhe laſſen, ſehe ich nun wieder einigen vergnügten Wochen entgegen, denn mein Vater kommt, ich habe herrliche Bücher erhalten, und das Wetter iſt ſo ſchön. Apropos! mein Vater hat kürzlich Gelegenheit gehabt, der alten Frau von Wallerſtein einen Dienſt zu leiſten. Sie hatte im März große Zahlungen zu machen, und kam in Geldverlegenheit (Du weißt, wie rar jetzt das baare Geld bey uns iſt). Mein Vater erfuhr es, und ließ ihr ein anſehnliches Kapital zu geringen Zinſen anbieten. Das hat ſie ſehr gut aufgenommen. Zeither ſchmollte ſie noch immer wegen des Korbes, aber nun iſt eine Art von ſtillſchweigender Verſöhnung zu Stande gekommen, welche zur Folge gehabt hat, daß wir ſämmtlich zu einem Talcus *) eingeladen worden, den ſie ihren Bauern jährlich mit großer Feyerlichkeit zu geben pflegt. Seit ich auf Lindenholm wohne, ſind wir halb und halb Nachbarn. Ich fahre ungern hin, denn der Weg beträgt doch 22 Werſt, und ſie ſoll eine ſtolze und eigennützige Frau ſeyn. Zum Glück werden wir den Sohn nicht dort finden; er iſt ſchon ſeit ein paar Jahren in Petersburg, wo

---

*) Erndtefeſt.

er eine glänzende Rolle ſpielen ſoll. Ich entgehe alſo der Verlegenheit, die doch immer damit verknüpft ſeyn muß, wenn eine Frau einen Menſchen wieder ſieht, der ſie einſt zu heyrathen begehrt hat. — Lebe wohl, gute Amalie! und küſſe Deine Kinder von mir.

Ein und dreyßigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Heute, meine theure Freundin, ſchreibe ich Dir in einer ſeltſamen Stimmung. Was ſich äußerlich mit mir zugetragen, iſt eben nicht von Bedeutung, und doch iſt in meinem Innern eine Veränderung vorgegangen, die mich zur Träumerin macht.

Vorgeſtern fuhren wir zu der alten Frau von Wallerſtein, weil mein Vater es nun einmal für nothwendig hielt. Als er ſah,

daß ich es ungern that, ſagte er: „Tingen,
„ich habe der Frau einen Dienſt geleiſtet; ſie
„glaubt ſich mit mir abzufinden, indem ſie
„uns bewirthet. Kämen wir nicht hin, ſo
„würde ihre Schuld ſie drücken, und mit
„einem Schuldner muß man weit ſchonender
„umgehen, als mit jedem andern
„Menſchen. Du kannſt dir alſo ſchon einmal
„auf ein paar Stunden Zwang anthun.“

Dagegen ließ ſich nun gar nichts einwenden. Wir fuhren. Frau von Wallerſtein empfieng uns eben nicht mit Wärme, aber höflich und freundlich. Es waren noch eine Menge Gäſte da. Ihr Gut hat eine reizende Lage. Ein Garten im engliſchen Geſchmack iſt mit wahrem Gefühl für die Schönheiten der Natur angelegt, doch ſehr verwildert. Als ich ihr meine Verwunderung darüber bezeigte, ſagte ſie nachläſſig: „ich komme ſehr ſelten in den Garten, meine
„ne Geſchäfte erlauben das nicht. Was ſie

„da ſehen, iſt das Werk meines Sohnes, „der, als er noch hier war, ſeine einzige „Freude daran hatte. Dort jenes Acacien„gebüſch hat er ſelbſt auf ein Stück Acker„land gepflanzt, welches freylich viel beſſer „hätte benutzt werden können. Jetzt hat er „ganz andere Dinge im Kopfe, denn der „Fürſt B * thut nichts ohne ihn.“ —

Die letzten Worte warf ſie nur ſo hin mit einer vornehmen Miene, als ob ſie kein Gewicht darauf legen wolle; mir aber ſchien es, als habe ſie in dieſem einzigen kurzen Geſpräch ihr ganzes Herz vor mir entfaltet. Sie beſucht den Garten nicht, iſt alſo nicht empfänglich für die ſtillen Freuden der Natur; ſie läßt verwildern, was ihres Sohnes einzige Freude ausmachte, liebt alſo ihren Sohn wohl nur aus Eitelkeit; ſie bedauert das Ackerland, welches zum Acaciengebüſch umgeſchaffen worden, iſt alſo wohl eine ſehr genaue Wirthin; ſie verſteckt ihre

Freude über den Einfluß des Sohnes hinter ein kaltes Vornehmthun, iſt alſo nur eine ſtolze *Frau*, denn ich meine, *Mutterfreude* über das Glück eines Kindes müſſe ſich nicht verbergen können.

Vielleicht thu ich ihr unrecht; vielleicht glaubte ſie auch nur mit *mir* ſo ſprechen zu müſſen. Ich trennte mich unvermerkt von der übrigen Geſellſchaft, und ſchweifte allein in dem immer noch reizenden Park umher. Auf einer Anhöhe fand ich eine Hütte von Baumrinde, in der Hütte eine Moosbank und über derſelben, auf einer hölzernen Tafel, die Worte von *Greſſet*:

> Une éternité de gloire vaut-elle un jour de bonheur?

Ich ſtutzte. Hat das der ehrgeizige Jüngling geſchrieben, der jetzt in der Reſidenz ſein Glück in Hofintriguen findet? — Als ich aus dem Gebüſch trat, fiel mein Auge auf ein einfaches Denkmal, welches aus dunkeln Tannen weiß hervorſchimmerte. Es war eine abgebrochene Säule, die eine Marmorvaſe trug, über welche ein Genius einen Roſenkranz hielt. An der Säule ſtanden die Worte:

Dem Andenken meines Lehrers
gewidmet,

und auf der andern Seite der ſchöne Vers von Herder, meinem Lieblingsdichter:

Wie der Schatten früh am Morgen
Iſt die Freundſchaft mit dem Böſen,
Stund' auf Stunde nimmt ſie ab;
Aber Freundſchaft mit dem Guten
Wächſet wie der Abendſchatten,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Ich war bewegt. Mein Gott! dachte ich, hat das der böſe Menſch geſchrieben, der die Unſchuld verführt und alles Heilige verſpottet? — Daß er auch heucheln könne.

hab' ich wohl geglaubt, aber warum heucheln hier in der Einſamkeit? — iſt er wirklich dieſes Dankgefühls für einen alten Lehrer fähig, und hat er wirklich die Schönheit jenes Verſes empfunden, ſo kann er wohl unmöglich ſo ganz ſchlecht ſeyn, als man ihn machte.

Arſhofen, der mich ſuchte, entriß mich dieſen Betrachtungen. Ich zeigte ihm die Hütte und das Denkmal. Er ſagte, es wären empfindſame Spielereyen, und wir giengen zur Geſellſchaft. — Die Bauern zogen eben mit Muſik auf den groſſen Schloſſhof, auf welchem, nach alter ehſtniſcher Sitte, die Tiſche (das heiſst, Breter auf Backſteine gelegt) ſchon gedeckt, mit Fleiſch, Grütze u. ſ. w. reichlich beſetzt waren. Ich habe auf meines Vaters Gütern ſo manchem Talkus beygewohnt, aber dieſe herzliche Fröhlichkeit, dieſe Wohlſtand bezeichnende Eleganz in der Kleidung, und dieſe, faſt möcht' ich ſagen, ſittliche Freude hatte ich noch nie an unſern Bauern geſehen.

Ich meinte, ſie würden ſich, wie gewöhnlich, nun gleich an die langen Tafeln ſetzen; aber da trat erſt ein alter Mann hervor, der etwas unter den Armen trug, das ſorgfältig in ein weißes Tuch gewickelt war. Er legte ſeine Mütze neben ſich auf die Erde, nahm das Tuch ab, und ließ ein zierliches Käſtchen ſehen, das er mit zitternden Händen aufſchloß. Es lag eine Pergamentrolle darin, die er herausnahm und aufwickelte. Sogleich flogen alle Hüte und Mützen von den Köpfen, Männer und Weiber ſtellten ſich andächtig im Kreiſe um den Alten her, und die Mütter beſchäftigten die kleinen Kinder mit den eben empfangenen Semmeln. Der Alte las langſam und deutlich. Es war eine in Ehſtniſcher Sprache abgefaßte, ſchon vor fünf Jahren ausgeſtellte Urkunde, Kraft deren den Bauern **Eigenthum des Landes**, **welches ſie und ihre Voreltern bear**-

beiteten, Feſtſtellung ihrer leider überall willkührlichen Frohnen, und Richter aus ihrem eigenen Mittel, zugeſtanden wurden. Am Schluſſe derſelben war verordnet, daß jährlich am Erndtefeſt dieſe wohlthätige Urkunde durch den älteſten Bauer öffentlich verleſen werden ſolle.

Ich ſah, während des Leſens, viele mit naſſen Augen die Hände dankbar zum Himmel aufheben, und als der Greis vollendet hatte, drängte ſich Alles in fröhlicher Unordnung um Frau von Wallerſtein her, ihre Hände zu küſſen, ihre Kniee zu umfaſſen. Mir war zu Muthe, als müßt' ich mich ſelbſt unter die Bauern miſchen, und wirklich war ich ihr ſchon ganz nahe; ja, trotz der Kälte in ihrem Geſicht, ſtand ich im Begriff, ihre Hand zu erwiſchen, als ſie eben ſich lächelnd zu meinem Vater wandte und ſagte: „Mir haben die guten Leute nicht zu „danken. Das iſt eine Schwärmerey meines

„Sohnes, die ich anfangs ſehr mißbilligt „habe; indeſſen kann ich nicht läugnen, daß „der Erfolg meine Erwartungen ſehr über„troffen hat.“ —

Ich ſtand verſteinert. Wie? auch einer ſolchen Handlung war der böſe Menſch fähig? er, den die ganze Welt haßt, weil er die ganze Welt verſpottet? ſind das ſeine jakobiniſchen Grundſätze? oder iſt er ſo ganz Teufel, ſeinen Giftbecher mit Blumen zu bekränzen? — Wie eine Träumende folgt' ich der Geſellſchaft zum Eſſen. Der Zufall wollte, daß ich dem Bilde des Rittmeiſters gegenüber zu ſitzen kam. Unwillkürlich ruhte mein Blick oft Minuten lang auf ſeinem Geſichte, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich den Ausdruck des Sohnes vergebens ſuchte, der mir ſeine Phyſiognomie einſt ſo zuwider gemacht hatte. Ich mußte mir ſein Lachen hinzudenken, denn wenn er lacht, hat er doch wirklich einen zurückſtoßenden Zug der Satyre im Geſicht. Aber, dacht' ich, wenn das Lachen und nicht die Handlungen eines Menſchen ſeinen Ruf begründen — Arlhofen lachte ja neulich auch — plötzlich fiel mir wieder ein: er hat ein unſchuldiges Mädchen verführt! er iſt ein Wollüſtling, der das Gute nur aus Schwachheit thut — Kurz, liebe Amalie, ich kann Dir nicht beſchreiben, wie es in meiner Seele wunderlich durcheinander gieng, wie der Staub, wenn die Sonne durchſcheint. Hab' ich da vielleicht ein wahres Bild gebraucht? hat die Sonne der Wahrheit auf die Urtheile der Welt geſchienen? faſt muß ich es glauben, wie könnten ſonſt alle dieſe Menſchen mit dieſer unſern Bauern ſo ſeltnen Innigkeit an ihm hängen? Als ich gegen Abend wieder auf den Hof kam, um dem Tanze zuzuſchauen, da ſangen zwey ehſtniſche Mädchen — Du kennſt ja ihre extemporirten Lieder, die ſie zwar ſehr eintönig herleyern, in welchen ſie aber meiſtens ſehr treffende Wahrheiten vorbringen. Nun, dieſe Mädchen ſchilderten ihren elenden Zuſtand, bevor ihr Noor Herra (junger Herr) aus fernen Ländern zurückgekommen ſey, und ihr jetziges Glück, das ſie ihm allein verdankten. Sie ſtellten Vergleichungen zwiſchen ſich und ihren Nachbarn an, bey welchen die rings umher ſtehenden benachbarten Gutsbeſitzer (mich nicht ausgenommen) mehr als einmal erröthteten. Der Schluß des Liedes war ein Gebet um Segen für den jungen Herrn, und — ſoll ichs Dir geſtehen — faſt hätte ich mit geſungen.

Die mancherley unerwarteten Empfindungen, die mich an dieſem Tage überraſchten, hatten mich ſo erſchüttert, daß ich herzlich froh war, als wir wieder im Wagen ſaßen. Ich lehnte meinen Kopf ſogleich in die Ecke und ſtellte mich, als ob ich ſchlummern wollte, eigentlich aber um nachzudenken — ich weiß ſelbſt nicht worüber — doch ja, um mich zu ſchämen, recht vom Grunde meines

Herzens zu ſchämen, daß ich liebloſe Urtheile über einen Menſchen nachgeplaudert hatte, den ich doch nicht kannte. Eine trefliche Lehre hat mir dieſer Tag gegeben. Nie will ich wieder über die Moralität eines Menſchen abſprechen, bevor ich ihn nicht in ſeinem Hauſe geſehen habe. Der Menſch, außer ſeinem Hauſe, iſt nicht er ſelbſt; dort repräſentirt er ſich gleichſam nur, er iſt ſein eigener Geſandter an einem fremden Hofe, und was er da gut oder ſchlecht macht, iſt ja wohl oft nur ein Werk der Verhältniſſe, der unbedachten Offenheit oder des ſchüchternen Mißtrauens; er ſcheint und will auch meiſtens nur ſcheinen. Aber zu Hauſe, im Schlafrock, unter den Seinigen, von Weib und Kind und Hausgenoſſen umgeben, da muß man ihn ſehen, und da ſieht man ihn ſogar, wie er auch nicht zu Hauſe iſt. Die Art, wie man ihn erwartet, von ihm ſpricht, ihn vermißt oder nicht vermißt, die zeugt für oder wider ihn, unendlich wahrhafter als die Klätſchereyen der großen Welt.

Ich war unzufrieden mit mir; ich bat Wallerſtein in Gedanken das Unrecht ab, das ich ihm zugefügt, und es fehlte warlich nicht viel, ſo hätte ich ihm auch den Korb abgebeten, den ich ſo ſchnippiſch ihm zugeworfen habe.

Als wir nach Hauſe kamen, und mein Vater in ſein Zimmer gegangen war, ſchmiegte ich mich voll Vertrauen an Arlhofen, und bat ihn, ſo rührend ich nur immer vermochte, auch auf unſern Gütern die menſchliche Einrichtung zu treffen, von der wir ſo eben das ſchöne Muſter geſehen hatten. Er lachte mich aus, wie man ein Kind auslacht, das den Mond vom Himmel herunter haben will, um damit zu ſpielen. Das empörte mich, ich wurde ernſt, und ich glaube gar, ich wurde etwas bitter. Als er das merkte, lenkte er ein, ſagte: „ja, ja, wir „wollen ſehen; man muß doch erſt Vorberei-

„tungen machen,“ und was dergleichen Ausflüchte mehr waren. Er meinte es nicht ernſtlich, das ſah ich wohl. — Ach, Amalie! dieſer Tag wird mir ewig merkwürdig bleiben! meine Zufriedenheit hat nicht gewonnen — ich fühle — und mag es mir nicht geſtehen — daß Arlhofen und ich nicht ganz für einander geſchaffen ſind; ja, die ſpöttelnde und bittere Laune, mit der er von Wallerſteins wohlthätigen Einrichtungen, als von Romanenſchwärmerey und neuer Philoſophie ſprach, haben mir einen Unmuth gegen ihn gegeben, von dem ich hoffe, daß er nicht dauernd ſeyn werde. Glücklicherweiſe ſind wir auf morgen zu der Hochzeit unſers Pfarrers gebeten, wo ich mich zu zerſtreuen hoffe. —

Deine

Leontine.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Reval.

Da bin ich wieder bey meinen väterlichen Laren, und athme ſeit drittehalb Jahren zum Erſtenmale wieder leicht und frey. Ja, lieber Freund, ich habe mich los geriſſen, habe mich ſelbſt mir ſelbſt wiedergegeben. Der Welt Gutes thun wollen, heißt in den Sand ſchreiben; was der Wind verſchont, verlöſchen die Wellen. Doppelt gilt das am Hofe. Ich habe geträumt und bin erwacht; der Traum war ſüß und folglich das Erwachen nicht angenehm, doch bedauere ich darum die verträumte Zeit nicht. Erfahrungen, dergleichen mir zu Theil geworden, ſammelt man doch nur in einem ſolchen Wirkungskreiſe, wo Tauſende nach Glück jagen, einander überhohlen und überliſten, bald ihre Nebenbuhler über den Haufen rennen, bald ihnen zwiſchen den Füßen durchkriechen; wo keine Leidenſchaft ungeweckt, keine Kraft ungeübt bleibt; wo man Tugend aus Eigennutz, Laſter aus Gefälligkeit erheuchelt; wo alle Zuſchauer mit ſpielen, und alle Mitſpielende auch Zuſchauer ſind; wo Weltbegebenheiten aus Kirſchkernen hervorgehen, und neue Moden zu Weltbegebenheiten werden; wo ein redlicher Fürſt es höchſtens dahin bringt, daß man die Tugend zur Hofetikette zählt; wo man immer mit Paſſatwinden fährt, und die Zeit wohl abwarten muß, in der ſie wehen; kurz, wo man ſein ganzes Selbſt zum Opfer bringt, um ſich eine Exiſtenz mühſam zu ſchaffen und noch mühſamer zu erhalten.

Sie runzeln die Stirn, lieber Freund? Sie wähnen, ich ſey wieder in meinen alten Ton verfallen, und habe mein ſogenanntes Glück verſcherzt? — Ganz unrecht mögen Sie nicht haben, doch halb gewiß. Ich habe freylich wohl dann und wann vergeſſen, daß — wenn man die ſterbende Tugend eines Machthabers retten will — man nie das Kind beym rechten Namen nennen muß, gleichwie man zu keinem Perſer ſagen darf: dein Freund iſt todt, ſondern: er hat gelebt, oder, er iſt vorübergegangen.

Ich will alſo nicht läugnen, daß des Fürſten Freundſchaft für mich erkaltet iſt. Aber, was bey den Großen mehr gilt als Freundſchaft, iſt Gewohnheit, und dieſe knüpfte ihn noch immer feſt genug an mich, um ſeinen Glanz auch auf mich zurück ſtrahlen zu laſſen, wenn es mir darum zu thun geweſen wäre. Doch, dem Himmel ſey Dank, ſo ganz eingehöfelt war ich noch nicht, und ſobald ich merkte, daß es Rücken und Seelen gab, geſchmeidiger als die meinigen, zog ich mich ohne Murren zurück, und erhielt ein gnädiges: Comptez ſur moi mon ami, toutes les fois que je pourrai vous être utile, mit auf den Weg.

Nun kommt es mir vor, als hätte ich in einem vollſtimmigen Orcheſter zu nahe bey den Pauken geſtanden, und wäre plötzlich herausgetreten in einen ſtillen Hayn, wo die gefiederten Sänger leiſe um mich her zwitſchern, und — laſſen Sie mich Eines mit frohem Bewußtſeyn hinzufügen — mir iſt kein Fluch aus der Reſidenz gefolgt, wohl aber der Segen einiger guter Menſchen, die ich aus dem Gedränge hervorzog.

Unter dieſen war Einer, den ich ungern verließ, denn ich fühle, wir wären mit der Zeit Freunde geworden, ein Herr von Thümen, der wackerſte Mann, den ich kenne, mit einer ſehr liebenswürdigen Familie. Er iſt von Jugend auf ein Ball des Unglücks geweſen, und hat mehr als einmal aus den Stürmen nichts gerettet, als ſeine Tugend. Zuletzt diente er in Holland, und wanderte aus, als die Ehre es ihm gebot. Ein Verwandter in Moſcau hatte neue Hofnungen erregt und getäuſcht. So kam er nach Petersburg, krank und mißmuthig, mit einer nichtsſagenden Empfehlung an den Fürſten, die, vermuthlich um ihn nur mit guter Art los zu werden, der Verwandte ihm zu verſchaffen wußte. Schon ſeit ſechs Wochen hatte er ſeine Morgenſtunden in unſerm Vorzimmer zugebracht, und einen Winkel im Fenſter faſt nie verlaſſen, als endlich ſeine edle kummervolle Geſtalt mir auffiel. Ich näherte mich ihm; ſein Geſicht klärte ſich auf; es hatte in ſechs Wochen hier noch Niemand mit ihm geſprochen. Ich bat ihn, mir ſeine Lage mit wenig Worten zu ſchildern. Er ſah mich einen Augenblick zweifelhaft an. „Mein Herr,“ ſagte er dann, „ich ſehe ſie hier täglich von „hundert Bittenden umringt, es iſt faſt „unmöglich, daß die Noth eines Jeden „ihnen erinnerlich bleibe. Iſt es ihnen „Ernſt, die meinige zu mildern, ſo thun „ſie einen Blick in meine Wohnung, dann „bin ich ſicher, daß ſie meiner nicht ver„geſſen.“ —

Dieſe Art, meine Hülfe aufzufodern, war mir ganz neu, und machte mich ſtuzzig. Ich ſchrieb ſeine Wohnung in meine Schreibtafel. Da aber leider ſo oft durch die künſtlichſten Vorſpiegelungen mein Herz getäuſcht worden, ſo kam mir plötzlich der Gedanke, die Wahrheit ſeines Vorgebens auf der Stelle zu prüfen, ohne daß er etwa trügeriſche Vorkehrungen zu meinem Empfange machen könne. Ich ließ ihn daher im Vorzimmer ſtehen, bat ihn, meine Zurückkunft abzuwarten, ſagte aber nicht, was ich thun wolle, warf mich in meinen Wagen und fuhr in das bezeichnete Haus.

— Von dem unausſprechlichen Elend, in welchem ich dort eine leidende Gattin unter ihren Kindern fand, laſſen Sie mich ſchweigen. Ich kam mit zerriſſenem Herzen zurück, drängte mich an den Fürſten, der eben ausfahren, und, wie gewöhnlich, durch eine Hinterthür den Supplikanten entſchlüpfen wollte, ſchilderte ihm das rührende Gemählde, wie es noch vor meiner Seele ſchwebte, und erzwang, halb von ſeinem Mitleid, halb von ſeiner Ungeduld, augenblickliche Hülfe.

Mit der Beſtallung als Oberaufſeher des kaiſerlichen Luſtſchloſſes R** (ein ruhiger und bequemer Poſten), trat ich zu Thümen, der noch immer in ſeinem Winkel ſtand, und ſich, wie gewöhnlich, damit beſchäftigte, die Löcher in ſeiner Uniform den Umſtehenden zu verbergen. Da ich vermuthen konnte, daß ſeine dankbare Freude in dieſem meiſt herzloſen Kreiſe ausbrechen werde, ſo winkte ich ihm an die

Thür, gab ihm da das Patent, und ſchob ihn hinaus. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Während er draußen das Papier entfalten mochte, flog ich wieder durch die Menge im Vorzimmer, und verſchwand in dem unzugangbaren Heiligthum von des Fürſten Kabinet. Die Bedienten ſagten mir nachher, daß Thümen wie ein Wahnſinniger zurückgekommen ſey, mich überall geſucht, und um Gotteswillen gebeten habe, ihn zu mir zu führen. Da ſie aber meinten, er wolle um etwas bitten, ſo wieſen ſie ihn ungeſtüm zurück. Er gieng endlich, und zu der Freude, die er nach Hauſe brachte, geſellte ſich dort noch eine andere, denn ich hatte bereits durch meinen verſchwiegenen Kammerdiener den Mangel aus ſeiner Wohnung jagen laſſen.

Je mehr ich nachher dieſe wackere Familie kennen lernte, je froher machte es mich, das Werkzeug zu ihrem ſtillen Glück geworden zu ſeyn.

Ich weiß, lieber Freund, Sie legen mir es nicht als Prahlerey aus, daß ich dieſes Bruchſtück aus meinem Hofleben Ihnen mitgetheilt habe; es iſt eine Erinnerung, die mir aus jener kühlen Nacht freundlich leuchtet. Eines Geſpräches mit Thümen muß ich noch erwähnen, das wahrſcheinlich auch Sie intereſſiren wird. Er ſchilderte mir ſo oft das Glück der Ehe, von dem er ſelbſt ein ſo rührendes Muſter aufſtellt, und bat mich ſo oft, mir doch recht bald eine gute Frau zu ſuchen, weil ich nach ſeiner Meinung ſo ganz dazu geſchaffen ſey, dieß einzige wahre Glück auf Erden zu genießen, daß ich ihm endlich einmal halb im Scherz, halb im Ernſt antwortete:

„Je nun, lieber Thümen, ſchaffen ſie „mir nur eine gute Frau."

Er nahm mich beym Wort. Ich hoffe um ſo weniger Schwierigkeiten zu finden, ſagte er, da es eine ihrer Landsmänninnen iſt, die ich ihnen vorſchlagen will. — Ich ſtutzte. Wer? — Fräulein von Blondheim. — Faſt wär' ich erſchrecken. — „Woher kennen ſie Fräulein von „Blondheim?“ — und nun erzählte er mir eine Geſchichte, wo dieſes vielleicht zu raſch von mir beurtheilte Kind mit dem zarteſten Edelmuth ihm aus einer drückenden Noth geholfen, als auf der Reiſe durch Ehſtland ſeine Frau von einer zu frühen Niederkunft überraſcht worden war.

Ich läugne nicht, daß ich ſehr albern bey dieſer Erzählung ausſah, und ſtotternd antwortete: Fräulein Blondheim iſt ſchon längſt vermählt. Falſche Scham hielt mich ab, hinzuzuſetzen: mir hat ſie einen Korb gegeben. — Ihnen will ich es geſtehen, lieber Freund, daß ſeine Erzählung mir ſeitdem einige trübe Augen[illegible]ke verurſacht hat. Zeugt die Handlung des Mädchens gleich nicht für hohe Bildung, ſo bürgt ſie doch für ein unverdorbenes, dem Guten offenes Herz, und die Art, wie ſie dieſelbe vollbrachte, für eine angebohrne Zartheit der Empfindung. Was hätt' ich mehr bedurft, um mir eine Gattin nach meinem Herzen zu bilden? — Es hat mir weh gethan, hier hören zu müſſen, daß ſie nicht ganz glücklich lebt. Sie ſoll ſehr kränklich geworden ſeyn.

Es ſcheint wohl, daß ich nicht beſtimmt bin, ein Mädchen zu finden, das dem Bilde gleiche, welches die Jugendphantaſie mir oft vorgegaukelt hat, vielleicht eben deswegen, weil ich mir zu viel von der Phantaſie habe vorgaukeln laſſen. Meine Mutter hat mir abermals ein ſteinreiches Fräulein vorgeſchlagen, ich habe auch ſchon die Bekanntſchaft derſelben gemacht, und kann eben nicht ſagen, daß ſie mir mißfiele. Es iſt ein gutes gewöhnliches Mädchen, auch nebenher recht hübſch. Wenn nichts dazwiſchen kommt, ſo werde ich mich wohl nächſtens entſchließen, mit blinzelnden Augen in den Eheſtand zu ſpringen; denn da ich meinen Abſchied genommen und die meiſte Zeit meines Lebens auf dem Lande zubringen will, ſo muß ich doch wohl heyrathen nach der Väter Weiſe. Meine Anſprüche bey der Wahl einer Gattin ſind genügſamer geworden. Die Liebe iſt ein Gaſt, der die Wohnung meines Herzens zu verſchmähen ſcheint. Wer in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre noch nicht geliebt hat, deſſen Bruſt haben die Wellen des Lebens ſchon zu oft durchnäßt, die Flamme zündet ſo leicht nicht mehr. Darum ſey Sanftmuth und ein unverbildetes Herz Alles, was ich von meiner künftigen Gattin begehre. Finde ich in dem Mädchen, auf welches meiner Mutter Auge fiel, dieſe beyden Eigenſchaften vereinigt, ſo hören Sie vielleicht bald, daß Ihr Zögling auf Sallmküll Kohl baut und Kinder erzieht.

Drey und dreyßigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Seltſam, liebe Amalie! es iſt als habe daheim ein ſchadenfroher Dämon mich umklammert, und flattere vor mir her, wenn ich aus dem Hauſe mich wende. Faſt hätte ich der Hochzeit unſers Paſtors nicht beywohnen können, denn ich bekam einige Tage vorher wieder ſehr heftige Krämpfe, und vielleicht wäre es beſſer geweſen, dieſem Winke meines Schickſals zu folgen. Doch ein Bedürfniß der Zerſtreuung, wie ich es nie empfunden, trieb mich fort. Schon zwey Tage vor der Vermählung fuhren wir zu der guten alten Frau von Werthheim, bey welcher die Braut ſeit einigen Jahren ſich als Geſellſchafterin aufhielt, und wo auch unſer Paſtor ſie kennen lernte. Die alte wohlthätige Frau ließ es ſich auch nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten.

Ich fand in der Braut ein ſehr liebenswürdiges, ſanftes Geſchöpf, von deſſen Umgang ich mir in Zukunft manche Freude, faſt hätte ich geſagt, manchen Troſt verſpreche. Sie iſt die Tochter eines ſehr wackern Mannes, der durch die neue Statthalterſchaftseinrichtung unverſchuldet ſeinen Poſten verlohr und — doch ich will meiner wunderbaren Erzählung nicht ſelber vorgreifen.

Am Tage vor der Hochzeit waren alle Gäſte ſpazieren gegangen, nur die Wirthin vom Hauſe, die Braut und ich blieben zurück, die Erſtere, weil ſie nicht gut zu Fuß iſt, die Braut, weil ſie es für ihre Pflicht hielt, und ich, weil meine letzten Krämpfe noch eine große Mattigkeit zurück gelaſſen hatten. Das Geſpräch fiel auf unſern letzten Beſuch in Sallmküll, ich erzählte, was ich da geſehen, und ergoß mich in Lobſprüche über die menſchliche Behandlung der dortigen Bauern. Man hörte mir freundlich zu. Mehr um das Geſpräch zu verlängern, als um etwas Böſes zu ſagen — und wie oft ſagt man nicht etwas Böſes bloß aus dieſer Urſache! — fügte ich hinzu; es ſey mir unbegreiflich, wie ein ſo allgemein gehaßter und haſſenswerther Menſch, als der Rittmeiſter Wallerſtein, etwas ſo Treffliches habe ausführen können.

Haſſenswerth? ſagte die Braut und wurde feuerroth.

„Wenn es wahr iſt,“ erwiederte ich, „was man vor einigen Jahren mir mit Gewißheit verſichern wollen, daß er ein unſchuldiges Mädchen aus einer ehrbaren Familie verleitet, ſeine Mätreſſe zu werden, „und daß er ſie in der Vorſtadt, zum Skandal aller Nachbarn, unterhalten, während „er eine andere Unglückliche der Verzweiflung zum Raube gelaſſen, die durch ihn

„Mutter geworden, und deren Kind noch „jetzt in der Stadtſchule —"

Halten ſie ein! rief das Mädchen, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Ich ſtutzte. „Meine liebe Frau von Arlhoſen," ſagte die alte **Werthheim** mit vieler Gutmüthigkeit, „wenn man alle „Stadtklatſchereyen glauben wollte, ſo gäbe „es keine gute Menſchen mehr auf der „Welt." — Ich wollte antworten, fragen, aber ſie lenkte ab, und brachte gefliſſentlich ein anderes Geſpräch auf die Bahn, das ich doch nur halb anhörte, denn meine Augen und meine Seele waren mit der Braut beſchäftigt, deren Buſen ſich ſchnell hob, deren Auge ſonderbar glänzte, und die offenbar mit einer ſehr ſchmerzhaften Empfindung zu kämpfen ſchien. Ich ſah, daß ich ihr weh gethan hatte, und bereute es herzlich, aber wie? wodurch? —

Ein Wagen mit Bauervorſpann, der eben auf den Hof fuhr, unterbrach uns. Es war ihr Vater, ein alter Mann mit eisgrauen Haaren, deſſen Züge beym Erſten Anblick mir Ehrfurcht und Vertrauen einflößten. Die Tochter flog in ſeine Arme. Er hatte ſie als Braut noch nicht geſehen; er ſegnete ſie mit Innbrunſt, und dankte der Frau von Werthheim für ihre mütterlichen Wohlthaten mit einem Anſtand, der eben ſo weit von Stolz als Kriecherey entfernt war. Dann zog er ſeine Tochter in's Fenſter, ſprach einige Augenblicke leiſe mit ihr, wobey ich Thränen aus ſeinen Augen rollen ſah, und gab ihr zuletzt einen dicken Brief. Sie entſiegelte haſtig. Ein Packet Banconoten, welches heraus fiel, legte ſie mit einer faſt unwilligen Miene neben ſich auf den Tiſch, und durchlief mit flüchtigen Blicken den Brief. Als ſie geendet hatte, ſah ſie gen Himmel; es war als ob ihr der Athem ſtockte. Plötzlich kam ſie mit dem offenen Briefe in der Hand auf mich zu, und ſagte ein wenig ängſtlich: Gnädige Frau, wollten ſie mir wohl einige Minuten ſchenken?

Ich ſtand auf, und folgte ihr in ein Nebenzimmer. Mit glühenden Wangen und blitzenden Augen hub ſie an: „Ich kenne ſie „nicht, gnädige Frau, aber ich habe viel „Gutes von ihnen gehört, und kann nicht zugeben, daß die Verläumdung einem der „edelſten Menſchen ihre Achtung ſtehle. Die „ehrbare Familie, die der Rittmeiſter Walkerſtein durch anſehnliche Opfer vom Untergang und Verzweiflung rettete, und in deren Schooß er, nach ihrer Meinung, „nur Schimpf und Schande brachte, dieſe „Familie iſt die Meinige! Das Mädchen, das er verführt haben ſoll — (hier ſtockte ſie und ihre Lippen zitterten) „bin „ich! ich, die ihnen jetzt mit dem Bewußtſeyn ihrer Unſchuld in's Auge blickt; ich, „die lieber einen freywilligen Tod ſuchen, als „morgen am Altare einen rechtſchaffenen „Mann betrügen würde!“ —

Ihre Thränen unterbrachen ſie einen Augenblick. Ich wollte etwas ſagen, aber ſie ergriff meine Hand und fuhr haſtig fort:

„Laſſen ſie mich vollenden! ich leſe in ihrem Geſichte, daß ich ihnen Alles ſagen darf. Ja, ich habe Wallerſtein geliebt! ich habe ihn geliebt mit dem ganzen Feuer meiner erſten Jugend! mit der innigen Schwärmerey, zu der nur ſeine Tugend mich exaltiren konnte! Ich war damals funfzehn Jahr alt — vielleicht hätte es nur bey ihm geſtanden, das Verbrechen wirklich zu begehen, deſſen die Läſterzungen ihn bezüchtigen. Ach! ich gab ihm ja ſo viele kindliche Beweiſe meiner Liebe — ſuchte ihm ſo wenig zu verbergen, was ich fühlte, weil ich ſelbſt dieſem Gefühl noch keinen Namen gegeben hatte. Mehr als einmal hab' ich — ich ſelbſt, wenn ich die Zufriedenheit meiner Eltern ſah und ihr Gebet für ihn hörte, mich in ſeine Arme geſchmiegt, und einen (wie ich damals

„glaubte) ſchweſterlichen Kuß auf ſeine
„Wangen gedrückt. Was hätte er in einem
„ſolchen Augenblicke nicht wagen dürfen!
„aber nie, nie hat er den ſtrengſten
„Anſtand verletzt. In Gegenwart meiner
„Eltern war er mir ein liebender Bruder;
„ſo bald wir uns aber allein befanden,
„behandelte er mich mit einer gewiſſen
„ſcheuen Achtung, deren Werth ich erſt
„lange nachher einſehen lernte. Ja, ich
„weiß — ich weiß es durch einen Brief
„an meinen Vater, den dieſer für nothwendig
„hielt mich leſen zu laſſen, daß
„ich eine der Urſachen bin, warum er
„nach Petersburg gieng. Er könne den
„Umgang mit uns nicht abbrechen, ſchreibt
„er, wenn er in Ehſtland bleibe, und doch
„erfahre er nun erſt zu ſeinem Schrecken,
„daß ſeine Beſuche meinem Rufe ſchadeten;
„auch fühle er ſich ſelbſt nicht ſtark
„genug, meine aufblühenden Reize (wie er
„ſich ausdrückte) immer mit einer brüder-

„lichen Kälte zu betrachten. Er habe ſich „verheyrathen wollen, mit einem Mädchen, „von dem man ihm viel Gutes geſagt —“ (denke, liebe Amalie, wie mir jetzt zu Muthe war!) „aber ſie habe nicht gewollt.“

„Gott!“ ſetzte ſie hinzu, ohne zu wiſſen, daß ſie mit dieſem Mädchen ſprach: „die arme Verblendete!“ — Ich war einer Ohnmacht nahe. Sie bemerkte es „nicht und fuhr haſtig fort: „er halte für „beſſer, ſchrieb er weiter, ſich auf einige „Jahre aus der Provinz zu entfernen, aber „er werde uns nie verlaſſen oder vergeſſen. — Und er hat Wort gehalten! er „hat uns nicht verlaſſen, nicht vergeſſen! „Seine Wohlthaten haben meinem dienſtloſen Vater ein bequemes Alter verſchaft; „ja, kaum war er ein halbes Jahr in „Petersburg, als durch ſein Vorwort auch „der ſehnlichſte Wunſch meines Vaters „nach Beſchäftigung erfüllt wurde.

„Das Amt, welches er jetzt verwaltet, iſt „Wallerſteins Geſchenk! und noch heute — „leſen ſie dieſen Brief — erkennen ſie „das Herz eines liebenden Bruders — „nicht in den tauſend Rubeln, die er mir „als Hochzeitgeſchenk beygelegt hat, und „die ich ihm zurückſchicken werde, um ſeine Güte nicht zu mißbrauchen — aber „in dieſem ſchönen edlen Gefühl, in dieſen „wohlgemeinten Lehren und Warnungen, „welche die reinſte Tugend ihm in die Feder ſagte. Leſen ſie, und glauben ſie „dann von jenem Knaben, den er in die „Schule gehen läßt, was ſie wollen oder „können.“ —

Ach, liebe Amalie! kaum hörte ich noch die letzten Worte. Ich ſtreckte meine Hand nach dem Briefe aus, aber es war zu ſpät. Ich ſank nieder, und die fürchterlichſten Krämpfe raubten mir das Bewußtſeyn. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Bette; die Braut ſaß vor mir in Thränen ſchwimmend, und Arlhofen neben mir mit ziemlich bekümmerter Miene. Ich bat ihn, mir krampfſtillende Tropfen zu hohlen, die ich immer mit mir führe, aber in einer Wagentaſche gelaſſen hatte. Er gieng. Als wir allein waren, ergriff das gute Mädchen meine Hand, küßte ſie wider meinen Willen, und bat mich ſchluchzend um Vergebung. Ich drückte ihr die Hand, ſo innig, als es meine Schwachheit erlaubte. „Nichts von Vergebung,“ ſagte ich, „ich bin ihnen Dank, „großen Dank ſchuldig.“

Arlhofen trat wieder herein. Ich warf ihr noch einen ſprechenden Blick zu, und wir ſchwiegen. Ich durfte an dieſem Tage das Bett nicht verlaſſen. Gern wär' ich allein geweſen, aber mehrere allzuhöfliche Gäſte umlagerten mich. Am andern Morgen ſtand ich zwar auf, habe auch der Hochzeitfeyerlichkeit beygewohnt, aber doch kränker als jemals das Haus der Frau von

Werthheim verlaſſen. Von der jungen Frau mußte ich in Gegenwart der übrigen Gäſte Abſchied nehmen, und konnte ihr alſo weiter nichts ſagen, als daß ein Beſuch von ihr mich ſehr erfreuen würde. Ich begleitete dieſe Einladung mit einem Händedruck, den ſie verſtanden haben wird.

In einer Gemüthszerrüttung, die meinen körperlichen Zuſtand merklich verſchlimmerte, kam ich nach Lindenholm zurück. Die Krämpfe kehrten häufiger wieder und hielten länger an. Arlhofen gerieth in Angſt, und da der Arzt ziemlich fern von hier wohnt, ſo beſtand er darauf, daß wir nach der Stadt eilen ſollten, um dort der Hülfe näher zu ſeyn. Im Grunde hatt' ich nichts dagegen, denn Lindenholm iſt mir jetzt eine Einöde; aber ich verſchob es doch von einem Tage zum andern, weil — warum ſollt' ich es *Dir* verhehlen? — weil ich täglich einen Beſuch von der jungen Frau erwartete, und weil ich hofte, ſie würde mir noch viel, recht viel von

Wallerſtein erzählen. Sie kam auch wirklich nach acht Tagen, aber es war ein bloßer Ceremonienbeſuch. Ihr Mann war dabey. Er und Arlhofen verließen uns nur ein einziges mal, als der Letztere ihm ſeine Pferde zeigen wollte. So blieben wir etwa eine Viertelſtunde allein, und hatten beyde nicht das Herz, von dem zu ſprechen, was vielleicht uns beyde am meiſten intereſſirte. — Lache oder ſchilt, liebe Amalie, aber ich geſtehe, daß ich vor Begierde brannte, ſie zu fragen: ob ſie nicht etwas mehr von Wallerſteins Geſinnungen gegen das Mädchen wiſſe, das er habe heyrathen wollen? — ob er das Mädchen wirklich geliebt habe? —

Sey ruhig, die Frage iſt in meinem Herzen geblieben. Und wenn ſie mir nun mit Ja geantwortet hätte? — wäre ich dann glücklicher geweſen? — o, viel, viel unglücklicher! gewiß! — und doch würde ich dieß Ja ſo gern gehört haben! — Ich bin mir ein Räthſel. —

Alles iſt eingepackt. Morgen reiſen wir nach der Stadt auf unbeſtimmte Zeit. Der Arzt ſoll über die Dauer unſers Aufenthalts entſcheiden. Lebe wohl!

Vier und dreyßigſter Brief.

Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Reval.

Zum Erſtenmal, mein treuer Freund, iſt es mir — faſt möcht' ich ſagen ſauer geworden, die Feder zu ergreifen, weil es mir vorkommt, als hätte ich Ihnen eine Schuld zu bekennen, ob ich gleich ſelbſt nicht recht weiß welche? Es hat ſich eine ſchwankende Bewegung in meiner ruhigen Bruſt erhoben, wie in der Oſtſee, wenn der Sturm naht. Meine Vernunft gießt täglich Oel in die Wellen, ich kämpfe treulich, aber nicht mit der gewohnten Kraft. Ich war ſo ruhig, bildet' ich mir ein. Um den Wunſch meiner Mutter und die Pflichten des Bürgers zu erfüllen, beſtärkte ich mich täglich in dem Entſchluß, das Fräulein Hohenſchild zu heyrathen, von dem ich Ihnen neulich ein Wörtchen ſchrieb, das ich ſeitdem näher kennen gelernt, und — wenigſtens nichts Abſchreckendes an dem Mädchen gefunden habe. Ich ließ mich daher ordentlich in das Haus der Eltern einführen, und machte es mir ſelbſt zur Pflicht, täglich einige Stunden dort zuzubringen, um allenfalls auch die Macht der Gewohnheit auf mich wirken zu laſſen. Ich bemerkte, daß man mich gern ſah. Die Eltern ſind brave Leute, das Mädchen ſchloß mir nach und nach ein unverdorbenes Herz auf, und ſo gieng die Sache zwar langſam, aber ganz ordentlich in ihrem Gleiſe, bis — ja, bis zum vorigen Montag, wo ich, wie es mir leider vorkommt, die Spur des Gleiſes plötzlich verlohren habe.

Wir ſaßen um den Theetiſch — da meldete man Frau von Arlhofen. Ich ſtutzte bey dem Namen; ich kann eben nicht ſagen, daß ich erſchrak, aber ich ſtutzte doch, denn ich wußte nicht, daß ſie in der Stadt war. Die Erinnerung führte mir augenblicklich das kleine runde Geſchöpf vor die Augen, das ſo lebhaft und ſo niedlich tanzte, und deſſen rege, fröliche Exiſtenz ſich auf einen Walzer zu beſchränken ſchien. Ehe ich noch Zeit hatte, mir auch das Bild hinzuzufügen, welches Thümen mir in Petersburg von ihr entwarf, öfneten ſich ſchon die Thüren, und ich wurde durch den Anblick einer Geſtalt überraſcht, über welche — nicht die Schönheit — aber die Lieblichkeit ihren ganzen Reiz ausgegoſſen hatte. Das runde, blühende Geſicht war verſchwunden, kaum erkannte ich noch die ehemaligen

Züge; ein blaſſes intereſſantes Oval war an ſeine Stelle getreten. Ein wenig ſchien ſie mir auch gewachſen; zum mindeſten hatte ihr Wuchs jetzt das, was der Franzos ſvelte zu nennen pflegt. . Die kindiſche Ausgelaſſenheit war einem lieblichen Ernſt, die Schüchternheit einer ſtillen Grazie gewichen.

Sie trat mit einem freundlichen Anſtand in das Zimmer, und begrüßte ungezwungen die Wirthin und die Tochter vom Hauſe. Jetzt wandte ſie ſich gegen die Männer, welche dem Sofa gegenüber in einem halben Cirkel ſtanden; ſie wollte uns Allen zugleich eine Verbeugung machen; als aber ihr Blick zum Erſtenmale auf mich fiel — (o halten Sie es nicht für Eitelkeit, ich habe es nur zu deutlich bemerkt) — da wurde das blaſſe Oval plötzlich mit glühenden Roſen überzogen, und ihr Körper ſchwankte ſichtbarlich. Zum Glück ſtand ſie bereits vor dem Sofa, auf den man ſie genöthigt hatte, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob ſie ſich ſetzte, oder ob ſie fiel. Ich glaube faſt das Letztere, denn ein kleiner Schooßhund, der auf dem Sofa lag, ſchrie über eine gedrückte Pfote. Dieſer Zufall ſchien ihr ſehr willkommen, ſie beugte ſich über den Hund, ſchmeichelte ihm, bat ihn um Verzeihung, und richtete ſich endlich vollkommen gefaßt wieder auf.

Ich hingegen — ja, lieber Freund — ich ſtand recht albern da. Das Unerwartete überraſcht die Weiber nur im erſten Augenblick, im zweyten wiſſen ſie ſchon, was ſie damit anfangen ſollen; die Männer hingegen ſind oft im erſten Augenblick dummdreiſt und im zweyten verblüfft. Das Letztere war mein Fall; denn als die Flügelthüren ſich öfneten, und ich, ſtatt der kleinen Dindonette, eine liebliche Frau erblickte, ſah ich ihr mit großen Augen, doch verzweifelt unerſchrocken ins Geſicht; ſobald aber ihr Blick auf mich die ſchöne Röthe auf ihre Wangen gejagt hatte, ſchwand auch meine

Beſonnenheit, und eine ſeltſame Miſchung von Neubegier, Verwunderung, Intereſſe, gab mir das Gefühl eines beginnenden Weinrauſches.

Sie werden vermuthen, die Eitelkeit habe ſich ins Spiel gemiſcht? ein junges Frauenzimmer, das unſerthalben erröthet, wird uns ſchnell intereſſant? Anfangs meinte ich das auch, aber ich ſage Ihnen mit Ernſt: es iſt nicht ſo. Daß eine Frau, die zum Erſtenmal mit einem abgewieſenen Liebhaber wieder zuſammen trift, ein wenig verlegen wird, iſt ja wohl ſehr natürlich, auch bin ich mir deutlich bewußt, daß ein richtiges Gefühl mir dieſes Urtheil augenblicklich zuflüſterte, ja ich gab mir ſogar Mühe, meine eigene Verlegenheit aus demſelben Umſtande zu erklären, was mir aber nicht recht gelingen wollte, denn ich liebte ja Fräulein Blondheim nicht, und nicht einmal meine Eitelkeit hat ſie damals beleidigt. Was war es denn, das mich ſo ſeltſam ergriff? — Wahrhaſtig, erſt durch eine Mücke, die mir in den Mund flog, erfuhr ich, daß ich mit ofnem Munde ſie anſtarrte. Sie wiſſen, lieber Freund, daß ich als Knabe die üble Gewohnheit hatte, den Mund immer offen zu halten. Sie ſelbſt haben mir das ſo ganz abgewöhnt, daß ich darauf ſchwören will, ſeit meinem zehnten Jahre bin ich zum Erſtenmal dabey überraſcht worden. Auch die Theegeſprache, die ich ſonſt wohl haſſe wie die Sünde, ſchienen mir dießmal von Wichtigkeit, und alle Stadtgeſchichten, die ich ſchon wußte, kamen mir neu vor.

Frau von Arlhofen hat eine ſehr melodiſche Sprache, und drückt ſich mit Leichtigkeit aus.

Ich nahm an dem Geſpräch bloß mit Auge und Ohr Theil, aber ſo ganz, daß Fräulein Hohenſchild mir lange vergebens eine Taſſe Thee entgegen hielt, und mein Nachbar mich anſtoßen mußte, um es mir bemerklich zu machen. Ich weiß nicht, ob der Frau von Aelhofen meine Aufmerkſamkeit entgangen iſt; ſie ſah mich nicht an, und ſelbſt dann, wenn ſie im Geſpräch ſich an die Männer wandte, gleitete ihr Blick an mir vorüber. Das war mir anfangs recht lieb, denn ich weiß nicht, wie es mit meiner Unbefangenheit ausgeſehen haben würde; nach einer Viertelſtunde aber regte ſich deutlich der Wunſch, daß ſie mich doch auch eines Blickes würdigen möchte; und ich glaube in der That, ich fieng ſchon an, empfindlich darüber zu werden — ſiehe, da wandte ſie ſich plötzlich zu mir — zu mir allein, und ſagte mit ſanfter Freundlichkeit: „ich habe „kürzlich einen ſehr angenehmen Tag auf „Sallmküll zugebracht.“

Weg war ich! — ſeit wenigſtens zwölf Minuten harrte ich mit Ungeduld auf ein Zeichen, daß ſie mich nicht ganz überſehe, und nun, da ſie dieß freundliche Zeichen mir gab, nun ſtand ich wie damals, als Sie mir zum Erſtenmal erzählten, die Sterne über uns ſeyen Welten wie die unſrige. Freylich ſagte ſie auch etwas für mich ſehr überraſchendes, ich wußte ja nicht ein Wort davon, daß ſie auf Sallmküll geweſen iſt, begreife auch gar nicht, wie ſie dahin gekommen? Meine Mutter hätte mir das wohl ſchreiben können. Genug, ich rückte mit der armſeligen Antwort hervor: das freut mich. Etwas Gemeineres hätte ich denn doch nicht ſagen können, nicht wahr?

Sie fuhr fort: „ich war Zeuge des Segens, den ihre Bauern über ſie ausſchütteten; ein gerührter Zeuge." — Sie hielt einen Augenblick inne, da ich mich aber bloß verbeugte, und jedes Wort in meinem Munde ſich zurückdrängte wie ein widerſpenſtiges Kind, ſo ſetzte ſie hinzu: „auch ihren ſchönen Park hab' ich durchwandert."

Faſt hätt' ich geſagt, viel Ehre für meinen Park! — Nein, es iſt unbegreiflich, wie albern ein ſonſt ziemlich geſcheiter Mann zuweilen iſt, wenn er mit einem Frauenzimmer ſpricht, das ihn zu intereſſiren anfängt. Was ich wirklich ſagte, war auch nicht viel beſſer. Die Gegend, ſtotterte ich heraus, iſt allerdings recht artig.

Frau von Hohenſchild redete darein, und ſo war, zu meiner großen Herzenserleichterung, das Geſpräch zwiſchen uns zu Ende, das ich vor Kurzem noch ſelbſt mit Heftigkeit gewünſcht hatte. Es fiel jetzt auf ihre Kränklichkeit, um deren willen ſie auf einige Wochen in die Stadt gekommen iſt. Dieſe Unterhaltung ſchien ihr aber nicht angenehm; ſie ſchlüpfte leicht darüber weg, erhob ſich bald darauf, verbeugte ſich mit holdem Anſtand rings umher, doch ohne mich anzuſehen, und ſchwebte hinaus. Ich blieb ſtehen wie ein Menſch, den man plötzlich aus Pernau nach Peking verſetzt hätte, es kam mir Alles neu und ſeltſam vor. So lange ich ihren Wagen hören konnte, ſchien es mir, als müßte ich darauf horchen, um zu errathen, wohin ſie führe. Als ob mich das im Geringſten angienge.

Glücklicherweiſe zog das Geſpräch der Frau von Hohenſchild meinen Geiſt wieder ins Zimmer herein. Ein Beſuch, der ſich eben empfohlen hat, wird gewöhnlich hinterdrein bekrittelt, und ich kann das für meinen Tod nicht leiden, pflege daher immer ein anderes Geſpräch aus der Luft zu greifen. Dießmal war es unnöthig. Frau von Hohenſchild ergoß ſich in warme Lobſprüche über die gute, anſpruchloſe Frau, wie ſie ſie nannte. Nebenher gab ſie zu verſtehen, daß ihre Ehe nicht glücklich ſey, und bediente ſich dabey mancher räthſelhaften Worte, um deren Bedeutung ich gern gefragt hätte, wenn nicht ein gewiſſes Gefühl, daß meine Fragen nicht ruhig genug ſeyn würden, mir den Mund verſchloſſen hätte. Der alte Hohenſchild aber, der gern ſchwatzt und moraliſirt, zog mich ins Fenſter, und erklärte mir — o, mein Freund! ich ſchauderte! und ein bitterer Haß gegen Arlhofen ſchien ſich mit Gewalt in meine Bruſt zu drängen. Er hat ſeine Geſundheit durch Ausſchweifungen vergiftet; er hat noch als Bräutigam eines unſchuldigen jungen Mädchens, die Folgen ſeiner Lebensart, ſo gut es gehen wollte, in den Körper zurück gedrängt; es iſt ihm gelungen, eine aufgedunſene Copie der Geſundheit wieder zu erlangen; doch den Keim der Zerſtörung trägt er im Blute, die rächende Natur gewährte ihm noch keine Vaterfreuden, und das arme Geſchöpf, das er, als ein unſchuldiges Kind, aus den Armen ihres Vaters und der Frölichkeit ſtahl, büßt für ihn, und leidet ſchon ſeit Jahren an den fürchterlichſten Krämpfen.

O, wie innig fühlt' ich in dieſem Augenblick die Wahrheit Ihrer Lehren, die Sie mir einmal ſogar mit Thränen an das Herz legten! Wehe dem Jüngling! der im Rauſch der Sinnlichkeit nicht bloß die zarte Blume der

Scham entblättert, ſondern auch in einem unſeligen Augenblick das Daſeyn ganzer Generationen erſticket oder vergiftet! Oft mahlten Sie mir das Bild eines ſolchen Unglücklichen, der neben einer ſiechen Gattin ſitzt, die er als ein blühendes Mädchen umarmte, und abgemagerte, verwachſene, ſchiefbeinigte Kinder um ſich her kriechen ſieht, die mit erloſchenem Auge und männlichem Ernſt mit Puppen ſpielen, und wenn, ſo Gott will, die Apotheke ihnen das Leben friſtet, hypochondriſche Jünglinge werden. — Da ſteht nun ein ſolches Beyſpiel vor meinen Augen! Wer erkennt noch das frohe glückliche Mädchen, das von Geſundheit ſtrotzte? und für die Freuden der Mutter ſo ganz geſchaffen ſchien? — Wohl ihr, daß ſie wenigſtens nicht Mutter geworden! ich traue es ihr zu, der armen Betrogenen, daß ein leidendes Kind die ſparſamen Blumen vollends zertreten hätte, die in ihrer Einöde blühen.

Des alten Hohenſchilds Geſpräch hatte

mich in eine ſo bittere Stimmung verſetzt, daß ich nicht länger in die Geſellſchaft taugte. Ich ſchlich fort, fand mich, ohne zu wiſſen wie, auf dem Wege nach Cathrinenthal, blieb aber — weil ich dort Menſchen zu finden fürchtete — unterweges am Seeufer auf einem großen Steine ſitzen. Da ſaß ich wohl zwey Stunden lang, und habe ſeltſame Träume gehabt. Ihnen darf ich ja Alles wieder erzählen, Alles! auch die Furcht, daß mein Stündlein endlich geſchlagen, daß zum Erſtenmal in meinem Leben ein Frauenzimmer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, und dieſes Frauenzimmer — iſt verheyrathet! — Sie haben mich gewöhnt, den Quellen meiner Empfindungen nachzuſpüren, ich that es auch dießmal, wenn gleich mit Scheu, doch redlich. Anfangs meint' ich, Mitleid habe mein Inneres ſo bewegt; doch ſolche Stürme erregt das Mitleid nicht. Nein, ich habe es mir geſtehen müſſen: der Liebreiz ihrer Geſtalt hat mehr als je vorher die Schönheit auf meine Sinne gewirkt; ihr zarter Anſtand, die holde Farbe der Unſchuld, die alle Augenblicke in ihre Wange flog, veredelten gleichſam jenes ſinnliche Gefühl, ſo wie es aus meinem Auge hinab in die Bruſt ſich ſenkte; was und wie ſie ſprach, zog ſanft meinen Geiſt ins Intereſſe; die paar freundlichen Worte, die ſie mir über die Behandlung meiner Bauern ſagte, waren die erſten, die mir in Ehſtland darüber geſagt werden, und folglich der erſte Lohn des Guten, das ich etwa gethan habe; wenn nun zu allem dieſen auch noch das Mitleid ſich fügt, iſt es denn wohl ein Wunder, daß Gefühle in mir erwacht ſind, für die ich mein Herz kaum mehr empfänglich glaubte? — Ich bin verwandelt, aber ſeyn Sie ruhig, lieber Freund, ich bin nicht ſchlimmer geworden. Ich weiß, was ich zu thun habe, und werde die Gefahr fliehen, weil ich noch Muth und Kraft dazu fühle.

Ich will hinaus zu meinen Bauern, die ich ſeit mehreren Jahren nicht beſuchte; ich will ihnen Gutes thun ſo viel ich vermag, weiß ich doch nun, daß eine ſchöne Seele in Ehſtland lebt, deren Beyfall mich im Stillen belohnt. Ja, der Blick, mit dem ſie davon ſprach, war warlich nicht der Blick einer höflichen Dame, die ein bloßes Kompliment machen wollte.

In meiner Einſamkeit will ich nebenher mein altes Steckenpferd wieder zäumen. Sie verſtehen mich: mein Park ſoll mir die leeren Stunden ausfüllen. Iſt ſie doch auch darin geweſen, und er hat ihr gefallen. Was ihr gefällt — lachen Sie nicht, lieber Freund; Sie meinen, ich kenne ſie noch viel zu wenig, um über ihren Geſchmack zu urtheilen, und mache nur mir ſelbſt ein Kompliment? — nicht doch! Dieſen Morgen kam ich in den Buchladen, eben als ſie herausging. Ich will auch wohl geſtehen, daß ich vielleicht vorbey gegangen wäre, wenn ich nicht ihren Wagen vor der Thüre geſehen hätte. Wir begegneten uns auf der Treppe. Eine ſtumme Verbeugung von beyden Seiten war Alles, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Ich mußte nun doch ſchon vollends hinauf gehen. Sie hatte mehrere Bücher gekauft, die der Buchhändler eben zuſammen ſchnürte, um ſie ihr zuzuſchicken. Die Neubegier verleitete mich, ihn zu bitten, daß er die Titel mich ſehen laſſe. Es waren Herders zerſtreute Blätter, Don Carlos, Voſſens Luiſe, les Voyages du jeune Anacharſis und — Gibbons Geſchichte des römiſchen Reichs! — Bekennen Sie, daß, wenn ſie dieſe Bücher für ſich gekauft hat — für wen ſonſt? Arlhofen lieſt nicht. — Der Buchhändler ſagte mir, daß er ſchon ſeit mehreren Jahren viel für ſie verſchreibe, weil der Inhalt ſeiner zahlreichen Leſebibliothek ihr nicht genüge.

O, Gott! ſie iſt eine reizende, gute, gebildete Frau! und — *ich will ſie nie wieder ſehen!* — Leben Sie wohl.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Der Arzt, liebe Amalie, ſchüttelt den Kopf zu meiner Kränklichkeit, und ich glaube wirklich, daß, außer dem Kopfſchütteln, wenig mehr zu thun iſt. *Sterben* werde ich eben nicht an dieſen Krämpfen, und das iſt mir, um meines Vaters willen, recht lieb; auch um Arlhofen willen, der ſehr gütig und nachſichtsvoll mit mir umgeht; doch eine traurige Exiſtenz ſteht mir bevor. Im achtzehnten Jahre ſich ſelbſt und Andern zur Laſt leben müſſen, iſt ein hartes Loos. Dank meiner guten Lindau, daß ſie mich fromm erzogen!

Wie würde ichs tragen ohne den Glauben an einen väterlichen Gott! — Möge immer die Philoſophie dem Manne Troſt gewähren; ſie iſt ein Schwert zum Angriff und ziemt dem Manne; des Weibes ſchwächere Kraft bedarf nur eines Schildes, der ſchützenden Religion!

Vergieb mir, liebe Amalie, ich bin heute ſehr ernſt. Das Wetter iſt ſchlecht, und — was weiß ich! — Der Arzt wollte, wir ſollten Herbſt und Winter in der Stadt zubringen, und wirklich waren wir auch bereits dazu entſchloſſen, aber — ich habe mich anders beſonnen. Mein guter Doktor Nolke iſt ein herzensbraver Mann, der, wo er nicht zu helfen vermag, durch freundliche Theilnahme tröſtet, ich will ihn gern von Zeit zu Zeit beſuchen; aber in der Stadt bleiben? alle dieſe frolichen Menſchen durch mein krankes Geſicht verſtimmen? wohl gar der Geſellſchaft zum widrigen Schauſpiel dienen? — Denn nie kann ich die Annäherung meiner ſchrecklichen Krämpfe vorher ſehen, ſie überfallen mich oft, wenn ich es am wenigſten denke. Noch neulich — ich war ziemlich friſch und munter, nutze ich den leidlichen Tag, fahre aus, mache nothwendige Beſuche, das mochte mich wohl angegriffen haben. Zuletzt fahre ich auch zu Hohenſchilds — erräthſt Du, wen ich da finde? — den Rittmeiſter Wallerſtein. Nicht ein Wort wußte ich davon, daß er Petersburg verlaſſen hat, was Wunder, daß ſein Anblick mich ſehr überraſchte, mich ſehr in Verwirrung ſetzte. Ich habe ihn nicht geſehen, ſeit ich ſeine Hand ausſchlug, und habe durch mein vorſchnelles Urtheil ihm großes Unrecht gethan. Der letztere Umſtand beſonders gab mir eine peinliche Empfindung; er iſt der erſte Menſch, dem ich nicht unbefangen ins Auge blicken konnte. Ich faßte mich, ſo gut es gehen wollte.

Vielleicht wäre es mir beſſer gelungen,

wenn ich nicht bemerkt hätte, daß Wallerſtein mich mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete — aber wirklich, Amalie, mit einer ganz ausgezeichneten Aufmerkſamkeit. Er verwandte kein Auge von mir, und ich fühlte, daß die Farben auf meinem Geſichte oft wechſelten. Reden that er ſehr wenig — nein, er redete gar nicht — ſchien kaum zu hören, was geſprochen wurde, wirklich, Amalie, er ſchien es kaum zu hören. Vergebens brachte ich allerley auf die Bahn, woran auch die gegenwärtigen Herren Theil nahmen; er nicht — er gar nicht.

Ich meinte, es ſey wohl meine Pflicht, ihm etwas Verbindliches zu ſagen, nachdem ich hinter ſeinem Rücken ſo manches Unverbindliche von ihm geſprochen — nicht wahr, Amalie, das war ja meine Pflicht? — ich faßte mir daher ein Herz, und redete ihn geradezu an, erwähnte meines Beſuches auf Sallmküll, und was ich da

Schönes und Gutes gehört, geſehen. Aber es iſt eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Manne vorgegangen. Vor drey Jahren ſprach er ſo viel, ſo zwanglos, jetzt mußte man die Worte ihm abbetteln, und noch dazu ſehr unbedeutende Worte. Schien es doch wahrhaftig, als wäre er aus der Provinz in die Reſidenz gereiſt, um den guten Ton zu verlernen. Was iſt das? was gieng in ihm vor? —

Amalie — wenn ich Dich hier hätte — wenn ich mein Geſicht an Deinem Buſen verbergen könnte — ſo würde ich Dir ſagen — und warum nicht gleich? Alles will ich Dir ſagen, wenn auch mit glühender Wange. Ich Thörin bildete mir ein, ich ſey es, die ihn verwirre. Warum? — das weiß ich nicht. Ich muß mir doch wohl ſelbſt etwas Schmeichelhaftes darüber zugeflüſtert haben, denn die Einbildung that mir wohl — ſo wohl, daß ich fühlte, meine Nerven litten dabey; meine Halsmuſkeln ſiengen an zu ſchwellen — der nahe Vorbote eines Krampfes — ich eilte, in meinen Wagen zu kommen, eilte zu meinen Pillen und Tropfen, und bedurfte eine qualvolle Stunde, um mich zu erhohlen. — Arlhoſen, der ſehr ängſtlich und geſchäftig um mich war, ſchlug mir eine Spazierfahrt nach Cathrinenthal vor; der Abend war ſchön, Zerſtreuung mir nothwendig, ich willigte ein.

Du weißt, daß der Weg längs dem Seeufer führt, und man dort im tiefen Sande ſehr langſam fahren muß. Ich hatte meine Augen auf die Ruinen der Brücke geheftet, welche einſt für die Prinzeſſinnen von Darmſtadt erbaut worden, als ſie hier ausſtiegen, um nach Petersburg zu gehen, und dem Großfürſten ſeine Braut zuzuführen. Damals wimmelte wohl Alles um die köſtlich geſchmückte Brücke; im Glanz der Jugend und Schönheit wandelte die holde Braut darüber — und nun — die Großfürſtin iſt längſt todt! und von den wenigen Ruinen der Brücke nimmt faſt jede Welle einen neuen Raub mit ſich. Bald wird keine Spur mehr davon übrig ſeyn! er hatte wohl Recht der Mann, der die Zeit ihre eigenen Kinder verſchlingend bildete! —

In ſolche ſchwermüthige Gedanken verſunken, blickt' ich ſtarr nach den wankenden Pfeilern, als ich plötzlich Wallerſtein dort auf einem großen Steine ſitzen ſah, der aus dem ſeichten Waſſer hervorragte. Er ſchien in Betrachtungen vertieft, hatte das Geſicht nach der See gekehrt, plätſcherte mit ſeinem Stocke im Waſſer und wurde uns nicht gewahr. Mein Herz klopfte ſchon wieder ſchneller als es ſollte, ſchon wieder war ich thörigt genug, ſchmeichelnden Grillen nachzuhängen. „Auch er hat das Bedürfniß gefühlt, die „Geſellſchaft zu verlaſſen," flüſterte die Eitelkeit, „er wollte allein ſeyn — wohl gar „mit deinem Bilde ſich beſchäftigen — " O, ſpotte nicht, Amalie! Du wirſt bald hören, daß meiner Schwachheit die Strafe auf dem Fuße folgte.

Althofen erkannte Wallerſtein an der Uniform. „Da ſitzt ja der ſatyriſche „Schwärmer,“ ſagte er mit einer Art von —— Grinſen. Gott verzeih mir den harten Ausdruck, aber wirklich es kam mir ſo vor. Er kann Wallerſtein nicht leiden, das hab' ich längſt gemerkt. Ich antwortete ihm nicht eine Sylbe und wir fuhren vorüber.

Nachher iſt mir Wallerſtein nur noch ein einziges mal begegnet, eben ſo ſcheu und verlegen, als das erſtemal. Wir haben kein Wort gewechſelt. Doch warum er ſo ſeltſam ſich gegen mich gebehrdet, hab' ich ſeit geſtern richtiger erklären gelernt. Es iſt wahrſcheinlich Geringſchätzung; er will mich fühlen laſſen, daß ich ihn beleidigt habe. Jede andere Auslegung wäre eine große Albernheit; denn — er iſt Bräutigam — er heyrathet Fräulein Hohenſchild, ein wunderſchönes Mädchen, auch reich, gut, klug, alles was Du willſt. Seine Braut war es alſo, mit der ſeine Gedanken am Seeufer ſich ſo emſig beſchäftigten. Ich Närrin! wie kam ich doch zu den albernen Grillen? — Bete für mich, liebe Amalie, daß die Krämpfe wenigſtens mein Gehirn verſchonen.

Morgen kehren wir zurück nach Lindenholm. Ich habe darauf beſtanden. Dort will ich fleißig ſpinnen, leſen, Dir ſchreiben und — Wallerſtein will ich nicht wieder ſehen.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Reval.

Nicht doch, mein lieber Freund, Ihre Unruhe war überflüſſig. Der leichte Eindruck, den Frau von Arlhofen bey mir hinterließ, iſt ſchon gänzlich verſchwunden. Ich habe mich in den letzten paar Wochen wild herumgetrieben, als wäre ich dazu geſchaffen; ich habe mich an luſtige Brüder gehängt, mit ihnen geſpielt und getrunken, ja, einmal hatte ich ſogar einen Champagner Rauſch und da war mir recht wohl. Wenn Sie vollends wüßten, wie viele Bocksbeuteleyen ich beobachtet, wie viele Wohlſtandsbeſuche ich gemacht habe, Sie würden mich loben und ruhig ſeyn. Sogar bey alten Damen, die im großen Reiche des Schnickſchnacks den Vorſitz behaupten, habe ich mich einführen laſſen. Nun ſagen Sie ferner, ich hätte die Reſidenz ohne Nutzen beſucht, und wüßte mich nicht zu fügen in die Convenienzen der großen Welt.

Da iſt zum Exempel eine Frau von Himmelfuß, die man wohl mit einem Werſtpfahl vergleichen möchte, denn ſie iſt lang, dürr und angeſtrichen, auch ſieht ihr deutlich auf die Stirn geſchrieben: dieſer Weg führt ins Fegefeuer; dennoch bin ich bey ihr geweſen, eine ganze halbe Stunde habe ich ihrer ſcharfen Zunge und ihrem knurrenden Mops gegenüber geſeſſen, denn ſie iſt nun einmal eine Tonangeberin. Kein Wunder, daß das Orcheſter unſerer großen Welt ſo verſtimmt iſt. Frau von Himmelfuß iſt eine ziemlich nahe Verwandte von der Frau von Arlhofen; vormals war ſie auch eine Freundin meiner Mutter, aber ſeit der Gouverneur vor ſieben Jahren einmal ein Diner gegeben, und meiner Mutter den Arm gereicht hat, um ſie zur Tafel zu führen, ſeitdem iſt die Freundſchaft — wie ſoll ich ſagen — vertrocknet. Daher ſchien auch wohl mein Beſuch ſie zu befremden; ſie nahm jene preziöſe Steifigkeit gegen mich an, in der alte Hofweiber die verlohrne Exiſtenz wieder ſuchen. Von ihr weiß ich denn auch, daß Frau von Arlhofen ſehr glücklich iſt; daß ſie ihren Mann ungemein liebt, und daß ihre Krämpfe größtentheils nur Ziererey ſind. Was wahr daran ſeyn mag, iſt eine Folge des Schrekkens über den vermeinten Tod einer Freundin. Damals hat ſie vermuthlich die Bemerkung gemacht, daß ein junges ſchönes Weib, indem es Mitleiden erweckt, leicht noch ein lebhafteres Intereſſe einflößt, und — Sie kennen ja die Weiber — die Krämpfe gehören zu den Toilettenkünſten. — Was geht es mich an? Wohl ihr, daß ſie in ihren

Mann verliebt iſt! ich habe nichts dagegen und denke gar nicht mehr an ſie.

Zu meiner Verbindung mit Fräulein Hohenſchild wünſchen Sie mir doch ein wenig zu früh Glück. Ich habe zwar den Gedanken nicht aufgegeben, o, nein; ich will aber den Entſchluß erſt *reif* werden laſſen. Meine Mutter kann doch nicht verlangen, daß ich bey einer Heyrath zu Werke gehen ſoll, wie ein Menſch, der etwa von Leipzig nach Frankfurt reiſt, und in den Zeitungen einen Reiſegeſellſchafter ſucht? — Fräulein Hohenſchild iſt ein hübſches Mädchen; ich bin ihr herzlich gut; aber es fehlt ihr denn doch eine gewiſſe Bildung, die — eine gewiſſe Grazie, welche — kurz, ich mag mich nicht übereilen. Es giebt ja mehr Mädchen in der Welt, die ſich wohl mit Frau von Arlhofen meſſen dürfen. — Habe ich Ihnen ſchon geſagt, daß ſie wieder aufs Land gereiſt iſt? — o, ſchon vor acht Tagen. Ich erfuhr es zufällig; denn ich wollte auch gerade um die Zeit nach Sallmküſl, und da ich, wie Sie wiſſen, meine Pferde lieb habe, ſo gieng ich zum Fuhrmann Anderſon, um mir die ſeinigen zu miethen. Arlhofen ſcheint eben ſo beſorgt für ſeine Pferde zu ſeyn als ich, denn er war am ſelbigen Morgen mit Anderſons Geſchirr abgereiſt. Anfangs wollte ich auf der Stelle einen andern Fuhrmann nehmen, aber — dieſer Anderſon iſt nun einmal der beſte, der billigſte, ich habe alſo ſeine Zurückkunft abgewartet. Geſtern kam er — ſie iſt unterwegs wieder krank geweſen. — Morgen reiſe ich — dem alten Fuhrmann hat ſie doch wohl keine Komödie vorgeſpielt? — ich glaube faſt, ich thu ihr unrecht. Ich muß mich in acht nehmen mit meinen Urtheilen, denn es kommt mir in der That vor, als hatt' ich einen Widerwillen gegen die Frau.

Von den Büchern, die Sie mir anpreiſen, hab' ich noch kein einziges geleſen. Ich bin ſo zerſtreut geweſen, ſo konfus — wie es zu gehen pflegt, wenn man keine eigentlichen Geſchäfte hat. Wenn ich meinte, an einem ſchönen Morgen recht emſig zu ſtudiren, ſo ſchwebte mir — allerley vor; ich hatte ſo — allerley Träume — und gewöhnlich warf ich unmuthsvoll das Buch auf den Tiſch, um im Gemurmel der Clubbs meine Gedanken zu ſammeln, zu — einer Partie Boſton.

Nun aber will ich hinaus zu meinen Bauern, o, ich weiß, die werden mich fröhlich empfangen, und da wird mir wohl werden, recht wohl. Meine Mutter ſchreibt mir auch Briefe über Briefe, ich ſoll kommen, ſie habe mir viel zu ſagen, viel zu erzählen. Vermuthlich wird ſie auch über den Beſuch der Frau von Arlhofen mit mir ſprechen wollen. Neugierig bin ich in der That, zu hören, wie dieſer Beſuch nach Sallmkäll gekommen iſt? — ich will nicht hoffen, daß ſie Luſt hat, öfter zu kommen? Das würde mich verjagen. Will ſie ihre Krämpfe oder ihr häusliches Glück zur Schau tragen, ſo thue ſie das bey Andern, ich kenne die Weiber.

Noch einmal, mein theurer Freund, beſorgen Sie nichts für mich. Mein Herz iſt völlig frey, da iſt keine Spur von Unruhe. Nur Geſchäfte mangeln mir, nur Thätigkeit. Beydes find' ich auf Sallmtüll. Blumen will ich in meinem Garten pflanzen und Früchte unter meinen Bauern erndten. In meinem Herzen iſt kein Unkraut. Leben Sie wohl.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ich bin wieder auf Lindenholm, liebe Amalie, und habe leider die Bekanntſchaft eines ſehr böſen Dinges gemacht, es heißt üble Laune. Was iſt das? erklär' es mir; ich erwache und es gilt mir gleich, ob der Himmel ſchwarz oder blau iſt; man bringt mir das Frühſtück, ich finde es zu heiß oder zu kalt, ich brumme darüber, mein Mädchen ſchweigt, das nenn' ich Geringſchätzung, ſie redet, das nenn' ich naſeweiß. Am Stickrahmen will ich vergebens meine Gedanken in einer Blume ſammeln, ich mache grüne Roſen und ſchwarze Vergißmeinnicht; zerſtreut ſuch' ich bey meinen Büchern Zerſtreuung, und

— was nie vorher geſchehen — Azor kratzt unbemerkt an meinem Rocke, um auf den Sofa gehoben zu werden. Der Koch hat ſeine Noth mit mir, denn weil mich nie hungert, ſo finde ich alle ſeine Speiſen fade; ja, der liebe Gott hat ſeine Noth mit mir, denn er laſſe regnen oder die Sonne ſcheinen, mir thut er es immer zur Unzeit.

Ach! das möchte Alles noch hingehen, aber daß ich es auch Arlhofen entgelten laſſe — ja, Amalie, das iſt ſchlecht und abermals ſchlecht. Er meint es ſo gut, er ſucht Alles hervor, um mich aufzuheitern; iſt es denn ſeine Schuld, daß Dinge, welche er geſchickt dazu glaubt, gerade nicht mich amüſiren? — Neulich hat er einen braunen Mecklenburgiſchen Hengſt gekauft, da wollt' er mir die Freude machen, ihn vor mir herumtanzen zu laſſen — es iſt freylich wahr, ich habe keine Freude daran, aber ich hätte ihn doch nicht anfahren ſollen. — Ein anderesmal ſaß ich in tiefen Gedanken — ich weiß ſelbſt nicht, woran ich dachte — da trat er freundlich zu mir: ſey munter, liebes Dingen, ſagte er, ſieh einmal, wie ſchön dieſer Pfeifenkopf angeſetzt hat; damit hielt er mir ſeine meerſchaumene Pfeife dicht vor die Naſe — ich ſtieß ſie haſtig zurück und ſah ihn an — fürwahr nicht freundlich. Warum thu ich das? wie darf ich das? hab' ich ihn nicht ſelbſt ſeit Jahren ſchon daran gewöhnt, zu glauben, daß mir nichts gleichgültig iſt, was ihm Vergnügen gewährt? — Was kann er für meine üble Laune? er bleibt ſich immer gleich. Aber es iſt wahrhaftig, als habe mir ein böſer Dämon für alles Gute den Sinn abgeſtumpft, für alles Böſe ihn geſchärft. Eine Menge Kleinigkeiten machen mich verdrießlich, die mir ſeit Jahren nicht mehr auffielen. An jedem Mittage bemerke ich jetzt, daß Arlhoſen ſeine Suppe widerlich ſchlurft. Wenn er Stunden lang auf dem Sofa ſitzt, und gedankenlos mit nichts beſchäftigt iſt, als die Kniee an einander zu ſchlagen, ſo habe ich das ja ſchon hundertmal gleichgültig mit angeſehen, warum muß ich mich denn eben jetzt darüber ärgern? Wenn er alle Augenblick vor den Spiegel tritt, um ſeiner eigenen Geſtalt zuzulächeln, warum bemerke ich denn nun erſt, daß er ſo ſehr häßlich iſt? —

Ja, ſchon mehr als Einmal hat mein Mund ſich zum Hohn verzogen — o, Gott! ſo weit iſt es gekommen! — ſchon mehr als Einmal hat er mir ein zweydeutiges Mitleid, und neulich gar ein recht unangenehmes Gefühl der Geringſchäzzung wider ſeinen Willen abgenöthigt. Der junge Braun war hier, der viel gereiſt iſt und nicht ohne Nutzen. Er ſprach vom Laocoon, den er in Florenz geſehen; Arlhoſen meinte, es ſey von einer Hinrichtung die Rede, und ſagte, dem Kerl ſey ganz recht geſchehen, denn Italien wimmele von Banditen. Braun ſah ihn mit großen Augen an. Ich wurde feuerroth und ſchämte mich. O, Amalie, es iſt nicht gut, wenn eine Frau ſich der Unwiſſenheit ihres Mannes ſchämt! Dieß Gefühl läßt Spuren zurück, die ſchwer zu verwiſchen ſind.

Es iſt freylich ſonſt wohl auch ſchon dergleichen vorgefallen, und ich habe bloß gelächelt, oder nicht darauf gemerkt, aber meine Kränklichkeit macht mich ſo reizbar, giebt mir tauſend Augen oder Ohren, wo es beſſer wäre, blind oder taub zu ſeyn. Liebe deckt Alles zu, ſagte meine Tante vormals, und ich glaube es ihr noch jetzt; aber bin ich denn im Beſitz dieſer Zauberdecke? — Gute Amalie! nimm mich auf an Deinem Buſen, und empfange das Geſtändniß in Deinem verſchwiegenen Herzen: nein! ich liebe meinen Mann nicht!

Meinen Mann! ich glaube wahrhaftig, ſo nenn' ich ihn zum Erſtenmale? — ach! es muß wohl angenehm ſeyn, den Geliebten Mann nennen zu dürfen — mir iſt nur der Name Arlhofen geläufig; und es kommt mir vor, als gebühre ihm kein anderer.

Wenn ich vor Johannis unten am Bache ſitze, und mit meinem Schnupftuche die zahlloſen Mücken mir abwehre, ſo gebehrde ich mich nicht rüſtiger, als wenn ich die läſtigen, quälenden Gedanken umſonſt zu verſcheuchen ſtrebe. Immer umſummen ſie mich, immer kommen ſie wieder, und eh ich's mich verſehe, bin ich geſtochen bis aufs Blut.

Wie ſchön mag es ſeyn, wenn das nach Bildung ſtrebende Weib an der Seite des gebildeten Mannes ſitzt, wenn er in ſeine Gedanken ſie und ſie in ihre Gefühle ihn hinüberzieht, und die Empfindung den Gedanken umſchlingt, wie der duftende Jelängerjelieber den würzreichen Apfelbaum! Wenn nach der erſten in Liebe vertändelten Stunde der ernſtere Geiſt dennoch mit gleicher Schnelle die zweyte vorüber führt; wenn das Auge der Gattin an der Lippe des Gatten hängt, der den Genuß eines treflichen Buches erklärend mit ihr theilt; wenn es hell und immer heller wird in ihrer Seele, und ſie ſich dankbar hingezogen fühlt zu dem Manne, der ſie liebend erleuchtet — wenn ruhend von den kleinen häuslichen Sorgen, am traulichen Winterabend, bey dem grünbeſchirmten Lichte, ſie ſo mit den ſchönen fremden Geiſtesblüthen ihr inneres Leben ſchmücken, und indem ſie dem Weiſen oder Dichter nachdenken, nachempfinden, ſich ſelbſt immer beſſer verſtehen lernen; wenn ſo der Decemberabend wie ein Frühlingsmorgen vorüber eilt, bis — bis — nun ja, bis etwa ein Häuflein muthwilliger Geſchöpfe aus der Kinderſtube hereinſtürmt, und die Mutter ſich ihrer nicht erwehren kann, und der

Vater das Buch lächelnd und ſcheltend auf den Tiſch wirft. — Ich aber, Amalie — ich habe keine Kinder und ſpiele Picket! —

Ja, Liebe deckt Alles zu! auch Mutterliebe! — hätt' ich ein Kind an meiner Bruſt, Alles wollt' ich aus ſeinem Lächeln ſchöpfen, Alles, was mein Herz entbehrt. — Weiß ich denn aber auch, was Liebe, was Mutterliebe iſt? — malt ſich das vielleicht nur meine Phantaſie wie dem unheilbaren Kranken das mildere Italien? — man gewähre ihm ſeinen Wunſch und er wird in Nizza ſiechen wie in Petersburg. Das iſt ſo ein Troſtgrund, mit dem ich mir einbilde, mein ſtilles Sehnen zu beſchwichtigen — ach! ich bin unheilbar krank! —

Und dennoch wollt' ich ſtille leiden, wenn ich nur die eigene Laſt trüge! — mein Vater, liebe Amalie, grämt ſich; ich ſeh' es ihm an, ſo gern er es auch verbergen möchte. Nie iſt mir ein klagendes

Wort entſchlüpft, immer hab' ich eine heitere Miene gelogen, aber ich wette, er weiß Alles, was in mir vorgeht, das verräth jeder Blick von ihm, der auf mir ruht, ſo oft er glaubt, ich bemerke ihn nicht. Der Gram nagt an ſeiner ohnehin ſchwachen Geſundheit. Er hat ſeine einzige Tochter glücklich machen wollen, und — ſeine einzige Tochter iſt nicht glücklich! das ſieht er, wenn er bey ihr iſt, das nimmt er mit ſich, wenn er von ihr geht. Der Kammerdiener hat mir geſtanden, daß er zu Hauſe noch weit mißmuthiger ſey, als auf Lindenholm. Ach! ich kann es mir nicht verhehlen, daß ſeine Lebenskraft ſchwindet! ſein Auge iſt verloſchen, ſeine Füße ſchwellen, ſein Athem keucht — mir droht das höchſte Unglück! vielleicht aber auch überleb' ich es nicht. — Die Tante iſt jetzt ſeltner hier als ſonſt. Ich habe ein paarmal ihre ewigen Gemeinplätze vom Schickſal und von der Vernunft mit

Ungeduld angehört; ich habe einige ihrer häuslichen Anordnungen ſchweigend verändert, und einige drückende Foderungen an unſere Bauern laut mißbilligt; das hat ſie übel genommen und ſchmollt. Kurz, beſte Amalie, ein böſer Genius ſchwebt mit eiskalt beſchattendem Fittig über meinem Hauſe. Nur Ahlhofen allein ſcheint die allgemeine Verſtimmung gar nicht zu bemerken. Er iſt den ganzen Tag auf dem Felde oder im Stalle, kommt jederzeit mit einem trefflichen Appetit nach Hauſe, ſchlägt nach dem Eſſen ein Stündchen die Kniee an einander, raucht ſeine Pfeife braun, und freut ſich auf den Abend herzlich, wenn er mir einen Neunziger vorrechnen kann. — O, ich fühle, daß ich bitter werde! das macht mich unzufrieden mit mir ſelbſt; und nichts fehlt meinem Elend, als Vorwürfe des Gewiſſens.

An Madam Lindau hab' ich lange nicht geſchrieben, weil — ich ſie nicht betrüben wollte — ſo bildet' ich mir ein; aber warum ſchreibe ich denn Dir, die ich doch wahrhaftig auch nicht gern betrübe? — nein, ich will aufrichtig ſeyn, ich fürchte mich vor ihrer Strenge. Sie würde mir viel gute, trefliche Lehren geben, und ich würde keine derſelben befolgen können, denn meine Seele unterliegt den Leiden meines Körpers, ich habe keine Gewalt mehr über mich. So lange ein Gefühl der Kraft zum Guten uns bleibt, nähern wir uns gern den ſtrengen, kräftigen Menſchen, denn ſtehen ſie gleich über uns, ſo verzweifeln wir doch nicht, ihnen nachzuklimmen. Wenn aber der gedrückte, muthloſe Geiſt die Bürde murrend trägt, dann flieht der Menſch an den Buſen des Jugendfreundes, der ſich ihm aufſchließt und jede Schwäche brüderlich bemäntelt — ich, Amalie, ich fliehe zu Dir! —

Acht und dreyßigſter Brief.

Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Sallmkäll.

Nicht wahr, lieber Freund, Sie haben mir einmal geſagt, man pflege denjenigen zu haſſen, dem man Unrecht gethan hat? Das iſt ein häßlicher Zug im Charakter des Menſchen, doch habe ich leider ſchon Manche, auch wohl mich ſelbſt darauf ertappt. Aber Ausnahmen muß die Regel doch wohl leiden, denn ich habe der Frau von Arihofen Unrecht gethan, und — ich bin ſehr weit entfernt, ſie zu haſſen. Kein Frauenzimmer war jemals der Ziererey mehr abhold, als dieſe reine unſchuldvolle Seele. Nie trug eine Leibende mit mehr Sanftmuth ihre ſchwere Bürde; keine Ahndung kommt in das reine Gemüth, daß wohl fremde Sünde ihre Qualen verſchuldet habe; ſie klagt ſich vielmehr mit Engelgüte als die Ruhe- und Freudenſtörerin ihres Mannes an — ihres Mannes, den ſie nicht liebt, nein, ſie liebt ihn nicht.

Woher ich das Alles weiß? faſt hätt' ich geſagt, durch Zufall; doch ich ſchämte mich flugs der erſten Lüge gegen Sie, und zu rechter Zeit fiel mir ein: muß ich meine Empfindungen vor dieſem Manne verbergen, ſo ſind ſie gewiß ſtrafbar; alſo weg mit der Larve, die ich oft vor dem Spiegel des Gewiſſens mir ſelbſt vorgehalten.

Habe ich nicht in meinem letzten Briefe Gleichgültigkeit gegen Frau von Arlhofen affektirt? Sie, lieber Freund, wollt' ich nicht betrügen, nein, warlich nicht! nur mich zu täuſchen war mein vergeblicher Wunſch. Hundertmal des Tages wiederhohlte ich mir leiſe und laut, daß die Frau mir gleichgültig ſey, bis ich endlich merkte, daß, wäre ſie es wirklich, weder leiſe noch laut von ihr die Rede ſeyn würde, denn geſunde Menſchen fühlen ſich nicht alle Augenblicke an den Puls. Ich erſchrak und ſendete mit ernſtem Willen die Vernunft in mein Herz, um deſſen Falten durchzuſpähen. Sie fand überall großen Widerſtand; ein böſes Zeichen! Doch unerbittlich beleuchtete ihre Fackel jeden Winkel, und ach! aus jedem Winkel lächelte das gefürchtete Bild hervor.

Ja, mein Freund, ich kann es mir nicht länger verhehlen — ich liebe! ich liebe zum Erſtenmal! und mit einer Heftigkeit, die mich ängſtigt! — Ich ſehe, wie Sie in dem Augenblick, da Sie dieſes leſen, meinen Brief auf den Tiſch werfen, die Hände haſtig falten, und einen unwilligen Blick gen Himmel richten; ich höre jedes Ihrer ſtrafenden Worte, jede Warnung, welche Liebe zu mir und Tugend Ihnen eingeben. Ach! wär' ich werth, Ihr Zögling zu heißen, wenn nicht ſchon längſt im eigenen Buſen die warnende Stimme mir geflüſtert hätte? — ich hab' ihr ſtill und ſeufzend zugehört — ich habe mehr gethan. Wenn es wahr iſt, ſprach ich zu mir ſelbſt, was eigne nahe Verwandte ihr aufbürden, wenn ſie Krämpfe ſich anlügt, um Intereſſe zu erwecken, ſo iſt ſie zwar keine gemeine Kokette, aber doch immer nur ein liſtiges Weib mit einer befleckten Seele, meiner Achtung verluſtig, und hab' ich es erſt ſo weit gebracht, mich davon zu überzeugen, dann gute Nacht, Liebe! Der Wurm iſt in der Blüthe, ſie fällt ab.

So habe ich es über mich gewonnen, zu meiner Rettung mir eine kleine Liſt zu erlauben. Am Tage vor meiner Abreiſe nach Sallmküll gieng ich zum Doktor Rolke, ihn wegen einer Unpäßlichkeit um Rath zu fragen, die ich meiner Mutter andichtete. Ich lenkte das Geſpräch bald auf Frau von

Arlhofen, deren Arzt er iſt. Faſt möchte ich ihn auch ihren Liebhaber nennen, denn der alte Mann geräth in Entzücken, wenn er von ihr ſpricht. Durch kleine Spöttereyen über ihre Krämpfe brachte ich ihn bald zum Plaudern. Er wurde warm, ſehr warm, und ich erfuhr mehr als ich wiſſen wollte. Sie iſt wirklich krank, ihre Nerven leiden unausſprechlich, und die Vermuthung, daß ihr Mann der Urheber ihrer Qualen ſey, hat Doktor Nolke zwar nicht ausdrücklich beſtätigt (dazu iſt er freylich zu discret), doch es ſind ihm Aeußerungen entſchlüpft, die mich daran nicht zweifeln laſſen. Er kennt ſie von Jugend auf; er wird nicht müde, ſie zu preiſen; eine ſeltene Gouvernante hat die Bildung ihres Geiſtes begonnen, doch ſie ſelbſt hat im Eheſtande (vielleicht aus Langeweile) dieſe Bildung vollendet. Ihren Zuſtand hält er für unheilbar, wenn nicht ihr Schickſal eine glücklichere Wendung nimmt. Nie — ſo endigte der alte Mann

— nie gab es ein Geſchöpf, der Liebe werther und bedürftiger! Hier paßt ſie nicht in die umgebende Welt, ſie iſt ein zartes Blümlein, an dem man vorüberſchreitet, um bey der hohen Malve bewundernd zu verweilen.

Ich weiß nicht mehr recht, wie ich aus des Doktors Hauſe kam. Erſt als ich auf der Straße an ein Bret mit Gartenfrüchten rannte, das ein Ruſſe auf dem Kopfe trug, beſann ich mich, wo ich war. Da erſchrak ich und lief zum Thore hinaus, und ſah mich alle Augenblicke ſchüchtern um, als würd' ich verfolgt. So flieht ein Reh mit dem Pfeil im Herzen. Weg waren alle mühſam erklügelte Sophiſtereyen! ſtatt der Arzeney, die mich heilen ſollte, hatte ich ein neues ſüßes Gift geſchlurft, und — ja, du liebſt! murmelte ich zwiſchen den Zähnen mit leiſem Unwillen, als ſollte die Vernunft das Bekenntniß nicht erlauſchen. Ja, du liebſt!

ſchrie ich bald mit lauter Stimme in die Wellen der Oſtſee, als wollte ich die horchende Vernunft betäuben. — Es iſt geſchehen! mein Loos geworfen! Möge nun Seligkeit oder Verzweiflung mir aus dieſer Liebe erwachſen, ich kann's nicht ändern, ich bin ein Spiel der Wellen. Nur Eines verſpreche ich Ihnen: eher will ich freywillig zu Grunde gehen, als an die täuſchenden Klippen des Laſters mich retten! — Ihr Mitleid heiſche ich! ſagen Sie mir nicht, es ſey ein Verbrechen, Leontinen zu lieben. Mit dem heiligen, keuſchen Sinn, mit dem ein ſchwärmender Mönch ſich der Mutter Gottes vermählt, bin ich von nun an Leontinens Gemahl! Sie ſehen will ich nicht, ich ſehe ſie immer; ihres Bildes bedarf ich nicht, es flammt in meinem Herzen. Sie ſey hinfort die Richterin meiner Handlungen, und was Gutes durch mich geſchieht, ſey ihr Verdienſt. Wenn eigne Kraft ermüdet, das Böſe zu bekämpfen, ſo wird die Strafe mir vor Augen ſchweben: du darfſt nicht an Leontinen denken!

In der Zauberwelt meiner entbrannten Phantaſie will ich hinfort leben! meine Einſamkeit will ich ſchmücken, als müſſe ich täglich die Braut erwarten. Herum führen will ich ſie im Geiſt von der Roſenſtaude zum duftenden Acacienbuſch; ſieh, will ich ſagen, das hab' ich für dich gepflanzt! ſtellen will ich ſie mitten unter meine glücklichen Bauern, ſieh, will ich ſagen, das that ich um deinetwillen! Dann werd' ich ſie lächeln ſehen wie damals, als ſie mit der holden Grazie ſich zu mir bog; dann werd' ich heiter und belohnt meine einſame Straße wandeln, und will auch dann und wann einmal die Sehnſucht mir die Bruſt zerdrücken, ſo werd' ich denken: auch Leontine leidet! wer darf murren?!

Oft iſt es mir wie ein Traum. Wie? frage ich mich ſelbſt, iſt Leontine das Mädchen, um deſſen Hand ich mit Widerwillen warb? die ich für ein unbedeutendes Geſchöpf hielt? deren Weigerung mir ſo gleichgültig war? — O, Freund! ich fühle, daß in dem Unterricht für das Leben eine große Lücke iſt. Wer lehrt den Jüngling, gegen ſeine raſchen Urtheile, über Menſchen, die er zum Erſtenmale ſieht, auf der Huth zu ſeyn? — Was pflegt überhaupt unſere erſten Urtheile zu beſtimmen? — Bald iſt es eine Phyſiognomie, die uns mißfällt, bald etwas Linkiſches im Benehmen, vielleicht gar nur ein unmodiſches Kleidungsſtück; von dieſem haben wir Böſes gehört, und bringen den kurzen Maaßſtab der vorgefaßten Meinung mit, von Jenem kommt uns ein Wort zu Ohren, das gegen unſere Begriffe ſtreitet, und, weil er nicht denkt wie wir, ſo ſoll er ſchlechter ſeyn als wir; den Weg, den wir etwa zum Guten gefunden, halten wir für den einzigen, unſern Verſtand für den ächten; wir haben unſere eiſernen Betten, ſo gut als jener Tyrann, wer nicht hinein paßt, den verſtümmeln wir. Ein Haus, das wir bewohnen wollen, betrachten wir von allen Seiten, und überſehen kleine Unbequemlichkeiten, wenn die Wohnung ſonſt nur freundlich und geſund iſt; aber von einem Menſchen, mit dem wir umgehen möchten, überblicken wir flüchtig die erſte Seite, die er eben von ungefähr uns zukehrt, dann ſprechen wir raſch über ihn ab, und — hinterdrein — wenn er täglich eine neue ſchöne Seite entfaltet, die gewahr zu werden wir nur um ihn herum gehen durften — hinterdrein ſchämen wir uns — o, es wäre noch gut, wenn wir uns immer ſchämten — nein, wir grollen und ſchmollen mit ihm, weil wir uns irrten. — Glücklich noch, wenn wir auf dieſe Weiſe bloß einen angenehmen Umgang verſcherzten; aber wenn es nun gar den Freund, wenn es die Geliebte galt! —

War ich nicht ein Thor, der ſich mit Menſchenkenntniß brüſtete, wie ein Schatzgräber mit der Gabe, das Gold tief unter der Erde zu ſehen. Da ſteh' ich nun beſchämt an der vertrockneten Quelle meines Glücks!

Von ſolchen Gedanken ſchwer belaſtet trat ich meine Reiſe nach Sallmküll an, und hätte es unterwegs mir ja an Stoff gemangelt, ſo ſorgt' ich ſinnreich ſelbſt dafür, ihn zu erneuern. So oft etwa im tiefen Sande mein Wagen ſchleichen mußte, ſprang ich heraus, gieng neben dem Fuhrmann her, und, von den Bremſen, die ſeine Pferde umſchwärmten — bewundern Sie meine Kunſt — wußte ich durch tauſend poſſierliche Umwege das Geſpräch auf Frau von Arlhofen zu lenken. Er hatte ſie ja gefahren, hatte ſie ſpäter als ich geſehen, vor ihm war ſie doch wohl unverſtellt erſchienen? o, ja! und auch der rohe Mann wurde lebendig, wurde zum Dichter, wenn er von ihr ſprach. „Das iſt eine Frau,“ ſagte er, „ſo klar wie der „Brunnen an der Schmiedepforte *), die bringt Segen Allem, was ſie „umgiebt, zu der hab' ich mehr Vertrauen, „als zu der Jungfrau in unſerm Stadtwappen **).“ —

O, welch' ein ſüßer Reiz liegt in dem Vergnügen, von dem geliebten Gegenſtande Gutes ſprechen zu hören! — ich war ſo ſtill, wenn der Mann redete, ich ſchlug meine Augen nieder, damit er ſie nicht funkeln ſähe; nur dann und wann warf ich eine Bemerkung hin, um den Faden des Geſpräches fortzuſpinnen, oder erregte einen kleinen Zweifel, um mich an der Wärme zu ergötzen, mit der er mir widerſprach. Es war die angenehmſte Unterhaltung, die ich in meinem Leben gehabt habe; ich freute mich über den tiefen, endloſen Sand, den ich vormals ſo oft verwünſchte; kunſtreich kam ich ſeiner Geſchwätzigkeit zu Hülfe, und eine Menge kleiner Züge wußte ich ihm zu entlocken, aus welchen — ohne etwas weiter von Leontinen zu wiſſen — auch der entſchiedendſte Weiberfeind das liebenswürdigſte Gemählde wider Willen zuſammenſetzen würde. Ihre ängſtliche Sorge, wenn Kinder im Wege ſpielen — ihre zärtliche Bemühung, dem Manne, den ſie nicht liebt, eine Unpäßlichkeit zu verbergen — die Geduld, mit der ſie eigene Leiden trägt — die lebhafte Unruhe, mit der ſie fremde theilt — dann wieder die ſtille Freude über eine ſchöne Gegend — das Entzücken über die aufgehende Sonne, während der Herr Gemahl neben ihr ſchnarcht — o, ich hätte ihm Tage lang zuhören mögen! — Ihre Kammerjungfer hatte unterwegs heftige Zahnſchmerzen, der Wagen war nur halb bedeckt, Leontine kann nicht gut rückwärts fahren, aber damit das Mädchen nicht dem Zugwind ausgeſetzt ſeyn ſoll, beſtand ſie darauf, den Platz mit ihr zu wechſeln. —

---

*) Ein Brunnen, aus dem die Revalenſer ihr beſtes Trinkwaſſer ſchöpfen.

**) Die Stadt Reval führt eine Jungfrau im Wappen.

Kleine Züge nur, doch ſie ſind bedeutend; denn wie dem Kundigen gewiſſe, von Tauſenden unbemerkte Kräuter eine Quelle in der Tiefe verrathen, ſo dem Menſchenkenner oft die kleinſte, unbedeutend ſcheinende Handlung den Trieb des Herzens.

Meine Mutter iſt geſund und thätig wie immer, meine Bauern ſind jetzt faſt Alle wohlhabend und glücklich. Die Aelteſten unter ihnen bewillkommten mich mit ſichtbar unverſtellter Freude; auch hatten ſie die ſklaviſche Sitte, des Herrn Kniee zu umfaſſen, von der es mir ſo ſchwer geworden, ſie zu entwöhnen, nunmehr gänzlich abgelegt, ſie ſchüttelten mir freymüthig die Hand, und wichen darum doch nicht aus dem geziemenden Gleiſe. Der Kubias machte ein großes Präambulum, und ſagte mit vielen freundlichen Bücklingen, er habe mir im Namen Aller eine Bitte vorzutragen. Ich ermunterte ihn, frey heraus zu reden, da ſtotterte er endlich den Wunſch, ich ſolle doch bald heyrathen, damit auch ihre Enkel ſich einer frohen Zukunft zu erfreuen haben möchten. Er machte dabey die Ihnen bekannte Pantomime, die dem ehſtniſchen Bauer eigen iſt, er ſpreche wovon er wolle, das heißt, er kratzte ſich hinter den Ohren und — faſt wär' ich auf den Einfall gekommen, er wolle mit dieſer Geberde ſich ſelbſt die ſpottende Antwort geben.

Mein kleiner Park iſt ſehr verwildert. Deſto beſſer! ſo hab' ich fürs erſte eine angenehme Beſchäftigung. Hier hat Leontine gewandelt, hier an der ſchönen Gegend ſich ergötzt und meiner freundlich gedacht. Ich habe den Gärtner ausgefragt, ob er ſie kenne? ob er ſie damals geſehen? — Glücklicherweiſe war ſie die Einzige von allen Gäſten, die den Park beſuchte, darum hat er ſie gar wohl bemerkt, ihr auch einen Strauß geſchnitten, und ich — ich Thor! — ich griff unwillkührlich in die Taſche und gab ihm ein Trinkgeld für dieſen Strauß. Oben in der kleinen Einſiedeley hat ſie am längſten verweilt; da ſitze ich jetzt und ſchreibe, da wohne ich faſt den ganzen Tag.

Ein paarmal habe ich verſucht, ein Geſpräch über das letzte Erndtefeſt mit meiner Mutter anzuknüpfen, ich meinte, ſie ſolle mir die Gäſte nennen, und ich werde aus ihrem Munde den geliebten Namen hören; aber — iſt es Vorſatz oder Zufall — ſie hat wohl Dieß und Jenes erzählt, von dem und jenem Gaſte geſprochen, doch nie von ihr, nach der zu fragen die Scham mich hinderte.

Jetzt, lieber Freund, hab' ich mein ganzes Herz Ihnen aufgeſchloſſen, und Ihren Blicken bleib' es offen wie immer, denn was hemmt kräftiger das Böſe, was ſtärkt mehr im Guten, als das Bewußtſeyn: auf dich iſt der Blick eines redlichen Freundes gerichtet? —

Neun und dreyßigſter Brief.

Derſelbe an Denſelben.

(Acht Tage ſpäter.)

Zürnen Sie nicht auf den Kranken, der im Fieberdurſt nach der Weinflaſche greift. Ich habe einen dummen Streich gemacht, und was noch ſchlimmer, ich bereue ihn nicht einmal. Ich habe mir den Pfeil mit allen ſeinen Widerhaken ſo tief in das Herz gedrückt, daß jeder Verſuch, ihn jetzt noch herauszuziehen, nur eine tödtliche Verblutung bewirken könnte. Sie werden mich verſtehen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſo eben von Lindenholm komme.

Apropos! ſagte meine Mutter vor einigen Tagen, als ich ihr Rechnungen durchgehen half, und wir auf eine Summe ſtießen, die ſie, zu meiner Verwunderung, dem alten Blondheim ſchuldig iſt, „apropos!
„dieſer Mann hat ſich vor einem Jahre ſehr
„artig gegen mich benommen, er hat mir
„mit großer Delikateſſe aus einer Verlegen-
„heit geholfen, ich habe daher geglaubt, ihm
„ein Zeichen meiner Achtung geben zu müſ-
„ſen, und habe ihn, ſammt ſeinem Schwie-
„gerſohn, zum letzten Talcus eingela-
„den. Sie waren beyde hier, auch ſeine
„Tochter, eine artige, beſcheidene Frau —
„(denken Sie, wie ich glühte) — und es
„fällt mir eben ein, daß es nothwendig ſeyn
„wird, ihm einen Gegenbeſuch zu machen.

„Wenn es dir recht iſt, ſo wollen wir mor-
„gen oder übermorgen nach Lindenholm fah-
„ren.“ —

Ich war im erſten Augenblick ſo überraſcht, daß ich auch nicht eine Sylbe antworten konnte. Meine Mutter bemerkte meine Verwirrung, und glücklicherweiſe wurde ſie dadurch auf eine ganz falſche Vermuthung gebracht. Sie meinte nämlich, ich hege noch Groll gegen Leontinen wegen des Korbes, bewies mir ſehr vernünftig, daß es anſtändig ſey, der Sache nicht weiter zu gedenken, und entſchuldigte gleichſam ihr Annähern an Blondheims Familie; mit der Noth, in der ſie geweſen. O, hätte ſie gewußt, wie angenehm mir der Gedanke iſt, Leontinens Vater etwas ſchuldig zu ſeyn!

Ich gewann Zeit, mich zu faſſen, und Muth, den Ausweg zu ergreifen, den ihr Irrthum mir darbot. Es iſt doch immer nicht angenehm, ſagte ich, eine Frau wieder zu ſehen, von der man verſchmäht worden iſt; ich wünſchte daher, ſie führen lieber allein.

„Ich dächte,“ antwortete ſie lächelnd, „du müßteſt bey Hofe doch wohl gelernt haben, auch Perſonen, die man nicht leiden kann, wenn es ſeyn muß, durch Höflichkeit zu täuſchen. Es iſt eine nothwendige Kunſt, und, damit du in der Uebung bleibſt, verlange ich, daß du mich begleiteſt. Ich habe zum Theil deshalb meinen Gegenbeſuch bis zu deiner Zurückkunft aufgeſchoben, damit die Althofen ſich nicht etwa einbilden möge, du trügeſt als ein treuer Schäfer noch immer Leid um ihren Verluſt.“

Ich hätte freylich noch mancherley einwenden, Geſchäfte oder Krankheit vorſchützen können, aber ein verrätheriſches Herz war mit dem Willen meiner Mutter im Bunde. Hatte ich doch ſchon eine gewaltige Heldenkraft geäußert — ſo bildete ich mir wenigſtens ein — als ich die erſte Weigerung mir ſelbſt abpreßte; nun hatt' ich ja meine Pflicht gethan, und gehorchte bloß dem Schickſal. So ließ mein kindiſches Herz ſich beſchwichtigen, und klopfte hoch auf bey dem entzückenden Gedanken, Leontinen wieder zu ſehen! Ich war ſtill, ſehr ſtill, aber ich jauchzte innerlich! Die Sonne ſchlich und alle Uhren ſchlichen. Ich machte ſogar meiner Mutter die Bemerkung, daß der Barometer anfange zu fallen, und daß es nothwendig ſeyn werde, das ſchöne Wetter ſchleunig zu benutzen. Sie merkte meine Spitzbüberey nicht, und wir fuhren wirklich einen Tag früher.

Unterwegs ſah ſie mich ein paarmal ſehr bedeutend an, denn ich antwortete ihr immer in die Quere, und als wir vollends Lindenholm von fern erblickten, wurde ich ſo unruhig, ſo heiß, daß ſie mich zweymal fragte: biſt du nicht wohl? — Ich ſchob es auf die ſchwüle Luft. — Wir fuhren vor. — Unſer Beſuch kam völlig unerwartet.

Leontine wohnt Parterre, ſie trat an das Fenſter, als unſer Wagen vor die Thür raſſelte, ſie war ſehr blaß, aber in dem Augenblick, als ſie uns erkannte, färbte ſich ihr ganzes Geſicht hochroth. Ich ſah ſehr deutlich, daß ſie vom Fenſter weg wankte, und ein leiſes Gefühl ſagte mir, ich müſſe meiner Mutter langſam aus dem Wagen helfen, damit Leontine Zeit gewinne, ſich vorzubereiten. Doch ſchon im Hauſe kam ſie uns entgegen, zwar ſichtbar bewegt, aber mit freundlichem Anſtand. Man hatte ein Negligee — wie ſoll ich es ausdrücken? — auf ſie herabſchneyen laſſen, es war als ſey es ihr angehaucht worden. Eine junge Frau, die auf dem Lande überraſcht wird, verräth zum Theil ſchon ihr Inneres durch ihre Kleidung. Wie Manche, die in der Stadt als Modepuppen herumhüpſten, habe ich auf dem Lande mit niedergetretenen Schuhen, mit bunten hervorragenden Unterröcken, ſchnell in ein anderes Zimmer entflichen ſehen, um ſich nach einer Viertelſtunde erträglich zu produciren. Ein Weib mit einer reinen Seele duldet nichts Unreines um ſich, auch wenn es keinen Beſuch erwartet. Leontine umarmte meine Mutter mit einem Anſtrich von Herzlichkeit, mir machte ſie eine Entſchuldigung, daß Arlhofen auf der Jagd ſey; recht als wär' ich um ſeinetwillen gekommen; auch war es mir unmöglich, ein kahles Kompliment: das bedaure ich, heraus zu würgen. Wir traten jetzt in ihr Zimmer. Was iſt dem Liebenden merkwürdiger, als wenn er die Wohnung der Geliebten zum Erſtenmal betritt! da hat jede Kleinigkeit hohes Intereſſe für ihn, nichts entgeht ſeinen Blikken, Alles wird ihm bedeutend. Eine Stelle des Sofa war tiefer eingedrückt als der übrige Theil deſſelben, das iſt alſo ihr gewöhnlicher Platz. Am Fenſter ſtand ein Stickrahmen, den ſie im Vorbeygehen haſtig zudeckte; die übrigen Möbeln waren ein Büreau, und zwey kleine Glasſchränke mit Büchern. Ein Theil von Anacharſis Reiſen lag auf dem Tiſche und neben ihm eine Haushaltungsrechnung; ein zierliches Spinnrad ſtand im Winkel. Große Reinlichkeit verſchönerte die edle Simplizität des Ganzen, und — ſoll ich Ihnen ſagen, was mir am meiſten gefiel? — nichts war da, was an den Mann erinnert hätte, kein Hut oder Stock, keine Tabakspfeiſe oder Jagdpeitſche, und was dergleichen Geräthſchaften mehr ſind, durch welche Männer in den Zimmern ihrer Frauen wie Fledermäuſe in den Kirchen ſpuken. Dem Himmel ſey Dank! auch nicht einmal der Ehrentitel Mann beleidigte mein Ohr, denn Leontine ſprach immer nur von Arlhofen, nie von ihrem Manne.

Einmal führte ſie meine Mutter hinaus, um ihr engliſche Flachshecheln zu zeigen, und ich benutzte dieſen Augenblick, um ihren Stickrahmen aufzudecken. Theils wünſchte ich freylich, ihre Kunſt zu bewundern, theils will ich nicht läugnen, daß die Haſt, mit der ſie beym Eintritt in's Zimmer ein Tuch darüber warf, mich neugierig gemacht hatte. Ich zitterte, eine Brieftaſche oder eine Weſte für Arlhofen zu finden — es würde mich plötzlich verſtimmt haben, ſo natürlich es auch geweſen wäre — aber ſtatt deſſen fand ich etwas, das nicht minder eine heftige Bewegung in mir hervorbrachte. Durch den ſonderbarſten Zufall nämlich hatte ſie — Gott weiß zu welchem Behuf — eine Hütte von Baumrinde und ein Monument unter Tannenbäumen geſtickt, welche meiner Hütte, und dem von mir geſetzten Monument ſo ähnlich ſchienen — ach, Freund! welch' ein ſchwacher eitler Menſch bin ich doch! ich hatte alle Mühe, gegen die verdammte Einbildung zu kämpfen, ſie könne wirklich an meinen Park dabey gedacht, und eben deshalb vielleicht die Stickerey ſo haſtig verborgen haben. Es iſt albern von mir, ja, ja, Sie haben Recht; ich komme mir ſelber vor wie ein fader Stutzer; aber eitle Gedanken ſind nun einmal wie die Fliegen, man jagt ſie zwanzigmal fort, und immer ſetzen ſie ſich wieder auf die Naſe.

Als Leontine mit meiner Mutter zurück kam, wollt' ich ſogar geſehen haben, daß ſie einen verſtohlnen Blick auf den Stickrahmen geworfen, und — weil ſie vielleicht aus dem verſchobenen Tuche auf meine Indiſcretion ſchloß — feuerroth geworden. Ach! ich gäbe viel darum, zu wiſſen, wozu jene Stickerey beſtimmt iſt. —

Das Geſpräch drehte ſich natürlich nur um gleichgültige Gegenſtände, aber für den ſcharfen Sinn eines Liebenden hat auch das gleichgültigſte Wort Bedeutung, wie die Züge einer flüchtigen Handſchrift dem Phyſiognomiker Verborgenes enträthſeln. Leontine hatte den richtigen Takt vorauszuſetzen, daß ein Geſpräch über die Landwirthſchaft meine Mutter am angenehmſten unterhalten würde; ſie ſprach faſt von nichts anderm, und verrieth ungeſucht ſo mancherley Kenntniſſe, daß man hätte glauben ſollen, ihre Bücherſchränke ſtünden nur zur Parade da, und Anacharſis Reiſen lägen etwa bloß auf dem Tiſche, um Kräuter dazwiſchen zu trocknen. Nur ſehr ſelten richtete ſie das Geſpräch an mich, und wenn ſie mich auch einmal anſah, ſo war es, als ob in der Ferne ein Licht zwiſchen Bäumen ſchimmert, und augenblicklich wieder verſchwindet. Dennoch floh die Zeit mit leichten Schwingen mir vorüber, denn ich durfte ja ſie anſehen, durfte, wie eine Biene, mit meinen Blicken mich an dieſe ſchöne Blume hängen, und ihren Liebreiz in mich ſaugen.

Ein paar Stunden, die glücklichſten meines Lebens, mochten wohl verfloſſen ſeyn, als Jagdhorn und Hundegebell Arlhofens Zurückkunft verkündeten. Ich kann unmöglich beſchreiben, wie peinlich mir das Gefühl war, dieſen Mann in Leontinens Zimmer ſich benehmen zu ſehen, als ſey er zu Hauſe. Er warf ſeine Jagdtaſche auf ihren Stickrahmen, und ich — hätte ſie gern zum Fenſter hinausgeworfen. Auch Leontine ſchien verlegen in ſeiner Gegenwart; einigemal gleitete ihr Blick verſtohlen auf mich herüber, ſie ſchien meine Gedanken leſen zu wollen, ich ſah ſie unwillkührlich mit einer Art von Wehmuth an, und ſchnell deckten die langen Wimper ihre ſchönen Augen.

Daß der dicke Arlhofen häßlich iſt wie Nacht und Sünde, darf man ihm freylich nicht zurechnen; daß er aber, troß dieſer widerlichen Häßlichkeit, doch bey keinem Spiegel vorbey geht, ohne wohlgefällig hinein zu ſchielen; daß er ein übermüthiges Selbſtvertrauen zur Schau trägt; daß er — ſeine Landwirthſchaft und die Pferdekenntniß ausgenommen — alles andere um ſich her verachtet, die feinere Bildung auch wohl verſpottet — ja, warlich! das macht ihn unausſtehlich. O Gott! wie mochte jene Lilie ſich unter dieſen Schleenſtrauch verirren! —

Arlhofen gerieth bald mit meiner Mutter in ein wichtiges Geſpräch über Ochſenmaſt und Brandeweinsbrand; von den Erzeugniſſen des letztern hohlte er ſogar Proben, die er anzündete, und da Beyde in dieſe intereſſante Materie ſo ſehr ſich vertieften, daß ſie meine und Leontinens Gegenwart ganz vergaßen; ſo näherte ich mich ſchüchtern dem reizenden Weibe, und mit einer Stimme, die von meinem bebenden Herzen zur Hälfte verſchlungen wurde, redete ich ſie an:

„Sallmküll würde mir noch einmal ſo „werth ſeyn, gnädige Frau, wenn es näher „an Lindenholm läge, weil mir das einen „Vorwand leihen würde, eine Bekanntſchaft „zu kultiviren, die, einmal gemacht, nicht „leicht mehr entbehrt wird.“

Leontine wurde ſichtbar durch meine Anrede bewegt, aber ſie faßte ſich, und ſagte, wenn gleich nicht unbefangen, doch mit edlem Anſtand: „die Lage ihres Gutes iſt ſo ſchön, „daß ſie dort ſchwerlich unſer einförmiges „Thal vermiſſen werden.“

„Auch ein Paradies wird einförmig,“ erwiederte ich, „wenn nicht — (das Wort Liebe erſtarb mir auf der Zunge) „wenn „nicht Freundſchaft es bewohnt.“

„Ach, ja!“ ſagte ſie mit einem unwillkührlichen Seufzer, über den ſie ſelbſt erſchrak, und ſchnell hinzufügte: „das Glück „ihrer Bauern muß ihnen viel Freude gewähren.“

„Allerdings,“ antwortete ich, „eine „Exiſtenz, auf Anderer Freude gegründet, kann nie ganz unglücklich ſeyn; ſelbſt „dann nicht, wenn an eigener Freude „ſie darben muß.“

„Das Letztere iſt doch gewiß nicht ihr „Fall?“ verſetzte ſie mit einer Art von haſtiger Wehmuth, indem ſie einen flüchtigen, aber ſprechenden Blick auf mich warf.

„Vielleicht doch.“

„So müſſen ſie krank ſeyn?“

Ich verſuchte zu lächeln. „Es giebt „grübelnde Menſchen,“ ſagte ich, „die ſich „ein Ideal von Glückſeligkeit bilden, und ſo „lange krank ſind, bis ſie es erreichen — „ſehr krank, wenn ſie es vielleicht gar verſcherzten!“ — Eine Roſenglut überzog ihre Wange. Sie ſchwieg. Ich fühlte, daß ich zu bedeutend geſprochen hatte, und fuhr ſchnell fort:

„Als ich in die große Welt trat, nahm „ich alles zu leicht; nun, da ich herausgetreten bin, rächt ſie jede Unbeſonnenheit „an mir. Als Jüngling glaubt' ich, es ſey „genug, mich gut zu fühlen, es lag mir „wenig daran, dafür gehalten zu werden; jetzt, da ich das verbeſſern möchte, „giebt Niemand ſich die Mühe, ſeine Urtheile über mich zu berichtigen.“

„O, doch!“ ſagte ſie haſtig, „wären „ſie wohl ſo ſtolz, nur ſich allein für fähig

„zu halten, ein erkanntes Unrecht wieder „gut zu machen? Wer vielleicht von einem „falſchen Urtheil über ſie durch ſo manche „Züge ihres Charakters zurück geführt wur„de, der hat gewiß den Irrthum ſchon oft „im Stillen ihnen abgebeten.“

Sie ſagte das mit einer unausſprechlichen Güte, und ihr Auge ruhte dabey auf mir länger als je vorher. Es ſchien, als wolle ſie mir etwas abbitten — ihr Blick überwältigte mich, und mit verſchloſſener Rührung murmelte ich zwiſchen den Zähnen: für mich kommt alles zu ſpät! — Zum Glück rief meine Mutter in dieſem Augenblick mich zum Zeugen über, ich weiß nicht mehr welche Vortreflichkeit ihrer landwirthſchaftlichen Einrichtungen, ſonſt mag der Himmel wiſſen, wie weit mein Herz mich noch geführt haben würde. Ich mußte nun mit ſprechen, ein langes und breites, ich weiß ſelbſt nicht mehr was, denn meine Seele war bey Leontinen, und als vollends ein verſtohlener Blick mir verrieth, daß ſie mit ſtarren Augen in tiefen Gedanken die Blumen auf den Taſſen zu zählen ſchien, da war es um den letzten Reſt meiner Aufmerkſamkeit geſchehen; ich fühlte, daß ich hinaus mußte, und ergriff mit Haſt Arlhofens Erbieten, mir ſeine Pferde zu zeigen.

Während wir über den Hof nach dem Stalle ſchlenderten, drang ſich mir plötzlich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit auf, dieſen Menſchen zu gewinnen, wenn ich hoffen wolle, Leontinen, das Glück meines Lebens! dann und wann zu ſehen. Ich ermannte mich, ſuchte meinen ganzen Vorrath von Pferdekenntniß, den ich glücklicherweiſe als Kavallerieofficier geſammelt habe, hervor, lobte mit Einſicht, ließ mich aber auch oft belehren, hatte meine Freude an dieſem Holſteiner und an jenem Rammskopf, taxirte ſeine Lieblinge weit höher als ſie werth waren, gieng willig von den Pferden zu den Hunden über, prüfte ſie als Waidmann, traute ihnen große Dinge zu, ließ ſie an mir heraufſpringen, mich von ihnen beſchmutzen, und kurz, in einer halben Stunde hatte ich es ſo weit gebracht, daß Arlhofen mich für einen ächten Edelmann hielt, und mich zum Erſtenmal Couſin nannte, und nach Lindenholm einlud, ſo oft es mir beliebe zu reiten oder zu jagen. Sie können leicht denken, daß ich mit Leidenſchaft von der Jagd ſprach, und mich über den Mangel an Wild in der Gegend von Sallmkäll beſchwerte. Ach! in meinem Leben bin ich nicht ſo falſch geweſen! ich hatte ein feindliches Gefühl, als ſpräche ich mit einem Räuber, den zu überliſten kein Verbrechen ſey. Wir kehrten als neue Freunde in das Haus zurück, denn in ſeinen Augen hatte Gleichheit des Geſchmacks ein Band um uns geſchlungen.

Meine Mutter brach auf, und ich wagte beym Abſchiednehmen, was ich bey unſerer Ankunft nicht gewagt hatte, ich griff nach Leontinens Hand. Sie erinnern ſich doch unſerer den Ruſſen abgeborgten Sitte? Ein Frauenzimmer, dem man die Hand küſſen will, zieht ſie zurück, und reicht ſtatt deren den Mund oder die Wange. Leontine fügte ſich zwar auch der alten Gewohnheit, es war aber kaum der Ohrzipfel, den meine Lippen berühren durften; und dennoch — o, mein Freund! — welch' ein Gefühl durchzückte mich als ich ihr ſo nahe war! — Glauben Sie denn wirklich, daß der Magnetiſmus eine bloße Scharlatanerie ſey? — nein, es giebt warlich etwas geiſtig unſichtbares, das aus unſerm Körper ausſtrömt; unwillkührlich wie der Gedanke aus dem Gehirn; und gleichwie Seelen ſich verſtehen, wenn ſie eigene Gedanken in fremden Augen leſen, ſo werden Körper angezogen durch eine materielle Kraft, die aus gleich organiſirten Körpern ſtrömt. Nennen Sie dieſe Kraft magnetiſch oder ſympathetiſch, oder wie Sie wollen, beſpotten und belächeln Sie dieſelbe, weil ſie unerklärbar iſt, ihr Daſeyn abzuläugnen vermögen Sie nicht, ſo wenig als die Exiſtenz des Blumenduftes, den Sie auch weder ſehen noch erklären können. Es gab einmal einen Sonderling, welcher den Ausdünſtungen der Menſchen zwey verſchiedene Geſtalten lieh, nämlich die der Pfeile und der Häkchen, aus deren verſchiedenem Zuſammentreffen er ſich die Wirkungen der Sympathie und Antipathie erklärte; allein mich dünkt das Wort Ausdünſtung ſey viel zu grob materiell. Die Blume duftet den ganzen Tag und verliert darum nichts von ihrem Gewicht; der Blumenduft iſt alſo keine Ausdünſtung — ich möcht' ihn Liebe nennen.

Doch wohin verirrt ſich mein ſchwärmender Geiſt! ich kehre eilig nach Lindenholm zurück, denn dort geſchah noch etwas, das mit ſchmerzlich ſüßen Hofnungen mich erfüllte. Arlhofen nämlich erinnerte ſich plötzlich, in der Stadt gehört zu haben, daß ich Bräutigam ſey. „Apropos!“ rief er mit einem breiten Gelächter, „man „darf ihnen ja gratuliren? ſie heyrathen „Fräulein Hohenſchild?“ —

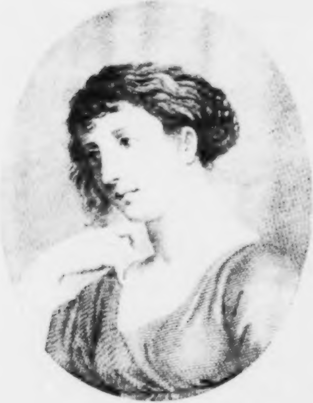
Ich erſchrak, als hätte man mich eines Verbrechens beſchuldigt, und Leontine — ja, mein Freund! — Leontine wechſelte die Farbe, und ſtrebte vergebens, eine Erſchütterung zu verbergen, die ihren Buſen ängſtlich hob. „Stadtgeſchwätz!“ erwiederte ich haſtig, „ich werde nicht heyrathen.“ — Leontine bückte ſich herab zu ihrem Hunde und ſagte kein Wort. Ich fürchtete, meine Mutter möchte mir widerſprechen, aber ein Blick, den ich auf ſie warf, belehrte mich, daß ſie es ſehr undelikat fand, in *dieſem* Hauſe vom Heyrathen mit mir ſprechen zu hören, ſie warf den Kopf faſt höhnend in den Nacken und ſchwieg gleichfalls. Arlhofen verſicherte mit einem lauten ha! ha! ha! ich halte wohl nur hinter dem Berge, und ich wiederhohlte ihm mit ſtarken betonten Worten, daß ich *nie* heyrathen würde. Leontinens Blicke begegneten den meinigen, als ſie ſich aufrichtete; ihr Geſicht glühte, ſie fühlte ſich ſelbſt an die Backen und ſagte verwirrt: *ich kann das Bücken doch gar nicht vertragen.* — Arlhofen ließ glücklicherweiſe die Materie fallen, um ſeine Einladung zur Jagdpartie mir noch einmal an das Herz zu legen — ach! hätte er gewußt, wie gern ich ſie annahm! — doch Leontine fügte kein Wörtchen hinzu.

So endigte dieſer erſte Beſuch, der über mein Daſeyn für immer entſchieden hat. Fragen Sie mich nicht, was daraus werden ſoll. Ich habe keine andere Antwort als die: ich liebe. Liebende ſind Kinder — Kinder denken nicht an die Zukunft.

Vierzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Er iſt hier geweſen — und er wird wiederkommen. Wallerſtein meine ich — wen könnte ich ſonſt meinen? — O, Amalie! wir ſind ja nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren getrennt, willſt Du mich denn nicht einmal beſuchen? komm jetzt! ich bitte Dich, komm jetzt! — Ich bin ihm nicht gleichgültig. Nein, es iſt nicht Eitelkeit von mir, wenn ich das ſage, ich bin dem edlen Manne gewiß nicht gleichgültig. So ſieht man keine Frau an, die man gering ſchätzt, ſo ſpricht man nicht mit ihr. Die Glückliche, die einen ſolchen Mann intereſſirt, darf doch wohl ein wenig ſtolz darauf werden? — Ich habe Arlhofen gebeten, mit mir nach der Stadt zu reiſen. Er fragte mich, ob ich nicht klug wäre? die Erndte ſey ja vor der Thür. — Fräulein Hohenſchild heyrathet er nicht. Er will überhaupt nie heyrathen, das verſicherte er ſehr beſtimmt. — O, ich habe auch an Madam Lindau geſchrieben, und ſie dringend gebeten, mich zu beſuchen, aber ihre Kinder haben die Maſern, ſie kann nicht kommen. — Glücklich ſcheint er nicht zu ſeyn. Es iſt eine Schwermuth über ſein ganzes Weſen verbreitet, es wohnt eine Rührung in ſeinem Auge — ach! wenn doch meine Mutter noch lebte! ſie würde mich nicht verlaſſen! — Wiederkommen will er zu einer Jagdpartie. Wenn er doch nur die Zeit genauer beſtimmt hätte, daß man mehr Gäſte, recht viel Gäſte aus der Nachbarſchaft bitten könnte. — Meine Krankheit muß ſich wohl verſchlimmert haben, denn auch an Tagen, wo ich frey davon bin, trage ich eine Angſt mit mir herum, als ſey ich eine Muttermörderin. — Arlhofen, denke nur, ſogar Arlhofen ſpricht gut von Wallerſtein, und ſagt, er habe ſich ſeit einigen Jahren ſehr zu ſeinem Vortheil verändert. — Ich habe einen Boten an meinen Vater geſchickt, ich habe ihn gebeten, mir das Bild meiner Mutter zu ſenden; dieſe Bitte hat mich viel Ueberwindung gekoſtet, denn ich weiß, wie ungern er ſich davon trennen wird; aber ich habe eine Sehnſucht nach dem Bilde, und er darf ja nur ſelber mitkommen. — Ich wollte darauf wetten, auch ihm wird Wallerſtein gefallen. Er iſt ſo ſanft, ſo beſcheiden — und nicht glücklich! — Komm doch, gute Amalie! ich bin auch nicht glücklich! — Hat man denn gar keine Pflichten mehr gegen Freunde, ſobald man Kinder hat? — Morgen geh' ich zum Abendmahl. Es iſt lange her, daß ich dieſe heilige Pflicht verabſäumt habe, ich mache mir Vorwürfe darüber. Die Religion iſt ſo tröſtend, ſo beruhigend — ich werde nachher bey unſerm Paſtor eſſen. Möcht' es nur ſeiner Frau nicht etwa einfallen, von ihm zu ſprechen. — Beſuche mich, liebe Amalie, ich will Dir meine Pferde entgegen ſchicken.



[illegible]

Leontine

Ein Roman

von

A. von Kotzebue

*

Zweiter Theil.

Riga und Leipzig,
bey Carl Joh. Gottlb. Hartmann
1808.

Leontine.

Ein Roman.

Zweyter Theil.

Ein und vierzigſter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Es iſt nicht gut, das fühl' ich wohl, daß ich vor Ihren Briefen mich gleichſam fürchte, und ſie mit Aengſtlichkeit erbreche. Sie haben Recht; Alles, was Sie ſagen, iſt wahr; aber ich bin ein eigenſinniger Kranker, der keinen Verband auf ſeiner Wunde leidet, und von allen Ihren väterlichen Bitten kann ich nur Eine, nur die letzte erfüllen: Ihnen nichts zu verhehlen, immer wahrhaft gegen Sie zu bleiben. Ja, in Ihrem Buſen will ich meine geheimſten Empfindungen niederlegen, und an Ihren Buſen will ich fliehen, ſobald ich fühle, daß die Kraft der Tugend von mir weicht. Doch nein, das wird ſie nie! nur ein guter Menſch kann Leontinen lieben, und ihre Freundſchaft, ihren nahern Umgang wünſchen, iſt ja kein Verbrechen.

Kaum war der erſte graue Septembertag angebrochen, als ich meine Pferde ſatteln ließ, und nach Lindenheim flog. Ich nahm meinen Preſto mit, einen ſchönen ſibiriſchen Windhund, den ich noch vom Fürſten V** habe, und der treflich Solo ſingt. Der Hund iſt mir lieb, aber ich machte ihn Arlhofen zum Geſchenk, und bereitete mir dadurch ein ungemein freundliches Willkommen. — Weit weniger fand ich es ſo bey Leontinen. Sie war äußerſt ſchüchtern und einſylbig gegen mich, entfernte ſich auch ſehr bald, und erſchien nur wieder bey der Mittagsmahlzeit, wo ſie ſtumm mir gegenüber ſaß, und jeden ihrer eigenen Blicke hütete, indeſſen Arlhofen Jagdgeſchichten auskramte, die ich alle vergeſſen habe. — Wir ſaßen noch bey Tiſche, als das Hifthorn uns ſchon hinaus ins Feld rief. Arlhofen ſprang auf, ich mußte folgen. Wir ſchieden von der reizenden Wirthin, ich mit einem klagenden Blicke, er mit der Bitte um ein heißes Glas Punſch bey ſeiner Zurückkunft.

Die Jagd war vortreflich, Preſto that ſeine Schuldigkeit, viermal fieng er Solo, und beym letztenmal umarmte mich Arlhofen voll Entzücken. Es war ſchon dämmerigt, als wir nach Hauſe ritten. Leontine ſtand am offnen Fenſter. Ich wollte mich ihr nähern, um ihr einen guten Abend zu bieten; in dieſem Augenblicke trabte der Piqueur an mir vorüber, der im Walde einen großen Luchs geſchoſſen und ihn hinter ſich auf das Pferd geworfen hatte. Das Thier baumelte hin und her und ſtreifte meinen Braunen, der ohnehin leicht ſcheu wird; er ſchnaubte, wollte durchſetzen, bäumte ſich, und ſchlug richtig mit mir über, welches mir allerdings den Hals hätte koſten können. Es lief aber glücklich ab; weder ich noch der Braune thaten uns Schaden; Leontine hingegen — ach, mein Freund! — als wir zu ihr in das Zimmer traten, lag ſie auf dem Sofa in heftigen Krämpfen. Zum Erſtenmal war ich Zeuge ihrer Leiden, Zeuge und Urſache. Doch war ich nicht ſo eitel, mir einzubilden, ſie nehme deshalb beſondern Theil an mir, denn ſicher wäre um den letzten Bauer ihr Schrecken nicht geringer geweſen. — Einige Stunden verfloſſen, ehe ſie ſich erhohlte; ich blieb ſo lange beſcheiden im Vorzimmer, und Sie können denken, mit welchen unruhigen Schritten ich die Stube maß. Endlich hört' ich von ihrer Stimme laut meinen Namen nennen. Plötzlich ſtand ich wie eingewurzelt, und lauſchte mit zurückgehaltenem Athem. Arlhofen ſprach; es ſchien, er ſuche ſie zu beruhigen, und in wenig Minuten öffnete er die Thür und bat mich, hereinzutreten, weil ſeine Frau nicht glauben wolle, daß ich unverſehrt davon gekommen.

Ich näherte mich in großer Bewegung dem Sofa. Sie lag da, wie ein Marmorbild, ihr ſchönes Auge heftete ſich ſtarr auf mich, und es war etwas Unheimliches in ihrem Blicke, etwas dem Wahnſinn ähnliches. Sie ſchwieg, ſie weinte auch nicht, und doch rollten zwey groſſe Thränen über ihre Wangen, die der Krampf dem ſtarren Auge auszupreſſen ſchien.

„Es iſt vorüber,“ ſagte Arlhofen, und gieng hinaus, um ſeine Pfeife zu hohlen. Das Kammermädchen ſtand vor dem Lichte und tröpfelte einen Spiritus auf Zucker. Wir waren allein im Schatten. Mein Gefühl überwältigte mich. Ich ergriff ihre herabhängende Hand, drückte ſie mit Heftigkeit an mein Herz, und ſprach leiſe, doch innig:

„O, daß ich es bin, der eine trübe „Stunde ihnen verurſacht! ich, der ich „mein letztes Blut für ihr Glück vergieſſen „möchte!“ — Sie ſah mich mit groſſen Augen an, machte aber keine Bewegung, mir ihre Hand zu entziehen. Kalt wie eine Todtenhand lag ſie in der meinigen; ich bog mich herab, und indem ich meine brennenden Lippen darauf preßte, entſchlüpfte meinem innerſten Herzen das Wort Leontine!

Ein Hauch des Morgenroths überflog ihre blaſſe Wange und verſchwand eben ſo ſchnell. Sie ſchien ihre Kräfte zu ſammeln, um mir die Hand zu entwinden; ſobald ich das merkte, ließ ich ſie los; ihr Buſen hob ſich, ſie kehrte ſich von mir und fieng ſtill an zu weinen.

Das Mädchen trat jetzt mit den Tropfen herzu, und Arlhofen kam mit der dampfenden Pfeife zurück. Sie winkte mit der Hand die arme Ruhe Bedürftige, daß wir ſie verlaſſen möchten. Es wird ſich ſchon geben, ſagte Arlhofen und führte mich in ein Nebenzimmer, wo der Punſchnapf ihm entgegen rauchte. Hier ſprach er ſo unbefangen von Preſto und von den Haken, die der letzte Haſe gemacht hatte — warlich, ich glaube, hätte Preſto einen Fuß verſtaucht, es wär' ihm näher zu Herzen gegangen. Ich konnte mich nicht enthalten, den Muth zu bewundern, mit dem er dieß häusliche Leiden ertrage. Ach! ſagte er, man wird Alles gewohnt. — O, über den gewöhnlichen Menſchen!

Leontine erſchien nicht beym Abendeſſen. Sie ließ ſich entſchuldigen, ſie ſey noch zu ſchwach, befinde ſich aber übrigens beſſer. Arlhofen fragte, ob ſeine Frau ſchon zu Bett gegangen ſey? — ſeine Frau! o, des unverdient Glücklichen! — Man antwortete ihm ja, und nun gieng er einen Augenblick in ihr Schlafzimmer. Er durfte das! indeſſen ich Brodkugeln drehte und zerdrückte. — Die Unterhaltung bey der Mahlzeit war ſehr einſylbig. Mich machte eine heimliche Angſt ſtumm, und ſeine Worte verſchlang ein unaufhörliches Gähnen. Sobald wir aufgeſtanden waren, ſchützte ich Müdigkeit vor, und ließ mir mein Zimmer anweiſen.

Hier brachte ich nun die erſte Nacht mit Leontinen unter einem Dache zu. Das iſt ein ſeltſames Gefühl, von der Nacht umwoben, der Geliebten ſo nahe zu ſeyn. Ich hörte die Hausthüre verſchließen, und es gab mir eine behagliche Empfindung, daß man in einerley Mauern mit ihr mich einſchloß. Mein Zimmer war daſſelbe, welches ihr Vater bewohnt, wenn er ſie beſucht. Ueber dem Schreibtiſche hieng Leontinens Silhouette, durch ein hohes Kopfzeug verunziert, wie es vor mehreren Jahren Mode war. Ach! ſo ſah ſie aus, als ich auf jenem Ball ſie zum Erſtenmal erblickte, und mit kindiſchem Uebermuth ihre *kindliche* Unſchuld beſpöttelte. — Wie ſchwer büße ich jetzt meinen Dünkel! —

Ich konnte und mochte nicht ſchlafen. Raſtlos gieng ich auf und nieder und ſchwärmte mir abentheuerliche Möglichkeiten zuſammen; wenn zum Beyſpiel im Hauſe plötzlich Feuer auskäme, und ſchnell um ſich griffe, und ich, der einzige Wachende, würde es gewahr, ſtürzte hinaus, ſuchte Leontinens Zimmer, fände es von Flammen umringt, dränge muthig hindurch, faßte die halb Erſtickte in meine Arme, rettete ſie ins Freye und ſänke todt neben ihr nieder! — Ach! es fehlte nicht viel, ich hätte mein Licht ergriffen, und das Haus in Brand geſteckt. — Der anbrechende Tag weckte mich endlich aus meinen Träumereyen. Ich beſann mich, daß ich doch nothwendig zu Bett gehen müſſe, damit das unverſehrte Lager meine Albernheit nicht verrathen möchte. Ich warf mich darauf und phantaſirte noch ein paar Stunden zwiſchen Schlaf und Wachen.

Beym Frühſtück war ich der Erſte. Arlhofen ſchnarchte noch im Nebenzimmer. Leontine ließ bald fragen, ob er ſchon aufgeſtanden ſey? — „Wie befindet ſich die gnädi„ge Frau?“ fuhr ich das Kammermädchen haſtig an. — Ziemlich wohl. — „Wird „ſie zum Frühſtück kommen?“ — Ja, ſobald der Herr aufgeſtanden iſt. — Sie gieng hin und weckte den Herrn. Alſo nicht eher will Leontine kommen? nicht allein will ſie mit mir ſeyn? hab' ich ſie beleidigt? — ich erwartete ihr Erſcheinen mit ängſtlicher Pein.

Sie trat endlich an Arlbofens Hand heraus, blühend wie eine Roſe, keine Spur mehr von dem geſtrigen Zufall, ach! ſie war ſo reizend! — Gegen mich affektirte ſie eine gewiſſe Unbefangenheit — ja, ich darf ſagen, ſie affektirte, denn ſie, bey der jede Bewegung die reinſte Natur iſt, kann nichts erheucheln. Ich belauſchte ängſtlich jeden ihrer Blicke, ob Einer darunter Zorn verrathe? aber nein! wenn ſie dann und wann einmal ihre Rolle vergaß, ſo ſchwamm eine rührende Wehmuth in ihrem Auge, und halbe Seufzer entſchlüpften ihr. Sie forſchte mit zarter Theilnahme, ob der Sturz vom

Pferde mir nicht geſchadet habe? und verſicherte freundlich, ſie ſpüre weiter keine Folgen des Schreckens. — Arlhofen fieng ſo eben an, von einer großen Jagd zu ſprechen, die er in vierzehn Tagen veranſtalten wolle, wenn das Korn erſt mehr von den Feldern geräumt ſey, und ich ſah ſchon von fern mit heimlicher Freude auch an mich eine Einladung ergehen; als eben der Poſtbote herein trat, und einen Brief von der Frau von Engerfeld brachte, die eine ziemlich nahe Verwandtin von Leontinen iſt; gerade um dieſelbe Zeit ihre Tochter an den Major von Waldern verheyrathet, und zu einer großen Hochzeit einlud, welche einige Wochen hindurch auf ihrem Gute gefeyert werden ſolle. Arlhofen entſchied ſogleich, daß man hinreiſen müſſe, und gab, wiewohl ungern, ſeine Jagdpartie auf. An Leontinen merkte ich deutlich, daß ſie mit ſich ſelber kämpfte. Doch nach einigen Minuten ſagte ſie mit einer gewiſſen haſtigen Entſchloſſenheit:

„Ja, es iſt wahr, wir dürfen die Einladung nicht ausſchlagen. Vermuthlich wird „auch mein Vater dort ſeyn, und — und „es iſt recht gut, daß wir hingehen." — Sie erröthete bey den letzten Worten.

Daß ich nun einſylbig Abſchied nahm, mißmuthig auf den Gaul mich warf, unterweges faſt mit Leontinen grollte, und nicht mit der beſten Laune zurück nach Sallmkäll trabte, das Alles iſt ſehr begreiflich. Aber wie entzückend überraſchte mich bey meiner Ankunft ein Bote mit einem Brief des Major Baldern, dem ich einſt in Petersburg einige mir leichte, ihm wichtige Gefälligkeiten erzeigt hatte, der dafür, bey ſeiner bevorſtehenden Hochzeit, meiner dankbar eingedenk war, und mich gleichfalls im Namen ſeiner Schwiegereltern feyerlichſt einlud.

Meine Mutter, die ſchon weiß, daß ich die großen Schmauſereyen haſſe, hatte bereits halb und halb abgeſagt, und begriff nicht, wie es zugieng, daß ich, mit einer

Freude, die ich vergebens zu verbergen ſtrebte, dem Boten raſch die mündliche Antwort gab, ich werde ſicher erſcheinen. — Gute Mutter! erinnere dich, was einſt Göthe ſang:

Bin ich es noch, den du bey ſo viel Lichtern
Des Abends an dem Spieltiſch hältſt?
So unerträglichen Geſichtern
Oft gegenüber ſtellſt?

Ach! wenn es Leontinen einfiele, mich in Geſellſchaft von dicken Superintendenten und fetten Conſiſtorialräthen von einer Kirchenviſitation zur andern zu ſchleppen, ich würde ihr folgen, wie ein Zugvogel dem Frühling! —

Zwey und vierzigſter Brief.

Derſelbe an Denſelben.

(Einen Monat ſpäter.)

Reval.

Ich ſpüre noch keine Luſt zu ſterben, lieber Freund, aber wenn es geſchehen ſollte, ſo ſagen Sie ja nicht, ich ſey jung geſtorben; denn wer unter ſeinen Lebenstagen zwey ſolche Wochen zählt, wie meine letzten waren, der hat lange, der hat wenigſtens viel gelebt.

Den Tag vor Balderns Hochzeit fuhr ich nach Engerfeld. Leontine war ſchon dort, ſie mußte aber nicht gewußt haben, daß auch ich gebeten ſey, denn ſie fuhr ſichtlich zuſammen, als ich herein trat. Aufs neue wurde es mir gewiß, daß ich das holde Weib intereſſire, aber ob dieſe Gemüthsbewegung, dieß Wechſeln ihrer Farbe, durch Mitleid, Wohlgefallen oder Unwillen erzeugt wird, das konnt' ich noch immer nicht errathen, ſo forſchend auch auf ihr mein Auge ruhte.

Am Hochzeitstage hatte man ihr eine Ehrenrolle übertragen, da war ſie ſteif gekleidet, und hatte auch ihr liebliches Geſicht in ungewöhnliche Falten gelegt. So würde Hebe ausſehen, wenn ſie an Jupiters Hof im Reifrock erſcheinen müßte. Vormittag ſtand ich einige Minuten neben ihr, als ſie das Negligee der Braut garniren half. Ich hatte nicht das Herz, ſie anzureden, denn ich bin bey ihr unbegreiflich blöde; aber ich verſchlang mit meinen Blicken ihre Hand, die zum zweytenmal ſo ſchön zu formen der Natur ſchwerlich gelingen möchte, und die ſie mir bis jetzt unter neidiſchen Handſchuhen verſteckt hat. Sie ſah auch nicht ein einzigesmal von ihrer Arbeit auf zu mir, aber der Himmel weiß, wie die Frauenzimmer es anfangen, Alles zu ſehen, was ſie ſehen wollen, ohne die Augen dahin zu richten, denn daß Leontine meinen gefeſſelten Blick bemerkte, das verrieth mir die immer höher ſich färbende Wange. Endlich ſieng die ſchöne Hand auch an zu zittern, ſie ſtach ſich zweymal in den Finger, und ich wandte mich weg von ihr, um der Schüchternen kein peinliches Gefühl zu erregen.

Werden Sie nicht ungeduldig, lieber Freund, wenn ich Sie mit — nun ja, mit Kleinigkeiten unterhalte. Es iſt wohl eine gerechte Klage des Menſchen, daß er auf ſeinem Lebenspfade gewöhnlich ſo haſtig fortkeuchen muß, als leb' er nur um des Zieles willen, das der Tod ihm aufſteckt, nicht um ſein Daſeyn zu genießen. Nur ein lichter Punkt in ſeiner Bahn hemmt ſeinen Lauf, da geht er langſam, da bleibt er ſtehen bey jeder Blume, und wenn er ſie nicht pflücken darf, benetzt er ſie mit Thrä nen; da wird das Säuſeln jedes Halmes ihm bedeutend, und munter ſpringt er oft vom Wege ab, um ſich mit einem Schmetterling zu jagen. Das iſt der kurze Weg, wo ihn die Lieb' umflattert; das iſt der ſeltene Augenblick, wo er nicht in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft, wo er endlich einmal in der Gegenwart lebt! Darum gönnen Sie mir den Genuß, daß ich den Wein in Tropfen ſchlürfe, und jeden Tropfen auf meiner Zunge verweilen laſſe.

Ich war froh, als der ſteife Hochzeitstag vorüber war, und ich wieder, ohne die Etikette zu beleidigen, mich näher an ſie drängen durfte. Kein Hofmann, der ſich bey der Cour durch die bunte Menge ſchiebt, um von ſeinem Fürſten geſehen zu werden, kann gewandter und behender dabey verfahren, als ich, wenn ich durch die Verſammlung im Speiſeſaal ſchlüpfte, um den Platz neben ihr bey Tiſche zu erobern. Sie ſah es nicht ungern. Ihre anfängliche Verlegenheit minderte ſich nach und nach, und einmal, als ich ſchon nahe bey ihr ſtand, von einem dicken Gaſte aber vor ihren Augen verſteckt wurde, gewahrte ich deutlich, daß ſie einen ſuchenden Blick umher warf.

Bey der Tafel nahm ich mich ſehr in acht, ſie durch irgend eine Schmeicheley ſchüchtern zu machen, denn reine Seelen wie die ihrige ſchmiegen ſich zuſammen wie das Sinnkraut, wenn dieſes Gift ſie berührt; aber ich verſäumte auch keine Gelegenheit, ihr etwas Herzliches zu ſagen, und zuweilen bemerkt' ich, das Herzliche gieng zum Herzen. Nach wenigen Tagen wurde ſie offener und zutraulicher gegen mich, wir tanzten viel mit einander, ich tanzte mit Niemand, als mit ihr. Aber nie ruhte noch ihr Auge in dem meinigen, ſie gab ſich Mühe, meine Blikke zu überſehen; nie ſchien ſie den leiſen, faſt unmerklichen Druck meiner Hand zu fühlen.

Einmal fragte ich ſie: ob ſie auch an Freundſchaft zwiſchen beyden Geſchlechtern glaube? — Sie ſah mich mit freundlicher Wehmuth an: „ſie würden mir einen großen Troſt rauben,“ erwiederte ſie, „wenn ſie mir dieſen Glauben entriſſen.“ — Ich ſtimmte ein und log, denn ich fühlte nur zu deutlich, daß ich nie ihr Freund ſeyn kann.

Als ich einmal nach dem Tanz ein Glas Mandelmilch trinken wollte, warnte ſie mich haſtig. „O, wenn ihnen mein „Leben nicht gleichgültig wäre!“ rief ich entzückt, und ſie — kehrte ſich ſchnell zu einer Dame, mit der Bitte, ihr eine losgegangene Schleiſe wieder anzuſtecken. So können nur Frauenzimmer auf andere Gegenſtände ſpringen; mit eben der Leichtigkeit, mit der ſie einen Schleyer über das Geſicht ziehen, ziehen ſie ihn auch über ihre Seelen.

Ein anderesmal bekam ſie bey Tiſche einen Brief, den ſie unter der Serviette las und über den ſie Eſſen und Trinken verſäumte. „Er iſt von einer Freundin,“ ſagte ſie, als ich ſie leiſe damit neckte, und da ich mich zweifelſüchtig ſtellte, fuhr ſie fort: „ich wollte ihnen den Brief wohl „zeigen, wenn er nicht Geheimniſſe ent„hielte.“ — Die ſie betreffen? erwiederte ich haſtig. „Nein,“ antwortete ſie, „ich — darf ja keine Geheimniſſe ha„ben.“ — Sie ſagte das mit vielem Nachdruck, und ich ſchwieg verlegen.

Mit jedem Tage ſuchte ſie immer mehr einen unbefangenen, freundſchaftlichen Ton ſich anzueignen, und es gelang ihr beſſer als mir. Als gelegentlich von ihrer Kunſt zu ſticken die Rede war, verſprach ſie mir, faſt ungebeten, eine Brieftaſche, mit einem leichten Tone, der dieſem Geſchenk keinen andern Werth ließ, als den eines freundſchaftlichen Andenkens. So nahm ſie auch von mir ohne Ziererey eine Bonbonnière, auf der die Worte l'amitié Vous l'offre ſtanden. Ich that mein Möglichſtes, in ihren Ton zu ſtimmen, doch vergebens. Das klagte ich ihr ſogar einmal ganz ehrlich, fügte aber mit Herzlichkeit hinzu: ſie ſolle dadurch nicht irre an mir werden, denn erreicht würden meine kühnſten Wünſche ſeyn, wenn ſie ihre Freundſchaft, ihr Zutrauen mir ſchenkte.

Sie blickte vor ſich nieder und ſchwieg; nach einigen Sekunden aber zog ſie den Handſchuh aus, und reichte mir mit einem unausſprechlich freundlichen Blick die Hand zum Kuß. Ein namenloſes Entzücken durchſtrömte meine Bruſt. Wir waren allein. Ich drückte im frohen Wahnſinn die ſchöne Hand an meine Lippen, und wieder, und immer wieder! Da zog ſie ſie mit Heftigkeit zurück, entfernte ſich ſchnell und ſagte im Gehen: das iſt wider die Abrede. Doch las ich mehr Verwirrung, als Strenge in ihrem Auge.

Ach! wie könnt' ich immer die Gewalt über mein Herz behaupten, meinem Worte treu zu bleiben! Eines Abends brannte man ein kleines Feuerwerk ab, ich ſtand hinter ihr am ofnen Fenſter, dicht hinter ihr, und da ich gerade um einen Kopf größer bin als ſie, und da die Umſtehenden mit den Raketen ſo beſchäftigt waren, daß Keiner auf mich acht gab, ſo wagte ich es, meinen Mund leiſe auf ihr Haupt zu drücken. Sicher hat ſie es gefühlt, doch ſie überſah dießmal des Freundes Unart, und ſtellte ſich, als merke ſie nichts.

So ſchwanden jene ſeligen Tage, wie der Schatten einer eilenden Wolke über ein lechzendes Feld zieht. Leontine verließ Engerfeld einen Tag früher als ich, denn ſie befand ſich nicht wohl und fühlte die Annäherung neuer Leiden; darum fuhr ſie auch nicht nach Lindenholm, ſondern in die Stadt, um des Arztes willen; und ich — ich fuhr nicht nach Sailmküll, ſondern nach Reval, um der Kranken willen. Hier hab' ich freylich erſt einen Staatsbeſuch bey ihr gemacht, da Arlhofen eben nicht mit großer Wärme mich eingeladen; denn, hab' ich recht bemerkt, ſo ahnet er meine Liebe und beobachtet mich ſcharf; aber glücklicherweiſe kommt Leontine oft zu Hohenſchilds, und ich habe meine Maaßregeln ſo getroffen, daß ich gleich erfahre, wenn ſie dort iſt. Fräulein Hohenſchild mag freylich merken, daß ich nicht mehr um ihretwillen das Haus beſuche, und vielleicht iſt es ihr nicht ganz gleichgültig, wenigſtens iſt ſie ſtiller, verſchloſſener geworden; aber ſie iſt eine gute Seele, die Leontinen liebt und mir nicht gram darum wird; ja, ſie läßt uns ſogar nicht ſelten einige Minuten allein. Doch irrt ſie, wenn ſie glaubt, daß dieſe Minuten die glücklicheren wären, denn gerade wenn wir allein ſind, iſt Leontine jetzt am ſchüchternſten. Ob ſie ſich wohl fürchtet, von Gefühlen überraſcht zu werden, die ſie, von Fremden umringt, leichter bekämpfſt? — O, ich eitler Thor! — und dennoch — gut iſt ſie mir! o gewiß, ſie iſt mir gut! ſie hat das hundertmal verrathen, und was will ich mehr? was darf ich mehr wollen? —

Drey und vierzigſter Brief.

Derſelbe an Denſelben.

(Einige Wochen ſpäter.)

Reval.

Freund! ſechs und zwanzig Jahre lang hab' ich mir eingebildet zu leben, und glich doch nur der Auſter, die, an eine Felſenbank geſchmiedet, ihre Schaale auf und zu thut, einen Tag wie den andern. Damals hielt ich viel auf richtige Uhren, wußte immer beſtimmt, welche Zeit es war: ſah mich des

Morgens nach dem Wetter um; machte Plane, wie ich den Tag zubringen wollte, ja wohl gar auf mehrere Wochen hinaus; lauter Beweiſe von langer Weile! in alle Winkel mußte ich um Hülfe ſchreyen, um vor dem Dinge mich zu retten, das wir Zeit nennen, und zu dem allein die Langeweile den Maaßſtab giebt. Wie anders iſt es jetzt! hundertmal vergeſſ' ich meine Uhr aufzuziehen, denn die Stunde, in der ich Leontinen ſehen werde, ſchlägt das Herz! Ob Sonnenſtrahlen, ob Schneeflocken durch meine Fenſter ſchimmern, das gilt mir gleich, denn meinen Himmel trägt Leontine im Auge. Nie fällt es mir ein, den Tag planmäßig vorzubereiten, denn täglich ſie zu ſehen, iſt, wie das Athemſchöpfen, mir Lebensbedürfniß geworden.

Auch Leontine — o, gewiß! ich bin ihr nicht mehr gleichgültig. Sie ſtrebt umſonſt, es zu verbergen, das Auge iſt in keines Menſchen Gewalt, nur Blinden mag es gelingen Liebe zu verſtecken. Zwar ſie kämpft mit einer Kraft, die ich bewundre, aber nicht erreiche. Wir armen Männer! als die Natur zwiſchen beyden Geſchlechtern die Kräfte theilte, da gab ſie uns ſtiefmütterlich die phyſiſche Gewalt, und ihren beſſern, geliebtern Kindern die Gewalt über eigne und fremde Seelen.

Neulich flüſterte Leontine mir im Concert die Worte zu: „beſuchen ſie mich morgen in meinem Hauſe, ich habe etwas mit ihnen zu reden.“ Welch eine Nacht auf dieſe Einladung folgte, welch ein Kampf mit Schlaf und Vernunft, mit Eitelkeit und Ungeduld — das begreifen Sie ſchwerlich. Ich flog am andern Morgen zu ihr ſobald der Wohlſtand es vergönnte. Da ſaßen wir eine Weile ſtumm auf dem Sofa, und ich athmete kaum um ihre erſte Sylbe nicht zu verlieren.

Können Sie wohl errathen was ſie von mir verlangte? ich ſollte Fräulein Hohenſchild heyrathen. Mit ſtummen Erſtaunen ſah ich ihr ins Geſicht, zweifelnd ob ſie es ernſtlich meine? Da hub ſie ihren Spruch mit großem Nachdruck an; „ich habe Fräulein Hohen„ſchild die Cour gemacht, ſo ſage die ganze „Stadt, ich habe Hoffnungen in ihr erregt, „ſie ſey mir gut, ſie ſey ein wackeres Mäd„chen, ich werde glücklich mit ihr ſeyn und „keine Frau finden, die ſich beſſer für mich „ſchicke."

Muß ich denn eben heyrathen? murmelte ich dazwiſchen.

„Ja, ſie müſſen, fuhr Leontine fort, „ſie müſſen, weil ſie für häusliches Glück ge„ſchaffen ſind, weil es ihre Pflicht iſt, den „Wunſch ihrer alten Mutter zu erfüllen, weil „— weil ihre und fremde Ruhe dadurch „geſichert wird." — Sie ſprach noch viel mehr, und ich hütete mich wohl ſie zu unterbrechen, denn ich höre ihr ſo gern zu. Schüchtern hub ſie an, doch immer feuriger, immer fließender wurde ihre Rede, ſie glühte vom

Enthuſiasmus der Tugend; hoch erhaben über ſich ſelbſt, mit dem Glanz des Edelmuths im Auge, ergriff ſie plötzlich meine Hand, und endigte tief gerührt mit den Worten; „Wallerſtein! wenn ſie mein Freund ſind, „wenn ſie es bleiben wollen, ſo eilen ſie „ſich zu vermählen.“

Sie war erſchöpft. Eine innere Gewalt warf mich unwillkührlich zu ihren Füßen, mit Wahnſinn drückte ich ihre Hand an meine Lippen, an meine Stirn; bebend rief ich:

„Leontine! welch einen Blick haſt du in „das Heiligthum deines Herzens mich werfen „laſſen! ich ſollte jemals einem andern Weibe „angehören als dir! tödte mich, oder was „mehr iſt, verbanne mich! aber begehre nicht „von mir ein Mädchen zu belügen, mein eig„nes und ein fremdes Daſeyn zu vergiften!“ — Sie erſchrak über meine Heftigkeit. Wallerſtein! was thun ſie! rief ſie bebend, und machte einen Verſuch zu entfliehn. Ich hielt ſie zurück mit ſanfter Gewalt. Hören ſie nun auch mich! ſprach ich bittend, indem ich mich zu faſſen ſuchte, und meinen Platz neben ihr wieder einnahm.

Ich erklärte ihr jetzt mein Verhältniß zu Fräulein Hohenſchild. Ich läugnete nicht, daß ich den Gedanken gehabt, ſie zu heyrathen, ſo lange ich, frey und unbekannt mit dem Gefühl der Liebe, durch eine ſolche Verbindung blos eine Weltbürgerpflicht zu erfüllen geglaubt. „Aber nie,“ fuhr ich fort, „hab' „ich gegen das Mädchen mich beſtimmt erklärt; und jetzt — jetzt, da meine ganze Seele „von dem Bilde des Weibes erfüllt iſt, das „mir in Jugendträumen als Ideal vorſchwebte, jetzt, da alle meine Wünſche und Hoffnungen, mein Glück und mein Elend mit „unzerreißbaren Ketten an ſie allein für „ewig gefeſſelt ſind —“

Wallerſtein! rief ſie haſtig und ſprang auf.

„Um Gotteswillen! hören ſie mich!“

ſprach ich mit Ungeſtüm, indem ich ihre Hand ergriff.

Gott! was hab' ich gethan! ich meinte es ſo gut! ſchluchzte ſie, und ſank nieder auf den Sofa.

„Sie haben einen Schritt gethan, den „ihr edles Herz ihnen eingab; ich bewundere „ſie, aber gehorchen kann ich nicht! Leontine! ich liebe ſie! ich liebe ſie unausſprechlich!“

Ich darf das nicht erlauben, nicht hören, ſtammelte ſie kaum vernehmlich.

„Aber ich darf, ich muß ſie lieben! „geben ſie mir, was ſie mir geben dürfen, „ihre Freundſchaft! o es iſt ſo viel und „ſo wenig was ich bitte. Zittern ſie nicht „vor meinem Ungeſtüm. Ich war nie ein „ſchlechter Menſch, und wär' ichs geweſen, „die Liebe zu ihnen hatte mich längſt auf den „Pfad der Tugend geleitet. Es iſt heraus, „aber nie will ich es wiederholen. Sie wiſſen

„es nun, das iſt genug. Leontine! wenn „je mein Betragen zweydeutig ſchiene, wenn „ich je einen Wunſch laut oder leiſe mir erlauben könnte, vor dem Ihr Ohr, Ihre Tugend zittern, Ihre Unſchuld erröthen müßte, „o dann verbannen Sie mich auf ewig aus „Ihrem Antlitz, und glauben Sie nie wieder „an wahre mit der Tugend verſchwiſterte „Liebe."

Sie weinte und verſuchte vergebens zu ſprechen. Sie winkte mit der Hand, daß ich gehen ſollte. Ich bat um ein Zeichen, daß ſie nicht zürne, daß ich ihre Achtung nicht verſcherzt habe. Da reichte ſie mir mit einem wehmüthigen Lächeln die Hand, und drückte die meinige zum Erſtenmal. Ich ſtürzte vor ihr nieder, küßte ihre Kniee, raffte mich auf und verſchwand.

Wenige Stunden nachher erhielt ich folgendes Billet:

„Ich ſchätze Sie hoch — ich bin Ihre „Freundin. Bleiben Sie edel, verlangen Sie

„nie mehr von mir. Meiden Sie meine Gegenwart.
„Kommen Sie ſelten in unſer Haus,
„nur ſo oft als nothwendig iſt, um der Welt
„keine auffallende Veränderung zu zeigen,
„Arlhofen ahnet was in Ihnen vorgeht, aber
„er hat Vertrauen zu mir, und er ſoll
„ſich nicht täuſchen, nein warlich nicht! der
„Arzt will, daß ich dieſen Winter in Der
„Stadt bleibe, um eine anhaltende Kur zu
„gebrauchen. Ich ſehe Sie gern, aber ich
„wünſche daß Sie nach Sallmküll gehn. Arlhofen
„verreiſt morgen auf mehrere Wochen,
„um ſeine Landwirthſchaft zu beſorgen. Während
„ſeiner Abweſenheit kann ich Sie nicht
„empfangen. Ich habe das Vertrauen zu
„Ihrem Edelmuth, daß Sie keinen Entſchluß,
„den die Pflicht mir vorſchreibt, zu bekämpfen
„verſuchen werden. Wie kann ich bey
„einem edeln Manne meiner Bitte mehr Gewicht
„geben, als wenn ich ihm offen bekenne,
„daß dieſe Entſagung mir ſchwer wird."

Leontine.

Die Wirkung dieſer Zeilen auf mein Herz beſchreibt keine Feder. Ich fühlte mich gehoben, ich gieng mit ſtolzem Nacken in meinem Zimmer auf und nieder — o was giebt dem Menſchen in ſeinen eignen Augen höhern Werth, als das Bewußtſeyn, von einer tugendhaften Geliebten hochgeſchätzt zu werden!

„Ich gehorche,“ ſchrieb ich auf der Stelle. „Leontinens Achtung folge mir in „meine Einſamkeit.“

Und alsbald traf ich Anſtalten zu meiner Abreiſe nach Sallmküll. Geſchäfte, die ich verſchoben hatte, hielten mich noch fünf Tage zurück. Arlhofen war unterdeſſen abgereiſt. Ich vermied alle Geſellſchaften, wo ich Leontinen zu finden fürchten mußte, und nahm meine Zuflucht zu den Klubbs. In Einen derſelben kommt Leontinens Vater täglich um ein paar Stunden l'Hombre zu ſpielen. Der alte wackere Mann kämpft gegen die Bruſtwaſſerſucht, und theils deswegen, theils um die Geſellſchaft ſeiner einzigen Tochter zu genießen, hat auch er die Stadt zu ſeinem Winteraufenthalt gewählt.

Am letzten Abend — meine Pferde waren ſchon beſtellt — ſaß ich im Leſezimmer bey den Zeitungen, als ein ungewöhnlicher Auflauf mich in den Saal lockte. Der alte Blendheim hatte einen heftigen Anfall vom Aſthma bekommen, er ſchnappte nach Luft und war ohnmächtig. Ich faßte ihn in meine Arme, rieb ihm die Schläfe, ließ ihn geiſtige Waſſer in die Naſe ziehn, und brachte ihn endlich wieder zu ſich. Er war ſehr matt und verlangte nach Hauſe. Ich wollte nach ſeinem Wagen ſchicken, der ſpäter beſtellt war. Er ſagte, das währe zu lange, und ſey nicht nöthig, da er nur einige Schritte von da wohne; er habe ſo viel Kraft zu Fuß zu gehn, wenn ich ihn unterſtützen wolle. Ich that es mit Freuden und trug ihn faſt die Treppe hinab, über die kurze Straße. Leontine war nicht zu Hauſe, auch niemand von den Leute gehn. „Bleiben Sie“ ſtammelte ſie, „mein „Vater hat mir aufgetragen, Sie zum Abendeſſen zu bitten; er möchte Ihnen gern ſelber „noch für Ihre Güte, Ihre Freundſchaft „danken.“

„Ich hätte das für einen Fremden gethan,“ ſtotterte ich heraus, „wie viel „mehr für Leontinens Vater!“

Wie lange der Alte ſchlief, weiß ich nicht, denn für mich war das Maaß der Zeit verſchwunden. Leontine war ſo gut, ſo herzlich; kindliche Dankbarkeit hatte ihre Strenge eingewiegt, ſie glaubte ja nur den ihrem Vater geleiſteten Beyſtand zu vergelten; zum erſtenmal ſchwieg das Gewiſſen, legte ihr vielleicht gar die Pflicht auf, mir freundlich zu lohnen, die aufgethürmte Scheidewand fiel — ſie gab ſich wie ſie war — ich las in ihrem Herzen — o es ſchlägt für mich! — In meiner Hand durft' ich die ihrige halten — tauſendmal durft' ich wiederholen was meine ganze Seele füllt, daß ich ſie liebe und lieben werde bis ins Grab!

„Ich glaube es gern" ſagte ſie einmal, „ich will es aber nicht mehr hören," und gleich darauf hörte ſie es wieder und zürnte nicht.

O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit,
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß ſie ewig grunen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Ein Rauſpern des Alten riß mich aus dem ſeligen Taumel. Ich ging hinein, fand ihn erwacht, doch wenig geſtärkt. Er dankte mir gerührt und drückte mir ſanft die Hand. Der Arzt kam noch einmal, prüfte, ſchüttelte den Kopf und meynte, der Kranke ſolle einige Wochen das Zimmer, und ſich vor aller Anſtrengung hüten. „Dann ſterb' ich aus Langerweile" ſagte Blondheim.

„Sie müſſen" erwiederte der Arzt, „ſich vorleſen laſſen, und Karte ſpielen."

„Ach!“ verſetzte Blondheim, „zum „Vorleſen hab' ich nur meine kränkliche Leon„tine, und zum Kartenſpielen niemand; es „wäre denn daß Hr. von Wallerſtein einige „Stunden des Tages einem alten kranken „Manne aufopfern wollte.“ Von Herzen gern! fuhr ich raſch heraus. Der Alte hielt mich freundlich beym Wort. Leontine war eben nicht zugegen; als ſie zurückkam, zog ich ſie bey Seite, während der Arzt mit ihrem Vater ſprach: „die Pferde nach „Saumküll, hub ich an, ſind auf morgen „früh beſtellt; Ihr Herr Vater wünſcht, daß „ich ihm vorleſe und l'Hombre mit ihm ſpiele; „ſoll ich reiſen oder bleiben?“

Sie ſchwieg einen Augenblick und ſah vor ſich nieder, dann hob ſie ihre ſchönen Augen langſam zu mir auf, ließ ſie lange in den meinigen ruhen, und ſagte endlich mit Nachdruck: „Sie ſind ein edler Mann, Sie ſind „unfähig mein Vertrauen zu mißbrauchen — „reiſen Sie nicht.“

Und ich reiſte nicht. Täglich ſeh' ich nun Leontinen, mit jedem Tage lernen unſre Herzen ſich mehr verſtehen. Was ſie *ſpricht* hab' ich *gedacht*, nur nie ſo *zart ausgedruckt*; was ich *fühle*, hat ſie *empfunden*, nur *reiner*, *geiſtiger*. Wir leſen täglich an ihres Vaters Bette, wir leſen viel; was *ſie* entzückt, ſind' *ich* vortreflich, und was *mich* rührt, das entlockt *ihr* eine Thräne. Ihr Denken, ihr Empfinden iſt ſo ganz das meinige, daß ich oft zu Hauſe mich frage, wenn dieſes oder jenes Urtheil mir wieder beyfällt: hab' *ich* oder hat *Leontine* das geſagt? O es iſt köſtlich, wenn Geiſt und Herz des Menſchen ſich ſo verdoppeln, und er den eignen Werth im Werth der fremden verſchwiſterten Seele ſtolz erkennt! — Auch der alte Blondheim iſt ein wackerer, ſehr unterrichteter Mann, und ſein Herz iſt jung geblieben.

Gegen Abend griffen wir zu den Karten. Ich habe nie l'Hombre geſpielt, aber ſtatt nach Salimkill zu fahren, ſucht' ich an jenem Morgen ein paar Bekannte auf, und ließ ihnen keine Ruhe bis ſie mich das Spiel lehrten. Die Menſchen konnten gar nicht begreifen, warum ich ſo erpicht darauf war. Ich verlor mit Vergnügen ein anſehnliches Lehrgeld an ſie, und nun verſteh ich es ſo ziemlich, bin aber freylich oft zerſtreut, wenn Leontine mit ihren ſchönen Händen die Karten miſcht, oder wenn ſie gar mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ein falſch ausgeſpieltes Blatt zurücknehmen und ich es ſcherzend nicht leiden will, und unſre Finger mitten auf dem Tiſch ſich berühren — ach! da vergehen mir oft die Sinne, und ich verpaſſe die beyden ſchwarzen Aß.

Dann und wann ſcheint wohl der Alte zu ahnen, was in meinem Herzen vorgeht, denn ſein Blick ruht zuweilen auf uns beyden mit einer Miſchung von Furcht, Wehmuth und Wohlwollen, und ſcheint den geheimen Wunſch zu verrathen: möchtet ihr beyde meine

Kinder ſeyn! — O wie war es ihm möglich, ſeine einzige vierzehnjährige Tochter ſo aufzuopfern! — Ich mag nicht daran denken. Trage ich doch vielleicht ſelbſt die Schuld, daß dieſer Engel nicht mein iſt! — Hätte ich Ihre Lehren befolgt, wär' ich kein vielkluger Thor, kein herzloſer Spötter geweſen — doch was will ich? ich bin ja glücklich, unausſprechlich glücklich!

Vier und vierzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ja Du haſt Recht, Amalie, nur meines langen Stillſchweigens muß ich mich ſchämen, nicht meiner Liebe zu Wallerſtein. Da haſt Du mit zwey Worten mein ganzes Geheimniß — ich liebe! ich liebe! und weiter weiß ich Dir nichts zu ſagen. — Schämen? wie kommſt Du zu dem Worre? — wenn ich den beſten, den edelſten Mann liebe — wenn an ſeiner Seite alles Gute, alles Schöne mir im roſigen Lichte erſcheint — wenn ich den Pfad der Tugend, den ich ſonſt für dornigt hielt, jetzt nur mit Blumen beſtreut erblicke — wenn jedes Opfer, das ich meiner Pflicht bringe, mir leicht wird, weil ſein Lächeln es belohnt — ha! wofür hätt' ich mich zu ſchämen? — welche Pflicht verletze ich denn? — ich habe Arlhofen gelobt ſein treues Weib zu ſeyn bis in den Tod — nun wohl, das will, das muß ich halten! Liebe habe ich nicht verſprochen und konnte ſie nicht verſprechen, ſo wenig als der Blinde, dem Roſen zu pflücken, mit dem er wallt. — O! mir iſt die Decke von den Augen gefallen! meine gute Lindau hatte Recht! jetzt hab' ich ihren faſt vergeßnen Brief geleſen und verſteh' ihn ganz!

Doch nein, ſie hat es übertrieben. So glücklich als ich werden konnte, bin ich freylich nicht; aber unglücklich? o ſie hat wohl nie geliebt! iſt nie von dem edelſten Jüngling geliebt worden! — Auch Du Amalie, verſtehſt mich wohl nur halb? Du biſt Deinem Manne herzlich gut, und haſt Deine Kinder herzlich lieb, und kannſt dabey an Deinen Putz, an Deine Wirthſchaft denken, und kannſt Dich wohl gar freuen, wenn der Flachs gut geräth, oder Dich fürchten wenn es donnert. Ach! ich weiß von alle dem nichts! ich liebe nur, ich liebe! — faſt möcht' ich glauben, wahre Liebe ſey kein Gefühl für dieſe Welt, ſey nur für Engel geſchaffen, die nichts anders zu thun, zu denken und zu empfinden haben. Wenn in des Menſchen enger Bruſt die Lieb' entglüht, wo ſoll er noch Raum hernehmen für Dinge außer ihr?

Ja, ich thue und treibe wohl noch allerley; ich pflege meinen kranken Vater, ich ſchenke den Armen, ich fahre ſpazieren, ich leſe und ſchreibe; aber alles thue ich anders wie vormals, alles hat Bezug auf ihn, der mir ein neues Leben gab.

Du warneſt mich? Du ahneſt Gefahr für meine Tugend? wunderliches Weib! verſtehſt Du mich denn nicht? wir *lieben* uns ja. Wie der Freund im Hauſe des Freundes, ſo ſicher iſt Tugend in der Wohnung der Liebe. — Begehre nicht, daß ich, wie ſonſt, Dir treu berichten ſoll, was um mich und neben mir geſchieht, ich würde mit Kleinigkeiten Bogen füllen und wichtige Dinge vielleicht mit Stillſchweigen übergehn, denn dieſe ſcheinen oft nur klein und jene wichtig. Auch habe ich keine Zeit zu ſchreiben. Ja, wenn meine Feder ſo ſchnell wäre als meine Gedanken? aber ehe ich nur *einen* Gedanken niederſchreibe, hätte ich dem Geliebten meines Herzens ſchon hundert folgende entziehen müſſen, und dieſen Raub an mir und ihm kannſt Du mir nicht zumuthen.

In zehn Tagen kommt Arthofen zurück, dann werd' ich ihm ſagen, daß ich Wallerſtein liebe. Ja, ſagen *muß* ich es ihm, ſonſt könnt' ich nicht ruhig lieben. Wie ers aufnehmen wird? — Anfangs wird er freylich ſtutzen, denn er iſt unbeſchreiblich eitel, er hält es nicht für möglich, daß man irgend einen Menſchen *ihm* vorziehen könne. Aber dann iſt er doch auch wieder ſehr gutmüthig: mein Glück liegt ihm am Herzen; faſt ſo viel Vertrauen als zu ſich ſelbſt (und das iſt *viel*) hat er zu meinen Grundſätzen — er wird meinem Herzen keinen Zwang anthun, er wird die Freundſchaft ſeiner Gattin zu ſchätzen, ihrer Liebe zu ſchonen wiſſen. Und im ſchlimmſten Fall, was könnt' er thun? Wallerſtein das Haus verbieten? immerhin. Ich bedarf ſeiner Gegenwart nicht mehr um ihn zu lieben und durch ſeine Liebe glücklich zu ſeyn. Ich werde mich dennoch nur mit ihm, auch in der Einſamkeit nur mit ihm unterhalten; denn wenn ich mit ihm ſpreche, er ſey gegenwärtig oder abweſend, ſo weiß ich ja doch ſchon was er ſagen, was er antworten wird, ich kenn' ihn ganz, ſein Herz iſt das meinige, ſein Gefühl trag' ich in meiner Bruſt.

Darum zage nicht, Amalie, ſorge nicht, bedaure mich nicht. Ich liebe — kein Vorwurf drückt mich — ich werde geliebt — ich bin glücklich! —

Nachſchrift. Du erkundigſt Dich mit ſo vieler Theilnahme nach meiner Geſundheit, da hab' ich mich denn erinnert, daß ich krank bin, und habe mich unterſucht wie es damit ſteht, ich weiß es aber wahrhaftig ſelbſt nicht recht. Meine Zufälle haben ſich wohl nicht vermindert, doch ſcheint es mir, ich ſey ganz geſund. Ueberfällt mich zuweilen mein altes Uebel, dann ſteht er ſo theilnehmend, ſo kummervoll an meinem Lager — ach Amalie! ich liebe!

Fünf und vierzigſter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Sie liebt mich! ſie hat es mir geſtanden! ſie iſt mein! an Arlhofen hat die Argliſt das unbefangene Kind geknüpft, an mich die Liebe das fühlende Weib! jenem gab ſie überredet die Hand, mir freywillig das Herz. Möge er ſich brüſten mit dem erſchlichenen Namen ihres Gatten, meine Wünſche ſind alle erfüllt, denn ſie hat mir geſagt: ich liebe dich! in dieſem Augenblicke hätte ich die Welt verſchenkt und auf die Seligkeit Verzicht gethan! auch für die Freude trägt der Menſch in ſeinem Herzen nur ein begrenztes Maß, das meinige hat ein Wort von ihr gefüllt! — Nun klingle Welt mit deinem eitlen Spielwerk, und ziehe den Haufen der groſſen Kinder nach dir, und laß dir deine Gaben abbetteln und abtrotzen, mich lockſt du vergebens, mich kannſt du nicht reicher machen.

Wie ein Reiſender kommt das Glück mir vor, die Menſchen die ihm nachrennen, wie Bauerknaben, die am Ausgang ihres Dorfes den Schlagbaum ihm öffneten, und nun neben dem Wagen herlaufen, bis der Reiſende einen Dreyer herauswirft, um den ſie ſich balgen. Ich ſtehe von ferne und lächle.

Ob Leontine den Namen Arlhofen oder Wallerſtein trägt? gleichviel; der Name ſoll ja nur für Fremde die Einzelne ihres Geſchlechts bezeichnen, für mich giebt es kein Geſchlecht von Weibern mehr, ſie iſt ſie. — Ob Leontine auf Sallmküll oder Lindenholm wohnt; wird ſie meinem Herzen darum näher oder ferner ſeyn? iſt ſie ſich ähnlicher als das Bild von ihr in meiner Bruſt? bin ich allein wenn ſie nicht bey mir iſt?

bin ich in Geſellſchaft, wenn ich unter Menſchen bin? — und iſt es etwa Arlhoſen, der ſie begleitet, wenn ſie an ſeinem Arm träumend durch die Felder wandelt? — o ſie liebt mich! ſie hat es mir geſtanden, und Gott muß eine neue Schöpfung hervorrufen, wenn er ein neues Glück mir zubereiten will.

Auf dem Sofa ſaß ſie neben mir, und hörte lange ſchweigend, wie ich in matten Worten meiner Liebe Feuer hauchte, und doch nur einen kalten Schimmer von dem, was in mir glühte, durch meine Augen wieder gab. Dennoch überwältigt, ſank ihr Haupt auf meine Schulter und ſie flüſterte kaum vernehmlich: Moritz ich liebe dich! — Da verließen mich die Sinne, und alles Blut trat zum Herzen, und in den Adern rollte Feuer, vor meinem Blick gaukelten Funken, meinen Athem erſtickte die himmliſche Wolluſt, ich preßte ſie in meine Arme daß ſie ſchrie und weinend lächelte.

So hab' ich Seliger den Augenblick empfunden, in dem die Gottheit ſprach: ich will ihm ſchaffen ein Ebenbild! ſo hab' ich begreifen gelernt, was einſt ein Schwärmer, wie mich dünkte, nur behaupten konnte: der Augenblick des Todes, in dem die Seele das letzte Band zerreißt, das an den Körper ſie feſſelte, ſey der wollüſtigſte, den die Natur dem Menſchen ſchaffen könne. Wie ſollt' er nicht! er iſt der Uebergang ins neue herrliche Leben! wo Geiſter ſich an Geiſter ſchmiegen, und von keinem Erdenduft umnebelt hoch über dem Balle ſchweben, der unter ihnen ſich ächzend wälzt.

Das, Freund, war mein Gefühl, das iſt es noch. Was ich etwa auf der Welt und mit den Menſchen noch zu verhandeln habe, das treib' ich wie ein Dichter, der den Beruf hat Akten zu leſen. Alles kommt mir kindiſch und langweilig vor. Neulich ſagte der General P*, mein Oncle, er wolle mir eine Empfehlung nach Petersburg geben, ich ſolle wieder Dienſte ſuchen. Ach Gott! dacht' ich, Leontine liebt mich ja!

Und nun vollends meine Mutter, und das reiche Fräulein Hohenſchild — nein, ich werde nie vergeſſen, daß ich eine Mutter habe, denn auch Mutterliebe iſt ja ein Strahl aus beſſern Welten! nur muthe man mir nicht zu, daran zu denken, daß es noch ein Weib außer Leontinen giebt; nur wolle man nicht neue Verhältniſſe mir aufdringen, mir, der ich in die alten nur noch mechaniſch mich füge. —

Der alte Blondheim iſt von ſeinem Zufall wieder hergeſtellt, aber lange wird er ſchwerlich mehr leben, die Vorboten der Waſſerſucht ſind zu kenntlich. Indeſſen fährt er täglich ſpazieren mit Leontinen, und die zärtliche Tochter ahnet nicht die Gefahr ihn zu verlieren, oder entfernt den Gedanken. Arlhofen wird zurück erwartet. Was kümmerts mich.

Sechs und vierzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Arlhofen iſt gekommen, und ich habe ihm geſagt daß ich Wallerſtein liebe. Er ſchien es anfangs gar nicht zu begreifen, er nahm es für Scherz und ſah in den Spiegel. Dieſe Bewegung empörte mich, denn was mag der Mann ſich unter Liebe denken? vielleicht war es auch nur Gewohnheit, das ſiel zu ſpät mir ein. Mit einer Kälte und einem Muth, die vormals beyde mir nicht eigen waren, führte ich ihn zurück auf die Geſchichte unſerer Verheurathung. Zwar entſchlüpfte mir kein Vorwurf, doch die Behauptung wagt' ich kühn, daß er bey dieſer Lage der Sachen nur Freundſchaft und Treue von mir erwarten könne; was nämlich die Männer

Treue zu nennen pflegen. Ich verſprach ihm, er ſolle ſtets mein erſter Freund ſeyn und bleiben, ich wollte ihm keinen Gedanken verheimlichen, keinen Schritt thun, der ſeine Ehre oder Ruhe in Gefahr ſetze, mehr dürfe er nicht von mir fodern. Uebrigens ſteh' es ihm frey, Wallerſtein aus unſerm Hauſe zu verbannen, doch werde er mir das Glück meines Lebens und das Vertrauen zu ſeinem Edelmuth rauben. —

Er wurde einen Augenblick hitzig, ich blieb kalt. „Wie kannſt du" rief er, „bey „deinem zarten Gefühl von Schaam, deinem „Manne ſolche Dinge entdecken?"

„Wär' ich ſchamhafter" antwortete ich ihm, „wenn ich ſie dir verſchwiege?"

„Ich werd' es deinem Vater ſagen!" fuhr er drohend heraus.

„O gern! gleich jetzt!" erwiederte ich, „ſchon lange wüßte er darum, denn nie hab' ich „ihm etwas verborgen, wenn nicht ſeine Kränk-

„lichkeit mich ſchüchtern machte. Es könnt' ihm „Gemüthsbewegung, vielleicht gar Reue —"

Das letzte Wort entſchlüpfte mir, ich hätte viel darum gegeben, es zurück zu haſchen. Reue? ſagte er, und wurde feuerroth. „Seine Liebe zu mir," ſetzte ich mildernd hinzu, „könnte ſein Urtheil irre leiten."

Er gieng mit groſſen Schritten wohl eine Viertelſtunde ſchweigend auf und nieder. Ich ſaß und nähte und ſchwieg nun auch. Endlich trat er vor mich, ergriff mit Sanftmuth meine Hand, und ſagte bewegt: „Leontine! „haſt du mich denn nie geliebt?" —

„Kennſt du mich noch ſo wenig?" erwiederte ich mit Ruhe, „glaubſt du, daß ich „zweymal lieben könne? — "

Er ſchien mich nicht zu verſtehen; kombiniren iſt ſeine Sache nicht. Ich mußte deutlicher ſprechen:

„Aufrichtig, lieber Arlhofen, das vierzehnjährige Kind liebte wohl nur ſeinen

„Vater. Ich hatte keine Abneigung gegen „dich, und mein Herz war frey. Du ſchienſt „ein guter Menſch und biſt es auch. Du „verſprachſt mich glücklich zu machen, und „haſt gethan, was du konnteſt. Du warſt „immer freundlich und gütig gegen mich, das „werd' ich nie vergeſſen, und ſo lange ich „lebe wirſt du bey meiner Dankbarkeit die „Liebe nicht vermiſſen."

Er ſah mich forſchend an, ließ meine Hand los, gieng wieder lange auf und nieder, und ſagte endlich! „Das wird ſich geben. „Du haſt ſo viele Romane geleſen, und Wallerſtein iſt auch ein Romanenheld."

Etwas unmilderes, widrigeres hätte er nicht ſagen können. Bitterkeit und Mitleid miſchten ſich in meinen Zügen, doch ich gewann es über mich, zu ſchweigen, und da mein Vater eben herein trat, ſo wurde von gleichgültigen Dingen geſprochen. Doch erwähnte auch dieſer Wallerſteins mit großem Lobe, erzählte gerührt, wie er während ſeiner Unrüßlichkeit ihn kindlich gepflegt, und wie er ſo ganz ein anderer Menſch ſey, als für den man ihn gewöhnlich halte. Er ſchloß mit der Bitte an Arlhofen, ihn recht freundſchaftlich zu empfangen, denn, ſagte er mit Nachdruck, er verdient es. Arlhofen kniff bald die Ober-, bald die Unterlippe zwiſchen die Zähne, und wollte freundlich ausſehen, aber der Hohn ſchwebte um ſeine Naſe. Mein Vater ſchien es nicht zu bemerken.

Bald darauf kam Wallerſtein ſelbſt, und dieſe erſte Zuſammenkunft lief noch ſo ziemlich gut ab. Freylich war in Beyder Haltung etwas Peinliches ſichtbar, das unter erzwungener Höflichkeit ſich zu verſtecken ſtrebte, und das begreif' ich wohl, daß wenn beyde täglich auf dieſe Weiſe mit einander leben ſollen, die Unterhaltung ſehr drückend werden würde; doch es hat ſich, wie von ſelbſt, ein Mittel dargeboten, uns Alle aus der Verlegenheit zu ziehen. Während meines Vaters Krankenlager iſt das Vorleſen in den Abendſtunden uns ein lieber Zeitvertreib, ein Bedürfniß geworden. Wallerſtein wählt mit Geſchmack und lieſt vortreflich. Das iſt aber nun gar nicht Arlhofens Sache. Zwey Abende hat er es ausgehalten, am dritten ſchlich er ſchon auf den Clubb, und ſeitdem ſind wir ſicher, allein gelaſſen zu werden, ſobald Wallerſtein ein Buch aus der Taſche zieht. Auch mein Vater iſt nicht immer zu Hauſe, und es giebt alſo Stunden, in welchen Deine Leontine das Glück zu lieben und geliebt zu werden, ohne Zeugen genießt. Dann, freylich, dann ſinkt oft das Buch dem Vorleſer auf die Kniee, Augen und Hände ruhen in einander und bey einem ſtummen Geſpräch verrinnen die Stunden. Ach! ſich ſehen! ſich ſo anſehen! mit jedem Blikke aus dem Herzen gegenüber reiche Wonne ſchöpfen — nein, gewiß, im Himmel ſpricht man nicht mit einander! es iſt ein kleines irdiſches Bedürfniß, dem die Sprache ihre Erfindung verdankt. Und dieſe ſchöne Sicherheit, mit der ich dem Geliebten mich hingeben darf — dieſe zarte Achtung für meine Verhältniſſe, meine Tugend — einen Schlaftrunk wollt' ich in ſeinen Armen nehmen, und wäre gewiß, mit unentweihten Lippen zu erwachen.

So leb' ich jetzt, meine gute Amalie, glücklicher als jemals! jede ſüße Ahnung, die mir unerklärlich ſonſt den Buſen füllte, hat in ſüßere Wirklichkeit ſich verwandelt. Die ſcheuen Blicke, die ſo oft in der ganzen Natur nach Gegenſtänden umher ſchweiften, auf welchen ſie mit Liebe ruhen wollten — und nicht konnten — ſind jetzt auf ihn, auf ihn allein geheftet. Meine Bücher ſind beſtaubt, meine Nadel ruht, mein Azor hat ſich unvermerkt an das Kammermädchen gewöhnt, ja, Amalie, ich beneide Dir Deine Mutterfreuden nicht mehr! Alle meine Gedanken und Neigungen, alle meine Wünſche und Gefühle ſind in Liebe vereinigt, wie ein

Tropfen, in der Sonne aufgelöſt, zu ihr empor ſteigt!

Meine Geſundheit — denn immer erinnerſt Du mich daran — iſt um nichts beſſer, hat ſich vielleicht gar etwas verſchlimmert, denn meine Zufälle kommen häufiger, aber wenn ich ſonſt aus meinen Krämpfen mit dumpfen feindlichen Gefühlen zum Bewußtſeyn wiederkehrte, ſo erwache ich jetzt zu neuem Leben! ja, es giebt ſogar Augenblicke, in denen meine Leiden mir werth ſind, denn ſeine Angſt um mich thut mir ſo wohl!

Ich komme wenig aus, das Wetter iſt ſo ſchlecht, meine Kränklichkeit leiht mir einen Vorwand, mich der Geſellſchaft zu entziehen — o welch' ein herrlicher Winter! — Arlhofen hat unter vier Augen Wallerſteins Namen nicht mehr erwähnt. Gern ſieht er ihn nicht, aber er vertraut meinen Grundſätzen, und das dank' ich ihm durch verdoppelte freundſchaftliche Aufmerkſamkeit. Er nimmt das freundlich hin, und nährt den alten

Glauben: *es wird ſich geben.* Könnt' ich nur beyde Männer dahin bringen, ſich wechſelſeitig mit mehrerer Zartheit zu behandeln; aber Wallerſtein verbirgt ſeinen Widerwillen gegen Arlhofen nur ſchlecht, ſo oft er mir auch verſpricht, ſich beſſer zu beachten, und Arlhofen hinwiederum ſieht auf den ſtolzen Jüngling mit einer Art von Ueberlegenheit herab, die ihren Grund wahrhaftig nur in ſeiner Eitelkeit hat, die aber Wallerſtein als eine prahlendes Erinnern auslegt: *ſieh mich an, ich bin Leontinens Gemahl!* Wenn dieſer Gedanke ihn ergreift, ſo kocht er zuweilen über, daß ich mich vor ihm fürchten könnte, wenn ich ihn nicht ſo unausſprechlich liebte. Doch ſo lange ich zwiſchen beyden ein Genius des Friedens ſchwebe, ſoll es mir nie an Liebe und Gewandtheit fehlen, jeden Ausbruch zu verhindern, der mein ſtilles Glück zerſtören könnte.

Sieben und vierzigſter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Ich habe verſprochen, wahrhaft gegen Sie zu bleiben, und ich halte Wort. Bey der bitterſten Kälte ſteige ich ſo eben glühend aus dem Schlitten. Ein Feuer tobt in mir, das mich zu verzehren droht. Ich bin verwandelt, ich bin mir ſelber fremd geworden, und fürchte mich vor mir ſelber. Die Gedanken flattern an mir vorüber, ich ſuche vergebens ſie feſt zu halten, ein fremdes Gefühl, das mir im Buſen wogt und wühlt, verſchlingt ſie Alle.

Wir wurden zur Feyer des Weihnachtsfeſtes nach Engerfeld geladen, Arlhofen, Leontine und ich, wir brachten dort drey langweiliche Tage zu, langweilig, doch vielleicht nur mir und Leontinen, denn wir haben an das ſtille unbemerkte Glück uns ſo gewöhnt, es giebt für uns kein anderes. Heute, nach dem Mittageſſen, fahren wir wieder zur Stadt, ich und Aelhofen jeder in einem kleinen Vorſchlitten, wie ſie bey uns gewöhnlich ſind, Leontine, weil ſie kränklich iſt, in einer Isbuſchka *). Nun hatte ich ſchon geſtern ſtarke Zahnſchmerzen; heute in freyer Luft wurden ſie ſo heftig, daß ich kaum die Zügel halten konnte. Auf dem halben Wege hielten wir bey einem Kruge, um die Pferde verſchnaufen zu laſſen, ich ſtieg aus und rannte im tiefen Schnee auf und nieder. Da rief mir Leontine, als eben Aelhofen bey ihr ſtand, und ſagte unbefangen: „lieber Wallerſtein, wollen ſie ſich nicht zu mir in die „Isbuſchka ſetzen? ich kann ſie zwar von

---

*) Isbuſchka iſt ein großer Wagenkaſten auf Schlitten geſetzt, Fenſter, Thüren und Fußboden mit Pelzwerk wohl ausgefüttert.

„ihren Schmerzen nicht befreyen, aber hier „ſind ſie vor dem rauhen Winde ſicher, und „es wird wenigſtens nicht ſchlimmer werden.“ — Daß ich den Vorſchlag mit Entzücken annahm, können ſie denken, obgleich ein Seitenblick auf Arlhofen mir verrieth, daß die Einladung ihm keine Freude mache. Da er indeſſen auch nichts dagegen ſagte, ſo band ich flugs mein Pferd hinter Leontinens Schlitten und ſprang zu ihr hinein. Arlhofen packte ſich wieder in den ſeinigen und bahnte uns den Weg.

Ihr ſo nahe, Knie an Knie, in einem ſo engen Raum mit ihr verſchloſſen, war ich noch nie geweſen. Die Fenſter froren von unſerm Hauch, wir ſahen nichts von dem, was draußen vorgieng, und Niemand konnte zu uns herein ſehen. Wenigſtens noch ein paar Stunden blieben wir unterweges, ſicher von keinem Dritten beläſtigt zu werden. Die Pelzſtiefeln und den Wolfspelz hatte ich in meinen Schlitten geworfen, weil ſie den

Raum zu ſehr verengt haben würden. Sie fürchtete, meine Füße möchten erfrieren, und ließ mich Theil nehmen an ihrem Fußkorbe; der war aber zu klein, um vier Füße zu beherbergen, ihre Fußſpitzen mußten die meinigen berühren, und ſie that es ſcherzend, mit einer Unbefangenheit, die mich gänzlich verließ, ſobald man die Schlittenthür hinter uns zugemacht hatte. Mein Knie ruhte an dem ihrigen, ihre Hand erwärmte ich in der meinigen, ihren Hauch fühlte ich an meiner Wange, eine wilde Röthe ſtieg mir ins Geſicht, die Augen brannten mir, ich athmete ſchnell und ſchwer. Sie hielt das Alles für Wirkungen der Zahnſchmerzen (die ich längſt vergeſſen hatte) und bedauerte mich. Ich ließ ihr den Irrthum, ſprach wenig, verſchlang ſie nur mit meinen Blicken, und kämpfte mit einer Angſt, die mich ergriff, als wolle ich einen Mord begehen. Sie trug einen Zobelpelz mit himmelblauem Atlas überzogen, der ſchmiegte ſich ſo traulich an den

Buſen, und verrieth die ſchöne Form; doch ruhig blieb dieſer Buſen, nicht ſchneller hob er ſich, während der Puls meines Herzens mir im Munde hörbar wurde. Nach einiger Zeit wurde ihr der Pelz zu warm, ſie löſte die Schnüre, die unter der Bruſt ihn feſt hielten, ſie ſchlug ihn aus einander, ein feines weiſſes Negligee verſchleyerte jetzt nur noch ihre Reize, meine glühenden Augen drangen durch den Schleyer, mein Inneres bebte, die Beſinnung verließ mich, und gerade in dieſem gefährlichen Augenblicke mußten wir eine Stelle paſſiren, wo die Bahn ſehr ausgefahren war, eine tiefe Gleiſe auf Leontinens Seite gab dem Schlitten plötzlich einen ſtarken Ruck und warf mich unwillkührlich an ihren Buſen.

Jetzt war ich meiner nicht mehr mächtig — ich preßte ſie mit Liebeswuth in meine Arme, ich verſiegelte ihre Lippen mit einem unendlichen Kuß! — Sie ſträubte ſich, ſo weit ſie vermochte; ich Raſender wußte nichts davon! ſchreyen konnte ſie nicht, denn mein Mund verſchlang jeden ihrer Athemzüge und ſinnlos wurde ich ſtets verwegener. Da ſtreckte ſie die Hand, die den Wüthenden nicht zu bändigen vermochte, nach dem Fenſter aus, und ſchlug mit geballter Fauſt die Glasſcheibe in Stücken. Der kalte Luftzug, der herein ſtrömte, und mehr noch das Blut, das von Leontinens Hand triefte, brachten mich plötzlich zu mir ſelber. Ich ſank zurück auf meinen Sitz, die Scham ergriff mich, ich war vernichtet.

„Sie ſind ein gemeiner Menſch,“ ſagte Leontine, indem ſie ihr Schnupftuch um die Hand wickelte. Hätt' es mein Leben gegolten, ich hätte keine Sylbe hervorbringen können. Sie wickelte ſich feſter in ihren Pelz, drängte ſich tief in die Ecke und ſchwieg. — Mein Zuſtand war in der That bejammernswürdig. Noch nie hatte ich mich ſo klein gefühlt, und vor wem! — Als ich nach langem Kampfe es wagte, zum Erſtenmal die Augen wieder zu ihr aufzuheben, da las ich Zorn und Wehmuth in ihren abgewandten Blicken. „Leontine,“ rief ich mit dem Ausdruck des innigſten Schmerzes, „kannſt „du mir verzeihen?“ — Sie würdigte mich keiner Antwort. Ich drang in ſie mit der liebevollſten Unterwürfigkeit; mein herber Schmerz, meine tiefe Reue erſchütterten ſie endlich:

„Was kann meine Verzeihung wieder „gut machen?“ hub ſie mit bewegter Stimme an: „kann ſie mir die ſüße Täuſchung „wieder geben, die ein einziger Augenblick „für immer zerſtört hat? Kann ſie die Reinheit unſers Verhältniſſes wieder herſtellen? „O, Wallerſtein! was haben Sie gethan? ich „liebte in Ihnen ein höheres Weſen — der „magiſche Schleyer iſt zerriſſen, Sie ſind jetzt „nur noch mein Liebhaber.“ —

„Ich bin ein Menſch, Leontine!“ rief ich mit einiger Bitterkeit. „Schon oft hat „mich die Liebe zu dir hoch über mich ſelbſt erhoben, aber heute — dieſe Lage — dieſer Zufall — “

„Sie haben Recht,“ erwiederte ſie nach einer Pauſe, „ich hätte das mit keinem Manne wagen ſollen; aber Gott weiß, mir war der Geliebte kein Mann, und keine Lage ſchien mir möglich, in der wahre Liebe ſich vergeſſen, ſich herabwürdigen könnte.“ — Es entſtand eine neue lange Pauſe, ich wußte nichts mehr zu ſagen, ich war verſunken in meinen Schmerz. Sie ſchien endlich Mitleid mit mir zu haben, „ich verzeihe Ihnen, Walkerſtein,“ ſagte ſie mit Güte, „aber ich verzeihe Ihnen nur. Nie können Sie hinfort den Gedanken in mir zerſtören, daß es Augenblicke giebt, in welchen ich auch Ihnen nicht vertrauen darf. Und nun genug, hier haben Sie meine Hand.“ Sie reichte mir die linke, zog ſie aber ſchnell zurück. „Nein, dieſe muß es ſeyn,“ ſcherzte ſie bitter, indem ſie die Rechte nach mir ausſtreckte, die mit dem blutigen Tuche umwunden war. Ich drückte ſie an mein Herz, verfluchte meinen Wahnſinn, bereute, verſprach, ſchwur. — Sie lächelte wieder und ſagte: es iſt genug.

Wir nahten uns der Stadt. Sie wurd' es gewahr und verſank einen Augenblick in tiefes Nachdenken. Ich forſchte zärtlich. „Errathen Sie nicht was mich quält?“ ſagte ſie mit einem leiſen Zucken um die Lippen, dem Kennzeichen zurückgehaltener Thränen, „ſehen Sie, wie ein Fehltritt unausbleiblich „den andern nach ſich zieht! Was ſoll ich „Arlhofen ſagen von dieſem zerbrochenen Fen„ſter, dieſer blutigen Hand? zum Erſten„male muß ich meinen Mann belügen, und „das ſchmerzt mich tief!“

Bewundern mußt' ich die edle Geliebte, ſelbſt in dem Augenblicke, da ſie mir weh, ſehr weh that, denn es war zum Erſtenmale, daß ſie Arlhofen ihren Mann nannte. — Wir fahren jetzt zum Thor herein, und als ihrer Wohnung wir nahe waren, bat ſie mich nur noch, dieſen Abend nicht in ihrem Hauſe zuzubringen, ſie ſey verſtimmt und bedürfe der Einſamkeit. Ich ſeufzte und ſchwieg. Der Schlitten hielt. Arlhofen war ſchon ausgeſtiegen, er öfnete den Schlag. Was iſt das? rief er erſtaunt, als er das zerbrochene Fenſter ſah: mein Gott! was iſt das! wiederhohlt' er mit Befremden, als er Leontinens bewickelte Hand gewahr wurde.

„Sey ruhig,“ ſagte ſie, „es war eine „alberne Haſtigkeit von mir, ich wollte das „feſtgefrorne Fenſter niederlaſſen, es gieng „nicht, ich wurde ungeduldig, wollte es „zwingen, und bin beſtraft.“

Zum Glück hatte die Kälte ihre Wangen ohnehin roth gefärbt, doch freylich ſprach ſie minder unbefangen als gewöhnlich. Auch mir mochte wohl etwas anzumerken ſeyn, denn ich ſcheute zum Erſtenmal den Blick eines Menſchen — eines Menſchen, den ich nicht einmal hochachte. Ich empfahl mich noch vor der Hausthür, und eilte nach meiner Wohnung, voll Angſt, unterweges auf einen Bekannten zu ſtoßen. Da ſitze ich nun und ſchreibe, neben meinem Ofen, den ich überheizt glaubte, bis ich erfuhr, daß ſeit drey Tagen kein Feuer darin geweſen — ſo heiß iſt die Scham! — dennoch — welche Widerſprüche herbergt des Menſchen Bruſt! — nur mit Entzücken gedenke ich des kühnſten Augenblicks; meine Reue iſt aufrichtig; aber könnte ich, was geſchehen iſt, durch ein Wort ungeſchehen machen — es würde mir ſchwer werden, dieß Wort auszuſprechen.

Am andern Morgen.

Eben komm' ich von ihr her. Nur noch eine leiſe Spur ihres geſtrigen Unwillens blieb zurück. Sie war nicht ganz ſo offen, ſo zutraulich, als ſonſt. Doch das wird ſich geben. Die liebe Schwärmerin wird begreifen lernen, daß es Proben giebt, auf die man auch den platoniſchſten Liebhaber nicht ſtellen darf. Als wir ſchieden, ſagte ſie: ich habe ein Geſchenk für Sie, und gab mir ein Päckchen in Papier geſiegelt, mit dem ernſten Befehl, es nur allein auf meinem Zimmer zu eröffnen. Da flog ich denn nach Hauſe und fand — das blutige Schnupftuch. In die Mitte deſſelben hatte ſie mit ſchwarzer Wolle das Wort Warnung geſtickt. Tauſendmal hab' ich das liebe Geſchenk an meine Lippen gepreßt. Ach! wenn es nur ſeinen Zweck nicht verfehlt — ich fürchte, ich fürchte, die Erinnerung an jenen ſüßen Augenblick wird die Warnung verſchlingen. Aber ſie darf dennoch ruhig ſeyn, und auch Sie, mein Freund. Ich werde die Gelegenheit vermeiden; ich werde mit meinem gebrechlichen Schifflein mich nie wieder in ſolche Strudel wagen.

Acht und vierzigſter Brief.

Paſtor Gruber an den Rittmeiſter von Wallerſtein.

O, Freund! Sie wandeln auf der dünnen Rinde eines Vulkans, aus der das innere Feuer täuſchende Blumen hervortrieb! — Sie wähnen ſich ganz glücklich? Sie meynen, es werden nie wieder ſtrafbare Begierden in Ihnen erwachen? Leontinens jugendlichen Reizen gegenüber werde immer das Bewußtſeyn, von ihr geliebt zu werden, Ihnen genügen? — Wär' es möglich, daß Sie in der That ſich dieſer Täuſchung ſorglos überließen? — Nun ſo hören Sie *meine* Stimme! die Stimme Ihres Freundes! Ihres Vaters!

Nahe, nah' iſt Ihr Verderben! kein blutiges Schnupftuch wird Sie ſchützen; ein unbewachter Augenblick wird kommen, und in der ſtolzen Zuverſicht auf ihre Tugend werden ſie beyde untergehen. Je größer Leominens Vertrauen zu Ihrem Edelmuth iſt, je größer Ihr Vertrauen auf eigene Stärke, je näher ſind Sie dem Fall. Sie gleichen dem übermüthigen Schwimmer, der die Weſte von Kork verſchmäht, und plötzlich in den Fluthen, von einem Krampf ergriffen, trotz ſeiner gerühmten Kunſt verſinkt.

Als die Natur den lebendigen Keim der Liebe in unſere Herzen pflanzte, da war ihr Zweck, Erhaltung des Geſchlechts, und gleich wie ſie den Baum wild heranſchießen läßt, unbekümmert um die Geſtalt, zu welcher die Menſchen ihn ſchnitzeln werden, und trotz alles Schnitzelns immer bereit, die friſchen Zweige hinaus zu treiben, ſo hat ſie auch bey der Liebe nur ihren Zweck im Auge, und ihr entſchlüpft kein günſtiger Augenblick, ihn zu befördern. O, es iſt eine ſchwere Tugend, bey deren Uebung die Natur gegen uns im Bunde ſteht! Wir müſſen, was Moral uns einprägt, immer wieder aufs neue zu Hülfe rufen, denn ſie iſt ein Ding außer uns, ſie kommt und geht wie ein beſuchender Arzt; indeſſen die Natur in uns immer mit gleichem Triebe fortarbeitet, durch nichts ſich irre machen läßt, und wie ein Strom, der unaufhörlich fließt, endlich den ſtärkſten Damm durchwäſcht. — Meynen Sie wohl, es gäbe Viele, die freywillig fallen? o, gewiß nicht. Jeder und Jede thun den erſten Schritt auf dem Pfad der Liebe mit dem ernſten Willen, wohlbedächtig darauf zu-wallen, links und rechts den Abgrund zu vermeiden; aber der Knabe auf des Berges Gipfel, wenn er es wagt, den ſteilen Pfad herab zu trollen, thut auch die erſten Schritte langſam, doch immer ſchneller, immer ſchneller reißt ſein eigenes Gewicht ihn mit ſich fort, und unten bleibt er zerſchmettert liegen.

O ja, es giebt auch Temperamente, die es wagen dürfen, gegen die Natur zu kämpfen; bey denen, von einer wohlthätigen Eisrinde umzogen, der rege Lebenstrieb wie ein Murmelthier ſchlummert; ich weiß aber, Sie gehören nicht zu dieſer Gattung, und wär' es auch, ich würde Sie dennoch warnen; denn vor der Schönheit Feuer iſt Temperamentskälte nur Frühlingsſchnee. Sie vollends, mit Ihrer reizbaren Einbildungskraft, in jugendlicher Fülle der Geſundheit, Sie dürften je auf Grundſätze pochen? Sie dürften ſich durch gute Vorſätze in Sicherheit wiegen? o, Freund! es iſt eine der nothwendigſten Tugenden ſeiner eignen Tugend nie ganz zu vertrauen, das homo ſum wohl zu beherzigen. Wären Sie bloß verliebt, wie die Meiſten, ich würde Ihr Ehrenwort fodern und ruhig ſeyn. Aber

Sie, der die Liebe, wie vielleicht Gott die Liebe ſich dachte — Sie, der Sie Alles um ſich her vergeſſen, ſollten nicht auch ſich ſelbſt vergeſſen können?

Meynen Sie etwa, in einem ſolchen Rauſch der Sinne werde Leontine immer wie dieſesmal vor dem Falle ſie retten? je, wenn ſie ein gewöhnliches Weib wäre; wenn ſie im eigenen Buſen irgend eine Gefahr ahnte; wenn ihr die Möglichkeit zu denken möglich wäre. Aber eben darum iſt es ja weit leichter eine tugendhafte Frau zu verführen, tugendhaft im ganzen Sinne des Worts, als eine andere, die, wenn ſie auch gerade nicht dem Laſter fröhnte, doch keine unbefleckte Einbildungskraft mehr hat. Sie haben es nun ſelbſt erfahren: jene reine Seele nimmt weder Furcht noch Argwohn in ſich auf; der Geliebte iſt ihr ein Sylphe, ein unkörperliches Weſen; ſie giebt ſich ihm hin, wie ſie dem Zephyr an einem heißen Sommertage ihren keuſchen Buſen öfnet, und wenn ſchon der Sinnetaumel ſie ergriffen hat, flucht ſie, um Sicherheit zu finden, in ſeine Arme. Beyde ſind verlohren!

Ein Augenblick, und der Unſchuld Paradies iſt verſunken; von den ſchönen Blumen der Liebe iſt der zarte Farbenſtaub weggehaucht. Die ſonſt den Himmel Aug' in Auge fanden, ſchlagen jetzt die ſcheuen Blicke nieder oder laſſen ſchüchtern ſie vorüber gleiten. Der Unſchuld Roſen auf der Geliebten Wangen haben ſich, in Purpurglut der Scham verwandelt, jetzt auf der Stirn gelagert. Der brennende Athem ſucht ſich vergebens in Seufzern abzukühlen; die Reue ſchreyt das Gewiſſen aus dem Schlafe; ſie vergiftet ein Herz, das vielleicht nicht glücklich, aber doch Vorwurfsfreyer ſich fühlte; die innige Achtung, dieſe Geſundheit der Liebe, iſt verſchwunden, mit ihr das Vertrauen, dieſe Würze der Liebe; Eiferſucht tritt an ſeine Stelle; ſelbſt die vormals reine Sehnſucht nach dem abweſenden Geliebten iſt durch lüſterne Bilder verunreinigt, in der Nähe wie in der Ferne miſchen regende Lüſte ihren prickelnden Gift in den ſtillen Wein. Und die Beleidigten, wenn auch keine Ahnung ihre Ruhe ſtört, peinigen den Beleidiger durch ihre Gegenwart, ihr Vertrauen wird eine Marter, ihre Freundlichkeit iſt drückend, denn ſie zwingt den Strafbaren zur Verſtellung; ſein Geſicht wird nach und nach zur Larve, ſeine Zunge gewöhnt ſich zur Lüge; Gewohnheit macht das Laſter minder häßlich; der Schauder beym erſten Schritte iſt nur noch ein leiſes Beben bey dem zweyten, der dritte geſchieht mit Feſtigkeit — und der Abgrund öffnet ſeine Blumendecke. —

O Moritz! Moritz! mein Freund! mein Sohn! zittre! zittre vor dir ſelbſt!

Doch wehe dem Unbarmherzigen, der dem armen, verirrten Pilger nur zuriefe: du wallſt in einem Labyrinth! und keinen Faden ihm reichte ſich herauszuwinden.

Muth! es giebt noch ein Rettungsmittel — ein einziges — die Flucht. — Als Sie die Pocken hatten, und drey Nächte hinter einander raſten, und mit Gewalt durchs Fenſter hinaus in den Schnee ſpringen wollten, da war ich es, der mit einer Stärke, die nur die Angſt der Vaterliebe mir leihen konnte, Sie allein zurückhielt, und mit meinen Armen ſo lange Sie umklammerte, bis Ihre Fieberwuth erſchöpft war. Dieſelbe Vaterangſt rüſtet mich jetzt mit ungewohnter Kraft. Nur Ihr Leben konnt' ich damals retten, jetzt ſteht mehr auf dem Spiele! Ich umklammre Sie wie damals, und ſchreye mit beklemmter Bruſt: fliehe Moritz! fliehe! der Lavaſtrom ziſcht hinter du! noch ein Augenblick und du biſt verſchlungen!

Sie müſſen fort, gleich auf der Stelle. Sie müſſen reiſen in ferne Länder und Niemanden vertrauen wohin, ja Sie ſelbſt müſſen Ihre Schritte dem Zufall überlaſſen, damit kein Brief Sie irgendwo treffe; keine Erinnerung den ſchlummernden Feind wecke. Heilen wird die Trennung Ihre Liebe nicht, das ſoll ſie auch nicht. Leontine ſoll Ihnen nur wieder werden, was ſie war, Ihr Schutzgeiſt, Ihre beſſere Seele, die Kraft, die Sie im Guten ſtärkte, der Richter, der Ihre edlen Handlungen belohnte. Nur von der ſüßen Gewohnheit, ſie täglich zu ſehen, mit regen Sinnen täglich gegen ihre Schönheit zu kämpfen, ſollen Sie ſich losreißen, und wenn es Ihnen gelungen, dieß wilde Feuer zu dämpfen, wenn Leontinens Bild nur noch im milden Schimmer trauernder Liebe, nicht mehr in den Flammen heißer Begier ſich Ihnen darſtellt, dann eilen Sie in meine Arme, an meinem Herzen klagen Sie; dann will ich vom Morgen bis zum Abend von der Geliebten mit Ihnen ſprechen, und ſelbſt die ſchöne Glut nähren, welche die edelſte

Frucht, Selbſtbeherrſchung, zur Reife brachte.

Oder fühlen Sie ſich zu ſchwach meinen Rath zu befolgen? bedürfen Sie meiner jetzt gleich? ich bin bereit! ich verlaſſe meinen Dienſt, ich verlaſſe mein einziges Kind, ich komme zu Ihnen, ich rette Sie und bin reich. Antworten Sie mir, aber mit ſtarker Seele, wie ich es von meinem ſtarken Moritz gewohnt bin. Hören Sie meine Stimme nicht — zertrümmert die ſchnöde Liebe, was ich ſo emſig baute, worauf ich ſo ſtolz blickte — ſo muß ich Sie verachten — und bin unglücklich.

Neun und vierzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ach Amalie! er liebt mich wohl nicht wie ich ihn liebe! er hat noch Raum in ſeinem Herzen für den Ehrgeiz. Er will mit unſerer Geſandtſchaft nach * * * und länger als ein Jahr dort verweilen. Das ſoll ihm wohl die Bahn der Ehre öffnen, ihm einen diplomatiſchen Poſten verſchaffen, damit auch ſein Name in den Zeitungen genannt, oder einſt unter einem eben ſo ſchnell gebrochenen als geſchloſſenen Frieden gefunden werde. Nun freylich, wenn einmal nach Jahren die beſternte Excellenz von einer Audienz nach Hauſe fährt, und gerade kein Poſttag drein fällt, ſo erinnert ſie ſich wohl auf Augenblicke der armen Leontine, die ſo thöricht war ſich einzubilden, es gebe eine Männerliebe, die allein und ganz und ewig das Herz zu füllen vermöge; und nun die Schwärmerey in freudenloſer Einſamkeit abbüßt.

Er freylich will es mir — vielleicht ſich ſelbſt nicht geſtehen, daß Ehrgeiz ihn von mir treibe; er behauptet, das Verhältniß zwiſchen ihm und Arlhofen werde täglich peinlicher, und könne zu keinem guten Ende führen. Wahr iſt es, Arlhofen erträgt ſeine Gegenwart je länger, je unfreundlicher, und ſeine ſichtbar erzwungene Höflichkeit muß allerdings für Wallerſtein ſo drückend ſeyn als für mich, ja zuweilen läßt er es ſogar an dieſer fehlen. Sind wir alle drey allein, ſo iſt das Geſpräch ſo matt, ſo einſilbig, die Pauſen werden ſo häufig, daß ich oft nicht tief genug mein glühendes Geſicht zum Stickrahmen herunter beugen kann. Das wird er dann gewahr, und beobachtet mich ſcharf, und ſein mißtrauiſcher Blick verdoppelt die Röthe meiner Wangen, indeſſen Wallerſtein ſichtbar geängſtigt da ſitzt, und alle berühmte Hunde und Pferre, die er jemals gekannt hat, aus ſeinem Gedächtniß hervorruft. — Ueberraſcht Arboſen uns etwa zufällig bey einem intereſſanten Geſpräch, was denn freylich gleich abgebrochen werden muß, wenn er hereintritt, ſo fragt er gewöhnlich mit bedeutender Ironie: wovon war denn die Rede? — hm? — und nun muß ich oft ihm etwas vorlügen, muß in Gegenwart deſſen mich zur Lüge herablaſſen, in deſſen Augen ich nie anders als wahr erſcheinen möchte! O Amalie! unter den traurigen Folgen meiner — nicht glücklichen Ehe iſt es keine der geringſten, daß ſie mich in Lagen verſetzt, wo ich die Reinheit meines Charakters nicht behaupten kann; wo ich, blos um das träge Leben im alten Gleiſe zu erhalten, Dinge thun und ſagen muß, die mir zuwider ſind. Dadurch raub' ich mir das tröſtende Gefühl, daß ich, frey von jeder Schuld, nur meinem Schickſal mich ergebe. Ach! und wohl mir, ſo lange das Bewußtſeyn dieſes Raubes noch mich martert; wehe mir, wenn auch dieß Bewußtſeyn mich einſt verließe, oder ich gleichgültig dagegen würde! Es giebt wohl manche, der ihre Seele nicht lieber iſt als ein weißes Kleid, das ſie nur vor dem erſten Flecken hütet, iſt es aber einmal befleckt, es ſorglos dem Zufall überläßt. Wehe mir, wenn es einſt dahin mit mir käme.

Du ſiehſt, Amalie, daß ich das Peinliche unſerer Lage ſo tief fühle als Wallerſtein, aber muß er eben darum bis nach *** laufen? — er gehe nach Sallimküll, verweile dort Monate lang, ich darf nichts dagegen haben, ich muß es loben — doch in ein fremdes, fremdes Land! — nein, gewiß, er liebt mich nicht wie ich ihn liebe.

Funfzigſter Brief.

Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Was werden Sie von mir denken? faſt zwey Monat ſind verſtrichen ohne Antwort auf Ihren Brief, und welch ein Brief! — doch eben ſein goldner Inhalt war es, der meine Antwort verzögerte, ich fühlte, daß ich nicht durch Worte, ſondern durch Thaten Ihnen beweiſen müſſe, ich ſey der väterlichen Liebe würdig, die dort aus jeder Zeile ſpricht; ich ſey noch nicht von der Bahn der Tugend gewichen, und beſitze auch noch Kraft genung, ihr ein groſſes Opfer zu bringen.

Gleich am andern Morgen nach Empfang Ihres Briefes, ſchrieb ich nach Petersburg. Der General K—ff iſt zum Geſandten nach *** ernannt, und ich wußte, daß die Geſandtſchaft aus einem ungewöhnlich zahlreichen Perſonal beſtehn, durch ſeltene Pracht imponiren ſolle. Den General kenne ich noch vom Fürſten her, er war mir immer gewogen; ich bat ihn alſo, mich als Geſandſchafts-Kavalier in ſein Gefolge aufzunehmen, ich wolle übrigens gern auf eigne Koſten zehren. Er antwortete mir ſogleich, es mache ihm große Freude, daß ich mit ihm ziehen wolle, und er habe meinen Namen alſobald in die Liſte eingetragen, welche nur noch der Kaiſerin zur Beſtätigung vorgelegt werde. In ſechs Wochen ſolle ich mich fertig halten die Reiſe anzutreten.

Jetzt erſt entdeckt' ich Leontinen mein Vorhaben. Sie erſchrak heftig und begehrte meine Gründe. Ich bekannte ihr mit tauſend Umſchweifen, daß, ſeit dem Vorfall im Schlitten, ich meiner Sinnlichkeit nicht mehr Meiſter ſey, daß ihren Reizen gegenüber die Begier im regen Kampfe mit dem beſſern Wollen liege, mich foltre, mich verzehre; daß, wenn auch ſie die Gefahr nicht theile, ſondern ruhig, wie ein körperloſes Weſen, über dem irdiſchen ſchwebe, ſie doch aus Mitleid in meine Entfernung willigen müſſe, da ſie vergebens trachte, mich zu ſich hinauf zu ziehen.

Mit niedergeſchlagenen Augen und einem Hohnlächeln um den Mund hörte Leontine ſtill mir zu. „Moritz! Moritz!“ ſagte ſie, als ich ſchwieg, „iſt das vielleicht ein Kunſtgriff mich zu verderben, da Sie wiſſen, „wie unentbehrlich Sie mir geworden? wollen Sie durch Drohung mir den Sieg „über meine Tugend abtrotzen? o „dann müßt' ich Sie haſſen!“ —

„Gott! hab' ich das verdient?“ ſprach ich tief gekränkt, „in dem Augenblicke, wo „ich ſolch ein Opfer bringe!“ — Wir ſchwiegen beyde. Sie legte nach einer Pauſe ihre Hand auf die meinige.

„Verzeihen Sie,“ ſagte ſie, „wenn ich

„Ihnen Unrecht that. Warum zeigen Sie ſich aber auch in einer Geſtalt, in der ich Sie nie mir denken konnte?“ — Ich drückte ihre Hand an meine Lippen. „Hat Leontinens Liebe“ ſtammelte ich, „mir ſinnreich Vorzüge geliehen, die ich nicht beſitze, ſo mag ſie das mit ihrem Herzen ausmachen; *meine* Pflicht erheiſcht, nicht beſſer ſcheinen zu wollen als ich bin. *Fliehen* kann ich die Gefahr, wenn ich den Abgrund ſehe, und warlich darauf bild' ich viel mir ein, aber dieſer jugendlichen Schönheit gegenüber meine Sinne länger bekämpfen, das vermag ich nicht. — Vielleicht begreift Ihr löblich kaltes Herz nicht“ fuhr ich mit einiger Bitterkeit fort, „was eines Jünglings Buſen heiß durchwühlt; ſo möge denn ein zweyter Grund *Ihnen* der *erſte* werden. Es kann zwiſchen mir und Arthoſen länger ſo nicht bleiben. Mit jedem Tage werd' ich *ihm*, er *mir* verhaßter, mit

„jedem Tage verbergen wir das weniger.
„Ich betrachte ihn als den Räuber meiner
„irdiſchen Seligkeit, er mich als den Stö-
„rer ſeines häuslichen Glücks; vielleicht ha-
„ben wir beyde Recht. Wir gehn einan-
„der aus dem Wege, wir ſagen einander
„bittere Höflichkeiten; er ſchaut mich oft
„über die Achſel an, er vernachläſſigt oft
„die Pflicht gegen den Gaſt, in dem er
„nur den Freund ſeiner Frau erblickt. Daß
„ich Sie liebe, iſt ihm längſt kein Geheim-
„niß mehr, er fühlt, daß er mir uner-
„träglich iſt, er duldet mich bloß um
„Ihretwillen; und ich — ich habe ſchon
„tauſend kleine Kränkungen überſehen, mich
„geſtellt als bemerk' ich ſie nicht, obgleich
„die Wuth in meinem Herzen kochte. Was
„ſoll endlich daraus werden? wenn nun
„plötzlich einmal die lang verhaltne Flam-
„me ausbricht? wir ſind beyde Offiziere.
„Soll ich fallen von ſeiner Hand? oder
„ſoll ich der Mörder Ihres Gatten werden?"

„Halt! um Gotteswillen!“ rief Leontine haſtig, „reiſen Sie, wenn es ſeyn „muß! mein Herz ſoll ſchweigen!“

In dieſem Augenblicke trat Arlhofen herein, bewillkommte mich ziemlich nachläſſig, fixirte Leontinen, die mit niedergeſchlagenen Augen mit einer Falte ihres Kleides ſpielte, und was giebts denn? hub er bitter an, du ſcheinſt ja ſo verlegen? — „nicht verlegen, traurig bin ich“ erwiederte Leontine, „denn unſer Freund „Wallerſtein wird uns verlaſſen.“

„Doch nicht auf ewig?“ murmelte er ſpöttiſch, „du wirſt ihm doch vergönnen, „ſeine Wirthſchaft auf Sallmküll auch einmal „zu überblicken.“

„Ich gehe mit unſerer Geſandtſchaft „nach ***“ ſagte ich trocken. Er ſah mich mit groſſen Augen an. „Im Ernſt? ey „das iſt eine ſchöne Reiſe, dazu wünſch' „ich Ihnen Glück. Werden Sie ſich lange „dort aufhalten?“

Wenigſtens ein Jahr. — „Wirklich? wie hat ſich denn das ſo ſchnell gemacht?“ — Ich erzählte und er wurde immer freundlicher. Man ſah, daß ihm ein Berg vom Herzen fiel. Aber Leontine ſaß trübe in ſich gekehrt, nahm keinen Theil mehr am Geſpräch und gab ſich keine Mühe, ihre Trauer zu verbergen. Ich ſtand auf mich zu entfernen. Zum Erſtenmal ſeit vielen Monaten fragte mich Arlhofen ziemlich höflich: ob ich nicht zum Eſſen bleiben wolle? — Ein Blick auf Leontinen überzeugte mich, daß es für uns beyde beſſer ſey, jetzt die Einſamkeit zu ſuchen. Ich entſchuldigte mich und gieng.

Eine bange Woche folgte dieſem Tage, Arlhofen wurde immer freundlicher, Leontine immer trübſinniger. Waren wir allein, ſo ſaßen wir Stunden lang ſchweigend, und Jedes ſcheute ſich von dem zu ſprechen, was allein unſre Herzen beſchäftigte. Einmal nur — ich ſaß, den Kopf geſtützt, am Fenſter, da trat ſie neben mich, legte ihre Hand auf meine Achſel und ihr Geſicht auf die Hand: „ich hab' es lange „überlegt“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ja Moritz, Sie müſſen reiſen. Dieß „Verhältniß konnte ſo nicht dauern. Ich „war eine Thörin, als ich mir einbildete, „Sie und Arlhofen könnten Freunde wer„den, und ein ſchöner, ſeltner Verein drey „guter Menſchen, könne der Welt ein Bey„ſpiel geben, was edle Liebe vermag. Nein „es geht ſo nicht. Sie müſſen reiſen. „Treue Liebe ſey Ihr Begleiter! und ich „Einſame will nicht murren, denn ich ha„be doch nun auch gelebt!“ —

Sie brach bey den letzten Worten in Thränen aus; ich faßte ſie in meine Arme und drückte ſie mit heißer Wehmuth an meine Bruſt. In dieſem Augenblick klopfte Jemand an die Thür. Ich ſprang auf, Leontine trat ans Fenſter um ihre Thränen zu verbergen. Es war mein Bedienter, der mir einen Brief aus Petersburg vom General K—ff brachte. Ha! rief ich erſchüttert, gerade jetzt der Befehl zum Aufbruch! — Leontine wandte ſich zu mir, ihre Thränen verſiegten, ſie ſah mich ängſtlich an. Ich erbrach den Brief und las ſtill. Bald fühlte ich daß meine Farbe wechſelte. Wallerſtein! was iſt Ihnen? rief Leontine haſtig. Ich reichte ihr ſtumm den Brief. Der General meldet mir, mit Erſtaunen und Betrübniß, daß von der ganzen Liſte des Perſonals der Geſandtſchaft die Kaiſerin nur meinen Namen ausgeſtrichen, mit den Worten: der iſt ein Jacobiner. Er wiſſe nicht, fügte er hinzu, wer bey ihr mir dieſen übeln Dienſt geleiſtet? vermuthlich befürchte die Kaiſerin, daß ich in *** mich an die franzöſiſche Geſandtſchaft hängen möchte; einmal ein ſolches Vorurtheil gefaßt, ſey es vergebens ſie davon abbringen zu wollen; er bedaure u. ſ. w.

Ich ſtand wie vom Blitz getroffen, und

kam nur erſt zu mir ſelber, als ich plötzlich von Leontinen mich heiß umarmt, und ihre Freudenthränen an meiner Wange fühlte. „Ich habe dich wieder!“ rief ſie mit ſchwärmeriſchem Entzücken: „wir haben beyde unſre „Pflicht erfüllt! der Gott der Liebe wird unſre „Tugend ſchützen!“ — und Freund! was ſoll ich ſagen? — auch mich durchſtrömte eine namenloſe Heiterkeit — ein ſchweres Gewitter war mir vorübergezogen, ich athmete plötzlich wieder leicht und frey! So mochte jenem Manne zu Muthe ſeyn, der ſchon das Meſſer gezückt hatte ſein Liebſtes zu opfern, als ihn ein Engel von der harten Prüfung entband. Heftig drückte ich Leontinen an mein Herz, „Ja,“ rief ich, „das Schickſal will „uns nicht trennen! jetzt ſchwör' ich dir, dich „nie zu verlaſſen! der Himmel wird mir Kraft „verleyhen deiner würdig zu bleiben!“

So leben wir nun wieder in alter Eintracht, und ich höre ohne Zittern die erſten Frühlingsboten, die Lerchen, ſingen, denn ſie rufen mich nicht mehr an fremde Küſten. Arlhofen freylich iſt mürriſcher als jemals, und ſcheint wohl gar zu glauben — verzeih mirs Gott — ich hätte das alles mit Fleiß ſo gekartet, doch ich beobachte gegen ihn die zarteſte Behutſamkeit, und wird er zuweilen bitter oder plump, ſo ſcheine ich Blinder es nicht zu bemerken. Auch wird nun bald der Frühling uns auf eine Zeitlang trennen, Leontine geht nach Lindenholm, ich nach Sallmküll, dann ſehen wir uns ſelten und es verwiſcht ſich manches wieder.

Sie, lieber Freund, ſind doch nun ganz mit mir zufrieden? ich meyne ich darf ſtolz ſeyn auf den Sieg über mein Herz! daß meine Kaiſerin mir ihn verkümmert, iſt das meine Schuld?

Ein und funfzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Endlich, liebe Amalie, bin ich mit den erſten Schwalben auf unſer Lindenholm zurückgekehrt, zwar nicht geſünder, aber doch weit heiterer als ich es verließ. Zwar ſeitdem Wallerſtein die Reiſe nach *** hat aufgeben müſſen, (wie ich Dir neulich ſchrieb,) ſeitdem iſt Arlhofens eiferſüchtige Laune unleidlicher als je. An *mir* läßt er ſie nicht aus, er beweiſt mir nach wie vor ein unbegrenztes Vertrauen, aber Wallerſtein wird von ihm mit einer Kälte behandelt, die an Geringſchätzung grenzt. Mein Gott! ſind Sie ſchon *wieder* da? ſcheint ſein Blick zu ſagen, ſo oft Jener in das Zimmer tritt. Dann folgen die trocknen, einſylbigen Geſpräche über Zeitungen oder Witterung; die peinlichen langen Pauſen, in denen man jede Fliege ſummen hört; das laute, unanſtändige Gähnen, oder wohl gar, was mich am meiſten ängſtigt, ein ſpöttiſcher Widerſpruch faſt gegen jedes von Wallerſtein gefällte Urtheil. Mehr als Einmal mußte ich bemerken, daß Geſinnungen, die Arlhofen ſelbſt noch vor kurzem geäußert hatte, in Wallerſteins Munde von ihm beſtritten wurden. Was konnte oder ſollte daraus werden? in der Stadt blieb es noch halb und halb erträglich; meines Vaters Gegenwart verhütete da jeden Ausbruch; auch wählte Wallerſtein zu ſeinen Beſuchen nur die Stunden, die Jener gewöhnlich auf dem Clubb zubrachte; und Gott ſey Dank! ihrer waren viele. Aber auf dem Lande, wo man einander nicht ausweichen kann, wird jedes drückende Verhältniß ſchwerer. Darum bat ich Wallerſtein, dieſen ganzen Sommer nicht nach Lindenholm zu kommen, auch mir nicht zu ſchreiben; denn gleichgültige Briefe mag ich von ihm nicht leſen, und andere könnten Unheil ſtiften. Er hat mir beydes verſprochen. Sauer iſt ihm das geworden, ich habe der Liebe ein Ehrenwort abnöthigen müſſen, gleich als ob noch etwas auf der Welt die Liebe zu binden vermögte außer ihr ſelbſt. Ich mußte ſogar recht bittere Vorwürfe hören, daß es mir ſo leicht werde ſeine Gegenwart zu entbehren. — Leicht? wie wenig kennt er noch mein Herz! — minder ſchwer als vormals, das darf ihn nicht befremden, denn nehm' ich nicht die Ueberzeugung von ſeiner Liebe mit? — O mich ſchaudert, wenn ich noch der Zeiten gedenke, wo dieſes Herz, durch ſeine eigne Leere gequält, mit Sehnſucht ohne Gegenſtand ſich füllte; wo ich die Geſtalten, die auf meinem dürren Lebenspfade mich begleiten ſollten, im Reich der Träume ſuchen mußte. Wie anders jetzt! ich bedarf der kranken Phantaſie nicht mehr, die, bald erſchöpft, mich ſtets nur troſtbedürftiger aus ihrem bevölkerten Himmel auf die öde Erde hinab warf. Jetzt hab' ich ihn! oder vielmehr ich habe die Liebe, die ſich gleichſam nur in ſeiner Geſtalt verſinnlicht. Es iſt leider ſchon armſelig genug, daß wir Menſchen der reinen Liebe, der Liebe ohne Gegenſtand, unfähig ſind; aber noch weit demüthigender wäre es doch, wenn nur die Augen liebten, und dieſer Gegenſtand auch immer gegenwärtig ſeyn müßte. So lange Wallerſtein lebt — gleichviel wo — ſo lange bin ich glücklich, denn ich weiß, er wird nicht leben, ohne mich zu lieben. Was bedarf ich mehr? —

Kaum wagte ich es gegen Arlhofen, dieß Entſagen ein Opfer zu nennen. Doch Er hätte mich nicht verſtanden. Um ihn zu beruhigen — ſo erzählte ich ihm — habe ich Wallerſtein den Zutritt auf Lindenholm unterſagt. Ich glaube fürwahr, der Mann ſchmeichelte ſich, meine Liebe ſey erloſchen. Er ſchien entzückt. „Hab' ich Dir nicht ge-

„ſagt," ließ er mit empörender Selbſtgefälligkeit ſich vernehmen, „habe ich Dir nicht „vorher geſagt, das werde ſich bald geben?" — Ich lächelte.

„Du biſt eine vernünftige Frau," fuhr er fort, „ich danke Dir, und werde ſorgen, „daß der Verluſt Dir erſetzt werde." — Ich lachte laut. Er lachte mit, vermuthlich ohne zu wiſſen warum. Er gab mir die Verſicherung, es ſolle mir auf Lindenholm an Geſellſchaft nie fehlen, und ich muß ihm das Zeugniß ertheilen, daß er leider Wort gehalten hat. Du weißt, daß ſein Regiment in unſerer Gegend im Quartiere liegt; nun wird unſer Haus von Officieren nicht leer, die mit ihm jagen, Tabak rauchen, Punſch trinken, auch wohl mir nebenher die Cour machen. Das nennt er einen prächtigen Zeitvertreib. Mir war es recht, denn ich ſah die Herren ſelten, und ſie vermißten mich ſelten. Allein unglücklicherweiſe gerieth Arlhofen auf den Einfall, dieſe luſtige Brüderſchaft ſey doch wohl nicht hinreichend, mir die Einſamkeit zu verſchönern, beſonders gegen den Herbſt, wo das rechte Jagen erſt angehen ſoll. Darum überraſchte er mich vor einigen Wochen mit der Nachricht, er habe mir nun auch eine weibliche, immerwährende Geſellſchaft ausgeſucht, wobey er ſich nicht wenig auf ſeine Aufmerkſamkeit zu Gute that. Er hat eine arme Couſine aufgetrieben, Fräulein Jettgen Lamm, deren Eltern vor Kurzem geſtorben ſind, und die er mir als ein munteres, liebenswürdiges Mädchen ſchilderte. Es war mir in der Seele zuwider, ich bin ſo gern allein; als ich aber hörte, die arme Waiſe habe keine andere Zuflucht, ſo ergab ich mich darein. Auch bereue ich es nicht. Jettgen iſt ein rundes, luſtiges Mädchen, das, wie gewöhnlich, in die Welt hinein gelebt hat, ohne von der Welt das mindeſte zu wiſſen oder zu errathen. Nur, wie viele Stoof Milch eine gute Kuh geben muß, und wie viele Pfund Butter daraus zu erwarten ſtehen, iſt ihr bekannt. Auch weiß ſie im Nothfall allerley Kräuter zu nennen, um krankes Vieh zu kuriren, Eigenſchaften, die ihr Arlhofens Achtung, und, ich möchte ſagen, ſeine beſondere Zuneigung erworben haben, denn er unterhält ſich ſehr gern mit ihr. Anfangs wollte ſie, gleichſam Pflichtgemäß, mir nicht von der Seite gehen, das habe ich ihr aber bald abgewöhnt. Jetzt ſehe ich ſie nur, wenn ich ſie ſehen will. Vom Leſen und Spazierengehen iſt ſie ohnehin keine Liebhaberin, und ſo ſtört ſie mich nicht in meinem ſtillen Glücke.

Ja, Amalie, ich bin glücklich! Von Wallerſtein höre ich nicht ein Wort, doch weiß ich Alles, was er thut oder denkt. Vor allen Dingen weiß ich, daß er mich liebt, und ſo möge immerhin zwiſchen dem blühenden Faulbaum und dem erſten Schnee noch eine lange Trennung liegen, wir ſind und bleiben einander ewig nah.

Zwey und funfzigſter Brief.

Der Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Ich ſprach in meinem letzten Briefe von vermeyntlichen erkämpften Siegen über mein Herz; doch leider mache ich die Erfahrung, daß wir Männer, in der Liebe wie im Felde, ſchon *überwunden* zu haben glauben, wenn wir nur nicht *geſchlagen* worden ſind. Man ſingt ein te Deum, weil es noch weit ſchlimmer hätte werden können. Machen Sie ſich gefaßt, mein theurer Freund, auf einen recht albernen Brief. Sie wiſſen ja wohl, man iſt am meiſten übler Laune, wenn man Niemand hat, auf den man zürnen darf, als ſich ſelbſt. Aber im Ernſt: dürfte ich denn nicht auf Leontinen zürnen?

— Sie hat mir geradezu das Haus, und obendrein das Schreiben verboten. Schon im April iſt ſie nach Lindenheim gereiſt, und erſt im Oktober, vielleicht noch ſpäter, kehrt ſie nach der Stadt zurück. Sieben Monate lang ſoll ich ſie gar nicht ſehen, nichts von ihr hören? Ich habe ihr das verſprechen, ich habe ſogar mein Ehrenwort verpfänden müſſen; iſt das recht? Ein Kriegsgefangener, der entlaſſen wird, ſchwört doch nur, in Jahr und Tag ſeinem Vaterlande nicht zu dienen, und ſchon das mag hart genug ſeyn für einen Mann von Ehre, der ſein Vaterland liebt; aber einem Liebenden in Feſſeln den Schwur abdringen, ſogar gegen ſein eignes Herz zu dienen, das iſt grauſam! — und aus welchen Gründen? — Die Bitterkeit in Arlhofens Gemüth ſoll ſich täglich mehren, ein naher Ausbruch unvermeidlich ſeyn. Die Welt ſoll, nach chriſtlicher Gewohnheit, Leontinens guten Ruf in Stücken reiſſen u. ſ. w. Aber bedachte ſie denn nicht, daß eben dieſe magere chriſtliche Welt verhungern würde, wenn man ihr nicht täglich gute Namen opferte, wie dem Moloch unſchuldige Kindlein? — Was wird es uns helfen, wenn wir getrennt und vorwurfsfrey unſere Straßen wandeln? Die Welt wird doch nicht an unſere Tugend glauben; denn ſie müßte ja einen köſtlichen Zeitvertreib aufgeben, und ſich wohl gar die Marter anthun, Gutes von uns zu ſprechen. Lieber nimmt ſie ihre Zuflucht zu den armſeligſten Erfindungen. Geben Sie acht, mein Freund, ehe wir es uns verſehen, wird ſie mir einen geheimen Briefwechſel mit Leontinen, oder wohl gar nächtliche Beſuche auf Lindenholm andichten. O warlich! die Opfer, die man dieſem Mumbo Jumbo bringt — (Sie kennen ja den Popanz der Negerinnen) dieſe Opfer kommen mir vor wie die Libationen der Römer; man goß den Wein, den man hätte trinken ſollen, auf den ſchmutzigen Boden, und machte ihn dadurch nur ſchlüpfriger zum Fall.

Und Arlhofens Erbitterung? Wird ſie etwa von der meinigen übertroffen? Ihn will ſie ſchonen, nicht mich! ihn beruhigen, den Geliebten in Verzweiflung ſtürzen! — Warum findet ſie nicht Stärke genug in ihrer Liebe, Ketten zu zerreißen, die der Eigennutz ſchmiedete? Warum hat ſie nicht den Muth, ſich ganz in meine Arme zu werfen? — Bin ich ihr nicht Alles was ſie mir? —

Doch ſie hat geboten, und ich muß gehorchen. Ob ich es tragen kann? oder wie ich es tragen werde? darnach fragt ſie nicht. Das Bewußtſeyn, von ihr geliebt zu werden, ſoll mir genügen. Freylich habe ich ſelbſt wohl einmal geglaubt, nur dieſer ſeligen Ueberzeugung bedürfe mein Herz, um in dem höchſten Glücke zu ſchwelgen; aber es iſt nicht ſo! — Das Weib erzieht ein Bäumchen um der Blüthen willen, der Mann hoft Früchte.

Leontine iſt beſſer als ich, das wußte ich freylich ſchon lange. Gott verzeih' es mir, daß ich darüber ſeufze! — Wenn ich nur wüßte, wie ich dieſen ewig langen Sommer zum Ende bringen ſoll? — Ich habe mich, zu großer Freude meiner Mutter, der Wirthſchaft angenommen. Ich habe Thaers Schriften kommen laſſen und weiß jetzt recht gelehrt über das Drillen und den Smallſchen Pflug zu ſprechen; aber auf dem Felde hat mich mein Kubjas ſchon mehr als einmal beſchämt und ich bin des Dinges überdrüßig worden. Im Garten ſind mir meine liebſten Bäume erfroren, ich mag das dürre Reis nicht anſchauen, es würde mich nur an meine dürre Exiſtenz erinnern. Beſuche in der Nachbarſchaft abzulegen, kann ich nicht über mich gewinnen, zumal da meine Mutter nicht, wie ſonſt, darauf beſteht, denn Gott ſey Dank! es lebt, wenigſtens nach ihren Begriffen, kein einziges heyrathbares Mädchen in der Nähe. Sie hat mir ſchon verſchiedene male alle die hergerechnet, deren volle Geld- und Leinenkaſten ich mir habe entſchlüpfen laſſen. Jetzt, ſpricht ſie, weiß ſie leider keine Frau für mich. Indeſſen meynte ſie, ich ſolle nur zum Jahrmarkt nach Reval reiſen, da würden vielleicht ein Paar ſchöne Augen mich feſſeln. Ich nahm den Vorſchlag an. Sie kennen, lieber Freund, dieſe Jahrmärkte nicht, denn zu Ihrer Zeit waren ſie noch nicht im Gange. Es iſt fürwahr ein luſtiges Schauſpiel. Vom 20ſten Juni bis etwa zum 30ſten drückt ſich der ganze Adel auf einem Kirchhofe in Reval zuſammen. Unter ſchönen alten Linden ſind eine Menge Buden über Leichenſteinen aufgeſchlagen, da wandelt nun die lebendige Eitelkeit auf den Todten herum, ohne die laute Warnung der Stummen zu vernehmen, die unter ihren Füßen liegen. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend iſt die Straße gedrängt voll von Equipagen, die des Landes geſchmückte Töchter aus- und einladen. Auf dem Kirchhofe ſelbſt kann man nur mühſam ſich durchwinden. Manche kaufen, Andere wollen nur geſehen werden. Die meiſten Herren ſtehen und gaffen; die alten Damen ſitzen und muſtern die Vorübergehenden. Manche Waaren werden feil geboten, die man in keiner Bude findet. Am lebhafteſten iſt der Tauſchhandel mit Blicken.

In der That, für einen unbefangenen Beobachter iſt, einige Stunden lang, dieß Schauſpiel unterhaltend. Aber ich! — ich ſollte da ein Mädchen ausſpähen? — Leontine war nicht dort, dennoch ſuchte und fand ich überall nur ſie. Unvermuthet ſtieß ich auf Aelhofen, und hätte faſt geſchrieen, denn ich glaubte, er ſey nicht allein gekommen. Fürwahr, ich umarmte den Menſchen mit Haſtigkeit, und er war freundlicher als gewöhnlich. Wir ſprachen von Allerley. Ich verlängerte das fade Geſpräch, immer hofſend, er werde endlich Leontinen nennen. Der Peiniger that es nicht. Ich mußte mich entſchließen, ein Wort auszuſprechen, das mir ſtets ſo ſauer wird: „wie befindet ſich Ihre „Frau Gemahlin?“ —

„Recht wohl,“ grinſte er mir zu, „ſie „macht ſich auf dem Lande recht luſtig.“ — Wie gemein der Menſch ſich ausdrückt: Leontine macht ſich luſtig! und wäre es nur noch wahr — aber es iſt nicht wahr, er wollte mich nur ärgern. Das gelang ihm auch vollkommen. Vermuthlich hat er mir es abgemerkt, denn ich las eine Art von Triumph in ſeinen Zügen, der mich beynahe aus der Faſſung brachte. Zum Glück trat eben ein Bekannter dazwiſchen, und die Jahrmarktswogen trieben uns aus einander. Ich habe ihn nicht wieder geſehen. Aber mit dem Gedanken an Leontinens Luſtigkeit fuhr ich aus der Stadt, und grollte unterweges, und grolle noch jetzt, ohne recht zu wiſſen warum; denn wenn ſie heiter iſt, ſoll ich mich nicht darüber freuen? — ja, ich *ſollte* wohl, allein ich *kann* es nicht. Bin ich doch ſelbſt ſo traurig, und *daß* ich es bin, muß ſie ja wiſſen. — Ach! zuweilen überfällt mich eine Angſt, eine Ungeduld, daß ich mir die Adern öffnen möchte. Wohin ſoll das führen? — Verlaſſen Sie mich nicht!

Drey und funfzigſter Brief.

Derſelbe an Denſelben.

(Einige Wochen ſpäter.)

Ich habe einen kühnen Schritt gewagt, ohne Sie, mein zweyter Vater, zuvor davon zu unterrichten. Das *war* nicht recht. Auch fühlte ich es wohl, denn im Grunde fürchtete ich nur Ihren Widerſpruch. Bey dem feſten

Entſchluſſe, den mein Herz mir plötzlich aufdrang, war dennoch der Gedanke mir unerträglich, Ihren Rath vielleicht verwerfen zu müſſen. Und dann, die weite Entfernung — die paar ewig langen Wochen, die nothwendig verſtreichen mußten, ehe ich Ihre Antwort erhielt — ich war in einer fieberhaften Stimmung, ich *konnte* es nicht verſchieben. Wer weiß, welchen böſen Handel Sie, nach dieſem räthſelhaften Eingang, mir zutrauen mögen; wer weiß, ob Sie nicht mit Herzklopfen die folgenden Zeilen ſuchen. Nicht doch, nur ein ernſtes Kopfſchütteln mag ich verwirkt haben. Vielleicht billigen Sie ſogar, daß der Wunſch in mir laut geworden, *Leontinen von ihrem Manne geſchieden zu ſehen*. — Es iſt heraus. Und darf dieſer Wunſch vor dem Richterſtuhl der Vernunft und Redlichkeit ſich der Enthüllung ſchämen? — Ehe Sie richten, leſen Sie meinen Brief an Leontinen. Ich habe das Verbot, ihr nicht zu ſchreiben, übertreten. Es waren gerade in meinem Treibhauſe einige Ananas reif geworden, die ſandte ich ihr mit dieſem Briefe, weil ich zufällig erfuhr, Arlhofen ſey noch immer in der Stadt, und ſie werde folglich keiner Verlegenheit ausgeſetzt. Auch von ihrer Antwort ſende ich Ihnen eine Abſchrift. Es iſt vorbey. Ich bin verdammt zu einſamen Qualen. — Man ſpricht von einem nahen Kriege. Ich ſehne mich nach Blutvergießen, und werde wieder Dienſte ſuchen. Leben Sie wohl.

Vier und funfzigſter Brief.

Wallerſtein an Leontinen.

Leontine! faſt muß ich fürchten, eine Liebe wie die Meinige ſey unſerm Klima ſo fremd, als die Frucht, die ich Ihnen überſende. Ich ſoll Sie nicht ſehen, nicht einmal an Sie ſchreiben; ich ſoll meine Sinne, mein Blut, mein Herz verleugnen, und nur im Innerſten der Seele dem Ueberſinnlichen Altäre bauen. Leontine! ich kann es nicht! — So war einſt dem Peruaner zu Muthe, als er ſeine Sonne gegen eine unſichtbare Gottheit vertauſchen ſollte. Sie werden mich, wie jenen Peruaner, einen Wilden ſchelten — immerhin! ich will nicht beſſer ſcheinen als ich bin. Sie werden mich erinnern, daß ich ſelbſt bisweilen die reine, von aller Sinnlichkeit entbundene

Liebe als das höchſte Glück geprieſen — ach! es geſchah im frölichen Uebermuth an Ihrer Seite; es geſchah in Stunden, wo meine Augen, Ihre Reize verſchlingend, die feinſte Schwelgerey der Sinne mir gewährten; wo das befriedigte Herz ſchweigend den Lippen vergönnte, mit geiſtiger Schwärmerey zu prahlen, indeſſen das glühende Auge den ſtolzen Worten Hohn ſprach. Hätten Sie mich nie aus Ihrer Gegenwart verbannt, vielleicht wäre dann die Täuſchung nie zerronnen. Wer kann noch Wünſche hegen, wenn er Leontinen ſieht! Aber fern von Ihnen mir ſelbſt vorheucheln, ich ſey glücklich — Sie in eines Andern Armen wiſſen, und dennoch lächelnd auf den Beſitz Ihres Herzens trotzen — ich vermag es nicht länger!

Sie ſelbſt, geliebte Leontine! bekennen Sie freymüthig, würden Sie ſo ruhig, ſo heiter ſeyn (wie Aelhofen ſpricht) wenn ich vermählt wäre? — Bejahen Sie dieſe Frage, ach! ſo wurde ich nie von Ihnen geliebt! In einer Geiſterwelt mag eine ſolche Engelsliebe den Entkörperten genügen; uns hat nun einmal die Natur mit ſüßen Banden, zu ihren ewigen Zwecken, an Schönheit gefeſſelt. Mag es auch bisweilen geſchehen, daß zwey Liebende, durch äußere Verhältniſſe getrennt, ſich über ihr Schickſal erheben, weil ſie in unverletzter Treue ihren Himmel finden — aber Leontine! welcher Erſatz wird mir, wenn ich Ihre Gegenwart vermiſſe? — Jenem zaubert die Liebe das Bild der Geliebten vor; es ſchwebt in tauſend reinen Geſtalten vor ſeiner Seele, er darf ihm nachgehn und nachlaufen bis auf die Schwelle des einſamen Schlafgemachs; er darf mit zügelloſer Einbildungskraft es überall verfolgen, er findet überall nur treue Liebe. Ach! wie leicht mag das Entbehren einem ſolchen Glücklichen werden!

Aber ich! darf auch ich in meiner regen Phantaſie den einzigen Genuß ſuchen, der dem Liebenden Kraft gewährt, die Trennung zu ertragen? muß ich nicht vielmehr das

Bild der Geliebten fliehen, um es nicht in den Armen eines Andern zu finden? — Kann ich wohl jemals holden Träumen mich überlaſſen? — Kaum erblicke ich Ihre Geſtalt, mahle ſie mit mir beſchäftigt, da tritt plötzlich ein Geſpenſt dazwiſchen; der verhaßte Nebenbuhler ſchlingt ſeinen Arm um ſie — Leontine duldet ſeine Liebkoſungen — muß ſie dulden — und ich Elender ſchaudre vor dem Bilde meiner Geliebten zurück! — Nein warlich, dieſe Hölle ertrage ich nicht länger! Ich umfaſſe Deine Kniee und flehe Dich an mit bitterm Schmerz — wolle mein Glück — wolle das Deinige — ſprich ein Wort, und wir ſind auf ewig vereint. Welch ein Recht kann dieſer Mann gegen das meinige geltend machen? Der Eigennutz hat Ihre Feſſeln geſchmiedet, nie hat die Liebe ihre Blumen darum gewunden. Er iſt nicht Vater, Sie ſind nicht Mutter, er kann allein auf das Verbrechen trotzen, Ihre Unſchuld entweyht zu haben. Welchen Erſatz vermag er Ihnen zu bieten für eine Freyheit, die er raubte, als Sie noch nicht wußten, wie ſüß es iſt, ſie zu verſchenken? wird an ſeiner Seite jemals eine heitre Zukunft Ihnen lächeln? und wenn Sie den verbannen, den Ihr Herz gewählt, wenn die Verzweiflung mich in fremde Welttheile jagt, werden Sie Ruhe in den Armen eines unwürdigen Gemahls finden? —

Welche Pflicht feſſelt Sie an ihn? — die Ehe iſt ein heiliges Band, wenn Liebe oder Vernunft es knüpften. Haben Sie ihn geliebt? hat man Ihre Vernunft zu Rathe gezogen? — warlich! eine Zigeunerin, die ein geraubtes Kind verkauft, der Chineſer, der ſein Kind auf die Straße ſetzt, iſt minder ſtrafbar, als gewiſſenloſe Eltern, die ihrer Liebe Frucht halb gereift dem erſten läſternen Wanderer zuſchleudern.

Wohlan Leontine, zerreißen Sie ein Band, das weder Natur noch Geſetze billigen, denn beide fodern freye Wahl;

beide verabſcheuen jeden Zwang. Erklären Sie muthig, daß Sie ein Recht zurück fodern, welches keine Gewalt auf Erden Ihnen rauben durfte. Eilen Sie, die geſtohlnen Freuden Ihrer erſten Jugend in dem Glücke eines Mannes wiederzufinden, der Sie anbetet, und der kühn ſchwören darf: nie werde Reue Ihr Leben vergiften. — O ich weiß was Sie ſagen können, ſagen werden. Nicht Ihre ſogenannte Pflicht, Ihr Edelmuth wird Sie binden. Arlhofen iſt arm. Wenn Sie von ihm ſich trennten, ſo würde er Ihr Vermögen, mit dieſem ſeine behagliche Exiſtenz verlieren; er hat Sie nie beleidigt, er hat Sie ſtets mit Schonung und Aufmerkſamkeit behandelt, Sie können ſich nicht überwinden, ihn der Armuth Preis zu geben. — O Leontine! folgen Sie Ihrem edlen Herzen; er möge immerhin die Früchte ſeiner niedrigen Berechnung bis ans Ende genießen; laſſen Sie ihm Alles, Alles. Ich habe ja nicht um Ihr Vermögen gefreyt; ich will nur Dich, nur Dich beſitzen! ich habe wenig, aber genug für uns beide.

Oder ſchreckt das Urtheil der Welt Sie zurück? wird dieſe Welt Ihnen auch nur Einen verlornen Augenblick erſetzen? Wollen Sie meine Seligkeit, ihr Glück, dem armſeligen Gewinn opfern, daß ein paar Theeſchweſtern weniger über Sie die Achſeln zucken werden? — Kennen Sie dieſe elende Welt noch nicht? heute wird ſie ein wüthendes Geſchrey erheben, und morgen, wenn wir uns herablaſſen, zu einem Balle ſie einzuladen, wird ſie hoch uns preiſen als angenehme Wirthe. Keiner wird ausbleiben, verlaſſen Sie ſich darauf. Die Equipagen der ärgſten Schreyer werden die erſten vor unſerer Wohnung ſeyn. — Leontine! wär' es möglich, daß Ihr gebildeter Geiſt, vor dieſen Mücken über Sümpfen tanzend, erzittern könnte? muß ich die Liebe noch zu Hülfe rufen? ſoll ich meine Leiden, meine Verzweiflung ſchildern? —

Leontine, es ſteht in Ihrer Macht, durch ein einziges Wort mich unausſprechlich zu beglücken! würde es Ihnen gleich ſchwer, dieß Wort auszuſprechen, darf die Liebe kein Opfer fodern? und kann ſie es nicht vergelten?

Fünf und funfzigſter Brief.

Leontine an Wallerſtein.

Nein, Wallerſtein, Sie kennen die höchſte Qual der Liebe nicht, es iſt die, dem Geliebten einen heißen Wunſch verſagen zu müſſen. —

Ich habe eine ſchreckliche Nacht durchwacht — ich habe mehr noch gegen mein eignes Herz, als gegen Ihre Bitten gekämpft. Mit verweinten Augen erkläre ich Ihnen: es kann nicht ſeyn. Schonen Sie meiner Ruhe, begehren Sie nie wieder, was ich nimmermehr gewähren kann. In wiefern

Eheſcheidung überhaupt, oder doch in meiner Lage zu rechtfertigen ſey, darüber laſſen Sie uns nicht ſtreiten oder vernünfteln. Es möchte Ihnen nur zu leicht gelingen, mit meinem Herzen im Bunde, jede Bedenklichkeit zu beſiegen. Ohnehin hat meine Vernunft — wenn ich anders jetzt deren Meiſter bin — nichts einzuwenden, und das Urtheil der Welt würde ich an der Seite des geliebten Mannes verachten oder überhören. Aber Wallerſtein, wie konnten Sie meinen Vater vergeſſen? meinen alten würdigen Vater? meinen kränklichen Vater? Ich kenne ihn; wenn irgend etwas auf Erden ihm noch theurer iſt als ſeine Tochter, ſo iſt es ihr unbefleckter Ruf. Bey ſeiner Art zu denken wäre das erſte Wort, das mir von Trennung entſchlüpfte, für ihn ein Todesurtheil. Vielleicht hat er ſelbſt oft im Stillen gewünſcht, dieſe Verbindung nicht befördert zu haben; vielleicht — nein, gewiß würde es die letzten Stunden ihm erheitern, wenn er mich hoch beglückt in Ihren Armen ſähe; aber alles was geſchehen müßte, um zu dieſem Ziele zu gelangen, darüber könnte er nicht hinaus. Nennen Sie das immerhin Vorurtheil; dem Kinde ziemt es nicht, des Vaters Vorurtheil leichtſinnig zu überhüpfen. Ihn würde mein Entſchluß unglücklich machen, wenigſtens auf mehrere Monden, und was jenſeits läge würde er nicht erleben.

Darum erkläre ich feſt und unwiderruflich: nie werde ich mich von Arlhoſen trennen. Mein Herz blutet, indem ich dieſe Worte ſchreibe, aber meines Vaters Herz ſoll nicht bluten. — Habe Erbarmen, edler, geliebter Mann! Quäle mich nie wieder durch einen Wunſch, den ich theile, aber nicht erfüllen kann. Laß mir das ſtille Glück, dich vorwurfsfrey zu lieben — ach! ich liebe dich ſo unausſprechlich! — aber gleich müſſen wir einander ſeyn, vollkommen gleich, das fodern Sie mit Recht. Nur das Bild der treuen Geliebten ſoll Ihnen verſchweben, kein häßlicher Argwohn es beflecken. Ich ſchäme mich zu *denken*, was Sie, Wallerſtein, ſich zu *glauben* nicht ſchämten. Mit welchen Worten ſoll ich Ihnen das nun ſagen? — mußte vertrauende Liebe mir nicht die Scham erſparen? — doch ich muß ſie überwinden, denn es gilt Ihre Ruhe.

Daß ein Weib ſich hingeben müſſe, ohne Liebe, ohne Verlangen, iſt leider möglich, und ein demüthigender Beweis für unſern geringern Naturwerth, ſo oft man uns auch das beſſere Geſchlecht zu nennen beliebt. Allein dieſe Verworfenheit — ja das iſt das rechte Wort — zu welcher der Schöpfer uns verdammte, wird von uns genommen, ſo bald wir zu wahrer Liebe uns erheben. Eine *liebende* Frau iſt ein veredeltes Geſchöpf, iſt nicht mehr dem Manne, nur der Liebe unterthan. Was ſie dieſer nicht gewähren kann oder darf, das wird ſie nimmer an rohe Begierde vergeuden. Wie könnte ſie jemals, aus fremden Armen ſich loswindend, einen hellen Blick auf den Geliebten heften? —

Nein, Wallerſtein — ſeit Ich zu Ihnen ſprach: ich liebe Sie — nicht doch, lange zuvor, als ich noch kaum mir ſelbſt es ſchüchtern bekannte, ſeit jenem Augenblicke gehörte ich nur mir, ich lebe in meines Bruders Hauſe. Glauben Sie mir, ſo iſt es, ſo wird es ſeyn. Fodern Sie noch Schwüre? nun ja Sie ſind ein Mann, und ich habe immer gehört: die Männer begreifen nicht, was uns ſo natürlich ſcheint. Kann ich durch einen Schwur Ihren kränkenden Argwohn für immer zerſtören, ſo will ich auch dazu mich herablaſſen. — Ich ſchwöre Dir unverbrüchliche Treue in jedem Sinne des Worts. Deine Verachtung treffe mich, wenn ich meyneidig werde. —Sind Sie nun zufrieden?

Anmerkung des Herausgebers.

Hier iſt abermals eine Lücke in dem Briefwechſel von einigen Monaten, in welchen Leontine mehr als je des ſtillen Glückes ihrer Liebe bedurfte, um den Tod von Madam Lindau und den von Arlhofens Mutter zu ertragen, die ſchnell auf einander folgten. Kaum hatte ſie mit einer durch Liebe geſtärkten Seele dieſe Schmerzen überwunden, als noch ein härterer Verluſt ſie traf.

Sechs und funfzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Reval.

Freund, ich hoffe wieder. Meine Hoffnung ſproßt aus einem Grabe hervor, das Leontinens Thränen überſchwemmen. Ihr Vater iſt tod. Seit jenem Briefe, in welchen die Edle ihre ganze Seele gehaucht, unterdrückte ich mein ungeſtümes Verlangen, ſah an meiner Heiligen empor und betete ſie an mit reinem Herzen. Kein Verſuch ihre Ruhe zu ſtören, wurde mehr von mir gemacht. Ich lebte einſam, begoß meine Blumen und fieng an, Grindels Botanik zu ſtudieren. Mit Klaſſen und Namen wollte ich mein Gedächtniß ſo anfüllen, daß es den Namen Leontine zwar nicht vergeſſen, aber doch ſeltner nennen ſollte. Da begab es ſich, daß eine Rekruten-Aushebung in Ehſtland verordnet wurde. Ich mußte zwey Mann von meinen Gütern ſtellen; ein ſaures Geſchäft. Leider wählt man gewöhnlich Taugenichtſe, die hab' ich unter meinen Bauern nicht. Zwey fleißige Söhne mußte ich aus den Armen ihrer Eltern reißen. Es war ein trüber Tag für mich wie für Alle.

Die Kommiſſion, welche die Rekruten empfängt, iſt zuweilen ſchwürig, man thut wohl, in Perſon vor ihr zu erſcheinen, um manche Unannehmlichkeit zu vermeiden. Ich entſchloß mich daher, ſelbſt nach der Stadt zu reiſen. Mein Geſchäft gieng ſchnell von Statten. Ich wollte ſchon am andern Morgen nach Sallmküll zurückkehren, eine Einladung des Gouverneurs verzögerte meine Abreiſe. Ich ſpeiſte bey ihm in großer Geſellſchaft. Man ſprach davon, daß eine Menge Edelleute, gleich mir, nach der Stadt gekommen, man nannte unter andern auch den alten Blondheim.

Den, ſagte ein breites Geſicht, das mir gegenüber ſaß, *den hat geſtern Abend der Schlag gerührt*. Ich erſchrak heftig. Man ſprach noch einige Augenblicke von dieſer *Neuigkeit* und vergaß ihrer ſchnell, weil ein Anderer erzählte, daß ein berühmter Kunſtreiter angekommen ſey.

Mir war der Stuhl mit Dornen gepolſtert. Sobald die Tafel gehoben wurde, ſtahl ich mich fort, und erreichte athemlos die Straße, in welcher der alte Blondheim wohnt. Schon von ferne ſah ich einen Reiſewagen vor ſeinem Hauſe ſtehen, mein Herz klopfte ungeſtüm. Bald erkannte ich Leontinens Kammermädgen, die etwas aus dem Wagen holte. Ich flog hinzu: „Iſt deine Herrſchaft hier?"

„Ach Gott ja! wir ſind eben ange„kommen. Der alte Herr befindet ſich ſehr „übel, da hat der Doctor mitten in der „Nacht eine Staffette nach Lindenholm ge„ſchickt, die gnädige Frau iſt ſo erſchrocken, „ich meynte es wäre ihr Tod."

Dieſe Nachricht mehrte meine Angſt. Ich wankte die Treppe hinauf, ich ließ Arlhofen erſuchen, einen Augenblick herauszukommen. Als Freund vom Hauſe meynt' ich ſchon ein Recht zu haben, des Hauſes Sorgen zu theilen. Kaum war der Bediente fort, ſo ſchien es mir als hätte ich übereilt gehandelt. Mein Beſuch in einem ſolchen Augenblicke konnte für zudringlich gelten, Arlhoſen mir wohl gar unartig begegnen. Ich ſtand eine halbe Minute von widrigen Empfindungen aller Art gefoltert. Arlhoſen kam und empfing mich über alle Erwartung freundſchaftlich. Nachher habe ich mir das wohl erklärt: ſeine Kräfte waren der traurigen Lage des Augenblicks nicht gewachſen; er hatte ſchon halb den Kopf verloren; ein Dritter, der die Bürde ihm erleichtern konnte, mußte willkommen ſeyn, was man auch ſonſt gegen ihn haben mochte. Wirklich umarmte er mich haſtig mit den Worten: „Gott ſey „Dank daß Sie gekommen ſind! mein „Schwiegervater ringt mit dem Tode, meine Frau fällt aus einer Ohnmacht in die „andre, ich weiß mir nicht zu helfen, verlaſſen Sie uns nicht.“

Ohne meine Antwort abzuwarten zog er mich in das Krankenzimmer. Ich fürchtete, mein Anblick werde Leontinen noch mehr erſchüttern, ihr jetzt wohl gar zuwider ſeyn. Ich eitler Thor konnte mir einbilden, daß eine Tochter wie Leontine jetzt Augen für mich haben werde. Sie ſah mich nicht, ſie hörte meine Stimme nicht; über dem röchelnden Vater lag ſie wimmernd, auf ſeiner kalten Hand ruhte ihr bleiches Antlitz. Der Umſtehenden vereinte Kräfte vermogten nicht ſie loszureißen; und wenn ſie erſchöpft die Augen ſchloß, wenn wir kaum zum nächſten Sofa ſie getragen hatten, ſo ſprang ſie plötzlich mit wilder Geberde wieder empor, und warf ſich ſterbend über den Sterbenden.

Schon eine Stunde war ich gegenwärtig, ſie wußte noch nichts davon. Erſt als der alte Blondheim ſich noch einmal erholte, und ein ſchwacher Strahl der Hoffnung ihr erloſchnes Auge wieder belebte, da wurde ſie auch meiner gewahr. Es ſchien als wollte eine finſtere Wolke ihre Stirn bedecken, ihr erſter Blick mir Mangel an

Delikateſſe vorwerfen; allein der zweyte bemerkte die Thränen, die über meine Wangen floſſen, und gieng zu rührender Dankbarkeit über. Sie ſprach kein Wort mit mir, ſie ſchien ſich überhaupt meiner Gegenwart nur ſelten zu erinnern, und ich — war doch nicht eigenſüchtig genug, um mich dadurch gekränkt zu glauben. Ein richtiges Gefühl ſagte mir, daß ich jetzt nur um des Kranken willen hier ſeyn dürfe, darum wandte ich alle meine Sorgfalt nur auf ihn, und zog jeden ſich verirrenden Blick ſchnell von Leontinen ab.

Der Abend brach an. Der Kranke lag bewußtlos. Der Arzt, den ich leiſe befragte, zuckte die Achſeln, und meynte, er werde kaum die Mitternacht erleben. Ich bat ihn, die leidende Tochter, wenigſtens noch für einige Stunden, durch Hoffnung zu täuſchen, um die Ruhebedürftige wo möglich zu entfernen. Er that was ich begehrte. Sie ſah ihn zweifelnd an. Er bat ſie dringend, die Nacht in einem andern Zimmer zuzubringen, ſie ſchüttelte den Kopf. Ich wagte ſchüchtern, mit Worten und Blikken daſſelbe von ihr zu erflehen. „Er iſt „auch mein Vater,“ flüſterte ich tief bewegt ihr zu, „ich werde nicht von ſeinem „Bette weichen.“ Sie ſah mich wehmüthig an. Endlich gab ſie nach und wankte ſtill hinaus.

Der Arzt hatte richtig prophezeiht. Der alte Blondheim gab den Geiſt auf, noch ehe die Mitternachtsſtunde ſchlug. Es war gleichſam der letzte Beweis ſeiner väterlichen Liebe, daß er ſtarb, als Leontine nicht zugegen war. Kaum eine Viertelſtunde nachher öfnete ſie die Thüre. Wir hatten den erſten Schmerz bekämpft, und auf den Fall, den wir vermutheten, ſchon Verabredung getroffen. Arlhofen ſchlich ihr entgegen, und winkte mit der Hand, ſie bedeutend, daß der Kranke ſchlummre. Beruhigt gieng ſie zurück, und wir erfuhren nachher durch das Kammermädchen, ſie habe einige Stunden ſtill auf dem Bett gelegen. Ach! ſie bedurfte Erhohlung, um für einen fürchterlichen Augenblick Kraft zu gewinnen. Ich ſchauderte, als ich mit anbrechendem Tage ſie hereintreten ſah, und in ihren Augen die ängſtliche Frage las, die ſie nicht auszuſprechen wagte: „lebt er noch?" — Arlshofen gieng ihr entgegen, umfaßte ſie ſanft und weinte. Sie errieth ihn augenblicklich, und mit dem dumpfen Seufzer: „mein Vater iſt todt!" ſank ſie leblos nieder.

Erſparen Sie mir das übrige. Drey Wochen ſind bereits verſtrichen, und noch beben mir Herz und Hand, wenn ich die ſchrecklichen Stunden mir ins Gedächtniß rufe. Gottlob! ſie ſind vorüber! — In den erſten Tagen war Leontine keines Troſtes fähig; ſie hörte nicht, wenn man zu ihr ſprach, ſie ſchien die Umſtehenden kaum zu bemerken. Stumm und ſtarr ſah ſie vor ſich hin mit trocknen Augen. Endlich löſte ſich ihr Schmerz in Thränen auf. Unwillig vernahm ſie Troſtſprüche, mit welchen Arlhofen freygebig war. Mich lehrte mein Gefühl ein wirkſameres Mittel. Ich ſprach viel von dem Entſchlafenen, von ſeinen herrlichen Eigenſchaften, von ſeiner Liebe zu ihr, von der Größe ihres Verluſtes; ich lockte immer neue Thränen hervor, die ihre Bruſt erleichterten, und vor einigen Tagen belohnte ſie mich durch das Geſtändniß: mir ſey gelungen, ihr den erſten Troſt zu geben.

Anfangs hatte Arlhofen viel mit der Beerdigung zu ſchaffen; er mußte nothwendig Leontinen oft verlaſſen, zumal da dieſer traurige Tod ihr verborgen bleiben, und deshalb die Leiche in der Stille aus dem Hauſe nach der Kirche gebracht werden ſollte. Er ſelbſt bat mich, während dieſer Zeit bey ihr zu bleiben, und ſo viel möglich ihre Aufmerkſamkeit von jedem faſt unvermeidlichen Geräuſch abzulenken. Ach! ich bemerkte bald, daß wir Leontinen nicht zu täuſchen vermochten; allein ſie fragte nicht, ſie ſelbſt ſchien jede Erklärung zu fürchten. — So bin ich nun ganz unerwartet wieder im Beſitz meiner alten Rechte. Arlhofen ſieht es gern, daß ich täglich komme, weil ihm die Traurigkeit ſchon läſtig wird. Er nutzt meine Gegenwart, um die gewohnten Zerſtreuungen aufzuſuchen, läßt mich allein mit Leontinen, und — ſie verbannt mich nicht.

Bis jetzt hab' ich ängſtlich über mich gewacht, kein Wort von Liebe mir entſchlüpfen laſſen; nur der zärtliche Freund hat die leidende Freundin zu tröſten verſucht. Aber Ihnen darf ich bekennen; neue Hofnung belebt meine Bruſt. War Schonung ihres Vaters nicht der einzige Grund, den ſie meinen Bitten entgegen ſetzte? — Freylich wird ihr Zartgefühl ſie noch lange hindern, ſein Grab gleichſam zu öfnen, um ihre Ketten hinab zu werfen; aber nach und nach wird auch die Liebe ihre Rechte wieder geltend machen.

Wir haben Krieg. Man ſpricht davon,

daß Arlhofens Regiment nach der Schweiz marſchiren ſoll. Welch' ein erwünſchter Zeitpunkt wäre das, um die Feſſeln zu zerbrechen! — Leontine iſt einzige Erbin ihres Vaters. Möge Arlhofen immerhin an ihre Stelle treten; möge er, mit ihren Gütern bereichert, ins Feld ziehen, mit Lorbeern gekrönt, mit Bändern geſchmückt zurücke kehren; mir laſſe er Leontinen! und das kleine Sallmkull werde mein Paradies!

Sieben und funfzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ich weiß es Arlhofen herzlich Dank, daß er die Aufmerkſamkeit gehabt, Dir, ohne mein Erinnern, meines Vaters Tod zu berichten. Ich wußte damals von mir ſelbſt nur wenig, von dem, was mich umgab, nichts. Meine Leiden und — warum ſoll ich nicht ſagen, ſein eigener Schmerz, denn mein Vater war ja ſein Wohlthäter — hatten ſein Gefühl ungewöhnlich erhöht und verfeinert; er gab mir manche rührende Beweiſe davon, die ich ihm nicht vergeſſen werde. Der Brief an Dich ſteht oben an, denn ich weiß, wie ungern er ſchreibt. Ich glaube doch wirklich, der Mann liebt mich, ſo viel er lieben kann; mein Verluſt würde ihn unglücklich machen, wenn er gleich im Beſitz meines Vermögens bliebe. Auch iſt ja mein guter Vater mit dieſer Ueberzeugung aus der Welt gegangen; ſollt' ich ſeinen Willen nicht mehr ehren, weil er todt iſt? — Nein! nein! für mich lebt er noch, für mich wird er immer leben. —

Ich danke Dir für Deinen herzlichen Brief, meine theure Amalie! ich danke Dir auch dafür, daß Du keine Troſtſprüche eingewebt, ſondern meinen Schmerz in Ehren gehalten haſt. Ach! ich fürchte, mein Verluſt wird auf mehr als *eine* Weiſe mir lange Leiden ſchaffen! — Wallerſtein war hier, als mein Vater ſtarb; er iſt noch hier, er iſt täglich bey mir, Arlhofen ſelbſt hat ihn eingeladen, Arlhofen ſelbſt führt ihn täglich zu mir. Soll ich das nicht eine edle Liebe nennen, die, um meinen Kummer zu zerſtreuen, Haß und Eiferſucht bekämpft? — Könnt' ich dieſe Aufopferung vergeſſen, dieß edle Vertrauen jemals mißbrauchen, o, dann wär' ich eine verworfene Creatur! — und doch — ich fühle meine Schwäche — ich zittre vor mir ſelbſt. Schon gebricht es mir an Kraft, den Geliebten zu entfernen; befehlen kann ich nicht, und die Bitte erſtirbt auf meinen Lippen. Ich leihe ſeinen ſtürmiſchen Wünſchen das Ohr; ich beantworte ſie nicht, aber ich höre ſie doch, und vermeide ängſtlich, in mein eigenes Herz zu blicken, denn ich würde es mitſchuldig finden. Und in dieſer gefährlichen Stimmung treibt Arlhofen die Großmuth ſo weit, mich ganz allein mit ihm zu laſſen. Er iſt geſtern nach Lindenholm, von da nach Hullida gereiſt, wegen der Erbſchaft meines Vaters. Ich wollte ihn begleiten, der Arzt behauptet, ich ſey noch zu ſchwach. Arlhofen hat in meiner Gegenwart Wallerſtein gebeten, mich oft zu beſuchen, bis er Jettgen Lamm von Lindenholm mir zur Geſellſchaft hohlen könne. Wallerſtein benutzt die Erlaubniß, die zu widerrufen ich allzuſchwach mich fühle. Ach! ich erwarte ja ſelbſt mit Herzklopfen die Stunde, in der er zu kommen pflegt. Zehn Tage werden wir allein bleiben. Ich weiß nicht, warum ſo bange Ahnungen meine Bruſt beklemmen. Kaum ſind einige Wochen verſtrichen, als ich noch mit ſtolzer Zuverſicht auf meine Tugend trotzte, von einer Selbſtſtändigkeit träumte, die jede fremde Stütze mir entbehrlich mache. Aber ſeit mein Vater todt iſt, fühl' ich deutlich, er war auch mein Schutzgeiſt. So oft ich in Gefahr ſtand, leidenſchaftlich zu handeln, durft' ich nur denken, du wirſt ihn bald wiederſehen; du wirſt in ſein gutes klares Auge blicken müſſen; wie könnteſt du das, wenn die Reinheit deiner Seele verletzt wäre?

Ich glaube in der That, Amalie, die meiſten guten Menſchen verdanken ihre Tugend beſſern Menſchen, die ſie lieben, von denen ſie geliebt werden, die ſie nicht betrüben, in deren Augen ſie nicht verlieren wollen. Nimm der Rebe ihre Ulme, ſo ſinkt ſie auf den Boden. Ich erbebe vor dieſen Gedanken, und kann ſie nicht los werden. Ach! ich ſtehe ganz allein gegen den Geliebten und mein eigenes Herz! — Wenn vollends eine Nachricht ſich beſtätigen ſollte — daß Arlhofens Regiment mit unſern Truppen nach der Schweiz gehen werde — ich will ihn bitten, ſeinen Abſchied zu nehmen — aber ſein Ehrgeiz wird, beym Ausbruch eines Krieges, das nicht verſtatten. — Zieht er fort, ſo muß ich fliehen — nicht wahr, ich muß? — rathe mir, Amalie, ſoll ich zu Dir kommen? wirſt Du mich aufnehmen und Geduld mit mir haben?

Acht und funfzigſter Brief.

Leontine an Wallerſtein.

(Zwey Tage ſpäter, als der Brief an Amalien geſchrieben.)

Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Sie ſind deren unwürdig. Nur noch ein Wort habe ich in dieſem Leben Ihnen zu ſagen: wir ſehen uns nie wieder, nie, nie! wenn Sie es je wagen ſollten, wieder vor mich zu treten, ſo ſchwöre ich Ihnen bey Gott! und bey dem Andenken meines Vaters! ich entdecke Arlhofen Alles und ende dann freywillig mein Leben, meine Schande. Jetzt ſieht es bey

Ihnen, die zu ermorden, die nur eines Verbrechens ſich ſchuldig weiß: deſſen, Sie geliebt zu haben.

Neun und funfzigſter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Ich bin ein elender, nichtswürdiger Menſch! ich habe Leontinens Liebe mißbraucht — ich habe ihre Achtung verlohren und meine eigene. Jetzt iſt mein Leben mir wieder feil. Ich habe nach Petersburg geſchrieben und dringend um Erlaubniß nachgeſucht, dem Feldzuge, wenn auch nur als Volontair, beyzuwohnen. Wird dieſer letzte Wunſch mir gewährt, ſo will ich, von Gallizien aus, Sie auf einige Stunden beſuchen; ja, ich will mir ſelbſt die Qual auflegen, vor Ihren Richter Augen zu erſcheinen; meine büßende Geſtalt ſoll Ihnen ſagen, daß ich einen Augenblick des Namens Ihres Zöglings unwerth war, und daß der Keim der Tugend, den Sie in mein Herz gepflanzt, mir jetzt zum furchtbaren Stachel wird. Ich kehre nie zurück, ich ſuche den Tod.

Sechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

An Deinen Buſen laß mich fliehen, Schweſter Amalie! verwirf mich nicht, denn ich habe mich ſelbſt verworfen! halte mich, denn ich ſinke in Verzweiflung! — Es muß herunter von meinem zerquetſchten Herzen! Laß es bluten — laß es verbluten — aber wende den Blick nicht ab! —

Drey Tage ſind verfloſſen, ſeit ich vor

mir ſelbſt fliehe und mir nicht entfliehen kann. Es war ein ſchwüler Nachmittag, ich ganz allein; meinem Mädchen, das ſonſt immer, wenn Wallerſtein bey mir war, im ofnen Nebenzimmer arbeiten mußte, hatte ich erlaubt, in die Vorſtadt zu gehen, wo ſchon ſeit mehreren Wochen ein Bereiter ſeine Künſte ſehen ließ. Ich that es, weil Wallerſtein an dieſem Tage in großer Geſellſchaft ſpeiſen mußte, und ich, vor Abends, ihn nicht erwartete. Die Hitze hatte mich verleitet, in einem leichten Negligee zu bleiben, gegen Abend wollte ich es mit meiner gewöhnlichen Kleidung vertauſchen. Plötzlich tritt er herein.

Er triumphirte, daß er einem Kartentiſch glücklich entronnen ſey; er bemerkte meinen nachläſſigen Anzug, die Verwirrung, die auf meinen Wangen brannte — er fand mich ſchön — er ſagte es mir mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit. Ich wollte in mein Schlafzimmer entweichen, mich verſchlieſſen, er hielt mich mit Gewalt zurück, und ich hatte nicht die Kraft zu zürnen. Ach! ich muß ſogar vermuthen, daß ihn der Wein erhitzte — Wo verberg' ich mein Geſicht! — der Geliebte meiner Seele ſah in mir eine gemeine Buhlerin! —

Das Gefühl der weiblichen Würde verließ mich noch nicht; es gelang mir eine Zeitlang, in den Schranken der Ehrfurcht ihn zu erhalten; aber eben dieſe trauernde Ehrfurcht, dieſer rührende Gehorſam, entwaffneten meinen Zorn. Er lag zu meinen Füßen, weinte auf meine Kniee, bat um Verzeihung ſeiner Kühnheit und erneuerte ſie jeden Augenblick. Ich konnte nur noch bitten, mit heißen Thränen bitten — er verſprach Alles und flehte ſchluchzend, ihn ſeines Verſprechens zu entlaſſen. Meine Kraft war erſchöpft — ja, laß mich Alles ſagen, ich hatte nicht mehr ihn allein, ich hatte mich ſelbſt zu bekämpfen. Die Arme, die ſich ausſtreckten, um ihn zurück zu ſtoßen, zogen ihn unwillkührlich an die Bruſt. Der Augenblick war da, in dem ich zur gemeinen Verbrecherin erniedrigt werden ſollte. — Als Gott ſich erbarmte, und für die befleckte Seele zum mindeſten den unbefleckten Körper rettete. Mein Kammermädchen trat herein. Ein Gewitter hatte das Schauſpiel geſtört, das unter freyem Himmel gegeben wurde, ein Platzregen ſie eilig nach Hauſe getrieben. Wir hatten von dem Donner nicht gehört. Denke Dir meine Vernichtung — denn ich las auf ihrem erröthenden Geſichte, auf dem Geſichte meines Kammermädchens, daß die Unordnung, die Verwirrung, in der ſie uns fand, ihr nicht entgangen waren. Vielleicht glaubte ſie wohl gar, ich habe ſie an dieſem Tage mit Fleiß entfernt, ſey, das Verbrechen erwartend, mit Fleiß im Negligee geblieben. Und mußte ſie das nicht glauben? — Sie erröthete — und ich — ich wünſchte mir den Tod! — Sie ſchlüpfte ſchnell in ein anderes Zimmer, als wolle ſie uns nicht ſtören. Gott! ſo durfte ſie von mir denken! — Ich weiß nicht, wo ich noch die Kraft hernahm, in mein Schlafgemach zu wanken. Wallerſtein machte keinen Verſuch, mich zurück zu halten, er ſtand blaß wie eine Bildſäule. An der Thüre gab ich ihm ein Zeichen, daß er ſich entfernen ſolle, und verſchloß mich dann. Seitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen, und will ihn nie wieder ſehen, ſo wahr mir Gott in der Stunde helfe, wo ich vor ihn und meinen Vater treten ſoll! —

Ich habe nun Alles verlohren! denn ich verachte mich ſelbſt, und muß den Mann verachten, den ich angebetet. In der erſten Nacht — ich will es Dir bekennen, Amalie — in der erſten Nacht wollten ſchwarze Gedanken ſich meiner Seele bemächtigen — ich hatte nichts mehr zu verlieren als das Leben — Alſo gar nichts mehr! — ich ſank auf meine Kniee und ſtreckte verzweifelnd meine Arme zum Himmel empor — die Religion erſchien mir, ſanft ſtrafend wie ſie pflegt. Du mußt leben, ſagte ſie zu mir, nur lebend kannſt du büßen — und ich lebe mir zur Qual! —

Sprich nicht, ich ſey noch unſchuldig, um Gotteswillen ſage das nicht! welch' ein armſeliger Zufall hat dieſe nichtswürdige Unſchuld gerettet! — War ich nicht ſchon des Verbrechens mitſchuldig? Hatte nicht ſchon der Rauſch meiner Sinne jedes Gefühl für Ehre und Tugend erſtickt? iſt der weniger ein Mörder oder Räuber, den Zufall hindert, ſeine That zu vollbringen? — Nein, ich habe den Grad der Verworfenheit noch nicht erreicht, daß ich ſprechen könnte: ich bin noch die ich war. Nein, Amalie, ich bin ein treuloſes Weib!

Ein und ſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Leontinen.

Sie haben den Strafbaren vernichtet, indem Sie ihn aus Ihrer Gegenwart auf ewig verbannten. Ach! Ihre zürnende Tugend heiſchte noch härtere Strafe — Sie beluden den Unglücklichen, der an Ihrem und ſeinem eigenen Haſſe ſchon ſo ſchwer trug, auch noch mit Ihrer Verachtung. Glaubten Sie, er könne dieſe tragen und *leben*? — nein, das haben Sie nicht geglaubt! — So iſt denn mein Schickſal entſchieden. Ich werde gehorchen. Es bedurfte Ihrer ſchrecklichen Drohungen nicht, um dieſen Gehorſam zu erzwingen. Leontine *verachtet* mich, wie könnt' ich ihr jemals unter die Augen treten? —

Ich werde gehorchen, ich habe gehorcht. Vor einer Stunde erhielt ich die Nachricht, daß ich unter dem Regimente, in welchem Ihr Gemahl dient, auf mein Verlangen wieder angeſtellt bin. In wenigen Tagen zieht es gegen den Feind, in wenigen Tagen ſind Sie für immer von dem Gegenſtande Ihres Abſcheues befreyt; und wenn ſein verhaßter Name ja noch einmal vor Ihnen genennt wird, ſo geſcheh es nur, um Ihnen zu verkünden, daß Wallerſtein jenen Augenblick des Wahnſinns ſterbend gebüßt hat.

Nach dieſer ernſten Erklärung, die ich nun bald mit meinem Blute beſiegeln werde, ſey mir das letzte Wort, die letzte Bitte vergönnt. Sie dürfen dieſe Wohlthat mir nicht verſagen. Iſt doch dem Verbrecher auf dem Richtplatz erlaubt, noch einmal ſein Herz oder ſein Gewiſſen zu entladen.

O, Leontine! ſprach denn wirklich keine Stimme in Ihrer Bruſt für mich, als Sie die zermalmenden Worte niederſchrieben?

Hatten Sie den Wallerſtein ganz vergeſſen, der bis zu jenem unſeligen Augenblicke Ihrer würdig war? Fanden Sie gar keine Entſchuldigung für ihn in Ihren Reizen, ſeiner Jugend, unſerer Liebe? — Ja, ich war ein Raſender, aber bey Gott! ich war kein Verbrecher. — Litt ich denn nicht ſelbſt unausſprechliche Qualen, ſchon ehe Ihr hartes Urtheil mich traf? — Ihr Vertrauen konnte ich verwirken, Ihres Mitleids blieb ich werth. — Verachten Sie den Kranken, der in der Fieberhitze einen Mord begehen will?

Doch ferne ſey von mir, meine Schuld zu verdoppeln, indem ich ſie zu verringern ſtrebe. Alles hab' ich verdient, nur Ihre Verachtung nicht. Leontine, nehmen Sie dieſe unerträgliche Bürde von meinem ſchon zerdrückten Herzen. Geben Sie mir zum mindeſten die Kraft wieder, deren ich als Soldat bedarf, um mit Ehren zu ſterben. Würd' ich mein Schwerdt gegen den geringſten Troßbuben ziehen können, ſo lange der

Gedanke jede Muſkel lähmt: du wirſt verachtet von Leontinen? —

Wird meine letzte Bitte Sie rühren? Werden Sie aus Erbarmen mein Lebewohl erwiedern?

Zwey und ſechzigſter Brief.

Leontine an Wallerſtein.

Lebe wohl! — Die Dinte fließt mit meinen Thränen zuſammen. — Lebe wohl! — Wir dürfen uns nie wieder ſehen, aber ich verachte Sie nicht. Verzeihen Sie mir, Wallerſtein, das zu raſch geſprochene Wort. Ich war ſchuldbewußt und darum ungerecht. Wir haben beyde zu verwegen auf unſere Stärke getraut, darum büßen wir nun beyde und müſſen getrennt bleiben für ewig! Aber unſere Herzen ſind noch rein, ihr Band iſt unbefleckt und unzerriſſen. Ich erneuere Dir den Schwur der Treue, uns trennt nur der Tod. Ich bin verſöhnt, Wallerſtein; laſſen Sie uns duldend und leidend auch unſer Schickſal verſöhnen. Ziehen Sie hin, von meiner Liebe, meiner Achtung begleitet. Ich darf nicht ſagen: ſchonen Sie Ihr Leben; aber ich darf bitten: ſuchen Sie nicht den Tod! Sie würden auch meine Tage verkürzen. Ja, Wallerſtein, Ihr Daſeyn iſt die Bedingung des Meinigen geworden. Ich ſehe Sie nie wieder, aber ich lebe nur **für** Dich und **durch** Dich!

Drey und ſechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ich habe einen Brief meines Wallerſteins für Dich abgeſchrieben, auch meine Antwort. Wirſt Du mich ſchwach ſchelten, daß ich dem edlen Manne verziehen habe? mußte ich nicht? denn als ich ruhiger wurde und mein eignes Herz durchſpähen konnte, mußte ich da nicht finden, daß meine Härte nur aus dem Bewußtſeyn der Mitſchuld entſprang? — War es denn zum Erſtenmale, daß, von Sinnlichkeit hingeriſſen, Wallerſtein ſich vergaß? Du erinnerſt Dich der Scene im Schlitten. Warum verbannte ich ihn damals nicht? warum verzieh ich ihm damals ſo leicht? doch nur, weil ich mit mir ſelbſt zufrieden war? weil ich meine Pflicht that und keine Begierde theilte? wir tragen ſtets Nachſicht mit fremden Fehlern, wenn wir ſelbſt uns rein davon wiſſen. Nur das Bewußtſeyn eigner Schuld macht unverſöhnlich, unerbittlich. Ja Amalie, das war mein Fall. Ich hätte die ganze Strenge der Tugend nur an mir ausüben ſollen. Aber ſo lange der Menſch ſeine Anklage gegen Andre richten kann, ſo lange verſchont er gern ſich ſelbſt, und ſucht, was er ſich erſpart, durch Härte gegen Andre zu erſetzen.

Hab' ich ſelbſt nicht die Gefahr herbeygerufen? wäre ich das Erſtemal ſtrenge geweſen, würd' ich jetzt weinen müſſen? — Er hat mir dieſen Vorwurf nicht gemacht; hat er aber auch nicht gefühlt, daß er ihn machen durfte? — O gewiß! er ſchonte meiner, und ich verdiente dieſe Schonung nicht. Er verläßt ſeine Mutter und ſein Vaterland, um mir zu gehorchen; er geht vielleicht in den Tod! Könnt' ich denn weniger thun, als meine ganze Liebe in das letzte Lebewohl hauchen? — Ich bekenne Dir ſogar Amalie, wenn ich meinen Schwur gehalten habe, ihn nicht noch einmal zu ſehen, ſo war es minder meine Tugend, als die Scham, nach jenem Auftritt ihn anzublicken, die mir Kraft dazu verlieh. — Nun iſt er fort, und Aelhofen auch. Der Abſchied von dieſem hat mich gerührt, leider nur gerührt, denn wahrhaftig das muntere Jettchen Lamm war weit betrübter als ich. Auch Aelhofen ſchien von ihr ſich ſchwerer als von mir zu trennen. O mögte er ſie lieben und von ihr geliebt werden! mögte er ſelbſt mir einſt ein Mittel vorſchlagen uns Alle zu beglücken.

Wo gerath' ich hin? iſt denn die Hoffnung aus eines Liebenden Bruſt nie zu verbannen? Keimt ſie immer wieder hervor, wenn man ſchon längſt ihre letzte Spur vertilgt zu haben glaubte? — Nein, ich hoffe nichts. Hoffende Liebe iſt keine reine Liebe. In ſtrenger Einſamkeit ſoll meine Seele ſich wieder läutern und auch das Verbrechen der Hoffnung ſie nicht mehr beflecken.

Arlhofen hat mir geſchrieben. Kein Wort von Wallerſtein. Ach! ich werde nicht einmal von ihm hören.

Vier und ſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Lublin in Gallizien.

Vergebens, theurer Freund, hatte ich mit dem Glücke mir geſchmeichelt, Sie mit Kourierpferden auf einen Tag beſuchen zu dürfen. Unſer Marſch iſt allzueilig, kein Offizier erhält Urlaub. Selbſt zu dieſen wenigen Zeilen muß ich die Zeit ſtehlen. Aber ich konnte doch nicht vorüberziehen, ohne Ihnen wenigſtens zu ſagen, daß ich ruhiger meinem Schickſal entgegen gehe, denn Leontine hat mir verziehen. Geſehen habe ich ſie nicht wieder, ſie beharrt bey ihrem Entſchluſſe; aber ein liebevolles Lebewohl von ihr ruht auf meinem Herzen.

Werden auch Sie mir verzeihen? — Was ich in der Verzweiflung Ihnen ſchrieb, hat Sie vielleicht zu einem Irrthum verleitet. Zwar bin ich ganz ſo ſtrafbar, als mein empörtes Gewiſſen mich damals ſchilderte, aber eine ſchützende Gottheit zog von des Abgrunds Rande mich zurück, durch das was wir Menſchen Zufall nennen. Dank dieſem Schutzgeiſt, gefallen ſind wir nicht; darum laſſen Sie mich hoffen, nur einen warnenden, keinen ſtrafenden Richter in Ihnen zu finden. Wenn ich der Gefahr nicht immer auswich, ſo geſchah es vielleicht, weil ich auf Leontinens Stärke baute. Jetzt, da ich weiß, und mit Entzücken mir ſagen darf: ſie iſt zu ſchwach um meiner Liebe zu widerſtehen, jetzt bleibt mir keine Entſchuldigung übrig; fliehen müßte ich ſie, auch wenn ſie mir winkte. Ich werde ſie fliehen, nehmen Sie, mein Vater, Hand und Schwur darauf.

Welche Gewalt hat dieſer Engel über Alle die ihm nahen! War nicht Arlhofen ein Menſch, der, ſo lange Leontinens Gegenwart ihn zügelte, für einen braven, ordentlichen Mann galt? ſo gut als hundert Andere, die blos nichts Hängenswerthes thun? und jetzt! wir hatten unſere Grenze kaum erreicht, als ſchon im ganzen Lager jeder Spieler ihn Herr Bruder nannte, und jede lüderliche Dirne ihn dutzte. Vor mir hat er eine Art von Scheu, er weicht mir gern aus wo er kann. Vermuthlich giebt mein Anblick ihm eine läſtige Erinnerung an Leontinens Tugend. O wenn ſie nur einmal ſo ihn ſähe, würde ſie noch Bedenken tragen ihn zu verſtoßen? — Ihnen, mein Gewiſſensrath, darf ich nicht verheelen, daß ich einen Augenblick ſchlecht genug war, eine Schilderung von Arlhofens Leben für Leontinen entwerfen zu wollen. Ich habe in der nächſten Minute den niedrigen Gedanken verworfen. Ich werde ſchweigen. Leben Sie wohl!

Fünf und ſechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Lindenholm.

Drey Deiner Briefe, gute Amalie, liegen zur Beantwortung vor mir. Das kommt daher, weil ich nichts auf der Welt zu thun habe. Kennſt Du das Wort *dahmeln*? es bedeutet: ſich aus einer Stunde in die andere ſchieben und wälzen, blos um einer nach der andern los zu werden. Das *Dahmeln* iſt hier zu Lande ſehr gebräuchlich. Man ſollte ſchwören, die Menſchen hätten keinen ärgern Feind als die Zeit, und Gott habe ſie blos auf die Welt geſetzt, um dieſen Feind zu bekämpfen. Man frühſtückt ſpät, um dem Mittage näher zu ſeyn; man ſpeiſt früh zu

Mittag um die Theeſtunde ſchneller herbeyzurufen, man ſieht gegen Abend zwanzigmal nach der Uhr, um dem Bedienten ſagen zu können: es iſt Zeit den Tiſch zu decken; mit dem letzten Biſſen im Munde ſchlieſſen ſich die Augen. Da haſt du in wenigen Worten eine Schilderung, wie ich meine Zeit verdahmle. Auch unſere gewöhnliche Art zu wirthſchaften mache ich treulich mit, das heißt: ich laſſe alle Abend den Kubjas hereinkommen, unterhalte mich ein paar Minuten mit ihm, und bilde mir dann ein, ich hätte die Landwirthſchaft beſorgt. Zum Glück verſteht er das Ding beſſer als ich, und ſo gehen die Sachen ihren alten Gang, wie es hier zu Lande pflegt.

Nur von zwey Tagen in der Woche kann ich behaupten, daß ich lebe, wenn fühlen leben heißt. Solltest Du es glauben Amalie? es ſind die Tage, an welchen die Zeitungen ankommen. Ich, die ſonſt nie ein Zeitungsblatt in die Hand nahm, und oft im Stillen darüber ſpötteln konnte, wenn ich unſere Herzen ſo erpicht auf Neuigkeiten ſah, als brächte an jedem Poſttage Moſes neue Tafeln vom Berge Sinai herab, ich jage jetzt meine Leute von Stunde zu Stunde nach der Poſt, und mit dem Fernglas vor den Augen ſteh' ich am offnen Fenſter, um ihre Rückkehr zu erwarten. Erblick' ich endlich ein Papier in der Hand des Boten, ſo klopft mein Herz, ich reiße es ihm haſtig weg, und es iſt, zu meiner Schande, mir ſchon wiederfahren, daß ich eine arme Frau, die irgend eine Noth mir klagen wollte, eine Stunde habe warten laſſen, um nur ſchnell zu wiſſen, wo Suworoff ſteht? und wie es in Mayland oder Zürch ausſieht. Jettchen Lamm theilt meine Ungeduld, aber ſie fragt weniger nach Zeitungen, als nach Briefen von Arlhofen, die nur ſelten kommen, und noch ſeltner mir genügen, denn er ſpricht kein Wort von Wallerſtein. Sie iſt zufrieden, wenn ſie einen Gruß empfängt, trauert ſtill wenn der vergeſſen worden. Fürwahr ich glaube ſie liebt ihn. An ihrem Herzen nagt ein heimlicher Gram; ihre blühenden Wangen ſind verſchwunden, ihr groſſes Auge, ſonſt ſo leer und leblos, hat eine Seele aufgenommen. Sie blickt mich bisweilen ſo rührend an, es ſcheint als wolle ſie mir etwas vertrauen. Ich vermeide jede Erklärung. Sie freylich mag einer Herzenserleichterung bedürfen: aber iſt meine Vermuthung gegründet, hat Arlhofen ihr von Liebe vorgeplaudert, und zum Erſtenmale Empfindungen in ihr geweckt, wie ſollte ich mich dabey benehmen? — beſſer ich ſcheine nichts zu bemerken, denn welchen Troſt kann ſie von mir erwarten? — und würde nicht mein eignes Herz zum Verräther an mir werden? würde ich nicht, ohne es zu wollen, die Flamme nähren, um einſt Vortheil daraus zu ziehen? — nein, ich muß und *will* mich rein erhalten. Wenn das Schickſal beſchloſſen hat, auf *dieſem* Wege mich zu befreyen, ſo muß es ohne *mein* Zuthun geſchehn. Würde ich ſonſt ohne Verwurf des Glücks mich erfreuen können? — nicht wahr Amalie, ich habe Recht? und thue recht? —

Sechs und ſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Aus der Schweiz.

Sicher täuſcht mein Herz mich nicht, wenn es mir zuflüſtert, daß Sie bisweilen beſorgt um mich ſind, und daß ich Ihnen dann und wann ein Lebenszeichen geben muß, wenn ich auch noch keine Schlachten, keine Siege zu berichten habe. Von unſerm Marſche ſage ich weiter nichts. Er war ſchnell und doch langweilig. Seit zehn Tagen ſtehen wir in der Schweiz. Von den Reizen dieſes ſchönen Landes mag ich gar nicht ſprechen, denn wir ſind ja nur hier um zu zerſtören. Einige

Vorpoſtengefechte haben wir bereits muthig beſtanden. In einem derſelben war Arlhofen nahe dabey, von franzöſiſchen Chaſſeurs in Stücken gehauen zu werden, und ich hatte — wie ſoll ich es nennen? — das Glück oder Unglück ihn zu befreyen. Ich ſehe Sie die Stirn runzeln. Nun ja, es iſt immer ein Glück, einem Menſchen das Leben zu retten, und für den Edlen doppelt genußreich, wenn dieſer Menſch ſein Feind war. Aber ich *will* nun einmal vor Ihnen keine Falte meines Herzens verbergen: muß ich, um edel zu heißen, über Arlhofens Rettung mich *freuen*, ſo bin ich kein edler Mann. Freylich, als ich im Gedränge ihn ſah, zögerte ich keinen Augenblick, mit dem Schwerte mich hinein zu ſtürzen, und nicht das leiſeſte Zucken in meiner Seele hinderte mich an dem, was ich für meine Pflicht hielt. Das iſt aber auch Alles. Im Getümmel kamen wir wieder auseinander. Gegen Abend trat er in mein Zelt und dankte mir. Ihm ſchien das ſauer anzukommen, und fürwahr, mir machte ſein Dank auch keine Freude.

Die größte, rührendſte hingegen habe ich bey einer andern Begebenheit empfunden, wo das Glück mir wohl wollte. Der Feind hatte einen verlornen Poſten in einem Dorfe gegen unſern rechten Flügel. Man detaſchirte mich mit einem Kommando von unſerm Regiment und gab mir noch einige Coſaken mit, um das Dorf zu recognoſciren, und, im Fall ich den Feind nicht zu ſtark fände, ihn daraus zu verjagen. Es war noch finſtre Nacht als ich aufbrach. Mit der erſten Dämmerung hoffte ich das Dorf zu erreichen und vielleicht die Feinde im Schlaf zu überfallen. Die Dunkelheit war Schuld, daß ich den rechten Weg verfehlte, und in einen Moraſt gerieth, wo die Pferde faſt ſtecken blieben. Als wir uns endlich herausgearbeitet hatten, war es ſchon Tag; aber ein Gebüſch, das nahe am Dorfe ſich hinzog, verſteckte uns vor dem Feinde. Wir ſaßen ab, wandten die Zügel um die Fäuſte, und ſtahlen uns ſo leiſe wie möglich durch den Buſch. Am Rande deſſelben machte ich einen Augenblick Halt! etwa tauſend Schritt von uns wurde ich einen Hügel gewahr, auf dem ein feindlicher Haufe ſich hin und her bewegte, ich konnte nicht erkennen warum. Da jedoch deſſen Anzahl der der Meinigen eben nicht ſehr überlegen ſchien, ſo gab ich Ordre zum Angriff.

Wir ſtürzten mit verhängten Zügeln aus dem Gebüſch hervor; in einer Minute hatten wir den Hügel erreicht. Die überraſchten Feinde thaten kurzen Widerſtand und flohen. Die Coſaken machten einige Gefangne.

Der Hügel war geſäubert. Nur ein Jüngling mit verbundenen Augen kniete noch auf dem Raſen, und nun erſt wurde ich gewahr, daß man dieſen Menſchen habe erſchießen wollen. Ich riß ihm die Binde von den Augen, ein todtenbleiches Geſicht ſtarrte mich an. Du biſt gerettet! rief ich ihm zu. Er ſchien mich nicht zu verſtehen. Ein Dra-

ger reichte ihm einen Schluck Brantewein
Er kam zu ſich, betrachtete uns mit Befremden, und rief entzückt: Ruſſen! Ruſſen!

Meine erſte Frage war: ob im Dorfe noch mehr Franzoſen ſich befänden? er verneinte ſie, und als er, einige Schritte entfernt, einen franzöſiſchen Säbel liegen ſah, ſtürzte er ſich haſtig darauf, ſchwang ihn über ſeinem Haupte und ſchrie: „ach jetzt! jetzt! „wären nur noch Franzoſen dort!“

Wir näherten uns behutſam dem Dorfe. Unterwegs fragte ich den Jüngling, warum man ihn erſchießen wollen? — „Die Unge„heuer!“ ſagte er, „ſie wollten in meiner „Gegenwart meine Schweſter ſchänden, ich „ſtach einem der Böſewichter mein Meſſer in „die Bruſt.“

Der Menſch ſieng an mir ſehr intereſſant zu werden. Eine ſchöne, männliche Geſtalt, jede Bewegung edel, jedes Wort ein glühender Hauch der Vaterlandsliebe. Am Eingange des Dorfes kamen uns die Bauern in belnd entgegen. Sie hatten von ihrem Thurme herab den kurzen Kampf mit angeſehen; jetzt empfiengen ſie ihre Befreyer mit ausgelaſſener Freude. Weiber und Kinder geſellten ſich bald dazu, den Jüngling erſtickten ſie faſt in ihren Umarmungen. Aber sein Blick ſchweifte ängſtlich umher, die Schweſter ſuchend. Wo iſt Bertha! rief er, und machte ſich Platz durch den Haufen, und ſtürzte in ein Haus, das vor den übrigen durch Nettigkeit ſich auszeichnete. Ich ſprang vom Pferde, folgte ihm und fand ihn ſchon beſchäftigt, ein ohnmächtiges Mädchen durch Thränen und Küſſe ins Leben zu rufen. Sie ſchlug endlich die Augen auf. Die Scene, die nun folgte, beſchreibt meine Feder nicht. Sie hatte den geliebten Bruder, der ihre Unſchuld mit Gefahr ſeines Lebens rettete, ſchon für todt gehalten; ſie gieng aus tiefſter Verzweiflung zu wahnſinniger Freude über. Von des Bruders Halſe flog ſie an den Meinigen, lachte, weinte, betete — mir wur:

de im Ernſt um ihren Verſtand bange. Nicht viel vernünftiger betrug ſich ein junger Mann, ihr Bräutigam, wie ich nachher erfuhr.

Ernſt Wattewyl und Bertha ſeine Schweſter ſind eines Predigers verwayſte Kinder. Sie hatten nur noch einen ältern Bruder, der Vaterſtelle bey ihnen vertrat. Vor einigen Wochen führten dieſen die Franzoſen als Geiſel fort, und es hieß, ſie hätten ihn ermordet. Bertha war mit einem braven Förſter verſprochen, der nun die Sorge für das Haus übernahm, denn ſie ſelbſt zählte kaum 16 und Ernſt nicht mehr als 19 Jahre. Tages zuvor hatten die Franzoſen den Förſter gezwungen ſie zu begleiten, um ihnen einen Fußſteig durch das Gebirge zu zeigen; die Geſchwiſter waren ganz allein geblieben. Bald ſchwärmten neue Feinde durch das Dorf, und trieben es nach ihrer Gewohnheit mit Plündern und Nothzüchtigen. Da war es als der Jüngling ſeiner Schweſter Ehre ſo muthig vertheidigte. Sein künftiger

Schwager kehrte zu ſpät zurück, fand zwar die Unſchuld ſeiner Braut gerettet, allein über ihren Befreyer ſchon das Todesurtheil geſprochen. Der Förſter machte einen Verſuch die Bauern aufzuwiegeln; die Furcht vor den Folgen lähmte jeden Arm. Bertha ſah ihren Bruder zum Tode führen und war ſelbſt dem Tode nahe.

O Freund! hier habe ich köſtliche Augenblicke gelebt! — die Freude dieſer guten Menſchen, das Beſtreben ſich dankbar zu beweiſen — nie wird dieß ſchöne Bild aus meinem Gedächtniß ſchwinden. Man wollte mich bewirthen, man hatte nichts mehr. Die Franzoſen hatten, wie ſie pflegen, vernichtet was ſie nicht verzehren konnten. Hungern mußten meine Jäger und Coſaken, aber beſchenkt wurden ſie dennoch reichlich. Ein Jeder holte ſeinen verſteckten Sparpfennig hervor, um mit den braven Ruſſen ihn zu theilen, die, zu ihrem Ruhme ſey es geſagt, ſich lange weigerten etwas anzunehmen.

Der Jubel wurde blos durch die Erklärung von mir geſtört, daß ich ſie wieder verlaſſen müſſe; und, da ich nicht wußte, ob unſer Feldherr das Dorf beſetzen werde, ſo rieth ich dem jungen Wattewyl uns lieber zu folgen, weil hier doch keine Sicherheit mehr für ihn ſey. Es entſtand ein langer rührender Streit zwiſchen dem Muthe des Jünglings, der die Schweſter nicht verlaſſen wollte, und der Angſt der Seinigen, die ihn forttrieben.

„Ja, er muß fort!" rief Bertha mit Händeringen, „aber wir haben ihm nichts „zu geben, was ſoll aus ihm werden?" — Ich verſprach für ihn zu ſorgen. „Gott „ſegne Sie!" ſchluchzte das weinende Mädchen und wollte meine Hand küſſen. Ich ſchloß ſie herzlich in meine Arme. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, die Trennung war erſchütternd, aber kurz. Ich kaufte einem der Coſaken ein erbeutetes Pferd ab, Wattewyl ſchwang ſich darauf, und wir eilten davon.

Nur wenige Tage ſind ſeit dieſer Begebenheit verfloſſen, und ſchon kann ich mit Gewißheit ſagen: ich habe mir einen Freund gerettet. Dieſes Jünglings Herz iſt ſo rein als die Quellen, die aus ſeinen Alpen fließen, und was ich zufällig für ihn that, hat er mir bereits vergolten. Ja, auch ich verdanke ihm mein Leben, wenigſtens meine Freyheit. Geſtern kommandirte ich einen Vorpoſten. Er begleitete mich, wie immer, denn er weicht mir nicht von der Seite. Ich hatte Vedetten ausgeſtellt, glaubte mich ganz ſicher und ſchlief ruhig in einer Heuſcheune. Plötzlich weckten mich Flintenſchüſſe, die dicht neben mir fielen. Meine Vedetten waren überrumpelt und aufgehoben worden. Es war in der Morgendämmerung. Meine Leute hatten ſich noch ſchnell genug auf die Pferde geworfen, und ſcharmuzirten mit franzöſiſchen Huſaren, deren Einige auch Chaſſeurs hinter ſich im Sattel hatten. Dieſe ſprangen ab und wollten in die Scheune dringen. Wattewyl ganz allein, mit ſeinem erbeuteten Säbel, vertheidigte den Eingang. Der erſte Schuß, der mich weckte, verwundete ihn im linken Arm; der zweyte ſtreifte ſein Ohr; der dritte ſeinen Hals; dennoch kämpfte er fort wie ein Raſender. Ich ſprang herzu. Meine Piſtolen ſtreckten zwey der Angreifer zu Boden. Jetzt bahnten wir uns beyde mit den Säbeln einen Weg bis zu den Unſrigen, die indeſſen über die Huſaren nicht ohne Verluſt die Oberhand erhalten hatten. Wir fiengen einen Chaſſeur, ließen aber drey Coſaken und einen Dragoner auf dem Platze.

Wattewyl blutete ſtark, die Wunden waren aber nicht gefährlich. Er freute ſich wie ein Kind, mich, den er ſeinen Wohlthäter nennt, vertheidigt zu haben. Schüchtern geſtand er mir, er habe ſchon einige Minuten lang Larm gehört; und vermuthet, daß man uns überfallen würde habe mich aber nicht wecken wollen, um das Glück nicht zu verſcherzen, mir ſeine Dankbarkeit und Treue zu beweiſen.

Ich hatte alle Mühe eine Art von Zorn zu erkünſteln, weil dieſe ſeltſame Dankbegierde uns alle ins Verderben bringen konnte. Er geſtand das ein, und bat mich um Vergebung, er habe in dem Augenblicke unmöglich daran denken können. — Der edle Jüngling wird mir täglich lieber. Ich ſinne jetzt darauf, ihm eine glückliche Zukunft zu bereiten, wenn ich es vermag. Ihm Dienſte in unſerer Armee zu verſchaffen würde mir leicht werden; doch wer weiß, ob ihn das glücklich machen würde, auch möchte ich mich ungern von ihm trennen. Hab' ich doch genug für uns beide. Heyrathen werde ich nie, Geſchwiſter hab' ich nicht; ſo könnte ich vielleicht durch meinen Ueberfluß mir einen Bruder erwerben. — Leben Sie wohl.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Da, träge Seele, magſt von keinen andern Zeitungen hören, als die aus Deiner Kinderſtube kommen, Du weißt alſo auch wohl nicht, was mein Wallerſtein gethan hat, und ich, die es jedem Bauer, der über den Hof fährt, zuſchreyen möchte, ergreiſe ſchnell die Feder, um einen Zeitungsartikel für Dich abzuſchreiben. Lies und theile mein Entzücken.

„Zürch, aus dem Hauptquartier. — „Am 10ten dieſes iſt ein heftiges Gefecht „vorgefallen. Unſere Vorpoſten wurden zurück gedrängt. Das T—ſche Grenadierregiment und das Dragonerregiment von „B* mußten eilig zur Verſtärkung derſelben „aufbrechen. Bey deren Ankunft formirte

„der Feind eine wüthende Attake. Es gelang ihm zum zweytenmal, die Unſrigen zum Weichen zu bringen, als endlich das Grenadierregiment ihn mit dem Bajonett angriff, indem zu gleicher Zeit der Rittmeiſter von Wallerſtein, an der Spitze von zwey Schwadronen ihm in die Flanke fiel. Er wurde geworfen. Dem eben genannten braven Officier gelang es auch, einen Theil ſeines Regiments zu retten, der, unter Anführung des Majors von Arlhofen bereits umzingelt war, und eben vom Feinde niedergeſäbelt werden ſollte, als der Rittmeiſter ihm Luft machte. Unſer Verluſt u. ſ. w.“

Hm! hör' ich Dich ſagen, was iſts nun mehr? Der Mann hat ſeine Pflicht gethan. Arlhofen an ſeiner Stelle hätte eben das gewagt. — O ja, Amalie, ich will es glauben, aber warlich, dann hätte Wallerſtein es laut gerühmt. Arlhofen hingegen — ich habe einen Brief von ihm, der dieſelbe Affaire umſtändlich, faſt möchte ich ſagen prahlend beſchreibt. — Doch von Wallerſtein abermals nicht ein Wort. O, wüßte der Mann, um wie viel höher er dadurch in meinen Augen den großmüthigen Nebenbuhler ſtellt! O, hätte er gefühlt, wie viel er bey mir gewinnen konnte, wenn er ſich überwand, Wallerſtein zu loben, und allenfalls noch mehr auf deſſen Rechnung zu ſchreiben, als darauf gehörte. Aber ſo fühlt er nicht — und Wallerſtein ſchweigt. — Ich habe den alten B— geſprochen, der einen ſpätern Brief von ihm an ſeine Mutter geleſen hat, er erwähnt des Vorfalls gar nicht. — Ach, Amalie! faſt wird mein Herz zu eng für meine Liebe!

Jettgen Lamm jubelt auch. Sie ſpricht mit Jedermann von Arlhofens Tapferkeit. Sie brüſtet ſich dann, als wär' er ihr Gemahl. Es iſt fürwahr das ſeltſamſte Verhältniß. Möchten ihre Träume in Erfüllung gehn!

Acht und ſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Eben geht Althofen von mir. — Ich habe wohl einmal von einem Menſchen gehört, der ein Dummkopf war, ein Stein fiel ihm auf den Kopf und er wurde klug. Nun, dieſem Menſchen mag ungefähr zu Muthe geweſen ſeyn, wie mir in dieſem Augenblicke. Den Schmerz fühle ich noch, mein Kopf iſt zerſchmettert, aber hell, hell iſt es plötzlich um mich her geworden, ſo hell, daß mir die Augen weh thun. —

Da kommt mein ehrlicher Schweizer in mein Zelt gelaufen und fragt, was mir iſt? Er hat mich ſo entſetzlich lachen hören. Ich ſchicke ihn lachend wieder fort. Die Reihe zu lachen wird bald genug an ihn auch kommen, er lerne nur die Weiber kennen.

Nun iſts gut. Ich bin geneſen. Mein Nacken iſt frey. Jetzt reite ich ins Hauptquartier, da geht es luſtig her. Ich habe auch einmal Luſt zu ſpielen und zu trinken. Nein, wahrhaftig, es kommt nichts dabey heraus, wenn der Menſch immer ſo ſtrack vor ſich hin wandelt, und ſich blind ſchaut nach einem Ziele, das er Tugend zu nennen beliebt, während Alle um ihn her taumeln und genießen und ihn auslachen, den Thoren! Leben Sie wohl! ich reite.

Abends.

Ach, Freund! ich erſchrecke vor dem, was ich geſchrieben und ſchäme mich dafür. Doch es möge ſtehen bleiben, um Ihnen die Zerrüttung meines ganzen Weſens zu ſchildern. Ich bin herum geritten wie ein Menſch, der eine Feuersbrunſt umkreiſt und ſie dadurch zu beſprechen verſucht. Ich habe Wein und Branntewein getrunken, zum Erſtenmal in meinem Leben Faro geſpielt, einige hundert

Thaler verlohren, Händel geſucht, bin endlich halb trunken nach Haus gekommen, habe geſchlafen wie ein gewiſſenhafter Mörder, und erwache jetzt wie ein Verblutender, dem in der Nacht die Ader aufgegangen. Sie müſſen nun ſchon errathen haben, was allein fähig war, alle Fugen zu trennen, und alle Fäden zu zerreißen, die Körper und Seele in mir verbinden — Leontinens Treuloſigkeit! —

O, Sie werden mir nicht glauben? möchte ich doch mich ſelbſt noch Lügen ſtrafen. Aber hören Sie! Arlhofen kommt zu mir. Ich ſtutze, denn es geſchieht ſo ſelten. Ich werde eine gewiſſe triumphirende Miene an ihm gewahr, es regt ſich etwas Feindliches in meiner Bruſt, ich muß eine magere Freundlichkeit erzwingen. „Freund!“ ruft er mir entgegen, „Sie ſollen der Erſte ſeyn, der „meine Freude theilt. Ich habe Briefe von „meiner Frau. Nach mehr als fünf Jahren „macht ſie endlich mich ſo glücklich, ein

„Pfand unſerer Liebe mich hoffen zu laſſen.
„Sie hat gefürchtet, mich und ſich ſelbſt zu
„täuſchen, darum die frohe Nachricht mir
„verborgen, bis kurz vor ihrer Niederkunft.
„O, vielleicht bin ich in dieſem Augenblicke
„ſchon Vater! Wünſchen Sie mir Glück!
„mir und Leontinen!"

So ſprach er und fiel mir um den Hals. Jedes Wort war ein Meſſer in meinem Herzen. Ob und was ich ihm geantwortet, weiß Gott. Ich erinnere mich auch nicht, wie lange er bey mir geweſen. Nur daß er laut lachend mein Zelt verließ, das weiß ich noch, denn ich wollte ihm nachſtürzen und ihn erwürgen. Zum Glück ſtieß ich den Kopf ſo heftig gegen meine Zeltſtange, daß ich nieder taumelte und bewußtlos liegen blieb. Hernach bin ich zu mir ſelbſt gekommen, ich weiß nicht wann und wie, und habe einen Brief an Sie angefangen, den ich, zu meiner Verwunderung, Abends auf dem Tiſche fand, denn ich wußte nichts mehr davon.

Während ich ſo herum ritt und ſpielte und ſchwelgte, kam mir doch bisweilen der Gedanke: es iſt Alles erlogen, der Menſch wollte mich nur raſend machen, wollte Rache an mir nehmen; es iſt nicht möglich! er hat ſie verleumdet. Ich erinnerte mich ſeines boshaften Gelächters; immer gewiſſer wurde mir die Vermuthung, er habe nur ein elendes Spiel mit mir getrieben, und ich eilte nach Hauſe, um in der Einſamkeit Leontinen meine Leichtgläubigkeit abzubitten. Ach! da war unterdeſſen von der Feldpoſt auch an mich ein Brief eingelaufen; meine Mutter ſchrieb mir daſſelbe. Leontine hat öffentlich erklärt, ſie hoffe bald Mutter zu werden. Alle Zweifel müſſen verſchwinden.

So iſt das Gaukelſpiel nun plötzlich zu Ende. Die Frau, deren erhabene Tugend ich anſtaunte; die in geiſtiger Liebe ſchwärmte; die, unaufgefodert, mir ewige Treue ſchwur; die, ſeit ſie mir Liebe bekannt, nur in dem Hauſe eines Bruders zu wohnen betheuerte — ha! ha! ha! die iſt auch nur ein gemeines Weib. An demſelben Tage vielleicht, an dem ſie ihr letztes Lebewohl mir ſchrieb, an dem ſie ihren Schwur erneuerte — ha! ich Thor! an demſelben Tage ſpottete ſie vielleicht meiner betrogenen Einfalt in den Armen ihres ſogenannten Bruders. Daß der Zufall ſie entlarven würde, glaubte ſie wohl freylich nicht. — Es iſt geſchehen! Wohl mir! —

Ich habe ihr geſchrieben, eine glückwünſchende Epiſtel, die habe ich Arlhofen, der ihr heute antwortet, offen zugeſandt, mit der Bitte, ſie beyzulegen. Leontine wird mich verſtehen. — Ich hätte es nicht thun, ich hätte dieſer Rache ſie nicht würdigen ſollen; mein bitteres Herz floß über, ich kann es nicht mehr zurück nehmen. Mag ſie immerhin noch Einmal über den Gemißhandelten ſpotten; nun iſts vorbey! ich verachte ſie.

Ja, ich verachte ſie, und in dieſem Gefühl werde ich meine Ruhe wieder finden.

Neun und ſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Leontinen.

Gnädige Frau!

Ich höre mit unausſprechlichem Vergnügen, daß die frohe Erwartung, Mutter zu werden, Ihre einſamen Tage beglückt. Erlauben Sie mir, als einem Freunde Ihres Hauſes, meine Glückwünſche mit denen Ihres Herrn Gemahls zu vereinigen. Je weniger ich bey meiner Abreiſe vermuthen konnte, durch eine ſo fröliche Nachricht überraſcht zu werden, je mehr erfüllt ſie mein ganzes Herz mit denjenigen Empfindungen, die Sie einzuflößen verdienen, und die ſo lebhaft ſind, daß ich kühn verſichern darf, ſie werden nur mit meinem Leben enden.

Man ſpricht vom Frieden. Möge der Himmel Ihren Gemahl recht bald in Ihre Arme zurückführen! nie eine Täuſchung, dieſes Gift des Lebens, Ihre Tage trüben! und mögen Sie, umringt von einer zahlreichen Familie, für keine Leiden Gedächtniß behalten. Ich verharre, gnädige Frau u. ſ. w.

Siebzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Meine gute Amalie. Es ſoll große tugendhafte Menſchen geben, welchen, verkannt, ihr Bewußtſeyn genügt; die nicht allein zu keiner Rechtfertigung ſich herablaſſen, ſondern auch wohl, ſelbſt vor Freunden, mit einer Art von eigenſinniger Bitterkeit ihr Herz verſchließen. Nun fehlt es mir auch nicht an Eigenſinn, und für die Bitterkeit hat mein Schickſal geſorgt, aber Stolz und Bewußtſeyn können mir doch nicht Kraft genug leihen, um zu tragen, was ſeit zwey Monden auf mir liegt wie Aſchenregen auf einer verbrannten Blume. Du mußt mir tragen helfen, liebe Amalie, Du allein, ſonſt Niemand auf der Welt.

Ja, es wäre gewiß edler, wenn ich auch Dir verhehlte, was mich ins Grab beugt; aber ich kann nicht! weiß Gott, ich kann nicht! Meine Tage ſind gezählt, mein Herz iſt tödtlich verwundet. Soll ich denn aus der Welt gehn, und Niemanden zurücklaſſen, der ihm ſagen könne: Leontine war unſchuldig? —

Höre und ſchweige!

Wie Jettgen Lamm ſich geberdete, als Arthofen zur Armee gieng, habe ich

Dir ſchon erzählt, auch meine Vermuthung, daß ſie mehr als Dankbarkeit für ihn empſinde, obgleich die Entdeckung mich in Erſtaunen ſetzte, daß man dieſen Mann auch lieben könne. Nun, Eiferſucht empfand ich nicht, auch nicht einmal die der Eitelkeit, die gewöhnlichſte bey unſerm Geſchlecht. Das Mädchen wurde mir vielmehr zum Erſtenmale intereſſant, denn ſie war, nach ihrer Art, ſchwermüthig, ſie hatte, eben ſo oft als ich, verweinte Augen, ſie ſuchte gleich mir die Einſamkeit, und ſtörte mich nie, wie ſonſt, in meinen Träumen. Das währte ſo viele Monate. Wir ſahen uns oft nur beym Eſſen, ſprachen dann wenig, und aßen noch weniger. Ich hätte mehr auf ſie acht geben ſollen, aber ich war unbeſorgt um ſie, denn ich kannte ja ihre runde Behaglichkeit, und meynte mit größerem Rechte von ihr ſagen zu können, was einſt Arlhofen von mir: es wird ſich wohl geben.

Nun denke Dir mein ſprachloſes Erſtaunen, als an einem Sonntage — unſere Leute waren Alle in der Kirche — Jettgen leichenblaß zu mir herein tritt, ſich bebend zu meinen Füßen wirft, und mir, durch Schluchzen faſt erſtickt, bekennt — nein — mich errathen läßt — ſie fürchte Mutter zu werden — von meinem Manne! —

Was in mir vergieng, beſchreibt keine Feder. Es war als ob ein Sturm alle Leidenſchaften aus meiner tiefſten Seele empor wühlte und wirbelnd in meiner Bruſt herum triebe. Entſetzen — Mitleid — Abſcheu — Verachtung — nur nicht Zorn — nein, Amalie, Zorn war nicht darunter. Ja, laß mich Dir ſchamroth bekennen, es miſchte ſich wider meinen Willen eine Art von Freude in mein empörtes Gefühl, Freude, von dem Manne beleidigt zu ſeyn, deſſen Ehre, als ein mir anvertrautes Kleinod, ich durch ſo manchen ſchweren Kampf treu bewahrt hatte. War ich einen Augenblick dem

Falle nah, ſo unterlag ich doch nur grenzenloſer Liebe, er der ſchnöden Wolluſt. Damals marterte mich mein Gewiſſen, ich ſtand vor ihm und mir ſelbſt als eine Verbrecherin — jetzt — ach, vergieb mir! jetzt ſchien die Schuld von mir genommen; ich hob mein Haupt empor, als wolle ich ihm ins Auge blicken, was ich damals nicht mehr konnte. — Sieh, Amalie, ich verhehle Dir die nichtswürdige Empfindung nicht, die mich einen Augenblick lang aufblähte, denn es gieng ſchnell vorüber und wirkte heilſam. Ja, ich will auch das bekennen: wer weiß, ob ich ohne dieſen häßlichen Stolz gehandelt hätte wie ich mußte. — Doch nein! ich verleumde mich wohl ſelbſt. Ich würde ſo gehandelt haben, wäre auch Arlhofen mein geliebter Mann, und ich ſein tadelloſes Weib geweſen.

Das arme Geſchöpf, das wimmernd vor mir lag, in ſeiner Schande vergieng, dem die Verzweiflung die ſchreckliche Bitte auspreßte: ich ſoll ihm beyſtehen, das ungebohrne Kind zu ermorden — ! — Ich ſchauderte! ich ſchloß ſie haſtig in meine Arme, bat, beſchwor, erwärmte durch meine Thränen ihre trockene, eiskalte Wange, gelobte ihr feyerlich Rettung ihrer Ehre vor der Welt, und beruhigte ſie nach langem Kampfe.

Ich kann nicht ſagen, daß ich einen Plan entwarf, ſondern es ſtand plötzlich klar vor meiner Seele, was ich thun müſſe, um ihr Wort zu halten und mir zu genügen. Am andern Tage fuhr ich in die Nachbarſchaft, in ein Haus, wo drey alte Fräuleins mit unermüdeten Zungen wohnen; da erklärte ich mit halben Worten, daß ich endlich, nach fünf Jahren, hoffen dürfe Mutter zu werden. Wahrhaftig? ſagte die Eine, und iſt das möglich? die Andere, und ey! ey! die Dritte; und Alle warfen ſich Blicke zu, die deutlich den Wunſch verriethen: möchten wir doch nur erſt wieder allein ſeyn, um unſere böſen Gedanken einander mittheilen zu können. Ohne die lange Unfruchtbarkeit meiner Ehe, und ohne meinen Umgang mit Wallerſtein würde ich ſie vielleicht ſchwer getäuſcht haben; denn wie hätten ſie aus einer ſolchen Alltagsnachricht Böſes ſchöpfen mögen? jetzt aber war ich ſicher, daß ſie mir gern glaubten und nicht weiter forſchten, denn da war ja Stoff genung für zweydeutige Winke.

Ich hatte nicht geirrt. Kaum eine Woche war verſtrichen, als man ſchon auf jeder Poſtirung die große Neuigkeit wußte. An Jettgen Lamm dachte Niemand. —

Meynſt Du, das Opfer ſey mir ſchwer geworden? nein, Amalie. Ich wußte, daß man überall meinen guten Ruf zerriß; ich litt — allein es kam mir vor, als hätt' ich nun abgebüßt, was ſonſt im Stillen mein Gewiſſen ängſtigte. Ich ſchrieb an Arlhofen ohne alle Bitterkeit; ich erzählte was ich gethan und noch thun wollte; ich ließ mir keinen Vorwurf und keine Prahlerey entſchlüpfen.

In ſeiner Antwort lag ein zerknirſchtes Herz, das that mir wohl und ſtärkte mich.

Als Jettgens Niederkunft herannahte, reiſte ich mit ihr nach Petersburg, vorgebend, es ſey eine Grille von mir, dort in den Wochen zu liegen, auch hätte ich mehr Vertrauen zu den dortigen Aerzten. Die alten Fräuleins ſchrieen über den Skandal, daß ich das unſchuldige Jettgen Lamm mit mir nahm; ſie wußten nicht, wie ſehr mich ihr Geſchrey ergötzte. Mein treues Kammermädchen und ein ſtockdummer Bedienter waren unſere einzigen Begleiter.

Unter den Petersburgiſchen Aerzten hatte mir einſt Wallerſtein den Etatsrath S** als einen zuverläſſigen, menſchenfreundlichen Mann, und, was wohl bey mir das meiſte Gewicht hatte, als ſeinen Freund geprieſen. Ich ſchickte gleich nach meiner Ankunft zu ihm; er kam. Ich ſtellte ihm Jettgen als Frau von Arlhofen vor, machte mich ſelbſt zu Fräulein Lamm, und bat um ſeine Hülfe.

Natürlich argwohnte er keinen Betrug. Alles gieng gut, er beſuchte uns täglich. Jettgens Entbindung rückte näher. Eines Morgens lag ein unbedeutender Brief von meinem Amtmann auf dem Tiſche; S** erblickte von ungefähr die Adreſſe: gebohrne von Blondheim, und ſtutzte. „Sind Sie „von Geburt ein Fräulein von Blondheim?“ fragte er Jettgen mit einer Art von haſtiger Neubegier. Sie wurde feuerroth und ſtammelte Ja. Schnell nahm ich das Wort, um ihre Verlegenheit zu verbergen: „warum „fällt Ihnen das auf?“ Doch kaum hatte ich dieſe Worte herausgeſtottert, als ich fühlte, daß ich ſelbſt peinlich verlegen wurde; denn es ſchoß mir durch den Sinn, er könne nur von Wallerſtein meinen Geſchlechtsnamen wiſſen; ihm ſey mein Verhältniß vielleicht nicht unbekannt; er werde mit Jettgen davon ſprechen, ſich als den Vertrauten ihres Geliebten ankündigen, und Gott weiß welche Folgen daraus entſtehen könnten. Als er vollends erwiederte: er habe den Namen oft mit vieler Wärme von einem Freunde nennen hören, da blieb mir gar kein Zweifel. Daß Wallerſtein, während ſeines Aufenthalts in Petersburg noch gar nicht an mich dachte; daß ich ihm damals ſehr gleichgültig war, er folglich ſchwerlich meinen Namen *oft*, und am wenigſten *mit Wärme* genannt haben konnte; alles das fiel mir nicht ein. Ich brach die Unterredung kurz ab. Ein Ruſſe, der Melonen verkaufte, trat eben herein, und ſo gieng der peinliche Augenblick vorüber.

Der kleine Zufall hatte mich doch ſo ſcheu gemacht, daß ich in den nächſten beyden Tagen aus dem Zimmer ſchlüpfte, ſobald ich den Wagen des Etatsrath S** von ferne erblickte — war er wieder fort, ſo ſpähte ich ſchüchtern in Jettgens Blicken, ob er das gefürchtete Geſpräch erneuert habe? ihre Augen ſchwiegen; Verſtellung iſt ihr fremd, alſo wurde ich ruhig.

Am dritten Tage ſaßen wir beyde am

Fenſter und ſtrickten, als, nach einem haſtigen Klopfen an der Thür, ein ältlicher Mann herein trat, hinter ihm eine anſtändig und ſittſam gekleidete Frau, mit einem Kinde an der Hand — Ja, das iſt ſie! riefen beyde zu gleicher Zeit und ſtürzten auf mich zu, ergriffen meine Hände, ſie ſchluchzend, er mit Feuer, und ſchoben mir das Kind vor die Kniee.

Schrecken und Erſtaunen machten mich verwirrt und ſprachlos. „Verzeihen Sie, „gnädige Frau,“ ſagte der Mann, und auch in ſeinem Auge ſah ich eine Thräne glänzen, „verzeihen Sie dieſen ſonderbaren „Ueberfall. Sie erkennen uns ſchwerlich!“

„Nein,“ erwiederte ich ſtotternd, „ich „beſinne mich nicht, Sie jemals geſehen zu „haben.“

„Es iſt freylich ſchon lange her,“ fuhr er fort: „Sie waren damals Fräulein „Blondheim. Erinnern Sie ſich noch der „armen Wöchnerin, die in einem Kruge, dem

„Poſthauſe gegenüber, hülflos lag? — Das
„iſt die geliebte Frau, die Sie mir gerettet haben. Das iſt das Kind, welches
„Ihnen ſeine Erhaltung dankt. Ich bin
„der Mann, der Vater, dem Gott heute
„durch den Anblick ſeiner Wohlthäterin einen
„heiſſen Wunſch erfüllt.“

Du wirſt nicht wiſſen, Amalie, was Du denken ſollſt? ich ſelbſt wußte es anfangs nicht. Es betraf eine längſt vergeſſene Kleinigkeit, ein unbedeutendes Geſchenk, das ich einſt dieſer damals nothleidenden Familie hinterließ, als ich mit meinem Vater nach der Stadt fuhr. Ich erinnerte mich deſſen endlich, aber nun denke Dir meine Verwirrung. Schon dieſer überſtrömende Dank, dieſe weinende Frau, dieſes liebkoſende Kind ängſtigten mich, ſo wohl mir auch das Gefühl that, in einer groſſen, fremden Hauptſtadt Menſchen zu finden, die mich liebten. Aber daß ſie in mir Fräulein Blondheim erkannten, das ſetzte mich vollends in die grauſamſte

Verlegenheit, und ein Blick auf Jettgen verrieth mir ihre Qual.

Noch war ich mit mir ſelbſt nicht einig, was ich thun oder ſagen ſollte, als Herr von Thümen (ſo heißt der Mann) mir haſtig erzählte, durch ſeinen Freund, den Etatsrath S**, habe er erfahren, daß Frau von Arlhofen, gebohrene von Blondheim, nach Petersburg gekommen ſey, um ihre Entbindung abzuwarten, da ſey er nach Hauſe geeilt, habe ſich mit Weib und Kind in den Wagen geworfen, und ſich ſchnell überzeugen wollen, ob dieſe Frau von Arlhofen dieſelbe ſey, die einſt als Fräulein Blondheim der Schutzengel ſeiner Familie geworden? Auf den erſten Blick habe er mich erkannt. — Jetzt fiel ihm die Frau in's Wort. Auch ſie behauptete, meine Züge wären ihr unvergeßlich; nun danke ſie Gott, daß mein jetziger Zuſtand ihr Gelegenheit verſchaffe, ſich dankbar zu beweiſen; ſie werde nicht von mir weichen, bis ich glücklich entbunden; ſie werde mich pflegen und mütterliche Sorge für mich tragen, bis ich vollkommen hergeſtellt ſey.

Ein Blick auf meine Geſtalt würde ihr verrathen haben, daß der Zeitpunkt meiner Niederkunft wenigſtens noch ſehr entfernt ſeyn müſſe. Jettgen konnte das nicht länger aushalten, ſie floh in ein anderes Zimmer. Ich raffte mich zuſammen, und behauptete ſtammelnd, hier gehe ein Irrthum vor; ich ſey unverheyrathet, heiſſe nicht Blondheim, Frau von Arlhofen ſey eben hinausgegangen. Das Lügen wurde mir freylich ſauer, und ich mag mich ungeſchickt dabey benommen haben. Die guten Leute ſahen ſich betroffen an. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Endlich nahm der Mann das Wort:

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, welche „Urſachen Sie haben mögen, Ihren Namen „zu verbergen; uns liegt auch nichts am Na„men, aber daß wir in Ihren Zügen uns „irren ſollten, das iſt unmöglich! die ſtehen „allzutief in unſere Herzen gegraben.“ Und nun bat er mit ſo ernſter Wehmuth, ihm mein Vertrauen zu ſchenken, daß ich überwunden mich bekennen mußte, und ihn einen Theil des Geheimniſſes errathen ließ; freylich nur den kleinſten, mit möglichſter Schonung der Unglücklichen, die ich im Nebenzimmer laut ſchluchzen hörte.

„Ich weiß genug,“ ſagte Thümen, „auf uns dürfen Sie bauen: hat die junge „Dame ſich Ihres Schutzes würdig ge„macht, ſo hat ſie auch gerechten Anſpruch „auf Alles, was wir vermögen, und ich „wiederhohle die Bitte, als eine neue Wohl„that uns zu verſtatten, daß wir Ihre Sor„gen theilen dürfen.“

Ich war ſanft bewegt, ich gab nach, denn die innigſte Wahrheit ſprach aus den Blicken dieſer guten Menſchen; es war mir unmöglich, ihre Liebe zurück zu ſtoßen. Auch fand ich keine Urſache, mein Vertrauen zu bereuen. Frau von Thümen, die nun ſelten von meiner Seite wich, iſt ſo ſanft und herzlich, ſo zartfühlend und ſchonend, daß es ihr in wenigen Tagen gelang Jettgens Schüchternheit zu überwinden. Das arme Mädchen ſchmiegte ſich bald an ſie wie ein Kind an ſeine Mutter, und auch mir wurde ſie eine ſchweſterliche Freundin. Denke nur! ſie kennt Wallerſtein; ſie kennt ihn nicht blos, ihr Mann verdankt ihm ſeinen jetzigen Wohlſtand. Sie ſpricht ſo gern und immer mit Entzücken von ihm; was Wunder daß ſie mir bald mein Geheimniß entriß. Doch nur das Meinige. Ueber Jettgen ließ ich ſie ſtets im Dunkeln, und ſie fragte mich auch nie. In Gegenwart von Fremden blieb Jettchen nach wie vor Frau von Arlhoſen.

Einen Monat nach dieſer Begebenheit wurde ſie, nach unſäglichen Leiden, von einer Tochter entbunden. Sie war ſehr geſchwächt, gleich in den erſten Tagen tragen bedenkliche Zufälle ein. Die Kunſt des Arztes, die ſorgfältigſte Pflege der Frau von

Thümen und die meinige, alles war vergebens. Die Hoffnung ihr Leben zu retten, ſchwand. Vier Tage und Nächte war ich nicht von ihrem Lager gewichen, in der fünften Nacht konnte ich nicht mehr wachen, und warf mich unausgekleidet auf das Bette. Frau von Thümen blieb bey der Kranken, die bald nach mir fragte, und als ſie hörte, ich wolle verſuchen einige Stunden zu ſchlummern, da winkte ſie der Frau von Thümen, zog ſie nahe an ſich und flüſterte ihr zu: ſie freue ſich mit ihr allein zu ſeyn, weil ſie nicht ruhig ſterben könne, ohne alles entdeckt zu haben, was mein Edelmuth, wie das gute Kind es nannte, vielleicht verſchweigen würde. Und nun erzählte ſie unter tauſend Thränen ihre wahre Geſchichte. Ich wußte lange nichts davon und erfuhr es erſt nach ihrem Tode, denn jene Nacht war die letzte ihres Lebens. Am Morgen fühlte ſie die Annäherung des ernſten Augenblicks, begehrte noch einmal mich allein zu ſprechen, dankte mir mit heftiger Rührung für Alles was ich gethan, empfahl mir das unglückliche Kind und ſtarb einige Stunden nachher.

Daß ich tief erſchüttert war, daß ich ſelbſt an meinem alten Uebel heftig litt, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen. Thümen's Verſtand war mir jetzt koſtbar. Er beſorgte die Beerdigung und eine Amme für das Kind. Sie gab mir Freundſchaft, Liebe, Troſt, begleitete mich bis Narva, und ſo kam ich endlich in wehmüthiger Stimmung zurück nach Lindenholm, wo ich in mütterlicher Sorge für das arme Kind Zerſtreuung ſuchte. Es gelang mir auch, nach und nach Ruhe in meiner Einſamkeit zu finden, ich war mit mir ſelbſt zufrieden, und hatte, außer Dir, noch eine Freundin mir erworben, mit der ich von Wallerſtein reden durfte. Ach! da erhalte ich geſtern den beyliegenden Zettel von ihm, in einem Brief meines Mannes eingeſchloſſen. Ich wollte ihn für Dich abſchreiben, es war mir unmöglich. Ich ſchicke Dir das Original und bitte Dich es zu behalten, ich will es nie wiederſehen.

Amalie! hab' ich das verdient? — Nun iſt alles aus! — rechtfertigen darf ich mich nicht, mir verſchließt eine heilige Pflicht den Mund. Und wenn ich es dürfte, ſo wollte ich es nicht. Er hätte Vertrauen zu mir haben, er hätte eher ein Wunder glauben ſollen. Nein nun iſt Alles aus! — Mein Stolz iſt beleidigt, mein Herz gekränkt! — Amalie! hab' ich das verdient?

Ein und ſiebzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an Bertha ſeine Schweſter.

Du grämſt Dich wohl um mich, liebe Schweſter, weil Du mich für unglücklich hältſt, nein, ich bin es nicht. Ich bin eigentlich jetzt gar nichts. Ich lebe ſo in den Tag hinein, Hans ohne Sorgen. Eines hatte ich ſehr gefürchtet, das Heimweh, es ſoll ja den Schweizern angeboren werden, und in der Fremde ſie grauſam quälen. Ich weiß nichts davon. Ja, wenn ich mein Vaterland vor einigen Jahren verlaſſen hätte, mit allen den lieblichen Bildern vor der Seele, von üppig bewachſenen Bergen, blühenden Thälern, wimmelnden Heerden, frohen, fleißigen Menſchen und edel trotzgen Bürgern. Ach! ich wollte ich hätte es damals verlaſſen, das Heimweh ſollte mir willkommen ſeyn. Gern würde ich leiden, aber dafür auch gern an die liebe Heimath denken. Jetzt — lieber Gott! — jetzt giebt es da nur öde Berge, entvölkerte Thäler, betrübte Menſchen und muthloſe Bürger. Wahrhaftig, die Franzoſen verſtehen das Heimweh zu vertreiben. Ich meyne, ihr bedürft jetzt mehr Kraft euer Joch zu tragen, als unſere Vorfahren bedurften es abzuſchütteln. Der Himmel geb' euch dieſe Kraft. Sperrt eure Hausthüren zu, verſchließt die Fenſterladen, zündet Licht am hellen Tage an, und bildet euch dann ein, draußen wäre noch Alles wie ſonſt, morgen früh werde die Sonne wohl wieder aufgehn. Das iſt warlich der beſte Rath, den man euch zu geben vermag. Um mich ſeyd unbekümmert; ich bin glücklicher als ihr. Ich habe einen wackern Herrn — nein, ſo will er nicht genannt ſeyn — es kommt mir oft ſo vor als wäre ich noch im vaterlichen Hauſe, und Rittmeiſter Wallerſtein unſer älteſter Bruder Otto. Nun weißt Du wohl, wie wir den liebten und fürchteten, denn er war klüger als wir und doch ſo herzlich gut. Gerade ſo iſt Wallerſtein. Er will für mich ſorgen, darauf ſoll ich mich verlaſſen, und das thu ich auch, denn er ſpricht kein Wort in den Wind. Was meynſt Du? er ſpricht, ich verſtünde ſehr gut zu zeichnen, davon habt ihr mir zu Hauſe nie ein Wort geſagt. Und daß ich zum Zeitvertreib unſere Berge ausgemeſſen, das, meynt er, könne mir nun zu Statten kommen, wenn ich ruſſiſche Dienſte ſuchen wolle. Lieber Gott! ich habe wenig gelernt, er täuſcht ſich wohl nur, weil er mich liebt. Ein Anderesmal ſchlug er mir vor bey ihm zu bleiben, wenn der Krieg zu Ende ſey; und im Grunde wäre mir das lieber; aber was kann ich ihm nützen? ein Tagedieb mag ich auch nicht werden. Im Kriege, nun da trifft ſichs wohl, daß ein ehrlicher Menſch, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, bisweilen nicht überflüſſig iſt. Unter uns, Bertha, ich bin auch ſchon dabey geweſen, recht nahe dabey geweſen, und wenn Du mich für keinen Prahler hielteſt, ſo ſpräch ich wohl gar, ich habe zu rechter Zeit mit drein geſchlagen, und habe auch ein paar Fingerhüte voll Blut vergoſſen. Seitdem iſt Wallenſtein noch gütiger, wie ſoll ich ſagen? noch brüderlicher gegen mich. Bedienen läßt er ſich nicht von mir, nein, nicht ein Glas Waſſer darf ich ihm holen, ſo gern ichs thäte, denn er meynt, das könnte mir einſt zum Vorwurf gereichen, und mir hinderlich an meinem Fortkommen werden. Ach! wenn ich ihm nur ſonſt keine Schande mache, nämlich durch meine Unwiſſenheit. Jetzt wollte ich ſo gern recht fleißig ſeyn ihm zu Liebe, aber im Tumult des Lagers, wo nähme ich da Bücher und Ruhe her?

Nun was biſt du denn eigentlich bey ihm? wirſt Du mich wohl fragen. — Liebe Bertha, das weiß ich fürwahr ſelber nicht. Es kommt mir bisweilen ſo vor als wär' ich ſein Sohn. Darum leide ich auch ſo ſehr dabey, daß ich ihn nicht glücklich ſehe. Nein, glücklich iſt er nicht. Beſonders jetzt ſeit einigen Tagen drückt ihn eine Schwermuth, die auch mich ergreift. Ich möchte ihn ſo gern fragen, was ihn ſo tief betrübt? wo nähme ich aber den Muth dazu her?

Leb wohl liebe Bertha! grüße Deinen Mann. Ihr ſeyd doch nun ſchon vermählt? und euren erſten Jungen werdet ihr doch Ernſt nennen nach

Deinem treuen Bruder Ernſt.

Zwey und ſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Meines Schickſals böſe Laune iſt unermüdlich. Sie haben mir wohl bisweilen geſagt: immer ſchwebe das Geſchick heiter an unſerm Horizont, nur von der Erde ſtiegen böſe Dünſte auf, und die Menſchen ſprächen dann, es ſey trübe, ſo wie ſie vom Monde zu ſagen pflegen, er habe einen Hof, wenn ſeine Strahlen ſich in unſerm dicken Dunſtkreiſe brechen. Aber kommt das nicht auch auf Eins heraus? ſind wir Herren über unſere Atmoſphäre? und entbehren wir des Mondes Schimmer an trüben Tagen weniger, weil wir wiſſen, daß er hinter dieſen Wolken klar und heiter ſieht? — Ach! und wenn nun vollends, wie bey mir, der Hoffnungsſtern nur Jenem glich, den Tycho Brahe in der Caſſiopeja entdeckte, der plötzlich heller leuchtete als die Venus und dann auf ewig wieder verſchwand — auf ewig! — Hören Sie meine Geſchichte.

Vor einigen Tagen kehre ich mit einem Kommando von einer kleinen Expedition zurück. Es war ein nächtliches Abenteuer. Da aber alle dieſe kleinen Vorpoſten-Neckereyen einander ähnlich ſehen, ſo verſchon' ich Sie mit der Erzählung. Genug, Alles lief glücklich ab. Ich fand geringen Widerſtand, machte einige Gefangene, beſetzte einen Poſten, ließ, wie mir befohlen war, meinen Lieutenant zurück, und wollte mit Tages Anbruch, nur noch von zehn Coſaken begleitet, wieder ins Lager reiten. Die Sonne gieng eben auf, da hör' ich in geringer Entfernung einen Piſtolenſchuß fallen, gleich darauf wieder Einen. Ich ſprenge den Hügel hinan, ein nahes Gebüſch verbirgt mir die Ausſicht. Ich gebe meinem Gaule die Sporn, da fällt der dritte Schuß. Nun breche ich durch das Gebüſch, erreiche eine kleine Ebene, erblicke zwey Officiers mit Sekundanten, die ſich duelliren; Einer derſelben tragt die Uniform meines Regiments, das beſtimmt mich noch mehr zu eilen, um vielleicht ein Unglück zu verhüten. Kaum bin ich noch 200 Schritt vom Kampfplatz entfernt, als der vierte Schuß meinen Kameraden zu Boden ſtreckt. Ich ſpringe vom Pferde, ſtürze hinzu — es iſt Arlhofen, der ſich in ſeinem Blute wälzt. Um einer elenden Dirne willen hatte er Händel mit einem Huſarenofficier bekommen, der jetzt eilig aufs Pferd ſich warf, und nebſt ſeinem Begleiter verſchwand. Auch Arlhofens Sekundant verlor den Kopf, wohl wiſſend, wie ſtreng unſer Feldherr den Zweykampf im Lager ahndet. Er ließ den ſchwer verwundeten liegen und entfloh.

Ich unterſuchte die Wunde, ſie ſchien

mir dem Herzen nahe, doch kannte mich Arlhofen noch und reichte mir die Hand. Ich ließ ſchnell meine Leute abſitzen, mit ihren Säbeln das Gebüſch abhauen, ein Tragebett flechten, und ſo ſanft als möglich in ſein Zelt ihn bringen. Der Wundarzt wurde gerufen, er ſprach auf der Stelle das Todesurtheil. Arlhofen vernahm es mit gichteriſchen Zuckungen, winkte Allen hinauszugehn, nur nach mir ſtreckte er ſeine Hand aus und deutete auf den Feldſtuhl neben ſeinem Lager. Ich war minder bewegt als erſchüttert. Ja, ich bekenne es, Schauder, nicht Mitleid flog durch meinen Buſen.

Als wir allein waren, holte er mühſam einige dumpfe Worte aus der verwundeten Bruſt. Meine Frau — meine letzte Bitte — das Kind nicht verlaſſen — das arme Kind — ſagen Sie ihr — ſchreiben Sie ihr — wollen Sie das? — Ihr

Ehrenwort. — Ich gab es. Er ſchwieg eine Weile, ſah mich ſtarr an, es ſchien noch ein heftiger Wunſch oder ein Verbrechen ihn zu quälen. Er wollte noch einmal reden. Das Kind — hub er wieder an, und ſprach das Wort mit ſolcher Anſtrengung, daß ihm das Blut aus dem Munde ſtürzte. Er krümmte ſich, er wollte es verſchlucken, allein vergebens; er röchelte nur, ſein Auge brach, er klemmte meine Hand noch einmal in die ſeinige und ſtarb.

Ich hatte Mühe mich von dem Leichnam loszuwinden, ſo feſt hatte er in der Todes- und Gewiſſensangſt meine Hand umklammert. Ich ſtürzte aus dem Zelte und jagte zu den Vorpoſten, um wo möglich in einem Gefechte das gräßliche Bild abzuſchütteln. Dort war alles ruhig. Den ganzen Tag ritt ich herum von dem Geſpenſt verfolgt, und ſehnte mich vergebens nach Kampfgewühl.

So iſt nun Arlhofen tod! — Leontinens Gemal iſt tod! Leontine frey! — frey? ha! ha! ha! iſt ſie nicht Mutter? — warlich ſie iſt jetzt gefeſſelter als jemals oder ich habe ſie nie gekannt. Den Mann konnte ſie nicht lieben, das Kind liebt ſie gewiß, denn es iſt ihr Kind. Ihre ganze Zärtlichkeit wird dieß Geſchöpf an ſich reiſſen. — Geſetzt aber auch, ſie könnte ihre Liebe theilen, würde mir genügen an Leontinens getheilter Liebe? — Ja wenn es ein Vater, eine Mutter wäre — aber ein Kind! — dem ein Fremder, dem er das Daſeyn gab — und ach in einem Augenblicke, wo ſie mir unverletzliche Treue ſchwur! — nein, ich muß jeder Hoffnung auf ewig entſagen. Ich kenne mich, wir würden beyde unglücklich ſeyn. Oder meynen Sie, ich würde mich an das Kind gewöhnen? es vielleicht endlich lieben? — nimmermehr! — ſein Anblick würde mir täglich neue Qualen bereiten. Jeder zärtliche Blick meiner Gattin, der auf dieſem Kinde ruhte, würde mir eine Erinnerung an ſüße Augenblicke zu verrathen ſcheinen, die ſie, treulos, meinem Nebenbuhler verdankte. O ja, bisweilen könnte ſie vielleicht die Geſpenſter mir verſcheuchen, mich überreden, man könne Mutter werden troz der widerwärtigſten Gefühle. O ja, bisweilen würde ich auf mich ſelbſt ſchelten, und in ihren Armen Verzeihung und Vergeſſenheit finden; aber noch einmal, ich kenne mich — in der nächſten Minute würde meine Einbildungskraft mir neue Qualen erſinnen; ich würde mich umſonſt beſtreben es zu verbergen; jeder Blick auf das Kind würde mir Aehnlichkeiten mit ſeinem Vater entdecken, jede ſeiner kindiſchen Unarten mir ein angeerbtes Laſter ſcheinen. Das würde mich ungerecht gegen Kind und Mutter, folglich unzufrieden mit mir ſelbſt, krittlich, unerträglich machen.

Nein, es iſt vorbey! — Leontine für mich auf ewig verloren! — ich will ſie nie wieder ſehn.

Drey und ſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Leontinen.

Gnädige Frau!

Ich erfülle eine traurige Pflicht, indem ich Ihnen melde, daß ein unglücklicher Schuß den Major Aelhofen getödtet, Sie zur Wittwe gemacht hat. Auf ſein Verlangen war ich gegenwärtig in ſeinen letzten Augenblikken; auf ſein Verlangen hinterbringe ich Ihnen ſeinen letzten Wunſch. Er bittet Sie, das Kind nicht zu verlaſſen — Ihr Kind. Es war wohl nur die Angſt des Sterbenden, die eine ſolche Bitte an die zärtliche Mutter richten konnte. Mich zwingt mein Ehrenwort zu wiederhohlen, was Ihnen ohne Zweifel überflüſſig ſcheint. Ihr Herz iſt mir Bürge, daß Sie in dem Lallen und Lächeln dieſes Kindes Troſt und Ruhe finden werden.

Vier und ſiebzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an ſeine Schweſter Bertha.

Erſchrick nur nicht, liebe Bertha, wenn einmal in der Nacht Jemand an euer Häuschen klopft, und auf Deines Mannes Ruf: Wer da! die wohlbekannte Bruderſtimme antwortet. Hier kann es nicht lange mehr währen. Mein guter Herr, mein Freund, mein Wohlthäter, iſt des Lebens ſo überdrüßig, daß er mit Tollkühnheit es täglich in die Schanze ſchlägt. So oft der Feldherr zu einem blutigen Wagſtück Freywillige fodert, iſt Wallerſtein immer der Erſte, der ſich meldet, auf dem Schlachtfeld der letzte. Siegen wir, ſo verfolgt er den Feind ohne hinter ſich zu blicken, ob auch Jemand ihm folge. Werden wir zurückgedrängt, ſo weicht er nicht eher, bis ihm der Oberſte drohende Befehle ſchickt. Einmal gelang es ihm auf dieſe Weiſe, die Fliehenden wieder zu ſammeln; er ſprengte raſend in den Feind, ich war auch dabey, und es ſcheint mir noch jetzt ein Wunder, daß es gut gieng. Ja wahrhaftig es gieng ſo gut, daß der Feldherr ihm auf der Wahlſtatt mit eigner Hand ein Kreuz ins Knopfloch knüpfte, und Wallerſtein ſtand ſo beſchämt vor dem ehrwürdigen Mann, der ſeine Tapferkeit erhob, man hätte glauben ſollen, er müſſe einen Verweis anhören. Abends — wir waren allein in ſeinem Zelte — da umarmte er mich, und machte mir ſanfte Vorwürfe, daß ich ins Gedränge ihn zu begleiten gewagt. „Ich weiß ja wohl" ſagte er, „dir war es auch nicht um Belohnung zu thun, nur deine treue Liebe woll-

„teſt du mir beweiſen; aber thu das nicht „wieder, mich kannſt du doch nicht retten.“

Ich weinte bitterlich. Er wurde weich, und jetzt zum Erſtenmale vertraute er mir ſeinen Kummer. Er liebt eine Frau, die zu beſitzen er nie hoffen darf. Wenn er bleibt, ſo ſoll ich ihr ſeine Schatulle bringen.

Ach! ich überlebe ihn nicht! — die Bruderſtimme um Mitternacht vor eurem Hauſe wird wohl nur eine Geiſterſtimme ſeyn.

Fünf und ſiebzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Schon eine ganze Woche iſt verſtrichen, ſeitdem ich in einer neuen Welt lebe — nein, träume — und Amalie weiß es noch nicht. Du verzeihſt mir aber gewiß, wenn Du vernimmſt, daß meine Geſundheit nie wankender war als jetzt. Heftige Krämpfe, die oft mehrmalen an Einem Tage wiederkehren, haben mich ſo ermattet, daß ich kaum die Feder halten kann. Ich blicke mit hohlen Augen — nicht in meinen Spiegel, ſondern in die Zukunft. Der kleine Brief von Wallerſtein, den ich Dir hiebey ſchicke, wird Dir Alles ſagen, Alles! — Arlhofen iſt tod! er iſt für ſein Vaterland und für ſeine Pflicht gefallen, er iſt auf dem Bette der Ehre geſtorben. Wie unfreundlich von Wallerſtein, daß er nicht einmal mit ein paar trocknen Worten hinzufügt, in welcher Schlacht, in welchem Gefecht Arlhofen geblieben. Sollte man nicht faſt vermuthen, er habe ſich geſcheut, eine tapfere That von dem verhaßten Manne zu erzählen? — nicht einmal einen armſeligen Gemeinſpruch zum Ruhme des Verſtorbenen konnte er über ſich gewinnen. Fühlte er denn nicht, daß dieſe Ungerechtigkeit ihn ſelbſt in Schatten ſtellt?

Ich bin alſo Wittwe — ich bin frey, jung, reich — wie glücklich würde Manche ſich an meiner Stelle dünken. Ach Amalie! ich bin nicht glücklich! nie war ich es minder als jetzt. Arlhofen habe ich freylich nie geliebt, und doch beweine ich ihn mit bittern Thränen. Daß ich viel durch ihn gelitten, war das ſein Wille? — Er hätte vielleicht eines Kindes Hand nicht feſſeln ſollen, bevor er wiſſen konnte, ob deſſen Herz auch jemals einverſtanden ſeyn würde. Doch um ihn milder zu beurtheilen, muß man ſich erinnern, wie hier zu Lande täglich Verbindungen geſchloſſen werden. Die erſte Bedingung iſt immer ein Landgut. Wo das ſich findet, da iſt auch, nach verjährter Meynung, der Wohnplatz für eheliches Glück. Eine Frau, die viel ſpinnen, weben und bleichen läßt, iſt in Ehſtland eine glückliche Frau. Hat ſie vollends einen gefälligen Mann, ein Häuflein Kinder, kann ſie jährlich zweymal nach Reval reiſen, im März von Ball zu Ball, und auf dem Johannismarkte von Bude zu Bude ſchlendern; dann darf ihr nichts zu wünſchen übrig bleiben, und gewöhnlich wünſcht ſie auch nichts weiter. Wie konnte Arnhofen vermuthen, daß ſeine kleine unbedeutende Couſine durch die Erziehung der Madame Lindau für andre Anſichten und Bedürfniſſe des Lebens empfänglich geworden war? wie konnte er vorausſehen, daß ich einſt größern Werth auf mein Herz, als auf meine Güter legen würde? — Hat er nicht alles gethan um mir zu gefallen? nämlich was man hier Alles zu nennen pflegt. Stand er etwa in der Geiſtesbildung hinter Vielen zurück? O nein, er war ein braver Mann, ein Mann von Ehre wie die meiſten; gewiſſenhaft wo nur wenig zu gewinnen war, und das iſt heutzutage viel. Mit unſern Bauern gieng er menſchlich um, obgleich alle Neuerungen ihm verhaßt waren. Von den alten, wohl oder übel hergebrachten Herrenrechten wollte er keines miſſen; alle die drückenden übte er ſelten aus, noch ſeltner wenn ich ihn bat. Er wandte viel auf Pferde und Hunde, aber er vergaß der Armen nicht. Bücherleſen war nicht ſeine Sache, er mogte es auch an Andern nicht leiden; dennoch hat er nie durch ein krankendes Wort meine Liebhaberey geſtört, und oft anſehnliche Büchrrechnungen ſchweigend bezahlt. Daß er grobe Untreue an mir bewieſen, mußte ich ihm wohl verzeihen, denn ich war ſchon längſt blos ſeine Freundin, ſeine Schweſter! meine Kränklichkeit, und ſpäter meine Liebe, entfernten ihn aus den Armen der Gattin.

Du ſiehſt, ich bin erfinderiſch ihn zu vertheidigen, und, wo ich es nicht kann, da hat wenigſtens ſein Tod die Erinnerung an jede Schuld getilgt. Ich denke mit Wehmuth an ihn zurück; ich laſſe nach wie vor ſeine Pferde und Hunde füttern, als ob ich ihn zurück erwartete; ja ich habe neulich, zum erſtenmal in meinem Leben, ſein großes, zottiges Windſpiel in mein Zimmer kommen, von meinem Teller freſſen laſſen. Daß ich in ſolcher Stimmung ſeinen letzten rührenden

Wunſch gewiſſenhaft erfüllen werde, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Ich will ſeinem Kinde eine treue Mutter ſeyn, das habe ich Gott und mir geſchworen. Nie ſoll mein Mund das Geheimniß von deſſen Geburt verrathen, auch dann nicht, wenn Wallerſteins kalter Spott mein Herz zerreißt.

Ich ſtehe nun allein in der Welt, ganz allein! Alles um mich her iſt tod — auch Wallerſtein für mich! — er hat das Band zerriſſen, das ihm anfieng läſtig zu werden. Jenes feſte Vertrauen, das er mir, ich ihm geſchworen, hat er leichten Sinnes dem erſten Winde Preis gegeben, der ihm ein widerſprechendes Gerücht von mir zu Ohren brachte. Er hält es auch jetzt noch nicht einmal der Mühe werth, mir Vorwürfe zu machen. Sein kaltes gnädige Frau empört mein Innerſtes. Ich nähre keinen Stolz, aber mein reines Bewußtſeyn wird und ſoll mich ſtärken, nimmer zu vergeſſen, was ich mir ſchuldig bin. Ich habe ihm nicht geantwortet. Man hat Nachricht, daß er Major geworden, einen Orden bekommen. Ehrgeiz hat die Liebe verdrängt. Ich ſollte mich rächen, ihm höflich Glück wünſchen, aber ich kann das nicht; ich kann ihn nicht Hochwohlgebohrner Herr und Ritter nennen. Es mag ſo bleiben und Alles vergeſſen werden. Vergeſſen — nein, begraben. Es ſey! — Habe ich doch noch Dich und Frau von Thümen. Habe ich doch ein Kind, deſſen Schickſal die ſterbenden Eltern an mein Herz gelegt. Habe ich doch viele hundert Bauern, deren Menſchenrechte Gott mir anvertraute.

Wohlan ich will nicht klagen über eine freudenloſe Einſamkeit. Wer noch fremdes Glück zu ſchaffen vermag, der findet bald auch das eigne wieder. Nur um Eines bitte ich Gott: um Geſundheit für mich und das verwaiſte Kind. Leider wird das letztere von ſchmerzhaften Zufällen gequält, die ein unreines Geblüt verrathen. So ſagt ein junger, verdienſtvoller Arzt, den ich, auf Empfehlung meines alten wackern Doktor Nolke, für eine Zeit lang in mein Haus genommen, und der unermüdet das leidende Geſchöpf beobachtet. Den Anblick meiner eigenen Qualen entziehe ich ihm ſo oft als möglich, er kann mir doch nicht helfen.

Leb wohl, geliebte Jugendfreundin! Erinnere Dich oft, daß ich jetzt keinen andern Troſt habe, als Deine Briefe.

Sechs und ſiebzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an Bertha.

Nur zwey Worte, liebe Schweſter. Ein Courier nimmt ſie mit, ein Courier, der, mit grünen Zweigen am Hute, von unſerm Landvolke jubelnd begleitet, vor Eurer Thür vorbey eilen wird. Gottlob! wir haben Friede!

es war hohe Zeit. Wäre der Friedensbote nur wenige Stunden ſpäter eingetroffen, ſo lebte jetzt vielleicht mein Wohlthäter nicht mehr. Wir ſollten marſchiren durch einen Hohlweg; es gab keinen andern. Auf einem ſchroffen Felſen hatten die Feinde eine Batterie errichtet, die den engen Pfad beſtrich, und den Durchgang geradezu unmöglich machte. Dieſe Batterie ſollte geſtürmt werden, der Feldherr foderte Freywillige dazu auf; in allen Regimentern wurde es verkündet, aber Alle ſchwiegen beym Anblick des drohenden Felſen. Wallerſtein trat zuerſt hervor. Sein Beyſpiel wirkte, einige hundert Mann weihten ſich dem Tode. Mit Tagesanbruch ſollte das Wageſtück unternommen werden. Wallerſtein rief mich in ſein Zelt. Um meine Angſt zu erſticken, bat ich ihn mit Thränen um Erlaubniß, ihn zu begleiten. Er verſagte ſie mir, gütig, aber ernſt. Dann brachte er ſeine Papiere in Ordnung, ſchrieb noch einige Briefe, übergab mir ſeine Schatulle, ließ mich ſchwören, daß, im Fall er bliebe, ich alſobald die Reiſe in ſein Vaterland antreten, und die Schatulle ſeiner Geliebten überbringen wolle. „Sey unbekümmert um Deine „Zukunft," ſetzte er hinzu, „ich habe auch „für Dich geſorgt." — Ach! ich dachte ja nicht an mich. — Es war Mitternacht. „Man laß mich noch eine Stunde ſchlafen," ſagte er ſehr gefaßt, warf ſich auf ſein Lager und entſchlummerte augenblicklich ſo ſanft, als werde ihn der kommende Morgen zu einem fröhlichen Feſte wecken. Ich ſetzte mich ihm gegenüber. Die düſtre Lampe fiel auf ſein ſchönes, männliches Antlitz. Ich weinte ſtill, unterdrückte mein Schluchzen, um ſeinen letzten Schlummer nicht zu ſtören.

Nach einer Stunde ungefähr hörte ich allerley Bewegung im Lager. Man lief hin und her, einzelne Stimmen riefen in der Ferne einander zu. Ich trat hinaus. Rings um mich her wurde es lebendig, doch ſchien es nicht, als rüſte man ſich zum Kampfe. Eine Ordonnanz ſprengte vorbey. Was giebt es? ſchrie ich ihr zu. Wir haben Friede, war die Antwort, und in demſelben Augenblicke lag ich auf meinen Knieen, rang meine Hände zu den Sternen empor, wollte laut dem Himmel danken, und konnte nur das Wort Friede ſtammeln. Friede! hörte man die Schildwachen rufen nah und fern; Friede! wiederhohlten die Patrouillen im Vorübereilen. Schlaftrunkene taumelten aus ihren Zelten, horchten, ſammelten ſich truppweis; ein frohes Gemurmel lief durch alle Gaſſen. — Die Sterne blinkten ſo freundlich hernieder — es war eine feyerliche Nacht!

Ich taumelte zurück in unſer Zelt, warf mich haſtig neben dem Schlafenden nieder, ergriff ſeine Hand und ſagte ſchluchzend: Friede! Friede ſey auch mit Dir! Er erwachte. Iſt es ſchon Zeit? ſprach er und raffte ſich ſchnell auf. Wir haben

Frieden! wiederhohlte ich, und im Rauſche des Entzückens vergaß ich den Abſtand zwiſchen ihm und mir, drückte ihn heftig an meine Bruſt. Faſt unſanft ſtieß er mich zurück, ſah mich ſtarr an, und wiederhohlte finſter: Frieden?

Ich erzählte was ich wußte. Freylich wußte ich eigentlich noch nichts. Er rannte fort zum General; ängſtlich erwartete ich ſeine Zurückkunft. Er kam und ſprach mit einer Art von Grimm: „es iſt richtig, wir „haben Frieden.“ Dann bat er mich, ihn allein zu laſſen. Ich that es, drängte mich zum Zelt des Generals unter den Haufen fröhlicher Menſchen, die es umgaben, ließ mir erzählen, was Jeder ſo gern erzählte; ſah Couriere abfertigen nach allen Weltgegenden; ſtieß endlich glücklicherweiſe auf den, der meinem Vaterlande die frohe Botſchaft bringen ſollte, rannte ihm nach, und während er zur Abreiſe ſich anſchickte, ſchrieb ich dieſe Zeilen in höchſter Eile auf einer Trommel. — Heil und Segen Euch Allen! O, ich wäre ganz glücklich, wenn nur auch der Friede nun in meines Wohlthäters Bruſt einkehrte.

Sieben und ſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Freund, wir haben Frieden. Gerade an dem Tage, an dem ich einen ehrenvollen Tod zu finden hofte, ſchleuderte mich ein Wort zurück in die Welt, ein Wort, das unter vielen Tauſenden meiner jubelnden Brüder nur mir allein ein Schreckenswort ſchien. Das blutige Spiel iſt aus. Ich ſtoße mein Schwert in die Scheide und gehe — aber wohin? — Warlich, in den erſten Stunden mußte ich in mein Zelt mich ſperren, um kein Aergerniß zu geben, denn die allgemeine Freude erbitterte mich nur. Ich wünſchte taub zu ſeyn, um das Jauchzen im Lager nicht zu hören. Ja, ſie mögen wohl jauchzen; in jedem Auge glüht frohe Erwartung. Der Eine nennt ſein Weib, der Andere ruft ſeine Kinder; der Dritte ſchweigt, aber in ſeinen ſeligen Blicken ſteht deutlich: mich erwartet eine Geliebte. — Ich allein — was hab' ich? — mich nur fragt Niemand — und wenn ſie Alle daheim jubelnd empfangen werden; wenn die Entgegeneilenden ihre Geretteten ſuchen, finden, heimführen; ſo verliert ſich nach und nach der trunkene Haufe um mich, und ich bleibe allein ſtehen, gräßlich nüchtern.

Dieſe feindſelige Stimmung hatte ich zu bekämpfen, und, ich darf ſagen, ich habe männlich gekämpft. Bin ich endlich, wo nicht als Sieger, doch unbeſiegt, aus dieſem Kampfe entronnen, ſo verdanke ich es Ihren Lehren, die in jener ſchweren Stunde mit freundlichem Ernſt aus meinem Gedächtniſſe hervortraten. „Sey immerhin umringt „von drückenden Verhältniſſen,“ ſo ſprachen Sie einſt, „ſchwanke nur nie, raffe dich zuſammen, überſchaue Deine Lage einen Augenblick, prüfe ſchnell und wähle. Unentſchloſſenheit verdoppelt jede Marter und iſt „ſelbſt die größte. Wie der brave Soldat, „von Feinden umringt, nicht muthlos die „Waffen ſinken läßt, ſondern den dünnſten „Haufen erſpäht, um ſich wacker durchzuſchlagen; ſo Du durch des Lebens dringende Verhältniſſe. Beſſer fechtend ſterben, als mit gebundenen Armen ſich zu „todte ſeufzen.“

Nun wohl, ich bin entſchloſſen. Schon habe ich dem Feldherrn meine Bitte um Entlaſſung übergeben. Sein mir ehrenvoller Widerſtand, ſein Abmahnen, ſelbſt ſein Unwille, konnten mich nicht wankend machen. Bin ich, wie er ſpricht, ein guter Soldat, nun ſo möge man mich wieder rufen, wenn der Krieg aufs neue ausbricht. Rekruten exerciren iſt meine Sache nicht. Ich will fort aus dieſem Getümmel, ich will keine Trompete mehr hören, wenn ſie nicht zur Schlacht ruft.

Aber was nun? werden Sie fragen. Ins Vaterland? auf meine Güter? — nein. Iſt noch Ruhe für mich in der Welt, ſo iſt es fern von Leontinen. — Zurück nach Petersburg? in den Wirbel der Kabalen und Intriguen? — nein. In dieſen Strudel mag ſich ſtürzen, wer die Trümmer von einem geſcheiterten Lebensplane zuſammen ſuchen will, um einen neuen daraus zu erbauen. — Reiſen in fremde Länder? — dieſer Gedanke hielt mich einen Augenblick feſt. Es hat ja ſchon ſo mancher Kranke an Leib oder Seele auf Heerſtraßen Erleichterung gefunden, warum nicht auch ich? — Aber wenn ich mir wieder dachte, wie ich einſam in die Ecke meines Wagens gedrückt, an tauſend fremden Geſichtern vorüber fliegen, und auf keinem eine Spur der Theilnahme entdecken, wie ich überall für mein Gold viel läſtige Höflichkeit, nirgend für mein Herz einen Funken Mitleid finden würde; ſo ſchauderte ich, und — wandte ſchnell den Blick nach Ihrem kleinen Dörfchen.

Ja, mein Freund, mein väterlicher Lehrer, zu Ihnen will ich fliehen; da will ich vor aller Welt, auch vor mir ſelbſt, nur nicht vor Ihnen mich verbergen. Sie werden den Kranken heilen, Sie oder Keiner. Faſt hätte ich noch gefragt: wollen Sie mich auch aufnehmen? — nein, ich frage nicht. Ich bin gewiß, Sie werden mir und meinem ehrlichen Schweizer ein Plätzchen unter Ihrem Dache gönnen.

Dürfte ich nur gleich, gleich auf der Stelle meinen Vorſatz ausführen. Aber ehe ich die Dienſtfeſſeln ganz abſchütteln darf, muß ich die Armee zurück begleiten, das hat man mir ſchon angekündigt. Auch gut, ſo werde ich meine Mutter noch einmal ſehen, meine Geſchäfte in Ordnung bringen, das

Schickſal meiner Bauern ſicher ſtellen, und dann mein Vaterland auf immer verlaſſen.

Mich dünkt, Sie ſchrieben mir einſt, Ihr Dörfchen läge in einem dichten Walde. O, das iſt ſchön. Da wird es recht kühl, recht dunkel ſeyn. Wäre ich doch ſchon dort unter Ihren Tannen, wo man nichts hört als das Krächzen eines Habichts, oder die Glocken einer weidenden Heerde. — Leben Sie wohl, mein theurer Lehrer! Bald, recht bald, ſchließen Sie Ihren unglücklichen Zögling in die Arme. In Ihrem Hauſe hoft er Troſt, wo nicht, auf Ihrem Kirchhofe Ruhe zu finden.

Acht und ſiebzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Dich ſollt' ich weniger lieben als Frau von Thümen? verzeih Dir Gott, meine theure Amalie! — Sie iſt mir ſehr werth, ich habe viel Vertrauen zu ihr; allein wir ſind doch mit einander aufgewachſen, wir haben die erſten Eindrücke von Welt und Menſchen, die erſten Bilder unſerer Einbildungskraft mit einander gemein. Wenn ich an Dich denke oder ſchreibe, ſo denke ich zugleich an Schloß Hullida, an meinen Vater und alle die Freuden meiner Kindheit. Ach! und ich war ein ſo glückliches Kind!

Nun ſieh, Amalie, neben jeder Blume aus jener ſchönen Zeit haſt Du gleichſam Dein weißes Stäbchen in die Erde geſteckt, wie die Gärtner zu thun pflegen, wenn ſie, nach dem Verblühen, die ſchönſten Aurikeln bezeichnen wollen. Verblüht ſind auch meine Blumen ſchon längſt, aber Deine Stäbchen ſchimmern noch im Strahl meiner Abendſonne, darum biſt Du mir ſo lieb! ſo lieb! —

Daß ich Dir lange nicht geſchrieben, damit hat es freylich eine ſeltſame Bewandniß. Ich hatte Dir nichts zu ſchreiben, könnt' ich ſagen; mein Leben iſt ſo leer an Begebenheiten wie an Freuden. Ich pflege mein kränkliches Kind, werde gezwungen, mich ſelbſt zu pflegen, treibe die Landwirthſchaft ſo gut ichs verſtehe, oder lerne vielmehr von meinem Amtmann, und leſe nebenher alle meine alten Bücher noch einmal. So ſchwinden meine Tage. Pflegt man nicht auch von einem kränklichen Menſchen zu ſagen: er ſchwindet? — in dieſer Bedeutung brauche ich das Wort.

Dennoch hätte ich oft Dir ſchreiben mögen; und habe es auch einigemale verſuch den Zuſtand meines Herzens wollte ich Dir ſchildern, allein ich vermag es nicht. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. So oft ich einen Blick in mein Inneres werfe, ſtoße ich auf ein häßliches Gewimmel von Widerſprüchen, und faſſe ich den Muth, ſie aus einander zu wirren, ſo finde ich leider am Ende, daß ſie Alle nur Eine Wurzel haben; meine unbeſiegbare Liebe zu einem Manne, der mich längſt vergaß, oder wohl gar verachtet. Gott weiß, daß ich alle meine Kräfte aufbiete, mich von ihm los zu winden, aber mein Herz ſpottet jeder Anſtrengung, und faſt möcht' ich ſagen: nur mein Herz hat noch Gedächtniß. Will ich ein Buch aus meinem Bücherſchranke hohlen, ſo ergreife ich unwillkührlich Eines, das er mir vorgeleſen. Bey jeder Stelle, die er gelobt, getadelt, ſeh ich ihn wieder neben mir ſitzen. Auch die Stellen, wo koſende Liebe ihn unterbrach, finde ich, zu meiner Qual, Alle wieder. Nun habe ich endlich den Bücherſchrank verſchloſſen, und den Schlüſſel vor mir ſelbſt verſteckt. In jeder Woche ſchicke ich nach der Stadt, und laſſe mir bündelweiſe die Bücher aus einer Leſebibliothek hohlen. Selten finde ich etwas erträgliches darunter, und — was das Schlimmſte iſt — die ſchlechten Bücher leſe ich faſt am liebſten, weil ſie mich nicht hindern, an ihn zu denken, und ich mir doch weiß machen darf, ich hätte geleſen.

Alle Ehſtländer, die den Feldzug mitgemacht, ſind ſchon auf Urlaub hier angekommen, um ihre Familien zu beſuchen; nur Wallerſtein iſt ausgeblieben, aus Haß gegen ſein Vaterland oder gegen mich. Hat er denn auch ſeine Mutter vergeſſen? Ich fürchte, er bereitet ſeinem Gewiſſen Vorwürfe, denn ſie iſt krank. Geſtern ließ ſie mich erſuchen, ihr meinen Arzt zu ſchicken, weil hier, auf einige Meilen in die Runde, keiner zu haben iſt. Ich ſchwankte einen Augenblick, ob ich nicht ſelbſt hinfahren ſollte? er iſt ja nicht dort; das erfragte ich von dem Boten. Aber die

Kranke ſehnt ſich nach ihm, erwartet ihn täglich; ob er kommen werde, wußte der Bote nicht. Bleib zu Hauſe, flüſterte mein Stolz mir zu; Wallerſtein könnte glauben, du hätteſt einen Vorwand benutzt, um dich ihm zu nähern. So ſchob ich es auf, und beſchloß, des Arztes Rückkunft abzuwarten. Iſt ihr Zuſtand gefährlich, und bin ich ſicher, ihn dort nicht zu treffen, ſo ſoll keine Bedenklichkeit mich abhalten, eine Menſchenpflicht — laß mich immer hinzuſetzen, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, denn ich darf nie vergeſſen, was einſt Wallerſtein für meinen kranken Vater gethan.

Die Poſt geht erſt morgen. Vielleicht kommt bis dahin der Arzt zurück. Ich will meinen Brief nicht eher ſchließen.

Am andern Tage.

Ach, Amalie! Nun hab' ich Dir viel, ſehr viel zu erzählen. Kaum hatte ich geſtern die Feder weggelegt, als ein Wagen vorfuhr.

Ich bin ſo fremd in der Welt geworden, ſelbſt unter meinen wenigen Verwandten, daß ich gar nicht begriff, wem es eingefallen ſeyn konnte, mich zu beſuchen? Auf jeden Fall war jeder Beſuch mir unangenehm, denn ich bin verwöhnt an Einſamkeit. Nun ſtelle Dir vollends mein Schrecken vor, als ich Frau von Himmelsfuß wie eine Spinne aus dem Wagen herauskriechen ſehe.

Schon ſeit mehreren Jahren hatten wir einander kaum von ferne begrüßt; ich wußte, daß ſie meinen Umgang mit Wallerſtein giftig bekrittelt, und auf dem Jahrmarkt meinen guten Ruf gleichſam an alle Buden genagelt hatte. Du kennſt ja die Gewohnheit unſrer alten Damen, ſich auf dem kleinen Platze vor den Buden Stühle und Bänke zuſammen zu tragen und dort Gericht zu halten den lieben langen Tag. In dieſem lobenswürdigen Cirkel war, bey vollen Eisbechern, mein Name ſo oft mitleidig genannt, und von den dürren Achſeln der Frau von Himmelsfuß mit

Zucken begleitet worden, daß es nicht fehlen konnte, dienſtfertige Zungen mußten mich davon unterrichten. Es ſchmerzte mich. Die Folge war, daß ich, theils aus Unwillen, theils aus Schüchternheit, die lieben alten Tanten nur noch mehr vermied, und ich hatte das Vergnügen, ſchon Jahre zu zählen, in welchen ich die Couſine Himmelſuß nicht mit Augen geſehen. Deſto ſchwerer wurde es mir jetzt, eine widrige Empfindung bey ihrem Anblick zu unterdrücken.

Sie war außerordentlich freundlich, wenn man anders ihr Grinſen ſo nennen darf. Sie ſey auf einer Reiſe nach Dorpat begriffen, ſagte ſie mir gleich beym Eintritt, und da ihr Weg ſie nur wenige Werſte vor Lindenholm vorbey geführt, ſo habe ſie unmöglich das Vergnügen ſich verſagen können, die geliebte Couſine auf einige Stunden zu beſuchen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe, die ganze Reiſe war bloß angeſtellt um dieſes Beſuches willen; denn ſie hatte ja ſo manches Gift hier auszuſprützen, und auch wohl ein Plänchen anzuſpinnen.

Zuerſt erſchöpfte ſie ſich in Condolenzen über Arlhofens Tod, und beſonders über die Art deſſelben. Als ſie die letztere Aeuſſerung zu wiederhohlten malen ſo ſeltſam betonte, konnte ich nicht umhin, ihr mein Befremden zu zeigen.

„Kind,“ ſagte ſie, „wiſſen Sie denn nicht?“

Was nicht? Arlhofen iſt auf dem Bette der Ehre geſtorben, er iſt erſchoſſen worden.

„Ach, Gott! ja! erſchoſſen! aber von wem?“

Ich ſchauderte. Kaum hatte ich noch die Kraft zu ſtammeln: was wollen Sie damit ſagen?

„Es thut mir leid,“ fuhr ſie fort, „daß ich die Erſte bin, die eine ſolche Nachricht Ihnen hinterbringt; aber lieber Gott! die ganze Welt weiß es ja ſchon längſt, Sie

„würden es ja doch erfahren.“ — Mein Puls ſtockte, ich hatte keinen Athem mehr. Sie legte mich noch länger auf die Folter.

„Und warum ſollte man es Ihnen auch „verſchweigen? da es ohne Zweifel zu Ih„rem Troſt gereichen wird. Arlhofen hat, in „einer Entfernung von 300 Meilen, es mit „der ehelichen Treue nicht ſo gar genau ge„nommen. Das möchte noch hingehen, denn „wir armen Weiber müſſen viel ertragen; „aber daß er gerade ein Mädchen wählte, „mit dem ſchon Wallerſtein in enger Verbin„dung ſtand, das war zum mindeſten un„vorſichtig. Er konnte ja wohl vorausſehen, „in welche ſchlimme Händel ihn das verwik„keln mußte. Wallerſtein iſt hitzig und eifer„ſüchtig; man foderte ſich auf Piſtolen und „Ihr Gemahl büßte mit dem Leben.“ —

Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn eine Andere als Frau von Himmelfuß dieſes Gift in mein Ohr geträufelt hätte; aber aus ihren von Schadenfreude blitzenden Augen ſchöpfte ich augenblicklich den Muth zu zweifeln. Wohl mir, ich verlor die Beſinnung nicht, und ein flüchtiges Zuſammenſtellen des Angeklagten mit dem Kläger ließ mich die hämiſche Lüge ahnten. Nein, ſo tief konnte Wallerſtein nicht gefallen ſeyn. Blutiger Zwiſt um meinetwillen war vielleicht zwiſchen ihm und Arlhofen ausgebrochen, das dachte ich mir einen Augenblick als möglich; aber auch dieſe Möglichkeit verwarf ich ſchnell, denn nimmermehr hätte Wallerſtein mir ſeine Mordthat ſelbſt anzukündigen, ſo anzukündigen vermocht. Dieſe Betrachtungen, die ſchnell in meiner Seele aufſtiegen, gaben, zu ſichtbarer Verwunderung der Frau von Himmelfuß, mir Faſſung genug, ihr kalt zu antworten: ey das wäre arg!

Als ſie ſah, daß dieſer Pfeil keine Widerhaken für mich hatte, drückte ſie ſchnell einen andern auf meine Bruſt ab. Sie bat mich, ihr das Kind zu zeigen. Ich führte ſie an deſſen Wiege. Sie betrachtete es lange mit großer Aufmerkſamkeit. Hm! hm! hm! brummte ſie vor ſich hin, und, als ich ihr nicht den Gefallen that, um Erklärung ihres Hm! zu bitten, platzte ſie endlich heraus:

„Wie doch die böſen Zungen ſchwatzen! „Liebe Couſine, ſollten Sie glauben, daß es „im ganzen Lande heißt, das Kind ſey einem gewiſſen Manne wie aus den Augen „geſchnitten, der damals häufigen Zutritt in „Ihrem Hauſe hatte? aber da iſt ja keine „Spur. Nun wartet nur, ich will euch die „böſen Mäuler ſtopfen.“

Es war ihr gelungen, mich tief zu erſchüttern, allein ich faßte mich und ſagte trocken: „die gnädige Couſine würden mich „verbunden haben, wenn Sie das fade Geſchwätz mir lieber ganz verſchwiegen hätten.“

„Kind,“ ſagte ſie mit heuchleriſcher Herzlichkeit, „ich darf das nicht; wir ſind ſo

„nahe verwandt — es wird mir ſauer ge„nug, allein die Ehre der Familie — und „weil wir doch einmal bey dieſem Kapitel „ſind, ſo darf ich Ihnen auch nicht verhehlen, daß der junge Arzt, den Sie im Hauſe haben, Veranlaſſung zu wunderlichen „Geſprächen giebt.“ — Faſt hätte der Zorn mich übermannt, allein ich ſchwieg und lächelte bitter. — „Sie würden am beſten „thun,“ fuhr ſie fort, indem ſie dem eigentlichen Ziele ihres Beſuches näher rückte, „wenn Sie je eher je lieber ſich wieder vermählten. Eine Frau in Ihren Jahren; „die weitläuftigen Güter; wahrhaftig, Sie „müſſen darauf denken.“

„Ich werde doch nicht ſelbſt,“ antwortete ich lachend, „auf Freywerberey ausgehen ſollen? — und geſetzt auch, ich könnte „mich dazu entſchließen, ſo wäre noch die „Frage, ob der üble Ruf, in dem ich ſtehe „— wie die gnädige Couſine mich verſi-

„chern — mir nicht kränkende Weigerungen zuziehen würde."

Sie hatte die Güte, mich über dieſen Punkt zu beruhigen. Es gäbe ja noch rechtſchaffene Verwandte, unter welche ſie ſich zählte, die von meiner Unſchuld überzeugt wären; es gäbe hoffnungsvolle junge Männer in der Familie, die man bereit finden würde, durch das Anerbieten ihrer Hand meinen verlornen Ruf wieder herzuſtellen. Zum Exempel, ein Couſin, ein junger Himmelsfuß, der zwar arm ſey, aber glänzende Ausſichten habe; denn noch kürzlich ſey er als Poſt-Cavalier ich weiß nicht mehr welchem Fürſten, vorgeſtellt worden, und habe die Verſicherung erhalten, man werde gelegentlich an ihn denken.

„Nun" verſetzte ich lachend, „ich will denn auch gelegentlich an ihn denken."

So endete dieß läſtige Geſpräch. Ihr Wagen fuhr vor die Thür, und da ihre magern Roſſe ſie heute noch 20 Werſt weit zieben ſollten; ſo wurde ich früher als ich anfangs hoffen durfte, von dieſem unwillkommnen Beſuche befreyt. Doch drohte ſie mir beym Einſteigen, das liebe Lindenholm auf der Heimreiſe nicht vorbeyzufahren. Als ſie fort war, eilte ich hinaus ins Freye, um mich ſelbſt zu prüfen, welche Wirkung ihr Geſchwätz auf mich hervorgebracht. Ich mußte mir geſtehen, daß ich beklommen ſey, und daß, trotz der Verachtung, die ich für ihre Plaudereyen affectirte, ſie mich doch erſchüttert habe. Mein Zuſtand war ſehr unbehaglich. Zum Glück begegnete ich dem Arzte, der eben von Sallmkäll zurückkam. Er berichtete mir, daß Wallerſteins Mutter an einem bedenklichen ſchlagartigen Zufall darnieder liege, und daß Wallerſtein ſelbſt dieſen Morgen angekommen. Er hat mich höflich grüßen laſſen. Das hätte Arlhofens Mörder nicht gethan. Er iſt ängſtlich beſorgt um ſeine Mutter, doch gegen meinen Arzt ſehr kalt und einſylbig geweſen, hat auch Pferde und Wagen ſogleich nach Reval geſchickt um einen andern zu hohlen, und dem jungen Manne freymüthig erklärt: er müſſe ihm das nicht verübeln; die Arzneykunſt ſey blos eine Reyhe von Erfahrungen, darum vertraue er, wenn übrigens alles gleich ſey, alten Aerzten mehr als Jungen, die gewöhnlich neue Syſteme verſuchen wollten. Indeſſen hat er ihn gebeten, bis zu ſeiner Ankunft zu bleiben. Das iſt geſchehn. Im Solmsküllſchen Hauſe wird jetzt gebaut, ich weiß nicht was, daher der Raum ein wenig knapp. Wallerſtein hat gegen meinen Arzt ſehr entſchuldigt, daß er ihn mit einem Fremden in daſſelbe Zimmer betten müſſe. Dieſer Fremde war ein junger Schweizer, von dem Doctor Bach viel Rühmens macht. Er ſoll die Ehrlichkeit auf der Stirne tragen, ſehr offen, ſehr geſprächig, und in Wallerſteins Lobe unerſchöpflich ſeyn. Die halbe Nacht hat er von ihm geplaudert. Wallerſtein war ſein Retter aus einer großen Gefahr, darum hangt er jetzt an ihm mit unbeſchreiblicher Liebe.

Du kannſt denken, Amalie, daß, ſo lange mein Doctor redete, ich mit blitzenden Augen an ſeinem Munde hieng, und ihn mit keiner Sylbe unterbrach. Als er geendigt hatte, konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, ihn zu fragen: ob der junge Schweizer nichts von meines Mannes Tode erzählt habe?

Doctor Bach wurde augenſcheinlich verlegen und ſtotterte endlich ein erzwungnes Nein. Mein Herz bebte. Sollt' es dennoch möglich ſeyn? war der ſchwarze Gedanke, der meine Bruſt unleidlich beklemmte. Ich konnte dieſe Ungewißheit nicht ertragen: „Lieber Bach" ſagte ich mit zitternder Stimme, „entdecken Sie mir Alles. Ein trauriges „Gerücht iſt mir zu Ohren gekommen: ich „muß und will es aufklären, denn finſterer „Argwohn iſt quälender als Gewißheit."

Des Arztes peinliche Verlegenheit ſchien ſich zu verdoppeln. Ich drang in ihn.

„Wenn Sie" ſagte er endlich, „doch „ſchon unterrichtet ſind, ſo kann ich weiter

„nichts hinzuſetzen, als daß man Sie leider „nicht hintergangen hat.“

„Arlhofen iſt nicht in der Schlacht geblieben?“ fragte ich haſtig.

Nein.

„Er fiel im Zweykampf?“

Ja.

„Um einer Dirne willen?“

So iſts.

„Und Wallerſtein war ſein Mörder?“ Bach ſtutzte und ſah mich mit großen Augen an. Bewahre der Himmel gnädige Frau! — Dieß Wort gab mir den Athem wieder.

„Wer war der Unglückliche?“

„Ein ruſſiſcher Huſarenofficier, deſſen „Namen der junge Schweizer vergeſſen hat.“

„Gott ſey Dank!“ rief ich, und brach in Thränen aus. „Den Namen begehre ich „nicht zu wiſſen.“ — Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte heftig weinen, wie man zu thun pflegt nach einer großen überſtandenen

Gefahr. Als Bach mich ſo erſchüttert ſah, mochte er wohl Krämpfe befürchten, wollte mir Tropfen aufnöthigen; aber Thränen hatten meine Bruſt ſchon erleichtert; ich fühlte jetzt nur das Bedürfniß allein zu ſeyn, und eilte in das Birkenwäldchen, wo ich auch nicht allein blieb, denn Wallerſtein war mit mir.

Ich habe ihm unrecht gethan, Amalie. Ich machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er mir die nähern Umſtände von Arlhofens vermeyntem Heldentode verſchwiegen, indeſſen er aus zarter Schonung ſich zweydeutig ausdrückte.

Gott! ſo nahe iſt mir der Geliebte, und ich ſoll ihn nicht wiederſehn! — Meine Feſſeln hat das Schickſal gelöſt, und ein finſteres Mißtrauen ſoll uns auf ewig trennen! — Schon hab' ich mit Stolz und Pflicht gekämpft. Schon zweymal war ich im Begriff die Feder zu ergreifen, und ihm Alles zu entdecken. Aber dann lag das ſterbende Mädchen wieder vor mir, wie es in die kalte Hand meinen Schwur empfieng, ihrer Ehre auch im Tode zu ſchonen. Dann lag das arme kranke Kind vor mir, und ſein Winſeln ſchien mich anzuflehen: raube mir den Namen nicht; bleibe du meine Mutter! —

Ach! und wenn ich auch, auf Wallerſteins Ehre bauend, ihm das Geheimniß vertrauen möchte, weiß ich denn ob er mich noch liebt? ob jener Irrthum allein ſein Herz von mir gewandt? — Beym Abendeſſen ſuchte ich den Arzt noch auszuforſchen. Wallerſtein hat ſich höflich aber kühl nach meiner Geſundheit erkundigt, das iſt es Alles. Nach dem Kinde hat er nicht gefragt. Soll ich ihm meine Rechtfertigung aufdringen? ihm vielleicht wider ſeinen Willen einen Vorwand rauben? — wenn er mich noch liebt — ach! wenn er mich noch liebt! ſo wird er die Gelegenheit nicht meiden mich zu ſehen; und wenn er dann in meinen Blicken das reine Bewußtſeyn liest, daß ich ſeiner Liebe nie unwerth war — o Amalie! laß mich hoffen, es kann noch anders werden.

Zwar welche Gelegenheit könnte ſich darbieten, — wir ſind einander ſo nahe, dennoch trennt uns eine Kluft. — Hin fahren? — ſeine kranke Mutter beſuchen? — nein, das kann ich jetzt unmöglich über mich gewinnen. Aber täglich einen Boten nach Solmtüll ſchicken, mich nach ihrem Befinden erkundigen, das darf ich, das will ich. Dieſer Bote wird ihn täglich ſehen, wird aus ſeinem Munde die Antwort empfangen — wer weiß wozu das führen kann? — Mit dieſer Hoffnung will ich nun aufs Bett mich werfen. Ich habe die halbe Nacht geſchrieben. Ob ich Ruhe finden werde? — gleichviel, Wallerſtein iſt mir nahe — Wallerſtein iſt nicht meines Mannes Mörder — ich darf mir noch eine liebliche Zukunft träumen, und ſolch ein Traum erquickt ja mehr als Schlaf.

Neun und ſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Sallmkütt.

Ihren letzten Brief, mein ſtrenger Freund, habe ich erſt hier vorgefunden, nachdem ich mit meinem Regiment einen ewig langen Marſch, und zugleich meine krigeriſche Laufbahn vollendet hatte. — Sie wollen meinen Beſuch nicht? Sie bringen mir die Pflichten gegen meine Mutter in Erinnerung? — ich leugne nicht, das hat mir weh gethan. Wäre ich mit der Lebensgewohnheit meiner Mutter nicht ſo genau bekannt und überzeugt geweſen, daß zwar mein Daſeyn, nicht aber meine Gegenwart zu ihrem Glücke nothwendig ſey; ſo würde ich den Entſchluß, mich in Ihrem Dörfchen zu verſtecken, nie gefaßt, lieber unter Leontinens Augen mit meinem Schickſal gerungen haben. Ich hoffe, Sie trauen mir das zu.

Wäre ich aber auch im Irrthum geweſen, ſo hat doch nun das Verhängniß jede Schwierigkeit gehoben, denn meine Mutter iſt nicht mehr. Vor wenigen Tagen habe ich ſie verloren. Sie genoß bis ins hohe Alter einer feſten Geſundheit, und gieng dann plötzlich ohne Leiden aus der Welt. In den letzten Tagen ſehnte ſie ſich nach mir, und, Gott ſey Dank! ich kam zu rechter Zeit um ihren Segen zu empfangen. Ihre letzte Freude war der Anblick des Ordens auf meiner Bruſt. Ich fand ſie ſehr gefaßt zu ſterben. „Nur einen unerfüllten Wunſch“ ſagte ſie mir am letzten Morgen, „nehme ich „mit aus der Welt, den, dich vermählt zu „ſehen. Es thut mir leid, wenn meine „Begriffe bisher mit deinen Neigungen ſtrit„ten. Jetzt hat ſich vieles geändert, und ich

„ſelbſt empfehle dir die junge verwittwete „Arlhofen zur Gemahlin.“

Denken Sie, wie dieſe unerwartete Anrede mich erſchütterte. Glut ſtieg mir ins Geſicht. Meine Mutter faßte meine Hand und fuhr fort:

„Vielleicht hatteſt du ſelbſt ſchon dieſen „Entſchluß gefaßt, wenn ich ſeltſamen Gerüchten trauen darf. Die Arlhofen hat ein „einziges Kind“ — (ich ſchauderte unwillkürlich bey den Worten) — „die Welt ſpricht „zweydeutig von dieſer ſpäten Fruchtbarkeit; „ihr Ruf hat gelitten, aber nur durch dich. „Ich fodere kein Bekenntniß von dir, dein „Charakter bürgt mir für deine Handlungen. „Sie iſt jetzt in jeder Rückſicht eine anſtändige „Partie für dich. Ich habe Erkundigungen „eingezogen, die ſchönen Güter ſind unverſchuldet.“

In der peinlichſten Verlegenheit bückte ich mich herab auf ihre Hand, erinnerte an des Arztes Verbot, ſich durch Sprechen nicht anzuſtrengen, und verſicherte, daß keines ihrer Worte mir aus dem Gedächtniſſe fallen werde. Sie nahm das für eine Zuſage, legte die Hand ſegnend auf mein Haupt, und richtete einen zufriedenen Blick gen Himmel. Abends verſchied ſie ſanft. Mit tiefer Wehmuth folgte ich geſtern ihrer Leiche. Mein guter Wattewyl begleitete mich, ſonſt niemand. Sie kennen ja unſere närriſche Gewohnheit, den Begräbnißtag einer geliebten Perſon durch einen Schmauß zu feyern. Ich habe mich ihr nicht unterworfen, die Nachbarn mögen denken und ſagen was ſie wollen. Gewöhnlich ſagen ſie: man habe dem Todten die letzte Ehre nicht erwieſen. Muß man denn deshalb die letzte Liebe vertrinken? —

Doch was kümmert mich das Geſchwätz der Nachbarn? wir trennen uns ja bald auf immer. Allein bewundern Sie doch mit mir die unerſchöpfliche Tücke meines Schickſals: das Mädchen, das ich einſt gleichgültig überſah, vor deſſen Jawort ich zitterte, daſſelbe war ich beſtimmt als Frau eines Anderen zu lieben. Dieſe Frau wird Mutter und Wittwe faſt zu gleicher Zeit, vernichtet meine letzte Hoffnung im Augenblicke des Entziehens, und gerade jetzt beſiegt meine Mutter den alten Groll wegen des ihrem Liebling ertheilten Korbes, räth mir, bittet mich ſterbend ſogar, die zur Gattin zu wählen, die ein mir fremdes Kind an den Mutterbuſen drückt, ein Kind, bey deſſen Zeugung ſie, meiner ſpottend, jedes ihrer ſüßen Gefühle mir ſtahl!

Indeſſen waren meiner Mutter Worte: „ihr Ruf hat gelitten, aber nur durch dich“ mir ſchwer aufs Herz gefallen. Die trauernde Liebe im Innerſten dieſes ſchwachen Herzens ergriff den Vorwand mich zu überreden, es ſey wohl gar meine Pflicht, Leontinen die Hand zu bieten, weil Rechtlichkeit und kindlicher Gehorſam es von mir foderten. Ueberzeugt war meine Vernunft freylich nicht, allein ich ſcheute eine tiefere Unterſuchung; ich machte es wie ein Menſch, der grande patience ſpielt und ſich ſelbſt betrügt um zu gewinnen. Kurz — lachen Sie mich nur aus, ich hab' es verdient — Leontinen noch einmal zu ſehen, beſchloß ich ſo heimlich, daß ich mir ſelbſt kaum geſtand, es ſey beſchloſſen. Nur von ferne ſehen wollte ich ſie; und dann ſcheiden; ſo ſchwur ich laut, indeſſen mein Herz leiſe die Hoffnung nährte, ihr Anblick werde mich von ihrer Unſchuld überzeugen, und mich wider Willen zu ihren Füßen locken.

Wenige Werſte von Lindenholm wohnt ein alter Vetter, den ich zweymal in meinem Leben Ehrenhalber beſuchte. Zu dem fuhr ich jetzt mit einem blinden Hühnerhunde, ſchämte mich nicht der Lüge, daß ich, wegen des plötzlichen Todes meiner Mutter, Zerſtreuung bedürfe, ſagte, ich hätte viel gehört von den häufigen Schnepfen in ſeiner Gegend, und bat um Erlaubniß, einige Tage bey ihm zu jagen. Der alte Mann nahm mich ſehr freundlich auf, wollte ſogar, trotz ſeines Podagra's, mich auf die Jagd begleiten. Da mußte ich abermals betrügen, mußte mich beſorgt um ſeine Geſundheit ſtellen, ihn erinnern, daß man die Schnepfen nur auf naſſen Heuſchlägen findet, und ſo ließ er mich endlich unter tauſend Entſchuldigungen, allein ziehen. Das Schlimmſte war, daß er mir eine Gegend als die wildreichſte andeutete, die mich gerade noch mehr von Lindenholm entfernte, und mir ſo lange aus dem Fenſter nachſah, daß ich wirklich genöthigt war, dieſen Weg einzuſchlagen. Durch einen groſſen Umweg, auf dem ich oft bis an die Knie in Moraſt verſank, gelangte ich endlich auf einen Fußpfad, der nach Lindenholm führte, und ſchlich, wie ein Läufling [*]) in ein Birkengehege, welches nahe an das Gut grenzt.

Hier ſah ich nun durch die grünen Zweige das rothe Dach ſchimmern, unter welchem Leontine hauſt. Hier lag und lauerte ich bis

saur

---

[*]) So nennt man in Ehſtland die entlaufenen Bauern.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08017/064

zur Abenddämmerung, ſah die Heerde heimtreiben, hörte das Trommeln auf dem Brete, welches, wie Sie ſich erinnern werden, bey uns das Geſinde zum Eſſen ruft — ach! wie mir Alles dieß tauſendmal Geſehene und Gehörte an dieſer Stelle ſo merkwürdig wurde!

Die Nacht brach herein. Ich mußte mich entſchließen umzukehren. Es war ſchon ſehr finſter, als ich nach Hauſe kam ohne einen Schuß gethan zu haben. Aber meinem alten Vetter log ich verdrießlich vor, ich hätte faſt auf jedem Schritte Wild gefunden, nur meine Ungeſchicklichkeit ſey Schuld, daß ich mit leerer Taſche käme; indeſſen hoffte ich, morgen ſollte es beſſer gehen.

Noch ſchlief Alles im Hauſe, da ſchlüpfte ich ſchon wieder durch die Hinterthüre, und kaum war die Sonne aufgegangen, als ich das Birkengehege erreichte. Heute war ich ſchon kühner als geſtern; ich wagte mich hervor bis zu den letzten Bäumen; ich wollte durchaus die Fenſter von Leontinens Wohnzimmer ſehen, Es gelang mir nicht. Ein neidiſcher Zaun verbarg mir ſie. Eine Stunde nach der andern verſtrich, die Sonne ſtand hoch, ich wurde ungeduldig. Schon gieng ich mit mir zu Rathe, ob ich nicht bis an die Gartenmauer ſchleichen wollte, da gewahrte ich plötzlich eine weiße Geſtalt, die hinter dem Zaune hervorſchwebte. Es war Leontine, ich erkannte ſie auf den erſten Blick, und hätte ich ſie nicht erkannt, ſo hätte doch mein hochklopfendes Herz mir ihre Gegenwart verrathen. Meine Füße ſchwankten. Kaum hatt' ich Kraft mich eilig ins Gebüſch zu bergen. Ich zitterte, ſie werde näher kommen, und wünſchte es doch ſo heftig. Sie kam. Sie richtete ihre Schritte gerade nach der Gegend, in welcher ich verborgen ſtand. Ach mein Freund! ſie war ſo ſchön! blaß, ſehr blaß, aber unausſprechlich reizend! Ein Strohhut beſchattete ihr holdes Geſicht, doch ein glücklicher Zufall wollte, daß gerade in dem Augenblick, als ſie kaum zehn Schritte weit von mir ſtand, ein Buchfinke auf einem nahen Baume lieblich zwitſcherte. Sie blieb ſtehen und ſah empor nach dem Vogel — da that ſich mir der Himmel auf! — ihr Blick war freundlich, wehmüthig, unbeſchreiblich rührend! Ja, ich wäre hervorgeſtürzt, ich hätte ihre Kniee umſchlungen, Alles vergeſſen, hätte nicht der Anblick ihrer Begleiterin mich plötzlich eiskalt gemacht. — Es war die Amme mit dem Kinde. —

O Freund! welche widerſprechende Gefühle können eines Menſchen Bruſt in dem nämlichen Augenblicke preſſen, dehnen, erweichen und verhärten, durchglühen und durchſchauern! — Mein Leben hätte ich geopfert, in Leontinens Armen nur eine Minute zu ruhen — ſie ſtand vor mir — ich durfte mich nur zeigen — aber dieſes Kind ſtieß mich feindſelig zurück. Ich liebte und haßte ſeine Mutter — o des ſchwachen Ausdrucks! — ich betete ſie an und verabſcheute ſie! — Welche dieſer Empfindungen endlich ſiegen ſollte, darüber entſchied — wie gewöhnlich in unſerm armen Leben — eine elende Kleinigkeit, der zwitſchernde Vogel auf dem Baume. Um ſeinetwillen ſchien Leontine das Plätzchen zu wählen, um ſich im Graſe niederzulaſſen. Anfangs ſaß ſie ſtill, nahm den Strohhut ab, ſtützte das Haupt in ihre ſchöne Hand, und ſah ſtarr vor ſich hin; nur Einmal bewegte ſie den kleinen Finger dieſer Hand nach dem Augenwinkel, mir ſchien es, ſie zerdrücke eine Thräne.

Faſt hätte ich jetzt das Kind vergeſſen, das an der Amme Bruſt ſchlummerte. Schon hob ich leiſe den rechten Fuß auf. Mein Herz ſchlug ſo gewaltig, daß ich meynte, Leontine müſſe es hören. Plötzlich fuhr das Kind aus dem Schlafe in die Höhe und huſtete ſehr heftig. Da raffte Leontine ſich ſchnell empor, ſchaukelte es auf ihren Armen, liebkoſte ihm mit mütterlicher Angſt — ich hörte zum Erſtenmale die ſanfte, wohlbekannte Stimme wieder, aber jede Sylbe, die ich vernahm, war eine Erinnerung an die zärtliche Mutter eines fremden Kindes.

Ich konnt' es nicht länger ertragen. Ich biß die Zähne zuſammen. Faſt hätte ich in meiner Tollheit das Gewehr abgedrückt, um ſie zu erſchrecken. Ich ſelbſt erſchrak, als ſich mein Finger krümmte, um den Hahn zu ſpannen. Ich fühlte, daß ich mich entfernen müſſe, wenn nicht eine Unbeſonnenheit meine Gegenwart verrathen ſollte. Leiſe zurücktretend Schritt um Schritt ſah ich die Zweige ſtets dichter zwiſchen mir und ihr ſich weben. Bald hörte ich ihre ſüße Stimme nicht mehr flüſtern, bald ſchimmerte nur noch ein weißer Punkt durchs Geſträuch — auch der verſchwand, und ich floh haſtig mit einem Gefühl, wie man im Traum zu haben pflegt, wenn man von einem Geiſte verfolgt wird und nicht vorwärts kann.

So habe ich ſie nun zum letztenmale geſehen! — es war doch gut, daß ich den abentheuerlichen Zug unternahm, denn jetzt weiß ich ſicher: mit Leontinen, der Mutter von Arlhofens Kinde, kann ich nie glücklich werden! Sie würde täglich den Geliebten, ich täglich die Mutter kränken. Nie würde ich ihre Pflichten für vereinbar halten, ſtets ihre Liebe nur getheilt, ungleich getheilt mir vorkommen. Tauſend kleine Ungerechtigkeiten würden mir entſchlüpfen, ſie quälen, mich ſelbſt martern, ewig fruchtlos wir uns gegenſeitig beſtreben, ein peinliches Verhältniß zu verſtecken. Es iſt vorbey! ſie iſt für mich verloren.

Am Abend ſprach mein Vetter von ihr; zufällig wie es ſchien, denn er iſt ein Mann, deſſen Gedanken nie weiter ſchweifen, als bis auf ſeinen Heuſchlag. Er hatte gehört, Leontine habe einen jungen Arzt bey ſich, mit dem ſie in ärgerlicher Verbindung ſtehe. Er hatte auch gehört, ſie werde einen Verwandten der Frau von Himmelfuß heyrathen. Ich glaube beydes nicht, und nahm mir auch nicht die Mühe ſie zu vertheidigen. Den Arzt habe ich geſehn, er beſuchte meine kranke Mutter. Ein ſchüchterner junger Mann von Kenntniſſen. Ich konnte nicht umhin, mich nach Leontinens Geſundheit zu erkundigen. Die Art, wie er von der gnädigen Frau ſprach, die etwas ſklaviſche Demuth, mit der er überhaupt ſich benahm, überzeugten mich augenblicklich, daß dieſer Mann auf Leontinens Herz keinen Eindruck machen könne; auch nicht wolle. Was die Heyrath betrifft — nun das mag wohl ein Plänchen von Frau von Hammelfuß ſeyn, und ſie wird es nicht an Ränken fehlen laſſen, die reiche Wittwe zu gewinnen. Aber — doch was geht das mich an? ich habe keinen Theil mehr an ihr. Nur daß ſie glücklich ſey oder werde, iſt mein heißer Wunſch. Zeuge dieſes Glückes will ich nimmer ſeyn. Ich habe meinem ehrlichen Vetter aufgetragen, Sallmkühl zu verkaufen. Er ſtutzte und konnte das freylich nicht begreifen, noch weniger als ich einen Preis daarauf ſetzte, der ihm zu gering ſchien. Allein ich fügte die Bedingung hinzu, daß der

Käufer ſich verbindlich machen müſſe, keines der Rechte zu kränken, die ich meinen Bauern ertheilt habe, vielmehr ſie alle feyerlich zu beſtätigen. Meine Anſtalten zur Abreiſe ſind getroffen. Ich zweifle nicht, daß Sie, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, den verwaiſten Zögling gern und liebevoll aufnehmen werden; doch will ich in Riga noch einen Brief von Ihnen erwarten.

Hier weiß Niemand wohin ich gehe, auch nicht einmal mein treuer Wattewyl. Ich wolle reiſen, meynen die Leute, und bekümmern ſich nicht weiter darum. Meinem Vetter habe ich blos eine Adreſſe an einen Banquier in Königsberg gegeben. Er ſoll mir nämlich ſchreiben, wenn mein Gut verkauft iſt; weiter will ich nichts mehr aus meinem Vaterlande wiſſen. Königsberg liegt Ihnen ziemlich nahe. Ich werde meine Briefe dort abholen laſſen, und Niemand wird erfahren wo ich bin. — Bald, mein Vater, ſehen wir uns wieder, um uns nie zu trennen.

Achtzigſter Brief.

Leontine an Frau von Thümen.

Sie haben, liebe Freundin, durch die Nachricht, von der nahen glücklichen Vermählung Ihrer Tochter, einer Freudebedürftigen Freude gegeben. — Eine glückliche Vermählung, ſagte ich? — das gebe der Himmel! — Verzeihen Sie den Ausruf, der einem Zweifel ähnlich ſieht. Ach! welche Mutter kann wiſſen, ob nicht der heiterſte Augenblick, in dem ſie die Myrthenkrone in ihres Kindes Haare flicht, der erſte eines Jammers ſeyn werde, der nur mit dem Leben endet! — Sie dürfen dieſe ſchwarze Vorſtellung einer Freundin nicht verargen, deren traurige Erfahrung ihr jedesmal einen Seufzer abpreßt, wenn ſie von einer neuen ehelichen Verbindung hört. Daß der Himmel eine der ſeltenen Ausnahmen Ihrer Tochter vorbehielt, hoffe und glaube ich. Sie finden den Mann liebenswürdig, und Ihre Caroline wählte ihn aus Liebe. Ich vertraue Ihrer Vernunft und Carolinens Herzen.

Da Ihr jüngſter Sohn ſchon Page geworden, ſo wäre nun auch das letzte Ihrer Kinder verſorgt. Wie wird Ihr guter, redlicher Mann ſich freuen! warlich, Sie haben mir einen frohen Tag gegeben! Den erſten ſeit acht Monaten. Mein armer, kleiner Zögling ſcheint beſtimmt, durch ſein Leiden das Vergehen der Eltern abzubüßen. Er hat, ſeit ſeiner Geburt, noch keine geſunde Stunde gehabt. Jetzt macht er ſeine erſten Zähne und kämpft zugleich mit dem Keichhuſten, dieſer fürchterlichen Krankheit, deren grauſenvolle Töne jede Nerve zerreißen. Täglich liegt das arme Geſchöpf mehreremale leblos vor mir, mit geſchwollenen Adern, blauen Lippen, ſtieren Augen. Ich fürchte, es wird die gehäuſten Qualen nicht überſtehen. Der Arzt hoft Rettung von der warmen Sommerluft. Ich laſſe es täglich hinaus tragen, bin ſelber Stunden lang mit ihm im Feld und Buſch, aber Alles vergebens, die Kräfte ſchwinden, und gräßliche Zuckungen prophezeihen mir den traurigen Ausgang.

Wie das auf meine eigene Geſundheit wirkt, errathen Sie leicht. Ich befinde mich ſehr übel. Warum ſoll ich läugnen, daß Wallerſteins Betragen zugleich an meines Lebens ſchwachem Keime nagt. Er iſt hier geweſen, er hat ſeine Mutter begraben, dann iſt er abgereiſt, ich weiß nicht wohin. Um mich hat er ſich nicht bekümmert, kaum gegen meinen Arzt gelegentlich aus Höflichkeit die Frage fallen laſſen: wie befindet ſich Frau von Arlhofen? —

Er liebt mich nicht mehr! Dieſer kurze Traum iſt verſchwunden, mit ihm mein Glück, mein Lebenstrieb. Ich ſchließe oft das Kind in meine Arme, und laſſe mich von ihm anhauchen, um die böſe Krankheit einzuſaugen; aber vergebens! nur die Heftigkeit meiner Krämpfe verdoppelt ſich, ohne mich zu tödten. — Nun, ſo lange das Kind noch athmet, iſt, zu ſeinem Beyſtand, mein Leben doch noch etwas werth, und ich will nicht murren. Doch mit ſeinem letzten Athemzuge werde ich in ein Nichts verſinken, deſſen unerträgliches Bewußtſeyn hoffentlich auch mich bald ins Grab drücken wird.

Ach! Verzeihung dieſem Ausbruch meines Jammers! der, ich weiß es, Ihre Freude ſtören wird. Aber Sie ſind ſo gut — Sie gönnen mir dieſen Troſt, den einzigen für mein gequältes Herz!

Ein und achtzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an Bertha, ſeine Schweſter.

Hagebuſch.

Wünſche mir Glück, liebe Bertha, ich lebe in einer Unſchuldswelt, wie weiland unſere biedern Vorfahren. Hätte ich unſere Berge hier, und Dich, und noch ein paar gute Menſchen, ich wäre ganz daheim. „Wo iſt er denn?“ wirſt Du fragen; „den Namen Hagebuſch habe ich nie nennen hören.“ — Das macht es eben, gute Schweſter. Wallerſtein ſagt: von dem glücklichſten Orte wird eben ſo wenig geſprochen, als von der beſten Frau, denn beyde ſind ſtill.

Doch ich muß Dir wohl in der Ordnung erzählen. Meinen letzten Brief aus Ehſtland haſt Du nun ſchon lange; ich ſchrieb ihn an demſelben Tage, an dem wir die alte Frau von Wallerſtein begraben hatten. Wir blieben noch einige Wochen auf Sallmküll, aber das war eine trübe Zeit. Mein guter Herr — nein, ſo ſoll ich ihn ja nicht nennen — mein guter Freund trauerte über den Verluſt ſeiner Mutter, und ich glaube, er trauerte noch ſonſt über Manches, wovon er nicht ſprach. Es war doch ſeltſam, daß an der Grenze von Ehſtland ſein Herz ſich gleichſam verſchloß. Bis dahin ſchien es ihm Bedürfniß, täglich von ſeiner Geliebten zu ſprechen, ohne ſie doch jemals zu nennen. Er wurde nicht müde, mir hundert Kleinigkeiten immer wieder aufs neue zu erzählen, nämlich von ihrer Geſtalt, ihrem Gange, ihrer Sprache; denn von ſeinen eigentlichen Verhältniſſen zu ihr ſprach er nie ein Wort, und Du kannſt leicht denken, daß ich ihn auch nicht fragte. Ich war nur herzlich froh, daß meine ſtete Bereitwilligkeit, ihm zuzuhören, ihm augenſcheinliches Vergnügen machte. Neugierig war ich freylich auch. Sind wir nur erſt in Ehſtland, dachte ich, ſo werde ich ja wohl auch das übrige erfahren. Aber da hatte ich geirrt. Auf der Grenze verſtummte Wallerſtein, als ob er ein Heiligthum beträte, wo man nicht laut reden dürfe. Ein Räthſel bleibt mir ſein Betragen, denn daß er die Geliebte nicht geſehen hat, weiß ich gewiß. Er hat ſich nur ein einziges mal ohne mich von Sallmküll entfernt, und da war er bey einem alten Vetter, in deſſen Hauſe kein Frauenzimmer wohnt. Was er da gemacht hat, weiß der Himmel. Er kam noch trauriger zurück, und ſchloß ſich einen ganzen Tag in ſein Kabinet. Abends ließ er mich rufen.

„Lieber Wattewyl,“ ſagte er, „wir „müſſen uns trennen.“ — Ich erblaßte. — „Du weißt,“ fuhr er fort, „wie gern „ich Zeitlebens Dich bey mir behielte; aber „ich werde mich in eine tiefe Einſamkeit be-

„geben, und es wäre ein gemeiner Egoiſmus „von mir, wenn ich Dich verleiten wollte, „mir zu folgen. Der General S*, dem „ich Dich empfohlen habe, erwartet nur Deine „Ankunft in Petersburg, um in ſein „Corps Dich aufzunehmen. Ich ſelbſt war „entſchloſſen, Dich dahin zu begleiten, und „nicht eher zu verlaſſen, bis ich Dich zufrieden „mit Deiner Lage ſähe. Das „Schickſal will es anders. Ich kann nicht „länger im Vaterlande bleiben, glaube „mir, ich kann nicht! Aber Du ſollſt „nicht darunter leiden. Sieh, hier ſind „acht Briefe an meine Freunde in Petersburg; „ich habe ihnen geſagt, daß ich „Dich als meinen Bruder liebe. Ob ſie „Alle darauf achten werden, weiß ich „nicht. Zeit und Zerſtreuung ziehen dort „oft eine Rinde um manches ſonſt edle „Herz. Aber einige derſelben werden „meine warme Bitte gewiß erfüllen, Dir „mit Herzlichkeit ihre Häuſer öfnen. Um

„dort mit Anſtand zu erſcheinen, biſt Du „freylich noch nicht eingerichtet; doch das „macht ſich leicht.“ (Er ſchob mir ein Taſchenbuch in die Hand.) „Fürs Erſte „wird Dein Gehalt nicht groß ſeyn, erlaube mir, ihn jährlich mit 500 Rubeln „zu vermehren; und kämſt Du dennoch jemals in Verlegenheit, ſo wird hoffentlich „keine falſche Scham Dich hindern, an „den zu ſchreiben, deſſen Herz und Beutel Dir immer offen ſtehen. Jetzt reiſe „mit Gott und nimm nicht Abſchied von „mir.“

Er wandte ſich bewegt nach dem Fenſter und ſtreckte blos die Hand aus, um mir anzudeuten, daß ich ihn verlaſſen ſolle. Aber ich warf das Taſchenbuch auf den Tiſch, ergriff ſeine ausgeſtreckte Hand, führte ſie an mein naſſes Auge, und ſchwur, ich würde nie von ihm weichen. Es entſtand ein langer Streit zwiſchen uns, an den ich jetzt mit Wolluſt zurück denke, obgleich während deſſelben die Bruſt mir ſo beklommen war, daß ich kaum Athem ſchöpfen konnte. Er demonſtrirte mir ſehr ernſt; ich ſey noch ſo jung, ich beſitze Talente; ich müſſe mein Glück in der Welt machen; ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, mich davon abzuhalten; ſeine Liebe zu mir dürfe nicht eigennützig ſeyn, und dergleichen mehr. Ich hatte dem nichts entgegen zu ſetzen, als die heilige Verſicherung, daß ich bey ihm mich glücklich fühlte, und kein anderes Glück auf der Welt begehrte.

„Und wenn ich ſterbe?" fragte er endlich.

„Nun dann iſts aus!" rief ich ſchluchzend, „dann geht auch mein Glück mit zu „Grabe!" — Er wollte mir ſeine Rührung verbergen. Noch einmal erſchöpfte er alle Gründe. „Verſtoßen können Sie mich," ſagte ich mit wehmüthigem Trotz, „ich muß „fort, wenn Sie darauf beſtehen; aber ſo „wahr mir Gott helfe! dieß Taſchenbuch rüh-

„re ich nicht an. Ich habe Wohlthaten genug empfangen, die ſoll ich Ihnen nicht „durch Liebe und Treue vergelten, ſo können „Sie mir auch nicht zumuthen, noch deren „neue anzunehmen.“

Er faßte mich in ſeine Arme. „Es „thut mir unausſprechlich wohl,“ ſagte er, „von einem guten Menſchen mich ſo geliebt „zu ſehen; aber Du verleiteſt mich zu einem Egoiſmus, dem ich nicht unterliegen „darf.“

Ich ſchüttelte den Kopf und wußte ihm nun weiter nichts zu antworten; nur weinen mußte ich, bitterlich weinen. Er gieng ſehr bewegt im Zimmer auf und nieder — o, ich ſah wohl, wie er ſich ein paarmal das Schnupftuch an die Augen drückte — er ſchien nachzudenken — mehrere Minuten verſtrichen in feyerlicher Stille — ich erwartete mein Urtheil mit bebendem Herzen. Wahrlich, liebe Bertha, mir war ſchlimmer zu Muthe, als damals, da die Franzoſen mich vor ihr ſogenanntes Kriegsgericht ſtellten. „Wohlan,“ ſagte er endlich, „ſoll ich zugeben, daß Du Dein Schickſal an das „meinige ketteſt, ſo mußt Du wenigſtens auf „jeden möglichen Fall vor Mangel geſichert „ſeyn. Ich werde Dir eine Leibrente aus„ſetzen, die, wenn ich ſterben ſollte, hin„reichen wird, in Deinem Vaterlande Dich „zu nähren. Nur unter dieſer einzigen „Bedingung bleiben wir beyſammen.“

„Thun Sie, was Sie wollen,“ ſagte ich, „wenn wir nur beyſammen bleiben.“ Ich wollte ſeine Hand küſſen, aber er zog mich in die Arme, und wir lagen Wange an Wange, und weinten beyde. Am andern Morgen übergab er mir eine Schrift. Ich habe ſie verſteckt und nicht geleſen; nahm ich ſie doch nur, weil es ihm Freude macht. Ich will kein Papier leſen, worin von ſeinem Tode geſchrieben ſteht.

Wir machten nun ſo ſchleunige Anſtalten zur Abreiſe, als riefen uns wichtige Geſchäfte. Warum er ſo eilen mußte, hat er mir nicht geſagt; allein ich merkte wohl, daß ihm gleichſam der Boden unter den Füßen brannte. Zu Riga verweilten wir einige Tage, bis er einen Brief bekam, der ihm Vergnügen zu machen ſchien. Nun gieng es weiter, Tag und Nacht. Er nannte mir das Ziel unſerer Reiſe noch immer nicht, und fragen iſt meine Sache nicht. Bin ich doch bey ihm, dacht' ich ſtill, mag es gehn, wohin es wolle.

Erſt auf der Grenze ſagte er mir, daß wir zu einem Prediger in Preußen giengen, der ihn erzogen und den er wie ſeinen Vater liebe. Dabey erſuchte er mich ſehr ernſtlich, ſeinen Namen Niemanden zu verrathen. Ich mußte lächeln, denn, unſern Poſtillion ausgenommen, ſah ich niemanden, dem ich etwas verrathen konnte. Wir reiſten ſo ſchnell, als ob wir Steckbriefe zu befürchten hatten. Selbſt in Königsberg, wo Wallerſtein Geſchäfte mit einem Kaufmann hatte, blieben wir nur zwey Stunden. Im

Wagen ſaß er faſt beſtändig mit verſchränkten Armen, die Augen auf die Schatulle unter ſeinen Füßen geheftet. Selten ſprach er einige Worte; ſein ganzes Weſen war ſo ſonderbar geduldig. Ihn, der ſonſt immer lebhaft, bisweilen auch wohl hitzig war, konnte jetzt kein ſchlechter Weg, kein grober Poſtillion, kein prellender Gaſtwirth aus der Faſſung bringen. Er war gegen Jedermann ſo traurig freundlich, als wollte er ſagen: laßt mich zufrieden, ich bin ein Unglücklicher. Das preßte mir am Ende die Bruſt ſo eng zuſammen, daß ich mich bisweilen zu dem Bedienten auf den Kutſchbock ſetzen mußte, um im Wagen nicht laut zu weinen. Den Namen ſeiner Geliebten hat er mir endlich verrathen, aber nur im Schlaf. Sicher heißt ſie Leontine von Arlhofen, denn mit dieſen beyden Namen quält er ſich, ſo oft ihm die Augen zufallen.

Aber dem Himmel ſey Dank! als wir

Thorn erblickten, wurde Alles anders. Die Stadt lag vor uns in der Morgenröthe, und eine ſanfte Heiterkeit ergoß ſich zum erſtenmale über meines Freundes Antlitz. In Thorn verweilten wir nicht länger als nöthig war, um den Weg nach dem Dörfchen Hagebuſch zu erfragen. Dann eilten wir über die lange Brücke, verloren uns in einem dichten Walde, und wurden nach einigen Stunden einen Kirchenthurm gewahr, der über die dunkeln Fichten hervor ragte. „Dort liegt Hagebuſch,“ ſagte der Poſtillion, und Wallerſtein ſprang aus dem Wagen, um den übrigen Weg zu Fuß zu machen.

Eine ziemliche Weile ſahen wir bloß die Thurmſpitze, bis wir aus dem Gebüſch heraus traten und ein freundliches Dörfchen in einer Ebene vor uns lag. Freylich ſah man rings umher nichts als Wald, größtentheils Nadelholz, allein die Felder grünten, und ein klarer Bach murmelte zwiſchen ihnen, und die weißen Häuſer ſahen reinlich aus; die Sonne ſchien, kein Lüſtchen wehte; es war eine tiefe Ruhe über dieſes Plätzchen ausgegoſſen. Wallerſtein blieb einige Minuten ſtehen, betrachtete die Gegend mit einer Miſchung von Neugier und Wehmuth, ergriff dann haſtig meine Hand und rief: „hier will ich ſterben!“ — Wir ſchritten vorwärts. Die Leute waren ſehr geſchäftig auf dem Felde, ſie bemerkten uns kaum. Einen Greis, der auf ſeinem Pfluge ruhte, fragte Wallerſtein; „was macht Euer Pfarrer?“

„Gott ſey Dank!“ erwiederte der Alte und entblößte das kahle Haupt, „er iſt „friſch und geſund.“ — Wir ließen uns von ihm die Gegend andeuten, in welcher die Pfarrwohnung lag, und eilten darauf zu. Als wir ſie faſt erreicht hatten, kamen wir an einen großen Baumgarten, ſahen über die Hecke, und erblickten wenige Schritte von uns einen rüſtigen alten Mann, der junge Bäume pfropfte; neben ihm ſtand ein herzig liebes Mädchen und reichte ihm Baumwachs und Baſt zum Anbinden. Wallerſtein konnte ſich nicht halten: „mein gu„ter Gruber!“ ſchrie er überlaut.

Der Prediger fuhr in die Höhe, ließ ſein Meſſer fallen, breitete die Arme aus, und ſtammelte: mein Sohn! — Das herzig liebe Mädchen that ein paar mächtig große blaue Augen auf. — Wallerſtein kehrte ſich nicht an die Dornenhecke. Er ſprang hinüber mit zerriſſenen Händen, ich hinter ihm drein. Er fiel dem Alten in die Arme — ich hätte faſt vor Freuden das herzig liebe Mädchen umarmt. Die rührende Scene mag ich Dir nicht beſchreiben. Ich weiß ja wohl, meine Bertha hat für ſolche Bilder eine rege Einbildungskraft. Wir fanden zu unſerm Empfange ſchon Alles bereit. Die Pfarrwohnung iſt eng, aber mitten im Garten ſteht ein Nebengebäude, eine Art von Luſthaus, nur drey Zimmer und eine kleine Küche, das hatte man für uns reizend ländlich ausgeſchmückt. Die Wände des Zimmers waren freylich nur weiß, aber ſtatt des Geſimſes, lief eine Guirlande von den immergrünen Zweigen des Lebensbaumes rings umher; vor den Fenſtern ſtand ein Blumenwald.

Ich ſah nach langer Zeit wieder eine Art von Wohlbehagen in meines Freundes Auge ſchimmern. Er richtete mit froher Geſchäftigkeit unſere kleine Wirthſchaft ein, und ſchon am dritten Tage ſagte er mir: „ſoll ich wieder Ruhe finden, ſo iſt es „hier oder nirgend.“ Seine Hofnung wird ihn nicht täuſchen, dafür laſſe ich den braven Pfarrer ſorgen. Gleich am Morgen nach unſerer Ankunft ſprach er mit freundlichem Ernſt über unſere künftige Lebensweiſe. „Soll es Ihnen in meiner Ein„ſamkeit gefallen,“ ſagte er, „ſo muß je„de Stunde Ihrer Zeit einem beſtimmten

„Geſchäft gewidmet ſeyn. Ein lebhafter Geiſt, wie der Ihrige, dem ländliche Stille nicht unbehaglich werden ſoll, muß jeden Augenblick Körper oder Seele in Thätigkeit ſetzen, und immerhin pedantiſch an die Uhr ſich binden, ſo wird nie der Feind des Lebens, Langeweile, Macht an ihm haben. Bücher, Muſik, Jagd und Gärtnerey mögen abwechſelnd Sie vergnügen, und wenn Sie noch in den Abendſtunden ein trauliches Geſpräch mit dem alten Freunde hinzufügen, ſo hoffe ich, Sie werden mein Dörfchen lieb gewinnen.“

So leben wir nun auch. Wailerſtein hat Unterricht in der Obſtbaumzucht genommen, in der der Pfarrer Meiſter iſt. Sie können jetzt ſchon halbe Stunden lang über einen ſchön gezogenen Spalierbaum ſchwazzen, und als mein Freund das erſte von ihm eingeſetzte Pfropfreis eine Knoſpe treiben ſah, habe ich ihn ſo heiter geſehen als nie zuvor. Auf die Jagd geht er auch bisweilen mit einem benachbarten Förſter. Das herzig liebe Mädchen ſpielt auf der Mandoline und ſingt dazu holde Lieder mit einer ſüßen Stimme. Der Pfarrer hat auch Bücher, zwar nur einige hundert, aber es iſt kein ſchlechtes darunter, und ich ſehe ſchon, daß wir viele Jahre lang daran zu leſen haben. Jetzt, im Sommer, ſind nur zwey Stunden dazu beſtimmt, aber auf den Winter freue ich mich, da werde ich viel lernen.

O, ich lerne auch jetzt, rathe was? Das herzig liebe Mädchen lehrt mich die Blumengärtnerey. Sie heißt Luiſe und unter ihren Händen gedeiht Alles. Ich kann ſchon unter den Nelken Picotten von Bizarden unterſcheiden und weiß auch ſchon die Namen von funfzig Aurikeln. Ich helfe ihr begießen, anbinden, Unkraut jäten, ich beſtelle mit ihr den Küchengarten, und wenn ich es ungeſchickt mache, wirft ſie mir eine Hand voll Unkraut ins Geſicht oder hält mir eine Neſſel an die Finger. Der Alte hat mich auch recht lieb, er nennt mich ſeinen braven Schweizer. Ach! das iſt ein frohes Leben! mir iſt ſo wohl dabey. An unſere Berge denke ich zwar noch oft, wenn Luiſe des Morgens aus ihrer Kammer tritt, denn alsdann iſt ein Roſenſchimmer auf ihren Wangen, gerade wie das zauberiſche Licht, das in der Abendſonne von unſern beſchneyten Bergkuppeln zurückſtrahlt. Dann erzähl' ich ihr von unſerer guten Schweiz, von unſern Sennhütten und redlichen Alpenhirten und werde mannichmal ganz weich dabey. Wenn ſie das merkt, unterbricht ſie mich plötzlich mit der Frage: aber die Franzoſen? Da muß ich verſtummen, und meine Sehnſucht nach der unterjochten Heymath verſchwindet.

Jetzt machen wir Anſtalten für den Winter. Das Gartenhäuschen iſt etwas leicht gebaut und hat nur einen Kamin. Wallerſtein hat Arbeiter kommen laſſen, es werden Mauern gezogen und Oefen geſetzt, und das kommt mir Alles ſo freundlich, ſo ruhig vor, daß ich kaum die Zeit erwarten kann, bis es ſchneyt.

Leb wohl, liebe Bertha; ich werde Dir nun wohl ſelten ſchreiben, denn ich müßte Dir ja täglich daſſelbe wiederhohlen. Du weißt doch nun, daß es mir wohl geht. Kannſt Du mir verſichern, daß es Euch auch wohl geht, ſo iſt Niemand glücklicher als Dein Bruder Ernſt.

Zwey und achtzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Meine gute Amalie! hätte nicht der Herbſt die Wege ſchon ſo ſehr verdorben, ſo würdeſt Du, ſtatt dieſes Briefes, mich ſelbſt empfangen. Vielleicht ſchiebe ich auch nur auf den böſen Weg, was im Grunde Wirkung meiner Schlaffheit iſt, die mir jeden Entſchluß, ſelbſt den, einmal ſpazieren zu gehn, ſo ſchwer macht.

Jettgens Kind iſt todt. Es ſtarb nach unſäglichen Leiden. O, Amalie! wenn es auch *keinen* andern Beweis für die Fortdauer unſers Daſeyns gäbe, ſo würde ich ihn aus den Leiden dieſes Kindes ſchöpfen, das nur gebohren wurde, um ſich zu krümmen, und ſchmerzvoll zu ſterben. Das kann unmöglich der Zweck eines Menſchenlebens ſeyn. Oder hätte es überhaupt keinen Zweck? Wenigſtens keinen, der auf die Fortdauer des Menſchen Bezug hätte? — Hinweg! hinweg mit dieſen Grübeleyen! ſie könnten mich vollends um den Reſt meiner Vernunft bringen. Den Reſt, ſage ich Dir, denn warlich, gute Amalie, bisweilen kommt es mir vor, als ſtehe der Wahnſinn vor meiner Thür. — Haſt Du auch wohl meinen Zuſtand mit einem ernſten Blicke überſchaut? nur Du und Frau von Thümen können das, ſonſt Niemand auf der Welt. — Ja, wer ſo obenhin von mir hört — und wer mag denn mehr von mir hören? — der muß mich wohl für glücklich halten, denn ich bin ja reich und jung und frey. Ach! Du weißt es beſſer. Ich bin arm, ſehr arm, denn ich ſtehe allein, ganz allein, in einer Welt, die mich beſpöttelt, beneidet und läſtert. Ich bin alt, denn ich zähle nur Tage der Leiden, und wie viele braucht es deren, um ſchnell die Jahre zu häufen? ich bin nicht frey, denn ich trage die Ketten und den Haß eines Mannes, der mich flieht. Ich kann ſie nicht zerbrechen, und wenn ich es könnte, ſo wollte ich es nicht. In dieſem peinigenden Zuſtande hab' ich kein anderes klares Bewußtſeyn, als daß er dauern wird, ſo lange mein Leben dauert; und keine andere Hofnung, als die aus meiner zunehmenden Kränklichkeit entſpringt.

Der Arzt will, ich ſoll in die Stadt. Er ſteht auch in dem Wahn, dort könne man ſich zerſtreuen. Lieber Gott! man muß ſehr jung oder ſehr leer ſeyn, wenn man in Städten Zerſtreuung findet, bloß weil es Städte ſind. Und geſetzt, er hätte Recht? Will ich mich denn zerſtreuen? — Kann ich ſelbſt das einzige traurige Vergnügen mir zerſtören wollen, die wenigen Tage meines wahren Lebens — ich meyne die, in welchen ich geliebt wurde — noch einmal in der

Einſamkeit an mir vorübergehn zu laſſen? — Nein; ich bleibe.

O, warum wurde ich nicht ein paar hundert Jahre früher in einem katholiſchen Lande gebohren! Dann würde ich Lindenholm in ein ſtrenges Nonnenkloſter verwandeln, und vielleicht durch den kindlichen Glauben, ein Gott wohlgefälliges Werk zu ſtiften, in meiner Zelle Ruhe finden. Gewiß, Amalie, ſo ſind die meiſten Nonnenklöſter entſtanden; die erſte Aebtiſſin war eine Unglückliche.

Drey und achtzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

Ich weiß wohl, liebe Schweſter, daß ihr jetzt die fröhlichen Tage der Weinleſe feyert, und daß ihr die Augen hoch empor nach euern Bergſpitzen richten müßt, wenn ihr Schnee erblicken wollt. Ich brauche hier nicht ſo hoch hinauf zu ſehn, denn der Schnee wiegt ſich heute ſchon auf den Zweigen unſerer Fichten; aber wenn Du darum meynſt, in der Schweiz wäre das Leben heiterer, ſchöner, und Du müſſeſt mich bedauern, ſo irrſt Du gewaltig. Pflückt ihr nur immer Weintrauben, ich komme eben aus dem Baumgarten, wo ich mit Luiſen gefrorne Vogelbeeren gepflückt habe, aus welchen wir einen Branntwein deſtilliren wollen, ſo gut als euer Kirſchwaſſer. Ich bin hinaufgeklettert, ſie hat mir ein Körbchen hingehalten, ich habe die Beeren hinein geſchüttelt und geworfen, und als das Körbchen voll war, haben wir durch deſſen Henkel eine Bohnenſtange geſteckt, und es ſchäkernd nach Hauſe getragen. Ich hätte es auch wohl allein tragen können, denn ſchwer war es nicht, aber es trug ſich doch ſo beſſer. So oft es ſchwankte — und ich ſorgte dafür daß es oft geſchah — fielen ein Dutzend Büſchel heraus, da mußten wir es niederſetzen, die Entronnenen wieder ſuchen, einander lachend die Schuld zuſchieben, lachend mit einander zanken, und endlich den Korb wieder aufladen um zwanzig Schritte weiter daſſelbe Spiel zu erneuern. So kamen wir freylich ſpät nach Hauſe, aber wir wußten nicht, daß es ſchon ſo ſpät war.

Jetzt iſt Luiſe in der Küche, und Wallerſtein lieſt griechiſch mit dem Pfarrer, und ich ſchreibe an meine gute Schweſter. Jeder thut das Seine froh mit dem Bewußtſeyn, daß wir nach einer Stunde uns vereinen und den Abend fröhlich beſchließen werden.

So geht es alle Tage. Nur Sonntags arbeiten wir nicht. Dann putzt ſich Luiſe und geht in die Kirche und wir alle. Dann iſt ſie ſo andächtig, ſo ſtill, und wenn man ſie betrachtet, muß man mit andächtig werden, man mag dazu geſtimmt ſeyn oder nicht. Du mußt aber nicht glauben, daß ſie deswegen ſchöner ſey, weil ſie ſich geputzt hat. Vielleicht hab' ich Dir noch nicht einmal geſagt, daß ſie ſchön iſt, und am ſchönſten in ihrem Hauskleide, mit dem Strohut auf dem Kopf oder den natürlichen Locken um den Nacken. Auch Wallerſtein betrachtet ſie oft mit Wohlgefallen, und vollends der gute alte Vater, dem glänzen die Augen, ſo oft ſie durch das Zimmer geht. Alſo ſiehſt Du wohl, Bertha, daß es kein Wunder iſt, wenn das Mädchen mir täglich lieber wird — und ſo lieb — ſo lieb — daß man wohl darüber erſchrecken könnte, wenn es nicht zugleich ſo angenehm wäre.

Doch im Ernſt, gieb mir einen guten Rath. Wenn er nur nicht zu ſpat kommt! nämlich die Poſt geht lange bis in die Schweiz, und ich glaube fürwahr, meine Liebe geht ſchneller als die Poſt. Der Pfarrer und Wallerſtein ſind faſt den ganzen Tag beyſammen, ich und Luiſe bleiben dann allein. Wir gehn zwar nicht müſſig, denn wir wiſſen beyde recht gut, daß Müßiggang nichts taugt, aber unſere Arbeiten theilen wir immer mit einander, und gerathen oft dabey in ſeltſame Verwirrungen. Bald berühren ſich die Hände von ungefähr, dann erröthen wir beyde, und was in dem Augenblick die berührten Hände thun, wird ſicher ungeſchickt. Bald nimmt ihr der Wind einmal den Hut, oder ich muß ihr über einen Graben helfen — ach! du glaubſt nicht was da für wunderliche Empfindungen ſo ſchnell entſtehen wie die Brunnenkreiſe — weißt Du noch? — die einmal ein Taſchenſpieler, zu groſſem Erſtaunen unſer aller, in ein paar Minuten wachſen ließ. Ich möchte aber doch nicht gern die Liebe mit einem Taſchenſpieler vergleichen, denn was ich fühle iſt warlich keine Gaukeley.

Sie iſt mir auch gut, ja gewiß. Neulich kletterte ich auf einen Apfelbaum, es brach ein dürrer Aſt, ich fiel herunter daß mir die Glieder knackten; ich hatte keinen Schaden genommen, aber Luiſe ſchrie und war leichenblaß, das that mir ſo wohl, daß ich — warlich nicht aus Bosheit — mich ſtellte als müßt' ich hinken. Da faßte ſie mich ängſtlich unter dem Arm, führte mich, und drückte mir leiſe zum Erſtenmale die Hand. Ach Schweſter! da vergaß ich zu hinken. Ich preßte ſie heftig an meine Bruſt — aber geküßt hab' ich ſie nicht, nein wahrhaftig nicht! obgleich ihr ſchöner Mund mir ſo nahe war, daß ich ſeinen milden Hauch ſpürte. Falle ich aber noch einmal vom Baume, ſo ſtehe ich für nichts.

Was ſoll daraus werden? frage ich oft mich ſelbſt, und meine eigne Antwort iſt nich:

rentheils kurz, nämlich ein Seufzer. Einmal fiel mir aufs Herz, was unſer alter Vater zu ſagen pflegte: jeder Seufzer iſt ein verlorner Augenblick für eine gute Handlung. Raſch beſchloß ich zu handeln. Ich wollte fort aus Hagebuſch, das ſchien mir am vernünftigſten; aber wohin? — ſoll ich Wallerſtein verlaſſen? — und warum? — denn kurz und gut, magſt Du lachen oder ſchelten, es muß ſchon Alles heraus. Ich bin freylich noch ſehr jung, aber hatte nicht in meinem Alter Kaiſer Auguſtus ſchon Gott weiß welche Thaten verrichtet? warum könnte ich denn nicht wenigſtens heyrathen? — ſie iſt ja auch eines Predigers Tochter, ſo ſind wir von Geburt uns gleich.

Wovon willſt du eine Frau ernähren? fragt meine Bertha. Hab' ich denn nicht Kraft, Muth, Fleiß und einen Freund? Hat dieſer mir nicht eine Rente von 500 Rubeln zugeſichert?— Ja liebe Schweſter, nun hab' ich ſein Papier geleſen. Als er mir es gab, verſteckte ich es tief unter meine Wäſche, ich wollte es nimmer entfalten, und bildete mir wohl im Stillen ein wenig darauf ein, daß ich mir aus dem Gelde ſo gar nichts machte, ſondern nur von meinem Freunde geliebt ſeyn wollte. Jetzt habe ich leider wohl gemerkt, man iſt nur ſo recht uneigennützig ſo lange man das Angebotene füglich entbehren kann, wenigſtens ſo lange das Herz keinen Theil daran zu haben begehrt. Aber Gnade Gott wenn deſſen Wünſche eines ſolchen Beyſtandes bedürfen, dann gute Nacht Großmuth! — Kurz, liebe Bertha, geſtern Abend ſchlich ich zu meinem Kaſten, als ob ich ihn beſtehlen wollte, ich holte das Papier heraus, blickte verſtohlen hinein, ſah die Zahl 500, und mich im Geiſt ſchon als Luiſens Gatten. Die ganze Nacht habe ich an dem ſchönen Luftſchloß gebaut. Was meynſt Du? ich könnte ja auch wohl noch Theologie ſtudieren, wenn etwa der Pfarrer die Grille hätte, ſeine Tochter nur einem Prediger zu vermählen. Ich habe zwar nicht die mindeſte Luſt dazu; aber ich will Alles, Alles lernen, in einem einzigen Jahre will ich ganze Bibliotheken verſchlingen, wenn man mir am Ende des Jahres des herzlieben Mädchens Hand zum Weihnachtsgeſchenk verſpräche.

Nun, ſo antworte mir ja recht ſchnell. Du weißt, ich habe Vertrauen zu Dir; ich will ſo lange ſchweigen, kein Wörtchen mir entſchlüpfen laſſen, bis ich erfahre, wie Du denkſt. — Wallerſtein iſt jetzt weit ruhiger, bisweilen ſogar heiter. Das Dörfchen, ſagt er, wird ihm immer lieber, und ſein Entſchluß, es nie zu verlaſſen, immer feſter. — Nun deſto beſſer! — Er will ein Haus bauen und Kohl pflanzen wie der Kaiſer Diocletian. Ich will mir ein Hüttchen daneben bauen, und in Luiſens Armen glücklicher ſeyn, als alle Kaiſer auf der Welt.

* * *

Vier und achtzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Kaum hätte ich geglaubt, liebe Amalie, daß ſich noch etwas zutragen könnte, was meine Seele aus ihrer Starrſucht zu wecken fähig wäre. Am wenigſten erwartete ich dieſes Wunder von dem Verkauf eines Gutes; denn daß Wallerſtein jemals ſein liebes Sallmküll verkaufen würde, ließ ich mir nicht träumen. Aber ſo iſt es. Vor einigen Tagen erfuhr ich, ein alter Vetter von ihm in meiner Nachbarſchaft habe den Auftrag, und ſtehe auch bereits mit einem reichen Manne im Handel. Auf der Stelle ließ ich ihn zu mir bitten, hörte die Bedingungen, gieng ſie alle ohne Bedenken ein, und unterzeichnete noch am ſelbigen Abend einen Interims-Contract, der mich zur Beſitzerin von einem Orte machte, wo der Mann, den trotz ſeiner Grauſamkeit ich ewig lieben werde, geboren wurde und gelebt hat. Der förmliche Contract ſoll ihm zugeſandt, von ihm unterzeichnet werden; unſere Namen ſollen neben einander ſtehen — mit welchen Gefühlen werd' ich das Papier entfalten! —

Ich fragte den Bevollmächtigten ſo untheilnehmend als ich vermogte, wo ſein Verwandter ſich jetzt aufhalte? gleichſam nur um zu erfahren, wie bald der Contract zurück ſeyn könne? — Er wiſſe es nicht, war die Antwort; er habe blos den Auftrag, ſeine Briefe an einen Banquier in Deutſchland zu ſenden.

Alſo hat er ſein Vaterland verlaſſen, und will nie dahin zurückkehren. Denn ſonſt hätte er Sallmküll nicht verkauft. Die Bauern wehklagen, allein er hat ihrer nicht vergeſſen. Alle ſeine Wohlthaten habe ich, als Käuferin, förmlich beſtätigen müſſen, wogegen er das

Gut mir unter ſeinem wahren Werthe veräußert hat. Das iſt ſchön von ihm. Hätte er geahnet, ich würd' es kaufen, ſo weiß ich ſicher, daß er mit der überflüſſigen Bedingung mich verſchont haben würde.

Morgen fahre ich nach Sallmküll, um das Gut zu empfangen, und ſchon heute iſt mir zu Muthe, als ob der Lebensfunke in meiner Bruſt wieder angeblaſen würde. Ich bin ſo thätig, ſo haſtig, kann Morgen kaum erwarten. Künftig will ich auch dort wohnen; jedes Bäumchen, das er pflegte, will ich pflegen, und — lächle nur über meine Schwärmerey — wenn ich ſterbe, ſoll er das Gut von mir erben, unter der Bedingung, daß er ſelbſt es wieder in Empfang nehme. Dann wird er kommen, ſeine Einſiedeley beſuchen, dort mein Grab finden und die Verkannte beweinen.

Lächle nur Amalie, mich beglücken dieſe Bilder.

Fünf und achtzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

Ich verſprach Dir mehr als ich halten konnte. Schweigen wollt' ich bis dein Brief käme. Nun, ich habe auch geſchwiegen, aber nur weil ich mußte. Ach gute Bertha! Dein armer Bruder iſt ſehr unglücklich! — laß Dir erzählen:

Was ich neulich Dir geſchrieben, trug ich noch viele Tage lang in meinem Herzen, warf es hin und her, beſah es von allen Seiten, und meynte endlich, es wäre doch wohl nicht nöthig auf Deinen Brief zu warten. Denn erſtens könnte noch eine lange Ewigkeit darüber verſtreichen, und zweytens würdeſt Du ja ohnehin mein Vorhaben billigen. Alſo beſchloß ich vor allen Dingen Wallerſtein mein

Herz zu öfnen. Er, dacht' ich, iſt ja wirklich mein Bruder, ſo gut als Bertha meine Schweſter iſt; er wird mit ſeiner Vernunft meine Liebe beleuchten, und mir ehrlich ſagen, was ich thun oder hoffen darf.

Ja, der Entſchluß mit ihm zu reden, war nun wohl gefaßt, aber — ſo lieb ich ihn habe — ſo konnt' ich doch lange meine Schüchternheit nicht überwinden. Ich ſchlich um ihn herum, machte mir immer ſelber weiß, jetzt ſey nicht der rechte Augenblick, und verſchob es von einem Tage zum andern. Das hätte noch lange dauern können, wäre nicht eines Morgens früh Wallerſtein in mein Zimmer getreten, ſprechend: „komm Ernſt, begleite mich in den Wald, ich habe dir etwas zu vertrauen.“ — Mir flog eine Glut auf die Backen, denn ich meynte nicht anders als er habe mein Geheimniß mir abgemerkt. Ich folgte ihm haſtig und ſchweigend; er gieng ernſt und ſchweigend vor mir her. Das machte mich nur noch ängſtlicher, ich glaubte, er mißbillige meine Liebe. Wir blieben beyde ſtumm.

Als wir nun über das freye Feld hinweggeſchritten, in den düſtern Wald traten — hoch klopfte mein Herz bey Wallerſteins erſten Worten:

„Ich habe dich noch nicht gefragt mein „Freund, wie es dir hier gefällt?" faſt gerieth ich auf den Argwohn, er ſpotte meiner; als ich aber, von der Seite nach ihm ſchielend, einen finſtern Ernſt gewahrte, denn er gieng mit geſenktem Haupte tiefſinnig neben mir her — da ſtammelt ich mein gut, ſehr gut heraus.

„Das freut mich" ſagte er, und griff nach meiner Hand, ohne mich anzuſehn, und drückte ſie: „das freut mich, denn du ſollſt „wiſſen, daß nach einem langen Kampfe mein „Entſchluß unwiderruflich gefaßt iſt. Ich „muß ein wenig weiter ausholen. Daß der „wackere Paſtor Gruber mein Erzieher war, „und dann mein Freund wurde, iſt dir be-

„kannt. Jetzt mehr als jemals muß ich ihn als meinen größten Wohlthäter verehren. Seine ruhige Lebensweisheit hat den Sturm in meiner Bruſt beſchworen. Der Leidenſchaften verzehrendes Giſt hat er, nicht durch kalte Vernunft, ſondern durch ſanfte Nachgiebigkeit zu entkräften gewußt. Er hat den Strom allmählig abgeleitet, die Schönheiten der Natur mir aufgeſchloſſen, meinen Sinn dafür aufs neue geweckt, am kräftigſten durch den Körper auf die Seele gewirkt, wie wahre Menſchenkenner pflegen. Arbeit in freyer Luft, zu der er oft mich zwang, wenn ich über meinem Kummer brüten wollte, gab mir ein körperliches Behagen; die Seele ruhte gleichſam aus von ihrer kränklichen Anſtrengung, und wenn der Abend hereinbrach, wenn der alte Feind die Dunkelheit benutzen wollte, um ſich wieder bey mir einzuſchleichen; ſo führte er mich unter den geſtirnten Himmel an das Sehrohr; mein Auge trug meine Seele in

„Millionen unbekannte Welten,“ ſtaunend „ſah ich die Wunder der Allmacht; mein „Herz wurde groß und gewann nun Raum „für die neuen Empfindungen, indem es ſich „der hoffnungsloſen Liebe entriß. Ja, Freund, „ich bin auf dem Wege, meine Ruhe wieder „zu finden, und nimmer will ich von dieſem „Pfade weichen. Meine Vernunft iſt wieder „ſtark genug, um alle die Fäden jetzt „noch feſter zu knüpfen, die mich an dieſe „liebe Familie binden. Ich will ſie unauflöslich „machen, und zugleich eine heilige „Schuld der Dankbarkeit entrichten. Gruber „iſt arm; er zittert vor dem Tode um ſeiner „Tochter willen, die er als einen Gegenſtand „fremder Wohlthaten zu hinterlaſſen „fürchtet; ich will dieſe Sorge von ihm nehmen „— ich will Luiſen heyrathen.“

Ach Bertha! kaum vermocht' ich, ein lautes Geſchrey zurück zu halten. Ich wankte neben ihm her; ich mußte einen Stab von der Erde aufraffen, um mich darauf zu ſtützen.

Glücklicherweiſe war er zu vertieft in ſeine eignen Gedanken, und bemerkte meine Zerrüttung nicht. „Das Mädchen“ fuhr er fort, „iſt fromm, unſchuldig und verſtändig. „Der Vater hat mit zärtlicher Sorgfalt ihr „Herz und ihren Geiſt gebildet. Ich liebe „ſie nicht. —“

Ach Schweſter! begreifſt Du wie mich das zermalmte? er liebe ſie nicht und will ſie mir entreißen! —

„— ich liebe ſie nicht, denn wie könnt' „ich zweymal lieben? aber ich bin ihr herzlich gut und werde mich gern an ſie gewöhnen. Sie weiß nichts von Ueberſpannung, „nichts von Leidenſchaft. Ein ruhiger Ernſt, „eine brüderliche Zuneigung werden ihr genügen; ſie wird mir Kinder ſchenken, meine „Freuden und ihr Glück dadurch vermehren; „ihr Vater, mein Wohlthäter, wird durch „mich ein zufriednes Alter genießen, ſeine „Heiterkeit unſer Leben ſchmücken, ſein Segen des Himmels Segen auf uns herabru-

„ſen. Ja, lieber Ernſt, wenn ſchon jetzt
„mein Anſchließen an dieſen Greis mir die
„bittere Vergangenheit in willkommnen Nebel
„hüllt, ſo wird — ich fühle es, — eine
„innigere Verbindung mir jene nach und nach
„ganz entrücken; des Gatten und Vaters fröli-
„che Thätigkeit und Sorge werden des Jüng-
„lings Leiden und Wünſche ganz verſchlingen.“

Er ſchwieg und ich ſchwieg auch, denn ich hatte genug mit meinen Thränen zu kämpfen. Er mochte aber wohl erwartet haben, daß ich etwas ſagen würde, denn nach einer ziemlich langen Pauſe ſah er mir befremdet ins Geſicht. Was ſollt ich thun? vor ihm niederſtürzen? ihm meine Liebe bekennen? ihn verzweifelnd anſehen, einen Plan aufzugeben, von dem er das ganze Glück ſeiner Zukunft ſich träumte? — und Luiſe — ja ſie iſt mir gut, aber weiß ich denn, ob ſie mich liebt? ſollt' ich eine Verbindung hindern, die ſie zur Gattin des beſten Mannes macht? und ihrem würdigen, von ihr angebeteten Vater ein ſorgenfreyes Alter, einen ruhigen Tod verſchafft? — was kann ich dagegen bieten? — ein karges Auskommen, das ich doch auch nur von der Güte deſſelben Mannes empfangen würde, der ihr mit ſeiner Hand Alles giebt was er beſitzt. Er iſt ſo edel, ſo ſchön, gewiß wird ſie ihn lieben. Auch ſein Rang, ſein Reichthum — ſie denkt wohl nicht daran; allein es wird doch bald ihrem Herzen ſchmeicheln, als die Gemahlin eines ſolchen Mannes ſich überall geehrt zu ſehen. Könnte ſie den armen Jüngling ohne Vaterland, ohne Vermögen, ſolchen freundlichen, glänzenden Ausſichten vorziehen, wer ſtünde mir dafür, daß ſpäte Reue ſie ergriffe? und wenn bisweilen die Beſchränktheit meiner Lage mich zwänge, ihr irgend einen Wunſch zu verſagen, wo würd' ich vor mir ſelber mich verbergen? ich fühle es, ſelbſt Luiſens Liebe könnte mich dann nicht mehr beglücken.

Das waren die Gedanken, die wie Blitze meine bewölkte Seele durchkreuzten. Als nun Wallerſtein mir ſo forſchend ins Auge ſah, da ergriff ich ſeine Hand, benetzte ſie mit meinen Thränen, und wußte nichts weiter hervorzuſtammeln, als die Worte: Gott mache Sie recht glücklich!

„Glücklich?“ wiederholte er mit Wehmuth, „Gott ſchenke mir Ruhe! Ruhe iſt „auch Glück.“

„Du wirſt doch bey uns bleiben?“ ſagte er nach kurzem Schweigen; „ich liebe dich, „wir Alle lieben dich und können dich nicht „entbehren. — Ich ſtotterte ein kaum vernehmliches Ja. Ach Schweſter! ich belog „ihn, aber wie konnt' ich anders? — Bey ihm bleiben kann ich nicht, wenn Luiſe ſeine Gattin iſt — doch ihm das ſchon jetzt verrathen, das hätte zu Erklärungen geführt, welchen auszuweichen die Pflicht mir gebietet. Wallerſtein ahnete nichts von meinen Qualen; er ſah mich freundlich an und ſagte: „jetzt „laß mich allein. Ich habe mit mir ſelbſt „noch manches abzuthun, heute hoffe ich zu

„vollenden. Geh und bewahre vor der Hand „noch mein Geheimniß; am wenigſten darf „Luiſe darum wiſſen. Auf welche Weiſe ich „ihren Vater davon unterrichten werde, dar„über bin ich noch nicht mit mir einig.“

Er gieng und verlor ſich bald auf einem einſamen Fußpfade, der tiefer in den Wald zu einer Köhlerhütte führt. Ich war froh allein zu bleiben. Auch ich drang tiefer ins Gebüſch, vermied jeden gebahnten Weg, ſuchte ein Dickicht von düſtern Fichten und warf mich da auf den feuchten Boden. Alle meine ſchönen Träume hatte ein einziger Augenblick zerſtört. Ich bat Gott um Kraft, das geliebte Bild aus meinem Herzen zu reißen, um Kraft, zu handeln, wie es mir geziemt. Thränen erleichterten meine Bruſt, bittere Thränen, aber ich hoffe es waren die letzten. Luiſens Glück war der Gedanke, an dem ich feſt hielt, an dem ich mich aufraffte, und das heilige Gelübde that es nimmer zu ſtören.

Es war ſchon ziemlich dunkel als ich

heimkam; Luiſe ſchalt über mein langes Außenbleiben. Ich hatte ihr verſprochen, die Bienen zu füttern; es war nun ohne mich geſchehn. Ich machte ihr weiß, ich hätte mich im Walde verirrt; da ſchalt ſie im Ernſt, und warnte mich ſo ängſtlich, daß mir das Herz noch ſchwerer wurde. Die Dunkelheit kam mir zu ſtatten, ſie merkte nichts.

Wallerſtein war kurz vor mir zurückgekommen. Eine ſanfte Heiterkeit ſchwebte auf ſeiner Stirn. Ich beobachtete ihn im Stillen. Selten fiel ſein Blick auf Luiſen, und wenn es geſchah, ſo blieb er unverändert. Den Vater hingegen betrachtete er oft mit heimlichem Vergnügen und ſchien ſich im Voraus an deſſen Ueberraſchung zu weiden. Ach! wenn er doch wenigſtens Luiſen liebte! —

Beym Abendeſſen erklärte er hingeworfen: er werde auf einige Tage verreiſen und laſſe mich als Geiſel zurück. Da er ſchon längſt von Geſchäften in Königsberg geſprochen, ſo erregte das weiter keine Verwunderung. Am andern Morgen ritt er fort, ganz allein, als noch Alle im Hauſe ſchlieſen. Nur von mir nahm er Abſchied. „Gieb wohl auf alle Bewegungen hier im „Hauſe acht,“ ſagte er zu mir, „und künftigen Freytag komm mir entgegen bis zum „nächſten Dorfe; da erzähle mir, was indeſſen vorgegangen.“ So ritt er davon.

Was kann denn vorgehen? was will er thun? —

Vor Dir, gute Bertha, hab' ich mein Herz nun ausgeſchüttet, doch will ich den Brief nicht eher ſchließen als künftigen Sonnabend. Ich ahne, daß bis dahin ſich noch manches zutragen wird.

Sechs und achtzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Sallmkäll.

Ich ſchreibe Dir, liebe Amalie, aus dem Zimmer, welches Wallerſtein bewohnt hat. Alle Möbeln hab' ich gekauft, kein Stuhl iſt weggetragen worden; ſelbſt ſein Bild iſt mir geblieben, ſammt den Bildniſſen der ganzen Familie. In manchem Schubfach, in manchem Winkel, fand ich noch zerriſſene Papiere von ihm. Rechnungen, Briefe und dergleichen. Ich habe viele Tage lang ein immerwährendes Fieber gehabt, welches mich ergriff, ſo oft ich die Züge ſeiner Hand, oder ſonſt etwas erblickte, das ſein näheres Eigenthum geweſen. Gern hätte ich ſein Bild in meinem Wohnzimmer aufgeſtellt, aber es hängt noch im Speiſeſaale an derſelben Stelle, der ich einſt gegenüber ſaß, und zum Erſtenmale ahnete, dieſer Jüngling mit der edlen Phyſiognomie werde verkannt, verleumdet. Ich ſchäme mich, es von da wegzunehmen, man würde den leeren Platz auf der verblichenen Tapete erkennen; aber ich eſſe täglich in dem großen Saale ganz allein, ſetze mich wenigſtens da zu Tiſche, wenn ich auch nicht eſſe.

O, Amalie! der Pfeil iſt tief in meiner Bruſt! — Am lebhafteſten und rührendſten wurde die Erinnerung an ihn, als die Bauern ſich verſammelt hatten, und ich, als ihre künftige Erbfrau, ihnen vorgeſtellt wurde. Schon ihre rechtliche Kleidung fiel mir auf. Alle trugen Stiefeln, manche ſogar Röcke von Tuch; Du weißt, was das bey uns ſagen will. Ein tiefes Schweigen herrſchte unter ihnen, Alle ſahen mich ſchüchtern, mißtrauiſch an. Wallerſteins Vetter hielt eine kurze Anrede, nach hergebrachter Weiſe, und ſchloß mit der Verſicherung: es ſolle Alles bleiben wie bisher. Sie wiegten zweifelnd ihre Köpfe. Ich ſprach nun ſelber, was mein Herz mir eingab. „Ihr habt einen „guten Herrn gehabt,“ hub ich an. Ja! riefen Alle und Einiger Augen füllten ſich mit Thränen. „Ihr ſollt bey dem Tauſche nichts „verlieren.“ — Das gebe Gott! ſagte ein Greis, der mir am nächſten ſtand.

Ich that, was ich konnte, um ihnen Vertrauen einzuflößen; ich glaube, es gelang mir nur halb. Als ſie entlaſſen wurden, reichte Einer nach dem Andern mir die Hand. Dieſe Sitte hat Wallerſtein unter ihnen eingeführt, ſtatt des ſklaviſchen Knieumfaſſens.

Ich war in einer ſonderbaren Stimmung. Zuweilen kam es mir vor, als ſey ich ſeine Bevollmächtigte, oder wohl gar ſeine Gattin, er nur verreiſt und werde bald wiederkommen. Ich ließ die Bauern im Volkszimmer bewirthen, ſchlich auch ſelbſt ein paarmal an die Thür, um zu lauſchen, ob Bier und Branntwein ſie frölich gemacht haben? allein ſie ſaßen ernſt um ihre Tonne, rauchten und theilten ſich wortkarg ihre Bedenklichkeiten mit. Mehrere waren ſchon nach Hauſe gegangen. Dieſes kümmerliche Freudenfeſt war der ſchönſte Lobſpruch auf den geliebten, verlehnten Herrn. Ich bin ſo ſtolz, zu glauben, daß in Jahr und Tag, wenn ich lebe, ſie ihn nicht mehr vermiſſen werden. Aber ich! wer kann mir ihn erſetzen! — Wenn ich lebe, Amalie — dieſer Ausdruck iſt mir entſchlüpft — meine Ahndung wird Dich betrüben, aber es iſt doch beſſer, Dich vorzubereiten. Ich kann mir nicht verhehlen, daß meine Kräfte ſchwinden; ein trokkener Huſten quält mich Tag und Nacht. Ich bin ſo kränklich reizbar, daß ich über Alles erſchrecke, über Alles weine. Mich flieht der Schlaf, mir ekelt vor jeder Beſchäftigung. Oft weine ich bloß um zu weinen. Viel mag zu dieſer trüben Stimmung die tiefe Einſamkeit wohl beytragen. Seit dem Tode des

Kindes hab' ich auch den Arzt entlaſſen. Ich ſehe faſt Niemanden als mein Kammermädchen, ein gutes, treues Geſchöpf, allein Du weißt, ich beſaß nie die Gabe, mit meinen Leuten zu plaudern. Nun haben wir jetzt die langen Abende, für mich kleine Ewigkeiten. Gewöhnlich laſſe ich in vier Zimmern Lichter anzünden, und ſpaziere, oder wanke vielmehr, aus einem in das Andere, ſo lange meine Füße mich nur immer tragen wollen, Langeweile hab' ich nicht, ach nein! aber ich fühle wohl, es reibt mich auf.

Dazu kommen nun noch manche alberne Briefe von Leuten, die mich heyrathen wollen. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie mich das anekelt. Die Meiſten haben mich kaum einmal geſehen, ſind aber ganz durchdrungen von meinen Vorzügen, haben mich ſchon ſeit vielen Jahren im Stillen bewundert, und was dergleichen abgeſchmackte Lügen mehr ſind. Fürwahr ich habe große Luſt, nächſtens bekannt zu machen, ich ſey banquerout, ſo werde ich doch die läſtigen Freyer auf einmal los. Tante Himmelfuß iſt ſehr übel auf mich zu ſprechen, denn auch ihr Vetter hat ſein Körbchen ſchon geholt. — In einigen Wochen hoffe ich endlich meines Lebens Einmal froh zu werden: die gute Frau von Thümen wird mich beſuchen. Sie hat ihre Tochter verheyrathet, ihre Söhne dienen; ſie hat keines ihrer Kinder mehr bey ſich, und ihr Mann wird, in Kronsgeſchäften, eine Reiſe nach Moſcau machen. Ihr Verlangen, dieſe Stadt zu ſehen, hat ſie dem Wunſche, mich zu tröſten, aufgeopfert. Ich zähle Tage und Stunden bis zu ihrer Ankunft.

Sieben und achtzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Königsberg.

Der Inhalt dieſes Briefes, mein theurer Freund, wird Sie überraſchen. Sie werden ihn, ſo hoffe ich, mit einer nachdenkenden, aber heitern Miene aus der Hand legen.

Ihr Umgang ſeit acht Monaten hat ſo heilſam auf mich gewirkt, daß ich, wenn nicht meines ganzen Herzens, doch meiner Vernunft wieder mächtig bin. Sie werden ſich erinnern, was ich, zwey Tage vor meiner Abreiſe, Ihrem ungläubigen Lächeln zum Trotz behauptete: ich würde jetzt Leontinen ſelbſt mit Faſſung wieder ſehen können. Vielleicht verſprach ich da zu viel, denn eine kleine

Begebenheit, die mir hier zugeſtoßen, hat doch ſtärker auf mich gewirkt, als ich vermuthet hatte. Ich fand nämlich bey dem Banquier einen dicken Brief meines Vetters, der mir ganz gelaſſen meldet, Sallmküll ſey, meinem Wunſche gemäß, verkauft, und zwar — an Frau von Arlhofen. Ein von ihr ſelbſt unterzeichneter Kontrakt lag dabey und meine Unterſchrift wurde gefodert.

Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mich dieſer Zufall — oder wie ſoll ich es nennen? — tief erſchütterte. Die Herzenswunde drohte aufzubrechen. Eitelkeit erhob ihre Stimme, mir zuflüſternd: ſie liebt dich noch! — um ſich deiner ſtets zu erinnern, hat ſie Sallmküll gekauft — dort will ſie künftig einſam dein Andenken feyern. —

Wer weiß, wohin dieſe Schmeicheltöne mich gelockt haben würden, wäre mir nicht plötzlich ein an des Briefes Rand geſchriebenes Poſtſcript meines Vetters in die Augen gefallen. Es lautet alſo: „So eben er-

„fahre ich, daß Frau von Arlhofen den Fritz
„Himmelfuß heyrathet; geſtern hat ſeine
„Tante es deklarirt. Eine glänzende Par-
„tie, zumal da ihr einziges Kind vor Kur-
„zem geſtorben iſt.“

Ich lachte laut auf, nachdem ich das geleſen, und ſagte pfuy! — Ein Spiegel hieng mir gegenüber, mein Blick fiel hinein, ich ſah hämiſch aus. Da ſchämte ich mich und wiederhohlte mein Pfuy gegen mich ſelbſt; denn im Grunde hatte doch nur meine Eitelkeit unvermuthet einen Backenſtreich empfangen. Hatte ich ihr nicht ſchon längſt entſagt? ſollte ſie dennoch um meinetwillen ewig Wittwe bleiben? oder wohl gar ſich todt härmen? —

So iſt der Menſch! Freundſchaft oder Liebe kann er ſelbſt aufgeben, ſelbſt ruhig ſeine Straße wandeln; aber leiſe begehrt die Eigenliebe, mit dem Schmerze des Verlaſſenen ſich zu kitzeln, und es kann ihn wohl befremden, oder gar ärgern, wenn er vernimmt, man habe ſich über ſeinen Verluſt getröſtet. Nun, ich erkenne dieſe Unart, ſie ſoll mir nie wieder das Geſicht verzerren. Der Himmel ſchenke der Frau von Arlhofen Glück zu ihrer neuen Wahl! ich ſage das wahrhaftig von Herzen. Ihres Kindes Tod hat ſie gewiß tief betrübt, ſie bedarf einer heitern Wendung ihres Schickſals. Ich kenne den Fritz Himmelfuß nicht, habe auch nie von ihm gehört, doch er kann kein gewöhnlicher Menſch ſeyn, da Leontine ihn wählt. Seltſam iſt der Zufall, der mein mir ſonſt ſo liebes Sallmküll zum Wohnplatz dieſes jungen Ehepaares macht.

Gott ſey Dank! rufe ich mit feyerlichem Ernſt: der Himmel ſegne meinen Vetter für ſein Poſtſcript. Leontine in den Armen eines Andern — Sallmküll der Schauplatz ihrer ehelichen Freuden — nun iſt auch der letzte Faden zerriſſen, der ſich, wie ein herbſtliches Geſpinnſt, noch bisweilen zu mir herüber zog. In meinem Vaterlande iſt nun kein Menſch und kein Winkel mehr, an den ſich meine Sehnſucht knüpfen könnte.

So habe ich denn mit neuer Kraft mich erhoben, und mir einen Lebensplan entworfen. Sollt' ich wieder Dienſte ſuchen? — nur Ehrgeiz, oder die Hofnung, viel, viel Gutes zu ſtiften, könnten mich dazu verleiten. Vom Erſtern war ich nie ein Sklave, die leztere täuſcht nur Jünglinge. In Ihrem Walde hab' ich gelernt: des Menſchen wahre Beſtimmung iſt, ſich ſelbſt und der Natur zu leben; von keiner andern darf er daurende Zufriedenheit hoffen; denn Alles wird er gewohnt, und Alles wird ihm läſtig, nur nicht die ruhige Thätigkeit im engen Familienkreiſe, wo der Neid das Gute nicht hindert, der ewige Wechſel neuer Wünſche die Zufriedenheit nicht ſtört. So habe ich denn beſchloſſen, ein preuſſiſcher Landmann zu werden. Geſtern, lieber Freund, habe ich von dem Baron von S** die Güter Tolk und Hagebuſch für 40,000 Thaler gekauft. Ja, Hagebuſch iſt **mein**. Sie ſind jetzt **mein** Pfarrer. Erinnern Sie ſich noch, wie ich Sie einſt bat, eine Pfarre in Ehſtland anzunehmen? Sie wollten Ihrem Vaterlande nicht auf immer entſagen; Sie zogen das kleine Hagebuſch mit dürftigen Einkünften unſern fetten Kirchſpielen vor. Aber dennoch hatte das Schickſal mir das erſehnte Glück aufbehalten, ihr Eingepfarrter zu werden. Wir trennen uns nun nicht mehr, und ſo weit wäre Alles gut.

Nur Ein Gedanke noch verdunkelt mir die Zukunft. Sie ſind leider zwanzig Jahre älter als ich; Sie können mir entriſſen werden; dann wäre meine Einöde ihres Schmuckes beraubt, und ich ſtünde wieder allein. Um dieß Unglück zu verhüten, das, je ſpäter, je ſchmerzhafter mich treffen, mir nicht bloß einen Theil meiner Zufriedenheit rauben, ſondern gewiſſermaßen meine Exiſtenz vernichten würde, habe ich auf ein Mittel geſonnen, Sie nie **ganz** zu verlieren.

Verſtehen Sie mich? — mein Freund! mein Lehrer! — Wollen Sie mein Vater werden? — Legen Sie den Brief einen Augenblick aus der Hand; gewöhnen Sie ſich erſt an dieſe neue Idee. Leſen Sie dann ruhig, was ich ruhig ſagen will.

Ich habe eine Leidenſchaft im Herzen getragen; ſie iſt gänzlich ausgerottet. Ich bin nicht verliebt in Ihre Tochter, aber ich erkenne mit warmer Vernunft, daß ſie mich glücklich machen wird, und ich bin ſo ſtolz, zu glauben, ſie werde an meiner Seite zufrieden leben. Ich habe es reiflich erwogen, nimmer kann ich meinen Entſchluß bereuen. Nur Ihre, oder Luiſens Abneigung könnten deſſen Ausführung hindern.

Vielleicht werden Sie meinen alten Adel mir ins Gedächtniß bringen wollen? — ich ſage Ihnen zum Voraus, dieſer Einwurf gleitet an meinem Ohr vorüber. Ich bin reich genug, um meinen Kindern ohne Gewiſſensbiſſe die armſelige Zuflucht eines Maltheſerkreuzes oder einer Dompropſtey rauben zu dürfen. Uebrigens leben wir jetzt in Zeiten, wo das perſönliche Verdienſt immer nothwendiger, das erborgte immer entbehrlicher wird. Ich bin ſo ſtolz, mir einzubilden, daß ich von Ihrer Seite keine andere Bedenklichkeit zu bekämpfen haben werde. Aber Luiſe? — ihr Herz muß entſcheiden. — Daß Sie dabey jeder Ueberredung ſich enthalten werden, dafür bürgen mir Ihre Grundſätze. Ich ſende einen Boten mit dieſem Briefe ab. Er hat den Auftrag, ſo lange in Hagebuſch zu verweilen, als Sie für nöthig finden werden. Sie bedürfen Zeit, um ſelbſt zu überlegen, um Luiſens Entſchluß unübereilt zu vernehmen. Meine Gegenwart hätte, wenn nicht Ihnen, doch ihr, Zwang aufgelegt; deshalb entfernte ich mich, und werde Ihre Antwort in Thoren erwarten. Wenige Stunden nach Empfang derſelben, ſie falle aus, wie ſie wolle, bin ich wieder in Ihren Armen.

Acht und achtzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

(Fortſetzung.)

Nun wird es wohl entſchieden ſeyn. Vier böſe Tage ſind verſtrichen, ſeit Wallerſtein uns verließ. Zwar hab' ich ſie zugebracht wie alle die vorigen, aber das frohe Gemüth war nicht mehr dabey. Kein Wunder, daß Luiſe mirs bald abmerkte; denn ich mag wohl ausgeſehen haben, wie meine guten Landsleute, wenn ſie ein Volksfeſt auf Befehl der Franzoſen feyern. Ach ja, liebe Bertha! ich kann es mir nicht verhehlen, in meinem Herzen iſt ein Groll. Gott behüte mich vor Argem!

„Was fehlt Ihnen?“ fragte das herzig liebe Mädchen, „Sie ſind nicht heiter

„wie ſonſt?“ — ich ſchob es auf die Abweſenheit meines Freundes, und ſie ließ das Erſtemal den dürftigen Vorwand gelten. Ach! ich lüge ſo ungern, und muß *die* belügen, vor der ich ſo rein und lauter ſtehen möchte wie vor meinem Gott. Sie ſchaut mir aber auch ins Herz wie dieſer. Den erſten Tag ließ ſie vorüber gehn, ſprach wenig, ſchäckerte nicht wie ſonſt, betrachtete mich oft mit forſchendem Ernſt. Am andern Morgen wiederhohlte ſie ihre Frage, ich meine kahle Antwort. Sie ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Von nun an fragte ſie nicht mehr, aber ich las in ihren Blicken, die ſie oft mit Wehmuth auf mich heftete, eine ſtille Angſt.

Geſtern endlich — wir ſaßen eben bey Tiſche — da kam ein Bote aus Königsberg, und brachte einen Brief von Wallerſtein. Der Vater erbrach ihn mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, ich aber mochte wohl die Farbe plötzlich wechſeln, denn

Luiſe fuhr auf: „mein Gott! ſind Sie „krank?“

„In der That,“ ſagte der Pfarrer, „Sie ſind ſehr blaß geworden.“ Ich verſicherte hartnäckig, daß ich mich vollkommen wohl befinde, und nahm zum Beweis noch einen Apfel vom Teller, den ich ſchälen wollte, um eine Beſchäftigung zu haben, bey der ich die Augen niederſchlagen könnte. Als ich aber merkte, daß mir die Hände zitterten, gab ich das Schälen auf, biß in den Apfel und ſtellte mich, als ob ich ihn mit großem Appetit verzehrte. Ach! nie iſt eine Arzeney mir ſo ſauer zu verſchlucken geworden! —

Der Pfarrer las den Brief. Ich ahnete den Inhalt und beobachtete ſein Geſicht, Luiſe wiederum das meinige. Als der gute Alte kaum auf die Hälfte gekommen war, ſtand er auf und gieng in ſein Zimmer. Unmöglich hätte ich in dieſem Augenblicke mit Luiſen allein bleiben können. „Wo wollen Sie hin?“ ſagte ſie, als ich ſchweigend nach der Thür mich wandte, „wir wollten ja gleich nach dem Eſſen „ſehen, ob unſere Bienen noch Futter haben?“

„Ich muß an Wallerſtein ſchreiben,“ gab ich vor, „Ihr Vater wird den Boten „vermuthlich bald wieder abfertigen.“ — Sie ließ mich gehen und ſah mir traurig nach. Ich eilte in unſer Gartenhaus, warf mich auf eine Bank, und lag da in Betäubung länger als ich wußte, denn erſchrocken wurde ich gewahr, daß die Dämmerung ſchon hereinbrach, als Jemand an mein Fenſter klopfte. Es war Luiſe. Ich ſprang auf und öfnete das Fenſter. Sie hatte geweint. „Ach! kommen Sie doch herüber,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, und die Thränen wollten aufs neue fließen, „ich bin ſo ganz „allein. — Es wird dunkel — ich ängſtige mich.“

„Ganz allein? wo iſt Ihr Vater?“

„Länger als zwey Stunden war er in „ſeinem Zimmer. Ich wollte zu ihm und „fand die Thür verſchloſſen; das bin ich nicht „gewohnt. Nachher gieng er aus, und be„fahl mir bloß im Vorübergehn, den Boten „zu bewirthen. Ich ſah ihm lange nach. „Er eilte mit haſtigen Schritten dem Walde „zu. Dort liegt viel Schnee. Das pflegt „er ſonſt nie zu thun. Ich bin beſorgt um „ihn. Es wird ſchon dunkel.“

Ich erbot mich ſogleich, ihn aufzuſuchen. Doch eben hörten wir die Klingel an der Hausthür. Er war es. Luiſe flog zurück. Nach wenigen Minuten kam ſie wieder: „Er „iſt gekommen,“ ſagte ſie, „aber ich habe „ihn nicht geſehen. Er iſt gleich wieder hin„auf in ſein Zimmer geſtiegen, und ich wage „es nicht, ihm zu folgen. Ach! wenn Sie „wiſſen, was hier vorgeht, was der räth„ſelhafte Brief enthält, ſo ſeyn Sie barm„herzig und nehmen Sie meine Angſt von „mir!“

Sie rang die Hände und ſah ſo beweglich in den Mond, der eben aufgieng, daß ich mich vergaß, ihre Hände ergriff, ſie ſeufzend an mein Herz drückte, und eben ſprechen wollte; als der Pfarrer einen Knaben ſchickte und ſeine Tochter zu ſich rufen ließ. „Wo iſt der Vater?“ fragte Luiſe. Oben, erwiederte der Knabe.

„Und dahin ſoll ich zu ihm kommen? — „auch das iſt ungewöhnlich — mein Gott! „was werd' ich hören!“ — Sie gieng. Ich blieb im Garten. Die Sterne funkelten, es fror; dennoch mußte ich die Bruſt aufknöpfen, um mir Kühlung zu verſchaffen.

Ich gieng, Gott weiß wie lange, auf und nieder, bis ich endlich Licht in dem untern Zimmer ſah. Man deckte den Tiſch. Ich zwang mich, einzutreten, Du kannſt denken, in welcher Faſſung. Der Pfarrer war allein, ein einziges Licht im Zimmer, dem ich den Rücken wandte. Er kam mir ſehr freundlich entgegen: „wir haben uns heute „wenig geſehen,“ ſagte er mit einer Stimme, die mir weicher ſchien als ſonſt. „Ich „habe Ihnen noch nicht einmal geſagt, daß „ich morgen Abend unſern Freund zurück er„warte.“ Der Bote geht mit Tagesanbruch „und findet ihn ſchon in Thoren.“ — Weiter ſagte er nichts. Luiſe erſchien nicht eher, bis das Eſſen ſchon auf dem Tiſche ſtand. Sie hatte ſehr geweint, rührte auch keinen Biſſen an, und die Bewegung ihrer Muſkeln verrieth einen heftigen Kampf in ihrer Bruſt. Wider ihren Willen brach dann und wann eine einzelne Thräne hervor und ſchlich langſam über ihre blaſſe Wange. Daß ich auch unmöglich eſſen konnte, begreifſt Du wohl. Ich wollte ſie nicht anſehen, aber ich war nicht Herr über mich. Auch der Vater ſuchte vergebens ſeine Bewegung zu verbergen. Er und ich füllten unſere Teller mit Speiſe, als ob wir großen Hunger ſtillen wollten, und gaben ſie verſtohlen wieder weg. Er und ich ſprachen einſylbig vom Wetter und vom Barometerſtande; die ſtockende Unterhaltung wurde uns beyden drückend, und auf die Länge dem guten Alten unerträglich.

Er fand zuerſt den vertraulichen Ton wieder, der ihm die Herzen öfnet. „Ich be-
„merke,“ ſagte er, „daß Sie Luiſen mit
„Befremden anſehen, denn ſie hat viel ge-
„weint. Sie dürfen aber darum nicht glau-
„ben, als wären wir unzufrieden mit einan-
„der; (er ſtreckte die Hand nach ihr aus,
die ſie ſchluchzend ergriff und in Thränen
badete) „nein, warlich! ſie iſt meine geliebte
„Tochter, die mich nie betrübte, und weiß
„Gott! ich wollte lieber ſterben, als ihr
„Thränen des Kummers entlocken. Nein,
„Kummer iſt es nicht, der ſie zu weinen
„zwingt; nur eine fremde Empfindung, an
„die ſie ſich erſt gewöhnen muß. Nicht wahr,
„Luiſe?“ —

Sie ſtammelte ein kaum vernehmliches Ja, und bat um Erlaubniß zu Bett zu gehn.

„Geh, mein Kind,“ ſagte der Pfarrer, „auch ich bin ermüdet; unſere Gebete „werden ſich aber wohl begegnen.“ — Luiſe machte mir eine flüchtige Verbeugung, ließ den ernſten Blick an mir vorüber gleiten und entwich. Der Alte erhub ſich gleichfalls.

„Wenn wir,“ ſagte er, „heute Ihnen „räthſelhaft ſcheinen, ſo argwöhnen Sie ja „nicht einen Mangel an Vertrauen. Morgen werden Sie Alles erfahren. Ich habe „kein Recht, Ihrem Freunde vorzugreifen. „Gute Nacht.“ — Wir trennten uns. Er wollte an Wallerſtein ſchreiben, und noch lange nach Mitternacht ſah ich Licht auf ſeinem Zimmer.

Ich durchwachte eine bange Nacht. Es iſt entſchieden! wiederhohlte ich mir wohl tauſendmal, und ſchrie zuletzt die Worte mit ſolcher Heftigkeit in mich hinein, daß ich ſelbſt erſchrak, und froh war, mich allein im Gartenhauſe zu wiſſen. Ich war gleichſam zergerlich über mein ſtörriſches taubes Herz, das nicht hören wollte: es iſt entſchieden!

Als wir beym Frühſtück wieder zuſammen kamen, ſchien mir der Pfarrer ſtill, doch heiter, und über Luiſens blaſſe Geſtalt war eine ſanfte freundliche Wehmuth ausgegoſſen. Ich erklärte, daß ich Walterſtein entgegen gehen würde. Anfangs wollte der Alte mich begleiten; wie froh war ich, als er ſchleunig zu einem Sterbenden gerufen wurde. Ich blieb mit Luiſen noch einige Minuten allein. Wir konnten beyde nicht ſprechen; wir ſcheuten uns, einander anzuſehen. Es war mir doch unmöglich, ſie zu verlaſſen, ohne ein einziges armes Wort. Ich nahm ihre Hand und ſagte aus dem tiefſten Herzen: „Sie „werden glücklich ſeyn! ich weiß Alles!“

Sie ſah mich ängſtlich an; die Thränen brachen wieder hervor. Guter Ernſt — ſtammelte ſie. Ach, Gott! noch nie hatte ſie mich ſo genannt. „Guter Ernſt, auf Ihr „Gewiſſen; war das ſeit drey Tagen Ihr

„Kummer?“ — Nicht um Kron' und Scepter hätte ich lügen können. Ich ſagte Ja. „Nun ſo kann ich auch nie glücklich „werden!“ rief ſie ſchluchzend und wollte fort. Ich hielt ſie zurück: „um Gottes „willen, was wollen Sie thun?“ — denn mit Entzücken und Entſetzen fuhr es mir durch die Seele, mein entſchlüpftes Ja könne ſie zu einem Schritte verleiten, der meines Wohlthäters Glück zerſtören werde. Sie ſah mich traurig an: „was ich thun „will? ach! ich darf nur leiden? ſo ſehr „mein guter Vater mir auch ſeinen Wunſch „verbirgt, ſo habe ich ihn doch errathen. „Ein ruhiges, fröliches Alter erwartet er „von mir — von mir! ſeine grenzenloſe „Liebe kann ich ihm vergelten — ich kann „es — alſo will ich es. Aber Sie „müſſen mir beyſtehen. Lieber Wattewyl, „verſprechen Sie mir das?“

„So wahr mir Gott helfe!“ ſprach ich mit feſter Stimme.

Sie drückte mir zum Erſtenmal recht herzlich die Hand und entfloh. Ich ſchwankte auf mein Zimmer, da hab' ich Dir Alles geſchrieben, und nun iſt mir leichter, und nun geh' ich Wallerſtein entgegen mit friſchem Muthe. Das Wort: „Sie müſſen mir beyſtehen,“ hat mich erhoben. Sie ſagte nicht, was ſie von mir erwarte, aber ich ahnte es wohl und fühlte Kraft, es zu vollbringen; denn jetzt iſt nicht mehr von mir die Rede — ſie liebt mich! ihr Glück und meines Wohlthäters Ruhe liegen in meinen Händen — was wäre mir da zu ſchwer? —

Neun und achtzigſter Brief.

Paſtor Gruber an Wallerſtein.

Sie haben, mein theurer Freund, einen alten Mann auf eine harte Probe geſtellt. Was ich auf der Welt am meiſten liebe, meine Tochter, meinen Sohn, ſoll ich vereinigt zu ſehen hoffen. Die bange Sorge um die Zukunft meiner Luiſe, die einzige, die mein Alter trübt, ſoll verſchwinden — mir ſoll nichts von Gott zu erbitten übrig bleiben. Welche Verſuchung, jede Bedenklichkeit zu unterdrücken, und über mein eigenes Glück die Möglichkeit Ihres Unglücks zu vergeſſen. Sie glauben Ihr Herz geprüft zu haben? — o, zittern Sie vor Täuſchung! — Beantworten Sie mir vor allen Dingen eine Frage auf Ihre Ehre: faßten Sie den Entſchluß, meiner Tochter Ihre Hand zu bieten, ſchon vor unſerer Trennung? oder erſt nachdem Sie erfahren hatten, Leontine vermähle ſich? — im letztern Falle, den ich vermuthe, darf ich durchaus nicht in Ihre Wünſche ſtimmen; wenigſtens jetzt noch nicht; denn deren Quelle war ein häßliches Gefühl, für welches wir den Franzoſen einen Namen abborgen müſſen, es heißt Dépit. O, wie viele raſch gefaßte, bitter bereute Entſchlüſſe veranlaßte in der Welt dieſe unſelige Grollſucht! die nur den peinigt, der Andere peinigen will. Noch Einmal auf Ihre Ehre: iſt meine Vermuthung richtig, ſo bedürfen Sie noch Monate, um ſich zu prüfen, und ich fodere, daß Sie dieſe Monate fern von Hagebuſch zubringen.

Aber geſetzt, Sie hatten ſchon bey Ihrer Abreiſe den freundlichen Plan entworfen, ſo begehre ich dennoch Bedenkzeit, nicht für mich, ſondern für Sie. Ja, Sie ſelbſt bekennen, daß nicht Liebe, ſondern Vernunft

Sie meiner Tochter zuführt. Vernunft iſt meiſt eine glückliche Eheſtifterin; aber ſie darf nicht im Gefolge einer unglücklichen Liebe erſcheinen; ſie muß ein freyes Herz regieren.

Sie glauben Leontinen nicht mehr zu lieben? ich fürchte, Sie irren. Die Bewegung, in welche der bloße Anblick ihrer Unterſchrift Sie verſetzte, möge Sie warnen. Geſetzt, es ſey ein leeres Gerücht, daß Leontine ſich vermählt, und Sie erführen es zu ſpät? — Ich ſchaudere, wenn ich an die möglichen Folgen denke! — Sie werden mir einwenden: auch in dieſem Falle hätten Sie doch ſchon längſt einer Frau entſagt, der Sie unvergeßliche Treuloſigkeit aufbürden? — Laſſen Sie mich, mein ſchwärmender Freund, zum erſtenmale meine Meinung ehrlich über dieſe ſpitzfündige — wie ſoll ich es nennen? — Schikane der Liebe ſagen. Ich hielt bis jetzt für überflüſſig, Ihnen zu widerſprechen; allein der Augenblick iſt gekommen, wo es ſchändlicher Egoismus wäre, wenn ich den kleinſten meiner Gedanken verſchwiege. Im Feuer der Leidenſchaft entlockten Sie Leontinen ein Gelübde, das ſie nicht halten konnte und nicht halten durfte. Ich bin überzeugt, ſo wie ich aus Ihren Schilderungen die Frau kenne, ſie hat ſicher Alles gethan, um den pflichtmäßigen Treubruch zu vermeiden. Es war unmöglich. Soll ſie dafür büßen? — Ihr Gefühl ſagt Ja, meine Vernunft ſpricht Nein. Wir haben ſchon oft verſchieden gedacht; am Ende haben Sie doch gewöhnlich zu meiner Meynung ſich bekehrt. Wie? wenn es auch dießmal geſchahe? aber zu ſpät?

Ich erwarte Sie morgen, nicht um meine Tochter als Braut Ihnen zuzuführen, ſondern um alle dieſe ſchwer wiegenden Bedenklichkeiten noch einmal an Ihr Herz zu legen, und — wenn Sie dennoch beharren — auf längere Zeit von Ihnen Abſchied zu nehmen, damit Sie in der Ferne, von andern Gegenſtänden umringt, der Dauer Ihrer Geſinnungen verſichert werden mögen. Zürnen Sie nicht, mein theurer Freund, über die nothwendige Zögerung. Bedenken Sie, daß dieſe Verbindung mich und mein einziges Kind eben ſo elend als glücklich machen könnte.

Noch hab' ich kein Wort von Luiſen geſagt. Sie hat Ihren Brief geleſen — ſie ſchätzt Sie ſehr hoch — ihr Herz iſt frey. Ein jungfräuliches Erſchrecken konnte ſie nicht bergen, und ohne Zweifel wird ſie mit großer Schüchternheit Ihnen entgegen kommen. Sie weiß, was ich Ihnen ſchreibe, ſie hält folglich weder Sie noch ſich für gebunden. Doch würde ihr kindliches Herz ſich leicht an den Mann ſchmiegen, den ſie längſt gewohnt war, als ihren lieben Bruder zu betrachten. Vielleicht hätte ich ihr Alles verbergen ſollen, bis Sie meine ängſtlichen Zweifel gehoben; aber Sie müſſen mir das verzeihen: ſeit ſie heran gewachſen, iſt es mir zur ſüßen Gewohnheit geworden, jeden Gedanken, ſelbſt die unreifen, mit ihr zu theilen. Sie iſt unfähig, dieß Vertrauen zu mißbrauchen, und Eitelkeit iſt ihrer reinen Seele fremd.

Ich erwarte Sie mit Herzklopfen, und bleibe in jedem Falle

Ihr

treuer Vater.

Neunzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

(Fortſetzung.)

Nun will ich meinen langen Brief ſchließen. Nun werd' ich wohl ſo bald nichts wieder zu ſchreiben haben; denn was kann mir nun noch Merkwürdiges in der Welt begegnen? — Wallerſtein iſt ſchon ſeit drey Tagen wieder hier, ich hätte Dir alſo früher das übrige erzählen können; aber ich habe meinen Jammer nicht eher wiederkauen mögen, bis ich ſagen konnte: nun bin ich gefaßt. Einen ganzen Tag habe ich mit dem Förſter und einem Haufen Bauern auf der Wolfsjagd mich herum getrieben, das hat mir wohl gethan. Ich war ſo ermüdet, daß ich in der folgenden Nacht wirklich ſchlief. Daraus habe ich mir abgezogen: arbeite brav mit Händen und Füßen, vom Morgen bis auf den Abend, ſo wirſt du wenigſtens in jeder Nacht einige Stunden lang deine Leiden verſchlafen.

Ich ritt meinem Freunde entgegen, eine Meile von hier begegnete ich ihm. Warum konnt' ich ihm nicht ſo frey, wie ſonſt, ins Antlitz ſchauen! ich habe mir doch nichts gegen ihn vorzuwerfen. Daß ich Luiſen liebe, iſt doch kein Verbrechen, und das Unglück war ja ſchon geſchehen, ehe ich ſeine Abſichten kannte. Vielleicht hätte ich das Ja nicht ausſprechen ſollen, allein fragte ſie mich nicht auf mein Gewiſſen?

Faſt glaube ich dennoch, es war jenes Ja, das mir nun den freyen Blick in ſein Auge raubte. Ich hätte ſie betrachten ſollen als meines Wohlthäters Braut, als ein Heiligthum — da ziemte das Ja mir freylich nicht. Nun, es iſt geſchehen, und ich habe es auch gebüßt; denn giebt es noch ein peinigenderes Gefühl, als das, vor dem Freunde die Augen ſenken zu müſſen?

Wallerſtein bemerkte zum Glück meine Verwirrung nicht. Erzählen ſollte ich ihm, welche Wirkung ſein Brief hervorgebracht. Ich erzählte. Manches ließ ich freylich aus. Ach! unſerm alten Vater hab' ich einſt in einer feyerlichen Stunde verſprochen, nie die Wahrheit zu bemänteln oder halb zu ſagen, wenn es mir auch Schaden brächte; und nun mußte ich dieß Gelübde doch verletzen, und gegen wen! — aber ſprich, Bertha, konnt' ich anders? — wollt' ich denn mir Qualen erſparen? — nein, ihm, dem Retter meines Lebens. — Wallerſtein zeigte mir den Brief, den der Pfarrer ihm geſchrieben. Der Biedermann warnte ihn, ſich nicht zu übereilen, ſich wohl zu prüfen; er ſollte auf einige Monate Hagebuſch verlaſſen, ſo rieth der Alte ihm ernſtlich, und dann erſt erklären, ob er bey ſeinem Entſchluß beharre. Mein Herz bebte, als ich das las. Ein Strahl der Hofnung brach durch meine Nacht. Ich ſah Wallerſtein fragend an. „Der gute Alte irrt ſich,“ ſprach er mit einem Seufzer, „ich hab' nichts mehr zu „prüfen, meine Wahl iſt entſchieden.“

Da wurde es wieder dunkel vor meinen Augen. Wir ritten eine Zeitlang ſchweigend neben einander. Dann hub er an, mir zu erzählen, wie er mit Luiſen leben wolle. Er hat Hagebuſch gekauft; das Schloß iſt nur eine halbe Meile von der Pfarrwohnung entfernt. Er will es zierlich ausbauen und ſeinem Schwiegervater einen Gehülfen geben. Der Alte ſoll bey ihm wohnen, und künftig nur die Amtsgeſchäfte verrichten, die ihm nicht beſchwerlich fallen. Auch ich ſoll bey ihm wohnen, und mir ein gutes Weib ausſuchen, für Alles will er ſorgen. So, meynt er, wird es einen kleinen traulichen Cirkel geben, in welchem die thörigten Wünſche der Jugend ſich leicht vergeſſen würden. Er habe ſtets Kinder geliebt, fügte der Peiniger endlich noch hinzu, er hoffe, Luiſe werde ihm Kinder ſchenken, und dann ſey er mit mannichfaltig ſüßen Banden an das Leben gefeſſelt.

Ich meynte ich müßte erſticken auf meinem Gaule; es war mir Einmal als ſollt' ich brüllen! Glücklicherweiſe rannte ich mit der Stirn gegen einen Baumaſt, weil ich des

Weges nicht geachtet hatte; der Schlag war ſo heftig, daß er mich faſt der Sinne beraubte. Dieſer Zufall, liebe Bertha, hat mich abermals ein Mittel gelehrt, mein Herz zu bändigen, nämlich den körperlichen Schmerz; der iſt fürwahr eine wohlthätige Ableitung. Es vergiengen mehrere Minuten, ehe ich wieder an Luiſen denken konnte. Das war mir heilſam, und ich begreife nun, warum die Mönche in den Wüſten ſich ſo ungeheure Kaſteyungen auflegten; die meiſten dieſer Schwärmer waren ſicher unglücklich Liebende.

In der Dämmerung kamen wir nach Hauſe. Wallerſtein ſtürzte ſich in des Vaters Arme. Die Tochter ließ ſich nicht ſehen. Gott vergelt' ihr dieſe Schonung! ich zitterte vor dem Augenblicke, wo in *meiner* Gegenwart der Bräutigam den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken würde. Ich eilte in unſer Gartenhäuschen, wo ich im Finſtern auf und nieder gieng, bis man mich zum Eſſen rief. Wallerſtein hat mir nachher erzählt, der Pfarrer habe mündlich und mit groſem Nachdrucke ſeine Warnungen wiederhohlt, doch endlich nachgegeben, da er ſeines Zöglings unerſchütterlichen Ernſt geſehn. Dann ſey Luiſe gerufen worden und zitternd erſchienen. Ihre Verwirrung, ihre holde Scham hätten ihre jugendlichen Reize ſo ſehr erhöht, daß Wallerſtein ſelbſt ſich faſt eingebildet, er empfinde mehr als Wohlwollen für ſie. Der Vater hätte ſie in ſeine Arme geſchloſſen und noch einmal mit großer Rührung gefragt: ob auch ihr Herz mit ſeinen und Wallerſteins Wünſchen einverſtanden ſey? ob ſie gern und völlig ungezwungen beyder Glück machen wolle? ihre Antwort war durch Schluchzen erſtickt worden; ſie hatte ihr Geſicht an des Vaters Buſen verborgen und ihre Hand dem Glücklichen gereicht. Als ich hinüber kam, war ſie ſchon gefaßt, und eben beſchäftigt, den Tiſch zu ordnen. Ich bemerkte wohl, daß ſie zuckte, als ſie mich herein treten hörte.

„Guten Abend, lieber Wattewyl,“ ſagte ſie, noch ohne mich anzuſehen; dann aber warf ſie von der Seite einen Blick nach mir und that einen lauten Schrey! Meine Stirn war nämlich hoch aufgeſchwollen von dem harten Schlage des Baumaſtes. Wallerſtein erklärte ihr das ſogleich, und ſie eilte, ohne zu antworten, ängſtlich hinaus. Nach einigen Minuten kam ſie wieder mit einem Umſchlag von warmen Wein, hieß mich niederſetzen, trat vor mich hin und verband mir die Stirn. Ich wählte dieſen Augenblick, um ihr ſtammelnd Glück zu wünſchen, denn das mußte doch geſchehen um der Andern willen. Sie ſagte kaum hörbar: ich danke, aber ihre Hände zitterten, das fühlte ich an meinem heißen Kopfe, und eine koſtbare Thräne fiel auf meine Wange herab.

Bey Tiſche war der Alte ſo heiter, als ich ihn noch nie geſehen. Er ließ Wein bringen und verjüngte ſich mit jedem Glaſe. Fürwahr ſein Antlitz ſtrahlte von ſtiller Freude.

Luiſe bemerkte das, und es gab auch ihr eine ſanfte heitere Stimmung. Den Bräutigam, der ihr gegenüber ſaß, blickte ſie nur verſtohlen an, aber auf ihres Vaters verklärtem Geſichte ruhte ihr Auge mit ſüßem Wohlgefallen.

Gegen das Ende der Mahlzeit erhub der Pfarrer ſein Glas, und ſtimmte ein ſchönes Lied an die Freude an. Luiſe mußte mit ſingen. Ich hörte das Lied zum Erſtenmale, es ergriff mich gewaltig. Ein Vers kommt darin vor: auch die Todten ſollen leben! Da blickte der Alte mit naſſen Augen auf ſeine Tochter, ſtieß an ihr Glas und ſagte: Deine Mutter! — Luiſe ſprang auf, und fiel laut weinend ihm um den Hals. „Wenn Deine gute Mutter wüßte,“ rief er aus, „wie glücklich Du deinen Vater „machſt!“ —

„O, dann bin auch ich ganz glücklich!“ ſchluchzte Luiſe und ergriff ihr Glas.

Auch die Todten ſollen leben! wiederhohlte der Alte feyerlich; „ja, ſie „leben! ſie wiſſen von uns.“ — Wir Alle wurden ſtill. Es war als rauſchte es im Zimmer. Wallerſtein ſchien tief gerührt. Luiſe reichte ihm ihre Hand und ſagte mit holder Wehmuth: „ich will „thun, was in meinen Kräften ſteht, um „Ihre Liebe zu gewinnen.“ — Wallerſtein ſchlug den Arm um ſie und küßte feurig die dargebotene Hand. Mein Herz wollte mir zerſpringen. Ich konnte es nicht länger mit anſehen. Die Beule am Kopfe mußte mir einen Vorwand leihen, die Wunde im Herzen zu verbergen. Luiſe hat ſie dennoch bluten ſehen.

Ich ſchlich in meine Kammer. — Nun iſts vorbey! — nun geh' ich Luiſen aus dem Wege und ſie mir. Das iſt doch warlich Alles, was man ehrlicher Weiſe von uns fodern kann. Wird es mir zu ſauer, nun ſo giebt es ja Gottlob noch Krieg genug in der Welt. Ich ziehe gegen die Franzoſen und helfe mein armes Vaterland rächen. Fürs Erſte ziehe ich aber gegen die Wölfe, das kommt ja ſo ziemlich auf eins heraus. Eine ganze Woche lang habe ich dem Förſter verſprochen, mit ihm durch die Wälder zu ſtreifen. Gieb acht, das wird mir wohl thun. Es liegt noch Schnee in den Wäldern, da wird es herrlich kalt ſeyn. Ich möchte mich hinein vergraben und erſtarren.

Ein und neunzigſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Sallmkäll.

Mein geliebter Mann. Der Zuſtand unſerer Freundin iſt weit bedenklicher, als wir vermutheten. Ich fürchte, ſie welkt dem Grabe zu. Am Abend meiner Ankunft glaubte ich ſie an Leib und Seele bey weitem nicht ſo krank. Ihr Auge funkelte, ihre Wange blühte, ſie war heiter und geſprächig. Aber ich merkte bald, daß nur die Freude über meinen Beſuch dieſe kurze Anſpannung ihrer reizbaren Nerven erzeugt hatte. Schon am andern Morgen kam ſie mir bleich, mit erloſchenem Blick entgegen. Sie geſtand, die Freude habe nachtheilig auf ſie gewirkt, doch ſprach ſie leicht davon und meynte, es werde bald vorüber gehen. Allein von ihrem Kammermädchen erfuhr ich, ſie habe viel Blut geſpieen und leide ſchon ſeit einigen Wochen an dieſem bedenklichen Uebel. Ich kann es nicht vermeiden, daß meine Gegenwart es noch mehr aufregt. Sie hat ſchon ſo lange Niemanden um ſich gehabt, dem ſie ihr Herz ausſchütten konnte; nun fließt es über, und ſie ſpricht den ganzen Tag nur von ihm, von unſerm edlen Freunde, der dieſes Kleinod verkennt.

Ich weiß jetzt Alles. Es war eine Zeit, wo ſeine ſtürmiſche Liebe ſie verleiten wollte, von ihrem Manne ſich zu ſcheiden. Sie widerſtand, um ihres alten Vaters willen, den ſie zu kränken fürchtete; auch um Arlhofens willen, der, ihres Vermögens und ihrer Perſon zugleich beraubt, plötzlich arm und vielleicht auch unglücklich geworden wäre. Das, meynte ſie, hatte er doch nicht um ſie verdient, weil er ſie immer ſchonend, und, nach ſeiner Art, mit Liebe behandelt habe. Doch um Wallerſtein ſo viel ſie durfte zu befriedigen, beſonders um von den Qualen ſeiner Eiferſucht ihn zu befreyen, legte ſie das ſeltſame Gelübde in ſeine Hand, von jenem Augenblicke an nur den Namen von Arthoſen's Gattin zu tragen, ihm nichts zu ſeyn als Freundin und Schweſter. Sie hielt Wort. Die Begebenheit mit Fräulein Lamm iſt Dir bekannt, ſo wie das edle Opfer, welches Leontine brachte.

Dieſes Opfer hat ihr den Geliebten, wie es ſcheint, auf ewig geraubt. Er iſt im Irrthum gleich der Welt. Vielleicht kam es nur auf ihn an, dieſen Irrthum aufzuklären; allein er ſchrieb ihr ein eiskaltes Billet, machte keinen Verſuch, ſie wieder zu ſehen, verkaufte ſein Gut und zog aus dem Lande, Niemand weiß wohin. Daß er ſie treulos glaubt, nagt noch bitterer an Leontinens Herzen, als ſein Verluſt. Um von dieſem Irrwahn ihn zurück zu führen, gäbe ſie ihr Leben, allein ſie fürchtet, daß eine aufgedrungene Erklärung einer Bitte um Zurückgabe ſeines Herzens ähnlich ſehen würde; ſie iſt ſich ihres Werthes bewußt, und wird ſich nimmer dazu entſchließen, auch wenn ſie ſeinen Aufenthalt erforſchen könnte. Folglich hat ſie jeder Hoffnung entſagt, nur nicht der, bald zu ſterben. Sie ſpricht ſo ruhig während von ihrem nahen Tode, und Alles, was ſie umgiebt, nährt ihre tiefe Schwermuth, denn überall findet ſie Spuren von dem Geliebten, der einſt hier wohnte.

Ihr Zuſtand quält mich unausſprechlich. Vergebens hab' ich ſie überredet, nach der Stadt zu reiſen, ſie will ſich von Sallmküll nicht trennen, ſie will in *ſeinem* Zimmer ſterben. Mein dringendes Bitten hat ſie doch endlich vermocht, einen Arzt hohlen zu laſſen, mir zu Liebe, ſagte ſie lächelnd. Seit zwey Tagen iſt der Arzt im Hauſe, hat ſie beobachtet, den Kopf geſchüttelt und endlich erklärt, ſie müſſe in ein Bad reiſen. Lange wollte ſie davon durchaus nichts hören. Meine Thränen rührten ſie, ſie weinte mit mir, aber ſie gab nicht nach. Ich nahm meine Zuflucht zur Religion. Leontine iſt fromm. Ich ſagte ihr geradezu, ſie mache ſich eines Selbſtmordes ſchuldig, wenn ſie nicht Alles thue, um ihr Leben zu retten. Ob dieſer Grund auf ſie wirkte, oder ob die hingeworfene Bemerkung ſie erſchütterte, daß ſie vielleicht Wallerſtein irgendwo antreffen, wenigſtens von ihm hören werde — das wage ich nicht zu entſcheiden. Sie wurde nachdenkend, und hatte endlich keine andere Ausflucht mehr, als daß ſie doch allein unmöglich reiſen könne. Ich ſprach mit dem Arzt, und machte ihn willig, ſie zu begleiten. „Der „Mann iſt zu jung," ſagte ſie lächelnd, „er bringt mich noch um den letzten Reſt von „meinem guten Rufe."

So ſteht es jetzt mit ihr. Sie hat ſich noch immer nicht entſchloſſen, allein ich hoffe doch, es werde meinen heiſſen Bitten gelingen, ihre Bedenklichkeiten zu überwinden. Der Frühling naht. Reiſt ſie nicht, ſo wird ſie den Herbſt ſchwerlich erleben.

Ich bin eine glückliche Frau, allein ich bekenne Dir, mein guter Mann, daß der Tod dieſer Edlen mein Glück auf lange Zeit trüben wird. Könnt' ich ſie retten, es gäbe nur wenige Opfer, deren ich unfähig wäre; mein eigenes Leben gehört nicht darunter, wenigſtens nicht um meiner ſelbſt willen.

Bald kehrſt Du nun nach Petersburg zurück. Wann foderſt Du, daß ich zu Dir komme? Wir waren faſt noch nie getrennt, Du kannſt Dir alſo meine Sehnſucht denken. Dennoch wünſche ich, Du möchteſt mich hier laſſen, bis Leontine in den Wagen ſteigt. Ich bringe Dir ſonſt ein kummervolles Weib zurück.

Zwey und neunzigſter Brief.

Antwort des Herrn von Thümen.

Du mußt mit ihr in den Wagen ſteigen. Ja, meine theure Caroline, Du mußt ſie begleiten. So ſchwer mir auch die Trennung von Dir wird, ſo wanke ich doch nicht einen Augenblick. Denke, wie Du hülflos im Kruge lagſt mit Deinem Säugling an der trocknen Bruſt, und der Engel zu dir trat. Danke Gott mit mir, daß er uns eine Stunde erleben laſſen, in der wir zeigen können, daß wir Wohlthaten nicht vergeſſen. Hoffe mit mir, daß uns der Himmel doppelt günſtig ſeyn werde, denn mir ahnet, Du wirſt Leontinen für Wallerſtein erhalten, für den Mann, dem wir unſer ganzes Glück verdanken.

Das Blut ſteigt mir zum Kopfe und das Waſſer in die Augen, wenn ich dieſe Möglichkeit mir denke. Und warum nicht? warum könnt' es nicht geſchehen? — Gewiß liebt er ſie noch — gewiß leidet er gleich ihr — der Wahn muß ihm entriſſen werden — ja, liebe Caroline, wir müſſen Leontinens Geheimniß verrathen. Ihr nutzt das nicht, aber uns. —

Wende mir nicht ein, daß Du ihr Verſchwiegenheit gelobt haſt. Deinem Manne darfſt Du nichts verſchweigen, auch hat ſie Dir nicht auferlegt, ihr Schickſal mir zu verheimlichen. Die Hauptſache hat ſie mir ja ſelbſt in Petersburg vertraut, und mehr braucht er nicht zu wiſſen. Kurz, ich bin entſchloſſen, Alles aufzubieten, um dieſes edle Paar zu vereinigen. Schaffe mir nur ſchnell Wallerſteins Adreſſe. Ich ſchreibe an ihn, oder, wenn mein Dienſt es nur irgend erlaubt, ſo reiſe ich ſelbſt zu ihm.

Führe Du indeſſen Leontinen ins Bad. Ich lege Dir einen Wechſel auf Hamburg bey, damit Deine Delicateſſe Dich nirgend in Verlegenheit bringen möge. Noch Einen Brief, nur noch Einen, erwart' ich aus Sallmkülli von Dir. Er enthalte Wallerſteins Adreſſe, und, wo möglich, die Nachricht von Eurer Abreiſe. — Unſere Kinder ſind geſund und grüßen Dich.

Drey und neunzigſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Zur Hälfte, mein geliebter Mann, iſt Dein Wunſch erfüllt. Mein Anerbieten, Leontinen zu begleiten, hat ihren ſchwankenden Entſchluß beſtimmt. Sie hat es mit lebhafter Freude aufgenommen, die Anſtalten werden jetzt haſtig betrieben, ſo haſtig, daß ich hoffe, wir können noch mit der letzten Schlittenbahn Königsberg erreichen. Ich danke Dir, mein guter Thümmen! Du biſt zugleich meinem Wunſche zuvorgekommen, den ich nicht zu äuſern wagte. Auch ich werde nie vergeſſen, daß das Leben unſers Eduard, der uns ſo viele Freude macht, ein Geſchenk dieſer Edlen iſt. Ich hätte, ſelbſt an Deiner Seite unter meinen Kindern, des Lebens nicht mehr froh werden können, wenn ich ſie hätte verlaſſen müſſen.

Möchte ich doch im Stande ſeyn, auch Dein zweytes Begehren zu erfüllen. Walkſteins Aufenthalt iſt für Jedermann ein Geheimniß. Er hat einen Vetter hier in der Nähe, der ſein Bevollmächtigter bey dem Verkaufe des Gutes war. Von ihm glaubte ich ſichere Nachricht einzuziehen; gern hätte ich ſelbſt mit ihm geſprochen, allein unter welchem Vorwand ſollte ich von Leontinen mich entfernen? ich wandte mich daher an ihr Mädchen, ein gutes, treues Geſchöpf, das Du auch ſchon in Petersburg geſehen haſt. Ich unterrichtete ſie. Leontine bedarf ihrer ſelten, eine Abweſenheit von einigen Stunden blieb daher unbemerkt.

Sie brachte mir die Antwort: Wallerſtein habe bisher durch einen Banquier in Königsberg an den Vetter geſchrieben, ſeit dem Verkauf von Sallmkäll ihm aber gemeldet, er ſey geſonnen, eine weite Reiſe zu unternehmen, und bitte ihn, ſich vor der Hand nicht weiter um ihn zu bekümmern, da er unmöglich beſtimmen könne, wo die Briefe ihn treffen würden. Der Vetter mußte ihm zuletzt ſein ganzes Vermögen in Wechſeln überſenden, und hat ſeitdem nichts weiter von ihm gehört. Es ſcheint daher leider wohl, er habe ſein Vaterland auf immer verlaſſen, und wer weiß, in welchen fremden Welttheil ihn ſein gequältes Herz getrieben. Vielleicht kannſt Du durch die ruſſiſchen Geſandtſchaften ihm auf die Spur kommen, das iſt meine letzte, ſchwache Hoffnung.

Leb wohl! umarme unſere Kinder. Von der Reiſe ſchreibe ich Dir oft.

Vier und neunzig.

Bekanntmachung in der Hamburger Zeitung.

Der ruſſiſch kaiſerl. Major und Ritter, Herr von Wallerſtein, aus Liefland gebürtig, wird von Endesunterzeichnetem benachrichtigt, daß ein äuſſerſt wichtiger Brief für ihn zu Berlin, Dreſden, Wien und Hamburg in den Kanzeleyen der ruſſiſchen Geſandtſchaften daſelbſt, in gleichlautenden Abſchriften niedergelegt worden. Man beſchwört ihn, ſo ſchnell als möglich, von dem nächſten dieſer genannten Orte den Brief abhohlen zu laſſen, an dem vielleicht das Glück mehr als Eines edlen Menſchen hängt.

Der Schloßhauptmann
von Thümen.

Fünf und neunzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

Es hat ſich etwas höchſt ſeltſames zugetragen. Seit einigen Wochen lebten wir, als ſey eigentlich gar nichts vorgefallen. Luiſens Vermählung ſollte zwar im nächſten Monat gefeyert werden, allein, dieſe Erklärung ausgenommen, ſah man weiter keine Spur davon. — Der Bräutigam war ernſt, die Braut ſchüchtern, ein Fremder hätte ihr Verhältniß nie errathen. Mir ſelbſt wurde leichter dabey. Ich konnte wieder mit Luiſen ſprechen, ihr wieder ins Auge ſehen, und überredete mich, es ſey noch lange hin, ehe unſer beyder Schickſal unwiderruflich entſchieden werde. Auch der Alte ſchien von ſeinem erſten Freudenrauſch erwacht zu ſeyn. Er beobachtete mit ſtillem, bisweilen mit düſterm Ernſt die Verlobten; ihre kühle Höflichkeit entlockte ihm manchen verſtohlnen Seufzer, manches leiſe, nur von mir bemerkte Kopfſchütteln. Ach! ich war ſo ſchlecht, mich darüber zu freuen. Es wird gewiß noch anders werden, dachte ich bey mir ſelbſt: der edle Pfarrer wird nicht dulden, daß ein ſo herzig liebes Mädchen ohne Liebe ſich vermähle; und in der That, liebe Bertha, ich möchte ſchwören, der Vater habe ſchon beſchloſſen gehabt, ein Paar zu trennen, das nur Gehorſam, und — wie ſoll ich es nennen? — verliebter Verdruß zuſammen führte. Ich las dieß Vorhaben in ſeinen Augen, denn Du glaubſt nicht, wie ſcharfſichtig die Liebe mich gemacht hat.

Nun aber, was geſchah? — Zeitungen werden hier nicht gehalten, denn wir bekümmern uns um die Welthändel nicht. Aber Wallerſtein hat neulich aus Königsberg von einer Modehändlerin allerley Tand verſchrieben, für Luiſen, verſteht ſich, die er doch warlich auch nicht verſchönern würde. Es kommt eine große Kiſte ſo leicht wie eine Schachtel. Sie wird ausgepackt. Da ſind Hauben und Bänder und Blumen, jedes Stück ſauber und leiſe in weiches Papier gewickelt, meiſt alte Zeitungen. Wir ſtehen Alle darum herum, Luiſe muß Eines nach dem andern auskramen — es war recht ärgerlich, denn ich bemerkte wohl, daß ſie über die luſtigen Dinger eine geheime Freude hatte.

Plötzlich werde ich gewahr, daß Wallerſtein erblaßt. Sein Auge haftete ſtarr auf einem weggeworfenen Zeitungsblatte. Er nahm es vom Tiſche mit zitternder Hand, das ſah ich deutlich, er wollte es aber nicht merken laſſen, drehte ſich langſam um und ſchlich hinaus. Den Pfarrer und Luiſen hatte er glücklich getäuſcht, mich nicht. Abends bey Tiſche war er ſehr zerſtreut und klagte über Kopfſchmerzen. Ich hörte ihn die ganze Nacht in ſeinem Zimmer auf und nieder gehen. Am andern Morgen mußte ich eilig, unter dem Vorwand von Geldgeſchäften, mit einem Briefe an den ruſſiſchen Geſandten in Berlin nach Thoren reiten, und von dort eine Staſſette abfertigen laſſen. Bis zu deren Wiederkunft verlebte er ſeine Tage in ſichtbarer Unruhe. Sie kam endlich und brachte ihm einen Brief, den er haſtig entſiegelte, und, nachdem er ihn flüchtig überblickt, faſt ſinnlos zur Thür hinaus ſtürzte.

Ich erſchrak und folgte ihm. Er nahm den Weg nach dem Walde ohne Hut, ohne Oberrock. Ich hörte, daß er mit ſich ſelber ſprach, ich ſah, daß er einigemal mit der Hand ſich vor den Kopf ſchlug. Mich ergriff eine gewaltige Bangigkeit. Ich verdoppelte meine Schritte, um ihn einzuhohlen, und machte ſo viel Geräuſch als ich konnte. Er wurde mich endlich gewahr. — O, Bertha! ſeine Züge waren ganz zerrüttet. „Laß mich „jetzt allein!“ rief er mir zu: „um Gotteswillen! laß mich allein!“

Ich mußte gehorchen, verlohr ihn aus dem Auge, brachte mehrere Stunden in großer Angſt um ihn hin, und getraute mich dennoch nicht, die Hausgenoſſen zu beunruhigen. Endlich kam er zurück. Der Sturm hatte ſich gelegt, wenigſtens ſchien er jetzt Herr über ſeine äußern Bewegungen; aber das eingeſunkene Auge, in deſſen Höhle eine tief liegende Kohle zu glühen ſchien, verrieth einen blutigen Kampf in ſeinem Innern.

Warlich, er ſah aus wie ein Mörder. Mich nahm er heftig bey der Hand:

„Lieber Wattewyl,“ ſagte er, „ich „kann und will Dir nicht verhehlen, daß etwas ſeltſames in mir vorgeht; doch verlange jetzt nicht zu wiſſen was. Du ſollſt es „erfahren, Du allein, nur frage nicht. Geh „hinüber, ſage dem Pfarrer, ich ſey nicht „wohl, ich werde heute nicht zum Eſſen kommen; eine kleine Verkältung — ich habe „mich zu Bett gelegt, man möge mir Thee „ſchicken und ſich weiter nicht um mich bekümmern. Morgen werde Alles vorbey „ſeyn. Aber ſo lieb Dir meine Freundſchaft „iſt, ſage weiter kein Wort.“

Ich that was er begehrte, hohlte ihm ſelbſt den Thee, fand ihn ſchreibend, wollte bey ihm wachen, er verbot es mir. Mein Zimmer ſtößt an das Seinige, nur eine dünne Wand trennt uns. Ich konnte auch nicht ſchlafen, denn ich liebe ihn ja ſo herzlich. Er ſchrieb eine Viertelſtunde, dann gieng er auf und nieder, dann warf er ſich aufs Bett und ſtöhnte, dann ſchrieb er wieder ein Weilchen, und ſo trieb er es die ganze Nacht. Am Morgen ſandte er einen Brief nach Petersburg auf die Poſt. Dann rief er mich und wiederhohlte ſein Verbot, von dem, was ich geſehen oder vermuthen möchte, drüben auch nur das mindeſte zu verrathen. „Gern,“ ſagte er, „würde ich Dir ſogleich Alles ver„trauen, allein ich kann, ich darf nicht eher, „als bis nach meiner Vermählung.“

Der Alte unterbrach uns. Er kam, ſich nach Wallerſteins Befinden zu erkundigen, und erſchrak, als er ſeine Geſtalt ſo verändert fand. „Es hat nichts zu bedeuten,“ ſagte Wallerſtein mit einer Entſchloſſenheit, die er, ſeit Abſendung des in der Nacht geſchriebenen Briefes, gänzlich wieder in ſeiner Gewalt zu haben ſchien. „Es ſoll „nichts zu bedeuten haben,“ wiederhohlte er mit großem Nachdruck. „Wollen Sie mei„ne Geneſung vollenden, mir Geſundheit

„und Ruhe wieder geben, ſo ſchieben Sie „meine Verbindung mit Luiſen nicht länger „auf.“

Betroffen, doch angenehm überraſcht (ſo kam es mir vor), ſah ihn der Pfarrer mit groſſen Augen an. Wallerſtein faßte ſeine Hand und bat mit einer ſolchen Heftigkeit um Beſchleunigung, daß der gute Alte, nach einigen ſchwachen Bedenklichkeiten, verſprach, am nächſten Sonntage ſeine Wünſche zu erfüllen. Auf welche Folter dieſe Verhandlung Deinen armen Bruder ſpannte, brauche ich Dir nicht zu beſchreiben. Ich verſuchte einigemal mich zu entfernen, und war doch wie auf den Platz gebannt, konnte nicht weichen, ohne mein Urtheil aus des Pfarrers Munde vernommen zu haben. Jetzt rannte ich hinaus. Sie blieben wohl noch eine Stunde beyſammen. Es ſcheint, Wallerſtein habe alle die Wolken zerſtreut, die in der Seele des Greiſes nach und nach aufgeſtiegen waren.

Was in mir vorgieng, davon laß mich ſchweigen. Bald ſuchte ich mich zu überreden, es ſey meine Pflicht, trotz Wallerſteins Verbot, dem Pfarrer Alles zu entdecken; denn was konnte jene Zeitung, was der räthſelhafte Brief enthalten? — Nachrichten aus Liefland, das ſchien mir klar; Nachrichten, die ſeine alte Liebe plötzlich wieder geweckt; zwiſchen ihr und neuen Pflichten, die ſeine Redlichkeit vielleicht für unauflöslich hält, einen Kampf erregt hatten. Und wenn es ſich ſo verhielt, ſollte ich denn nicht wider ſeinen Willen ihm künftige Reue erſparen? — Er liebt ja Luiſen nicht, das hat er ſelbſt bekannt, und ſicher hat der Alte ſchon oft ſeine Kälte ſchmerzlich bemerkt. Ja, ich bin faſt überzeugt, der kluge Greis hätte längſt die Verbindung aufgehoben, wenn nicht ſein eigener Lieblingswunſch über die Gefahren der Zukunft ihn verblendete.

Solche Betrachtungen zogen mich mehr als Einmal auf des Pfarrers Schwelle; aber

— daß ich ſelbſt Luiſen liebe, das ſtieß mich immer wieder zurück. Mich warnte mein Gewiſſen: „die Quelle iſt nicht rein, aus der „dein Handeln fließt. Wer bürgt dir für „Selbſttäuſchung? Wie magſt du dich überreden, das Geheimniß errathen zu haben? „— Warum vermutheſt du Nachrichten aus „Liefland? — hat doch Wallerſtein nur „nach Petersburg geſchrieben? nachdem er „einen Brief, nicht aus Liefland, ſondern „von der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Berlin „erhalten? — Wie ſtimmt das mit deiner „Vermuthung zuſammen? — Was hat ſeine Liebe mit einer alten Zeitung und mit „der ruſſiſchen Geſandtſchaft gemein? — „Vielleicht iſt er aufgefodert worden, wieder in Dienſte zu treten; vielleicht iſt ſein „Vermögen in Gefahr; wer kann alle Möglichkeiten erforſchen, die ihm leicht heftige „Unruhe verurſachen konnten, ohne in der „geringſten Beziehung mit Frau von Arlhoſen zu ſtehen? — Er iſt der redlichſte

„Mann auf der Welt; er bittet um Beſchleunigung der Vermählung — folglich muß „er gute Gründe haben; mit welchem Rechte darfſt du verrathen, daß ihn ein Geheimniß drückt?“ —

So ſchwankt' ich hin und her, blieb unthätig, zwar immer mit meinem Herzen im Kampfe, aber doch mit meinem Gewiſſen in Frieden. Mir wird nun des Räthſels Auflöſung ewig verborgen bleiben, denn Luiſens Vermählung beyzuwohnen, oder vermählt ſie wieder zu ſehen — nein, das vermag ich nicht. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich trenne mich von Wallerſtein — ich muß mich von ihm trennen! —

Sechs und neunzigſter Brief.

Herr von Thümen an Wallerſtein.

Ihnen, mein Wohlthäter, verdanke ich mein ganzes Glück. Jetzt erreicht es den höchſten Gipfel, denn Sie werden mir das Ihrige verdanken. Sie liebten Frau von Arlhofen, gewiß Sie lieben ſie noch; denn ich begreife, daß ein Herz von dieſem Engel beſeſſen, nie ein anderes Bild aufnehmen kann. Ein unſeliger Irrwahn hat Sie von ihr getrennt. Sie glaubten ſie Ihrer Liebe unwerth. O, kehren Sie ſchnell zu ihren Füßen zurück! und beweinen Sie die verlornen Stunden. Erinnern Sie ſich des Fräulein Lamm? einer Verwandtin von Arlhofen, die er ſeiner Gemahlin als Geſellſchafterin aufdrang? — Kurz vor ſeiner Abreiſe zur

Armee verführte er dieß arme Geſchöpf; die Folgen wurden ſichtbar; ſie entdeckte ſich verzweifelnd der edlen, beleidigten Frau. Um die Ehre der Unglücklichen und die ihres unwürdigen Gemahles zu retten, übernahm Leontine die Mutterrolle, und führte das Mädchen nach Petersburg, wo es im Kindbette ſtarb. Ich ſelbſt bin Augenzeuge, und verpfände mein Ehrenwort für die Wahrheit dieſer ſeltenen Begebenheit.

Alles übrige errathen Sie leicht. Frau von Arlhofen gelobte der Sterbenden Verſchwiegenheit und hielt Wort. Vielleicht hätte ſie, nach ihres Mannes und des Kindes Tode, bey Ihnen eine Ausnahme gemacht; allein Ihre bittere Kälte ſchreckte ſie zurück. Sie glaubte ſich von Ihnen nicht mehr geliebt; ſie vertrauerte ihre Tage und wünſchte ſich den Tod, der ſie zu erhören ſchien; denn ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ſie noch jetzt am Rande des Grabes wankt. Meiner Frau iſt es endlich gelungen, ſie zu einer Reiſe nach Carlsbad zu überreden, von der ich ihre Geneſung zu hoffen wage. Am ſicherſten wird dieſe Hofnung in Erfüllung gehen, wenn Sie dieſen Brief nicht zu ſpät erhalten. Sind Sie noch in Deutſchland, ſo haben wir gewonnen, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie, gleich nach Empfang dieſer Zeilen, ſich in den Wagen werfen, und nach Carlsbad fliegen werden. — O, Freund! welchen Engel haben Sie verkannt! — Eilen Sie, Ihr Unrecht wieder gut zu machen! — Ich habe nichts weiter hinzuzufügen, als die heilige Betheurung, daß der Schritt, welchen ich jetzt thue, ohne Vorwiſſen der Frau von Allhofen geſchieht.

Sieben und neunzigſter Brief.

Wallerſteins Antwort.

Sie haben mir einen Dolch in die Bruſt geſtoßen. Ich werde an der Wunde verbluten. Ich verabſcheue mich ſelbſt! ich bin ein Elender! ich verdiene Ihr Mitleid nicht! und doch — wenn ich meine Qualen Ihnen ſchildern könnte, Sie würden ſchaudern. — Ich will es in zwey Worte faſſen: ich liebe Leoninen bis zur Raſerey! aber ich bin gebunden, ich kann nicht mehr zurück. Die Tochter eines edlen Greiſes, den ich von Jugend auf als meinen Vater ehrte, iſt meine Braut. Wie es damit zugegangen, mögen Sie errathen, nur vermuthen Sie von meinem Herzen keinen Wankelmuth. Mein Entſchluß war ein Werk der Vernunft und Dankbarkeit. Meine Ueberredung hat dem alten Manne ſeine Einwilligung entriſſen — jetzt findet er ſein ganzes Glück in dieſer Verbindung; jetzt ſind Verwandte und Bekannte davon unterrichtet, der Vermählungstag iſt angeſetzt. — Soll ich nun ein unſchuldiges Mädchen verlaſſen? dem Spotte Preis geben? ſoll ich das graue Haar meines Lehrers, meines väterlichen Freundes, mit Jammer in die Grube bringen? weil ich ſeine Warnungen verſchmäht? weil ich ihn ſelbſt gezwungen habe, auf meine Rechtlichkeit zu bauen? — Nimmermehr! —

O, ich weiß, ich bin noch frey; nur ein Wort, und alle Bande ſind gelöſt. Aber ich weiß auch, daß dieſes Wort des edlen Greiſes Herz brechen würde — nie werde ich es ausſprechen. — Wenn Sie dieſen Brief erhalten, bin ich ſchon vermählt, vielleicht auch ſchon todt. Gleichviel. — Ich war ein Elender, der den höchſten Edelmuth nur darum verkannte, weil er ſich ſelbſt deſſen unfähig fühlte. Soll nun die edle Familie, der ich jetzt angehöre, mein Verbrechen büßen? — — Nein, ſo wahr ich in dieſem Augenblicke die Qualen der Hölle leide, ich werde meine Pflicht erfüllen, und Leontinen nie wieder ſehen! — Gott mache ſie glücklich! — O, daß ich ſelbſt wünſchen muß, von ihr vergeſſen zu werden! — Kann das nur geſchehen, indem ſie mich verachtet, Freund, ſo erzählen Sie ihr von mir die ſchändlichſten Dinge, ich bitte Sie darum! — Lieber gäb' ich zwar mein Leben, als ihre gute Meynung von mir hin; aber ich fühl' es, nicht mein Tod, nur meine Verworfenheit kann ſie beruhigen; darum will ich auch dieß ſchwerſte Opfer bringen. Verleumden Sie mich — um Gotteswillen! verleumden Sie mich bey ihr! —

Leben Sie wohl! nie werden Sie wieder von mir hören, nie erfahren, wo ich bin. Ich bleibe Ihr Freund bis in den Tod, Sie ſind der Meinige; aber in dieſem Augenblicke ſcheiden wir auf ewig. Nicht einmal zu wiſſen verlange ich, ob Leontine lebt? ich habe in dieſer Welt nichts mehr mit ihr gemein; in jener wird ſie mir verzeihen um meiner unausſprechlichen Leiden willen.

Acht und neunzigſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Oſtrometzke an der Weichſel.

Vergieb mir, lieber Mann, wenn ich Dir minder oft ſchreibe, als Du vielleicht erwarteſt. Fürwahr es liegt nicht am guten Willen, aber ich finde ſo ſelten Zeit. So ſchwer es hielt, Leontinen zu der Reiſe zu überreden, ſo ſchnell hingegen eilen wir jetzt von Stadt zu Stadt. Ihre Kränklichkeit macht ſie ungeduldig, immer will ſie vorwärts, überall findet ſie Langeweile. Trotz ihrer Schwäche beſteht ſie darauf, Tag und Nacht zu reiſen. Nur auf dem Gute ihrer Freundin in Liefland haben wir uns zwey Tage aufgehalten, und da war ſie ziemlich heiter. Meinen Brief von dort wirſt Du empfangen haben. Seitdem hat ſie mir wahrhaftig keinen Augenblick vergönnt, um meine Feder einzutauchen. Selbſt in Riga und in Königsberg haben wir bloß Pferde gewechſelt. Am letztern Orte fand ich Deinen Brief mit der Einlage von Wallerſtein.

Ich habe lange geſchwankt, ob ich ihn Leontinen zeigen ſollte oder nicht. Auf einer Seite wäre es vielleicht ſehr heilſam, ihr jede Hofnung auf immer zu benehmen; denn ob ſie gleich oft behauptet, ſie nähre nicht die kleinſte mehr; ſo verräth ſie doch bisweilen unwillkührlich, daß ihr ganzes Herz noch immer in Hofnung ſchwimmt, aus Hofnung Leben ſaugt. Aber täglich wird dieſer Lebensquell durch Täuſchungen vergiftet, und was reibt ſchneller auf, als ſolch ein ewiger Wechſel von mühſamen Emporklimmen und plötzlichem Herabſtürzen! Beſſer ſchien es mir daher, das unabwendbare Schickſal ihr nicht zu verheimlichen. — Auf der andern Seite hingegen iſt ihr Körper jetzt ſo ſchwach, daß eine plötzliche Erſchütterung ihr vielleicht das Leben koſten würde. Darum will ich ſchweigen, bis Reiſen, Baden und mancherley Zerſtreuungen ihre Lebenskraft geſtärkt haben. Ueber Wallerſteins Verfahren mag ich nicht aburtheilen. Wenn nur nicht verſteckte Sinnlichkeit ihn hingeriſſen hat; denn Du ſelbſt, lieber Thümen, haſt mir oft bekannt: daß Liebe euch Männer nicht, wie uns, vor Sinnlichkeit ſchützt.

Hier, in einem Dorfe an der Weichſel, hier mußte Leontine endlich verweilen, denn der Strom geht ſo ſtark mit Eis, daß Niemand wagt überzuſchiffen. Zwar, unſere

Freundin wollte ohne Bedenken ihr Leben in Gefahr ſetzen, ſie beſtand darauf, übergeſetzt zu werden, und bot eine groſse Belohnung. Es fanden ſich auch einige Wagehälſe, die es unternehmen wollten; allein der Poſtmeiſter erklärte ſehr ernſtlich, er müſſe für Unglück haften, und dürfe es nicht zugeben. Es war ohnehin ſchon faſt dunkel, als wir ankamen. Leontine fragte: ob wir denn morgen mit dem frühſten übergeſchifft werden könnten? Auch das verneinte der Poſtmeiſter. Wir würden, ſo vermuthete er, zwey bis drey Tage warten müſſen. Nun iſt es allerdings ſehr unangenehm, in einem Dorfe, wie Oſtrometzke, ſtill zu liegen, wenn man Riga und Königsberg verſchmäht hat; Leontine fand es aber nicht bloſs unangenehm, ſondern unerträglich, und ſchalt mit komiſchem Ernſt auf die preuſsiſche Regierung, daſs ſie keine Brücken baue. Der Poſtmeiſter, ein höflicher alter Mann, nahm ſich ſeiner Regierung mit groſsem Eifer an, und bewies, daß es unmöglich ſey, an dieſer Stelle eine Brücke aufzuführen.

„Es muß doch irgendwo möglich ſeyn,“ ſagte Leontine haſtig. „Auf meiner erſten Reiſe nach Deutſchland habe ich den Weg über Danzig genommen, und auch bey Dirſchau keine Brücke gefunden.“

„Wenn die gnädige Frau eine ſo große Liebhaberin von Brücken ſind,“ erwiederte der Poſtmeiſter ein wenig gereizt, „ſo dürfen Sie nur über Thoren reiſen, da iſt eine lange lange Brücke, und dort iſt auch der berühmte Copernicus gebohren worden.“

„Kann ich von hier nach Thoren kommen?“ fragte Leontine.

„O ja,“ war die Antwort.

„So laſſen Sie ſchnell anſpannen.“

„Für heute iſt das unmöglich; es ſind vier ſtarke Meilen und ſehr böſer Weg. Von Thoren haben Sie abermals vier ſchlimme Meilen zurück nach Bromberg auf

„die große Poſtſtraße. Schreckt dieſer Um„weg Sie nicht ab, ſo will ich Sie morgen „früh dahin befördern.“

Leontine ergriff den Vorſchlag mit Freuden, denn der Gedanke, in dieſem Dorfe drey Tage zu vergähnen, brachte ſie in Verzweiflung. Sie bat um Pferde, ſo bald es Tag würde, und legte ſich ſchlafen. Dadurch hab' ich endlich eine Stunde gewonnen, um Dir, mein Lieber, ſagen zu können, daß es uns leidlich geht. Leontine erträgt die Beſchwerlichkeiten der Reiſe weit beſſer, als ich befürchtet hatte, und ich bin oft mehr erſchöpft als ſie. Darum wirſt Du mir verzeihen, wenn ich nun auch zu Bette eile, um das Schlafen nicht ganz zu verlernen. Umarme unſere Kinder. Schwerlich wirſt Du früher, als aus Berlin, wieder einen Brief von mir bekommen.

Neun und neunzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

Es würde mir zu großem Troſt gereichen, liebe Schweſter, wenn ich wüßte, daß Du meine Schritte billigeſt; aber leider kann ich Deine Antwort nicht erwarten, und weiß Dir nicht einmal zu ſagen, *wo* ſie mich antreffen wird. Uebermorgen iſt Luiſens Hochzeit, und morgen, wenn der Tag graut, ſeh ich nur noch die Thurmſpitze von Hagebuſch.

Weiß Gott! hier kann ich nicht bleiben, das fühlt ſich ja wohl. Iſt es unrecht, meinen Wohlthäter *heimlich* zu verlaſſen, ſo möge mir Gott verzeihen! ich *kann* nicht anders. Schon ſeit ein paar Tagen iſt mir die Welt zu enge. Da werden allerley Anſtalten getroffen; da wird von einem Gärtner in Thoren Myrtenreiß verſchrieben, um einen Brautkranz daraus zu flechten; da kommt der Küſter und fragt, welche Lieder bey der Trauung geſungen werden ſollen? und — kannſt Du Dir es wohl vorſtellen? da bitten mich ſogar die Bauermädchen, ich ſoll ihnen ein Hochzeitgedicht machen, das wollen ſie der Braut überreichen. Lieber Gott! ich habe in meinem Leben keine Verſe gemacht, und ſollte nun zum Erſtenmale Luiſens Vermählung beſingen? es iſt fürwahr eine böſe Neckerey des Schickſals. Ich ſchwöre Dir, in dieſen letzten Tagen iſt keine Stunde vergangen, in der ich nicht lieber im Kreiſe vor den Flinten der Franzoſen hätte knieen mögen. O, warum kam Wallerſtein damals nicht einen Augenblick ſpäter! nun wär' es vorbey und ich hätte mein Leben als ein braver Kerl geendet.

Ich fürchte ſehr, es wird ein Taugenichts aus mir werden. Luiſe iſt auch nicht glücklich, nein, wahrhaftig nicht! ich ſehe ſie oft verſtohlen weinen und ihre Geſtalt iſt gar nicht mehr ſo blühend, als vor wenigen Monden. Wallerſtein erkünſtelt eine gewiſſe Heiterkeit, aber man braucht nur zwey geſunde Augen, um gewahr zu werden, daß er einen tiefen Gram verſchließt. Den wackern Alten hintergehen wir Alle nicht; auf mich giebt er wenig acht, aber auf Luiſen und ſeinem künftigen Schwiegerſohne ruhen ſeine Augen oft und düſter; ſchwere Seufzer heben ſeine Bruſt, und ich glaube, er wünſcht im Stillen, es möchte nie ſo weit gekommen ſeyn.

Nun, Gott möge Allen helfen! ich ergreife meinen Stab und gehe. An Wallerſtein habe ich einen langen Brief geſchrieben, ihm Alles ehrlich bekannt, und gebeten, daß er um mein Schickſal nicht weiter ſich bekümmern, auch meinen Aufenthalt nicht ausforſchen wolle. Das Papier, welches ſeine großmüthige Schenkung enthält, hab' ich mit eingeſiegelt, und ſo das ganze Packet dem Förſter abgeliefert, der es nicht eher als am Morgen nach der Hochzeit übergeben ſoll. Damit aber auch mein plötzliches Verſchwinden die Hochzeitfreuden nicht ſtören möge, laſſe ich auf meinem Tiſche einen Zettel zurück, in dem ich erſuche, nicht um mich beſorgt zu ſeyn; es habe mich eine Grille unwiderſtehlich ergriffen, von der ich unfehlbar am Tage nach der Hochzeit Rede und Antwort geben würde. Ich hoffe, daran ſoll meinem Freunde genügen; auch wird er keine Zeit haben, viel darüber nachzudenken, denn jetzt iſt er zu dem Herrn von S** gereiſt, dem vorigen Beſitzer von Hogebuſch, um, wie er vorgab, wegen der Zahlungstermine nothwendige Verabredungen zu treffen. Allein ich glaube vielmehr, er hat ſich bloß entfernt, aus Furcht, in dieſen letzten Tagen ſich zu verrathen. Sicher will er deshalb auch nicht früher als wenige Stunden vor ſeiner Trauung zurückkehren. Nun, dann fragt er vielleicht nicht einmal nach mir.

Wohin ich gehe? wirſt Du zu wiſſen verlangen. Ach! liebe Schweſter! ich weiß es ſelber nicht. In die weite Welt ohne Zweck und Ziel. Weil man aber doch nun einmal leben, und, wenn man lebt, auch eſſen muß, ſo werde ich wohl unter den preußiſchen Truppen Dienſte nehmen. Gern käme ich zu Dir, aber ich habe kein Geld und ſchäme mich zu betteln. Auch würd' ich Euer Glück durch meinen Gram nur ſtören.

Leb wohl, liebe Bertha! ſo bald ich eine bleibende Stätte habe, ſchreibe ich Dir wieder.

Hundertſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Meinen Brief aus Oſtrometzke haſt Du geleſen. Gott ſey Dank, daß wir dort keine Brücke fanden! O, wie ſeltſam laufen die Fäden unſerer Schickſale durcheinander! Wie verſteckt, wie fern ſind oft die Winkel, von welchen ſie ausgehen, und die wir Kurzſichtigen, als weit außer unſerm Kreiſe liegend, gleichgültig betrachten. — Wir führten unſern Entſchluß, über Thoren zu reiſen, wirklich aus. Mit Tagesanbruch verließen wir Oſtrometzke. Sechs ſtarke Pferde zogen unſern Wagen, allein der Weg, der nie gut ſeyn ſoll, war in dieſer

Jahreszeit vollends ſo abſcheulich, daß wir oft ſtecken blieben, auf dieſen vier Meilen den ganzen Tag zubrachten, und erſt Abends ziemlich ſpät in Thoren anlangten. Leontine beharrte, nach ihrer Gewohnheit, darauf, ſogleich weiter zu fahren. Ich war herzlich müde, und hätte für mein Leben gern einige Stunden ausgeruht. Auch hörten wir, der Weg nach Bromberg führe durch einen dichten Wald, und ſey im Finſtern leicht zu verfehlen. Da aber unſere Freundin durchaus nicht bleiben wollte, ſo überwand ich Furcht und Müdigkeit und erlaubte mir keinen Widerſpruch. Dafür danke ich heute Gott mit tiefbewegter Seele, denn Leontinen leitete ihr Schutzgeiſt.

Wir mußten ziemlich lange auf Pferde warten, und fuhren endlich gegen Mitternacht über die Thorner Brücke. Anfangs gieng es ziemlich gut. Der Weg war minder ſchlecht, und einige Sterne blinkten. Als wir aber in den Wald kamen, wurd' es ſehr finſter, die letzten Sterne verſchwanden, es fieng an zu regnen. Wir fuhren Schritt vor Schritt, die Aeſte ſchlugen an unſere Fenſter, zerbrachen die Scheiben, wir mußten die Store's aufziehen. So ſaßen wir in egyptiſcher Finſterniß, und hörten unſern Poſtillion immer kräftiger fluchen. Bald hielt er an, ſtieg vom Pferde, entfernte ſich eine Weile, kam wieder, fuhr einige Schritte, hielt wieder an, blieb länger aus, kam murmelnd zurück, lenkte rechts, dann wieder links, fuhr über abgehauene Baumſtämme, — kurz, ich merkte bald, daß wir den Weg verlohren hatten. Ich ſchwieg, um Leontinen nicht zu ängſtigen; allein ſie ſelbſt hub an: „ich glaube, wir haben uns verirrt." Nun öfnete ich das Fenſter, fragte und erhielt vom Poſtillion den dürren Beſcheid: der Teufel hat uns irre geführt! —

Er gieng wieder hin und her. Ich bat ihn um Gotteswillen, ſich nicht zu weit zu entfernen, damit wir nicht am Ende ganz allein blieben. Die Bedienten halfen ſuchen, es war vergebens, die Dunkelheit ſo groß, daß man den nächſten Baum nicht ſehen konnte.

Der Poſtillion drohte auszuſpannen und fort zu reiten; nur das Verſprechen, ihm, außer ſeinem Trinkgeld, noch einen Dukaten zu ſchenken, beſänftigte ihn ein wenig. Er redete mit den Bedienten ab, daß ſie bey dem Wagen bleiben, und ihm von Zeit zu Zeit zurufen ſollten, damit er uns nicht ganz verliere; und ſo entfernte er ſich, um noch einen Verſuch zu machen.

Es war in der That eine grauſenvolle Nacht. Das Rufen der Bedienten, das ferne Antworten des Poſtillions, klang ſo ſchauerlich im dichten Walde, wo ſonſt nur das Fallen der Regentropfen von Zweig zu Zweig die tiefe Stille unterbrach — ich bekenne Dir, daß ich alle Mühe hatte, Leontinen meine Furcht zu verbergen. Vielleicht gieng es ihr nicht beſſer. Wir ſchwiegen beyde.

Nach einer guten halben Stunde fand der Poſtillion ſich wieder zu uns. Er hatte nun zwar einen Weg entdeckt, aber nicht die Landſtraße, nur einen Holzweg, von dem wir nicht wußten, wohin er uns führen würde. „Gleichviel,“ ſagte Leontine, „wir „werden doch irgend ein Dorf erreichen, dort „wollen wir Wegweiſer und Laternen mitnehmen.“

Der Entſchluß war leichter gefaßt als ausgeführt. Nach welcher Seite man ſich wenden müſſe, hatte der Poſtillion wohl bemerkt; allein die Schwierigkeit war, den großen Reiſewagen durch den dichten Buſch dahin zu geleiten. Es wurde verſucht. Mehr als zwanzigmal glaubte ich, wir würden alles in tauſend Stücke, und obendrein den Hals brechen; die Bedienten mußten beſtändig auf beyden Seiten den Wagen halten. Endlich triumphirten wir dennoch. Der Holzweg wurde glücklich erreicht. Er war ſehr ſchmal, mit tiefen Gleiſen und hervorragenden Baumwurzeln beſät. Doch gieng es eine Weile noch ſo ziemlich. Aber plötzlich geriethen wir in ein Loch, und — die Achſe brach. Nun war jede Hofnung verſchwunden, vor Tagesanbruch weiter zu rücken. Wir machten es uns ſo bequem wie möglich in unſerm ſchiefhängenden Wagen, und ſtellten uns, als wollten wir ſchlafen. So bald der erſte Tagesſtrahl ſich zeigen würde, ſollte der Poſtillion ein Pferd ausſpannen, ins nächſte Dorf reiten und Hülfe ſuchen. Wir ſchliefen nicht, aber unſere Leute ſchnarchten bald um uns her. Wir ſeufzten nach dem Tage. Endlich erſchien ein lichter Streif in Oſten und ließ uns wenigſtens die Pferdeköpfe wieder erkennen. Meine gellende Stimme weckte die Schläfer. Der Poſtillion rüttelte ſich unmuthig und machte träge Anſtalten, den Gaul anzuſpannen. Der Regen hatte aufgehört, eine heitere Dämmerung verbreitete ſich nach und nach über den Wald, die Spitzen der Bäume wurden roth. Siehe da kam ein Wanderer des Weges, ein junger Mann mit einer edlen ſchwermüthigen Phyſiognomie, der faſt wie ein Jäger ausſah. Als er gewahr wurde, daß wir der Hülfe benöthigt wären, blieb er zweifelhaft ſtehen.

„Ich bitte Sie," rief ich ihm zu, „ſagen Sie uns, ob wir noch weit bis zu einem Dorfe haben?"

„Kaum noch eine halbe Stunde," war ſeine Antwort.

„Wie heißt der Ort?" fragte der Poſtillion.

Hagebuſch.

„Wohnt dort ein Prediger oder ein Edelmann?" fuhr ich fort, „bey dem man abtreten könnte?"

Beydes, ſagte der Jüngling.

„Wem gehört das Dorf?"

Dem Major von Wallerſtein.

Leontine ſtieß einen lauten Schrey aus, und ſank ohnmächtig zurück. Ich riß alle Fenſter nieder. Der Luftzug und die kalten Regentropfen von den Bäumen, die nun ihr Geſicht benetzten, erweckten ſie bald, gaben ihr aber nicht ſo ſchnell die Beſinnung wieder. Ich gewann Zeit, mich nach dem jungen Manne umzuſehen, er ſtand noch immer da wie eine Bildſäule, und ſtarrte Leontinen an. Ich ſprang aus dem Wagen, zog ihn bey Seite und fragte haſtig: „iſt Major Wallerſtein ſchon verheyrathet?“

Er ſchüttelte den Kopf; blickte mir dann mit ſeltſamer Wehmuth ins Geſicht, und ſagte: morgen. — „Gott ſey Dank!“ rief ich überwältigt aus, „ſo iſt es noch nicht zu „ſpät!“ — Der Jüngling ergriff meinen Arm mit einer ängſtlichen Begierde:

Kommen Sie aus Liefland? — „Ja.“ — Frau von Arlhofen? — „ja.“ —

Er fiel mir um den Hals und weinte. Ich bat ihn um Gotteswillen, mir zu ſagen, wer er ſey? was er wiſſe? was dieß ſeltſame Betragen bedeute? — Sein Herz ſchien lange nach Mittheilung geſchmachtet zu haben, denn in zwey Minuten wußte ich, Fremde, Alles. Er heißt Wattewyl, iſt ein Schweizer, dem Wallerſtein das Leben gerettet, den er liebt und nie von ſich laſſen wollen. Aber ſeit er ſich entſchloſſen, eine gewiſſe Luiſe zu heyrathen, die — nun Du erräthſt ja wohl — die Wattewyl ſelbſt mit allem Feuer der erſten Jugend liebt, ſeitdem war der arme Jüngling ſehr unglücklich. Aus zarten Begriffen von Dankbarkeit ſchwieg er und ergriff lieber den Stab, um am Tage vor der Vermählung in die weite Welt zu gehen. Ich erforſchte und erfuhr mit unausſprechlichem Entzücken, Wallerſtein liebe das Mädchen wirklich nicht und werde nicht von ihm geliebt; Beyde ſchienen vor dem

Augenblick zu zittern, der ſie vereinigen ſollte; er ſey ſogar verreiſt, und werde erſt einige Stunden vor der Trauung zurückkehren. Auch der Vater der Braut, den Wattewyl als einen ſehr edlen Greis beſchrieb, ſey niedergeſchlagen und ahnte Schlimmes.

Mehr bedurft' ich nicht zu wiſſen. Ich gab dem jungen Manne die Verſicherung, es könne in wenigen Stunden Alles anders werden. Es war gut, daß wir vom Wagen uns ziemlich weit entfernt hatten und die Bäume uns verbargen, denn er umarmte mich noch Einmal mit großem Ungeſtüm. Ich bat ihn, ſeinen Vorſatz der Flucht aufzugeben, in das Dorf zurückzukehren, uns dem Pfarrer anzumelden, und ein Fahrwerk für meine kranke Freundin herauszubringen. Er flog fort wie ein Pfeil. Der Poſtillion ſpannte die Pferde aus und ritt ihm nach.

Jetzt ſtieg ich wieder zu Leontinen in

den Wagen, ſie ſaß noch immer in dumpfer Betäubung da. Ich befahl dem Kammermädchen, voran zu gehen, und ihrer Gebieterin ein warmes Bett zu beſorgen. Sobald wir allein waren, ſchloß ich ſie in meine Arme und wünſchte ihr mit Thränen Glück. Sie ſah mich wehmüthig lächelnd an, und ſchüttelte den Kopf. Jetzt zog ich Deinen Brief hervor, und machte ſie vorſichtig mit der ganzen Lage der Sache bekannt. Aus Wallerſteins Briefe las ich zuerſt die Leontinen betreffenden Stellen, die an der Fortdauer ſeiner Liebe nicht zweifeln ließen. Ja, dieſe Zeilen gaben ihr ſichtbar Kraft, die Nachricht von ſeiner nahen Vermählung zu ertragen. Ich fügte ſogleich die Geſchichte des jungen Schweizers hinzu und ſprach mit ſo vieler Zuverſicht von der glücklichen Wendung, die ihr Schickſal jetzt nehmen werde und müſſe, daß es mir gelang, ſie in ſtille Träumereyen zu wiegen. Sie vergaß ganz, über Deine Verrätherey zu ſchelten. Ihr

Mund blieb verſchloſſen, ihr Buſen wallte heftig auf und nieder, dann und wann entquoll eine Thräne ihrem Auge; aber ein zärtlich wehmüthiger Blick, den ſie in ihren Schoos ſenkte, verrieth mir, daß der Hoffnungsfunke ſanft zu glimmen begann.

Ich überließ ſie dem wohlthätigen Gefühl und ſchwieg. Nicht lange, ſo hörten wir einen Wagen raſſeln. Leontine fuhr erſchrocken in die Höhe und klammerte ſich an meinen Arm. „Ruhig, ruhig, liebe Freundin," redete ich ihr zu, „man kommt, „uns abzuhohlen." —

„Ach!" rief ſie mit einer Miſchung von Sehnſucht und Stolz, „wird er nicht glauben, ich habe ihn geſucht?"

„Nicht doch," antwortete ich lächelnd, „wir werden ihm die gebrochene Achſe zeigen." — In dieſem Augenblicke kam der Wagen, der junge Schweizer hob ein ſchönes, blühendes Mädchen heraus, des Pfarrers Tochter. Ihre Augen ſuchten Leontinen mit froher Neubegier. Sie ſtammelte haſtig eine Einladung ihres Vaters. Sie hatte auch allerley Arzeneyen mitgebracht und den Wagen voll Betten geſtopft. Leontine wurde aus unſerm zerbrochenen Fuhrwerk hinüber gehoben, ich ſetzte mich zu ihr, das Mädchen ſaß uns gegenüber, Wattewyl gieng nebenher, oder ſchwebte vielmehr, denn ſeine Füße ſchienen kaum die Grasſpitzen zu berühren.

In unſerm Wagen herrſchte natürlich einige Verlegenheit. Der junge Menſch hatte Luiſen von Allem unterrichtet, das las ich wohl in ihren der Verſtellung ungewohnten Blicken. Sie wollte von etwas Gleichgültigem reden, allein die Worte erſtarben ihr auf der Lippe. Sie ergriff Leontinens Hand mit kindlicher Herzlichkeit und drückte ſie, und ſagte mit naſſen Augen: „Möchten Sie in „unſerm Hauſe Geſundheit und Ruhe finden!“

Leontine konnte nicht antworten; es arbeitete heftig in ihrer Bruſt, und einzelne

Tropfen ſtahlen ſich über ihre Wangen. Auch ich vermochte nicht zu ſprechen. Jeder ſuchte in die neue Lage ſich zu finden. Wir ſchwiegen, fühlten, hoften. Der Schweizer trabte immer nebenher über Stock und Stein, und ſah jeden Augenblick in den Wagen mit einer unausſprechlichen Heiterkeit.

„Da liegt unſer Dörfchen,“ ſagte endlich Luiſe, als wir aus dem Wald kamen. Leontinens Bangigkeit nahm ſichtbar zu; ich las einigemal die Bitte, umzukehren, in ihren ängſtlichen Zügen. Hätte ſie nicht gewußt, Wallerſtein ſey abweſend, ſie würde ſich ſchwerlich überwunden haben, weiter zu fahren. Noch einige Minuten, und wir hielten vor der Pfarrwohnung. Ein Greis, deſſen edle Züge auf den erſten Blick Vertrauen einflößten, kam uns entgegen. Wattewyl trug Leontinen aus dem Wagen. Ich bat vor allen Dingen um ein ruhiges Zimmer für meine erſchöpfte Freundin. Ich wußte wohl, daß ſie nicht ſchlafen würde, allein ich bedurfte der Zeit und Gelegenheit, um an ihrem Glück, durch ſie ſelbſt ungeſtört, zu arbeiten. Auch ſie ſchien ſich nach Einſamkeit zu ſehnen, denn ſie hatte ja ſo vieles mit ihrem Herzen auszumachen, ſo viel Neues darin aufzunehmen, ſo viel Altes daraus zu verbannen. Haſtig ergriff ſie den Vorwand der Müdigkeit, und folgte Luiſen in ein niedliches Zimmer; ich glaube, es war des Mädchens eigenes Stübchen, in dem eine jungfräuliche Nettigkeit herrſchte. Doch zuvor bat ſie mich leiſe, ihr Wallerſteins Brief mitzugeben. Ich that es, denn wie konnt' ich ſie beſſer auf eine frohe Zukunft vorbereiten, als durch dieſen feurigen Beweis einer fortdaurenden Liebe.

So bald ſie fort war, nahm ich mich zuſammen, ergriff die Hand des alten Mannes und ſprach mit Freymüthigkeit: „lieber Herr Paſtor, es giebt ſeltene La-

„gen im menſchlichen Leben, wo zwey
„Fremde, die ſich nie geſehen, über alle
„Gewohnheitsregeln hinweg ſpringen dürfen,
„um, gleich alten vertrauten Freunden,
„durch gegenſeitige Mittheilung, nahe
„Gefahren abzuwenden, fremdes und eigenes
„Glück zu gründen. Ich glaube, das
„ſey unſer Fall. Sie werden mich nicht
„verſtehen, aber —“

„Doch,“ unterbrach er mich, „ich
„verſtehe Sie vollkommen. Ich war Wallerſteins
„Lehrer und bin ſein Freund.
„Sein Verhältniß zu der Frau von Arlhofen
„iſt mir bekannt. Ich weiß, wie
„viel es ſeinem Herzen gekoſtet hat, es zu
„zerreiſſen; ich weiß aber auch, beſonders
„ſeit einigen Wochen, daß es ihm nicht
„gelungen iſt, ſo tief er es zu verbergen
„ſtrebte. Iſt Ihre Freundin noch nicht
„vermählt — wie ich vermuthen darf, da
„ſie den Entflohenen hier aufſucht — ſo

„wird es ihr leicht werden, ſich zu rechtfertigen."

„Sie bedarf keiner Rechtfertigung," nahm ich das Wort, vertraute ihm Alles, und zog, am Schluß meiner Erzählung, ihn aus dem Irrthum, als ſey Leontine abſichtlich in Hagebuſch erſchienen, um, mit Hintanſetzung ihrer weiblichen Würde, dem Geliebten nachzuſpüren. „Ein bloßer Zufall," ſagte ich —

„Kein Zufall!" unterbrach der Greis mich haſtig, und faltete ſeine Hände und blickte feyerlich gen Himmel: „Großer „Gott! kein Zufall!" — Dann ſchwieg er lange und ſah ſtarr vor ſich nieder. Ich betrachtete ihn ſtill, es war ein Tumult in ſeiner Bruſt, den ein leiſes Zucken ſeiner Muſkeln verrieth. „Ich danke Gott!" hub er endlich an, „daß Sie nicht zu „ſpät gekommen. Morgen ſollte Wallerſtein mit meiner Tochter ſich vermählen;

„es war ſein Wunſch, ſein dringender Wunſch — ich hätte dem nicht nachgeben, ſein Herz beſſer kennen ſollen — ich bin beſtraft durch meines Kindes Jammer, denn leider liebt ihn meine Tochter! — Glauben Sie mir, gnädige Frau, ſeit vierzehn Tagen litt ich unausſprechlich. Mir konnte es nicht verborgen bleiben, daß Wallerſtein — wenn nicht mit Reue, doch mit bangem Widerſtreben der Stunde entgegen ſah; und warlich, noch jetzt würde ich ihn gezwungen haben, ſeinen Vorſatz aufzugeben, hätte ich nicht zu gleicher Zeit nur allzudeutlich erblickt, daß meine arme Luiſe mit ſchwärmeriſcher Liebe an ihrem Verlobten hieng; daß ein heimlicher Gram über ſeine Kälte an ihrem Herzen nagte. Ach! ich liebe dieſes einzige Kind ſo unausſprechlich, und vergebens ſuchte ich den Muth, ihr eine freywillige Trennung an-

„zurathen. Gott iſt meiner Schwachheit
„zu Hülfe gekommen! Kein Zufall, des
„Himmels Schickung führte Sie zu mir.
„Meiner Tochter Herz wird brechen, und
„das Meinige — aber Zeit und Vernunft
„werden dieſe Wunde heilen — wir in dem
„Glücke zweyer edlen Menſchen Beruhigung
„ſuchen und finden.“

O, mein guter Thümen! wie ſelig fühlt' ich mich in dieſem Augenblicke, den biedern Alten aus einem quälenden Irrthume reißen zu können! Haſtig theilte ich ihm Wattewyls Bekenntniſſe mit. Er ſtutzte — ſah mich mit funkelnden Augen an — es ſchien, als hätt' ich plötzlich einen dichten Schleyer weggezogen. Er konnte lange nicht reden — ich ſah, wie ſeine Seele arbeitete, um die neue, fröliche Anſicht der Dinge in ſich aufzunehmen. Er ſtand auf — er taumelte — ich hielt ihn ängſtlich.

„O nein! nein!“ ſagte er, „ich werde

„nicht fallen. Gott ſegne Sie für das neue „Leben, das Ihre Worte mir eingeflößt! „O, ich bitte Sie um einen Augenblick — „ich muß mit meiner Tochter ſprechen.“ — Alſobald verließ ich ihn, und ſuchte den jungen Schweizer, den ich aber nicht fand. Nach einer halben Stunde kam der Pfarrer wieder zu mir, ſein Geſicht war verklärt, noch hiengen Thränen an ſeinen grauen Wimpern.

„Ich bin ein glücklicher Vater,“ redete er mich an, „für die Freuden meines Alters „wollte mein Kind ſich opfern. Nein, ſie „liebt Wallerſtein nicht. Ihr ganzes Herz „hieng an dem edlen Jüngling, den ſeine „Tugend fliehen hieß. Jetzt nur noch eine „Gott geweihte Stunde auf meiner einſamen „Kammer, dann bereiten wir mit einander „die ſchöne Feyer des morgenden Tages vor.“ — Er gieng. Ich ſuchte Leontinen, die ich in ſüßen Thränen ſchwimmend fand. Jetzt erſt hatte ſie ſich beſonnen, daß ſie zürnen müſſe über Deine Verrätherey; aber ſie vermochte es nicht. Ohr und Herz ſtanden meinen freundlichen Zuliſpelungen offen; ſie hörte ſchweigend, was ich von meiner Unterhaltung mit dem Pfarrer ihr erzählte; ſie verſchlang ſchweigend jedes meiner Worte, und ſah mir mit ſtiller Sehnſucht nach, als ich ſie verließ, um den Faden ihres Glückes mit dem guten Alten vollends anzuſpinnen. Wir vereinten uns bald über das, was wir thun wollten, doch weit ſchwerer war es, auch Leontinen zur Einſtimmung zu bewegen, ihre zarten Bedenklichkeiten zu überwinden.

Beym Eſſen waren alle Hausgenoſſen, zu denen auch wir uns jetzt rechnen durften, zum Erſtenmale zuſammen. Der Unbefangenſte von Allen war ich. Vertraut mit den Leiden und Hofnungen eines Jeden, gewährte es mir ein hoch intereſſantes Schauſpiel, in den Blicken und Zügen eines Jeden zu leſen, wovon die gehorſamen Lippen kein Wort entſchlüpfen ließen. Der Pfarrer war freundlich und geſprächig. So mag er ausſehen am Krankenbette eines Beichtkindes, wenn er alle eigenen Sorgen hinter ſich wirft, um den Leidenden Muth einzuſprechen. — Leontine war ſchüchtern und einſylbig. Ahndungen hoben ihren Buſen. Ihr Auge ſchweifte bisweilen ſchüchtern umher, beſonders wenn die Thür aufgieng; ich glaube, ſie wünſchte und fürchtete Wallerſteins Rückkehr noch an dieſem Abend. — Luiſe war ſchüchtern und ſtumm. Sie hatte viel mit ihren widerſpenſtigen Augen zu thun, die immer auf Wattewyl ruhen wollten. So oft wider Willen ein gefangener Blick ihr entſchlüpfte, fiel der zweite jedesmal auf ihren Vater, den um Verzeihung bittend; woraus ich ſchloß, der Alte habe, wegen ihrer Zukunft, ſie noch im Zweifel gelaſſen. — Der junge, biedere Schweizer wollte ſich zuſammennehmen, mußte ſich mit furchtſamer Keckheit in jede

Unterredung, benahm ſich kindiſch in Worten und Werken, goß mir eine Brühe auf das Kleid, und ſtieß mit einem Teller, den er Luiſen reichen wollte, ihr Glas entzwey. — Ich allein wußte recht ordentlich was ich that und ſprach. Mir gewährte die Scene eine heitere Unterhaltung, doch war ich ſo gutmüthig, ſie nicht ohne Noth zu verlängern; auch ſchien ich gar nicht zu bemerken, daß die Gabeln auf den Tellern bloß ſpielten, und außer mir niemand aß. Kaum war die dritte und letzte Schüſſel, der Weiſe wegen, herum gegangen, ſo rückte ich meinen Stuhl zu großer Herzenserleichterung der Anweſenden. Leontinen folgt' ich auf ihr Zimmer.

„Sie können,“ ſprach ich, „Ihr eigenes Glück nicht ſchöner vorbereiten, als „wenn Sie heute noch ein liebendes Paar „vereinen.“ Ich hatte den Wunſch in ihrer Seele geleſen. Mit unbeſchränkter Vollmacht eilte ich zurück in des Pfarrers Wohnzimmer, wo drey gute Menſchen in peinlicher Verlegenheit beyſammen ſaßen.

„Ich ſehe,“ hub ich an, „unſer junger Freund hat noch nicht zu reden gewagt; „erlauben Sie mir in ſeinem Namen — “ Hier flog eine hohe Röthe über Luiſens Geſicht und ſie wollte entſchlüpfen. Ich hielt ſie zurück. „Nein, Kind, Sie müſſen „bleiben, Ihre Gegenwart iſt unentbehrlich. Dieſer junge Mann liebt Sie und „wird von Ihnen nicht gehaßt. Noch vor „wenigen Stunden legten heilige Pflichten „ihm Schweigen auf. Er hat dieſe Pflichten redlich erfüllt. Gott ſey Dank! die „Geſtalt der Dinge iſt verwandelt. Wenn „er jetzt noch ſchweigt, ſo geſchieht es nur, „weil er meynt, er habe in ſeiner Lage kein „Ihrer würdiges Loos Ihnen anzubieten. Er „zahlte nicht auf reiche Freunde. Frau von „Arthofen hat mir aufgetragen, ihm die „Verwaltung ihrer großen Güter in Ehſtland

„zuzuſichern. Sie bürgt dafür, daß es ihm „an nichts fehlen werde. Von ſeinem Freunde wird er, ſo Gott will, nicht getrennt. „Er und Wallerſtein, Luiſe und Leontine, ja, „wenn unſere Bitten etwas vermögen, auch „der ehrwürdige Vater, machen künftig nur „Eine Familie aus. O, geſchwind, edler „Mann — (ich wandte mich an den Pfarrer) „folgen Sie dem Drange Ihres Herzens, beſtätigen Sie das Glück Ihrer einzigen Tochter.“

Wattewyl und Luiſe ſtanden zitternd; beyder Augen, in Thränen ſchwimmend, ſuchten ſchüchtern des Vaters Blicke. Der Alte verſuchte zu reden, hohe Rührung erſtickte ſeine Worte. Heftig umarmte er Luiſen, heftig drückte er ſeinen Eydam an die Bruſt, und ſchluchzend verließ er das Zimmer. Beyde wollten jetzt mit dankbarem Entzücken mir um den Hals fallen, ich wich beyden aus, und ſie fielen einander in die Arme. Meine fernere Gegenwart ſchien mir überflüſſig. Ich glaube auch kaum, daß ſie mein Weggehen bemerkten. Ich eilte, Leontinen den glücklichen Erfolg des ſchönen Vorſpieles zu berichten, und wurde deutlich gewahr, daß ihre Freude darüber noch einen andern Grund als Hang zum Wohlthun hatte. Sie fühlte ſich befreyt von einer ſchönen Nebenbuhlerin, ihre Bruſt athmete leichter. Sie hatte eine ruhige Nacht. Zwar ſchlief ſie wenig, aber ihre Träume waren ſüß.

Der entſcheidende Tag brach an. Beym Frühſtück erſchien ein Bote von Wallerſtein mit einem Billet an den Pfarrer. Er entſchuldigte mit verdrüßlichen Geſchäften, daß es ihm unmöglich ſey, früher als eine Stunde vor der Trauung in Hagebuſch einzutreffen. Er gab ſogar zu verſtehen, man ſolle ihm nicht verübeln, wenn vielleicht, durch eben jene Geſchäfte, ſeine Heiterkeit etwas getrübt worden ſey.

Wir lächelten, denn wir wußten die ängſtliche Vorklage zu deuten. Der Morgen vergieng unter kleinen Anſtalten, an welchen Leontine durchaus nicht Theil nehmen wollte, und doch mit geheimen Vergnügen ſie machen ſah. Gegen Mittag kleidete ſie ſich ſehr einfach, aber ſehr niedlich. Hofnung und Sehnſucht färbten ihre Wangen, o, ſie war ſo ſchön! Niemand konnte errathen, daß ſie jemals krank geweſen. Nur Athem fehlte ihr, den mußte ſie mühſam der Bruſt abzwingen, und jedes Geräuſch auf der Straße hemmte ihn ganz.

Um vier Uhr Nachmittags endlich hörten wir einen Wagen raſſeln. Leontine ſchwankte. Ich trug ſie faſt auf ihr Zimmer, wo wir uns ſtill hielten, und ich noch einmal meine ganze Ueberredungskunſt erſchöpfen mußte, um eine Einwilligung, die das Herz längſt ertheilt, auch den Lippen zu entreißen.

Wallerſtein war — wie ich mir nachher erzählen ließ — mit verzweifelter Entſchloſſenheit herein getreten, hatte den Pfarrer mit Wattewyl allein gefunden, und, nach einer haſtigen Umarmung, ihn gebeten, die Ceremonie zu beſchleunigen, die ſeine Ruhe befeſtigen ſolle. Der Alte ſagte ihm, es ſey Alles bereit, und legte nun in ſeiner Gegenwart den prieſterlichen Ornat an. Dieſe feyerliche Vorbereitung ſchien den Bräutigam dermaßen zu beklemmen, daß er ſchnell, um nicht zu ſinken, Wattewyls Arm ergreifen mußte.

„Rufen Sie jetzt meine Tochter," ſagte der Pfarrer zu dem Jüngling. Wallerſtein krampfte ſich an Wattewyls Hand; es ſchien einen Augenblick, als wolle er ihn nicht gehen laſſen, er beſann ſich aber ſchnell, und ſtieß ihn gleichſam fort. Dann lehnte er ſich an den Ofen, ſprach kein Wort mehr, und erwartete, mit einer Art von Trotz, das Erſcheinen der Braut. Luiſe klopfte leiſe an unſere Thür. Leontine erſchrak, als habe es gedonnert. Die Thür gieng auf, das blondgelockte Köpfchen ſchimmerte freundlich herein. „Es iſt Zeit,“ winkte ſie mir zu.

„Kommen Sie,“ ſprach ich, „liebe „Freundin,“ und reichte Leontinen die Hand. Nein! nein! ſagte ſie ängſtlich, ließ ſich aber doch mit ſanfter Gewalt fortziehen. Ach nein! wiederhohlte ſie noch auf der Treppe und folgte mir bebend. An der Thüre machte ſie wirklich eine Bewegung, ſich loszureißen, aber ſchon hatte ich ſie geöffnet. Luiſe trat verabredetermaßen zuerſt hinein, hielt aber Leontinen bey der Hand. Wir hatten das gute Mädchen gelehrt, wie es den Bräutigam anreden ſollte, aber ſie ſchluchzte laut, und konnte nichts hervorbringen, als da! da!

Wallerſtein — als er Leontinen erblickte — ſtarrte eine Sekunde lang ſie an, zweifelnd, ob er einen Geiſt ſähe? aber in der zweyten Sekunde ſtürzte er ſinnlos vor ihr nieder, und ſie — überwältigt — ſank auf ihn herab. Ich und Luiſe weinten — des Pfarrers Auge flehte Segen von Gott herab — und der junge Schweizer ſprang im Zimmer umher wie wahnſinnig.

Nur einen Schrecken hatten wir noch zu überſiehen. Denn Wallerſtein wurde wirklich ohnmächtig, und Leontine lag mit blaſſer Verzweiflung neben ihm auf den Knieen. — Der Glückliche erhohlte ſich bald. Noch hatten beyde kein Wort mit einander geſprochen, und ſie ſuchten auch jetzt vergebens Worte. Ich benutzte das ſtumme Entzücken, um Wallerſtein geſchwind das Wunder aufzuklären. Es war vergebens, denn nach einer Viertelſtunde wußte er noch nicht ein Wort davon, wie ſich Alles zugetragen.

Ich bin am Ende meiner Geſchichte. Leontine iſt Frau von Wallerſtein. Wattewyl und Luiſe ſind verlobt. In wenigen Tagen kehren wir zurück nach Ehſtland. Der biedere Pfarrer wird uns begleiten, unter Freunden und Kindern ſein Leben beſchließen. Sehr ſauer ſcheint es ihm zu werden, von einer Gemeinde ſich zu trennen, die mit rührender Liebe an ihm hängt: aber den Bitten ſeiner glücklichen Tochter, ſeines dankbaren Zöglings konnte er nicht widerſtehen.

Leontine wandelt in verklärter Schönheit noch immer träumend umher. Verſchwunden ſind alle ihre körperlichen Leiden, oder ſie fühlt ſie doch nicht mehr. Mit einem himmliſchen Entzücken genießt ſie ſchon jetzt den Augenblick, wo ſie ihren Gemahl nach Sallmküll unter ſeine Bauern führen wird. Er lacht und weint, und fürwahr, wir Alle treiben ſeltſame Thorheiten; wir ſind berauſcht.

Ja, lieber Thümen, auch Deine Caroline iſt freudetrunken. Eile, eile, von Sallmküll mich abzuhohlen, und einige Tage im Elyſium mit den Seligen herum zu taumeln. — O, auch wir ſind glücklich! Wir haben unſern Wohlthätern vergolten! —

Verzeichniß

der

Verlagsbücher

von

Carl Johann Gottfried Hartmann

Buchhändler in Riga.

1808.

Abhandlungen der liefländiſchen gemeinnützigen und ökonomiſchen Societät, hauptſächlich die Landwirthſchaft in Liefland betreffend. 1r Thl. gr. 8 1801. 1 Rthlr. 8 gr.

— — 2n Thls 1s Stück 1802. 16 gr.

— — — — 2s — 1803 mit 1 Kupf. 16 gr.

— — 3r — — — 1805. — — — 18 gr.

— — 4r — — — mit 3 Kupf. gr. 8. 1805. 1 Rthlr. 18 gr.

Albanus, A., Predigten über freie Texte. 1r Bd. gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 12 gr.

— — 2r Bd. 1803. 1 Rthlr. 12 gr.

Anastasis ou sur l'obligation de prevenir la possibilité d'être enterré vif par Heidecke trad. de l'allem. Par Louis de Ronca. gr. 8. 1803. 6 gr.

Bergmann, B., nomadiſche Streifereien unter den Kalmücken in den Jahren 1802 und 1803. 1r u. 2r Bd. mit Kupfern. 8. 1804. 2 Rthlr. 20 gr.

— — 3r u. 4r. Bd. 1805. 2 Rthlr. 8 gr.

Beſeke, Verſuch einer Geſchichte der Naturgeſchichte. gr. 8. 20 gr.

v. Buddenbrok, Beitrag zur Kenntniß der Provinzialverfaſſung und Verwaltung des Herzogthums Livland, ohne die Provinz Oeſel. gr. 8. 1804. in Commiſſion. 8 gr.

Collins, G., Amtsvorträge bei gelegentlichen Vorfällen. 2 Bde 1803. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

De la Croix, I. Pantheon der Russischen Litteratur. 1r Theil. gr. 8. 1805. in Commiſsion. 1 Rthlr. netto.

Drümpelmann E. W. und W. C. Friebe, getreue Abbildungen und naturhistorische Beschreibung des Thierreichs, aus den nördlichen Provinzen Ruſslands, vorzüglich Liefland, Ehstland, und Kurland. 1s Heft mit 5 illum. Kupfern von Susemihl in Darmstadt. gr. Fol. 1807. in Commiſsion 3 Rthlr. netto.

Dullo, H. F., die curländiſche Landwirthſchaft; ein Verſuch zu einem Handbuche für praktiſche Landwirthe aller Art. 1r Bd. 8. in Commiſſion. 1 Rthlr. 6 gr. netto.

Ehrhard, E. F., Lieder und Elegien, herausgegeben von W. Ch. Friebe. 8. 1802. 16 gr.

Erinnerungen an das Jahr 1801, für Unterthanen des ruſſiſchen Reichs; in Predigten von Albanus, Buße, Collins, Dankwart und Sonntag. 8 1802. 16 gr.

Erzählungen, mit 1 Kupfer und 1 Vignette. 8. 1804. 1 Rthlr. 12 gr.

Fiſcher, J. B., Liefländiſches Landwirthſchaftsbuch. 1772 8. 1 Rthlr.

Friebe, W. C., Handbuch zur Geſchichte Lief- Ehſt- und Curlands 1s Bdch. 1791. 8. 16 gr.

— — 2s Bdch. 1792. m. 1. Kart. 1 Rthlr. 12 gr.

— — 3s — 1793 — — — 20 gr.

— — 4s — 1794. — — — 20 gr.

— — 5s — 1795. — — — 20 gr.

— — theoretiſche und practiſche Grundſätze zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft in Liefland. 1s Bdch. gr. 8. 1802. 12 gr.

— — 2s Bdch. 1803. m. 1 Kupfer. 14 gr.

— — 3s — 1805. 12 gr.

Friebe, W. G., ökonomiſch-techniſche Flora für Lief-Ehſt- und Curland. 1805. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Giese. Ferd. Lehrbuch der Pharmacie zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen und zur Selbstbelehrung 1r Bd. in 3 Abtheilungen gr. 8. 1806. 3 Rthlr.

Grindel, D. D. H., pharmaceutiſche Botanik zum Selbſtſtudium für Aerzte und Apotheker, mit Kupfern. Neue Aufl. 1805. 8. 1 Rthl. 12 gr.

— — russisches Jahrbuch der Pharmacie. 1s Bdch. kl. 8. 1803. 20 gr.

— — 2s Bdch. 1804. 18 gr.

— — 3s — 1805. 20 gr.

— — 4s — 1806. 22 gr.

— — 5s — 1807. 1 Rthlr. 4 gr.

— — *D.* D. H., botanisches Taschenbuch für Lief-Ehst- und Curland, mit illuminirten Kupfern 1803. Taschenformat 1 Rthlr. 16 gr.

— — faßlich dargeſtellte Anleitung zur Pflanzenkenntniß, mit 4 Kupfern. 1804. 8 1 Rthlr. 4 gr.

— — auf Schreibpapier. 1 Rthlr. 8 gr.

— — über die verſchiedenen Mittel die atmoſphäriſche Luft zu reinigen. 1803. gr. 8. 4 gr.

— — Verſuch über die Natur der Blauſäure. 8. 8 gr.

— — *D.* D. H., Grundriss der Pharmacie zu Vorlesungen gr. 8. 1806. 1 Rthlr. 8 gr.

Hagemeiſter, von, Abhandlung von Feuerſpritzen. 1803. gr. 8. 6 gr. detto.

Hausbuch, ökonomiſches, oder Sammlung von Vorſchriften die aufs Hausweſen Beziehung haben. 1r Thl. gr. 8. 1805 in Commiſſion. 1 Rthlr.

— — 2r Th. gr. 8 1806. 1 Rthlr. 8 gr.

Heidecke Propſt, Anaſtaſis oder über die Pflicht der Menſchen vorzubeugen, lebendig begraben zu werden. br. 8. 1803. 6 gr.

Heym, J., deutſch-ruſſiſch und ruſſiſch-deutſches Wörterbuch. 1r Bd. 1r Th. gr. 8. 1 Rthlr.

— — 1r Bd. 2r Th. 1 Rthlr. 12 gr.

— — 2r — 1r — 1 Rthlr. 6 gr.

— — 2r — 2r u. 3r Th. 2 Rthlr 18 gr.

— — deutſch-ruſſiſch-franzöſiſches, franzöſiſch-ruſſiſch-deutſches, und ruſſiſch-franzöſiſch-deutſches Taſchenwörterbuch. 3 Thle in 4 Bänden. gr. 18. 1805. geheftet 6 Rthlr. netto.

— — Leſebuch für Anfänger der ruſſiſchen Sprache. 8. 16 gr.

— — ruſſiſche Sprachlehre für Deutſche, mit einer Chreſtomathie. Neue Aufl. 2 Bde. gr. 8. 1804. 2 Rthlr.

NB. Die Grammatik wird nicht von der Chreſtomathie getrennt.

— — Chreſtomathie für Anfänger der ruſſiſchen Sprache, enthält eine Auswahl aus den beſten ruſſiſchen Schriftſtellern, mit einem kleinen Wörterbuche. gr. 8. 1804. 18 gr.

Hezel, W. F., Erläuterungen einiger auserlesener Oden des Pindars, für Anfänger und ungeübte Lehrer, mit besonderer Rücksicht auf die Bildungsweise der griechischen und lateinischen Sprache, nach Hemsterhuis, Valckenaer, Lennep, Scheid's und des Verfassers eigenen Grundsätzen. Mit beigefügtem griechischen Text der erläuterten Oden. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Hupel, A. W., ökonomiſches Handbuch für Lief- und Ehſtländiſche Gutsherren und deren Disponenten. 1r Bd. gr. 8. 16 gr.

— — 2r Bd. 1 Rthlr. 8 gr

(Hat auch den Titel: Piſtohlkers vom Brantweinbrennen.)

Karamſin, Lobrede auf Catharina II. Aus dem Ruſſiſchen von J. Richter. 1802. 8. 21 gr.

Klopſtocks Meſſias. Altona in 4. 4 Rthlr. 8 gr. netto.

— — — — gr. 8. 4 Rthlr. netto.

— — — — mit der neuen Orthographie. gr. 8. 4 Rthlr. netto.

— — eine Vorlesung von Morgenstern. gr. 4.
Schrbp. 16 gr.
Holl. Pap. 20 gr.

v. Kotzebue, Leontine, ein Roman mit Kupfern. 2 Thle. 8. br. 4 Rthl. 8 gr. Velinp. 5 Rthl. 16 gr.

Leſebuch, engliſches, für Anfänger, nebſt einem deutſch-engliſchen Wortregiſter. gr. 8. 1802. 10 gr.

Leſebuch, franzöſiſches, für ſolche, welche auch wohl ohne mündlichen Unterricht bald franzöſiſch ſprechen lernen wollen, nebſt einem erklärenden Wortregiſter. 1s Bdch. 1803. 8. 4 gr.

Merkel, G. erzählende Schriften. 2 Bde. 8.
Velinp. 4 Rthl. 8 gr. Schrbp. 3 Rthlr. 8 gr.
Druckp. 2 Rthlr. 16 gr.

Oberteich, D. C. F., Handbuch der Heilkunde zum Behuf der Erregungstheorie. 3 Bde. gr. 8. 1805. 3 Rthlr

— — — — critisches Journal der Arzneikunst zum Behuf der Erregungstheorie. 1s St. 8. 1805. 8 gr.

— — — — 2s St. 8. 1806. 8 gr.

Piſtohlkors, O. F. von, das Branntweinbrennen nebſt dem dazu gehörigen Malzen und Mäſten in Hinſicht auf Lief- und Ehſtland. 1796. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.
(Iſt der zweite Band von Hupels Handbuch.)

Pöſchmann, G. F., Einleitung in die allgemeine Menſchengeſchichte, ein Leitfaden. 1r Bd. gr. 8. 1802. 16 gr.

— über die zweckmäßige Führung des akademiſchen Lebens. 8. 1805. 20 gr.

Postes de Russie ou itineraire des grandes et pri cipales Routes de l'empire a lusage des Etra gers. 12°. 1805. en Commiſsion. 8 g

Principes élémentaires d'economie politique p D. Ch. de Schlözer. 2 Vol. gr. 8 180 en commission. 2 Rthl

Rambach, D. F., über Staatswirthſchaft. gr. 1805. 3 g

Reflexionen, allgemeine, über das weibl Geschlecht, nebst etlichen Bemerkunge über Liebe und Freundschaft. 16. 1, 8 g

Reiſen und Begebenheiten des armen Wilhelm F tags, eine kleine Geſchichte für Kinder, mit K pfern, 16. 1804 gebunden. 18 g

Roſenmüllers, J. G. Predigt am erſten Tage d Jahres 1807 in der Peterskirche zu Leipzig geha ten. gr. 8. in Commiſſion. br. 4 g

Sammlung von Abhandlungen, die aufs Hausweſ beſonders auf phyſiſches Leben, Erziehen, Geſu heit und Krankheit der Menſchen und Thiere Bez hung haben gr. 8. 1806. 1 Rthlr. 8 g

Schickſale des Perſers Waſſilej Michailow unter d Kirgiſen, Kalmücken und Chiwenſern. kl. 1804 20 g

v. Schlippenbach, v. (Freiherrn) Kuronia, ei Sammlung vaterländiſcher Gedichte. 8. 180 in Commiſſion. 16 g

Schlözer, D. Ch. von, Anfangsgründe der Staat verwaltung 2 Thle. gr. 8. 1807 1 Rthlr 16 g

— — — Erläuterung der Geschichte de brittischen Inseln, durch Zeittafeln und histo risch-geographischen Charten gr. 8 1805 in Commision. Holl. Papier. 3 Rthl
Druckpap. 2 Rthlr

Sonntag, C. G., Formulare, Reden und Anſichten bei Amtshandlungen. 2 Bdchen. 8. 1802. 1 Rthlr. 12 gr.

— — 3r Thl. 8. 1807. 20 gr.

— — Reden bei der Beerdigung des Herrn Generalſuperintendenten Dankwart, an der Gruft geſprochen. 8. 1805 6 gr.

— — Geſchichte und Geſichtspunkt der allgemeinen liturgiſchen Verordnung für die Lutheraner im ruſſiſchen Reiche. gr. 8. 1805. in Commiſſ. 8 gr.

Sophoclis, ut volunt, Clytaemnestrae pragmentum. Post editionem mosquensem principem edi curavit notis adiectis D. C. L. Struve. 8. 21 gr.

Steck, Geschichte der Philosophie. 1r Band. gr. 8. 1805 1 Rthlr. 4 gr.

Unterhaltungen, wöchentliche, für Liebhaber deutſcher Lektüre. Herausgegeben von J. H. Rieke. 2 Thle. 8. in Commiſſion. 2 Rthlr. 8 gr.

Unterricht populärer in der Bauart mit geſtampfter Erde. 2 Thle. 8. 1806. 12 gr.

Vannoti, I. Handbuch für den angehenden Feldarzt. gr. 8. 1807. 1 Rthlr. 6 gr.

Bis zu Oſtern erſcheint:

Ciceronis, M. Tull. in L. Sergium Catilinam orationes IV. recog. Carol. Morgenstern. 8.

Jonne, eine Zeitſchrift herausgegeben von Herrn Probſt Heidecke. gr. 8.

v. Kotzebue ältere Geſchichte von Preuſſen in 4 Bänden. gr. 8.

Löffler, Dr. Handbuch der med. und chir. Praxis. 3r Theil. 8.

Merkels, G. der Zuschauer, ein Wochenblat als Fortsetzung des Freymüthigen. 4.

R

Preußens
ältere
Geſchichte

von

August von Kotzebue
Mitgliede der königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

Erſter Band.

Riga,
bey Carl Johann Gottfried Hartmann.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

biedern Könige von Preußen

Friedrich Wilhelm III.

aus

dem innigſten Gefühl der Dankbarkeit

gewidmet

von dem Verfaſſer.

Vorbericht,

über

die ungedruckten und größtentheils unbenutzten Quellen dieſer Geſchichte.

Wenn dieſes Werk vielleicht Anſpruch auf das Verdienſt machen darf, manche Dunkelheit in Preußens älterer Geſchichte zu beleuchten, manchen Irrthum aufzuklären, ſo verdanke ich ſolches einzig der liberalen Geſinnung der Regierung, welche mir den Zutritt zu dem geheimen Archiv in Königsberg geſtattete. Dankbar nenne ich den Herrn Präſidenten von Auerswald und den Herrn Archivarius Herold. Des Erſteren Willfährigkeit und des Letzteren unermüdete Dienſtfertigkeit haben mir Schätze geöffnet, die ſeit Jahrhunderten in Staub und Moder begraben lagen; denn auch der wackere Herr von Baczko konnte vormals, troß aller angewandten Mühe, erſt beym Schluſſe des dritten Bandes ſeiner Geſchichte jene ſo nothwendige Erlaubniß erringen; daher die etwanige Berichtigung eingeſchlichener Unrichtigkeiten mir keinesweges zum Verdienſt gereicht, ſondern blos beweiſt, daß ich, in Erlangung von Hülfsmitteln, glücklicher war.

Folgende, von mir zum erſtenmal an Ort und Stelle benutzte, aber in vieler Hinſicht noch bey weitem nicht erſchöpfte Quellen, findet der Geſchichtsforſcher in dem bis jetzt ſo wenig beachteten Archive zu Königsberg. Erſtens, gegen 1800 Urkunden aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert, in lateiniſcher und deutſcher Sprache. Zwey Drittel derſelben ſind unbezweifelte Originale, die übrigen vollkommene, meiſt von Biſchöffen aufgenommene, mit ihren Siegeln verſehene Transſumpte, ſämmtlich auf Pergament. Schade, daß eine ziemlich große Anzahl derſelben durch Moder und Mäuſezahn gelitten hat, doch iſt der bey weitem größere Theil wohl erhalten. Um mein Werk nicht anzuſchwellen und zu vertheuern, habe ich der Verſuchung widerſtanden, von dieſen Schätzen mehr abdrucken zu laſſen, als die Nothdurft erheiſchte. Ob ich aber gleich, nach Verhältniß der Menge, nur wenige Urkunden ganz liefere, die meiſten im Auszuge, ſo haben mich doch die vollſtändigen Regiſtraturen des Archivs in den Stand geſetzt, auch dieſe mit ihren Nummern ſo genau zu bezeichnen, daß Jeder, dem daran liegt, die Urkunde unabgekürzt zu leſen, ſie augenblicklich finden kann. Nur muß ich bemerken, daß drey Männer, nämlich die Herren Archivare Herold und Röſſelt in Königsberg, und der Herr Archivarius Herrmann aus Danzig, in die Geſchäffte der Regiſtratur ſich getheilt, und Jeder den von ihm gelieferten Theil mit N. 1. angefangen hat, daher dieſelbe Nummer wohl bisweilen dreymal vorkommen kann, in welchem Falle ſie jedesmal eine andere Urkunde bezeichnet. Hätte ich alſo, beym Citiren der Nummer, ganz beſtimmt verfahren wollen, ſo hätte ich jedesmal den Namen eines der Herren Archivare hinzufügen müſſen; ich glaubte aber, es ſey weniger beſchwerlich für den etwa Suchenden, drey Nummern ſtatt einer durchzuſehen, als für den Leſer, dieſe Namen tauſendmal wiederholt zu finden. Eine kleine Anzahl von Urkunden war noch nicht regiſtrirt, welches von mir ſelbſt unter verſchiedenen Zeichen geſchehen iſt. Bey dem Leſen Aller habe ich Walthers Lexicon diplomaticum fleißig zu Rathe gezogen, doch bey weitem nicht immer Aufklärung darin gefunden. Am leſerlichſten waren im Ganzen, trotz der vielen Abbreviaturen, die Urkunden aus dem 13ten Jahrhundert; die Schwierigkeit wuchs mit jedem Jahrhundert, weil der falſche Geſchmack an Schnörkeln immer mehr eingeriſſen iſt. Da ich oft im eigentlichſten Verſtande hier erſt leſen lernen mußte, ſo darf ich nicht unterlaſſen, dem Herrn Dr. Hennig, vormals Prediger zu

Schmauch in Preußen, jetzt Kreislehrer zu Goldingen in Curland, öffentlich zu danken. Dieſer gelehrte und fleißige Mann, der im Urkundenleſen geübter iſt als ich, hat mir, freundſchaftlich und uneigennützig, manchen Tag geopfert und manches Blatt entziffern helfen.

Den nächſten Rang nach dieſen Urkunden behaupten folgende im geheimen Archiv aufbewahrte Bücher und Nachrichten.

Aus dem 13ten Jahrhundert:

1) Privilegia Capituli Pomesanensis auf Pergament.

2) Die liefländiſchen Privilegien auf Pergament.

Aus dem 14ten Jahrhundert:

1) Der Briefwechſel (Regiſtrande genannt) der beyden Hochmeiſter Conrad und Ulrich von Jungingen, in zwey ſtarken Foliobänden.

2) Ein Buch voller Abſchriften von Urkunden.

3) Ein altes Landrecht.

4) Ein altes Formularbuch. Die drey letztern auf Pergament.

Aus dem 15ten Jahrhundert.

1) Der Briefwechſel (Regiſtrande) des Hochmeiſters Küchmeiſter von Sternberg, in zwey Foliobänden.

2) Der Briefwechſel des Hochmeiſters Paul von Rußdorff.

3) Der des Hochmeiſters Conrad von Erlichshauſen.

4) Der des Hochmeiſters Ludwig von Erlichshauſen, ſämmtlich in ſtarken Foliobänden, deren jeder mehrere tauſende von Briefen enthält. Von welcher Wichtigkeit dieſe Sammlungen ſind, brauche ich nicht zu erinnern. Natürlich enthalten ſie oft die wahren, in den Urkunden nicht ausgedrückten Triebfedern und Geſinnungen, erlauben oft helle Blicke auf Verfaſſung, Lage, Abſichten und Handlungsweiſe des deutſchen Ordens. Vom Jahr 1392 an bis zum Jahr 1466 findet ſich in dieſem Briefwechſel nur eine einzige Lücke von vier Jahren, nämlich die Regierungszeit des Hochmeiſters Heinrich Reuß von Plauen. Vielleicht wollte der Haß, der dieſem hochherzigen Manne in den Kerker folgte, jede Spur von ſeiner Regierung vertilgen.

5) Deutſches Ordens Händel wider das Stift Ermeland.

6) Allerley Miſſive.

7) Verzeichniſſe von Vorräthen und Geräthſchaften.

8) Zins-Regiſter.

9) Ellen-, Huben-, Münz-Maß.

10) Rechnungen der Hauscomthure.

11) Des **Treßlers** großes Rechnungsbuch.

12) Das Buch des Großſcheffers, als Michael Küchmeiſter dieſes Amt verwaltet.

13) Die Ordensſtatuten, prächtig auf Pergament geſchrieben. (Sie waren bisher nur ſehr unvollkommen aus einigen Handſchriften der Schloßbibliothek, die Herr von Baczko benutzt hat, und aus dem Duellius bekannt.)

14) Der Proceß des Bundes mit dem Orden vor dem Kaiſer geführt, auf Pergament, mit dem großen kaiſerlichen Innſiegel.

15) Sammlung aller päpſtlichen Privilegien.

16) Sämmtliche Privilegien des Ordens auf Pergament, wie ſie 1421 dem Cardinal vorgelegt worden.

17) Päpſtliche und kaiſerliche Bullen und Privilegien, auf Pergament, in ein Buch geſammelt.

18) Ein Folioband A. betitelt, mancherley Handlungen.

19) B. Alte Hendel.

20) C. Handlung zwiſchen Polen, Litthauen und dem Orden.

21) D. Handlung zwiſchen Polen, Litthauen, Maſau, dem Orden und Danzig.

22) F. Deutſches Ordens Handlung wider Polen, Samayten, Litthauen und Witold.

23) F. **Des Ordens Handlung wider Polen, Litthauen, Samayten.**

24) G. Tranſſumpte von Privilegien.

25) H. **Alte gerichtliche Hendel.**

26) I. **Tagefahrten, Receſſe.**

27) K. **Alte Gerichtshendel.**

28) L. **Handlung wider Polen, Maſau u. ſ. w.**

29) M. **Allerley Miſſiven.** (16tes Jahrhundert.)

Auch die Foliobände unter N. P. Q. R. S. gehören zu der Geſchichte des 16ten Jahrhunderts.

30) O. **Deutſchen Ordens Handlung wider Polen und Witoldum.**

31) T. **Allerley Miſſiven.**

32) Ein Buch enthaltend juriſtiſche Formulare und Miscellen.

Ich ſchweige von den zahlloſen Quellen für die Geſchichte der ſpäteren Jahrhunderte, beſonders der Regierung des erſten Herzogs in Preußen.

Faſt alle die angezeigten Nummern wimmeln von Protocollen, Verhandlungen, Inſtructionen für Geſandte, Befehlen an Ordensbeamte, Berichten derſelben u. ſ. w.

Außerdem hat das geheime Archiv mir noch geliefert: Eine zu verſchiedenen Zeiten geſchriebene oder fortgeſetzte und 1571 vollendete Chronik, welche manche Abweichungen von andern Chroniken enthält, und mit Wahrheitsliebe verfaßt zu ſeyn ſcheint. Daß ſie, zum Theil wenigſtens, ſchon in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts geſchrieben worden, erhellt aus einer Stelle, wo es heißt: man habe Witolden zu Hülfe gegeben den der da itzund Comthur zu Thorn iſt, Eberhard Waldenfelſer genannt. Der Schreiber verſichert, dieſen Umſtand aus einem alten Buche, köſtlich auf Pergament geſchrieben, geſchöpft zu haben, welches vermuthlich von einem Ordensherrn vor der Tannebergiſchen Schlacht ſey abgefaßt worden. — Ein ſpäterer Theil dieſer Chronik hingegen iſt 1525 geſchrieben, denn unter dieſem Jahre heißt es: „das 1524 näheſt verſchwunden Jar." — Endlich ſteht am Schluß: Abgeſchrieben und vollendet durch mich Laurentium Klerr von Habelſchwerde den 15. Novbr. 1571. Das Ganze iſt offenbar aus mehreren zum Theil verlornen Chroniken mit vielem Fleiß zuſammen getragen.

Ferner befinden ſich noch im geheimen Archiv Chronica sereniſsimi principis Caroli regis Bohemiae, quam ipse composuit et diligenter compilauit 1515.

Annalia vetuste gentis polonico vel slavonice, geht bis zum Jahr 1384.

Noch eine polniſche Chronik in lateiniſcher Sprache, hebt an vom Jahr 965 und reicht bis zu Jagello's Vermählung, woraus zu ſchlieſſen, daß ſie zu Ende des 14ten Jahrhunderts geſchrieben worden. Sie empfiehlt ſich durch den ſeltnen Umſtand, daß ſie gar keine Mährchen enthält.

Eine Chronik von Thomas Scherbach 1515 geſchrieben; und endlich die Acta concilii Constanciensis.

Aus dieſem kurzen Verzeichniſſe von unbenutzten hiſtoriſchen Hülfsquellen — wobey ich noch ſehr viele, die meinem Zwecke fremd waren, übergangen habe — erhellt zur Gnüge, wie wichtig das geheime Archiv zu Königsberg für den Geſchichtsforſcher iſt. Möchte, nach dieſem Fingerzeig, ein Gelehrter daſelbſt ſich entſchließen, einen Codex diplomaticus von Preußen zu veranſtalten, der gewiß einer der vollſtändigſten ſeyn würde. Zwar hat — wie ich ſchon in meiner Vorrede zu den Ordensſtatuten erwähnt habe — Lucas David die Nachricht verbreitet, daß Marggraf Albrecht genöthigt worden ſey, ganze Wagen voll Urkunden an Polen abzuliefern, wodurch eine unauszufüllende Lücke in der preußiſchen Geſchichte entſtanden ſey, da ſpäterhin die ſiegreichen Schweden jene zu Cracau niedergelegten Schätze in ihr Vaterland entführt hätten, wo ſie noch jetzt verborgen, oder der

Univerſität Upſala geſchenkt wären. Dieſe Sage war mir allzuwichtig, um nicht meine ganze Aufmerkſamkeit auf Ergründung derſelben zu richten. Ich wandte mich daher an das königl. preußiſche Miniſterium, und der damalige Chef deſſelben, Herr Graf von Hardenberg, ein Mann, der für die Wiſſenſchaften wie für das Wohl des Staates glüht, hatte mehr als Einmal die Güte, dem zu Stockholm reſidirenden preußiſchen Miniſter Aufträge deshalb zu ertheilen. Aber alle Nachforſchungen waren vergebens, und durch Privatverbindungen in Schweden wurde ich auf die Vermuthung geleitet, daß jene Urkunden bey einem Brande des Schloſſes zu Stockholm ein Raub der Flammen geworden wären. Ich trauerte über dieſen, wie ich damals glaubte, nie zu verſchmerzenden Verluſt, bis ich mit den Schätzen des Königsberger Archivs vertrauter geworden war, denn nun ſah ich klar, daß in der preußiſchen Geſchichte wirklich faſt keine bedeutende Begebenheit vorkommt, welche nicht mit einer Originalurkunde aus jenem Archiv belegt werden könnte. Dennoch ſollen es lauter Originale geweſen ſeyn, welche nach Polen abgeführt worden? Ich will es glauben, denn das Zeugniß des Lucas David iſt höchſt glaubwürdig; aber es iſt mir mehr als wahrſcheinlich, daß es bloße Handfeſten von Gütern waren, welche in demjenigen Theile der Ordensbeſitzungen lagen, den der Orden 1466 an Polen abzutreten gezwungen wurde. Dieſe zu beſitzen konnte Polen allerdings ein großes Intereſſe haben; hingegen läßt ſich ſchwerlich errathen, warum es auf die Auslieferung von Urkunden ſollte gedrungen haben, die blos auf des Ordens ältere Geſchichte Bezug hatten, und die, wenn ſie auch etwas Bedenkliches für Polen enthielten, doch längſt durch Gewalt und Friedensſchlüſſe ihrer Kraft waren beraubt worden. So angenehm alſo noch immer das Wiederauffinden jener Urkunden ſeyn würde, da ſie vielleicht durch ihre Namens-Unterſchriften im Gebiete der älteren Chronologie manche Dunkelheit aufhellen möchten; ſo bin ich doch nunmehr überzeugt, daß wir, in Rückſicht auf die Geſchichte, nur wenig mit denſelben eingebüßt haben. Bedenklicher iſt wohl die Frage: ob nicht viele alte Handſchriften, und vermuthlich auch die ſo ſehr vermißte Chronik Biſchoff Chriſtians, nach Rom gewandert ſind? Denn im 15ten Jahrhunderte ſandte Papſt Martin V., auf Antrieb des berühmten Poggius, einen gewiſſen Enoch Aeſculanus in der Welt herum, mit einem Breve ausgerüſtet, welches noch jetzt in Königsberg aufbewahrt wird. Es iſt dem Hochmeiſter Ludwig von Erlichshauſen überreicht worden, und es heißt darin: da der päpſtlichen Bibliothek viele, beſonders alte Sachen fehlten, die durch Schuld vergangener Zeiten untergegangen, ſo ſollte dieſer Enoch, der im Griechiſchen und Lateiniſchen wohl erfahren ſey, in Klöſtern und an andern Orten beſonders die alten Bücher durchſchauen, die man ihm zu zeigen und auf ſeine Koſten abſchreiben zu laſſen bitte; denn der Papſt wolle nicht, daß irgend ein Buch entwendet werde. Ich zweifle, daß Enoch Aeſculanus, von Poggius Geiſt beſeelt, ſich ſtreng an dieß letztere päpſtliche Verbot gebunden, denn es iſt aus Recanati Vorrede zu Poggii historia florentina, und aus Lenfant Geſchichte des Coſtanzer Conciliums hinreichend bekannt, mit welchem Eifer Poggius überall Bücher zuſammen trieb, und auch im Nothfall entwendete.

Einen zweyten Schatz von Handſchriften hat mir die Schloßbibliothek zu Königsberg eröffnet, und dankbar muß ich die Gefälligkeit des Herrn Profeſſor Genſike rühmen. Die Urkundenſammlung dieſer Bibliothek iſt ſehr anſehnlich, wie man bereits aus dem gründlichen Werke des Herrn von Baczko weiß; doch konnte dieſer verdienſtvolle Mann nur denjenigen Theil derſelben benutzen, über welchen Verzeichniſſe, theils von dem ſeligen Profeſſor Kreuzfeld, theils von anderen vorhanden waren. Viele hunderte von Originalbriefen hingegen ſind noch unbezeichnet, aus welchen ich manchen Umſtand geſchöpft, wie auch aus den ſchon benutzten eine ziemlich reiche Nachleſe gehalten habe.

Außerdem hat mir die Schloßbibliothek Jeroſchins gereimte Chronik geliefert, deſſen ſchlechte Verſe wenig nutzen, und deſſen Erweiterungen des Peter von Dusburg meiſtentheils beſſer unterblieben wären. Ferner: die Ordenschronik, Radewalds Chronik, (von welcher es in dem Schediasma Lilienthal. de rerum prussicarum scriptoribus heißt: ſie habe das Ueberflüſſige weggelaſſen, und das Nöthige mit judicio compilirt.) und Dlugossi Banderia Prutenorum. Das letztere enthält Nachrichten von der Tannebergiſchen Schlacht, die man ſonſt nirgend findet, und wurde von dem ſel. gelehrten Bayer ſehr hoch geſchätzt, vielleicht mehr als es verdiente.

Wichtiger als alle dieſe iſt Lucas David, deſſen Original-Handſchrift, ſammt einer ſauberen Abſchrift, ſich gleichfalls auf der Schloßbibliothek befinden. Nachrichten von ſeinem Leben hat das Erläuterte Preußen T. I. p. 569 geliefert. Er war Rath des erſten Herzogs in Preußen, und erhielt den ehrenvollen Auftrag, eine Preußiſche Geſchichte zu ſchreiben. Zu dieſem Behuf gab ihm der Herzog offene Briefe, worin Jedermann befohlen wurde, ihm alles taugliche zu liefern. Man gehorchte, wie aus noch vorhandenen, von mir aufgefundenen Berichten zu erſehen; beſonders zeichneten ſich Thorn und Elbing aus. Der Herzog beſtand darauf, daß Alles eingeſchickt werde, was nur irgend Bezug auf Preußens Geſchichte habe; daher, als ein gewiſſer Scheuwke von Danzig meldete, er beſitze eine Chronik, die ſo unverſtändig ſey, daß er ſie lieber nicht ſchicken wolle, erhielt er ſogleich Befehl, auch dieſe einzuliefern. Lucas David verſtand zu ſichten; ihm waren die Landesarchive geöffnet; ihm war gelehrte Muße verliehen. Mit ſolchen Hülfsmitteln ausgerüſtet, vierzig Jahre lang fleißig ſammelnd, von Ehr- und Wahrheitsliebe befeuert, entſprach er den Hoffnungen ſeines Fürſten, bis der Tod ihn von der Arbeit rief. Leider geſchah das viel zu früh, denn er war noch kaum bis zum Jahr 1410 vorgerückt. Es mag ſeyn, daß er den Salluſt hin und wieder nachahmen wollen, indem er oft Reden geliefert, die vermuthlich nie gehalten worden; allein im Ganzen verdient er das höchſte Vertrauen, welches auch Herr von Baczko und der eben ſo gelehrte als vorſichtige Bayer ihm ſchenkten. Schütz und Hartknoch haben ihn nicht gekannt. Von dem Erſteren iſt mir ein Schreiben, in die Hände gefallen, mit welchem er ſein eigenes hiſtoriſches Werk an den Herzog begleitet, worin es heißt: er habe vom Hörenſagen, daß Lucas David unvollkommene

Schriften hinterlaſſen. Herr von Baczko war der Erſte, der ihn benutzte.

Der berühmten Wallenrodiſchen Bibliothek, und der Güte des Vorſtehers derſelben, Herrn Conſiſtorialrath Hennig, verdanke ich die Mittheilung der Homeiſter Chronik, der ſogenannten Graf Waldeks Chronik, Warzmanns Chronik, dreyer Chroniken von ungenannten Verfaſſern, und des Lucanus uralten und heutigen Zuſtand von Preußen. Das letztere Werk iſt für die Geſchichte von geringem Werthe. Auch das Leſen vieler Chroniken iſt leider faſt immer verlorne Mühe, denn Einer hat dem Andern nachgeſchrieben; ſelten findet man Abweichungen, noch ſeltener ſind ſie von Bedeutung.

Aus der Königsbergiſchen Stadtbibliothek erhielt ich, durch die Gewogenheit des Herrn geheimen Rath von Gervais, Paul Polen's Chronik und Freybergs Chronik. Die erſtere hat Bayer geſchätzt. Die letztere beſchäftigt ſich größtentheils nur mit der Stadt Königsberg, wird aber von Hartknoch faſt als die beſte Chronik gerühmt.

Beſondere Unterſtützung, die mich zu öffentlichem Danke verpflichtet, habe ich durch den Herrn Kriegsrath Bolz erhalten. Dieſer wackere Greis, der Alles,

was

was die Geſchichte ſeines Vaterlandes betrifft, mit unermüdetem Fleiße geſammelt, ja das Meiſte mit eigner Hand abgeſchrieben hat, überließ mir, zu freyer Benutzung, den Simon Grunau, von dem er ein ſehr vollſtändiges Exemplar beſitzt. Ferner des Prätorius preußiſche Schaubühne, von welcher das Original im Archiv zu Berlin befindlich. Der verſtorbene Miniſter von Herzberg erlaubte dem Kriegsrath Volz eine Copie davon zu nehmen, und dieſe iſt die einzige vorhandene. Prätorius war ein Nebenbuhler von Hartknoch, ich möchte ſagen, ein mit Unrecht gemißhandelter Nebenbuhler, denn ſein Werk ſcheint mir für die Geſchichte des 13ten Jahrhunderts, der Religion, Sitten und Gebräuche der alten heydniſchen Preußen ganz unentbehrlich. Der Verfaſſer verſtand ſelbſt das Preußiſche ſehr gut. Er ſammelte nicht allein merkwürdige Traditionen und Nachrichten aus dem Munde alter Preußen, ſondern er beſaß auch ein paar, in dieſer Hinſicht ſehr ſchätzbare, leider verloren gegangene Schriften, nämlich die ſeines Aeltervaters Brettchen, und Roſenzweigs Rhapſodien. Freylich iſt die Weitſchweifigkeit des Prätorius faſt unerträglich, allein Wahrheitsliebe leuchtet überall aus derſelben hervor, und da ſeine Schaubühne — (auch deliciae Prussiae genannt) — vom Herrn von Baczko nicht benutzt worden,

den, ſo ſchmeichle ich mir, manche Ergänzung aus derſelben geliefert zu haben.

Daſſelbe gilt von **Lindenblatts Chronik**, deren Mittheilung ich gleichfalls dem würdigen Greiſe verdanke. Sie begreift nur einen kurzen Zeitraum, aber es iſt der von des Verfaſſers eigenem Leben; es ſind Memoiren ſeiner Zeit, ungekünſtelt, treuherzig vorgetragen. Auch von dieſer benutzte Herr von **Baczko** blos die Auszüge, welche in den preußiſchen Sammlungen T. III. p. 208 ſtehen.

Endlich hat Herr Kriegsrath **Volz** mir auch noch eine Handſchrift von **Braun** geliehen: de privilegiis Prussiae cardinalibus; de jure indigenatus Prussorum; de episcopatibus Prussiae; de regibus antiquis Prussorum; aus welcher ich manche Belehrung geſchöpft habe.

Sehr undankbar würde ich handeln, wenn ich, unter den Beförderern meines Werkes, nicht auch des Herrn von **Baczko** rühmlichſt erwähnte. Ohne ſeine großen, für einen Blinden doppelt verdienſtlichen Vorarbeiten, würde ich meinen Zweck weit ſpäter und mühſamer erreicht haben. Doch das iſt es nicht allein, was mich ihm verpflichtet: er hat mir auch ſehr oft in mündlichen Unterredungen ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe und Anſichten mitgetheilt; er hat jede meiner Fragen willfährig beantwortet, und ſelbſt keine mühſame

Nachforſchung geſcheut, um Dunkelheiten aufzuhellen oder Zweifel zu löſen. Endlich hat er mir auch kleine handſchriftliche Abhandlungen zur Geſchichte, Staatsrecht u. ſ. w. in zwey Bänden geliehen, und mit einem Worte ein ſchönes Beyſpiel aufgeſtellt, daß zwey Männer neidlos Hand in Hand nach einem Ziele ringen können. Sein freundſchaftlicher Beyſtand bleibt mir um ſo mehr unvergeßlich, da es ihm und mir nicht an Ohrenbläſern fehlte, die uns — doch vergebens — zu entzweyen ſuchten.

Ueberhaupt bekenne ich mit dankbarer Rührung, daß, während meines Aufenthalts in Preußen, Jedermann ſich beeifert hat, mir zur Erreichung meiner Wünſche behülflich zu ſeyn. Ein Befehl des Herrn Staatsminiſters Baron Schrötter, öffnete mir das Archiv zu Danzig, in welchem jedoch Schütz alles Merkwürdige bereits genutzt hat. Der Herr Domherr Matthey zu Frauenburg erbot ſich zu Nachforſchungen im ermländiſchen Archiv. Der Herr Graf von Hohenzollern, Abt zu Oliva, bewilligte mir alle Hülfsmittel, welche in den Klöſtern Oliva, Carthus, Pölplin, befindlich ſeyn möchten, und hatte ſogar die Güte, mir die Verzeichniſſe jener Kloſterbibliotheken zu überſenden. Wie koſtbar würde dieſe Erlaubniß mir geworden ſeyn, wenn nicht die Handſchriften derſelben durch Feuersbrünſte längſt wären vernichtet worden.

Auch dem Herrn Staatsminiſter von Voß gebührt mein ehrfurchtsvoller Dank, für den, auf mein Bitten, ertheilten Befehl, mir die Kloſter- und Kirchenbibliotheken von Czenſtochow zu öffnen. Ich ſuchte daſelbſt — wiewohl vergebens — die lateiniſche Ueberſetzung des Strykowsky.

Nicht bloß in Preußen, ſondern auch in Rußland, habe ich Unterſtützung gefunden. Der berühmte Bayer, der als Academiker zu Petersburg ſtarb, hat einen ſtarken Quartband handſchriftlich hinterlaſſen, monumenta prussica betitelt, der ſich jetzt in der Bibliothek Sr. kaiſerl. Hoheit des Großfürſten Conſtantin befindet, und mir, ſammt einer Abſchrift der vier erſten Bücher des Lucas David, durch den Herrn Bibliothekar Rath Schröder, gefälligſt mitgetheilt worden. Zwar enthalten Bayers Monumenta, (die, wie er in der Vorrede ſagt, der berühmte Maſcov bereits heraus zu geben übernommen hatte) nur wenig, was nicht ſpäter in den Actis Borussicis; dem Erläuterten Preußen u. ſ w. abgedruckt erſchienen wäre, doch ſind viele lehrreiche Noten von Bayers Hand hinzugefügt, und eine kleine Abhandlung: über den Urſprung des deutſchen Ordens, iſt noch völlig unbekannt. Man erblickt darin, ſo wie in allen ſeinen Schriften, den fleißigen, faſt ängſtlichen Forſcher, der bisweilen auch an das Unbedeutende große Kräfte verſchwendet. Hingegen hat mir eine lateiniſche Ueberſetzung des Simon Grunau ſehr überflüſſig geſchienen. Doch mag ſie Bayers Achtung für dieſen oft mit Unrecht verſchrieenen Schriftſteller beweiſen, von dem er auch ausdrücklich ſagt: Laudo libertatem ejus etiam ubi dissentio.

Die Ehſtländiſche Ritterſchaft hat die Güte gehabt, mir das ſogenannte rothe Buch (eine Sammlung ihrer Privilegien) auf dem Ritterhauſe zu Reval mitzutheilen; durch die vormals enge Verbindung zwiſchen Preußen und Liefland war daſſelbe mir merkwürdig geworden. — Durch die Güte meines Freundes, des Herrn Secretär Rieſenkampf in Reval, erhielt ich eine alte plattdeutſche Chronik ohne Titel, die, wie aus mehreren Stellen erſichtlich, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts geſchrieben worden. Ich citire ſie bisweilen unter dem Titel: die Rieſenkampfiſche Chronik. Derſelbe Freund hat mir auch den Fabricius (Livonicae Historiae compendiosa series Mscpt.) geliehen, aus dem ich jedoch nur wenig habe ſchöpfen können.

Auch eine eigene kleine Sammlung, theils von Originalbriefen, theils von gleichzeitigen Abſchriften alter Urkunden, habe ich, durch die Gewogenheit mancher Freunde und Gönner in Liefland und Preuſſen, mir zu verſchaffen gewußt. Endlich darf ich nicht unterlaſſen, an die Papiere des ſeligen Profeſſor **Kreuzfeld** zu erinnern, die ſich in den Händen des Herrn Kapellmeiſter **Reichardt** zu Halle befinden, und die ich zu leſen Gelegenheit gefunden. **Kreuzfeld** war ein treflicher, hiſtoriſcher Kopf, wie aus vielen Bruchſtücken zu erſehen, welche Herr von **Baczko**, gleich mir, ſeiner Geſchichte einverleibt hat.

Soll ich aber unter meinen Hülfsquellen nicht auch der freundlichen, edlen Aufmunterung erwähnen, die von unſern beyden großen Geſchichtſchreibern, **Schlötzer** und **Johannes Müller** mir zu Theil geworden? — Daß ſolche Männer mich ihres Rathes, ihrer Anleitung würdigten, zähle ich dankbar unter die ſchönſten Begebenheiten meines Lebens und die größten Belohnungen meines fünfjährigen Fleißes.

Um den Leſer gänzlich zu überzeugen, daß ich keine Mühe geſpart, um neue Quellen zu entdecken, muß ich auch noch von drey **mißlungenen** Verſuchen ſprechen. Zu Rom im päpſtlichen Archiv glaubte ich noch unbekannte Nachrichten von dem erſten preuſſiſchen Biſchoff Chriſtian zu entdecken, vielleicht ſeine Originalberichte an den Papſt, die uns ſeine bis jetzt verlorene Chronik erſetzen könnten. Ich ſchrieb deshalb an den preußiſchen Geſandten, von dem ich perſönliche Beweiſe des Wohlwollens erhalten, deſſen Namen ich aber auch nur zu kennen brauchte, um der Beförderung eines wiſſenſchaftlichen Geſuchs gewiß zu ſeyn. Es war der Herr Kammerherr von Humbold. Mein Vertrauen täuſchte mich nicht. Er that was in ſeinen Kräften ſtand, um meinen Wunſch zu erfüllen. Allein ein Schreiben des gelehrten Bibliothekars der vaticaniſchen Bibliothek enthielt weiter nichts, als eine Nachweiſung auf Raynaldi's Kirchen-Annalen, die ich natürlich ſchon kennen mußte.

Mein zweyter unerreichter Wunſch war, die Benutzung der Zaluskiſchen Bibliothek zu Petersburg. Hätte meine Lage mir verſtattet, mich ſelbſt dahin zu begeben, ſo würde ich die Erlaubniß dazu vielleicht erbeten haben; ſo aber konnte ich nur ſchriftlich zweymal an die erſten Vorſteher derſelben mich wenden, von welchen ich keiner Antwort gewürdigt wurde. Man muß daher vermuthen, daß die, in öffentlichen Blättern bekannt gewordenen Rügen, dieſe Bibliothek betreffend, in der Wahrheit gegründet, und ihre Schätze leider für die gelehrte Welt verloren ſind; ein Verluſt, der mich doppelt ſchmerzhaft betroffen, da ich aus Janozki Specimen Catalogi Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Zaluscianae wußte, wie manches für meinen Zweck Wichtige mir da noch aufbehalten war. — Mein drittes vergebliches Bemühen wandte ich zu Lübeck an, um aus dem dortigen Archiv Nachrichten über eine Begebenheit des Jahres 1246 zu erhalten, in welcher die Lübecker Hauptrollen ſpielten. Vielleicht haben Kriegsunruhen die humanen Gelehrten jener Stadt verhindert, auf mein wiederholtes Anſuchen Rückſicht zu nehmen.

Ich ſchweige von meinen gedruckten, hinlänglich bekannten Quellen. Daß ich an keiner vorübergegangen, ohne daraus zu ſchöpfen, werden meine hiſtoriſchen Belege und Erläuterungen darthun. Hingegen habe ich aus dem Text der Geſchichte alle Citate weggelaſſen, weil es ſtets unangenehm für den Leſer und nachtheilig für den Verfaſſer iſt, wenn Jener beſtändig mit den Augen herumſpringen muß. Dadurch wird natürlich die Aufmerkſamkeit getheilt, zerſtreut, und der beſte Schriftſteller iſt nicht im Stande, eine ganze Wirkung hervorzubringen. Die Alten genoſſen darin eines großen Vorzugs vor den Neueren. Wer ſucht beym Livius Citate? wer vermißt ſie dort? wer macht ihm einen Vorwurf wegen dieſes Mangels? und doch ſpricht Livius oft im Vorbeygehen von älteren Schriftſtellern, aus welchen er geſchöpft, oder die mit ihm nicht einerley Meinung waren. Warum citirt er nicht? — weil dieſe gelehrte Mode damals noch nicht herrſchte; weil man einen

Schriftſteller nach dem innern Werthe ſeines Buches, und nicht nach angehäuften Citaten beurtheilte; weil man des Leſers Genuß nicht zerſtückeln wollte. Dieſen letzten Grund habe auch ich, die Alten hierin nachzuahmen.

Freylich fühle ich wohl, daß von einem Dichter, der es wagt als Geſchichtſchreiber aufzutreten, ſtrenger als gewöhnlich Rechenſchaft gefordert wird, auf daß man wiſſe, er habe ſich, durch fruchtbare Phantaſie, nicht verleiten laſſen, einen Halbroman zu liefern. Es iſt nicht genug, daß er betheure, ein edler Bewegungsgrund — **Dankbarkeit gegen den biedern König** — habe ihm die Feder in die Hand gegeben, und vor den Verſuchungen der Einbildungskraft bewahrt; er muß — wenn er das Vorurtheil niederſchlagen will, welches dem Dichter Gründlichkeit abſpricht — auch Schritt vor Schritt nachweiſen können, wo er ſchöpfte; kurz, er muß dem Richterſtuhle der unerbittlichen hiſtoriſchen Kritik ſich unterwerfen. Lange habe ich nachgeſonnen, **wie** das geſchehen könne, ohne andere nicht minder wichtige Vortheile aufzuopfern, und ich glaube, einen Mittelweg gefunden zu haben. Der **Leſer** nämlich, dem es blos darum zu thun iſt, die Reſultate meiner Nachforſchungen **dargeſtellt** zu ſehen, findet ſeine Wünſche im **Text** befriedigt, und nichts ſtört den Genuß, den ich etwa ihm zu geben vermag. Die Worte des berühmten Johannes von Müller (Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund S. 65) *Soll ich citiren? — Ihre Idee, ich ſoll ſchreiben als für Ihre Frau, will ich befolgen*, waren mir ſtets gegenwärtig. „Meine erſte Sorge, ſagt er ferner S. 95 ſoll allezeit die *Einfalt* ſeyn; die andere die *Kraft*.“ Aber er fügt auch S. 104 hinzu: „Citire ich nicht, ſo glauben die Deutſchen, ein nicht holprigt geſchriebenes oder hingehacktes Werk könne unmöglich eine wahre Hiſtorie ſeyn, und dann geben ſie allen Menſchen Mißtrauen gegen dieſen vermeinten Schüler Voltaire's; was ſolche Leute an Voltaire am erſten bemerken, iſt gewiß der Mangel der Citate.“

Dieſe Betrachtung nahm ich zu Herzen, darum wird der *prüfende Gelehrte* aus den *hiſtoriſchen Belegen und Erläuterungen* — (die der *Leſer* nach Gefallen überſchlagen mag) — hoffentlich gewahr werden, daß ich aus allen Kräften bemüht geweſen, auch *ſeinen* Forderungen ein Genüge zu leiſten. Möchte es mir auf dieſe Weiſe gelungen ſeyn, Anmuth und Gründlichkeit zu verbinden! — In meinem *Style* — den ich den vorzüglichſten Geſchichtſchreibern nachzubilden verſucht — wird man den Dichter nur *ſelten* erkennen. Selten *darf* es ja wohl geſchehen? denn auch die ernſte Muſe der Geſchichte pflückt gern hie und da eine Blume, wenn ſie gleich verſchmäht mit Blumen ſich zu ſchmücken. Vor allen Dingen habe ich geſtrebt deutſch zu ſchreiben, jedes halbdeutſche Wort zu vermeiden geſucht. Nur einigemal hat der Reichthum unſerer Sprache mich dabey im Stich gelaſſen, und in ſolchen ſeltenen Fällen habe ich lieber gewagt, ſelbſt Worte zu bilden. Daß ich ohne Bedenken veralteter, doch kräftiger und verſtändlicher Ausdrücke mich oft bedient, bedarf in der älteren Geſchichte Preußens hoffentlich keiner Entſchuldigung.

Und ſo übergebe ich nunmehr dieſen Verſuch dem Publikum, nicht mit dem Bewußtſeyn, er ſey gelungen; wohl aber mit dem, den redlichſten Fleiß darauf verwandt zu haben.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Einleitung.

Aelteſte Nachrichten vom Bornſtein und deſſen Vaterlande. Seite 1

Erſtes Kapitel.

Altpreußiſche Sagen. — 33

Zweytes Kapitel.

Schilderung der alten Preußen. — 52

Drittes Kapitel.

Ueber Sprache und Religion der alten Preußen. — 69

Viertes Kapitel.

Nachbarliche Verhältniſſe der alten Preußen. — 90

Fünftes Kapitel.

Bekehrungsverſuche. — 98

Sechstes Kapitel.

Berufung der Schwertbrüder und des deutſchen Ordens. — 127

Siebentes Kapitel.

Vom Urſprung des deutſchen Ordens. — 134

Achtes Kapitel.

Erſtes Erſcheinen der deutſchen Ordensritter in Preußen. — 143

Neuntes Kapitel.

Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutſchen Orden. — 152

Zehntes Kapitel.

Fernere Schickſale Biſchoff Chriſtians und der Neubekehrten. — 264

Eilf

Eilftes Kapitel.

Conrad von Thüringen. Gerhard von Mahlberg. Seite 170

Zwölftes Kapitel.

Krieg mit Suantepolk dem Herzog von Pommern. — 173

Dreyzehntes Kapitel.

Die Hoch⸗ und Landmeiſter jener Zeit. Verhältniſſe mit Lubeck. — 191

Vierzehntes Kapitel.

Die Geiſtlichkeit in Preußen. — 195

Funfzehntes Kapitel.

Den Neubekehrten zugeſtandene Vergünſtigungen. — 198

Sechszehntes Kapitel.

Geltende Rechte in Preußen. — 203

Siebenzehntes Kapitel.

Des Ordens innere Verfaſſung. — 206

Achtzehntes Kapitel.

Des Ordens Fortſchritte in Preußen. — 220

Neunzehntes Kapitel.

Päpſtliche Vergünſtigungen. — 229

Hiſtoriſche Belege und Erläuterungen. — 235

Preußens
ältere Geſchichte.

Einleitung.

Aelteſte Nachrichten vom Börnſtein und deſſen Vaterlande.

Einſt gehörte **Preußen** zu den fabelhaften Ländern, von welchen Griechen und Römer alberne Mährchen ernſthaft erzählten. Vielleicht Jahrtauſende unter Gewäſſern begraben, entwand es ſich allmählich ihrem Schoße; denn verſteinerte, zum Theil in indiſchen Meeren heimiſche Seethiere birgt ſein Boden überall; nicht ſelten werden Anker, Schiffstrümmer, aus Erdſchichten gegraben, die 40 Fuß über die Meeresfläche ſich erheben; Granit- und Porphyrblöcke, Mammouthsknochen, Elephantenzähne, hat der Seeſtröme Gewalt in Sandberge eingeſchoben. Inſeln hießen vormals viele Gegenden, die längſt vom Meere zurückgewichen; hohe nackende Klippen tauchten ſich einſt in Wellen; ja bis in Polen und die Niederlauſitz verfolgt man Spuren der Gewäſſer, die jene Länder vormals überſchwemmten.

Keinen Eroberer lockend, würde das arme, dem Meere abgerungene Land kaum im Nebel des zehnten Jahrhunderts zum erſten Male ſichtbar werden, wäre nicht der **Börnſtein** ihm gegeben, dieß Geſchenk und Räthſel der Natur, das ſchon in grauen Zeiten Gewinnſucht reizte, Eitelkeit nährte, Forſchbegier vergnügte.

Seit Jahrtauſenden kennt man ihn als Schmuck, Arzney, Spiel und Rauchwerk. Moſes miſcht ihn mit dem reinen Weihrauch auf Jehovas Altar. Homer verziert durch ihn die Wände des Menelaus, den Stuhl der webenden Hausmutter, die goldene Kette eines phöniciſchen Kaufmanns. Die Flammen von Ajax Scheiterhaufen empfangen Wohlgeruch durch Bernſtein. Heſiod beſetzt damit den Schild des Herkules. Lieblingsſchmuck der Römerinnen — Zierath ihrer Putztiſche — kühlende Kugeln in ihren Händen — Schwertgefäße römiſcher Helden — Spindeln ſyriſcher Frauen — Eingeweide ägyptiſcher Mumien — Rauchwerk vor der Götter Altären — Docht in Lampen — Heilmittel für manche Krankheit. — Alles dieß war Bernſtein der Alten.

Tröpfelharz nannten ihn die Phönicier; Sacal die Aegyptier: Sacrium die Scythen: Sonnenſtein die Griechen; Baumſaft oder Glas die Römer.

Wo kommt er her? fragten die Käufer. Wie iſt das Land beſchaffen, dem ſolche Gunſt zu Theil geworden? Wer ſind die Glücklichen, denen jeder Sturm neue Reichthümer zuführt?

Hundert Stimmen erhoben ſich: Er wird in Ligien gegraben — in Scythien aus der Erde gewühlt — an Britanniens Küſten gefunden — von deutſchen Seeen ausgeſchwemmt — am Eismeer geſammelt — er tröpfelt in Indien — die Pyrenäen liefern ihn — von des adriatiſchen Meeres Wellen wird er ans Ufer geſpült — aus den Heſperiſchen Gärten ſenden ihn die Jungfrauen. So verſchieden klangen die Gerüchte; faſt noch verſchiedener, wenn

Naturforſcher durch des Börnſteins anziehende Kraft in Erſtaunen geſetzt, die ſchwerere Frage aufwarfen: Was iſt er? wie entſteht er?

Er iſt ein Baumſaft von der Sonne gepreßt — ein fetter Schweiß, der in der See gerinnt — die verſteinerte Thräne von Pappeln oder Fichten — er ſchwitzt aus Bäumen, die, im adriatiſchen Meere, auf unzugänglichen Felſen ſtehn — es ſind die Thränen Apollo, die er bey den Hyperboreern um den erſchlagenen Aeskulap vergoß; — ja man ließ ſogar aus dem Harn des Luchſes ihn erwachſen, oder, wie Sophocles, von indiſchen Hünern bey Meleagers Tode zuſammen weinen.

Aeſchylus dichtete und Ovid ſang ihm nach: Phaeton ſpielend mit der Sonnenroſſe Zügeln, büßte, in Abgrund ſtürzend, ſeine Tollkühnheit. Aus der Schweſtern ruheloſen Augen floſſen dem Gefallenen immer neue Zähren, bis die weinenden Heliaden, Denkmäler ewigen Kummers, in Bäume verwandelt, an des Eridanus Ufern Thränen aus der Rinde ſchwitzten, die von kühlen Fluthen aufgenommen, zu Börnſtein geronnen. Den warfen des Stromes Wellen an zerſtreute Inſeln, nach der empfangenen Gabe, Elektriden genannt.

Der häufige Fabelſchmuck, an Börnſtein durch die Alten verſchwendet, beweiſt nicht minder den ihm beygelegten Werth, als ihre Unwiſſenheit. Nur in Einem trafen die Meiſten zuſammen, eines großen Stromes Eridanus gedenkend, deſſen Wellen den Börnſtein empfingen, bargen, verhärteten, anſpülten.

Aber wo floß Eridanus?

Homer nennt ſeine Ufer bloß als Weideplatz für eine Harpye. Heſiod erwähnt nur ſeines Namens. Dem Aeſchylus ſtrömt er in Spanien. Andere vermutheten,

Welſch

Welſchlands Po ſey gemeint, weil deſſen Uferbewohnerinnen ſich mit Börnſtein ſchmückten. Rhodanus, die Rhone in Gallien, täuſchte durch Namens Aehnlichkeit, ja man ließ ſie mit dem Po zuſammenfließen. Auch der Rhein behauptete ein Recht auf den Ruhm des Börnſteinfluſſes. Andere ſuchten deſſen Quelle auf den riphäiſchen Gebirgen; an den Pforten der Unterwelt hörte Virgil ihn brauſen. In Lorbeerhainen, durch die jener Strom ſich wälzt, wandeln ſeine Seligen. „Er iſt ganz verſchwunden“ ſagte Strabo. „Was man von ihm erzählt, iſt falſch,“ verſicherte Diodor von Sicilien.

Jedem, erſtaunt über ſolche Verwirrung, dringt die Frage ſich auf: woher der weiſen Alten mangelhafte Kunde vom Norden? — Ein Blick auf jene graue Zeit, wo die Sonne gleichſam nur Einen Punkt der Erde beleuchtete, wird das Räthſel löſen.

Die Alten dachten ſich die Welt als eine platte, runde Scheibe, mit übergeſtülptem Himmelsgewölbe, das auf einem Ringe von Bergen ruhte. Die Erde, von Waſſer umgeben, lag ausgebreitet wie ein griechiſches Gewand, die Chlamys, beynahe doppelt ſo lang als breit, des Gewandes Zipfel gegen Oſten und Weſten gekehrt. Der Sonne Bahn theilte die Scheibe in Tag- und Nachtſeite. Phöbus vollendete Abends ſeinen Lauf und ſchiffte dann hinter den Bergen herum, bis wieder zum Aufgang. Dieſe nächtliche Fahrt konnte er nicht vollbringen, ohne dicht über der Erde hinzugleiten, daher die ſtärkere Glut, welche Bäume zwang, ihren köſtlichſten Saft auszuſchwitzen.

An der Welt Ende wurde Hibernien (Irland) geſetzt, der Kälte wegen kaum für bewohnbar gehalten. Zu Berichtigung ſolcher Begriffe boten ſich den Griechen wenige Hülfsmittel dar. Reiſen war mit Gefahr verknüpft zu Waſſer wie zu Lande, ein reiſender Grieche ein ſeltener

Mann. Auch dieſer Seltene war der fremden Sprachen unkundig, wer ſollte ihn belehren? wer unter barbariſchen Völkern ſchützen? — Darum blieb zu Homers Zeiten das ſchwarze Meer den Griechen fremder, als die Südſee heutzutage den Europäern. Wer dorthin reiſte, den glaubte man ſo fern von der bewohnten Welt, als habe er die Säulen des Herkules umſchifft.

Die früheſten Seefahrer, wegen Handel oder Raub, die Tafier und Kreter, tummelten ſich auf einem engen Schauplatz. Zwar die Phönicier übten Sternkunde ſchon vor Homer, ſchifften auch bey Nacht in offener See. Schon zu den Zeiten der Zerſtörung Trojas trieben ſie Handel nach Tarteſſus (in Spanien): unter König Salomo bis in den arabiſchen Meerbuſen. Herodot beſchreibt ihre erſte kühne Fahrt um Afrika. Daß ſie nach Britannien kamen, iſt gewiß; daß ſie durch den Sund nach Preußen ſchifften, wahrſcheinlich. Drey Jahre dauerten bisweilen ihre Reiſen; ſie haben zuerſt, für die Bewohner Aſiens, Europa gleichſam entdeckt, und ihnen verdanken europäiſche Wilde die erſten Strahlen der Sittlichkeit.

Sie hätten folglich allerdings den Erdbeſchreiber unterrichten können; auch ſammelten vermuthlich Moſes und Homer ihre magern Kenntniſſe von den Phöniciern. Doch nach der gewinnloſen Ehre, die Welt durch Beſchreibung fremder Länder in Erſtaunen zu ſetzen, lüſterte dem kaufmänniſchen Geiſte dieſes Volks nicht; nur auf Alleinhandel neidiſch, ſuchte es durch ſchauderhafte Mährchen jeden Reiſeluſtigen abzuſchrecken. Gleichwie Kaufleute im Mittelalter fabelten, der Pfeffer werde im rothen Meere gefiſcht, ſo die phöniciſchen Zinn- und Börnſteinhändler. Um dieſe Waaren zu holen (vertrauten ſie den Griechen) müſſe man zwiſchen Elyſium und Tartarus durchſteuern, von tauſend Gefahren umringt, längs dem finſtern Geſtade ſchiffen. Als die Griechen dennoch kühner wurden, ſtürzten die Phönicier jeden Verwegenen ins Meer, der die Fahrt zu Herkules Säulen oder nach Sardinien wagte.

Gleicher Handelsneid beſeelte ſpäter die Karthager. Durch Verträge ſchloſſen ſie die Römer vom Welthandel aus, ſchrieben der Nebenbuhler Schiffahrt Gränzen vor. Ein Karthager, den die Römer einſt verfolgten, um das Land zu erkundſchaften, aus welchem jener Zinn, Bley und Pelzwerk holte, jagte ſein Schiff ſelbſt auf den Strand, den Nachſpürenden zum Verderben, und der Staat erſetzte ihm den Verluſt.

Alſo blieb es Staatsgrundſatz bis zu Karthagos Fall, Länderkunde zu verheimlichen. Welche dunkle, verworrene Begriffe mußten die Griechen in ſolchen Zeiten ſchöpfen!

Alexander zerſtörte Tyrus, der Handel der Phönicier ſank; Karthago lag in Trümmern; das nordweſtliche Europa wurde den Griechen unbekannter als zuvor, und Scipio konnte in Galliens Hauptſtädten von Britannien nichts erfahren. Der vergeſſene Bernſtein fiel Dichtern und ſchlechten Erdbeſchreibern in die Hände, die nur noch aus Büchern ungeläuterte Berichte zuſammen rafften, mit Bildern eigener Einbildungskraft die Lücken füllend.

So entſtanden Sagen von glücklichen *Hyperboreern*, die unter würzreichen Oelbäumen eine tauſendjährige Ruhe feyerten; von Goldklumpen durch Greife bewacht, von *Kymmeriern* im Finſterlande in der Berge Schatten, von Abenteuern der Argonauten. Am Rhein ſollte ewige Finſterniß herrſchen.

Zwar verſuchte man ſchon in den frühſten Zeiten *Charten* zu entwerfen, aber die Länder wurden willkürlich hinein geſchoben, *damit*, wie *Euſthatius* erwähnt, *doch nirgend ein leerer Platz gefunden würde*. *Thucydides*, ein guter General und beſſerer Geſchichtſchreiber, warf den Griechen vor: ſie wären fremd in ihrer *alten* Geſchichte, und ſelbſt die *neuere* enthalte Irrthümer. Es gab einen Schriftſteller unter ihnen, der ganz Spanien für eine einzige Stadt hielt. Nicht einmal Rom kannten ſie; denn ein Zeitgenoſſe des Ariſtoteles erzählte: es ſey aus Weſten ein Gerücht erſchollen, daß ein Kriegsheer von den Hyperboreern (er meinte nämlich die Gallier) die griechiſche Stadt Rom erobert habe, welche dort am großen Meere läge.

Warum fordert man noch Zeugniſſe fremder unwiſſender Schriftſteller? Warum gelten noch immer ein paar dunkle Stellen aus Griechen und Römern mehr, als der Widerſpruch geſunder Vernunft, oder gar des entlegenen Volkes ſelbſt, welches zu beſchreiben dem Gelehrten auf ſeiner Villa beliebte? Vertraut man ſolchen Zeugen wirklich? oder will nur Eitelkeit Früchte von der Mühe ernten, die ſie auf Erlernung todter Sprachen wandte?

Ein Mann, den die Deutſchen mit gerechtem Stolz den Ihrigen nennen, hat erklärt: er halte von Griechen und Römern, wo ſie nicht von ihrem Vaterlande ſprechen, ſo wenig als von einem *nubiſchen* Gelehrten, der Deutſchland beſchreiben wollte.

Er hat Recht. Beyſpiele mögen reden, und zugleich die karge, verſtümmelte Erbſchaft liefern, die von den Alten auf uns gekommen.

* * *

Homers Erdkunde war ſehr beſchränkt, obgleich er ſelbſt Seereiſen unternommen. Odyſſeus Irrfahrten wurden in manchem Jahrhundert ein Gegenſtand gelehrten Haders. Zum Geographen erhoben Grammatiker den Dichter; ſpottend rief man ihnen zu: „Ihr ſelbſt irrt gleich dem Odyſſeus umher!“

Herodot (fünfthalb hundert Jahr vor Chriſti Geburt), vermuthlich von ſeinen Landsleuten, den Phocäern, unterrichtet, die bis nach Tarteſſus (Cadix) ſchifften, dachte ſich Europa als einen langen ſchmalen Streif, doch ohne Zuſpitzung; ein noch ſpät herrſchender Begriff, der ſelbſt im 13ten Jahrhundert der Peutingerſchen Charte zum Grunde lag.

Doch Herodot war der Erſte, der beſtimmt angab: Zinn und Börnſtein kommen vom äußerſten Ende von Europa, wo der Eridanus in das Nordmeer fließt; dem Namen dieſes Stromes jedoch mißtrauend, weil er nicht barbariſch, ſondern griechiſch klinge. Uebrigens klagt ſchon Herodot, daß, trotz mühſamen Forſchens, kein Augenzeuge gefunden worden, der des weſtlichen Meeres Beſchaffenheit ihm näher hätte entdecken können. Hätte er gleich die Phönicier befragt und hätten ſie gelebt, ihm ehrlich zu antworten, ſo war doch ihre eigene Kunde zu verworren, denn vermuthlich nahmen ſie die Oſtſee für das Eismeer, ahnten nicht, daß Schwedens Küſte durch Finnland mit dem feſten Lande zuſammenhange.

Indeſſen war der Sonnenſtein gelehrten Forſchern bekannter, als deſſen Vaterland. Schon Thales von Milet bewunderte ſeine anziehende Kraft; Ariſtoteles wußte, daß er urſprünglich flüſſig ſey: er und Theophraſt entwickelten in Schriften vernünftige Begriffe über den räthſelhaften Gegenſtand.

Hundert Jahre nach Herodot trat ein Reiſender auf, Pytheas aus Maſſilien (Marſeille), ein Gelehrter, deſſen Sternkunde Gaſſendi und Caſſini rühmen, der, vermuthlich auf einem phöniciſchen Schiffe, vielleicht auf Befehl ſeiner Republik, die Reiſe unternahm; denn die Maſſilier waren damals ein mächtiges Volk, das Kolonien ſelbſt bis nach Spanien verpflanzte.

Freylich ſind von ihm nur Bruchſtücke übrig; freylich weiß man nicht einmal die Zeit genau, in welcher er lebte, und viele der Alten und Neuen ſchelten ihn einen Lügner; weil ſtets der Jüngſte ſich der Wahrheit am nächſten glaubt; doch ſicher wußte Pytheas mehr vom Norden als ſeine Verſpotter, Polybius und Strabo.

Durch dieſen Mann erfuhren die Griechen viele neue Fabeln und einige Wahrheiten. Er ſprach von Thule, ſechs Tagereiſen von Britannien, am Eismeer gelegen, wo weder Luft noch Meer noch Erde, ſondern eine Miſchung dieſer Elemente ſey, die er Meerlunge nannte. Weder zu Waſſer noch zu Lande könne man Thule erreichen; Tag und Nacht-wechſelten dort, an der Welt Ende, nur Einmal im Jahr. Man zeigte ihm die Stelle, wo die Sonne zur Ruhe ging. — Er ſprach von Guttonen, einem germaniſchen Völkerſtamm, der eine Küſte am großen Meere bewohne, Mentonomon genannt, 6000 Stadien (200 deutſche Meilen) lang. — Er ſprach von einer Inſel Abalus oder Baltia, dem feſten Lande der Scythen gegenüber, an welche die gefrorne See Börnſtein ſpüle, eine Art von Unreinigkeit, als Brennholz von den Einwohnern benutzt. Er ſprach von einem Börnſteinhandel, den jene Uferbewohner mit dem Teutonen trieben.

Viel neuer Fabelſtoff, den die Griechen redlich benutzten. Thule war den Dichtern ein willkommnes Land, weil niemand weiter etwas davon wußte, als daß es tief im Norden über Britannien hinaus läge. Bald nach Alexander erſchien ein ſchlechter Roman, dieſen Stoff benutzend, und wenn Euſebius das Lügenhafte bezeichnen will, ſo vergleicht er es den wunderbaren Mährchen von Thule. Die Meerlunge blieb auch noch in ſpätern Zeiten für Naturforſcher eine reiche Quelle armer Vermuthungen. Man erklärte ſie durch gallertartige Polypen;

ſpyen; durch Waſſer, von der Kälte zu Brey geronnen; durch dicke äußere Luft und ewigen Nebel; kurz, man ſuchte Vernunft in eine Albernheit zu bringen. Eben ſo verloren war die Mühe, das wunderbare Thule ſelbſt zu finden, und noch heute iſt man zweifelhaft, ob Britannien, Island, Norwegen oder ein Land im Monde darunter zu verſtehen ſey. — Kurz vor Chriſti Geburt behauptete Diodor von Sicilien, außer der Inſel Baſilea, Scythien gegenüber, werde ſonſt nirgend in der Welt Börnſtein angetroffen.

Spät lernten ihn die Römer kennen. Naturforſcher, wie Lucrez und Seneca, wußten nichts von ihm, auch nicht Cicero, dem es an Gelegenheit nicht mangelte, in ſeinen Schriften ihn zu nennen. Nur Virgil und Ovid, vermuthlich ihre Kunde aus den Griechen ſchöpfend, beſangen ihn. Noch unbekannter blieb ſein Vaterland. Polybius erklärte alle Nachrichten von nordiſchen Ländern für Träume oder Fabeln. Bis endlich Druſus und Germanicus in der Nordſee eine Inſel, und auf derſelben Börnſtein fanden; bis dem launenhaften Nero es gefiel, ihn von der Oſtſee fernem Strande zu holen.

Um ein Schauſpiel zu verherrlichen, mußte ein römiſcher Ritter auf noch ungebahntem Wege an die Börnſteinküſte reiſen. Nach Jahresfriſt kehrte er ſo reich beladen zurück, daß Rom erſtaunt, beym Thiergefecht ſogar die Netze, der Kämpfer Waffen, der Verwundeten Bahren, mit Börnſtein geſchmückt ſah.

Bald ſchuf Luxus die fremde Waare zum Bedürfniß um. Trotz der Epigramme eines Juvenal oder Martial, tauſchte ſchamloſe Eitelkeit kleine Figuren aus Börnſtein geſchnitten, gegen Sklaven ein. Das Mädchen ſuchte Schönheit, der Kranke Geſundheit, der Geſunde Auszeichnung in einem Spielwerk der Wellen des baltiſchen Meeres. Daher vielleicht die römiſchen Münzen von Nero, in

Preußen aus der Erde gegraben; die großen Börnſteincorallen, in einem Sarge bei Ancona gefunden.

Doch wie äußerten ſich die Schriftſteller jenes gewaltigen Volkes?

Strabo, gleichzeitig mit Chriſtus, erklärte beſcheiden: Jenſeit der Elbe ſind die Römer nie gekommen, und vom Norden wiſſen wir nichts. Ein ſo klares Bekenntniß entkräftet alle Zeugniſſe der Römer und Griechen vor Chriſti Geburt.

Pomponius Mela, im 41. Jahre unſerer Zeitrechnung, kennt ſchon viele Inſeln, die nicht in der Nordſee lagen, ſondern im codaniſchen Meerbuſen, wo Cimbrer, Teutonen und Hermionen hauſen. Die größte derſelben nennt er Codanonia, von der, außer ihm, weder vor- noch nachher jemand etwas weiß. Dann erzählt er von mißgeſchaffenen Menſchen, die der ſarmatiſchen Küſte gegenüber, alſo wohl in Preußen wohnen ſollten, unter welchen ſich z. B. ein Volk recht warm in ſeine ungeheuern Ohren wickelte, keiner andern Kleidung bedürfend.

Jezt erſchien Plinius (im Jahr 78), für nordiſche Erdkunde der ſchäzbarſte Schriftſteller aus dem ganzen Alterthume. Er diente ſelbſt als Befehlshaber unter römiſchen Kriegsvölkern im Lande der Chaucen; er lebte nicht lange nach den Zügen der Römer an die Elbe; er ſammelte die Trümmer uralter phöniciſcher Berichte, aus Griechen, die längſt verloren ſind; eine Sammlung, für die ihm einſt der Prätor Licinius in Spanien vergebens große Summen bot.

Plinius führte ſeine Leſer über die riphäiſchen Berge an des Nordmeers Ufer zu einer Inſel, der ſcythiſchen Küſte, Raunonia gegenuber, wo im Frühling die Wellen Börnſtein ans Ufer ſchleuderten. Die übrigen

gen Küſten waren ihm nur aus ungewiſſen Gerüchten bekannt. Den Namen der Inſel **Baſilea** ſchrieb er dem **Timäus** und das Mährchen von den ungeheuern Ohren dem **Mela** nach. Dann erzählt er von einem großen Gebirge **Sevo** — und endlich von 23 durch der Römer Waffen bekannt gewordenen Inſeln, deren Eine die Barbaren **Auſtravia**, die Soldaten aber, des Bernſteins halber, **Gleſſaria** nannten. Noch einmal erwähnt er dieſer **gleſſariſchen Inſeln**, wo jener köſtliche Baumſaft ſich erzeuge, als im germaniſchen Meere gelegen; auch von **Scandia** hat er reden hören. Nach ſeiner Behauptung waren es nicht die römiſchen Soldaten, ſondern die Veneter am adriatiſchen Meere, welche weit früher ſchon die Herren der Welt mit dem Auswurf der Oſtſee bekannt machten. Denn was der Soldat in ſeinem Feldgepäcke nach Hauſe brachte, konnte höchſtens nur die ſchlummernde Neugier wecken. Wenn folglich weder Cato noch Cicero des Bernſteins erwähnen, ſo möchte das vielleicht nur beweiſen, daß man im ältern Rom noch wenig Geſchmack an der längſt bekannten Waare fand.

Schon war das erſte Jahrhundert faſt verſtrichen, als der gewaltige **Tacitus** auftrat, der alten Teutſchen treuer Abbildner (obgleich der fromme Tertullian, bey anderer Gelegenheit, ihn einen Rabuliſten und Lügner ſchilt), der jedoch, wo er vom tiefern Norden redet, dem Plinius ſchwerlich vorzuziehen iſt; denn der Römer Seefahrten und Eroberungen waren mehr zurück als vorwärts geſchritten, ſchon ſeit dem Jahre 19 ſchien die Gelegenheit zu neuen Erfahrungen verſchwunden. Den Ritter, der auf Neros Befehl die bekannte Reiſe im Jahr 54 unternahm, ſchien blos Handelsgeiſt zu beſeelen, denn mit keiner neuen Kenntniß hat er die Erdkunde bereichert. Ob Tacitus ſelbſt jemals in Teutſchland geweſen, wird bezweifelt. Wie konnten ihm denn aus Norden reinere Quellen fließen als dem Plinius?

Tacitus ſpricht von einem mächtigen Volke der **Suionen**, am großen Meere nordwärts von Germanien, das zu Waſſer wie zu Lande wohl gerüſtet, Reichthum ſchätze und Einem unumſchränkten Herrn gehorche. Zu deſſen Nachbarn, an einem **faulen, faſt unbeweglichen** Meere, macht er die **Sithonen**, Jenen ganz ähnlich, doch von einer **Frau** beherrſcht. Ihnen oſtwärts ſollen die **Aeſtyer** wohnen, in Tracht und Sitten den Sueven ähnlich, in der Sprache den Britten. Keulen ihre Waffen; die Erde ihre Göttin; fleißige Ackersleute, zugleich die Einzigen, die den Börnſtein ſammelten, von ihnen **Glas** genannt.

Abermals nur dunkle Berichte, fähig, hiſtoriſcher Vermuther zur Verzweiflung zu bringen. Denn wer waren die **Suionen**? Man hält ſie für Schweden. Wer die **Sithonen**? man weiß es nicht. **Gothen** vielleicht, auch wohl **Preußen**. Man hilft ſich durch Berufen auf verſtümmelte Lesarten.

Während ſo die Römer in der nordiſchen Erdkunde ſchwankende Fortſchritte machten, waren die Griechen zurück geſchritten. Einſt Schüler der Phönicier und Lehrer der Römer, ſollten ſie jetzt von dieſen lernen. Aber ſie plauderten noch immer die alten Sagen vom Sonnenſtein nach, wie **Dioscorides** und **Philoſtrat**, oder ſchwiegen ganz von ihm, wie **Galen** und **Celſus**, bis im zweyten Jahrhundert der Erdbeſchreiber **Ptolemäus** in Alexandrien die alten verglich und verbeſſerte. Sein Anſehn war einſt groß unter den Gelehrten; Neuere haben es herabgewürdigt. Er iſt der Erſte, der die **cimbriſche Halbinſel** kennt, deren **Strabo** Einmal nur obenhin erwähnt. Aber wo liegt ſie jetzt? im Lande der Vermuthungen. Er läßt die **Cimbrer** am weiteſten gegen Norden, und mehrere Völker mit barbariſchen, unenträthſelten Namen, auf einer Inſel **Scandia** am Ausfluß der **Weichſel** wohnen. Auch die Memel und ihre Mündung ſind ihm nicht unbekannt. Die Küſten von Preußen, Kur- und Liefland nennt er den venediſchen Meerbuſen, weil Veneder (Wenden) an denſelben hauſten. Er ſetzt Gothen (Gythones) an die Weichſel, und macht die Finnen (Phenni) zu ihren Nachbarn. Es wäre verlorne Mühe, alle Völkernamen ihm nachzuſchreiben, ehe nicht durch kritiſche Vergleichung ſeiner Handſchriften ausgemittelt worden, welche Namen echt auf uns gekommen. Am merkwürdigſten für Preußens Geſchichte, und ſo überraſchend, als römiſche Münzen auf preußiſchen Aeckern gefunden, iſt die Erwähnung der Galindi und Sudini, zweyer Volksſtämme, die noch tauſend Jahre ſpäter der teutſche Orden in den Galindern und Sudauern wiederfand, wenn nicht etwa der Zufall jene Namen ſo glücklich und brauchbar verſtümmelte; denn auch das dritte dort genannte Volk, Stavani, möchte man gar zu gern zu Schalauern machen. Vom Bernſtein ſchien Ptolemäus nichts zu wiſſen.

Welche reine Ausbeute liefern denn nun die hergezählten, zum Theil vergötterten Schriftſteller?

Keine! ſo gut als keine.

Wahrheitliebend geſteht der Eine, er wiſſe nichts; der Andere befleckte ſein Werk mit Mährchen; vom Dritten ſind nur Bruchſtücke vorhanden, und ſelbſt dieſer Echtheit wird bezweifelt; ein Vierter, Fünfter, Sechster hätten wohl gern Wahrheit geſchrieben, aber wo floß ihnen die Quelle? — Leere Namenregiſter liefern alle; alle widerſprechen ſich, alle ſind durch Abſchreiber verſtümmelt worden. Daß die Alten Bernſtein kannten und aus Norden holten, das allein haben wir durch ſie erfahren. Was er ſey? woher er komme? darüber konnten ſie durch ihre Sagen nur Zwiſt erregen, der manches ſpätern Forſchers Zeit nutzlos verſplittern mußte. Mißverſtandene Namen, Verwechſelung der

Zwiſchenländer, durch welche der Handel gieng, mit der Waare eigentlichem Vaterlande, erzeugten jene Irrthümer. Kein Wunder. Iſt doch in neueren Zeiten oft gebildeten Nationen das Land, in dem ſie Colonieen beſaßen, Jahrhunderte lang unbekannt geblieben. Was darf man, nach ſolchen Beyſpielen, ſelbſt von einem Helmold oder Adam von Bremen erwarten?

* * *

Ob zwar die kriegeriſchen Römer über die Elbe nie vorgedrungen, ſo kämpften doch bisweilen, während des dritten Jahrhunderts, Völkerſtämme gegen ſie, die mit Preußen gränzten, ſogar Wenden und Galinder, wie noch vorhandene Münzen Voluſian's bezeugen. So brachten wohl Gefangene die Herren der Welt in nähere Bekanntſchaft mit dem rauhen Börnſtein-Lande, oder heimkehrende Sieger ſchütteten erbeutete Antoniner in der Weiber Schoß.

Immer noch wurde Succinum zu Rom dem Golde gleich, oft höher geſchätzt; ja, die wachſende Schwierigkeit, furchtſame Krämer durch eine lange Reihe wilder, feindlicher Horden ſicher zu geleiten, gab der köſtlichen Waare neuen Werth. Im vierten Jahrhundert war in der üppigen Hauptſtadt die Börnſtein-Gier der Schönen ſo allgemein, daß Prudentius die fromme Eulalia rühmt, weil ſie, minder eitel, ſolch ſchnödes Gepränge verachte.

Schwächung der römiſchen Macht an der Donau, oder Attila's Einbruch, hemmten aufs neue den Börnſteinhandel. Doch im fünften Jahrhundert ſah der Hof des Gothenkönigs Deuterich in Welſchland, das ſeltene Schauſpiel einer Geſandtſchaft der Aeſtyer, die ein Geſchenk von gelben Börnſtein überreichte. Mit gnädigem Uebermuth erzählte ihr der König, der ſeinen Namen nicht zu ſchreiben wußte: Dieſe Gabe ihrer Küſten ſey eines Baumes Saft, daher ſein Name Succinum; Sonnenwärme mache ihn gerinnen. „Wir verkünden euch „das" fügte er hinzu, „auf daß ihr ſehen möget, uns „ſey nichts verborgen was euch Räthſel ſcheint." Geſchmeichelt durch ſo fern wohnender Fremdlinge Huldigung, lud er ſie ein, ihn öfter heimzuſuchen, auf Wegen die ihre Liebe gebahnt, (ſo drückte er mit freundlichem Stolz ſich aus) „weil erſprießlich ſey, reicher Könige Gnade zu gewinnen."

Doch nun zertraten für lange Jahre der Heruler und Franken räuberiſche Heerzüge den kaum gebahnten Pfad zwiſchen der Tiber und Oſtſee. Verworrene Berichte liefert erſt wieder im ſechsten Jahrhundert Jordanes, ein gothiſcher Biſchof zu Ravenna, der drey Mündungen der Weichſel kennt, und der Aeſtyer Liebe zum Frieden rühmt. Doch vom Bernſtein nicht ein Wort. — Später und richtiger beſchreibt zwar Eginhardt im neunten Jahrhundert die Oſtſee, aber ſeines Werkes karge Ausbeute ſind abermals bloße Namen von Stämmen, die ihre Küſten bevölkerten; Slaven und Aeſtyer am öſtlichen Ufer. Doch vom Bernſtein nicht ein Wort. — Noch immer gleicht das Bild einer fernen Landſchaft, wo Berge und Wolken in einander fließen.

Damals ſandte, vielleicht von edler Wißbegier getrieben, Alfred der Große, König der Angelſachſen, zwey Männer aus, Other und Wulfſtan, das merkwürdige Land zu erkundſchaften. Ihr genauer Reiſebericht nennt es Eaſtland, rechnet Witland dazu, erwähnt der Weichſel, des Drauſenſees, Fluſſes Elbing, friſchen Haffs, beſchreibt Verfaſſung, Sitten und Gebräuche der Bewohner. Viele Burgen, in jeder ein König; Ueberfluß an Honig und Fiſchen; Bier ſey unbekannt, Meth Getränk der Knechte, Myran Meole der Herren (vielleicht gegohrene Stutenmilch).

Ver-

Vornehme Todte lägen lange unbegraben, durch Froſt vor Fäulniß bewahrt; feſtlich werde bis zum Begräbniß Tage geſchmauſt; dann des Verſtorbenen Erbe zum Preiſe von Wettrennen auf ſchnellen Roſſen gemacht, der Leichnam aber mit Waffen und Kleidern verbrannt. — Doch vom Börnſtein nicht ein Wort. Der ſcheint jetzt ganz aus der Geſchichte verſchwunden. Bis in das 13te Jahrhundert finden ſich keine Spuren mehr von ihm, ſelbſt nicht in Beſchreibungen von Schmuck oder Pomp jener Zeiten. Nur die Araber, vielleicht aus Griechiſcher Beleſenheit, erwähnten ſeiner noch unter dem Namen Carabe (von dem perſiſchen Worte Stroh anziehend).

Im Gewühl der Völkerwanderungen mußte der ſchreckliche Kampf um Leben und Eigenthum, das gaukelnde Kind des Friedens, Eitelkeit, erſticken; die Mode war vergeſſen. Den Weg zur See erſchwerten die furchtbaren Seeräuber, die Normannen. Vielleicht auch wichen die Strandbewohner den Scharen, die längs der Küſte heraufſtobten, zogen ſich tiefer ins Land, und die anſpülenden Wellen, nie müde zu geben, fanden keine Empfänger. Wenigſtens ſpricht ein arabiſcher Geograph, Scheziff el Idriſſi, von wüſten Städten und Inſeln, in einem finſtern Meere, zu welchen, vormals bewohnt, Schiffe kamen, Börnſtein zu holen. Nur in der zweyten Hälfte des 13ten Jahrhunderts erſcheint er wieder, und zwar zum Erſtenmale in einer Urkunde, die der Oſtſee Gaben, bey Witland's Ort geſammelt, zwiſchen dem Hochmeiſter und dem Biſchof vom Samland theilt.

Aber ſein Mutterland wird ſchon 300 Jahre früher, von dem Biographen des heil. Adalbert, zum Erſtenmale mit dem Namen Pruzzia bezeichnet. Alle folgende Chronikenſchreiber gebrauchen mit geringer Abweichung dieſelbe Benennung, deren Bedeutung ſeyn mag: unter

Rußland — oder vielleicht auch an Rusna (dem curiſchen Haff) gelegen. Denn ſo hießen zum Beyſpiel die mit dem Meere gränzenden Völker Pomerani, der Elbe Uferbewohner Polabiani. Andere leiten die Benennung aus den alten preußiſchen Worten pruntu, oder pruota her, ich verſtehe, begreife, oder Klugheit, Witz; denn die Preußen hätten ſich für klüger als ihre Nachbarn gehalten, und noch ſpät das Sprichwort gebraucht: „Die Deutſchen werden bald ſo klug ſeyn als wir.“

Adam von Bremen erwähnt im eilften Jahrhundert der Preußen und ihres Handels mit Marderfellen. Sie führten ihre Pelz-Waaren in damals berühmte, ihnen wohlgelegene Handelsſtädte, Wineta an der Pommerſchen Küſte, Biörkö in Schweden, da wo heute Stockholm prangt. Auch Danzig rühmte ſich bereits eines beſuchten Marktes.

Was noch ſonſt gelehrter Fleiß vom alten Preußen oft nur fand, weil er zu finden wünſchte, zerfließt geprüft; denn mühſame Anſtrengung, Verdienſtes bewußt, ergiebt ſich gern belohnender Täuſchung. — Grübelnd verglichen ſpätere Geſchichtforſcher des Alterthums dunkle Sagen. Vieldeutigen Winken folgend, ſchien der räthſelhafte Eridanus dem Einen der Rhein, weil dort alles erklärbar zuſammen treffe; dem Andern, die Radaune, weil gar wohl ein unbedeutender Bach durch Bernſtein, ſo wie manches kleine Dorf durch eine berühmte Schlacht, in das Buch der Geſchichte habe ſchlüpfen können; dem Dritten die Düna, weil ihren Strom aufwärts bis zum Dniepr, ein Bernſteinhandel mit den Küſtenbewohnern des ſchwarzen Meeres begreiflich werde; dem Vierten die Oſtſee, weil Eridanus jeden Strom bedeute, der nach Oſten fließt; weil ihn Ovid den größten nennt, Heſiod einen Sohn des Ocean's und der Thetis, „den tief und rauſchend fluthenden;" Virgil den großen Strom, den König der Flüſſe mit zwey Hörnern (dem gothiſchen und finniſchen Meerbuſen); Dionyſius Periegetes den blühenden See. Nur das Wort Fluß habe bis jetzt die Forſcher irre geführt, aber ſelbſt Homer gabe dem Ocean dieß Beywort, auch ergieße ſich die Oſtſee in das Nordmeer, welches folglich mit Herodot's Behauptung ſtimme. Ein Fünfter ſucht im Pregel den Eridanus; ein Sechster verſetzt ihn gar nach Schweden.

Eben ſo widerſprechend klingen die übrigen Deutungen. Baltia, Baſilia, Abalus, Gleſſaria; ſollen der Inſeln mehrere? ſoll nur Eine darunter verſtanden werden? — Beydes kann geſchehen. — Iſt Baltia das heutige Seeland? weil dort noch jetzt der Belt gefunden wird? — Vielleicht. — Hat das baltiſche Meer ſeinen Namen von dem preußiſchen Worte Baltas, weiß? oder von dem gothiſchen Bälte, ein Gürtel? — Gleichviel. — Iſt die Börnſteinküſte in Preußen oder Schweden, oder auf der frieſiſchen Inſel Ameland zu ſuchen? — Gelehrte haben ſie da, Gelehrte dort geſucht? — Iſt Mela's Codanonien Holſtein und Jütland? oder Seeland? Beydes wurde ſchon geglaubt. — Wird Skandia in Schonen wieder gefunden? — Wohl möglich, denn vor alten Zeiten trug Schonen bey den Dänen ſelbſt den Namen Skaney. — Sollte wohl des Pytheas Mentonomon das heutige Dörfgen Medenau ſeyn? — Schwerlich. — Haben Celten oder Slaven in Preußen gewohnt? — Vermuthlich beyde. — Waren die Gudden, deren Spuren man noch heute dort zu finden vermeynt, nicht auch Gothen? — Es wird verſichert und geläugnet. — Hat Pytheas die Gudden in Preußen mit den Gioten in Jütland verwechſelt? — So ſcheint es manchem. — Sind die Phönicier wirklich bis Scandinavien

(Schweden) gekommen? Haben ſie Ackerbau, Künſte, Runen, dahin gebracht? — möglich. — Thürmt des Plinius Sevogebirge ſich in Schleſien, Sachſen, Thüringen? oder auf Norwegens Gränzen? — Beydes hat Gründe für ſich. — Sind unter Riphäen, die Ariſtoteles zum Erſtenmal nennt, die heutigen Karpathen verſteckt? oder vielleicht die Werchoturiſchen Gebirge? — Beydes wird von gelehrten Männern behauptet und bewieſen.

Durch ſolche Fragen, ſolche Antworten könnte man Bogen füllen, doch nicht Köpfe mit hiſtoriſchen Wahrheiten. Hingegen unbezweifelt iſt der von einem großen Geſchichtforſcher aufgeſtellte Grundſatz: „Preußen iſt „das Börnſteinland, ſo weit die wahre Geſchichte reicht. „Paſſen nicht alle Nebenumſtände, ſo hat man nur die „Wahl zwiſchen zwey Hypotheſen: entweder die Natur „hat ſich verändert, oder die Erdbeſchreiber haben geirrt. Das Letztere geſchieht oft, das Erſtere ſelten.“

Börnſtein findet einzeln ſich faſt überall, in Aſien wie in Europa. Schon zu Homers Zeiten konnte Sicilien ihn liefern, und noch jüngſt entdeckte ein Engländer Symes im Königreiche Ava eine reiche Börnſteinquelle. Aber nirgend ward er je ſo häufig und ſo gut gefunden, als in Preußen, an Samland's Ufer auf einer Strecke von wenigen Meilen. So war es ſchon vor 1700 Jahren, als Tacitus ſchrieb, ſo vermuthlich vor 3000 Jahren als die Phönicier ihn zuerſt im Norden ſuchten.

Zwar iſt Preußen keine Inſel, und man zweifelt, daß die Alten ein feſtes Land ſo irrig für ein Eyland genommen. Doch warum nicht? — Wenn Adam von Bremen noch im eilften Jahrhundert Ehſt- und Kurland für Inſeln anſehen durfte, wie viel leichter konnten die Alten irren, die überdieß oft Halbinſeln durch das Wort Inſel bezeichneten.

Mancher fand ſogar an der preußiſchen Küſte Raum genug für Eyländer, die er ſpäter von der See verſchlingen ließ. Denn bisweilen werden oder wurden dürre Weinſtöcke, an welchen noch oft vertrocknete Trauben hiengen, zugleich mit Börnſtein ausgeworfen. Jenes dem Norden jetzt verſagte Geſchenk des Bacchus, wie konnte es ſich hier mit den Thränen der Heliaden paaren, wäre es nicht vormals auf den unter Wellen begrabenen Inſeln gewachſen?

Vielleicht gab es, umgekehrt, in jenen Zeiten Inſeln, die erſt nach zurückgetretenem Meere an das feſte Land ſich ſchloſſen; unter ihnen Samland. Dieſe Meynung, hier zum Erſtenmal gewagt, vereinigt manche Widerſprüche.

* * *

Ein Wort vom Börnſteinhandel bleibt zu ſagen übrig. Gleichwie Ueberreſte alter römiſcher Straßen von den Zügen jenes Volkes Spuren liefern, ſo deuten alle die verſchiedenen Gegenden, wo die Griechen den Eridanus ſuchten, auf des Börnſteins Handelswege. Aber ſchifften die Phönicier oder Maſſilier wirklich bis nach Preußen? — Die es bezweifeln, ſprechen: kein Grieche, kein Römer hat je die Oſtſee beſchifft. Hätten die Phönicier Samland's Börnſteinſchätze geahndet, ſie würden reichere Ladungen von dort geholt, der Waare hohen Preis verringert haben. Aber bey den Aeſtyern lag er, nach Tacitus Bericht, unter dem Auswurf des Meeres ungenutzt; ſie erſtaunten als man ihnen Geld dafür bot. Wie hätten Südländer, mit ihren grauenvollen Bildern vom Norden, die ungeheure Küſtenfahrt, auf der unruhigen, an zahlloſen Sandbänken tobenden Nordſee, durch das gefährliche Kattegat, längs der ſtürmiſchen Geſtade des baltiſchen Meeres in eine Gegend wagen ſollen, wo die Natur abgeſtorben ſchien? — Diodor von Sicilien läßt den Börnſtein von Baſilea nach Gallien überführen, von wo er, wie das Zinn, in 30 Tagen bis an die Mündung der Rhone, bis Marſeille oder Narbonne gebracht wurde. Was hindert zu glauben, daß ſowohl der Weg von der Rhone durch Ligurien, als auch der ſpäter gefundene durch Pannonien (die endlich beyde im adriatiſchen Meere zuſammen liefen) keine neuen, ſondern längſt betretene Pfade waren, auf welchen, unabhängig von der Schiffahrt der Phönicier, der Sonnenſtein in die nächſten Häfen der Griechen, Tarent, Corinth, und ſo bis in die Nachbarſchaft der Römer gelangte, unter welchen ſchon Ovid ihn Schmuck lateiniſcher Frauen nennt? — Zwar ſchrieb Diodor erſt unter Auguſt, doch nur langſam bahnen ſich Handelswege. —

Andere halten für zuverläſſig, daß ſchon 1800 Jahr vor Chriſtus die Phönicier ins Börnſteinland gekommen; denn wo ſonſt her konnten ſie ihn holen? — Iſt auch nur die geringſte Spur vorhanden, daß in jenen grauen Zeiten irgend ein Volk an der Oſtſee damit gehandelt habe?

Später freylich verkauften ihn die Sammler an Teutonen, und von dieſen holten ihn die Römer, doch erſt lange nach dem Untergang des Handels von Tyrus und Carthago. Es mag wahr ſeyn, daß die Römer ihn übers Meer aus der zweyten Hand empfiengen, auch daß ſie allen Nordſee-Inſeln, deren Strand ein wenig Börnſtein lieferte, den Namen der Gleſſariſchen beylegten; aber wenn es für ſie nur Börnſtein-Inſeln gab, folgt daraus: es habe nie ein Börnſtein-Land gegeben? — Dieſes Land ſuchte der Ritter, den Nero ſandte, nicht jene Inſeln. — Wer zeigte den Römern dieſen Weg? Lernten ſie ihn durch Kriege im öſtlichen Deutſchland kennen? oder waren, wie man behauptet, die Fürſten der Gothen und Markomannen ihre Lehrer? — Beydes möglich, aber ungewiß.

Daß einſt Culm der Stapelort des Börnſteins für Morgen- und Abendländer geweſen; daß die Griechen in den älteſten Zeiten Culm gegründet, ja nach deſſen Zerſtörung durch den Perſiſchen König Darius (!) dennoch es neu erbaut und bevölkert; ſind wohl nur Träume der Vaterlandsliebe mit gelehrtem Scharfſinn verſchwenderiſch bekleidet.

Ein dritter Handelsweg zum ſchwarzen Meere läßt ſich freylich (wie man verſucht hat) durch eine einzige, in Preußen ausgegrabene rhodiſche Münze nicht beweiſen. Wenn aber Neſtors Annalen erzählen: „daß die Slaven aus dem Variager Meer (Oſtſee) in den großen See Stevo (Ladoga), von da in den Wolchoff, der aus dem Ilmen-See entſpringt, aus dieſem in die Lovat, dann zu Lande bis zum Dniepr, und ſo hinunter zu den Griechen reiſten;“ ſo gewinnt jene Muthmaßung große Wahrſcheinlichkeit; zumal da der Gelehrte, der ſie aufſtellte, noch einen kürzern Handelsweg auf der Düna nachwies.

Daß die Börnſteinhändler an den Küſten der Oſtſee ein Volk der Wenden fanden, erzeugte Irrthümer Jahrhunderte lang, denn immer wurden dieſe Veneder mit den Venetern am adriatiſchen Meere verwechſelt, und ſo entſtand zuerſt die Sage, daß jenes Meer den Börnſtein liefere. Ein ähnlicher Irrthum der alten Griechen, welcher die Wohnungen der Scythen bis an die Oſtſee und Weichſel dehnte, hat die Fabel erzeugt, daß er in Scythien gegraben werde.

Könnte man nur immer zu dem Standpunkte herabſteigen, aus welchem die Alten ſahen; ſo würde hier und da noch manche Spur wieder aufgefriſcht und manche Dämmerung lichter werden.

* * *

Welches Volk bewohnte zuerst den von der See verlaſſenen Boden? — Waren es Celten? Slaven? Finnen? — Wer entſcheidet? — Aus verſteinertem Nebel (Verzeihung dem kühnen Ausdruck) ragt eine Kette hervor, deren erſte Glieder ewig verhüllt bleiben.

Der Dichter Lucanus legt einer römiſchen Matrone die Worte in den Mund: „mag doch die Elbe aus „dem Norden ihre Sueven über uns ausſchütten;" — alſobald wurden Sueven nach Preußen geſetzt, ſo fern auch die Elbe von der Weichſel fließt. Beſſere Gründe ſtreiten für die Wenden, die, von Ehſten vertrieben, zu Tacitus Zeiten das Land beſitzen mochten. Des Plinius Hirri mögen Heruler ſeyn, Stämme der Sarmaten, in Mecklenburg ſeßhaft, durch Sprache, Religion, Geſetze allerdings mit den Preußen verwandt.

Gelehrter Schwindel hat wohl auch mit Juden, nach Jeruſalems Zerſtörung, Preußen bevölkert; oder Macedonier von Alexander des Großen Heere dahin gezaubert; oder einem König Pruſia, von Hannibal aus Klein Aſien vertrieben, oder den Bructerern, von Druſus überwunden, hier eine Freyſtatt angewieſen.

Wozu die Namen aller Völker nennen, die man oft nur darum in Preußen fand, weil man ſie dort ſuchte. Die Behauptung wäre dreiſt und dennoch wahr: daß kein altes Volk in Europa und in Aſien hauſet, welches nicht [illegible] gen Menſchen von heute iſt nicht gegeben, das raſtloſe Völkergewimmel der Vorwelt zu entwirren. Auf etwa noch gebräuchliche Namen weit zurückſchauende Muthmaßungen gründen, heißt, auf Steinen, welchen der Zufall Geſtalten eindrückte, wahre Abbildungen ſuchen.

So denken manche bey dem Städtlein Wenden in Liefland, oder bey dem Fluſſe Windau an das Volk der Wenden; Gudden erinnern an Gothen. Bolani an Polen. Aus dem Preußiſchen Bezir. Schalauen wird Slavonia gedrechſelt, dann das l in t verwandelt, um es endlich den Stavani des Ptolemäus anzupaſſen. So macht ein Schwede, durch Namensähnlichkeit berückt, die Hillevionen zu Liefländern, ſcheut ſich auch nicht, ausdrücklich zu erklären: das übrige möge dazu paſſen oder nicht! So ließe ſich auch wohl beweiſen, daß die Kurländer Kroaten, und die Iſaurier Nachkommen Eſau's ſind. Mit allgemeinen, freygebig verſchwendeten Namen bedecken die Schriftſteller mittlerer Zeit die Blößen ihrer Völkerkunde, gleichwie die Alten ſchon, aus ähnlichem Gefühl ihrer Unwiſſenheit, mit dem Namen Scythen um ſich warfen.

Die Möglichkeit, daß ſolche Ströme von Wageſätzen hie und da ein Goldkorn der Wahrheit mit ſich führen, kann freylich nicht geläugnet werden; aber das Reich der Möglichkeiten iſt ſo groß! — Nur die Behauptung ſteht durch keinen Zweifel erſchüttert: daß mehrere Völkerſtämme, gleichviel woher und wann ſie eingewandert, gleichviel ob Gothen, Slaven oder Ehſten, in den älteſten Zeiten das Land beſaßen. Oft trieb ein ſtreitſüchtiges Volk das Andere vor ſich her, im unbekannten Lande genußreichere Wohnſitze träumend, wich wankelmüthig nach kurzem Sehn. [illegible] allen den [illegible] [illegible] nannten Stämme ſich nach ihren Fürſten, wechſelten mit dem Beherrſcher auch den Namen, öfter noch miſchten ſich nach und nach Stämme verſchiedenes Urſprunges, verloren endlich beyde, Namen und Sprache, im Zuſammenſchmelzen.

Wo der emſigſte Forſcher immer nur Sylbenklang gewinnt, da gleitet beſſer die Geſchichte ſtill vorüber, nicht zwecklos fragend: welches Volk hauſte hier, als Bernſtein noch der rauhen Küſte den einzigen zweydeutigen Werth verlieh; ſondern: welche Bewohner fand in ſpätern Zeiten der Handelsmann, vom reichen Pelzwerk angelockt? der Glaubensapoſtel, die Märtyrerkrone ſuchend, der Krieger, deſſen Arm des Kreuzes Fahne wehen ließ?

* * *

Darum werde nur allein der Verſuch gewagt, das jüngere Preußen zu ſchildern, wie es vor 600 Jahren dem Beobachter ſich darſtellte.

Begränzt von der Oſtſee, Weichſel, Memel, Litthauen und Maſuren; durch Sümpfe unzugänglich, von Wäldern bedeckt, gegen das Meer ſich ſenkend, ſchien Preußen rauh, kalt, unfreundlich; doch des Lebens Nothdurft lieferte es reichlich und geſunde Luft ſtärkte deſſen Bewohner. Schiffbare Ströme, fiſchreiche Seen durchſchnitten das Land. Der letztern zählten Bettelmönche, wenn der Elbingſchen Chronik zu trauen, mehr als zweytauſend. Aus dem Karpathiſchen Gebirge wälzte ſich die majeſtätiſche Weichſel dem Meere zu, Flüſſe, Ströme, Bäche in ihren Schoß aufnehmend. Lange Erdzungen ſchieden vom baltiſchen Meere die großen Landſeen, das friſche und kuriſche Haff.

Damals waren die Ströme enger und waſſerreicher. Was ſie, Ufer beraubend, an Breite gewannen, verlor ihre Tiefe. Schiffe wogten, wo jetzt Fluren grünen oder Sümpfe ſtocken. Sogar beſpülte, wenn die Sage nicht täuſcht, das baltiſche Meer die Mauern von Culm. Nach und nach ſchwemmte die See Schlamm, Sand und Steine über einander, ſich ſelber zum Damme. Den durchbrachen bald, mit Gewäſſern überfüllt, die Landſeen, bildeten, ihren Ueberfluß ins Meer ſtürzend, das ſogenannte Tief.

Der feuchte Boden, dem ewige Nebel entſtiegen, ſonſt Meeresgrund, daher mit Millionen Schalthieren gedüngt, trieb, ſchnell wuchernd, Pflanzen herauf. Bäume ſchoſſen empor, ſtreuten Samen, Wälder wurzelten, immer neue Sprößlinge treibend, bald durch dicht verwachſene Zweige der Sonne Strahlen hemmend.

Hier, wo im Schutz der umnebelten Wälder begraſte Sümpfe zu jeder Jahreszeit Nahrung boten, hauſten Thiere aller Art, an Größe und Wildheit ihre heutigen Geſchlechter übertreffend. Der König des Waldes, der Auerochs, mit kleinen feuerſprühenden Augen, kurzen, breiten Hörnern, gewaltiger Bruſt; nach Biſam riechend, unbezähmbar, nur in großen Wildniſſen heimiſch, den Jäger nicht ſcheuend, immer zum Kampf bereit. Friedlich weidete neben ihm das ſchüchterne Elenthier, deſſen flüchtigen Fuß Moräſte trugen, das, ſelbſt durch Seen ſchwimmend, dem Verfolger entrann.

Längs der Küſte baute der kluge Biber ſeine künſtlichen Hütten, die Fiſchotter barg ſich an der Ströme hohen buſchigten Ufern. Bären, Luchſe, zuweilen auch der weiße Hermelin, Marder, Füchſe, ſchwarze Wölfe, lockten den Jäger zu reicher Beute. Manche dieſer Bewohner des alten Preußens ſind jetzt ausgerottet, oder aus gelichteten Wäldern entwichen. Manche Vögel, ſonſt in Amerika nur heimiſch, horſteten hier; des preußiſchen Falken Blick und Fang war berühmt.

Der Seehund ſonnte ſich am Strande; Delphine ſpielten auf den Wellen; den Stör umſchlang des Fiſchers Netz; Heringszüge wimmelten an der Küſte. — Dem feuchten Mooſe entwanden ſich unſchädliche Schlangen. Der rothe Kermes klebte am Johanniskraut.

Was ſonſt von lebenden Geſchöpfen in Deutſchland hauſte, war auch in Preußen nicht fremd.

Salzquellen rieſelten, mineraliſche Waſſer ſprudelten. An Torf war der Boden reich. Die Hügel an der Oſtſee bargen Vitriol. Kupfer- und Silbererze gaben karge Ausbeute. Am wichtigſten blieb der Börnſtein, von ſtürmiſcher See geglättet, in mancherley Farben an die Küſte geſchleudert, doch häufiger mit einer Rinde umgeben, aus Strandbergen gegraben. Schon vor 500 Jahren gab es eigne Börnſtein-Herren, Großbeamte dieſes köſtlichen Regals. Frühe Verordnungen über daſ-
1342 ſelbe enthalten die Handfeſte des Kloſters Oliva, die
1394 Willkühr der drey Städte Königsberg. Im 16ten Jahrhundert machte ihn zuerſt Albertus Magnus den Ausländern bekannt.

Zwar iſt er auch in Polen, Schleſien, Böhmen, wiewohl ſelten gegraben worden; ſelbſt die Halliſchen Kohlengruben lieferten bisweilen ſchlechten Börnſtein; der Mäler See in Schweden warf ihn aus; an Dänemarks Küſten ward er oft gefunden; häufiger noch in Kurland, Liefland, Samayten, am häufigſten in Pommern auf der Inſel Rügen; doch ſein eigentliches Mutterland iſt der preußiſche Boden; Samland die bis jetzt noch unerſchöpfte Fundgrube. Da liegt er in Strandbergen, deren Oberfläche von leichtem Sande Schichten eiſenhaltiger Erde deckt, unter welchen, in ſchwärzlicher Holzerde, Rieſenbäume gefunden werden, wie nach eines Naturforſchers Ausdruck nie die Welt geſehn, nicht ſelten eine Länge von 80 Fuß erreichend, ohne Mark, Aeſte, Knoten, Wachsthumsringe, mit angeflogenem Vitriol, aber nicht verſteinert; ſogar von Schalenfrüchten, den Mandeln ähnlich, begleitet.

Dieſe räthſelhaften Bäume, oft mit Unrecht für foſſiles, in der Erde erzeugtes Holz geachtet, ſind des Börnſteins Vorrathskammern, und das Meer an der preußiſchen Küſte birgt, in einer langen Strecke, ganze

Wälder von denſelben. An faulen Splittern dieſer Bäume hängend, wirft auch oft die See den Börnſtein aus, und bezeugt dadurch die Wahrheit der Erzählung eines Königs von Cappadocien beym Plinius: „daß man aus Indien rohen Börnſtein bringe, der noch an Fichtenrinden hänge.

Urſprünglich war der Börnſtein flüſig, denn in allen drey Reichen der Natur hat er kleine Eroberungen gemacht und in ſich verſchloſſen. Sand, Steine, Waſſerblaſen, Moos, Blätter, Tannennadeln, Fliegen, Mükken, allerley Gewürme, doch nur ſelten Meeresbewohner, umgiebt der klare Kerker. Manche der gefeſſelten Inſekten haben ruhig in ihr Schickſal ſich ergeben, manche, widerſpenſtig, wollten vorwärts ſchreiten, alle wurden überraſcht, einige ſogar der Liebe pflegend.

Naturforſcher, die den Börnſtein aus dem Pflanzenreich verweiſen wollten, haben jene Erſcheinung ſinnreich, aber unbefriedigend erklärt. Andere ſuchten in der Erde Tiefen ſeine Quellen, wo er gleich Erdpech hervor ſprudelnd, im kalten Seewaſſer ſich härte. Doch wie er Landinſekten erhaſchen konnte, blieb dann unerklärbar.

Seine Härte — denn oft ſtumpft er des Eiſens Schärfe — erhebt ihn zum Rang der edlen Steine. Doch Leichtigkeit und Wohlgeruch hat er mit den Harzen gemein. Elektricität verdankt ihm den Namen. Leichte Körper zieht er an ſich. Kranke Theile berührend, lockt er Ausdünſtung hervor. Böſe Luft reinigt er. Gegen manches Uebel ward er vormals, vielleicht zu häufig, angewandt, Köſtliches Oel, köſtlichern Balſam liefert er, ſelbſt von Indiern und Chineſen hoch geachtet.

Wie? den Urſprung dieſes edlen Harzes, mit Heil- und magnetiſcher Kraft, mit Wohlgeruch und edler Steine Glanz begabt, hätte die Natur ſo tief verhüllt, daß ihren Schleyer auch nur zu lüften, unmöglich ſchiene?

So wenig als die unbekannten Thiere, deren Gerippe man aus tiefen Erdſchichten grub; ſo wenig als die Ammons-Hörner, die unſerer Berge Spitzen bedecken, gehört der Bernſtein dieſer Schöpfung an. Er iſt ein Erzeugniß der Vorwelt, eine Erbſchaft aus der alten Zeit, wo noch der Elephant im Norden neben dem Rieſen Mamouth graſte; wo noch indiſche Palmen dieſe Ufer bedeckten. Ja, Palmen ſind es, aus welchen Börnſtein quoll, doch Palmen, wie ſie heutzutage nirgend mehr gefunden werden. Kaum liefert noch das heiße Guyana einen ähnlichen Baum, den Erzeuger des bekannten elaſtiſchen Harzes. Ob jene Rieſen des Pflanzenreiches hier gewachſen, oder ob eine weltzerſtörende Fluth ſie hieher geſchwemmt, das gilt gleich; genug, ihr Keim iſt vernichtet, ſie wachſen nirgend mehr, ſind heilige Reliquien! — Zu den Börnſtein-Gruben, an den Strand von Palminken, wallfahrte Jeder, deſſen Bruſt ein ſanftes Grauen bey der Vorwelt Wundern bewegt, dort hohle er ſich Splitter von den Bäumen, in deren Schatten einſt ein anderes Geſchlecht der Menſchen ruhte; dort ſehe er weit über die Spanne Zeit hinweg, die von der armen Geſchichte ihm zugemeſſen wird, verliere ſich im ungeheuren Raume der Vergangenheit — und ahnde Zukunft!

Erſtes Kapitel.

Altpreußiſche Sagen.

An der Völker Wiege ſteht die Fabel, um der Völker Jugend ſchwebt die Sage, nur dem männlichen Alter reicht die Geſchichte ihren Griffel, und, ſtreng genommen, dürfte ſie freylich ihr erſtes Blatt nur auf den Rücken einer Urkunde ſchreiben.

Aber wo lebt das Volk, oder wo hat es gelebt, deſſen Wiege keih Nebel verhüllt? — Griechen und Römer treten aus dem Fabelreich hervor, Thucydides und Livius ſchweifen an deſſen Gränzen. Wunder gebiert die Nacht; mit der Dämmerung erſcheinen Sagen; endlich führt der Morgen die Geſchichte herauf.

Wie manche Sage war einſt Geſchichte und iſt es noch, nur mangelt der Beweis. Jede Geſchichte iſt auch nur Sage, wenn keine Urkunde ſie begründet. Durch Ueberlieferung werden Sagen fortgepflanzt. Dieſen Weg von Mund zu Munde hat des Menſchen eitle Schwatzhaftigkeit ſo unſicher gemacht, daß jede Sage verwerflich bliebe, gäbe es nicht edlere Gattungen derſelben, bey welchen die Zunge durch Pflicht gezügelt wurde; zum Beyſpiel, die Myſterien der Alten.

So auch vielleicht die folgenden.

Mögen einzelne Begebenheiten oder Namen aus dem Strom der Zeiten unkenntlich hervor ragen, dennoch gleicht das Ganze jener mächtigen, im Meere begrabnen Stadt an der pommerſchen Küſte, deren ehemaliges Daſeyn Niemand bezweifeln würde, wenn auch geſchichtliche Beweiſe mangelten; denn ihre Ruinen erblickſt du heute noch in der klaren Tiefe, und einzelne Schiffer befeſtigen ihre Fahrzeuge an alten Marmorſäulen. Ein Mann, zu Anfang des 13ten Jahrhunderts, dem täglicher Umgang mit heidniſchen Preußen Pflicht des Lebens war; der ihrer Sprache kundig, mit des Landes Religion und Geſchichte ſich vertraut machen konnte, mußte, um die Erſtere ſiegreich zu bekämpfen; der — hätte er blos erfinden wollen um ſeinen Bekehrungseifer glänzender darzuſtellen — gewiß den Pinſel in grellere Farben würde getaucht haben; der aber — chriſtliche Schmückungen abgerechnet — ein Gemälde entwirft, nicht unwerth neben Prunkbilder des Alterthums geſtellt zu werden, ein ſolcher Mann verdient Glauben, und ein ſolcher war der Erſte preußiſche Biſchof Chriſtian.

Freylich konnte er, als Augenzeuge, nur den Zuſtand der Preußen im erſten Viertel des 13ten Jahrhunderts ſchildern. Woher die ältern, noch manche hundertjährige Sproſſe hinaufſteigenden Berichte? Woher kannten die Preußen ſelbſt ihren Urſprung? ſie, die ihre Monden und Jahre nur in hölzerne Stäbe kerbten? —

Hier tritt Ueberlieferung hinzu. Nicht nur eine, mährchenhafte Volksſage, ſondern jene Erzählung von den Thaten und Schickſalen der Vorältern, welche einen Theil ihres Gottesdienſtes ausmachte, den an jedem Feſte zu wiederholen Pflicht der Prieſter war.

Dieß bezeugt Biſchoff Chriſtian von ſeiner Zeit, und noch 300 Jahre ſpäter beſtand die alte löbliche Sitte, ſelbſt in den Winkelverſammlungen, der zwar bekehrten, doch immer noch insgeheim ihren Götzen opfernden Preußen.

So haben ſich ganz natürlich — wie einſt bey den Griechen und früher bey den Aegyptern — eine Art von Sagen fortgepflanzt, die ſich größtentheils (wie man von Neſtors Sagen rühmt) durch Simplicität als hiſtoriſche Wahrheit einſchmeicheln.

Zu Kaiſer Auguſtus Zeiten gab es in Bithynien erfahrne Sternkundige; dieſe ſandten aus ihren Mitteln Reiſende nach Norden, um zu erkunden, wie weit die Erde, trotz der Kälte, für Menſchen bewohnbar ſey. Die Ausgeſchickten, mit Einem Namens Diwo an ihrer Spitze, kamen endlich in ein wüſtes, waldiges Land, das verſchiedene Namen führte, von einem zufriedenen, doch nicht beneidenswerthen Volke bewohnt, Ulmigerier genannt, weil es an Flüſſen unter Saalweiden hauſte, nur mit Schilf Körper und Hütten deckte. Seine Götter, Sonne und Mond; Fiſche ſeine Speiſe und klares Waſſer ſein Getränk; in allem mäßig, darum ſchön geſtaltet, auch freundliches Gemüths, Fremden hülfreich nach Vermögen, einfältig und beſcheiden. Den langen Winter kürzte Schlaf oder träge Ruhe neben der praſſelnden Flamme. Nur durch Knoten, Schnüre, Kerbſtöcke, bezeichneten dieſe Wilden der Tage Zahl, der Monden-Wechſel. Leſen, Schreiben, die Kunſt Gedanken aus der Ferne mitzutheilen, erregte der Unwiſſenden Staunen. Drey Weiber dienten wechſelsweiſe des Mannes Begierden, weder durch Scham, noch eines Fremden Gegenwart gezügelt. Darum trugen die Afterehen ſeltner Früchte.

Neue Wohnſtätten ſuchend, fielen fremde Völker in das unvertheidigte Land, erſchlugen manche der friedlichen Bewohner, zogen jedoch vorüber, und ihre Verheerungen, gleich Gewittern, hinterließen nur Segensſpuren; denn von den grauſamen Gäſten, deren Namen vergeſſen wurden, lernten die ſanften Wilden Häuſerbau, Viehzucht; miſchten ihren Trank mit Milch, webten Kleider aus Wolle.

Der rauhe Winter zwang die Reiſenden aus Bithynien, in dieſem Lande zu verweilen; doch, der Sprache unkundig, wäre ihr Forſchen fruchtlos geblieben, ohne heimſuchende Nachbarn aus Sarmatien, mit deren Mundart ſie vertrauter waren. Als aber der Sommer kam, erkrankten und ſtarben Dixos Gefährten. Auch ihm war nicht beſchieden, ſein Vaterland wiederzuſehn; er ſtarb zu Plozko. Was er aufgezeichnet, fiel ſpäter in die Hände eines Biſchoffs Jaroslaus, der es ſeiner verlornen, doch vom Biſchoff Chriſtian benutzten Chronik einverleibte. Nach manchen Thaten und Schickſalen kam ein Volk der Gothen nach Dänemark, und heiſchte Wohnplätze vom Könige, der, ihrer Tapferkeit wohl kundig, das Begehren nicht zu verweigern wagte. „Ich beſitze eine „Inſel," ſprach er zu den Fremdlingen, „Scandia „genannt, von einem ungehorſamen Volke der Cimbern bewohnt, welches mir den ſchuldigen Tribut „verſagt. Ihr, wackere Kriegsleute, an Zahl und „Kraft den Scandianern weit überlegen, zieht hin, „vertreibt die Widerſpenſtigen, behaltet ihr Land, „doch erkennet mich für euren Oberherrn."

Das gefiel den Fremdlingen. Sie ſandten Boten zu den Scandianern, fragend: „ob ſie willig weichen, oder das Glück der Waffen verſuchen wollten?" Zurück vor dem Namen der Gothen, und Widerwille, den väterlichen Herd zu verlaſſen, ſtritten in der Bruſt der Cimbrer. Doch als ihre bejahrten Götter ein beſſeres Land zum ruhigen Erbe verhieſſen, da ſchifften Männer, Weiber und Kinder ſich ein, fuhren über das Meer, wurden in ein ſüßes Waſſer, den friſchen Haff, getrieben, (an deſſen Ufern jenes einfältige Volk, die Ulmigerier, ohne Geſetze, doch friedlich, nach Willkühr und Gewohnheit lebte) ſchlugen ungehindert ihre Zelte auf, und vertrugen ſich mit des Landes Urbewohnern.

Bald fanden ſie Honig in Wäldern, brauten ein liebliches Getränk, den Meth, gaben es den Nachbarn zu koſten, die nur Waſſer, Milch und Molken kannten; das gefiel dieſen wohl, erfreute ihr Herz und neigte es zu den Fremdlingen.

Zwey kluge Brüder unter den Scandianern, Bruteno und Waidewut, vermochten das Volk, ihm rathend, ein Oberhaupt zu wählen, auf daß vereinte Kraft den ſtreitſüchtigen Nachbarn kräftiger widerſtehn mögte. Dem Volke behagte der weiſe Rath, es wählte Bruteno zum König.

„Ich kann nicht euer König ſeyn, ſprach dieſer
„beſcheiden, denn mein Leben iſt den Göttern geweiht.
„Hier ſteht mein Bruder, ein wohlbeherzter, weiſer
„Mann; den wählt, er wird euch ſchützen und Gerechtigkeit
„üben. Mich aber laßt für eure Wohlfahrt
„beten, der Götter Willen den Sterblichen offenbaren,
„das wird euch baß frommen, als wollt' ich, ein Heerfürſt,
„an eurer Spitze fechten.“ — Da erhub das Volk einhellig ſeine Stimme, und rief Waidewut zum König aus.

Der neue König beugte den Nacken unter des Bruders geiſtliche Herrſchaft; gebot dem Volke, nicht

Großes noch Kleines zu beginnen, ohne die billigenden Götter, deren Oberprieſter Kriwe Kriwaito, der Mächtige Gottes, genannt wurde. Einmüthig beſchloſſen Alle: „wir wollen ein freyes Volk, keinem „zinsbar, nur den Göttern Opfer und Gehorſam ſchuldig ſeyn.“

Was Muth gegründet, befeſtigte Vorſicht. Die Burg Honeda, und Balga, wurd' erbaut; Dörfer ſchmückten Thäler, Feſten drohten auf Hügeln.

Wenn aber zwey Völker ſich miſchen, deren Eines an Klugheit oder Macht dem Andern überlegen, ſo wird vergebens Gleichheit beſchworen, weil der Gebrauch erworbener Kräfte ſich wohl bey Einzelnen, doch nicht bey Nationen lange beſchränken läßt.

Das Volk, das eine Kraft weder nutzt noch mißbraucht, beſitzt oder kennt ſie noch nicht, oder hat ſie verloren. — In den beyden Weltbeherrſchenden Künſten, Waffen und Schriften, waren die Scandianer wohl erfahren; ihre Sitten milder; aus ihrem Stamme der König entſproſſen. Darum wurde bald der Ulmigerier ſchlichtes Völklein von ihnen verachtet. Durch Honigtrank und Honigworte hatten ſie anfangs ihre, mit dauerhaften Körpern für die Arbeit begabten, Wirthe vermocht, zu Wohnungen für die Gäſte Hügel und Berge aufzuſchütten; von welchen herab die Eingeniſteten durch Gewalt und Schläge erzwangen, was zuvor argloſe Gaſtfreyheit gewährte. Oft im trunkenen Muthe, Herren über Knechte ſich wähnend, gebar ihr Dünkel Hader, bis endlich die übermüthigen Fremdlinge, von den gereizten Urbewohnern überfallen, und wohl hundert ihrer Höfe, mit allem was darin hauſte, durch Feuer vertilgt wurden.

Umſonſt verſuchte der König den Aufruhr zu ſtillen; die Ulmigerier, gezähmten Thieren gleich, die ihre

Ketten zerriſſen, hatten jetzt die eignen Kräfte kennen lernen, und verſchwunden war der Zauber des königlichen Namens. Da trat der Oberprieſter auf, mit der Götter Blitz bewaffnet; er lud das Volk auf einen Tag vor die Feſte Honeda. Gehorſam erſchienen Alle, die Beleidiger wie die Rächer, doch erbitterte Gemüther zu beſänftigen, konnte den klugen Brüdern nur gelingen, indem ſie von den Göttern Milde und Strenge borgten. Endlich ward für ewige Zeiten ein Vertrag geſchloſſen.

„Keiner ſoll ſich brüſten, Gewalt ſich anmaſen, „Arbeit erzwingen. Nur freundlicher Bitte oder Gabe „ſoll Jeder des Nachbars Hülfe verdanken. Edler „ſey allein der Mann, den Thaten auszeichnen. Nichts „unterſcheide künftig den Ulmigarier vom Scandianer, „als etwa ſeines Namens Klang.“ — Noch andere Geſetze, deren Zweck Eintracht, wurden dieſem beygefügt; doch Eines derſelben ſchien geeignet den Groll aufs neue zu wecken. Denn ſo war verordnet: „unter eines Mannes drey ehelichen Hausfrauen ſoll „für die Erſte gelten, die aus dem Geſchlecht der Ankömmlinge Entſproſſene.“ Liebe und Achtung für das zweyte Geſchlecht ſind nur Früchte höherer Bildung, darum ſchien den rohen Ulmigariern dieſer Vorzug unbedeutend; doch ſie zeigten bald, indem ſie gleich den Scandianern ihre Roſſe tummelten, ſich in Waffen übten, und die fromme Einfalt gegen Tücke vertauſchten, daß nicht Bildungsfähigkeit ihnen mangelte.

Noch glimmte Feuer unter der Aſche, des Königs ward wenig geachtet. Jeder lebte nach Gefallen; an Zahl und Leibesſtärke die Urbewohner den Einzöglingen weit überlegen, an Verſchlagenheit ihnen faſt gewachſen. Die klugen Brüder, überzeugt, daß nur Götterfurcht die Feindſeligen zügeln und ihre eigene Macht befeſtigen werde, erſannen ein Gepränge.

Auf einer anmuthigen Wieſe ſtand eine hohe dicke Eiche, dahin entbot der Oberprieſter das Volk, und ſprach alſo: „Die Götter, uns gnädig, wollen „hinfort unter euch wohnen; jene Eiche haben ſie zu „ihrem Sitz erkohren.“ — Darauf enthüllte er drey Götzenbilder, die er mit aus Scandia gebracht. Deß erfreute ſich das Volk, und die Greiſe ſtaunten, denn nie zuvor war unter ihnen, die nur Sonne und Mond verehrten, ein Bild geſehen worden. Nun trat König Waidewut auf, zur Eintracht ermahnend, deren Früchte, Sieg, Ruhm, Beute, er verhieß; den Ungehorſamen der Götter Strafe drohend: böſe Geiſter, feindliche Nachbarn, Niederlagen, Tod, und, was ſchlimmer, harte Sklaverey. Mit großem Gepränge wurden die Bilder aufgeſtellt, und Alle ſchwuren blinden Gehorſam dem Prieſter, Folgſamkeit dem Könige.

Der Abend brach herein. Der Hoheprieſter ſprach: „ſeyd fröhlich und verzecht allhier bis Morgen, „dann wollen ferner euch die Götter ihren Willen offen„baren.“ In derſelben Nacht ſchwärzte ſich der Horizont; Blitze umflammten die Eiche; furchtbar rollte der Donner in den endloſen Wäldern, das bebende Volk ahndete Gottes Gegenwart. Aber der Morgen führte die Sonne unbewölkt herauf.

Bruteno befahl, einen Holzſtoß aufzurichten, die Prieſter trugen den Greis hinauf, ſtanden um ihn her, und riefen das Volk herbey, das in ſtummer Erwartung ehrerbietig nahte. Da hub der Oberprieſter alſo an:

„Ihr habt in der entwichnen Nacht der Götter „Donner Stimme vernommen. Ihren Willen euch „zu verkünden iſt mir geboten. Hört! merkt! Nur „auf dieſem Platze, hinfort Romowe genannt, iſt „euer Opfer den Göttern angenehm; doch allein der

„Prieſter geweihte Hände dürfen es darbringen. Das „Land, das ihr bewohnt, ſollt Ihr, nach eurem erſten „Kriwe, Brutenerland, euch ſelbſt Brutener „nennen, damit der gemeinſchaftliche Name die Erin„nerung an euren verſchiedenen Urſprung verſchlinge, „und gleiche Rechte Aller bezeuge."

Dann ſetzte er Prieſter, unter ihnen zu wohnen, im ganzen Lande, auf daß ſie lehren, tröſten, rathen, ſchlichten ſollten in kleinen Dingen, ihm ſelbſt die größeren vorbehalten. Auf Eintracht beyder Völker, der klugen Brüder großes Ziel, ſpendet' er Segen, auf Zwietracht legt' er Fluch. „Alle Nachbarn wollen wir lieben" ſprach er ferner, „wenn ſie unſere Götter „ehren; die aber ſie verſchmähen, mit Feuer und Keu„len tödten. — Wer unter euch mehr als drey „Weiber nimmt, der werde ein Raub der Hunde, denn „er hat geſchändet den Stand unſerer Götter, die ehe„lich und Jungfrauen ſind geweſen."

Vor Ankunft der Cimbrer aus Scandia lebten die Ulmigerier, ohne es zu wiſſen, in ihrer Nachbarn Dienſtbarkeit. Jährlich durchreiſte ein Fürſt der Maſuren ihr Land, und, (ſo mächtig wirkt höhere Bildung auf rohe Gemüther) freywillig brachten ſie von allen Enden ihm ihre ſchönſten Kinder, achteten ſich hoch geehrt, wenn er in ſein Land ſie mit ſich führte. Aber die Scandianer ſprachen: „Thut das nicht, es „iſt ein Zeichen harter Dienſtbarkeit. Widerſetzt euch „muthig, wagt Leib und Leben für eure Kinder, wir „wollen euch redlich helfen."

Durch ſolche Worte angefeuert, beſchloſſen die alten Landſaſſen einmüthig, hinfort nur den Göttern dienſtbar zu ſeyn, weder Zins noch Gabe einem fremden Fürſten zu bringen. Viele Jahre lang harrten die Maſuren des gewohnten Tributs vergebens. Mit

Erſtaunen und Verdruß gewahrten ſie, daß jenes bisher verachtete Volk ſchnell mächtig zunahm, an Menſchen, Vieh und allerley Gebäuden; von Tage zu Tage verſtändiger wurde, gemünztes Silber beſaß, den kriegeriſchen Uebungen ſich ergab, einen Hohenprieſter geweihete und einen König erwählt hatte. Da hielten endlich die beſorgten Maſuren Rath, wollten das neue Volk nicht zu mächtig werden laſſen, ſandten Botſchaft in der Prutener Land, foderten den ſeit Jahren unentrichteten Zins.

„Wir waren nie Tribut euch ſchuldig“ antworteten die Prutener: „Als unſern lieben Nachbar „haben wir euren Fürſten immer freundlich empfan„gen, und nach unſern Kräften mit Gaben geehrt, doch „nie vermeynt ihm unterwürfig zu ſeyn, denn wir „ſind ein freyes Volk, nur den Göttern unterthan. „Vielmehr begehren wir von euch, daß ihr unſere „Kinder zurück ſendet, auf daß nachbarliche Freund„ſchaft zwiſchen uns beſtehe.“

Als der Maſuren Fürſt die kühne Antwort vernahm, rüſtete er ſich mit Macht, warb und erhielt mächtige Hülfe aus Roxolanien, (jetzt Rußland) und ließ den Prutenern entbieten: „wollt ihr nicht frey„willig den Tribut entrichten, ſo werde ich kommen „mit Heereskraft, ihn ſelbſt zu holen. Beſinnt euch wohl.“

Statt der Antwort ſammelte Waidewut ſchnell ein Heer, zog dem Feinde entgegen, doch nur bis an die Gränze; denn nicht angreifen, nur eignen Herd vertheidigen wollte der Gerechte. Zum Volke ſprach er: „Innerhalb unſerer Gränze ſtreiten die Götter „für uns.“

Bald erſchien der drohende Feind, Fürſt Undislaus mit ſeinen Maſuren, und der Roxolaner verbündeter König Czimbech an der Spitze großer

Macht. Die Heere trafen auf einander und ſchlugen eine gewaltige Schlacht. Lange thaten die Brutener tapfern Widerſtand, unterlagen endlich nur der Menge und den kunſtreicheren Waffen, denn die Maſuren hatten viele geſchickte Reiter, mit fern tödtenden Pfeilen ausgerüſtet, die den Feind zu Boden ſtreckten, ehe deſſen furchtbare Keule ſie erreichen konnte. Zwar drangen die Brutener hart auf ſie ein, um Mann gegen Mann, Leib an Leib zu fechten; aber die Reiter flohen behende, wandten ſich wieder und ſandten neue Wolken von Pfeilen auf die Verfolger herab, die mit ungebrauchten Kräften ihre Gefährten ſtürzen ſahen, endlich durch die Flucht dem ſichern Tode entrannen. Die Roxolaner und Maſuren verheerten das Land, fingen die ſchönſten Jünglinge, trieben das Vieh hinweg, raubten des Feindes Güter, und kehrten triumphirend, mit Beute ſchwer beladen, in ihr Land zurück.

Eine Zeit darauf berief der Hohepriester den trauernden König und das zagende Volk zu der heiligen Eiche, ſprechend: „Faſſet Muth! die Götter ſind „euch wieder gnädig. Rüſtet euch und ziehet aus, „ihr ſollt an euren Feinden blutige Rache üben." Der Donner beſtätigte ſein Wort, und mit friſchem Muthe lagerte ſich das Volk um gefüllte Methſchalen, zum neuen Kampfe ſich begeiſternd.

Aber die klugen Brüder ſetzten ihr Vertrauen auf die wohl benutzte Friſt; denn von jenen Jünglingen, die der Maſuren Fürſt vor Zeiten mit ſich hinweg geführt, waren manche, in fremden Waffenkünſten wohl unterrichtet, in ihr Vaterland entronnen, und hatten die ihrigen unterwieſen, den unbekannten Waffen kräftig zu begegnen. Das Volk — den Göttern, ſeinem König, der neu erlernten Kriegskunſt vertrauend —

end — zog muthig aus, fiel in die Maſau, ſtieß auf das feindliche Heer, ſchlug es in die Flucht, tödtete Tauſende; ſelbſt der Maſuren Fürſt und ſein Verbündeter blieben auf der Wahlſtatt. Jetzt durchzogen die Sieger der Feinde Gebiet, fanden nirgends Widerſtand, erfüllten der Rache Schwur, entführten Menſchen, Vieh, Gold, Silber und allerley Habe, und kehrten fröhlich heim, ihren Göttern reiche Dankopfer von der köſtlichen Beute bringend.

Czanwig, der junge Fürſt des weit und breit verheerten Maſuren-Landes, beraubt des Vaters wie des Landesgenoſſen, keiner fremden Hülfe ſich tröſtend, ſuchte Frieden, und begehrte Geleit, um vor dem Hohenprieſter zu erſcheinen. Es ward ihm vergönnt. Da führte der kluge Jüngling ein weißes Roß vor die heilige Eiche, ließ auf freyem Felde es müde rennen, und dann, zum Opfer, lebendig von den Flammen verzehren. Nachdem Czanwig alſo vor den fremden Göttern ſich gedemüthigt, ihnen Treue geſchworen hatte, ward ein daurender Friede geſchloſſen. Die Söhne der Maſuren vermählten ſich mit den Töchtern der Preußen; Handel und Wandel blühte zwiſchen beyden Völkern; die Sieger lernten Kriegskunſt von den Beſiegten, übertrafen bald ihre Meiſter. Eintracht herrſchte manches Jahr; die Sprache nur verrieth der Nationen Urſprung. Und ſiehe, das verheerte Land wurde, wie die Chronik ſagt, in ſchöne Wieſen und Felder verwandelt, daß es einem Garten geglichen, bevor die Deutſchen es verwüſteten.

Friede von Außen, durch Klugheit, Liſt und Tapferkeit errungen, verſprach den herrſchenden Brüdern ruhigen Genuß im Alter; doch Zwietracht unter den eignen Söhnen trübte des Königs letzte Tage.

Zwölf ſtarke Jünglinge, des Vaters und Oheims kraftloſes Alter nicht mehr ſcheuend, ſtrebten ſie nach Herrſchaft, erſt heimlich, dann offenbar. Schon mehr als Einmal war die Gährung ausgebrochen, hatten Brüder nach der Brüder Blut gedürſtet. Die Greiſe ſahen es mit ſtillem Jammer. Um Landeszerrüttung und Brudermord zu verhüten, beſchloſſen ſie, heldenmüthig von einem Schauplatz abzutreten, auf dem ſie dem Volke Heil, ſich Ruhm erwarben.

Sie beriefen das Volk zu der Eiche. Der Oberprieſter hub an, deſſen Schickſale zu erzählen: wie es ins Land gekommen, einen König erwählt, unter ihm geſiegt; wie der junge Maſuren-Fürſt ewigen Frieden beſchworen, dem der Götter Segnungen gefolgt. „Doch endlich“ ſo fuhr er fort, „haben wir uns „des Glückes überhoben; Unfriede droht; Volk, Adel, „ja des Königs eigne Söhne, eifern mit einander „um des Regiments willen, nach Waidewuts Tode. „Innerer Krieg iſt eines Volkes ſchlimmſter Feind. „Den zu verhüten, hab' ich, auf Befehl der Götter, „euch hier verſammelt. Was ſie vom künftigen Regiment mir offenbaren werden, das verkünde ich „morgen.

Nach ſolcher Rede führte er einen Bock zu der Eiche, dort ihn opfernd für des geſammten Volkes Sünden. Dann ward das Fleiſch gebraten an einem Feuer von dürren Blättern des heiligen Baumes. Adel und Volk berauſchten ſich in Meth, und ſchliefen bis zum Anbruch des großen Tages, an dem die Götter entſcheiden ſollten.

Als nun in aller Frühe die nüchtern gewordnen den Opferplatz umgaben, da traten Hand in Hand der Hoheprieſter mit dem König auf, und verkündeten: das Land zu theilen unter die zwölf Brüder, ſey der Götter Wille. Jeder im Volke, dem dieſer heilig, ſollte treu gehorchen dem Herrn, dem er zufallen werde. Darnach berief der Hoheprieſter des Königs älteſten Sohn vor die Eiche, ihn anſprechend: „lieber „Sohn Litwo, gelobſt du Gehorſam den Göttern „und ihrem Kriwe, ſammt deſſen Nachfolgern? Willſt „du ihnen Macht und Ehre bewahren mit Leib, Leben, „Gut und Blut?“

Litwo antwortete laut: „Ich gelobe es, „und breche ich meinen Schwur, ſo ſoll Perkunas „mich tödten durch ſein Feuer!“

Da ſprach der Oheim: „So lege die Rechte auf „deines Vaters ehrwürdiges Haupt und berühre mit „der Linken die heilige Eiche.“

Der Jüngling gehorchte.

Jetzt erhub Woidewut die Stimme: „So ſollſt „du Herr ſeyn im Lande von Boicko und Niemo „der fließenden Waſſer, bis an Thannſamo den „Wald.“ — Und Litwo ward Herr in jenem Lande, das zu ſeinem Gedächtniß den Namen Litthauen empfing.

Jetzt wurde Samo, der zweyte Sohn, hervorgerufen; er mußte ſchwören wie ſein Bruder, und des Vaters Mund theilte ihm das Land zu, das, nach ihm, noch heute Samland heißt. Er und die Samiten waren frömmer als die übrigen Preußen und beſaßen einen Eichenwald, in dem ſie viele Schlangen verehrten. Nur eines Weibes Gemahl war Samo, darum ſein Geſchlecht ſich minder ausgebreitet, als die Stämme ſeiner Brüder. Das eine geliebte Weib entriß ihm ein grauſamer Tod, ſie ertrank in den Wellen der Skara, die von Stund' an, nach ihrem Namen, Pergolla (Pregel) genannt wurde.

Ende.

Sudo, der dritte Sohn, ſchwur und empfing ſein Erbe, das heutige Sudauen.

Nadro, der vierte Sohn, erfreute ſich des Vorzuges, daß in ſeinem Bezirk, Nadrauen, die heilige Eiche grünte.

So luden der Hoheprieſter und der König Einen nach dem Andern vor ſich. Schalauno, Natango, Barto, Galindo, Warmo, Hoggo, Pomezo, Culmo. Alle legten ehrfurchtsvoll die Rechte auf des Vaters graues Haupt, mit der Linken den Stamm der Eiche berührend. Sie empfingen das zugemeſſene Land, und bezeichneten es durch ihre Namen.

So ward die Theilung vollbracht, der Jünglinge Herrſchſucht befriedigt, doch alſo, daß ihr Vater König und Oberherr blieb, bis er nebſt ſeinem Bruder des menſchlichen Alters höchſtes Ziel erreichte. Da beſchloſſen beyde, freywillig von ihren beglückten Unterthanen zu ſcheiden, und ſo ihre Geſetze durch ein großes, Staunen erregendes Opfer beſiegelnd, einen dauerhaften Eindruck bey dem Volke zu hinterlaſſen.

Noch waren Alle des Königs Söhne am Leben; auf einen Tag berief der Greiſe Mund ſie vor die Eiche ſammt allem Volke. Dann trat aus ſeiner Wohnung der alte Kriwe, mit feſtlichen Kleidern angethan, doch nicht im Hohenprieſtergewand; ihm folgte Waidewut, der Greis, im königlichen Schmucke. Alſo ſprachen ſie zu dem Volke:

„Wir ſind geladen von den Göttern, ein Freudenmahl in jenem Leben mit unſern Freunden zu „halten. So wollen wir denn von euch ſcheiden, „und vermahnen die Edlen des Landes, aus ihrer Mitte „einen neuen König zu wählen, der ſie ſchütze, Ge„rechtigkeit übe, Eintracht bewahre, der den Göttern „wohlgefalle, dem Kriwe gehorche.

„Er

„Erkennet unſre Liebe bis zum Tode. Wir „opfern uns für eure Wohlfahrt. Dort wollen wir „für euch beten, gleich wie wir hier gethan. Liebt „euch unter einander, verlaßt euch nie in der Noth. „Ehret den Kriwe, den die Prieſter wählen werden, „auf daß ſein Gott geweihter Mund einſt ſterbend „euch ſegne, wie jezt der Unſrige."

Mit hoher Andacht ſprachen beyde Brüder den Segen über das zerknirſchte Volk; umarmten dann ſich freundlich, brüderlich, ſtimmten einen feyerlichen Geſang an, ſchritten Hand in Hand, feſten Trittes, zu dem errichteten Scheiterhaufen nahe bey der Eiche, ihrem Donnergotte zur Seite, beſtiegen ihn mit ſtandhaftem Muthe, und befahlen den Prieſtern anzuzünden.

Welch ein groſſes Schauſpiel! Zwey Greiſe, deren Lehren und Thaten in dieſem Augenblicke in jedem Herzen lebendig wurden, ſtanden, feſt umarmt, mitten in den Flammen, und ihre Augen bezeichneten den Weg, den ihre Seelen nehmen würden. Die Gegenwart der Götter verherrlichte das Opfer; laut weinend lag das Volk rings umher in Andacht tief erſchüttert. Und ſieh, als noch der Scheiterhaufen brannte, erhub ein ungeſtümes Brauſen ſich durch den Wald, der Donner rollte, die Götter ſprachen, und ihre Himmelsflammen ſchienen die Seelen der Geopferten hinauf zu geleiten in ihre ewigen Wohnungen.

Jezt trat der Adel wegen der Königswahl zuſammen. Doch da ergab ſich bald, daß der Eintracht Same, den die Greiſe durch ihre letzten Worte auszuſtreuen vermeynten, noch nicht Wurzel geſchlagen; denn umſonſt war das Beſtreben, Einmüthigkeit der Wahl zu bewirken, und nimmer wurde wieder ein König über das Land erkohren. Aber die Geſetze der weiſen Brüder trugen dennoch ſpäte Früchte. Lange hielten die Preußen Frieden mit den Nachbarn. An die Maſuren knüpfte ſie ein doppeltes Freundſchaftsband, denn beyde Völker verehrten gleiche Götter.

Zwieſpalt von ſchrecklicheren Folgen erhub ſich bey der Wahl des neuen geiſtlichen Oberhaupts. Litwo und Nadro wollten jeder ihres Weibes Bruder zu dieſer Würde erheben, und der Prieſter Stimmen waren getheilt. Darum feindeten die Brüder ſich an, und trachteten einander nach dem Leben.

Einſt geſchah es, daß Litwo's Knechte den unbewehrten Nadro überfielen, der, um Lebensrettung, mit ſeinem Roſſe in einen Strom ſich ſtürzte, hoffend das ſichre Ufer jenſeits zu erreichen. Aber die Wellen riſſen ihn fort, er ertrank.

Dieſe Miſſethat zu büßen, ward der Brudermörder auf ewig von der heiligen Eiche verbannt, durfte den Bildern ſeiner Götter nie wieder nahen. Da weihte er trotzig in ſeinem Lande ein zweytes Romowe, beſtellte Prieſter und ſetzte einen Kriwe über ſie. Doch ſo tief, wie jene alte Eiche, war auch die Ehrfurcht vor dem heiligen Orte gewurzelt, den ihre Zweige beſchatteten; die wichtigſten Opfer wurden dennoch aus Litthauen ſtets dorthin geſandt, und jener After-Kriwe blieb dem Kriwe Kirwaito unterworfen.

Die abgeſchiedenen Greiſe Bruteno und Waidewut verſetzte das Volk bald unter ſeine Götter, ihre Bilder waren ſeine Laren, jedes Haus bewahrte ſie, ihrem Schutz die beſte Habe, das Vieh, vertrauend. Ein Zoll der Dankbarkeit, der aus der Tiefe des menſchlichen Herzens hervor geht, und von dem ſo manche Völker ähnliche Beyſpiele geliefert haben.

Nach vielen Jahren entſpannen ſich blutige Fehden zwiſchen den Preußen und Maſuren, deren Urſprung folgender:

Einem edlen Maſuren ward verrathen, daß der Fürſt mit ſeinem Weibe buhlte; fruchtlos blieben ſeine Warnungen. Drum, als er eines Tages die Schuldigen auf dem Frevel ertappte, durchrannte er beyde mit ſeinem Spieße. Des Volkes Rache ſcheuend, floh er ins Brutenerland, begab ſich in den Schutz des Hohenprieſters. Aber des erſchlagenen Fürſten Bruder, nachdem er des Mörders Freyſtatt ausgeſpäht, zog ſchnell, unverkundſchaftet, mit großer Macht gen Romowe, verbrennte die Prieſter ſammt dem Krewe in ihren Wohnungen, fand auch den Flüchtling, den er ſuchte, richtete ihn durch grauſame Qualen hin, ließ erwürgen, was in Nadrauen ſich zu widerſetzen wagte, und nach gelöſchtem Rachedurſt, gedachte er, mit Beute beladen heim zu ziehn.

Doch ſchon war der Ruf von dem verübten Frevel in das nachbarliche Samland und Sudauen gedrungen, wo die Mächtigſten des Landes wohnten. Die rüſteten ſich, verfolgten, ereilten, ſchlugen die Maſuren, daß nur wenige entrannen. Indeſſen erſcholl bis in die fernſten Provinzen jene Schreckenspoſt: die Stadt der heiligen Eiche iſt zerſtört! Von allen Seiten ſtrömte junge Mannſchaft herbey, das Heiligthum des ganzen Landes zu retten, und, käme ſie zu ſpät, es blutig zu rächen. Des Gräuels Anſtifter fanden ſie zwar ſchon verjagt, doch unvollkommen ſchien die Rache, und kaum vermochten die älteſten Weiſen das Jugendfeuer ſo lange zu dämpfen, bis, nach ihrem Rath, zuvor das Wichtigere vollbracht, der Götter Altäre wieder hergeſtellt und neue Prieſter ihnen zugeordnet waren. Dann aber zog ein Heer, furchtbar durch Menge, furchtbarer durch den Wahn, daß es der Gottheit Racheſchwert trage, beflügelt in die Maſau, heerte, würgte, brannte, ſchleifte Feſten, trieb Menſchen und Vieh hinweg. Nach kurzer Friſt vergalten die Maſuren Gleiches mit Gleichem, und dieß wechſelnde Mordſpiel trieben beyde Völker eilf Jahre mit einander, bis ſie, mehr ermüdet als verſöhnt, endlich Friede machten. Zwar das Volk hatte der Fehde Urſprung längſt vergeſſen, bot, Ruhe heiſchend, die Hand mit aufrichtigem Gemüthe, trieb freundlich wie zuvor Handel und Wandel, und ließ die jungen Töchter, zur fremden Ehe, gern über die Gränzen ziehn. Nur der Adel hegte noch lange alten Groll, obwohl die Maſuren ſich ehrlich mühten, ſeine Gunſt zu gewinnen, auch durch reiche Opfer deſſen verſöhnte Götter ehrten. Aber Menſchenzorn, wenn ſeine Quelle gekränkter Stolz, iſt unvertilgbar.

Zweytes Kapitel.

Schilderung der alten Preußen.

Sie glichen dem Gemälde, welches Tacitus von den Deutſchen entwirft: blauäugig, grellen Blickes, rothwangig, von langem goldenen Haar umfloſſen, groß, geſund, rüſtig, einfach im Leben und Genießen. Daher nicht ſelten hohes Alter mit Jugendkraft gepaart. Großväter ſah man Enkel in die Schlacht führen.

Ihre Tracht ähnelte der heutigen Litthauiſchen. Der knappe Rock vom ledernen Gürtel umſchnallt, erreichte das Knie, der Ermel die Fauſt, das lange Beinkleid den Fußknöchel. Ungegerbte Thierhaut oder Lindenbaſt bedeckte den Fuß, doch unbedeckt blieben Hals, Bruſt, Kopf, der letztere bisweilen durch eine ſpitzzulaufende Pelzmütze gewärmt oder geſchmückt.

Leinwand und rauhes Leder waren ihrer Gewänder Stoff, Wolle diente nur Reichen, doch Alle verſchmähten Zierlichkeit. Des Geldes wenig achtend, erhandelten ſie fremde Waaren gegen Pelzwerk. Häufig niſteten in ihren Wäldern Zobel und Marder. Nicht blos im eigenen Lande erwarteten ſie den Kaufmann; ihre Schiffe durchkreuzten die Oſtſee. Gegen grobe Tücher vertauſchten ſie köſtliche Marderfelle, „deren Geruch (nach dem Ausdruck eines Chronikers) „in Deutſchland des Hochmuths Gift verbreitete, indem ein Kleid, mit ſolchem Pelzwerk verbrämt, rechtlich oder betrüglich erworben, durch ſeinen Beſitz „gleichſam beſeligte.“

Ihre Nahrungszweige: Viehzucht, Jagd, Fiſcherey, wozu ſich noch ein träger Ackerbau geſellte. Hunde, Falken, erjagten Wild; Netze, Angeln, lieferten Fiſche; das Pferd gab Milch, die Biene Honig, das Schaf Wolle. Der Bienen warteten ſie fleißig, daheim und in Wäldern, doch der Schafe Gedeihen hinderte das ſumpfige Land. Ihre einfachen Künſte: Flachs, Wolle, Leder bereiten, Töpfe kneten, Steine ſprengen, ſie zu Waffen ſchleifen, auch dem Börnſtein grobe Formen geben. Der Kunſt zu ſchreiben waren vielleicht kaum ihre Prieſter kundig; das Volk behalf ſich, um die Zeit zu meſſen, mit Knoten in Riemen geſchlagen. Aber es hatte auch ſeine Stunden, nur durch Zahlen nicht bezeichnet. Sie hießen Dämmerung, Schimmer, Licht, Morgenröthe, Sonnen-Aufgang, Vor- Hoch- und Nachmittag, Veſperzeit, Viehfutterung, Dämmerung, Abend, erſter Schlaf, Mitternacht, Hahnengeſchrey. Der Aufgang mancher Sterne, zum Beyſpiel des Siebengeſtirns, in ihrer Sprache Sieb genannt, leitete ſie bey ihren Arbeiten. Der Monate Benennung hätte Carl der Große von ihnen leihen mögen. Winter-, Krähen-, Tauben-, Guckucks-, Grüner Birken-, Saat-, Linden-, Getreide-, Brunft-, Vogel-Abzug-, Blätter-Abfall-, Erderſtarrungs- oder dürrer Mond. — Epochen, von welchen ſie zählten, waren Krieg, Waldbrand, Ueberſchwemmung, heftige Ungewitter.

Auf hartem Lager ruhten ſie. Derbe Koſt, ungewürzt, ihre Speiſe. Fiſch, Fleiſch, wußten ſie nicht zu kochen, ſagt die Ordens-Chronik, noch einigerley Würze zu eſſen. Wurzeln, Kräuter, hielten ſie nur dem Vieh genießbar.

Pferdefleiſch und der Opferthiere Blut, verſchmähte ihr Gaumen nicht. Brot verſtanden ſie zu backen, Meth zu brauen. Gegohrne Stutenmilch lieferte ein berauſchendes Getränk.

Selbſt dem Trunke ergeben, gleich dem deutſchen Nachbar, mochte der Preuße gern zum Zechen nöthigen, meynte, er habe ſchlecht bewirthet, wenn ſeine Gäſte nüchtern die Tafel verließen. Um dieſen Schimpf zu meiden, trank jeder Hausgenoſſe dem Gaſte einen Humpen vor, den dieſer, gleichermaßen gefüllt, ihm nach zu trinken verbunden war. So tranken Alle in die Wette, bis Aeltern, Kinder, Gäſte, zu Boden taumelten.

Doch der Götter vergaßen ſie bey ihren Feſten nicht. Keiner trank, bevor nicht den himmliſchen Mächten ein Becher ausgegoſſen worden. Oft erhub ſich auch ein Greis von ſeinem Sitze und ſprach; „Weil wir von den Göttern ein fröhliches Stündlein „empfangen, ſo laßt uns ihrer und der Vorfahren „nicht vergeſſen.“ Dann pries er die Geſchenke des Himmels und die Thaten der Ahnherren.

Von Balken wurden ihre geſunden Wohnungen aufgeſchichtet, doch nur der Edle durfte die edle Eiche fällen. Auch Hütten von Feldſteinen, aus deren Fugen Moos hervorquoll, bauten Aermere, und ein ausgehöhlter Stein war ihr Feuerherd. Zahlreiche Feſten drohten von Hügeln herab hinter kreisförmigen Verhacken, zwar nur von Holz errichtet, doch dem Feuer wie dem Feinde durch Erdwälle trotzend.

Neue Wohnungen wurden eingeſegnet, ihre Schwellen unter mancherley Gebräuchen befeſtigt. Einen Hahn mit ſeiner Henne ließ man zuerſt hinein, die wurden nie geſchlachtet. Zwey Brote rollten hinter dieſen her, Mann und Weib bedeutend. Blieb Eines von Beyden auf der verkehrten Seite liegen, ſo weiſſagte dieſer Zufall dem einen Gatten früheren Tod. Den Armen wurden die Brote geſpendet. Der erſte eintretende Gaſt ſtellte ſich als ob er ſtrauchele und falle, wälzte dann ſich auf dem Boden und rief: So mögen in dieſer Wohnung ſich Glück und Segen tummeln!

Sparſames Hausgeräth, nur erſten Bedürfniſſen abhelfend, bargen ihre Hütten: irdene Töpfe, hölzerne Schalen, Trinkgeſchirre aus dem Horn des Auerochſen.

Der Fürſten und Edlen, Pane, Szupane genannt, zählten die Preußen Viele. Der kühne Jäger, der tapfere Krieger, der Roſſebändiger, wurde eines edlen Stammes Ahnherr. Solche Pane waren Herren einzelner Dörfer, kleiner Striche Landes, leibeigener Unterthanen, über deren Leben, als kriegsgefangener Sklaven, ihre Laune gebot. Die Mächtigſten wohnten in Sudauen. Gefürchtet war einſt Hagel unweit Danzig, und Gellens, auf deſſen zerſtörtem Wohnſitz das Städtlein Gilgenburg erbaut worden.

Allein es gab auch herrenloſe Dörfer und Flecken, deren Bewohner eigenwillig ihre Obrigkeiten wählten. Der unehelich Geborene konnte kein Ehrenamt verwalten, auch nicht Prieſter werden. So lebten alle vereinzelt, der Nachbar unbekümmert um den Nachbar. Doch Ein gemeinſchaftliches Band umſchlang ſie im Frieden, der Götterdienſt; ein Anderes im Kriege, die Noth.

Für ſeinen Herd und ſeine Götter zu kämpfen, war jedes Preußen Pflicht und Luſt, doch aus dem zahlreichen Volke wurden die Streitbarſten erleſen. Faſt an Fabel gränzend, aber durch Thatſachen begründet, ſind die Berichte von Preußens Bevölkerung.

Sam

Samland allein ſtellte 4000 Reiter, 40000 Mann Fußvolk; aus einem einzigen ſeiner Dörfer zogen 500 Krieger aus. Sudauen lieferte, neben 6000 Roſſen, ein zahlloſes Fußvolk, des Heeres Kern.

Ihre Waffen, Keulen von Mannelänge, durch eingegoſſenes Bley gewichtigt. Mit kleineren dergleichen, im Gürtel vorräthig, oder mit geſchärften Steinen, trafen ſie geſchickt im Wurf. Gewaltig ſchwang ihre Fauſt die ſteinerne Streitaxt, oder ſchleuderte behend den vergifteten Wurfſpieß.

So zum Kampfe gerüſtet, wählten ſie einen Feldherrn. Ihn berief des Volkes Stimme, der Hoheprieſter weihte ihn, und die Edlen trugen ihn auf ihren Schultern durch die Reihen der jauchzenden Krieger. Seine Macht war groß im Felde, doch Frieden oder Krieg beſchließen durfte er nicht, ohne Zuſtimmung der Edlen und Prieſter im Heere.

Ehe ſie ausrückten zum Kampfe, fingen ſie zuvor einen Mann aus dem feindlichen Volke, der ward gefeſſelt an einen Baum, (doch nicht die Eiche) und Pfeile wurden in ſein Herz geſchoſſen. Die Tapferſten zagten, wenn das Blut aus Feindes Wunden nur rieſelte; aber mit verdoppeltem Muthe zogen ſie zur Schlacht, wenn es hochauf ſpritzte.

Der Vögel Flug konnte ihre Schritte beſchleunigen oder hemmen. Sieg verkündeten der Adler und die weiſſe Taube, der Rabe, Kranich, Trappe, wenn ſie aus fremdem Gebiete über der Preuſſen Gränze flogen. Unheil weiſſagten Hirſche, Wölfe, Lüchſe, Mäuſe; auch ein Kranker oder eine alte Frau. Stieß das Heer auf ſolche Unglücksboten, ſo machte es plötzlich Halt! und weilte einige Tage, um die drohende Weiſſagung zu entkräften. Dann folgte es wieder mit Ungeſtüm dem furchtbaren Schall ſeiner Hörner.

Nicht immer griffen die Preußen den Feind verwegen an, behutſam lauerten ſie oft in Hölen und Wäldern; darum nennt ein Alter ſie minder tapfer, als erfahren in Kriegesliſten. Doch ihrer Tapferkeit unverwerflicher Zeuge iſt der drey und funfzigjährige blutige Kampf, den die Ungeübten ruhmvoll beſtanden, bevor ſie, unterjocht, geübter Krieger Feſſeln trugen.

Des alten Preußen Friedenszeichen war die dargebotene Hand. Mußte er ſchwören, ſo berührte er mit der rechten Hand das Gewehr, mit der linken die heilige Eiche; legte auch wohl zugleich ein Stück Erde auf ſein Haupt. Kehrte er ſiegreich heim, ſo warf er das Loos über die Gefangenen und der Vornehmſten Einer wurde zu Pferde in voller Rüſtung, von einem Holzſtoß umthürmt, den Göttern in Flammen geopfert. Gefangene Jungfrauen, mit Blumen bekränzt, litten gleiches Schickſal.

Die errungene Beute theilte ſeltene Billigkeit zwiſchen Prieſtern, die vom Himmel Sieg erbeten, Kriegern, die den Sieg erfochten, und zurück gebliebenen Gränzwächtern oder Freunden. Dann kehrte jeder heim zu ſeinem Herde, und der Feldherr trat zurück in den Privatſtand.

So lange Friede währte, ſchämte ſich der Preuße nicht der Arbeit, ſpann mit ſeinen Weibern Flachs und Wolle, indeſſen der Edle Ruhm in der kühnen Jagd des Auerochſen ſuchte. Doch nicht in Schlingen oder Gruben, ſondern mit offener, Gefahr bringender Gewalt, durch Spieße oder Hunde, mußte er das Thier erlegen, dann erſt war die That rühmenswerth, und der Sieger durfte mit den erbeuteten Hörnern beym Gaſtmahl prunken.

Ein Volk, deſſen Kräfte, des Körpers wie der Seele, durch Krieg und Jagd ununterbrochen in

Thätigkeit erhalten werden, behandelt nicht mit Zartheit die ſchwächere Hälfte. Liebe iſt nur verfeinerte Wolluſt; Häuslichkeit — der Frauen ſchöne Gabe — ein Kind friedlichen Ueberfluſſes, leichteren Erwerbs. Daher im alten Preuſſen der Weiber Schickſal mitleidswürdig. Doch war es nicht der Schönheit Zauber, der ihnen mangelte, auch nicht die Kunſt Reize zu erhöhen. Sie kleideten ſich in bunte Leinwand; je mehr Stücke um den Leib gewickelt, je reicher die Dirne. Nach Art der Griechen warfen ſie Decken um ſich, mit einer Schnalle auf der Schulter befeſtigt. Ihre Fußbekleidung der männlichen gleich, die Füße mit breiten, wollenen Bändern umwunden, eine Gerücht, im Winter auch von Männern nicht verſchmäht. Der Begierde zu gefallen — in Wäldern wie in Paläſten heimiſch — gebrach es auch nicht an kleinem Schmuck, Armringen, Halsketten von Metall, Kugeln von Bernſtein und farbigem Thon, kleinen verzierten Blechen, Haar oder Gewand zu ſchmücken, Nadeln mit beweglichen Ringen. Der Mädchen Haupt umwanden geflochtene Zöpfe, Bänder, Kränze; der Gattin Sittſamkeit verbarg das Haar unter einem Schleyer.

Wer mit unkeuſcher Zumuthung Frau oder Jungfrau beſchimpfte, ward auf der Klägerin Begehren verbrannt, denn (ſo ſprachen ſie) er hat an ihrem Höchſten gefrevelt. Doch wenn ein Jüngling, durch ein Glöcklein am Gürtel der mannbaren Dirne gelockt, ihrer zum Weibe begehrte, ſo ſandte er zwey Freywerber aus, die raubten das Mädchen mit Gewalt, erhandelten es nachher von den Aeltern, um Vieh, Getreide oder Geld. Keine Wahl blieb der Geraubten, dem erſten Freyer ward ſie ausgeliefert.

Dann verſammelte die Braut ihre Verwandten zum Gaſtmahl, und ſtimmte ein jungfräuliches Klagelied an! „o hue! Wer wird hinfort den Aeltern das „Bett bereiten? wer ihre Füße waſchen? — mein „liebſtes Huhn, wer wird es füttern?“ — Am Feuerherde fuhr ſie jammernd fort: „o hue! wer wird „hinführo Holz zum Feuer tragen, daß Vater und „Mutter die abgelebten Glieder wärmen mögen? liebes „Feuer, wer wird dich wahren?“ — Die Verwandten ſtimmten ein, bald klagend, bald tröſtend.

Jetzt erſchien ein ſtattlicher Wagen vom Bräutigam geſandt. Unter ſpröden Wehklagen (ſo heiſchte es der Wohlſtand) erreichte die Braut des künftigen Gatten Gränze. Hier ſtand bewillkommend ein Mann, den Feuerbrand in der rechten, das Trinkgeſchirr in der linken haltend; dreymal umkreiſte er den Brautwagen und rief: „Wahre nun das Feuer in deines „Mannes Hauſe, wie ſonſt daheim in der Aeltern „Hütte.“ Dann reichte er ihr zu trinken und der Wagen rollte vor die Thür. Behende mußte jetzt der Fuhrmann (Kelleweſe) in das Haus flüchten, einen Stuhl, mit Linnen Tuch behängt, ergreifen; mißlang ihm das, ſo ſchlugen die Gäſte mit plumpem Scherz auf ihn los, und warfen ihn zur andern Thür hinaus. Saß er aber mit einem Sprunge, ſo war das Tuch ſein Lohn; nur der Braut mußte er weichen. Sie trank zu zweytenmal; dann trug ihr der Kelleweſe den Stuhl zum Feuerherde nach; hier wuſch man ihr die Füße, beſprengte mit dem Waſſer Bett, Hausrath, Gäſte, Vieh; benetzte ihre Lippen mit Honig, führte mit verbundenen Augen ſie an jede Thür im Hauſe, ihr zurufend: ſtoß an! Sie gehorchte, jede Thür wich dem Stoße ihres rechten Fußes. Getreide auf ſie ſtreuend, gab man ihr dabey die fromme Lehre: „Sey eine fleißige Hausfrau! „ehre die Götter! ſo wird nichts dir mangeln.“

Ein frohes Mahl begann, doch zur Hochzeitfeyer durfte kein verſtümmeltes Vieh geſchlachtet werden. Vom Schmauſe taumelten die Gäſte zum Tanz. Im hüpfenden Kreiſe ſaß die Braut, ihr goldenes Haar der Scheere willig darbietend. Sie vertauſchte es gegen einen Kranz in Leinwand genäht, hinfort ihr Schmuck bis zur Geburt des erſten Sohnes; denn nur Söhne wähnte man des Vaters Kraft, Töchter allein der Mutter Frucht; daher man ihr den Kranz auf das Haupt mit den Worten drückte: „die Mägdlein, die du trägſt, ſind von deinem Fleiſche; „bringſt du aber einen Knaben zur Welt, ſo haſt du „deine Jungfrauſchaft verloren.“

In das Brautbett trieben Schläge die ſittſame Dirne, und ehe Einſamkeit den Schleyer über Liebesfreuden deckte, wurden noch ein gebratener Hahn, auch Bocks- und Bären-Nieren dem jungen Paare vorgeſetzt, dieſen Speiſen fruchtbare Kraft beymeſſend. Dann traten die verſuchteſten Matronen zum Bett, unterrichteten mit großem Ernſt die Unwiſſende, verließen ſie endlich ſegnend. Wer von beyden zuerſt entſchlummerte, ſtarb früher. Des Brauthahns Ueberreſte zu verzehren, war des neuen Paares erſtes Geſchäft am Morgen.

Von nun an blieb das junge Weib des Mannes Sklavin, Sorgen theilend, Freuden nicht; Schmach duldend, keine Arbeit ſcheuend. Beym Gaſtgebot lag ihr ob, der Gäſte Füße zu waſchen. Ja, nicht allein dem Manne und Hauswirthe, ſondern auch erwachſenen Söhnen, Knechten ſogar, mußte der knechtiſche Dienſt von ihr geleiſtet werden. Fügte ſie ſich nicht in des Mannes Launen, verſagte ſie bisweilen Befriedigung ſeiner Lüſte, ſo ſtand ihm frey ſie zu verbrennen, ja, ihre älteren Schweſtern traf Verachtung.

tung, (vornichte Perſonen nennt die Chronik ſie) weil ihr Beyſpiel nicht Gehorſam die Widerſpenſtige gelehrt. Beſchimpfte ſie des Gatten Ehbette, ſo litt ſie, jung, Ruthenſtreiche, alt, fern von heiliger Stätte, Tod in Flammen; ihre Aſche wurde auf den Weg geſtreut, ihre Kinder blieben ausgeſchloſſen vom prieſterlichen Ehrenſtande. Schmähte ſie den Mann mit Worten, ſo mußte ſie, vier ſchwere Steine am Halſe tragend, von Dorf zu Dorfe büßend wandeln, bis der Oberprieſter ſprach: es iſt genug. Aber ohne Erbarmen, wenn ſie bis zu Thätlichkeiten ſich vergaß, mit Verluſt der Naſe beſtraft, hatte ſie auch jedes Recht in des Mannes Hauſes und Bette verwirkt.

Glücklich noch, wäre ihres Schickſals Härte immer Folge eigner Schuld geweſen; aber wenn ein krankes Kind an ihrem Mutterbuſen lag, durfte ſie dem Vater es nicht weigern, der, von der Laſt ſich zu befreyen, es dem Todten Gotte weihte. Ja, ſie ſelbſt, Verwandte, Hausgeſinde, mit Krankheit heimgeſucht, oder auch bey geſundem Leibe, den Göttern zu Ehren, durfte der Mann verbrennen, es war üblich.

Nicht einmal durch ungetheilte Liebe vergalt er dem Weibe das ſorgenvolle Leben, die ſtete Todesangſt; denn drey Weiber zu ehelichen war ihm vergönnt; doch nur die erſte, oder die aus edlerem Geblüt Entſproſſene, wenn ſie, eine reine Jungfrau, des Mannes Bett beſtiegen, wurde als Hausfrau geehrt. Die Andern dienten ihr als Mägde.

Um die verſtorbene Gattin trauerte der Preuße nur einen Tag und eine Nacht. Dann ward eine junge Dirne ihm zugeführt, dem ältern Manne eine Probenacht verſtattet. Fand der Wittwer die Jungfrau nicht mehr, ſo blieb ihm die Frau, und ein Opfer, Hahn und Henne, dankte den Göttern. — Aber dreyßig

Tage lang mußte, bey auf- und niedergehender Sonne, die trauernde Witwe ſich auf des Gatten Grabe finden laſſen.

Doch mit ſeinem Tode endete nicht ihre Schmach. Junge Stiefmütter wurden, gleich anderm Hausrath, auf die Söhne vererbt, der Bruder nahm des Bruders Weib, und die kinderloſe Witwe zwang das Geſetz, jedem unvermählten Jüngling ſich Preis zu geben, bis ſie Mutter wurde. Dann trat ſie, von der Gemeinde ernähret, in den Prieſterſtand, gelobte ſtrenge Keuſchheit, büßte mit dem Tode das gebrochene Gelübde.

So ſchwer drückte Fluch das zartere Geſchlecht in Preußen. Doch der Weiber unwürdige Behandlung war nicht die einzige rauhe Sitte jenes Volkes. Alte ſchwache Aeltern erſchlug der Sohn. Blinde, ſchielende, verwachſene Kinder tödtete der Vater, durch Schwert, Waſſer, Feuer, oder wie ihm ſonſt beliebte. Lahme, blinde Knechte hing der Hausherr an Bäume, die er mit Gewalt zur Erde bog und dann plötzlich zurück ſchnellen ließ. Der arme Kranke, wenn er zu lange ſiechte, wurde unbefragt von der Qual befreyt. War er vornehm, reich, ſo berief er tröſtende, der Heilmittel kundige Prieſter, badete, trank Birkenwaſſer, hörte Sprüche murmeln. Dennoch hülflos, that er Gelübde. Dieſe unwirkſam, verſchluckte er Aſche von heiliger Brandſtätte. Schlug dieß letzte kräftigſte Mittel fehl, ſo verbrannte er ſich ſelbſt. Dem gemeinen Preußen warf der Prieſter, mit Zuſtimmung der Verwandten, ein Kiſſen auf den Mund, erſtickte ihn. Eines Edlen krankes Kind verbrannte man mit dem Befehl: Gehe hin, den Göttern zu dienen, bis deine Aeltern dir folgen. Eine Redensart, die noch in ſpätern Zeiten bey dem Tode jedes Kindes gebräuchlich war.

Selbſtmord, von Leiden erlöſend, war verdienſtlich und nicht ſelten. „Wir loben es auch" ſo ſprachen ſie „denn wer unſern Göttern dient, ſoll nicht ſtöhnen, ſondern lachen."

Wurde dem preußiſchen Edlen ein geſunder Knabe geboren, ſo baute er eine Burg und nannte ſie nach des Sohnes Namen. Der ärmere Vater ſchenkte dem Neugeborenen einen Baum, und warf, um des Kindes Alter zu bezeichnen, jedes Jahr ein glattes Steinchen in eine gebohrte Vertiefung des Baumes. Die ſorgende Mutter beſtrich den Säugling mit Kräuterſaft, flößte ihm Wermuth ein, den ſie zwiſchen grauen Feldſteinen preßte und verſchnitt ihm das Haar. Dann hing ſie, wie noch jetzt die Ruſſen pflegen, eine Schachtel von Baumrinde an eine Stange, des Kindes Wiege.

Der Geſetze gab es wenige; nicht Alle trugen Spuren wilder Sitten. Mit Ruthen oder Knütteln ward der Dieb gezüchtigt; zum drittenmal ertappt, zerriſſen ihn die Hunde. Gleichen Tod litt ein Mann, der, im Beſitz mehrerer Weiber, dennoch ein fremdes ſtahl.

Mord heiſchte Blutrache. Der Mörder oder ſeiner Nächſten einer, ward getödtet von den erſchlagenen Verwandten, wenn Verzeihung nicht den Mörder entwaffnete. So wird der Leidenſchaften Ausbruch, wo Geſetze mangeln, heilſam durch Vergeltungs-Recht gedämmt.

Nur ſo viele Menſchen, als des Hauſes Arbeit foderte, durfte der Preuße nähren. Die übrigen, gleichviel ob Knechte, Mägde oder eigne Kinder, mußte er verkaufen oder tödten. Keiner mochte den freyen Mann zum Dienſt zwingen; eigner Wille nur konnte den Armen zu des Reichen Knecht erniedrigen.

Gaſtfreyheit und Menſchlichkeit waren angeſtammte Tugenden der alten Preußen. Wenn der Chroniker

Adam von Bremen ſie ſchildert, ſo gebraucht er, gleichſam wider Willen, den Superlativ (humanissimi) die Menſchlichſten. „Viel löbliches“ geſteht er, „wäre von dieſem Volke zu berichten, wenn es „Chriſtum nur bekennte, des wahren Glaubens Prie„ſter nicht ſo grauſam behandelte.“

Schiffbrüchigen, oder von Seeräubern Verfolgten, eilten die Preußen zu Hülfe, indeß an manchem, von Chriſten bewohnten Ufer, das gräßliche Strand-Recht die Menſchheit ſchändete. Des eignen Lebens achteten ſie nicht, wenn Dankbarkeit es zu wagen gebot.

Keinen Bettler gab es unter ihnen, jede Hütte verſorgte den Armen einen Tag. Am willkommenſten der Fremdling, der mit Namen den Wirth anzureden wußte, denn von den Göttern wähnten ſie ihm das offenbart.

In Wäldern kühn, im Felde tapfer, oft verſchloſſen, rachſüchtig wie jeder Wilde; im Frieden Sitteneinfalt hegend, Götter und Unglück ehrend, Diebſtahl, Ehebruch ernſt beſtrafend — hatte jenes berühmte Volk, Jehova's Liebling, mehr Tugenden und minder Laſter?

So lebte der alte Preuße; jetzt noch einen Blick auf ſein Grab.

Der Abgeſchiedene wurde gebadet, mit weißen Kleidern und Schuhen angethan, in der Freunde Kreis auf einen Stuhl geſetzt. Man zechte, trank ihm zu, rief wehklagend: „Halele! hatteſt du nicht eine warme Hütte? ein ſchönes Weib? warum biſt du denn „geſtorben? waren deine Heerden nicht fett und zahl„reich? was trieb dich aus der Welt? beſaßeſt du „nicht ſchnelle Roſſe? weitſpürende Hunde! Halele! „warum biſt du abgeſchieden?“ So ward ſeine Habe Stück vor Stück ihm aufgezählt, und bey jedem die nie beantwortete Frage wiederholt. Zuletzt, Fragens überdrüſſig, gaben ſie ihm Grüße an verſtorbene Freunde und Geſchenke auf den Weg, Männern ein Schwert, auch Zehrpfennige in ein Tuch gewickelt; Weibern Nadel und Zwirn, um auf der weiten Reiſe die Gewänder auszubeſſern.

Der Verweſung ſchauderhaftes Bild flohen die Preußen; ſie verbrannten ihre Todten, die Fürſten und Edlen auf Scheiterhaufen; nur Gemeine wurden begraben. Den Leichenzug umgaben zu Roſſe des Verſtorbenen Blutsverwandte, mit gezogenen Schwertern und lautem Geſchrey die böſen Geiſter verjagend. Nur bis an des Dorfes Gränze geleiteten Weiber den Zug. Hier ſtand ein Pfahl, auf dem eine Münze lag, um dieſe begannen die Reiter ein Wettrennen; dem brachte es Ruhm, der ſie behend erhaſchte. Am Begräbnißplatz (gewöhnlich auf freyem Felde an der Landſtraße gelegen) umkreiſte der Zug dreymal den Wagen, das alte Klagelied anſtimmend: „Halele! „warum biſt du geſtorben!“

Jetzt ward der Leichnam auf den Scheiterhaufen gehoben, ihn empfing ein Bett von Stroh. Geſang erſcholl, hölzerne Trommeten tönten, die Flamme praſſelte. Liebende Weiber, getreue Knechte, befreundete Prieſter ſtürzten ſich mit hinein, und was ſonſt dem Abgeſchiedenen im Leben lieb geweſen, Hunde, Falken, Waffen, Pferdezeug, Schmuck aus Meſſing und Eiſen, Börnſtein, Corallen, Küglein von farbigem Thon, (zu Weibern auch den Spinnrocken) warfen die Umſtehenden, von eigenen Geſchenken begleitet, in die Flammen. Leichenredner (Linguſtoni) ſtanden dabey, rühmten des Verſtorbenen Thaten, ſchauten verzückt in die Wolken, und während die Lohe himmelan ſchlug, gaben ſie vor, den entfeſſelten Geiſt zu erblicken, auf einem herrlichen Roſſe, mit funkelnden Waffen, großem Gefolge, drey Sterne in der Rechten, den Falken auf der Linken, durch die Wolken reitend. Ueber den Aſchenkrügen der Edlen wurden große Hügel aufgeſchüttet, zu welchen jeder ihrer Knechte Erde trug.

Am dritten Tage nach dem Leichenbegängniſſe ward geſchmauſt, auch am ſechsten, neunten, vierzigſten. Leichte Hütten, rings um den Hügel aufgeſchlagen, bargen die Gäſte, deren jeder, vor der Mahlzeit, im eigenen Gefäß ſich waſchen, und mit dem Waſſer das neue Grab beſprengen mußte. Die Seele des Verſtorbenen wurde geladen; von jeder Speiſe warfen die Gäſte ihr einen Brocken unter die Tafel, goſſen auch etwas Getränk auf den Boden. Zwey dienende Weiber legten ſchon zerſchnittene Stücke vor, denn das Trauermahl erlaubte den Gebrauch der Meſſer nicht. Auch Vorüberreiſende wurden, der entflohenen Seele zum Heil, gaſtfreundlich bewirthet, und ließen ein Geſchenk für die Seele auf dem Grabe.

Gemiethete Klagweiber nicht allein ſtöhnten einen Monat lang um den Entſeelten, auch im Gedächtniß ſeiner Lieben lebte der Preuße noch manches Jahr; denn im Herbſt, wenn alles welkend an den Tod mahnt, vereinten ſich, wie heute noch in China, die Angehörigen, auch wohl mehrere Geſchlechter, mit Wehmuth ihre Todten zu feyern. Da ſaßen ſie ſtill, Männer und Weiber getrennt, verzehrten das Mahl, ohne Meſſer, ſchweigend. Doch wenn das Weib dem Manne zutrank, reichte es ihm die Hand und küßte ihn ſchweigend auf den Mund. Auch hier fanden abgeſchiedene Seelen Speiſe und Trank unter der Tafel, und Mitleid warf manchen Brocken für ſolche Geiſter hin, welchen ärmere Verwandte kein Todtenmahl zu feyern vermochten. Der Speiſen Ueberreſte, ſammt den Seelen der Verſtorbenen, wurden nach vollbrachter Mählzeit mit Beſen zuſammen gefegt, hinausgetragen, die Geiſter ermahnend: „Kehrt nur ruhig „heim. Ihr habt gegeſſen, getrunken, ſo hütet euch „daß ihr die Saat uns nicht zertretet.“ Waren die Geiſter auf ſolche Art entlaſſen, ſo heiterten ſich die ernſten Geſichter auf; man zechte, küßte.

Alle Sitten und Gebräuche dieſes Volkes, leider auch ſeine Tugenden, erlitten ſpäter manchen Wandel durch unſelige Vermengung mit Aberglauben und Laſtern deutſcher Chriſten. Trugen die Preußen vormals nach dem Zeugniß der Ordens-Chronik, kurze, ſchlechte, grobe, dünne, einfältige Kleider, ſo wurden ſie bald durch bunte Gewänder, des Siegers Geſchenke, dergeſtalt begauckelt, daß ſie, zum Dank ihr Leben zu opfern, nicht ſcheuten. Zu eigenem Schaden, lehrten ſie ſchon die Maſuren, Kleiderpracht werth halten. — Den üppigen Haarwuchs beſchnitten ſie, und die Greiſe in Nadrauen ſprachen: Wir ſind in Knechtſchaft gefallen, das lange Haar ziemt uns nicht mehr. Ja, man habe es ihnen zu tragen verboten, erzählen manche in ſpätern Zeiten, als Ueberlieferung ihrer Vorältern.

Die Armbruſt war ihnen unbekannt, denn als ein Preuße eines deutſchen Söldners geſpannten Bogen einſt gefunden, hing er, Gefahr nicht ahndend, zu ſeinem Verderben ihn um den Hals. Doch den Vorzug fremder Waffen vor den ihrigen begriffen ſie ſchnell, nutzten ihn, wußten bald gekrümmte Schwerter mit beyden Händen zu führen, belagerten Feſten mit Wurfblyden. Fahnen, ihrer Götter Abbildungen tragend, wehten aus der von den Rittern berennten Burg; Thiere auf Schilder gemahlt, ahmten Wappen nach, die der Edle oft nach gewonnenen Schlachten, oder nur aus Laune zu verändern pflegte.

Bald erloſchen auch die Flammen der Scheiterhaufen und an ihrer Stelle eroffneten ſich **Gräber**. Was ſie als Mitgabe vormals in die Flammen warfen, vergruben ſie jetzt mit dem verweſenden Leichnam; auch Speiſe und Getränk thaten ſie noch hinzu; ſelbſt bekehrte Heiden verſorgten ihre Todten noch lange mit zinnernen Trinkgefäßen. Begräbnißplätze waren, jetzt wie vormals, ganzen Dorfſchaften gemein, doch eigne prachtloſe Hügel beſaß jedes Geſchlecht.

Glücklich wäre das Volk geblieben, hätte man allein die Ueberreſte ſeiner Todten, ſtatt durch Feuer ſie aufzulöſen, in der Erde Schoß verſenkt. Aber auch ſeinen Tugenden grub der Deutſche ein Grab

Drittes Kapitel.

Von der alten Preußen Religion und Sprache.

Wie der Sprachen Urſprung überhaupt, trotz der Bemühungen eines Monboddo und Aller, die auf ihn gefolgt, unerforſchlich bleibt, ſo möchte ſchwerlich auch die Quelle einzelner alter Sprachen aufzufinden gelingen. Seit hundert Jahren iſt nunmehr das Altpreußiſche erloſchen, nur im heutigen Litthauiſchen trifft man deſſen Spuren noch. Die Wortfügungen deſſelben ſcheinen bald den Griechen oder Morgenländern, bald ſogar den Hebräern abgeborgt, und zuweilen ſind, gleichwie bey Griechen und Lateinern, doppelte Begriffe mit den Worten vermählt. πνευμα, Spiritus, Dwaſe, Geiſt und Odem in jeder dieſer Sprachen; κοσμος, mundus, Swietas, Welt, auch hell und klar; ἀρετη, virtus, Stiprybe, Tugend, Stärke.

Man darf kühn behaupten, daß es auf dem Erdboden faſt keine lebende oder todte Sprache giebt, aus welcher nicht gelehrte und übergelehrte Forſcher das Preußiſche abgeleitet hätten. Man nennt das Hebräiſche, Griechiſche, Lateiniſche, Britanniſche, Slavoniſche u. ſ. w. führt auch, zum Beweiſe, aus jeder Sprache Worte an, deren die alten Preußen ſich bedienten.

So bewies man einſt den Urſprung des Deutſchen aus dem Perſiſchen, weil Vater, Tochter, Gott, in des Perſers Munde, Fader, Dachter, Coda heißen.

Wer die Quelle des Altpreußiſchen im Morgenlande ſucht, führt mit Recht für ſeine Meynung den merkwürdigen Umſtand an, daß es eigene Benennungen für Lowe, Kameel, Affe, Gold, Weyhrauch, Seide gehabt. An des baltiſchen Meeres Ufern fand ſich von dem Allen nichts, folglich waren es Erinnerungen aus des Volkes Wiege.

Andere Gründe beſtätigen die Vermuthung, daß die Preußen ein abgeirrter Bach aus dem Volkerſtrome der Sarmaten, Slaven, Geten, geweſen. Gleichbedeutend waren dieſe Namen den Byzantinern. Herodot nennt einen Gott der Geten Giweleiſis, und das Wort, mit demſelben Begriff verbunden, findet im Altpreußiſchen ſich wieder. Nach Herodot's und Strabo's Zeugniß, war Zamolxis ein Gott der Geten, und die Preußen pflegten von Verſtorbenen zu ſagen: „er iſt hinüber gegangen zu Ziamoluks, „dem Gebieter der Erde.“ Tamiracha nannten die Geten ein Vorgebirge, Tomi Rakas heißt noch jezt im Litthauiſchen Ziel oder Ende. Der karkreitiſche Meerbuſen jener, erinnert bey dieſen an Karkenu, ich murmele. Triballier war bey jenen eines Volkes Benennung, das zwiſchen Ausflüſſen der Donau wohnte, Triballer ſind auch dieſen in Sümpfe wohnende.

Alter gothiſcher Könige Namen erklärt ihre Sprache. Gundemundus von Gunditu, ich verſuche, und manin, ich verſiehe; alſo ein verſchlagener, wohl erfahrner Mann. Trussamundus, von truſus, arbeitſam; ein thätiger Mann.

Schwer bleibt es freylich, dieſem Strome bis zur aſiatiſchen Quelle nachzuſpüren, ſchwerer noch, Muthmaßungen zu begründen, welches Jahrhundert etwa, welches Jahrtauſend vielleicht, dieſer Völkerwanderung Zeuge geweſen. Der Blick verliert ſich im grauen Nebel, bey der Erinnerung, wie viele Menſchenalter verſtreichen müſſen, ehe des Morgenländers ſchwarzes Haar unter dem nordiſchen Himmel ſich golden färbte.

Wiederum iſt durch Sprachkundige Zeugen erwieſen, daß das Preußiſche nahe verwandt mit dem Polniſchen war. Dieſe Behauptung wird unterſtützt durch eine Sammlung von mehr als hundert Wörtern. In Curland, Litthauen, Samayten, wurde es mit geringer Abweichung geſprochen.

Freylich miſchte die ſlaviſche Mundart ſich an den Gränzen, hier durch Deutſche, dort durch Liwen, mit fremden Worten, weil jedes Volk, das nur des Lebens erſte Bedürfniſſe kennt, durch ſeiner Sprache Armuth gezwungen, für neue Gegenſtände Namen vom Nachbar entlehnt; oder eingedrungene Mitbewohner verunreinigten die Quelle. Aus der von Römern beherrſchten Wallachey konnten ſich lateiniſche Worte nach Preußen verirren, und die nahen Ruſſen, in Schrift und Glauben von den Griechen unterwieſen, mochten griechiſche Benennungen mittheilen. In wenigen Gebieten wurde folglich das Altpreußiſche rein geſprochen, in Samland erhielt die echte Mundart ſich am längſten.

Nur kleine Bruchſtücke wären noch vorhanden, hätte nicht der erſte Herzog in Preußen vor drittehalb hundert Jahren einen Katechismus in dieſer Sprache drucken laſſen, den, an jedem Sonntag abzuleſen, er den Predigern zur Pflicht machte. Doch dieſe waren ſelten der Sprache kundig; neben jeder Kanzel ſtand eine zweyte für den Dolmetſcher.

Aber ſie verdiente wohl gelernt zu werden, denn ſie war voll Kraft und Hoheit, wortreich, nach Art der Griechen mit einer angenehmen Euphonie verbunden, voll zierlicher Wendungen, welche nachzuahmen, weder das Deutſche noch Lateiniſche vermag. Der Preuße drückte bisweilen mit Einem Worte aus, wozu der Römer oder Deutſche deren ein Dutzend bedurfte. Zum Beyſpiel: Atsikieminkiwa, laßt uns beyde wieder zurück von einem Dorfe zum andern gehn.

Manche kluge Sprüchwörter beſaß der Preuße. Lobys kulys pflegte er zu ſagen; nach dem Wortverſtande: ein Gut ein Bund Stroh: das bedeutete: es wird leicht vom Feuer zerſtört; läßt unter viele Erben ſich theilen; iſt eine gute Ruheſtatt.

Auch in Räthſeln übte er ſeinen Scharfſinn. So zum Beyſpiel beſchrieb er den Mohn: Ich keime, wachſe, werde Jungfrau (Anſpielung auf die Krone mit welcher die Mädchen ſich ſchmückten) Neuvermählte (deren Kopftuch herab hing gleich den Mohnblättern) alte Frau (deutete auf der Blätter Abfall und einen Kopfſchmuck den Matronen eigen) dann erſt bekomm' ich Augen (die Löcher im Mohnhaupt) und durch die Augen bin ich ausgekrochen (die Samenkörner).

Witzige Ekelnamen wußten die Preußen beyzulegen, unter andern die Benennung eines Deutſchen ſo auszuſprechen, daß es klang wie Dieb, Räuber; und weil die Deutſchen ſelten der fremden Sprachen Feinheiten mächtig wurden, ſo ſagten die Preußen auch wohl von einem einfältigen Menſchen: Er iſt ſo dumm wie ein Deutſcher.

Den Bornſtein nannten ſie Gentaras, (die Kurländer Sinters) ohne dabey an das lateiniſche Erderzeugniß (genitum e terra) zu denken. Wenigſtens behauptet ein Sprachkundiger: die Preußen haben nie ein Wort aus dem Lateiniſchen entlehnt.

* * *

Vertrauen zu den Göttern gab ihre Religion den Lebenden, Hoffnung den Sterbenden.

Romowe hieß der Ort, wo eine hohe immer grünende Eiche, in deren dicken Stamm drey Blenden gehauen waren, die Bilder der drey vornehmſten Gottheiten überſchattete. Vom Opferblute täglich triefend, erregte ihr Anblick Grauen. Nur Prieſter durften hinzu treten, kein Verbrecher wagte, ſich ihr zu nahen. Wer ihre Blätter, Menſch oder Thier, am Halſe trug, den ſchützten ſie vor Unglück. Hier wohnte der Oberprieſter, mit eigenen Händen die Götter bedienend; welche nur an dieſem heiligen Orte ſich vergegenwärtigten. Hier war auch der oberſte Richterſtuhl.

Perkunas, Donnergott, Feuerbeherrſcher, der Erſte unter den Göttern. Eines zornigen Mannes Bild, mit glühender Wange, krauſem Bart, das Haupt von Flammen umgeben. Im Donner redete er mit dem Hohenprieſter; dann fiel das Volk auf ſein Antlitz und ſchrie: Geh uns vorbey! Bittenden gewährte er Sonnenſchein, ſchützte ſie vor Ungewitter. Perkunas Fußtritt nannten die Preußen den Donner; Perkunas zermalmt ein Haus, ſprachen ſie, wenn der Blitz einſchlug. Aber die Götter wohnten in einem ſolchen Hauſe unter guten Menſchen; wen ihr Strahl tödtete, den würdigten ſie ihrer Gemeinſchaft, und der Hoheprieſter ſelbſt flehte um den gnadenreichen Tod durch himmliſche Flammen. Traf der Blitz, ohne zu verzehren, ſo hatte Perkunas nur gewarnt, und der Oberprieſter theilte dem Volke die warnende Stimme mit.

Dem Donnergotte brannte heiliges, ewiges Feuer, an einem Schwefelquell in Romowe's Hayn entzündet, durch trockenes Eichenholz genährt. Sterben mußte der Prieſter, durch deſſen Schuld es erloſch. Dann wurden heulend aus grauen Feldſteinen Funken geſchlagen, und wenn der aufgehängte Zunder fing, ſo kroch die Prieſterſchar, mit dem Oberprieſter an der Spitze, auf den Knieen zu der Eiche, entzündete die heilige Flamme wieder, und warf den Schuldigen hinein. Mit Erſtaunen findet der Beobachter, in dem erzürnten Donnergott der Preußen, Peru's Sonne und Roms Veſta wieder. Es muß wohl tief im Gemüth des Menſchen liegen, was, bey ſolcher Ungleichheit von Sitten, Aufklärung und Himmelsſtrich, dennoch ſtets den gleichen Irrthum weckt und nährt.

Dem furchtbaren Gotte zur Seite lächelte der freundliche **Potrimpos**, der Gott befruchtender Gewäſſer, ein mit Aehren bekränzter Jüngling, Kriegesglück und häuslichen Wohlſtand verleihend. Ihm dampfte Weihrauch in brennendes Wachs geſtreut, unſchuldige Kinder zuckten unter dem Opfermeſſer. Das Blut von Menſchen oder Thieren, die am Stamm der Eiche den Göttern zu Ehren ſtarben, wurde beſonders **ihm** zugeſpritzt und ausgegoſſen, weil das Blut befeuchtet. In einem Topfe unter Garben, ward eine ihm heilige Schlange mit Milch gefüttert. Wenn die junge Mannſchaft, zu Felde ziehend, eine Schlange erblickte, ſo rief ſie jauchzend: **Glück auf! unſer Gott Potrimpos iſt mit uns!**

Dem Segenſpender gegenüber ſtarrte aus hohlen Augen **Pykullus**, der Todten Gott, ein bleicher Greis mit grauem Bart, ein Leichentuch um das Haupt gewunden. Der heiſchte Furcht, Liebe nicht; denn er ſandte ſeinen Diener, **Drebkullis**, den **Erderſchütterer** unter die Menſchen, und befreundet war er mit Giltinen, der Todesgöttin, der als Magd Mogila, die Quälerin, ſich zugeſellte. Ihm wurde Fett gezündet, Menſchen- und Thierſchädel thürmten ſich vor ihm.

So abgebildet und verehrt, thronte in der Eiche die Dreyeinigkeit der Preußen. Eine Wand von köſtlichen Tüchern, drey Schritte fern, ſieben Ellen hoch, an feſtlichen Tagen nur aufgerollt, umgab den Baum, Ungeweihten das Heilige verhüllend. Im weiten Kreiſe umher lagen der Prieſter Wohnungen.

Eine höhere Gottheit, vielleicht von einem fremden Volke entlehnt, war auch Curho, der Nahrunggeber, deſſen Bild am Feſte der Winterſaat jährlich zerbrochen und erneuert wurde. Ein ausgeſpanntes Ziegenfell, auf einer Stange wohl acht Klafter hoch, mit Büſcheln von Getreide und mancherley Kräutern bekränzt, ſtellte die Gottheit vor. Während das junge Volk um die Stange tanzte, opferte der Prieſter auf einem Steine Milch, Honig, die Erſtlinge der Feldfrüchte, und vom Stier Kopf und Schweif. Dann wurde die Stange abgebrochen, die Kräuter ſpendete der Prieſter, doch ſparſam, dem Volke; das Ziegenfell, ſein Lohn, breitete er über den Opferſtein, ſetzte ſich darauf, und hub an zu predigen. Mit einem Schmauſe endete das Feſt.

Gern ſucht der Menſch, vor der höchſten Gottheit bebend, minder furchtbare Weſen, zwar immer noch über ihn erhaben, dennoch näher befreundet. Darum erfreute ſich der Preuße des ſchönen Glaubens, überall wo er ging und ſtand, daheim, im Felde, von hülfreichen Schutzgöttern umgeben zu ſeyn, Heerden, Bienen, Wald, Feld, Gewäſſer, Arbeit, Handel, des Hauſes Heil und der Ehe Segen, ihrer Obhut vertrauend. Das keimende Getreide beſchirmte die freundliche Jawinne. Der Knoſpen entfaltende Lenz begrüßte den Frühlingsgott. Des Landmanns Scheuren füllte, der Gott des Reichthums. An ſeines Hauſes Schwelle wachte der Allſehende. Schützend umſchwebte ein Gott des Hofes Geflügel, ein anderer die Heerde, deren Zahl eine verwandte Göttin mehrte. In der Bäume Wipfeln hörte der Jäger den Geiſt des Waldes rauſchen. Der ſchiffende Kaufmann vertraute dem Gott der Meere. Der Strandbewohner flehte zu dem Wellenſchäumer, der, ein Rieſenengel, feſt und ewig auf dem Meere ſtand, in die Wogen blaſend, wenn nicht auf Steinen am Ufer des Fiſchers Gabe ihn beſänftigte. Licht und Wärme ſtrahlte ein Gott hernieder, milden Schimmer ſeine Braut, die Sterngöttin. Ein Gott barg Schätze in der Erde Tiefen; eine verſchwiſterte Göttin befruchtete den Boden, und ein Götterpaar, Srutis und Melelette, lockte Farben Kräuter daraus hervor. Laimele half kreiſenden Weibern und ſpann der Menſchen unabänderliches Geſchick. Noch heute iſt dem Litthauer ſeiner Voreltern Troſtſpruch geblieben: Taip Laima leme, ſo ſpann es die Schickſalsgöttin. Ihr blind vertrauend, entſchied das Loos bey jedem Zweifel.

Schutzgeiſter gab es, die dem Feuer widerſtanden, die Birke träufeln ließen, die Wege ſicherten, früh zur Arbeit weckten. Gute Geiſter ſtillten Hader, und boten dem Beleidiger die entwaffnete Hand des verſöhnten Feindes. Nur die Liebe hatte keinen Gott, keinen Schutzgeiſt, denn ſie war noch nicht zur Himmelstochter aufgenommen. Selbſt den Boden unter den Füßen bevölkerte kindliche Phantaſie mit einem kleinen, fingerlangen Geſchlechte. Die Männlein dieſes gutmüthigen Völkchens trugen Bärte bis auf die

Kniee, die Weiblein weiße Schleyer. Tief unter der Erde träumte ſich der Preuße einen großen See, der mit dem obern Meere zuſammen hange. Aus dieſem ſtiegen die Barſtukai hervor, daher ſie auch Markopeti, aus dem Meere Geſtiegene, genannt wurden. Sie ſchlugen ihre friedliche Wohnung nur bey guten Menſchen auf, denen ſie Getreide zutrugen, dafür in Scheuern von allerley Speiſe Bewirthung fanden.

Aber auch Geſpenſter, Poltergeiſter, ſchreckten bey nächtlicher Weile, ſaugten Blut von Menſchen und Vieh; ja die Aitwars, kleine Unheilbringende Dämonen, flogen ſichtbar umher.

Vor allen Bäumen war die Eiche den Göttern heilig. Von ihr beſchattet wurde kein Menſch getödtet, kein Verbrecher an ihre Zweige aufgeknüpft. Nicht blos dem grünen Tempel zu Romowe galt dieß Recht, hin und her im Lande gab es alte, nicht minder verehrte Eichen; die zu Heiligenbeil berühmt. Wo jetzt Thorn liegt, wuchs eine Eiche, ſo groß, daß zwiſchen ihren Aeſten Krieger ſich verſchanzen konnten; und bey Welau ſtand noch jetzt ein ſolcher Wunderbaum, deſſen Umfang 27 Ellen maß.

Auch manche andere Bäume, Linden, Holunder, Maßholder, ganze Wälder ſogar, blieben den Göttern vorbehalten. Eines Baumes Weihe verrichtete der Prieſter. Drey Tage und drey Nächte faſtend, rief er die Gottheit an, die grüne Wohnung zu beziehen. Ein ſanftes Murmeln oder Rauſchen bezeugte des Gebets Erhörung. Ließ aber die Gottesſtimme ſich am dritten Tage nicht vernehmen, ſo mußte zu einer andern Zeit der Prieſter den Verſuch erneuern, durch Blut aus ſeiner Bruſt geritzt, die himmliſchen Mächte willfährig machen. Gelang es auch zum zweyten Male nicht, ſo benetzte eines Kindes Blut des Baumes Stamm, und dieſer Einladung fügte ſich die Gottheit unausbleiblich. Hülfreich wurde dann ihre Gegenwart Menſchen oder Thieren, Gebäuden oder Feldern, je nachdem ein Schwein, ein Bock, ein ſchwarzer Hahn oder Getreide ihr geopfert wurden.

Heilig war auch ohne Weihe jeder Baum, wenn des Stammes getrennte Zweige in der Höhe wieder zuſammen wuchſen. Noch im 17ten Jahrhundert wallfahrteten die Preußen aus Nadrauen und Schalauen, aus Lettland und Samayten, zu einer ſo gewachſenen Tanne, hingen Tücher, Kleider, Geld an ihre Zweige, und gebrechliche Menſchen krochen mühſam durch die zuſammengebogenen Aeſte, warfen dann ihre Krükken weg und kehrten munter heim.

Auch heilige Berge gab es, und Aecker, die kein Pflug furchte, Gewäſſer, die kein Netz berührte. Die Nymphe der Golbe im Juſterburgiſchen ſtrafte, zum Gnadenzeichen, ihre Verehrer mit Blindheit. Mancher Quelle durfte kein Preuße ohne Begleitung eines Prieſters nahen. Waſſer und Feuer waren Gegenſtände der Verehrung, doch dem Waſſer gebührte Vorzug, weil es Feuer löſchen konnte, und von dieſem Feinde unbeſiegt blieb. Mancher Fromme badete täglich in geweihten Strömen.

Heilſame Kräuter, unter ihnen das Pfennigkraut, ſchienen mit himmliſchen Kräften begabt, wurden vorſichtig ausgegraben, und nur mit einem weißen Tuche gefaßt. Steine ſogar, beſonders die, auf welchen Fiſcher die Erſtlinge ihres Fanges opferten, eignete man den Göttern zu.

Unter den Thieren war die Schlange vor allen heilig, ein verehrter Mitbewohner von des Landmanns Hütte; denn man hielt, des Häutens wegen, ſie für unſterblich. Wer ſolchen Hausfreund zu beſitzen wünſchte, der zeigte ſein Begehren dem Prieſter an. Der Waidelotte erſchien, brachte die Schlange im Buſen mit. Ein gedeckter Tiſch wurde mit Speiſen beſetzt. Während der Prieſter Gebete murmelte, kroch die Schlange hervor auf die Tafel. Er zog einen Kreis um die Wohlabgerichtete, und alſobald erſchien ſie leblos, bis er, Segen ſprechend, mit Bier aus der geweihten Schale ſie beträufelte. Dann rührte ſich die Schlange, gehorchte dem Befehle, die Speiſen zu betaſten, wand ſich endlich von der Tafel auf den Boden, und der Winkel, in den ſie ſchlüpfte, wurde zu ihrer Wohnung eingeweiht.

In hohlen Eichen fütterten unfruchtbare Weiber die Schlangen mit Milch, und flehten dabey zu der Göttin Laimele. An einem feſtlichen Tage im Herbſt, lud der Hausherr ſeine Schlange feyerlich zur Tafel. Verließ ſie auf die Ladung ihren Winkel nicht, ſo drohte Unglück dem künftigen Jahre.

Keinen Zelter durfte der Preuße ſich erziehen; auch gelobte er nicht ſelten, kein Roß zu beſteigen, deſſen Farbe er freywillig den Göttern heiligte. Das erbeutete Roß blutete am Altare. Weiße Pferde waren Eigenthum der Götter, ſeitdem der junge Maſuren-Fürſt ein ſolches zum Opfer brachte.

Das ſeltene Elenthier, Heilkräfte bergend, hielt der Preuße in Ehren. Dem Oberprieſter allein war es vorbehalten, in ſeiner Wohnung es zu pflegen. Zwey Elenthiere ſtanden auf den Fahnen dem preußiſchen Heerſchild zur Seite.

Unter den Vögeln war der Uhu geheiligt und gefürchtet, denn ſeine Stimme warnte vor Unglück. Er niſtete häufig um Romowe, und vermehrte des Ortes Grauen. — Störche durften nicht beleidigt werden, denn man meynte, ſie wären in ihrer Heimath Menſchen.

Je gebildeter ein Volk, je einfacher ſein Glaube. Selbſt da, wo der Weiſe den Volkswahn anzutaſten ſcheut, verkünden nur Myſterien den einzigen Gott. Gern vervielfältigt der Wilde höhere Weſen, die durch Furcht und Hoffnung ihn erſchüttern; denn nicht ſein Daſeyn denken — fühlen will er es.

Daß die Preußen an Seelenwanderung geglaubt, läßt ſich nur aus einer Stelle eines alten polniſchen Schriftſtellers ſchließen, wo er dieſe Thorheit — (ſo nennt er die liebliche Schwärmerey) — allen Geten zuſchreibt. Von der Auferſtehung aber ſagt ein Anderer ausdrücklich: ſie wurde von ihnen geglaubt, nur (ſetzt er ſeufzend hinzu) nicht auf die rechte Weiſe. Regus nannten ſie ihr Elyſium. Pella ihre Hölle. Dort lohnten die Götter frommen Verehrern mit ſchönen Weibern, guter Speiſe, ſüßem Getränk. In weißen Sommerkleidern, in warmen Winterröcken, ſollten ſie ſchlafen auf weichen Betten und von großer Geſundheit halben ſtets lachen und ſpringen. Die Hölle hingegen drohte mit Qualen, Händeringen, Heulen, Weh und Angſt. Sie war ein Brunnen voll ſtinkendes Waſſers, daher auch des Preußen Abſcheu vor dem Erſaufen, denn er bediente ſich deſſelben Ausdrucks für erſaufen und verdammt werden.

Nur zu Romowe wurden die großen beſtimmten Opfer gebracht, nur die heilige Flamme, welche ewig vor Perkunas loderte, durfte ſie verzehren. Aber auch dem Curho brannte ein ſolches Feuer, und ſelbſt zu Ehren eines alten Fürſten Kierno, der vermuthlich einſt Wohlthäter ſeines Volkes war, unterhielt ein Prieſter es neben einer Eiche.

Wichtig ſchien der kleinſte Zufall bey Sühn- und Brandopfern. Ob die Flamme ſich leicht entzündete? ob ſie Funken ſprühte, praſſelte, gewunden oder gerade empor ſtieg, abwärts fuhr? ob ſie das Opfer ganz oder halb verzehrte? ob ein ſtarker oder ſchwacher Rauch ſie begleitete? ob Regen oder Sturm ſie gar verlöſchten? ob der Geruch von Talg und Weihrauch ſich verbreitete? ob das Opfervieh ſich ſträubte oder willig folgte? ob das zu opfernde Kind ſich freundlich oder ängſtlich geberdete? ob das Blut leicht floß? welche Farbe die Aſche zeigte? Alles mußte der verſtändige Prieſter ſorgſam beobachten, um Heil oder Unheil daraus zu weiſſagen. — Bey wichtigen Anläſſen war es der Prieſter, ſelbſt des Oberprieſters Pflicht, durch ihr eigenes Blut die Götter zu verſöhnen.

Bannopfer wurde die Feyerlichkeit genannt, wo der Prieſter Einen aus dem Volke verfluchte und verbannte. Da zeigte er dem Feuer blos das Opfer, und warf es dann in einen Moraſt. Doch der Thiere Eingeweide wurden ſtets verbrannt, wenn auch ſonſt kein Brandopferfeſt gefeyert wurde. Die Aſche verwahrten die Waidelotten. Nur müde getrieben oder geritten, durfte man das Opferthier zu der Götter Altären führen. Was der Glaube nicht den Flammen weihte, das theilten die Prieſter unter ſich.

Sonnen-Aufgang war die Zeit der Opfer und der Götterſprüche. Auch durch des Mondes Ab- und Zunahme ſchickliche Tage zu beſtimmen, gehörte zu den Pflichten des Hohenprieſters.

Bey dieſem Hang des Volkes zu Phantaſiereichem Aberglauben gedieh das Prieſterthum in üppiger Fülle. Der Boden, der über und unter der Erde von Göttern wimmelte, mußte reichlich ihre Diener nähren.

Kriwe Kirweitu ward der Hoheprieſter genannt, ſo viel, als Erſter unter den Erſten; denn alle preußiſche Gebiete, gleichviel wem unterthan, erkannten ihn für ihren oberſten Regierer. Er war es nicht allein, der den Dienſt der Götter ordnete; die Prieſter weihte; mit Geiſtern Umgang pflog; das zerriſſene Band zwiſchen abgeſchiedenen Seelen und ihren nachgebliebenen Freunden tröſtend wieder anknüpfte; Widerſpenſtige durch Phantome ſchreckte; er war es nicht allein, bey dem das Volk in jeder Noth weiſen Rath, ſterbend, Verheißung eines beſſern Lebens ſuchte und fand; er regierte auch im Weltlichen ſo unumſchränkt, als irgend jemals ein Fürſt auf Erden. Gehorſam foderte er nie vergebens, auch nicht in fernen Gebieten; denn wo ein Bote nur des Kriwe Stab vorzeigen konnte, da bog ſich jedes Knie. Seine Weisheit war unfehlbar; ſeine Wohnung eine Freyſtatt. Wer nur Einmal im Leben des Glückes ihn zu ſehn theilhaftig wurde, der dünkte ſich beneidenswerth, und wurde, wie die Pilger, die nach Mecca wallfahrten, für beſſer als ſeine Brüder gehalten. Ein langes weißes Gewand umfloß des Greiſes ehrwürdige Geſtalt. So oft er, neben dem heiligen Baume, dem Volke ſich zeigen wollte, wurde es zuvor im Lande ausgerufen. Dann ſtrömte Jung und Alt herbey um ſeinen Segen flehend, den er freygebig ſpendete.

War der Götter Wille zu erforſchen, ſo beſtieg er den Holzſtoß, um, gleich Moſes auf Sinai, mit Gott zu reden. Was ihm kund geworden, theilte er den Prieſtern mit, die ihn umringten, und durch dieſer Mund erfuhr das gaffende, harrende Volk den himmliſchen Ausſpruch. Hatte ſo der Kriwe ſeinem Prieſteramte genug gethan, ſo eilte er die Pflichten des Regenten zu erfüllen. Unter manchen feyerlichen

Gebräuchen nahm er Fürſten und Herren zum Dienſt des Landes auf. Die Abgeſandten der Fürſten erſchienen vor ihm gebückt, mit der rechten Hand auf der Bruſt. Er empfing ſie, auf dem Holzſtoß ſitzend, von der Prieſter Schar umgeben. Stehend mußten ſie ihr Anliegen vortragen. Durch den Mund der Waidelotten verſprach er dann, ſich mit den Göttern zu berathen, und entzog ſich ihren Blicken. Vernahm man bald nachher des Donners Rollen, ſo ſtand dem Gewerbe ein erwünſchtes Gelingen bevor; allein des Uhu's Geheul ſchlug die Hoffnung nieder.

Nur Fürſten des **Landes** widerfuhr die Ehre, vor den **Kriwe** ſelbſt geführt zu werden. Fremden Geſandten ward ein Zelt im Walde angewieſen, der königliche Hoheprieſter erſchien ihnen nicht; ſeine Antwort ließ er durch den Mund eines Dritten ſie wiſſen. Doch um des Landes Macht und Ehre auch vor Fremden kund zu thun, ſammelten ſich an ſolchen Tagen die edlen Preußen zahlreich, prunkend mit der Menge wohlgerüſteter Vaſallen.

Des **Kriwe** Blutsverwandten, die ihn ſtets umgaben, hießen Kriwaiti, und gingen den übrigen Prieſtern vor. Von aller Beute gebührte ein Drittheil den Göttern oder ihm.

Durch welche Mittel gelang es dem Hohenprieſter, eines kriegeriſchen Volkes Nacken unter ſolche Herrſchaft zu beugen? — Es waren dieſelben, deren ſich zu gleicher Zeit, mit gleichem Glück, der **Kriwe** zu **Rom** bediente: **Aberglaube** und **Prieſter**. **Rom** und **Romowe** ſandten ihre Mönche aus. **Waidelotten** hießen ſie in Preußen, von dem Worte **ich weiß**, **verſtehe**; doch mannigfaltig, wie ihr Beruf, waren auch ihre Titel, nur die Kunſt, fromme Leichtgläubigkeit zu täuſchen, Allen gemein.

Die Nächſten um den Kriwe wurden Sigonotten, von Zigos, die Ordnung, genannt. Sie waren des Hohenprieſters Boten, die dem Volke ſeinen Willen verkündeten, Feſte anſagten, und bey deren Feyer Ordnung hielten. Die übrigen im ganzen Lande zerſtreut, goſſen fleißig Wachs und Bley, kochten Schaum, fingen den Wind in einem Siebe, laſen in der Opferthiere Eingeweiden, bemerkten Vogelflug, tauften Gewäſſer, beſchwuren Schlangen, legten Träume aus, logen Erſcheinungen, hauchten die Kranken an, erforſchten was die Jungfrau verbarg. Ja, zum Erſtaunen der chriſtlichen Apoſtel gab es auch unter ihnen Verſöhner von Gottes Zorn durch freywilliges Blutvergießen.

Gleich den Mönchen und Nonnen lebten ſie ehelos, beyde Geſchlechter des Berufes fähig, doch treuer als Jene dem Keuſchheits-Gelübde, weil ihr hohes Alter ſich gegen die Natur nicht auflehnte. Gleich den Mönchen beſaßen ſie kein Eigenthum, verhandelten aber dem gläubigen Volke Mährchen für die Früchte ſeines Fleißes. — Daß auch bisweilen Schwärmer unter ihnen auftraten, iſt, bey einer ſolchen, von tauſend Göttern belebten Religion, nicht unerwartet. Eine liebliche, huldreiche Waidelottin war die Jungfrau Pogezana, eine Urenkelin von Waidewut, die unweit Elbing in einem Eichenwalde hauſte, gleich Iphigenien auf Tauris den Göttern ſich weihte, mit ihnen Umgang pflog. Die alten Preußen waren voll ihres Ruhmes, wie milde, wie freundlich ſie geweſen, und wie ſie, von Geiſtern umringt und geliebt, den Himmel nie vergebens um eine Gabe angefleht. Zwey fromme Gefährtinnen, Meyda und Cadina, folgten ihr in dieſe Einöde. Noch Jahrhunderte nach ihrem Tode wurden ihre Kleider in einem Kloſter zu Elbing aufbewahrt.

Ungehorſam gegen den Kriwe, ſparſame Opfer, unerfüllte Gelübde, rächten Poltergeiſter, die ſo lange tobten, bis ein Waidelott, durch Geſchenke bewogen, ſeinen Arm zerfleiſchte. Wenn das Blut herabtroff, ließ, zum Zeichen der Entſühnung, ein Gemurmel in der Eiche ſich vernehmen.

Das erhörte Gebet bezeugten Blaſen auf dem Getränk. Die Schale wurde ſo lange geleert, gefüllt, geſchüttelt, bis der Erhörung luftige Bürgen auf der Oberfläche ſchwammen.

Fürſten pflegten bisweilen fromme Stiftungen einzuſetzen, wo zugeordnete Prieſter irgend ein Heiligthum bewahren mußten. Fürſt Poggo wollte ſein Land unter drey Schweſtern theilen; die jüngſte verſchmähte das Geſchenk, weihte ſich den Göttern.

Waidelott zu werden war dem bejahrten Preußen, von unbefleckter Geburt, nicht ſchwer; aber als Sigonott, der Gemeinſchaft des Kriwe gewürdigt, deſſen Macht zu theilen, dieſes Ehrenloos beglückte nur wenige Auserwählte. Welche Eigenſchaften man von dieſen foderte, iſt unbekannt. Wer zu des Potrimpos Dienſt ſich würdig vorbereiten wollte, mußte, auf nackter Erde liegend, drey Tage faſten und beten.

Ein Prieſter, der ſein Amt durch Verbrechen ſchändete, fand in dem Kriwe, doch nur in dieſem allein, ſeinen ſtrengen Richter. Aber den Kriwe zu entſetzen vermochte keine Macht auf Erden. Nur er ſelbſt im hohen Alter, Lebens und Herrſchens müde, verließ den zwiefachen Thron, um einen Scheiterhaufen zu beſteigen, den die Waidelotten von Stroh und dürrem Strauch ihm zubereiteten. Dort hielt er eine Rede an das Volk, und endigte mit der Frage: ob es begangene Sünden bereue? Heulend und zerknirſcht bejahte das Volk die Frage. „Wohlan!“ erhub er zum leztenmal ſeine Stimme, „ſo bringe ich den „Göttern mich ſelbſt zum Sühnopfer dar!“ Alſobald ergriff er einen Brand von dem Feuer der heiligen Eiche, die Flamme loderte empor, und freywillig ſtürzten ſich die frommſten ſeiner Lieblinge zu ihm hinein.

Sobald die Seele des Kriwe entflohen, ſein Körper in Aſche verwandelt war, verſammelten ſich die Prieſter, um aus ihrer Mitte einen würdigen Nachfolger ihm zu wählen. Obſchon ſie emſig bemüht ſeyn mochten, das Wahlrecht nur bey ihrer Caſte zu erhalten, ſo wußte jeder Preuße doch zu gut, wie wichtig für ſein Wohl und Weh dieſer Wahltag war; darum Einmiſchung der Fürſten, wie zu Rom, nicht ſelten. Schon die Geſchichte von Waidewuts Söhnen hat gelehrt, welche traurige Folgen daraus entſprangen.

Doch das Volk gewohnter, ſeine Blicke auf das lange weiße Gewand, oder auf den Hirtenſtab zu richten, kümmerte ſich wenig um die Wahl; wenn nur Potrimpos lächelte und keine Zwietracht Feſte unterbrach, welchen es ſtets mit Sehnſucht entgegen harrte. Denn der Name Rykajot, in Beziehung auf die Opfer für Romowe gebraucht, bedeutete in des Volkes Sprache: wohlleben, fröhlich ſeyn, weil es ſeine Götter durch Fröhlichkeit verherrlichte. — Den Lenz bewillkommte ein Prieſter, alſo betend: „Du verjagſt den Winter, du bringſt die Luſt des „Frühlings wieder, durch dich grünen Aecker und „Gärten, Wälder und Gebüſche.“ Dann faßte er mit den Zähnen eine Trinkſchale, ſchlürfte ſie dreymal aus, und warf, den Nacken behende zurück biegend, ſie dreymal über den Kopf. Ein hinter ihm Stehender fing ſie mit Ehrfurcht auf. Beym Erſtenmale rief der Waidelott den Donnergott an: „Gieb Sonnenſchein und Regen zu rechter Zeit! vertreibe die „ſchädlichen Geiſter! ſchlage den Pykullus ſammt ſeinen

„Dienern!“ — Beym zweytenmal wandte er ſich an den Gott des Tages: „Gieb Licht und Wärme zum „Gedeihen für Menſchen, Vieh, Gras und Bäume!“ — Um reiche Ernten flehte er beym drittenmale zu dem Gott, der die Scheuren füllte. Jetzt tranken auch die übrigen, zuerſt der Vornehmſte. Lobgeſang und Tanz beſchloſſen den frohen Tag.

Wenn das Feſt der Schnitter begann, zog Alt und Jung hinaus ins Feld. Ehe die Sichel blinkte, ſprach der Prieſter Dankgebete für den reichen Segen, der die Felder deckte, oder beſchwor den Gott der Geſundheit um Fürſprache, wenn die Halme einzeln ſtanden. Das Volk erkannte, weinend und Beſſerung gelobend, des Himmels Strafe für begangene Sünden. Ein Ehrenmann aus der Gemeinde ward erkohren, die erſten Halmen zu ſchneiden; ehe dieſer nicht ſeine Garbe heim getragen, durfte keiner die Hand an die Sichel legen. Ergiebige Felder oder nicht, immer folgte ein Schmaus, zu dem die Weiber Brot von friſchem Korn bucken, die Männer das berauſchende Getränk zuſammen brachten.

Das Erndtefeſt feyerte den Beſchluß der Erndte. Ein reinlicher Tiſch, mit duftendem Heu beſtreut, trug Brot und volle Trinkgeſchirre. Opferthiere, je Männlein und Weiblein, Hahn und Henne, Bock und Schaf, wurden herbey geführt, der Prieſter, Segensſprüche murmelnd, ſchlug den erſten Schlag, dann vollendete das Volk, den Erdengott anrufend: „O Ziemeluks! dir weihen wir dies Opfer, dan„kend, daß du im verfloſſenen Jahre uns geſund er„halten, reichliche Nahrung beſchieden: bittend du „wolleſt uns ferner gnädig ſeyn!“ — Vom zerſtückten Fleiſche warf man in des Hauſes Winkel, verzehrte das übrige, fröhlich zechend, ſo lange noch ein Tropfen aus dem Trinkhorn floß. An dieſem Tage mußte jeder freundlich mit dem Nachbar reden, das Geſinde durfte nicht geſcholten werden. —

Ein hochgehaltenes Feſt aus grauer Zeit, dem Jung und Alt verlangend entgegen ſah, war die ſogenannte Bockweihe, noch am Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts heimlich gefeyert; ſo ſchwer entwurzeln fromme Gebräuche. In einer Scheune ward der Länge nach ein Feuer angezündet. Der Waidelott beſtieg den erhabenſten Ort betend: „o ihr milden „Götter! all unſer Unglück treibt über die See, wo „keine Neſſel wächſt und kein Hahn kräht.“ Dann verkündete er der Götter Gebote; ſprach von des Volkes Urankunft, Heldenthaten, Tugenden; weihte den Bock zum Opfer durch Auflegung der Hände, vermahnte die Umſtehenden, von der Väter Sitten nie zu weichen. Lobgeſang ertönte während der gedrängte Haufe den Bock hoch empor hob. Der Prieſter ſchlachtete ihn, ſpritzte das Blut umher; gierig fing das Volk es auf, beſprengte damit ſein Vieh, gab ihm davon zu trinken. Während das Fleiſch gebraten wurde, beichteten reuige Sünder, von dem Prieſter auf der Stelle beym Haar ergriffen, durch Schläge beſtraft. Zur allgemeinen Sühne fiel das Volk dann wiederum mißhandelnd über den Prieſter her. Eine Ermahnungspredigt an die Weiber folgte jetzt. Die hatten indeſſen Teig aus Roggenmehl geknetet, den reichten ſie den Männern, die, zu beyden Seiten des langen Feuers gelagert, durch die Flamme ſich den Teig ſo lange zuwarfen, bis er gahr gebacken ſchien. Luſtig zechend verzehrten ſie ihn, ſammt des geopferten Thieres gebratenem Fleiſche. Des Mahles Ueberreſte wurden vor dem Dorfe ſtill begraben, damit keines Thieres Zahn ſie entweihen möchte.

Feſt hingen die Preußen an ihren alten Gebräuchen; Niemand durfte wagen, ihren Götterdienſt zu ſtören. Belauſchte ein Fremdling das Opfer, ſo büßte er ſterbend die Neubegier. Entrann er behende, ſo ergriffen ſeine Verfolger einen Andern, vom Zufall des Weges geführt, ſchlachteten ihn zur Sühne. Aber mit der Schonung, von ihnen ſelbſt begehrt, vermieden ſie auch in fremden Gottesdienſt ſich einzudringen.

Vollendet ſteht das Bild der alten unbeſiegten Preußen, wie und was ſie waren, ehe Chriſten einen neuen Glauben mit neuen Laſtern unter ſie verpflanzten. Keine hohe Stufe hatten ſie erklimmt, der Kultur, die Licht verbreitet, aber Sitten mordet; doch wer möchte ſie Wilde ſchelten? — Waren nicht Glaube und Aberglaube, nur unter andern Formen, ihnen gemein mit den Chriſten? in erkünſtelten Tugenden dieſe, in kräftiger Natur jene überlegen. Daß ſie nicht duldend begriffen, ein Menſch zu Rom habe Macht ſie zu verſchenken, war ihr Unverſtand; daß ſie ihre Götter, ihr Eigenthum vertheidigten, ihr Verbrechen; daß ſie räuberiſchen Ueberfall blutig rächten, ihre Bosheit. Reich an Volk und Heerden, glücklich, frey, die Ungetauften; arm, vereinzelt, Sklaven, die Getauften. Gaſtfreyheit erloſch, Eigennutz entbrannte, Wohlwollen wich dem Mißtrauen, Frömmigkeit der Heucheley. Die alten Tugenden gingen unter, die neuen konnten, in Blut und Sklaverey, nicht Wurzel faſſen. Die Secte — die ſo gern mit Fackel und Schwert über Erſchlagene ſchritt, wenn es nur getaufte Leichen waren — ſtürzte die heiligen Eichen, deren Fall die Saaten umher zermalmte; ſie pflanzte das rauchende Kreuz auf Gräber, und ließ den wenigen Entronnenen nur Thränen, um ihrer biedern Vorältern Blut von dem verhaßten Kreuze zu waſchen.

Viertes Kapitel.

Von den nachbarlichen Verhältniſſen der alten Preuſſen bis zum Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts.

Einen Bogen, deſſen Sehne die Oſtſee bildete, ſchloſſen Eſthen, Letten, Ruſſen, Polen, Maſuren, Pommern um das Land der Preuſſen. Südlich gränzte Polen; deſſen Wälder und Sümpfe wurden von Wilden bewohnt. Aber Zwietracht, das groſe Gährungsmittel in der moraliſchen Welt, um auch unter rohen Völkern Geiſter zu entwickeln, gebar dort, wie in Preuſſen, eine Art von Staat. Einheimiſcher Zwiſt und Furcht vor mächtigen Nachbarn, zwangen die polniſchen Dorfkönige, bald Mehreren aus ihrer Mitte, bald Einem nur die Obergewalt zu übertragen, ja ſeit dem Piaſt (in der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts) erblich ſogar, doch ſtets ſo eingeſchränkt, daß der geringſte Edelmann, wie in neuern Zeiten, unumſchränkter Herr auf ſeiner Hube blieb.

Darum muſten wohl die Preuſſen damals ihren Nachbarn überlegen ſeyn, denn feſter gegründet auf Ordnung und Gehorſam war des Kriwe ruhige Herrſchaft, unter welcher die getheilten Kräfte in eine furchtbare Maſſe zuſammen ſchmelzen.

964. Endlich erſchien Miesko oder Mieczisla der Erſte, den Liebe zu der ſchönen böhmiſchen Prinzeſſin Dombrowka vermochte ſich taufen zu laſſen, und ſieben Kebsweibern zu entſagen. Die Ge-

Gewohnheit aller Völker, geduldig in des Erſten Fußtapſen zu treten, ohne Prüfung ſorglos darin fort zu wandern, hatte auch Miesko's Unterthanen zum Taufbecken geführt, und ſie murrten nicht, wenn die Kirche, um des ſechsten Gebotes Uebertretung zu rächen, ſie zwang ſich ſelbſt zu entmannen, oder dem Sünder die Zähne ausbrach, der an Faſttagen Fleiſch genoſſen hatte.

So gerieth Polen in nähere Verbindung mit Deutſchland, Papſt und Kaiſer. Aber dadurch konnte es den Preußen noch nicht furchtbar werden, obſchon Miesko ſeine Völker gegen Sachſen, Wenden, Böhmen, in ewigen Kriegen tummelte.

992. Ihm folgte Boleslaus, der Tapfere zubenamet. Im langen Kampfe gegen Kaiſer Heinrich, durch Siege, die ihm Böhmen, Möhren und die Lauſitz unterwarfen, verdiente er dieſen Ehrentitel. Auch gegen Preußen hat er Krieg geführt; wohl ſchwerlich um den Mord des heiligen Adalbert zu rächen. Um das culmiſche Land mag der Zwiſt entſtanden ſeyn, denn Polen, Preußen und Maſuren behaupteten gleiche Rechte daran, oft mit gleichem Glücke. Boleslaus wird ſogar als Zerſtörer der heiligen Eiche zu Romowe genannt; doch die ſtand 300 Jahre ſpäter noch unverſehrt. Mag es ſeyn, daß der Sieg auch in Preußen ſeine Waffen dann und wann gekrönt; allein die Folgen konnten nur vorübergehend, und von erzwungenem Tribut, wie einige wollen, ſchwerlich die Rede ſeyn, ſonſt hätte er ſpäter wohl den Leichnam des heiligen Adalbert ſich ertrotzt, ſtatt ihn mit Silber aufzuwiegen. Er ſoll eine eiſerne Säule, mitten im Oſſaſtrom, als Siegesdenkmal errichtet haben. Warum nicht lieber in der Memel? (wird mit Recht gefragt) oder in einem andern Fluſſe in Nadrauen, wenn

er je ſo weit gekommen wäre? — Eben ſo verdächtig klingt die Nachricht, durch polniſche Eitelkeit in Umlauf gebracht, als habe er die Feſte Balga verbrannt. Dieſe Burg, damals Honeda, empfing den Namen Balga erſt von den Deutſchen, und die Polen, aus Stolz oder Feindſchaft, haben ſich ſonſt nie der fremden Namen bedient.

Boleslaus entzog ſich endlich der deutſchen Abhängigkeit und nahm den Titel eines Königs an.
1025 — 34. Doch die neuen Länder, Mähren und die Lauſitz, mit ſeiner Völker Blut erkauft, wurden Miesko dem Zweyten entriſſen; der ſuchte Ruhm in geiſtlichen Stiftungen; Maſovien, Cujavien verdankten ihm ihre Bisthümer, und Caſimir, ſein Sohn, von gleicher Frömmigkeit beſeelt, verließ mit der deutſchen Mutter das Land, in eine Mönchskutte ſich verhüllend.

1034 -- 42. Da erhub nach Miesko's Tode das Heidenthum ſich wieder; um die Herrſchaft kämpften viele. Die Maſovier trennten ſich und wählten einen Maslav zu ihrem Herzog. Der übrigen vereinte Stimmen
1042 — 58. riefen den Mönch Caſimir aus ſeinem Kloſter, der ſich mit einer Schweſter des ruſſiſchen Großfürſten Jaroslaw vermählte, durch Hülfe ſeines Schwagers jenen Maslaw überwand.

Hier greift die Geſchichte Preußens wieder ein. Vermuthlich um die Polniſche Macht zu theilen, hatte der Kriwe für gut befunden, die Maſovier zu unterſtützen; doch um Sold; folglich zog gewiß nur ein geringer Theil der preußiſchen Macht jenen zu Hülfe. Das Glück lächelte dem neuen Herzog nicht; die Maſovier legten die Waffen nieder, und der geſchlagene, doch nicht muthloſe Maslav floh nach Preußen, um friſches Volk zu werben. Allein hier foderten die Gläubiger mit Ungeſtüm den unbezahlten Sold, und da er das Verlangen zu erfüllen außer Stand war, knüpften die Betrogenen am höchſten Baum ihn auf.

Solche Verletzung zweyer alten Tugenden, die Unglück und Gaſtrecht ehrten, würde Schatten auf der Preußen Gemüthsart werfen, wenn nicht vielleicht von Maslav getäuſcht, durch Verluſt erbittert, blinde Wuth ſie hinriß: denn polniſche Annalen ſchildern ihn als einen Abenteurer aus des Pöbels Hefen, doch ſtarken Geiſtes und Kriegsverſtändig, der durch Geſchenke und Grauſamkeit Maſovien ſich unterworfen.

Zu den Zeiten Boleslaus des Kühnen, 1058— hatten die Preußen eine neue Feſte, Graudenz oder Grodeck, erbaut, aus welcher ſie bald in Polen, bald in Pommern ſtreiften, das leztere faſt unterjochten. Boleslaus, vorher in Krieg mit Böhmen verwickelt, eilte zu Hülfe, belagerte Grodeck; doch ſeine Reiter vermochten nichts gegen den ſtarken, wohlbemannten Erdwall, und fingen an zu murren, weil Beute mangelte; denn mit Vieh und Habe hatten die Preußen in den Wäldern ſich verſteckt. Da lockte ſie der Kühne durch verſtellten Rückzug aus ihren Sümpfen. Um aufs neue Pommern zu überfallen, hatten ſie im ſichern Uebermuth an der Oſſa ſich gelagert.

Wie manche der Griechen und Römer geprieſene Heldenthat wäre vergeſſen, verdankte ſie nicht bleibenden Ruhm Geſchichtſchreibern, die mit der Kunſt vertraut waren, Leſer zu feſſeln. Das mag die Schlacht an der Oſſa beweiſen, die, obwohl Jener ähnliche Thaten aufwiegend, dennoch in der Nachwelt Gedächtniß keine Stätte fand, weil kein Livius oder Tacitus, durch der Sprache Kraft und Schönheit, ihr ein Marmor höhnendes Denkmal ſetzte. Durch Kundſchafter erfuhr Boleslaus der Preußen Aufenthalt am jenſeitigen Ufer des hoch angeſchwollenen Fluſſes.

Alſobald ſtürzte ſich der Kühne mit ſeinen Polen in
den reißenden Strom. Die erſten Glieder, ſchwer bewaffnet,
wurden fortgeriſſen, doch immer neue Schaaren
folgten unverzagt, denn ihr Feldherr ſchwamm an
ihrer Spitze. Ein großer Theil des Heeres ertrank.
Die Uebrigbleibenden, das Ufer erreichend, ſtellten ſich
ſtill in Schlachtordnung, fielen plötzlich auf den ſichern
Feind, vertilgten ihn. Demüthigender Friede war des
Sieges Folge. Die geſchwächten Preußen trugen
murrend fremdes Joch, aber nur ſo lange, bis der
ſtolze, nun gekrönte Polenkönig den heiligen Stanislaus
am Altar ermordete, weil er ſeine Laſter mit freymüthigem
Ernſt ihm vorhielt. Mit dieſem Blut beſudelt,
floh er, vom päpſtlichen Bannſtrahl und ſeinem
Gewiſſen verfolgt; Niemand weiß, ob und wo Gottes
Rache ihn ereilt hat. Manche überwundene Völker
ſchüttelten die Feſſeln ab, und, mit den Pommern im
Bunde, erhuben ſich auch die Preußen wieder. Aber
in drey Schlachten wurden ihre Bundesgenoſſen, vielleicht
1079-1102 ſie ſelbſt, von Wladislaw dem Erſten
beſiegt, nicht unterjocht; denn beyde Völker trugen
ihre Waffen ſchon unter ſeinem Nachfolger, Boleslaus
1102—38 Krumm-Maul, bis in das Herz von Polen,
fingen Tauſende und ſchlugen manchen Edlen in
harte Feſſeln. Der Erfolg entſprach nicht ihrer Kühnheit,
ſie mußten endlich weichen, und den Pommern
ward ſogar der Chriſtenglaube aufgedrungen.

1138—73 Kurze Ruhe gewährte jetzt Polens Theilung bis
Boleslaus Kraushaar durch überlegene Macht
die Preußen zwang, Tribut gelobend, ihren Göttern
zu entſagen. Doch befreyten ihre Bitten ſie von der
letzten unleidlichen Bedingung, und bald wagten ſie,
bewaffnet, auch Erlaß der erſteren zu ertrotzen; denn
Werke der Gewalt, auf ſeufzendem Boden erbaut,
ſtürzen grundlos zuſammen. Boleslaus brach mit ſei-

nen Brüdern auf, die Empörer nicht blos zu züchtigen, ſondern zu vertilgen. Aber die Natur befeſtigte ihre Wohnungen, und Schlauheit ſchärfte ihre plumpen Waffen. Verrätheriſche Wegweiſer führten die Polen in Moräſte, wo ſie, plötzlich überfallen, verſinkend, gedrängt, der Waffen unmächtig, eine ſchreckliche Niederlage erlitten. Nur Wenige entrannen; von den Siegern bis in das eigene Gebiet verfolgt — Selbſt Heinrich, des Königs Bruder, fand ſeinen Tod in Sümpfen.

Noth erzwang der Rache Aufſchub, denn durch innern Zwiſt wurde Polen zerrüttet, bis Caſimir der Gerechte, nach wiederholten Siegen über einen Stamm der Preußen, deſſen Zinsbarkeit durch erhobene Geißeln ſicherte, ja deſſen Fürſten bittend vor ſich ſtehen ſah. Kaum aber gebar ſein Tod neue Unruhen ſo zerbrachen die Preußen ihre Ketten, und mit der alten Freyheit ſtanden auch die alten Götter, neu verherrlicht, auf dem blutigen Boden. Manche zweifeln, ob die Preußen jemals zinsbar geweſen, und man hat das Gegentheil in einer gelehrten Abhandlung erweiſen wollen; denn es giebt Schriftſteller, welche um das Vaterland ſich verdient zu machen glauben, wenn ſie ihres Volkes Wiege ſo mit Lorbeeren bedecken, daß man der Windeln nicht gewahrt. Tribut mag, von einzelnen Stämmen, oft verſprochen, oft verweigert, liſtig umgangen, trotzig abgefochten, bisweilen doch entrichtet worden ſeyn. Gewiſſer ſcheint, daß nie der Preußen ganze Macht gegen Polen gefochten, ſondern nur Gränz-Nachbarn, und daß die Feldzüge, von polniſchen Geſchichtſchreibern prächtig ausgemalt, im Grunde meiſtentheils nur bald vergoltene Streifereyen waren, um Menſchen und Vieh wegzuhaſchen, und Hütten in Brand zu ſtecken. 1173 - 11

Caſimir war der Siebente und letzte unter den polniſchen Fürſten, die, oft ungereizt, den furchtbaren Nachbar anzugreifen wagten. Jetzt kam die Zeit der Rache und Vergeltung. Caſimir hatte Maſovien wieder mit Polen vereinigt. Zwey Söhne, welchen er die Herrſchaft hinterließ, waren Jünglinge. Leſco, der ältere Bruder, fand ſich mit dem jüngern, Conrad, ab, indem er Maſovien wiederum vom Reiche trennte, die Landſchaften Coja, Lancziz, Dobrin,
1206 Michelau ſammt dem verödeten Culm hinzufügte, und ihm daſſelbe erblich übergab.

Auch die Freundſchaft zwiſchen den Preußen und ihren vormals eng Verbündeten, den Pommern, war ſeit einem Jahrhundert im Taufbad erſtickt, und die neuen Chriſten wurden von den Heiden oft feind-
1198 lich heimgeſucht. Vergebens berief Grimislaus, Einer ihrer Herzoge, die Johanniter Ritter, deren Ruhm, auf Heldenthaten gegründet, aus Paläſtina erſcholl; vergebens räumte er ihnen Schloß und Flecken Stargard nebſt der Kirche in Lubiſau; die Preußen achteten weder der Ritter noch des Bannes, der über künftige Antaſter dieſer Kirchengüter ausgeſprochen wurde, ja ſie zerſtörten ſogar das von den Rittern erbaute Städtlein Schöneck.

Der fromme Herzog Meſtwin begnügte ſich, das Kloſter Oliva, von ſeinem Vater im Jahr 1170 erbaut, mit Gebeten und Geſchenken zu erfüllen. Sein großer Sohn, der herrliche Suantopolk, reifte erſt zum Helden, und die durch Theilung geſchwächten Polen konnten und wollten der Preußen
1205 - 1212 Angriffe nicht hindern, denn Leſco kämpfte lange mit wechſelndem Glücke gegen die Ruſſen, und als er endlich ſein Auge auf Pommern warf, da geſchah es nur, um deſſen freye Fürſten zinsbar zu machen. Allein Suan-

Suantopolk, der **Mann** des Jahrhunderts, wagte ſich mit einer kleinen auserleſenen Schar in des Feindes eigne Gränzen, überraſchte ihn, als er eben zu Gneſen mit Herzog **Heinrich dem Bärtigen** von Schleſien über des Pommerfürſten Verderben rathſchlagte, wollte ihn gefangen auf ſchnellen Roſſen mit ſich führen, erſtach ihn aber als die Flucht mißlich wurde. 1227

Auch die **Ruſſen** waren der Preußen ſüdliche Gränznachbarn, trugen wohl eine alte Neigung zu ihnen, als Mitſtiftern ihres Völkerbundes, hatten auch oft, bey gefährlichen Abenteuern, tapfere Bundesgenoſſen in ihnen erprobt; darum konnte das chriſtliche Taufwaſſer, mit welchem die berühmte Olga zu Konſtantinopel ſich beſpritzen ließ, das Band zwiſchen 955 beyden Völkern, durch freywillige Verkettung ihrer Schickſale, Neigung und Gewohnheit geknüpft, zwar erſchlaffen, doch nicht auflöſen. Kein Zwiſt erhub ſich zwiſchen Ruſſen und Preußen, ſelbſt dann nicht, als **Wladimir** die **Jatwingen** überwand, 983 welche an den preußiſchen Gränzen wohnten. Nur als der Pole **Caſimir** durch Verwandtſchaft den ruſſiſchen Großfürſten **Jaroslaw** zum Beyſtand 1042 gegen die Maſau bewog, da traten beyde Völker zum Erſtenmale feindlich gegen einander auf, doch beyde nur als Mitſtreiter ihrer Verbündeten, ja, wenn auf der einen Seite Ruſſen für den Schwager ihres Fürſten fochten, ſo ſtanden gleichfalls Ruſſen auf der andern, für den Fremdling Maslaw kämpfend. Auch hatte dieſer mittelbare Zwiſt keine weitere Folgen; die eigentlichen Preußen ſchienen nicht geneigt, die innere Zerrüttung Rußlands, durch öftere Theilung bewirkt, feindſelig zu benutzen. Nur ihre weſtlichen Nachbarn 1106 und Brüder, die **Litthauer**, **Samayten**, **Cur-**

länder, von einem unternehmenden Fürſten beherrſcht, griffen nordöſtlich um ſich, und eröffneten 1040 dadurch eine Quelle blutiger Kriege, die Jahrhunderte hindurch, Länder verwüſtend, ihre Bewohner verſchlang.

Fünftes Kapitel.

Verſuche die Preußen zu bekehren.

Schon im zweyten Jahrhundert ſoll die chriſtliche Religion, nach eines Kirchenvaters Behauptung, in das europäiſche Sarmatien gedrungen ſeyn. Wer hat ſie verkündet? — Einige führen den Apoſtel Andreas aus Griechenland über die Donau durch mancherley Krümmungen nach Preußen; Andere wollen, durch dieſe gefährliche Wallfahrt, die Häupter der heiligen Thaddäus und Bartholomäus mit neuen Strahlen umgeben: ja manche, des Zügels ihrer Einbildungskraft unmächtig, verſetzen Sarmaten in jene Pfingſtverſammlung, welche der heilige Geiſt durch feurige Zungen überraſchte. Später nennt die Legende einen Engländer, Suitbertus, der im 7ten Jahrhundert zwey Jahre lang verſucht, unbeachtetes Glück den glücklichern Preußen aufzudringen. Andere wiederum erzählen: unter den Kaiſern des Orients, Michael dem dritten und Baſilius Macedo, ſeyen im 9ten Jahrhundert zwey fromme Männer, Kyrill und Methodius, aus Konſtantinopel zu den ſarmatiſchen Völkern geſandt, die, ihre Lehre durch Wunderwerke erprobend, die Bibel ins Feuer geworfen, und nach verloſchener Glut, ſie unverſehrt herausgezogen. Gewiſſer iſt, daß Kaiſer Otto im 10ten Jahrhundert einen Bekehrer, **Adalbert**, ehmaligen Erzbiſchoff von Magdeburg, nach Preußen ſandte, der, gemißhandelt, entfliehen mußte.

Wär' es auch wahr, daß der Same der Lehre Jeſu ſo oft in Preußen ausgeſtreut worden, ſo trug er doch nie Frucht, bis ein zweyter **Adalbert**, man nennt ihn jetzt den heiligen, erſchien. Dieſer Mann empfing von der Natur jenen unruhigen Geiſt, den inneres Treiben raſtlos bewegt; der oft beginnt, ſelten endet; vom Neuen leicht ergriffen, das Alte fahren läßt; an keinem Orte weilend, überall warme Freunde, bittere Feinde findet; das Gute ernſtlich wollend, jedes Opfers fähig, dennoch leichter **ſtirbt**, als **ausdauert**. Zu ſchnell umfaßte, durchſpähte er den Gegenſtand, der ihn befeuerte, dann erloſch die Flamme, deren einzige Nahrung Streben nach Thätigkeit war. Solcher Geiſter ſtetes Leiden iſt Langeweile, durch dieſe werden ſie zum Großen getrieben, vom Großen geriſſen, über Länder und Meere gejagt; ſie iſts, die neue Lebensplane in jedem Alter ſchafft, doch wieder den kaum begonnenen Lauf ſchnell hemmt, ſo bis zum Tode dem nie Befriedigten keine andere Ruhe gönnt, als ihre eigene, der er zu entfliehen ſtrebt.

Nur dem Geiſt der Kirche ſich anſchmiegend, fand ſolch' ein Geiſt in jenen finſtern Zeiten ſein Element; denn die Kirche, ſich in Alles miſchend, Alles beherrſchend, ſchuf jeder Kraft zu freyer Bewegung Raum. **Adalberts Leben**, von ſeinem Freund und Zeitgenoſſen verfaßt, bewähre das über ihn gefällte Urtheil.

Vor 800 Jahren und drüber, lebte ein Mann in Böhmen Slaunicus genannt, reich, vornehm, fromm, gerecht, barmherzig; mehr als reich durch ſeines Fürſten Vertrauen, des Volkes Liebe, der Armen Segen.

Ihm glich die Gemahlin, aus edlem Stamme, vom edlern Sitten, nicht achtend eitlen Schmuck; durch Faſten und Gebet dem Irdiſchen entrückt, der betrübten Waiſe Mutter, des kranken Pilgers Schweſter. Unter dieſes edlen Stammes Zweigen war ein Sohn, genannt Woytech, zu Deutſch der Heere Troſt, weil der Aeltern eitles Wohlgefallen an dem wunderſchönen Knaben, ihn für des Kaiſers Hof und Heer beſtimmte. Doch der Himmel ſtrafte dieß weltliche Trachten. Der Knabe begann zu ſchwinden; nur der aufgeſchwollene Leib übertraf an Größe den ganzen Körper. Aeltern und Geſchwiſter trauern. Schon wankt der Liebling zum Grabe, da rufen Alle in höchſter Noth die Mutter Gottes an, tragen das Kind in den Tempel, weihen es auf dem Altare dem Dienſt der heiligen Jungfrau. Alſobald wird der Knabe geſund und blüht in voriger Schönheit.

Er wuchs heran, chriſtlich erzogen, und als er ſchon der Pſalmen kundig war, ſandte ihn der Vater gen Magdeburg zum Erzbiſchoff Adalbert, der, was er lehrte, übte. Gütig nahm er den anvertrauten Zögling auf, gab, mit der heiligen Firmelung, ihm ſeinen eigenen Namen, Adalbert, geſellte ihn den zahlreichen Schülern des berühmten Philoſophen Othricus bey.

Des Knaben Fleiß entwickelte ſein Genie. Er hielt ſich fern von kindiſchem Muthwillen; konnte er unbemerkt entweichen, ſo ſchlich er zu den Gräbern der Märtyrer, betete und eilte ſchnell zurück, damit der Lehrer ihn nicht vermiſſe. Arme, Blinde beſuchte er hülfreich, doch nur bey Nacht, um ſeine Wohlthaten der Menſchen Blicken zu entziehen. Die frommen Aeltern belohnten den Lehrer, vergalten dem Zögling, durch reiche Gaben.

Wenn die Jugend ſich zu muntern Spielen ſammelte, ſo erquickten ihn Davids fromme Geſänge. Wenn jene in Schulwinkeln frühſtückten, warb er, durch ſtilles Gebet, um Platz an der Himmelstafel. Fromme Einfalt war ſein Schmuck. Eines Tages, begleitet von muthwilligen Schulgeſellen, begegnet er einer Jungfrau. Sein Gefährte wirft ſie ſchäckernd zu Boden und den keuſchen Adalbert auf die Erſchrockene, indeſſen der wilde Knabenhaufe laut wiehernd ſie umringt. Er aber ſprang auf, weinend, jammernd, weil er mit der Jungfrau verbunden ſich wähnte. „Ich Aermſter!“ rief er ſchluchzend, indem er mit dem Finger auf des plumpen Scherzes Urheber deutete: „dieſer hat mich vermählt!“ — Wiederholte Begebenheiten dieſer Art erwarben ſchon dem Knaben Ruhm, und das Volk ſprach: Ihn hat Gott geſegnet.

Doch plötzlich ward ſein Lehrer an des Königs Hof berufen. Der Erzbiſchoff, ſein Wohlthäter, ſtarb. Adalbert kehrte heim und ihm ertheilte zu Prag der Biſchoff die Prieſterweihe. Nicht lange hernach ſtand er, ein Zeuge, an des Biſchoffs Todtenbette, hörte in der letzten Stunde ihn jammern: er habe des Amtes fahrläſſig gewartet, das Volk ſey in des Satans Stricken. Der tief erſchütterte Jüngling that noch in derſelben Nacht ſtrenge Buße, wandelte um alle Kirchen, gab, was er hatte, den Armen.

Unweit Prag verſammelte ſich der Fürſt und das betrübte Volk, rathſchlagend, wer an des Verſtorbenen Platz zu wählen ſey. „Wer anders“ riefen Alle einmüthig, „als unſer Landsmann Adalbert, des „Vorzugs würdig durch Tugend, Adel, Reichthümer.“

Während dieß fern von Prag geſchah, wurde ein Beſeſſener in die Kirche dort geführt. Prieſter umringten ihn betend. „Was habe ich mit euch zu ſchaffen“ rief der unreine Geiſt aus dem Munde des Beſeſſenen, „ich fürchte nur den neuerwählten Biſchoff.“ Adelbert kam, der Satan wich.

An Kaiſer Otto des Zweyten Hoflager zu Verona ſuchte und erhielt er Beſtätigung ſeiner Würde. Zahlreich begleitet kehrte er in ſein Vaterland zurück, reitend auf einem ungeſchmückten Roſſe, deſſen Zaum ein hänfener Strick. Vor den Thoren von Prag ſtieg er ab, ging mit bloßen Füßen in die Stadt und wurde jauchzend empfangen.

Treulich erfüllte er des Amtes Pflichten. Es war ſeiner Einkünfte erſter Theil dem Kirchenſchmuck, ihren Dienern der zweyte gewidmet; mit dem dritten erkaufte er der Armen Segen; ihm ſelbſt genügte am vierten Theile. Täglich ſpeiſte er Hungrige; verdoppelte Wohlthaten bezeichneten die Feſttage. Selten fand der Mittag ihn bey der Tafel, nie die Mitternacht ſchlafend. Ein hochaufgeſchütteltes Federbett prunkte, doch ſein Lager war die nackte Erde, ſein Pfuhl ein Stein. Nie legte er ſich geſättigt zur Ruh, früh weckte das Gebet ihn wieder. Nur ſein Jugendfreund, Gaudentius, und ein Blindgeborner, durften bey Nacht in ſeinem Hauſe verweilen.

Durch ſtrenge Faſten den Leib kaſteyend, verſchmähte er jede Art von Wohlbehagen. Den Augen kurze Ruhe gönnend, den Füßen keine, beſuchte er die Gefängniſſe, ihrer kundiger, als manche der eignen Wohnung. Jedes Gefangenen Namen, Zelle, Zuſtand Leibes und der Seele war ihm bekannt. Aller Knecht, half er, während ſeine Lippen der Tugend Samen ſtreuten, durch ſeine Hände ihren Unterhalt erwerben.

So lebte, lehrte, handelte er. Dennoch konnten weder Wohlthaten, noch heiliger Wandel, noch

Predigten, das Lüſten ergebene Volk auf die Himmelsſtraße locken. Dreyfacher Gräuel betrübte ihn: Vielweiberey, Prieſterehe, Leibeigenſchaft; Chriſten von Chriſten an Juden verhandelt; deren Feſſeln alle zu löſen, nur ſein Wille, nicht ſeine Kraft vermochte. Darum beſchloß er, des Volkes Blindheit beſeufzend, es zu verlaſſen. Auch erſchien ihm eine Geſtalt im Traume, ſprechend: „ich bin Chriſtus, werde, wie „einſt, an Juden verkauft, und du ſchläfſt?“

Dieſe Worte enthielten, nach der Deutung ſeines Vertrauten, Willico, den Befehl zu einer Wallfahrt nach Rom. Adalbert gehorcht, erreicht den päpſtlichen Sitz, klagt dem heiligen Vater ſeiner Heerde Widerſpenſtigkeit, und vernimmt des Papſtes tröſtliche Worte: „verlaß die irrende Heerde, damit du „ſelber nicht irreſt; geſelle dich zu denen, die gottſe„ligen Betrachtungen ſich weihen.“

Er aber beſchließt eine Pilgerreiſe in ferne Länder, trotzend für Chriſti Ruhm jeder Beſchwerde unter fremden Himmel. In des Papſtes Hände legte er den Biſchoffsſtab, all ſein Silber in die der Armen.

Damals hofte zu Rom die fromme Kaiſerin Theophania, Otto des Großen Mutter. Sie erfuhr daß Adalbert nach Jeruſalem pilgern wollte, berief ihn heimlich, und verehrte ihm an Reiſezehrung ſo viel des Silbers, daß der junge, rüſtige Gaudentius es kaum zu tragen vermochte. Aber in der nächſten Nacht theilten es die Armen unter ſich. Dann entließ er ſeine Leute, ſandte ſie zurück ins Vaterland, kaufte einen Eſel für ſein Gepäck, und trat, mit drey Gefährten, die Wallfahrt an.

Sein Weg führte zum Monte Caſſino, auf deſſen Gipfel ein Kloſter ſtand, vom heiligen Benedikt erbaut. Man nahm ihn gaſtfrey auf. Als er, nach einigen Tagen förder ziehen wollte, ſprach der Abt des Kloſters: „dein Weg zum Heil iſt nicht die rechte „Straße. Die böſe Welt meiden iſt wohl gut, doch „herumſchweifen nicht löblich. Denn gleichwie das „Meer im Winter dem Schiffer Gefahr droht, alſo „dem Menſchen das unſtäte Wandern.“

Dieſe Warnung ſchien ihm Gottes Stimme. Er ſteckte ſich das Ziel der Reiſe, beachrte, ein Mönch im Kloſter zu leben. Da vernahm er mit Entſetzen die Zumuthung: er ſolle, als Biſchoff, die neuerbaute Kirche weihen. Vom heiligen Zorn ergriffen, rief er aus: „haltet ihr mich für einen Menſchen oder Eſel, „daß ihr wähnt, ich würde, vom Amt entbunden, „deſſen Rechte noch mir anmaßen?“

Ohne Verzug entwich er und kam nach zwey Tagen zu dem Abt Nilus, einem hellen Stern am Kloſterhimmel. Er lebte, mit ſeinen Schülern, nach der Regel des heiligen Baſilius; alle gewannen ihren Unterhalt durch eigner Hände Fleiß. Bey dieſem heiligen Alten ſuchte Adalbert Troſt, Rath, Schutz. „Gern“ ſprach Nilus, „möchte ich zu den Meinigen „dich zählen; doch das würde uns nur ſchaden, „dir nicht frommen. Ich bin ein Fremdling, ein „Grieche; der Acker den ich baue, iſt derer Eigenthum, die du mit Recht geflohen. Bleibſt du hier, „ſo werden wir vertrieben von dieſem Boden, und „dein Geſchick iſt unverbeſſert. Darum befolge meinen väterlichen Rath: kehre zurück nach Rom, bringe dieſen Brief unſerm Freunde, dem Abt Leo; er „wird dich aufnehmen oder empfehlen.“

Adalbert gehorchte. In Rom erfragte er das Kloſter, dem Leo vorſtand; die Briefe verſchafften ihm Zutritt. Der ſtrenge Abt empfing ihn rauh. Um des Berufes Ernſt zu prüfen, mahlte er ihm mit grellen Farben des Kloſterſtandes harte Beſchwerden. Vergebens, Adalbert blieb ſtandhaft; Leo gewährte ſeinen Wunſch.

Als er ins Kloſter trat, verließen ihn zwey ſeiner Gefährten: nur Gaudentius, der treue Jugendfreund, folgte ſeinem Beyſpiel. Demüthig fromm unter den Mönchen wandelnd, trug Prags vormaliger Biſchoff das Waſſer in die Kloſterküche: eine Prüfung, vom Abt ihm auferlegt. Aus jeder Verſuchung ging er ſiegend hervor. Der böſe Feind darob entrüſtet, bereitete ihm Anfechtungen, warf ihn oft zu Boden, wenn er die irdenen Gefäße mit Waſſer gefüllt trug, daß die Krüge zerbrachen, die Scherben ſein Geſicht blutig riſſen. Er duldete betend. Endlich machte Gott des Satans Tücke zu Schanden; denn als eines Tages auf dem glatten Marmor gleitend er abermals ſo heftig fiel, daß alle Mönche, den harten Fall vernehmend, herbey eilten; ſiehe da ein Wunder! das Gefäß unzerbrochen, kein Tropfen Wein verſchüttet.

Eine fromme Frau, die ſeit ſieben Jahren kein Brot genießen konnte, heilte er durch ein Brot, von ihm mit einem Kreuz bezeichnet. — Ein tödtliches Fieber drohte dem Leben einer vornehmen Jungfrau; Adalbert legte die Hand auf ſie, das Fieber wich.

Aber der Erzbiſchoff von Mainz ſah betrübt die böhmiſche Heerde ohne Hirten; er ſchrieb an den Papſt, des heiligen Mannes Zurückſendung erflehend. Geſandte aus Böhmen überbrachten das Schreiben, des Herzogs Bruder an ihrer Spitze. Ein Synod verſammelt ſich; der Streit wird lebhaft; die Mönche wollen ihren Bruder, die Böhmen ihren Vater nicht verlieren. Der Papſt bewilligt endlich der letzteren Bitte; den wieder gewonnenen Biſchoff geleitend, kehren ſie in Triumph zurück. Jung und Alt ſtrömt aus den Thoren von Prag, Alle jauchzen ihm entgegen, Gehorſam, Lebensbeſſerung feyerlich gelobend. Doch bald ſchwindet der kurze Taumel, die Predigten bleiben unbeſucht, die beſuchten unbefolgt, alles verſchlummert ſich. Einſt ward eine Edelfrau auf Ehebruch mit einem Geiſtlichen ertappt. Die Verwandten des beſchimpften Gatten fordern die vom Geſetz verhängte Strafe, Enthauptung. Sie flieht zum Biſchoff. Er verbirgt ſie in ein hoch ummauertes Nonnenkloſter, befiehlt den Kirchenſchlüſſel einem treuen Wächter, und beſchließt, ſich ſelbſt als Schuldigen dem Volke darzuſtellen, damit er büßend ihr Leben rette, oder, ein Märtyrer, mit ihr ſterbe; aber der weiſere Willico, ſein Propſt, tadelte des Schwärmers ſeltſamen Vorſatz.

Indeſſen drangen die Racheſchnaubenden bewaffnet und drohend vor die biſchöfliche Wohnung, mit dem lauten Vorwurf: daß Adalbert, wider Recht und Sitte, eine Ehebrecherin ſchütze. Es war Mitternacht; er mußte das heilige Schweigen brechen. Immer nach der Märtyrerkrone geizend, gab er den Brüdern, die mit ihm waren, den Friedenskuß, ſprechend: „lebt wohl! betet für mich.“ — Dann ließ er die Pforte öffnen und trat heraus, mit den Worten: „Sucht ihr mich? hier bin ich.“

Aber der Verſtockten Einer antwortete; „Du „möchteſt gern als Märtyrer glänzen, und ſo auf uns „die Sünde laden. Vergebliches Trachten. Wird die „Buhlerin nicht ausgeliefert, ſo trifft die Blutrache „deine Brüder.“

Lange beſtürmen Drohungen, Bitten, den beſtellten Kirchenwächter vergebens, endlich entwindet ihm Todesfurcht den Schlüſſel. Die Unglückliche wird vom Altare geriſſen, zu dem beleidigten Gatten geſchleppt, der ſoll ſie tödten nach alter Sitte; mitleidig weigert er ſich deſſen, da ſtirbt ſie unter Henkers Hand.

Adalbert aber, durch ſolche Gräuel empört, betrübt, kehrt nach Rom in ſein Kloſter zurück; freundlich empfangen, geliebt von allen, der Erſte nach dem Abt, doch ſtets in Demuth zu den Letzten ſich zählend. Hier vervollkommte ſich täglich der fromme Geiſt; gleich einer keuſcheſten Turteltaube (ſo drückt ſein Biograph ſich aus) flog er zu göttlichen Betrachtungen, himmliſche Geſichte entzückten und verzückten ihn, ja ihm fehlte zum Heiligen nur die Märtyrerkrone.

Damals zog Otto der Dritte nach Rom, dort jubelnd empfangen und Freude verbreitend. Gern ſah er den frommen Adalbert um ſich, labte an deſſen Geſprächen ſeinen Geiſt.

Aber Willigiſus, der Erzbiſchoff von Mainz, wiederholte die alte Klage: daß unter allen Kirchen nur Eine verwaiſte gefunden werde. Man gebe Prag ſeinen Biſchoff zurück, war das oft erneuerte, endlich vom Papſt verwilligte Begehren. Traurend gehorchte der Mann Gottes, denn ſein Kloſter war ihm lieb geworden, und zu jenes halsſtarrigen Volks Beſſerung keine Hoffnung vorhanden. Nur der Vorſatz tröſtete ihn, als Heidenbekehrer in ferne Länder zu wandern, wenn in Böhmen der ausgeſtreute Same nicht keimen wolle. Weinend verließ er das Kloſter und zog mit einem frommen Biſchoff, Rotherius, über die Alpen.

Nach einer Reiſe von zwey Monden gelangten ſie nach Mainz, wo der Kaiſer Hof hielt. Adalbert verweilte hier lange, durfte, nach dem Ausdruck ſeines Biographen, wie ein allerheiligſter Kämmerling Tag und Nacht des Kaiſers Perſon umgeben, unermüdet ihn erinnern: „daß der mächtigſte „Monarch nur ein Menſch aus Staub und Aſche ſey, „den Würmern einſt zur Speiſe beſtimmt.“ Allen Hoflingen ein Knecht, leiſtete er allen die niedrigſten Dienſte. Selbſt bey Nacht, wenn tiefer Schlaf das ganze Hoflager deckte, ſchlich er von Kammer zu Kammer, entwandte eines jeden Schuh, gleichviel ob eines Fürſten oder Thürſtehers, und reinigte ſie; lange blieb der fromme Dieb verborgen, bis endlich Walthers ein Kämmerer, ihn überraſchte.

Einſt ſah er im Traum ein prächtiges Bett, von Gold und Purpur glänzend, für ihn bereitet, mit der flammenden Ueberſchrift: Mitgabe der Braut. Kundige Männer erfreuten ihn hoch durch folgende Deutung: „Dir winket die Märtyrerkrone; deine „Braut iſt die heilige Jungfrau.“

Endlich verließ er den Hof, zu ſeinem abtrünnigen Volke ſich wendend. Die Behmen hatten indeſſen, aus Haß gegen ihn, ſeine Verwandten erſchlagen, deren Schlöſſer verbrannt, deren Güter an ſich geriſſen. Doch einem der Brüder, vom polniſchen Herzog Boleslaus geliebt, verdankte er das Verſprechen dieſes Fürſten, ihm hülfreich beyzuſtehen. Darum wandte er ſich zuerſt nach Polen, von dort die Böhmen beſchickend, ihre Geſinnungen zu erforſchen. Die harte Antwort lautete: „wir ſind nur arme Sünder, „du biſt ein heiliger Mann; es taugt nicht, daß du „unter uns wohneſt. Du kommſt auch nicht zu unſerm Heil, ſondern um zu ſtrafen, was wir an deinen Brüdern verbrochen. Darum mag dich keiner „von uns, auch nicht Einer.“

Deß erfreute ſich Adalbert alſo höchlich, daß er zum Erſtenmal lachend den gewohnten Ernſt vergaß.

„Meine Bande ſind gelöſt!“ rief er entzückt, „jetzt, „guter Jeſus, gehöre ich dir allein!“ —

Er überlegte nun, zu welchen abgöttiſchen Völkern er zuerſt ſich wenden ſolle, und wählte die Preußen, deren Gott der Bauch, als ihm die Nächſten, auch ihre Länder dem polniſchen Herzog wohl bekannt. Von dieſem erhielt er ein Schiff und dreyßig Bewaffnete zu Begleitern.

Danzig, am Seegeſtade, war ſeiner Reiſe erſtes Ziel. Hier taufte er, durch göttliche Gnade, viele Heiden, las die Meſſe, und opferte dem Verſöhner, dem er bald ſelbſt geopfert werden ſollte. Was aber von dem Himmelsbrote übrig blieb, ſammelte er ſorgfältig in ein reines Tuch, zur Wegzehrung.

Am andern Tage verließ er ſegnend die geretteten Seelen; günſtige Winde trugen ihn ſchnell an ein fernes Ufer. Er ſtieg aus, und, Gott allein vertrauend, ſandte er das Schiff ſammt den Bewaffneten zurück. Nur zwey Gefährten, der Presbyter Benedikt und ſein Jugendfreund Gaudentius, blieben bey ihm.

In frommer Zuverſicht betraten ſie eine kleine Inſel, die der Strom kreisförmig umgab. Allein die wilden Bewohner ſtürzten mit drohenden Fäuſten herbey. Adalbert, unbekümmert, ſang einen Pſalm mit ſtarker Stimme. Da ergriff der nächſte Wilde ein Ruder, verſetzte dem heiligen Sänger einen harten Schlag zwiſchen die Schultern. Das Buch fliegt aus der Hand, er ſelbſt ſtürzt zu Boden; doch, der Schmerzen nicht achtend, ruft ſein entzücktes Herz: „dank dir „Gott! daß du wenigſtens Eines Schlages für „den Gekreuzigten mich gewürdigt haſt.“

Mit ungebeugtem Muthe zog er weiter den Fluß entlang, bis zu einem Dorfe, deſſen Beſitzer ihn aufnahm. Der müßige Pöbel lief zuſammen, gaffend, heulend, Zähne fletſchend. Der fromme Pilger wird befragt: wer er ſey? warum er gekommen? er antwortet ſanftmüthig: „von Geburt ein Slave, heiße ich „Adalbert, war Biſchoff, bin Mönch, jetzt euer „Apoſtel. Verlaßt die ſtummen, tauben Götzen; es „iſt nur Ein Gott! erkennt und preiſet ihn!"

Aber die Zuhörer läſtern, drohen ihm den Tod, zerſtampfen die Erde, ſchwingen die Knüttel über ſeinem Haupte, knirſchen mit den Zähnen. „Sey froh" heulen ſie „daß du bis hieher ungeſtraft gekommen. Iſt „dein Leben dir lieb, ſo kehre ſchnell zurück, wir und „alle Bewohner dieſes Landes gehorchen nur Einem „Geſetz, Einer Sitte. Ihr Fremdlinge, einer neuen Lehre Verkünder, flieht! Denn findet der Morgen euch „noch unter uns, ſo ſeyd ihr des Todes."

In derſelben Nacht ſchifften die Pilger ſich wieder ein, und verweilten fünf Tage lang in einem andern Dorfe. Des Heiligen nahes Märtyrerthum offenbarte Gott durch Geſichte und Träume, nicht allein dem Gefährten Gaudentius, ſondern ſogar einem fernen Mitbewohner ſeines vormaligen Kloſters. Gaudentius ſah einen goldenen Kelch voll Wein auf dem Altare ſtehn, den zu leeren ihm ein Prieſter unterſagte, ſprechend: nur für Adalbert ſey er gefüllt. Der Träumer erwachte, bebte, erzählte: Zitternd hörte ihn Adalbert, und rief: „mein Sohn, Gott laſſe „deine Ahndung in Erfüllung gehn!"

Mit Tages Anbruch wanderten ſie weiter, durch fromme Geſänge den Weg kürzend. Gegen Mittag traten ſie aus der Wälder Schatten, auf eine Wieſe, wo Adalbert, verweilend, Meſſe las, und Chriſti Leib andächtig empfing. Dann wollte er durch wenig Speiſe und kurzen Schlummer zu neuen Beſchwerden ſich ſtärken, betete und legte ſich, einen Steinwurf oder Pfeilſchuß weit von Gaudentius, auf den Boden. Ermattet ſchlief er ein, ſüß und feſt.

Plötzlich werden ſie von heidniſchen Barbaren überfallen, umringt, gebunden. Als der Heilige ſo in Banden den Gefährten gegen über ſteht, läßt ſein freundlicher Mund die Worte hören: „Brüder trauert „nicht! was iſt herrlicher als für Chriſtum ſterben!“

In dieſem Augenblick ſtürzt aus dem wüthenden Haufen ein Siggo hervor, und ſtößt mit allen Kräften ihm einen Wurfſpieß durch das Herz. Der Verruchte, ſelbſt Götzenprieſter, und des verſchwornen Haufens Führer, ſchien nach dem Ruhm zu geizen, dem Heiligen die erſte Wunde zu verſetzen. Dann ſtürzten alle herbey, den Blutdurſt löſchend. Sieben Wurfſpieße durchbohren ihn, aus ſieben breiten Wunden fließen Purpurſtröme. Noch ſteht er betend, Augen und Hände gen Himmel gerichtet. Man löſt ſeine Bande, da breitet er die Arme aus in Kreuzes Geſtalt und bittet Gott für ſeine Mörder. So haucht er die fromme Seele aus; der Körper ſinkt in Kreuzes 997 Form zu Boden.

Bald ſtrömen noch mehrere Barbaren bewaffnet herbey, ihre Wuth iſt noch nicht geſättigt, ſie trennen das Haupt vom Rumpfe, die Glieder vom Körper, ſtecken das heilige Haupt auf einen Pfahl und ziehen jauchzend heim.

Alſobald bezeugen Wunder des Ermordeten Heiligkeit. (Wunderglaube ſcheint dem Menſchen unentbehrlich. Ihn verwebte die Vorzeit mit der Geſchichte, die Mitwelt ſpottet ſeiner, die Nachwelt wird ihn hegen; denn Deſpotie und Afterweisheit bahnen ihm den Weg. Darum ſtehe hier was die chriſtliche Welt einſt glaubte — bald wieder glauben wird.)

Einen edlen Preußen aus Pomeſanien führen Geſchäfte in die Gegend, wo er vernimmt, ein Fremdling ſey erſchlagen worden. Neugier treibt ihn auf den Mordplatz. Da redet das Haupt vom Pfahle herab ihn an: „Nimm und trage mich mit geziemender Ehrfurcht nach Gneſen, ſo wird dir und deinen „Nachkommen reich vergolten werden. Gehorchſt du „nicht ſo zittre!“

Der Preuße gehorchte, doch unfern ſeiner Wohnung, Weiber und Kinder ſcheuend, verbarg er das heilige Haupt in eine hohle Eiche. Als er zurück kam war es verſchwunden.

Die zerſtreuten Glieder ſammelte ſein Wirth; ein Traumgeſicht hatte es ihm befohlen. Alle fand er, nur ein Finger mangelte, um des güldenen Ringes willen von Einem der Mörder abgeſchnitten, und nach davon geſtreifter Beute in's Waſſer geſchleudert. Dort leuchtete er gleich einem brennenden Lichte, obgleich von einem Fiſch verſchluckt. Erſtaunte Fiſcher fingen dieſen, während der Wirth, vergebens ſuchend, ſeinem Weibe das Geheimniß verrieth. Die Boshafte trug es zu den Nachbarn; durch Schläge zwingt man ihn, die Glieder auszuliefern, und des Heiligen erzürnter Geiſt ſtraft ſeine Geſchwätzigkeit durch einen fürchterlich verzerrten Mund. Als die Fiſcher den leuchtenden Finger den übrigen Gliedern beyfügen, wird plötzlich der ganze Körper leuchtend. Die Heiden entſetzen ſich, verwahren ihn ehrfurchtsvoll, ſenden zum Herzog Boleslaus und laſſen ihm entbieten: „Dein Gott „iſt bey uns; kauf' ihn um ſo viel Silber als er „wiegt.“ — Der fromme Herzog genehmigt den Handel, der Körper wird gewogen, und wunderſam leicht befunden.

Die Polen führen den erkauften Schatz in ein Kloſter. Dorthin kommt, um Gnade flehend, der reuige, beſtrafte Plauderer. Ihm wird vergeben, ſein

Mund gewinnt die vorige Geſtalt, um den wahren Gott Zeitlebens zu preiſen.

Doch jenes Kloſter, nahe der heidniſchen Gränze, ſchien dem Herzog keine ſichere Stätte für die heiligen Gebeine; darum führte er ſie nach Gneſen.

Kaiſer Otto fiel zu Rom in ein ſchweres Siechthum. Jede Hoffnung war verſchwunden. Da gelobte er eine Wallfahrt zu dem Grabe ſeines Lehrers und Freundes; alſobald fühlte er ſich geneſen, erzählte dem Papſt das Wunder, und trat, von ihm geſegnet, die Pilgerfahrt an.

Sein Empfang in Polen war des Gaſtes würdig, die Straße nach Gneſen, auf einer Strecke von zwey Meilen, mit koſtbaren Zeugen bedeckt. Der Kaiſer, des Herzogs Reichthum bewundernd, nahm die eigene Krone vom Haupt, krönte den prächtigen Fürſten zum König, gab ihm die Lanze des heiligen Moritz, einen Nagel vom Kreuz des Erlöſers, und ſeine Tochter des Fürſten Sohne Mesko zur Gemahlin. Der Wallfahrt Lohn war das Geſchenk eines Armes vom heiligen Adalbert. Darum verdankt Polen dieſem Märtyrer Glanz, Größe, Unabhängigkeit. Der neue König breitete ſeinen Ruhm aus von der Donau bis an die Saale, von der Ruſſen Hauptſtadt Kiew bis an die Kärntheniſchen Gebirge. Polen blühte, wuchs, bis ein ſpäterer Beherrſcher den heiligen Stanislaus, Biſchoff zu Cracau, erſchlug. Seit dieſem Prieſtermord ſank das Reich tief und immer tiefer; nie erhob es ſich wieder zu der alten Größe. — So enden die frommen Erzähler.

Der Geſchichtſchreiber darf nicht fromm ſeyn, ihm iſt vergönnt zu forſchen: Warum erſchlugen die Preußen ihren Gaſt? — Die Erzählung iſt unzuſammenhangend, nur Muthmaßungen können dieſe

Lücke füllen; aber ſie gewinnen einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit durch die bekannte Denk- und Handelnsweiſe der Nation und ihres Bekehrers.

Kein Geſchichtſchreiber verſagt den alten Preußen das rühmliche Zeugniß einer löblichen Gaſtfreyheit; jeder Fremdling, jeder Unglückliche, ſchien von den Göttern ihnen zugeſandt. Nur gegen dieſen römiſchen Apoſtel verfuhren ſie hart, feindſelig. Warum? — Etwa weil ſie den Gott der Chriſten und ſein Wort verachteten? — aber ſie kannten ja beyde nicht. Folglich muß der Grund in dem Benehmen der Apoſtel, in ihrer Art die Lehre vorzutragen, gelegen haben.

Adalberts erſter Verſuch gelang in Danzig, das damals zwar noch keine eigentliche Stadt, doch aber ſchon ein nahrhafter Marktflecken war. Nachdem er, wie erzählt, Danzig verlaſſen, und ſeine Begleiter dankbar heim geſandt, befand er ſich unter Fremden, die, wie natürlich, klein und groß, ſich um den Fremdling ſammelten wo er ging und ſtand. Schon die Kleidung, die den erſten entſcheidenden Eindruck auf rohe Menſchen zu machen pflegt, konnte den Apoſtel nicht empfehlen. Ein ſchwarzes oder braunes Gewand, vom Kinn bis auf die Füße ihn verhüllend, und ein beſchorner Kopf, flößen Jedermann, der ſolch eine Geſtalt zum Erſtenmal erblickt, Grauen oder Luſt zu lachen ein; das letztere beſonders rohen Menſchen, die auch gern dem fremden Gegenſtande Spottnamen anhängen, wie Taubſtumme zu thun pflegen. Hätte Adalbert ſich minder auffallend gekleidet, oder hätte er gar, die klugen Jeſuiten in China nachahmend, das Gewand eines Kriwe getragen, ſo wäre gewiß der Ekelnahme alter Froſch ihm nicht zu Theil geworden, und vielleicht, ja vermuthlich, hing das Gelingen oder Mißlingen des ganzen Unternehmens von dieſem erſten Eindruck ab. Er aber wähnte, Gottes Kraft und Segen liege zum Theil in ſeiner Kutte verborgen, und ließ ſich das Geſpött nicht irren.

Indeſſen blieb er doch fürs Erſte nur ein Gegenſtand des derben Witzes. Den heutigen Wilden gleich, vom ſeltenen Europäer beſucht, umringte, begaffte, begleitete man ihn von Straße zu Straße, von Hütte zu Hütte. Betrat er eine Wohnung, ſo nahm man ihn, der Landesſitte gemäß, gaſtfreundlich auf. Er ſollte den Wirth mit deſſen Namen begrüßen: den wußte er nicht. Er ſollte Beſcheid thun; denn ein Gaſt, den man ehren wollte, mußte zu Boden getrunken werden. Aber dieſer Mann trank gar nicht, oder nur wenig, und blieb nüchtern; wie konnte das Vertrauen erwecken?

Die Zeit war ihm koſtbar, er wollte bekehren; wie fing er es an? — Wandte er ſich etwa vertraulich an die Alten, ihre Geſinnungen erforſchend, ſie allmählich auf die neue Lehre vorbereitend? brachte er kleine Geſchenke mit? that er ſich bald ſpielend, bald unterrichtend, zu den Kindern? lernte er vor allen Dingen die Landesſprache? — Nichts von allem. Wer biſt du? fragten ſie ihn. Ich bin Euer Apoſtel, antwortete er kühn: verlaßt die ſtummen tauben Götzen. Wer das hörte und verſtand, mußte ihn für gottlos oder wahnſinnig halten. Klugheitsmaßregeln ſchienen ihm nur Zagheit, oder Mißtrauen in den göttlichen Beyſtand, die Kraft der geiſtlichen Handwerkzeuge, oder Ausflüchte dem Märtyrertod zu entrinnen. Taufe, Meſſe, Hoſtie, Kreuz, Weihwaſſer und Marienbilder machten, nach ſeiner Ueberzeugung, jede Vorbereitung überflüſſig, und wohlgemuth fing er da an, wo er hätte aufhören ſollen.

Predigen konnte er freylich nicht, denn wer verſtand ihn? Geſungen hat er vielleicht, und ſang er gleich lateiniſch, ſo hörte doch gewiß das Volk dem fremden Geſange, wenn auch nur aus Neubegier, ſtill lauſchend zu. Gelang es ihm hie und da, durch Worte ſich verſtändlich zu machen, ſo ſprach er von Dreyeinigkeit, Kreuzestod, Erlöſung, einer Mutter Gottes, die eine Jungfrau war und blieb; kurz, von lauter Dingen, mit welchen ſeine Zuhörer keinen Sinn verbanden.

Auch das hätte ſchwerlich ihm geſchadet; denn eines rohen Volkes Glaube, auf keine formula concordiae beſchränkt, nimmt gern das Neue auf, wird nur das Alte nicht dadurch verdrängt, läßt Wunder und allerley Unbegreiflichkeiten gern vermehren, aber nicht vermindern, wie ſelbſt das Beyſpiel der gebildeten Römer beweiſt, die den Göttern aus Aegypten und Carthago, ja ſelbſt dem Heliogabalus, willig ihre Tempel öffneten. Das Meſſeleſen, Murmeln, Bekreuzigen, Beſprengen, Beräuchern und Kniebeugen, war gewiß der gaffenden Menge ein willkommnes Schauſpiel, das ſie entweder lachend anſtaunte, oder auch geneigt war, ehrfurchtsvoll als fremde Zaubermittel gelten zu laſſen. Leicht mochten die Preußen daher zu überreden ſeyn, ihre Köpfe dem Taufwaſſer darzubieten, oder ihre Finger an das Kreuzmachen zu gewöhnen; aber daß ihr alter Glaube, ihre alten Gebräuche, damit nicht beſtehen könnten, das hatten ſie nicht gefaßt. Nun wollte dieſer oder jener der ſogenannten Neubekehrten, in guter Meynung, dem Prediger eine Ehre erzeigen, lud ihn etwa zu einer Bockheiligung oder zu einem Begräbnißſchmauſe. Mit frommen Abſcheu weigerte ſich dieſer zu erſcheinen, verfluchte jene heiligen Ceremonien, ſchilderte den Trunk als ein Laſter, verbot Vielweiberey, nannte Heirath zwiſchen Blutsverwandten Gräuel. Daß eine Hand voll Waſſer nicht in einem Augenblicke verjährte

Sitten und Gebräuche wegſchwemmen könne, beachtete er nicht, er eiferte, polterte, drohte mit der Hölle — und natürlich mußten die Gutmüthigen den Thoren belachen, die Empfindlichen über ſeine Unvernunft und beleidigende Herrſchſucht ärgerlich werden.

Nicht das Beſſere, nur das für beſſer erkannte gewinnt Menſchen. Was aber konnten die Preußen in der neuen Lehre für beſſer erkennen als in der ihrigen? — Die Dreyeinigkeit? — ſie thronte ja ſchon unter ihrer heiligen Eiche. Den Verſöhnungstod? — ein jeder Kriwe ſtarb für ihre Sünden. Himmel und Hölle? — ſie hatten beydes, und ihr Himmel lud zu ſchönern Freuden, als zum bloßen Anſchauen eines ihnen unbekannten Gottes. Den fernen Papſt? — ſie fanden noch keine Urſach den ihrigen abzuſetzen. Die unwillkommnen Faſten? — ihren Göttern diente man mit gefüllten Schalen.

Wenn nun Adalbert vollends (wie von ſeinem frommen Eifer ſich wohl vermuthen läßt) etwa die Axt an einen heiligen Baum legte, oder der Hausmutter eine liebe Schlange tödtete, in der frommen Zuverſicht, ſeinen Neubekehrten ihren alten Glauben verächtlich zu machen; wenn hingegen die Götzenprieſter, die gleich den römiſchen das Volk zu gängeln und ihr Anſehn zu bewahren verſtanden, mit dem Zorn der Götter drohten, gegen die gottloſen Fremdlinge hetzten: wie leicht konnte da der Menſchenkenner des gewagten Spieles Ende prophezeyen! — Ja, ſo weit mußte es gekommen ſeyn, als man dem Apoſtel die letzte Herberge aufkündigte. Er ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und ging. Doch der Charakter der Preußen ſowohl, als der römiſchen Miſſionaire überhaupt, läßt mit Grund vermuthen, daß irgend ein Zeichen des Zornes, ein Fluch vielleicht oder Läſterung der Götzen, in der Stunde des Scheidens ausgeſprochen, und von dem letzten Begleiter gehört, verbreitet — oder ein mit chriſtlichem Muthe begangner Frevel an einem heiligen Gegenſtande; daß irgend etwas dergleichen nach ſchon angetretener Wanderung die Preußen in Harniſch gejagt und ſie vermocht den vertriebenen Gäſten nachzuſetzen. Denn warum hätten ſie am Morgen ihn ruhig ziehen laſſen? warum erſt Nachmittags ihn wieder eingeholt? —

Will man dem Heiligen dieſe Schuld nicht aufbürden, ſo iſt eine andere Vermuthung vielleicht nicht minder wahrſcheinlich. Als ſein Mörder wird ein Sigonott genannt; die Sigonotten waren ſolche Prieſter, die mit dem Kriwe zu Romowe hauſten, die Regierung mit ihm theilten, um alle geheimen Triebfedern derſelben wußten. Sie wohnten nicht, den Waidelotten gleich, im Lande umher, ſie wurden blos als Boten vom Kriwe ausgeſandt. Wenn nun der Hoheprieſter erfahren hatte, daß Adalbert, von polniſchen Reitern begleitet, zu Danzig taufte, die Preußen ihren Göttern abtrünnig zu machen verſuchte, das Geſetzliche verbot, das Heilige läſterte; was war natürlicher, als daß er einen vertrauten Sigonotten ihm auf dem Fuße nachſchickte, mit dem Befehl, den gefährlichen Fremdling aus dem Wege zu räumen, wo er ihn finde? — Der Prieſter folgte ſeiner Spur, kam in das Dorf, das er am Morgen verlaſſen hatte, und bot ſogleich Bewaffnete auf. Man mußte ihm gehorchen, denn er zeigte den Stab des Kriwe vor. So würde alles begreiflich werden. Und hätte der Papſt zu Rom anders gehandelt, wenn ein chineſiſcher Miſſionair die Lehre des Confucius im Kirchenſtaat gepredigt hätte!

Auf jeden Fall iſt kein Zweifel, daß nicht die chriſtliche Lehre, ſondern die zudringlichen Lehrer gehaßt, mit Recht gehaßt, als Störer der öffentlichen Ruhe betrachtet und verfolgt wurden.

Hier alſo fand der Mann ſein Ziel, deſſen raſtloſe Thätigkeit nie, nirgend, genüzt; der ohne ſeinen Tod längſt vergeſſen wäre; den nur des preußiſchen Prieſters Speer zum Heiligen ſtempelte.

In ſpätern Zeiten wurde ſein Sterbetag ein Feſt. Man ſchlug Denkmünzen, man erbaute Kirchen, unter ihnen die berühmteſte auf dem durch ſein Blut geweihten Platze. Dahin geſchahen Pfingſt-Wallfahrten, und freygebig ertheilte Pabſt Eugen den Pilgern Ablaß von hundert Tagen. Auch das Bisthum Samland wurde dem erſchlagenen Adalbert zu Ehren geſtiftet.

Durch ſein Beyſpiel mehr gelockt als geſchreckt, errang bald nachher Bonifacius, ein Benedictiner-Mönch, gleichfalls die Märtyrerkrone. Es gibt nur einen Trieb, ſtärker als Lebensluſt, den Trieb Meynungen fortzupflanzen.

Von ihm beſeelt, erſchien jezt Bruno von Querfurt, ein Benedictiner, der die Frömmigkeit durch Sanftmuth liebenswürdig, durch Klugheit wirkſam machte. Die Ehe ſeiner Aeltern blieb lange kinderlos; da gelobten ſie ihren erſten Sohn dem geiſtlichen Stande und Bruno wurde geboren. Ein gelehrter Scholaſticus, Namens Giddo, bildete ſeine natürlichen Anlagen aus. Er wurde Canonicus zu Magdeburg, dann Mönch, ohne den Staatsmann abzuſchwören. Kaiſer Otto III., als er im Jahr 995 dem Herzog von Schwaben, ſeinem Schwager, die dreyfache Krone aufſezte, nahm den jungen Bruno mit nach Rom, und ließ ihn als Geſchäftsmann dem neuen Papſte, deſſen gute und böſe Schickſale er redlich theilte; bis der folgende Völkerhirt, Sylveſter, ſeines Vorgängers getreuen Rath, wie Monarchen pflegen, vom Ruder entfernte.

In Staatsgeſchäften erprobt, achtete Bruno dennoch nicht den Wink der Hoffnung zu hohen geiſtlichen Würden, beſchränkte Glück und Ehrgeiz auf den Wunſch, Adalberts Gehülfe zu werden. Des Märtyrers Tod, der ihm, dem ſchon zur Reiſe Gerüſteten, zu Ohren kam, konnte ſein Vorhaben verzögern, nicht hemmen. Von zwey Mönchen begleitet, mit kräftigen Empfehlungen des Kaiſers an den König
1000 der Polen, begann er das fromme Wageſtück. Doch dem freundlichen, ſanften Manne brachte es keine Gefahr. Die gutmüthigen Preußen nahmen überall ihn gaſtfrey auf; er durchzog ungehindert vier Jahre das Land. Ob neue Lehre wahr oder lügenhaft ſey, begründet nur Zeit; doch wie ſie von Anbeginn ſcheinen ſolle, hängt einzig von ihrem Verkünder ab.

1004 Im Geleite guter Hoffnungen kehrte Bruno nach Rom zurück. Alſobald ſandte der erfreute Papſt neue Glaubensboten, um der aufgeſchoſſenen Saat zu pflegen. Seine Wahl, minder klug oder glücklich, traf rauhe Männer, welche die Gemüther empörten. Des blinden Eifers Lohn war Tod; die Folge, der Neubekehrten Abfall.

Kaum erſcholl die böſe Kunde, als Bruno, jetzt des Kaiſers Kapellan, aller Würden ſich entſchlug,
1009 aufs neue muthig hinzog, um das zertrümmerte Gebäude mit Lieb' und Sanftmuth wieder aufzurichten. Als er zu Querfurt von ſeinen Brüdern Abſchied nahm, wollte der Eſel, der ihn trug, nicht von der Stelle, und frommer Wahn ſah in dem widerſpenſtigen Thiere einen Unglückspropheten.

Doch Bruno's Vertrauen wankte nicht. Bereitwillig unterſtützte ihn Polens König mit Lebensnothdurft, Geleite, Drohungen. Mehr konnte der in blutige Kriege verwickelte Fürſt nicht leiſten. Aber der Apoſtel fand nicht, wie vormals, die Gemüther freundlich geſinnt; ſeiner Nachfolger unkluger Eifer hatte ſie erbittert. Warnend rieth man ihm zur Flucht, bevor Gewalt ihn verjage. Betrübt, doch unverzagt, und die Warnung verſchmähend, nahte er der ruſſiſchen Gränze; dort ward er erſchlagen nebſt achtzehn ſeiner Gefährten. Unbegraben lagen die Leichname, bis der fromme Polen-König es ſchaudernd vernahm, und, wie einſt Adalberts Gebeine, durch Gold ſie löſte.

Immer ſchwieriger und gefahrvoller wurde das Unternehmen, die beharrlichen Preußen zu bekehren; nackte Wahrheit bezaubert nie Völker; nur mit dem Schwerte drohend, oder Gaben bringend, öffnet ſie Thore, ſeltner Herzen. Darum ſahen fortan die Heiden in jedem neuen Apoſtel nur einen läſtigen Unruhſtifter. Noch einige fromme Schwärmer konnten nichts erringen, als die Märtyrerkrone. Boleslaus Krumm-Maul ſandte Bekehrer, als Einſiedler verkappt, in's culmiſche Land, doch vergebens. „Die „Polen,“ ſprach der Kriwe, „wollen nur der „Knechtſchaft Joch auf euern Nacken bürden, denn „wo ſtarb je ein Menſch auf Erden dürftiger als dieſer Chriſtus?“ Durch ſolche Reden aufgewiegelt, erſchlugen die Preußen ihre frommen Gäſte, oder ſetzten ſie auf Schlitten und jagten ſie aus dem Lande.

Obgleich Bekehrungseifer, der Flamme auf Steppen ähnlich; ſogar die Könige von Dänemark und Norwegen ergriff; obgleich vier Beherrſcher Polens mit ganzer Macht den neuen Glauben fortzupflanzen ſtrebten, die Nachbarn rings umher ihm huldigten, und das dürre Kreuz der grünen Eiche immer näher rückte; ſo blieben dennoch die Preußen feſt im Glauben ihrer Väter, wankten nur beſiegt, kehrten ſiegend ſchnell zu ihren Göttern um. Blutige Kriege, zwey Jahrhunderte entweihend, brachten der Menſchheit Schande, der Lehre Jeſu keine Frucht.

Endlich, zu Anfang des 13ten Jahrhunderts, trat ein Mann auf, mit kaltem Gemüth, brennendem Ehrgeiz, ſtill um ſich greifender Habſucht; zu Erreichung aller Zwecke mit trefflichen Geiſtesgaben gerüſtet: Chriſtian, ein Bernhardiner Mönch aus Freyenwalde in Pommern gebürtig, durch Verdienſte zum Abt des neu geſtifteten Kloſters Oliva erhoben. Der Geſchichte warnende Fingerzeige und der Vorgänger Beyſpiele, gingen an dem klugen Manne nicht verloren. Von gelehrigen Gehulfen unterſtützt, zügelte er blinden Eifer, beſtürmte nicht, untergrub; legte nicht die Axt an heilige Eichen, ſetzte den Wurm in ihr Mark. Seine Schlauheit warf das geiſtliche Netz nur nach Szupanen (edlen Preußen), die faſt unumſchränkt in ihren Gauen herrſchten, wohl wiſſend, daß die Bienen dem Weiſel folgen. Der Landesſprache wie der Leidenſchaften Meiſter, gelang es ihm bey Zweyen, deren Namen, Phalet und Sodrech, die Geſchichte der Zeit entriſſen hat. Mit ſolchen Anſprüchen auf die Apoſtelwürde erſchien er zu Rom, und kehrte bald vom heiligen Vater geſegnet, mit neuen Hoffnungen zurück. Sie wurden nicht getäuſcht. Wenige Jahre nachher trat er mit gerechtem Stolze vor den Papſt, denn ihm zur Seite ſtanden, ſeines wirkſamen Eifers Zeugen, zwey neubekehrte preußiſche Fürſten, Warpoda und Schwabuno. Die Saat gedieh, die Ernte begann. Freygebig beſchenkten die edlen Preußen ihren Lehrer, in des heiligen Vaters Gegenwart, mit den Gebieten von Lauſania und Löbau. Des Schreibens unkundig, konnten ſie die Verbriefung nicht unterzeichnen, doch hülfreiche Hände führten die Feder der neuen Glaubensbrüder. Zwar, bedeutend war die Schenkung nicht, ſo lange der Bekehrten Ländereyen ein Raub des unbekehrten, ſie haſſenden Volkes blieben.

Als dergeſtalt des römiſchen Stuhles Herrſchſucht neue Schranken ſich öffneten, da wandten auch die Päpſte geneigter ihre Blicke nach Norden, und kamen den muthigen Streitern für die Kirche gern mit allem zu Hülfe, Gold und Silber ausgenommen. Innocenz III. verlieh ihnen Schutz gegen der eigenen 1209 Ordensbrüder Neid, empfahl ſie kräftig dem Erzbiſchoff zu Gneſen. An die Herzoge von Pommern und 1211 Maſovien ergingen kräftige Ermahnungsſchreiben, mit Bannfluch jeden bedrohend, der unter der Knechtſchaft Joch der Neubekehrten Nacken beugen wolle. Chriſtian ward zum erſten Biſchoff in Preußen 1215 ernannt, ihm Gewalt verliehn, die Länder der Ungläubigen durch ſcharfe Schwerter oder glatte Zungen zu erobern. Leichter ſchien das erſtere, wenn es gelang, Kreuzfahrer, als bewaffnete Apoſtel, gegen die Heiden zu führen; auch begünſtigte Gewalt, mehr als Ueberredung, zeitlichen Vortheil, denn gerechter ſchien, Beſiegten Laſten aufzubürden, als Ueberredeten. Schon Innocenz hatte verſprochen, einen Kreuzzug gegen die Preußen anzuordnen; Honorius III. hielt Wort. Seinem geliebten Sohne Chriſtian ertheilte er Vollmacht, aus dem unerſchöpflichen Ablaßſchatze Sündenvergebung zu ſpenden an Alle, die, in Waffen und Glauben ſtark, von ſeiner Hand das Kreuz empfangen würden; ſie ſollten gleich geachtet ſeyn den Pilgern ins gelobte Land. Wohlbedächtig hatte der ſchlaue Biſchoff ſich ausbedungen, daß nicht zeitlicher Lohn, nur ewige Seligkeit, den Kämpfenden vergelten ſolle.

Alſo gerüſtet zog Chriſtian aus, zu des Kreuzes Fahne werbend. — Deutſche, Böhmen, Möhren, Polen, Pommern, Ungarn, Siebenburger, ſtrömten herzu; auch Herzog Heinrich in Schleſien zog ſein Schwert. 1221 Drey Jahre lang wälzten immer neue Haufen ſich nach Preußen, um in Heidenblut ihre Sünden abzuwaſchen; drey Jahre hauſten ſie mit Morden, Sengen und Brennen, beſpritzten der Heiligen fromme Geſichter auf ihren Fahnen mit dem Gehirn der ungetauften Säuglinge. Den Verfolgten blieben nur ihre Wälder, eine oft unſichere, dennoch vorgezogene Freyſtatt, denn die wenigen Bekehrten erfuhren ein härteres Loos, beweinten ihre Freyheit. Vergebens donnerte Papſt Innocenz gegen dieſen ſchändlichen Mißbrauch; vergebens ſchrieb er an die Herzöge von Polen und Pommern: er vernehme, daß den neuen Chriſten durch Leibeigenſchaft ein tieferes Elend, als jemals die Heiden gedruckt, bereitet werde.

Als nun jene Schreckenszeit verſtrichen war; als erkalteter Eifer oder Hunger das Kreuz-Geſindel wieder heimgetrieben; da ſchlüpften die Preußen, ihre Todten beweinend, mehr erbittert als beſiegt, aus ihren Wäldern hervor. Nur dem Biſchoff Chriſtian blieb ungenoſſene Frucht der Grauſamkeit; denn obſchon alles eroberte Land ſeinem Krummſtab huldigte, Herzog Conrad ihm hundert Höfe und eilf zerſtörte Schlöſſer ſchenkte, das Kapitel zu Plock, der Polen Herzog Leſko und mehrere Magnaten, in frommer Freygebigkeit zur Tilgung ihrer Sünden wetteiferten, auch ein preußiſches Geſchlecht, ſeine Geißel löſend, ihm reiche Güter abtrat; ſo glich doch alles nur dem ſtarken Zweige eines Baumes, der ſo lange ſeine Früchte bietet, als eine gewaltige Hand ihn herabbeugt, kräftig aber zurück ſchnellt, dem Knaben unerreichbar, ſobald des Mannes Hand ihn losgelaſſen.

Chriſtian jedoch, von Habgier und Ehrgeiz geſpornt, vom Schickſal zu dieſes Landes Geißel erkoren, fand immer neue Mittel, die oft zerſprengten Ketten in friſcher Glut zu ſchmieden. Durch ihn herbey gerufen, trat jetzt unvermuthet in erſter Jugendkraft ein furchtbarer Kämpfer auf den blutigen Schauplatz.

Wie wenn bey einem römiſchen grauſamen Kampfſpiel dem Tode geweihte Sklaven, durch Verzweiflung ſtark, ſchon Tyger und Panther beſiegten, und, blutend zwar aus hundert eigenen Wunden, noch immer trotzend um ſich ſchauten, bis endlich ein neuer Käfig ſich öffnete, ein Löwe brüllend heraustrat, den Gegner mit funkelnden Augen maß, dann mit ſchnellem Sprunge, die ſtarke Tatze in des ſchon Erſchöpften unbewehrte Seite ſchlug, ihn niederriß; ſo zuckte jetzt der unglückliche Preuße unter dem ſtarken Arm des mannhaften deutſchen Ordens.

Doch ehe die Geſchichte jener Schickſale wunderſamen Knauel entwirrt, ſey ihr vergönnt, im Geleite der Menſchheit, noch einen prüfenden Blick auf das Vergangene zurück zu werfen.

Ein unbekanntes, rauhes Land, deſſen ganzer Reichthum Spielwerk, Frauenputz; von einem gutmüthigen Volke bewohnt, das gnügſam verzehrt, was mühſame Arbeit, gefahrvolle Jagd ihm gewähren; das dem Unglücklichen gern zu Hülfe eilt, den Armen ſpeiſt, den Fremdling gaſtfrey aufnimmt; das ſeiner Nachbarn Glauben nicht antaſtet, ſondern nur die eignen Götter ehrend, Strafe, Lohn, hier, dort, von ihnen fürchtet, hofft; dieß Volk, Jahrhunderte lang von einzelnen Schwärmern gequält, von blutdürſtigen Scharen überfallen, um einen neuen Glauben ihm aufzudringen, um mit dem alten Glauben die alte Freyheit zu vernichten, ſammt ihrer Tochter, Sitteneinfalt; dieß Volk kämpft muthig, männlich, beharrlich, Jahrhunderte lang, weicht oft, ſinkt ſelten, rafft ſich ſtets empor, verliert jedoch im langen Kampfe gegen Unmenſchen ſeine Menſchlichkeit, wird mißtrauiſch, blutgierig, hinterliſtig, wie jene; ſtürzt endlich entkräftet zu Boden, erhebt ſich knieend nur vor den neuen Altären, ſtreckt in harter Knechtſchaft die gefeſſelten Hände vergebens zu der heiligen Jungfrau empor, bearbeitet den väterlichen Boden ſeufzend für den Sieger, vergießt für ihn ſein Blut in Schlachten, und von allem was es einſt beſeſſen, bleibt in kurzem nur ſein Name übrig.

Wer, dem Menſchheit heilig, mag der Frage ſich erwehren: dieß biedere, kräftige Volk, was könnt' aus ihm geworden ſeyn, wenn, ſeinen Glauben ſchonend, nur die milde Aufklärung, langſam doch ſicher, wie ſie pflegt, zu ihm gedrungen wäre? wenn ſie, von ſeinen Göttern die Namen borgend, geſellige Tugenden im Geleite der Friedenskünſte ihm zugeführt — ſtatt verdientes Starrſinns verdiente Dankbarkeit ihm eingeflößt hätte? — Solcher Same, auf ſolchen Boden geſtreut, welche Ernte verſprach die Zukunft! —

Der Genius der Menſchheit verhüllt ſich und ſeufzt! —

Gräuel durch ähnliches Wüten? oder hatte man den ſchlafenden Tyger aufs neue gereizt? — Nur ſelten wird eines Krieges wahrer Grund der Geſchichte vertraut, ſeltner noch von ihr aufgefaßt; oft der Brand, den ein glimmender Holzſpan entzündete, dem Blitze zugeſchrieben.

Früher ſchon erzählen Chroniken, beleidigter Stolz habe die Preußen bewaffnet. Spätere ſollen, durch Verwandlung ihres Namens in Bruteni, die Viehiſchen, ſie zur Wuth gereizt, dann vergebens durch Geſchenke und Bitten die Gereizten zu beſänftigen verſucht haben, die den vermeynten Schimpf in der Feinde Blut abwuſchen und des Spottes Urheber, einen Herrn zu Bremberg, ihren Göttern in Flammen opferten. So lernten ſie bald auf fremde Koſten ihre Macht kennen, und wer weiß nicht, daß Gewalt, in Händen oder Geiſtern, ſelten der Gelegenheit zum Mißbrauch widerſteht? — Eine andere Sage berichtet: Herzog Conrad habe ſeine Tochter mit einem preußiſchen Fürſten vermählt, ihn dadurch vom Götzendienſte ab — und ſeines Volkes Rache über ſich gezogen. — Mitwirkend war auch folgende Begebenheit:

Chriſtian, Woywode zu Plozko, Herzog Conrads Erzieher, und von dem klügern Bruder Lesko ihm als treuer Rath zugeordnet, herrſchte weiſe in des Jünglings Namen, ward im Lande geliebt, geehrt, von den Nachbarn gefürchtet, und ſogar der Polen Gott genannt. Darob der Neid durch des Herzogs Kanzler Czapla ihn verleumdet, als wolle er die Herrſchaft an ſich reißen. Conrad haßte ohnehin den läſtigen Sittenrichter, der, wie rauhe Tugend pflegt, ſein Laſterleben oft mit unſanften Worten ſtrafte. Einſt that er ſolches in Gegenwart der Räthe, uneingedenk daß Beſchämung ſelten Reue, öfter Wuth gebiert. Da ergrimmte Conrad, achtete nicht des grauen Hauptes, dem er ſeiner Jugend treue Obhut und vielleicht ſein Herzogthum verdankte, ließ den Greis des Augenlichts berauben, endlich ihn ermorden, ſeine Kinder ins Elend jagen.

Mit Chriſtians Fall verſchwand der Nachbarn Furcht, mit Conrads Undank wuchs ihr Muth. Der Zunder lag bereit. Die lange geneckten Preußen, anfangs gleichgültig bey des Biſchoffs Bekehrungseifer, erwachten, als der fremde Glaube zu weit um ſich griff. Ihrer Götter Rache, Polens Zerſtückelung, Conrads Feigheit, Chriſtians Märtyrertod, begeiſterte, lockte, empörte ſie.

Was ſie bedurften, Roſſe, Kleider, foderten ſie keck von dem ſchon Verarmten, der, Widerſtand nicht wagend, zu unfürſtlicher Liſt lieber Zuflucht nahm. So lud er ſeine Edlen einſt ſammt ihren Weibern zum Gaſtgebot, und während ſie fröhlich zechten, übergab er ihre Roſſe und Oberkleider den harrenden Boten der Preußen, kurze Ruhe gegen langen Schimpf eintauſchend.

Jetzt, in höchſter Bedrängniß, verſuchte er, auf
des Biſchoffs Anrathen, einen Zweig des Schwert-
brüder-Ordens von der Düna an die Weichſel 1222
zu verpflanzen.

Wer waren dieſe Schwertbrüder?

Schon ſechszig Jahre früher hatten Zufall und Gewinnſucht deutſche Kaufleute in die Mündung der Düna getrieben, und bald nachher begleitete ſie nach Liefland der Heidenbekehrer Meinhard, ein Auguſtinermönch, deſſen Hand Taufwaſſer und Blut verſpritzte, denn an der Spitze ſeiner Bekehrten focht er ſelbſt gegen die Litthauer. Nicht Kirchen allein, auch feſte Schlöſſer, lehrte er die Liefländer bauen: das Erſtere lohnte ihm der Biſchoffsſtab mit dem Scepter über Liefland vereint, das Letztere Undank, denn die neuen Chriſten kehrten oft heulend zu ihren Götzen zurück, und ſprangen in den Fluß um die Taufe abzuwaſchen.

Durch päpſtliche Hülfe, Kreuzzüge frommer Abenteurer, Drohen, Bitten und Geſchenke, ja bisweilen auf Koſten ihres eigenen Lebens, gelang es endlich Meinhards Nachfolgern, eine oft widerſpenſtige Heerde zu ſammeln. Um aber dem böſen Feinde Widerſtand zu leiſten, der dieß Häuflein täglich zu verſprengen drohte, vertraute Biſchoff Albert nicht allein der Kraft des göttlichen Worts, ſondern ſtiftete im Anfang des 13ten Jahrhunderts die Brüder des Heeres Chriſti (fratres militiae Christi), welchen der Papſt die Ordensregel der Tempelherren vorſchrieb, ihre weiſſen Mäntel mit Kreuz und Schwert bezeichnend. Wenn andere gewaffnete Pilger durch einen Feldzug gegen die Heiden ihr Gelübde erfüllten, ſo war hingegen der Schwertbrüder Pflicht, ihr ganzes Leben dieſem Zwecke zu weihen. Ihr Anfang war gering, und willig erkannten ſie, dem päpſtlichen Befehl gehorchend, den Biſchoff für ihren Oberherrn. Doch als ihre Zahl nach und nach ſich mehrte, geſellte ſich bald der Durſt nach zeitlichen Gütern zu dem frommen Seelendurſt. Sie begehrten und erhielten den dritten Theil von Lief- und Ehſtland, ſammt allem was künftig ihr Schwert erobern würde. Papſt und Kaiſer beſtätigten des Biſchoffs Schenkung, doch alſo daß des Stifters oberherrliche Rechte ungekränkt verblieben.

Nun tummelten ſich die Ritter weidlich unter den Heiden, ließen das Schwert nie ruhen, ſchlugen und wurden geſchlagen, erwarben Ruhm, Länder, apoſtoliſchen Segen und der Heiden Fluch.

Durch ihren Ruf erwecket, ſtiftete Herzog Conrad einen ähnlichen Orden, der, wie in Liefland, den Mangel eines ſtehenden Heeres erſetzen, und bewahren ſollte, was die Kreuzfahrer im Sommer zu erobern, im Winter zu verlaſſen pflegten. Vierzehn Edle, mit einem wackern Ritter Bruno an ihrer Spitze, kleidete Biſchoff Chriſtian in den neuen Orden, und Herzog Conrad erbaute ihnen eine Burg Dobrin, ſeinem Lande Schild und Vormauer.

Alſobald erkannten die Preußen in den tapfern Brüdern von Dobrin neue gefährliche Nachbarn, die durch manche Waffenthat ihres Ordens Ruhm gründeten. Empfindlicher Verluſt, den einzelne Stämme erlitten, vereinte Mehrere; ſie rüſteten ſich, entſchloſſen, den verderblichen Baum auszurotten, ehe er noch feſt gewurzelt habe. Die Ritter erfuhren den Anzug eines mächtigen Heeres, dem ihre kleine Zahl nicht gewachſen war; ſie entboten dem Herzog: ſammle die Deinen und eile uns zu Hülfe. Conrad erſchien, von ſeiner ganzen Macht begleitet: doch die Maſovier, längſt vor den Preußen zu zittern gewohnt, vermochten den Kampf nicht zu beſtehen, fielen oder flohen. Die Ritter allein, den Feind nur ſuchend, nicht zählend, kämpften bis der Menge Druck, nicht überlegene Tapferkeit, ſie beſiegte. Doch wich keiner. Zwey Tage währte die Schlacht. Nur fünf Schwertbrüder entrannen dem Tode, erreichten die Burg, und erhielten ſich daſelbſt noch lange, doch mit Angſt und Kummer. Denn die trotzigen Preußen, ihrer Menge vertrauend, verheerten aufs neue das noch rauchende Land. Kein Ritter durfte einzeln aus der Burg ſich wagen, kein Baum noch Kornhalm durfte wachſen rings umher; der feige Beherrſcher der Maſau konnte nur ſeufzen und knirſchen.

Theuer mußte er jetzt unſichern Frieden erkaufen. Dem nicht vertrauend; ſchwach, muthlos zum Widerſtande; von den Litthauern bedroht; keiner Hülfe aus Polen gewärtig; ward in dem Geängſteten die Erzählung von des deutſchen Ordens mannhaften Thaten und mit ihr die Hoffnung lebendig. Biſchoff Chriſtian hatte zu Rom von einem großen Manne gehört, vielleicht ihn ſelbſt geſehn: Herrmann von Salza hieß der Held, deſſen Geiſt über Papſt und Kaiſer, wie über den deutſchen Orden herrſchte.

Gebrach es gleich dem elenden Conrad an Sinn für eines ſolchen Mannes Größe, ſo doch nicht an jener weibiſchen Zuverſicht, die in Gefahren ſich dem Tapfern anſchmiegt. Er verſammelte die Edlen ſeines Landes; Biſchoff Chriſtian trat unter ſie, beklagte das Unglück, welches die Brüder von Dobrin betroffen, zeigte die Nothwendigkeit einer mächtigern Stütze, und that den Vorſchlag, die deutſchen Ritter zu berufen. Die Edlen entfernten ſich ſchweigend, um die Sache zu berathen. Am andern Morgen erklärten ſie: „Wir finden des Biſchoffs Meynung bedenklich. „Die Deutſchen ſind hochfahrend. Man hüte ſich, „daß nicht ein ärgerer Feind, als die Preußen, uns „aufgebürdet werde.“

„Soll ich, ſprach der Herzog, mich von den „Heiden erwürgen laſſen? Käme auch Zwiſt und Krieg „zwiſchen mich und den Orden, ſo ſind die Deutſchen „doch Chriſten.“

Noch ergaben die Edlen ſich dieſen Gründen nicht; lieber begehrten ſie am dritten Tage einen neuen Kreuzzug.

„Geſetzt, erwiederte Conrad, der Papſt verwil„lige dieſen, wird er bleibendere Frucht tragen als „die vorigen? und wird der heilige Vater das Land „nicht verſchenken nach ſeiner Willkühr? lieber laßt „uns freywillig abtreten, was wir nicht beſchützen, „noch erhalten können.“

So ward endlich beſchloſſen, Boten nach Welſchland zu ſenden, an ihrer Spitze den Biſchoff, um die deutſchen Ritter bittend aufzufordern, ihres Gelübdes eingedenk, bedrängte Chriſten mit dem Ordensſchild zu decken.

Und wer waren dieſe deutſchen Ritter?

Siebentes Kapitel.

Vom Urſprung des deutſchen Ordens.

Im Jahr 1190 ſchuf der fromme Zeitgeiſt*, durch Noth getrieben, des deutſchen Ordens Bund. Im gelobten Lande kämpften die Kreuzfahrer täglich mit Feinden und Seuchen; unterlagen, verwundet oder krank, ſpärlich gepflegt oder ganz verlaſſen. Denn ſchon ſechs Jahre früher war König Balduins Macht gebrochen; der Patriarch von Jeruſalem mußte die Schlüſſel des heiligen Grabes an König Philipp von Frankreich ſenden, verzweifelnd um Hülfe zu ihm flehen. Nach Balduins Tode theilte ſeine Schweſter, Iſabelle, die Herrſchaft mit Guido, ihrem Gemahl. Das erweckte Neid unter den Fürſten. Raymund, Graf von Tripolis, vor allem, reizte heimlich den Chriſtenfeind, Saladdin, zum Ueberfall der Unvorbereiteten. Da wurden bey Accon faſt alle Tempelherren und Johanniter erſchlagen. Guido ſammelte ſein Heer bey Tiberias, wagte noch eine Schlacht, verlor die Freyheit, mit ihm Gerard Biddeford, der Tempelherren Meiſter; Jeruſalem und Aſcalon wurden dem Sieger ausgeliefert, um die Gefangenen zu löſen.

Guido bedurfte eines Hafens, zum Empfang der Kreuzfahrer aus Europa. Tyrus zwar lag am Meere, und dort gebot ein Chriſt, der Markgraf Conrad von Montferrat; allein auch dieſer war gegen Guido feindlicher als gegen Saladdin geſinnt, denn das Kreuz auf die Schulter geheftet, konnte nicht des Herzens böſe Leidenſchaften unterjochen. Darum zog Guido mit ſeines Heeres Trümmern vor Accon, um ſich einen Hafen zu erkämpfen. Ihn zu verſtärken nahte Kaiſer Friedrich Rothbart mit großer Macht, drang bis Cilicien vor und ſtarb. Sein durch Krankheiten und Drangſale geſchwächtes Heer übergab er ſeinem Sohne dem Herzog Friedrich von Schwaben, der es vor Accon führte. 118 119

Dort hatte eine Zeitlang Ueberfluß, mit ſeinem Gefolge, dem Muth, im Lager geherrſcht; doch jetzt krochen Mangel und Seuchen ihm nach, erreichten es bald, und tödteten ein Fünftel von hunderttauſenden. Nur am Meeresufer, unter feuchten Zelten, von Schiffsſegeln zu ſchwachem Schutz errichtet, fanden die Kranken, wo nicht Hülfe, doch thätiges Mitleid bey frommen Schiffern aus Lübeck und Bremen; die hatte Graf Adolph von Holſtein nach Paläſtina geführt. Das ging zu Herzen dem Feldherrn Friedrich von Schwaben, der ſtiftete, mit Rath der Fürſten Herrmann von Baden und Ludwig von Thüringen, eine adelige Verbrüderung gleich den Tempelherren und Johannitern, deren Pflicht ſollte ſeyn: Aufnahme der Pilger, Armen- und Krankenpflege, Schutz der Chriſtenheit in und außer dem heiligen Lande. Auch heiſchte wohl die Klugheit, einen Stamm verſuchter deutſcher Krieger in den Boden zu pflanzen, den des Krieges Wechſelglück gab und nahm, daß er ihn befeſtigen ſollte, wie die Wurzeln ein Ufer gegen den Strom.

Großer Dinge Urſprung iſt ſtets verborgen oder klein. Ein wackerer deutſcher Kriegsmann (ſein Name ging verloren) zog gen Jeruſalem. Ihm folgte aus Liebe zu Gott oder ihm, ſein treues Weib, und von gleichem Geiſt beſeelt, ſich und ihre Habe der heiligen Jungfrau weihend, erbauten ſie ein Hoſpital für Kranke und Arme ihres deutſchen Vaterlandes, deren pflegende Ernährer ſie wurden, blieben, bis ſie, ſterbend, gleichgeſinnten Männern die fromme Pflicht auf willige Schultern luden. So vereinte Menſchenliebe die erſten Brüder, welchen der König von Jeruſalem jenes Hoſpital der heiligen Jungfrau ſchenkte, auf daß die frommen Stifter Erben ihres Gutes wie ihrer Tugenden finden möchten.

Als aber die heilige Stadt wieder in die Hände der Ungläubigen fiel, und die barmherzigen Marianer nichts davon brachten, als ihren frommen ungeſchwächten Eifer, da übten ſie denſelben, mit jenen wackern Schiffern ſich vereinend, wie vormals in der Königsſtadt unter feſtem Dache, jetzt vor Accon unter beweglicher Leinwand, und wurden bald von Fürſten und Rittern für würdig erachtet, nicht nur Brüder des Hoſpitals, ſondern auch Soldaten der Jungfrau Maria genannt zu werden.

Kaum vierzig zählte man ihrer im Anbeginn, wenige Krieger unter ihnen, Alle ſo arm, daß Herzog Friedrich aus eigenem Seckel ſie beſoldete.

Die Erſten, wenn die Lärmtrompete erſchallte, die Vorderſten im Gefecht, ruhten die Ritter der heiligen Jungfrau nur am Krankenlager der Armen. Die Ordens-Regel heiſchte vom neuen Bruder den Schwur: daß er ſey ein Deutſcher, freyer, adelig geborner, geſunder Mann, unvermählt jetzt und vormals, auch keiner Jungfrau oder Witwe verlobt, keinem andern Orden durch Gelübde verbunden; daß er bis zum Grabe Zucht und Keuſchheit bewahren, kein Eigenthum hegen, Aeltern und Freunde verlaſſen, nur allein dem Ordensmeiſter gehorchen wolle.

Dagegen vernahm er: „Wähne nicht, Ruhe „oder Wohlleben im Orden zu finden. Faſten, Wachen, Kämpfen, Gehorchen, wird deines Lebens „Wechſel ſeyn; Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, „ſollen dir abgeſtorben, dein eigner Wille fremd, der „Orden allein dir Alles ſeyn; obwohl er dir nichts „verheißt, als Brot, Waſſer und ein demüthiges „Kleid, daran ſoll dir genügen. Doch was Gott „künftig verleihen möchte, wirſt du theilen.“

Die ſtrenge Regel ſchreckte nicht Männer von ächter Frömmigkeit geleitet, oder Sünder durch Buße zerknirſcht, oder Ruhmſüchtige durch Auszeichnung gelockt, (denn gleich Königen übten die Kreuzträger das glänzende Recht Ritter zu ſchlagen.). Drum wuchs der Bund, Belohnung in Gegenwart und Zukunft findend und hoffend.

Als erſter Ordensmeiſter ward Heinrich Walpot von Paſſenheim begrüßt, deſſen Stammhaus der Rhein beſpülte und deſſen Geſchlecht noch heute blüht. Durch eine ſchöne Jungfrau wollten die Freunde ſeinen Zug in das gelobte Land mit Kaiſer Friedrich Rothbart hindern, allein er ſprach: ich bin der Jungfrau Maria vermählt. Tapfer im Felde, muſterhaft daheim, war er zehn Jahre lang ſeinem Orden mehr Vorbild als Beherrſcher. Sein Schwert half Accon dem Sultan entreißen, dann beſchützen. Von dem eroberten Lande kaufte er ein Stück Feldes, Gott zum Tempel, den Pilgern zur Freyſtatt, den Kranken zur Geneſung, ſich zum Grabe. Dort, zu Accon ruht neben ihm der um den Orden hochverdiente Friedrich von Schwaben, deſſen letzter Wunſch dieſe Grabſtätte erkohr. Dem Beyſpiele ſeiner Freygebigkeit, doch aus minder edler Quelle, folgte Kaiſer Heinrich als König von Sicilien, indem er aus Palermo die Ciſtercienſer vertrieb, die ſeinen Feind Tancred begünſtigt hatten, ihre Güter dem deutſchen Orden ſchenkte, dadurch für ſeine Rache vom Himmel Nachſicht erkaufend.

1200 Der zweyte Meiſter, Otto von Karpin, deſſen Geſchlecht in Bremen hauſte, ein achtzigjähriger, frommer und verſtändiger Greis, hat ſechs Jahre regiert. Ihm wird nachgerühmt, daß er, troz ſeines hohen Alters, Pilger und Kranke ſelbſt beſucht, erquickt, getröſtet; den König Aymerich mit dem Schwerte tapfer vertheidigt. Damals entſprang im Nordoſten von Europa jene ähnliche Verbrüderung des Schwertordens, eine Mauer gegen die heidniſchen Liwen und Ehſten, die der Chriſten milden Gott und harte Herrſchaft in dem Lande ihrer Väter nicht dulden wollten. Ueberall trug der Zeitgeiſt gleiche Frucht. Durſt nach Kriegsthaten oder Beute, Begierde in fremde, durch Phantaſie oder Eigennutz geſchmückte Länder zu ſchweifen, lockte, was gern Waffen trug, aus der Heimath, bald nach Süden, bald nach Norden. Stern und Schwert von rother Farbe zierten der Schwertbrüder weiſſe Kleider; von den Tempelherren liehen auch ſie die Regel. Den Raub ihrer Waffen erhob in gläubigen Gemüthern eine Schenkung Papſt Innocenz III. zum gerechten Eigenthum, und der Heiden Seelen Rettung lieh der Eroberungsſucht einen frommen Schleyer. Damals wußten die, zum Theil gleichen Zwecken dienenden Orden wenig von einander, nicht ahndend, daß ſie bald in einander verſchmelzen würden.

Nach dem Tode Otto's von Karpin, wurde Heinrich Barth, ein Edelmann aus Bayern, zum dritten Meiſter erwählt. 1206 Unter ihm begannen die deutſchen Ritter das Gewand der Tempelherren, den weißen mit ſchwarzem Kreuze bezeichneten Mantel zu tragen; ein Vorzug, den jene älteren, ſtolzen Brüder mit ſolcher Heftigkeit ihnen ſtreitig machten, daß ſogar der papſt den Handel ſchlichten mußte. Damals obſiegte der Templer Neid und Uebermuth, denn die Deutſchen waren ein geringes Häuflein, das im Vaterlande der frommen Sehnſucht wenig noch verdankte. Auch Heinrich Barth fand ſein Grab zu Accon.

Ihm folgte Herrmann von Salza, ein 1211
mit hohem Muth, Klugheit, Wohlredenheit begabter Edelmann aus Thüringen. Von Gott und Menſchen geliebt, wuchs unter ſeiner Fahne der Orden ſo mächtig, daß er bey 2000 Ritter zählte. Arm und Kopf, wo es vonnöthen, lieh er ſtets tapfer und weiſe. Das Schwert niederlegend, verſchmähte er die Feder nicht, Drohend und überredend war ſeine Zunge gewaltig. Papſt und Kaiſer trug er in ſeiner Hand; Alles durfte er begehren von ihren geneigten Gemüthern; ja ſie, die Gewaltreichen, erkoren ihn, den mit Weisheit Begabten, zum Schiedsrichter in eigenem Zwiſt, trotz deſſen beſcheidener Weigerung. Thaten, langſam, verſtändig beſchloſſen, raſch, tapfer ausgeführt, klug, ſchlau in ihren Folgen benutzt, zieren ſein Andenken. Bald unerſchüttert trotzend,
ein Fels dem Strome, als die Belagerten aus Damiette 1219
ſtürzen und ihrer Menge ſchon die Tempelherren erliegen; bald treulich ſeinem faſt verlaſſenen Kaiſer zur Seite ſtehend; hier tapfere Streiter, dort die Königstochter Iſabellen als Braut, mit ihr das Königreich Jeruſalem ihm erwerbend; — ſo verherrlichte er des deutſchen Ordens Namen bey Hohen und Niedern, Geiſtlichen und Weltlichen; ſo erweiterte, befeſtigte, ſchmückte ſein hoher Ruhm das emporwachſende Gebäude.

Durch den päpſtlichen Ring, den kaiſerlichen Adler in ſeinen Fahnen, ward ihm die fürſtliche Würde verliehen. Der König von Jeruſalem zierte das Ordensſchild mit dem goldenen Kreuze, dem Ludwig der Heilige ſpäter die franzöſiſchen Lilien beyfügte. Fürſten und Edle wetteiferten in Armenien, Apulien, Achaja, Ungarn und Deutſchland, den Orden mit Gütern zu begaben. Von Kaiſer Friedrich dem Zweyten wurden deſſen Privilegien erneuert, vermehrt, alle deſſen Beſitzungen, Unterthanen, jetzige, künftige, unter beſondern kaiſerlichen Schutz geſtellt, von allen Laſten befreyt; Wälder, Wieſen, Flüſſe, ſelbſt in des Kaiſers Staaten, überall zum Nießbrauch ihm geöffnet; jedem kaiſerlichen Lehnsträger geſtattet, ſein Lehn, als ſey es Eigenthum, dem Orden zu übertragen; Einkünfte erledigter Kirchengüter ihm verliehen; jeder Frevler an des Ordens Rechten wurde mit einer Strafe von 100 Mark reinen Goldes bedroht; der Meiſter für ein Glied des Kaiſerhofes erklärt, ihm und zwey Ordensbrüdern, als beſtändigen Almoſenieren, Unterhalt und Wohnung in der kaiſerlichen Burg zugeſtanden; jede Schuld vernichtet, die, vor dem Eintritt in den Orden, etwa ein Bruder auf ſich geladen. Dem Allen fügte der Kaiſer das Koſtbarſte hinzu: ein Stück vom heiligen Kreuze.

Freygebig war auch Papſt Honorius mit Beſtätigungen, Vorrechten, Schenkungen, die ihn nichts koſteten. Den Orden, ſammt allem was ihm zugehörte, nahm er unter ſeinen und des heiligen Peters Schutz; verlieh ihm alles von den Heiden Gewonnene oder zu Gewinnende als unverkürztes Eigenthum; nie ſollte ein Anderer über ihn herrſchen, als ein geiſtlicher Ritter von ſeinen Brüdern gewählt; nie, außer Papſt und Kaiſer, eine geiſtliche oder weltliche Macht ihn beſtätigen, deſſen Statuten und Gewohnheiten betaſten,

taſten, verringern, brechen; Lehnspflichten, Eide, Bürgſchaften, Zehnten von ihm begehren; nie ſollte ein Ritter, ohne ſeiner Brüder Genehmigung, aus dem Bunde treten dürfen. Ruheſtörer mochte der Orden ausſtoßen, eigene Prieſter wählen, nicht achtend biſchöfflichen Widerſpruch; Halbbrüder oder Dienende, nur ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfen, in ſeinen Häuſern aufnehmen; Findelkinder taufen und erziehen; wüſte Gegenden, Schenkungen frommer Seelen mit Städten und Kirchen bebauen: die Einkünfte der Letztern in ſeinen Nutzen verwenden, mit Vorbehalt geziemender Beköſtigung der Geiſtlichen. Kein Biſchoff ſollte Macht haben, die Ordenskirchen mit Interdict zu belegen; eine heilige Freyſtatt derjenige finden, der Zuflucht oder ein Begräbniß bey dem Orden ſuchte. Alle Rechte und Freyheiten der Templer und Johanniter wurden auch den Deutſchen verwilligt; Ablaß erwarb, wer mit Rath und That ihnen Beyſtand verlieh, oder an gewiſſen Tagen ihre Kirchen beſuchte, dort Almoſen ſpendete. Auch ihre Familien wurden aller geiſtlichen Wohlthaten theilhaftig.

Was Wunder daß von allen Seiten fromme, tapfere, ehrgeizige oder habſüchtige Männer herbeyſtrömten, um ihre Tugenden oder Leidenſchaften mit dem weißen Mantel zu ſchmücken oder zu bedecken. Auch Landgraf Conrad von Thüringen, mit vier und zwanzig ſeiner Edlen, hielt ſich geehrt durch die Aufnahme in einen Bund, der ihm Gehorſam gegen ſeinen vormaligen Vaſallen zur erſten Pflicht machte.

Als nun im heiligen Lande der Saracenen Tapferkeit, der Griechen Schlauheit und der Zwietracht Dämon die Kreuzfahrer aufrieben; als Jeruſalem, das Kleinod frommer Phantaſie, den Gläubigen ſchon längſt wiederum entriſſen, ihre Macht und letzte Hoffnung vor Damiette geſcheitert waren; als hier gebeugter Stolz, dort getäuſchter Glaube nach der Heimath verlangten: da wichen auch viele Deutſche mit ihrem Meiſter aus den öden Hoſpitälern, kehrten dem Schauplatz ihrer Thaten und Wohlthaten den Rücken, und ſchifften über nach Welſchland, wo Herrmann ſeinen Sitz zu Venedig aufſchlug; und weil entlegener Güter Verwaltung mehrerer Meiſter Gegenwart heiſchte, ſo wurden Landmeiſter ausgeſendet, und Herrmann von Salza ward der erſte Hochmeiſter genannt. Bald krönte den Ruhm des Ordens das Vertrauen des Oberhaupts der Kirche, welcher die deutſchen Ritter ſich zu Leibwächtern erkohr. Jetzt konnten ſie den Papſt ohne Unterlaß umgeben, alles hören, ſehen, befördern oder verhindern.

So ſtand der Orden nun durch eines Mannes Kraft — (denn nie geſchieht das Große durch Viele) — auf einem hohen Gipfel, und ſollte bald noch höher klimmen. Doch leider iſt tugendhafter Menſchen gefährlichſter Feind das Glück. Ein wackerer Zeitgenoſſe der Ordensſtiftung rief entzückt: „Aus kleiner „Quelle iſt ein großer Strom entſtanden, und da die „Ritter bis zu dieſen Zeiten in Demuth, frommen „Eifer und Armuth verharret, ſo wolle Gott von ih„nen wenden Stolz, Geiz, Hader und Reichthümer!"

Das Gebet des wackern Mannes blieb unerhört. Das Kreuz, von Anbeginn nur als Symbol der Kreuzigung des innern Menſchen auf der Bruſt getragen, wurde nur zu bald ein Schutz- und Freybrief für Laſter aller Art. Die Vorſehung beſchloß, ein großes Beyſpiel aufzuſtellen, daß Unglück den Menſchen nur zu Boden — Glück aber in den Schlamm ihn tritt.

Achtes Kapitel.

Erſtes Erſcheinen der deutſchen Ordensritter in Preußen.

Biſchoff Chriſtian ſelbſt, um durch ſeinen Geiſt den eigenen Entwurf zu beleben, eilte nach Rom. Damit auch zeitlicher Lohn die geiſtliche Pflicht ſpornen möchte, entbot, durch ſeinen Mund, der geängſtete Herzog folgendes: „Dobryn und Culmiſch-Land, „zwiſchen der Weichſel, Mocker und Drebnitz „gelegen, ſey dem Orden erblich zugeeignet, und was „er von den Preußen mit gewaffneter Hand erobert, „das möge er ungetheilt behalten.“ 1226

Dieſe Zuſage verbriefte Conrad mit Rath und Einwilligung ſeiner Gemahlin, Söhne und Magnaten, jeden überzeugend, daß die Noth erheiſche, des Ganzen Erhaltung einen Theil zu opfern. Die Beſtätigung dieſer Urkunde begehrte und erhielt der Hochmeiſter vom Kaiſer. Auch fügte Biſchoff Chriſtian, aus geiſtlicher, nothgedrungener Freygebigkeit die Schenkung ſeiner, vom Feinde beſetzten oder verheerten Ländereyen hinzu.

Mit freundlicher Würde empfing Herrmann von Salza die feyerliche Geſandtſchaft, wog lange, bedächtig, Gefahr, Pflicht, Gewinn, die helle Gegenwart überſchauend und mit ſcharfem Blick in der Zukunft Nebel dringend. Mannigfaltig, blühend, ruhig beſeſſen, waren allerdings ſchon jetzt des Ordens

Güter: rauher Länder zweifelhafte Eroberung bot man ihm; doch nur Güter beſaß der Orden, und Länder konnte er erobern; zerſtreut in ganz Europa war ſeine Macht, und einen ſichern, den Kräften angemeſſenen Mittelpunkt konnte er finden; — dort überall beſchränkt durch mächtiger Fürſten wohlbegründetes Eigenthum, von keinem Rechte, auch nicht von dem der Waffen, Vergrößerung hoffend — hier die unbegränzte Ausſicht, ein Land zum Reiche auszudehnen. Hermann entſchied, der Kaiſer billigte, der Papſt beſtätigte. Doch weil des Letztern Beſtreben von nun an unabweichlich dahin zielte, Preußen dem päpſtlichen Stuhle zu unterwerfen, ſo zögerte er weislich und ſandte zuvor den Biſchoff Wilhelm von Modena in das unbekannte Land, um aller Dinge Beſchaffenheit zu erkunden. Dieſer ſanfte, kluge Mann lernte die preußiſche Sprache, überſetzte ſogar ein Buch in dieſelbe, bekehrte ohne Geräuſch durch ſanfte Ueberredung viele Heiden, und berichtete dem Papſte was er geſehen, erfahren. 1228

Nun ordnete auch der Hochmeiſter zwey vertraute Ritter ab, die an Ort und Stelle in nähere Unterhandlung treten ſollten. Conrad von Landsberg und Otto von Saleiden erſchienen, willkommene Gäſte, am Hoflager des abweſenden Herzogs, und wurden von deſſen Gemahlin um ſo freundlicher empfangen, als eben der Preußen vertilgende Waffen neue Schrecken im Lande verbreiteten. Sogleich ſtellten ſich die Ritter, auf der Herzogin Erſuchen, an der Maſauer Spitze, führten das Heer gegen den grimmigen Feind, erprobten die gerühmte Tapferkeit, fochten muthig bis zur Dämmerung. Da verdoppelten die Preußen, um ihrer Erſchlagenen Tod zu rächen, des Angriffs Wuth. Der Maſauer Feldhauptmann ward gefangen, die deutſchen Ritter blieben ſchwer verwundet auf dem Schlachtfeld liegen; was noch fliehen konnte, floh. Die Sieger zogen, nach Plünderung der Todten, mit der theuer erkauften Beute ſich zurück. Die hochbetrübte Herzogin ließ der Ritter Leichname ſuchen, um ſie ehrenvoll zur Erde zu beſtatten. Noch athmend wurden ſie gefunden, behutſam nach Plozko geführt, durch emſige Pflege geheilt.

Kaum geneſen, foderten ſie vom Herzog eine Burg, aus der ſie ihn und ſich vertheidigen könnten. Das Geſuch ward gern bewilligt, und Conrad von Landsberg, das Glück der Zukunft vorbereitend, ſetzte am Ufer der Weichſel ſich feſt, indem er von Balken und Flechtwerk eine Burg erbaute, Vogelſang genannt. Die Preußen wagten nicht den Bau zu hindern, vermeinten aber, klugem Beyſpiel folgend, der Gefahr zu begegnen. So entſtand am jenſeitigen Ufer die Feſte Rogow, und mißtrauiſch beobachteten ſich Heiden und Chriſten, durch Waſſer und Furcht getrennt. — Werbt ſchleunig um Hülfe bey Fürſten und Herren, ſchrieb Conrad von Landsberg an den Hochmeiſter, denn die Preußen ſind ein tapferes Volk, die Maſuren unzuverläſſig.

Als Herrmann der Seinigen Muth und Noth erfuhr, ſandte er mehrere Brüder mit hundert Reiſigen, an ihrer Spitze Herrmann Balk, ein kluger tapferer Mann, dem Schwert und Zunge zu Gebote ſtanden. Mit Cortez und Pizarro iſt er verglichen worden; doch in Mexiko und Peru erregte ſchon der Spanier Geſtalt Schrecken, und der Donner eines einzigen Feuergewehrs zerſtreute den zahlreichen Feind; wie anders in Preußen, wo tapfere, ſieggewohnte Völker bekannt mit den Waffen der Fremdlinge waren. 1230.

Herrmann Balk, der erſte Landmeiſter, baute bald nach ſeiner Ankunft eine neue Feſte an der

Weichſel, Neſſau genannt, von Moräſten und vom Weichſelſtrom umgeben, ſchicklicher gelegen, die Preußen im Culmer Lande heimzuſuchen. Die Maſuren mußten Balken hauen, führen, zimmern, des Ordens gerüſtetes Volk bewachte die Bauleute. Kaum noch gewährte dieſe Feſte einen zweifelhaften Schutz, als die Preußen abermals mit großer Macht das Land verheerten. Da erblickten ſie zum Erſtenmale die unbekannte Ordensfahne, die weißen Mäntel mit ſchwarzen Kreuzen, und befragten erſtaunt einen gefangenen Maſuren: woher dieſe Krieger? — Es ſind edle Deutſche, ſprach der Maſure, welchen, als frommen geiſtlichen Rittern, der Chriſtenheit Oberhaupt geboten euch zu bekämpfen; ihnen hat der Herzog von Maſovien das Culmer Land geräumt. Da führten ihn die Preußen vor den Kriwe, den Göttern zum Opfer. Als er dort ſeine Ausſage wiederholte, ſprach der Oberprieſter: „Von Deutſchen habe ich vormals wohl „gehört, als von wackern Kriegern, doch werden ſie „in Preußen auch Männer finden. Klug und weiſe „rühmſt du ſie, mich aber dünkt vermeſſen, daß ſie „vom Herzog Conrad zum Geſchenk empfangen, was „nicht in ſeiner Macht ſteht; denn wir beſitzen das „Culmer Land, ein Erbtheil unſerer Väter, obſchon „bisweilen angefochten von Maſuren oder Polen, doch „immer nur auf kurze Weile in ihren Händen verblieben. Conrad thut wohl, daß er verſchenket, was er „nicht erobern noch beſchützen kann. Ihn ſelber hätten wir längſt von ſeinem Fürſtenthum vertrieben, „hätte nicht Tribut an Roſſen und Gewändern das „oft erhobene Schwert von ſeinem Scheitel abgelenkt. „Jetzt ſucht er Schutz bey Fremden, wie vormals „bey den Rittern von Dobrin, giebt was nicht ſein „iſt, um zu erhalten was ihm zugehört. Lange haben unſere Vorältern mit Maſuren und Polen in

„freundlicher Nachbarſchaft gelebt, bis ſie einen neuen „Gott uns aufdringen wollten. Sind die deutſchen „Ritter Kriegserfahren, ſo fürchten wir ſie doch keineswegs mit dem Beyſtand unſerer Götter; ſie „mögen ſich hüten, daß es ihnen nicht ergehe wie den „Rittern von Dobrin. Wir haben ſie zur Feindſchaft „nicht gereizt, darum geſchieht ihr Angriff nur aus „Frevel und Habſucht. Dir ſey das Leben geſchenkt, „wenn zuvor du ſchwöreſt, daß du meine Rede „treulich an den Fürſten und die Deutſchen werben „willſt." — Der Gefangene ſchwur, ging, hielt Wort.

Doch unbekümmert um der Preußen ermahnendes Urtheil, ſuchte vor allen Dingen der Orden verbriefte Sicherheit für ſeine neuen Beſitzungen. Herzog Conrad, Biſchoff Chriſtian, beſtätigten alles, und mehr noch wurde gewonnen. Der Biſchoff von Plozk that Verzicht auf die geiſtliche Gerichtsbarkeit im Culmer Lande; der Biſchoff von Cujavien erließ den Zehnten. Der hocherfreute Papſt, in ſeinem Sinn des heiligen Peters Erbe mehrend, ſchrieb an die Chriſten zu Magdeburg und Bremen, an die Polen, Pommern, Mähren, Holſteiner und Gothländer; ſie alle foderte der Statthalter des Friedensfürſten auf zum blutigen Kriege. „Erhebt euch ihr Völker!" riefen die Kreuzprediger, „Sündenvergebung iſt euer Lohn! fallt „ihr in dieſem Kampfe, ſo tragen, auf Gottes Geheiß, „die Engel euch augenblicklich in Abrahams Schoß. „Siegt ihr, ſo harrt auch zeitlicher Lohn eurer Thaten, denn Güter, Freyheiten, Rechte, hat der löbliche Hochmeiſter euch zugeſagt. Nicht als Unterthanen, nein, als Mitherrſchende ſollt ihr gehalten „werden. Darum verachtet jedes Hinderniß vom „Satan erweckt. Hingen Weib und Kind an euern „Hälſen; wären eure Väter ſchwache Greiſe, die ſich

„auf die Schwelle legten, um den Ausgang euch zu
„ſperren: ſtünden eure Mütter in den Thüren, zeigten
„flehend die Brüſte, an welchen ihr geſogen; ziehet
„dennoch hin als ſtarke Kriegsmänner Chriſti: ſprechend:
„weicht von mir! denn ich kenne euch nicht
„und will Chriſto folgen, deſſen Worte alſo lauten:
„wer Vater, Mutter, Bruder mehr liebt als mich,
„der iſt meiner unwerth."

Durch ſolche Predigten begeiſtert, ſammelten ſich
große Scharen um die harrenden Geleitsmänner, die
durch Polen und Cujavien dem Orden die willkommenen
Pilger zuführten. Da ſchritt der Landmeiſter zu offner
1231. That, die Weichſel überſchiffend, bis dahin, wo
an deren rechten Ufer eine ungeheure Eiche viele Klafter
Landes ringsumher mit ihren Zweigen beſchattete.
Dieſen, den Preußen heiligen Baum, auf ihrem Grund
und Boden, befeſtigten die Ritter durch Wälle, Gräben
und Pfahlwerk, ja, von ſeinen ſtarken Zweigen
herab, aus welchen ſonſt die Preußen nur ihrem Götter
Stimmen vernahmen, ziſchten jetzt feindliche Pfeile.
Noch nicht zufrieden mit dieſer trotzigen Entweihung
hingen die Deutſchen gefangene Feinde, ſelbſt ihre eigenen
Diebe an des Waldes Eichen auf, zum empörenden
Gräuel für die Bewohner eines Landes, deren
Herzen dadurch auf ewig für Menſchen verſchloſſen
wurden, die, was ihnen heilig war, ſo ruchlos
beſudelten. Alſo erklärten die Ritter, ſtatt die Lehre
Jeſu mit Sanftmuth zu predigen, einen Vertilgungskrieg,
der ihrer Habſucht reichere Beute verhieß.

Noch ſtanden die Kähne bereit, auf welchen ſie zum erſtenmale das feindliche Ufer erreichten, und ein langer, ſchmaler, befeſtigter Pfad nach dem Strome, die einzige Oeffnung, ſicherte Zufuhr, im Nothfall die Flucht. So entſtand Thorn, die Feſte. — Immer noch achteten die Preußen ihre Feinde zu geringe, um ein Aufgebot an die verbundenen Stämme ergehen zu laſſen. Jeder einzelne Stamm glaubte ſich ſtark genug, der Hand voll Räuber zu widerſtehen; denn daß ganz Europa, von Bekehrungswuth ergriffen, ſeine Kreuzfahrer über die Weichſel ſpeyen würde, ahndeten ſie nicht. Darum wurden zwar die Ritter in ihren neuen Verſchanzungen oft von groſſen Haufen, doch nie von Völkern angegriffen; blieben noch immer mächtig genug, den geraubten Fußbreit Landes zu vertheidigen; gewannen ſogar Zeit eine Stadt zu gründen. Die Zelte verſchwanden, Häuſer ſtiegen empor von einer Burg geſchützt. Herumirrende Chriſten, aus dem Culmer Lande längſt vertrieben, oder durch päpſtlichen Ablaß gelockt, ſammelten ſich wieder unter dem Panier der heiligen Jungfrau. Thorn, die Stadt wurde gegründet, gefahrvoll umgeben von drey heidniſchen Feſten, deren kriegeriſche Bewohner oft plötzlich durch ungeſtüme Ausfälle den Bau hinderten oder zerſtörten. Hermann Balk beſchloß, die ſtärkſte dieſer Feſten zu überwältigen. Nur ſieben Ritter mit einer geringen Beſatzung ließ er in Thorn zurück, ſeine ganze Macht gegen das gefürchtete Rogow wendend, deſſen Vertheidiger ihm muthig entgegen rückten. Doch in einem heftigen Scharmützel gerieth ihr Anführer in der Deutſchen Hände, und zu ſeines feigen Lebens Rettung übergab er die ihm anvertraute Feſte. Vermuthlich wurde er auch ein Chriſt, folglich ein Verräther ſeines Vaterlandes. Er war es, der die Deutſchen, an einem den verlaſſenen Göttern heiligen Tage, zu der zweyten Feſte geleitete, wo die ſorglos Opfernden überrumpelt, gemordet, ihre Wohnungen ein Raub der Flammen wurden.

Nun trotzte nur noch die dritte Burg. In ihr befahl ein tapfrer Mann, Pipin, ein edler Pomeſanier, der ſchon manchen Ordensbruder unter ſeiner

Keule zucken ſah, der auch vielleicht oft grauſam mit den Grauſamen verfuhr, denn man will, er habe einige Ritter gezwungen, die eignen Eingeweide um einen Baum abzuſpinnen. Das empörte Chriſten, die, um ihren geläſterten Gott zu rächen, oft noch gräßlichere Qualen erſannen. Weil ſie aber mit Gewalt dem Pomeſanier nichts anzuhaben vermochten, ſo ſchickten ſie jenen Verräther, ſeinen Blutsverwandten, zu ihm, der den argwohnloſen Helden durch Liſt in ihre Hände lieferte. Da banden ſie ihn an einen Pferdeſchweif, ſchleppten ihn nach Thorn und hingen ihn an die Eiche. Sein unwürdiger Sohn, des edlen Vaters ſchmählichen Tod vergeſſend, wurde ein eifriger Chriſt.

Nirgend eine Spur, daß die Ritter auch nur verſucht, die kindliche Religion des Kindes zu predigen, das in ihrem Wapen, nach Aegypten fliehend, kein Schwert dorthin trug. Erobern wollten ſie ein Land, nicht Menſchen; gründen eine Herrſchaft, nicht die Lehre Jeſu. Europa's frommer Wahnſinn kam ihnen zu Hülfe. Gleich den Tyroler Fernern ſchoben ſich die Maſſen der Kreuzfahrer eiskalt immer näher, um die blühenden Fluren der Preußen zu bedecken. 1232. Herzog Heinrich der Bärtige von Schleſien, Gemahl der heiligen Hedwig, wollte dieſen Titel verdienen, indem er 3000 Kampfluſtige herbey führte. Herzog Conrad und Caſimir ſein Sohn, befehligten 6000. Die Pommerſchen Brüder, Sambor und Suantopolk, zählten 5000 in ihrem Gefolge. Alle fanden die Brüder geſchäftig, bey Erbauung der Burg Althaus, der Städte Culm und Marienwerder. Ein Burggraf von Magdeburg ſchützte ihre Arbeiten mit 5000 Mann. Der Sommer verſtrich ungenutzt von beyden Theilen. Doch wird erzählt, der preußiſche Kriwe, Targaito mit Namen,

men, ſey demüthig dem Heere entgegen getreten, um Frieden bittend, durch Unterwerfung ihn erkaufend. Obgleich ſogar der Papſt, in einem Schreiben voller Salbung, zu dieſer Begebenheit den bekehrten Preußen Glück wünſchte; ſo ſcheint doch außer Zweifel, daß Irrthum, oder fromme Prahlerey, vielleicht aus einem pomeſaniſchen Waidelotten den Kriwe geſchaffen, der in Nadrauen thronte, und noch durch keine nahe Gefahr bewogen werden konnte, ſeinen zwiefachen Scepter ſelbſt zu zerbrechen. — Nur Biſchoff Chriſtian hatte den ſeinigen zerbrochen, dem Orden abtretend alle Schenkungen Conrads, die der Kirche zu Plozk und was er ſonſt im Culmer Lande durch Kauf erworben; dagegen ihm die Ritter Abgaben und Schutz verhießen, auch freye Zehrung ſo oft er ſie heimſuchen werde. In Gefechten gegen die Heiden ſollte ſein Panier an der Spitze wehen.

Als der Winter ſichere Pfade über die preußiſchen Moräſte bahnte, ſetzte ſich das Heer der Kreuzfahrer plötzlich in Bewegung, drang vor, verwüſtete, zerſtörte, zu Gottes Ehre, was in ſeinem Wege lag, bis der Preußen geſammeltes Volk ſeine Schritte hemmte. Dort, wo der kleine Fluß Sirguna ſich mit dem Drauſen-See vermählt, kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher nur der tapfere Suantopolk den Preußen den ſchon erfochtenen Sieg entriß. Viele Tauſende bluteten an dieſem Tage von beyden Theilen. Vergebens warfen die Beſiegten am Abend ſich in eine nahe Feſte, ſie ward am Morgen von den Kreuzfahrern erſtürmt; 5000 Heiden mähte das chriſtliche Schwert in ihren Mauern; nur Wenige, die das blutige Kreuz umfaßten, wurden verſchont.

Ungebeugt ſammelten die Pomeſanier ſich aufs neue, zerſtörten das Kloſter Oliva durch Feuer und erwürgten die verhaßten Mönche.

Indeſſen zogen des Ordens Gehülfen, die Kreuzfahrer, heim mit Gottes Lohn, um andern Ablaßbedürftigen Platz zu machen. Ein Marggraf von Meißen führte ſeine Scharen über die Weichſel, übte 1236. fromme Tapferkeit an den Pomeſaniern, ſchleifte ihre feſten Schlöſſer, verheerte das Land, fing oder unterjochte viele der Bewohner, indeſſen Herrmann Balk von einer andern Seite die Pogeſanier mit Glück bekämpfte. Heinrich von Meißen, noch nicht zufrieden mit dem erworbenen Himmelsanſpruch, kehrte zwar ins Vaterland zurück, doch dem Orden ſeiner Heerſchar größten Theil, nebſt zwey gerüſteten Schiffen hinterlaſſend, deren er ſich bedient zur Bemächtigung des Drauſen-Sees, und mit deren Hülfe jetzt die 1237. Ritter Elbing erbauten, das friſche Haff von Feinden ſäuberten, welche, Seeräuber zu nennen, den Landräubern beliebte. Elbing wurde bald von ausgewanderten Lübekern bevölkert.

Um dieſe Zeit leuchtete den Neubekehrten ein Hoffnungsſtrahl; die fremden Fürſten, heimkehrend, hatten dem Orden Milde empfohlen; Herrmann Balk, ein frommer, freundlicher Held, war ohnehin geneigt dazu. Auch die Gebietiger ſchienen nicht Herren, ſondern Väter, Brüder, ritten hin und her im Lande, ſonderlich zu dem preußiſchen Adel, waren willfährig, mitleidig, gegen Vornehme und Geringe, gegen Arme und Reiche; öffneten kranken Preußen ihre Hoſpitäler, ſammelten das wilde zerſtreute Volk, Dörfer und Aecker ihm zutheilend, bewieſen ſonderliche Ehre den neuen Chriſten, luden ſie zu Gaſte, aßen und tranken mit ihnen, halfen Armen, verſorgten Witwen, Waiſen, deren Männer, Väter, im Kriege erſchlagen worden; ſandten feine, geſchickte, verſtändige Knaben gen Deutſchland, ließen ſie dort zur Schule halten, Künſte lehren, Prediger aus ihnen bilden, die der Preußen

Sprache wohl kundig wären; Hader ſchlichteten ſie oft durch überlegene Klugheit, begnügten ſich mit geringem Einkommen, Almoſen in Deutſchland ſammelnd; beteten fleißig in allen Winkeln, ſtehend, knieend, liegend, die Arme in Kreuzesgeſtalt ausgeſtreckt. Da ſprachen ſogar die Heiden: es ſind fromme Leute, Schade daß ſie nicht unſere Götter ehren! — Selbſt gegen Abtrünnige vom neuen Glauben wütete nicht das Ordensſchwert; ſie wurden blos dem Biſchoff übergeben, um beſſere Ueberzeugung in ihnen zu erwecken. — Aber dieſen warmen Sonnenblick verhüllten nur zu bald die dichten Wolken gehäſſiger Leidenſchaften. Ungeſtüme Eroberungsſucht trieb ungezügelt ihr grauſames Spiel. Doch nicht immer begleitete Sieg die Kreuzeswaffen. Hätten die alten Preußen Kriegsberichte aufgezeichnet, ſo würden der Edelmönche Thaten oft minder glänzen. Ein Verſuch, in Warmien einzudringen, koſtete Vielen das Leben, denn aus der alten Burg Honeda überfielen die Preußen ihre kecken Feinde, ſteckten die Fahrzeuge in Brand, erſchlugen Alle bis auf Zehn, die ſich kümmerlich retteten. Um dieſen Schimpf zu rächen, bot Herrmann Balk ſeine ganze Macht auf. Zu Waſſer und zu Lande wurde Honeda belagert. Nach einem langen, tapfern Widerſtande erſchien der Feſte Befehlshaber, Codrun, ſelbſt im Ordenslager, unterhandelnd wegen der Uebergabe. Man ſchrieb den Belagerten die harte Bedingung vor, den chriſtlichen Glauben zu umfaſſen. Nimmer, ſprach Codrun, werden die Preußen von ihren Göttern weichen, lieber ſterben. Wodurch die Edelmönche dieſen wackern Krieger gewannen, iſt unbekannt, man möchte denn mit dem Chronikern-Schreiber glauben, die Kraft des göttlichen Wortes habe unwiderſtehlich auf ihn gewirkt. Er ging, um ſeinen Brüdern die neue Lehre zu verkündigen.

biſſen. Sie zerriſſen ihn. Honeda, jetzt Balga, fiel endlich im Sturm, die treuen Götzendiener wurden bis auf den letzten ermordet.

Die Warmier ſtanden auf, um ihrer Märtyrer Tod zu rächen. „Faßt die nahe Gefahr ins Auge," ſprach ihr Feldherr Piopſe: „ſchon haben die weißen Mäntel eure Brüder, die Pomeſaner und Pogeſaner unterjocht, jetzt ſoll gleiches Schickſal die Ermländer treffen. Die Burg iſt wohl gelegen, durch das Haff mit der See verbunden. In Schiffahrt ſind die Feinde geſchickt. Wird man in Deutſchland hören von dem bequemen Hafen, ſo werden ſich die Deutſchen rüſten, mit Volk, Waffen, Lebensmitteln ungehindert landen. Gedenket eurer Voraltern und Nachkommen, denen ihr die alte Freyheit überliefern ſollt. Greift an, ehe der Feind ſich ſtärkt. Wollt ihr eure Greiſe, Weiber, Kinder in ewige Dienſtbarkeit führen? Wollt ihr einem Lande den Rücken kehren, das eure ſiegreichen Väter mit Blut erworben und vertheidigt? in dem eure Götter die heilige Wohnung aufgeſchlagen?" Da erhub ſich groß Getümmel und zorniges Geſchrey. Alle ſchwuren, Leib und Leben zu wagen. Ihr Angriff auf Balga war ungeſtüm; allein ihr Feldherr fiel von einem deutſchen Pfeil getroffen. Da zerſtreute ſich das Heer; ja, erſchrocken kamen einige Edle mit Weibern und Kindern nach Balga, bittend um Erkenntniß des neuen mächtigen Gottes. Ihr Beiſpiel trug keine Frucht. Hartnäckig bereiteten die Warmier den geharniſchten Apoſteln den Untergang. Die ſtarke, von Moräſten umgebene, von der See beſpülte Burg mit Gewalt zu erobern, mußten ſie verzweifeln; aber ſchlau und kriegserfahren beſchloſſen ſie, durch Hunger die Uebergabe zu erzwingen. Schnell entſtanden zwey Feſten,

ſten, deren Eine von der Landſeite der Belagerten Ausfälle hinderte. Die andere, auf einem Felſen an der See, jede Zufuhr abſchnitt.

Herrmann Balk, eng eingeſchloſſen, zwey Monate lang aller Hülfe entbehrend, ſah an jedem Abend, bey Hunger und Muthloſigkeit, den Hoffnungsſtern dem Untergange näher; er war verloren, hätte nicht Deutſchlands unerſchöpflicher Wahnſinn ihm zu rechter Zeit einen Retter geſandt.

Herzog Otto von Braunſchweig, begierig nach Ruhm und Ablaß, ſtand bereits mit 700 Spießen an Preußens Gränzen. Schwer war es, die Belagerten von ihres Schutzengels Annäherung zu unterrichten; einzelne Kähne, auf gutes Glück am Seeufer ſchleichend, fingen die wachſamen Preußen auf. Es gelang doch endlich einem ſchlauen Boten, die fröhliche Poſt und neuen Muth in Balga zu verbreiten. Sogleich benutzten die Chriſten den Eifer eines ihrer Neubekehrten — er hieß Pomada — ihn überredend, es ſey Gott wohlgefällig, die chriſtliche Laufbahn mit Vaterlandsverrätherei zu beginnen. Er mußte zum Schein entweichen. Seine Brüder nahmen ihn arglos auf, denn er ſprach: „ich kehre reuig zu unſern Göttern zurück.“ Jubelnd wurde er überall empfangen; jubelnd hörte man ſeinen Bericht von der Belagerten Noth und Verzweiflung. Jetzt, rieth er, ſey es Zeit, durch eine letzte Anſtrengung die Feſte zu überwältigen; es möchten nur ſchnell die Edlen aus Warmien, Barthen und Natangen herbey eilen, um an dem leichten Siege Theil zu nehmen. Die Betrogenen wurden gelockt, ſtrömten von allen Seiten ins Lager.

Sobald Herrmann von ſeinen Wällen das verabredete Zeichen gewahrte, welches der Braunſchweiger An-

Ankunſt ihm verrieth, öffnete er die Thore, ließ die Kreuzfahrer wallen und rückte gegen den Feind über eine lange Brucke, die den Moraſt gangbar machte. Die Preußen — wähnend, nur Verzweiflung habe ihn herausgetrieben, und fürchtend, er werde, zu früh angegriffen, wiederum in die Feſte weichen — zogen ſich zurück, um die Deutſchen ins Feld zu locken, dann zu umzingeln.

Aber in demſelben Augenblick vernahmen ſie hinter ſich ein gräßliches Geſchrey, begleitet von Kriegsinſtrumenten aller Art. Schrecken lähmte ihren Arm, verwirrte ihre Häupter. Ein raſcher Angriff der Deutſchen vergönnte ihnen keine Zeit, des Feindes geringe Zahl zu bemerken. Sie ließen, ſtatt eine Schlacht zu liefern, faſt ohne Widerſtand ſich niedermetzeln; keiner entrann, auch nicht Einer, wenn dem parteyiſchen Berichte einer Ordens-Creatur zu trauen.

Otto von Braunſchweig vergoß der Heiden Blut faſt ein ganzes Jahr in Preußen; heimkehrend begabte er die Brüder mit Lebensmitteln auf zwölf Monden, ließ ihnen Jäger, Jagdzeug, und wer von ſeinem Hofgeſinde bleiben wollte, blieb. Der Orden vertheilte Guter und Aecker an Edle und Unedle, belohnte auch die treugebliebenen Preußen, führte den durch Krieg verwaiſten Jungfrauen oder Wittwen Männer zu, ſtiftete zu Heilsberg eine Schule für preußiſche Knaben. Die Siege des Braunſchweigers hatten dem Orden Natangen, Warmien und Barthen unterworfen, die Bewohner ihren Götzen zu entſagen gezwungen. Menſchenfurcht öffnete die Lippen der Beſiegten für den Glauben und das Vaterunſer, indem zugleich Götterfurcht ſie immer wieder zu der heiligen Eiche riß; denn Hungersnoth aus Verwüſtung, Peſt aus Hungersnoth entſtanden, verkündeten ihrer Götter Zorn, den ſie durch Menſchenopfer zu verſöhnen trachteten. So blieb noch lange mancher alten Eiche grünes Dach ein Tempel; gleich jener zu Romowe war die zu Heiligenbeil berühmt. Umſonſt verfluchte ſie Biſchoff Anſelm von Ermeland; im frommen Eifer befahl er endlich, ſie umzuhauen. Der gehorchende Chriſt, den erſten Hieb wagend, fiel, ein Opfer eigener Ungeſchicklichkeit, denn das Beil ſprang zurück ihn tödtlich verwundend. Hierdurch im Aberglauben befeſtigt, frohlockten die Preußen ob ihrer Götter Rache, verwahrten das Beil als Wunderzeichen, daher vielleicht dem Städtlein der Name geworden. Doch Anſelm ergrimmte. Vom Geiſt Gottes getrieben, ergriff er ſelbſt die Axt, hieb getroſt in den Baum, zerſtörte durch Feuer was des Beiles Schärfe widerſtand.

Auch die Ritter bedienten ſich vermeintlich heilſamer Strenge, um die neuen Chriſten im ſchwankenden Glauben zu befeſtigen und das Erworbene zu vertheidigen; ſie erbauten eine Menge Schlöſſer, von deutſchen Einzöglingen als Lehensmännern bewahrt. Allein man hüte ſich, von dieſen ſogenannten Schlöſſern oder Burgen ein anſehnliches Bild zu entwerfen. Ein Viereck, in welchem kaum drey Wagen neben einander um einen Brunnen wenden konnten, der gewöhnlich die Mitte einnahm; Balkenwälle nachläſſig aufgeſchichtet; ein Graben und vielleicht eine Reihe von Pfählen, mehr bedurfte es nicht. Wenn Tauſende von gefangenen oder unterjochten Einwohnern, zu Erbauung einer ſolchen Feſte durch deutſche Waffen zuſammengetrieben wurden, ſo ſtand ſie in wenigen Tagen vollendet, ihren Erbauern zum Schrecken. Erſt ſpät verwandelten ſich die hölzernen Wälle in Stein, Thürme ſtiegen empor, aus Hütten wurden Häuſer. Deutſche Abenteurer ſiedelten ſich an.

Das waren der Ritter erſte, nur durch Verrätherey gelungene Thaten in Preußen; ſo zeigten ſie den Anbetern des Pykullus einen neuen, aber gräßlicher geſtalteten Gott.

Neuntes Kapitel.

Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutſchen Orden.

Daß in unſern Tagen kreuzfahrende Rotten nicht mehr wüthen, wird zum Theil mit Recht einer höhern Aufklärung beygemeſſen; aber dieſe Himmelstochter wirkte nicht, (wie Menſchenverehrer gutmüthig träumen) das Gefühl der *Sittlichkeit* erweckend, ſondern nur durch Künſte und Wiſſenſchaften die *Langeweile* verjagend. Es mag der menſchlichen Eitelkeit ſchmerzlich fallen zu bekennen, aber dennoch bleibt wahr: das Größte wie das Kleinſte geſchieht faſt immer aus Langerweile; Tugenden und Laſter ſetzt ſie in Thätigkeit; Künſte und Wiſſenſchaften ſind ihre Töchter, ob ſie gleich die eigne Mutter verzehren. Wenn der Eroberer im ſtillen Beglücken ſeines Volkes Zeitvertreib fände, ſo würde er nie die Fackel des Krieges über nachbarliche Fluren ſchütteln. Wenn des Gelehrten ſtrebendem Geiſte der einfache Genuß häuslicher Freuden genügte, ſo würde er nie in hundert Bücher ſich begraben, um deren Zahl durch Eines zu vermehren. Aus echter Frömmigkeit zogen die wenigſten nach Paläſtina oder Preußen; ſie ſuchten Zeitvertreib; denn mit tauſend künſtlichen Waffen gegen den grauſamen Menſchenfeind, die *Zeit*, haben erſt ſpätere Jahrhunderte die gähnende Welt beſchenkt. Naturkundigen bleibe überlaſſen zu entſcheiden, ob nicht auch, mit des Geiſtes vermehrten Schwingungen, des Körpers Bedürfniß, Bewegung, ſich vermindert habe? — Selten wurde in jenen Zeiten das Seelenorgan geübt; ein enger Kreis von Ideen und Kenntniſſen genügte dem Menſchen; aber frei bewegen wollte er ſich, Berge und Meere ſchienen ihm Kerker; willkommen daher die dunkelſte Abgeſchmacktheit, wenn ſie ſeinen Inſtinkt begünſtigte.

So war, gleich den deutſchen Rittern im Preuſſen, ein wilder Haufe nach Liefland geſtrömt, dort
unter Riga's biſchöfflichen Krummſtabe den Orden der 120
Schwertbrüder bildend, deſſen erſter Meiſter, Vinno, von einem ſeiner Genoſſen erſchlagen wurde. Ihm
folgte Volquin. Seinen ritterlichen Schutz er- 121
kaufte die Kirche durch abgetretene Länder und Rechte. Doch, der Heiden Macht ſelten gewachſen, ſah er gern, daß Biſchoff Albert Dänemark und Deutſchland
nicht vergebens um Hülfe anrief. Ein Herzog von 121
Sachſen führte Kreuzfahrer nach Liefland. Zu gleicher Zeit landete König Waldemar II. in Ehſtland, zerſtörte eine Burg der Ehſten und gründete Reval. Die Heiden, durch willigen Empfang der Taufe den Feind in Sicherheit wiegend, überfielen ihn plötzlich, drangen bis zu ihres Biſchoffs Zelt, ermordeten ihn, wähnend es ſey der König. Bald erhohlten ſich die Dänen von der erſten Beſtürzung, rächten den Ueberfall ſiegend in einer blutigen Schlacht. Waldemar, nicht geſonnen, das däniſche Blut für biſchöfflichen Segen zu verſpritzen, ertrotzte Ehſtlands Beſitz von Albert, und räumte den Schwertbrüdern ſeine Eroberung zum Theil. Während aber der Graf von Schwerin den König der Dänen gefangen hielt, bemächtigten die Heiden ſich aufs neue der Burg Reval, wurden von Vol-

Volquin belagert, vertrieben. Ein päpſtlicher Legat 1226. ſetzte des Ordens ſtreitige Rechte auf Länder, die größtentheils noch nicht einmal erobert waren, mit dem Biſchoff aus einander. Stoff genug zu künftigem Zwiſte blieb zurück. Die unbezwungenen Letten, von den Ruſſen unterſtützt, kämpften lange heldenmüthig gegen eingedrungene Vaterlandsräuber, und des Ordens große Anſprüche hatten noch keinen feſtern Grund, als die ſchwankende Spitze ſeines Schwertes. Ihn ſchwächten täglich ſelbſt ſeine Siege. Der Kreuzfahrer Zahl und Eifer minderte ſich. Volquin ſah mit Schrecken den Augenblick nahen, in dem er einen Schritt um Schritt erkämpften Boden würde räumen müſſen. Da gedachte er des deutſchen Ordens überlegener Macht, und beſchloß, wo möglich ihr 1235. ſich anzuſchließen. Vielleicht bewogen ihn auch der deutſchen Ritter köſtliche Freyheiten; oder weit ausſehende Furcht vor dieſem Nachbar; oder des großen Biſchoffs Tod, der die Schwertbrüder gleichſam verwaiſt hinterließ. Er warb an Herrmann von Salza um Vereinigung beyder Orden.

Der Hochmeiſter zögerte, wollte zuvor unterrichtet ſeyn von dem neuen Lande, deſſen Bewohnern und 1236. Beherrſchern. Darum ſandte er Abgeordnete dahin, die im folgenden Jahre, begleitet von einigen Schwertbrüdern, nach Deutſchland zurückkehrten. Dort, zu Marpurg, empfing ſie Herrmanns Statthalter, Ludwig von Oettingen, in einem großen feyerlichen Kapitel, von ſiebenzig deutſchen Rittern umgeben. Die Geſandten wurden aufgefordert zu berichten. Da trat Ehrenfried von Neuenburg vor die Verſammlung, freymüthig ſprechend: die Schwertbrüder ſind eigenſinnige, muthwillige Köpfe, ihrer Ordensregel ſpottend, ſtatt gemeiner Wohlfahrt nur eigenen Vortheil ſuchend, und dieſe hier — (er deutete mit dem Finger auf die Gegenwärtigen) — dieſe ſind die ärgſten.

Er redet wahr — bekräftigte Arnold von Neuendorf, der zweyte Geſandte — doch ſie geloben, ſammt dem Ordenskleide auch die Untugend abzulegen, ſo laſſet uns das Beſte hoffen, das beſſere Muſter ihnen aufſtellen.

Ludwig von Oettingen befragte die Anweſenden um ihre Meinung, ſie war der Fremdlinge Wünſche entgegen. Alle hielten für gefährlich, mit ſo übel berüchtigten Männern in nähere Gemeinſchaft zu treten. Nur Herrmann von Heldrungen, ein Jüngling noch, rieth Aufſchub bis zu des Meiſters Rückkehr. Man beherzigte ſeinen Rath. Als aber der Meiſter zu lange blieb, und Johann von Meydeburg, der ungeduldig harrende Schwertbruder, dem Statthalter täglich anlag, da reiſte dieſer endlich ſelbſt, von dem Bittenden begleitet, an den Kaiſerhof.

Salza nahm ſie freundlich und willfährig auf. 1237. Nur des Papſtes Einwilligung mangelte noch. Gerade damals empfing der Hochmeiſter einen neuen Beweis des kaiſerlichen Vertrauens, indem Friedrich ihn nach Welſchland ſandte, die Angelegenheiten der Lombardey mit dem Papſte zu verhandeln. Dieſen Zufall benutzend, führte Salza den Liefländer mit ſich nach Viterbo. Eines ſtand ihm dort entgegen; der Eifer des däniſchen Geſandten, um Reval — den Heiden, und zugleich dem Könige durch das Ordensſchwert entriſſen — durch päpſtlichen Ausſpruch wieder zu gewinnen. Indeſſen hatte Meiſter Volquin, mit den Tapferſten der Seinen, in einer blutigen Schlacht gegen die Letten den Tod gefunden; ſeines Ordens gänzlicher Untergang war die Folge, wenn nicht bald ein Retter erſchien. Dieſe traurige Botſchaft brachten neue Abgeordnete aus Liefland nach Viterbo. Beſchleunigen ſollten ſie beyder Orden Verknüpfung, doch zugleich aus allen Kräften des Dänen-Königs Anſprüchen ſich widerſetzen. Der kluge Herrmann von Salza begriff die Schwierigkeit, das Letztere zu bewirken, weil dem Papſte hoch daran gelegen, Dänemark der Kirche zu verbinden. Allein er ſchwieg, die Liefländer täuſchend durch freundliche Worte, damit nicht neue Hinderniſſe das gute Werk verzögern möchten.

Ohne Gepränge, in weniger Perſonen Gegenwart, empfing der Papſt die Liefländer, vom Hochmeiſter ihm vorgeſtellt. Sie mußten vor ſeinem Stuhle knieen; er vergab ihnen alle Sünden, ſprach ſie los von ihrem Ordenseide, ermahnte ſie zur Tapferkeit, und ſegnete ſie ein als neue Glieder des deutſchen Ordens, gegen deſſen ſchwarzbekreuzte Mäntel ſie nunmehr die ihrigen vertauſchten. Dann erſt wurde ihnen kund, daß Reval den Dänen verbleiben ſolle, nach Erſtattung der, vom Orden, zur Vertreibung der Heiden aufgewandten Koſten. Da ſchlug ein Liefländer unwillig an die Bruſt, den getroffenen Ordenstauſch bereuend und ſprechend: „wär' es nicht geſchehen, es geſchähe nun und nimmermehr, das [illegible] ich wahrlich!“

Der Hochmeiſter, durch des Kayſers Zuſtimmung und Freygebigkeit geſichert und ermuntert, befahl, ſechszig Ritter eilig nach Liefland zu ſenden, an die Stelle der Erſchlagenen; Dietrich von Grüningen ſollte ihr Meiſter ſeyn. Der ſchien dem Kapitel noch zu jung, für ein ſo ſchweres Amt in ſchweren Zeiten. Da ernannte Salza den alten verſuchten Herrmann Balk zum erſten Landmeiſter in Liefland, 1238. der mit dem drohenden Dänen-Könige einen nachgiebigen digen Vergleich und ein nützliches Bündniß ſchloß. Waldemar ſollte Reval, und was er etwa künftig von den Heiden erobern würde, ruhig beſitzen. Hingegen trat er freywillig einen Theil von Ehſtland dem Orden ab, gelobte bewaffnete Hülfe und hielt Wort, ſich vorbehaltend ein Drittel von den Eroberungen ſeiner Verbündeten.

So entſprang des deutſchen Ordens Recht auf ein ſchönes Land, aus dem er neuen Zuwachs an Macht und Laſtern ſchöpfte.

Zehntes Kapitel.

Fernere Schickſale Biſchoff Chriſtians und der Neubekehrten.

Eine Peſt, von deutſchen Pilgern verbreitet, wüthete ein Jahr lang, beſonders unter den Preußen. Geſunde Menſchen fielen plötzlich ſterbend nieder. Auch das Vieh ward angeſteckt. Die Ritter hielten ſich inne, vermieden jede Gemeinſchaft mit den Neubekehrten, die, alles verlaſſend, in die Wälder rannten. Dort befragte, während eines Gewitters, ein Waidelott die Götter um ihres Zornes Grund. Den ſucht in eurer Abtrünnigkeit, war die Antwort. Da beſchloſſen die Zagenden: wir wollen zwar, den neuen Herren zu Willen, mit dem neuen Gott Friede halten, doch auch unſerer Götter getreue Diener bleiben. Mit einem Eide bekräftigten ſie dieſen Entſchluß, verkündeten ihn laut als des Perkunas Ausſpruch, beſuchten Kirchen und opferten daneben in Eichenhaynen. —

Den Dornenpfad, vom heiligen Adalbert zuerſt gebrochen, jetzt durch der Ritter Schwert bequemer gebahnt, betraten nach und nach viele fromme Männer, predigend unter dem Ordensſchilde. Dominicaner thaten ſich hervor. Auch der heilige Hyacinth, von drey Gefährten begleitet, ſammelte, Wunder verrichtend, hie und da eine Heerde. Aber die Edelmönche, ſtatt des wachſenden Glaubens — ihr eignes durch Gelübde vorgeſtecktes Ziel — ſich zu erfreuen, ſahen ſcheel dazu, hemmten wohl gar der

Apoſtel Fortſchritte, wenn es ungeſtraft geſchehen konnte; denn ſie fürchteten, daß der Neubekehrten Zahl die der deutſchen Einzöglinge überſteigen möchte. Auch durften ſie nur der Heiden Güter und Aecker an ſich reißen, der Getauften Eigenthum hingegen nicht freventlich antaſten. Wenn fromme Pilger zerſtörte Tempel wieder herſtellten, oder unzerſtörte beſſern wollten, ſo hinderten ſolches die Ritter unter ſchnödem Vorwand. Am unleidlichſten war ihnen, daß die neuen Chriſten bey der Taufe ſich dem Biſchoff eidlich verbanden; demſelben Chriſtian, dem allein der Orden ſeine Herrſchaft verdankte. Sie haßten dieſen Mann, weil er ſie durchſchaute; ſie rathſchlagten heimlich mit dem Biſchoff von Plozk, ihn ſeiner Würde zu berauben. Er aber lehrte, predigte, ſtrafte, mit immer gleichem Muth und Eifer. Einſt luden preußiſche Edle ihn zu ſich, Begierde nach der Taufe vorſpiegelnd. Arglos kam er, mit geringer Begleitung. Ein Haufe loſer Buben lag im Hinterhalt, ermordete die Seinen, ſchlug ihn ſelbſt in Feſſeln. Die Ritter, die nicht wagten, öffentlich Hand an ihn zu legen, geriethen in Verdacht, bey dieſem Bubenſtücke mit gewirkt zu haben. Wenigſtens blieb er verlaſſen in Schmach und Banden, trotz ihrer übernommenen Schutzpflicht. Leichtlich hätten ſie ihn gegen gefangene Preußen auswechſeln mögen; allein ſie nahmen Löſegeld und ließen um ihren Biſchoff ſich unbekümmert; ja ſie benutzten ſogar ſein hartes Schickſal, um der biſchöfflichen Kirchen und Güter ſich zu bemächtigen, die ſeine Rechte beweiſenden Urkunden zu vernichten; maßten ſich Erhebung der Zehnten, Beſetzung erledigter Pfarreyen an. Welchen Eindruck konnte, mußte ſolch Beginnen auf Bekehrte oder zu Bekehrende hervorbringen, wenn ſie — an tiefe Ehrfurcht für ihren Hohenprieſter gewöhnt — die Geringſchätzung bemerkten, durch welche die Chriſten den ihrigen verhöhnten? — Auch ſprachen ſie laut: was frommt uns der neue Glaube? wir werden dennoch verfolgt. — Die zügelloſen Brüder gingen endlich ſo weit, einen Neubekehrten zu ermorden, weil er dem Biſchoff ſeinen Sohn als Geißel vertraute.

Man hat verſucht, alle dieſe Verbrechen zu beſchönigen. Sollte denn der Orden — ſo entſchuldigt man — des Landes Anbau, der Einzöglinge Daſeyn, auf ein gewagtes Spiel ſetzen, indem er zugab, daß der Getauften Zahl ſich Furcht erweckend vermehre? — (Aber wie? wenn auch nur eine einzige Seele durch dieſe hölliſche Staatskunſt verloren ging, hatte dann der Orden nicht ſeinen Stiftungsbrief verwirkt? —).

Ein Huldigungseid dem Biſchoff geleiſtet — ſo bemäntelt man ferner — war ein Eingriff in des Ordens Rechte, der allein Unterthanen Pflicht und Abgaben fordern durfte. Freylich mußte er bekennen, daß er die Schenkung großer Länder dem verfolgten Biſchoff verdanke, allein des Undankes Vorwurf glaubt man dennoch durch die Bemerkung abzulehnen, der Schenkende habe ohnehin jene Länder nicht behaupten können.

Daß baares Löſtgeld des Biſchoffs Befreyung vorgezogen worden, ſey den in ſchwere Kriege verwikkelten Rittern nicht zu verargen, zumal da Chriſtian Unruhen im Lande erregt.

Daß Fremdlinge keine Kirchen im culmiſchen Gebiet erbauen oder beſſern dürfen, ſcheine rechtlich, wenn vielleicht der Biſchoff ein längſt abgetretenes Patronatsrecht ſich wiederum habe zueignen wollen.

Selbſt die Plünderung der Kirchengüter und die empörende Ermordung eines Vaters, der ſeinen Sohn als Geiſel in des Biſchoffs Hände geliefert, wird entſchuldigt, weil die Kirche, Neubekehrte an ſich knüpfend, einen Staat im Staate habe errichten wollen. Solche Gründe widerlegen, hieße dem Gefühl unbefangener guter Menſchen mißtrauen.

Chriſtian erkaufte ſeine Freyheit von den Preußen durch große Opfer, und erhob nun ſchwere Klage zu Rom. Der Orden wurde wohl mit Recht einem Hunde verglichen, der zuerſt vom Hirten nur ein Plätzchen begehrt, um ſeine Jungen darauf zu werfen, dann wiederum ein Plätzchen um ſie zu erziehen, und als die Jungen endlich groß geworden, hätten ſie den Hirten weggebiſſen. Schon einmal hatte Papſt Gregor dem Hochmeiſter gedroht, alle dem Orden zugeſtandene Freyheiten wieder zu vernichten; aber das geſchah in einem Augenblicke, wo Salza zwiſchen ihm und dem Kaiſer als zweydeutiger Vermittler erſchien, alſo nicht aus Eifer für des Glaubens Fortpflanzung.

1241 Darum fand auch Chriſtian nur ein laues Gehör, und bald nachher ſtarb er, ohne Rache an der im Buſen genährten Schlange. Gram und Folgen der harten Gefangenſchaft beſchleunigten des Greiſes Tod. Er wurde in ſeiner zerſtörten Kirche begraben.

Der Orden fuhr indeſſen muthig fort, den gepanzerten Fuß auf den Nacken der neuen Chriſten zu drücken, doch in zwey Parteyen getheilt; an der Einen Spitze Herrmann Balk, der aus Klugheit oder Furcht, oder Menſchlichkeit, mit der Bekehrten Aberglauben und heimlichen Götzendienſte milde verfuhr, Gelindigkeit empfahl.

Der Andern Haupt Hermann von Aldenburg, Statthalter ſeit der Sendung Balks nach Liefland,

land, ließ in frommer Wuth jeden, beym Götzendienſte Ueberraſchten, erſchlagen, lähmen, verbrennen. Lange murrten die Preußen nur heimlich und gingen ſeufzend in die Meſſe. Als aber des Wüthrichs Bekehrungseifer ein Dorf in Brand ſteckte, in welchem Viele zu Beachtung eines Feſtes verſammelt waren, da drohte Aufſtand, und der Hochmeiſter eilte, den Unverſtändigen zur Rechenſchaft nach Deutſchland abzurufen. 1239. Schnell mußte Herrmann Balk aus Liefland zurückkehren, um durch ſeine Milde das alte Vertrauen wieder herzuſtellen, allein der Tod entriß ihn den Bedrängten.

Poppo von Osterna erhielt die landmeiſterliche Würde, und mehrte alſobald — wiewohl nothgedrungen — der Preußen Elend. Seit Jahren nämlich zitterte Europa vor den Tatarn. Schon trug ein Feldherr des Batu Chan die Kriegsfackel nach Polen, deſſen Fürſten durch Wohlthaten und Verträge mit dem Orden in enger Verbindung ſtanden. Die deutſchen Ritter eilten vergebens ihren Nachbarn zu Hülfe. Die Barbaren ſiegten. Herzog Boleslaus V. floh nach Ungarn. Die Deutſchen fürchteten, es möchte die Lavine ſich über Preußen wälzen, darum eilte der Landmeiſter eine Menge neuer Feſten zu erbauen, wobey die unglücklichen Preußen, der angelobten Freyheit zuwider, harte Frohndienſte verrichten mußten. Wir hätten nimmer geglaubt, ſprachen ſie unter einander, daß der deutſche Gott ein Lügner wäre. Ihre Klagen wurden immer lauter, allein auch jetzt griffen ſie noch nicht zu den Waffen, ſondern nahmen rechtlich ihre Zuflucht zu den pommerſchen Herzögen, Sambor und Swantopolk, als Bürgen des Vertrags mit dem Orden. Der hochherzige Swantopolk ſäumte nicht die pflichtvergeſſenen Ritter zu warnen, doch fruchtlos. Da rieth er den Bedrückten, ſich an den Papſt zu wenden, und ließ durch ſeine eigenen Geſandten die ihrigen nach Rom begleiten.

Der Zeitpunkt war den Klagen ungünſtig. Gregor IX. ſtarb. Sein Nachfolger, Cöleſtin, regierte nur achtzehn Tage. Dann blieb der päpſtliche Stuhl faſt zwey Jahre hindurch erledigt. Die wenigen anweſenden Kardinäle kümmerten ſich nicht um die Wohlfahrt ihrer halb wilden Brüder aus Norden, oder des Ordens mächtiger Einfluß verſchloß ihre Ohren. Die ſeufzenden Kläger mußten ohne Troſt in die troſtloſe Heimath zurückkehren.

Damals endete Herrmann von Salza ſeine glorreiche Laufbahn. Er ſollte, als Rathgeber, den Grafen Richard von Cornwall nach dem verwirrten Orient begleiten, aber Geſundheit und Alter ſtanden nicht mehr im Verhältniß mit ſeines hohen Geiſtes Jugendkraft. Vergebens hatte er zu dieſer Reiſe in Salerno — einer damals berühmten Schule der Arzneikunſt — ſich zu ſtärken geſucht; er ſtarb in Apulien, ſeine Gebeine ruhen in Barletto. Wäre dieſer große Mann in die Welthändel ſeiner Zeit nicht zu eng verwickelt geweſen; hätte er ſelbſt die Zügel des neu gegründeten Staates in Preußen ergriffen; ſo war zum mindeſten von ſeiner Klugheit zu erwarten, daß er der Neubekehrten Joch nach Kräften erleichtert, ihre Feſſeln mit Blumen umwunden, Aufruhr und ſchweren Krieg würde vermieden haben.

Eilftes Kapitel.

Conrad von Thüringen. Gerhard von Mahlberg.

Der nächſte Stern an einer Sonne verſchwindet in ihrem Glanze; ſo der Nachfolger eines großen Mannes. Landgraf Conrad von Thüringen trat an Herrmanns Stelle; minder durch Verdienſte als durch Ahnen dem Orden Glanz verleihend. Rohe Wildheit, verbunden mit dem tiefſten Aberglauben, waren ſeinem Zeitalter und ihm vorzüglich eigen. Nie Meiſter ſeiner Leidenſchaften, wälzte er ſich in Laſtern.

1232. Einſt begehrte der Maynzer Erzbiſchoff von dem Kloſter Reinsborn eine Summe Geldes und beſtrafte des Abtes Weigerung durch das ſtrenge Urtheil, daß ihn die Chorherren zu Erfurt drey Tage hinter einander mit Ruthen geißeln ſollten. Zwey dieſer peinlichen Tage waren bereits überſtanden. Am dritten kamen von ungefähr Landgraf Conrad in die Kirche um eine Meſſe zu hören, und, gewahrend wie grauſam dort ſein Schützling behandelt wurde, brauſte er heftig auf, rannte in das Chor, wollte den Erzbiſchoff mit ſeinem Meſſer durchbohren. Ein anderer Streit mit dieſem Prälaten, eines Berges Beſitz anlangend, mehrte die Erbitterung. Krieg entſtand. Conrad belagerte Fritzlar, verwüſtete deſſen Umgebungen durch Feuer und Schwert. Allein die Stadt leiſtete hartnäckigen Widerſtand. Schon machte er ſich bereit zum Abzug, da erſchienen die Weiber auf dem Walle, ſpotteten ſeiner ſich unzüchtig entblößend. Hierdurch in Wuth verſetzt, ließ Conrad Sturm laufen, eroberte Fritzlar, wüthete vertilgend, ſchlug Prälaten in Feſſeln, erbrach Kirchenſchränke, raubte Geld, Gefäße, Reliquien, verſpottete das Allerheiligſte. 1234.

Nach dieſer ſaubern That befand er ſich eines Tages mit zweyen ſeiner Höflinge, Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Grüningen, auf dem Schloſſe Trennberg. Da erblickte er ein lüderliches Weib im tiefſten Elend, und warf, in einer Anwandlung von Sittlichkeit, ihr mit bittern Worten das unzüchtige Leben vor. Sie weinte, ſchluchzte und betheuerte, es habe nur die Noth in dieſen Abgrund des Verderbens ſie geſtürzt. Gerührt bewilligte ihr Conrad eine anſtändige Verſorgung, bedingend, daß ſie künftig auf dem Pfade der Tugend wandle.

Dieſe gute Handlung blieb nicht unvergolten. Er brachte die folgende Nacht ſchlaflos in heftiger Gemüthsbewegung zu. Du ſelbſt — ſo ſtrafte ihn ſein Gewiſſen — du biſt weit größerer Verbrechen ſchuldig. Nur des Weibes Armuth gebar Laſter, allein du ſchwelgſt in mißbrauchten Reichthümern. Am andern Morgen theilte er ſeinen Höflingen dieſe Bußerweckung mit. Beyde verſicherten, höfiſch oder wahrhaft, von gleichen Empfindungen ergriffen zu ſeyn. Auf der Stelle wandelten ſie barfuß in die Kirche zu Gladbach, knieten am Altare, flehten um Erbarmen, beichteten dem Pfarrer ihre Sünden, und empfingen den Rath, als deutſche Ordensbrüder, durch ein Gottgeweihtes Leben die Jugendverirrungen zu büßen.

Doch ehe Conrad dieſen Rath befolgte, ſchien ihm nothwendig, Gott und die Bürger von Fritzlar zu verſöhnen. Mit entblößtem Haupt und Füßen, mit einer Ruthe in der Hand, warf er ſich daſelbſt vor der Kirchthüre nieder, Verzeihung erflehend, und jedem Vorſtehenden die Ruthe bietend, um den Reuigen zu züchtigen. Obgleich der Scene Neuheit und Seltſamkeit eine Menge Volks herbeygezogen, ſo ergriff doch nur ein altes Weib die dargebotene Ruthe, deren Streiche er geduldig litt. Halb beruhigt kehrte er heim, ſchlug die Hand einer öſterreichiſchen Prinzeſſin aus, und trat zu Marburg in den deutſchen Orden. Seinem erbaulichen Beyſpiel folgten Heldrungen, Grüningen und viele edle Thüringer, dem Orden mächtigen Zuwachs verleihend.

Aber eine göttliche, nur in reuiger Bruſt geſpürte
Verzeihung, war damals unzureichend ein zartes
Gewiſſen zu beſänftigen, ſo lange nicht der Papſt
ſein Siegel darauf drückte. Darum begab ſich Conrad
auf den Weg nach Rom, begrüßte unterwegs den
Kaiſer, wurde mit Achtung aufgenommen, und ſprach
von nichts als von den Wundern der heiligen Eliſabeth,
ſeines Bruders verſtorbener Gemahlin. Zu Rom
ſpendete er reiche Almoſen, ſpeiſte täglich 24 Arme
mit eigner Hand. Der Papſt entband ihn nochmals
feyerlich von allen Sünden, allein von nun an fand
er bloß Vergnügen in Wiederholung der auffallendſten
1238. Bußen. Noch einmal erſchien er zu Fritzlar am Feſte
der heiligen Peter und Paul, unter zuſtrömendem Volke,
entblößte ſich, ſchlug einen Sack um die Lenden
und begehrte harte Züchtigung für ſeine Verbrechen.
Da faßte ein Prieſter die Ruthe, führte ihn mit Gepränge
von einer Kirche zur andern, dergeſtalt ihn
zerhauend, daß nicht Prieſters Hände, ſondern Henkers
Klauen in ſeinem Fleiſche zu wüthen ſchienen. Er
litt Schmerz und Schmach geduldig, blieb ein eifriger
Befolger aller Religions- und Ordenspflichten; bewirkte
bey dem Papſte die Heiligſprechung der Eliſabeth;
brachte ihren Leichnam nach Marburg; überhäufte

überhäufte, gleich frommen Vorfahren, den Orden mit Wohlthaten, und ſtarb, von der Geſchichte nur als Verbrecher und Schwärmer gekannt. 1242.

Noch geringern Stoff hat Gerhard von Mahlberg ihr geliefert. Sie wenig mehr von ihm, als daß er, nach Conrad von Thüringen, einige Jahre lang an des Ordens Spitze ſtand, vom Popſte über Preußen durch einen Ring belehnt wurde, dennoch den Orden verließ und zu den Tempelherren übertrat. 1244.

Zwölftes Kapitel.

Krieg mit Swantopolk, dem Herzog von Pommern.

Jenes ſchändliche Laſter, bey Geringen Habſucht, bey Mächtigen Eroberungsgeiſt genannt; dort allgemein Verachtung, hier in kleinen Seelen Bewunderung erregend; jene Geißel der Menſchheit, von einzelnen Fürſten geſchwungen, verjagt zum mindeſten die tröſtende Hoffnung nicht, denn auch der Eroberer hat ein Lebensziel. Wo aber dieſe Wuth eines Körpers ſich bemächtigt, der nie ſtirbt, weil er, ſtatt der abgefaulten Glieder, ſtets neue hervortreibt; da wird der von ihr entzündete Boden zur ewigen Hölle. Ein ſolches Ungeheuer war der deutſche Orden. Vergebens liebten einzelne Hochmeiſter Frieden und Rechtlichkeit; ſie waren nur geſunde Häupter eines verpeſteten Körpers, deſſen Gift ſtets weiter um ſich griff. Wer den erobernden Fürſten willig zum Gränznachbar aufnimmt, wird es bereuen, minder jedoch als der Thörichte, der einem erobernden Orden ſeine Gränzen räumt.

Nur zu bald drängten ſolche Betrachtungen ſich den pommerſchen Herzogen auf, vor allen dem klugen Helden Swantopolk. Sein künftiges Schickſal in dem der unglücklichen Preußen leſend, ſah er voraus, daß es den Rittern nie an Vorwand, Bemäntelung, päpſtlichen Bullen und kaiſerlichen Beſtätigungen fehlen würde, wenn nach gelungener Unterjochung der Heiden, die Länder der pommerſchen Fürſten ihre nie geſättigte Lüſternheit weckten. Darum fand er klug und recht, die Preußen zu unterſtützen; klug — denn ihre unvernichtete Macht gewährte ihm Sicherheit; recht — denn der Orden, jene bedrückend, verletzte Verträge, deren Bürge er war.

Swantopolk — wie alle große Männer, von kleinen aber vielen Feinden angebellt — Swantopolk iſt werth von der Nachwelt gekannt, bewundert zu ſeyn. 1174. Er war ein Sohn Meſtwins, Herzogs in Hinterpommern, und hatte zwey ihm unähnliche 1220. Brüder, Sambor und Ratibor. Der ſterbende Vater berief ihn an ſein Lager, vertraute ihm auf zwanzig Jahre die Vormundſchaft über Sambor und das ihm zufallende Erbtheil. Er ſchlug ſie aus. Da ſprach Meſtwin: Sohn, verſcherze nicht die Liebe, die ich ſtets zu dir getragen. Swantopolk ergab ſich den väterlichen Bitten. Da wandte ſich der Sterbende zu Sambor, ſprechend: Sohn, ich befehle dir, dem älteren Bruder gleich mir zu gehorchen, wo nicht, ſo lade ich dich vor Gottes Richterſtuhl.

Zwölf Jahre lang erfüllte Swantopolk des Vaters Gebot: im dreyzehnten bewog ihn brüderliche Liebe, den Mündel in Beſitz der Herrſchaft zu ſetzen. Dieß kaum geſchehen, knüpfte Sambor tückiſche Verbindungen mit den Heiden an, wollte einer ihrer Töchter ſich vermählen, befahl ſeinen Kriegern, der Preußen Durchzug durch ſein Land heimlich zu begünſtigen, damit ſie den ältern Bruder, ſeinen Wohlthäter, feindlich überfallen, deſſen Gebiet verheeren möchten. Ein verrätheriſcher Anſchlag wurde geſchmiedet, Swantopolk mit ſeinen Baronen freundlich auf ein Schiff gelockt, das, mit ſchnell gelichteten Ankern, den Betrogenen an ferne Ufer tragen ſollte. Es mißlang. Da verſuchte Sambor Zwietracht unter dem pommerſchen Adel zu erwecken, auch den Bruder mit dem deutſchen Orden zu entzweyen. Jenem ſchwur er heuchleriſch: Bruder, ich verbinde mich nur deßhalb näher mit den Deutſchen, um ihre Anſchläge dir zu verrathen; dieſem half er, zum Nachtheil von ganz Pommern, Schlöſſer bauen, bereicherte ihn durch Schenkungen, focht unter deſſen Fahnen.

Und der chriſtliche Orden, mit Scham und Dankbarkeit gleich unbekannt, verhetzte, bewaffnete Brüder gegen Brüder, lohnte ſo demſelben Fürſten, der ihn arglos, mit edlem Vertrauen empfing, unterſtützte. Denn Swantopolks Tapferkeit allein rettete 1233. die Deutſchen vom Untergang an den Ufern der Sirguna. Er blieb fünf Jahre lang ihr treuer Bundsgenoſſe, 1238. wollte, ohne ihre Zuſtimmung, nie Waffenſtillſtand mit den Heiden ſchließen, unterwarf ſich ſogar freywillig, ſeiner Redlichkeit bewußt, dem päpſtlichen Bannfluche, wenn er wortbrüchig werde. Auch dann ſchwieg er noch, als ſeine Feinde, die Polen, von ihnen begünſtigt wurden.

Aber als der Orden, Pflicht- und Eidvergeſſen, 1239. die unglücklichen Preußen zu Frohnknechten herabwürdigte, ſie die gefeſſelten Arme zu ihm, dem Bürgen ihres Vertrags, aufhuben; da ſchien längeres Schweigen ihm Verbrechen. Doch weit entfernt, eine un-

geregelte Kriegsluſt übereilt zu büßen, wollte er zuvor alles verſuchen, um ohne Blutvergießen, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit bey den Deutſchen zu erwecken. Freymüthig trat er vor den Landmeiſter, den Unterdrückten das Wort redend, wie es einem wackern Manne und mächtigen Fürſten geziemt. Aber der verblendete, jähzornige Landmeiſter ſchalt den edlen Fürſprecher einen Verräther und Volksaufwiegler. Swantepolk, perſönlich gereizt, dachte zu groß, um die ihm wiederfahrne Beleidigung mit den Klagen ſeiner Schützlinge zu vermehren; er griff noch nicht zum Schwerte, entſchloſſen, alle gütliche, rechtliche Mittel zu erſchöpfen, damit einſt der Fluch des abgedrungenen Krieges allein auf dem Orden laſten möchte. Darum ſandte er, wie erzählt, ſeine Machtboten nach Rom von jammernden Preußen begleitet, und erſt als dort, am erledigten Throne, ihre Stimme verhallte; ſie, ſtatt alles Troſtes, die Nachricht von Deutſchlands
1241. Furcht vor den Tataren — von einer großen, in Schleſien verlornen Schlacht, in welcher auch der Orden ſeine Tapferſten auf der Wahlſtatt ließ — heimbrachten; erſt als Sambor, der verſtockte Bruder, mit der Deutſchen Hülfe eine Burg Gordin erbaute, ſie zum Sammelplatz von Swantepolks Feinden machte; dann erſt zog er das Schwert, nicht um zu erobern, durch Mitleid und Klugheit allein bewogen. — Die übermüthigen Ritter vermeinten, es hänge nur das Volk der Preußen an ihm, weil des Landes Edle oft mit ihnen zechten; allein auch dieſe erkannten, nüchtern geworden, die nahe Gefahr. Noch wurden ſie mit Schonung behandelt, doch was durften ſie erwarten nach ähnlicher Unterjochung ihres Volkes? Auch rührte ſich ſchon längſt ihr Unwille, wenn verdienſtloſe Deutſche große Güter empfingen, wenn immer nur Deutſche mit den vornehmſten Aem-

tern

terik bekleidet wurden. Darum lockte jetzt kein Trinkgelag ſie mehr; das Geheul der Unterdrückten rief auch ſie zu den Waffen.

Die Ritter wollten, auf ausgerüſteten Böten, ihren Feſten Lebensmittel zuführen; doch zahlreiche Beſatzungen in Swantopolks Schlöſſern längs der Weichſel fingen die Böte auf, bewachten ſo emſig den Strom, daß Mangel in den Ordenshäuſern bald fühlbar wurde. Zugleich ſchüttelten die Preuſſen ihre Feſſeln, drangen, nach Rache durſtend, in ihr geraubtes Eigenthum; nichts widerſtand ihrer Wuth: überall begruben ſie die Henker ihres Volkes unter dem Schutt der neuen Mauern. Nur Elbing und Balga verſchloſſen noch ihre Thore, inwendig mit dem Hunger im Kampfe. Die erſchrockenen Edelmönche ſandten Boten der Angſt nach Rom. Ein päpſtlicher Legat erſchien, den Herzog abmahnend mit ſanften und ſtrafenden Worten.

Ohne Bedenken reichte der edle Swantopolk dem Ordensmarſchall die Hand, gelobend, daß er den Aufruhr ſtillen wolle, falls der Orden die Neubekehrten in den feyerlich zugeſagten Rechten ferner nicht kränken, ſie, des Landes alte Bewohner und Herren, wenigſtens den deutſchen Einzöglingen gleich ſtellen werde. Das allein war ſeines Krieges rühmlicher Zweck. Abermals zu ſchnell vertrauend, hielt er auf der Stelle Wort, die Preußen vermahnend zu Niederlegung ihrer Waffen.

Als aber der Legat ihn verließ, um in Thorn den förmlichen Frieden zu vermitteln, da fand er die übermüthigen Ritter in heftiger Gährung. Auf Sambors, des verhetzten Bruders, Beyſtand trotzend, ſchalten ſie den Herzog einen Verräther an der Chriſtenheit. Swantopolk, aufs neue hintergangen und entrüſtet, ließ ſchnell die Blutfahne wehen, ſchlug den Feind, eroberte die neuerbaute Burg Gordin, nahm ſeinen Bruder ſammt vielen Rittern gefangen. Statt aber Böſes mit Böſem zu vergelten, gab er, mehr großmüthig als klug, allen die Freyheit wieder. Sambor benutzte das Geſchenk blos zur neuen Tücke, hing nach wie vor am Orden, verwüſtete Caſſuben, verleitete auch den jüngern Bruder Ratibor zu verrätheriſchen Anſchlägen. Noch Einmal fiel er in Swantopolks Hände, noch Einmal zerbrach der Großmüthige des verblendeten Bruders Feſſeln am Oſtertage zu Ehren des auferſtandenen Erlöſers, und gerührt erklärte Sambor, durch einen feyerlichen Schwur, in Gegenwart der berufenen Mönche dreyer Orden, ſeines eigenen Landes ſich verluſtig, wenn er abermals feindlich gegen den Bruder handle.

Auch dieſen Eid verwehte der Wind. Ein Biſchoff von Cujavien beruhigte des Meineidigen Gewiſſen; Sambor und Ratibor ergriffen aufs neue die Waffen, unterlagen des gerechten Gegners mächtigem Arme. Da flehte Ratibor reuig um Vergebung, empfing, mißbrauchte ſie, wollte, mit Rath jenes Biſchoffs, den Bruder hinterliſtig fangen oder tödten. Es wurde verrathen, Swantopolk triumphirte. Vor der heiligen Eiche erhoben ihn die Preußen, nach alten Gebräuchen, zu ihrem Feldherrn. Die Waidelotten zeigten ihn dem Volke; der Kriwe ſelbſt umgürtete ihn mit dem Schwerte; die Supanen hoben ihn auf ihre Schultern, durch die jauchzenden Reihen ihn tragend. Des päpſtlichen Botſchafters Kreuzpredigten und Bannſtrahlen achtete er nicht. In einer Schlacht verlor der Orden 4000 Mann; eine Feſte nach der andern ſtürzte zuſammen; alle Deutſche bluteten unter des Siegers Schwerte, dem ihre Weiber und Kinder in harte Sklaverey folgen mußten.

Geringen Erſatz für alles Verlorne fanden die Edelmönche in der Einnahme von Schartowitz, einer nachläſſig bewachten Burg des Herzogs, in welcher, bey Nacht überrumpelt, zum Troſt frommer Seelen, das Haupt der heiligen Barbara in ſilbernem Kaſten erobert wurde. Der Ordensmarſchall Bernheim war der Held, der dieſen Schatz errang und ihn ſogleich nach Culm geleitete, wo Prieſterſchaft und Volk ihm entgegen ſtrömten. Das heilige Haupt, in der Cathedrale mit Ehrfurcht aufbewahrt, verrichtete bald Wunder ohne Zahl.

Mit geſtärktem Muthe zogen nun die Ritter ge-
gen den furchtbaren Feind, blieben Sieger in verſchie-
denen Gefechten, zwangen ihn, die Belagerung von
Schartowitz aufzuheben. Doch ſchwerlich wäre es
gelungen, den Hochherzigen zu demüthigen, ohne
Hülfe der Kreuzfahrer, die jetzt aus Polen und Oeſt-
reich herbey eilten. Ihrer Macht nicht gewachſen,
neigte Swantopolk ſich zum Frieden, gelobte Tren- 1243
nung von den Preußen, Kampf gegen die Heiden an
der Ritter Seite, verpfändete Schartowitz und ſeinen
eigenen Sohn Meſtwin nebſt vielen ſeiner Edlen.
Doch wenn gleich, durch überlegene Macht, zu ſo
harten Bedingungen genöthigt, gab er dennoch die
unglücklichen Neubekehrten nicht Preis, die, im Ver-
trauen auf ſeine Hülfe, die Waffen ergriffen hatten.
Er beſchwur nicht eher den Vertrag, bis der Orden
hinwiederum feyerlich zugeſagt, ſie nicht zu drücken,
die Preußen, ohne ſeinen Rath, nicht zu bekriegen.
Gern opferte er dann den eitlen Wunſch, als Sieger
aus dieſem heiligen Kampfe hervorzugehen, dem höhe-
ren Ruhme eines Befreyers der Unterdrückten, den
nur zu bald der wortbrüchige Orden zu vernichten
ſtrebte.

Swantopolk hatte, für ſeines Verſprechens Erfüllung durch koſtbare Geiſeln Sicherheit geleiſtet, hingegen, wie Edle pflegen, dem verſöhnten Feinde zu viel getraut. Um ſich greifen, unterjochen, dann das Joch mit Eiſen belaſten, war nun einmal des Ordens unvertilgbare Gewohnheit. Macron, ein angeſehener Preuße, dem Orden treuer als dem Vaterlande, ſtarb kinderlos; ſchnell verſchlangen die Ritter deſſen Erbe, nicht achtend das Geſchrey der nächſten Verwandten, die, mit Hülfe der Sudauer, das unrechtlich Verweigerte durch rechtliche Gewalt behaupteten. Auch zu Swantopolk's Ohren, mehr noch zu ſeinem Herzen, drang die Stimme der Gemißhandelten. Ohne der Gefahr des eigenen Sohnes zu ach-
1244. ten, flog er zu ihrer Hülfe herbey, trat an die Spitze der Sudauer, einer mächtigen Völkerſchaft Preußens, gegen die der Orden noch nie gekämpft hatte. Beym Anblick ihrer Keulen erwachte der Neubekehrten eingefangene Wuth, Alle vereinten ſich zu einem furchtbaren Heere, das, Tod und Knechtſchaft in ſeinem Gefolge, über das Culmerland ſich wälzte. Culm, Thorn und Reden allein widerſtanden noch. Der Feldherr lagerte ſich an einem Moraſt. 400 Ritter ſchlichen aus Culm ſammt allen waffenfähigen Bewohnern, foderten die Thorner zum Beyſtand auf, und gedachten am frühen Morgen den Feind zu überfallen. Damals gab der alte Ordensmarſchall Dietrich von Bernheim den weiſen Rath, des feindlichen Heeres Zug über den Moraſt nicht zu ſtören, ſondern deſſen Nachtrab anzugreifen. Doch Berlewin, ſeit kurzem ſein jüngerer Stellvertreter, fürchtend Verluſt der Beute, verſchmähte des Greiſes Klugheit, griff an der Oſſa mit Ungeſtüm an. Swantopolk zog ſich zurück bis zu einem Hinterhalt der Seinen. Kaum hatte Berlewin den gefährlichen Ort erreicht, da ſtürzten 4000 ihm

in den Rücken; er fiel — von ſeinem Haufen retteten kaum zehn das Leben.

In dieſem Augenblicke erſchien zu ſpät die Beſatzung von Thorn. Des Ordens Niederlage gewahrend, ſuchte ſie Heil in der Flucht, wurde verfolgt, erreicht, erſchlagen. Den alten entronnenen Marſchall tödtete Gram.

Jetzt rückte Swantepolk vor Culm, das, von Vertheidigern entblößt, nur noch Weiber, Kinder, ſammt des Herzogs Geiſeln, in ſeinen Mauern faßte. Aber dieſe Weiber beſaßen männlichen Geiſt; ſie wollten ihre Erſchlagenen nicht beweinen, ſondern rächen, oder doch frey ſterben. In den Rüſtungen ihrer Männer erſchienen und kämpften ſie auf den Mauern. Der Herzog wurde getäuſcht, er hob die Belagerung auf. Umſonſt verſuchte er die Geiſeln durch Beſtechung culmiſcher Bürger zu befreyen; der Comthur auf ſeiner Huth, ließ, während der Nacht, den Prinzen nach Schartowitz ſenden, mit Befehl ihn niederzuſtoßen, wenn er einen Laut wage.

Man erzählt, es habe Swantopolk aus Rache alle Gefangene ermorden laſſen. Unglaublich, denn er hätte für des eigenen Sohnes Leben zittern müſſen. Wahrſcheinlich daß er manche Grauſamkeit eines erbitterten heidniſchen Heeres nicht abzuwenden vermochte. So befand ſich unter den Gefangenen ein gewiſſer Martin Golin nebſt ſeiner Schweſter, die, dem Zeitpunkt ihrer Niederkunft nahe, dem Heere nicht mehr folgen konnte. Da mußte der Bruder ſehen, daß ein wilder Preuße ihr den Leib ſpaltete, und dieſe Gräuelthat erbitterte ſein Gemüth ſo heftig, daß er — ſpäter in Freyheit geſetzt — ein wüthender Parteygänger des Ordens wurde, Ströme von Blut den Manen der Schweſter opferte.

Erſt nach des Feindes Abzug fühlten die Edelmönche den erlittenen Verluſt. Ihre Provinzen waren verödet, entvölkert; die wenigen Entronnenen kämpften mit Dürftigkeit und Verzweiflung. Das Kreuz ſtand entwurzelt. Vor allen lieferte Culm ein trauriges Schauſpiel. Nur Greiſe, Knechte, Witwen, Waiſen, wandelten kummervoll in deſſen Mauern. Nothgedrungen ermahnte der Biſchoff die Weiber, mit ihren Knechten ſich zu vermählen, und ſie folgten eilig der willkommenen Ermahnung.

Noch immer ſchreckten und verödeten Swantopolks Waffen das Culmer Land, bis eines Tages an der Weichſel, mit Beute ſchwer beladen, ſein Volk der Sicherheit ſich allzu ſorglos überließ. Die Ritter, in Culm eingeſchloſſen, weinten, beteten, wollten kein neues Gefecht wagen, mit deſſen Verluſt ihre letzte Hoffnung ſchwinden mußte; allein des Landes Edle und Bürger ſprachen: es ſey beſſer Einmal mit Ehren den Tod, als täglich ein ſchmachvolles Elend zu dulden. Da ermannten ſich die Ritter, heimlich zuſammenraffend Flüchtlinge, Kreuzfahrer, Brüder, doch ſtets an Zahl ungleich dem Feinde. Mit dieſem durch Verzweiflung ſtarken Haufen überfielen ſie plötzlich des Herzogs Volk. Ein blutiger Kampf begann; von beyden Seiten fielen die Tapferſten, bis endlich der ſo oft untreu gewordene Sieg den Edelmönchen wiederum ſein Antlitz zuwandte. Die Pommern flohen an die Weichſel, zurückgelaſſene Kähne dort zu finden vermeinend. Die hatte zu ihrem Verderben ein Sturm in der Nacht zerſtreut, Strom abwärts getrieben. Da warfen die Fliehenden ſich in die Fluten, um ſchwimmend ihr Leben zu retten; allein durch Schrecken und Waffenlaſt gedrückt, fanden die Meiſten ihr Grab in empörten Wellen. Nur Swantopolk mit wenigem Volk entrann.

So glänzend auch die Farben ſind, mit welchen Ordensſchmeichler dieſe Begebenheit malen, ſo war ſie doch im Grunde von geringer Bedeutung, denn wichtige Folgen allein ſind eines Sieges Beweiſe. Hier aber zitterte noch jetzt der Orden vor dem geſchlagenen Feinde, zitterte, daß Meſtwins Aufenthalt in Schartowitz verrathen, dieſe koſtbare Geiſel ihm mit Gewalt entriſſen werden möchte. Darum ward beſchloſſen, den gefangenen Prinzen der Obhut des Herzogs von Oeſtreich zu vertrauen.

Zu gleicher Zeit erſchallte der Ritter Klaggeſchrey in Deutſchland, Böhmen, Polen: wir ſind verloren, wenn wir hülflos bleiben! — Es kamen einige Brüder aus Meißen und Thüringen; auch der Herzog von Oeſtreich ſandte dreyßig Ritter. Man ſprach vom Frieden. 1245. Der Papſt ließ ein Schreiben an den gefürchteten Herzog ergehen. Swantopolk, durch die letzte Niederlage weder an Volk noch an Muth geſchwächt, erklärte laut: weder Papſt noch Kaiſer ſolle ihn hindern, ſeine Feinde zu verfolgen. Begehrt ihr meinen Frieden, ſprach er, ſo gebt mir meinen Sohn zurück.

Der Orden zauderte, und Swantopolk erneuerte die Feindſeligkeiten in Cujavien mit gewohntem Glücke. Er war bereits der Obermacht ſo ſicher, daß er mit getheilten Kräften, hier fechten, dort feſte Schlöſſer bauen durfte. Wo die Weichſel mit der Nogat ſich vereinigt, ſtieg die Burg Zanthir empor, die ihn zum Herrn der Schifffahrt auf dem Strome machte, den Beſatzungen von Elbing und Balga jede Zufuhr abſchnitt. Um aber auch vom linken Ufer ſeinen Arm über die Weichſel zu ſtrecken, verſtärkte er die Befeſtigung von Schwetz. Vergebens wagte der Landmeiſter ſchwache Verſuche, dieſe Fortſchritte zu hemmen; alle ſcheiterten an der Feinde und der Wellen Macht. Er mußte ſich darauf beſchränken, auch ein Schloß zu bauen, den drohenden Feſten gegenüber, das nannte er Potterberg. Dieſer Bau und ein Streifzug in Pommern, wo mehr geraubt als geſochten wurde, ſchienen des Ordens letzte Anſtrengungen.

Swantopolk erfuhr, daß auch die Ritter von Elbing einen Zug tiefer in das Land gewagt. Alſobald zog er mit geringer Mannſchaft nach Elbing, hoffend, eine verlaſſene Feſte ohne Widerſtand einzunehmen; aber die muthigen Weiber folgten dem Beyſpiel ihrer Schweſtern von Culm, erſchienen geharniſcht auf den Wällen. Solche weibliche Keckheit, unſern Zeiten fremd, damals nicht ſelten, war natürliche Folge der Auswanderung. Weiber pflegten im 13ten Jahrhundert nicht zu reiſen, ſcheuend Gefahren für Zucht und Tugend, Mangel aller Bequemlichkeiten, auf übel gebahnten, mit adeligen Raubſchlöſſern beſäeten Heerſtraßen. Daher die Frau, die ihrem Gatten oder Geliebten zu folgen Muth faßte, ſchon auf der beſchwerlichen Flucht aus dem Vaterlande mit Noth und Gefahr vertraut geworden, nun auch leicht in der neuen Heimath ihr Geſchlecht verläugnend, die Waffen zu deren Vertheidigung ergreifen konnte. Chroniken bezeugen, das ſey oft geſchehen, und erklären dadurch gnügend das Wegführen der Weiber, die auf dieſe Weiſe für gefangene Männer galten.

Allein vor Elbing wie vor Culm wurde Swantopolk getäuſcht. Er meinte, die Beſatzung ſey zurück gekehrt, entſagte dem Vorhaben, durch Gewalt die ſtarke Feſte zu gewinnen, ließ aber um ſo enger, mit dem Hunger im Bunde, durch die Preußen ſie umzingeln, indeſſen er in Warmien und Natangen die Ordensbeſitzungen verheerte. Nirgend traf er einen Feind, denn die Ritter hielten ſich ſtill, hinter den verrammelten Thoren ihrer Schlöſſer.

Einmal nur erkühnten ſich die aus Marienwerder einen Anſchlag gegen den Gefürchteten zu ſchmieden, der durch den ſeltſamſten Zufall mißlang. Der Herzog tafelte in einem Landhaus in Pomeſanien, keinen nahen Feind ahndend. Unter ſeinen Höflingen war ein furchtſamer Jüngling, der vor dem bloßen Namen der Deutſchen zitterte. Um ihn zu necken, befahl Swantopolk, daß, während der Tafel, ein Bote herein ſtürzen, einen Ueberfall der Feinde melden ſollte. Alle Gäſte waren unterrichtet. Der beſtellte Bote erſchien; allein er hatte wirklich die Ritter heranſprengen ſehen und berichtete ſolches erſchrocken. Der Jüngling entfloh. Die übrigen vermeinten lachend, der Bote habe ſeine Rolle täuſchend geſpielt. Als er aber bleich und bebend des Berichtes Wahrheit betheuerte, da ſprang der Herzog auf, gewann kaum noch Zeit ſich auf ein Roß zu werfen, floh von einem einzigen Knecht begleitet, von einem Ritter ſo heftig verfolgt, daß er nur durch die Weichſel ſchwimmend entrinnen konnte. Den treuen Knecht erreichte hinter ihm ein tödtendes Geſchoß.

Indeſſen kämpfte Elbing hart gegen Hunger. Mehrere Verſuche ihm Lebensmittel auf der Weichſel zuzuführen, gelangen nur halb, koſteten Blut. Ein reicher Pole, nach dem Ordenskleide lüſtern, erbarmte ſich der Noth, brachte den Bedrängten Wein, Korn, Vieh in großem Ueberfluß. Es gelang, der Feinde Wachſamkeit zu hintergehen, und der Orden, obſchon für Deutſche nur geſtiftet, ward aus Dankbarkeit dem polniſchen Retter verliehen. Dieſer Zufall und die Nachricht, daß an den pommerſchen Gränzen der feindliche Herzog von Cujavien ein Heer ſammle, bewogen Swantopolk zum Rückzug. Bey Schwetz gelagert, wurde er angegriffen, genöthigt in die Feſte ſich zu werfen. Sein Lager und das Land umher traf

Plün

Plünderung, Verwüſtung. Allein faſt hätten die Sieger untereinander ſelbſt ſich aufgerieben. Die Kreuzfahrer, auf ihren Heuſchreckenzügen auch das Ordensgebiet nicht verſchonend, mußten bittere Vorwürfe deshalb von Caſpar Huntland, Vogt zu Althaus, vernehmen. „Ihr wollt tapfere Männer heißen,“ waren ſeine ſpitzigen Worte, „aber das ſind keine Heldenthaten.“ — „Ihr habt uns betrogen“ entgegneten die Fremdlinge, „nur als Feinde abgefallener Preußen ſind wir berufen, jetzt müſſen wir gegen „Chriſten fechten.“ Den harten Worten folgten raſche Thätlichkeiten; Caſpar Huntland büßte mit dem Leben, ein und zwanzig Ritter fielen an ſeiner Seite; Erbitterung hinderte Verſöhnung. Doch damals war noch nicht vonnöthen, Kreuzfahrer zu ſchonen, deren eine Schar, ermüdet oder empört, ſchnell von einer andern abgelöſt wurde. So auch jetzt; bald wiederum durch öſtreichiſch Volk geſtärkt, wagten die Ritter
1246. eine Schlacht gegen Swantepolk, in der von beyden Theilen mit gleicher Wuth und Tapferkeit gefochten wurde. Des Ordens ſchwere Reiterey ſchien allein dem Herzog furchtbar, darum ließ der kluge Feldherr, wie einſt der Römer Lucull im mithridatiſchen Kriege, der Seinen Waffen nur gegen die Roſſe richten. Hinter Bäumen mußten die Preußen mit lautem Geheul fechten, um die Roſſe ſcheu zu machen. Lange ſchwankte der Sieg. Schon flohen die Cujavier. Herzog Caſimir ſtand allein mit dem Fahnenträger, knirſchend über der Seinen Feigheit. Kreuzfahrer eilten ihm zu Hülfe. Endlich wurde im Getümmel Swantepolk ſelbſt vom Roſſe geſtürzt, der Helm von ſeinem Haupte geſtoßen. Man hielt ihn für todt. Schrecken ergriff ſein Heer; er warf ſich ſchnell auf einen andern Gaul; doch ſchon riß der Seinen übereilte Flucht ihn mit ſich fort; der Feind behielt das Feld, zog triumphirend

in Thorn ein, wo kurz zuvor ein fliehender öſtreichiſcher Ritter durch voreiligen Bericht von des Ordens Niederlage Trauer und Entſetzen verbreitet hatte.

Swantopolk, ungebeugt durch dieſen Unfall, und noch immer ſeinen Feinden furchtbar, zögerte dennoch keinesweges die Hand zum Frieden darzubieten, als der Herzog von Oeſtreich, Friedrich der Streitbare, zum Vermittler ſich erbot. Löſung vom Banne, Räumung der Feſte Schartowitz, und vor Allem, Zurückgabe ſeines Sohnes, waren die dem Unbeſiegten zugeſtandenen Vortheile; wogegen er gelobte, zu Ausrottung des Heidenthums in Preußen mitzuwirken. Doch die wortbrüchigen Ritter erfüllten die Hauptbedingung nicht, den geliebten Sohn noch immer dem Vater vorenthaltend. Sogleich blinkte des Herzogs Schwert aufs neue, ſein Arm ſtets willig es in die Scheide zu ſtecken, wenn man die gerechte Foderung brachte.

Im Vertrauen auf dieſes Recht unterwarf er 1247 ſich ohne Bedenken dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche der Biſchöffe von Culm und Gneſen, die — nachdem ſie über jeden, ſich wechſelſeitig zugefügten Schaden, ein ewiges Schweigen geboten — dem Orden auferlegten, ſo ſchnell als möglich den Prinzen Meſtwin herbey zu ſchaffen. Der Orden gehorchte nicht. Auch mündliche Vorſtellungen in einer Zuſammenkunft mit dem Landmeiſter blieben fruchtlos, und wider Willen mußte der gekränkte Vater zu den Waffen greifen.

Der Orden büßte die Wortbrüchigkeit durch den Verluſt der überrumpelten Feſte Chriſtburg, in welcher Swantopolks Schwert die treuloſen Brüder aufrieb. Man erbaute ſchnell ein neues Chriſtburg in der Nähe des alten. Der Krieg wüthete fort. Die Johanniter 124 Ritter, in Pommern eingeſeſſen, fochten unter Swantopolks Fahnen gegen ihre jüngern Brüder von Jeruſalem: ein Beweis von des Herzogs unzweydeutigen Rechten. Noch mancher Tapfere blutete, noch mancher Feige floh, noch manche Provinz wurde verödet, und wo der Orden Sieger blieb, da verübte er Grauſamkeiten, die er ſonſt mit empörtem Gefühl dem Herzog aufzubürden pflegte.

Indeſſen Swantopolk in Preußen focht, heiſchten ſeine Machtboten zu Rom einen richterlichen Ausſpruch. Der Orden war gezwungen, ihm dahin zu folgen. Der Papſt, zu weit entfernt, um hell in dieſem Streite zu ſehen, übertrug deſſen Prüfung den Biſchöffen von Camin, Lübeck und Culm, zugleich, oder bald nachher, den Legaten Jacob Pantaleon, Archidiaconus von Lüttich, nach Preußen abfertigend. Den Friedensweg bahnte der Herzog, indem er noch jetzt eidlich erklärte, daß er das Urtheil der Biſchöffe von Culm und Gneſen zu erfüllen bereit ſey, wenn man ſeinen Sohn ihm wieder gebe.

Der Orden hatte ſchon zu oft erprobt, daß, ohne dieſe Verwilligung, die Flamme in des Vaters Bruſt nie zu erſticken ſey; darum lieferte er endlich, nach ſechs Jahren, den geliebten Sohn in deſſen Arme, und augenblicklich unterzeichnete der beruhigte Greis die übrigen Bedingungen. Sie waren keinesweges ſeinen Ruhm verunehrend; ſie zeigten, daß er unbeſiegt geblieben; denn gegen Räumung einiger Beſitzungen im Culmer Lande, gegen Verzichtleiſtung auf einige Zölle, trat der Orden ihm die friſche Nehrung ab. Dem Bündniß mit den Heiden entſagte er, nicht der Beſchirmung neubekehrter Chriſten. Dagegen gelobte der Orden, wenn Swantepolk, durch des Legaten Vermittlung, mit ſeinen Brüdern ſich verſehne, dieſen künftig nimmer beyzuſtehn. Ein feyerlicher Schwur auf das Evangelium mit Berührung

der Reliquien, befeſtigte dieſen Frieden; wer ihn bräche,
ſollte eine Strafe von 2000 Mark erlegen. Einige,
wiewohl ſparſame Menſchenrechte, geſtand der Orden
nothgedrungen den Neubekehrten ſchriftlich zu, und ſo 1249.
genoß der graue Held einer Ruhe von wenigen Jahren,
in den Armen des lange vermißten Sohnes. Er ſchien
und war ſo weit entfernt von neuen kriegeriſchen Entwürfen,
daß er ſogar die Burg Zanthir dem Orden 1251.
käuflich überließ, und litt, daß ſie als Lohn der
gegen ihn verübten Tücke dem feindlichen Bruder Sambor
zufiel, der wiederum der Culmer Beyſtand durch
Zollfreyheit vergalt.

Dennoch mußte der alte Löwe noch einmal ſeine
Mähnen ſchütteln. Wodurch gereizt? verſchweigt die
Geſchichte. Verſöhnung zwiſchen erbitterten Brüdern
war ein frommer Wunſch geblieben, und der Orden
bekriegte die Samländer; beydes konnte leicht die Aſche 1252.
von den Funken blaſen. Jenes Schweigen der Geſchichte bezeugt des Herzogs Recht, denn kein Vorwurf wäre ihm ſonſt erſpart worden. Auch iſt nicht vermuthbar, daß ein Greis von achtzig Jahren ohne wichtigen Bewegungsgrund die Waffen ergriffen habe. Vielleicht hatte er ſchon zu lange gezögert, dem Orden Raum und Zeit gelaſſen ſich zu ſtärken; vielleicht war auch ſein Muth durch Alter geſchwächt. Er unterlag zwar nicht in dieſem letzten Kampfe, denn ſeine Herrſchaft blieb unangetaſtet; allein er wurde doch gezwungen, den künftigen Frieden durch ein vom Prinzen Meſtwin bekräftigtes Gelübde zu verbürgen, welches, im Fall eines neuen Angriffs, dem Orden Danzig verhieß.

Der polniſchen Fürſten Tücke ließ ihn nicht auf ſeinen Lorbeeren ruhen, doch des Greiſes letzte Schickſale und Anſtrengungen liegen außer den Gränzen dieſer Geſchichte. Durch bittere Schmähungen ſeines Andendenkens haben Ordenscreaturen den Marmor im Kloſter zu Oliva nicht vertilgen können, der auf ſeinem Grabe Ruhm verkündet.

Nur ungern verläßt der Geſchichtſchreiber dieſen Helden des Mittelalters, der — ſeinem Jahrhundert weit voraus eilend — deſſen Vorurtheilen nicht fröhnte, zuverläſſig in der Freundſchaft, furchtbar im Zorn, ſtaatsklug im Beſchließen, raſch im Handeln, fromm und barmherzig, gnädig im Gericht, großmüthig im Verzeihen, tapfer im Felde, beharrlich im Unglück war; ein kräftig einher ſchreitender Mann, vor deſſen Fußtritt der Orden zwölf Jahre lang bebte; der, ohne der Kreuzfahrer vielköpfiges Ungeheuer, die Heuſchrekken auf Preußens Fluren würde zertreten haben; den die Pfaffen und Edelmönche, als ihrem Gelichter fremd, haßten, verleumdeten, eigene Verbrechen ihm aufbürdeten, und der vor allen Fürſten jener Zeit ein Denkmal von Meiſterhand wohl verdienen würde.

Drey-

Dreyzehntes Kapitel.

Die Hoch- und Landmeiſter jener Zeit. Verhältniſſe mit Lübeck.

Wider Willen muß dann und wann der Faden der Begebenheiten abgeriſſen werden, um an deren Stelle trockene Namen zu liefern. Hochmeiſter nach Gerhard von Mahlberg war **Heinrich von Hohenlohe**, 1241 verwandt mit Kaiſern und Fürſten. Dennoch lautete deſſen beſcheidener Titel in ausgeſtellten Urkunden: **Bruder Heinrich, des Hoſpitals der heiligen Jungfrau demüthiger Knecht.** Daß er alle ſeine Güter dem Orden ſchenkte, brachte ihm gleichwohl nicht die Ehre einer einſtimmigen Wahl. Von einem angeſehnen Nebenbuhler, **Ludwig de Queden**, befreyte ihn der Tod erſt nach mehrern Monaten. Sogleich trat ein Anderer an deſſen Stelle: **Wilhelm von Urenbach.** Den **deutſchen** Orden ſollten nur **Deutſche** empfangen, allein die Ritter banden ſich ſchon damals weder an Weſen noch Form ihrer Stiftung; denn Ausländer waren es, Franzoſen vermuthlich, die den Gegenmeiſter ſtützten. In Deutſchland und Preußen wurde Hohenlohe anerkannt, auch vom Kaiſer, der ihm auf Curland, Liefland und Semgallen Rechte beſtätigte, die er ſelbſt nicht beſaß.

Gering war dieſes Hochmeiſters Einfluß, wie auf die Preußen, ſo auf ſeines Ordens künftige Schickſale. **Jene** beſuchte er nur auf kurze Zeit, ertheilte

der

1246. der Stadt Elbing ein Privilegium, lieh seinen Namen öffentlichen Verhandlungen, seine Macht den Stellvertretern; dieser empfing — doch ohne Heinrichs Zuthun — eine Auszeichnung in Palästina; denn also sprach dort der heilige Ludwig: „wir wollen das Ordenswapen bessern und zieren mit vier Lilien aus unserm Schilde, dabey sie unser gedenken sollen.“

1252. Hohenlohe starb, und nahm sterbend einige Fuß
breit Landes von seinen verschenkten Gütern wieder in
Besitz, denn er liegt zu Mergentheim begraben. Einige
1248. Jahre vor ihm verließ auch Conrad von der Masau
den durch seine Feigheit brennenden Schauplatz.

Noch minder als von Hohenlohe weiß die Geschichte
1253. von seinem Nachfolger Gonther, der kaum
ein Jahr regierte. Marburg und Mergentheim in Deutschland, Venedig in Welschland, waren der Ordenshäupter vorgezogener Aufenthalt; im sturmbewegten Preussen mochten nach Gefallen die Landmeister schalten.

1240. Poppo von Osterna, ein Graf von Wertheim, verließ Preußen, um in Schlesien gegen die Tatarn zu fechten, rettete dort kaum das Leben aus einer blutigen Schlacht. Er war es, der die Neubekehrten und ihren edlen Beschützer, durch schnöden Uebermuth empörte. Ein strenger Mann auf arme Leute, nennt ihn die Chronik. Zu spät rief ihn der Hochmeister nach Deutschland, wohin der Preussen Haß ihm folgte. An seiner Stelle erschien Hein-
1247. rich von Wida, begleitet von zahlreichen Kreuzfahrern. Es heißt, er habe, aus frommer Regung, ein Frauenkloster für seine Gemahlin erbaut, sich selbst den Ordensmantel erbeten. Schon während Poppo von Osterna gegen die Tatarn zog, verwaltete er das Landmeisteramt, jetzt ihm allein übertragen.

Auch Dietrich von Grüningen muß genannt werden, als Statthalter des Hochmeiſters in allen Provinzen an der Oſtſee, ein feiner, geſchmeidiger Mann, einſt der treue Begleiter des Landgrafen von Thüringen bey weltlichen und geiſtlichen Ausſchweifungen.

Nicht der Krieg mit Swantopolk allein füllte die Regierungsjahre der genannten Männer; ſie hatten mit der Feder wie mit dem Schwerte noch manche Fehde auszufechten. Während Swantopolk den Orden in Preußen beſchäftigte, wollten auch deſſen jüngere Brüder, die Liefländer, ſich hervorthun; eine kühne Landung an den Küſten von Samland ſollte der unlängſt bewirkten Vereinigung ſie würdig zeigen.

Allein zu ſchwach, um mit eigener Macht den gefährlichen Kampf zu beginnen, rieſen ſie die ſtreitbare Jugend von Lübeck zu Hülfe. Die eilte herbey, 1246
erfocht glänzende Siege, nahm die edelſten Preußen gefangen, führte ſie nach Lübeck, wo göttliche Gnade und Dietrichs von Grüningen ſüße Worte ſo mächtig auf die Heiden wirkten, daß ſie, in Gegenwart vieler Tauſende, in der Kirche der heiligen Jungfrau zu Lübeck ſich taufen ließen. Damit ſie auch das neue Joch um ſo williger tragen möchten, ward ihnen auf ewige Zeiten ihres väterlichen Erbes Beſitz, mit Hinzufügung großer Lehen, vom Orden beſtätigt. Ob man den Wehrloſen Wort gehalten, iſt um ſo zweifelhafter, da den wohlbewehrten Lübeckern eine feyerliche Zuſage gebrochen wurde. Denn ſo lange der Orden ihres Beyſtandes gegen die Heiden bedurfte, war er freygebig mit Verſprechungen. Sie ſollten eine freye Stadt in Samland erbauen; der dritte Theil des ganzen Landes, auch ein Theil von Warmien ſollte ihnen zugehören. Aber nach erreichtem Zwecke wurde

alles widerrufen. Indeſſen ſchien der Lübecker wohlerworbenes Recht ſo klar, daß der Orden einer ſchiedsrichterlichen Beprüfung nicht ausweichen konnte.[*] Da wurde den Klägern aufs neue die Erbauung einer Seeſtadt, nebſt einer großen Strecke Landes, unter lehensherrlichen Bedingungen zugeſtanden, obgleich mehrere Ordensbrüder, ja der Landmeiſter ſelbſt, unter den Richtern ſaßen. Dennoch findet ſich keine Spur von dieſes Urtheils Erfüllung. Den Edelmönchen, vergeſſend wem ſie ihre Stiftung verdankten, ſchien wohl zu gefährlich, einem damals ſo mächtigen Volke, deſſen Kolonie bereits Elbing bewohnte, neue Anſiedelungen in Preußen zu geſtatten. Von jenen mit Blut erkämpften Rechten iſt nichts mehr übrig als eine modernde Urkunde. Doch war es Lübeck, das, ſtets mit Vorliebe für den aus ſeinem Schoße hervorgegangenen Orden, ihm Krieger im Felde, Einwohner in Städten, geneigte Richter in manchen Zwiſtigkeiten lieferte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Geiſtlichkeit in Preußen.

Wenn der Ritter Schwert den Acker gleichſam gepflügt und mit Blut überdüngt hatte, ſo folgten die Prieſter Samen ſtreuend, deſſen künftige Frucht mit dem Orden zu theilen die Kirche ſich vorbehielt. In jedem Zeitraume hat Eroberungsſucht, nie wagend ohne Larve aufzutreten, hinter irgend einen gleisneriſchen Vorwand ſich verſteckt, und eben dieſes ängſtliche Verbergen verräth des Gewaltigen, von ſeinem Gewiſſen ihm aufgedrungene Ueberzeugung, daß er, ein Verbrecher, die Macht mißbrauche. In neuern Zeiten hüllten ſich gekrönte Händel-Suchende in den ſtets zerriſſenen Mantel des ſogenannten politiſchen Gleichgewichts. Doch ehe ein ſchlauer Künſtler dieſe wächſerne Naſe formte, gab es für bewaffnete Raubſucht keinen bequemern Anſtrich, als die Fortpflanzung des Chriſtenthums.* Heiden ſchienen keine Menſchen; Heiden ſchalt man unvernünftiges Vieh; ihr Eigenthum glich dem Bienenſtock im Walde, deſſen Honig der erſte Finder nehmen durfte.

Hinter dem zerreiſſenden Löwen, dem Orden, ſchlich der Schakal, die Prieſterſchaft, und verzehrte gierig was von des Löwen Beute übrig blieb. Wilhelm von Modena, mit päpſtlicher Gewalt gerüſtet, theilte Preußen in vier Biſthümer: Culm, Pomeſanien, 1243 Ermeland und Samland. Daß die Preußen noch immer mit Kraft und Muth ihr Vaterland vertheidigten; daß in Samland noch keine Hand breit Landes erobert war: das kümmerte den freygebigen Vertheiler nicht. Hatte doch der Oberprieſter zu Rom dem Oberprieſter in Preußen die Herrſchaft abgeſprochen; gab es doch in Deutſchland noch Taugenichtſe genug, die bereit ſtanden, die päpſtliche Schenkung zu verfechten.

Der Bisthümer Gränzen wurden erſchaffen. Zwey Theile des ganzen Landes ſollten dem Orden verbleiben, im dritten hingegen die neuen Prälaten faſt uneingeſchränkt herrſchen. Loos oder Wahl beſtimmte ihren Antheil.

Was konnte wohl den herrſch- und habſüchtigen Orden bewegen, ein Drittheil ſeiner Gewalt freywillig abzutreten? — Wollte er den ſchlimmen Eindruck verlöſchen, den Biſchoff Chriſtians Klagen überall hervorgebracht? oder hatte der Papſt gedroht, ſeine Hand abzuziehen? mußte der Orden fürchten, der Lavaſtrom von Kreuzfahrern, den Deutſchland unaufhörlich ausſpie, werde verſiegen, wenn die Wellen geiſtlicher Beredſamkeit ihn nicht mehr in Gährung verſetzten? — Wollte man der neuen Herrſchaft durch Krummſtäbe Achtung gewinnen? — Manche Gründe laſſen ſich ergrübeln, nur fromme Freygebigkeit darf nicht darunter gezählt werden. Jahre verſtrichen, ehe die Theilung wirklich vollzogen wurde. Zwietracht herrſchte zwiſchen den Regenten. Immer ſuchte der Orden ſo viel möglich die geiſtliche Herrſchaft zu entfernen. Ein
1248-1251 langer Zwiſt mit dem Erzbiſchoff Albert verrieth den Ordensgeiſt. Der Prälat mußte klagen: daß man die gebührende Achtung ihm entziehe; mit Bann belegte Verbrecher hege; die Neubekehrten unleidlich drücke. Es währte lange ehe das päpſtliche Anſehen den ärgerlichen Handel ſchlichten konnte oder wollte.
1249. Wenn auch die Ritter einmal nachzugeben ſchienen, ſo

geſchah es nur unter der für den Erzbiſchoff demüthigenden Bedingung, daß er ſeinen Wohnſitz nie in Preußen ohne des Ordens Erlaubniß aufſchlagen ſolle. Warum fürchtete man den Zeugen? — Auch dieſer Vertrag hatte keinen Beſtand, und erſt zwey Jahre ſpäter gelang es den vereinten Bemühungen dreyer päpſtlicher Legaten den Zwiſt zu endigen.

Wenn die Edelmönche ſolche Schritte gegen das Oberhaupt ihrer Kirche wagten, weſſen durften ſich die Biſchöffe zu ihnen verſehn? — Mißhandelt wurde der von Culm, Heidenreich, nach Chriſtians Tode, indem man die weltliche Herrſchaft über ſeinen Sprengel ihm vorenthielt. Er ſchrieb Klagebriefe nach Rom, aber ſein Bote verlor ſich in der Weichſel; von ihm ſelbſt geht die Sage, er ſey vergiftet geſtorben. — Mit dem Biſchoff von Cujavien verglich der Orden ſich nach langem Hader. Der von Ermeland trat gefällig ſeine Rechte über die armen Preußen ab, ſchenkte was er beſaß und nicht beſaß. Der von Samland räumte ſein Schloß zu Königsberg. Alles geſchah freywillig, wie Urkunden, vom Orden vorgeſchrieben, bezeugen. Alle mußten, auf päpſtlichen Befehl, ihm die Befugniß zugeſtehn, Löſegeld für unerfüllte Gelübde der Kreuzfahrer zu empfangen: (ein ſchmerzhafter Eingriff in Gewinn bringende Gerechtſame). Allen wurde ernſtlich verboten, die Ritter zu beſchmauſen: denn die ſchwelgende Geiſtlichkeit zog oft zahlreich mit Menſchen und Pferden in den Ordenshäuſern ein.

Unter ſolche Männer war Preußens Herrſchaft getheilt; ſie zechten oder haderten miteinander. Welch ein trauriges Loos für Unterthanen, die Eigenthum und Freyheit ſammt dem Gott ihrer Väter in das Taufbecken ſtürzen mußten.

Funfzehntes Kapitel.

Den Neubekehrten zugeſtandene Vergünſtigungen.

Nothwendig wurde es aber doch, den Preußen eine Art von Daſeyn zu geſtatten, einige Stufen höher ſie zu ſtellen, als die übrigen Hausthiere; denn man konnte nicht hindern, daß ihr Brüllen bis nach Rom erſchallte, in ganz Europa dem Orden böſen Leumund erweckend. Vor dem Legaten ſchrien ſie: wir ſind ärger geplagt als unvernünftige Thiere! Weh uns Armen! möchten wir nie den Chriſtenglauben erkannt haben! Schon verſchiedenemal hatte der Papſt erinnert: man habe kein Recht, Heiden, der geiſtlichen Blindheit entronnen, in leibliche Knechtſchaft zu ſchmieden; man ſolle Sanftmuth üben, ſie freundlich halten, damit andere gelockt, ſie ſelbſt am neuen Gott nicht irre werden möchten. Herzog Swantopolk hatte ſo freymüthig der Edelmönche Grauſamkeit verlautbart; vor dem Friedenſtiftenden Legaten auf das heilige, aus jenen Verbrechen fließende, Recht zum Kriege ſo oft getrotzt; die Kreuzfahrer ſelbſt — die Unentbehrlichen — hatten unwillig erklärt: man habe ſie betrogen; nicht Heiden wären zu bekämpfen, man mißbrauche ihre Hülfe gegen Chriſten. Und ſo ſehr auch der gewonnene Legat den Orden ſchützte, ſo mochte er doch wohl insgeheim ihm kluge Mäßigung anempfehlen.

Die Edelmönche begriffen endlich, es müſſe etwas geſchehen, um ihren Ruf, mit dieſem ihre neue
Herrſchaft zu retten; darum verſammelten ſie die bis
jetzt rechtloſen Sklaven, und ertheilten ihnen aus 1249.
beſonderer Großmuth folgende Begnadigungen.

Sie durften Eigenthum erwerben — (Man war in der That unverſchämt genug, den gebornen Herren des Landes dieſes neue Recht zuzugeſtehen, hohnſprechend: Alle Menſchen ſind gleich, nur Sünde führt in Knechtſchaft). Sie durften das Erworbene auf Aeltern und Geſchwiſter, Kinder und Enkel vererben. Nur wenn deren keine vorhanden, fielen ihre Güter an den Orden. Mit großem Danke — ſo erzählen die Ritter — haben die Neubekehrten dieſe Vergünſtigung empfangen, bekennend, daß im Heidenthum nur allein ihre Söhne des väterlichen Erbes ſich erfreuten. Geſetzt, es habe ſich ſo verhalten, ſo war vermuthlich eine ausgedehntere Erbfolge ziemlich unbedeutend für ein zahlloſes Volk, unter welchem dreyfach beweibte, dennoch kinderloſe Männer zu den Seltenheiten gehörten. Erſt als das Ordensſchwert ganze Geſchlechter ausrottete; blühende Gefilde verödete; nur ein Weib dem neuen Chriſten ließ; die Töchter zu verkaufen unterſagte; dann erſt mußte dieſes Recht wünſchenswerth erſcheinen.

Ferner ſollten die Neubekehrten ihre Güter verkaufen dürfen an Deutſche oder Preußen, doch nur Chriſten. Aber auch dieß natürliche Recht wurde beſchränkt und verkümmert, durch die Bedingung einer Bürgſchaft, dem Orden vom Verkäufer zu leiſten, damit er nicht zu Heiden oder Feinden überginge. Folglich blieben Hinderniſſe ſtets in des Ordens Gewalt, denn er durfte nur die Bürgſchaft unzureichend finden.

Ferner wurde erlaubt, Teſtamente zu machen; was aber einem Geiſtlichen oder einer Kirche zugewandt wurde, ſollte in Jahresfriſt verkauft werden, wo nicht, dem Orden heimfallen, der allein Landesherr ſeyn und bleiben wollte, darum auch den Vorkauf bey jeder Veräußerung ſich vorbehielt.

Den Neubekehrten wurde verſtattet, ſich nach eigenem Gutbefinden zu vermählen. (Alſo ſtand auch das vorher nicht in ihrer Willkühr!) Rechtmäßige Kinder ſollten des geiſtlichen Standes, die von edler Herkunft der Umgürtung mit dem Schwerte fähig ſeyn; Alle vor Gericht erſcheinen, ein weltliches Recht ſich wählen dürfen; doch Abtrünnige vom Chriſtenglauben aller Vorzüge verluſtig werden.

Hier ſteckte die ritterliche Großmuth ſich ein Ziel, und auch dieß wenige mußten ihre Sklaven theuer genug erkaufen, entſagend der Vielweiberey; ihren Begräbnißgebräuchen; der Gewohnheit Weiber zu erhandeln; Stiefmütter zu erben; über ihrer Kinder Leben zu ſchalten. Sie unterwarfen ſich dem Zwang verbotener Grade; wollten Neugeborne binnen acht Tagen zur Taufe bringen; Erwachſene, Ungetaufte, ſollten in Monatsfriſt dieſe Wohlthat ſuchen, wo nicht, mit Verluſt aller Güter, in einem Kittel ihrem Vaterlande den Rücken kehren. Zwey und zwanzig Kirchen zu erbauen wurden ſie verpflichtet, ſchön geſchmückte Kirchen, die den Schmuck der Natur in ihren Eichenhaynen verdunkeln ſollten, auf daß der chriſtliche Gottesdienſt, beſſer als der verlaſſene, ihnen gefallen möchte. Würden nicht binnen drey Jahren dieſe Tempel vollendet, ſo blieb dem Orden das Recht, die Koſten mit Gewalt herbey zu treiben. Dagegen verſprach er den neuen Kirchen einige Huben Landes von dem Geraubten. — Endlich mußten die Neubekehrten geloben: ſtrenge Faſten; Enthaltung von Arbeit an Sonn- und Feyertagen; Beichtgang und Genuß des Abendmahls; vor allen Dingen Entrichtung des Zehnten in die Ordensſcheuern. Bündniſſe gegen ihren neuen Herrn wurden ſchwer verpont, bewaffnete Hülfe in deſſen Kriegen ihnen auferlegt. Wer etwa dabey gefangen würde, den verſprach der Orden zu befreyen, doch ohne eigenen Schaden. Wieder eine tückiſche Beſchränkung, die zur Genüge verräth, wie wenig man zu leiſten geſonnen war. Und damit es nie an Vorwand fehlen mochte, auch jene ſparſamen ſogenannten Freyheiten nach Umſtänden zu verkürzen, ſo wurden noch dem Papſte, der Kirche, der Geiſtlichkeit, dem Orden, alle Rechte vorbehalten, den Preußen keines. Dann vergab man großmüthig zugefügte Beleidigungen und reichte den Mund zum Friedenskuſſe.

So lautete die berühmte Urkunde, welche man das Hauptprivilegium der Preußen zu nennen beliebte; welche aber blos von ihrer tiefen Herabwürdigung, von dem Geiſt der Zeit und des Ordens Tyranney unwiderleglich zeugt. Doch wäre nur dieß Wenige redlich gehalten worden, ſo möchten die Preußen, nach Menſchen Art, ihr Joch lieb gewonnen haben. Allein, jetzt mehrten ſich die deutſchen Einzöglinge, Bürger und Edle; viele Kreuzfahrer blieben zurück; viele Bauern kamen durch große Verheißungen gelockt; ihnen wurden Dorfplätze geräumt um jährlichen geringen Zins oder Hofdienſt; ihrer ſchonte man beym Schlöſſerbau von Ziegeln; damit wurden die Preußen belaſtet, anfangs bittweiſe; Abends nach vollbrachtem Tagwerk wurden ſie bewirthet, tanzten oft fröhlich die Nacht hindurch. Als jedoch die harte Arbeit immer mehr ſich häufte, blieben ſie aus. Da trieben die jungen frechen Helden ſie mit Gewalt herbey, auch ohne des Landmeiſters Wiſſen und Willen; ja ſie mußten des Herrn Acker pflügen und roden, vom eigenen das Getreide in die Schlöſſer liefern. Von ihrem Seelenheil war nicht mehr die Rede, wenn gleich der Orden ſich deſſen täglich vor Papſt und Kaiſer rühmte. Ob jene vor Gott oder dem Teufel die Knie beugten, galt den Rittern gleich. Der Landmeiſter Gerhard von Hirſchberg, ein guter, frommer Mann, dem ſeiner Brüder Tyranney übel gefiel, bat ſeufzend nach zwey Jahren ſich vom Amte los, weil er vergebens den Unbändigen heilige Pflichten einzuſchärfen ſtrebte. Die murrenden Preußen aber ſchlichen zur heiligen Eiche, fragend, ob die Götter noch lange der Deutſchen Herrſchaft dulden würden? Mit tröſtlicher Antwort entließ der Kriwe die Fragenden.

Sechszehntes Kapitel.

Geltende Rechte in Preußen.

Der Sterblichen wie der Unſterblichen Beherrſcher, ſagt Plutarch, iſt das Geſetz. Der Orden begriff, daß ſeine Eroberungen endlich ihn doch nur zum Herrn einer mit Leichen bedeckten Wüſte machen würden, gelänge es ihm nicht Bewohner zu ſammeln, deren Fleiß und Eigenthum, außerhalb der Mauern neuerbauter Städte, wohl ein Schwert, innerhalb derſelben nur Geſetz und Ordnung ſchützen konnte. Darum, als Culm, des wachſenden Staates Hauptſtadt, gleich Thorn von Einzöglingen zu wimmeln begann, welche, fliehend vor der Deutſchen drückenden Lehnsverfaſſung, dem ſüßen Laut der Verheißungen, vielleicht auch den ſüßern Bildern ihrer Einbildungskraft nachzogen; da beſchloß der Hochmeiſter, eine Ordnung der Dinge feſtzuſtellen, Gegenwärtigen zum Nutzen, künftigen Abenteurern zur Lockſpeiſe. 1233. Die culmiſche Handfeſte wurde ertheilt, das Grundrecht der neuen Bewohner. Sie verwilligte: eigne Wahl der Richter; in Streitigkeiten das magdeburgiſche — für Ackermaß und Erbfälle das flämiſche — bey Auffindung von Gold- und Silberadern das freyburgiſche und ſchleſiſche Recht. Begüterte wurden des Ordens Lehnträger, mußten, nach Maßgabe ihrer Beſitzungen, im ſchweren Harniſch zu Roß, von zwey Gewapneten begleitet, oder leichter bewaffnet der Ordensfahne folgen;

die Bürger von Culm und Thorn jedoch ausgenommen, die nur im Fall eines feindlichen Angriffs bis an die Ufer ihrer Gränzflüſſe vorzurücken verpflichtet waren. Münze von feinem Silber ſollte in Culm geſchlagen, von zehn zu zehn Jahren erneuert werden. Des Landes ſämmtlichen Bewohnern ward Befreyung von allen Zöllen, ungerechten Sammlungen, unfreywilligen Bewirthungen verheißen, Fiſcherey und Jagd in beſtimmten Gränzen zugeſtanden.

Der Orden ſollte keine Häuſer in den Städten kaufen, die ihm geſchenkten keinem andern Gebrauche widmen, als den jeder Bürger von den ſeinigen zu machen pflegte. Gegen verwilligte Ausſtattung der Kirchen, behielt er ſich die Einſetzung der Prieſter vor.

Mit unbeſchränktem Eigenthum ſollte nach Gefallen Jeder ſchalten dürfen; nur See'n, Salzquellen, Biberjagd, Metalle — das Eiſen ausgenommen — verblieben dem Orden.

So wurde verfahren im culmiſchen Lande. Manchen ſpäter erbauten Städten — Elbing, Braunsberg, Frauenburg, Memel — verwilligte der Orden das lübeckiſche Recht; vielen andern einzelne Handfeſten, enthaltend mancherley Abweichungen oder Freyheiten, nur in gewiſſen Bezirken gültig. In zweifelhaften Fällen wurde Rath aus Magdeburg geholt, oder nach Lübeck appellirt; der Orden ſchwieg dazu.

Was den neuen Bürgern galt, ſollte nicht auf des platten Landes Bewohner ausgedehnt werden. dieſe — Adelige oder Unadelige — erfreuten ſich, nach Verhältniß geleiſteter Dienſte, mehr oder minder, vortheilhafter Rechte, vererbten ihre Güter bald nur auf Söhne, bald auch auf Töchter.

Nicht ſelten ereigneten ſich Fälle in den Städten, wo die vorgeſchriebenen Rechte unzureichend befunden wurden; dann ſchuf jede Stadt ſich ſelber die fehlenden,

den, man nannte ſie Willküren, theils für immer gültig, theils von Jahr zu Jahr erneuert; deren Gegenſtände: Kauf, Handel, Marktpreis, Vorkauf, Handwerksordnung, Straßen, Gebäude, innere Sicherheit und Ruhe. Solche Willküren auch ohne des Ordens Beſtätigung zu verfügen, verſuchten Obrigkeiten bisweilen, doch fruchtlos; nur in ihrem Namen ſie kund zu machen war vergönnt. Auch von den Hochmeiſtern gingen nicht ſelten dergleichen Willküren aus, die dem ganzen Lande — wie jene einzelnen Städten — Vorſchriften ertheilten. Aber auch den Einzöglingen wurde, gleich den Neubekehrten, bald nur wenig noch von den glänzenden Zuſagen gehalten. Fern von der verlaſſenen Heimath mußten ſie dulden und ſchweigen, rächten ſich bisweilen nur durch Spottnamen (die Waffe der Ohnmacht), woraus viel Hader, oft Mord entſprang.

Als den Preußen der Geſetze Wahl verwilligt wurde, da erkoren ſie das polniſche Recht, durch ihre Nachbarn ihnen am bekannteſten; oder weil man ſich hütete, des culmiſchen Rechts Vortheile ihnen zu erklären. Jenes geſtand der Orden zu, mit Ausnahme der Probe des glühenden Eiſens und anderer, gegen Gott und Kirchenfreyheit etwa ſtreitenden Dinge. Preußen aus edlem Geblüt, freywillig unterworfen, ſollten deutſchem Adel gleich, mit Gewalt Unterjochte in Knechtſchaft gehalten werden.

So war die bunte Regierungsform beſchaffen, in welche der deutſche Orden die neuen Staaten goß. Doch nach welchen Geſetzen regierten die Eroberer ſich ſelbſt? — welches Beyſpiel gaben ſie den Unterthanen? — welches Band feſſelte ſie an Gerechtigkeit und Sittlichkeit? — war es ſtark genug? und wurde es immer von ſtarken Händen ſtraff gehalten?

Siebenzehntes Kapitel.

Des Ordens innere Verfaſſung.

Es iſt nothwendig, *die* Männer ganz zu kennen, deren Schwert in Preußen wütete und herrſchte, ihre Sittlichkeit, Verfaſſung, Lebensweiſe; denn in dieſen ſtand die Zukunft Preußens geſchrieben. Was im erſten Jahrhundert ſeines Wachsthums der Orden war, oder doch ſeyn *wollte*, das werde hier zuſammen geſtellt, um bequeme Ueberſicht des Folgenden zu gewähren.

Der Hochmeiſter, des Ordens Oberhaupt, „Allen „gnädig, ein Vorbild guter Werke, Ungehorſam ſtrafend, Kranke pflegend, Krankmuthige tröſtend“ regierte mit Rath der vornehmſten Ritter, die man *Gebietiger* nannte. Einem derſelben, ſeinem Vertrauteſten, übergab er ſterbend des Ordens Siegel; *der* berief zur neuen Wahl die angeſehenſten Brüder. Sie kamen, flehten in der Kirche um den heiligen Geiſt, beteten funfzehn Vaterunſer, ließen dreyzehn Arme ſpeiſen. Dann ernannte der Bruder Siegelbewahrer den *Wahlcomthur*, dieſer den erſten Wähler, beyde den zweyten, und ſo fort bis dreyzehn, unter welchen acht Ritter, vier gemeine Brüder und ein Ordensprieſter; keiner hatte mit dem andern ein Vaterland gemein. Die ganze Verſammlung beſtätigte oder verwarf die Einzelnen. Beſtätigt, ſchwuren ſie auf das Evangelienbuch, nach gewiſſenhafter Ueberzeugung den Würdigſten zu küren. Ihn brachte der Wahlcomthur in Vorſchlag, der Stimmen Mehrheit entſchied. Der Neugewählte ſchwur am Hochaltare, unter einem jauchzenden Herr Gott dich loben wir! ſeine Pflichten treulich zu erfüllen, umarmte den Bruder, aus deſſen Händen er die hochmeiſterlichen Kleinodien, Ring und Siegel empfing; dann wurde bey offenen Thüren, unter Glockengeläute, die Wahl kund gethan.

Der erſte Gebietiger hieß Großcomthur, war gleichſam Miniſter des Innern, und oft des abweſenden Hochmeiſters Stellvertreter. Unter ſeiner nähern Aufſicht ſtanden Prieſter und Layenbrüder; Schifffahrt, Handel, Getreidevorrath.

Der zweyte, Obermarſchall genannt, führte das Heer; ſeiner Leitung waren die Ritterbrüder vertraut.

Der dritte, durch den Titel Oberſpittler bezeichnet, verwaltete die Hoſpitäler, ohne Rechnung abzulegen, damit des Ordens Freygebigkeit gegen Kranke und Arme keine Gränzen haben möchte.

Trapierer hieß der Vierte, dem die Sorge für der Brüder Waffen und Bekleidung oblag.

Der fünfte, des Ordens Schatzmeiſter, wurde Treßler genannt.

Auf dieſe hohen Aemter folgten, die Comthure, regierend die im Lande vertheilten Convente, zugleich Verweſer der Provinzen, dem Namen der Stadt, in welcher ſie hauſten, ihren Titel beyfügend. Verſchieden war die Zahl der Brüder in den Conventen, (einer Art von Klöſtern) doch gewöhnlich zwölf, nach der Zahl der Jünger Chriſti, deren eine Hälfte Ritter, die andere Prieſter.

Befehlshaber feſter Schlöſſer führten die Benennung Hauscomthur. Sonſt gab es auch noch Vögte, Pfleger und manche kleinere Aemter.

Zu Beſchlüſſen, des ganzen Ordens Heil betreffend, — Wahl, Entſetzung, Brüderaufnahme, Länderverkauf, Krieg, Friede, Bündniſſe — berief der Hochmeiſter ein Kapitel, mit dem berathend, des beſſern Theiles Meinung befolgend. Doch welcher Theil der beſſere, das beprüfte der Meiſter, minder achtend auf der Brüder Zahl, als deren „Geiſtlichkeit, Ehrſamkeit, Beſcheidenheit.“ Geringeres mochte er beſchließen mit den Großgebietigern, oder „den witzigſten Brüdern“ die eben bey ihm waren, oder auch wohl eigenmächtig. Doch Rechenſchaft blieb er dem Kapitel ſchuldig; erſchien er nicht vor demſelben nach dreymaliger Ladung, ſo hatte er das Hochmeiſteramt verwürkt. Der Geſetze Lauf konnte er verzögern, nicht hemmen.

Wer den Orden heiſcht — ſo lauteten die erſten Statuten — ſoll nicht unter vierzehn Jahren zählen und einer Probezeit ſich unterwerfen, damit er des Ordens Strenge, dieſer des Begehrenden Sitten erkenne; doch iſt vergönnt die Zeit zu verkürzen. Nach empfangenem Unterricht erſcheint er im Kapitel, kniet vor dem Meiſter, bittet durch Gott ihn zu empfahen. Des Meiſters Antwort: „Eure Bitte haben die Brüder erhört, ſo ihr keinem Orden verlobt, keines „Herrn eigen, an kein Weib gefeſſelt, keiner Schuld „bewußt, mit keiner heimlichen Krankheit behaftet „ſeyd. Verheelt ihr ſolches jetzt, und es wird ſpäter „offenbar, ſo möget ihr unſer Bruder nicht ſeyn.“

Ein deutſcher Ritter, vernahm er ferner, ſoll ſeyn gehorſam, keuſch, ohne Eigenthum, drey Grundpfeiler, die auch der Meiſter nicht bewegen darf, denn, Einer gebrochen, ſtürzen Alle. Des Ritters Pflichten ſind: Krankenpflege, Beſchirmung chriſtlicher Länder vor den Feinden Gottes, Beharrlichkeit im

Orden. Dann ſchwur er auf das Evangelium: „Ich „gelobe Keuſchheit meines Leibes, Armuth, Gehor„ſam, Gott, der heiligen Jungfrau und dem Meiſter „deutſches Ordens bis an meinen Tod.“ Jetzt empfing er Ordenskleid und Abendmahl.

Die Statuten verordneten: Kein Weib iſt fähig unſerer Brüderſchaft „weil ein männlicher Muth „von weiblicher Heimlichkeit ſchädlich wird erweicht.“ Nur Krankenpflegerinnen oder Wirthſchaftskundige werden zu Halbſchweſtern aufgenommen. Doch wohnen ſie außer dem Convent, zu Vermeidung alles Aergerniſſes und Sicherung der Keuſchheit. Weltliche Leute, verehelicht oder ledig, darf man empfahen als Heimliche des Ordens. Sie werden deſſen Unterthanen, tragen Kleider von geiſtlicher Farbe mit dem halben Kreuze. Was ſie verdienen bey Lebenszeit, ihr ganzes Vermögen nach dem Tode, gehört dem Orden. Der Obern kluger Willkür bleibt überlaſſen, auch auf andere Weiſe die Brüderſchaft zu verleihen, wenn es dem Orden frommt. Die unbeſoldet ihm dienen, heißen Brüder in der Liebe (in caritate). Wenn ein Rittersmann auf ſolche Weiſe für den Orden die Waffen trägt, ſo betet bey ſeinem Tode jeder Bruder dreyßig Vaterunſer für ihn, und ſieben Tage lang wird ein Armer beköſtigt.

Keinen andern Geſetzgeber hatte der Orden, als das jedesmalige Bedürfniß des Augenblicks, daher entſtand nach und nach eine ſeltſame Miſchung von Geſetzen, der Brüder Wandel und Sittlichkeit betreffend, anfangs einfach und nicht zahlreich, wachſend an Zahl mit dem wachſenden Verderben. Hier zuerſt von denen, die Frömmigkeit und Tugend bezweckten.

Gut, Erbe, Land und Leute beſitzt der Orden in Gemeinſchaft, den Armen und Kranken gewidmet. Eingedenk ſeines Urſprungs, ſoll es in den Hoſpitälern an geiſtlicher und leiblicher Pflege nie gebrechen. Der Armen mitgebrachte Habe verwahrt ein Bruder treulich. Pilger und Kranke ſoll man vorſichtigen, beſcheidenen Männern anvertrauen, Greiſe pflegen, tragen, ſchonen, in Leibesnothdurft minder ſtrenge ſie behandeln. Alle ſollen männiglich und brüderlich beyſammen leben, Einer des Andern Bürde theilen, nicht afterreden, der Alten Rath vernehmen, nicht lügen, fluchen, ſchelten; kein eitles Drohwort ſoll aus eines Bruders Munde gehn; ſchnell vertragen werde jeder Zwiſt, durch flehende Worte die Wunde geheilt. Beamte legen jährlich ſtrenge Rechnung ab; milde ſey ihr Betragen gegen die Brüder, mehr Dienern als Herren gleich. Es leuchte Jeder mit gutem Beyſpiel Fremden vor.

Zwar hat König Salomo den Tempel mit Gold geziert, doch die Brüder bedürfen nur des Goldes der Minne; denn die Minne iſt ein Schatz, mit dem der Arme reich, ohne den der Reiche arm iſt.

Ein ſterbender Bruder hinterläßt ſein beſtes Kleid den Armen, und Speiſe und Trank auf vierzig Tage, wie er ſelbſt genoſſen hätte.

Gottesdienſt bey Tag und Nacht wird von zahlreich vorgeſchriebenen Vaterunſern begleitet, die letztern jedoch denen erlaſſen, die, gelehrt gleich Prieſtern, ſingen und beten können. Bey dem Gloria patri ſollen geſunde Brüder ſtehen, nicht flüſtern oder plaudern, und was ſie mit dem Munde beten, ſoll ihnen auch am Herzen liegen, damit es nicht ſey ein „krankes Gebet.“ Weniger als ſiebenmal im Jahr ſoll kein Bruder das Abendmahl genießen. Vom häufigen Faſten befreyet nur Krankheit. Zwiſchen der Complett und Prime, (dem letzten Abend- und dem erſten Morgengebet) ſollen die Brüder das Schweigen halten. Zwingt irgend eine Nothdurft ſie zum

Sprechen, ſo geſcheh es kurz, nicht mit müßigen Worten, oder die zu lachen bewegen, und werde ſogleich gebüßt durch Vaterunſer und Ave Maria.

Wegen heimlicher Sünden vermahnt ein Bruder den andern, öffentliche bringt er vor den Meiſter und das Kapitel. Geringe Strafe empfängt, wer geringe Schuld ſelbſt bekennt; geſchärfte Buße trift den verheelenden oder gleichen Fehler oft wiederholenden. Ein ſchwerer Verbrechen Schuldiger wird abgeſondert.

Keiner ſoll ein Erbe höher kaufen, als um eine Mark Silbers, auch mehr nicht verleihen, lieber ganz das letztere meiden. Dem Orden geſchenkte oder von ihm gekaufte Menſchen (!) ſoll keiner entführen. Offenbare Sünden ſoll das Kapitel richten, damit dem Orden nicht geſchehe wie dem Prieſter Eli. Zweyer Brüder Zeugniß gnügt bey jeder Klage. Der falſche Zeuge empfängt die Strafe des angeſchuldigten Verbrechens. Wenn Fremde Klage führen, ſo achte man auf des angeklagten Bruders Leumund, auf des Klägers Ruf.

Wer fremde Briefe beſtellt, mit böſen Weibern buhlt, in Hoffart und Geluſt der Sünde ſchwelgt, wer lügt, betrügt, das Haus verläßt um mit Weltlichen zu ſchmauſen; wer ſchimpft, ſpottet, gebüßte Schuld vorwirft, einen Knecht ſchlägt — (den Beamten allein ward der Knechte Züchtigung verſtattet) — wer jagt oder ſpielt, der verwirkt eine Buße von Einem bis drey Tagen, ſpeiſt mit den Knechten und empfängt an jedem Sonntag die Juſte im Kapitel; das hieß: er wird gegeißelt.

In die Jahrbuße fällt mit Verluſt des Kreuzes, wer dem Hauſe Schaden zufügt, Großes entfremdet, heimliche Briefe ſendet oder lieſt, in läſterlichen Dingen afterredet, Brüder verhetzt, dem Trunk ergeben, zu Böſem behülflich iſt; wer ohne Erlaubniß Almoſen ſammelt; wer mit einem Steine, Stabe oder Holze den Bruder ſchlägt, wenn es ihn gleich nachher gereute; wer den Andern mit Waffen verwundet, daß er blutet; wer gegen den Orden böſe That im Schilde führt, deſſen Heimlichkeiten verräth, deſſen Rechte ſchmälert, das Haus beſtiehlt.

Empfängt ein Bruder die Erlaubniß, in einen andern Orden überzutreten, bleibt aber ungedrungen in der Welt, ſo ſoll er ein Jahr lang mit den Slaven gehn, (wenn deren auf dem Hauſe vorhanden) ſoll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, bey den Knechten eſſen, auf der Erde ſitzen, dreymal wöchentlich bey Waſſer und Brot faſten, Sonntags in der Kirche vom Prieſter gegeißelt werden. Das Verbrechen erſchwerende Umſtände — Mord eines Bruders — verlängern die Buße; Ketten, Kerker, ewiges Gefängniß folgen unausbleiblich.

Wer Eigenthum hatte, verheelte', wird nicht auf dem Kirchhof beerdigt, und ruhte er auch ſchon dort, wieder ausgegraben, auf das Feld gelegt, zum Zeichen ewiger Verdammniß (!)

Wer durch Beſtechung oder Lüge den Orden erſchleicht, kann noch begnadigt werden. Doch wehe dem Sodomiten! oder dem, der ſeine Fahnen feige verläßt, zu den Heiden übergeht, auch wenn er den Glauben nicht verläugnete — er verliert den Orden ewiglich.

Prieſterbrüder, züchtig, mäßig, ſollen Almoſen ſammeln, mit der Brüderkoſt ſich begnügen. Ihre Verbrechen richten nur Geiſtliche, zwar mit gleicher Strenge, doch heimlich. Verräth ein Prieſter die Beichte, ſo ſoll man ihn achten als einen unflätigen Auswurf ewiglich.

Sucht ein Büßender Gnade im Kapitel, ſo ſpricht der Meiſter: „Bruder geht hinaus." — Nach geſchehener Berathung wird der Schuldige wieder vorgerufen. War ſein Vergehen nur gering, ſo vernimmt er die Worte: „Bruder, wir verweiſen euch an euern Beichtiger." Hat er ſchwere Schuld auf ſich geladen, ſo hört er die Frage: „Bruder, wollt ihr gehorſam ſeyn?" — Auf die bejahende Antwort wird ihm verkündet: „geht hinaus, bereitet euch die Buße zu empfangen." Dann begleitet ihn ein Bruder, hilft ihm draußen der Kleider ſich entledigen. Nur in den Mantel gehüllt tritt er wieder ein, kniet demüthig vor dem Prieſter, entblößt den Rücken, wird gegeißelt. Nach erduldeter Züchtigung reicht der Prieſter ihm die Hand, richtet ihn auf, ſprechend: „Bruder, dieſe Buße ſetze ich euch für eure Sünde."

Auch der Ritter äußere Zucht bewachten ſtrenge Geſetze. Des Ordens Bekleidung von geiſtlicher Farbe, weiße Mäntel, Kappen, Wapenröcke mit dem ſchwarzen Kreuz bezeichnet; Pelze von Schaf- und Ziegenfellen: Schuhe ohne Schnüre, ohne Schnäbel; das Gewand weder lang noch kurz, weder eng noch weit, von „erbaulichem Schnitt." Ihre Häupter, Bart und Augenbraunen ſollen ſie alſo ſcheeren, daß man ſie erkenne für Ordensleute. Nur die Prieſter bleiben bartlos um der Meſſe willen.

Die Brüder ſpeiſen, was man ihnen von Gottes Gnaden reicht, wöchentlich dreymal Fleiſch, ſonſt Molken, Eyer, Faſtenſpeiſe; ſie meiden Würze, Syrup und dergleichen koſtbare Dinge; jeder empfängt nach Nothdurft. Zwiſchen den Mahlzeiten iſt Waſſer ſein Getränk. Wer wenig braucht, der danke Gott. Der Kranke, mehr bedürfend, überhebe ſich deſſen nicht nachdem er geneſen. Ungewöhnliche Enthaltſamkeit wird unterſagt. Außer dem Convent darf keiner ſpeiſen, es wäre denn mit Geiſtlichen und Prälaten, nach erhaltener Verwilligung. Meiſter und Brüder ſitzen an Einem Tiſche, genießen gleiche Koſt in gleicher Menge. Nur dem Meiſter wird ſo viel als vier Andern zugetheilt, ſo kann und mag er büßenden Brudern davon ſpenden. Bey der Tafel herrſcht Schweigen, es wird vorgeleſen, „auf daß den Brü„dern nicht blos die Gaumen geſpült werden, ſon„dern auch ihre Ohren hungern nach Gottes Wort.“ Finden Gäſte ſich ein, ſo mag der Comthur zu ſprechen erlauben. — Keiner ſoll aus Kurzweil oder Leichtfertigkeit zu Hauſe oder in der Kirche barfuß gehn, eſſen, trinken zu ungewöhnlicher Zeit, die Kranken ausgenommen. Starke Getränke (Luter Trank) ſoll man weder brauen noch genießen, die geſchenkten Armen geben; die von Fremden vorgeſetzten, mäßig trinken. Auch der Tafel Ueberreſte erhalten die Armen, gleichwie ihnen der Zehnte gebührt von allem im Convent gebackenen Brote. Kranke ſitzen an der Siechentafel, bekommen eine geſunde Schüſſel mehr. Der kranke Meiſter ſpeiſt auf ſeiner Kammer, weil zu koſtbar wäre, die beſſere Koſt mit Allen zu theilen.

Mit anſteckenden Seuchen Behaftete werden abgeſondert. Ohne den Arzt ſoll kein Bruder baden oder Arzeney nehmen. Zu alte oder zu junge Brüder werden beſonders gepflegt.

Alle ſchlafen an einem Orte, doch Jeder einzeln, begürtet, im Unterkleide, bey brennendem Lichte. Ihre Betten ſollen ohne Vorhänge ſeyn, daß man wohl hinein ſehen möge. Kein Geſunder ſoll auf Federbetten liegen. Ein Kiſſen, ein Laken, eine Decke, mehr wird ihm nicht geſtattet. Begehrt er ein beſſeres Lager, ſo giebt man ihm ein ſchlechteres, damit er ſich prüfen lerne.

Auf Reiſen und in Feldzügen ſoll der Brüder Wandel Fremden beweiſen, daß ſie mit Recht des Kreuzes Zierde tragen; berüchtigte Wirthe in Städten ſollen ſie meiden, in Herbergen nicht plaudern, nicht im Dunkeln ſchlafen. Nur über Waſſer und nothgedrungen dürfen zwei auf Einem Pferde reiten. Im Felde wird vier Brüdern *ein* Zelt vergönnt. Mit Gold, Silber und weltlichen Farben dürfen des Ritters Waffen oder Sattelzeug nicht prangen. Beliebt es dem Meiſter, Roß oder Waffen eines Bruders einem andern zu verleihen, ſo geſcheh es ohne Widerſpruch, denn keiner beſitzt ein Eigenthum. Nur etwa Holzgeräth, ſonſt nichts Anvertrautes, mag der Ritter verſchenken, vertauſchen. Alles ſtehe offen; Beamte und Reiſende allein dürfen etwas verſchließen. Keiner habe Geld. Empfängt er deſſen zu Geſchäften, ſo gebe er, was übrig blieb, noch vor Nacht zurück. Nur Beamte führen ein Siegel; keiner ſonſt verſendet Briefe oder lieſt empfangene, ohne der Obern Bewilligung. Am wenigſten darf er eines Fremden Briefe beſtellen. Nimmt er deſſen Gut in ſein Geleite, ſo warnt er ihn zuvor, daß man ihm nicht für Schaden hafte.

Mit beſondern Namen ſoll kein Ritter ſein Roß oder Waffe belegen. — Vermindert werde der Knechte Zahl, das Spazierenreiten beſchränkt, jüngern Brüdern, ohne Begleitung eines ältern, gänzlich unterſagt. — Jagd mit Federſpiel und Hunden ſey verboten. Wo große Wälder Nutzen verheißen, da mag der Ritter den Jägern folgen, doch nur zu ihrem Schutz, nicht um durch die Wälder mit Geſchoß dem Wilde nachzufahren. Wölfe, Luchſe, Bären, Löwen darf er jagen *ohne* Hunde, nicht zur Kurzweil, ſondern zum gemeinen Frommen.

Er bleibe fern von Brautgelagen, Schmauſereyen, Spielen und weltlicher Hoffart, zu des Teufels Dienſte angeſtellt. Nur in Geſchäften, oder um Seelen zu gewinnen, mag er dabey erſcheinen, doch weder Mutter noch Schweſter, noch ein anderes Weib küſſen, am wenigſten ein junges, „denn ſolches iſt ein „Zeichen von Unkeuſchheit und weltlicher Minne.“

Er ſoll kein Kind aus der Taufe heben (es wäre denn in Todesnoth;), keine Vormundſchaften übernehmen; nur des Ordens Siegel brauchen; es keinem Knechte vertrauen; nur mündliche Aufträge beſtellen; auf Jahrmärkten, Kirchweihfeſten nicht lange weilen; kein fremdes Vieh mit dem unſrigen ſammeln; kein Gebäude mit Kalk errichten; keinen Chriſten ſchelten: Verräther, Abtrünniger, oder daß ihm der Athem übel rieche, oder daß er eines lüſternen Weibes Sohn ſey.

Ungelehrte Brüder ſollen nichts lernen (!), die Gelehrten mögen üben, was ſie einmal gelernt. In deutſcher Sprache ſollen Alle beten. Kein Layenbruder kann Prieſter werden, kein Prieſter zur hohen Schule fahren, ohne des Meiſters Erlaubniß. Der Aufzunehmende ſoll den Glauben und das Vaterunſer wiſſen, wo nicht, es heimlich von den Prieſtern lernen binnen ſechs Monden. War dieſe Friſt nicht hinreichend, ſo büßt er drey Tage, und lernt er auch im zweyten halben Jahre das Vorgeſchriebene nicht, ſo verliert er den Mantel, ſammt des Meiſters und der Brüder Gnade.

Wer von des Ordens Geſetzen auf höhere ſich beruft, fällt in die Jahrbuße, er ließe denn, ermahnt, binnen drey Tagen von ſeiner Dummheit ab. Gleiche Strafe trifft den Abtrünnigen, reumüthig Wiederkehrenden. Im Kerker büßt, wer, mit Brüdern oder

Fremden, ſich eidlich verbindet, daß ſie einander nicht verlaſſen wollen.

Nie erhält der Bruder ein Amt durch Freundes oder Gönners Vermittlung; fern von beyden wird er verbannt.

Außer dem Orden ſoll Niemand beichten, der Prieſter ſein Amt ohne Unterſchied bey Reichen und Armen verwalten. Des Prieſters Zelle ſoll eine Spanne weit offen ſtehen, auf daß man beſcheidentlich hinein ſehen möge. Er und ſeine Schüler ſollen nach Noten ſingen; alle Brüder am Freytage, und in den heiligen Zeiten dreymal wöchentlich, Juſte empfahen. Bey eines Meiſters Tode betet jeder Bruder hundert Vaterunſer; ein ganzes Jahr hindurch wird ein Armer geſpeiſt.

Ein weißes Grabtuch mit ſchwarzem Kreuze und die geſchriebenen Geſetze bewahre jedes Haus, laſſe die letztern oft verleſen, halte auf Gottesdienſt und Reinlichkeit, verſchließe Gottes Leichnam und erneure ihn alle drey Wochen. Von Zeit zu Zeit werden die Convente durch ſogenannte Viſitirer heimgeſucht; die ſollen nicht Geſchenke nehmen, ſondern ihre Pflicht ohne Furcht nach Recht und Gewiſſen thun. —

Dieſe Geſetze, nach und nach im Laufe des erſten Jahrhunderts geſchaffen, erweiſen klar des Ordens ſchnell wachſendes Verderben. Solche Verbrechen, als hier nahmhaft erſcheinen, fand nie ein geiſtlicher Orden für nöthig, durch Geſetze zu verhüten. Mag immerhin vieles als löblich geprieſen werden; mocht' es hinreichen für Kloſterzucht; allein dieſe Edelmönche ſollten über Millionen herrſchen, und hatten nichts gelernt, und durften auch nichts lernen, ein Vaterunſer ausgenommen; alles übrige war ausdrücklich verboten. Keine Art von Unterricht bildete Männer, denen Wohl und Weh eines ganzen Landes vertraut werden ſollte: kein Geſetz beſtimmte das Verhältniß zwiſchen ihnen und den Unterthanen. Einmal nur, gleichſam im Vorbeygehen, erinnerte ein Hochmeiſter (doch erſt im vierzehnten Jahrhundert), „man ſolle „im Gericht den Leuten gnädig ſeyn, mit übriger Arbeit ſie nicht beſchweren.“

Ein anderes Mal ſchien das Befehlen über dieſen Gegenſtand ihm ſchon zu hart. „Wir bitten“ ſprach er, „alle Gebietiger, Vögte und Amtleute, daß „ſie Niemand zwingen zu ungewöhnlicher Arbeit, ſondern ſchonen wo ſie können.“ — Jenen Befehl und dieſe Bitte ausgenommen (deren Wiederholung das wiederholte Verbrechen beweiſt), enthält das ganze Geſetzbuch keine Spur von Unterricht in der ſchweren Regierungskunſt. Und dennoch konnte jeder Bruder zum Gebietiger, zum Rathgeber des Hochmeiſters, zum Verweſer der Provinzen, ja zum Hochmeiſter ſelbſt ſich aufſchwingen. Was durfte man erwarten von einer ſolchen Verfaſſung, der Mamelucken Regierung in Aegypten ähnlich? — Und wenn auch in der Reihe der Hochmeiſter manche wackere Männer glänzen, was konnten ſie wirken? — Jeder adelige Abenteurer, im deutſchen Vaterlande brotlos, oder gar mit Verbrechen belaſtet, floh nach Preußen, nahm das ſchwarze Kreuz, trieb es wie zuvor, erſchlich ein Amt, ſuchte Bereicherung, verſchmähte keine Mittel, drückte die eiſerne Ruthe auf den Nacken der Unterthanen. Was konnte ihn hindern? — des Meiſters Befehle? — ſie mußten ſich kraftlos in Bitten verwandeln. — Sein Gelübde? — er ſpottete deſſen. — Vaterlandsliebe? — Preußen war ja nicht ſein Vaterland. Edle Ruhmgier? — Nur Waffen gaben Lorbeeren. Sorge für die Zukunft? — er hatte weder Weib noch Kind. Achtung für die Menſchheit? — ihm waren Heiden keine Menſchen. Selbſt zwiſchen bekehrten Unterthanen und dem Orden ſchien die Kluft ihm ſo ungeheuer, daß er Jene nur als ihm zu dienen geboren betrachtete. Schon das Recht der Eroberung (das höchſte Unrecht auf Erden! doch nur an Räubern dafür erkannt,), ſtärkte ſeinen Uebermuth. Das lockere Band der Ordensgeſetze, die wegen Mißhandlung der Unterthanen nicht einmal Strafe verhängten, konnte ihn nicht feſſeln. Gelang ihm nur, gleichviel wodurch, ſich im Kapitel eine Partey zu ſchaffen, ſo durfte er kühn nach Willkür herrſchen, wohl gar auf höhere Beförderung zählen. — Wie konnte der Beherrſchte da Vertrauen faſſen? Andere Sitten und Geſetze, andere Leiden und Freuden, ein anderes Vaterland, ja faſt ein anderer Gott, trennten ihn von Fremdlingen, mit welchen er weder eſſen noch trinken, weder klagen noch jubeln, auch nicht einmal beten durfte; aus deren Händen er ſein Recht als Gnade empfing; von welchen beleidigt, er ihr Recht nicht anrufen konnte; denn zwiſchen ihm und ihnen gab es nur gnädige Handfeſten.

Dieß harte Urtheil gilt indeß nur halb für die erſten Zeiten der Ordensherrſchaft in Preußen; denn keine Verfaſſung iſt ſo ſchlecht, daß nicht ihrem innern Gebrechen der gute, ehrliche Wille der Stifter eine Zeitlang die Wage hielte; gleichwie Unkraut unter Steinen langſamer zwiſchen Ritzen hervorſchießt; aber kommen wird es unausbleiblich, die Steine bedecken und begraben.

Darum ſchien es nothwendig, das Innere des Ordens aufzuſchließen, weil ein Blick in dieſe abenteuerliche Welt dem Beobachter alle folgende Erſcheinungen leicht erklärt.

Achtzehntes Kapitel.

Des Ordens Fortſchritte in Preußen.

1240. Herzog Swantopolk ruhte auf Lorbeeren, die Neubekehrten ſuchten Ruhe auf Dornen; die Ritter durſteten nach Heidenblut, die Heiden nach Rache. So lange kreuzfahrendes Geſindel, an Zahl und Waffen überlegen, ihre Fluren überſchwemmte, hielten ſie in Wäldern und Moräſten ſich verſteckt; die Edelmönche durften Meiſter ſpielen. Doch ſobald die gefürchteten Fremdlinge, mit Blut, Beute, Verbrechen und Ablaß beladen, heimzogen, mußten ihre Schützlinge ſich in Schlöſſer ſperren; die trotzigen Preußen traten hervor, und jetzt, auf verwüſteten Feldern keinen andern Feind als den Hunger findend, ſandten ſie den zurück in Hohnſprechende Feſten; keine Zufuhr gelangte nach Elbing oder Balga.

Der Landmeiſter ließ durch den Ordensmarſchall einen Haufen zuſammen raffen, um die geängſteten Städte zu befreyen, dann vereint mit deren Beſatzung eine Streiferey in das Land Natangen zu wagen. Die ſchlauen Preußen, ihre ſichern Feinde vorwärts lockend, wichen überall, ſtrömten aber ſchnell hinter ihnen zuſammen, ſperrten ihren Rückzug. Da gewahrte der Marſchall zu ſpät der unklugen Kühnheit Folgen, wich hinter ſich bis Krucke, nachmals Pokerwis genannt, immer noch hoffend zu entſchlüpfen. Doch hier umringten ihn die Preußen. „Ergebt Euch!“ ſollen ſie den Rittern zugerufen haben, „wenn ihr das Leben

„friſten wollt.“ — Man müſſe gehorchen, meinten die Umzingelten; nur Johann von Sonnenberg, Comthur zu Balga, rieth ſich durchzuſchlagen, oder mit den Waffen in der Hand zu ſterben. Muthloſigkeit verwarf des Helden Rath. Die Heiden empfingen Geiſeln, den Marſchall nebſt drey Brüdern, gegen das Verſprechen eines freyen Abzugs für die Uebrigen. Dieß Wort brachen die Sieger. Vier und funfzig Ritter und 1500 ihrer Waffengefährten wurden erſchlagen. Ein Preuße ſoll den Kopf des Johann von Sonnenberg auf einer Lanze getragen und höhnend gerufen haben: warum verſchmähtet ihr die Weisheit dieſes Hauptes? — Ein Ritter ſoll, am Fuße eines Baumes, um den ſein ausgeriſſenes Eingeweide ſich wand, den ſchrecklichſten Tod geſtorben ſeyn. So erzählen Chriſten. Uns mangelt der Heiden vielleicht widerſprechender Bericht. Denn wozu Geiſeln, wenn die ganze Schar in des Siegers Gewalt ſich befand? — wo vernahm der Preuße, der Sonnenbergs Haupt empor hielt, deſſen ertheilten Rath? — wak man mit dieſem Geheimniß ihm entgegen geeilt? — Nur der Ritter Niederlage ſcheint gewiß; allein das wie hat ihre Scham in Mährchen verhüllt. Sie bedurften der empörenden Erzählung von himmelſchreyender Wortbrüchigkeit; ſie bedurften der gräßlichen Bilder von ausgeriſſenen Eingeweiden, um frommer Kreuzfahrer Mitleid, Abſcheu, thätigen Beyſtand zu erwecken.

Es gelang. Markgraf Otto von Brandenburg kam. Seinem Beyſpiel folgte der Biſchoff von Merſeburg und Heinrich Graf von Schwarzburg; ihre Fahnen wehten über zahlreiche Scharen zu Gottes Rache gerüſtet; ihr Schwert eroberte aufs neue fünf Provinzen, ſtürzte die Götzen, tauchte ſich in das Blut der Abtrünnigen. Beſiegt, vielleicht auch abergläu-

big erſchreckt, durch große Waſſerfluthen, die damals Preußen überſchwemmten, ſtreckten Alle, die nicht ent-
1253. rinnen konnten, ihre Arme den chriſtlichen Feſſeln dar.

Doch wenn nun einmal der Götterverein im Schatten der heiligen Eiche einer chriſtlichen Dreyeinigkeit unterliegen, der Kriwe einem fremden Fürſten weichen ſollte; ſo ſchien dem bedrängten Volke, es ſtehe mindeſtens die Wahl des neuen Herrn in ſeiner Willkür. Blutige Fußtapfen führten in die Ordenshöle; heraus keine Spur. Darum beſchloſſen die Bewohner der Gebiete Polexia und Galenz, dem mildern Herzog Caſimir von Cujavien in die Arme ſich zu werfen: vor ſeinem Thron und Altar als Unterthanen und Chriſten ihre Knie zu beugen. Der Papſt beſtätigte die Unterwerfung, denn obgleich der römiſche Stuhl dem Orden ganz Preußen als Geſchenk verliehen hatte; ſo begriff dieſe Schenkung doch nur durch Feuer und Schwert eroberte Länder, nicht ſolche, die freywillig den Chriſtenglauben umfaſſen würden.

Die Ritter erſchraken über dieſen Eingriff in ihre vermeinten Rechte, zitternd vor bedenklichen Folgen. Es gab ja noch ſo manche heidniſche Provinz zu erobern, wie? wenn eine nach der andern freywillig zum fremden Taufbecken eilte, um dem Ordensjoche zu entrinnen? — Freylich hätte der Heiden Bekehrung, gleichviel durch wen bewirkt, der Edelmönche fromme Wünſche befriedigen ſollen, denn nicht Länderbeſitz noch Fürſtenhüte, ſondern allein Rettung verſtrickter Seelen heiſchte ihr Gelübde; doch nur im Orient trug der Stamm dieſe Blüte; an der Weichſel Blätter und nichts als Blätter. Die erſchrockenen Ritter beriefen ſich auf einen beſſer unterrichteten Papſt; mit hinreichender Macht verſehen, hätten ſie blos auf ihr Schwert ſich berufen. Jetzt forderte ihre Lage noch

Schonung benachbarter Fürſten; ſie verglichen ſich mit dem Herzog, traten ihm die Hälfte des Gebiets von Löbau ab, wogegen Caſimir alle vorhergegangene Schenkungen beſtätigte, die unglücklichen Bewohner von Polexia und Galenz ihrem Schickſal überließ.

Jetzt wandte der Orden ſeine Blicke nach Samland. Auf dem von den Lübeckern dort gebahnten Pfade waren ſchnell die Dornen wieder empor geſchoſſen. Doch ſchien es wichtig, eine freye Straße nach Liefland ſich zu öffnen, um den Brüdern dort die blutige Hand zu reichen. Der Comthur von Chriſtburg, **Heinrich Stange**, ging über den gefrornen Pregel, hauſte nach chriſtlicher Gewohnheit im Lande, mordete deſſen überraſchte Bewohner, oder ſchlug ſie in Feſſeln. Aber nach der erſten Beſtürzung griffen die Samländer zu ihren Keulen, ſchlugen den Räuber zurück, folgten ihm auf der Ferſe. Heinrich Stange ſelbſt, von des Ordens Geſchichtſchreibern bald mit einem Löwen, bald mit dem Horatius Cocles verglichen, deckte ganz allein den Rückzug, einen engen Paß vertheidigend. Schon war ſein Roß geſtürzt, als ſein Bruder Herrmann ihm zu Hülfe eilte; beyde fochten bis ſie der Menge von Wunden bedeckt erlagen. Ihre Tapferkeit rettete das fliehende Heer. —

Die Samländer, immer noch mehr verwundert als erbittert, wünſchten nähere Kunde von dem unbekannten Feinde, ſandten deshalb einen ihrer klugen Alten gen Balga, den die Brüder freundlich empfingen, ihm Kirche und Wohnung zeigten. Zurückkehrend pries er den gaſtfreyen Empfang. Sie ſind Menſchen wie wir, berichtete er, ſie eſſen, trinken, ſchlafen wie wir, haben auch weiche Leiber — (denn die Panzer machte man bisher für Theile des Leibes gehalten haben) nur darin von uns unterſchieden, daß ſie Gras eſſen (er meinte Kohl oder Sallat), und in einem Bethauſe bey Tag und Nacht ihren Göttern dienen.

Indeſſen ſtarben Heinrich von Hohenlohe und Gonther. Der hochmeiſterliche Ring zierte die Hand Poppo's von Oſterna, deſſen Muth in der Schlacht gegen die Tataren ſich ſchon bewährt erwieſen. Jetzt fand ſeine Kriegsluſt Raum und Macht. Nicht vergebens predigten die Dominicaner das Kreuz, nicht vergebens ermahnte der Legat; Fürſten und Biſchöffe, ſelbſt Könige, ergriffen die geweihten Waffen, um den Himmel zu erkämpfen. König 1254. Ottocar von Böhmen erſchien an der Spitze von 60000 Mann. Sachſen und Thüringen, Meißen und Brandenburg hatten ihre Söhne, der Rhein ſeine Uferbewohner geſandt; ihr Feldherr Marggraf Otto von Brandenburg. Mit Schwertern umgürtet, ſtanden neben ihm die Biſchöffe von Culm, von Ermeland, von Olmütz. Unter ſeinen Fahnen focht der Ahnherr des Oeſtreichiſchen Kaiſerhauſes, Rudolph von Habsburg. Zahlloſe Wagen trugen dem Heere Waffen und Lebensmittel nach. Der Orden empfing die Abenteurer mit einem prächtigen Gaſtmahl, bey welchem Herolde laut die Thaten der ſchwelgenden Gäſte verkündeten.

Indeſſen drohte ein geringer Zufall dem ſtolzen Heere mit plötzlicher Auflöſung. Zwey Lanzenknechte, ein Oeſtreicher und ein Sachſe, wollten auf einer Mühle Jeder der Erſte mahlen. Sie haderten, der Kriegspöbel lief herzu, die Landsmannſchaften theilten ſich, und der Funke wurde ſchnell zum Brande, der ſogar die Fürſten ergriff, bis es dem weiſern Biſchoff von Olmütz, eigne Lebensgefahr nicht ſcheuend, gelang, die Gemüther zu beſänftigen; doch viele trennten ſich darum vom Heere und kehrten grollend heim. So äußerte ſich der fromme Geiſt der Kreuzfahrer, als kaum ihr Zug begonnen hatte.

Der König von Böhmen faßte nunmehr den Feldherrnſtab, das Heer bewegte ſich nach Balga. Dort fand Ottocar einen bekehrten Samländer, Gedune, wohl bekannt mit ſeines Vaterlandes Kräften. Er ſchüttelte das Haupt über der Deutſchen verwegenes Unternehmen, auch dann noch zweifelnd am glücklichen Erfolg, als ſchon drey Viertel der Kreuzfahrer vor ihm in Schlachtordnung ſtanden. Nur erſt nachdem das ganze Heer vor ſeinen Blicken ſich ausgebreitet, entriß deſſen Menge ihm beyfälliges Erſtaunen; ein Beweis von der Macht einer einzigen preußiſchen Provinz, die 45000 Feinden hätte trotzen dürfen. Zum Lohn empfing Gedune die Vergünſtigung, ſeine Güter durch des Königs aufgeſtelltes Wapen zu ſchüzzen. Der graue Verräther kam zu ſpät; das losgelaſſene Volk wütete ſchon im Lande; er fand ſein Haus im Schutt, Brüder und Verwandte in ihrem Blute. Ottocars fromme Wuth verſchonte nicht Kind noch Greis, raſte ſo heftig, daß endlich ſeine blutdürſtigen Gefährten ſelbſt Erbarmen fühlten, ihn knieend baten, das Volk der Preußen nicht ganz zu vertilgen. Da wurde das armſelige Leben Allen zugeſagt, die ihr Haupt der Taufe, ihren Nacken dem Joche darbieten würden. Die Unglücklichen kamen, lieferten ihre Kinder als Geiſeln, ſchwuren, der Chriſten Gott und Herrſchaft zu erkennen. Nur zwey preußiſche, mit wenigem Volke entronnene Fürſten vertheidigten noch in einer Burg Leben und Freyheit; doch Mangel zwang auch dieſe bald zur Unterwürfigkeit. Man theilte die zahlloſen Täuflinge in zwey groſſe Hälften; überflüſſig ſchien, zuvor in der Lehre Jeſu ſie zu unterrichten; Alle Männer der erſten Hälfte wurden mit des Königs Namen, Alle der zweyten mit dem des Marggrafen getauft, und ſiehe die Bekehrung war vollendet. Die Geiſeln lieferte Ottocar in des Ordens Hände. Der erſte Biſchoff von Samland wurde geweiht.

1255. Um die Früchte der Eroberung zu ſichern, rieth der König eine Feſte zu erbauen, unterſtützte ſeinen Rath durch koſtbare Geſchenke. Da ſtieg am Pregel Königsberg empor, ihm zu Ehren dieſen Namen; im Wapen den gekrönten Ritter führend.

Erfüllt war nunmehr Ottocars Gelübde, er zog heim. Kaum ſchwand die Furcht vor ſeinen Scharen, als der Orden auch ſchon wieder die preußiſchen Keulen ſchwingen ſah. Zwar die Samländer, für ihre Geiſeln zitternd, duldeten und beteten auf vorgeſchriebene Weiſe; allein ihre Nachbarn, die frommen Nadrauer, die wilden Schalauer, die muthigen Sudauer, knirſchten, weil die mächtigen Samen für Freyheit und Götter nicht alles gewagt; ſie überfielen mit Heereskraft das vormals verſchwiſterte Land, rächten durch Mord und Plünderung den Schimpf der unterjochten Brüder, wuſchen ihn ab in der Edelmönche Blute. Nach geſättigter Rache beſchloſſen ſie, als Bürgen ihrer eigenen Sicherheit, der neuen Feſte Königsberg eine gleich ſtarke Burg entgegen zu ſtellen, und ſo entſtand Wehlau, ein Zeuge ihrer Wohlerfahrenheit; denn an der Gränze von Nadrauen, wo zwey vereinte Flüſſe den Pregel bilden, wählten ſie klüglich den Platz, der dieſes Fluſſes obern Theil beherrſchte. Deſſen Schutz ward einem Vater und ſeinem Sohne vertraut; beyde gleich tapfer, doch von Vaterlandsliebe unbeſeelt; denn den alten Tirsko, durch ihn den Sohn und beyder Gefährten zu verführen, gelang den Deutſchen; ohne Schwertſtreich fiel Wehlau in ihre Gewalt, bedrohte nun die Freyheit, die es ſchützen ſollte. Des Verräthers Lohn war die heilige Taufe und vielleicht der Ordensmantel, die beyde nur zu neuen Bubenſtücken ihn begeiſterten. Der Comthur von Königsberg, der Feinde Beſtürzung nutzend, ſammelte ein Heer von Samländern, erwarb den Vorzug, der Erſte zu ſeyn, der Brüder gegen Brüder bewaffnete. Der alte Tirsko, der Wege kundig, führte die Feinde in das Gebiet, in dem er einſt mit Ehren grau geworden. Eine Feſte wurde erſtürmt, reiche Beute nach Königsberg geſchleppt.

Marggraf Johann von Brandenburg kam, den 12 ſchnöden Ruhm zu theilen, doch ein gelinder Winter, der nicht mit der gewohnten Eisdecke Flüſſe und Moräſte überzog, gewährte den Preußen kurze Ruhe, verſagte dem Marggrafen das Glück, ſeine Seele mit ihrem Blute zu löſen. Dem Comthur von Königsberg hingegen — er hieß Burchardt von Hornhauſen — wurde dieſes Glück im Uebermaß zu Theil; er fuhr fort in eroberten Schlöſſern zu morden, auf wehrloſen Gefilden zu plündern, den Müttern ihre Kinder als Geiſeln entführend, freygebig die Beſiegten mit Waſſer beſpritzend.

Papſt Alexander IV., entzückt über die herrlichen Fortſchritte ſeiner gepanzerten Kirchenſöhne, witternd künftige neue Quellen für den großen römiſchen Goldſee, nahm ſich eifrig des Ordens an. Die Kanzeln in Deutſchland, Pommern, Polen, Dänemark, Schweden, Norwegen, Schottland, ertönten auf ſeinen Befehl von lockenden Kreuzpredigten; die Biſchöfe von Culm und Curland forderte er auf zu kräftiger Mitwirkung. Er ahndete nicht, daß in demſelben Augenblicke die Ritter ſeiner Gunſt ſich unwürdig bezeigten.

Auf die päpſtliche Schenkung von Polexia und Galenz hatte Herzog Caſimir zwar verzichtet; allein die Bewohner dieſer Gebiete, in kluger Einfalt vermeinend, daß weder jene Schenkung noch dieſer Verzicht ihre Menſchenrechte ſchmälern könne, beharrten auf dem Entſchluß, als neubekehrte Unterthanen nur Gott und dem Herzog von Cujavien zu huldigen. Ihr Recht ſprang ſo helle in die Augen, daß ſelbſt der Papſt, trotz aller Vorliebe für den Orden, ſich gedrungen fühlte, den polniſchen Herzog Boleslav zu ſeines Vetters Beyſtand und Behauptung der freywillig übertragenen Herrſchaft aufzurufen. Dießmal ſchien den Rittern nicht vonnöthen, den beſſer unterrichteten Papſt um ein günſtigeres Urtheil anzuſprechen, ſie fühlten ſich ſtärker als vor drey Jahren, ſchlugen trotzig an das Schwert, und rückten bewaffnet in die angeſtrittenen Gebiete. 1257. Eine Folge dieſes Ungehorſams war der päpſtliche Bannfluch, der, bis Reue die Kirche entwaffne, den Orden drücken ſollte. Da eilten die Ritter, mit dem Herzog einen Frieden zu erneuern, der dennoch abermals das Schickſal der Polexianer zweifelhaft ließ. Die Unglücklichen ſträubten ſich vergebens, dem Ordensſchwerte zu entrinnen. Aehnliche ungerechte Händel ſuchte der Orden an Herzog Semonit, fiel bewaffnet in deſſen Länder, mußte jedoch bald den Frieden durch Bürgſchaft erkaufen. Wehe den benachbarten Fürſten, die irgend einer Bürgſchaft trauten, und nicht zeitig der jungen Natter den Kopf zertraten, ehe ſie erwachſen um ihren Buſen ſich wand.

Neunzehntes Kapitel.

Päpſtliche Vergünſtigungen.

Verhallt waren längſt die goldenen Worte Gregor des Neunten. „Die Heiden“ ſprach er, „drückte kein Joch, ehe die Glaubensfackel ihre Finſterniß erleuchtete; dennoch wagen die Brüder des Hoſpitals der heiligen Jungfrau, Güter und Freyheit denen zu rauben, die nicht mehr Söhne der Magd, ſondern von allen Feſſeln durch Chriſti Blut erlöſt ſind. Werden ſie nicht ablaſſen von ſolchem ſträflichen Beginnen, ſo erklären wir ſie aller Privilegien verluſtig, ja ſie ſollen vertrieben werden aus jener Länder gemißbrauchtem Beſitz.“

Dieß Donnerwort ertönte in Liefland. Aehnliche Klagen, ähnliche Drohungen, erließ Innocenz IV. in Preußen; allein dort wußten die klügern Ritter der nicht minder verdienten Rüge auszuweichen; denn fühlend, daß nicht auf *Bekehrte* das gehäſſige Eroberungsrecht auszudehnen ſey, hinderten ſie lieber ſo lange als möglich die Taufe, den Papſt überredend, nur zum Schein begehrten die Heiden dieß Gnadenmittel, um deſto heftiger nachher gegen die ſicher gemachten Bekehrer zu wüten. So ward eine Bulle erſchlichen, in der Gregor dem Predigerorden Vorſicht bey Verwilligung der Taufe empfahl. Nun konnten die Ritter ohne Scheu, Mißtrauen vorwendend, Jeden vom Taufbecken zurückſtoßen, den ſie lieber ungetauft berauben wollten. Gregor vergaß die Neubekehr-

kehrten Preußen, und wenn er einmal ſeine Stimme
1234. an ſie richtete, ſo geſchah es nur, um dieſen Leidenden
Beharrlichkeit, Geduld einzupredigen, wohl gar ihre
Henker als Muſter ihnen aufzuſtellen.

Die etwa murrende Geiſtlichkeit wurde mit Bann und Abſetzung bedroht, wenn ſie mit irgend einer Anſprache, irgend einer Schmähung den Orden behelligte, den ſie nur ſchützen, die ihm zugedachten Güter beytreiben, von Kranken und Schwachen ihm reiche Gaben zuwenden ſollte. Wer es wagte, die Hand an ein Ordensglied zu legen, deſſen Verbrechen ſollte allein der Papſt verzeihen können. Würde aber Jemand eine päpſtliche Vergünſtigung erwerben, die des Ordens Privilegien zuwider wäre, ſo ſollten die Brüder ſich nicht daran kehren, wenn ihrer nicht ausdrücklich Erwähnung geſchehe. Innocenz that noch weit mehr. Alle Geiſtlichen ſollten des Ordens Boten und Anwälde wie Chriſtum ſelbſt aufnehmen. Mörder, Verſtoßene, Kindermörderinnen, Banditen, ungehorſame Kinder, Blutvergießer an heiligen Orten, Hurer, Ehebrecher, Räuber, Wucherer, kurz, den Abſchaum des Menſchengeſchlechts, konnte der Orden von allen Sünden losſprechen.

Ein neuer unerſchöpflicher Gönner wurde Alexander IV. Was nur irgend der römiſche Stuhl verleihen konnte — und das war viel — gab er den geliebten Söhnen, ſeinen Kämmerern. Selbſt jene Tage, in welchen ihr habſüchtiger Uebermuth ihn zwang, den Fluch über ſie auszuſprechen, bezeichnete er durch neue Wohlthaten; denn nicht ſelten widerſprachen ſich Wort und That der Statthalter Gottes. Nicht zufrieden, ſeiner Vorfahren ertheilte Freyheiten zu beſtätigen, fügte Alexander deren köſtliche hinzu. Bulle auf Bulle erſchien. Von allen Zöllen oder Abgaben ſprach er in jedem Lande die Streiter Chriſti frey.

Was die Kirche den Tempelherren und Johannitern zugeſtanden, dehnte er auch auf die Marianer aus. Ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl durfte kein Geiſtlicher ſie bannen, oder ihre Kirchen mit Interdict belegen. Auch verſchloſſene Kirchen mußten ihren Almoſenſammlern geöffnet, ſogar daſelbſt auf ihr Verlangen die heiligen Geheimniſſe Einmal im Jahr gefeyert werden. — So lange die Ritter im Kampf mit den Ungläubigen begriffen, genoſſen ſie des Ablaſſes, den einſt die allgemeine Kirchenverſammlung den nach Paläſtina wallfahrtenden Kriegern zugeſtanden. — Niemand als der Meiſter, von dem klügern Theil der Brüder unterſtützt, ſollte die Statuten ändern, kein Ritter einer fremden Macht durch Huldigung oder Eide ſich verbinden dürfen. — Die Schenkung des eroberten und noch zu erobernden Preußens ward erneuert. — Wer dem Kaiſer Friedrich oder deſſen Baſtard Manfred angehangen, konnte ſich vom Banne löſen, wenn er in den Orden trat. — Alle in Preußen verſammelten Kreuzfahrer ſollten dem Hochmeiſter, als ihrem Feldherrn, gehorchen, auch der Brüder Rath befolgen, als die des Krieges in jenen Gegenden am kundigſten. — Die Biſchöffe Preußens ſollten ihre Unterthanen und Lehnsträger, wenn auch mit Gewalt, unter des Ordens Fahnen ſtellen. — Ueberhaupt traten die Ritter mit päpſtlicher Zuſtimmung der Geiſtlichkeit immer ſchwerer auf den Nacken. Erledigte Aemter in Ordenskirchen durften ſie mit ihren Brüdern, oder Weltgeiſtlichen nach Gefallen beſetzen, trotz dem Widerſpruch der Biſchöffe; die mit dem Kreuz Bezeichneten in Liefland von ihren Gelübden entbinden, alle Vortheile ihnen vorbehaltend, wenn ſie reichlich zahlten. Dem Erzbiſchoff von Riga wurde, bey Verluſt ſeiner Würde, unterſagt, in des Ordens Gerechtſame ſich zu miſchen. Verbrecheriſche Geiſtliche, ſonſt nach Rom beſchieden, um dort zu büßen, konnten nun im Ordensſtaate von ihren Aebten gezüchtigt werden. Die erbitterte Cleriſey, als des Bannſtrahls Waffe ihr entriſſen war, ſchilderte Mahlgäſten auf Mahlen, herumziehenden Krämern, vor Backöfen Verſammelten, des Ordens Wandel mit ſo ſchwarzen Farben, daß Jedermann ihn floh. Alexander donnerte dagegen, drohte ſtrenge Züchtigung. Die ſchlauen Pfaffen waren längſt noch anderer Wege kundig. Unbefugte Kreuzprediger zogen in Böhmen, Mähren, Polen und Pommern umher, und ſtatt ihre Zuhörer wie gewöhnlich zu verblenden, nahmen ſie oft die Decke von ihren Augen. Der Papſt gebot ſogleich, daß Niemand hinführo, vom Orden unberufen, predigen ſolle. — Nicht einmal mit Geldbußen durfte die Geiſtlichkeit Ordensangehörige belegen; ſie, bis jetzt die Alleinherrſchende, ſah die verwegenen Ritter ganz ihrer Herrſchaft entzogen. —

Die beſchwerlichen Kreuzfahrer wurden nicht ſelten von Chriſten ſelbſt gefangen und beraubt, wenn man einzeln ihrer habhaft werden konnte; der Papſt verhängte Strafe und Erſatz. — Wer von ſeinet Habe dem Orden jährlich ein Geſchenk verſprach, befreyte ſich dadurch vom ſiebenten Theil auferlegter Kirchenbußen; wer den Ordensmantel über ſein Verbrechen warf, ſollte der geweihten Grabſtelle ſich dennoch erfreuen. — Schon Honorius III. verlieh dem Orden das aller Rechte ſpottende Recht, keines andern Beweiſes für ſeine Anſprüche zu bedürfen, als des Zeugniſſes ſeiner eigenen Brüder. Alexander that noch mehr. In alle weltliche Rechte auf Güter und Erbſchaften, die ein Bruder vormals beſeſſen, trat der Orden, trotz widerſprechender Landesgewohnheiten oder Rechte. Keinen Hülfeſuchenden wollte der Papſt gegen den Orden ſchützen; ſeine eigenen Briefe, gleich denen ſeiner Legaten, erklärte er für unkräftig, Urtheile vernichtete er, wenn ſie anders lauteten. — Als die Ritter klagten,

ten, daß nicht Heiden allein, ſondern auch gottloſe Chriſten, in ihren Eroberungen ſie beeinträchtigten, da erlaubte er ausdrücklich, uneingedenk der Lehre Jeſu, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Es gab Brüder — und ſonder Zweifel waren ihrer viele — die, widerſpenſtig gegen ihre Obern, das Ordenskleid abwarfen, in die Welt zurücktraten, ausſchweiften, im Beſitz anvertrauter Balleyen mit Gewalt ſich erhielten; allen Geiſtlichen ward befohlen, ſolchen ihre Pflichten einzuſchärfen, die im verkehrten Sinn Verharrenden zu bannen. — Ein Grundgeſetz erklärte den durch Beſtechung Eingedrungenen des Ordens unfähig: allein die Fälle kamen häufig wieder, die Vorſchrift wurde löſig; eine gefällige Bulle entkröftete jede Rüge. — Sogar Handel und Wandel, Waaren-Einkauf oder Verkauf geſtattete der Papſt den Rittern, die nun zugleich Mönche, Soldaten und Krämer waren.

Welch' ein Ungeheuer muſste dieſer Orden werden, wenn die römiſche Säugamme ſtets ihm ſolche Nahrung zuführte! — Welches der Statuten war noch ungebrochen? — Arm und keuſch ſollten die Ritter der heiligen Jungfrau bleiben — aber ihre Habſucht kannte, gleich der Wolluſt, keine Gränzen. Gehorſam forderte das Ordensgelübde — aber trotzige Comthure hauſten auf Balleyen als auf angeſtammten Gütern. Krankenpflege hieß der frommen Stifter ſtreng geübte Vorſchrift, welche die Siechen ihre Herren nannten, und nicht ahndeten, daß nach einem halben Jahrhundert Handel und Wandel jene edle Pflicht verdrängen würde. Nur gegen Heiden ſollten die Ritter kämpfen; jetzt ward durch eine Bulle Krieg gegen Chriſten gut geheiſſen. Makellos an Leib und Geiſt ſollte jeder neue Bruder in den Orden treten, von der Welt und ihren Rechten ſcheiden; jetzt konnte jeder Böſewicht von Schande, Strafe, Buße, Schulden, ſich befreyen, wenn er in Convente flüchtete; jetzt wurde durch ein Pergament aus der römiſchen Kanzeley das Verbrechen der Simonie bedeckt; und wer etwa ſich ſelbſt zu ohnmächtig fühlte, ein zweifelhaftes Erbrecht durchzuſetzen, durfte es nur dem Orden übertragen, dem zu Gunſten alle Rechte ſchwiegen; der keiner Kirchenzucht mehr unterworfen war; der, für jetzige und künftige Verbrechen, auf hundert Wegen Strafloſigkeit erworben hatte.

Was Wunder, daß ſchon damals allgemeiner Haß ihn traf; daß laute Klagen vom Pregel bis zur Tiber ſchallten, die man vergebens durch einzelne Zeugniſſe gewonnener Fürſten oder Pfaffen zu entkräften ſtrebte. Nicht in der Tempelherren oder Johanniter Mißgunſt, nicht im Neide fremder Fürſten darf man jenes Haſſes Grund ſuchen. Er liegt am Tage. Der Orden durfte alles was er konnte, gefährdete folglich, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, eines jeden Eigenthum und Rechte. Ihm beſtätigte der Kaiſer alle jene unſeligen Freyheiten. Die Könige von Böhmen überhäuften ihn mit Wohlthaten, ertheilten ihm gleiche Rechte mit dem böhmiſchen Adel. Aus Aſien verjagt, breitete er ſich aus in ganz Europa; wo ſein eignes Schwert nicht hinreichte, da ſtand der abergläubige Zeitgeiſt ihm zu Gebote. Wer nach Seligkeit ſchmachtete, gab ſeine Güter dem Orden, wer keine Güter hatte, ſein Blut. Wer klüger beydes ſparte, galt dem Orden für einen Feind, und mochte zittern!

Ende des erſten Theiles.

Hiſtoriſche
Belege und Erläuterungen.

Zu der Einleitung.

Zu einer ungeheuern Menge von Citaten würden mich die erſten Blätter dieſes Buches gezwungen haben, könnte ich nicht auf einige Schriften verweiſen, wo man ſie alle geſammelt findet. Schlözers allgemeine Nordiſche Geſchichte, dieſer reiche Schatz von Beleſenheit und Urtheilskraft; ſeine Anmerkungen zu Schönings Abhandlung über Begriffe und Nachrichten der Alten von nördlichen Ländern; des Dichters Voß, jenes Vertrauten der griechiſchen Muſen, ähnliche Unterſuchung an der Spitze der neuen Jenaer Literaturzeitung; des gelehrten Sprachkundigen Haſſe wieder aufgefundener Eridanus; deſſen Entdeckungen im Felde der älteſten Erd- und Menſchengeſchichte; Mannerts Geographie der Griechen und Römer; Forſters Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden; ſind die Hauptquellen, aus welchen ich ſchöpfte. Jede Stelle der Alten, wo ſie Beweiſe enthielt, oder enthalten ſollte, habe ich geprüft; ſie noch einmal abzuſchreiben, konnte nur eben ſo läſtig als überflüſſig werden. Durch das Anführen obiger, mit Recht berühmten Namen, raube ich mir ſelbſt jedes Verdienſt, vielleicht das kleinere, der faßlichen Zuſammenſtellung, ausgenommen. Eine fortlaufende Erzählung zur bequemen Ueberſicht wollte ich liefern, darum konnte manche, hier nachzuholende Bemerkung, nicht Platz finden.

Daß ich Preußens Geſchichte mit dem Börnſtein anhebe, bedarf wohl kaum einer Entſchuldigung. Schlözer ſelbſt hat erklärt: „wäre der Börnſtein „nicht, ſo würde vermuthlich die nordiſche Geſchichte „um 500 Jahre jünger ſeyn. Die Hiſtorie deſſelben „iſt daher ein weſentlicher Theil der alten Geſchichte „überhaupt, ſo wie der preußiſchen insbeſondere.“

Die Stellen der Odyſſee, wo Homer von ihm ſpricht, ſind bekannt, weniger die in ſeinen derelictis v. 623, wo Börnſtein in die Flamme von Ajax Scheiterhauſen geworfen wird. Der Stuhl der Hausmutter, mit Börnſtein ausgelegt, kommt in dem, Homer zugeſchriebenen, Gedicht Eureſione vor; den Eridanus nennt er in der Batrachomyomachie; Heſiod in ſeiner Theogonie V. 238.

Das Wort, durch welches die Aegypter Börnſtein bezeichneten, ſoll mit dem hebräiſchen Worte auffallend übereinſtimmen. Bey den Syriern hieß er Harpax, Räuber, wegen ſeiner anziehenden Kraft (?). Bey den alten Preußen Gentar, nach einer mir nicht wahrſcheinlichen Vermuthung, von genitar, genitum terra, Erderzeugniß, weil in das Altpreußiſche und Litthauiſche viele lateiniſche Wörter ſich eingeſchlichen. (Ich bekenne, daß ich ein abgeſagter Feind von allen Schlüſſen bin, die man aus Aehnlichkeiten der Worte herleitet). Die Deutſchen nannten ihn Börnſtein, Brennſtein, von dem alten deutſchen Worte börnen, brennen.

Endlos ſind die Fabeln der Alten vom Börnſteinlande; durch flüchtige Erwähnung derſelben erzeigt man ihnen mehr als zu viel Ehre. Aus dem Dionyſius Periegeta und ſeinem Commentator Euſthatius erhellt, daß die Alten glaubten, die

Gewäſſer des Pontus Euxinus und des caſpiſchen Meeres hätten Gemeinſchaft und floſſen von da in das baltiſche Meer. Die Peutingerſche Tafel zeigt daſſelbe. Aus dieſem Irrthum floſſen viele andere. — Strabo's ernſthafte Mährchen findet Voß ſo lächerlich, als wolle man das Herumirren der wahnſinnigen Jo zu einer Entdeckungsreiſe einer nach Kenntniſſen lechzenden Prinzeſſin machen. Das Volk der Cimbrer (Kimmerier) hält derſelbe Gelehrte für eine phöniciſche Erfindung und leitet den Namen von Kimrir (Dunkelheit) ab. Eine dürftige Kenntniß des caſpiſchen Meeres durch Jaſons Fahrt, wird, nach ſeiner Meinung, ſchon durch einen alten Landhandel erklärbar. Jonas Ramus hingegen führt den Ulyſſes, und noch neuerlich Haſſe die Argonauten bis an die nordiſche Küſte. Schlözer macht die richtige Bemerkung: daß weder Apollonius noch die orphiſchen Argonautica, in der Geographie der nordiſchen Geſchichte genannt zu werden verdienen, ſo wenig als man indiſche Erdkunde in der aſiatiſchen Baniſe ſuchen dürfe.

Mich dünkt nichts unwahrſcheinlich, daß die Oſtſee ſelbſt von den Alten Eridanus genannt worden. Der Name iſt rein griechiſch, wie ſchon Herodot bemerkt, und kommt öfter vor in der griechiſchen Geographie, eben weil er jedes Waſſer bedeutet, das nach Oſten ſtrömt. Es gab einen Fluß Eridanus bey Athen, auch ein Sternbild dieſes Namens, das den Nil verherrlichte u. ſ. w. Darum muß die richtige Deutung in dem gebrauchten Beywort geſucht werden. Wenn nun ein Gewäſſer mit allen jenen prächtigen und allein auf daſſelbe paſſenden Beywörten prangt, deren ich im Text erwähnt; wenn Sprachkundige erwieſen haben, daß ſogar der Ocean nicht ſelten von den Griechen ein Strom genannt wurde; wenn hinwiederum Dionys den Eridanus einen See nennt; auch die wunderbaren Sagen, welche dem Ariſtoteles zugeſchrieben werden, erzählen, Phaeton ſey in einen See geſtürzt; wenn dieſer See, wie Herodot verlangt, wirklich ins Nordmeer ſich ergießt; wenn er dort ſo ſchmal iſt, daß er allerdings einem Strome ähnelt, auch bey minderer Tiefe und kürzern Wellen, als im Nordmeer, wohl für einen Strom gehalten werden konnte; wenn endlich der Bornſtein wirklich an ſeinen Ufern, und nur an dieſen gefunden wird; ſo — bleibt es freylich noch immer ſchwer, manche Widerſprüche zu vereinigen, aber doch ſcheint dieſe Hypotheſe vor allen die wenigſten in ſich zu faſſen. Ich ſage, mir ſcheint es ſo: denn wo Schlözer, Bayer, Voß, Mannert, Schöning verſchiedener Meinung ſind, da iſt es wohl erlaubt, ſchwankend zu ſprechen. Haſſe's Hypotheſe von einem Erdbrand und darauf erfolgter Ueberſchwemmung, wodurch die Oſtſee nicht früher als zur Zeit des trojaniſchen Krieges entſtanden ſey, muß man leſen, wäre es auch nur um ihrer ſinnreichen und gelehrten Entwickelung willen. Alle Geſchichte der Urwelt iſt, nach ihm, in Mythen gehüllt, weil die erſten Geſchichtſchreiber Dichter waren. So die Mythe von Phaeton, den Lucian für einen Aſtronomen hielt, der bey Beobachtung des Sonnenlaufs vom Blitz getroffen worden; Sabinus für einen jungen übermüthigen, von Gott gezüchtigten Regenten; Bayer für einen griechiſchen Kaufmann aus den Colonien am ſchwarzen Meere, der auf einer Fahrt nach dem Bornſteinlande Schiffbruch gelitten und in den Wellen umgekommen ſey. Nachher änderte er jedoch ſeine Meinung, und deutete die Fabel auf eine Erdrevolution. Auch Natalis Comes verſicht unter Phaeton einen Erdbrand über den größten Theil von Europa ſich erſtreckend, und mit einer Ueberſchwemmung endigend. Durch ähnliches Feuer gingen Sodom und Gomorrha unter. Beyſpiele beweiſen, daß Flammen und Fluthen ſtets auf einander folgten.

Ovids Zweck bey ſeinen Verwandlungen, ſo fährt Haſſe fort, war, *alte Geſchichte* zu liefern. Sein *Phaeton* (Erdbrand) ſteht mitten unter hiſtoriſch anerkannten Thatſachen, der Deucalioniſchen Fluth und der Wanderung des Cadmus nach Europa. Auch iſt der Brand nach Ländern, Bergen, Flüſſen und Quellen beſchrieben, die er betroffen hat; daher muß ein hiſtoriſches Factum zum Grunde liegen. Ovid folgt weder der Bibel noch dem Heſiod buchſtäblich, und dennoch ſtimmt er *chronologiſch* mit beyden; er muß daher aus einer guten, doch jetzt verſiegten Quelle geſchöpft haben. Nach Haſſe's Berechnung iſt jener Erdbrand und des Bernſteins Erzeugung etwa in das Jahr 2000 vor Chriſtus zu ſetzen. — Auffallend iſt, daß auch Moſes von einer ſolchen Begebenheit, vielleicht derſelben, redet. Auch bey ihm gehn Städte unter, entſteht ein See (das todte Meer), wird Erdharz erzeugt und ein Weib verwandelt. Auch *Meierotto* hält die Oſtſee, im Vergleich mit dem Weltalter, für ein jüngſt entſtandenes Meer; (man ſehe deſſen *Gedanken über die Entſtehung der baltiſchen Länder*;) und de Luc erklärt (in ſeinen phyſikaliſchen Briefen:) „unſere Länder ſind nicht alt.“

Wenn ſchon bey *dieſen*, doch immer leichter zu verſpottenden als zu widerlegenden Behauptungen des gelehrten *Haſſe*, mancher den Kopf ſchüttelte, ſo gaben doch ſeine neueren *Entdeckungen* noch mehr Veranlaſſung ihn für einen Schwärmer zu halten. Hier findet er das Land der glücklichen Hyperboreer im Norden von Europa, ſchon vor der Sündfluth. Schade daß er nicht auf die verlornen 8 Bücher des Hecatäus von den Hyperboreern ſeine Hypotheſe ſtützen konnte. Gomer ſind ihm die Cimmerier, Gog und Magog das Scythien der Alten, Bdellium und Schohamſtein im erſten Buch Moſis, Electrum und Börnſtein, Hevila das Börnſteinland; (obgleich, nach Schlözers Behauptung, Michaelis erwieſen hat, daß weder Moſes noch Homer vom höheren Norden etwas gewußt).

Aus der Oſtſee, dem Hyperboreiſchen Ocean, entſprangen die vier Flüſſe des Paradieſes; die Oſtſee hing mit dem ſchwarzen und caſpiſchen Meere zuſammen, wovon die Spuren noch von Petersburg bis Pultawa vorhanden ſind. (Der Traum von dieſem Zuſammenhang iſt vielleicht, wie Krug in ſeiner Schrift: zur Münzkunde Rußlands, wohl richtig vermuthet, durch das Gerücht von den Reiſen der Slaven aus dem Varäger Meer bis zum Dniepr entſtanden.) An der Oſtſee alſo lag das Paradies, wo die Hyperboreer unter lieblichen Fruchtbäumen, vor dem Nordwind geſchützt, in Gärten wohnten. Kurz, Europa war die Wiege des Menſchengeſchlechts; vom europäiſchen Norden aus wurde die Welt zuerſt bevolkert. Adam nicht der erſte Menſch, nur der erſte Ackerbauer. Jehova ſo viel als Jupiter. Schon vor unſerer Zeitrechnung gab es eine große Periode von vielen Jahrtauſenden, eine eigene Menſchenſchöpfung, das ſaturniſche Alter, die goldene Zeit. Die Menſchen ſchuf, nach dem bibliſchen Ausdruck, Elohim, (welches nicht Gott, ſondern Götter bedeutet;) den Ackerbauer ſchuf Jehova Elohim, von jenem ſo verſchieden, als Saturn vom Jupiter.

Die erſten Menſchen ſetzt die Tradition nach dem damals wärmern Norden, wo auch, der Bibel zufolge, das Land Eden lag. Die Griechen laſſen Götter und Menſchen am nördlichen Ocean bey den Hyperboreern entſtehen; aus Norden kommen Apoll und Diana nach Griechenland, Oſiris nach Aegypten; aus Norden der verſtoßene Saturn nach Latium. (Auch in der neuen Welt, wie in der alten, wandern die Völker von Norden aus, wie z. B. die Nationen, die Mexiko zuerſt anbauten.) Die verſunkene Inſel Atlantis, auf welcher, nach ägyptiſcher Prieſter Sage, die älteſten Menſchen wohnten, zog ſich nördlich über Europa. Die isländiſche Edda und endlich die Natur im Norden ſelbſt, beſtätigen dieſe Angaben. Denn woher die Elephantengerippe? woher der Börnſtein? — die Bäume, die ihn ausſchwitzten, waren Lebensbäume. Folglich hier das Paradies; hier Elyſium, von Homer im vierten Geſange der Odyſſee nach Norden geſetzt; hier das Götterland mit ſeiner Ambroſia, das Goldland, die glücklichen Inſeln, heſperiſchen Gärten, Wohnſitze der Makrobier (Langleber) und Hyperboreer. Dieſe letztern waren Nachbarn eines alten Königs Boreas, deſſen Volk Boreer hieß; da nun jene weiter noch hinaus wohnten, ſo wurden ſie Hyperboreer genannt. Die Wurzel des Worts iſt Borbur, das uralte deutſche und ſcandinaviſche Wort bor, geboren, davon im Schwediſchen und Scandinaviſchen Borusgoß, Aeltern, Gebärer. (Erräth man jetzt wo es hinaus will?) Boruſci iſt der älteſte Name der Preußen, den ſchon Ptolemäus nennt (wenn jene Stelle kein Einſchiebſel iſt, wie zu vermuthen); folglich ſind die Preußen Boreer, Borusker, Hyperboreer, ſo viel als Erzeuger der Menſchheit.

Gern möchte ich den Preußen dieſe Ehre erhalten, allein die etymologiſchen Stützen ſcheinen mir allzumorſch. Hyperboreer, Boreer, Borusker, Preußen! Eben ſo gut könnte man ſagen: Angelſachſen, Sachſen, Sinſen, Scythen. Mit eben dem Rechte machte Lipſius ſcherzend Ulyſſingen aus Blieſſingen, und der Engländer Barnes Homers leukadiſchen Felſen im Ernſt zu Albion. Mit eben dem Rechte leitete Court de Gebelins in ſeinem Monde primitif das Wort Perücke von πυρρος ab; fand Poinsinet de Sivry (Origine des prémieres Sociétés des peuples etc.) die erſten Menſchen nach der Sündfluth auf den Pyrenäen, den Urſprung dieſes Namens in dem Worte πυρ (Feuer); das Paradies in Spanien am Tajo, ganz nahe bey Sevilla, denn da gibt es eine Landſchaft Paradas. Vom Fluſſe Ebro ſtammen die Ebräer, und die Ruſſen ſind roussis par le feu. Genug von ſolchen Träumereyen. — Den gelehrten Haſſe betreffend, verweiſe ich auf ſein zu wenig bekanntes und meines Wiſſens noch weniger geprüftes Buch, welches ein merkwürdiges Beyſpiel liefert, daß einem Sprachforſcher nichts unmöglich iſt. —

Die älteſten griechiſchen Schriftſteller, z. B. Agathemerus, hielten die Erde für rund, und ſetzten Griechenland mitten auf dieſelbe. Je weiter ſie jedoch in der Zeit vorrückten, je mehr machten ſie die Erde eyrund; doch immer mehr lang als breit. Ein Ueberreſt jener Vorſtellungsart hat noch jetzt in unſerer ſogenannten Länge und Breite ſich erhalten. Europa und Afrika zuſammen genommen würden Europa genannt, ſo wie Arabien oft das geſammte Oſtland, Thracien der ganze Norden hieß.

Zu den Hinderniſſen, durch Reiſen ſolche Begriffe aufzuhellen, zählt Schlözer mit Recht die

Schwierigkeit, die ſelbſt in cultivirten Ländern Reiſende noch jetzt finden, ſichere Nachrichten einzuſammeln.

„Sagen! — ruft er aus: ein verhaßtes Wort für den kritiſchen Geſchichtsforſcher. Man muß ſelbſt Sagen auf Reiſen, an Börſen, in Kajüten, geſammelt haben, um bey dieſem Worte alles das verächtliche zu denken, was die Kritik dabey denken heißt. Sage und Fabel ſind faſt gleich bedeutende Worte u. ſ. w.“

Ein neuer Beweis, wie wenig von den Alten für nordiſche Erdkunde ſich erwarten läßt, denn alles was ſie wußten, waren nur Sagen. Die Griechen, beſonders die Maſſilier, ſetzten die Entdeckungen der Phönicier fort, jedoch Romane ſchreibend, wie z. B. den Argonautenzug. Phönicier und Griechen waren nur Kaufleute; die Römer thaten, als Eroberer, mehr; dennoch ſind die Orcaden und die Mündung der Elbe die äußerſten ihnen bekannten Punkte.

Von Pytheas wird vermuthet, er habe zwey Reiſen gemacht, die Eine nach Britannien, die Andere nach Nordoſt, wo er die Inſel Baltia entdeckte. Nach Voß ſoll er nicht weiter als bis zum Rhein, höchſtens bis zur Elbe gekommen ſeyn. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſein parteyiſcher Commentator Strabo ihm manches fremde untergeſchoben hat. Oft ging es ihm wohl auch, wie dem Venetianer Marco Polo, deſſen Berichte von China lange beſpöttelt wurden, den aber der neuere Reiſende Barrow, des engliſchen Geſandten Macartney Begleiter, um ſeiner Zuverläſſigkeit willen, den viel gerühmten Jeſuiten vorzieht. Pytheas nennt die Guttonen, Germanier, ein Name, der, nach Tacitus Bericht, erſt kurz vor deſſen Zeit aufgekommen. Um nun den Pytheas zu retten, muß man vermuthen, daß Plinius den Namen eingeſchoben, ſo wie, um ſeine 6000 Stadien voll zu machen, nöthig wird, die ganze öſtliche Küſte des baltiſchen Meeres darunter zu verſtehen. Aestuarium nennt Pytheas flache ſeichte Stellen am Ufer, welche bisweilen unter Waſſer ſtehen, bisweilen trocken ſind, und allerdings paßt dieſe Beſchreibung auf das alte Preußen. Die Inſel, welche Plinius nach ihm Baltia nennt, ſoll, laut Harduin, in allen Manuſcripten Baſilia heißen; nach einigen nur eine Tagereiſe, nach andern dreymal ſo weit vom feſten Lande entfernt ſeyn. Wie ſchwankend alles!

Auſtravia, oder das Gleſſaria der römiſchen Soldaten, hält auch Voß für die frieſiſche Inſel Ameland, auf der nicht allein, ſondern an allen weſtlichen Ufern der Nordſee Börnſtein gefunden werde. Iſt dieſe Inſel durch die Waffen der Römer bekannt geworden, ſo muß ſie freylich auf der Sudſeite der Elbe gelegen haben, denn jenſeit derſelben haben dieſe Waffen ſich nie ausgebreitet.

Schoning gibt ſich alle Mühe, die Ehre einer Börnſteinerzeugerin für Scandinavien auszuwirken, weil es doch, eine große Halbinſel, bis ans Eismeer ſich erſtrecke, dem feſten Lande von Scythien (Preußen, Liefland) gegenüber, und am nächſten bey den Belten liege, wovon es den Namen Baltia habe. Wohl konnten manche Länder für Inſeln angeſehen werden, wovon das Meer ſich nachher zurückgezogen. Zwar gehen die Schweden Celſius und Dalin wohl zu weit in ihren Berechnungen von der Abnahme des Waſſers, nach welchen, ſeit Chriſti Geburt, die Oſtſee um 13 Klafter geſunken, und in drey bis viertauſend Jahren keine Spur mehr von ihr vorhanden ſeyn würde; allein auch ſchon Eratoſthenes, **Ariſtoteles**, **Strabo**, **Ovid**, ſprechen von Verminderung der Gewäſſer, Kennzeichen anführend. (Man vergleiche Piſansky Bemerkungen über die Oſtſee.) Alte See-Charten der Venetianer geben dieſem Meere einen größern Umfang als die heutigen, und viele Beyſpiele in den umliegenden Ländern ſcheinen deſſen Abnahme zu beweiſen. Doch laſſen ſich allerdings auch wichtige Zweifel erregen, die Piſansky redlich aufzählt. Gründe gegen Gründe abgewogen, ſcheint es mir noch immer, daß die preußiſche Börnſteinküſte vormals wirklich aus Inſeln beſtand. Hätte Schlözer nicht entſchieden, daß Mela nichts von der Oſtſee gewußt, noch weniger Preußen, Liefland, Rußland anders, als vom Hörenſagen, gekannt; ſo würde ich vielleicht einen Beweis dafür aus der Aeußerung Mela's ſchöpfen: daß die Länder den Sarmaten gegenüber — (welche Andere können das ſeyn?) bisweilen die Geſtalt van Inſeln hätten, wegen des ab- und zunehmenden Waſſers. — Ebbe und Fluth kann er darunter nicht verſtanden haben, denn bekanntlich hat die Oſtſee weder Ebbe noch Fluth. Es wäre daher möglich, daß gerade damals jene Gewäſſer im Zurückweichen begriffen geweſen. Es verſteht ſich aber, daß ich kein Gebäude auf dieſen ſandigen Grund erbauen, und überhaupt über Dinge nicht abſprechen mag, die ſeit Jahrhunderten Köpfe und Federn wackerer Gelehrten beſchäftigten.

Nur wenn von Behauptungen, auf trügeriſche Namensähnlichkeit gebaut, die Rede iſt; und wenn ich ſehe, daß ſelbſt Männer, wie Schlezer, trotz ihres eigenen, oft erklärten Haſſes dagegen, der Verſuchung, ſie zu benutzen, bisweilen unterliegen: dann zwingt mich Ueberzeugung zum Widerſpruch. So z. B. werde ich nie begreifen lernen, daß in dem Worte **Mentonomon** das Dörflein Medenau zu ſuchen ſey, und daß wiederum dieſes Dörflein, oder die ganze Gegend von dem altpreußiſchen Worte Mendaniemi, Fichtenvorgebirge, den Namen empfangen (*), oder daß die Riphäiſchen Gebirge deshalb die Werchoturiſchen wären, weil bey den Oſtiaken reep ein Berg heißt. Oder daß unter den Wenden die Indier der Phönicier zu verſtehen, weil dieſe alle entfernte Völker Indi genannt. u. ſ. w. Die Ableitung des Namens Preußen von Po und Ruſna hat auch Friedrich der Große angenommen. (Mémoires de Brandebourg ed. de Londres 1767. p. 46.) Nur der unwiſſende Sigebertus Gemblacenſis, von den Preußen redend, ſchreibt Bruti, Bruchi, und Marianus Scotus träumt gar von einer Stadt Aprutis, bey welcher Adalbert ſey erſchlagen worden. — Das Borussi wurde wohl nur des lieblichern Klanges wegen eingeführt. Adam von Bremen, Helmold und die älteſten Urkunden haben Pruzzi, Chalcondylas ſchreibt πρέσαις. Prätorius leitet den Namen aus der preußiſchen Sprache ab, wo er klug, verſtändig bedeutete.

Bey den neueren Nachrichten vom Börnſtein habe ich vorzüglich Geſſners und Hartmanns Abhandlungen, und zwar vom Letztern die ältere beſſere Ausgabe benutzt. Hartmann läugnet den orientaliſchen Börnſtein ganz, und meint, man

---

(*) Eine alte geographiſche Nachricht in dem geheimen Archiv zu Königsberg (Regiſtrande derer von Jüngingen 1394) ſetze ich hieher, um den Liebhabern der Etymologien ein neues Feld zu eröffnen. Sie lautet alſo: „Merke: „das erſte Land, das die Naweſe trift, heißt Menanon „(Mentonemon?) und geht von dannen fortan durch das „Land zu Opiten, von dannen geht ſie durch das Land zu „Lonkuwe, fortan durch das Land Saſe, fortan durch „das Land Kalneweſe, fortan durch das Land Arwiſten, „fortan durch das Land Jaſwayn, von dannen zu Camwai durch das Land, von dannen geht ſie in die Memel.“

man verwechſele ihn mit Ambra oder mit Copalharz, welches den Börnſtein ſehr geſchickt nachlüge. Wenn neuere Berichte aus dem Königreich Ava die Erzählung des Reiſenden Symes beſtätigen, ſo iſt Hartmann widerlegt. Bey ihm ſelbſt muß man nachleſen, wie er die Entſtehung dieſes Harzes, von ihm zu den edlen Steinen gerechnet, mit großer Kunſt und Unnatur entwickelt, und wie geſchickt er alles Widerſprechende in ſein Syſtem zu fügen weiß. Nach ihm erzeugt der Börnſtein ſich in dem foſſilen Holze, ſowohl in der Erde, als unter dem Meeresgrunde; wird nicht ſelten in der Thiere Eingeweiden angetroffen, weil alle Thiere ihn gern verſchlingen, z. B. Schafe. Auch Raben und Krähen verſchlucken deſſen oft ſo viel, daß er unter den Bäumen, auf welchen ſie ruhten, in ihrem Unrath gefunden wird. Weichen Börnſtein läugnet er; was man bisweilen dafür gehalten, ſey Judenpech geweſen. Er hat, außer den gefangenen Inſekten, auch manche andere Spiele der Natur geſehn: gleichſam beſchriebenen Börnſtein, arabiſche und hebräiſche Buchſtaben, auch allerlei Geſtalten von Zweigen, Wolken, Runen.

Von eingeſperrten Waſſertropfen fabelte man ſonſt, daß ſie mit dem Monde ab- und zunähmen, aber nie vertrockneten. Vor Stücken, welche größere Thiere enthalten, warnt er, als unecht. Denn ſo wie die Alten ſchon die Kunſt verſtanden, falſche Edelſteine, z. B. Amethyſte, aus ihm hervor zu lügen, ſo wußte man auch ihn flüſſig zu machen, und nach Belieben jedes Thier hinein zu kerkern. Aber der Betrug verräth ſich durch eine Naht oder Fuge. Von ſeiner Kraft auf den menſchlichen Körper erzählt er das Beyſpiel: daß ein Frauenzimmer jederzeit eine Art von Krampf bekam, ſo oft ſie eine Börnſteinſchnur um den Hals legte. Das wunderbare Ameiſenharz ſoll ihm am meiſten ähneln. Der gelbe und weiſſe ſind im Geruch verſchieden. — Ein ſehr rar gewordenes Büchlein, wohl nicht von minderm Werthe als Hartmanns Werk, kann ich hier auch noch empfehlen; es heißt: Jo. Wigandi Episcopi Pomesaniensis de Succino, alce et herbis in Prussia nascentibus libri. Es iſt 1590 in Jena gedruckt, und Bayer hat es in ſeine monumenta prussica aufnehmen wollen.

In der Meinung, daß der Börnſtein ein Erzeugniß der Vorwelt ſey, ſtimmen die berühmten Naturforſcher Klaproth und Hagen mit mir überein. Der Letztere hat, in einer noch ungedruckten Abhandlung, chemiſch erwieſen, daß er zum Pflanzenreich gehöre, und ein Baumharz ſey. Nicht bey einer Erdrevoluzion, nach Haſſes Meinung, hat der Börnſtein ſich erzeugt, ſondern ganz ruhig in einem mildern Klima. Das beweiſen die eingeſchloſſenen Inſekten, die ſich nicht ſträuben, ſondern blos von der Lieblichkeit des Harzes angezogen ſcheinen, ja zuweilen gar in verliebten Umarmungen betroffen werden. Aber durch eine Umwälzung iſt er allerdings unter die Erde gekommen, früher als in unſerer jetzigen Erdperiode. Haſſe glaubt, er ſey in Preußen heimiſch geweſen; Hagen, er ſey dahin geſchleudert worden.

Ich ſelbſt habe bey dem biedern Hagen die Mandeln gleichenden Früchte der Börnſtein-Palme geſehn. Er hat vergebens in der ganzen heutigen Natur einen ähnlichen Baum mit ähnlichen Früchten zu finden geſucht. Zwar hat der berühmte Botaniker Sprengel in Halle, nach Anſicht der Frucht, mir ſchriftlich die Meinung mitgetheilt, daß ſie dem Phyllantus Emblica angehöre, doch ſetzt er ſelbſt hinzu: „ich kann mich irren. Die Urwelt hat

„uns in Erde und Steinkohlen Spuren von Vegeta-
„bilien hinterlaſſen, zu denen ſich die Archetypen jetzt
„kaum mehr finden. Es kann alſo auch leicht ſeyn,
„daß jene preußiſche Frucht einer Palme angehört, ſo
„wie man bey Paris und Cöln Früchte verſchiedener
„Palmen in Erde gefunden hat.“

Und ſo iſt es auch. Es wäre zwar immer ſchon bewundernswürdig genug, wenn man den Baum der heißen Zonen, Phyllantus Emblica, in Preußen wieder fände; allein man darf nur Gärtner de fructibus et seminibus plantarum (ein in ſeiner Art klaſſiſches Werk) nachſchlagen, um ſich zu überzeugen, daß jene Frucht auf keiner Emblica gewachſen iſt. Hierzu kommt noch, daß die letztere kaum eine Höhe von 40 Fuß erreicht, die preußiſche Palme hingegen noch ein Mal ſo lang gefunden wird. Nur die Hevea Gujanensis iſt, wie erwähnt worden, auch ſehr hoch, hat eine kleine Krone, am Stamme keine Zweige, das Holz leicht, zäh, biegſam, die Blätter denen des Manioc ähnlich, die Frucht dreyeckig, enthält drey Samenkörner, eßbare Mandeln, aus welchen auch ein Oel, als Butter brauchbar, gepreßt wird. Sein wohlriechendes Harz dient ſtatt Lichter und Fackeln. Hier wäre alſo eine nahe Verwandtſchaft zu ſuchen, aber nur Verwandtſchaft.

Mir iſt wahrſcheinlich, daß einſt der Norden ſelbſt die Börnſtein-Palme erzeugte. Schon Büffon nennt die Erde einen vormals geſchmolzenen Körper, der folglich anfangs wärmer, in der Nachbarſchaft der Pole zuerſt erkaltet ſey. Daher ſey alles im Norden entſtanden, denn unter dem Aequator habe, der Hitze wegen, noch keine Erzeugung Statt gefunden. Das ſtimmt auch mit des treflichen Beobachters Humbolds Erklärung, der die ſüdliche Vegetation im Norden aus der großen Menge Wärmeſtoff chemiſch ableitet, der plötzlich entbunden wurde, als das feſte Land ſich von der Flüſſigkeit ſchied (welches im Norden am meiſten geſchah), und eine Tropenwärme verurſachte, welche Pflanzen und Thiere hervorlockte. Freylich dauerte das nicht länger, als bis der angehäufte Wärmeſtoff dem übrigen Luftkreiſe nach und nach ſich mittheilte.

Begnügen wir uns mit Ahndungen, wo die alternde Schöpfung uns nur zerbrochene Spielwerke ihrer ehemaligen Jugend hinterließ.

Zum erſten Kapitel.

Altpreußiſche Sagen.

Hier muß ich die beſtimmte Erklärung vorausſenden, daß ich weit entfernt bin, dieſe, von einem *Schlözer* verworfene Sagen, als hiſtoriſche Wahrheit aufzuſtellen; nur ſie ganz zu unterdrücken konnte und wollte ich mir aus Gründen nicht erlauben. Meine Gründe möge der Leſer prüfen.

Welche Beweiſe gibt es für das wirklich Geſchehene? — *Urkunden*, *Schriften*, *Traditionen*, *Spuren*, *Erfahrungen*. Wenn durch Uebereinkunft der Zeitgenoſſen eine von Zeugen beſiegelte *Urkunde* ausgeſtellt wird, ſo iſt dieſe beweiſend, doch nicht immer unumſtößlich, denn auch Urkunden werden erdichtet und verfälſcht.

Andere Beweiſe für die *Wahrheit* einer Begebenheit gibt es nicht; alle übrige zeugen nur für ihre *Wahrſcheinlichkeit*. Denn viel muß zuſammentreffen, um dem *Geſchichtſchreiber* unbedingt zu glauben. — Lebte er zu gleicher Zeit? war er Augenzeuge? unverblendet durch Leidenſchaft, Eigennutz oder Mangel an Beurtheilungskraft? — Konnte und wollte er Wahrheit ſagen? wollte er nicht vielleicht durch Neuheit überraſchen? durch Sprache glänzen? — Oder wurde er erſt *nach* der Begebenheit geboren? wie lange nachher? wo? von wem ſammelte er ſeine Nachrichten? Stimmen mehrere überein, die fern von einander lebten? hat Einer dem Andern blos nachgeplaugeplaudert? — Selten oder nie werden alle dieſe Zweifel und Fragen genügend gelöſt. Darum darf Niemand ſich des Bekenntniſſes ſchämen: es gibt keine einzige ganz zuverläſſige Geſchichte; denn Alles mit Urkunden zu belegen, iſt unmöglich, und vollends für die Quellen, aus welchen die Begebenheiten entſprangen, gibt es ſelten Urkunden.

Noch ſchwankender ſind Traditionen. Auf dem Wege von Mund zu Munde, er ſey ſo kurz er wolle, geht viel verloren. National-Geſängen drückt der Dichter ſeinen Stempel auf. Doch Geſänge und mündliche Ueberlieferungen enthalten wenigſtens Spuren, und wo kein Weg auf einer Stelle ſich zeigt, da iſt auch jede Spur willkommen.

Die fürchterlichen Umwälzungen der Natur, wer ahndet ſie nach tauſend Jahren? — Lava — Berge verwittern, Weinreben wachſen auf begrabenen Städten; und doch ſtanden der Natur alle Elemente zu Gebote, um die Urkunde ihrer zerſtörenden Gewalt mit ewigen Buchſtaben auf die Erdrinde zu ſchreiben. — Was hat dagegen der Menſch? — ein moderndes Papier, einen verwitternden Marmor, einen ſchwachen Griffel, eine ſchwächere Zunge. Mit dieſer Hülfe entrückt er ein paar Jahrhunderte ſeiner Leiden und Thorheiten dem Strome, der Alles hinunter führt, und freut ſich kindiſch der Unſterblichkeit, uneingedenk, daß jede Geſchichte nach Jahrtauſenden zur Sage, und endlich zur Fabel wird. So glaubte ja ſchon ein Engländer die Zeit berechnet zu haben, wo Chriſtus den Erdbewohnern nicht einmal eine hiſtoriſche Perſon mehr ſeyn werde.

Auf jener Hälfte des Weges, wo Geſchichte in Sage, Licht in Dämmerung übergeht, da iſt es noch Zeit, wo nicht ſie aufzuhalten, oder ihren Glanz zu erneuern, doch zu beweiſen, daß ſie einſt gegenwärtig war. Bald muß es geſchehen, ehe die Sage aus der Dämmerung in das dunkle Reich der Fabel tritt. Und wer lehrt uns dieſen Beweis? wer anders als die große Lehrmeiſterin Erfahrung. — Mit eben der Sicherheit, mit welcher der Naturforſcher aus der Beſchaffenheit eines Gebirges auf das ehemalige Daſeyn eines Vulcans, der Reiſende aus der Zahmheit wilder Thiere auf die Oede einer Küſte ſchließt; mit eben der Wahrſcheinlichkeit, mit welcher oft der Gelehrte in einer aufgerollten Handſchrift aus Pompeji die ſchlenden Worte ergänzt; mit eben dieſer Sicherheit und Wahrſcheinlichkeit darf der Geſchichtsforſcher, der zugleich Menſchenkenner iſt, in dem ähnlichen Gange ähnlicher, unbezweifelter Begebenheiten, für die Wahrheit einer Sage der grauen Vorzeit Beſtätigung ſuchen. Was, nach dem Zeugniß der Geſchichte, ſich oft und gerade ſo zutrug; das darf er auch der Sage glauben. Wenn es klug iſt, die Geſchichte zu verwerfen, der es an innerer Wahrſcheinlichkeit gebricht, warum wäre es minder klug, die Sage anzunehmen, der jene Eigenſchaft in hohem Grade beywohnt? — der die Vernunft nicht widerſpricht? — der jeder Unbefangene das Zeugniß geben muß: ſo kann es geſchehen ſeyn? — an deren Stelle keiner etwas beſſeres zu ſetzen vermag? — Wer dennoch ſolchen Sagen ein behutſames Vertrauen weigert, der darf überhaupt an keine Geſchichte glauben, wenigſtens an keine ältere, denn was iſt ſie anders als Sage? deren Anſehn nur durch berühmte Namen erhoben worden iſt.

Auf dieſe Betrachtung führte mich die Chronik des Biſchoff Chriſtian, Buch der Teufelskinder (Liber filiorum Belial) genannt, von welcher ziemlich allgemein behauptet wird, ſie ſey nie vorhanden geweſen. Dieſen Zweifel zu beſtreiten iſt wichtig, da alle Nachrichten von den heidniſchen Preußen (vielleicht ſelbſt die des Peter von Dusburg nicht ausgenommen) aus jener Quelle geſchöpft worden.

Hartknoch (Alt- und Neu-Preußen, Vorrede, und dissertatio de Scriptoribus historiae prussicae) gibt folgende Gründe für ſeine Zweifel an.

1) Weder ein polniſcher noch preußiſcher Schriftſteller vor Simon Grunau hat ihrer gedacht. Kadlubko, der doch auch zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, ſchweigt von ihr ſowohl, als von einer noch ältern Chronik eines gewiſſen Jaroslaus (Liber originis et furiarum gentis Brutorum,) auf welche der Preußen Biſchoff zum Theil die ſeinige ſoll gegründet haben. Das ſcheint um ſo bedenklicher, da Jaroslaus der Polen Landsmann, und Chriſtian oft ihr Gaſt in der Maſau geweſen.

2) Was Simon Grunau vom Götzendienſt der Preußen aus jenen Chroniken erzählt, ſtimmt mit ältern Schriftſtellern nicht überein.

3) Mußte nicht Chriſtian der preußiſchen Geſchichte kundiger ſeyn als Jaroslaus? warum entlehnte er denn von dieſem?

Lauter Gründe, die mir unzureichend ſcheinen. Daß Kadlubko und Peter von Dusburg die beyden alten Chronikenſchreiber nicht gekannt haben, davon konnte die Urſach in deren Seltenheit liegen. Durfte wohl, zum Beyſpiel, Ammianus Marcellinus den alten verlornen Geſchichtſchreiber Fabius Pictor, deſſen Livius oft erwähnt, deshalb wegläugnen, weil Julius Cäſar oder Salluſtius ihn nicht zu kennen ſcheinen, obgleich ſie noch vor Livius gelebt haben. Ueberhaupt nehmen wir es mit den Römern und Griechen in keinem Stücke genau, weil uns ihr Name beſticht;

darum glauben wir an Fabius Pictor, aber nicht an Biſchoff Chriſtian.

Leider iſt offenkundig, daß in Preußen, mehrere Jahrhunderte hindurch, die Sucht Chroniken zu ſchreiben herrſchte, und daß ein Jeder, ſtatt das Alte zu bewahren, lieber etwas Neues zuſammen ſtoppelte.

Henneberger nennt eine ganze Schar von Chroniken, über dreyßig, die größtentheils verloren gegangen, und deren vermuthlich viele den guten Chriſtian geplündert, aber ſich wenig um deſſen Erhaltung bekümmert haben, obgleich eine einzige Abſchrift von ſeinem Buche koſtbarer wäre, als alle jene Aehrenleſer oder *Stoppler*, wie ſie Schlözer ſehr treffend nennt.

Ich vermuthe, daß ſeine Handſchrift in einem Kloſter lange verborgen lag; denn bey den Mißhandlungen, die er vom Orden erduldete, mag er ſeine Feder oft in Galle getaucht haben; darum hat man ſich wohl gehütet, ſo lange der Orden herrſchte, ſie an das Tageslicht zu bringen; am wenigſten durfte man ſie einem Peter von Dusburg in die Hände liefern, der ſelbſt dem Orden angehörte und äußerſt parteyiſch für denſelben ſchrieb. Ja, ich will geradezu bekennen, *warum*, nach meiner Meinung, dieſer Peter ſich gefürchtet hat, den alten Götzendienſt der Preußen umſtändlich zu ſchildern: die auffallende *Aehnlichkeit* mit dem Götzendienſt des Papſtes ſprang in die Augen; jeder Hebel, jeder Kunſtgriff, von römiſchen Prieſtern angewandt, wurde in Preußen wieder gefunden. Man durfte nicht wagen, eine ſo natürliche Vergleichung bey Layen zu veranlaſſen.

Mich deucht, es wäre weit mehr zu verwundern, wenn Chriſtian *keine* Chronik hinterlaſſen hätte; er, mit allen Erforderniſſen ſie zu ſchreiben ausgerüſtet; er, dem mehr als irgend einem Andern daran liegen mußte, eine Geſchichte auf die Nachwelt zu bringen, in der er ſelbſt eine bedeutende Rolle ſpielte. Wenn ſeine Nachrichten von der Preußen Götzendienſt mit andern nicht übereinſtimmen, ſo gebührt doch wohl der Glaube ihm, der dieſe Götzendiener bekehrte und ihrer Sprache kundig war?

Auch iſt es gar nicht ſeltſam, daß er einem Jaroslaus Manches abgeborgt, denn da ſuchte und fand er eben die älteſten Nachrichten, welche dann durch ſeiner Neubekehrten Ueberlieferungen beſtätigt wurden. Dieſen Jaroslaus hat Simon Grunau noch geleſen und benutzt; ja ſelbſt Erasmus Stella kannte ſowohl ſeine, als Biſchoff Chriſtians Chronik, wie aus deſſen beyden erſten Büchern zu erſehen.

Daß Simon Grunau, der größtentheils mit Chriſtian übereinſtimmt, ſo ziemlich allgemein in dem Rufe der Unzuverläſſigkeit ſteht, iſt wohl unverdient, und ein neuer Beweis, wie oft die übrigens löbliche Zweifelſucht der Geſchichtſchreiber zu Ungerechtigkeiten verleitet. Freylich hat Grunau, wie er ſelbſt geſteht, um Chronologie ſich wenig bekümmert, und vieles verworren vorgetragen; allein man darf nur wenige Blätter in ſeinem Buche leſen, um ſich zu überzeugen, daß er ein ehrlicher Mann war, und redlich nach Wahrheit ſtrebte. Zu ſichten verſtand er nicht, doch zu Erfindungen ließ er ſich ſchwerlich herab. Wenn er zum Beyſpiel von Vertheilung der Waidelotten durch das ganze Land redet (Tract. III. c. 2. §. 1.), ſo fügt er aufrichtig hinzu: wie aber alle Dinge da zugegangen ſind, habe ich nicht gefunden. — Daß er echte Quellen benutzte, beweiſen auch die von ihm mitgetheilten Ordensregeln, die wirklich aus dem Ordensbuche entlehnt ſind, welches ich zuerſt im geheimen Archiv zu Königsberg wiederum entdeckt habe. Man ziehe doch ferner in Erwägung, daß er, um ſeine Nachrichten erſonnen zu haben, wahres Dichtergenie hätte beſitzen müſſen, was man ihm doch warlich nicht vorwerfen kann. Wenn Elagius in ſeiner Linda Mariana ihn ausſchweifend lobt, und einen Fürſten der Preußiſchen Geſchichte nennt, ſo mag man lächeln; doch ohne Uebertreibung läßt ſich mit Hartknoch ſagen: „Man muß dem Grunau ſeinen „Ruhm nicht mißgönnen.“

Den Hauptbeweis für das Daſeyn von Chriſtians Chronik liefert Lucas David. (Herr v. Baczko ſcheint freylich zu glauben, er habe dieſelbe nur aus S. Grunau gekannt, welches mir unbegreiflich iſt, wenn nicht ſein Vorleſer viele Stellen überſchlagen hat.) Ich habe mich einer Abſchrift der vier erſten Bücher deſſelben bedient, welche in der Bibliothek des Großfürſten Conſtantin aufbewahrt wird. Der verſtorbene gelehrte Bayer hat dieſelbe zu ſeinem Gebrauch verfertigen laſſen, und zwar, wie aus mehrern Stellen erſichtlich, nach dem ziemlich unleſerlichen Original. Da heißt es, bey Gelegenheit der Geſchichte von Preußens Theilung unter Waidewuts Sohne: dieſe ſey im 573ſten Jahre nach Chriſti Geburt geſchehn, laut der Schrift Domini Christiani, des erſten preußiſchen Biſchoffs, von deme ich dieß thun bis daher am meiſten habe (Seite 74 des angeführten Exemplars). Bayer hat bey dieſer Stelle an den Rand geſchrieben: confitetur sua se a Christiano Episcopo accepisse.

Seite 135 klagt Lucas David: daß man wenig von der Religion der alten Preußen wiſſe, „weil die „chriſtlichen Schreiber damaliger Zeit Alles ganz „kurz mit wenig Worten ohne Vermeldung der Umſtände beſchrieben;“ (alſo gab es doch zu damaliger Zeit chriſtliche Schreiber, die Lucas David kannte?)

Jetzt zum Erſtenmal erwähnt er des Simon Grunau mit den Worten: „habe funden etwas bey Simon Grunau u. ſ. w.“ — Er, der ſo gewiſſenhaft und ängſtlich ſeine Quellen andeutet, und am Schluß ſeines erſten Buches förmlich erklärt; „er habe „angezeigt, woher und von wem er ſolches Alles genommen, um die Ehre dem zu geben, dem „ſie gebühre;“ er würde ſicher nicht unberührt gelaſſen haben, wenn er Chriſtians Schrift blos aus dem Grunau gekannt hätte, um ſo mehr, da er ſelbſt dem Grunau wenig Glauben ſchenkt. Ueberall bedient er ſich des Präſens: Chriſtian ſchreibt, ſagt, berichtet, nirgend: Chriſtian ſoll geſchrieben, geſagt, berichtet haben. Oft weicht er auch von Grunau ab. So z. B. nennt er den Fürſten der Maſuren Andislaus, Grunau hingegen Arthones. Ein Beweis, daß beyde nicht einerley Handſchrift von Chriſtians Chronik beſeſſen.

Bey Erwähnung des heil. Adalbert, citirt er abermals ausdrücklich jenen Biſchoff. Endlich erklärt er, zu Anfang des zweyten Buches: das wenige habe geben wie es empfangen, das iſt, wie es bey den **Alten**, doch von **glaubwürdigen Leuten**, habe beſchrieben funden. Nun hielt er aber den Grunau weder für alt noch für glaubwürdig, und folglich iſt keinem Zweifel unterworfen, daß er Chriſtians Chronik wirklich beſeſſen, auch daß er ſie für echt gehalten.

Hierzu kommt das Zeugniß des Prätorius in ſeiner preußiſchen Schaubühne. Er, der alten preußiſchen Sprache vollkommen kundig, und deſſen Lieblingsbeſchäftigung es war, durch Unterhaltung mit den Preußen ihre Alterthümer zu erforſchen, bezeugt (Buch IV. Kap. 4. §. 19.), daß die Reliquien der Preuſſen die Vorzeit beſtätigen, wie Simon

Grunau ſie aus Chriſtians Buche beſchrieben. Ferner ſagt er (Kap. 6. §. 2.) Brettchen habe in Chriſtians Buche geleſen, daß unweit Romewe ſich ein Schwefelquell befunden, an dem man Feuer anzünden können. — Kap. 12. §. 8. führt er abermals einen Umſtand an, den Brettchen aus Chriſtian notirt habe. Endlich erklärt er Buch VIII. Kap. 5. §. 20. ſehr beſtimmt: „Chriſtians Chronik haben die vornehmſten alten Scribenten gehabt, auch ſelbſt mein ſeliger Aeltervater Herr von Brettchen, der im Anfang dieſes Sekuli verſtorben.“ (Jener Brettchen war Prediger in Königsberg.) Damals alſo befand ſich Chriſtians Chronik noch in vielen Händen, wie Prätorius unter andern auch von einem Roſenzweig behauptet, welcher Rhapſodien hinterlaſſen, die gleichfalls verloren ſcheinen. §. 21. erinnert er, daß auch die Ordenschronik den Biſchoff Chriſtian als Bürgen für die Exiſtenz Waidewuts anführe. —

Wenn nun das vormalige Daſeyn von jenem Buche erwieſen worden (wie, nach meiner Ueberzeugung, wirklich geſchehn), ſo entſteht die zweyte Frage: hat Chriſtian Wahrheit geſchrieben? hat er ſie ſchreiben wollen? und ſchreiben können?

Den Willen kann man wohl nicht bezweifeln, wenigſtens in Rückſicht auf die heidniſchen Preußen; denn warum ſollte er erdichten? warum der Gefahr ſich ausſetzen, der Lüge beſchuldigt zu werden? Dieſelben Wege, auf welchen er zu ſeiner Kenntniß gelangte, konnten ja zu ſeiner Zeit auch andere einſchlagen, und folglich ſeine Mährchen ihm täglich vorrücken. Führte er doch ſogar bekehrte Preußen nach Rom, die leicht dort befragt werden konnten. Höchſtens mochte er etwa, um ſeinen Ruhm als Heidenbekehrer zu vergrößern, durch den Vorwurf von Halsſtarrigkeit an der Preußen Charakter ſich verſündigen; jedoch in Allem, was ihre Geſchichte betraf, konnte durchaus keine Art von Eigennutz oder Ehrgeiz ihn verleiten, Erfindungen unterzuſchieben.

Konnte er aber die Wahrheit ſagen? — Dieſe Frage, dunkt mich, ſollte an die litthauiſchen Prieſter der alten Preußen gerichtet werden, die Aufbewahrer der Volksgeſchichte, deren Beruf es mit ſich brachte, ſie mehrere Male im Jahre ihren Gemeinden vorzutragen. Konnten dieſe Wahrheit ſagen, ſo konnte es auch Chriſtian, denn von ihnen hatte er ja Alles; kein fremder Mund, keine fremde Sprache traten zwiſchen ſie und ihn.

Endlich darf man auch wohl behaupten, daß innere Wahrſcheinlichkeit jenen Ueberlieferungen das Wort redet; daß keine Erfahrung, kein Umſtand, dem man vernünftigerweiſe Glauben verſagen müßte, ihnen widerſpricht. Denn gerade dieſen Gang hat bey rohen Völkern die ſtufenweiſe Bildung ſchon oft genommen: Fremdlinge, mit Göttern verwandt, nach Herrſchaft lüſtern, erſchienen plötzlich unter Barbaren, Künſte lehrend, Sitten verbreitend, durch Offenbarung täuſchend. Man denke an Oſiris, Orpheus, Othin, Manco Capac. Wenn die Geſchichte jener Helden und Geſetzgeber nach und nach zur Fabel geworden, ſo rührt das bloß von dem angebornen, durch der Vorwelt Dunkel begünſtigten Triebe des Menſchen her, Alles Ferne, gleichviel ob fern durch Raum oder Zeit, zur Fabel umzugeſtalten. Die Buchdruckerkunſt hat dieſem Triebe zwar Schranken geſetzt, allein vertilgen kann ſie ihn nicht, und es wird eine Zeit kommen (man ſchiebe ſie immerhin Jahrtauſende hinaus), wo auch der Name Napoleon nur noch einen Helden der Fabelwelt bezeichnen wird. Man leſe was Bailly in ſeinen lettres sur l'origine des Sciences p. 36. not. a. von dem Foki der Chineſer ſagt; eine ähnliche Tradition, die er keinesweges verwirft.

Ich weiß recht gut, wie kühn es von mir iſt, eine oft verſpottete Sage in Schutz zu nehmen, wenigſtens nicht unbedingt zu verſtoßen. Ich weiß, daß der ehrwürdige Schlözer jede Tradition verwirft, und den erſten Faden der nordiſchen Geſchichte nur an die Schreibkunſt knüpft, die, nach ſeiner Behauptung, erſt im 9. und 10. Jahrhundert, mit dem chriſtlichen Glauben, jenen Völkern bekannt geworden; alles Vorhergehende ſey für uns auf immer verloren. Daran liege aber wenig. Auch die Römer hätten ſich begnügt, nur etwa 800 Jahre bis zu Romulus hinauf zu ſteigen.

Hier darf man fragen: ſind die Beweiſe für die Exiſtenz des Romulus triftiger, als für die des Waidewut? — Alle Denkmäler und Staatsurkunden gingen durch den bekannten galliſchen Einfall verloren. Worauf bauten denn die römiſchen Schriftſteller ihre Nachrichten vom Alterthum? — auf Sagen. Dahin müſſen wir endlich immer zurück.

„Welcher Deutſche“ ruft Schlözer aus, „fängt „noch von Mannus und Thuiſko, welcher Franzos „von Priamus und Francus ſeine Geſchichte an? „ſelbſt der Preuße hat ſeinen Waidewut aufgegeben.“

So erklärt ſich dieſer vortrefliche Mann in der allgemeinen nordiſchen Geſchichte. Allein in Neſtors Annalen (S. 31.) iſt er minder ſtrenge bey Erwähnung der ruſſiſchen Sagen. „Rußland“ heißt es dort, „war ſchon ein Reich von bedeutendem Umfange, aber das Ausland erfuhr „nichts davon. Weder Franken noch Byzantier „nannten den Namen Rurik in ihren Annalen. Ueber „zwey Jahrhunderte verſtrichen, als zum Erſtenmale

„ein Inländer (Neſtor) die Nachrichten vom Anfange des Staates der mündlichen Ueberlieferung abfragte, und durch Aufzeichnen verewigte.“ Daſſelbe that Biſchoff Chriſtian. — Jene ruſſiſchen Sagen ſollen alle Miene der Glaubwürdigkeit haben, weil die Begebenheiten natürlich zuſammen hängen. — Daſſelbe iſt der Fall mit Chriſtians Geſchichte. —

„Gerade ſo machten es die Britten mit Hengſt und Hors im Jahr 499, gerade ſo die Franzoſen mit Rolf im Jahr 911. Wahr ſind alſo dieſe Sagen (wahr wäre folglich auch die Sage von Waidewut), obgleich die Abkunft der drey gerufenen Waräger von der Tradition ſchon vergeſſen war. — Selbſt den Oleg kannte man noch nicht, trotz ſeiner großen Eroberungen.“ — (Wie hätte man den Waidewut kennen ſollen, der nicht erobern wollte? —)

„Auch Neſtor hat Volksmährchen und handgreifliche Uebertreibungen,“ bekennt Schlözer im dritten Bande (S. 34.). „Er hat den Urſprung ſeines Staates offenbar nur aus vager Tradition genommen“ (erſter Band). Doch nennt er dieſe Tradition wahr, und in der Vorrede zum zweyten Bande ſagt er: „Seine Erzählung von der Entſtehung des ruſſiſchen Staates kann man im eigentlichen Verſtande pragmatiſch nennen.“

Nun, welcher Vorzug bliebe dem Neſtor denn noch vor Chriſtian übrig? — Mich dünkt, kein anderer, als daß von ihm das ganze Werk (doch nicht das Original, ſondern nur Abſchriften aus der mongoliſchen Periode), von Chriſtian hingegen nur ein getreuer Auszug noch vorhanden iſt.

Man glaube nicht, daß es mir in den Sinn gekommen, Neſtors Verdienſte, oder wohl gar die weit größeren ſeines Wiederherſtellers zu beſtreiten;

vielmehr habe ich blos in den Anſichten dieſes großen, von mir unendlich verehrten Mannes einen Schutz für die meinigen geſucht. Auch bin ich weit entfernt, Waidewuts Exiſtenz als unzweifelhaft zu betrachten; allein beſſere Gründe für dieſelbe weiß ich doch aufzuſtellen, als für Mannus oder Thuiskon; denn ich ſtehe auf zwey feſten hiſtoriſchen Punkten. Der Erſte: die Preußen wurden von einem Hohenprieſter deſpotiſch beherrſcht. Der Zweyte: Ein Theil ihres feſtlichen Gottesdienſtes war Vortrag der Volksgeſchichte. Beyde ſind durch übereinſtimmende Zeugniſſe faſt aller Chronikenſchreiber bewieſen.

Des Kriwe Herrſchaft (ſo feſt begründet, daß ſogar ein bloßer Stab von ihm, wenn auch in fremder Hand, Ehrfurcht gebot, Gehorſam erzwang) ſetzt ein Syſtem voraus, welches mit großer Klugheit entworfen, durch alle Mittel unterſtützt worden, die nur immer auf menſchliche Gemüther zu wirken vermögen. Unter dieſen Hebeln war ſicherlich keiner der ſchwächſten der: daß die Prieſter als Aufbewahrer von den Begebenheiten der Vorzeit angeſehen wurden. Wie geehrt waren einſt die Barden; wie geachtet ihre Geſänge, die doch nicht den Wahrheitsſtempel einer himmliſchen Macht empfangen hatten; wie viel mehr Prieſter, denen die Götter ſelbſt die Sagen der Vorzeit mitzutheilen ſchienen.

Es iſt nicht bloß Vermuthung, ſondern es folgt aus der Sache ſelbſt, daß die Erlernung der vaterländiſchen Geſchichte ein Hauptſtück der Erziehung eines preußiſchen Prieſters war. Sie wurde alſo im innern Bezirk von Romowe gelehrt, und außer demſelben ununterbrochen vorgetragen. Sie konnte folglich dort, obgleich unaufgeſchrieben, nur wenige unbedeutende Abweichungen erleiden, weil bey öffentlichen Vorträgen

trägen jeder alte Preuße bedeutende Veränderungen bemerkt und gerügt haben würde.

Ich vermuthe jedoch, daß der gemeine Haufe der Waidelotten, der oft ſehr zufällig in dieſen Stand verſetzt wurde, ununterrichtet blieb (die nothwendigen Ceremonien ausgenommen), und daß Einweihung in die Landesgeſchichte nur dem engeren Prieſterverein, der zu Romowe herrſchte, als eine Art von Myſterien vorbehalten war. Daher auch wohl an dem Vortrage, dem Simon Grunau ſelbſt noch im 16. Jahrhundert beywohnte, deſſen Inhalt er aber nur im Allgemeinen berühet, wenig verloren ſeyn mag. Allein zu Chriſtians Zeiten, als Romowe und deſſen heilige Eiche noch in voller Kraft prangten — ja damals waren die Erzählungen eines herrſchenden Prieſtervereins, auf eine Staatsmaxime gegründet, doch wohl mehr als gewöhnliche Traditionen, die der Zufall durch den Mund des Volkes fortpflanzt? und man dürfte vielleicht ohne kühn zu ſeyn, fragen: Verdient eine ſolche Ueberlieferung nicht eben ſo viel Glauben, als die hinterlaſſene Handſchrift eines Menſchen? —

Wenn auch zwanzig Männer, die nicht ſelber Augenzeugen waren, eine gemeine Sage aufzeichnen, ſo wird dieſe dadurch noch nicht zur Geſchichte; denn welche Bürgen für die Wahrheit können dieſe Männer uns liefern? — ſie haben es ſo gehört; Einer hat dem Andern nachgeſchrieben, ſo wie vorher Einer dem Andern nachgeſprochen hat. Herodot, dem man gewöhnlich den Vater der Geſchichte nennt, hat eben ſo wohl nur Sagen aufgezeichnet, als Biſchoff Chriſtian.

Wie aber, wenn zu der Zeit, in welcher ein Geſchichtſchreiber auftritt, zwar keine ſchriftliche Urkunden, doch alte Denkmäler, Steinhaufen über Gräbern, Wälle, Tempel und dergleichen vorhanden ſind, welche das Geſchehene bezeugen? wenn Livius zum Beyſpiel noch den Platz andeuten kann, wo unter einer gewaltigen Steinmaſſe die Horatier und Curiatier ſchlummern? — Allerdings ein Vortheil; doch zur Gewißheit erheben ſolche inſchriftloſe Denkmäler eine Begebenheit nicht, und man kann ihnen nicht einmal gleiche Beweiskraft mit einer Tradition zugeſtehen, wie die, von welcher hier die Rede. Der Geſchichtskundige Preuße denke hier z. B. an ſeine Vierbrüder-Säule, die vielleicht noch heute ſteht, und die von ſo manchem Gelehrten auf die verſchiedenſte Weiſe gedeutet worden. Man erlaube mir ein Gleichniß: eine Sage, die 24 Stunden in einer Stadt herum gelaufen, wird freylich ſchon in der 23ſten dem nicht mehr ähnlich ſehen, was ſie in der erſten war. Wenn hingegen ein Soldat, der abgelöſt wird, ſeinem Nachfolger die Parole ins Ohr flüſtert, ſo iſt dieſe Parole doch auch nur eine Sage, die ſeit 24 Stunden von Mund zu Mund gegangen, dennoch wird ſie in jeder Sylbe der in der erſten ähnlich bleiben. Alſo hängt die Glaubwürdigkeit einer Sage blos von der Art ihrer Fortpflanzung ab.

Ob Biſchoff Chriſtian Einen oder Mehrere jener Prieſter bekehrte, und folglich ſeine Nachrichten geradezu aus deren Munde ſchöpfte, das kann freylich nicht erwieſen werden, obgleich es nicht unwahrſcheinlich iſt. Aber daß er viele der Erſten des Landes zu ſeinen Jüngern zählte, das iſt gewiß. Dieſe hatten von Jugend auf, Jahr für Jahr, und mehreremale im Jahre, die Erzählungen der Prieſter mit angehört, waren folglich wohl im Stande ſie wieder mitzutheilen.

„Snorro“ ſagt Schlözer, „kann nicht von „Othin zeugen, der 1300 Jahr vor ihm gelebt haben ſoll; ſo wenig als Aventin von den Avaren, ſo „wenig als Hübner von Timur Beg, oder gar als

La

„[illegible] Brudre von Carl dem Großen.“ — Man könnte hinzuſetzen: ſo wenig als Livius von Romulus, der in der That vor Othin nichts voraus hat, als den Zufall, einer römiſchen Sage anzugehören, für die wir nun einmal mehr Glaubensbereitwilligkeit hegen.

Allein als Winke zu weiteren Unterſuchungen läßt ſelbſt Schlözer die alten Nachrichten neuerer Schriftſteller gelten, nur nicht als Zeugniſſe. (Nordiſche Geſch. S. 261.) Wohlan, ich habe dieſe Winke benutzt; ich habe gewiſſenhaft unterſucht und wiederhole: Waidewuts Daſeyn verbürgen wollen, würde, wie Schlözer es richtig nennt, ein hiſtoriſches altes Weib verrathen. Doch wenn erwieſen worden, daß Biſchoff Chriſtian eine nur 600 jährige, durch die Landesregierung autoriſirte, durch die Prieſter beſtändig aufgefriſchte Sage aus ihrem Munde nacherzählte, ſo würde ich fürchten ein hiſtoriſcher Trotzkopf genannt zu werden, wenn ich Waidewuts Geſchichte geradezu ins Fabelreich hinabſtieße.

Bayer ſagt in ſeiner Beſchreibung des ruſſiſchen Nordens nach ruſſiſchen und byzantiniſchen Schriftſtellern: „die alte Sage, vom Biſchoff Chriſtian aufbehalten, verſichert, daß die Preußen nicht nur damals ſchon (im 9ten Jahrhundert), ſondern ſogar lange vor Rurik ein mächtiges Volk geweſen.“ — Auch Bayer bezweifelte folglich Chriſtians Chronik nicht, ſchien auch keinen Grund gefunden zu haben, um den von ihr gelieferten Nachrichten zu mißtrauen. Er, der behutſamſten Geſchichtsforſcher Einer, würde ſich ſonſt gewiß vorſichtiger ausgedrückt haben.

Bis jetzt habe ich noch gar nicht auf die Möglichkeit Rückſicht genommen, daß die alten Preußen, wenigſtens ihre Prieſter, doch wohl zu ſchreiben verſtanden? Chriſtian bezeugt es ausdrücklich. Es bleibt uns freylich, außer der Inſchrift auf einer alten, oft angefochtenen Fahne, die von Thunmann erklärt worden; und außer den wenigen Worten auf einigen Götzenbildern, (ſiehe Maſch obotritiſche Alterthümer) kein Denkmal übrig, und Schlözer ſagt: die alte preußiſche Schrift ſey erweislich falſch, höchſtens das ruſſiſche Alphabet darunter zu verſtehen. Mir gleichviel welches Alphabets ſie ſich bedienen mochten, (eine Unterſuchung, die mich allzuweit führen würde) hatten ſie aber irgend Eines, ſo wäre der rechte Faden vorhanden, an welchen allein Schlözer die Geſchichte knüpfen will. Biſchoff Chriſtian ſagt ausdrücklich, daß die Einzöglinge ſchreiben konnten, und durch dieſe Kunſt den Ulmigeriern überlegen waren. Schon Andere vor mir haben in den altpreußiſchen Buchſtaben Runen geſehn, (Thunmann Unterſuchungen über die alte Geſchichte einiger nordiſchen Völker) doch darf ich das nur vermuthen, nicht behaupten, denn das Erkennen der Runen ſcheint mir überhaupt eine dem Irrthum ſehr unterworfene Sache. Man betrachte z. B. die Runen, die vor Schönings Abhandlung von den Begriffen der Alten von den nördlichen Ländern gezeichnet ſtehen, und vergleiche ſie mit den Inſchriften am Wege von Sues nach dem Berge Sinai, die Niebuhr in ſeiner Reiſe nach Arabien S. 250 geliefert; ſo wird man den Unterſchied eben nicht ſehr groß finden. Wenn Waidewut und ſeine Gefährten Gothen waren, oder wenn ſonſt irgend ein gothiſcher Stamm in Preußen wohnte, (wie ſchwerlich geläugnet werden kann) ſo hat die altpreußiſche Schrift ſicher aus Runen beſtanden. Freylich erſtaunten die Preußen noch im 13ten Jahrhundert über einen Brief, der Gedanken in die Ferne trug; aber das beweiſt doch weiter nichts, als daß ſie dieſe Art die Schreibekunſt anzuwenden noch nicht kannten. Es iſt zum Beyſpiel ausgemacht, daß die Chineſen weit früher, als wir, Schießpulver hatten, ſich deſſen aber nur zur Feuerwerkerey bedienten. Ein Chineſe mußte alſo dennoch über die Wirkung unſers Geſchützes erſtaunen, weil dieſe Art das Pulver anzuwenden ihm unbekannt geblieben war. Uebrigens wird die Anekdote nur von einem gemeinen Preußen erzählt; es möchte aber wohl nicht ſchwer halten, ſogar noch jetzt manchen deutſchen Bauer aufzufinden, der keinen Begriff von einem Briefe hat. Noch mehr: ich vermuthe, daß die Schreibekunſt (wenn anders die Preußen ihrer mächtig waren) nur einen Theil der Prieſter-Myſterien ausmachte, ſo wie dieſe Kunſt auch bey den Griechen lange Zeit auf die Prieſterkaſte eingeſchloſſen blieb, (ſiehe Wolfs Schriften über den Homer) und daß es Staatsmaxime des Preußiſchen Papſtes war, dieſe gefährliche Kunſt keinem Layen mitzutheilen, gleichwie der römiſche Papſt den Layen das Bibelleſen verbot. Geſetzt, die Griechen wären in der angeführten Epoche von einem fremden Volke unterjocht worden, wurde dieſes fremde Volk tauſend Jahre nachher nicht auch behauptet haben die Griechen hätten nicht ſchreiben können? — Mit heidniſchen Prieſtern kamen die deutſchen Ritter wohl ſelten oder nie zuſammen, Prieſter befanden ſich nie unter ihren Gefangenen, auch nicht unter den Neubekehrten, ſie würden ſonſt gewiß eines ſo wichtigen Umſtandes triumphirend erwähnt haben. Sehr natürlich hüteten ſich vor allen die Prieſter, dieſen blutdürſtigen Bekehrern in die Hände zu gerathen, und ſehr natürlich blieb ihr Abſcheu gegen die neue Lehre unüberwindlich, da durch dieſelbe ihre Herrſchaft zertrümmert wurde. Höchſtens mochte alſo dann und wann ein gemeiner Waidelotte ſich zu ihnen verirren, weil er keinen Anſpruch auf Theilnahme an einer Regierung machen durfte, die nur dem engen Prieſterausſchuß zu Romowe vorbehalten war. Wie hätte alſo der Orden mit den Künſten und Geheimniſſen jenes Mittelpunkts der Regierung vertraut werden können? — Zu Romowe lag vielleicht das Geſchichtsbuch der Preußen, ſo wie Tauts Schriften in den Tempeln Aegyptens, aus welchen Sanchuniathon, Manetho, Pythagoras, Plato, ja ſelbſt Chriſtus ihr Wiſſen ſchöpften. Solon lernte die Geſchichte des Alterthums (nach der Einleitung zu des Plato Timäus) von ägyptiſchen Prieſtern, und zwar zu Sais, wo Joſeph Miniſter des Pharao war, wo alſo vermuthlich auch Moſes die Quelle ſeiner Kenntniſſe fand. Warum könnte Preußens alte Geſchichte nicht auf gleiche Weiſe erhalten worden ſeyn? —

Doch dem ſey wie ihm wolle; um ihre Geſchichte fortzupflanzen, bedurften die Preußen nicht einmal der Schreibekunſt, wie ich glaube erwieſen zu haben.

Jetzt werfe man noch einen Blick auf die nämlichen Sagen, wie ſie von andern Chronikenſchreibern erzählt worden, und man wird bekennen müſſen, daß Zuſammenhang und innere Wahrſcheinlichkeit nur Chriſtians Berichte auszeichnen; die übrigen hingegen offenbar verſtümmelte, verdrehte Ueberlieferungen enthalten. Vertriebene Alanen — ſo erzählt Kojalowicz — kommen im 5ten oder 6ten Jahrhundert nach Preußen, miſchen ſich mit den Einwohnern, mehren ſich bald ſo zahlreich, daß ſie einander drängen und in Zwietracht leben. Da führt ein alter, reicher Alane, Waidewut, ihnen das Beyſpiel der Bienen zu Gemüthe, und vermahnt ſie, einen König zu wählen. Sie wählen ihn ſelbſt. Er lehrt ſie Ackerbau, er gibt ihnen Geſetze, unter andern auch das, nur *eine* Frau zu nehmen. Als er 116 Jahr alt geworden, theilt er das Reich unter ſeine Söhne, wird Oberprieſter und ſtirbt als ſolcher.

Es iſt bemerkenswerth, daß jener redneriſche Kunſtgriff, das Beyſpiel von den Bienen, welches übrigens nahe genug lag, von Biſchoff Chriſtian *nicht* angeführt worden, denn Lucas David, der alle Reden der beyden Brüder nur gar zu gewiſſenhaft liefert, würde dieſen Schmuck ſicher nicht weggeworfen haben. Vermuthlich alſo wurde die Sage von fremden Händen eines Neueren, vielleicht von Simon Grunau, damit beſchenkt.

In dieſer Erzählung wird *allein* der *Anwachs der Bevölkerung* als Quell der innern Zwietracht angegeben. Wie natürlich und der Erfahrung gemäß lautet hingegen was Biſchoff Chriſtian davon erzählt; ſo natürlich, daß ich einmal ſchon auf die Vermuthung gerieth, er habe das Verfahren der Kreuzherren, unter der Larve ſeiner Cimbrier, verſpotten oder geißeln wollen; denn dieſe wiederholten ja daſſelbe Schauſpiel.

Daß Waidewut die Ehen der Preußen auf *eine* Frau eingeſchränkt habe, iſt offenbar ein Irrthum, aus jenem Geſetz entſtanden, welches den Weibern aus dem Stamme der Fremdlinge Vorzüge vor den übrigen einräumte. — Von Waidewuts geführten Kriegen, von *Bruteno*, der eigentlich die Seele des Ganzen war, und von der Aufopferung *beyder* Brüder, ſchweigt Kojalowicz ganz; und doch zeugt für die letztere noch insbeſondere der Umſtand, daß ein gleiches Opfer jedem künftigen Kriwe zu einer Art von Pflicht gemacht wurde, die er, wenigſtens ohne ſeinen Ruhm zu ſchmälern, nicht hintanſetzen durfte.

Doch weiter. Der jüngſte Sohn Litwos (nach Chriſtian der Aelteſte) ſoll von ſeinen Brüdern *des-*

halb gehaßt worden ſeyn, weil ſeine Mutter eine Alanin war. Darum ſey er mit ſämmtlichen Alanen ausgewandert, und habe ſich in Litthauen niedergelaſſen. Wie viel begreiflicher iſt hier wiederum bey Chriſtian das Entſtehen des After-Romowe in Litthauen. Und wie ließe ſich glauben, daß Waidewut, deſſen eigene Geſetze ſeine Landsmänninnen zu vorgezogenen Gattinnen erhuben, erſt ſeinem jüngſten Sohne eine Mutter unter den Weibern der Alanen würde geſucht haben?

Woher Coelestinus Mislenta (in prolegom. ad manuale prutenicum) die Nachricht genommen, daß Waidewut erſt im 13ten Jahrhundert in Preußen erſchienen; daß Herzog Conrad von Maſovien ſeine Tochter mit deſſen Sohne Chelmo vermählt, und ſeinen Schwiegerſohn wider des Vaters Willen zum chriſtlichen Glauben bekehrt habe, das weiß ich nicht.

Hartknoch bezweifelt die ganze Sage aus folgenden Gründen: Erſtens: weder Dusburg noch ſonſt ein alter Schriftſteller wußten etwas davon. — Das iſt bereits widerlegt, denn Chriſtian iſt älter als Dusburg. Allein Hartknoch kannte nicht einmal den Lucas David; und wie es zugegangen ſeyn kann, daß Dusburg mit der einzigen Quelle der altpreußiſchen Geſchichte unbekannt geblieben, darüber habe ich ſchon meine Vermuthungen geäußert. Er ſelbſt hätte freylich von bekehrten Preußen vieles erfahren können, hätte er nur, wie Chriſtian, ihre Sprache verſtanden. Vielleicht erfuhr er aber auch wirklich durch ihren Mund die Sage von Waidewut, fand aber nicht für gut, mit ſeiner Chronik, die er ja einzig und allein zu Verherrlichung des Ordens ſchrieb, in entfernte Zeiten zurück zu gehen. In der That erwähnt er der Sitten und Gebräuche der alten Preußen nur beyläufig, und ihrer Geſchichte gar nicht. Er nennt ja, da er im fünften Kapitel von Romowe ſpricht, nicht einmal die heilige Eiche, die doch ſelbſt den ſpätern Ordensbrüdern noch gar wohl bekannt war. Dieſer Ordensſchmeichler kann alſo, wenn von altpreußiſchen Sagen die Rede iſt, weder für noch wider dieſelben angeführt werden.

Der zweyte Grund, welcher den wackern Hartknoch zu zweifeln veranlaßt, iſt: man finde nichts davon in den Geſchichten anderer Völker. Ich mag hier nicht unterſuchen, ob nicht des Jordanes Nachricht in ſeinem Buche de rebus gethicis, wo er ausdrücklich ſagt: die Gothen ſeyen aus Scanzia nach Ulmerugien ausgewandert, auf Chriſtians Scandia und Ulmigeria deute, obſchon eine ſo auffallende Gleichheit der Namen wohl eine Art von Beweis liefern möchte. Doch wenn die Zeitrechnung bey Chriſtian richtig iſt, ſo konnte auch Jordanes nichts von Waidewut wiſſen, denn er lebte zu Ravenna und ſchrieb ſein Buch im Jahr 552, folglich früher als jene Cimbrer nach Preußen kamen. Die von ihm angeführte Sage hätte alſo, in dieſem Falle, die Namen Scanzia und Ulmerugien ausgenommen, nichts mit jener ſpätern gemein.

Aber geſetzt, kein fremder Schriftſteller habe von den Preußen etwas gewußt, wäre auch das zu verwundern? — Neſtor liefert ja ſogar Olegs und Igors Friedensſchlüſſe mit den byzantiſchen Kaiſern in extenso und dieſe ſind ſelbſt für Schlözer ein ſchwereres Räthſel, als die Schiffsregiſter im Homer, denn die byzantiſchen Schriftſteller wiſſen nichts davon, kennen nicht einmal Oleg dem Namen nach. Die einzige unbefriedigende Erklärung von dieſer Unbegreiflichkeit iſt: es ſey in jenem Zeitraum eine Lücke in der byzantiſchen Geſchichte. Wohl! aber wenn dieſe Lücke durch Tradition ausgefüllt werden ſollte, ſo könnte und würde das doch wohl ſicherer durch die ſpätern Byzantiner, als durch Neſtor geſchehen ſeyn?

Das Land der Preuſſen war den gebildeten Völkern von Europa eben ſo unbekannt, als uns das Reich des Prieſters Johann. Wie lange iſt es denn, daß wir Tombucto kennen? und was wiſſen wir noch jetzt davon? Wie, wenn man deſſen Daſeyn bezweifelt hätte, weil kein europäiſcher Schriftſteller davon Meldung gethan? — Iſt nicht die ganze alte Völkergeſchichte eben ſo ungewiß als die preußiſche? Auch des Livius erſte fünf Jahrhunderte Roms wurden ſchon gründlich angefochten, und obgleich damals die Altgläubigen im Beſitz blieben, ſo haben doch kürzlich Wolfs Unterſuchungen über das Alter der Schreibekunſt, ein neues drohendes Ungewitter herauf geführt.

Allerdings gedenkt Niemand eines Königes in Preußen; aber es hat, nach Chriſtians Zeugniſſe, auch nur ein einziger daſelbſt geherrſcht; mit Waidewut nahm dieſe Würde Anfang und Ende.

Daher iſt auch Hartknochs dritter Grund widerlegbar. Theodorich nämlich, der Oſtgothen Beherrſcher, hat, in ſeinem bekannten Briefe an die Aeſtier, keines Königes erwähnt, welches blos beweiſt, daß dieſer Brief vor Waidewuts Regierung geſchrieben worden, denn Theodorich ſtarb ſchon im Jahr 526. (Woher eigentlich die Geſandten der Aeſtier kamen? wage ich nicht zu beſtimmen. Ulmigerier waren ſie freylich nicht; vermuthlich deren Nachbarn und ſelbſt ein gothiſcher Stamm, denn wie wären ſie ſonſt auf den Einfall gerathen, den fernen Gothenkönig zu beſchicken?)

Auch Helmoldus konnte, in einer tauſendmal wiederholten Stelle, nichts von einem preußiſchen Herrn wiſſen, weil er lange nach dem einzigen

Könige lebte, dem alle Preußen gehorcht hatten; daher iſt unnöthig, mit der Erklärung ſich zu behelfen: er habe auswärtige Herren darunter verſtanden. Braun de regibus antiquis Prussorum vertheidigt die Exiſtenz der preußiſchen Könige gegen Hartknoch mit vielen ſchwachen und einigen ſtärkeren Gründen. Er meint, ſo wie Großfürſten in Litthauen, hätten auch Fürſten in Preußen geherrſcht, deren Familien aber ſich ſtets vergrößert, wodurch die Antheile kleiner geworden, und der königliche Glanz nach und nach verſchwunden ſey. (Auch das Wapen der Preußen, zwey Kronen, welches die Elbingſche Chronik liefert, nimmt Braun in Schutz. Henneberger führt drey Chroniken an, aus welchen er die Fahne mit zwey Kronen beſchreibt, welche im Jahre 1234 aus der Burg Schlemma gegen die chriſtlichen Belagerer ausgezogen.) Prätorius beruft ſich auf den Jordanes de rebus geth. c. 4., der die Könige Berig, Filimer, Filogud und Arigis nennt, die unweit der Weichſel gewohnt haben ſollen. Iohannes Magnus L. 1. c. 15. nennt gar ſieben Könige. Sie ſollen 1430 Jahr vor Chriſto gelebt haben, als Othoniel Richter in Judäa war. Hugo Grotius in prolegom. ad hist. Goth. Longobard. läßt den König Berig nur 300 Jahr vor Chriſto nach Preußen kommen. Hornius in orbe polit. p. 35 macht einen Lech zum Herren über Polen und Preußen, deſſen Bruder Ruſſ ſich Rußland unterworfen habe. Noch wunderlichere Dinge träumt Radlubke. Heidenſtamm in ſeiner hist. de bello moscov. L. III. p. 118 erzählt ſogar, daß Iwan Waſilewitſch 1577 in einem Briefe an König Stephan deshalb gefodert habe, daß die Polen Liefland räumen ſollten, weil Iwan ſein Geſchlecht vom König Prussus ableite, der ein Bruder des Kaiſer Auguſtus geweſen, über Preußen und Liefland geherrſcht

herrſcht habe, und was dergleichen Fabeln mehr ſind. Von den ſogenannten curländiſchen Königen kann Nettelbladt fascicul. rer. Curlandicarum nachgeleſen werden.

Ob übrigens Waidewuts Gefährten und er ſelbſt Cimbrer, Alanen oder Gothen geweſen, darauf kommt es hier gar nicht an. Genug, ſie waren Fremdlinge, die in Sitten und Kenntniſſen einige Stufen über den Ulmigeriern ſtanden; ausgewanderte Fremdlinge, gleichviel woher ſie kamen, oder warum ſie ausgewandert waren. Cimbrer konnten ſie übrigens allerdings wohl ſeyn; hier meine Gründe:

Tacitus ſagt: die Cimbrer ſind zwar jetzt ein geringes Volk, haben ſich aber großen Ruhm erworben, und noch manche Beweiſe ihres alten Rufes liefern die Läger und Plätze, die ſie an beyden Ufern (der Elbe oder des Rheins?) zurückgelaſſen, Zeugen ihrer vormaligen Macht. Eine große Ueberſchwemmung nöthigte ſie auszuwandern. (Poſidonius, der zu den Zeiten Pompejus des Großen lebte, hielt ſie nicht für durch Waſſerfluten vertriebene, ſondern für herumſtreifende Räuber. Gleichviel.) Sie gingen nach Welſchland, thaten aber auch einen Zug nach Gallien. Wie leicht iſt möglich — (auch Schöning vermuthet das ſchon) — daß ein kleiner Schwarm von ihnen zurück geblieben und ſich nach Norden gewendet. Poſidonius ſpricht ja ſchon von einer ihrer Wanderungen bis an den mäotiſchen See. Zwar weiſt Schöning ihnen Wohnplätze im Bremiſchen an, welches er für die cimbriſche Halbinſel hält, und Ptolemäus nennt ſie nicht unter den Bewohnern der ſcandiſchen Inſeln. Wenn nun aber, wie Schlözer meint, das Volk, das auf dem cimbriſchen Eyland hauſte, mit jenem, welches von Marius geſchlagen wurde, überhaupt nicht zu verwechſeln iſt; wenn es nicht einmal zu den Deutſchen gerechnet werden darf, weil es kymriſch ſprach; wenn deſſen Halbinſel keinesweges im Bremiſchen, ſondern weit nordlicher zu ſuchen iſt, und wenn Ptolemäus eine ſeiner ſcandiſchen Inſeln nur um $1\frac{1}{4}$ Grad öſtlicher ſetzt, als das cimbriſche Halbeyland; ſo iſt doch wohl ſehr möglich, daß ein Stamm der Cimbrer in Scandia ſich anſiedeln konnte? —

Es gibt noch einen Grund für dieſe Möglichkeit. In der Stelle nämlich, wo Mela von den Wohnſitzen der Teutonen und Cimbrer ſpricht, ſcheint er anzudeuten, daß jene Wohnſitze von beyden Völkern gemeinſchaftlich beſeſſen worden, daß aber nur die Teutonen ſich darin behauptet, und die Cimbrer verdrängt haben. Iſt das wirklich geſchehen, und iſt Mela's codaniſcher Meerbuſen die Oſtſee oder ein Theil derſelben, ſo gewinnt die Vermuthung noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Doch bey den tauſend widerſprechenden Auslegungen der Gelehrten kann man freylich blos vermuthen. Auch gibt es andere, nicht minder wichtige Gründe, welche für einen gothiſchen Urſprung der preußiſchen Eingewanderten ſprechen. Zwar verbannt Schlözer die Gothen ganz aus der preußiſchen Geſchichte, weil des Pytheas Guddèn keine Gothen geweſen; allein er vermuthet doch ſelbſt, der codaniſche Meerbuſen habe ſeinen Namen von den anwohnenden Völkern erhalten, die durch das ganze Mittelalter Γυται, Gothen hießen. Ptolemäus ſetzt Gothen an die Weichſel, und macht die Finnen (vielleicht die Ulmigerier) zu ihren Nachbarn. Kadlubko nennt die Preußen allezeit Getthen, Gothen. Procop. de bello gothico ſagt: Um das Jahr 494 blieb ein Theil der geſchlagenen Heruler am linken Donauufer, und flüchtete nachher nordweſtwärts weit weg bis an die Oſtſee.

Dieſer Zeitpunkt ſtimmt ſo ziemlich mit dem der Einwanderung von Chriſtians Cimbreen überein; auch gewinnt die Vermuthung Stärke, durch die Gleichheit der Sprache und des Gottesdienſtes, welche zwiſchen den alten Preußen und den Herulern herrſchte. Procop fügt ſogar hinzu, daß man die Slaven und Aeſten vor Zeiten mit einem gemeinſchaftlichen Namen Sporuls genannt habe. Hier wäre alſo auch der Name der Preußen eben ſo deutlich ausgedrückt, als einſt der Kanzler Ludwig im Ptolemäus ihn geleſen haben wollte. Auch der berühmte Gibbon (Geſch. des Verfalls des römiſchen Reiches, deutſche Ueberſetzung Th. 2. S. 114) nimmt an, daß die Gothen aus Scandinavien nach Preußen übergeſchifft.

Doch, wie geſagt, es kommt hier wenig darauf an, wer die Eingewanderten waren, und woher ſie kamen. Finden ſich keine Spuren von ihrem Einzug in der Geſchichte, ſo erklärt ſich das abermals leicht aus Chriſtians Nachrichten. Es war kein mächtiger Völkerſtamm, kein Heereszug, der an Preußens Küſten landete; es war nur eine Handvoll Menſchen, (einige Chroniken ſetzen ihre Zahl auf 4600,) vertrieben ohne Gegenwehr, an Zahl weit geringer als die Ulmigerier. Wie leicht konnte dieſe Flucht einiger Familien in ſolchen Zeiten der Aufmerkſamkeit eines Geſchichtſchreibers entſchlüpfen. Ich werde in der Folge ein weit auffallenderes Beyſpiel aus dem dreyzehnten Jahrhundert mit neu entdeckten Urkunden belegen. — Die Radewaldſche Chronik in der Wallenrodſchen Bibliothek weiß etwas mehr als ihre Schweſtern, nur Schade daß ſie keine Quelle angibt. Die Gothen ſollen, aus Weſtphalen vertrieben, nach Dänemark gezogen ſeyn, deſſen Fürſt Tundoth ſie nach der Inſel Cimbria, jetzt Gothland, gewieſen, wo ſie ein aus Scandia, jetzt Norwegen,

wegen, vertriebenes Volk gefunden, welches weichen müſſen. — Die däniſche Geſchichte weiß von keinem Tundoth.

Prätorius hält den Waidewut für einen preußiſchen Eingebornen, der durch Reichthum und Verſtand ſich empor geſchwungen. (Buch VIII. K. 5. §. 4.) Brettchen gab ihm nur ſechs Söhne, und machte die andern ſechs zu ſeinen Schwiegerſöhnen. Wenigſtens gehörten ſie, dem Klange ihrer Namen zufolge, Alle zu Waidewuts Gefährten, denn Lucas David bemerkt, daß die Namen der Eingewanderten auf ein o, die der Ulmigerier auf ein s endigten. Stella weiß nur von vier Söhnen.

Mit Stillſchweigen übergehe ich die ſeltſamen Fabeln des Dlugoß und Anderer, welche die erſten Preußen zu flüchtigen Römern aus den Zeiten des Julius Cäſar machen, und Romowe zur Erinnerung an Rom erbauen laſſen; obgleich ſogar Hartknoch das letztere nicht für unglaublich hält, weil ſein Peter von Dusburg dieſer Meinung iſt. Ueberhaupt ſcheint es mir, daß der ſonſt wackere Hartknoch die Verdienſte jener alten Ordenskreatur viel zu hoch in Anſchlag bringt. Es iſt ihm da etwas menſchliches begegnet; denn wer zuerſt einen Autor ins Publikum einführt, hegt natürlich den Wunſch, etwas zu liefern, wofür man ihm hoch verpflichtet ſeyn müſſe, und was man wünſcht, davon überredet man ſich leicht. Weſſen Glauben an Peter von Dusburg deſſen kindiſche Fabeln und empörende Parteylichkeit nicht erſchüttern, der hat fürwahr einen ſtarken Glauben.

Aber Hartknoch gründet die Verwandtſchaft mit den Römern auch noch auf einige Gewohnheiten, und beſonders auf die vermeinte Gleichheit der litthauiſchen mit der lateiniſchen Sprache. Ich laſſe mich darauf nicht weiter ein. Schlözer hat hinlänglich erwieſen, wie trügeriſch alle etymologiſchen Beweiſe ſind, und daß man eben ſowohl die Preußen zu Juden machen kann, weil ſie einen Bock opferten und ein Klaglied zu ſingen pflegten, welches anhub: Jeru! Jeru! alſo Jeruſalem. Haben doch andere ſie wieder zu Griechen aus Alexanders Heere geſtempelt, und hat doch Cranz ſogar ſie in Saracenen umgeſchaffen. Ein ruſſiſcher Mönch (etwa im 15ten Jahrhundert) erzählte: Kaiſer Auguſt habe ſeinen Bruder Prus an die Weichſel in die Stadt Madborok (Marienburg?) geſetzt, daher die Preußen; und von dieſem Prus ſtamme Rurik im vierten Gliede ab. Chilkow in ſeinem Kern der ruſſiſchen Geſchichte glaubt an dieſes Mährchen, und weiß ſogar noch manche Anekdoten von den Reiſeabenteuern jenes Prus. Selbſt Lomonoſſow ſpricht wenigſtens zweifelhaft davon.

Den letzten Grund endlich, gegen Waidewuts Exiſtenz, ergrübelt Hartknoch in dem Namen deſſelben, der nur ſo viel als Lehrer bedeutet habe. Es iſt wohl möglich, daß die Preußen ihren erſten König Lehrer genannt und ſeinen wirklichen Namen vergeſſen haben; darauf kommt es abermals nicht an. Es iſt ferner möglich, daß Waidewut dieſen Titel gern angenommen, und hätten die Preußen nach ihm noch Könige erwählt, ſo würden ſie alsdann jeden ſeiner Nachfolger Waidewut genennt haben, wie jeder König der Aegyptier Pharao und jeder römiſche Kaiſer Cäſar hieß. Wie, wenn es Jemanden einfiele die römiſche Kaiſerwürde zu läugnen, weil Cäſar nur der Zuname einer römiſchen Familie geweſen ſey? — Hier iſt der umgekehrte Fall. Konnte ein Menſch mit ſeinem Namen eine Würde bezeichnen, warum nicht auch die Würde den Menſchen? — So ſind ja überhaupt in alten Zeiten die Namen entſtanden. — Waidewut wurde von den Preußen vergöttert. Vielleicht darf man vermuthen, daß Swätowid, der Gott des Ruhmes unter den nordiſchen Völkern, und Waidewut, eine und dieſelbe Perſon waren. — Herr Doktor Hennig zu Geldingen hat in einem Werke, welches noch ungedruckt iſt, mit vielem Scharfſinn zu beweiſen geſucht, daß Waidewut und Othin nur eine Perſon geweſen. Es wäre wohl möglich. Man leſe Rühs Verſuch einer Geſchichte der alten Scandinavier S. 40.

Ueber Diwo's oder Diwonis Reiſe zu den Ulmigeriern würde ich kein Wort verlieren, da die altpreußiſchen Sagen nicht mit dieſer Reiſe ſtehen oder fallen. Doch eine Abhandlung in den Preußiſchen Lieferungen und ſelbſt der gelehrte Bayer in ſeinen paradoxis russicis, haben es der Mühe werth gehalten, die Möglichkeit dieſer Begebenheit zu unterſuchen, ja ſie halb und halb zu begründen. Simon Grunau's Erzählung ſtimmt mit der des Lucas David überein, nur ſetzt der Erſtere noch hinzu: Diwo habe den Fürſten begleitet, welchen die Ulmigerier Maſo genannt, und ihre „ſäuberlichſten“ Knaben ihm zugeführt, damit er zu rechter Zeit die Sonne ſcheinen laſſe. Hartknoch läugnet die Exiſtenz dieſes Maſo, wie er Waidewuts Exiſtenz geläugnet hat; auch ohne beſſere Gründe. Da er den Namen des letztern in die Bezeichnung einer Würde verwandelt, ſo muß man ſich wundern, daß er bey dem Worte Maſo nicht auf denſelben Gedanken gerathen, der allerdings wahrſcheinlich iſt, und zugleich zu einer Widerlegung ſeiner Zweifel dienen konnte. Man ſagte vielleicht Maſo, wie man heutzutage Herzog ſagt, Maſuren oder Maſovien wie Herzogthum.

Bayer.

Bay[illegible] der Sage günſtiger, ſtützt ſich auf eine Stel[illegible] Cosmographie des Aethicus, durch [illegible] man erfährt, daß Julius Cäſar und Augu[illegible] ganze Welt zu meſſen befahlen, und daß ein gewiſſer Theodotus in 29 Jahren 8 Monaten 10 Tagen mit dem nördlichen Theil zu Stande gekommen. Dieſer Theodotus könnte, nach Bayers Meinung, wohl unſer Diwo ſeyn. Die Beweiſe fehlen. Ausleger des Aethicus haben vermuthet: der ganze Erdkreis bedeute nur, ſo weit die römiſche Herrſchaft reichte, und Schlözer ſetzt hinzu: die reichte bekanntlich nicht weit. Doch von dieſer Einſchränkung ſteht nichts beym Aethicus; warum ſie ohne Noth hinzufügen? Aus der Länge der Zeit, welche auf die Meſſung verwandt wurde, ließe ſich wohl ſchließen, daß man auch in fremde Länder zu dringen verſucht.

Ferner haben Cäſar und Auguſtus, nach Suetons Zeugniſſe, Alexander dem Großen nachgeeifert, und da dieſer auf ſeine Koſten Reiſende in die Welt geſandt, um alles nützliche oder merkwürdige ihm zu berichten, (woraus nachher Ariſtoteles ſeine Geſchichte der Thiere verfertigte) ſo kann es es ja wohl ſeyn, daß jene Römer dem bewunderten Griechen nachahmen wollten. Zwar findet ſich in ihren Lebensbeſchreibungen nichts davon, und Aethicus, der Scythe, hat erſt 300 Jahr nach Auguſts Tode geſchrieben; theils aber iſt von ihrer Geſchichte vieles verloren gegangen; theils würden wir auch Alexanders veranſtaltete Reiſen nicht kennen (obſchon ſein Leben weit ausführlicher geſchildert worden), wenn nicht von ungefähr Plinius dieſe Nachricht aufbehalten hätte, der auch 400 Jahre ſpäter lebte, und vermuthlich, wie Aethicus, aus Büchern ſchöpfte, die zu ſeiner Zeit noch vorhanden waren. Sonderbar bliebe doch immer der Zufall, daß Chriſtian, der den Aethicus gewiß nicht kannte, gerade eine ſolche Meſſung erfunden, und gerade in dieſelbe Zeit ſie verlegt haben ſollte.

Der Held in dem Roman des Antonius Diogenes, von dem uns Photius einen Auszug hinterlaſſen, hieß Dinias. Liebhaber von Namensähnlichkeiten dürfen ſchon vermuthen, daß unſer Diwo, deſſen Name ohnehin auf ſo verſchiedene Weiſe geſchrieben wird, den Stoff dazu geliefert hat. Prätorius hingegen (Deliciae prussiae oder preußiſche Schaubühne Buch I. K. 1. §. 2.) hält den Dywonis (ſo ſchreibt er den Namen) für einen Preußen, denn die Wurzel ſeines Namens ſey ein preußiſches Wort und bedeute einen Wundermann. Seiner Schriften habe dann Jaroslaus ſich bedient, bey dem der Wundermann gelebt habe und geſtorben ſey. Prätorius mag dieſe Nachricht ſelbſt verantworten.

Unerſetzlich für den Norden iſt der Verluſt von dem halben Werke des Diodorus Siculus, denn er verſprach: „vom kalteſten Norden zu handeln, „wenn er auf Cajus Cäſar kommen werde; weil dieſer „des Reiches Gränzen dergeſtalt erweitert habe, daß „nun auch jene bisher unbekannten Länder einen Platz „in der Geſchichte behaupten dürften.“ (Lib. III. C. 38) Vielleicht war dieſer Diodor eine von den Quellen des Aethicus.

Ich darf mir nicht erlauben, einem Nebenumſtande von geringem Einfluß noch mehr Raum zu widmen; nur will ich noch berühren, daß Bayer auch bey dieſer Gelegenheit ausdrücklich ſagt: „was Biſchoff „Chriſtian von Diwo erzähle, ſey nicht geradezu „verwerflich“ (non plane contemnenda judico.) Wer dieſe Materie zu erſchöpfen wünſcht, den verweiſe ich auf die erſte Abhandlung in den Preußiſchen Lieferungen und auf Bayers paradoxa russica im erſten Bande der Act. boruss, p. 881.

Auffallend iſt die vom Biſchoff Chriſtian entlehnte Schilderung der Schalauner, wie ſie waren, als Waidewuts fünfter Sohn ihr Fürſt wurde; „ein treuloſes, unſtätiges Volk, träge zur Arbeit, den „Schlaf für das höchſte Gut achtend.“ Sie zu verſpotten, hätten die übrigen Preuſſen ein eigenes Sprichwort gehabt. — Ein neuer Beweis, daß die Völkerſtämme, welche der Kriwe unter ſeinem Stabe ſammelte, ſehr verſchiedenen Urſprungs waren: denn zu den Ulmigeriern, die er ſo fleißig und gelehrig beſchreibt, daß ſie ihre Meiſter faſt übertrafen, können dieſe Schalauner doch ſchwerlich gezählt werden. Vielleicht hat jedes durchwandernde Volk bald mehr bald minder große Scharen in Preußen zurück gelaſſen, woraus ein zuſammen geſetztes Volk von Sueven, Ehſten, Wenden, Gothen u. ſ. w. entſtanden, welches Galinder, Sudiner, Stavaner, als Reſte der Urbewohner unter ſich zählte. So würde ſich auch am leichteſten die aus vielen andern zuſammen geſetzte Sprache erklären. So waren ja auch die Vidioarier, nach Jordanes, eine aus vielen Völkern entſtandene Nation. Die eigentlichen Galinder und Sudiner ſollen Scirri und Hirri (Heruler) ſarmatiſche Völkerſchaften geweſen ſeyn. Jazygen bewohnten Preußens Gränzen, Helveconen die Gegend um Elbing, Variner Ermeland; Soladimiſten und Polkexiäner nennt Kadlubko, Phinnen Ptolemäus. Es wäre unbelohnte Zeitverſchwendung, jedem dieſer Stämme bis zu ſeiner Wiege nachzuſpüren, oder gar, wie Hiärne, beweiſen zu wollen, daß die Hirri des Plinius von Harrien in Ehſtland alſo geheißen.

Zum zweyten Kapitel.

Schilderung der alten Preußen.

Die Handſchriften, welche hier von mir benutzt worden, ſind: Lucas David, Simon Grunau und Prätorius. Alle drey haben ſicher aus der Chronik Biſchoff Chriſtians geſchöpft, die erſten beyden unmittelbar; der letztere durch die Schriften ſeines Aeltervaters Brettchen und durch Roſenzweigs Rhapſodien, wie er ſelbſt an mehreren Orten bekennt. Außerdem werden ſeine Nachrichten dadurch noch beſonders wichtig, daß er das Altpreußiſche ſehr gut verſtanden, daß es zu ſeiner Zeit noch Landleute genug gab, die es redeten, und daß er unermüdet war, alte Leute über Sitten, Gebräuche, Religion und Sprache ihrer Voraltern auszuforſchen. Darum enthält ſein Buch eine vollſtändigere Darſtellung als jedes andere, und ich habe vieles, was bis jetzt in keinem gedruckten Werke gefunden wird, aus der Schaubühne des Prätorius entlehnt. Uebrigens unterſcheidet Prätorius ſehr gewiſſenhaft, das, was er älteren, nun auch verlornen Schriftſtellern abborgt, und was er ſelbſt den Preußen abgefragt hat. Er war polniſcher Hiſtoriograph. Seine Weitſchweifigkeit iſt ſehr ermüdend, allein die Mühe bleibt nicht unvergolten. Seine Wahrheitsliebe anzufechten finde ich keinen Grund. Man ſagt, er habe mit Hartknoch wetteifern wollen, und in dieſer Hinſicht mag er ein Thor geweſen ſeyn, denn als Hiſtoriker ſteht er tief unter Hartknoch; hingegen beſitzt er vor dieſem den Vorzug einer wohl angewandten Sprachkenntniß, und iſt daher, bey einer bloßen Schilderung der alten Preußen, Jenem nicht nachzuſetzen, ja unentbehrlich. In der Geſchichte darf man ihn freylich nicht zum Führer wählen. Aber Hartknoch ſelbſt, ſein glücklicher Nebenbuhler, nennt ihn mit Achtung und vertraut ſeinen Kenntniſſen von Sprache und Sitten jenes Volkes.

Einen wichtigen, bisher nicht gekannten Unterſchied, macht er unter dem preußiſchen Adel, welchen er in hohen und niedern, Pani und Szupani, theilt. Nur die Pani waren eigentliche Herren oder Fürſten, die Szupani Mitherren (das iſt des Wortes Bedeutung im Altpreußiſchen) oder die vornehmſten Vaſallen der preußiſchen Fürſten. Auch die Hochmeiſter Chronik in der Wallenrodiſchen Bibliothek (S. 103) ſpricht nur von Panen. Prätorius hat dieſen bedeutenden Umſtand theils der mündlichen Ueberlieferung nachgeſchrieben, (ſiehe deſſen Schaubühne, Buch VIII. K. 8. §. 2. und 4. Buch XIII. K. 2.) theils ſtüzt er ſich auf ein noch vorhandenes Bartenſteiniſches Privilegium, in welchem nicht allein dieſelben Freyheiten zugeſagt werden, deren die Preußen ſich sub regibus erfreut, ſondern wo es auch ausdrücklich heißt: der Kriwe habe zu befehlen gehabt regibus, nobilibus et communi populo. Die reges alſo waren Pani, die nobiles Szupani. Auch dieſe letztern konnten geehrt und mächtig werden, beſonders wenn ſie ſich des ſogenannten Waidelens befliſſen.

Nach Roſenzweig und Brettchen war es nicht genug, um den Adel zu erringen, daß man das Roß geſchickt zu bändigen verſtand, ſondern auch im ſichern

Schuß und Wurf mit Pfeilen und kleinen Gürtelkeulen mußte der zu Adelnde als Meiſter erfunden werden.

Erasmus Stella und Andere behaupten: die preußiſchen Edlen ſeyen Abkömmlinge der alten Gothen geweſen. Wahrſcheinlich, wie ſchon erwähnt, daß verſchiedene Völkerſtämme nach und nach, kämpfend und verdrängend, in Preußen eingewandert; daß Einer derſelben, obwohl mit den übrigen vermiſcht, durch ausgezeichnete Tapferkeit der Geachtetſte geblieben, (gleich den Tataren in China) und daß aus dieſen die Edlen des Landes entſproſſen, deren Töchter ſogar das gemeine Jammerloos ihres Geſchlechts minder hart betraf. Wer, gleich mir, des Biſchoffs Chriſtian Zeugniß nicht verwirft, für den bedarf es keiner weiteren Erklärung. Noch als Prätorius ſchrieb, unterſchieden ſich Nadrauer, Sudauer und Schalauer, trotz der ſeit mehreren Jahrhunderten Statt gefundenen Vermiſchung, noch immer auffallend in ihrer Geſtalt, von den Geſchlechtern deutſchen Urſprungs; vorzüglich die Nadrauer, die echten Nachkommen der alten preußiſchen Gothen, rühmten ſich einer hohen Abkunft, und wehklagten über den deutſchen Orden, der ihnen Alles, auch ihre einſt berühmten Namen geraubt habe. (Buch XVIII. K. 1. §. 5. und Buch II. K. 17. §. 1.)

Die Szupanen wurden von den Deutſchen ſpottweiſe Königlein genannt. Wenn die Preußen einen Gefangenen den Göttern zu Ehren lebendig verbrannten, ſo feſſelten ſie zuvor ſein Roß mit den vier Füßen an vier ſtarke Blocke, daß es ſich nicht zu rühren vermochte. Noch zu Prätorius Zeiten führten ſie ihre kleinen Keulen, zwar nicht mehr öffentlich, aber ſie bedienten ſich, ſtatt derſelben, der Rungen aus ihren Wagen; mit dieſen warfen ſie, ſo geſchickt als vormals, nach einem Ziele, oder kleinen Pfahle, trafen auch ein Rad im Rollen, und konnten einem laufenden Pferde durch einen Wurf die Füße zerſchmettern. — Bey den kleinen Wurfkeulen der Preußen möchte man wohl fragen, woher ſie das Bley zu deren Ausfüllung genommen? Auch noch jetzt wiſſen die Negervölker ſich kleiner ſchwerer Wurfkeulen zum Zerſchmettern der Glieder in der Ferne auf das Fürchterlichſte zu bedienen. (Zimmermanns Almanach I. S. 63.) Ich habe irgendwo geleſen, ich entſinne mich aber nicht mehr wo, daß auch unter den barbariſchen Hülfsvölkern der römiſchen Heere ſich deren befunden, die ſolche Wurfkeulen geſchleudert. Die Chronik des geheimen Archivs ſagt (S. 53.), ihre Kleider von rauhem Leder habe ihr Papſt, der Kriwe, verfertigt. Es wäre ſonderbar, aber wohl möglich, daß die Prieſter zugleich Schneider geweſen wären, oder vielleicht beſchenkte der Kriwe den, den er ehren wollte, wie der türkiſche Kaiſer, mit einem Kafftan.

Erſt Waidewut beſchränkte die Anzahl der Weiber auf drey (eine Zahl, die überhaupt den Preußen heilig war); vorher durften ſie deren ſo viele nehmen, als ſie wollten oder konnten. Prätorius meint: nicht die Frau aus gothiſchem Geſchlecht ſey höher geachtet worden, ſondern die aus einem begüterten Gehöft gebürtige, welches in ihrer Sprache Gonta hieß. (Buch VI. K. 7. §. 3. 12.) Wenn Simon Grunau behauptet, es habe viehiſcher Wechſelgenuß verehelichter Frauen Statt gefunden, ſo läßt ſich das wohl ſchwer mit der harten Beſtrafung des Ehebruchs reimen.

Daß die Preußen Rinderblut getrunken, bezeugt ſchon Adam von Bremen, und noch als Prätorius lebte, aßen ſie gern Blutſuppen. (Buch XIV. K. 2. §. 13.) Ihre Kleidertracht erhielt ſich lange in Litthauen. Selbſt König Jagello bediente ſich ihrer noch, und man ſah ihn oft mit wollenem Tuche und Schaffellen bekleidet. (Herbert. a Fulstin hist. Pol. l. 14. c. 17.)

Daß manche Preußen, wie begreiflich, auch das nomadiſche Leben geliebt, beweiſt das Beyſpiel eines pomeſaniſchen Fürſten (bey Henneberger), der keine bleibende Wohnung gehabt, ſondern bald hier bald dort leichte Feldhütten aufgeſchlagen.

Der Abſcheu vor jener grauſamen Gewohnheit, Kranke umzubringen, (die doch weniger grauſam iſt, als die der geprieſenen Römer und Chineſer, neugeborne Kinder auszuſetzen) wird vielleicht dadurch etwas gemildert, daß Krankheiten überhaupt, beſonders langwierige, unter dieſem ſtarken Volke ſelten waren. Auch Prätorius kannte noch manchen hundertjährigen Greis, deſſen Haupt, wie in der erſten Jugend, das gelbe Haar umfloß. (Buch II. K. 17. §. 10.) Gegen Stein und Gicht verwahrten ſie ſich durch Leinbaum-Waſſer im Frühjahr gezapft, und dieſe Uebel fanden ſich gar nicht unter ihnen. (Buch XIV. K. 5. §. 9.)

Für ihr körperliches Wohlbefinden zeugt auch ihre ungeheure Bevölkerung, ob ich gleich die folgende, von allen Chronikenſchreibern wiederholte Sage nicht verbürgen mag. Bey wachſender Menge um Nahrung bekümmert, geboten einſt die Galinder den Wehemüttern, alle Kinder weiblichen Geſchlechts gleich nach der Geburt zu tödten. Als der Mütter Jammer das hinderte, zerſtörte der Männer blutige Grauſamkeit die ſäugenden Brüſte. Empörte Mutterliebe ſann auf Rache. Eine Prieſterin ward gedungen, die, Sieg weiſſagend, der Galinder junge Mannſchaft unbewaffnet in feindliches Land trieb, wo die Leicht

gläu

gläubigen den Tod fanden. — Die Chronik des geheimen Archivs gibt zwar ihre Kriegsmacht weit geringer an, (S. 50) als Duſburg und ſo viele Andere, nämlich zu 3000 Mann Fußvolk und Reiter aus jeder Provinz, deren jede ihren Hauptmann geſtellt; doch unrichtig, denn die Samländer allein waren 1254. im Stande es mit Dreyviertheilen der aus 60,000 Mann beſtehenden Armee des Königs von Böhmen aufzunehmen.

Die altpreußiſchen Benennungen der Jahres- und Tageszeiten hat Prätorius ſämmtlich aufbehalten. (Buch V. K. 1. §. 6. 7. 20.)

Außer der Fahne mit altpreußiſcher Inſchrift gedenket Schütz auch noch mancher in Preußen gefundener Münzen, auf welchen ähnliche Schriftzüge ſich befinden ſollen. Merkwürdig iſt dabey, daß auf mehreren derſelben die Abbildung einer gekrönten Königin zu ſchauen, hinter deren Haupt ein Pfeil hervorgeht, wobey die Worte Leciporus und Crassiura (mit welchen Buchſtaben?) noch deutlich zu leſen. Man kann dabey ſich kaum erwehren, an des Tacitus Nachricht von den Sithonen zu denken, die ſich von einer Frau beherrſchen ließen, und ihren reichen Nachbarn, den Suionen, in Allem ähnlich wären.

Ein Bürgermeiſter zu Danzig hat auch behauptet, es ſey bey Danzig eine Münze, mit dem Namen des preußiſchen Fürſten Hagel, gefunden worden. Allein wo iſt ſie geblieben? Weder von ihr, noch von den vielen Münzen, deren Schütz erwähnt, iſt mir gelungen etwas ſicheres in Erfahrung zu bringen. Römiſche Münzen ſind freylich oft aus preußiſchen Aeckern gegraben worden. Sie reichen von Nero bis auf Juſtinian und Juſtinus den Thracier. Im Jahr

1740, entdeckte man bey Oſterrode 1134 Stück, die mit Septimius Severus ſchloſſen. —

Der alten Preußen Begräbnißplätze, rund, länglich, einzeln, zahlreich, werden noch oft gefunden. Fünf bis ſechs Fuß tief ſtehen die Urnen auf trockenem Sande, zwiſchen vier Feldſteinen, vom fünften geſchloſſen, ohne Kalk, doch genau verbunden, das Ganze mit Schutt bedeckt. Durch Kohlen wird die Brandſtätte kenntlich, wenn man von Weſten gen Oſten gräbt. Jenſeit der Urnen gegen Oſten liegt das Geräth. Darunter häufig Eines von Drath, zuweilen fingerdick, oft dünner, ſpiralförmig gewunden, in Knöpfe endigend, bald kaum ein Loth, bald mehrere Pfunde ſchwer. Man nennt es gewöhnlich, ohne weitere Erklärung, Begräbnißkrone. Lucas David glaubt in dieſem Geräth Halsringe zu erkennen; doch wohl mit Unrecht, bey ſolcher Schwere. Herr von Baczko iſt geneigt, ſie für Abbildungen von Schlangen anzuſehen, weil Schlangen Hausgötter waren. Allein die Aehnlichkeit iſt ſehr gering. Eher gleichen ſie dem Schmuck eines Pferdegeſchirres.

Die ſcheinbar ungebrannten Urnen ſind von Thon, verſchieden geformt, bedeckt und unbedeckt, mit und ohne Handhaben. — Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einzuſchalten, daß ſich, beſonders in den Begräbnißgebräuchen, auffallende Aehnlichkeiten zwiſchen den alten Preußen und den Caledoniern finden. (Pennant's Reiſe durch Schottland und die hebridiſchen Inſeln Th. 1. S. 81 und S. 280.) Noch jetzt hat der Bergſchotte einen Klaggeſang, der Hullulu genannt wird. — Auch ein Hirtenfeſt am 1ſten May (ebendaſ. S. 79) erinnert lebhaft an die Feſte der Preußen.

Einem ihrer Opfer hat Simon Grunau ſelbſt noch beygewohnt. (Tract. III. C. II.) Der Zufall führte ihn durch ein Dorf. Er trat in eine Stube, wo gewaidelt wurde. Man wollte ihn ermorden, denn das Geſetz foderte des Fremdlings Blut; auch fürchteten die meineidigen Chriſten den Biſchoff, ihren Herrn. Doch als Grunau in ihrer eigenen Sprache um ſein Leben bat und Schweigen gelobte, ſchonten ſie ſeiner und vergönnten ihm zu bleiben. Er blieb und ſah: auf einem hohen Gerüſt ſtand der Waidelott, mit ſeinem Haupte faſt die Decke berührend, ſprach von des Volkes Geſchichte und Thaten, erklärte dann der Götter Gebote, und zwar ſo herzlich und verſtändig, daß Grunau ſelbſt wider Willen ausruft: warlich bis auf dieſen Tag ich ſie nicht ſo ſchön gehört hatte! — Auf die Predigt folgte die Bockweihe. Dann ſaß der Waidelott Beichte und vergab Sünden, wobey er der Sünder Haare zauſte, und ihnen eine gute hübſche Ohrfeige gab. Zuletzt fielen Alle dem Prieſter in die Haare; je mehr er ſchrie, je kräftiger war, nach ihrer Verſicherung, die Vergebung der Sünden. — Dieſe letztere Gewohnheit, und die, das eigne Blut zu opfern, ſind faſt die Einzigen, welche von römiſchen Prieſtern anzunehmen nicht für gut befunden worden.

Zum dritten Kapitel.

Ueber Sprache und Religion der alten Preußen.

Auch hier war vorzüglich Prätorius mein Führer. Im 16ten Buche handelt er von der Sprache, welche noch zu ſeiner Zeit die guddiſche genannt wurde. Man verdankt ihm die Erhaltung vieler Bruchſtücke, Worte und Redensarten. Seiner Meinung zufolge, iſt dieſe, mit fremden Buchſtaben ſchwer auszudrückende Sprache, mit gothiſchen Charakteren geſchrieben worden, denen ähnlich, welche Johannes Magnus liefert, oder vielleicht denen der Marcomannen, die Lazius de migratione gentium L. 9. mittheilt, und die den Buchſtaben auf der preußiſchen Fahne ziemlich gleichen.

Von den Religionsgebräuchen der alten Preußen liefert Prätorius beſtimmtere Nachrichten, als irgend Einer, wie aus flüchtiger Vergleichung mit andern Schriften, die davon gehandelt, hervorgehen wird. Er ſchöpfte nicht allein aus mündlichen Ueberlieferungen, die er ſorgfältig ſammelte; ſondern die Schriften ſeines Aeltervaters Brettchen und Roſenzweigs Rhapſodien öffneten ihm auch hier die erſte Quelle der preußiſchen Geſchichte, die Chronik Biſchoff Chriſtian's. Nicht nach dem fernen, ungekannten Rom, wie Manche träumen, ſondern nach dem dichten Blätterdach der heiligen Eiche, ward Romowe benannt, denn Ruomot hieß dicht verwachſen. Ob die geweihte Stätte in der Gegend von Schippenbeil, oder in Natangen unweit der heutigen Dörfer Rohmsdorf und Rykgarben lag, iſt unentſchieden.

Das Immergrün der heiligen Eiche, welches die Chriſten der Kraft des Satans zuſchrieben, Herr von Baczko aber für die Eichenmiſtel hält, erklärt Prätorius folgendergeſtalt: das Blut der Menſchen und Thiere, womit die Eiche täglich angeſprengt worden, beſitze eine ſonderliche Kraft einen Baum grün zu erhalten. Erſtorbene Bäume erholen ſich wieder, wenn man ſie mit Blut beſpritzt. Daſſelbe Mittel, mit einem fetten Boden vereint, habe auch dieſer Eiche Dicke und Höhe befördert. Ferner brannte ſtets Feuer um ſie her, und erwärmte die Luft. Endlich ſey ſie auch noch durch eine Wand von Tüchern, in der Höhe von 7 Ellen, die ſo viel als Klaftern maßen, vor jeder rauhen Luft geſchützt worden. (Buch IV. K. 1.)

Vielleicht wäre auch nicht unglaublich, daß in einem damals milderen Klima, wo der Wein ſo lange gedieh, auch einzelne Korkeichen ſich erhalten konnten, die ſpäter etwa der chriſtliche Eifer, als dem Götzendienſt geweiht, ausrottete.

Aus Perkuna, der Donner entſtand die Benennung des Oberſten der Götter. Padrymbu wurde die Frühlingszeit genannt, in welcher die Erde ſich aufthat. Von ihr entlehnte Potrimpos den Namen. Pykti jos Pyku hieß Einer der da zürnt, daher der Zorngott Pykullus, der wohl erſt ſpäter ſeinen Namen dem chriſtlichen Teufel zum Behuf des Exorciſmus bey der Taufe lieh. (Buch IV. K. 4. §. 4. 7. 11.)

Von der alten Preußen Kunſt das Feuer anzuzünden, hat Prätorius ein merkwürdiges Beyſpiel aufbewahrt. Einſt ließ er im Walde eine Steineiche umhauen, und als der Knecht mit dem Beile einen kräftigen Hieb that, ſah man Funken herausſprühen. Ein alter Preuße, der dabey ſtand, warnte ihn, das Holz nicht zum Bau eines Hauſes anzuwenden, weil es leicht vom Bliz getroffen werde, denn es ſey dem Perkunas heilig. Als Prätorius lachte, nahm der Mann feuchte Späne von der Eiche, rieb ſie ein wenig, ſchlug mit einem Steine daran, und ſie faßten Feuer. Dem Zweifler ſelbſt gelang der Verſuch. Ein Nadrauer beſtätigte ihm die Nachricht, daß die alten Preußen mit grauen Feldſteinen aus ſolchem Holze Feuer geſchlagen, und durch Reiben die Flamme entzündet hätten. (Buch IV. K. 6. §. 4.)

Die Nachricht von dem Schwefelquell bey Romowe iſt dem Biſchoff Chriſtian abgeborgt. (Buch IV. K. 6. §. 1.)

Viele Schriftſteller haben behauptet, oder einander nachgeſchrieben, daß Curcho oder Gurcho ein Götze der Maſuren geweſen ſey. Prätorius läugnet es und erklärt den Namen dieſes Nahrunggebers aus dem preußiſchen Worte Gurkle, die Kehle. (Buch IV. K. 7. §. 4. 5.) Manche halten ihn auch für Eins mit Pergubrius, dem Gott der Feldarbeit und Früchte.

Die meiſt rauhen, wenigſtens in unſern Ohren übelklingenden Namen der preußiſchen Götterſchaar, habe ich anzuführen unterlaſſen. Man findet ſie in jeder Chronik, auch bey Hartknoch, Baczko u. ſ. w. Am reichhaltigſten iſt das Verzeichniß bey Prätorius, obgleich er hinzufügt, es ſey kein Zweifel, daß der preußiſchen Gottheiten noch weit mehrere geweſen. Oft weicht er, auf ſeine Sprachkunde geſtützt, von den gewöhnlichen Angaben ab. Wurſkaitis z. B. ſey nicht der Gott des Viehes, ſondern Baubis; jenem war nur Aufſicht über die Milch vertraut. Uebrigens ſtimmt er der Meinung bey, daß die vergötterten Brüder, Waidewut und Pruteno, welche zuerſt die Viehzucht eingeführt, unter den Namen Wurſkaitis und Iswambrotus verehrt worden. Aus Wurſczke, geronnene Milch, entſprang der Erſte dieſer Namen, der auch einer Gattung von Prieſtern eigen war; und der lezte bedeutete Zuſammenlocken der Hüner, denn Iswambrotus ſchüzte das Hausgeflügel. Kuchen bey Lindenholz gebacken, waren das Opfer, welches man beyden brachte. (Buch IV. K. 8.) Ihre Bilder, ſagt Lucas David, waren des Volkes Laren, jedes Haus bewahrte ſie.

Meletius, ein Erzprieſter zu Lyk, überſezte Occopirnus durch Himmelsange, und erhub dieſen Gott zum vornehmſten unter allen preußiſchen Göttern. Baczko ſucht die Benennung der Sonne dahinter. Prätorius macht den Occopirnus aber nur zum Hauswächter, denn ſein Name iſt zuſammengeſetzt von Haus und bewachen, erhalten. (Buch IV. K. 9. §. 4.) Viele Schriftſteller, auch die neueſten ſogar, haben mancher Chronik nachgeſchrieben: der preußiſche Adel habe ſeinen eigenen Gott gehabt, Marcopol genannt, und doch hat ſchon Lucas David es ausdrücklich geläugnet. Purskaitos, ſagt er, ein unter Holanderbäumen verehrter Gott, herrſchte über ſeinen Adel, die Marcopolen, und über ſeine Unterthanen, die Parſtucken, iſt aber nicht ein Gott des Adels, welcher etwa den Namen Marcopol geführt hätte. Man ſieht, es iſt blos von den kleinen Erdgeiſtern die Rede, die Lucas David auf dieſe Weiſe in adelige und unadelige theilt, die aber Prätorius insgeſammt bald Barſtukai,

ſtukai, bald Marcopeten (aus dem Meere geſtiegene) nennt. Wenn der Rieſenengel, der ewig auf dem Meere ſtand (er hieß Bangputtis) zornig wurde, ſo warf ſein Hauch die Schiffe um, oder führte ſie in fremde Häfen.

Um den Gott in einem Baume für Menſchen oder Thiere zu gewinnen, ward im erſten Falle ein Schwein geopfert, weil der Preuße zwiſchen dieſem Thiere und dem Menſchen die meiſte Aehnlichkeit zu finden glaubte; im zweyten Falle ein Bock, weil ſein Geruch dem Vieh in Ställen für heilſam gehalten wurde. (Buch IV. K. 3. §. 16.)

Von der Verehrung und den wundervollen Heilkräften eines Baumes, deſſen Zweige in einander gewachſen, war Prätorius noch 1664 Zeuge. (Buch IV. K. 2. §. 2.) Mich dünkt, das Wunder der Geneſung von Gebrechlichen erkläre ſich natürlich durch die wiederholte Anſtrengung, mit welcher ſie ihre lahmen Glieder zwiſchen den Aeſten durchzwängten. Auch mochte ſchon die Wallfahrt ſelbſt, gleich unſern Brunnenreiſen, ihre Geneſung befördern.

Daß auch Brunnen unter die Heiligthümer der Preußen gehört, läugnet Prätorius gegen Hartknoch (Buch IV. K. 3. §. 8.), denn ihre Hölle ſelbſt war nur ein Brunnen. Ueberhaupt mußten Brunnen gegraben werden; der Preuße verehrte aber nichts, was Menſchenhände hervorgebracht, es wäre denn zum Gottesdienſt gebraucht worden.

Daß Peter von Dusburg auch Kröten unter die heiligen Thiere zählt, ſchiebt Prätorius auf einen Irrthum des Abſchreibers, der bufones für bubones geleſen. (Buch IV. K. 11. §. 1.) Von Kröten haben die Preußen nichts gehalten, die Eule hingegen war ihnen ein Unglücksvogel, wie ſchon dem Plinius. Wenn der Uhu drey Nächte hinter einander ſich auf ein Haus ſetzte, ſo verkündete er den Tod. — Schlangen ſollten Greiſen die männliche Kraft wieder ſchenken.

Irrig iſt überhaupt die Meinung, als hätten die Preußen irgend ein Thier verehrt, bevor der Prieſter es geheiligt hatte. So z. B. hielten, noch zu Prätorius Zeiten, die Nadrauer den Hahn und die Henne für heilig, die, nach vorhergegangener Einſegnung, zuerſt in ein neugebautes Haus gelaſſen wurden; deswegen aßen ſie aber doch ſonſt alle Hüner ohne Bedenken. (Buch IV. K. 11. §. 3.) Einen Theil der Opfer behielten die Prieſter, wie zu allen Zeiten unter allen Völkern geſchehen und noch geſchieht; darum beſtanden auch die Opfergaben aus lauter brauchbaren Dingen. Daß die Waidelotten dabey manche Gauckeley getrieben, läßt ſich, aus der allgemeinen Prieſterſitte, nicht allein vermuthen, ſondern Prätorius hat uns auch ein ſehr überraſchendes Beyſpiel davon aufbehalten. Er war nämlich Zeuge von den Hexereyen eines alten Weibes, welches den Gott der Erde, Zemeluks, laut reden ließ. Man hörte eine hohle Stimme, ſie ſchien aus der Tiefe der Erde heraufzuſteigen. Endlich bekannte das Weib, daß ſie eine Bauchrednerin ſey, und dieſe Kunſt von einem Waidelotten, ihrem Bruder, gelernt habe. (Buch IV. K. 4. §. 28.) Auch Lucas David hat aus Chriſtians Chronik bemerkt, daß die Prieſter jedes Gewitter zu benutzen pflegten, um das Volk nach ihrem Willen zu lenken, denn donnernd hatten die Götter mit ihnen geredet.

Die ſeltſame Lehre, daß der Tod eines Unſchuldigen den Himmel verſöhnen könne, hatte ſo feſt unter den Preußen gewurzelt, daß ſie noch zu Lucas Davids Zeiten, wenn Seuchen ausbrachen, einen Mann aus der Gemeinde, oder auch aus einem fremden Dorfe wählten, der für ſie alle ſterben, ſie erlöſen ſollte; und einen ſolchen dem Tode Geweihten nannten ſie einen Ausgegebenen. Sie thaten ihm weiter nichts, wenigſtens nicht offenbar; allein er ſtarb langſam dahin.

Bey den Opfern wird des Weihrauchs oft erwähnt, und es entſteht die Frage: woher kannten ſie dieſen? oder, wenn ſie ihn auch kannten, woher bekamen ſie die erforderliche Menge? — Freylich handelten ſie zur See, lange vor des Ordens Ankunft, doch ſchwerlich war es Weihrauch, den ſie aus Biörkö holten. Daß mit Börnſtein geräuchert worden, läßt ſich auch nicht vermuthen, denn was den Göttern einmal heilig war, durfte zu gemeinen Dingen nicht angewandt werden; der Börnſtein aber gehörte unter ihre Handelsartikel. Dieſes Räthſel weiß Prätorius abermals durch ſeine Sprachkunde zu löſen. Weihrauch und jenes Harz, welches man in Ameiſenhaufen findet, wurde von den Preußen mit demſelben Worte bezeichnet. Das letztere war es alſo, welches ſie in die Flammen warfen, und dieſe Vermuthung gewinnt noch mehr Wahrſcheinlichkeit durch den Umſtand: daß ſie Ameiſenhaufen, als etwas heiliges, ungern rührten. (Buch IV. K. 5. §. 16. 17.) Am Feſte der Bockweihe (erinnert Lucas David) wurde nur dann ein Bock geſchlachtet, wenn wenig Volk verſammelt war, ſonſt ein Stier.

Bey Erwähnung des Gebrauchs, die Trinkſchale zuerſt dem Vornehmſten zu überreichen, hat Bayer die Bemerkung an den Rand ſeines Lucas David geſchrieben: Haec apud Tartaros etiam fiunt. Ex veteri Scytharum observatione morem eum manasse ad posteros, ex Herodoto cognovi.

Der Titel des Hohenprieſters, Kriwe Kirweitu, iſt von vielen, bald durch Mund Gottes, Sinn Gottes, Götterglück, bald durch Prieſter der Prieſter überſetzt worden. Prätorius macht ſich luſtig über ſolche Unkunde der Preußiſchen Sprache. Kriwe, ſagt er, ſey ein gutes preußiſches Wort, und bedeute einen Mann, der Obermacht hat in allen Dingen; Kriwe Kirweiu, Oberſter der Oberſten. (Buch IV. K. 12. §. 3.)

Sein hohes Anſehen, auch bey fremden Völkern, und die ſtolzen Feyerlichkeiten, mit welchen er Geſandten empfing, hat Biſchoff Chriſtian dargeſtellt, und Brettchen wiederholt. (Buch IV. K. 12. §. 8.). Seiner weißen Kleidung verdankte die weiße Farbe überhaupt eine Art von Heiligkeit. Noch zu Prätorius Zeiten ſagte der Preuße, wenn er Jemand loben wollte: er iſt ein weißer Herr. (Ebendaſ. §. 29.)

Wenn der Kriwe nicht freywillig ſich verbrennen mochte, ſo wurde er minder hoch geachtet, und wenigſtens trugen die Waidelotten, wenn er ſchon halb todt war, ihn auf den Scheiterhaufen.

Als Romowe, aus Furcht vor den Chriſten, nach Litthauen verpflanzt wurde, fiel das Anſehn dieſer königlichen Hohenprieſter, denn man wählte, ſtatt erfahrner Greiſe, junge, unbeſonnene Männer zu dieſem wichtigen Amte. (Ebendaſ. §. 12.)

Grunau, Henneberger und Brettchen haben ein langes Verzeichniß von 51 auf einander folgenden Kriwen geliefert, deſſen Echtheit ſich zwar nicht verbürgen, doch auch nicht läugnen läßt; denn daß die geiſtlichen Herrſcher zu Romowe des Schreibens kundig waren, iſt mehr als wahrſcheinlich. Neubekehrte theilten vermuthlich dem Biſchoff Chriſtian jene Liſte mit. Aber die gewöhnlich angenommene Zeitrechnung, mittelſt deren die Herrſchaft jener Hohenprieſter ſchon mit dem 7ten Jahrhundert begann, wird allerdings zweifelhaft dadurch. Denn auch die Päpſte wurden gewöhnlich im hohen Alter erſt gewählt, und ihrer haben, im 7ten, 8ten und 9ten Jahrhundert, nicht weniger als funfzig, im 10ten, 11ten und 12ten gar ſieben und funfzig regiert, indeſſen im gleichen Zeitraum von 600 Jahren, nur halb ſo viele Kriwes gezählt werden. Darum, wenn die Liſte als richtig anzunehmen, muß entweder der erſte Kriwe 300 Jahre ſpäter erſchienen ſeyn, oder, (was vielleicht noch mehr Gründe für ſich hat) die Kriwes ſind, im ruhigen Beſitz ihrer Würde, älter geworden als die Päpſte, die gegen Kabalen und Feinde ſtets zu kämpfen hatten, üppig lebten, und überhaupt aus Völkerſtämmen entſproſſen waren, die an Kraft und Ausdauer mit den alten Bewohnern Preußens ſich nicht meſſen konnten. Endlich möchte auch wohl jener große Unterſchied blos zufällig geweſen ſeyn, denn im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert werden auch nur 42 Päpſte gezählt, und im 16ten, 17ten und 18ten gar nur 35. (Siehe Schwedlers chronologiſche Tabelle der Kirchengeſchichte)

Wichtiger iſt die Frage: ob die Kriwiczen, ein Volk, welches den ruſſiſchen Staat im 9ten Jahrhundert gründen half, Unterthanen des Kriwe waren? Müller (in ſeinen originibus russicis p. 19) hat es ſchon vermuthet und vielleicht hat er Recht. Doch will ich hier blos erzählen, ohne eine Behauptung zu wagen; denn der ehrwürdige Schlözer hält für lächerlich, bey den Kriwiczen an den Hohenprieſter der Preußen zu denken.

Fünf Völkchen, durch Noth und Gefahr vereint, ſtifteten den ruſſiſchen Staat, indem ſie ein Oberhaupt aus dem ſechsten wählten. Die ruſſiſchen Chroniken nennen bey mehreren Gelegenheiten, Tſchuden, Slaven, Meren und alle Kriwiczen. Schlözer geſteht, daß in den meiſten Handſchriften von Neſtor dieß alle (vsie) gefunden wird, hält es aber für einen Schreibfehler, und macht den Namen eines fünften Volkes, der Weſſen, daraus. (Neſtor Th. III. S. 16.) Denn — fragt er — warum alle Kriwiczen? es gab ihrer ja nur zweyerley, nämlich in Polotsk und in Smolensk? Warum werden denn nie alle Meren genannt, deren man doch auch zweyerley kannte? — Der Radzivilſche Codex ſagt ausdrücklich:

Die Eroberung von Smolensk bewirkte Oleg mit den Kriwiczen. Schlözer findet in dieſen Worten keinen Sinn, da die Smolensker ſelbſt Kriwiczen geweſen, und Oleg wohl ſchwerlich die Polotsker Kriwiczen ganz allein zu Bezwingung ihrer Landsleute werde gebraucht haben; darum überſetzt er lieber: Oleg habe Smolensk von den Kriwiczen erobert. (Siehe Neſtor dritter Band.)

Ich bekenne, daß alle dieſe Gründe mir nicht ganz überzeugend ſcheinen, ein Fall, der bey eines Schlözers Gründen ſehr ſelten eintritt.

Daß ruſſiſche Abſchreiber ein ſo ſehr gewöhnliches Wort, wie vsio, nicht ſollten erkannt, und immer mit wes verwechſelt haben, iſt ſchon an und für ſich unwahrſcheinlich.

Alle Meren konnte man nicht ſagen, eben weil es nur zweyerley Meren gab; aber alle Kriwiczen mußte man ſagen, weil des Kriwe Unterthanen in faſt zahlloſe Stämme vertheilt waren. Von dieſen Stämmen kannten die Ruſſen nur zwey genauer, weil Einer derſelben, die Polotsker, ſich freywillig mit ihnen verbunden hatte, (denn vermuthlich gehörten ſie, wie die Nowgoroder, zu den Slaven) und der andere, die Smolensker, von ihnen unterjocht wurde. Darum nannten ſie dieſe beyden Völker bey ihrem Stamm-Namen, und wenn ſie der übrigen erwähnten, ſo erſparten ſie ſich die Mühe die einzelnen Stämme aufzuzählen, kannten auch wohl nicht einmal die Namen von Stämmen, mit welchen ſie ſo ſelten in nähere Gemeinſchaft traten. Es war ihnen genug, daß ſie wußten, alle dieſe Völker bekennen die Religion des Kriwe, in dieſem einzigen Kennzeichen trafen Alle zuſammen, und was konnte daher natürlicher ſeyn, als ſie ſämmtlich Kriwiczen zu nennen, mochten ſie einzeln heißen wie ſie wollten. Auch Maſch in ſeinen Beyträgen zur Erläuterung der obotritiſchen Alterthümer ſagt: „Der Name Kriwitz iſt in Meklenburg ſo bekannt, daß wir eine Stadt und verſchiedene Gegenden mit dieſem Namen aufweiſen können.“ (S. 41 in der Note.) Wenn nun dieſer Name unter den Wenden dieſſeits vom Kriwe, abgeleitet wurde, warum nicht auch jenſeits unter den Ruſſen? —

Um dieſen Satz mit Grund anzufechten, müßte man doch wohl nachweiſen können, wer denn ſonſt die Kriwiczen geweſen? und wo ſie ſonſt etwa zu Hauſe waren? Schlözer ſelbſt getrauet ſich nicht, aus dem Neſtor zu beſtimmen, wo ſie hin gehörten? Seite 103 des dritten Bandes macht er ſie zu Slaven. „Oder, fügt er hinzu, waren ſie Letten? (die „noch jetzt von den Ruſſen Kreewi genannt werden, „ſiehe Stenders lettiſche Grammatik) oder Litthauer? „Aus ihrer Lage möchte man es vermuthen.“ Iſt ſeine Vermuthung richtig (wie ich ſelbſt glaube), ſo waren ſie ja Religionsverwandte des Kriwe, und dann iſt doch wohl natürlicher, den Namen von ihrem geiſtlichen Oberhaupte abzuleiten, als, mit Tatiſchew, von einem ſarmatiſchen Worte Kriwe, die Quelle? Denn mit Recht fragt

Schlözer: was iſt ſarmatiſch? — Das Etymologiſiren haſſe ich ſo bitter als irgend Einer; doch ſcheint mir eben ſo natürlich, Kriwiczen von Kriwe, als Papiſten von Papa herzuleiten.

Auf dieſe Weiſe erklärt ſich auch ganz ungezwungen, daß Oleg Smolensk mit, und nicht von den Kriwiczen erobert hat, denn unter den vielen Stämmen dieſes Volkes konnte leicht ſich Einer finden, der, eben ſowohl als die Polotsker, den Ruſſen geneigter war und ſich an Oleg anſchloß.

Zu dieſen Gründen geſellt ſich noch das freylich unvollkommene Gemälde, welches Neſtor von ihnen entwirft. Sie verbrannten ihre Todten; ſie ſammelten die Aſche in Urnen; ſie hielten Wettrennen bey ihren Leichenbegängniſſen; Alles das thaten die Preußen auch, Sie redeten nicht ſlaviſch, denn Neſtor führt ſie nicht unter den ſlaviſchen Nationen auf; aber ihre Sprache war doch mehr mit der ruſſiſchen verwandt, Schlözer nennt beyde Sprachen Couſinen im zweyten Gliede. Den Tractat mit den griechiſchen Kaiſern beſchwuren die Ruſſen bey ihrem Donnergott Perun; das war doch wohl der Preußen Perkun oder Perkunas? — Lauter Aehnlichkeiten, die ſchon Bacmeiſtern aufgefallen ſind. Auch Prätorius hält die Preußen und Ruſſen urſprünglich für Ein Volk, und leitet den Namen der Waräger von dem ächten, altpreußiſchen Worte Wareys ab, welches noch zu ſeiner Zeit einen Mann bedeutete, der mit Gewalt Abgaben oder Tribut eintreibt. Wie ſchön ſtimmt das mit Neſtors Bericht, daß im Jahr 859 die Waräger einen Tribut von Pelzwerk, unter andern auch auf die Kriwiczen legten.

Alle dieſe Gründe ſcheinen mir hinreichend zu vermuthen, daß mehrere Stämme der alten Preußen auf die Ehre Anſpruch machen dürfen, zur Gründung des blühenden, ruſſiſchen Staates mitgewirkt zu haben. Auch konnten wohl jene Stämme ſich mit Bewilligung des Kriwe abgeſondert haben, der doch ſtets ihr geiſtliches Oberhaupt blieb, und durch ſie vielleicht den ganzen neuen Staat zu beherrſchen hoffte. Wenn Oleg zu ſeinem Zuge nach Süden unter andern alle Kriwiczen aufbot, ſo konnte er ſich deshalb nur an den Kriwe ſelbſt wenden; denn ehe dieſer nicht von ſeinem Holzſtoß herab der Götter Genehmigung verkündigt hatte, ehe griff gewiß kein Preuße zu ſeiner Keule. Dann aber, wenn das Rollen von Perkunas Donner Glück weiſſagte, dann konnte Oleg ſchwerlich unter einem andern Volke thätigern Beyſtand finden, als unter den Preußen, die aus einem bloßen Dorfe 500 gerüſtete Krieger ſtellten, und aus einem einzigen ihrer Gebiete ein Heer von 40000 Mann zu ſammeln vermochten.

Ich weiß zwar wohl, daß dieſe Angaben für übertrieben gehalten werden, allein mich dünkt, die blutige Erfahrung der deutſchen Ritter hat ſie unwiderſprechlich beſtätigt; denn wenn ein Volk, mit Keulen nur bewaffnet, im Stande war, 53 Jahre lang, oft ſiegend, gegen zahlreiche Heere von Kreuzfahrern zu fechten, die aus allen Gegenden Europens jährlich aufs neue herbey ſtrömten, und mit überlegenen Waffen es gottſelig wütend angriffen; gegen eine Hydra, der die Köpfe immer wieder wuchſen, indeſſen die Bekämpften ihren Verluſt durch nichts erſetzen konnten, als durch ihre eigene langſam heranwachſende Jugend; ſo muß doch wohl dieſes Volk ſehr zahlreich geweſen ſeyn.

Und eben dieſer unwiderlegliche Folgeſatz bürgt noch mehr als alle übrige Gründe für die Wahrheit von Biſchoff Chriſtians bezweifelten Nachrichten. Ungeheure Bevölkerung eines engbegränzten Landes ſetzt einen wohl regierten Staat voraus.

Schlözer äußert die Meinung (Neſtor dritter Band S. 84.), daß die Bewohner von Otaheite, Peru, Mexiko, zum Theil deshalb auf einer niedern Sproſſe der Menſchheit ſtehen geblieben, weil ſie der hohen Jagd nicht obgelegen. „Wie ſtolz“ ruft er aus „tritt dagegen der Preuße unter den „Völkern des hohen Nordens auf! Schon nach dem „Jahre 1000 ſchlug er ſeine Angreifer mit Reiterey „zurück.“ —

Ich zweifle, daß die hohe Jagd ihn dieſe Kunſt gelehrt, denn in ſeinen Wäldern und Moräſten konnte er die Pferde zur Jagd wohl ſchwerlich brauchen; ſondern ich meine, die Preußen hatten eine höhere Staffel der Menſchheit erklimmt, weil ſie Kriwiczen waren, weil ſie Jahrhunderte hindurch ſich ſchon ſo mannichfaltig, ſelbſt im Süden unter Oleg, herum getummelt hatten, und weil eine erfahrne Hand die Zügel ihres gemeinen Weſens hielt.

Warlich! eines ſolchen Urſprungs würden die Ruſſen ſich nicht zu ſchämen haben. Seit Millionen Jahren vielleicht wandelt Aufklärung in allerley Geſtalten rings um den Erdboden, beſucht jeden Theil deſſelben, verweilt nirgend lange, läßt überall ſegenreiche Spuren zurück, die aber nach und nach wiederum verſchwinden, ſo wie der Wald, vom Landmann ausgerodet, doch einmal nur mit Getreide beſät, nach einigen Jahren wieder zum Walde wird, und keine Spur übrig bleibt, daß auch unter dieſen feuchten Schatten, in dieſem unzugänglichen Gebüſch, einſt den Menſchen Nahrung wuchs. So gibt es denn gewiß kein Plätzchen auf der Welt, das nicht jetzt, oder einſt, oder künftig, einer höheren

Kultur genöſſe, genoſſen hätte, genießen würde; kein Volk, das nicht, in ſeiner kurzen Blütenzeit, mit Stolz auf ferne Wüſteneyen herabſähe, die es nun erſt zu entdecken glaubt, und aus welchen doch vielleicht vor undenklichen Zeiten der erſte Keim ſeiner eigenen Macht aufſproß. Die Europäer haben vor 300 Jahren Amerika entdeckt, es durch Colonieen bevölkert und verdorben. Wer weiß, ob nicht vor vielen tauſend Jahren die Amerikaner Europa entdeckten, und mit eben dem vornehmen Mitleid auf unſere Küſten herabſahen, als die Spanier auf die ihrigen.

Jedes Land der Erde, die kleinſte Stelle jedes Landes, und folglich auch die, auf der jetzt die Peterskirche oder das Muſeum Napoleon prangen, glichen einſt, in der Vorſtellungsart der Völker, bey welchen die Kultur eben heimiſch war, dem jetzt für uns fabelhaften Innern von Afrika.

Daß Preußen einſt der Schauplatz des Paradieſes geweſen, möchte ſchwer zu erweiſen ſeyn; daß es aber weit früher, als man gewöhnlich glaubt, zu einer hohen Stufe von Macht ſich aufgeſchwungen, beweiſen die wenigen Zeilen, die uns Kindern von heute noch aus der uralten Völkergeſchichte übrig geblieben ſind.

Zum vierten Kapitel.

Nachbarliche Verhältniſſe der alten Preußen.

Im geheimen Archiv zu Königsberg befindet ſich eine lateiniſche Handſchrift, mit mehreren zuſammen gebunden, welche den Titel führt: Annalia vetuste gentis Polonice vel Slavonice, und deren Anfang alſo lautet: Christianis historiographi lechitarum qui nunc poloni a polo arctico nominantur et alias polani a Castro Polan quod in finibus pomeranie situm est etc.' Der Verfaſſer hat großentheils den Kadlubko ausgeſchrieben und dann fortgeſetzt, wobey er nach ſeiner Behauptung, ſowohl aus alten Annalen, als aus narratione procerum polonie geſchöpft hat, quibus actus bellici et gesta temporum bekannt geweſen. Er führt ſein Buch bis zu der Krönung Hedwigs im Jahr 1384; daher vermuthe ich, daß es am Ende des 14ten Jahrhunderts geſchrieben worden. Es enthält, troz der Träumereyen vom Nordpol und vom Schloſſe Polan, doch manchen bedeutenden Umſtand, den ich bey andern nicht gefunden.

Dieſelbe Sammlung liefert auch eine handſchriftliche chronica principum Polonie cum eorum gestis, welche der Verfaſſer aus Gefälligkeit für den Biſchoff Wenzeslaus von Wratislaw und die ſchleſiſchen Herzöge von Brieg und Liegniz, Ludwig und Rupert, geſchrieben zu haben bekennt. Er macht die Preußen zu Sachſen, die vor Karl dem Großen fliehend, zu Schiffe nach Preußen gekommen, und von der gewählwählten Freyſtatt den Namen angenommen hätten (a regione nomen acceperunt). Dieſe Chronik, die wenig brauchbares liefert, iſt, wie aus mehreren Stellen zu erſehen, in der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts geſchrieben, und 1516 von Thomas Martin Schorbach, der ſich metretarius Vratislaniensis nennt, abgeſchrieben worden.

Außer dieſen beyden Handſchriften, dem Lucas David und einigen preußiſchen Chroniken habe ich die gedruckten bekannten Quellen, vorzüglich den Kadlubko benutzt. Wem darum zu thun wäre, Gemälde zu entwerfen, auf welchen kein Nebel der Vorzeit die Handelnden verbirgt, wo Kämpfer und Schlachtfelder deutlich an's Licht treten, der dürfte nur, wie Pauli, dem redſeligen Dlugoß und Andern ſeines gleichen nachſchreiben; allein der alte Kadlubko, der auf Befehl Caſimirs des Gerechten, ungefähr im Jahr 1191 die Geſchichte ſchrieb, weiß von alle dem kaum die Hälfte, und wie viel von dieſer Hälfte mag noch wegzuſtreichen ſeyn!

Das Beyſpiel der getauften Polen konnte ſchwerlich die ungetauften Preußen zur Nachahmung reizen, denn es bewies, daß, bekehrt, der Leibeigenſchaft tiefes Elend ihrer harre. Populus more bovis est pascendus, hieß es chriſtlich von den Polen, und tardi ritu asini castigandus. (Dittmarus Merseburgensis in scriptor. rerum Brunsw. Leibnitii T. 1.) Raſende Kirchengeſetze, gleich den erwähnten, gab es mehrere, von denen ſelbſt der fromme Chronikenſchreiber geſteht: indigenis nil nisi ad terrorem prosunt. Wie durfte man hoffen der freyen Preußen Gemüther durch ſolchen terror zu gewinnen? wurden ſie doch überdieß gewahr, und mußten glauben, die neue Lehre erſticke nur den Keim der Menſchlichkeit, denn die chriſtlichen Polen in rapinis et mortibus crudelissimi, non monasteriis, non ecclesiis et coemiteriis parcunt, — amicissimis saepe abutuntur ut hostibus. (Helmoldus in Leibnitii scriptor. T. II. L. I. C. I. p. 538.) Der Chronik principum polonie zufolge, hat Boleſlaus der Tapfere gegen Ruſſen, Pommern, Litthauer und Gethen (Preußen) gekämpft. Er überfiel die letztern im Winter, wo das Eis ihnen Brücken baute; ſo kam er durch ſumpfige Einöden in bewohntes Land, et quia ibidem non sunt comperta castella seu oppida inundenda, ſo machte ſein Heer große Beute, trieb die Einwohner hinweg und verbrannte ihre Hütten. Doch von Romowe ſchweigt die Chronik.

Ueber den Abenteurer Maſlaw drückt der oben erwähnte Annaliſt folgendergeſtalt ſich aus: quidam de infimo genere, robustus animo, ferox ac bellorum excitationem consuetus — quosdam muneribus, quosdam tyrannide ad sui obedientiam atraxit. Dacosque, Gethas seu Prutenos et Ruthenos sibi in auxilium inuocanit. Seinen unglücklichen Tod verhöhnt er durch das Sprüchlein: Altiora quaesisti, alta teneas.

Kadlubko, milder, nennt ihn princeps, und in der That konnte er ſchwerlich aus infimo genere entſproſſen ſeyn, da er, nach des Annaliſten eigenem Bekenntniß, reich genug war, um die Maſuren durch Geſchenke zu gewinnen.

Auffallend ſcheint, daß beyde Schriftſteller unter ſeinen Helfern auch die Ruſſen nennen, da doch Jaroſlaw den Polen beyſtand. Das mag beweiſen, wie geneigt die Ruſſen den Preußen blieben, und wie unſicher, trotz vieler erfochtenen Siege, die Herrſchaft des Großfürſten war, zum mindeſten über Gränzvölker, wie die Jatwinger und Polotsker Kriwiczen, die hier vielleicht durch den Namen Ruſſen bezeichnet werden.

Profeſſor Kreuzfeld (in ſeinen nachgelaſſenen Papieren) vermuthet nicht ohne Grund, daß nur einige Stämme der Preußen, die Galinder und Culmer, für Maſlaw gefochten, und daß zum Theil von jener Niederlage die Entvölkerung hergerührt, welche der Orden in Galinden fand.

Boleslaus dem Kühnen wirft der Annaliſt vor, daß er auf allen Reiſen, loco uxoris, jumentum purpura et bisso decoratnm mit ſich führte. Solche Laſter mußten freylich von einem Manne, wie der heilige Stanislaus, mit Nachdruck gerügt werden.

Der Preußen Ueberfall unter Boleslaus Krummmaul hatte Anfangs für die Polen traurige Folgen, die der Annaliſt alſo ſchildert: Tot enim et tanti ex gente Lechitarum fuerunt capti — quod plures non mediocri sanguinis viri in miserabilem servitutem genti paganice venditi vitam miserabilem duxerunt.

Er iſt es auch, der von Boleslaus Krauskopf behauptet, ſein Vorſatz ſey geweſen, die Feinde, deren provinzen nulla arte sed nature situ inaccessibiles existunt, nicht blos zu ſchlagen, ſondern omnino delere.

Alle ſtimmen überein, daß Caſimir der Gerechte einen ſiegreichen Feldzug gegen die Polexianer vollbracht, welche von Kadlubko ſowohl, als meinem Annaliſten, faſt mit denſelben Worten, als ein wildes, grauſames Volk geſchildert werden. Aber wer waren dieſe Polexianer eigentlich? — Kadlubko nennt ſie: Getharum seu Prussorum gens; der Annaliſt: genus Lechitarum seu Prussorum. Der

Unterſchied iſt merkwürdig und beweiſt eben, daß noch manche Völker zu den Preußen gerechnet wurden, die gerade nicht in den eilf bekannten Provinzen wohnten, wenn ſie nur den Kriwe für ihren Oberherrn erkannten. Zwar erwähnt Kadlubko ausdrücklich ihres Fürſten Polexius, und man nimmt gewöhnlich an, daß deſſen Unterthanen ſich blos nach ihm genannt, daß aber ſeine Landſchaft eigentlich Polleria geheißen, indem dieſer Name nirgends vorkommt. Allein ich habe eine Original-Urkunde auf der Schloßbibliothek zu Königsberg gefunden (unter der Nummer 1733), in welcher der Landmeiſter Gerhard im Jahr 1250, gegen den Herzog K. von Lanziz und Cujavien appellirt, in einer Sache ſuper quibusdam terris que Polexia et Galandia nuncupantur. Es war alſo, noch zu den Zeiten des Ordens, ein Land Polexia vorhanden, und lag vermuthlich hinter Galinden. Kreuzfeld ſchließt, aus des Namens Aehnlichkeit, und aus der Schilderung ihrer Wohnſtätten in dicken Wäldern, ſchrecklichten Sümpfen, daß die Pomeſaner und Pogeſaner, an der Nogat und auf dem großen Werder, gemeint ſeyn möchten. Baczko ſetzt ſie an die Oſtſee und den friſchen Haff. Schwerlich läßt die Wahrheit ſich ausmitteln, aber ſchwerlich wäre auch viel dabey gewonnen; genug, die Urkunde beweiſt, daß es, außer den in den preußiſchen Chroniken oft genannten eilf Landſchaften, noch eine zwölfte gab, deren Bewohner gleichfalls zu den Preußen gerechnet wurden; man müßte denn behaupten, Polexia ſey nach und nach in Pogeſania oder Po ſania verwandelt worden, welches doch unglaubl theils weil man Wörter wohl zuſammenzuziehen, d ſelten auszudehnen pflegt, theils weil Peter von Du burg, der im Jahr 1326 ſchrieb, ſich wohl des W tes Polexia noch bedient haben würde.

Lucas David glaubt, Caſimir habe blos das Culmiſche erobert und mit Chriſten beſetzt.

Conrad, ein eben ſo unwürdiger Fürſt als treuloſer Vormund, hat, nach des Annaliſten Bericht, dominia nepotis ambiens, die Preuſſen, Litthauer und Samayten oft ſelbſt in ſeines Mündels Land geführt. Dennoch beſaß Conrads Geſchlecht Maſovien 300 Jahre hindurch, gleich als habe Segen eines wakkern Ahnherrn auf demſelben geruht.

Schon Lucas David widerlegt die ſeltſame Behauptung der Polen, als ſey der große Swantopolk von Lesko blos zu einem Hauptmann über Pommern geſetzt, habe als Solcher den Eid der Treue ſchwören, und jährlich eine Summe in den Schatz liefern müſſen; aus Herrſchgier ſey er eidbrüchig worden und habe ſeinen Herrn ermordet. Die Schenkungen der Vorältern Swantopolks an das Kloſter Oliva beweiſen das Gegentheil. Auch war er Zeuge bey der Schenkung Herzog Conrads an Biſchoff Chriſtian, und wird unter dieſer Urkunde nicht Hauptmann, ſondern, wie es ihm gebührte, nobilis princeps genannt.

Zum fünften Kapitel.

Bekehrungsverſuche.

Wer Verlangen trägt, des heiligen Apoſtel Andreas Reiſebahn genau zu kennen, findet ſolche bey Stryjkowsky verzeichnet. Rußiſche Jahrbücher melden, das damals bald erloſchene Licht des Evangeliums ſey durch Pontiſche Völker wieder angezündet worden; doch welche Völker ſie Pontiſche genannt, läßt ſich nur errathen; vielleicht Ovids Uferbewohner der Donau.

Des heiligen Suitbertus Predigten in Preußen werden bezweifelt, denn ſein Gefährte nennt blos die Boructuarier (Marcellinus Presbyter in vita S. Suitberti), alſo vermuthlich die Bructerer, oder heutigen Weſtphälinger. Auch Kyrill und Methodius bekehrten blos die Mähren und drangen ſchwerlich bis nach Preußen vor. (Siehe Schlözers Neſtor 3. Band, 10. Kapitel.) Sie waren die Erfinder der ſlavoniſchen Schrift, deren ſich noch heute die Ruſſen bedienen.

Daß Kaiſer Otto im Jahr 960 den nachmaligen Erzbiſchoff von Magdeburg, Adalbert, nach Preußen geſandt, und daß dieſer male mulctatus zurückgekehrt, bezeugen Annales Hildeshemenses, p. 718. Saxo chronographus, p. 177. auch chron. Quedlinburg. p. 280. wo aber ſtatt Ruſſen, Preußen muß geleſen werden.

Schon ihres hohen Alterthums wegen iſt die Schrift merkwürdig, aus welcher das Leben des heiligen Adalbert hauptſächlich hier geſchöpft worden.

S. Adalberti vita seu passio, anonymo auctore interpolata a Cosma Pragensi. Caniſius allein hat ſie aus dem Manuſcript geliefert, welches folgenden Titel trug:

De S. Alberto Pragensi Episcopo et Martyre. Ottoni III. Imperatori perquam familiari, Prussorum, Boemorum, Polonorum et Hungarorum Apostolo auctor aequaevus. Nunc primum in lucem editus ex membranis MSS monasterii Windbergensis in Bavaria in finibus Boemiae.

Bey der Herausgabe des Cosmas bediente Marquard Freher ſich des Pragiſchen Codex und lieferte Adalberts Leben blos aus dem Caniſius. Zwar verſchweigt er dieß ſorgfältig, doch eine genaue Vergleichung beyder ſetzt es außer Zweifel. Die Randgloſſen des Caniſius hat Freher in den Text aufgenommen, die Kapitel anders und beſſer geordnet. Die Abweichungen in einzelnen Worten ſind völlig unbedeutend, die einzige ausgenommen, wo Caniſius Gidania für Gneſen hält, Freher jedoch richtiger Gedanum ſetzt, und hinzufügt: Alii Gnesnam, sed male. Selbſt dieſes alii vermehrt den Verdacht, daß er des Caniſius Verdienſte verheimlichen wollen, denn warum nennt er ihn nicht? und warum nennt er ihn nie?

Baronius gedenket eines Lebens des heiligen Adalbert, deſſen Handſchrift zu Rom in einem Cäcilienkloſter befindlich; was er davon erwähnt, macht wahrſcheinlich, daß ſie gleichlautend mit obiger ſey. Der Verfaſſer, den weder Caniſius noch Freher kennen, ließe doch vielleicht ſich ausmitteln. In Surii actis Sanctorum ſteht, daß, bald nach Adalberts Tode, ein Vertrauter (familiaris) deſſen Leben aufgezeichnet, welches nachher von Cosma Pragenſi und Andern verſchiedentlich zugeſtutzt (interpolirt) werden. Das der Verfaſſer vom Orden des heiligen Baſilius geweſen, vermuthet Caniſius nicht mit Unrecht aus den Worten: Secundum regulam S. patris nostri Basilii. Eine andere Stelle: confessoris nostri et patris Benedicti, widerlegt die Vermuthung nicht, verräth vielmehr den Verfaſſer deutlicher. Denn wenn er beyden Orden angehörte, wer könnte es anders ſeyn als Gaudentius ſelbſt, Adalberts treuer Gefährte, der ihn zu den Mönchen des Monte Caſino begleitete, mit ihm zu dem Orden des heiligen Baſilius überging, und ihm endlich bis nach Preußen folgte? — Schon der Gelehrte Bayer in ſeinen monumentis prussicis hegt dieſe Vermuthung. Noch klarer wird der Zeitgenoſſe durch die Worte bezeichnet: qui modo regnat tertius et deo juuante maximus Otto. Unter dieſer Regierung verlor Adalbert das Leben, wie auch Gobelinus Perſona beſtätigt. Wie viele Jahre liegen aber zwiſchen dieſem Zeitraum und dem Cosmas? — Nach Gobelinus Zeugniß wurde Otto Kaiſer am Chriſttage 984, und lebte dann noch 19 Jahre. Adalberts Leben muß alſo geſchrieben ſeyn in den letzten ſechs Jahren von Ottos Leben, vor 1003. Cosmas endigt mit dem Tode Heinrichs V. (denn in den Ausgaben ſteht fälſchlich Heinrich IV.), welcher, nach ſeiner Rechnung, am III. Kal. Junii, oder nach der Berechnung des Chronicon montis sereni am X. 1125 erfolgte. Cosmas war damals 80 Jahr alt, folglich ſind von Ottos Tode bis zu Cosmas Geburt mehr als 40 Jahre verfloſſen. Daß er wirklich der Interpolator geweſen, beweiſt folgende Stelle: Quo facto quid sibi suus grex responderit, aut, quam ob causam eum non receperit, vel ad quas gentes inde transierit, quanta etiam frugalitas omnibus diebus sui episcopii fuerit, quanta morum honestate enituerit, scire poterit, qui vitam ejus seu passionem legerit. Nam mihi jam dicta bis dicere non licet ista.

Auch ſein Styl verräth ihn, denn gleichwie er gern, paſſend oder unpaſſend, ſeine Rede mit Verſen ſchmückte, ſo führt er auch hier die Dichter ſtets im Munde. Ueber die Krankheit des Kindes Woytech und die Betrübniß ſeiner Angehörigen, drückt er ſich unter andern folgender Geſtalt aus: „des Vaters Thränen „fließen häufig; mit krummen Nägeln zerreißt die Amme den bleichen Mund; die Brüder ſtehn betrübt; „in der Mutter Eingeweiden wütet der Schmerz; nicht „Stimme, nicht Seele, nicht Farbe, haben eine bleibende Stelle u. ſ. w.“

Uebrigens kann es wohl gleich viel gelten, ob man ihn, oder, mit Freher, den falſchen Cosmas, für den Interpolator halten will, nur trift dann die Zeitrechnung nicht zu; denn alſo ſteht von Magdeburg geſchrieben: Urbs quondam nota et una ex magnis urbibus, dum primus Otto sceptra regalia rexit, nunc autem pro peccatis semiruta domus et malefida statio nautis. Man findet aber nirgends, ſeit Magdeburgs Erbauung durch Otto, bis zum Jahr 1188, daß dieſer Stadt ein ſo ſchweres Unglück zugeſtoßen ſey, vielmehr bezeugen die Mindenſche Chronik, Gobelinus, Dithmar von Merſeburg, Adam von Bremen u. a. m., daß ſie bis dahin ſich eines wachſenden Wohlſtandes erfreute. In dem genannten Jahre aber, ſagt die Chronik montis Sereni: civitas Magdeburg in vigilia pentecostes paene tota exusta est, monasteria etiam S. Mariae et S. Sebastiani cum parochiis et capellis XII. exusta sunt. Anno 1207 war ein neuer Brand, bey welchem, nach eben dieſer Chronik, die Hauptkirche nebſt dem Kloſter in Aſche gelegt wurden. —

Außer der ſchon oben angeführten Stelle, Ottos gleichzeitige Regierung betreffend, verrathen noch mehrere Ausdrücke den Biographen als Zeitgenoſſen. Von Adalbert ſagt er: „wie erfahren in der Philoſophie er war, wiſſen wir Alle. Vom Abt Nilus: „der bis heute ſich nicht erinnert“ u. dgl. m.

Man könnte gegen die Hypotheſe, daß Gaudentius der Verfaſſer von Adalberts Leben war, vielleicht einwenden: warum er denn von ſich nur in der dritten Perſon geſprochen? warum er, bey dem Tode ſeines Freundes nicht erwähnt, was aus ihm und dem dritten Gefährten, Benedikt, geworden? und weshalb die Preuſſen ihrer ſchonten? — Doch gerade dieß beſcheidne Schweigen ſcheint mir ein neuer Beweis für meine Vermuthung. Er hielt ſich nicht für würdig, ſeine Schickſale denen des Märtyrers beyzufügen. Er würde von ſich ſelbſt gar nicht geſprochen haben, hätte es nicht, in Beziehung auf Adalbert, dann und wann geſchehen müſſen. Darum redet er auch in der dritten Perſon, und darum bricht er kurz ab, ſobald ſein Held von der Bühne abgetreten. Jeden andern Verfaſſer hätte dieſe Demuth ſchwerlich angewandelt; für keinen andern war irgend ein Grund vorhanden, und die Schickſale von Adalberts Gefährten zu verſchweigen.

Die Anmerkungen des Caniſius enthalten eine Anzeige aller Schriften, in welchen von Adalbert die Rede iſt. Vieles hat er aus dem Baronius entlehnt, tom. 10. anni 983. n. 20 et 22 u. a. m. O.

Dubravius lib. VI. histor. Bohem. nennt Adalberts Vater Slavonicus und Comes Libicensis.

Der letztere Titel gebührte damals nur noch dem Amte. — Daß der Name Woytech exercitus consolationem bedeute, ſieht im Surius. — Jener wackre Adalbert, der dem Heiligen ſeinen Namen verlieh, weil das ſlaviſche Wort Woytech ihm allzu unbekannt oder barbariſch klang, war der erſte von Otto eingeſetzte Biſchoff von Magdeburg.

Gegen dieſen Otto iſt der Verfaſſer beym Surius ungerecht. Unſer Biograph hingegen nennt ihn einen frommen Kaiſer, der beſſer war als ein güter Vater, und deſſen kleinen Körper hoher Muth beſeelte.

Die Kaiſerin Theophania wird beym Surius ſehr drollig mit den Beywörten pulcrum lutum (ſchöner Thon) beehrt.

Zu dem Verlangen der Mönche des Monte Caſſino, ihre neue Kirche zu weihen, fügte Leo Oſtienſis lib. II. c. XVII. hinzu: man habe auch gemeint, er könne die Geiſtlichen geziemend ordiniren.

Das päpſtliche Dekret von Johann XV. welches Adalbert verſtattete, in ſein Bisthum zurückzukehren, führt Baronius unter dem Jahr 989 an.

Die Worte über dem Brautbette der Jungfrau Maria lauten alſo: munus hoc auctentum filia sponsatur, welches ich nicht verſtehe. Beim Surius heißt es: munus hoc donat tibi filia regis. Ich habe mich an den Sinn gehalten.

Aus einer andern Handſchrift in Bayers monumentis prussicis, mögen folgende Abweichungen oder Zuſätze hier Platz finden. — Wenn der Schüler Adalbert bisweilen über dem Kirchengehen das Lernen verſäumte, kein Wort von der Aufgabe wußte, und der Lehrer ihn züchtigen wollte; dann rief er mit frommer Zuverſicht auf göttliche Hülfe: „laß mich nur, „ich werde gleich herſagen;“ und wirklich fehlte ihm dann kein Wort. Einmal, als er gegeißelt wurde, bat er um Schonung in drey ihm unbekannten Sprachen.

Zum Biſchoff von Prag weihte ihn der Erzbiſchoff von Maynz im Jahr 969. — Zwölf Arme ſpeiſte er täglich. — In ſeinem Prunkbett ſchlief Gaudentius oder der Blinde.

Mönch wurde er im Jahr 979. Den Biſchoffsſtab empfing er nur unter der Bedingung wieder, alſobald reſigniren zu dürfen, wenn die Hoffnung der Beſſerung ſeiner Schafe ihn abermals täuſche.

Den Kaiſer Otto ſoll er in der Regierungskunſt unterwieſen, in Ungarn geprediget, den heiligen Stephan im Glauben befeſtigt haben u. ſ. w. In Ungarn ſah er ein Götzenbild, von Prieſtern und Volk umringt, ergriff eine Fackel und ſteckte es muthig in Brand. Daß er nicht ſchon damals die erwünſchte Märtyrerkrone fand, möchte leicht das größte ſeiner Wunder ſeyn. Dieſe Handſchrift ſetzt ſeinen Tod in das Jahr 987. Aus ihr iſt die Erzählung der Wunder genommen, denn des Zeitgenoſſen Biographie endigt mit Adalberts Ermordung.

Einſt, nach Gneſen wandernd, fragte er in einem Dorfe nach dem rechten Wege. Sein Mönchsgewand, ſeine fremde Ausſprache erregten nur Lachen. Von heiligem Eifer entflammt, rief der fromme Mann: „da ihr zu Gottes Ehre nicht reden wollt, ſo verſtummt auf ewig!“ Er ging und fand den rechten Weg allein. In einem andern Dorfe wiederfuhr ihm daſſelbe, er rächte ſich auf gleiche Weiſe. Die Bewohner eines dritten aber zeigten ihm freundlich den Weg. Glücklich erreicht er das volkreiche Gneſen, tritt ſogleich auf den Markt, predigt und bekehrt.

Sein Ruhm verbreitet ſich ſchnell in der Gegend; die ſtumm gewordenen, zum Glück nicht taub, hören von ihm, pilgern nach Gneſen, finden ihn predigend, werfen ſich reuig zu ſeinen Füßen. Sanftmüthig ſpricht er: „ich kenne euch — Gott hat euer Herz gerührt.“ Der Segen mit dem Kreuz gibt ihnen die Sprache wieder. Der erſte Gebrauch, den ſie davon machen, iſt eine Bitte um Strafe für ſich und ihre Nachkommen, zum ewigen Gedächtniß. Da legt er ihnen ein ſtrengeres Faſten auf, und gehorſam vererben ſie die Pflicht auf ihre Enkel.

In Pommern wütete das Volk, als Adalbert ſprach: „Eure Götter ſind Teufel.“ Sie wählten Einen ihrer Weiſen, um den kühnen Fremdling zu widerlegen: allein er ſiegte, und das bewundernde Volk beugte ſeine Knie vor ihm ſelbſt, zu des frommen Mannes großer Betrübniß.

Auf ſeinem Zuge nach Preußen ſoll ein bekehrter Preuße, der polniſchen Sprache kundig, ihn begleitet haben.

Als er die erſte Meſſe las, wähnte das Volk, er ſpreche ſchädliche Zauberformeln, und ſchrie: „wir „müſſen ihn tödten!“ — Schon rannten ſie gegen ihn, da blickt von ungefähr Einer hinter ſich, und ſiehe das ganze Dorf ſcheint in Flammen zu ſtehn. Dieſelbe Täuſchung treibt ſie zurück, ſo oft ſie den mörderiſchen Verſuch erneuern.

Nach Adalberts grauſamer Hinrichtung ſteckten die Mörder ſein Haupt auf denſelben Baum, unter dem er zum letzten Male Meſſe geleſen, und reinigten den Gipfel von allen Zweigen, damit es weit und breit zu ſchauen wäre.

Leo (in histor. Pruss. f. 44.) ſagt, der Apoſtel habe zu ſpät, als er die Litthauer heimſuchen wollen, den klugen Entſchluß gefaßt, ſeine Mönchskutte abzulegen.

Lucas David verſchüttet das Kind mit dem Bade, indem er Adalberts ganze Geſchichte geradezu ein Spinnſtubenmährlein nennt.

Wo er eigentlich erſchlagen worden, iſt ungewiß. Samland und die Kirche zu St. Albrecht, nahe dem Haff und der Oſtſee, unweit Fiſchhauſen, haben in der Folge dieſen einträglichen Vorzug behauptet.

Neuere Polniſche Schriftſteller verſichern: noch lebend habe ihn Boleslaus ſchon zum Erzbiſchoff von Gneſen ernannt (Dlugoſſus, Matthias a Michovia, Cromerus u. a. m.), doch ältere (Kadlubko z. B.) wiſſen nichts davon. Vielleicht war jenes Erzbiſthum noch nicht einmal errichtet. Zwar ſchreiben die Polen deſſen Stiftung ihrem Mieciſlaus zu, allein ein Zeitgenoſſe (Dittmar von Merſeburg) erzählt, ſie rühre von Otto dem Dritten her, als er Adalberts Gebeine zu beſuchen, nach Polen wallfahrtete.

Es gibt noch eine Vita Adalberti ex officiis propriis patronorum provinciae Poloniae, in welcher auch einige Abweichungen vorkommen. Gaudentius wird z. B. Radzin genannt. Adalbert ſoll ein Jahr und länger in Ungarn geweſen ſeyn, u. ſ. w.

Spangenbergs Querfurtiſche Chronik liefert Brunos Leben (L. III. c. 7. p. 117.); auch Dittmar von Merſeburg, ſein Zeitgenoſſe und Freund. Bruno Apostolus, oder des römiſchen Apoſtels in Preußen Brunonis Leben, Tod und Verehrung nach dem Tode, iſt der Titel eines Buches, wovon im Erläuterten Preußen ein Auszug gefunden wird (Th. I. S. 787.).

Die Preußen ſollen dem heiligen Bruno Hände und Füße, zuletzt den Kopf abgehauen haben; indeſſen iſt bemerkenswerth, daß nicht polniſche und preußiſche Schriftſteller (wie Hartknoch in ſeiner

Kirchenhiſtorie angibt), ſondern allein Deutſche Brunos Märtyrertod berichten; ja unter dieſen Deutſchen Dittmar, ein parteiiſcher Freund. Bruns — oder Braunsberg ſoll, dem Märtyrer zu Ehren erbaut worden ſeyn.

Während der blutigen Kriege mit den Polen, ſah der Preuße ringsum an ſeinen Gränzen das Kreuz hervorwachſen. Ein Däniſcher Kaufmann gründete die erſte Kirche in Curland. Schon im Jahr 1153 ward dem Gott der Chriſten in Liefland ein Tempel gewèiht. Seit 1128 blühte in Pommern das Bisthum Wollin. Auch über Pomerellen erſtreckte ſich 1148 das Bisthum Leslau. Die Klöſter Peplin und Oliva, 1170 durch Herzog Subislaus erbaut, weckten fromme Nacheiferung bey den Danzigern: das Carmeliterkloſter, die Nicolaus Kapelle ſtiegen dort 1186 empor (Preußiſche Sammlungen, B. II. S. 355.). In der lezten Hälfte des 12. Jahrhunderts hatten auch die Wenden in Holſtein, Meklenburg und Brandenburg das Chriſtenthum angenommen. Kreuzfeld (in ſeinen nachgelaſſenen Papieren) meint, die Bekehrung aller jener Völker ſey dadurch erleichtert worden, daß jedes derſelben unter einem Oberhaupt vereinigt geweſen. War dieſes gewonnen, ſo war es auch das Volk. Das konnte bey den Preußen nicht gelingen, weil ſie von vielen kleinen Fürſten beherrſcht wurden. Dieſe Anſicht ſcheint mir irrig, wenigſtens zum Theil. Die Preußen waren allerdings, ſo gut wie andere Völker, unter einem Oberhaupt, dem Kriwe, vereinigt, aber daß dieſes Oberhaupt zugleich Hoherprieſter war, das erſchwerte ihre Bekehrung. Die wendiſchen Fürſten u. ſ. w. verloren nichts von ihrer Macht, wenn ſie den Gott der Chriſten aufnahmen, hingegen um des Kriwe Herrſchaft war es geſchehn, ſobald der Glaube an ſeine Gemeinſchaft mit den Göttern verloren ging. Aus derſelben Urſach wird man leichter einen Tatar-Chan, doch nie den Dalailama bekehren.

Von dem Zuge des Däniſchen Königs Woldemar ſpricht Erich, der gekrönte Geſchichtſchreiber in historia, gentis Danorum, p. 272. ed. Fabr. ſetzt ihn in das Jahr 1210, und ſagt: Mißwin, der Polen Herzog, ſey homo regis geworden. Bothos braunſchweigiſche Chronik hat das Jahr 1209: Herrmann Cornerus in chron. Sclavorum 1211; vielleicht hat der Krieg drey Jahre gedauert. Botho ſchreibt alſo (p. 357.): „In duſſem Jare toch Konig „Woldemer to Denemarke in dat Lant to Holſten unde „wan Hamborch. Ock ſo krech Konigh Woldemer dat „Land to Prutzen unde vele ander Lande u. ſ. w.“ Nach Cornerus (p. 835. ed. Eccardi) ſoll Woldemar die Preußen ſeiner Herrſchaft unterworfen und ſie zinsbar gemacht haben. Auch Saxo Grammaticus berührt dieſe Siege in ſeiner Vorrede; aber daraus lernen wir blos, der Zug ſey nach Samland geſchehen, nicht weiter verfolgt, und von Zinsbarkeit blos geträumt worden.

Daß auch Norwegen Heidenbekehrer an die preußiſchen Ufer geſpieen, ſcheint ein Feſt zu beweiſen, welches die Samländer, gleich andern nordiſchen Völkern, zu Ehren des erſchlagenen Königs Olaus, am 29. Julius feyerten (Adam von Bremen).

Wenn es wahr iſt, daß ſchon unter Boleslaus Krauskopf manche, ſonſt nur Heiden zugängliche Orte, von Chriſten gefahrlos betreten wurden, und daß viele Preußen ihre Kinder willig in der neuen Lehre unterrichten ließen, ſo gilt das doch wohl nur vom culmiſchen Lande.

Des großen Apoſtels Chriſtian thätigſte Gefährten, waren Gottfried Abt zu Lukina, und

Philipp ein Ciſtercienſer Mönch. Papſt Innocenz III. gab ihm warme Empfehlungsſchreiben mit (Act. boruss. T. I. p. 249.). Baczko vermuthet, Chriſtian ſey in Geſchäften ſeines Kloſters nach Rom gereiſt, wo er dann gelegentlich zum Apoſtel der Preußen geſtempelt worden. Der Neid ſeiner eigenen Ordensbrüder offenbarte ſich auch durch einen ihm beygelegten, vom Papſte ſcharf gerügten Spottnahmen: Acephalus, Ohnekopf. 1215 iſt er in Deutſchland conſecrirt worden. Chron. montis Sereni, p. 109. ſagt: Christianus primus post Adelbertum genti Prutenorum episcopus consecratus est. Ferner ſind nachzuleſen: Honor. Epist. n 1046. 1146 bis 1151. 1154 u. ſ. w. Noch im Jahr 1220 predigte Chriſtian das Kreuz in Deutſchland, denn chron. montis Sereni p. 136 ſagt: in dieſem Jahre ſey die Kirche zu Halberſtadt, durch die Biſchöffe von Halberſtadt, Hildesheim, Minden, Havelberg und Chriſtian von Preußen geweiht worden.

Von der Werbung zum Kreuzzug gegen Preußen blieben nur diejenigen ausgenommen, welche bereits, Paläſtina zu retten, ſich bewaffnet, oder aus ihren Mitteln dazu beygetragen hatten. Etwa ein Jahr nachher empfing Biſchoff Chriſtian die voreilige Vollmacht, Preußen in Bisthümer einzutheilen, Biſchöffe zu weihen u. ſ. w. (Acta Borussica T. I. p. 262 sq.).

Die Kaufſumme, durch welche er von einem Preußiſchen Geſchlechte die Güter Radczin an ſich brachte, betrug nicht mehr als 90 Mark. Den Kaufbrief haben die eben genannten Acta Borussica aufbehalten.

Herzog Heinrich in Schleſien, zu den Kreuzfahrern ſich geſellend, ſcheint allerdings auf mehr, als päpſtliche Anweiſungen im Himmel zahlbar, gerechnet zu haben; denn in der Urkunde, durch welche Herzog

Conrad dem biſchöfflichen Krummſtabe alles eroberte Land unterwarf, heißt es ausdrücklich: excepto duce Silesiae, qui faciet cum episcopo secundum quod iis duobus visum fuerit expedire. Doch die Kirche täuſchte wie gewöhnlich den Thron, und dem ſchlauen Chriſtian gelang es immer mehr, eine zwar unſichere, doch ausgebreitete Herrſchaft zu gründen. (Siehe unter andern Lengnichs polniſche Bibliothek, t. I. p. 302.)

Zum ſechsten Kapitel.

Berufung der Schwertbrüder und des deutſchen Ordens.

Prätorius (Buch I. K. 2. §. 3. und Buch IV. K. 5. §. 5.) ſchildert die Wuth der Preußen über den ihnen beygelegten Spottnamen, und erzählt auch die Sage von **Chelmo**, einem preußiſchen Fürſten über Culmer Land, der ſich mit einer maſuriſchen Prinzeſſin vermählt habe und ein Chriſt geworden ſey. Doch wäre, dieſer Erzählung zufolge, der Ueberfall der Preußen dadurch nicht veranlaßt worden. Zwar forderte der Kriwe drohend den Abtrünnigen zurück, doch der Ausbruch der Feindſeligkeiten wurde durch Chelmos Unterwerfung verhindert. Denn da ſein Schwiegervater, ja ganz Polen zu ohnmächtig gegen die Preußen waren, ſo verſtellte er ſich und beobachtete im Aeußern die Opfergebräuche der heiligen Eiche. Aber ſein Sühnopfer brannte nicht. Aus Feuer und Rauch erriethen die Prieſter, daß ihre Götter nur hintergangen wurden. Da verbannten und verfluchten ſie den Abtrünnigen, der, nochmals von den Polen bedrängt, vergebens Hülfe bey ihnen ſuchte. — Die Chronik eines Ungenannten in der Wallenrodiſchen Bibliothek erzählt: ein alter Maſure habe ſich verlauten laſſen, die Preußen würden nicht eher vernünftig werden, bis ſein Hund in ein Reh verwandelt würde. Dieß Wort habe die Kriegsflamme entzündet.

Nauclerus (in ſeiner Chronik, p. 925.) meldet Gränzſtreitigkeiten als des Krieges Urſprung. — Haß und Raubgier, überlegner Stärke ſich bewußt, bedürfen wohl kaum eines Vorwandes.

Daß Herzog Conrad dem Woywoden Chriſtian ſogar den Beſitz ſeines Herzogthums verdankte, bezeugt **Dlugoſſus** mit den Worten: Christino Palatino Massviae cooperante. — Den Verleumder Cziapla ereilte die Rache, denn nach **Stanislaus Sarnicius** Bericht (Polniſche Annalen, p. 1096.) wurde er gehängt als Mitwiſſer böſer Rathſchläge.

Schützens Chronik gibt die Zahl der eingefallenen Preußen auf 100,000 an. Der zerſtörten Kirchen und Klöſter ſollen, nach Vieler Bericht, drittehalb hundert geweſen ſeyn.

Die Schwertbrüder betreffend, kann ich **Schurzfleiſch'es** historiam ensiferorum **nicht** empfehlen. — In einem alten Buche auf Pergament geſchrieben, mit dem Titel: **Die ſynt die Privilegia von Leyfland her**, welches in dem geheimen Archiv zu Königsberg aufbewahrt wird, habe ich die bisher unbekannte Urkunde gefunden, durch welche Kaiſer Otto der Vierte dem **Orden der Ritterſchaft Chriſti** (den Schwertbrüdern) ihre Beſitzungen beſtätigt. Sie lautet folgender Geſtalt:

No. I.

Von Gottes Gnaden Otto der Vierde Romiſſcher Keyſer zu allen Zieten Merer des Riechs Alleme aller criſtgeloubige lute unſers heiligen pallas ſchilt ſal ſin und Hulfe, doch ſunderlichin die Strélichin Criſti die mit Vorſmehunge der werltlichen luſte Jre Perſonen zu gétlichem Dinſte gegebin haben under der Hulfe der keyſerlichen Hége zu behalden wir wirdic achten und in den Henden zu halden, do von is das wir anſeende die fliſige flieſige erbeit der Samminge der Ritterſchaft Criſti welche ſie flieſeclich zu ere der criſtenen Geiſtlichkeit bis zu vorgiſſunge Ires Blutes zu lieden ſich nicht forchten, das wir iren Nutzbarkeite deſte me vorſim und viel andre zu derſelbin burde zu tragende mit In deſte flieſiclicher ynlaeden, Alle ire Beſitzungen die ſie nu beſitzen ader mit Gotes Hulfe zukunfteclich mogen dirwerben, ouch die ſie von den heiden ader von welcherley luten der criſtenen Geiſtlichkeit widderſachen oberwinden mögen, die beſtetigen wir In mit keyſerlicher Gewalt; uſgenomen doch In allen Dingen die Berichtunge gemachet zwiſſchen der vorgenannten Sammunge der Ritterſchaft Criſti und deme Erzbiſſchoue von Riege und deme Biſſchoue von Eiſtlande, und alle Ire Beſitzunge neme wir under keyzerliche Beſchirmunge, ſetzinde und mit keyſerlichen Gebote veſteclichen gebietende, das nymer keinerley Perſone hoch ader eynfeldig geiſtlich ader weltlich zieme diß unſire Befeſtigunge mit keinem widderſprechlichen Hindernis begeinen, und ab das Ymand turfte tun vor ſeine turſtekeit ſal her hundert pfund lotiges goldes zuſampen legen und ſal die helfte unſir Camer, die andir helfte die das unrecht lieden betzalen, diſer Ding getzug ſint Wilhelmus Marggraue Montisferati, Manfredus Marggraue ſcelacy, Marggraue Malaſpine Eſelinus do Tarſuiſio Salin (unleſerlicher Name) Graue Hinrich de Swerin, Graue Hermann von Auſpurg Marggraue von Baden und andir vil. Geben zu Landa Im Jare unſirs Herrn M. CC Im eilften Jare In den ſebinden Kalend. Februarij in der XV Induccion.

Aus dieſer Urkunde erhellt, daß die Schwertbrüder von den Biſchöffen abhängig blieben, (denn ſo lauteten ja die erwähnten Berichtunge) und daß ſie gleichſam nur als Lehnsträger derſelben zu betrachten waren; ein Satz, der auf Beurtheilung manches ſpätern Zwiſtes großen Einfluß hat.

Die meiſten Schriftſteller, und noch neuerlich Herr von Baczko, haben behauptet: Der Ordensmeiſter Volquin in Liefland ſey, durch große Verſprechungen gelockt, bewogen worden, dem Herzog Conrad eine Anzahl ſeiner Schwertbrüder zu ſenden, habe jedoch den Vertrag aufgehoben, und die Burg Dobrin zurück gegeben, als ihm der Seinen Bedrängniß zu Ohren gekommen. Peter von Dusburg hingegen, und nach ihm Hartknoch, erzählen richtiger: der Herzog ſelbſt habe einen ähnlichen Orden geſtiftet. Zwar ſcheinen Peters Worte zweydeutig: instituit fratres milites Christi appellatos cum albo pallio, rubro gladio et stella qui tunc in partibus Livoniae fuerant etc. Er ſtiftete alſo die Streiter Chriſti, die in Liefland geweſen waren. Das ſcheint einen Widerſpruch zu enthalten, denn wenn ſie ſchon in Liefland geweſen waren, ſo brauchte er ſie nicht erſt zu ſtiften. Er fügt hinzu, es ſey auf Anrathen des Biſchoffs Chriſtian geſchehen, der auch einen zuverläſſigen Mann, Namens Bruno (discretum virum), mit dreyzehn andern zuerſt eingeweiht. Von der blutigen Schlacht, die zwey Tage währte, ſcheint Peter von Dusburg nichts zu wiſſen. Er erzählt blos: Die Preußen hätten die Burg dermaßen bedrängt, daß kaum Einer ihrer Vertheidiger gewagt, ſich außer den Ringmauern derſelben zu zeigen; ja endlich ſey es ſo weit gekommen, daß vier oder fünf Preußen ſich unterſtanden um die Burg ſelbſt Räuberey zu treiben. (P. II. C. IV.) Daß aber Dobrin ganz von den Schwertbrüdern verlaſſen worden, iſt ihm unbekannt, ſondern er ſagt nur (C. V.): der Herzog habe ſich entſchloſſen den deutſchen Orden zu berufen, weil er geſehen, daß die von ihm geſtifteten Ritter ſeiner Hoffnung nicht entſprachen.

Hartknoch nimmt dieſe Meinung unbedingt an, und unterſtützt ſie noch durch den allerdings wichtigen Grund, daß die Schwertbrüder in Liefland damals durch eigne Schwäche und Fehden, thätig zu helfen verhindert wurden. Er hätte noch hinzufügen können, daß in keiner liefländiſchen Chronik eine Spur von dem Vertrag des Meiſter **Volquin** zu finden iſt, und daß in Biſchoff Chriſtian, dem Nebenbuhler Biſchoff Alberts, der Gedanke ſehr natürlich entſpringen konnte, jene Einrichtung nachzuahmen. — Was mich jedoch vorzüglich beſtimmte, Hartknochs Meinung zu folgen, iſt eine von mir aufgefundene Originalurkunde (Königsberger Archiv Nro. 920) welche Schenkungen und Vergünſtigungen des Biſchoffs von Plozk an die Brüder von Dobrin enthält, und alſo lautet:

No. II.

In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti amen. Nouerint presentes et futuri presentem paginam inspecturi, quod Ego Gunterus dei miseracione Episcopus et ego W. decanus Ploccensis cum toto capitulo nostro ad honorem et commodum sancte ecclesie graviter in Mazonia ab immundis paganis, prutenis oppresse et pene iam ad extranimium perducte militibus Christi fratribus de Dobrin quibus illustris C. (onradus) dux Mazouie militaturis contra dictos desertores castrum Dobrin cum terra ab eodem territorio nuncupata id est quicquid inter fluvios Camenizam et Chelmenizam a Wyzla usque in Prusciam continetur liberaliter et nichil sibi ibidem retinen o perpetuo eis tradidit possidendum, damus omnia predia et possessiones in supradictis terminis ad nostram

episcopatum pertinentes et perpetuam potestatem edificandi ecclesias tam in Dobrin quam in finibus eius et plenum ius patronatus in eisdem, ita ut libitu suo eligant sibi capellanos ad eas et electos representent episcopo vel archidiacono, cui nec episcopus vel archidiaconus contradicat institutioni eorundem capellanorum, nisi probeat eos indignos ex aliqua causa legitima. Absoluimus etiam eos theutonicos aliosque quoscunque alienigenas excolentes circa Dobrin predia et totam terram prefatis militibus Christi collatam a solutione decimarum retentis nobis tantum decimis Polonorum, si aliqui excoluerint predia eorum. Statuimus etiam quod si populus eis subiectus in observatione dierum sollempnium uel ieiuniorum uel aliarum obseruantiarum deliquerit non puniatur pecuhiaria pena si castigetur animaduersione ecclesiastica speciali. Has ergo nostras donationes et relaxationes damus sepedictis fratribus perpetuo retinendas. Et ne ab aliquo hominum imminui valeant aut infringi presenti eas scripto et sigillis nostris, id est episcopi et ecclesie nostre communimus. Datum in portu Plocensi iuxta ecclesiam beati benedicti. Anno gracie domini M. CC. XXVIII sexto nonas Julii.

Hieraus erhellt unwiderſprechlich wenigſtens ſo viel: daß die Brüder von Dobrin noch im Jahr 1228, alſo 6 Jahr nach ihrer Stiftung oder Berufuhg, die Burg Dobrin und das geſchenkte Land nicht allein noch inne hatten, ſondern auch kein Grund vorhanden war, der ihre baldige Auflöſung erwarten ließ, denn ſonſt würde der Biſchoff von Plozk nicht ſo weit ausſehende Verfügungen getroffen haben. Auch mußten ſie wohl damals noch ihrer Stiftung Zwecke,

wenigſtens zum Theil, erfüllen, denn die Kirche ſchenkt nicht ohne eigenen Vortheil.

Wie aber iſt dieſe Urkunde mit dem frühern Erbieten Conrads (1226) zu vereinigen, Dobrin dem deutſchen Orden abzutreten? — Entweder es war eine von Conrads gewöhnlichen Unbeſonnenheiten, oder, glaublicher, die Behauptung der polniſchen Geſchichtſchreiber iſt wahr, daß er das culmiſche Land nebſt Dobrin anfangs nur auf gewiſſe Jahre dem deutſchen Orden einräumen, und keine andere Herrſchaft ihm zugeſtehen wollen, als die er ſich ſelbſt in der Heiden Land erkämpfen würde. Wenigſtens gab es noch im Jahr 1235 einen Rechtsſtreit über Dobrin, bey dem des Ordens Rechte nicht ganz klar geweſen ſeyn müſſen, weil er, durch einen Vergleich, Dobrin wirklich dem Herzog abtrat, und ſelbſt in dieſem Vergleich, deſſen Original ich weiter unten liefern werde, ſind den Bewohnern ausdrücklich alle Rechte beſtätigt, die ſie, nicht allein von dem deutſchen Orden, ſondern auch ſchon von den Brüdern von Dobrin erhalten haben. Merkwürdig iſt auch, daß in der eben gelieferten Urkunde die Deutſchen und andere Fremde als Landbauer genannt werden. Wenn dieſe, trotz feindlicher Verheerungen, unter der Schwertbrüder Herrſchaft ſo lange ſich erhalten konnten, und wenn, wie Lucas David anführt, Biſchoff Chriſtian unter ihrem Schutze im löbauiſchen Lande ſtets zu bekehren fortfuhr, ſo kann fürwahr dieſer Schutz nicht unwirkſam geweſen ſeyn. Auch Radewalds Chronik ſagt: Die Brüder von Dobrin hätten Preußen gewonnen von der Weichſel bis zum Drauſen-See, und die gebrochenen Schlöſſer wieder aufgebaut, bis ſie, vom Glück verlaſſen worden. Vielleicht wurden ſie bey der Ankunft des deutſchen Ordens, mit dieſem verſchmolzen. Eine Dunkelheit, die ich nicht ganz aufzuhellen vermag, wird dieſen Theil der Geſchichte ſtets umgeben; doch zum Glück ſind deren Folgen von geringer Bedeutung.

Peter von Dusburg, die Ordenskreatur, hütet ſich wohl, des Widerſpruches zu erwähnen, den Herzog Conrad von ſeinen Edlen erfuhr, als er ſeinen Entſchluß, den deutſchen Orden zu berufen, ihnen vortragen ließ. Er behauptet vielmehr, Adel und Geiſtlichkeit haben einſtimmig Beyfall ertheilt, und viel löbliches vom Orden zu ſagen gewußt. Lucas David hingegen erzählt die Begebenheit aus einer reinern Quelle. Die Maſoviſchen Edlen ſchlugen vor, man ſolle dem Orden zwar das Culmer Land räumen, doch unter der Bedingung es wieder herauszugeben; die gemachten Eroberungen zu theilen; den Polen keinen Schaden zuzufügen, vielmehr gegen die Heiden ihnen beyzuſtehen; Alles bey Verluſt der zugeſagten Belohnung. Salza billigte jedoch dieſe Vorſchläge nicht, und ſoll ſich überhaupt nur auf Verwendung des Pabſtes entſchloſſen haben, ſich mit der Sache zu befaſſen. Von Lucas David erfahren wir auch, daß Biſchoff Chriſtian ſchon früher den Ordensmeiſter Herrmann von Salza in Rom kennen und bewundern gelernt. Ich muß noch eine hieher gehörige, nicht unwichtige Stelle anführen, welche ich in den Annalen vetuste gentis Polonice vel Slavonice gefunden, ſie lautet alſo: Conradus — qui multas infestationes a Prutenis et a Pollexianis in terra Culmensi sustinebat, ad Consilium Gunteri (Christiani) episcopi barbatis nigra cruce signatis concessit terram Culmensem XX annis ut resisterent Prutenis et Pollexiamis.

Zum ſiebenten Kapitel.

Vom Urſprung des deutſchen Ordens.

Ueber dieſe Materie iſt ſo viel geſchrieben, gefabelt und nachgeplaudert worden, daß ich es der Mühe werth gehalten, in allen Chroniken, deren ich habhaft werden können, dem wahren Urſprung des Ordens, wie der Zeit, in welche ſolcher fällt, nachzuſpüren. Ich habe mich nicht begnügt zuſammen zu ſtellen, was Peter von Dusburg, Lucas David, Simon Grunau, Paul Polonus, Caſpar Schütz, deſſen Nachbeter Venator, Joh. Leo, Duellius, l'histoire de l'Ordre teutonique, und eine Menge Ordenschroniken erzählen, ſondern ich habe auch aus vielen fremden Chroniken ihre Erzählungen zu berichtigen geſucht.

Das Vertrauen, welches man der Ordens- oder Hochmeiſter-Chronik zu ſchenken pflegt, beruht hauptſächlich auf dem Irrthum, als ſey deren Prolog und Anfang von einem Biſchoff von Paderborn verfaßt worden, der bey des Ordens Stiftung ſelbſt gegenwärtig, und nachher, in Geſellſchaft eines Biſchoffs von Bremen, deſſen Geſandter an den Kaiſer geweſen. Allein jener Prolog ſowohl als jener Anfang bergen ſo viele Fehler, daß unmöglich ein Zeitgenoſſe ſie kann geſchrieben haben. Und wer war denn dieſer Biſchoff von Paderborn? — Oliverius Scholaſticus erwarb ſich Ruhm, ehe er zu dieſer Würde gelangte, durch einen Zug in das heilige Land. Der kann jedoch unmöglich der Verfaſſer ſeyn, denn in ſeiner ganzen (von Eccard herausgegebenen) historia terrae sanctae kommt nicht ein Wort vom deutſchen Orden vor. Es wäre aber doch höchſt ſeltſam, wenn derjenige, der die Begebenheiten des Ordens beſchrieben, bey der allerſchicklichſten Gelegenheit deſſen Stiftung gar nicht erwähnt hätte. Als Oliverius Scholasticus Coloniensis war (1214), predigte er das Kreuz in Brabant. (Chronicon trium fontium p. 485. Baluzii Epistolae Innocentii III. l. XVI. ep. 29.) und 1217 ging er ſelbſt nach Paläſtina (Albertus Stadensis und Cäſar Heiſtenbach, l. IX. c. 15.). Er ſtarb 1227 (Schatenius in Annal. Paderbornens.). Er war alſo bey des Ordens Stiftung nicht gegenwärtig. Außerdem iſt klar, daß derjenige, der den Prolog verfaßt, auch des Ordens erſte Thaten bis auf den Hochmeiſter Conrad von Thüringen beſchrieben; (das übrige iſt von verſchiedenen Verfaſſern.) Allein ſo lange hat Oliverius nicht gelebt. Sein Vorgänger, Bernhard, iſt nicht in Paläſtina geweſen.

Woher iſt denn nun aber die Fabel entſtanden? — Vielleicht hat ein Canonicus von Paderborn zu Conrads Zeiten ſie in Gang gebracht, oder es iſt irgend eine ſolche Schrift aus dem Paderbornſchen Archiv in die Hände der deutſchen Ritter gefallen.

Zu gleicher Zeit mit Oliverius zog Hartwig, Erzbiſchoff von Bremen, ins gelobte Land (Arnoldus Lubecensis, l. V. c. 1.). Er war alſo auch nicht gegenwärtig bei des Ordens Gründung. Wenn bewieſen werden könnte, daß Oliverius und Hartwig, nach der Einnahme von Damiette, mit dem Ordensmeiſter nach Italien zu dem Concilio von Verona gegangen wären, ſo ließe ſich vermuthen, daß ſie dort dem Orden einige Dienſte geleiſtet, und daraus, durch Zeitverwechslung (wie ſonſt ſo oft geſchehen,) der Irrthum entſtanden ſey.

Eben ſo verhält es ſich mit allen übrigen, deren Gegenwart des Ordens Stiftung ſoll verherrlicht haben; denn dieſe Ehre erzeigte man ſpäter Allen, die den Orden beſchenkten. Da iſt zuerſt ein König Heinrich (Peter v. Dusburg, Grunau u. a. m.). Als aber Friedrich von Schwaben ſich noch wohl befand, war dieſer Heinrich weder König, noch in Paläſtina. Sybille, König Guidos Gemahlin, ſtarb Anno 90. (Jacobus Acconensis). Iſabelle, Gemahlin Herfrandi de Torono, erbte das Reich. Aber Conrad, Marggraf von Montferrat, nach dem Reiche trachtend, entführte ſie ihrem Gemahl zu derſelben Zeit, als Friedrich ankam (Histor. Hierosolym.). Dieſer Conrad wurde, nach der Ankunft der Könige von England und Frankreich, in ſeinem Hauſe von Meuchelmördern umgebracht, auf Veranſtaltung des Königs von England und der Tempelherren, wie man vermuthet (Arnoldus Lubecensis, l. 3. c. 37. Monachus trium fontium, p. 200.). In das Jahr 1192 ſetzen dieſe Begebenheit Godofredus Monachus und Marinus Sanutus, p. 395. Nach Conrads Tode übertrugen die Tempelherren und Hoſpitalarii jenem Heinrich die Obergewalt (Vincentius Bellouacensis, l. 30. c 54.), und verſchafften ihm Iſabellens Neigung. Er vermählte ſich mit ihr. Heinrich war ein Graf von Champagne, nahe verwandt mit den Königen Richard und Philipp. Mit Einem von beyden kam er ins Land. Das geſchah Anno 91, wie die Chroniken (Massiliense, Fiscannense, Diuionense, S. Benigni, Andegavense) erzählen, und zwar um Johanni. Nach der Einnahme von Accon ging Philipp zurück, Richard blieb, und ſchloß mit den Saracenen einen Waffenſtillſtand Anno Hegyrae 588 im Anfang des Jul (nach Abulpharago's Bericht) alſo im December 1192. Dann wurde Heinrich wider ſeinen Willen nebſt Iſabellen

bellen von Richard zurückgelaſſen (Jacob. de Vitriaco, p. 1123.). Er verſchmähte die Krönung, weil er Heimweh hatte, gleich vielen Andern. Nachdem er einige Jahre verweilt und Alles vorbereitet um ins Vaterland zu ziehen, fiel er zu Accon aus dem Fenſter ſeines Hauſes auf das Straßenpflaſter, woran er, nach Albericus Zeugniß, 1197 ſtarb. Haymerich, König von Cypern, Guidos von Luſignan Bruder, übernahm die Regierung.

Wenn alſo ein König im Lager war, ſo war es *Guido* und nicht *Heinrich*. Otto de Blasio p. 221. und Arnoldus Lubecensis geben ſogar dieſem Heinrich Schuld, er habe dem deutſchen Orden übel gewollt, und aus allen Kräften die vom Erzbiſchoff von Maynz unternommene Expedition zu hindern geſucht.

Folglich hat Niemand als Friedrich von Schwaben des Ordens geringen Anfang veranlaßt. Als 1196 die Maynzer Expedition zu Stande kam, da wurde derſelbe von den vornehmen Pilgern reich begabt. Alle dieſe Wohlthäter hat man nachher zu Ordensſtiftern gemacht. Das wird klar, wenn wir die Namen der übrigen verfolgen.

Conrad von Maynz, kann nicht gegenwärtig geweſen ſeyn. Aus dem Chronicon rerum moguntinum edit. Vrstisiana, p. 574. erhellt, er habe Zwiſt mit Kaiſer Friedrich gehabt, der ſein-naher Verwandter war (Narratio Albanensis, t. II. Script. Brunsuic. p. 21. Morena in rebus Laudensibus, p. 840.), ſey nach Rom geflohen, habe den Papſt gegen den Kaiſer aufgewiegelt, der ihm indeſſen ſeinen Kanzler Chriſtian zum Nachfolger gab. Endlich wurde die Sache vermittelt. Chriſtian ſtarb. Conrad erhielt ſeinen erzbiſchöfflichen Stuhl zurück, nahm das Kreuz, blieb faſt drey Jahre in partibus transmarinis. Gegen Ende des dritten Jahres, als Heinrich geſtorben war, kam er zur Wahl eines neuen Kaiſers zurück. Daraus folgt, daß er Anno 1196 nach Paläſtina gekommen, obgleich Albertus de monte und histor. recuper. terr. Sanctae ſeine Reiſe ein Jahr ſpäter ſetzen. Arnoldus Abbas hat viel von dieſer Expedition (p. 710. Ed. Leibn.). Conrad ſtarb Anno 1200, wie mehrere, unter andern auch Godofredus S. Pant. bezeugen. Bey dem letztern iſt ein Brief von ihm zu finden, der ſeine Thaten beſchreibt.

Conrad, Biſchoff von Würzburg, kann nicht gegenwärtig geweſen ſeyn. Zwar kam mit Friedrich ein episcopus Herbipolitanus nach Paläſtina, allein er hieß Godofredus und ſtarb zu Antiochien Anno 90, wie Godofredus berichtet. Jener Conrad ging erſt mit dem Maynzer Erzbiſchoff dahin. Otto de S. Blaſio hat viel von ihm (p. 220.) Auf der Heimreiſe ſtarb er 1205 (chron. Eluangense. p. 455.) oder 1202. (Godofredus und chronicon montis Sereni).

Episcopus Cizensis hat nach dem Chron. Ciz. p. 795. das Kreuz erſt 1195 genommen, und iſt 1197 gereiſt, kann alſo auch nicht gegenwärtig geweſen ſeyn.

Gandolphus Halberstadiensis, (ſo nennt ihn Peter von Dusburg, Grunau aber Gekaldolphus) reiſte erſt 1196 nach Apulien und von da nach Paläſtina (chron. Halberstadiense).

Dietpold, episcopus Pataviensis, reiſte mit Friedrich I., und aus ſeinen Memoiren hat Tageno, decanus Patauiensis, das Tagebuch der Expedition zuſammen geſetzt. Nach dieſem iſt er im November Anno 95 geſtorben. Peter von Dusburg und Grunau nennen ihn Volgerus. Haben ſie den Volgerus nennen wollen, der nachher Patriarch von Aquileja war? oder den episcopum Passaviensem? denn beyde ſind im Orient geweſen; allein der erſtere ging erſt Anno 97 dahin (Australis chronica, p. 320.), der letztere kam 1221 Damiette zu Hülfe, und ſtarb auf der Rückkehr (Chronicon Augustense).

Den Patriarchen von Jeruſalem nennt die Ordenschronik Albertus, Grunau Johannes; beyde falſch. Einen Johann findet man nirgends in dem ganzen, aus bewährten Schriftſtellern gezogenen Verzeichniß der Patriarchen von Jeruſalem von 1099 bis 1256. Arnoldus in Chron. Slavorum ſagt zwar auch, es ſey ein Patriarch im Lager geweſen (l. 3. c. 36.), nennt ihn aber nicht, ſondern fügt blos hinzu: er ſey gekommen, um die Seelen Vieler zu ſtärken. Es muß Heraclius geweſen ſeyn, der von 1180—94 Patriarch war.

Den Erzbiſchoff von Tyrus nennt Grunau Ferdinand. Der um jene Zeit lebende hieß aber Simon, wie aus dem zuverläſſigen Verzeichniß zu erſehen, welches von Willermo Tyrio aufbehalten worden. Eben ſo verhält es ſich mit den Biſchöffen Peter von Cäſarea, Fauſtin von Nazareth, Beroald von Accon, Clemens von Bethlehem. Biſchöffe von Accon waren zu jener Zeit Willelmus, Josciuus, Johannes, und zuletzt Jacobus de Vitriaco von 1216 an. Einen Beroaldus gab es gar nicht.

Von allen den weltlichen Herren, die genannt werden, waren, zwey ausgenommen, nicht ein einziger zugegen. Hugo, oder Heinrich, Herzog von Brabant, den Peter von Dusburg und Arnoldus gar zum Heerführer machen, und Heinrich Pfalzgraf am Rhein kamen erſt mit dem Maynzer Erzbiſchoff

Narratio Althanensis und Chron. vetus ducum Brunsw. T. II. p. 17.). Wenneher Herrmann, Graf von Sachſen und Landgraf in Thüringen, in Paläſtina war, zeigt ein Brief Innocenz III. an denſelben dorthin 1198 geſchrieben. Herzog Friedrich von Oeſtreich ging Anno 97 dahin (Australis Chron. p. 320.). Man findet auch nicht, daß er etwas für den Orden gethan hätte, wohl aber ſein Bruder Leopold, der 1217 ſeinen Fußtapfen folgte, und von dem Oliverius Scholasticus in epistola de Captione Damiatae rühmt: er habe dem deutſchen Hauſe 6000 Mark Silbers und mehr ad comparandum praedium geſchenkt.

Heinrich, Marggraf zu Meiſſen, wird nicht gefunden; wohl aber erzählt Chron. Cizense, p. 799. von ſeinem Bruder Theodorich, der Vogt dieſes Kloſters war, er ſey mit Kaiſer Friedrich hingezogen, und, nachdem er viel von dieſem gelitten, im folgenden Jahre heimlich aus Paläſtina entwiſcht.

Der Herzog von Braunſchweig — war ſo weit entfernt dem Kreuzzuge beyzuwohnen, daß der Kaiſer ihn ſogar deshalb verbannte (Arnoldus Lubec. in Leibn. script. rer. Brunsw. T. II. p. 676.).

Conrad, Marggraf von Landsberg, iſt ungewiß (Gereimte Chronik der Braunſchw. Herzöge, Th. 3. S. 110. und Albericus S. 407.). Vermuthlich zog er mit dem Mayntzer hin; ſo auch Heinrich von Caladin oder Calantin (hist. recuper. terr. sanct. p. 1354. und Oliverius, p. 1395.). Der letztere ſagt: die Fürſten von Accon hätten ſich zum Marſchall erwählt Heinrich de Caladin, justitiarium optimum.

Albert der Bär, Marggraf von Brandenburg, ging Anno 97 nach Paläſtina. Seinem Beyſpiel folgten ſeine Söhne. Peter von Dusburg nennt

Albertum, Grunau Theodoricum iuniorem. Keiner von ihnen war im Lager vor Accon, denn ſie waren damals noch Knaben. Bey Grunau ſteht auch Ernſt von Landsberg, Vogt, ſtatt Conrad, und Leupold von Calemberg ſtatt Heinrich von Calentin. Dann fügt er noch mehrere Namen hinzu, die er, Gott weiß wo, gefunden hat, denn außer ihm kennt ſie Niemand.

Die einzigen wirklich gegenwärtigen Fürſten waren Herrmann Marggraf von Baden, und Ludwig, Landgraf von Thüringen. Der letztere war ſicher unter des Ordens erſten Gönnern. Tageno nennt ihn beym Anfang der aſiatiſchen Expedition unter denen, qui nomina sacrae militiae dedere. Er war ſehr tapfer, und ſtarb bey der Belagerung von Accon.

Da die Schriftſteller in den als gegenwärtig bezeichneten deutſchen Fürſten ſo ſehr geirrt haben, wie viel mehr in denen des Orients. Den Herrn von Joppe nennt Grunau Hugo, den von Tiberias Gondolphus, Peter von Dusburg Radulphus; beyde ſind nicht bekannt. Den Herrn von Cäſarea nennen ſie Cymarus, (ſollte Aymarus heißen,) der Herr de Hibelino — (Hibelinum war eine Feſte von Fulco gegen die Saracenen erbaut — Willermus Tyrius p. 886.) — heißt bey Grunau Hiob, bey Peter von Dusburg richtiger Johann. Des letztern erwähnt oft Sanutus Torſellus, (p. 205. 216. 220 — 222) und er mag um dieſe Zeit wohl ein Wohlthäter des Ordens geweſen ſeyn.

Endlich nennt Grunau die Meiſter des Tempelherrn- und Hoſpitaliter-Ordens Ferdinand und Gondoſalvus. Der erſtere aber — der mit König Guido gefangen und befreyt wurde, und hernach 1194 in einer Schlacht gegen Saladdin blieb, hieß

Gerardus Biddefordius, (Oliverius in hist. terr. sanct. p. 1388. Sanutus p. 201) den andern nennt Jacobus de Vitriaco (p. 1130) bey dem Jahr 1217 G. de monte acuto.

Man könnte einwenden: Viele der obengenannten Perſonen könnten doch wohl gegenwärtig geweſen ſeyn, indem man nur annehmen dürfe, daß der Orden ſpäter als 1190 geſtiftet worden; und in der That gibt es auch für dieſe Meinung mehrere Zeugniſſe. Nach den Scriptor. Brunsw. t. II. p. 87 ſoll er Anno 1200 angefangen haben. Eben das ſagt Chron. S, Aegydii p. 586. Eben das compilatio chronologica in Pistorii scriptoribus p. 738. Eine andere compilatio in Scriptor. Brunsw. t. II. p. 66 ſetzt 1201; die Chronik der Dominicaner von Calmar p. 5, 1212; Siffridus Presbyter p. 694, daſſelbe Jahr. In Ioannis Staduegii Chronik (Script. Brunsw. t. III. p. 272) ſteht gar, der Orden habe Anno 1200 in Preußen angefangen. Chron. Engelhusii hat den Vers:

Milleno bis centeno cruce Teutonicorum
Pallia signantur cum regnauit Pius Otto.

Dennoch läßt das Gegentheil ſich klar erweiſen, wenn man auch nicht, wie das Chron. Belgicum p. 213. des Ordens Urſprung von Conſtantin dem Großen und Helenen herleiten, oder gar, wie Peter von Dusburg, bis zu Abraham und David hinauf führen kann.

Jeruſalem wurde am 2ten October 1187 an Saladdin übergeben, (Chron. trium fontium p. 371) unter der Bedingung, daß König Guido in Freyheit geſetzt würde. Oliverius Scholaſticus und Jacobus Acconensis ſagen: auch Aſcalon ſey für deſſen Befreyung geopfert worden. Dennoch wurde Guido bis nach dem Monat May des folgenden

Jahres in Damascus verwahrt, und erſt dann entlaſſen. Solches bezeugt der Anonym. in histor. Hierosol. p. 1155. In den Jahren 1188 und 89 war er theils zu Antiochien, theils zu Tripolis, und erſt nachdem er dort die Reſte des Heeres geſammelt, war die Rede von der Belagerung von Accon. Dieſe begann am Auguſtinstage 1189, alſo am 28ſten Auguſt. In Jahr und Monat ſtimmen mit dem genannten Autor überein Oliverius, Sanutus und Chron. S. Vincentii Metensis. Erobert wurde Accon, nach Sanutus, 1191 den 11ten Juny. (Chron. Riddagshus. behauptet ſehr albern 1292) Daſſelbe Jahr geben auch an Vincentius Bellovacensis, Matthäus Parisiensis und Abulpharago; Andere ſetzen den 3ten, 4ten, 15ten July.

Aus allem dieſen würde nun ſchon mit Gewißheit hervorgehen, daß der Orden geſtiftet worden zwiſchen dem 28ſten Auguſt 1189 und dem Monat Juny 1191. Wir können aber die Spur noch weiter verfolgen.

Alle ſtimmen überein, daß, zur Zeit der Stiftung, Friedrich von Schwaben in das Lager vor Accon gekommen. Ueber die Zeit ſeines Todes herrſchen freylich ſehr verſchiedene Meinungen. Der Eine (Godofredus) läßt ihn vor Aſcalon ſterben, welches er mit Accon verwechſelt. Der Andere (Augustensis Chronica p. 363) ſetzt ſeinen Tod in das Jahr 1192, da er aber hinzufügt, in demſelben Jahre wären auch die Könige von England und Frankreich angekommen, ſo hat er von 1191 reden wollen. Ptolomaeus Lucensis irrt am gröbſten, denn er will, Friedrich ſey 1183 wegen großer Hitze erkrankt und geſtorben. Andere nennen keine Zeit. Hist. recuper. terr. sanct. p. 1351. Ed. Eccardi tödtet ihn wenig Tage nach ſeiner Ankunft vor Accon, Chron. Halberstadiense im Jahr 90 u. ſ. w. Trotz dieſes

Wirrwarrs ſind doch die meiſten darin einig, daß er vor der Ankunft der Könige von England und Frankreich, vor der Einnahme von Accon, und bald nach ſeinem Eintreffen im Lager geſtorben.

Dahin kam er vor dem November 1190 (denn ſein Vater Friedrich Rothbart ſtarb im Juny deſſelben Jahres, wie Tageno Patauiensis bezeugt) und hat vielleicht gelebt bis zum Anfang des folgenden Jahres. Denn wenn gleich die meiſten behaupten, er ſey wenige Tage nachher verblichen, ſo iſt doch dem Verfaſſer der histor. hierosol. mehr Glauben beyzumeſſen (p. 1171), der im ſelbigen Lager ſchrieb als Friedrich noch lebte, und der ausdrücklich ſagt: Friedrich habe eine Zeitlang der ganzen Armee vor Accon vorgeſtanden.

Auch brachen die fürchterlichen Krankheiten erſt aus, als 1190 eine Menge Kreuzfahrer übers Meer kamen. Godofredus S. Pantaleonis ſagt: die Sterblichkeit ſey ungeheuer geweſen. Von 101000 Kreuzfahrern ſeyen im Januar bereits 20000, theils durchs Schwert, theils durch Krankheit umgekommen. Bald war es nicht mehr möglich, die große Anzahl der Kranken zu verpflegen. Da kamen die Bremer und Lübecker mit Adolf von Holſtein, (Ioh. Wolfius in memorabilibus lectionibus t. 1. p. 332.) und übernahmen die Pflege unter den Segeln ihrer Schiffe, nach dem Beyſpiel derjenigen, die zu Jeruſalem die Pilger verpflegten. Nun wurde Friedrich des Ordens Stifter (Chron. montis Sereni p. 56.) und bald darauf ein Opfer der Seuche. Alſo iſt die Angabe der Ordenschronik nicht zu verwerfen, welche den 19ten November 1190 als den Stiftungstag beſtimmt. (Ueber die verſchiedenen Meinungen von der Zeit, in welcher Friedrich ſtarb, können noch nachgeleſen werden, der

Père Barre in ſeiner hist. d'Allemagne, l'Art de verifier les dates u. a. m.)

Peter von Dusburg nennt das Bremer Schiff Cocka. Das iſt ein Wort des Mittelalters: cogo, coggo, cogge, cocco, kogge u. ſ. w. kommt oft bey Godofredus vor (p. 287 — 289.) Das Gedicht de amissione terr. sanct. ed. Eccardi p. 1418 ſagt:

Do auf dem Waſſer trueg
Manig galey und chech.

Die Holländer haben noch das Wort Kaagh, die Franzoſen Cague und Coquet (ſo werden noch jetzt kleine Fahrzeuge genannt, die auf der Seine bis Paris gehen), die Engländer Cogs; (ſiehe auch das glossar. des Du Cange). Eine Abbildung davon findet man in dem Dictionnaire de marine, Amsterdam 1722. p. 142. Die Lübecker und Königsberger Schiffe, welche Schmaaken heißen, gleichen ihnen ſehr. In ſolchen Schiffen kamen auch die Frieſen und Dänen nach Paläſtina, wie der Anonymus in historia hierosolymitana p. 1164 ſagt.

Der Behauptung, daß des Ordens Keim eigentlich ſchon zu Jeruſalem ſich entfaltete, ſcheint ein Brief Papſt Gregor VIII. zu widerſprechen, (Baronii annal. eccl. ad ann. 1187. n. XVIII.) in welchem er, ſchildernd der Saracenen Wuth bey Jeruſalems Eroberung, nur der Templer und Johanniter erwähnt, da man doch vorausſetzen müßte, daß er die Marianer, ſchon vorhanden, nicht würde übergangen haben. Allein man muß nur zwiſchen Anfang und Stiftung, Einſetzung unterſcheiden. Unverwerflich iſt das Zeugniß des Jakobus de Vitriaco, der ſelbſt Biſchoff zu Accon war, ſeine Geſchichte nach der Einnahme von Damiette 1219 herausgab, vermuthlich oft mit dem Meiſter deutſchen Ordens zuſammen kam, und erſt 1240 ſtarb. Vermuthlich nahm er das erſte, von einem deutſchen Biedermanne zu Jeruſalem erbaute Marienhoſpital für des Ordens Anfang. Schwach an Zahl und Kräften, konnten die erſten Brüder nicht durch Thaten glänzen. Vertriebene aus Jeruſalem, im Lager vor Accon, verſtärkt durch die barmherzigen Bremer und Lübecker, mochten ſie dann erſt der Fürſten Aufmerkſamkeit erregen, des Ritterbundes eigentliche Stiftung veranlaſſen, und zum Andenken ihres Urſprunges oder Rechtes den Titel: Brüder des St. Marienhoſpitals zu Jeruſalem fortführen. Daß man ihrer Thaten bey der Einnahme von Accon nicht erwähnt findet, indeſſen von Tempelherren und Johannitern viel Rühmens gemacht wird, erklärt ſich leicht aus der noch unbedeutenden Zahl ihrer ſtreitbaren Brüder, deren damals vielleicht kaum zwey oder drey geweſen; denn noch Herrmann von Salza, der vierte Meiſter, äußerte bey ſeinem Regierungsantritt: „er „wolle gern ein Auge miſſen, wenn es ihm nur einſt „gelinge, zehn gewapnete Brüder ins Feld zu ſtellen.“

Die Meiſten alſo hatten ſich der Krankenpflege gewidmet. Auch fragt ſichs noch, ob in des Papſtes Schreiben die Marianer wirklich übergangen worden? Templarii et Hospitalarii ſagt er; die letztere Benennung mag auf die Deutſchen wie auf die Johanniter gedeutet werden. Beyde waren hoſpitalarii. So möchte auch eine Stelle in den Annal. Bosouiens. p. 1023 gleichfalls mit von den Deutſchen gelten. Es heißt darin: „der Tyrann und Fürſt der Heiden „Saladin habe Boten nach Jeruſalem geſandt, begehrend, daß man ihm Alles unterwerfe. Als er „aber erfahren was weltkundig war von der großen „Menſchenliebe derer, die dem Hoſpital vorſtan-

„den, ihre tägliche Aufnahme der Armen, Kranken „u. ſ. w. da habe er nach einigen Tagen befohlen, „daß alle diejenigen die Stadt verlaſſen ſollten, de „quorum animis diffidebat, demum ordinatis „paucissimis ex numero Christianorum, qui tam „sepulcro domini quam hospitali ac templo aliisque sacris locis pro posse subserviunt, singulis „de tota ciuitate ‚censualem exactionem indixit.“

Freylich ſcheint das nur vom Hoſpital des heiligen Johannes zu gelten; welches allein genannt wurde, weil das der Deutſchen nur noch unter Privatautorität exiſtirte, und faſt in der Blüte wäre zertreten worden; oder weil das Hoſpital der Deutſchen damals noch mit unter der Oberaufſicht des Johannitermeiſters ſtand. (Cod. dipl. di Malta p. 272. Bull. VI.)

Die hist. de l'O. T. behauptet, dieſes letztere ſey wohl ſchon 1128 geſtiftet worden. Sie ſucht ferner zu beweiſen, daß wirklich ein Biſchoff von Paderborn den Anfang der Ordenschronik geſchrieben; daß wirklich Papſt Cöleſtin III. den Orden beſtätigt habe; daß wirklich alle die genannten Fürſten gegenwärtig geweſen, u. ſ. w. Man kann über alles dieſes die unhaltbaren Gründe nachleſen T. I. des genannten Werkes, in dem Kapitel sur l'Origine de l'Ordre.

Sehr bedenklich ſieht es mit der frühen päpſtlichen Beſtätigung des Ordens durch Cöleſtin III. oder Innocenz III. aus; obgleich Simon Grunau wiſſen will, der Papſt habe am 17ten Januar 1192 die Sache im Conſiſtorio vorgetragen, und am 21ſten das Diplom ausgefertigt. Die Beſtätigungsbulle des Erſteren findet ſich in Leo's histor. Pruss.; ſie iſt auch zu leſen im Venator und in Lünigs Spicilegium ecclesiast. Die des letztern liefert Baluzius p. 327. Beyde ſcheinen mir von zweifelhaftem Anſehn. Denn ohne einmal zu erwähnen, daß der

Styl der erſtern gegen den stylus curiae häufig verſtößt; ſo ſtreitet auch dagegen eine andere Bulle, gegeben von Innocenz III. im 13ten Jahre ſeines Pontificats (alſo 1210) (Baluzius t. II. p. 471, auch Raynald p. 180.) zu Beylegung eines Zwiſtes, der zwiſchen den Deutſchen und den Tempelherren ſich entſpann, und in der es heißt: die Tempelherren hätten geklagt, daß die Deutſchen *weiße Mäntel* trügen, die doch nur ihnen zugeſtanden wären; damit nun ſolches nicht zu Verwechslungen und allerley Zwiſt Anlaß geben möchte, ſo ſollen die Deutſchen hinführo dieſer eigenmächtigen Anmaßung ſich enthalten, und es wird dem Patriarchen von Jeruſalem aufgetragen, die Sache näher zu unterſuchen, und darüber zu verordnen, was er am heilſamſten finde. Da nun die ſtolzen Tempelherren gewiß kein Jahr, ja keinen Tag verſtreichen ließen, ohne wegen ihres gekränkten Rechtes klagbar zu werden, und da auch Innocenz in ſeinem Schreiben ſich des Wortes nuper bedient; ſo folgt daraus, daß die Deutſchen auch nicht früher als 1209 der weißen Mäntel ſich angemaßt, welche ihnen doch ſchon Cöleſtin ſollte verwilligt haben.

Ich muß aber noch weiter gehen und behaupten, daß auch mehrere noch vorhandene Bullen von Cöleſtins Nachfolgern falſch ſind, namentlich die Beſtätigungsbulle von Honorius III. vom 19ten December 1216 und einige andere deſſelben Papſtes von ſpäteren Datis, in welchen Rechte und Freyheiten zugeſtanden werden, an deren Ertheilung Honorius erſt im Jahr 1220 dachte. Solches beweiſt eine, von mir im geheimen Archiv zu Königsberg aufgefundene, und daſelbſt unter der Nummer 208 befindliche Original-Bulle dieſes Papſtes, die ich für die *eigentliche* und *erſte* Beſtätigungsbulle des deutſchen Orden halte, weil darin mit keiner Sylbe einer frühern Beſtätigung ſeiner

Vorgänger erwähnt; weil der Orden darin eine neue Pflanzung genannt wird, die nun erſt mit dem apoſtoliſchen Thau befeuchtet werden ſolle u. ſ. w. Der Leſer wird die Gründe am beſten aus der Urkunde ſelbſt ſchöpfen können, weshalb ich ſie hier mittheile, und über dieſen Gegenſtand, der mich zu weit von meinem Wege führt, nichts weiter ſage.

No. III.

Honorius Eps. serv. serv. Dei Dilectis filiis Hermanno Magistro religiose fraternitatis hospitalis sancte Marie Theuton. Irslmt. ejusque fratribus tam presentibus quam futuris in perpetuum. Etsi neque qui plantat, neque qui rigat sit aliquid sed qui incrementum dat Deus humana tamen diligentia impensioris cure sollicitudinem debet impendere circa plantas que adhuc nouelle fructus uberes afferunt et uberiores suo tempore repromittunt. Cum igitur vestre religionis nouella plantacio flores et fructus odoris et honestatis tempestiua fecunditate perduxerit et deo incrementum dante sic inceperit expandere ramos suos ut uberrimam fructuum copiam promittere videatur, nos, qui custodes in dominica vinea positi et cultores circa virtutum plantaria debemus diligencioris culture ac cure studium adimplere, nouellam plantationem vestram rore apostolice gracie irrigare proponimus et fecunditatem bonorum operum qua uiget ad presens et uigebit, diuina favente gracia in futurum uigilantis cure impendio adiuuare. Ea propter dilecti in Domino filii vestris iustis postulacionibus clementer annuimus et domum uestram seu hospitale in quo estis ad Dei laudem et gloriam atque defensionem suorum fidelium et liberandam Xti ecclesiam con-

gregati cum omnibus possessionibus et bonis suis, que in presencia legittime habere cognoscatur aut in futurum concessione pontificum libertate regum vel principum oblacione fidelium seu aliis justis modis prestante Dno poterit adipisci, sub beati Petri et nostra protectione suscipimus et presentis scripti priuilegio communimus, Statuentes, ut perpetuis futurisque temporibus sub apostolice sedis tutela et defensione consistant, Statuimus eciam vt ordo fratrum hospitalis Ierusal. circa pauperes et infirmos ordo uero fratrum milicie Templi circa clericos et milites, et alios fratres juxta institucionem domus vestre perpetuis ibidem temporibus obseruetur. Ad hoc statuimus vt cum pro tuenda catholica ecclesia et ea que est sub paganorum tyrannide de ipsorum spurcitia eruenda intrepide laboretis, liceat nobis libere in usus uestros conuertere ea, que de spoliis paganorum receperitis et ne de hiis contra uelle vestrum porcionem alicui dare cogamini perhibemus. Presenti quoque decreto sancimus ut fratres in domo uestra Dno seruientes caste et sine proprio vivant et professionem suam dictis et moribus conprobantes, Magistro suo aut quibus ipse preceperit subjecti et obedientes existant. Preterea quemadmodum domus ipsa nostre sancte institucionis et ordinis fons et origo esse promeruit, ita omnium bonorum ad eam pertinencium caput et magistra in perpetuum habeatur. Ad hec adiicientes precipimus, ut obeunte te dilecte in Dno fili Hermanne domus jam dicte magister, vel tuorum quolibet successorum nullus ejusdem domus fratribus preponatur nisi militaris et religiosa persona, que uestram religionem et habitum sit professa, nec ab aliis nisi ab omnibus fratribus insimul uel a maiori et saniori eorum parte, qui preponendus fuerit eligatur, Porro nulli ecclesiastice seculariue persone infringere uel minuere liceat consuetudines ad nostre religionis et officii obseruanciam a magistro et fratribus salubriter institutas, easdem quoque consuetudines a uobis aliquanto tempore obseruatas et scripto firmatas nisi ab eo, qui magister exstiterit consentiente, Tamen saniori parte capituli non liceat immutari. Prohibemus insuper et omni modis interdicimus, ne vlla ecclesiastica, secularisque persona a Mgro et fratribus ejusdem domus exigere audeat, fidelitates, hominia, iuramenta, seu securitates reliquas, que a secularibus frequentantur, fratribus quoque uestris post factam in domo uestra professionem et habitum religionis assumptum, reuertendi ad seculum omnem interdicimus facultatem, nec alicui eorum fas sit, post factam professionem et semel assumptam crucem habitum uestre professionis abiicere, velad alium locum maioris siue minoris religionis obtentu inuitis siue inconsultis fratribus aut eo qui magister exstiterit transmigrare, nullique ecclesiastice seculariue persone ipsos suscipere liceat uel tenere. Sane laborum uestrorum quos propriis manibus aut sumptibus colitis, de possessionibus habitis ante concilium generale, seu de uestrorum animalium nutrimentis nullus a nobis decimas exigere, vel extorquere presumat, Ad hec decimas, quas consilio et assensu Episcoporum, de manu clericorum uel laicorum habere poteritis, quasue consencientibus episcopis et eorum clericis acquiretis auctoritate uobis apostolica confirmamus. Vt autem uobis ad curam animarum uestrarum et salutis plenitudinem nichil desit atque sacramenta ecclesiastica et diuina officia nostro sacro Collegio commodius ualeant exhiberj. Sancimus ut liceat uobis honestos clericos et sacerdotes secundum Deum, quantum ad nostram scienciam ordinatos, undecunque ad uos uenientes suscipere, et tam in principali domo uestra, quam eciam in obedienciis, et locis sibi subditis uobiscum habere. Dummodo si e vicino sint eos a propriis episcopis expetatis, iidemque nulli alii professioni uel ordini obnoxii teneantur. Quod si episcopi eos uobis concedere forte noluerint, nichilominus tamen eosdem suscipiendi et retinendi auctoritate sancte Rom. ecclesie licencia habeatis. Si uero aliqui horum, post factam professionem turbatores uestre religionis aut domus fuerint fortassis inuenti, liceat uobis, eos cum saniori parte Capituli amouere, ipsisque transeundi ad alium ordinem, ubi suum Deum viuere velint et ualeant, dare licenciam, et loco ipsorum alios ydoneos surrogare, qui eciam cuius anni spacio in uestra societate probentur, eoque peracto, si mores eorum exegerint et utiles fuerint, ad seruicium domus uestre inuenti tunc demum professionem faciant regularem, promittentes, se regulariter uiuere ac Magistro proprio obedire, ita tamen quod eundem nobiscum habeant victum et uestitum sed non lectisternia. Hoc excepto, quod clausa vestimenta portabunt, sed nec ipsis liceat, de Capitulo uel cura domus uestre se temere intromittere nisi quantum fuerit eis a uobis iniunctum. Preterea nulli persone extra uestrum Capitulum sint subiecti. Tibique dilecto in Dno fili Magister tuisque successoribus tamquam Magistro et prelato suo deferant secundum uestri ordinis instituta. Consecrationes vero altarium seu Basilicarum, ordinaciones clericorum, qui ad sacros ordines fuerint promouendi et cetera ecclesiastica sacramenta a dyocesanis suscipietis episcopis, si quidem catholici fuerint, et graciam atque communionem apostolice sedis habuerint ,et ea gratis et absque prauitate aliqua uobis noluerint exhibere, alioquin liceat uobis catholicum, quemcunque malueritis, adire antistitem, qui nostra fultus auctoritate, quod postulatur impendat. Si quando loca deserta fuerint eidem venerabili domui ab aliquo pia deuocione collata, liceat uobis ibidem edificare villas ecclesias et Cimiteria (coemiteria) ad opus hominum, ibidem manencium fabricare. Ita tamen ut in vicinia illa abbacia vel religiosorum virorum Collegium non existat, que ob hoc valeant perturbari. Cum autem terre culte uobis quolibet iusto titulo conferentur, facultatem et licenciam habeatis ibidem ad opus transeuncium et eorum cantum qui de mensa uestra construendi oratoria et Cimiteria faciendi, est enim indecens et periculo proximum animarum, religiosos fratres occasione adeunde ecclesie se virorum turbis et mulierum frequencie inmiscere. Quicunque sane in uestro collegio suscipientur stabilitatem loci, conversionem morum, seque militaturos Domino diebus vite sue sub obediencia Magistri uestri, posito scripto super altare in quo contineantur, ista permittant; Decernimus ergo, ut receptores uestrarum fraternitatum siue collectarum saluo iure ad uestrorum suorumque in beati Petri et nostra protectione consistant et pace in terris, quibus fuerint paciantur. Simili quoque modo sancimus ut hiis qui fuerint in uestra fraternitate recepti itaque ordini uestro adhuc manentes in seculo, sint oblati, mutato habitu. seculari vel uobis inter uiuos dederint bona sua, retento sibi quam diu in seculo vixerint usufructu, si forsan ecclesie ad quas pertinent a diuino fuerint officio interdicte. Ipsosque mori contigerit, sepultura ecclesiastica non negetur apud uestras vel aliorum non interdictas ecclesias, quibus elegerint sepeliri, nisi excommunicati, vel nominatim fuerint interdicti. Tales quoque confratres, si eos ecclesiarum prelati non permiserint apud suas ecclesias sepeliri, apud uestras deferre possitis ecclesias tumulandos. Preterea si qui fratrum uestrorum ad recipiendum easdem fraternitates uel collectas a uobis missi fuerint in quamlibet ciuitatem castrum uel uillam, in eadem ciuitate, castro vel uilla una tantum ecclesia ipsius ordinis fratribus in eorum iocundo aduentu semel aperiatur in anno, ut exclusis excommunicatis et nominatim interdictis diuina ibidem officia celebrentur. Statuimus eciam, ut nulli episcopo in ecclesiis uobis utroque iure subiectis interdicti uel excommunicationis sentenciam liceat promulgare, verumptamen si generale interdictum fuerit, in locis illis prolatum, exclusis excommunicatis et nominatim interdictis clausis ianuis absque signorum pulsacione plene diuina officia celebretis. Decernimus insuper auctoritate apostolica, ut apud quemcunque locorum uos uenire contigerit ab honestis atque catholicis sacerdotibus penitenciam, unccionem, seu quelibet alia ecclesiastica sacramenta uobis suscipere liceat. Ne forte ad percepcionem spiritualium bonorum aliquid uobis desit, quia vero omnes unum sumus in Xto, et non est perſonarum differencia apud Deum, tam remissionis peccatorum quam alterius beneficentie, atque apostolice benedictionis, que uobis indulta est, tam familiam uestram, uestros participes esse uolumus seruientes. Nulli ergo omnino hominum liceat, predictum locum temere perturbare, aut eius possessiones auferre, uel ablatas retinere, imminuere, seu quibuslibet uexacionibus fatigare, sed omnia integra conseruentur nostris et aliorum dei fidelium usibus omnimodis profutura, salva in omnibus apostolice sedis auctoritate. Si quis igitur huius nostre constitucionis paginam scien- contra eam temere venire temptaverit, secundo, tercioue commonitus, nisi reatum suum congrua satisfactione correxerit, potestatis honorisque sui careat dignitate, reumque se diuino iudicio existere, de perpetrata iniquitate cognoscat et a sacratissimo corpore et sanguine dei et Dni redemptoris nostri Iesu Xti alienus fiat, atque in extremo examine districte subiaceat ulcioni. Conseruantes autem hec omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius benedictionem et gratiam consequantur. Amen. Amen. Datum Laterani per manum Wilhelmi Sancte Romane ecclesie Vicecancellarij XVIII. Kal. Ianuar. Indictione nona incarnacionis dominico M.C.C.XX. Pontificatus vero Dni Honorij pape III. anno quinto.

Die hist. de l'O. T. ſcheint ungehalten (T. 1. p. 58 not. 1.) über alle die Schriftſteller, welche die barmherzigen Bremer und Lübecker zu Kaufleuten machen, und meint, ſie wären gute Edelleute geweſen, denn Kaufleute würden ſich wohl ſchwerlich bey einer Belagerung eingefunden haben. Warum nicht? da es bey Accon ſehr darauf ankam, dem großen Heere der Belagerer Lebensmittel zuzuführen, wobey anſehnlich zu gewinnen war. Wären es Edelleute geweſen, ſo hätten wohl aus dieſen beyden Städten ihrer unmöglich ſo viele ſeyn können, daß man deshalb für nöthig gefunden, ſie abgeſondert zu bezeichnen, ſondern man würde ſie wahrſcheinlich zu den Holſteinern gerechnet haben, mit deren Grafen ſie anlangten. Doch ich will den Verfaſſer der hist. de l'O. T., der ſelbſt deutſcher Herr iſt, nicht kränken, und — ſtatt mehrerer Gründe die ich anführen könnte — lieber bekennen, daß die Sache zweifelhaft, und folglich der reine, edle Urſprung des Ordens durch meine Vermuthung nicht gefährdet iſt. So viel iſt aber ſicher, daß der Orden folgendergeſtalt zu beten pflegte: „Brüder by Namen, ſo gedenket Herzog Fridrich von Schwaben unde Künic Henrich ſines Bruder der ſint Kayſer was, unde der erlichen Burgere van Lübecke unde van Bremen, die Stiffter waren unſirs Ordens.“

Daß der deutſche Orden in dem eroberten Accon (Ptolemais, St. Jean d'Acre) Kirchen, Hoſpitäler und Wohnplätze erbauen durfte, bezeugen nicht allein Peter Dusburg und die Ordenschronik, ſondern es kann auch ſogar durch Urkunden erwieſen werden. In dem geheimen Archiv zu Königsberg nämlich befindet ſich ein großes Buch, welches (freylich nur abſchriftlich), ſämmtliche päpſtliche Privilegien enthält, unter andern auch einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch zwiſchen dem Procurator des Ordens und dem episcopo Ebrennensi Godofredus de ordine prädicatorum und ſeiner Kirche, wegen eines Hauſes und deſſen Zubehör in Accon, an dem Orte, welcher mons Musardus genannt wird. (Auf der Abbildung, welche Sanutus von Accon geliefert hat, iſt dieſer mons Musardus nicht zu finden.) Die Sache wurde geführt vor dem Patriarchen von Jeruſalem, Thomas de ord. praedicat, der auch päpſtlicher Legat war, und freundſchaftlich beygelegt durch Vermitlung eines Arnolfus decanus Nicossiensis, presentibus religioso viro fratre, Conrado magno preceptore dicte domus Alemannorum cum dicto syndico ejusdem domus — in hunc modum videlicet quod dictus dominus Episcopus Ebrennensis reddat et restituat prefatam domum cum suis pertinentiis predicto fratri Conrado magno preceptori dicte domus Alemannorum — Salvo censu bisantiorum duorum Sarracenatorum — Et quod dictus frater Conradus preceptor Alemannorum tradat et soluat in continente quinquaginta bisant. Sarracenat. —

Bey Strafe von 100 Byſantinern verſprechen, in Gegenwart des Patriarchen, der Biſchoff für ſich und ſeine Kirche, der praeceptor für ſich und ſeinen Orden, den Vergleich zu halten. Der Patriarch hängt ſein Siegel mit daran. Actum Accon in camera episcopali A. d. M. CC. XX. d. 11. Aug. presentibus dno Guglielmo de Caneta Mareschalco regni Jerosol. dno Guglielmo de flore (oder Slore) milite de Accon, Magistro Acurso Aduocato, fratre florencio, fratre Henrico de domo Alemannorum, testibus ad hoc specialiter vocatis et rogatis. Das

Inſtrument iſt aufgenommen von **Johannes Clericus Acconnensis**, Notarius, daſelbſt. (Wer der preceptor Conradus war, habe ich nicht ausmitteln können.)

Der Friede wurde jedoch 33 Jahre ſpäter wieder unterbrochen, denn der damalige Biſchoff Bartolomeus de fossa nova, machte neue Anſprüche an den magistrum **Popum**. Papſt Innocenz (deſſen Schreiben anno IX. Pontif. von Wort zu Wort eingerückt iſt) hatte befohlen, die zerſtreuten Güter des Bisthums Alie wieder herbey zu ſchaffen, wenn gleich Briefe darüber ausgeſtellt, und ſogar vom Papſte confirmirt worden (!). Zu Richtern ernannte er die Biſchöffe von Sidon und Bethlehem. Dieſe entſchuldigten ſich aber in einem gleichfalls eingerückten Schreiben aus Joppe vom 8ten März 1253, daß ſie das chriſtliche Heer nicht verlaſſen dürften, und ſubdelegirten einen gewiſſen Mattheus, Canonicus und praeceptor sepulcri. Die Klage enthielt, daß der Orden einige Häuſer in burgo montis Musardi in tanaria sitas, wie auch ein Haus, welches ein Ritter Turricus de Ouſholt geſchenkt, dem Biſchoff vorenthalte. Alles ſoll herausgegeben werden, ſammt den ſeit 20 Jahren genoſſenen, zu 3000 Bisant. Sarracenat. taxirten Einkünften. Der Ordensprocurator Gualterius wendet ein, Mattheus könne nicht richten, weil in den Ordensprivilegien ſtehe: daß ſelbſt päpſtliche Briefe den Orden nichts angehn, wenn nicht ausdrücklich deſſen Erwähnung geſchehen. Indeſſen kommt aus Liebe zum Frieden abermals ein Vergleich zu Stande, durch welchen der Orden ſich zu einer jährlichen Abgabe von ſieben Byſantinern von jenen Häuſern verpflichtet. Dat. Accon **M. CC. Liii.** den 6ten October.

Ich habe dieſe beyden Urkunden angeführt, theils wegen ihres merkwürdigen Alterthums, theils, weil ich bey einer andern Gelegenheit noch einmal auf ſie verweiſen werde.

Des Ordens Beſitzungen beſchränkten ſich aber nicht blos auf einige Häuſer in Accon; denn das Privilegienbuch enthält ferner:

Eine Beſtätigung des Papſts Honorius (anno V. d. 6. Kal. Novembr.) wegen einer Schenkung des castelli regis, mit Ausnahme eines Casale Jabaran, welches der Graf von Henneberg, ſeine Gemahlin Beatrice und deren Sohn Otto, in Gegenwart des Königs Johann von Jeruſalem dem Orden übergeben haben:

Eine Beſtätigung des Papſts Innocenz anno XVI pontif. über das Castele Amudam und einige dazu gehörige Häuſer, welche der König von Armenien dem Orden ſchenkte.

Endlich die gehaltreichſte Bulle des Papſts Honorius, der ich aber nicht traue, erſtens weil ſie M.CC.XVI d. VI. Idus Decembris anno III. pontif. gegeben worden, da dieſes Jahr doch das erſte ſeiner Regierung war; zweytens: weil der Papſt in derſelben den Orden in ſeine Protection nimmt ad exemplar Coelestini et Innocentii, welches, erwieſener maßen, erſt 1220 geſchah. In dieſer Bulle nun heißt es: In quibus hec propriis duximus exprimenda vocabulis locum ipsum in quo prefatum hospitale situm est cum omnibus pertinentiis suis. Domum quam habetis Scalone cum vineis, domus quas habetis apud Ramas — domum apud Iaphat — domum apud Accon ciuitatem cum omnibus pertinentiis suis et Casale Decafusin et Voltam prope portam S. Nicolai — domum in tiro — domum apud Cesaream — Casale

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08018/065

quod dicitur Begal — Curiam in Cypro que dicitur S. Georgii — duas villas in Armenia videlicet Combedeſor et Heyon — inhibemus ne intra clausuras domus vestre ullus rapinam seu furtum facere, ignem apponere, sanguinem fundere, hominem temere capere uel interficere, seu violentiam audeat exercere. Die Bulle ſoll vom Pabſt ſelbſt folgendergeſtalt unterzeichnet worden ſeyn:

Ego Honorius catholice ecclesie Episcopus me subscripsi, und dann folgen die Unterſchriften von ſiebenzehn Cardinälen. —

Der erſte Meiſter hieß eigentlich nur Paſſenheim; Valpot wurde er von ſeinem Amte genannt. Valpot iſt ein ſehr altes Wort. Der Rhythmus de S. Annone Coloniens. c. 30 hat:

Ci dere Burg vili dikki quamin
Di Walpodin wane Rome
Di dir oug er dar in lantin
Veste burga habitin
Wurmiz unde Spiri. (Worms und Speyer.)

Martin Opitz erklärt es durch Gewaltboten, legatos, praesides, curatores, und meint, daher komme noch das Wort walten und der Name Walther in Capitul. Caroli Magni; unter Waltpodin habe der Dichter verſtanden, die in die Provinzen geſandten Vorſteher der Colonien. Es konnte auch wohl herkommen von Wal, ein Schlachtfeld; daher noch Wahlſtatt. Chr. Rythmicum duc. Brunsw. ed. Leibn. p. 127 hat:

Aldar der Keyser Otto bald
Behilt de Wal und den Sege

und Poema de amissione terrae sanctae ed. Eccard. p. 1528.

do man des Tags
Manches Stiches und Slags
Auf den Wal het gepflegen.

Daher Walhalla, Feld der Erſchlagenen; daher Walfader und Waltadur, Benennungen Othins. In capitularibus Baluzii t. I. p. 136 bedeutet Walaraupa, Beraubung der Erſchlagenen auf dem Schlachtfeld. Pot hieß Befehl (davon noch heute zu Gebot ſtehn) in welchem Sinne es ſchon Kero Monachus S. Galli gebraucht; alſo wäre Walpod ſo viel als Feldobriſter oder Marſchalk, denn Mar hieß ein Pferd, und Schalk Meiſter, Gebieter, Adminiſtrator (Excerpta Meieriana in Collect. Leibnitii p. 262). Leo ſagt Valpach, weil er vermuthlich in einem alten Manuſcript Valpath geleſen, denn t und c werden in den Handſchriften oft verwechſelt. Das Geſchlechtsregiſter der Marſchälle oder Valpode von Paſſenheim ſiehe bey Nicolaus Rittershuſius. Lucas David im III. Buche führt noch manche beſondere, doch unverbürgte Umſtände vom erſten Meiſter an. Er habe gemeiniglich Hof zu Ackers (Accon) gehalten, wo er einen Kräutergarten für die Kranken angelegt. Oft ſey er auch nach Jeruſalem gereiſt, um das dortige Hoſpital zu viſitiren. Die Prieſter habe er ſehr geehrt, ſie um Vergehungen willen nur heimlich durch einen Prior ſtrafen laſſen. Er ſelbſt und jeder Ritter haben aufſtehen müſſen, ſo oft ein Prieſter herein getreten. Er habe 100 wohlgerüſtete Reiter gehalten, die, unter Anführung einiger Brüder, ausgezogen. Anno 1195 habe er ein Kapitel zu Accon gehalten, worin unter andern befohlen worden, daß jeder Bruder ſich den Bart ſolle wachſen laſſen um den Feinden ſchrecklicher zu erſcheinen. — Ueber die kaiſerliche Schenkung in Sicilien, die mit Recht, doch fruchtlos, von dem Sohne des Stifters des Ciſtercienſer Kloſters angefochten wurde, ſiehe Monumenta historica sacrae domus — Teutonicorum urbis Panormi.

Der dritte Meiſter, Heinrich Barth, wird von den meiſten Schriftſtellern Herrmann genannt. Nur Jamelius nennt ihn Heinrich. Ich folge nicht ſowohl dieſem, als dem älteſten Ordenskalender, der ihm gleichfalls dieſen Namen gibt. Man macht ihn bald zu einem Edelmann aus Holſtein, bald zu einem Neffen des Herzogs von Barth, eine in der Geſchichte unbekannte Würde, man müßte denn die pommerſchen Herzöge darunter verſtehen, die in einer Stadt Bart reſidirten. Simon Grunau (Tr. V. C. 7. §. 1.) und Lucas David nennen ihn gar einen Amtmann der Königin von Dänemark zu Lübeck. Er ſoll, während eines kalten Winters, einer armen Wittwe mit einem Kinde ein Almoſen mit den Worten verſagt haben: An fremden Hunden und Kindern verliert man Koſt, Mühe und Arbeit. Bald darauf ſey die Frau mit ihrem Kinde auf einem Miſthaufen erfroren gefunden worden, da habe ſein Gewiſſen ihn nach Paläſtina getrieben. Ich halte den dritten Meiſter für einen Edelmann aus Bayern. Joh. Sinapius zeigt in curiositatibus Silesicis nobilium familiarum, p. 242, aus dem Bucelinus und dem Wapenbuche, daß die Barthe zu dem bayerſchen Adel gehörten, und, nach Spangenberg, eine der älteſten Familien waren, da ſie ſchon im 9ten Jahrhundert geblüht, und ein edler Bayer dieſes Namens unter Kaiſer Ludwig dem Frommen im Jahre 836 die Reiterey gegen die Vandalen commandirte. Unter ihm fing man auch in Deutſchland an, wärmeren Theil am deutſchen Orden zu nehmen, denn nach dem Zeugniß des Chron. Magn. Belgicum p. 215. wurde die Kirche B. Mariae de Iunctis Traiecti ubi teutonici milites habitabant geweiht im 7ten Jahre Hugonis Leodiensis, welcher Anno 1200 Biſchoff wurde, alſo 1207. Das angeführte Privilegienbuch des geheimen Archivs zu Königsberg enthält noch eine ältere Urkunde vom Jahr 1206, die aus den Gütern des heiligen Florian geſchehene Gründung des Hauſes zu Coblenz betreffend. Unter den Zeugen ſind von deutſchen Familien angeführt: Molesberg, Helfenſtein, Bacheim, Pfaffendorff.

Im Ganzen war jedoch des Ordens Macht noch ſo gering, daß Papſt Innocenz, der ſehr oft an die Tempelherren und Hoſpitaliter Mandate ſchickte, um in verſchiedenen Fällen ſich ihrer Hülfe zu bedienen, doch der Deutſchen nie erwähnte.

Die Hochmeiſter-Chronik ſagt: Heinrich Barth ſey bey der Belagerung von Tripolis verwundet, und nach Jeruſalem gebracht worden. Tripolis befand ſich aber ſtets in der Gewalt der Chriſten, Jeruſalem hingegen nicht mehr. Man leſe hierüber die wahrſcheinlichen Vermuthungen der hist. de l'O. T. T. I. p. 95 u. f.

Peter von Dusburg ſcheint anzudeuten, (p. 26) daß Herrmann von Salza mit dem Landgrafen von Thüringen verwandt geweſen, und wirklich hat im Jahr 1174 (in Chartario Reinartsbornensi ed. Schannat. p. 372) ein Hugo von Salza ſammt ſeinen Brüdern eine Urkunde Ludwig III. Landgrafen von Thüringen, mit unterſchrieben. Anno 1237 hat Herrmann von Salza drey Mancipia übergeben mit folgenden Worten: Notum sit omnibus quod ego H. de Salza Ministerialis domini Lantgrauii cuenobio in

Reinartsborn tria meae proprietatis mancipia in villa Rudersdorff legitima donatione tradidi. (ibid. p. 121.) Die Familie blühte alſo am Thüringiſchen Hofe, und vermuthlich iſt Herrmann mit dem Landgrafen Ludwig nach Paläſtina gekommen, wo er wahrſcheinlich bey Accon einer der erſten geweſen, die den Orden angenommen. Odoricus Raynaldus nennt ihn fälſchlich **Herrmannus Balchae de Salza** (p. 372.).

Unter ihm wurde, nach Angabe des Privilegienbuches, der Streit mit den Tempelherren gütlich beygelegt, denn da findet ſich die Beſtätigung Innocenz III. des von dem Patriarchen zu Jeruſalem geſtifteten Vergleichs, Anno XIV. ſeines Pontificats.

Außer den ſchon bekannten Bullen des Papſts Honorius von 1216 den 19ten December, 1219 den 15ten Decbr. 1219 den 25ſten Decbr. u. ſ. w. (die unmöglich echt ſeyn können, weil ſie lauter Dinge enthalten, welche der Papſt, nach der von mir gelieferten Originalbulle, 1220 zum erſtenmale zugeſtand) enthält das Privilegienbuch des geheimen Archivs auch noch 1) die Beſtätigung einer Schenkung Kaiſer Friedrichs, die derſelbe, mit Einwilligung ſeiner Gemahlin Conſtanzia und ſeines Sohnes Heinrich dem Meiſter Herrmann von Salza macht, beſtehend in 150 Unzen Geldes jährlich aus den Zolleinkünften des Reichs Sicilien zu erheben: attendentes religionem et ordinem atque honestatem tuam, und in excambium cujusdam tenimenti quod ab hospitali ipso in Alimannia recepimus. Als Zeugen haben unterſchrieben Siffridus Episcopus Moguntinus, Eckebertus Babebergensis, Ulricus Pataniensis Episcopus, Lupoldus dux Austrie et Stirie, Ludevicus dux Bavarie Comes palatinus reni, Otto dux Meranie, Berardus dux Carintie, Wilhelmus Marcho Montisferrati, Wilhelmus portus ammiratus peregrini (sic), Herrmannus Marchio de Baden, Anselmus Marschalcus de Justingen, Walterus Pincerna de Schipha, Ulricus de Mincenberg, Philippus de Polanden. Datum Wimpuie III Ka. Ian. pontif. anno II.

2) Eine ähnliche Beſtätigung Anno V. über ein Schloß Mezani.

3) Einen angedrohten Bannfluch (Anno V.) allen die ſich unterſtehen, an diejenigen, welche ad domos fratrum pro salute sua confugiunt uel in res eorum intra ambitum domorum ipsarum gewaltſame Hand zu legen. Alſo eine Freyſtatt für Verbrecher. (Dieſe Bulle befindet ſich im Original im geheimen Archiv Nr. 87).

4) Eine Beſtätigung Anno VI. über 200 Unzen Geldes, die jährlich aus den Einkünften von Brindisi ſollen erheben werden, specialite pro emendis albis mantellis.

5) Ein Ermahnungsſchreiben an die ſämmtliche Geiſtlichkeit Anno V. Da der Orden zu arm ſey, um Alles, was ihm gegen Kranke, Arme und Pilgrimme obliege, zu beſtreiten, ſo begehrt der Papſt, daß de vestra habundancia eorum inopiam suppleatis.

6) Wegen der Findelkinder: Cum pueros qui ad januam vestram alendi causa sepius deportantur vel in domo vestra nascuntur contingat, plures sine baptismatis sacramento decedere, ſo erlaubt er dem Orden, im Nothfall in pelui vel alio vase modico zu taufen. Anno VII.

7) Ertheilung aller Privilegien der Tempelherren, ut sitis pares in assecutione apostolici beneficii,

ficii, quibus in operatione virtutum pares sitis. Anno VII.

Eine Bulle von ungewiſſem Dato iſt wegen der Halbbrüder- und Schweſterſchaft merkwürdig. Sie werden fratres et sorores in caritate genennt. Zu der höhern Brüderſchaft (fraternitas major) wurden gerechnet: die dem Orden alle ihre Güter ſchenkten, und das Gelübde der Keuſchheit hielten, ſie mochten nun vorher ehelos oder verheirathet geweſen ſeyn. Zum Lebensunterhalt ſollte jedoch der Orden ihnen das Nothdürftige ausſetzen. Zu der geringern Brüderſchaft (fraternitas minor) gehörten, die dem Orden jährlich gewiſſe Geſchenke brachten. Solche wurden angewieſen ad adscensionem Mariae oder intra octavas eine Wachskerze von 1 Pfund und Geld ſo viel ſie wollten, zu bringen, worauf, nach geſchehener Berathung, ihre Aufnahme geſchah. Mit gebogenen Knien mußten ſie das Gelübde ablegen, dem Orden treu und gewärtig zu bleiben, ihm jede Gefahr anzuzeigen, und ſelbige nach Kräften abzuwenden. Dann ſollte ein geiſtlicher Bruder ſie alſo ſegnen: Adjutorium nostrum in nomine domini etc. Leuaui oculos meos in montes etc. Gloria etc. Kyrie Eleyson etc. Pate noster. Saluum fac seruum tuum (vel ancillam tuam) Deus meus sperantem in te. Nihil proficiat inimicus in eo (vel ea) et filius iniquitatis non apponat nocere ei. Dominus vobiscum et cum spiritu tuo. Oremus. Praetende Domine fidelibus tuis dexteram coelestis auxilii, ut de toto corde perquirant et quae digne postulant consequi mereantur per Christum dominum nostrum Amen. Et benedictio dei patris ✠ et filii ✠ et spiritus S. ✠ maneat semper tecum et custodiat te semper. Dann wurde der Knieende mit Weihwaſſer beſprengt, und ihm befohlen aufzuſtehen. Ein

Gebietiger ſprach nunmehr, daß er, aus Macht des Ordens, ihn aufnehme in die Brüderſchaft und theilhaftig mache aller Verdienſte des Ordens, der Faſten, Wachen, Gebete, Meſſen, Diſciplinen, Almoſen, Arbeiten, guten Werke, Indulgenzen u. ſ. w. Dagegen ſollte der neue Halbbruder täglich knieend ein pater noster und ein Ave Maria für alle Brüder und Schweſtern, Lebende und Todte, beten.

Die Privilegien der Kaiſer Otto, Friedrich und des römiſchen Königes Heinrich, ſtehen bey Duellius, selecta privilegia.

Als 1221 der Friede mit den Saracenen unterhandelt wurde, mußten unter andern auch die Meiſter der drey Orden ihnen als Geiſeln übergeben werden (Oliverius p. 1437 et 1439) Alſo befand auch Hermann ſich darunter. Nach der Uebergabe von Damiette ging er nach Apulien zum Kaiſer, dann zum Papſt, dem er ein Bild von der Zerrüttung im Orient entwarf. (Sanutus p. 210.) Dann wohnte er 1222 der großen Berathſchlagung zu Verona bey, in welcher des Kaiſers Vermählung mit Iſabellen, König Johannes von Jeruſalem Tochter, beſchloſſen wurde (Raynaldus p. 289.).

Den Entwurf zu dieſer Vermählung ſoll Hermann ſchon in Paläſtina gemacht haben. (Jauna in ſeiner allgemeinen Geſchichte von Jeruſalem, Cypern u. ſ. w. l. 9. c. 7. l. 10. c. 1.) Er ging auch ſelbſt auf kurze Zeit dorthin zurück, um die Unterhandlungen zu beendigen. 1224 wurde er als Vermittler nach Deutſchland geſandt, wo der Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar von Dänemark gefangen hielt. (Raynald. p. 311.) Ueber den Erfolg ſiehe Mallet, t. 3. p. 453, und Gebhardi p. 524.

Ueber die nähern Umſtände von des Kaiſers Vermählung ſiehe Sanut. Torsellus p. 211 und Honorii Epistolae l. 6. ep 8. (Raynald. p. 315.)

Als die lombardiſchen Städte 1226 ſich empörten, war Herrmann abermals unter den Abgeordneten des Kaiſers. (Litt. Friderici ap. Raynald. n. 21 et 23.) Damals empfing er vom Papſt den Titel dilecti fili et familiaris. (Raynald. p. 329.)

Der Gegenſtand des zwiſchen Papſt und Kaiſer obwaltenden Zwiſtes, deſſen Vermittelung Herrmanns Ruhme neuen Glanz lieh, war Friedrichs oft verſprochene und immer verzögerte Kreuzfahrt, (Schmidts Geſchichte der Deutſchen VI. Buch VII. Kapitel.) Es iſt zu bewundern, wie ſchlau Herrmann ſowohl den Papſt als den Kaiſer zu ſchonen, und beyde ſich zu verbinden wußte. Bisweilen betrog er auch beyde. Was der Papſt, als der Mächtigere, verlangte, legte er immer ſo aus, als ob es auch dem Kaiſer zu großer Ehre und Nutzen gereiche; bey dem Papſte hinwiederum machte er des Kaiſers Nachgiebigkeit geltend; im Grunde geſchah Alles was der Papſt wollte.

Um welche Zeit ihm König Johann das goldene Kreuz (nach Paul Polonus ſchon 1219) und Kaiſer Friedrich den ſchwarzen Adler verliehen, iſt ungewiß. Von 1221 bis 1239 kann ihm dieſe Ehre in jedem Augenblick wiederfahren ſeyn. Eben ſo verhält es ſich mit der Reichsfürſtenwürde. Das Stück vom heiligen Kreuze hatte der Kaiſer von den Venetianern empfangen. Wahrſcheinlich iſt auch um dieſe Zeit das Ordenswapen aufgekommen, Mariens Flucht nach Aegypten mit Joſeph und dem Jeſuskinde, vielleicht zur Erinnerung an die Flucht von Damiette nach Aegypten.

Durch langes Zögern hatte ſich der Kaiſer den Bannfluch zugezogen, der ihm auch nach Paläſtina folgte, und jedem chriſtlichen Ritter unterſagte, an ſeiner Seite zu fechten. Da verriethen ihn die Tempelherren und die Venetianer wankten. Wie treu dennoch der Hochmeiſter am Kaiſer gehalten, bezeugt das Chronicon Urspergense (p. 338.) mit den Worten: **Soli hospitalarii de domo S. Mariae Teutonicorum sibi adstiterunt.**

1229 ſandte der Kaiſer den Hochmeiſter zu dem Sultan von Aegypten Melec Kamel, um einen Tractat abzuſchließen. Als kein Biſchoff den Kaiſer zum Könige von Jeruſalem krönen wollte, mußte Friedrich die Krone ſich ſelbſt aufſetzen, bey welcher Gelegenheit Herrmann eine lange Rede in deutſcher und franzöſiſcher Sprache hielt. Bey der Verſöhnung des Kaiſers mit dem Papſte empfing er einen neuen, vielleicht den größten Beweis des päpſtlichen Vertrauens, indem Gregor verlangte, daß dem Meiſter deutſches Ordens acht Feſtungen als Unterpfand eingeräumt würden, die er eine beſtimmte Zeit im Namen der Kirche bewahren ſollte. (Ricard. a S. Germ., Raynald. u. a.) Auch war, bey der erſten langen Unterredung des Papſtes mit dem Kaiſer, Niemand gegenwärtig außer Salza. Von der päpſtlichen Ernennung der deutſchen Ritter zu Leibwächtern oder Kämmerlingen, ſpricht der alte, von Eccard herausgegebene Dichter, der die Eroberung von Accon beſungen hat, folgendergeſtalt:

Wan ès iſt wiſſentleich
Daz ſo haimleich
Der Pabſt nimmer iſt
Es ſeyn tzu aller Vriſt
Seiner tuer Hueter
Vnd innerist Chamerer
Prueder von ier Orden;
Dez weren ſie leiwt werden

Von dem Pabeſt abgetan
Het er kainen Archewan
Gegen in gewunnen.

Unter den dem Orden verliehenen Geſchenken zeichnete ſich beſonders das des Königs Andreas von Ungarn aus, das Land Burza (Boza) betreffend, (eine ſehr große Landſchaft im öſtlichen Siebenbürgen) welches die deutſchen Ritter anbauen und gegen die Einfälle der Gränznachbarn ſchützen ſollten. (Epist. Gregor. n. 90.) Sie thaten beydes. (Cod. Pomer. n. 90.)

Man weiß nicht, warum König Andreas ſein Geſchenk bereute; er nahm es zurück, gab es aber zum zweytenmale 1222 (Cod. Pomer. n. 56.) mit ſehr großen Vorrechten, und der Papſt nahm es in den Schutz des heiligen Peter. (Epist. Gregor. n. 412. 413. 414.) Die Ritter fochten brav, erbauten Feſtungen, und — thaten, was ſie ſpäter ſo oft gethan — ſie griffen um ſich. Da verjagte ſie Andreas zum zweyten Male, verbannte ſie ſogar aus ſeinem ganzen Reiche. Des Papſtes Donner und eine Reiſe Herrmanns an den ungariſchen Hof blieben fruchtlos. Man kann darüber weitläuftiger nachleſen die hist. de l'O. T. t. I. p. 178. u. f.

Herrmann ſoll zuvor verheyrathet geweſen ſeyn, und auch Kinder aus ſeiner Ehe hinterlaſſen haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß das jetzt noch blühende Geſchlecht der Freyherren von Salza in Ehſtland von ihm abſtammt. Trotz der Ehre, mit der man ihn überhäufte, blieb er, wenigſtens im Aeußern, immer demüthig. Frater Herrmannus de Salza, domus hospit. S. Mar. Teut. Magister, das war der prunkloſe Eingang zu ſeinen Verordnungen. (Noch 1246 nannte ſich der Hochmeiſter Heinrich von Hohenlohe Ordinis teutonici minister humilis, und erſt 1391 ſoll

Conrad von Wallenrod angefangen haben, ſich von Gottes Gnaden zu ſchreiben.) Peter von Tusburg hat mit kräftiger Einfalt Herrmanns Charakterſchilderung entworfen. Er nennt ihn facundus, affabilis, sapiens, circumspectus, providus et in factis suis omnibus gloriosus — dilectus erat deo et hominibus; tantum exaltatus fuit per eum ordo, quod a seculo non est auditum, quod unquam aliqua religio vel ordo per unum hominem tantum profecerit in hoc mundo. Jeroſchin preiſt ihn folgendergeſtalt:

Vorreſichtig minneſam
Geretig und oc erſam
Und daz en was kein wundir
Ym hatte Gott beſundir
Gegebin der Gnaden Kunſt
Daz alle Lute ym tragen Gunſt.

Seinem Geſchlechte gibt Petrus Albinus in der meißniſchen Cyronik ein Widderhorn im weißen Felde zum Wappen.

Die angegebene Zahl von 2000 Rittern unter ſeinem Hochmeiſterthume, ſchränkt Henneberger (in tractatu de veteri Prussia) auf 1000 ein. Peter von Dusburg geſteht die Zahl zwar zu, doch erſt bald nach Herrmanns Tode. Hartknoch iſt Henneberger's Meinung, weil auch in Preußen das Ordensheer unter vielen Fremdlingen nur wenige Ritter gezählt habe.

Aber eben die große, ihm allein verdankte Erhebung des Ordens, bereitete ſeiner Schöpfung bald ein inneres Verderben. Marinus Canutus p. 178 ſagt: Solchen frommen Anfang hatten dieſe Dinge. Die Ritter waren demüthig in der Armenpflege, verwegen in der Schlacht, den Chriſten milde, Saracenen ſchrecklich, immer bereit für den Glauben ihr Blut zu verſpritzen. Doch mit der Zeit haben ſie vom Erbe des Kreuzes ſich gemäſtet, mit Reichthümern und Wollüſten ſich beſchmutzt, in welchen auch Salomo unterging. Und ſchon **Honorius** mußte Anno VII. eine Ermahnungsbulle ergehen laſſen, (Privilegienbuch im geh. Archiv). Die Ritter ſollten nicht ad Egypti delicias zurück denken. Er vernehme leider, daß Manche ſich, nach Annahme des Ordens, noch in weltliche Geſchäfte miſchten, et illicita matrimonia, immo detestanda contubernia contrahere non verentur. Er verbot ſolches ſehr ernſtlich.

Eine ſpätere Bulle Alexanders (ebendaſelbſt) beweiſt, wie wenig ekel der Orden bey der Aufnahme neuer Brüder verfuhr. Denn da heißt es: Der Orden habe angebracht, daß manche ſeiner Brüder, als ſie noch in der Welt waren, per incendia, rapinas et usuras vielen Schaden geſtiftet. Jetzt ſollten ſie den Erſatz dafür zum Beſten des heiligen Landes, oder auch Lieflands und Preußens leiſten, im Fall die Beraubten nicht mehr gefunden würden.

Kein Wunder, daß unter Leuten, die ſolch' ein Leben gewohnt waren, das Verderben den Orden ſchnell ergriff.

Zum achten Kapitel.

Erſtes Erſcheinen der deutſchen Ordensritter in Preußen.

Polniſche, und ſogar einige preußiſche Schriftſteller behaupten grundlos, der Orden habe ſeine künftigen Eroberungen in Preußen, nach ehrlicher Schiedsrichter Ermeſſen, mit der Krone Polen zu theilen ſich verbunden, obſchon dieſe weder Mühe, Gefahr noch Koſten getheilt. Solche harte Bedingung konnte allenfalls dürftigen Abenteurern, nicht aber Rittern zugemuthet werden, die faſt in allen chriſtlichen Ländern bereits ſtattliche Güter beſaßen. Nur mit dem Herzog von der Maſau, nicht mit Polen, hat der Orden unterhandelt. Vielleicht hat Conrad anfangs etwas dergleichen zu fordern verſucht, allein ſicher iſt es ihm nie zugeſtanden worden, und er hat ſchnell die eitle Hoffnung aufgegeben, da er ohnehin, wie Lucas David ſpricht, die Länder nicht eigentlich geſchenkt, ſondern verlaſſen, weil er ſie nicht mehr vertheidigen können. — Dlugoß behauptet zwar, Herzog Conrad habe, zum Präjudiz der Krone Polen, nichts verſchenken können; auch will Cromer aus einem alten, im Schloß Löbau verwahrten Manuſcript, welches ein Biſchoff von Ermeland, Stanislaus Hoſius, ihm mitgetheilt, von dem er aber weder Alter, noch Titel, noch Verfaſſer anführt, beweiſen, die eigentliche, zwiſchen dem Orden und der Krone Polen aufgerichtete Urkunde, ſey durch Nachläßigkeit verloren, durch Zeit oder Liſt vernichtet worden.

Hartknoch aber, und Lengnich in der polniſchen Bibliothek S. 15. sqq. haben jene Vorſpiegelungen kräftig beſtritten. Schon 1194 hatten Conrad und ſein Bruder Leſko Polen ohne Vorbehalt getheilt, folglich war, im Schalten und Walten, Conrads Befugniß unbeſtreitbar. Cujaviam cum suis pertinentiis ex integro suscepit, ſagt Dlugoß. Noth und Kleinmuth trieben ihn zu dem gewagten Schritt, denn es ſtand ſo ſchlecht mit ihm, daß **Nauclerus** ſagt: Ita ducem ipsum Pruteni oppresserunt, ut eis nec resistere, nec quidquam negare posset; (p 925) und **Cromer** ſchildert ſeinen Charakter mit Einem Zuge: Juvenis otio, desidiae, voluptatibusque deditus (L. VII p. 130.)

Daß **Peter von Dusburg** und **Lengnich** bey Beſtimmung des Jahres, in welchem der Vertrag geſchloſſen worden, von einander abweichen, indem der Eine 1226, [illegible] Andere aus guten Gründen 1230 annimmt, läßt ſich wohl genügend erklären. Jener meint das **einſeitige** Verſprechen von Conrads Geſandtſchaft, 1226 vor des Hochmeiſters Stuhl gebracht; dieſer redet von dem 1230 **wechſelſeitig** geſchloſſenen Bunde.

Die hieher gehörigen, größtentheils im geheimen Archiv zu Königsberg noch im Original befindlichen, doch bereits gedruckten Urkunden ſind: die Schenkung (1222) des Herzogs an Biſchoff Chriſtian von einem Theil des Culmer Landes (Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 2. Cod. Pomer. n. 58.); die päpſtliche Beſtätigung 1223 (Cod. Pol. n. 3.); die des Kaiſers 1226 (ibid. n. 4. Cod. Pomer. n. 65, auch in **Lünig's** spicil. eccl. und bey Schurzfleiſch.); die eigentliche Schenkung Conrads an den Orden 1228 (Cod. Pol. n. 5. Cod. Pomer. n. 71.); Biſchoff Chriſtians Verzichtleiſtung auf den Zehnten im Culmer

Lande 1228 (Cod. Pol. n. 6.); die Schenkung von Dobryn 1228 (ibid. n. 7.), wobey zugleich der Biſchoff von Plozko auf den Zehnten daſelbſt verzichtete; eine zweyte Schenkung Biſchoff Chriſtians 1230 (ibid. n. 8.), wobey er jedoch einige kleine Vortheile und Abgaben ſich vorbehielt. Die folgende Urkunde n. 9. im Cod. Pol. iſt merkwürdig, weil daſelbſt die Aebte von Lugna und Linda als Vermittler des vorhergehenden Vertrags ſich ankündigen, und eine Menge den Rittern auferlegte Bedingungen namhaft machen, von welchen der Vertrag ſelbſt nichts erwähnt, beſonders daß ſie ſich als Lehnsträger des Biſchoffs erkennen, und ſeinem Paniere folgen ſollten. Iſt dieſe Urkunde echt, ſo hatte ſie wenigſtens keine Wirkung. Ferner die Schenkung aller Güter und Rechte im Culmer Lande durch die Biſchöffe von Wladislaw und von Plozko 1230 (ibid. n. 11. geh. Archiv n. 185.); eine neue Beſtätigung des Herzogs, ſeiner Gemahlin und Kinder, 1230 (ibid. n. 12.); die Schenkung des Schloſſes Reiſzowa in Cujavien mit vier Dörfern 1230 (ibid. n. 13.); eine abermalige, ſehr förmliche Schenkung des Culmer Landes 1230, (ibid. n. 10.) die ſich auch bey Lünig, Duellius, in den Act. Boruss. und im Cod. Pomer. n. 30. ſindet; daſſelbe that Biſchoff Chriſtian im folgenden Jahre (ibid. n. 16.); die päpſtlichen Beſtätigungen Alles deſſen 1230 (ibid. n. 14. 15.), wobey jedoch des Ordens neue Eroberungen ausdrücklich nur auf die Zeit beſchränkt wurden, in welcher die Preußen noch unbelehrt ſeyn würden: ein Vorbehalt, den jedoch dieſer und die folgenden Päpſte ſcheinen aufgegeben zu haben (ibid. n. 17. 21. 31.). Das ſind die Rechte, welche der Orden ſich auf Preußen erwarb, und von welchen die hist. de l'O. T. T. 1. p. 240. zu ſagen beliebt: qu'ils posséderent leur conquête en vertu de tous les titres les plus legitimes et les plus incontestables. Der Verfaſſer vergaß, daß die Einwohner des Landes gar nicht befragt wurden, und daß doch nur die Einwilligung dieſer ihr Recht ganz legitime und incontestable machen konnte.

In dem oft angeführten Privilegienbuche des Ordens findet ſich noch eine hieher gehörige Urkunde, die mir merkwürdig ſcheint, und die ich deshalb Auszugsweiſe liefere.

In nomine sancte et individue trinitatis Amen. Christianus diuina fauente clementia primus pruziensis episcopus — nouerint omnes — quod nos — fratribus hospitalis — in terris pruzie que ad nos ex jure et gratia sedis apostolice spectare videntur, tam confirmatis quam confirmandis, impetratis et impetrandis, super omnibus tertiam ipsis contulimus etc. (Hier war alſo nicht mehr blos vom Culmer Lande die Rede.) Als Zeugen ſind unterſchrieben. Albertus Abbas Velegradiensis, Monachi Conradus, Geroldus, Henricus Sacerdos, Geholfus, Wernerus de Praga, fratres domus theut. Friedericus, Ulricus, Friddericus, Diepoldus. Acta sunt hec apud Rubenicht anno M. CC. XXXj.

Am unbegreiflichſten bleibt immer, wie Conrad im Jahr 1228 im Monat July Dobryn dem Orden ſchenken, und der Biſchoff von Plozko in demſelben Jahre, in demſelben Monate, ſeine Rechte auf dieſes Land ſowohl dem Orden als den Brüdern von Dobryn abtreten konnte (wie die von mir angeführte Originalurkunde beweiſt). Daß er die deutſchen Ritter Brüder von Dobryn genannt, läßt ſich nicht annehmen. Ich vermuthe daher, daß es mit der im Cod. dipl. Pol. gedruckten Urkunde nicht ganz ſeine Richtigkeit hat, und daß die noch nicht vertilgten Brüder von Dobryn ſehr gerechte Anſprüche geltend machten, welchen Conrad nicht ausweichen konnte. Ich habe um ſo mehr Grund dieſes zu vermuthen, da ein Streit über Dobryn bis 1235 fortdauerte, und in dieſem Jahre der Orden wirklich mittelſt gütlichen Vergleiches Dobryn zurückgab.

Da der Cod. dipl. blos die päpſtliche Beſtätigung dieſes Vergleiches vom Jahr 1236 enthält, ſo liefere ich hier die bisher fehlende Originalurkunde, n. 508. des geheimen Archivs, die außerdem noch manches merkwürdige enthält.

Anno domini incarnationis M. CC. XXXV. XIIIj. Kl. Nouemb. Cum questio uerteretur inter dominum ducem Conradum et filios ejus ex una parte et Magistrum Hermannum de domo Theutonica et fratres suos ex altera super pluribus capitulis et specialiter super castro de Dobrin, de quo etiam coram judice jam lis erat, placuit utrisque parti per transactionem fauente Jesu Cristi gratia concordare ita uidelicet quod predicti Magister et fratres libere restituant Castrum de Dobrin cum pertinentiis suis predicto duci saluis eorum mobilibus et messe future estatis, ita etiam quod habitatoribus illius ciuitatis plene seruentur a duce et heredibus ejus in perpetuum omnia que pacta sunt eis uel promissa a predictis fratribus et fratribus de Dobriño. Dominus autem dux et filii ejus dimittant, cedant et confirment in perpetuum magistro et fratribus suis, sicut jam tenent et quanto plenius esse potest, territorium illud quod dicitur Nessowe cum attinenciis suis et dimidium miliare in latitudine uersus Cujaviam de pineto computatione facta a palude

que est ante pinetum et in longitudine ad duo miliaria computatione facta a villa ducisse que dicitur Breze inferius ad miliaria duo et molendina que sunt in aquis pineti libera remaneant per omnia mgstro et fratribꝰ ejus. Item territorium de Sedlec cum attinenciis suis. Item territorium de Orlow cum suis attinenciis. Item Villam de Bogow quam promisit dux infra mensem expedire libere ab eis qui ibi aliquod habent uel possident, et mgstro integraliter assignare. Item totum territorium quod dicitur de Colmen sicut clauditur infra Drawancam et Ossam in latatudine et in longitudine sicut in supradictorum mgstri et fratrum que a duce habent priuilegiis est expressum, de quo territorio Cholmensi promisit dux infra mensem pacificare et expedire omnes qui pretendunt aliquas ibi habere hereditates siue possessiones uel uillas, ita quod mgstro et fratribꝰ suis nulla de cetero possint questionem mouere, et hec omnia Cujauiensis ecclesie saluo jure. Item Salinam circa Zlonzke teneant mgster et frater ejus perpetuo ad duas patellas et teneantur duci soluere. Quatuordecim modios salis et episcopo quatuor pro decimis et domino hebdoni pro silua duas et si forte idem miles nollet, promisit dux eum pacificare et satisfacere et ita quod consentiat huic conuentioni, et si placuerit mgstro et fibꝰ suis uti siluis que sint ultra aquam aut in insulis ad coquendum salem, liceat hoc eis soluendo singulis annis duos modios salis, et si in pluribus patellis uoluerint coquere liceat hoc eis augmentato censu secundum supradictum modum — Item promisit dns dux soluere mgstro et frtrbꝰ ejus in domo Nessowo Centum quinquaginta marcas puri argenti, L in natali domini et centum in primis Kalendis Maji; ita tamen quod Castrum de Dobrin possideat usque ad festum Sancti Andree et tunc completis omnibus que infra hunc terminum complenda sunt, restituat prefatus mgster castrum duci, et si qui de Dobrino uoluerint recedere quod libere possunt cum omnibus mobilibus suis. Item conuenerunt ambo partes quod si occasione preteritorum dictorum uel factorum aliqua posset moueri questio uel controuersia inter eos, quod omnia per istam concordiam sint pacifica et sopita et nullus possit alteri controuersiam commouere. Si autem occasione futuri uerbi uel facti inter predictas partes dubitatio uel questio oriatur, non liceat alteri alij uim inferre sed quod petit in judicio secundum juris ordinem prosequatur. Et ambe partes excommunicationi romane ecclesie et Episcoporum Cujavie et Mazovie se subjecerunt quecunque uenerint contra concordiam supradictam. Mediatores autem et testes hujus concordie fuerunt W. legatus apostolice sedis et Mich. Cujaviensis episcopus. Fratres Martinus et Benignus de ordine predicatorum Mgster Petrus Custos plocensis et alij quam plures. Et hec omnia predicta dux filij ejus et Mgster H. tactis sacris juramento interposito firmauerunt.

Außer vielen Bemerkungen, die ſich dem Leſer von ſelbſt aufdringen werden, will ich blos erinnern, daß der Orden ſein Recht auf das Culmerland doch wohl ſelbſt für unſicher halten mußte, weil er es ſo oft und bey jeder Gelegenheit aufs neue beſtätigen ließ. W. Legatus (ſonder Zweifel Wilhelmus Mutinensis) war weit früher in Preußen, als man gewöhnlich angibt, denn nicht allein in dieſer Urkunde (1235)

wird er als Vermittler angeführt, ſondern ſchon in Honorius Epiſteln, als dieſer Papſt (l. 9. ep. 130.) die lieſländiſche und preußiſche Kirche in ſeinen Schutz nahm, befahl er (l. 10. ep. 125.) dem Wilhelmo Mutinensi, daß er Alles, was zum Heil dieſer Kirchen gereichen könne, ihm berichten ſolle. Dem zufolge war er ſchon Anno 1228 in Preußen, nach Albericus Zeugniß, (p. 527) welches alſo lautet:

„Nach Preußen, welches über Polen und Pom„mern liegt, iſt Wilhelm vom Papſte geſchickt wor„den, und hat, nicht durch Gewalt, ſondern durch „ſein Genie und Weisheit viele Heiden bekehrt, auch „ihre Sprache erlernt, und den Fürſten der gramma„tiſchen Kunſt, nämlich Donat, mit vieler Mühe „in dieſe barbariſche Sprache überſetzt.“

Lucas David wundert ſich, warum Herrmann von Salza ſo lange gezögert, ſeine Ritter zu ſenden. Ich halte dafür, daß der Papſt daran ſchuld war; denn aus Bullen iſt erſichtlich, wie viel den Päpſten daran lag, daß Preußen dem apoſtoliſchen Stuhle einverleibt wurde. Zwar konnte es ihnen gleich viel gelten, ob es von Biſchöffen oder vom Orden verwaltet würde, allein es war doch Vorſicht nöthig, damit die Hoffnung nicht fehlſchlüge, und darum mußte zuvor Wilhelms Bericht abgewartet werden.

Der gelehrte Bayer in ſeinen Monumentis prussicis widerſpricht der allgemeinen Meinung, daß dieſer Wilhelm ſpäter, unter dem Namen Alexander IV. Papſt geworden, denn dieſer Alexander habe zuvor Raynerus oder Raynaldus geheißen (Herm. Cromeri Chronicon p. 895) ſey Biſchoff zu Oſtia und Veliterno, dann Cardinal geweſen.

Daß und wie die Preußen Erkundigungen über den Plan des Herzogs eingezogen, erzählt Leo L. II. p. 69.

p. 69. de rebus prussicis. Leo iſt freylich nicht zuverläſſig, wo er ſich nicht auf Urkunden gründet, (denn er hat meiſtens Cromer und Grunau ausgeſchrieben, hat auch wohl in drey unruhigen Kriegsjahren, auf der Flucht, wenig leiſten können) allein wo er, ein Heidenfeind, rühmliche Dinge von ihnen meldet, ſcheint er mir doch glaubwürdig. Das letztere gilt auch von Peter von Dusburg, der die Heiden zwar im frommen Eifer obstinati in malitia nennt, aber doch ſelbſt ehrlich bekennt, ſie ſeyen ſehr tolerant gegen ihre chriſtlichen Nachbarn geweſen, und haben deren Gottesdienſt nie geſtört, ein Betragen, welches er — leider vergebens — den Chriſten zur Nachahmung empfiehlt. Conrad von Landsberg und ſein Gefährte ſollen, nach Lucas David Bericht, die Maſuren in mehrere Haufen geordnet haben, die ſie abwechſelnd ruhen ließen. Lange blieb der Sieg auf ihrer Seite. Endlich griffen die verzweifelnden Preußen mit Geheul und Wuth an, der Feldhauptmann der Maſuren ward gefangen, und vergebens hinderten die Ritter mehreremale der Maſuren Flucht, bis ſie ſelbſt ſchwer verwundet fielen. — Simon Grunau ſagt (Tr. IV. C. 3. §. 2.): Conrad ſey damals in Polen bey einer Friedensſtiftung zwiſchen ſieben Fürſten geweſen, die nach Boleslaus Crzywuſti Tode um die Herrſchaft geſtritten.

Woher der Name Vogelſang? iſt zweifelhaft und unbedeutend. Mährchen, die nicht einmal ſinnreich ſind (ſiehe z. B. Schützens Chronik p. 17.) verdienen keiner Erwähnung. Anzunehmen, daß in der Gegend viele Singvögel ſich aufgehalten, iſt die natürlichſte und eben deswegen vielleicht die weniger beliebte Meinung.

Die dringenden Aufforderungen des Pabſtes, dem Orden Hülfe zu leiſten, finden ſich bey Raynald.

p. 372 und 373; auch Ermahnungen zur Tapferkeit an die Ritter gerichtet. Herrmann Balk war wahrſcheinlich aus einer ſchleſiſchen Familie (Bocelinus und Spener in libro insignium nobilium). Daß er (wie die hist. de l'O. T. T. I. p. 225. behauptet) nicht allein der erſte Landmeiſter in Preußen, ſondern überhaupt der erſte Landmeiſter geweſen, iſt falſch, denn aus der oben mitgetheilten Urkunde erhellt, daß ſchon 1220 ein Conradus magnus praeceptor in Paläſtina war. — Von Herrmann Balk reimt Jeroſchin:

Der Leite Lant mit ſtatis Macht
In gute Sache hatte bracht,
Want daz Urlovg in ſynre Hant
Was nach Wunſche v gewant.

Von den Preußen ſagt er:

tum und einveldig was ir Sinn.

Alle Thaten des Ordens zu erzählen, meint er:

Iz wer zu vo zu breit zu lang.

Aber er fügt auch hinzu:

Iz kan noman volſprechin
Den Kummir den Gebrechin
Den in erſtin Vriſtin
Dy Brudir und andere Criſtin
Zu Pruzin in dem Lande
Liddin manchir hande.

Daß man, den Preußen zum Hohn, ſogar Diebe an die ihnen heiligen Eichen gehangen, erzählt Prätorius Buch IV. K. 5. §. 15. Starke Eichen zu Feſten umzuſchaffen, war übrigens in jenen Zeiten nicht unmöglich; es gab auch in Weſtphalen eine ſolche Eiche. (Siehe Walmont. de Bom. Dict. d'histoire naturelle, article Chêne.)

Den Namen der Stadt Thorn leitet Lucas David von einem preußiſchen Worte ab; mich dünkt doch wahrſcheinlicher, daß er von Thor (Pforte) herkommt, weil dieſer Ort wirklich die Pforte war, durch welche die Deutſchen in Preußen eindrangen, und weil man auch ein Thor zum Wapen der Stadt machte.

In Erzählung der kriegeriſchen Begebenheiten bin ich ganz dem Lucas David gefolgt. Er widerſpricht auch mit vielen Beweiſen der Sage, daß der Kriwe um Frieden gebeten. Indeſſen ſieht Papſt Gregors Glückwünſchungsſchreiben l. 6. ſeiner Epiſteln, ep. 132. (Raynald. p. 409.) Darin ermahnt er auch, Geſandten nach Rom zu ſchicken, damit er deſto beſſer die Angelegenheiten jener Gegend und Kirche ordnen könne.

Die Grauſamkeiten, welche man dem Pipin Schuld gibt, ſind unerwieſen. Hingegen hütet ſich die hist. de l'O. T. anzuführen, daß man ihn, an einen Pferdeſchweif gebunden, nach Thorn geſchickt, ſondern ſagt ganz milde: l'envoyerent à Thorn. (T. I. p. 245.). Herr von Baczko meint (Th. I. S. 182.), Pipin ſey Befehlshaber der zweyten Burg geweſen, welches aber dem Dusburg C. VII. widerſpricht, der deſſen Gefangennehmung longe postea ſetzt.

Die Kriegsbegebenheiten erzählen Lucas David, Peter von Dusburg, Schütze und Hartknoch, der Erſtere am umſtändlichſten und wahrſcheinlichſten. Nach ihm hat Otto von Braunſchweig den beſiegten Preußen ihre alte Freyheit zugeſagt. Er erwähnt auch des merkwürdigen Umſtandes von Errichtung einer Schule zu Heilsberg. Bey Hartknoch findet man die verſchiedenen Meinungen über die Entſtehung des Namens Elbing. Pauli vermuthet nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß Fluß und Stadt Elbing den Namen von dem Marggrafen von Meißen erhalten, deſſen von der Elbe herbey geführte Soldaten die Stadt erbauen halfen. Das Thüringiſche Haus überhäufte den Orden mit Wohlthaten um Herrmanns von Salza willen.

Zum neunten Kapitel.

Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutſchen Orden.

Hier iſt aus den von Gruber herausgegebenen originibus Livoniae und andern liefländiſchen Chroniken geſchöpft. Gadebuſch führt an: der Hochmeiſter von Heldrungen habe einen Bericht von dieſer Vereinigung herausgegeben, aus welchem Brandis geſchöpft haben wolle. Außer Brandis hat aber auch Niemand dieſen Bericht geſehen. Die hieher gehörigen Urkunden ſtehen im Cod. dipl. Pol. T. V. n. 3. 4. 6. 12. 15. 19. Man glaubt gewöhnlich, Herrmann von Salza ſey ausdrücklich wegen dieſer Vereinigung zu dem Papſte gereiſt; allein es erhellt aus einem Zeitgenoſſen Ricard. a St. Germ. ap. Murat. daß er vom Kaiſer, wegen der lombardiſchen Angelegenheiten, mit Peter de Vineis dahin geſandt wurde. Einige Bullen des Papſtes an die Biſchöffe von Riga, Dorpat, Oeſel, und an ſeinen Legaten Wilhelm, ſtehen bey Raynald. n. 64 und 65. Von des Ordens Tractat mit Dänemark ſiehe Pontanus hist. Dan. L. VI. p. 319. und Meursius hist. Dan. L. I. p. 22.

Ueber des Kaiſers Zuſtimmung und Geſchenke ſind Scharzfleiſch und Pauli nachzuleſen. Friedrich ſoll, nach einigen 60, nach andern 1000, nach

Waiſſels Chronik ſogar 1500 Mark Goldes, zu den erſten Bedürfniſſen in Liefland geſchenkt haben. Die hist. de l'O. T. T. I. p. 297. vermuthet, Salza habe ſeine neuen Beſitzungen vom Kaiſer zu Lehn genommen; es findet ſich aber nirgend ein Beweis dafür.

Zum zehnten Kapitel.

Fernere Schickſale Biſchoff Chriſtians und der Neubekehrten.

Lucas David führt aus Chriſtians Chronik, mit deſſen eigenen Worten, die Erzählung von der Peſt (im 7ten Jahr der Ordensherrſchaft) und deren Folgen an; „Gott weiß“ hat Chriſtian geſchrieben, „ob es wegen der vergifteten Luft halben „geſchehen, oder ob es die deutſchen Pilger mitge„bracht, weil in Deutſchland auch groß Sterben „war.“ Den Waidelotten, der das Volk in die Wälder geführt, nennt Chriſtian Steinge. Aus ſeiner Chronik hat Lucas David auch entlehnt, daß um dieſe Zeit Dominicaner an Bekehrung der Heiden in Preußen arbeiteten. Peter von Dusburg ſchweigt davon, entweder unwiſſend, oder wünſchend, alles Verdienſt nur auf Rechnung der Geiſtlichen ſeines Ordens zu ſetzen. Leo hingegen nennt zwey Dominicaner, Ernſt und Heydenreich, und Bzovius (p. 407.) ſagt: daß auch der heilige Hyacinth die preußiſchen Provinzen durchreiſt, durch Predigten und Wunder Heerden geſammelt, zu Danzig, Culm, Camin, Königsberg und an andern Orten. Das iſt wenigſtens zum Theil falſch, denn Königsberg war noch nicht vorhanden. Hyacinths Leben ſteht in den officiis propriis patronorum Poloniae (Cracov. 1661) welche **Stanislaus Sokolow** auf Befehl des Cardinals Radzivil herausgegeben. Es heißt darin: daß er auſſer Polen, auch die benachbarten Gegenden mit ſeinen Predigten und mit Klöſtern ſeines Ordens erfüllt habe (repleuit). Ein Schreiben Gregors an die Dominicaner (l. 7. ep. 302.) gehört auch hieher. Daß zu derſelben Zeit auch Biſchoff Wilhelm von Modena wiederum oder **noch** gegenwärtig war, ſchlieſſe ich aus der Erzählung des **Oldoinus**: Wilhelm ſey mit dem Dominicaner Heinrich in Preußen geweſen. Dieſer Heinrich ſcheint derſelbe, deſſen auch in Hyacinths Leben, als eines ſeiner drey Gefährten gedacht wird. Siehe wegen Wilhelm auch **Raynaldus** Zeugniß vom Jahr 1234 (T. 7. ep. 555. 557. 558.).

Chriſtians Klage, enthalten in einem päpſtlichen unvollſtändigen Schreiben an den Biſchoff von Meiſſen, ſteht in den Act. Boruss. Tom. I. p. 430 und Herr von Baczko hat es in der Beylage XXIV. zum zweyten Buche wieder abdrucken laſſen. Lucas David erzählt weitläuftig daſſelbe aus Chriſtians Chronik, wie auch daß der Orden mit dem Biſchoff von Plozk über Chriſtians Abſetzung gerathſchlagt (p. 953.), Urkunden vernichtet, u. ſ. w. Die Beſchönigung von des Ordens Verfahren hat Herr von Baczko verſucht (T. I. p. 193. u. f.); des angeführten treffenden Vergleichs hat jedoch nicht Chriſtian, ſondern **Dlugoß** ſich bedient. Simon Grunau ſagt: (Tr. IX. C. 1. u. f.) Chriſtian habe vergebens den Landmeiſter Poppo von Oſterna gebeten, denn der habe ſich aufgeblaſen wie ein hoffärtiger Geiſt. Da habe Chriſtian eine **Mühe** (Gram) empfangen, und ſey geſtorben.

Papſt Gregors Drohungen, dem Orden ſeine Privilegien wieder zu entziehen, findet man in ſeinen Briefen (l. 13 ep. 18.)

Den Herrmann von Aldenburg nennt Lucas David Germel. Er klagt, daß Peter von Dusburg die Spaltung im Orden aus Parteylichkeit verſchwiegen. Nach Aldenburgs Abberufung und Balks Tode, trat Friedrich Foxberg auf kurze Zeit an ſeine Stelle und machte es nicht beſſer. Es iſt hier der Ort eine Originalurkunde des geh. Archivs n. 708 einzuſchalten, die in vieler Rückſicht merkwürdig iſt.

W. diuina miseratione Episcopus quondam Mutinensis primarius domini pape apostolice sedis legatus Dilectis in Cristo fratribus omnibus presentes litteras inspecturis Salutem in nomine Jesu Cristi. Noueritis ad vocationem ducis Conradi et filii ejus B. ascendisse nos cum commendatore domus teutonicorum et fratribus ejus de Pruscia usque juxta Plozk. et ibi audiuimus querimoniam dictorum ducum super terra que dicitur Lubowe quam de fratribus faciebant. Et posuerunt terminum alium in Dobryn ad quem similiter ascendimus cum Commendatore et fratribus domus, factaque fuit ibi contestatio litigiosa. Conquerebantur enim predicti duces de fratribus de domo Theut. quod homines eorum in terra que dicitur Lubowe, quam dicunt ipsi duces suam esse, spoliauerint uenatores ducum et abstulerunt eis canes et carnes. Ad quod responderunt fratres, quod non credunt terram de Lubowe pertinere ad ducem C. uel B filium ejus, sed ad prutenos qui possident eam usque ad presens, nec credunt quod homines eorum fecerint injuriam de canibus uel carnibus ducibus seu venatoribus eorundem. Confitebantur autem ibidem duces predicti quod terra de Lubowe fuit et est de terminis pruscie, sed pertinebat ad eos quia parentes eorum et ipsi acquisissent eam de manibus prutenorum cum gladio et clipeo suo. Ad quod respondebant fratres et pruteni qui erant ibi, hoc non esse verisimile neque uerum, cum nec Mazouiam, que est ducum hereditas, a prutenis potuerunt defensare. Ibidem fuit positus alius terminus in Mychalo Castro ducis in quo debuerunt probare duces, quod dicta terra pertinet ad eos secundum quod superius allegabatur. Fratres autem intendebant probare quod ipsa terra ad ipsos et prutenos totaliter pertinet. Ad quem terminum, cum nos et fratres cum expensis et magnis laboribus uenissemus, neuter ducum uenit, neque nuncium neque procuratorem transmisit. Et sic fratribus et prutenis possidentibus negocium indeterminatum permansit. Dat. in Mychalo anno dominice incarnationis M. CCXL. tertio Idus Febr.

Es erhellet daraus, daß Herzog Conrad und deſſen Söhne bereits im Jahr 1240 Urſachen hatten, den gethanen Schritt zu bereuen.

Das ſchöne Lob des Herrmann Balk findet ſich bey Simon Grunau (Tr. VII. C. 1. §. 2.). Lucas David meint (im 4ten Buche), den Preußen hätte wohl gebührt, den Jammer, ſo Gott durch böſe Herrſchaft zur Strafe auflegt, mit Geduld zu leiden. Bayer hat an den Rand geſchrieben: „des Vertrags von 1249 ungeachtet, blieben die Preußen größtentheils unter den Waffen, denn ſie trauten den Papieren nicht. Wer einmal nicht Wort hält, iſt das zweyte Mal auch ein Schelm.“

Ueber den Tatarenkrieg in Polen kann Chron. Salisburg. ap. Pez rer. Austr. Script. t. 1. nachgeleſen werden. Von des Hochmeiſters vorgehabtem Zuge mit dem Grafen von Cornwall, ſiehe Petr. de Vineis epist. p. 197. von ſeinem Tode Bzovius p. 468. Daß er zu Salerno Hülfe der Aerzte ſuchte, erzählt Ricard. ap. Murat. ital. rer. Scriptor. t. 7. Ueber den Tag, ja auch das Jahr ſeines Todes gibt es verſchiedene Meinungen. Peter von Dusburg ſetzt ihn auf den 24ſten July. Wäre dieß Datum richtig, ſo müßte er im Jahr 1239 geſtorben ſeyn, denn am 14ten May 1240 war ſein Nachfolger bereits im Beſitz der hochmeiſterlichen Würde, wie aus einer, in der hist. de l'O. T. t. I. p. 302 angeführten Urkunde erhellt. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte nimmt daher auch ohne Bedenken das Jahr 1239 an, weil — wenn man der gewöhnlichen Meinung folgen wolle, welche den 20ſten März 1240 angibt — der Zwiſchenraum von 54 Tagen nicht hinreichend geweſen wäre, um zur neuen Wahl zu ſchreiten, da Herrmann in Apulien ſtarb, und ſein Nachfolger ſich in Deutſchland befand. Dennoch glaube ich, daß der 20ſte März 1240 müſſe beybehalten werden, denn der alte Ordenskalender, der ſich auf der Bibliothek zu Königsberg und auch in Bayers Monumentis prussicis befindet, ſetzt die Feyer ſeines Todes auf dieſen Tag.

Es iſt meinem Zwecke fremd, mich länger hierbey aufzuhalten. Ich verweiſe nur noch auf Bayers Leben Herrmanns von Salza im gelehrten Preußen 1. Fortſetzung, S. 32 40 ff. auf Schlözers kritiſche Samml. und Bachems Verſuch einer Chronol. der Hochmeiſter.

Zum eilften Kapitel.

Conrad von Thüringen. Gerhard von Mahlberg.

Piſtorius Nidanus liefert das Geſchlechtsregiſter Conrads von Thüringen. Ein Graf von Arelat, den Kaiſer Conrad zum Grafen von Thüringen machte, der ſich mit Cecilien von Sangerhuſen vermählte, und 1055 ſtarb, war ſein Ahnherr. Seine Geſchichte findet ſich in historia Erphordensi und in historia secunda Landgrauiorum von Piſtorius herausgegeben p. 924. Daß er mit dem Erzbiſchoff von Maynz ſchon wegen anderer Dinge im Streite lag, eh' er den Meuchelmord verüben wollte, ſagt Chron. Erfortense Schannati p. 92 mit den Worten pro monte Helegenberc in Hassia sito.

In Gregors Epiſteln (l. 13. ep. 101) wird unter dem Jahr 1239 den Biſchöffen von Hildesheim und Marburg befohlen, ihn zu ſchützen contra obtrectatores, da er ja Buße gethan. Alle ſeine erbärmlichen Kaſteyungen müſſen alſo doch wohl nicht im Stande geweſen ſeyn, das Andenken an ſeine Gräuelthaten zu verlöſchen.

Der feyerliche Transport der Gebeine der heiligen Eliſabeth nach Marburg geſchah in Gegenwart Kaiſer Friedrichs, der Erzbiſchöffe von Maynz, Cöln und Bremen. (Siffridus Presbyter p. 695. Histor. Landgr. p. 960.). Conrads Leben ſteht im halliſchen Intelligenzblatt vom Jahr 1773 nr. 39. 40. 41. 42. 43. und 47.

Wenige Begebenheiten in der Geſchichte ſind ſo zweifelhaft, zugleich ſo unwichtig, und haben ſo viele Federn in Bewegung geſetzt, als der Zeitpunkt, in welchem Conrad Hochmeiſter wurde, und der, in welchem er ſtarb. Lucas David ſagt — ich weiß nicht auf welches Schriftſtellers Anſehen geſtützt — er ſey am Feſte assumptionis Mariae, in einem zu Venedig gehaltenen Kapitel, und zwar Anno 1243 erwählt worden. Die Jahrzahl iſt erwieſen falſch. Eben ſo irrig haben Andere ſeinen Tod in das Jahr 1240 geſetzt, Andere ſein Leben bis 1253 verlängert. Bachem in der Vorerinnerung zu ſeiner Chronologie der Hochmeiſter, und nach ihm Herr von Baczko in einem kürzlich gedruckten hiſtoriſch diplomatiſchen Nachtrag zu ſeiner Geſchichte Preußens, haben erwieſen, daß Conrad ſchon 1242 geſtorben, und daß der bis jetzt ganz unbekannte Hochmeiſter Gerhard von Malbergh ihm in dieſer Würde gefolgt. Man leſe dort die auf Urkunden geſtützten Gründe. Die leichte Verwechslung der Buchſtaben C und G (Conrad und Gerhard) hat vorzüglich zu Fortpflanzung des Irrthums beygetragen. Da man Gerhard von Malbergh nicht kannte, ſo glaubte man bis jetzt, es müſſe, in den ihn betreffenden Urkunden, immer C ſtatt G geleſen werden, oder man half ſich wie Dreyer im Cod. Pomer. p. 246 und 47, indem man das Gerhard auf einen ſpätern preußiſchen Landmeiſter, Gerhard von Hirſchberg deutete. Auch der gelehrte Bayer (in mon. pruss.) erklärte das G, welches er in den Epiſteln Petri de Vineis p. 218 fand, ohne Bedenken für ein C. Allein Bachem erweiſt die Exiſtenz Gerhards von Malbergh durch ein im Ordensarchiv aufgefundenes Liber Anniversariorum ecclesiae ordinis teutonici, worin es heißt: 29 Nov. obiit Gerardus de Malbergh Magister Sextus. Außer Zweifel ſetzt dieſelbe (zugleich den Zeitpunkt von Gerhards Regierung, und folglich auch von Conrads Tode, näher beſtimmend) ein den Bürgern von Cöln ertheiltes kaiſerl. Privilegium vom Jahr 1242, worin dieſer Gerhard als Hochmeiſter unter den Zeugen ſteht. Endlich kommt auch noch eine von Baczko gelieferte Originalbulle Innocenz IV. vom Jahr 1245 hinzu, welche deſſen Uebertritt zu den Tempelherren darthut. Vermuthlich gab es Spaltungen im Orden; die Wahlgeſetze waren noch nicht beſtimmt genug, und mancher Afterhochmeiſter wurde von einer Partey erwählt, von der andern verworfen.

Es liegt außer meinem Wege, dieſen Gegenſtand weiter zu verfolgen, und ich verweiſe deshalb auf die angezeigten Schriften.

Zum zwölften Kapitel.

Krieg mit Swantopolk, dem Herzog von Pommern.

Sehr abweichend von der gewöhnlichen Darſtellung dieſer Begebenheiten iſt die Meinige, denn wenige große Männer in der Geſchichte ſind mit ſo unerſchöpflicher Wuth verleumdet worden, als Swantopolk. Ein neuer Beweis von der Richtigkeit des Nachruhms. Als er lebte, und kurz nach ſeinem Tode, wurden die Chroniken nur von Ordensſchmeichlern aufgezeichnet; die wenigen, die etwa nackte Wahrheit verkünden mochten, ſuchte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts der Orden zu vertilgen. So haben, außer den wenigen Zeilen von dankbaren Aebten des Kloſters Oliva geſchrieben, nur Schmähungen ſich fortgepflanzt, und außer einer Vertheidigung im dritten Bande der preußiſchen Sammlungen p. 663. hat keine Stimme ſich für ihn erhoben; jeder Schriftſteller bebte zurück vor den ſchwarzen Schilderungen ſeines Charakters.

Schon Dusburg nannte ihn einen filium iniquitatis et perditionis, habens cor plenum omni dolo et fallacia (p. 119.); einen filium diaboli, (p. 125.); einen filium maledictionis (p. 165) u. ſ. w. Er iſt übrigens ſo ſchlecht unterrichtet, daß er Sambor und Ratibor für Swantopolks *Söhne* ausgibt. — *Jeroſchin* reimt:

Iz was in pomerener Lant
Eyn Herzoge ſus genannt
Her Suantopolk geſezzyn (geſeſſen)
uf Luſheit gar vermezzyn
und zu aller Güte blint
Er was gar des tuwils Kint.

Weiterhin nennt er ihn einen *loſen Wicht*, einen *falſchen, dummen Mann*, u. ſ. w.

Dieſen Ordensprieſtern und Schmeichlern haben alle Chroniken nachgebetet. Die Meiſten bürden ihm auf, er habe ſeinen Lehnsherrn, *Leſco den weißen*, ermordet; (ſeine Rechtfertigung hierüber ſiehe in den preuß. Samml. T. III. p. 664 u. f.) Simon Grunau erzählt auch, er habe, um zu herrſchen, ſeinen Oheim vergiftet (Tr. IV. C. 4. §. 1.). Nur das Denkmal im Kloſter Oliva, (unter andern von Schütz p. 32 geliefert) läßt ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren. Freylich verdankte dieß Kloſter ihm viele Wohlthaten, die das Zeugniß verdächtig machen könnten; auch würde ich wenig darauf bauen, wenn es ihn nur im Allgemeinen auf eine Art prieſe, der anzumerken wäre, man erfülle blos eine Pflicht der Dankbarkeit. Aber ich kann mich nicht überreden, daß die Mönche von Oliva eine lange Reihe offenbarer Lügen, von Jedermann als ſolche erkannt, in Mamor gehauen, vor Jedermanns Augen würden geſtellt, und nicht vielmehr ſich begnügt haben, den Herzog als Wohlthäter ihres Kloſters zu rühmen. Mehr wurde ſicher nicht von ihnen erwartet. Daß ſie mehr thaten, und mit einer ſolchen Herzlichkeit von dem Verſtorbenen ſprachen, deſſen ganzen Lebenswandel erzählten, auch ſogar den Krieg mit dem Orden nicht unberührt ließen; das ſcheint mir doch zu beweiſen, daß ſie mit gutem Gewiſſen loben durften. (Siehe auch Chronicon Oliuense in Simonetti's Sammlung vermiſchter Beyträge.). Hierzu kommt nun noch, daß manche ſeiner, von ihnen geprieſenen Tugenden, ſeine Großmuth, ſeine Verſöhnlichkeit, durch eine von mir aufgefundene Urkunde beſtätigt werden. Dieſe befindet ſich im geheimen Archiv zu Königsberg n. 339., iſt vom Jahr 1248, und enthält ein Interlocut des päpſtlichen Legaten, in Sachen Swantopolks und ſeiner Brüder, welches ihn freylich für contumacem erklärt, aber aus ſo nichtswürdigen Gründen, daß man wohl ſieht, der Herr Legat habe die, in Swantopolks dem Interlocut eingerückter Vertheidigungsſchrift angeführten Thatſachen nicht läugnen können. Da zugleich dieſe Schrift zum erſtenmal kund macht, was eigentlich zwiſchen Swantopolk und ſeinen Brüdern vorgegangen; ſo wird ſie billig hier ganz abgedruckt.

Vniuersis presentes litteras inspecturis. M. Cuiauiensis et H. Culmensis dei gratia Episcopi. Salutem in Domino. Cum ad instanciam nobilium virorum Samborij et Raceborij fratrum ducum Pomeranie vir venerabilis Jacobus Leodiensis Archidiaconus domini Pape Capellanus ac

eiusdem in Polonia Pruscia et Pomerania vices gerens nobis presentibus semel et iterum diligenter monuisset in diuersis diebus Nobilem uirum, Suantupolkum ducem Pomeranie ut dictos fratres suos Samborium et Rathebor quos de dictis terris ipsorum sicut manifeste constabat et sicut Swantopolcus etiam non negabat eiecerat uiolenter, ad easdem terras reciperet et restitueret, et dictum Rathebor quem captiuum tenebat a vinculis liberaret, vel eum crastino sancti Nicolai coram ipso Archidiacono per se vel per procuratorem idoneum compareret dicturus causas rationabiles, si quos habebat quare hoc facere non deberet. Nos presentes interfuimus in crastino sancti Nicolaj in Thorun ubi igitur Marolus Capellanus dicti Suantopolci litteras clausas eiusdem Swantopolci ducis presentauit dicto Archidiacono in iudicio sub hac forma. Reuerendo in Christo patri dno S. archidiac. Leodiensi apostolice sedis legato Swantop. dei gratia Pomeranorum dux promtam ad omnia cum obsequio uoluntatem. Sicut a nobis recepimus in mandatis causas litis et dissensionis inter nos et Samborium fratrem nostrum conscriptas vobis per Marolum capellanum nostrum transmittimus rogantes affectuose ut ipsas de manu ipsius recipientes petitiones nostras per ipsum vobis porrigendas desuper effluenti gratia taliter exaudire curetis vt nestram honestatem possimus et debeamus semper ex debito commendare. Si autem Marolus presens non fuerit, loco sui Dargozlaum capellanum nostrum recipiatis super premissis, fidem adhibendo eidem. Cum autem dictus Archidiaconus a dicto Marolo in iudicio quesiuisset, si alias literas haberet constanter asseruit quod alias non habebat. Sed quasdam cedulas non sigillatas sed consiccas exhibuit sub hiis verbis: Reverendo in Xto patri Domino S. Archidiac. Leod. Dni. Pape Capellano ejusdem in partibus Polon. Pomeranie et Pruscie uices gerenti S. Dei gratia Pomeranorum Dux promptam ad omnia cum reuerencia et obsequio voluntatem. Cum a vobis recederem dedistis mihi in mandatis ut fratrem meum S. ante festum beati Nicolaj dominio suo restituerem vel in crastino Sti. Nicolai nobis in Thorun excessus suos scriptis significarem. Vnde tactus dolore cordis pro eo quod fratris mei infamiam propalare debeam vobis gemebunde cogor significare. Quod cum olim pater meus in articulo mortis positus esset, commisit mihi fratrem meum cum terra sua ut eum viginti annis in curam reciperem et terram suam tanquam meam regerem. me vero retinente, dixit pater fili noli separare ab illa dilectione, qua te semper dilexi. victus tamen precibus patris fratrem in curam recepi. Deinde dixit fratri meo: fili tibi districte precipio ut obedias per omnia fratri tuo seniori sicut et mihi, quod si non feceris cito te ante iudicem vivorum et mortuorum. quo pacto fratrem meum duodecim annis sicut melius potui procuravi quibus expletis anno tercio decimo fratrem meum dominio suo cum fraterna dileccione restitui. qui cum dominaret terre sue fedus iniit cum Prutenis in meum preiudicium et grauamen. Voluit et iam cuiusdam Pruteni filie copulari nomine Perroclj ad terre mee lesionem, precepit etiam militibus suis ut clanculum prutenis prebeant transitum per terram suam ut terram meam occulte deuastarent. Quo facto quidam miles nomine Suif

Warcen miserie Christianorum condoluit et dissuadendo dixit hoc nunquam debere iusto heredi fieri, et domino seniori. Cum uero talia prefatus miles dixisset frater meus pudore tactus talia dissimulauit et in clanculo totam terram deuastare promisit. Post hec, inito consilio cum prutenis, cum quodam theutonorum agnomine Spicenagel vt pro nobilibus terre sue hereditatibus me cum meis baronibus ad nauem suam inuitaret et propinaret ut dum cum eis ibidem discumberem gubernator eleuato velo me ad terras alienas captiuum deduceret. Sed cum taliter me decipere non posset ipse cum aliis quibusdam maleficis posito colloquio ibidem me capere voluerunt. Sed cum non sic proficeret discordiam excitauit inter barones meos, ut sic saltim malum michi pararet. Post hec autem misit ad me magistrum H. agnomine Balconem per quem michi fraternam pacem dedixit. Hiis taliter peractis fratres domus theutonorum mecum discordare fecit. Sed ad decipiendum me coram Palatino meo Gueumato dixit: frater ideo me fratribus domus Theutonorum familiarem reddidi, ut si aliqua tibi mala procurarent, tibi reuelarem, et propositum ipsorum intellexi quod castrum quoddam nomine Prenczlau ad lesionem tuam edificare disponebant. Talia et talia dixit, ut eo facilius me cum fratribus supradictis discordare faceret. Posthec cum eisdem fratribus castrum quoddam nomine Gordin cepit ad lesionem tocius pomeranie edificare, et exercitu contra me congregato se cum prefatis fratribus in castro eodem recepit. Predictus vero exercitus non mea potencia sed iusto dei iudicio fuit deuictus. ego non accedens ad predictum

dictum castrum dei nutu optimi eius munitiones. et cum malum pro malo eis reddere potuissem, fratrem meum una cum eis liberum abire promisi. Ipse uero relicta terra propria fratribus supradictis semper ad lesionem meam adhesit. Et cum ibidem minus me ledere posset Cassubiam intrauit et in quantum potuit terram meam grauamine Cassubitarum deuastauit. Deinde accepto consilio cum fratre meo Rathibor ut castrum meum Slanciam caperet antequam conuenirent incidit (unleſerliches Wort) meorum Samborius. Et cum in predicto castro captiuus teneretur in festo Parasceve ipsi fraterne condolui, et conuocatis militibus meis coram eis propter festum Pasce ipsum terre sue libere restitui. Post duas vero ebdomadas conuocatis monachis Cisterciensis et Premonstratensis ordinis et fratribus predicatoribus et omnibus tam clericis quam laicis terram propriam coram abiuravit, ita videlicet ut si de cetero se in aliquo mihi opponeret. hec omnia irritauit et usque ad aduentum uestrum aduersarius meus semper extitit. In principio guerre mee frater meus Rathebor ad suggestionem Episcopi Cuiauiensis et Samborius castrum suum Belgard firmissime muniuit et cum omnibus, quos habere poterat, terram meam Slupsech dictam hostiliter inuadens bonis omnibus spoliatam occupauit. Sed eo concedente qui iniuriose oppressis adesse consueuit idem castrum cepi et succendi. Tunc idem B. frater meus uidens quod me superare non posset penitentia ductus ueniam postulauit. Et ego misericordia motus ipsum dominio suo restitui. Preterea cum episcopo Cuiauiensi et sepe dicto S. fratre meo ac ducibus Polonie taliter conspirauit, quod iidem duces in terra mea castrum edificare deberent. Et cum ego eos ab eodem loco repellere contenderem, iam dictus R. frater meus a tergo super me subito irruere deberet et me captiuare uel interficere. Huius traditionis procurator et banilus per terram meam iter faciens a meis detentus premissa omnia recognouit et recognoscit et sic pater misericors meam attendens innocentiam mihi in eodem precauit. Porro apertis litteris supradictis coram nobis a dicto Archidiacono ducis superius memorati, propositum fuit coram eodem Archidiacono in iure pro parte Samborii et Bathebori predictorum quia ex quo dictus Marolus alias literas non habebat illas penitus non ualere ad ea que debebat dictus dux proponere pro se vel per procuratorem idoneum illa die. Primo quia littere clause erant, Secundo quia non constituebat dux procuratorem aliquem per easdem, Tercio quia non erat ibi certus nunctius nominatus sed expressum in eis quod si Marolus non esset presens Dargozlaum nunctium faceret loco sui. Quarto quia evidenter per easdem litteras apparebat predictos Marolum et Dargozlaum a dicto duce nullum mandatum super hoc recepisse. Quibus auditis a dicto Archid. et plenius intellectis de bonorum virorum consilio dictus Archid. interloquendo pronunciauit predictum ducem esse penitus contumacem. Et quia dictus Archid. ad hoc specialiter nos vocauit ut videremus cum ipso et audiremus predicta nos ad petitionem ipsius Archid. presentibus sigilla nostra duximus apponenda in memoriam et testimonium predictorum. Actum anno dom. M. CC. XL. octavo, feria tercia post festum beati Nicolaj.

Ich muß nochmals erinnern, daß der Legat die angeführten, durch Zeugen bekräftigten Facta nicht zu längnen, oder auch nur leiſe zu berühren wagte; darum halte ich ſie für wahr. Ein ſo handelnder und ſo behandelter Fürſt wird mit Unrecht bezüchtigt, ſeiner Brüder Erbtheil vorenthalten zu haben, und gewinnt mit Recht das Vertrauen des Geſchichtſchreibers. — Der Legat war ſeinen Brüdern verkauft, oder doch gegen ihn eingenommen, das iſt offenbar. Man vergleiche das von Herrn von Baczko in der Schloßbibliothek zu Königsberg aufgefundene Verdammungsurtheil (Beylage XXXI zum zweyten Buche ſeiner Geſchichte), welches, wohl zu merken, vom nämlichen Datum iſt. — Die Verbindung des Ordens mit Swantopolls Brüdern iſt im geheimen Archiv n. 742.

Ehe der Orden durch ſeine Gierigkeit und Grauſamkeit zeigte, welches Geiſtes Kind er war, empfing und unterſtützte ihn Swantopolk aufrichtig, große Vortheile von deſſen Erſcheinung ſich verſprechend. Das beweiſt nicht blos die Tapferkeit, mit der er für den Orden an der Sirguna focht und vom Untergang ihn rettete; ſondern auch eine Urkunde des geheimen Archivs n. 1096, die ich hier mittheile. Sie iſt zwar ohne Datum (obgleich Original), auch an einigen Stellen verblichen und aufgefriſcht, doch iſt ſie vermuthlich aus den erſten Jahren der Ordensankunft in Preußen, wo Swantopolk den Rittern noch ganz vertraute.

S. Dei gratia dux pomeranie vniuersis Xti fidelibus in terra sua constitutis salutem et gratiam perpetuam. Notum sit vobis omnibus, quod ego Suatopolchus (sic) dux Pomeranie adiuvante domino concessimus Xtj militibus pro salute nostra et tocius terre ubicunque venirent in terra nostra omnimodam libertatem. Quapropter ut haec rata sint que promisimus eis, mandamus vobis atque mandando precipimus, quatenus in rebus eorum si ac in alijs que eoſ attingunt nullus audeat siue in terra siue in aqua eis nocere. Et siquis contrarie praesumpserit omnipotentiſ dei offensam et nostram se senciet incurrisse.

Auch noch im Jahr 1238 gab er einen erneuerten und verſtärkten Beweis ſeiner aufrichtigen Zuneigung und ſeines redlichen Willens, mit dem Orden in Frieden und Freundſchaft zu leben. Solches bezeugt eine andere Urkunde des geheimen Archivs n. 260.

Nos Swantopolkus dei gratia dux pomeranie profitemur et protestamur quod nos dilectis nobis fratribus domus Sante marie Theutonorum in pruscia talibus obligauimus promissis quod honorem ipsorum debeamus fideliter contueri ita ut a nobis seu nostris heredibus uel etiam ab hominibus nostris ipsis et terre eorum nec non eorum hominibus aliquod grauamen injurie quantum cauere possumus nunquam fiat. Si autem aliquid questionis est uel ortum fuerit ab iis uel eorum hominibus contra terram nostram uel homines nostros talem plane ipsis faciemus justiciam qualem judicijm (sic) terre nostre dictauerit consuetudo. Promisimus eciam ut si inter ipsos et nos deceptatio fuerit super metis terrarum eorum ac nostre, que uulgariter graniza dicuntur, penes eandem granizam in loco qui competens fuerit conuenire et se-

cundum noticiam hominum terre ipsorum et nostre hujusmodi dubietatis scrupulum remota contradictione amicabiliter diffinire ac cedere ab illa parte qua cognouerimus nobis predictam noticiam obuiare. Adiicimus et quod cum paganis Samie Warmie ac Natangie nunquam sine ipsis treugas aliquas neque pacem facere debeamus. Et si aliquem articulorum quos prediximus presumptuose violaverimus non seruando si infra spatium unius anni et diei debite commoniti non emendauerimus secundum iusticiam vel secundum graciam et si de eo conuincere nos potuerint voluntarie subiicimus nos excommunicationi domini pape ita ut nunquam ab ea simus liberi nisi prius satisfaciamus predictis fratribus secundum justiciam vel graciam eorundem. Ad promulgandam autem hanc excommunicationis sententiam pruscie episcopum cuius diocesis est terre nostre uicinior duximus eligendum Cui volumus ut talis transgressio antequam eandem promulget sententiam notoria bene fiat. Volumus et ut si heredes nostri predictis conditionibus presumptuose contrarie voluerint pena consimili sint affecta. Actum apud Swez anno gracie 1238 Indictione XI tercio Idus Junij. Testes sunt autem hij Nicolaus plebanus de Wissegrod. Iaragneus castellanus de Swez. Arnoldus castellanus de Wissegrod. Bessor dapifer. Pantinus subcamerarius. Ratiborius. Evernandus. et alii quorum plures. Scripta per manum henrici plebani de Colmnie.

Was hätte, nach Alle dem, ihn wohl bewegen können, einen ſo bedenklichen Krieg anzufangen, wenn

des Ordens herrſchſüchtige Grauſamkeit ihn nicht dazu gedrungen hätte? — Ging er etwa hinterliſtig zu Werke? ſprach er nicht offen mit dem Landmeiſter? klagte er nicht offen zu Rom? hätte man ihn dort gehört, würde er jemals das Schwert gezogen haben? — Wenn man freylich einem leider nicht eben ſo unparteyiſchen als fleißigen Geſchichtſchreiber (Hist. de l'O. T. t. I. p. 320 u. f.) trauen will, ſo war es blos Eiferſucht über des Ordens Ruhm und Fortſchritte, die den Herzog zu deſſen Feinde machte. Allein des Ordens Ruhm zu beneiden, bedurfte ein Held wie Swantopolk nicht; was aber die bedenklichen Fortſchritte deſſelben betraf, ſo war es nicht Eiferſucht, ſondern fürſtliche Klugheit, die ihm eingab ſie zu hemmen. Wie edel er ſich dabey nahm; wie ſchnell er auch als Sieger zur Verſöhnung bereit war, und wie faſt unbeſonnen großmüthig er handelte, darüber leſe man Pauli S. 73 u. f., und die angeführte Urkunde. Daß Swantopolk von den Preußen mit großen Ceremonien zum Feldherrn ausgerufen wurde, hat Prätorius in Roſenzweigs Rhapſodien gefunden. (Buch IX. K. 6. §. 4. und Buch XI. K. 3. §. 5.)

Von des Papſtes Geſchäftigkeit gegen Swantopolk finden ſich im geheimen Archiv mehrere urkundliche Beweiſe, in welchen er, wenn nicht immer namentlich angeführt, doch deutlich genug bezeichnet wird. N. 505 eine Bulle Innocenz IV. vom 1ſten Jahr ſeiner Regierung, an Herzog Caſimir von Cujavien (Swantopolks Feind): da ſich derſelbe mit dem Kreuz gegen die Ungläubigen bezeichnet habe, ſo ſey billig, alle ſeine Länder unter den Schutz des heiligen Peter zu nehmen, und der Papſt verſpreche, daß ſie integra und quieta verbleiben ſollten. N. 1074 eine Bulle Innocenz IV. vom zweyten Jahr ſeiner Regierung, an den Erzbiſchoff von Gneſen gerichtet:

er habe mit Verdruß gehört, daß Swantopolk dem Orden ſo hart falle, und ſogar die Preußen und Litthauer ſich zu Hülfe rufe. Wenn er, auf des Erzbiſchoffs Ermahnung, nicht in vierzehn Tagen davon ablaſſe, ſo ſolle man ihn excommuniciren. — Unter dem Buchſtaben M, vom dritten Regierungsjahre, Befehl an alle Biſchöffe, das Kreuz zu predigen in Preußen und Liefland.

N. 600 von demſelben Jahre, eine Bulle, die mehr für als wider Swantepolk ſpricht, denn ſie beweiſt, daß der Orden es bereits dahin gebracht hatte, daß alle Geiſtliche ihn haßten. Der Papſt ſchilt heftig auf alle Aebte, Prioren, Decanen u. ſ. w. daß ſie den Orden moleſtiren, der ſich doch in partibus transmarinis und durch ſeine Wohlthaten gegen die Armen ſo hoch verdient mache. Derſelbe werde von der Geiſtlichkeit injurirt; ſie verachte ſowohl generelle als ſpecielle päpſtliche Schreiben; ſie leſe ſie nicht, und wenn ſie auch ſie leſe, ſo ſpotte ſie ihrer, daher Layen kühn würden, ſich deſto ſicherer gegen den Orden aufzulehnen, ihm die gewohnten Almoſen und Beneficia zu entziehen. Es wird ſtreng geboten, die invasores bonorum des Ordens nicht zu hegen u. ſ. w.

Unter dem Buchſtaben S abermals eine Bulle gegen die molestatores, an den Biſchoff von Culm gerichtet, dem befohlen wird, den Orden zu ſchützen, und zwar mit der ungewöhnlichen, auffallenden Clauſel, daß dieſer Befehl wenigſtens fünf Jahre gelten ſolle. Gegeben im VII. Jahre.

Wer Luſt hat, von der heiligen Barbara, und der Art und Weiſe zu leſen, wie ihr heiliges Haupt in Swantopolks Beſitz gerathen, findet dieſe Materie abgehandelt in Pauli's Geſchichte des Biſthums

Camin t. 6. Auch Hartknoch hat etwas davon in der 14ten Diſſertation p. 233.

Den erſten Frieden von 1242 oder 1243 habe ich im Archiv nicht auffinden können. Er iſt zu finden bey Dusburg, Schütz, Cromer u. a. m. Unter n. 838 liefert das geheime Archiv eine Bulle Innocenz IV. (1244) an den Erzbiſchoff von Gneſen, dem befohlen wird, Swantopolk zu vermahnen, daß er ablaſſe, die Litthauer und Preußen gegen den Orden aufzuhetzen, und wenn er binnen 15 Tagen nicht gehorche, ihn zu excommuniciren; ſollte er aber dennoch fortfahren, wie ſeit acht Jahren geſchehen, das päpſtliche Anſehen zu verſpotten, vos contra ipsum velut Christiani hostem exercitus seculare brachium invocetis. No. 1074 eben daſelbſt enthält ein drohendes päpſtliches Schreiben an Swantopolk. Daß und wie der Tod eines angeſehenen Preußen die Flamme wieder entzündet, erzählt Lucas David im 4ten Buche. Die Erbſchaft, nach welcher dem Orden lüſterte, war nicht unbeträchtlich, denn die Sudauer eroberten gleich anfangs, außer Kargey, Markons eigentlicher Burg, noch dreyzehn andere ihm gehörige Häuſer. Die hist. de l'O. T. weiß freylich nichts von dieſer Begebenheit, die des neuen Krieges Ausbruch allein dem Orden zur Laſt legt. Dagegen verkleinert ſie des Herzogs Thaten, und ſchildert jeden unbedeutenden Sieg des Ordens mit redneriſchen Floskeln, worunter die: ils marchoient fierement, eine der beliebteſten iſt; als ob nicht unbezweifelt aus der Geſchichte hervorginge, daß, ohne der Kreuzfahrer kläglich herbey gerufene Hülfe, der Orden unausbleiblich in Preußen vertilgt worden wäre.

Simon Grunau erzählt im VIII. Tractat K. 12. (auch Lucas David im IV. Buche), daß Biſchoff

Heydenreich zu Culm gepredigt, welche Wittwe einen armen Geſellen heyrathen würde, die ſollte Vergebung der Sünden erlangen. Da ging unter andern Frau Uda mit ihrer Magd zum Salve Regina, und erblickte auf dem Markte einen feinen jungen Geſellen, Hans von Halle, riſch, friſch und guter Farben, der ihren Augen baß behagte. Sie ließ durch die Magd ihn einladen, nach dem Gottesdienſt zu ihr zu kommen. Er verſprachs. Gleich darauf kam Frau Erdmuth mit ihrer Magd, der gefiel er auch, und ſie trachtete noch eifriger als Frau Uda nach Vergebung ihrer Sünden; daher ließ ſie dem Geſellen vorſchlagen, gleich auf der Stelle zur ehelichen Einſegnung mit ihr zum Biſchoff zu gehen. Er willigte ein, und als Frau Uda aus dem Salve Regina zurück kam, hatte ſie das leere Nachſehen, woraus bittere Feindſchaft entſprang. Hans von Halle ſoll nachher Einer der Weiſeſten im Rathe geworden ſeyn.

Von einer, durch Swantopolk zu Culm angeſponnenen Verrätherey, um den Prinzen Meſtwin zu befreyen, wird ein langes Mährchen gefabelt, und von der hist. de l'O. T. t. I. p. 367 u. f. treulich nacherzählt.

Noch ein päpſtliches Schreiben an den Herzog ſteht bey Raynald. n. 85.

Schwetz kann nicht, wie man gewöhnlich annimmt, erſt im Jahr 1246 erbaut ſeyn, da aus der von mir mitgetheilten Urkunde erhellt, daß es bereits 1238 exiſtirte. Unter den Zeugen war auch ſchon ein Caſtellan von Schwetz. Ich nehme daher muthmaßlich an, die Feſte ſey blos verſtärkt worden.

Wegen des polniſchen Edelmanns, der durch ſeine Freygebigkeit Aufnahme in den Orden erwarb, und deſſen Name Johann Sandomirski geweſen ſeyn ſoll, ſind Dusburg und Hartknoch in ſeinen Anmerkungen p. 152 nachzuleſen, beyde jedoch mit dem widerſprechenden Schütz zu vereinigen, denn dieſer behauptet, einige, von Cracau kommende, deutſche Edelleute hätten die Lebensmittel gebracht.

Es iſt die Radewaldſche Chronik, welche erzählt, daß ein Ritter dem Herzog in der Schlacht den Helm vom Haupte gerannt, und daß man ihn für todt gehalten. Doch ſetzt ſie dieſe Begebenheit in das Jahr 1248, die ſich offenbar weit früher hat zutragen müſſen. Leo S. 81 läßt ihn blos vom Pferde werfen.

Von dem Frieden, den der Herzog von Oeſtreich vermittelte, iſt auch die Urkunde nicht mehr zu finden, allein daß in demſelben die Zurückgabe des Sohnes bedungen worden, erhellt aus einer Urkunde des folgenden Jahres (geh. Archiv n. 483.), welche den bisher unbekannten, ſchiedsrichterlichen Ausſpruch der Biſchöffe von Culm und Gneſen liefert, und alſo lautet:

In nomine patris et spir. ſ. amen. Nos dei gracia F. Gneznensis Archiepiscopus et Frat. H. de ordine predicatorum Colmensis episcopatus arbitri electi ad sedandas discordias que vertebantur inter illustrem ducem pomeranie S. et inter fratres domus Theutonice in pruscia secundum instrumentum super hoc confectum taliter pronunciamus. Fratres cedent duci predicto de arenis et nerei ac via usque camzicni et ipse e conuerso cedet eis Dexin cum uillis quas habebat iuxta Cholmensem ciuitatem temporibus vite sue et quod nec ipse nec heredes sui accipient aliquod teloneum super Wyzlam per iurisdictionem suam a ponte danensi usque supra. In ponte vero teloneum consuetum accipiet,

piet, nisi de rebus immediate fratribus pertinentibus. Hoc addentes quod ipsa in predicta parte sua nerci uiam bestiis non precludat quin ad partem fratrum possint transire, et quod ciuitas Cholmensis in utroque littore liberum habeat transductum. Item quod profunditas Wyzle a zantir usque supra sit terminus terrarum et insularum. Captivos quoscunque supradicti dux et fratres habent, dimittent. quos vero homines ipsorum habent bona fide laborabunt ut pio precio dentur ad redimendum. Vbicunque seruus alicujus fuerit inventus secundum ius terre in quo fuerit inventus restituatur. De Wissegrode nichil petat a fratribus seu disceptet cum detentore fratribus ei titulum non prestantibus. Super omnibus autem dampnis hinc inde illatis cuicunque illorum utraeque partis indicimus silencium. Volumus eciam et mandamus ut fratres predicto duci restituant filium suum sicut cicius possunt, nulla fraude vel dolo adhibito et hoc duo ex eis per ordinem suum promittant Volumus etiam quod idem dux efficiat ut filius suus dimissus hec omnia obseruet. Omnia uero supradicta mandamus obseruari sub pena quando nostrum est vallatum arbitrium sicut in instrumento super hoc confecto plenius continetur. Acta sunt hec in insula fabri Anno Dni M.CC.XLVII (1247) Vjjj Kal. Nouembr.

Der Friede, den der Archidiaconus von Lüttich bewirkte, ſteht im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 22. und Cod. dipl. Pomer. n. 184. etwas verändert in den Act. Boruss. B. II. S. 714. Das Original befindet ſich noch im geheimen Archiv unter dem Zeichen Fl 6, iſt aber ſehr zerfreſſen. Er wurde im No-

vember geſchloſſen; allein ſchon Anfangs September ſchwur Swantopolk aufs neue, den im vorigen Jahr gefällten Spruch der Biſchöffe zu erfüllen, immer unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man ſeinen Sohn ausliefere. Dieſe Urkunde befindet ſich im geh. Archiv unter der Nummer 461 und lautet wie folgt:

Ego Suantopolchus dei gratia dux pomeranie notum facio et testificor uniuersis presentes litteras inspecturis quod ego tactis sacrosanctis evangeliis presentibus venerabilibus patribus W. Caminch. et M. Cujavien. epiſ. in presentia venerabilis viri Iacobi Archidiaconi Leodiensis domini pape capellani ac ejusdem in polonia-pruscia et pomerania uices gerentis, juraui quod arbitrium prolatum a venerabilibus patribus F. archiepiscopo Gnesnensi et H. episcopo Cholmensi, et eorundem sigillis roboratum, super discordiis que uertebantur inter me ex una parte et Magistrum et fratres beate Marie domus Theutonicorum in Pruscia ex altera, in perpetuum obseruabo postquam filius meus ab eis fuerit michi libere restitutus. Iuraui etiam quod de cetero per me uel per alium tacite uel expresse publice uel occulte guerram uel bellum uel aliud malum contra dictos fratres non mouebo uel procurabo, sed si malum illorum sciuero illud pro posse impediam uel eis significabo, ut sibi ualeant precauere. Item bonam pacem et integram eis de cetero seruabo de omnibus quo usque ad hanc diem inter me et ipsos quomodo libet contigerunt. Excepit tamen dominus Vice Magister et protestatus est, quod si ego non exhibuero justitiam per judicium competens uel amicabilem compositionem nobilibus uiris Kazimiro duci Cuiavie et primuzloni et Boleslao ducibus polonie et duci Samborio fratri meo, licebit eisdem fratribus contra me sine sui lesione juramenti prefatos duces adiuuare. In cuius rei testimonium dicti episcopi Caminensis et Cujauiensis ac idem dictus Archidiaconus rogati a me presentes litteras sigillorum suorum munimine roborarunt. Actum in insula fabri fer. quarta post natiuitatem beate Marie uirginis. Anno domini M.C.C.XLVIII.

Vermuthlich brauchte man einige Monate Zeit, um den Prinzen Meſtwin herbeyzuſchaffen, weswegen, bis zum völligen Abſchluß des Friedens einſtweilen dieſes Verſprechen dem Herzog abgenommen wurde. Die päpſtliche Beſtätigung iſt im geh. Archiv n. 822. Ebendaſelbſt unter dem Buchſtaben g iſt auch eine Bulle an die Biſchöffe von Camin, Lubeck und Culm, welche beweiſt, daß der Herzog ſelbſt einen Ausſpruch zu Rom geſucht, denn es heißt darin: die Bevollmächtigten des Herzogs von Pommern und des Ordens hätten ſich vor dem Papſte geſtellt, um ihren Proceß zu führen; da aber die Beweiſe in dieſer Entfernung ſchwer beyzubringen wären, ſo werde, zur Erleichterung der Parteyen, und mit beyder Bewilligung jenen Biſchöffen aufgetragen, die Sache zu ſchlichten. Anno V. pontif.

Daß Swantopolk 1251 am 7ten December dem Orden für 150 Mark die Inſel Santhir abtrat, zeigt eine Urkunde des geheimen Archivs unter dem Zeichen C. Eben daſelbſt n. 288. ein Bekenntniß Sambors vom 6ten März, 1254, daß ihm der Orden die Inſel Zanthyr geſchenkt, deren Gränzen genau beſtimmt werden. Die polniſchen Einwohner daſelbſt ſollen ſich des polniſchen Rechtes,. die Deutſchen

ſchen des deutſchen Rechtes bedienen. Der Herzog nimmt die Inſel vom Orden zur Lehn, und verſpricht, in recognitionem dominii jährlich zwey weiſſe mit einem Kreuz bezeichnete Schilde, wie der Orden ſie zu tragen pflege. Die erworbene Zollfreyheit der Culmer iſt aus der von Baczko gelieferten Beylage V. zum 3ten Buche zu erſehen, welche auch abſchriftlich in dem alten Buche des geheimen Archivs befindlich, betitelt: Ellen, Hubenmaß u. ſ. w.

Der letzte Friede vom Jahr 1253 befindet ſich im Original und Tranſſumpt, unter n. 40. und n. 796. des geheimen Archivs, und iſt abgedruckt in Act. Boruss. t. II. p. 724 u. ſ. Die zu Breslau geſchehene Beſtätigung des Friedens durch den Legaten Opizo im geheimen Archiv n. 344. (Siehe auch Bzovius p. 539.) Ich habe eben daſelbſt noch eine andere Urkunde unter dem Buchſtaben n vom 8ten Juny 1256 gefunden, welche beweiſt, daß auch noch damals neue kriegeriſche Vorfälle Statt gefunden hatten; denn ein gewiſſer Berthogus Gardianus fratrum minorum zu Thorn bezeugt: daß der Archiepiscopus Leodiensis zwiſchen Swantopolk, Sambor und dem Orden Frieden geſtiftet, der Erſtere jedoch, ſeiner Seligkeit uneingedenk, mit den Heiden ſich vereinigt, troß ſeines auf das Sakrament geleiſteten Eides, ins Land gefallen, viele Gefangene weggeführt, einen groſſen Theil Pomeſaniens durch Feuer verwüſtet habe u. ſ. w. Da alle Geſchichtſchreiber von dieſen Begebenheiten gänzlich ſchweigen, ſo habe ich dieſelben auch nur dunkel andeuten können. Mir ſcheint, dieß letzte Mal habe der Herzog Caſimir von Cujavien gemeinſchaftliche Sache mit Swantopolk gemacht, denn ich finde im geheimen Archiv n. 971. einen Frieden zwiſchen Caſimir und dem Orden vom Jahr 1252, in welchem der Herzog erklärt, er ſey dulcedine verborum

rum Theodorici de Grüningen dazu bewogen worden. Der Friede handelt übrigens von Wegen und Zöllen, und ſetzt Geldbußen für Todſchlag feſt, aus welchem der damalige Menſchenwerth erhellt. Einen miles, oder ſonſt eine bedeutende Perſon, konnte man für 30 Mark Silbers ermorden; ein simplex miles koſtete 15 Mark und jeder Andere nur 6 Mark.

Man nennt gewöhnlich noch einen dritten Bruder Swantopolk, Warzisloff. Ich habe in keiner Urkunde ſeiner erwähnt gefunden.

Zum dreyzehnten Kapitel.

Die Hoch- und Landmeiſter jener Zeit. Verhältniſſe mit Lübeck.

Das Geſchlechtsregiſter Heinrichs von Hohenlohe liefert Rittershuſen. Es erhellt aus demſelben, daß Heinrich mit Kaiſer Conrad dem Saliſchen, Kaiſer Friedrich Rothbart, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und anderen großen Fürſten verwandt war. Der Orden zählte mehrere wohlthätige Glieder aus dieſer Familie. Heinrichs Leben ſteht in den preußiſchen Sammlungen B. II. S. 196. Das Verzeichniß der von Heinrich noch vorhandenen Urkunden haben Herr von Baczko in der XXVIII. Beylage zum zweyten Buche, und die hist. de l'O. T. t. I. p. 355. geliefert. Man ſehe auch Memoria Heinrici de Hohenlohe vom Conrector Hoffmann in Elbingen, und Wibels Cod. dipl. Hohenloh. Ueber die zwieſpaltige Ordenswahl kann Pauli p. 77 nachgeleſen werden. Simon Grunau erzählt: bey Erwählung Ludwigs de

Queden haben ſich die Prieſterbrüder parteyiſch und eigenſinnig bewieſen, und wären darum hinfort zu den Wahlen nicht zugelaſſen worden. (Tr. V. C. II.). 26 Jahre lang habe das Schisma im Orden gedauert, bis endlich auf päpſtlichen Befehl ein Generalcapitel gehalten worden. In demſelben ſollte Heinrich die Hälfte der Stimmen haben, wo nicht, ſeinem Nebenbuhler weichen. Darauf ſey er Comthur zu Mergentheim, und erſt im hohen Alter aufs neue zum Meiſter gewählt worden. Der Ungrund dieſer Sage wird weiter unten erwieſen werden. Daß die angebliche Urkunde von Urenbach falſch iſt, hat die hist. de l'O. T. t. I. p. 357 u. f. bewieſen. Auf der Schloßbibliothek zu Königsberg befinden ſich die Ordensgeſetze in altfranzöſiſcher Sprache, woraus wahrſcheinlich wird, daß viele Franzoſen in den Orden aufgenommen wurden, und daß ſie es waren, die Spaltungen erregten.

Von der neuen Zierde im Ordenswapen ſchreiben die Hochmeiſterchronik und mehrere, unter andern **Paul Polonus** mit den angeführten Worten. Nur irrt der Letztere, wenn er im Vorbeygehen anmerkt, Papſt Coleſtin habe dem Orden das erſte Wapen verliehen. — Die polniſchen Schriftſteller behaupten, Herzog Conrad von der Maſau habe dem Orden durch ein Teſtament alle ſeine Beſitzungen hinterlaſſen, und führen ſogar deſſen Worte an. Doch dieſe ſind aus der Bulle Innocenz IV. abgeſchrieben, und ſchon Lucas David zeigt den Ungrund der Fabel.

Von dem bisher völlig unbekannten Hochmeiſter **Gonther** iſt **Bachem** in der Vorrede zu ſeiner Chronologie der Hochmeiſter nachzuleſen. Man weiß, aus dem Liber Anniversorum von dieſem **Gonther** weiter nichts, als daß er der achte Meiſter geweſen und am 4ten May geſtorben. Aus eben dieſer Quelle hat man erfahren, daß Poppo von Oſterna ein Graf von Wertheim war. Heinrich von Wida wird gewöhnlich nach dieſem Poppo 1247 geſetzt; allein er war ſchon vorher einmal Landmeiſter, vermuthlich während Poppo's Kriegszug gegen die Tataren; dieſes beweiſe ich aus einer von mir aufgefundenen Urkunde des geheimen Archivs. Hier folgt zuerſt diejenige, gleichfalls dort unter n. 935. befindliche Urkunde, welche die Expedition der Lübecker nach Samland beweiſt. Dieſe Thatſache, ſo wichtig ſie auch war, war ganz aus der Geſchichte verſchwunden. Hätte Biſchoff Chriſtian ſo lange gelebt, ſo hätte er ohne Zweifel ſie auch erzählt, und dann würde man ſie geradezu für ein Mährchen erklärt haben, weil Peter von Dusburg nichts davon weiß. Hieraus ſieht man alſo, wie manches in Preußen geſchehen iſt, wovon der viel zu hoch geprieſene Peter nichts wußte oder wiſſen wollte.

Die vom Vogt, dem Rath und der Gemeinde zu Lübeck ausgeſtellte, mit dem unverſehrten Stadtſiegel verſehene Urkunde lautet alſo:

Vniuersis Xti fidelibus tam presentibus quam futuris ad quos presens scriptum peruenit Advocatus, Consules et commune civitatis Lubicensis in salutis auctore gaudium cum salute. Licet tanta sit paganorum et gentis incredule insania ut probrosum et ignominiosum reputent sponte dominum sequi etc. Nam quidam ex fratribus domus theutonice in Livonia et quidam iuuenes Lubicenses strennui viribus et potentes tamquam diuine uoluntatis executores se ad terram Samlandie transtulerunt et manu domini cum ipsis et pro ipsis pugnante paganos

ibidem invaserunt et in pugnacione ipsorum paganorum bonitas divina clementia favente usque adeo profecerunt quod meliores et pociores terre Samlandie captivos et vinctos Lubeke perduxerunt ubi per tempus aliquod commorantes et aduertentes quod cum sine suo et sue gentis opprobrio conuerti possent ad religionem fidei Xtiane Tunc de consilio fratris Th. de Groninge magistri domus theutonicorum in Lyuonia baptizari cum instanti deuotione pecierunt et bonam uoluntatem quam in eis inuenit uerbis et factis et omni quam excogitare potuit dulcedine confirmavit et sic cum ......nitate debita omnes captivos ad fidem suscipiendam voluntarios et paratos coram pluribus millibus hominum in ecclesia beate virginis in Lubek ad baptisimi lauacrum recipi procuravit Concedens maioribus et pocioribus ipsorum vt hereditates et possessiones suas prius habitas sine census solucione tam ipsi quam heredes ipsorum in perpetuum libere possiderent Et nichilominus in terris et uillis magna maioribus eorum feodalia iura concessit vt eo libentius iugum domini in se portarent et alios ad societatem fidei quam adsumpserant affectuosius et effectuosius inuitarent. Hec. n. sunt pernicie gencium de terra Samlandie que inuito fuerant magnis beneficiis honorande. Speramus enim quod fidem receptam ad honorem dei et sancte ecclesie utiliter seruabunt ad quod Magistro T. et fratribus suis se coram nobis datis obsidibus obligarunt. Hoc ideo scripsimus ut per hanc scripturam autenticam fides memorie hominum imprimatur et asserenti contrarium non credatur. Praeter multa testimonia hominum testes huius sunt frater Hermannus subprior frater Nicolaus lector frat. Wedekinus de ordine fratrum praedicatorum frat. Gylbertus custos et socius suus de ordine fratrum minorum. Ne rei ueritas in posterum in dubium possit uenire sigillis nostris praesentem paginam necessarium duxerimus communire. Datum Lubek anno M.CCXLVj. pridie Idus octobris.

Die zweyte, ſehr merkwürdige Urkunde iſt der angeführte ſchiedsrichterliche Ausſpruch. (Geh. Archiv n. 540.) Er lautet alſo:

Vniuersis Xti fidelibus hanc paginam inspecturis. Frater H. (Henricus) de ordine predicatorum. Episcopus Culmensis Salutem in nomine Iesu Xti. Vestre notum esse cupimus uniuersitati quod super causa que vertebatur inter dilectos Magistrum summum et fratres domus Theutonic. in pruscia ex vna parte et Henricum Stureman et Tanqvardum plenos procuratores ciuium suorum qui Lubecenses uocantur nomine suo et ipsorum conciuium suorum ex altera de libera ciuitate ipsis ciuibus edificanda et de quibusdam terris scilicet tercia parte Sambie et Widlandie et quadam parte Warmie et quibusdam aliis que predicti ciues ex priuilegio eis collato a fratre H. de Wida tunc Mgtro pruscie eis deberi dicebant. Predictis Magistro et fratribus e contrario asserentibus quod in eis nichil iuris habere deberent quia ut priuilegium dicere videbatur non exstante conditione de seruitio ad quod se adstrinxerant in potestate magistri et fratrum fuit totum pactum in irritum reuocare. Vnanimiter partes in septem arbitros videlicet nos et fratrem Popponem magistrum pruscie Vlricum de Dorne fratres domus Theutonicorum et Hildebrandum Scultetum Thuroniensem. Fratrem Albertum ordinis minorum fratrum de domo Thuroniensi Arnoldum militem de muchele et Henricum Vstehuove ciues Elbingenses totam causam decretandi potestatem plenariam contulerunt hac condicione adiecta vt si alij arbitri concordare non possent nostram qui ab utraque parte tanquam medius ac mediator fueramus electi omnes sequi sententiam tenerentur. Nos igitur quamuis coarbitri nostri concordare non possent tamen ipsorum instantiis proinstructi viam vt coram deo discernere potuimus meliorem tenentes inter supradictas partes in nomine patris et filii et spiritus sancti taliter arbitramur. Magister et fratres ciuitatem edificabunt in portu Lipce que per omnia regetur iuribus et statutis que sunt recta in Culmiensi ciuitate exceptis siqua sunt contra deum. Ad hanc autem ciuitatem edificandam supradictam ciues iuuabunt omnes cum equis faleratis et in nauibus et in aliis quantum possunt et quilibet eorum ibi aream accipiet que contigerit ipsorum sorte. Magister uero et fratres castrum in eadem construent ciuitate in loco quem ad hoc viderint competentem. Habebunt etiam ciues sepedicti medietatem unius tercie partis Sambie que fratres contingit, quam fratribus diuidentibus elegerint ipsi ciues et in Warmia mansos duo milia et quingentos a Cemptenbece contra Lipzam mensurandos in litore in vna parte et in altera contra Natangiam donec in ipsa Warmia contiguo ipsorum mansorum numerus impleatur. Praedicta bona habebunt cum omni vtilitate quam fratres in terris adjacentibus obtinebunt et antedictos Warmie mansos fratres Episcopo si ei cesserint et necesse fuerit recompensare debebunt. Hec enim omnia secundum jura statuta terre Culmensis. Nisi sint aliqua que iudicio bonorum et sapientum uirorum sine peccato seruari non possint excepto quod ad minus decem mansos et decimas septem marcas annuatim valentes quia ibi liberos agros non habent fratres dare tenebuntur. Parrochiali ecclesie in villis ad minus centum mansorum vbi communes arbitri elegerint construende. Fratribus vero unam mensuram tritici et aliam siliginis de quolibet aratro et vnam mensuram tritici de vnco dabunt qualis nunc datur Episcopo per terram Culmensem in bonis suis omnibus antedictis. Ipsis etiam ciuibus usque Widlandesort piscari licebit. Preterea castrum Lemptenbece quod in sorte fratrum manebit ipsis ciuibus aedificare permittent fratres quando et quali modo communes arbitri viderint expedire. quod ipsis fratribus restituetur ante quam ciuitatis edificatio inchoetur. Interiora tamen edificia deducere ipsis ciuibus erit saluum nec in castrum nec in ciuitatem nec in aliqua bona sua ullum inducent magistro pruscie secundum iudicium bonorum virorum rationabiliter suspectum quod nociuus terre et fratribus sit futurus Interea isti nouem subscripti Wernerus de Quedlingenborch, Arnoldus de Calue, Burchardus, Iohannes Flemingus, Eilemannus de Lunenborch, Sineto de Lunenborch, Hartwicus, Henricus de Beckenheim, et Henricus de Louenborch qui fratrum se gratie commiserunt optionem habebunt an de predictis suam uelint accipere porcionem siquis eorum non acceperit fratribus ipsorum porcio vacabit in continenti. Alios qui accesserunt in locum istorum fratres infeodent sicut ipsi iudicio bonorum uirorum destinuerant et in futuro poterint destinire. Quilibet autem horum ciuium sic infeodatorum semper paratus erit ad seruiendum domui per omnes terras prussie in dextrario falerato, taxando bonorum hominum iudicio et in plenis armis excepto quod ex nunc usque ad edificandam ciuitatem sepius antedictam uel si edificatio protrahetur medietas eorum cum leuibus armis que platgescerre dicuntur seruiet ad tres annos, quod inter se alternando disponant dum non ante proximum pentecosten fratribus se exhibeant omnes modo debito expeditos et etiam si postea alternabunt has uices de armis plenis et leuibus hoc faciant coram fratribus vt sciant a quibus qualia debeant seruitia expectare. quia quicunquis neglexerit se ad debitum seruitium presentare paratum cum a fratribus fuerit requisitus ex tunc semper post mensem soluet tres marcas et si idem infra annum predictam penam soluturus se non presentauerit et deinceps modo debito seruiturus porcio omnium bonorum ipsius de immobilibus domui tota vacet, preter curiam quam habebat in ciuitate. Quando autem et qualiter debeant ad bellum procedere fratrum discretioni relinquent. Ceterum huius arbitrii transgressores ex toto in duobus millibus marcarum parti alteri condempnantes illud precipimus auctoritate nobis a partibus collata, inviolabiliter obseruari. Nos itaque Henricus Stureman et Tanquardus pleni procuratores conciuium nostrorum nomine nostro et ipsorum hoc arbitum (sic) grato recipientes assensu ipsum nos ratum ac firmum in

perpetuum seruaturos presenti subscriptione et quia sigillum proprium non habuimus sigilli ciuitatis Thuroniensis appensione spondemus et profitemur. Testes horum sunt hii, Poppo Magister pruscie, Vlricus de Durne, Gunterus de Winricsleue, Arnoldus pica, fratres de domo Theutonicorum. Godofridus Scultetus Elbingensis, Hildebrandus Scultetus Thuroniensis, Reineto Scultetus Culmensis, Walterus Magistri notarius et quamplures alii fide digni. Datum Thorun Anno Domini MCCxlvj. Vj Idus Martij pontificatus Dni Innocentij papae quarti anno tercio.

Wo lag der Haſen Lipce? — In einer von Hartknoch, hinter Dusburg, angeführten Urkunde p. 478. wird der Pregel Lipsa genannt. In einer andern, in den Act. Boruss. T. II. p. 615. heißt wiederum der Pregel Lybza. Doch nirgend wird von einem Haſen Lipce geſprochen. In einer Urkunde des geh. Archivs n. 57 vom Jahr 1394 verkauft ein gewiſſer Woberskow das Dorf Lypze an den Vogt zu Schievelbein, mit der Gerechtigkeit über Hals und Hand. Das iſt Alles was ich davon habe finden können.

Die Wichtigkeit der den Lübeckern zugeſtandenen Ländereyen und Vergünſtigungen, beweiſt die Wichtigkeit ihrer geleiſteten Dienſte. Und dennoch findet ſich keine Spur weiter von dem Allen. Ich habe mich verſchiedene Male nach Lübeck gewandt, um aus dem dortigen Archiv vielleicht Aufklärung über dieſes Räthſel zu erhalten, aber man iſt nicht ſo gütig geweſen, Ruckſicht auf meine Bitten zu nehmen. Uebrigens erhellt aus den Worten der Urkunde: a fratre H. de Wida tunc Mgtro Pruscie, daß dieſer Wida ſchon vor 1246 einmal Landmeiſter geweſen. — Peppo von Oſterna's Leben ſteht in der Einleitung zu Pauli's Geſchichte von Schleſien, im Anhang, wie auch im Hamburger Magazin B. 24. S. 318.

Eine von den Zwiſtigkeiten, auf die ich am Schluß des Kapitels angeſpielt, entſpann ſich mit großer Heftigkeit zwiſchen Dietrich von Grüningen und Albert, Erzbiſchoff von Preußen, Lief- und Ehſtland. Aus einer Urkunde des geheimen Archivs n. 1071 vom Jahr 1249 geht hervor, daß damals dieſer Streit in Lübeck entſchieden werden ſollte. Sie enthält nämlich ein Zeugniß des Vogts und Raths zu Lübeck, daß ein Tag daſelbſt aufgenommen worden und Dietrich von Grüningen, qui praeceptor est in Prussia, wirklich erſchienen ſey, obgleich ihm andere ſehr wichtige Geſchäffte vom Papſt aufgetragen worden (vergleiche Pauli p. 88.); allein der Erzbiſchoff A. ad alia negocia se transtulerat, nec de aduentu suo in termino predicto spes haberi poterat. Da habe Grüningen abreiſen wollen, ſey aber von geiſtlichen und weltlichen ehrbaren Leuten ſehr gebeten worden, noch eine Woche zu verziehen. Er ſey geblieben, während man Boten an den Erzbiſchoff geſandt (der alſo nicht weit von Lübeck war), allein vergebens. Da habe Dietrich dieß öffentliche Zeugniß verlangt, daß er ſich zum Vergleich eingefunden.

Bekanntlich ſchlichtete erſt ſpäter der Papſt ſelbſt dieſen Streit (Act. Boruss. T. II. p. 623 und Arndt p. 49.), deſſen muthmaßlicher Gegenſtand weiter unten wird berührt werden. Hier iſt nur noch zu bemerken, daß in der angeführten Urkunde der Name des Erzbiſchoffs durch den Buchſtaben A. bezeichnet wird, daß alſo nicht der Biſchoff Heydenreich von Culm darunter zu verſtehen (wie die Act. Boruss. irrig annehmen) ſondern Albert, vormals Biſchoff von Lübeck, nachmals Erzbiſchoff in Riga. Auch Herr von Baczko hat bereits aus einer Urkunde (Beylage XXVII zum zweyten Buche) erwieſen, daß dieſer Albert mit Heydenreich iſt verwechſelt worden.

Zum vierzehnten Kapitel.

Die Geiſtlichkeit in Preußen.

Braun de episcopatibus Prussiae (Handſchrift) bezweifelt gänzlich die geſchehene Eintheilung in Bisthümer. Dusburg erzählt ſie; nach ihm Sarnicius. Die Hochmeiſterchronik und andere mehr wiſſen nichts davon. Grunau und Henneberger erwähnen ihrer blos im Vorbeygehen. Dlugoß Anno 1242 ſpricht ganz kurz von drey Bisthümern, weil er das Culmiſche, als ſchon errichtet, wegläßt. Cromer, im achten Buche, ſchreibt den Dlugoß wie gewöhnlich aus. Treterus iſt der Erſte, der von den Ländereyen redet, welche der Legat den Bisthümern zugetheilt. Außer dem Beſitz dieſes Drittels von ganz Preußen, ſollten auch die Biſchöfe von ihren Kapiteln frey gewählt werden, und Niemanden unterworfen ſeyn als dem Papſte. Dann lieferte Hartknoch, aus dem Manuſcript eines Ungenannten: fundatio, jura, privilegia et libertates ecclesiae Varmiensis, eine Urkunde Carls IV. von 1357, ferner das Decret des Legaten ſelbſt von 1243, die päpſtliche Beſtätigung von demſelben Jahre, und eine Bulle Innocenz IV. an den Biſchoff von Preußen, um die getroffene Theilung bey Kraft zu erhalten.

Braun, p. 189 l. c. hält dies Alles für Pfaffentrug, und meint, der Legat habe nur die Pflichten der Seelſorge eingetheilt; der einzige Zeuge Treterus, der 1590 geſchrieben, könne nicht gelten; die von Hartknoch gelieferten Urkunden wären ungewiſſen Urſprunges, erſtens, weil kein alter Schriftſteller von einer Theilung von Ländern rede, aus welchen erſt noch 40 Jahre lang die Heiden verjagt werden mußten. Auch Dusburg erwähne blos der Theilung in Diöceſen, nicht in Länder. (Ein abermaliger Beweis von dieſes Dusburgs Unwiſſenheit oder böſem Willen.) Zweytens: Der Legat ſey vom Orden blos erbeten worden zur Hülfe gegen Swantepolk und die Heiden, nicht aber um Länder zu theilen, die, gerade zu der Zeit, faſt alle wieder im Beſitz der Heiden waren. Drittens: es ſey doch wohl die Einwilligung des Ordens dazu erforderlich geweſen, davon ſtehe aber nichts in dem Decret des Legaten. Viertens: ein Transſumpt der Haupturkunde ſey erſt nach hundert Jahren zum Vorſchein gekommen, da der ermländiſche Biſchoff gerade mit dem Hochmeiſter Winrich von Kniprode wegen ſeiner Beſitzungen in heftigem Streit geweſen. Die Beſtätigung des Kaiſers, eines offenbaren Ordensfeindes, ſey damals erkauft worden. Die Päpſte, Innocenz den IV. und Urban den V., habe der Biſchoff ſtets gegen den Orden gehetzt. Man wiſſe ja aus Cromer L. XI. p. 191 daß auch Bonifaz IX. mit 15000 Goldgulden bey einer andern Gelegenheit beſtochen worden. Fünftens: Cromer ſelbſt ſey Biſchoff von Ermeland und ein eifriger Vertheidiger ſeiner Rechte geweſen, dennoch erwähne er blos der Eintheilung in Diöceſen, nicht der Ländertheilung; und aus ihm laſſe ſich ſchließen, daß die Dotation der Bisthümer allein der Freygebigkeit des Ordens ſey überlaſſen worden. Winrich von

Kniprode habe ja ſelbſt dem Biſchoff vorgeworfen: ihr führt ein übermüthiges Leben in den Gütern, die der Orden mit ſeinem Blute erworben und euch verliehen hat, damit ihr Gott dienen ſollt. (Treter. p. 17). Sechſtens: das Decret ſey nie in Erfüllung geſetzt, auch deſſen Erfüllung Jahrhunderte lang nie von einem Biſchoff gefordert worden. Warum denn der Biſchoff von Pomeſanien kaum den achten Theil ſeiner Diöces beſeſſen und geſchwiegen habe? (daß er nicht mehr gehabt, erhelle aus dem ewigen Frieden von 1466). Der Biſchoff von Samland habe ſogar kaum den zwanzigſten Theil beſeſſen, wie aus demſelben Frieden zu erſehen. Selbſt Ermeland, das reichſte Biſthum, höchſtens ein Fünftel. Siebentens: die Urkunden haben die Jahrzahl 1243, Treter hingegen 1241. Das erſte wäre allerdings richtiger, denn Innocenz IV. wurde erſt 1243 erwählt. Treter läßt die Theilung in einem Synodus der Biſchöffe und Prälaten zu Thorn geſchehen, die Urkunden hingegen zu Anagnia ausfertigen. Warum hätte denn aber der Legat ſein Decret nicht auf der Stelle in Preußen ausgefertigt? und warum wäre es erſt hundert Jahr nachher aus den päpſtlichen Regiſtern tranſſumirt, einem zankſüchtigen Biſchoff ausgeliefert worden? — Ferner ſpreche Treter von dem Recht der freyen Wahl, und der Ausnahme von aller andern Gerichtsbarkeit, außer der des Papſtes. Davon ſtehe aber nichts, weder in der Urkunde des Legaten noch in der päpſtlichen Beſtätigung, ſey auch ganz der Geſchichte zuwider, indem alle preußiſche Biſchöffe in secularibus dem Orden unterworfen, Obedientiam ſchuldig geweſen, consilio assistentiam, in bello auxilia pro portione terrarum suarum. Biſchoff Johann II. ſey freylich zum Reichsfürſten erhoben, und von fremder Gerichtsbarkeit ausgenommen worden; allein theils habe der Orden ſtets dagegen proteſtirt, theils ſey dieſe ſpäte Ausnahme ja gar nicht nöthig geweſen, wenn, nach Treters Behauptung, ſie ſchon 1241 verwilligt worden. Die Biſchöffe mußten im Kriege ihre Contingente ſtellen (z. B. in der Tannebergiſchen Schlacht) und als der Hochmeiſter im ewigen Frieden ſein Recht auf Ermeland abgetreten, habe er ſich der Ausdrücke bedient: quem in ditione, protectione et subjectione habuimus. Endlich habe auch kein anderer Biſchoff jemals mit dem Orden über ſeine Beſitzungen geſtritten, außer dem von Ermeland, nachdem er durch Reichthum übermüthig geworden, denn ſein Biſthum trug, ungefähr um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, jährlich 62000 Mark ein, die Mark zu zwey ungariſchen Gulden gerechnet.

So weit **Braun**. Allerdings ſcheinen manche ſeiner Gründe wichtig, und würden vielleicht, ohne Urkunden, ſchwer zu widerlegen ſeyn. Aber das geheime Archiv iſt reich an hieher gehörigen Beweiſen. Schon aus Papſt Gregors Epiſteln (ep. 143 und 168) hätte **Braun** ſolche ſchöpfen mögen. Das Original der Theilung befindet ſich im geheimen Archiv n. 1066 und ein Tranſſumpt derſelben n. 159. ebendaſelbſt. Des Papſtes Beſtätigung ebendaſelbſt n. 41.

In den Privilegiis Capituli Pomesaniensis (ebendaſ. auf Pergament geſchrieben) kommt folgende Urkunde vor, welche beweiſt, daß die Theilung zwar erſt ſieben Jahre nachher, aber doch wirklich vollzogen worden.

Frater Ludewicus preceptor domus sancte Marie Teutonicorum in pruscia et frater Heynricus Stango Commendator et fratrum uniuersitas de Cristburg. Uniuersis Cristi fidelibus hanc litteram inspecturis salutem in domino. Nouerint tam presentes quam futuri, quod venerabilis pater frater Arnestus de ordine predicatorum primus episcopus pomesaniensis de bona uoluntate sua et de matura deliberatione sicut in suis litteris continetur, elegit illam tertiam partem in qua est Resia et Presla et insula Sancte Marie et bona hospitalis nostri que ei dedimus secundum distincionem que in suis et nostris litteris continetur, pro sufficienti tertia parte sua que ipsum ex diuisione nostra facta contingit secundum que dominus apostolicus ordinauit. In hujus rei testimonium presentem litteram sigilli nostri appensione duximus roborandam. Acta sunt hec in Cristburg anno incarnationis domini M. C. C. quinquagesimo. Quartodecimo Kli. April. Dat. eodem die et loco.

(Im Vorbeygehen bemerke ich, daß ſchon 1250 ein Ludwig — nicht mehr Heinrich von Wida — Landmeiſter war, wornach Bachem p. 17. zu berichtigen.)

Aus einer andern Urkunde von 1255 (n. 1006) erfahren wir, daß derſelbe Biſchoff freywillig das ihm zukommende Drittel wiederum vertauſchte, und zwar beſaß er vorher dasjenige, in welchem Chriſtburg lag, nun aber wählte er, aus Furcht vor den Heiden, das Gebiet der Insulae Mariae (Marienwerder.). (Siehe auch Cod. Pom. n. 256.). Ferner gehört hieher die Urkunde im Cod. Pom. n. 257. wo auch der erſte Biſchoff von Ermeland beſchreibt, welches Drittel er gewählt.

Aus Alle dem erhellt zur Genüge, daß das Factum ſeine völlige Richtigkeit hat. Ein Verſuch der Löſung von Brauns Zweifeln würde mich zu weit führen.

Von des Legaten Wilhelm Vollmacht iſt Raynaldus p. 549 und 551 nachzuleſen. Im Jahr 1248 war er in Schweden, wie aus den Vorſchriften erhellt, welche er der Geiſtlichkeit in der Dioeces von Linköping gegeben. (Acta litteraria Sueciae p. 197.).

Ueber den Zwiſt mit Biſchoff Albert (eine Citation des Papſtes ſteht in Act. Boruss. T. II. p. 623.) finden ſich im geheimen Archiv, außer den bereits angeführten, noch folgende Urkunden: Eine Bulle Innocenz IV. an den Ciſtercienſer Abt de Buch unter dem Zeichen B. C. (Iſt bekannt.) Eine Bulle an denſelben, gleiches Inhalts (n. 748) in welcher der Papſt auch noch befiehlt, daß, wenn der Erzbiſchoff etwa den Orden in den Bann gethan habe, es ungültig ſeyn ſolle.

Eine Bulle deſſelben Papſtes in dem Privilegienbuche von 1247, welche hieher zu gehören ſcheint. Innocenz ſagt: Der Meiſter Theodoricus und die Brüder hätten geklagt, daß ſie von den Geiſtlichen verhindert würden an der Ausübung des Privilegiums ut redemptiones votorum cruce signatorum Alemannie in subsidium Prussie et Livonie recipere possint.

Den auf der Schloßbibliothek befindlichen Vertrag mit dem Erzbiſchoff von 1249 (Membran. sign. F. S. K. fasc. I. n. 1.) hat Herr von Baczko geliefert, Beylage XXVII zum zweyten Buche. Hingegen mache ich hier zum Erſtenmale den Ausſpruch von 1251 bekannt, der ſich im geheimen Archiv n. 960 befindet; die päpſtliche Beſtätigung deſſelben n. 604 ebendaſelbſt.

Petrus miseratione divina Albanensis et Guilielmus Sabinensis Episcopi et Iohannes eadem gratia tituli Sancti Laurentii in Lucina presbyter

ter cardinalis. Vniuersis Christi fidelibus praesentem paginam inspecturis salutem in nomine Ies. Xti. Nouerit uniuersitas vestra quod inter venerabilem patrem Albertum Archiepiscopum Liuonie et Pruscie ac dilectos nobis in Xto. Th. Magistrum et fratres hospitalis sancte Marie Theutonicorum in Pruscia et Curonia mediantibus nobis super diversis articulis quaestionum et vitium in hunc modum amicabilis compositio intervenit. Primo quidem quod omnes iniurias et dampna illata Archiepiscopo et suae familiae a fratribus et e converso ipsi pro se et suis familiis sibi ex corde puro ad invicem penitus remiserunt. Et idem Archiepiscopus permittet fratres ipsos redemptiones votorum libere accipere sicut hactenus perceperunt et sicut eis per literas apostolicas et indultum et ipse Archiepiscopus in quibuscunque potuerit praedicando et consulendo crucis et fidei negotium quod per eosdem fratres in partibus illis agitur diligenter et fideliter promovebit. nec impugnabit de cetero aut per aliquem impugnari faciet privilegia et libertates fratribus ab apostolica sede concessa. sed eos libere absque contradictione illis uti permittet omnia ea rata habendo quaecunque per venerabilem patrem Wilhelmum Sabinensem quondam Mutinensem Episcopum tunc in supradictis partibus apostolicae sedis legatum per interpretationem vel quocunque alio modo ordinata existunt. Consentit etiam et expresse ratum habet ac semper habebit idem Archiepiscopus, quod praedicti fratres duas partes terrarum cum decimis habeant in partibus Prusciae et Curoniae. Similiter facient fratres de gratiis et indulgentiis ab apostolica sede concessis eidem Archiepiscopo extra Curoniam et Prusciam qui iurisdictionem Archiepiscopalem per totam suam provinciam libere exercebit, nec idem Archiepiscopus procurabit aliquod malum fratrum ipsorum per se vel per alios litteris opere vel sermone nec unquam cum aliquo vel aliquibus christianis vel paganis societatem contrahet vel amicitiam contra fratres eosdem. Saepedicti autem fratres memoratum Archiepiscopum sicut convenit et justum fuerit, honorabunt nec contra iustitiam fouebunt excommunicatos et denunciatos ab ipso, sed vitabunt eos sicut de iure fuerit faciendum. Praeterea si pagani alicuius terrae ad fidem converti voluerint, idem Archiepiscopus cum Episcopis et fratribus supradictis eos comiter et benigne suscipient sub conditionibus tollerabilibus et honestis in quorum receptione si copia praedicti archiepiscopi haberi non possit fratres loco ipsius aliquem de suffraganeis ejus assumant, qui cum ipsis fratribus negotium prosequantur. Saluis tamen in omnibus supradictis privilegiis et indulgentiis ipsis fratribus ab apostolica sede concessis. Pro his aut omnibus fideliter adimplendis et in perpetuum firmiter observandis partes hinc inde in praesentia nostra se fide praestita corporaliter adstrinxerunt. In cujus rei testimonium et perpetuam firmitatem praesens scriptum sigillorum nostrorum munimine cum sigillis partium fecimus roborari. Actum Lugduni Anno dmni Millesimo C C Quinquagesimo primo VII Kal. Mart. Pontif. dni Innocentii Papae quarti anno octavo.

Daß der erſte Biſchoff von Ermeland dem Orden ſeine Rechte in Preußen übertragen, beweiſt folgende Urkunde des geheimen Archivs unter dem Zeichen 4.

Nos Frater A. Dei gratia Warmiensis episcopus per presens scriptum notum esse volumus uniuersis Xti fidelibus quod nos fratri H. Magistro domus theuton. per pruciam vices nostras comisimus sub tali forma quod quicquid cum hominibus nostris prutenis scilicet pro utilitate in pace reformanda culpas ignoscendo libertates quibusdam largiendo ordinauerint ratum et firmum haberi et inviolabiliter permittimus observare et super hoc presentem litteram karactere nostri Sigilli eidem contulimus roboratam Datum in torun Anno Dom. M. C. C. LXI. mense Marcio.

Von dem Biſchoff von Samland finde ich (n. 18 des geheimen Archivs) folgende Urkunde, in der manches merkwürdige vorkommt:

Frater Heinricus Dei gr̃a Sambiensis Episcopus Vniuersis presentes litteras inspecturis S. I. in Dno I. Chr. Notum facimus quod Nos a Preceptore et fratribus hospitalis Ste Mar. dom. Theut. in Pruscia centum Marcas pro expensis et victualibus ad conservationem castri et hominum nostrorum in Koningesberg comparandis, mutuo recepimus in pecunia iam nobis numerata, et plenarie persoluta. Quam siquidem pecunie summam de nostris obsidibus fratres recipient praenotati. Verum si praedicta summa, videlicet centum marcarum, de praedictis obsidibus haberj non poterint, cum Pülka, siue tota terra Sambie ad fidem catholicam redierit de nostris prouentibus residiuum ipsis fratribus persolvetur. Sane si Pülka, sine tota terra Sambie ad fidem catholicam redierit, emenda sive fructus qui de Pulka sive de terra predicta provenerit, usibus nostris cedet. Quidquid autem medio tempore de predicta terra haberi poterint ad usus fratrum damus. Renunciamus in hiis actioni et exceptioni non numerate et non solute pecunie, actioni et exceptioni doli et specialiter exceptioni, quod ipsa pecunia in vtilitatem ecclesie non sit conversa. In cuius rei testimonium presens scriptum damus, sigilli nostri munimine roboratum. Datum Thorun anno Dni 1263 Non. Febr.

Derſelbe Biſchoff hatte bereits 1256, wegen ſeines Schloſſes Königsberg, einen Vergleich mit dem Orden getroffen. (Geh. Archiv n. 1097.). Im Jahr 1263 trat er daſſelbe ganz ab. Die darüber vorhandene Urkunde (geh. Archiv n. 687 ähnlich der von Dreyer unter dem Jahr 1260 angeführten) iſt ausgeſtellt vom Biſchoff Anſelm von Ermeland, (der alſo nicht, wie Hartknoch in ſeiner Kirchengeſchichte p. 150 ſagt, ſchon 1262 verſtorben). Er nennt ſich darin einen päpſtlichen Legaten in Böhmen, Mähren, Riga, Gneſen und den Salzburgiſchen Provinzen. Der Biſchoff von Samland, heißt es, habe ihn erſucht, einen Tauſch zu beſtätigen. Da nämlich die neue Pflanzung der Chriſten in der Gegend des Schloſſes von Kungesberch bisher nur wenig Frucht getragen, und alſo ein anderes Schloß an einer andern Stelle zum Schutz der Neubekehrten erbaut werden ſolte, ſo habe Biſchoff Heinrich das Schloß dem Orden abgetreten, und dagegen 50 Huben im culmiſchen Lande bey der Villa Windeſuren erhalten. Unter den Zeugen befindet ſich Heydenreich, Biſchoff von Culm, daher Hartknoch in der Kirchengeſchichte (p. 162) richtig vermuthet, daß diejenigen irren, welche deſſen Tod auf das Jahr 1254 ſetzen. Es exiſtirt auch noch eine andere Urkunde im geheimen Archiv n. 1079. worin der nämliche Anshelmus in dem nämlichen Jahre 1263 erlaubt, daß auf den Mühlen auch an Sonn- und Feyertagen dürfe gemahlen werden.

Dem Biſchoff von Samland wurde in dieſem Jahre noch mehr abgezwackt, denn ich finde im geheimen Archiv, unter den Buchſtaben ii, eine Beſtätigung einiger Belehnungen, die von den Gütern ſeiner Kirche an Perſonen des Ordens, zur Vertheidigung und Erhaltung der Neubekehrten gemacht worden. Vermuthlich iſt dieſer Heinrich noch früher, als Hartknoch p. 169 angibt, nämlich 1255, Biſchoff von Samland geworden, denn in dieſem Jahre begab er ſich ſchon wieder auf eine weite Reiſe. Solches erhellt aus einer Urkunde des geheimen Archivs n. 988, deren Inhalt mir räthſelhaft iſt. Er gibt nämlich darin ſeine Bücher dem Comthur von Thorn, ſeinem Freunde, aufzuheben, und zwar — wenn er nicht wieder kommen ſollte — ad opus turris jam dicti castri siue ad murum ejusdem castri integraliter assignamus, ita ut (die Bücher nämlich) ad nullos alios usus praeter formam super positam conuertantur.

Eine Urkunde des Biſchoffs von Ermeland vom Jahr 1251 (n. 987. des geh. Archivs) iſt in mehr als einer Rückſicht merkwürdig. Anſelmus ſchenkt darin dem Orden, was er beſitzt inter Runam et Seriam et uiam que de Seria ducit in Russe, et quaecunque bona justo modo poterint adipisci in diocesi nostra — saluo jure de ipsis bonis nobis vel nostris successoribus exhibendo, quod magistros scolarum in suis duntaxat locis instituant et destituant. Uebrigens beſtätigt er alle Freyheiten, die Wilhelmus Mutinensis dem Orden verliehen — (wohin unter andern das im Jahr 1242 ertheilte Patronatrecht über die Hoſpitäler zu Thorn und Elbing, und über alle künftig in ganz Preußen zu errichtende Hoſpitäler gehörte. Urkunde des geheimen Archivs n. 735.) — und verſpricht, daß ſeine Münze mit der des Ordens gleiches Gewicht und gleichen Gehalt haben ſolle. Dieſe erſte Spur von Schulen würde erfreulich ſeyn, wenn ſie ſich nur weiter verfolgen ließe.

Ich laſſe hier, um des Zuſammenhanges willen ſogleich noch einige Urkunden folgen, welche Curland und deſſen Geiſtlichkeit betreffen. Laut einer Urkunde des geh. Archivs n. 373 im May 1242 ausgeſtellt, erlaubte Wilhelmus Mutinensis dem Orden in Ilmine uel super flumine uel circa flumen Semigallie ein Schloß oder eine Stadt zu bauen, zwey Meilen im Umfang, mit Gerichtsbarkeit, Zehnten und allen zeitlichen Gerechtſamen. Ferner ſchenkt er ihm einen Ort in Curland an der Windau mit denſelben Rechten; Alles zur Beförderung des Chriſtenthums, welches wohl nie ſchlechter als durch den Orden iſt befördert worden. — Eberhard de Seyne, preceptor per Alemanniam vicem gerens mgstri generalis in Liuonia et Curonia erzählt (geh. Arch. unter dem Zeichen), daß der Biſchoff von Curland H. zu Erbauung eines Caſtri bey dem Zuſammenfluß der Memel und Sanga in subsidium dedit censum de quingentis uncis, videlicet de quolibet unco duos Lopones ad V annos. Was während dieſer Zeit der Orden von den noch nicht unterjochten, aber zum biſchöfflichen Sprengel gehörigen Ländereyen erobern werde, ſolle er benutzen, nach fünf Jahren aber ein Drittel dem Biſchoff abgeben, wie der Papſt befohlen. Im zweyten Jahre ſoll auch, mit Hülfe des Biſchoffs, eine Stadt neben dem Schloſſe erbaut werden, und der Biſchoff in derſelben einen Platz wählen, zu einer Kirche, curia ſeiner canonicorum und anderweitigem Behuf. Zwey Drittel der Stadt ſollen dem Orden, ein Drittel dem Biſchoff gehören. Gegeben den 4ten Auguſt 1252. Dieſe Urkunde, aber von dem Biſchoff Heinrich von Curland ausgeſtellt, ſteht auch in deutſcher Sprache in der Stadt- und Handelsgeſchichte der Stadt Memel.

Eine zweyte Urkunde von demſelben Jahre, welche Arndt p. 52 im Auszug geliefert, wird in der Schloßbibliothek zu Königsberg n. 1941 aufbewahrt.

Eine dritte Urkunde, vom Jahr 1258, liefert das geheime Archiv n. 1196. Sie betrifft die Stiftung einer Kirche zu Memel, gemeinſchaftlich geſchehen von dem Biſchoff von Curland Heinrich ordinis fratr. minorum und frater Burchardus de Hornhusen Commendatore domus S. M. Th. in Liuonia et Curonia. Unter den Zeugen ſind die Comthure Bernhard von Mimelmburg und Heinrich von Goldingen.

Eine Bulle Innocenz IV. dat. Lugduni V. Id. Mart. Pontif. anno 4to (geh. Archiv n. 765) verbietet allen Erzbiſchöffen, Biſchöffen, Aebten und andern geiſtlichen Brüdern, nicht in ſo groſſer Menge und mit ſo vielen Pferden auf einmal, die Brüder in Preußen heimzuſuchen, und expensis gravissimis zu beunruhigen; denn es ſey nicht allein dem Orden ſehr beſchwerlich, ſondern auch der Ehre der Kirche zuwider, aliquam religiosam domum in immensa multitudine visitare et lautas epulas convertere.

In einer andern Bulle deſſelben Papſtes (geh. Archiv unter dem Zeichen R) deren Jahrzahl unleſerlich, ſagt er, er habe erfahren, daß Thetricus, preceptor in Alemannia et pruscia, das Land Bartha, zur ermländiſchen Diöces gehörig, wie auch Galanda, welches daran gränze, wieder zum Glauben bekehrt und Geiſeln empfangen. Die Biſchöffe von Culm, Pomeſanien und Ermeland ſollen daher consilium, auxilium und favorem anwenden, es zu erhalten, und überhaupt den Orden gegen alle molestatores beſchützen. — Die gehäſſige Beſchuldigung der Vergiftung des Biſchoffs von Culm ſteht bey Lucas David, doch nur als ein Gerücht; der Vergleich mit dem Biſchoff von Cujavien, in Baczko's 3ten Buche, Beylage IX.

Zum funfzehnten Kapitel.

Den Neubekehrten zugeſtandene Vergünſtigungen.

Warzmann's Chronik in der Wallenrodiſchen Bibliothek, (die mir übrigens von geringem Werthe ſcheint) hat das vor dem Legaten erhobene Klagegeſchrey der Preußen aufbehalten. — Die wichtige Urkunde, von welcher hier die Rede, iſt hinlänglich bekannt und oft abgedruckt, in den Codicib. Pol. (T. IV. p. 17.) und Pomer. p. 287 und an mehreren Orten, noch zuletzt in der XXXIIſten Beylage zum zweyten Buche der Geſchichte des Herrn von Baczko. Dieſer ſcharfſinnige Schriftſteller hat mit Recht vermuthet, daß die von Dreyer gelieferte Abſchrift die echteſte ſey, denn ich habe das wohler-

halten

haltene Original im geheimen Archiv unter n. 14. entdeckt. Zwar ſind von den fünf Siegeln, welche daran gehangen, nur noch die Spuren vorhanden, aber es trägt übrigens alle Kennzeichen der Echtheit. Nur in wenigen Kleinigkeiten weicht es von der Dreyerſchen Copie ab, z. B. in den Namen der Orte, an welchen Kirchen erbaut werden ſollen, die meiſt etwas verändert ſind. Drey Verſchiedenheiten ſind mir aber aufgefallen: 1) die Stelle, wo es heißt:

Et si decima presbiteri quando aduenerit parata non fuerit dabunt ei annonam pro pane et cereuisia, dabunt ei etiam bladum u. ſ. w. Hier iſt die Stelle dabunt ei annonam pro pane et cereuisia ſpäter von den Pfaffen eingeſchoben worden, ſie befindet ſich nicht im Original.

2) Die Stelle: Neophiti decimam in horrea fratrum per se vel per alios annuatim inserent trituratam, enthält auch ein ſpäteres Einſchiebſel, nämlich die Worte: per se vel per alios.

3) In der Stelle, wo der Orden verſpricht, gefangene Preußen zu befreyen, ſteht nicht sine suo damno ſondern sine suo dando. Die übrigen Abweichungen betreffen einzelne Buchſtaben und andere Kleinigkeiten. Der Name Herrmann von Salza, der den Eingang der Urkunde zieren hilft, hat mehrere verleitet zu glauben, dieſer Hochmeiſter ſelbſt ſey in Preußen geweſen, und Hartknoch (Alt- und Neupreußen p. 281) ſagt ſogar, er habe die Urkunde unterſchrieben, worüber er im erläuterten Preußen T. IV. p. 521 zurecht gewieſen wird.

Unter n. 259. des geheimen Archivs befindet ſich ein merkwürdiger Tranſſumpt dieſer Urkunde vom Jahr 1433, von Kaſpar, Biſchoff von Pomezan, der von der Kirchenverſammlung zu Baſel 1435 zum

Transſumiren der Ordensdokumente bevollmächtigt wurde. Dieß erklärt er im Eingange, und fügt hinzu: Der Zwiſt zwiſchen dem Orden und den Neubekehrten ſey damals (1249) daher entſtanden, weil die letzteren behauptet hätten: unter den Päpſten Innocenz III. Honorius und Gregor, wären ſie unter der ausdrücklichen Bedingung zum Chriſtenthum übergetreten, daß ſie in ihrer Freyheit bleiben, und allein Chriſto und der römiſchen Kirche unterworfen ſeyn ſollten, welche Bedingung ihnen jetzt nicht gehalten würde. Die hist. de l'O. T. t. I. p. 410 erlaubt ſich dabey die jeſuitiſche Bemerkung: confondant ainsi la liberté spirituelle avec la temporelle. Man möchte fragen, welche liberté spirituelle ihnen zugeſtanden worden? oder was der Verfaſſer unter dieſer Benennung ſich gedacht hat?

Uebrigens ſtehen in dieſem Transſumpt auch die Worte: sine suo dando. Die Beſchreibung (am Schluß des Kapitels) von der wachſenden Tyranney des Ordens, iſt aus Lucas David B. V. p. 927 u. f. faſt wörtlich entlehnt.

Zum ſechszehnten Kapitel.

Geltende Rechte in Preußen.

Die culmiſche Handfeſte, durch Eberhard von Seyne erneuert, iſt hinlänglich bekannt. Hartknoch liefert ſie bey Dusburg p. 453. Eine ſaubere Abſchrift derſelben befindet ſich im geheimen Archiv in den privil. Capituli Pomesaniensis. Ich habe aber auch eine Abſchrift der alten, von Herrmann Balk ertheilten Handfeſte im geheimen Archiv gefunden. Sie ſteht in einem alten, zum Theil auf Pergament geſchriebenen Buche, betitelt: Ellen, Hubenmaß, Münz, u. ſ. w. und iſt datirt vom 4ten Januar 1233. (In Hartknochs Abdruck ſteht der 5te Januar. Wichtiger iſt noch eine andere Abweichung, denn Herrmann Balk wird darin preceptor per Sclavoniam et Prusiam genannt.) Hartknochs XVII. Diſſertation iſt über die ganze Materie nachzuleſen; vorzüglich aber auch Braun de privilegiis Prussiae. Dieſer ſucht weitläuftig zu beweiſen, daß das culmiſche Recht nicht blos den Städten Culm und Thorn, ſondern auch der Landſchaft verliehen worden, und daß auch Elbing, Braunsberg u. ſ. w., trotz ihres lübiſchen Rechtes, dem culmiſchen Privilegium darum nicht entſagt hätten. Die hist. de l'O. T. hält, wie ich glaube, mit Unrecht dafür, das polniſche Recht ſey kein anderes geweſen als das Magdeburgiſche. Es ſcheint, man habe lange Zeit in Preußen ſehr dunkle Begriffe von dieſem magdeburgiſchen Rechte gehabt, denn noch im 15ten Jahrhunderte mußte man über die wichtigſten

Punkte deſſelben ſich zu Magdeburg Raths erholen, wie folgende Urkunde des geheimen Archivs (n. 79) beweiſt.

Wir Gunther von gots gnaden Erczbiſchoff zcu Magdeburg vnd Primas in Dutzſchen landen Haben vff frage vnd anebrengunge als die von den Hochwerdigen Bruder Pauwele von Rußdorff Hoemeiſter vnd der gantzen Sampnunge Dutczſches ordens vnſer ſunderlichen lieben hern vnd gute frunde an vns komen ſin Dieſelben fragen obirſehen vnd mit vnſren getruwen gemerket vnd obirwagen, vnd zcu gemathe vnd fredeſamickeit der gnanten vnſer Hern nach vnſren vermogen dar Jnne mit ſulchen anewiſungen der wir vns in vnſers goteſchuſis lande vnderwiſet ſin vnd erfahren haben, Schriben wir daruff als hirnach volget. Czum erſtenmale, das alle ſachen vmbe lehengut wann darub zcwiſertigkeit wert Es ſie vor vnſren lieben getruwen den Scheppen vnſer alden Statt Magdeburg ader andern Richtern in vnſerm lande vor die lehenhern gewiſet werden, Wir wiſſen ouch, zcu lehenrechte kein ſunderlich Magdeburgiſch Recht ſunderli die dem Priuilegien der Sachſſen, das man den Sachſenſpiegel nennet Js mit anbracht. eyn teill das lehenrecht heiſet vnd in ſyne ſunderliche Artikle vnd Titule geteilet iſt. Darnach vff lehenrecht zcum dickerſtenmal gefunden vnd geteilet wirt vnd alſdann daruff gefraget wert, ab des verſtorbenen lehenmannes lehengut an die Hirſchaft verſterbe, Ab dann alle gerade ader varende habe ader eczliche vnd eczliche mehr neben ſulle an die frunde vnd was gerade ſie ader varende habe mit namen. Darczu antwerten wir alſo als wir vnderwieſet vnd erfaren ſien. Wan der lehenman verſtirbt ſo nympt ſien erbe zcu lantrechte alle varende habe eigen vnd erben das der Tode gelaſſen hat ane Gerade Morgengabe vnd Muſteil vnd varende habe iſt, das da veret von dem Toden an den erben Sundern zcu der Gerade gehoren nach Sechſiſchem lantrechte alle Schaff Genſe vnd kaſten mit vffachobenen leeden, Garn Betthe kuſſen Pfuel lienlachen Badelachen Tiſchlachen, Twelen, Becken, Luchter, lien und wipliche Cleder, vingerlin Armgolt Schappeln Seltere vnd alle Bucher die die frauwen pflegen czu leſen vnd die czu goteſdinſte gehoren Sedeln, laden, Teppte Vmmehenge Rugkelaken vnd alle gebende vnd alle laken vngeſnytten czu frauwen cleidern, Golt vnd Silber vngewercket gehoret daczu nicht. Et quid ſit paraferna, videndum eſt e tr. (actatu) de pactis conventus tam ſuper dote quam donacione et parafernis. Czu der morgengabe gehoren alle velipfert Rinder Czegen vnd Swin die vor den Herten gehen Czuhne vnd Czymmer. Cezu dem Muſteile gehoren die gemeſteden ſwin vnd alle gehofete ſpieſe in iglichem des Mannes hofe. Dis iſt zcu Magdeburgiſchem lantrechte in dem 24ſten Artikele des erſten Buches was is aber ſie nach Magdeburgiſchem wichbilde das vindet man in demſelben wichbilde Articulo viceſimoſexto, vnd des verſtorbenen lehenmannes erbe nach lantrechte der nympt des verſtorbenen verdienett gut in dem lehen, vnd wann das verdienet ſie das volget hirnach. In ſancti Bartholmeitage ſin allerlei Czinſe vnd pflege verdienet. In ſancte walburgen Tage lemmerczehnde. In vnſer frauwen tage Aſſumptionis genſeczehende. In ſanti Johannistage allerley fleiſcheczehende, den man mit beſcheidenen gelde geloſen mag. War man en abir darmitt nicht enloſet dar iſt er verdinet als das vihe geboren iſt. In ſancte Margarethe tage kornczehende wur das korn geſchocket iſt. In ſancti Vrbani Tage wingarthen vnd Brunngarthenczehende. Des mannes ſath die er mit ſienem pfluge werket, die iſt vordinet wan er mit ſienem pfluge darober vehret, des garthen als er geſeed vnd geharcket iſt. Gelt von Molen von Czollen von Muntzen vnd von Abiſgarthen iſt vordinet wan der Czinstag kompt, Hec in speculo Saxonum libro secundo articulo 58 vnd was des vnmundigen lehenmannes vormunder es ſy der herre ader eyn ander man vß ſulchen gutern nemen ſal ader nicht das vindet man doſelbiſt. Item vff den andern artikel ab die lehengutere blos an die Hirſchaft kommen ſulle, das iſt geloſit In diſſen obengeſchriben antwerten Sundern die hern durffen nicht ſchult beczalen von den gutern die en verlediget ſin wan der lehenman ſal der gutern die er von ſienem hern had nicht beſweren vt in usu pheudorum de noua fidelitatis forma collacione decima et vicesima secunda constitutione quinta de forma. Wan lehen iſt, ſolche gulde, die von des Richs ader von der hern eigen geteilet das durch manheit willen der Ritterſchaft vor or Dinſt gelihen wirt vt in libro pheudorum articulo sexagesimo in gl. et in autentica de mandatis principum collatione tercia: oportet et est regulare quod non possit facere deteriorem dominium suum Item zcum dritten ap eyn lehenman der kein rechte erbe lieſſe vnd ſo alt vnd ſo ſwach were ꝛc. ꝛc. ab derſelbe lehenman die gutern vorkauffen adir ſuſt abehendig brengen mag mit vffeſaſſe adir mit hinderliſt ane der Hirſchaft willen vnd wiſſe iſt nehiſt hiruor genug bewieſit das der lehenman des nicht thuen mag ane Wiſſe vnd volbord ſiener Hern vnd is were widdir die pflicht ſiener trawe, vnd iſt ouch durch keiſerliche geſetze pinlich verbotten vt de prohibita pheudi alienacione per Fridericum de vsu pheudorum collaciono decima circa finem. Item vff die frage von lipgedinge, ap der lehenman ane die Herſchaft an den lehen-

gutern

guttern ſienem wibe lipgedinge vorſchriben moge, ſo iſt in vnſren landen eyne gewonheit, das die lehnherren nicht gerne vorſaahen den frauwen in den lehengutern lipezucht czuvorſchriben Doch nach der Wieſe das die lehen erben ap die qvemen irre gingen vnd welche frauwe das vorſumpt das ſie von dem lehenhern mit dem lipgedinge nicht belihen wirt der volget daruon nicht wan was or der Her mit willen vnd von gnaden wil volgen laſſen vnd ores mannes giſſt ap er or die gethan hette ane des Hern wille had nicht macht wol das is anders vß keiſerlichen geſetzen mochte geſien, das die frauwe die mit lipezucht nicht beſorget were widderſtatunge orer medegiſt an ores mannes gutern mogte vt: quibus modis pignus tacite contrahitur, vnd ab ouch die frauwe mit lipgedinge von oren hern belihen wurde ſo weret is doch nicht lenger wan czu orem libe vnd ſie mag is nicht furder erben das vindet man in Magdeburgiſchem wichbilde art. 23. Item vff die frage wann eyner frauwen eyn lipgedinge in lehengutern ane ader mit der Herſchaft wiſſen vorſchreiben wirt vff tage vnd czyt czu nemen vs den gutern nach des mannes tode iſt czu merken das der lehenman der frauwen an ſienen lehengutern nicht mehir rechtis mochte gegebin wann als er ſelber daranne hatte. Stirbet dan die frauwe eher wan ſie das lipgedinge vß genymmpt, ſo mogen ore erben das nachblebenne gelobte lipgedinge als betagete ſchult vordern ane beſwerunge des lehens als anders des lehenmannes erben czu lantrechte. ap er ane lehenserbin vorſtorbe mochten thun wan ez mag nymand mehir rechtis erbin an einem andern wan als er ſelbſt had vt in regulis iur. non potest quis plus iuris transferre in alium quam sibi ipsi competit Item vff den letzſten artik. der freget, ab monche ader nonnen begebene frauwen ader juncfrauwen erbeteil vordern

mogen aber nehmen jn Magdeburgiſchem rechte.
Darnf iſt czu ſehen was ordins die ſin vnd ab ſie von
beger aber von getwange gemonchet ſien vnd ab ſie
czu erbfolge mit priuilegien begnadet ſien Sundern
nach Sechſiſchem lantrechte, ſo*vinden wir in dem
Texte des erſten Buchis vnd in ſiener gloſen Art. 25.
das der pfaffe teilet mit den brudern vnd nicht der
Monch vnd wer ſich begibt, der czu ſienen Jaren
komen ſy der had ſich gelegheit von lehenrechte vnd
von lantrechte vnd was dar geſeczzit iſt von den Mon-
chen das mag man ouch vernemen von den nonnen
nach gelegenheit ores ordens. Abir vnbegebene Junck-
frauwen vnd frauwen nemen jm lande czen Sachſſen
erbe wan ſie darczu geſibbet ſien vt lantrecht art. 3.
et institut. de gradibus cognacionis Item ouch
die vorgeſchribenen fragen dann gehen vff volge des
lehenmannes an den Hern vnd des Hern an das gut
wann der mann ane lehen erben verſtirbet So iſt zcu
merckenn das des mannes lehengut der ane lehenerbin
das iſt ane ſohne vorſtirbit gefellit widder an den Hern
er hette denn das gedinge anders eyn angeſelle art. 6.
in lehenrecht, vnd die gewere des gutis erbit ouch
der man vff den Hern vt ibidem. Gegeben czen
Magdeburg vff vnſrem Hofe Nach gotes gebort vier-
czehen hundirt Jar darnach jn dem vierczigiſten Jare
Am Sonnabinde nehiſt nach Sancte Mauricij vnder
vnſerm anhangenden Ingeſigil.

Beyläufig iſt für die Kirchengeſchichte zu bemerken, daß in dieſer Urkunde — auf die Frage, ob Mönche oder Nonnen Erbtheil fordern mögen — ein *Biſchoff* den merkwürdigen Unterſchied macht, ob ſie freywillig oder gezwungen ins Kloſter gegangen.

Im geheimen Archiv wird auch noch ein altes Landrecht, auf Pergament ſehr ſauber geſchrieben, verwahrt, welches ſchon durch ſein hohes Alterthum den Freunden der historia juris merkwürdig ſeyn muß. Titel und Jahrzahl fehlen leider. Es heißt darin:

„In dutſchen Landen hat iclich land ſinen Palenz
„Greuen, Brancken hat einen, und Sachſen einen,
„Swoben hat ouch einen, Beigern hat einen. Dieſe
„vier lantherzogtum waren hievor Konigriche.“

Der Sachſenſpiegel wird oft angeführt. Der Zweykampf iſt rechtlich beſtimmt. — Ein Mann, ſein Weib im Ehebruch betreffend, darf ſie tödten, doch nur unter folgenden Bedingungen: 1) wenn er nicht vorher ſelbſt die Treue gebrochen; 2) wenn ſie nicht vergebens ihn an Leiſtung der ehelichen Pflicht erinnert hat; 3) wenn er nicht, nach einer Reiſe, den Tag ſeiner Zurückkunft beſtimmt hatte, und einen ganzen Tag darüber ausgeblieben war; 4) wenn nicht ein Gewaltiger ihr gedroht hat, ſie und ihren Mann zu verderben, oder wenn ſie ſolches dem Manne nicht vertraut hat, ehe ſie bey dem Gewaltigen ſchlief. — Eine Freyfrau, die mit einem Leibeigenen buhlt, verliert den Kopf; der Buhle wird verbrannt — Vermiſchung der Chriſten mit Juden gleichfalls mit dem Feuertode beſtraft.

Munchet man ein Kind unter ſieben Jahren, ſo behält es ſein Lehnrecht.

Man mag mit Recht kein Fürſten-Amt zweyen Mannen verleihen: geſchieht es aber, ſo mag deren keiner ein Fürſt heißen noch ſeyn. — Der Palenz Greue vom Rhein der iſt Richter über den König u. ſ. w. (Es erhellt aus den letzten Artikeln, daß dieſes Recht geſchrieben worden, als die Fürſtenthümer noch nicht erblich waren, alſo wenigſtens vor 800 Jahren. Siehe Schmidt's Geſchichte der Deutſchen B. II. S. 404.)

Von der Behandlung der Einzöglinge erzählt Lucas David unter andern: die Brüder „begunnten „ihnen auf das Maul zu greifen.“ Jene hätten ſich gerächt durch ſeltſame Zunamen, worauf befohlen worden, man ſolle ſie nicht anders nennen, als Marienbrüder mit dem Kreuz oder Kreuzbrüder mit dem weißen Mantel. Er beruft ſich dabey auf einen völlig unbekannten Autor, Namens Birmann.

Auch Simon Grunau bezeugt, daß den Einzöglingen arg mitgeſpielt wurde. (Tr. VI. C. 7. §. 3.)

Auf welche Weiſe der Orden verdiente Einzöglinge zu belehnen pflegte, davon habe ich im geheimen Archiv ein Beyſpiel vom Jahr 1236 gefunden.

In nomine domini Amen. Frater Her. preceptor dom. theut. in pruscia omnibus X fidelibus hoc scriptum visuris salutem perpetuam. Notum cupimus esse universis tam futuri temporis quam praesentis quod de consensu capituli nostri nobili viro theoderico de Dypenow contulimus castrum quod dicitur perannum Quedaj adjacentem quoque ac inculta que culta possunt fieri. CCCtos mansos flamingicos quorum ipse numerum mensurabit. Incipiet autem mensura de terminis prediorum que pertinent ad insulas Sancte Marie versus dictum castrum et descendit juxta fluuium Nogatum quousque perueneratur inferius ad pinetum. Alia mensura incipiet a capite mensurato et tendet directe ad terram resie partis cultam. Similiter ab inferiori parte prolixitas se extendit. Si vero numerum jam predictum infra hos terminos probauerit non completum supplebimus hunc defectum in terra resie, scilicet in parte illa que

culta non fuit hactenus a prutenis potens culta fieri ad futurum et hanc similiter mensurabit. Item adjecimus quod si infra hos terminos aliquod pinetum quasi ad spacium unius mansi fuerit interclusum hoc sine computatione nummeri supradicti libere obtinebit. Item a termino inferiori per descensum Nogate ad dimidium miliare in longum et in latum ad aliud de pineto Item liberam piscacionem in lacubꝰ insule trans Nogatam et ipsa Nogata Servi quod ipsi sufficit ad coquenas. Item decimas de trium villarum quarum hec sunt nomina, Wadekowitz, Suroy, et Mirowitz. Quales et quante nunc sunt uel peruenient in futuro saluo tamen jure parochie poscolme (sic) haec predicta contulimus eidem et suis heredibus utriusque sexus jure perpetuo hereditario possidenda. Dabit autem ipse et sui successores dominii nostri patronuali censu talentum cere id est ponderis duarum marcarum et coloniensem denarium, pro decima vero de singulis aratris theutonicis unam mensuram que Schellel dicitur siliginis et aliam tritici annuatim. et que nobilitati ejus condescendimus deferre, decernimus ipsi et heredibus suis nullam describimus obsequij quantitatem hac autem addicione ut si ipse uel heredes suorum voluerint ea uendere veniat libere cui vult praeterquam polono seu pomerano. Emptor autem tenebitur cum suis successoribus non solum ad censum predictum sed eciam in duabus militaribus personis et uno armigero perfecto et ut armari solent milites armaturis contra omnes qui domum nostram inquietaverint deseruire.

Nec pretereundum ut omnes cultores mansorum quos diximus ad defensionem — terre

sicut alii tenebuntur. Actum in insula Sancte Marie Anno gracie MII^{c}XXXVj IIIjto Kl. Febr. Indic. IX. coram his testibꝯ fratribꝯ ordinis predicti Iacobo qui et Iazco dicitur et Henric. fratribꝯ vero nostris Ulrico preceptore de Marburg, Ulrico sacerdote Sybotone laico ac domino Iohanne de Pak. domino Iordano de Honburg, Theodorico Iudice Insul. S. M. et aliis multis.

Es iſt merkwürdig, daß der uneingeſchränkte Verkauf des Lehns geſtattet wird, nur ſoll der Käufer kein Pole oder Pommer ſeyn. Mit beyden Nationen lebte der Orden damals noch in Friede und Freundſchaft, war beyden durch Dankbarkeit verpflichtet, und dennoch wollte er ihnen jede Gelegenheit abſchneiden, Landeigenthum in Preußen zu erwerben. Uebrigens muß dieſer Dietrich von Dypenow (Tiefſenau) ſich um den Orden hoch verdient gemacht haben, da man nullam obsequii quantitatem ihm vorſchreiben will. Daß von der, drey Jahe zuvor gegebenen, culmiſchen Handfeſte kein Wort darin vorkommt, möchte gegen Braun beweiſen, wenn nicht überhaupt die ganze Belehnung eine Ausnahme von der Regel geweſen zu ſeyn ſchiene. —

Zum ſiebenzehnten Kapitel.

Des Ordens innere Verfaſſung.

Bisher kannte man blos den Auszug, den Herr von Baczko, in der Beylage XXIII. zum dritten Buche, aus dem franzöſiſchen und deutſchen Ordensbuche auf der Schloßbibliothek zu Königsberg, und die debita seu statuta equitum theutonicorum, welche Duellius ex Codice San-Dorotheano geliefert. (In Miscellaneis L. II. P. II.) Beyde ſind unvollkommen.

Die einzige ſehr merkwürdige Quelle, aus welcher ich hier geſchöpft, ſind die im geheimen Archiv von mir aufgefundenen Ordensſtatuten, welche kürzlich, nebſt einem hiſtoriſch-etymologiſchen Gloſſarium vom Herrn Doctor Hennig, und einer Vorrede von mir, im Druck erſchienen ſind. Das überhebt mich aller weitern Erläuterungen. Nur bemerke ich, daß der verdienſtvolle Herausgeber in Erklärung dunkler Worte nicht immer ganz glücklich geweſen zu ſeyn ſcheint. Dahin gehört z. B. das Verbot wegen Kaffeſpiel. Der Herr Doctor Hennig meint, es beweiſe, daß der Kaffee weit früher, als man gewöhnlich annimmt, im Gebrauch geweſen. Ich aber habe im Original nicht Kaffe- ſondern Katteſpielen geleſen. Daß von Karten hier die Rede ſey, will ich auch nicht behaupten, da, nach Meneſtrier's Bibliotheque curieuse et instructive, vor dem Jahr 1392 keine Spur von Karten gefunden wird. Da Einer von uns beyden falſch geleſen hat, ſo iſt auch wohl möglich, daß ich der Irrende bin; doch ſcheint mir auf jeden Fall der Kaffee nicht hieher zu gehören. Vielleicht ließe ſich, im Fall Katten die rechte Leſart wäre, dabey an einen Wurfſpieß denken, der, wie ich irgendwo (in Wachters Gloſſarium germanicum oder in Leibnitii collect. etymol.) geleſen, Katte genannt worden.

Was Lutertrank eigentlich bedeutet habe, iſt mir zweifelhaft. Duellius überſetzt es durch pigmentum. Wenn nicht ausdrücklich da ſtünde, daß die Brüder ihn weder machen noch trinken ſollen, ſo würde ich glauben, es ſey eine Schminke oder Salbe geweſen, in welcher Bedeutung das Wort bey Plinius und Apulejus vorkommt. Herr Doctor Hennig meint, es ſey Meth, oder vielleicht gar ſchon Branntwein geweſen, da lutern (läutern) auch wohl ſo viel als Einmal abziehen bedeuten könne.

Slaven hält er für Kriegsgefangene. Ich möchte doch eher Leibeigene darunter verſtehen. Herr Hennig verwirft das, weil ſonſt der Zuſatz überflüſſig ſey: wenn deren auf dem Hauſe vorhanden. Es läßt ſich aber doch wohl denken, daß es auch Convente ohne Leibeigne könne gegeben haben, wenn auch nicht in Preußen; die Statuten waren ja für den ganzen Orden geſchrieben, der z. E. in Italien wohl ſchwerlich Leibeigene haben mochte.

Zum achtzehnten Kapitel.

Des Ordens Fortſchritte in Preußen.

Die Begebenheiten ſind hier bekannten Schriftſtellern nacherzählt. Die Chronologie derſelben iſt bisweilen zweifelhaft, (ſiehe z. B. Baczko I. p. 226. in der Note) doch glücklicherweiſe deren Berichtigung ſelten von Belang für die Reſultate der Geſchichte.

Der Vertrag mit dem Herzog Caſimir befindet ſich im geh. Archiv n. 649. und iſt im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 26., in den Actis Boruss. p. 138 und bey Baczko, Beylage XI. zum dritten Buche abgedruckt; die päpſtliche Beſtätigung im Cod. Pol. t. 4. n. 28. Der letzte, zwiſchen Caſimir und dem Landmeiſter Gerhard von Hirtzberg 1257 geſchloſſene Vertrag ſteht im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 30. Daß der Papſt die Länder Polexia und Galenz dem Herzog von Cujavien wirklich übertragen, findet ſich bey Raynaldi t. 13. p. 630 n. 25. Der vernünftige Grund war: Cum sponte, non coacti gladio velint ipsi pagani ad fidem Christianam convolare. Der Aufruf an den Herzog Boleslaw ſteht ebendaſelbſt t. 14. n. 14. p. 19. Den Bannfluch gegen den Orden ſprach der Legat Opizo aus, und der Papſt beſtätigte auch dieſen. Die Lage des Landes Polexia iſt ungewiß. Daß im Jahr 1253, durch einen unaufhörlichen Regen, der von Oſtern bis Jacobi gefallen, Preußen dermaßen überſchwemmt worden, daß man auf Feldern und Landſtraßen geſchifft, auf Aeckern Fiſche gefunden,

funden, und nur auf Hügeln ſäen können, erzählen die Annalia vetuste gentis polonice im geheimen Archiv.

Ueber den Kreuzzug des Königs von Böhmen iſt auch Dubravius histor. Bohem. im 17ten Buche nachzuleſen. Königsberg ſoll (der böhmiſchen Chronik im geh. Archiv zufolge,) außer Namen und Wappen, auch das Recht erhalten haben, im Felde die königliche Fahne zu tragen, und in der Schlacht an der Spitze des Heeres zu fechten. — Daß Ottocars Heer durch den bey der Mühle entſtandenen Hader ſehr vermindert worden, erzählt Lucas David Buch V. p. 910. (Ich citire von jetzt an das Exemplar der Königsberger Schloßbibliothek, da die Abſchrift in der Bibliothek des Großfürſten Conſtantin blos die vier erſten Bücher enthält.) Er führt auch die Sage an, daß Ottocar die heilige Eiche zerſtört und den Kriwe ſelbſt in Stücken gehauen habe; widerſpricht aber derſelben, weil nur etliche, wie er ſich ausdrückt, nicht aber Dusburg, Jeroſchin u. ſ. w. etwas davon wüßten.

Meine Vermuthung, daß Tirsko, oder Terskon, nebſt ſeinem Sohne Mandelo, zu den deutſchen Orden aufgenommen worden, gründet ſich gleichfalls auf eine Stelle des Lucas David, B. V. p. 921 wo es heißt: „ſie ließen ſich taufen und ergaben ſich mit reifem wohlbedachten Rathe zu den „deutſchen Brüdern, wurden theure und kühne Helden." — Von dem alten Gedune, der zu ſpät kam um ſein Eigenthum zu retten, ſagt die Chronik des geheimen Archivs p. 88: er habe ſich verſpätet, weil die Preußen nicht gern eilten, wenn ihnen Gutes begegne. Er ſoll einen Sohn Wiſſegande hinterlaſſen haben, und ſein Geſchlecht nachher von Candempunnen genannt worden ſeyn. Von den Händeln mit Herzog Semonit findet ſich nichts in der Geſchichte. Blos eine Urkunde des geheimen Archivs n. 977 erwähnt derſelben. Der Herzog klagt quod aliqui de fratribus ordinis presignati cum prutenis seu subiectis requirentes suos profugos filios videlicet Letauos terram nostram hostiliter intrauerant sub uexilo. Nun aber sufficienti cautione prestita, habe er Frieden mit dem Orden gemacht, und ſichere demſelben den ruhigen Beſitz aller ſeiner Länder zu. Dat, Wladizlia 1257 den 9ten Auguſt.

Zum neunzehnten Kapitel.

Päpſtliche Vergünſtigungen.

Von der merkwürdigen Bulle Gregor IX. vom 11ten Jahr ſeines Pontificats, verdanke ich ein Tranſſumpt dem Herrn Hofrath Roſenmüller zu Reval. Sie iſt an den Biſchoff Wilhelm von Modena gerichtet. Es heiſſt darin:

Ex parte tua fuit propositum coram nobis, quod licet pagani, quos lux illa, quae illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum, vocat de tenebris ad admirabile lumen suum, ut relicto gentilitatis errore fidem domini nostri Jesu Christi recipiant per Baptismum, nullo ante baptismum jugo seruitutis aliquatenus premerentur, fratres tamen hospitalis Sancte Mario Theutonicorum, et nonnulli alii tam religiosi quam seculares, Ecclesiastici et Laici, non attendentes quod Christi fideles jam non sunt ancillae filii sed liberi utpote quos renatos ex aqua et spiritu sancto ipse Unigenitus Dei filius liberauit a jugo peccati — eos sub servitute redigere volunt nec permittunt ipsos possidere libere bona sua. Ne igitur deterioris conditionis existant Christi charactere insigniti, quam fuerant membra diaboli existentes, mandamus, quatenus hujusmodi in Neophytos non permittas ab aliquibus super premissis aliquatenus molestari, molestatores hujusmodi per censuram ecclesiasticam appellatione postposita compescendo, indulgentia seu privilegio aliquo non obstante. Quodsi forsan aliqui predictorum Unigenito dei filio fuerint sic ingrati ut se in hoc opponere dampnabili temeritate presumant, non solum eos privabimus privilegiis et indulgentiis si quas in partibus ipsis haberent, verum etiam ipsos de tota Livonia compellemus exire. Dat. Laterani VIII Idus Martii anno Undecimo.

Dieſer Tranſſumpt eines kaiſerlichen Notarius iſt vom 6ten Regierungsjahre Bonifaz des VIII., alſo vom Jahr 1299. Da, durch Nichterfüllung dieſer Bulle, die Vorfahren der heutigen Beſitzer von Lief- und Ehſtland die angedrohte Strafe verwirkt haben, ſo wäre wohl den Letten und Ehſten, die noch heutiges Tages in der Leibeigenſchaft ſchmachten, nicht zu verargen, wenn ſie ſich darauf beriefen. Die Bulle Innocenz IV. ähnlichen Inhalts ſteht in den Ac. Boruss. t. I. p. 249. Nach Gadebuſch, t. I. p. 14. ermahnte ſchon der Legat Wilhelm 1225 zu Riga, den neuen Chriſten kein unerträgliches, ſondern das leichte liebliche Joch des Heilands aufzulegen.

Die merkwürdige Bulle Gregors befindet ſich im geheimen Archiv n. 620 und lautet alſo:

Gregorius Episcopus serv. serv. Dei. Dilectis filiis fratribus ordinis Predicatorum in Pruscie partibus constitutis salutem et apostolicam benedictionem. Gaudium de vinea noviter plantata colligitur si venusta floribus et tandem onusta fructibus videatur. Verum si alicuius pravitate peccati accidentis pro laetitia moestitudo subsequitur, et de labore dispendium suboritur. Sane in gratiarum domino gratulantes accepimus ex literis et relatibus diversorum: quod cum Prutenorum feritas redemptoris familiam in Pruscie confinio constitutam pro maiori parte diversis poenarum generibus delevisset et residuum continuis abolere conatibus moliretur tandem divina providentia disponente quae temporibus et momentis in sua potestate positis suis reddit hostibus ultionem et libertatis munere captivos reficit et elisos Dilecti filii fratres hospitalis Sancte Marie Teutonicorum in Pruscie partibus fidei negotium magnanimiter assumentes in tantum fidelium suffulti subsidio per Christi gratiam profecerunt, quod Prutenis eisdem fugae terga dantibus locorum incole vicinorum in pace respirant et requie qui sub illorum pressuris cogebantur sepius expirare. Quid ultra? operante gratia creatoris usque ad illorum flumina jam suos extendit palmites religio Xtiana. Constructis ibi munitionibus per quas hostium adversitati resistitur et fidelium prosperitas procuratur. Vnde fit, quod cum praefati Pruteni dementiae spiritu concitati triumphanti Xti militie solitam resistendi non habeant facultatem querentes fraudibus assequi quod eorum nequit viribus obtineri ad exquisitas fallacias ingenia convertentes. Baptizari postulant ut ratione similitudinis non vitati rena tos fonte baptismatis liberius impetant et confringant. Sicut pridem sequentes proditoris inde vestigia, quod dolentes audivimus et conturbati referimus effecerunt. Nam venerabilem fratrem nostrum Episcopum Prussie falsa baptismi specie seducentes ipsum resumpto veneno perfidie quod credebatur in eis regenerationis lavacrum extinxisse in mortem traditis uiris illum comitantibus bellicosis sacrilegis manibus capere presumserunt. illas postmodum mittere gestientes ad fortia si forte, quod absit, populus domini cedat vel decidat violentis eorum incursibus consternatus. Verum cum dolositatibus tam magnis sit prudenti diligentia salubriter occurrendum discretioni vestre per apostolica scripta in virtute obedientie precipiendo mandamus, ac in remissionem vobis iniungimus peccatorum. quatenus gentis perverse fallaciam in speculo providentie contemplantes, illius invocato subsidio clarescunt secreta cordium et scientiam quocunlibet obtinet occultorum, omne studium et sollicitudinem habeatis, quod in suscipiendis Prutenis ad ecclesiastica sacramenta que ipsi solo fallendi pretextu diebus quesisse preteritis et presentibus querere convincuntur cautela tam diligens observetur, ut lucis filios sibi non statuant in derisum et fidelibus non inducant perniciem que salvator ipsis disposuit ad salutem. Alioquin ne temerariis presumtionibus aliquorum contrarium attemptetur contra dictores si necesse fuerit monitione premissa per censuram ecclesiasticam appellatione postposita compescatis. Ceterum cum in desideriis habeamus, ut vos prouide attendentes, quam gratum in oculis superne majestatis existat, si eius sapientia ibi

celebris habeatur ubi reverentia terrae nascentibus et aereis potestatibus exhibetur, quolibet abdicato tedio in proponendo crucis evangelio vigiles existentes fideles Xtiani exercitus in memoratis Pruscie partibus constitutos ad impiorum cornua confringenda exhortationis facie frequentia laudabiliter animetis, ipsos ut fratribus memoratis qui sequentes vestigia Crucifixi substantiam et accidens eius obsequio deputarunt reuerenter intendant et secundum eorum consilia dirigantur efficaciter inducentes ut ipsis et illis in Christi negotio procedentibus cum consensu eorum cateruam in divinis laudibus congregatam impetus barbare feritatis non obruat et a triumphi bravio (sic) Sathane malitia non excludat sicque fiat quod plantatione dominica que nunc florere cernitur quasi colentibus uobis ad ubertatem fructuum procedente vos tandem ad Aule celestis atria jubente domino ascendatis ibi cum ceteris beatitudinis eterne consortibus ante regis faciem constitutis candorem sicut lilium et odorem ut balsamum habituri. Datum Anagnie Non. Octobr. Pontific. nostri anno Septimo.

Gregors Ermahnung an die Neubekehrten iſt vom Jahr 8 ſeines Pontificats und findet ſich im geheimen Archiv unter n. 127.

Eine Bulle deſſelben Papſtes vom Jahr 4, (ebendaſelbſt unter dem Zeichen ✱) verbietet allen Geiſtlichen, bey Strafe der Excommunication, daß in keiner ihrer Parochieen, von den Brüdern oder deren hominibus gefordert werden ſollen: Lebensmittel, Kleider, Vieh u. dgl. deputat, pedagium, uenda, passagium, caucagium u. ſ. w. Da auch der Papſt erfahren, daß einige Presbyteri und Clerici, die, wegen begangener Exceſſe gegen den Orden, unter dem Interdict liegen, dennoch Gottesdienſt gehalten haben, ſo ſollen ſie ſuſpendirt und excommunicirt werden. — Eine andere Bulle vom Jahr 1 (ebendaſelbſt unter den Buchſtaben k k) entbindet den Orden ſogar vom Gehorſam gegen päpſtliche, deſſen Privilegien zuwider laufende Befehle. Eine andere vom Jahr 5, (ebendaſelbſt unter n. 521) klagt, daß Kirchenzucht aufgelöſt werde, beſiehlt den Orden vor allen tribulationibus contra malefactores zu ſchüzzen quod ab angustiis quas sustinent et usuris nostro possint presidio respirare.

Wer dem Orden ein Vermächtniß oder dergleichen vorenthält, ihm Zehnten abfodert, ihn in den Bann thut, der ſoll excommunicirt, und iſt er ein Geiſtlicher, vom officio et beneficio ſuſpendirt werden. Nur der Papſt ſelbſt ſoll denjenigen abſolviren können, der Hand an ein Ordensglied legt. — In demſelben Jahre erneuerte Gregor dieſe Drohungen, und verbot noch beſonders alle Schmähungen. Die Nummer dieſer Bulle habe ich vergeſſen anzumerken.

In demſelben Jahre (n. 583 des geheimen Archivs) befahl er dem Predigerorden in Gothland und Pommern, das Kreuz gegen die Preußen zu predigen, und diejenigen, die wegen Krankheit oder Schwäche davon diſpenſirt werden müßten, zu Geldbeyſteuern zu vermahnen, auch nach Maßgabe ſolcher Beyſteuer dieſelben Indulte zu verſprechen, die ſie durch einen Zug in das gelobte Land würden erworben haben. — Ein ähnlicher Befehl vom Jahr 8 (n. 790 des geheimen Archivs) ſchärfte nicht allein allen Erzbiſchöffen und Biſchöffen das Kreuzpredigen in ihren Diöceſen contra Prutenorum perfidiam ein, ſondern muthete ihnen auch zu, darauf zu ſehen, daß die dem Orden vermachten Legate und verſprochechenen bona, von denen, welchen ſie anvertraut worden, richtig abgeliefert wurden, auch dazu allenfalls durch censuram ecclesiasticam zu zwingen.

Die Bullen Innocenz IV. ſind bereits an ihrem Orte angezeigt worden. Ich liefere hier noch im Auszug diejenige vom erſten Jahre ſeines Pontificats, welche die abſcheulichſten Verbrechen durch die Hand der Ordensbrüder abzuwaſchen erlaubte. Sie befindet ſich im geheimen Archiv unter dem Zeichen ♁. Es heißt darin:

Praecipimus omnibus ecclesiarum prelatis: ut huius domus nuncios et procuratores omni occasione cum suis coadjutoribus tamquam Christum suscipiant, bonis cumulent, literis commendaticiis confirment etc. Fratres a nobis acceperunt, vt ipsi et sorores eorum fraternitatis participes et adhuc vita comite vel defunctis, quorum amici consanguinitatis sibi linea iuncti elemosinis comprobare veraciter potuerunt. Hos fideles et firmos domus beate Marie et Sci Iohannis baptiste fuisse fratres, constituimus eis licere caritatis vinculum hiis exhibere et solletapnia defunctorum celebrare et in Cimiterium absque ulla contradictione terre committere. Insuper misericorditer indulgemus, homicidas, eliminatos et feminas, que proprios oppresserunt infantes, vel qui custodiam neglexerunt. Clericorum percussores, vel qui parentes offenderunt, qui ecclesia vel claustra vel alia pia loca incastrarunt, et in cimiteriis nel ecclesiis sanguinem effuderunt, adulteros, incestuosos, spoliatores, feneratores etc. vere confessos et pie vivere volentes in Xto Iesu per manus horum fratrum sancte Ecclesie reconciliari. Hiis autem male facientes eterna clausura dampnamus et gladio anathematis sequestramus.

Daß und wie Alexander IV. ſelbſt während der Orden unter dem Banne lag, denſelben mit Gunſtbezeugungen überhäufte, davon finden ſich die urkundlichen Beweiſe in der hist. de l'O. T. t. II. p. 18. u. f. Das geheime Archiv liefert hier abermals noch viele Beyträge. In dem großen Privilegienbuche ſteht die Bulle, welche den Orden von allen Zöllen befreyt; ſie iſt bey Duellius p II. n. 16 zu finden. — n. 702 des geheimen Archivs enthält nicht weniger als dreyzehn theils neue, theils beſtätigte Privilegien (dat. Anagnie sec. Kal. Maji Pontif. anno V.) Sie iſt an alle Erzbiſchöffe und Biſchöffe gerichtet, welche 1) des Ordens Almoſenſammler nicht hindern, ſondern vielmehr ihre Gemeinen zu Beyſteuern aufmuntern ſollen.

2) Soll Niemand, ohne beſondern päpſtlichen Befehl, die Brüder excommuniciren et eorum auditoria interdicere.

3) Sollen die Geiſtlichen ihre Parochianos qui domos fratrum inuadunt per violenciam oder ſonſt auf andere Weiſe die Brüder unterdrücken, beſſer im Zaum halten; der Papſt macht die Geiſtlichen ſelbſt dafür verantwortlich, wenn der Orden künftig noch darüber klagen müſſe.

4) Soll man Schwachen und Kranken, die des Ordens Pflege ſich anvertrauen wollen, bey der Ausführung dieſes Entſchluſſes keine Hinderniſſe in den Weg legen, wie einige gethan haben, welches der Ehre

der Kirche und dem Vertrage in Concilio Turonensi ganz zuwider lauſe.

5) Die Leichname der Brüder, welche in ihren Sprengeln ſterben, ſollen nicht sine precio (sic) begraben, 6) ihre Oratoria und Coemiteria geweiht werden.

7) Diejenigen Brüder, welche Kreuz- und Ordenskleid ablegen, per illecebras seculi et viciorum arrupta vagantur, prioribus suis contumaces et rebelles existunt, wider deren Willen balivae violentia detinent, ſollen vermahnt und nöthigenfalls excommunicirt werden.

8) Es wird verordnet denen, die von ihrem Vermögen jährlich etwas beſtimmtes dem Orden entrichten, septimam partem injuncte penitentie relaxare.

9) Denen, die in den Orden treten, si forsan ecclesie ad quas pertineret a divinis fuerint officii interdicte, ipsos cum mori contigerit inexcommunicati vel nominatim fuerint interdicti aut etiam publici usurarii sepulturam ecclesiasticam non negare.

10) Die Brüder dürfen die ihrigen, welchen prelati ecclesiarum apud ecclesias suas maliciose non permiserint sepeliri, bey den Kirchen ihres Hoſpitals begraben, außer wenn ſie namentlich im Bann oder publici usurarii ſind.

11) Des Ordens Almoſenſammler werden unter päpſtlichen Schutz genommen; ihnen werden 12) auch die unter dem Interdict liegenden Kirchen geoffnet.

Dieſe Bulle ſoll in allen Parochieen publicirt werden, und wenn 13) Ordensbrüder, mit Erlaubniß ihrer Obern, ſich ein oder zwey Jahre bey andern Kirchen aufhalten wollen, ſo darf ihnen ſolches nicht verwehrt werden. (Alſo auch Spione durfte der Orden halten, denn welche andere Abſicht konnte er dabey haben?)

Unter n. 481 des geheimen Archivs verbietet eine Bulle der Geiſtlichkeit (anno VI pontif.) des Ordens homines pro suis excessibus um Geld zu ſtrafen, ſondern imposita illis penitentia bona eorum ad usus fratrum in pace zu dimittiren.

N. 342 des geheimen Archivs unterſagt Jedermann, an den Ordensſtatuten etwas zu verändern, ausgenommen den Meiſter consentiente tamen saniori parte capituli. Kein Bruder ſoll irgend Jemanden fidelitates, hominia, juramenta leiſten. Keiner ſoll aus dem Orden treten ohne des Meiſters Bewilligung und der Brüder Rath. Geiſtliche mögen ſie aufnehmen, die Speiſe, Kleidung, Betten, mit ihnen gemein haben ſollen, nur ſollen deren Kleider geſchloſſen ſeyn. Altäre und Kirchen einzuweihen wird den Biſchöffen vorbehalten. Die Brüder ſollen eigne Bethäuſer und Kirchhöfe haben, weil unſchicklich ſey, daß Geiſtliche ſich mit dem Haufen der Männer und Weiber miſchten. Die Bulle iſt vom Jahr 5.

N. 83. des geheimen Archivs ertheilt dem Orden das Recht (anno III pontif.) die Anhänger Kaiſer Friedrichs oder Manfreds vom Banne loszuſprechen.

Daß alle Kreuzfahrer in Preußen dem Hochmeiſter, als ihrem Feldherrn, gehorchen ſollten, wird in drey Bullen vorgeſchrieben, (geh. Archiv n. 567, 776 und 791.) vom Jahr 4 und 6. In der letztern wird der Orden zum kräftigen Widerſtande aufgefodert, wenn die Wuth der Tataren nach Preußen dringen ſollte, und der Hochmeiſter wird zum Capitaneus et dux principalis ernannt. Daß auch die Biſchöffe ihre Unterthanen und feudatarii unter die Ordensfahne ſtellen, und ſie durch Ergreifung und Zurückhaltung ihrer Pfänder dazu zwingen ſollten, ſteht in einer Bulle vom Jahr 6, unter n. 714 des geheimen Archivs.

Ebendaſelbſt n. 1038, ſagt Alexander: der Orden ſtelle, bey Vacanzen in ſeinen Kirchen, den Biſchöffen der Diöces oft eigne Brüder, meiſt aber clericos seculares vor, die in ſeinen Häuſern wohnen, an ſeinem Tiſche eſſen, in ſeinem dormitorio ſchlafen, und einige Biſchöffe wollten ſolche nicht zulaſſen, wenn ihnen nicht ſo viel Einkünfte angewieſen würden, daß ſie auch außer den Ordenshäuſern beſtehen, Gaſtfreyheit üben und des Biſchoffs Gerechtſame befriedigen könnten. Dennoch wird dem Orden erlaubt, (anno IV) ſolche Perſonen nach Gefallen anzuſtellen, wenn nur der Kirche kein Nachtheil daraus erwachſe.

Entbindung von Gelübden in Liefland, per presbyteros qui sunt providi et discreti, unter den angeführten Bedingungen, ward dem Orden in demſelben Jahre zugeſtanden. (Geh. Archiv n. 614.)

Die Bulle an den Erzbiſchoff von Riga ebendaſelbſt unter dem Buchſtaben ſ. Sie beruft ſich auf eine ähnliche Bulle Innocenz IV. anno XI, die in extenso eingeſchaltet wird.

Daß verbrecheriſche Geiſtliche (monachi et canonici regulares) nicht mehr nach Rom geliefert, ſondern, wenn das Verbrechen nicht allzuenorm ſey, von ihren Aebten und Biſchöffen geſtraft werden ſollen, befahl Alexander im Jahr III. (Geheimes Archiv n. 1091.)

Der ſonderbare Umſtand, daß die erbitterte Geiſtlichkeit, da ſie den Orden nicht mehr excommuniciren durfte, ſich an Mahlgäſte und Krämer wand, um ſie zu verhetzen, erhellt aus einer Bulle vom Jahr 5 im geheimen Archiv n. 1011. Sie ſchließt mit der Ermahnung: quanto amplius esse debetis justie zelatores, tanto magis vos dedecet facere fraudem legis.

Die Bulle gegen unberufene Kreuzprediger iſt vom Jahr 3 (geh. Archiv unter dem Buchſtaben k.) Es wird darin unter andern Litthauen oder Ezetucſie genannt, welches ich nicht verſtehe.

Eine Bulle an den Biſchoff Insulae S. Mariae vom Jahr 5 (geheim. Archiv, Buchſtabe h) erzählt des Ordens Klage, daß nonnulli perditionis filii die Pilger, welche dem Orden und den Neubekehrten zu Hülfe kommen, fahen und berauben.

Die Bulle Honorius III. vom Jahr 4, ut jura vestra testimonio uestrorum fratrum probare et tueri possitis, befindet ſich im geheimen Archiv unter dem Buchſtaben d. Ebendaſelbſt n. 747. die Bulle Alexanders vom Jahr 4, ut possessiones et alia bona mobilia et immobilia, que liberas personas fratrum vestrorum mundi relicta vanitate ad vestrum ordinem conuolancium et professionem faciencium in eodem jure successionis uel alio justo titulo si remansissent in seculo contigissent et ipsi potuissent libere aliis ea equale rebus feudalibus dumtaxat exceptis possitis petere recipere et etiam retinere — non obstante quacunque consuetudine in contrarium obtenta. Die Urkunde bezieht ſich auf einen zu Trier ſich ereigneten Fall, und iſt nicht Original, ſondern nur eine Abſchrift auf Pergament.

Unter n. 85 des geheimen Archivs, im Jahr 3, erklärt Alexander: ut per litteras apostolice sedis et legatorum ejus impetratas uel de cetero impetrandas in personis uel rebus non teneamini alicui subuenire nisi dicte littere apostolice impetrande plenam et expressam de hac indulgentia fecerint mentionem. Nos enim nihilominus processum aut sententiam si secus in vos aut ecclesias et domos uestras haberi contigerit, decernimus nullius existere firmitatis.

In dem großen Privilegienbuche des geheimen Archivs erzählt der Papſt, anno IV. der Orden habe geklagt, daß nicht blos Heiden, ſondern auch viele andere homines reprobi et peruersi ihm municiones und castra zu entreißen trachten, weshalb ihm erlaubt wird, vim vi repellere cum inculpate tutele moderamine.

Die Bulle, welche das Verbrechen der Simonie verzeiht, und die welche Handel und Wandel erlaubt, ſcheinen mir ſo merkwürdig, daß ich ſie ganz anzuführen nicht unterlaſſen kann. Sie befinden ſich im geheimen Archiv unter n. 1063 und n. 819.

Alexander etc. Ex parte vestra fuit nobis humiliter supplicatum, ut cum aliqui ex vobis

in vestri ordinis ingressu, nonnulli vero in receptione aliorum ad ipsum incurrerint vitium Simonie vobiscum super hoc rigorem temperando Concilii misericordi agere curaremus. Nos igitur deuotionis vestre precibus inclinati presentium vobis auctoritate concedimus ut fratres vestri presbyteri, qui sunt prouidi et discreti cum illis quibus ad hoc laudabilis conuersationis et uite merita nouerint suffragari tam super irregularitate si quam exinde contraxerint penitentia eis imposita salutari quam etiam quod in fine (hier iſt offenbar radirt und etwas anderes eingeſchrieben) locis remanere possint si hoc animarum suarum saluti ac utilitati domorum in quibus sic recepti esse noscuntur expedire uiderint auctoritate nostra valeant dispensare. Reliquos vero mittant ad alias domos ejusdem ro dinis et cum ipsis super irregularitate dispensent quam exinde contraxerunt. Quod si forsan aliarum domorum difficilis eis redditur ingressus ipsos ne tanquam oues errantes lupi rapacis morsibus pateant, in eisdem domibus, tamquam de nouo auctoritate predicta recipi faciant, eis in choro et refectorio locis ultimis deputatis. Dat. Anagnie d. 10. Kal. Decembris Pontif. nostri anno IV.

* * *

Alexander episcopus seruus seruorum dei dilectis filiis preceptori et fratribus hospitalis Sancte Marie Teutonicorum in Pruscia salutem et apostolicam benedictionem. Tanta prout accepimus uos urget paupertate angustia quod in vite necessariis defecturus frequentissime sustinetis habito tamen per dei gratiam illo vigore

cordium quod sepe gloriam triumphalem acquiretis de opposita multitudine paganorum. Ut autem onus paupertatis hujusmodi per nostre prouisionis auxilium possit in aliquo releuari et ita per consequens fidei negotium quod per uos in partibus illis agitur facilius auctore domino prosperetur. Nos deuotionis vestre precibus inclinati presentium uobis auctoritate concedimus ut in omnibus locis et terris ubi uideritis expedire merces vestrae uendere ac emere alienas per idoneas ad hoc de ordine uestro personas libere valeatis. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre concessionis infringere ut ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit indignationem omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli Apostolorum ejus se nouerit incursurum. Datum Viterbij VIII Idus Aug. Pontificatus nostri anno tertio.

Noch mehrere, Gnadenſpendende Bullen Alexanders können bey Duellius n. 13 — 17, im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 21. und im Cod. dipl. Posner. p. 403 und 407 nachgeleſen werden. Die Erlaubniß den Handel betreffend, erneuerte Urban IV. im Jahr 1263 durch eine, der ſeines Vorgängers ganz ähnliche Bulle, (geheimes Archiv n. 555.) nur ſteht noch zwiſchen den Worten personas und libere valeatis das Einſchiebſel: dummodo id causa negotiandi non fiat. Das ſollte alſo wohl heißen: ſo lange blos Armuth euch zwingt.

Es iſt Herr von Baczko, welcher T. I. p. 305 den allgemeinen Haß gegen den Orden auf Rechnung neidiſcher Fürſten und Ritter, oder mißgünſtiger

Tempelherren und Hoſpitaliter ſetzt; allein zu ſolchen Muthmaßungen bedarf man fürwahr ſeine Zuflucht nicht zu nehmen. Des Ordens gewiſſenloſe Habſucht mußte in ganz Europa Furcht und Abſcheu einflößen; und wenn nun vollends das Oberhaupt der Kirche durch ſein damals mächtiges Wort jedes Unternehmen gut hieß, jedes Verbrechen zudeckte, jedem Kläger Hülfe verſagte, fremde, wohlhergebrachte Rechte zu des Ordens Gunſten beſchränkte, oder gar vernichtete; ſo war es ja natürlich, daß Hohe und Niedere das wechſende und immer gefräßiger werdende Ungeheuer haſſen mußten. Herr von Baczko führt indeſſen ein urkundliches Zeugniß eines Guardians aus dem Kloſter zu Thorn an, welches die Ritter von allen Laſtern frey ſpricht, und ihre Sitten preiſt. Man erfährt wenigſtens aus demſelben, weſſen ſie beſchuldigt worden, nämlich: quod leges et consuetudines, quas neophytis imponunt, a veritate deuiant; daß ſie das Predigen hindern; dem Papſte ungehorſam ſind; incestus et adulterium treiben; die Neubekehrten zur Dienſtbarkeit zwingen u. ſ. w. Der Guardian ſagt hingegen, der Orden ſorge väterlich für ſie. Ich kann dem noch ein anderes Zeugniß hinzufügen, welches B. Dux Masovie an Papſt und Cardinäle für den Meiſter G. und deſſen Brüder 1258 ausſtellte — (geheimes Archiv n. 135.) — und worin er behauptet: daß die Geſetze und Gewohnheiten, welche die Ritter den Neubekehrten auflegten, nicht von den Vorſchriften des Chriſtenthums abwichen. Allein beyde, der Himmel weiß durch welche Mittel erworbene Zeugniſſe, beweiſen nichts gegen die angeführten Bullen. Wer ſich nicht ſchämt ſolche Erlaubnißſcheine auszuwirken, der hat auch ſicher den Willen ſie zu benutzen; und daß der Orden ſie wirklich

lich benutzt habe, davon zeugt nicht blos der allgemein ihn treffende Haß, ſondern auch jedes Blatt in der Geſchichte.

Des Ordens Privilegien in Böhmen betreffend, befindet ſich im geheimen Archiv n. 19. eine merkwürdige Urkunde. Jene wurden ertheilt von Przemisl zu Prag 1230, beſtätigt zu Grätz 1251, nochmals beſtätigt, und zugleich alle Rechte des inländiſchen Adels verliehen, zu Prag 1287. —

Ende des erſten Bandes.

Druckfehler

des erſten Bandes.

Seite 4 Zeile 16 ſtatt der lies den.
— 32 — 17 — Holminken l. Palmnicken.
— 66 — 10 — eigenen l. eichenen.
— 67 — 3 — nur l. nun.
— 67 — 23 — erzählen l. erzählten.
— 70 — 22 — karkreitiſche l. karkenitliſche.
— 70 — 26 — Sümpfe l. Sümpfen.
— 75 — 12 — Curbo l. Curado.
— 78 — 18 — Jeſterburgiſchen l. Inſterburgiſchen
— 148 — 19 — ihrem l. ihrer.
— 156 — 2 — Kreuzfahrer l. Kreuzfahne.
— 170 — 17 — kamen l. kam.
— 171 — 9 — Treunberg l. Tenneberg.
— 176 — 11 — vermehren l. vermengen.
— 187 — 18 — brachte l. beachte.
— 210 — 6 — männiglich l. minniglich.
— 220 — 25 — Pokerwis l. Pokarwis.
— 254 — 13 — Steke l. Steppe.
— 254 — 16 — Lava — Berge l. Lavaberge.
— 340 — 3 — kann l. kam.
— 413 — 34 — 1252 l. 1253.
— 419 — 30 — Comptonbeee l. Lemptonbeee.
— 443 — 17 — Man'eben l. Manleben.
— 465 — 12 — justio l. justicie.

Geringere Druckfehler wird der aufmerkſame Leſer leicht verbeſſern.

Preußens
ältere
Geſchichte

von

August von Kotzebue

Mitgliede der königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

Zweyter Band.

Riga,
bey Carl Johann Gottfried Hartmann.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.
Mindowe, Großfürſt von Litthauen. : : Seite 1

Zweytes Kapitel.
Gerechte Empörung der Preuſſen. : : : — 9

Drittes Kapitel.
Hanno von Sangerhauſen. : : : : — 21

Viertes Kapitel.
Swantopolks Tod und deſſen Folgen. : : — 31

Fünftes Kapitel.
Kriegsbegebenheiten. : : : : : — 35

Sechstes Kapitel.
Hartmann von Heldrungen. : : : : — 46

Siebentes Kapitel.
Liefland. : : : : : : : — 55

Achtes Kapitel.
Pommern. : : : : : : : : — 57

Neuntes Kapitel.
Schilderung von Preußen nach geendigtem Kriege. — 60

Zehntes Kapitel.
Burchardt von Schwenden. : : : : — 65

Eilftes Kapitel.
Conrad von Feuchtwangen. : : : : — 75

Zwölftes Kapitel.
Lieflands bedenkliche Lage : : : : — 82

Dreyzehntes Kapitel.
Gottfried von Hohenlohe. : : : : — 86

Vierzehntes Kapitel.
Siegfried von Feuchtwangen. : : : — 93

Funfzehntes Kapitel.
Das Land Michelau und Pommerellen. : — 98

Sechszehntes Kapitel.
Neuer Hader in Liefland. : : : : — 107

Siebenzehntes Kapitel.
Siegfried von Feuchtwangens Geſetze. : : — 110

Achtzehntes Kapitel.
Schilderung der Ordensbrüder in dieſem Zeitraume. — 113

Neun

Neunzehntes Kapitel.

Carl Beffart von Trier. Seite 119

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Orden vor dem päpſtlichen Stuhle. — 129

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Werner von Orſelen. — 136

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Liefland. Folgen des zu Avignon vom Papſte geſprochenen Urtheils. — 150

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Geſetze Werners von Orſelen. — 155

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Luderus von Braunſchweig. — 161

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Dietrich, Burggraf von Altenburg. — 168

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ludolph König von Weizau. — 180

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Duſemer von Arfberg. — 183

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Winrich von Kniprode. — 194

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Der Krieg mit Litthauen. — 198

Dreyßigſtes Kapitel.

Winrichs von Kniprode auswärtige Verhältniſſe. — 226

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Winrichs von Kniprode innere Landesverwaltung. — 236

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad Zölner von Rotenſtein. — 246

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad Zölners innere Landesverwaltung. — 262

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Auswärtige Verhältniſſe. — 267

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad von Wallenrod. — 269

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Schilderung Wallenrods in ſeinen übrigen Verhältniſſen. — 282
Hiſtoriſche Belege und Erläuterungen. — 289

Preußens
ältere Geſchichte.

Zweyter Band.

Erſtes Kapitel.

Mindowe, Großfürſt von Litthauen.

Während am Pregel wie an der Weichſel Kreuzritter und Seuchen, Kreuzfahrer und Waſſerfluthen die unglücklichen Preußen aufrieben, flammte das Ordensſchwert auch in Rußland, Curland, Litthauen. Zwei däniſche Prinzen, von ihrem Vater Woldemar, dem Vertrage gemäß, mit Kriegsvolk geſendet, halfen Dorpat den Ruſſen entreißen, waren thätige Zeugen der Eroberung von Pleſkow, welche Stadt nach wenigen Jahren Großfürſt Alexander von Nowogrod wiederum erſtürmte; ſiebenzig Ritter wurden erſchlagen, ſechs Aufgeſparte hingerichtet; die letzten Tage des wackern Herrmann Balk durch dieſes Strafgericht verbittert.

Sein Nachfolger Heinrich von Heimburg, ein frommer, kränklicher Mann, erſetzte den klugen Helden weder im Felde noch im Rathe. Der gewandte Dietrich von Grüningen trat an deſſen Stelle: Curland, Semgallen und Litthauen wurden ſeiner Thaten Schauplatz.

Jenſeit der Düna gränzte mit Liefland ein, von kriegeriſchen unbezähmten Völkern bewohnter, fruchtbarer Erdſtrich, Curland, deſſen öſtlicher Theil den Namen Semgallen trägt. Die preußiſche Gränze umgab ein anſehnlicher Staat, Litthauen, gegen Norden Liefland berührend; von vielen Strömen durchſchnitten, mit Wäldern und Moräſten, doch auch mit Menſchen und Kornfeldern bedeckt.

Die kriegeriſchen Bewohner, des Chriſtenthums geſchworne Feinde, überfielen oft ihre chriſtlichen Nachbarn, ſeitdem des eiſernen Kreuzes Schärfe die Bande der Verwandtſchaft zerriſſen hatte. Es ſchien bedenklich, mit dem Rachſchwert ſie heimzuſuchen, denn nur Froſt oder Dürre bahnten dort Wege. Dann vergruben die Litthauer ihr Getreide, in die Wälder flüchtend vor der Feinde überlegener Zahl. So fanden dieſe verlaſſene Hütten: Mangel hemmte jeden ihrer Schritte; was ſie bedurften, konnte nur auf rauhen Wegen langſam folgen; daher ein Krieg in dieſem Lande ſelbſt Siegern verderblich; man mochte es wohl durch Streifereien ängſtigen, aber die Mauern einer Burg mußten ſchnell erſtürmt oder die erſtürmten ſchnell verlaſſen werden, aus Furcht, die Bewohner möchten, geſammlet, den Rückzug ſperren.

Pelzwerk, Vieh und treffliche Pferde waren des Litthauers ganzer Reichthum: beſaß er noch andere Koſtbarkeiten, ſo hatte er ſolche dem Nachbar geraubt. Auch das Land Samayten, Curland von Preußen trennend, wurde zu Litthauen gezählt. Seine Wälder faſt unzugänglich; ſeine Bewohner, ärmer noch als ihre litthauiſchen Brüder, zogen mit Weibern, Kindern und Heerden, Tatarn ähnlich, in ihren Wüſten umher, des rauhen Himmelsſtriches wenig achtend. Nie fand das Chriſtenthum hartnäckigere Feinde.

Die Fürſten dieſer Völker hatten, durch Eroberungen, ihre Herrſchaft in Rußland ausgebreitet.
1240. Ringold, ein glücklicher Böſewicht, vereinte ſie alle unter ſeinem Scepter, nahm den Titel Großfürſt an, vererbte ſeine ganze Macht auch den Sohn Mindowe.

Des Vaters würdiger Sprößling, entlud der neue Großfürſt ſich ſeiner Vettern durch Gift und

Dolch. Vier Neffen jedoch verſchonte ſeine Staatskunſt, um ſie, als Anführer bewaffneter Haufen, gegen die Ruſſen in den Tod zu ſenden oder zu entfernen. Wenig Volk vertraute er den Jünglingen, deren Glück und Tapferkeit des Oheims Kargheit erſetzte. Alle eroberten ruſſiſche Fürſtenthümer, Drutzk, Smolensk, Witepsk, Polozk, und um der neuen Unterthanen Vertrauen zu gewinnen, ließen die Eroberer ſich taufen. Mindowe, erſchrocken über dieſen unerwarteten Erfolg, von ſeinem Gewiſſen erinnert, daß in den neuen Chriſten gefährliche Nebenbuhler ihm erwüchſen, beſchloß, die ſchwache Wurzel zeitig auszurotten. Er überzog die Neffen mit Krieg. Ihre Ohnmacht ſchloß ſich ſchnell an den deutſchen Orden in Liefland, welcher, Beyſtand gewährend, das Gelübde empfing, ihm Samaiten abzutreten, auch alle Koſten aus des Oheims Schatze zu vergüten, wenn es gelänge, deſſen habhaft zu werden.

Dieſes Bündniſſes Wirkung fühlte Mindowe bald. Polozk, von ihm belagert, von Deutſchen und Ruſſen vertheidigt, ſpottete ſeiner Anſtrengungen. Zugleich ergriffen gegen ihn die Fürſten von Kiew und Halicz die Waffen. Wäre damals nicht Boleslaus der Keuſche von Polen durch Furcht vor den Tatarn gefeſſelt worden, ſo ſchlug die letzte Stunde von Mindowe's Herrſchaft. Einen großen Theil von ſeines Vaters Eroberungen abtretend, mußte er von den Ruſſen Frieden erkaufen.

Indeſſen hatte Dietrich von Grüningen einen entſcheidenden Sieg über die Curländer erfochten, Unterwerfung und Tribut von ihnen erzwungen, in ihres Landes Mitte drey Feſten ſchnell erbaut. Die vornehmſte Goldingen, ſpäter ein Sitz des Landmeiſters und Glied des Hanſebundes. Die verzweifelten 1245.

Cu

Curländer wandten ſich an den Großfürſten, mit dem Erbieten, ſeine Herrſchaft zu erkennen, wenn er vom deutſchen Joche ſie erlöſen wollte. Freudig empfing ſie Mindowe als Werkzeuge erwünſchter Rache; denn ſelten zieht, gleich Suantopolk, ein Fürſt nur ſein Schwert für Unterdrückte, die er ſelbſt vielleicht zuerſt Aufrührer ſchelten würde, begünſtigte nicht ihre Befreyung eigne unedle Entwürfe. Seitdem das verhaßte Fauſtrecht nur noch unter Fürſten gilt, iſt jedes Werkzeug ihnen willkommen, und Empörung, im eignen Lande als gottlos verflucht, wird im fremden gern geſchürt. Mindowe eilte durſtig nach Curland, reichte den Mißvergnügten ſeinen Arm, ſammelte 30000 Mann vor der neuen Feſte Amboten. Aber drohende Gewitter ſtiegen von zwey Seiten gegen ihn auf. Sein Neffe, Theophil, Fürſt von Polozk, den Deutſchen ein werther Verbündeter, weil er, um ihre Liebe oder Hülfe zu gewinnen, ſogar den griechiſchen Glauben gegen den römiſchen vertauſchte, Theophil über-
1247. raſchte jetzt das von Vertheidigern entblößte Litthauen, verheerte es mit feindlicher Wuth, reiche Beute heimführend. Zugleich überfiel der Landmeiſter Mindowe's Heer aus einem Walde, ſchlug es mit großem Verluſt in die Flucht, beugte aufs neue den Nacken der Curländer unter das eiſerne Joch, verſtärkte die bedrohten Feſten, verdoppelte ſeine Wachſamkeit, und zog, geſichert, mit Feuer und Schwert nach Litthauen. Zwar
1250. mußte er bald den kriegeriſchen Schauplatz verlaſſen, um, nach des Hochmeiſters Willen, eine Geſandtſchaft an den Papſt zu übernehmen; allein auch ſein Nachfolger, Andreas von Stuckland, trug des Ordens Waffen mit gleichem Glücke in das Gebiet der Heiden.

Einſt wankten die Seinen beym Anblick des zahlreichen Feindes, da ſprach er mit feurigen Worten den

Zaghaften Muth ein, ſtürzte voran, warf ſich auf die wilden, nach Beute lechzenden Scharen, vertilgte was nicht floh, verfolgte die Fliehenden jenſeit ihrer eigenen Gränzen, widmete fromm der reichen Beute erſten Theil Schmuck bedürftigen Kirchen, großmüthig den andern ſeinen Kriegern, menſchlich den dritten verarmten Samayten. Dann eilte er nach Semgallen, beſchatzte deſſen Einwohner, belaſtete ſie mit jährlichem Tribut, drang ohne Zögern in Litthauen ein, warf Alles vor ſich nieder, und Mindowe zitterte auf ſeinem Throne. Der Gedemüthigte bat um Frieden, zu perſönlicher Zuſammenkunft den Landmeiſter einladend. Stuckland erſchien furchtlos an eines Mörders Hofe, deſſen rauhe Pracht ihn nicht blendete, der vergebens durch lockende Verſprechungen das Ungewitter abzuleiten ſuchte.

„Mir ziemt nicht“ ſprach er, „mit einem Heiden zu unterhandeln, den zu bekämpfen mein Gelubde mir gebietet; doch, willſt du in den Schoß der Kirche dich begeben, und deines Neffen Zuſagen dem Orden erfüllen, ſo ſey Friede zwiſchen uns; auch wird, auf des Hochmeiſters Verwendung, der heilige Vater Papſt dein Land zum Königreich erheben, die Königskrone auf dein Haupt ſetzen.“

1252. Da faltete der Großfürſt — minder durch Ehrgeiz gelockt, als nothgedrungen — zum erſten Male die blutrauchenden Hände vor dem Altare des wahren Gottes, und öffnete ſie wieder um die Feder zu ergreifen, mit welcher er ſeufzend eine Urkunde unterzeichnete, die dem Orden ewigen Beſitz von Curland, Samayten und mehreren Gebieten verhieß.

Alſobald fand ein geſchäftiger Ordensprieſter ſich ein, um den Fürſten, deſſen Gemahlin und Kinder, im neuen Glauben zu unterweiſen. Den erſten Biſchoffsſtab von Litthauen empfing der Lehrer zum Lohne.

Vom rigiſchen Erzbiſchoff ward Mindowe mit 600 ſeiner Großen getauft. Eine Geſandtſchaft ging nach Rom, die Königswürde erflehend. „Fröhlich haben wir vernommen“ ſchrieb Innocenz IV. „daß Gott dich erleuchtet; darum nehmen wir dich und dein Reich in des heiligen Peters Schutz, verleihen dir alle Länder der Heiden, die du ſchon gewonnen, oder noch gewinnen wirſt.“

Mit großem Pomp erhub der Landmeiſter ſich nach
Litthauen, zwey köſtliche Kronen bringend. Auf freyem
1254. Felde bey Nowogrodeck, unter prächtigen Zelten, ſalb-
ten die Biſchoffe den neuen König; Stuckland ſetzte
die Kronen auf ſein und der Fürſtin Haupt.

So war Mindowe nun öffentlich ein Chriſt, heimlich immer noch ein Götzendiener; König von Litthauen wurde er genannt, doch mächtiger war einſt der Großfürſt; ein leerer Titel ſollte Erſatz für entriſſene Provinzen gewähren.

1257. Sein innerer Grimm machte ſich Luft in räuberiſchen Zügen gegen Polen und Maſovien. Dem ſah der Orden ruhig zu, vielleicht im Stillen erfreut über der Nachbarn böſes Geſchick. Ohne Beyſtand durfte er die Bedrängten laſſen, denn nur gegen Heiden hatte er gelobt die Maſau zu ſchützen; Mindowe war ein Chriſt, ein Ordensfreund, gab von beyden treffliche Beweiſe, indem er bald den Papſt um Krönung ſeines Sohnes demüthig erſuchte, bald die Ritter mit Geſchenken überhäufte. Freylich waren es Provinzen, die er ſelbſt nicht mehr beſaß, die erſt erobert werden mußten; denn ſeine Unterthanen, erbittert gegen den von ihren Göttern abtrünnigen Herrn, ungeneigt in deſſen Fußtapfen zu treten, verweigerten Gehorſam: allein dem Orden, keiner Rechte bedürfend, waren auch Anſprüche koſtbar, die ſein Schwert bei günſtiger Gelegenheit geltend machen konnte. So empfing er, unter päpſtlicher Beſtätigung, ein Land nach dem andern, verſetzte ſeine Brüder in das Herz von Litthauen, blind vertrauend dem neuen Freunde, der auch bey Unglücksfällen, die ſeine Bekehrer trafen, nicht zu wanken ſchien. Immer pflegen Eroberer zu vergeſſen, daß ſie keine wahren Freunde haben, ſelbſt nicht an ſolchen, mit welchen ſie unſichern Raub zu theilen ſich herablaſſen. 1257.

Zweytes Kapitel.

Gerechte Empörung der Preußen.

Als Hartmann von Grumbach, Landmeiſter in Preußen, ein toller Wüterich, die Feſte Labiau zum Schrecken der Samländer baute, offene Gemeinſchaft mit Memel bewirkend; als zu gleicher Zeit Burchardt von Hornhauſen, jetzt Landmeiſter in Liefland, die Burg Carſau, den Curländern ein Zaum, ſchnell vollendete; da verwandelten ſich der Unterjochten Seufzer in lautes Murren, weshalb dem Orden nöthig dünkte, eine anſehnliche Macht in Curland zu verſammeln. 1258.
Der Marſchall Heinrich Botel führte die Ritter aus Preußen dorthin; viele Neubekehrte zogen unter ſeinen Fahnen. 1259.
Aus Liefland rückte Hornhauſen ſelbſt, von verbündeten Dänen begleitet, ins Feld. Beyde Haufen vereinten ſich, während 4000 Litthauer das Land verheerten, Kinder und Weiber gefeſſelt aus der Heimath ſchleppten. Ohne Verzug folgten die Ritter ihrer Spur. Eine Menge beraubter Curländer ſchloſſen ſich rachedurſtig an die Rächer. Bald ſtanden ſie dem

Feinde im Geſicht, bereit eine Schlacht zu liefern. Ein edler Preuße, Macto, wurde gewahr, daß die Ritter, auf ihre Roſſe vertrauend, ſich zur Flucht anſchickten: da rieth er, alle Pferde in den Wald zu jagen, wollte ſelbſt, der Erſte, an des Fußvolks Spitze fechten. Verworfen wurde ſein Rath, die ſchwere Rüſtung vorgeſchützt. — Ehe der Angriff geſchah, traten die Curländer mit gerechter Bitte vor den Feldherrn, fordernd unbedingte Zurückgabe ihrer gefangenen Weiber und Kinder, wenn es gelänge ſie zu befreyen. Es ſcheint unglaublich, daß Habſucht die Edelmönche ſo verblenden konnte, dieſes billige Verlangen rund abzuſchlagen, und dennoch die Bittenden nicht zu entwaffnen. Nach Kriegsgebrauch, war die Antwort, gebühren die Gefangenen dem, in deſſen Hände ſie fallen. Des Uebermuthes Folge war voraus zu ſehn. Was frommte es den Curländern, wenn der Orden die Schlacht gewann? wofür ſollten ſie ihr Leben wagen, wenn die Geliebten, für deren Befreyung ſie kämpften, im glücklichſten Falle doch nur andere, vielleicht noch ſchwerere Feſſeln tragen ſollten? — Die Schlacht begann, und, während die Litthauer des Feindes erſte Wuth durch tapfern Widerſtand brachen, fielen die Curländer ihren Henkern in den Rücken. Beſtürzt entfloh das Ordensvolk. Die Ritter ſtanden verlaſſen. Nur ein edler Samländer, Eclode, ermahnte die Seinigen: Gedenkt der Ordensgeſchenke an bunten Kleidern und ſüßem Meth; ſeyd dankbar, verlaßt eure Wohlthäter nicht! — Die bethörten Kinder gehorchten ſeiner Stimme, opferten ſich vergebens für ihre Unterdrücker, die, nach langem, verzweifelten Kampfe, anderthalb hundert Ritter ſammt ihrem Meiſter auf der Wahlſtatt ließen. Acht Stunden hatte die Schlacht gedauert. Acht Gefangene wurden lebendig den Göttern zu Ehren verbrannt.

Hitzig

Hizig verfolgten die Litthauer dieſen an den Ufern der Durbe erfochtenen Sieg. Durch Hunger oder Gewalt fiel eine Feſte nach der andern. Die Samanten wurden aufgewiegelt. Bis in Samland trugen die ermuthigten Völker das Racheſchwert. Nur Königsberg widerſtand.

Der Papſt miſchte ſeine frommen Thränen in die Seufzer der gedemüthigten Ritter. Vor Kurzem erſt hatte er, ihrer Macht vertrauend, ſie aufgefodert, den Biſchoff von Gneſen gegen die Tatarn, und den von Leslau gegen kecke Fürſten und Edle ſeines Sprengels zu ſchützen: jetzt mußte er zu ihrem eignen Beyſtand abermals die Kreuzprediger in Bewegung ſetzen. Doch ehe dieſe erbettelte Hülfe erſcheinen konnte, trug eine Begebenheit ſich zu, welche den Preußen das furchtbare Schwert der Verzweiflung in die Hände ſchleuderte. 1260.

Bruder Wolradt, Vogt von Ermeland und Natangen, der von ſeinen rohen Sitten den allzumilden Beynamen wunderlich erhalten, reiſte im Lande umher mit dem gehäſſigeſt Auftrage, das ſogenannte Pflugkorn, (von jeder Hube einen Scheffel Weizen) unerbittlich ſtrenge beyzutreiben. Die edlen Preußen eilten zu ihm nach Lenzenburg, bittend, wie ſchon oft vorher, um Schonung für ihre hartbedrückten Unterſaſſen. „Ihr wißt, — ſo ſprachen ſie — durch häufige Frohnen gequält, bleibt unſern armen Brüdern keine Zeit, die eignen Aecker zu beſtellen, die liegen zum Theil wüſte. Ihre Kinder darben, und ihr wollt das letzte Brot ihnen vom Munde reißen.“

Der Vogt berief ſich auf ſeiner Obern ſtrenge Befehle. Um die Edlen zu beſchwichtigen, lud er ſie zu Gaſte, vermeinend, von Berauſchten das Ungerechte leichter zu erhalten. Sie kamen, zechten; doch der

Armuth Seufzer und ihr Groll bewahrten ihre Nüchternheit. Plötzlich wurden die Lichter verlöscht; Alle ſprangen auf, mit den Spitzen ihrer Schwerter den Vogt ſuchend. Der war gepanzert unter ſeinem Oberkleide, denn Schuldbewußtſeyn weckt Argwohn. Er ſchlüpfte unter die Tafel; man ſtach und ſchlug nach ſeiner leeren Stelle. Auf ſein Geſchrei ſtürzten die Knechte mit Licht herbey, und ſiehe, alle Schwerter waren in der Scheide, ſtill ſaß jeder Gaſt auf ſeinem Platze. Wolradt zeigte ſein durchbohrtes Gewand, ſie Alle Verräther ſcheltend, einer Verſchwörung ſie bezüchtigend. Beſtürzt widerſprachen die Vornehmſten, läugneten ihre Mitwiſſenſchaft, die Schuld auf einen unbekannten Verräther in ihrer Mitte wälzend.

So ſprecht, fragte der ergrimmte Vogt, welche Strafe hat der Böſewicht verdient, der ſeinem Herrn nach dem Leben trachtet? — Den Feuertod! riefen Alle. Da entwich Wolradt, verrammelte die Thüren und ließ das Haus in Flammen ſtecken. Nach dieſer ſaubern That ritt er zum Hochmeiſter um ſich der Buße zu unterwerfen. Ob er gebüßt? und wie? verſchweigt die Geſchichte.

Was Wunder daß der Abſcheu vor ſolcher Grauſamkeit die Gemüther furchtbar bewegte. Eine Verſchwörung, vielleicht von Mindowe geſchürt, breitete ſich aus in fünf Provinzen; der Haß bewahrte das Geheimniß. In tiefer Stille wählte jede ein Haupt. Fünf junge Männer traten an die Spitze, Alle, durch des Ordens Veranſtaltung, in Deutſchland erzogen, mit den deutſchen Waffen und Verſtellungskünſten dort vertraut geworden. Sie ſchwuren, keines Chriſten Blut zu verſchonen, alle ihre Henker an Einem Tage zu vertilgen. Der beſtimmte Herbſtmorgen brach an, mit ihm loderte die Flamme der Rache empor. Wer nicht Zeit gewann in Wälder zu flüchten oder in Felſen ſich zu retten, fiel, ein Opfer der gerechten Wuth. Kirchen wurden zerſtört, heilige Geräthe verunreinigt, Prieſter unbarmherzig ermordet. Gräßlich ſpottend quetſchten die Samländer einen Mönch zwiſchen zwey Brettern, damit ſein heiliges Blut nicht vergoſſen würde.

Um dieſelbe Zeit erlitt der Orden auch in Curland manchen harten Glückswechſel, und dennoch ſchien der neue König von Litthauen ihnen treuer als jemals ergeben, ſetzte ihn ſogar zum Erben aller ſeiner Staaten ein, im Fall er kinderlos verſterben ſollte. Doch nimmer war es ihm Ernſt mit allen dieſen Vorſpiegelungen, nur täuſchen wollte er die Ritter, bis ein günſtiger Augenblick ihr ſicheres Verderben herbey führen würde. Jetzt ſchien es, die Stunde der Rache werde ſchlagen. Der emporten Preußen ſiegreiche Waffen nicht allein, auch innere Zwietracht drohte des Ordens Umſturz. Hartmann von Grumbach wurde gehaßt, weil er mit rauher Härte ſchmuzigen Geiz verband; er kleidete die Brüder nur in grobes Tuch, ſpeiſte ſie mit gedörrten Fiſchen. Mißvergnügte gaben ihm 1261. Spottnamen, oder ſuchten der unleidlichen Herrſchaft zu entrinnen, indem ſie lieber zu den Heiden übergingen. Zwey derſelben fing Hartmann, und ließ in Elbing ſie verbrennen. Das empörte Alle; heftige Klagen erſchollen in Rom; der Papſt gebot den Wütrich abzuſetzen und zeitlebens einzuſperren.

Doch die Flamme, durch ſeinen Unſinn entzündet, wurde dadurch nicht gedämpft. Die Preußen klirrten noch immer mit ihren zerbrochenen Ketten, und ſchwankte vielleicht Mindowe, die Larve abzuwerfen, ſo that er es doch gern und haſtig, als Geſandte aus Samayten vor ihm traten, ſprechend: „Du wirſt von den Chriſten betrogen; kehre zurück zu deiner Väter Glauben; ſiehe, wir und die Ketten ſtehen bereit dir zu gehorchen."

Vergebens ſoll die frömmere Königin den Umſturz der chriſtlichen Altäre zu hindern verſucht haben. Mindowe beugte ſeine Knie aufs neue vor den verrathenen Götzen, ließ alle Chriſten in ſeinen Staaten niederhauen, und ſah augenblicklich die bisher entfremdeten Herzen ſeiner Unterthanen ſich gehorſam zu ihm wenden. An der Spitze der Samayten und Litthauer zog er nunmehr durch Maſovien nach Preußen, verheerte beyde Länder mit Feuer und Schwert, zerſtörte unbefeſtigte Städte, trieb alles Vieh hinweg, verſchmähte, den Gefangenen Feſſeln anzulegen, gebot, ſie unter tauſend Qualen zu ermorden. Stolz entſagte er dem Königstitel; nichts ſollte künftig ihn und die Litthauer an die Zeit ſeiner Demüthigung erinnern.

In dieſer verzweifelten Lage, von allen Seiten hart bedrängt, blieben dem Orden nur noch ſeine Feſten, in welche verſchloſſen er mit dem Hunger kämpfte. Abermals war ſeine Vertilgung unvermeidlich, ohne neue Scharen von Kreuzfahrern, die, vom Papſt Urban IV. wehmüthig aufgerufen, nach Ablaß oder Abenteuern jagend, aus Deutſchland herbey eilten. Da wagten ſich die Edelmönche wieder hervor. Natangen wurde überfallen, nirgend ſtieß man auf den Feind. Deſſen ſcheinbare Unthätigkeit erregte Verdacht. Die Ritter lagerten ſich, da wo ſeitdem Braunsberg erbaut worden. Kundſchafter gingen aus und hinterbrachten: die Natanger verſammeln ſich in groſſer Menge zum Angriff auf das Culmerland. Alſobald theilte ſich das chriſtliche Heer, deſſen eine Hälfte zog dem Feinde entgegen, die andere bewahrte das Lager. Jene ſtieß bey Pokarwis auf die erbitterten Heiden, die ein edler, zu Magdeburg erzogener Jüngling, Hercus Monte, in die Schlacht führte, an Zahl den Chriſten weit überlegen, an Haß und Tapferkeit ihnen gleich; auch hatte ſchon der Feldherr die Seinen unterwieſen, in Ordnung zu fechten wie die Deutſchen und Waffen zu gebrauchen nach deutſcher Art. Dennoch blieb der Sieg eine Weile zweifelhaft, indem das Kreuzheer Wunder der Verzweiflung that. Stenzel von Bentheim, ein weſtphäliſcher Ritter, ſeines Biſchoffs Zuſage vertrauend, Kraft deren ſeine Seele, in dieſem heiligen Kriege von dem Körper getrennt, das Fegefeuer nicht berühren ſollte, ſtürzte, gleich einem Decius, unter die Feinde, durchbrach ihre Reihen, bezeichnete den blutigen Pfad mit Leichen, ward endlich erſchlagen. Ihm zur Seite fielen die Tapferſten, Verwirrung im chriſtlichen Heere wurde allgemein.

Die im Lager Zurückgebliebenen, ihrer Brüder Bedrängniß vernehmend, rückten aus, kamen zu ſpät, wichen zurück den Sieger meidend.

Die Preußen, nach alter Gewohnheit, warfen das Loos über die Gefangenen, ihren Göttern zum Opfer beſtimmt. Der tödtliche Wurf traf unter andern einen Burggeſeſſenen zu Magdeburg, Hirzhals genannt, einen Jugendfreund des preußiſchen Feldherrn, den er gaſtfrei aufgenommen, als er noch in jener Stadt Unterricht empfing. Hercus Monte, deſſen eingedenk, entſetzte ſich, als ihn das blinde Loos zum Henker des Gaſtfreundes aufrief, und beſchloß ihn zu retten, ſelbſt mit Verletzung heiliger Gebräuche. Er ließ zum zweyten Male looſen. Des Schickſals- oder Prieſtertücke verſchonten auch zum zweyten Male den theuren Gefangenen nicht. Hercus Monte wagte viel, indem er dennoch der Götter Willen gleichſam trotzte. Auf ihn waren des Volkes Blicke geheftet, ihn mußten ſeine Prieſter doppelt argwöhniſch bewachen, da er, vor kurzem noch ein Abtrünniger, ſeine aufrichtige Wiederkehr jetzt durch Ergebung in des Schickſals harten Schluß beweiſen ſollte. Allein Dankbarkeit überwog in der Bruſt des edlen Preußen jede Furcht. Vielleicht durfte nur ein ſiegender Feldherr in einem ſolchen Augenblicke ungeſtraft wagen, der Götter Willen ſich zu widerſetzen. Auf ſeinen Befehl wurde das Loos zum dritten Male geworfen, und zum dritten Male bezeichnete es den Opfertod des Freundes. Da tröſtete dieſer ſelbſt den Hochbetrübten, dem unvermeidlichen Schickſal gelaſſen ſich unterwerfend. Er wurde feſt auf ſein Roß gebunden, von einem Scheiterhaufen umgeben und verbrannt. Der Chriſten Frömmigkeit und des heidniſchen Freundes Wohlwollen fabelten nach ſeinem Tode, es habe eine weiße Taube ſich aus der Aſche erhoben.

Noch andere fromme Mährchen wurden gefliſſentlich verbreitet, um den Schrecken zu mindern, der mit der Botſchaft von jener Niederlage bey Pokarwis die zugeſtrömten Deutſchen ergriff. Eine Nonne hatte ſich vom Teufel ſelbſt erzählen laſſen, wie von allen Seelen der Erſchlagenen nur drey ihm zu Theil geworden, weil ſie mit unlautern Abſichten nach Preußen gezogen. Durch dieß unverdächtige Bekenntniß des Satans aufs neue ermuntert, führte ein Graf von Barby eilig ſein Volk an die Weichſel, begleitete die Ritter auf einem Streifzug durch Samland, mußte jedoch zurückkehrend den Heiden ein Treffen liefern, indem er, gleich ſeinen Vorgängern, ſtatt des Lorbeerzweiges, nur die Martyrerkrone errang.

Im freyen Felde wagte jetzt kein Chriſt mehr, dem überall ſiegenden Feinde zu begegnen. In feſte Schlöſſer verrammelt, erwartete jeder mit Zagen des Ordens gänzliche Vertilgung. Königsberg, Creuzburg, Bartenſtein, wurden hart belagert. Reſſel ſteckten die Ritter ſelbſt in Brand, an deſſen Vertheidigung verzweifelnd. Kühn rückten die Preußen in drey Haufen vor das biſchöffliche Schloß Heilsberg, ängſtigten es durch Wurfblyden und Belagerungsmaſchinen, deren Gebrauch die Feinde ſelbſt zum eignen Verderben ſie gelehrt. Der Widerſtand war hartnäckig. Erſt nachdem der Hunger grauſam in der Feſte gewütet, 250 Pferde bis auf die Haut verſchlungen waren, entwichen die Ritter in der Stille nach Elbing, zwölf preußiſche Geiſeln mit ſich führend, die einſt als Bürgen für der Neubekehrten Treue ihren Händen vertraut worden. Dieſe Unſchuldigen büßten jetzt der Fliehenden ohnmächtige Wuth; mit ausgeſtochenen Augen wurden ſie den Ihrigen zurück geſandt. Durch den gräßlichen Anblick nur noch mehr erbittert, doch vergebens im freyen Felde des Rachedurſtes Löſchung ſuchend, umzingelten die Preußen alle Ordensfeſten, umgaben Königsberg mit ſtarken Bollwerken, trieben es durch Hunger zur Verzweiflung.

Zwar erſchienen noch ein Mal als rettende Engel ein Graf von Jülich und ein Graf von der Mark, die unverhofft bis Königsberg vordrangen, es entſetzten, den Feind ſchlugen, in ſeine eigne Burg ſich einzuſperren ihn zwangen, auch dieſe nach trotzigem Widerſtand eroberten, alle deren Vertheidiger niedermetzelten; doch dieſer ſchnelle Sieg blieb ohne Folgen. Hie und da ergab ſich wohl den Rittern ein furchtſamer oder verrätheriſcher oder beſchwatzter Pan, allein Königsberg befand ſich nach wie vor in bedrängter Lage. Der edle Swayno, Herr eines großen Theils der friſchen Nehrung, ſperrte mit bewaffneten Boten des Pregels Mündung, alle Zufuhr abſchneidend oder auffangend. Es frommte wenig, daß ein Lübecker Bots- 1262.

mann, zum Schein als Ueberläufer im Dienſt der Heiden, oder vielleicht erfahren in der Taucherkunſt, ihre Böte bey nächtlicher Weile durch eingebohrte Oeffnungen unter Waſſer ſetzte, viele derſelben ſammt ihrer Beſatzung verſenkte; die Preuſſen, ihre unbrauchbar gewordenen Kähne verlaſſend, zogen Ketten über den Strom, ſchlugen eine Brücke, errichteten Blockhäuſer zu deren Vertheidigung an beyden Enden, und hinderten nach wie vor den erſeufzten Beyſtand.

Schon waren alle Pferde in Königsberg verzehrt, die Ritter nagten nur noch an den Häuten der geſchlachteten Roſſe; Verzweiflung erzwang endlich den Entſchluß, lieber mit den Waffen in der Hand, als den gräßlichen Hungertod zu ſterben. Sie warfen ſich in ihre Böte, ließen durch Strom und Wind gegen die Brücke ſie treiben, erſtiegen dieſelbe unter einem Hagel von Pfeilen, fochten Mann gegen Mann, von beyden Theilen mit gleicher Wuth; jeder neue Fußbreit Raum konnte nur durch des Gegners Tod gewonnen werden. Die ſchmale Brücke raubte dem Feinde den Vortheil überlegener Zahl; Verwirrung ergriff ihn; er wich; die Ritter drangen in die Verſchanzungen, verfolgten die Fliehenden, erſchlugen, wenn der Sage zu trauen, 5000, unter dieſen den edlen Swayno. Auch Glandé, der Samländer tapferer Feldherr, blieb auf der Wahlſtatt.

Alſobald wogten auf dem befreyten Fluſſe Kähne mit Lebensmitteln aus Elbing geſandt, auch wurden die durchbohrten Böte, zu des Ordens Dienſte, wiederum gebeſſert. Kaum aber ſchöpften die Edelmönche wieder Athem, da ſtand ſchon Hercus Monte, der Natangen gefürchtetes Haupt, mit einem wohlgerüſteten Heere vor den Mauern von Königsberg. Der Himmel, der, dem chriſtlichen Aberglauben zufolge, überall ſelbſt, wiewohl oft unglücklich, für die Brüder focht, befreyte ſie auch dießmal von dem gefährlichſten Feinde, der Klugheit, Tapferkeit und Edelmuth in ſeiner ſtarken Bruſt verband; Hercus Monte fiel verwundet, indem er ſelbſt einen Ritter durchbohrte. Mit ihm wich der Seinen Muth aus der Schlacht, ſie flohen; doch nur um ſchnell und trotzig wieder zu erſcheinen. Stets unerſchöpflich an Volk, Verwegenheit und Schlauheit, wurden ſie bisweilen zurück geworfen, drängten öfter die Beſatzung hinter ihre Mauern, eroberten deutſches Wurfgeſchütz.

Nicht freyer athmete der Orden im übrigen Preußen, allenthalben mußten ſeine Hauptfeſten ihm zu angſtvoller Zuflucht dienen; die kleinern Burgen freywillig verlaſſen, oder zerſtört werden. Nur Pomeſanien und Culmerland blieben getreu, das letztere ſchon großentheils von Deutſchen bewohnt. In den übrigen Provinzen glichen die Ritter verfolgten Räubern, die in Hölen flüchten, wo ſie, umzingelt, die Rache der Gerechtigkeit zagend erwarten. Keinen Beyſtand vermochten die Brüder in Liefland zu leiſten, denn Mindowe's Waffen klirrten an den Ufern der Düna. Ein Bündniß mit den Ruſſen mehrte des Großfürſten Macht und Muth. Polen, in kleine Staaten zerſtückelt, zitterte vor ihm. Wohin die Ritter ihre Blicke wandten, drohte ein finſterer Horizont. Vergebens hatten ſie ſchon vier und dreyßig Jahre lang mit dem Blut der Heiden ſich beſudelt, vergebens Deutſchland entvölkert um Preußen zu verwüſten. Ihr Untergang ſchien nahe.

Der Hochmeiſter Poppo von Oſterna, Lebens und Kämpfens müde, entſagte im hohen Alter ſeiner Würde. Helmerich von Reichenbach, der Landmeiſter, ſtand in Preußen an der Spitze des gebeugten Ordens, der ſeine Blicke ſeufzend auf das zerrüttete

Deutſchland richtete. Dort entzogen ihm Wilhelms von Holland blutige Händel mit den Frieſen, und geſpaltene Kaiſerwahlen manchen bewaffneten Arm. Es brachte ihm keinen Nutzen, daß Richard von Cornwall, auf kurze Zeit den Kaiſerthron beſteigend, deſſen Privilegien beſtätigte.

1261. Unter trüben Ausſichten ergriff **Hanno von Sangerhauſen** das hochmeiſterliche Schwert, nachdem er früher ſchon in Liefland als Statthalter ſich hervor gethan. Man zählt ihn zu den Abkömmlingen des Hauſes Braunſchweig. Seine Mutter oder Schweſter, **Jutta**, war eine Heilige, die vom Verdachte ſchändlicher Verbrechen einſt durch die Feuerprobe ſich reinigte, und öfter die Ehre genoß, von Chriſtus ſelbſt beſucht zu werden. Obgleich ſie, nebſt vier Jungfrauen, ihre Wohnung unter Trümmern am Ufer eines Sees in Preußen aufſchlug, dort mit den Engeln in heiliger Gemeinſchaft lebend, ſo beſaß doch ihr Gebet damals noch nicht die Wunderkraft, die ſpäter ihren Gebeinen zugeſchrieben worden; ſie ſtarb ohne den himmliſchen Troſt, die Heiden vernichtet zu ſehn.

Drittes Kapitel.

Hanno von Sangerhauſen.

Während ſeiner Regierung floß Blut in Strömen, 1263.
und ein offener Abgrund drohte den Orden zu verſchlingen;
wenn auch hie und dort ein Gewitter ſich verzog.
Mindowe's wilde Leidenſchaften befreyten die Edelmönche
von ſeiner gefährlichen Tapferkeit. Ihm ſtarb die
Gemahlin. Um deren Leichnam zu beſtatten, oder ſeinem
Hauſe vorzuſtehen, berief er ihre Schweſter an
den Hof, eines Fürſten Dumand Gattin, entbrannte
für die Schwägerin und verführte ſie. Der beſchimpfte
Gatte, allein zu ohnmächtig um Rache zu üben, verband
ſich mit dem Herzog von Samayten, Troinat,
Mindowe's Neffen. Der wolluſttrunkene Großfürſt
ahnete ſein Schickſal nicht, vertraute ſogar dem beleidigten
Schwager ein Heer gegen die Ruſſen. Kaum
ſah Dumand ſich an deſſen Spitze, als er plötzlich gegen
Litthauen ſich wandte, indeſſen zu gleicher Zeit der
Samayten Herzog von einer andern Seite ſchnell heraufzog.
Mindowe's Hoflager wurde bey Nacht überfallen, 1264.
er ſelbſt auf beſudeltem Lager erſchlagen. Die
erwachſenen Söhne hatten gleiches Schickſal.

Troinat genoß die Frucht des Mordes, hüllte ſein Verbrechen in den großfürſtlichen Purpur, trug verheerende Waffen in die Maſau und nach Liefland, erlag jedoch in Kurzem den Dolchen von vier Leibwächtern, die Mindowe's Tod zu rächen ſich verſchworen hatten. Litthauens innere Zerrüttung gewährte den Nachbarn

Ruhe. Die Wahl eines neuen Großfürſten erregte Zwieſpalt. Endlich vereinten ſich die Stimmen für
1265. Wolſtinil, Mindowe's jüngern Sohn, einen Mönch, der bey ſeines Vaters Abfall dem Chriſtenglauben treu geblieben war, auch noch jetzt über dem Purpur die ſchwarze Kutte trug. Er ſandte zwar den Samländern Hülfe, doch ſeine eigentliche Macht beſchäftigte Polen ganz, wo er an Boleslaus dem Keuſchen einen
1266-1267 überlegenen Gegner fand. Unbeſonnene Angriffe, gegen Rußland gerichtet, vollendeten ſein Verderben. Leo, der Fürſt von Wladimir, lockte ihn freundlich zu einem ſchwelgeriſchen Gaſtmahl und ſpaltete ihm das Haupt. — Vom alten Fürſtenſtamme lebte nur noch Suinterog, ein ſchwacher Greis, den erſt jetzt,
1268. im ſechs und neunzigſten Jahre, die Großen gleichſam für mündig erklärten, zu ihrem Beherrſcher wider ſeinen Willen ihn erhoben. Ob, während ſeiner kurzen Regierung, der Litthauer Streifzüge nach Preußen ihm bekannt geworden, iſt zweifelhaft. Er lebte ſorgenlos
1271. und ſtarb ruhig. Sein Sohn und Erbe Giermond, obſchon durch einen förmlichen Vertrag mit dem Orden verpflichtet, die Preußen nicht zu unterſtützen, hielt nur Wort, wie Fürſten pflegen, ſo lange er ungeſtraft es nicht brechen durfte.

1263. Neuer Zwiſt mit Herzog Caſimir von Cujavien drohte gefährlichen Ausbruch, dem Hanno von Sangerhauſen klüglich durch einen Vergleich zuvorkam.

In Königsberg erholten ſich die Ritter, nachdem ſie, durch befreyte Schiffahrt, von der ſchweren Sorge für ihren Unterhalt entlediget worden. Ihre Zahl mehrte ſich durch Flüchtlinge aus andern belagerten Schlöſſern. Sie durften ſchon aufs neue wagen, außer den Mauern zu erſcheinen. Der edle Sclode, Fürſt des Gebietes von Quedenau, war dem Orden treu geblieben bis zum Tode; aber ſeine minder leichtgläubigen Söhne theilten die Gefahren und Siege der empörten Preußen. Nur Wargul, der älteſte, feige oder verführt, floh mit allen den Seinen in den Ordensſchoß, indeſſen Nalub, der jüngere Bruder, die Samländer eifrig ermahnte, im gerechten Widerſtande zu beharren. Die Ritter zogen gegen ihn aus mit überlegener Macht; doch, eingedenk der Verdienſte ſeines Vaters, vergönnten ſie Wargul den Bruder zu warnen, hoffend, daß Furcht und Bruderliebe dieſen ſtolzen Nacken gleichfalls beugen würden. Umſonſt! Nalub entfloh. Mit unerſchüttertem Muthe trat er überall unter die Samländer, ſie beſchwörend, ihre Freyheit, ihrer Götter Altäre, gegen eine handvoll Fremdlinge zu vertheidigen; ließ den Beiſtand der Sudauer hoffen, deren Macht allein den Deutſchen gewachſen, und pries, im ſchlimmſten Falle, den Vorzug eines ehrlichen Todes vor ſchimpflicher Sklaverey. Das Volk jauchzte ihm zu. Einmüthig zum Feldherrn erwählt, an Stelle des erſchlagenen Glande, rückte er ſtill vor **Königsberg**, brach deſſen Thore bey Nacht, und focht im Finſtern mit den in feſte Häuſer geflüchteten Bürgern. Doch bey anbrechendem Tage erneuerte des Schloſſes Beſatzung den Kampf mit Glück, von Straße zu Straße fechtend, bis es ihr gelang, die Preußen zurück zu werfen. Nalub, unbeſtürzt, ſammelte die Seinen augenblicklich wieder auf einer Ebene vor Königsberg, und ſtellte ſie trotzig in Schlachtordnung. Die Deutſchen griffen an. Die Samländer, dem Beyſpiel ihres tapfern Feldherrn nacheifernd, kämpften lange verzweifelt; das Glück entſprach weder ihrem Muthe noch der gerechten Sache; doch nicht eher zerſtreute ſich Nalubs Volk, bis von ſeinen wackerſten Streitern 7000 auf der Wahlſtatt lagen. Er ſelbſt, den Wankelmuth der Seinen und ihre unverdiente Rache fürchtend, irrte lange verlaſſen im Elend umher, bis die eiſerne Noth auch ihn zwang, das Kreuz zu küſſen. Der Orden nahm ihn freudig auf, das Vergangene vergeſſend, aus Furcht vor dem Künftigen.

Noch wichtiger vielleicht war eine andere Folge jenes Sieges. Aleps, der Oberprieſter, ein ſchlauer Mann, dem nicht entging, daß die allzulockere Verbindung zwiſchen den ihm unterworfenen Stämmen, nach und nach jedes Einzelnen Unterjochung nothwendig herbeyführen müßte, hatte ſchon öfter ſeinem Volke dieſen Ausgang geweiſſagt, und endlich, ein Unglücksprophet, der Heiden Unwillen erregt. Als er vollends wagte, von freywilliger Unterwerfung zu ſprechen, da vergaßen ſie der gewohnten Ehrfurcht vor dem Kriwe, ſuchten mit Gewalt ſich ſeiner zu bemächtigen. Er floh nach Königsberg, begehrte Unterricht im Chriſtenglauben, betheuerte, von ſeinen Göttern ſelbſt das Bekenntniß empfangen zu haben: ihre Macht ſey geringer als die des Chriſten-Gottes. Auf ſolche Weiſe zerriß das letzte Band, welches Preußens Stämme verknüpfte: Jeder focht einzeln, ohne Plan, ohne Mittelpunkt, oder ruhte, unbekümmert um den Nachbar. Die überall lodernde Kriegsflamme, oder Beſtürzung über den nie erhörten Fall der Entweichung eines Oberprieſters, hinderten vielleicht die Wahl eines neuen Kriwe.

Die Ritter nutzten dieſe Vortheile. Bruder Heinrich Ulmbuſch, ein tapferer Mann, (derſelbe, der Hercus Monte jüngſt verwundete) feſſelte den Sieg an ihre Fahnen, oft noch in dem Augenblicke, wo er zu entſchlüpfen drohte. Nur Ein Gebiet von Samland, Bethen genannt, blieb noch zu unterjochen übrig; aber das mächtigſte, denn aus einem ſeiner Dörfer konnten 300 ſtreitbare Männer in das Feld rücken.

Ohne fremden Beyſtand wollten die Edelmönche den gewagten Angriff nicht unternehmen; ſie riefen die Brüder aus Liefland zu Hülfe, einen Tag beſtimmend, an dem, von beyden Seiten, das verbündete Heer im feindlichen Lande zuſammentreffen ſollte. Es geſchah. Doch erſchienen die Ritter aus Königsberg um einige Stunden früher, fanden wider Vermuthen die Samländer unter den Waffen, wurden hart geſchlagen, und ergriffen bereits die Flucht, als noch zu rechter Zeit die Liefländer den Siegern in den Rücken fielen. Die Schlacht wurde erneuert. Kein Preuße wich. Verzweifelnd fochten alle gegen die umringende Menge, begehrten keine Schonung, ſtießen die angebotenen Feſſeln unwillig zurück, ließen ſich niederhauen bis auf den letzten Mann. Ihre Wittwen und Waiſen führte der Sieger hinweg, in andere Gebiete ſie verſtreuend. Alle Schlöſſer und Dörfer der vertilgten Einwohner wurden geſchleift. An die Stelle blühender und reich bevölkerter Gefilde trat eine Wüſte, nach wenigen Jahren mit dichten Wäldern bedeckt, in welchen die Geiſter der Erſchlagenen ſtöhnten. Solche Früchte brachte der, mit Eroberungsſucht vereinte, Wahnſinn der Bekehrungswuth. Ganz Samland unterwarf ſich nun. Thränen, die das Herz der verlornen Freyheit, der Mund dem neuen erzürnten Gotte widmete, floſſen auf die Stufen der chriſtlichen Altäre, und Geiſeln, den Armen der Mütter entriſſen, verbürgten die zweifelhafte Treue.

Dennoch wagten einſt die Rinauer, ein tapferer Ueberreſt der Samländer, ihres Biſchoffs unvertheidigte Feſte zu überfallen. Ohne Schwertſtreich wären ſie hinein gedrungen, da, nach Art jener Zeit, der Pforte Riegel dem Zuge eines ſchwachen Riemens wich; allein die Preußen, verblendet oder unbekannt mit dieſem einfachen Gebrauch, glaubten die Thore feſt verſchloſſen,

ſchloſſen, und verſuchten umſonſt, mit kurzen Leitern die hohen Mauern zu erſtuermen. Dadurch gewann der Biſchoff Zeit Hülfe zu heiſchen. Der Comthur von Königsberg eilte herbey, ließ, zur ſchreckenden Warnung, jeden bewaffneten Natanger morden, führte Weiber und Kinder in ferne Sklaverey, und verbreitete ſo im ganzen Gebiete Ruhe, Grabesruhe. Zu deren Befeſtigung wurde Tapiau am Pregel erbaut, und Witlandsort, eine Burg ein Tief des friſchen Haffs, ſpäter Lochſtedt genannt.

Wenn aber gleich in dieſen Gegenden der blutigſte Sieg um die Kreuzfahnen flatterte, ſo blieb darum doch das übrige Preußen ein Schauplatz feindlicher Verheerungen. Die treugebliebenen Provinzen wurden ohne Unterlaß von erbitterten Heiden geplündert; die Empörten erfuhren alle Gräuel des Krieges. Ueberall kämpften belagerte Deutſche mit dem ſchrecklichſten Elend. Hercus Monte überzog das Culmerland, Helmerich von Reichenbach lieferte ihm bey Löbau eine Schlacht. Schon hatte ſein Volk eine, von Strauchwerk errichtete feindliche Bruſtwehr erſtiegen, die Heiden in die Flucht getrieben; allein der tapfere Hercus Monte, die kalte Beſonnenheit nie verlierend, die den großen Feldherrn auszeichnet, wurde kaum gewahr, daß die Chriſten, um zu plündern, ſich zerſtreuten, als er plötzlich mit ſeiner geſammelten Schar ſich auf ſie ſtürzte, den Sieg mit gewaltiger Fauſt wieder an ſich riß, und ein gräßliches Blutbad den Landmeiſter ſelbſt nebſt 40 Rittern, erſchlug. Eine Niederlage, die mehr Schrecken als jene bey dem Fluſſe Durben unter den Chriſten verbreitete, denn die Blüte ihrer Ritterſchaft im Culmerlande war gefallen.

1264. Dem Comthur von Böhmen, Ludwig von Baldersheim, übertrug der Hochmeiſter die, in ſolchen Zeiten, gefährliche Landmeiſterwürde. Papſt Clemens IV. erhob eine Klageſtimme zu des Ordens Rettung. Böhmen, Dänemark, Norwegen, Schweden, Friesland, Polen, Pommern und der Bremiſche Kirchenſprengel wurden beweglich aufgeboten, Almoſen und Kreuzfahrer nach Preußen zu ſenden, um eines tapfern Volkes unglückliche Ueberreſte auszurotten; ja, der heilige Vater warf ſogar dem Konige von Böhmen, Ottocar, eine zeitliche Lockſpeiſe vor, indem er ihm Alles ſchenkte, was ſein Schwert erobern würde. Der Hochmeiſter begab ſich ſelbſt nach Deutſchland, um klagend und überredend die Kreuzprediger zu unterſtützen.

Indeſſen die Ritter nach des gehoften Beyſtandes Ankunft ſeufzten, minderte ſich ihre Zahl mit jedem Tage durch Hunger, Kampf und Elend, obgleich ſie noch manchen getreuen Anhänger unter den edlen Preußen zählten. Ein ſolcher war Girdau im Gebiete Barthen, der, von ſeinen verrathenen Brüdern gehaßt, verfolgt, endlich die eigne Burg den Flammen preis gab, und, mit ſeinem ganzen Geſchlecht nach Königsberg flüchtend, Muthloſigkeit und Mangel dort nur vermehren half. Die Ritter ſelbſt waren gleich ihm gezwungen, ihre feſten Plätze in Barthen anzuzünden, um dem ſtürmenden Feinde, der bey jedem Ausfall ſie blutig zurückwies, deren Beſitz zu entreißen; glücklich noch, wenn ſie im Schutz der Nacht entrinnen konnten.

Nur die Belagerung von Bartenſtein zeichnete ſich aus durch Hartnäckigkeit des Widerſtandes wie des Angriſſs. Von 1300 Preußen umzingelt, von 400 Deutſchen vertheidigt, ſah es rings um ſeine Mauern alle Belagerungsmaſchinen jener Zeit, Blyden, Tummler, Mauerbrecher, Feuerſchleuderer, alle Zerſtörungswerkzeuge, deren Gebrauch der Orden, zu ſeinem Verderben, die Heiden gelehrt; auch drey bewegliche Thürme drohten mit Sturm unter den Mauern. Täglich kämpfte Verzweiflung gegen Erbitterung. Zwey tapfere christliche Preuſſen, Troppo und Miligedo, durch ihrer Brüder Blut nach Ehrenkronen im Himmel ringend, fochten unter der Beſatzung, bis ſie einſt, in Hinterhalt gelockt, erſchlagen wurden. Ihren Tod rächten die Ritter nach des Ordens unedler Weiſe, indem ſie dreyſſig unſchuldige Geiſeln über die Mauer hingen.

Solche zweckloſe Grauſamkeit, wie ſtellte ſie den Geiſt des Chriſtenthums den Heiden dar? — Nach ſolchem Schauſpiel wandten ſich die Preuſſen ſtets inniger zu ihren menſchlicheren Götzen; denn wozu der neue Glaube, wenn er, im Kampf mit Leidenſchaften, keinen wohlthätigen Einfluß zeigte?

Einſt opferten die Belagerer nach ihrer Weiſe. Die Deutſchen, wohl wiſſend, daß der Götzendienſt durch Fröhlichkeit gefeyert werde, hofften die Heiden bezecht zu finden, und wählten zum Ausfall einen Augenblick, in welchem ein Opfergefäß im Lager mit Feyerlichkeit herumgeführt wurde. Ihre Hoffnung täuſchte ſie nicht. Zwar fiel der Marſchall in dieſem Kampfe, doch von den Preuſſen entrann kaum Einer, die beweglichen Thürme wurden zerſtört, das kupferne Opfergefäß im Triumph in die Feſte gebracht. Allein ihr Jubel verhallte ſchnell, denn an die Stelle der Erſchlagenen rückten über 2000 neue Feinde, welche die Werke um Bartenſtein in Kurzem wieder herſtellten. Schon in das vierte Jahr währete dieſe Belagerung. Der bleiche Hunger ſchlich in die Burg, kein Entſatz erſchien. Eine Kriegsliſt wurde verſucht. Die entblößten Wälle ſollten den Feind überreden, die Feſte ſey geräumt. Er ging in die Falle, und verlor manche Waghälſe, die ohne Vorſicht über die Mauern ſprangen. Drey Mal ſoll dieſe grobe Liſt gelungen ſeyn, bis endlich, im Schutz einer dunklen Nacht, die Ritter wirklich flohen, nur ihre Waffen und die Reliquien der Kirche mit ſich führend. Ein einziger, alter, blinder Ordensbruder blieb zurück; er konnte den Fliehenden nicht folgen, und ſeiner Brüder taube Menſchlichkeit fand kein Mittel, ihn fortzuſchaffen. In ſein Schickſal ergeben, fuhr er fort, die Glocken in den gewohnten Stunden zu läuten, weshalb die Preußen noch eine Zeitlang den Ort für beſetzt hielten, endlich ihn erſtiegen, den einzigen blinden Wächter ihrer Rache opferten, und durch eine ſtarke, zurückgelaſſene Beſatzung den Orden in der Folge noch oft bedrängten.

Ungefähr um dieſelbe Zeit beſtürmten die Sudauer, mit Litthauern verbunden, acht Tage hintereinander die Feſte Wehlau mit gränzenloſer Wuth, zugleich alle Hülfsmittel damaliger Kriegskunſt erſchöpfend. Pfeile und Steine ohne Zahl durchbohrten und zerſchmetterten Jeden, der auf den Wällen ſich blicken ließ. Feuermaſſen flogen in die Burg, zwangen täglich die Belagerten gegen Flammen zu kämpfen. Ihr Retter wurde Heinrich Taupadel, ein Däne, kunſterfahren im Richten der Wurfgeſchütze. Er war ſo glücklich oder kunſtreich, den Feldherrn der Litthauer nieder zu ſtrecken, und die Hand deſſen, der die preußiſchen Wurfblyden leitete, durch einen Pfeil an eine derſelben zu nageln; worauf die Heiden, ihrer Anführer beraubt, die Mauern von Wehlau verließen.

Aber täglich mehrte ſich ihre Macht, täglich zerbrachen ſie ein neues Glied ihrer Kette. Vergebens reiften ſchon die erſten Früchte der Kreuzpredigten. 1265. Herzog Albrecht von Braunſchweig, und Landgraf Heinrich der Erlauchte von Thüringen, kamen, ſahen und kehrten zurück, ohne des Ordens bedrängte Lage verbeſſert zu haben. Wenig mehr thaten Johann und 1266. Otto, Markgrafen von Brandenburg. Häufige Regengüſſe erſchwerten ihren Zug. Otto begnügte ſich, ein Schloß in Natangen zu erbauen, das den Namen Brandenburg von ihm empfing, bald nachher, von einer bekehrten Preußin verrathen, durch Gloppo, den Feldherrn der Warmier, zerſtört, doch ſpäter aufs neue, durch des frommen Markgrafen beharrlichen Eifer, aus ſeinen Trümmern hervorgezogen wurde.

Auch ſeewärts muß um dieſe Zeit dem Orden Beyſtand erſchienen ſeyn, denn mit fünf bewaffneten Fahrzeugen verſuchten die Preußen vergebens, feindliche Schiffe zu zerſtören, weil Ritter Ulrich von Magdeburg, ein Mann von Rieſenſtärke, den Maſtbaum aus ſeinem Schiffe riß, und ſo gewaltig damit umherſchlug, daß er eines jener angreifenden Fahrzeuge verſenkte, die übrigen in die Flucht jagte.

1268. König Ottocar von Böhmen — geſpornt durch die päpſtliche Verwilligung, die Krone von Litthauen auf ſein Haupt zu drücken, wenn es ihm gelänge dieß Reich zu unterwerfen — erſchien an der Spitze eines mächtigen Heeres, erregte hohe, fröhliche Erwartungen in der beklemmten Bruſt der Ritter, die abermals getäuſcht wurden; denn des Winters Gelindigkeit, der Preußen natürliche Schutzwehren, die Moräſte, unwegſam machend, zwang den König thatenlos zum Rückzug. Allein man darf vermuthen, daß alle dieſe Fürſten einen Theil ihrer Krieger dem Orden überließen, der einem eben ſo tapfern als hartnäckigen Feinde ſonſt unmöglich hätte widerſtehen können. Wäre die Zahl der Kreuzfahrer, die ganz Europa, während eines halben Jahrhunderts, nach Preußen ſpie, bis auf uns gekommen, mit welcher ſtaunenden Bewunderung würde die Nachwelt jenes heldenmüthige Volk betrachten, das, ohne Beyſtand, für Götter und Freyheit, ſo lange gegen dieſe Hydra ſiegreich kämpfte!

Viertes Kapitel.

Suantopolks Tod und deſſen Folgen.

1266. Trotz der körperlichen Anſtrengungen des Pommerſchen Helden, von frühſter Jugend bis zum Greiſenalter, erreichte er dennoch das höchſte Ziel des menſchlichen Lebens, denn durch ſein Daſeyn wurde faſt ein ganzes Jahrhundert geſchmückt. Als er endlich fühlte, die Stunde ſey gekommen, die Schuld der Natur zu bezahlen, da ſoll er — wenn der Sage von Ordensfreunden zu trauen — den Prinzen Meſtwin, ſeinen Sohn und Erben, an das Sterbelager berufen, ihn dringend ermahnt haben, ſtets mit dem Orden, für den Gott ſelbſt kämpfe, treulich Frieden zu halten.

Dennoch ergriff Meſtwin die Waffen ſobald ſein großer Vater die Augen geſchloſſen. Dieß Verfahren eines liebenden, zärtlich geliebten Sohnes, dieß Verachten der letzten Wünſche eines ſterbenden Vaters, der für dieſes Sohnes Freyheit oft ſein eigenes Leben auf das gewagte Spiel geſetzt, und deſſen letzter Hauch eine bittende Ermahnung, auf Weisheit und Erfahrung gegründet, war; darf man wohl vermuthen, daß die, in der Vorzeit Dunkel verhüllte, vielleicht gar zeugenloſe Begebenheit, ſich wirklich ſo zugetragen? — ſollte Meſtwin in der That, ohne irgend eine Urſach, das Schwert ſo raſch gezogen haben? — Wie, wenn

Suantepolk, nur durch der Jahre Laſt, die ſtets den Muth erdrückt, an kräftigen Unternehmungen gehindert, vielleicht ganz andere Worte zu dem feurigen Sohne ſprach? — Wo die Geſchichte ſchweigt, da iſt vergönnt, erklärende Urſachen für ſonſt unbegreifliche Wirkungen aufzuſuchen.

Alle Kreuzfahrer zogen durch Pommern nach Preußen. Die unaufhörlichen Durchzüge dieſer rohen Haufen mußten das Herzogthum hart bedrücken, deſſen Beherrſcher unleidlich werden. Eine andere, nicht zu verhütende Folge derſelben war die Feindſchaft der Bekriegten. Das Land, das jedem Abenteurer offen ſtand, der gegen Preußen oder Litthauer kämpfen wollte; der Fürſt, der, aus Neigung oder Ohnmacht, die Kreuzfahrer duldete: mußte ſonder Zweifel den Haß jener Völker, und bey willkommener Gelegenheit ihre Rache auf ſich laden. So lange der Sieg dem Orden lächelte, mochte ſchweigen klug genannt werden; doch jetzt, da der gefangene Löwe ſeinen Kerker durchbrochen, frey über befreyte Fluren ſchritt, und vor ſeinem Brüllen die Edelmönche hinter Mauern zitterten: jetzt war die Staatsklugheit nicht verdammlich, die dem Pommerfürſten das Schwert reichte. Längere Untheilnahme ſchien gefährlicher als offener Krieg. — Weſſen Freundſchaft ſollte Meſtwin wählen? — Die eines Ordens, der, unerſättlich in Eroberungen, ſchon bis nach Ehſtland der Oſtſee Küſten ſich unterworfen? und der, aus jetziger Ohnmacht ſich aufraffend, bald genug auch Pommern ſtückweis an ſich reißen würde? — oder die eines Volkes, das, wenn es ihm gelang, mit Meſtwins Hülfe ſeine Freyheit zu erkämpfen, aus Dankbarkeit und Ruhebedürfniß wahrſcheinlich ihm ergeben bleiben würde? — Man füge noch hinzu den alten Groll in Meſtwins Buſen. Er, den die Ritter ſechs Jahre lang von einer Burg zur andern, aus einem Lande in das andere geſchleppt, den Umarmungen eines betagten Vaters ihn vorenthalten, er ſah in demſelben Augenblicke, in dem er dieſes Vaters Thron beſtieg, den Orden bereits im Todeskampfe zucken; der erſte Gebrauch ſeiner neuen Gewalt konnte den läſtigen Nachbar auf immer vertilgen, zugleich den alten Rachedurſt löſchen. Grund genug für einen jungen, feurigen Fürſten, um raſch den Krieg zu beſchließen.

Nur legen Fürſten ſolche Gründe nicht an den Tag, obgleich ſie ſelten beſſere haben. Auch Meſtwin ſtellte, als Vorwand, einen ſchwer zu rechtfertigenden Anſpruch auf die, von ſeinem Vater dem Orden verkaufte, von dieſem dem feindlichen Oheim Sambor geſchenkte Inſel Zantyr auf.

1267. „Willſt du, ſprachen die Ritter, in deines Vaters Fußtapfen treten? gedenke, daß er ſelbſt es ſchwer bereuen mußte.“

Zornig erwiederte Meſtwin: „Mein Vater hat nie ungebührlich an euch gehandelt. Ihr aber ſeyd mit Unrecht im Beſitz von Zantyr und vertheidigt es mit Scheltworten, wie böſe Leute pflegen. Ihr gleicht übermüthigen Bettlern, die, zu Herren geworden, ihre Wohlthäter ſchmähen.“

Grollend ſchieden beyde Theile. Der Herzog verband ſich mit den Preußen. Die erſte Wirkung ſeines Zornes empfanden funfzehn Weichſelkähne, die, mit Lebensmitteln für Ordensſchlöſſer beladen, an ſeiner Feſte Neuburg vorüberſteuern wollten. Die Pommern dieſſeits, die Preußen jenſeits der Weichſel, zwangen die Schiffer, ihre Ladungen in den Strom zu werfen, ihr eigenes Leben durch ſchnelles Rudern zu retten. Dann zog Meſtwin über die Weichſel und rückte, mit den Preußen vereint, in das Culmerland.

Nicht lange wurden ſeine Waffen vom Glück begünſtigt. Ludwig von Baldersheim, durch Kreuzfahrer verſtärkt, trug die Kriegsfackel ſelbſt nach Pommern, zündete Städte und Dörfer an, ſchlug deren Bewohner in Feſſeln, wütete bis unter Danzigs Mauern. Meſtwins eigener Bruder, Warzlaus, trennte ſich von ihm, einen nothgedrungenen Frieden mit dem Feinde ſchließend; wenn die Seinigen ihn brächen, eine Strafe von 2000 Mark gelobend; ja ſeine ganze Macht ſollte dem Orden zu Gebote ſtehen, wenn etwa eines von deſſen Schlöſſern in der Seinigen Gewalt fiele. So mußten die Pommern unter einander zwieträchtig werden, und dieſe Spaltung, mehr vielleicht als Ludwigs Waffen, nöthigte den jungen Fürſten, ſeines Vaters Frieden zu erneuern. Immer fand des Ordens hölliſche Staatskunſt Mittel, Brüder gegen Brüder zu verhetzen. So gelang es ihm auch dieſmal, die Flamme, die das blutige Kreuz an der Oſtſee zu zerſtören drohte, im Ausbruch zu erſticken.

Fünftes Kapitel.

Kriegsbegebenheiten.

1263-1271

Der dichte Schleyer, der ſeit 600 Jahren auf Preußens Vorzeit liegt, erlaubt nur ſelten, von dem Geſchehenen den ſichern Zeitpunkt anzugeben. Dem Forſcher muß genügen, die, während der Regierung Hanno's von Sangerhauſen, erfolgten Begebenheiten, unbekümmert um Jahr und Tag, neben einander zu ſtellen. Wenn dieſe Erzählungen größtentheils von der Preußen Klugheit oder Tapferkeit zeugen, ſo vergeſſe man nicht, daß Feindes Mund, der ſo gern verkleinert, wider Willen ihren Ruhm verkündet, denn ſie ſelbſt beſoldeten keinen Chronikenſchreiber.

Jahre lang durfte kein Ritter in einem Ordensſchloſſe ruhig an der Tafel ſitzen; immer mußte er, mit einer Hand die Waffen, mit der andern ſeine karge Speiſe halten; Tag und Nacht auf den Thürmen wachen, nur im Harniſch ſchlummern. Die Brüder in Braunsberg wurden gezwungen, die brennende Fackel ſelbſt in ihre Burg zu ſchleudern, mühſelig nach Elbing entweichend.

Dywan, der Barther Feldherr, aus altem fürſtlichem Geſchlecht, und Lynko, Heerführer der Pogeſanier, trugen Feuer und Schwert bis vor die Thore von Marienwerder.

Auch wenn bisweilen den Chriſten gelang die Heiden zu werfen, wie einſt dem Fußvolk der Pogeſanier wiederfuhr, ſo war es nicht mehr jenes verwirrende Schrecken, das, beym erſten Erſcheinen der weißen Mäntel, die Preußen ergriff: ſie flohen, ſammelten ſich wieder, und, wenn die Ritter zur Siegesfeyer die Panzer abzuſchnallen wagten, ſo riß plötzlich ein neuer Angriff den geträumten Sieg aus ihren Händen. Jene geſchlagenen Pogeſanier ſetzten ſich am Ufer der Sirgune; jenſeits ſtanden die verfolgenden Deutſchen, keine Gefahr von einem flüchtenden Feinde ahndend. Doch die Preußen wateten bey Nacht durch den Fluß, drangen in das chriſtliche Lager, warfen alles vor ſich nieder; zwölf Ritter und 500 ihrer Krieger färbten mit ihrem Blute die Wellen der Sirgune. — Freylich kannte der Heiden Rache oft keine Gränzen. In die Spalte eines Baumes wurde ein gefangener Ordensbruder geklemmet; ein Anderer daneben auf eines Baumes Gipfel befeſtigt, der Stamm vom Scheiterhaufen umgeben. — Der Reſt des Ordensheeres floh nach Chriſtburg, die Sieger folgten ihm auf der Ferſe, eroberten die Stadt ſammt ihren Außenwerken, tödteten oder verſtümmelten mit dem Schwerte, was nicht Zeit gewann in die Burg zu flüchten. Das vernahm ein dort gefangener Pomeſanier, Sciences, der — von welchem Geiſte getrieben, iſt unbekannt — ſeine Feſſeln brach, Lanze und Schwert ergriff, auf die Brücke eilte, ſie vertheidigte, bis die Deutſchen ſich gerettet. Auch vierzig Chriſtenknaben, zum Verkauf beſtimmt, entkamen glücklich in die Burg, nachdem eines Ritters Pfeil ihren Wächter zu Boden geworfen.

Bisweilen büßten die Heiden ihre Beuteſucht. Einſt, an der Guber, wurde Dywan geſchlagen, von vereinten Rittern aus Chriſtburg und Elbing, weil er, allzu ſicher, von ſeiner Hauptmacht ſich getrennt, um den Nachtrab zu decken, deſſen Zug der Beute Laſt verzögerte. Das Geraubte fiel den Chriſten in die Hände, die Gefangenen wurden frey. Unter den Erſchlagenen beweinte Dywan einen tapfern Vetter; kaum entrann er ſelbſt gleichem Schickſal. Aber ſchnell wandte ſich ſein zu weit voraus geeiltes Heer, belagerte Chriſtburg, zerſtörte drey Mal die Fahrzeuge, die auf der Sirgune, von Elbing aus, den Eingeſchloſſenen Lebensmittel brachten, würde bald durch Hunger die Uebergabe erzwungen haben, wenn nicht ein Vaterlandsverräther in deſſen Mitte jede Anſtrengung vereitelt hätte. Camilo, ein Pomeſanier — durch welche Belohnung erkauft verſchweigt die Geſchichte — wußte mehr als ein Mal den Ausgehungerten Lebensmittel zuzuführen. Endlich ertappten ihn ſeine verrathenen Brüder, er wurde bey langſamen Feuer gemartert; halb gebraten legten ſie ihn vor das Thor von Chriſtburg, die Ritter einladend zu dieſem Gaſtmahl. Dem Verbrecher, der in jedem Heere den Tod am nächſten Baume würde gefunden haben, erhielt der Chriſten Sorgfalt das Leben. In neueren Zeiten führte ein gelehrter Burgemeiſter von Elbing ſeinen Stammbaum bis zu dieſem Camilo hinauf, uneingedenk daß ein Vaterlandsverräther als Ahnherr keinen Glanz auf ſein Geſchlecht wirft, wenn auch geſunde Zweige auf dem faulen Stamme wuchſen.

Die Belagerten, keiner Rettung mehr gewärtig, ermahnten die Pomeſanier — einen Theil der Beſatzung — ſich zu retten ſo gut ſie könnten. Aber dieſe Neubekehrten, weit entfernt mit dem alten Glauben die alte Rechtlichkeit zu verläugnen, ſchieden nicht von ihren neuen, jetzt bedrängten Glaubensbrüdern, duldeten ſtandhaft, theilten Gefahr und Noth, bis endlich den Rittern aus Elbing gelang, die Feſte zu entſetzen. Das geſchah durch nächtlichen Ueberfall, der das preußiſche Lager ſo verwirrte, daß Dywan ſelbſt, kaum bekleidet, nur eben Zeit gewann, ſich auf ein Roß zu werfen, und mit Wenigen der Seinen zu entrinnen. Geſpenſtern gleich ſchlichen die Halbverhungerten aus Chriſtburg ihren Befreyern entgegen.

Minder glücklich war Marienwerder. Die ſchlauen Preußen ſandten eine Streifpartey bis vor die Thore; ihr Heer lag verborgen im Hinterhalt. Was ſie vermuthet, geſchah. Die Ritter ſammt allen waffenfähigen Bürgern fielen aus, verfolgten den geringen Haufen, der mit verſtellter Flucht in die Gegend ſie lockte, wo ihr Untergang bereitet war. Nur wenige, denen die Rückkehr gelang, warfen ſich in das Schloß; der Feind eroberte die Stadt, verwandelte ſie in einen Aſchenhaufen.

Kaum war Marienwerder, durch große Anſtrengungen, aus ſeinen Trümmern neu empor geſtiegen, als die Heiden, nachdem ſie abermals mit einem mächtigen Heere das Culmerland verwüſtet, über die Oſſa gingen, und, nach einer langen Belagerung, die unglückliche Stadt zum zweyten Mal zerſtörten.

Um die Gränzen von Culm und Pomeſanien zu decken, verordnete der Hochmeiſter den Bau einer neuen Feſte, Starkenberg. Sie ward unternommen, aber nicht vollendet, weil der Ritter Ohnmacht die Arbeiter nicht zu ſchützen vermochte, die der wachſame Feind erſchlug oder verſprengte. Ein zweyter Verſuch, vielleicht zu einer Zeit gewagt, wo die Preußen in andern Gegenden im Kampf begriffen waren, gelang beſſer; die Burg erhob ſich ſtolz, von einer tapfern Beſatzung vertheidigt. Aber kaum vollendet erſtürmten ſie die Heiden, vertilgten alles Lebende mit dem Schwerte, alles Lebloſe durch Feuer. Nach vielen Jahren erſt wurde ein drittes Starkenberg im Culmerlande erbaut, am linken Ufer der Oſſa; ein wichtiger Platz, der allein unter allen Ordensſitzen ſeinem Befehlshaber den Titel Caſtellan, ſammt dem Vorrecht verlieh, ſeine Würde jährlich nur dem Hochmeiſter ſelbſt, oder dem Kapitel zu übergeben, indeſſen die übrigen Hauscomthure den Großbeamten unterworfen blieben.

Auch die Burg Spittenberg in Pomeſanien konnte den Preußen nicht widerſtehen, ſie mußte angezündet und verlaſſen werden.

Faſt unbegreiflich iſt der hartnäckige Muth, mit dem die Bewohner der in Wüſteneyen verwandelten Provinzen ihre zerſtörten Wohnungen noch immer behaupteten. Das Culmerland ſeufzte unter gränzenloſem Elend. Culmſee, ein Städtlein zwiſchen Thoren und Culm gelegen, war einſt ſo glücklich, einen vornehmen Preußen zu fangen, den der beſtürzte Feldherr durch das Verſprechen löſte, die Stadt zu verſchonen. Er hielt Wort für den Augenblick, als aber die Zeit der Ernte kam, überfiel er die Bürger auf den Feldern, die Sichel des Todes über ſie ſchwingend.

Zweymal wurde Schloß Rheden von den Preußen erobert, zwey Mal durch die Ordenswaffen wieder gewonnen. In dieſer Burg befand ſich Martin Golin, derſelbe, der einſt ein gefeſſelter Zeuge von dem grauſamen Morde ſeiner Schweſter war. Durſt nach Rache erhob ihn zum berühmteſten Freybeuter im Dienſt des Ordens. Thaten, oft den Schein von Mährchen tragend, erzählt die Geſchichte von ihm. Hier ein Beyſpiel, das nicht minder von dem unbeugſamen Muth der Heiden als der Chriſten zeugt.

Mit ſiebenzehn Gefährten verfolgte Golin zwanzig herumſtreifende Preußen, die zwey ſeiner ausgeſtellten Wächter fingen, den Einen erſchlugen, den Andern, an einen Baum gebunden, zwangen, ihres Führers Aufenthalt zu verrathen. Ruhend aber unbeſtürzt wurde Golm von den Heiden überfallen. In vermeinter Sicherheit hatte ſeiner Gefährten Einer ſich entkleidet, um zu fiſchen im nahen Bache. Das Kampfgetös vernehmend ſprang er nackend herzu, ergriff Schwert und Schild des erſten Todten, auf den er ſtieß, und warf ſich fechtend in das Gewühl. Beyder Theile Wuth überſtieg ihre Kräfte. Sie kamen überein auszuruhen; begannen, nach kurzer Erholung, den Todeskampf aufs neue, und trieben, wechſelnd zwiſchen Ruhe und Gefecht, das blutige Spiel ſo lange, bis auch der letzte Mann, Heide oder Chriſt, auf dem Plane lag. Indeſſen war es dem an einen Baum gefeſſelten Wächter gelungen, ſeine Bande zu löſen; er kam, ſah die hingeſtreckten Kämpfer, fand nur in Golm noch eine Lebensſpur, belud einen Wagen mit der halben Leiche und ſämmtlichen Waffen der Erſchlagenen, geleitete ihn ſo nach Schloß Rheden, wo Martin Golm von ſeinen Wunden genaß.

Das Volk der Sudauer, unter ſeinem Feldherrn Scumand zahlreicher als je zuvor vereint, warf ſich, dem Beyſpiele ſeiner Brüder folgend, auf den unglücklichen Tummelplatz, das Culmerland; ſchleifte Löbau, Stadt und Schloß; plünderte die Gegend von Straßburg; verbrannte das Hoſpital ſammt allen Wohnplätzen um Thorn; ſtürmte Culm vergebens; lagerte ſich vor Birgelau; ſchlug die Chriſten und wurde von ihnen geſchlagen.

Was die Sudauer unvollendet ließen, das vollbrachten die Litthauer; in drey Heere getheilt, verwüſteten ſie zugleich die Maſau, Culm und Pomeſanien. Dywan, an der Barther Spitze, rückte vor Schonſee, ſchwur, alle Ritter, welche die Burg vertheidigen würden, an den Pforten aufzuhängen. Der Brüder im Schloſſe waren nicht mehr als drey, dennoch trotzten ſie Dywan's Macht. Um ihn zu täuſchen, erſchienen ihre Knechte in Ordensmänteln auf den Wällen. Ohne ſich an deren Zahl oder Rüſtung zu kehren, ſtürmten die Heiden. In dieſem gefährlichen Augenblicke durchbohrte ein Pfeil des Heerführers Bruſt — er ſank und ſtarb. Sein Volk, der Seele beraubt, zerſtreute ſich, und der Orden feyerte Dywan's Tod mit Recht als einen groſſen erfochtenen Sieg.

Aber Scumand lebte noch. Faſt wäre es ihm gelungen, durch eines Polen Verrätherey Culm zu überrumpeln. Die Ritter hingen den zeitig entlarvten Verräther über das Stadtthor hinaus. Die Heiden, ſeinen Tod rächend, zerſtörten Wartenberg und mehrere Schlöſſer, die der Orden ſeinen Lehensträgern verliehen. Faſt wäre Elbing ſogar ein Opfer ihrer Wuth gefallen, hätte nicht auch hier, indem das Kampfgewühl bereits bis in die Vorſtadt drang, zu rechter Zeit ein Warfſpieß den Anführer der Heiden zu Boden geſtreckt. Zerſtreuung der Feinde war gewöhnlich die Folge eines ſolchen Falles. Aber die rauchenden Trümmer noch mancher Schlöſſer, das dämpfende Blut noch manches Chriſten, wurden dem gefallenen Helden zum Todtenopfer gebracht.

Dietrich von Gattersleben trat als 1271.
Landmeiſter an die Stelle Ludwigs von Baldersheim. Doch minder ihm, als dem neuen Marſchall, Conrad von Thierberg, einem klugen, tapfern Manne, verdankte der Orden um dieſe Zeit die günſtigere Wendung ſeines Schickſals.

Herzog Boleslaus von Polen, bewogen durch Vermittlung des Biſchoffs von Cuzavien, vergütete dem Orden mit baarem Silber den bey manchen Streifereyen ihm zugefügten Schaden.

Die deutſchen Fürſten, durch Bitten und Ermahnungen aus Preußen und Rom beſtürmt, ſandten ihm 2000 Reiter zu Hülfe, ungerechnet viele Edle, die freywillig, auf eigene Koſten, den verdienſtlichen Zug unternahmen. Doch am kräftigſten war der Beyſtand des Markgrafen Dietrich von Meißen, der, ein eifriger Halbbruder des Ordens, 3000 wohlgerüſtete 1272. Reiter ſelbſt nach Preußen führte. Die Ritter, nach langer Bedrängniß zum erſten Mal frey Athem ſchöpfend, veranſtalteten ſogleich einen Zug gegen die Natanger, deren ſchwache Gränzfeſte, von 2000 Heiden gegen die ganze deutſche Macht drey Tage lang vertheidigt, am vierten erſtürmt wurde.

Nun flogen die Deutſchen von Siege zu Siege. In drey Schlachten fielen 12000 Preußen, der Pogeſanier Feldherr Lynko, und die Tapferſten im Heere des furchtbaren Hercus Monte. Eine große Anzahl feindlicher Burgen wurde zerſtört. Abermals verdankte der Orden blos fremder Hülfe ſeine Rettung. Der Markgraf, heimkehrend, überhäufte ihn mit Wohlthaten, verſorgte ihn mit mancherley Bedürfniſſen, überredete 24 edle Jünglinge in ſeinem Gefolge das Ordenskreuz auf die Bruſt zu heften; er ſelbſt rüſtete ſie aus.

Doch nimmer mochten ſich die Ritter ihrer Siege ungeſtört erfreuen, ſo lange nur noch Einer jener tapfern Anführer athmete, vor welchen ſie ſo oft gezittert. Das Glück blieb dem Verbrechen hold. Hercus Monte, nach jener verlornen Schlacht, nur von wenigen Gefährten und ſeinem ungebeugten Muth begleitet, war, gleich der Freyheit ſeiner Brüder, in Wälder geflohen, lebte dort von Wurzeln und erjagtem Wild. Durch Zufall bemächtigte ſich ſeiner der Comthur von Chriſtburg, Heinrich von Schoenberg,

berg, der mit ewiger Schande ſich bedeckte, indem er den Helden, den Griechenland und Rom vergöttert haben würden, an einen Baum knüpfen ließ. So rächt ſich Feigheit für ausgeſtandene Angſt.

Glappo, der nicht minder tapfere Feldherr der Warmier, fiel ein Opfer ſeiner Wolluſt. Ihn verrieth ein rachſüchtiger Freund, dem er mehr als ein Mal das Leben gerettet, doch im Taumel der Leidenſchaft die Geliebte ihm entführt. **Glappo** wurde nach Königsberg geſchleppt, wo, durch ſeinen ſchimpflichen Tod am Galgen, der Orden die rohe Wuth ſättigte. Die beſtürzten **Warmier** und **Natanger**, ihrer Helden beraubt, küßten das Joch. Ihrem Beyſpiel folgten die **Barther**. Nur der **Pogeſanier** Verzweiflung kämpfte noch. 1273. Sie waren es, welche einſt die Beſatzung von Elbing aus ihren Mauern lockten, den Rückzug ihr abſchnitten, in eine befeſtigte Mühle ſie zu flüchten zwangen, wo die Hartbedrängten vergebens fünf und zwanzig ihrer edelſten Bürger als Geiſeln auszuliefern ſich erboten. Die Mühle wurde in Brand geſteckt; was nicht in Flammen erſtickte, fiel durch das Schwert.

Doch der übrigen Provinzen Unterwerfung vergönnte dem Landmeiſter, ſeine ganze Macht gegen die trotzigen Pogeſanier zu ſammeln. Er focht mit Glück und überlegener Zahl. Heilsberg, immer noch in der Heiden Beſitz, fiel in die Gewalt der Chriſten, und bald trugen auch die Pogeſanier die alten Feſſeln wieder, oder flohen zu ihren Glaubensbrüdern nach Litthauen, wo man ſie freundlich aufnahm, und Ländereyen bey Grodno ihnen anwies. Nach **ihr** verlaſſenes Land wurde nach und nach zum Walde für jagdluſtige Ordensherren.

1274. Die Sudauer, oft mehr noch gegen abtrünnige, das Joch tragende Heiden, als gegen den Orden entrüſtet, belagerten Bartenſtein, von bekehrten Barthern vertheidigt, erſtürmten es, und rächten ihre Götter. Dann zogen ſie vor Leſelede, eine Burg unweit Bartenſtein. Hier trat ein muthiges Weib, Nomada, gleich einer Spartanerin, unter die zaghaften Söhne, ſprechend: „Mich reut, daß ich euch getragen und geboren habe, weil ihr Männer weder uns zu beſchützen noch euch zu retten vermögt.“ Durch ſolche ſcharfe Worte der Mutter entflammt, theilten die Söhne den geſchärften Muth der Beſazzung mit; ein kühner Ausfall, 2000 Feinden das Leben koſtend, befreyte die Burg. Das zerſtörte Bartenſtein ward bald hernach auf ſeinen Trümmern neu gegründet.

So hatte nun der Preußen hartnäckige Empörung, trotz den immer zuſtrömenden Kreuzfahrern, über dreyzehn Jahr gewährt. Auch den Ordenszweig in Liefland bog indeſſen mancher Sturm. Bald waren es Litthauer, Samaiten oder Ruſſen, bald abtrünnige Neubekehrte auf der Inſel Oeſel, die zu zweifelhaften, und, im glücklichſten Falle, doch immer blutigen Kämpfen, den Orden herausforderten. Schlachten wurden im Mondſchein geliefert, Schlachten auf dem Eiſe. Oft war der Sieg den Rittern ungetreu, oft ihre Niederlage hart empfindlich.

Während dieſer bedenklichen Reibung gewaltiger Kräfte von der Weichſel bis zu der Narowa, ſtarb Hanne von Sangerhauſen an den ſchönen Ufern des Neckars. Ihn nennt die Geſchichte einen weiſen Mann, der löblich regiert, in frommer Zucht die Brüder gehalten. Die letzten Jahre ſeines Lebens opferte er dem läſtigen Bemühen, von den deutſchen Reichsfürſten Beyſtand für den Orden zu erbitten. Aber dieſer Fürſten Zwietracht hinderte jedes kräftige Unternehmen. Seit Richard von Cornwall nach England zurückgekehrt, weil er nicht mit Anſtand ſeine Würde behaupten konnte, ſah man das Reich durch Bürgerkrieg zerrüttet. Der zum Kaiſer gewählte Alphons von Caſtilien wurde ſtets erwartet, um von ſeinem Thron Beſitz zu nehmen. Oft verſprach er es, doch nie erlaubten ihm ſeine Stände Wort zu halten. Da erkohren die Fürſten endlich den Grafen Rudolph von Habsburg, der dem deutſchen Orden, unter deſſen Fahnen er einſt gefochten, ein prächtiges Pergament ausfertigen ließ, wodurch er deſſen Ruhm und Freyheiten in hochtönenden Worten beſtätigte.

Köſtlicher als dieſes Pergament war die von Pabſt Gregor X. errungene Vergünſtigung, kraft deren jeder Ordensbruder ſeines Erbes genieſſen durfte, als ſey er ein Weltmann geblieben. So wurden die heiligſten Gelübde umgangen, jedes neuen Bruders Eid gelöſt, ehe er noch geſchworen war. So konnten nun die reichen Ritter über arme ſich erheben; Gold und hohe Geburt bahnten künftig den Weg zu Ehrenſtellen.

Sechſtes Kapitel.

Hartmann von Heldrungen

1274. Dieſer Hochmeiſter, in ſeiner Jugend ein wilder Gefährte Conrads von Thüringen, gleich ihm wundervoll bekehrt, gegeißelt und bekreuzigt, war ſchon ein Greis von mehr als achtzig Jahren, als ſeine Schultern die neue Würde auf ſich luden. Auch Er befolgte ſeiner Vorgänger bequemes Beyſpiel, focht nicht perſönlich in Preußen, genoß der ſeinem Alter anſtändigen Ruhe in des Ordens deutſchen Beſitzungen, wo er, dem Papſte wie den Reichsfürſten näher, nach allen Seiten zu rechter Zeit um Hülfe ſchreyen konnte, indeſſen den Landmeiſtern überlaſſen blieb, durch Mangel, Beſchwerden, Gefahren, oft auch mit ihrem Leben, Ruhm und Länder in Preußen zu erkämpfen. Der Marſchall **Conrad von Thierberg** war jetzt Landmeiſter. Gewöhnt an Waffengetös, wurde ſchon der kurze Augenblick der Ruhe, deſſen ſich das Land erfreute, ihm und ſeinen Rittern läſtig.

Dem Menſchen macht Gewohnheit **jede** Lebensweiſe lieb, oft zum Segen, oft zum Fluch für ſeine Brüder. Die Tugend, ſagt Plutarch, iſt nur eine lange Gewohnheit; daſſelbe gilt vom Laſter. Beyde nutzen oder ſchaden im **Ganzen** wenig, wo ſie eines Mannes Leben zufällig durchkreuzen. Wenn aber ein Ungeheuer ſeines Daſeyns alleinigen Zweck und Freude in beſtändiger Uebung **eines** Laſters findet; wenn lange Gewohnheit nur an eine Gattung von Verbrechen es gefeſſelt hält; dann ſeufzt die Menſchheit unter Geiſſelhieben aller Furien; denn Einheit iſt ſtets mit großer Kraft gepaart. Solch ein Ungeheuer iſt vor Allen der Eroberer, der, vom Gifte der Herrſchſucht durchdrungen, dem raſenden Hercules gleich, ſein eigenes Geſchlecht vertilgt. Wer vom Gipfel eines ſchroffen Felſen den Lauf abwärts begonnen, der kann nicht mehr zurück, muß Alles niederſtampfen, was unter ſeinem Fußtritt blühte, und ausreißen, was im Vorüberſtreifen ſeine Hände faſſen. Erſtickt oder zerſchmettert bleibt er endlich, vielleicht bewundert, am Fuß des Berges liegen; aber was er im tollen Lauf zerſtörte, richtet nie oder ſpät ſich wieder auf. Schrecklich iſt ein Vulcan, doch er ſteht auf ewigen Wurzeln, der Menſch kann ihm entfliehen; ſchrecklicher iſt ein Eroberer, dem keiner zu entrinnen vermag, weil er ſeine Waffen in die fernſte Freyſtatt trägt.

Das fürchterliche Schauſpiel, dem oft in ſpätern Tagen ganz Europa Blut geweint, wurde vor ſechstehalb hundert Jahren nur im Norden dieſes ſchönen Welttheils aufgeführt. Die Thränen und Flüche, die in der Folge nicht ſelten ein Einzelner, den Göttern hohnſprechend, auf ſeine Scheitel häufte, blieben damals ein getheiltes Eigenthum aller Ordensbrüder, die, gleich Jenem, ſich Helden nannten. Wie Ihm, genügte dem Orden nicht an der blutigen Herrſchaft, ſo lange nur noch Ein Gebiet frey von Ketten blieb. Die Sudauer, Schalauer und Nadrauer lebten noch, das Kreuz verachtend, in ihren Wäldern. Zwar hatten von dem letztern Stamme ſchon manche Edle ſich getrennt, um mit ihrer Freyheit ein ſchimpfliches Leben und unſicheres Eigenthum zu erkaufen; ja von Tirsko, dem Verräther, war die Feſte Wehlau übergeben worden; allein das Volk, durch ſeiner Fürſten Beyſpiel unverführt, opferte noch in Eichenhainen, hielt feſt an Sitten, Glauben und Freyheit ſeiner Väter. Da ſtürzte ſich, nach Blut lechzend, die Hyäne auch in ihre Wälder: Verzweiflung beſtand noch Jahre lang den ungleichen Kampf; doch endlich 1276. erſchöpft und größtentheils aufgerieben, ſchlich das unglückliche Volk gebückt zum Taufbecken. Nur ſeine Muthigſten, die lieber dem Vaterlande auf ewig den Rücken kehren, als deutſche Feſſeln ſchleppen wollten, entwichen nach Litthauen, nichts mit ſich bringend als ihre Freyheit und ihren unauslöſchlichen Haß.

Jetzt traf die Reihe jene friedlichen Wohnſitze der 1277. Schalauer am Ufer des Riemen. Dort blieb der Kampf länger zweifelhaft. Wurden gleich mehrere Feſten der Heiden zerſtört, Tauſende erſchlagen, Tauſende entführt; ſo traf hingegen das Racheſchwert auch die Ritter nicht ſelten. Labiau loderte in Flammen auf, ſeine Vertheidiger bluteten, Weiber und Kinder folgten gefeſſelt dem Sieger. Hier lockte der Landmeiſter den feindlichen Feldherrn in todſchwangern Hinterhalt; dort verſuchte ein Fürſt der Schalauer, Sorela genannt, gleiche Liſt mit ungleichem Glücke. Dem Comthur von Memel ließ er hinterbringen, gern wolle er, ſammt ſeinem Geſchlecht, die Taufe empfangen, doch ſey der Weg nach Memel ihm verſperrt, darum ſolle Jener mit Geleite ihm entgegen kommen. Der Anſchlag wurde verrathen. Die Deutſchen fingen den Fürſten, banden ihn an einen Baum und entſchlummerten. Sorela wußte ſich der Bande zu entledigen, aber, ſtatt zu fliehen, trieb ihn ſein Haß, das erſte beſte Schwert zu ergreifen und ſeine Wächter durch blutige Streiche zu wecken. Sie taumelten auf, erblickten mit Entſetzen, Scham und Wuth ſchon viele ihrer Brüder durch den einzelnen Mann zu Boden geſtreckt, und durchbohrten ihn auf deren Leichen.

Nach manchen blutigen Schlachten und nicht minder blutigen Belagerungen, wurden endlich die vornehmſten Schalauer bewogen, ihre Waffen in den Schoß der Kirche niederzulegen. Ihrem Beyſpiel folgte der ganze Stamm, hoffend, daß, im Schutz des neuen Gottes, er die zerſtörten Hütten in der Heimath wieder bauen dürfe. Allein zu ſpät bereuete er dieſen Wahn. Um die Wüſte Samland wieder zu bevölkern, mußten die Schalauer die Ufer des Riemen verlaſſen, ihr Vaterland den wilden Thieren Preis geben.

So hatte nun der Orden über zwey neue Provinzen den eiſernen Scepter geſtreckt; doch auf die Treue ihrer Bewohner durfte er nicht zählen, ſo lange noch das lebende Geſchlecht die verlorne Freyheit beſeufzte. Nur von den Söhnen der beſiegten Väter, mit gebeugten Nacken ſchon geboren, durfte man einſt knechtiſchen Gehorſam hoffen. Bis dahin war zu befürchten, daß jeder aufſprühende Funke neue Flammen entzünden würde. Und ſo geſchah es bey dem erſten Anlaß. Ein bekehrter Samländer, Bonſe, Kämmerer oder Richter zu Pobeten, hatte ſeine Söhne verloren, und das Alter ihrer Mutter gewährte ihm keine Hoffnung, ſeinen Stamm aufs neue fortzupflanzen. Da theilte er ſeine Güter mit ihr, dagegen ihre Einwilligung empfangend, mit einer zweyten jüngern Gattin ſein Lager zu theilen. Natur und ehemalige Landesſitte ſchienen ihm ein Recht zu verſtatten, welches er ohne Bedenken übte. Allein der Biſchoff von Samland und deſſen Geiſtlichkeit, von Amtswegen taub gegen alle Gefühle der Natur, ſchrien laut über das unerhörte Aergerniß, forderten heftig, er ſollte das junge Weib verſtoßen, drohten, den Erben, den ſie bereits in ihrem Schoße trug, für einen Baſtard zu erklären. Da griff der empörte Gatte und Vater zu den Waffen. Seine Stimme weckte ſchnell die murrenden Preußen, und Schwerter klirrten plötzlich überall. Doch der Vogt von Samland — gern nennt die Geſchichte ſeinen Namen der Nachwelt — Dietrich von Lidelau, hatte ſich durch Sanftmuth eines Volkes Liebe erworben, das, gleich gut gearteten Kindern, leicht zu lenken war, wenn nicht unkluge Strenge zur Halsſtarrigkeit es reizte. Durch ſeine Ermahnungen bewogen, legten die Samländer ihre Waffen nieder. Ein gleiches thaten die Warmier und Natanger. Jener unglückliche Gatte zweyer Weiber wurde ergriffen, und, nach richterlichem Ausſpruch, von vier Pferden zerriſſen.

Die Nadrauer und Schalauer, durch ihre letzten Niederlagen erſchöpft, waren nun nicht mehr zu fürchten. Die Pogeſanier trotzten aber noch. Muſe, einer ihrer Fürſten, ein friedfertiger Mann, vom Comthur zu Elbing muthwillig beleidigt, fing den Uebermüthigen, den, vom Galgentode, ſchnell herbey eilende Hülfe kaum retten konnte. Zweymal verheerte der Landmeiſter, um dieſes einzelnen Haders willen, die unglückliche Provinz, deren letzte Bewohner in das befreundete Litthauen, die Freyſtatt ſo manches vertriebenen Bruders, entflohen.

Aber nicht vergebens war der Unterdrückten Stimme zu den noch unbezwungenen Sudauern gedrungen. Sie nutzten die Fahrläſſigkeit des Comthurs von Culm, eines feigen Geizhalſes, der, erpreßtes Geld zählend, oder Bier und Brot ſelber abmeſſend, ſeine Zeit verſplitterte. Während Conrad von Thierberg in andern Gegenden bemüht war, den Aufruhr zu dämpfen, drang jenes mächtige Volk abermals verheerend in das Culmer Land; bezeichnete ſeine Bahn mit Blut und rauchenden Trümmern; warf ſich, von Scumand geführt, auf Pomeſanien, verwüſtete
1278. die Ländereyen um Chriſtburg, Graudenz und Marienwerder,

werder; verſchonte nicht die Kirchen noch deren Heiligthümer. Die Deutſchen vergalten mit gleicher Grauſamkeit, erkauften manchen Sieg mit Strömen eignen Blutes; ermordeten in einem Gebiete achtzehn mächtige Edle, ſchleiften deren Schlöſſer; entgingen aber der Verfolgung einſt nur durch ein halbes Wunder, indem ein See, deſſen gefrorne Decke noch am Abend ihre Scharen getragen, am andern Morgen keine Spur von Eis mehr zeigend, die Schritte der Verfolger hemmte.

Ein Comthur von Tapiau, Ulrich Bayer, machte ſich durch Kühnheit und Stärke dem Feinde ſo furchtbar, daß, wenn der Sage zu trauen, dreyßig Sudauer nicht wagten den Einzelnen anzugreifen; ja, der Landmeiſter mußte ausdrücklich dem kecken Wagehals unterſagen, ohne ſeiner Obern Befehl auf Abenteuer zu reiten.

1281. Scumands eigne Burg wurde erobert und eingeäſchert. Er rächte ſich durch eine Schlacht, in der, nebſt vielen Ordensbrüdern, auch Ulrich Bayer das Ziel ſeiner gerühmten Thaten fand. Die Heiden feyerten ihren Sieg mit lautem Jubel. Die Chriſten, ungern der Niederlage geſtändig, fabelten, es habe das feindliche Heer, obwohl geſchlagen, den Tod jenes einzelnen Ritters als einen Sieg begangen.

Nein, Scumand war nicht der Mann, der vor irgend einem Feinde zitterte, wohl aber wußte er, wie jeder wahrhaft Edle, Verdienſt auch im Feinde zu ſchätzen. Manches Beyſpiel dieſer Heldenſitte haben ſelbſt die neidiſchen Chriſten nicht unterdrücken mögen. Der Ritter Ludwig von Liebenzell, ein ſchöner, tapferer, verſtändiger Mann, wurde gefangen vor ihm gebracht. Seine hohe Geſtalt, ſeine edle Kühnheit, gewannen den Feldherrn, gleicher Vorzüge ſich bewußt; er löſte ſeine Feſſeln, behandelte ihn mit zarter Achtung, würdigte ihn des nähern Umganges, nahm ſogar ihn einſt mit zu einem Gaſtmahl der vornehmſten Sudauer. Dort geſchah es, daß der Gäſte Einer, vielleicht im Trunk, den Fremdling ſchmähte. Da ſprach Ludwig von Liebenzell unwillig zu Scumand: „Haſt du deinen Gaſt hierher gebracht, um ihn beſchimpfen zu laſſen?"

„Räche dich," verſetzte der hochherzige Feldherr, „ich ſtehe dir bey." — Ludwig ſprang auf, empfing ein Schwert, ein Zweykampf begann, der Deutſche ſiegte. Scumand, befürchtend, man werde Rachedürſtig ſeinem Gefangenen nach dem Leben trachten, gab ihm die Freyheit und einen ſichern Geleitsmann, der ihn, mit Geſchenken überhäuft, auf unbelauerten Pfaden zu den Seinen brachte. So handelte der Heide an dem Chriſten, deſſen Ordensbrüder den edlen Hercus Monte an einen Baum, den tapfern Glappo an den Galgen knüpften.

Auch **Martin Golin**, der Parteygänger, that wiederum, nach ſeiner Weiſe, oft kühn ſich hervor. Einſt, mit zwey Gefährten auf Kundſchaft reitend, überfielen ihn fünf Preuſſen. Er wurde gebunden. Drey Männer aus dem kleinen Haufen ſetzten den entſprungenen Pferden nach. Der Zurückgebliebenen Einer zog ſein Schwert, um Golin zu enthaupten. „Warum ziehſt du nicht zuvor das Gewand mir aus?" neckte dieſer ſeinen Henker: „du wirſt es nur mit Blut beflecken." Der Preuſſe, um ihn zu entkleiden, löſte ſeine Bande. Im Augenblick entriß der Befreyte ihm das Schwert, hieb die beyden Wächter nieder, brach die Feſſeln ſeiner Gefährten, ſchwang mit ihnen ſich auf die Roſſe, ſprengte jenen Dreyen nach, ereilte, tödtete ſie, und kehrte triumphirend, mit der Erſchlagenen Waffen und Pferden, nach Culm zurück.

Ein anderes Mal eroberte er mit funfzehn Mann eine ſudauiſche Burg. Heimkehrend ruhte er ungerüſtet beym Mahle, wurde überfallen, mußte fliehen, ſeine Waffen zurücklaſſen. Die Feinde zechten und entſchlummerten im Walde. Da ſchlich Golin leiſe herbey, ſtahl die Gewehre der Heiden, bewaffnete ſeine Gefährten, erwürgte die Schlafenden und kehrte mit Beute beladen zurück. Zehn wehrloſe Männer erſchlug er einſt im Bade mit eigner Fauſt, und dieſer Meuchelmord, ſo wie jener, am ſchlummernden, trunkenen Feinde verübt, wurde ihm vom Orden für Heldenthat angerechnet, würdig in deſſen Chroniken geprieſen zu werden.

Noch lange wüteten die Metzeleyen in dem unglücklichen Sudauen, deſſen ſtreitbare Mannſchaft nach und nach aufgerieben, deſſen Feldherr gezwungen wurde nach Rußland zu fliehen, doch nur um dort, zu ſeines Vaterlandes Rettung, neue Scharen zu ſammeln. Noch Einmal wagte er den Verſuch; noch einmal kämpfte er für ſeiner Väter Altäre, und erſt als er von Göttern und Menſchen ſich verlaſſen glaubte, vielleicht auch durch Liebenzells Ueberredungen vorbereitet, wuſch er endlich das vergoſſene Chriſtenblut im Taufwaſſer von ſeiner Seele. 1282. 1283.

Dieſe dem Orden willkommene Begebenheit beſtürzte zwar den Reſt der Sudauer, allein entwaffnete ihn nicht. Ein neuer Feldherr, Wadolé, trat an Scumands Stelle, doch nicht mit gleichen Gaben ausgerüſtet. Er fiel in der erſten unglücklichen Schlacht. Gefährlich verwundet lag auch Ludwig von Liebenzell auf der beſchneyten Wahlſtatt. Einige Heiden, noch Leben in ihm verſpürend, brachten ihn zu Kantengerde, einem ihrer Fürſten, der edelmüthig Sorge für ihn trug. Geheilt, wußte der geſchmeidige Liebenzell ſeinen Wohlthäter zu überreden, daß er, mit

1600

1600 der Seinen, zu dem Orden überging. Ein Gleiches that der edle Preuße Gedete mit 1500 Mann. Dieſen Einzöglingen ward, zu künftigen Wohnſitzen, eine Gegend in Samland angewieſen, hinfort von ihren neuen Bewohnern der ſudauiſche Winkel genannt. Die Beſatzung einer von den Deutſchen eroberten Burg Kymenow, erbot ſich freywillig vor dem Kreuze die Knie zu beugen; doch, als auch dieſe der Ordensmarſchall nach Samland verwies, erwürgte ſie ihre Geleitsmänner und entfloh nach Litthauen. Ihr folgte der letzte edle Sudauer, Scurdo, mit allen den Seinen. Verzweifelnd an des Vaterlands Erlöſung, verwüſtete er zuvor die eigenen Güter.

So war es nun, nach drey und funfzigjährigem Blutvergießen, dem Orden, oder vielmehr den Kreuzfahrern gelungen, ein tapferes, mächtiges Volk auszurotten, denn die wenigen Neubekehrten waren kein Volk mehr, ſondern Sklaven. Ihre hochgeſinnteren Brüder ſuchten jenſeits der Memel die alte Glaubensfreyheit. Preußen ſtand in eine Wüſte verwandelt, und wären nicht Deutſche — das zum Auswandern geneigteſte Volk, weil es ſeit tauſend Jahren kein Vaterland hatte — häufig herzu geſtrömt, ſo hätte der Orden, wie der Tod nach einer Peſt, einſam auf Leichen gethront. Aber Holland, Jülich, vor Allen Sachſen, lieferten Scharen von Abenteurern; 300 Bauern auf Einmal kamen allein aus Meißen; und ſo wurden nach und nach die mit Blut gedüngten, mit Dornen überwachſenen Felder wieder urbar gemacht. Die ſtolzen Ritter trabten luſtig über Gräber bergende Gefilde, von fluchenden Geiſtern umheult.

Siebentes Kapitel.

Liefland.

Auch in dieſer fruchtbaren Provinz trieb der Orden
ſein böſes Handwerk mit gewohnter Thätigkeit, obſchon
nicht immer mit gewohntem Glücke. In einer blutigen
Schlacht wurden, von den Litthauern, Semgallen 1274.
und Samayten, ihr Landmeiſter Andreas von Weſtphalen
mit zwanzig Rittern erſchlagen. Seinem Nachfolger,
Walther von Nordeck, der Siegreiche zubenamt, 1275.
gelang, nach mancher Metzeley, nach manchem
Treffen, Semgallen zu unterjochen, das bisher
geringen Tribut bisweilen entrichtet, öfter verweigert
hatte. Kurze Ruhe beglückte Liefland, bis Ernſt
von Ratzeburg, der neue Landmeiſter, die feſte 1278.
Dünaburg auf dem rechten Ufer der Düna baute. Dieſen
ihrer Freyheit gefährlichen Bau zu hindern, ſammelten,
der Sage nach, die Litthauer ein Heer. Vielleicht
war eine ſolche Rüſtung keineswegs ihr Gedanke;
vielleicht bedurfte nur der kampfluſtige Orden eines
Vorwandes, denn als er, mit dem däniſchen Befehlshaber
zu Reval vereint, einen räuberiſchen Streifzug
nach Litthauen unternahm, war von jenem gefürchteten
Heere noch kein Mann zu ſehen. Als aber die
Deutſchen mit dem Raube heimzogen, eilten die Beraubten
ihnen nach. Bey Aſcherade an der Düna wur- 1279.
den Chriſten und Heiden handgemein. Der Sieg
ſchwankte, bis Heinrich von Tiefenhauſen, Pannerführer
von Liefland, fiel. Die Seinen fliehen, als
ſie

ſie ihr Pannier mit dem Bilde der Mutter Gottes in der Heiden Gewalt erblickten. Ernſt von Ratzeburg mit ein und ſiebenzig Rittern blieb auf der Wahlſtatt. Vergebens unternahm der däniſche Befehlshaber Ehlert, obſchon verwundet, den Kampf zu erneuern; ſein Roß fiel unter ihm, und kaum gewann er Zeit, ſich auf ein anderes zu werfen, ſein Leben durch die Flucht zu retten.

Faſt zu gleicher Zeit hatten die Ritter in Preußen ihren Landmeiſter verloren. Sie ſowohl als ihre Brüder in Liefland, erbaten ſich zum neuen Führer, Conrad von Feuchtwangen. Beyden willfahrend vereinigte der Hochmeiſter zum Erſtenmale beyde Würden in Einer Perſon. Aber Conrad fühlte ſeine Schultern zu ſchwach für dieſe doppelte Bürde. Mangold
1280. von Sternberg trat in Preußen an ſeine Stelle; bald auch in Liefland, wo Unglück oder Krankheit, oder beydes, den Landmeiſter nöthigten, ſeiner Würde zu entſagen. Dieſer Mangold ſchleifte Zantyr auf Befehl des Hochmeiſters, führte die Werkſtücke eine Meile weiter den Fluß hinab, und gründete am rechten Ufer der Nogat eine neue Feſte, die berühmteſte von allen, Marienburg, der heiligen Schutzpatronin zu Ehren alſo genannt.

Achtes Kapitel.

Pommern.

Während, dem Scheine nach, der Orden mit dem Schwerte nur immer vorwärts drang, und allein durch Gewalt der Waffen der heidniſchen Beſitzungen Eroberung zu vollenden ſtrebte: verſäumte er nicht, auch rückwärts den lüſternen Blick auf chriſtliche, bequem gelegene Länder zu werfen; vor Allen auf Pommern. Jetzt ſchon in offener Fehde deſſen Fürſten anzugreifen, ſchien bedenklich. Das unterjochte Preußen gährte noch; Ein neuer Aufſtand war zu fürchten, wenn man in zweifelhafte Kriege ſich verwickelte. Des Ordens letzte Eroberungen hatten ohnehin deſſen Gebiet bis zu Litthauens Gränze vergerückt; täglich ſtand vom neuen Nachbar ein Ueberfall zu erwarten; und geſetzt er bliebe ruhig, ſo war man doch bereits entſchloſſen, ihn ſelbſt heimzuſuchen, denn Mindowe's fette Schenkungen wurden nicht vergeſſen. Aus ſolchen triftigen Gründen ließen die Edelmönche zu einer Art von Schonung gegen die Pommerſchen Fürſten ſich herab; mieden vor der Hand offene Gewalt; ſuchten deren Länder bald von der Freundſchaft, bald von der Frömmigkeit, hier aus der erſten, dort aus der dritten Hand zu erſchleichen. Swantepolks Brüder hatten bereits den Orden mit Geſchenken überhäuft. Sambor verlieh ihm die Inſel Bern, das Land Mewe oder Wanzeke, nebſt vielen beträchtlichen Gütern. Wartislaus und

Ratibor warfen ſelbſt die weißen Mäntel um ihre Schultern, das natürliche Erbe dem Orden einverleibend. Swantopolks Söhne wußte man durch Herrſchneid zu entzweyen. Wartislaus, der Danziger Herzog, fing ſeinen Bruder Meſtwin, den Gemahl einer Nonne, der, ſeiner Feſſeln bald entledigt, Jenem wiederum nach Freyheit, Leben und Erbe trachtete. Wartislaus floh in die Arme der Ritter, die mit Behagen den Bruderzwiſt ſchürten, doch offenen Beyſtand, vielleicht aus Ohnmacht, verſagten. Da wandte ſich der Flüchtling an den Marggrafen von Brandenburg, weil eine Fürſtin aus dieſem Stamme ſeine Gemahlin war, übertrug deſſen Schutze Danzig und ſein ganzes Erbe, verheißend Erſatz aller Kriegskoſten. — Ohnehin war der Marggraf Lehensherr über Pommern, und noch kürzlich hatte Meſtwin ſelbſt die Huldigung freywillig erneuert, ausbedingend die unbeſtrittene Lehensfolge in ſeinen Ländern für die geliebte Gattin und für ſeine Vettern; ja, den feindlichen Bruder, mehr noch den gierigen Orden fürchtend, hatte er gleichfalls den Beſitz von Danzig, nebſt der Landſchaft umher, dem Marggrafen angetragen; allein dieſer hätte zuvor erobern müſſen, was Wartislaus ihm ohne Schwertſtreich bot, darum eilte er wohlgerüſtet an die Ufer der Weichſel, beſetzte Danzig mit einer ſtarken Macht; wich auch nicht von dannen als Wartislaus ſtarb, vorwendend, deſſen Wittwe ſey, in Hoffnung Mutter zu werden, hinterblieben. Doch als dieſe Erwartung täuſchte, forderte Meſtwin das ihm zugefallene brüderliche Erbe, und da es ihm an Macht gebrach, den Marggrafen zu verdrängen, ſo begehrte und erhielt er Beyſtand von Boleslaus, dem Fürſten von Kaliſch, mit deſſen Hülfe Danzig erobert wurde.

Gern hätte Meſtwin auch die Schenkungen ſeiner ſchwachen Oheime mit dem zerſtückelten Pommern wieder vereinigt; er verſuchte mehr als einmal die gerechten Anſprüche geltend zu machen; doch — war es Ohnmacht, oder Ueberredung, oder ein gequältes Gewiſſen, das den Raub der Braut Chriſti, durch Wohlthaten, dem Orden der Mutter Chriſti erzeigt, ausgleichen und erſetzen wollte — Meſtwin gehorchte der 1283.
Stimme eines päpſtlichen Legaten, Philipp, verglich ſich mit den Edelmönchen, und übertraf bald in frommer Freygebigkeit alle ſeine Vorgänger. Kaiſer Rudolph, ſtets willfährig, beſtätigte jede neue Schenkung. Ein Stück nach dem andern wurde von Pommern abgeriſſen. Was der Orden nicht von des Fürſten Verſchwendung oder Gewiſſensangſt erhalten konnte, das kaufte er, bald von deſſen Schweſter, bald von irgend einem Edlen oder Kloſter, dem es für treue Dienſte oder Meſſen verliehen worden. Ja, er ſchämte ſich nicht, Länder zu kaufen, während der Papſt in ganz Europa für ihn betteln ließ. Der Biſchoff von Wladislaw entſagte ſeinen geiſtlichen Rechten in dem neuen Ordenseigenthum, zu deſſen Sicherheit die Feſte Mewe auf dem linken Ufer der Weichſel emporſtieg.

Der unberühmte, doch viel gelobte Hochmeiſter, Hartmann von Heldrungen, ſtarb, ein hundertjähriger Greis, fern von dem Schauplatz, den ſeine Ritter mit Blut und Verbrechen überſchwemmten.

Neuntes Kapitel.

Schilderung von Preußen nach geendigtem Kriege.

Welches Schickſal traf nunmehr die unterjochten Ueberreſte der einſt mächtigen Kriwitzen? wo blieben ihre Fürſten, Edlen, Freyen? welcher Stand, welches Eigenthum, welche Religion und Rechte wurden ihnen zu Theil? — Sehr verſchieden behandelte ſie der Sieger. Gefangene, Fortgeſchleppte, Männer, Weiber, Kinder, mußten ohne Hoffnung der Barmherzigkeit, einer harten Leibeigenſchaft ſich unterwerfen. Daß ſie dem Perkunas entſagten, ihre Arme über die Bruſt kreuzten, ihr Haupt mit Taufwaſſer benetzten, kam ihnen nicht zu ſtatten. Freylich hatte 1249. vormals der Orden ſelbſt erklärt: alle Menſchen wären gleich und frey, nur Unglaube gebühre Knechtſchaft; jetzt aber ſtand ein ſchnöder Vorwand, dieß Wort zu brechen, ihm zu Gebote; jetzt hieß es: nur ſolche dürfen der Vergünſtigung ſich erfreuen, die freywillig Kreuz und Joch auf ihre Schultern geladen, nicht ſolche, die man in den Schoß der Kirche mit des Schwertes Schärfe treiben müſſen; die ſollten ewiglich den abgelegten Unglauben als Leibeigne büßen.

Minder traurig war das Loos der Fürſten und Edlen, die des Ordens Gunſt durch Verrath ihres Vaterlandes erworben, oder deſſen behutſame Furcht durch Ueberreſte ihrer Macht wachſam erhielten. Solche wurden freygebig mit Gütern belehnt, die ſie ohnehin

nehin meiſtens ſchon beſaßen, und die man freywillig Unterworfenen nicht wohl rauben konnte. Einſt unumſchränkte Herren in ihren Gebieten, mußten ſie jetzt, als eine Gnade, die große und kleine Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen, und das für beyde Geſchlechter geltende Erbrecht empfangen, dagegen zu Ritterdienſten ſich verpflichten. Konnten ſie gelehrig in dieſen neuen Zwang ſich fügen; halfen ſie, das Netz über eigne Brüder noch dichter zuſammen zu ſchnüren: ſo war der Orden wohl bisweilen ſo großmüthig, die *Edlen* zu adeln; die Helden mit dem Ritterſchwert zu umgürten; ſtatt der Würde eines *Pan*, den leeren Titel eines miles zu verleihen. Ob ſie übrigens nun echte Chriſten waren, darum bekümmerten ſich die geharniſchten Bekehrer nicht. Hatten ihre Ketten ſie doch glücklich bis zum Taufbecken geſchleppt; jede weitere Sorge um ihr Seelenheil wurde Prieſtern überlaſſen, die es wiederum Gott und der Zeit überließen; denn die Geſchichte zeigt, auch nach hergeſtellter Ruhe, keine Spur, daß man es der Mühe werth gehalten, ſich mit dem *Unterricht* der neuen Chriſten zu befaſſen. Wenn ſie nur den Zehnten richtig in die Ordensſcheuern lieferten; wenn ſie nur mit ihrem Schweiß die Ordensäcker düngten, mit ihrem Blute ſeine Kriege ausfochten; ſo galten ſie für echte Chriſten.

So wenig als nach ihrem Glauben, darf man nach ihren *Rechten* fragen. Sie hatten keine. Sie konnten, von des Siegers *Willkühr*, nur auf des Siegers *Gnade* ſich berufen. Nicht einmal ihre alte Sprache, in der ſie als Kinder zuerſt gelallt, mit deren Tönen die Erinnerung an ihre Freyheit, an jede Jugendfreude ſich verband, durften ſie mehr unter ſich ſprechen; auch *ſie* ſollte untergehen. — Was Wunder, daß ſie ihre Todten noch immer mit Speiſe, Trank und Waffen verſorgten, ihnen zuheulend: „geht hinüber ihr Unglücklichen! in eine beſſere Welt. wo keine Deutſche Euch beherrſchen werden.“ —

Milder wurden Einzöglinge behandelt, milder mußten ſie behandelt werden; denn ganze Provinzen, Culm und Pemeſanien, deren vormalige Bewohner das Schwert vertilgte, waren jezt allein durch Deutſche bevölkert, die ſich klüglich, durch die culmiſche Handfeſte, Rechte und Freyheiten bedungen hatten, welche — wie unter Gewaltigen der Brauch — ſo lange wenigſtens gehalten wurden, als die Dinte auf dem Pergament noch nicht vertrocknet war. Unter Deutſche von Adel, hungrige Verwandte der Ritter, wurden die Ländereyen der vertriebenen, entflohenen, ermordeten Preußen vertheilt, die Bauern, die etwa auf ſolchen verödeten Wohnplätzen noch kümmerliche Nahrung ſuchten, als Leibeigene ihnen überliefert.

Von Zünften oder Innungen, Künſten oder Handwerkern noch keine Spur. Aus Deutſchland mußte der Orden noch immer die meiſten Bedürfniſſe ziehen. Aber die wohlbefeſtigten Städte lockten häufig Bürger und Edle in ihre ſichern Mauern, und die letzteren verſchmähten nicht bürgerliche Aemter zu verwalten. In dieſen Städten galt eigne Wahl der Obrigkeiten und manche deutſche Sitte. Doch waren ſie noch keine Stände, die über Wohl und Weh des Landes ein Wort mit ſprechen dürfen. Eiferſüchtig auf die Herrſchaft, übte ſie der Orden ganz allein, bis in die kleinſten Zweige. Hinrichtungen und Begnadigungen beſtimmte nur ſein Wink.

Höchſtens mochte man die Biſchöffe als einen abgeſonderten Stand betrachten. Sie beſaßen ihre Biſthümer unabhängig, zu nicht geringem Verdruß der Edelmönche, die keine Gelegenheit verſäumten, das, der Geiſtlichkeit zukommende, Drittel ihrer Eroberungen nach Möglichkeit zu ſchmälern; die wenigſtens das Recht erſchlichen, durch Vögte aus ihrer Mitte der Biſchöffe ſtreitbare Mannſchaft anzuführen, und eine weltliche Gerichtsbarkeit in dem Gebiete zu verwalten. Ein ſolcher Vogt war jener wackere Dietrich Lidelau in Samland. Bald gelang es dem Orden ſogar, die Domkapitel von Culm und Pomeſanien, ſpäter auch das von Samland, mit Ordensprieſtern zu beſetzen, die, als deſſen Glieder, den Wünſchen oder Befehlen ihrer Brüder gehorchten. Nur das ermländiſche Biſthum entging dieſem Schickſal durch langen Kampf.

Ueberhaupt blieb der Ritter Frömmigkeit ihrer Staatskunſt jederzeit untergeordnet. Man wußte, wie gefährlich es ſey, der Geiſtlichkeit weltliche Herrſchaft zu verſtatten, darum befolgte man beharrlich den Staatsgrundſatz, ihr aus allen Kräften entgegen zu arbeiten; verſagte geiſtlichen Brüderſchaften ausgedehnte Beſitzungen, vorwendend, nur den Rittern der heiligen Jungfrau habe der Papſt das Land verliehen, welchen folglich unerlaubt ſey, ohne päpſtliche Zuſtimmung, einen Theil deſſelben zu veräußern. Man ſetzte bey Ertheilung ſtädtiſcher Freyheiten ausdrücklich feſt: keinem Mönchsorden Aufnahme zu verwilligen. Seelſorger an den Kirchen wurden wohlbedächtig aus Ordensprieſtern gewählt, um durch ſie die öffentliche Meinung nach Gefallen zu beherrſchen. Selbſt der geiſtlichen Gewalt der Biſchöffe entzog man ſich durch in Rom erbetene Ausnahmen; ſie durften keine Kirche ſperren, keinen Bannfluch ſprechen.

Des Ordens Einkünfte waren mancherley. Kraft kaiſerlicher Bewilligung erhob er Steuern, Kraft biſchöflicher Verzichtleiſtungen, Zehnten. Ländereyen, einſt im Beſitz verjagter Einwohner, jetzt ſein beflecktes Eigenthum, wurden neu bevölkert mit Unterjochten, deren Frohnarbeit ihm den Seckel füllte. Er war Erbe jedes ausſterbenden preuſſiſchen Geſchlechts. Beym Verkauf der Güter maßte er das Vorkaufsrecht ſich an. Auf alle Zölle hatte er zwar in der culmiſchen Handfeſte verzichtet, doch die Fähren bey Culm und Thoren, wie jede über die gefrorne Weichſel geführte Waare, zollten ihm Abgaben. Am reichlichſten floſſen in ſeinen Schatz Almoſen in der ganzen Chriſtenheit zuſammen gebettelt. Fromme, geängſtete Seelen, die ihn reich beſchenkten, oder deren Gelübde er löſte; Halbbrüder und Schweſtern, die er ſeiner Indulgenzen theilhaftig machte; Sterbende, welchen er Grabſtätten einräumte; alle ſolche Verblendete trugen, oft eigne Familien beraubend, zur Vergrößerung des ſtolzen Gebäudes ihre Steine herzu.

Münze ſchlug der Orden in Elbing, Culm, Thoren, Chriſtburg. Auch der Biſchoff von Ermeland übte dieſes Recht. Fiſcherey in großen Seen, Biberjagd, Metalle, gehörten zu des Ordens oberherrlichen Befugniſſen. Lehngüter ſpendeten, gleich den Rittern, auch die Biſchöffe. Der Beſitz von vierzig Huben Landes verpflichtete zum Kriegsdienſt in ſchwerer Rüſtung, zehn Huben ſtellten leichte Mannſchaft. Des Heeres Kern waren die Ritter, die aus Feſten und Conventen mit geübten Knechten auf dem Kampfplatz erſchienen. Doch Zahl und Stärke reichten allein die Kreuzfahrer, ohne deren Wahnſinn jene fremde Banden nur, Räubern gleich, verſtohlen die preußiſchen Wälder hätten durchſtreifen dürfen.

Zehntes Kapitel.

Burchardt von Schwenden.

Blutige Fehde mit den Litthauern; Eroberung, Verbrennung feindlicher Schlöſſer; Erbauung neuer Feſten; der Preußen ſchwankende Bekehrung, unſichere Freundſchaft, lauernder Groll, füllten die ſieben Jahre ſeiner Regierung. Vielleicht ſtammt aus jener Zeit das beſchimpfende Sprichwort: der Preuße ſeinen Herrn verrieth. 1283.

Aber jedes Volk bringt, jedem Kinde gleich, nur Anlagen mit auf die Welt, im Ganzen mehr zum Guten als Böſen. Glück oder Unglück, Freyheit oder Druck, womit das Schickſal der Menſchen oder Völker Wiege umgibt, beſtimmen Jener Gemüthsart, Dieſer Nationalcharakter. Wäre den Schweitzern mißlungen, das öſtreichiſche Joch abzuſchütteln, ſo würden, ſtatt gerühmter Biederkeit, nur Argliſt und Verrath die folgenden Blätter ihrer Geſchichte füllen. Gelang es den Preußen, die bekreuzigten Heuſchrecken zu vertilgen, deren Wolken ſich Jahr für Jahr auf ihren väterlichen Fluren lagerten, ſo würde der Ruhm von ihrer Tapferkeit, Gaſtfreyheit und redlichem Gemüth noch jetzt in der Geſchichte glänzen; ja, dieß ausgeſtorbene Volk gäbe vielleicht in unſern Tagen durch Macht und Beyſpiel Europa Sitten und Geſetze. Den Schweitzern hatte die Natur Berge, den Preußen Wälder und Moräſte zum Schutz verliehen; aber jene kämpften gegen eine einzelne Macht, dieſe gegen die

Kampfluſtigen von ganz Europa. Oeſtreich konnte ſich verbluten, nicht ſo die Hydra der Kreuzfahrer. Nur der Preußen Zahl minderte ſich in jeder Schlacht, nicht die der Abenteurer. Tiefe Brunnen werden endlich erſchöpft, aber Ströme wälzen ewig neue Wellen vor ſich her.

Selbſt dem größten hochgeſinnteſten Mann, wenn er endlich der Gewalt unterliegen muß, bleibt nur ein Mittel, ſeines Charakters Reinheit zu retten — freywilliger Tod. Ergreift er dieſes einzige nicht, ſo kann und wird er nimmer der ſtufenweiſen Verſchlimmerung ſeines moraliſchen Weſens entrinnen; er wird und muß von ſeines Schickſals Ketten zu kleinlicher, gemeiner Denkart hinabgezogen werden. — Nur ſelten kann ein Volk durch Selbſtvernichtung über ſeine Verfolger triumphiren: es muß ſiegen, oder beſiegt ſchlechter werden. Darum iſt es nur gemeiner Lauf der Dinge, daß die Preußen Verrätherey zu ihrer letzten Schutzwehr machten.

Einſt wurde eine Kirche in Thorn vom Culmer Biſchoff geweiht. Zahlreiche Zuſchauer waren herbeygeſtrömt, wurden von Racheſchnaubenden, durch Lithauer unterſtützten Preußen überfallen, büßten ihre fromme Neubegier durch Tod und Feſſeln. Solche Beyſpiele mehrten ſich, und ein ſtets gezucktes Schwert mußte der Sklaven innern Grimm bewachen.

Ueber die ſchmale Erdzunge, welche die curiſche Nehrung heißt, bahnten die Samayten und Lithauer ſich oft einen Pfad nach Samland. Um ſolches zu hindern, baute der Landmeiſter, Conrad von Thierberg der Jüngere, Mangolds Nachfolger, eine Feſte Neuſtadt mitten auf dieſem jetzt verſandeten Erdſtrich. Doch auf Maßregeln der Behutſamkeit ſich zu beſchränken, war des Ordens Gewohnheit nicht.

Kaum ſtand er feſt auf Preußens Trümmern, als ſeine Ländergier ſchnell wiederum einen Krieg mit Litthauen entflammte, wiewohl er andere, gerechte Gründe zu neuem Blutvergießen aufzuſtellen vermeinte. Hatten doch die Litthauer ihren Halbbrüdern, den Preußen, bewaffnete Hülfe geleiſtet, war doch der Ordenszweig in Liefland oft von ihnen geängſtigt worden. Und endlich — heiſchte nicht der Ritter erſte Pflicht, Heiden zu bekehren, Heiden, die ein ſo ſchönes Land beſaßen? — Vorwandes genug. Warum blieben dieſe Völker nicht ruhige Zuſchauer, als ihre Nachbarn, Sitten-, Sprach- und Religionsverwandte, von Fremdlingen unterjocht wurden? Warum ſtießen ſie die unglücklichen Flüchtlinge von ihren Gränzen nicht zurück? Warum vergaßen ſie nicht, daß die Gefahr ihren eignen Hütten immer näher rücke? Warum ſtürzten ſie nicht, bey der erſten Aufforderung, ihrer Götter Altäre gehorſam um? —

Seit Giermunds Vertrag mit dem Orden hatten 1274 die Litthauer ihre Beherrſcher oft gewechſelt, bis Troyden, der Großfürſt, von einer Streiferey in Preußen heimkehrend, einen jungen Bauer aus Samayten, Witen genannt, erblickte, der ihm wohlgefiel. Wie Peter der Große den Jüngling Menzikoff, ſo nahm Troyden dieſen Knaben an ſeinen Hof; er wurde Kämmerer, endlich Marſchall. Sein Wohlthäter fiel durch Meuchelmord. Ein Bruder, nach dem Fürſtenpurpur lüſtern, badete ſeine Fauſt in des Bruders Blute; genoß die Frucht des Frevels nicht, denn noch lebte ein Sohn des erſchlagenen Großfürſten, Rimund; zwar ein Mönch, doch zur Rache ſeines Vaters ſich berufen fühlend, ergriff er das Schwert; alles ſtrömte ihm zu: er gewann eine Schlacht gegen den ſchändlichen Oheim, opferte ihn mit eigner Fauſt des Vaters zürnendem Geiſte. Nun rief das zujauchzende Volk zum Großfürſten ihn aus, doch er, nach vollbrachter Kindespflicht, demüthig in ſein Kloſter entweichend, ſchlug des Vaters Liebling, 1282. Witen, zu deſſen Nachfolger vor. Seine Empfehlung erhob den ſamaytiſchen Bauer auf den litthauiſchen Thron.

Zwölf Großfürſten aus deſſen Geſchlechte haben ununterbrochen jenes Land beherrſcht, die leztern auch Polen, und als dreyhundert Jahre ſpäter Witens männlicher Stamm erloſch, hielten noch ein Jahrhundert lang ſeine weiblichen Nachkommen den angeerbten Scepter, den der deutſche Orden ſchon dem Ahnherren Witen zu entreißen trachtete. Mindowe, ſprachen die Ritter, hat ſein Land uns geſchenkt; viele ſeiner Blutsverwandten und die litthauiſchen Großen haben die Schenkung beſtätigt. Wahr iſt freylich, daß Mindowe die Bedingung, wenn er kinderlos verſtürbe, beygefügt; aber auch dieſe ward längſt erfüllt: zwey Söhne wurden mit ihm zugleich erſchlagen; der dritte, ein Mönch, durch heilige Gelübde gefeſſelt, ſchien der Thronfolge unfähig, und hat er gleich, der Eide ſpottend, ſich des Vaters Purpur angemaßt, ſo unterlag er doch, der lezte ſeines Stammes, der Mörder Dolchen, und mit ſeinem Fall trat der Orden wieder in alle Rechte.

1283. Auf ſolche ſaubere Gründe geſtüzt, zog Conrad von Thierberg zu Felde, ging über die gefrorne Memel, verwandelte eine Burg in Aſche, verlor, heimkehrend, auf plözlich gebrochenem Eiſe einen Theil des Raubes und der Räuber, die er führte.

1284. Im folgenden Jahre ſtürmte er Grodno, und ſandte verheerende Streifparteien bis in die Freyſtätte der unglücklichen entflohenen Preußen.

Numo und **Dersko**, unter deren Geleite die **Barther** aus ihrem Vaterlande entwichen waren, hatten, mit den Litthauern vereinigt Polen befehdend, im Streitgetümmel Vergeſſenheit ihres Elends geſucht; aber Sehnſucht nach Vaterland und zurückgelaſſenen Familien, auch die, durch des Ordens Kriegsglück, verkümmerte Hoffnung, einſt mit gewaffneter Hand zurückzukehren, bewogen ſie, den Sieger um Gnade anzuflehen. Eigennutz gewährte die Bitte. Mit polniſcher Beute und dem Blute erſchlagner Bundesgenoſſen belaſtet, zogen ſie in die Heymath, dort empfangen von ihren Weibern und Kindern, deren Zurückgabe wider Rath und Warnung des wackern ſamländiſchen Vogts, Dietrich Liebenzell, und mehrerer Ordensbrüder geſchah, welchen nichts Gutes von Treuloſen ahndete. Dieſe Ahndung täuſchte nicht, denn die begnadigten Barther, von angeſehenen Preußen aus Pogeſanien unterſtüzt, rüſteten ſich bald nachher zu neuer Empörung. Allein die Entdeckung ging vor dem Ausbruch her, und der Anſchlag, einen **Fürſten von der Inſel Rügen** mit Heeresmacht herbey zu rufen, daß er, um den Preis der Königskrone, die deutſchen Ritter verjage, wurde durch Beſtrafung der Anführer im Funken erſtickt.

Ob jener Fürſt von Rügen mächtig genug war, die Hoffnungen der Preußen zu erfüllen? ob ſein Ruhm, auf perſönliche Eigenſchaften gegründet, oder ſein ſlaviſcher Urſprung, welcher die Hülfe mächtiger Verwandten erwarten ließ, ihm die Ehre jenes Vertrauens erwarben? oder ob vielleicht ein **ruſſiſcher** Fürſt, durch einen Schreibfehler der handſchriftlichen Quelle, in einen principem Ruyanorum verwandelt worden? muß unentſchieden bleiben.

Um die ſtets leicht gereizten Pogeſanier zu zäumen, wurde **Holland** erbaut, von ſeinen erſten

Bewohnern, holländiſchen Einzöglingen, den Namen empfangend.

1285. Auch **Girdilo**, ein bekehrter Fürſt der Schalauer, ſchärfte des Ordens Mißtrauen, indem er hundert Mann, ſeiner Führung anvertraut, dem Schwerte der Litthauer verrätheriſch opferte. Hingegen verſäumte der Orden ein Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Obwohl er ganz Litthauen für ſein Eigenthum wollte gehalten wiſſen, ſo öffnete er doch gern ſeinen Schoß jedem Abenteurer, der Anſpruch auf die Herrſchaft dieſes Landes machte. Einen durch den Andern wollte er vertilgen, um zuletzt allein zu ſtehn. **Peluſſa**, ein Sohn Dumands, der ſeinen Bruder Troyden ermordet, floh nach Preuſſen, wurde in der Noth ein Chriſt, vermeinend, durch die Kreuzesfahne den eingedrungenen Fürſten zu verſcheuchen. Mehr kühn als tapfer, mehr tückiſch als klug, hoffte er, durch die ſchändlichſte Verrätherey, ſich der vornehmſten ſeiner Feinde auf Einmal zu entledigen. Erſpähend, daß ein mächtiger Litthauer ſeine Vermählung feyerte, zu welcher viele Gäſte gleiches Standes geladen waren, erbat er vom Komthur zu Königsberg, Albrecht von Meißen, Hülfe zu einem Ueberfall. Willfährig wurde Martin Golin mit ſeiner Bande ihm zugeſellt. Der Streich gelang. Schlafend oder bezecht, fielen Siebenzig der vornehmſten Litthauer. Den Bräutigam ſammt der Braut, mit allen ihren Schätzen, führten die Räuber gen Königsberg, und Litthauen beweinte einen herberen Verluſt, als wären in einer unglücklichen Schlacht ſeine tapferſten Söhne gefallen.

Auch der Orden verlor mit Schmerzen einen zwar neuen, doch geprüften Freund, **Scumand**, den ehemaligen ſudauiſchen Feldherrn und Chriſtenfeind. Er ſtarb, nachdem er, bey Eroberung von Grodno, als tapferer Anführer ſeine Treue bewieſen. Ein beyſpielswürdiger Tod bezeugte ſeinen Glauben; denn auf dem Sterbelager bekannte er dem Prieſter, daß er, vor ſeiner Bekehrung, nur einer guten Handlung ſich bewußt ſey. Als nämlich einſt die Heiden in Polen das Bild der heiligen Jungfrau verſtümmelt, da habe er aus dem Staube es hervorgezogen, mit ſeinen Kleidern gereinigt und an einen ſchicklichen Ort geſtellt. Von dieſer Erinnerung getröſtet, ſoll er ſanft und ſelig entſchlummert ſeyn. Wäre dieſes Pfaffenmährchen wahr, ſo würde es blos die zerſtörte Geiſteskraft des kranken Helden beweiſen.

Zu den Ordensprieſtern, die ſolchen nützlichen Glauben in ſchwache Gemüther pflanzten, geſellten ſich damals auch die culmiſchen Thumherren, die ihr Bisthum dem Orden übertrugen, und dagegen die einträgliche Freyheit erhielten, Lehngüter zu kaufen, jedoch mit den darauf haftenden Dienſten. 1287.

Den Elbingern, die im Brande ihre Urkunden eingebüßt, gab der Hochmeiſter neue Privilegien, enthaltend die Befugniß, eigne Rathsherren, unter Vorſitz eines dem Orden anſtändigen Richters, zu erwählen; des lübiſchen Rechts, der freyen Fahrt über den Drauſen-See, und des halben Werders, die alte Elbing genannt, ſich zu bedienen. Blos Urtheile, an Haut und Hals gehend, und Theilung der Geldbußen, behielt der Orden ſich vor.

Burchardt von Schwenden kam in Perſon nach Preußen, ernannte im Ordenskapitel einen neuen Landmeiſter, Meinhard oder Meinike, aus dem Hauſe der Grafen von Querfurt, dem die Chronik freygebig acht Brüder aus einem und demſelben Wochenbette ſeiner Mutter gibt, ſo wie ſie einſt 1288.

die Gräfin von Henneberg, Schweſter des römiſchen Königs Wilhelm, mit 365 Kindern auf einmal beſchenkte. Conrad von Thierberg trat wiederum als Marſchall in ſeine alte Würde. Solches Herabſteigen zu geringern Aemtern galt im Orden nicht für Beſchimpfung oder Strafe, ſondern geſchah ohne Bedenken, wo es für nützlich erachtet wurde. Eine löbliche Sitte!

Dieſer Conrad war es, der vom landmeiſterlichen Sitze den blutigen Ruhm mit ſich nahm, Preußens Eroberung vollendet zu haben. Auch als Erbauer mancher Feſte wird er genannt. Straßburg an der Drewenz, von den Polen Brodnin geheißen, wurde von ihm gegründet; Ragenit und Tilſit an der Memel von ſeinem Nachfolger, dem der Großfürſt Witen bald auch Proben der Tapferkeit abnöthigte. Denn als jener furchtbare Feind, nach manchem verheerenden Streifzuge, nach manchem erfochtenen Siege, 1289. mit 8000 Reitern Samland überſchwemmte, Häuſer und Ernten durch Feuer vernichtend, da ereilte ihn Meinhard auf dem Rückzug, und viele ſeiner Krieger ſahen ihr Vaterland nicht wieder.

Minder glücklich fochten die Ritter in Liefland gegen die Semgallen und deren Bundesgenoſſen, die Litthauer. In einem hitzigen Treffen blieb der Meiſter Wilhelm von Schürburg auf der Wahlſtatt, Lager und Gepäck der Sieger Beute; gefangene Ritter wurden geſteinigt oder lebendig auf dem Roſt gebraten. Der neue Meiſter, Conrad von Herzogenſtein, rächte die erlittene Schmach; Semgallen, deſſen Feſten er ſchleifte, trug hinfort das Ordensjoch ohne lautes Murren, und ſo lange er die Zügel hielt, ſcheuten die Nachbarn ſeine Tapferkeit.

Aus Preußen zog der Hochmeiſter nach Rom, als Geſandter Kaiſer Rudolphs, um, der Krönung halber, mit dem Papſt zu unterhandeln; doch, mehr Krieger als Staatsmann, entſagte er, mit päpſtlicher Bewilligung, der hochmeiſterlichen Würde, und trat in den Johanniterorden. Dieſen Schritt, der von Einigen als unerwieſen geläugnet wird, begleiten Andere mit verſchiedenen Muthmaßungen. Damals verlor der Orden ſein Haupthaus Accon, oder Ptolemais in Paläſtina. Durch reiche Beſitzungen in Europa längſt entſchädigt, kümmerte er hinfort ſich wenig um jene, welche er ſeiner Stiftung verdankte. Um aber doch den Eid, Jeruſalems Befreyung ihm auflegend, wörtlich zu erfüllen, pflegten die Ritter bey ihren Schlöſſern eine Art von Irrgarten anzulegen, deren Ueberreſte lange noch bey Graudenz, Rieſenburg und andern Orten ſich erhalten. Dieſe Plätze nannten ſie Jeruſalem, und wenn ſie luſtig, guter Dinge waren, ſandten ſie die Knechte hinein, trieben ſie im Fechterſpiel heraus, und rühmten ſich dann, frech ihres Gelübdes ſpottend, Jeruſalem erobert zu haben.

Gewiſſenhafter mochte vielleicht Burchardt von Schwenden ſeinen Rittereid löſen wollen, und deshalb zu den Johannitern übergehn, die den Kampf gegen die Saracenen rüſtig fortſetzten. Eine andere ſcharfſinnige Muthmaßung läßt ihn an dem Entwurf arbeiten, Vereinigung der chriſtlichen Ritterorden zu befördern. Ob dieß am wirkſamſten in Paläſtina geſchehen könnte? oder ob der herrſchende Trieb nach Abenteuern ihn beſeelte, als er, von vierzig Brüdern, auch vielem deutſchen und welſchen Volke begleitet, zum Entſatz von Accon eilte? entwickelt die Geſchichte nicht. Ein prächtiger Empfang im Orient war alles, was er dadurch gewann.

1290. Er ſtarb bald nachher — aus Gram und Reue über ſeinen Austritt, wie manche vorgeben; indeſſen die älteſte Chronik blos befremdet ſpricht: man wiſſe nicht von welchem Geiſt der Mann getrieben worden. Noch Andere verſichern, er ſey zwar an ſeinen empfangenen Wunden, doch übrigens ruhig, auf der Inſel Rhodus geſtorben.

Eilftes Kapitel.

Conrad von Feuchtwangen.

Einſt Landmeiſter in Liefland und Preußen, dann Landcomthur in Franken. Er focht gegen die Saracenen, als man ihn nach Deutſchland rief, um das hochmeiſterliche Schwert zu empfangen. Die Geſchichte Preußens unter ſeiner Regierung verändert ihre Geſtalt noch nicht. Die Einbrüche der heidniſchen Litthauer, wie die Streifzüge der Ritter dauerten fort; jene wurden Raub, dieſe Kampf zu Gottes Ehren genannt; beyde glichen ſich vollkommen.

Fünfhundert Reiter führte Meiſter Meinhard vor Colayn, die erſte Feſte der Litthauer an den Ufern der Memel. Er ließ zugleich auf dem Strome 2000 Mann Fußvolk abwärts ſchiffen, mit dem er die Burg berennte, indeſſen die umliegende Gegend von der Reiterey geplündert wurde. Surmin, ein tapferer Befehlshaber, vertheidigte den Platz mit nicht mehr als 120 Mann, durch ſeinen Muth die Zahl erſetzend. Doch täglich ſchmolz der kleine Haufe; jede Hoffnung, einem grauſamen Tode, im glücklichſten Falle einem ſchimpflichen Leben zu entrinnen, war verſchwunden, als plötzlich eine ſeltſame, dem Ordensheer unrühmliche Begebenheit ihn rettete. Die ausgeſandten Plünderer ſprengten mit ihrem Raube wild jauchzend in das Lager zurück. Als man dort von fern ſie heranſtürmen ſah, verwandelte die Furcht der Belagerer die eigenen Gefährten in Litthauer; Schrecken ergriff das Heer, es ſtürzte ſich in die Böte, und der tapfere Surmin, den freyen Augenblick benutzend, entwich mit zwölf noch unverwundeten Gefährten, dem letzten Reſte der Beſatzung. Schamvoll kehrten die Deutſchen zu ſpät wieder um, ſuchten ihren Schimpf unter den Trümmern der leeren Burg zu begraben. Der entflohene, mit Ruhm bedeckte Surmin lechzte nach Rache für das Blut ſeiner, in Colaynas Vertheidigung gefallenen Waffenbrüder. Einſt ſchiffte der Comthur von Ragnit, nach gewohnter Plünderungsarbeit, mit ſeinen Haufen die Memel hinab; da tönte eine weibliche Klageſtimme vom Ufer herüber. Ein junger Litthauer, der polniſchen Sprache kundig, hatte ſich in Weiberkleider gehüllt, ſaß an der Memel händeringend und den Rittern zuheulend: er ſey eine chriſtliche Polin, von den Heiden ſo mißhandelt, daß er nicht mehr gehen, vielweniger entfliehen könne; man ſolle aus Erbarmen eine Chriſtin aufnehmen, um der Sklaverey ſie zu entreißen. Der Comthur landete; aber kaum hatte er den Fuß an das Ufer geſetzt, da ſprang der verwegene Jüngling in den Strom, das Boot aus allen Kräften nach ſich ziehend, und den verborgenen Surmin durch lautes Geſchrey herbeyrufend. Der leichtgläubige Comthur wurde überfallen, ſammt den Seinen erſchlagen; worauf die Litthauer kühn bis vor die Thore von Ragnit ſtreiften.

Hingegen fiel einer ihrer Feldherren, Jezbut, auf ſeinem Rückzug aus Polen mit Beute beladen, in einen Hinterhalt der Deutſchen an der Narew, den er, trotz der Warnung ſeiner durch das Loos befragten Götter, zu meiden verſchmähte. Die Wenigen, die von 300 Kriegern, dem feindlichen Schwert entrannen, flohen in die Wüſte, verhungerten, oder gaben verzweifelnd ſich ſelbſt den Tod. Der polniſche Raub fiel in der Ritter Hände, ſie befreyten die gefangenen Chriſten.

Es ekelt den Geſchichtsſchreiber wie den Leſer, Maler oder Zuſchauer dieſer unaufhörlichen Balgereyen zu ſeyn, wo keine Helden, ſondern Abenteurer, keine Krieger, ſondern Parteygänger die Scene füllen, und ſich wechſelſeitig nur morden oder plündern. Noch vieles dergleichen, unwerth der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, trug an Litthauens Gränzen ſich zu, die der Großfürſt durch eine Feſte, Juniarde, deckte, 1291. deren Bau die Ritter oft vergebens zu hindern ſtrebten.

Damals war Polen innerer Zerrüttung Preis gegeben. Herzog Lesko der Schwarze, ein Enkel Conrads von Maſovien, hinterließ ſterbend ſeinen wankenden Thron mehreren kühnen Mitbewerbern, und das zwieſpaltige Volk ſah, in einem Zeitraum von ſechs Jahren, der Fürſten Manche erwählen und verjagen. Großfürſt Witen, eigenen Vortheil in ſeiner Nachbarn Hader ſuchend, drang mit einem Heere in Polen ein, trug Feuer und Schwert bis nach Cujavien. Deſſen Herzog, Uladislaus Loktek, und Caſimir, Fürſt von Lenzig, Nebenbuhler um den polniſchen Thron, eilten zu Vertheidigung ihrer Erbſtaaten herbey, doch allein ohnmächtig zum Widerſtande, riefen ſie den Orden um Hülfe an. Der Landmeiſter kam, vereinte ſich mit ihnen, wagte einen Angriff, wurde geſchlagen; wenige nur entronnen mit Wunden bedeckt.

1292. Faſt hätte im folgenden Jahre eine Verrätherey der Preußen ihn abermals ins Verderben gelockt. Die Feinde — durch Verſchworne, die der Ordensfahne folgten, von ſeinem Zuge unterrichtet — lauerten im Hinterhalt mit überlegener Macht. Er war verloren, hätte nicht ein zaghafter Preuße, mit dem Anſchlag vertraut, den Comthur von Balga zeitig davon unterrichtet. Alsbald befahl Reinhard den nicht minder gefährlichen Rückzug. Jeder Ordensbruder mußte ſchwer gerüſtet wachſam einherziehen, zugleich die Verſchwornen mit den Augen hüten, ohne jedoch Mißtrauen zu verrathen. So gelang es, die Zweifelhaften am Ausbruch zu hindern, und das Heer entging der Gefahr.

Ergrimmt über den mißlungenen Anſchlag, wandte ſich der Großfürſt wiederum nach Polen, überraſchte Lenzig am Pfingſttage während eines feyerlichen Umganges, brachte den Einwohnern Tod oder Feſſeln, verbrannte eine Kirche mit 400 Geflüchteten, verheerte dann das platte Land, und fing der wehrloſen Unglücklichen ſo viele, daß, wenn der Sage zu trauen, jedem Einzelnen ſeiner Krieger zwanzig Sklaven zu Theil wurden. Zwar hatte Herzog Caſimir ſchnell ſein ſtreitbares Volk zuſammengerafft, dem Feinde auf der Ferſe folgend; allein die Buhlerey um Polens Thron hatte die Fürſten unter ſich ſelbſt dermaßen entzweyt, daß ſie nicht errötheten, auf Koſten ihres Vaterlandes die Heiden zu begünſtigen. So war, bey Witen's Zuge durch Maſovien, zwiſchen ihm und dem Fürſten dieſes Landes Boleslaus, aus Furcht oder Tücke ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der den Herzog Caſimir ahnden ließ, er werde die Macht der Heiden durch die ſeines chriſtlichen Nachbars verdoppelt finden. Nothgedrungen genehmigte auch er jenen Vertrag, an den jedoch der ſtolze Großfürſt ſich keinesweges band, ſondern plötzlich abermals auf dem rauchenden Schauplatz erſchien, den Caſimir, in ſeinen Gränzen voll Verzweiflung fechtend, mit ſeinem Blute färbte.

Während die Heiden Polen verwüſteten, wagten die Deutſchen manchen neuen Verſuch, Litthauens Feſten

ſten zu erobern, mußten aber ſtets, obgleich ſie bisweilen alle Redekünſte der Maccabäer zu Hülfe nahmen, nach Einäſcherung unbedeutender Vorſtädte wieder abziehn. Eines Heeres ſchwierige Beköſtigung in jenen Einöden; die in jedem Buſche lauernde Gefahr in einem Lande, deſſen Bewohner ſämmtlich Waffen trugen, hinderten nachdrückliche Unternehmungen. 1293. Gleiches Schickſal hatte Witen, als er von einem Ueberläufer gelockt, plötzlich unter den Mauern von Tilſit erſchien. Zwey tapfere Ritter, Albert und Conrad von Hagen, vertheidigten die Feſte mit ſolchem Muthe, daß auch hier die feindliche Zerſtörungswuth nur Vorſtädte treffen konnte. Bedeutender war eine Schlacht, vom Orden dem Großfürſten geliefert, als er, nach einem ungehindert vollbrachten Plünderzuge in Preußen, zur Heimkehr ſich anſchickte. Sein beladenes Heer wurde vernichtet; er ſelbſt verdankte nur den Wäldern ſeine Rettung, die den Fliehenden bargen.

Aber auch der Landmeiſter entrann einſt mühſam ſeinem Verderben, als, nach einer glücklichen Mordbrennerei, das Eis der Meymel ihn nicht mehr trug.

Unter dieſem wechſelſeitigen planloſen Gemetzel, verdienen Auszeichnung die Thaten des Comthurs von Ragnit, Dietrich von Liebenzell, der, in das Herz von Litthauen tief ſich wagend, das Romowe der Heiden dort zerſtörte, und ſo ſchnell von Siege zu Siege eilte, daß er durch Schrecken einen Theil der Uferbewohner des Niemen zwang, ſich einem Tribut zu unterwerfen. Er gehörte zu den Wenigen, die, was ihr Schwert errungen, durch milde Freundlichkeit erhielten. So lange er Comthur zu Ragnit blieb, ſechs Jahre hindurch, empfing er von des Landes Edlen vielfache Beweiſe, daß auch ihre Herzen gefeſſelt waren.

1264. Des Ordens Feinde mehrten ſich, denn der maſoviſche Herzog Boleslaus, obſchon mit den Deutſchen in Frieden, verband ſich heimlich mit dem Großfürſten, räumte ihm ſogar die Veſte Wiſna ein, die zwar Reinhard eroberte und ſchleifte, deren Wiederaufbau er jedoch nicht hindern konnte, weil Aufruhr in Natangen und Samland ſeine Macht dorthin rief. Die Empörer bemächtigten ſich des Schloſſes Bartenſtein, ſchlugen die Beſatzung in Feſſeln, beunruhigten Königsberg, ermordeten alle Deutſche, die in ihre Hände fielen, ſchleppten deren Weiber und Kinder in die Sklaverey, mißhandelten Prieſter, entweihten Kirchen. Zwar ſuchten hier und da einzelne, wenige Verzeihung, allein das Volk der Samländer, von einem Geiſte beſeelt, trachtete nach nichts geringerem als nach gänzlicher Vertilgung aller Chriſten, und wohl wiſſend, daß viele ſeiner Edlen dem neuen verhaßten Glauben bereits wahrhaft ergeben waren, beſchloß es, mit deren Ermordung das kühne Wageſtück zu beginnen. Als Feldherr wurde Nandica erwählt, ein Jüngling, deſſen Vater einſt der Orden Güter, Adel, Freyheit raubte, weshalb die Samländer ihm, als von Rachgier beſeelt, vertrauten. Aber ihm fehlten Geiſt und Muth zu einem ſolchen Unternehmen: zagend ſchlich er nach Königsberg, verrieth ſeine Brüder und war Zeuge ihrer Hinrichtung. Dieſe ſchändliche That, dieſe von den Rittern ſogenannte Treue, wurde ihm vergolten durch Wiedereinſetzung in ſeines Vaters Würden und Güter.

In dem feindlichen Getümmel, durch dieſes letzte Zucken der Preußen erregt, fielen auch vier Wagehälſe unter dem Räuberhauptmann Golin, die ihre Namen — Teufel, Stobemehl, Kobenzell und Röder — nur durch Thaten verherrlicht hatten, wie ſo manche ihres Gelichters in Welſchlands

Gebirgen ſie noch heute verüben. Vom Raube heimkehrend, wurden ſie bey einer Mahlzeit im Walde erſchlagen. Den ganzen Orden verſetzte der Tod dieſer Helfershelfer in Trauer. Auf der capornſchen Haide ſteht eine oft erneuerte und vielleicht noch jetzt vorhandene hohe Säule, aus deren Spitze vier bärtige, behelmte Köpfe hervorragen, die Vierbrüder-Säule genannt, über deren Urſprung viel geſchrieben und gemuthmaßt worden. Der Eine hielt ſie für Gränzgötter, der Andere für Straßenräuber, der Dritte für gothiſche Fürſten; ein Vierter meinte, Marggraf Albrecht habe in ſpätern Zeiten das Andenken einer, mit drey hohen Gäſten genoſſenen Jagdluſt verewigen wollen; ein Fünfter ließ eine fürſtliche Braut hier empfangen oder bis hierher geleiten. Endlich weihte man ſie gar dem Andenken jener Wagehälſe; der Meiſter ſelbſt ſoll dankbar ſie errichtet haben, auf derſelben Stelle, wo die Sudauer den Teufel ſammt ſeinen Gefährten erſchlugen. Es bliebe doch wohl unbegreiflich, warum der Orden, der ſo manches Ritters tapfere Thaten durch Denkmäler zu verewigen unterließ, gerade dieſe Parteygänger ſo ehrenvoll ausgezeichnet hätte?

Zwölftes Kapitel.

Lieflands bedenkliche Lage.

Während in Preußen ein Jahr nach dem Andern unter wechſelndem Raubglück verſtrich, in Liefland aber, wo jetzt **Bodo von Hohenbach** das Ruder führte, die äußere Ruhe befeſtigt ſchien, entſpann ſich daſelbſt eine gefährliche innere Zwietracht zwiſchen dem Orden und den Biſchöffen, eine Quelle zahlloſer Leiden für das ganze Land. Dieſer Zwiſt brach aus in einem Augenblicke, wo man deſſen ſich am wenigſten verſah, denn kaum war noch das Siegelwachs einer friedlichen 1292. Urkunde erhärtet, die beider Theile Verlangen nach Eintracht zu bezeugen ſchien. Aber längſt ſchon glimmte das Feuer unter der Aſche. Dem erſten Funken nachzuſpüren, iſt nicht ſchwer. Der Orden und die Biſchöffe bildeten in Liefland zwey ſcharf getrennte Mächte, deren Jede ihre Herrſchaft aus allen Kräften durch alle Mittel auszubreiten ſtrebte. Beyden ſchienen ihre Rechte unbezweifelt. Mein Vorfahr — ſo konnte der Erzbiſchoff reden — war Euer Stifter, denn ihr ſeyd doch nur an der Schwertbrüder Platz getreten, die, in Kaiſer Otto's Beſtätigungsbriefe, die ausdrückliche Weiſung erhielten, unſere Rechte zu ehren. Wie haben ſie auf Euch mehr Macht vererben können, als ſie ſelbſt beſaßen? Noch ſind keine vierzig Jahre verfloſſen, als euer Meiſter, Dietrich von Grüningen, urkundlich bekannte, der Orden in Liefland ſey den Biſchöffen auch im Zeitlichen unterworfen.

Mit nichten! möchten dann die Ritter erwiedern: wir haben mit unſerm Blute die Seelen der Heiden erkauft, uns gebuhrt die weltliche Herrſchaft; nur im Geiſtlichen erkennen wir euch für unſere Hirten. Auch die Schwertbrüder waren blos verpflichtet, gegen die Heiden euch zu ſchützen. Mehr hat der Papſt, jenen Orden auflöſend, auch von uns nicht gefordert, vielmehr unmittelbar dem heiligen Stuhle uns unterworfen.

Auf Urkunden ließen die Edelmönche, des Leſens wie des Schreibens unkundig, ſich ſelten ein, jeden Augenblick bereit, deren neue, durch erkaufte Pfaffenkiele oder mit dem Schwert in Blut getaucht, zu ſchreiben. Herrſch- und Habſucht alſo, Stolz und Geiz, in beyden Ständen heimiſch, waren die Quellen jener gränzenloſen Erbitterung, jener gehäuften Unthaten, mit welchen beyde Kämpfer ſich beſudelten. Bodo von Hohenbach warf den Erzbiſchoff in einen Kerker; auch blieb er verlaſſen von der Ritterſchaft des Erzſtifts, die der ungerechten Vorliebe für ſeine Prieſter ihn bezüchtigte. Der Tod des Landmeiſters befreyte ihn endlich. Der neue Meiſter, Heinrich von Dumpeshagen, verſuchte liſtig die geiſtliche Macht zu trennen, indem er mit dem Biſchoff von Dorpat einen abgeſonderten Vertrag ſchloß. Allein der Erzbiſchoff, den Fallſtrick gewahrend, wußte jenen Prälaten bald wieder an ſich zu ziehen. Kein Gewiſſensbiß verleidete ihm die Wahl unwürdiger Waffen. Nicht genug, daß in ſeiner Kirche um Vertilgung der Ritter förmlich gebetet wurde, er wandte ſich an fremde Götter, und ſchloß ohne Bedenken ein Bündniß mit Heiden gegen Unchriſten. Plötzlich trat der 1295.
Tod zwiſchen die erbitterten Kämpfer, reichte Beyden, faſt zu gleicher Zeit, die Hand, und führte ſie vom Schauplatz.

1296. Aber ſie hatten auf ihre Nachfolger den böſen Geiſt vererbt. Die Ritter blieben unter Meiſter Bruno was ſie unter Dumpeshagen waren, und der neue Erzbiſchoff, ein Graf von Schwerin, knüpfte ſeinen Krummſtab noch enger an das Schwert des Großfürſten. Ihn drang die Noth, denn Bruno war ein hitziger, hochfahrender Mann, der, ſtatt durch Sanftmuth der Thumherren Stimmen für die Wahl eines Friedeliebenden Prälaten zu gewinnen, mit Gewalt in das Kapitel dringen, am unrechten Orte ſeine Macht behaupten wollte. Dieſe Neuerung empörte alle Biſchöffe, und eilig ſetzten ſie ihm einen nicht minder aufbrauſenden Mann entgegen. Die Bürger von Riga, einer damals ſchon mächtigen, volkreichen Handelsſtadt, ergriffen des Biſchoffs Partey; die Flamme brach aus; Waffen blinkten, und in dem kurzen Zeitraume von achtzehn Monden wurden neun blutige Treffen geliefert.

Vergebens kam um jene Zeit der Hochmeiſter ſelbſt
nach Preußen. Solchen Hader mit Ernſt und Klug-
heit zu ſtillen, dazu ſcheint es ihm an Kraft und Würde
gefehlt zu haben. Er vermahnte, beſchenkte die Brü-
der, und das iſt Alles, was die Geſchichte von ihm zu
1297. ſagen weiß. Bald darauf gedenkt ſie ſeines, in Prag
erfolgten Todes.

Merkwürdig bleibt ſein zweytes Regierungsjahr durch die gänzliche Vertreibung der chriſtlichen Abenteurer aus Paläſtina, denn — ihre unchriſtliche Zwietracht benutzend — eroberte der ägyptiſche Sultan Melec die berühmte Feſte Accon (vor welcher in unſern Tagen Sidney Smith ſeinen Ruhm verewigte), ſammt Allem was in Syrien den Chriſten noch übrig geblieben. Die deutſchen Ritter flohen, und das Meer ſpie die Plagegeiſter Aſiens wieder an das europäiſche Ufer, wo ſie, durch Anhänglichkeit an den verhaßten Kaiſer Adolph von Naſſau — der ihre

Privilegien in prächtigen Ausdrücken beſtätigte — ſich neue Feinde erweckten; wo ſie aber auch, durch Feuchtwangens vornehme Verwandtſchaft, unter Fürſten und Baronen neue Stützen fanden.

Des Ordens Hauptſitz wurde nun in Venedig aufgeſchlagen, vielleicht um in der Nähe bereit zu ſtehn, wenn etwa neue Unternehmungen gegen Aſien reiften; denn aus allen Kräften mühte ſich der Papſt, Europa's vornehmſte Mächte gegen die gottloſen Inhaber des heiligen Grabes zu waffnen. Schon Herrmann von Salza hatte Venedig oft durch ſeine Gegenwart geſchmückt; manche ſeiner, in zwieſpaltiger Wahl erkohrnen Nachfolger, hauſten dort, und eine Comthurey, der heiligen Dreyeinigkeit gewidmet, befand ſich längſt ſchon in den Mauern dieſer berühmten Inſelſtadt.

Gern meldet die Geſchichte endlich auch eine für die Ordensregierung rühmliche Begebenheit, die Errichtung von Dämmen gegen die Verheerungen der Elbing, Nogat, Weichſel, wodurch die Gegend des großen und kleinen Werders — vormals ein mit fünf elenden Dörfern beſetzter Sumpf — die fruchtbarſte in ganz Preußen geworden. Allein der Ruhm dieſer minder glänzenden als ſegensreichen, wahrhaft landesväterlichen Unternehmung, gebührt nicht dem Hochmeiſter, ſondern deſſen Stellvertreter, Meinhard von Querfurt, der trotz kriegeriſcher Unruhen ſie vollbrachte, und durch Freyjahre Bauern lockte, die ſich auf dem neugeſchaffenen Boden niederließen.

Von einem Pommerſchen Herzog, Wiſimir, gewann damals Elbing Zollfreyheit.

Dreyzehntes Kapitel.

Gottfried von Hohenlohe.

Gottfried von Hohenlohe, ein Biedermann und Weiſer, aus einem noch blühenden, jetzt fürſtlichen Geſchlechte, wurde zu Venedig erwählt. Heinrich von Hohenlohe, einſt Hochmeiſter, war ſeines Großvaters Bruder. — Wie zwey unerfahrne Schachſpieler, ohne den berechnenden Plan, des feindlichen Königs endliche Niederlage vorzubereiten, einander nur Steine zu rauben ſuchen; ſo war und blieb der Krieg mit Litthauen ein ewiges Hin- und Herſprengen, ein Wechſel von Streifereyen, deren jede ihren eigenen Zweck, deren keine ein gemeinſames Ziel hatte, zu welchen blos Muth, Rachſucht, Laune Einzelner, oder zufällige Verbindung Einiger, den Plan entwarfen. Jeder Ritter wurde Parteygänger, jeder Parteygang galt für ritterliche That. Man überrumpelte oder erſtürmte kleine Feſten, gab ſie den Flammen, ihre Beute den Kriegern zum Raube; man belauerte oder erſchlug einander mit Gottes oder Satans Hülfe; von beyden Theilen ſchien nur jedes einzelnen Streiters Tod des Krieges tauſendfacher Zweck zu ſeyn. Hielt oder brach eines Fluſſes Eis zu rechter Zeit, oder ging ein Verräther zu dem Orden über, ſo hatte Gottes Finger jenes berührt, dieſem den Weg gezeigt. Gelang hingegen den Heiden ein Ueberfall, und ſahen die Chriſten ſchaudernd — wie im Städtlein Straßburg! — heilige Kirchengefäße ſchändlich verunreinigen, ſo war es Sündenbeſtrafende Zulaſſung Gottes, und durch fromme, gelungene Rache wurde himmliſche Begnadigung erkauft.

Die Geſchichte geht vorüber an ſolchen einzelnen Mordſcenen, höchſtens nur geeignet, um müßige Zeitungsleſer zu erfreuen; doch vorübergehend ſetzt ſie einen Stein auf das Grab des biedern Landmeiſters Meinhard von Querfurt, der, bey Belagerung einer von den Samayten entſetzten Burg, durch einen Keulenſchlag ſein thätiges Leben verlor. In zahlloſen Gefechten erwarb er Ruhm, der längſt verhallt iſt; an den Ufern gedämmter Flüſſe Segen, der noch heute ſeinen Namen auf dem Strom der Zeiten trägt.

Die zwey, in kurzer Friſt auf einander folgenden Landmeiſter, Ludwig von Schippen und Helwich von Goldbach, vermehrten blos deren Zahl: erſt der Dritte, Conrad Sack, war des Vorgangers würdiger.

In Liefland griff indeſſen die Flamme immer weiter um ſich, weil Herrſchſucht — jenem furchtbaren griechiſchen Feuer gleich — nie in der einmal entzündeten Bruſt verlöſcht; nur der Tod kann ſie erſticken. So lange Riga ein Städtlein blieb, dem blos der biſchöffliche Stuhl unbeneideten Glanz lieh, ſo lange wurde der Ritter Eiferſucht durch kein Verlangen nach deſſen Beſitz geweckt; als es aber zum feſten Platze und zu der erſten, wohlbevölkerten Handelsſtadt des Landes ſich emporſchwang; da verſuchte der Orden, durch allerley Künſte der Bürger Freyheit untergrabend, die Stadt in ſeine Gewalt zu bringen. Dem widerſetzte ſich der geiſtliche Hirt mit Recht, denn von den Biſchöffen ward Riga gegründet, mit Mauern umgeben, vollendet, zum reichen Schmuck des Dünaufers erhoben. Das erkannten die Bürger dankbar, blieben dem Biſchoff getreu, unterhielten, ſelbſt während

rend ſeines Vorgängers Gefangenſchaft, das Bünd-
niß mit Litthauen, nahmen jetzt rüſtigen Theil an al-
1298. len Gefechten. Eines derſelben war entſcheidend.
Großfürſt Witen, in das Herz von Liefland dringend,
die feſte Karkhus erobernd, und überall das Ordensge-
biet verwüſtend, wurde an der Aa vom Landmeiſter
angegriffen, verlor Anfangs 800 Streiter, auch wur-
den die Feſſeln von 3000 Chriſten zerbrochen; doch
unbeſtürzt erneuerte er den Kampf, in welchem der
ſtolze Meiſter Bruno, nebſt einer großen Zahl von
Rittern, auf dem Schlachtfelde blieb.

Eilig ſandte der Hochmeiſter den Brüdern ein neues Haupt, Gottfried von Rogga; ihn begleitete ein Heer unter dem Comthur von Königsberg, Barthel Bruhan, der das belagerte Neumühlen entſetzte, den Feind in einem blutigen Treffen ſchlug, ſogar den Erzbiſchoff gefangen nahm. Doch erzwang der Bürger von Riga ſtandhafter Muth deſſen Befreyung in Kurzem.

Hohenlohe erſchien ſelbſt in Preußen, verſuchte,
bald durch thätige Hülfe, bald durch ſanftere Mittel,
die Flamme zu dämpfen, gebot ſogar dem Landmeiſter,
vom Erzbiſchoff die Lehen über Ordensgüter zu em-
pfangen, vermochte aber kaum, mit dem Beyſtand ei-
nes päpſtlichen Legaten, einen ſchwankenden Vergleich
zu bewirken, der vermuthlich unerfüllt blieb, denn im
nächſten Jahre warf ſich der ſchlaue Papſt, Boni-
1299. faz VIII., zum gefährlichen Schiedsrichter auf, die
ſtreitenden Parteyen, ja den Hochmeiſter ſelbſt, vor
ſeinen Richterſtuhl ladend. Ob ſie erſchienen? ob der
Papſt geurtheilt? iſt unbekannt und zweifelhaft. Denn
der Erzbiſchoff, zum Frieden ungeneigt, ſchloß ein
Bündniß mit Dänemark, das ihn verpflichtete, kei-
nen Vertrag ohne dieſer Krone Genehmigung einzuge-
hen.

hen. Er ſtarb zu Rom mit unerloſchenem Groll. Der Papſt verlieh ſeinem Legaten Iſarnus die erzbiſchöffliche Würde; allein dieſes Mannes Redlichkeit ertrug den häßlichen Hader nicht lange, und ein ſchwediſcher Prälat, mit dem er ſeinen Stuhl vertauſchen ſollte, verbat ſich dieſe Ehre. Indeſſen brachte doch Iſarnus vorläufig abermals einen Vergleich zu Stande, 1300. der wenigſtens Erholung den erſchöpften Kämpfern vergönnte, ſo kenntlich auch die Spuren des eingewurzelten Mißtrauens ihn bezeichneten. Das ganze Land wurde für des heiligen Peters Erbe erklärt, dem Orden nur verliehen zu Fortpflanzung des Chriſtenthums. Die Ritter blieben im Beſitz einer Kirche zu Riga, doch ſollten ihrer nie mehr als Zehn, von wenigen Knechten begleitet, in der Stadt verweilen; weder öffentlich noch heimlich Zuſammenkünfte halten; keine Thürme oder Schanzen innerhalb der Stadt Gränzen erbauen; aller neuen Zölle ſich enthalten. Wegen angeſprochener Güter von beyden Theilen — ein Keim zu neuem Zwiſt — behielt der heilige Vater ſich die Entſcheidung vor. So behauptete die Bürgerſchaft zu Riga den Ruhm, auch ohne Haupt ihre und des künftigen Biſchoffs Rechte ſtandhaft und glücklich vertheidigt zu haben, und die Ritter mußten ihren Groll bis auf gelegnere Zeit in den geharniſchten Buſen verſchließen. Ein böhmiſcher Mönch und Edelmann, Friedrich, empfing bald darauf die erzbiſchöffliche Würde. Hohenlohe beſuchte das beruhigte 1302. Land, und mehrte des Ordens Macht durch funfzig ihn begleitende Ritter, die er dort zurückließ.

Wie lockend für Menſchen das neue, ungewiſſe bleibt; wie gern ſie durch unvermeidliche Gefahren das Unſichere erkaufen; das beweiſen die vielen neuen Städte — Frauenburg, Graudenz, Gelub, Heiligenbeil, Mohrungen u. ſ. w. — die wäh-

rend

und dieſes Zeitraums aus rauchendem Boden emporſtiegen. Minder geachtet war jezt der Orden im Auslande. So lange fremde Mächte in den deutſchen Rittern nur fromme Abenteurer erblickten, die, durch Kampf um Gotteswillen, höchſtens hier und da zerſtreute Güter zu ihrem Unterhalt gewinnen mochten; ſo lange zollte man ihnen gern gefahrloſen Beyfall. Doch ſeitdem ihre Waffen einen Fürſtenſtuhl begründeten, und ihrer Ausbreitung Ziel nicht mehr zu berechnen war, ſeitdem der Bruder Mund das Gelübde der Armuth ſchwur, während ihre bewaffnete Hand den Hochmeiſter in Purpur kleidete; ſeitdem ſchien der Heiden Bekehrung Europens Fürſten minder löblich oder nützlich, und die Staatskunſt trat in ihre Rechte.

Kaiſer Adolphs Begünſtigungen, der Brüder Anhänglichkeit an dieſen verhaßten Monarchen, bewirkten den Verluſt der Ordensbeſitzungen in Neapel und Venedig, und konnten ihn nicht aufwiegen. Der leztern ſtolzen Republik argwöhniſche Regierung warf einen Verdacht auf den in ihren Mauern befindlichen Hochmeiſter, daß Dankbarkeit oder Parteyſucht ihn verleitet habe, als Ausſpäher oder Verräther ihrer Entwürfe dem Kaiſer zu dienen. Wohl wiſſend, wie ſchwer Beweiſe ſolcher Beſchuldigungen ſind, zwang ſie ihn, ohne ſeine Rechtfertigung zu hören oder zu verlangen, Venedig zu räumen. Hohenlohe verließ die Beherrſcherin des adriatiſchen Meeres, um nach dem demüthigen Marburg in Heſſen ſich zu begeben, und es ſoll ſchon damals in ſeinem Gemüth der Gedanke ſich erzeugt haben, den Siz der Hochmeiſter zu Marienburg in Preußen aufzuſchlagen.

Der Länder wie der Menſchen Schickſale entſpringen aus kleinen, nur höhern Geiſtern bemerkbaren Quellen. Wer ſpürt dem Faden nach, an dem Venedigs gerechter oder ungerechter Argwohn ſich knüpfte? und doch — wenn ſich vermuthen läßt, daß jene, damals übermüthige Republik, jetzt ſeufzende Provinz, durch Vertreibung eines Gaſtes den Grundſtein zu Preußens Erhebung, zum Flor eines nordiſchen Königsreichs legte — wer bewundert nicht die Folgen eines, vor fünfhundert Jahren auf der Inſel Rialto gehegten Verdachts, für die Ufer der Weichſel im achtzehnten Jahrhundert? —

Klugheit begründete des Hochmeiſters Plan: denn in Welſchland hatte der Orden, nach des Hohenſtaufiſchen Hauſes Untergange, ſchon das Meiſte verloren: in Deutſchland lagen ſeine Beſitzungen zerſtreut. Doch dem wackern Hohenlohe war nicht beſchieden, dieſen und mehrere wohlgemeinte Entwürfe reifen zu ſehen. Unter die letztern gehörte der redliche Wunſch, die Ordensgeſetze zu ſchärfen, dem um ſich greifenden Verderben Einhalt zu thun. Dieſen Wunſch trug er vor 1303. in einem Kapitel, das er, aus Liefland zurückkehrend, in Memel verſammelte. „Nicht allein um Gottes und der guten Sache willen, ſprach er, ziemt uns Beſſerung; auch die Klugheit gebietet, daß wir, durch Zucht und Sitte, der Fürſten Eiferſucht wo nicht abwenden, doch in Schranken der Ehrfurcht erhalten. Seht, wie ſchon jetzt der Neid die Tempelherren drückt, um der reichen Güter willen womit Gott ſie geſegnet. Auch unſer Orden wächſt an Macht und Reichthum, darum laßt ihn auch an Demuth und Ehrbarkeit wachſen, weil man nur um ſolcher chriſtlichen Tugenden willen dem Glücklichen ſein Glück verzeiht, und weil des Ordens Strenge ihm guten Geruch beym Papſt und allen Völkern machen wird, alſo, daß kein Neider es leichtlich wagen darf, ſeine Feindſchaft offenkündig an den Tag zu legen.“

Aber ſeinem redlichen Bemühen widerſtrebte der Ritter Verderbtheit, und da ſie dem, was er kühl und reif durchdacht, heftigen Widerſpruch und Wortgetummel entgegen ſetzten, ſo ließ der Biedermann vom Gefühl ſeines verkannten rechtlichen Willens ſich hinreiſſen, in der Hitze heraus zu poltern:

„Ich muß euch vorſtehn, wie ich einſt vor Gott im jüngſten Gericht es verantworten kann. Wollt ihr das nicht, ſo will ich das Amt lieber einem Andern gönnen.“

Man nahm ihn auf der Stelle beym Wort, ließ die übereilte Rede für förmliche Entſagung gelten, und wählte ſogleich Siegfried von Feuchtwangen zum neuen Ordenshaupt. Unwillig verließ Hohenlohe die Verſammlung, doch nicht unzufrieden mit ſich ſelbſt: denn ſchon ſeit drey Jahren ging er mit dem Vorſatz ſchwanger, die Bürde abzuwerfen. Allein kühlere Betrachtungen mochten auf der Heimreiſe nach Deutſchland in ſeinem Gemüthe Platz greifen; er nahm das übereilte Wort zurück, und wurde, wie Einige wollen, bis an ſeinen Tod von einem Theil des Or- 1309.
dens als Hochmeiſter verehrt.

Vierzehntes Kapitel.

Siegfried von Feuchtwangen, deſſen Regierungsantritt eine in Preußen ſeltene Naturerſcheinung, ein Erdbeben bezeichnete. —

1303. Dieſem herrſchſüchtigen, gewiſſenloſen Manne wird nachgerühmt, er habe beſcheiden die hochmeiſterliche Würde von ſich abgelehnt, weil er ſeines Vorgängers übereilte Entſagung nicht benutzen mögen. Urkunden widerſprechen. Er behauptete vielmehr hitzig ſchimpfend ſein wahres oder vermeintes Recht. Es ſcheint, er habe Hohenlohe's Vertreibung aus Venedig nur als Wirkung perſönlichen Haſſes betrachtet, denn, kaum erwählt, ging er dahin, um von dem Haupthaus Beſitz zu nehmen; auch wurde er geduldet, indeſſen der alte Hochmeiſter zu Marburg Hof hielt. Aus Venedig ſchrieb Feuchtwangen einen bittern Klagebrief an den preußiſchen Landmeiſter, ihm berichtend, daß Hohenlohe ſich herausnehme, in Briefen mit ſchwarzem Wachs geſiegelt die Brüder zum Gehorſam gegen ſich zu vermahnen. Dem hätten ſogar der römiſche König und mehrere Biſchöffe ähnliche Schreiben beygefügt, begehrend, man ſolle widerrufen, was in Preußen und Liefland unrechtlich geſchehen. Ein Ciſtercienſermönch ſchleiche mit ſolchen Briefen herum, ſey auch nach Rom gewandert, um den heiligen Vater gegen die Brüder zu erzürnen. Aber das Kapitel habe in ſeiner Antwort einmüthig betheuert, nimmer werde es dem Bruder Gottfried als Hochmeiſter gehorchen, noch ſeine Briefe mit ſchwarzem Wachs geſiegelt ferner annehmen, zumal da dieſer, Gott und dem Orden zwiefach Abtrünnige (?) ſich nicht entblödet, gewaltſam in das Ordenshaus zu Ulm zu dringen, die dortigen Brüder ſchimpflich heraus zu jagen, wobey ein Ordensglied, Bruder Wida, vor Edlen und Unedlen, Prieſtern und Layen, ſchändliche Dinge von den Rittern in Preußen geſprochen, die er gar nicht nacherzählen möge. Darum ſolle der Landmeiſter dem Unfug ſteuern, an den König von Böhmen und andere gewogene Fürſten, auch an den römiſchen König ſchreiben, damit ſie Hohenlohe's gehäſſigen Vorſpiegelungen künftig Glauben verſagen möchten.

Weitere Folgen dieſer ſechsjährigen Nebenbuhlerſchaft ſind zwar unbekannt, doch war vermuthlich Gottfrieds Anhang größer, Siegfrieds Partey kleiner, als der letztere vorgab, denn nach ſeines Mitbuhlers Tode hielt er der Klugheit gemäß, die Beſtätigung ſeiner angefochtenen Würde von einem neuen Wahlkapitel zu begehren. Der Stimmen Mehrheit gewiß, wagte er dabey wenig, gewann vielmehr die etwa Mißvergnügten durch ſcheinbare Unterwerfung, und wälzte dadurch von ihrem Gewiſſen den Vorwurf zeitheriger Widerrechtlichkeit.

Vom ganzen Orden jetzt willig anerkannt, unterdrückte der ſchlaue Siegfried nun die kleinliche Eiferſucht auf des Vorgängers Ruhm (die in allen Staaten ſo manches Gute zu hindern pflegt), oder gab einen unfreywilligen Beweis der Achtung für Gottfrieds Geiſt, indem er deſſen Gedanken, den hochmeiſterlichen Sitz nach Marienburg zu verlegen, in That verwandelte. Dadurch hörte die Würde eines Landmeiſters auf; ein Großcomthur trat an deſſen Stelle. **Heinrich von Plotzke,** ke, ein ſächſiſcher Edelmann, bekleidete zum erſten Male dieſes Amt.

Die dem Orden durch jene Verſetzung erwachſenen Vortheile ſpringen in die Augen. In ſeinen Eroberungen feſter gewurzelt, bedurfte er mehr eines klugen Regenten als tapfern Feldherrn. Schon des Hochmeiſters Gegenwart, ſein größeres Anſehn, ſein überſchauender Blick; die erſparte Zeit; ſchleunigere Hülfe; Bereicherung des eigenen Landes durch den Aufwand ſeiner Hofhaltung; das Zuſammendrängen der ganzen Ordenskraft in einen Mittelpunkt; dadurch vermehrte Sicherheit ſeines Daſeyns, die, ſeit der ſchrecklichen Behandlung der Tempelherren, zweydeutig ſcheinen konnte: Alles dieß gab der getroffenen Maßregel wohlberechnetes Gedeihen, und des Ordens blühendſter Zeitraum begann.

Daß aber die geiſtige Vervollkommnung mit der des Körpers nicht gleichen Schritt hielt, beweiſen eines Chronikers fromme und einfältige Klagen: „der Orden ſey damals von vielen Anfechtungen heimgeſucht worden,“ denen Siegfried vor der Hand nur den Befehl entgegen zu ſtellen wußte, in jeder Stunde ein Salve regina und Ave Maria zu beten. Vielleicht bezweckte er damit nichts weiter, als was der däniſche Luſtſpieldichter Holberg vor Augen hatte, da er einem hitzigen Menſchen von 1 bis 20 zählen ließ, um deſſen Hitze zu dämpfen.

Nur Einmal während Siegfrieds Regierung zuckten die unterjochten Natanger, weil ihr Vogt mit empörender Härte das Zinskorn ihnen abquälte. Sie erſchlugen die Einnehmer, brieten den Vogt zwiſchen zwey Feuern und wurden erſchlagen.

Der ſogenannte Gotteskrieg, die blutigen Reckereyen
mit den Litthauern, währten fort. Kreuzfahrer
1304. kamen vom Rhein; die zu beſchäftigen — denn
oft war dieß allein der Grund verübter Gräuel —
führte man ſie ſchnell in Feindes Land, dort nach Gewohnheit
hauſend. Mit Heidenblut beſpritzt wurde die Ordensfahne auf eines Berges Spitze gepflanzt, dort der Ritterſchlag dem Grafen von Homburg nebſt mehreren Fremdlingen ertheilt.

Eine ähnliche Streiferey wagte man zu einer Zeit,
als eben Großfürſt Witen Reichstag in Litthauen hielt.
Den Ueberfall vernehmend beſtieg er zornig ſein Streitroß,
und 1500 ſeiner Edlen folgten ihm. Der ſichern
Feinde Nachtrab wurde eingeholt, niedergemetzelt; als
aber der Vortrab ſich wandte, da flohen, wenn der
Sage zu trauen, die anderthalbtauſend edlen Litthauer
vor 200 Brüdern, und verloren fliehend ſiebenzehn
1305. ihrer Vornehmſten. — Hingegen wurden die Ritter
von der Feſte Grodno, die ſie unvertheidigt zu finden
hofften, durch dreymaligen Ausfall vertrieben.

1307. Kreuzfahrer, nach Heidenblut lechzend, mußten, ob des Winters Milde, durſtig heimkehren. Doch einem Herzog von Bayern ſoll gelungen ſeyn, die Hauptſtadt Wielun zu erobern, nachdem ein zum Entſatz herbey eilender Fürſt der Litthauer dort erſchlagen worden. Die Bewohner dieſer Gegenden wichen endlich vor den Kreuzfahrern, ließen ihre Feſten öde ſtehn, und zogen tiefer in das Land.

1308. Fünftauſend berittene Samayten vergalten Gleiches mit Gleichem in Samland, trotz jener neuen Burg auf der curiſchen Nehrung, an der ſie vorüberſtreiften. — In den nächſten Jahren ſchien das Kriegsfeuer nur zu glimmen, weil neue, gewinnſüchtige Hoffnungen die Ordenswaffen nach einer andern Seite lockten.

Nur Einmal hauſte der Großfürſt in Samland und Natangen; ließ zu früh ſein Heer aus einander gehen; ſah die Ritter plötzlich bey Grodno erſcheinen. Die Litthauer ſammelten bald ſich wieder, und dießmal trug ihr Fürſt die Blutfahne nach Ermeland, wo er ſo wütend heerte, daß die Seufzer der wenigen entronnenen Bewohner nur noch aus zwey halb verbrannten Schlöſſern ſtöhnten. Auch Heilsberg lag im Schutt. Unter zahlloſen Gefangenen ſchleppte Witen 1400 Jungfrauen mit ſich fort, gab ihre chriſtliche Unſchuld ſeinen rohen Kriegern Preis. Dann ſich lagernd im Gebiete Barthen, ſchritt er zur Theilung der unermeßlichen Beute. Es fand ſich bey derſelben eine ſilberne Monſtranz, die er höhnend unter die Füße warf, mit ſeinem Geifer ſie verunreinigend, und gegen die gefangenen Chriſten läſternd: Sehet da Euren ohnmächtigen Gott! — Das geſchah am Abend, und ſchon der nächſte Morgen rächte ſeinen Frevel, denn er wurde plötzlich von den Deutſchen überfallen, focht umſonſt verzweifelt, erlitt eine harte Niederlage, entrann kümmerlich mit einer Kopfwunde, von zwey Gefährten nur begleitet. Aus Dankbarkeit für dieſen Sieg — den die gefangenen deutſchen Weiber hatten erfechten helfen, indem ſie plötzlich während der Schlacht die Waffen der Erſchlagnen ergriffen — gründete der Orden ein reichbegabtes Kloſter in Thoren. 1311. 1312.

Funfzehntes Kapitel.

Das Land Michelau und Pomerellen.

Nicht blos durch Waffen ſuchte der Orden ſeine Gränzen zu erweitern, auch jedes andere Mittel, gleichviel ob ehrlich oder beſcholten, war ihm willkommen. **Leſſek,** 1303. ein in Ungarn gefangener Herzog von Cujavien, verpfändete ihm aus Noth das Land **Michelau,** um mit dem geliehenen Gelde ſeine Freyheit zu erkaufen. Nothgedrungen unterwarf er ſich auch der Bedingung, des Einlöſungsrechtes verluſtig zu gehen, wenn er nicht in beſtimmter Friſt die Schuld bezahle. Daß es ihm wohl Ernſt damit geweſen, bewies die Einſchränkung: der Orden ſolle in dem verpfändeten Lande keine Feſten bauen, noch ſonſt zu vergütende Verbeſſerungen unternehmen. Daß aber der geldarme Herzog eine Friſt von wenigen Jahren ſich mußte gefallen laſſen, ſcheint des Ordens wucheriſche Abſicht zu verrathen, das ſchöne Pfand wohlfeil an ſich zu bringen. So geſchah es. Denn als, kurz nach Ablauf der bedungenen Friſt, der Herzog von Cujavien das Pfandgeld zu erlegen ſich erbot, weigerten ſich die Ritter. Um des beraubten Fürſten Murren zu unterdrücken, auch 1317. um künftiger Sicherheit willen, kaufte man ihm ſpäter noch mit 200 Mark die gänzliche Verzichtleiſtung auf ſeine Rechte ab, und dann erſt belief ſich die ganze Summe für Michelau, nebſt 40 Huben bey Straßburg gelegen, auf 562 Mark. Wohl angelegtes Geld! Hätte ein Einzelner unter ſo läſtigen Bedingungen es hergeſchoſſen, er würde fürwahr des Wuchers verdientem Brandmark nicht entgangen ſeyn. Doch nur die Ordens*glieder*, nicht der Ordens*körper*, legten, gleichſam ſpottend, das Gelübde der Armuth ab, denn die Glieder ſchwelgten vom gemäſteten Körper.

Güter in Pomerelien, mit welchen der böhmiſche König, Wenceslaus der Jüngere, den Orden beſchenkte, mochten ruhiger beſeſſen werden, da der Geber ſelbſt bekannte, ſeine Schenkung gründe ſich auf *viele* und *große* empfangene *Wohlthaten*. — Welche? — Dieſe Frage würde abermals nicht auf erfüllte Ordenspflichten führen, ſondern vielleicht nur deſſen unberufene Einmiſchung in den Kampf der polniſchen Kronbewerber entdecken.

Aber bloße *Güter* in Pomerellen genügten ihm
keinesweges; ihn lüſterte nach dem ganzen Lande, zu
dem auch das emporſtrebende Danzig gehörte. Dem
Rechte, aus ehemaligen Schenkungen pommerſcher
Herzöge hergeleitet, hatte er freylich förmlich entſagt, 1282.
aber nicht dem von Gewalt unzertrennlichen Rechte,
die günſtige Gelegenheit ohne Beſchönigung beym
Schopf zu faſſen. Der ſchwache Herzog Meſtwin
wähnte, wie ſo mancher kinderloſe Reiche, durch die
Hoffnung ihn zu beerben, ſich Freunde im Alter zu
erkaufen, darum verſchrieb er, minder wankelmüthig
als ſtets neu getäuſcht, ſeine Staaten nach und nach
bald ſeinen Vettern, den Herzogen von Vorpommern,
bald den Marggrafen von Brandenburg, endlich dem
polniſchen Regenten Przmislaus, ſeinem Schweſterſohn,
der, ſchon bey des Oheims Leben als Erbe
förmlich erkannt, nach deſſen Tode wirklich den Beſitz 1295.
ergriff, doch mit Brandenburg dadurch in Krieg verwickelt,
und bey einem Ueberfall erſchlagen wurde.
Sein Nachfolger in Polen, *Uladislaus Loctek*, 1296.

jene Erbſchaft nicht als perſönliches, ſondern als Kroneigenthum betrachtend, wollte ſich darin behaupten. Innere Unruhen vergönnten ihm nicht, den brandenburgiſchen Waffen eine hinreichende Macht entgegen zu ſtellen; mit jenen trat Verrätherey in Bündniß; der pommerſche Kanzler, Peter Schwenza, bemäntelte ſeinen Frevel durch unbefriedigte Anſprüche auf vorgeſchoſſenes Geld, und machte die 1307. Brandenburger zu Meiſtern von Danzig, mit Ausnahme des feſten Schloſſes. In dieſer verzweifelten Lage unterhandelte Uladislaus mit dem Orden, der alſobald ſich willig finden ließ, des Schloſſes Vertheidigung zu übernehmen; abermals unter der ſchlauen Bedingung, es nicht eher zu räumen, bis zum völligen Erſatz der aufgewandten Koſten. Dieſe vorläufig zu beſtimmen, wurde weislich unterlaſſen, wodurch am Ende die ungeheure Forderung von hunderttauſend Schock böhmiſcher Groſchen entſtand. Ein Schock ſolcher Groſchen wurde damals aus ſechszehn Loth Silber geprägt, alſo begehrten die Edelmönche hunderttauſend Mark für ein einziges Schloß, während ſie ganz Michelau für 362 erſchlichen hatten.

Der polniſche Herzog ſchrie laut über dieſe Zumuthung; ſeiner gerechten Sache bewußt, berief er ſich auf Schiedsrichter, die, aus leicht begreiflichen Gründen, der Orden ablehnte, und ohne weitere Erklärung 1308. den polniſchen Mitbefehlshaber im Danziger Schloſſe gefangen nahm. Es hieß, man müſſe den Sold der Ordenskrieger nicht nach dem der genügſamen Polen meſſen; ein gemeiner deutſcher Söldner empfange monatlich zwanzig ungariſche Gulden, die Foderung ſey daher nicht übermäßig.

Wenigſtens durfte Uladislaus erwarten, daß man ihm, zu Entrichtung einer ſo anſehnlichen Summe,

mehrere Friſten verſtatten würde; darum bat er in einer
perſönlichen Zuſammenkunft, allein auch dieſes billige 1309.
Verlangen wurde abgeſchlagen. Der Herzog
ſchied erbittert, und der Orden, die Hoffnung nährend,
daß Polen eine Schuld, die noch mit jedem Tage
wuchs, nie bezahlen könne und werde, ſuchte ſeinen
übel begründeten Rechten neue, doch wenig beſſere,
hinzuzufügen. Er wußte, daß der Herzog von Cujavien
eine zweydeutige Forderung von 4000 Mark an
ſeinen Oheim Uladislaus machte, „wegen erlittenen
Schadens in deſſen Dienſten, bey der ihm anvertrauten
Regierung von Pommern.“ Alſobald kaufte er —
ſich ein Urtheil über die Rechtmäßigkeit jener Forderung
anmaßend — das fremde, einem Fremden anvertraute
Gut, die Gegend zwiſchen der Nogat und
dem friſchen Haff, das Fiſchwerder, welches ihm
der cujaviſche Fürſt, ſammt Allen von ſeiner Mutter
ererbten Anſprüchen, übergab. Einen ähnlichen, zwar
wichtigern, doch nicht minder des verſtorbenen Herzogs
letzten Willen und Lehensrechte kränkenden Handel
traf der Orden mit dem Marggrafen Woldemar von
Brandenburg, der ihm für 10000 Mark die Städte
Danzig, Dirſchau, Schwey, ſammt ihren Gebieten, 1310.
eigentlich nur die Erlaubniß ſie zu erobern verkaufte,
denn die Polen waren im Beſitz derſelben.

Hätte wenigſtens der Ordensſchatz, durch Almoſen
chriſtlicher Länder bereichert, die Kaufſumme herzuſchießen
vermocht; allein um dieſe Summe aufzutreiben,
mußten die Unterthanen ihrer Güter zehnten Theil
opfern, und erlegten ihn das erſte Mal willig, weil
der groſe Vortheil dieſes unſichern Ländererwerbs ihnen
vorgeſpiegelt wurde. Aber — ſey es, daß man
nicht zu rechnen verſtand, oder nicht auf Einmal
wagte, jedes Maß der Unterdrückung zu überſchreiten
— die Auflage reichte nicht hin, man mußte ſie

zum zweyten, und gar zum dritten Male wiederholen; da wurde ſie ſeufzend, endlich murrend entrichtet. Der Name Acciſe, zu deutſch Zieſe, jagte von nun an erſt den Unterthanen Schrecken ein.

Mit ſolchen Rechten ausgerüſtet, welchen deutſche Söldner Nachdruck gaben, mußte dennoch, um ſie geltend zu machen, der Orden noch Verrätherey zu Hülfe nehmen: Danzig — die Stadt — (denn nur 1311. das Schloß war in der Ritter Gewalt) wurde zur Jahrmarktszeit überfallen; treuloſe Bürger öffneten die Thore; ihre verrathenen Mitbürger ſahen von den Kriegern der heiligen Jungfrau die Stadt geplündert, doch büßten im Tumult auch die Verräther auf gleiche Weiſe. Ob die gehäuften, in Pomerellen verübten Grauſamkeiten, deren polniſche Geſchichtſchreiber die Eroberer beſchuldigen, gegründet ſeyen? ob ſie wirklich zehntauſend Menſchen zu Danzig ihrer Mordluſt geopfert und die Kinder in der Wiege nicht verſchont? daran zweifelt ein Neuerer, „weil es nicht Sitte im Orden geweſen, und weil er ſelbſt nicht muthwillig ein Land entvölkert haben würde, das er hinfort als Eigenthum betrachtete, und die Schwierigkeiten kennen mußte, den Verluſt durch deutſche Einzöglinge zu erſetzen." Dem erſtern Grunde widerſpricht die von Grauſamkeiten aller Art wimmelnde Ordensgeſchichte auf jedem Blatte. Wie mochten ſie auch den Haufen deutſcher Söldner zügeln, der blos durch Hoffnung reicher Beute nach Preußen gelockt wurde? — Der zweyte Grund ſcheint nur in unſer ſtaatsklug berechnendes Zeitalter zu paſſen, nicht in jenes rohe, wo man gleich dem Wilden oft den Baum umhieb, um deſſen Früchte zu brechen. Auch gab es, für die Sicherheit der Eroberung, noch keinen andern Bürgen, als Waffenglück, und vielleicht mochte man berechnen, daß Uladislaus ſeine Anſprüche auf ein verheertes Land leichter aufgeben werde.

Die Art, wie Dirſchau in des Ordens Gewalt fiel, iſt nicht minder empörend. Als der Feind heranzog, ging Herzog Caſimir, der Befehlshaber, an der Hand eines vornehmen Geiſtlichen aus Gneſen ihm entgegen, mit gebogenen Knien den Hochmeiſter anflehend, ſeinem Unternehmen zu entſagen. Feuchtwangen lud freundlich die Bittenden zum Gaſtmahl, ließ während deſſelben die Feſte ſo eng umzingeln, daß dem Herzog die Rückkehr abgeſchnitten, und er gezwungen wurde, einen Vertrag zu ſchließen, der ihm gnädig vergönnte, mit der Beſatzung ungeſtört nach Schwetz zu entweichen.

Hierauf wurden Conitz und Neuenburg erobert. Vor Schwetz hingegen ließ man vergebens zahlreiches Wurfgeſchütz ſpielen, Drohungen mit Grauſamkeiten abwechſeln. Man errichtete zwey Galgen unter den Mauern, ſchwörend, die Beſatzung daran zu knüpfen, wenn ſie längern Widerſtand leiſte. Um Ernſt zu zeigen, hängte man wirklich Tag für Tag polniſche Kriegsgefangene den Belagerten vor die Augen; und ein übermüthiger Comthur — Siegfried von Weiſſenfeld war ſein dem Fluch der Nachwelt geweihter Name — führte eine Menge Stricke am Sattel, durch einen Eid ſich bindend, nicht eher Speiſe zu genießen, bis er ſo viele Polen werde erdroſſelt haben. Dennoch mußten die Ritter abermals zu der beliebten Verrätherey ihre Zuflucht nehmen. Ein unedler Edelmann aus Pomerellen, Gendowitz, zerſchnitt die Stricke und Sehnen an den Kriegsmaſchinen der Belagerten, die, empört doch unbeſtürzt, allein auf Gott und ihren tapfern Arm vertrauend, die Vertheidigung der Feſte nicht aufgaben, die Stürmenden zu Leichenhaufen thürmten, und Mittel fanden, ihren Fürſten von der dringenden Gefahr zu unterrichten. Er kam, verſuchte den Entſatz, allein vergebens! und nun erſt — nach ſiebenzig Tagen der tap-

ferſten

feſten Gegenwehr — zog die Beſatzung ehrenvoll aus Schwetz mit ihren Waffen und Gepäck. Merkwürdig bleibt, daß an deren Spitze der nämliche cujaviſche Herzog ſtand, der vor kurzem dem Orden ſeine zweydeutigen Anſprüche verhandelt hatte, und folglich hier als ein reuiger Verblendeter erſcheint.

So war nun der Orden im Beſitz beyder Weichſelufer, von Polens Gränze bis an die Oſtſee. Der gemißhandelte Regent von Polen machte den letzten Verſuch, im habgierigen Feinde Scham zu erregen. Er veranſtaltete noch eine Zuſammenkunft mit dem Hochmeiſter, in der ſich dieſer nicht entblödete, durch Spott das Unrecht zu häufen. „Es iſt ſchimpflich“ ſprach er, „für einen mächtigen Fürſten, einer ſo mäßigen Summe, als wir fordern, nicht Herr zu ſeyn. Doch wir wollen, ſo Du auf jeden Anſpruch verzichteſt — unſere Koſten ſchwinden laſſen, Dir Orlau abtreten, Dich ſogar im Kriege mit 200 Pferden unterſtützen: ja, wir wollen ein Kloſter ſtiften, deſſen Mönche Deine Seele und die Seelen Deiner Vorfahren aus dem Fegefeuer beten ſollen.“ — Mit unwilliger Verachtung verließ Uladislaus die Verſammlung.

Hat je ein Fürſt ein gerechteres Gefühl erlittener Kränkung mit ſich genommen? — Ein geduldeter Fremdling, den Polens Macht, früher mit der preußiſchen vereinigt, oft vernichten konnte, ein befreundeter Nachbar, von dem es jetzt Hülfe heiſcht, die er bewilligt, doch, was ſeine Waffen retten, ſich hinterliſtig zueignet; ein chriſtlicher Orden, der des Herzogs nächſte Blutsverwandte aufwiegelt, zu feindſeligen Handlungen ſie verleitet; ein heuchleriſcher Wohlthäter, der einem Gefangenen das Löſegeld vorſtreckt, um ihn zu berauben; Heidenbekehrer, die ſtreitige Rechte an ſich kaufen, um chriſtliche Staaten zu erobern;

halbgeiſtliche Hirten, die ihre Unterthanen ſchwer bedrücken, um jene ſtreitigen Rechte zu bezahlen: Ritter und Kreuzträger, die in roher Mordluſt ſchwelgen, durch Verrätherey Feſten erobern, Städte plündern, und endlich ſpottend Alles dieß mit Seelenmeſſen wieder gut zu machen gedenken — wenn aus ſolchem Verfahren der beleidigte Fürſt, der tief gekränkte Menſch unverſöhnlichen Haß ſchöpfte; wenn Michelau und Pomerellen ein bitterer Zankapfel zwiſchen Polen und dem Orden blieben, den letzteren künftig in unabſehbare Verwirrung ſtürzten — wer mag da die gerecht waltende Nemeſis verkennen? —

Scharfſinnige Ordensfreunde haben alle deſſen Verbrechen nicht blos bemänteln, ſondern gänzlich austilgen wollen, ſprechend: Niemand als der Orden hatte gegründetes Recht auf Pomerellen, denn erbfähige Verwandte Meſtwins gab es nicht; die, mit der Nonne, in gottloſer Ehe erzeugten Kinder durften keinen Anſpruch auf des Vaters Güter machen. Auch waren es blos Töchter. Der Herzog trug ſein Land von Brandenburg zu Lehn, folglich konnte er, erbelos, nicht darüber ſchalten; der Orden hingegen erkaufte dieß Lehn von Brandenburg. Noch weniger mochten die Polen ein Recht auf Pomerellen behaupten, denn nie waren die pommerſchen Fürſten ihnen unterworfen; Przmislaus ergriff den Beſitz von Pommern als Meſtwins Neffe, nicht als polniſcher Regent. Seine Tochter Richſa, mit König Wenzel von Böhmen ſich vermählend, trug auf dieſen ihre Rechte über, der ſie wiederum an Brandenburg vertauſchte; folglich erwarb der Orden durch den Kauf jedes Recht und jeden Schein des Rechtes.

Aber ſolche Vertheidiger überſehen oder wollen vergeſſen, daß Meſtwins Kinder, bey des Vaters Leben,

ben, nicht für unecht galten, nicht für Früchte einer verbrecheriſchen Ehe gehalten wurden; denn ſchwerlich würden ſonſt der mächtige, fromme Fürſt von Rügen, Wizlaus III., Graf Adolph von Holſtein und mehrere Edle, mit den Töchtern der entlaufenen Braut Chriſti ſich vermählt haben, wäre nicht zuvor, durch des Papſtes Machtwort, ihre Mutter zur unbeſcholtenen Fürſtin erhoben worden. Auch einen Sohn, einen von dem Vater zärtlich geliebten Sohn hatte ſie geboren, deſſen Niemand ſich zu erinnern ſchien. Daß einſt der Kaiſer die Marggrafen von Brandenburg mit
1231. Pommern belehnte, war eine wohlfeile Gnade, die er, gleich dem Papſt, oft rechtlos übte, und deren Unwerth ſelbſt die Marggrafen erkennen mochten, weil ſie dennoch lange nachher vom Herzog Meſtwin zum zweyten Mal das Land ſich übertragen ließen; und nun belehnten ſie damit, nicht blos ihn allein, ſondern auch alle ſeine Vettern und dieſelbe fürſtliche Gemahlin, die man als eine Verworfene darzuſtellen ſucht. So lange ſie lebte, oder der erwähnten Vettern Einer, ſo lange durften die Marggrafen dem Orden Pommern nicht verkaufen, und alle deſſen mühſam ergrübelte, gewiſſenlos erworbene Anſprüche, konnten nur durch Gewalt unterſtüzt rechtmäßige, aber ohnmächtige Erben ihres Eigenthums berauben.

Sechszehntes Kapitel.

Neuer Hader in Lieſland.

Nicht lange genoß Lieſland einer täuſchenden Ruhe. Meiſter Gottfried von Rogga bemächtigte ſich eines Ciſtercienſerkloſters, **Dünamünde**, am Ausfluß der Düna gelegen, ein wichtiger Platz, der, befeſtigt, den Strom, zugleich den Handel von Riga beherrſchte. Das mehrte Argwohn und Erbitterung. Noch einmal verglich Iſarnus, Erzbiſchoff von Lunden, die Streitenden, 1304. und Krieg mit den Ruſſen unter Gottfrieds Nachfolger, **Conrad von Jocke**, hinderte den 1307. Ausbruch innerer Zwietracht. Kaum war jedoch der Friede hergeſtellt, als der Orden und die Biſchöffe, hitziger als je zuvor, ſich befehdeten. Die Ritter hatten, nach böſer Gewohnheit, ſich in fremden Streit gemiſcht. Der Biſchoff von Oeſel haderte mit ſeinem Probſt, den jene ſchützten, und mit gewaffneter Hand der biſchöfflichen Güter ſich bemächtigten. Den Prälaten, vielleicht ermuntert durch das neue Beyſpiel der vertilgten Tempelherren, mochte dieſer Zeitpunkt günſtig ſcheinen, den gegen alle ſolche Orden jetzt verſtimmten Papſt zu bewegen, daß er auch die Marianer vernichte. Ein langes Verzeichniß ihrer Unthaten wurde zu Rom überreicht. Die Feder, die es ſchrieb, war ſonder Zweifel in Galle getaucht, und darum unzuverläſſig; doch wenn auch nur der kleinſte Theil deſſelben auf Wahrheit ſich gründete, ſo verdienten die

Marianer das Schickſal ihrer ältern Brüder, der Tempelherren.

Sie haben — alſo lauteten die Vorwürfe — Litthauen durch harte Bedrückung vom Chriſtenglauben abwendig gemacht; überall bey heidniſchen Nachbarn des Chriſtenthums erſte Keime gewiſſenlich erſtickt; die ausgeſandten Apoſtel aus Semgallen vertrieben, die, von chriſtlichem Eifer beſeelt, nicht Weichenden gequält, wohl gar getödtet; mehr als hunderttauſend bekehrte Semgaller gezwungen, zu den Heiden in die Sklaverey zu fliehen; ſie haben eine Stadt lieber zerſtört, als ihren Bewohnern das Gnadenmittel der heiligen Taufe vergönnt; ſie haben Biſchöffe mißhandelt, geſchlagen, gefangen, verjagt; dem Erzſtift Riga die Hälfte ſeiner Biſchöffe entzogen, die übrigen herabgewürdigt; aus den meiſten Kirchen die Domherren vertrieben, um deren Stellen mit ihren Geſchöpfen zu beſetzen; ſie haben Heiden wider Chriſten aufgehetzt, jene mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen; bisweilen ſie gezwungen, dem Orden Länder abzukaufen, deren Beſitz ihm unbequem, oder die er bald wieder zu erobern hofte, wodurch die chriſtlichen Bewohner ſolcher Länder in der Heiden Knechtſchaft fielen; ſie haben Edle zum Gaſtmahl geladen, und die auf heiliges Gaſtrecht Vertrauenden erſchlagen; denn immer iſt ihr Schwert bereit, auch Freundes Blut zu vergießen, wenn ihre Handlungen von Redlichen mißbilligt werden; ſie haben zu Danzig zehntauſend gemetzelt, der Weiber und Kinder nicht geſchont. Niemand darf ſich erkühnen, vor des heiligen Vaters Stuhle Recht oder Rache zu ſuchen, denn alle Wege haben ſie geſperret, und wer es dennoch wagt ſich einen Pfad zu öffnen, wird ermordet.

Daß die meiſten dieſer Vorwürfe nicht grundlos waren, iſt um ſo glaublicher, da nicht lange nachher ſogar ein heidniſcher, zum Chriſtenthum ſich neigender Fürſt, wie die Folge der Geſchichte zeigen wird, ähnlicher Gräuel den Orden bezüchtigte. Auch läßt ſich ſchwerlich vermuthen, daß die geſammte hohe Geiſtlichkeit eines Landes aus blinder Rachſucht ſich vereinigt haben ſollte, dem Papſte kahle Mährchen vorzubringen. Daß aber die Biſchöffe Uebertreibungen nicht vermieden, beweiſt unter andern die eben ſo gehäſſige als unwahrſcheinliche Beſchuldigung: die Ritter pflegten ihre verwundeten Brüder ſelbſt zu tödten, und deren Leichname auf heidniſche Weiſe zu verbrennen.

Ein Brief aus Rom gab zeitig dem Hochmeiſter Nachricht von der drohenden Gefahr, und rieth ihm, den Papſt, ſammt ſeinen Kardinälen, zu beſtechen; „denn leider“ ſprach der Briefſteller, „iſt es in dem Hofe zu Rom nun alſo gewandt, wer da hat und gibt, der behält und gewinnt.“ Es hatte ſogar ein unverſchämter Kardinal dem Anwald gerade herausgeſagt: ſein Orden ſey mächtig und reich, und ſchenke doch nie.

Vermuthlich ließ der Hochmeiſter den Wink ungenutzt, denn Clemens der Fünfte gab eine Bulle, durch 1309. welche dem Erzbiſchoff von Bremen und einem Mayländer Thumherrn aufgetragen wurde, an Ort und Stelle der Klagen Grund oder Ungrund zu prüfen. Die Folge war ein Bannſtrahl gegen den Orden geſchleudert, und ein Interdict auf deſſen Kirchen gelegt. Unter beyden ſeufzte er in das dritte Jahr, und erſt Siegfrieds Nachfolger gelang es, in Rom eine halbe Begnadigung zu erflehen; eine Strenge, die wohl nur den **Schuldigen** treffen konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Siegfrieds von Feuchtwangen Geſetze.

Zwey Eigenſchaften zeichneten dieſen Hochmeiſter aus, Schlauheit und Grauſamkeit; beyde bewies er als Regent und Geſetzgeber. Oft iſt er von freygebigen Schriftſtellern mit dem letzteren rühmlichen Titel begrüßt worden, doch ſind viele unter ſeinen Verordnungen, deren ein Philoſoph und Menſchenfreund ſich ſchämen wurde. Die beſten wurden nicht lange gehalten.

„Juden, Zauberer und Waideloten mußten als gleich gefährlich aus dem Lande weichen.“ — Da die Juden ſchon in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts Privilegien in Polen erhielten, einem Lande, das auf Glaubensreinigkeit wenigſtens eben ſo wachſam hielt, als Preußen, und da die Verordnung ſelbſt beweiſt, daß auch Preußen dieſe Gäſte bis dahin geduldet hatte, ſo mag wohl nicht blos Sorge für den Glauben jene Strenge veranlaßt haben. Ohnehin erſcheint Siegfried, in dem Haſſe gegen Zauberer, minder gläubig als leichtgläubig.

„Kirche, Beichte und deutſche Sprache ſollten dem preußiſchen Geſinde aufgedrungen werden.“ Dieſe Verordnung war ſchlau. Denn vertauſchte der Preuße ſeine Mutterſprache mit der des Siegers, ſo wuchſen beyde nach und nach zu Einem Volke zuſammen, und eine Hauptquelle aller Völkerfeindſchaften wurde verſtopft.

„Niemand ſolle Wälder aushauen um Holz zu verkaufen, es wäre denn, daß er das Land urbar machen wollte.“ — Ein weiſes Geſetz. Aber nur dieſe drey, und etwa Eines noch über den Werth der Münzen, bezogen ſich auf allgemeine Staatsverwaltung.

Einige Andere waren löblich der Rechtspflege gewidmet. „Jedermann ſollte die Befugniß haben, ſeine Streitigkeiten Schiedsrichtern zu unterwerfen.“ — Alſo durfte man zuvor das nicht? War man, vielleicht um Sporteln willen, gezwungen, das Labyrinth der Schikane mit dem Gegner zu durchwandern?

„In Proceſſen, wo beide Theile zum Eide ſich erbieten, ſollte dem Kläger der Vorzug geſtattet werden.“ — „Der Wittwen und Waiſen Vormünder ſollten, bey Verluſt ihrer Ehre, ein genaues Verzeichniß des ihnen anvertrauten Gutes liefern.“

Der übrigen Geſetze größter Theil waren Polizeyverordnungen, betreffend: Jahrlohn der Dienſtboten; deren Behandlung; Feyer der Sonn- und Feſttage; Schmauſereyen; Vorkauf; Bierbrauer u. ſ. w. Müßiggänger, Bettler, ſollten nicht geduldet — für Strafgelder Waffen gekauft — jährlich die Gränzen beſichtigt — Würfelſpiel um Geld verbannt — an Sonn- und Feyertagen kein Handel geſchloſſen — kein gefärbtes Tuch verkauft — von keinem Gärtner mehr als zwey Pferde gehalten werden. — Auszeichnung verdienen folgende: „Den Ehen der Dienſtboten ſollte man keine Hinderniſſe in den Weg legen, ausgenommen im Auguſt, in der Heuernte, beym Weinleſen und Hopfenpflücken.“ — Dem Staatsmann empfiehlt ſich dieß Geſetz durch die Sorge für Bevölkerung, auf die es abzuzwecken ſcheint; dem Naturforſcher durch die Bemerkung, daß ſchon damals Weinbau in Preußen blühte.

„Niemand ſollte wüſtes Land ohne des Eigenthümers Bewilligung anbauen; Niemand verlaufene Bauern oder Geſinde herbergen; Niemand ſeines Schuldners Zugvieh pfänden; jeder Handwerker ein gewiſſes Zeichen auf ſeine Arbeit drücken. Jeder Schulze ſollte des Pfarrers Zehnten ſammeln, vier freye Huben beſitzen, dafür Hengſt und Harniſch zum Dienſt des Ordens halten, auf eigne Zehrung zu der Herrſchaft reiſen, Alles bey Verluſt der Freyheit und des Amtes. — Die, von drey zu drey Jahren, Abgeordneten der Biſchoffe ſollten überall Beyſtand finden.“

Dieſe Verordnungen zeigen, was zuvor in Preußen geduldet wurde. Man durfte nämlich fremdes Geſinde hehlen, man durfte ſeines Schuldners Zugvieh pfänden u. ſ. w. Einige derſelben ſcheinen freylich zu beweiſen, daß man die Eingebornen mit den Eingedrungenen zu verſchmelzen wünſchte, allein es ſtanden wieder Andere mit dieſem vernünftigen Wunſche in offenbarem Widerſpruch. „Keinen Preußen ſollte man zu obrigkeitlichen Aemtern wählen.“ — Wie konnte denn der Preuße zu ſeinen Richtern Vertrauen faſſen? — „Keiner ſollte bürgerliche Nahrung treiben dürfen, ſondern einzig dem Ackerbau ſich widmen.“ — Man hat verſucht, dieß übermüthige Geſetz durch die Nothwendigkeit zu rechtfertigen, den Feldbau, in einem ſo oft verwüſteten Lande, ſelbſt durch Zwangsmittel zu befördern; dadurch ſey ferner die Gefahr vermieden worden, ſolchen ſtets zur Empörung geneigten Menſchen eine Wohnung in den Städten zu vergönnen; endlich hätte es Einzöglinge abſchrecken mögen, wenn ſie genöthigt worden wären, den Ertrag bürgerlicher Nahrung mit Eingebornen zu theilen. So wahr dieß Alles auch ſeyn mag, ſo bleibt es doch empörend, ein unterdrücktes Volk in ſeinem eigenen Lande auf die einzige Beſchäftigung beſchränkt zu ſehen, das Feld für ſeine Unterdrücker zu bauen. — Und waren denn die Preußen blos beſiegt? unterjocht? Waren ſie nicht auch bekehrt? Hatten ſich viele derſelben nicht freywillig unterworfen? Wie durfte man ohne Ausnahme das gehäſſige Recht des Eroberers gegen ſie geltend machen? — Hatte nicht der Papſt wiederholentlich geboten, man ſolle keine unleidliche Bürde auf der Neubekehrten Schultern laden?

Allein es gab noch härtere Geſetze. „Den entlaufenen Knecht durfte der Herr *mit einem Ohr annageln*. Doch der von ſeinem Herrn *ohne Urſach verſtoßene* Knecht (vielleicht ein Kranker oder Greis) durfte nichts weiter fordern, als ſeinen etwa rückſtändigen Lohn.“ — War dieſer verzehrt, wer ſchützte ihn vor dem Hungertode?

Und alle dieſe Verordnungen ſollten jährlich drey Mal öffentlich abgeleſen, die Preußen jährlich drey Mal an ihre Schmach erinnert werden. Wie mochte man da mit der Hoffnung ſich ſchmeicheln, das Volk dem Orden, oder dem Glauben, den er predigte, geneigt zu machen? — Wie durfte man für angeſtammte Herzenstücke halten, wenn es, im Gefühl der Ohnmacht, bis zu Vergiftungen ſeiner Henker herabſank? — Ja, dieſes nämliche Volk, dem vormals Gaſtfreyheit ſo heilig, füllte jetzt für ſeine Gäſte die Becher mit Gift; daher das auffallende Geſetz entſtand: wer ſeinem Gaſte einen vollen Becher zugetrunken, ſoll auch den zweyten, den er zum Beſcheid ihm reicht, wiederum anfangen, bey Todesſtrafe. — Armes Volk! deſſen Elend ſo hoch geſtiegen war, daß es die alten Tugenden zu Verbrechen mißbrauchen, und ſeine Verzweiflung bis in ſeine kargen Freuden tragen mußte! —

So lockend auch bereits für adeliche Abenteurer der Eintritt in eine Verbrüderung war, wo eine ſtarke, geübte Fauſt Güter und Ehrenſtellen ſo leicht erkämpfen konnte; ſo ſcheint es doch, man habe den in ſo manchen Treffen erlittenen Verluſt empfindlich gefühlt; 1312. denn der Hochmeiſter ſah ſich gezwungen, 61 unadliche Deutſche mit dem weißen Mantel zu bekleiden, aus Mangel hinreichender Beſatzung für die Ordensſchlöſſer.

Siegfried von Feuchtwangen ſtarb. Zwietracht hob ihn auf den hochmeiſterlichen Stuhl, Schlauheit erhielt ihn darauf. Dem Orden mochte ſein Andenken werth bleiben. Denn er brachte den Sitz, und mit ihm die Stärke der Regierung nach Preußen; erwarb Länder, gleichviel wie; behauptete, vermehrte des Ordens Anſehn, gleichviel, wodurch. Die benachbarten Mächte haßten, verachteten ihn, denn er hatte ſie betrogen; die Unterthanen konnten ihn nicht ſegnen, denn er hatte ſie ausgeſaugt; die Preußen mußten ihm fluchen, denn er hatte ſie zu Sklaven herabgewürdigt.

Achtzehntes Kapitel.

Schilderung der Ordensbrüder in dieſem Zeitraum.

Es iſt bekannt, wie ſelten überhaupt in jenen Zeiten die Himmelstochter **Religion** in Europa erſchien; am wenigſten mochte ſie zu rohen Haufen ſich geſellen, die unter ihrem Schilde nur Blut vergießen wollten; darum trat — ſie nachäffend — das Höllenkind **Aberglaube** an ihre Stelle, und ſchloß die aus Blutbädern blutig heimkehrenden Ritter in ihre kalten Polypenarme. Bald ſollten ſtrenge Bußübungen den zürnenden Gott verſöhnen, bald ſonderbare Keuſchheitsproben die gänzliche Ablegung der Menſchheit beweiſen. Manche trugen immerwährend auf bloßem Leibe Panzer oder ſchwere Ketten.

Bruder Berthold, ein neuer Xenocrat, ſeinem Beruf zur Keuſchheit mißtrauend, ſchlief ein ganzes Jahr nackend bey der ſchönſten nackenden Jungfrau, unbeſchadet ihrer Unſchuld, die ſie beſchwur, trotz ſeiner unbeſcholtenen Mannheit. Darum nennt ihn die Chronik ſtärker als Simſon, frommer als David, weiſer als Salomon. Vielleicht verdankte er, wie ſo mancher Tugendhafte, dieſen nicht beneidenswerthen Ruhm einem trägen Blute.

Bruder Herrmann Sarrazin, deſſen Gottesfurcht hoch geprieſen wird, hatte ſich die heilige Jungfrau zu ſeiner Herzensdame erkohren, nichts ſchlug er ab, was in ihrem Namen von ihm gebeten wurde. Die Stimme der Menſchheit hingegen war ihm fremd. Einſt zog er ſein Schwert, um einen gefangenen Ritter ohne Barmherzigkeit nieder zu hauen, weil er kein Löſegeld erlegen konnte. Zufällig ſtieß der Gefangene den Seufzer aus: Ach! um Mariens Willen verſchone meiner! — das rettete ihm Leben und Freyheit.

Daß bey ſolchen frommen Schwärmereyen der Satan nicht gleichgültig bleiben werde, ließ ſich erwarten. Er trieb ſein böſes Spiel auf mancherley Weiſe, mißhandelte mit Backenſtreichen den Bruder Albert von Meiſſen; erſchien dem Bruder Wolfram ein ganzes Jahr lang in vielerley Geſtalten; wollte den Bruder Kunze, einen vormaligen Räuber, in Abgründe ſtürzen, diſputirte ſogar als Baccalaureus an deſſen Sterbebette, verſuchend ihm das Judenthum aufzuſchwatzen. Hingegen iſt bemerkenswerth, daß der Orden im Grunde keinen treuern Warner hatte als den Teufel, der, aus einem ſeltſamen Folgemangel, ſtets bereit war das zu ſtrafen, was er, als Höllenfürſt, hätte belohnen ſollen. Er biß einen Pfeilſchützen in die Ferſe, weil der Bube beym Schlafengehn ſein Kreuz nicht lang und breit genug gemacht. — Hans von Gilberſtedt, ein Sachſe, als Weltmann ſchnöder Wolluſt ergeben, empfing in einer ſchweren Krankheit das heilige Sacrament, und ſank geſtärkt in die Arme ſeiner jungen, ſchönen Krankenwärterin. Alſobald führte ihn der Satan mit ſammt dem Bett hoch in die Lüfte; dort ſchwebend gelobte der reuige Sünder in den deutſchen Orden zu treten, und ſiehe er fiel ſanft in einen Sumpf hinab, aus dem ſich rettend er ſein Gelübde erfüllte.

Wenn hier und da ein vom Weib-Geborner den Anfechtungen unterlag, kurze Luſt durch ewige Verdammdammniß büßend; ſo wurden hingegen die ſtandhaften Gläubigen wundervoll belohnt. Ein hölzernes Crucifix, gerührt durch frommes Gebet, umarmte den Ritter Glisberg, und ſegnete den Comthur Stange mit dem Zeichen des Kreuzes. Bey Conrads von Thüringen, des erlauchten Sünders, Aufnahme in den Orden, führte der heilige Geiſt zum zweyten Male das bekannte Pfingſtſchauſpiel auf, doch ſtatt der Gabe mit fremden Zungen zu reden, ertheilte er ihm die weit mehr Nutzen bringende, jeden Wollüſtling auf den erſten Blick zu erkennen. — Einen Bruder Herrmann beehrte die heilige Jungfrau oft mit vertraulichen Beſuchen, ihm klagend, daß der Ritter Tiſchreden blos von Fürſten und Königen handelten, nicht aber von den Heiligen. Zum Glück ſchien ſie nicht von dem unterrichtet, was eine Chronik uns verrathen: daß auch Fürſten und Könige bald Pferden und ſchönen Jungfrauen weichen mußten; ſie hätte ſchwerlich ſonſt den Bruder Herrmann zum Gaſtgebot an ihres Sohnes Tafel geladen. Seine und Glisbergs Seele flogen ſichtbar gen Himmel, ſo wie die des Bruder Gundram in Geſtalt zweyer Tauben.

Ein Mann aus Meiſſen, der Räuber eines Ackers, kämpfte ein Jahr lang gegen die Heiden, wurde deshalb, auf Chriſti eigne Vorbitte, nur ſo lange in des Fegfeuers Flammen geworfen, bis der Acker zurückgegeben worden; durfte ſogar ſein Grab verlaſſen, um das Wunder ſeinem Sohne zu offenbaren.

Der Kraft oder Gunſt himmliſcher Mächte nicht immer vertrauend, fuhren die Hochmeiſter fort, dem Laſter durch Geſetze vorzubeugen, die manchen Erziehungsanſtalten noch heute mögen empfohlen werden. Conrad von Feuchtwangen verbannte die Bettvorhänge, „daß man wohl möge auf die Betten ſehen.“ Auch der Prieſter Zellen verſchloß er nur mit Gitterwerk, damit deren Bewohner jedem neugierigen Blicke bloßgeſtellt, dadurch wenigſtens vor heimlichen Sünden möchten bewahrt werden.

Aber Betten und Zellen waren noch keine Herzen. Da barg ſich das Laſter, da fraß der Krebs des Uebermuths, von dem ein ehrlicher Alter treuherzig erzählt: der Teufel habe Unkraut — Ueppigkeit, Hoffart, Pracht, Schwelgerey — unter den Weitzen geſäet. Vögte und Comthure zogen, Königen und Fürſten gleich, mit blaſenden Trommeten vor ſich her, mit ſchweren goldenen Ketten behangen. Der arme Landmann konnte aber nicht gedeihen, und im ganzen Lande war nicht eine gute Schule.

Die Prieſter machten es nicht beſſer, predigten nach Bequemlichkeit, verſtanden ſelten die Landesſprache, kümmerten ſich wenig um die Seelen, zechten lieber mit den Rittern. In einem Kloſter unweit Culmſee hatte ein Mönch ſeine Zeit nützlicher verwendet, einen Raben ſprechen gelehrt. Das vernahm der Abt mit frommen Entſetzen, hielt es für Teufelskunſt, ließ den Raben tödten; und der Mönch — ſeiner einzigen irdiſchen Freude beraubt, erſtach den Abt. Den Ordensbrüdern gab er durch dieſe That kein Beyſpiel, denn die hatten bereits öfter Brudermord auf ihre Seelen geladen.

So lebten in Preußen und Liefland Prieſter, Laien, Ritter, Knechte, nährten ihren Geiſt mit Legenden, ihren Körper mit dem Schweiß der Unterjochten. Selbſt der lockere Zügel in des Hochmeiſters Hand ſchien ihrem ſtolzen Nacken läſtig, weshalb ſchon bey der Wahl Gottfrieds von Hohenlobe ein Geſetz erſchaffen wurde, Kraft deſſen man befugt war, dem Oberhaupt des Ordens Gehorſam zu verſagen, wenn es auf dreymalige Ladung nicht vor dem Kapitel erſchien. So wurde jeder künftige Hochmeiſter gezwungen, durch Gelindigkeit um die Freundſchaft ſeiner Beamten zu buhlen.

Neunzehntes Kapitel.

Carl Beffart von Trier.

Man will, er ſtamme aus einem Geſchlechte, welches durch Caracalla aus Rom vertrieben worden. Mehr Staatsmann als Krieger, der Wiſſenſchaften kundig, in fremden Sprachen erfahren, durch Leutſeligkeit die Herzen gewinnend, durch Beredſamkeit die Vernunft überzeugend oder betäubend; ſo wird er geſchildert. Faſt getheilt waren die Stimmen zwiſchen ihm und David von Hammerſtein, Comthur zu Danzig; nur das Uebergewicht einer einzigen, ſogar heftig beſtrittenen, gab ihm die hochmeiſterliche Würde und die Feindſchaft ſeines Nebenbuhlers. 1312.

Während Carls Regierung blieb der Krieg mit Litthauen was er geweſen. Die Wuth der ſtreitenden Parteyen ſpie wechſelsweiſe Räuberhaufen und Wagehälſe über die Gränzen. Ueberfall, Plünderung, triumphirender Zurückzug, bisweilen durch den nachſetzenden Feind in Flucht oder Niederlage verwandelt; das iſt die Geſchichte aller jener Feldzüge von einigen Tagen oder Wochen. Vorübergehend war der Nachtheil für die Litthauer, bleibender für die Preußen; denn Jene — mehr Jäger und Fiſcher als Ackersleute — hatten in ihre Wälder oder Feſten fliehend, mit ihrem Leben ſo ziemlich alles gerettet, und ihre leicht erbauten Hütten gingen aus dem Schutt ſchnell wieder hervor. Dieſe hingegen zum Feldbau gezwungen, einzig auf denſelben beſchränkt, ſahen von den Flammen ihrer Scheuern und Wohnungen zugleich ihre Hoffnungen verzehrt, und nur mühſame Jahre konnten erſetzen, was die Feinde in Wochen oder Monden wieder herſtellten; muthlos, verdroſſen, vertilgte ihr unfreywilliger Fleiß die Spuren von Ungewittern, die täglich aufs neue hereinzubrechen drohten.

Der Gedanke, durch Gränzbefeſtigungen dem Unheil zu ſteuern, war eines erfahrnen Regenten würdig, 1313. doch leichter zu faſſen als auszuführen. Chriſtmemel wurde erbaut, dem Erlöſer geweiht, und mit großen Feyerlichkeiten trugen die Prieſter an des Heeres Spitze einen Reliquienkaſten in die neue Kirche. Staunend ſahen die Litthauer zum Erſtenmale eine Schiffbrücke ſchlagen, die — ſo bekannten ſie — bewundernswürdiger ſey, als alle Thaten der Chriſten, von welchen ſie jemals Zeugen geweſen. Aber was an Baugeräth und Mundvorrath Elbings-Schiffe herbeyführen ſollten, verſchlang ein Sturm.

Werner von Orſelen, Comthur zu Ragnit, ließ ein Schiff erbauen, deſſen ungeheure Größe Furcht und Staunen erregte. Dieſes bewegliche Bollwerk, mit dem er die Feſten an des Stromes Ufern leichter zu bezwingen hoffte, war vermuthlich ſchwerer zu regieren als zu bauen, denn es wurde auf den Strand getrieben, nach fruchtloſen Verſuchen es zu retten, verlaſſen, von den Litthauern geentert und verbrannt.

Anſchläge, feindliche Feſten durch Verrätherey zu erſchleichen oder mit Gewalt zu erſtürmen, ſah man oft durch gleiche Mittel vernichtet, da der Orden ſeine Gegner in beyden Künſten, Krieg und Verrath, nur

allzuwohl unterwieſen hatte. Sie erzwangen biswei-
len ſchimpfliche Rückzüge, auf welchen Hunger und
Krankheiten die Ordenskrieger aufrieben, oder nöthig-
ten, ihr Leben durch wilde Wurzeln und Pferdefleiſch
zu friſten. Memel beſtürmten die Litthauer mit zwey
groſſen Kriegsmaſchinen, umzingelten es von allen
Seiten, füllten, trotz eines Pfeilhagels, deſſen Grä-
ben mit brennbaren Dingen, um vielleicht, durch ei-
nen Windſtoß begünſtigt, die Flammen im Innern
der Burg zu verbreiten; wichen endlich, nach ſieben-
zehn Tagen, nur der ganzen, zum Entſatz herbeyeilen-
den Macht des Hochmeiſters. — Die Belagerung von
Chriſtmemel war des tapfern Großfürſten Witen letzte
Unternehmung; doch ſein Tod befreyte den Orden blos 1315.
von einem einzelnen Feinde, denn ſein Nachfolger,
Gedemin, kämpfte gegen die Chriſten mit gleichem
Muth und Glücke. Dieſer Gedemin, Witens Sohn,
oder, wie Andere wollen, ſein Stallmeiſter und Mör-
der, zeigte ſich bald als einen Mann von rauher Grö-
ße, im Kriege wie in der Staatskunſt wohl erfahren.
Ihrer Waffen ganze Macht, ihres Geiſtes ganze
Tücke, mußten die Ritter ihm entgegen ſtellen.

Durch Einbrüche und Verheerungen vergalten ſie
freylich ſo oft als möglich des Feindes Ueberfälle und
Verwüſtungen; Ritter und Grafen vom Rheinſtrome 1316.
erwarben ſich im Ordensheere, wenn nicht Ruhm, doch
ihre Sporn; aber oft ſchien ſelbſt die Natur, auf Got-
tes Zulaſſung, mit den Heiden in Bund zu treten,
denn gleichwie ein Sturm die Elbinger Schiffe bey
Labiau auf den Strand jagte, ſo zerſtreute ein anderes
Ungewitter ein ganzes chriſtliches Heer, deſſen ſcheu 1317.
gewordene Pferde, losgeriſſen, in die Wälder ſich
verliefen.

Wenn ſolche Naturbegebenheiten nur Schiffe oder Heere trafen, ſo gab es wiederum Andere, die den Zorn des Himmels über Preußens ſämmtliche Bewohner goſſen. Die Häringe, oder doch dieſen ähnliche Fiſche, bisher in großer Menge jährlich die Netze fül-
313. lend, zogen ſich von den preußiſchen Küſten nach der Nordſee, wodurch dem Armen kein geringer Theil ſei-
1315. nes wohlfeilen Unterhalts geraubt wurde. Krieg und Mißwachs erzeugten Hungersnoth und Peſt. Gräßliche Beyſpiele der Wut des Hungers haben die Chroniken aufbehalten. Gehängte Diebe riß man vom Galgen, um ſie zu verzehren; Aeltern ſchlachteten ihre eigenen Kinder, oder ließen ſie in ſtark geheitzten Stuben verſchmachten.

Solche Gräuel beleuchtete die Kriegsfackel, und wurde dennoch nicht ausgelöſcht. Der Großcomthur,
1320. Heinrich von Plotzke, unternahm mit einem mächtigen Heere einen neuen Zug. Die ſchlauen Feinde lockten ihn auf einen ſchmalen, zwey Meilen langen Damm, zerſtörten die Brücken hinter ihm und vor ihm, griffen dann leicht bewaffnet, der Sümpfe kundig, einzeln oder in langen lichten Reihen, die ſchwer bewaffneten, zuſammen gedrängten Haufen an; jeder ihrer Pfeile traf, oder, wenn Verzweiflung den Feind vom Damme herabtrieb, ſo verſank er ohne Rettung im Moraſt. Das chriſtliche Heer erlitt eine gänzliche Niederlage; Heinrich von Plotzke fiel mit neun und zwanzig Rittern. Gerhard Rude, lebendig gefangen, wurde, nach heidniſcher Gewohnheit, in völliger Rüſtung auf ſeinem Roß den Göttern in Flammen geopfert. Dieſer entſcheidende Sieg entriß dem Orden einen Theil von Samayten, und zwang ihn, einen Waffenſtillſtand zu begehren.

1322. Erſt zwey Jahre ſpäter, durch mächtigen Beyſtand deutſcher Fürſten und Edlen geſtärkt, durften die Ritter ſich aufs neue in das Feld wagen, und wenn nicht, bald Uebermaß bald Mangel an Froſt, die kriegeriſchen Unternehmungen hinderte, ſo ging Alles ſeinen alten Gang. Die Kreuzfahrer ſtreiften unter der Ordensfahne, eroberten einige Feſten, verloren ſie wieder, ſahen Memel ſammt allen Schiffen, die der Hafen faßte, im Rauch aufgehen, und waren froh das Schloß zu retten.

Wenn die Kälte um dieſe Zeit alle Obſtbäume in 1323.
Preußen vertilgte, ſo konnte ſie doch das Unkraut der
Zwietracht nicht zerſtören. Der Frühling lockte die
Litthauer aus ihren Rauchhütten zu neuen verheerenden
Streifzügen. Vor bedeutender Rache, zu der man
abermals aus Deutſchland Gäſte geladen, ſchützte ſie 1324.
im folgenden Jahre der allzu milde Winter.

Auch in Liefland tummelte ſich der Großfürſt gegen
ſeines Volkes unverſöhnlichen Feind. Landmeiſter
Gerhard, der Nachfolger Conrads von Jocke, achtete 1316.
des römiſchen Bannſtrahls wenig. Mit gleicher Hitze
und gleichem Uebermuth erneuerte er den ärgerlichen
Hader mit den Biſchöffen, die endlich — um ihre
Ohnmacht vor Gewalt zu retten — die Litthauer zu
Hülfe riefen. Sie kamen, drangen bis Dorpat und 1322.
Reval vor, züchtigten überall des Ordens Anhänger,
nöthigten die ſtolzen Ritter, durch eine Geſandtſchaft
an den Großfürſten um Frieden zu werben. Gedemin
empfing die Geſandten mit Achtung, bewilligte
den begehrten Frieden, der von beyden Theilen mit
dem geheimen Vorbehalt geſchloſſen wurde, ſo bald
als möglich ihn zu brechen. Ja, die Ritter in Preußen
waren mit dieſem Schritt ſo wenig einverſtanden,
daß ſie durch ihre Geiſtlichkeit den Brüdern und Biſchöffen
in Liefland bittere Vorwürfe ſchreiben ließen:
„es zieme Chriſten nicht, mit ſolchen Satanskindern
einen

einen Frieden einzugehn; ſie würden nimmer Treu und Glauben halten, wovon noch neuerliche Beweiſe vorhanden wären.“ Darum vermahnten ſie die Ritter ſowohl als ihre geiſtlichen Amtsbruder, den ſelbſt geſuchten und beſchwornen Frieden ſogleich zu brechen, und nicht eher das Schwert in die Scheide zu ſtecken, bis die Heiden ganz vernichtet wären, denn nur dann würde die Siegespalme ihnen winken.

Mit Erſtaunen muß man fragen: warum ward dieſer Raubkrieg mit Litthauen nie beendigt? Welchen Zweck hatten beyde Kämpfer? Fand ſich denn durchaus kein Mittel ſie zu vergleichen? Hatten ſie ewigen Haß bis zur Vertilgung ſich geſchworen? — Hier des Räthſels Aufloſung:

Der kluge Gedemin, von chriſtlichen Staaten umgeben, ihre Waffen furchtend, ihren Flor beneidend, hatte ernſtlich beſchloſſen, die Haine ſeiner Götter zu zerſtören, auf ihren Trümmern chriſtliche Tempel zu erbauen, wenn er dadurch ſeinem Throne Sicherheit, ſeinem Volke Ruhe, ſeinem Lande Wohlſtand verſchaffen, deutſche Einzöglinge, mit allen ſeinen Unterthanen wenig bekannten Künſten vertraut, durch große Ermunterungen nach Litthauen locken könne. Von dieſem, eines weiſen Beherrſchers würdigen Verlangen beſeelt, ſchrieb er an den Papſt, um Lehrer von ihm zu erbitten, die Erinnerung hinzufügend: daß ſchon ſein Vorfahr, Mindowe, das Heidenthum abgeſchworen, und daß allein des Ordens unverſchämte Zumuthungen ihn vom wahren Glauben wieder abgewendet. Wir führen Krieg mit dem Orden, fuhr er fort, doch keinesweges aus Haß gegen das Chriſtenthum, ſondern einzig zur Vertheidigung unſerer Länder; wie auch andere chriſtliche Fürſten zu thun pflegen. Gleich dieſen, wollen wir gern dem heiligen

Vater unterworfen, doch in keiner Weiſe abhängig von jenen Rittern ſeyn. Am Schluß rief er den Schutz des Papſtes an, wünſchend, daß der Erzbiſchoff von Riga einen ehrlichen, ſichern Frieden vermitteln möchte.

Ferner ſchrieb Gedemin an alle Zweige des Predigerordens, beſonders in Sachſen: an die Minoriten; an die Städte Lübeck, Roſtock, Sunde, Stettin, Greifswalde und nach der Inſel Gothland, meldend: er harre mit groſſer Sehnſucht auf die Ankunft päpſtlicher Botſchafter, ſey bereit zu Allem was der Papſt vorſchreiben werde; deshalb erſuche er alle Biſchoffe, ihm Geiſtliche zu ſenden, um ſein Volk zu unterweiſen. Wir wollen, ſprach er, die Kirche beſchützen, die Prieſter ehren, den Gottesdienſt erweitern. Kriegsleuten, die in unſer Land zu ziehen begehren, wollen wir Einkünfte und Länder verleihen, ſo viel ſie deren fordern. Kaufleute und allerley Künſtler oder Handwerker, Waffenſchmiede, Verfertiger von Kriegsmaſchinen, Stell- und Rademacher, Steinmetzen, Goldſchmiede, der Zubereitung des Salzes Kundige, Müller, Fiſcher u. ſ. w. mögen mit Weibern, Kindern, Vieh und Habe, in unſer Land und wieder aus demſelben frey ziehen ohne Zölle zu entrichten, oder ſonſt beläſtigt zu werden. Ackersleuten, die in unſerm Lande ſich nieder zu laſſen gedenken, verleihen wir zehn Freyjahre von allen Zinſen oder Dienſten; nach deren Ablauf ſollen ſie nicht mehr zu leiſten verpflichtet ſeyn, als, nach Maßgabe der Fruchtbarkeit ihrer Ländereyen, in andern Reichen üblich iſt. Durch das Gebiet des Herzogs Boleslaus von der Maſau kann ein Jeder ſicher zu uns gelangen. Alle Einzöglinge mögen ſich des Rechtes der Stadt Riga bedienen, oder eines andern, das ihnen beſſer dünkt. Zwey Kirchen haben wir den Minoriten erbaut, die 1323.

Eine in unſerer königlichen Stadt **Wilna**, die Andere in **Novogorod**, eine Dritte widmen wir dem Predigerorden. Wir wünſchen Lehrer, die der polniſchen, ſamogalliſchen und preußiſchen Sprache kundig ſind; gern wollen wir Allen mit der Zeit noch mehrere Kirchen einräumen. Doch begehren wir nur ſolche Ordensgeiſtliche, die eines löblichen Wandels ſich befleißigen; nicht ſolche — (hier zielt er auf den deutſchen Orden) — die aus ihren Klöſtern Räuberhölen machen, Seelen verkaufen, Prieſter morden. Unſere Zuſagen bekräftigen wir mit demſelben Siegel, welches wir dem heiligen Vater geſandt, und ehe ſoll das Eiſen ſich in Wachs verwandeln, ehe unſer Wort ſoll gebrochen werden; obgleich die **Kreuzträger** — (hier meinte er abermals die Deutſchen Ritter) — unſer Siegel, uns zum Schimpf, in das Feuer geworfen, um der Menſchen Augen zu verblenden, und zu verhindern, was mit Gott wir angehoben. Verflucht ſeyen die boshaften Verächter dieſes Siegels! verflucht alle Ketzer und Verleumder!

Dieſe merkwürdigen Schreiben enthüllen ganz den ſchwarzen Geiſt des Ordens, den eigentlichen Grund ſeiner unauslöſchlichen Feindſchaft gegen den Großfürſten. Gedemin wollte ein Chriſt werden; das ſuchten die frommen Ritter zu hindern, damit ſeine Staaten, als heidniſches Gebiet, ihrer Eroberungsſucht offen bleiben möchten. Er wollte Einzöglinge, Künſtler, Handwerker, Ackersleute, durch Königliche Freygebigkeit nach Littauen ziehen; das ſchien ihnen mehr als bedenklich; das war ein Raub an ihren eigenen durch gottloſe Kriege verödeten Staaten. Wer würde — ſo ſchloſſen ſie mit Recht — hinfort nach Preußen kommen, um ſich ihrem Uebermuth zu unterwerfen, wenn ein mächtiger Monarch ihnen ruhige Wohnplätze, Schutz, Recht und Freyheit verſprach? — Das zu hindern durfte kein Mittel unverſucht, keine Bosheit ungeübt bleiben. Hatten ſie ſchon zuvor das großfürſtliche Siegel verhöhnt und vernichtet, ſo ſcheuten ſie auch jetzt ſich keinesweges ſeine Briefe aufzufangen; keiner derſelben — ausgenommen die nach Rom — erreichte den Ort ſeiner Beſtimmung. Damit aber die Nachwelt ihre Tücke erkennen, dieß Bubenſtück richten möchte, waren ſie ſo unklug, ſtatt die Briefe zu vernichten, in ihre Urkundenſammlung ſie niederzulegen, aus welcher nach ſechshundert Jahren dieſe unverwerflichen Zeugen gegen ſie hervortreten. Um auch den einzigen ſichern Weg zu ſperren, auf welchem man nach Litthauen gelangen konnte, ſtreuten ſie die Verleumdung aus: Gedemin habe die Maſau zu derſelben Zeit grauſam verwüſtet; er, der in ſeinen Briefen den Herzog Boleslaus von Maſovien als den einzigen Freund bezeichnet, durch deſſen Staaten man ungehindert zu ihm pilgern könne. Die Schwierigkeit in jener Zeit, Briefe zu befördern, erleichterte das Bubenſtück, und die Verleumdung ſchlich ſogar in die Geſchichte; Ein Umſtand, der weniger befremdend ſcheint, wenn man erwägt, welche ungeheure Staatslügen, ſelbſt in neuern Zeiten, trotz aller unſerer Hülfsmittel Wahrheit zu verbreiten, ungehindert im Schwange gehen, weil Niemand zu widerſprechen wagt.

So wird die Nachwelt betrogen.

Die an den Papſt gerichteten Schreiben aufzufangen, hatte der Orden entweder nicht gewagt, oder ſie waren ſeiner Wachſamkeit entſchlüpft. Daß der heilige Vater den heidniſchen Großfürſten gegen die Söhne der Kirche, die Ritter der heiligen Jungfrau, ſeine Kämmerer, in Schutz nahm, beweiſt zur Genüge, wie gehäſſig ihr Verfahren, wie ſo gar keiner Bemäntelung es fähig erfunden worden. Der Orden, zu Rom wohl bekannt, geehrt, geſchützt, hielt dort ſeinen Anwald, wußte im Nothfall Mittel anzuwenden, die am römiſchen Hofe ſonſt unfehlbar wirkten; Gedemins Boten hingegen erſchienen dort als Fremdlinge, gegen die ein frommes Vorurtheil ſprach; ſie hatten keinen andern Fürſprecher als ihr Recht; ſie brachten keine Geſchenke; wußten nicht, und hätten nimmer zu glauben gewagt, daß in Rom Alles für Geld zu haben ſey, nicht ſelten auch der päpſtliche Segen; ihre Seelen brachten ſie allein in den Schoß der Kirche, kein Gold in den päpſtlichen Schatz; und dennoch drangen ihre gerechten Klagen durch; der Papſt donnerte gegen den Orden, drohte mit dem Bannſtrahl, gebot Frieden zu halten, und meldete, er habe zwey Legaten ernennt, die nach Litthauen ſich verfügen und die verirrten Schafe mit der Heerde Chriſti vereinigen ſollten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Orden vor dem päpſtlichen Stuhle.

Drey mächtige Gegner traten zu Avignon auf: die polniſchen Biſchöffe, der König von Polen ſelbſt, und die liefländiſchen Prälaten. Schweigend ſahen die Erſteren, daß der Orden Pommern an ſich riß, wenn nur ihre geiſtlichen Rechte in dieſem Lande ungekränkt blieben. Sie forderten den Zehnten nach alter Weiſe. 1316. Statt in Früchten ihn zu liefern, bot der Orden eine geringe Summe Geldes. Der Streit erhitzte ſich; die Geiſtlichkeit griff zu ihren Waffen und ſchleuderte den Bannfluch, wozu ſie freylich unberechtigt war, denn allein der Papſt hatte dieſe Züchtigung ſeiner Kämmerer ſich vorbehalten. Auch ſpotteten die Ritter jener ohnmächtigen Wuth, gleichwie ſie des Königs Uladislaus geſpottet, ja ſogar Zeichendeuter aus Arabien erkauft hatten, um Polens Untergang zu weiſſagen. Uladislaus, durch gehäufte Beleidigungen erbittert, den Verluſt von Pommern nicht verſchmerzend, trat mit ſeinen Biſchöffen zuſammen. Beyde Theile wollten Zuflucht bey dem Oberhaupt der Kirche ſuchen, dem einzigen Richter, den der Orden über ſich erkannte, obſchon ſelten ihm gehorchte. Gervardus, Biſchoff von Leslau, ging als Geſandter nach Avignon, trug dem Papſt Johannes mit groſſer Wärme die Beſchwerden vor. Der Orden hatte zwar mächtige Freunde am päpſtlichen Hofe; denn König Johann von Böhmen, deſſen eifriger Beſchützer, durch

Erbgang, wie er glaubte, zu Anſprüchen auf Polens
Krone berechtigt, war Schwiegervater König Philipps
von Frankreich, von dem bekanntlich der Papſt abhängig
lebte; dennoch drangen die gerechten Klagen
der Polen durch, des heiligen Vaters Gemüth dergeſtalt
empörend, daß er den verliehenen Schutz des
heiligen Peter dem Orden entzog und ſogar den Gedanken
faßte, gleich den Tempelherren die Marianer auszurotten.
1319. Wegen Pommern ernannte er drey Schiedsrichter,
die ſollten, nach gegründet befundener Klage,
in ſeinem Namen, mit Hintanſetzung aller Förmlichkeiten,
den Orden durch geiſtliche Strafmittel zwingen,
Pommern, mit Erſatz der genoſſenen Einkünfte,
an Polen wieder abzutreten. Alle Privilegien des Ordens,
die etwa dieſem Ausſpruch hinderlich ſeyn konnten,
hob der Papſt einſtweilen auf, vernichtete aber
ſelbſt durch einen Fehlgriff die Wirkung ſeines gerechten
Zornes, indem er die Perſonen jener Schiedsrichter
aus den polniſchen Biſchöffen erwählte, die
nicht allein des Ordens Feinde, ſondern ſelbſt mit
ihm in Streit verwickelt waren. Vernachläſſigung
der Formen ſchadet auch der gerechteſten Sache. Gerade
dieſe dem Papſte entlockte Uebereilung, damals
ein Gegenſtand des Triumphs für die Polen, machte
den Sieg unvollkommen. Natürlich verwarf der Orden
parteyiſche Richter, die, wenn ſie ihrem Könige
Pommern zuerkannten, ihre eignen Anſprüche zugleich
ſicherten.

Allein die Biſchöffe, weder feyerlichen Widerſpruch
noch Gefühl des Rechts im eignen Buſen achtend, verdammten
ihren Feind, auf einſeitiges Anbringen des
1322. königlichen Sachwalters; Pommern ſollte zurückgegeben,
die erhobene Frucht mit 30,000 Mark, der
Aufwand für den Rechtsſtreit mit 150 Schock Böhmergroſchen
vergütet werden. In der Kirche, nach
einer

einer feyerlichen Meſſe, verkündete man dieß Urtheil, dem der Gegner, wie voraus zu ſehen war, troß eines Bannſtrahls, der ihn traf, Gehorſam verſagte. So blieb denn auch, in Anſehung der Zehnten, des Papſtes Gunſt ohne Wirkung; doch ſcheint es, der Orden habe nachgegeben, indem er wenigſtens mit dem Biſchoff von Plotzko ſich verglich, und die Rechte des von Wladislaw in einigen Gebieten unangefochten ließ.

Wenn ſchon die bittern Klagen der Polen den heiligen Vater gegen ſeine geiſtliche Miliz in Harniſch jagten, mit welchem vermehrten Unwillen mußte er dieſe ſtolzen Kreuzträger betrachten, als er, in demſelben Zeitraum, das Zetergeſchrey der liefländiſchen Geiſtlichkeit vernahm. „Sie berauben die Kirche;“ ſo jammerte der Biſchoff von Riga; „ſie ſperren alle Wege den Glaubenspredigern, die ihr Beruf zu den Ungläubigen treibt, ja ſelbſt denen, die nach Rom zu ziehen begehren; ſie belaſten die Neubekehrten mit unerträglichen Bürden; ſie hindern Kirchenbau; ſie fahen, verhaften, überfallen, ermorden die Biſchöffe; haben geſchworen, ihre weißen Mäntel nicht eher zu waſchen, bis ſie mit des Erzbiſchoffs Blute gefärbt wären; hemmen die Schiffahrt auf der Düna; kränken die Rechte der rigiſchen Bürger; befeſtigen Dünamünde; hegen Aufrührer; ſpotten des Bannes; verachten den Papſt.“

Dieſe ſchreyenden Klagen, vereint mit jenen der Polen, bewogen den heiligen Vater, den Hochmeiſter in Perſon vor ſeinen Stuhl zu laden. Carl Beſſart ernannte Friedrich von Wildenberg zu ſeinem Stellvertreter und trat die bedenkliche Reiſe an. Von Rechtsgelehrten und Ordensrittern begleitet, erſchien er vor dem päpſtlichen Throne, ſprach ohne Dolmetſcher, ſo, daß ſelbſt Feinde gern ihn hörten, und wenn es ſeiner männlichen Beredſamkeit auch nicht gelang, Thatſachen wegzuſtreiten oder zu vernünfteln; ſo blieb ihm doch eine furchtbare Gegenanklage, durch die er den Erzbiſchoff von Riga nieder zu donnern hoffte, denn ſeine wachſamen Spione hatten Briefe des Prälaten an den Großfürſten von Litthauen aufgefangen, in welchen er ſich und Riga den Heiden zinsbar erklärte, wenn Gedemin zu des Ordens Vertilgung mit ihm gemeinſchaftlich wirken wolle.

Der Erzbiſchoff läugnete dieſe Briefe nicht, bemäntelte ſie aber durch die Behauptung, ein groſſer Theil der Litthauer wäre bereits getauft, die übrigen verlangten es zu werden. Der Hochmeiſter ſprach: wir haben uns der biſchöfflichen Güter nur bemächtigt, um ſie den Heiden zu entreißen. Dieſe Güter waren ungerechtes Gut, von welchem, zu Gottes Wohlgefallen, weder fromme Dienſte noch gute Werke geſtiftet werden können, darum ſchien erlaubt ſie zu zerſtören (?); doch ſind wir erbötig, nach päpſtlicher Entſcheidung, ſie wieder auszuliefern. Daß man den Erzbiſchoff der Freyheit berauben wollen, geſtand er ein; doch nicht dem Prälaten der chriſtlichen Kirche, nur dem Bundesgenoſſen der Heiden habe man mit Recht einen Kerker zugedacht. Ausgeſtoßene Drohungen, den Erzbiſchoff zu ermorden, ſchob er auf unbeſonnene Außerungen einzelner Ordensglieder, wollte ſie dem ganzen Körper nicht zugerechnet wiſſen. Die den Prieſtern angethanen Qualen entſchuldigte er nicht minder ſeltſam: wir haben nicht St. Peters Diener, ſondern unſere Feinde und Verfolger gepeinigt. Die Burger von Riga fertigte er kurz mit der Bemerkung ab, ſie befanden mit ihrem Hirten ſich in gleicher Verdammniß, hätten die Litthauer eingeladen, Zeichen mit ihnen verabredet, an welchen ſie erkennen ſollten, wo ein Verräther in einer Burg bereit ſey, ihnen die Thore zu öffnen. Des

Bannfluchs, ſprach er, ſeine Rede ſchließend, haben wir nicht geſpottet, ſondern für erdichtet ihn gehalten, weil es thöricht wäre, einem Feinde Glauben beyzumeſſen. — Den Papſt haben wir nicht verachtet, denn wir ſind, allen Gefahren trotzend, nach Avignon gereiſt und ſtehen hier vor ſeinem Throne. — So verantwortete Carl Beſſart den böſen Handel mit zierlichen Worten und geſchmückten Reden.

Aber alle ſeine Spitzfindigkeiten befreyten den Orden nicht von der gerechten, dennoch milden Strafe. Der Hochmeiſter und ſeine Brüder mußten im verſammelten Conſiſtorium erſcheinen. Dort wurde unter Androhung des Bannes ihnen auferlegt, die der Rigiſchen Kirche entzogenen geiſtlichen und weltlichen Beſitzungen, das ihr geraubte bewegliche und unbewegliche Vermögen, ohne Verzug wieder auszuliefern; nach geleiſteter Genugthuung dieſelbe nie, auf keine Weiſe zu beläſtigen; durch Verordnungen, vom General-Kapitel entworfen und verkündigt, allen ſolchen Miſſethaten für die Zukunft vorzubeugen; blos ihr Gelübde ſtreng zu erfüllen; wandernde Glaubensprediger, oder zum päpſtlichen Stuhle reiſende Kläger nicht zu hindern; die Errichtung heiliger Gebäude vielmehr zu befördern; die Neubekehrten nicht zu drücken; an keinem Geiſtlichen ſich zu vergreifen; alle Verſchwörungen aufzuheben; den Dünaſtrom weder zu ſperren, noch in Dünamünde ſich Neuerungen zu erlauben, noch ſonſt die rigiſchen Bürger an ihren Rechten zu kränken oder Aufwiegler zu hegen. Alles dieſes mußte der Hochmeiſter, mit ſeinen Brüdern und dem Ordensanwald, in Gegenwart des Papſtes und der Cardinäle, feyerlich beſchwören, mit Berührung des Evangeliums. Wie jedoch der Orden, nach vorübergezogenem Ungewitter, ſeines Eides ſpottete, wird die Folge lehren.

Glücklicher focht Carl Beſſart gegen den Erzbiſchoff von Gneſen, der nicht allein die Forderung des Zehnten erneuerte, ſondern auch den ſogenannten Peterpfennig heiſchte. Als der Papſt den letzten Zweig der königlichen Familie, Caſimir, vom Mönchsgelübde losſprach, da vergaß dieſer nicht, für dieſe Wohlthat dem apoſtoliſchen Stuhle Erkenntlichkeit zu bedingen. Jeder Pole, der künftig um Oſtern zur Beichte ging, mußte der römiſchen Kirche einen Pfennig entrichten, der durch des heiligen Peters Namen geadelt wurde. „Aber wir“ ſprach der Hochmeiſter, „ſind keiner polniſchen Auflage unterworfen, und von jeder Abgabe nach Rom durch päpſtliche Privilegien befreyt.“ — Nur aus dem Theile Pomerellens, den der cujaviſche Krummſtab hütete, konnte der Erzbiſchoff den Peterpfennig retten. Minder noch gelang ihm der Verſuch den Zehnten zu erzwingen. Carl bewies, daß der Geiſtlichkeit in Preußen, ſtatt des Zehntens Grundſtücke verliehen worden, und wurde nicht allein von dieſer Zudringlichkeit frey geſprochen, ſondern der Kläger ſogar zum Koſtenerſatz verdammt.

Auch in dem wichtigen Handel wegen des Beſizzes von Pommern, ſcheint der Hochmeiſter obgeſiegt zu haben. Wenigſtens ſchwieg der Papſt, entweder ſelbſt erkennend, wie ſehr er ſich vergeſſen, als er des Ordens Feinde zu deſſen Richtern ernannte, oder die Könige von Frankreich und Böhmen ſcheuend, wenn er für Uladislaus einen günſtigen Ausſpruch wagte.

Nach Beendigung dieſes Pfaffenkrieges, trat der
1324. kränkelnde, obſchon noch junge Hochmeiſter den Heimzug an, ſtarb aber auf der Reiſe in ſeiner Vaterſtadt Trier. Die polniſchen Geſchichtſchreiber nennen ihn einen frechen, hochmüthigen Mann, weil kein Bannſtrahl ihn erſchütterte. Doch darf man ihm das Zeugniß

niß nicht verſagen, daß er ſeinem Jahrhundert vorausgeſchritten war. Wenn er keinen billigen Vergleich mit Polen traf, und die von ſeinem Vorgänger erſchlichenen oder ertrotzten Rechte behauptete, ſo mag es dem Regenten verziehen, dem Menſchen vielleicht kaum zugerechnet werden, denn ſo locker iſt auf Erden die ausübende Sittenlehre, daß überall der Menſch, ohne fremden Vorwurf, ohne Gewiſſensbiſſe, der Ungerechtigkeit Früchte genießt, wenn er nur nicht ſelbſt ſie pflanzte. Trotz Krieg und Zwietracht, an Preuſſens Gränzen gelagert, ſorgte er für des Landes innern Flor. Angerburg, Friedland, Zinten wurden erbaut, die zerſtörte Burg Gerdauen wieder hergeſtellt, Memel mit Mauern umgeben. Aber auch ein ſchimpfliches Denkmal ſetzte er auf ſein Grab, das abſcheuliche Strandrecht von der Inſel Rhodus nach Preußen verpflanzend.

Ein

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Werner von Orſelen.

1324. Ein ehrlicher frommer Mann mit beſchränkten Geiſtesgaben, ſo erſcheint er als Krieger und Staatsmann; obgleich Carl Beſſart bey ſeiner Abreiſe, einen baldigen Tod ahndend, ihm das Hochmeiſterthum gleichſam vermachte. Er war derſelbe, der ſchon als Comthur von Ragnit, durch Erbauung eines großen, verkoſtwerkten Schiffes, nach Auszeichnung ſtrebte, aber ſein übel berechnetes Rieſenwerk ſcheitern und verbrennen ſah.

Die päpſtlichen Legaten kamen jetzt nach Riga, die freudige Hoffnung mitbringend, einen König von Litthauen zu taufen. Sie ſtifteten mit leichter Mühe Frieden zwiſchen Gedemin und den Chriſten; dann ſollte das Bekehrungswerk mit Eifer getrieben werden. Nicht Litthauen allein, auch Rußland hofften ſie im Schoß der allein ſeligmachenden Kirche aufzunehmen, denn Briefe des Großfürſten von Moscau, nach Riga geſchrieben, bezeugten ſeinen Wunſch nach ſolcher Vereinigung. Welche glänzende Ausſichten für den päpſtlichen Stuhl! Allein ſie verſchwanden plötzlich. Der ruſſiſche Fürſt erklärte, ſein Volk bekenne ſchon ſeit ſechshundert Jahren den Chriſtenglauben; mit dem Papſt habe er nichts zu ſchaffen.

Warum auch Gedemin ſeinen ernſten Vorſatz wieder aufgab, bleibt ein Räthſel. Vermuthlich drohten

ten ſeine Unterthanen, wie zu Mindowe's Zeiten, von ihm abzufallen, und er gehorchte nur der gebieteriſchen Noth. Doch zum Friedensbruch, zu neuen Feindſeligkeiten, müſſen nothwendig noch andere Bewegungsgründe ihn gereizt haben, Gründe, welche durch Zeit oder Bosheit der Nachwelt entrückt worden. Genug, als die päpſtlichen Botſchafter betrübt zur Heimkehr ſich anſchickten, ſahen ſie ein Litthauiſches Heer Lieflands Gränzen verwüſten.

Daß der kluge Gedemin nur den Staatsmann hinter dem Chriſten verbergen wollte, beweiſen alle ſeine Schritte; daß er, wenn die gehofften Vortheile auf einem andern Wege zu erringen waren, lieber Maßregeln ergreifen würde, die ſeinen Unterthanen minder gehäſſig ſchienen, ſtand zu erwarten; da nun eben jetzt eine ſolche Ausſicht ihm eröffnet wurde, ſo mag es ſeyn, daß darum ein Gedankenwandel bey ihm verging.

Wladislaus nämlich, ſchwanger mit dem Vorſatz, 1325. den Orden wegen Pommern zu bekriegen, wünſchte, ſich den Rücken freyzuhalten; auch war der Vortheil unabſehbar, wenn es ihm gelang, den alten Feind in einen Bundesgenoſſen zu verwandeln; darum warb er um Gedemins Tochter Aldone, für ſeinen Kronprinzen Caſimir, und begehrte keinen andern Brautſchatz, als des Großfürſten Freundſchaft und der polniſchen Gefangenen Befreyung. Gedemin überſah mit Einem Blick die Folgen dieſes neuen Bundes: Verſtärkung gegen den gemeinſchaftlichen Feind; Erleichterung der Anſtalten zu des Landes innerm Flor, mit Beyhülfe des befreundeten Nachbars. Hier wurde abermals offenbar, daß der Haß gegen das Chriſtenthum, den die Ritter ihm ſo gern anlügen wollten, ſeine Bruſt nicht beſeelte, denn ohne Bedenken trat er nicht allein in ein Bündniß

niß mit Chriſten, ſondern ließ ſogar ſeine eigne Tochter taufen. Aldone zog nach Polen; ihre Leibwache beſtand aus tauſend in Bärenfelle gehüllten Männern; doch weit herrlicher, als je eine fürſtliche Braut, wurde ſie noch begleitet durch vier und zwanzig tauſend befreyte Gefangene, die jubelnd in das Vaterland vor ihr herzogen. Sie empfing in der Taufe den Namen Anna, vermählte ſich dann mit dem ſechszehnjährigen Prinzen, und der König, um das Andenken dieſer frohen Begebenheit zu verewigen, ſtiftete den Orden vom weißen Adler.

Ohne Zweifel konnte dem Beherrſcher von Preußen nichts beginnen, was eine unglücksſchwangere Zukunft ihm lauter geweiſſagt hätte, als die Vollziehung eines Bündniſſes zwiſchen Polen und Litthauen. Denn ein ſchwerer Doppelkrieg war deſſen unausbleibliche Folge. Er begann. Doch weder ſein Erfolg noch ſeine Dauer ſind der Nachwelt kund geworden;
1326. man weiß nur, daß ein Waffenſtillſtand die Feindſeligkeiten auf eine Zeitlang hemmen ſollte, und daß auch dieſer Vertrag von den erbitterten Polen ſchlecht gehalten wurde.

Groß war der Flächenraum, den Polen einnahm, doch vor Kurzem noch ſeine Macht nicht furchtbar. Tataren, Litthauer, Böhmen, hatten, begünſtigt durch innere Zerrüttung, das Land verheert, entvölkert. Schon Einmal ſah Uladislaus der Königswürde ſich entſetzt, und obwohl der päpſtliche Segen die Krone feſter auf ſein Haupt drückte, ſo ſchwankte ſie doch lange, durch böhmiſche Anſprüche erſchüttert, und manche polniſche Große hatten, freywillig oder furchtſam, dem böhmiſchen Monarchen gehuldigt. Mächtige Vaſallen druckten den geringern Adel, der den Druck verdoppelt hülfloſen Leibeigenen zurückgab. Der

Bürgerſtand war kaum des Namens werth. Geſetze erhielten nur Kraft durch Gutwilligkeit der Richter oder Eigennutz der Gehorchenden. Die Geiſtlichkeit allein forderte und erhielt knechtiſchen Gehorſam; päpſtliche Entſcheidungen galten für Himmelsworte. Kein Handel, kein Geld, kein Gewerbe, weder Wiſſenſchaften noch Künſte, zogen das Land aus der Barbarey, oder flößten dem ſtumpfen Geiſte der Nation Kraftgefühl ein. Polens Krieger waren nur Räuber, in offener Feldſchlacht ſtanden ſie nicht; nur gewohnt in Schwärmen zu plündern, und, wie Feige pflegen, bey gefahrloſen Ueberfällen ſich der grauſamſten Wuth zu überlaſſen. Uladislaus durfte ſich daher einer meiſterhaften Staatskunſt rühmen, als er dieſem verkrüppelten Stamm, durch die Verbindung mit Litthauen, friſche Säfte zuführte, und ſeine Schwärme mit Gedemins tapfern Reiterſcharen vereinte.

Nicht minder vortheilhaft war ihm die päpſtliche Gunſt, die der Orden unklüglich verſcherzte. Denn die Ritter waren längſt nicht mehr jene gehorſamen Krieger der heiligen Jungfrau, die das geweihte Schwert nur gegen Heiden ſchwangen, und deren Armuthsgelübde das Oberhaupt der Kirche ſo rührend anſprach, daß es einſt bewogen wurde, von allen Abgaben in die päpſtliche Schatzkammer ſie frey zu ſprechen; ſie hatten ſich längſt zur weltlichen Macht erhoben; unbezahlte, oft nicht einmal befolgte Urtheilsſprüche bezeichneten noch allein die päpſtliche Oberherrſchaft, die, eines gleichen Richteramtes über alle chriſtliche Fürſten ſich anmaßend und Peterpfennige dafür empfangend, jetzt keine Vorliebe mehr für ein ausgeartetes Kind empfinden konnte. Die Litthauer ausgenommen, gab es im Norden keine Heiden mehr zu taufen, und eben jene letzten Heiden konnten leichter, durch Verknüpfung mit den chriſtlichen Polen, in den

Schoß der Kirche verſammelt werden, als durch eigennützige Befehdungen der Ritter. Geſchah Jenes, ſo wurden ſie dem römiſchen Hofe zinsbar; geſchah Dieſes, ſo entzog der Orden ihm die Eroberung, indem er läſtige Privilegien geltend machte. So wuchs die Abneigung des heiligen Vaters, die verwilderten Söhne der Kirche zu unterſtützen, und als ſie vollends einen ſeiner Lieblingsentwürfe durchkreuzen und vernichten halfen, da neigte ſich das Zünglein in der Wage der päpſtlichen Gunſt noch tiefer gegen Polen.

1313. Nach Kaiſer Heinrichs Tode nämlich theilten ſich die Stimmen der Churfürſten; fünf derſelben wählten Ludwig den Bayer, die drey übrigen Friedrich von Oeſtreich. Beyde Nebenbuhler kämpften um die Kai-
1322. ſerkrone, bis die Schlacht bey Mühldorf für Ludwig entſchied, und ſeinen unglücklichen Mitwerber der Freyheit beraubte. Johann XXII., erbittert gegen Ludwig, und beſtürmt durch die Bitten der öſtreichiſchen
1323. Fürſten, vernichtete beyde Wahlen durch eine Bulle, begehrend, der Sieger ſolle binnen drey Monden die Herrſchaft niederlegen. Die deutſchen Stände, mit ihrem Oberhaupt an der Spitze, widerſprachen feyerlich.
1324. Unabgeſchreckt ließ der Papſt eine ſtolze Ladung an Ludwig ergehn, vor ſeinem Stuhle zu erſcheinen. Doch der zu Regensburg verſammelte Reichstag erklärte dieſe Ladung für nichtig, verbot ihr zu gehorchen. Bald
1325. darauf löſte Friedrich ſeine Feſſeln, durch freywillige Verzichtleiſtung auf die Kaiſerwürde.

Während der gereizte Papſt auf alle Weiſe das bayerſche Haus zu unterdrücken ſtrebte, ſuchte Ludwig es zu vergrößern. Eine günſtige Gelegenheit bot ſich dar. Ein Zweig des Geſchlechts von Anhalt, Beſitzer des Markgrafthums Brandenburg, ſtarb aus. Der Kaiſer berief einen Reichstag gen Nürnberg, wo es dem

Sieger bey Mühldorf leicht wurde, die Stände zu bewegen, ſeinem älteſten Sohne dieſe Churſtimme, ſammt dem Lande auf welchem ſie haſtete, zu verleihen. Mit innerem Grimm ſah der Papſt dieſe Machtvergröſerung des ihm verhaßten Stammes, und ſchloß ſich näher noch an Polen, um dieſen Nachbar von Brandenburg bey ſchicklicher Gelegenheit gegen den neuen Churfürſten aufzuwiegeln.

Dem Orden, im Weſten und Oſten von mächtigen Feinden bedroht, ſchien Klugheit jede Einmiſchung in ſolche Händel abzurathen; denn blieb er pflichtgemäß dem Papſte, ſeinem Oberherrn, getreu, ſo erzürnte er den Kaiſer, die Reichsfürſten und den König von Böhmen, der damals noch mit Wärme an Ludwig hing, und von dem man Hülfe gegen Polen hoffen durfte; erklärte er ſich hingegen für das bayerſche Haus, ſo war Verluſt des päpſtlichen Schutzes die gewiſſe Folge. Trotz dieſer in die Augen ſpringenden Betrachtungen, 1326. ergriff der Orden in einem groſen übel berathenen Kapitel, nach Vorleſung der Prophezeihungen der heiligen Brigitte, die Partey des Kaiſers. Schon war es dem heiligen Vater gelungen, die Churfürſten zu einer neuen Wahl König Carls von Frankreich zu lenken, als Matthias von Bucheck, Comthur zu Coblenz, die Gemüther umſtimmte; ja der Deutſchmeiſter in Perſon begleitete Ludwig auf ſeinem Zuge nach Welſchland.

Es mag ſeyn, daß durch dieſe Zwiſchenkunft des Ordens Deutſchland aus unvermeidlichen Verwirrungen gerettet wurde, allein für ihn ſelbſt war ſie übel berechnet, denn, vom Papſt verhetzt, griff jetzt Polen, durch Litthauens Macht verſtärkt, den neuen Churfürſten von Brandenburg an, und hauſte in der Gegend von Frankfurt. Die Ermordung Przmiſlans des Zweyten, einem längſt verſtorbenen Marggrafen beygemeſſen, der in keiner Art von Verhältniß mit ſeinem bayriſchen Nachfolger ſtand, gab den lockern Vorwand. David, der tapfere Caſtellan von Grodno, längſt ſchon ſeinen Feinden furchtbar, befehligte die litthauiſchen Hülfsvölker, Ruſſen und Wallachen. Nichts blieb verſchont, Kirchen und Heiligthümer wurden entweiht, Prieſter gemißhandelt, Kloſter geplündert, 6000 Weiber und Mädchen der Ehre und Freyheit beraubt, Säuglinge, Greiſe ohne Barmherzigkeit ermordet. Die Geſchichte hat mehr als Ein merkwürdiges Beyſpiel jener Gräuel aufbehalten. Zwey vornehme Litthauer ſtritten um den Beſitz einer ſchöner Gefangenen, der Feldherr trat hinzu, hieb die Unglückliche in zwey Hälften, und lud mit kaltem Spott die Streitenden zur Theilung. Eine Nonne, in der Gewalt eines rohen Wollüſtlings, verſprach, zu Rettung ihrer Unſchuld, ihn das Geheimniß der Unverwundbarkeit zu lehren, und, damit er ihren Worten trauen möge, forderte ſie ihn auf, an ihr ſelbſt das Mittel zu erproben. Zuverſichtlich kniete ſie vor ihm nieder, beugte ihren Hals; der Betrogene führte einen Hieb, der das Haupt der Heldin zu ſeinen Füßen warf.

Ungehindert zogen die Verwüſter, Beute und Gefangene nach ſich ſchleppend, heim. Nur Ein wackerer maſoviſcher Edelmann, Andreas Goſt, durch der Litthauer Grauſamkeit empört, ſchwur, an ihrem Feldherrn blutige Rache zu nehmen. Er miſchte ſich unerkannt beym Rückzug unter die Feinde, erſah den Augenblick, in welchem David ſein Pferd an einem Fluſſe tränkte, durchſtach ihn, floh, und entkam glücklich, obſchon heftig verfolgt.

Der Orden, durch die leichtſinnig ergriffene Partey gezwungen, den Bayerfürſten in Brandenburg zu ſchüzzen, auch ohnehin geneigt Polen anzugreifen, verband ſich mit Herzog Heinrich von Breslau und dem maſoviſchen Herzog Wenceslaus von Cujavien, eroberte 1327. und verbrannte die polniſche Feſte Cowale. So brach der Krieg mit Polen aus, wobey der Orden allein auf eigene Kräfte, wenig auf ſchwache Bundesgenoſſen, minder noch auf Kreuzfahrer zählen durfte. Denn obgleich, ſeit Unterlaſſung der Züge nach dem Orient, Abenteurer genug aus allen Ländern Europens gern nach Preußen zogen; obgleich ſie einen dort erworbenen Ritterſchlag hoher ſchätzten, als den von der Hand eines weltlichen Fürſten ertheilt, ja, nach vollbrachtem Zuge, ſich mit dem ſchwarzen Ordenskreuze gern zu ſchmücken pflegten, als einem Merkmal, daß ſie in Preußen gefochten: ſo gab doch nur das Blut der Ungläubigen ihren Thaten dieſen Werth; gegen die chriſtlichen Polen durften ſie das Pilgerſchwert nicht ziehen. Der ganze Vortheil alſo, den der Orden jetzt von wenigen, theuren Gäſten und deren zweydeutigen Siegen zog, war ein freyerer Gebrauch eigner Kräfte gegen Polen, durch Sicherung ſeiner Gränzen gegen Litthauen. Dieſe Gränzen wußte er zu verſtärken, indem er von den Liefländiſchen Brüdern die Abtretung von Memel bewirkte, welches hinfort 1328. zu Preußen gerechnet wurde. Das durch Werners Vorfahren erbaute Schloß Chriſtmemel zerſtörte man als überflüſſig.

Uladislaus feyerte nicht. Mit einem großen Heere, durch die Völker ſeines Eydams, des Königs von Ungarn, noch verſtärket, ging er über die Drewenz, verwüſtete das Culmer Land, drang in die Maſau ein. Die Ritter, Anfangs durch Ohnmacht gezwungen, hinter die Mauern ihrer Feſten ſich zu bergen, rückten endlich hervor, als Wenceslaus, Herzog von Maſovien, ſeine Völker mit den ihrigen vereinte. In Cujavien kam es zu einer Schlacht, während welcher der feige Bundesgenoß entfloh, und dadurch des Ordens gänzliche Niederlage bewirkte. Der Comthur von Thorn und die meiſten Brüder blieben auf dem Schlachtfelde. Hingegen gelang es den Rittern, Grodno zu überrumpeln; doch nur die Beute, und achtzehn vornehme Gefangene, die ſich taufen ließen, waren ihr Gewinn; das Schloß vermochten ſie nicht zu behaupten. Gleiches Glück ohne bedeutenden Vortheil begleitete ihre Waffen bey mehreren Streifereyen in Litthauen.

Herzog Heinrich von Bayern war zu ihrem Beyſtand nach Preuſſen gekommen, und ſein Erſcheinen ein merkwürdiges Ereigniß, denn er brachte dem Orden das erſte Feuergewehr, deſſen ungekannte Wirkung dem tapfern Großfürſten von Litthauen das Leben koſtete. Er fiel beym Sturm des neuerbauten Schloſſes Bayern, jenem Herzog zu Ehren alſo genannt.

Ihm folgte ſein jüngſter Sohn und Liebling Jawnut, den jedoch der ältern Brüder Neid bald vom Throne ſtürzte. Er mußte ſich mit einem kleinen Fürſtenthum begnügen, indeſſen Olgerd und Kjeyſtut des Vaters Macht und Erbe unter ſich theilten. Aber den Haß gegen den deutſchen Orden pflanzte Gedemin ungetheilt auf ſeine Söhne fort.

1329. Das nächſte Jahr ſchien glänzend für die Ritter zu beginnen. Der König von Böhmen ſelbſt kam nach Preuſſen mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth und ſeinem älteſten Sohn Carl, Marggrafen von Mähren. Sein Gefolge war eines großen Monarchen würdig; es beſtand nicht allein aus den vornehmſten Herren ſeines Reiches, auch viele edle Sproſſen berühmter deutſcher Geſchlechter, die Grafen von Würtemberg, Leiningen, Oettingen, die Burggrafen von Dohna u. ſ. w, engliſche Ritter ſogar geſellten ſich zu ihm, um Gefahr und Ruhm unter ſeinen Fahnen zu theilen. Die Folgen dieſer groſſen Zurüſtung entſprachen der Erwartung nicht. Man verlor viel Zeit mit Belagerung einer Feſte, deren Beſatzung endlich, 6000 Mann ſtark, ſich taufen ließ, allein, nach überſtandener Gefahr, ſchnell ihre Götzen wieder ſuchte. Vermuthlich geſchah es auch nur den vornehmen Gäſten zu Ehren, daß man ein ſolches Taufſchauſpiel veranſtaltete; denn des Ordens Bekehrungseifer war übrigens ſo lau, daß er nie einen Verſuch machte, 70,000 nach und nach gefangene Litthauer durch die Taufe von der Knechtſchaft zu befreyen. Man konnte ſie zu gut bey Erbauung der Städte und Schlöſſer brauchen, und war zufrieden, wenn, bey deren Einweihung, Gott ſein Wohlgefallen durch weiße Tauben bezeigte. — Das taufende Heer zog weiter; eroberte Dobryn; erſtürmte Wladislaw und zwang den Herzog von Maſovien, dem böhmiſchen Johann als König von Polen zu huldigen. Alles das geſchah in einem Zeitraum von wenigen Monaten, denn ſchon im May war Johann zurückgekehrt, mit einem Auge weniger, als er beym Antritt ſeiner Kreuzfahrt beſaß. Ehe er Preuſſen verließ, unterzeichnete er noch mit königlicher, doch wohlfeiler Freygebigkeit eine Urkunde, die dem Orden Länder zuſicherte, auf deren Beſitz Johann nur zweydeutige Anſprüche machen konnte. Sie enthielt eine Schenkung von Pommern, in ſeinem und Eliſabeths Namen, um Gottes und ihrer Seligkeit willen. Auch ſein Sohn, Carl von Mähren, mußte ſie als Erbe beſtätigen, und der mißtrauiſche Orden ließ noch eine feyerliche Erklärung von vier edlen Zeugen ausſtellen, daß weder Liſt noch Furcht dem Markgrafen die Einwilligung entlockt oder abgezwungen habe. Johann ertheilte ferner dem Orden, in dem eroberten Gebiete von Dobryn, verſchiedene Rechte; that zwiſchen ihm und dem Herzog von Maſovien einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch, und ließ ſich von dem letztern Beyſtand gegen Wladislaus verſprechen, den er ſpottweis König von Krakau nannte. Nachdem der leicht bewegliche unermüdete Fürſt vom December bis zum May mit dem Schwerte und der Feder ſo raſch gefochten und geſchrieben hatte, ging er noch in demſelben Jahre nach Trier, und der nächſte Frühling fand ihn in Metz, wo er, geldbedürftig, Dobryn um 4800 Schock Prager Groſchen dem Orden verkaufte. Welche Spannung zwiſchen dieſem und dem heiligen Vater herrſchte, beweiſt Johanns hinzugefügtes Verſprechen, die Befreyung vom Zehnten für das Land Dobryn vom Papſte auszuwirken; folglich war der König von Böhmen eines höheren Anſehens am päpſtlichen Hof ſich bewußt, als der, dem Oberhaupt der Kirche weit näher verwandte geiſtliche Orden. Auch gelobte Johann, mit dem König von Krakau nicht eher Frieden zu ſchließen, bis derſelbe und die vormaligen Beſitzer von Dobryn, durch Verzichtleiſtung, die neue Herrſchaft beſtätigt haben würden. — Des Ordens Länderhunger war noch nicht geſättigt; er ſuchte ſich, durch jedes Mittel, in Pommern immer weiter auszubreiten. Die Herzoge dieſes Landes, Vormünder der verwaiſten Kinder Herzog Warcislaus, verpfändeten ihm Stolpe, Schloß, Stadt und Land, für 6000 Mark Silbers auf zwölf Jahr, mit der Berechtigung, als Eigenthum es zu behalten, wenn, nach abgelaufener Friſt, noch 4000 Mark hinzugefügt würden. Die Einwilligung der beraubten Waiſen — die jedoch nie erfolgte — verſprachen die gewiſſenloſen Vormünder dem Orden zu verſchaffen, ſo bald jene mündig geworden.

1330. Noch einmal lieferte Deutſchland im folgenden Jahre einen Haufen kampfluſtiger Heiden Jäger; die

Vorſtadt von Wilna wurde ſammt ihren Bewohnern verbrannt; nur zwölf retteten ſich aus den Flammen in das Schloß; Litthauen erfuhr kein anderes Kriegsunheil als dieſe Mordbrennerey. Der Hochmeiſter trug ſeine Waffen nach Polen, eroberte mehrere Schlöſſer, unter welchen Wiſſegrad, um des ſichern Weichſelhandels willen, am bedeutendſten; verlor aber auch viel Volk in langwierigen Belagerungen, beſonders vor Razianz, einer Burg des Biſchoffs von Wladislaw, die er endlich nur durch Abgrabung des einzigen, der Beſatzung Waſſer liefernden Brunnens bezwang.

Der König von Polen ſammelte indeſſen eine furchtbare Macht aus Oeſtreich, Litthauen, Ungarn, und rückte den Deutſchen entgegen, die ſchnell zurück über die Drewenz gingen, um ihre eigenen Gränzen zu vertheidigen. Uladislaus, den Strom erreichend, fand jeden Furth vom Feinde zerſtört oder ungangbar gemacht, und am jenſeitigen Ufer ſtand der Hochmeiſter, entſchloſſen den Uebergang zu hindern. Zehn Tage lang verſuchten die Polen, der Deutſchen Wachſamkeit zu berücken, doch ſtets vergebens. Endlich entdeckten ſie einen Furth bey Lubiſchmühl. Alſobald verbarg der König einen Theil ſeiner Reiterey in dieſer Gegend, und brach mit dem Heere auf, ſich ſtellend als wolle er ſtromaufwärts den Uebergang verſuchen. Der Hochmeiſter that ein Gleiches, ihn ſtets im Auge behaltend. Doch als man weit genug den Getäuſchten verlockt, gingen die zurückgebliebenen Scharen unbemerkt über den Fluß; ein aufſteigender Rauch benachrichtigte die Polen von der gelungenen Liſt. Sogleich ſprengte Uladislaus mit ſeiner ganzen Reiterey zurück, ſchneller als die Deutſchen auf ihren ſchweren Roſſen ihm zu folgen vermochten. Sie fanden bereits den König am dieſſeitigen Ufer, wagten keine Schlacht, flohen in die Schlöſſer, und gaben das Culmer Land dem erbitterten Feinde Preis.

Hingegen vertheidigten die Ritter ihre Feſten mit wahrem Heldenmuthe. Herrmann von Oppen, ein Sachſe, und Günther von Schwarzburg, Befehlshaber zu Schönſee und Leippe, erwarben gerechten Ruhm durch beharrliche Tapferkeit und ſchlaue Behendigkeit. Man führte jenen kleinen, aber zerſtörenden Krieg, der überall die Lebensmittel auffängt oder vernichtet; die Polen vom bleichen Hunger verfolgt, ſchlichen ausgemergelt umher, vermochten kaum die Waffen zu ſchleppen, ſahen täglich ihre Roſſe fallen. Aber auch in der Feſte Leippe, mit Kriegern und Flüchtlingen vom Lande überfüllt, herrſchte furchtbarer Mangel, und ſo wurden beyde Theile durch Noth zur Nachgiebigkeit geſtimmt. Der König lud Günthern von Schwarzburg in ſein Lager, um friedliche Unterhandlung zu beginnen; da er aber Geiſeln für deſſen Sicherheit verweigerte, ſo traute Günther ſeinem Worte nicht. Sieghardt von Schwarzburg hingegen, ein Bruder des Befehlshabers, erbot ſich es zu wagen, wenn der König ihm durch ſeinen Handſchlag Sicherheit verbürgte. Dieſe Bürgſchaft wurde zugeſagt, Sieghardt mit Achtung empfangen. Aus dem feindlichen Lager ging er nach Graudenz zum Hochmeiſter, der endlich in Perſon, zum Beweiſe von des Königs Ueberlegenheit, vor dieſem zu erſcheinen genöthigt war. Ein Waffenſtillſtand erfolgte, während deſſen die Könige von Ungarn und Böhmen, als erkohrne Schiedsrichter, alle Händel ſchlichten ſollten. Die übrigen Bedingungen ſind unbekannt, oder es herrſcht Widerſpruch in deren Angabe; doch hat die Folge bewieſen, daß ſie für den Orden nicht drückend ſeyn konnten, denn er blieb im Beſitz ſeiner Länder, und das polniſche Heer verließ Preußen.

Theurer wurde zu gleicher Zeit von den Litthauern zweyjährige Waffenruhe erkauft. Der Orden mußte einen Theil von Samayten, ſammt den zwey Feſten Friedburg und Bayern, den Großfürſten abtreten, die, während dieſes Feldzugs, jeden gefangenen Ritter, ihres Vaters Geiſt zu verſöhnen, opfern ließen. Nach geſchloſſenem Frieden zog Olgerd 'gen Podolien, ſchlug dort ein tatariſches Heer, eroberte die Provinz und gab ſie ſeinem Neffen.

Dieſe Thaten verrichtete Werner von Orſelen als Krieger und Staatsmann. Er neckte und erbitterte, gleich ſeinen Vorfahren, die Litthauer durch fruchtloſe Kreuzzüge; er miſchte ſich unberufen in die Wahlverhandlungen der Kurfürſten; er warf ſich gleichſam zum Richter auf zwiſchen Uladislaus und Johann von Böhmen, verwickelte dadurch den Orden in lange blutige Kriege, nichts davon tragend, als tiefe Wunden dem Lande geſchlagen, und Pergamente, die kraftlos blieben, wenn ſie nicht mit dem Knopfe eines ſiegreichen Schwertes beſiegelt wurden.

I.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Liefland. Folgen des zu Avignon vom Papſte geſprochenen Urtheils.

Weit entfernt, die vor dem päpſtlichen Throne feyerlich beſchwornen Zuſagen zu erfüllen, verdoppelten die Ritter, in deren Herzen Rache kochte, jede Art von Gräuel, mordeten mit derſelben Fauſt, die vor Kurzem noch das Evangelium, Beſſerung gelobend, berührte; ermordeten einen Canonicus von Oeſel, der klagend gen Rom ziehen wollte; fingen mehrere Geiſtliche, marterten ſie im Gefängniß, bis ein Verſprechen ihnen abgepreßt worden, nicht in Rom zu klagen. Ein ähnliches Schickſal erfuhr ein Rathsherr der Stadt Riga mit ſeiner Familie; auch viele Bürger konnten nur, indem ſie harten Bedingungen ſich unterwarfen, ihre Freyheit retten. 1324. Aufs neue erſcholl die Klage, daß ſie den Großfürſten Gedemin auf alle Weiſe hinderten, ein Chriſt zu werden. Die Geſandten und Glaubensprediger, nach Litthauen pilgernd, oder von dort in chriſtliche Länder ziehend, wurden grauſam ermordet, wie ſolches einem Bruder Gerhard vom Minoritenorden wiederfuhr, den Gedemin nebſt mehreren Gefährten nach Riga ſchickte; im Schloß Aſcherade fand der Unglückliche einen finſtern Kerker, und ein litthauiſcher Geſandter, **Sedegall**, den Tod. Die Neubekehrten wurden nicht allein fortwährend hart bedrückt, ſondern ſogar an Heiden und Schismatiker zu ewiger Knechtſchaft verkauft. Um ſich von dem Vorwurf zu reinials werde durch ihre Tücke Gedemin vom Chriſtenglauben abgeſchreckt, boten ſie ihm tauſend Mark Silbers und viertauſend Gulden, wenn er von ihrer Hand die Taufe empfangen wollte, gelobten auch in dieſem Falle, die Feſten abzubrechen, die ſie gewaltſam im erzbiſchöfflichen Gebiet erbaut hatten. Der Biſchoff von Oeſel und andere Prälaten wurden mit harten Worten bedroht, wenn ſie den vom Orden ſelbſt beſchwornen Frieden mit Litthauen nicht brechen wollten. Die geiſtlichen Amtsverrichtungen in Kirchen und Kapellen, den liefländiſchen Biſchöffen ausdrücklich vorbehalten, ließ der Orden durch ſeine Brüder, oder auch wohl durch Fremdlinge verrichten. Erzbiſchöffliche Vaſallen wiegelte er auf; gegen Bitten und Ermahnungen blieb er taub, der Drohungen ſpottete ſein Uebermuth. Dieſer ſchamloſe Treubruch ſtellt ſich um ſo gehäſſiger dar, als die Ritter nicht einmal der Mühe werth hielten, ihre Leidenſchaften nur ſo lange zu zügeln, bis die päpſtlichen Botſchafter ſich entfernt haben würden. Darum ſprach endlich, nach erſchöpfter Geduld, der Erzbiſchoff Friedrich, in Gegenwart der Stellvertreter des heiligen Vaters, bey ausgelöſchten Lichtern und dumpfen Glockenton, den Bannfluch über ſie aus; ließ ihn beſiegelt an alle Kirchenthüren heften, ſagte jedoch am Schluß die milde Verſicherung hinzu, daß er noch ſtets bereit ſey, die Irrenden, Reuigen mit offnen Armen zu empfangen. 1325.

Vergebens! die Ritter rechtfertigten, was Uladislaus von ihnen nach Riga ſchrieb: „Sie kehren ſich weder an Gottesfurcht noch Menſchenehre, weder an Scham noch Tugend; ſie ſind reiſſende Wölfe in Schafspelzen und vom Neide gekreuzigt.“

Der neue Landmeiſter, Eberhard von Monheim, übertraf noch ſeine Vergänger an Hochmuth und Grauſamkeit, plünderte Kirchen, ließ gefangene Prieſter Hungers ſterben, verbrannte ihre Bücher (vermuthlich weil ſie Zeugniſſe von des Ordens Schandthaten enthielten), ſpottete des Bannes, und zu Allem ſchwieg der Landmeiſter. Da verband der Erzbiſchoff ſich insgeheim mit den Bürgern, und als die Brüder zu Riga ein Kapitel hielten, drangen plötzlich erzbiſchöfliche Diener, mit bewaffneten Bürgern vereint, zu ihnen herein, trieben ſie Alle aus der Stadt; die ſich wehrten wurden erſchlagen. Doch mißglückte ein Verſuch auf die Feſte Dünamünde.

1330. Rache ſchnaubend verſammelte Eberhard von Monheim ſeine ganze Macht, und belagerte Riga, minder jedoch auf ſeine Stärke bauend, als auf den Mangel, der in einer reichen wohl bevölkerten Stadt nothwendig bald ſich zeigen mußte. Deshalb umzingelte er ſie, und hemmte wachſam alle Zufuhr. Dennoch trotzten die Bürger ihm ein ganzes Jahr, Entſatz von Gedemin, oder kräftigen Beyſtand vom Oberhaupt der Kirche hoffend, bis endlich die aufs Höchſte geſtiegene Noth ſie zur Unterwerfung zwang. Der Landmeiſter ſchrieb harte, demüthigende Bedingungen vor. Die Rathsherren mußten ſich im Lager ſtellen, die Privilegien der Stadt zu ſeinen Füßen legen. Ein Theil der Feſtungsgraben wurde ausgefüllt. Dreyßig Klafter von den Mauern ließ Eberhard niederreißen, um durch dieſe Lücke mit ſeinem Heer triumphirend einzuziehen. Ein armes Weib, obgleich halb verhungert, rief lachend, als ſie den dicken Landmeiſter vorüber ſchreiten ſah: kein Wunder, daß er nicht, wie andere Menſchen, durch ein Thor zu gehn vermag.

Die unglückliche Stadt verlor ihre koſtbarſten Rechte, und Eberhard eilte, durch Erbauung eines feſten Schloſſes, ſie noch ſicherer im Zaume zu halten. Das Klagegeſchrey der Geiſtlichkeit drang bald nach Rom, Bannflüche donnerten vom päpſtlichen Throne herab; allein der Orden blieb taub, und die Erzbiſchöffe, deren Macht ſo tief geſunken war, daß ſie dem Landmeiſter eine Zeit lang den Titel gnädiger Herr beylegen mußten, gewöhnten ſich nach und nach an eine getheilte Herrſchaft über Riga.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Geſetze Werners von Orſelen.

Als löblich würde die Geſchichte Werners Eifer rühmen, wenn er, durch weiſe Geſetze, dem ſchrecklich wachſenden Verderben ſeiner Brüder Einhalt zu thun verſucht hätte. In Liefland ſollte Johann von Hohenhorſt Landmeiſter werden, und nur der Umſtand, daß er eines Diebſtahls öffentlich überwieſen wurde, ſchützte das Land vor einem ſolchen Regenten. — Comthur Siegfried zu Graudenz war ein ſolcher Wutrich, daß er, durch die Dörfer reitend, immer Stricke mit ſich führte, um jeden unglücklichen Preußen, der ſeinem Befehle zuwider gehandelt, auf der Stelle zu hängen. — Ein Vogt zu Saalfeld ſprach ein ungerechtes Urtheil gegen eine arme Wittwe, weil ſie ihre Tochter ſeinen Lüſten nicht Preis geben wollte. — „Was ſie den Heiden ſollen Verdruß thun“

ſo drückt ein Chronikenſchreiber naif ſich aus, „das thun ſie den Chriſten; ein Hund, der ein Wild beißt, iſt ihnen lieber, als ein Prieſter mit dem Sacrament; den Hund loben ſie, den Prieſter ſchänden ſie; den Hund ſpeiſen ſie, den Prieſter laſſen ſie hungern."

Während Carl. Beſſarts Abweſenheit, ſagt ein Anderer, „ließen ſich die Brüder lieber vor den Kellern, als bey andern guten Uebungen finden, und wurden ſie zu Tiſch berufen, ſo hätte man nicht dürfen Ochſenfleiſch auftragen, weil deren viele einen guten groben Ochſen mitbrachten."

Nach ſolchen Beyſpielen und Schilderungen hätte man vermuthen dürfen, Werner von Orſelen werde vor allen Dingen, wenn er als Geſetzgeber ſeinem Orden Wohlthaten hinterlaſſen wollte, die verlorne Zucht wieder herzuſtellen ſuchen, zumal da er ſelbſt ein redlicher frommer Mann von unbeſcholtenen Sitten war. Auch zeigte er ſeinen Haß wie ſeine Strenge gegen Laſter, indem er jenen verbrecheriſchen Vogt zu Saalfeld durch Pferde in Stücken reißen ließ. Aber für Regenten iſt minder ſchwer und rühmlich, Laſter zu züchtigen, als ihnen vorzubeugen. Werners Geſetze trugen den Stempel ſeiner Geiſtesſchwäche. Sie ſchmeichelten dem hohen Adel, empörten das rechtliche Gefühl des Niedern. Die Edlen, die vier Wapenſchilde aufzuweiſen, oder von Kaiſern und Königen durch Tugend und Thaten den Adel erlangt, ſollten hinfort den Titel Dominus bekommen, und zum Beyſpiel Bruder Luderus, ein braunſchweigiſcher Prinz, Herr zu Braunſchweig begrüßt, die ohne Schilde gebornen hingegen ſchlechtweg Brüder genannt werden. Nur den höhern Adel beehrte er mit dem Wörtlein von, und andern Auszeichnungen; der niedere durfte keine braune Orgel oder [illegible], keine weißen Mäntel tragen, mußte ſich mit einem Hut und Mänteln von lichtgrauer Farbe begnügen. Wer da weiß, wie mächtig ſolche Dinge auf Menſchen wirken — und wer weiß das nicht? — der wird begreifen, wie ſchnell der Muth hier ſinken, dort in Uebermuth verwandelt werden mußte. Doch an eitlem Schmuck allein genügte dem höhern Adel nicht, ihm wurden auch Aemter und Würden ausſchließlich ertheilt. Nur große Verdienſte ließen dann und wann für die geringern Brüder Ausnahmen hoffen. Murrend wünſchten die Letztern einen Zug gegen die Feinde, um den empfangenen Schimpf zu tilgen, und — (nach dem Bericht eines wackern Alten) zu erweiſen: „daß nicht an vielen Schilden, hohem Herkommen, ſondern an einem männlichen, aufrichtigen, unerſchrockenen Gemüthe Alles gelegen ſey.“ Viele brave Männer traten aus dem Orden; die Zurückbleibenden trugen einen Wurm am Herzen, der ſich bald in das Mark des Ordensſtammes eingrub. „Ein klein Herz im großen Adel“ ſpricht die Chronik, „will mehr gefürchtet als geliebt ſeyn.“

Auch den Ordensprieſtern bewies Werner kleinliche Gunſt, ihnen den Titel Chorherren verleihend, ſammt dem Rechte, ſäumige Brüder durch ſtrenge Faſten bey Waſſer und Brot zu ſtrafen. Um das Maß der Schwachheit zu füllen, erlaubte er den faulen Bettelmönchen, im ganzen Lande, ſelbſt auf Ordensgütern, Almoſen zu ſammeln.

Seine Frömmigkeit bewies er durch die Vorſchrift, daß jeder Bruder täglich zwey Mal den Glauben ſprechen ſolle. Gelehrten und Ungelehrten ſchärfte er ein, ſich im Gebet der deutſchen Sprache zu bedienen; damit aber auch vor Gottes Throne die eingeführte Rangordnung bekannt werden möchte, ſo verſtattete er dem höhern Adel lateiniſch zu beten, wenn er es verſtünde. — An Geſetze, die des Landes innern Flor befördern konnten, dachte Werner nicht. Denn daß er die armen Preußen zu einer Abgabe zwang, wenn ſie täglich mehr als zwey Maß Bier zu trinken ſich erkühnten, geſchah weniger um dem Laſter der Trunkenheit zu ſteuern, als um den Ordensſeckel zu füllen.

Ein Jahr vor ſeinem Tode hielt er zu Marienburg ein großes Kapitel, dem auch die Meiſter von Lief- und Deutſchland beywohnten. Hier zeigte er abermals den ehrlichen Mann, der das Gute will, doch die Mittel nicht zu prüfen, nur für den nächſten Augenblick ſie zu berechnen weiß. Die damals entworfnen Satzungen hatten in der Folge mächtigen Einfluß auf des Ordens Schickſale. Sie lauteten alſo:

Nach des Hochmeiſters Tode ſoll der Deutſchmeiſter Statthalter ſeyn, die neue Wahl leiten. Unter dreyzehn Wählern entſcheidet Stimmenmehrheit. Werden zwey Hochmeiſter zugleich erkoren, oder ein Angemaßter dem Orden aufgedrungen, ſo ſoll, bis zu regelmäßiger Wahl, nur dem Deutſchmeiſter gehorſam werden.

Wenn ein Bruder das Hochmeiſteramt erſchleichen oder ertrotzen will, und durch Urkunden oder Zeugniß zweyer unbeſcholtener Brüder deſſen überwieſen wird, ſoll er nach Verdienſt beſtraft, aller Aemter auf ewig entſetzt, und — hätte er gar durch fremde Gewalt, Papſt, Kaiſer oder Könige, ſein Vorhaben durchzuſetzen verſucht — in ewigem Gefängniß gepeinigt werden. Alle die ihm beygeſtanden — wo ſie nicht aus Einfalt geſündigt — ſoll gleiches Schickſal treffen.

Städte, Schlöſſer, Länder, nicht höher als 2000 Mark löthigen Silbers an Werth, mag der Hochmeiſter,

ſter, mit Rath der Gebietiger und des Kapitels, verpfänden, vertauſchen, verkaufen; doch überſteigt der Werth jene Summe, ſo iſt die Veräußerung nichtig, wenn nicht beyde Landmeiſter eingewilligt haben. Wird, auf Ermahnung des Deutſchmeiſters, das Geſchehene nicht binnen drey Monden widerrufen, ſo ſoll der Hochmeiſter vom Amte geſtoßen werden. Denn nur angeſtorbene Lehen in Preußen darf er verleihen, um des Ordens wackere Diener zu belohnen.

Wenn Brüder gegen Gott, den Orden oder ihre Seele ſündigen, und der Hochmeiſter, um Gunſt, Gabe, Freundſchaft oder Sippſchaft willen, ſie gar nicht, oder zu gering beſtraft, oder die vom Kapitel verhängte Strafe nicht vollzieht, auch zwey bis drey Mal gleiche Fahrläſſigkeit ſich zu Schulden kommen läßt, ſo ſoll er ſeines Amtes verluſtig ſeyn; doch daß die Sache von Wichtigkeit befunden werde, denn nicht um kleiner Dinge willen ſoll man ihn entſetzen.

Wenn derſelbe wider Eid und Gewiſſen handelt, dem Orden Schimpf und Schaden zuzieht, gelinde oder ſtrenge (zu weich oder zu hart), regiert, Siegel und Brief nicht hält; ſo ſoll der Deutſchmeiſter, nach vorhergegangener dreymaliger Warnung, auch Anberaumung einer Friſt zur Beſſerung, ſelbſt nach Preußen kommen, ein Kapitel berufen, den ſchuldig Befundenen vom Amte ſtoßen, ihn jeder Ordenswürde für unfähig erklären. Daſſelbe Schickſal, ſchwere Buße, ewiges Gefängniß, ſoll die böſen Rathgeber treffen.

Geſchähe es, daß ein ſtarker Anhang des Schuldigen den Deutſchmeiſter hinderte, in Preußen ſelbſt jene Gerechtigkeit zu handhaben; ſo ſoll er den Hochmeiſter nach Deutſchland vorladen, dort ihn richten. Erſchiene der Beklagte nicht, oder weigerte dem Urtheil

Unterwerfung, ſo wird er als entſetzt, und, bleibt er widerſpenſtig, als geächtet angeſehn. Ein Gleiches wiederfahrt Allen, die ihm gehorchen oder beyſtehen, man ſoll ſie für Unflätige halten.

Zu ſolchen Verhandlungen ſoll der Meiſter in Liefland, als der Erſte nach dem Deutſchmeiſter, der, gleich dieſem, ſein eignes Siegel führt, oder deſſen Abgeordnete gezogen werden, doch alſo, daß, wenn er auf ergangene Ladung nicht erſcheint, des Deutſchmeiſters Verordnungen gleiches Anſehen behalten. — In allen übrigen, hier unerwähnten Dingen ſoll des Ordens Oberhaupt nach wie vor Gehorſam zu fordern berechtigt ſeyn. —

Geſetze gegen beſtimmte Verbrechen ſetzen voraus, daß ſolche wirklich ſchon mehrere Male begangen, Abhülfe nothwendig geworden. Da aber noch keiner der bisherigen Hochmeiſter, ſo viel bekannt, ſich ſo ſchwer verſündigt hatte (denn Hohenlohe's Beyſpiel wäre unpaſſend), ſo bleibt unbegreiflich, warum Werner von Orſeln Dinge berührte, künftigen Möglichkeiten durch ſtrenge Geſetze vorbeugte, die ein ehrgeiziger Deutſchmeiſter leicht mißbrauchen konnte, und die gar oft den ganzen Orden ſpalten mußten. Der Hochmeiſter ſollte ſein Amt verwirkt haben, wenn er den Orden in Schimpf und Schaden brächte! Wie vieldeutig ſind dieſe Worte? Wie leicht konnten Neid und Haß in den wohlgemeinteſten, auch gut berechneten, nur nicht vom Glück begünſtigten Schritten, Grund zu der gehäſſigen Anſchuldigung finden! wie leicht bey nothwendigen Veräußerungen den nützlichſten Maßregeln Hinderniſſe in den Weg werfen!

Etwas von dieſen Bedenklichkeiten mag wohl im Kapitel ſelbſt gefühlt worden ſeyn, denn man fand für gut, die neuen Geſetze nicht in das Ordensbuch zu ſchreiben, ſondern ſie geheim zu halten, bis es Noth thue; weil unziemlich ſey, daß gemeine oder weltliche Leute Kundſchaft davon bekämen. —

Zu Werners Zeiten ſpukte in Deutſchland eine neue fanatiſche Secte, Offenbarungen lügend, die Wiedereroberung von Paläſtina weiſſagend, und zu dieſem Behuf überall Geld ſammelnd. Ihre Bekenner trugen weiße Mäntel mit einem grünen Andreaskreuz verziert. Auch nach Preußen wollten ſie kommen, von manchem deutſchen Fürſten mit Wärme empfohlen. Allein der Hochmeiſter verſchloß ihnen weislich ſeine Gränzen, und achtete des Spottes der Fürſten nicht, die ſich vernehmen ließen: Ein Bettler ſehe ungern einen Andern vor der Thüre ſtehn. Hatten ſie Recht, ſo war Eigennutz diesmal ein ſicherer Führer, denn der Betrug ward offenbar, und die grün bekreuzten Weißmäntel zerſtreuten ſich bald nachher.

Die vielen in deutſcher Gefangenſchaft ſchmachtenden Litthauer machten dem Orden das Erbauen neuer Städte leicht, die man überdieß nicht wie die heutigen ſich denken darf, weil ſonſt ein Zeitraum von ſechs kriegeriſchen Jahren unmöglich für die ungeheure Arbeit hinreichend geweſen wäre. Biſchoffswerder, Neumarkt, Gutſtadt, Lüneburg, Bartenſtein, Gilgenburg, der Theil von Königsberg Kneiphof genannt, und mehrere Schlöſſer ſtiegen empor, auch Preußiſch Eylau, in unſern Tagen ſo berühmt durch die Tapferkeit zweyer mächtigen Nationen. —

1330. Werner von Orſeln erlitt einen gewaltſamen Tod. Johann von Brondorf oder Bienendorf, oder wie er ſonſt geheißen, ein Märkiſcher von Adel, ein heftiger ausſchweifender Mann, war in den Orden getreten, um im Kampfe gegen die Ungläubigen das ihm läſtige Daſeyn auf eine fromme

Weiſe los zu werden. In einer Ablaßpredigt hatte er zuerſt, ſeiner vielen Sünden wegen, dieſen Vorſatz gefaßt. Allein der Hochmeiſter verweigerte ihm die Erlaubniß, einem Zuge gegen die Litthauer beyzuwohnen, unter dem Vorwande, man habe kein Pferd für ihn; eigentlich befürchtend, Brondorf wolle nur im Lager zügelloſer leben. Der Abgewieſene ſchrieb an ſeine Verwandten, die ihm zwey ausgerüſtete Pferde ſchickten. Sogleich erneuerte er ſein Anliegen. Da rieth ihm Werner: er ſolle ſich zuvor durch frommen Wandel zum Tode bereiten. Ja, weil nach den Ordensgeſetzen kein Bruder Eigenthum haben durfte, ließ er ihm ſogar die beyden Roſſe nehmen. Dieß harte Verfahren machte ihn wahnſinnig. Er ging und kaufte ein Meſſer. Als der Meſſerſchmidt ihm auch die Scheide bot, verſetzte er: ich will mir die koſtbarſte Scheide in ganz Preußen dazu ſuchen.

An einem Novembertage hatte Werner einſam in der Kapelle gebetet. Brondorf lauerte auf ihn, und als er ſorglos, von einem Hündlein nur begleitet, zurückkehrte, ſtieß ihm der Meuchelmörder ſein Meſſer in den Leib, mit den Worten: „Nimm mir mehr das Meine.“ — Sinkend ſtammelte der Hochmeiſter: „das vergebe dir Jeſus Chriſtus!“ — Von raſender Wuth ergriffen, drückte der Wahnſinnige ihm den Mordſtahl noch tiefer in die Bruſt, entfernte ſich dann von dem bellenden Hündlein verfolgt. Des Hochmeiſters Diener, durch dieß Gebell herbeygezogen, ſahen den blutbeſpritzten Mantel und verhafteten den Böſewicht. „Ich bin kein Verräther“ ſprach er getroſt, „ſondern habe ihn als ein Kriegsmann erſtochen und zuvor ihm eidlich abgeſagt.“

Der Hochmeiſter lebte noch eine Stunde, verläugnete auch in den letzten Augenblicken ſeine frommen

Geſinnungen nicht, indem er dem Mörder nochmals verzieh. Bronderf wurde in einen Kerker geworfen, um dort im neuen Hochmeiſter ſeinen Richter zu erwarten. Allein das Kapitel beſchloß, einen päpſtlichen Ausſpruch zu heiſchen. Der heilige Vater löſte den Meuchelmörder von dem verwirkten Banne, verdammte ihn blos zu lebenswierigem Gefängniß bey Waſſer und Brot; eine Gelindigkeit, die unbegreiflich ſcheinen würde, wenn nicht ein noch vorhandenes Zeugniß der preußiſchen Prälaten den Unglücklichen für verrückt erklärte.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Luderus von Braunſchweig.

Es ſcheint nicht, daß ſeine hohe Geburt ihm zu dieſer Würde verholfen, denn er war ſchon über dreyßig Jahre des Ordens Mitglied. Seine Geſtalt flößte Ehrfurcht, ſein Charakter Vertrauen ein. Die Polen ſelbſt rücken ihm nur einen einzigen Fehler vor: Mangel an Friedfertigkeit. Er war ſtreng gerecht, Beſchützer der Wiſſenſchaften, der Dichtkunſt geneigt und ſelbſt ein Dichter; denn er beſchrieb in deutſchen Verſen das Martyrerthum der heiligen Barbara.

Seines Vorgängers trauriges Ende wurde die Veranlaſſung zu unerhörten Maßregeln für der künftigen Hochmeiſter perſönliche Sicherheit. Eine Leibwache wurde ihm zugeordnet, ein Knappe trug Schild und Mantel vor ihm her. Ein Ritter, den er ſelber wählen mochte, Compan des Hochmeiſters genannt, ſollte Tag und Nacht um ihn bleiben, ſtatt ſeiner Allen, die etwas zu ſuchen kamen, Red' und Antwort geben. Der erſte Compan war ein Graf von Henneberg. Dieſe neue Würde vervielfachte ſich in ſpätern Zeiten, aus Prachtliebe oder Bedürfniß; man zählte bis vier Compans.

Endlich einmal eine Regierung — leider eine kurze — unter welcher von blutiger Bekehrung der Litthauer ſelten die Rede war. Mit den Völkern des Bayerfürſten von Brandenburg vereint, mochten wohl die Ritter einige Streifzüge wagen, einige hundert Heiden todten oder taufen, einige Schlöſſer zerſtören oder bauen, aber ihre ganze Kraft verzehrte der Krieg mit Polen und Prieſtern.

Der Biſchoff von Cujavien, obſchon unlängſt vom Orden zu einem Vergleich genöthigt, führte Klage vor dem Papſt, fand um ſo leichter offene Ohren, da der vom heiligen Vater gehaßte Kaiſer Ludwig, durch Beſtätigung der Ordensprivilegien, zur Genüge bewieſen hatte, daß er die Ritter zu ſeinen getreuen Anhängern zähle. „Ihr habt" ſo donnerte Johann XXII., „ihr habt Pomerellen mit Unrecht an euch geriſſen; ihr entblödet euch nicht, jedem Biſchoff ſeinen Zehnten, dem römiſchen Stuhle den Peterspfennig vorzuenthalten; ihr habt den cujaviſchen Kirchenſprengel verheert, auf dem Kirchhofe zu Wladislaw Menſchen erſchlagen, die Hauptkirche daſelbſt, ja die Reliquien der Heiligen, den Flammen Preis gegeben; ihr habt das Schloß zu Nazianz geplündert, ſogar die Lebensmittel dem Biſchoff geraubt." Darum fuhr der Bannſtrahl auf Preußen herab, und alle Privilegien des Ordens wurden aufgehoben. Doch, obgleich die Polen, an allen Sonn- und Feyertagen, den päpſtlichen Bliz von den Kanzeln

ſchlenſchleuderten, ſo ließ er dennoch — wie ein Alter ſpricht — „die Ritter ſich ihr Brot und Bier nicht minder ſchmecken,“ ja, ſie mehrten noch ihre geiſtlichen Feinde, indem ſie unbefugt ſich in die Biſchoffswahl des ermländiſchen Kapitels miſchten. Schon unter Werner von Orſelen waren deſſen Stimmen zwiſchen zwey Bewerbern getheilt; die Nebenbuhler begaben ſich beyde nach Rom, wo der Eine, wie man behauptet, von dem Andern vergiftet wurde. Bald aber verlor auch dieſer mit ſeinem Leben des Verbrechens Frucht, und — die Gelegenheit benutzend — wollte Luderus dem Kapitel ſeinen Kanzler Herrmann zum Biſchoff aufdringen. Des Zwiſtes Ende erlebte er nicht.

Ernſter noch, wenigſtens blutiger, war die neu 1330. ausbrechende Fehde mit Polen. Der ſchiedsrichterliche Spruch der Könige von Ungarn und Böhmen, auf welchen beyde Theile ſich berufen, erfolgte nicht, denn Johann, der unermüdete Wanderer, nachdem er Deutſchland und Frankreich durchzogen, ging nach Kärnthen, wo er ſeinen Sohn vermählte, von dort in die Lombardey, und kehrte lange nach des Waffenſtillſtands Ablauf erſt zurück. Dieſen Frieden brach der Orden, nach einem mißlungenen Verſuch den Herzog Semouit gegen Polen aufzuwiegeln, ihm, für Geld und Volk, des Feindes Länder zuſagend; allein da Semouit die theure Großmuth beharrlich ablehnte, ergriffen die Ritter haſtig eine andere Gelegenheit. Als nämlich Zamotuli, Woywode von Poſen und Statthalter von Großpolen, die letztere Würde dem Sohne ſeines Königs, Caſimir, abtreten mußte, trieb ihn beleidigte Herrſchgier zu den Teutſchen, die den Empörer mit offenen Armen aufnahmen, und dieſe Arme zu ſeinem Schutz bewaffneten. An der Spitze eines Ordensheeres, von dem Marſchall begleitet, verwüſtete Zamotuli Cujavien und ſeine vormalige Statthalterſchaft. Prinz Caſimir ſelbſt entrann ſeinem Schwerte nur durch ſchnelle Flucht in Wälder, aus welchen er die Flammen wehrloſer Städte empor lodern ſah, das Geſchrey der hülfloſen Einwohner hörte, die vom unedlen Feinde grauſam ermordet wurden. Dieſe und mehrere dergleichen Heldenthaten fanden ihr Ziel vor einer Verſchanzung, die der Rebell mit großem Verluſt vergebens beſtürmte. Allein er kam bald, vom Orden kräftig unterſtützt, mit neuer Macht zurück, noch einmal mußte ſein Vaterland des Beleidigten ſchwere Rache empfinden, mehrere befeſtigte Städte fielen in ſeine Gewalt. Alle Gefangene wurden fortgeſchleppt, um, gleich den Litthauern, mit gefeſſelten Händen Schlöſſer zu erbauen, deren Mauern mit Thränen befeuchtet, unter Seufzern wuchſen.

Anfangs wagten die Polen nicht, im offnen Felde ſich zu zeigen; nur den kleinen Raub- und Sengelkrieg führten ſie auf gleiche Weiſe, oft mit gleichem Glücke. Auch ihre Scharen geleitete ein verbrecheriſcher Fremdling, ein Comthur von Thorn, Hollenſtein, der, nachdem er zahlloſe Unthaten verübt, zum Könige von Polen entflohen war: vergebens hatte der Orden deſſen Auslieferung trotzig begehrt.

Uladislaus, vor dem überlegenen Feinde ſtets weichend, Lager und Gepäck ſogar ihm Preis gebend, wandte ſich plötzlich, als jener, in drey Haufen getheilt, den Rückzug antrat. Er hatte Mittel gefunden, durch einen Vertrauten, den Rebellen zu bewegen, daß er länger nicht im Eingeweide ſeines Vaterlandes wüte. Zamotuli, unter dem Vorwand, das polniſche Lager zu verkundſchaften, ritt bey Nacht an einen beſtimmten Ort, wo er den König fand, ſich ihm zu Füßen warf, und eine ſchon heimlich zugeſagte Begnadigung erflehte. Als Bürgſchaft künftiger Treue brachte er ein neues Bubenſtück. In der Deutſchen

ſchen Lager zurückkehrend, verſicherte er, Alles ſey ruhig, der König werde keinen Angriff wagen. Man vertraute ihm und blieb ſorglos. Uladislaus, nachdem er drey Tage lang dem Ordensheer nur von Ferne nachgezogen, wählte zum entſcheidenden Tage das Feſt des Schutzheiligen der Polen, Stanislaus. Mehr als dieſer Heilige begünſtigten ihn Nebel und Verrätherey. Der deutſche Vortrab hörte ſchon das Wiehern der feindlichen Roſſe, als Zamotuli noch immer zuverſichtlich widerſprach. Doch ſchon flatterten die polniſchen Fahnen aus dem Nebel hervor; die beſtürzten Deutſchen ſandten Eilboten aus, um die getrennten Haufen zurück zu rufen: man fabelt ſogar, ihrer Völker Muthloſigkeit gewahrend, hätten ſie deren erſte Glieder feſt an einander gebunden, um ihr Weichen zu hindern.

Der König hielt eine kurze, kräftige Rede an die Seinigen, gab dann das Zeichen zum Angriff, und ein Gemetzel begann. Man focht mit gleicher Wuth. Die Deutſchen wehrten ſich verzweifelt; als aber jetzt ihr Gaſt, derſelbe Zamotuli, für deſſen ſchlechte Sache ſie bereits ihr Blut vergoſſen hatten, ihnen plötzlich in den Rücken fiel, da wurde der Sieg ſchnell entſchieden. Der Polen Schwert verſchonte keinen, der die Waffen von ſich warf. Sechs und funfzig gefangene Ritter opferte der König grauſam ſeiner Rache; nur dem Ordensmarſchall, Dietrich Graf von Altenburg, friſtete er das Leben, reiches Löſegeld hoffend. — Allein der blutige Tag war noch nicht geendigt. Fliehend traf der Großcomthur, Otto von Lauterburg, auf den Comthur zu Elbing, Heinrich Reuß von Plauen, der des Heeres entfernt geweſenen Vortrab befehligte, die Flüchtlinge ſammelte, durch den Bericht von der Gefangenen unwürdigen Ermordung die Gemüther zur Rache entflammte, muthig dann den Kampf erneuernd, den Sieg an die Ordensfahne feſſelte. Der König floh, der Marſchall wurde befreyt.

Polniſche Geſchichtſchreiber verſchweigen dieſen Wandel des Kriegsglücks, und wird gleich die Wahrheit der Begebenheit minder durch Erbauung der Domkirche zu Königsberg, als Denkmal der Dankbarkeit, beſtätigt, ſo erhellt ſie doch unläugbar aus den Folgen, die zu jeder Zeit allein den Sieg beweiſen. Mehrere polniſche Veſten fielen bald darauf den ungeſchwächten Rittern in die Hände, und ſie ſchienen des ſichern Genuſſes ihrer Siegesfrüchte ſo gewiß, daß ſie ſogar im feindlichen Lande neue Schloſſer bauten und Comthure einſetzten.

An dieſen nicht gegen Heiden gerichteten Feldzügen nahm auch ein engliſcher Graf Howard Theil, der, zum Dienſt des Ordens, mit hundert Lanzen nach Preuſſen kam; ein abermaliger Beweis, daß der Geiſt der Kreuzzüge, wenigſtens in jenen ſpätern Zeiten, nur Hang zu Abenteuern war. Um Beute und Ruhm zu kämpfen, gleichviel mit wem; die körperliche Kraft, die unter gebildeten Völkern der Geiſt aufzehrt, ausſtrömen zu laſſen, gleichviel wo und wie; das war der Ritter Verlangen, das Kreuz ein ehrſamer Vorwand, mit dem ſie die Welt und oft ſich ſelber täuſchten.

1331. Einen fruchtloſen Verſuch, den Frieden herzuſtel-
len, machten die Könige von Böhmen und Ungarn.
Uladislaus beſtand hartnäckig auf der Zurückgabe von
Pommern, die der Hochmeiſter hartnäckig verweigerte.
Die Waffen mußten abermals entſcheiden. Allein der
König harrte lange vergebens auf ungariſche Hülfstrup-
1332. pen, indeſſen der Orden ungehindert eine Feſte nach der
andern und ganz Cujavien eroberte. Endlich kamen die
Ungarn,

Ungarn, der König rückte ins Feld, erfocht manchen Vortheil, und ſchwächte den Feind, der bey Johann von Böhmen Hülfe ſuchen mußte. Faſt erſchöpft, trafen beyde Kämpfer an der Drewenz auf einander, maßen lauernd ihre Kräfte, erwogen den unſichern Ausgang einer entſcheidenden Schlacht, und ſchloſſen Waffenſtillſtand auf ein Jahr. Der Orden behauptete ſeine Eroberungen in Cujavien.

Den Ablauf dieſer Friſt erlebte Uladislaus nicht. Als er ſeines Todes Annäherung fühlte, verſammelte er die Großen des Reichs, empfahl ihnen Caſimir, ſeinen Sohn, zum König, und ermahnte dieſen ſterbend, die gegen den Orden gezuckten Waffen nicht eher niederzulegen, bis er Pommern ſeinem Scepter unterworfen. Der vier und zwanzigjährige Jüngling beſtieg den Thron, unter der Leitung des Caſtellans von Krakau, eines weiſen, vorſichtigen Mannes. Um dem erſchöpften Lande Ruhe zu gewähren, und von Raubgeſindel es zu reinigen, welches, während der ewigen Kriege, furchtbar ſich vermehrt hatte, erneuerte er den Waffenſtillſtand mit dem Orden bis zum Johannistage des folgenden Jahres.

Gern verläßt der Geſchichtſchreiber die Blutſcenen, um den Hochmeiſter auf einer ehrenvollern Bahn zu begleiten. Seine Ermahnungen, noch mehr ſein Beyſpiel, wirkten heilſam auf die geiſtliche Zucht, obgleich man ihm bisweilen zu weit getriebene Milde vorrückte. Die Unterthanen regierte er väterlich, hielt auch die unterjochten Preußen in Ehren, adelte ſogar Einen derſelben, ſammt ſeinem Geſchlecht, um eine bewieſene Treue zu belohnen. Weiſe Geſetze ſchuf er gegen Trunkenheit, böſen Umgang, Verleumdung, Beſtechlichkeit der Richter und boshafte Kniffe, durch welche man die letzte Willensäußerung eines Kranken zu unterdrücken pflegte. Er nahm [illegible], 1333

dem

dern Fluch, als den der Polen, mit aus der Welt, den für ungerecht zu halten der Ordensgeiſt ihn überredete. In der Blende einer Mauer der Domkirche zu Königsberg erblickt man noch heute eines Ritters Bildſäule, über einem Todtenkaſten, der die Gebeine Luderus von Braunſchweig bergen ſoll. Dahin, heißt es, habe man ihn begraben, als bey ſeinem Tode der Bau der Kirche gerade bis zu dieſer Höhe gediehen war.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Dietrich, Burggraf von Altenburg.

1334. Dietrich, Burggraf von Altenburg, ein achtzigjähriger Greis, doch — wie ein Alter ſich ausdrückt — noch berührig von Kräften. Durch Verdienſt allein ſchwang er ſich von den niedrigſten Stufen bis auf den hochmeiſterlichen Stuhl. Trotz ſeines hohen Alters ſah er, mit gleicher Unerſchrockenheit, hier des Feindes Schwert, dort Roms Bannſtrahl blitzen! Der eingeriſſenen Gewohnheit, Unadliche im Orden aufzunehmen, ſuchte er zu ſteuern durch ein Geſetz: daß hinfort keiner den weißen Mantel erhalten ſolle, wenn er deſſen nicht würdig und wohl dazu geboren ſey. Einen ſchlimmern Mißbrauch meinte er zu vertilgen durch das Verbot, daß Ordensbeamte keinen Handel treiben ſollten. Aber hatte doch der Pabſt dieſen ungeheuern Widerſpruch gegen die Ordensſtatuten längſt gebilligt! —

Mit Polen wünſchte Dietrich Frieden, wollte einige Eroberungen zurückgeben, nur Pomerellen nicht; unterwarf ſich unbedingt, gleich Caſimir, dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruch der Könige von Ungarn und Böhmen. Dieſe beyden Monarchen kamen in Wiſſegrad zuſammen; 1335 auch der junge König Caſimir fand ſich ein; der Orden ſandte Heinrich Reuß von Plauen nebſt einigen Andern ſeiner angeſehenſten Glieder.

Die Ausſöhnung Polens mit dem Orden war weder das einzige, noch das wichtigſte Geſchäft der drey verſammelten Könige; doch nicht geringen Einfluß mochten ihre übrigen Verhandlungen auf dieſes haben; darum ſcheint nützlich, auf jene einen Blick zu werfen. Kaiſer Ludwig zog nach Welſchland, trotz des Papſtes wiederholten Bannfluch. In Rom ſetzte er Johann XXII. förmlich ab, und Nicolaus V. an deſſen Stelle. Unter den vielen Verbrechen, die man dem entheiligten Vater mit Recht oder Unrecht vorwarf, wurde auch deſſen Ermahnung an den deutſchen Orden gezählt, den Frieden mit den heidniſchen Litthauern nicht zu verletzen. Er ſtarb, unverſöhnt mit ſeinem geſchwornen Feinde, und Benedict XII. ging aus dem 1334 Conclave hervor.

Der König von Böhmen, vormals Ludwigs eifrigſter Anhänger, war jetzt ſein Widerſacher aus manchen Gründen, zu welchen vielleicht der ſchon gefaßte Entwurf gehören mag, den Kaiſerthron ſeinem älteſten Sohne, dem Marggrafen von Mähren zu verſchaffen. Es lag ihm jetzt daran, mit ſeinen Nachbarn friedlich zu leben, im Nothfall ſich ihres Beyſtandes zu verſichern; darum näherte er ſich freundlich dem jungen Caſimir; der König von Ungarn wurde Vermittler zwiſchen beyden; Johann entſagte der pohlniſchen Krone, die er ohnehin ſchwerlich jemals getragen hätte; Caſimir verzichtete dagegen auf Schleſien. Darin errichteten Johann und der König von Ungarn einen erneuerten Freundſchaftsbund, der den Gränzen beyder Staaten Ruhe ſchenken ſollte; und endlich ſchloſſen alle drey Monarchen ein förmliches Bündniß, dem, weil es viele ſeltſame Dinge enthielt, der Papſt die erbetene Beſtätigung verſagte.

Nun erſt wurde der Streit mit dem Orden reiflich erwogen, und folgendes Urtheil geſprochen: Cujavien und Dobryn, des Ordens Eroberungen, fallen zurück an Polen; hingegen ſchenkt Caſimir, als ein Almoſen, zum Heil ſeiner Seele, und um des Friedens willen, dem Orden Pommern, verzichtend auf alle ſeine Rechte, beſtätigt auch die Schenkungen ſeiner Vorfahren, den Beſitz von Culm und Thorn. — Es möchte ſcheinen, das Recht der deutſchen Ritter auf Pommern ſey unwiderſprechlich klar geweſen, da Caſimirs eigner Schwager, und Johann, ſein neuer, folglich warmer Freund, dem Orden Pommern zuſprachen; dem Orden, deſſen Hochmeiſter nicht in Perſon erſchienen war, indeſſen ein junger, liebenswürdiger Monarch perſönlich die polniſchen Anſprüche geltend machte. Allein es kam darauf an, Cujavien und Dobryn auf eine ſchlaue Weiſe dem Könige wieder zu gewinnen, ohne ihn an die Verzichtleiſtung auf Pommern zu feſſeln, und dieſe ſchwere Aufgabe einer liſtigen Staatskunſt löſte man durch die Wendung: Caſimir ſchenke jenes Land dem Orden. Folglich hatte der König von Böhmen es nicht verſchenken können; folglich hatten die Ritter kein anerkanntes Recht darauf; folglich mußte der polniſche Reichstag, den Reichsgrundgeſetzen gemäß, zuvor eine Veräußerung beſtätigen, die der König, ohne deſſen Zuſtimmung, nicht unternehmen konnte. Auch gab es nicht einmal von ſeiner Einwilligung eine andere Spur, als die der Spruch enthielt. Caſimir hätte wenigſtens eine, dieſem Spruche gemäße, unterwürfige Urkunde ausſtellen ſollen; allein er begnügte ſich, bey ſeiner Zurückkunft nach Polen den Hochmeiſter um die Rückgabe von Cujavien und Dobryn zu mahnen. Dietrich erklärte ſich bereit dazu, ſobald die polniſchen Stände die Schenkung von Pommern beſtätigt haben würden. Jetzt kam der Augenblick, wo man entweder den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch ganz erfüllen, oder den langen Zwiſt erneuern mußte. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Stände, nicht ohne Caſimirs geheime Zuſtimmung, das Letztere wählten, ihre Beſtätigung verweigernd.

Das hatte der Hochmeiſter nicht erwartet. Eben 1336. damals hoffte er, dem Frieden vertrauend, mit ungetheilter Macht das alte böſe Spiel gegen Litthauen wieder zu beginnen, denn mächtige Kreuzfahrer, der Marggraf von Brandenburg, die Grafen von Hennegau und Namur, mit vielen deutſchen Edlen, waren gekommen, um auch einen Ehrenzweig von der blutigen Eiche der Litthauer zu brechen. Doch die merkwürdigſte Begebenheit jenes Streifzuges, die Zerſtörung der Burg Pulleyen, iſt und bleibt nur ein Denkmal der Tapferkeit jener Heiden, würdig der Feder eines Tacitus wie der Leyer eines Homer. Dieſe feſte Burg, aus dicken Balken aufgeſchichtet, mit breiten; tiefen Gräben umringt, wurde von 4000 entſchloſſenen Männern vertheidigt, welchen ihr Anführer, Marger, ein litthauiſcher Fürſt, ſeinen Heldengeiſt einhauchte. Sie fochten nicht blos für ihre Götter, ihren Ruhm, ihr Eigenthum; auch was dem Menſchen am liebſten iſt, ihre Weiber und Kinder umſchloſſen die hölzernen Mauern. So oft ſie rückwärts blickten, hoben ſich unbewehrte Hände um Schutz flebend auf, und wohlbekannte, an das Herz dringende Klageſtimmen befeuerten thätigen, erweckten geſunkenen Muth. Lange hinderten ſie die Ausfüllung der Gräben, trotz den kunſtreichen feindlichen Bogenſchützen; und als endlich Holz, Erde und Leichen die Waffen der Belagerer bis unter das Bollwerk trugen, da ſchlugen ſie wiederholte Stürme mit unermüdeter Tapferkeit zurück.

Faſt verzweifelnd ſtarrten die Fliehenden das trozzige Holzſchloß an, als Ritter **Werner von Randorf**, liſtiger als tapfer, unter ſeine dreyßig Bogenſchützen ſechshundert Pfeile vertheilte, deren Widerhaken, mit Hanf in Pech getränkt umwunden, brennend hinüber flogen, brennend in die Balken drangen, und an hundert Stellen die Veſte in Brand ſteckten. Nur dem furchtbaren Element des Feuers wichen, nach vergeblichen Anſtrengungen es zu bekämpfen, die tapfern Vertheidiger, und — gleich den Numantinern ſchnell wählend zwiſchen Tod und Sclaverey — erwürgten die Gatten ihre Weiber, die Väter ihre Kinder, verbrannten deren Leichname auf einem Scheiterhaufen von aller ihrer Habe errichtet, erwieſen ſich dann wechſelſeitig den letzten Bruderdienſt, die Schwerter einander in die Bruſt zu ſtoßen, oder legten ihre Häupter unter das Beil einer Prieſterin. Nur **Marger** hatte den gräßlichen Muth, dieſes Trauerſpiels Ende abzuwarten, nicht um eine elende Zukunft zu retten, ſondern um der ruhmvollen Gegenwart gewiß zu ſeyn. Er hatte ſein geliebtes Weib in einem Keller verborgen; als nun, außer ihrem Winſeln, kein menſchlicher Laut mehr ſich in das Kniſtern der Flammen miſchte, da ſprang er hinab, ſenkte das Schwert in ihren Buſen, beſpritzte dann ihre Leiche mit ſeinem eigenen Blute. So zogen die Ritter über Schutt und Menſchenaſche auf den Schauplatz der Gräuel, und knirſchende Bewunderung ihrer tapfern Feinde war die einzige verachtete Beute, die ſie davon trugen.

Caſimir, ohnehin bereits mit dem Orden zwiſtig, mit dem Großfürſten hingegen verſchwägert und verbündet, wählte den Augenblick, in welchem der Hochmeiſter Litthauen verwüſtete, um Preußen zu verwüſten. Er kam plötzlich, ohne zuvor durch einen Herold, nach alter Sitte, die Fehde anzukündigen. Ein ſeltſames, buntes Gemiſch von Biſchöffen und Heiden befand ſich unter ſeinem Heere, das — wie gewöhnlich alle Heere jener Zeit — Raub, Mord und Brand zu ſeinem Tagewerk machte. War es Furcht oder Schwäche, die den Hochmeiſter bewog, ſtatt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, die Könige von Ungarn und Böhmen als beleidigte Schiedsrichter aufzurufen. Sie vermochten Caſimir zu einem Waffenſtillſtand, der am Johannistage des nächſten Jahres ablaufen ſollte. Indeſſen ſchien doch wenig Hoffnung vorhanden, das Urtheil jener gekrönten Richter bald erfüllt zu ſehn. Polens Stände bezüchtigten den König von Ungarn, der zuvor ihr ganzes Vertrauen beſaß, der Parteilichkeit; ſie wähnten ſich getäuſcht durch des böhmiſchen Königs Beredſamkeit; und da der Orden, ihren Widerſpruch nicht achtend, im Beſitz der eroberten Pfänder oder gepfändeten Eroberungen blieb, ſo klagten ſie aufs Neue bey dem Papſte, der ſich vergebens erbot, das angefochtene Urtheil zu beſtätigen.

Indeſſen hatten die Litthauer den Tod ihrer Helden gerächt, und bey einem Ueberfall in Preußen der Gefangenen ſo viele in die Sclaverey geſchleppt, daß allein tauſend und vierzig Jungfrauen unter ihnen getheilt wurden. Jetzt aber, den Waffenſtillſtand benutzend, wollte und konnte der Orden Rache üben: denn Johann von Böhmen, deſſen ganzes Leben auf 1337.

Feldzügen und Reiſen beſtand; der **Herzog von Burgund**, ein Enkel Ludwig des Heiligen, einſt Prieſter, jezt den leeren Titel eines Königs **von Theſſalonich** führend; Herzog Heinrich **von Bayern**, **Herzog Wenzel** von Liegnitz, **ein Pfalzgraf am Rhein, ein Graf von** Piemont, und wie die vornehmen Raubfahrer Alle hießen, waren kampfluſtig herzugeſtrömt. Man hauſte, plünderte, nach alter frommer Weiſe; doch mit vollendeten Siegen zu früh ſich ſchmeichelnd, beſtimmte ſchon der Bayerfürſt das neubefeſtigte Schloß, welches ſeinen Namen trug, zur Hauptſtadt des eroberten Landes, verlieh, um ſeines Zuges Gedächtniß zu verewigen, der Burg ſein Wapen, der Beſatzung das ſtolze Recht, beym Angriff den erſten, beym Rückzug den letzten Platz zu behaupten. Am Schluß des Feldzuges befeſtigte der Hochmeiſter eine lange Strecke Landes durch Wälle, Gräben und Thürme, um — gleich der berühmten chineſiſchen Mauer gegen die Tatarn — Samland vor den Einfällen der Litthauer zu ſchützen.

Ehe der König von Böhmen Preußen verließ, machte er noch einen ſchwachen, keine Früchte tragenden Verſuch, Polen mit dem Orden zu vergleichen. Der Hochmeiſter beharrte auf der billigen Forderung, daß die Stände Polens ihres Königs Wort genehmigen und verbürgen ſollten. Caſimir, der Stimmung ſeiner Polen gewiß, verſammelte einen neuen Reichstag, der die Verhandlung mit den Deutſchen ungeſtüm abbrach, und nicht zufrieden Pommern, Cujavien, Dobryn vom Orden zu begehren, ihm auch Culm und Michelau entreißen wollte. Der Biſchoff von Krakau ging deshalb nach Avignon, den Papſt mit Klagen beſtürmend, indeſſen Kaiſer Ludwig der Bayer dem Orden ſein Gnade durch eine lächerliche S c h e n k u n g von ganz Litthauen bewies.

Allein

1338. Allein die ſogenannte neue Hauptſtadt dieſes Landes, **Bayern**, mit ihr vielleicht die Frucht zweyjähriger Streifzüge, wäre faſt dem Orden plötzlich entriſſen worden. Es gab unter den beſiegten Preußen eine Menſchengattung, von ihren Siegern **Wittinger** genannt. Dieſe **Wittinger**, oder ihre Stammväter, hatten ſich durch ausgezeichnete Treue des Ordens Huld und Belohnungen erworben, wenn man anders Belohnung nennen will, daß Nachkommlinge der edelſten Geſchlechter nur wenig beſſer als gemeine Knechte gehalten wurden. Man brauchte ſie als Briefträger und zu mancherley dergleichen Vertrauen heiſchenden Geſchäften. Jeder Comthur hatte deren eine Anzahl bey ſich, und ſo befanden ſich auch im Schoſſe Bayern zwey derſelben, die, mit ihrer Lage unzufrieden, ſich verſchworen, die Burg dem Feinde zu überliefern. Der Eine, zum Großfürſten fliehend, ſollte die Litthauer an einem verabredeten Tage vor die Burg führen, indeſſen der andere das Schloß in Brand ſtecken, und, während der daraus entſtehenden Verwirrung, die Pforten öffnen ſollte. Doch Verrath wurde durch Verrath gehindert. Ein deutſcher Edelknabe des Großfürſten erlauſchte was vorging, entrann und warnte die Beſatzung. Statt der offenen Thore ſah der anrückende Feind den zweyten Wittinger über die Mauer hängen, brachte in der erſten Wuth auch ſeinen Gefährten um, beſtürmte das Schloß zwey und zwanzig Tage lang vergebens, und floh endlich vor dem eilig herbeygeführten Entſatz des Hochmeiſters. Der Ordensmarſchall, **Duſemo von Arffberg**, begleitet vom rheiniſchen Pfalzgrafen, verfolgte die Litthauer, erſchien unerwartet im feindlichen Gebiete und machte große Beute. Faſt aber hätte Raubſucht dem gierigen Heere den Untergang gebracht, denn plötzlich ſah er ſich umringt von einem dreymal ſtärkern Feinde. Die Beredſamkeit des Marſchalls und des Pfalzgrafen befeuerten es dennoch mit Muth zum Angriff. Drey weite Büchſen, deren jede eine Kugel von der Größe eines Menſchenkopfes ſchoß, verſchafften ihm den Sieg: denn die erſtaunten Litthauer, wähnend ihr Donnergott Perkunas fechte für die Chriſten, entflohen mit Geheul.

Aber auch zu Avignon wurde indeſſen ein noch furchtbareres Geſchütz gegen den Orden gerichtet; der Papſt, durch den Biſchoff von Krakau gewonnen, ernannte Botſchafter zu des alten Streites Unterſuchung und Entſcheidung. Hart war die Sprache, deren ſich der heilige Vater in ſeiner ausgeſtellten Vollmacht bediente. Die Ritter, hieß es, die außer Gott keinen Herrn über ſich erkennen, ſollen, ſchuldig befunden, binnen ſechs Monden vor unſerm Stuhl erſcheinen, und weigern ſie Gehorſam, ſo ſollen augenblicklich alle ihre Privilegien als erloſchen geachtet werden.

Dem päpſtlichen Anſehn ſetzte der Orden kühn das Kaiſerliche entgegen, vorſchützend einen von Ludwig erwirkten Befehl, ſich, als Glied des Reichs, vor keinem fremden Richter zu ſtellen. Schon aus der Wendung dieſes Befehls konnte der Papſt leicht wahrnehmen, daß die Edelmönche dem geiſtlichen Flügelkleide längſt entwachſen, ihres Urſprungs kaum mehr eingedenk waren; denn der Kaiſer erlaubte ſich die dürre, und wahre Behauptung: der Orden ſey zur Vertheidigung des Reichs, und — dann erſt — des chriſtlichen Glaubens, von ſeinen Vorfahren geſtiftet.

Gebhardt und Gervaſi, die päpſtlichen Legaten, achteten dieſes erborgten Schildes nicht, ſondern luden zu Warſchau alle die Ordensglieder vor ihren Richterſtuhl, die unter Luderus von Braunſchweig zu der Eroberung von Großpolen mitgewirkt. Zu dieſer

Zahl gehörte der jetzige Hochmeiſter ſelbſt. Der ſandte aber blos einen culmiſchen Prieſter, mit dem Auftrag, die anmaßlichen Richter zu verwerfen und auf den heiligen Vater ſelbſt ſich zu berufen. Hierauf thaten 1339. die päpſtlichen Botſchafter den Orden in den Bann, verdammten ihn, Culm, Michelau, Pommern, Trzſe, Wladislaw, Dobryn, den Polen wieder abzutreten; durch eine Summe von 194500 Mark allen Schaden (den Caſimir ſo hoch angegeben und beſchworen hatte), zu erſetzen, und die zerſtörten, verbrannten Kirchen neu zu erbauen. Dieſer harte Urtheilsſpruch gründete ſich auf einen päpſtlichen Befehl, der ſich freylich wiederum auf einſeitigen Bericht der Legaten ſtützte. In demſelben erlaubte ſich der heilige Vater ſogar, die Ritter für infam zu erklären, und ſchrieb von Wort zu Wort das heftige Urtheil vor.

Doch, um dem geiſtlichen Richterſpruche Nachdruck zu verleihen, mangelte ein ſtarker, weltlicher Arm; darum erwarteten die Ritter, im ſeligen Beſitz, ruhig von der Zeit eine günſtigere Stimmung der Gemüther. Die Mittel, durch welche die Polen Einfluß in Avignon erworben, ſtanden ja auch dem Hochmeiſter zu Gebote, und er muß ſie klüglich benutzt haben, denn Benedict ſelbſt erklärte bald darauf: Der Bericht ſeiner Cardinäle habe ihm auffallende Mängel in jenem Urtheil enthüllt, ſo daß er weder rechtlich noch mit Anſtand den ausgeſprochenen Bann beſtätigen könne. Er ſchlug jetzt mildere Wege ein. Statt Richter zu ernennen, wählte er drey Biſchöffe zu Stiftung eines 1340. Vergleichs, und, damit kein Anſchein der Partheylichkeit mehr obwalten möchte, traf ſeine Wahl den Biſchoff von Cracau, einen Polen, den von Culm, einen Preußen, den von Meißen, einen Sachſen. Vorläufig hatte er bereits mit den Ordensgeſandten überlegt, wie der Streit zu vermitteln ſey. Cujavien, Dobryn und 10000 Goldgulden Schadenerſatz, meinte er, ſey billig, dem König zuzuſprechen. Beyder Theile Rechte auf Pommern möge man gründlich prüfen, den Zwiſt freundlich beylegen.

Warum die Biſchöffe dieſen ehrenvollen Auftrag ſäumig erfüllten, iſt unbekannt. Vielleicht, weil die 1341. Könige von Ungarn und Böhmen neue Verſuche machten, den von Polen zu Befolgung ihres Spruches zu bewegen; Ueberredungen, die dem jungen Caſimir um ſo weniger verdächtig ſeyn konnten, da abermals neue Bande an ſeine Bundesgenoſſen ihn knüpften; denn vor kurzem hatte er — ſelbſt keines Sohnes ſich erfreuend — ſeinen Neffen Ludwig, den Sohn des Königs von Ungarn, zu ſeinem Nachfolger auf dem polniſchen Throne erkoren; und eben jetzt, um dieſe Zeit, ſtarb ſeine Gemahlin Anna, worauf er ſich entſchloß, um Margarethen von Luxemburg, die Tochter des Königs von Böhmen, zu werben. Durfte Caſimir, bey ſolchen engen Verbindungen, noch Zweifel hegen, ob man auch das Beſte ihm rathen werde? — Dennoch nahm das Friedensgeſchäft einen ſchleichenden Gang, und wurde noch einmal durch den Tod des Hochmeiſters unterbrochen. Schon waren die Geſandten zu Thorn verſammelt, mit ihnen Marggraf Carl von Mähren; man erwartete nur Dietrich von Altenburg noch. Der fiel zu Marienburg in eine ſchwere Krankheit, aus welcher, ihn zu retten, ein ſechs und achtzigjähriges Alter wenig Hoffnung verhieß. Der Marggraf eilte zu ihm, nachdem er zuvor den Biſchoff von Cujavien bewogen, den Sterbenden vom Banne los zu ſprechen; ein Liebesdienſt, den der Greis minder dankbar erkannte, als die zahlreichen Wohlthaten, die der Marggraf und ſein Vater dem Orden ſtets erwieſen. Eine warme Erinnerung an dieſe, war der Gegenſtand des letzten Geſpräches zwiſchen Carl und dem Hochmeiſter. Wenige Stunden nachher hauchte Dietrich von Altenburg ſeinen Geiſt aus.

Er hinterließ manches Denkmal ſeiner Sorge für das ihm anvertraute Land; troz Krieg und bedenklichen Staatsgeſchäften, fand er noch Zeit, der Schulen zu Königsberg ſich anzunehmen; er ſtiftete die Handwerkszünfte und Gilden; er ließ, um die ſchlechten Groſchen der Polen und Böhmen zu verdrängen, die erſten Schillinge ſchlagen; er beſtimmte des Kloſters Oliva Gränzen und Gerechtſame; befeſtigte Schwetz; vergrößerte das Schloß zu Marienburg; baute eine Brücke über die Nogat, und wölbte die St. Annengruft zum hochmeiſterlichen Begräbniß, in welches er ſelbſt zuerſt hinabſtieg.

Noch mag von ihm bemerkt werden, daß er, wie ſchon einige ſeiner Vorgänger gethan, die Freundſchaft der ruſſiſchen Fürſten ſorgfältig unterhielt. Machtboten und Verträge ſandten ſich beyde Mächte, mit den wärmſten Verſicherungen fortdauernder Ergebenheit. Die Lage ihrer Länder war ſo beſchaffen, daß beyde gegen Polen und Litthauen ſich wechſelſeitig Hülfe leiſten konnten; es iſt daher zu verwundern, daß es dennoch immer nur bey höflichen Worten blieb. — Der Staatskunſt des Ordens getreu, hatte Dietrich auch in Pommern abermals von geldbedürftigen Fürſten, Schlöſſer, Städte und Länder gepfändet, mit der beliebigen Bedingung, Alles zu behalten, was zu geſetzter Friſt uneingelöſt blieb; wäre es gleich mehr werth, ließ er bedächtig hinzufügen, ſo ſoll doch das übrige zum Heil der fürſtlichen Seelen als geſchenkt betrachtet werden. Vermuthlich erlangten die Eigenthümer noch zu rechter Zeit Vernunft und Geld. Denn in der Folge beſaß der Orden jene Länder nicht. 1311.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ludolph König von Weizau.

1342. Ludolph König von Weizau, vormals Ordenstreßler, dann Großcomthur, jetzt Hochmeiſter. Doch bis zu ſeiner Wahl verſtrich eine Zeit, in welcher Carl von Schwarzburg, als Statthalter, mit ſolcher Strenge herrſchte, daß einige der in den polniſchen Eroberungen eingeſetzten Comthure abtrünnig wurden, allein vergebens Unterſtützung bey dem Könige von Polen ſuchten. Die Empörer wurden beſtraft, trotz mancher Vorſprache ihrer Brüder. So erzählt ein Alter, mit Worten kargend oder ſelbſt unwiſſend, und die Begebenheit liegt im Dunkel. Manche Fragen drängen ſich dem Forſcher auf. Welche Strenge handhabte Schwarzburg? — Widerſprach ſie den Ordensgeſetzen? Warum duldete man ſie von einem Statthalter? — War ſie in jenen gegründet? Wo fanden die Comthure Vorwand zur Empörung? betrachteten ſie den König von Polen als des Ordens Freund oder Feind? — Möglich war beydes, denn man ſtand mit ihm in Unterhandlungen, allein der Friede war noch nicht geſchloſſen. — Wollten die Mißvergnügten blos einen Vermittler ſich erbitten? oder ſollte Caſimir ihnen keine Waffen leihen? — Ein Schein des Rechts muß ihre Klagen doch umfloſſen haben, denn wie hätten ſie ſonſt unter ihren Brüdern Vertheidiger gefunden? — welche Art von Strafe ward ihnen zuerkannt? Vielleicht könnte man aus dieſer auf des

Verbrechens Beſchaffenheit ſchließen. — Alle dieſe Fragen bleiben unbeantwortet. Vermuthlich forderte Schwarzburg von einigen Schwelgern Sittenſtrenge, nach alter Regel, oder wollte ihren ärgerlichen Handel und Wandel hindern, nach Dietrichs von Altenburg neuern Verordnungen, daher etwa ſolche Brüder, welchen ihr Gewiſſen gleiche Sünden vorwarf, ſie vertheidigen mochten. Unter Ludolphs Verwaltung findet man nichts weiter davon erwähnt.

Noch bedauernswerther iſt das Schweigen der Geſchichte über die Urſachen, welche ſo lange den Friedensſchluß verzögerten, ja ſelbſt über die, welche ihn endlich bewirkten. Der neue Papſt, Clemens VI., 1342. wiederholte ſeines Vorgängers Worte an die ſaumſeligen Biſchöffe von Cracau, Culm und Meiſſen, um, wie er ſich ausdrückte, den Teufel an des Friedens längerer Störung zu hindern; allein es ſcheint nicht, daß dieſe kräftige Ermahnung den Eifer der Prälaten erweckte. Indeſſen ſuchte Caſimir auf jeden Fall neue Verbündete zu erwerben. Er vermählte ſeine einzige 1343. Tochter an den Herzog Boguslaus von Stettin. Die Urkunde, welche das Heirathsgut der Prinzeſſin beſtimmte, war zugleich ein förmliches Bündniß gegen den Orden.

Dießmal blieb die Vorſicht unnütz, denn Caſimir neigte ſich endlich zum Frieden. Man erwartet vergebens, bey dieſer Gelegenheit beyder Theile Rechte gründlich erwogen zu ſehen. Alles wurde mit Schweigen übergangen. Der Hochmeiſter ließ durch ſeine Geſandten den beſtrittenen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch dem Könige nochmals überreichen, und dieſer antwortete: er ſey bereit ihn zu erfüllen. Darauf wurden Cujavien und Dobryn zurückgegeben; Länder, die ohnehin dem Orden keinen ruhigen Beſitz gewährten, denn die Polen wollten die deutſche Sprache nicht lernen, gewöhnten ſich nimmer an die fremde Herrſchaft, ermordeten die Weißmäntel, wenn ſie nur konnten, und flohen dann zu ihrem Könige. Caſimir verzichtete für ſich und ſeine Nachfolger auf Alles übrige im Streit begriffene, ſogar auf ein eitles, aber oft hartnäckig behauptetes Vorrecht, Titel und Wapen des verlornen Landes fortzuführen; auch gelobte er, gegen ſeines Neffen und vermuthlichen Erben, Ludwigs von Ungarn, etwanige Anſprüche mit aller Macht den Orden zu ſchützen; den Heiden und Ungläubigen ſeinen Beyſtand zu entziehen. Die polniſchen Biſchöffe erklärten, daß die Entſagung in ihrer Gegenwart geſchehen, ſchwiegen aber von ihrer Einwilligung, weil geiſtliche Schlauheit künftige Ausflüchte gern offen hält. Die weltlichen Stände hingegen erklärten beſtimmt, Niemanden, ſelbſt ihrem Könige nicht, Beyſtand zu leiſten, wenn er die Zuſage brechen wolle. Der König und der Hochmeiſter kamen in Jungleſlau zuſammen, beſchworen den Frieden feyerlich, und der Reichstag beſtätigte denſelben. Nur der Erzbiſchoff von Gneſen, die Biſchöffe von Cracau, Leſlau, Poſen und Plozko ſollen ſich deſſen geweigert haben. Der mannigfaltige Schaden, dem Biſchoff von Culm durch die nunmehr beendigte Fehde zugefügt, wurde, weil vor der Hand weder Erſatz noch Rache zu hoffen war, von dem Prälaten chriſtlich vergeben. Hierauf beſuchte der König den Hochmeiſter in Thorn, wurde köſtlich bewirthet und kehrte zufrieden heim. Ludolph, um jeden Anlaß eines neuen nachbarlichen Zwiſtes zu entfernen, ſchloß in demſelben Jahre einen Gränzvertrag mit Semovit dem Herzog von Maſovien.

So war endlich der lange Hader ausgetilgt. Wie das geſchah, weiß die Geſchichte, warum es geſchah,

ſchah, begreift ſie nicht. — Welche Gründe bewogen den König und ſein Volk, zu Jungleſlau dieſelben Forderungen zu bewilligen, dieſelben Punkte feyerlich zu beſchwören, die von ihnen ſechs Jahre lang ſo hartnäckig waren verweigert worden? — Caſimir, der einzige polniſche Monarch, den die Geſchichte mit dem Beynamen der Große beehrt hat, war mächtiger als ſeine Vorfahren, weil er, ohne Widerſpruch, den größten Theil der ſonſt getrennten Herzogthümer beſaß, aus welchen das Reich beſtand; weil ſein inniges Bündniß mit Böhmen ihm Bürge war, daß deſſen Beherrſcher den Orden nicht unterſtützen würde; weil der junge König von Ungarn, ſein beſtimmter Nachfolger, im Fall eines Krieges, um ſeines eigenen Vortheils willen, ihm Beyſtand leiſten mußte; nicht zu gedenken der neuen Verbindung mit dem minder mächtigen Herzog von Pommern. Ruſſiſche Provinzen hatte ſein Schwert erobert, die Gränzen ſeines Reiches weit hinausgerückt, ja, in demſelben Jahre, in welchem er den Frieden beſchwor, ſtand er an der Spitze eines mächtigen Heeres, bereit die Kriegsfackel nach Schleſien zu tragen. Es war alſo weder Furcht noch Ohnmacht, die zur Nachgiebigkeit ihn bewogen. Wie erklärt ſich denn das Räthſel? — Warme Ordensfreunde entſcheiden ſchnell: Caſimir habe endlich ſein Unrecht erkannt, von der Ritter gutem Rechte ſich überzeugt. Als ob noch je ein Friedensſchluß aus einer ſolchen Ueberzeugung hervorgegangen wäre! Richtiger ſcheinen die zu ſchließen, die ſeinen launenhaften Eigenwillen, ſeinen Hang zur Wolluſt, ſeine Furcht vor Hölle und Papſt, vielleicht auch vor Tatarn und Ruſſen, zur Quelle des Wunſches machen, endlich einmal der Ruhe mit dem Nachbar ſich zu erfreuen.

Aber dieſes gefährlichen Nachbars Länderdurſt war noch nicht geſtillt. Abgerungene Friedensſchlüſſe bedeckten,

deckten, gleich einem Ehrenmantel, erſchlichene oder blutige Eroberungen, beweiſend, daß die empörendſten Gewaltthaten nach und nach in einen Nebel treten, der — ihre Mißgeſtalt verhüllend, doch nicht ihren Glanz — endlich zur Wolke gerinnt, in welcher ein trotziges Recht thront. Mit der Stimme der Unterdrückten pflegt auch die des Gewiſſens zu ſchweigen, und wenn vollends — wie nimmer fehlt — Schmeichler oder Eigennützige, lobend und billigend hinzu treten, ſo werden alte Vorwürfe vergeſſen, neue erſtickt, und was zum erſten Male nur ſchüchtern geſchah, wird zum zweiten Male keck und freudig unternommen. Jedes Blatt der Weltgeſchichte liefert den Beweis für dieſe Sätze, gleichwie hier des Ordens Verfahren gegen das ferne Ehſtland, das in Oſten ſein Gebiet begränzte, und ſeine Habgier längſt ſchon reizte.

Von einem Volke finniſcher Abkunft bewohnt, deſſen Eroberungen — wenn es nicht eingeboren war — im Dunkel der alten, ſchriftarmen Zeit liegen, war Ehſtland dem Joch der Schwertbrüder nur entronnen, um das von Dänemarks Statthaltern ſeufzend zu tragen. Oft, bey unleidlichem Druck, ging das Seufzen in lautes Murren, endlich in Verzweiflung über, und, eingedenk des Muthes ihrer Vorfahren, griffen die Ehſten zu den Waffen. Eine Verſchwörung der Bauern, deren Geheimhaltung der Verſchwornen Eintracht beweiſt, brach im Jahr 1343 in der St. Jürgensnacht aus. Mehr als achtzehnhundert Deutſche, Jung, Alt, Frauen, Jungfrauen, Knechte, Junker, wurden grauſam ermordet, um ihres tyranniſchen Hochmuths willen; ſelbſt Klöſter blieben nicht verſchont, denn, gleich den Preußen und Litthauern, kehrten die mit dem Schwerte getauften Ehſten ſchnell zu den Altären ihrer Väter zurück. Reval, die Hauptſtadt, ſah ſich plötzlich von

10000

10000 Bauern belagert. In dieſer Noth wandte ſich der däniſche Statthalter um Hülfe an den Landmeiſter in Liefland, Burchart von Dreylewen, dem der Hochmeiſter den Ordensmarſchall Duſener von Arffberg zur Verſtärkung ſandte. Das Ordensheer näherte ſich der belagerten Stadt. Die Bauern ſchickten ihm Geſandte entgegen, rechtfertigten ihr Verfahren durch des Adels Tyranney, erboten ſich, dem Orden zu huldigen; doch lieber wollten ſie Alle ſterben, als ferner ihrem Adel unterworfen bleiben. Und Alle ſtarben unter Revals Mauern, aufgerieben durch das ſiegreiche Ordensſchwert, welches nun über das ganze Land, auch über die im Aufruhr begriffene Inſel Oeſel, ſtrafend gezuckt wurde.

Dankbar oder nothgedrungen nahmen die Dänen Ordensvölker in die Schlöſſer zu Reval und Weſenberg auf, vertrauten auch den Rittern des Landes Obhut, unter der Bedingung, daß, einen Monat nach geſchehener Aufforderung, ſie es dem Könige von Dänemark wieder räumen, jedoch Erſatz aller aufgewandten Koſten zu fordern berechtigt ſeyn ſollten. Es ſcheint, der Orden, ſeiner Abſichten wohl bewußt, habe gehäſſige Deutung gefürchtet, denn er ließ ſich noch ausdrücklich von Biſchöffen, Rittern und königlichen Räthen eine Urkunde ausſtellen, die ein ausführliches Bekenntniß enthielt, daß ſie in großer Noth keine andere Rettung gewußt, als den Orden um Gottes Vergeltung willen herbey zu rufen, daher ſie alle, etwa vom Gegentheil laufende Gerüchte, für ſchändliche, von Kindern des Teufels ausgeſäete Verleumdung erklärten.

So folglich erwarb der Orden, mit demſelben Rechte, wie einſt das Land Michelau, ſeine Anſprüche auf Ehſtland. Dort hatte ſein Geld einem gefangenen

nen Herzog die Freyheit, hier ſein Schwert einem bedrängten Statthalter die Würde, einem zitternden Adel das Leben gerettet. Segens und Ruhmes würdig! hätten die Ritter der heiligen Jungfrau, mit Segen und Ruhm zufrieden, nicht, wie einſt bey der Vertheidigung von Danzig, ihre Forderungen ſo hoch geſpannt, daß der geldarme König von Dänemark in dieſelbe Lage gerieth, in welcher ſich damals der König von Polen befand. Noch mehr Nachgiebigkeit als von dieſem, durfte man von Jenem hoffen, denn des Kreuzes Taumel hatte Polen nie, wohl aber Dänemarks Beherrſcher ſo ſchwindelnd ergriffen, daß er, um die Ehre des Ritterſchlages zu erkämpfen, nach Paläſtina wallfahrtete, wo er, auf dieſem Schauplatz der alten Thaten des Ordens, leicht eine Ehrfurcht für denſelben einſaugen konnte, von der, bey künftigen Unterhandlungen, Vortheil zu hoffen war. Die Rechnung ſchlug nicht fehl, denn einige Jahre ſpäter
1346. kam Waldemar ſelbſt mit ſeinem Bruder Otto nach Preuſſen, und — mit Beſtätigung aller nahen und fernen Verwandten, die irgend ein Recht auf Ehſtland zu haben vermeinten, auch vom Papſt gebilligt — trat er die ſchöne an Brandenburg verpfändete Provinz dem Orden für 19000 Mark reines Silbers ab, und brach dadurch ſein dem Adel gegebenes Wort, dem Lande nie einen andern Herrn aufzudringen. Die Kaufſumme war ſo gering, daß man für gut hielt zu erklären: was etwa das Land mehr werth ſeyn möchte, ſolle als eine Mitgabe für den däniſchen Prinzen Otto, der in den Orden trat, betrachtet werden.

Die Raufhändel mit den Litthauern wurden damals durch einen auf vier Jahre geſchloſſenen Frieden unterbrochen. Man will ſagen, die ſtolzen Großfürſten wären zum erſten Mal den Rittern zinsbar geworden,

den, hätten jedoch die Zeit nur zur Erholung benutzt, dann den Tribut höhnend verweigert. Glaublicher iſt, daß ſie ihn nie verwilligten; gewiß, daß ſie den Aufruhr in Ehſtland, der die Ordenswaffen beſchäftigte, zu ihrem Vortheil nutzten. Schlauheit mit Grauſamkeit verbindend, ſchienen ſie Anfangs Samland zu bedrohen, verleiteten dadurch den Hochmeiſter zu vertheilter Gränzbedeckung, wandten ſich aber plötzlich und überſchwemmten Cur- und Liefland. Der bedrängte Landmeiſter rief ſeine Brüder in Preußen um Hülfe an, 1344 und dieſe waren bereit, auch jetzt mehr als jemals im Stande, ihm mächtigen Beyſtand zuzuführen; denn Ludwig der König von Ungarn, Marggraf Carl von Mähren, Graf Wilhelm IV. von Holland, und viele andere Fürſten und Herren, hatten eine blutige Ergötzlichkeit in Litthauen verabredet, und zu Breslau einen Sammelplatz beſtimmt. Auch geſellte ſich zu ihnen König Johann von Böhmen, den ſolche Abenteuer ungemein beluſtigten, und der vielleicht deshalb von Aeneas Sylvius mit dem hochtrabenden Titel: Ueberwinder der mitternächtigen Völker, beehrt wurde. Allein ein milder Winter machte alle dieſe Zurüſtungen fruchtlos.

Man ſagt, Ludolph König ſey in Wahnſinn verfallen, habe ſich ſelbſt und ſeinen Wächter verwundet, worauf man nöthig gefunden, ihn einzuſperren. Eine zweifelhafte Geneſung habe er blos benutzt, um der Hochmeiſterwürde förmlich zu entſagen, und ſey geſtorben als Comthur von Engelsburg. Die Sage iſt unerwieſen, doch wahr, daß er freywillig die Regierungsbürde, die der ſieche Körper nicht länger tragen konnte, von ſeinen Schultern warf, ſprechend: 1345 liebe Brüder! ihr wiſſet nicht, wie wohl mir geſchieht!

Ihm verdankt Danzig Mauern, Inſterburg ein Schloß, Oliva die Beſtätigung ſeiner Freyheiten, Thoren die erſte in Preußen geſehene Orgel. Drey Jahre zuvor wütete eine Seuche im Lande, menſchenfreſſender als Krieg.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Duſener von Arfberg.

1345. Er hatte ſich als Feldherr ſchon Ruhm erworben. Er war ein großmüthiger, frommer Mann, das letztere bisweilen zur Unzeit. Als er einſt, nach einem Siege in Litthauen, gefangene Liefländer befreyte, da theilte er ſeine Beute zwiſchen ihnen, die fröhlich heimzogen, und den Wittwen und Waiſen der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen. Das erwarb ihm Liebe.

Die ewige Fehde mit den Litthauern nahm jetzt mehr die Geſtalt eines Krieges an. Duſener, endlich vor Polen ſicher, zog mit 40000 Mann zu Felde, und Großfürſt Olgerd rückte ihm entgegen, mit einem 1346. zahlloſen Schwarme. Auf der Ebene von Onkaim trafen ſie zuſammen. Es war der Abend vor dem Feſte der Reinigung Mariens, darum ließ der Hochmeiſter ſein ganzes Heer bey Waſſer und Brot faſten. Trotz dieſer unzweckmäßigen Vorbereitung zu einer Schlacht, erfocht ſein hungerndes Volk am andern Tage einen ſo vollkommenen Sieg, daß man 22000 erſchlagene Feinde auf der Wahlſtatt zählte. Da forderte der

Sieger vom Ueberwundenen Tribut, als den Preis eines Waffenſtillſtandes; allein nichts gibt von des Großfürſten Macht oder Muth einen ſtärkern Beweis, als daß er, ſelbſt nach einer ſo ſchrecklichen Niederlage, ſich noch erlauben durfte, die Ordensgeſandten zu verhöhnen. Kaum wandte ſich der Hochmeiſter, als ſchon wieder Samland ungeſtraft vom Feinde verwüſtet wurde. Warum Duſener den Sieg nicht verfolgte, iſt unbekannt, wie ſo vieles in der alten Kriegsgeſchichte. Es ſcheint, er müſſe ſelbſt in jenem Treffen viel gelitten, Erholung den Seinigen für nöthig erachtet haben.

Doch benutzte er noch einmal den Sommer dieſes Jahres zu einem raſchen Feldzuge, eroberte die wichtige Feſte **Wielun**, verheerte eine große Strecke Landes, und führte, nebſt reicher Beute, zweitauſend Gefangene heim. Jetzt zum Erſtenmal geſchah, was ſeit Anbeginn dieſes leidigen Krieges hätte geſchehen ſollen, wenn es dem Orden Ernſt geweſen wäre, verdammte Seelen zu retten. Statt die Gefangenen, nach alter Gewohnheit, zum Feſtungsbau zu zwingen, behandelte Duſener ſie menſchlich, ließ im chriſtlichen Glauben freundlichen Unterricht ihnen ertheilen, und, nachdem ſie ihre Götzen in der Taufe abgeſchworen, ſandte er ohne Löſegeld ſie heim. Ein ſolches, der wahren Frömmigkeit wie der Klugheit angemeſſenes Verfahren, würde, früher beobachtet, dem Orden ohne Blutvergießen der Heiden Land und Herzen unterworfen haben; jetzt kam es zu ſpät.

Im folgenden Jahre trat an der Seite der lithauiſchen Fürſten ein ruſſiſcher Bundesgenoſſe auf, 1347. Herzog Narimund von Smolensk. Vier Schlöſſer wurden in Preußen erobert, viele Dörfer verwüſtet, Tauſende erſchlagen, große Beute entführt. Zum Erſtenſtenmale ſah der Orden ſich gezwungen, durch ein allgemeines Aufgebot Jeden, der Waffen tragen konnte, in das Feld zu fordern. Herzog Wilhelm von Holſtein und einige Ritter aus Frankreich verſtärkten das zuſammengeraffte Heer, mit welchem Duſener dem unter Beute keuchenden Feind den Rückzug abzuſchneiden beſchloß. Unweit Labiau, am Fluſſe Strebe traf er die ſichern Litthauer mit des Raubes Theilung beſchäftigt. Sie konnten nur ſiegen oder ſterben, denn die Flucht wehrte der im Rücken ſtrömende Fluß. Trotz jenes allgemeinen Aufgebots war der Feind noch immer an Zahl den Rittern weit überlegen. Duſener, aus Furcht umringt zu werden, theilte ſein Heer in vier Haufen, warf ſich knieend auf dem Felde nieder, das ſeines Ruhmes Schauplaz oder Grab werden ſollte, flehte zu der heiligen Jungfrau um Sieg, und gelobte ihr ein Nonnenkloſter. So flößte er Zagenden Muth ein, ſtellte ſich freudig an ihre Spitze, und die blutige Schlacht begann.

Herzog Narimund, ein Mann von groſſer Leibesſtärke, wollte durch eine kühne That ſich Ruhm, den Seinen ſchnellen Sieg erwerben: er ſah des Ordens Hauptfahne wehen, deren Verluſt die Deutſchen in Verwirrung bringen, ſie muthlos machen konnte. Unaufhaltſam drang er in den dickſten Haufen, hatte ihn bereits getrennt, nahte ſchon der Fahne, als ein Schwertſtreich ſeiner Kühnheit wie ſeinem Leben Gränzen ſetzte. Ein gräßliches Geheul der Ruſſen begleitete ihres Fürſten Fall, ſchreckte die Verbündeten, ermuthigte die Deutſchen. Den Tod des Ruſſen zu rächen, eilten die litthauiſchen Fürſten Olgerd und Ortmanwig herbey. Perſönliche Tapferkeit, damals noch ſo manche Schlacht entſcheidend, führte ſie zum einzelnen Kampfe mit gleich kühnen Feinden. Bruder

Erich von Nepſtädt tödtete Ortmanwig, und der Herzog von Holſtein rannte Olgerd vom Roſſe. Lähmender Schrecken ſchwang jetzt den ſchweren Fittig über das heidniſche Heer; der Anführer beraubt, ſtürzten hier die Litthauer in das feindliche Schwert, dort in des Stromes Wellen. Viele Tauſend kamen um, doch theuer wurde der Sieg durch das Leben von 4000 Chriſten und funfzig Ordensbrüdern erkauft.

Offen, unvertheidigt ſtand nunmehr das feindliche Land. Der Ordensmarſchall, Siegfried von Dahnefeld, verheerte es ungehindert. Wielun wurde geſchleift. 1500 in dieſer Feſte Gefangene, durch Ueberredung oder Furcht bekehrte Krieger, mehrten nicht allein die Zahl der neuen Chriſten, ſondern auch, was nützlicher ſchien, die der Bewohner des verödeten Samland.

So errang Duſener dem Orden für einige Jahre Ruhe, befeſtigte dieſe durch Erbauung von Johannisburg, und erfüllte ſein Gelübde, indem er das Marienkloſter zu Königsberg ſtiftete; auch bewies er ſeine Frömmigkeit durch freygebige Beförderung der Wiederherſtellung des abgebrannten Kloſters Oliva.

Eine Gränzberichtigung mit Polen beugte künftigem Zwiſte vor. Niemand — ſo lautete die Uebereinkunft — ſoll, über die Gränze gehend, Abgaben entrichten; Streit zwiſchen beyderſeitigen Unterthanen ſollen redliche Nachbarn entſcheiden. 1349.

Dieſer Hochmeiſter prägte die erſten breiten Groſchen; erbaute Soldau und mehrere Schlöſſer; vollendete den tiefen, breiten Graben, der Thorn ſchützte; erkaufte in Pommern neue Beſitzungen vom Abt zu Hylda.

Minder hatten die Ehſtländer ſeiner Milde ſich zu
1350. rühmen, denn er verordnete, daß die Gutsbeſitzer in Harrien und Wierland, geiſtlich oder weltlich, von hundert Huben drey Pferde zum Kriege ſtellen, alle andere Einwohner zwiſchen der Düna und Narewa, mit ihrer ganzen Macht, auf eigne Koſten und Gefahr, dem Orden, bey jedem Aufruhr, Beyſtand leiſten ſollten. Nur wenn der Zug über die Düna ginge, wurde Entſchädigung ihnen zugeſagt.

Im Innern ſeines Ordens gab Duſener verſchiedene heilſame Geſetze, und es iſt merkwürdig, daß er ſowohl als ſeine Vorgänger, ſtets gegen die um ſich greifende Prachtliebe zu kämpfen hatten. Bald waren es Mützen oder Mäntel, bald Sporen oder Steigbügel, bald Waffen oder Panzer, deren Länge, Form oder Schmuck man beſtimmen und beſchränken mußte. Schmauſereyen in fremden Städten wurden reiſenden Brüdern ernſtlich unterſagt, und beſonders muß wohl Elbing durch Wohlleben ſich ausgezeichnet haben, denn vor dieſer Stadt warnte Duſener die Seinigen ausdrücklich.

Das redliche Beſtreben dieſes wackern Mannes, dem Lande Ruhe, Einwohner, Wohlſtand und Gerechtigkeit zu ſchaffen, vereitelte zum Theil der Papſt, der mit der Peſt in Bund trat, um Preußen zu entvölkern; denn, ſtatt ſich zu begnügen mit den Goldquellen, die das hundertjährige Jubiläum bisher nach Rom ſtrömen ließ, erging plötzlich eine Bulle, troſtreich den Gläubigen verkündend, daß nun auch in der Hälfte jedes Jahrhunderts vollkommener Ablaß geholt werden könne, der ſelbſt den während der Reiſe ſterbenden Pilgern zu gute kommen ſolle. Alſobald bewegte ſich ganz Preußen. Wallfahrtswuth, dem Veitstanz ähnlich, ergriff alle Stände; die Thore der

Städte ſpien die Hälfte ihrer Bürger aus; ganze Dörfer ſtanden öde, als habe ein Erdbeben die Einwohner verjagt; keine Sichel berührte das Getreide, in der Irre lieſen die Heerden, denn Schnitter und Hirten pilgerten nach Rom. So wurde das durch Ablaßbriefe nach und nach bevölkerte Land, durch einen Ablaßbrief entvölkert; und hätten die entkräfteten Litthauer dieſen Zeitpunkt wahrnehmen können, ſo wären vielleicht die Früchte mehr als hundertjähriger Eroberungen plötzlich vom ſtolzen Baume gefallen.

Von der Jahre Laſt gedrückt, legte Duſener von Arffberg die Regierung nieder, und endigte bald darauf ſein thätiges, ruhmvolles Leben. Johann von Böhmen, der königliche Abenteurer, war, in der Schlacht bey Crecy, ihm vorangegangen; der Marggraf Carl von Mähren hatte den Kaiſerthron beſtiegen, und kein Wunder, daß dieſer Fürſt, der an der Ritter Seite ſo oft gefochten hatte, dem Orden große Gunſt bewies, ſo lange die Erinnerung an ſeine Jugendjahre noch nicht erloſchen war. 1351.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Winrich von Kniprode.

1351. Er war beſtimmt, das hochmeiſterliche Schwert länger als irgend Einer vor ihm oder nach ihm zu führen, auch ruhmvoller. Lüder, Graf von Kirchberg, buhlte mit ihm um die höchſte Ordenswürde; lang waren die Stimmen getheilt, und ſelbſt des alten Duſeners warme Empfehlung verſchaffte ſeinem Freunde Winrich kein Uebergewicht. Da ließ endlich in der Kirche zu Marienburg über dem Begräbnißgewölbe eine Stimme ſich vernehmen: Winrich! Winrich! Ordensnoth! und dieſer grobe Pfaffentrug entſchied die Wahl. Von Verdruß und Neid gepeinigt, trat Lüder aus dem Orden, zog gegen die Schweitzer und fand den Tod unweit Zürich.

Um mit wenigen Zügen ein Gemälde der Sitten jener Zeit zu entwerfen, zugleich um von der läſtigen Schilderung ewiger Blutſcenen auszuruhen, ſey hier einen Augenblick von den Feyerlichkeiten die Rede, welche Winrichs Einweihung zum Hochmeiſter begleiteten. Die Bürger von Marienburg wurden auf dem Schloſſe köſtlich bewirthet; Danzig lieferte zu dieſem Schmauſe ſechs Fäſſer inländiſchen Weins. Ein Vogelſchießen — das Erſte in Preußen — wurde gehalten, und Winrichs Geſchicklichkeit errang den Preis. Am Abend tanzte er mit der ſchönen Maria von Alfleben den Ehrentanz, zu dem drey Pfeifer aus Frankfurt am Mayn aufſpielten, welche, um Bernſtein

ſtein zu kaufen, die preußiſche Küſte beſuchten. Ein Meiſterſänger aus Nürnberg ſang die Geſchichte des heidniſchen Götzen Bacchus, und wurde dafür vom Hochmeiſter mit einem güldenen Becher beſchenkt. Dieß Glück reizte einen preußiſchen Dichter, Rixel; von Nationalſtolz entbrannt, bat er um Verwilligung, gegen das beſtehende Verbot der preußiſchen Sprache ſich zu bedienen, in dieſer Mundart ein Lied ſingen zu dürfen.

Es wurde erlaubt, und Rixel ſang die Thaten Waidewuts. Doch ſein ganzer Lohn war ein plumper Scherz, eine verdeckte Schüſſel voll tauber Nüſſe.

Die Städte brachten Geſchenke, die drey Tage lang auf einer Wieſe bey Marienburg, von ſechs Rittern bewacht, zur Schau geſtellt wurden. Danzig gab ſechs goldene Schüſſeln, Elbing ein künſtlich gearbeitetes Hifthorn, Culm ein Stück von der Arche Noah in einem ſilbernen Kaſten, Marienburg eine mit Gold ausgelegte Stahlrüſtung; die Mädchen dieſer Stadt verehrten ein prächtig geſticktes Wams.

Beym Ehrenmahl mußte jeder Gaſt ein ſilbernes Becken mit acht Weinflaſchen leeren. Der wackere Veit von Baſſenheim erwarb die Schloßhauptmannswürde, indem er es dreymal leerte. Eines böhmiſchen Hofnarren Schwänke beluſtigten die Geſellſchaft. Er zog reich beſchenkt und ſeinem Könige empfohlen heim. Eine ganze Woche lang währte dieſe Herrlichkeit, zu welcher 54 Gäſte aus Teutſchland und 12 aus Polen ſich eingefunden hatten.

Aber ſchwere Landesplagen verwandelten im ſelben Jahre den Jubel in Angſt und Weh! Durch einen heftigen Orkan ſcheiterten ſechzig Schiffe im Hafen von Danzig. Sieben und dreyßig Thürme dieſer Stadt wurden umgeſtürzt. Ein feuchter Winter folgte, und begünſtigte eine Peſt, die im nördlichen Aſien entſprungen, nach und nach einen großen Theil von Europa entvölkerte. Dieſe Geiſel raffte zu Danzig 13000 Menſchen weg; in gleichem Verhältniß litten Thorn, Elbing, Königsberg; 117 Ritter ſtarben, und mehr als 3000 Andere dem Orden angehörige Perſonen.

Doch ein einziger Mann, Winrich von Kniprode ſelbſt, erſetzte dem Lande jeden Verluſt hundertfach. Er werde zuerſt als Krieger betrachtet, weil doch nun einmal dieſe zweydeutige Eigenſchaft durch menſchliche Feigheit zu der erſten eines großen Regenten geſtempelt worden. Sein perſönlicher Muth kannte keine Gefahr; wo eine ſolche drohte, da focht er an der Spitze, ſein Fuß ſtand beym Sturme zuerſt auf der Leiter. Mit dem gemeinſten Krieger theilte er Brot und Beſchwerde; der freye Himmel war gewöhnlich ſein Obdach, und wenn Alle ſchliefen, wachte er noch für Alle. Sein Beyſpiel bildete ihm nacheifernde Helden. Unerbittlich ſtreng war er in der Kriegszucht, allein auch nachſichtsvoll gegend Jugend oder Unerfahrenheit.

Ihm zur Seite focht Heinrich Schindekopf, ſein Waffenbruder und Freund, ein rauher Degen, im Dienſt des Ordens mit Ehren grau geworden, klein von Geſtalt, doch Feuer im Auge tragend. Ein hohes Roß trug ihn gewöhnlich in die Schlacht. „Wacker wie ein Ordensbruder“ pflegte er zu ſagen, „und ſchnell wie mein Roß und Gottes Wind.“ Ein Feind alles Wohllebens, verſagte er ſich im Felde jede Bequemlichkeit, ſchlief nur drey Stunden auf harter Erde und ſeinem Ordensmantel, erlaubte keinem Untergebenen was er ſich ſelbſt verſagte.

Ihm gleich an Muth, doch nicht an wildem Feuer, war der Comthur Heinrich von Kranichfeld.

Was Jener durch Trotz, bewirkte dieſer durch Sanftmuth. Zu jeder Schlacht erflehte er Gottes Beyſtand, nach jedem gewonnenen Treffen dankte er knieend auf dem Felde dem Himmel für den Sieg. Nur weiblichen Reizen konnte der wackere Ordensbruder nicht widerſtehen, und dieſer ſinnliche Hang erpreßte bey ſeinem Tode dem trauernden Hochmeiſter die Worte: „Warlich! er war ein tapferer Krieger! hätte er nur Weiber nicht gekannt!“ — Des Ordens Macht zu Waſſer vermehrte Winrich mit acht wohl bemannten Schiffen, deren Admiral, Bonſtröm, vormals ein Danziger Kaufmann, viele Reiſen unternommen, und in den Niederlanden die Schiffsbaukunſt gelernt hatte.

Ein großer Mann, von tapfern klugen Männern umringt, mußte glänzende Thaten verrichten.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Der Krieg mit Litthauen.

Fünf und achtzig Jahre währte dieſer unſelige Krieg; über zweymal hunderttauſend Streitern, nur obenhin berechnet, koſtete er Leben oder Freyheit, unter dieſen 177 Ordensrittern, 15000 Kreuzfahrern und 168000 Bauern. Dennoch blieben Furcht, Rache, Sucht nach Abenteuern, Raubgier, bey dieſem und jenem auch wohl Bekehrungswuth, Ablaßerwerb, ewig neue Blutquellen. Der Ordensſtaat freylich hatte bey ſeinen Befehdungen keinen andern *Zweck*, als das wohlgelegne Land endlich zu unterjochen, ſich einzukörpern; aber ſeine *Mittel* waren größtentheils vom Zufall oder Zeitgeiſt abhängig. Nie konnte er weit ausſehende, weit umfaſſende Entwürfe bilden, nie eines Feldzuges muthmaßliches Ende vorbereiten, Alles beſchränkte ſich auf glückliche oder unglückliche Freybeutereyen, der Einzelnen Tapferkeit, des Augenblicks Gunſt, des Zufalls Laune. Verwandlung beyderſeitiger Gränzen in öde Wüſten war die einzige ſichere Folge. Gleich einem Fürſten, der hohen Gäſten zu Ehren ein Treibjagen in ſeinen Wäldern veranſtaltet, ſchrieb der Orden eine *Heidenjagd* für Kreuzfahrer aus. Beute an Gold und Silber war nicht zu erhaſchen; wenig der edlen Metalle fanden ſich noch in Litthauen; nur Menſchen und Vieh wurden weggetrieben, und — die Taufe ausgenommen — hatten beyde gleiches Schickſal. Oft aber unterlagen auch die Jäger der Liſt oder Verzweiflung des Wildes; oft trieb der Hunger ſie aus der Wüſte zurück, oder warf die Verſchmachtenden zu Boden. Bisweilen wurde auch der Himmel von den frommen Mordluſtigen vergebens angefleht, das mürbe Eis irgend eines Fluſſes zu ihrem Uebergang zu ſtärken, oder, durch eines Heiligen Wunderhand, den angeſchwollenen Strom plötzlich auszuſchöpfen. Eine Geſchichte ſolcher Kriege wird entweder mit ekelhafter Einförmigkeit quälen, oder muß ſich unwillkührlich in Bruchſtücke verwandeln.

Ein Graf von Oettingen und ein Burggraf von Nürnberg erſchienen jetzt als rüſtige Heidenjäger. Auch Heinrich, Graf von Derby, nachmals Herzog von Lancaſter, zog nach Preußen, wurde aber in Weſtphalen von den adeligen Bewohnern der Raubſchlöſſer nach adeliger Sitte geplündert, weil er, auf ſein ſtarkes Gefolge trotzend, ihr Geleite verſchmähte. Die unter der Ordensfahne verrichteten Thaten dieſer Helden beſchränkten ſich auf einen beutereichen Streifzug, der übel endigte; denn Thau und Regen zwangen ſie zum haſtigen Rückzug; die Beute ſammt den Gefangenen, ſogar die eigenen Roſſe, mußten ſie verlaſſen; eine große Zahl der Ihrigen erſtickte und ertrank in Moräſten und Strömen. Wenige Tage nachher ſchlug der Froſt neue Brücken, über welche die Heiden in vier Haufen wüthend hereinſtürmten. Rüdiger, ein Comthur, der mit einer geringen Schar ſich zu widerſetzen wagte, wurde, auf Olgerds Befehl, von vier Pferden zerriſſen. Schindekopf rächte ſeinen Tod, die Litthauer in einen Hinterhalt lockend. Von Einem jener vier Haufen blieb keiner übrig, der dem Großfürſten die Trauerpoſt berichten konnte. Siegreich, unter Glockengeläute, von Jungfrauen bewillkommt, zog 1352.

Schindekopf in Marienburg ein, wo der Hochmeiſter, ſammt den Ordensbeamten, ihm mit offenen Armen entgegen eilten. — Olgerd kam dennoch wieder, ſchlug 1353. und wurde geſchlagen, ermordete 1500 Gefangene, die ſeinen, der Flucht ähnlichen, Rückzug beläſtigten. Winrich ſchwur, dieſe Gräuelthat zu rächen, ließ ein allgemeines Aufgebot ergehen; kaufte 2000 Pferde in Polen und Behmen; rüſtete die Reiterei treflich aus; ließ auf einem offenen Platze in Marienburg einen prächtigen Altar errichten, an welchem die geiſtlichen Ordensbrüder täglich ein feyerliches Hochamt ſangen; rührende Kreuzpredigten mußte ſein Kapellan dem Volke halten; jammernde Boten eilten nach fremden Ländern, um fromme Rachegehülfen aufzufordern. Trotz aller dieſer Zurüſtungen verzögerte der Feldzug länger als ein Jahr. Bald war die Witterung ungünſtig, bald harrte man noch auf ſäumige Kreuzfahrer.

1355. Endlich rückte ein zahlreiches Heer über Litthauens Gränzen; Siegfried von Dahnefeld befehligte es. Die von den Heiden verübten Grauſamkeiten wurden von den Chriſten auf gleiche Weiſe vergolten; das iſt, wie gewöhnlich, alles Erzählbare. Ein heftiger Zwiſt entzweyte damals die Brüder Olgerd und Kyriſtut. Aus dieſem Vortheil hoffend, ſandte der Feldherr Boten an Kyriſtut, ihm Schutz und Beyſtand zuſagend, wenn er die Taufe empfangen und dann, vereint mit den Ordensvölkern, gegen den Bruder fechten wolle. Allein der edle Fürſt mochte ſeinen Groll nicht durch des Vaterlandes Untergang befriedigen. Mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren ſandte er die Boten zurück, die Drohung beyfügend, daß der Ueberbringer eines ähnlichen beſchimpfenden Antrags künftig am Kreuze ſterben ſolle.

Gern hätte Winrich auf der Stelle die Schmach gerächt; eine ſchreckliche Feuersbrunſt, welche die Feſte

Ragnit verzehrte, hielt ihn zurück. Sie griff ſo ſchnell und wüthend um ſich, daß man weder Vieh noch Vorrathshäuſer retten konnte; kaum entrann die Beſatzung den Flammen. Eine ſo wichtige Gränzfeſte eilig wieder herzuſtellen, erheiſchten Noth und Klugheit. Der Hochmeiſter ſelbſt leitete den Bau, war thätig überall und brach den Arm von einem Gerüſte fallend. Auch das zerſtörte Tilſit richtete er wieder auf, einen Streifzug Kyriſtuts während dieſer Zeit weder achtend noch hindernd.

König Johann von Frankreich, in der Schlacht 1357.
bey Poitiers gefangen, hatte mit England einen zweyjährigen Waffenſtillſtand geſchloſſen, ein Donnerwort für jeden Abenteurer, der, ohne ſein Schwert in der Fauſt, nicht wußte was er beginnen ſollte. Dieſe, jetzt in Unthätigkeit ſchmachtenden Ritter vernahmen mit Freuden, daß in Litthauen noch viel Blut zu vergießen ſey, und alſobald gingen Franzoſen und Engländer, noch kurz zuvor erbitterte Kämpfer, jetzt Arm in Arm zu Schiffe, um vereint in Preußen das alte wüſte Leben fortzuſetzen. Auch viele Deutſche, aus den edelſten Geſchlechtern, kamen in dieſem Jahr; Walter von Stadion, der gegen die Schweizer gefochten; Hans von Baſſenheim, Erich von Sickingen, Veit von Leyen u. ſ. w. Selbſt Mönche zogen voran, durch Himmelsworte die Herzen entflammend. Als dieſe Schar den Thoren von Marienburg ſich näherte, gingen die Ordensprieſter in feſtlichen Amtskleidern ihnen entgegen. Am andern Tage empfingen ſie das Abendmahl, zogen dann, leiblich und geiſtlich geſtärkt, unter Schindekopfs Anführung nach Litthauen, lieferten und gewannen eine Schlacht, in welcher 2000 Heiden auf der Wahlſtatt blieben, und deren eine größere Zahl auf der Flucht erſchla-

erſchlagen wurde. Von den edlen Deutſchen bezahlten nur die von Leyen und Braunshorn ihrer Brüder Sieg mit dem Leben. Allein nicht immer begleitete ſie des Glückes Gunſt, und wenn, wie oft geſchah, der Heiden Tapferkeit ihren Muth brach, ſo ſchoben ſie die Niederlage auf irgend eine Verrätherey, bezüchtigten ſogar die Litthauer einſt einer Mehlvergiftung.

1358. Großfürſt Olgerd bedurfte jetzt Erholung. Um Zeit zu gewinnen, ließ er dem Hochmeiſter entbieten, er trage Verlangen ein Chriſt zu werden. Sogleich bewilligte Winrich einen zweyjährigen Waffenſtillſtand, und Olgerd, um ſeinen Ernſt zu beweiſen, ſandte Einen ſeiner Brüder nach Nürnberg zu Kaiſer Carl dem Vierten, ſeinen Antrag wiederholend. Erfreut fertigte der Kaiſer den Erzbiſchoff von Prag, ſammt dem Deutſchmeiſter an ihn ab, den frommen Entſchluß zu ſtärken. Man kam überein, daß der Großfürſt zu Breslau den Kaiſer treffen, dort ſein freywilliges Gelübde erfüllen ſolle. Carl zog dahin mit einem prächtigen Gefolge, erwartete aber vergebens den ſchlauen Heiden, der ihm trocken aufkündigen ließ: nimmer werde er die Taufe empfangen, wenn nicht zuvor der Orden ihm alle mit Zuſtimmung des Kaiſers geraubte Länder wieder abtrete. Einer ähnlichen Liſt hatte ſchon ſein Bruder Kynſtut ſich vor einigen Jahren bedient, als er gefangen in Polen war. Schon hatte der Papſt dem Erzbiſchoff von Gneſen Unterricht und Taufe übertragen, als der indeſſen frey gewordene Kynſtut, der päpſtlichen Leichtgläubigkeit ſpottend, der heiligen Eiche nach wie vor ſeine Opfer brachte.

1359. Olgerd hatte ſeinen Zweck erreicht. Die Deutſchen Ritter zogen heim. Viele derſelben führten litthauiſche Mädchen mit ſich nach Deutſchland, die, freywillig oder gezwungen, am Rhein chriſtliche Mütter

ter deutſcher Kinder wurden. Walter von Stadion hatte Kyriſtuts neunzehnjährige Tochter erbeutet, nahm ſie aber nicht zum Weibe, ſondern drang ihr, im Agneſenkloſter zu Maynz, den Nonnenſchleyer auf. Von ihrem Vater durfte ſie keine Rettung hoffen, denn er ſelbſt war damals hoch bedrängt. Ein Litthauer ver- 1360.
rieth den deutſchen Kundſchaftern an der Gränze, daß der Großfürſt eben in der Nähe ſorglos jage. Zeige uns den Weg dahin, ſprach der Pfleger zu Lyk, dir ſoll reichlich vergolten werden. Der Bube ließ einen Eid ſich ſchwören, daß man, nach gelungener That, ihm ein Freygut ſchenken wolle, beſtieg dann hinter einem Knecht den Sattel, und führte den Pfleger an den Ort im Walde, wo Kyriſtut beym Garn auf Wild lauerte. Er wurde überfallen und gefangen nach Marienburg gebracht. Doch des Kerkers Pforten öffneten ſich bald; ſein Löſegeld war die Freyheit vieler Chriſten, die in Feſſeln ſchmachteten. Daß er ſelbſt
1361. wieder thätig ſey, fühlten die Ritter, da ſie nach einem erfochtenen Siege, Kyriſtuts Sohn gefangen in ihrer Mitte führend, vom nacheilenden Vater überfallen, den Ordensmarſchall Siegfried von Dahnefeld ſammt zwölf Brüdern und 1600 Chriſten auf dem Schlachtfelde ließen. Der Hochmeiſter ſelbſt, zum Weichen gezwungen, ergriff damals mit eigener Hand des Ordens Panier, ſammelte die Fliehenden, ſtürzte ſich in den Feind und entriß ihm den Sieg. Doch in dichten Haufen lag ſein erſchlagenes Volk um ihn her. Den Edlen von Sickingen hatten Pferde zerquetſcht. Ueber 700 waren verwundet. Schindekopf ſelbſt blutete aus drey Wunden. Aber auch den Heiden koſtete dieſer Tag gegen 3000 wackere Streiter.

Nicht Muthberaubt, ſondern nur ergrimmter, ſetzten beyde Heere bald darauf noch einmal an einander.

der. Es war keine Schlacht, ſondern ein Gemetzel. Wenn hie und da ein Haufe floh, ſo kehrten doch Alle ſchnell wieder um, denn hier der tapfere Hochmeiſter, dort der tapfere Großfürſt, beyde jeder Gefahr ſich bloßſtellend, wußten durch Wort und That auch in der bebenden Bruſt Funken des Muths zu wecken. Schon brach die Nacht herein und noch ſchwankte das Kriegsglück. Endlich neigte es ſich auf des Ordens Seite, die Litthauer flohen, ihr Feldherr nicht; er ſtrebte noch immer der Flucht zu ſteuern, als Bruder Heinrich von Eckartsberge durch einen Lanzenſtoß ihn vom Pferde rannte. Er mußte ſich ergeben. Kaum gewahrte ſein Sohn, der muthige Patrik, des Vaters Schickſal, als kindliche Liebe ihn trieb, ſich in den dickſten Haufen der Feinde zu ſtürzen, um den Vater zu befreyen oder zu ſterben. Auch er ward vom Roſſe geworfen, aber wie ein Löwe kämpfte er zu Fuß, bis ein Schwarm der Seinigen ihn umgab und mit ſich fortriß.

Kyriſtut wurde abermals nach Marienburg geführt. Er war lang, hager, feurige Augen glühten im blaſſen Geſicht; wenig Haar bedeckte ſein Haupt, ein grauer Bart die Bruſt. Karg waren ſeine Lippen, aber jedes Wort reich an Nachdruck. Wenn er drohte, ſchwollen ihm die Adern vor der Stirn. Seine ganze Geſtalt war Furcht einflößend, wie ſeine Tapferkeit und Treue Hochachtung erweckend. Der Hochmeiſter, ſelbſt ein großer Mann, fühlte darum dieſes Mannes hohen Werth. Er behandelte ihn großmüthig, und, um jede Demüthigung ihm zu erſparen, ſah er ihn nur Einmal. In Zimmern des Schloſſes von Rittern bewacht, trug Kyriſtut des Kriegers Ehrenzeichen, das Schwert, nach wie vor; Winrich hatte verboten ihn deſſen zu berauben. Trotzig, finſter. ſchweigend, ertrug er ſein Unglück, und wenn Ritter ihn zu tröſten kamen, wandte er ihnen ſtolz den Rücken. Karge Speiſe nahm er zu ſich, ſelten kam der Schlummer in ſein Auge.

Allein wenn vormals, bey dem unglücklichen Jagdabenteuer, Verrätherey eines heidniſchen Unterthans ihn ſchmerzte, ſo wurde er jetzt durch die Treue eines getauften Litthauers überraſcht, der immer noch mehr an ſeinem alten Fürſten als am Papſte hing. Alff hieß der Knecht, dem Winrich ſelbſt vertraute, denn er hatte lange in ſeiner Kammer gedient, war deshalb zum Wächter des wichtigen Gefangenen erkoren worden. Kyriſtut mehrte des Knechtes Neigung ihm zu dienen durch die feyerliche Zuſage, ihn eignen Söhnen gleich zu halten, wenn er die Freyheit ihm verſchaffe. Oft hatte Alff von Winrich ſelbſt vernommen, der Großfürſt ſey ein Mann, dem man wohl trauen dürfe, der ſein Wort redlich halte. Sofort entſchloß er ſich, das kühne Wageſtück zu unternehmen. Kyriſtut brach mit ſeinem Schwerte hinter Tapeten und Bildern eine Oeffnung durch die Mauer, und ließ bey finſterer Nacht an einem Seile ſich herab. Unten lauerte Alff mit zwey Roſſen und einem Ordensmantel; er half dem Flüchtling über den Graben; der mitverſchworne oder durch das Ordenskleid getäuſchte Thorwächter öffnete die Pforte. Von ſeinem Befreyer geleitet, der aller Wege wohl kundig war, erreichte Kyriſtut den nahen Wald, und endlich, auf unwegſamen Pfaden, in Lumpen, halb verhungert, das Gebiet ſeines Eydams des Herzogs von Maſovien, wo ſeine Tochter Danuta ihn mit Entzücken empfing. Eine Wache hatte das Getümmel vernommen, dem Schloßhauptmann es berichtet. Man eilte zum Gefängniß, da lag ein Ritter ermordet. Reiſige ſaßen ſchnell auf, verfolgten die Fliehenden, allein vergebens. Aus der ſichern Freyſtatt ſchrieb der Gerettete an den Hochmeiſter, dankte ſpöttiſch für die Herberge, bat, ſeiner Flucht halber keinen Unſchuldigen in Verdacht zu ziehen, da Niemand als die Gießer und Alf ſein Sohn ihm beygeſtanden; verſicherte zum Schluß, wenn einſt Winrich in ſeine Gewalt fiele, ſo wolle er ihn beſſer verwahren.

Spott genügte ihm nicht, auch nach Rache dürſtete er. Die Ruſſiſchen Krämer hatten ſicheres Geleite erhalten, um den Dominikmarkt in Danzig zu beſuchen. Auf dieſen Umſtand gründete Kynſtut ſeinen Plan. Kundſchafter gewannen jene Ruſſen; Litthauiſche Krieger wurden heimlich in die Maſau gebracht, und bis zum entſcheidenden Augenblicke im Lande verhehlt. Mit dieſen wollte er die Weichſel hinab bis vor Danzigs Thore ſchiffen, und, während die Ruſſen innerhalb einen Tumult erregten, die Stadt von außen überfallen. Alles ſchien einen glücklichen Ausgang zu verſprechen. Achthundert Ruſſen kamen mit einer ungewöhnlichen Menge Waaren zu Markte, auch mit Gewehren, mit welchen ſie ſonſt nicht zu handeln pflegten. Das erregte ſchon Verdacht bey der Obrigkeit. Man war behutſam, man beobachtete die Fremden. Zwey betrunkene Ruſſen, mit Danziger Bürgern in Händel gerathen, ließen Drohungen entſchlüpfen, wurden eingezogen, gemartert und bekannten Alles. Die Stadt gerieth in furchtbare Bewegung; angelegtes Feuer brach aus; die Sturmglocke ertönte; der Burgemeiſter harniſchte ſich; die Thore wurden geſperrt, die Bürger zu den Waffen gerufen. Indeſſen die Weiber das Feuer löſchten, erſchlugen die Männer ihre treuloſen Gäſte. Wenige Gefangene wurden enthauptet; nur einige Ruſſen flohen noch zu rechter Zeit, durch ſie erfuhr der Großfürſt, daß ſein Plan mißlungen ſey, und ſchiffte ſich eilig wieder ein. Danzigs wackere Einwohner wurden vom Hochmeiſter durch ein Privilegium belohnt, welches die Handelsfreyheit der Fremden zum Vortheil der Bürger einſchränkte.

Aber trotzig erſchien Kyriſtut noch im ſelben Jahre mitten im Winter vor der Feſte Johannisburg. Seine Ritter waren in Bärenhäute verhüllt, die Hufe ihrer Roſſe mit Stroh umwunden, damit ſie auf dem Eiſe nicht gleiten möchten. Das Fußvolk rannte mit unglaublicher Schnelligkeit auf Schlittſchuhen über das Eis, und Hunde zogen ihre Lebensmittel in kleinen Schlitten durch den Schnee. Dieſes Heeres Tapferkeit glich ſeiner furchtbaren Geſtalt. Auf Haken in die Mauer geſchlagen erkletterten die Litthauer und erſtürmten die Feſte.

1362. Winrich beſchloß, im folgenden Jahre einen Hauptſtreich auszuführen. Kauen, ein wohlbefeſtigter Platz an der Memel, von Kyriſtuts Sohne, Woidat, und einer ſtarken Beſatzung vertheidigt, mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen wohl verſehen, ſollte belagert und erobert werden. Ein zahlreiches Heer, durch Engländer, Dänen, Böhmen und Deutſche verſtärkt, rückte in das Feld mit dreyßig Büchſen, die mit Steinen geladen, doch jede täglich nur zwey Mal abgefeuert wurde; ſo ſehr lag dieſe fürchterlich vervollkommte Kunſt noch in der Kindheit. Kauen wurde umzingelt. Der Großfürſt, den Entſatz verſuchend, lieferte dem Ordensmarſchall zwey Tage lang ein Treffen; erſt am dritten, als Winrich ſelbſt erſchien, entfloh er tief nach Litthauen, um friſche Völker zu ſammeln. Eine neue Belagerungskunſt hatte der Großcomthur von Baldersheim in Bayern erlernt, brachte ſie jetzt in Uebung. Durch Thürme und verſchanzte Linien vor Ausfällen geſchützt, ließ nun der Hochmeiſter durch ſeine Kriegsmaſchinen ungeheure

Steine werfen, ſchleudern, ſchießen: hier durch Feuerpfeile, dort durch von ihm ſelbſt erfundene Sturmböcke die Feſte ängſtigen. Prinz Woidat, ſeines Vaters unwürdiger Sohn, kam mit ſechs und zwanzig muthloſen Bojaren in das deutſche Lager, die Taufe begehrend. Mit Freuden nahm man ihn auf, er wurde ein Chriſt und ging an des Kaiſers Hof, der Höflinge Neubegier dort eine Zeit lang beſchäftigend, von ihnen mit dem daheim verwirkten Titel eines Herzogs von Litthauen begrüßt. Bey ſeiner Rückkehr wies ihm der Orden Wehlau zum Wohnſitz an, wo er, ein vergeſſener Gaſt, ſein Leben endete.

Die unfruchtbare Ehre ausgenommen, einen Litthauiſchen Fürſten bekehrt zu haben, gewann der Orden nichts durch Woidats verrätheriſche Feigheit, denn Kauen leiſtete noch immer verzweifelte Gegenwehr. Zwar hatten bereits die Belagerungsmaſchinen zwey Thürme und einen Theil des Walles geſtürzt, doch fanden auch 400 Deutſche, nicht eilig genug dem Sturz ausweichend, unter deren Trümmern ihr Grab; und vergebens hoffte man, die entſtandene Lücke werde jetzt die Eroberung beſchleunigen. Schon länger als einen Monat hatte die Belagerung gewährt; an vielen Stellen wankten und borſten die Mauern, ihr gänzlicher Umſturz ſchien leicht. Darum beſchloß der Hochmeiſter in einem Kriegsrath, von drey Seiten zugleich die ſchwächſten Orte zu beſtürmen. Es geſchah am Palmſonntag; mit Bäumen, Trümmern und Faſchinen wurden die Gräben ausgefüllt, dann rückten die Sturmböcke vor, und krachend ſtürzten überall die Mauern zuſammen; mit wildem Geſchrey drangen und kletterten die Belagerer über aufgethürmte Ruinen, wähnten ſich ſchon Meiſter von der Stadt — als plötzlich zu ihrem Erſtaunen, ein zweiter Wall, von einem tiefen Graben umgeben, ihre Schritte hemmte.

Die Vorderſten, gepreßt von den Nachdringenden, welche kein Hinderniß ahndeten, wurden mit Gewalt vorwärts geſchoben, von Stein- und Pfeilhagel empfangen, oder ſtürzten in die Gräben. Man verlor eine Menge Volk, ehe die Urſach bekannt wurde. Alſobald ließ Winrich zum Rückzug blaſen.

Der thätige Kyriſtut hatte indeſſen ein neues Heer geſammelt, obſchon nicht ſtark genug, dem Ordensheer eine Schlacht zu bieten. Doch eilte er an die Ufer der Memel, ſah von den Hügeln herab, es ſey unmöglich, friſches Volk in die eng umzingelte Feſte zu werfen, noch mißlicher, den Hochmeiſter im wohl verſchanzten Lager anzugreifen. Doch wollte er nichts unverſucht laſſen, Kauen zu retten, und ſandte daher einen Herold an Winrich, eine Unterredung mit ihm begehrend. Sie wurde verwilligt am Charfreytag, ein Friede für dieſen Tag feyerlich ausgerufen. Der Großfürſt, von einem Vertrauten begleitet, bis zu den Verſchanzungen reitend, wurde vom Hochmeiſter unter einem prächtigen Zelte empfangen und freundlich bewirthet. Sonder Zweifel that Kyriſtut Vergleichsvorſchläge, welche die Geſchichte aufzuzeichnen unterlaſſen, vermuthlich weil der Hochmeiſter ſie nicht genehmigte.

„Wäre ich ſelbſt in der Burg“ ſagte Kyriſtut empfindlich, „ihr ſolltet ſie nimmer erobern.“

„Zieht hinein“ verſetzte Winrich raſch, „nehmt ſo viel Volk mit Euch als ihr gerathen findet, und was gilts, ich bewirthe Euch zum dritten Male in Marienburg.“

„Herr!“ fuhr der Großfürſt auf, „ſeht ich bin frey und werde frey bleiben oder ſterben. Ihr trotzt auf Eure Verſchanzungen.“

„Ich will ſie ſchleifen,“ ſagte Winrich kalt. „Stellt Euch mir gegenüber; der Ausgang einer Schlacht entſcheide das Loos der Feſte.“ — Alſo endete das Geſpräch von beyden Seiten mit unnützen Prahlworten, die jedoch den Deutſchen dießmal geziemender waren, denn ſie eroberten Kauen mit Sturm, im Angeſicht des Feindes, deſſen Ohnmacht den harten Streich nicht abzuwenden vermochte. Mehr als 3000 Heiden fielen durch das chriſtliche Schwert, 1500 fanden in den Flammen der brennenden Burg den Tod. Am Oſtertage hielt der Biſchof von Samland ein feyerliches Hochamt auf den Trümmern von Kauen; dann ließ der Hochmeiſter, was die Flammen noch verſchont hatten, der Erde gleich machen. Keine Belagerung in jenem Lande war merkwürdiger als dieſe; noch drey Jahrhunderte nachher ſangen die Litthauer Volkslieder zu Ehren ihrer bey Kauen erſchlagenen Brüder.

Winrich verfolgte ſchnell ſein Glück, rückte vor Piſten, fand es verlaſſen, eroberte Wielun in vier Tagen, ſchleifte beyde Feſten, wurde vielleicht durch Mangel gezwungen, hier ſeine Siege zu begränzen; denn Hunger, des Krieges treuer Begleiter, wütete damals in Polen und Litthauen. Auf dem Rückzuge nach Preußen entriß Olgerd dem Hochmeiſter ein Blatt aus dem Siegeskranze, indem er den Nachtrab des deutſchen Heeres, 500 Mann, in einem Dorfe erwürgte.

Man muß erſtaunen, wie, trotz aller Niederlagen, die Macht der Litthauer doch ſelten nur gebeugt, und
1363. nie gebrochen wurde. Schon im nächſten Jahre vermochten ſie das Kriegsglück ſchwankend zu erhalten, obgleich dießmal zwey Bayerfürſten, Ruprecht und Wolfgang, mit auserleſenen Scharen auf dem Kampfplatz erſchienen. Ruprechts Heldenmuth hatte ihm den frommen Ehrentitel eines Maccabäers erworben. Dennoch geſchahen nur Streifzüge, von welchen die Deutſchen oft mit eigenem Blute gefärbt heim-

heimkehren mußten, und Schindekopf belagerte vergebens Grodno, eine von Kyriſtuts wackerem Sohne, Patrik, vertheidigte Feſte. Der Vater ſchweifte indeſſen mit wohlgeübten Reitern umher, manchen Kampf beſtehend. In Einem derſelben fiel er, am Fuß verwundet, focht dennoch, am Boden liegend, mit Löwenmuth und Stärke gegen den Ritter Frohburg, Comthur von Königsberg, bis ein Haufe der Seinen ihm zu Hülfe ſprengte, auf ein Roß ihn warf und dem Getümmel entzog.

1364. Nicht bloß im Felde trotzten die Litthauer noch ſtets mit hinreichender Macht, ihnen blieben auch noch zahlreiche Arme übrig, um die zerſtörten Feſten an der Memel wieder aufzubauen, deren Wichtigkeit — das innere Land ſchützend, die Hauptſtadt Wilna deckend — ihnen wohl bekannt war. Sie hatten mit ſolchem Eifer die Arbeit unternommen, daß Wielun bereits einer neuen Belagerung trotzen konnte, Piſten vor Ueberfall geſichert, und Kauen durch eine verſchanzte Brücke dem erſten Anlauf entzogen war. Allein auch Winrich, die Nothwendigkeit erkennend, dieſer Feſten Herſtellung zu hindern, bot zu dieſem Zweck Alles auf, Macht, Muth, Glück, Schnelligkeit und Klugheit. Nicht verſchmähend vom Feinde zu lernen, hatte er jetzt, gleich ihm, eine leichte Reiterey errichtet, aus getauften, dieſer Kampfart kundigen Heiden geworben, die auf polniſchen Pferden, nicht im Sattel, nur auf einer Strohdecke, ohne Bügel und Harniſch, mit Säbel und Speer bewaffnet ſaßen. Kein Ritter bequemte ſich gern zu ſolchem Dienſte, gewöhnt an eiſerne Rüſtungen, ſchwere Streitroſſe. Alſo kämpfte Winrich mit neuer Macht, des Feindes größter Stärke ähnliche Waffen entgegen ſetzend. Kauen, Piſten, wurden abermals geſchleift. Wielun vertheidigte der Palatin Gaſtold muthig, doch Schindekopf und ausbrechende Flammen zwangen ihn zur Uebergabe. Der Beſatzung größter Theil wählte freywillig den Tod. Nur Gaſtold und ein kleiner Haufe reichten ihre Arme des Ueberwinders Feſſeln dar. Schindekopf hatte ſtreng geboten, ihres Lebens zu ſchonen; dennoch fielen die Chriſten gleich Tigern über die Unbewehrten, und ermordeten Alle. Ergrimmt forderte Schindekopf vom Hochmeiſter Beſtrafung der Mörder. Winrichs Edelmuth empörte ſich, gleich dem ſeines Marſchalls, gegen die böſe That, allein, durch der Mitſchuldigen Menge geſchreckt, wagte er nicht ein Urtheil zu ſprechen oder zu vollziehen; ein trauriger Beweis, daß die edlen Geſinnungen nur das Erbtheil Einzelner im Orden, nicht mit dem Ordensgeiſt verwebt waren. Der rauhe, wackere Schindekopf wollte nicht mehr fechten; Winrich war genöthigt, zwey Prieſter in ſein Lager zu ſenden, die durch ſanfte Ueberredung ihn gewannen. Der Hochmeiſter ſelbſt erklärte damals laut: „Wer da vergeſſen kann, daß auch der Heide ein Menſch bleibt, wer wilden Thieren gleich aus Blutgier wütet, o den ehrt das heilige Kreuz nicht! dem muß es, wie ein glühend Eiſen, tief in die Seele brennen. Gedenket der Zukunft! ihr, denen des Ordens und der Chriſtenheit Ehre auf dieſen Feldern anvertraut worden, gedenket, daß ich einſt ſtrenge Rechenſchaft für euch geben muß!“

1365. Bald rächten die Litthauer, Schalauen verwüſtend, Gaſtolds Tod. Der Marſchall mußte fliehen, 4000 Einwohner wurden erſchlagen, 800 unwillig dem Orden gehorchende Neubekehrte zu der heiligen Eiche zurückgeführt, wo gefangene Ritter auf brennenden Scheiterhaufen, den Göttern zum Dankopfer, ihre Seelen aushauchten. Wohin Kynſtut ſein ſiegreiches Schwert trug, da verſchonte er das Volk mit Raub und Brand, wenn es willig den dritten Mann zu ſeinem

Heere ſtellte. Als Bundesgenoſſen verſprach er ſie zu behandeln, und, im Fall das Glück ſeine Waffen begünſtige, einen eigenen Fürſten ihnen zu ſetzen. Das erwarb ihm Vertrauen und Macht. Angerburg eroberte er, indeſſen Ragnit, Tilſit und mehrere Feſten in die Gewalt ſeines Bruders fielen. Da tranken die Litthauer aus heiligen Gefäßen preußiſchen Wein, und ſchleiften das Bild des Gekreuzigten an den Schweifen ihrer Pferde. Man findet nicht, daß der Orden, obgleich der tapfere Herzog Johann von Lothringen jetzt unter ſeinen Fahnen focht, im Stande geweſen dieſe Schmach zu rächen.

Allein es harrte des Großfürſten ein anderes Unheil, das, wenn es gleich ſeine Macht nicht ſchwächte, ſeinem Herzen wehe that. Kowigal und Buthau, zwey unwürdige Söhne Olgerds, pflichtvergeſſen nach Herrſchaft ſtrebend, ſchmeichelten ſich, abtrünnig von ihrer Väter Glauben, durch Hülfe des Ordens ihr Vaterland für ſich zu erobern, ihr eigenes Geſchlecht auszurotten. Der Statthalter von Wilna, die Spur des böſen Anſchlags witternd, verhaftete Buthau. Kowigal, erſchrocken gleiches Schickſal fürchtend, ſammelte haſtig die Verſchwornen, ermordete den Statthalter, befreyte den Bruder, floh mit ihm nach Preußen. Dort äußerten ſie brünſtiges Verlangen, ſich im Kirchenſchoß zu bergen; man nahm ſie willig auf; ein Biſchoff taufte ſie mit großer Pracht, Winrich ſelbſt war Taufzeuge. In einem feyerlichen Umgang wurden ſie durch alle Straßen von Marienburg geführt, dem jauchzenden Volke gezeigt. Allein der kluge Hochmeiſter traute Söhnen nicht, die ihren Vater, ihre Götter verrathen; ſie bewarben ſich vergebens um den weißen Mantel oder einen Platz im Heere. Er wollte erſt Beweiſe ihres Ernſtes, ihrer Treue ſehen, und ließ ſie vor der Hand zu Marienburg unter eines Prieſters Obhut, der ſie im Chriſtenthum unterrichten ſollte, denn immer ging die Taufe dem Unterricht voraus. Nachher ſchickte er ſie im Geleite eines Comthurs nach Bayern. Eine Geſandtſchaft des Großfürſten forderte ihre Auslieferung, doch Winrich, des Vaterſchmerzes, den er nie gefühlt, wenig achtend, gab die kalte, ſtolze Antwort: „Komm, hole ſie.“

Kyriſtut, der Oheim, überfiel ergrimmt die Feſte Johannisburg bey Jackelſchein, pferchte die gefangene Beſatzung auf dem Burgplatz ein, wollte ſeiner Rache ſie opfern, als Comthur Otto mit dem hölzernen Beine, ein mit Würden und Ruhm bedeckter Greis, hervortrat, den Panzer aufriß, die nackte Bruſt dem Fürſten darbot, ihn beweglich anflehend, mit ſeinem Blute ſich zu begnügen. Da ehrte Kyriſtut ſich und den alten Krieger, indem er ihn und vier Kampfgefährten ohne Löſegeld zu den Chriſten geleiten ließ, der übrigen Gefangenen Leben ſchonte.

Der Hochmeiſter, entſchloſſen Johannisburg wieder zu gewinnen, theilte im nächſten Feldzuge ſein Heer, führte den ſtärkern Haufen tiefer in Litthauen, als noch Chriſten je vorgedrungen waren, hoffend, Kyriſtut werde ihm folgen, und der Marſchall mit dem kleinern Haufen dadurch Zeit und Raum gewinnen, die Feſte zu gewinnen. Allein der Großfürſt hatte des Marſchalls Verhaben verkundſchaftet, ließ den Feind in Litthauen ruhig plündern, erwartete Schindekopfs anrückende Schar auf einer Höhe, lieferte ihr ein blutiges Treffen, ſchlug und zerſtreute den ganzen Haufen, verfolgte den fliehenden Marſchall, der, von den Seinen getrennt, im Walde herumirrte, und erſt am ſechsten Tage in Räubertracht in des Hochmeiſters Lager ſich einfand. Noch 23 Flüchtlinge, unter dem

Comthur von Ragnit, hatten ſich gerettet, die übrigen alle fraß der Heiden Schwert. Dieſer Comthur verwiſchte den erlittenen Schimpf, indem er bald darauf mit 50 Rittern 400 Litthauer aus einander ſprengte. Kyriſtut warf ſich unvermuthet auf Inſterburg, verbrannte die Stadt, hätte beynahe das Schloß überrumpelt, verheerte die Gegend um Wehlau und Tapiau. Winrich, um für die Zukunft ſolche Einfälle zu hemmen, ſtellte Chriſtmemel wieder her, und ſchlug den Großfürſten, der es zu hindern ſtrebte, zwey Mal zurück.

Die folgenden Jahre verſtrichen unter wechſelſeitigen Streifereyen in ſelbſt geſchaffenen Wüſten; nur die Peſt konnte bisweilen kurzen Stillſtand erzwingen. 1367-1368.

Mit den Waffen in der Hand erbaute Winrich eine neue Feſte, Gotteswerder, auf einem Platze, den ſchon vorher zu gleichem Zwecke Kyriſtut auserſehen, ſo nahe bey Kauen, daß dieſer Fürſt ſeine ganze Macht aufbot, den Bau zu hemmen; doch unter dem Schutze eines Heeres wuchſen die Wälle, in fünf Monden ſtand das Werk vollendet, die Ordensfahne wehte von den Thürmen. Der Großfürſt erwartete den Rückzug des Heeres, belagerte und beſtürmte dann die neue Burg bey Tag und Nacht, und als der Marſchall zum Entſatz herbey eilte, fand er ſie bereits erobert. Schindekopf, unabgeſchreckt, griff ſie wütend an, zwey Stürme wurden tapfer zurückgeſchlagen, beym dritten die Mauern erſtiegen. Was noch Waffen trug ließ der erbitterte Sieger niederhauen, nur die Weiber gingen ſeufzend in die Sklaverey. Fünf ganzer Wochen hatten die Litthauer bedurft, um die Feſte einzunehmen, der Marſchall vollbrachte die Eroberung in fünf Tagen, und fügte eben ſo ſchnell die von Bayern hinzu, wo er, trotz der Bitten des herbey eilenden Groß- 1369.

Großfürſten, ſeinen Ruhm befleckte, indem er 900 Litthauer von den Flammen verzehren ließ.

Nun wurde, um Gefangene auszuwechſeln, eine Zuſammenkunft in Königsberg veranſtaltet. Kyriſtut kam ſelbſt dahin, man bewirthete ihn fürſtlich, unterhielt ihn, nach damaliger Sitte, mit allerley Kurzweil und Gepränge. Vierzehn Comthure und ſechs und neunzig Ritter, das Volk ungerechnet, ſetzte er in Freyheit; der ſtärkſte Beweis, daß dieſer ſchreckliche Krieg, den Ordensſchmeichler faſt immer nur als eine Reihe von Heldenthaten der Ritter ſchildern, bis jetzt von beyden Seiten mit gleichem Muth und gleichem Glück war geführt worden. Statt jener gefangenen Chriſten empfing der Großfürſt alle Litthauer, die das Heidenthum nicht abgeſchworen hatten. Auch Olgerds Söhne forderte er zurück, allein ihm ward zur Antwort: ſie hätten ſchon das Land verlaſſen.

Vielleicht würde dennoch dieſe Begebenheit eine Annäherung bewirkt haben, hätte nicht Kyriſtut eine übereilte Drohung, den Hochmeiſter im folgenden Jahre heimzuſuchen, ſich entſchlüpfen laſſen. Sein Prahlwort ſtörte ein Turnier in Marienburg; ſtatt Lanzen zu brechen, mußten die Ritter unter des Marſchalls Fahne zeitig ausrücken. 1370. Olgerd und Kyriſtut hatten ein Heer von 70000 Litthauern, Samayten, Ruſſen und Tatarn verſammelt. Jagello, Olgerds Sohn, ein Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, und Witold, Kyriſtuts Sohn, der kaum zwanzig Jahre zählte, ſollten damals ihre erſten Waffen verdienen. Beyde haben ſich in der Ordensgeſchichte ſo bekannt gemacht, daß ihr erſtes Erſcheinen auf dem blutigen Schauplatz nicht überſehen werden darf.

Noch nie drohte ein ſo ſtarkes Heer dem Orden Verderben. Winrich zählte nur 40000 Mann. Er verhehlte die Gefahr ſich keinesweges. Auf einer Ebene vor Pillau muſterte er die Seinigen und hielt eine Rede an ſie, bey welcher dem Helden Thränen in die Augen ſchoſſen. Mit entblößten Häuptern knieten Alle nieder, wurden von den Prieſtern eingeſegnet. Dann führte Winrich ſie ſelbſt zum Angriff bey der Feſte Rudau. Die Morgenröthe leuchtete ihm, die Mittagsſonne fand die Schlacht noch unentſchieden. Der Hochmeiſter wurde, im rechten Arm verwundet, fortgetragen. Das hätte faſt den Muth der Seinen gebeugt, aber Schindekopf trat ſchnell an deſſen Platz, warf ſich den Fliehenden entgegen, durchbohrte ſelbſt die Feigen, die ſeiner Stimme und der Ehre nicht gehorchten, führte die Ermuthigten zum dritten Angriff. Jetzt wankte Olgerds linker Flügel, die jungen Prinzen, Witold und Jagello, kamen in Gefahr; der beſorgte Vater vergaß den Feldherrn, ſandte die Jünglinge zurück, verbreitete dadurch Beſtürzung. Das Hauptpanier ging verloren, der linke Flügel floh, der rechte unter Kyriſtut folgte bald; die hereinbrechende Nacht deckte die Flucht, aber in Gewäſſern, von ſchwachem Eiſe trügend überzogen, fanden viele ihr Grab; viele in Wäldern, wo Hunger und Wunden ihre Leichname zu einer Beute wilder Thiere machten. Doch auch der Orden, der des Feindes Verluſt auf Eilftauſend ſchätzte, hatte das behauptete Schlachtfeld mit Strömen von Chriſtenblut begoſſen. Sechs und zwanzig Comthure, zweyhundert Ritter fielen an dieſem Tage; der ſchmerzlichſte Verluſt war der tapfere Marſchall ſelbſt, der, den fliehenden Feind acht Stunden weit verfolgend, eine tödtliche Wunde zurückbrachte. Er ſtarb auf dem Felde zwiſchen Rudau und Tranzau; die vornehmſten Ritter ſtanden weinend um ihn her; er ſelbſt, den wohlbekannten Tod nicht ſcheuend, ſprach Allen Muth ein; der Hochmeiſter drückte ihm die

Ruden an. — Trümmer einer Gedächtnißſäule, dem Andenken dieſes Sieges und der gefallenen Helden errichtet, werden noch heute von dem Pfluge berührt, der jetzt das Feld bey Rudau furcht. Wäre die in Kupfer gegrabene Inſchrift nicht verloren, ſo erwähnte ſie vielleicht auch eines Schuſtergeſellen, **Hans von Sagan**, des Sohns eines Königsberger Bürgers, der, obſchon verwundet, ein Panier rettete, hoch es ſchwang und Weichende zum erneuerten Kampfe ſammelte. In dieſer Stellung zeigt man ihn noch jetzt auf Brunnen und Kirchenfahnen, die doch wohl nur das gewöhnliche Bild des heiligen Florian tragen. Gewiſſer iſt, daß er vom dankbaren Hochmeiſter keinen andern Lohn erbat, als die Einſetzung eines jährlichen Freudenfeſtes für ſeine Mitbürger, welches noch Jahrhunderte nachher gefeyert wurde.

Auch zwey Kapellen ließ der fromme Winrich bauen, über den Gräbern der Erſchlagenen, zu Rudau die Eine, zu Laptau die Andere; in der letztern war ein Gemälde aufgehängt, die Schlacht verſinnlichend; in beyden verewigten Inſchriften des blutigen Tages Ruhm.

Auffallend iſt, daß dennoch, trotz dieſes entſcheidenden Sieges, Kynſtut im nämlichen Sommer preußiſche Gebiete abermals verheerte; ein redender Beweis, daß die ungeheure Macht der Litthauer nur von ihrem unerſchöpflichen Muthe übertroffen wurde. —

In dieſem Jahre ſtarb unbeerbt König Caſimir aus dem Hauſe Piaſt, welches den Polen ſeit einem halben Jahrtauſend Beherrſcher geliefert. Sein längſt beſtimmter Nachfolger, Ludwig von Ungarn, beſtieg den polniſchen Thron; verließ jedoch ſein Vaterland nicht, die zugefallene Herrſchaft ſeiner Mutter Eliſabeth vertrauend.

1371. Jetzt trat in Preußen Herzog Leopold von Oeſtreich mit mächtigem Beyſtand auf, heerte gräßlich in Samayten, ſchlug alle Jünglinge in Feſſeln, ermordete die zur Arbeit untüchtig Scheinenden, unter dem ſaubern Vorwand: ſie würden doch nur eine Beute des Hungers werden. Nach manchen verübten Gräueln und Verwüſtungen erzwang von beyden Theilen das Gefühl der Schwäche einen vierjährigen Waffenſtillſtand. Die Ritter murrten dagegen, allein der klügere Hochmeiſter, deſſen Nothwendigkeit erkennend, ſandte zwölf Brüder dem Feinde als Geiſeln, und empfing dagegen zwölf vornehme Litthauer. Jeder Theil ſollte, während der Waffenruhe, was er beſäß, ungeſtört behalten. Winrich achtete dieſen Vertrag höher als gewonnene Schlachten, glaubte ſich dem Himmel für eine Wohlthat verpflichtet, ordnete vierzigſtündige Gebete an, ließ ein feyerliches te Deum ſingen, und betete ſelbſt eine ganze Nacht in der Kirche zu Marienburg. Er that mehr als beten, er ſuchte einen dauerhaften Frieden zu bewirken, eine löbliche Bemühung, in welcher ſeine eignen Brüder ihn murrend ſtörten, weil Pflicht, Ehrgeiz, Langeweile oder Raubſucht ewigen Kampf gegen Heiden ihnen wünſchenswerth machte.

Kaum war die Friſt abgelaufen, ſo trieb man es 1375.
von beyden Theilen wie zuvor. Selten erwähnen des
Ordens Geſchichtſchreiber der feindlichen Thaten mit
Ruhm, und doch blieben die Heiden in manchem harten
Kampfe Sieger, den Jene verſchweigen. Einſt 1376.
vernichteten ſie einen ſtarken Haufen, den der Comthur
von Labiau befehligte, deſſen Klagebrief, aus der Gefangenſchaft
an den Hochmeiſter geſchrieben, noch vorhanden
iſt. „Wir ſind geſchlagen“ lauteten ſeine

Worte, „wir ſind zu Grunde gerichtet! ich ſchreibe Dir unter Thränen als ein Gefangener im feindlichen Lager. Meine tapferſten Gefährten ſind gefallen, Andere ſchmachten mit mir in Feſſeln. Glücklich die Erſchlagenen! Ich bejammere mehr das Unglück, dieſen ſchrecklichen Tag überlebt zu haben.“

1377. Ein anderesmal lockten die Litthauer ihre Feinde in Gruben, die ſie künſtlich mit Zweigen und Raſen bedeckten. Die ſchweren Roſſe ſtürzten hinein, die Ritter fanden ihren Tod.

Immer ſchwieriger wurde für den Orden dieſer endloſe Krieg, denn der Kreuzfahrer, die um Gottes und Mariens willen fochten, nur Speiſe für ſich und ihre Roſſe begehrten, kamen immer wenigere. Die Grafen von Hohenſtein und Katzenellenbogen beſtanden zwar um dieſe Zeit noch ein frommes Abenteuer; allein zum erſten Mal erſchienen jetzt auch 1378. Söldner, das heißt, bezahlte Krieger, die von nun an für den Orden ein nothwendiges Uebel wurden.

Auf einem glücklichen Zuge, der des Ordens Waffen bis vor Wilna trug, verzehrten Flammen einen Theil dieſer Hauptſtadt. Großfürſt Olgerd, in dieſem Augenblicke dem Feinde nicht gewachſen, bediente ſich, ihn zu entfernen, einer unfürſtlichen Liſt. Verlangen nach der Taufe vorſpiegelnd, bot er einen Waffenſtillſtand an, lockte den Ordensmarſchall ſammt den vornehmſten Comthuren in ſein Lager zum Mittagsmahl, ließ indeſſen das deutſche Heer umgehen, im Rücken deſſelben die mitgeführten Lebensmittel vernichten, die Wächter niederhauen. Noch bey der Tafel erfuhren die Ritter den Verrath und brachen in lauten Unwillen aus. Olgerd ſelbſt ſchmähte mit verſtelltem Zorn auf die Urheber dieſer That, ſchwörend ſie zu züchtigen.

gen. Allein der Marſchall traute ſeinen Worten länger nicht, ſprang auf und ging unaufgehalten, weil Geiſel ſeine Sicherheit verbürgten. Der Großfürſt hatte ſeinen Zweck erreicht, Mangel trieb die Feinde nach Preußen zurück.

Bald aber dienten ihrer Rache ein Herzog Friedrich von Oeſtreich mit 2000 Lanzen, ein lothringiſcher Prinz und päpſtlicher Neffe, begleitet von einer Ritterſchar. Vereint mit dieſen und den Ordensbrüdern aus Liefland, erfochten die Ritter in Litthauen glänzende Siege, vergönnten aber, gelobedürftig, den Gefangenen ſich zu löſen.

1379-1381. Die Kriegsbegebenheiten der nächſten Jahre ſind ein Labyrinth, aus welchem kein Faden leitet. Doch iſt wenig daran gelegen, ein paar tauſend gemetzelte Menſchen, ein Dutzend verbrannte Städte, einige Heldenthaten und viele Gräuelthaten mehr zu kennen. Memel und Oſterrode wurden verloren und wieder erobert. Seit Schindekopfs Fall ſchien das Ordensglück, wo nicht zu ſinken, doch ſtill zu ſtehn. Winrich führte den Krieg wider Willen; er ſelber ſprach einſt im Kapitel: „Wir wiſſen wohl, daß unſerm Orden Geld und Gut nimmer gebrechen wird, ſondern Weisheit und guter Rath.“ Unter den Comthuren zeichnete ſich keiner vorzüglich aus. Fruchtlos blieben alle Siege, ſo lange keine Feſten, im feindlichen Lande ſelbſt erbaut, den Eroberungen Dauer gaben. Nur ein Theil des erſchöpften Samayten unterwarf ſich endlich dem Ordensjoche, gewöhnte ſich ſogar an daſſelbe, weil ein wackerer Landcomthur, Bruder Dionyſius, es ihm erleichterte.

Großfürſt Olgerd ſtarb. Er war ein tapferer Krieger, den kein Sieg berauſchte, keine Niederlage muthlos machte; er hielt feſt an ſeinem Bruder, wie am Glauben ſeiner Väter; vom Orden unüberwunden, in Polen Ueberwinder, ſchützte er ſeine Staaten nicht allein, ſondern dehnte deren Gränzen gegen Rußland aus. Man ſagt, die Liebe zu ſeiner erſten Gemahlin, einer chriſtlichen Fürſtin, habe ſeine Bekehrung faſt bewirkt. Wenigſtens vergönnte er dem Palatin von Wilna, Gaſtold, einem getauften Litthauer, nicht allein den ungekränkten Glauben, ſondern ſogar deſſen freye Uebung, ließ in ſeiner Hauptſtadt von Gaſtold herbeygerufene Franciscaner, und als der Pöbel dieſe frommen Männer während des Fürſten Abweſenheit ermordete, rächte er ihren Tod, oder ſein gekränktes Anſehn, durch das Schwert von 500 Schuldigen. Damals gab es keine Chriſten, die, an ſeiner Stelle, ſo gerecht und klug gehandelt hätten.

Sein Leichnam, mit dem Harniſch angethan, wurde von den Großen des Reichs auf den Scheiterhaufen getragen; Schwert, Lanze, Pfeil, Bogen, Wurfſpieß, lagen neben ihm. Olgerds treuſten Knappen, ſein liebſtes Roß, Falken und Jagdhunde, verzehrten die Flammen an ſeiner Seite, indeſſen die Umſtehenden, ihrem Wahne folgend, wilder Thiere-Klauen in die Glut warfen, damit die Seele den ſteilen Felſen, der Götter Wohnung, leicht anklimmen möchte.

Jagello, Olgerds Liebling, wurde, mit des Oheims Kyriſtut Willen, vom ſterbenden Vater zum Nachfolger beſtimmt, und trat die Herrſchaft ungehindert an, obgleich ſechs ältere Brüder aus der erſten Ehe, fünf jüngere aus der zweyten ihm gehorchen muſten. In Samayten und dem Theil von Litthauen, der dem Scepter Kyriſtuts unterworfen war, ſollte künftig Witold, des väterlichen Vertrauens am würdigſten, regieren. Beyde Vettern, in gleichem Alter, von gleichem Feuer und Muth beſeelt, mit gleichen Reigenblicks entſchuldigen, oder ſonſt ein ſchimmerndes Gewand ihr umhängen, aber wohlbedächtig durch Brief und Siegel zu Verrätherey ſich verbinden, iſt der Gipfel der Verworfenheit. Woidil, vom Bäckergeſellen zum Statthalter von Lida und Schwager Jagello's erhoben — eine Beſudelung des Fürſtenſtammes, über welche der alte Oheim laut murrte — ſoll aus Rache den neuen Großfürſten überredet haben, Kynſtuts Geſchlecht trachte nach ſeinem Scepter. Den wackern Oheim ins Verderben zu locken, war des ehrloſen Vertrags mit dem Orden ehrloſer Zweck. Zum Schein ſollte Jagello — der mit freygebiger Schmeichelen ein oberſter König zu Litthauen genannt wurde — mit Kynſtut ſich verbinden, doch ſein Heer nicht gegen den Orden fechten, vielmehr des nächſten Blutsfreundes Länder ihm völlig Preis geben. Geſchähe es zufällig, daß man von beyden Theilen Gefangene machte, ſo ſollten dieſe ohne Löſegeld ihre Freyheit erhalten; damit jedoch der Betrug nicht merklich werde, ſey den Gefangenen einzubilden, man habe Löſegeld für ſie erlegt.

Bauend auf dieſen ſchändlichen Vertrag erneuerten die Ritter mit ſicherer Wuth ihre Einfälle in Kynſtuts Gebiet. Doch dieſer biedere Fürſt wurde nur ſo lange getäuſcht, als ein redlicher Mann Zeit braucht, um ein für unmöglich gehaltenes Bubenſtück glauben zu lernen. Gelegenheit zu Rache bot ſich bald.

Ein neuer Landcomthur in Samayten mehrte des Volkes Frohndienſte. Murrend das Joch ertragend, von Witold gereizt, brach es endlich in Empörung aus. Man hatte große Haufen zuſammengetrieben, um die neue Burg Friedland, ſich ſelber zum drohenden Zwinger, zu erbauen. Da überfielen plötzlich die Arbeiter, mit Hacken und Schaufeln bewaffnet, des Comthurs trunkene Diener, tödteten ſie, ſpürten dann ihrem Herrn nach, der im Walde jagte, erſchlugen ihn ſammt ſeinen Gefährten, überrumpelten Memel und ſteckten es in Brand. Der Comthur zu Memel zog mit 4000 Mann gegen die Empörer, wagte ſich unbeſonnen in Moräſte, ſah ſeines Heeres größern Theil fallen, wurde ſelbſt mit dem kleinern gefangen, dem Perkunas geopfert, und viele Ritter ſtarben unter ſinnreichen Martern. So, zum Beyſpiel, warf man Einige mit herabhängenden Häuptern auf wilde Roſſe, die, mit Dornen unter den Schweif gebunden, zwiſchen Felſen getrieben wurden. Alſo büßte der Orden Vernachläſſigung der Klugheitsregel: Nie gib einem kaum beſiegten Volke Gelegenheit, ſich zahlreich zu verſammeln, auf daß nicht der Schwache ſeine Klagen gegen den Muth des Stärkern austauſche, der Gedanke ſich am fremden Gedanken reibe, deren neue, gefährliche erzeuge, und Hoffnung — je getheilter unter viele, iſt ſchneller wachſend — zu raſchen Thaten befeure.

Kyriſtut, durch Verrätherey der Freunde wie der Feinde des Vertrages ledig, achtete nicht länger die bedungene Sicherheit des Oſterodiſchen Gebietes, gab die Stadt ſelbſt den Flammen zum Raube.

Dreyßigſtes Kapitel.

Winrichs von Kniprode auswärtige Verhältniſſe.

Kaiſer Carl IV. ſpielte gegen den Orden, man weiß nicht warum, eine ſehr zweydeutige Rolle. Während
1347. er mit Einer Hand die Privilegien des Ordens beſtä-
1351–1355. tigte, und ſonſt auf mancherley Weiſe ein unwandelbares Wohlwollen gegen ihn äußerte, unterzeichnete er
1353–1356. mit der andern einen Vertrag mit Caſimir von Polen, dieſem Könige Beyſtand zuſagend, wenn er den Orden angreifen wolle, oder angegriffen werde. Eroberungen gedachten die Verbündeten zwiſchen ſich zu theilen. Wohin Caſimir zielte, beweiſt der Titel, deſſen er, troz der geſchehenen Verzichtleiſtung, in dem Vertrag ſich anmaßte: Herr und Erbe von Pommern. Winrich ahndete nichts von dieſer Tücke, denn er lebte jezt mit Polen in freundlicher Nachbarſchaft; der
1365. König ſelbſt beſuchte ihn in Marienburg, und wurde köſtlich bewirthet; auch weigerte ſich Caſimir den Lit-
1369. thauern beyzuſtehn, obgleich Olgerd in Perſon nach Polen kam, ihn dringend dazu aufzufordern. So leicht nun auch von einer Seite der Grund jenes hinterliſtigen Vertrags, der ohne Folgen blieb, in Caſimirs ſtets wieder auflebendem Wunſche, Pommern zu beſitzen, gefunden werden mag; ſo ſchwer iſt von der andern dem Grunde der kaiſerlichen Zweyzüngigkeit nachzuſpüren. Der Vertrag war freylich auch gegen Brandenburg gerichtet; er verſprach ſeinen Beyſtand

gegen Jeden, der Polen hindern werde, dieß Land ſich zuzueignen. Unter den Churfürſten hatten Einige den Marggrafen Ludwig von Brandenburg als Mitbewerber um die Kaiſerwürde aufgeſtellt; alſo war es wohl nur das Verlangen, dieſem Nebenbuhler einen Feind zu erwecken; die Größe des Hauſes Luxemburg auf den Trümmern des Hauſes Bayern zu gründen. Es war wohl nicht ſein Ernſt, den Orden — dieſes heilſame Gegengewicht der polniſchen Macht — zu ſtürzen; denn geſetzt, Caſimir blieb Sieger, wer hinderte ihn dann, bey vortheilhafter Gelegenheit in Schleſien und Böhmen einzudringen? Vielleicht ließ der ſchlaue Carl ſich zum Theil auch nur auf dieſes Bündniß ein, um eine alte Schuld zu tilgen, die der geſchmeichelte, bethörte Caſimir ihm damals erließ.

Der päpſtlichen Huld erfreute ſich der Orden auch nicht immer. Doch wurde ſie ihm nicht verſagt, ſo lange er geiſtliche Rechte ungekränkt ließ. Der Herzog von Maſovien, zu ſchwach um ſelbſt als Kämpfer gegen ihn aufzutreten, ſuchte dennoch unter der Hand ihm ſo viel möglich zu ſchaden. Die Lage ſeines Landes erleichterte ihm die Mittel zu erfahren, wenn der Orden gegen die Heiden ſich rüſtete. Seine Gemahlin war eine Tochter Kyriſtuts. Dieſe Verwandtſchaft und ein alter Groll mochten ihn beſtimmen, von jeder bedenklichen Bewegung in Preußen die Litthauer eilig zu unterrichten. Wenn ſie bey Streifzügen ſein Land berühreten, empfing er ſie freundlich, lieferte Lebensmittel, that ihnen Vorſchub aus allen Kräften.

Der Orden, zu beſchäftigt, um dieſen lauernden Feind ſelbſt zu züchtigen, wandte ſich klagend an den Papſt, und Gregor XI. ſchrieb nicht allein deshalb 1371
an den Herzog ſelbſt eine ernſtliche Ermahnung, ſondern forderte auch die Königin von Ungarn, Eliſabeth,

als Oberherrin von Maſovien, auf, dieſem Unheil zu ſteuern.

Gregors Nachfolger, Urban VI., bewies dem Orden gleichermaßen durch kleine Vergünſtigungen guten Willen; erlaubte ihm die freye Wahl eines Beichtvaters, der jedoch über vierzig Jahr alt ſeyn mußte; vergönnte den Rittern im Felde einen tragbaren Altar mit ſich zu führen, auch noch vor Tages Anbruch Meſſe leſen zu laſſen. Doch ob dieſe wohlfeilen Gunſtbezeugungen ſeine wahren Geſinnungen enthüllten, wird bezweifelt, ihm ſogar des Kaiſers feindliches Benehmen gegen den Orden zugeſchrieben.

Des heiligen Vaters Groll war nicht grundlos, da der Orden in ewiger Fehde mit der Geiſtlichkeit ſtand, an Herrſchſucht dieſe faſt noch übertraf. Gefährlicher als die erzählten Landesplagen, furchtbarer als die Litthauer, war der ſchlaue Feind, den Winrich zu bekämpfen hatte. Als einſt der Papſt, zum Sold der Kreuzfahrer, die Ablaßmünze prägte, da bedung er den Biſchöffen ein Drittheil aller Eroberungen, und gern theilten die Ritter damals Wüſteneyen, die nur mit Blut gedüngt, keinen Neid erwecken konnten. Aber, in das päpſtliche Verlangen willigend, vergaßen ſie, der Theilung billige Regeln vorzuſchreiben. Die Biſchöffe, aus dieſer Vergeſſenheit ſchnell Vortheil ziehend, wählten ſtets das beſte Drittel, an Größe zwar der Beſtimmung gemäß, durch ſeine Lage hingegen von weit höherm Werthe. Geiſtliche Länder, ſprachen ſie, müſſen ſo viel möglich in Frieden leben; darum eigneten ſie ſich ſtets die Landesſtrecke zu, die am weiteſten vom Kriegsſchauplatz entfernt, am meiſten durch das umgebende Ordensgebiet gedeckt war. So weit drang der Feind ſelten vor, oft herrſchte daher im biſchöfflichen Landen Ruhe, während Flamme und Schwert an den Gränzen wütheten. Die natürliche Folge war, daß Einzöglinge lieber ſich unter das mildere Joch des Krummſtabes begaben, wo ſie des Fleißes Früchte ruhiger ernten konnten, ihren Pflug ſeltener verlaſſen durften, um die Waffen zu ergreifen; wo Leben oder Freyheit nicht täglich auf dem Spiele ſtanden. So wuchs der geiſtlichen Sprengel Bevölkerung mit Macht, und was der Ritter Blut erkämpfte, genoſſen die Biſchöffe in fetter Ruhe.

Freylich gewahrte der Orden bald den frommen Betrug, ſah ſcheel zu der wachſenden Prieſtermacht, die, an den römiſchen Stuhl gekettet, einen Staat im Staate bildete. Klugheit war hier die einzige Waffe, die das Gleichgewicht erhalten konnte. Er beſetzte die Domkapitel mit Prieſtern deutſches Ordens, und ſo gelang es ihm, die Biſchoffs-Wahlen zu lenken. Nur das ermländiſche Biſthum widerſtrebte dieſer Maßregel hartnäckig. Damit deſſen Beyſpiel den geſchmeidigern Prälaten von Culm, Samland, Pomeſanien, nicht zu Erringung gleicher Unabhängigkeit Muth verleihen möchte, ward jede Gelegenheit ergriffen, um das widerſpenſtige Ermeland zu drücken, deſſen Macht und Einfluß zu mindern. Schon bey einer Gränzſtreitigkeit, unter Siegfried von Feuchtwangen, hatte zwar der Orden, einem päpſtlichen Spruche gehorchend, das ſtreitige Land räumen müſſen, jedoch das koſtbare Vorrecht errungen, aus ſeinen Brüdern einen Vogt dem Biſchoff an die Seite zu ſetzen. Als Kriegsoberſter durfte dieſer die Einwohner zur Heerfolge aufbieten, als Richter beſaß er Macht in Streitigkeiten des Ordens Unterthanen zu ſchützen. So meinte man die Vortheile zu wagrechten, die bisher mehr Einzöglinge in das Biſthum lockten. Allein der Prälat konnte, im kleinern Lande und bey geringerm Aufwand zum

Schutz deſſelben, leicht aus andern Quellen ſchöpfen, die dem Orden, von verzehrenden Brüdern und gierigen Söldnern ausgeſogen, verſchloſſen blieben. Funfzehn Freyjahre gab Biſchoff Heinrich II. Allen, die in Ermeland ſich anbauten. Solche Mittel, eines Landes Wohlſtand zu vermehren, gewähren, neben ihrer Rechtlichkeit, noch den Vortheil, daß weder ein lauernder Feind, noch ein ränkeſüchtiger Freund ſie beſtreiten kann. Dem Orden blieben folglich, um ſich Einfluß zu verſchaffen, nur die mildern Wege übrig: er ſuchte durch Bitten die Wahl der Domherren zu lenken. Eine ſchon berührte Spaltung entſtand in deren Kapitel. Nach beyder Mitbewerber Tode begehrte Luderus von Braunſchweig das Patronatsrecht zu üben, indem er ſeinen Kanzler Herrmann zum Biſchoff in Ermeland ſchuf. Doch der Papſt beſtätigte ihn nicht; acht Jahre lang blieb das Bisthum unbeſetzt, bis ſich das Kapitel den Kanzler des Königs von Böhmen, Herrmann von Lieberſtein, zum Hirten erbat. Benedict XII. unterſtützte den Fremdling, König Johann den Günſtling; aus Furcht und Achtung vor Beyden ſchwieg der Orden.

Nach Herrmanns Tode wählten die Domherren ihren Decan, Johann von Meißen, der ſowohl die Ritter, als den Erzbiſchoff von Riga, durch ein ſchlau erwirktes Privilegium unangenehm überraſchte, kraft deſſen Ermeland künftig nur dem päpſtlichen Stuhle unterworfen blieb. Zu des Ordens Unwillen geſellte ſich noch ein finſteres Mißtrauen, als der neue Biſchoff, in ſeinem Lande Schlöſſer bauend oder befeſtigend, bedenkliche Vertheidigungsanſtalten traf, die das Schreckbild eines immer bewaffneten Feindes um ſo gewiſſer in der Ferne zeigten, als ſeine Vaſallen ihm willig Beyſtand leiſteten.

Der Prieſter um ſich greifende Macht kräftig zu beugen, hinderten den Orden theils kriegeriſche Unruhen, theils der gehäſſige, nicht grundloſe Vorwurf, daß er alle geiſtlichen Güter an ſich zu reißen trachte. Noch Einmal verſuchte Winrich, nach des Biſchoffs Tode, durch Empfehlung auf die neue Wahl zu wirken, allein vergebens. [illegible] Johann Streifrock, ein unbändiger Mann, empfing den Krummſtab, unter welchem er ohne Scheu nicht blos Fremdlinge ſammelte, ſondern ſogar des Ordens Unterthanen lockte, und endlich — zu völliger Sicherung der Unabhängigkeit — den entſcheidenden Schlag that, indem er den Kaiſer zu bewegen wußte, daß er ihn in den Reichsfürſtenſtand erhob. [illegible]

Noch trug der Hochmeiſter das unter ſich freſſende Geſchwür eines ohnmächtigen Grolles mit ſich herum, als Gränzſtreitigkeiten ihn nöthigten, verſchiedene Zuſammenkünfte mit dem neuen Fürſten zu halten, der jetzt kecke Forderungen auf die erſten Beſtimmungen bey Errichtung der Biſthümer gründete. Damals nämlich wurde jedem Biſchoff ein Drittheil ſeines Sprengels als Eigenthum, als landesherrliches Gut zugeſagt. Mit des Ordens Eroberungen erweiterten ſich auch die Sprengel, indeſſen jene Güter ſtets dieſelben blieben. Nun verlangte Streifrock eine neue Theilung des vergrößerten Sprengels, um auf dieſe Weiſe auch das Drittheil ſeines Eigenthums in gleichem Maße zu vergrößern. Allein der Orden ſprach: nur ein für alle Mal wurde jenes Drittheil euch zugeſtanden; der Vorwurf liegt in der ſchreyenden Ungerechtigkeit, daß wir, wenn es anders wäre, Euch das innere, urbare Land, die von uns erbauten Städte abtreten, und mit den wüſten Gränzen begnügen müßten; er liegt ferner in der unabſeh-

baren Folge, da, wenn Euch ſolches Recht verſtattet
würde, ihr bey jeder neuen Eroberung auf neue Thei-
lung dringen dürftet. — Beyde Gründe, obſchon
unverwerflich, waren eher geeignet, den Biſchoff lüſter-
ner zu machen, als ihn zum Verzichten auf ſeine An-
1369. ſprüche zu bewegen. Die letzte Zuſammenkunft am
Johannistage hätte faſt blutigen Ausgang genommen.
Die Gemüther waren erhitzt; Alles was gekränkte Her-
zen ſeit Jahren verſchloſſen, machte ſich plötzlich Luft,
und Winrich brach in die bittern Worte aus: „Ihr
wollt gemächlich ſchwelgen in dem mit unſerm Blute
erkämpften Eigenthum.“

„Mit nichten,“ erwiederte der Biſchoff, „wir haben Euch nichts zu verdanken, und Einer meiner Prieſter iſt mehr werth als ganz Preußen.“

„Ha!“ rief der Hochmeiſter, „Ihr wollt dem Orden in Preußen thun, wie ihr in Liefland Euch unterfangen, aber bey meinem Eid, das werde ich hindern!“

Doch bald, in ſpitzigen Reden dem Prieſter nicht gewachſen, genügten dem Kriegsmann die Worte nicht mehr; wüthend zog er den Dolch, und wäre der Comthur von Elbing ihm nicht ſchnell in den Arm gefallen, er würde eines Gottgeweihten Blut vergoſſen haben. Durch ſolche unerhörte Verwegenheit erſchreckt, floh der Biſchoff in folgender Nacht gen Danzig, vonwo er nach Avignon zum Papſte eilte, den gräßlichen Vorgang mit ſchwarzen Farben ſchildernd. Ihm folgte, als Bettler verkleidet, der Domherr Johann von Eſſen, tragend des Biſthums Privilegien in einen Sack vernäht.

Willkommen war dem Papſte die Gelegenheit, vielleicht ſämmtliche preußiſche Biſthümer ſich allein zu
unter-

unterwerfen. Schon einige Jahre früher hatte er den Verſuch gewagt, einen Biſchoff von Culm zu ernennen, und wollte damals des Ordens Schweigen durch die kluge Wahl eines Mannes bewirken, den der Hochmeiſter ſchätzte. Dennoch ſchwieg er nicht, murrte, klagte ſo lange, bis der Papſt den aufgedrungenen Biſchoff nach Deutſchland verſetzte. Indeſſen war Wigbold, der Nachfolger, dem päpſtlichen Stuhle nicht minder ergeben, zwang die Geiſtlichkeit, drückende Abgaben nach Rom zu entrichten, bis die Klagen des Hochmeiſters Ohr erreichten, und er die fernere Zahlung ſtreng verbot. Das zog ihm den römiſchen Bannfluch, dem Lande Interdict zu. Niemand achtete darauf. Nur Wigbold wagte, die Bulle zu verkünden, die ihm keine andere Frucht, als des Ordens Feindſchaft brachte. Ein Ritter, Hans von Cruſche, wagte ſogar, ihn aus Culmſee zu entführen; ob mit Winrichs Vorbewußt und Willen? iſt unbekannt. In Wäldern und Büſchen wurde er hin und her geſchleppt, ſollte den Bann löſen, oder 400 Mark zahlen. Endlich ſah er ſich gezwungen, ſeinem Biſthum zu entſagen. Er zog aus dem Lande, ſagt die Chronik, und kam nie wieder.

Dieſes Haders gedenkend, ſprach ſich nun des Papſtes erbittertes Gemüth in drey Urtheilen aus, die dem ermländiſchen Biſchoff, was er begehrte, zuerkannten; nur vermochten weder Pergament, noch erneuerte Bannflüche etwas gegen ritterliche Waffen, die das ſtreitige Land beſetzt hielten.

Der ſtolze Streifrock erlebte den Triumph nicht, das Ordensſchwert unter ſeinen Krummſtab zu beugen. Nach ſeinem Tode rief Johann von Eſſen 1373. den Kaiſer auf, dem neugeſchaffenen Reichsfürſten beyzuſtehn, und Carl — des Ordens gleisneriſcher

Freund — verbunden mit dem Pfalzgrafen Rupert, dem Bayerſchen Herzog Ludwig, dem mähriſchen Marggrafen Johann — fing an zu drohen. So ſchlimm die Sache ſtand, ſo blieb doch dem Orden noch ein unverſuchtes, aber ſelten trügendes Mittel: Geld; das ſpendete er mit vollen Händen, und die gezuckten Schwerter bargen ſich in den Scheiden. Des Papſtes zürnendes Antlitz entrunzelte ſich; der Bannfluch wurde gehoben, des Kaiſers Geheimſchreiber, Heinrich Sorbaum aus Elbing, zum ermländiſchen Biſchoff ernannt, und dem Erzbiſchoff zu Prag geboten, Friede und Einigkeit zwiſchen ihm und dem Orden zu ſtiften. Heinrich entſagte den zweydeutigen, von ſeinem Vorgänger zu Avignon
1374. errungenen Rechten; Schiedsrichter beſtimmten die
Gränzen; und obwohl das Kapitel über Nachgiebigkeit
ſeines Biſchoffs, Parteylichkeit und Beſtechung
klagte, ſo beſtätigte doch der Papſt den Vergleich,
1375. durch welchen, zu des Ordens Zufriedenheit,
der eben ſo läſtige als koſtbare Zwiſt getilgt
wurde.

1370. König Waldemar von Dänemark floh zu jener Zeit vor mächtigen Verbündeten, die ihn ſeiner Staaten zu berauben drohten. In Preußen wurde er freundlich aufgenommen, und bewies ſich dankbar, indem er den preußiſchen Kaufleuten einen Platz in Dänemark zum Verkauf ihrer Waaren eigenthümlich einräumte, ſammt den Rechten, die er andern deutſchen Städten ſchon vormals zugeſtanden.

Der Hanſeatiſche Bund ſetzte ſo großes Vertrauen auf Winrich von Kniprode, daß ſogar die Sage ſich erhalten, er habe den Hochmeiſter zum Schirmherrn gewählt, dieſer jedoch die Ehre ſich verbeten. — Der König von Frankreich bezeugte ihm ſeine Achtung, durch das Geſchenk einer köſtlichen Reliquie, eines Stückes vom Kreuze Chriſti in Gold gefaßt.

Auch mit dem ruſſiſchen Fürſten unterhielt Winrich, gleich ſeinen Vorfahren, wo nicht Freundſchaft, doch Höflichkeit; eine ſeltſame Erſcheinung, da die Ordensbrüder in Liefland täglich mit den Ruſſen in blutiger Fehde ſich tummelten.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Winrichs von Kniprode innere Landesverwaltung.

Daſſelbe Gefühl, welches in Ammenſtuben Kinder treibt, ſchauerliche Mährchen mit grauenvollem Vergnügen anzuhören, daſſelbe begleitet oft auch Männer auf den Weltſchauplatz, und äußert ſich durch ſtumpfes Bewundern ſolcher Thaten, die zu erleben ſchrecklich, doch in der bloßen Erzählung, je grauſender, je angenehmer ſcheinen. Auch darin gleicht der Mann dem Kinde — welches um keinen Preis nach vollendeter Erzählung in die Dunkelheit ſich wagen würde — daß er, eines Helden Zeitgenoſſe, wohl gern ihn rühmen und den Großen nennen, doch ungern in Berührung mit ihm kommen mag. — Wie? der wäre groß, bey deſſen Namen Alles zittert, Alles flieht? Bey deſſen Annäherung jeder Landmann ſeine Saaten betrauert? jeder Bürger ſeines Fleißes Früchte tief in die Erde vergräbt? jede Mutter ihre Tochter gern noch tiefer verbergen möchte? — Verflucht die Feder des Geſchichtſchreibers, der ſeinen heiligen Beruf entweiht, indem er jenen, durch kindiſches Grauen falſchgemünzten Beynamen an Beherrſcher verſchwendet, die mit gräßlicher Kälte nur durch Menſchenblut zu einem Ziele waten, das auf Alexanders Mondbrücke ſteht. Winrich von Kniprode war größer. Auch er ein tapferer Held, führte Krieg, dennoch mit Widerderwillen; er handelte nicht für das Anſtaunen ferner Zeitgenoſſen, nicht für die Bewunderung einer gedankenloſen Nachwelt; ſondern für den Segen der ihn umgebenden Unterthanen. Und dieſer Segen verhüllt auf ſeinem Grabe den blutigen Lorbeer. Er gab dem Volke Wohlſtand, dem Fleiße Aufmunterung, dem Handel Schutz, den Sitten Lauterkeit, ja er weckte ſogar die Wiſſenſchaften in einem Lande, wo deren Name bisher kaum gehört worden. Unter ihm begann des Handels Blüte. Armen ſchoß er aus der Ordenskaſſe vor, gegen geringen Zins. Neue Städte genoſſen Freyjahre, wurden blos verpflichtet, in ihren Mauern einen vollen Speicher für die Noth zu unterhalten. Streng hielt Winrich auf dieſe wohlthätige Maßregel; ſeine Beamte mußten jährlich die Speicher unterſuchen; wo man ſie leer fand, da folgten harte Strafen. Erzeugung des Getreides wurde bald in Preußen der erſte Zweck des Fleißes, deſſen Verſchiffung der erſte Handelszweig. Engländer, Burgunder, Fläminger, holten und bezahlten es mit blinkendem Golde; daher dieß Metall in Preußen häufig wurde. Polen, Ruſſen, Litthauer, brachten ihre Waaren, ſie vertauſchend gegen Erzeugniſſe ferner Länder, durch preußiſche Flaggen herbeygeführt. Mit des Hochmeiſters Bewilligung traten ſeine vornehmſten Städte in den berühmten Bund der Hanſe, wurden Zierden deſſelben. Ihm gewährte dieſer herrliche Wachsthum das reinſte Vergnügen. So oft er nach Danzig kam, ſuchte er keine Ehrenpforten, ſondern trat prunklos in die Geſellſchaft der Kaufleute, ließ ſich von ihnen belehren und berathen über Aufnahme des Handels, und hinterließ in ihren Herzen die ſchönſte Ehrenpforte. Habgierige Ordensglieder, die auf päpſtliche Bullen trotzend, durch Handel und Gewerbe dem Kaufmann Abbruch thaten, wies er ernſt zu ihren urſprünglichen Pflichten zurück. Gegen die Seeräuber — damals mit einem, bittere Wahrheit bergenden Titel, Seekönige genannt — kreuzten und fochten ſeine bewaffneten Schiffe unermüdet; Bonſtröm, ihr Admiral, führte einſt in den Danziger Hafen zwey ſolcher Könige, die der Hochmeiſter hinrichten ließ. Beym Ausladen ihrer Schiffe fanden ſich 90000 Mark Silbers, in England für geraubtes Getreide gelöſt; Winrich beſtimmte dieſes Geld zu Bemannung und Belohnung ſeiner Oſtſeekreuzer. Ein Silberbergwerk wurde entdeckt und gebaut, obſchon mit anſehnlichen Koſten; allein der Hochmeiſter benutzte es klüglich zu des Handels Beſten, prägte neue treffliche Münze, Scoter genannt, deren zwölf einem ungariſchen, acht einem rheiniſchen Gulden gleich kamen, und verbot den Goldſchmieden bey ſchwerer Strafe, ſie zu verarbeiten.

Natürlich fand ſich auch der Luxus ein, dieß muntere Kind eines blühenden Handels, das nur zu oft die Früchte von des Vaters Fleiß verſchwendet. Einſchränkende Geſetze hemmten ihn. Lange, mit Marderfellen verbrämte Mäntel waren die Wintertracht der Obrigkeiten; im Sommer Hüte mit drey ſilbernen Knöpfen, Gürtel mit ſilbernen Spangen, Stoßdegen in ſilbernen Scheiden. Der Kaufmann, den der männliche Schmuck des Bartes zieren ſollte, trug goldene Siegelringe, und ein Wamms von Seide; der Bürger, im Lande gewirktes Gewand, doch mit ſilbernen Hefteln. Die Frauen ſchmückten ſich mit Sammethauben, Fürſtenhüten ähnlich; die reichern und vornehmern bedeckten ſie mit Goldſtoff. Die Jungfrauen wanden Perlenkränze in das Haar, oder begnügten ſich mit Borten, ſilbernen Spangen und allerley Flittern.

Zwey Erzeugniſſe lieferte Preußen, deren Eines, den Börnſtein, ihm ſchon die Vorwelt gab, das Andere, der Wein, ihm längſt entriſſen worden. Das Börnſteinſammeln und dieſer Waare Vertrieb gehörte zu den landesherrlichen Rechten; wurde bisweilen verpachtet; die Waare gewöhnlich nach Flandern an die ſogenannten Paternoſter-Macher verkauft, welche, eiferſuchtig auf ihre Kunſt, keinem aus ihrer Innung vergönnten, ſeine Wohnung in Preußen aufzuſchlagen. Die leichte Mühe, dieſe freywillige Gabe der Natur am Ufer der Oſtſee zu finden, lockte manchen Armen oder Habgierigen zu Eingriffen in das Herrenrecht, aber ſchwere, bisweilen grauſame Strafen harrten des Ertappten.

Weinbau hingegen beſchäftigte und nährte Tauſende von muntern Winzern. Obgleich er ſo beträchtlich war, daß zum Beyſpiel der Hochmeiſter, in dem geſegneten Jahre 1379, aus ſeinen Bergen 608 Tonnen füllte, ſo wurde doch kein Handel in fremde Länder damit getrieben. Winrich verſchenkte den Ueberfluß an ſeine Comthure oder andere verdiente Männer. Als er einſt, auf Bitten der Hanſeſtädte, ſeine Ge- 1374.
ſandten als Fürſprecher, um Befreyung eines Zolles, nach England ſchickte, nahmen ſie zwölf Tonnen des beſten Gewächſes für den König zum Geſchenke mit. In Danzig ſchenkte er dem Rath ſechs Tonnen Ra- 1376.
ſtenburger Wein, als er dort den Vogel abgeſchoſſen; eine von ihm eingeführte Uebung, um den Bürger an den Gebrauch der Waffen zu gewöhnen. Bey der feſtlichen Bewirthung Herzog Rudolphs von Bayern in Marienburg, kreiſte ein goldener Becher mit Thorner Wein gefüllt, der dem Herzog ſo baß behagte, daß er am Schluß des Mahles den Becher noch ein Mal zu füllen begehrte, und, unter jauchzender Zuſtimmung aller Ritter, ihn auf das Andenken

Ludwigs von Bayern leerte. — Dem Marſchall und dem Großcomthur lieferte Winrichs Kellermeiſter ſo viel Wein als ſie bedurften. Die Prediger und Schullehrer bekamen jährlich einen Pfingſt- und einen Martinstrunk.

Dieſes köſtliche Gewächs — das vorzüglich Raſtenburg, Luneburg, Rein, Polska, Hohenroda, Tapiau und Thorn lieferten — anzubauen und zu vervollkommnen, war dem Hochmeiſter eine ſüße Erholung. Er ſparte keine Koſten, ließ aus Deutſch- und Welſchland Winzer kommen, welche ihre Kunſt lehren und üben mußten. Der Naturforſcher möge das Räthſel löſen, daß in Preußen die Weinleſe gewöhnlich früher beendigt war, als unter wärmern Himmelsſtrichen. Schon im Anfang des Octobers lieferten die Berge ihre Gaben, ja es erſchien ein 1379. heißes Jahr, wo ſogar am Ende des Julius die Trauben reiften.

Die Weinleſe war ein Freudenfeſt. Junge Winzerinnen verrichteten die Arbeit mit krummen Meſſern, weniger um den geringen Lohn, als um den die Erndte beſchließenden Schmaus. Beym Füllen des erſten und letzten Faſſes feyerten die Ritter das Füllungsfeſt. Da ſtanden ſie zechend um die Tonne, und wenn der Kellermeiſter ausrief: ſie iſt voll! ſo erhub ſich ein lauter Jubel zu Ehren des Hochmeiſters. Dann kamen die Winzerinnen und tanzten um eine Traube. Zwey Tage lang ließ Winrich ſie bewirthen, fand ſich ſelbſt, mit ſeinen Comthuren, bey dem fröhlichen Gelage ein, und ſogar im Kriege begriffen, gewährte dieß herbſtliche Feſt Waffenſtillſtand für Einen Tag. — Bey der merkwürdigen Belagerung von Kauen erhielt der Wein, von Thorn herbeygeführt, die Wächter wachſam. Auch den Waffenſtillſtand mit den Litthauern feyerte Winrich durch einen Schmaus, bey dem die Ritter ihrer deutſchen Abkunft nicht vergaßen.

Alle Stände ſeiner Unterthanen, ſelbſt die unglücklichen verachteten Preußen, behandelte Winrich väterlich, und wenn er gleich das Joch Aller nicht zu brechen vermochte, ſo vergalt er doch Einzelnen treue Dienſte fürſtlich. Mit Werbungen verſchonte er den Landmann, wenn nicht dringende Noth es heiſchte. Konnte er irgend fremde Hülfsvölker ſich verſchaffen, ſo gab er die bereits geworbenen Unterthanen dem Ackerbau zurück, entzog ihnen dennoch nicht den Antheil an der Beute des Feldzuges; ließ einſt, nach einer gewonnenen Schlacht, 2000 Stück erbeutetes Vieh unter die Bauern vertheilen. Gefangene mußten das Land urbar machen helfen; wurden ſie belehrt, ſo gab er ihnen preußiſche Mädchen zu Weibern, oder ließ wo möglich ihre Familien aus der Heimath kommen. Daher geſchah es, daß bey Auswechslung der Gefangenen zwiſchen dem Orden und Kyriſtut, Jener nicht ſo viele, als er empfing, zurückgeben konnte, die Uebrigen mit Gelde löſen mußte. Darum mehrte ſich die Volksmenge mitten im Kriege, und war, nach ein und dreyßigjähriger blutiger Fehde, kaum geringer als zuvor.

Wohl erkennend, daß, ohne geſunde Rechtspflege, der beſte Wille des Regenten nur eine taube Blüte iſt, berief der Hochmeiſter aus Welſchland und Deutſchland die berühmteſten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit nach Marienburg, begabte ſie mit hohen Würden und reichem Sold.* Jede freye Stunde brachte er gern in ihrem Kreiſe zu, begehrte und befolgte ihren Rath, ehrte ſie öffentlich, ſtellte ſie den Rittern als unentbehrliche Mitarbeiter an des Volkes Glücke dar, ſetzte jedem

Comthur Einen derſelben als Rathgeber und Richter zur Seite. Nie that er einen Machtſpruch in Händeln ſeiner Unterthanen; ſtets berief er, in verwickelten Fällen, ſeine Gelehrten, und entſchied nach ihrem Gutachten. Dadurch gewann dieſer ehrwürdige Richterſtuhl ſo hohes Anſehn, ſelbſt in fernen Landen, daß weit und breit die Rechtsbedürftigen Abhülfe oder Unterricht bey ihm ſuchten. Dennoch verabſäumte der Hochmeiſter nicht, ein wachſames Auge auf Männer zu richten, die Menſchen blieben; und als der gelehrte Piſtorius von Frankfurt einſt einer vorſätzlichen Ungerechtigkeit überwieſen wurde, ſtrafte Winrich zwar ihn nicht öffentlich, um dem Volke kein Mißtrauen gegen deſſen redliche Mitbrüder einzuflößen, allein er mußte aus dem Lande weichen, und es hieß, die Sehnſucht nach dem Vaterlande habe ihn heim getrieben.

Die weſtphäliſchen Vehmgerichte, in ihrem Entſtehen eine ehrwürdige Verbrüderung, waren ſchon damals in Preußen nicht unbekannt, viele Comthure Mitglieder derſelben, und auch der Hochmeiſter ſtand im Verdacht, er ſey ein angeſehenes Glied dieſes dem verborgenſten Verbrecher furchtbaren Bundes. Eines Morgens wurden zwey ſonſt unbeſcholtene Ritter mit dem Zeichen der Vehme an einer Eiche vor Marienburg hängend gefunden. Man bat den Hochmeiſter, die Mörder zu verfolgen; er ſchwieg: man erneuerte die Bitte ungeſtüm; da erklärte er mit fürchterlichem Ernſt: man ſolle des Urtheils über ſolche Dinge ſich enthalten.

Ihm genügte nicht, die Unterthanen, gleich einem Landmann ſeine Heerde, zu füttern und vor Wölfen zu bewahren, auch zu Menſchen wollte er ſie bilden, Empfänglichkeit für höhere Genüſſe bey ihnen erwecken.

Tüchtige Lehrer der Jugend wurden aus Deutſchland berufen, in die Dörfer vertheilt. Je und je für ſechszig Familien errichtete Winrich eine Schule; die Bauerkinder lernten leſen, erhielten Unterricht im Chriſtenthume. Ihre Aeltern verſorgten die Lehrer mit Lebensmitteln, allein der Hochmeiſter ſelbſt beſoldete ſie aus eigenem Seckel. Höheren Unterricht fanden ſolche, die dem geiſtlichen Stande ſich widmen wollten, in Marienburg und Königsberg, wo ein gelehrter Ordensprieſter, Peter von Augsburg, lateiniſchen Schulen vorſtand. Alle Koſten nicht allein trug hier abermals der Hochmeiſter, ſondern er beſchenkte auch die Fleißigen, ſorgte für ihr Unterkommen, nahm die Adeligen zu Rittern, die Bürgerlichen und Armen als geiſtliche Brüder in den Orden auf.

Die Stiftung der Krankenhäuſer zu Marienburg und Königsberg erneuerte er mit großem Ernſt, ſchärfte die längſt vernachläſſigten Pflichten der Krankenpflege den Rittern ein. Vielleicht war er es auch, der zu den Ordensſtatuten das ſchöne Geſetz fügte: Der Spittler ſolle keine Rechnung ablegen, damit er deſto milder gegen Arme und Kranke ſey.

So wenig er ſchwelgende, herrſchſüchtige Prieſter achtete, ſo ungeheuchelte Ehrfurcht bewies er der Religion. Noch immer ſtand die heilige Eiche auf dem Platze, wo vormals Romowe prangte; noch immer muß an ihr der Neubekehrten Glaube ſo feſt gehangen haben, daß von ihrem Umſturz eine gefährliche Bewegung im Volke zu befürchten war; darum Winrich für klug und nöthig hielt, einem Manne wie dem Marſchall Schindekopf deren Vernichtung zu übertragen. Der Marſchall führte ſie aus, und es wurde auf dieſer Stelle ein Auguſtinerkloſter der heiligen Dreyfaltigkeit gewidmet. Auch zu Danzig, Wehlau, Heiligenheil, Conitz und Königsberg ſtiftete Winrich Klöſter, Zeugen ſeiner Frömmigkeit. Doch nicht Klöſter allein, auch blühende Städte gründete er. Tolkemit, Mühlhauſen, Papau, Rein, verdanken ihm ihr Daſeyn; Inſterburg, Allenſtein, Barten, Ragnit, Tilſit, Wehlau, Tapiau, zog er aus Trümmern hervor; andere Plätze, wohin die Landleute vor Einfällen der Litthauer zu fliehen pflegten, ſicherte er durch ſtärkere Befeſtigungen.

Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daß eines Mannes Beyſpiel, der als Held, Staatsmann und Menſch gleich groß und ruhmwürdig war, mächtigen Einfluß auf ſeinen verderbten Orden zeigte. Nur noch eine ſolche Regierung von gleicher Dauer, und die deutſchen Ritter hätten die auf ihnen ruhende Schmach aus dem Gedächtniß der Nachwelt verwiſcht.

Winrich hielt ſtreng auf die alte, gute Ordensregel, ſtrafte kleine Vergehen ſcharf, um größere zu verhüten; verſammelte zehn Mahl während ſeiner Regierung ein Generalkapitel; jährlich zwey Mal das kleinere. Zu jenem mußten alle Brüder, wenigſtens die Comthure aus allen Ländern ſich einfinden; die fernſten auf ſeine Koſten. Da wurde des Ordens Heil ernſtlich erwogen; da ſetzte er feſt:

„Kein Bruder darf, weder ſelbſt, noch durch Freunde, noch durch Herren Bitte, um ein Amt werben, ſonſt er nimmer ein Amt haben ſoll, und wird man ihn alſo fern von ſeinen Freunden ſchicken, daß es nie mehr geſchehen kann.“

Da verordnete er: „Im Gericht ſoll man den Leuten gnädig ſeyn, ſie nicht mit übriger Arbeit beſchweren.“ — Da ermahnte er: „Wir bitten alle Gebietiger, Vögte, Pfleger und Amtleute, daß Euer keiner ſeine Leute zwinge zu ungewöhnlicher Arbeit, ſondern ihrer ſchone wo er kann." —

Da unterſagte er bey Gefängnißſtrafe: „Kein Bruder ſoll ſich mit dem Andern verbinden, weder mit Eiden noch mit Treuen, daß ſie ſich nie verlaſſen wollen."

Da verbot er manchen Mißbrauch, manchen eitlen Prunk. Wenigſtens zwey Gelehrte ſollten in jedem Convente ſich befinden, der Eine das Recht, der Andere den Glauben lehren. Zur Uebung ſollten die Brüder, nicht blos turnieren und Ringel rennen, auch in erdachten Fällen Urtheile ſprechen, ſelbige begründen durch ein geſchrieben Recht oder Landesgewohnheit, oder ein ſchickliches Beyſpiel, „oder ſonſt eine gute Urſach aus der Natur entlehnt."

Durch ſolche Veranſtaltungen erwarben die unwiſſenden Kreuzträger bald ſo viel Geſchicklichkeit, daß — wie ein Alter verſichert — man aus jedem Convent wohl zwey oder drey zu Hochmeiſtern hätte wählen mögen.

Nie ließ Winrich die Comthure lange in demſelben Amte, verhütete dadurch Mißbrauch der Gewalt.

Was fehlte dieſem wahrhaft großen Manne noch, als ein ſchöner Tod? Auch der iſt ihm geworden: Als er eben mit dem oberſten Spittler über eine Anſtalt zu Verpflegung der Wittwen und Waiſen ſprach, rührte ihn der Schlag. 1382 Er lebte noch bis zum andern Tage, und benutzte dieſe Friſt zu einer rührenden Ermahnung an die um ſein Sterbebette verſammelten Ritter, einen rechtlichen Frieden mit den Litthauern einzugehen. Ganz Marienburg folgte weinend ſeinem Leichenzuge. Die Armen waren Erben ſeines baaren Vermögens, eine Nichte in Deutſchland erhielt ſeine Kleinodien.

Dem Nachfolger hinterließ er ein blühendes Land, gefüllte Speicher, anderthalb Millionen ungariſcher Gulden Einkünfte, und — was mehr als Alles — glückliche Unterthanen, die keine andern Thränen weinten, als die um ſeinen Tod.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad Zölner von Rotenſtein.

1382. Die neue Wahl traf den Ordensdrapierer, Conrad Zölner von Rotenſtein. Damals, im Kapitel, faßten die Ordensglieder den Beſchluß, ſich hinfort nicht Brüder deutſches Ordens, ſondern Kreuzherren, deutſche Herren zu nennen, um ſich als Ritter von den Pfaffen zu unterſcheiden. Dem neuen Hochmeiſter war es zuwider, doch Jene beharrten. Sind wir nicht Herren, ſprachen ſie, und adelige Rittersgenoſſen? — Sanftmüthig verſetzte Conrad: Adelig geboren ſind wir zwar, doch ſollen wir, nach unſerm Beruf, einen brüderlichen, geiſtlichen Wandel führen. Er redete vergebens; Hochmuth ſiegte.

Einem zürnenden Strom gleich, den der Sturm aus den Ufern gehoben, rauſchte Kyriſtut mit ſeinen tapfern Scharen durch Litthauen, wo der verrätheriſche Neffe, ſammt deſſen Mutter, in des Rächers Gewalt fielen. Jezt konnte er ſich von dieſer wachſenden Schlange mit einem Fußtritt befreyen, und er wollte es. Da flehte Witold, ſein Liebling, um des Jugendfreundes Leben, ließ auch dann nicht ab, als der Vater ihm die zu Wilna gefundene Urſchrift des heimtückiſchen Vertrags mit dem Orden zeigte. Des Sohnes Bitten, eigner Edelmuth, vielleicht auch des geliebten Bruders ihm vorſchwebender Geiſt, entriſſen ihm endlich Verzeihung. Nur Woidil, des Familienzwiſtes böſer Urheber, mußte büßen, und Wilna blieb in des Siegers Gewalt.

Damals ſtarb der König von Polen und Ungarn, Ludwig, ohne Söhne. Nach ſeinem Wunſche ſollte Marggraf Sigismund von Brandenburg, aus dem Luxemburgiſchen Hauſe, der Verlobte ſeiner älteren Tochter Maria, auf dem polniſchen Throne ihm folgen, und der jüngern Tochter Hedwig Hand die Krone von Ungarn Wilhelm von Oeſtreich zum Brautſchatz bringen. Noch vor ſeinem Tode willigten die Großen des Reichs in Sigismunds Anerkennung; doch dieſes jungen Mannes Stolz verrieth zu früh, daß er unabhängig herrſchen wollte. Dieß unzeitige Betragen entfremdete die Gemüther; das verdeckte Spiel der königlichen Mutter, der Magnaten erwachendes Mißtrauen und wacher Eigennutz, veränderten die Scene.

Schon unter beyden letzten Regenten hatten ſie der Krone manches Vorrecht abgerungen, fanden jetzt die freye Wahl bequem, um Anſprüche durchzuſetzen, durchgeſetzte zu erweitern, uneingedenk, daß der Staat an innerer Stärke verlor, was ihr Eigennutz gewann. Ihr Stolz forderte einen Beherrſcher, der, um die Ehre ein König vieler Könige zu heißen, gern ſeine Erbmacht zum Beſten ihres lockern Staats verwenden würde; darum, an keine frühere Verheißung ſich bindend,

dend, beſchloſſen ſie, die Krone zu den Füßen des Meiſtbietenden zu legen. So wurde zwar der Orden von der Furcht vor einem ſo mächtigen Nachbar, als Sigismund war, befreyt, doch blieb nicht minder bedenklich, Polens Scepter in der Hand des maſoviſchen Herzogs Ziemovit zu erblicken, der großen Anhang ſich zu verſchaffen wußte.

Um nicht ganz wortbrüchig zu werden, beſtimmten die Polen ihren Thron Mariens jüngerer Schweſter Hedwig, mit der im Fürſtenſtande ohnehin gewöhnlichen Bedingung, bey einer künftigen Vermählung nicht ihr Herz, ſondern das Reich um Rath zu fragen. Dadurch verſchwand dem Orden die Hoffnung, Wilhelmen von Oeſtreich, aus einem längſt befreundeten Hauſe, als Nachbar zu begrüßen; denn dieſer Prinz empfahl ſich nur der Thronerbin durch Liebenswürdigkeit, nicht ihren Wählern durch Macht. Doch blieb die Wahl unbeſchloſſen und beſtritten, ſo lange Hedwig von der Mutter in Ungarn zurückgehalten wurde. Die drey Nebenbuhler, Sigismund, Wilhelm und Ziemovit, hielten, nach Einem Ziele ſchreitend, einander feſt im Auge, nicht bemerkend, daß plötzlich ein neuer Mitbewerber, Jagello, ſich zu ihnen geſellte.

Polens bedenkliche Thronfolge gab auch dem Wahlkapitel des Ordens Stoff zu ernſten Berathſchlagungen, veranlaßte vielleicht die Unterredungen, zu welchen, zu gleicher Zeit, der Brandenburger und der Litthauer Fürſt den Hochmeiſter luden. Der Großcomthur und der Meiſter von Liefland beſprachen ſich mit Jagello: dem Markgrafen ging Conrad ſelbſt entgegen. Von der letztern Unterhandlung ſchweigt die Geſchichte. Nur was Jagello, dem Orden Ergebenheit heuchelnd, verſchrieben, nicht gedacht, iſt bekannt. Drey Urkunden ſtellte er aus: die Erſte ſicherte dem Orden eine Landesſtrecke zwiſchen deſſen Gränzen und dem Fluſſe Dobys zu. Die Zweyte verſprach, in den nächſten vier Jahren keinen Krieg anzuheben, weder mit dem Orden, noch ohne deſſen Vorwiſſen mit irgend einem Nachbar. Die Dritte gelobte, bey Ehren und Treuen, daß er, an der Spitze ſeiner Unterthanen, binnen vier Jahren ſich wolle taufen laſſen. Allein Jagello's wahre Geſinnung offenbarte ſchon das nächſte Jahr. Denn als dem Hochmeiſter nöthig dünkte, zu des Verſprechens feyerlicher Beſieglung eine Zuſammenkunft in Samayten zu verfügen, ſah er ſich gezwungen, kaum vier Meilen von Jagello entfernt, unverrichteter Dinge wieder umzukehren, ſammt den mitgebrachten Biſchöffen, die den Heidenfürſten taufen ſollten; weil dieſer, unter allerley kahlem Vorwand, der Zuſammenkunft auswich. Jetzt forderte des Ordens Ehre, dem Wortbrüchigen den Frieden aufzuſagen; und es geſchah. Noch iſt 1383. der Abſagebrief vorhanden, mit alter, deutſcher Derbheit geſchrieben.

„Wiſſe Jagell“ ſo heiſst es darin, „wir ſandten unſern Marſchall, und ließen dich freundlich bitten, zu uns nach Chriſtmemel zu kommen, das du vor großem Uebermuth und übriger Hoffarth uns zu rechtem Verdruß nicht thun wollteſt, ſondern verſchmähteſt uns, und haſt uns den Leuten in den Mund gegeben, daran uns Leides genug geſchehen.“ — Hierauf folgten die Vorwürfe, unter welchen auch dieſer: daß Jagello, ſtatt die Gefangenen auszuwechſeln, ſie nach Rußland verkaufe als leibeigene Sklaven, „daß wir Sünde haben gegen Gott und Schande vor den Menſchen.“ — „Den großen Hochmuth und ungerechte Gewalt wollen wir nicht länger von die leiden, hierum ſo wiſſe Jagell, mit deinen Brüdern, ſeitdem wir weder Glauben noch Treue an dir finden, ſo ſagen wir dir den Frieden auf, u. ſ. w.“

So gewiß nach ſolchem Vorgang eine verzehrende Flamme ſich zu entzünden drohte, ſo ſchnell wußte Jagello's Schlauheit die gegen ihn gekehrten Waffen unter eigenen Fahnen zu ſammeln. „Mein Oheim Kyriſtut“ ſprach er, „euer geſchworner Feind, deſſen Tochter mit dem Herzog von Maſovien vermählt iſt, harrt mit Verlangen auf Ziemovits Erhebung auf den polniſchen Thron, weil er dann die Herrſchaft über Litthauen an ſich zu reißen hofft. Darum habe ich das Schwert gegen ihn und die Maſau gezogen.“

Daß er ſelbſt Entwürfe hege, durch Alleinherrſchaft in Litthauen des nachbarlichen Throns ſich würdiger zu machen, ahndete der Orden nicht, gewahrte nur den Vortheil, der aus verwandter Fürſten Zwietracht ihm erwachſen konnte, trat auf des Liſtigen Seite, ſchloß mit ihm ein neues Bündniß und führte ihm Hülfe aus Liefland zu. Kyriſtut, von des Neffen ſchwarzem Undank unterrichtet, ſchüttelte ſeine Waffen und zog vor Troky. Jagello erſchien mit der Ordensmacht vereinigt, wollte jedoch die belagerte Stadt lieber durch ein Verbrechen als durch eine Schlacht entſetzen. Zu friedlicher Unterhandlung lud er den argloſen Oheim, ſammt deſſen Sohne Witold, ſchlug beyde in Feſſeln, ſandte ſie nach Wilna, erwürgte dort den edeln Fürſten, oder gab ihm doch der blutigen Rache eines grollenden Bojaren Preis; ließ deſſen hochbetagten Schwiegervater Vidirund rädern, und warf den Jugendfreund Witold, der oft für ihn geſprochen, in den Kerker, aus dem jedoch ſeiner treuen Gattin überlegne Liſt den Weg zur Flucht ihm bahnte. In ihren Kleidern — denn ſie ſelbſt blieb edelmüthig an ſeiner Statt zurück — floh er in die Maſau, und fand Schutz bey ſeinem Schwager, doch keine Macht, das väterliche Erbe wieder zu erobern. Nur deſſen Vorſprache, von lockenden Anerbietungen begleitet, empfahl den verwaiſten Jüngling dem Orden. Unter ſicherm Geleit des Hochmeiſters kam er nach Preußen, wo die ſtets geſchmeidige Staatskunſt bereit war, augenblicklich ihr Syſtem zu wandeln. Witold erkaufte des Hochmeiſters Beyſtand, wohl weniger durch die empfangene Taufe, oder den, ſeinen Taufzeugen zu Ehren, angenommenen Namen Conrad, als durch das ſchriftliche Verſprechen, 1384. ſein Erbe vom Orden zu Lehn zu tragen, alſo daß es dieſem anheim fallen ſollte, wenn er unbeerbt ſtürbe. Gegen des Ordens Feinde wollte er fechten, wo es ihm geboten würde; auch entſagte er jedem Rechte auf Samayten, vortheilhafte Gränzplätze und Ufergegenden dem Beſchützer abtretend.

Um dieſen hohen Preis nahm ſich der Orden gern des Flüchtlings an, zumal da der Grund zu Jagello's Unterſtützung verſchwunden war; denn ſeit Hedwigs Ankunft in Polen, hatten Sigismund und Ziemovit ihre Hoffnungen verloren; und Jagello ſelbſt, als Mitbewerber öffentlich auftretend, blieb jetzt das Ziel argwöhniſcher Eiferſucht. Ueberbieten konnte ihn keiner, denn er verſprach ſeiner Erblande Vereinigung mit Polen; Geltendmachung aller Reichsanſprüche auf Culm, Michelau und Pomerellen; die Eroberung von Schleſien und ganz Preußen; Empfang der Taufe für ſich, ſeine Brüder und Vettern; Bewilligung aller von den polniſchen Ständen auszubedingenden Freyheiten.

Je ernſtlicher Jagello um die glänzende Waare feilſchte, indem er Schätze und Länder für Taufwaſſer gelobte, je entſchloſſener ſtand der Orden dem vertriebenen Witold bey, doch mit mehr Ernſt als Glück.

Denn obgleich Anfangs Troky erobert wurde, ſo gewann es doch Jagello nicht allein bald wieder, ſondern durfte ſogar Marienwerder belagern. Allein ungeblendet durch Waffenglück, fühlte er blos, dieſer Krieg hemme ſeine Schritte zum polniſchen Throne, erbot ſich daher zur Ausſöhnung mit dem mißhandelten Vetter, augenblicklicher Einräumung einiges Gebietes, und künftiger Vergrößerung deſſelben. Dieſer Lockſpeiſe widerſtand Witold nicht, fand ſicherer anzunehmen als abzutrotzen; brach, ſich verſöhnend, den nur aus Noth eingegangenen Vertrag mit dem Orden, und machte ſich der Gunſt eines Jagello würdig, indem er ſeinen Freund und Beſchützer verrieth.

Jezt trat der Großfürſt dem erſehnten Ziele näher, zu welchem Schlauheit, Redlichkeit überſpringend, ihm den Weg gebahnt hatte. Vergebens eilte Wilhelm von Oeſtreich nach Krakau zu der Verlobten; die, von Kindheit auf mit ihm erzogen, längſt durch ihr Herz und eines ſterbenden Vaters Wort mit ihm verbunden war. Die ſchöne Hedwig, mit der zärtlichſten Liebe ihm zugethan, ließ ſich heimlich mit ihm trauen, und verſtattete ihm die Rechte eines Gemahls. Dennoch mußte er, nach langem vergeblichen Harren, von den Großen vertrieben und beraubt, hoffnungslos entfliehen, einer geliebten Gattin und einem Thron entſagen, als Jagello, mit glänzendem Gefolge ruſſiſcher und litthauiſcher Fürſten — unter ihnen auch Witold — in Krakau einzog.

Hedwig, von Abſcheu gegen ihn erfüllt, und noch berauſcht vom erſten Genuß der Liebe, hätte vielleicht fliehend Polens Thron an des Geliebten Bruſt vergeſſen, wäre ſie nicht, im Schloſſe zu Krakau, faſt als eine Staatsgefangene bewacht worden. Jagello beſchickte ſie, durch eine prächtige Geſandtſchaft um

ihre Hand werbend; ſie, mit zornigem Gemüthe, ſprach Nein. Er gelobte ein Chriſt zu werden; ſie ſprach dennoch nein! Er beharrte ungeſtüm, da rückte ſie ihm den Mord ſeines edlen Oheims vor. Er läugnete, und Witold ſelbſt erklärte: Kyriſtut war mein Vater, allein nicht Jagello, ſondern Proxa, der Bojar, der aus altem Groll ihm längſt den Tod geſchworen, hat ihn ermordet. Proxa ſelber mußte erſcheinen und Witolds Worte bekräftigen, obgleich die That zu widerſprechen ſchien, denn Proxa ging frey und geehrt umher. Hedwig achtete dieſer Künſte nicht und ſprach nein. Da riethen die Polen zu einer perſönlichen Zuſammenkunft, hoffend, ſie werde den hartnäckigen Sinn wandeln, wenn ſie den ſchönen Jüngling erblicke, denn — ſagt die Chronik — es war in vielen Landen kein ſchönerer Jüngling als Jagello. Sie ſah ihn. Ob er ihren Augen wohlgefiel, hat die Sittſamkeit nicht verrathen. Mütterliche Ueberredungen und päpſtliche Ermahnungen brachten endlich ihre Liebe zum Schweigen. Der ſiegende Nebenbuhler Wilhelms empfing in der Taufe den Namen **Uladislaus**, und ſchwur: Litthauen, Sa- 1385.
mayten, ſammt dem in ſeines Stammes Gewalt befindlichen Theil von Rußland, ſollten Polen einverleibt werden zu ewigen Zeiten. Bald nach der Krönung ward das Beylager vollzogen, und die vierzehnjährige Braut, bisher ſich ängſtlich ſträubend, ſoll, nach der Polen Verſicherung, den aufgedrungenen Gemahl beym erſten Anblick lieb gewonnen haben.

Gleiche Nachgiebigkeit fand Jagello weder bey dem Orden, der Deutſchland mit Klagen erfüllte, noch ſelbſt bey den litthauiſchen Großen, die zwar ihres Vaterlandes vermehrte Kraft, durch Vereinigung unter Einem Obern ihres Stammes, zu ſchätzen wußten, doch nicht in Polens Dienſten ſie verſchwendet ſehen wollten. Am unzufriedenſten mit Litthauens künftiger Abhängigkeit war des neuen Königs Bruder, Andreas, ein griechiſcher Chriſt, der zu derſelben Zeit, als Jagello den Hochmeiſter zum Taufzeugen und Hochzeitsgaſt einlud, ihn anlag die Waffen zu ergreifen. Er that das letztere, jene Einladung verſchmähend; und, während man in Krakau Hochzeitslieder ſang, riefen in Litthauen die Trompeten auf das Schlachtfeld. Lybomil und Plotzko wurden für den Prinzen Andreas erobert. Erzherzog Albrecht wohnte mit 1500 Reiſigen dem Zuge bey, und ward vom dankbaren Hochmeiſter zum Ritter geſchlagen.

1386. Allein das Waffenglück wandte ſich ſchnell. Witold, einſt Flüchtling, vom Ordensſchilde gedeckt, ein Abtrünniger, der den Chriſtenglauben nur aus Noth geheuchelt hatte, ſtand jetzt als Feldherr des Mannes, der ihn oft hintergangen, den Rittern gegenüber, gewann mit ſtarker Macht das Verlorne wieder, nahm den unglücklichen Fürſten Andreas ſelbſt gefangen, ließ ihn drey Jahre lang im harten Kerker ſchmachten.

Der Orden, der zu ſeinem Unglück vereinten Macht von Polen und Litthauen nicht gewachſen, ſuchte fremde Hülfe, errichtete ein Bündniß mit den Herzogen von Pommern, und, zwey Jahre ſpäter, ein gleiches mit den Herren von Wedeln, gegen Uladislaus Jagello, deſſen Nachkommen und das polniſche Reich. Durch den letztern Vertrag gewann er 100 Ritter und Knechte, 400 Pferde und 100 Schützen, gegen einen jährlichen Sold von 18000 Mark. Der Bund mit Pommern zeichnete ſich aus durch demüthigende Bedingungen, wie der Orden nie zuvor ſie eingegangen. Er muſte durch ein Geſchenk von 10000 Mark die Herzöge ehren — ſo nannte man den Handel um Hülfe — und — die Pommern forderten zum erſten Male die Unterſchrift der Preußiſchen Stände, des Adels und der Städte; welches deren wachſende Macht oder Schlauheit, aus des Ordens Bedrängniß Vortheil zu ſchöpfen, beweiſen mag.

Nicht König nannte man den Feind in jenen Urkunden, ihm vorrückend, daß er dem Erzherzog Wilhelm von Oeſtreich, zur Schmach der heiligen Kirche, Gemahlin und Thron hinterliſtig geraubt. Doch Jagello war und blieb Gemahl und König.

Einen zweyten Vorwurf — daß nämlich durch Vereinigung beyder Reiche die heidniſchen Litthauer geſtärkt würden — eilte er zu entkräften, indem er, von ſeiner jungen Gemahlin begleitet, ein ganzes Jahr lang das Land durchzog, taufte und bekehrte, 1387. überall die heiligen Schlangen tödtete, die Götzen umſtürzte, die Haine ausrottete. Von einer Bühne herab lehrte er ſelbſt, in jede Rolle ſich ſchmiegend, ſein weniges Chriſtenthum dem Volke. Anfangs ſprachen zwar die Alten: Er lügt. Ein Gott vermag weniger als viele Götter. Hundertjährige Greiſe leben unter uns; nimmer haben ſie dergleichen vernommen. Uns, wie euch, laufen die Jahre und glänzen die Sterne; Uns, wie euch, bietet die Erde ihre Früchte. Allein Jagello verwies mit frommen Eifer auf die Offenbarung, und was dem Unterricht an Gründlichkeit oder Faßlichkeit gebrach, das erſetzte er durch Geſchenke an die Neubekehrten, weiße, wollene Röcke. Um dieſe zu empfangen, ſtrömten die Litthauer, zuvor an linnene Kleider und Pelze nur gewöhnt, ſchaarenweis herbey, und in wenigen Tagen wurden über 30000 Menſchen getauft, obſchon nicht einzeln, ſondern in zwei große Haufen von Männern und Weibern getheilt, die, wegen Zeiterſparniß oder Bequemlichkeit,

keit, ſämmtlich auf Einmal mit dem heiligen Waſſer beſprengt, alle ihre heidniſchen Namen gegen einen oder zwey chriſtliche vertauſchen. Peter und Johann hießen künftig alle Männer, Catharine und Margarethe alle Weiber. Eine Kirche wurde zu Wilna erbaut, der Hochaltar nahm die Stelle ein, wo bisher das ewige Feuer brannte.

Die Nachricht von dieſem herrlichen Siege des allein ſeligmachenden Glaubens trug der Biſchoff von Poſen nach Rom; die Herzen der Gläubigen hüpften; des heiligen Vaters Neigung für den Orden erkaltete; eine Bulle vermahnte ihn zum Frieden mit dem rüſtigen Heidenbekehrer.

Des Ordens wahrer, tief liegender Verdruß konnte nicht laut geäußert werden, denn jene Bekehrung ohne ſein Zuthun entrückte ihm auch den ſtets gehofften endlichen Lohn derſelben, die Herrſchaft über Litthauen. Trübe Ausſichten in die Zukunft geſellten ſich zu der getäuſchten Erwartung. Ihm blieb nur noch die einzige, auf Zwietracht gebaute Hoffnung, durch der Fürſten Mißvergnügen mit ihrem Oberherrn, die furchtbare Vereinigung beyder Länder wiederum zu trennen; und die Gelegenheit ſäumte nicht.

Witold nämlich glaubte, durch noch unvergeſſene Dienſte die Statthalterſchaft von Litthauen redlich verdient zu haben; doch des Königs roher, der Trunkenheit ergebener Bruder, Skirgeilo, trug ſie davon. Sogleich knüpfte der empörte Stolz des getäuſchten Fürſten den abgeriſſenen Faden wieder an, und der Orden, ſtets bereit, dem Schwächern gegen den Stärkern beyzuſtehen — nicht aus Edelmuth, ſondern um Beyde zu verderben — gedachte nicht der Wortbrüchigkeit von Kynſtuts Sohne, die ſicher bey dem erſten, aus Polen herüber wehenden Schmeichellüftchen lüſtchen ihn den Ordensfahnen wiederum entführen würde. Mit zwey Haufen, der Eine von Witold ſelbſt, der andere von den Kreuzherren befehligt, drangen ſie von verſchiedenen Seiten in Litthauen ein. Alſobald wußte Jagello, durch ein dem Ehrgeiz ſeines Vetters ſchmeichelndes Anerbieten, das drohende Gewitter zu beſchwören. Gerechte, doch unzeitige Vorwürfe der Ritter, wider des Hochmeiſters Willen ausgeſtoßen, hatten ſchon zuvor des Abtrünnigen Gemüth erbittert. Witold zog, dem Scheine nach, mit ſeinem Haufen vorwärts, um in Feindes Land zu ſtreifen, und ſeine ſtille Reue blieb den Kreuzherren ſo lange verborgen, bis die Flamme dreyer Ordenshäuſer in Samayten nicht nur den meineidigen Freund, ſondern zugleich den thätigen Feind verkündeten.

Es iſt ein altes Wort, daß Menſchen ihrer Brüder Denkart gewöhnlich nach der eigenen beurtheilen; allein es gilt doch nur vom Mangel des Guten; wer dieſen in ſich ſelber fühlt, der ſetzt ihn überall voraus. Reichthum an Tücke hingegen vermuthet der Tückiſche bey keinem andern dem Seinigen gleich, und man muß oft erſtaunen, wie leicht ein ſolcher in die Falle geht, gleich als ſey nur ihm Freyheit und Muth verliehen, mit Wort und Treue zu ſpielen. Man erinnere ſich der Sorgloſigkeit, mit welcher in ſpätern Tagen der treuloſe Kaiſer Carl V. auf den treuloſen Moritz von Sachſen baute; man muß über ſein Erſtaunen auf der Flucht aus Inſpruck lächeln. Eben ſolches Lächeln erregt Witold, wenn man vernimmt, es kam ihm unerwartet, ſeinen königlichen Vetter im Verſprechen ſchneller als im Halten zu finden. Er ſah ſich abermals hintergangen. Ein Anſchlag auf Wilna, um des Verſprochenen Beſitz mit Gewalt zu erringen, mißlang, und ſchamlos warf er ſich zum dritten Male in des Hochmeiſters Arme. Allein wohl fühlend, daß er das zwiefach verwirkte Vertrauen im Orden wieder zu finden nicht hoffen dürfe, brachte er dieſes Mal Weib, Kinder, Schwäger, Bojaren als Geiſel und Bürgen mit. Man nahm ſie alle in verſchiedenen Schlöſſern gaſtfrey auf; doch die Bedeutendern — als Witolds Bruder Siegmund — wurden in Marienburg eben ſo aufmerkſam bewacht als bedient. Dreyjährige Bewirthung dieſer Gäſte berechnete der Orden auf 100000 Mark löthigen Silbers.

1388. Nun vollbrachten die Neuverbündeten manchen glücklichen Streifzug in das königliche Litthauen; doch konnten ſolche Streifereyen Jagello's Muth und Macht nicht beugen; denn es waren ſtets nur plündernde *Hauſen*, es war kein fechtendes *Heer*. Um zu entſcheidenden Schlägen ein ſolches zu verſammeln, 1389. mußten nothwendig fremde Abenteurer aufgeboten werden: Kampfluſtige, einzeln zu ohnmächtig um Könige zu befehden, doch leicht im Stande Söldnerhauſen zu miethen, deren viele vereint ſchnell genug ein Heer bildeten, gelockt durch unſichern, darum deſto reizendern Gewinn. Mißlang das Wageſtück, ſo zog der Abenteurer ſich ſchnell zurück, durch Entfernung oder Unbedeutendheit vor Rache geſchüzt. Folglich wurde kaum des Ordens Aufgebot in fremden Ländern kundig, als auch ſogleich Ritter und Reiſige aus Frankreich, England, Deutſchland herbey zogen, nicht fragend ob es Heidenbekehrung gelte? oder für gerechte Sache gefochten werde? — Die erſten Engländer zwar kehrten ſchnell wieder um, als bey ihrer Ausſchiffung zu Danzig zwiſchen ihnen ſelbſt ein blutiger Hader entſtand, der einem Bannerherrn das Leben koſtete. Doch im 1390. folgenden Jahre kam Herzog Heinrich von Lancaſter über das Meer, mit 1000 Streitern, die er in Preußen beritten machte, und ſo viel Wohlgefallen an dem

aben

abenteuerlichen Zuge fand, daß er noch als König (Heinrich IV) dem Hochmeiſter ſchriftlich für erwieſene Zucht und Ehrbarkeit dankte. Auch aus Frankreich kamen viele Ritter, unter ihnen der berühmte Boucicaut, der überall den Schrecken ſeines Namens verbreitete.

Minder glücklich erging es einem Herzog von Geldern, der, ungemeldet, ohne Geleite, gleichſam als Pilger, doch mit kriegeriſchem Gefolge, durch Pommern heran zog. Der Landeshauptmann zu Schlawe, Eberhard von Waldau, nahm ihn gefangen, da er, im fremden Lande ſich mäßigend, Gegenwehr verſchmähte. Er wurde nach Schloß Falkenburg gebracht, und gab ſogar ſein ritterliches Wort, ſich der Haft auf keine Weiſe zu entledigen.

Schon hegte der Hochmeiſter ohnehin Groll gegen Pommern, denn der Herzog von Stolpe hatte einen Geſandten des ſchwediſchen Reichsraths, Claus Plate, der dem Orden Briefe gebracht, auf preußiſchem Gebiet gefangen, und die Bürger von Cöslin hatten gewagt den Groß-Comthur zu beleidigen, als er zum römiſchen Könige zog. Dieſe Händel waren noch nicht beygelegt, als des Hauptmanns raſche That die Flamme ſchürte. Ein ſolches Beyſpiel konnte gefährliche Folgen bringen, konnte manchen wackern Kämpfer abſchrecken, nach Preußen zu ziehen; deshalb beſchloß Conrad Zölner, die dem Herzog von Geldern angethane Schmach als Bruch der Verträge mit Pommern betrachtend, den Gefangenen mit Gewalt zu befreyen. Sein Kerker wurde erſtürmt; doch des Herzogs zartes Gewiſſen verſtattete ihm nicht, das gegebene Wort zu brechen; er weigerte ſich, ſeinen Befreyern zu folgen, vergalt ihnen ſogar durch Scheltworte. Da verheerten ſie des Landhauptmanns Güter, den alſo zwingend, den gewiſſenhaften Fürſten von ſeiner Zuſage zu entbinden. Dann züchtigten ſie die Bürger von Coslin, die ihre Thore öffnen und einen Theil ihrer Mauer niederreißen mußten.

Solche Begebenheiten führten vermuthlich den völligen Bruch des Vertrags mit Pommern, und Anknüpfung eines neuen Bündniſſes zwiſchen deſſen Herzögen und Jagello herbey. Zum erſten Mal erkannten ſich die Pommerfürſten für polniſche Vaſallen, gelobten Hülfe gegen den Orden, wollten, ohne des Königs Zuſtimmung, nimmer Frieden mit ihm ſchließen, keinen Durchzug fremder Völker durch ihr Gebiet verſtatten.

Der Herzog von Geldern ſchöpfte geringen Vortheil aus der Ritter kräftigem Beyſtand, denn die Geſchichte ſagt weiter nichts von ihm, als daß er eine Wallfahrt nach der Kirche der heiligen Juta vollbracht, die auch wohl ſeinem Charakter angemeſſener ſchien, als jener Heereszug, zu welchem Witold ſich bey Bartenſtein gelagert hatte.

Es war hohe Zeit in das Feld zu rücken, denn, während dieſer Rüſtungen, hatte Jagello bereits manchen Vortheil erfochten, Grodno ſogar erobert, troz dem Mangel, der ſein Heer zwang, geröſtetes Korn zu verſchlingen, mit faulem Stroh von abgedeckten Dächern die Roſſe zu füttern.

Die Kreuzherren, ſammt den fremden Gäſten, brachen auf; drey Heere fielen in das feindliche Land. Witold an des erſten Spitze, der Meiſter von Liefland das zweyte befehligend, der Großcomthur, Conrad von Wallenrod, des dritten Führer. Bey Kauen vereinigten ſie ſich, eroberten Troky, ſchlugen Jagello's Bruder, Skirgailo, zogen vor Wilna, belagerten es. Zwey Brüder des Königs, Korigail und Narimund, vertheidigten die Feſte männlich. Eine heftige Feuersbrunſt vernichtete einen Theil derſelben, hinderte jedoch die Beſatzung nicht, mit ungebeugtem

Muthe auf den Trümmern zu fechten. Bey einem Ausfall wurde Korigail gefangen; der wilde Witold brachte ihn um, wollte durch deſſen, auf eine Lanze geſtecktes Haupt, die Belagerten ſchrecken, allein vergebens. Narimund, den jüngern Bruder, ließ er zum Zweykampf fodern. Der muthige Prinz hielt ſeiner Ehre nachtheilig die Foderung auszuſchlagen; er kämpfte, fiel, wurde von dem blutdürſtigen Sohne ſeines Oheims mit den Füßen an einen Baum gehängt, und durch Pfeilſchüſſe getödtet.

Aber es blieb noch ein tapferer Mann in der Feſte, Miskorowi, der Befehlshaber, den weder Witolds Drohungen noch ſeiner Fürſten Tod erſchütterte. Hartnäckig fuhr er fort das zerſtörte Wilna zu vertheidigen; Mangel und Seuchen im feindlichen Lager kamen ſeiner Tapferkeit zu Hülfe; vergebens zeichnete der Herzog von Lancaſter mit ſeinen Bogenſchützen durch Thaten ſich aus. Nach drey Monaten ſah das verbundene Heer ſich gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Doch ungeheuer war der dem Feinde zugefügte, durch Verwüſtungen auf dem Rückzuge noch vermehrte Schade. 14000 Menſchen hatte vor Wilna das Schwert gefreſſen. Der Belagerer Verluſt war nicht minder beträchtlich, und Witold mußte trauern um ſeinen Bruder Totivil, den eine Kanonenkugel ihm von der Seite riß. Uebrigens knüpfte getäuſchte Hoffnung das Band zwiſchen Witold und dem Orden nur noch feſter. Der Großfürſt erneuerte förmlich alle ſeine Zuſagen. Die Bojaren des Landes Samayten gelobten ſchriftlich, ihm und den Kreuzherren kräftigen Beyſtand.

Um den Zeitgeiſt zu ſchildern, ſtehe hier noch eine aus der Belagerung von Wilna entſprungene Begebenheit. Wenn bey Ausfällen die Polen und Franzoſen auf einander trafen, ſo kämpften nicht bloß ihre Schwerter, ſondern auch ihre Zungen. Ihr fechtet für Verräther, ſprachen jene; ihr ſchützt Heiden, dieſe. Beyde Theile wurden endlich ſo erbittert, daß ſie die Gerechtigkeit der Sache durch einen Zweykampf zwiſchen vier Polen und vier Franzoſen entſcheiden wollten. Sobald die Belagerung aufgehoben wurde, ritten die acht auserleſenen Kämpfer nach Prag, um die Beſtimmung des Kampfplatzes vom Kaiſer Wenzel zu erbitten; allein der hielt für klüger, ſie ſämmtlich an ſeine Tafel zu ziehen und bey vollen Bechern mit einander auszuſöhnen.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad Zölners innere Landesverwaltung.

Wenn auch dieſer Hochmeiſter ſeinem Vorgänger an Geiſtesgröße nachſtand, in der Staatskunſt ihn nicht erreichte, ſo muß gleichwohl die Geſchichte ihm Gutes nachrühmen. Durch ſein Verſchmähen der letzten Friedensermahnung des ſterbenden Kniprode erwarb er ſelber bald die warnende Erfahrung, daß Litthauens Verwüſtung leichter ſey, als deſſen Eroberung, und daß, durch Eintracht geſtärkt, es ſtets mächtig genug blieb, Angriffe zu verſchmerzen, auch zu rächen.

Indeſſen, da es ihm faſt immer gelang, den Kriegsſchauplatz von Preußens Gränzen zu entfernen, ſo benutzte er weiſe die einheimiſche Ruhe, zum Segen für die Landwirthſchaft. Wüſte Ländereyen, verheerte Gegenden in Nadrauen und Natangen verwandelte er in blühende Fluren, indem er ſie mit Einzöglingen aus den obern, ſtarkbevölkerten Gebieten beſetzte, zu deren Einrichtung nöthigen Vorſchub that, ihnen auf drey Jahre den halben Zins erließ. — Väterlich ſorgte er bey Mißwachs und Hungersnoth, ließ Getreide aus England kommen, was zuvor nie erhört war.

Zwiſchen den Bauern im ſogenannten Werder und ihren Pfarrern herrſchte alter Zwiſt, weil die lezteren ſich ſträubten, wegen ihrer Huben Wache und Hülfe bey der Dammarbeit zu leiſten, denn immer will die Geiſtlichkeit nur mit Gebet bezahlen. Schon der pomeſaniſche Biſchoff, Nicolaus, hatte vergebens verſucht, die Bauern zu beruhigen, ſein ſchiedsrichterlicher Spruch ſchien zu parteyiſch für die Pfarrherren. Als nun im Jahr 1383. eine Waſſersnoth herein brach, murrten jene ſo laut, daß die Teichgeſchwornen ſich an den Hochmeiſter wenden mußten, der den Pfarrherren auflegte, bey gemeiner Gefahr der Damm- und Eiswache ſich nicht zu entziehen. Natürlich war die Meinung, daß ſie tüchtige Leute an ihrer Stelle ſchikken ſollten, doch Pfaffengeiſt glaubte das angemaßte Recht zu retten, wenn er es in Religionsprunk hüllte. Daher erſchienen junge, kecke Prieſter perſönlich in ihrer Alba, mit dem beſten Caſel, den Kelch in der linken, den Spaten in der rechten Hand haltend. Die Bauern — minder gelaunt, den Ernſt des Vorwurfs als die poſſierliche Einkleidung deſſelben aufzufaſſen, unterſtanden ſich, die Herren zu fragen: ob ſie den geſtrigen Schmaus noch nicht verſchlafen hätten? eine Frage, die zugleich ein gehäſſiges Licht auf die damaligen Sitten der Geiſtlichkeit wirft, und deren geſunkenes Anſehen beweiſt. Auch blieb es nicht bey ſtachligen Worten, es kam zu Thätlichkeiten. Die Gemißhandelten klagten bey ihrem Biſchoff, der die Klagen dem Hochmeiſter vortrug. Statt Genugthuung erfolgte der Vorſchlag, der auch zum Geſetz wurde, daß jeder Pfarrherr mit drey Mark von der Hube ſich von der Arbeit loskaufen ſolle. Der Hochmeiſter ſelbſt that den Vorſchuß auf ſechs Jahre. Die Bauern gehorchten zwar, ſpotteten aber laut über die Bezahlung, welche ihnen von den Geiſtlichen für Schläge zu Theil geworden. Manche der beleidigten Pfaffen legten ihre Stellen nieder, beklagten ſich am römiſchen Hofe, zogen den Bannſtrahl auf jeden herab, der an Gottgeweihten ſich zu vergreifen gewagt, bewirkten auch, daß mehrere der Sünder nach Rom wallfahrten mußten, um dort etwa eine heilige Treppe hinauf zu knien, und ſo die Losſprechung vom Banne zu verdienen.

Zwey allgemeine Landesverordnungen ſind unter Conrads Regierung ergangen; zu der einen — es war eine Bäckerordnung — gab die außerordentliche Wohlfeilheit mehrerer Jahre Veranlaſſung. Die Laſt Getreide galt 4 Mark, der Scheffel Korn 4 Schilling. Man ſezte für immer einen Maßſtab feſt, nach welchem, bey Abänderung der Brotpreiſe, von der Obrigkeit ſollte verfahren werden.

Die zweyte betraf den ſogenannten Pfennig-Zins. Troz dem frommen Eifer des päpſtlichen Rechtes gegen Zinſen, die man Wucher nannte, blieb im Handel und Wandel das Borgen und Verzinſen doch unvermeidlich. Geſetze, die ihren Urſprung nicht dem gemeinen Beſten, ſondern Vorurtheilen des Geſetzgebers verdanken, werden, unter milden Regierungen, nicht befolgt, unter ſtrengen umgangen. Wer Pfandſchillinge und Zins nahm, der zog den Bannſtrahl auf ſein Haupt; allein ſchnell ward ein bequemer Umweg gefunden, indem man den Zinſen Geſtalt und Namen eines Kaufes lieh. Der Geſetzgeber, wohl fühlend, daß er das unüberlegte Geſetz entweder zurücknehmen,

nehmen, oder bey deſſen ſchlauer Umgehung die Augen ſchließen müſſe, that das letztere; und ſo kam der Rentekauf in allgemeinen Brauch.

Wer ſein Geld auf unbewegliches Gut verleihen wollte, der kaufte es gleichſam, und der Borgende blieb des Gutes Pachter, jährlich eine Rente, zehn vom Hundert zahlend. Ihm wurde jedoch das Recht vorbehalten, durch Auszahlung der geborgten Summe die Rente zu vertilgen. Erfüllte er hingegen ſeine Verbindlichkeit nicht, ſo trat er entweder gutwillig ſein Wiederkaufsrecht ab, oder der Käufer entſetzte ihn deſſelben. Solche Anleihen waren bisher nach Gutbefinden, ohne gerichtliche Beſtätigung, abgeſchloſſen worden. Daraus entſtehende häufige Klagen, Prozeſſe, und ſelbſt dem Landesherrn nachtheilige Unterſchleife, zwangen endlich dieſen, den Pfennigzins unter Aufſicht der Obrigkeit zu ſtellen. Denn bald verkaufte ein betrügeriſcher Borger ſein Gut an den Zweyten und Dritten, ohne daß der erſte Käufer darum wußte; bald fand dieſer leichte Mittel, ſeinem Schuldner durch mancherley Ränke, oder indem er die Zinſen aufſummen ließ, das Unterpfand ganz aus den Händen zu winden. So kam oft ritterliches Lehn und Frey-Erbe, ohne Vorbewußt der Landesherrſchaft, an eingeſchlichene, ihr unleidliche oder doch unbekannte Beſitzer.

Darum verordnete der Hochmeiſter, mit Zuziehung der Stände, auf einer allgemeinen Tagefahrt: „Niemand ſoll hinfort Zinſe kaufen oder verkaufen in einem Erbe, ohne der Herrſchaft Wiſſen und Urlaub, oder ohne gerichtliche Befeſtigung. Eine Mark ſoll ferner nicht um zehn, ſondern um zwölf Mark gekauft und verkauft werden, oder, ſtatt zehn vom Hundert, ſoll man nicht mehr acht und ein Drittel geben oder nehmen,“

men,“ weil, bey vermehrter Sicherheit, der Käufer mit geringerem Zins ſich wohl begnügen möchte. Alle ſpätere Schuldverſchreibungen mußten der erſten geſetzlich nachſtehen.

Conrad ließ Goldmünze ſchlagen, wohl nicht die erſte in Preußen, doch die erſte unter den noch vorhandenen. Auch den Wiſſenſchaften war er hold, und machte einen löblichen Verſuch, den von ſeinem Vorgänger gepflanzten Keim noch ſchöner zu entwickeln. Eine neue Akademie, wo alle Wiſſenſchaften getrieben, alle gelehrte Würden ertheilt werden ſollten, entſtand auf ſeinen Wink. Zum Sitz derſelben wählte er Culm, wegen der freundlichen, geſunden Lage des ſchön gebauten Ortes, der auch den ſüdlichen Nachbaren bequem, und mit reichem Zufluß aller Nothdurft wohl verſehen war. Weil man aber damals die Erlaubniß klüger zu werden von Rom einholen mußte, ſo ſuchte und erhielt der Hochmeiſter ſeines Entwurfs Be-
1387. ſtätigung von Urban VI, welcher der Culmiſchen Akademie alle Vorrechte der Bononiſchen verlieh. Da die zu Cracau noch nicht vorhanden war, ſo hätte leicht der junge Muſenſitz der erſte im ganzen Norden werden, auch unter dem Schutze der freydenkenden Ordensbrüder der einzige bleiben mögen; dennoch gedieh er nicht; entweder weil der Ort entfernten Gelehrten zu entlegen ſchien, oder weil die erſten Belohnungen vielleicht nicht einladend genug waren, oder aus Mangel an Lehrlingen. Ihm wurde ſein Stifter zu bald entriſſen. Des erſten Nachfolgers Regierung umfaßte nur drey kriegeriſche Jahre; der zweyte zitterte vielleicht vor dem Titel eines Beförderers der Ketzerey, mit welchem der dumme Aberglaube ſeinen Vorgänger beehrt hatte; und fand daher bedenklich, freymüthige Lehrer zu ſuchen oder aufzumuntern. Wenige Jahre nachher wurde vollends der Stifter der hohen Schule zu Cracau

can Zerſtörer der zu Culm, denn Kriegsgetümmel vernichtete der Stadt wie des Landes Wohlſtand, und alles was von Conrads trefflichem Entwurfe übrig blieb, war ein gemeines Mönchs-Collegium.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Auswärtige Verhältniſſe.

1378. Dem Kaiſer Carl IV. war ſein Sohn Wenzel auf dem Throne gefolgt, der alle dem Orden von ſeinen Vorfahren ertheilten Privilegien mit wohlfeilen, aber prächtigen Worten beſtätigte, die Kreuzherren für unmittelbar ihm unterworfen erklärte, und jeder andern geiſtlichen oder weltlichen Macht unterſagte, Rechte auf deren Beſitzungen ſich anzumaßen.

Der preußiſchen Städte Handelsverbindungen ſchützte und erweiterte der Hochmeiſter kräftig. Der hanſeatiſche Bund verehrte in ihm einen thätigen Beſchirmer. 1386. In England erſchienen ſeine Geſandten mit großem Pomp, unter ihnen ein Thorner Bürger; ihr Gefolge beſtand aus fünf und ſiebenzig Perſonen. Als zwiſchen Preußen und Engländern Zwiſt entſtand, Schiffe und Waaren auf jener ſtolzen Inſel verhaftet wurden, da bewirkten Conrads ernſtliche Mahnbriefe eine engliſche Geſandtſchaft nach Preußen, die zu Marienburg einen freundlichen Vertrag, beyder Nationen wechſelſeitige Handelsrechte begründend, ſchloß.

1385. Noch glänzender behauptete der Hochmeiſter ſeines Ordens Anſehn und ſeiner Unterthanen Rechte gegen

Frankreich. In Flandern hatte man Ordensgüter verhaftet, in der Normandie und Pikardie preußiſche Kaufleute, welche Eiſen geladen, geplündert und ermordet. Conrads Machtboten thaten dem Könige ernſtliche Vorſtellungen, der nicht blos, zu ihrer Befriedigung, jeder Klage augenblicklich abhalf, ſondern auch im ganzen Lande ausrufen ließ: er nehme den Orden unter ſeinen beſondern Schutz zu Waſſer und zu Lande. Seinem Admiral drohte er bey Galgen und Rad, in Gegenwart der Ordensgeſandten, die Preußen auf keine Weiſe zu beläſtigen. Schutzbriefe, in welſcher und lateiniſcher Sprache, wurden darüber ausgefertigt.

Albrecht von Meklenburg, der ſchwediſche König, bedrängt von Dänemark und den Ständen ſeines Reiches, verpfändete dem Orden ſeine Inſel Gothland. 1388. Allein noch wichtiger in ſeinen Folgen war der Erwerb von Schiefelbein, wodurch der Orden den erſten 1384. Fuß in die Neumark ſetzte. Hans von Wedel, der Beſitzer dieſer Stadt und ihres anſehnlichen Gebietes, errichtete mit dem Hochmeiſter einen ſeltſam lautenden Vertrag, durch den er ſich, mit Leib und Gut, um Gottes Willen, dem Orden unterwarf, und dann, zu ſeiner Seele Heil, um Bezahlung ſeiner Schulden und lebenslänglichen Unterhalt bat. Der Kaiſer beſtätigte alles, doch mit Vorbehalt ſeiner Rechte, wie der des Marggrafen Sigismund von Brandenburg.

Auch Herzog Ziemovit von Maſovien verpfändete dem Orden manche Schlöſſer und Ländereyen. So wuchſen dieſes Zwitterſtaates Macht und Reichthum immer höher, und den Kreuzherren in Preußen eiferten die in Deutſchland redlich nach. Dort lebten und zehrten damals 662 Ritter, die geiſtlichen Brüder, Halbbrüder und Schweſtern ungerechnet.

Conrad Zölner von Rotenſtein wurde zu Straßburg, als er die Ordensfeſten beſichtigte, von ſeiner letzten Krankheit überfallen, der zu entrinnen er vergebens die reinere Luft von Chriſtburg ſuchte. Dort ſtarb er, und ſein Leichnam ruht zu Marienburg. 1390.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Conrad von Wallenrod.

Conrad, aus einem uralten noch blühenden Geſchlechte, daß ſchon viertehalb hundert Jahre früher Kaiſer Heinrich dem III. turnierfähige Gäſte lieferte, als er zu Halle in Sachſen Lanzen brechen ließ, wurde Statthalter nach Zölners Tode, und im folgenden Jahre Hochmeiſter durch die Wahl von dreyhundert verſammelten Rittern. 1391.

Es gibt einen gewiſſen Grad von körperlicher Kraft, der zu allen Zeiten — wie vielmehr in jenen finſtern — die Männer, welchen er beywohnt, rauh, ſtolz, gebieteriſch macht, des Selbſtvertrauens Uebermaß ihnen gibt, über gewöhnliche Rückſichten und Verhältniſſe ſie hinweg hebt, zu ſtetem Kampfe mit dem Schickſal ſie befeuert, nicht um es zu lenken, ſondern zu beugen: aus ihm entſpringt der Dünkel: Klugheit ſey ein Kind der Schwäche, Starken entbehrlich, wohl gar ſchimpflich; daher der Drang, alles durch zu ſetzen, nichts durch zu führen; das Steuerruder mit Gewalt gegen ſtürmende Wellen zu ſtemmen, auf die Gefahr daß es breche. Je mehr körperliche Kraft, je ſtärkerer Drang ſie zu äuſſern; je höhere Geiſteskraft, je mehr züchtiges Beſtreben ſie ſchonend zu verbergen. Jene allein ſchaft kühne Wagehälſe; dieſe allein kluge Staatsmänner; beyde vereint königliche Helden. Wallenrod wird von den Meiſten unter die Erſteren geſtellt, von Wenigen zu den lezteren gerechnet; er hat bittere Ankläger, heftige Vertheidiger gefunden; die Geſchichte bleibt ſein unbeſtechlicher Richter.

Nur ſelten wird der Geſtalt eines Regenten erwähnt; nur da, wo ſie in ſchneidendem Widerſpruche oder grellem Einklang mit ſeinen Thaten ſteht, pflegt der Maler einige Pinſelſtriche ihr zu widmen. Wallenrod — ſo ſprechen Alle — war ſchwarz und häßlich von Geſtalt und Haaren, ſonſt kühn, ſtark, unerſchrocken.

Glänzend wurde der Anfang ſeiner Regierung durch einige glückliche Heerzüge nach Litthauen, deren Gefährte, Witold, kein Mittel ſcheute, um ſeine Macht im zwieſpaltigen Vaterlande zu vermehren. Wilna durch Verrath zu überrumpeln, gelang eben ſo wenig, als durch zwey Stürme es zu erobern. Hingegen wurden Novogrodeck und Wiltemir zerſtört; ein feindliches Heer geſchlagen; Samayten überſchwemmt; drey unbedeutende Feſten — eigentlich nur Schanzen — auf Inſeln der Memel und am Ufer des Stromes erbaut. Der zu herrſchen ungeduldige Witold vertraute ſeinem Schwerte nicht allein das Ebnen der Bahn zum Throne, auch das Verbrechen ſandte er ſchleichend ihm nach, um völlig zu entwurzeln, wo jenes nur mähte. Wigurd, ein junger, ſanfter, von Jagello am zärtlichſten geliebter Bruder, darum der furchtbarſte Nebenbuhler um das Großfürſtenthum, fiel durch Gift. Marimund und Korigail hatten ſchon bey Wilna den blutigen Schauplatz geräumt. Der wilde, den Litthauern verhaßte Skirgailo war bereits nach Kiow verſezt, und zerſtörte ſich ſelbſt durch das Gift der Unmäßigkeit.

mäßigkeit. Alles Hervorragende war vertilgt; was noch in Litthauen Fürſt hieß, entlehnte ſein Anſehn nur vom leeren Titel, wußte ihm keines wieder zu leihen. Witold ſtand jetzt allein und fühlte ſein Gewicht; alle Schranken der Herrſchſucht lagen umgeſtürzt; neue Betrachtungen lagerten ſich auf ihren Trümmern. Blieb er dem Orden, ſeinen Schwüren und der umfaßten Religion getreu, ließ er durch kleinliche Rückſichten auf Dankbarkeit oder Gaſtfreundſchaft ſich binden, ſo ging das ſtolze Ziel ſeiner Hoffnungen, Thaten und Verbrechen in dem zweydeutigen Beſitz irgend eines Theils von Litthauen verloren, den, nach Eroberung des ganzen Landes, der Orden vielleicht für gut befinden würde ihm abzutreten, vielleicht auch nicht; denn daß, bey überlegener Stärke, Verträge ihn nicht feſſelten, war weltkundig. Keiner, außer Witold, blieb übrig, dem Jagello das Großfürſtenthum anvertrauen konnte, er allein ſchien fähig es mit Nachdruck zu vertheidigen. Im Beſitz des Ganzen, hatte er bloß die Ritter zu fürchten oder zu bekämpfen; hingegen als Beherrſcher eines Theiles, von unzuverläſſigen Bundesgenoſſen mit Widerwillen zugeſtanden, ſah er nur ſeine Feinde vermehrt, die Kraft zum Widerſtande vermindert.

Auch Jagello erwog, daß ſeiner Erblande Erhaltung eines tapfern Mannes, ſeines Thrones Befeſtigung der Ruhe bedürfe, und daß die Polen, durch Opfer an Volk und Geld den Schutz von Litthauen zu erkaufen, ſtets ungeneigter wurden. Darum unterdrückte er klüglich den gerechten Groll, zu dem Abtrünnigen ſendend einen liſtigen Prieſter, Heinrich, des 1394
Maſoviſchen Herzogs Ziemovit Sohn, der, um die Gunſt von Witolds ſchöner Schweſter buhlend, ihre Hand nebſt einem Bisthume davon trug, als es ihm gelang, den neuen, durch wechſelſeitigen Vortheil be-

ſiegelten, vom betrogenen Orden nicht geahndeten Freundſchaftsbund zu knüpfen. Der ſchlaue Unterhändler genoß den Lohn nicht lange, denn er ſtarb vergiftet wenige Tage nach ſeiner Vermählung. Witold hatte kurz zuvor ſeine Tochter Sophie an Waſſili II. Zaar von Moscau, verlobt; ſie begab ſich auf die Reiſe nach den Staaten ihres Gemahls; unter dem Vorwand, ihr das Geleite zu geben, entfernte ſich auch ihre Mutter aus Preußen, und kaum wußte Witold die Seinigen in Sicherheit, als er die Larve abzog. Eine jener neu erbauten, ſorglos ihm geräumten Feſten, Mettenburg an der Memel, ward der erſte Schauplatz verrätheriſcher Grauſamkeit. Alle Deutſche ſtürzte er in den Strom; wenige Ritter nahm er gefangen, zerſtörte die Burg, bemächtigte ſich mit leichter Mühe einer zweyten, Ritterwerder, wo man willig dem vermeinten Freunde die Thore öffnete, hauſte dort mit gleicher Wildheit, und zog ſeines Weges nach Litthauen. Die Beſatzung der dritten Feſte, Neuwerder, vernahm den verübten Frevel, warf ſich auf ſchnelle Roſſe, den Verräther haſtig verfolgend. Doch ihm war es ſchon verkundſchaftet; er ſandte Beute und Gefangene voraus, lagerte ſich in enge Päſſe, lockte die Verfolgenden, erſchlug ſie alle bis auf den letzten Mann, kehrte ſchleunig um, zerſtörte nun auch das verlaſſene Neuwerder, eilte dann in das Vaterland, und zog durch Wilna's nun geöffnete Thore unter dem Jauchzen des Volks. — Vergebens rächte ſich der Hochmeiſter an Witolds nachgelaſſenem Bruder Wigand, den er, ſammt den übrigen Geiſeln, in Ketten ſchmieden ließ.

So verlor der Orden ein treffliches Werkzeug, d erwünſchte Zwietracht im nachbarlichen Lande zu erh ten, und ſah, in Litthauens Vereinigung mit P eine drohende Macht ſich bilden. Der Biſchof

Curland, erſchrocken und zu ohnmächtig, um das ihm gebührende Drittel des Litthauiſchen Kirchenſprengels zu vertheidigen, trat ſelbiges, für ein ſicherer gelegenes Schloß, dem Orden ab, der, in dieſem Augenblicke, ſelbſt nur einen ſchwankenden Beſitz ergriff. Zwar, durch Witolds Erhebung gereizt, empörte ſich noch der ſchwache Skirgailo, fand auch ſogleich die Arme der Kreuzherren offen; aber theils beſänftigte Jagello ihn bald durch Vergrößerung ſeines Gebietes, theils konnte ſeine Ohnmacht die neue Ordnung der Dinge nicht erſchüttern. Der König ſelbſt erhob ſich nach Wilna, von ſeiner Gemahlin und einem prächtigen Gefolge begleitet; Witold ging ihm entgegen, beugte ſeine Knie, erhielt Verzeihung, ſchwur Treue, knüpfte das Band zwiſchen Litthauen und Polen feſter; beyde Staaten ſollten künftig in Gemeinſchaft Freunde oder Feinde ſchützen oder bekämpfen; und nach feyerlicher Beſiegelung dieſes Vertrags wurde Witold einſtimmig als Großfürſt von Litthauen begrüßt.

Skirgailo, der zurückgeſetzte Mitbewerber, hatte, nothgedrungen, mit dem glücklichen Nebenbuhler ſich verſöhnt, und Alles ſchien [illegible], ſo lange der König ſelbſt, mit ſeinem [illegible] in Litthauen zugegen war; kaum [illegible] den Rücken, als ſchon Skirgailo — [illegible] ten Verwandten in den Streit [illegible] Macht zu ſammeln — die Waffen [illegible] den neuen Großfürſten kehrte. [illegible] Czidrigall — auch ein Verwandter [illegible] dem Beyſpiel aller Mißvergnügten, bey dem Orden Hülfe ſuchte. Dieſe benutzte [illegible] auch eines fremden Antrags zu einer Rüſtung [illegible], die, von der Staatskunſt geboten, durch [illegible] beſchleunigt wurde. Die Kreuzvölker verwüſteten das

Großfürſten eigne Güter, verheerten die Gränzen von Podlachien, eroberten verſchiedene Plätze, unter andern Grodno, und führten 3000 Gefangene nach Preußen zurück. Alſobald eilte der König wiederum nach Litthauen, verſöhnte Witold mit Skirgailo zum zweyten Male, und beſchwichtigte den letztern durch abermalige Vergrößerung ſeines Gebietes. Auch der noch immer im Kerker ſchmachtende Andreas erhielt Freyheit und Güter auf Witolds Vorbitte zurück, denn alle des Königs Brüder ſuchte der ſchlaue Großfürſt zu gewinnen oder zu täuſchen, um ſeine ganze Macht ungehindert gegen Swidrigall und den Orden zu richten.

Dieſer Schutz- und Schirmherr jeder nachbarlichen Zwietracht war doch für ſich allein zu ohnmächtig, um etwas Großes zu unternehmen; nur mit Hülfe fremder Abenteurer konnte er furchtbar werden, und dieſen Beyſtand wo möglich ihm zu rauben, beſchloß der König, indem er einen Angriff auf deſſen Grundfeſte, die öffentliche Meinung, wagte. Seine Boten ſah man jetzt auf allen Straßen, an allen Höfen Deutſchlands, preiſend ihres Herrn Bekehrungseifer, Wunder erzählend von deſſen Gelingen, laut klagend über die Edelmönche, die, ihres Berufs uneingedenk, die Neubekehrten, ſelbſt im Schoße der Kirche, feindſelig bekriegten; ſie, die ſich freuen ſollten, der Götzen Altäre umgeſtürzt zu ſehn, gleichviel durch wen; ſie, denen jeder Vorwand zum Kriege benommen ſey, ſobald das Chriſtenthum die heidniſchen Gränznachbarn in Brüder verwandelt hatte. Welchen neuen Zweck — ſo fragte Jagello — können die Unerſättlichen der Eroberungsſucht noch unterſchieben? — Darum wurden alle Fürſten und Herren wehmüthig und ernſtlich erſucht, jene eigennützigen Friedeſtörer doch ferner nicht zu unterſtützen, da kein Gotteslohn in Preußen mehr zu erwerben ſey. Dieſe Wahrheit, vom ſchlauen Jagello in das grellſte Licht geſtellt, erſchütterte der deutſchen Fürſten Gemüther; doch leichter war es, frommen Eifer, als Gewinnſucht zu vertilgen.

Wallenrod, entſchloſſen um jeden Preis, das neue gefährliche Bündniß mit Gewalt zu trennen; allein wohl wiſſend, daß die Noth der heiligen Jungfrau keine Krieger mehr um Gotteswillen nach Preußen locken würde, ſetzte den mächtigeren Gott, das Geld, an die Stelle der Ablaßbriefe. Was allenfalls Geſchenke und Sold nicht vermochten, das gedachte er durch eitle, dem Zeitalter angemeſſene Ehrenbezeugungen zu gewinnen. Seine Machtboten durchſtrichen die Chriſtenheit. „Zieht nach Preußen, ſprachen ſie zu jedem Ritter, jedem berühmten Kämpfer; dort harrt Euer nicht bloß reicher Sold, es werden auch noch vor des Heeres Aufbruch die zwölf Edelſten köſtlich aus Silber und Gold geſpeiſt, mit Silber und Gold beſchenkt werden. Zwey ähnliche Gaſtmähler, zu Königsberg und Marienburg, erwarten Alle, die ſich im Kriege hervor gethan.

Eine Koſtenberechnung von 500000 Mark — eine Million ungariſcher Gulden — ſchreckte den Hochmeiſter nicht ab. Um den prahleriſchen Verſprechungen gnügen zu können, erlaubte er ſich unerhörte Auflagen, zu welchen er Biſchöffen und Gebietigern ihre Einwilligung zu entlocken oder abzutrotzen wußte. Jeder Hauswirth mußte Weib und Kinder, jeder Dienſtbote ſeinen Kopf durch eine Steuer löſen; kein Stück Vieh, kein Scheffel Korn, kein Faß Wein oder Meth, durfte ohne ſchwere Abgabe zu Markte gebracht werden; auch die Geiſtlichkeit blieb nicht verſchont, und die Pfarreyen wurden, nach Maßgabe ihrer Größe, von ſechs bis 120 Mark beſchatzt. Nur auf ein Jahr — wie Fürſten zu verſprechen pflegen — ward dieſe ſchwere Laſt dem Volke aufgebürdet; aber bald — ſo drückt ein Alter ſich aus — „bedauchte es die Brüder im Harniſch nicht zu wenig." auch das zweyte Jahr verſtrich dem Volke unter dieſem murrend getragenen Joche. Doch nun ſtand es am Rande der Verzweiflung, und da der Orden, mit Hülfe der gewonnenen Biſchöffe, beym Anbeginn des dritten Jahres, die unleidliche Auflage abermals durchzuſetzen vermeinte, „da „verbanden ſich Land und Städte hart zuſammen, bey „Verluſt Leibes und Gutes, den ſchweren Schoß ferner nicht zu geben." — So mußte der Hochmeiſter ablaſſen. Doch ihm öffneten ſich andere Quellen. Damals wurden England, Frankreich und die Niederlande von einer Hungersnoth heimgeſucht; dreyhundert Schiffe kamen nach Danzig um Korn zu holen; der Bürger Vorräthe waren bald erſchöpft; da öffnete der Hochmeiſter die vollen Ordens-Speicher, verkaufte den Fremdlingen um hohe Preiſe mehr als den Ueberfluß, kümmerte ſich wenig um den einreißenden Mangel, konnte er doch nun ſelbſt Goldmünze prägen, und mit dem, was er von Unterthanen erpreßt, von Fremden eingeſäckelt hatte, ſeinen verſprochenen Ehrentiſch beſtreiten.

Sechs und vierzig tauſend Ruhm- und Beutegierige Krieger aus allen Ländern hatten ſich in Preußen verſammelt. Wallenrods eigenes Heer, des Ordens Schwäche beurkundend, beſtand nur aus 13000 Mann. Der Strom wälzte ſich nach Litthauen; nur eine geringe Macht, unter Ulrich von Jungingen, blieb, zu Beobachtung der Polen, in Marienburg zurück.

Auf einer Inſel unweit Kauen wurde der Ehrentiſch bereitet. An des Fluſſes Morgenſeite ſtand im Prachtaufzuge das Ordensheer, mit ſeinem Marſchall an der Spitze, ihm gegenüber die Hülfsvölker, unter des Großcomthurs Befehlen. Die untergehende Sonne ſpiegelte ſich in Schildern und Waffen. Noch barg ein prächtiges Zelt die Tafel. Es verſchwand auf ein gegebenes Zeichen, und beyde Heere [illegible] den [illegible] Gäſte, über deren Häupter, zum Schutze vor Sonnenſtrahlen, Schirme von Goldſtoff gehalten wurden. Obenan ſaß Kinobius von [illegible]dorf, ein öſtreichiſcher Ritter, der mit eigener Hand ſechzig Türken erlegt, und zu Fuß eine Wallfahrt nach Jeruſalem vollbracht hatte. Markgraf Friedrich von Meiſſen behauptete den zweyten Platz, weil ſein Geſchlecht in jeder Noth dem Orden treulich beygeſtanden. Sein Nachbar, Graf [illegible] aus Schottland, genoß den Lohn der Verdienſte ſeines Vaters, deſſen Treue das Leben für ſeinen König opferte. —

Nicht allein kriegeriſche Tugenden gaben gültigen Anſpruch auf die Ehrenſtelle; denn Graf Rupert von Würtemberg war der vierte Gaſt, weil er aus Demuth die Kaiſerkrone abgelehnt; (wovon jedoch die Geſchichte gar nichts weiß). Wallenrod ſelbſt, der Fünfte, weil er, der Liebe zu Ehre, einer ſchönen, reichen Gräfin von [illegible] entſagte; Bannerherr Degenhard von [illegible], der Sechste, weil er den Mördern ſeines Vaters um der heiligen Jungfrau willen verziehen; Friedrich von Buchwald, der Siebente, weil er nichts verweigerte, was man um der Ehre des heiligen Georg willen von ihm erbat.

Die Verdienſte der übrigen Fünf hat die Geſchichte aufzubehalten nicht gewürdigt. Vielleicht waren ſie noch zweydeutiger als die eben kund gemachten, die mehr ein ſpöttiſches Erſtaunen über jenes Zeitalters kindiſchen Geiſt, als Bewunderung der gefeyerten Helden erregen. Um neun Uhr des Morgens begann das Mahl. Während ſeiner Dauer von fünf Stunden traten von Zeit zu Zeit Herolde auf, verkündeten und prieſen mit lauter Stimme des Ordens Thaten, ſchilderten hingegen Witolds Treuloſigkeit mit ſchwarzen Farben. Ihnen zuhorchend leerten die Gäſte dreyßig Schüſſeln, empfingen zu einer jeden aufs neue ſilberne Teller und Löffel, tranken oft aus goldenen und übergoldeten Pokalen, bedienten ſich aber eines jeden nur einmal, und alles was ſie berührt hatten, blieb ihr Eigenthum.

Wenn gleich Gedanken und Empfindungen der übrigen ungeehrten ritterlichen Gäſte und Zuſchauer von Niemand aufgezeichnet worden, ſo darf man doch vermuthen, daß unter ihnen viele geweſen, die irgend einer Handlung ſich rühmen konnten, welche an Verdienſt — wenigſtens nach eigenem Urtheil — den obenerzählten keineswegs nachſtand, und daß jede der zwölf Stellen am Ehrentiſche vielleicht im Stillen zwölf Beobachter hatte, deren jeder ſich am würdigſten hielt ſie einzunehmen; zumal da nicht gefunden wird, wem die Wahl der Ausgezeichneten vertraut worden. Hätte ſich etwa ein vornehmer Greis unter dem Heere befunden, deſſen Klugheit, Erfahrung, Redlichkeit man dieſes kitzliche Geſchäft einſtimmig übertragen, oder hätte Stimmenmehrheit entſchieden, ſo würden die Chroniken ſolches melden. Es ſcheint daher, daß Wallenrod ſelbſt die Gäſte wählte und ordnete; ja, daß er, da Beſcheidenheit nicht unter ſeine Tugenden ge-

gehörte, ſich ſelbſt den fünften Ehrenplatz zuſprach, aus einem Grunde, der ſo beſchaffen war, daß er, ungeprüft, wohl keinen der Zurückgeſetzten beruhigen konnte, indem nur ſtarke, bekämpfte Liebe einer Entſagung Verdienſt leihen kann. Da nun überhaupt — kein Fürſt ſollte das vergeſſen — jede Auszeichnung, die nur wenigen wiederfahren kann oder ſoll, minder von wählender Gunſt, als von der einſtimmigen Mitwelt ertheilt werden darf, ſo iſt die Behauptung wohl nicht zu kühn, daß jener, nur durch Hochmuth, nicht durch geſunde Staatskunſt berechnete Ehrentiſch, noch vor des Heeres Aufbruch Neid und Eiferſucht unter den Rittern verbreiten, die Gemüther verſtimmen, den kräftigen Willen erſchlaffen mußte. Man findet freylich im Mittelalter manche Spuren von ſolchen Ehrentiſchen, doch waren die begleitenden Umſtände nie ſo auffallend. Es iſt daher für den Menſchenkenner keine grundloſe Vermuthung, daß die, durch 64000 Mann unternommene, von ſo vielen Helden geleitete, und dennoch verunglückte Belagerung von Wilna, nicht blos durch Mangel oder Seuchen verurſacht wurde. Auch die Sorgloſigkeit, welche die Geſchichte dem Heere zum Vorwurf macht, und ſie allein auf Rechnung der ſtolzen, den Feind verachtenden Uebermacht ſchreibt, könnte leicht zum Theil durch gegenſeitige Mißgunſt, oder Unzufriedenheit mit dem Hochmeiſter bewirkt worden ſeyn.

Der ſchlaue Witold hingegen rechtfertigte Jagello's Vertrauen. Aus eignen Unterthanen, Polen, Ruſſen, Tatarn, hatte er ſchnell ein Heer geſammelt, dem ſein kriegeriſcher Geiſt, kräftiger als dreyßig leckerhafte Schüſſeln, den Muth zu ſiegen oder zu ſterben einhauchte. Konnte er gleich dem überlegenen Feinde keine Schlacht bieten, ſo neckte er ihn doch unaufhörlich,

lich, umſchwärmte ſein Lager, fiel ſchnell in Preuſſen ein, kam eben ſo ſchnell zurück, überraſchte den ſichern Feind, wagte einen, Schrecken und Tod verbreitenden Angriff in dem Augenblicke, wo die polniſche Beſatzung von Wilna einen tapfern Ausfall that. So wurden nach und nach, während zweymonatlicher Belagerung, durch Schwert, Hunger und Seuchen, 30000 Deutſche hingerafft; die übrigen flohen nach Preuſſen, oder ſtreiften und plünderten noch hie und da in Feindes Landen; doch ſolche Raubzüge einzelner Haufen eines Heeres, dem kurz zuvor die Eroberung von Polen und Litthauen noch ein leichtes Spiel geſchienen, erinnerten blos an die ſinnreiche Fabel vom gebärenden Berge.

Noch auffallender wird die Begebenheit durch den unerklärbaren Umſtand, daß Wallenrod, ſchon zufrieden mit am Ehrentiſche geſeſſen zu haben, noch vor dem Aufbruch vom Heere ſich trennte. Wenn ein Hochmeiſter, dem Krieg Beruf [illegible], alles aufbot um eine furchtbare Macht zu ſammeln, Eigenthum und Liebe ſeiner Unterthanen ohne Bedenken dabey auf das Spiel ſetzte, und nun doch in dem Augenblicke, wo er die theuren Früchte ſeines trotzigen Stolzes ernten konnte, [illegible] Heere, ſeine Macht vor den Mauern von Wilna dem Schickſal überließ; ſo muß er — wenn [illegible] — die wichtigſten Gründe zu ſeinem Betragen gehabt haben: allein das können ſchwerlich verborgene Gründe ſeyn, und das Schweigen der Geſchichte läßt an ihrem Daſeyn zweifeln. Von einem ſolchen Feldherrn ſtand zu erwarten, daß er dem ſchlaffen Körper eine ſpähende Seele leihen, daß er Witolds Annäherung verkundſchaften, vielleicht durch einen Sturm auf Wilna ihr zuvorkommen würde. Von alle dem geſchah nichts, und dieſer Mangel weiſer Vorkehrungen berechtigt, große Mängel in dem Entwurf jenes Feldzugs zu vermuthen.

Vielleicht war es eine Wirkung ſeines gedemüthigten Stolzes, daß er in tiefe Schwermuth fiel, die zu bekämpfen, es ihm an Seelengröße gebrach. Er ſtarb in Raſerey, ohne letzte Oelung, ohne Prieſterſegen. 1394. Kurz vor ſeinem Tode wütheten Stürme, Regengüſſe, Waſſerfluthen; die Weichſel und die Nogat durchbrachen ihre Dämme; der Hafen von Lochſtädt füllte ſich mit Sand; hingegen wühlten die Gewäſſer ſich eine neue Tiefe, da wo jetzt Pillau ſteht

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Schilderung Wallenrods in ſeinen übrigen Verhältniſſen.

Er war ein Ketzer! ſchrien alle Prieſter und Frömmlinge, bey ſeinem Leben wie nach ſeinem Tode. Man weiß, wie oft die prüfende Vernunft mit dem Namen Ketzerey gebrandmarkt wird. Wallenrod war kein Ketzer, aber auch kein blinder Glaubensheld. Ein Arzt und Mathematiker, Doctor Leander, mit dem Beynamen Albanus — vermuthlich von der Secte der Waldenſer oder Albigenſer, der er angehangen — rettete aus Frankreich ſein Leben durch die Flucht, und fand in Preußen an dem damaligen Großcomthur Wallenrod einen Beſchützer. Seine, dieſes Schutzes nicht unwürdige Lehren waren folgende:

„Der Menſch ſoll arbeiten nach Gottes Gebot, und nicht durch Almoſen, an Pfaffen und Mönche vergeudet, Müßiggänger nähren."

„Klöſter ſind Freyſtätte des Laſters; wer ſolche erbaut oder ſchützt, wird verdammt."

„Pfaffen und Mönche thun Gelübde, die ſie nicht zu halten vermögen, und ihr Wandel ſtraft ihre Lehren lügen."

„Den von Gott eingeſetzten Eheſtand verbieten, iſt eine Eingebung des Teufels."

„Vor Gott ſind wir alle gleich; da wird dem vornehmſten Geiſtlichen kein Vorzug vor dem Bettler geſtattet."

„Meſſe leſen, Faſten, Beichten u. ſ. w. ſind bloße Menſchenſatzungen."

„Es gibt keine andere Hölle, als die der unerfüllten Begierden."

„Päpſtlichen Ablaß, Bann und geiſtliches Recht ſoll niemand achten."

„Gott hat keinen Gefallen an Enthaltſamkeit."

Man ſieht, daß Leander in einigen Lehren dem Doctor Luther um mehr als hundert Jahre vorausgeſchritten, und daß, um dieſes großen Mannes Erſcheinen überflüſſig zu machen, vielleicht nur deſſen Glück ihm fehlte. Wenn Wallenrod aus innerer Ueberzeugung — woran jedoch zu zweifeln ſteht — dieſe Lehren ſchützte, wer möchte es ihm verargen? — Freylich läßt die Folge vermuthen, daß ſie mehr blos darum ihm willkommen waren, weil ſie von läſtigen Pflichten gegen die Geiſtlichkeit ihn entbanden. Man gibt ihm Schuld, er habe die Prieſter mit den ſchimpflichſten Namen belegt, und einſt den Grundſatz geäußert: man würde wohl thun, in jedem Lande nur Einen Pfaffen zu halten, und zwar auf einer Kammer im obern Stockwerk eingeſperrt, um ihn jedes Mal nur auf kurze Zeit heraus zu laſſen, wenn man zu irgend einer geiſtlichen Amtsverrichtung ſeiner bedürfe. Solche Reden können wahr, vielleicht im Scherz geſprochen, vielleicht auch nur, wie ſo manche andere Mährchen, von beleidigten Pfaffen erfunden ſeyn. Gewiſſer iſt, daß Wallenrods Beyſpiel auf ſeinen Orden und das Volk wirkte; daß Leanders Anhänger ſich täglich mehrten, und die Geiſtlichkeit, für ihre Rechte zitternd, mit lautem Geſchrey ihn einen argen Ketzer nannte, die ſchändlichen Lehren ihm unterſchob. Aber muthig trat er mitten unter ſie, und foderte ſie auf, in einen Wettſtreit ſich mit ihm einzulaſſen; ja ſeine Keckheit, oder Ueberzeugung von der Wahrheit, ging ſo weit, daß er den Hochmeiſter in allem Ernſt erſuchte, denjenigen, der im Zungenkampf unterliegen würde, zum Scheiterhaufen zu verdammen. Marienwerder ſollte der Schauplatz dieſer Feyerlichkeit werden, und Leander begab ſich wohlgemuth dahin auf den Weg. Aber — ſey es Zufall, oder wahrſcheinlicher, heimtückiſche Furcht vor dem entſchloſſenen Kämpfer — ſein Fuhrmann warf ihn unterwegs in eine Waſſergrube, in welcher Leander [illegible] erſtickte, nicht ohne ſeinen Gegnern einen [illegible], nie widerlegten Verdacht zum Erbe zu hinterlaſſen.

Von nun an wird des Hochmeiſters Betragen räthſelhaft. War er ein überzeugter Anhänger, ein Freund des Mannes geweſen, den er Jahre lang in ſeinem Hauſe beherbergte, ſo würde er wenigſtens ſein Andenken vor Beſchimpfungen geſichert haben. Allein er ließ ruhig, oder veranlaßte ſogar, daß eine Kirchenverſammlung zu Verfolgung der Ketzer ſich verband; daß ſie nicht blos Lebende vor ihrem Richterſtuhle [illegible], ſondern auch Todte aus ihren ſtillen Grüften entriß, durch Henkers Hand unter dem Galgen ſie verſcharren ließ. Dieß Betragen des Hochmeiſters, das in Furcht oder Schwäche keine Entſchuldigung findet, konnte nur Gleichgültigkeit für die erkannte Wahrheit, oder Staatsklugheit zum Grunde haben. Im erſten Falle erſcheint er nicht achtungswerth; im zweyten vergaß er, daß ein Regent des Volkes Vertrauen verliert, wenn er einen Freund [illegible]. Ihm bleiben hundert ſtille Wege, des Irrthums ſchädliche Folgen zu verhüten, einen Bekenner darf er ihm nie.

Leander erſcheint außer Zweifel in ſeinen Lehren — denn ſeine Handlungen ſind unbekannt — als ein verſtändiger, in dem Muth, mit welchem er ſie vertheidigte, als ein ſchätzungswerther Mann, der ſeinem Beſchützer lebhaftere Theilnahme hätte einflößen ſollen, wenn der Schutz aus reiner Quelle entſprang. Er war kein Otto von Kampen, den um dieſelbe Zeit Liebe zum Räuber machte; der, ſeiner fetten Abtey zu Lüneburg entſagend, das Weib eines andern nach Preuſſen entführte, dort Jahre lang in Niedrigkeit, vielleicht zufrieden lebte, doch endlich von deutſchen Ankömmlingen erkannt und zu Domnau enthauptet wurde.

Eine andere, ſchwere Klage gegen Wallenrod darf nicht übergangen werden, obſchon auch hier nicht aus der Acht zu laſſen, daß erbitterte Prieſter manche Uebertreibung mögen verſchuldet haben. Als einſt, zur Gränzbedeckung, der Hochmeiſter einige Schlöſſer befeſtigen ließ, begehrte er dazu auch Arbeiter aus dem Bisthum Ermeland, die der Biſchoff verſagte, auf alte Freyheiten ſich berufend. Da gebot Wallenrod — ohne ſich in ferneren Wortſtreit einzulaſſen — den ermeländiſchen Bauern, daß ſie weder ſäen noch pflügen ſollten. Wurde ihrer Einer von ſeinen Knechten auf dem Felde betroffen, gegen dieſes grauſame Verbot handelnd, dem ließ er die Hand abhauen. Die Weltgeſchichte hat, zum Troſt der Menſchheit, nur wenige ſolche Abſcheulichkeiten aufzuweiſen. Gehorſame Unterthanen, die ohne Widerrede, mit der Schaufel auf dem Rücken, zu der Feſtungsarbeit würden gezogen ſeyn, wenn ihr Biſchoff es befohlen hätte; ruhige Unterthanen, deren einziges Verbrechen war, daß ſie ihrer unbezweifelten Obrigkeit gehorchten; emſige fleißige Menſchen, die, ohne von dem Streite über alte Pergamente das Geringſte zu wiſſen oder zu verſtehen, an der unſchuldigſten, nützlichſten Beſchäftigung auf Erden, dem Feldbau, plötzlich gehindert, und zu der grauſamen Wahl hingeſtoßen werden, entweder ihrer Obrigkeit ſich ſtrafbar zu widerſetzen, oder ſich und ihren Kindern eine Hungersnoth zu bereiten; oder ihre

Hände, ihre einzigen Ernährer, durch das Beil zu verlieren. Auch den grauſamſten Tyrannen zu entwaffnen, bleibt doch ſtets Ein Weg offen, wäre es auch der, einer, ihm zu gehorchen, verlezten Pflicht; nur hier mochten die Unglückſeligen handeln wie ſie wollten, ſie blieben ſtets der leidende Theil. Der Hochmeiſter ſoll, durch dieſes gräßliche Mittel, ſeinen Zweck erreicht haben. Das empörte Gefühl der Nachwelt wird um ſo lieber glauben, daß Prieſterwuth ihm hier zu viel gethan, da er ſelbſt, bey einer andern Gelegenheit, dem Biſchoff ſeinen Arm lieh, um widerſpenſtige Unterthanen zu züchtigen. Die Bürger von Braunsberg, an ihren Rechten, wie ſie vermeinten, gekränket, wollten ſich in Wallenrods Arme werfen; er wies ſie nicht allein zurück, ſondern ließ auch ſogleich von dieſem Schritt den Biſchoff unterrichten, der nach Braunsberg eilte, um die Stadt zu ſtrafen. Allein der Magiſtrat wiegelte die Bürger auf; ſie griffen zu den Waffen, beſtürmten das Schloß, und kaum entrann der Biſchoff ihrer Wuth, indem er ſich an einem Seile von der Mauer herab ließ. Alſobald ließ Wallenrod Ordensvölker anrücken; der Magiſtrat mußte barfuß, mit Stricken um den Hals, den Biſchoff um Verzeihung bitten, und die Stadt ihren Frevel mit 2000 ungariſchen Gulden büßen.

In Liefland wurde, zu Wallenrods Zeiten, der päpſtliche Bannfluch erneuert, weil die Kreuzherren nach wie vor des Erzbiſchoffs Güter und Rechte mit Gewalt ſich anmaßten. Die Folgen dieſes, ſchon ſo lange Aergerniß erweckenden Haders gehören in ſpätere Zeiten.

Es iſt der Bemerkung wohl nicht unwerth, daß eben damals, als der Orden die Geiſtlichkeit gering ſchäzte; deren Güter gewaltſam an ſich riß; dem Bannſtrahl trozte; Leandern ſchüzte; daß eben damals eine

Heilige in Preußen Wunder that. Ein Bauermädchen aus Großmontau, Dorothee, vermählt an einen Danziger Bürger, dann verwittwet, pilgerte nach Aachen, Köln und Rom, kam als eine Schwärmerin zurück, und begehrte ewige Einſperrung in eine Zelle, neben der Kirche zu Marienwerder. Ihr frommes, ſonder Zweifel Gott gefälliges Geſuch wurde erfüllt; mit großer Feyerlichkeit, nach gehaltenem Hochamt, verſiegelte der Biſchoff die Zelle, in welcher nur ein kleines Fenſter der Heiligen vergönnte, dem Gottesdienſt in der Kirche mit den Augen beyzuwohnen, und ein wenig Speiſe zu Friſtung ihres Lebens zu empfangen. Sie fand ihr Grab in dieſer finſtern Einöde, die nun durch Wunder ohne Zahl das Volk herbey lockte.

Als löblich iſt dem Hochmeiſter nachzurühmen, daß er, um die Städte zu vergrößern, ſich der fleißigen Hände der Kriegsgefangenen bediente. Uberall ſtiegen die ſogenannten Neuſtädte empor. Er bevölkerte ſie durch Curländer, Litthauer, Polen, vermuthlich jene Kriegsgefangenen ſelbſt, die nun, gleich den deutſchen Bürgern, ſtädtiſche Gewerbe treiben durften. Die gehäſſige Beſchuldigung, er habe der Bürger wachſende Kraft dadurch beſchränken wollen, iſt beweislos, mag allenfalls von ihrem wachſenden Uebermuth gelten. Sie haßten die Einzöglinge, die ihre Nahrung, ihren Handel theilten; ſie wurden folglich wiederum gehaßt. Daraus entſprang dem Orden der Vortheil, daß beyde einander eiferſüchtig bewachten. Zugleich entzog er dem Feinde viele nützliche, arbeitſame Menſchen; es kann daher dem Unternehmen, aus welcher Quelle es auch gefloſſen ſeyn möge, das Lob der Staatsklugheit nicht verſagt werden.

Wallenrod umgab die hohen Ordensbeamten mit ungewohntem Prunk, und war der Erſte, der ſich von Gottes Gnaden ſchrieb. Seine Feinde nennen dieß Beginnen Stolz, ſeine Freunde Demuth; der Ehrentiſch entſcheidet für die Meinung jener.

Es darf nicht verſchwiegen werden, was ein Zeitgenoſſe von ihm ſpricht: „er that gütlich und war „milde ſeinen Rittern und Knechten, Städten und dem „Lande; er war gefürchtet von den Seinigen, weil er „nicht wollte, daß armen Leuten Gewalt geſchehe.“

Aus ſolchen widerſprechenden Zügen, Handlungen, Berichten eine wahre Schilderung von dem geprieſenen und verwünſchten Hochmeiſter zu entwerfen, iſt äußerſt ſchwer. Es ſcheint, er war mit heller Vernunft, mit treflichem Willen, und einem nichtsſcheuenden Muthe begabt, allein ſein Hochmuth verdunkelte alle dieſe Eigenſchaften, verleitete ihn zu Gewaltthaten oder Unbeſonnenheiten, lieh den beleidigten Prieſtern Stoff, einen Schleyer zu weben, der nicht ſeine Schwäche, nur ſeine Tugenden der Nachwelt verhüllt.

Ende des zweyten Theiles.

Hiſtoriſche
Belege und Erläuterungen.

Zum erſten Kapitel.

Mindowe, Großfürſt von Litthauen.

Kojalowicz, die Ordenschronik und Lucas David waren hier hauptſächlich meine Führer, auch ſind Schütz, Schurzfleiſch, Pauli u. a. m. nicht überſehen worden. Strykowsky iſt zwar faſt um ein Jahrhundert älter als Kojalowicz, doch dem Zeitpunct der Begebenheiten darum noch nicht beträchtlich näher, und ſonſt in keinem Stücke mit Kojalowicz zu vergleichen, der ſeines Vorgängers Arbeit behutſam genuzt, und durch eignes Forſchen ihren Werth anſehnlich erhöht hat.

Mindowe wird von den meiſten Schriftſtellern Mendog, Mendolph u. ſ. w. genannt; da aber in allen Urkunden Mindowe ſteht, ſo habe ich geglaubt dieſen folgen zu müſſen. Der Orden ſcheint auf die Urkunden über die von Mindowe erzwungenen Schenkungen einen groſſen Werth gelegt zu haben, denn ſie befinden ſich im geheimen Archiv nicht allein im Original, ſondern auch in einer Menge von Abſchriften. Da ſchon der Cod. dipl. Pomer. und die Acta borussica ſie alle gedruckt geliefert haben, ſo laſſe ich hier nur die erſte derſelben, vom Jahr 1252, aus dem Original abdrucken, theils, weil ſie bisher von allen Abſchreibern in das Jahr 1257 verſezt worden, theils weil ſie mehrere Abweichungen enthält. Sie befindet ſich im geh. Archiv unter n. 966 und ich habe ſie mit einem Transſumpt vom Jahr 1352 (eben daſelbſt unter n. 65) verglichen. Sie iſt hin und wieder beſchädigt, und das an rother Seide gehangene Siegel iſt nicht mehr vorhanden.

Myndowe Dei gratia rex Lettowie universis Xti fidelibus presentes litteras inspecturis Salutem in nomine Iesu Christi. Quoniam inspirationis diuine gratia faciente per consilium dilectorum nobis in Christo Magistri et fratrum domus teuthonice in Lyuonia de tenebris gentium in ecclesie Iesu Xti

lumen uocati sumus ac renati per vnde gratiam baptismatis. Ac sanctissimus pater ac dominus noster Innocentius papa quartus personam regnum et omnia bona nostra iurisdictioni ac protectioni apostolice sedis subiiciens, auctoritate sua nos fecit coronari in regem tocius Lettowie ac terrarum omnium quas diuine uirtutis auxilio iam eripuimus de infidelium manibus vel eripere poterimus in futurum vt fine laudabili valeat consumari quod in nobis inchoatum est, fideique rebelles (et) turbatores regni nostri manu potenti reprimere ualeamus, necessarium nobis uidimus magistri et fratrum auxilium predictorum quod et ipsi nobis ferendum ut in eorum litteris super hoc confectis plenius continetur sub iure iurando firmiter promiserunt. Quamuis autem milicia eorundem fratrum ordinis instituta noscatur contra fidei et ecclesie turbatores et ipsi nobis plus quam ceteris Xpianis auxilium suum ferre essent parati ad resistendum inimicis fidei absque obligationis uinculo speciali uitam eternam sufficiens sibi stipendium reputantes (in dem Tranſſumpt reputarent) tamen ut suam obligationem nobis in hac nouitate maxime necessariam efficacius in auxilio nobis ferendo debeant obseruare terras inferius nominatas (in dem Tranſſumpt nominandas) domui eorum de consensu heredum nostrorum contulimus libere ac quiete perpetuo possidendas nichil nobis iuris siue iurisdictionis uel dominii in eisdem reseruantes (die Stelle von nichil bis reseruantes fehlt in dem Tranſſumpt von 1352 gänzlich) ea condicione interposita ut ipsi fratres per se ac suos in propriis expensis materiali gladio (materiali hat der Tranſſumpt. Im Original war dies Wort nicht, weil daſſelbe auf dieſer Stelle beſchädigt war. Die Acta boruss. t. III. p. 739 haben materiali) auxilio et consilio nobis ac regni nostri legitimis heredibus (der Tranſſumpt hat successoribus) assistant perpetuo contra (der Tranſſumpt ſchiebt hier ein: nostros ac) fidei inimicos regni nostri terminos infestantes. (Dieſe 4 letzten Worte hat der Tranſſumpt nicht) Nomina autem terrarum hec sunt

(Rasseyene medietatem. Loukowe medietatem. Betegalle medietatem. Ergalle medietatem) (Dieſe eingeklammerten Worte ſtehen im Original nicht, wohl aber im Transſumpt. Eben ſo iſt es mit den folgenden eingeklammerten Stellen, die im Original nicht ſtehen) Denowe tota (Deynowe medietatem) quam etiam quidam Ietwesen uocant (Pamemene medietatem. Kulene totum. Carsowe totum. Crase totum. Niterowe totum. Weyzze totum. Wanghe totum. In huius itaque rei testimonium presentem paginam sigilli nostri munimine fecimus roborari. Datum anno dominice incarnacionis Millo ducentesimo quinquagesimo septimo) exceptis quibusdam terrulis scilicet Sentane Dernen et Cres[illegible]n (bei Arndt Th. II. S. 57. Crosinen) et villa que Gubiniten (Arndt c. l. hat Gribunthin, der Cod. Pomer. n. 312 Gribunchin) dicitur cum tribus villis in Welzowe quas nostro dominio reseruamus. Insuper dedimus fratribus praelibatis totam terram Schalowen, Seymetea totam illis duntaxat bonis in ipsa Seymeta exceptis que venerabili patri ac domino Lettowie episcopo contulimus prout in litteris desuper confectis plenius continetur. Hanc etiam ipsis gratiam facimus specialem cum heredum nostrorum consensu et voluntate liberaliter et libenter ut quicunque in regno uel dominio nostro fratribus ipsis de bonis suis tam mobilibus quam immobilibus in toto uel in parte aliquid dederit uel in testamento legauerit sine a nobis teneantur in feudo, seu dantium uel legantium sint propria tanquam alia, bona sua que ipsis contulimus libere possidere ualeant perpetuo et habere. In huius itaque donacionis ordinationisque perhennem memoriam praesens priuilegium inde confectum sigilli nostri munimine fecimus roborari. Datum Anno Domini M CC Lẙe. vij Idus Augusti.

Der oberwähnte Transſumpt hebt alſo an:

In nomine Domini amen. Anno natiuitatis eiusdem Millesimo quinquasesimo secundo indictione quinta Sanctissimi in Christo patris ac Dni Domini

mini nostri Clementis divina providentia papae sext anno decimo mensis Martii die septimo hora tercia vel quasi. In praesentia mei Notarii et testium subscriptorum ad hoc specialiter vocatorum et rogatorum. Religiosus vir in cristo deuotus frater Goswinus de Herike Magister fratrum domus Theutonicorum Ierusalemit. per Liuoniam in domo Hintacouis sive in castro Rige quasdam patentes litteras exhibuit et in instrumentum publicum redigi petiit quarum una olim Myndowe Nobilis Regius Lettowie cum vero suo Sigillo integro et illeso in filis Sericeis Rubeis permixtis appendenti non abolita non rasa non cancellata nec in aliqua sui parte viciata seu suspecta cuius tenor sequitur in hec verba.

Nun folgt die vorſtehende Urkunde mit den in Klammern eingeſchloſſenen Abweichungen. Sie fängt nehmlich mit den Worten an: Myndowe Dei gratia rex Lettowie und ſchließt mit der Jahrzahl Millo ducent. quinquages. septimo. Hierauf die Beſtätigung Innocenz IV welche im Cod. Pomer. n. 252 zu finden.

Schon dieſe 1253 ertheilte Beſtätigung beweiſt hinlänglich, daß die Urkunde nicht 1257 ausgeſtellt ſeyn konnte, da Papſt Innocenz 1254 ſtarb.

Wer die Originale und Tranſſumpte der übrigen Urkunden im geh. Archiv nachleſen will, findet ſolche n. 432. (Schenkung von Samayten und Schalauen) n. 976. (Schenkung des Landes Selen) n. 56. (Päpſtliche Beſtätigungen). In dem Folianten O. p. 101. (Vermächtniß ſeines ganzen Landes.) In dem Folianten F. p. 48 und 49. (Schenkungen und Bitten an den Papſt um Beſtätigung.) In dem Folianten O. p. 94. 97. 99. 101. (desgleichen.)

Die Acta borussica t. III. p. 738 u. f. liefern drey Abdrücke; desgleichen der Cod. dipl. Pom. n. 252. 270. 271. 298. 312. 315. Hr. v. Baczko führt noch einige Urkunden der Schloßbibliothek an T. I. p. 317.

Auch von der Einſetzung des erſten Biſchoffs in Litthauen, Chriſtian (den Kojalowicz und Bzovius in annal. eccl. Vitus nennen) findet ſich im geh. Archiv ein

Transſumpt vom Jahr 1302 unter dem Zeichen x. Abgedruckt iſt dieſe Urkunde im Cod. Pomer. n. 243. Die kirchlichen Händel über dieſen Biſchoff liegen außer meinem Geſichtskreiſe, und ich verweiſe deshalb blos auf den Cod. Pomer. n. 249 — 251; auf Raynaldi n. 47; und ad ann. 1253. n. 26. Bey dem leztern n. 44. iſt auch das päpſtliche Schreiben an Mindowe zu finden, und n. 57. ad ann. 1255 Mindowe's Bitte an den Papſt um die königliche Salbung für ſeinen Sohn; eben daſelbſt n. 58 des Papſtes Genehmigung, und Schenkung aller Eroberungen, die Mindowe von den heidniſchen Ruſſen machen werde; eben daſelbſt ad ann. 1260. n. 23, die Schenkung ſeines ganzen Reiches. Die Chronologie bey Kojalowicz ſtimmt nicht ganz mit den Urkunden überein.

So ſehr auch der Orden geprieſen wird, daß es ihm blos um Mindowe's Bekehrung zu thun geweſen, ſo glaube ich doch faſt, er habe es eben ſo mit den Litthauern wie mit den Preußen gemacht. Wenigſtens findet ſich auf der Schloßbibliothek zu Königsberg Fasc. II. n. 163 ein Zeugniß für den Orden vom Jahr 1323, in welchem verſichert wird, es ſeyen dem Könige der Litthauer von Seiten des Ordens keine Hinderniſſe in den Weg gelegt worden, um ſich taufen zu laſſen. Das ſcheint zu beweiſen, daß Mindowe unaufgefodert, nothgedrungen, ſich ſelbſt zu der Taufe erboten, und daß wenigſtens die Rede ging, der Orden habe es nicht gern geſehn.

Zum zweyten Kapitel.

Gerechte Empörung der Preußen.

Von Hartmann von Grumbach ſingt Jeroſchin:

> Daz Werk mit dem Namen
> trugen glich zuſammen
> Want er was eyn Mann vil hart.

Das Chronicon Rottenburgense hat unter andern das Sprüchlein:

Die von Grumbach die Edelſten,
Ehrenbaim die Elteſten,
Fuchſen die Gelehrteſten,
Sansheim die Hoffertigſten,
Die von Hutten die trozigſten,
Die von Seckendorf die neuſten und meiſten.

Lucas David nennt das grobe Tuch, in welches Grumbach die Ritter gekleidet, Wattmann, weshalb man ihn ſpottweiſe Bruder Wattmann geheißen. Die ehſtländiſchen Bauern bedienen ſich noch heutiges Tages zu ihrer Kleidung eines ſelbſtverfertigten groben Tuches, welches Wattmann genannt wird. — Den ſchlechten Fiſch, welchen er den Brüdern zu eſſen gegeben, nennt Chron. Prussiae latinum (mscpt der Schloßbibliothek) Streckfuß.

Von den zu den Heiden übergegangenen und nachher verbrannten Ordensbrüdern erzählt Lucas David: ſie haben den Preußen mit Rath und That beygeſtanden; warum? wiſſe man nicht. Ja, es ſey nicht einmal bekannt, ob ſie wirklich von Grumbach ertappt worden, oder ob ſie freywillig zurück gekommen; ſie möchten auch wohl vorher von den Preußen gefangen worden ſeyn. (pag. 1019.) Im leztern Falle wäre wahrſcheinlich, daß die Preußen ſie gezwungen hätten, zum Nachtheil ihres Ordens zu handeln; ſie wären alſo halb und halb unſchuldig geweſen, indem ihnen blos der Muth gefehlt, lieber zu ſterben als den Orden zu verrathen. So würde ſich auch des Papſtes Strenge gegen Grumbach erklären; denn wären ſie wirklich zu den Heiden übergelaufen, ſo würde das Oberhaupt der Chriſten ſchwerlich ihren Tod mit ſolchem Ernſt gerächt haben.

Ueberhaupt gewährt Lucas David von gar vielen Dingen eine ganz andere Anſicht, als die übrigen Geſchichtſchreiber, und beſonders die histoire de l'ordre teutonique, die eine ganz eigene Kunſt beſizt, jeden für den Orden gehäſſigen Umſtand leiſe zu berühren oder darüber hinweg zu ſchlüpfen. So z. B. ſagt die leztere: Mucto habe, vor der Schlacht an der Durbe, gerathen, die Pferde laufen zu laſſen, weil er se defioit apparemment de la mauvaise disposition des Soldats Prussiens et encore plus des Courlandois. Lucas David hingegen erzählt ganz trocken: Macko habe gewollt, man ſolle zu Fuß fechten, weil er geſehen, daß die zu Pferde Anſtalt zur Flucht machten (p. 967). Er nennt weder Preußen noch Curländer, die beyde ſchwerlich zu der Reiterey gehörten. Ein ſolches apparemment ziemt dem Geſchichtſchreiber nicht, wenn er beſtimmte Nachrichten vor ſich hat.

Eben ſo behauptet die hist. de l'O. T., das gerechte Begehren der Curländer ſey blos von den Hülfsvölkern abgeſchlagen worden, und kann dafür keinen andern Gewährsmann citiren, als Leo p. 97, welcher allerdings ſagt: Auxiliarii crucigerorum taliter pacisci noluerunt; allein Jedermann weiß, welch ein unſicherer Bürge Leo iſt. Lucas David p. 967 ſagt blos: Manche hätten es verwilligt, Andere verweigert. Es läßt ſich auch nicht denken, daß die Hülfsvölker, vom Orden nicht unterſtüzt, eine ſolche Ungerechtigkeit hätten durchſetzen können, wenn man ſich erinnert, daß der Papſt ſelbſt mehreremale den Hochmeiſter zum Feldherrn aller Kreuzfahrer ernannt, und den lezteren geboten hatte, nicht allein dieſem zu gehorchen, ſondern überhaupt nichts ohne der Brüder Rath vorzunehmen.

Eines ganz beſondern Umſtandes erwähnt Lucas David p. 966: unter den Samayten habe nämlich das Volk des Königs von Böhmen gefochten.

Des Papſtes Seufzer über die verlohrne Schlacht ſind bey Raynaldi ad ann. 1260. n. 22. zu leſen. Da dieſe Bulle am 20ſten Februar 1260 gegeben worden, ſo haben alle Schriftſteller (Hr. v. Baczko ausgenommen) jene Begebenheit mit Unrecht in das Jahr 1260 verſezt; ſie muß ſich bereits 1259 zugetragen haben.

Die Bullen Alexanders vom Jahr 4 und 6 — deren erſtere erzählt, der Biſchoff von Wladislaw werde von den Fürſten und Edlen ſeines Sprengels ſo hart bedrängt, daß er ſeine Diöces nicht einmal viſitiren könne; die Andere berichtet, daß die Tataren dem Biſchoff von Gneſen ins Land gefallen — ſind im geh. Archiv unter dem Zeichen D und n. 652. — Papſt Urban IV. ſchrieb im erſten Jahr ſeines Pontificats an den ermländiſchen Biſchoff:

Da in Liefland und Preuſſen ſo viele Ritter von den Ungläubigen erſchlagen worden, ſo ſey nothwendig, den Orden durch Kreuzfahrer zu unterſtützen. Weil nun vor der Hand der Einfall der Tataren nicht mehr zu fürchten ſey, ſo ſolle der Biſchoff alle diejenigen, die das Kreuz gegen die Tataren genommen, ermahnen und ermahnen laſſen, gegen Erlangung gleiches Ablaſſes, dem Orden ſchnell zu Hülfe zu eilen. Geh. Arch. n. 606. Ein Jahr nachher gab derſelbe Papſt, bey ähnlicher Gelegenheit, dem Orden das Zeugniß, daß, als er Legat in Preuſſen geweſen, er ſelbſt geſehn, daß die Brüder ihre Pflichten sub expensis innumeris et angustiis infinitis virilius et efficacius promouebant. (Geh. Archiv: großes Privilegienbuch des Ordens)

Am abweichendſten, und, man möchte ſagen, lächerlich geſchraubt, erzählt die hist. de l'O. T. das ſchändliche Verfahren des Comte Wolradt Wunderlich. Il gouvernoit les peuples avec tant de bonté (!) et de douceur (!) qu'il paroissoit s'être concilié leur attachement, et mériter le nom de Wunderlich, qui veut dire admirable (!!) Der deutſche Herr verſtand kein deutſch, admirable heißt bewundernswürdig. Ich bin dem Lucas David gefolgt p. 978 u. f. der ſeiner Erzählung noch hinzufügt: Die Preußen hätten die Amtleute des Ordens wiederholentlich um Schonung gebeten, allein man habe ſie vielmehr recht ausſaugen wollen, damit ſie keine Macht hätten ſich zu empören; p. 988 ſagt er auch: auf den Vorwurf der Treuloſigkeit hätten die Preußen geantwortet: treuer Herr, treuer Knecht.

Daß die Preußen in der Pokarwiſchen Schlacht bereits verſtanden, in gewiſſer Ordnung zu fechten, auch Waffen nach deutſcher Art zu gebrauchen, berichtet Lucas David p. 1003, mit dem Zuſatz, es ſey daher dem Orden immer ſchwerer geworden zu ſiegen.

Den edlen, dankbaren Hercus Monte beſchuldigt Jeroſchin eines niedrigen Kunſtgriffs, um, nach gewonnener Schlacht, geflüchtete, in Wälder verſteckte Chriſten heraus zu locken. Er habe nämlich eine Schar in

Hinterhalt gelegt, und dann in deutſcher Sprache, deren er kundig geweſen, laut gerufen:

Iſt Ymand hy vorborgen
Der mag lan ſin ſorgen
und ene var tu Huſe gan
Want dy Viende ſint hendane.

Wären hierauf die Verſteckten hervorgekrochen, ſo hätte er ſie ermorden laſſen. — Präterius erzählt aus Roſenzweig (B. 10. c. 6. §. 5.), daß Hercus Monte die heilige Eiche berühren müſſen, als er Feldherr der Natanger geworden. B. 11. c. 3. §. 1. führt er es als einen wichtigen Beweis für die Macht der Heerführer an, daß Hercus Monte dreymal habe dürfen das Loos werfen laſſen; ich glaube aber vielmehr, er habe aus Dankbarkeit die Gränzen ſeiner Macht überſchritten.

Von dem Kreuzzug des Grafen von Jülich weiß Kremers in ſeiner Geſchichte dieſer Grafen nichts.

Den Lübecker Bootsmann, der die Kähne durchbohrte, nennt Hr. v. Baczko (T. I. p. 315) geradezu ſeines Gewerbes einen Taucher. Es iſt möglich, daß er Recht hat, ich geſtehe aber, daß mir die ganze Begebenheit etwas mährchenhaft vorkommt. Die Preußen waren bekanntlich in der Schiffahrt ziemlich erfahren, ich kann mir daher kaum vorſtellen, daß ſie einen ſo groben Kunſtgrif nicht ſollten gemerkt haben; noch weniger, daß ſie nicht im Stande geweſen wären, die Böte wieder auszubeſſern, welches den Rittern nachher ſo leicht wurde. Da indeſſen alle Schriftſteller in dieſer Sage übereinſtimmen, und die Preußen leider keine Berichte hinterlaſſen haben, ſo glaubte ich, ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen.

Waiſſel in ſeiner Chronik, und aus ihm Hartknoch in der XVII. Diſſertation p. 378 führen an, daß Poppo von Oſterna — vielleicht um alle ſeine Grauſamkeiten wieder gut zu machen — getauften, edelgebornen, durch Kriegsthaten ausgezeichneten Preußen, Anſpruch auf die Ritterwürde zugeſtanden.

Eine Bulle Alexander IV. in dem groſſen Privilegienbuche des geh. Archivs, vom dritten Jahr ſeiner Regierung, alſo von 1256, ſollte faſt vermuthen laſſen, daß ſchon damals Poppo von Oſterna nicht mehr Hochmeiſter geweſen; denn es heißt darin, bey Gelegenheit einer ertheilten Indulgenz: de speciali gratia indulgemus quod fratri Popponi quondam Magistro vestro seu cuicunque preceptori uel fratri ordinis u. ſ. w. Vielleicht iſt in der Jahrzahl ein Schreibfehler eingeſchlichen.

Die Beſtätigung der Ordensprivilegien durch Richardt von Cornwall iſt zu finden in der Ordensdeduction gegen Heſſen Beylage 9.

Ueber die ſtreitige Abkunft Hanno's von Sangerhauſen mögen Venator, Duellius, Hartknoch und Pauli nachgeleſen werden. Die Sache iſt zu geringen Einfluſſes auf die Geſchichte, um hier eine weitläuftige Unterſuchung zu verdienen. Daß auf jeden Fall ſein Geſchlecht ſehr angeſehen war, beweiſt die Hist. Landgrav. c. XII. p. 914, wo erzählt wird, daß Ludwig der Bärtige von Thüringen eine Cecilie von Sangerhauſen geheyrathet, die ihm ein Erbe von 7000 Huben Landes und noch unzählige andere Güter zugebracht habe. Lucas David p. 1104 erwähnt zwey ſehr alter Bücher auf Pergament geſchrieben, aus welchen er erſehen habe, daß dieſer Hochmeiſter 1264 erkohren worden. Alle andere Schriftſteller hingegen, auch Bachem in ſeiner Chronologie der Hochmeiſter, ſetzen den Antritt ſeiner Regierung in das Jahr 1262. Er iſt aber ſchon ein Jahr früher zu der Hochmeiſterwürde gelangt, denn Urban IV. ertheilte ihm ſchon im erſten Jahr ſeines Pontificats, alſo 1261, einen Ablaß, welcher ſich noch im geh. Archiv unter dem Zeichen –D befindet. Die heilige Jutta nennt Lucas David deſſen Mutter. Sie habe drey Söhne gehabt, doch keinem etwas gegeben, wenn er nicht zuvor eine Anzahl Vaterunſer gebetet. Von ihren Jungfrauen habe ſie ſich täglich ſchelten und anſpeyen laſſen, um ſich in der chriſtlichen Geduld zu üben. Ein Jeſuit Friedrich Schembeck hat ihr Leben geſchrieben in Boll. Act. SS. Maji, t. 7. p. 602.

Zum dritten Kapitel.

Hanno von Sangerhauſen.

Die Veränderungen in der Litthauiſchen Regierung erzählt Kojalowicz p. 108—145. Er iſt es auch, der eines, von Girmond mit Meiſter Heinrich geſchloſſenen Vertrags erwähnt, von dem ich ſonſt keine Spur gefunden habe. Doch wäre es ſehr wichtig dieſen Vertrag zu kennen, denn wenn Girmond, trotz deſſelben, ſich anheiſchig machte, die Preußen nicht mehr zu unterſtützen, ſo geſchah es vermuthlich gegen Verzichtleiſtung des Ordens auf Mindowe's Schenkungen. Allerdings mag des Ordens damalige bedrängte Lage ihn dazu bewogen, er aber nachher die Urkunde ſorgfältig verborgen oder vernichtet haben, indem ſein ganzes Recht auf Litthauen dadurch verlohren gieng. Kojalowicz ſetzt den Vertrag in das Jahr 1274 und nennt den Landmeiſter **Heinrich**, der doch, faſt allen andern Schriftſtellern zufolge, **Dietrich** heißen müßte (Siehe auch Bachems chronologiſchen Verſuch.) Allein die Chronologie der Landmeiſter iſt überhaupt ſo verworren und ungewiß, daß gar wohl ein uns unbekannter Heinrich damals dieſe Würde kann bekleidet haben.

Den Vertrag mit Herzog Caſimir von Cujavien liefert der Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 36.

Die Erzählung der Kriegsbegebenheiten habe ich freylich nur aus Dusburg und Schütz ſchöpfen, und aus Lucas David hin und wieder berichtigen oder vermehren können. Dusburg iſt ein fader Ordensſchmeichler, der die Heldenthaten der Preußen nur dann erzählt, wenn er die Tapferkeit oder Beharrlichkeit ſeiner Ritter dadurch in ein glänzendes Licht ſetzen will. Vielleicht iſt ſelbſt ſein unzuverläſſiges Werk nur ſtückweiſe auf uns gekommen; wenigſtens vermuthet ſchon Lucas David (p. 1214) es ſey vieles herausgenommen worden, was man nicht bekannt haben wollen, „damit ihre (der Ritter) rühmliche Thaten nicht ſollten auf die Nachwelt kommen und ihre böſen Tücken offenbar werden."

Ein Theil des Landes, auf welchem Witlandsort gebaut werden ſollte, gehörte zu dem Drittel des Biſchoffs von Samland, der denſelben zu jenem Behuf, gegen eine Entſchädigung vertauſchte. Act. Boruss. T. 3. p. 146. Cod. Pom. n. 367. Die Feſte wurde nachmals Lanſtite genannt, nach einem vornehmen Preußen, (warum? iſt unbekannt) woraus durch verdorbene Mundart Lochſtedt geworden. Tapiau war vorher eine preußiſche Burg und hieß Sugurbi.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Ludwig von Baldersheim erſt 1265 Landmeiſter geworden; (wie auch noch neuerlich Hr. v. Baczko T. I. p. 327 gethan) allein eine Urkunde im Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 35 beweiſt, daß er ſchon im Jahr 1264 im Februar dieſe Würde bekleidete, denn er kommt daſelbſt unter den Zeugen folgendergeſtalt vor: Lodewicus de Battenscheim Magister Prussiae et Commendator Bohemiae. Ob Battenſcheim ſtatt Baldersheim ein Schreibfehler iſt, oder ob er vielleicht wirklich ſo geheiſſen, iſt keiner tiefen Unterſuchung würdig.

Bey Girdauen befand ſich eine Naturmerkwürdigkeit, eine ſchwimmende Inſel, von welcher die Act. Boruss. T. I. p. 213 handeln.

Von den Bemühungen Papſt Clemens IV. dem Orden Beyſtand zu verſchaffen, kann Bzovius ad ann. 1265 nachgeleſen werden. Der Papſt ſchickte deshalb einen Cardinallegaten nach Dänemark, Schweden, Salzburg, Bremen, Magdeburg und Gneſen. Das groſe Privilegienbuch im geh. Archiv enthält eine Bulle dieſes Clemens vom Jahr 2 ſeines Pontificats, (1266) worin er eifrig empfiehlt, dem Orden in ſeiner groſen Armuth zu helfen. Es iſt zwar eine ähnliche, aber nicht dieſelbe Bulle, welche Duellius P. II. p. 15 liefert. N. 120 des geh. Archivs, eine Originalbulle deſſelben Papſtes vom erſten Jahr, ertheilt dem Predigerorden in Liefland, Curland und Preußen die Befugniß, in subsidium des Ordens alle Gelübde derer zu löſen, die nach Paläſtina ziehen wollen. — Vom ſelben Jahre findet ſich auch noch, unter n. 772, eine ſehr vom Moder zerfreſſene Bulle, welche Alles, was der Orden erobern werde, und keinem Chriſten gehöre, oder ſeit Menſchen Gedenken angehört habe, in den Schutz des heil. Petrus nimmt. — Endlich auch noch eine Bulle, n. 506, deren Jahrzahl unleſerlich, worin Clemens allen Geiſtlichen befiehlt, daß, da der Orden die Erlaubniß habe, in allen Kirchen jährlich Einmal Almoſen zu ſammeln, man ihn auf keine Weiſe darin ſtören, oder die Leute hindern ſolle etwas zu geben; auch ſolle man nicht, aus leidigem Antrieb des Geizes, an gleichem Tage eine Sammlung veranſtalten; Niemand verhindern in den Orden zu treten, ſich auf deſſen Kirchhöfen begraben zu laſſen u. ſ. w. Ueber die Verleihung aller etwanigen Eroberungen an König Ottokar ſiehe Raynaldi T. 14. p. 150. n. 46. Wegen des Verſprechens der Litthauiſchen Königskrone ſoll er mit dem Orden einen vom Papſt beſtätigten Tractat geſchloſſen haben (eben daſ. p. 168. n. 47), der aber nicht bis auf uns gekommen.

Von dem ſtarken Ritter Ulrich von Magdeburg, der mit Maſtbäumen um ſich ſchlug, erzählt das Chronicon Prussiae latinum (Mscpt der Schloßbibliothek) er habe mit zwey Fingern zwey geharniſchte Ritter vom Boden aufheben können.

Daß Hanno von Sangerhauſen ſelbſt nach Deutſchland ging, beweiſen Urkunden in der Ordensdeduction gegen Heſſen.

Zum vierten Kapitel.

Suantopolks Tod und deſſen Folgen.

Für Suantopolks Rede auf dem Sterbebette gibt es keine andere Bürgſchaft, als die von Dusburg und Cromer. (c. 123 und p. 237.) Pauli p. 106 hegt ungefähr dieſelben wahrſcheinlichen Vermuthungen, die ich hier aufgeſtellt habe.

Daß Meſtwin die Inſel Zantor zum Vorwand der Feindſeligkeiten genommen, erzählt Lucas David p. 1117 u. f. Daß aber deſſen eigener Bruder, Warzlaus, mit dem Orden Friede gemacht, beweiſt eine Urkunde des Geh. Arch. n. 392.

In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Warzlaus dei gratia dux Gdanensis omnibus ad quos presens scriptum pervenerit salus in omnium Salvatore. Notum sit presentibus et futuris quod nos mediante deo pacis amatore pacem perpetuam sub jurejurando fecimus ex parte nostri et militum nostrorum et omnium subditorum nostrorum cum fratre Ludewico magistro domus theutonice et cum ceteris fratribus ejusdem ordinis mediante fratre Bertoldo de Slonhusen commendatore terre prucie culmensis cum hujusmodi condicionibus inviolabiliter obsignandis. Harum autem condicionum una talis est: centum homines vel plures de nostris terram predictorum fratrum irruentes hostiliter dampni contulerint eis vel eorum hominibus in personis vel rebus ad solutionem duorum milium marcarum eis erimus obligati. Item si pauciores homines nostri videlicet sub uno centenario terram eorundem fratrum intraverint et eis dampni aliquid vel eorum hominibus fecerint et nostri milites causam illati dampni juste judicare noluerint, nos ipsi personaliter eam predictam rite tenebimus judicare. Quod si nos facere hoc noluimus in predictam penam solutionis duorum milium marcarum omnino incidemus. Verum quod si predictam pecuniam fratribus soluere nolle nos et ipsi fratres eam causam notificantes principibus vicinioribus et aliis quibus eis visum fuerit nulla justicia a nobis habentes possent solutionem predicte pecunie quocumque modo poterunt in nobis licite prosequuntur. Preterea si aliqui vel omnes nostri terram sepe dictorum fratrum irruentes aliquod castrum sive municionem quocumque modo acquisierint nos cum omni nostra potencia in propriis expensis quantoties eis in adjutorium venire tenebimus ad requisitionem

castri et ad faciendam de ipsis malefactoribus justiciam habundantem. Item si aliqui homines fratrum memoratorum in terra eorum dampno facto vel rei et perfugi ad terram nostram se transferrere nequaquam eos tenere debemus nec hoc cum voluntate fratrum prenotatorum per omnia faciamus. Ne ut hujusmodi pax et concordia inter nos perpetuo seruanda per ignorantiam posterorum lesa et dubium a nostris successoribus possit violari presentem paginam sigilli nostri appensione duximus roborandam. Actum in Zwec anno domini m. cc. lx vij Kal. Augusti presentibus hiis testibus subnotatis fratribus theutonice fratreque Iohanne de ordine predicatorum. De ordine autem minorum fratre Simone ac fratre Giderammo, domino Warzlao plebano de Zwece et Heunone plebano ejusdem loci. Domino quoque Ottone capelano de Gdesna. Et baronibus nostris Dobegnes palatino Andrea judice Johanne Castellano Wauzillo — Globuna Gregorio Iaroslao Henrico nepote Pitone Eransela subdapifero Petro Cocusca Zalus quam pluribus fide dignis. Datum in eodem Zwece per manum Meynardi Capellani ac notarii fratris nostri.

(Das Siegel wohl erhalten)

Der Verfaſſer dieſer Urkunde nennt ſich Kapellan und Notarius von Warzlaus Bruder. Wäre Meſtwin darunter zu verſtehen, ſo möchte es ſcheinen, als habe Warzlaus mit Vorbewußt und Einwilligung ſeines Bruders dieſen ſchimpflichen Frieden eingegangen.

Die Chronik der Wallenrodiſchen Bibliothek behauptet p. 78: Meſtwins Brüder (Lucas David weiß nur von einem Bruder) hätten ſich in den Orden begeben, unter der Bedingung, weltliche Kleider tragen zu dürfen.

Zum fünften Kapitel.

Kriegsbegebenheiten.

Kläglich beſchreibt Lucas David Buch V. p. 1217, wie Culm, Thorn, Elbing, Königsberg u. ſ. w. fünfzehn Jahre lang keinen Biſſen mit Ruhe eſſen können. — Er iſt es auch, der den Feldherrn Dluan des alten fürſtlichen Geſchlechts nennt (p. 1053).

Bey Starckenberg iſt zu bemerken, daß die von Gruber in Silva document. p. 276 beygebrachte Urkunde von Wilhelm von Urenbach vom Jahr 1223 auch deswegen nicht echt ſeyn kann, weil ein Caſtellan von Starckenberg unter den Zeugen vorkommt, ein Amt, das damals noch gar nicht exiſtirte, man müßte denn annehmen, der Orden habe noch ein anderes, früheres Starckenberg irgendwo beſeſſen.

Der trefliche Schütze, der Dywans Bruſt durchbohrte, hieß Arnold von Krox, und war in der Folge Comthur von Birgelau (Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 37.)

Die hochherzige Mutter Nomada nennt Henneberger Wameda, nach Simon Grunau, welcher letztere den Heiden, der die Chriſtenknaben zum Verkauf hielt, mit dem Namen Bayoroſo bezeichnet. (Tr. VIII. c. 4. §. 2.)

Bey Gelegenheit des entſcheidenden Beyſtandes des Marggrafen von Meiſſen, erlaubt ſich die hist. de l'O. T. T. II. p. 123, die drollige Bemerkung: Selon toute apparence le Marquis de Misnie partagea la gloire de ces différens succès; gleich als ob der Orden, ohne ihn, irgend etwas hätte unternehmen können? Höchſtens waren es die Ritter, die den Ruhm des Marggrafen theilten, aber nicht umgekehrt. Wer Geſchichtſchreiber werden will, ſollte zuvor den Esprit de Corps ablegen.

Von den Kriegsbegebenheiten ſind auch in dieſem Kapitel Dusburg, Lucas David, Schütz, bisweilen Leo, die Quellen. Was in Liefland verfiel, iſt im Schurzfleiſch, Venator, der Ordenschronik c. 241 u. f. zu leſen. Ich will hier nur bemerken, daß in der Reihe der liefländiſchen Landmeiſter ein gewiſſer Otto von Luttenberg bisher ganz ausgelaſſen worden, deſſen Exiſtenz jedoch im Jahr 1268, durch zwey Urkunden im Cod. dipl. Pol. t. 5. n. 29 und 30, außer Zweifel geſetzt wird.

Daß der Hochmeiſter in den letzten Jahren ſeines Lebens in den Rheingegenden hauſte, beweiſt eine zu Sachſenhauſen bey Frankfurt am Mayn im Jahr 1273 ausgeſtellte Urkunde (Gud. dipl. Ord.). Er ſoll zu Marburg geſtorben und begraben ſeyn.

Die Beſtätigung der Ordensprivilegien durch Kaiſer Rudolph, iſt nicht allein bey Goldaſt zu leſen, ſondern befindet ſich auch noch im Original, ſammt der, Kaiſer Friedrichs vom Jahr 1226, im Geh. Archiv n. 3. Ein Transſumpt ebendaſ. in dem Privilegienbuche von Liefland. Auch die Chronik des Geh. Archivs p. 96, erwähnt einer beſondern Vergünſtigung dieſes Kaiſers: daß, obwohl er befohlen, alle Schenkungen kaiſerlicher Güter zu widerrufen, dennoch der Orden davon ſolle ausgenommen ſeyn. „Darum, heißt es, haben wir die Widerrufung der ihrigen, ſo Kaiſerliche Güter beſitzen, mit beſonderer Vorſichtigkeit uns reſerviret.“

Auch in Liefland hatte ſich der Orden der Gnade dieſes Kaiſers zu erfreuen. In den liefländiſchen Privilegien (im Geh. Archiv) ſteht ein Befehl deſſelben an die Stadt Riga, den Meiſter von Liefland als ihren Vogt und Richter anzunehmen, „weil etliche unter euch nicht achten Gerichts, und nicht anſehn und auch nicht haben einen Richter, werden geführt von eigenen Bewegungen, und geregiert nicht ohne Schande anderer Leute, u. ſ. w.“ Gegeben zu Nürnberg im andern Jahr ſeiner Regierung. Ferner gebot er allen Biſchöfen in Liefland, den Orden nicht in ſeinen Freyheiten zu hindern, die er, der Kaiſer, beſtätigt habe. Gegeben zu Wien im ſechsten Jahr. (Ebendaſelbſt.)

Die Bulle Clemens IV. welche den Ordensgliedern, trotz des Gelübdes der Armuth, ihre zeitlichen Güter vorbehält, ſteht bey Duellius P. II. p. 18.

Zum ſechsten Kapitel.

Hartmann von Heldrungen.

Sein Leben ſteht im ſechsten Stück der **hiſtoriſchen Sammlungen.** Die Herrſchaft Heldrungen in Thüringen gränzte an Querfurt.

Auch die in dieſem Kapitel erzählten Begebenheiten ſind größtentheils aus Peter von Dusburg geſchöpft. Wer ſie, mit allerley ſchönen Floskeln verbrämt, leſen will, der ſuche ſie in der hist. de l' O. T. T. II. p. 140 u. f. Da ſieht z. B., bey Gelegenheit der Auffoderung des Sorcka an den Comthur von Memel, dieſer Comthur hatte allerdings Verrätherey geahndet, mais comme il s'agissoit de gagner des ames à Dieu, il crut qu'il n'y avoit pas de péril auquel il ne dut s'exposer. Als ob die Ritter jemals um der Heiden Seelenheil ſich bekümmert hätten? als ob überhaupt in dieſem Zeitpunkt ſich nur eine Spur in der Geſchichte fände, daß ſie die Religion Chriſti anders als mit dem Schwerte geprediget? Von unbewaffneten Apoſteln war gar nicht mehr die Rede.

Von der Unterwerfung der Schalauer ſagt Lucas David, Buch VI. p. 1260. es blieb nur ein kleiner Hauſe übrig, von dem ein Ort beſetzt wurde, und die man nachher, als treu befunden, der Sprache halben deſto beſſer gegen die Litthauer brauchen konnte. Ein neuer Beweis, daß der Staat des Kriwe aus ſehr verſchiedenen Völkerſchaften beſtand.

Daß der Comthur von Culm (er hieß Barthold von Nordhauſen) ein Geizhals geweſen, der ſelbſt Bier und Brot ausgemeſſen und abgewogen, erzählt Simon Grunau Tr. VIII. c. 17. §. 1., und behauptet ſogar, dieſer „unnütze Mann" wie er ihn nennt, ſey nach Conrad von Thierbergs Tode zum Landmeiſter gewählt, doch vom Hochmeiſter nicht beſtätigt worden.

Die hist. de l'O. T. hütet ſich, die Urſach anzugeben, warum die Pogeſanier wieder zu den Waffen griffen. Der dort befindlichen Erzählung zufolge, (T. II. p. 148.) ſcheint es, als hätten ſie ohne allen Grund den Comthur von Elbing gefangen und ihn tödten wollen. Auch Hr. v. Baczko ſagt nichts davon, ob er gleich den Lucas David benutzt hat, welcher im 6ten Buche p. 1261 umſtändlich erzählt, Muſo ſey ein friedfertiger Preußiſcher Fürſt geweſen, den der Comthur von Elbing ſo ſehr beleidigt habe, daß er ſeinem Feinde Rache geſchworen. Es war alſo kein Aufruhr, ſondern bloß eine Privatſache, und zwar eine von einem Ordensgliede ſelbſt angezettelte Privatſache; aber den Rittern war jede Gelegenheit willkommen, die Preußen zu vernichten, und ſo mußte die ganze Provinz darunter leiden. — Ich bemerke im Vorbeygehn, daß Lucas David, zu Anfang des 6ten Buchs, p. 1235, ſich abermals auf zwey alte auf Pergament geſchriebene Bücher beruft, die verloren gegangen ſind.

Martin Golin war nicht der einzige Parteygänger, deſſen ſich der Orden bediente; auch Conrad Dywel oder Teufel, Stowemel, ein Sudauer Kadare und ein Pogeſanier Nakare, haben ſich in dieſem Fache berühmt gemacht. Dusburg nennt ſie latrunculi, und nie iſt wohl der Diminutiv ſo ſehr mißbraucht worden.

Daß die Sudauer unter des edlen, tapfern Seumand Anführung, nach einer verlornen Schlacht, den Tod des Wagehalſes Ulrich Bayer als einen Sieg ſollen gefeyert haben, iſt höchſt wahrſcheinlich ein von einem Chronikenſchreiber erfundenes Mährchen, um zu verbergen, daß eigentlich der Orden damals geſchlagen worden, obgleich die hist. de l' O. T. zu ſagen beliebt: la victoire fut complette; denn erſtens ſtimmt ein ſolcher Ausbruch von jubelnder Feigheit gar nicht mit Seumands Charakter; zweytens berichtet zwar auch Schütz, der Orden habe damals einen Sieg erfochten, aber „gar „einen blutigen Sieg, darum er auch den Feinden fer„ner nicht folgen dürfen.“ (p. 41.) Es ſcheint alſo, daß beyde Theile ſich, wie noch heutzutage ſo oft geſchieht, den Sieg zugeſchrieben und denſelben gefeyert haben. Dieſe natürliche Auslegung ſchien aber dem Ordensſchmeichler nicht ehrenvoll genug für die Ritter, und flugs läßt er einen Helden wie Scumand, der ſo hoch über ſeine Edelmönche hervorragt, über den Tod eines einzigen Renomiſten frohlocken. Man denke an Scumands Benehmen gegen Liebenzell, und entſcheide dann.

Einigen Nachrichten zufolge ſoll dieſer Held, nach ſeiner Bekehrung, ſelbſt ein Mitglied des Ordens geworden ſeyn.

Lucas David vermuthet im 5ten Buche, p. 1185. daß die Preußen unter denſelben Bedingungen, wie im Jahr 1249, ſich wieder unterwarfen. Es ſeyen zwar überhaupt, ſagt dieſer Recht- und Wahrheitliebende Mann, nicht viel mehr von ihnen vorhanden, weil ſie hart gedrückt worden, und dagegen Deutſche in die Stadt (Culm) geſetzt, „die doch nicht weniger auch mit unbil„ligem Recht unterdrückt worden als die Preußen. Ich „weiß einen Ort im Lande, da die Herrſchaft ſolchen „Brauch und Recht unbillig vermerkt und die armen „Preußen faſt in allem culmiſch durch viele Jahre Recht „brauchen laſſen, aber dennoch daß in privilegiis von „wegen der Nachbarn ſo zu preußiſchem Recht geſeſſen „nicht geredet worden. Jetzo unterdrücket man aber die „armen Leute jämmerlich, ja es werden die Culmiſchen „nicht bey ihren Rechten und Freyheiten gehalten, ſon„dern gar vielfeltiglich beyde Bauern und Freye an ihren „Rechten geſchmälert.“ Er verſpricht mehr davon zu erzählen, wenn er auf die Geſchichten ſeiner Zeit kommt, wohin er aber leider nicht gekommen. P. 1220 berichtet er, daß unter den Einzöglingen aus Sachſen, Holland und Jülich auf Einmal 3000 Bauern aus Meiſſen ſich eingefunden.

Allgemeine Betrachtungen über die Eroberung von Preußen, finden ſich in der Hist. de l' O. T. T. II. p. 135. In welchem Geiſte ſie geſchrieben ſind, läßt der Stand des Verfaſſers errathen. Hingegen hat Pauli, p. 121 ſcharfſinnige und wahre Bemerkungen über dieſe Begebenheit geliefert.

Zum ſiebenten Kapitel.

Liefland.

Hier ſind Schurzfleiſch, Schütz u. ſ. w. benutzt.

Kojalowicz p. 148 ſagt freylich auch, die Litthauer hätten die Erbauung von Dünaburg hindern wollen. Da aber die übrigen Nachrichten darin übereinſtimmen, daß die vereinigten Deutſchen und Dänen, bey ihrem Einfall in Litthauen, keinen Feind vorgefunden, ſondern daß dieſer erſt dann ſich ſchnell geſammelt, und bis nach Aicherote ſie verfolgt habe; ſo iſt meine geäußerte Vermuthung, daß die Ritter blos einen Vorwand geſucht, nicht unwahrſcheinlich.

Arndt hat, in der Reihe der liefländiſchen Landmeiſter, Mangold von Sternberg ganz übergangen, allein eine Urkunde im Cod. dipl. Pol. T. IV. no. 39. wo es heißt: in manus religiosi viri Manegoldi Magistri Prussiae et Livoniae etc. beweiſt, daß er, gleich Conrad von Feuchtwangen, beyde Aemter verwaltete. Pauli hat ſolches zuerſt bemerkt, p. 117.

Die Erbauung des erſten Stocks von Marienburg ſchreibt Simon Grunau Tr. VIII. c. 17. §. 1. irrig dem Heinrich von Schomberg zu, den er auch als Landmeiſter auf Conrad von Thierberg folgen läßt. Pauli p. 118 ſetzt die Gründung ſchon in das Jahr 1276, und behauptet, Mangold habe den Bau nur vollendet. Ich bin Dusburgs Erzählung gefolgt. Es iſt nicht der Mühe werth ſich dabey aufzuhalten.

Zum achten Kapitel.

Pommern.

Daß der Orden von Anbeginn ein lüſternes Auge auf Pommern geworfen, und alle nur erſinnliche Mittel angewandt, daſſelbe nach und nach ſtückweis an ſich zu reißen, wird die Folge der Geſchichte noch ſattſam erweiſen. Ich will hier fürs Erſte alle diejenigen Urkunden anführen, die theils bekannt und gedruckt, theils noch unbekannt und ungedruckt im geheimen Archiv befindlich ſind.

Die Schenkung der Inſel Bern durch **Sambor**, aus Dankbarkeit für viele vom Orden empfangene Wohlthaten, 1256 den 7ten Januar, geh. Archiv n. 718. Cod. Pomer. p. 341.

Im ſelben Jahre ſchenkte Sambor einem Heinrich Scildere und Johann von Geyzenberg, (vielleicht deutſchen Einzöglingen in Preußen) einige Ländereyen. Geh. Archiv n. 809. Unter den Zeugen befindet ſich ein Henricus de Bruneswic (Braunſchweig?) — 1273 erhielt der Orden Villam Trabyn zum Geſchenk. Geh. Archiv n. 250 und Gregor X. beſtätigte in dieſem Jahre dem Orden den Beſitz der Inſel Zantyr, die er durch einen Vergleich mit Sambor erhalten (geheim. Archiv n. 624.). Dregers Urkundenverzeichniß zur Fortſetzung des Cod. Pomer. erwähnt dieſer Beſtätigung p. 5. unter dem Jahr 1274. Meſtwin ſchenkte um dieſelbe Zeit einem gewiſſen Chriſtian die Stadt **Grabin** und auch ein Schiff ad capiendum allec et sturiones. Geh. Arch. n. 250.

1276 ſchenkte Sambor dem Orden **Wenzeke** und **Mewe** als recompensatio tantorum bonorum adeo fertilium, und leiſtet Eviction für alle Anſprüche des Kloſters Oliva, als auch ſeines Eidams, Herzogs Zemach von Cujavien. Dreger l. c. p. 6. Dieſe Urkunde iſt auch im Cod. dip. Pol. T. IV. n. 37, und zwar, wie es heißt, ex originali, abgedruckt. Dieſer Umſtand macht mich aber etwas mißtrauiſch gegen dieſen Codex, denn erſtens befindet ſich das Original im geh. Archiv n. 466, war alſo nicht in den Händen der Herausgeber; zweytens iſt Conrad von Thierberg dort als Meiſter genannt, im Original ſteht er aber als Marſchall. Wie das zu den übrigen Nachrichten ſich reimen möge, laſſe ich ununterſucht, da die Chronologie der Landmeiſter, bey großen Schwierigkeiten, nur ſehr geringen Einfluß auf die preußiſche Geſchichte hat.

1281 beſtätigte Meſtwin dem Kloſter Oliva alle durch ſeine Vorfahren demſelben verliehenen, im Diſtrikt, der Wansca heißt, gelegenen Villas, nämlich Gymeb, Gympuowe, Ylowz, Mutvcsdoc, Lelicowe, Biſſoka, Pywuis, Cleſowe, Brod, Janiſowe, Daniſowe, Sosnna, Spasdov und Wolszenitz, deren Gränzen weitläuftig angegeben werden. Das Kloſter erhält ſolche mit allen Rechten, auch die Biber nicht ausgenommen, Gold- und Silberbergwerke, den Fiſchfang in der Weichſel, dazu mit den Inſeln Beruj parva, Gymco, Talnitz, Woſſzenitz. Gegeben in castro dunzc. Geh. Archiv n. 746. Dreger l. c. p. 11.

Meſtwin ſcheint dieſe erneuerte Schenkung ſeinem Oheim Sambor zum Verdruß ausgeſtellt zu haben. Denn aus dem Cod. Pomer. n. 77. erhellt, daß der Diſtrikt von Wanska wirklich ſchon im Jahr 1230 durch Suantopolk und Sambor dem Kloſter verliehen worden. Da nun Sambor 1256 ihn abermals dem Orden ſchenkte, ſo muß er die erſte Schenkung zurückgenommen, oder ausgetauſcht haben, wie auch, aus den Beylagen zu der Darſtellung der Rechte des Königs von Preußen n. 3. zu erſehen. Doch wann und wie dieſe Zurücknahme geſchehen, iſt unbekannt; hingegen erfährt man aus Dregers Verzeichniß l. c. p. 14. wie Meſtwin ſich in der Folge dabey benommen, denn 1283 gab er dem Kloſter für dieſe dem Orden cedirte Güter, 16 Dörfer bey Danzig.

1281 wurde dem Orden auch kysseva, (Kyſchow) geſchenkt. Geh. Arch. n. 281.

1283 wurde der bekannte Tractat zwiſchen Meſtwin und dem Orden durch den Legaten Philipp geſchloſſen. Er ſteht, ſammt der Beſtätigung des Papſtes, im Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 39 et 40. (Auch Dreger l. c.

p. 12 und 15.) Beyde ſollen abermals ex originali ſeyn geliefert worden, vermuthlich alſo aus dem Original, welches Meſtwin vom Orden empfangen, denn dasjenige Original, welches er dem Orden übergeben, befindet ſich noch im geh. Arch. n. 677, und iſt nicht, wie jenes, vom Schloß Militz in der Diöces von Breslau den 18ten May 1282 datirt, ſondern von Danzig 1283, woraus erhellt, daß Meſtwin wohl ein ganzes Jahr verſtreichen laſſen, ehe er den durch den Legaten geſchloſſenen Vergleich anerkannte.

1284 ſchenkte Meſtwin ſeiner Schweſter Getrud das Land Puſna mit allen dazu gehörigen Städten. nimmt aber die Einwohner aus ab omni exactione et solutione polonica seu teuthonica. Sie ſoll es erblich beſitzen. Stirbt ſie jedoch früher als er, ſo ſoll es an ihn zurückfallen; überlebt ſie ihn, ſo dürfe ſie damit nach Gefallen ſchalten. Die Orte werden genannt: Coſtrina, Zelonino, Bandomino, Metuſe, Grabovo, Lupnak, Korne, Goſtome, Zkezevo, Scozevo, Bneraze, Saple, Pirſcevo, Golube, Potuli, Sicozino, pchuce, Zgorale, Mancevo, Clobucino, Sarevo. Gegeben in Slupzk. Geh. Arch. n. 196. — Ich erwähne dieſer Urkunde, weil im Jahr 1312 dieſe Gertrudis domicella dem Orden ihre ganze Erbſchaft verkaufte. Gegeben Swechowe. Geh. Arch. n. 445. — Um dieſe Zeit muß das Vertrauen zwiſchen Meſtwin und dem Orden ſchon gänzlich wieder hergeſtellt geweſen ſeyn, denn eine Urkunde bey Dreyer l. c. p. 14. beweiſt, daß der Herzog in dieſem Jahre einen Streit zwiſchen dem cujaviſchen Biſchof Wislaus und dem Orden vertrug.

Einige Schenkungen an Privatleute, die der Orden gleichfalls nachher an ſich brachte, liefert das geh. Arch. n. 281. 1022 und 1068. —

1285 ſchenkte Meſtwin, zu ſeinem und ſeiner Vorfahren Seelenheil, dem Orden die Inſel zwiſchen dem Fluß Primislava und dem Fluß Magnum Kabala gelegen. Die Gränzen zwiſchen ſeinem und dem Ordensgebiete, ſollen bey einem an den Fluß Artum geſetzten Gränzſtein anfangen u. ſ. w. Gegeben zu Danzig den 16ten May. Geh. Arch. n. 255 und 257. Dreyer l. c. p. 25.

Im ſelben Jahre verſchenkte er Villam Bruczevo. Geh. Arch. n. 681. — Im Jahr 1290 Dannonova und Lubna. Geh. Arch. n. 510.

1291 beſtätigte er den Verkauf des Dorfes minor Slanza, welches der Orden von einem gewiſſen Alexius erhandelt hatte, (der es von Meſtwin empfangen,) mit den Gränzen, welche einzuweiſen er Commiſſarien ſenden wolle. Gdanzech den 31en April. Geh. Arch. n. 730. Dreyer l. c. p. 22.

1294 verſchenkte Meſtwin Gradzowo, (geh. Arch. n. 731) und Stropow (geh. Arch. n. 866.)

Soviel fürs Erſte von den urkundlichen Beweiſen des Umſichgreifens der deutſchen Ritter im Pommern. In der Geſchichte des nächſten Jahrhunderts werden deren noch mehrere folgen. Daß Wartislaus, wie behauptet wird, dem Orden auch Danzig geſchenkt habe, davon habe ich im Archiv keine Spur gefunden; wohl aber davon, daß Meſtwin anfangs ſehr ungern ſeinen mit dem Orden getroffenen Vergleich erfüllte. Denn im geh. Archiv iſt unter dem Buchſtaben e eine Bulle Papſt Martin II. an. II. pontif. (1283) an den Biſchoff von Ermeland, welchem aufgetragen wird, daß er den Herzog Meſtwin, welcher den durch den Legaten geſchloſſenen Frieden nicht halten wolle, per censuram ecclesiasticam dazu zwingen ſolle.

Die Beſtätigung Kaiſer Rudolphs ſteht im Cod. dip. Pol. T. IV. n. 38. Dreyer l. c. p. 5. Die Verzichtleiſtung des Biſchoffs von Wladislaw auf den ihm gebührenden Zehnten liefert Lengnich Geſch. der preuß. Lande p. 44. Sie befindet ſich aber auch im Original im geh. Arch. n. 121. Im folgenden Jahre, 1284, wiederholte er dieſe Verzichtleiſtung, behielt ſich aber ſeine übrigen geiſtlichen Rechte vor. Geh. Arch. n. 133.

Das Bruchſtück, welches aus der Pommerſchen Geſchichte hier eingewebt werden mußte, iſt vielleicht manchem Widerſpruch unterworfen, da die Geſchichte der Fürſten dieſes Landes in jenem Zeitraum ſo ſehr verworren iſt. Lucas David, das Chronicon Olivense, Pauli's Geſchichte von Pommern und mehrere Urkunden waren meine Quellen.

Schon Kaiſer Friedrich II. hatte im Jahr 1231 den Marggrafen von Brandenburg die Pommerſche Lehnsherrſchaft übertragen (Cod. Pomer. n. 87. Ludwig reliq. Mſc. T. XII. p. 625.). Meſtwin, theils aus Haß gegen ſeinen Bruder und aus Furcht vor dem Orden, theils um ſeine Gemahlin, die Nonne Fulca, ſammt ihren Kindern anſtändig zu verſorgen, nahm 1269 aufs neue alle ſeine Güter feyerlich von Brandenburg zu Lehn, (Cod. Brandenb. T. I. p. 208. Cod. Pom. n. 436.) wogegen die Marggrafen Johann, Otto und Conrad auch ſeine Gemahlin und Vettern oder Vaterbrüder (patruus) belehnten. Während Meſtwins Händeln mit Wartislaus, bot der erſtere den Marggrafen Stadt und Schloß Danzig als Eigenthum an (Cod. Brandenb. T. I. p. 249. Cod. Pomer. n. 436. 437.) Daſſelbe that aber auch Wartislaus, und da ſein Bruder ihnen nur Anſprüche, er hingegen den wirklichen Beſitz von Danzig ihnen einräumen konnte, (vielleicht auch in Rückſicht auf die Brandenburgiſche Prinzeſſin, ſeine Gemahlin) ſo verließen ſie Meſtwins Partey, traten zu der ſeinigen über und beſetzten Danzig. Als ſie darauf durch Meſtwins Verbindung mit dem Fürſten von Kaliſch ins Gedränge kamen, und ihr Schützling das verſprochene Geld nicht aufzutreiben vermochte, drohten ſie, die Stadt durch ihre Truppen plündern zu laſſen.

Lucas David im 5ten Buche p. 1227 erzählt die Begebenheiten etwas verſchieden; z. B. daß die Marggrafen vorgegeben, Wartislaus Wittwe ſey ſchwanger hinterblieben; daß der Fürſt von Kaliſch anfangs in die Händel ſich nicht miſchen wollen, aber, als Meſtwins vermuthlicher Erbe, dazu bewogen worden u. ſ. w. Danzig ſoll, nach ſeiner Behauptung, damals nur eine Zitte (?) geweſen ſeyn, da Fiſcher wohnten, und daneben etliche Krüge, die Bier brauten.

Die Hist. de l' O. T. liefert im zweyten Bande p. 387 u. f. eine ſehr leſenswerthe Abhandlung über die Geſchichte der Pommerſchen Fürſten. Cromer l. 10. p. 257 giebt dem Meſtwin nur zwey Schweſtern, Salome und Eliſabeth; die oben angeführte Urkunde beweiſt, daß er noch eine dritte, Gertrud, hatte; und ich bin faſt genöthigt, ihm entweder noch eine vierte Schweſter,

Jolen=

Jolenthe, oder noch einen Bruder Boleslaus, zu geben; denn die Urkunde n. 681 im geh. Archiv enthält eine Schenkung an Jolenthe, die er eine Wittwe ſeines Bruders Boleslaus nennt, (vielleicht jenes Fürſten von Kaliſch) und die zu Gneſen in das Kloſter der heil. Clara ging. Meſtwin, der hier Mistugius geſchrieben iſt, ſchenkt ihr villam Bruzevo in districtu Pocensi, frey von allen exactionibus et solutionibus que sic uulgariter nuncupantur: Naraz. Powoz. prevote. Stroza. Poduoda. Poduodzoue. poradlue. Boue et vacca. Opole. Edificatione castri vel aliarum municionum. Mostue. Targowe. Stanowznie vel Stwzzene. ab urna mellis, a solutione frumenti. Falcones nec custodiant nec soluant. Tentorium ducis non ducant, ne farinam, a conductoribus et canibus et ab equis et ab aliis omnibus grauaminibus et angariis quibuscunque nominibus censeantur. Actum in Gnesna 1285. Hilf Himmel! zu welchen häufigen und niedrigen Dienſten waren damals die Unterthanen verpflichtet. —

Das Chronicon Olivense ſagt, Meſtwins Ehe ſey, als eine Strafe Gottes, kinderlos geblieben. Der Ungrund dieſer Behauptung erhellt ſchon aus einer Urkunde des geh. Archivs n. 510, kraft deren Meſtwin ſeinem Söhngen, (filioli den er jedoch nicht nennt) Dannanoua, Dunibroua et Lubna iure hereditario ob fidelia ipsius seruitia ſchenkt. Sie iſt ausgeſtellt zu Gneſen im Jahr 1290. Bekanntlich hatte er auch mehrere Töchter.

Wo Hartmann von Heldrungen eigentlich ſtarb, darüber ſind die Meinungen getheilt, ſo wie über ſeinen Zug nach Palaſtina. Man weiß blos mit Gewißheit, daß er zu Mergentheim begraben liegt.

Zum neunten Kapitel.

Schilderung von Preußen nach geendigtem Kriege.

Das ganze fünfte Kapitel im dritten Buche der Geſchichte des Hrn. v. Baczko iſt beſonders nachzuleſen, wo ausführlicher von allem hier erwähnten mit hinreichenden Belegen gehandelt wird. Ich will, bey dieſer Gelegenheit, nur noch einer beſondern Gattung von Ordensknechten erwähnen, die aus freywillig unterworfenen Preußen, Verräthern ihres Vaterlandes, geſtempelt wurde, und von welcher man bisher nur ſehr zerſtreut einige unbeſtimmte Nachrichten fand; ich meine die Wytinger. Schütz erwähnt ihrer p. 69. Hr. von Baczko in ſeinem Handbuch der preußiſchen Geſchichte p. 140, in der Geſchichte ſelbſt, B. II. p. 115, als zweyer Brüder, ehrvergeſſener Böſewichter, getaufter Preußen, mit Namen Wittina. Auch in Wagners Geſchichte Preußens p. 44, heißen ſie zwey getaufte preußiſche Brüder, Namens Witting. Witting war aber kein Name, ſondern bezeichnete eine Claſſe von Ordensknechten, die man, wegen ihrer Abkunft, für beſonders treu hielt. Solches erhellt aus folgender Urkunde, die ich der Güte des Herrn Kriegsrath Bolz abſchriftlich verdanke.

Privilegium, qui sunt de numero Wintigorum antiquorum.

In nomine Domini amen. Cum ex permissione divina quondam per omnes terminos Prussie incolarum apostasia communiter invaluisset ita quod fratres Domus eiusdem Prussie pene omnium hominum consilio essent et auxilio destituti nutu Dei quidam Pruteni et Sambite omnium parentum et amicorum suorum amicitias et solacia deserentes et ad ipsos confugientes eis per totam apostasiam vsque ad subjugationem omnium predictorum incolarum et vsque in hodiernum diem contra quoslibet ipsorum adversarios in

omni tribulatione et angustia non parcentes corporibus et rebus fideliter adheserunt, vnde dignum est et rationi consonum, vt quanto predicti plures labores quantoque plurima discrimina pre aliis cum fratribus et pro fratribus in defensione fidei Christiane viriliter et fideliter pertulerunt tanto ipsi et heredes eorum a fratribus pluribus pre aliis debeant gaudere libertatibus perpetuo prerogativis prout in litteris super bonis cujuslibet continetur. Cumque per decurrentia tempora et mortem Seniorum, quibus omnia constant, predictorum pruthenorum memoria et ipsorum preclara opera possent deleri oblivioni Nos frater Bertoldus Bruhau Commendator in Konigsberg volentes in hac parte pie succurrere vtilitati omnium, qui antiqui Wintiga vocantur de Sambia in supradicta necessitate ad fratres confugientium diligenti veracique investigatione ipsos a Senioribus Sambie quibus constetit exquisivimus nomina eorum et plurimumque etiam filiorum presentibus inserentes, vt et fratres nostri in eorum necessitatibus ipsorum fidelitati obvient versa vice. Et sunt quando videlicet de Lobetaw Grande cujus filius Stantike, Sandir cujus filius Jodute, Pause cujus filius Gedete, Ibute cujus filius Lerse, Jodute cujus filius Logete, Schude Grande Montemil cujus filius Wisschute, Runchun cujus filius Wastote, Nakunne Nasynne Tyrume Swaymzel cujus filius Rixte, Panote cujus filius Preytor. De Quedenaw Sclode cujus filius Nalube, Gwyres cujus filius Buse, Tlokote cujus filius prewilte, Itennicke cujus filius Stantele, Schude cujus filius Dagute. De Medenaw Naytite cujus filius Sinteike, Gedyme cujus filius Autime, Wissegawde Napelle Albertus Dyabulus Conradus Sagittarius Tulekuste, Junde cujus filius Preydesse, Eytuow cujus filius Queydange, Polexe cujus filius Nermok Nemote Dirke Nodraus. De Rynow Darexte Glande Nawalde Gubike, De Kaym Philippus et Theodorus Paltok Gedute. De Tapiaw Sapelle Azayme de Waldaw Missote cum fratribus suis Johann Brulant. Conradus Dyabulus De Schokym Muszktae. De Rudow Rege et Romake

Gedymus cujus filius Stantele, Bayse cujus filius Santime, Dywote et frater suus Pagawle Sambet cujus filius Glande. De Waigen Sclode Scardime, Guntar cujus filius Nakoken, Bygyme cujus filius Kontie, Gabote cujus filius Bayone, Nadar Wargaite Kytiow cujus filius Dargote Surteick Peytono. De Ginnaw Gymme Kuukite Biriske vt predictorum memoria perpetuo habeatur Sigillum nostrum presentibus est appensum anno Domini M° CC° LXXXXIX Laurentii Martyris.

Aus dieſer Urkunde lernen wir nun wohl, daß die Wytinger Söhne und Nachkommen getreuer Preuſſen waren, welchen ſich der Orden ganz beſonders verpflichtet fühlte, und deren Namen und Geſchlechter er für die dankbare Nachwelt aufbewahren wollte; warum man ſie aber Wytinger nannte, erklärt ſich nicht daraus; eben ſo wenig, welche Vorzüge man Leuten einräumte, die Leib, Gut und Blut, Freundſchaft, Verwandtſchaft und Vaterland im Dienſt des Ordens geopfert hatten, und unter welchen man die berühmten Namen Grande, Gedete, Sclode, Nalube findet; lauter Fürſten und Heerführer. Was that man für die Nachkömmlinge ſolcher Männer? — Bey Kreuzfeld vom alten Preußiſchen Adel kommt ein Privilegium des Hochmeiſters Werner von Orſelen vor, wo dem Preuſſen Lupertus die Rechte der Wintiger zugeeignet ſind. Aber welche Rechte waren das? — In Lindenblatts Chronik, bey den Jahren 1401 und 1409, werden Wylinger genannt, (vermuthlich verſchrieben, ſoll Wytinger heiſſen) in deren Kleider man die Preuſſen kleidet. — 1405 wurde aus den Comthureyen eine Ausrichtung gen Königsberg ausgeſchrieben, von 31 Herren oder Brüdern, 60 Dienern, 60 Freyen, 60 Wytingern, und 40 Karwapneknechten. Die Herren ſollten haben zwey Pferde, die Diener je zwey Ein Pferd, die Wytinger und Karwapneknechte ſollten zu Fuß erſcheinen. — In Mangelsdorfs Nationalblättern 1. Band 1. Stück p. 99 wird auch einer Ausrichtung zum Bau des Hauſes Ragnit von 1403 erwähnt, wo es p. 103 bey Graudenz heißt, daß ein Wytinger von Danzig mitgenommen werden ſoll, der fortan für das

Schiff rathen ſoll. — In der Briefſammlung der Schloßbibliothek n. 556, befindet ſich ein Schreiben des Vogts zu Samayten, ohne Jahrzahl, der ſich beſchwert, daß es ihm ſehr ſchwer falle, die Briefe zu expediren, weil er nur ſechs Wytinger habe, und immer zwey Schützen nebſt einem Wytinger mit einem Briefe ſenden müſſe. — In einem alten Buche des geh. Archivs, betitelt: Rechnungen der Hauscomthure im elbingiſchen und holländiſchen Gebiete von 1422, kommt unter andern folgendes, die Wytinger betreffende vor: Diaconus und Subdiaconus ſitzen am Ende des Conventtiſches, aber bey Collation ſitzen ſie am Witting=Tiſche und man gibt ihnen Krude. Des Großcomthurs Diener ſitzen am Witing=Tiſche, und am Zimmerleute=Tiſche, haben auch drey Gerichte wie die Geiſtlichen, da hingegen die Diener des Comthurs bey dem Leſeſtuhle linker Hand ſitzen. Die Kemerer und die Freyen, die nicht am Herren=Tiſche ſitzen, ſitzen auch am Witingstiſche. Des Comthurs Witinger ſitzen zu der Jungen Tiſche, an dem auch des Comthurs Schreiber und Knechte ſitzen, ferner Glockner (Küſter), gerede Leute, als Pfyfer u. ſ. w. — Dann folgen namentliche Verzeichniſſe der Wytinger. Jedes Kammeramt hatte deren acht bis zehn. Jährlich auf Himmelfahrt ſollte Jeder gekleidet werden mit fünf Ellen, da hingegen mehrere andere Diener nur Ein Jahr um das andere gekleidet wurden. — Ich beſitze ſelbſt noch ein Originalſchreiben des Großſcheffers in Königsberg, welcher klagt, daß ihm die Lübecker ein Terling mit Laken vorgehalten, welches er nothwendig brauche um darein zu kleiden die Briefjungen, die Wittinger, die Geleitsleute und die preußiſchen Könige.

Das iſt Alles, was ich von den Wytingern finden können; und was läßt ſich nun daraus auf ihren eigentlichen Stand ſchließen? — Hr. Kriegsrath Holz meint, ſie wären Landbewohner geweſen, nur weiß er nicht, zu welcher Gattung derſelben er ſie rechnen ſoll, da ſie weder zu den Freyen, noch zu den Bauern gezählt werden können. Aus allem obigen geht hervor, daß man deren auf jedem Hauſe eine gewiſſe Anzahl hielt, denen man ſolche Verrichtungen und Aufträge gab, wozu ein höherer

Grad von Vertrauen erfodert wurde. Sie mußten Briefe beſtellen, (ein wichtiges Amt zu einer Zeit, wo es noch keine Poſten gab) ſie mußten bey Bauten Aufſicht führen, wie jener aus Danzig, der für das Schiff rathen ſollte u. dgl. mehr. Vermuthlich wählte man ſie aus den Familien derer, die von Barthel Bruhan durch die Urkunde waren ausgezeichnet worden. Man machte, troz ihrer Abkunft, eben nicht viel Umſtände mit ihnen, denn ſie ſaßen zu Tiſche mit Jungen, Knechten und Pfeifern; aber man hielt ſie doch beſſer, gab ihnen mehr zu eſſen, kleidete ſie jährlich, ſezte auch bisweilen die Diaconen und Subdiaconen an ihren Tiſch. Ob ſie auch Beſoldung erhalten haben, bezweifle ich faſt, denn in den angeführten Rechnungen der Hauscomthure, wo alle Beſoldungen, vom Schützen und Bader bis auf die Viehmagd, verzeichnet ſtehen, finde ich ihrer nicht erwähnt.

Noch gab es eine andere Gattung von Knechten auf jedem Kammeramte, deren Namen und Beſtimmung ich noch weniger zu erklären weiß; man nannte ſie Könige, vielleicht ihrer alten Herkunft ſpottend. Sie kommen in jenen Rechnungen oft vor, und werden jedesmal von den Freyen unterſchieden. Sie wurden minder geachtet als die Witinger, denn man kleidete ſie nur alle zwey Jahr. Eben ſo die Freyen. Der gelehrte Herr Doctor Hennig erwähnt in der Zeitſchrift Ruthenia Auguſtheft 1807 der kuriſchen Könige oder Freybauern, deren Benennung mit der der preußiſchen Könige ſchwerlich einerley Urſprung hat.

Von des Ordens Freygebigkeit gegen edle Preußen haben andere bereits verſchiedene Beyſpiele geſammelt. Hier noch einige von ähnlichen Belehnungen der Biſchöfe. Im Jahr 1262 gaben Andreas dictus piscis, Vogt des Biſchoffs Heinrich von Samland, und M. Comthur zu Königsberg, dem Tyrune und ſeinen Erben septem familias in villa Trintaton, mit groſſer und kleiner Gerichtsbarkeit, wogegen ihre Unterthanen bey Befeſtigung der Städte und im Kriege Beyſtand leiſten, ſie ſelbſt aber clipeo et lancea dem Biſchoff gegen alle Feinde des chriſtlichen Namens dienen ſollen. (Schloßbibl. n. 144.)

Im Jahr 1297 ertheilten Siegfried von Reinſtein, Biſchoff von Samland, (den Hartknoch in ſeiner Kirchengeſchichte p. 169 einen Verwandten Conrads von Thierberg nennt, aber ſeinen Zunamen nicht weiß) und Meineke von Querenvord Magister Prussie fidelibus Sambiensibus videl. Philippo et Theodorico fratri ejus, filiis Rigen, Schudi, Grandek Leget et fratri suo Ione, Kerse et fratri ejus Nabobe, Iodrue et fratri ejus Teyhute Crasine Nalube et fratribus ejus porupe et fratri ejus Digune, für ihre dem Biſchoff und dem Orden treu geleiſteten Dienſte, vor den übrigen Bewohnern Preußens das Recht, daß, wenn Jemand von ihnen ohne männliche Erben verſtürbe, ihre nächſten männlichen Verwandten ihre Güter erben, oder ſie dieſelben ihnen verſchreiben könnten. (Eben daſelbſt; auch Dreger l. c. p. 27) Zu bemerken iſt, daß in beyden angeführten Urkunden der Biſchoff mit Zuziehung des Vogts oder Landmeiſters, alſo des Ordens, die Schenkung macht. Hingegen befindet ſich eben daſelbſt noch eine Schenkung deſſelben Biſchoffs vom Jahr 1307, wo er allein, ſeinen beyden getreuen Samlandern, Naſin und Nautingen, für zwey Haken bey dem Dorfe Granden, welche ſie bisher beſeſſen, das Dorf Trintiten (vermuthlich das obige Trintaton) einräumt, bedingend ihrer Unterthanen gewöhnliche Leiſtungen, ſie ſelbſt aber ſollen cum equis et armis pruthenicalibus dienen.

Eben daſelbſt findet ſich eine Beſtätigung durch Conrad Sack vom Jahr 1303, über eine Schenkung der Güter Ruditten und Atzniten, welche ſchon Ludwig von Baldersheim einem Crapolono, Pruteno bone memorie und deſſen Erben, wegen ſeiner Treue gegen den Orden verliehen, deſſen Nachkommen, Tulikoite und Bute tali servicio, quo alii Pruteni servire nostre domui consueverunt, illa bona tenebant.

Ich könnte dieſe Beyſpiele noch vervielfältigen, will aber ſtatt deſſen ein anderes anführen, welches beweiſt, daß der Orden nicht immer gab, ſondern auch nahm, wenn es mit irgend einem Schein des Rechts geſchehen konnte. N. 273 des geh. Archivs enthält eine Erklärung des päpſtlichen Legaten Johannes, vom Jahr 1259, daß, nach langem Streit, der nobilis vir Waiselo mit ſeinen Söhnen super terris Aluimie et Poselew ſich mit dem Orden verglichen und allen Anſprüchen darauf entſagt habe.

Der angeführten Gewohnheit der neuen, hart gedrückten Chriſten, ihre Todten mit der Hoffnung einer beſſern Welt zu tröſten, erwähnt Respublica sive status regni Poloniae, Lituaniae, Prussiae, Livoniae. Elzevirſche Ausgabe p. 307, zwar eigentlich von den Liefländern, es iſt aber wohl kein Zweifel, daß es in Preußen nicht beſſer ging. Die ganze Stelle iſt merkwürdig und lautet wie folgt: Veri quoque Livones hoc tempore, qui dura Germanorum servitute premuntur, monumentis mortuorum cibum, potum, securim et nonnihil pecuniae, hac cum naenia imponunt: Transi, inquit, o Miser! ab hoc rerum statu in mundum meliorem, ubi non tibi Germani amplius, sed tu illis imperabis, habes arma, cibum, viaticum.

Daß Adliche in Städten Aemter verwalteten, davon führt Baczko loc. cit. verſchiedene Beyſpiele an, ich zweifle aber doch, daß das Wörtlein von vor einem Namen damals immer einen Edelmann bezeichnete. — In Dregers oft erwähntem Verzeichniſſe, p. 19. kommt eine Urkunde vor, in welcher Helwricus Comthur von Chriſtburg, einem Bernhard das Erbrichteramt in Chriſtburg, mit gewiſſen Huben und Einkünften verleiht. Was für ein Amt das geweſen, habe ich nicht gefunden.

Bey Gelegenheit des Verhältniſſes zu der Geiſtlichkeit, welches derſelbe verdiente Schriftſteller (Baczko) gleichfalls auseinander geſezt hat, muß ich eines von mehreren wiederholten Irrthums gedenken, als wären die Einkünfte derſelben damals ſo äuſſerſt gering geweſen. Auch Lucas David ſagt im 5ten Buche p. 1013: Der Biſchoff von Ermeland, zu deſſen Diöces damals noch Pogeſanien, Natangen, Barthen, Sudauen und Galinden gehörte, habe dennoch nicht mehr als eine einzige Mark jährlicher Einkünfte aus einer Mühle gezogen, weil alles Land wüſte und unbebaut gelegen habe. Wäre das wahr, ſo müſte wohl ohne Zweifel der Sprengel des Biſchoffs von Samland noch weniger abgeworfen haben.

Es beſindet ſich aber im geh. Archiv eine Urkunde unter n. 685, in welcher dieſer Biſchoff im Jahr 1270 dem Orden ſeine Einkünfte auf zwey Jahr verpachtet, jedes Jahr um vierzig Mark Silbers deutſches Gewichts. Das war ſicher noch nicht einmal der wahre Werth, denn ein Pachter will auch gewinnen. — Dieſe Urkunde enthält übrigens noch zweyerley merkwürdiges. Erſtens iſt ſie abgeſchloſſen mit Conradus Commendator provincialis vices gerens Magistri in Prussia. Wer war dieſer vices gerens? war es Conrad von Thierberg? warum wurde nicht mit Ludwig von Baldersheim abgeſchloſſen? wo hielt dieſer ſich auf? — Zweytens wird in der Urkunde feſt geſtellt: daß der Pachtſchilling dem Biſchoffe in Erfurt ausgezahlt werden ſoll. Er durfte ſich alſo zwey Jahre lang aus ſeinem Sprengel entfernen? — warum? —

Im Vorbeygehn bemerke ich, daß die Liſte der ſamländiſchen Biſchöffe in Hartknochs Kirchengeſchichte p. 169 ſehr unvollſtändig iſt. Ich berufe mich auf Dregers Urkundenverzeichniß zur Fortſetzung des Cod. dipl. Pomer. Im Jahr 1276 conſtituirte Friedrich, Biſchoff zu Merſeburg, auf Befehl Papſt Gregor X., einen Chriſtian zum ſamländiſchen Biſchoff, indem er einen Herrmann, der ſich des Biſthums angemaßt, abſezte und excommunicirte. (l. c. p 6.) Hartknoch kennt dieſen Herrmann nicht, weiß auch wenig von jenem Chriſtian, der 1277 mit dem Orden einige Güter vertauſchte; (l. c. p. 8.) 1280 zuerſt ein Kapitel in ſeiner Kirche verordnete, und es mit Ordensbrüdern beſezte; (ibid. p. 11.) 1294 ſeinen Cathedralſitz zu Schönewick einrichtete. (ibid. p. 25.) Hartknoch ſchreibt ſeinem Nachfolger Siffridus zu, daß er das Biſthum zuerſt mit Ordensbrüdern beſezt habe. (p. 172) Nach Hartknoch ſoll Chriſtian das Städtlein Fiſchhauſen, nicht Schönewick, zum biſchöfflichen Sitz erwählt haben.

Als Orte, an welchen Münze geprägt wurde, pflegt man gewöhnlich nur Elbing, Culm und Thorn zu nennen; Prätorius im XV. Buche c. 1. §. 1. nennt auch Chriſtburg u. a. m. Nach ihm wurden Mark, Fierding, Scot, Vierchen, Groſchen, Pelken, Schillinge und Pfennige geprägt. Nach dem Werth der Mark richteten ſich die übrigen Münzſorten. Die Mark hielt 4 Fierding, 24 Scot, 60 Schilling, 90 Pelken, 180 Pfennige. Dieſe Münz-Mark, welche ungefähr ein halbes Pfund reines Silbers zu 8 Unzen oder 16 Loth enthielt, ſcheint von der, deren die Goldſchmiede ſich bedienen, nicht unterſchieden geweſen zu ſeyn, wohl aber von der ausländiſchen Mark. 5 preußiſche waren ſo viel als 4 Magdeburgiſche. Eine cölniſche Mark hielt 3 Loth und 1½ Pfennig mehr, als die preußiſche. Die polniſche Mark galt 48 breite böhmiſche Groſchen. Zu der preußiſchen that man im Jahr 1300 über ein Loth Kupfer, und damit fuhr man fort, wie in der Folge erwähnt werden ſoll.

Zum zehnten Kapitel.

Burchardt von Schwenden.

Man findet in der Hist. de l'O. T. t. II. p. 194 u. f. eine ſcharfſinnige Vertheidigung des Krieges gegen Litthauen, der faſt anderthalb hundert Jahre währte und einer ungeheuern Menſchenmenge Leben oder Freyheit koſtete. Der Verfaſſer bemüht ſich, die Litthauer als Angreifer darzuſtellen, und meint, der Orden habe das Land durch Eroberungsrecht beſitzen können, sans que personne fût autorisé à les regarder comme des usurpateurs. In Zeiten, wo man dieſes verhaßte Recht ohnehin ſo gränzenlos ausdehnt, werde ich mich wohl hüten, ſolche Grundſätze anzunehmen. Auch Mindowe's Vermächtniß hat natürlich bey dem Verfaſſer ein großes Gewicht, obgleich er vermuthlich keinem Privatmann das Recht abſprechen würde, ſein Teſtament zu widerrufen, wie Mindowe gethan. Nach Wolſtiniks Tode, meint er, les Teutoniques rentrerent pleinement dans leurs droits. Dieſes ſogenannte Recht war aber ſchon längſt vor Wolſtiniks Tode erloſchen, denn Mindowe ſtarb als Heide, hatte das Chriſtenthum öffentlich wieder abgeſchworen (Kojalowicz p. 98.) und konnte alſo unmöglich ſein Land Chriſten, ſeinen Feinden, hinterlaſſen wollen. Der Verfaſſer hat die Schwäche ſeiner Gründe endlich ſelbſt gefühlt, denn er ſchließt mit der ſonderbaren Phraſe: qu'on ouvre les fastes de toutes les nations de l'Europe, pour voir si les conquêtes qu'on regarde comme les plus legitimes, eurent toutes des fondemens aussi solides. Freylich, auf dieſe Weiſe läßt ſich Alles entſchuldigen, denn ſicherlich wird ſogar in unſerer von Verbrechen ſchwangern Zeit keines begegnen, wozu ſich nicht ein Gegenſtück in der Geſchichte finden ließe. — Von der Thronfolge der Litthauiſchen Fürſten ſind, außer Kojalowicz, auch Puffendorf und La Combe Abrégé de l'Histoire du Nord nachzuleſen.

Peter von Dusburg erzählt gewöhnlich nur die Siege der Ritter, ihre Niederlagen verſchweigt er gern, und die Hist. de l'O. T. ahmt dieſes Schweigen nach. Daß z. B. 1285 die Beſatzung von Grodno ein ganzes Corps der Feinde niederhieb; daß Witen 1287 Dobryn verbrannte, 9000 Gefangene wegführte, und die Ritter in einem Treffen ſchlug u. ſ. w. berichtet Kojalowicz; irrt jedoch, wenn er bey lezterer Gelegenheit einen Meiſter Bulhardus Harem umkommen läßt, denn es gab keinen ſolchen. — Von der Expedition Meinhards von Querfurt gegen die in Samland eingebrochenen 8000 Reiter, erzählt die Hist. de l'O. T. p. 209 prahleriſch: Witen habe kaum die Hälfte ſeines Volks nach Litthauen zurückgebracht; Kojalowicz hingegen ſagt ausdrücklich: Die Ritter hätten ſich nicht aus ihren Schlöſſern gewagt, und nur 88 Litthauer wären von ihnen aufgehoben worden. In ſolchem Widerſpruche ſtehen die Berichte der Ordensſchmeichler mit denen der Litthauer. Wie viel würden wir von den ritterlichen Thaten nicht noch abrechnen müſſen, wenn wir auch altpreußiſche Geſchichtſchreiber beſäßen.

Die Frage, ob die empörten Preußen wirklich einen fremden Fürſten, und welchen, zu ihrem Könige machen wollten, wird wohl unentſchieden bleiben. Ich will zuerſt hier anführen, was der verdienſtvolle Hr. v. Baczko mir darüber ſchrieb. „Pommern, ſagt er, hatte Fürſten vom wendiſchen Völkerſtamme und Rügen auch zuweilen eigne Fürſten. Aus Mangel an Hülfsmitteln kann ich nicht angeben, ob damals Rügen eigne Fürſten hatte. Vielleicht, daß Wikreli Beſchreibung des alten Pommerlandes, oder Wuttſtracks Geſchichte von Pommern etwas darüber enthalten. Allein es iſt mir nicht begreiflich, daß die Preußen, die ſich damals nicht mit Seefahrten beſchäftigten und durch das feſte Land von Pommern von Rügen getrennt waren, einen Fürſten dieſer Inſel zum Könige gewählt haben ſollten, der nicht durch Sprache und Sitten mit ihnen verbunden, damals wahrſcheinlich ſchon ein Chriſt, und nicht mächtig genug war den Orden zu vertreiben. Die Nachricht iſt dem Dusburg nachgeſchrieben, deſſen Handſchrift war vielleicht unleſerlich, und ich glaube, daß ſtatt Rugia, Russia geleſen werden muß. Kriegsrath Bolz, ein großer Sammler über Preußens Geſchichte, und der hoch- und deutſchmeiſterliche Archivarius Polzer (in Mergentheim) glauben, daß meine Lesart zu billigen ſey. Ein ruſſiſcher Fürſt konnte den Preußen bekannt ſeyn, war ihnen in jeder Hinſicht näher, und konnte mehr gegen den Orden helfen.“

So weit Hr. v. Baczko. Ich maße mir nicht an, einen Forſcher, dem ich ſo viel verdanke, zu widerlegen, allein ganz unbeſtreitbar ſcheinen mir ſeine Gründe doch nicht. Fürſt der Inſel Rügen war damals Wizlaus III. von dem noch eine Menge Urkunden in dem Dregerſchen Verzeichniß zu Fortſetzung des Cod. Pomer. angeführt werden. Aus vielen derſelben erhellt, daß die Herrſchaft dieſes Fürſten bey weitem nicht auf die Inſel Rügen eingeſchränkt war. 1277 verkaufte er Schloß und Land Schlawe an die Marggrafen von Brandenburg. (p. 8. l. c.) Ihm gehörte Stralſund, denn er beſtätigte 1281 deſſen ſchon von ſeinem Großvater ertheilte Privilegien (ibid. p. 12) und 1290 befreyte er es von der Landfolge, gab ihm die Freyheit ſeine Güter im Umfang einer Meile zu verkaufen u. ſ. w. (ibid. p. 21.) Außerdem kommt er als Beſitzer oder Verſchenker ſo vieler Privatgüter in Pommern vor, daß man deutlich ſieht, er war ein mächtiger Fürſt. Auch Lucas David B. VII. p. 1397

p. 1397 ſagt: „der Fürſt von Rugien, ſo zu der Zeit mächtig und reich war.“ Er war aber auch vermuthlich ein Feind des Ordens, denn 1289 verband er ſich mit dem Marggrafen von Brandenburg, Otto und Conrad, nach Meſtwins Tode ſich aller deſſen Länder zu bemächtigen und ſie zu theilen, (ibid. p. 20) welches den nach Pommern ſo lüſternen Rittern geradezu den Krieg ankündigen hieß. Auch ſeine Freygebigkeit gegen das Erzſtift zu Riga ſcheint eine Art von Groll gegen den Orden zu beweiſen, zu deſſen Gunſten auch nicht eine einzige Urkunde vorkommt. Die liefländiſchen Bürger hingegen befreyte er vom Strandrecht, Abzügen und allen andern Plackereyen 1282, und dem Stift ertheilte er ſogar die Criminal-Jurisdiction in deſſen Gütern bey Grimmen. (ibid. p. 13.) Als ein Fürſt aus ſlaviſchem Stamme, konnte ſeine Sprache auch ſehr wohl mit der von verſchiedenen Preußiſchen Völkerſtämmen ſehr nahe verwandt ſeyn. Alſo fallen viele der Haupteinwürfe weg. Die Preußen konnten ihn gar wohl kennen, denn ſie waren nicht durch das Meer von ihm getrennt; ſie konnten Vertrauen zu ſeiner Macht und Klugheit haben, denn er beſaß einen großen Theil von Pommern und war ein alter, unternehmender Fürſt; freylich damals ſchon ein Chriſt, und zwar ein frommer Chriſt, denn ſeine Urkunden wimmeln von Schenkungen an Klöſter geſpendet; aber es iſt ja auch nicht erwieſen, daß die Preußen dem Chriſtenthum entſagen wollten? Nur die Herrſchaft des Ordens begehrten ſie abzuſchütteln, und wir haben ja bereits ein Beyſpiel geſehn, wo ein preußiſcher Völkerſtamm gern das Chriſtenthum bekennen, aber nur einem polniſchen Herzog ſich ergeben wollte. Alle dieſe Gründe beweiſen wenigſtens die Möglichkeit, vielleicht auch die Wahrſcheinlichkeit, daß Dusburgs Herausgeber nicht falſch geleſen. Der kluge Wizlaus konnte aber viele Gründe haben, den Antrag abzulehnen.

Bey der Gründung von Preußiſch-Holland iſt zu bemerken, daß die histoire générale des provinces unies T. 3. p. 228 erzählt, ein gewiſſer Giſelberg von Amſtel, einer der Mörder Florentin V. Grafen von Holland (1296) ſey nach Preußen geflohen, und habe dort ein Städtchen ſeines Namens erbaut. Hartknoch hingegen im Alt- und

Neupreußen, leitet den Namen daher, daß die erſten Bewohner holländiſche Coloniſten geweſen, wie auch aus dem Gründungsprivilegium Meinhards von Querfurt zu erſehen, und da Preußiſch-Holland ſchon 1290 erbaut wurde, ſo kann jener Mörder es nicht gegründet, wohl aber dort eine Freyſtatt geſucht haben.

Conrad von Thierberg gab der Altſtadt Königsberg ihr erſtes Privilegium. Auch in dem Dregerſchen Urkundenverzeichniß zur Fortſetzung des Cod. Pomer. kommen Einige von ihm, oder dem ältern Thierberg vor. Pag. 5 ertheilt er 1274 als Vice-Magiſter, der alten Stadt Thorn mehrere Freyheiten. Pag. 7 trennt er 1276 als Meiſter, die alte Stadt Thorn von der neuen, und vergleicht beyde über einige Streitigkeiten. Pag. 16 erneuert er 1285 als Meiſter das Fundationsdiplom der Stadt Reden.

Die Einverleibung der culmiſchen Thumherren in den deutſchen Orden, erzählt Lucas David im ſechsten Buche; wie auch, daß der Hochmeiſter ſie berechtigte Lehngüter zu erwerben. — Das Elbingiſche Privilegium ſteht in den Preuß. Samml. B. II. p. 443.

Die Begebenheiten in Liefland erzählt die Ordenschronik c. 256 und 57. Auch Schurzfleiſch, Pauli u. ſ. w.

Daß der Hochmeiſter vom Kaiſer nach Rom geſchickt wurde, berichtet Raynaldi ad ann. 1239. p. 415. n. 46. Sein Uebertritt zu dem Johanniterorden wird von der hist. de l'O. T. als ein Mährchen behandelt, obgleich Dusburg, die Ordenschronik und alle folgende Schriftſteller ſie bezeugen. Die Gegengründe des Verfaſſers (T. II. p. 251) ſind allerdings nicht unwichtig. Die Begebenheit war ſo auffallend, und für den Johanniterorden ſo ehrenvoll, daß in deſſen Archiven ſich wohl etwas davon finden müßte, auch würden deſſen Geſchichtſchreiber gewiß nicht verabſäumt haben es zu verlautbaren. Jean Baudoin freylich, L. II. c. 8. erwähnt deſſen, aber unter dem Jahre 1276, unter dem Großmeiſterthum des Hugo von Revel, der ſchon 1278 ſtarb, da hingegen Burchardt von Schwenden erſt 1283 Hochmeiſter wurde. Vermuthlich hat ſein auf der Inſel Rhodus erfolgter Tod Veranlaſſung zu der Fabel gegeben; man wird ſeinen Uebertritt vermuthet haben, weil dieſe Inſel den Johanniterrittern gehörte; allein man vergaß, daß ſie erſt im Jahr 1310 dieſelbe eroberten. Guagnini, oder vielmehr Stryrkowski, ſagt, Schwenden ſey in der Kirche jenes Ordens begraben worden. Es wäre wohl möglich, daß die Hoſpitaliter zwanzig Jahre nachher, nach Eroberung der Inſel, ſeinen Gebeinen dieſe Ehre erzeigt, wenn auch nur um ſie in geweihter Erde ruhen zu laſſen; denn als er daſelbſt verſtarb war Rhodus größtentheils von Saracenen und Türkiſchen Kaufleuten bevölkert. — Wie könnte man auch annehmen, daß ein Hochmeiſter ſeiner Würde entſagen würde, um gemeiner Bruder eines fremden Ordens zu werden? Was konnte ihn wohl zu dieſem ſonderbaren Schritt bewegen? Der Johanniterorden war nicht berühmter oder angeſehener als der ſeinige. Wollte er blos die Regierungslaſt von ſeinen Schultern werfen, ſo konnte er das auch hier thun; Poppo von Oſterna hatte ihm ſchon das Beyſpiel gegeben. Wollte er gegen die Saracenen fechten, ſo konnte er im heiligen Lande bleiben, ſo lange als die Johanniter, von welchen voraus zu ſehen war, daß auch ſie ſich ſchwerlich noch lange erhalten konnten. Daß ſie durch Eroberung von Rhodus ſich eine Herrſchaft gründen würden, kam damals noch Niemanden in den Sinn. Hingegen waren des deutſchen Ordens Beſitzungen bereits ſo ausgebreitet, und eine fromme Kampfluſt gegen die Heiden konnte Schwenden auch in Preußen befriedigen.

So weit die hist. de l'O. T. Die Muthmaßungen der übrigen Schriftſteller habe ich im Text mitgetheilt. Der Leſer mag ſelbſt entſcheiden. Von dem Entwurf, die Tempelherren, Hoſpitaliter und deutſchen Ritter in einen Orden zuſammen zu ſchmelzen, redet chron. Salisburg. ap. Pez. ad ann. 1291.

Die Chronik der Wallenrodiſchen Bibliothek behauptet, die Brüder hätten den Hochmeiſter mit gebogenen Knieen gebeten, das Amt nicht niederzulegen. (p. 80.) Dusburg ſagt von ihm c. 225. hic nescio quo ductus spiritu ordinem Hospitaliorum assumpsit.

Wie der Orden ſeines Gelübdes durch ein in den Sand gezeichnetes Jeruſalem ſpottete, erzählt Sarnicius in Annal. polon. L. VI. p. 319, hinzufügend: Cruciferi nulli rei impensius studebant, quam malignitati, rapinae, ventri et iis quae sub ventre sunt. Die Beluſtigung mit dem Pſeudo-Jeruſalem geſchah nach dem Eſſen. Man könnte dieſer, von einem Ordensfeinde herrührenden Nachricht allenfalls den Glauben verſagen, wenn nicht die Ueberreſte jener Irrgärten für die Wahrheit zeugten. (Erläutertes Preußen T. I. p. 721.)

Zum eilften Kapitel.

Conrad von Feuchtwangen.

Daß er aus Syrien, vom Kampfe gegen die Saracenen, abgerufen wurde, um die Regierung des Ordens zu übernehmen, habe ich einzig und allein in der hist. de l'O. T. T. II. p. 258 gefunden, die ſich auf Flam. Cornel. Eccles. Venetae illustr. t. 5. p. 3. als Gewährsmann beruft; eines von den wenigen Büchern, welche ich nicht im Stande geweſen mir zu verſchaffen.

Ueber Mangold von Sternberg, den man gewöhnlich ſchon 1283 auf der Reiſe zu der Hochmeiſterwahl ſterben läßt, finde ich eine ſehr abweichende Nachricht in der Chronik des geh. Archivs: Conrad von Feuchtwangen nemlich habe, auf des Papſtes Ermahnen, dieſen Mangold mit 3000 Reitern und dem Marſchall von Liefland nach Accon geſandt, wo er auch, durch allzugroße Kühnheit, ſeinen Tod gefunden habe. (p. 104.)

Duſburg, Lucas David, Kojalowicz und Schütz waren in dieſem Kapitel hauptſächlich meine Quellen; auch Cromer, Dlugoſſ und Guagnini haben einiges geliefert. — Das Romowe, welches Liebenzell in Litthauen zerſtörte, war entweder jenes, nach Waidewuts Tode errichtete Afterromowe, oder vielleicht ein neues, welches die preußiſchen Flüchtlinge in der gegönnten Freyſtatt ihren Göttern erbaut hatten. Wo es gelegen, iſt nicht mehr auszumitteln. Daß es aber nicht Roma nova geheißen, wie die hist. de l'O. T. t. II. p. 329 noch immer wiederholt, iſt wohl gewiß. Die Note daſelbſt behauptet, es ſey in Litthauen nie ein Kriwe geweſen, bevor dieſe Würde in Preußen ein Ende genommen. Ich habe im erſten Bande aus Lucas David das Gegentheil erwieſen. In Hartknochs ſechster Diſſertation p. 119 kann man mehr von Romowe finden.

Ueber die Vierbrüder-Säule haben Rhode de celebri statua quatuor fratrum und ein gewiſſer Kowalewsky eigne Abhandlungen geſchrieben; aus der leztern wurde vor etwa 16 Jahren, als man die Säule abermals erneuerte, ein ſchlechter Auszug gedruckt. Henneberger erwähnt ihrer gar nicht, aber mehr als zwanzig andere Chronikenſchreiber gedenken auch ihrer ſpätern Errichtung nicht. Herr Kriegsrath Bolz meint, ſie ſey blos ein Denkmal einer fürſtlichen Jagdluſt. Herr v. Baczko glaubt, in dieſem Falle müßte man nothwendig etwas davon in den alten Regiſtraturen und Rechnungen der Rentkammer finden, wo dergleichen Dinge ſonſt häufig anzutreffen, und warum wäre an der Säule keine einzige Anspielung auf Jagd? wozu Helme? Die Fürſten wurden auf preußiſchen Denkmalern gewöhnlich mit Fürſtenhüten oder in bloßen Hauptern dargeſtellt. Warum nannte man ſie nicht die vier Fürſtenſäule? — Eben weil dieſe vier Fürſten Brüder waren, denn nur das ſey merkwürdig. Er nennt den Churfürſten Johann Sigismund, nebſt deſſen Brüdern Johann Georg, Ernſt und Chriſtian Wilhelm.

Es wäre wohl Zeitverſchwendend, in dieſen Streit ſich zu verwickeln. Bayer in ſeinen Mon. pruss., Paul Polens Chronik, die hist. de l'O. T. u. a. m. bleiben dabey, das Denkmal ſey jenen Parteygängern gewidmet.

Zum zwölften Kapitel.

Lieflands bedenkliche Lage.

Hier ſind Arndt, Schurzfleiſch, Ruſſow u. ſ. w. zu Rathe gezogen worden. — Der feindliche Vergleich zwiſchen dem Orden und dem Erzbiſchof vom Jahr 1292 ſteht im Cod. dipl. Pol. T. V. n. 31. Der Landmeiſter wird darin frater Balcer genannt, daher auch die hist. de l'O. T. ihn Balthaſar von Hohenbach nennt. Alle übrige Schriftſteller ſtimmen indeſſen in dem Namen Bodo überein.

Gregor IX. hatte die Stellvertreter der Schwertbrüder ausdrücklich den Biſchöfen, doch nur im Geiſtlichen unterworfen, (Cod. dipl. Pol. T. V. n. 19.) und ſchon das war eine Ausnahme von des Ordens erlangten Rechten, kraft deren er blos den Papſt als ſeinen Obern verehrte; aber es gibt doch eine Urkunde (Cod. dipl. Pol. T. 5. n. 28.), in welcher die Ritter feyerlich bekennen, daß ſie ſowohl im Weltlichen als Geiſtlichen den Biſchöffen Gehorſam ſchuldig ſind. Dieſe Urkunde ſoll aus dem Original copirt und mit allen ihren Siegeln verſehen ſeyn. Dennoch hält die Hist. de l'O. T. ſie für unecht, behauptend: nirgend habe es ſo unverſchämte Verfälſcher gegeben, als in Liefland. (T. II. p. 347.) Das iſt freylich noch kein Grund; eben ſo wenig als der folgende: es ſey ſchwer zu glauben, daß der Orden bey ſeiner wachſenden Macht ſich Unterwürfigkeit im Zeitlichen gefallen laſſen. Wie aber, wenn er es mit den Biſchöffen machte, wie ſpäter mit den Kaiſern, die er jederzeit, wenn er in Noth war — doch nicht länger — für ſeine Herren erkannte? Es läßt ſich gar wohl denken, daß um die Zeit, in welcher die Urkunde ausgeſtellt wurde, (1254) die Ritter der Hülfe des Erzbiſchoffs ſehr bedürftig waren. Auch der dritte Grund, den die Hist. de l'O. T. anführt, iſt ſehr hinfällig; die Sache ſey nemlich deßhalb unglaublich, weil der Papſt ſpäter ſogar die Biſchöſſe dem Orden unterworfen, alſo umgekehrt. Das beweiſt nichts weiter, als daß die Ritter in der Folge durch ihre Intriguen ihre Wünſche zu erreichen wußten; aber gegen jene Urkunde läßt ſich durchaus kein Schluß daraus ziehen. Endlich, viertens, meint die Hist. de l'O. T., ſie trage verſchiedene innere Mängel, aus welchen ſie für untergeſchoben zu erkennen; Dietrich von Grüningen erwähne darin einer Vollmacht des Hochmeiſters, welches ganz ungewöhnlich geweſen; der Hochmeiſter werde weder bey Vor- noch Zunamen genannt, welches ohne Beyſpiel ſey; Dietrich werde blos als Comthur von Deutſchland bezeichnet, welches zwar nicht ohne Beyſpiel, aber doch nur Einmal in einer andern Urkunde ſich finde; endlich ſey ſie auch ganz ſonderbar aus Böhmen datirt, (datum Bohemiae) ohne nähere Beſtimmung eines Ortes. Man ſieht, wie mühſam der Verfaſſer alles hervorgeſucht hat, um jenes drückende, verhaßte Bekenntniß zu entkräften. Ob es ihm gelungen, überlaſſe ich der Entſcheidung des Leſers. Seine Gründe ſcheinen mir zwar nicht überzeugend, dennoch iſt möglich, daß er Recht hat, denn auch ich habe mehrere, offenbar unrichtige Urkunden in dem mit vielem Pomp angekündigten Codex diplomaticus Poloniae gefunden, (wie die Folge zeigen wird) es mochte ex originali darüber ſtehen oder nicht.

Dusburg nennt den Hochmeiſter einen ſehr verdienſtvollen Mann, und Ruſſow (p. 19) rechnet es ihm zum groſen Verdienſt an, daß er die drey höchſten Aemter im Orden verwaltet habe; indeſſen finden ſich keine Thaten, die ſeinen Ruhm bewahrten, von ihm aufgezeichnet.

Kaiſer Adolphs von Naſſau Beſtätigung der Ordensprivilegien, findet ſich in der Ordensdeduction gegen Heſſen, Beylage n. 11. Sie enthält prächtige Lobſprüche.

Die meiſten Schriftſteller behaupten, des Ordens Hauptſitz ſey nicht nach Venedig, ſondern ſogleich nach Marburg in Heſſen verlegt worden; freylich haben mehrere Hochmeiſter ſich oft ſehr lange in Marburg aufgehalten, und das mag den Irrthum erzeugt haben; allein zwey Stellen im Dusburg, einem Zeitgenoſſen, der doch wohl den Hauptſitz ſeines eignen Ordens kennen mußte, beweiſen klar für Venedig. C. 276 nemlich ſagt er von Siegfried von Feuchtwangen, nach geſchehener Wahl: qui ivit versus Venetias ad domum principalem; und Hartknoch behauptet in der Note b, daß ſchon Herrmann von Salze den Sitz dahin verlegt habe. Die zweyte Stelle im Dusburg ſteht c. 297 und lautet ſo: domum principalem, quae a tempore destructionis ciuitatis Acconensis fuerat apud Venetias. —

Von Meinhard von Querfurt hat Jeroſchin mit Recht geſungen:

Wie achberlich er hat vorſtan
Daz Amt in ſeynen Tagen,
Daz ſullen uch wol ſagen
Die Werk die er begangin hat;

Denn noch heute ſind ſeine Dämme die Beſchützer einer geſegneten Strecke Landes. — Herzog Wiſſimirs der Stadt Elbing ertheilte Zollfreyheit ſteht im Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 41, und deren Beſtätigung durch ſeinen Neffen Przmiſlaus ebendaſ. n. 42.

Zum dreyzehnten Kapitel.

Gottfried von Hohenlohe.

Seine Genealogie ſteht bey Pauli, p. 138 und Hist. de l'O. T. t. II. p. 344. Dieſer zu Folge hieß auch ſein Stammvater Gottfried, vielleicht derſelbe, von dem das Chronicon Rottenburgense ſagt, er ſey aus Armuth ein Cartheuſer geworden, und ſeine Gemahlin, eine von Branneck, habe um Brot dienen müſſen, obwohl beyde zuvor ſehr reich geweſen.

Einige haben irrig geglaubt, Heinrich und Gottfried von Hohenlohe wären Eine und dieſelbe Perſon geweſen. Simon Grunau, Tr. X. c. 2. §. 2. behauptet, Gottfried ſey er getauft worden, den Namen Heinrich

rich habe man ihm beygelegt, als er in den Orden getreten. Die Albernheit dieſes Mährchens ſpringt in die Augen. Er ſey, ſagt Grunau, zum zweyten Mal erwählt worden, und natürlich ſehr alt, daher auch wunderlich geweſen.

Dieſes Kapitel iſt übrigens aus denſelben Quellen, wie die vorigen geſchöpft. Bisweilen widerſprechen ſich Dusburg und Kojalowicz oder Dusburg und Schurzfleiſch in einzelnen Umſtänden, und da der erſtere den Vortheil hat, ein Zeitgenoſſe geweſen zu ſeyn, ſo muß man ihm wohl folgen, obgleich ſeine Zuverläſſigkeit auch oft großen Zweifeln unterworfen iſt. Zum Glück ſind die Abweichungen ſelten von Bedeutung.

Ueber Helwig von Goldbach, einen der Landmeiſter, gibt es ſehr verſchiedene Urtheile. Einige ſagen: er habe den ehrenvollen Beynamen, Vater der Armen, geführt. Simon Grunau hingegen, Tr. X. c. 2. §. 1. erzählt, der Hochmeiſter habe dieſen Goldbach abgeſezt, weil er durch ihn verleitet worden, im Zorn abzudanken. Daraus würde aber nicht allein folgen, daß Hohenlohe auch nach ſeiner Entſagung noch die hochmeiſterliche Macht ausgeübt, ſondern, daß man ihm auch gehorcht habe.

Des Papſtes Ladung der ſtreitenden Parteyen in Liefland, iſt bey Raynald, T. 14. n. 35 zu finden. Eben daſelbſt der vorläufige Vertrag, den der Legat bewirkte. Des Erzbiſchoffs Tractat mit Dänemark, Meurs. hist. Dan. p. 53. Pontanus L. VII. p. 388. Gebhardi Geſchichte von Dänemark p. 564. Der leztere ſchreibt dieſen Tractat irrig dem Erzbiſchoff Friedrich zu, der aber erſt 1302 dieſe Würde empfing. Arndt hat vieles von dieſen Händeln erzählt, was p. 69 u. f. nachzuleſen iſt. Bey ihm ſteht auch der endlich geſchloſſene Vergleich. — Daß der Landmeiſter vom Erzbiſchoff die Lehn habe empfangen müſſen, ſagt Lucas David im VII. Buche p. 1631 u. f. und fügt hinzu, das ſey verbrieft worden. (Siehe auch Baczko T. II. p. 67.) Der Landmeiſter ſey aber krank geweſen bis ins dritte Jahr, weshalb die Belehnung ſtets verſchoben worden. Den Mönch, Friedrich, nennt Lucas David von Oſenburg, und ſagt er ſey ein weſtphäliſcher Edelmann geweſen. Von ihm habe man aus Dankbarkeit, allein vergebens, große Nachgiebigkeit erwartet, der Landmeiſter habe ihm „ſtolz, grob und faſt bäuriſch" begegnet.

Von Kaiſer Adolphs Gunſt und Beſtätigung der Ordensprivilegien, ſiehe Duellius P. I. p. 25. Adolphs Mörder und Nachfolger, Albert von Oeſtreich, war eben ſo freygebig. Ordensdeduction gegen Heſſen. Beyl. n. 12. Von dem Verdacht und Haß, den der Orden in Neapel und Venedig auf ſich lud, ſchreiben Duellius l. c. und Waittel p. 101.

Daß die Brüder bereits anfingen, ſich immer tiefer in Laſter und Verderben zu ſtürzen, darin ſtimmen alle Schriftſteller überein. Sogar die Hist. de l'O. T. t. II. p. 365 geſteht: depuis que les différens emplois donnoient une autorité étendue et des revenus considérables, une foule de jeunes Seigneurs, qui n'eussent peut-être jamais pensé à l'ordre, s'ils eussent vécu un siècle plutôt, se pressoit alors d'y entrer. Das Glück, fügt ſie hinzu, ſey eine gefährliche Klippe für das menſchliche Herz: plusieurs s'y étoient déja brisés. So milde und blumenreich drückt ſich die Chronik des geh. Archivs nicht aus; ſie ſagt von den Rittern (p. 97) indem ſie ihre vormalige Zucht rühmt: „Aber nun leider ſind ihre Worte, ſo ſie eſſen oder trinken, nicht anders denn von ſchönen Frauen, von guten Pferden u. ſ. w."

Die Einkünfte von Preußen beliefen ſich damals ſchon auf 80000 Mark Silbers. (Pauli p. 143.)

Die meiſten Geſchichtſchreiber, wo nicht Alle, (auch Lucas David gehört darunter B. VII. p. 1505) erzählen, Hohenlohe habe blos im Zorn ſeiner Würde entſagt. Dem widerſpricht wenigſtens ein Zeugniß, von den Biſchöffen von Culm und Marienwerder ausgeſtellt, welches, auf Pergament, ſich in der Urkundenſammlung der Schloßbibliothek befindet, und vom Herrn v. Baczko überſehen worden. Sie bezeugen, daß, in ihrer aller Gegenwart, zu Memel, nicht zu Elbing, der Hochmeiſter freywillig ſein Amt niedergelegt, und ſogar hinzugefügt habe: ſchon ſeit drey Jahren habe er dieſen Entſchluß gefaßt, den er nun ausführe, weil ſein Gewiſſen es ihm gebiete; auch werde er das Amt nie wieder annehmen. Damit nun über dieſe Begebenheit nie ein Zweifel entſtehen möge, haben vorbeſagte Biſchöfe ſie urkundlich niedergeſchrieben. — Indeſſen wird im folgenden Kapitel eben ſo unbezweifelt erwieſen werden, daß ihn ſein Entſchluß gereute. Lucas David ſagt: er war ein gottesfürchtiger, auch weltweiſer und ſcharfſinniger und wohlberedter Mann, bey Kaiſer und Fürſten in Anſehen.

Zum vierzehnten Kapitel.

Siegfried von Feuchtwangen.

Die merkwürdige Erſcheinung eines Erdbebens in Preuſſen berichtet Lucas David im 7ten Buche. —

Die hist. de l' O. T. (t. II. p. 562) u. a. m. rechnen es dem neuen Hochmeiſter zum groſſen Verdienſt an, daß er ſeines Vorgängers Rechte geehrt, und ſich noch einmal nach deſſen Tode habe erwählen laſſen. Aber ſein Brief an den Landmeiſter Conrad Sack, den Hr. von Baczko in der Urkundenſammlung der Schloßbibliothek gefunden, und Beylage VI. zum vierten Buche ſeiner Geſchichte mitgetheilt hat, beweiſt, wie ſehr die hist. de l' O. T. irrt, wenn ſie ausruft: grace à sa prudence, ce schisme ne fit point de tort à l' Ordre.

Herr v. Baczko erinnert, T. II. p. 30. daß zwiſchen den Landmeiſtern Conrad Sack und Heinrich von Plotzke, welche alle preußiſche Geſchichtſchreiber aufeinander folgen laſſen, noch ein Sieghard von Schwarzburg eingeſchoben werden müſſe, der 1306 ein Privilegium ertheilt, jedoch nur kurze Zeit dieß Amt könne verwaltet haben. Er hat Recht, denn es findet ſich in der Schloßbibliothek eine Urkunde auf Pergament, n. 810, von 1306 am Tage Pauli Bekehrung, (den 25ſten Januar) in welcher Conradus Magister terre Prussie noch unter den Zeugen vorkommt; hingegen eben daſelbſt n. 1836, vom ſelben Jahre vom 8ten October eine Handfeſte des Landmeiſters Sygeharius de Swarczburg; und abermal vom ſelben Jahre im geh. Archiv unter dem Zeichen + der Transſumpt eines Verkaufsbriefes, durch welchen Salome, Herzogin von Cujavien, an Heinrich Plozk und den Orden alle ihre Fiſchereyen für 1000 Mark thorniſcher Münze verkauft. — Ein Günther von Schwarzburg kommt ſchon im Jahr 1294 als Zeuge in einer Urkunde des geh. Arch. n. 21. vor.

Die Anfechtungen der Ritter nennt Dusburg tribulationes (c. 293.) und erzählt, welche Menge von Sprüchlein dagegen verordnet worden, erzählt aber nicht, ob das Mittel geholfen.

Den Aufruhr in Natangen zu Feuchtwangens Zeiten, von dem alle Schriftſteller ſchweigen, berichtet Simon Grunau Tr. 10. c. 8. §. 7. und aus ihm Henneberger in ſeiner großen Landtafel. Die in Litthauen verwundeten Kreuzfahrer ſollen, auf ihre Verdienſte pochend, den Preußen genommen haben was ihnen gefiel. Darauf hätten die Beraubten bey dem Pfleger zu Barthen, Herrmann von Mortangen, geklagt, der ihnen den Rath gegeben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das ſey geſchehen. Als nun bald darauf der Pfleger das Zinskorn mit großer Härte beygetrieben, hätten die rachſüchtigen Kreuzfahrer (Gäſte) wiederum die Bauern überredet, man wolle ſie Alle umbringen. Darauf hätten ſie den Pfleger ſammt ſeinen Beamten ermordet, aber auch die ſchadenfrohen Aufwiegler, die ſich als Zuſchauer eingefunden, daneben aufgehängt.

Es iſt Lucas David, welcher verſichert, man habe oft nur deshalb einen Zug unternommen, weil man doch die Kreuzfahrer habe beſchäftigen müſſen. Alſo, um dem Orden eine Verlegenheit und den Gäſten Langeweile zu erſparen, wurden die Litthauer todt geſchlagen.

Daß 200 Ritter 1500 edle, von ihrem Großfürſten ſelbſt angeführte Litthauer in die Flucht jagten, muß man Peter von Dusburg c. 284 glauben; Kojalówicz p. 227 weiß nichts davon, ſondern ſagt bloß, die Litthauer hätten damals wenig erhebliches ausgerichtet. — Die Sage, daß Herzog Heinrich von Bayern in Preußen geweſen und Wielun erobert, wobey Großfürſt Gedimin umgekommen, hat Schütz (lat. Ausgabe p. 123), es ſcheint aber, dieſe Begebenheit ſey verunſtaltet oder gehöre nicht dahin, denn Dusburg und Kojalowicz ſchweigen davon.

Zum funfzehnten Kapitel.

Das Land Michelau und Pomerellen.

Die Verpfändung von Michelau Cod. dip. Pol. T. IV. n. 44 und 45. Acta Boruss. T. III. p. 373 — 384. Buch O des geh. Arch. p. 51. Der gänzliche Kauf Cod. dipl. Pol. T. 4. n. 49. Cromer L. II. p. 274. ſagt: Lesko's Brüder hätten vor Ablauf der Friſt, die er auf drey Jahre beſtimmt, das Pfand ſehr oft wieder einlöſen wollen, allein der Orden habe ſtets Ausflüchte gemacht, und ſo den Herzog endlich gezwungen, in den Kauf zu willigen. Wenn wir, nach Braun vom polniſchen und preußiſchen Münzweſen, wo der Silbergehalt der preußiſchen Münzen unter jedem Hochmeiſter beſtimmt iſt, eine Berechnung anſtellen, ſo finden wir, daß der Orden für Michelau noch keine 8000 Thaler heutiges preußiſches Geldes zahlte; hingegen betrugen die 100000 Schock Groſchen, die er zu Vertheidigung des Danziger Schloſſes wollte aufgewandt haben, die ungeheure Summe von zweymalhundert tauſend Ducaten, denn, nach Lucas David Zeugniß, wurde ein Schock böhmiſcher Groſchen aus 16 Loth Silber geprägt. Hingegen darf ich auch nicht verſchweigen, daß Hartknoch (Alt und Neu Preußen p. 297) die Foderung des Ordens nur auf tauſend Schock angibt. Die meiſten übrigen Schriftſteller aber, auch Lucas David, ſtimmen in jener Angabe überein. Hr. v. Baczko, B. II. p. 39. berechnet, daß die Foderung nicht zu hoch geweſen, denn wenn der Orden die Feſte auch nur ein Jahr lang vertheidigt habe, ſo betrage ſie bloß den Sold von 833 Mann, die Officiere ungerechnet. Ich zweifle, daß der Raum des

Danziger Schloſſes eine ſo ſtarke Beſatzung faſſen konnte, zumal da außer den Ordensvölkern auch die Polen darin lagen

Daß Wenzel der Jüngere von Böhmen 1305 dem Orden viele Güter in Pomerellen ſchenkte, wegen vieler, nicht bekannt gewordener Wohlthaten, die ihm Conrad Sack und Günther von Schwarzburg erzeigt, berichtet Lucas David im 7ten Buche. Daß es vielleicht aus Dankbarkeit für erhaltene Unterſtützung bey der Bewerbung um die polniſche Krone geſchah, iſt eine ſcharfſinnige Vermuthung, die Hr. v. Baczko mir mitgetheilt hat. — Warum aber dieſer achtungswerthe Schriftſteller den Herzog Meſtwin kinderlos und kindiſch nennt, begreife ich nicht. Daß er viele Kinder hatte, iſt erwieſen, und ich habe weiter oben eine Urkunde beygebracht, aus der man ſogar einen Sohn, wenn gleich nicht namentlich, kennen lernt. Vielleicht war dieſer ſchon todt, als Meſtwin die Nachfolge in ſeinen Staaten ſeinem Neffen Przmislaus übertrug. Bey dieſem letzten Entſchluß beharrte er ſtandhaft, und ließ ihm, ſchon lange vor ſeinem Tode, von den Pommern huldigen. Ich weiß zwar wohl, daß die hist. de l' O. T. dieſen Umſtand läugnet, allein ſie kannte Dregers Urkundenverzeichniß zur Fortſetzung des Cod. Pomer. nicht. Daſelbſt wird p. 24 eine Urkunde angeführt, worin Przmislaus, als Meſtwins künftiger Succeſſor, dem Johanniterorden dieſes Herzogs Schenkungen beſtätigt, 1294. Noch merkwürdiger iſt aber eine andere Urkunde, ebendaſelbſt p. 17., wo ſchon im Jahr 1287, alſo acht Jahre vor Meſtwins Tode, dieſer Herzog nebſt Przmislaus, Herzog zu Polen, des erſten Succeſſor, und Bogislaus IV. Herzog der Slaven, dem Kloſter Bukow Suantopolks Privilegien beſtätigen, und ſich vermuthlich wegen der künftigen Succeſſion in Meſtwins Staaten vereinigen. Alſo war Przmislaus ſchon längſt Meſtwins anerkannter, unangefochtener Erbe, wozu ihn dieſer auch ohne Widerſpruch ſeiner Lehnsherren ernennen konnte, da alle ſeine Vettern ausdrücklich (1269) mitbelehnt waren. Ja, er befand ſich auch im ruhigen Beſitz der Erbſchaft, wie eine Urkunde, l. c. p. 26 beweiſt, wo er 1295 als Herzog von Pommern einen das Kloſter

Bukow betreffenden Streit ſchlichtet. Zufolge des Chron. Olivense wurde er von den Trabanten des Marggrafen Woldemar umgebracht, weil er ſeine Gemahlin, die heilige Lucardis, wegen eines Verdachtes der trotz ihrer Heiligkeit ſie traf, erdroſſeln ließ. Es fragt ſich nun bloß, ob er ſterbend ſein Recht der Krone Polen, oder ſeiner Tochter Richſa, Wenzels von Böhmen Gemahlin übertrug? — Beſäßen wir Meſtwins Teſtament noch, ſo würde daraus dieſe Frage leicht zu entſcheiden ſeyn; ſo aber müſſen wir uns bloß auf wahrſcheinliche Schlußfolgen ſtützen. Ich glaube vermuthen zu dürfen, daß Meſtwin in der That ſeine Lander der Krone Polen zuwenden wollte. Zwar wurden ſicher weder ſeine Gemahlin noch ſeine Töchter für Perſonen gehalten, die einen Makel an ſich trugen, denn wenn er nicht mit dem Papſt ſich darüber verglichen gehabt hätte, ſo würde er nicht ſchon 1290 den heiligen Vater zutraulich gebeten haben, die Privilegien des Kloſters Bukow zu beſtätigen; (das Dregerſche Verzeichniß p. 21.) er würde unter dem Banne geſeufzt, und keine Gemeinſchaft mit dem römiſchen Hofe gehabt haben; allein da er die von den Marggrafen von Brandenburg ertheilte Lehn über Pommern, nur auf ſeine Gemahlin und Vettern ausdehnen ließ, und zugleich ſeiner Tochter ein groſſes Heyrathsgut beſtimmte, ſo ſcheint er offenbar nicht gewollt zu haben, daß die Regierung auf die weibliche Linie überginge. Aber auch Przmislaus hatte nur eine Tochter, folglich glaube ich, daß Uladislaus Loctek allerdings Pommern, als nunmehr Polen einverleibt, reclamiren konnte; wenigſtens hatten nur Meſtwins noch lebende Vettern, nicht aber der Orden beſſere Anſprüche. Ich weiche hier freylich von der Meinung des Lucas David ab, gebe aber auch die meinige bloß für eine Vermuthung aus, die der Leſer prüfen mag.

Wer eine weitläuftige und ſehr fleißige Auseinanderſetzung aller dieſer pommerſchen Händel zu leſen wünſcht, den verweiſe ich auf die hist. de l'O. T. T. II. p. 387 bis 505, die aber freylich, wie dieſe ganze Geſchichte, mit der größten Parteylichkeit für den Orden geſchrieben iſt. Ich weiß nicht, warum ſie p. 441 behauptet, die Marggrafen von Brandenburg hätten Meſtwins Gemahlin und

Kin=

Kinder mit Pommern belehnt, da doch in der Urkunde bey Dreger ausdrücklich nur uxori nostre et patruis nostris ſteht? — Ob nicht Meſtwins ungenannter filiolus auch wohl jener Beſimir ſeyn könnte, der einen Theil von Pommern beſaß, und über welchen die hist. de l' O. T. weitläuftige Unterſuchungen anſtellt, überlaſſe ich, als einen bloß hingeworfenen Gedanken, der Prüfung gelehrter Forſcher, da ſie meinem Zweck fremd iſt. — Die hist. de l' O. T. kennt, als letzte Urkunde Meſtwins, nur eine Schenkung vom Jahr 1294. Ich habe oben noch eine andere vom Jahr 1295 angeführt, woraus erhellet, daß Dlugoß irrig ſeinen Tod ein Jahr früher angibt. — Hingegen ſieht man aus den oben berührten Urkunden, daß Dlugoß ganz recht hatte zu behaupten, Przmislaus ſey ſchon im Jahr 1290 beſtimmter Erbe geweſen; daß er es ſogar ſchon 1287 war, und daß alſo die raisonnements der hist. de l' O. T. über dieſen Punkt ganz irrig ſind, ſo oft ſie auch wiederholt que les écrivains polonois ne nous ont conté que des fables dans toute cette affaire. Wie war es möglich, daß ſie ſelbſt p. 464 behaupten konnte, die Marggrafen von Brandenburg hätten Pommern als ein erledigtes Lehn reclamirt, weil Meſtwin keine rechtmäßige Erben hinterlaſſen? Hat ſie nicht ſelbſt, wiewohl irrig, verſichert, die Marggrafen hätten auch Meſtwins Kinder mit Pommern belehnt? und es ſey eigentlich der ganze Zweck Meſtwins geweſen, durch Uebertragung ſeiner Länder an Brandenburg, ſeinen Kindern ein anſtändiges Loos zu verſchaffen? — Setzen wir nun, der Urkunde gemäß, ſtatt der Kinder, Vettern oder Oheime, (die hist. de l' O. T. überſetzt ſelbſt patruus durch cousin) ſo bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß die Marggrafen das Lehn nicht für erledigt halten konnten? und die Beſtätigung ihrer Lehnsherrlichkeit durch den römiſchen König Adolph von Naſſau (1295) konnte ihr (1269) gegebenes Wort nicht aufheben, und der Verkauf von Danzig, Dirſchau, Schwetz mit ihren Gebieten (Cod. Brandenb. T. VII. p. 121. Act. Boruss. T. III. p. 539. Preuß. Lieſer. S. 504. Geh. Archiv n. 67. und Buch O p. 43 — 53.) war widerrechtlich. Das fühlten die Marggrafen ſelbſt, indem ſie ſich anheiſchig machten, den Fürſten von Rügen und die Herzoge von Glogau zur Verzichtleiſtung auf ihre Rechte zu bewegen, welche auch ſo gefällig waren, (Cod. Brand. T. VII. p. 124. Cod. Pom. p. 72.) nachzugeben. Die kaiſerliche Beſtätigung erfolgte gleichfalls (Cod. Pol. T. IV. n. 46). Wo blieben nun aber die übrigen mitbelehnten Vettern? wo Lekko, Przmislaus und Caſimir, die Herzoge von Cujavien? Meſtwins Neffen? wo Beguslaw, Barnim und Otto, die ſlaviſchen Herzoge? Enkel der Schweſter Suantopolks? deren erſterer ſogar, wie die hist. de l' O. T. ſelbſt anführt, ſchon zu Meſtwins Lebzeiten die Privilegien des Kloſters Oliva mit beſtätigte? wo Beſimir? deſſen Herkunft zweifelhaft iſt. Durfte man alle dieſe gänzlich mit Stillſchweigen übergehen? — Die hist. de l' O. T. geſteht ſelbſt p. 477. que les Marggraves jouerent toute sorte de personage pour parvenir à leur but, d' ou le lecteur pourroit inférer que ces princes n'étoient pas bien assurés de leur droit. So iſt es auch, obgleich es dort durch bloße Furcht vor Polens Uebermacht erklärt wird. Aus alle dem iſt klar, daß der Orden kein Recht durch den Kauf eines Landes erwarb, welches nicht verkauft werden konnte. Die Chronik des geh. Archivs behauptet gar p. 117, die Urkunde ſey erdichtet.

Eben ſo irrig behauptet die hist. de l' O. T. Meſtwin habe nicht ohne Einwilligung ſeines Lehnsherrn zu Gunſten Przmislaus über ſein Land ſchalten können. Warum nicht? Przmislaus war ſein patruus, alle Vettern hatten die Marggrafen ein für allemal mit belehnt, wozu war alſo noch ihre Einwilligung vonnöthen? — p. 483 und 484 ſtellt ſie, als wichtigen Gegenbeweis, daß Przmislaus keinesweges zum Nachfolger ernennt worden, den Grund auf, daß er ſonſt gewiß Handfeſten der Städte und Klöſter in dieſer Eigenſchaft würde beſtätigt haben, davon finde man aber keine Spur. Ich habe gezeigt, daß es bereits 1287 geſchah.

Schwerer möchte es allerdings ſeyn, troß alle dem, das Recht der Polen auf Pommern klar zu begründen, und ich bin auch gar nicht geſonnen, es zu unternehmen; denn wahr iſt, daß Przmislaus erſt 1295 zum König von Polen erwählt wurde; daß man alſo nicht mit Gewißheit behaupten kann, Meſtwin habe durch ſeine Verfügung Pommern der Krone Polen zuwenden wollen; daß vielmehr die einzige hinterbliebene Tochter des Przmislaus, Richsa, ihr etwaniges Erbrecht an ihren Gemahl, König Wenzel von Böhmen, brachte, deſſen Sohn es wiederum an Brandenburg übertrug; allein wenn Polens Rechte ſehr ſchwankend waren, wurden dadurch die des Ordens beſſer?

Den Fürſten von Rügen hält Pauli (Geſch. von Pommern T. VI. p. 257.) für einen Eidam Meſtwins, die hist. de l' O. T. für deſſen Neffen. Ich glaube, ſie hat Recht, denn wenn Meſtwins Töchter Anſprüche hätten machen dürfen, ſo würden auch wohl der Graf von Holſtein und der Herr von Belgard deren geltend gemacht haben, wovon man keine Spur findet.

Noch iſt zu bemerken, daß die Markgrafen von Brandenburg ſelbſt den ſtärkſten Beweis geben, daß ſie ihres Unrechts ſich bewußt waren, indem ſie vom König Wenzel ein Erbrecht an ſich brachten, welches, nach ihrem Vorgeben, gar nicht vorhanden war, denn wenn der Richſa Vater nicht rechtmäßiger Nachfolger in Meſtwins Lehne war, wozu bedurften ſie der Erbrechte ſeiner Tochter? — ein Umſtand, den die hist. de l' O. T. weislich verſchweigt. Es kam ihnen noch obendrein nicht wohlfeil zu ſtehn, denn ſie mußten dagegen viele Güter in Meiſſen abtreten, die Wenzels Vater ihnen verpfändet hatte. (Geh. Arch. n. 17. Cod. Brandenb. T. VII. p. 118. Ich bekenne übrigens gern, daß die ganze Begebenheit in Dunkel gehüllt iſt und bleiben wird, da die Verhältniſſe der Pommerſchen Fürſten untereinander und gegen Polen ſo ſehr zweifelhaft ſind.

Von den ſchweren Auflagen, welche der Orden zu Aufbringung des Kaufſchillings machen mußte, ſpricht Leo hist. Pruss. p. 133. — Die Erbietungen des Hochmeiſters, Uladislaus Anſprüche mit Seelmeſſen zu bezahlen, ſtehn bey Lucas David, im 8ten Buche.

Den dunkeln Umſtand, daß der Herzog von Cujavien verrätheriſch das ihm anvertraute Land dem Orden verkaufte, und doch nachher Schwetz ſo tapfer gegen ihn vertheidigte, erklärt Hr. v. Baczko daraus, daß er den Fiſchwerder für ein von ſeiner Mutter ererbtes Allodium gehalten. — Die Kriegsbegebenheiten erzählen Lucas David, Dlugoß, Schütz u. a. m. Daß die Edelmönche vor Schwetz zwey Galgen errichtet, erzahlt auch die Chronik des geh. Archivs p. 106.

Zum ſechszehnten Kapitel.

Neuer Hader in Liefland.

Die Klagelitaney der liefländiſchen Geiſtlichkeit iſt im Cod. dipl. Pol. T. V. n. 36. zu finden. Der päpſtliche Auftrag zu Unterſuchung dieſer Klagen eben daſelbſt n. 37. und Dlugoß p. 945. Der Papſt wiederholt darin wörtlich die ungeheuren Beſchuldigungen, deren einige offenbar falſch waren, z. B. der biſchöffliche Sitz in Semgallen habe eingehen müſſen, weil der Orden durch ſeine Grauſamkeit die Semgaller gezwungen habe, auszuwandern. Dem war nicht alſo. Päpſtliche Abgeordnete hoben ſchon 1251 das Bisthum auf, um es mit dem rigiſchen zu vereinigen, weil es nicht groß genug zum anſtändigen Unterhalt eines Biſchoffs wäre, und Papſt Innocenz IV. beſtätigte dieſe Aufhebung im ſelben Jahre. (Cod. dipl. Pol. T. V. n. 24.)

Mit eben ſo wenigem Grunde behauptete die Geiſtlichkeit, das Erzſtift Riga beſitze vierzehn Bisthümer, von welchen Sieben ihm entzogen worden, die aber weislich nicht genannt werden. Das eingegangene Bisthum von Litthauen konnte man auf keinen Fall dazu rechnen, denn es war dem Papſt unmittelbar unterworfen, und er zürnte heftig, als der rigiſche Erzbiſchoff ſich unterſtanden hatte, den Biſchoff von Litthauen zu vereiden, löſte auch ſogleich dieſen Eid wieder auf. — Ueberdieß gibt es eine Bulle Alexander des Vierten (Cod. dipl. Pol. T. V. n. 61.), in welcher die dem Erzſtift unterworfenen Kirchen ſämmtlich genannt werden. Ihrer waren nur zehn: Oeſel, Dörpt, Curland, Wierland, Culm, Ermeland, Pomeſanien, Samland, und noch zwey andere, die der Papſt Ruthemensis oder Rutheniensis und Versaviensis nennt; das erſtere ein in Rußland errichtetes katholiſches Bisthum, das zweyte nicht bekannt. — Freylich würden noch weit mehr als 14 herauskommen, wenn man alle die verſchiedenen Titel der Biſchöſſe für eben ſo viele Bisthümer nehmen wollte; der von Oeſel hieß bisweilen Biſchoff von der Wick, auch von Hapſal oder Leal, wo er oft wohnte; der von Curland Biſchoff von Pilten; u. ſ. w. (Gruber in orig. Liv.)

Der Brief aus Rom, welcher den Hochmeiſter von der drohenden Gefahr benachrichtigte, und ihm Beſtechung verrieth, ſteht in dem alten Buche des geh. Archivs, welches den Titel führt: Dis ſynt di Privilegia von Leyflant her. Der Cardinal, der ſich nicht ſchämte, mit dürren Worten Geſchenke zu fodern, hieß Monopol, und fügte ſogar hinzu: der Orden ſey nicht einmal von der heiligen Kirche beſtätigt, das habe er vom Biſchoff von Culmſee. Da waren Se. Eminenz ſehr ſchlecht unterrichtet.

Laut dieſem Schreiben beſchuldigte die Stadt Riga den Orden unter andern auch, daß er ſo ſchlecht auf Gottesdienſt halte, daß ſogar zwey redliche Prieſter dadurch bewogen worden, auszutreten, und in einen andern Orden ſich zu begeben.

Der Verfaſſer der hist. de l' O. T. der T. II. p. 529. ſich feſt einbildet, der Bericht der päpſtlichen Commiſſarien ſey dem Orden ſehr günſtig geweſen, würde ſehr erſchrocken ſeyn, wenn er im geh. Archiv auf n. 203 geſtoßen wäre. Daſelbſt erklärt Cardinal Jacob de Colompna, im achten Jahr des Papſtthums Clemens V. (alſo 1312) daß Franciscus de Moliano den Orden, a quibusdam processus, factis et grauaminibus eis illatis, (nemlich in Liefland) auch wegen des Schloſſes Dünamünde, in den Bann gethan, und deſſen Kirchen mit Interdict belegt. Der Orden habe demüthig gebeten, ihn vom Banne zu löſen, der Erzbiſchoff dagegen proteſtirt; indeſſen abſolvirt der Cardinal ihn ad cautelam; was aber das Interdict betreffe, ex certis causis que nos mouent supersedemus ad presens. Der Orden muß alſo doch wohl der meiſten Beſchuldigungen überwieſen worden ſeyn.

Zum ſiebenzehnten Kapitel.

Siegfried von Feuchtwangens Geſetze.

In den Preuſſiſchen Sammlungen B. II. S. 98 findet man ſie am vollſtändigſten; auch bey Haniel, Schütz u. a. m. Simon Grunau hat ſie zuerſt geliefert. Pauli hat, ich weiß nicht warum, das Geſetz vom Ohr-Annageln gemildert; (p. 150) nach ihm ſoll dem entlaufenen Knechte nur eine Pfrieme durch das Ohr geſtochen werden. — Bey Schmauſereyen wurden die Schulzen und Freyen auf ſechs Schüſſeln, die Bürger auf vier, die Bauern auf zwey eingeſchränkt, und zwar den letztern nur der Montag vergönnt, damit die Herren ſo wenig als möglich vom Frohndienſt verlieren möchten. Bey Zirmelungen durften ſie nicht mehr als eine Tonne Bier austrinken.

Von dem Geſetze um Vergiftungen zu verhüten, ſiehe das Erläut. Preußen B. II. S. 113.

Daß übrigens viele dieſer guten oder ſchlechten Geſetze nicht lange gehalten wurden, beweiſt eine, unter den Urkunden der Schloßbibliothek von mir aufgefundene Klage aus dem 14ten Jahrhundert, der freyen Köllmer und Gebuwer in der Prabiſtie Sameland verſchrieben: „es were ein Gebot das dy prewſſen den Deutſchen in den Steten nicht dynen ſollten, ſondern bey iren vetirn (Vettern) und verwantin bleiben“ das würde nicht gehalten, darum bekämen ſie wenig Geſinde. „Es iſt eyne große ſchelunge undir den prewſſen, alſo das ſe met ungewoenlichen quaſſen (Praſſen) ſich gantz vorterben, wen czu eyner hochzeit müſſen ſe 20 adir 30 tonnen bir habin dar obir trincken ſe achtage adir lengir und voriumen ire arbeit ꝛc. obir das haben ſe etliche heydniſche quaße, gnaße, als metle, leyße, ſeyke und dergleich do mere, und vorheren damit was ſe haben. Sunderlich legin ſe in den kreſchemen tagetaeclich und warten eres ackers nich." — „och clagen dy pfarrer wy das di lewte ere fyer nicht halden, noch dy geboth Godis das pater noſter und den gelowben nicht konnen, dy faſte brechin, und dy knechte und meyde nicht beichten wellen, is ſey denne das ſe elich werden, u. ſ. w."

Den auffallenden Umſtand, daß Siegfried 61 unadeliche Männer in den Orden gekleidet, „wenn ſie nur Deutſche waren und unbeflecktes Gemüths" habe ich bey Simon Grunau Tr. XI. c. 3. §. 1. gefunden; es ſoll 1312 in einem Kapitel zu Chriſtburg geſchehen ſeyn.

Nachrichten über Siegfried von Feuchtwangen finden ſich theils noch im Preußiſchen Todeetempel, theils in den Geſprächen im Reiche der Todten 152ſte Entrevue. Er ſtarb zu Marienburg am Schlagfluß, nachdem er ſchon vorher die Kolik hatte; es war alſo gar nicht nöthig, wie einige polniſche Geſchichtſchreiber gethan, ihn durch den Teufel erdroſſeln oder lebendig verbrennen zu laſſen.

Zum achtzehnten Kapitel.

Schilderung der Ordensbrüder in dieſem Zeitraum.

Duſburg, Lucas David, das Chronicon Prussiae Lituanum, Manuſcript der Schloßbibliothek, und viele andere liefern in Menge die von mir nur zum Theil wiederholten Albernheiten. Die Geſetze Conrads von Feuchtwangen, ſo wie das bey der Wahl Gottfrieds von Hohenlohe gegebene, die Ladung der Hochmeiſter vor das Kapitel betreffend, ſtehn in den Ordensſtatuten. Die hist. de l'O. T. T. II. p. 313. ſcheint zu glauben, Hohenlohe ſelbſt habe dem Kapitel dieſe Berechtigung ertheilt; allein es ſteht daſelbſt ausdrücklich: „Dis ſint di Ge-

Geſetze di do geſazt wurden in deme grozen Kapitel zu Venedige u. ſ. w."

Damals wurde auch ein Geſetz verkündet, (ſiehe eben daſelbſt) welches den Bruder, der einen Andern erſchlug, zu ewiger Gefangenſchaft verdammte, wobey dennoch der Hochmeiſter ſammt dem Kapitel das Begnadigungsrecht ſich vorbehielt. Ein ſolches Verbrechen mußte alſo ſchon öfter ſeyn begangen worden.

Ich kann nicht umhin, hier die eigne naive Beſchreibung der Ordensverderbtheit aus Ruſſows 1578 gedruckten Chronik anzuführen. Der treuherzige Verfaſſer klagt über „fleſchlike Sekerheit, uppicheit, hoffart, pracht, ſchwelgerye — de Modtwille is ſehr groth geweſen. Idt hebben ſik ok de Regenten, ya ok wol gemein vom Adel, in erer kleidinge unde dracht nicht mettigen willen. Wente ſchlichte Gebedigers, alſe Cumpters unde Vögede, hebben mit golden Keden, Sammeten unde koſtliken Kleidern, Koningen unde Fürſten gelik, wedder alle gebör, herin prangen unde pralen willen. Idt heſſt ein Voged von Wittenſtein, Hinz von Tupken genannt, eine golden Kete van 21 Pun en Ungeriſchen Goldes gedragen unde ein Commenthur von Revel heſſt allewege dre Trummeters vor ſik tom prale gehört — derhalven de arme Buhr nicht heſſt gedyen können u. ſ. w."

Im ganzen Lande, ſagt er ferner, ſey nicht eine Univerſität oder gute Schule geweſen, ſondern allein in den Hauptſtädten geringe Particularſchulen.

„Ein yder Prediger ein frye gut geſelle nit geweſen ys, unde na eigener Luſt unde wolgefallen in etliken weken einmahl geprediget heſſt." Gemeiniglich wären die Prediger Ausländer und der Volksſprache unkundig geweſen. Auch über Entweihung des Sonntags klagt er bitterlich. „Wente denſulvigen dach heſſt man thom ſpatzerende, tho Köſten, Kindelbeeren, Meygreveſchop, (?) Gaſtebaden, tho leddich gande, ſuperye, unde tho allerley Wolluſt gebruket"

Die Geſchichte mit dem Raben, die ſich 1309 ſoll zugetragen haben, iſt aus Warzmanns Chronik entlehnt.

Zum

Zum neunzehnten Kapitel.

Carl Beſſart von Trier.

Es wäre überflüſſig und Raum verſchwendend, bey jedem Kapitel diejenigen Quellen zu nennen, die jedem Geſchichtekundigen ohnehin bekannt ſind; ich begnüge mich, bey Abweichungen von der gewöhnlichen Darſtellungsart die Quellen getreulich anzuzeigen. Auch hoffe ich, keiner Verzeihung dafür zu bedürfen, daß ich immer mehr und mehr die ſogenannten Kriegsbegebenheiten kurz zuſammen ziehe, denn die bereitwilligſte Aufmerkſamkeit des Leſers würde bey den ewigen Wiederholungen ähnlicher, einförmiger Beſchreibungen ermüden.

Daß Carl Beſſart aus einem alten römiſchen Geſchlecht herſtammte, ſagt Simon Grunau, beweiſet es aber nicht. Der Pater Bertholet, in ſeiner Geſchichte von Luxemburg, macht ihn gar zu einem Abkömmling des Hauſes Beaufort, woraus Beſſort und endlich Beſſart entſtanden ſey. Er pflegte ſich in Urkunden oft nur Carolus de Treviris zu nennen. Seine Wahl iſt räthſelhaft. Alle ſtimmen überein, daß er nur eine einzige Stimme mehr, als ſein Mitbewerber gehabt, und daß dieſe einzige Stimme als ungültig angefochten worden; aber warum? wie konnte ſich ein Ordensglied im Wahlkapitel befinden, das nicht unbezweifelte Berechtigung mit zu ſtimmen hatte? — Wir müſſen folglich von der innern Einrichtung dieſer Wahlen eine mangelhafte Kenntniß haben, denn aus den Statuten erhellt nicht, in welchen Fällen man gegen eine Stimme proteſtiren konnte. — Pauli nennt, ich weiß nicht warum, Carls Nebenbuhler Cammerſtein; er wird von den Meiſten Hammerſtein genannt.

Zu unterſuchen ob Gedemin Witens Sohn geweſen oder nicht, wäre meinem Zwecke fremd. Man kann darüber Sarnicius l. VI. c. 26. Guagnini T. 1. p. 313. Kojalowicz p. 244 u. a. m. nachleſen. Vielleicht wird man Cromers Entſcheidung vorziehen.

Unter den Kreuzfahreren, die 1322 dem Orden zu Hülfe kamen, befand ſich auch ein Herzog Bernhard von Schleſien, ein Graf von Geroldseck, die älteſten Söhne der Grafen von Jülich und von Wildenberg u. ſ. w.

Die Litthauer, von den liefländiſchen Biſchöffen zu Hülfe gerufen, ſollen weder Freund noch Feind verſchont, auch das Biſthum Dorpat verheert haben. Obgleich Peter von Dusburg das behauptet, und Kojalowicz es ihm nachſchreibt, ſo iſt mir doch weit wahrſcheinlicher, daß die Litthauer, und zwar auf Begehren der Biſchöffe ſelbſt, blos die abtrünnigen Vaſallen ihrer Kirche, die es mit dem Orden hielten, gezüchtigt haben, da die Urkunde, welche ich im nächſten Kapitel liefern werde, mehrere dergleichen Abtrünnige bezeichnet. Des mit Gedemin geſchloſſenen Friedens erwähnt ein Brief Papſt Johann XXII bey Raynaldi ad ann. 1323 n. 256. Die bittern Vorwürfe der preußiſchen Geiſtlichkeit wegen dieſes Friedens, liefert eine Urkunde des geh. Archivs, n. 133. Es wird ausdrücklich darin geſagt, man müſſe nicht ruhen, bis die Heiden ad nihilum reducirt wären, dann würde man die palma triumphalis empfangen.

Die merkwürdigen Briefe Gedemins, welche des Ordens Tücke und ſeine eigenen Geſinnungen ganz enthüllten, ſind im Original im geh. Archiv n. 60 befindlich, und ich glaube ſie hier ganz liefern zu müſſen.

1.

Gedeminne Dei gratia Letphanorum Ruthenorumque rex princeps et dux Semigallie litteratis viris et deuotis ordinis predicatorum magistris cuiuscunque prouincie prioribusve fratribus universis principaliter autem magistro Saxonie ac prioribus sub eodem constitutis salutem et quidquid melius poterit adoptari. Sciat vestra honorabilis commendabilisque scientia nostros nuntios cum litteris misisse ad patrem nostrum gloriosissimum dominum Iohannem

papam vt nos vestiat stola prima cuius nuncios cum grandi timore et tedio de die in diem expectamus, quia Dom. Iesu Christo annuente, iam parati eramus ad quaeque sue beneplacita voluntatis. Itaque Episcopos cupimus, Sacerdotes Religiosos colligere, exceptis hiis qui claustra sua vendunt et machinantur in mortem clericorum. Iura ecclesiastica protegere, clerum honorare volumus et cultum Dei ampliare. Idcirco petimus, vt vos hec in civitatibus, locis et villis vbi aliqui nostrum predicare contigerit populo nuncietis. Etiam siqui milites essent et armigeri, daremus eis redditus et agriculturam quantum vellent, mercatoribus fabris, carpentariis balistariis, sutoribus artis mechanice cuiuscunque cum uxoribus et liberis et iumentis concedimus liberum introitum et exitum terre nostre sine ulla exactione seu thelonio et omni turbacione procul mota. Licet *cruciferi huius negocii causa prescripti sigillum nostrum in contumeliam nostram igne cremauerunt* volebant vt a Deo inceptum extinguerent et oculos hominum obscurarent tamen hanc cartam cum ipso sigillamus prout sigillati fecimus literas Dni patris apostolici predilecti in certam credenciam et munimen quam prius ferrum in ceram transit et aqua in calibem (?) convertatur quam verbum a nobis progressum retrahamus. Malignantes contra hoc scriptum et sigillum sunt detractores veritatis dyaboli cultores fidei destructores, heretici mendaces et omni honore priuati in hiis scriptis. Hec litera lecta et exscripta a magistro et prouincialibus Saxonie ultra mittatur quanto prius vt dei gratia perficiat quod incepit Datum anno Dni M. CCC. XXIII ipso die corporis Xti. valete.

2.

Gedeminne dei gratia Letphanorum Ruthenorumque rex princeps et dux Semigalie honorabilibus viris prouidis et honestis advocatis consulibus ciuibusque Lubicens. Rostokcens. Sundens. Gripeswaldens.

waldens. Stetynens. Gothlandieve mercatoribus et mechanicis cuiuscumque conditionis. Sal. et regalem gratiam et fauorem. Cum omnia regna subiaceat celesti regi Iesu Christo de quibus unum **tenemus** tanquam **forma** *) in materia vel seruus in domo, licet omnium regum minimus appareamus, tamen dei prouidentia in populis maximis in quibus habemus precipere et imperare perdere et saluare claudere et reseruare iam dudum nostros terminos transmisistis absque ulla recognitione visitando. Noygardiam, Pleskowiamque omnia permisimus futurum proprium bonum nunc vidistis et a me percepitis de die in diem omnium vestrorum detrimentum miserunt progenitores nostri vobis suos nuncios et litteras, aperuerunt vobis terram, nullus vestrorum veniens aut canis ex parte eorum referens grates de preceptis, non vos terreant prescripta si ipsi unum promiserunt domino annuente nos dupla faciemus Ideoque amplius quia patri nostro sanctissimo domino papa nostras litteras misimus pro ecclesie Dei unione et legatorum suorum adventum cum inenarrabili tedio expectamus quorum presenciam litteraliter recepimus nos videre. Ideirco considerantes vobis ipsis, mittentes nobis ex parte vestrorum omnium sollempnes nuncios veros et vobis fide dignos super manum nostram et super presens scriptum nostro regio sigillo roboratum. Super hoc promittimus vobis omnibus fide data Quod talem pacem ordinabimus inimicem (sic) quod Christiani similem nunquam senciebant. Episcopos Sacerdotes Religiosos ordinis predicatorum et minorum colligemus quorum vita laudabilis et probata, talium nolumus accessum qui de cenobiis faciunt latronum refugium et elemosinam vendunt in detrimentum animarum et (unleſerliche Stelle) latrunculi exeunt in preceptis et mortificationem cle-

---

*) Für die beiden unterſtrichenen Wörter ſtehe ich nicht. Sie waren undeutlich. Lezteres hieß in der Urk. for

ricorum, de talibus monachis sibi unusquisque caveat consilium dominorum. Insuper ex regali dono damus iam in presenti carta nostram terram liberam esse sine theoloneo exactione, angariarum et petangariarum super omnes (?) predecessores nostros omnibus mercatoribus militibus vasallis quos dotabo redditibus unicuique suam secundum dignitatem mechanicis conditionis cuiuscunque scilicet fabris sutoribus carpentariis lapicidis, in arte salis peritis pistoribus argentariis balistariis piscatoribus cuiusve conditionis veniant cum liberis uxoribus et iumentis. Intrent et exeant secundum placitum omni tributo procul mota quod spospondimus in hiis fide data quod ab omni iniusta petitione meorum subditorum manebunt securi et exempti. Agricolis nostrum regnum intrandi commorandique volentibus damus et concedimus ad decem annos colere libere absque censu et medio ipse ab omni opere regio sint exempti, termino predicto expirato et tantum secundum terre fertilitatem dabunt decimam prout in aliis regnis vel provinciis dare consueverunt. Ita tunc quod nobiscum populus (pls sic) exsuperabit gratiam quam in aliis regnis est consuetum. Iure civili vtantur Rigensis civitatis omnis vulgus nisi tunc melius fuerit inventum de sano consilio discretorum. Vt igitur securiores et magis certiores vos reddamus duas ecclesias fratrum minorum unam in civitate nostra regia Vilna dicta, et aliam in Noygardis habemus erectas, et terciam fratrum predicatorum, vt quisvis secundum ritum suum deum colat. Quod ergo nostre donacionis concessio maneat inpermutabilis et firma presentem cartam conscribi iussimus et sigilli nostri appensione fecimus roborari. Quia hoc scientes quod idem sigillum dno nostro ac patre sctissimo misimus et quidquid sibi litteraliter conscripsimus servabimus illibatum. Contradictores huius sigilli tanquam maliciosos, fidei destructores hereticos mendaces repudiamus et omni honore privatos in hiis scriptis per ducatum domini

Bonislay ducis Masonie ad nos poterit habere securum accessum super manum nostram unusquisque. Datum Vilna A. Dni M. CCC XXIII.

3.

Gedeminne divina providentia Letphanorum Ruthenorumque rex princeps Semigallie et dux Religiosis in Xto viris et patribus reverendis ac devotis ministris custodibus et gardianis ceterisque fratribus minoribus universis toto orbe diffusis, precipue tamen ministro Saxonie ceterisque fratribus universis salutem ac promotionis ammonicione continuum incrementum. Scire vos volumus litteras nostras patri nostro excellentissimo Dno Johanni sedis apostolice summo pontifici direxisse ut minaret (?) nos vna cum ceteris omnibus ad pascua ubertatis, recepimus itaque in responso breviter adventum fieri suorum legatorum quorum dilatio tedia nobis generat infinita vt eo citius perficeretur opus dei et fraus seductoria cassaretur copiamus per vos et vestros fratres in omnibus civitatibus locis seu villis nostrum pandere velle universis et populum hortari salutaribus monitis, vt quod rigavit deus pullulet ac metat et in celestibus collocet cum beatis. Volumus enim episcopos sacerdotes, religiosos ordinis cuiuscumque colligere, precipue de vestris quibus iam ereximus duas ecclesias unam in civitate nostra regia Vilna, aliam in Nougardia ad quas nobis hoc anno quatuor fratres scientes polonicum, semigallicum ac pruthenicum ordinetis tales ut nunc sunt et fuerunt et etiam de predicatoribus quibus dabimus ecclesiam tempore successivo. Exclusis tamen religiosis qui cenobia eorum in (unleſerlich) dominorum et mortificationem clericorum vendunt miserabiliter animas illudentes, intimantes etiam populo ac fratribus incipiatis intimare in civitatibus locis et villis amore nostri. Quod militibus et armigeris redditus dabimus mercatoribus autem fabris carpentariis, argenta-

pentariis salis arte peritis de plane mechanicis conditionis cuiuscunque liberam facultatem intrandi et exeundi terram nostram per ducatum ducis Masovie Dni Bonizlai omni exactione Theloneo infestatione iniusta angariarum et perangariarum procul motis. Hec scripta servabimus rata quod verbum ut calibs manebit duraturum. In cuius rei testimonium nostrum sigillum quod domino apostolico et patri nostro sanctissimo misimus quod nunc Cruciferi ad ignem proiecerunt in contumeliam huius legationis presentibus duximus apponendum. Huius sigilli contradictores reddimus falsarios fidei persecutores hereticos maliciosos et perversos in hiis scriptis. Datum Vilna A. D. M. CCC XXIII. ipso die corp. Xti.

Aus dieſen Schreiben laſſen ſich manche Irrthümer berichtigen und manche wichtige Folgen ziehn. Erſtens: Gedemins aufrichtiges Verlangen ein Chriſt zu werden, geht unausſprechlich daraus hervor, obgleich Kojalowicz p. 273 ſagt, und die Hist. de l'O. T. frohlockend wiederholt, es ſey ihm nie Ernſt damit geweſen. Aber welche vernünftige Urſache zu dieſer Gaukeley läßt ſich wohl erſinnen? Warum ſollte der Großfürſt in ganz Deutſchland in ſo ſtarken Ausdrücken ſolche Erklärungen von ſich ſtellen, wenn es ihm nicht Ernſt geweſen wäre? nur mit dem Orden wollte er nichts zu thun haben; nur von dem die Taufe nicht empfangen, weil er dadurch zugleich unter deſſen Botmäßigkeit gerieth. Was war natürlicher? — Wie er im Herzen geſinnt ſeyn mochte, gilt gleichviel; allein er ſah die Vortheile vollkommen ein, die ihm und ſeinem Lande aus der Annahme des chriſtlichen Glaubens erwachſen würden, Vortheile, die verloren giengen, wenn er dem Orden erlaubte ſich darein zu miſchen. Wie ſtimmt das aber, wird man fragen, mit der Behauptung des Kojalowicz überein, daß Gedemin geſchworen: er wolle im Glauben ſeiner Väter ſterben; und noch mehr, wie ſtimmt es mit Dusburgs Erzählung, daß er ſogar einen vornehmen Geſandten nach Liefland geſchickt habe, der daſelbſt, in Gegenwart der päpſtlichen Legaten und ſämmtlicher Prälaten habe erklären müſſen: daß nie auf ſeinen Befehl Briefe an den Papſt oder an die Seeſtädte, ſeine Taufe betreffend, geſchrieben worden u. ſ. w. — Hier hilft uns Lucas David aus dem Traume. Die Erzählung iſt ganz wahr, der Irrthum liegt nur in der Perſon. Nemlich, nicht Gedemin, ſondern der Großfürſt von Moſcau hat dieſe Erklärung gethan, und iſt nachher mit Gedemin verwechſelt worden. Denn ſo berichtet Lucas David im VII. Buche p. 1674: die zu Riga hätten überall ausgeſprengt, daß die Könige von Moſcau und Litthauen ſich zu Riga wollten taufen laſſen. Darauf ſtifteten die Legaten zuerſt Frieden zwiſchen Chriſten und Heiden. Dann fragten ſie den Landmeiſter: warum hindert ihr die Taufe? — Antwort: es iſt ein übel erdichtet Ding, aus Neid und Haß von den Rigenſern erdacht, ob man es gleich ſogar von den Kanzeln ſchon verkündet. Die Legaten hatten aber der Könige Schrift an die zu Riga ſelbſt geſehn. Um der Sache auf den Grund zu kommen, gingen ſie als Geſandte an beyde Könige. Der zu Moſcau antwortete: ich habe mich wohl oft mit den Meinigen berathen, die Chriſten zu ermorden, aber ihren Glauben anzunehmen, iſt mir nie in den Sinn gekommen. Auch ſind ja die Moſcowiter ſchon ſeit länger als 600 Jahren Chriſten. — Dieſer Zuſammenhang ſcheint mir natürlich. Warum aber Gedemin ſeinen Vorſatz nicht ausgeführt? oder wodurch er davon abwendig gemacht worden? weiß ich nicht; genug, im Jahr 1323 war es ihm völliger Ernſt, wie ſchon ſeine an den Papſt gerichtete von Raynaldi ad ann. 1323. n. 19. 20 und ad ann. 1324. n. 48 ſq. gelieferten Briefe, noch mehr aber die hier abgedruckten Urkunden beweiſen.

Aus den lezteren wird zweytens klar, daß der Orden ſehr gute politiſche Urſachen hatte, Gedemins Bekehrung zu hindern, da der Verluſt der ganz unentbehrlichen Einzöglinge die wahrſcheinliche Folge davon war; ein doppelter Verluſt, denn alle die Künſtler, Handwerker und Ackersleute, die nach Litthauen gingen, wurden

wurden nicht allein dem Orden entzogen, ſondern ſie vermehrten auch des Feindes Macht.

Es iſt drittens erwieſen, daß der Orden ſich der niederträchtigſten Mittel bediente, um ſeinen Zweck zu erreichen; denn wie kamen die Originale von Gedemins Briefen in das Ordensarchiv? es war nicht anders möglich, er mußte ſie aufgefangen haben. Es wäre ein elender Nothbehelf, wenn man etwa ſagen wollte: die Seeſtädte hätten dieſe Briefe dem Orden zugeſchickt. Warum? — Auch klagte ja ſchon Gedemin über Verletzung ſeines Siegels, es war alſo nicht das Erſtemal, daß der Orden dieſe ſchändliche Handlung begangen hatte.

Viertens beweiſen dieſe Urkunden, daß Gedemin um dieſe Zeit Majovien nicht mit Krieg überzogen, ſo ſchrecklich auch Kojalowicz und Dusburg dieſen Ueberfall ſchildern. Eine abermalige Erinnerung, wie ſehr man auch gegen dieſe beyden geprieſenen Geſchichtſchreiber auf ſeiner Huth ſeyn muß. Daß aber Dobryn damals von Gedemin verwüſtet worden, iſt richtig, denn ſolches bezeugt eine biſchöffliche Urkunde im geh. Archiv unter dem Zeichen ♀, worin es heißt: Dobryn, damals von einer Herzogin beſeſſen, und andere Länder, (doch unbenannt) wären von den Litthauern grauſam verheert worden. — Wie der Papſt die Sache anſah, findet man bey Raynaldi an den angeführten Orten.

Die entſezliche Hungersnoth von 1315 ſchildern alle Chroniken, unter andern Ruſſow, welcher ſagt, man habe die Gehängten vom Galgen geriſſen, und die Chronik des geh. Archivs p. 113. welche erzählt, ein Mann und ein Weib hätten ihr eignes Kind gefreſſen; als es verzehrt geweſen, habe der Mann das Weib todt ſchlagen wollen; ſie ſey entſprungen und er verbrannt worden. Iohannis a Cruce, Cancellarii, percensio magistrorum (Bayer in monum. pruss.) führt an, daß man die Kinder in ſtark geheizten Stuben verſchmachten laſſen.

Zum zwanzigſten Kapitel.

Der Orden vor dem päpſtlichen Stuhle.

Dlugoſſ, Cromer, Bzovius haben hier Manches geliefert, doch läugne ich nicht, daß die Händel mit den polniſchen Biſchöffen noch immer in Dunkelheit begraben liegen. Wenige Urkunden erläutern ſolche. Der Vergleich mit dem Biſchoff von Plozko ſteht im Cod. dipl. Pol. T. 4. n. 48. Um die Koſten der Geſandtſchaft nach Rom aufzubringen, unterwarf der Hochmeiſter Pommern einer harten Auflage von zwey Groſchen von jeder Mark, wodurch er 30000 Mark erhielt. Dlugoſſ im 9. Buche, p. 965 erzählt, wie ſehr der Papſt gegen den Orden erbittert geweſen, den er doch, laut der Bulle n. 243 des geh. Archivs, ſammt allen ſeinen Beſitzungen im dritten Jahre ſeines Pontificats (1319) unter den Schutz des heil. Peter genommen. Der Transſumpt dieſer Bulle iſt vom Jahr 1413. Die Vollmacht, welche er den Schiedsrichtern ertheilte, ſteht im Cod. dipl. Pol. T. 4. n. 50. Sie citirten die Parteyen, allein der Orden ſandte blos einen ſeiner Prieſter, Siegfried von Papau, um zu proteſtiren und an den römiſchen Stuhl zu appelliren. Seine Vollmacht findet ſich gleichfalls am angezeigten Orte, und enthält das Sonderbare, daß ſie von einem Bruder Friedrich, Preceptor und Meiſter in Preußen, ausgeſtellt worden, eine Würde, die, ſeit Siegfried von Feuchtwangen, bereits abgeſchaft war. Vermuthlich iſt des Hochmeiſters Stellvertreter, Friedrich von Wildenberg gemeint; denn es ſcheint, Carl Beffart ſelbſt habe ſich wenig in Preußen aufgehalten; das Chronicon breuissimum Canonici sambiensis (Handſchrift) ſagt, er ſey ſchon 1317 weggezogen, und habe 1318 den Marſchall und viele Gebietiger nach Erfurt berufen.

Der Spruch der polniſchen Richter ſteht gleichfalls im Cod. dipl. Pol. am angeführten Orte. Aus demſelben erhellt, daß Cromer irrig behauptete, (und Herr v. Baczko iſt ihm in dieſem Irrthum gefolgt) der Orden habe 150000 Mark für die Nutznießung und 30000 Mark für die Proceßkoſten entrichten ſollen. Auch der Bannfluch iſt noch zweifelhaft, da in der Sentenz nichts davon ſteht. Ueberhaupt muß man ſich hier nur zu oft auf Dlugoß und Cromer verlaſſen, da kein einziger Ordensſchriftſteller, auch nicht einmal der gleichzeitige Dusburg, der pommerſchen Angelegenheiten erwähnt. Ein ſehr übles Zeichen für die Gerechtigkeit des Ordens, da dieſer Schmeichler, wenn die Sache, die unter ſeinen Augen vorging, ſich nur irgend hätte verdrehen laſſen, gewiß nicht würde geſchwiegen haben. Sinnreich ſucht die Hist. de l'O. T. t. III. p. 44. dieſes Schweigen zu bemänteln. — Uebrigens fuhr der Orden auch in dieſem Zeitraum fort, alle ihm noch nicht zugehörige Privatbeſitzungen in Pommern auf allerley Weiſe an ſich zu bringen. N. 646 des geh. Archivs enthält eine Schenkung eines Iacobus Palatinus Scholasticus Gnezdensis ac Canonicus Poznaniensis, der, zum Heil ſeiner Seele, die ihm und ſeinen Brüdern erblich zugefallenen Güter Lyssow, Mussino, Lubna, Dannanowa, Dobrowa, cum lacubus dem Orden übergab, Mewe, 1316. Die Güter Semina kaufte derſelbe 1329. Geh. Arch. n. 421.

Ich habe im Vorbeygehn eines unwürdigen Kunſtgriffs erwähnt, deſſen der Orden ſich bediente, um Polen zu ſchrecken oder ſeine eigenen Unterthanen zu ermuthigen; ich meine die lächerliche Prophezeyung, welche er 1310 an das Tageslicht brachte. Sie ſteht in einem alten Buche des geh. Archivs, welches allerley Formulare, Abſchriften und dergl. enthält. Sie iſt lateiniſch geſchrieben und hebt an: Wir Meiſter Andronicus, Araber von Geburt, der freyen Künſte Doctor, der allerglorreichſten Wiſſenſchaft der Aſtronomie Magiſter, geheimer Secretair und Erforſcher der Geſtirne (Cognitor constellationum) am Hofe zu Conſtantinopel, des unüberwindlichſten Herrn Andronicus, Kaiſers von Griechen.

chenland, Alexandrien und dem ganzen Orient, Fürſt der Fürſten und aller Könige Herrn, entbieten allen Menſchen, Weiſen und Liebhabern der geheimen Wiſſenſchaften in allen Welttheilen unſern Gruß. Da wir erſucht worden a bonorum operum viris mundi terras mariaque flumina mercimoniis peragentibus qui suas nobis cum dolore cordis vexationes exposuerunt, welche ſie von einem gewiſſen Ländlein, (terricula) gemeiniglich Polen genannt, erleiden, welches Ländlein ſich ein Königlein (regulus) erwählt, wie wir aus den Sternen erſehn.

Hierauf folgen nun des Ordens bittere Klagen gegen Uladislaus. Dann fährt der Wundermann fort zu erzählen: er habe ſich auf die wüſten Berge Armeniens begeben, dort, auf dem höchſten Berge, durch Faſten und Kaſteyen der Sinne Stumpfheit und des Körpers Laſt abgelegt, den innern Sinnen Raum gemacht, ſich auf den Rücken gelegt, wie es einem Meiſter ſolcher Kunſt gezieme, und — nunc de primo mobili in polo arctico in polum antarcticum per spericam volutionem axisque — decurrentia superiorum a centro in centrum naturas singulorum in corpore sperico et intro existencium vidi non semel sed plures ibique reperi, und da habe er geſehn, daß ein gewiſſes glänzendes Geſtirn, durch ein Anderes, welches der große Beryth das Lügengeſtirn nenne, etwas verdunkelt worden ſey; endlich aber ſey ein ſchwarzer, bleicher, blutdürſtiger Comet auf das Ländlein und das Königlein mit großer Heftigkeit herabgeſtürzt; daher würden die Prieſter jenes Ländleins (die polniſchen Biſchöffe) durch eine ſchreckliche Peſt untergehn, weil ſie das helle Geſtirn des Ordens haben verdunkeln wollen. Dieſe Viſion (ſo ſchließt der Galimathias) iſt angehaben im Jahr 1320 am 15. May, und vollendet im ſelben Jahre am 26. May, aus dem Arabiſchen ins Griechiſche überſezt, durch Herrn Michael zu Conſtantinopel aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche durch den Bruder Saturninus Sancti Blasii, (vermuthlich der Fabricant ſelbſt) beſtätigt und gebilligt von allen Magiſtern und Doctoren zu Conſtantinopel.

Wenn gleich in unſern Tagen ein ſolches Schelmſtück nur ein mitleidiges Lächeln erregen würde, ſo erinnere man ſich doch, daß in jenen Zeiten eine ſolche Prophezeyung auf den Pöbel von großer Wirkung und alſo dieſe Maßregel eben ſo boshaft als niederträchtig war.

Simon Grunau behauptet auch, Tr. XI. c. 5. §. 12. der Hochmeiſter Carolus habe ſich vermeſſen, den König von Polen ganz zu verjagen, und den von Böhmen an ſeine Stelle zu ſetzen, der es aber abgelehnt habe.

Die Beſchwerden der liefländiſchen Geiſtlichkeit habe ich nicht aus Chroniken und übel unterrichteten Geſchichtſchreibern, ſondern aus einer Urkunde gezogen, die ich in einem der nächſten Kapitel in extenso liefern werde. Dort wird der Leſer den Beweis finden, daß der Hochmeiſter den Proceß nicht gewonnen, wie man bis jezt fälſchlich, und wie noch neuerlich die Hist. de l'O. T. t. III. p. 58. triumphirend vorgibt; daß ferner der Erzbiſchoff Friedrich, wegen ſeines mit den Litthauern getroffenen Bündniſſes, keinesweges zu Rom in ein Kloſter geſperrt worden, (wie Simon Grunau berichtet) ſondern, daß er wenigſtens noch zwey Jahr nachher ſich zu Riga im Beſitz ſeiner Würde befand. Später mag er wohl, des ewigen Haders müde, nach Rom gegangen ſeyn wo er, nach Lucas David Zeugniß, „in nicht geringen Ehren gehalten worden." Die ganze Begebenheit iſt dort ſehr vernünftig und zuſammenhangend vorgetragen. L. VII. p. 1632 u. f. nur miſcht er einiges darunter, was in Liefland erſt ſpäter unter Eberhard von Monheim geſchehn.

Vom Peterspfennig ſiehe die Preuß. Samml. B. 1. p. 402, wo Simon Grunaus Erzählung Tr. XI. c. 7. zum Grunde gelegt worden.

Zum ein und zwanzigſten Kapitel.

Werner von Orſelen.

Wie es mit der vorgeblichen Erklärung Gedemins zuſammenhing, habe ich bereits in den Anmerkungen zum 19ten Kapitel erklärt. — Die polniſchen Begebenheiten angehend, ſind Cromer, Guagnini, Sarnicius, Dlugoſſ u. ſ. w. ſo viel möglich vereint worden. Die Stiftung des weiſſen Adlerordens findet man in der Geſchichte der militairiſchen Orden t. III. p. 328.

Daß zwiſchen Polen und dem Orden ein Waffenſtillſtand bis Weihnachten 1326 geſchloſſen wurde, beweiſt der **Tractat zwiſchen dem** Hochmeiſter und dem Herzog Heinrich von Breslau (Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 51.), in welchem ſich Werner beſchwert, daß Uladislaus den Waffenſtillſtand gebrochen und große Verwüſtungen angerichtet habe. Es kann hier nicht die Rede von dem Einfall in Brandenburg ſeyn, der, nach Dlugoſſ Zeugniß, (L. 9 p. 989.) erſt um Johanni 1326 erfolgte, indeſſen jener Tractat ſchon am 5. May deſſelben Jahres geſchloſſen wurde.

Ich bemerke im Vorbeygehn, daß Peters von Dusburg Chronik bey dieſem Jahre endigt, und daß ſein Fortſetzer noch unzuverläßiger iſt als er.

Die deutſchen Händel können in Schmidts Geſch. der Deutſchen 7. Buch 5. Kapitel und folg. nachgeleſen werden. Von des Ordens Einfluß und Verhalten dabey, ſiehe unter andern Baczko im 4. Buche, T. II. p. 71, und Pauli p. 168, wo auch einige Schriften, die ich nicht beſitze, citirt worden. — Eine päpſtliche Bulle vom Jahr 1327 (geh. Archiv n. 633.) beweiſt, daß der Orden damals immer noch unter dem Banne lag wegen des Peterspfennigs, denn Johann XXII. ſuſpendirt in ſelbiger den Bann bis zum Oſterfeſte.

Die Art, wie David, der Caſtellan von Gartha, umkam, habe ich der Chronik der Wallenrodſchen Bibliothek, p. 140 nacherzählt.

Ueber die Abtretung von Memel ſiehe das Erläuterte Preuſſen, T. 4. p. 235, wo aber geſagt wird, es ſey den Brüdern in Preuſſen nur auf ein Jahr übergeben worden. Arndt hingegen p. 87, ſpricht von unbedingter Abtretung, weil es dem Orden in Liefland zu entlegen geweſen.

Dusburg — (ich meine von nun an immer die Fortſetzung) — Schütz, Kojalowicz u. ſ. w. ſtimmen in dieſem Zeitraum ſelten überein, und es wird oft ſchwer, Zuſammenhang in ihre Erzählungen zu bringen. Gedemins Tod durch Feuerröhre könnte zweifelhaft ſcheinen. Guagnini ſpricht von einer Sagitta ignea, eben ſo Dlugoſſ; Sarnicius hingegen von einem globo bombardae, und Kojalowicz löſt alle Zweifel, indem er das Geſchütz beſchreibt, und hinzu fügt: hoc teli genere ſey der Großfürſt getödtet worden. Vermuthlich hatten Jene den Ausdruck Sagitta ignea in alten Handſchriften gefunden, welche die Wirkung dieſer nie geſehenen Waffe nicht anders auszudrücken gewußt hatten. Immer bleibt die Sache merkwürdig, weil man gewöhnlich annimmt, Berthold Schwarz habe erſt im Jahr 1330 das Pulver erfunden.

Allein Roger Baco kannte es ſchon 150 Jahr früher, wie aus ſeinem zu Oxford 1216 bekannt gemachten Tractat de nullitate magiae erſichtlich. Der Pater Barre in ſeiner Hist. d'Allemagne t. 6. p. 867 ſpricht von einer Kanone im Amberger Zeughauſe, die 1303 ſchon vorhanden geweſen. Es ſcheint alſo wohl, daß die Bayern ſich zuerſt des Geſchützes bedient, weil auch Dlugoſſ ſagt, der Herzog von Bayern habe dem Orden Bombarden zurück gelaſſen. Villaret beweiſt aus einem alten Regiſter, daß die Franzoſen 1338 Geſchütz vor Puy-Guillaume, einer Burg in Frankreich, hatten. Peter Mexia in divers. lect. ſagt, daß die Mauren ſich deſſen 1343 gegen Alphons XI. bedienten. Die Engländer gebrauchten es zuerſt in der Schlacht von Crecy 1346; die Venetianer 1380 in einem Kriege gegen Genua.

Man kann folglich für Preuſſen die blutige Ehre vindiciren, daß deſſen Geſchichte zuerſt des Gebrauchs dieſer mörderiſchen Erfindung erwähnt.

Die Huldigung, welche Wenzeslaus von Maſovien dem Könige von Böhmen leiſten mußte, ſteht bey Ludwig reliq. MSS. t. 5. p. 605. Daſelbſt iſt das Jahr 1339 angegeben, welches ein offenbarer Druckfehler iſt. — Die Schenkung Pommerns Cod. Pol. T. 5. n. 52. Geh. Archiv, Sammlung der Privilegien des Ordens auf Pergament. Eben daſelbſt, Buch O. p. 56. 61. Schloßbibliothek n. 330. Das erwähnte Zeugniß der vier Edlen, wegen des Marggrafen Carl unerzwungener Einwilligung befindet ſich unter n. 448 des geh. Archivs. Die Zeugen waren Arnold von Rure, Arnold von Poltingen, Bernhard von Zimmenburg, Johann von Uchens. Es iſt ausgeſtellt auf dem Schloſſe zu der welſchen Acis 1330. — Die wegen Dobryn ertheilten Vergünſtigungen (wüſte Ländereyen urbar zu machen u. ſ. w.) Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 57.

Daß eine Theilung von Dobryn im Werke geweſen, hat Herr v. Baczko, T. III. p. 93. aus dem 8 Buche des Lucas David berichtet. Der gänzliche Verkauf von Dobryn Cod. dipl. Pol. T. 5. n. 54. Die merkwürdige Urkunde der Verpfändung von Storre 1329 an Werner von Orzela (ſo wird er hier genannt), befindet ſich im geh. Archiv unter dem Zeichen | |. Ob ich gleich ihren Hauptinhalt getreulich angegeben habe, ſo thut es mir doch jezt leid, daß ich ſie nicht ganz abgeſchrieben.

Wie wenige Zeit Johann zu allen dieſen kriegeriſchen und friedlichen Begebenheiten bedurfte, iſt aus dem Chron. Aulae regiae zu erſehen. Er gieng den 6. December 1328 von Prag, und kam ſchon am 25 May 1329 zurück. — Den Waffenſtillſtand mit Litthauen berichtet Kojalowicz p. 255. Cromer, und nach ihm Pauli, behaupten, der Orden habe damals an Polen Dobryn zurück geben müſſen; allein außerdem, daß Schütz ausdrücklich das Gegentheil verſichert verwechſelt auch Cromer offenbar die Epochen, da Dobryn, laut einer Urkunde, erſt 1334 zurück gegeben wurde. Guagnini erzählt die

Todtenopfer, welche Olgerd und Kieyſtut den Manen ihres Vaters gebracht.

Eine Urkunde des geh. Archivs, n. 421, enthält auch einen Waffenſtillſtand Semonits mit dem Orden 1329, vom Tage des Evangeliſten Lucas bis Oſtern. Der Herzog verſpricht zugleich, dem Könige von Cracau weder mit Rath noch mit That beyzuſtehn. Schon 1326 hatte dieſer Semonit eine Allianz mit dem Orden geſchloſſen, und ſich für einen Vaſallen des Königs von Böhmen erkannt, (geh. Archiv Buch D. p. 7 und 8) war jedoch hernach unter polniſchen Schutz zurück gekehrt.

Zum zwey und zwanzigſten Kapitel.

Liefland. Folgen des zu Avignon vom Papſte geſprochenen Urtheils.

Ich liefere hier die Urkunde n. 1041 des geh. Archivs, welche den zu Riga 1325 ausgeſprochenen Bannfluch enthält.

In nomine Domini Amen. Anno ejusdem Millesimo CCCXXV Indictione octava, pontificatus Sanctissimi patris et Dni nostri Domini Johannis pape XXII. Anno nono mensis Aprilis die quarta quinta et septima. In presencia mei notarii publici et testium subscriptorum ad hec vocatorum specialiter et rogatorum Reverendus in Christo pater et dominus Dns frater Fredericus Sete Rigensis ecclesie Archiepiscopus infra sacra officia sanctorum dierum Jouis Veneris et Paschatis more consueto proposito solempniter verbo Dei, quosdam processus denunciationis fecit et publicauit et per religiosum virum Dominum Gerhardum dicte Rigensis ecclesie Canonicum coram se clero et populo ibidem in sua cathedrali ecclesia beate virginis congregato fecit

legi et deinde per Dnum Arnoldum Rectorem ecclesie Sancti Jacobi Rigensis in vulgari fecit eidem populo publicari quorum tenor dinoscitur esse talis.

In nomine domini Amen. Quia nos frater Fredericus Sancte Rigensis ecclesie Archiepiscopus dudum sicut existit notorium Magistrum et fratres ac singulares personas ordinis fratrum ecclesie Marie Theuthonicorum vt fidei Christi impeditores, ecclesiarum destructores, morum bonorum violatores, captiuatores temerarios, Archiepiscoporum, et aliorum prelatorum et clericorum, quorum quam plures per eosdem occisi fuerunt, notorios invasores, castrorum aliorumque locorum earundem ecclesiarum avidissimos occupatores, conspiratores, periuros, ac facientes parlamenta, nullam iurium dictionem habentes in prouincia Rigensi, a iure prohibita in scriptis, candelis extinctis et campanis pulsatis excommunicauimus et eorum domos, ecclesias, ac loca, quaecunque ecclesiastico subposuimus interdicto, nostras contra eos sommas proferentes ipsosque postmodum similiter denunciauimus candelis extinctis et campanis pulsatis et mandauimus ab aliis nostre iurisdictioni subiectis modo simili campanis pulsatis et candelis extinctis excommunicatos suis plebibus publice nunciari, et loca eorum ecclesiastico fore subposita interdicto, ob causas predictas. Et ecclesia, quia Dominus Mutinensis olim sedis apostolice legatus, prout in ejus processibus et literis clara liquet, statuit et edicto perpetuo firmauit, omnes et singulos, qui terminos terrarum diuisionis per ipsum distributos excederent; aut excommunicatos infra sue legacionis limites in castris domibus aut aliis locis tenerent vel defenderent, esse excommunicatos ipso facto, et ipsa castra subposita essent ecclesiastico interdicto, quod nulla tergiversacione celari potest, dictos Magistrum et fratres premissa facere continue et fecisse. Preterea Dominus Franciscus a dicta sede apostolica contra dictos Magistrum et fratres missus inquisitor, eosdem Magistrum et fratres etiam propter quasdam causas, et eorum inobedienciam excommunicauit, et ecclesias, loca, domos ac capellas ipsorum ecclesiastico subposuit interdicto, privans eosdem propter premissa summaliter omnibus privilegiis que habebant. Insuper Sanctissimus pater et Dominus noster Dominus Iohannes papa XXII dictis, scilicet Magistro generali, preceptorique Lyvonie Commendatoribus, fratribus, ac fratri Conrado generali procuratori tocius ordinis eorum in sua provincia constitutis, pro se et toto ordine suo, ac successoribus suis in perpetuum, sub pena excommunicationis, quam ipsos et quemlibet eorum voluit incurrere ipso facto, si eius transscenderent limites mandatorum in pleno consistorio precipiendo mandavit: quod Ecclesias Rigenses et ejus suffraganeas ac Capitula earundem in spiritualibus et temporalibus restituerent plenarie, et ablata tam mobilia quam immobilia cum suis iuribus et iurisdictionibus ac singulis pertinenciis et terminis redderent sine mora et quod de singulis suis malefactis satisfacione premissa de cetero similia non committerent, nec alios pro suo posse admitterent dictas ecclesias qualitercumque in posterum molestari. Et quod super hiis constitutiones ederent in perpetuum duraturas in suis generalibus capitulis, ne ipsi et fratres sui ordinis de cetero talia vel similia perpetrarent, sed suo ordine in sua professione regulariter constructo deputata sibi officia, ad qué sunt vocati, utiliter exhiberent. Quodque predicatores, minores, et alias personas religiosas vel seculares et quoscumque alios pro fide Xti predicanda et dilatanda apud paganos Lethowinos et alios infideles ac Scismaticos in eundo, stando, et redeundo laborantes, nec per se nec per alios impedirent. Et quod nullos religiosos vel seculares ad Romanam curiam et inde venientes nullatenus molestarent. Et quod neophitos de novo conversos importabilibus oneribus non gravarent, et edificaciones locorum sacrorum non impedientes pro suo posse studiosius promoverent. Et quod Archiepiscopos, Episcopos, prepositos Decanos et alios Ecclesiarum prelatos et personas ecclesiasticas capiendo, incarcerando, invadendo, occidendo, et alias in eos manus violentas temere iniiciendo amplius non facerent. Et quod omnes coniuraciones, conspiraciones, vniones, et confederaciones factas per eos et eis adherentes, quatenus sunt preiudiciales dictis ecclesiis et personis, revocarent et eas ulterius non tenerent, quas dictus Dominus papa cassauit, annullauit, reuocauit, irritauit, et ecclesiam vacuauit, statuens perpetuo, ut similia nullo modo de cetero facerent, vel eciam attemptarent. Et quod portum ac ipsum fluuium Dune cum suis litoribus intrantibus versus Rygam et egredientibus de Ryga, nullatenus clauderent, sed liberum omnibus dimitterent, omni condicione postposita et semota. Et quod ciuitatem Rigensem et ipsos ciues in suis iuribus iurisdictionibus et libertatibus ac pertinenciis nec per se nec per alios impedirent, sed pocius promouerent. Et quod in Dunamunde nullam facerent aliquo modo in edificiis et in aliis nouitatem. Quodque conspiratores violentatores et rebelles alios ad condignam satisfaccionem pro posse suo inducerent, sic ut dimissis totaliter omnibus coniuracionibus conspiracionibus vnionibus et confederacionibus quatenus ut premittitur sunt preiudiciales dictis ecclesiis et personis ad seruicia debita efficaciter redderentur et alia quam plurima dictus Dominus papa prefatis Magistro et fratribus facienda precepit vt patet in actis inde confectis que romane prolixitatis hic minime exprimuntur. Que quidem omnia et singula dicti Magister, preceptor, Commendatores, fratres, ac procurator ordinis eorum pro se ac fratribus ac successoribus sui ordinis in perpetuum in presentia dicti domini pape dominorumque Cardinalium in pleno consistorio, tactis sacrosanctis evangeliis iurauerunt se prehabita omnia firmiter, plenarie, inviolabiliter et perhenniter seruaturos, et se talia de cetero vel similia non facturos. Sed, quod dolenter referimus, dicti Mgstr et fratres predicta omnia et singula prout iurauerunt, nec faciunt prodolor nec fecerunt. Immo quod deterius est mala malis addentes duriores in maliciis sunt effecti, facientes quecumque volunt, pro sue libitu voluntatis. Iam ad cumulum redeuntes post dicta iuramenta, quosdam clericos venientes de Curia Romana, et transeuntes ad eandem occiderunt vt patet in Domino Bertoldo dicto Gygante quondam Osiliensis ecclesie canonico, et quosdam ceperunt non sine iniectione manuum violenta, tam diu detinentes captivos in durissimis vinculis et carceribus donec iuxta voluntatem dictorum Mgri et fratrum cum eis componerent et de cetero ad dictam Romanam Curiam contra eos se promitterent non venire. quod nunquam factum esse dinoscitur, etiam per quoscunque et quantumcunque rebelles imperatores sub titulo Christiane fidei consistentes, vt patet in Gotfrido sacerdote nunc plebano in Carbe Osiliensis Dioeceseos et Magistro Nycolao sacerdote nunc plebano parochie sancti Petri in Riga et dicte Osiliensis Ecclesie vicario et fratre Thiderico dicto Scoldo ordinis minorum ibidem, et aliis quam pluribus clericis et laycis, civitatis, dyoeceseos et provincie nostre Rigensis quos capientes contumeliis affecerunt. vt patet in Ernesto consule Rigensi, et eius familia, ac aliis civibus Rigensibus, quos ceperunt et capere non desistunt, tam in dicto libero fluvio Dune quam alibi pro sue arbitrio faccionis spoliant, carcerant et offendunt et tandem de carceribus sub grauissimis paccionibus dimittunt eosdem quod hiis modernis temporibus factum esse dinoscitur. In Hinrico dicto Lokesen, Raykemele, Arnoldo, Thiderico sutore, Toke et Rone et aliis pluribus quam triginta Ciuibus Rigensibus. Preterea dictum regem Lethowinorum infidelium, ne ad fidem catholicam cum suis veniat, dicti Magister et fratres per omnes vias quas possunt impedierunt et impediunt. Nam nuncios ad regnum ipsius euntes vel versus partes Xrianorum pro salute animarum venientes dictis iuramentis non obstantibus capiunt, carcerant crudeliter et occidunt. vt patet propudor in fratre Gerhardo ordinis minorum dicto Dordemure, quem de dicto rege

Letho-

Lethewinorum versus Rigam cum suis collegis venientem, modernis temporibus anno videlicet Domini Mllo C. CC. XXIIII pro saluteque animarum laborantem violenter ceperunt et in castro Aschradis pluribus temporibus in carceribus tenuerunt. Reliquos vero nuncios eiusdem regis ad dominos dicte sedis apostolice nuncios et ad dictum dominum Archiepiscopum Rigensem per dictum regem missos, videlicet Sedegallum crudeliter occiderunt in castro prefato, mandatum apostolicum et iuramenta eidem prestita penitus contempnentes in magnum scandalum et Xtiane fidei detrimentum. Neophitos quoque non solum importabilibus oneribus aggrauant, immo dictis infidelibus et Scismaticis vendunt, vt patet in fratre dicti ordinis advocato in Rosito, qui homines neophitos dicti domini Archiepiscopi capiens, dictis infidelibus et scismatisis vendidit perpetuo seruituros. Insuper dicti Magister et fratres postquam per premissa et quam plura alia dictum regem Lethovie cum suis á fide Christi callide et subdole retraxerunt ne viderentur impediuisse, nec adhuc impedire dictum regem et suos vt ad fidem Xti veniret fucos et colores mendaciter adiuveniunt quemadmodum Iudei Xto fecerunt, flectentes genua, ac verbis reverentibus salutantes, in faciem eius spuentes, cedentesque collaphis blasphemabant clamantes: ave rex Iudeorum: Sic sub quadam apparencia verborum dicti Magister et fratres promittebant dicto regi Lethowinorum mille marchas argenti vel quatuor millia florenorum si sacrum baptisma cum suis recipiat, se daturos. Castra eciam quedam in solo dicte Rigensis ecclesie per dictos Magistrum et fratres violenter constructa, ad honorem dicti regis, si ut premittitur baptizatus cum suis fuerit, se fracturos. Que omnia et singula carent omnimoda veritate, quod ex eo colligitur, nam dicti Magister et fratres contra dictum regem et suos, illudentes eisdem ac omnibus aliis qui ipsum cum suis magnis laboribus nisi sunt ad fidem Xti trahere et adhuc nituntur, litteras diffamatorias, illusorias, subsannacinas et impeditorias ad Curiam Romanam et alias ciuitates et partes infidelium miserunt, mittunt et mittere non desistunt in distractionem ut decorum est fidei orthodoxe. Preterea pacem cum dicto rege Lettowinorum et suis subditis ex una parte et dictos dominos Archiepiscopum Rigensem et episcopos Osiliensem, Tarbatensem, Revaliensem ac capitula, civitates, Vasallos et Dioceses eorundem, dictosque Mgrum et fratres ex parte altera factam et iuramentis, litteris aliisque paccionibus hinc inde confirmatam, in magnum dampnum et scandalum Christianitatis tocius violenter et temerarie infregerunt, quod patet. Quia dictus Dominus Osiliensis episcopus in fauorem et augmentum Romane fidei renunciare ad importunam instanciam dictorum Mgri et fratrum noluit dicte paci, sibi contradici fecerunt, grauissime frementes ipsum et ei adherentes Magistro dictorum fratrum publice et notorie dicente in faciem dicti Episcopi Osiliensis in Parlamento Perone, nisi vos renunciaueritis paci iam facte cum dicto rege, nos et ordo noster tales vias excogitabimus, et faciemus, quales Christianitas in partibus Liuonie nuncquam recuperare valebit. Similiter minabantur ibidem et aliis qui in fauorem Christianitatis dictam pacem cum dicto rege fouere et seruare volebant, quod factum toti Liuonie constat notum. Item dicti Mgr et fratres ecclesias, oratoria et capellas curata que occupant per clericos sui ordinis vel alias personas seculares cura animarum non habita a suo ordinario, et quod plus est, ecclesiastico subposita interdicto continue in dampnacionem animarum et contemptum clauium administrant vel administrari per alios faciunt sicut libet. Preterea nos hiis nouissimis temporibus cum omni exhortationis modestia, sicut plus potuimus eciam iuribus nostris in magna parte dampnose postpositis, in fauorem salutis animarum ad gremium veramque obedienciam et vnionem Sancte matris ecclesie ac nostram, sepedictos Magistrum et fratres vna cum vasallis nostris coniuratoribus conspiratoribus et confederatoribus eorundem,

dem, videlicet Iohannem de Tisenhusen, Iohannem de Pala, Iohannem et Rudolphum de Vngaria, Iohannem de Ostinhusen, et Iohannem de Ikeskule ac eis adherentes excepto duntaxat Waldemaro de Rosis qui, istam denunciacionem preveniens, nobis humiliter supplicauit, vt secum generose et misericorditer ageremus, quem ob hoc non ponimus in numero predictorum, reducere conabamur, et sepius in nostris predicacionibus et aliis locis nunc monendo, nunc exhortando, nunc mulcendo, nunc sub penis prenominatis vt ad penitentiam et satisfaccionem de premissis redirent, diucius et clemencius exspectantes monuimus et moneri fecimus pietate paterna. Sed quod dolenter referimus apud predictos Mgrm, fratres, vasallos eisque adherentes, sic monendo, exhortando, mulcendo, et omni posse, ad vnionem ecclesie sancte et nostram trahendo, in nullo proficere potuimus nec valemus, nam dictas summas excommunicationis, interdicti, periuria continue perpetrantes audaci et pertinaci animo sustinent et non curant, nec curaverunt a retroactis temporibus redire ad gremium sancte matris ecclesie et obedienciam cum satisfaccione ut tenentur.

Nos itaque ex debito pastoralis officii attendentes sollicite quod premissorum omnium et singulorum communio cunctis fidelibus est dampnosa. Parumque obediencia videretur humilibus si contemptus contumacibus et rebellibus impunitus aliqualiter remaneret. Vnde, quantum in nobis est, desiderantes toto mentis affectu, pro quo laborauimus laboramus et laborare intendimus de salubri remedio prouidere predictis quia crescente contumacia crescere debet et pena, prenominatos Magrm, Commendatores, fratres, Vasallos et omnes adherentes eisdem, auctoritate qua fungimur propter predicta omnia et singula, vt prius denunciamus, excommunicatos et periuros in hiis scriptis et loca eorum ecclesiastico subposita interdicto, mandantes has sententias denunciacionis per omnes ecclesias nostre dyoceseos quantocius publicari et eosdem in diuinis arcius evitari. Has quoque litteras publica manu scriptas sub appensione nostri sigilli ianuis affigi ecclesie nostre precepimus ad huiusmodi mandati nostri et dictarum sentenciarum evidenciam pleniorem. Et licet predictis omnibus et aliis quam pluribus et quasi innumerabilibus penis prefati Mgr et frater cum nostris vasallis ac omnibus eis adherentibus sunt dampnabiliter irretiti, tamen toto cordis affectu ipsorum desiderantes salutem, cupimus et querimus nostris cujusmodi postpositis, eosdem Scte matris ecclesie gremio incorporari, et secundum totum nostrum posse cum eis paternaliter, amicabiliter, generose facere et agere et recipere eosdem cum omni misericordia ad penitenciam pleno corde. Dicimus igitur notorie annunciantes omnibus, quod nos paratos et promptos ad omnia prehabita, quando eis placuerit inuenient. Oramus itaque et orari pro eis Deum petimus vt sue salutis memores quantocius redeant ad ecclesie vnionem. Datum et actum Rige in dicta Kathedrali ecclesia beate virginis Anno Dni, Indictione, pontificatu, mense et die ut supra. presentibus honorabilibus et religiosis viris dominis Bernardo abbate Monasterii Sancti Theofredi Aniciensis dyoc. sedis apostolice nuncio, et sua familia Lutfrido dicto Rigensis ecclesie preposito, Ludolfo priore, ac aliis ejusdem ecclesie canonicis, fratribus quoque Wernero Gardiano, Echardo dicto Knoke, et Thiderico dicto Scoldo ordinis minorum in Riga ac pluribus aliis fide dignis testibus ad hec vocatis specialiter et rogatis. Et quia superius a principio in nona linea, post dictiones: et eorum inobedienciam, obmisi has dictiones: auctoritate apostolica, hic propria manu suppleui.

Aus dieſer Urkunde erhellt: 1) daß Erzbiſchoff Friedrich, ein Jahr nach dem zu Avignon verhandelten Proceß, noch nicht zu Rom, ſondern nach wie vor in ſeinen erzbiſchöflichen Amtspflichten zu Riga ſich befand, und zwar mit päpſtlicher Genehmigung, denn 2) der päpſtliche

liche Abgeordnete mit ſeinem Gefolge war ſelbſt als Zeuge gegenwärtig, billigte alſo dieſen Schritt, und hatte folglich alle die gehäßigen Beſchuldigungen, die man dem Orden machte, wahr befunden. 3) Das Recht den Orden zu excommuniciren, hatte freylich nur der Papſt; allein der Erzbiſchoff ſcheint ſich nicht mit Unrecht auf die Verordnungen Wilhelms von Modena zu berufen, welche den Orden ipso facto für excommunicirt erklären, wenn er die Gränzen des ihm zugetheilten Landes überſchreiten, oder Gebannte hegen würde. 4) Die Urkunde beweiſt klar, daß Carl Beffart zu Avignon, troz alles Rühmens der Ordensſchmeichler, den Proceß gegen die liefländiſche Geiſtlichkeit verlor, und daß weitläuftige Acten darüber vorhanden waren. 5) Sie beweiſt ferner, daß ſchon ein päpſtlicher Inquiſitor Franciscus den Orden früher in den Bann gethan hatte; der vermuthlich 1313 wieder gelöſt wurde, wie eine andere Urkunde des geh. Archivs n. 203 bezeugt.

Ob alle die Schandthaten, deren die Ritter hier bezüchtigt werden, gleichfalls durch dieſe Urkunde für erwieſen zu halten ſeyen, das werden freylich die Vertheidiger des Ordens läugnen, da ſie einſeitig von erbitterten Feinden ausgeſtellt worden. Wenn man indeſſen bedenkt, daß ſie öffentlich vor allem Volke verleſen wurde, vor einem Volke, welches täglich Zeuge der angeſchuldigten Handlungen war; wenn man ferner erwägt, daß der päpſtliche Legat doch gewiß die Wahrheit zuvor ſo viel möglich erforſcht haben wird, ehe er ſich dazu verſtand, einer ſo ſtarken Maßregel durch ſeine Gegenwart gleichſam das päpſtliche Siegel aufzudrücken, ſo wird man doch geſtehen müſſen, daß Alles einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhält. — Uebrigens verweiſe ich auf den 5ten Theil des Cod. dipl. Pol. der ſehr vieles zur Aufklärung jenes Zeitraumes in der liefländiſchen Geſchichte enthält.

Ueber Eberhard von Monheim und den Auflauf zu Riga, liefert das 7te Buch des Lucas David vieles. Die Bürger, heißt es unter andern, hätten die Brüder aus der Stadt getrieben, "von wegen ihres Hochmuths, Schnödigkeit und Ungerechtigkeit" p. 1631. Lucas David erzählt auch, daß Eberhard die Bücher verbrannt habe, die theils in den Kirchen, theils in den Prieſterhäuſern gefunden worden. Man wird im folgenden Jahrhunderte ſehen, daß der Orden ſich dieſes Mittels öfter bediente, um das Andenken an ſeine Miſſethaten wo möglich auszurotten. — Das Schreiben des Königs von Polen an den Erzbiſchoff von Riga ſteht in dem alten liefländiſchen Privilegienbuche des geh. Archivs.

Von der unglücklichen Cataſtrophe, welche Riga 1330 traf, iſt bey Arndt der ſogenannte Söhnebrief p. 88 nachzuleſen. Daß die Erzbiſchöffe ſagar eine Zeitlang die Landmeiſter gnädiger Herr anreden müſſen, behauptet Lucas David im 7ten Buche p. 1643.

Zum drey und zwanzigſten Kapitel.

Geſetze Werners von Orſeln.

Daß Hohenhorſt, ein überwieſener Dieb, zum Landmeiſter in Liefland gewählt werden ſollte, beweiſt eine Urkunde im geh. Archiv n. 132, die ich als merkwürdig, hier mittheile. Sie iſt zwar ohne Jahrzahl, weil aber von einem preceptor Gerhardus darin die Rede iſt, und außer Gerdt von Jocke, kein Landmeiſter in Liefland den Namen Gerhardt oder Gerdt geführt hat, ſo glaube ich, ſie gehöre in dieſen Zeitraum. (Siehe Bachem Chronol. der Hochm. p. 37.).

Sincere et approbate religionis viris fratribus, Magno Commendatori hospitalario, Trappario et Thesaurario ceterisque fratribus in domo principali castro Sancte Marie constitutis. Frater Paulus dei et apostolice sedis gratia Curonensis episcopus nuncius Magistri generalis, frater Theodoricus de Lychtinham commendator in Swetze, frater Conradus commendator in papaw et frater Godefridus vicecom-

commendator in Kungesberch nuncii preceptoris pruscie ad Lyuoniam pro quibusdam negotiis destinati. Cum sincero affectu ad ipsorum beneplacita se expositos et paratos, discretioni vestre notum facimus quod in octava apostolorum Petri et Pauli venimus Dunemunde vbi continuatis diebus moram contraximus donec preceptores et potiores fratres de singulis conuentibus euocati communiter conuenerunt. Tandem in dominica proxima ante festum beate Marie Magdalene ante prandium post capitulum sicut est moris celebratum vocati fuimus pro legacione nostra proponenda ad locum vbi preceptores et fratres conuenerant super incumbentibus negociis tractaturi. Nobis autem venientibus religiosi et honesti viri persone videlicet in ordine reputate duo commendatores et duo sacerdotes de collegio fratrum residencium in medium consurgentes, fratrem Iohannem de Heenhorst ipsis pro magistro deputatum de furto manifeste sicut dicant statuta ordinis conuicerunt, protestantes, quod tempore quo advocatus Ierwie fuerat, sit furatus et furtiue alienaverit ab ordine quandam summam pecunie que ad CLXIX Marchas argenti se extendit et hanc conuictionem et protestationem prius fecerat coram lxsque (60) fratribus qui omnes dictum fratrem Iohannem addixerunt penitencie et emende quam rigor ordinis contra tales transgressores precipit intentari. Et hoc facto proposuimus legacionem quam habuimus in commisso. Qua audita preceptores et fratres unanimiter responderunt quod Magistro et capitulo generali vellent semper et in omnibus vt tenentur obedire humiliter et deuote. Adjungentes quod eos non deceret memoratum fratrem Iohannem de Hoeuhorst recipere in Magistrum utpote infamem et de manifesto crimine sic convictum. Postera autem die videlicet in secunda feria sequente dum fratres de inane convenissent ad locum designatum, frater Gerhardus quondam preceptor Lyvonie protestans de obedientia quam paratus esset Magro generali et suo capitulo fideliter exhibere, surrexit

et sigillum suum cum officio ad manus preceptorum presencium resignauit, nobis et omnibus fere fratribus pro sui reverencia ad lacrimas provocatis, commendator eciam de Velyn tanquam filius obediencie suum officium et sigillum similiter resignauit. Quibus omnibus sic peractis voluimus conuentus omnes singulariter visitasse, sed propter causas premissas procedere distulimus, videntes et notabiliter advertentes processum nostrum fore in nullo penitus fructuosum. In certitudinem autem premissorum nos Episcopus Curoniensis et nos Commendator in Swetze supradicti aliis sigilla non habentibus nostra sigilla presentibus duximus appendenda. Datum Dunemunde feria tercia ante festum beate Marie Magdalene.

(Beide Siegel, das biſchöfliche in rothem, das des Comthurs in gelbem Wachs hängen daran.)

Wenn mein Zweck mir erlaubte, tiefer in die Geſchichte Lieflands einzudringen, ſo würde dieſe Urkunde mir vielleicht auf die Spur von Begebenheiten helfen, von denen bis jezt alle Chroniken geſchwiegen.

Die Schilderung des Comthurs Siegfried zu Graudenz, und der ritterlichen Sitten während des Hochmeiſters Abweſenheit, liefert Lucas David im 8. Buche p. 1721 und 1874 u. f. Das übrige iſt aus Simon Grunau (Tr. XI. C. XI. §. 5.) und Henneberger. Der Vogt von Salfeld trieb ſchon lange Unzucht mit dem Weibe des Bürgers, gegen welchen die arme Wittwe Proceß führte; der Mann ſah durch die Finger und gewann dabey, wurde aber dafür geviertheilt und ſein Weib gebrandmarkt. — Die Hist. de l'O. T. T. III. p. 131, macht aus dem Vogt einen Richter von Salfeld, damit man glauben ſoll, er ſey kein Glied des Ordens geweſen. Mehrere Schriftſteller ſetzen dieſe Begebenheit unter Werners Nachfolger.

Werners Geſetze liefert Simon Grunau im XI. und XII. Tractat, auch das Statutenbuch enthält deren mehrere,

rere, die ich zum Theil nicht angeführt habe, z. B. keine Wallfahrt ſollte ohne Erlaubniß geſchehn; in den Häuſern jährlich Rechnung abgelegt, die Geſetze jährlich viermal verleſen werden u. ſ. w. Auch Lucas David im 8. Buche p. 1877 hat mehreres davon. Hartknoch meint, Papſt Nicolaus V. habe Werners Geſetze abgeſchaft, welches aber nur von dem eigentlichen ſogenannten Statut zu verſtehen iſt, durch welches die Macht des Hochmeiſters heilſam beſchränkt werden ſollte. Es befindet ſich in der Schloßbibliothek n. 2057.

Es iſt auffallend, daß die Hist. de l'O. T. von allen Geſetzen dieſes Hochmeiſters kein anderes anführt, als die Verordnung, täglich nach der Meſſe den Anfang des Evangeliums Johannis in principio erat verbum vorzuleſen.

Der Unterſchied in der Farbe der Mäntel erhielt ſich von nun an, denn ich beſitze ſelbſt noch einen Zettel aus dem 15ten Jahrhunderte, auf welchem ſteht:

Dy Brudere der Balie zu Marpurg
Jtem XXXIV Prieſter und jjj Schuler-Bruder
Jt XXVII Bruder mit dem wiſſen Mantel,
Jt. XII Bruder mit graen Manteln
Jt. jjjj Sweſtern mit dem halben Cruce.

(Die Frauenzimmer trugen alſo auch das Kreuz.)

Die Nachricht von den Weißmäntlern mit dem Andreas-Kreuze hat Simon Grunau Tr. XI. C. XI. §. 7.

Den gewaltſamen Tod des Hochmeiſters betreffend, gibt es noch eine Original-Urkunde im geh. Archiv n. 191. die uns dieſe ſeltſame Begebenheit ganz enthüllen würde, wenn ſie nicht leider ſo ſehr vom Moder zerfreſſen wäre. Sie enthalt ein förmliches Zeugniß der Biſchöffe von Pomeſanien, Culm, Ermeland und Samland, von welchem noch folgendes zu leſen iſt: Tristitia cordis non patitur — querere sermonum prolixitatem — (große Lücke) — quidam frater nomine Johannes — (der ſo verſchiedentlich angegebene Zuname iſt gerade zerfreſſen) extra mentem suam et sensum raptus et frenetico morbo percussus de proprio conventu suo absque licentia sui superioris — (hier folgt die faſt ganz unleſerliche Erzählung, wie der Hochmeiſter gebetet, und wie, beym Ausgang aus der Kirche, ihm der Menſch begegnet — diabolica persuasione proh dolor informatus — furiose perforauit ac illo icto non contentus corpus — sine causa perforare — — — post modicam horam expirauit. Hieraus erhellt denn wenigſtens ſo viel, daß Hennebergers Behauptung, der Menſch ſey verrückt geweſen, gegründet war. Die in der Urkunde fehlenden Umſtände habe ich aus Lucas David Buch VIII. p. 1905 ergänzt. Duisburg nennt den Mörder Endor. Pauli p. 172 glaubt, er habe Bendorf geheißen, und ſey von einem Orte gleiches Namens im Saalkreis des Herzogthums Magdeburg gebürtig geweſen. Die Chronik des geh. Archivs p. 115 nennt ihn Ghindorf, und ſagt: „er was ein verwuſt halb dolle Menſch." Daſſelbe ſagt mit denſelben Worten die Rieſenkampffſche Chronik, nennt ihn aber Wangindorff.

Schließlich bemerke ich noch, daß, laut des chron. breuiss. Canonici sambiensis, 1325 auf dem Markte zu Königsberg ein Turnier gehalten wurde.

Zum vier und zwanzigſten Kapitel.

Luderus von Braunſchweig.

Luderus war ein Sohn Albert des Dicken, Herzogs von Braunſchweig, und der Rikiſſa, Prinzeſſin von Meklenburg. (Mallet hist. de Brunsw.) Herr v. Baczko ſagt (T. II. p. 101.), er ſey im Jahr 1324 Oberdrappirer geweſen; allein in einer Urkunde in den Privil. capitul. Pomesanensis (geh. Archiv) kommt er 1324 als Comthur von Chriſtburg vor. Auffallend iſt eben daſelbſt eine Urkunde deſſelben Jahres, die er, nebſt einem Comthur Friedrich von Salza, als Hochmeiſter unterzeichnet hat, ſammt ſeinem Compan (Socius magistri generalis) Curiko von Dreyleben. So authentiſch auch dies Privilegienbuch übrigens ſeyn mag, ſo muß doch die Jahrzahl hier ſicher verſchrieben ſeyn.

Das Gedicht dieſes Fürſten von der heil. Barbara, iſt verloren gegangen. (Hartknoch Kirchengeſch. S. 195.)

Da aber dieſe Heilige in Preußen eine große Rolle geſpielt hat, ſo will ich hier einen kurzen Umriß ihres Lebens liefern. Ich ziehe ſolchen aus einer, von Bayer ſeinen monum. pruss. einverleibten Handſchrift. Vita beatae Barbarae et translatio capitis ejus e codice partim membranaceo partim chartaceo. Zu den Zeiten Kaiſer Martimans, im Jahr 287, wurden die Chriſten hart verfolgt. Zu den heftigſten Feinden des Chriſtenthums gehörte Dydaſcorus, ein edler Fürſt in Aegypten. Er hatte eine einzige, ſehr ſchöne, ſehr keuſche Tochter von 15 Jahren. Als er vernahm, daß weit und breit ihre Schönheit Aufſehn errege, ließ er einen künſtlichen Thurm bauen, in dem ſich ein Bad und eine Waſſerleitung befanden, darein verſchloß er ſeinen Schatz, die ſchöne Tochter, vermuthlich weil er ihrer Keuſchheit doch nicht recht traute. Es meldeten ſich bald vornehme, reiche Freyer. Der Vater ſchließt den Thurm auf und fragt: willſt du dich vermählen?

„In allen Dingen, antwortet die ſittſame Jungfrau, will ich Euch gern gehorchen, nur nicht in dieſem, weil meine Keuſchheit es nicht geſtattet.“

Der betrübte Vater geht und weiſt die Freyer ab. Einige Zeit nachher beſchließt er zu den Göttern zu wallfahrten, um wegen ſeiner allzukeuſchen Tochter ſich zu befragen. In die Spitze des Thurms befiehlt er, noch zwey Fenſter gegen Norden einzubrechen, ſchärft allen ſeinen Befehlshabern Gehorſam gegen die eingeſperrte Tochter ein, nimmt zärtlichen Abſchied von ihr und reiſt.

Die Prinzeſſin ſtellte indeſſen aus Langerweile an ihrem Gitter Betrachtungen an über Sonne, Mond, Sterne und deren Lauf, ſchuf ſich auch allerley Hypotheſen darüber, konnte aber doch nicht recht klug daraus werden. Da erſchien ihr ein aſtronomiſcher Engel, ſprechend: Barbara, du biſt Gott angenehm, ich will dich über den Lauf der Geſtirne kürzlich belehren. Chriſtus, der für die Menſchen geſtorben, hat Alles erſchaffen und bewegt Alles. Er hat die Zahl der Sterne beſtimmt und ihnen Namen beygelegt. Er ruft ſie zu ſich, und ſie antworten: hier ſind wir.

Dann beſtärkt der Engel ſie in der Keuſchheit, hinzufügend: ſie werde viel um Chriſti willen leiden müſſen, aber auch herrlich belohnt werden. Darauf wird ſie, in Gegenwart des himmliſchen Beſuchs, von einem Geiſtlichen Namens Valens getauft. Wie der gute Mann in den Thurm gekommen, erfahrt man nicht; vermuthlich that ihm der Engel die Pforten auf. Barbara drückte nunmehr mit ihrem Daumen das Zeichen des Kreuzes auf Marmorſäulen, als waren ſie von Thon. Als ihr Fuß den Ort berührte, wo das Badewaſſer ablief, erhielt es ſogleich heilſame Eigenſchaften, theilte ſich auch in vier Bäche in Geſtalt eines Kreuzes. In dieſem Waſſer, welches den vier Flüſſen im Paradieſe gleicht, finden die Gläubigen noch jezt Geſundheit und Seligkeit. An ſeinen Ufern wurde Barbara, wie Johannes, mit Heuſchrecken und Honig ernährt.

Einſt ſtieg ſie in den obern Theil des Thurms, fand dort die güldenen und ſilbernen Götzen des Vaters, ſpie ſie an und trat ſie mit Füßen. Dann kam ſie zu den Arbeitern, welche die Fenſter einbrachen. „Warum thut ihr das?“

„Euer Vater hat es befohlen“

„Und ich befehle euch noch ein drittes Fenſter zu machen; ich werde es bey meinem Vater verantworten.“

Der Fürſt kam zurück, erfuhr was vorgegangen, ſah ſeine zertrümmerten Götzen, und wüthete.

„Warum haſt du mir das gethan?“

Sie antwortete züchtiglich: „Vater, du ſollſt wiſſen, daß dem griechiſchen Philoſophen Ariſtoteles zu Folge, die Tugend der Grundſtein aller Seligkeit iſt. Das dritte Fenſter habe ich machen laſſen, weil es drey ſind, welche die Welt erleuchten, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, dieſe drey ſind Eins. Deine Götter habe ich zerſtört, weil ſie taub, ſtumm, leblos waren."

Hierauf hält ſie ihm eine erbauliche Vorleſung über den einzigen Gott. Des erſtaunten Vaters Wuth verdoppelt ſich; er zieht ſein Schwert um ſie nieder zu ſtoßen; aber ſiehe da neigt ſich des Thurmes Spitze, ſezt die Jungfrau ganz ſanft auf den Boden, richtet ſich aber ſogleich wieder auf; Dydaſcorus bleibt darin. Barbara flieht auf einen Berg nahe bey der Stadt in eine Hütte. Der Vater verläßt eilig den Thurm, läuft ihr nach, ſucht und fragt vergebens in der ganzen Stadt, geht zum Thore hinaus und findet endlich zwey Hirten, die ſie laufen ſahn. Der Eine ſchwört, er habe ſie nicht geſehn; der Andere zeiget mit dem Finger auf ihren Zufluchtsort. Die Schafe dieſes Verräthers werden zur Strafe in Heuſchrecken verwandelt.

Der Fürſt findet nun die Prinzeſſin, packt ſie bey den Haaren, geißelt ſie blutig, ſchleppt ſie nach der Stadt zurück, wirft ſie in einen finſtern Kerker, und meldet die Sache dem römiſchen Präfect Marcian, der ſie vor ſeinen Richterſtuhl zu führen gebietet. Ein Engel flößte ihr Muth ein. Der Vater übergibt ſie dem Präfecten, der ob ihrer Schönheit erſtaunt. Freudig bekennt ſie das Chriſtenthum und hält eine lange Predigt. Marcian befiehlt den Henkerknechten, ihr mit eiſernen Stacheln alles Fleiſch vom Körper zu löſen, und ihr nichts als die Nerven zu laſſen, dieſe aber täglich mit härenen Tüchern zu reiben. Alle Zuſchauer weinen über den ſchönen Körper. Sie läßt ſich geduldig martern und bleibt frohes Muthes. In der Nacht erſcheint ihr Chriſtus, gibt ihr alles Fleiſch wieder, und tröſtet ſie, daß der Lohn der Treue morgen ihrer harre. Den andern Tag wird ſie wieder vor den Richter geführt, der nicht wenig über das Fleiſch erſtaunt, und es für ein Wunder ſeiner Götter hält. Sie aber ſpricht: Chriſtus habe es gethan, und das Herz des Richters gehöre dem Teufel.

Dieſe Höflichkeit erwiedert derſelbe durch den Befehl, ihr Skorpionen an den Leib zu ſetzen, ſie dann bey langſamen Feuer zu röſten, und endlich ihr mit einem eiſernen Hammer den Kopf einzuſchlagen, ſo lange bis das Gehirn durch die Naſenlöcher dringe. Das ſchreckt ſie nicht. Marcian gebietet, ihr die Brüſte abzulöſen. Dieſes abſcheuliche Gebot erfüllt der Vater ſelbſt. Sie duldet und ſchimpft. Darauf wird ſie nackend durch die Stadt geſchleppt und gegeißelt. Sie fleht zum Himmel, ſich ihrer Nacktheit und Schamhaftigkeit zu erbarmen. Alſobald läßt Chriſtus durch die Engel ein ſchneeweißes Gewand über ſie breiten.

Da nun ihre Standhaftigkeit nicht zu überwinden war, übergab ſie der Präfect dem Vater, um ihr den Kopf abzuſchlagen. Dydaſcorus warf ihr einen Strick um den Hals, ſchleppte ſie nach der gemeinen Richtſtätte; wo ſie erbauliche Gebete ſprach, Chriſtus erſchien und rief: „Komm, geliebte Braut! der ganze himmliſche Hof erwartet dich.“ Sie ſprach Amen! und durch dieſes einzige Wort wurden eine Menge Umſtehende bekehrt. Der Vater hieb ihr nun mit Einem Streiche den Kopf ab, den ſogleich ein himmliſches Feuer zu Pulver verbrannte. Der Prieſter, der ſie getauft hatte, bat um ihren Leichnam und begrub ihn an einem abgelegenen demüthigen Orte. Es geſchahen aber ſo viele Wunder bey dem Grabe, daß die Bürger der Sonnenſtadt ihr einen prächtigen Sarkophag errichteten, den ſie an vier goldenen Ketten aufhingen, wie er nachmals gefunden worden. Als bald darauf die Chriſten die Stadt eroberten, und ihre Verwundeten in den Tempel traten, wo der Sarkophag hing, wurden ſie Alle plözlich geheilt. Der Sarg war mit brennenden Lampen umgeben; ein alter heidniſcher Prieſter erzählte ihnen die Geſchichte, hinzu fügend: es regne in Aegypten ſelten, brauchten ſie aber Waſſer, ſo ſenkten ſie nur den Sarg in den Fluß, der dann ſogleich ſein Bett verlaſſe und die Gegend überſchwemme. Ziehe man den Sarg wieder heraus, ſo trete auch der Strom gehorſam in ſein Bett zurück. Das erweckte ein ſolches Vertrauen bey den Chriſten, daß ſie ſogar ihre, bey der Eroberung gebliebenen Todten herbey trugen, die auch ſogleich lebendig wurden und Gott lobten. Darauf führten ſie den Körper nach Rom.

Einige erzählen: Pilger aus fernen Landen hätten zu Rom, weder durch Bitten noch Geld, Reliquien erhalten können, und darum das (zu Pulver gebrannte) Haupt der heil. Barbara geſtohlen. Fliehend auf dem Meere, zwiſchen Dänemark und Schottland — (im Manuſcript ſteht: inter Daciam et Slaniam, Bayer lieſt aber inter Daniam et Sconiam) — überfällt ſie ein heftiger Sturm, verſchlägt ſie nach Pommern, wo ſie aber nicht landen können. Die Pommern kommen auf Böten, fragen, was im Schiffe ſey? Antwort: nichts als dieſer Kopf. Den nehmen die Pommern, und bringen ihn in ein kleines Schloß an der See. Jezt bieten die Pilger alles was im Schiffe befindlich für das heil. Haupt, allein vergebens. Ein ſtarker Wind erhebt ſich plözlich, und führt ſie zurück in ihr Vaterland. Darauf vertilgt der Herzog von Pommern die Seeräuber, und legt das Haupt in ſeinen Schaz. Um ihn aber ſicherer zu wiſſen, läßt er ihn nach Schartowiz bringen. — Andere wollen, der Pommerfürſt habe das Haupt auf einer Wallfahrt nach Rom zum Geſchenk erhalten. — Noch andere ſagen, es ſey zwiſchen dem Könige von Dacien und einigen Prälaten ein Streit entſtanden, den zu tilgen der Papſt einen Legaten geſandt, der durch Sturm in den Hafen von Danzig verſchlagen worden. Dort hätten die Einwohner ihn gefangen, und in Knechtſchaft geführt. Unter ſeinen Sachen habe ſich ein goldenes Kreuz mit einem Stücke vom Kreuze Chriſti befunden, welches Suantopolks Gemahlin nachmals dem Kloſter Oliva geſchenkt; ferner das Haupt der heil. Barbara, das nach Schartowiz gebracht wurde. Drey Jahre nachher wollte der Biſchoff von Camin ſeinen Verwandten, den Herzog von Pommern, beſuchen, ritt durch ein Dorf, und hörte in einer kleinen Hütte gar lieblich Salve regina ſingen. Er ſchickte einen Kapellan in die Hütte, der Niemanden als einen Greis daſelbſt fand; es war der päpſtliche Nuntius, d. i. für ſeine Befreyung, dem Biſchoff gelobte, ſeine Kirche unabhängig von der zu Gneſen zu machen; welches auch geſchah.

Als der Ordensmarſchall, angeführter Maßen, Schartowiz überrumpelte, fand er, nach Schätzen ſuchend, einen Schrank, künſtlich mit Eiſen verwahrt, und mit des Herzogs Ringe verſiegelt; darin lag, zu ſeiner großen Freude, das Haupt. „Ihr habt wohl Recht Euch zu freuen," ſagte eine alte gefangene Frau, „denn Alles was jetzt geſchehn, hat mir Barbara die vorige Nacht im Traume verkündet, und erklärt, ſie ſcheide nun von hinnen. Auf meine Frage: wohin? gab ſie zur Antwort: nach Culm.

Man ſieht, die Geſchichte iſt romantiſch genug, um einen Dichter damaliger Zeit zu begeiſtern; und auch noch in unſern Tagen würde der Sänger Oberons gewiß zu einer ſehr lieblichen Schwärmerey ſie umgeſchaffen haben.

Luderus war es, der den Ordensprieſter Jeroſchin zu Verfertigung der deutſchen, gereimten Ueberſetzung der Dusburgiſchen Chronik ermunterte. (Preuß. Samml. B. II. p. 24.)

Von litthauiſchen Kriegeshändeln weiß Kojalowicz in dieſem Zeitraume gar nichts. Aber Kranz in ſeiner Vandal. L. VIII. c. 17. und Henneberger p. 330 erzählen Manches. Die Litthauer ſollen Natangen und Galinden geplündert, die Ritter, mit bayriſchen und brandenburgiſchen Truppen vereint, ſie dafür gezüchtigt, Heinrich von Bayern Schloß Bayerburg erbaut, oder erneuert, und dem Ordensſchutz vertraut haben u. ſ. w. Waren dieſe Unternehmungen glänzend, ſo waren ſie wenigſtens nicht dauerhaft, denn die mit dem Schwert Getauften eilten zurück zu ihren Götzen, ſobald das feindliche Heer den Rücken wendete.

Der Vergleich zwiſchen dem Orden und dem Biſchoff von Cujavien ſteht bey Lengnich t. I. n. 16. die donnernde Bulle des Pabſtes Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 55. die Beſtätigung der Privilegien des Ordens durch Kaiſer Ludwig, in der Ordensdeduction gegen Heſſen, Beylage n. 14. Von den Händeln wegen Beſetzung des culmländiſchen Biſthums ſiehe Leo p. 145.

Johann von Böhmens Kreuz- und Querzüge erzählt chron. aulae regiae. Dlugoſſ behauptet (L. IX. p. 1007), Uladislaus habe den Pabſt erſucht, einen Kreuzzug gegen die Tatarn und Litthauer predigen zu laſſen, und ihm eine Summe Geldes vorzuſtrecken, um dieſen Heiden zu widerſtehen. Da aber die Geſchichte jener Zeit keinen Einfall der Tatarn berichtet, noch weniger einen Bruch des Bündniſſes zwiſchen Polen und Litthauen, ſo ſcheint die ganze Nachricht verdächtig. Hingegen verwilligte der Papſt dem Könige allerley Indulgenzen, die ihm viel Geld eintrugen.

Daß der Orden den Herzog Semouit von der Maſau aufzuwiegeln ſtrebte, beweiſt eine Urkunde auf Pergament in der Schloßbibliothek n. 1696, worin Semouit bekennt, der Hochmeiſter Luderus von Braunſchweig habe ihm oft durch den Großcomthur Keſſelhut Schloß, Stadt und Land Breſten anbieten laſſen, zufolge des mit Caſimir geſchloſſenen Waffenſtillſtandes; daß aber auch oft Requiſitionen an ihn ergangen, mit Geld und Volk dem Orden beyzuziehen, daher wolle und könne er nichts annehmen, aus vielen wichtigen Gründen. Die Urkunde iſt vom Jahr 1330.

In den folgenden Begebenheiten waren Dlugoſſ, Cromer und Schütz die Führer. Allein die Nachricht von dem Comthur Hollenſtein hat Simon Grunau Tr. XII. c. 3. §. 8. Er plünderte die Thorner, weil ſie ihn verklagen wollten wegen vieler ſchlechten Streiche. Der Bote, durch welchen der Orden ſein würdiges Glied zurückfoderte, ſoll in Polen erwürgt worden ſeyn. Eben daſelbſt c. 3. §. 2. ſpricht Simon Grunau von dem Feſtungsbau, „in welcher Arbeit die (gefangenen) Polen gar mächtig beſchwert wurden, und ſahen unmuthig und verdroſſen auf die Brüder in Preußen, und verſtunden dann erſt was die deutſche Hand iſt.“

Die Schlacht bey Plowcze und deren Ausgang wird ſehr verſchieden erzählt. Dlugoſſ läßt mehr als 40000 Deutſche auf dem Schlachtfeld. Cromer ſetzt dieſe Zahl auf die Hälfte herab. Die Polen ſollen nur 500 oder gar nur 42 Mann verloren haben. Die Hiſt. de l'O. T. T. III. p. 160 bemerkt dabey, das ſey unmöglich, denn in einer hartnäckigen Schlacht müßten ſtets von beyden Theilen viele Menſchen fallen. Der Verfaſſer kannte die neuern Schlachten der Franzoſen nicht, wo, wenigſtens nach ihrer Angabe, ſelten mehr als einige

hun

hundert blieben, indeſſen der Feind viele tauſende verlohr. Die Geſchichtſchreiber des Ordens, (auch Kranz. Vandal. L. VIII. c. 16.) erzählen hingegen gerade umgekehrt, die Ritter hätten nur 350 Reiter und eine größere Zahl Soldaten eingebüßt, Polen aber den beſten Theil ſeines Heers. Dlugoſſ hat höchſt wahrſcheinlich (ſiehe Hist. de l'O. T. T. III. p. 162) aus einer Chronik des Erzbiſchoffs von Gneſen geſchöpft, der dieſelbe 1395 endigte, Schütz aus Wigand von Marburg, der Duisburgs Chronik in deutſchen Verſen bis 1394 fortſezte; alſo aus Zeitgenoſſen, in gleicher Entfernung von der erzählten Begebenheit. Folglich waren beyde offenbar parteiiſch; man darf Keinem trauen, (wie leider gewöhnlich in der Geſchichte) und nur die Folgen enthüllen halb und halb die Wahrheit.

Hatte Uladislaus ſo vollſtändig geſiegt, warum ging er nicht nach Pommern? — Dlugoſſ und Cromer ſagen, das würde er allerdings gethan haben, hätte er nicht erfahren, daß Johann von Böhmen Poſen belagere. Eilig ſey er deshalb dorthin aufgebrochen, worauf Johann, mit Verluſt von 700 Mann und aller ſeiner Kriegsmaſchinen, ſich nach Schleſien zurück gezogen habe. Dem widerſpricht aber ein Brief des Geheimſchreibers des Königs von Böhmen, der ſeinen Herrn auf dieſem Zuge begleitete, (Chr. aulae regiae c. 28.) und welcher erzählt, daß, nach einer ſechstägigen Belagerung von Poſen, ein Abgeordneter des Uladislaus eingetroffen, mit welchem Johann Waffenſtillſtand auf einen Monat geſchloſſen habe. Vielleicht erſuchte ihn Uladislaus bey dieſer Gelegenheit, vereint mit dem König von Ungarn, noch einen Verſuch zu Beylegung des Zwiſtes zu machen.

Daß der folgende Feldzug einzig und allein für Polen nachtheilig geweſen, wird einſtimmig erzählt; allein ein Schreiben des Königs von Böhmen, datirt am Bartholomäustage 1332, (geh. Archiv unter dem Zeichen A 1) beweiſt das Gegentheil. Johann meldet darin dem Hochmeiſter: er wolle gern Alles thun was Jener ihn gebeten, „und beſunderlich das wir uns mit dem Chunig von Cracow nicht ſöhnen noch verrichten wollen. Wir ſchicken euch an dem lant zu der Kuya alſo vil das euch für euren ſchaden den ir habt empfangen wol genügen mag u. ſ. w.

Von den Geſetzen dieſes Hochmeiſters und ſeiner milden Regierung iſt Lucas David im VIII. Buche p. 1911 u. f. nachzuleſen. Simon Grunau ſagt: er habe oft thun müſſen, „was ſeinen groſſen Amtsverwaltern gefällig.“ Daß er einen treuen Preuſſen adelte, berichtet das Chron. Pruss. latinum Mscpt. der Schloßbibliothek und vermuthlich aus demſelben Hartknoch im Alt- und Neu-Preußen p. 620. Schon zu den Zeiten Burchardts von Schwenden übte der Orden das Recht zu adeln, doch in der Folge ſehr ſparſam. — In dem Statutenbuch kommt nichts weiter von ihm vor, als daß er die Feyer des Marientages, und zwey Dürftige zu ſpeiſen verordnet.

Viele Geſchichtſchreiber verlängern Luderus Leben bis zum Jahr 1335, allein eine Urkunde ſeines Nachfolgers, datirt vom erſten Faſtenſountag 1334, beweiſt, daß er vermuthlich ſchon 1333 geſtorben, denn zwiſchen ſeinem Tode und der neuen Wahl verfloſſen doch gewöhnlich einige Monate. Von ſeinem Begräbniß in der Domkirche erzählt Herr v. Baczko B. II. p. 107. Sein Leben ſteht in den hannövriſchen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1751, auch in den Biographieen der Deutſchen.

Unter ſeiner Regierung ergab ſich auch ein unbedeutender Zwiſt zwiſchen Danzig und dem Ordenshauptmann zu Stolpe, ein Umſtand, in den ſich die Geſchichtſchreiber nicht finden können, und den daher die Hist. de l'O. T. T III. p. 181. lieber ganz läugnet. Die weiter oben von mir angeführte Urkunde beweiſt, daß der Orden wirklich im Beſitz von Stolpe war.

Zum

Zum fünf und zwanzigſten Kapitel.

Dietrich, Burggraf von Altenburg. 1334.

Harknoch hielt ihn für einen Grafen von Oldenburg, Venator und Heß, durch Harknoch verleitet, thun ein Gleiches, und wahr iſt, daß er in vielen Urkunden, durch Fehler der Abſchreiber, Oldenburg heißt; allein Cod. Pol. T. IV. n. 56 und 60, Duellius P. III. c. 2. n. 58, und Schütz in der lateiniſchen Ausgabe p. 157 beweiſen, daß er ſich Burggraf nannte, eine Würde, die das Haus Oldenburg nie beſaß. Sein Wappen, eine Roſe, war das Altenburgiſche. Der Copiſt konnte leicht irren, da man damals nicht Altenburg ſondern Aldenburg ſchrieb. Hat doch ſogar der Schreiber geirrt, der das prächtige Exemplar der Statuten des Ordens geſchrieben hat, denn der nennt ihn gar Waldenburg, und wiederholt dieſen Irrthum öfter. Mencken in Script. rer. germ. und Ludwig in reliq. Mscpt. haben ſein Geſchlechtsregiſter geliefert. — Die angeführten Geſetze für die innere Ordensverfaſſung liefert das Statutenbuch, nebſt einigen minder bedeutenden oder nur erneuerten. Bey dem, welches den Beamten das Kaufen und Verkaufen unterſagt, wird auch noch das Cleiderezeugen hinzugefügt. Soll es vielleicht Fabriken bedeuten?

Die oben angeführte Urkunde, welche beweiſt, daß Dietrich ſchon am 13. Februar 1334 im Beſitz der hochmeiſterlichen Würde war, lehrt uns auch zugleich, daß zwiſchen Polen und dem Orden eine vorläufige Unterhandlung, oder vielmehr ein bedingungsweiſe eingegangener Friede Statt fand, denn Dietrich ertheilt hier ſeine Beſtätigung, gleichfalls bedingungsweiſe, allein ſo dunkel, daß der eigentliche Zuſammenhang dieſer Begebenheit nicht mehr entziffert werden kann. Er ſagt nemlich: wenn man ihm vor dem Feſt der heil. Dreyfaltigkeit die verſprochenen Briefe in ſeine Stadt Thorn bringe, und wenn dieſe Briefe dem gleichlautend wären, was zwiſchen ihm und Caſimir verabredet und beſiegelt worden; ſo ſolle Otto von Bergau, der Befehlshaber von Brzeſe, Dobryn u. ſ. w. in ſeinem (des Hochmeiſters) und des Königs von Böhmen Namen, Brzeſe mit ſeinem Gebiete an Polen, und Dobryn dem Herzog von Dobryn zurückgeben; träfen aber die Briefe nicht zur beſtimmten Zeit ein, ſo ſoll Otto von Bergau beydes dem Orden wieder ausliefern. Es ſcheint alſo, daß die Eroberungen des Ordens, auf des Königs von Böhmen Verwenden, einſtweilen einem Dritten anvertraut worden, bis zu ausgemachter Sache. Die Folge hat gezeigt, daß die benannten Länder in des Ordens Gewalt verblieben, die erwarteten Briefe müſſen alſo nicht ausgekommen ſeyn. — Daß Caſimir ſich unbedingt den Schiedsrichtern unterworfen, beweiſt eine Urkunde des geh. Arch. n. 140.

Ueber die Verhandlungen und verſchiedenen Tractate der drey verſammelten Könige iſt nachzuſchlagen Dubravius hist. Boem. L. XXI. p. 175. Bonfin. rer. ungar. Decad. II. L. 9. p. 350. 351. Ludwig reliq. MSS. T. V. n. 74. Cod. dipl. Pol. T. I. n. 2. Das ſchiedsrichterliche Urtheil in Betref Pommerns Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 57. Act. boruss. T. III. p. 545. Geh. Archiv Foliant G ohne Seitenzahl. Auf dem inwendigen Titel deſſelben ſteht: Consilia pro et contra, und weiter unten: hic est processus 1339 inter Cruciferos et Polonos in transsumpto 1345. Originale fuerat in Archivo regni Poloniae. Dlugoſſ behauptet L. IX. p. 1032, Johann von Böhmen ſey dem Orden verkauft geweſen, und habe minder ein Schiedsrichter als deſſen Advocat geſchienen. Mit meiner Anſicht der Sache ſtimmt die Hist. de l'O. T. T. III. p. 198 ſo ziemlich überein.

Die Zerſtörung von Pulleyen erzählen Schütz, Kojalowicz, Dlugoſſ und Cromer auf gleiche Weiſe. Nur Simon Grunau Tr. XII. c. 8. §. 1. fügt noch den irrigen Umſtand hinzu: auch des „Königs von Litthauen Frau und kleine Kinder“ hätten ſich in der Feſte befunden. Wo dieſes Pulleyen, oder Pilleven, oder Pullen gelegen, iſt unbekannt. Daß Caſimir, während dieſer Zeit, ohne vorhergegangene Abſage, in Preußen einfiel, erhellt aus einem, dem Orden ertheilten Diplom Kaiſer Ludwigs in Lünigs Spicilegium Fortſetzung des erſten Theils, der Waffenſtillſtand Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 58 Die päpſtliche Bulle, welche auf die Klage der Polen ausgefertigt wurde, ſteht bey Raynaldi ad ann. 1336, n. 61 u. f.

Daß die Litthauer 1040 Jungfrauen fortgeſchleppt, erzählt die Chronik der Wallenrodiſchen Bibliothek p. 146. — Des Herzogs von Bayern der neuen Hauptſtadt ertheilte Vorrechte, Act. boruss. T. III. p. 549; auch Lucas David im 8. Buche.

1337 ſtellte Johann von Böhmen dem Orden abermals eine Urkunde über Pommern aus, (geh. Archiv n. 447.) deren Hauptinhalt: quod amici nostri Summus Magister et fratres ord. Th. et toto ordo habeant super terras Pomeranie litteras autenticas ad recolendam memoriam Due Elizabeth quondam conthorali nostra et cum deliberatione cum illustri Karulo primogenito nostro March. Moravie super emptione donatione et traditione datas. Attamen quia nuper in oppido Thorun certificati fuimus quod etc. Karulus eo tempore quo vendicionem et donationem huiusmodi rectificauit extitit minor annis ac etiam quia prelibata dna Elizabeth sigillum suum non appendit, nos ex nunc de nouo omnes litteras et instrumenta prefatis Mgstro etc. in nouam rectificationem approbamus et confirmamus. —

Der Verzicht König Carls von Ungarn, Preuß. Samml. T. II. p. 591. — Eine Verſchreibung Dietrichs wegen Breſt und Dobryn, Preuß. Samml. T. III. p. 527.

Kaiſer Ludwigs Schenkung von Litthauen in Lünigs Reichsarchiv pars spec. t. V. p. 6. Act. boruss. T. III. p. 549, auch bey Cortrejus corp. jur. publ. §. 70. p. 314.

Wegen der Wittinger habe ich die Erläuterungen ſchon weiter oben geliefert. Alle Geſchichtſchreiber, ohne

Ausnahme, haben bisher geglaubt, es wären im Schloſſe Bayern zwey Brüder Witting geweſen.

Bey Gelegenheit der großen Büchſen, deren ſich der Orden, nach Lucas David Zeugniß, gegen die Litthauer bediente, muß ich eines Widerſpruchs im Simon Grunau Tr. XII. c. 4. §. 4. erwähnen. Zwiſchen den Jahren 1331 und 1335 ſollen ſich die Polen zuerſt einer Büchſe bedient haben, die ein Edelmann ihnen zugeführt, dem der Orden verſagt worden, (c. 5. §. 1.) weil er fünfviertel Jahr nach ſeines Vaters Tode geboren worden, obgleich die Aerzte und ſogar Kaiſer Heinrich ihm ein Zeugniß ertheilt, daß das wohl möglich ſey. Der Orden ſoll damals die neue Erfindung noch nicht gekannt haben.

Der Auftrag des Papſtes an ſeine Legaten Cod. Pol. T. IV. p. 56 u. f. Er ſteht auch in dem Folianten O des geh. Archivs p. 20. und in dem Memoriale clerici anonymi de justitia motae litis Magistro et ordini Cruciferorum per Regem Poloniae, welches Bayer in ſeinen monum. pruss. aufbehalten. Des Kaiſers Verbot, ſich vor keinem fremden Richter zu ſtellen, Lünigs Spicil. eccl. Contin. part. I. Das Urtheil der Legaten Cod. Pol. T. IV. n. 60.

Die Hist. de l'O. T. T. III. p. 134 behauptet, der Papſt habe ſeinen Irrthum ſogleich erkannt, allein er ſelbſt hatte, auf den erſten Bericht ſeiner Legaten, das Urtheil vorgeſchrieben, wie aus einer Bulle in dem Buche O des geh. Archivs p. 20 erhellt, in welcher er auch wiederholt: quod magister et fratres noscuntur infamia laborare. Sein nachmaliger, den Biſchöffen von Cracau, Culm und Meißen ertheilter Auftrag, Cod. Pol. T. IV. n. 61. Seine Erklärung, daß er in dem Urtheil der Legaten große Mängel entdecket, die ihm nicht erlaubten decenter nec de jure ſolches zu beſtätigen, bey Raynaldi ad. ann. 1341. n. 39.

Das Einreißen der Prachtliebe im Orden ſteht im ſeltſamen Contraſt mit einigen Vorſchriften der Ordensſtatuten. Da heißt es z. E. „die alten Kleider ſoll man beſſern und nähen, an die neuen das Zeichen von den alten ſetzen (nemlich das Kreuz) u. ſ. w.

Die Hist. de l'O. T. T. III. p. 248 beſtreitet mit nicht unwichtigen Gründen den von Pauli und mehrern angeführten Umſtand, daß der Marggraf von Mähren den ſterbenden Hochmeiſter vom Banne löſen laſſen. Da der Pabſt das ganze Urtheil für ungerecht erklärt hatte, ſo mochte allerdings auch der Bann dadurch bereits gehoben ſeyn. —

Unter den dem Kloſter Oliva zugeſtandenen Rechten, (Preuß. Samml. T. III. p. 92.) wird auch eines Schiffs zum Heringsfang erwähnt; der Hering muß ſich alſo doch nicht ganz von den Preußiſchen Küſten weggezogen haben.

Die Beſchreibung der St. Annengruft liefert Wraxall in ſeiner Reiſe im 18. Briefe.

Schütz, und auch Herr von Baczko, behaupten, Dietrich habe die erſte Silbermünze ſchlagen laſſen, die, von ihrem erſten Auspräger, den Namen Schilling erhalten. Das ſcheint irrig, denn ſchon die Culmer Handfeſte beweiſt, daß die Ritter, gleich nach ihrer Ankunft in Preußen, feines Silber ausgemünzt, und Hartknoch zeigt (Diss. 16. p. 28 b.) daß die Schillinge ſchon längſt vor Dietrichs Zeiten in Deutſchland bekannt geweſen. Es wäre alſo wohl eher möglich, daß der Mann, der ſie zuerſt in Preußen prägte, einen Beynamen von der Münze erhalten, als daß jene ihre Benennung ihm verdankt hätte. (Siehe auch Prätorius Schaubühne Buch XV. c. 5. und Hartknoch A. und N. Preußen p. 516.)

Das freundſchaftliche und doch ohne wichtige Folgen bleibende Verhältniß des Ordens zu den ruſſiſchen Fürſten, ſcheint mir allerdings merkwürdig. Das geh. Archiv liefert mehrere Beweiſe davon, beſonders der Band F. Daſelbſt findet ſich p. 39 ein Schreiben von Andreas und Leo, „Herzogen des ganzen ruſſiſchen Landes zu Galizien und Ladimir“ worin ſie ſich erbieten, die Freundſchaft fortzuſetzen, die ſchon zu der Voraltern Zeiten obgewaltet; p. 19 ein ähnliches Schreiben Georgs „Herzog zu Ruſſen.“ 1325 p. 20 ein gleiches von 1327, worin er auch Hülfe gegen die Tatarn verſpricht, u. dgl. m. In einem vom Jahr 1326 (geh. Arch. n. 228) ſagt

Georg: Die alte Freundſchaft der Vorfahren ſey jezt wieder erneuert durch den honorabilis et religiosus vir Sighertus de Swarcburc consanguineus noster. (?) Ich liefere hier zur Probe Eines dieſer Schreiben, welches, wenn gleich nicht ganz hieher gehörig, doch ſonder Zweifel den Geſchichtsforſchern willkommen ſeyn wird. Es iſt ein Original, und befindet ſich im geh. Archiv unter n. 131.

In nomine domini amen. Quoniam omnium conditoris incomprehensibilis prouidencie altitudo non solum ob id dominos preferri voluit vt subditis dominando preessent sed eciam vt pacis et iusticie copiam eis ministrando prodessent Eapropter nos Georgius dei gratia natus dux tocius Russie mynoris volentes litium dispendia equitatis et unionis compendio coarcare. Vt per hoc zyzanie scrupulus euitari pacisque et concordie tranquillitas possit co feruencius augmentari amicicie pacis concordie et federa amicabilis vnionis. Cum olym cum reuerendis ac serenissimis sacre professionis viris ac dominis generalibus magistris ordinis hospitalis sancte Marie domus Theutonicorum Irusal. terre prussie quibuscumque nominibus censeantur usque ad tempora venusti reuerendique Domini Theodorici de Aldenburk moderni summi et generalis magistri ordinis hospitalis sancte marie dom. theut. Isalm per nostros felicis recordacionis predecessores reges et principes videlicet Romanum, Danyelem, Leonem, Georgium et Andream inita contracta atque habita ac inuiolabili effectu prosequente seruata nos vna cum dilectis et fidelibus nostris baronibus militibusque scilicet Demetrio Dethkone nostro Mychalo yelezarowicz pallatino belzensi Wascone Tudryenowicz iudice curie nostre Hryczkone Kossaczowicz pallatino premysslensi Borisone Czacula pallatino lemburgensi Chodore Otek pallatino de Lutzel. Chotkone filio yeromiri, innowamus (sic) approbamus ratificamus et praesentis scripti munymine patrocinioque confirmamus promittentes bona fide

semoto omni dolo studio ingenio et subtilitate aliquali malis penitus pretermissis vna cum prefatis nostris baronibus militibus nobilibus terris nostrisque et hominibus, eandem fauorabilem vnionem et concordiam cum prelibato reuerendo inire professionis Dno Theodorico de Aldenburk moderno magistro generali ordinis hospitalis supra dicti suisque cum conpreceptoribus commendatoribus fratribus nobilibus terrisque ipsorum et hominibus perpetuis temporibus firmiter et irrefragabiliter obseruare neo contra facere aliqualiter aut venire et vt hēc maneant inconwulsa et semper integra roburque obtineant perpetue firmitatis ac nowitatis wultum assumant presentes scribi fecimus et nostro ac predictorum nostrorum baronum sigillis communiri. Datum et actum in Wlademiria anno incarnacionis domini millesimo trecentesimo tricesimo quinto tredecimo Kalendas nowembris in vigilia vndecim milium sanctarum virginum.

Angehängt iſt das groſſe ſehr gut erhaltne Siegel des Herzogs in gelb Wachs. Zu jeder Seite deſſelben ſind 3 Siegel ſeiner Hofleute.

Das Leben Dietrichs von Altenburg ſteht im 4ten Stücke der hiſtoriſchen Sammlungen.

Die am Schluß dieſes Kapitels erwähnte Verpfändung iſt in einer Urkunde des geh. Archivs unter dem Zeichen 8 ∧ enthalten. Die Herzogin Eliſabeth, Buguzlaus, Barnym und Warzeſſlaus, Erben und Herzöge von Schetin, Slauie, Caſſubie, Pomeranie, Ruge, verpfänden für 2766 Mark Silbers Lübiſch Gewicht, Land, Schloß und Stadt Sichra (sic) unter den angeführten Bedingungen. Datum in Prielar und Actum in Marienburg 1341 am Tage Philippi Jacobi.

Zum ſechs und zwanzigſten Kapitel.

Ludolph König von Weizau.

Die Hist. de l'O. T. T. III. p. 252. not. 1. läugnet geradezu die harte Interims-Regierung des Statthalters Carl von Schwarzburg: la Situation des affaires que les Chevaliers avoient avec les polonois, dément complettement cette assertion. Das iſt der ganze etwas dunkle Grund, den ſie anführt, und der gegen das einſtimmige Zeugniß angeſehener Schriftſteller nichts zu beweiſen ſcheint. Denn nicht blos Waiſſel und Duellius, auch Lucas David im VIII. Buche, p. 1987 beſtätigt ſolches, und, da ſich gar nicht abſehn läßt, warum man ohne Veranlaſſung ein ſolches Mahrchen ſollte erfunden haben, ſo ſcheint die Sache wohl gewiß, obſchon die nähern Umſtände uns unbekannt geblieben ſind.

Die Bulle Clemens VI. an die Biſchöffe vom Culm, Cracau und Meißen Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 61. Das Bündniß Caſimirs mit dem Herzog von Stettin, eben daſ. T. I. p. 568. n. 1. Herr v. Baczko iſt hier in einen Irrthum verfallen, wenn er T. II. p. 121 ſagt, die Polen hätten, troß des Friedens mit dem Orden, noch immer Haß genahrt, weil Caſimir bald nach dem Frieden jenes Bündniß mit Bogislaus geſchloſſen. Allein das geſchah am 24. Februar 1343. Der Friede mit dem Orden hingegen wurde unterzeichnet am St. Kilianstage. Im Cod. Pol. ſowohl, als in den Act. boruss. heißt es zwar: die B. Christiani Martyris et ejus Sociorum, allein das iſt offenbar ein Fehler des Abſchreibers, und ſoll heißen Chiliani, denn ſo iſt dieſer Name in einer andern, an demſelben Tage ausgeſtellten Urkunde geſchrieben; und ſo findet er ſich auch in der Originalurkunde des geh. Archivs n. 212. Das Feſt des heil. Kilian fällt auf den 8. July. Auch Dlugoſſ ſezt p. 1066 den Friedensſchluß auf den Tag des heil.

Procopius, das heißt, gleichfalls auf den 8. Julv. Außer allen Zweifel wird dieſe Angabe noch durch die Urkunden des geh. Archivs geſezt, nemlich n. 212, der Friede im Original, und die Abſchrift deſſelben in dem Folianten G, wie auch in dem Folianten O, p. 72. Im Cod. dipl. Pol. ſteht er T. IV. n. 62, und in den Act. boruss. T. III. p. 553. Das Bündniß mit Boguslaus wurde alſo nicht *nach*, ſondern lange *vor* demſelben geſchloſſen. In den Preußiſchen Sammlungen T. III. p. 291 ſind ſieben hieher gehörige, mit erläuternden Anmerkungen verſehene Urkunden zu finden, und p. 737 die Beſtätigungen der Fürſten Caſimir und Uladislav. Die Gränzberichtigung mit Herzog Ziemovit ibid. T. II. p. 648.

Daß Caſimir auch noch eine beſondere Urkunde ausſtellte, worin er verſprach, den Heiden und Ungläubigen ferner keinen Beyſtand zu leiſten, alſo von Litthauen ſich zu trennen, war bis jezt unbekannt; allein die Urkunde befindet ſich unter n. 140 des geh. Archivs, auch in dem Folianten G, der überdies noch manche hieher gehörige Quittungen und Briefe der Herzoge Semovit und Boguslaus enthält. Die von Caſimir übernommene Bürgſchaft gegen Ungarn, Cod. Pol. T. IV. n. 63. Act. boruss. T. III. n. 558. Die Erklärung der Biſchöffe, daß ſie gegenwärtig geweſen, Cod. Pol. T. IV. n. 64. und im Buche G. Die von eilf polniſchen Großen, ibid. n. 65. Act. boruss. t. 3. p. 560. Allein es gibt auch noch Urkunden der übrigen polniſchen Stände, die bis jezt unbekannt waren, und beweiſen, welche außerordentliche Vorſicht der Orden verwandte, um ſich den Beſiz von Pommern, ſo viel es nur immer durch Pergamente geſchehen konnte, zu ſichern. N. 73 des geh. Archivs enthält ein zu Cracau ausgeſtelltes ähnliches Document des polniſchen Adels. Im Buche G finden ſich noch mehrere dergleichen von Schloßhauptleuten und andern Beamten, von den *Städten* Cracau, Sendomir, Sanden u. ſ. w. Der Orden hatte Recht, ſo behutſam zu verfahren, denn er kannte die Geſinnungen der Polen in Anſehung ihrer Regierungsform, die unter andern in einer Abhandlung in dem Buche G des geh.

Archive,

Archivs, (unter dem Titel Avisamenta) ſehr ſtark ausgedrückt ſind. Rex non est dominus bonorum regni, heißt es darin, sed Administrator. Consensus incolarum est necessarius u. ſ. w. Die Zeiten haben ſich ſeitdem ſehr geändert, Consensus incolarum iſt heutzutage gar nicht mehr nothwendig. — Wie die Unterthanen ſich in den polniſchen, jezt wieder abgetretenen Provinzen gegen den Orden benommen hatten, erzählt Simon Grunau, Tr. XII. c. 7. §. 1.

Es iſt die hist. de l' O. T. T. III. p. 268, welche behauptet, Caſimir habe den Frieden bewilligt, weil er das Recht des Ordens endlich eingeſehen. Herr v. Baczko B. II. p. 119 führt wahrſcheinlichere Gründe an.

Die Begebenheiten in Ehſtland ſind aus Ruſſow, Arndt, Schütz, Schurzfleiſch, Venator und Heinze hist. dipl. de Waldemar. III. geſchöpft. Ruſſow gibt des Aufruhrs Urſach p. 36 in ſeiner naiven Sprache ſehr richtig an: „wente de vam Adel hedden en lange genoch vele Homodis vn allerley Tyrannye bewyſet." Die Urkunde, durch welche die däniſchen Räthe den Orden zu Hülfe riefen, ſteht in den Act. Boruss. T. III. p. 734. Die, durch welche ihm Reval und Weſenberg eingeräumt wurde, ebendaſ. p. 736. Ehſtland wurde, bey Gelegenheit einer Vermählung von Chriſtoph II. Tochter mit dem Marggrafen Ludwig dem Bayer von Brandenburg, für eine Mitgabe von 12000 Mark Silbers an dieſen verpfändet, und dann von Otto, dem Juncker, wie Lucas David ihn nennt, gänzlich an den Marggrafen abgetreten, (Cod. dipl. Brandenburg. T. I. p. 153 und 161.) welches auch Waldemar beſtätigte.

König Chriſtoph wollte ſich vielleicht mit guter Manier eines Beſitzes entledigen, in welchem widerſpenſtige Unterthanen ihm die Huldigung verſagten; denn eine Urkunde im rothen Buche auf dem Ritterhauſe zu Reval, ausgeſtellt zu Wortingebingh am Pfingſtdienſtage 1321, ſagt: Der König habe vernommen, daß ſie ihm nunmehr huldigen und treu ſeyn, auch nimmer von der Krone Dänemark geſchieden ſeyn wollen, darum er „uth dem Herzen yn vorgeuen den Tornen und Mißhechlichkent des Tornes hergekamen von waterley ſake, und willen vn nu ehern, leſſ hebben u. ſ. w." Schon Huitfeld (Siehe Gebhardi p. 588 Not. E.) führt an, daß Waldemar dem ehſtländiſchen Adel verſprochen, das Land nie von der däniſchen Krone zu trennen. Das eben erwähnte rothe Buch enthält dieſe Urkunde in deutſcher Sprache, und ſagt ausdrücklich, Ehſtland ſolle nie von Dänemark geſchieden werden „mith vorkopern edder vorpanderen effte (oder) jenige voranderinge off jenyger anderley maneer.). Coppenhagen am St. Matthäustage 1329. Des Marggrafen von Brandenburg und ſeiner Rechte wird gar nicht gedacht. Doch ſtand dieſer ſchon vor dem Jahr 1340 mit dem Orden im Handel über Ehſtland, wie die Einwilligung Kaiſer Ludwigs zu dieſem Handel beweiſt. (Cod. Brandenb. T. IV. p. 555.) Es wurde aber damals nichts daraus. Arndt hat ein langes Verzeichniß von Urkunden, dieſen Gegenſtand betreffend, p. 100 geliefert. Der eigentliche Verkaufsbrief war bisher nur in däniſcher Sprache bey Huitfeld vorhanden. Das Original wurde vermuthlich nach Liefland abgeliefert, als der Orden daſelbſt Ehſtland erhielt. Ich habe aber im geh. Archiv unter dem Zeichen ⊙ einen ſehr authentiſchen Transſumpt davon in einer Bulle Clemens VI. gefunden, in welcher er den Kauf und die Schenkung beſtätigt, und das Inſtrument wörtlich einrückt. Waldemar ſagt darin unter andern: ducatum Estonie ad fratrem Ottonem jure hereditario pertinentem — cum se et sua ordini predicto dedicauerit — donauimus inter viuos et tradiximus etc. Nihilo minus ex certis et rationabilibus causis nos et regnum nostrum tangentibus, venditionis nomine et emptionis titulo pro eodem ducatu decem et nouem millia marcarum puri argenti fatemur nos recepisse. — Der Adel in Ehſtland führte bittere Klage über das gebrochene königliche Wort, und, nach Gebhardi p. 605, ſoll Waldemar ihm geantwortet haben, er ſey in Geldnoth; ſobald er aber nur die Summe aufbringen könne, wolle er den Kauf wieder umſtoßen, unter dem Vorwand, der däniſche Reichsrath habe nicht eingewilligt. Lucas David p. 1333 u. f. will in der Kanzley lev Nachrichten gefunden haben, daß ſchon 1341 Ehſtland dem Orden für 13000 Mark verkauft worden, weiß aber nicht, ob die Zahlung wirklich geſchehen, und warum denn das Land erſt 1346 an den Orden gekommen ſey? da der Marggraf 6000 Mark dafür bekommen. Es habe alſo in Allem 25000 Mark gekoſtet, wozu der Orden in Liefland 20000 geliehen, weshalb es auch dieſem unter der Bedingung ſey eingeräumt worden, es ſogleich wieder herauszugeben, wenn die vorgeſchoſſenen 20000 Mark erſetzt würden.

Obgleich der Kauf von Ehſtland erſt unter dem folgenden Hochmeiſter geſchah, ſo habe ich doch die Begebenheit lieber gleich im Zuſammenhange erzählen wollen.

Daß die Litthauer zu einem Tribut verpflichtet worden, hat Hr. v. Baczko B. II. p. 125 dem Lucas David nacherzählt; da ſich aber nirgend ſonſt eine Spur davon findet, und auch ſowohl in dieſem Zeitpunct als in dem folgenden die Litthauer keinesweges ſo geſchwächt erſcheinen, ſo vermuthe ich hier einen Irrthum. Die Chronik des geh. Archivs p. 121 erzählt: es ſey in einem Treffen der König der Litthauer ſchwer verwundet worden, und habe gerufen: unſere Götter haben uns verlaſſen! — von einem Tribut weiß ſie aber auch nichts

Ganz gewiß irrig iſt die Erzählung aller Schriftſteller, die nach Preußen gewallfahrteten Fürſten wären, bey dem Feldzuge in Litthauen, mit dem Hochmeiſter in Uneinigkeit gerathen, hatten ihm bittere Vorwürfe gemacht, und wären mißvergnügt von dannen geſchieden. Beſonders ſchmücket Kranz in Vandal. L. VIII. c. 27. dieſe Fabel aus. Allein ein ſehr unverdächtiges Zeugniß beweiſt das Gegentheil. Kaiſer Carl IV. nemlich, derſelbe Marggraf von Mähren, deſſen öfter gedacht worden, hat ſein eigenes Leben geſchrieben, welches dem Dubravius und dem Chron. aulae regiae (Königſaal) angehängt iſt. In demſelben ſagt er: post non multos vero dies omnes isti principes et magni viri de Wratislavia versus Prussiam processerunt et ibidem cum per longum tempus glaciem expectantes jacuissent, hiems adeo fuit mollis et lenis quod per glaciem transitum, sicut aliis annis, minime habuerunt, et sic multi magni viri suis votis frustrati perdiderunt labores simul et expensas.

Alſo, wenn Ludolph König wirklich wahnwitzig geworden, ſo war das wenigſtens keine Folge der ihm von den Fürſten gemachten Vorwürfe. Dieſer Wahnwitz ſcheint überhaupt zweifelhaft, denn Pauli erwähnt p. 200 einer Urkunde, die Ludolph noch 1345 als Hochmeiſter ausgeſtellt und die Rieſenkampfiſche Chronik ſagt weiter nichts, als daß er „gebrock an ſynem Live" geweſen, „So dat he nicht lenger regeren vermochte." — Joh. a Cruce recensio Magistrorum (in Bayers Mon. pruss.) führt ſeine letzten Worte an.

Zum ſieben und zwanzigſten Kapitel.

Duſener von Arffberg.

Außer den bekannten Quellen, liefert das 9te Buch des Lucas David manches Unbekannte, doch auch vom Hrn. v. Baczko treulich benutzte. Dahin gehört auch die abermalige Behauptung, daß, nach der Schlacht bey Onkaim, der Hochmeiſter wiederum Tribut von Litthauen gefodert habe. Eine ſolche Foderung nach einer ſolchen Schlacht, iſt nicht unwahrſcheinlich; allein daß ſie ſelbſt nach dieſer Niederlage höhniſch verweigert wurde, beweiſt wohl um ſo mehr, daß ſie auch zuvor noch nie bewilligt worden war. Uebrigens werden alle dieſe Kriegsbegebenheiten, und ſelbſt der Verluſt in jener Schlacht ſehr verſchieden angegeben. Ein polniſcher Geſchichtſchreiber, Michovius, ſpricht von 18000, Kojalowicz von 10000, Kranz gar nur von 8000 Erſchlagenen; doch die preußiſchen Chroniken nennen einſtimmig 22000. — Den Fürſten Narimund laſſen andere erſaufen, indem er, um ſich zu retten, mit ſeinem Pferde durch den Strom ſchwimmen wollen, und Dlugoß verſichert, ſein Körper ſey vom Comthur von Labiau gefunden, nach Litthauen geſandt, dort, heidniſcher Sitte gemäß, verbrannt worden. Gerade dieſer Umſtand, daß der Comthur von Labiau ihn gefunden, ſcheint eher zu beweiſen, daß er auf dem Schlachtfeld geblieben.

Nach Schütz haben beyde Schlachten 1346 und 1347 Statt gehabt. Pauli findet Gründe, die zweyte ſpäter anzugeben. Raynaldi ſpricht von der einen unter dem Jahr 1346, von der andern 1349. Dlugoß hat 1346 und 1348, fügt aber noch eine dritte 1349 hinzu; Bzovius erwähnt eines großen Sieges 1351. So ungewiß iſt faſt überall die Zeitrechnung, wo Urkunden fehlen.

Die Gränzberichtigung mit Polen, Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 67.

Der Abt Martinus zu Hylda verkaufte 1347 dem Orden Strepowe für 40 Mark preußiſcher Münze, in ſeines Kloſters Nutzen zu verwenden. Geh. Archiv n. 417.

Das Verfahren mit den Ehſtländern erzählt Lucas David weitläuftig im 9ten Buche p. 2047 u. f. Unter den drey Bewaffneten, die jeder Gutsbeſitzer ſtellen mußte, ſollte ſeyn „ein frommer, aufrichtiger, friſcher und ſtarker deutſcher Mann, mit Waffen wohl angethan" die andern beyden mochten Landleute ſeyn, doch mit Schild und Helm. — Lucas David fügt hinzu: ſo habe der Orden die Geiſtlichkeit unterdrückt, die ihn doch zuerſt in Liefland aufgenommen, mit Land und Leuten belehnt, weshalb auch der liefländiſche Landmeiſter auf Landtägen dem Biſchoff von Dorpat habe den Steigbügel halten müſſen, „wie denn zu meinen Zeiten," fährt er fort, „auf dem Tage zu Wolmar beſchehen, da der gute alte Werner von Plettenberg dem Biſchoffe Blankenfeldt von Dörpt gehalten, in Anſehn einer ſehr großen Menge der Ordensbrüder und des liefländiſchen Adels" denn mit dieſem gelehrten Juriſten habe der Orden nicht fertig werden können.

Die Geſetze für den innern Orden ſtehen im Statutenbuche. Was man eigentlich unter den Worten verſtand: der Aufzunehmende ſolle wohl geboren ſeyn, iſt zweifelhaft, denn auch Baſtarde konnten den Orden empfangen, nur nicht Hochmeiſter werden. Solches erhellt heilt aus einer Verordnung, die ſich in den Ordensſtatuten unter den Gewohnheiten befindet, und feſtſetzt: Hochmeiſter kann nicht werden, wer nicht ein ehelich Kind iſt. Alſo gab es unter den Rittern unehelich Geborne, denn wozu ſonſt dieſes Geſetz? — Die Schilderung der Wallfahrtswuth iſt aus Lucas David entlehnt. — Das Leben dieſes Hochmeiſters iſt vom Hrn. Kriegsrath Volz in Königsberg bearbeitet worden: exiſtirt aber nur noch in der Handſchrift, die ich, weil ſie noch nicht ins Reine geſchrieben war, leider nicht habe benutzen können.

Zum acht und zwanzigſten Kapitel.

Winrich von Kniprode.

Piſansky's Schrift über dieſen Hochmeiſter habe ich mir nicht verſchaffen können, allein hier öffnet ſich eine ganz neue, von keinem preußiſchen Geſchichtſchreiber gekannte handſchriftliche Quelle, nemlich: Vincentii Moguntini Chronicon Prussiae, siue historia Winrici de Kniprode et pars historiae Successoris. Dieſer Vincenz war Hofkaplan des Hochmeiſters, ein Augenzeuge aller ſeiner Thaten. Um ſo mehr muß ich beklagen, daß ich das Werk ſelbſt nicht geſehen, ſondern nur aus Beckers Verſuch einer Geſchichte der Hochmeiſter (Berlin 1798) geſchöpft habe. Der Verfaſſer dieſes Verſuchs erhielt die Chronik von einem Ordensbeamten aus dem Archiv, und hat viele Stellen wörtlich daraus angeführt, doch weit weniger als ich zu finden gewünſcht hätte. Der leidige Krieg hat mich verhindert, Nachforſchungen über dieſe Chronik in Deutſchland anzuſtellen, doch iſt der Auszug, welchen Becker daraus geliefert, reich an Belehrung, und alle bis jetzt unbekannten Begebenheiten unter der Regierung dieſes Hochmeiſters, bey welchen ich keine andere Quelle citirt habe, ſind aus dieſer entlehnt. So z. B. gleich anfangs die ſtreitige Wahl zwiſchen Winrich und einem Grafen von Kirchberg. Vincenz ſagt, der Letztere ſey durch den Herzog von Sachſen unterſtützt worden. Dieſe Nachricht würde ich bezweifeln, wenn ſie nicht ſehr wohl auf einen Ordensbruder, einen Herzog Albert von Sachſen, paßte, der, laut einer Urkunde im geh. Archiv, unter dem Zeichen 8, damals Pfleger zu Raſtenburg war. — Die Stimme in der Kirche zu Marienburg rief: Winrice! Winrice! Ordo vacillat! — Bey Vogelſchießen warf Winrich den Vogel mit ſeinem Pfeile herunter, und beym Scheibenſchießen traf er viermal in das Schwarze.

Die Baſſenheims müſſen damals noch zahlreich im Orden geweſen ſeyn, denn außer dem hier erwähnten Weit, finde ich auch einen Siegfried Walpot von Baſſenheim, hospitalarius, als Zeugen unter einer Urkunde von 1391. (Geh. Archiv n. 599.).

Schade um das verlorne Lied des preußiſchen Dichters Rixel! vielleicht enthielt es manchen damals noch bekannten Umſtand aus Waidewuts Geſchichte. Aber die preußiſche Sprache muß ſchon ſehr verdrängt, wenigſtens von den Rittern nicht erlernt worden ſeyn, Einmal, weil Rixel erſt um Erlaubniß bitten mußte, in derſelben zu ſingen, und Zweytens, weil man auf die tauben Nüſſe in der verdeckten Schüſſel folgenden Vers gelegt hatte:

Niemahns hat verſtanden de arme Pruſſe,
Deß thu ich ihm ſchenken hundert falſche Nuſſe.

Auch die Nachricht von des Ordens vermehrter Waſſermacht, und dem merkwürdigen Manne, der ſie befehligte, iſt aus Vincenz entlehnt; doch iſt auffallend, daß, während Winrichs langer Regierung, kein einziges Beyſpiel vorkommt, wo dieſe Macht wäre gebraucht worden, oder wo ſie entſcheidend mitgewirkt hätte.

Zum neun und zwanzigſten Kapitel.

Der Krieg mit Litthauen.

Ich halte für unmöglich, den verworrnen Knauel der Kriegsbegebenheiten jener Zeit ſo aus einander zu wirren, daß Chronologie und Nebenumſtände ſich verbürgen ließen. Wo Vincenz, der Augenzeuge, erzählt, bin ich dieſem gefolgt; ſonſt habe ich mir aus Lucas David, Schütz, Leo, Kojalowicz u. ſ. w. das Wahrſcheinlichſte zuſammen geſetzt. Nur wo dieſe ſchweigen, ſuchte ich andere Quellen auf. — Die Zahl der in dem langen Kriege gegen Litthauen Gebliebenen wird von Lucas David auf noch nicht 100000 angegeben. Ich bin Becker gefolgt, der aus Vincenz ſchöpfte und die Zahl auf 206177 beſtimmt welches auch weit wahrſcheinlicher iſt, oder vielleicht noch nicht einmal wahrſcheinlich genug, da auf jedes von den 85 Jahren kaum 2400 Menſchen kommen.

Den Zug des Grafen von Derby beſchreibt Herrmann Corner ap. Eccard. T. II. p. 1088.

Daß Olgerd, durch verſtelltes Anerbieten, ein Chriſt zu werden, den Kaiſer ſelbſt getäuſcht, erzählt die hist. de l' O. T. T. III. p. 350. aus guten Quellen. Daß auch Kynſtut ſich ſchon früher in Polen derſelben Liſt bedient, ſagt Bzovius ad ann. 1349. Seine Behandlung der Geſandten, die ihm ein Bündniß gegen ſeinen Bruder antrugen, berichtet Vincenz mit den Worten: More antiquo nasis et auribus privari jussit u. ſ. w.

Ueber dieſes Fürſten erſte Gefangenſchaft ſind die Meinungen ſehr getheilt. Schütz, Schurzfleiſch, Kojalowicz, und nach ihnen auch die hist. de l' O. T. T. III. p. 352. behaupten, er ſey in einem Treffen oder Scharmützel den Feinden in die Hände gefallen, und zwar habe der Meiſter von Liefland, Vittinghoff, ihn gefangen. Ich bin dem Simon Grunau gefolgt, der im 13ten

Trac

Tractat c. 3. §. 1. die Sache umſtändlich erzählt; eben ſo Lucas David. — Es iſt Vincenz, der Kyeiſtuts Tochter zu einer Nonne in Maynz macht. Er beſchreibt auch die Geſtalt des Großfürſten und ſein Benehmen in der Gefangenſchaft, wo er ſelbſt ihn öfter ſah. Lucas David hat in der Behauptung geirrt, daß Winrich ſeinen Gefangenen in Ketten legen laſſen. Die Geſchichte von Kyeiſtuts Flucht habe ich vorzüglich aus Lucas David entlehnt, Buch IX. p. 2081. Er nennt den Knecht: Michel Luff, die Chronik der Wallenrodiſchen Bibliothek: Woiphiti; bey den meiſten Schriftſtellern heißt er Alff, woraus die hist. de l'O. T. Adolph macht. Die nemliche läßt auch bald darauf den Großfürſten noch einmal gefangen nehmen. Das iſt offenbar eine Verwechslung. Winrich hätte ſonſt nicht zu Kyeiſtut ſagen können: wenn er in die Feſte Kauen ginge, ſo wolle er, der Hochmeiſter, ihn zum drittenmale in Marienburg bewirthen. Zum viertenmale hätte er ſagen müſſen.

Die Nachricht von den 30 Büchſen hat Hr. v. Baczko wörtlich aus Lucas David angeführt in der Beylage III. zum 6ten Buche. — Lucas David läßt auch den Prinzen Woydat ſogleich bey dem Anrücken der Deutſchen in das feindliche Lager gehen, da hingegen die meiſten ihn erſt bey der Einnahme von Kauen gefangen nehmen und bekehren laſſen. Die Chronik des geh. Archivs p. 124 ſagt, Kaiſer Carl habe dieſen Woidat, den ſie Waydach nennt, zum Herzog gemacht.

Die Beſchreibung von Kyeiſtuts Heere in Winterkleidern hat Vincenz. Was Becker ſehr paſſend Schlittſchuh nennt, drücket Vincenz folgendergeſtalt aus: Incredibili celeritate pedibus ferreatis super glaciem cucurrerunt.

Vincenz, der gleichfalls das Geſpräch anführt, welches Winrich mit Kyeiſtut vor Kauen gehalten, ſagt nicht, daß Winrich ſich erboten habe, ſeine Verſchanzungen zu ſchleifen. Vielleicht iſt das ein prahleriſcher Zuſatz Wigands von Marpurg, der ſelbſt Ordensbruder war. —

Daß der Herzog von Lothringen 1365 in Preußen war, ſteht in Calmet hist. de Lorraine T. III. p. 373.

wo auch erzählt wird, der Herzog habe bey **Hazeland** (welches in Preußen liegen ſoll) eine große Schlacht gewonnen, in welcher das Ordensheer 180000 Mann ſtark geweſen; den rechten Flügel von 10000 Reitern läßt Calmet vom König von Böhmen commandiren, der, wohl zu merken, damals Kaiſer Carl IV. war. Die Armee der Litthauer gibt er nur zu 130000 Reitern an, hingegen befanden ſich noch bey ihnen **Ibrahim** mit 30000 Türken, **Iſaac** der Kaiſer von **Carthago**, die Sultane von Babylon und Balbeck; die Könige von Armenien, von der Wallachey, von Rußland, von der Tatarey, und endlich die Beherrſcher von Aleppo und Marocco. Es iſt wohl nicht möglich den Unſinn höher zu treiben.

Die große Niederlage, welche Schindekopf erlitt, als er verkleidet flüchten mußte, erzählt, außer Vincenz, kein einziger Schriftſteller, und doch war die Begebenheit von nicht geringer Bedeutung, und doch läßt ſie ſich gar nicht bezweifeln, da Winrichs Hofkaplan ſicher nichts zum Nachtheil des Ordens erfand.

Von der Schlacht bey Rudau, (welches Becker in ſeinem Verſuche zu einem Fluſſe macht) ſiehe das Erläuterte Preußen T. I. p. 615. Die unbekannten Umſtände ſind aus dem Vincenz, welcher vom Hochmeiſter ſagt: brachio dextro in parte superiore vulneratum recedimus, timentes invenire eum inter gladios hostiles lethum infelicem. Auch **Lindenblatts** handſchriftliche Chronik — abermals eine neue, ſehr reichhaltige Quelle, die ſich mit dem Jahre 1360 öffnet — hat viel von dieſer Schlacht. (p. 4. des Bolziſchen Exemplars). Nach ihm ſollen die Chriſten anfangs zu ſpät gekommen ſeyn, weil ihr **Specht** (Spion) nicht wohl unterrichtet geweſen. — Von **Witold** ſagt die Homeiſter Chronik: „Witold ein Jüngling mit der Fauſt geſchickt und behend" p. 280. Seine erſte Waffenthat habe er 1377 bey Inſterburg vollbracht, welches er angegriffen und mit großer Beute heimgezogen.

Die Inſchrift in der Kirche zu Laptau iſt bey Dusburg und Schütz zu finden. Die tapfere That des Schuſtergeſellen bezweifelt die hist. de l' O. T. t. III. p. 403.

III

in der Note. Es war voraus zu ſehn, daß es dem Verfaſſer empfindlich ſeyn würde, einen Schuſter den Ruhm ſeiner Ritter theilen zu ſehn. Er, der ſonſt ſehr ekel in Beweiſen iſt, wenn es irgend eine dem Orden gemachte Beſchuldigung gilt, nimmt hier ſeinen einzigen Beweis aus alten Reimen, die ein Sudelmaler unter ein Bild geſchrieben, welches die Bürger zu Königsberg an einem ihrer Beluſtigungsorte aufgehangt hatten, und in welchen, ſtatt Litthauen, die Krone Polen genennt wird; daraus ſchließt er, daß die Begebenheit ſich erſt im 13jährigen Kriege zugetragen. Als ob ſie dann von Dionys Runaw und ſo vielen andern Schriftſtellern würde verſchwiegen worden ſeyn? und als ob von einem Sudelmaler, der vielleicht hundert Jahr nach der Schlacht ſein Bild pinſelte, erwartet werden könnte, daß er die alte Geſchichte des Landes inne haben ſollte? Des Herzogs Leopold von Oeſtreich Unthat erzählt Lucas David p. 2118. — Von Caſimirs Tode iſt zu erwähnen, daß noch ein Zweig des Hauſes Piaſt, Wladislaus, ein franzöſiſcher Benedictinermönch, von unzufriedenen Großen berufen, Anſpruch auf die polniſche Krone machte. Kranz und Corner behaupten, er ſey ein Ordensbruder geweſen; davon findet ſich aber ſonſt nirgends etwas, auch thaten ja die Ritter keinen Schritt, um ſeine Anſprüche zu unterſtützen.

Den jammernden Brief des Comthurs von Labiau liefert Becker wörtlich aus Vincenz p. 64.

Daß 1378 zum Erſtenmale Söldner erſchienen, ſagt Lucas David im 9ten Buche, ſo wie auch daß ein Theil von Samayten dem Orden huldigte.

Olgerds Hinterliſt meldet Corner ad ann. 1378 und Kranz Vandal. L. IX. c. 3.

Daß Winrich den Krieg wider Willen führte, und daß die Ritter murrten ſo oft er Frieden wünſchte, bezeugt Vincenz an mehrern Stellen. Die im Kapitel geſprochenen Worte hat die Chronik des geh. Archivs p. 123 aufbehalten. Sie contraſtiren ſehr mit einem damals unter den Fremdlingen in Preußen üblichen Sprichwort, deſſen eben daſelbſt p. 124 erwähnt wird, nemlich: „Biſt du klug ſo täuſche die Herren von Preußen.“ —

Den

Bey Gelegenheit der Empörung der Samayten, ſagt Lucas David p. 2156: „Witold war zwar jung aber anſchlägig und ſah daß Bruder Gallus von Richwalt, der Vogt auf Samayten, mehr Luſt hatte an Jagd als an gutem Regiment und das Volk mit harten Bürden und Schaarwerken drückete; da berieth er ſich mit den Bojaren u. ſ. w.“ — Die den Rittern angethane Martern erzählt derſelbe p. 2160.

Die beyden angeführten Urkunden von Jagello liefert Hr. v. Baczko in den Beylagen VII und IX zum ſechſten Buche ſeiner Geſchichte. Die erſte iſt von 1379, die andere von 1380. Da ſie nur von Copieen abgedruckt ſind, die ſich auf der Schloßbibliothek zu Königsberg befinden, ſo vermuthete ich anfangs in den Jahrzahlen Fehler des Abſchreibers, da, nach allen Nachrichten, Olgerd erſt 1381 ſtarb. Allein ich habe das Original der erſten im geh. Archiv, unter n. 397 ſehr wohl erhalten gefunden; es iſt vom nemlichen Datum. Man müßte alſo entweder annehmen, daß Olgerd früher geſtorben, oder daß er noch vor ſeinem Tode die Herrſchaft an Jagello übertragen. Ich überlaſſe gelehrteren Forſchern, als ich bin, die gänzliche Auflöſung des Räthſels. Die Ordenschronik nennt Jagello einen böſen Hund, p. 109. und ſagt: „er war ein boshaftig loſer Menſch dem nichts zu vertrauen ſtunde.“

Zum dreyßigſten Kapitel.

Winrichs von Kniprode auswärtige Verhältniſſe.

Das Bündniß, welches der Kaiſer mit Polen ſchloß, ſteht bey Ludwig T. V. p. 496 n. 29. Es iſt vom Jahre 1356 und beruft ſich auf einen ähnlichen Vertrag, der ſchon 1348 verabredet worden war. Wäre Caſimir der angreifende Theil, ſo ſollte ihm der Kaiſer mit 600 Lanzen beyſtehen; hingegen mit ſeiner ganzen Macht, wenn er der Angegriffene wäre. Caſimir ſollte auch den Kaiſer gegen alle Feinde unterſtützen, ausgenommen den König von Ungarn. Simon Grunau ſagt Tr. XIII. c. 7. §. 1. Papſt Urban habe den Kaiſer gegen den Orden verhetzt; deshalb der Kaiſer Anſpruch auf Michelau gemacht, und mit Geld vom Orden ſey befriedigt worden.

Carls Beſtätigung der Ordensprivilegien iſt bey Lünig zu finden.

Gregor XI. Schreiben an die Königin Eliſabeth von Ungarn, (die damals Regentin von Polen war) iſt im geh. Archiv, n. 619 und enthält die angeführten Klagen über den Herzog von Maſovien. Der Papſt ſagt: er zweifle nicht, die Königin werde das mißbilligen, und den Herzog zurecht weiſen, ſo wie er auch ſelbſt deßhalb ſchon an ihn geſchrieben habe. Der Orden, heißt es unter andern, führe Krieg gegen die Lithauer und einige ſchismatiſche Ruſſen. Gegeben anno primo pontif. (1371)

Die Bulle Urbans VI. welche einen Beichtvater, doch über vierzig Jahr, zu wählen erlaubt, geh. Archiv Buchſtabe O. Die wegen des tragbaren Altars, eben daſelbſt n. 6c.

In den Geſchichten der Händel mit Ermeland, bin ich dem Treterus, Plaſtwig, Leo, beſonders aber dem Herrn v. Baczko gefolgt, der das Ganze ſehr faßlich zuſammen geſtellt hat, worüber das 2te Kapitel im 6ten Buche ſeiner Geſchichte nachzuleſen iſt. Der vom Papſte beſtätigte Vergleich mit dem Biſchoff, Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 68. Dregers Urk. Verzeichniß p. 101. n. 9. Das Geſpräch zwiſchen Winrich und dem Streifrock hat Treter weitläuftig p. 17. Die Hist. de l'O. T. T. III. p. 420, zweifelt ohne Grund daran, daß der Hochmeiſter ſich ſo weit vergeſſen habe, den Dolch zu zucken. Lucas David ſagt bey der Gelegenheit p. 2164. „die große Ehre, Gewalt und Reichthum hatten die Ritter ſo ganz verblendet, daß ſie faſt vergaßen, daß ſie Menſchen waren.“ Wigbolds Entführung durch Hans von Cruſche, hat Lindenblatt p. 6. Die Foderung von 400 Mark macht mir wahrſcheinlich, daß Winrich nicht um die Sache gewußt, denn um Geld war ihm nicht zu thun. Die Herren Ritter gingen aber damals öfter mit den Geiſtlichen ſehr roh um, wie noch ein Beyſpiel bey Lindenblatt auf derſelben Seite beweiſt. Ein Graf von Naſſau, ein Ordensbruder, ſtieß am grünen Donnerstage den Prieſter vom Altare, und warf das Sacrament auf die Erde; ſtarb aber eines böſen Todes.

König Waldemars den preußiſchen Kaufleuten ertheiltes Privilegium, bey Lengnich T. I. unter den Urkunden n. 12 und 13. p. 33 und 34. Waldemar ſtellte zwey Urkunden aus, die eine zu Nyemburgh, (Neuenburg in Pommern) die andere in Thorn.

Daß der hanſeatiſche Bund dem Hochmeiſter das Protectorat angetragen, ſagt Pauli, p. 204. Daß der König von Frankreich ihm die erwähnte Reliquie geſchenkt, berichtet Lucas David.

Von den Verbindungen mit den ruſſiſchen Fürſten habe ich ſchon oben geredet.

Zum ein und dreyßigſten Kapitel.

Winrichs von Kniprode innere Landesverwaltung.

Vincenz, Lucas David und die Ordensſtatuten ſind hier die Hauptquellen, die übrigen gedruckten bekannt.

Lucas David nennt dieſen Hochmeiſter einen „hochmüthigen, prächtigen und zornigen Menſchen.“ p. 2052. Es mag wohl ſeyn, daß er ſeinen Werth gefühlt hat, und wenn er zornig — das ſoll wohl heißen hitzig — war, ſo hängt dieſer Fehler wiederum mit ſo mancher großen Eigenſchaft zuſammen, die ihn zum Wohlthäter des Landes machte. Zu ſeiner Zeit — fährt Lucas David fort — waren 30 Comthureyen in Preußen, jede beſtand wenigſtens aus einem Convent von 12 Rittern und 6 Prieſterbrüdern, die Amtleute ungerechnet; unter ihnen wenigſtens zwey Gelehrte zum Unterricht der Brüder,

der, p. 2054. Manche Häuſer hatten ſo groſes Einkommen, daß ſie mehr als einen Convent unterhielten, z. B. Marienburg, da waren, außer der Hofhaltung, vier Convente, 48 Ritter, 24 Prieſterbrüder ohne Amt, die blos Lehrſtunden und Gottesdienſt hielten; in Danzig zwey und ein halber Convent, eben ſo viel in Elbing. Auch Slochau und Engelsburg hätten mehr als einen Convent gehabt, wie die weitläuftigen Gebäude noch bewieſen. Dann von den verſchriebenen Gelehrten p. 2055. von den Uebungen der Brüder, und ihrer erlangten Geſchicklichkeit. Darum, fügt er hinzu, kamen auch viele aus deutſchen Landen zu dem Orden, und wer ſchon einen Verwandten in demſelben hatte, wurde vorgezogen p. 2056. (Die Chronik eines Ungenannten in der Wallenrodiſchen Bibliothek fügt hinzu: und wurde auch auswärts darum ſehr geehrt) Friede war auch mit Polen, daher Alles ſehr wohlfeil von dort zugeführt wurde, und Jedermann konnte aus Deutſchland durch Polen ſicher nach Preußen kommen. Die Kleiderordnung p 2057. Nach Kniprode's Tode, ſagt der ehrliche Alte, konnten dieſe Auszeichnungen durch Gunſt erworben oder erkauft werden, da ſey es wieder abgekommen. Jezt gehe der Henker faſt ſo ehrlich bekleidet, als ein Burgemeiſter, denn es ſey leider ſo weit gekommen, daß Preußen gute Zucht und Geſeze nicht leiden könne. Die Siegelringe der Kaufleute mußten ein eingegrabenes Kaufmannszeichen (?) und in ihren Strahlen ein Kreuz oder wenigſtens Kreuzſtrichlein führen. — Von der Frauentracht ſagt er: „doch jezt iſt dieſe hoffärtige Tracht, wie auch die ſchönen weißen Schleyer, in eine andere, doch nicht beſſere Hoffart verwandelt worden. p. 2061. Am Schluß fügt er hinzu: „welche Tracht den Bürgern und den deutſchen Bauern auf dem Lande ſehr wohl gefiel."

Von dem im Hockerlande gefundenen Silberbergwerke ſagt er: es ſey unbekannt, wie lange es gewährt. p. 2061. Vermuthlich nicht lange, denn man findet in der Folge keine Spur weiter davon. — Bey Erwähnung der vielen Goldmünze, mit welcher Franzoſen und Engländer das Getreide bezahlten, behauptet er, allen andern Nachrichten zuwider, es ſey eine neue Goldmünze geſchlagen worden. p. 2287. Von der preußiſchen Münze überhaupt bis zu des Ordens Vertreibung, ſiehe Preuß. Samml. T. III. p. 405.

Die meiſten, bisher unbekannten Nachrichten hat Vincenz geliefert. Die merkwürdigſten darunter ſind ohne Zweifel die von den Vehmgerichten und die vom Weinbau in Preußen. Die erſteren habe ich im Text geliefert, von den leztern werde ich noch etwas nachholen.

Die Weinberge gehörten gröſtentheils dem Orden. Sie waren mit kurzen Stöcken bepflanzt, deren Ranken auf der Erde krochen, und nicht an Pfähle gebunden waren, außer auf Ebenen, wo aber ſchlechter Wein wuchs, der oft erſt im November, nachdem er ein Paarmal tüchtig vom Froſt gelitten, zur Reife kam. In den Steinbergen, wo man ſich keiner Pfähle bediente, war die Ernte weit früher, allein der Wein hatte einen Erdgeſchmack, den er in den erſten Jahren nicht leicht verlor. Im Frühjahr wurden die guten Ranken fleißig beſchnitten, und der Boden geſäubert. Einſt hatten die zu dieſer Arbeit gedungenen preußiſchen Bauern unverſtändigerweiſe ſo tief geſchnitten, daß in dieſem Jahre gar nichts daraus wurde, worauf der Hochmeiſter befahl, daß künftig blos Deutſche und Italianer dieſe Kunſt üben ſollten. Die Weinleſe fing nicht eher an, bis Kunſtverſtändige die Berge beſichtigt hatten. Der Lohn der Winzerinnen war, für die ganze Erntezeit, nicht mehr als ein halber Scoter. Die krummen Meſſer ließ Winrich in Thorn verfertigen, und die Mädchen mußten ſie jeden Abend abliefern. Die abgeſchnittenen Trauben wurden über eine Art Kelter geſchüttet, wo ſie 9 bis 10 Tage lagen und bisweilen umgerührt wurden. Dann zerſchnitt man ſie mit langen Meſſern, und trat ſie mit eiſernen Platten, die man unter die Füße band. Der erſte Moſt wurde bisweilen, zum Feſttrank für die Ritter, in Fäſſer gefüllt. Eigentliche Preſſen ſchien man noch nicht zu kennen. Man quetſchte die Trauben zwiſchen Bretern mit ſchweren Steinen belegt. Mit den Hülſen wurden im Frühjahr die Kammer-Weinberge des Hochmeiſters gedüngt, oder die Eſel gefüttert. Die neuen Fäſſer wurden mit Börnſtein ausgeräuchert, die Fugen mit Pech verſchmiert, wovon der Wein in den erſten Monaten einen Pechgeſchmack annahm, der ſich aber bald wieder verlor. Das Füllungsfeſt nennt Vincenz festum impletionis. Wenn der Moſt acht Tage in den Kellern gelegen hatte, ſo verbreitete ſich ein betäubender Dunſt, der 1379 ſogar bis in die Gemächer des Hochmeiſters hinauf ſtieg. Becker ſagt: in einer Hochmeiſter-Chronik, die ſich in der Kaiſerl. Bibliothek zu Wien befinden ſoll, ſtehe noch ein altes, der Angabe nach, in der Mitte des XIII. Jahrhunderts (?) verfertigtes Trinklied. Bey dem, wegen des Waffenſtillſtandes mit Litthauen, angeſtellten Trinkgelag brach der Comthur von Königsberg, als gegen Morgen der Kellermeiſter keinen Wein mehr gab, die Kellerthür mit einem alten Schwerte auf, und es wurde nun bey den Fäſſern dermaßen gezecht, daß die Herren Ritter ſämmtlich auf dem Hofe liegen blieben. Alle dieſe Nachrichten ſchreibt Vincenz an einen gewiſſen Canonicus Fliedenteufel zu Maynz, der, wie aus dem Eingang des Briefes erhellt, ſie verlangt zu haben ſcheint. — Im geh. Archiv n. 1185 findet ſich noch ein Vertrag wegen eines Weingartens von zwey Morgen in Waltersdorf, der den Thumherren von Marienwerder abgetreten wird. — Daß der Wein 1379 ſchon um Jacobi reifte, erzählt auch der gleichzeitige Lindenblatt p. 10. — Die Urkunde von Errichtung der Schulen, hat Bayer in ſeinen monum. pruss. aufbehalten. Es heißt darin: wir geloben den Kindern zu ſetzen einen redelichen wizzenden Schulmeiſter, der ihnen nutze und gut ſey — der leſen mag allerley Künſte nach der Gewohnheit der Schule zu Elbing, und halten ſein Chor mit Geſängen, als man denn zu Elbing hält — fort mehr mag ein jegliches Kind mit freyer Willkühr zu Lernung gehn, in welche Schule es ſeine Aeltern heißen.

Der Zeitpunct, in welchem die preußiſchen Städte in den hanſeatiſchen Bund getreten, iſt beynahe mit Gewißheit unter Winrichs Regierung zu ſetzen. Die erſte Urkunde, in welcher, ſo viel ich weiß, ihrer in dieſer Eigenſchaft erwähnt wird, ſteht in Caſſels Samml. ungedr. Urk. 419. Sie enthält eine Verbindung des ſchwediſchen Königs Magnus und ſeines Sohnes Haquin mit der Hanſe 1361, bey welcher Gelegenheit Heinrich Langh von Chulmen und Gottſchalk Naaſe von Danzigk, als Deputirte der preußiſchen Städte verſprachen, allen Handel mit Danemark aufzuheben. Weiterhin kommen ſie nun öfter vor (Siehe Sartorius Geſchichte des hanſ. Bundes B. I. p. 473.

Ueber den Börnſtein findet ſich auf der Schloßbibl. zu Königsberg noch ein Contract mit den Paternoſtermachern in Flandern. Es wird darin eine dreyfache Eintheilung des Börnſteins gemacht, nemlich in Pfennigſtein, Bergſtein und Slugk oder Slur, wie es auch einigemal geſchrieben wird. Der erſte war der theuerſte. Es erhellt übrigens aus dem Contract, daß die aus Flandern ſelbſt nach Preußen gekommen waren, um den Stein zu holen.

Simon Grunau erzählt Tr. I. c. 4. §. 6. der Börnſtein ſey urſprünglich weich; ein Bruder Herrmanngaſt von Aiſſberg, Börnſteinherr auf Lochſtadt, habe einmal ein großes, breyweiches Stück gefunden, 1332 zu Zeiten Luderus von Braunſchweig, einen Zettel hineingeknetet, mit der Nachricht, er wolle verſuchen, ob das Meer wirklich den Börnſtein erharte, und es dann wieder in die See geworfen. 1498 ſey es auch richtig wieder aufgefiſcht und hart befunden worden, ſey auch noch vorhanden. Wenn das wahr wäre, ſo würde man ein ſo ſeltnes Stück wohl beſſer verwahrt haben; es iſt mir aber nicht gelungen, eine Spur davon aufzufinden.

Von dem Börnſtein Rechte in Preußen vor dem Jahr 1454 ſind die Preußiſchen Sammlungen T. II. p. 497 nachzuleſen. S. Grunau ſagt, ein Vogt auf Samland habe den Bauern das Sammeln verboten, bey Strafe des Hängens an den nächſten Baum, und, was noch ſchlimmer, er habe auch Wort gehalten.

Von Winrichs Freygebigkeit gegen treue Preußen liefert das geh. Archiv manche Beweiſe. Allein man muß bekennen, daß auch ſchon ſeine Vorgänger oft ein Gleiches thaten. Die Schloßbibl. bewahrt noch eine Urkunde Werners von Orſeln 1328, in welcher er den filiis Seutzen, Sampol, Tangen et Nalzayter ac ipsorum veris heredibus u. ſ. w. für treue Dienſte XX mansos et XII jugera in campo Gaydow, frey von allen Abgaben, ſammt den kleinen Gerichten verleiht. Unter den Zeugen befindet ſich Nadrawe Prutenus.

Eine Schenkung Ludolf Königs an zwey edle Preußen, Lutyne und Warpune, wegen großer dem Orden geleiſteter Dienſte, findet ſich noch im Original im geh. Archiv n. 1106, und, um einen deutlichen Begriff von der Verfahrungsart und dem Ton zu geben, laſſe ich ſie hier abdrucken.

In nomine Dni Amen. Vt ea que frui debent perpetua firmitate cum lapsu temporis a memoria hominum non labantur solent testium scripturarumque testimonio perhennari. Noverint igitur universi tam presentes quam futuri presens scriptum audituri seu visuri Quod nos frater Ludolfus Konig ordinis fratrum hospitalis beate Marie domus Theutonic. Irlm Magister generalis de maturo fratrum nostrorum consilio voluntate et consensu damus, conferimus liberaliter et donamus fidelibus nostris Lvtyne et fratri suo Warpune ob fidelitatis ipsorum obsequia nobis et ordini nostro multotiens exhibita et adhuc in posterum exhibenda eorumque veris heredibus et legitimis successoribus villas, videlicet Keyſirſwald et Jarcyne nomine concambii pro bonis que habuerunt in Doythimiten sicut ipsis per fratres nostros assignate sunt et demonstrate intra Granicias infrascriptas iure hereditario perpetuo libere possidendas. Prima Granicia incipit prope lacum dictum minor Rutzow in arbore que Rustrinboym (Rüſternbaum) dicitur vbi bona ville Mathitin attingunt. Ab inde directe ad truncum circumfossum, qui est granicia ejusdem ville Mathityn, a qua directe proceditur per pratum usque ad lapidem magnum in agro iacentem. abhinc directe procedendo per paludem vsque ad graniciam ville Daltytien. abinde directe ad lacum Kladykrich eundem lacum ascendendo usque ad viam que ducit de Salueld in Rosenberch vbi signum positum et

circumfossum est. a quo directe proceditur ad pinum signatam et circumfossam prope viam que ducit de Pruschmarck in Uauiam. abinde ad graniciam directe eundo que stat in prato dicto Stangusals. Abinde directe usque ad tyliam iuxta lacum magnum Rutzow stantem, predictum lacum ascendendo usque ad vibiam que dicitur Birke, que est granicia Reynconis. abhinc limites seu parietes bonorum dicti Reynconis ascendendo usque ad primam graniciam et arborem que dicitur Rustrinboom iuxta lacum minorem Rutzow stantem. Predicti tamen lacus maior et minor Rutzow et Klachgeyserith fratribus nostris permanebunt ex speciali tamen gracia et fauore concedimus et damus predictis fratribus Lutyne et Warpune eorumque heredibus seu successoribus liberam piscandi facultatem in lacu qui dicitur Geyserith siue Rutzow quantum poterunt per se uel per suos homines cum omnibus instrumentis excepta magna Sagena, quam fratribus reseruamus. Predictas villas prefati fratres Lutyne et Warpune eorumque heredes et successores vtriusque sexus, cum agris, pratis, pascuis, siluis, aquis, paludibus, ac omnibus suis attinenciis aliis intra predictas granicias inclusis, ac cum omni iurisdictione iure et vtilitate nichil nobis iuris in eis vel in rusticis quos ibidem locare poterunt, reseruantes, iure hereditario perpetuo possidebunt. Item confirmamus eis omnia iudicia magna et parua, amputacionem manus, capitisque sententiam preter viarum iudicia, que nobis et fratribus nostris reseruamus. Qua propter predicti fratres Lutyne et Warpune et eorum heredes et successores in expedicionibus contra omnes turbantes seruicio vno cum armis Pruthenicalibus fratribus nostris seruire astricti erunt et parati Preterea si quis predictorum fratrum aut eorum heredum vel successorum sine herede morietur, is qui propinquior affinitate fuerit vtriusque sexus prefata bona seu villas hereditarie possidebit. Damus insuper iam sepedictis fratribus et eorum heredibus licentiam ven-

dendi prenominata bona fratribus nostris scientibus cuicunque seu quibuscunque voluerint cum omni jure quo ipsi possiderunt. In quorum omnium testimonium et robur perpetue ſirmitatis presentes dedimus appensione nostri Sigilli communitas. Datum et actum Merienburch anno Dni millo trecentesimo quadragesimo tercio in crastino circumcisionis domini. Huius rei testes sunt honorabiles et religiosi viri fratres nostri in deo dilecti Henricꝰ de Boueuten magnus commendator, Fridrich de Spira thesaurarius, Eberhard Grise, Dominus Henricus Sambiensis ecclesie canonicus noster capellanus Henricus de Cranichsueld et Ioh. de Falkinsteyn Socii nostri. Paulus et Iohannes notarii nostri et plures alii ſide digni.

Es iſt darin beſonders zu bemerken, daß der Orden ſogar die hohe Gerichtsbarkeit über Hals und Hand abtritt, und ſich blos die über die Wege vorbehält.

In der handſchriftlichen Sammlung von Urkunden, u. ſ. w. welche Herr v. Baczko die Güte gehabt mir mitzutheilen, ſteht unter andern Eine von 1352, in welcher Winrich einem gewiſſen Luprecht Güter verleiht, und hinzufügt, wenn etwa er oder ſeiner Nachkömmlinge Einer erſchlagen würde, ſo ſolle der Mörder dafür 60 Mark Pfennige zahlen, zwey Drittel dem, der die Schmerzen habe, und ein Drittel dem Orden.

Die Zerſtörung der heiligen Eiche durch Schindekopf kommt mir faſt verdächtig vor, da Vincenz nichts davon hat. Indeſſen ſteht es in Steins Memorabilien Act. boruss. T. I. p. 218, und im Erläuterten Preußen T. III. p. 285, auch bey Leo p. 155.

Ueber Winrichs erbaute Städte iſt Hartknochs A. und N. Preußen nachzuleſen.

Die angeführten Kapitelgeſetze ſind aus den Ordensſtatuten entlehnt. Daß Winrich ſo behutſam war, die Comthure nicht lange in ihren Aemtern zu laſſen, ſagt Simon Grunau Tr. XIII. c. 1.

Unter den Beſitzungen, welche Winrich ſeinem Nachfolger hinterließ, waren auch viele neue Erwerbungen in

Pommern, denn, laut einer Urkunde im geh. Archiv, n. 353, übergab der Kanzler Polnow dem Hochmeiſter das Land Tuchel, wie er und ſein Vater es beſeſſen. Die Urkunde iſt zu Slochow ausgeſtellt.

Der Abt Herrmann von Lukna trat ihm, gegen jährlichen Erbzins, die Kloſtergüter Poluſino und Brudwino ab; (Dregers Urk. Verzeichniß 3. Fortſetz. des Cod. dipl. Pom. p. 92. n. 11.) der Abt Johann von Buckow verkaufte ihm drey Kloſtergüter für 600 Mark; (ibid. p. 94. n. 14) der Johanniterorden übertrug ihm den Beſitz von Haus und Stadt Schöneck und Wartenberg. (ibid. p. 98. n. 9) man ſieht, daß Winrich, was Pommern betraf, den Maximen ſeiner Vorfahren getreu blieb, und ſo viel möglich jede fremde Mitherrſchaft zu entfernen ſtrebte.

Zum zwey und dreyßigſten Kapitel.

Conrad Zolner von Rotenſtein.

Daß dieſer Hochmeiſter mit der neuen hochmüthigen Benennung Kreuzherren unzufrieden war, ſcheint ſehr deutlich zu erhellen aus einem Schreiben, welches er 1388 an den König von England erließ, und worin er ſich ſelbſt ſchlechtweg frater Conradus Zolner, die Gebietiger hingegen honorabiles et religiosos viros et dominos compraeceptores nostros nennt. Rymer. Acta Angl. T. III.

Ich ſehe mich genöthigt zu bekennen, daß die Chronologie der Kriegsbegebenheiten in dieſem Kapitel abermals ein ſchwer zu entwirrendes Chaos iſt. Man muß bejammern, daß der dritte Band des Cod. dipl. Pol. noch immer fehlt, er würde ſicher über Manches Aufſchluß geben. Indeſſen habe ich doch in dieſem und dem folgenden Kapitel einen vortreflichen Führer gehabt, die

Hand.

Handſchrift des ſel. Profeſſor Kreuzfeld Unter den wenigen Bruchſtücken derſelben, die ich ſo glücklich geweſen zu erhalten, war die Regierung Conrad Zolners von Rotenſtein eines der ausgearbeitetſten. Lindenblatt, Simon Grunau, Lucas David, und unter den gedruckten Dlugoſſ, Kojalowicz, Cromer, Kranz u. ſ. w. und fleißig von mir benuzt, und ſo viel möglich in ein Ganzes vereinigt worden. Daß Kynſtut ſeinen böſen Neffen und deſſen Mutter in Wilna fing, aber beyde großmüthig wieder frey ließ, erzählt auch Lindenblatt, der Zeitgenoſſe, p. 11. Die Annalia vetuste gentis polonice, Handſchrift des geh Archivs, liefern über dieſen Zeitpunct manche verworrene Nachrichten. — In dieſem Kriege ſoll, nach Lindenblatt p. 22, der Comthur von Memel, Marquard von Kaſſcheff, im Harniſch zu Pferde, von den Litthauern verbrannt worden ſeyn, und außer ihm noch vier Pferde und 30 Brunneyen (?)

Ueber Hedwigs Vermählung habe ich im geh. Archiv einen ſehr alten Auszug aus einer noch ältern Chronik gefunden (unter n. 401), worin es heißt: Anno domini[illegible]385 poloni dominum ducem Austrie domine Hedwigi Regine matrimonialiter ymmo carnaliter copulatum de regno et uxore repellerunt et dictam dominam contra omnem voluntatem suam Iagel regi Litwanorum pagano in uxorem tradiderunt, eam ad hoc vi compellentes, quod fecit dolorosa u. ſ w. Dann folgt die deutſche Anmerkung: „Diſſen Hohn han die Polen dem Hauſe Oeſtreich gethan, des nahm ſich König Albrecht ſo hertlich an, hette her gelebt, her wollte es ungerochen nicht haben gelaſſen. Wenn diſſes Königs von Polen Bruder liß werben das Fräulein das der Landgraf von Döringen hat, und König Albrecht wollte es des Königs Bruder nicht geben, ſunder ſprach: eher er ſie zum Weibe ſollde hebben, her welde ſie eher ſelber kneyen (?)

Daß Hedwig dem Jagello ſeines Oheims Mord vorgeworfen, und wie Witold ſelbſt ihn vertheidigt, erzählt Simon Grunau Tr. XIII. c. 12. §. 4. In dem vorhergehenden § ſagt er: Hedwig habe ſich auf einem Balle mit Wilhelm beredet, ſich heimlich trauen zu laſſen, worauf ſie ihn auch, nach Lindenblatt, funfzehn Nächte hintereinander bey ſich hatte. — Manche erzählen, ſie habe einen Vertrauten abgeſendet, um von Jagello's Perſon ihr ſichere Kunde zu bringen, und das Maß ihrer Treue gegen Wilhelm darnach abzuwiegen. Der gefürchtete Barbar habe den Abgeordneten im Bade empfangen, und einen ſehr vortheilhaften Bericht veranlaßt.

Jagello's Schenkung des Landes an der Dobys, Beylage X. zum VI. Buche von Baczko's Geſchichte, und im Original im geh. Archiv n. 433. Sein Verſprechen, 4 Jahre lang keinen Krieg anzufangen und ſich taufen zu laſſen, Beylage XI und XII. l. c. Der Abſagebrief des Ordens, Beylage XIII eben daſ.

Wie tief gekränkt der Orden ſich fühlte, beweiſt eine noch vorhandene, von Kreuzfeld aufbewahrte Urkunde, deren Titel: „Zum Gedächtniß wie Jagello wider den Orden that, und wie ihm 1383 der Friede aufgeſagt wurde, ewig zu gedenken in acht Artikeln.“ Darin wird, unter andern Beſchwerden, beſonders die herausgehoben, daß der Hochmeiſter vergebens zu jener Zuſammenkunft ſich eingefunden; und da die eigne Erzählung der Ritter Groll am deutlichſten offenbart, auch als Probe alter Schreibart ſowohl als damaliger Unterhandlungsweiſe merkwürdig iſt, ſo ſtehe ſie hier in einem verſtändlichen Auszuge:

„Deß wurden Jagell und Skirgall zu Rathe, einen Tag mit uns zu halten, denſelben Tag wir auch mit ihnen zu halten liebten, und fahren hierauf ſo lange bis wir mit unſern Schiffen wegen Seichtigkeit des Waſſers nicht höher kommen mochten, alſo daß wir Jagello auf drey oder vier Meilen nahe waren. Da kam Skirgall zu uns herabgefahren wo wir lagen mit unſern Schiffen und redete mit uns und wir mit ihm, alſo ſprechende: Skirgall du ſiehſt wohl daß wir mit unſern Schiffen nicht fürder kommen mögen, nun thue wohl als unſer ſonderlicher Gönner und Freund, und ſieh an ſo Dienſt als Treue, die der Orden deinem Bruder und dir hat gethan, und noch gern thut ſowohl von Liefland als von Preußen, da ihr vertriebene Könige wart, und Euch der Orden mit drey Heeren wieder zu eurer Herrſchaft verhalf. Bitte den König, daß er ſich dieſen kurzen Weg zu uns herab demüthige, da du wohl ſiehſt, daß wir nicht höher kommen können, auch keine Pferde bey uns haben um hinauf zu reiten.“ —

„Da antwortete uns Skirgall und ſprach: ich will das gerne thun und bitte dich, laß den Marſchalk mit mir hinauf fahren zum Könige, daß er es ſelber vorbringe, ſo will ich ihm helfen. Da ließen wir den Marſchalk mit ihm ſitzen in ein Schiff, der kam zum Könige, da ihn derſelbe lieblich empfangen, und nach manchen Reden ſprach der Marſchalk zu ihm alſo:

König, mich haben der Hochmeiſter in Preußen und die Gebietiger her zu dir geſandt, eine Botſchaft zu werben, thue wohl und höre die von mir. Da antwortete ihm der König und ſprach: Marſchalk ich will das gerne thun; und ſprach: enthalte dich Marſchalk, ich will zuvor zu mir nehmen meine Herren und meine Herzoge. Das geſchah, darauf trug der Marſchalk ſein Begehren vor, und ſprach weiter: der Hochmeiſter will auf eine andere Zeit, um deiner Liebe willen, gern zweymal ſo weit reiten oder fahren, wohin du von ihm begehren wirſt. — Da erwiederte der König: Marſchalk enthalte dich, ich will mich beſprechen und will dir eine gütliche Antwort geben. Als darauf der Marſchalk wieder zu ihm gefodert wurde, hub Jagello an: Marſchalk, willſt du hören wie ich mich beſprochen habe? — Dieſer verſezte: König ich will das gerne hören. Da ſprach der König: Marſchalk, ich wollte gerne hinab zum Hochmeiſter reiten, aber meine Herren die wollen mir ſolches nicht geſtatten. Dem entgegnete der Marſchalk: lieber König thue wohl und thue das nicht. Gedenke der alten Freundſchaft die der Orden dir dicke hat gethan und noch gerne thut; darum demüthige dich hinab zum Hochmeiſter, wann er keine Pferde hat um zu dir herauf zu kommen, auch kann er nicht zu Fuße herkommen, wie du ſelber wohl weiſſt.“

„Darauf beſprach ſich der König zum andermale, gab aber dieſelbe Antwort. Derweil ging Skirgall hin und her von fern, alſo daß er nicht zu den Teidingen kam. Da ſprach Conſtantinus, des Königs Bruder, Marſchalk willſt du hören meine Antwort? — Der Marſchalk ſagte: Conſtantine! ich will ſie gerne hören. — So wiſſe Marſchalk, ob der König wollte hinab reiten, ich wollte es nimmermehr thun. — Dem entgegnete der Marſchalk: Conſtantine, deine Rede habe ich wohl vernommen, willſt du hören meine Antwort? — Marſchalk, ich will ſie gerne hören. — So wiſſe, daß mich der Hochmeiſter und die Gebietiger geſandt haben zum Könige und nicht zu dir."

„So mußten wir unverrichteter Sache von dannen ſcheiden, und trieben ſie von Tage zu Tage mehr unrechtes, wie aus nachgeſchriebenen Artikeln zu erkennen." — Der dritte enthält die Beſchwerde wegen der Gefangenen, und iſt noch merkwürdig durch die Schätzung derſelben nach Gelde. „Wir gaben (heißt es) ihm die Seinen von S. und an wieder, die waren beſſer als 1200 Schock Groſchen, er aber gab uns nur 21 Mann ſchlechter Leute, die man mit 4 Schocken zu löſen pflegt."

Der ſechste Artikel enthält abermals eine Art von Ehrenſache: „Wir ſandten den Comthur von Ragnit als Boten zu Jagello, da verbot er ſeinen Leuten, und auch unſern, die dort gefangen waren, daß Niemand ein Wort mit dem Comthur ſprechen durfte. Das war nicht ein Zeichen der Liebe und freundlicher Meinung u. ſ. w."

Die Hist. de l'O. T. T. IV. p. 8 behauptet: Jagello habe den Hochmeiſter mit ſammt ſeinen Comthuren nur zu ſich locken und Alle auf Einmal fangen wollen. Es iſt möglich, bey Jagello's Denkart; allein wenigſtens hat der Hochmeiſter das nicht vermuthet, ſonſt würde er nicht ermangelt haben, es den Klagen beyzufügen.

Lindenblatt ſagt, p. 11, Kyeiſtut habe ſich im Gefängniß ſelber umgebracht.

Der Vertrag mit Pommern ſteht bey Schütz (deutſche Ausgabe p. 85.) und iſt noch im Original vorhanden im geh. Archiv n. 72. Der Vertrag mit den Herren von Wedeln, zwanzig an der Zahl, ſteht im Cod. Brandenburg. T. V. p. 307. Baczko, Beylage XV. zum 6. Buche, und iſt noch im Original vorhanden im geh. Archiv n. 261.

Unter andern werden die Gefangenen ihnen darin zugeſtanden, „hülfe ihnen aber Gott, daß ſie den König fingen, oder einen Herzog oder des Königs Bruder,“ den ſollen ſie dem Hochmeiſter antworten, doch ſoll dis dann für den König 500 Mark Silbers, und für einen Herzog 100 Mark bezahlt werden. Im Fall die verſprochene Mannſchaft nicht vollzählig iſt, ſo heißt es: „wo is uns gebricht an den Lüthen, do gebreche is ouch an den Pfennigen.“

Die Herren von Wedeln waren nicht die Einzigen, mit welchen der Orden dergleichen Verträge ſchloß. Im geh. Archiv n. 169 befindet ſich eine ähnliche Urkunde, in welcher Wiſel Czambor, Ritter, Heinrich Czambor, Knecht, Gebrüdere, und Johann Czambor von Swinhow, Knecht, erklären: daß ſie „um der ungerechten Gewald willen di der Kunig von Polan dem Orden czu czure widder recht, und das her ſich am rechten nicht will genugen laſſen und der Orden ihm doch genugen mochte“ dem Orden beyſtehn wollen und helfen „mit dem Hueſe Cruſwicz uff ſieben jar und ſoll dis des Ordens offenes Hues ſyn“ u. ſ. w. Gegeben zu Elbing 1390. Unter den Zeugen befindet ſich Siffrid Walpot von Baſſenheim oberſter Spittler und Comthur zu Elbing.

Die Bekehrungsgeſchichte der Litthauer iſt dem Kojalowicz, Dlugoſſ, Cromer und Guagnini nacherzählt. In Respublica sive status regni Poloniae (Elzevirſche Ausgabe p. 295) ſteht, Jagello habe einen Mönch in ſeiner Gegenwart predigen laſſen, der den Litthauern zu jung vorgekommen ſey, da ſie ja weit ältere Leute unter ſich hätten, die von alle dem nichts wüßten. Fleury in ſeiner Kirchengeſchichte L. 98, bemerkt, daß ſich ſonſt kein Beyſpiel findet, daß eine Menge Volkes auf einmal durch Beſprengen ſey getauft worden.

Die mit Witold geſchloſſenen Verträge ſtehn bey Baczko, Beylage XIV, XVI, XVII, XVIII zum 6ten Buche. Herrmann Corner ap. Eccard. p. 1147, und Kranz Vandal. L. IX. c. 15, behaupten, Witold ſey zum zweyten Mal nicht freywillig nach Preußen gekommen, ſondern in einer Schlacht gefangen worden, worauf man ihm die Freyheit geſchenkt, und jene drey Feſten, die er nachher verbrannte, anvertraut habe, unter der Bedingung, gegen die Litthauer für den Orden zu fechten. Davon findet ſich aber ſonſt nirgend eine Spur; auch würden die Ritter nicht ermangelt haben, wenn ſie wirklich ſo groſmüthig gehandelt hätten, es Witold noch viele Jahre lang vorzuwerfen, da es ihnen oft gar ſehr um Stoff zu Vorwürfen zu thun war. — Lindenblatt ſagt p. 24: es wären ruſſiſche Herzoge mit Weib und Kind nach Preuſen gekommen, „und der Meiſter teilete ſie vaſte hin und her zu wonen yn das Land."

Die Gefangenſchaft des Herzogs von Geldern erzählt Lindenblatt p. 21, wie auch die Rache, die der Orden an Cöslin nahm, wo, nach ſeinem Ausdrucke, dem Groſcomthur Bosheit war bewieſen worden. Er ſagt auch, es wären 1389. troz des ſchönen Winters, wenige Gäſte nach Preußen gekommen, weil das Beyſpiel dieſes Herzogs von Cleve ſie abgeſchreckt habe. Die Hist. de l'O. T. T. IV. p. 40 erzählt aus Froiſſard (einem Schriftſteller den ich nicht beſitze) noch manches Einzelne und Abweichende darüber. Der Herzog ſoll ſich einem Ritter, Namens Aruwant, ergeben, und demſelben verſprochen haben, ihm zu folgen wohin er verlangen werde. Die Kreuzherren hätten ihn wirklich befreyt und nach Preußen geführt, wo er dann nach kurzem Aufenthalt erklärt habe, er müſſe ſich ſelbſt wieder als Gefangener ſtellen. Durch Vorſprache ſeiner Verwandten habe der Herzog von Stolpe ihn freygelaſſen. Kranz ſagt L. IX. c. 23, die Kreuzherren hätten ſein Löſegeld bezahlt. Mir ſcheint, daß der gleichzeitige, und dem Schauplatz der Begebenheit am nächſten wohnende Lindenblatt hier den meiſten Glauben verdient. Die Hist. de l'O. T. l. c. führt auch des Pontanus Geſchichte von Geldern an (die ich nicht kenne), wo es heißt, der Herzog habe verſprechen müſſen, nie gegen Polen oder Pommern zu fechten. Das wäre wohl möglich, da Pommern bald darauf mit Polen ſich förmlich verband. Simon Grunau Tr. XIII. c. 13. § 3. entſchuldigt das Verfahren der Pommern, durch hitzige Gränzſtreitigkeiten mit dem Orden, die oft beygelegt und ſtets erneuert werden.

Von der Gefangenſchaft des ſchwediſchen Geſandten Claus Plate ſpricht eine Urkunde des geh. Archivs n. 552. Die Begebenheit iſt dunkel. Es heißt: er brachte Briefe vom Reichsrath an den Hochmeiſter (1389); als er wieder weg reiten wollte, wurde er vom Herzog von Stolpe auf preußiſchem Gebiete gefangen. Das nahm der Hochmeiſter übel. Es wurde ein Tag in Marienburg anberaumt, wo von jeder Seite vier Männer die Sache entſcheiden ſollten. Der Herzog behauptete, Plate ſey ein Verräther und ſein Erbmann. Am angeſezten Tage fand ſich Niemand aus Pommern ein. Da wollte Claus Plate fort (der Orden mußte ihn alſo befreyt haben), nun aber ließ ihn der Hochmeiſter ſahen, in den Thurm ſtecken und endlich gar in Ketten legen, man weiß nicht warum. Eben ſo wenig weiß man, warum er wieder frey gegeben wurde. Er mußte Urphede ſchwören, „mit zwey ausgereckten Fingern gegen die Sonne.“

Ueber den Grafen von Derby, nachmaligen Herzog von Lancaſter, führt die Hist. de l'O. T. l. c. p. 50 zwey engliſche Chroniken von Knighton und Walſingham an. Man kann aus Hume's Geſchichte von England im XVII. Kapitel ihn kennen lernen. Lindenblatt p. 26 rühmt ihn und ſeine Bogenſchützen vor Wilna, hinzufügend: aber das Pulver war verſchoſſen. Von Boucicaut ſiehe Hist. de l'O. T. T. IV. p. 51.

Das Bündniß zwiſchen Polen und Pommern, Cod. dipl. Pol. T. I. p. 570. — Die erneuerten Zuſagen Witolds, in Dregers Urk. Verzeichniß p. 108. Er nennt ſich daſelbſt einen litthauiſchen Herzog zu Luzik und Garthin, und verſpricht, alle Briefe zu halten, die er dem Orden gegeben, als er von ſeinen Vettern vertrieben geweſen, das Chriſtenthum angenommen, und dem Orden ſich unterworfen habe. Eben daſelbſt die Urkunde, durch welche die ſamaytiſchen Bojaren ihren Beyſtand verſprechen. Eben daſelbſt ein Schuldbrief Witolds über 1000 Mark: er und ſein Bruder Sigmund verſprechen, dieſe Summe zu bezahlen, ſobald ſie durch Krieg oder auf andere Weiſe ſo viel würden erworben haben.

Zum drey und dreyßigſten Kapitel.

Conrad Zölners innere Landesverwaltung.

Simon Grunau ſagt T. XIII. c. 8. §. 2. Conrad Zölner ſetzte Leute gutwillig auf das wüſte Natangen, drey Jahre zu halbem Zins, theilte ihnen auch 3000 Mark aus, „jedoch der andere Hochmeiſter nach ihm ſolch Geld mit der Zeit wohl abſchäzte.“ — (Siehe auch Lucas David 9tes Buch p. 2236.) — Daß 1389 ein Schiff mit Weizen aus England nach Danzig gekommen, hat Lindenblatt p. 22.

Von dem Bauernunfug im Werder ſagt S. Grunau, die Bauern hatten die Prieſter mit den Tafeln bey den Haaren im Dreck herum gezogen. Lucas David im 9ten Buche erzählt die Geſchichte weitläuftig. Der ſchiedsrichterliche Spruch des Biſchoffs findet ſich auf der Schloßbibl. fascic. fol. IV. P. II. n. 2.

Conrads Bäckerordnung Preuß. Samml. B. I. p. 67. Der Landtagſchluß wegen der Pfennigzinſe ebendaſ. p. 131.

Des Papſtes Beſtätigung der culmiſchen Academie ſteht bey Duellius P. I. p. 35. Uebrigens iſt davon nachzuleſen das Gelehrte Preußen P. II. p. 417. und Pisanski histor. litter. Prussiae p. 24. 25. — Von Conrads Goldmünzen ſiehe Hartknoch diss. XVI. p. 301.

Zum vier und dreyßigſten Kapitel.

Auswärtige Verhältniſſe.

Kaiſer Wenzels Beſtätigung der Privilegien findet ſich bey Lünig und auch in Duellius Select. privil. p. 19.

Die in Rymers Act. angl. enthaltenen Urkunden, welche die wechſelſeitigen Geſandtſchaften und den zwiſchen England und Preußen geſchloſſenen Vertrag beweiſen, findet man ſämmtlich verzeichnet in Sartorius Geſch. des hanſ. Bundes T. II. p. 791. 792. Daß der Hanſebund den Hochmeiſter zum Protector erwählt, und dieſer nicht, nach dem Beyſpiel ſeines Vorfahren, es ausgeſchlagen habe, träumt die hist. de l' O. T. T. IV. p. 60.

Die Nachrichten vom Handel und den Händeln in Frankreich finden ſich im geh. Archiv in der Regiſtrande aus Küchmeiſters Zeiten, wohin ſie ſich im Anhang verirrt haben. Der Ordensgeſandte klagte: „wiſſet daß der Orden groß Gut in dem Lande zu Flandern hat, damit man kaufen und ſchicken muß auf die Feſten und Häuſer des Ordens vor der Heydenſchafft Gewand und Vitalie.“

Ueber die Verpfändung der Inſel Gothland, von welcher die preußiſchen Geſchichtſchreiber vor der Hand noch ſchweigen, muß man die Nachrichten bey den Dänen und Schweden ſuchen. Pontanus rer. dan. L. IX. p. 519. Loccenii hist. Svec. p. 111. Petr. Olai Annal. ap. Langebeck. Script. rer. dan. T. I. p. 192. Gebhardi Geſch. von Dänemark p. 640 ſpricht erſt unter dem Jahr 1398 zum Erſtenmal von der Veräußerung von Gothland. Dalin in ſeiner ſchwediſchen Geſchichte hat nichts davon.

Ueber die Erwerbung von Schiefelbein findet man viele Urkunden im Cod. Brand. T. V. p. 296. 299. 300. 302. 305. Des Kaiſers Beſtätigung ibid. p. 304. In Dregers Verzeichniß zur Fortſ. des Cod. Pomer. p. 106. n. 9. Geh. Archiv n. 90 (das Original von Hans von Wedeln) und Lucas David im 9ten Buche.

Daß Herzog Ziemovit von Maſovien dem Orden Schloß Wiſe und das Gebiet Zabra für 7000 ungariſche Gulden und 3600 Schock böhmiſche Groſchen verſetzte, hat Lucas David im 9ten Buche. — Die Familie Borcken verkaufte ihm ein Dorf Nothagen. (Dregers Verzeichniß p. 107. n. 12.) Die Herzöge Wartislaff VII. und Bogislaff VIII. liehen Geld von ihm, wofür ihre Städte Stolp, Rügenwalde und Schlawe ſich verbürgen mußten. (Ebendaſ. p. 107. n. 1 und 2.).

Von dem Zuſtande der Ordensbeſitzungen in Deutſchland findet ſich vom Jahr 1383 eine merkwürdige Nachricht im geh. Archiv n. 127. die ich ganz mittheile.

Wir Bruder Sifrid von Venyngen Meiſter Dutſches Ordens in Dutſchen Landen machen kunt allen den, den daz kuntlichen werden ſal die nu ſind oder künftig werden ſyn, daz wir in der zyt als vns daz Ampt vnſers gebiets zu Dutſchenlanden beuolhen wart wiſſen wolten als wir daz ouch ſolten wiſſen, wie all Balyen vnd huſer des vorgenanten vnſers gebiets in dutſchen landen ſtünden, vnd waz ſie hetten an allen guten, gulten vnd nutzen, und ouch waz ſie ierlich dauon widergeben müſſen zu ewiger gülte an Widerkeuffen oder an lypgedinge auch waz ſie an nötiger ſchult ſchuldig weren, vnd wie viel Bruder mit dem Cruze, halbbruder, halbſweſtern, Cappellane Schulmeiſter vnd Pfründener vn den huſen des ſelben vnſers gebiets weren. Warvmb wir mit vorgehabtem gutem Rade der Erbarſten Gebietiger die wir da zu ziten by vns hatten daz zu erfarende vnd eigentlichen vz zutragende vnſere vientiuer nach ſoliger gewonheit, ſanten in die Balye francken die Erſamen Geiſtlichen Bruder Gotze fochſen Comthur zu Steinfurte heen Conraden Bern Trappier zu Mergentheim, fur daz ſo ordenten wir zu ritende vnd daz zu erfarende in den Balyen Elſaßen, Lotryngen, Bveßen, vnd in den Huſern die zu vnſerer kamern gehorent die Erſamen geiſtlichen Brüder Fridrichen von Lyebſperg dezmals huſcomthur zu Nurenberg vnd hern Rüdgern von Dulken da zu ordenten wir zu ritende vnd daz zu erfarende in den Balyen Thuringe Marppurg Etriche Weſtpfaln vnd

Sachſen die Erſamen Geiſtlichen Brůder Dyetrichn von Venyngen vnd hern Dyetrichn Salmenſtein pfarr zu Gebinaen. Dieſen vorbenanten vnſern viſentereren wir entpfoln vnd baten Ernſtlichn mit ſiße, daz ſie diſe obgeſchrevene ſtuck eigentlich erfüren, gentzlichen vßgingen vnd mit beſchriebener Rechenunge der vorgenanten Baiyen vnd huſern vnſers obgenanten gebiets zu Jn nemen. Als ſie diz allez in guter vorbeſichtigkeit redlich getan vnd volant hetten da lachten (legten) wir nach alter guter gewonheit mit Rade etlicher vnſerer mitgebiettiger ein Cappitel in vnſers ordenshus by frangfurd vff den nehſten Suntag nach Ambroſij der nehſt vergangen iſt, vnd hilten daz in gegenwürtikeit der Erſamen Geiſtlichen Brůder Bertholde Kyrſkorbe Comethurs zu Conlenz, Bruder fridrichs vom Egloffſtein lantcomthurs zu frangken, Bruder Arnoldus Schalers lantcomthurs zu Elſaße Bruder Friderichs von lyebſperg lantcomthurs zu Thuringen Bruder Gernands von Swalbach Comethurs zu Margpurg Bruder Walthers von kaltental lantcomthurs zu lotrynge Bruder Reinhartes von hupet lantcomthurs zu Byeſſen Bruder Gerhardis Splinters lantcomthurs zu Vtricht Bruder Heinrichs von Hohenhurſt lantcomthurs zu Weſtpfaln Bruder Heinrichs Kegels lantcomthurs zu Sachſen Bruder peters von hirtzenhan Comethurs zu frangkenfurd vnd Bruder Marquar des Zutters vom Rotenſtein Comethurs zu Mergentheim vnd anders vnſerer mitgebietiger vnd Brůder, die da waren, hiſſen wir die obgenanten vnſere viſentirer daz ſie all Rechnunge als ſie die in den meragnanten Balyen vnd huſern vnſers gebietes in dutſchen landen vfgenomen vnd beſchriben hatten in demſelben Cappitel vor vns den vorgenanten gebietigern vnd Brudern offenten vnd kuntlich sagten gentzlich vnd eigentlich, das ſie auch daten, vnd luſſen vns die obgeſchriebene Rechenſchaft wiſſen mit allen ſtucken als her nach geſchrieben ſtet. Zum erſten hatten alle Balyen vnd huſer in Dutſchen Landen zu gulden gerechent Achtzehentuſent nünhundert zwantzig vnd ein halben gulden. Item davon gibt man zu ewiger pfennig gulde drüzehen hundert drißig vnd ſüben gulden ein ort. Item zu lipgedinge gibt man drüwe tuſent Sehſ hundert vnd zehenden halben gulden. Item ſie hatten an Ewigen korngulden funfze vnd zwentzigtuſent Sibenhundert Nune vnd dryſſig malter korns, weißen, Gerſten vnd dyngkelts. Item dauon gibt man wider zu Ewigen korngulden zweituſent druhundert acht vnd funffzig malter. Item man gibt zu Lypgedinge zweituſent Nunhundert eins vnd Nuntzig malter. Item man gibt zu zinſe von Widerkeuffen zweihundert vierdehalbs vnd Achtzig malter. Item man iſt ſchuldig an nötiger kornſchulde funfzehalbs vnd zwentzig malter. Item man buwet mit hundert funfzehalben vnd funfzig pfluͤgen. Item ſie hant an ewiger wingulte (Einnahme an Wein) vier hundert achtzig vnd acht foder wyns. Item dauon gibt man zu ewiger wyngulte viertzig vnd Acht foder drittehalb ame vnd vier firtel. Item man gibt zu Lypgedinge nunzehen ein halb foder vnd zwo ame wyns. Item man buwet drützenhundert vnd drizehentenhalben morgen wyngarten. Item man iſt ſchuldig an Widerkeuffen Nün vnd Sibentzig tuſent Achthundert Seßzig vnd nün gulden. Item dauon gibt man zu zinſe funftuſent vierhundert dryſſig Sibentenhalben gulden vnd ein ort. Item man iſt ſchuldig an nötiger ſchulde zwentzig tuſent nünehalbhundert Seſtehalben gulden vnd ein ort. Summa aller vorgeſchriebenen ſolicher Widerkeuffen vnd notiger ſchulde hunderttuſent Sehstuſent hundert Sechzig vnd anderthalben gulden. Item waren auch in der vorgenanten Balyen vnſers gebiets zu dutſchen landen Sehſhundert Seßig vnd zwey Brüder Item hundert zwentig vnd dry Capplan, pfrundener, halbbrüder, halbſweſtern vnd ſchulmeiſter. Aller dieſer vorgeſchriebenen ſtuck gemeinlichen vnd beſundern Bekennen wir die Gebietiger vnd Brüder vorgenant daz die von den obgenanten vffentweren vor vnſerm Meiſter vnd für vns vff dem iezbenanten Cappitel vnſers ordens hus zu franckfurd geſchehen gentzlichen gerechent vnd getan ſind. angenende zu vrkunde vnd zu ewiger warheit dirre obgeſchriben dinge So han wir die obgenanten lantcomethur vnd gebietiger vnſer Ampt Ingeſigel an dieſen Brieff gehangen der wir vns all ander Brüder des vorgenanten Cappitels gegenwurtig ſin geweſt mit vn hie gebruchen. Geben zu vnſers ordens hus zu franckfurd nach Criſtus geburt drützehenhundert vnd yn dem drüwe vnd Achtzigeſten Jar vff die Mitwochen nehſt nach Ambroſy.

Angehängt ſind 12 Siegel grün in gelb.

Ich füge bey dieſer Gelegenheit noch einige archivaliſche Nachrichten bey, von der innern Verwaltung der Ordensbeamten. von dem, was unter ihrer Aufſicht ſtand u. ſ. w. Zuerſt eine Probe der Rechnungsablegung eines Marſchalls vom Jahr 1387. Sie befindet ſich im geh. Archiv in einem alten Buche betitelt: Der Gebietiger und Beamten Rechenſchafft u ſ. w.

In der Jahrzahl unſers Herrn 1387 am Sonntage Judica in der Faſten als Bruder Conrad von Wallenrod das Marſchalkamt erlaſſen wart, und Bruder Engelhart Raben wart befohlen, da hat ers alſo gelaſſen: 2600 Marck an Gereitem Gelde, 1800 Marck an Schmid, 19000 Scheſſel Malz, 17000 Scheſſel Haber, 4000 Scheſſel Gerſte. 4000 Scheſſel Waitzen, 500 Scheffel Rogken. Item an Keller Geräthe: 40 Flaſchen Yſeryn (Eiſen) gut und böſe. 9 Zennyne (Zinn) Flaſchen, 4 groſſe Flaſchen, 6 piczynre Becher, 6 tonnen Honig. Item in der Küche 20 Schock Flicken Fleiſch. 9 Tonnen Butter, 9 Tonnen alte Butter, 42 Tonnen Floſſchmalz, 8 Tonnen Herren Schmalz, 70000 Herren Käſe, 1800 Knechts Käſe, 4 Schock Schmeer weniger 15. 11 Boten Speiſeſchmalz, Item an Pferden: 47 Roß, darunter 10 Kleine, 70 Pferd den usgeworfen iſt. 39 Wagen Pferde, 6 Schock Stuttobeln, (Stuten) weniger 6, 2 Schock junger Füllen von einem Jahr, darunter 1 Schock Hengſte und 1 Schock Kobilchen, 42 Füllen die man dieß Jahr vergeben ſoll, der ſind 6 von dieſem Jahr obirlaufen, 85 Füllen von 2 Jahren, der ſind 37 roſſchin (Roſſe) und 48 Kobilchen, 5 Roſſfüllen, 15 briſſiwecken, Summa der Pferde miteinander 13 Schock weniger zwey Pferd. Item an Harniſch 100 Hauben, 4 Platen, 31 Brenige, 40 Streithelme, 125 Helme, 63 Gehänge zu Helmen, 20 Paar Gruſener, 15 Schos, 5 Panzer, 13 Paar Waffenhandſchuh, 2 Paar Beingewant, 2 Paar Armleder, 10 Haubengehenge, 10 Hundiskegiln, 22 Saumſettel. Item an Vieh, 1400 Schaafe mit den

Lämmern zu Königsberg und zu Gaylegarbin mit einander 38 Haupt rindvieh zu Königsberg im Viehehofe, 3 Scheck Schweine, item zu Gaylegarbin 28 Haupt rindvieh. Item hat er gegeben dem Großſcheffner 1400 Marck daß er ſoll ſchicken des Hauſes Nothdurft auf das Jahr. Item Gefäſſe, 2 ſilberne Krudebas (Krudes ein Krug) 1 groſſen übergüldeten Kopp, den der Marſchall mit ihm pflegt zu führen, 2 groſſe ſilberne Karken und 2 kleine jeglicher mit einer Handhabe, 1 Miſche Kanne und 7 Becher, der gehören 6 in einander, der ſiebente kann nicht hinein, 4 ſilberne Schaalen, 4 ſilberne Becher, 1 zwiefach ſilbern Kopp, mit einem Zeichen, 1 zwiefach Kopp mit 2 Leden, 1 ſilbern Kopp mit des Ordens Schilde, dito mit einer Handhabe, 1 ſilbern Kopp mit der Zeit des Menſchen, ein übergüldeter Kopp mit einem Reitenden auf dem Lede (Deckel?) 1 übergoldeter Kopp mit einer Coronatio innwendig, 1 ſilbern Kopp mit des Ordens Schilde, 2 ſilberne Kannechin, 1 zwiefach Kopp mit St. Catherinen rade auf dem Lede, 1 ſilberne Schaale mit Loubern (Laub oder Lorbeern) 1 ſilbern Kopp mit des Ordens Schilde, 1 klein ſilbern Kopp, 1 ſilbern Salzvas, 1 groſſe flederynne Karke mit St. Catherinen Bilde, 1 flederynne Karke mit unſers Herrn Antlitz, 1 flederyn Kopp mit einem ſchwarzen Kreuze in einer übergüldeten Schiben auf dem Lede, 1 flederyn Kapchin mit ſilber belegt, auf dem Lede ein Meerwunder, 1 groß flederyn Kop den man in die Reiſe pfleget zu führen. 3 hohe ſilberne trinck feſſchin, 1 zwiefach ſilbern Kop auf dem Lede ein braun Löwe in einem blauen Felde, 1 flederyn Kop mit ſilber belegt, innwendig mit St. Catharinen Bilde, 1 flederyn Schaale, innwendig ein ſchwarz Löwe im goldnen Felde. 1 groſſe flederynne Schaale, innwendig ein bunter Löwe im blauen Felde, ein flederyn Karke, mit unſers Herrn Martyr, 1 flederynne Schaale belegt mit ſilber die hat nicht Handhaben. 3 flederynne Schaalen die gehören in einander, die eine iſt innwendig roth. 14 Schaalen von Mathan, 30 ſilberne Schaalen die der Hauscomthur pflegt zu halten.

Wem daran liegt die Folge aller hohen Ordensbeamten vom Jahr 1374 an bis 1440 zu wiſſen, der findet ſie gleichfalls in dieſem Buche.

Es gibt ferner im geh. Archiv ein ſogenanntes Buch des Großſcheffers, dem, bey Uebertragung dieſes Amtes, zugleich aber Alles, was ihm abgeliefert worden, ein Verzeichniß zugeſtellt wurde, welches man in drey Theile zackig zerſchnitt; den einen Theil behielt der Hochmeiſter ſelbſt, den andern der Marſchall, den dritten der neue Beamte, durch deſſen und des Marſchalls Siegel ſie beglaubigt wurden.

Der Foliant K des geh. Archivs enthält das Inventarium der Schloßkirche zu Königsberg, große Reichthümer an Gold, Silber, Perlen und Edelſteinen, auch eine genau verzeichnete koſtbare Garderobe der heil. Jungfrau. Ferner, das Einkommen des Hauscomthurs zu Königsberg; die Preiſe verſchiedener Bedürfniſſe und Lebensmittel; den Vorrath in des Hochmeiſters Keller (eine Kuſe ungariſch Wein, ein Stück Frankenwein. Olavi — Salvia — rother — ſulle Wein, 55 Faß Bier, 4 Faß alter Keyſer, 14 Tonnen Meth, 3 Tonnen Metheſſig, 18 Faß rouwet, außerdem noch im Conventskeller über 100 Faß Bier, worunter Wermuth — Schlehen — Beyfuß — Salviabier.). Die Schätze ſeiner Silberkammer; (die aber ſehr gering waren, denn da finden ſich nur 11 ſilberne Löffel, worunter einer mit einem Zahnſtocher.) Die Möbeln in den herrſchaftlichen Zimmern (gleichfalls ſchlecht und ſparſam); endlich auch eine Verordnung für die Briefpferde, die, gegen die heutige Gewohnheit mit Poſtpferden zu verfahren, fleißig gefüttert worden ſollen.

Ein Verzeichniß der Ordensbeſitzungen in Italien, in districtu Viterbiensi, findet ſich auch im geh. Archiv unter den Nummern 1023 — 1036.

Zum fünf und dreyßigſten Kapitel.

Conrad von Wallenrod.

Faſt alle Chroniken, ſelbſt der ehrliche Lucas David, fallen mit einer Art von Wuth über dieſen Hochmeiſter her, erſchöpfen ſich in beſchimpfenden Titeln und häufen ſchwere Anklagen. Die Chronik der Wallenrodſchen Bibliothek ſagt: er ſey ein Pfaffenkind geweſen, und zwar eines Thumherrn Sohn von Maynz, und ſetzt hinzu: „ein rechter Leuteſchinder.“

Die Chronik des geh. Archivs ſpricht etwas beſſer von ihm: „er war ein ernſt kühn Mann, mit ſchwarzem Haar und gräßlich von Angeſicht. Hett dieſer Homeiſter lenger gelebt, er hett den Polen Alles nach ihrem Verdienſt rechtſchaffen wieder Bezahlung gethan.“ p. 138. Dieſe Chronik erzählt auch das Bonmot von ihm, daß man im ganzen Lande nur einen einzigen Prieſter auf einer Dachkammer eingeſperrt halten müßte. — Lucas David, der, wie aus mehreren Stellen erſichtlich, die Chronik des geh. Archivs fleißig benuzt hat, ſchildert ſeine Geſtalt eben ſo gräßlich und ſagt: „nach Krieg, Zank und Hader iſt immer ſein Herz geſtanden, und ob er wohl ein Gott ergebner Menſch von wegen ſeines Ordens ſeyn ſollte, doch iſt er allen frommen geiſtlichen Menſchen, und ſonderlich denen, ſo gelehrt und einen aufrichtigen Wandel nach Gottes Willen theten führen, gefeihe geweſen, derwegen denn in ſeinem Regiment ſowohl in bürgerlichen Sachen als in Kriegshändeln er ein großer Wüttrich war; alle ſeine Sinne, Muth und Wille war gerichtet auf weltliche Ehre und Pracht und daß er vor andern Homeiſtern mochte gerühmt werden.“ p. 2311. — Lucas David war freylich kein Zeitgenoſſe, doch als ein Mann, der auf ſeines Fürſten Befehl ſchrieb, dem alle Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, und der, wie aus ſeinem ganzen Werke erſichtlich, Ehre und Wahrheitsliebe beſaß, bleibt ſein Zeugniß immer von Gewicht. Zwar klagt er auch p. 2124, es ſey ihm ſchwer geworden Bücher zu erhalten; man habe ſie ihm verläugnet, und oft habe er in Bibliotheken die Titel der Bücher auf den Bretern gefunden, die Bücher ſelbſt wären fort geweſen; hingegen ſtanden ihm alle Archive offen, und da mußten ſich doch manche Beweiſe für die Wahrheit ſeiner Schilderung finden. Das Volk, ſagt er, habe den Hochmeiſter, ſeiner Plackereyen wegen, nicht mehr Wallenrod, ſondern Walltrüthenen genannt. Die Bedeutung dieſes Wortes iſt nur unbekannt. Wenn der Vorname Tiber, den die meiſten Schriftſteller ihm beylegen, eine gehäſſige Anſpielung auf den Kaiſer Tiberius enthalten ſollte, ſo hat doch wohl nur der gelehrte Erfinder deſſelben eine ſolche Deutung damit verbunden, denn die meiſten führen ihn als ſeinen wirklichen Vornamen an. (auch Lucas David) ohne einmal die von ſelbſt ſich darbietende Anſpielung zu benutzen. — Die Radewaldſche Chronik nennt ihn einen ſehr eigenwilligen Mann, der das ſchlimme Wort: ihr Hundsbuben! aufgebracht habe. „Er regierte nicht lange, fügt ſie hinzu, denn Gott plagte ihn inwendig mit dem laufenden Feuer,“ woraus ich ſchließen möchte, daß er an der Ruhr ſtarb. Daſſelbe ſagt auch Wartzmanns Chronik. Simon Grunau läßt ſeine Wuth nicht minder an ihm aus, doch der Mönch iſt hier verdächtig, ſo wie Schütz, der, als ein Danziger, die Erbauung der Neuſtädte ihm nicht verzeihen konnte. Die geiſtlichen Schriftſteller, Leo, Treter, Plaſtwig, glaubten natürlich gute Urſachen zu haben, ihn einen Tyrannen zu ſchelten. Kurz, die Meiſten haben wohl das Kind mit dem Bade verſchüttet. Hingegen hat Wallenrod auch ſehr warme, oft eben ſo partheyiſche Vertheidiger gefunden, beſonders in Einem ſeiner Verwandten, (Erläut. Preuſſen T. I. p. 315) der vermuthlich geglaubt hat, den Glanz ſeiner Familie zu erhöhen, wenn er auch nicht den kleinſten Makel auf dieſem Hochmeiſter duldete. Aus eben dem Tone ſpricht Rhode in ſeinem C. T. a Wallenrod, Select. historic. litter. T. II. p. 323. (Siehe auch Act. boruss. T. I. p. 554.) Mit vielen Gründen vertheidigen ihn Pauli, p. 234, und die Hist. de l'O. T. T. IV. p. 116. Herr v. Baczko ſchlägt einen vernünftigen Mittelweg ein. Am meiſten ſpricht für ihn das von mir im Text angeführte Zeugniß eines rechtſchaffenen Zeitgenoſſen, Lindenblatt, p. 29, und wenn er nicht im Widerſpruch mit allen übrigen ſtünde, die doch auch aus gleichzeitigen, aber verlornen Schriftſtellern ſchöpften, ſo würde ich ſelbſt geneigt ſeyn den verſchrieenen Hochmeiſter ganz zu abſolviren; ſo aber dünkt mich, das am Schluß dieſes Bandes über ihn gefällte Urtheil ſey gerechtfertigt.

Daß Einer von Wallenrods Vorfahren ſchon 1042 bey einem Turnier Kaiſer Heinrichs war, erhellt aus einem Diplom, welches Kaiſer Leopold der Familie ertheilte.

Die Kriegsbegebenheiten erzählen Dlugoſſ, Cromer, Kojalowicz; des Ordens Rache an Witolds Bruder und den Geiſeln, Lindenblatt p. 31. — Die Urkunde von des Biſchoffs von Curland Abtretung ſeines Drittels, in Dregers Verzeichniß p. 109. n. 7. Die päpſtliche Beſtätigung darüber im geh. Archiv, n. 415. Jagello's Bemühungen, den Orden in Deutſchland zu verunglimpfen, Lucas David im 9ten Buche.

Die ungeheure Koſtenberechnung von 500000 Mark mag, wie die Hist. de l'O. T. wohl ganz richtig vermuthet, nicht blos den Ehrentiſch, ſondern auch den Sold und Unterhalt der Hülfsvölker betroffen haben. Lucas David ſagt, p. 2323, die ſchwere Acciſe habe verurſacht, daß die Leute aus den benachbarten Landen nichts mehr nach Preußen gebracht hätten. Leo ſpricht von der großen Theurung, welche der Verkauf des vielen Getreides aus den Ordensſpeichern verurſacht habe; allein Schütz, der doch ſonſt keine Gelegenheit vorbey läßt, den Hochmeiſter anzutaſten, ſchweigt davon.

Simon Grunau erzählt, Tr. XIII. c. 17. §. 1. zu dem Ehrentiſche habe Ulrich von Jungingen die Victualien in Polen aufkaufen wollen, wo aber die Ausfuhr verboten worden; worauf er an den König geſchrieben: ob das gute Nachbarſchaft wäre? — Jagello habe ſich mit eigner Noth entſchuldigt, Ulrich gedroht, des Ordens

Bedürfniſſe mit Gewalt zu nehmen, und zur Antwort erhalten: er möge nur kommen. Die Unwahrſcheinlichkeit dieſer Erzählung ſpringt in die Augen.

Der Verfaſſer der Hist. de l'O. T. T. IV. p. 95 u. f. gibt ſich viele Mühe, den prahleriſchen Ehrentiſch durch ähnliche Beyſpiele aus der Geſchichte, ſelbſt aus der preußiſchen, zu vertheidigen. Er beruft ſich auf Dlugoſſ, (L. VII. p. 739.) der ſonſt wenig bey ihm gilt, daß ſchon König Ottocar von Böhmen im Jahr 1254 großentheils wegen eines verſprochenen feſtlichen Schmauſes nach Preußen gekommen ſey. Er beruft ſich auf die Histoire de Louis de Bourbon c. 23, daß auch Winrich von Kniprode ein ähnliches Feſt in Marienburg für zwölf Ritter gegeben, wobey auch der berühmte Boucicaut ſich befunden. Er beruft ſich auf eine Urkunde des Cod. Brandenburg. T. V. p. 254, in welcher Kaiſer Sigismund dem Orden mehrere ſolche Ehrengelage nachrühmt. Er führt endlich in der Note (1) p. 106 ein paar ähnliche, in Frankreich veranſtaltete Feſte an. Das mag Alles wahr ſeyn, aber es entſchuldigt Wallenrods Verſchwendung des abgepreßten Schweißes ſeiner Unterthanen nicht.

Noch minder glücklich iſt der Verfaſſer, wenn er ohne allen Grund behauptet, es müßten durchaus andere als die im Text angeführten Verdienſte, als die von allen Schriftſtellern einſtimmig angeführten, den auserwählten Gäſten die Ehrenplätze verſchaft haben. Mich däucht hingegen, ein Blick auf den Zeitgeiſt macht ſehr wahrſcheinlich, daß ſie wirklich keine Andere hatten. Wenn, nach dem Zeugniß des Vincenz, ein Ritter Baſſenheim Schloßhauptmann von Marienburg wurde, weil er ſeinen Humpen dreymal leeren konnte; ſo mochte auch wohl ein frommer Freund der heil. Jungfrau oder des heil. Georg, ſeinen Platz am Ehrentiſche finden; denn Eines wie das Andere ſteht in keinem Verhältniß mit der Vergeltung. Es kann jedoch ſeyn, daß andere Gründe die Wahl der Gäſte beſtimmten, daß aber die Herolde, die während der Tafel ihre Thaten verkündeten, keine Andern anzuführen wußten; ein zuſchauender Prieſter zeichnete etwa dieſe Prunkgeſänge auf, und ſo entſtanden Irrthümer, ſelbſt in dieſen Angaben; denn dem Grafen von Würtemberg, z. B., war nie die Kaiſerkrone angeboten worden, und eine Gräfin von Habsburg, (deren Hand Wallenrod ſoll ausgeſchlagen haben) exiſtirte meines Wiſſens gar nicht mehr, man müßte denn eine öſtreichiſche Prinzeſſin darunter verſtehn.

Die auf den Ehrentiſch folgenden Kriegsbegebenheiten werden zwar ſehr verſchieden erzählt, laufen aber doch alle darauf hinaus, daß nichts ausgerichtet worden, und daß — einige unbedeutende, jederzeit ſchnell vergoltene Streifzüge ausgenommen — das ſtolze Heer ſich mit großem Verluſt und Schimpf wieder nach Hauſe begeben. — Von den ſchrecklichen Naturbegebenheiten kurz vor Wallenrods Tode, ſind Schütz und Leo nachzuleſen. Die Weichſel ſoll damals viele Hügel bey Graudenz weggeſchwemmt, und in das friſche Haff geführt haben, wodurch die Mündung der Nogat ſehr verſandet worden. Ein Sturm aus Norden, der fünf ganze Tage gewährt, habe dieß bewirkt.

Zum ſechs und dreyßigſten Kapitel.

Schilderung Wallenrods in ſeinen übrigen Verhältniſſen.

Ueber Leanders Ketzereyen iſt Hartknochs Kirchengeſchichte p. 245 nachzuleſen. Lucas David p. 2312 ſchiebt alle Schuld von Wallenrods Verderbtheit auf dieſen Mann, der ſich zuerſt als Mathematiker eingeſchmeichelt, dann von weitem angefangen, ſeine Geſinnungen zu offenbaren, und — als er gemerkt, daß es behage — goß er ſein Gift immer mehr aus. Die Oberherren ſchalt er Hundebuben, flößte den Ordensbrüdern dieſe Verachtung der Geiſtlichkeit ein, die ſich auch, nach gedämpfter Ketzerey, dermaßen im Orden erhielt, daß man einen Prieſterbruder gern gegen einen guten Jagdhund vertauſchte. Die ganze Landſchaft habe den Hochmeiſter gebeten, den Ketzer nicht zu ſchützen. Die Diſputation ſoll, nach Lucas David, nicht zu Marienwerder blos veranſtaltet, ſondern zu Marienburg wirklich vor ſich gegangen, und auch dort Leander erſäuft worden ſeyn.

Die mitleidwerthe Geſchichte des Abtes Otto von Kampen hat nicht allein Simon Grunau Tr. XIII. C. 17. (und aus ihm Henneberger in der großen Landtafel), ſondern auch der Zeitgenoſſe Lindenblatt. Grunau erzählt: er ſey von dem Gemahl der Entführten, Ritter Hilger von Tranſen, erkannt worden, der beyder Tod verlangt habe. Da ſey er vom Hochmeiſter befragt worden: ob er den üblen Ruf (das böſe Geſchrey) ſeiner Frau zuvor gewußt habe? Er bejahte, bekannte auch, daß er ſie wider Willen ſeiner Verwandten zum Weibe genommen, in Hoffnung ſie werde ſich beſſern. Darauf habe er ſie ſelbſt lebendig begraben müſſen, und ſey mit Schanden zum Lande hinausgezogen. Lindenblatt ſagt: (p. 27) Otto ſey lange Zeit Glöckner zum Thiergarten geweſen, dann Hofmeiſter (Verwalter) zu Beutelshofe und ſein Weib Viehmutter; „dann zog er nach Friedland, wo er „melzte und arbeitete als ein arm Mann und kaufte „Getraide als ein Diener des Comthurs von Branden„burg."

Wenn Leo, Treter und Plaſtwig allein Wallenrods empörende Grauſamkeit gegen die ermländiſchen Bauern erzählten, ſo würde ich, mit der Hist. de l'O. T. geneigt ſeyn, ſie für ein Mährchen zu halten; allein auch Lucas David, deſſen Quellen und Wahrheitsliebe unverdächtig ſind, berichtet dieſe hölliſche Begebenheit, gleichwie jene von der ſtrengen Züchtigung der aufrühreriſchen Braunsberger.

Von der heiligen Dorothee ſiehe Bzovius ad ann. 1399 und Leo p. 245. Der leztere behauptet, ſie habe des Ordens Unglück prophezeit; Bzovius hingegen ſagt, ſie ſey, auf Anſuchen von Wallenrodts Nachfolger, canoniſirt worden.

Von Erbauung der Neuſtädte, beſonders der ſogenannten Jungenſtadt Danzig, ſiehe Hartknoch Alt- und Neu-Preußen. Ich werde bey einer andern Gelegenheit noch einmal auf dieſen Gegenſtand zuruck kommen.

Die Hist. de l'O. T. T. IV. p. 119, zweifelt, daß Wallenrod ſich zuerſt von Gottes Gnaden geſchrieben, hat aber dem einſtimmigen Zeugniß aller Schriftſteller keinen andern Grund entgegen zu ſtellen, als den, daß viele ſeiner Nachfolger ſich dieſer Formel nicht bedient. Das würde nur beweiſen, daß ſie minder hochmüthig waren, als ihr Vorgänger; denn aus Demuth geſchah es damals ſchwerlich mehr, da es z. B. ſchon unter Carl VII. von Frankreich (der nicht lange nach Wallenrod lebte) für ein Staatsverbrechen galt, dieſer Formel ſich ohne Erlaubniß zu bedienen. (Vitriarius institut. jur. publ. von Pfeffinger illuſtrirt L. I. Tit. IV. p. 399.)

Ende des zweyten Bandes.

Druckfehler

des zweiten Bandes.

Seite 4 Zeile 31 ſtatt auch lies auf.
— 26 — 23 — ein gräßliches l. im gräßlichen.
— 34 — 6 — Warzlaus l. Warzlaus.
— 54 — 26 — 3 0 l. 3000.
— 55 — 27 — Tieſenhauſen l. Tieſenhauſen.
— 58 — 2 — naturliche l. vaterliche.
— 63 — 6 — dem l. deren.
— 69 — 1 — Numo l. Nuno.
— 70 — 7 — ein l. nie.
— 112 — 33 — Laabe l. Lande.
— 134 — 6 — dieſer l. er.
— 154 — 35 — Orael l. Kogel.
— 163 — 1 — ließ er l. ließen.
— 175 — 30 — Duſemo l. Duſener.
— 176 — 27 — und wahre l. unwahre.
— 180 — 24 — feine l. ſeine.
— 200 und folgende muß uberall, ſtatt Kiriſtut, Kleyſtut geleſen werden.
— 214 — 26 — gewinnen l. erobern.
— 222 — 13 — Schwert l. Blut.
— 255 — 5 — Dem l. den.
— 250 — 29 — Vidirund l. Vidimund.
— 251 — 10 — ſeinen l. ſeinem.
— 256 — 3 — vertauſchen l. vertauſchten.
— 265 — 35 — acht l. als acht.
— 270 — 29 — Wiaurd l. Wigund.
— 307 — 4 — Luttenberg l. Lutterberg.
— 321 — 29 — vorgehalten l. vorenthalten.
— 334 — 4 — feindliche l. friedliche.
— 348 — 14 — verrieth l. anrieth.
— 348 — 28 — ſich l. der ſich.
— 402 — 9 — zenige l. zemige.
ibidem — zenyger l. zemyger.

Preußens
ältere
Geſchichte

von

August von Kotzebue

Mitgliede der königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

Dritter Band.

Riga,
bey Carl Johann Gottfried Hartmann.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Conrad von Jungingen . . . . . Seite 3

Zweytes Kapitel.

Litthauen und Samayten . . . . . — 4

Drittes Kapitel.

Polen . . . . — 24

Viertes Kapitel.

Dobern . . . . — 30

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Erwerbung der Neumark . . . Seite 33

Sechstes Kapitel.

Gothland und die Vitalienbrüder . . . — 41

Siebentes Kapitel.

Das Erzbiſthum zu Riga . . . — 52

Achtes Kapitel.

Nachbarliche Verhältniſſe mit kleineren Fürſten — 59

Neuntes Kapitel.

Verhältniſſe mit entlegenen Fürſten . . — 62

Zehntes Kapitel.

Handel, Wohlſtand, Bevölkerung in Preußen . — 66

Eilftes Kapitel.

Sitten und Geſetze unter Conrad von Jungingen — 74

Zwölftes Kapitel.

Conrads Tod . . . . — 78

Dreyzehntes Kapitel.

Ulrich von Jungingen . . . . . . — 81

Vier=

Vierzehntes Kapitel.

Urſachen des Krieges . . . . . Seite 84

Funfzehntes Kapitel.

Des Krieges Ausbruch . . . . . . — 89

Sechszehntes Kapitel.

Die Schlacht bey Tanneberg . . . . . — 96

Siebenzehntes Kapitel.

Erſte Folgen der Schlacht bey Tanneberg . — 109

Achtzehntes Kapitel.

Die Belagerung von Marienburg . . . — 114

Neunzehntes Kapitel.

Heinrich von Plauen als Hochmeiſter . . — 123

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Thorner Friede . . . . . . — 126

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Heinrichs innere Regierung . . . . — 135

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Leiden und Frevel der Danziger . . . — 139

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Heinrichs unverdientes Schickſal : : : Seite 146

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Michael Küchmeiſter von Sternberg : : — 152

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Aufruhr zu Danzig : : : : : — 157

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Neuer Krieg mit Polen : : : : : — 159

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Polen und der Orden vor dem Concilium zu Coſtnitz — 168

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Vorſichtsmaßregeln des Hochmeiſters : : — 181

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Papſt und Kaiſer treten als Richter auf : : — 185

Dreyßigſtes Kapitel.

Des Kaiſers Spruch und deſſen Folgen : — 195

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Das Ende von Küchmeiſters Regierung : : — 201

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Paul Bellizer von Rußdorff . . . Seite 205

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Krieg, Friede und deren Folgen . . . — 211

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Verwickelung mit Dänemark und den Hanſeſtädten — 218

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Begebenheiten im Innern des Landes . . — 220

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Witolds lezte Schickſale . . . . . — 226

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Swidrigall, Großherzog von Litthauen . . — 233

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Siegmund, Großherzog von Litthauen . . — 240

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Huſſiten-Krieg . . . . . . — 245

Vierzigſtes Kapitel.

Waffenruhe. Jagello's Tod . . . . — 256

Ein

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Der ewige Friede . . . . . . Seite 262

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Auswärtige Verhältniſſe . . . . — 269

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Schilderung der Gräuel im Orden, während dieſes letzten Zeitraums . . . . . — 274

Hiſtoriſche Belege und Erläuterungen. — 283

Preu-

Preußens
ältere Geſchichte.

Dritter Band.

Erſtes Kapitel.

Conrad von Jungingen.

So hieß der edle Ritter, den, gegen ſeinen Wunſch, 1393. der Brüder einſtimmige Wahl zu Wallenrods Nachfolger kohr.

„Ein wohlgeſtalter Mann von Angeſicht, wer ihn ſah hatte Luſt und Liebe zu ihm. Demüthig, weiſe, vorſichtig; keuſches Lebens, von züchtigen Geberden, friedſam, nüchtern, gütig gegen Freund und Feind.“ Dieſes ſchöne Lob, von einem mit Schmeichelworten kargen Biedermanne freygebig ausgeſpendet, verdiente Conrad größtentheils. Man darf ſelten vom Ruhm der Großen ſo viel behaupten. Sicher wäre es unverkürzt ihm zu Theil geworden, hätten die Ordensbrüder, von ſeinem Geiſt beſeelt, ſeine milden Befehle treuer vollſtreckt. Ihm gebührt noch ein ſeltner Ruhm: er war ein redlicher Staatsmann, ſeine Politik nicht verlarvt noch zweyzüngig. Was er für gut und recht hielt, ſagte er ſtets dem Feinde gleich und rund; nichts blieb im Hinterhalt; aber ſeine erſten Worte waren auch die letzten.

Zweytes Kapitel.

Litthauen und Samayten.

Nicht nach dem Augenmaße einer gierigen Staatskunſt, nur auf der Wage ſtrenger Sittlichkeit, ſoll die Geſchichte Lob und Tadel wiegen; denn was bleibt Eroberern zu fürchten übrig, wenn, gleichſam während ſie noch leben, ſchon die Nachwelt ihnen ſchmeichelt, indem ſie unterlaſſenen Mißbrauch der Gewalt an einem Fürſten der Vorwelt tadelt? — Darum ſoll mit Unwillen jeder Rechtliche den Vorwurf leſen: Conrad von Jungingen habe günſtige Gelegenheiten zu Litthauens Unterjochung ſich entſchlüpfen laſſen.

Gelegenheit! — möge dieſes Wort im Rath der Fürſten jeden Raub bemänteln, und den trügeriſchen Schein der Klugheit um das Böſe ziehen; die Geſchichte ſoll es nicht irre leiten. Das Gerechte iſt auch weiſe. So verfuhr der neue Hochmeiſter, als er den Wünſchen ſeiner Brüder, Wallenrods Niederlage zu rächen, widerſtand, und lieber unterhandeln als fechten wollte.

Freylich benuzte Witold die willkommene Ruhe zu Befeſtigung ſeiner ungetheilten Herrſchaft, indem er Litthauens Fürſten einzeln unterjochte, wodurch dem Orden jede Hoffnung ſchwand, künftig durch erregte Zwietracht zu ſiegen. Conrads redlichen Bemühungen 1393. um Frieden ſezte er nichtige Ausflüchte entgegen, ſich berufend auf ein Verbot des Königs von Polen. Des

Ordens Feinde in Liefland ſtärkten ſeine Waffen, und als Swidrigal, ſein vertriebner Vetter, Schutz unter dem Ordensſchilde fand, da rächte Witold ſich durch Verheerungen in Liefland, die nicht unvergolten blieben. Es gelang ihm endlich, den minder Glücklichen zu fangen; in Feſſeln geſchlagen ſandte er ihn nach Polen. 1396.

Aber eine Begebenheit, der Ruhmſucht wie der Kriegsbegierde ſchmeichelnd, flößte dem Großfürſten plözlich Friedensneigung für den Orden ein. Toktamyſch, ein tatariſcher Fürſt, von dem Weltſtürmer Timur verjagt, floh zu Witold Hülfe ſuchend. Der Beherrſcher von Litthauen ſäumte nicht, die ruſſiſchen Fürſten zu einem Bündniß gegen den gefürchteten Eroberer einzuladen; weil aber Klugheit gebot, in einem ſo ernſten Kampfe den Rücken frey zu halten, ſo trat er endlich mit dem Hochmeiſter in freundliche Unterhandlung.

Manches Hinderniß erhob ſich. Der Orden foderte Schwur und Geiſeln. Witold verweigerte jenen, und des polniſchen Königs Hohn ſprach: „wir haben Geiſeln genug aus Litthauen, die der Chriſtenheit Ruhe verbürgen. Hat doch der Biſchoff von Wilna dem Papſte geſchworen, und wird die wenigen noch übrigen Heiden wohl bekehren, ohne daß den Orden es kümmern darf.“ Nur ein Waffenſtillſtand war die Frucht aller Mühe; nach Ablauf deſſelben, wurde man einig, ſollten beyder Fürſten Räthe auf der Dobys Frieden unterhandeln.

Der Verſuch mißlang, denn Witolds Räthen mangelte Vollmacht. Ihm lag ja blos daran, während ſeines Zuges gegen die Tatarn der Ritter Schwert in der Scheide zu halten; dieſen Zweck erreichte er ſchon durch Waffenſtillſtand, ohne für die Zukunft ſich die Hände zu binden. Darum ſchuf er ſelbſt manche

Hinderniſſe: miſchte fremde Händel ein; wollte den widerſpenſtigen Biſchof von Dorpat, ſeinen Schützling, zugleich mit dem Orden verſöhnen; und blieb gelaſſen, als die Samayten, für deren Angriff er die Bürgſchaft übernommen, Preußens Gränzen verheerten. Da erhub ſich Conrad mit drohendem Ernſt. Er liebte Frieden ohne Krieg zu fürchten. Er verwarf die Ausſöhnung mit dem Biſchof von Dorpat „dem nie am Rechte gnügt;" er foderte Samayten, deſſen Bewohnern, troz Witolds Zuſage, der Orden nicht mehr trauen durfte. „Nimmer, ſprach er, iſt dieſes Land, ſammt den Wildniſſen, von Euch oder Euren Aeltern ruhig beſeſſen worden, das bekannter ihr ſelber. Uns haben vor langen Jahren Papſt und Kaiſer es geſchenkt. Geiſel begehren wir von Euch; doch nicht länger, bis Ihr, ſammt den Curiaen, vom heiligen Vater und dem Reiche, zum Chriſtenglauben beſtätigt und verleibet worden, auch die Veſten wieder bauen helfen, die ihr verrätheriſch verbrannt."

Witold, deſſen ganze Seele jezt nur der Feldzug gegen Timur füllte, ſah Conrads Ernſt und gab nach.
1397. Sein eigner Bruder Sigmund bürgte für ihn als Geiſel. Den foderte der römiſche König, vermeinend, er wäre ſicherer bey ihm, als in Preußen, aufgehoben. Allein der redliche Conrad weigerte ſich ihn auszuliefern, ſprechend: „er wurde uns übergeben zu getreuer Hand."

Kaum verdiente Witold dieſe Schonung, denn er fuhr fort, den Hochmeiſter unrühmlich zu täuſchen. So, zum Beyſpiel, ſandte er ihm einen Friedebrief, mit einer falſchen Jahrzahl bezeichnet, den folglich Conrad zurückwies, auch fernere Unterhandlungen abbrach, auf den Spruch des Kaiſers und der Churfürſten ſich berufend.

Zu gleicher Zeit erhob er laute Klagen am Hofe des Königs von Ungarn: Witold unterjoche, während des Beyfriedens, die Heyden oder Ruſſen, laſſe ſie im Unglauben, und, wenn er ſie bezwungen, verbinde er ſich mit ihnen gegen den Orden. Jezt wolle er die Nowogoroder angreifen, „die da große Lande haben und reich ſind, und ob er das Glück hätte, da „möchte er einen großen Raub holen, mit dem er gegen uns ſich ſtärken möchte."

Die Churfürſten thaten nichts, denn der Kaiſer blieb aus. Der König von Ungarn hingegen erbot ſich zum Schiedsrichter, und rühmte, daß auch Polen bereits willfährig ſey, ihn als ſolchen zu erkennen. Dankbar nahm der friedliebende Hochmeiſter das Erbieten an, wollte ſelbſt nach Gneſen kommen, verlängerte die Waffenruhe, und befragte Witold, ob auch er geneigt ſey, ihren Streit auf ſolche Weiſe zu ſchlichten?

Der Großfürſt wich aus. Doch um den Hochmeiſter hinzuhalten, entwarf er einen Vergleich auf ſeinem Schloſſe Grodno, den auch des Ordens Gebietiger, nach ſeinem urſprünglichen Inhalt, genehmigten. Das lag nicht in Witolds Plan. Schnell fügte er neue Bedingungen hinzu, das Herzogthum Dobryn betreffend. „Herr!" ſchrieb ihm Conrad zornig, „das rühret Euch nicht an." — So zerſchlug ſich alles.

Indeſſen war Swidrigal ſeiner Haft entwichen oder entlaſſen, und hatte ſich nach Ungarn gewendet. Von dort aus ſprach er aufs neue den Orden um Hülfe an. Sie wurde ihm nicht verweigert. Conrad verwies ihn an die Ordensgeſandten, die noch in Ungarn waren, mit denen möge er ſich beſprechen. Doch blieb es vor der Hand bey höflichen Worten und Theilnahmsbezeugungen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08019/066

Ganz Deutſchland ſuchte der Hochmeiſter gegen Polen und Litthauen aufzuwiegeln, durch Gründe, die in jenen Zeiten für wichtig galten. Viele Litthauer, ſchrieb er, begeben ſich zum ruſſiſchen Glauben, (den man immer noch nicht als chriſtlich erkennen wollte) die Veſten werden mit ungläubigen Ruſſen beſetzt; man ſchließt Bündniſſe mit Türken und Tataren; man will ſich dem Reiche nicht unterwerfen; ja es verlautet ſogar, man wolle für Litthauen und Rußland vom Papſte eine Königskrone erwerben, und das Land als Lehen vom päpſtlichen Stuhle empfangen „da Gott vor ſey! denn alsdann werden alle Heiden und Ruſſen ſich zu ihnen ſchlagen, und ſicher vor dem Orden bleiben.“ Auch der jüngſte Herzog von Stettin habe ſich mit Witold befreundet und eine Ruſſin zum Weibe genommen.

Eine merkwürdige Verhandlung vor dem Kaiſer, bey welcher vier Nationen gegen einander auftraten, ereignete ſich um dieſe Zeit. Der Kaiſer fragte die Polen: ob ſie das Reich und ihn für ihren Oberherrn erkennten? — Sie erwiederten kühn, der Beherrſcher Polens ſey ein freyer König. Zu des Ordens Geſandten ſprach der Kaiſer die wahren Worte: „man beſchuldigt Euch, daß Ihr nirgend zu Rechte ſtehen wollt. Ladet man Euch vor den Kaiſer, ſo ſprecht Ihr, Ihr gehört vor den Papſt, und verklagt man Euch bey dem, ſo wollt Ihr unter das Reich. Redet klärlich und offenbar.“

Da begaben ſie ſich unter die Kirche, das Concilium und das Reich. „Das iſt eine kluge, weiſe, heilige Antwort“ ſagte der Kaiſer, und alle Herren mit großen Freuden huben auf ihre Hände und dankten Gott. Im Grunde hatte doch, wie immer, der Orden ſeine Nebenthüren auf jeden Nothfall offen gelaſſen, und überhaupt ſcheint dieſe Begebenheit auf die Geſinnungen der zwiſtigen Nationen unwirkſam geblieben zu ſeyn.

Schwerlich würden Klagen und Vorwürfe dem ſtolzen Witold einen Frieden abgedrungen haben, wie der Orden ihn begehrte; ein Mahnbrief der Königin Hedwig machte ihn geſchmeidiger. Sie ſchrieb: ihr habe Jagello die Lande der Ruſſen und Litthauer zur Morgengabe beſtimmt, und erſuchte ihn daher, als ihren lieben Bruder, ihr einen jährlichen Zins zu überſenden. Da verſammelte Witold die Edelſten des Landes, trug ihnen die Zumuthung vor. Wir ſind frey, erklärten alle, nie haben unſere Aeltern den Polen Zins gegeben, dabey wollen wir bleiben. Deß war Witold heimlich erfreut, und wandte ſich vielleicht zum Orden, um einen Bundesgenoſſen zu erwerben, im Fall die Königin ihre Bitten in Drohungen verwandeln möchte. Doch war es auch wohl minder dieſe Furcht, als die kriegeriſche Sehnſucht, die ihn zum Frieden ſtimmte, denn er hatte ſein Schwert nun einmal gegen die Tataren gezückt.

Vergebens rieth ihm Jagello, den ſchrecklichen Timur nicht zu reizen, ſondern lieber ſeine Waffen gegen die Ritter zu kehren. Vergebens weiſſagte die Königin einen ſchlimmen Ausgang, und entzog ihm, durch dieſe laut geäußerte Beſorgniß, manchen vornehmen Polen, der ſchon gerüſtet ſtand, mit ihm in's Feld zu ziehen. Immer noch ſah er ſich mit Wohlgefallen an der Spitze eines furchtbaren Heeres, in welchem funfzig Fürſten dienten. Immer noch ſammelten ſich viele edle Polen unter ſeinen Fahnen, um Lorbeern oder Seligkeit in dieſem heiligen Kriege zu erwerben. Darum verwandelte er endlich den zu Grodno entworfenen Vergleich in einen förmlichen Friedensſchluß. Samayten und die Wildniß trat er ab; ſicherte den Orden vor Anſprache;

ſprache; behielt ſich blos die Jagd auf ſeine Lebenszeit vor (denn böſe Fürſten opfern leichter Unterthanen als Vergnügen;) verſprach Jagello's Beſtätigung auszuwirken; gelobte Hülfe zu Erbauung dreyer Veſten; entſagte allen Anſprüchen auf das Pleſkower Land; wollte ſogar, zu deſſen Unterwerfung, dem Orden Beyſtand leiſten; bekannte ſich, gleich andern chriſtlichen Fürſten, dem Reiche und der römiſchen Kirche pflichtig, und erklärte, daß er am St. Michaelstag perſönlich auf der Inſel Sallin erſcheinen, dieſen Frieden mit ſeinem großen Inſiegel bekräftigen wolle. — Dagegen lieferte der Orden ſeinen Bruder Sigmund aus; verzichtete auf Nowogorod; vereinigte ſeine Waffen mit denen Witolds, um dieß fette Land deſſen Scepter zu unterwerfen. Beyde Theile gelobten gegenſeitig Schutz dem Handel; ſie wollten neuer Zölle ſich enthalten; keine zinshaftige Leute abſpenſtig machen; keinen Feind des Andern durch ihr Land ziehen laſſen; keine Miſſethäter hegen. Zur beſtimmten Friſt wurde dieſer Friede vom Herzog und dem Hochmeiſter mit großer Feyerlichkeit auf Sallin beſiegelt, und herrliche Gaſtmähler ſollten das Vertrauen zu der neuen Freundſchaft ſtärken.

Man muß erſtaunen, daß der mächtige Witold hier freywillig einräumte, was man nur immer von dem Beſiegten hätte fodern mögen. Der romanhaften Kriegsbegierde allein, die ihn ergriffen hatte; der Hoffnung auf den glänzenden Ruhm, den Welterſchütterer Timur zu bekämpfen, verdankte der Orden jene großen Vortheile. Die brennenden Blicke gegen die Ufer des Don gewendet, erkaufte Witold um jeden Preis den Frieden am Ufer der Weichſel.

Das Glück begünſtigte ſeine Kühnheit nicht, obgleich die Ordensfahne ſelbſt 500 Reiter ihm zuführte.
1399. Er wurde von einem Feldherrn Timurs geſchlagen.

Faſt ſein ganzes Heer, deſſen vornehmſter Befehlshaber, ſelbſt ein Bruder Jagello's, blieben auf dem Schlachtfeld. Nur einem ſchnellen Roſſe verdankte Witold Rettung: aber ſeine Länder, von Tataren überſchwemmt, entgalten ihres Herrn verwegenen Angriff. Jene Niederlage befeſtigte den Frieden mit Preußen, den der heimkehrende Sieger ſchwerlich würde gehalten haben. 1400. Jezt hingegen vereinigte er ſein Kriegsvolk mit dem des Ordens, um die bedauernswürdigen Samayten zu unterjochen. Dieſes unglückliche Volk trug den Schimpfnamen Empörer, weil es, der alten Herrſchaft getreu, einem Herrn, den es nicht erkohren, auch nicht gehorchen wollte.

Viele fremde Ritter waren zu der Heerfahrt nach Preußen gezogen, auch die Herzoge von Geldern und Lothringen. Jenen ſcheuchte Krankheit bald zurück; dieſer trug den Ruhm der Tapferkeit davon, indem er mit Strömen unſchuldiges Blutes den Staub von ſeinem Schilde wuſch. „Mit Gottes Hülfe" ſo ſchrieb der Hochmeiſter dem römiſchen Könige, „haben wir bis in den zwölften Tag im Lande der Ungläubigen geheert und gebrannt; Geiſel erhoben und viele Gefangene zum Glauben gezwungen. Auch hat ſich Witold mit dem Comthur von Ragnit, an andern Enden des Landes, getreulich bearbeitet und gebrannt, mit großer Macht ſeiner Leute; die Gefangenen ſind uns ausgeliefert worden, alſo daß nun wohl zwiſchen ihm und dem Orden ein aufrichtiger Friede beſteht." — Solch Sengen und Brennen hieß in jenen Zeiten Krieg; war ein verdienſtlich Werk, zu dem fremde Fürſten aus fernen Ländern, Ablaß dürftig herbey eilten, und das mit Gottes Hülfe vollbracht wurde; denn man verſäumte nie, vor des Heeres Aufbruch, alle Klöſter und Convente zum Gebet zu ermahnen, und die lezteren mußten Arme ſpeiſen,

ſen, damit der Brüder Schwert der Armen Zahl mehren möchte.

Zur Erbauung der Gränzfeſten wurde gleichermaßen der verſprochene Beyſtand von Witold geleiſtet. Deſſen Gemahlin wallfahrtete nach Preußen mit einem großen Gefolge, Seelentroſt ſuchend bey der heiligen Catharina und der heiligen Barbara. Sie wurde vom Hochmeiſter herrlich empfangen und köſtlich bewirthet. Alles ſchien dem Orden einen dauerhaften Frieden zu verſprechen.

Doch bald bewährte ſich auch dieſes Mal der alte, von Machiavell begründete Satz: Keinem Frieden iſt zu trauen, der allzuharte Bedingungen dem ſchwächern oder betrogenen Theile vorſchreibt. Witold verſuchte
1401. heimlich die Samayten wieder an ſich zu locken. Es wurde ihm leicht, denn ſie haßten die neue Herrſchaft wie den neuen Glauben: 4000 derſelben auf einmal kehrten ihrem Vaterlande den Rücken und flohen nach Litthauen. Ihnen folgten andre Haufen, durch die Ausgewanderten theils verleitet, theils gezwungen.

Auf erhobene Klage antwortete Witold trocken: von zinshaftigen Leuten ſey hier nicht die Rede; die Bojaren hätten ihre Freyheit, ſie möchten ziehen, er wolle ſie nicht halten. Tiefer Schnee und harter Froſt hinderten den Hochmeiſter, einer verabredeten Zuſammenkunft mit dem Herzog beyzuwohnen, und man ſagt, ſein Schutzgeiſt habe über ihn gewacht, denn ein verrätheriſcher Anſchlag ſey geſchmiedet worden. Seine Geſandten wurden mit gleisneriſchen Worten geſpeiſt, und fünf Tage aufgehalten. Heimlich rüſtete Witold unterdeſſen die Samayten aus, gab ihnen erfahrne Hauptleute und ſchickte ſie gegen Preußen, anderthalb Tage früher, als er die Sendeboten entließ.

Alſo fielen die erbitterten Samayten plözlich in das Ordensgebiet, rächten, mit ihres Gottes Hülfe, was ſie gelitten, verbrannten die neuen Feſten, ſchleppten viele Gefangene nach Litthauen, hätten ſie gern erſchlagen, zitterten aber für ihre Geiſeln, und bewahrten jene um dieſe zu löſen.

Noch hatte wohl der Großfürſt von ſeiner ſchweren Niederlage an den Ufern der Worskla ſich nicht ſo viel erholt, daß er ſolchen Troz dem Orden zeigen durfte, wenn er nicht an Polen einen mächtigen Rükkenhalt ſich erworben hätte. Denn in dieſem Jahre kam Jagello ſelbſt nach Wilna, wo auf einem Reichstage die gänzliche Vereinigung von Litthauen mit Polen nach Witolds Tode beſchloſſen und beſiegelt, wechſelſeitiger Beyſtand in allen Kriegen angelobt wurde. Auf dieſen, wie auf die Verzweiflung der unglücklichen Samayten durfte der Großfürſt bauen, denn ihre Geiſeln mißhandelte der Orden mit unerhörter Barbarey. Zwar ließ Conrad Ermahnungen zu ſanfter Behandlung fleißig ergehn, und gern bewahrt die Geſchichte den Namen von Anderlau, eines redlichen Vogtes, der milde regierte, Bojarenkinder nach deutſcher Sitte erziehen ließ, und ſich durch Wohlthaten ihre Treue ſicherte; aber die Nachfolger traten nicht in ſeine Fußtapfen, das Joch wurde unleidlich. Der armen Geiſeln bediente ſich ein jeder wozu er wollte, ſie mußten ſogar das Vieh hüten, die Ställe reinigen. Ihrer waren wohl 200, meiſt angeſehener Bojaren Kinder, die, ſammt ihren Aeltern in der Heimath, zuvor dem Orden ſtill gehorchten und ſich willig taufen ließen. Als ſie aber ſpürten, welch' ein ſchimpfliches Loos man ihnen bereite; als ihre Vögte ſie immer härter durch Frohnen und Verachtung drükten; da bewaffnete Verzweiflung ſie gegen ihre Henker. Durch Strenge wollte Conrad den ſogenannten Aufruhr dämpfen,

pfen, er befahl die Geiſeln in Ketten zu ſchmieden. Dieſen Schimpf konnten manche nicht überleben, ſie erhingen ſich an ihren zerriſſenen Kleidern.

Der Hochmeiſter hatte falſch gerechnet. Statt Gehorſam zu erzwingen, entflammte er nur Wuth, und 1402. Witold ſchürte den Brand. Schlöſſer, an deren Mauern noch die Seufzer der Frohnarbeiter hingen, wurden erſtürmt; Prieſter und Mönche, ausgeſandte Bekehrer, als Geiſeln verhaftet; Skirwailo, der vertriebene Fürſt, zurück gerufen.

Eine Fehde mit dem Fürſten von Smolensk hinderte den Großfürſten, dieſe Unglücklichen, die um ihre heiligſten Rechte kämpften, ſo kräftig zu unterſtützen, als Mitleid, Haß oder Eigennutz ihm eingaben. Allein er ſuchte wenigſtens dem Orden die fromme Hülfe abzuſchneiden, die jedesmal aus Deutſchland herbey zu ſtrömen bereit war, ſo oft der Name Heide dort erſcholl. In Briefen an alle deutſche Fürſten ſchilderte er die Grauſamkeit der Edelmönche, die ihre neuen Unterthanen zu Leibeigenen herabwürdigten. Viele habe die Verzweiflung zu ihm getrieben, und ſein Mitleid ihre Auslieferung verweigert. Schiedsrichter wollte der Orden nicht erkennen, darum bitte der Großfürſt, den halsſtarrigen Brüdern keinen Beyſtand zu verwilligen, ihm aber Nothwehr nicht zu verargen.

Schneidender noch tönte das Jammergeſchrey der Samayten ſelbſt an allen chriſtlichen Höfen, erreichte das Ohr des römiſchen Königs und drang bis zu den Stufen des päpſtlichen Thrones. In einer rauhen, aber kräftigen Sprache huben ſie an: „Höret! Höret ihr Fürſten! beyde geiſtlich und weltlich, nehmet ſanftmüthig auf die Verlegungen der Betrübten, den Ruf der Unterdrückten. Wir ſind eines freyen, edlen Urſprungs, deſſen der Orden uns berauben will. Er hat nicht geſucht unſere Seelen dem wahren Gott zu gewinnen, ſondern allein für ſich unſer Land und Erbe. Wir müſſen betteln, ſtehlen, rauben, todtſchlagen, um unſer dürftiges Leben zu erhalten.“

„Wie dürfen dieſe ſich Brüder nennen? wie mögen ſie taufen? Wer andere waſchen ſoll, muß ſelber rein ſeyn. Wohl ſind die Preußen getauft, aber unwiſſend im Glauben wie zuvor. Wenn die Brüder fremde Lande überfallen, ſo ſchicken ſie die Preußen vor ſich her, um Menſchenblut zu vergießen. Dieſe ſäumen auch nicht, verbrennen Kirchen, hauſen ärger als Türken, und je ſchlimmer ſie es treiben, je wohlgefälliger dem Orden. Darum haben wir der Taufe uns entzogen, wir mochten nicht werden wie die Preußen.“

„Langſam hat das Unheil mit uns begonnen, täglich iſt es gewachſen. Alle Früchte und Bienenſtöcke haben die Brüder uns genommen: fügten unſere Hälſe, die von Natur frey waren, zu nächtlichen Werken; beſchwerten unſere Knechte, Eignen, Bauern und Zinsleute mit mancherley unerträglichen Bürden; entzogen uns Jagd und Fiſcherey, verboten uns Handel zu treiben in den nächſten Landen.“

„Am härteſten kam uns an, daß ſie jährlich unſere Kinder als Geiſeln entführten, zwangen, wider alle menſchliche Barmherzigkeit, unſere Weiber von uns, begehrend uns zu ſcheiden von unſern Weibern, und lieſſen ſich nicht gnügen an 200 Kindern.“

„Wir bitten, höret uns! höret! die ihr Gerechtigkeit lieb habe! Wir ſollten billiger weinen als reden. Unſere Mächtigſten haben ſie zur Dienſtbarkeit gebunden nach Preußen geführt; etliche mit ihren Weibern im Feuer verbrannt, weil ſie ihre Kinder nicht von ſich laſſen wollten; unſere Schweſtern und jungen Töchter mit Gewalt genommen, dieſe, die das Kreuz auf dem Rocke tragen, und, wir ſagen es mit bittern Schmerzen, haben ſie geſchmäht; das iſt offenbar und wir können es beweiſen. Denn ein Mann, von den mächtigen Bojaren unſers Landes, Kircutis genannt, der hatte eine gar ſchöne Tochter, die ihm von denſelben Brüdern freventlich geraubt wurde. Solches mochte der Jungfrau Bruder nicht erdulden, und als er ſehen mußte, wie einer vom Orden ſeine Schweſter beſchämte, da erſtach er ihn mit ſeinem Schwerte. Einen großen und edlen Bojaren, genannt Wyſſygyun, ſchleppten ſie mit Weib und Kindern gefangen nach Preußen und tödteten alle. Dem Bojaren Swolken verbrannten ſie Haus und Dorf, ermordeten die Einwohner; er ſelbſt entfloh mit Noth. Aber einen andern, Sungalo, enthaupteten ſie und führten die Seinigen in Knechtſchaft.“

„Höret ihr chriſtlichen Fürſten! Wir haben nichts zu hoffen, als den gar mortlichen Tod, und daß ihre Schwerter ſollen durſtig roth werden von unſerm Blute. Mit der Taufe haben ſie gezögert, keine Kirchen in unſerm Lande erbaut, keine Prieſter geſetzt. Nur die edlen Fürſten, Witold und Jagello, haben manche der Unſrigen im Glauben freundlich unterwieſen. Erbarmt Euch unſer! wir bitten um die Taufe. Bedenkt aber, daß wir Menſchen ſind, nicht unvernünftige Thiere, die da werden verſchenkt, gekauft, verkauft, ſondern wir ſind Creaturen Gottes nach ſeinem Bilde gemacht, in Freyheit der Kinder Gottes, die wollen wir behalten und gebrauchen. Darum rufen wir den heiligen Vater an, daß er durch die polniſchen Biſchöffe in den Schoß der Kirche uns aufnehmen laſſe; denn wir wollen gern getauft ſeyn, nur nicht mit Blut.“

Die Menſchheit ſchaudert vor dieſem Gemälde. Manche Ordensfreunde ſandten Abſchriften nach Preußen, und was erwiederten die Edelmönche? —

„Das ſamaytiſche Volk iſt gar eines harten Hauptes und gar mordlich allezeit geweſen. Darum haben wir Geiſeln genommen, die wurden getauft, und beſſer als im Hauſe ihrer Aeltern gehalten. (Dieſe Lüge durfte man wagen, trotz der Amtsberichte eigner Brüder, die, obſchon an Gräuel aller Art längſt gewöhnt, durch der Geiſeln ſchimpfliche Bedrückung dennoch ſich empört fühlten.) Auch wohl 80 alte Samayten, die ihre Kinder nach Marienburg brachten, haben wir getauft; in einer Hungersnoth ihnen Korn und Vieh geſendet für 40000 ungariſche Gulden. Immer ſind wir ſüß, freundlich und ſanftmüthig mit ihnen umgegangen, ſie mögen ſagen was ſie wollen. Die alte Schlange, der Teufel, hat ſie verhezt. (Man nannte den Teufel, aber man meinte Witold.) Schlöſſer und Kirchen haben ſie verwüſtet, das Bild des heil. Nikolaus im Felde zu einer Zielſcheibe gemacht. Ihr Ungehorſam hat des Ordens Strenge geweckt, ihnen iſt überall Recht geſchrieben.“

Auf manche Klagen ließ jedoch der Orden ſich gar nicht ein, beſonders überging er ſchweigend ſeiner Edelmönche weltkundige Tygerwolluſt. Er hatte wohl Recht, ſich der Worte zu bedienen: „ſie mögen ſagen was ſie wollen“ denn Niemand nahm ſich ihrer an! ihre Jammertöne verhallten an den chriſtlichen Höfen, und nun ergriff Conrad die Waffen gegen Witold, eigne Rache knüpfend an Swidrigalls Beſchützung, der als Kaufmann verkleidet nach Marienburg ſchlich. Freylich hatte man, in dem vor wenigen Jahren geſchloſſenen Frieden, ſeiner nicht erwähnt, ſondern ohne Bedenken, unedelmüthig, ihn ſeinem Schickſal überlaſſen; allein ſobald ſich neuer Zwiſt entſpann; ſobald man ihn als Schreckbild nutzen konnte, vergaß man ſeiner nicht. Es wurde jezt ein förmlicher Bund mit ihm geſchloſſen, in welchem er gelobte: „wenn ihm Gott zu ſeinen väterlichen Gütern helfe“ Alles zu erfüllen, was Witold nur verſprochen aber nicht gehalten hatte. Die ausgewanderten Samayten auszuliefern, war ein Artikel des Vertrags.

1403. Ehe noch die Schwerter klirrten, fochten Zungen. Marquard von Salzbach, Comthur zu Brandenburg, ſchalt den Großherzog laut einen Böſewicht und Verräther, ſich erbietend, nebſt fünf andern Rittern, zu einem Zweykampf mit ſechs Bojaren. Die Ausfoderung ward angenommen, doch der Kampf verſchoben; denn Swidrigall und Conrad, an eines mächtigen Heeres Spitze, hauſten ſchon in Litthauen „mit Gottes Hülfe.“

Witold, entkräftet durch kaum verſchmerzte Niederlagen, und ſelbſt durch neuliche Siege über den Fürſten von Smolensk, war allein zu ſchwach zum Widerſtande. Klagend wandte er ſich an den römiſchen König, doch vergebens. Der heilige Vater nahm ſeine Boten willfähriger auf; denn Niemand ſprach für den Orden, deſſen Anwald geſtorben war. Eine päpſtliche Bulle gebot den Rittern, Friede zu halten. Sie aber ſagten: die Bulle ſey nicht redlich erworben, und thaten was ihnen gut dünkte. Litthauen wurde gräßlich verheert.

Da begehrte der bedrängte Großfürſt, Zeitgewinn ſuchend, eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Hochmeiſter, um Frieden zu ſchließen. Jagello unterſtützte das Geſuch. Conrad, in deſſen Ohren, ſelbſt unter dem Geräuſch ſiegreicher Waffen, das Wort Friede ſtets lieblich tönte, war augenblicklich dazu bereit. Er kam zu Schiffe mit vielen Prälaten, Gebietigern und frommen Rittern; am jenſeitigen Ufer ſtand Witold mit ſeiner ganzen Macht, Tataren, Litthauer, Ruſſen, „als ob es ihm Trotz wäre, und ſich nicht zur Freundſchaft ziehen ſollte.“ Auch der König hatte verſprochen, ſich perſönlich einzufinden, oder Vollmacht zu ſenden. Statt ſeiner jedoch erſchienen nur zwey Boten, mit Credenzſchreiben, ohne Vollmacht, und behaupteten trocken: die letztere dem Hochmeiſter mitzutheilen, ſey überflüſſig; genug daß man dem Großfürſten ſie vorgezeigt habe.

So bedenklich dieſe Weigerung, jene drohende Stellung ſchien, ſo brach Conrad die Unterhandlung doch nicht ab. Samayten foderte er zurück nebſt Schadenerſatz. Witold erklärte ausweichend: ohne des Königs Bewilligung dürfe er ſolches nicht zugeſtehn. „Dieſe unbefriedigende Antwort hättet Ihr uns wohl ſchreiben mögen, meinte der Hochmeiſter, ſo hätten wir die Reiſekoſten erſpart.“ Statt freundlicher Geſpräche, zum Frieden führend, wurden höhniſche Ausfoderungen wiederholt; Ritter und Bojaren vertrieben ſich die Zeit mit Zweykämpfen in geſchloſſenen Schranken.

Daß der Großfürſt nur Aufſchub ſuchte, offenbarte ſich noch deutlicher, als er zwar einen neuen Tag zu halten begehrte, aber dieſen weit hinaus ſchob. Conrad, mißtrauend, verkürzte die Friſt. Indeſſen ruhten die Waffen. Boten und Briefe wurden hin und her geſandt, Vorwürfe gewechſelt. Beſonders klagte Witold, daß man ſeinen ärgſten Feind, Swidrigall, mit zu dem Tage genommen, und dieſer gegen ihn Mörder gedungen. Davon wußte der redliche Conrad nichts. „Er iſt, ſo ſchrieb er, in Treuen zu uns gekommen, die wir auch an ihm beweiſen, und wollen noch mögen ihn von uns nicht laſſen, ihm wiederfahre denn ein Mögliches. Nur um Verſöhnung zu ſtiften, brachten wir ihn mit.“

Blutig würden dieſe Neckereyen geendigt haben, hätte nicht ein neuer Krieg mit Moskau den raſtloſen Witold beſchäftigt; der König ſelbſt trat ins Mittel. Eine

B 2

1404. Friedensunterhandlung zu Raziamz ward eröffnet, von der man endlich Früchte hoffen durfte. Jagello, Witold und Conrad fanden ſich perſönlich ein, von ihren Biſchöffen und Räthen begleitet. Von Swidrigallos Anſprüchen war weiter nicht die Rede. Dieſen herumirrenden Fürſten hatte der Orden ja nur geſchützt, ſo lange ſein Name Vorwand lieh, und abermals ließ er ihn ſinken, ſo bald er nicht mehr nützen konnte.

Ein ſogenannter ewiger Friede wurde geſchloſſen, welcher den alten Vertrag faſt in allen Punkten erneuerte. Witold gelobte, den Ungehorſam der Samayten länger nicht zu begünſtigen. Wortbrüchigkeit von ſeiner Seite, die Ritter abermals zum Kriege nöthigend, ſollte den Orden mit Polen dennoch in keinen Zwiſt verwickeln.

Die unglücklichen Samayten wurden Preis gegeben. Den neuen Freunden ſchmeichelnd, ſchnitt Witold ihren Schlachtopfern alle Zufuhr ab an Korn, Eiſen, Salz; hemmte den Handel in das geächtete Land, und gewann auf dieſe Weiſe Conrads Vertrauen wieder. Es ſchien ihm jetzt auch wirklich ein ganzer Ernſt, den Frieden ehrlich zu halten, ja faſt mehr zu 1405. thun, als dieſer ihm auflegte. Samayten übergab er feyerlich, verbriefte die Entſagung lateiniſch und deutſch, zog ſein Kriegsvolk aus allen Schlöſſern und räumte ſie dem Orden ein.

Aber die Samayten, das fremde Joch verabſcheuend, konnten oder wollten ſich nicht überzeugen, daß ihr Landesherr ſie ungefragt verhandeln dürfe; ſie erwürgten und erſäuften ihre neuen Vorgeſetzten heimlich; die Thäter blieben verborgen. Ein ſtrenger Land-Comthur, Martin von Helffenbach, ließ verdächtige Bojaren hinrichten. Allgemeine Gährung war die Folge. Um die Gemüther zu beſänftigen, verſammelte der Comthur des Landes Edle auf ſeiner

Burg Friedberg; in ihrer Mitte führte er den Beweis, jene Enthaupteten habe blos ein verdientes Schickſal getroffen. Allein die Sprache war ihm fremd; der Mund eines Dolmetſchers mußte zwiſchen den Herrn und die Unterthanen geſchoben werden. Dieſer Dolmetſcher — ſo wird behauptet — verkehrte des Comthurs glimpfliche Worte in häßliche Schimpfreden, vorgebend, jener drohe mit Kerker und Tod. Die erbitterten Samayten beſtanden auf Hinrichtung der Ankläger ihrer unſchuldigen Brüder. Helffenbach ſchlug das Begehren rund ab. Der Dolmetſcher fügte eine harte Rede hinzu, die, wenn er ſie erfand, wenigſtens Bekanntſchaft mit dem Geiſt des Ordens verrieth. „Man wird kein Chriſtenblut vergießen, ſprach er, um ungläubiger Hunde willen.“ Da brauſten die Beleidigten auf, und wurden ſo verwegen, daß der Comthur, aus Zorn oder Furcht, ſie alle verhaftete. Aber der Kerkermeiſter, ein getaufter Samayte, öffnete bey Nacht ſeinen Gefangenen die Pforten, bewaffnete ſie und zeigte ihnen den Weg zu ihrem ſchlafenden Tyrannen. Helffenbach verlor ſein Leben, ſammt der ihm anvertrauten Burg. Alſobald loderte die Flamme des Aufruhrs abermals empor. Die Feſte Tobiſchaym wurde überrumpelt, und ganz Samayten ſchüttelte die Waffen. Doch kein Verdacht traf Witold, als begünſtige er im Stillen die Empörung; denn er zog mit ſeiner ganzen Macht dem Orden zu Hülfe; auch Polen ſandte einiges Volk, und bald traten die Ritter den Samayten ſiegreich auf den Nacken.

Witold that noch mehr, indem er durch die Seinigen dem Orden, mit ſchwerer Arbeit, eine Feſte erbauen half; und da ſie nicht Raum genug hatte, die angehäuften Lebensmittel zu bergen, ſo verwahrte er dieſe treulich auf ſeinem eigenen Schloſſe Kauen. Eine Unterredung zwiſchen ihm und dem Hochmeiſter wurde zwar durch des letzteren Krankheit verhindert, allein Witold suchte wenigſtens durch koſtbare Geſchenke ſein freundliches Gemüth zu beweiſen, und ſelbſt die Großherzogin wetteiferte darin mit ihrem verwandelten Gemahl.

Conrad, durchdrungen von Dankbarkeit, begnügte ſich keinesweges, dieſe Empfindung blos mit feurigen Worten auszudrücken — (er wünſchte unter andern, den Tag nicht zu erleben, an dem es Witold übel ginge —) ſondern er bethätigte auch, daß er dachte wie er ſprach. Fürſt Georg von Smolensk, durch Witold entſetzt, wandte ſich nach Preußen und Liefland. „Zwiſchen euch und unſern Vorfahren, hub er an, iſt Friede bisher worden; dennoch habt ihr euch mit Witold vertragen, wodurch ich meines Hauſes verluſtig worden.“

„Durch den Vertrag mit Witold“ verſetzte der Hochmeiſter, „iſt der Friede mit euch nicht gebrochen, und was kümmert uns der Verluſt eures Hauſes?“

„Bittet den Großfürſten, verlangte jener, daß er mein Weib mir wieder gebe.“

„Es ſoll geſchehen, verſprach Conrad, doch können wir uns auch nicht hoch darein miſchen.“

„Ich will ſelber zu euch kommen, ſchrieb der bedrängte Fürſt, um Rath zu holen.“

„Es kann nicht ſeyn, erwiederte der Hochmeiſter, denn wir leben mit Witold in Freundſchaft.“

„Wollt ihr gegen mich ihm helfen?“ fragte Georg. „Seine Feinde, war die Antwort, ſind auch die unſrigen.“

Von dieſer ganzen Verhandlung unterrichtete Conrad ſchleunig ſeinen Bundesgenoſſen. Mit gleicher Freundſchaft und großem Ernſt verwandte er ſich bey dem Herzog von Stolpe für eine Foderung Witolds, ein Leibgedinge ſeiner Nichte betreffend, die Herzog Barnims reims Bettgenoſſin war. Einen Beweis von zarter Achtung gab er ferner ſeinem Freunde, indem er, ohne deſſen Vorwiſſen, keine Geiſeln aus Samayten nehmen wollte, obſchon dieſes Landes unbeſchränkte Herrſchaft ihm zugefallen war. Streitigkeiten zwiſchen Bürgern von Crakau und Thorn überließ er Witolds Entſcheidung. Gegen die Ruſſen ließ er Ordensvolk unter Witolds Fahnen fechten; und als mit Polen ein Zwiſt wegen Drieſen in der Neumark ſich erhob, ſchrieb Conrad an Witold: er wolle ihm gerne folgen, „und lieber, denn keinem Herrn, der itzund auf Erden lebe.“ Auch noch in ſeiner lezten Krankheit bewies er dem verſöhnten Feinde ein herzliches Vertrauen, und nahm die Ueberzeugung von einer dauerhaften Freundſchaft mit ins Grab, nicht ahndend, daß von Witolds Seite ſie nur erkünſtelt war, um einen lange verhaltenen Groll gegen Moſkau ungehindert ausbrechen zu laſſen. 1406. 1407.

Conrad hatte noch das zweydeutige Glück, die gänzliche Unterwerfung der Samayten zu erleben. Ihre Aelteſten kamen nach Marienburg und baten um das culmiſche Recht. Aber auch dieſer karge Erſatz für Blut und Freyheit wurde ihnen nicht verwilligt, und ſo verſchwand abermals, „mit Gottes Hülfe,“ ein braves, glückliches Volk aus der Reihe der Nationen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Polen.

Alten Groll, wegen angetaſteter Würde, vergeſſen auch gute Fürſten nimmer, wenn ſie nicht bisweilen, als die Mächtigeren, in großmüthiger Verzeihung Genugthuung finden. Sind ſie aber dem Beleidiger an Stärke nicht gewachſen, oder iſt ihr Uebergewicht auch nur zweifelhaft, ſo wäre die Staatskunſt thöricht, die auf ihre Freundſchaft jemals baute.

Jagello vergaß nie, daß einſt der Orden ſeiner Bewerbung um Hedwigs Herz und Treue widerſtrebte. Auch mochte manche Tücke, von ihm ſelbſt mit und gegen den Orden verübt, ſein Gewiſſen belaſten, den Groll mehren; denn der Menſch haßt Menſchen, wenn, Unrechts gegen ſie bewußt, ihr Anblick ihn zwingt, ſich deſſen zu erinnern; lieber ſezt er das Unrecht fort, Beruhigung findend in langer Gewohnheit, die am Ende alles zu Recht ſtempelt.

Aber auch Hedwig vergaß nie, daß der Gegenſtand ihrer erſten Liebe, den ſie vielleicht noch oft im Stillen beweinte, des Ordens Freund war und blieb. So lange ſie lebte — die holde Königin, der fromme Dankbarkeit nach ihrem Tode ſogar Wunder zuſchrieb — trat ſie als ein Friedensengel zwiſchen die grollenden Mächte. Ihre kluge, ſanfte Vermittelung, bisweilen ihr Ernſt, hielten die Schwerter in der Scheide.

Welche zweydeutige Rolle Jagello in den Händeln mit Witold ſpielte, iſt bereits erzählt. Noch manches andere verrieth ſeine Geſinnung. Mit dem Kaiſer

ſchloß

1395. ſchloß er ein Bündniß. Wenzel verſprach ihm 600 Lanzen, und eben ſo viel Bogenſchützen gegen alle ſeine Feinde, nur die Churfürſten ausgenommen; das hieß mit andern Worten: gegen den preußiſchen Nachbar. Es ging ferner ein Gerücht: Jagello ſey entſchloſſen Ungarn anzugreifen, das ihm verſchrieben worden mit 150 Innſiegeln der ungariſchen Großen. „Das wolle Gott nicht! rief Conrad aus, daß Polen, Rußland, Ungarn, Litthauen eins würden, zumal als der König iſt ein neuer Chriſt, und, wie ſie ſprechen, der Papſt ſeine Ehe noch immer nicht beſtätigt hat. Polen und Türken beſchicken ſich durch Geſandten, das alles deutet auf einen argen Uffſatz.“ An die Churfürſten ließ er heimlich dieſe Beſorgniſſe bringen. Mißtrauen beyder Theile wurde bisweilen unter höflichen Worten verſteckt, aber es glimmte fort, ſelbſt in Zeiten wo Ruhe täuſchte. 1399. Nicht einmal einer angeſtellten Jagdluſt wagte Jagello in Litthauen beyzuwohnen, ohne ein förmliches Geleite des Ordens. Witold begehrte ein ſolches vom Hochmeiſter, der ihm antwortete: es ſey überflüſſig; habe doch der König durch ſeine Boten verſichert, „daß er des Ordens Gönner und gnädiger Herr ſeyn wolle.“ Darauf ſey ohne Bedenken den Unterthanen vergönnt worden, hin und her zu ziehen. Man begehre niemanden Leides zuzufügen, darum ſollte Witold ſelber das Geleite ſeyn.

Auch dieſe friedliche Aeußerung beruhigte den furchtſamen König noch nicht. Er beſtand auf ſeinem Begehren, und Conrad ſandte ihm das Geleite, mit den Worten: „es ſey ihm herzlich Leid, daß Jagello ihm nicht traue, doch um ſeines kranken Glaubens willen erfülle er deſſen Wunſch.“

Ein neues Mißverſtändniß erhob ſich wegen polniſcher Kirchengüter des Biſchoffs von Wladislaw, unter Conrads Herrſchaft gelegen, von welchen es hieß:

der Orden wolle ein eignes Biſthum daraus errichten. Conrad widerlegte das Gerücht; ein päpſtlicher Legat ſchlichtete den Handel.

Aber in dieſem Jahre ſtarb die holde Königin Hedwig, indem ſie ihrem Gemahl eine Tochter gebar. Mit ihr wich vom Könige ſein beſſerer Geiſt. Er trug groß Leid um ſie. Ein ganzes Jahr lang waren Tanz und Saitenſpiel aus Polen verbannt. Der Orden verlor eine geprüfte Freundin.

1400. Als die deutſchen Reichsfürſten den verhaßten Kaiſer Wenzel des Thrones entſetzten, da las man, unter andern Beſchwerden gegen ihn, auch dieſe: er habe, aus Geringſchätzung des Chriſtenglaubens und dem Reiche zum Schaden, mit Polen ſich verbunden, welches die Tataren gegen den deutſchen Orden unterſtütze.

Pfalzgraf Rupert wurde zum Kaiſer gekoren, und kaum war ſeine Wahl entſchieden, als auch ſchon Jagello eilte, ihn, wie ſeinen Vorgänger, zu beſchwatzen, indem er, in einem langen Briefe, die Ritter als Ungeheuer ſchilderte. Es gelang ihm nicht, denn der Kaiſer beſtätigte des Ordens Privilegien, fügte neue hinzu.

Auch in dieſem unfürſtlichen Kampfe blieb der Orden dem heimlichen Feinde nichts ſchuldig. Eine bittere Litaney von Klagen wurde allen deutſchen Fürſten vorgeſungen, und dieſe Klagen waren zum Theil nur Antworten auf Jagello's kund gewordene gehäſſige Beſchuldigungen. „Seine Kirchen, heißt es, ſollen wir zerſtört haben? Wir wiſſen von keinen chriſtlichen Kirchen in ſeinem Lande. Giebt es deren hie und da, ſo ſind ſie doch ähnlicher Hütten als Kirchen. Er rühmt ſich ſeiner neuen Chriſten, die doch in altem Irrſal ihres alten Lebens taumeln. Seit er König worden, iſt er ein Hammer geweſen der ſeligen Ritterſchaft; Werkmeiſter, Platen, Helme, Panzer, Geſchoß und Pfeile hat er den Ungläubigen ausgetheilt; läßt durch ſein Land Söldner ziehen zu ihrem Beyſtand; übt Litthauer und Ruſſen ſcharf im Kriege, alſo daß ſolche Hülfe nach ſeinem Tode mehr noch ſchaden wird als bey ſeinem Leben. — Er duldet Abgötterey. Wo ſind die Früchte ſeines Chriſtenthums? Heilige läſtern; ihre Bilder zerhauen und aufhängen; Chriſten grauſam morden; Friede brechen; Ordensbrüder ohne Abſage fangen; Verräther und Abtrünnige ſchützen: das ſind Jagello's chriſtliche Werke. So thut er an uns, dem Frieden zum Trotz, den wir mit Witold geſchloſſen; uneingedenk der Hülfe, gegen die Tataren von uns geleiſtet, wo auch viele unſerer Brüder ihr Blut vergoſſen haben."

Oft mochten wohl die Reichsfürſten lächeln, oder auch ihr Gemüth gegen beyde Theile ſich empören, wenn die Gräuel, deren man ſich wechſelſeitig anklagte, kaum einen andern Schluß verſtatteten, als den: beyde ſind der Theilnahme unwürdig. Auch wird ſelten gefunden, daß jene unaufhörlichen Behelligungen fremder Fürſten beſondere Wirkung hervorgebracht. Aufgefodert, redeten ſie wohl einmal darein; doch ihre Reden fruchteten ſo wenig als jene Klagen; ein jeder fuhr fort zu thun, was er wollte oder konnte. Viele Preuſſen, wallfahrtende Pilgrimme zum römiſchen Jubelfeſt, fingen die Polen unter nichtigem Vorwand. Kaum befreyte ſie Conrads ernſte Foderung. —

Als der Streit mit Witold aufs neue ausbrach, 1403.
nahm auch der König eine drohende Stellung an, und
warb den Herzog von Pommern mit hundert Lanzen zu
ſeinem Dienſt. Der Friede von Raziunz entkräftete 1404.
dieſe Maßregeln. Nicht allein das Schickſal von
Samayten wurde hier beſtimmt; auch Jagello und

der Orden erneuerten wechſelſeitig den Frieden, wel-
1343. chen einſt Caſimir, verzichtend auf Pommern, mit Ludolph König ſchloß. Conrad gelobte, keinen Bruder noch Verwandten ſeines Gegners, oder Mißvergnügte, in Preußen zu hegen.

Dieſe heilſame Auffriſchung erkalteter Freundſchaft wäre durch den angeſtrittenen Beſitz eines leeren Titels faſt verhindert worden. Caſimir hatte, wie ſichs gebührte, den Titel eines Herzogs von Pommern abgelegt, Jagello hingegen ihn wieder angenommen, und in ſein großes Siegel graben laſſen. Allerdings konnte das leere Wort einſt wieder bedeutend werden, und jenen beliebten dünnen Firniß für Anſprüche leihen, deſſen Gewalthaber ſo gern ſich bedienen, wenn vor ihrem Schwerte Billigkeit und Recht verſtummen. Der König (wie man ſagt, durch ſeine Räthe verhärtet), gab den Titel nicht auf, und der Friede wünſchende Hochmeiſter ließ ihm gnügen am Weſentlichen, da wenigſtens vor der Hand die Ausſicht heiter blieb.

1405. Zum Zeichen aufrichtiger Verſöhnung folgte Jagello der Einladung nach Thorn, wo, bey ſeinem Einzug, ein böſer Zufall das alte Mißtrauen leicht wiederum hätte erwecken mögen; denn, indem er durch die Straßen ritt, begoß ihn, aus dem Fenſter eines Hauſes, ein boshaftes oder unvorſichtiges Weib. Dennoch blieb er wohlgelaunt; bat ſelbſt die Verbrecherin los, die man erſäufen wollte; genoß und rühmte Conrads köſtliche Bewirthung; ſah auch mit großem Behagen einem prächtigen Turniere zu, in welchem ein Pole den erſten Preis errang.

So ſchien nun endlich die Friedenspalme feſt gewurzelt, und, ohne jenen Titel-Streit ferner aufzuregen, bewirkte Conrad, zum Beſten eines neu erworbenen Landes, daß der König zwey vergeſſene Punkte dem jüngſt geſchloſſenen Frieden beyfügte, kraft deren

ren die alte Gränze der Neumark anerkannt, und jede Gränzirrung freundſchaftlicher Vermittlung überlaſſen wurde.

1406. Nur zu bald ergab ſich die Gelegenheit, an dieß Verſprechen zu erinnern. Jagello begehrte Drieſen in der Neumark, weil deſſen Beſitzer, ein Ritter Ulrich von der Oſt, jederzeit ein polniſcher Lehensmann geweſen ſey. Die Herzoge Conrad von Oels und Ruprecht von Liegnitz ſollten entſcheiden. Das lehnte der Orden ab, ſich berufend auf ſeinen Bürgen, den König von Ungarn, deſſen Dienſtmann der Ritter ſelbſt ſich nannte. Auch die Städte der Neumark traten „mit niedergebeugten Häuptern bis zur Erde“ vor den ungariſchen Monarchen, bittend um Zurechtweiſung der begehrlichen Polen, indem den Aldſaßen wohl bekannt, daß Drieſen jederzeit der Neumark angehört. Zwar hatten ſchon vor 40 Jahren wirklich die Herren von der Oſt ihr Lehn für abhängig von Polen erklärt; weil Mißvergnügen mit Otto des Bayern ſchwachem Regiment, oder polniſche Geſchenke ſie dazu bewogen. Auch ihr Enkel Ulrich erkannte Polens Oberherrlichkeit, aber als ein minderjähriger, verführter Jüngling, ohne ſeiner Verwandten Mitwiſſen; ein Schritt, den er förmlich bereute und widerrief. Dagegen bewies der Orden zu Thorn durch unverwerfliche Urkunden:

Daß Marggraf Waldemar von Brandenburg das angefochtene Land dem Ritter Ulrich verliehen; daß Ludwig der Bayer Privilegien darin ertheilt; daß noch neuerlich König Sigismund von Ungarn es für einen Theil der Neumark förmlich erklärt habe, und daß ſich die polniſche Gränze am Ufer der Netze hin ziehe.

Jagello's Räthen mangelte der Gegenbeweis. Statt deſſen verſuchte man Gewalt. Staroſten, Hauptleute und polniſche Biſchöffe, ſonder Zweifel nicht ohne des Königs Vorwiſſen, wollten Drieſen überrumpeln.

Es wurde noch zu rechter Zeit verrathen. Die Beſatzung des Schloſſes empfing ſie wohlgerüſtet. „Da zogen ſie unmuthig und in ungutem davon“ ſo ſchrieb der Hochmeiſter an den König von Ungarn, und bat ihn dringend, vor der läſtigen Anſprache den Orden zu befreyen: dem ein förmlicher Kauf endlich ſein Recht auf Drieſen verbürgte.

Kaum war dieſe Begebenheit aus dem Gedächtniß geſchoben, als Jagello ſchon mit einer neuen Zumuthung ihn behelligte, ein Recht behauptend auf die halbe Drewenz, deren beyde Ufer ſeit undenklichen Zeiten dem Orden angehörten. Auch hier entſchieden unverwerfliche Urkunden, weil Polen ſeinem Schwerte noch nicht vertraute. So erprobte ſich von Jahr zu Jahr die alte Wahrheit: daß kein beſiegeltes Pergament feindlichen Sinn wandelt.

Viertes Kapitel.

Dobryn.

Gerechter waren Polens Anſprüche auf dieſes Land, deſſen Herzog ſchon ſeit hundert Jahren ſich unter ſeine Vaſallen zählte. Wäre nicht der Orden, gleich einem laurenden Wucherer, ſtets bereit geweſen auf Pfander zu leihen, ſo wurde ſeine Macht nie zu jener Höhe erwachſen, aber auch vielleicht nie untergegangen ſeyn. Wie manches Land und Ländchen hat er auf dieſe, mit ſeiner Stiftung unverträgliche, den Ritternamen entehrende Weiſe an ſich gebracht. Welche Summen mußten da nicht ſtets bereit liegen, um jeden geldbedürftigen Fürſten zu dem großen Leihhauſe in

Preußen zu locken? und woher kamen dieſe Summen? waren es Erſparungen oder Erpreſſungen? — Vielleicht beydes. Gewiſſer das leztere. Statt mit dieſem Ueberfluß wüſte Länderſtrecken in fruchtbare Gefilde zu verwandeln, wurde er blos benuzt, um nachbarlichen Haß und Neid, oft blutigen Krieg damit zu erkaufen. Denn ſelten war das in der Noth verſezte Land des Verpfänders reines Eigenthum; faſt jedes Mal erhuben ſich Klagen, Anfoderungen, gerechte, oder ſo vermeinte Anſprüche; höflich vorgetragen, ernſtlich fortgeſezt, drohend wiederholt, bis endlich Waffen entſcheiden mußten, und vergoſſenes Blut des geliehenen Geldes Werth hundertfach aufwog.

Eine ſolche Quelle bittern Zwiſtes, der blutig zu enden drohte, war auch das Gränzherzogthum Dobryn, vormals Maſovien einverleibt, ſpäter an Polen abgetreten, und unbezweifelt gehörig zu dieſem Reiche. Als aber Ludwig Polen und Ungarn zugleich beherrſchte, gelüſtete ihn nach großen, in Ungarn gelegenen Gütern, deren Beſitzer, Uladislaus, der ſchleſiſche Herzog von Oppeln, einen Tauſch gegen Dobryn und Cujavien verwilligte. Aus Achtung oder Furcht vor ihrem Monarchen ſchwiegen damals die Polen bey dieſer Abſonderung ihres Eigenthums, vermittelſt deſſen ein fremder Staat durch Kronsgüter bereichert wurde. Sie ſchwiegen auch vielleicht, weil der neue Gränznachbar ihnen nicht gefährlich werden konnte. Allein der Herzog, eines wankenden Beſitzes ſich bewußt, verpfändete bald, um ſeiner los zu werden, dem Hochmeiſter Wallenrod die Feſtung Skotterie, gelegen, wo die Drewenz in die Weichſel fließt, und endlich das ganze eingetauſchte Land, ja er lag dem Orden dringend an, es zu kaufen. Daß ſeine Schritte unrechtlich waren, bewies er ſelbſt durch deren Verheimlichung, indem er ſogar zu Verkleidungen ſich herab ließ, um mit Wallenrod unbemerkt zu unterhandeln.

Die Polen erlauſchten es dennoch und blieben nicht gleichgültig dabey. Der vorſichtige Conrad von Jungingen ahndete wohl, daß ein förmlicher Kauf des Herzogthums in neue Händel ihn verwickeln könne, zumal da des Beſitzers Rechte ihm zweydeutig ſchienen; darum lehnte er den Vorſchlag ab. Uladislaus rückte
1395. ihm ein älteres, von Wallenrod erſchlichenes Verſprechen vor. Conrad war deſſen geſtändig, auch es zu halten erbötig, nur ſolle der Herzog ſein Recht durch Vorzeigung des Hauptbriefes begründen. Vergebens wiederholte er dieſe billige Foderung in einer Reihe von Briefen, die Urkunde kam immer nicht zum Vorſchein; und da ſie wirklich nie an's Tageslicht getreten, ſo muß wohl eine läſtige, den Verkauf hindernde Bedingung dieſe Lichtſcheue bewirkt haben. Dagegen machte Uladislaus auf Zinſen Anſpruch, die ihm Conrad verweigerte, da er, um das Land zu ſchützen, viele Brüder daſelbſt mit ſchweren Koſten halten müſſe. Vermuthlich aber ſtand, nach des Ordens Gewohnheit, der Ertrag des Pfandes mit dem darauf geliehenen Gelde in keinem Verhältniß.

Nun fing der Herzog an zu drohen, „daß er alle Fürſten und Herren mit der Sache bekümmern wolle." Conrad antwortete gelaſſen: das ſey unnöthig, weil der Orden ohnehin ſein Begehren zu erfüllen bereitwillig ſey, wenn nur zuvor der Hauptbrief ausgeliefert werden. Er ſolle ſich erinnern, wie zu Thorn, vor einem päpſtlichen Legaten, die Polen Einſpruch gethan, und wie der Orden damals ihn verantwortet. In Kriege wolle man durchaus darum ſich nicht verwik-
1397. keln. Der Herzog, ausweichend, berief ſich auf Urkunden, dem dobrynſchen Adel vom König Ludwig ertheilt. Der Hochmeiſter wußte nichts davon.

Eine perſönliche Zuſammenkunft mit der Königin Hedwig, (zu welcher ſie ſelbſt, nicht ihr erbitterter Gemahl, den Geleitsbrief ausſtellte) bewirkte: keine Ausgleichung. Jagello wollte Krieg. Die Königin ſuchte es abzuwenden. Ernſte Mißhelligkeiten entſprangen daraus, und ſie erfuhr die Kränkung, daß einige ihr ergebene Hauptleute abgeſetzt wurden. Dennoch blieb ſie ſtandhaft. „Sie hatte Wohlgefallen an dem Orden,“ wie Conrad ſich ausdrückt. Allein die polniſchen Mahnungen, nicht ſelten mit Drohungen verbunden, beläſtigten ihn. Seine Antwort ſtets dieſelbe: wir begehren blos unſer Geld, und können das Pfand nur dem Verpfänder ausliefern. Auch nicht
einmal einige Dörfer, von der Königin in Anſpruch 1398.
genommen, wollte er vom Herzogthume trennen.

Witold trat als Vermittler auf, ihn einladend zu 1399.
freundlicher Unterhandlung mit Polen. Er war bereit, doch bedingungsweiſe: wenn nemlich blos wegen Dobryn unterhandelt werden ſolle, ſo ſey das überflüſſig, denn man habe die Gründe bereits erſchöpft.
Wolle Polen, mit Bewilligung des Herzogs, den Pfand- 1400.
ſchilling erlegen, ſo möge das geſchehen in feſtgeſetzten Friſten, wenn die Zahlung auf einmal beſchwerlich falle, nur müſſe der Orden während dem in des Landes Beſitz verbleiben. — Die erbitterten Polen fingen den Herzog von Oppeln auf, der indeſſen Erzbiſchoff von Culm geworden, als er in ſein Bisthum reiſen wollte, hielten ihn gefangen; nur auf des Ordens dringendes Verwenden, erhielt er ſeine Freyheit wieder.

Conrads Feſtigkeit bewirkte eine Stille von einigen
Jahren, bis der Herzog von Oppeln ſtarb. Da regte 1403.
Polen ſich aufs neue. Dießmal erklärte der Hochmeiſter mit einem Unwillen, der ihn faſt unbedachtſam, wider ſeine Gewohnheit, machte; „wir haben uns oft geweigert Dobryn zu pfänden, bis Polen dieſen König

erhalten; da mußten wir Krieg befürchten, und jener Gränze mangelte hinreichende Vertheidigung. Darum willigten wir endlich in des Herzogs Begehren, der es, unangeſtritten, Tauſchweiſe beſeſſen, auch oft, in Gegenwart des Königs Sigismund und der Königin Hedwig, ſein gutes Recht zu erweiſen ſich erboten. Nun iſt er todt, und wir ſind ſchuldig, Dobryn den Erben auszuliefern, wenn ſie es löſen wollen oder können. Auch den Polen ſey es unverſagt, doch nur mit Bewilligung der Erben, und nach geleiſteter Zahlung."

Dieſe Sprache eines rechtlichen Mannes, von der Nachwelt gebilligt, befriedigte die Polen nicht. Von ihnen gereizt, neckte der Biſchoff von Plozk den Dobryniſchen Adel, Zehnten fodernd, und als Conrad gegen dieſe Zumuthung ſich wacker ſtemmte, wurde jener Adel in den Bann gethan. Es blieb beym Alten. Jagello wagte nicht das Schwert zu zücken, aber ſeine lauten Klagen wurden dem Hochmeiſter unerträglich. 1403. Das ſchrieb er an die Herzoge von Schleſien, die eigentlichen Erben, und foderte ſie auf ihn zu vertreten, wenn er deshalb vor den römiſchen König gefodert werde. „Wir wiſſen nicht eigentlich, ſprach er, welches Recht ihr auf Dobryn beſizt. Habt ihr Schriften darüber, ſo theilt ſie uns mit. Gern wollen wir den rechten Eigenthümern das Land erhalten."

Der Herzog von Sagan zerhieb endlich den Knoten, indem er, wider Willen ſeiner Mutter und Verwandten, des Ordens Verſchreibungen dem Könige von Polen auslieferte, worauf das Herzogthum, gegen Zurückzahlung des Pfandſchillings, den Polen friedlich abgetreten wurde. Jagello ſchien ſo überzeugt von ſeinem Rechte, daß er ſogar die ſchuldloſen Bewohner von Dobryn als Aufrührer betrachtete, und ſeine Verzeihung ihnen weigerte. Doch auf dieſem Punkt beſtand der wackere Conrad. Die polniſchen Räthe, der

Erzbiſchoff von Gneſen, vereinigten ihre Bitten mit ſeiner beharrlichen Foderung, und der König gab endlich nach; hielt aber nicht Wort, denn drey Jahre ſpäter mußte der Hochmeiſter noch ſehr ernſtlich für den Marſchall von Dobryn ſich verwenden, den, aus dieſer Urſach, Jagello's Ungnade drückte.

So verhielt es ſich mit dieſer, von allen Geſchichtſchreibern mangelhaft vorgetragenen Begebenheit, bey welcher den Orden (nicht den redlichen Hochmeiſter) der Vorwurf trift, daß er, unbekümmert um die Rechte des Herzogs von Oppeln, auf die Pfändung ſich einließ. Ob es klug gehandelt war, ein wichtiges Gränzland abzutreten? Dieſe Frage würde eine heutige, alle Moral verhöhnende Politik, ſicher verneinen, aber Conrad von Jungingen ſuchte jeder Zeit die Staatskunſt mit ihrer Widerſacherin, der Redlichkeit, zu paaren.

Fünftes Kapitel.

Erwerbung der Neumark.

Die Großen der Erde genießen den Vorzug, daß immer dienſtfertige Grubler bereit ſind, ihren zufälligſten Handlungen wichtige Beweggründe unterzuſchieben. Wie mancher Fürſt, könnte er ſeine Geſchichte leſen, würde lächeln, ſich weiſe rühmen oder unweiſe ſchelten zu horen, wo er keines von Beyden war, ſondern blos den Zufall walten ließ. Eben ſo wurde bisher dem Hochmeiſter Conrad von Jungingen als kein geringer Beweis der Staatskunſt angerechnet, daß er die **Neumark** käuflich erworben; denn: dadurch wurde ſein Gebiet der deutſchen Gränze näher gerückt; Hülfsvölkern Durchzug erleichtert: Polen, im Fall eines Krieges, von neuen Seiten bedroht. Um ſolche Vortheile zu erringen, mußte ja der Orden dieſen Kauf längſt gewünſcht, deſſen Abſchluß ſelbſt herbeygeführt haben. Dennoch irrte man. Die Neumark wurde dem Hochmeiſter gleichſam aufgedrungen; er ſchlug ſie mehr als einmal ernſtlich aus.

Dieß ſchöne Land, in jenen Zeiten bis an das pommerſche Gebiet bey Danzig reichend, und über zwanzig bedeutende Städte faſſend, war, ſammt Brandenburg, viele Jahre hindurch ein Spiel der Schickſalslaune. Was Ludwig der Bayer für ſeines Hauſes Vergrößerung unternommen, hatte geringe Dauer. Nur ein halbes Jahrhundert blieb Brandenburg in den
1363. Händen ſeiner Nachkommen. Ein Bruderzwiſt, von Kaiſer Carl IV benuzt — (denn was benutzen die Mächtigen nicht?) erzeugte einen Familienvertrag mit dem Hauſe Luxenburg, kraft deſſen Brandenburg, der männlichen Erben ermangelnd, an des Kaiſers Söhne fiel, in deren Rechte, wenn auch ſie unbeerbt blieben, der Marggraf von Mähren trat. Otto, der lezte Bayer, der Brandenburg beſaß, war Carl des IV. Eidam. Er wünſchte das Unrecht, ſeinem Hauſe zugefügt, wieder gut zu machen; allein der Kaiſer, der zuvor in einem läſtigen Kriege den Gemahl ſeiner Tochter ohne Hülfe ließ, eilte jezt bewaffnet herbey, als
1373. es darauf ankam, ihn ſeines väterlichen Erbes zu be-
1378. rauben. Otto mußte Brandenburg abtreten. Carl gab es ſterbend ſeinem zweyten Sohne Sigismund, doch mit Ausnahme der Neumark, die er dem Dritten, Herzog Hans von Görlitz, vermachte. Wenzel, der Erſtgeborne, folgte ſeinem Vater auf dem Throne, und erfüllte deſſen lezten Willen.

Hier iſt der Ort, wo ein leichter Umriß von Sigismunds früheren Begebenheiten Platz finden mag, denn es liegt daran, den Mann zu kennen, der auf des Ordens Schickſal in der Folge ſo mächtigen Einfluß hatte. Verlobt mit Marien, der Tochter des Königs von Ungarn und Polen, hoffte er beyde Kronen zu tragen. Die jüngere Schweſter, Hedwig, entriß ihm die Eine, auf Jagello's Haupt ſie ſetzend. Die ältere, Marie, wurde als König von Ungarn gekrönt. Noch zu jung um die Zügel ſelbſt zu lenken, gehorchten ſie und das Reich nur dem Willen ihrer Mutter Eliſabeth, deren Herrſchaft die mißvergnügten Ungarn
abzuſchütteln ſtrebten, indem ſie den König von Neapel 1385
auf ihren Thron beriefen. Er kam, doch nur um die neue Würde mit dem Leben zu bezahlen: Eliſabeth ließ ihn meuchelmorden. Sie erntete keine Frucht der böſen That. Johann Hórvath, ein Statthalter in Croatien, rächte ſeines Königs Tod. Die Mörderin wurde erſäuft, Marie nach Croatien entführt. Jetzt flog Sigismund herbey an der Spitze eines Heeres, befreyte ſeine Verlobte, vermählte ſich mit ihr, und blieb im gefährlichen Beſitz der ungariſchen Krone. Die Wallachen riſſen ſich los, in der
Türken Arme fliehend. Sigismund wurde bey Nicopoli 1396
geſchlagen, irrte Jahre lang von Reich zu Reich
umher, bis die mißvergnügten Großen ihn fingen, 1401
einkerkerten, und ihre Krone abermals einem Könige von Neapel antrugen. Aber Sigismund fand Mittel dem Kerker zu entrinnen, beſiegte ſeinen Nebenbuhler, und blieb, nach ſo manchem Glückswechſel, der unangefochtene Beſitzer einer mit Blut befleckten Krone.

Brandenburg war lange ein Opfer ſeiner Abenteuer. Immer geldbedürftig verpfändete er es an den Markgrafen von Mähren, und dieſer wiederum an den von Meißen; die Neumark zwar ſtets ausgeſchloſſen, die jedoch kein beſſeres Schickſal traf, obgleich Carl der IV. ſeinen Söhnen jede Veräußerung ſtreng unterſagt und hoch verpöhnt hatte.

1394. Auch ſie wollte Herzog Hans von Görlitz dem Orden
verpfänden oder verkaufen. Conrad hatte wenig
Luſt dazu, und da vollends Marggraf Joſt von Mähren,
als möglicher Erbe von ganz Brandenburg, Widerſpruch
laut werden ließ; gab der Hochmeiſter augenblicklich
den Gedanken auf. Vergebens lockte ihn der
1395. Marggraf von Meißen, das unvertheidigte Land ſich
zuzueignen. „Mein Orden hat genug zu thun,“ war
ſeine Antwort, „um gegen die Ungläubigen ſich zu erhalten,
die mächtig von den Polen geſtärkt werden.“

Nach Hans von Görlitz Tode erbte Sigismund
1396. auch die Neumark, und, Conrads Redlichkeit vertrauend,
übergab er ſie ſeinem Schutze. Der neue
Schirmherr entſprach dieſem Vertrauen, blieb noch
1397. immer ſo weit entfernt von eigennützigen Abſichten, daß
er nicht einmal Geld darauf leihen wollte. Noch vier
1401. Jahre ſpäter wiederholte er dieſe Weigerung, entzog
ſogar dem Lande ſeinen Schutz, weil der Orden ohnehin
der Kriege nicht ermangele. Allein der ſchlaue Sigismund
ergriff jezt andere Mittel, um zu dieſem Ankauf
den Hochmeiſter gleichſam zu zwingen. Er ließ
nemlich, durch den ſiebenbürgiſchen Woywoden Stibor,
die Neumark dem Könige von Polen anbieten, und der
1402. Handel wurde geſchloſſen um den geringen Preis von
10000 Mark polniſcher Münze, die, zum Theil, der
Käufer ſogleich entrichtete. Ernſt war es dem Könige
von Ungarn nicht damit, denn er hatte gute Urſachen,
lieber dem Orden das Land zu gönnen, den er, als
Gegengewicht in der polniſchen Wagſchale, mehr begünſtigte.

Um dieſelbe Zeit feilſchte der Herzog von Stettin um die ausgeſtellte Waare.

Jezt erwachte Conrad endlich und begriff, daß die Neumark, in Jagello's Beſitz, ganz Preußen mit polniſcher Gränze umzingeln würde, bis an die Staaten der pommerſchen Herzöge, die ohnehin den Polen geneigter waren als dem Orden. So oft künftig aus Deutſchland Kriegsſcharen ihm zuziehen wollten, mußten ſie zuvor mit gewaffneter Fauſt den Weg ſich bahnen. Dieſe Betrachtung mochte ihn wohl beſtimmen, endlich ſelbſt als Käufer aufzutreten; nicht bloße Ge- 1402.
fälligkeit gegen Sigismund, wie er vorgab. Vielleicht wirkten auch die Bitten der neumärkiſchen Einwohner mehr auf ihn, als die Geſetze der Staatskunſt, die weder ihm, noch dem Könige von Polen einzuleuchten ſchienen; denn auch dieſer beging einen unbegreiflichen Fehler, als er dieß wohlgelegene Land ſich entſchlüpfen, und an Zurückgabe des Vorſchuſſes ihm genügen ließ. Vielleicht — und dieſe Vermuthung ſtimmt ganz mit Conrads Charakter — entſchloß er auch nur deshalb ſich mit Widerwillen, weil er, um die Kaufſumme von 60000 ungariſchen Gulden zu entrichten, ſeine Unterthanen, ſelbſt die neuerworbenen, mit ſchweren Auflagen drücken mußte. Er that es, beſtätigte des Landes Freyheiten und empfing die Huldigung.

Noch hatte Sigismund das Wiedereinlöſungsrecht ſich und ſeinen Erben vorbehalten; doch er ſelbſt erſchwerte deſſen Ausübung, indem er neue Summen ſo oft als möglich auf die Neumark lieh. Später, als Kaiſer, übertrug er dem Hochmeiſter das unbeſchränkte Eigenthum, weil der Orden dem Reiche wie der Kirche zum Schilde diene.

Allein der Kauf erlitt noch manche Anfechtung.
Marggraf Joſt von Mähren äußerte laut ſeine Unzu- 1403.
friedenheit, und widerſprach förmlich. Polen foderte Drieſen mit Trotz und Ungeſtüm. Der Marggraf von

von Meißen machte Anſpruch auf Cüſtrin, als ihm verpfändet. 1404. Otto von Kettelitz begehrte Tankow; daſſelbe that ein Pole, Wirſiband. Der Johanniterorden wollte nicht aus dem Beſitz von Czantoch weichen. Der Herzog von Stettin beeinträchtigte die Gränze. 1406. Der Erzbiſchoff von Gneſen maßte ſich Beſitzungen an. 1407. Die Herren von Quitzow plünderten das unglückliche Land, das zu gleicher Zeit ungewohnte Steuern trug und von ſeinen Vogten hart bedrückt wurde.

Alle gerechte und ungerechte Anſprüche verwies der Hochmeiſter an Sigismund, der hingegen die bedrückten Unterthanen in Schutz nahm, und ernſte Ermahnungen dem Orden zufertigte. Freundlich und faſt klagend ſchrieb Conrad an die Neumärker: warum habe ihr nicht zuvor euch an mich gewendet, ehe ihr Hülfe bey dem alten Herrn ſuchtet? Nie war mein Wille, mehr euch aufzubürden, als ihr vormals geleiſtet. Der Vogt ſoll, nach vorhergegangener Beprüfung, euren Beſchwerden abhelfen.

Ob das geſchehen, iſt unbekannt. Conrad meinte es redlich; aber die Regierungsform des Ordens war nun einmal ſo grundfehlerhaft, daß jeder Comthur oder Vogt ungeſtraft den kleinen Deſpoten ſpielen durfte.

Sechstes Kapitel.

Gothland und die Vitalienbrüder.

Die nordiſche Semiramis, Margarethe von Dänemark, beſiegte den unglücklichen Albrecht von Schweden, der Freyheit und Krone zugleich verlor. Nur Stockholm war ihm treu geblieben. Die Dänen belagerten es. Da rafften ſich die Herzoge von Mecklenburg auf, um wenigſtens dieſe Stadt ihrem gefangenen Vetter zu erhalten. Es gelang. Mit gleichem Eifer trachteten ſie nach ſeiner Befreyung. Der Hochmeiſter und ſieben Hanſeſtädte wurden aufgefodert, mitzuwirken. Die Frucht vereinter Bemühungen war ein Vergleich, kraft deſſen die Pforten von Albrechts 1395.
Kerker ſprangen, obſchon unter harten Bedingungen.

Eine Friſt von drey Jahren wurde ihm bewilligt zur Ausſöhnung mit der ſtolzen Königin. War dieſe fruchtlos abgelaufen, ſo ſollte er als Gefangener ſich wiederum ſtellen, oder mit 60000 Mark Silbers die Freyheit erkaufen, oder ſeiner Krone gänzlich entſagen, und was ihm noch in Schweden übrig bliebe, in die Hände ſeiner Feindin liefern. Dafür verbürgten ſich Lübeck, Stralſund, Greifswalde, Thorn, Elbing, Danzig, Reval. Die hohe Achtung, welche die vier letztern, des Ordens Herrſchaft unterworfenen Städte errungen hatten, bezeugt ihren blühenden Handel.

Lübeck und Danzig beſetzten Stockholm mit ihrem Kriegsvolk. Drey Jahre verfloſſen. Albrecht vermochte weder die herrſchſüchtige Königin zu beugen, noch das Löſegeld aufzutreiben. Seufzend willigte er in die Uebergabe von Stockholm.

Ganz Schweden huldigte der glücklichen Nebenbuhlerin, welche nun drey Kronen auf ihrem Haupte vereinigte. In der Geſchichte glänzt dieſe wichtige Begebenheit unter dem Namen der calmarſchen Union.

In der Zeit, als die mecklenburgiſchen Herzoge bewaffnete Hülfe nach Schweden ſandten, ahndeten ſie nicht, daß ihr wohlgemeinter Verſuch, einen Unglücklichen zu retten, keine andere Folge haben würde, als das Entſtehen einer furchtbaren Räuberbande, die dreyzehn Jahre lang den Handel der Oſtſee vernichtete, und ihre Wellen mit Blut färbte. Jene Schiffe, von den Herzogen mit Lebensmitteln für das belagerte Stockholm befrachtet, nutzten bald eine Verwirrung, die ihnen Strafloſigkeit verbürgte, verwandelten ſich in Seeräuber, den ehrlichen Namen Vitalienbrüder von ihrer erſten Beſchäftigung beybehaltend, ſo wie in Frankreich Söldner, zu Räuberhorden ausgeartet, den edlen Namen ihres erſten Anführers Armagnac noch lange mißbrauchten.

Dieſe Flibuſtier der Oſtſee — weil ſie anfangs nur auf die verhaßten Dänen lauerten. — fanden im Norden Deutſchlands offene Häfen, Schutz bey Fürſten; denn vor dem Wunſche, einen gefürchteten Machthaber zu ſchwächen oder zu necken, ſchwieg das Völkerrecht. Dem Beobachter preßt die Geſchichte aller Zeiten das Bekenntniß ab, daß zu Verbreitung des Guten ſtrenges Gebot, zu der des Böſen nur Duldung vonnöthen iſt, weil das Böſe mit des Menſchen Neigung im Bunde ſteht. Durch Duldung wuchs jene Räuberbande ſchnell zu einer furchtbaren Stärke heran, und vereinte Waffen mächtiger Verbündeten konnten in einer Reihe von Jahren ſie nicht wieder ausrotten.

Die Vitalienbrüder, mit welchen, zu ſeiner Schande, ſogar Prinz Erik, König Albrechts Sohn, in Verbindung trat, bemeiſterten ſich der Inſel Gothland und machten ſie zum nordiſchen Algier. Schiffe aller Nationen wurden geplündert; wer die Oſtſee befuhr, war ihr Feind. Preußens Handel litt unſäglich. Mangelte es den Räubern an Lebensmitteln, ſo führten ſelbſt däniſche Unterthanen ihnen ſolche zu; denn Reichthum, gleichviel wie erworben, kauft ungehindert überall weſſen er bedarf, gingen auch Ehre und Treue mit in den Handel.

Endlich beſchloß der Hochmeiſter, dem Unfug zu 1397. ſteuern. Eine Flotte, wie Preußens Häfen ſie noch nie erblickt, trug 4000 Krieger auf die Inſel Gothland, Ritter Conrad von Biberau war ihr tapferer Anführer. Wisby, die blühende Handelsſtadt, durch Gewalt zum Raubneſt herab gewürdigt, wurde erobert, und ſeinen ehrlichen Bürgern, ſammt allen bisher gelähmten Freyheiten wieder gegeben. Die Köpfe aller gefangenen Seeräuber fielen unter dem Henkerſchwerte.

Dennoch wurde dieſe Hydra nicht vertilgt, denn die meiſten Räuber ſchwärmten auf der See herum, entgingen dem verdienten Schickſal, und nöthigten den Hochmeiſter, eine ſtarke Beſatzung auf der Inſel zu laſſen, deren Unterhalt Bürgerſchaft und Rath zu Wisby übernehmen mußten.

Conrads Vorſicht rechtfertigte ſich nur zu bald. Begünſtigt von der Geſetzloſigkeit, die, nach der calmariſchen Union, noch in Schweden fortwährte; geſchützt von Fürſten und Herren, ja ſogar von Stralſund, einer Bundesſchweſter der Hanſe; erhuben die Räuber ihr vogelfreyes Haupt kühner als jemals.

1398. Beſtürzt traten die Hanſeſtädte zuſammen, und rüſteten eine mächtige Flotte aus, die den ſchönen Namen Friedeſchiffe führte, weil ſie den Frieden auf der Oſtſee erhalten ſollte. Zwey Admirale, mit großer und kleiner Gerichtsbarkeit, ernannte der Hochmeiſter. Die Königin Margarethe ſelbſt verſprach, durch einen Theil ihrer Seemacht die Bundesflotte zu verſtärken. Von allen Seiten verfolgte man die Räuber mit Erbitterung. Doch eine ſeltſame Begebenheit verzögerte abermals ihren Untergang.

Die Bundesgenoſſen hatten ihre Häfen verlaſſen, um Räuber aufzuſpüren, und ſahen nun, wie Menſchen pflegen, überall nur was ſie ſuchten. In jedem fernen Segel erblickten ſie ein Raubſchiff, und bemeiſterten ſich deſſelben ohne weitere Nachfrage. Dieß Schickſal traf unter andern auch däniſche Fahrzeuge, die in gleicher Abſicht kreuzten, und manchen braven Edelmann trugen. Sie näherten ſich den Friedeſchiffen, ohne Arges zu befürchten. Ihre Beſatzung wurde ermordet und über Bord geworfen.

Entrüſtet verweigerte die Königin fernere Hülfe und foderte Genugthuung. Die Verwandten der Erſchlagenen empfingen 4000 Mark. Zwey hundert Arme mußten gekleidet, Seelmeſſen geſtiftet, fromme Pilger nach Paläſtina geſandt werden, ehe es gelang, den Zorn der Königin zu entwaffnen.

Dieſe Begebenheit machte die Verfolger muthlos, die Verfolgten keck. Manche Räuber entwichen jetzt
1399. dem Angriff unter däniſcher Flagge. Einſt geſchah es, daß Lübecker und Preußen vereinigt in der Ferne zwey fremde, wohlgerüſtete Schiffe gewahrten. Die Lübecker ſandten ein Boot, um zu fragen: woher? was für Volk? warum bewaffnet? — Statt der Antwort gaben die Unbekannten Feuer auf das Boot. Alſobald rückten die Schiffe der Lübecker vor, und wieder-

wiederholten drohend ihre Frage. Wir ſind Dänen, hieß es jetzt, ausgeſandt, die Oſtſee vor Räubern zu ſchützen. Das glaubten die Lübecker und wandten um. Aber die Preußen trauten nicht, näherten ſich, erkannten Vitalienbrüder, griffen ſie an, eroberten die Schiffe, ohne Beyſtand ihrer Gefährten, welche dafür, nach erfochtenem Siege, mit bittern Vorwürfen überhäuft wurden.

Die Lübecker warnten, man ſolle mit den Gefangenen glimpflich verfahren, um nicht wieder Dänemark zu reizen. Man kam überein, auf Wisby zu landen, und dort die Gefeſſelten in einer Kirche auszuſtellen, ob etwa ein geplünderter Kaufmann gegen ſie zeugen werde. Es geſchah, und nicht Einer, ſondern viele Kläger traten auf, deren geraubtes Gut in den eroberten Schiffen man wirklich fand. Auf der Stelle wurden jetzt die verkappten Räuber von den Preußen zum Tode verurtheilt. Dennoch widerſetzten ſich die Lübecker der Hinrichtung, und als ſie deshalb, nach Gebühr, Verräther geſcholten wurden, kam es zwiſchen den Verbündeten ſelbſt zu einem blutigen Scharmützel. Die Lübecker flohen endlich auf ihre Schiffe, allein die Preußen beſtiegen erbittert auch die ihrigen, und man lieferte ſich ein Seetreffen, dem nur die Nacht ein Ende machte. Am andern Morgen wurden die Vitalienbrüder hingerichtet, und über Bord geworfen. Aus dieſer Begebenheit wird begreiflich, wie, ſo viele Jahre hindurch, die Oſtſeeräuber, ſtets verfolgt, dennoch unvertilgt bleiben konnten. Der Kampf glich dem der welſchen Banditen gegen Sbirren, oder engliſcher Schleichhändler gegen Zollbeamte. Von einer Seite ward für Leben und Freyheit gefochten, von der andern für lauwarme Pflicht.

So bald der Orden Gothland erobert hatte, meldete ſich König Albrecht, um die Frucht davon zu

ernten. Er foderte ſein Eigenthum zurück, oder
deſſen Werth, 9000 engliſche Nobel. Mit Recht erwiederte
Conrad: „die Inſel war nicht mehr in Eurer
Gewalt. Wir haben ſie den Räubern abgenommen.
Während die zu Wisby hauſten, habt ihr ſtill geſeſſen.
So iſt nun Gothland unſer durch das Schwert.“
Als jedoch Herzog Ulrich von Mecklenburg den Orden
deshalb mit Krieg bedrohte, fand der Hochmeiſter gerathener,
mit der begehrten Summe den König abzufinden.

Margarethe ſah nicht gleichgültig die Inſel im
Beſitz des Ordens. Faſt im ſelben Augenblicke, da
1398. ſie den Freundſchaftsbund mit ihm ſchloß, dachte ſie
auch ſchon auf einen Angriff, und vergebens bat der
Hochmeiſter, mit dem ſiegreichen Schwert in der Fauſt,
„ſie wolle nicht ungnädig ſeyn,“ gern trete man die
Inſel jedem ab, der ein Recht dazu erweiſen könne.
Er wurde gewarnt, die Königin ſuche Rath und Hülfe
gegen ihn. „Unbegreiflich,“ war ſeine Antwort,
„wir ſind gut mit ihr. Wäre es wegen Gothland,
von da, zum allgemeinen Beſten, wir die Räuber vertrieben,
ſo haben wir das Land in ſomelicher (ſolcher)
Weiſe nicht eingenommen, daß wir vermeinen, es jemanden
vorzuenthalten, der Recht dazu hat.“

Aber auch der Orden hatte ſich ein doppeltes Recht
erworben. Die Inſel war ſeine Eroberung, ſein
Pfand. Margarethe achtete deſſen nicht. Sie foderte
1399. Gothland als zu ihrem Reiche gehörig. Conrad
rief den König auf, ihn zu vertreten, laut ſeiner Verſchreibung.
Albrechts ausweichende Antwort ſandte
1400. der Hochmeiſter nach Dänemark mit der Bemerkung:
daß ſie ihm ſelbſt nicht genüge, und er die Mahnung
ernſtlich wiederholen wolle. Viele Briefe wurden
Jahre lang zwiſchen den drey Mitbuhlern um die Inſel
gewechſelt, doch in freundlichen Worten, und die

Königin begleitete manches ihrer Schreiben mit Geſchenken. Conrad berief ſich ſtets auf die bezahlte Summe, wie auf die großen, zum Schutz des Oſtſeehandels aufgewandten Koſten. Verſtellte Freundlichkeit wiegte ſeine Vorſicht nie in Schlummer. Gothland wurde beſchatzt, um 85 Weppner zu beſolden, deren Zahl (ſo ſchrieb er an den Rath zu Wisby) jetzt 1401.
zu verringern nicht an der Zeit ſey.

Man beſchloß, durch Machtboten die Unterhandlung fortzuſetzen: Albrecht verſäumte den angeſetzten Tag. Das verwies ihm Conrad hart, mit den Worten: „Ihr bittet uns, Euch nicht zu enterben. Solches kommt uns nimmer in den Sinn. Aber wegen Gothland in ſchwere Kriege den Orden zu verwickeln, das muthet uns nicht zu. Dänemark nicht allein, auch Pommern und Schleswig drohen mit den Waffen. Wenn ihr, laut eurer Verſchreibung, uns nicht vertretet, ſo haben wir euch auch nichts gelobt noch verſiegelt, ſondern müſſen darauf denken, wie wir ohne Krieg den Zwiſt beendigen. Die harten Mahnungen können und mögen wir nicht länger dulden.“

Mit gleichem Ernſt ſchrieb er an die ſchwediſchen Städte, ſie erinnernd, wie viel der Orden vormals
zu Befreyung ihres Herrn beygetragen. Oft und 1402.
dringend wiederholte er ſeinen alten Spruch, doch ſtets ohne Erfolg.

Ein ſeltſames Abenteuer, das in dieſem Jahr ſich zutrug, hätte leicht einen minder redlichen Mann verleiten mögen, der Feindin weh zu thun. Einige Kaufleute fanden, nicht weit von Graudenz, einen kranken Mann, in deſſen Zügen ſie den längſt verſtorbenen däniſchen Prinzen Olaus zu erkennen glaubten. Der Kranke ſelbſt läugnete es; doch Verſtandesſchwäche oder thörigte Hoffnung bewogen ihn endlich, die aufgedrungene Rolle zu ſpielen. Man führte den Afterprinzen nach Danzig, ehrte ihn hoch, lieh ihm Geld. Er ließ ein däniſches Reichsſiegel ſtechen, und ſchrieb an die Königin, als an ſeine Mutter: gern habe er dürftig bleiben wollen, allein der Papſt habe ihn gezwungen, ſein Reich zu fodern. Margarethe begehrte, ihr den Mann zu ſchicken, den ſie mit Freuden aufnehmen wolle, wenn ſie ihren Sohn in ihm erkenne. Der Hochmeiſter, ſtatt die Gaukeley zu begünſtigen, ſandte den Mitwerber um die däniſche Krone, von einigen Ordensherren begleitet, nach Calmar. Da ergab ſich bald, er ſey kein Schwede, nicht einmal der Sprache kundig. Er ſelbſt bekannte nun, ſein Vater heiße Wolf, er ſey geboren in einem Dorfe bey Eger; man habe ihn zu dieſem Abenteuer gedrungen, als ihn Jedermann, und endlich er ſich ſelbſt, für einen König gehalten. Margarethe verurtheilte den Unglücklichen zum Tode. Alle Briefe, die er an ſie geſchrieben, wurden rings um einen Scheiterhaufen gehängt, er ſelbſt gekrönt ins Feuer geworfen. Seine mitgebrachten Kleinodien erbte ein Kloſter, denn die Königin wollte nichts von ihm behalten, das Siegel ausgenommen, welches ſie zerſchlagen ließ. — Verächtlich ſchien der Nebenbuhler, aber wie, wenn Conrad, ſtatt ihn auszuliefern, Schutz ihm angedeihen ließ? — Durch wie manches Beyſpiel warnt die Geſchichte vor Abenteurern, die der Schutz einer feindlichen Macht zu furchtbaren Nebenbuhlern erhob. Margarethe ſchien doch nicht zu glauben, daß ſie dem Orden verpflichtet ſey; obgleich das unterlaſſene Böſe faſt immer das einzige Gute iſt, welches Regenten einander erzeigen. —

[illegible] Der Inſel Gothland wurden ihre Seeräuber läſtig. Wisby bat um Verminderung derſelben. Conrad willigte in das Begehren, „aber,“ fügte er warnend hinzu, „ſeht euch vor! wenn ihr plötzlich Hülfe bedürft, ſo können wir euch ſo bald nicht entſetzen."

Er hatte Recht. Margarethe fing an zu drohen. Noch immer ſuchte Conrad ihren Zorn und deſſen Folgen dem Könige zuzuſchreiben, dem es zum Vergleiche am guten Willen, zum Kriege an Macht gebrach; denn er ſelbſt erklärte, er habe keine Schiffe, um Gothland zu retten.

Endlich war die Geduld der Königin erſchöpft. 1404. Ein zahlreiches Kriegsheer landete auf der Inſel, belagerte Wisby und ſuchte deſſen Wälle zu untergraben. Alſobald zeigte der Hochmeiſter, daß nicht Furcht die Quelle ſeiner Nachgiebigkeit war. Zuerſt verbot er allen Handel nach Gothland, und meldete ſolches den Hanſeſtädten, mit dem Zuſatz: „der Orden konne das Land mit Ehren nicht laſſen." Den König von Schweden foderte er auf, das Schwert zu ziehen. Der ſchützte eigene Fehde mit Brandenburg vor. Ohne Verweilen führte Conrad ein Heer von 15000 Mann zum Entſatz von Wisby. Sein Kriegsvolk ſchlug und wurde geſchlagen, aber es behielt die Oberhand und erreichte ſeinen Zweck.

Die königlichen Schiffe, wohl 200, wurden zerſtört. Dem däniſchen beſiegten Heere vergönnte Conrad einen kurzen Waffenſtillſtand, um ſeine Niederlage der Königin zu melden und Verhaltungsbefehle zu erbitten. Indeſſen wurde dem Sieger die neuerbaute Feſte Slyt, mit Geſchütz wohl verſehen, übergeben, von ihm geſchleift und verbrannt. Bald darauf ſchloß Margarethe auf Gothland, in Gegenwart der hanſeatiſchen Geſandten, mit Conrad einen Beyfrieden bis Johannistag.

Der Burgermeiſter von Stralſund erbot ſich zum Vermittler. „Wir können Euch darauf nichts antworten," erwiederte Conrad. „Gern wollen wir das

Land dem abtreten, von dem es uns verpfändet worden. Die Königin hat ohne Abſage die Inſel überfallen, Wisby belagert; darum ſcheint es, daß ſie nicht blos nach dem Lande, ſondern zugleich nach des Ordens Ehre trachtet. Der Krieg iſt uns leid, um des Handels willen, das weiß Gott, allein wir können nicht anders.“

Indeſſen wendete er ſein Antlitz nie von einer friedlichen Ausſicht in die Ferne: und, da auch Margarethe geneigt ſchien nachzugeben, ſo ſandte er einen 1405. Vogt des Ordens an König Albrecht, mit der Drohung, ihn vor das Reich zu laden. Der Bedrohte ſuchte Ausflüchte, gab ſeiner Verbriefung eine andere Deutung, erklärte bald, er werde ſelbſt mit Margarethen unterhandeln. Sogleich erbot ſich der Ordensgeſandte, mit des Königs Friedensboten nach Dänemark zu ziehen. Albrecht wollte keine Zeugen, denn er hatte Luſt, getrennt vom Orden, nur ſeinen eignen Vortheil wahrzunehmen. Der Königin größere Seele handelte offener, ſie theilte dem Hochmeiſter Alles mit. „Wer ſoll den Orden entſchädigen?“ fragte Conrad, „davon ſteht nichts in dem entworfenen Vergleiche. Auch iſt unerwähnt geblieben, wie ihr verfahren wollt mit den Bewohnern der Inſel? damit dieſe nicht für ihre Treue ſchlechten Lohn empfangen.“

Um dieſe Zeit miſchte ſich noch ein Vierter in das Spiel, Herzog Johann von Mecklenburg, der den Hochmeiſter durch ehrenrührige Vorwürfe reizte. Conrad führte ihm zu Gemüthe: „daß ſein Vetter Albrecht verſprochen, in eigener Perſon ins Feld zu rükken, gegen Jeden, der Gothland entwältigen wolle; darum dürfe man den Orden nicht an ſeine Ehre mahnen. Die Königin unterrichtete er ſogleich von dem neuen Auftritt. Auch dieſer Herzog hatte die Verpfändung beſiegelt, und das Einlöſungsrecht ſich vorbehalbehalten, darum wurde ſie warnend erinnert, dem Gegner auch die Vollmacht ſeines Vetters abzunöthigen.

Dennoch rückte die Unterhandlung dem Ziele nicht näher. Freylich ſchienen Albrecht und Margarethe ſich verſtändigt zu haben, allein ohne Rückſicht auf des Ordens gerechte Anſprüche. Bald ſchrieb die Königin dem Hochmeiſter ziemlich ſchnöde: „Fodert Euer Geld von dem, der es empfangen;“ bald wiederum: „habt ihr nicht ſelber mir entboten, es ſey um Geld Euch nicht zu thun?“ — Conrad läugnete das nicht; aber ſie hatte ſeitdem die Inſel mit Krieg überzogen, preußiſche Schiffe ſammt ihren Gütern entführt. Darüber klagte er oft und bitter. 1406.

Eine Unterhandlung zu Calmar zerſchlug ſich. Die Gothländer baten den Hochmeiſter dringend, ſie nicht abzutreten. „Kann es mit Ehren nicht anders geſchehen,“ vertröſtete er ſie, „ſo werden wir doch treulich für euch ſorgen.“ Indeſſen befahl er ihnen, ſchnell zwey Feſten zu erbauen, um die Landleute im Nothfall zu bergen; auch den Hafen wohl zu bewahren, weil es mißlich um den Frieden ſtehe.

1407. Endlich mußte der Königin Stolz Conrads Feſtigkeit weichen. Als die von Wisby, ein Jahr ſpäter, jene ängſtliche Bitte wiederholten, da dankte der Hochmeiſter herzlich für ihre Zuneigung, verband mit ſeinem Danke das ehrenvolle Zeugniß, daß ſie als biderbe Männer ſich betragen; doch ſey die Inſel nunmehr vom König Albrecht an Dänemark übergeben, und dort erbiete man ſich, den Orden zu befriedigen; darum könne des Landes Räumung mit Ehren nicht länger verweigert werden.

Aber den Bewohnern hielt er redlich Wort, mit jenen zu Lodryn. Als ſeine Geſandten nach Calmar zogen, um die bewilligte Zahlung zu empfangen, landeten ſie zuvor auf Gothland, nahmen Abgeordnete der Inſel mit ſich, und ſprachen vom Throne der Königin kräftig für Gothlands Freyheiten. 1408. Margarethe gewährte, zahlte und nahm friedlich die Inſel in Beſitz.

Alſo endigte der lange Kampf, in welchem Macht, Ohnmacht und Redlichkeit, jede nach gewohnter menſchlicher Weiſe, trotzig, ſchleichend und offen, ihren Zweck verfolgten, verfehlten, erreichten.

Siebentes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Es war von Anbegin ein feſter Zweck des Ordens, die geiſtliche und weltliche Macht in ſich zu vereinen; mit derſelben Hand, die das Schwert regierte, auch die Himmelspforte zu öffnen; denn ungeſtrafter wird das Zeitliche von dem geraubt, der das Ewige freygebig ſpendet. Darum blieb das Zwitterweſen eine koſtbare Eigenſchaft dieſer Edelmönche, weil es ſie berechtigte, je nachdem ihr Vortheil heiſchte, bald nach dem Schwerte, bald nach dem Krummſtabe zu greifen. Schon unter Wallenrod war es dem Orden gelungen, dem Stifte Oeſel ein Geſchöpf ſeines Willens aufzudringen, und bald darauf entſpannen ſich willkommene Händel zwiſchen dem Meiſter von Liefland, Wennemar von Bruggeney, und dem Erzbiſchoff zu Riga, Johann von Sinten. Als der letztere den Beſitz von Riga rechtlich, aber fruchtlos foderte, ergriff er, mit Gewalt ihn zu erringen, ein verzweifeltes Mittel: er trug dem Großfürſten von Litthauen ein Bündniß an, und wollte ſeine feſten Schlöſſer mit ihm theilen.

Daß der Antrag einem alten Ordensfeinde willkommen ſeyn werde, mußte wohl der Erzbiſchoff vermuthen; aber ſein Schickſal hatte ihm die günſtige Stunde verſagt. Ob rauhe Großmuth, ob geringes Vertrauen in des Prälaten Macht oder Recht, den Großfürſten leiteten, iſt unbekannt: er verrieth den Anſchlag, mißbrauchte ſogar des Biſchoffs eigne Briefe. Dadurch wuchs Erbitterung. Vom Schwert verlaſſen, griff der Prälat zu der treuen geiſtlichen Waffe: der Bannſtrahl blitzte. Der Magiſtrat zu Lübeck, von ſeinem Biſchoff unterſtützt, wollte vermitteln, nicht ahndend, daß die gierigen Edelmönche keinen Mittler begehrten. Der rigiſche Thumpropſt, der Friedensbote, wurde aufgefangen und verhaftet. Da fürchtete der Erzbiſchoff mit Recht, daß ſeines Amtes Heiligkeit, nicht ſeine Perſon vor Frevel ſchützen werde. — Darum entfloh er nach Lübeck.

Alſobald erklärte Wennemar das Erzbisthum für erledigt, und bemächtigte ſich aller deſſen Güter. Um zu Rom für dieſen kühnen Schritt Verzeihung, ja Billigung zu erhalten, wählte er ein längſt erprobtes Mittel: das Verſprechen, den Raub mit der päpſtlichen Kammer zu theilen. Das bewirkte ohne Säumen ein Belobungsſchreiben des heiligen Vaters, und der Orden erreichte ſein großes Ziel, denn Johann von Wallenrod, ein Bruder des Hochmeiſters, ein Mitglied des Ordens, wurde zum neuen Erzbiſchoff 1394 ernannt. Doch ſeines Stuhles ruhigen Beſitz konnte er nicht ſo leicht erringen.

Zwar, der Verdrungene richtete wenig aus, obgleich beſchützt vom Kaiſer Wenzel, der auf alle Ordensgüter in Böhmen Beſchlag legte, und den Pabſt erſuchte, den Bannſtrahl zu ſchleudern. Bonifaz IX. befriedigte den Kaiſer, indem er deſſen Schützling zum Patriarchen von Alexandrien erhub. So trat ein Nebenbuhler von der Bühne ab. Doch ein Anderer, gefährlicher als dieser, nahm sogleich dessen Stelle ein. Das Thumkapitel zu Riga, dessen bedrohte Glieder zum Theil in der Irre herum schweiften, versagte dem eingedrungenen Hirten Gehorsam, und vollzog, durch die Wahl des Pommerschen Prinzen Otto, eines Knaben von vierzehn Jahren, einen schon längst gefaßten, einst vom Hochmeister selbst gebilligten Beschluß. Der nicht machtlose Vater des Prinzen bot alles auf, um das fette Stift seinem Sohne zu erringen. Kaiser Wenzel stand ihm redlich bey, indem er mit großem Nachdruck das Erzbisthum für ein Reichslehn erklärte. Diese Behauptung hätte sonder Zweifel den heiligen Vater in den geistlichen Harnisch gejagt, wären nur die versprochenen Einkünfte vom Orden richtig abgeliefert worden. Zögerung mit einem solchen Hauptbeweis aller Rechte, im Gegensatz mit der klugen, schnellen Freygebigkeit des Pommerschen Herzogs, bewirkten in den päpstlichen Maßregeln ein dem Orden gefährliches Schwanken. Bonifaz empfahl das Stift dem Schutz des Kaisers, und nahm sich seiner Edelmönche vor der Hand nicht weiter an.

Jetzt blieb dem Orden kein anderer Ausweg, als den Kaiser zu gewinnen. Dem genügte an der Ehre, für den Oberlehnsherrn der rigischen Kirche förmlich anerkannt zu werden, und um diesen Preis verkaufte er sein Schweigen.

1395. Herzog Swantibor ließ sich noch nicht abschrecken. Seine lauten Klagen erschollen an fremden Höfen. Der Hochmeister wurde von Fürsten und Herren durch Ermahnungen bedrängt, die zuweilen bitter klangen. Herzog Steffen in Bayern und Pfalzgraf bey Rhein, lehnte sich besonders gegen Anmaßungen auf, die der rechtliche Conrad von Jungingen zwar vertheidigen mußte, aber ſchwerlich würde gut geheißen haben, wenn unter ſeiner Regierung der erſte Schritt geſchehen wäre. Jezt ſchrieb er nach Bayern: „der Orden, dem Reiche ſtets getreu, habe nie demſelben ein Lehn entfremden wollen; das Stift ſolle Reichslehn bleiben wie es immer geweſen. Freylich habe man zuvor das nie gewußt, denn ſeit hundert Jahren und drüber ſeyen alle Händel mit der rigiſchen Kirche im Hofe zu Rom geſchlichtet worden. Erſt ſeit einem Jahre erfreue man ſich dieſer Kunde, und gehorche wie billig, nur das Heil der Kirche ſuchend, der päpſtlichen Bulle wie dem Kaiſer. Darum ſolle der Pfalzgraf dem Orden ſeine Weigerung nicht verargen, vielmehr den Herrn zu Stettin von Feindſeligkeit abmahnen.“

Briefe gleiches Inhalts ergingen an viele Fürſten, auch an die Vettern des Pommerſchen Prinzen, welchen vorgeſpiegelt wurde: der Papſt habe, ohne Zuthun des Ordens, aus eigner Bewegung, den neuen Erzbiſchoff geſezt; man würde ja eben ſo gern ihren Neffen aufgenommen haben, jezt aber müſſe man den Ordensbruder Johann von Wallenrod ſchützen.

Vergebens klagte Herzog Suantibor über ſchwere, aufgewandte Koſten. Vergebens zogen die Thumherren von einem Fürſten zum Andern, und wußten gleichfalls päpſtliche Billigungsſchreiben ſich zu verſchaffen. Umſonſt ergriffen viele Biſchöffe am Hofe zu Rom des Herzogs Partey, und entwarfen gehäſſige Schilderungen von dem Betragen der Kreuzherren. Conrad vertheidigte ſtandhaft des Ordens vermeinte Rechte. „Gerade zu der Zeit,“ ſprach er, „als ein Tag anberaumt worden, um allen Zwiſt gütlich auszugleichen, iſt der alte Erzbiſchoff ſammt den Thumherren entwichen. Niemand hat ihn gezwungen noch vertrieben. Die Feſten ſtanden unſicher vor dem Feinde, dem ſie wohl gelegen; da nahm ſie der Orden dem Papſte zu getreuer Hand. Daß mein Vorfahr dem Prinzen Otto das Erzbisthum verſprochen, iſt mir und meinen Gebietigern unkundlich; auch hatte er keine Macht dazu. Des Stiftes Vereinigung mit dem Orden iſt der Chriſtenheit erſprießlicher, als jener ewige Zwiſt. War doch Johann von Sinten ins dritte Jahr abweſend, warum verſuchte Herzog Suantibor nicht damals ſeinen Wunſch zu erreichen? uns wäre es lieb geweſen, denn ſchon vor zehn und zwanzig Jahren hätten wir mit Freuden einen ſolchen Herrn aufgenommen. Indeſſen mögen immerhin die alten Thumherren ihre Pfründen behalten auf Lebenszeit, wenn ſie gehorſam zurückkehren."

Dieſe höflichen, freundlichen Worte beſänftigten die Gemüther nicht, vielmehr drohte die Flamme furchtbar um ſich zu greifen. 1396. Der Pommerſche Herzog ſandte einen förmlichen Abſagebrief. Biſchoff Dietrich von Dorpat, ein heftiger Mann, kündigte dem Meiſter offene Fehde an, rief Litthauer und Ruſſen zu Hülfe, bahnte dieſen Ordensfeinden bequeme Straßen durch das Land, verbündete ſich mit ihnen. Riga ſollte von den Litthauern auf einer, von den Ruſſen auf der andern Seite überfallen werden. Den alten Erzbiſchoff lockte er ins Land, ſprach die Schweden um Beyſtand an, ja er ſchämte ſich nicht, die verhaßten Vitalianbrüder einzuladen, und Herzog Hans von Meklenburg ſandte ſeinen Sohn Albrecht heimlich nach Reval, wo dieſer Prinz, durch das Verſprechen gekörnt, Dietrichs Nachfolger zu werden, nicht unter ſeiner Würde hielt, ſich an die Spitze von 300 jener Seeräuber zu ſtellen, und ſie nach Dorpat zu führen. Der kühne Jüngling, im Beſitz der biſchöflichen Schlöſſer, wollte nichts geringeres, als den Orden ganz aus

Liefland vertreiben. Auch Prinz Otto, der Mitbuhler um das Erzſtift, fand ſich perſönlich in Dorpat ein.

Conrad warnte den Meiſter von Liefland, wohl auf ſeiner Hut zu ſeyn, und ermahnte den Dörptſchen Adel, dem Biſchoff friedliche Geſinnungen einzuhauchen. Seine Wachſamkeit verrieth ihm einen neuen Feind, da wo er ihn am wenigſten vermuthen konnte. Johann von Wallenrod ſelbſt — man weiß nicht wie gewonnen, oder welcher Entſchädigung gewärtig — pflog förmlich Unterhandlungen mit den alten Thumherren, hinderte des Kapitels freye Wahlen, bemannte ſeine Schlöſſer mit Söldnern, die ſchon vormals gegen den Orden gedient, und wurde kräftig unterſtüzt von den Mannen des Stiftes, beſonders dem von Roſen.

Der Hochmeiſter klagte, drohte, bat; ließ den Kaiſer wie den Papſt von der angeſponnenen Tücke unterrichten; nannte den von Dorpat einen vertrauten Freund des entwichenen Erzbiſchoffs; leitete daher die Quelle ſeiner Widerſpenſtigkeit; ſuchte zu bewirken, daß auch das Stift zu Dorpat einem Ordensbruder übertragen wurde; bemühte ſich, den Herzog von Pommern zu beſänftigen; erinnerte ihn drohend an eine alte Geldſchuld; kurz, er verſäumte nichts um das Ungewitter zu beſchwören.

1397. Es brach dennoch aus. Doch Wennemars von Bruggeney glückliche Waffen flößten, wirkſamer als Conrads Beredſamkeit, den Widerſachern Friedensneigung ein Die alten hartnäckigen Thumherren machten zwar noch einen Verſuch, den Großfürſten von Litthauen feſter an ſich zu ketten; denn als ſie ſahen, der Pommerſche Herzog ſey zu ohnmächtig, um ſeines Prinzen Anſprüche geltend zu machen, da trugen ſie das Biſthum Witolds Neffen an, der Cuſtos der Kirche zu Cracau war. Der Oheim beſprach ſich auch deshalb mit dem Hochmeiſter, der ihm trocken antwortete: „es dünke ihm nicht gerathen, denn die Thumherren ſuchten nur eignes Frommen in fremdem Hader.“

Kaiſer Wenzel ſandte den Biſchoff von Ermeland nach Liefland, erbot ſich auch perſönlich in Breslau als Vermittler aufzutreten. Selbſt Witold bat den Hochmeiſter um Frieden für den Biſchoff von Dorpat, und ſo kam endlich ein Söhnebrief zu Stande, deſſen Inhalt des Ordens Oberhand beweiſt; denn es wird darin angelobt, daß nach wie vor die Unterſaſſen der Kirchen dem Hochmeiſter die Heeresfolge leiſten ſollen. Uebrigens wurde alle Zwietracht getilgt, und Unverletzlichkeit dem Erzſtifte zugeſagt. Mit den Herzögen von Pommern und Mecklenburg verſtändigte ſich Conrad bey einer perſönlichen Zuſammenkunft, (wo ihm auch Feinde nicht zu widerſtehen pflegten); der König von Ungarn ſollte ihre Fehde als Vermittler beylegen.

1397. Nur der zweydeutige Erzbiſchoff von Riga, ſeiner Ordensbruderſchaft uneingedenk, fuhr fort zu necken, wollte Städte, Schlöſſer dem Orden entfremden; mit Händeln außer Landes ihn behelligen, und zwang einſt dem ſanften Hochmeiſter die Aeußerung ab: „daß er ſeine Sache Gott anheim ſtelle.“

Voller Ernſt war es ihm doch wohl nicht mit dieſer Ergebung in den göttlichen Willen, denn fünf Jahre
1404. ſpäter entwich auch dieſer Erzbiſchoff von ſeinem Sitze, und begab ſich zu dem Teutſchmeiſter, deſſen Vorwort und Bemühung die eingewurzelte Zwietracht auszurotten ſtrebten. Gern, erwiederte Conrad, aber wie? hat der Zwiſt doch lange vor unſern Zeiten angehoben; „und wollte Gott daß wir ſo ſelig wären, daß dieſelbe Zwietracht bey unſern Zeiten ſollte geendet wer-

„den, wir getrauen wohl, daß uns Gott der Herr
„darum ſonderlich belohnen würde."

Obgleich von jezt an die urkundlichen Nachrichten ſchweigen, ſo muß doch wohl Conrads frommer Wunſch in Erfüllung gegangen ſeyn, denn Johann von Wallenrod befand ſich noch lange nachher im ruhigen Beſitz ſeiner Würde.

Achtes Kapitel.

Nachbarliche Verhältniſſe mit kleineren Fürſten.

Wartislaus der Jüngere, Herzog von Stolpe, war dem Orden nicht geneigt. Oft ſchon hatte er vergebens eine Zuſammenkunft begehrt, um manchen alten Zwiſt auszugleichen; endlich beſchloß er, ſeines Verlangens Erfüllung durch gewaltſame Maßregeln dem Orden abzudringen. Er fing Geſandte auf, welche 1394. der Hochmeiſter nach Dänemark ſchickte wegen König Albrecht. Durch dieſen kühnen Schritt erreichte er ſeinen Zweck, ſtarb aber bald darauf, und Conrad 1395. eilte, mit dem jungen Herzog Barnim einen Vertrag zu ſchließen, der die alte Freundſchaft herſtellte, und den Vortheil eines freyen Durchzuges für deutſche Söldner dem Orden zuſagte.

Mehrere Jahre hindurch beſtand und wuchs nachbarliches Vertrauen, obgleich der Hochmeiſter dem Herzog nicht willfahren konnte, als er zum Beyſtand außer Landes ein Heer von ihm begehrte; hingegen übernahm 1398. er das Schiedsrichteramt in verdrüßlichen Händeln zwiſchen dem Fürſten und ſeiner Ritterſchaft, verwies die leztere mit großem Ernſt zu ihrer Pflicht. Allein

der Orden war bekanntlich ein um ſich greifender Nachbar, der weder Freund noch Feind verſchonte; daher
1474. entſtanden endlich des Herzogs bittere Klagen, „daß man ihn mit Gewalt und Hoffarth von ſeinen Gränzen treiben wolle." — „Haben wir das durch unſere Wohlthaten um euch verdient?" erwiederte Conrad, der an den Eingriffen ſeiner Beamten ſchuldlos ſeyn mochte, da er ohne Bedenken ſich zu Rechte erbot; den Gegner einlud, beyder Gränzen durch Bevollmächtigte freundſchaftlich feſtzuſtellen.

Minder nachgebend, wies er eine ſeltſame Foderung zurück, von Barnim wegen Falkenburg erhoben, jenes Städtleins, welches, bey Befreyung des gefangenen Herzogs von Geldern, feindlich verwüſtet worden.

„Konnten wir damals weniger thun?" ſprach Conrad. „Sollten wir des Gaſtes ſchmähliche Gefangenſchaft dulden? iſt nicht oft genug deshalb an eure Vorfahren geſchrieben worden? Die haben aber nichts dazu gethan. Geſchähe dergleichen wieder, fürwahr es würde euch von uns daſſelbe wiederfahren."

1476. Bald ereignete ſich noch eine Begebenheit, die wohl unmöglich dem beeinträchtigten Nachbar Vertrauen einflößen konnte. Eine päpſtliche Bulle ertheilte dem Orden das Schirmrecht über das Pommerſche Bisthum Camin; und obgleich der Hochmeiſter ſehr höflich an die Herzoge ſchrieb: „es ſey ihm gar nicht lieb; er habe nie darnach geſtanden: belade ſich ungern mit dieſem Joche; habe genug mit eignen Sachen zu ſchaffen, müſſe aber gehorchen, und bitte ihm ſolches nicht übel zu deuten;" ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß der Papſt nicht ohne ſein Zuthun, mit kränkender Umgehung der Landesherren, dieſes Schirmrecht verliehen.

Daß der Orden mit Stettin und Mecklenburg in noch geſpannteren Verhältniſſen wegen Riga ſtand, wurde

würde bereits erzählt. Conrad erſuchte den Hauptmann 1396.
in der Neumark, die damals noch dem Könige
von Ungarn zugehörte, nicht zu leiden, daß der Herzog
durch ſein Land ziehe, um Preußen anzugreifen; die
pommerſchen Städte, die einſt für ihres Landesherrn
Schulden Bürgſchaft geleiſtet hatten, mahnte er mit
bittern Worten: „Ihr haltet uns euer Inſiegel als 1404.
die Böſewichter; wir wollen Jedermann vor euch
warnen.“

Getreuer ſeinem Worte blieb Semouit, der Herzog
von Maſovien, in Einlöſung verpfändeter Güter; doch 1402.
ein faſt blutiger Zwiſt begann, als dieſer Fürſt ein
Recht auf Dobryn zu haben vermeinte, und deshalb
ein feſtes Schloß in der Nähe von Slotorie erbauen
wollte. Auf der Stelle ſandte Conrad Kriegsvolk,
welches nicht allein die angefangenen Werke zerſtörte,
ſondern auch ſogar den Herzog ſelbſt gefangen nahm.
Auf Jagello's Verwenden erhielt er ſeine Freyheit
wieder.

Dieſe mannigfaltigen Neckereyen, die, bey gleicher Stärke, mehr als einmal blutige Kriege würden veranlaßt haben, erſcheinen freylich minder wichtig durch der Gegner Schwäche, verdienen aber doch, als eben ſo viele Merkmale vom Geiſt des Ordens, dem ſelbſt ein Mann wie Conrad von Jungingen bisweilen unterlag, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

Neuntes Kapitel.

Verhältniſſe mit entlegenen Fürſten.

Herzog Philipp von Burgund war ein Freund des Ordens, denn gleich im erſten Jahre von 1393. Conrads Regierung ſandte er ſeinen Kämmerer de la Trimouille, um wegen eines Kreuzzuges unter den Ordensfahnen, der ihm ſehr am Herzen lag, das Nöthige zu verabreden. Der Hochmeiſter konnte ihm, der unbeſtändigen Witterung halber, keine ſichere Zeit beſtimmen, und es ſcheint, die fromme Kampfluſt ſey dem Herzoge wieder vergangen.

Mit **Wilhelm von Oeſtreich** blieb der Orden ſtets in freundſchaftlicher, doch vorſichtiger Verbindung. Wilhelm hatte Luſt, mit Conrads Hülfe, 1397. Böhmen und Mähren anzugreifen, trug ihm deshalb ein förmliches Bündniß an. Der Hochmeiſter fand es nicht gerathen, wegen der in jenen Landen gelegenen Ordensgüter. Auch ſey der Orden nur geſtiftet gegen die Heidenſchaft, dürfe, ohne große Urſach, gegen chriſtliche Fürſten ſich nicht verbunden.“

1399. Als die Königin Hedwig ſtarb, da erwachte in Wilhelm eine Hoffnung, die polniſche Krone zu erwerben. Er hatte gehört, Jagello, „der ſich nenne einen König zu Polen,“ ſey krank, und im Reiche wären Unruhen ausgebrochen. „Das iſt wahr, ſchrieb Conrad, doch unter geringen Leuten, um die man ſich nur wenig kümmert. Nach Hedwigs Tode haben die Polen dem Jagello aufs neue gehuldigt. Die Sterbende ſelbſt rieth ihrem Gemahl, mit des Grafen von

Cilly

Ciſſy Bruders Tochter, als nächſten Erben von Polen, ſich zu vermählen. Mahnt ihr den Grafen davon ab; bringt eure Klagen an Papſt und Kaiſer, daß man Euer Königreich mit unrechter Gewalt Euch vorenthält, das Euch mit Eurem rechten Eheweibe gegeben worden. Erforſcht vor allen Dingen den König von Ungarn, auf den Jagello am meiſten baut, beſonders ſeitdem er ſeine beſten Leute gegen die Tataren eingebüßt. Gern wollen wir zu erfahren ſuchen, wie es in Polen ſteht, und euch ſolches berichten.“

Man ſieht, wie viel dem Orden daran lag, ſeinem alten Widerſacher einen Feind zu erwecken, der Anhang in Polen habend, ſehr gefährlich, und, wenn ſein Verhaben gelang, ein dankbarer Freund des Ordens werden konnte. Man ſieht aber auch, daß Polen gegründete Urſach hatte, den Kreuzherren nie zu trauen. Diesmal blieb die Sache ohne Folgen.

Marggraf Joſt von Mähren konnte, um der Neumark willen, dem Orden nicht hold ſeyn. Er bewies ſein feindliches Gemüth, indem er Ordensgüter, in ſeinem Lande gelegen, einzog. Eine nähere Berührung erlaubte die Entfernung beyder Staaten nicht. 1397.

Dagegen bewies der König von Ungarn ſich ſtets als einen Gönner des Ordens, dem er neue Beſitzungen in ſeinem Reiche ſchenkte. 1397.

Der Marggraf von Meißen, des Ordens neuer Nachbar durch die Neumark, trug auf ein Bündniß an. 1402.

Die ſchwediſchen Prälaten fügten, durch ihre Hauptleute, den Kreuzherren Beleidigungen zu. Conrad foderte Genugthuung, fragend kurz und bündig: ob ſie Krieg oder Frieden begehrten? 1403.

Wichtiger jedoch als alle dieſe Nebenverhältniſſe war ein Zwiſt mit England. Sehr ausgedehnt mußte der preußiſche Handel mit dieſem Reiche ſeyn,
1391. denn ſchon unter Richard II. wählten die engliſchen Kaufleute, die mit Preußen in Verbindung ſtanden, ein eigenes, vom Könige beſtätigtes Oberhaupt zu dieſem Zwecke. Ausgezeichnete Freyheiten geſtanden beyde Nationen ſich wechſelſeitig zu. Aber dieſe Zuſagen
1393. wurden oft verletzt. Schon Wallenrod klagte bitter darüber, und Conrad mußte ſich ſogar entſchließen, wegen erlittener Beraubung ſeiner Unterthanen, dem Könige von England geradezu, in den ſtärkſten Ausdrücken, die bisherige Verbindung aufzuſagen; doch mit dem milden Vorbehalt, daß beyder Fürſten Unterthanen das feindliche Land zuvor mit ihren Gütern frey und ungehindert verlaſſen dürften.

1399. Als Richard II. des Thrones entſetzt wurde, da ſchmeichelte ſich der Handelsſtand in Preußen mit einer günſtigern Zukunft; denn Richards Nachfolger, Heinrich IV, hatte ſchon als Graf von Gloceſter unter den Ordensfahnen in Preußen gefochten, erinnerte ſich dankbar der genoſſenen Gaſtfreundſchaft, und meldete dem Hochmeiſter freundlich ſeine Erhebung auf den engliſchen Thron. Dennoch dauerten die räuberiſchen
1401. Neckereyen fort. Preußiſche Schiffe wurden genommen, engliſche Kaufleute dagegen in Preußen verhaftet. Conrad und Heinrich wechſelten Briefe deshalb, und, da beyde Theile das Bedürfniß fühlten, ihren Handel wieder herzuſtellen, ſo wurden bald Bevollmächtigte ernannt, die Streitigkeiten auszugleichen. Es verzog ſich Jahre lang. Wo aber, Hand in Hand mit Eigennutz, der Friede winkt, da widerſtreben Für-
1406. ſten nie. Es wurde ſogar ein engeres Freundſchaftsbündniß entworfen, zu welchem man auch die nordi-
1407. ſchen Reiche lud. Conrads Tod hinderte damals deſſen Voll-

Vollziehung. Erſt unter ſeinem Nachfolger wurde der Faden wieder angeknüpft.

Des Kaiſers Wohlwollen gegen den Orden, trotz polniſcher, gehäſſiger Einhauchungen, blieb, erzählter Maßen, unverrückt. Wenzel ertheilte den Kreuzherren das ungerechte Recht: fremde Leibeigne, wenn ſie Jahr und Tag in Ordensſtädten gehauſt, den Eigenthümern vorzuenthalten.

Minder zufrieden ſchien Conrad mit dem Papſte, deſſen „neue Satzungen," den Peterspfennig betreffend, er ſich ernſtlich verbat. Roms Habgier — die zu jener Zeit ſogar die Leichname der Geiſtlichen wieder aus den Gräbern riß, um ihren Schmuck zu rauben, als den rechten Erben, der Kirche, entzogen — Roms Habgier zwang den Hochmeiſter zu ſtarken Aeuſſerungen: „Unſer heiliger Vater mag ſetzen was er will, wir hoffen, er ſoll uns laſſen bey unſern alten Gewohnheiten; wenn wir mit geſundem Gewiſſen nicht wollen noch mögen geſtatten ſolche neue Beſchwerungen. Es iſt dem Orden unmöglich zu halten das Orlog gegen die Heidenſchaft und auch zu thun ſo große Hülfe in dem Hofe zu Rom."

Vergebens erzeigte Bonifaz IX. ihm geiſtliche Ehre und Wohlthat, durch Ablaßverwilligung und Erlaubniß, den Gottesdienſt in ſeiner Reſidenz durch hohenprieſterlichen Schmuck zu verherrlichen. Mit dankbarer Demuth erkannte er die Auszeichnung, aber ſeine Feſtigkeit wankte nicht und befreyte ihn endlich von des heiligen Vaters Zumuthungen. Selbſt den Bannſtrahl wußte er abzuwenden, doch nicht den päpſtlichen geheimen Unwillen, der aus jenem Verbot in der Fehde mit Witold hervorleuchtet; obgleich auch dem der Hochmeiſter nicht gehorchte.

Die Stadt Cöln bewies ſich dem Orden abgeneigt. Sie verſagte ihm das anſtößige, doch herkömm- 1398.

kömmliche Recht, gleich andern Stiftern *Wein zu schenken*, und hegte abtrünnige Ordensbrüder. Der Hochmeister drohte mit einer Klage vor dem römischen Könige; indessen wurden dem Rheinwein aus Cöln die Preußischen Häfen versperrt.

Zehntes Kapitel.

Handel, Wohlstand, Bevölkerung in Preußen.

Ein Staat, der seine Lebenskraft aus einem üppig blühenden Handel schöpft, mag vielleicht einer Frucht verglichen werden, die, wenn sie hochroth sich färbt, im Zeitpunkt ihrer höchsten Reife steht, und nun, troz ihres lockenden Anblicks, der innern Zerstörung nach und nach unterliegt, indem sie die stets neu zuströmenden Säfte nicht mehr zu eigner Vervollkommnung verarbeiten kann. Wahr ist, mit Geld bereichert der Handel ein Land, aber er vervielfältigt auch dessen Bedürfnisse, lehrt Ueberfluß kennen und liefert ihn. Bald überreden sich die Einwohner, sie könnten dessen nicht entbehren. Daher unmäßiger Luxus. Der Landmann verläßt den Pflug; in die Städte lockt ihn leichter Gewinn durch leichtere Arbeit errungen. Ackerbau schmachtet; denn, statt schuldiger Aufmunterung, drücken Steuern den Feldarbeiter. Der Reisende erstaunt, wenn er in den blühendsten Reichen auf lange Strecken unangebauten Landes stößt. Aber die Beherrscher blendet das fremde Geld, durch Zollbeamte so leicht zu gewinnen; ihres Landes eignen Reichthum glauben sie ohnehin gesichert. So versezt ein unwissender Gärtner die fremde Schmarozerpflanze in ſeinen Garten, uneingedenk daß ſie heimiſchen Gewächſen die Nahrung entziehen werde.

Auch Preußen war noch bedeckt mit Wäldern und Wüſteneyen, die den ſegenreichen Pflug — mit Seen und Moräſten, die eine ableitende Hand vergebens erwarteten. Conrad von Jungingen ſelbſt erzählte es ja dem Herzog von Burgund, klagend über eine Menge Gewäſſer und Wüſtungen, die faſt jährlich den Orden an ſeinen Kriegszügen hinderten. Allein der Handel blühte und ſchoß üppige Zweige nach allen Himmelsgegenden. Das engliſche Tuch, Wein, Gewürz und mehr dergleichen erkünſtelte Bedürfniſſe, wurden reichlich durch Preußens Ausfuhr, lauter Gegenſtände erſter Nothwendigkeit, bezahlt, und in deſſen Handelswage blieb das Uebergewicht.

Unglaublich ſchiene das, hätte Preußen nur des eignen Bodens Erzeugniſſe fremden zugeführt; allein die bequeme Weichſelſtraße verwandelte ſeine Städte in polniſche Märkte, voll Getreide, Hanf, Leinwand, Leder, Wolle, Wachs und Holz. Nur ein Bürger durfte kaufen, was im Danziger Hafen abgeladen wurde; der führte es an fremde Küſten mit großem Gewinn. Wichtige Stapelplätze waren Culm und Thorn. Nirgend durften Juden erſcheinen. Nur ein Beſuch des thorner Jahrmarktes, doch mit Geleite und durch ein Merkmal ausgezeichnet, blieb ihnen vergönnt. Engländer, Schottländer, hauſten im Lande mit ihren Waarenlagern.

Natürlich waren beyde Mächte, Polen wie der Orden, nicht blind für gegenſeitige Handelsvortheile: trotz hegenden Grolles, trotz der Kriege in Litthauen und ſo mancher oft blutigen Neckereyen, war doch, ſeit Jagello's Thronbeſteigung, kein Krieg förmlich ausgebrochen; des Handels Wachsthum, ein halbes Jahrhundert hindurch, nie gehindert worden. In friedlichen Zeiten, oder wenn Raubſchiffe die Oſtſee beherrſchten, oder Krieg die Häfen der Liefländer ſperrte, lieferten auch Rußland und Litthauen ihre Waaren den Preußen.

Einer hohen Achtung genoſſen ihre Städte als Verbündete der mächtigen Hanſe. Der Orden ſelbſt war zwar nicht Schutz- und Schirmherr des hanſeatiſchen Bundes, (wie manche träumen) jedoch ein angeſehenes Glied deſſelben. Seine Abgeordneten hatten Sitz und Stimme auf den Hanſetagen; hingegen mußte er auch den vom Bunde verhängten Strafgeſetzen ſich unterwerfen, und that es ohne Murren.

Kein Fauſtrecht, keine adelichen Raubſchlöſſer, kein geiſtlicher Druck, keine Erpreſſungen mächtiger Vaſallen, keine Fehden im Lande — lauter Bürden, unter welchen Deutſchland trotz des Landfriedens von Eger ſeufzte — hemmten die Betriebſamkeit der Preußen. Mit Recht wurde der Ordensſtaat von gierigen Ausländern eine Schmeergrube genannt, und ein ehrlicher Alter ſagt: wäre Jupiter vom Himmel herabgeſtiegen, er hätte keine beſſere Wohnung ſich erwählen mögen. Hingegen blühte Ackerbau nur in wenigen Provinzen, und Leinwandfabriken halfen eignen Bedürfniſſen bey weitem nicht ab, obgleich die Ausfuhr der Wolle verboten war.

Conrad von Jungingen gab dem Handel noch feſtere Stützen, in allen Häfen erfahrne Männer beeidigend, welche der Waaren Echtheit würdigen mußten. Verfälſchte, verdorbene Güter wurden öffentlich verbrannt. Bevor nicht alle Bürger ihr Getreide verſchifft hatten, öffnete der Hochmeiſter die vollen Ordensſpeicher den Käufern nicht. Eine verdienſtloſe Großmuth, denn in geſegneten Jahren durfte der Landmann ſeine Abgaben in Getreide entrichten, wodurch der Orden wohlfeil ſeine Scheuren füllte.

Man behauptet, Polen habe mit Neid und Murren ſeinen Handel in den Händen der reichen Nachbarn geſehn, die, durch beyder Weichſelufer Beſitz, ihn gänzlich beherrſchten; daher ſey das Verlangen entſtanden, von dieſem Joche ſich zu befreyen; daher die wiederholte Foderung von Pomerellen, oft in demſelben Augenblicke, wo man durch die heiligſten Verträge darauf Verzicht gethan; daher der ſtets erneuerte Anſpruch auf das culmiſche Land; denn nicht allein Danzig, auch Culm und Thorn habe der Pole grollend betrachtet, als die ſeines Vaterlandes Mark ausſaugten.

Unerwieſene Vermuthungen, das Gepräge heutiger Kenntniſſe tragend, von welchen die Beherrſcher jener Zeiten, ſammt ihren Räthen, noch wenig ahndeten. Auch der Orden genoß die Vortheile, durch ſeines Staates Lage ihm zufließend, ohne recht eigentlich zu wiſſen woher ſie kamen; denn ſeinen Schutz gewährte Eigennutz, nicht Staatsklugheit. Das einzige, koſtbare Landeserzeugniß, (wenn man es ſo nennen darf,) den Börnſtein, verkaufte nur der Orden ſelbſt, und zwar roh, nach Wismar, Lübeck, Flandern, an die Zunft der Börnſteindreher, wußte nicht einmal, zu eigner Verarbeitung, Künſtler in ſeine Staaten zu locken. Strenge Geſetze ſollten Schleichhändler ſchrecken.

Viel geſchah für den Handel, doch unbedrückt blieb er nicht. Das gehäſſige Strandrecht übten die Edelmönche mit ſo empörender Habgier, daß Verzweiflung einſt die Fackel ergriff, durch Anzündung vieler Ordensgebäude die Bedrückung rächend. Neue Städte veranlaßten bitteren Unmuth. Geſetze berechtigten vormals nur Einwohner deutſcher Herkunft, Handwerk oder Kaufmannſchaft zu treiben. Nun aber hatten die Kreuzherren neben ihren Schlöſſern Aecker, große Plätze, die ſie benutzen, der Städte Wachsthum zugleich hemmen wollten; darum vermietheten ſie dieſelben an allerley Volk, Preußen, Polen, Caſſuben, Curländer und Samayten, die ſolche bebauten, Handel, Handwerk und Getreideverkauf für die Comthure trieben. Klagende Bürger wurden auf ihre Privilegien verwieſen, welche von ſolchen Fällen ſchwiegen. Alſo mußten auch die Kläger ſchweigen; doch häufige Mordthaten bezeugten die Erbitterung der Bürger gegen die Afterbürger.

Der Pfundzoll endlich war eine Laſt, für deren Große die häufigen Beſchwerden der Unterthanen und Fremdlinge den ſichern Maßſtab leihen. Die Geſchichte der folgenden Jahre führt dieſen Zoll ſo oft auf ihre Bühne, daß nöthig wird, deſſen Urſprung zu beleuchten.

Schon ehe der hanſeatiſche Bund Európa in Verwunderung ſezte, beſtimmten die großen Handelsſtädte einen Zoll, zum Unterhalt der Höfen, Dämme und allerley Bequemlichkeit der Kauffahrer. Aus dieſem Pfahlgeld (ſo nannte man ihn) entſprang der Pfundzoll, den alle Bundesverwandte der Hanſe entrichten mußten, um die Schiffarth vor Seeraub zu ſchützen. Nach erreichtem Zwecke entſagte man, wie billig, dem Mittel. Nur der Orden maßte nach wie vor ſich der Einhebung des Pfundzolles an.

Die Hanſeſtädte, zu Lübeck verſammelt, ſezten ſich mit bittendem Ernſt dagegen, belangten ſogar den Hochmeiſter vor dem Concilium zu Coſtanz. Er gab nach, doch nur für kurze Zeit. Die bequeme Erfindung war ſo willkommen, daß man oft und gern, nicht zu des Handels Beſchirmung, ſondern zu eignem Vortheil, ſie aufs neue benuzte, ohne Berechnung der Folgen, die nur zu bald den Untergang der Ordensmacht bewirken halfen.

Geht nicht aus alle dem hervor, daß, wenn auch einzelne Hochmeiſter, (vor allen Conrad von Jungingen) den Handel kräftig ſchützten, doch deſſen eigentliche Blüte nur dem günſtigen Boden zuzuſchreiben war, aus dem ſie hervorſproßte? nur der beſchirmenden Pflege, deren ſie vom hanſeatiſchen Bunde genoß? — Unter dem Zuſammenfluß ſolcher Umſtände wird jederzeit des Menſchen eigennütziger Fleiß, wäre er auch durch manchen Druck belaſtet, große Dinge ſchaffen.

Allein nicht blos der preußiſche Kaufmann, auch der Landmann erfreute ſich des Wohlſtandes. Ein ſchönes Zeugniß von des Ordens milder Regierung, wäre es nur eben ſo gültig für die Urbewohner, als für die Einzöglinge. Aber jene Unglücklichen beſeufzten fortdauernd ihr bitteres Loos; denn ſie hatte der geöffnete Weg zum Himmel von allen irdiſchen Freuden getrennt. Sie wurden als Leibeigene behandelt, und in mörderiſchen Kriegen trieb der Orden ſie vor ſich her, um als die erſten Opfer der feindlichen Wuth zu fallen. Der päpſtliche Freyheitsbrief, der einſt die Neubekehrten zu chriſtlichen Brüdern ſtempeln, vor Sklaverey ſie ſchützen ſollte, war ein moderndes Pergament geworden. Hatten doch die armen Jochträger ſich bisweilen gegen ihre Peiniger empört. Gern ergriffen die Edelmönche dieſen, von eigner Grauſamkeit geliehenen Vorwand, ſie aller jener Rechte verluſtig zu erklären. Nur der Sohn erbte das väterliche Grundſtück, kein Seitenverwandter. Ja, der Orden griff ungeſcheut in das heiligſte Naturrecht, indem er dem Vater vorſchrieb, welchen ſeiner Söhne er, als künftigen Erben, am meiſten lieben ſolle.

Der Einzöglinge hingegen mußte man wohl ſchonen, denn ſie waren klug genug, Freyheit und Eigenthum durch Handfeſten zu ſichern, ehe ſie ihre Betriebſamkeit nach Preußen verpflanzten; wenigſtens im Anfang ſchonte man ihrer, ſo lange die Dinte jener Handfeſten noch nicht vertrocknet war. Folglich wuchs der Wohlſtand dieſer Landbewohner dergeſtalt, daß die Erzählung davon bisweilen an Mährchen gränzt. Hier ein Beyſpiel, welches lobende Geſchichtſchreiber um die Wette einander nachgeſchrieben.

Einſt bewirthete der Hochmeiſter vornehme Gäſte aus Deutſchland, die das wohlgenährte Anſehn der preußiſchen Dörfer, durch welche ſie gezogen, nicht genug zu rühmen wußten. Da ſprach Heinrich Reuß von Plauen, der Ordensſchazmeiſter: „ich kenne einen Bauer zu Niclaswalde, der mehrere Tonnen voll Geldes beſizt.“ Man lächelte, als ſey es Prahlerey. Unverzüglich lud der Hochmeiſter die ungläubigen Gäſte auf ein Mittagsbrot in des Bauers Wohnung. Der empfing die hohe Herrſchaft ehrerbietig, aber nichts verrieth in ſeiner Hütte ausgezeichneten Wohlſtand. Die Ritter ſaßen auf hölzernen Bänken um den mäßig beſezten Tiſch. Während der Mahlzeit befragte man den Wirth: ob das Gerücht von ſeinem Reichthum nicht lüge? Er bekräftigte es freymüthig, und als die Fremdlinge Befriedigung ihrer Neugier wünſchten, bat er ſie aufzuſtehn, um ihre Bänke zu betrachten. Es waren Bretter, die, ſtatt der Füße, auf zwölf kleinen Fäſſern ruhten, deren eilf bis an den Rand, das zwölfte halb mit allerley Münze gefüllt. Die Gäſte ſtaunten, und der Hochmeiſter, um das genoſſene Mittagsmahl zu vergüten, befahl, auch die zwölfte Tonne voll zu ſchütten.

Es mag ſeyn, daß dieſe Begebenheit durch fabelhafte Zuſätze entſtellt worden; doch deren allgemeine Verbreitung beweiſt mindeſtens, in welchem Rufe der Wohlhabenheit die preußiſchen Bauern ſtanden; mit Recht wohl am meiſten die Bewohner Pommerellens, durch deren Dörfer eben die deutſchen Gäſte ziehen mußten. Freylich traf auch hier das Sprichwort ein: Gut gibt Muth, Muth Uebermuth: die Bauern von Lichtenau ſollen um dieſe Zeit Bettelmönche in Hopfenſäcke geſchnürt, im Schornſtein geräuchert, oder gar am Spieß gebraten haben. Ja, man erzählt, ſie hätten ſich einſt den Frevel erlaubt, Hoſtien aus Rüben zu ſchnitzen, und, alle Kirchengebräuche gottlos nachäffend, einer kranken Sau das Abendmahl zu reichen, wofür ſie einen Thurm zum eignen Gefängniß an der Nogat bauen müſſen.

Preußens Bevölkerung damaliger Zeit mit Gewißheit anzugeben, iſt ſchwer oder unmöglich. Doch bekannte Thatſachen liefern wahrſcheinliche Schlüſſe. 55 befeſtigte, volkreiche Städte blühten im Lande; 48 feſte Schlöſſer ſchüzten, 19000 Dörfer und 2000 freye Höfe bedeckten es. Doch nur 640 Kirchdörfer wurden gezählt; ein Beweis, wie wenig dem Orden ſeiner Bauern Seelenheil am Herzen lag. Nach einer mäßigen Berechnung mochten ſämmtliche Städte weit über 200000 Einwohner enthalten, denn ſie konnten der Peſt viele tauſend Opfer bringen, ohne entvölkert zu werden. Vermuthlich waren die Dörfer an Größe ſehr verſchieden. Ein kundiger Schriftſteller glaubt nicht zu übertreiben, wenn er die Zahl ihrer Bewohner faſt auf zwey Millionen ſchäzt. Noch blieben von dieſer Berechnung alle dem Orden verwandte Perſonen ausgeſchloſſen: ihrer waren wohl 10000. Folglich hätte Preußens Bevölkerung, im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, die, welche ſich durch Zählung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ergab, um mehr als 70000 Menſchen überſtiegen. Doch wäre ſie auch nur der lezteren gleich geweſen, ſo bleibt doch wahr, daß der Ordensſtaat zu jener Zeit den Gipfel ſeiner Macht erreicht hatte. Nur die Zahl der Brüder mußte dem Hochmeiſter zu gering ſcheinen, denn er ſandte 1406.

Werber nach Deutſchland, um den durch Peſt und Krieg geſchwächten Orden zu verſtärken.

Ueber Bevölkerung und Ertrag der übrigen, den Kreuzherren unterworfenen Provinzen, hat ſich keine Nachricht fortgepflanzt; aber 800000 Mark ſoll der Orden jährlich allein aus Preußen gezogen haben, ungerechnet außerordentliche Steuern, Börnſtein, Pfundzoll, Fiſcherey, gerichtliche Bußen und dergleichen. Dieſe 800000 Mark betrugen damals eine Million und ſechsmal hunderttauſend Ducaten. Ungeheure Summe für jene Zeiten!

Eilftes Kapitel.

Sitten und Geſetze unter Conrad von Jungingen.

Wenn gleich Preuſſen von jener gräßlichen Zerrüttung verſchont blieb, welche Deutſchlands Grundpfeiler oft erſchütterte; ſo waren doch Raub und Mord auch hier alltägliche Begebenheiten, beſonders an den Gränzen, die unaufhörlich von Seufzern und Klagen wiederhallten. In der Neumarck plünderten, ſchändeten auf freyer Straße Ritter mit berühmten Namen; in Pommern geſchah ein Gleiches, dem drohenden Hochmeiſter zum Trotz. Ja, des Ordens Vögte ſelbſt waren mächtige Räuber, die keinen Nachbar ſchonten. Drangen Klagen bis zum Ohr des Hochmeiſters, ſo erfolgte gewöhnlich die dürre Antwort: „wir wiſſen nichts davon." oder: „es iſt uns getreulich leid." Abhülfe zögerte. Auch in fremden Landen ſchufen Ordensbrüder ungeſtraft anvertraute Feſten in

Raubſchlöſſer um, aus welchen befreundeter Fürſten nachbarliches Gebiet befehdet wurde.

Geringſchätzung des Gottesdienſtes; Vernachläſſigung frommer Gebräuche; Entweihung heiliger Orte; Beſchimpfung der Landboten; Wolluſt und Jungfrauenraub waren häufige Laſter. Diebe blieben ungehangen um angeſehener Verwandtſchaft willen. Ehebrecher wurden dreiſt; der Orden tilgte Flecken zweydeutiger Geburt, und duldete zu Marienburg ein öffentliches Freudenhaus.

Mit dieſen Ausſchweifungen war ein blinder Aberglaube verbunden, der in rohen Gemüthern am leichteſten horſtet. Im Hoſpital zu Danzig wurde 1397. Sündenvergebung ſo reichlich, wohlfeil erworben, daß man genöthigt war, dieſe Gaukeley ganz einzuſtellen, aus Furcht, die Zahl ſtrafloſer Miſſethäter werde allzuhoch anwachſen. Zu Thorn predigte ein Graumönch: der ungeborne Chriſtus ſey von ſeiner Mutter, nicht nach ſündiger Mütter Weiſe, ſondern im Herzen getragen worden. Biſchöffe aus dem fernen Orient ſogar, mißbrauchten des Volkes Leichtgläubigkeit, des Hochmeiſters Güte.

Aus allen Kräften ſuchte Conrad geiſtlicher Habgier zu ſteuern. Mönche lockten, durch ſogenannte gnadenreiche Jahre, das Volk in ihre Kirchen; er wollte es nicht leiden. Sie ſpendeten die Sacramente unbefugterweiſe; er ſezte ſich dagegen. Biſchöffe drückten die niedere Geiſtlichkeit oder ſchüzten Verbrecher; Conrad entwand ihnen die Krummſtäbe, um ſie Ordensbrüdern zu vertrauen, troz dem päpſtlichen Widerruf dieſer Berechtigung.

Noch immer hatten die alten Preuſſen ihre Waideler und Pilwiten. Ertappt wurden ſie verbrannt.

Luxus, der ſich an den Reichthum hängt, wie der Saugefiſch an den Hay, und von dem man, wah-

ſter

rer als von dieſem, erzählen möchte, daß er im Stande ſey, ein ſegelndes Schiff im Lauf zu hemmen, Luxus gedieh auch in Preußen. Wohlhabende Bürger ergözten ihr Auge am koſtbaren Pelzwerke und allerley Kleinodien, mit welchen ſie Frauen und Töchter behingen, wenn ihr wackerer Hochmeiſter, der Freude hold, ſie nicht ſelten zum Tanze lud. Aber wie verſchafften ſich die Kreuzherren den oft einzigen Genuß des Reichthums, ihn auf die Schau zu ſtellen? ſie durften ja nichts eigenes beſitzen? nur ein grobes Gewand und magere Koſt war ihnen zugeſtanden. Was thaten die Beamten mit dem oft erpreßten, erwucherten Gelde? was die Ritter überhaupt mit zugefallenen Erbſchaften, welche anzutreten, gegen der klugen Ordensſtifter Gebot, der Papſt nunmehr vergönnte? — Sie wandten ihre Neigung, von häuslichen Freuden ungefeſſelt, auf Pferde, Hunde, Falken; und der Landadel, deſſen Langeweile jederzeit im Wiehern und Bellen Betäubung findet, ahmte ihnen treulich nach. Conrad war genöthigt, die Comthure auf hundert Pferde einzuſchränken. Wie viele mögen zuvor den Stall geziert haben? — Den Edelleuten geſtattete er nur zehn. Doch durften ſie auf Reiſen mit Schießgewehr ſich bewaffnen, als ſolche, die zu des Landes Beſchirmung ſtets gerüſtet ſeyn ſollen. Dem Kaufmann blieb es unterſagt.

Auch Frömmigkeit wurde befohlen, ſo weit ſie ſich befehlen läßt. Wer nicht um Oſtern beichtete, blieb Schutz- und Rechtlos. Wer ſeinem Pfarrer den Zehnten vorenthielt, deſſen Klagen hörte kein Gericht. Heiliger Stätte Entweihung büßte Verluſt der Hand. Die entführte Jungfrau wurde erbelos; der Entführer geächtet; der Geächtete ungeſtraft ermordet. Am Altare mußte der Lüſtling der geſchwächten Jungfrau

Ehre wieder herſtellen. Wer einen Landboten beſchimpfte, verwirkte den Hals.

Dieſem Hochmeiſter verdankt die ehſtländiſche Ritterſchaft in Harrien und Wierland das Erbrecht ihrer Töchter. — Bis auf Handwerker und Tagelöhner erſtreckte ſich Conrads geſetzgebende Vorſorge. Aber in der Städte innere Regierung miſchte er ſich nie. Selbſt dann, wenn ihn bedünkte, der Bürger Uebermuth habe ihre Freyheit überſchritten, fragte er lieber die Rechtsverſtändigen in Magdeburg um Rath, ſtatt ſeine Meinung landesherrlich aufzudringen.

Dennoch erlebte er die Kränkung, daß auch in Preußen, nach deutſcher Art, ein Bund zur Selbſthülfe ſich hervorthat. Unter Kaiſer Wenzels Regierung gaben 32 Reichsſtädte dieß gefährliche Beyſpiel, ſich verbindend gegen ungerechte Gewalt. Dem widerſtrebend, ſchuf der Adel den ſogenannten Löwenbund. Schnell griff die Gewohnheit um ſich. In Heſſen entſprang der Bund der alten Minne; in der Wetterau der mit den Hörnern; im Bisthum Paderborn der Falknerbund, der von St. Wilhelm und St. Georg. Die Schlegeler, die Martinsvögel, thaten unter dem niedern Adel ſich hervor. Das Beyſpiel nachahmend, errichteten preußiſche von Adel den Eidechſenbund, 1397. und, obwohl ihr Stiftungsbrief den Landesherrn mit Ehrfurcht nannte, als ſey, was ſie begonnen, nicht gegen deſſen Gewalt gerichtet; ſo erklärten ſie doch ſpäter ohne Scheu, daß, im Fall verweigerter Gerechtigkeit, ſie zur Selbſthülfe ſchreiten würden. So entwickelte ſich ſchon damals der Keim, der, nach einem halben Jahrhundert, die ſtarken Wurzeln der Ordenseiche aus blutigem Boden verdrängen ſollte.

Zwölftes Kapitel.

Conrads Tod.

Ehe der Beobachter an Conrads Sterbelager tritt, ſey vergönnt, noch einen Blick auf deſſen durchwandelte Bahn zu werfen. Was ſein Vorgänger eingeriſſen, baute er wieder auf. Den Schlußſtein fugte er in das Gebäude der Ordensmacht, durch Erwerbung der Neumark und des Herzogthums Samayten. Seine Herrſchaft reichte nun von der Oder bis zum finniſchen Meerbuſen; ungerechnet die Beſitzungen in fremden Landen. Dem brauſenden Witold wußte er Geſchmeidigkeit, dem falſchen Jagello furchtſame Achtung einzuflößen. Durch Feſtigkeit, die nur dem Rechte wich, erwarb, erhielt er die Freundſchaft der nordiſchen Semiramis, deren Geſinnungen Englands Beherrſcher theilte. Der Papſt fand in ihm einen treuen Sohn der Kirche, doch nicht blind ihrem Eigennutz gehorchend. Dem Kaiſer genügte an ſchwankender Oberherrlichkeit über ein Land, deſſen weiſer Fürſt ihm keinen Vorwand lieh, höhere Rechte geltend zu machen. Ungarn und Böhmen erkannten Preußens Gewicht in der Länder Wagſchale. Philipp von Burgund verknüpfte ſeine Achtung mit Wohlwollen. Der hanſeatiſche Bund zählte mit Stolz den Orden unter ſeine Verwandten. Die minder mächtigen Nachbarn beneideten und fürchteten ihn. Die Geiſtlichkeit verbarg ihre ewige Herrſchſucht oder gab ſie auf.

In dieſem weiten Kreiſe von Freunden, oder durch Furcht gezügelten Feinden, ſtand der engere von glücklichen Unterthanen, deren Handel, Fleiß und Eigenthum er ſchützte. Nur eine Stimme unterbrach ihr Zujauchzen, eine Jammerſtimme, die aus Samayten herüber tönte. Die barbariſche Vertilgung dieſer unglücklichen Nation iſt ein Flecken auf Conrads Purpur. Wenn gleich ſeine menſchenfreundlichen Befehle ihr Schickſal mildern ſollten, ſo haftet doch auf ihm der Vorwurf, daß er dieſen Befehlen keinen Gehorſam verſchaffen wollte: denn wer zweifelt daß er es konnte?

Den Blick von dieſem dunkeln Schatten abgewendet, iſt das Gemälde ſeines Lebens lichthell und freundlich. Oft rückten kriegsluſtige Brüder ihm zu weit getriebene Friedensneigung vor: oft ſuchten ſie ihn zu reizen, zu erbittern, durch Erzählung von verübten Gewaltthätigkeiten an den Gränzen. Er aber glich einem weiſen Hausvater, der ſeinen Wohlſtand nur im Großen berechnet, und das Kleine überſieht, wenn kleinliche Sorge jenen erſchüttern würde. Spottbilder wurden gemalt; er ſah nicht hin. „Du ſollteſt Mönch oder Nonne werden" ſchrieb man an die Wände; er las es nicht. Einſt wurden polniſche Gäſte an ſeiner Tafel bewirthet, da ſprach ſein Hofnarr laut: „Herr, ihr wäret ein guter Biſchoff von Pomeſanien geworden, da hättet ihr zu Marienwerder an der Thumkirche den Gottesdienſt ruhig abwarten mögen." Ein anderesmal begrüßte er den Hochmeiſter mit dem Titel: „Frau Aebtiſſin."

„Du haſt die Worte nicht von dir ſelbſt," erwiederte Conrad gelaſſen: „aber ich ſage dir, oder vielmehr deinen Anſtiftern, ſie mögen ſchelten und an die Wände malen was ſie wollen, ich will den Frieden, den mir Gott verliehen, dennoch halten. Krieg iſt bald angefangen, doch ſchwer getilgt. Ich befürchte, nach meinem Tode werdet ihr des Unfriedens genug bekommen.“

Auch fremde Fürſten, blutgierige Kreuzfahrer, baten ihn oft ſein Schwert zu entbloſſen, erlaubten ſich einſt ſogar die Worte: „Herr faſſet Muth und zeigt ein männliches Gemüth.“

„Iſt denn noch nicht Blut genug vergoſſen?“ war ſeine milde Antwort: „Soll ich kriegen, weil einer Hand voll unſtäter Menſchen darnach gelüſtet? ſoll ich darum allen Gräueln die Pforte öffnen, die im Gefolge des Krieges toben? Jenen böſen Rathgebern hat Gott befohlen, mir zu gehorchen; mir nicht ihnen. War es nicht der Herzog von Maſovien, waren es nicht ſelbſt die Polen, die meinem Orden dieß Land gewinnen halfen? ſo laßt uns dankbar ſeyn.“

Als man zu einer andern Zeit mächtige Hülfe aus fremden Landen ihm zuſagte, ließ er die goldenen Worte hören: „was nuzt mir alle Hülfe, wenn Gott wider mich iſt? Wollten meine Brüder ihres Willens leben, warum haben ſie mich zum Hochmeiſter gekohren? Sie wünſchen Krieg mit Polen; ſie mögen wohl zuſehen, daß ſie nicht einſt Polens Knechte werden müſſen.“

Solchen wahrhaft fürſtlichen Geſinnungen blieb er treu bis zum Grabe. Seiner Brüder Hohn belächelte oder vergaß er am Buſen eines vertrauten Freundes, Johannes Cropidlo, Biſchoffs zu Culm. — Schon ſeit Jahren hatte ihn der Stein gequält. Die Aerzte, wie man ſagt, wollten ihm durch Beyſchlaf Erleichterung verſchaffen. „Lieber, ſprach er, will ich zehn Jahre früher ſterben, als mein Gelübde brechen.“

Gelaſſen, aber nicht unthätig, ſah er dem nahen Tode entgegen. Noch einmal vergaß er eigne Leiden, um ſeine letzten Blicke auf den Staat zu heften, den er mit ſtarker, ſicherer Hand geſtüzt und erhoben hatte. Ihm ahndete, man werde den Großmarſchall zu ſeinem Nachfolger wählen. Zwar feſſelten Bande des Blutes ihn an dieſen, ſtärkere der Pflicht an das verwaiſte Land. Er berief den Großcomthur ſammt dem Ordenstreßler an ſein Sterbelager, und warnte ſie vor jenem kriegsbegierigen Manne. Sie gelobten, deſſen Wahl zu hindern.

Dieß Verſprechen war Conrads letzte irdiſche Freude, und er entſchlummerte mit jener ſtillen Heiterkeit, die ſeines ganzen Lebens freundliche Begleiterin war. Lautes, allgemeines Wehklagen folgte ihm in die Gruft.

Dreyzehntes Kapitel.

Ulrich von Jungingen.

Obgleich Polen und Litthauen Preußens Trauer um Conrads Verluſt theilten, (denn Witold und Jagello begingen deſſen Todtenfeyer mit Seelmeſſen und Vigilien,) ſo lag der Zwietracht glimmender Zunder doch gleichſam ſchon unter Conrads Leichentuche. Gereizte Empfindlichkeit brach aus, um ſpitzer Worte willen, in deſſen letzten Briefen enthalten, die Polens hartnäckige Anſprüche auf Drieſen betrafen. Der Hochmeiſter gab dem Könige einen ungewöhnlichen Titel: Eure angeborne Weisheit nannte er ihn, und ſprach dabey von Habgier, Ohrenverſtopfung, Herzensleichtſinn. Zwar hatte Conrad, noch wenige Tage vor ſeinem Tode, ehrlich und hoch betheuert:

er nehme Gottes Weisheit ſelbſt zum Zeugen, daß er nicht arges dabey gedacht; allein der Statthalter [illegible] mußte noch viele Worte verſchwenden, um den empfindlichen König zu beſänftigen. Er bat endlich, man wolle in Zukunft ſich der deutſchen Sprache bedienen, weil der Orden die **behenden** lateiniſchen Briefe bisweilen nicht verſtehe. Ein ſeltſames Bekenntniß, dem Ordenskanzler wenig Ehre bringend, welches aber in der That bewirkte, daß, von jetzt an, der Briefwechſel mit Polen deutſch geführt wurde. Auch Jagello ſchämte ſich des Bekenntniſſes nicht: er könne weder leſen noch ſchreiben, müſſe hören was man ihm vorleſe. „Darum getraue er wohl, es ſey nicht bös gemeint, und wolle des Ordens Freund allewege bleiben.“

Aber ſeine falſche Seele brütete ſchon längſt Entwürfe, die nur lichtſcheu blieben, ſo lange Conrads Geſtirn leuchtete. Jetzt wählte er gerade den Augenblick, wo der Orden verwaiſt war, um einen Beſuch in Danzig anzukündigen. Man darf bey **dieſem** Manne die verſteckte Abſicht wohl vermuthen, das Land zu erſpähen, Verbindungen anzuknüpfen; und es war klug vom Statthalter, daß er den Beſuch höflich verbat, ſprechend: der Orden ſey ohne Oberhaupt, jetzt nicht im Stande gebührende Ehre dem Könige zu erweiſen.

Die Wahl zum neuen Hochmeiſter traf **Ulrich** von Jungingen, des Verſtorbenen Bruder, trotz der letzten Warnungen Conrads. Einen „kühnen, freudigen Helden“ nennt ihn die Chronik, fügt aber hinzu: „wollte Gott er wäre auch vorſichtig und bedachtſam geweſen.“ Ueber Menſchenwerth richtet leider nur zu oft der Erfolg, ſo auch hier. Ulrich verdiente nur halb ſo Ruhm als Tadel, von Manchen freygebig über ihn ausgegoſſen.

Anfangs wandelte er auf dem, von ſeinem Bruder gebahnten, ſichern Pfade, vollendete manches angefangene Werk: den Kauf von Drieſen; den Handel 1408. wegen Gothland, den Vergleich mit England; wetteiferte auch mit Jenem als kluger Geſetzgeber.

„Niemand ſoll gegen die Obrigkeit in Bündniſſe treten.“ Vielleicht traf dieß Verbot den Eidechſenbund. „Vor Gericht und auf Landtägen ſoll Jeder unbewaffnet, ohne zahlreiches Gefolge erſcheinen.“ — „Kauf oder Tauſch, am Abend geſchloſſen, gelten nur, wenn der nüchterne Morgen ſie beſtätigt.“ — „Den einmal gekohrnen Ritter ſoll man nicht wechſeln.“ — „Handel mit Wolle ſey jedem erlaubt.“ — „Strafe des Jungfrauenraubes geſchärft.“ — (Alſo konnten der Vorfahren ſtrenge Geſetze jenes Lieblingslaſter nicht ausrotten. Jetzt wurden ſogar ſchuldloſe Kinder ſolcher Aeltern des Erbrechtes und Vaterlandes verluſtig erklärt.)

Auch Ordensgebrechen ſuchte Ulrich zu heilen. „Kein Beamter ſoll bey ſeinem Abzug das Amt plündern“ oder, um es, gleich dem Hochmeiſter, höflicher auszudrücken, „es alſo entblößen als er vorderſte mag.“ Der Uebertreter wurde zu jedem Amte unfähig. Dieß Verbot beweiſt der Gebietiger Habſucht, wie das folgende der Brüder wüſtes Leben. „Wer ſeinen Harniſch verſetzt, verkauft, verſpielt, der ſoll nicht gehen aus den vier Wänden.“ „Keiner ſoll mehr Knechte halten, als der andere.“ (Folglich unterſchieden ſich Reiche von Armen durch Dienerzahl.)

Seit mehrern Jahren hatte die Landſchaft von jeder Hube Korn entrichten müſſen, um die Ordensſchlöſſer zu verſorgen; deſſen weigerte man ſich für die Zukunft; der Hochmeiſter ſchwieg aus Vorſicht oder Milde. Den Getreidehandel unterſagte er denen von

Stralſund, als den Preuſſen nachtheilig. Vielen verarmten Aemtern in Preuſſen und Pommern half er freygebig.

Alle dieſe Handlungen beweiſen zur Genüge, daß er mit Temperamentsfehlern Regententugenden zu paaren wußte. Doch den Ausbruch eines verderblichen Krieges konnte oder wollte er nicht verhüten. Vielleicht trug der geringe Umſtand dazu bey, daß er die Einladungen des reizbaren Jagello, deſſen neugeborne Tochter aus der Taufe zu heben, glimpflich ablehnte.

Vierzehntes Kapitel.

Urſachen des Krieges.

Daß Feinde, ehe ſie das Schwert zucken, alle Ränke erſchöpfen, um den Friedensbruch einander zuzuſchieben, iſt eine alte Sitte, die minder das Verlangen beweiſt, eine moraliſche Pflicht zu erfüllen, als die öffentliche Meinung zu ſtimmen; weil jene nur das Gewiſſen beruhigt, dieſe oft Sieg verleiht. Auch Polen und Preußen rückten ſich wechſelſeitig Handlungen vor, die unvermeidlich — (ſo wähnte jeder Theil) Krieg abnöthigten. Man muß beyde hören.

Es genügt den Kreuzherren nicht an Samayten — ſo ließen die Polen verlauten — ſie begehren auch ganz Litthauen; denn ewiger Friede ſcheint ihrer Ehre und Pflicht zuwider; ſie meinen, Europa werde ſie nicht für ehrliche Ritter halten, wenn ſie ihre Schwerter roſten ließen.

Den Kauf der Neumark und ſein vermeintes Recht auf Drieſen, konnte Jagello nicht verſchmerzen. „Wenn nicht Gott ſelbſt des Ordens Raubſucht hemmt“ —

hemmt“ — ſchrieb er an die chriſtlichen Fürſten — „ſo wird er nach und nach alle Reiche verſchlingen. Wir haben, ſeit unſerer Bekehrung, für den Glauben mehr gethan, als jener in 200 Jahren.“ Darum bat er, keinen Beyſtand ſeinen Feinden zu verwilligen.

Da dieſer Schmähbrief andere Gründe nicht enthält, ſo gab es auch wohl ſchwerlich andere; denn Jagello hatte hier gefliſſentlich alles zuſammen gerafft, um den verhaßten Feind zu ſchwärzen. Polniſche Geſchichtſchreiber fügen hinzu: der Orden habe, in einer Hungersnoth, zwanzig mit Getreide beladene Schiffe geraubt, friedliche Kaufleute aus Litthauen ermordet oder gefangen, und beſchönige ſolches alles durch den ſchnöden Vorwand: die längſt getauften Litthauer wären noch Heiden, womit ſie blos vor ganz Europa ihre Raubſucht bemänteln wollten. Vor dieſer Söhnung fand zu Kauen eine freundliche Zuſammenkunft zwiſchen Jagello, Witold und dem Hochmeiſter Statt, wo man ſich bewirthete, beſchenkte und den Groll barg. Allein auch damals ſchon ſollte Ulrich frech und ſtörriſch ſich verhalten, dem Könige die Aeußerung abgezwungen haben: „von den wilden Deutſchen ſtehe nichts Billiges zu erwarten.“ Jagello's letzte Klage war: man hege Ueberläufer, und habe ſeine Geſandte unverhört zurück gewieſen.

Nun des Ordens beſſere Gründe. Gleiches Vertrauen als ſein Vorgänger bewies auch Ulrich dem falſchen Witold; denn als er mit den Liefländern einen Zug gegen Pleskaw zu thun verhindert wurde, übertrug er ſolches dem Großfürſten, der ſich ſelbſt dazu erboten; und als Swidrigall an Witold zum Verräther wurde, bezeugte Ulrich ſeinen Abſcheu an der That; ja, um ſich von dem geäußerten Verdachte zu reinigen, als ob er Swidrigalls Verrath insgeheim gut heiße, bekannte er freymüthig, daß jener unruhige

Fürſt allerdings durch ſeinen Kapellan ihm Verbindungen angetragen, ſandte aber auch zugleich eine Abſchrift der geſchehenen Weigerung. Wie konnte Ulrich bey ſolcher Eintracht arges vermuthen?

In Sicherheit gewiegt, wollte er am Ausfluß der Memel, zum Behuf des Handels, eine neue Stadt erbauen. Schon ſtiegen Mauern, Thürme, aus dem Boden herauf und Privilegien lockten Einwohner. Da 1409. überfielen plötzlich die Samayten den noch ſchwach befeſtigten Ort, ſengten und erſchlugen was nicht floh. Auf gleiche Weiſe überraſchten ſie die Ordensſchlöſſer in ihrem Lande.

Jetzt mußte wohl der Hochmeiſter das gutmüthige Vertrauen fahren laſſen, und dem Argwohn Raum geben, daß Witolds Tücke die Empörer beherzt gemacht. Zwar gibt ohnehin die Chronik den unglücklichen Samayten Gründe genug zum Aufruhr: „Sie haben einen Biſchoff, Prälaten, Prieſter und was des Geſchwärmes mehr iſt, die ihre Wolle und Milch genießen, das Blut ausſaugen, und zuletzt das Fleiſch von den Knochen nagen, ſie aber mit chriſtlicher Lehre nicht aufs wenigſte verſorgen;“ doch hätten, ohne Zuverſicht auf Witolds Hülfe, ſie ſchwerlich gewagt, in ihre Ketten zu beißen. Uneingedenk des mannhaften Beyſtandes, vom Orden gegen Rußland geleiſtet, aber einverſtanden mit Jagello, hatte Witold wirklich durch ſeinen Marſchall die Samayten zur Empörung gereizt. Er bereue — ließ er entbieten — daß er dieſen Peinigern ſie übergeben; nie wolle er ſie wieder verlaſſen; gleich nach der Ernte, wenn die Ritter, nach Gewohnheit, auf ſeiner Gränze jagen würden, wolle er dieſen Kriegsvorwand ergreifen. Das war genug, um Sclaven aufzuwiegeln, die unter ſchwerem Joche ſeufzten. Bald zog er ganz die Larve ab. Sein Kriegsvolk vereinte ſich mit den Samayten; er ſetzte

Hauptleute, Kämmerer, und verjagt: die Ritter, deren nur wenige dem Tode oder ſchimpflichen Feſſeln entrannen.

Wäre Ulrich in der That ſo zufahrend geweſen, als viele ihn ſchildern, ſo bedürfte es wohl keiner weitern Gründe, um ſchnell ſein Schwert zu entblößen. Allein zuvor wollte er Güte verſuchen, und ſelbſt dann noch, als der Großfürſt ſeinen Geſandten nicht einmal einer Antwort würdigte, klagte er bey Jagello, fragend: ob der König den Treuloſen unterſtützen wolle? Des Mitſchuldigen Antwort zögerte, weil, gegen deſſen Neigung, die Räthe Frieden wünſchten. Die Sache ſey zu wichtig, ſprach er endlich, er müſſe deshalb einen Reichstag verſammeln. Die Sendboten ſchieden murrend. Auch der Reichstag ſtimmte für den Frieden. Das nöthigte den König, zum mindeſten den Schein gleicher Geſinnungen vorzuſpiegeln. Er beſchickte den Orden: doch ſchon die Wahl des Geſandten, des heftigen Erzbiſchoffs von Gneſen, bewies böſen Willen, noch mehr deſſen Auftrag. „Ihr wißt, ſprach er, daß Litthauen ein polniſches Lehn iſt. Wird der Großfürſt von euch angegriffen, ſo muß Polen ihm zu Hülfe eilen. Hingegen verſpricht Jagello, bey einer friedlichen Unterhandlung ſeinen Vetter zu bewegen, daß er einräume was recht iſt.“

Da erwiederte der zornige Hochmeiſter: „ich ſehe wohl, daß ihr nur Aufſchub ſucht, darum muß ich mein Recht an Witold mit den Waffen fodern.“

„Höre auf mit Krieg zu ſchrecken“ antwortete der Erzbiſchoff, „denn ſo deine Waffen gegen Litthauen ſich kehren, wirſt du alſobald die unſrigen in Preuſſen fühlen.“

„Wohlan, fuhr Ulrich heraus, ſind das Jagello's Geſinnungen, ſo will ich lieber an das Haupt mich halten, denn an die Füße, lieber mein Heer in ein nahes, angebautes Land führen, als in Wälder und Wüſteneyen.“

Ob der heftige Prälat wirklich mit Drohungen beauftragt worden, bezweifeln manche, und ſchreiben des Krieges Ausbruch ſeiner Hitze zu. Allein Jagello's Schmähſchreiben an die chriſtlichen Fürſten enthält zur Gnüge einen Haß, der nach Blut lechzte. Auch den Titel eines Erbelings von Pommern trug er jetzt wiederum zur Schau; was aber hatte Pommern mit Litthauen gemein? und war Witold wirklich nur ſein Lehensträger oder Statthalter, wozu noch Unterhandlungen? ein trockner Befehl ſeines Oberherrn mußte ihn ja im Zaume halten?

Die zwanzig angehaltenen Kähne, welche das Geſchrey der Polen zu Schiffen machte, bargen Waffen unter Getreide, und auch dieß letztere den Samayten nicht zuzuführen, war ausdrücklich im Frieden bedungen. Völlig unbedeutend, wohl gar erſonnen, waren Polens übrige Beſchwerden. Nicht den Hochmeiſter traf ein Vorwurf der Frechheit, vielmehr die Polen ſelbſt; denn als noch von friedlichen Zuſammenkünften die Rede war, mußte Ulrich dem Könige ſchreiben: „Auch ſind wir wohl unterrichtet, daß auf Tagen, vormals an den Enden gehalten, ſolche Unbeſcheidenheit iſt geſchehen, daß Schwerter gezogen ſeyn, und anderer Muthwille bewieſen;“ weshalb er Jagello bittet, ſeinen Polen Beſcheidenheit zu empfehlen.

Wegen der Ueberläufer wurde mit vieler Mäßigung erklärt: wir hegen nur ſolche, die Schulden halber entfliehen, doch alſo daß ſie ihren Gläubigern zu Recht ſtehen müſſen; Verbrecher liefern wir aus. So werde es, laut Verſicherung des Erzbiſchoffs von Gneſen, auch in Polen gehalten, darum Jagello nicht ungnädig ſeyn wolle.

Läugnen mußte der Hochmeiſter gänzlich den Vorwurf, daß er die Polniſchen Geſandten unverhört zurück gewieſen. „Sie kamen, ſchrieb er, den Tag zuvor, als wir in die Niederlande ziehen wollten, um den Marſchall einzuweiſen, ein Geſchäft, das keinen Aufſchub leidet. Man lud ſie ein zu folgen, und hielt Pferde für ſie bereit. Sie aber wollten lieber unſere Rückkunft abwarten.“

Es bedarf nur einer flüchtigen Zuſammenſtellung aller Beſchwerden von beyden Theilen, um von Jagello's Händelſucht und Ulrichs Mäßigung ſich zu überzeugen.

Funfzehntes Kapitel.

Des Krieges Ausbruch.

Beyde Kämpfer, ſchnell gerüſtet, brannten vor Begierde ſich zu meſſen. Des Königs Aufgebot erging an Litthauen, Polen, Ruſſen. Witold rief die Tataren zu Hülfe. Der Orden ſammelte fremde Gäſte, und friſche Brüder in's Land; ſchloß ein Bündniß mit den Herzogen von Pommern; ſandte dem Könige einen förmlichen Abſagebrief; zog aus, eroberte Dobryn, verſchonte weder Jungfrauen noch Kinder, ließ die tapfere Beſatzung niederhauen, ihren Befehlshaber enthaupten; erkaufte Brombergs Uebergabe von einem Verräther; verheerte die Maſau und drang bis in das Herz von Cujavien. 1409.

Aber auch Jagello machte ſich auf. Das verrathene Bromberg und ein feindliches Lager fielen in ſeine Hände. Bey Schwetz fanden ihn Abgeordnete vom

höhböhmiſchen Könige Wenzel, der zum Friedensmittler ſich erbot. Sie waren willkommen, denn Witold berichtete, er könne dieſen Sommer nicht aus Litthauen weichen, im künftigen aber ein mächtiges Heer ſtellen. Darum ſchlug Jagello, eines Aufſchubs bedürfend, Wenzels Erbieten nicht aus, erkannte ihn als Schiedsrichter, begehrend einen Waffenſtillſtand bis zum Johannistage des folgenden Jahres. Ulrich bewies abermals, durch ſeine Zuſtimmung, daß ein kriegeriſches Feuer ihn nicht hinriß. Polniſche Geſchichtſchreiber, ewig uneins mit ſich ſelber, fabeln, der Kreuzherren Gold habe den Waffenſtillſtand erkauft; und dennoch ſchildern ſie den Hochmeiſter als ein blutdürſtiges Ungeheuer; und dennoch machte vielmehr dieſer ſich eines Fehlers ſchuldig, indem er ſeines Feindes noch getheilte Kräfte zu bekämpfen unterließ, und einer vorgegaukelten Friedensneigung gutmüthig vertraute.

Witold, ſich ſtellend, als ſey der Waffenſtillſtand ihm nicht kund geworden, ließ durch die Litthauer, von ſeinem Bruder angeführt, einen Theil von Preußen verwüſten. Der Orden ſich rächend, überrumpelte ein Städtchen unfern von Witolds Aufenthalt, der mit ſeiner Gemahlin erſchrocken in die Wälder flüchtete. Doch fernerer Feindſeligkeiten enthielt ſich der Hochmeiſter, und ließ ihm genügen an Jagello's kahlen Entſchuldigungen: er habe um den Bruch des Beyfriedens nicht gewußt. Aber des Königs Tücke offenbarte ſich, denn zu derſelben Zeit, als er Geſandte nach Böhmen ernannte, um Wenzels Spruch zu vernehmen, beſprach er ſich mit Witold über den künftigen Feldzug, warb Tataren, ließ heimlich Brücken zubereiten, Mundvorrath ſammeln.

Auch der Hochmeiſter ſah in die Ferne und ſchloß
1409. ein Bündniß mit König Sigismund von Ungarn;
nicht um 40000 Goldgulden, (wie die Polen vorge-

ben) ſondern von deſſen Freundſchaft oder Staatsvortheil erworben. Denn Sigismund verſprach nicht allein, dem Orden mit ſeiner ganzen Macht zu helfen, ſondern auch die durch ſeine Waffen eroberten, zuvor entriſſenen Länder, ihm unbedingt einzuräumen, und keinen Frieden ohne deſſen Zuſtimmung zu ſchließen. Durch einen andern Vertrag erlaubte er dem Hochmeiſter, während des Krieges, ungariſche Goldmünze zu ſchlagen.

Witold, ſich ſtellend, als ſcheue er keinen Richter, ſandte uneingeladen Bevollmächtigte nach Böhmen; doch den Chriſtenfeind, den Genoſſen der Ungläubigen, wollte man dort nicht hören.

Jagello's Sprecher trugen Klagen vor: wegen Drieſen und Zantok — die waren längſt widerlegt; — wegen polniſcher Kaufleute, die man hindere durch Preußen zu ziehen, um ſeewärts ihre Waaren zu verkaufen — es wurde abzuſtellen verſprochen, wenn man den Preußen ihre alten Rechte in Polen wieder einräume; — wegen eines Verbotes, mit Pferden und Harniſchen nach Polen zu handeln. — Die Pferde können wir nicht entbehren, wandte der Orden ein, der Harniſche Verkauf iſt nie unterſagt worden; — wegen Einlöſung maſoviſcher Ländereyen — die geſtand der Orden augenblicklich zu; — endlich wegen Auslieferung entflohener Falkeniere — auch dieſe wurde zugeſagt, ſo bald man die Entwichenen in Preußen finden würde.

Das alſo waren Jagello's gerechte Urſachen zum Kriege. Wohl fühlend, wie geringfügig dieſe Beſchwerden, wollten die Geſandten noch alte, längſt geſchlichtete Händel einmiſchen; aber König Wenzel erwog und ſprach: 1410.

„Samayten werde dem Orden, Dobryn den Polen zurück gegeben. Kein Theil ſoll Ungläubigen Hülſe ſe leiſten." Alte Händel ſchob er auf die Seite, verweiſend auf ſchriftliche Verträge, die man bey Kraft erhalten müſſe.

Die Polen erzählen: der Orden habe den Markgrafen von Mähren und einige Räthe beſtochen, um dieſen ungerechten Spruch zu ſchmieden. Sich dem zu unterwerfen, hätten Jagello's Geſandten zwey Vollmachten beſeſſen, eine bedingte und eine unbedingte, um, je nachdem ihr Vortheil heiſchte, von dieſer oder jener Gebrauch zu machen. So heimtückiſch gerüſtet, wären ſie erſchienen in Wenzels Pallaſt um den Spruch zu vernehmen. Der erlauchte Richter habe ein Stück Holz [illegible], indeſſen ſein Kanzler den Spruch in deutſcher Sprache zu verleſen begonnen. Den hätten die Polen, der Sprache unkundig, bey den erſten Worten unterbrochen, ſich erhebend um wegzugehn; und als der König eine ſlavoniſche Ueberſetzung verſprochen, hätten ſie ſchamlos erklärt: ſie wollten in keiner Sprache das Urtheil hören; worauf es ihnen verſiegelt zugeſtellt werden.

Allein die doppelte Vollmacht, oder Jagello's bedingte Unterwerfung, iſt nur ein Mährchen, da ſchon der Waffenſtillſtand die einzige unbedingte ausdrücklich enthielt. Ein zweytes Mährchen ſoll der Polen Wankelmuth rechtfertigen. Wenzel habe nämlich fremde Dinge eingemiſcht, den Polen unter andern vorgeſchrieben, künftig keinen litthauiſchen Prinzen auf ihren Thron zu erheben. Die noch vorhandene Urkunde vernichtet auch dieſe armſelige Erfindung.

Als die Geſandten hartnäckig auf ihrer Weigerung beſtanden, erzürnte ſich der böhmiſche Monarch heftig, ſprechend: „nun ſehen wir wohl, daß ihr Könige ſeyd zu Polen, nicht euer Herr." Dann drohte er, den Orden zu unterſtützen, er und ſein Bruder Sigismund. Doch um nichts unverſucht zu laſſen, bewilligte er noch eine Friſt, vor deren Ablauf ſie erklären ſollten, wozu Rechtlichkeit ſie ohne Luſt verband. Aber auch dieſe verſtrich fruchtlos; die Ordensgeſandten erſchienen, Wenzels Räthe fanden ſich ein, nur die Polen blieben aus.

Ulrich von Jungingen ſandte ihrem Könige Ermahnungsſchreiben vom Papſte und einigen Kardinälen; Jagello würdigte ſie keiner Antwort. Ohne Bitterkeit, ja in achtungsvollen Ausdrücken, klagte ſolches Alles der Hochmeiſter Jagello's Schweſter Alexandra, der Gemahlin des maſoviſchen Herzogs: „wir haben demüthig gebeten, daß Euer Bruder um Gottes und ſeiner barmherzigen Mutter willen den Orden nicht argete, ſondern unſer holder Herr wäre — wir haben gebeten Fürſten, Herren, Ritter und Knechte, Alle die wir bitten mochten — und wäre noch irgend ein Fürſt, der es zu Herzen wollte nehmen, und könnte uns noch entſcheiden nach Gleich und Recht, dem wollten wir mit Willen gerne folgen.“ — Wer mag, nach ſolchen Beweiſen, dem Hochmeiſter dennoch eine ungezähmte Kriegsbegier anſchuldigen?

König Wenzel ertheilte ihm das Zeugniß, er habe alle Bedingungen des Waffenſtillſtandes erfüllt, und ſein Wort genügend gelöſt. Auch lieh er dem Orden eine anſehnliche Summe Geldes, und ließ ein Verbot ergehn, daß kein Böhme in Jagello's Heer dienen ſolle.

Dennoch gelang es dieſem, viele Böhmen, auch deutſche Söldner, unter ſeinen Fahnen zu verſammeln. Witold trotzte auf geworbene Ryſſen und Tataren. Des Bündniſſes unkundig, welches der Orden mit König Sigismund geſchloſſen, ſuchte Polen deſſen Freundſchaft, oder wenigſtens Enthaltung von Theilnahme. Witold, dem Jagello ſelbſt unerkannt folgen wollte, begab ſich zu ihm, bat um Erneuerung alter Verträge, mußte aber die beſtimmte Erklärung hören: daß er ſeinen Beyſtand dem angegriffenen Orden nicht verſagen könne. Nur zu wiederholten Friedensverſuchen machte er ſich anheiſchig. Der ſtaatskluge Sigismund leiſtete damals dem Orden noch einen andern Dienſt, der ſpäter Früchte trug; er warf nemlich den erſten Funken der Begier nach einer Königskrone in des Ehrgeizigen Bruſt, indem er ihn reizte, das Joch der Polen abzuſchütteln, und ſeinem Ohre mit dem Titel eines Königs von Litthauen ſchmeichelte. Zwar ſchwieg der Großfürſt, vertraute ſogar, bey ſeiner Zurückkunft, dem Bruder die geheime Lockung, mit verdienſtlicher Treue ſich brüſtend; allein der Funke glimmte fort.

Sigismund wollte ſelbſt nach Preußen kommen; Jagello fertigte ſchon den Geleitsbrief aus, für ihn und 1500 Begleiter; doch an ſeiner Statt erſchienen nur Geſandte, die manches verſuchten, nichts vollbrachten. Denn Jagello's Friedensworte waren hohl.

Der Orden ließ nunmehr ein Aufgebot ergehen, an alle ehrbare, dienſtpflichtige Leute im Lande, ſich auf den erſten Wink bereit zu halten. Deutſche Söldner und unbezahlte Hülfsvölker ſtrömten in großer Menge ſeinem Paniere zu. Auch verſchaffte ſich der Hochmeiſter, im Fall das Waffenglück ihn begünſtigen ſollte, 1410 einen ſeltſamen Schenkungsbrief Königs Wenzel, der ihm ein Recht auf einen Theil von Litthauen gab, und zwar auf die Gegend von Garthen (Grodno), wo Witold nicht ſelten ſeinen großfürſtlichen Sitz aufſchlug. Wenzel behauptete — mit welchem Rechte iſt unbekannt — ſeine Vorfahren hätten dieſe Gegend, die er die Wüſte Sawdaw nennt, „mit Macht und Gewalt an ſich gebracht und gewonnen.“ So zweydeutig dieſe Anſprüche ſeyn mochten, ſo konnten ſie doch, durch ſiegreiche Waffen unterſtützt, Gewicht erhalten, (denn Waffen beherrſchen Welt, Vernunft und Redlichkeit) und es ſcheint, der Hochmeiſter, im Vertrauen auf eigne Kräfte und Sigismunds Beyſtand, habe nicht blos die Rückgabe von Samayten erzwingen, ſondern auch die Ordensgränzen noch weiter hinaus ſchieben wollen.

Dagegen räumte er dem Könige von Böhmen das eroberte Dobryn, unter der Bedingung, es nicht eher an Polen abzutreten, bis der Orden wieder im Beſitz von Samayten ſich befände. So erfüllte Ulrich in der That den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch, und ſicherte zugleich ſeine Eroberung, ohne ſie durch eigne Waffen behaupten zu dürfen.

Alſo ſchüttelte nunmehr der Zwietrachtdämon die Kriegsfackel über Preußen. Nach manchen verübten Feindſeligkeiten wälzten die großen Heere ſich einander näher, wie nach einem Erdbeben der Lavaſtrom gegen ein brauſendes Meer ſich herab wälzt.

Um die Neumark und Pommern zu decken, hatte Ulrich dort den Comthur Küchmeiſter von Sternberg, hier den Comthur Heinrich Reuß von Plauen mit hinreichender Macht zurück gelaſſen, ſonſt aber ſeine Völker zuſammen gezogen, an ihrer Spitze den Feind ſuchend, der, bey Soldau gelagert, noch einmal mit erheuchelter Demuth die ungariſchen Geſandten, von ihnen Sigismunds Fehdebrief empfing. „Ich ſtelle meine Sache Gott anheim!“ rief Jagello frömmelnd, „deſſen Rache treffe das Haupt Eures undankbaren, mir hochverpflichteten Königs.“ Dann befahl er ſeinen Räthen, der Ungarn Kriegserklärung dem Heere zu verheimlichen, damit es nicht muthlos werde.

Weiter zog er nach Gilgenburg, welches er in die Aſche legte, und wo ſein rohes Volk geſchändeten Jungfrauen die Brüſte abſchnitt, indeſſen Küchmeiſter den Woywoden von Kaliſch in der Neumark ſchlug.

Um den Brand von Gilgenburg zu rächen, foderte das Ordensheer laut eine Schlacht, die der Hochmeiſter gern noch vermieden hätte, der zögernden Hülfe aus Ungarn ſtets gewärtig. Allein dem Ungeſtüm ſeiner Krieger vermochte er nicht länger zu widerſtehn. Er rückte vor in die Ebene von Tanneberg, wo das polniſche Heer ihm gegenüber ſtand. Ueber beyden ſchwebte jezt der Würgengel mit bluttriefendem Fittig.

Sechszehntes Kapitel.

Die Schlacht bey Tanneberg.

Am 15. Jul. 1410.

Wenn der Hochmeiſter, vom Streitroß herab, ſein Heer überblickte, ſo konnte er wohl mit ſtolzer Zuverſicht den Kampf beginnen. Des Ordens große Fahne flatterte über einem mächtigen Zuge der vornehmſten Ritter, zu der kleinern ſammelten ſich des Landes Edle, deutſche Söldner und des Meiſters Hofgeſinde. Ein weißes Kreuz trug den Franken Marſchall Friedrich von Wallenrodt, ſelbſt ein Franke, vor. Dem ſchwarzen Adler und ihrem Herzog Conrad von Oels folgten die Schleſier. Ein wackerer Ritter, Georg Kerzdorf, führte das Panier des heiligen Georg, von Deutſchen aller Nationen umgeben. Unter der roth und weiß geflammten Fahne, in eines ſchwäbiſchen Ritters Fauſt, ſtellten ſich die Edlen und Bürger von Culm. Den gelben Adler ſammt den Biſchofsſtäben ließ Marquard von Reiſſenberg den Mannen des Biſchoffs von Pomeſanien wehen. Dem Ordenstreßler Thomas Mörheim war, für eignes Volk und Soldner,

ner, das Panier mit zwey Schlüſſeln vertraut. Den gekrönten weiſſen Löwen im rothen Felde — ihn pflanzte der Vice-Marſchall auf — umringten die Königsberger, den ſchwarzen Büffelskopf die Graudenzer, den rothen Wolf die von Balga. Ein Engel zog vor den Engelsbergern her. Den Elbingern ſchimmerte ein roth und weiſſes Kreuz. Der ſpringende Hirſch zeigte dem Volke von Strasberg den Weg in die feindlichen Reihen. Das gelbe Hirſchgeweih winkte den Mannen der Vogtey Bratchen. Das Lamm Chriſti, ſein Blut in einen Kelch verſprizend, befeuerte die von Slochow, das drohende Beil die Bartenſteiner. Drey weiſſe Roſen trugen die Mannen von Oliva. Dem rothen Adler ſtampften die Brandenburger nach. Zwey weiſſe Kreuze ſahen die von Danzig leuchten, Bürger, Schiffkinder, wohl hundert Spieſſe, verwegne Leute, keine Art des Todes ſcheuend, doch mehr gewöhnt an ein fremdes Element. Drey rothe Thürme erhuben ſich über den Thornern, achtzig Spieſſe von dem Bürgermeiſter geführt. Zwey Pfeile drohten über dem Haufen derer von Mewe, acht Spieſſe und allerley Volk. Der gekrönte roth und weiſſe Löwe ſchritt vor den Braunſchweigern her. Mannigfaltig, hier gewürfelt, dort geſtreift, waren die Paniere von Althaus, Tuchel, Stuhm, Reſſau, Oſterrode u. ſ. w.

Caſimir, der Herzog von Pommern, hatte ſeine ganze Macht unter dem rothen Greif geſammelt. Die tapfern Schweizer, auf eigne Koſten hergezogen, darum ein eignes Panier ihnen vergönnt, ſtanden trotzig unter ihrem rothen Wolfe. Gleichermaſſen die Weſtphälinger, die ſich an zwey rothe Säulen ſtüzten. Die Rhein- und Liefländer, ſechszig Lanzen der beſten Krieger, die Meiſſner, achtzig Spieſſe trefflich gerüſtet, beyde unbeſoldet, erwarteten muthig das Zeichen zum Angriff unter eignen Panieren.

Alle Biſchöffe hatten ihre Völker geworben, der von Ermland wohl hundert Spieße. Der von Samland warf den Krummſtab weg und ergriff ſelbſt das Schwert. Aus allen Andern waren zahlreiche Söldner hier und dort vertheilt; überall ſtanden erprobte Männer an der Spitze von drey und achtzig tauſend Mann. Fahnen flatterten, Helme glänzten, Waffen ſchimmerten ſo weit das Auge reichte. Klirrende Spieße, Getöß kampfluſtiger Ungeduld erfüllten die Luft mit ſeltſam graulichem Geräuſch.

Und was hatte Jagello einem ſolchen Heer entgegen zu ſtellen?

Ein gemiſchtes Volk, an Tapferkeit dem Feinde nicht immer gewachſen, an Zahl ihm weit überlegen. 60000 Polen, von ihrem Adel geführt, ſangen ein frommes Lied an die Jungfrau Maria, deſſen Dichter, nach der Pfaffen Sage, der heilige Adalbert ſelbſt geweſen: ſchienen ſingend mehr zum Tode als zum Kampfe ſich zu bereiten. Verwundert hörten ihren Schlachtgeſang 21000 Söldner aus Ungarn, Schleſien und Böhmen, unter den leztern Ziska der Huſſiten-Hauptmann, der in der Folge ſeinen Namen ſo berühmt und berüchtigt machte. 42000 Ruſſen und halbgläubige Litthauer befehligte Witold. Auch die Hülfe von 40000 heidniſchen Tataren verſchmähte Jagello nicht. Den Feldherrnſtab zu führen hatten, dem Erfolg mißtrauend, manche der polniſchen Großen verweigert. Muthig empfing ihn endlich Zindram, Schwertträger von Cracau, der im kleinen Körper eine Heldenſeele barg. Ihm zur Seite mit Rath und That ſtanden Witold, der erprobte Held, und ſieben Erwählte aus dem Kern des polniſchen Adels. Der weiße gekrönte Adler mit ausgeſpannten Flügeln ſchmückte die Reichsfahne, und über dem Heere flatterten funfzig Paniere, auf welchen Sterne, Kreuze, Sonnen ſchimmerten,

merten, Büffelsköpfe zu blöken ſchienen, Greifen und Adler ihre Krallen ſtreckten, Löwen Feuer ſpieen, Jungfrauen auf gekrönten Bären ritten, und was noch ſonſt die wilde Phantaſie von Ungeheuern hervorgerufen hatte. An Waffen, Roſſen, Kriegszucht geringer, hielten die Litthauer unter ihren Fahnen, die den geharniſchten Reiter trugen, auf Manchen der Großfürſt ſelbſt, ein Roſſebändiger, abgebildet.

So breiteten ſich über die Ebenen von Grünberg und Tanneberg, Heuſchrecken gleich, zahlloſe Schwärme, gegen die das Ordensheer nur ein geringer Haufe ſchien. Dennoch zagte der König, arm an eigner Kraft, wohl wiſſend, daß nicht Menſchen-, ſondern Männerzahl der Schlachten Loos entſcheidet. „Allmächtiger!“ ſprach er, indem er das Reichspanier faßte, „ſey du mir Zeuge, daß ich nur gezwungen das „Schwert gegen Chriſten ziehe, um das mir anver„traute Volk vor dieſen blutdürſtigen Räubern zu „ſchützen und gehäufte Schmach zu rächen. Sey du „mir Zeuge, daß ich oft und gern die Hand zum Frie„den geboten. Aber dieſe Stolzen, Unerſättlichen, „die ſich dir Geweihte zu nennen wagen, ſpotten der „Billigkeit und treten jedes Recht mit Füßen. Dar„um entfalte ich dieſes Panier im Vertrauen auf deine „Hülfe, und die Blutſchuld lade ich auf ihr Haupt.“ So ſprach er weinend, mit ihm vergoß das ganze Heer fromme Thränen.

Eine fürchterliche Nacht ſchien die Schrecken des folgenden Tages verkünden zu wollen. In banger Erwartung ruhten die Krieger in ihren Zelten, als plötzlich ein heulender Sturmwind mit Donner und Blitz herein brach, in beyden Lägern wirbelnd die Zelte zu Boden riß, der Kreuzherren Wagenburg umſtürzte, und noch am Morgen ſo heftig wüthete, daß man vergebens ein Zelt, um Meſſe vor dem Könige zu lefen, aufzurichten verſuchte. Und eben jezt wurde der frömmelnde Jagello durch die Botſchaft überraſcht: das Ordensheer ſey im Anzuge. Faſt zu gleicher Zeit verſuchten 300 böhmiſche Söldner heimlich zu entweichen, weil ſie unbezahlt geblieben, und der Kanzler, ſie einholend, bewegte nur mit Mühe den ſchwierigen Haufen zur Rückkehr.

Hätte der Hochmeiſter in dieſer Stimmung raſch angegriffen, hätte er nicht drey Stunden unthätig verſtreichen laſſen, ja, was noch ſchlimmer, durch nutzloſe Prahlerey die köſtliche Zeit verſplittert, ſo würde der König ſein zerſtreutes Heer kaum zu ſammeln vermocht, und vielleicht der Gott der Schlachten des blutigen Scepters Spitze dem Orden zugeneigt haben. Allein der rohe Rittergeiſt jener Zeiten, dieſe ſeltſame Miſchung von Derbheit, Groß- und Uebermuth, gebot eine förmliche Ausfoderung. Ein Herold, den kaiſerlichen Adler auf güldnem Grunde, ein Anderer, den pommerſchen rothen Greif im weißen Felde, auf die Bruſt geheftet, traten vor den König, zwey bloße Schwerter tragend, Eines derſelben in Blut getaucht, und entboten: „wähle deren Eines, mit ihm Krieg „oder Frieden. Wir ſenden ſie dir, weil es an Schwertern dir und Witold zu mangeln ſcheint. Haſt du „auch nicht Raumes genug zum Treffen, ſo ſprich; „wir wollen weichen bis der Raum dir gnügt.“

Im Zungenkampf wohl erfahren, verſezte der König weinend: „Zwar hab' ich der Schwerter genug, „doch empfange ich dieſe beyden als ein Pfand des „Sieges, eingedenk der Sitte, daß der Ueberwundene „dem Sieger ſein Schwert zu überreichen pflegt. Den „Kampfplatz möge Gott beſtimmen.“

Kaum hatten die Herolde ſich entfernt, da kniete Jagello ſchon wieder vor den Altären; Götter und Menſchen durch ſein bewegliches Seufzen ermüdend.

Unwillig trat Witold zu ihm, erinnerte: Kampf, nicht Gebet ſey jezt die Loſung, und als jener ungeſtört die Andacht abzuwarten entſchloſſen blieb, da kehrte der Großfürſt ihm den Rücken, und eilte an die Spitze ſeiner Litthauer auf den rechten Flügel. Mit Ungeduld erwartete das Volk noch immer von dem betenden König das Zeichen zur Schlacht, während bereits einzelne Wagehälſe aus beyden Heeren hervor ſprengten, und ihre Kräfte meſſend, ein blutiges Vorſpiel aufführten.

Endlich erſchien Jagello, mit gezogenem Schwerte, doch nicht um es gegen den Feind zu wenden, ſondern nur um Höflingen den Ritterſchlag zu ertheilen. Prieſter, Schreiber, und was nicht Waffen trug, wurde zurück ins Lager geſandt. Noch wenige Worte der Ermunterung ſprach der Muthloſe zu den Muthigen, ließ die Trommete dann ertönen, und entwich aus dem Getümmel, ſo heimlich ſich verbergend, daß weder Feind noch Freund ihn zu finden wußte; auch ſtanden ſchon zu ſchneller Flucht die königlichen Roſſe bereit.

Auf einer Anhöhe hielten die Ordensvölker, aber ohne Vortheil, denn das ſchwere Geſchütz konnte dort nicht wirken. Darum rückten ſie, obwohl gegen Wind und Sonnenſchein, in das Blachfeld herab und eilten zum Angriff. Wie Sturm und Felſen trafen beyde Heere auf einander; der Waffen Geklirr, der Kämpfenden Geſchrey, der Fallenden Geheul ertönte weit in die Ferne. Schon war eine Stunde lang gefochten worden mit gleichem Glück und gleicher Tapferkeit. Endlich wankte der rechte Flügel der Feinde, Litthauer, Ruſſen, Tataren, die in wachſender Gefahr ihr Panier des heiligen Georg verloren. Alſobald ſandte der Hochmeiſter dorthin Verſtärkung zu erneuetem Angriff. Da flohen jene, von unbezwinglicher Furcht ergriffen, und vergebens rief Witolds drohende Stimme ſie zurück. Die Fliehenden jagten, ohne hinter ſich zu blicken, bis nach Litthauen, verbreiteten voreilig dort die Schreckenspoſt von der verlornen Schlacht. Nur allein drey Fahnen der Ruſſen von Smolensk ſtanden Mauerfeſt, wie ſie noch heute pflegen, und erſt nachdem der Eine ihrer Haufen faſt vernichtet worden, ſchloſſen ſich die beyden Andern, ſtets fechtend, in ſchöner Ordnung an den linken Flügel der Polen.

Auch da war bereits den Deutſchen gelungen, die königliche Hauptfahne dem Pannerführer zu entreißen. Witold eilte zu dem verſteckten Bruder, ihn beſchwörend, durch ſein Erſcheinen der Wankenden Muth aufzufriſchen. Jagello näherte ſich, doch hielt er immer noch von ferne, und ließ die eigne Fahne zuſammen rollen, auf daß ſie nicht des Königs Gegenwart dem Feinde verrathen möchte.

Durch Witolds Unerſchrockenheit, der Polen überlegene Zahl und höchſte Anſtrengung, wurden endlich zweifelhafte Vortheile errungen. Ein milder Regen, die Staubwolken niederſchlagend, ließ erkennen, wie gering des Feindes Macht. Das Reichspanier und mit ihm gläubige Zuverſicht wurden zurück erobert. Die umringten Deutſchen begannen zu weichen. Zu ſpät kehrten die allzuhaſtigen Verfolger des geſchlagenen rechten Flügels auf das Schlachtfeld zurück, wo indeß den Ihrigen das Glück entflohen war. In Unordnung, mit Beute beladen, die ſie nun erſt von ſich warfen, ſtürzten ſie aufs neue ſich in das Treffen, ohne doch den Sieg aufs neue feſſeln zu können. Beſtürzt, doch unerſchüttert, ſah der Hochmeiſter die Gefahr der Seinigen. Man rieth ihm, mit dem Reſt des Heeres in die nächſten Schlöſſer zu entweichen. „Das „ſoll ich wills Gott nicht thun,“ verſetzte Ulrich, „ſo „mancher gute Edelmann iſt neben mir gefallen, ſo „will ich aus dem Felde auch nicht reiten.“ Er ſprachs, und ſechszehn Fahnen friſches Volkes, die letzte aufgeſparte Kraft, mußten vorrücken, um die Polen in der entblößten Seite zu faſſen.

Noch ein Mal ſchien das Glück dem Orden zu lächeln. Die blutige Bahn, auf welcher dieſe Fahnen vorwärts rauſchten, führte gradesweges zu Jagello's Häuflein. Zitternd ſah der König den Feind heran ſtürmen, und gebot ſeinem Schreiber in die Schlacht zu eilen, um Hülfe ſchleunig herbey zu rufen. Der Schreiber gehorchte dem königlichen Befehle, doch nicht der Heerführer. „Um dieß Begehren zu erfüllen," war ſein Vorwand, „müßten unſere Völker dem Feinde den Rücken kehren, ihm flüchtig erſcheinen; das aber würde nur der Deutſchen ſinkenden Muth aufs neue anfachen, und uns Verderben bringen."

Als der König hörte, daß kein Befehl im Schlachtgetümmel mehr vernommen werde, indeſſen die drohenden Fahnen immer näher rückten; da ſchöpfte er endlich Muth aus Verzweiflung, wollte herab in den Feind ſich ſtürzen, wurde kaum zurück gehalten von den Nächſten, deren Obhut ſein Leben vertraut war.

Siehe da gewahrte Dippold von Keleritz, ein tapferer Lauſitzer, die ſchimmernde Rüſtung des Königs, rannte, wohl geharniſcht von Kopf zu Fuß, mit eingelegter Lanze aus ſeinem Haufen hervor, und würde durch einen tapfern Streich den Kampf entſchieden haben, hätte nicht Jagello's Schreiber, Sbigerus von Oleßnitz, raſch eine zerbrochene Lanze ergriffen, und den wackern Keleritz damit ſo hart in die Seite getroffen, daß er vom Roſſe taumelte. Alſobald ſtürzten die Trabanten über ihn her und mordeten ihn.

Als aber die Polen, durch getheilte Staubwolken, die ſechszehn friſchen Fahnen in ſchöner Ordnung plözlich an ihrer Seite erblickten, da wähnten ſie anfangs, es ſeyen die Litthauer von ſchimpflicher Flucht zurückgekehrt. Selbſt ermüdet, hätten ſie vielleicht den Irrthum theuer gebüßt; doch ein einziges unbedachtes Wort, kurz vor der Schlacht vom Hochmeiſter ausgeſprochen, entſchied des Ordens Schickſal jezt und für kommende Jahrhunderte. Große Lehre für die Herrſcher aller Zeiten!

Schon ſtanden nemlich die Heere gerüſtet einander gegenüber, des Schlachtrufs gewärtig; da fand ſich noch ein böhmiſcher Ritter, Trautenau, mit 800 Pferden im Ordenslager ein, ſeine Hülfe bietend. Dem ward zur Antwort: „Ich bin von Gottes Gnaden nur „Ulrich von Jungingen, nicht Chriſtus; wozu mir „ein Judas?“

Rache im Herzen kochend, ritt Trautenua ſtracks hinüber zu den Polen. Aber auch hier vertraute man ihm nicht, ließ ſeitwärts ihn halten mit ſeinem Haufen, bis man ſeiner bedürfen werde. Dieſe Stunde war gekommen, mit ihr die Rache. Wütend warf er ſich mit ſeinen friſchen Reitern auf des Feindes lezte Stärke, lezte Hoffnung, beyde vernichtend.

Jezt, da dem Hochmeiſter Alles verloren ſchien, und immer neue Scharen auf ihn eindrangen, ſchlug er ſich tapfer durch, erreichte einen Hügel, und dort, von Kampfes Hitze erſchöpft, von Staub faſt erſtickt, öffnete er das Viſier, um durch einen friſchen Athemzug ſich zu erquicken. Ihn gewahrte der Tatar-Hauptmann Bagardin, und ehe noch Ulrich das Viſier ſchließen, dem Feinde mit gezücktem Schwerte begegnen konnte, rannte ihm der Tartar ſeinen Spieß durch den Hals. Ein Blutſtrom riß die Heldenſeele mit ſich fort. Er ſank. Mit ihm der Seinen Muth. Alles floh.

Vom frühen Morgen bis zum Abend hatte die blutige Schlacht gewährt. 600 Ritter und 40000 aus dem Ordensheer lagen auf der Wahlſtatt, gemiſcht mit 60000 Polen, unter welchen man jedoch nur zwölf Edle zählte. Ein und funfzig Fahnen und viele tauſend Gefangene fielen dem Sieger in die Hände; das ganze feindliche Lager ſeine Beute. Es wird gefabelt, man habe Ketten gefunden, vom Uebermuth des Ordens voreilig beſtimmt, die beſiegten Polen darin zu ſchmieden; auch Fackeln um ihre Dörfer anzuzünden.

Das Ordenskreuz des gefallenen Hochmeiſters wurde dem Könige überreicht, die koſtbarſte Beute dieſes Tages. Wohl wäre es damals dem Sieger leicht geworden, die verhaßte Ordensmacht gänzlich aufzureiben; aber auch noch jezt ſchien der ſtandhafte Muth eines kleinen Haufens, der ſich fechtend zurück zog, ihm furchtſame Achtung einzuflöſſen. Er ließ ab von der Verfolgung, gab der Kreuzherren Lager ſeinem gierigen Volke Preis. Indeſſen hier die Hereinſtürmenden wehrloſe Verwundete ihrer Wuth opferten, befahl Jagello ſchleunig, allen Weinfäſſern die Böden auszuſchlagen, um der Seinen Völlerey zu hindern, und ſiehe es floſſen gemiſchte Ströme von Wein und Blut durch das ganze Lager. Doch erreichte er den klugen Zweck nur halb, denn es blieb mehr übrig als Hunger und Durſt bedurften; mit Helmen, Schuhen, Handſchuhen, wurde der Wein geſchöpft; die Sieger ſchwelgten, entſchlieſen, und vergaßen der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, die im Sturm und Regen der folgenden Nacht ihre Seelen aus gequälten Körpern hauchten.

Den anbrechenden Morgen begrüßten fromme Hymnen, Rauchfäſſer dampften, blutige Hände falteten ſich zum Dankgebet. Dann erhub der König ſelbſt ſich auf das Schlachtfeld, ließ Sorge tragen für die noch lebenden Verſtümmelten, gleichviel ob Polen oder Deutſche; betrachtete mit Wehmuth die Erſchlagenen, und weihte Thränen dem Hochmeiſter, der am Kopfe und Bruſt die tödtlichen Ehrenzeichen ſeiner Tapferkeit trug. Aber dieſe Thränen waren eitel Gleisnerey, denn weinend vergönnte er dem Tatar-Hauptmann Bagardin, des edlen Ulrich Leichnam zu ſchänden, indem dieſer Wilde, unter dem Zujauchzen der Polen, ihm die Barthaut abſtreifte, an ſeiner Lanze befeſtigt mit dieſem blutigen Siegeszeichen prangte. Lange blieb der gefallene, verſtümmelte Held ein Spott des Pöbels vor dem königlichen Zelte liegen, bis doch endlich Scham oder Prahlerey den unwürdigen Sieger vermochten, ihn nach Marienburg zu ſenden, um dort ein geziemendes Begräbniß in der hochmeiſterlichen Gruft zu erlangen. Die Vornehmſten unter den erſchlagenen Rittern fanden eine Ruheſtätte in der Kirche zu Tannenberg.

Die eroberten Fahnen empfing der König im Angeſicht des Heers; die des Biſchoffs von Pomeſanien überſandte er ſeiner Gemahlin, die übrigen ſchmückten als Siegeszeichen die Kirche zu Cracau. Alle Gefangene wurden aufgezeichnet, die Ritter in polniſchen Schlöſſern verwahrt, die gemeinen Krieger mit Zehrpfennigen entlaſſen, nachdem ſie einen Eid geſchworen, ſich, auf Erfodern, zu Cracau einzuſtellen.

Das Schickſal manches einzelnen Kämpfers, der ſeinen Heldenruf in dieſer Schlacht bewährte oder verlor, hat ein polniſcher Geſchichtſchreiber aufbehalten, den Tapfern aller künftigen Zeiten Beyſpiel oder Warnung.

Comthur Heinrich, ein ſtolzer, übermüthiger Franke, der das Panier von Tuchel führte, ließ höhnend überall zwey blanke Schwerter vor ſich hertragen, gleich als ob der Sieg ihm ſchon verpfändet ſey. Hochmeiſter und Gebietiger mahnten ihn vergebens ab von ſolchem Uebermuth. Seine Antwort war: „nur in „Feindesblut getränket, ſollen dieſe Schwerter in ihre

„Scheiden zurückkehren.“ Aber in der Schlacht konnte er weder ehrlich ſterben, noch durch ſchimpfliche Flucht ſein Leben retten. Die Polen ereilten, enthaupteten ihn.

Comthur Marquard von Salzbach, Träger des brandenburgiſchen Adlers, wurde gefangen zu großer Freude des nach Rache lechzenden Witold; denn der Ritter hatte deſſen Mutter einſt ein unkeuſches Weib genannt. „Biſt du hier Marquard?“ rief der „Großfürſt ihm höhniſch entgegen. Ja ich bin hier“ „verſezte der Gefangene, „und leide willig des geſtrigen Tages Folgen. Auch dich kann heute oder morgen ein gleiches Schickſal treffen.“ Da übergab ihn der erbitterte Witold den Ruſſen und Litthauern, die auf einem Kornfeld ihm das Haupt abſchlugen.

Comthur Graf Wenden, Führer des Paniers von Mewe, war ein redlicher Mann, hatte ſtets zum Frieden gerathen, und oft deßhalb, aus Werners von Tettingen Munde, bittere Vorwürfe von Kleinmuth ertragen. Er focht, verſchmähte zu weichen und ſiel, indeſſen Werner haſtig floh, und nicht eher in Sicherheit ſich glaubte, bis er Elbing erreicht hatte. Auch der Hauscomthur von Mewe, der, wie dieſer, den Grafen oft geneckt, ſuchte gleiches Heil ſogar noch vor der Schlacht, wurde von den Polen ereilt, erſchlagen. Des wackern Grafen Wenden Leichnam aber ſandte der König nach Marienburg.

Ritter Kerzdorf mit St. Georgs Panier, (ein Heiliger, der für beyde Heere ſtreiten mußte) ſah alles um ſich her fliehen, ſtand allein und wurde gefangen. Mit ihm der verwundete ſchwäbiſche Ritter, der den Culmern die Fahne vortrug. Dieſe noch einmal ſehen zu dürfen, war ſeine lezte Bitte an den König. Sie wurde ihm gewährt; er umarmte die Fahne mit bitterer Wehmuth, und ſiel todt nieder.

Der pommerſche Herzog Caſimir — dem die Polen vorwarfen, er habe zu ſeiner Schande durch Geld ſich erkaufen laſſen, mit eignem Schwerte im eigenen Eingeweide zu wüthen, und, was in ſeinem Lande nur immer Waffen tragen konnte, zur Vernichtung eines ihm verwandten Volkes aufgeboten — wurde gefangen, doch einige Zeit nachher aus königlicher Milde frey gelaſſen.

Ein Gleiches wiederfuhr dem Herzog Conrad von Oels. Er und Caſimir waren, nach der Polen Bericht, die einzigen polniſchen Fürſten, die für den Orden ſich bewaffneten.

Auf das Schlachtfeld betteten ſich unter Lorbeern der Marſchall Friedrich von Wallenrodt, Thomas Morheim, der Ordenstreßler, Comthur Wilhelm von Helfenſtein, Pannerführer der Graudenzer, Comthur Arnold von Baden, der das blutverſpritzende Lamm denen von Slochow vertrug — und wer nennt die Edlen alle, die an dieſem blutigen Tage fielen?

Es war der letzte der Ordensmacht. Nie erklimmte ſie wieder die ſteile Höhe, von der der Schlachtengott den Tanneberg ſie herabſtürzte. Das Prunkgebäude, von räuberiſcher Tapferkeit errichtet, von unterjochter Menſchheit ſeufzend angeſtaunt, treulos, ſchamlos oft erweitert, mit erpreßtem Gold gefüllt, mit fürſtlichen Wappen ausgeſchmückt, ward durch den Blitz des polniſchen Adlers zerriſſen, und ſeit jenem blutigen Tage verſank es nach und nach in Trümmern.

Siebenzehntes Kapitel.

Erſte Folgen der Schlacht bey Tanneberg.

Ein fliehender Ordensbruder, Hermolaus, brachte die Schreckensbotſchaft zuerſt nach Preußen. Vor ſeinem kläglichen Bericht entwichen überall der Unterthanen Muth und Treue. Des Ordens Häupter, eine große Zahl der Ritter, eine größere von tapfern Kriegern, hatte die Ebene von Tanneberg verſchlungen; die wenigen, dem Schwerte Entronnenen, ſchmachteten in Feſſeln, oder irrten Schrecken verbreitend im Lande umher. „Huldigt mir,“ ſchrieb Jagello an alle Preußen, „unterwerft euch Gott und dem Glücke.“ Leider prüft nur im Unglück der Menſch Freunde, der Herrſcher Unterthanen. Das wankelmüthige Volk, ſtatt die alte Herrſchaft zu betrauern, empfing die neue mit empörendem Jubel. Dem gemeinen Menſchen iſt nichts erfreulicher, als ein Vorwand, Wohlthaten zu vergeſſen. Schnell warfen die Preußen ihre braunen Mäntel, kleinen Hüte und Kogeln von ſich, gleich als ſey dieſe Tracht ihnen aufgedrungen worden. Die Bärte wurden geſchoren, die Häupter mit polniſchen Mützen geziert, die ſchwarze Treuloſigkeit in polniſche rothe Gewänder verhüllt. Die Elbinger zwangen ihren Comthur, ſo eilig das Schloß zu räumen, daß er ſogar ſein Silbergeſchirr, dem Könige eine willkommne Beute, zurück laſſen mußte. Viele Brüder zogen verſtohlen aus dem Lande, klagten deutſchen Fürſten ihren Jammer. In Städten hie und da blieb die Obrigkeit dem Orden treu. Aber Biſchoffe, Kloſter, unterwarfen ſich haſtig dem Sieger; ihnen folgte der Adel. Manche, die des Wankelmuthes noch ſich ſchämten, wollten ihn bemänteln, indem ſie guten Rath vom Orden ſich erbaten, wohl wiſſend, daß, in ſolcher Lage, man ihrem bereits gefaßten Beſchluß nicht widerſtreben könne und werde. Gleich als hätte ein Erdbeben vom Tanneberger Schlachtfelde aus nach allen Richtungen ganz Preußen erſchüttert, ſo ſtürzten die alten Gebäude zuſammen. Wo noch ein Kreuzherr das ihm anvertraute Schloß bewahren wollte, da vertrieb man ihn mit Ungeſtüm, und öffnete dem Feinde die Thore.

Den geſchmeidigen Biſchoff von Culm mochte ſeines Sprengels Lage entſchuldigen. Der von Samland hingegen, durch nahe Gefahr nicht bedrängt, wurde mit Recht Verräther geſcholten.

Vor allen zeichnete ſich Danzig durch Frevel, Trotz, Hohn und ſchwere Verbrechen aus; ergab ſich ohne Noth dem Feinde; huldigte frohlockend; fügte Spott zu Gewaltthaten, (die ſchwärzeſte Beleidigung für den Unglücklichen!) verſchwendete aber vergebens Lockungen, Drohungen, glatte und höhniſche Worte, um auch das Schloß in der Polen Gewalt zu bringen.

Wer geſchmeidig dem Eroberer mit Schlüſſeln und Prunkreden entgegen kommt, ſtatt, wie es einem ehrlichen Volke ziemt, durch ernſtes Schweigen Ohnmacht und Treue an den Tag zu legen, der ſucht gewöhnlich mehr als Sicherheit; er will, dem Triebe der gemeinen Seelen folgend, eigenen Vortheil aus fremden Unglück ziehen. Dieſe Hoffnung täuſchte jetzt die feilen Gemüther nicht. Jagello's Gnade, ihm wohlfeil auszuüben, beſtätigte und mehrte der Danziger Freyheiten und Gebiet. Vom ganzen Lande erkaufte er die Huldigung durch Zuſagen, mit welchen ſtets der neue

Herr freygebig iſt, die aber nur gehalten werden; ſo lange bis die Macht wurzelfeſt geworden. Der Sieger gelobte Vernichtung aller Zölle und des verhaßten Strandrechtes; **unbeſchränkte Handelsfreyheit**; Befugniß zu münzen; Gebrauch eigner Rechte; Unabhängigkeit von polniſchen Richterſtühlen. Der Beſitz von Preußen ſchien dem Könige ſo ſicher, daß er mit vollen Händen, an Fürſten und Herren unter ſeinem Heere, Schlöſſer und Gebiete verſchenkte. Doch ſo wie Glück oft ſchnell ſeines Lieblings wahre Größe vernichtet, eben ſo ſchnell entfaltet Unglück neue edle Keime. Die Natur iſt nicht geizig, ſondern nur ſparſam mit großen Männern; in der Noth ſtehen ſie plötzlich auf.

So jezt Heinrich Reuß von Plauen, der Comthur zu Schwetz. Ihn erhob was alle beugte. Zuvor beſchränkt auf die ihm anvertraute Vertheidigung von Pomerellen, an der Spitze von wenigen Tauſenden, ſah er jezt auf den erſten Blick, daß Preußens Schickſal von dem der Hauptſtadt und ſeinem Muthe abhängig ſey; denn Marienburg war die ſtärkſte Feſte im ganzen Norden. Ihr fehlten aber Menſchen, Waffen, Geſchütz und Lebensmittel. Heinrich beſeelte durch muthvolle, raſtloſe Thätigkeit, den zagenden Ueberreſt der Brüder, die wenigen treu gebliebenen im Volke. Lebensmittel, Kriegsbedürfniſſe, ſtrömten nach Marienburg; Flüchtlinge ſammelten ſich unter ſeinen Fahnen; 400 Schiffkinder aus Danzig, ihre treuloſe Vaterſtadt beſchämend, ſtießen zu ihm; der Haufe wuchs, und ſchon am dritten Tage nach der Schlacht warf ſich Heinrich mit 5000 Mann in die Feſte, entſchloſſen ſie zu retten oder zu ſterben. Seine Bruder begrüßten ihn als Statthalter, gelobten Gehorſam. Sofort bediente er ſich der neuen Gewalt zu ſtrenger Züchtigung jenes feigen Hermolaus, der den Sieg der Polen, mit ihm Schrecken, zuerſt verbreitete.

Das Ordensbuch ſtieß jeden Bruder ſchimpflich aus, der ſeiner Fahne entwich. Dem Statthalter dünkte jezt die Strafe zu gelinde, ein ſchreckendes Beyſpiel nothwendig. Er ſprach dem Schuldigen das Leben ab, und, als dieſer ſeinen Wächtern entrann, ließ er das Urtheil an dem Roſſe vollſtrecken, das den Flüchtling getragen. Der Kopf des Thieres, an die Thore von Marienburg genagelt, verkündete des Reiters Schande.

Um das drohende Gewitter vielleicht noch zu beſchwören, verſäumte Heinrich nicht, den zaudernden Sigismund an die Bundespflicht zu erinnern, und auch in das polniſche Lager Friedensboten zu ſenden. Dieſe kehrten ohne Troſt zurück. Alſobald ließ Heinrich die Nogatbrücke vernichten. Mit ſeiner geringen Macht Schloß und Stadt Marienburg zu vertheidigen, durfte er nicht hoffen, darum gab er die Stadt Preis und zog ſich in das Schloß zurück, deſſen Belagerung ſtandhaft erwartend.

Der König, ohne ſonſt dem großen Hannibal zu gleichen, beging den Fehler des Helden von Carthago: er zögerte, verlor die Frucht des Sieges. Freylich war ein Drittel ſeines Heeres auf dem Schlachtfelde geblieben, und vielleicht ein anderes Drittel unaufhaltſam in die Heimath geflohen; Erſchöpfte, Hungernde, Verwundete, hemmten ſeine Fortſchritte; doch den erſten Schrecken zu benutzen, blieb noch immer Macht genug ihm übrig. Zitternde Wächter ſtanden ja ſchon überall bereit, ihm die Schlüſſel ihrer Feſten entgegen zu tragen. Nur 15 Meilen war Marienburg entfernt; ohne Waffen, ohne Vertheidigung, würde es dem erſten, vorausgeſprengten polniſchen Haufen die Thore geöffnet haben. Jagello zögerte, ſich wohlgefallend in der Feyer des Triumphes, von der ſein Lager wiederhallte. Erſt am ſiebenten Tage nach der Schlacht erſchien er vor Marienburg, als Heinrich von Plauen ſchon trotzig aus dem Schloſſe auf ihn herab ſah.

Ehrwürdige Ueberreſte jener ſtolzen Burg, noch heute von jedem Reiſenden mit Bewunderung angeſtaunt, ſo viel auch Zeit und Staatserſparniß davon zerſtörten, laßt den Geſchichtſchreiber unter euren Trümmern die Spuren der gewaltigen Feſte ſuchen und erkennen, die ſo manchen Helden barg und ſchüzte. Drey Abtheilungen bildeten das Ganze. Die älteſte derſelben, ein wohlbefeſtigtes Viereck, umſchloß den Tempel Gottes und die Gruft der Hochmeiſter. Die zweyte, jüngere, durch tiefe Gräben von jener getrennt, verdankte ihr Entſtehen der wachſenden Ordensmacht. Hier prangt der gewölbte Rathsſaal, ruhend auf einem Mormorpfeiler, umringt von hohen ſteinernen Bänken für die Ritter. Hier wölbte ſich der ungeheure Speiſeſaal, von drey Marmorſäulen geſtüzt, ein Denkmal rauher Größe. Die Gemächer der Ordensbrüder füllten weite Räume. Auch dieſe Abtheilung umzog ein Graben. Die dritte faßte mancherley Gebäude für Nutzen und Bequemlichkeit. Ein dritter Graben diente ihr zur Schutzwehr, doch mehr noch eine Menge bewachter Thürme von der hohen Ringmauer getragen. Faſt bewundernswürdiger als dieſe dem Auge dargeſtellten Werke, erſchienen die unterirdiſchen Gewölbe, dreyfach *unter* einander, ein Denkmal unermüdlichen Fleiſſes. Die Natur, im Bunde mit der Kunſt, befahl dem breiten Nogatſtrome, ſich an der gewaltigen Mauer hinzuwälzen. So ruhig groß ſtand die beruhmte Feſte da, in welcher Heinrich von Plauen das Schickſal herausfoderte, ihm den Lorbeer zu entreiſſen, den, im ſchlimmſten Falle, der Tod ihm reichen ſollte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Belagerung von Marienburg.

Herr von Marienburg zu werden, beſchloß Jagello, es mag koſten was es wolle. Die trotzende Feſte wurde umringt von ſeinem Heere, dem zum Theil der Nogat ſeichtes Bett ſogar den Uebergang verſtattete. Dort, am jenſeitigen Ufer, pflanzte der König ſein Geſchütz auf den erſten Pfeiler der abgebrannten Brücke, dieſſeits auf Trümmer der Stadt, ſogar auf das Dach der Hauptkirche, um von dieſer Höhe herab das innere Schloß zu ängſtigen.

Dort vertraute Heinrich die Vertheidigung der untern Feſtungswerke einer Beſatzung von 1000 Mann unter ſeinem Vetter Heinrich von Planen. In der mittlern Abtheilung ſtanden 2000, befehligt von dem tapfern Ordensbruder Gilmach von Zepſen. Den obern ſtärkſten Theil bewahrte der Statthalter ſelbſt mit dem Kern ſeiner Krieger. Die Polen begannen ein lebhaftes Feuer. Geſchütz und Warfmaſchinen ſpielten Tag und Nacht; doch der Wälle und Thürme Feſtigkeit ſpotteten der Gewalt.

Elbing und Thorn führten dem Feinde Lebensmittel und Kriegsbedürfniſſe zu; Danzig unterſtüzte ihn mit gewaffneter Hand. Unter den verrätheriſchen Biſchöffen zeichnete ſich vor allen der von Cujavien aus, obwohl er noch im vorigen Jahre zu Thorn dem Hochmeiſter mit aufgereckten Händen und weinenden Augen geſchworen hatte, nie wider den Orden zu ſeyn. Kaum aber näherte ſich Jagello der preußiſchen Gränze, als

die,

dieſer heilige Mann ſchon ſein Kundſchafter wurde, ihm Muth zuſprach: „denn Gott habe den Orden in ſeine Hände gegeben; er ſey der Kriegsmann in der Offenbarung Johannis, auf einem weißen Roſſe, das Schild mit einem goldenen Kreutz bezeichnet.“ Hoch über ſeinem Haupte hielt er den Brief, ehe er ihn dem Boten übergab, laut ſchreyend: der Feinde Blut komme über mich! Sein Schloß Raziantz ſtand während des Krieges allen Feinden offen. Als Ruſſen und Litthauer das Land überſchwemmten, da hetzte er das Geſindel, führte ſogar es ſelbſt in die Güter des Kloſters Polplin, deſſen Abt er haßte. Sie wurden verwüſtet, und der ſchändliche Biſchoff verwundete mit eigner Hand ein Kind, welches ſich weigerte ſeine mörderiſche Fauſt zu küſſen. Nach dieſer ſchnöden That geleitete er die Räuber zurück in Witolds Lager. Städte und Landleute ermunterte er, dem Könige zu huldigen. Während der Belagerung hielt er offene Tafel für die Anführer des Heeres, „die bey ihm aßen, tranken und ſich gütlich thaten als Freunde.“ Mit Witold ritt er täglich auf die Falkenbeize, verſorgte das Lager mit Lebensmitteln, ließ alle ſeine Teiche ab, um dem Heere Fiſche zu liefern, ſchlug endlich ſelbſt ſein Zelt unter Ruſſen und Litthauern auf, und ließ dort einen Keller graben, um ein ſtetes Schwelgen zu unterhalten. Auch ſeine Schätze ſchonte er nicht; gemünztes Geld und Silberzeug ſchenkte er dem Großfürſten.

Doch weder Offenbarungen, noch Wein, noch Geſchenke, brachten den König ſeinem Ziele näher. So lebhaft der Angriff ſo tapfer die Vertheidigung. Von der Burg herab erſpähte der brave Statthalter jeden Augenblick, in dem der Polen Wachſamkeit ermüdete. Alſobald that er heftige Ausfälle, ſtets verderblich für den Feind, den er einigemal unter wankende Mauern lockte, die durch einen künſtlich vorbereiteten, plötzchen Sturz große Haufen der Polen begruben. „Wir meinten" ſagte der beſtürzte König einſt, „ſie wären von uns belagert, ſo ſind wir es von ihnen."

Indeſſen konnte Heinrich die gräßlichen Plünderungen herumſchweifender Tatarn nicht hindern. So oft er den Wall beſtieg, erblickte ſein Auge in der Ferne rauchende Dörfer. Ihn jammerte des armen Landes. Auch war ſein Vertrauen nicht ſo hoffärtig, daß er, um des Friedens willen, zu keinem Opfer ſich entſchließen mögen. Darum begab er ſich, nach erhaltenem ſicheren Geleite, ſelbſt in das polniſche Lager, von ſeinen Edelſten begleitet. Weder bittend weder trotzend begehrte er Frieden. Die Polen erzählen, er habe Pomerellen, Culm und Michelau abtreten wollen; auch ſelbſt bekannt, des Ordens Unglück ſey gerechte Züchtigung des Himmels für deſſen Uebermuth. Das erſtere mag wahr ſeyn, doch nimmer ließ Heinrich zu dem letztern ſich herab.

Der zaghafte König war dem Frieden nicht abgeneigt: die Räthe hingegen ſchrien, man müſſe die Gelegenheit nicht entſchlüpfen laſſen, den Orden ganz zu vernichten. Daher Jagello's ſtolze Antwort: „Wie mögt ihr ſchenken, was ich ſchon beſitze und mir zu jeder Zeit gebührte? Räumt Marienburg ſammt allen feſten Plätzen in Preußen, dann flehe des Siegers Gnade um Verſorgung an."

„Iſt das dein leztes Wort?" fragte Heinrich beſcheiden; und als ein trockenes Ja die ganze Antwort blieb, da erniedrigte der Edle ſich zu keiner Bitte, ſondern ſprach gelaſſen: „Voll Vertrauen kam ich her, nicht zweifelnd es werde der König meinen billigen Antrag nicht verwerfen; voll Vertrauen kehre ich zurück, hoffend, meine Demuth habe Gottes Zorn verſöhnt. Nimmer werde ich aus Marienburg weichen." Er ging und verdoppelte jede Anſtrengung. Den Muth der Beſatzung anzufeuern, wurde beym Schall kriegeriſcher Inſtrumente verkündet, daß König Sigismund zum Entſatz herbeyeile.

Ein Herold foderte von Jagello freyes Geleite durch ſein Lager für einen alten Ordensgeiſtlichen, der die von einer Belagerung unzertrennlichen Beſchwerden nicht zu ertragen vermöge. Es ward zugeſtanden, und der alte Prieſter verbarg glücklich eine groſe Summe Geldes für verſchiedene Comthure zu eiliger Werbung deutſcher Söldner.

Noch durch manchen tapfern Ausfall verloren die Belagerer Menſchen und Geſchütz. Futtermangel warf die Pferde nieder. Aas verpeſtete die Luft. Seuchen begannen zu wüthen. Ungeziefer peinigte. Ein voreiliges Gerücht, die Ungarn ſchon in Polen lügend, verbreitete Schrecken im Lager.

Was Gewalt nicht erzwingen konnte, hätte faſt Verrötherey erſchlichen, deren Opfer Heinrich ſammt allen Ordensbrüdern werden ſollte. Des Rathsſaal's Gewölbe trug, erzähltermaßen, ein einziger Marmorpfeiler. Ein kunſtreicher Büchſenmeiſter jenſeits der Nogat wurde von einem mißvergnügten Böhmen, ſeinem Landsmann, unterwieſen, wie er auf dieſen Pfeiler das Geſchütz richten und es los brennen ſolle, wenn der Statthalter mit ſeinen Brüdern ſich berathen werde. Eine rothe Mütze an das Fenſter befeſtigt, war zum Zeichen beſtimmt, daß der rechte Augenblick gekommen ſey. Alles gelang, der Schuß nur halb, denn wenige Zoll von dem Pfeiler ſchwirrte die Kugel vorbey und ſchlug in die Wand, wo ſie, ein Denkmal der Verrätherey, mit einer Ueberſchrift geziert, nach Jahrhunderten noch gezeigt wurde.

Eine zweyte Gefahr ſollen treuloſe Böhmen in Heinrichs Solde, nach der Polen Behauptung, dem Orden bereitet haben, indem ſie dem Könige die anvertraute Pforte zu öffnen ſich erboten. Doch Jagello habe erwiedert: es zieme einem Fürſten nicht, mit ſiegreichen Waffen in der Fauſt, Verrath zu erkaufen. So gewiſſenhaft bewies er kurz zuvor ſich keinesweges, als ein Rathsherr zu Thorn ihm ſeine Vaterſtadt verrieth. Eher mag es ihm an Gelde gemangelt haben, um die Nichtswürdigen zu befriedigen. — Ein erfahrener Büchſenmeiſter war zu jener Zeit ſo ſelten, daß Witold dem Seinigen die Zehen abhauen ließ, um deſſen Entlaufen zu hindern. Der Verſtümmelte entwiſchte dennoch, gieng zum Orden über, ſchwur den ruſſiſchen Glauben ab, und fügte durch ſeine Kunſt den Polen großen Schaden zu; bis Wankelmuth zu neuer Flucht ihn trieb, da wurde er verrathen und erſäuft.

Plötzlich näherte ſich der Meiſter von Liefland, Conrad von Vietinghof, um mit mehr Klugheit als Macht den Entſatz von Marienburg zu verſuchen. „Da faßten die Niederlande wieder Herz und Mannheit, und ſammelten ſich zu ihm.“ Jagello ſandte Witold mit einem Theil des Heeres ihm entgegen. Der ſchlaue Vietinghof, des Feindes Ueberlegenheit ſcheuend, bewog den Großfürſten zu perſönlicher Zuſammenkunft. Hier mag er, wie manche wollen, den freyen Durchzug nach Marienburg ihm liſtig abgeſchwazt haben, vorwendend, er wolle deſſen tapfern Vertheidiger zur Uebergabe bewegen; er mag, wie andere behaupten, Witolds eignen Vortheil ihm an das Herz gelegt, die Abtretung Samaytens, Vergrößerung Litthauens verſprochen, und bewieſen haben, daß, nach Vernichtung des Ordens, er ſelbſt nur Jagello's Sklave ſeyn werde; endlich mag er auch wohl, gleich Sigismund, den Glanz einer Königskrone dem Ehrſüchtigen aufs neue vorgeſchimmert haben; genug, der Großfürſt führte den Meiſter mit 50 Reitern in Jagello's Lager, und ihm wurde vergönnt, ſich in Marienburg mit dem Statthalter zu beſprechen. Allein ſtatt dieſen, wie die Polen leichtgläubig hofften, zur Uebergabe zu bereden, ſchlug er vielmehr die brüderliche Hand in die des edlen Heinrich, deſſen Beharrlichkeit hoch preiſend und mit ihm rathſchlagend über Hülfe und Rettung. Dann kehrte er zurück, gab vor, es ſey ihm nicht gelungen den Halsſtarrigen zu beugen, und verließ den hintergangenen Feind.

Durch Hoffnung geſtärkt, ermunterte Heinrich auch ſein Kriegsvolk zu beharrlicher Gegenwehr, indem er Gold mit vollen Händen auswarf. Der König, den freudigen Muth der Belagerten anſtaunend, begann zu zagen. Ein Herold erſchien vor den Wällen, verkündend, daß ſeines Herrn Großmuth den Frieden nunmehr auf die angebotenen Bedingungen verwilligen wolle. „Habt ihr den Frieden damals verſchmäht" antwortete Heinrich, „ſo bin auch ich nun anderes Sinnes worden, und habe mein Leben zum Pfande für Marienburg geſezt." So ſprach der Unerſchütterliche in einem Augenblicke, wo er mit ſeiner tapfern, durch Krankheiten geſchwächten Beſatzung nur noch gekochtes Korn als Nahrung theilte.

Zu gleicher Zeit trat Witold vor den König, klagend, daß die Ruhr ſein Volk wegraffe, darum ſey er zum Heimzug entſchloſſen, und rathe, der fruchtloſen Unternehmung zu entſagen. Nach langem Widerſtreben willigte Jagello in Witolds Rückzug. Das große Heer dieſes Fürſten war ſo zuſammen geſchmolzen, daß der König ihn durch ſeine Polen bis an die Gränze geleiten mußte, weil Witold Ueberfall der Deutſchen fürchtete. Bald darauf ſezten auch die Herzoge von Maſovien ſich in Bewegung. Viele der polniſchen Großen ſchlichen mit Beute beladen heim. Jagello ſah ſich verlaſſen vor den höhnenden Mauern. Beunruhigende Botſchaften mehrten ſeine Zagheit. Stan-

[illegible]

mund war endlich aufgeſtanden; in Schleſien erſchien ſein Heer. Dort begehrten die verbündeten Fürſten Hülfe. Geworbene deutſche Söldner zogen ſchon herauf. Das Gerücht, vom Orden ſchlau verbreitet, verdoppelte deren Zahl. Ein Caſtellan, dem längere Trennung von einer jungen ſchönen Gemahlin unerträglich wurde, belagerte des Königs Ohren. Die ſchlimmſte Seuche für Soldaten, Heimweh ergriff die Polen. Sie begehrten murrend ihre eignen Gränzen zu vertheidigen. Die Böhmen foderten Sold, der unentrichtet blieb — mehr als zu viel um den ſchwachen Frömmling zu ängſtigen, obgleich Abgeordnete von Adel und Städten, die voreilig dem Sieger gehuldigt, ihn jezt beſchwuren, am guten Erfolge nicht zu verzweifeln, ſie des Ordens Rache nicht Preis zu geben. Er gelobte ſeinen königlichen Beyſtand, noch in dem Augenblicke, da ſchon die Zelte abgebrochen wurden.

Acht Wochen waren verſtrichen als Jagello die Belagerung aufhob. Den Ritter aus der Offenbarung ſchreckten auch jezt noch Wunderzeichen; denn kaum hatte er den Fuß in den Steigbügel geſezt, da fiel ſein Roß todt zur Erde. Die abergläubigen Polen, die bey Tanneberg den heiligen Stanislaus für ſich ſtreiten, und, am Abend vor der Schlacht, einen König in den Wolken erblickten, der einen Mönch aus dem Himmel ſtürzte, entſezten ſich ob eines Zufalls, der im ausgehungerten Lager ſo natürlich ſchien. Ihr Rückzug glich faſt einer Flucht, und von Marienburgs Wällen ſpotteten die Belagerten ihnen jauchzend nach. Der Biſchoff von Cujavien, des Ordens Rache fürchtend, ließ alle ſein Geräthe auf Wagen laden, große Viehheerden zuſammen treiben, Männer, Weiber, Kinder fortſchleppen, um jene in Feindes Land zu hüten. Doch jenſeits der Weichſel ereilte das Ordensvolk den

Schwerbeladenen, und jagte ihm den größten Theil des Raubes wieder ab.

So endigte dieſe merkwürdige Begebenheit, aufs neue beweiſend, daß Kriegsglück übermüthig macht, und es leichter iſt, den Feind zu ſchlagen, als, durch Ergreifung des rechten Augenblicks, die Fehde glorreich zu enden.

Auf ſeinem Rückzug öffnete Marienwerder dem Könige die Thore, der, zum Dank, der Thumherren Speicher plündern ließ. Rheden hingegen, ſeit der Schlacht bey Tanneberg belagert, achtete ſeiner ſtolzen Auffoderung nicht; es wurde geſtürmt, und ergab ſich nur dann, als der Feind ſchon mit Aexten die Thore aufhieb. Unfreywillig mag hier Jagello die Deutſchen bewundert haben, denn er fand nicht mehr als funfzehn ſehr betagte Ritter, die durch Wort und That der geringen Beſatzung ihren Heldenmuth eingeflößt hatten.

Der König zog weiter und entließ ſein Heer, oder wurde vielmehr von ihm verlaſſen, denn wie hätte er ungezwungen wagen mögen, unvertheidigte Eroberungen ſchnell wieder einzubüßen, ja ſeine eignen Gränzen dem Feinde blos zu ſtellen? In Thorn, wo er raſtete, nahm man ihn ehrerbietig auf, und er vergaß ſein Mißgeſchick unter ſchmeichelnden Weibern, die ihn um Männer baten, weil bey Tanneberg die ihrigen erſchlagen worden. Bald aber ſtörte ſeine Ruhe die Schreckensbotſchaft: Tauchel werde belagert durch Küchmeiſter von Sternberg, und Polen ſelbſt ſey in Gefahr. Erſchrocken raffte er einiges Volk zuſammen, deſſen Roſſe nur Gerippe, deſſen Kleider durch häufigen Regen verfault, deſſen Waffen verroſtet waren. Dennoch prahlten die Polen mit einem erfochtenen Siege bey Crone, der dem Orden [illegible] gekoſtet habe. Das Gefecht war hitzig, denn Küchmeiſter ſelbſt wurde gefangen, doch die Folgen (die allein Siege beweiſen) entſprachen der pomphaften Verkündung nicht. Tauchel ergab ſich an die Kreuzherren, und das königliche Heer zog ſich zurück.

Indeſſen feyerte auch der Statthalter nicht; er nahm die verlornen Feſten eine nach der andern wieder ein. Die Liefländer hauſten in Litthauen, machten viele Gefangene, verkauften ſie als Sklaven weit und breit. Die Ungarn drangen vorwärts. Egloffſtein, Biſchoff zu Würzburg, ließ ſein Panier in Preußen wehen. Johann von Münſterberg, der letzte piaſtiſche Herzog in Schleſien, eilte herbey, des Ordens Ruhm zu theilen. Jagello, der ſchon in Thränen zerfloß, als er den Verluſt von Oſterrode, Neidenburg, Soldau vernahm, wollte mindeſtens Tauchel retten. Zwölf Fahnen brachte er wieder zuſammen, begleitete ihren Führer bis Bromberg, nahm ſchluchzend Abſchied von ihm, und ſandte ihn dem Feinde nach Tauchel entgegen. Hier ſollen abermals die Kreuzherren eine Schlacht verloren, ſich nur durch ſchnelle Flucht bis Conitz gerettet haben; allein die Folge war, daß Tauchel in ihren Händen blieb; daß ſich die Polen abermals zurück zogen, und einem dicken Nebel ihre Sicherheit verdankten; daß endlich das durch Hunger erſchöpfte Heer auseinander lief. Wenn der Sieg nur ſolche Früchte bringt, ſo durfte ſich der Orden zu ſeiner Niederlage Glück wünſchen.

Verdrüßlich und beſchämt foderten die Polen vor Tauchel, wozu, wie ſie meinten, Kriegsgewonheit ſie berechtige: die Harniſche aller Söldner, die in der Schlacht bey Crone feldflüchtig geworden. „Ihr „lügt,“ war die Antwort, „kluges Weichen iſt keine „Flucht,

„Flucht. Wir fodern euch zum Zweykampf an unpartheyiſchen Höfen, zu Bewahrung unſerer Ehre.“ — Wie fremd ſind unſern Zeiten jene Sitten geworden! —

Neunzehntes Kapitel.

Heinrich von Planen als Hochmeiſter.

Mitten unter dem Geräuſch der Waffen kamen die Meiſter von Lief- und Deutſchland mit ihren preuſſiſchen Ordensbrüdern in Marienburg zuſammen, und an dieſer Stelle, wo jeder Stein den Ruhm des Statthalters verkündete, wählten ſie einmüthig ihn zum Hochmeiſter.

Viele Chroniken haben folgende Sage fortgepflanzt: die beyden Heinriche von Planen und Küchmeiſter von Sternberg, waren Nebenbuhler um die Hochmeiſterliche Würde; jene Beyden die Retter von Marienburg, dieſer durch manche Waffenthat berühmt. Die Brüder, um keinen zu kränken, trafen die ungewöhnliche Auskunft, die Wahl ihres neuen Regenten den drey Mitbewerbern ſelbſt zu überlaſſen. Küchmeiſter und der jüngere Heinrich benutzten dieſes Vertrauen blos, um auch ihre Vollmacht in des Statthalters Hände zu legen, hoffend, ſeine Beſcheidenheit werde aus ihnen beyden den Hochmeiſter ernennen. Doch er befragte ſeine Brüder ernſt: ob es ihr feſter Wille ſey, dem zu gehorchen, dem er den Fürſtenmantel reichen werde? Sie bejahten. Alſobald warf er den Mantel um ſeine eigenen Schultern, bittend, man wolle ſich daran nicht ärgern, denn auf ſein Gewiſſen habe man die Wahl ihm anbefohlen; nun ſey ihm wohl bekannt, wie treu er ſelbſt es mit dem Orden meine, für fremde Geſinnungen könne er nicht bürgen. Darum foderte und erhielt er aller Anweſenden Handſchlag. Dieſe Sage, von vielen verworfen, von andern in Schutz genommen, möge hier auf ſich beruhen.

Kaum erfuhr Jagello die vollbrachte Wahl, als er in einem höflichen Schreiben dem neuen Hochmeiſter Glück wünſchte, fragend: ob er den Freund oder Feind in ihm zu achten oder zu fürchten habe? Heimlich und räthſelhaft fügte er das Erbieten ſeiner Hülfe gegen ungehorſame Unterthanen hinzu. Höflich kalt verbat ſich Heinrich ſeinen Beyſtand, ihm vorrückend, daß er, ohne Rückſicht auf ein päpſtliches Ermahnungsſchreiben, neue Söldner werbe, weshalb der Orden ein gleiches thun müſſe. Er bethätigte ſeine Worte, und zeigte bald ſich eben ſo würdig, ein Land zu beherrſchen, als eine Feſte zu vertheidigen. Haufenweis ſtrömten deutſche Söldner dem Orden zu. Die Ungarn zuckten ihre Schwerter. Die Liefländer ſchüttelten ihre Lanzen. Schlöſſer und Städte ergaben ſich. Die polniſchen Kleider und Mützen verſchwanden wieder. Alles trat nach und nach in ſein altes Gleis. Um den großen Aufwand zu beſtreiten, der ſich täglich auf 14000 ungariſche Gulden belief, wurden erledigte Aemter unbeſezt gelaſſen; die Einkünfte gewann der Ordensſchatz, die Arbeit that Heinrich ſelbſt. An König Wenzel trat er, wiederkäuflich, die böhmiſchen Ordensgüter ab. Die Danziger, mit entblößten Häuptern um Gnade flehend, ſtreckten große Summen vor, und ſo gelang es ihm, dem erſchöpften Ordenskörper jene metallene Seele zu erhalten, ohne welche auch der größte Regent ſich überall gelähmt fühlt.

Indeſſen wagte Jagello noch einige Verſuche, das entflohene Glück wiederum zu haſchen, und ſeine Lobredner ſind aufs neue freygebig mit Siegen, bald über die Ungarn, bald über die Liefländer erfochten. Allein erſchöpft waren beyde Kämpfer, das ſcheint gewiſſer. Darum wurde es dem Biſchoff von Würzburg leicht, zu einer freundlichen Zuſammenkunft ſie zu bereden. Am Schluß des Jahres empfing der König den Hochmeiſter zu Razianz, und bewirthete ihn prächtig; doch den Frieden führte dieſer Pomp nicht herbey, auch keine Waffenruhe; darum der Hochmeiſter, um Beyſtand werbend, vor allen chriſtlichen Fürſten laute Klage erhob. 1410.

Einige Hülfe führte jezt Conrad Lezkau, Danzigs Burgemeiſter, dem Orden zu; denn dieſer muthige, verſchlagene Mann, ſchon öfter in ſchwierigen Geſchäften erprobt, ſchlich, als Bettler verkleidet, durch die Polen, und erhielt von der Achtung, deren er längſt an fürſtlichen Höfen genoß, ungehinderte Werbung für das Ordensheer.

Als Jagello ſah, daß ſein feſter Gegner nicht zu beugen ſey, ſchloß er endlich Waffenſtillſtand auf einen Monat, ſeinem Gewiſſen vorbehaltend ihn zu brechen, ſobald ein Vortheil winke. Die Gelegenheit ſäumte nicht. Der Hochmeiſter und ſeine Gebietiger, dem königlichen Worte vertrauend, hatten ſich zu Thorn verſammelt, um des nahe gehofften Friedens willen. Da ſchmiedete Jagello den treuloſen Anſchlag, ſie zu überfallen, und ſo dem Orden alle ſeine Stützen auf einmal zu rauben. Nur Witold dachte rechtlicher und verwarf den unfürſtlichen Rath.

Dennoch blieb der verlängerte Waffenſtillſtand nicht ungebrochen. Ueberfall und Raub, von Bromberg aus im Lande verübt, hätten leicht des Friedens kaum gelegten Grundſtein wiederum erſchüttern mögen, hätte nicht Heinrich, um ſeinem Orden die unentbehrliche Ruhe zu ſchaffen, jede Empfindlichkeit unterdrückt. Dieſe Mäßigung, Jagello's natürliche Zagheit, Witolds erkalteter Eifer, und manches erlauchten Vermittlers Beſtreben, gebaren endlich einen Frieden, den, nach einer ſolchen Niederlage, der Orden, unter ſolchen Bedingungen, kaum mehr hoffen durfte.

Zwanzigſtes Kapitel.

1411.

Der Thorner Friede.

Alſo lautet dieſer, den päpſtlichen Hof entzückende Friede, der, nach der Menſchen Gewohnheit, auf ewig geſchloſſen wurde: Vergeben und vergeſſen alles Unrecht von beyden Theilen. — Befreyung der Gefangenen ohne Löſegeld. — Zurückgabe aller Eroberungen, ausgenommen Samayten, in deſſen Beſitz der König und der Großfürſt während ihrer Lebenszeit verbleiben; nach ihrem Tode ſoll es friedlich dem Orden wieder zufallen. — Ein Ländlein in Maſovien, dem Orden verpfändet, wird dem Herzoge unentgeldlich ausgeliefert. — Polen behält Dobryn, der Orden Pommerellen, Culm und Michelau. — Schiedsrichter ſprechen über Drieſen und Santok, wenn der König es begehren wird. — Daſſelbe gilt von ſtreitigen Gränzen. — Den Biſchöfen von Gneſen und Leslau bleibt der Genuß ihrer Güter im Ordensgebiete unverkürzt. — Handel wird geſchützt — Verbreitung des Chriſtenglaubens angelobt — Rückkehr aller Flüchtlinge zugeſtanden — doch ausgenommen den Biſchoff von Ermland, der dem Hochmeiſter ein Geleite erbitten ſoll. — Der König von Ungarn wird in den Frieden geſchloſſen, wenn er es für gut findet. — Später fügte Jagello die Bedingung eines Löſegeldes für die Gefangenen hinzu; 100000 Schock Groſchen ſollten erlegt, hingegen auch das Landlein des Herzogs von Maſovien mit 5000 Schock wiederum gelöſt werden.

Unter einem Zelte auf der Ebene bey Zlotor wurde dieſer Friede beſchworen, und von beyden Theilen die geweihte Hoſtie darauf genoſſen. So ſchien der Orden noch einmal dem Abgrunde entrückt, der ihn zu verſchlingen drohte, und Jagello beweinte die entſchlüpften Vortheile, die ſein Glückstaumel verſchmäht hatte. Tief gebeugt war freylich der alte Feind, entkräftet und beraubt, denn funfzig verlorne Paniere prangten im Thum zu Cracau, und was in Schlöſſern und Kirchen erbeutet worden, ſchleppte der Sieger in die Heimat. Noch gefährlicher für eine nahe Zukunft war die Erfahrung, daß der mannhafte Ritterorden der heiligen Jungfrau nicht unüberwindlich ſey. Der Arm des Stärkeren wurde nicht mehr durch Schrecken gelähmt beym Anblick des ſchwarzen Kreuzes. Die Denkſteine ritterlicher Thaten, in zwey Jahrhunderten errichtet, zertrümmerte Ein böſer Tag. Trübe war die Ausſicht, der Muth gebeugt, der Stolz gedemüthigt. In dieſer Lage mußte ein ſolcher Friede jeden Kreuzherrn in freudiges Erſtaunen ſetzen. Die Polen aber murrten, denn ſie hatten ihr Blut allein für Witold vergoſſen; darum wurden ſie ihm gram. Vermuthlich war Jagello's Geiz ein mächtiger Hebel, vom klugen Heinrich bewegt; denn keinen der Friedensartikel bereute Jener, den ausgenommen, der die Gefangenen ohne Löſegeld frey ſprach, und der Hochmeiſter ließ den Zuſatz gelten, der weder Land noch Menſchen, nur Gold ihm raubte.

Um die öffentliche Meinung zu lenken, deren Sklaven alle Fürſten ſelbſt dann noch bleiben, wenn ſie jedes Recht ſchamlos mit Füßen treten, ſandte Jagello dem Papſte koſtbare Geſchenke, Pelzwerk und goldene Gefäße, begehrend, daß er den geführten Krieg für gerecht, das geraubte Kirchenſilber für wohlerworbenes Eigenthum der polniſchen Kirchen erkläre. Die Gaben wirkten; es geſchah.

Triumphirend zog der König in Cracau ein, wo er mit großer Pracht eine maſoviſche Prinzeſſin, ſeine Nichte, dem Erzherzog von Oeſtreich vermählte. Unter den fürſtlichen Geſandten, welche dieſe Feſte durch ihre Gegenwart verherrlichten, befanden ſich auch die des Kaiſers, heimlich beauftragt zu neuen Verſuchen, Litthauen mit Polen zu entzweyen, in demſelben Augenblicke, da ſie, durch Freundſchaftsbeweiſe ihres Herrn, dem leichtgläubigen Jagello ſchmeichelten; denn Polens Untergang blieb unabweichlich der Zweck des doppelzüngigen Sigismund.

Das Löſegeld in verſchiedenen Friſten zu erlegen, hatte der Orden ſich verpflichtet. Die erſte lief ab, und Heinrich zahlte pünktlich. Als aber dennoch die Gefangenen nicht befreyt wurden, ergriff er den, ſeinem Geldmangel günſtigen Vorwand, die fernere Tilgung zu verzögern. Neuer Same der Zwietracht, den des Papſtes Ermahnungen, auch König Carls von Frankreich Drohungen zu erſticken ſuchten. Carl und viele deutſche Fürſten äußerten den Wunſch, daß Jagello die Schuld erlaſſen, oder mit Gelindigkeit beytreiben möge.

Ihrer Bitten Wirkſamkeit nicht vertrauend, warb der vorſichtige Heinrich Söldner zu Deckung der Gränzen. Die kamen und wurden bald eine neue Landplage; denn als ihr Sold nicht zu erſchwingen war, plünderten ſie das platte Land, verpfändeten die anvertrauten Schlöſſer an den Herzog von Maſovien, und zogen heim.

Großmüthiger verfuhren Lübeck, Roſtock und Stralſund, die über das Meer unbeſoldete Hülfsvölker ſandten.

Heinrichs Mißtrauen rechtfertigte ſich nur zu bald. Witold brach den Frieden; unter welchem Vorwand, iſt ſchwer zu errathen. Ueberlegene Macht bedarf deſſen nicht, denn laute Bewunderung verſchlingt den heimlichen Fluch. Witold rückte ins Feld. 6000 Reiter, die Heinrich ihm entgegen ſandte, wurden geſchlagen. In dieſer peinlichen Lage war Kaiſer Sigismund des Ordens treue Stütze, wenn es auch nicht immer ſo ſchien; denn es ſollte nicht ſo ſcheinen, um Polen einzuſchläfern.

Folgendes wird erzählt: Die Räthe beyder Könige ſchloſſen Beyfrieden, der unter andern beſtimmte, wenn Jagello den Orden angreiſe, ſo wollte Sigismund nicht an ſein Wort gebunden ſeyn; hingegen auch die Kreuzherren verlaſſen, wenn ſie den Frieden brächen. (Gewiſſermaßen brach Jagello ihn ſogleich, denn er unterzeichnete die Urkunde als Erbeling von Pommern.) Um beyde Monarchen gänzlich zu verſöhnen, wurde eine perſönliche Zuſammenkunft verabredet — eine oft gefährliche, oft heilſame Maßregel, je nachdem der Menſch dem Menſchen überlegen an liſtiger Bosheit oder kluger Redlichkeit. Hier ſoll der treuloſe Sigismund mit dem treuloſen Jagello eine Theilung von Preußen beſchloſſen, und nur aus einem Ueberreſt von Scham bedungen haben, daß dieſe Uebereinkunft verſchwiegen bleibe, der Urkunde nicht einverleibt werde, die blos einen Waffenſtillſtand, bis zu beyder Monarchen Lebensziele und noch fünf Jahre drüber, enthielt. 1412. Hingegen ſoll ein Schwur die tückiſche Verabredung bekräftigt haben. Allein Sigismund, weit entfernt den Orden zu verrathen, ſpann ſolche Unterhandlung nimmer an, oder trieb nur ſein Geſpött mit Jagello's Leichtgläubigkeit. Um vor der Hand dem Orden Ruhe zu verſchaffen, erbot er ſich zum Schiedsrichter. Beyde Theile willigten ein. Männer von Anſehn, unter ihnen der Erzbiſchoff von Riga und Heinrich von Planen, gingen als Geſandte nach Ungarn. Mitglieder aller Stände, ermländiſche Thumherren, preußiſche Ritter und drey Burgemeiſter wählte der kluge Heinrich zu ihren Begleitern; damit im ſchlimmſten Falle, wenn Sigismund parteyiſch richten würde, die Unterthanen aller Stände, durch ihre eigenen Genoſſen, von des Ordens Recht und Mäßigung ſich überzeugen möchten.

Um der öffentlichen Meinung ſich noch mehr zu vergewiſſern, erſchien der Hochmeiſter ſelbſt barfuß an der Spitze eines büßenden Zuges, und ſeit dem Augenblicke, da die Geſandten Marienburg verlaſſen hatten, löſten Prieſter und Mönche Tag und Nacht, Stunde um Stunde betend, in der Schloßkirche ſich ab.

Die Geſandten trugen dem Könige von Ungarn klagend vor: noch ſind die Gefangenen nicht befreyt, vielmehr ihre Feſſeln erſchwert, indem man ſie dem Spott des Pöbels Preis gibt. Noch haben Jagello und Witold ihr Wort nicht erfüllt, keine beſondere Urkunde wegen Samaiten ausgeſtellt. Noch immer erlauben ſich Polen und Litthauer feindliche Ueberfälle; Witold befeſtigt Schlöſſer im Ordensgebiete; kein Recht iſt zu erlangen; darum klagen wir ſolches dem Kaiſer und allen Churfürſten; darum iſt der Orden los und ledig von allen Zuſagen; darum hat unſer Meiſter durch 18000 Reiter die Ufer der Weichſel gedeckt.

Es gelang den Polen nicht, durch Beſchönigung ihres Verfahrens den Richter zu blenden. Deſſen erſter Spruch betraf des Ordens Händel mit dem

Biſchoff von Cujavien. Wie ſehr dieſer ungeiſtliche Prieſter der Kreuzherren Haß gereizt und verdient hatte, iſt ſchon erzählt worden. Nicht bloß im Lager vor Marienburg, auch am römiſchen Hofe trieb er ſein böſes Spiel, bewirkte ſogar eine päpſtliche Vorladung an den Hochmeiſter ſelbſt. Vermuthlich war der Orden in ſeiner gerechten Rache zu weit gegangen, indem er des feindlichen Biſchoffs Güter ſich bemächtigte, die Sigismund ihm jezt wieder zuſprach, ſammt allen vermißten Einkünften, bey namhafter Pön. Hingegen lautete ſein zweyter Spruch dem Orden günſtiger: der Thorner Friede ſoll ſtreng gehalten werden; doch im Fall der Orden die ſchuldigen Summen nicht zu zahlen vermag, ſoll er dafür die Neumark und Drieſen an Polen verpfänden.

So weit ließ Heinrich es nicht kommen. Dieſe wichtige Beſitzung durfte nicht verloren gehn. Lieber bot er alles auf, lieber „that er dem Lande weh,“ wie er ſelbſt bekannte. Das Geld wurde zuſammen gerafft, der böſe Gläubiger befriedigt, und die Ruhe ſchien erkauft, wenn gleich theuer. Die Polen räumten alle Schlöſſer, die ſie noch pfandweis inne hatten; aus manchem hatte ſchon der Hunger ſie getrieben.

Doch Ruhe mit Polen blieb jederzeit nur frommer Wunſch oder Täuſchung. Nicht alle Zweifel hatte Sigismunds Spruch gelöſt, nicht alle Klagen beſeitigt.. Gränzſtreitigkeiten und manche Nebendinge, von der Händelſucht gar leicht zu Hauptbeſchwerden geſtempelt, blieben noch zu ſchlichten übrig. Witold foderte Genugthuung für ſeine gefangenen Unterthanen, die, ſchon ausgelöſt und heimziehend, in Preußen waren mißhandelt worden. Heinrich klagte hinwiederum, daß man ihm zumuthe, auch die gefangenen Fürſten und Herren zu löſen, die nicht Ordensbrüder waren.

Sigismund, mit Türken und Venetianern im Kampfe, benuzte die ertheilte Befugniß, ſeine ſchiedsrichterliche Gewalt einem Dritten zu übertragen, und ernannte Benedict von Macra, einen Doctor der Rechte, der an Ort und Stelle unterſuchen, nicht entſcheiden, nur des Kaiſers gefällten Spruch in Ausübung bringen, und im Fall er beyde Theile nicht vergleichen könne, an Sigismund berichten ſollte. Mit ſeines Herrn eigentlichen Geſinnungen war dieſer Macra nicht vertraut; die blieben ein tiefes Geheimniß, von einem verſchwiegenen Pergament bewahrt, 1412. auf welchem der König von Ungarn erklärte: „wenn er mit der Hülfe des Allmächtigen das Königreich Polen erobern würde, ſo ſolle Cujavien und Dobryn dem Orden abgetreten werden.“

Es iſt wahr, daß Jagello ſich nur zu oft treuloſer Tücke ſchuldig machte; aber auch wahr, daß ſeine Feinde ſich darin nicht übertreffen ließen; denn ſchwarz erſcheint der Beſchluß, den zu vernichten, dem man im ſelben Augenblicke freundlich die Hand reicht. Wäre es möglich ein ſolches Verfahren zu entſchuldigen, ſo möchte es geſchehen durch die neuen Nichtswürdigkeiten, die Jagello jezt erſann, um der Zurückgabe von Samayten nach ſeinem Tode auszuweichen. Zwar 1413. befreyte er endlich die Gefangenen, übergab auch die Urkunde, welche dem Orden den Beſitz jenes Landes ſichern ſollte, und ſo ſchien es freylich, als habe er jeder Pflicht vollkommen Genüge geleiſtet; auch ermangelte der feile Benedict von Macra nicht, ihm ſolches förmlich zu bezeugen; aber zu gleicher Zeit traten, von ihrem Beherrſcher angeſtiftet, die Stände von Polen und Samayten auf, widerſprachen im Namen der Töchter Witolds und Jagello's, ja ſogar im Namen der Gemahlin des Großfürſten, erklärten die zu Raziancz geſchehene Abtretung für ungültig, wollten die Verjährung hemmen. Welche kümmerliche Ausflüchte! Witold war gleichſam nur Lehensträger, dem der Beſitz von Litthauen lebenswierig zuſtand; welches Recht hatte ſeine Gemahlin? — ſeine Tochter? — Polen ein Wahlreich; welches Recht Jagello's Tochter? — und wer waren die Stände, die den heiligen Verträgen ihres Königs widerſprachen? Eine einzige Perſon, der Erzbiſchoff von Gneſen. Er allein war beauftragt, mit einer Hand die zugeſagte Urkunde, mit der andern den Widerſpruch zu überreichen, der jene entkräften ſollte. Benedict Macra, durch polniſches Geld erkauft, ſtand ihm treulich bey. Sein Gehülfe war ein polniſcher Schreiber, den des Ordens wies er zurück. Von Witold empfing er groſſe Gaben und den Ritterſchlag. Einen beſtimmten Tag zu Kowno ſchob er ohne Urſach weiter hinaus. Die Gränzen wollte er nicht bereiſen, der älteſten Einwohner Ausſagen nicht hören, damit er nicht gezwungen würde, Witolds neue Feſte, Wielun, im Ordensgebiete zu finden.

Eilig beſchickte Heinrich den König von Ungarn, klagend über den parteyiſchen Friedensmittler. Der alte Groll, von beyden Theilen um ſo heftiger, da beyder Theile Gewiſſen befleckt war, drohte wieder auszubrechen: denn unverſöhnlich iſt der Haß des Schuldbewußten. Die Polen rüſteten ſich. Litthauens innige Verbindung mit ihrem Reiche wurde erneuert, Samayten zwar nicht namentlich einbegriffen, doch mitverſtanden. Der frömmelnde König bereiſte in Perſon dies unglückliche Land, predigte ſelbſt das Evangelium, ſchenkte, drohte, belehrte, baute Kirchen. Sein Eifer begehrte ſogar vom Papſte eine Kreuzfahrt gegen die Tataren, die jedoch der Ordensanwald, von Sigismunds Geſandten unterſtüzt, zu verhindern wußte; denn der Kreuzzug ſchien vielmehr dem ſchwarzen Kreuze zu gelten, da Jagello mit den Tataren in Friede und Freundſchaft lebte, und deren Chan um dieſelbe Zeit ihm Beyſtand und Geſchenke bot.

Heinrich, um den Polen zu zeigen, was, bey erneuertem Kriege und günſtigerm Glück er zu fodern berechtigt ſey, ſprach jezt laut von dem alten Gnadenbriefe Kaiſer Ludwigs, der ganz Litthauen dem Orden ſchenkte.

So ſtanden beyde Kämpfer einander murrend gegenüber; und erbittert, vielleicht auch heimlich trozzend auf den mit Sigismund geſchloſſenen Vertrag, wich der Hochmeiſter von der Mäßigung ab, die ſeinen Pfad bisher bezeichnet hatte. Um die geworbenen Söldner zu beſchäftigen, beſchloß er die Züchtigung der pommerſchen und maſoviſchen Herzoge. Sein Kriegsvolk rückte vor. Gewöhnliche Gräuel wurden verübt. Die Flamme loderte ſchon, als eine überraſchende Begebenheit ſie plözlich dämpfte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Heinrichs innere Regierung.

Zum großen Manne von der Natur geſtempelt ſeyn, iſt nicht genug für Mit- und Nachwelt; denn ob jene ihm huldigen, dieſe ihn preiſen werde, iſt nur vom Zeitgeiſt abhängig. Es gab Jahrhunderte, wo viele geſittete Völker den großen Kaiſer Julian mit Abſcheu nannten. Es kam eine hellere Zeit, wo man ihn bewunderte. Doch warlich, uns ſtehen Tage bevor, in welchen man dieſe Bewunderung abermals gottloſe Verblendung ſchelten wird. So wechſelt Nachruhm wie Sommer und Winter. Heil dem großen Manne, den wenigſtens die Zeitgenoſſen durch ihre Huldigung belohnen; aber weh ihm, wenn er zu früh oder zu ſpät geboren wurde! dann ſinkt er verkannt. So Heinrich von Plauen.

So lange, von Gewittern umringt, das alte Gebäude der Ordensmacht Einſturz drohte; ſo lange die Brüder an eigner Rettung verzweifelten; ſo lange waren die ſcheuen Blicke ängſtlich auf den kühnen, unerſchütterlichen Mann gerichtet, der ſeinen Arm ausſtreckte und dem Bliz entgegen trat. Keiner wagte ihn zu tadeln, wenn er durch Eigenmacht die Ohnmacht ſtüzte. Kaum aber ſchienen die zerſtreuten Wolken heitere Tage zu verſprechen, da hub der Neid ſein grinſendes Haupt empor, und jeder glaubte ſich geſchickt zu Verwaltung des bequemen Amtes.

Ohne Rath der Gebietiger hatte er vieles unternommen und vollendet, theils mehr vertrauend ſeinen tapfern und geprüften Blutsverwandten, theils überzeugt, daß in bedrängten Zeiten Vereinfachung der Gewalt am dienlichſten ſey. Da ſchalt man ihn Deſpot. Er aber wählte aus Edlen und Bürgern verſtändige Räthe, und knüpfte ſo durch neue Bande die Unterthanen an die Herrſchaft, troz dem Murren mißgünſtiger Brüder.

Wichtige Ordensämter ließ er lange unbeſezt, aber nur um ſeines Amtes eigene Beſchwerden durch deren ſtreng erfüllte Pflichten zu vermehren, den Ordensſchaz hingegen mit den erſparten Einkünften zu bereichern. Ritter aus vornehmen Geſchlechtern beförderte er günſtiger als Brüder aus dem niedern Adel, aber nur weil deren Verwandtſchaft mit mächtigen Fürſten dem hülfsbedürftigen Orden Hoffnungen gewährte.

Wittwen und verwittwete Bräute wurden von ihm ermuntert, aus den Söldnern junge Männer zu wählen; doch liederliche Söldner in fleißige Hausväter umzuſchaffen, dazu reichte weder ſeine Macht, noch die der Liebe hin. Sie vergeudeten ihrer Gattinnen Habe ſchnell, und foderten dann, vom Mangel entwöhnt, mit größerem Ungeſtüm den rückſtändigen Sold.

Das den Polen verpfändete Wort zu löſen, wurde täglich dringender und ſchwerer. Mißwachs mehrte Armuth; Mäuſe verzehrten das Getreide. Heinrich mußte ſeine Zuflucht zu einer harten Auflage nehmen, keiner blieb verſchont. Geiſtliche und Laien, ſogar das Geſinde ſteuerten nach Vermögen und über Vermögen bey. Die Ordensbrüder, auch die Liefländer, mußten ihr Silbergeſchirr in die Münze, und was an Gold und Silber ſich höher als drey Mark belief, in den Schaz liefern. Alle Ordensgüter wurden beſteuert, unbegünſtigt vor Andern. Das Kirchengeräthe verwandelte ſich in Geld. Es war eine allgemeine Noth, die mit gleich vertheilten Kräften ſollte getragen werden. Das gefiel den Brüdern übel, die jederzeit ſich den Genuß, den Unterthanen das Entbehren vorbehielten.

Der giftigſte Pfeil, den der Neid auf den Hochmeiſter abdrückte, und der in jenen Zeiten nie die Bruſt des Mannes verfehlte, den man ſtürzen wollte, war der Vorwurf des Unglaubens. Gelehrte, weiſe, aufgeweckte Männer, die er gern an ſeinem Hofe ſah, nannte man Sterndeuter, Zauberer, Hofnarren. Um das verödete Land wieder zu bevölkern, vergönnte der aufgeklärte Heinrich allen Secten Glaubensfreyheit. Wiclefiten und Huſſiten ſtrömten herbey. Manche ſeiner Freunde bekannten ſich zu ihrer Lehre, vielleicht er ſelbſt. Allzukühn befreyte er die Mönche von ihrem gotteslaͤſterlichen Gelübde der Keuſchheit; ſie durften ſich vermählen und thaten es häufig. Doch als er gewahrte, daß ſeine Nachſicht nur die damalige Verworfenheit dieſes Standes mehrte, da jagte er ſie zurück in ihre Klöſter oder fort aus dem Lande. Hat er ſolche Nichtswürdige Hundebuben genannt, wie man ihm vorrückt, ſo verdienten ſie den Schimpf. Die Geiſtlichkeit war damals, nach einmüthigem Bekenntniß der Zeitgenoſſen, alſo verderbt, daß man dem redlichen Helden es nicht zu hoch verargen ſollte, wenn er das Abendmahl aus unreinen Händen nicht empfing; wenn er Faſten und andere Kirchengebräuche vernachläſſigte, und zu einer Zeit, wo drey Päpſte um die dreyfache Krone buhlten, die ſpitze Rede ſich entſchlüpfen ließ: „der Antichriſt herrſche zu Rom.“

Aber weiſe war die Verordnung, ſich nur an die Bibel zu halten, die widerſprechenden Auslegungen der Kirchenväter zu verbannen. Weiſe war die vom Papſt bewirkte Verminderung abergläubiſcher Feyerlichkeiten;

weiſe die Schmälerung der Einkünfte einiger Pfarrkirchen, die er dürftigen Hoſpitälern anwies. Auch duldete er gern unſchädlichen Volkswahn; ſtiftete ſelbſt auf dem Tanneberger Schlachtfelde Kapellen und Meſſen für die Seelen der Erſchlagenen; erſchien ſelbſt barfuß an der Spitze eines büßenden Zuges.

Hart bezüchtigte man ihn der Rachſucht gegen alle, die dem Orden in ſeinem Unglück Treue gebrochen. Wahr iſt, er ließ einige enthaupten, andere im Gefängniß verſchmachten; er that es heimlich, um ihre Geſchlechter nicht zu verunehren. Er entſezte thorner Rathsherren eigenmächtig ihres Amtes. Er vertrieb den Biſchoff von Ermeland aus ſeinem Biſthum. Aber jene hatten anvertraute Feſten, ohne Noth, ohne Gegenwehr den Polen überliefert; dieſer ſich als ein erbitterter Feind des Ordens bewieſen, war ſchuldbewußt als Kaufmann verkleidet entflohen, ſo bald der Orden von ſeinem Falle ſich erhub. Nie iſt Rache verzeihlicher, als wenn der Beleidiger das Unglück verhöhnte.

Und doch wäre es eine kurzſichtige Behauptung, Heinrichs Strenge der Rachluſt beyzumeſſen. Gerettet hatte er zwar den Orden für dieſen Augenblick, allein noch immer ſtand er umringt von drohenden Gefahren. Täglich konnte die Kriegsflamme wieder ausbrechen: jeder Tag eine neue, furchtbare Umwälzung herbeyführen. Da gebot die eiſerne Noth, ſchreckende Beyſpiele aufzuſtellen, auf daß, bey erneuerten Gefahren, die Furcht den Wankelmuth beſiegen möchte.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Leiden und Frevel der Danziger.

Am gehäſſigſten laſtet auf dem Hochmeiſter der Schein einer geduldeten, gegen Danzig verübten Grauſamkeit: dort haderte ſchon längſt ein hoffärtiger Comthur, Heinrichs ungleicher Bruder, mit den Bürgern, bald wegen der neuen, mit ſcheelen Augen betrachteten Vorſtadt, bald wegen Börnſtein- oder Krahngerechtigkeit, oder dem engliſchen Kaufmann zugeſtandener Vergünſtigungen. Immer hatte Heinrich zu Gunſten der Stadt entſchieden. Jezt — um die großen, im Thorner Frieden gelobten Summen zu erſchwingen, mußte er wider ſeinen Willen Rothmünze prägen laſſen. Er ſelbſt bekannte ſchmerzlich: er müſſe dem Lande weh thun; doch kein anderes Mittel blieb ihm übrig. Ein Danziger Rathsherr, Benedict Pfennig, Pachter dieſes Zweiges, ſchlug die neue, geringhaltige Münze in Danzig ſelbſt. Die Bürgerſchaft, unterſtüzt von alten, würdigen Rathsgliedern — von jenem Conrad Lezkau, der noch kürzlich mit Lebensgefahr dem Orden Söldner zugeführt — von jenem Arnold Hecht, der die Vitalienbrüder vertilgen helfen — gerieth in Gährung, trozte, weigerte ſich das loſe Geld zu nehmen, ſtellte den verhaßten Mitbürger zur Rede, und, als er zu eigner Beſchönigung den Verdacht weckte, der ganze Rath ſey mitſchuldig, da drohte Aufruhr. Der leichtfertige Mann, der um Ordensgunſt und ſchnöden Gewinn ſeine Mitbürger ohne Bedenken verkaufte, mehrte die Erbitterung, indem er eidvergeſſen, was im Rath verhandelt, oder im traulichen Kreiſe geſprochen wurde, dem Comthur verrieth. Einſt wurde er deſſen überführt, da ergriffen ihn die Rathsherren und ſtürzten ihn aus dem Fenſter, daß er Arm und Beine brach. Sein Leben wurde ihm erhalten, nicht ſeine Ehre, denn er blieb ein beſcholtener Mann, deß Amtes entſezt. Der Comthur, längſt erbittert gegen die widerſpenſtigen Danziger, brachte ſeine Klage an den Hochmeiſter. Doch Heinrich, eingedenk empfangener Dienſte, oder fürchtend der reichen Bürger Macht, verwarf Strenge, kam ſelbſt gen Danzig, vermittelte freundlich und verſöhnte die Hadernden an heiliger Stätte. Allein der ſtolze Comthur hatte nur die Hand gereicht, das Herz verſchloſſen. Sein Groll brütete grauſame Rache.

Eines Tages entbot er die Bürgermeiſter auf das Schloß zu einem frohen Gaſtmahl. Sie gingen arglos. Auf der Straße begegnete ihnen des Comthurs Narr, der ſprach vorübergehend: „wenn ihr wüßtet was man oben für euch kocht, ihr bliebet daheim.“ Nur einer der geladenen Gäſte ſtuzte, erwog des Narren Wort und kehrte um.

Bald begann auch Arnold Hecht zu zweifeln. „Des Narren Rede gefällt mir nicht“ ſprach er bedenklich zu Conrad Lezkau. Aber dieſer, ein großmüthiger, beherzter Mann, entgegnete: „Sollen wir auf Thoren achten? wir haben ſicher Geleit, alle Feindſchaft iſt getilgt; beweiſen wir jezt Mißtrauen, ſo werden die Gemüther aufs neue erbittert.“ Alſo blieben ſie gutes Muthes und gingen weiter.

Ordensbrüder empfingen ſie freundlich auf der Schloßbrücke; kaum aber hatten ſie den Fuß in den Vorhof geſezt, als das Thor ſich hinter ihnen ſchloß und die Zugbrücke aufrollte.

„Die Vögel ſind gefangen“ flüſterte der Narr, der hinter ihnen ſtand. Man führte die Betrogenen in einen großen Saal.

„Willkommen ihr Schelme und Böſewichter!“ rief der Comthur ihnen entgegen. Ein Strom von Schmähungen, gehäufte Vorwürfe, Geſchrey der Anweſenden betäubte die Gefangenen. Sie verſuchten dennoch ſtandhaft ſich zu rechtfertigen, und beriefen ſich, manchen Vorwurf entkräftend, auf ihr gutes Recht.

„Was Recht!“ fuhr der Comthur heraus, indem er wüthend an ſeine Bruſt ſchlug, „hier iſt euer Recht! dem ſollt ihr gehorchen.“

Da wandte ſich Conrad Lezkau zu ſeinem Unglücksgefährten, ſprechend: „O mein Freund! hier ſteht es übel mit uns. Hätte ich jezt ein gutes Schwert zur Hand, ich wollte tauſend Gülden darum ſchuldig bleiben.“

Schon einige Tage zuvor hatte der blutdürſtige Comthur den Scharfrichter aus Elbing heimlich berufen laſſen, der ſollte jezt die Unverurtheilten enthaupten. Deſſen weigerte er ſich, wurde vergebens mißhandelt. Da ſperrte der Comthur ſeine Schlachtopfer in Kerker, zechte wohlgemuth bis Mitternacht, und als er trunken war ſammt ſeinen Brüdern, befahl er, die Gefangenen geknebelt herbey zu ſchleppen. Die Kreuzherren verwalteten ſelbſt das Henkeramt, und tauchten ihre Schwerter unzähligemal in das Blut der Unſchuldigen.

Aber ſie verheimlichten die gräßliche Mordthat. Die Bürger meinten, ihre Obrigkeit ſey nur gefangen, ſandten deshalb Boten an den Hochmeiſter. Frauen und Töchter der Entleibten brachten täglich Speiſen auf das Schloß, um ihre Männer und Väter zu erquicken. Die Knechte empfingen es willig an der Pforte, beſtellten auch wohl, den Jammer verhöhnend, allerley Leckerbiſſen, als hätten ſolche die Eingekerkerten begehrt.

Am ſechsten Tage erſchien ein ſtrenger Befehl des Hochmeiſters, die Gefangenen alſobald auf freyen Fuß zu ſtellen; er ſelber werde kommen die Sache zu verhören. Da legte man in der Nacht die Gemordeten hinaus vor die Pforte. Am Morgen umgaben Verwandte und Mitbürger die Leichname heulend, und als der Frevel ungeſtraft blieb, fluchten ſie der Tyranney der Kreuzherren. „Das iſt der Lohn“ ſprach man laut, für Conrad Lezkau's treue Dienſte. Darum hat er einſt, als Ordensgeſandter, in däniſcher Gefangenſchaft geſchmachtet. Darum iſt er in Bettlerkleidern zu den deutſchen Fürſten gezogen, die ihm laut bezeugten: hätte der Orden vier der beſten Gebietiger geſandt, ſie würden minder bey uns ausgerichtet haben, als dieſer Ehrenmann. Darum hat der Hochmeiſter zu ihm geſprochen: das wollen wir vergelten Euch und den Eurigen ſo lange wir leben.“ — Nimmer wurde dieſe Gräuelthat vergeſſen.

Bald nachher entſtand neuer Zwiſt. Heinrich beſchatzte das Land. Danzig begehrte Ausnahme, ſeiner Schiffe wegen, die noch auf dem Meere in der Gewalt der Stürme ſich befanden. Bürger und Rathmänner, die vereint Vorſtellungen wagten, wurden abermals von dem heftigen Comthur verhaftet. Alſobald läuteten die Danziger Sturm, harniſchten ſich, umringten das Schloß und drohten mit Gewalt. Da mußte der hoffärtige Comthur, auf Gegenwehr unvorbereitet, demüthig um Friede bitten, die Gefangenen ausliefern. Allein der Hochmeiſter, ſtatt die erzwungene Genugthuung zu billigen, verhaftete gleichfalls die Boten der Danziger, ſchnitt ihnen alle Zufuhr ab, verlegte den Stapelplatz nach Elbing, und ermahnte die um Beyſtand angerufenen Hanſeſtädte, keine Widerſpenſtigen zu ſchützen. Alſo mußten ſie in Heinrichs Gnade ſich ergeben, ſein Wille blieb ihr Geſetz.

Dieſe Erzählung hat ein Danziger geliefert, dem, Vaterſtadt und Mitbürger zu rechtfertigen, am Herzen lag. Auch ſoll keine Bemäntelung des an Lezkau verübten Mordes die Feder des Geſchichtſchreibers entweihen. Die ſchändliche That geſchah wider Heinrichs Willen; nur des Comthurs Strafloſigkeit iſt ihm zuzurechnen. Aber billig wird auch unterſucht, wodurch die Danziger den Orden ſo ſchwer beleidigt, daß er, zu ſolcher Rache gereizt, die erſte Regentenpflicht vergaß: nicht ohne Urtheil und Recht auch den Geringſten ſeiner Brüder zu verdammen.

Nach der verlornen Schlacht bey Tanneberg gelobten ſie dem Orden, die Stadt Jahr und Tag gegen die Polen zu vertheidigen. Dieſer Zuſage vertrauend, gab ihnen der Comthur Pulver, Geſchoß, Pferde, Geld. Kaum waren ſie im Beſitz der Kriegsbedurfniſſe, ſo übergaben ſie die Stadt unbedroht, „hatten weder Schild noch Speer geſehn,“ huldigten des Königs Hauptmann, führten ihn mit Poſaunen und Pfeifen durch alle Gaſſen, zeigten ihm das Verborgenſte, „das ſie zuvor dem Orden nie gethan.“ Doch ſprachen ſie am Ende: wir haben's gutgemeint. Nicht genug daß die Verräther ſich dem Könige unterwarfen, auch feindſelige Frevel übten ſie aus; beſetzten die Mündung der Weichſel, damit der Orden von dieſer Seite hülflos bliebe; mordeten deſſen gefangene, verwundete Soldner; ließen die beraubten Leichname nackend auf den Straſſen liegen; verpfählten und verſenkten das Fahrwaſſer zu dem Schloſſe, daß kein Schiff landen oder lichten konnte.

Nach der Huldigung begehrte Lezkau mit ſeinen Geſellen, der Comthur ſolle das Schloß räumen, verſprach ihm Erſatz („eine ziemliche Zehrung“), doch im

Weigerungsfalle werde man ihn, ſammt den Ordensherren „mit den Hälſen davon ziehen.“ Bald darauf führte Lezkau den polniſchen Hauptmann ſelbſt vor das Haus, noch einmal den Comthur auffodernd unter lockenden Verſprechungen; allein vergebens. Da rief er höhnend: „Ihr wollt immer mit dem Kopf durch die Mauer und könnt doch nicht. Wir wöllen euch belegen hinten und forne, zu Waſſer und zu Lande; wir wiſſen wohl was ihr auf dem Hauſe habt, ihr könnt es nicht lange halten. Wollt ihr nicht mit Willen herab, ſo wollen wir euch mit Unwillen herab ziehen und zerren.“

Sie hegten Ueberläufer; entriſſen dem Orden ſeine Mühlen, verwehrten ihm das Mahlen zu eigner Nothdurft, vermauerten das Waſſer, leiteten die Graben ab; raubten Ordensgut wo ſie deſſen fanden; nahmen einem Pfleger ſein Geräth; zerſchlugen einem Vogte ſeine Kaſten und warfen ſie auf den offenen Markt.

Das Gut der Armen wollte ein Ordensbruder retten, den plünderten ſie „mit großer Sicherheit und Geheimniſſe,“ erbrachen des Ordens Methkeller, trieben deſſen Vieh hinweg. Der peinlichen Gerichtsbarkeit maßten ſie ſich an, tödteten und köpften wen ſie wollten. Der Graf von Naſſau war ins Land gekommen und bat für eine verurtheilte Weibsperſon, die ſollte, auf des Hochmeiſters Befehl, durch den Büttel aus der Stadt getrieben werden. Da ſtürzten die Rathsherren vom Rathhauſe herab, wiegelten das Volk auf, ließen das Weib, zur Schmach des Ordens, wieder in den Kerker ſchleppen. Einem Manne in des Comthurs Geleite ſchlugen ſie Arme und Beine entzwey, Einen andern enthaupteten ſie ohne Urtheil und Recht, wider des Hochmeiſters Willen. Was der Comthur zu bauen verſtattet, brachen ſie ab. Kein Arbeiter durfte für den Orden ein Tagewerk verrichten. Das

Stadtthor gegen das Schloß vermauerten ſie, beſezten es mit Geſchütz.

Als nothgedrungen der Hochmeiſter das Land beſchazte, da zahlten Ritter, Knechte, Biſchöſſe, Prälaten, Aebte, Klöſter, Pfarrer, Bürger und Bauern; nur Danzig widerſezte ſich. Der Hochmeiſter wollte Gehorſam erzwingen, ſperrte die Straßen und ließ die Kette nieder, daß kein Schiff einlaufen konnte. Rath und Gemeine baten den Comthur um Nachſicht: er ſolle nur die Kette wieder aufziehen, bis ſie ſelber mit dem Hochmeiſter ſich gütlich beſprochen. Er that es. Aber ſie ſchickten zur ſelben Zeit einen Abſagebrief an den Vogt zu Dirſchau, weil er die Straßen geſperrt, wie ihm geboten worden. So ſollte auch in Preußen Fauſtrecht gelten. Der Vogt lieferte den Brief in des Comthurs Hände. Die Gemeine und vier vom Rathe wurden auf das Schloß entboten. Der Comthur zeigte den Brief, fragend: ob ſie darum wußten? Die Bürger antworteten: nein. Die Rathsherren aber bekannten ſich dazu „und hatten heſſärtige Rede, man könne wohl noch Füchſe aus den Löchern jagen.“ Der Comthur ließ ſie greifen, ſie waren geharniſcht unter ihren Mänteln.

Und ſolchen Aufrührern, die ſogar durch Anrufung der Hanſeſtädte innern Krieg entſpinnen wollten, hatte der Hochmeiſter dennoch verziehn. Durch ſolche Miſſethaten hatte Conrad Lezkau ſeine Verdienſte ausgelöſcht. Jezt richte die Nachwelt. Gebrandmarkt ſey der Name ſeines Meuchelmörders! doch wahr bleibt, daß Bürger und Rathsherren von Danzig die härteſte Züchtigung wohl verdient ertrugen. Hätte der Orden mit offener Gewalt die treuloſe Stadt in einen Steinhaufen verwandelt, wer mochte es ihm verargen? Nur Furcht vor ihrer Macht gebar den Mordſchluß. Heimliche Rache iſt nie edel. Offener bewies ſich der Hochmeiſter, indem er zu Braunsberg einen Landtag verſammelte, wo der Danziger Straffälligkeit allgemein erkannt, durch freywillige Geldbußen getilgt wurde; Vorbitten bewirkten ihre Begnadigung.

So ſchwer des Hochmeiſters gerechte Strenge die Empörer traf, ſo milde hingegen belohnte er Gehorſam und Treue. Das erfuhren Samland, Elbing und Marienburg. Was die Bürger ſeiner Hauptſtadt durch jene harte Belagerung eingebüßt, ſuchte er zu vergüten, indem er ein Drittel aller Abgaben troz eigner Geldnoth erließ.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Heinrichs unverdientes Schickſal.

Welche ſeiner Handlungen war eines weiſen Regenten unwürdig? wer, in ſeinem gefährlichen Amte, hätte dieſes treuer verwaltet, ſtandhafter behauptet? Nicht immer iſt Milde Regententugend. In einem blühenden, ruhigen Staate ziert ſie das Diadem; in einem zerrütteten, empörten Lande wirkt ſie verderblich wie Sonnenſchein auf Faulniß.

Heinrich von Plauen war ein großer Mann, der das Ganze überſchaute, nie halbe Maßregeln ergriff, die gewählten ſtandhaft durchſezte, Gefahren trozte, ſeiner Pflicht jedes Opfer brachte, und dem es vielleicht gelungen wäre, den ſchwindenden Glanz des Ordens langſam wieder anzufachen, hätte nicht Bruderneid ihn vollends verlöſcht.

Was erfand nicht alles dieſer armſelige Neid, um das ihm läſtige Verdienſt zu beſchmitzen! Er geht nicht mit uns zu Rathe, klagten die Gebietiger, und geſchieht es dann und wann, ſo folgt er unſerm Rathe nicht; verſchmäht Warnungen; will, trotz ſchwerer Auflagen, uns abermals in Krieg verwickeln; theilt uns nur unfriedliche Briefe mit, die anders lauten läßt er verbrennen; wirbt Söldner, ladet Gäſte in das Land, ſchwer zu beköſtigen, ſchwerer wieder los zu werden; verſchwendet große Summen für Geſandtſchaften; nöthigt uns den Aemtern zu entſagen, wegen ſeiner unerſchwinglichen Verpflegung; läßt durch Gewappnete bisweilen von ſeiner Kammer uns zurück weiſen; duldet Raub und Mord im Lande; bringt dem Orden böſen Leumund; ſchlägt geringe Münze; befragt Sterndeuter und Wahrſager; hat den Biſchoff von Ermeland vertrieben, das Bisthum ohne unſer Wiſſen dem von Schwarzburg vertraut; hat Vergeben und Vergeſſen alles Geſchehenen von den Kanzeln verkünden laſſen, und dennoch Ritter und Knechte durch ſchmähliche Vorwürfe betrübt; hoffärtig zieht er umher mit 400 Reitern; was er in Preußen erpreßt, verſchlingen ſeine Vettern in Deutſchland; heimliches Verſtändniß unterhält er mit Polen; ſeinem Geſchlechte will er das Land unterwerfen.

So murrten die Brüder und zur Verſchwörung fehlte nur ein Haupt. Es fand ſich bald. Der Comthur zu Rheden, Georg Wirßberg, verbündete ſich 1411. mit fünf Rittern, machte ſein Schloß zum Sammelplatz, nahm Silber von den Häuſern, raubte den Schatz des verſtorbenen Hochmeiſters, vergeudete die eine Hälfte mit Beyſchläferinnen, beſtach mit der andern die Ordensbrüder, huldigte dem Könige von Böhmen, verſuchte ihn aufzuwiegeln, trachtete ſogar dem edlen Heinrich nach dem Leben. Alles ward verrathen. Warnungen kamen aus Ungarn und Böhmen. Vier der Verſchwornen entflohen; der fünfte, ſammt dem Rädelsführer wurden gefangen. Dennoch enthielt ſich der Hochmeiſter jeder Eigenmacht. Vor eine Ritterbank lud er die Entwichenen, und erſt als keiner auf dreymalige Ladung erſchien, wurden ſie geächtet, ihrer Güter verluſtig erklärt. Der Fünfte, Ertappte, Rizſche von Reniß, bekannte alles und empfing den Lohn ſeiner Verrätherey. Georg Wirßberg büßte im Kerker.

Doch nicht lange, ſo trat ein anderer an ſeine Stelle, an Tücke ihm gleich, an Klugheit überlegen. Michael Küchmeiſter von Sternberg, Obermarſchall, Mitbuhler um die Herrſchaft, fremde Große wie fremdes Glück unwillig tragend. Er und 73 Brüder verſchwuren ſich, allein dem Orden, nicht dem Hochmeiſter zu gehorchen. Man zog die Landmeiſter in den verrätheriſchen Bund; man trug dem Papſte nichtige Klagen vor, der jedoch ſie anzuhören verweigerke. Da wollten die Verſchworenen den eiſernen Mann durch Geſpenſterfurcht ſchrecken. Ein Pilger mußte vor Heinrich treten, gräßliche Erſcheinungen im Schloſſe Chriſtburg ihm warnend erzählen. Aber Heinrich war nicht der Mann, der Geſpenſtern wich. „Du haſt das Mährchen erdacht zur Schmach des Ordens,“ fuhr er den unberufenen Geiſterſeher an, und ließ ihn erſäufen.

1413.

Ihm blieb auch jezt nicht unbekannt, was nichtswürdige Brüder gegen ihn ſchmiedeten. Er wußte, daß der Orden, in zwey Parteyen geſpaltet, aller Zucht vergeſſend, wechſelſeitig mit dem Ekelnamen Wachtelbuben, Rabenneſter, ſich beſchimpfte. Er wußte, daß man ihn vergiften wollte, und war gezwungen, ſeinen Mundkoch zu vereidigen, aus ſeiner Küche jeden Fremden zu entfernen. Dennoch blieb er unerſchüttert. Seinen bitterſten Feind, den Obermarſchall, ließ er verhaften, und die Gebietiger zu ſtrenger Unterſuchung vor ſich laden. Sie aber hatten in der Stille, durch den vertriebenen Biſchoff von Ermeland, Papſt und Kaiſer mit neuen Klagen behelligt und ermüdet. „Iſt dem alſo wie ihr vorgebt,“ ſprach endlich der heilige Vater, „und wollt ihr auf euer Gewiſſen die Folgen laden, ſo mag der älteſte Ritter im Orden den Angeklagten ſeiner Würde entſetzen.“

Auf dieſen einſeitigen, unbefugten Machtſpruch, den nie zuvor ein Papſt gewagt, um den nie zuvor ein Papſt erſucht worden, trat der älteſte Ritter im Orden, Otto von Lernſtein, mit einigen Comthuren vor den Hochmeiſter und kündigte ihm das nichtige Urtheil an. Heinrich berief ſich, den Ordensſtatuten gemäß, auf ein Generalkapitel. Allein Haß verſchmäht Formen. Man nahm ihn gefangen, raubte ihm die Zeichen ſeiner Würde, führte ihn nach Tapiau und ließ ihn ſtreng bewachen. Ein Statthalter wurde gewählt, Herrmann Gans, und bald hernach ein Kapitel verſammelt, von Richtern, die zugleich auch Kläger waren.

Heinrich vertheidigte ſich mit Offenheit und Würde; verſprach, ihre Beſchwerden treulich zu beachten, wenn ſie nicht das Aeußerſte gegen ihn ſich erlauben würden. Doch vergebens ließ er ſich zu ihnen herab, ſie konnten noch immer nicht an ihn hinan reichen, und hielten für ſicherer, ihm die Macht zu rauben. Nur freywillige Entſagung, die er gezwungen ausſprach, wurde aus hämiſcher Schonung ihm noch verſtattet. Um der Sache einen milden Schein zu leihen, ernannte man ihn zum Comthur von Engelsburg: aber Engelsburg ward ſein Gefängniß. Ein Gleiches wiederfuhr ſeinem Bruder zu Danzig. Wer ihm, oder den Ketzern angehangen, verlor ſein Amt. Der verrätheriſche Biſchoff von Ermeland kehrte triumphirend in ſein Biſthum zurück. So wurde, mit Verſpottung von Gerechtigkeit und hergebrachter Ordnung, der Mann verdrängt, dem ſein durch ihn geretteter Orden Ehrenſäulen ſchuldig blieb. Michael Küchmeiſter von Sternberg trat an den längſt beneideten Plaz.

1414. Heinrichs Bruder, zum Pfleger von Lochſtedt herabgeſezt, entfloh verkleidet, ritt nur bey Nacht bis in die Maſau, dort harrte ſeiner polniſches Geleite. Als er vor den König trat, fragte dieſer ihn erſtaunt: „warum in weltlichen Kleidern?“ — Gerührt durch die Erzählung von des Hochmeiſters erlittener Schmach, ließ er dem Entflohenen Ordenskleider reichen, und verſtand ſich zu geheimen Briefwechſel mit dem verdrungenen Meiſter. Der ſollte fliehen in des Königs offene Arme, durch polniſche Waffen — freylich nicht umſonſt — zurück nach Marienburg geführt werden. So erzählen Heinrichs erbitterte Feinde. Daß er nach Freyheit geſtrebt, iſt wahr, und wer mag ihm das verargen? — Ob aber — ſeinen eignen Orden mit des alten Feindes Hülfe zu bekriegen — er ſich erniedrigen wollen, iſt unerwieſen; nur Vermuthungen zeugen gegen ihn.

Schon war die Flucht verabredet; ſchon hatte ſich der König nach Raziang begeben, wo Heinrich ihn finden ſollte; es mißlang. Jagello, der bisweilen zu reden, ſelten zu ſchweigen wußte, vertraute ſeine Erwartung dem Biſchoff von Leſlau, der alſobald den Orden davon unterrichtete. Aufgefangene Briefe beſtätigten die Ausſage. Schnell wurde der Verdächtige nach Brandenburg geführt, im Convent daſelbſt, zwar anſtändig, doch als ein Gefangener bewacht. Bittere Vorwürfe mußte Jagello hören. Auslieferung des entwichenen Bruders foderte man vergebens von ihm, Conrad Lezkau's Mörder ſcheute ſich auch nicht, die Waffen gegen den Orden zu tragen. Durch einen verkappten Mönch wollte er verborgenes Geld und Gut aus dem Lande führen. Der Verkleidete wurde ertappt.

Briefe an die Unterthanen, zur Empörung reizend, blieben fruchtlos, oder wurden aufgefangen.

An allen chriſtlichen Höfen erſchollen Heinrichs Klagen, der Orden nannte ſie Schmähungen. Dieſer Hader machte großes Aufſehen. Die von Plauen im Vogtlande nahmen ſich thätig der unterdrückten Vettern an; ließen Scheltbriefe an öffentlichen Orten anſchlagen, bedienten ſich der ehrenrührigſten Ausdrücke, und bekannten geradezu, es gelte dem neuen Hochmeiſter, der habe den alten nur verdrängt, um ſelber herrlich und in Freuden zu leben. Beyde Theile luden ſich 1415. vor das Concilium zu Coſtnitz, wo abermals die Kläger heftig auf den Orden ſchalten, ſogar manches ſtolzen Ritters ehrliche Geburt antaſteten. Doch der Gegner Macht oder Geld vernichtete ihre lezte Hoffnung. Das Concilium fand nicht für gut, ſich mit dem Streite zu befaſſen. Man überließ den alten, kranken Helden ſeinem Schickſale. Auch als Gefangener im Convent zu Brandenburg flößte er den Machthabern noch Furcht oder Mißtrauen ein. Man führte ihn endlich nach Lochſtedt, wo er vergeſſen ſtarb. 1422.

Sein hoffärtiger, vielleicht zu ſehr von ihm geliebter Bruder, aus deſſen Verbrechen der unverſöhnliche Haß gegen den Hochmeiſter entſprang, oder doch immer neue Nahrung ſchöpfte; dieſer Verworfene hatte nicht einmal den Muth, ſeinen Troz bis ans Ende zu behaupten. Sobald er ſich überwunden ſah, wurde er demüthig. Seine Verwandten und mehrere Fürſten mußten den Orden mit Bitten beſtürmen, ihn wieder aufzunehmen. „Er hat ſich ſchwer gegen ſeinen Eid vergangen,“ war die Antwort, „wie Jedermann „wiſſentlich. So haben wir ihm doch die Gnade gethan, „die zuvor keinem geſchehen ſeit unſer Orden geſtanden, „daß wir ihn wieder aufnehmen um eurer Liebe willen,

„wenn er ſich zur Buße geben will. Dazu darf er „keine Vorrede teidingen, noch Geleite fodern.“ —

Er kam, fügte ſich in die Buße und wurde begnadigt. 1320. Seine Vettern in Deutſchland vergalten die Gefälligkeit noch oft durch thätigen Beyſtand in des Ordens Kriegen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Michael Küchmeiſter von Sternberg.

1414. Dieſer Mann, von dem ein alter Schriftſteller ſagt, die Polen hätten ihn gefürchtet wie den Teufel, war groß und ſchön von Geſtalt, auch mangelten ihm Geiſteseigenſchaften keinesweges; nur wurden ſie durch Neid beſudelt ſo lange er noch gehorchen mußte, durch Grauſamkeit als er befehlen durfte. Die Gährung im Orden, von ihm ſelbſt bisher begünſtigt, erſchwerte ihm nun das Herrſcheramt. Mit ſeinen und des Pabſtes Anhängern haderten des alten Meiſters und des neuen Glaubens Freunde. Jene, vom niedern Adel wie er ſelbſt, wählten zu ihrem Sinnbild ein goldenes Schiff, dieſe ein güldenes Vließ; denn innerer Haß gewinnt an Stärke, wenn er ſich an äußere Zeichen halten, und durch die Sinne jeden Augenblick ſich ſelber wecken kann. Viele Brüder traten eigenmächtig aus dem Orden. Auch Land und Städte waren ſchwierig, denn viele blieben der neuen Lehre, folglich auch dem Herrn, der ſie ſchützte, zugethan. Unglück großer Männer verſöhnt ohnehin die Kleinen. Ein Pfarrer zu Danzig, vom Burgemeiſter und Comthur in Schutz genommen, predigte laut huſſitiſche Lehren, trotz der Mon-

Mönche Wuth, die durch kräftiges Gebet, oder Gift, den Prediger ſammt ſeinem Beſchützer aus dem Wege räumte. Der Auflagen ſchwere Bürde wurde nicht erleichtert. Polniſche Waffen konnten, durch Heinrichs Entſetzung herbey gerufen, die noch nicht verharrſchten Wunden leicht wieder aufreißen. Darum war das Volk (wie die Chronik ſpricht), „erbittert auf die Brüder in Leiden und Ungeduld.“

Küchmeiſter mehrte den Unwillen, indem er haſtig aus allen Aemtern Heinrichs Freunde verdrängte, eigene Geſchöpfe einſchob. Die vom goldenen Vließ ſchalten die Gegner Verräther ihres Meiſters, und wurden hinwiederum Verräther des Ordens geſcholten. An Zahl geringer, durften ſie nicht mehr ſicher von ihren Schlöſſern ziehen, denn zurückkehrend fanden ſie nicht ſelten die Thore geſperrt.

Der hintangeſetzten Brüder Urtheil oder Neigung ſchien dem Hochmeiſter gleichgültig, aber Land und Städte zu gewinnen erſprießlich; denn jene ſollten nur verzehren, dieſe geben, darum fiel er auf ein Mittel, für, den Augenblick nicht ohne Erfolg, für die Zukunft dem Orden verderblich, im Grunde bloſe Nachahmung von ſeines Vorgängers getadelten Maßregeln.

Ein großes Kapitel und einen allgemeinen Landtag 1416. hielt er zu Braunsberg. Prälaten, Ritterſchaft und Städte, die Landmeiſter aus Lief- und Deutſchland, kamen hier zuſammen, um des Landes Verfall zu beherzigen. Zum Erſtenmale klagten jezt die Sprecher der Unterthanen kühn und laut über Verletzung der Privilegien. Das goldene Schiff, ihnen ſchmeichelnd, gelobte Abhülfe. Die freundliche Stimmung nutzend, wagten jene den Vorſchlag, einen Landesrath zu errichten, ohne welchen künftig weder Neuerungen noch wichtige Beſchlüſſe Statt finden dürften. Er ſollte gebildet werden aus weiſen Ordensbrüdern, zehn Edlen des Landes, und zehn Rathsherren der vornehmſten Städte. Es geſchah. Des Ordens Eigenmacht empfing durch dieſe Verwilligung den erſten Stoß. Förmlicher Einſpruch in böſes Regiment, war nun anerkanntes Recht der Stände. Ohne ihre Zuſtimmung galt hinführo keine Auflage. Auch beſſere Münze verſprach des Ordens gefällige Furcht; denn keine Waaren kamen mehr nach Preußen, um des ſchlechten Geldes willen.

Schwerlich hätte jemals der Orden ſeiner Gewalt Feſſeln angelegt; ſchwerlich war auch der Hochmeiſter Sinnes, mit dem neuen Landesrath die Regierung zu theilen; nur zum Werkzeug wollte er ihn gebrauchen, die Unterthanen nach Gefallen zu beſchatzen; nur Armuth erzwang geheuchelte Willfährigkeit. Sehr arm war jezt der Nachfolger des Mannes, der ſeine Gäſte am Ehrentiſch auf und mit Silber bewirthete. Er ſelbſt geſtand: „in ſeinen großen Nöthen,“ habe ihm der Abt zu Pölplin 400 Mark geringer Münze geliehen. Die öſtreichiſchen Ordensgüter und Balleyen mußte er verkaufen, verſetzen, vertauſchen. Die güldenen Kelche, die ſilbernen Schüſſeln, deren man ſeit vielen Jahren an hohen Feſten ſich bediente, wurden eingeſchmolzen. Dem Anwald zu Rom konnte er „keine Zehrung ausrichten, weil er das Amt ſo gar verarmt gefunden,“ und bat beweglich, „nur noch eine Weile Mitleid mit ihm zu haben.“ Danzig und Thorn mußten leihen, gegen verpfändete Ordenseinkünfte. An den Landgrafen von Thüringen ſchrieb er kläglich um Geld: „hilf uns der barmherzige Gott und Eure Gnaden!“ — So erſchöpft war der Ordensſchatz, der, ſonſt immer gefüllt, einem jeden offen ſtand, wenn es ein wohlgelegenes Land zu verpfänden gab. Dieſer Mangel allein beugte den Uebermuth.

Nicht von der Billigkeit erwarben die Unterthanen ihre neuen Rechte, dieſe wurden von der Noth erkauft.

Beſänftigt und befriedigt ſchwiegen ſie nun auch, als der Hochmeiſter gegen die Ketzer donnerte. Der Landtag verwandelte ſich in ein Landconcilium, welches förmlich die neue Lehre verdammte, huſitiſche Bücher und Predigten verbot, jedes ohne Widerruf ſterbenden Ketzers Leichnam auf den verachteten Kirchhof der Preußen verwies. Die Geiſtlichkeit verordnete Bußtage, vertrieb Geſpenſter durch reichliches Weihwaſſer, und verbannte die Freundin der Andacht, die Muſik. Lieber hätte ſie den eignen Lebenswandel beſſern ſollen, Geiz, Hoffarth, Schwelgerey. Biſchöffe trieben ihre Zehnten mit empörender Strenge ein, kehrten ſich wenig an Mißwachs und Hungersnoth, ſchleuderten ihre Bannſtrahlen gegen alle, die nicht den lezten Biſſen Brot eignen Kindern aus dem Munde riſſen, um ihn dem ſchwelgenden Biſchoff hin zu tragen. Die Hungrigen mochten Knoſpen von den Bäumen verſchlingen, er fütterte mit ihrem Korn ſeine Schwäne, ging auf die Kranichjagd, und trug höher Leid um einen verlornen Falken, als um eine verlorne Seele. Der weltlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit maßten ſich die Biſchöffe ungebührlich an. Aus den Klöſtern war Zucht und Keuſchheit gewichen. Pröpſte wurden entſezt, nicht um ſie zu ſtrafen, ſondern „uff daß die Geſchichten, die ſich allda verlaufen, deſto bas geſtillt würden." Man mußte Geiſtliche aus Breslau verſchreiben, um Nonnenklöſter zu beſuchen, „wenn es Gott weiß groß Nothdurft iſt zu Vermeidung des gemeinen Volkes Aergerniß und zu der Nonnen Beſſerung ihres Gemüths und Lebens."

Solche Gräuel brachten der Lehre eines Wicleff oder Huß mehr Gedeihen, als Bannflüche ihr ſchaden konnten, und mit Recht ſagten viele Brüder ſpottend:

„So Gott iſt, ſieht er unſer Plarren nicht an, ſondern macht es wie es ihm eben iſt.“ — Wie aber lauteten die ketzeriſchen, ſo ſehr verfolgten Lehren? — Hier einige der vornehmſten: „Nur der heiligen Schrift, keines Menſchen Worten ſoll man glauben. — Nur den göttlichen Mittler, keinen Heiligen ſoll man anbeten. — Es gibt kein Fegefeuer. — Der Sacramente ſind nur zwey, Taufe und Abendmahl. — Meſſen, Faſten, Ablaß, Gelübde, Wallfahrten, ſind von Menſchen erfunden. — Des Papſtes Gewalt erſtreckt ſich nicht über alle Kirchen, minder noch über alle Reiche und Fürſtenthümer. — Eheſtand der Prieſter iſt Gott wohlgefällig. —“

Solche Sätze waren leichter durch Blitze als durch Gründe zu vernichten. Aber die bisweilen irrende Vernunft nicht allein, auch die Wahrheit wollte Küchmeiſter unterdrücken; darum erlaubte er ſich einen ſeltſamen Frevel gegen die Nachwelt. Alle Chroniken des Landes wurden eingefodert, den Beſitzern abgelockt, abgedrungen und verbrannt. Auch zu dieſer That, eines Omar würdig, mußte Furcht vor eingeſchlichenen Ketzereyen Vorwand leihen. Aber die neue Lehre war noch ſo jung, daß einige Blätter aus jeder Chronik geriſſen, hinreichend ihre Spur würden vertilgt haben. Andere vermuthen den unlöblichen Zweck, die Unterthanen ihrer Beweiſe für Rechte und Freyheiten zu berauben. Aber dieſe ſtanden nicht in Chroniken verzeichnet, darum iſt die ſchimpfliche Abſicht kaum zu verkennen, des Ordens anſtößige Händel, Habſucht und Zuchtloſigkeit der Nachwelt zu entrücken. Es gelang nur zum Theil, viele Eigenthümer vermauerten ihre Chroniken. Noch in unſern Tagen ſind deren wieder aufgefunden worden, und Michael Küchmeiſter hat — ohne ſeines Ordens Ehre zu retten — nur ſeine eigene befleckt.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Aufruhr zu Danzig.

Andreas Pfaffendorf hieß ein Schüler des verketzerten Huß, der von Thorn nach Danzig kam, und dort, im Schutz des Burgemeiſters Gerhard von der Becke, laut die neue Lehre predigte, Papſt- und Mönchthum läſterte. Eure Bettelmönche, ſprach er, ſind reißende Wölfe, führen Euch vom rechten Pfade zu knechtiſcher Furcht, meinet, dieſe oder jene Speiſe bringe Seligkeit oder Verdammniß. An die Stelle der heiligen Schrift ſetzen ſie Menſchengrübeley. Sie haben nur, was ſie gleich Hunden zuſammen ſcharren, darum muß das Volk ihr Geplärre bezahlen. Ich aber lehre: Menſchen aller, Secten, wenn ſie Gott anrufen, gehn der Seligkeit nicht verluſtig. Ein Prälat, der ſeinen Unterthanen gebietet, was nicht in heiliger Schrift gefunden wird, iſt ein Verräther, dem ſollt ihr nicht gehorchen. Wer nicht Gottes Gebot befolgt: gehet hin und mehret euch! der iſt verdammt. Bilderdienſt, Gelübde, Faſten, ſind gegen die Natur und den wahren Glauben. Des Papſtes oder Biſchoffs Bann iſt nur gültig, wenn der Landesherr oder die Gemeine ihn aufnehmen. Beichte, wie Mönche ſie begehren, iſt verdammlich. Auch Vermählte ſind des Prieſteramtes würdig. 1415.

Vornehme Bürger hörten ihm fleißig zu, und raunten ſich ins Ohr, es ſey wohl manches wahr. Unter ſeinen Jüngern war auch der Hauscomthur.

Aus Ueberzeugung oder Stolz foderte der kühne Prediger die Mönche heraus, mit ihm aus Gottes Wort zu ſtreiten. Sie aber, nur zu glauben, nicht zu prüfen gewöhnt, hezten, wie Mönche pflegen, den Pöbel gegen den Kezzer auf, und bewirkten eine Ladung vor den päpſtlichen Stuhl. Das ergrimmte den Comthur. Die Mönche ſollten nicht mehr predigen, noch Meſſe leſen, noch Almoſen empfangen; kein Bürger ſoll mit ihnen Gemeinſchaft haben. Das Volk aber meinte, ſeinen Hirten geſchehe zu viel. Niemand kehrte ſich an des Comthurs Verbot. Sobald die Nacht herein brach, ſammelte ſich der Pöbel im Kloſter, und kaufte für reiche Almoſen böſe Rathſchläge.

Der Hochmeiſter erfuhr, daß im Finſtern gefährliche Anſchläge bebrütet wurden. Er eilte ſelbſt nach Danzig, ſtillte den Hader, und verbot die huſſitiſche Lehre zu predigen. Pfaffendorf zog wieder gen Thorn, ſtarb aber auf der Reiſe einen plözlichen Tod, der ſeine Feinde bey vielen verdächtig machte. Hatten ſie das Bubenſtück ſich wirklich erlaubt, ſo war dennoch ihrer Rache Durſt noch nicht geleſcht, denn Pfaffendorfs Beſchützer, der Burgemeiſter von der Becke, lebte 1416. noch in Ehren ungeſtraft. Der ſollte am Frohnleichnamtage ermordet werden. Schon lauerten Meuchelmörder bey dem feyerlichen Zuge auf ihn. Es wurde ihm zeitig verkundſchaftet, er entwich auf das Schloß. Der wütende Pöbel zerſtörte und plünderte ſein Haus. Dann kehrte ſich des Volkes Wuth gegen die Rathsherren, deren die Meiſten ſich verborgen hielten, einige zum Hochmeiſter nach Marienburg flohen. Küchmeiſter kam ſogleich wiederum nach Danzig, verſuchte Güte, aber umſonſt. Man zog die Sturmglocke, ſchloß die Thore, griff zu Wehr und Harniſch, brach das Rathhaus auf. Der Hochmeiſter hielt ſeine eigne Sicherheit gefährdet und verließ die empörte Stadt.

Einige Tage nachher, als der Sturm ſich legte, und die nüchtern gewordenen Bürger ob ihres Frevels zu zagen begannen, zeigten die Rathsherren ſich wieder, freundlich vermahnend, man ſolle durch demüthige Botſchaft den Hochmeiſter verſöhnen. Es geſchah: die Rädelsführer wurden enthauptet oder Landes verwieſen. Das Geraubte ſollte erſetzt, Gewehr und Harniſch auf das Rathhaus geliefert, jährlich ein Eid der Treue von den Aelterleuten erneuert, Zuſammenkünfte der Gewerke (Morgenſprachen) nur unter Vorſitz eines Rathmannes geſtattet, jedes heimliche Beſprechen von mehr als vier Handwerkern für Aufruhr geachtet werden. Zwar wandten ſich die Danziger an den römiſchen König, bewirkten auch einen Achtsbrief, der aber keine Folgen hatte. So mußten ſie den Frevel ſtrenge büßen, obgleich ihr Burgemeiſter den ausgebrochenen Unmuth ſoll verſchuldet haben; denn Selbſthülfe gegen Obrigkeit führt nie zum guten Ende.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Neuer Krieg mit Polen.

Jeder Friede, zwiſchen dem Orden und ſeinen mächtigen Nachbarn geſchloſſen, war ſtets von beyden Seiten nur eine ſtille Uebereinkunft, friſchen Athem zum neuen Kampfe zu ſchöpfen, und ſeit Polens Vereinigung mit Litthauen, bedurfte es keines prophetiſchen Geiſtes, um zu verkünden, daß dieſer oft unterbrochene, ſtets erneuerte Kampf nur mit des einen Kämpfers Vernichtung endigen werde. Alle Zuſagen, die der Orden durch überlegene Schlauheit oder Gewalt den

Polen entriſſen hatte, wurden mit Recht verſpottet, ſobald der überliſtete oder bezwungene Feind ſich wiederum ihm gewachſen fühlte; gleich wie auch die Kreuzherren — an keine Zuſage gebunden ſich achtend — ſelbſt bey ſchon geſunkener Macht, über eine Theilung Polens heimtückiſch unterhandelten, und Gewicht auf ein altes Pergament legten, welches Litthauen ihnen ſchenkte. Der nimmerſatte Eroberungsgeiſt des Ordens pflanzte ſich, wenn nicht auf jeden Hochmeiſter, doch auf die Brüder fort, weil der Verzehrenden Anzahl unbegränzt war, und noch immer neue Scharen habſüchtiger Ritter aus fremden Landen herbey ſtrömten; nicht minder vielleicht, weil Langeweile, falſcher Ehrgeiz und der fromme Vorwand Heiden zu bekehren, ihre Schwerter nie ruhen ließ. Wer mag darum den Polen verargen, daß ſie dieſen unleidlichen Nachbar zu vertilgen ſtrebten? daß ſie, jetzt mehr als jemals, dieſen Zweck verfolgten, ehe der gebeugte Feind ſich wieder erholen konnte? — Krieg, ewigen Krieg mit dem Orden, mußte jeder kluge Pole, zu ſeines Vaterlandes Sicherheit, dem Könige rathen; denn wo ein Geiſt der Ruhm- und Habgier ſo klar ſich offenbart, da iſt Vertilgungskrieg beſſer, als kurzer Friede und langſamer Tod.

Aber offen, ohne Heucheley, die minder noch Monarchen als Mönchen ziemt, hätte Polen dieſen Zweck laut bekennen, nicht armſeligen Vorwand ergrübeln ſollen, wo ſein gefährdetes Daſeyn ihm zu fechten gebot. Zögernd ergreift der Geſchichtſchreiber die Feder, um die kleinen Tücken der Nachwelt zu erzählen, durch die man wechſelſeitig den Haß beſchönigte.

Die Polen halten nicht den Beyfrieden, ſprach der Orden, ſie haben kürzlich einen Edelmann beraubt und deſſen Gattin unbekleidet hinaus geſtoßen. Sie haben neue Fähren angelegt bey Bromberg, Fordun und Flotor. Sie haben Kaufleute, die zur Meſſe zogen, geplündert,

plündert, Boten verwundet, königliche und fürſtliche Briefe erbrochen. Sie verbinden ſich mit Dänemark, ja mit den Heiden. Sie hegen abtrünnige Brüder. Ihr Hauptmann zu Bromberg verwüſtet die Wälder, die zu Schwetz gehören; mißhandelt Ordensunterthanen, hindert freye Schiffahrt. Mitten im Frieden haben die Samayten vor Memel geraubt.

Die Polen hingegen klagten über Pferderaub, Mordbrennerey, abgepfändetes Vieh, Plünderung von Kaufleuten, Hegung entlaufener Diebe, Hochmuth und ſpitzige Reden. Lauter Funken, leicht zu zertreten, doch dem Haſſe willkommen für offenliegenden Zunder. Wer beyder Theile Briefe lieſt, wird verſucht zu glauben, er höre nur gemeine Weiber hadern, nicht Männer, nicht Menſchenregierer. Zwar anfangs verſuchte Jagello, nach ſeiner Weiſe, mit glatten Worten den neuen Hochmeiſter zu fahen. „Lieber, ſonderlicher Freund,“ redete er ihn an, „wir haben ganz zu euch vertreut, daß die Liebe und Mildigkeit, zwiſchen uns begriffen, ſollte haben eine ſüße Bleibunge, davon unſer' Herz groß ward erquickt, und war uns ein Troſt, daß ihr wurdet erwählt zu dem ſtatus des Meiſters und unſer Herz ward erweicht, da die Rede vor uns kommen. Nun wiſſen wir nicht, wovon Eure Liebe in eine andere Geſtalt ſich gewandelt hat? daß ihr unſern ſtatum läſtert und verſchwärzet, als ob wie die verſchriebenen Gelübde hätten gebrochen, das wir doch von Gottes Gnade nie gethan haben, und was man noch erfüllen ſoll, das wollen wir erfüllen mit lauteren Herzen. Sundern Ihr, lieber Freund, merket ob euch das ziemt zu thun? merket auch, ob ihr die eigenen Gelübde habt erfüllet u. ſ. w.“ Gern wolle er ſich dem Papſte unterwerfen, allein der Orden mache *Winkelzüge*. — Ein anderes Mal ſchrieb er: „wir dürſten nach Frieden, und hätten geglaubt in deſſen Süßigkeit das andere Theil unſers Lebens zu enden."

Als dieſe Sprache fruchtlos blieb, änderte er den Ton: „Wir ſind jederzeit von Euch verachtet worden. Schon als wir uns taufen laſſen, baten wir den Hochmeiſter Conrad Zölner zu Gevatter, aber der verſchmähte unſer geiſtlicher Vater zu werden."

„Ihr hattet ihm zugeſagt," wurde erwiedert, „in vier Jahren den Chriſtenglauben zu bekennen; das Wort habt ihr nicht gehalten, ſondern nachher euch taufen laſſen um der Chriſtenlande willen, daß Ihr möchtet König zu Polen werden, nicht von chriſtlicher Liebe und göttlicher Inngeiſtung. Das war zu verſpüren aus Eurer Ehe, da Ihr einem edlen, chriſtlichen Fürſten ſein verlobtes und vertrautes Weib nahmt. Auch ließt ihr durch Unchriſten, wie Skirgailo, Eure Lande regieren, wer mochte euch denn trauen?"

Solche Vorwürfe mußten tief an eines Königes Herz greifen, der vor ganz Europa den Ruhm eines eifrigen Chriſten zu erlangen ſtrebte.

Ein anderes Mal foderte Witold mit Ungeſtüm entlaufene Reußen zurück, die ihn beſtohlen. „Der Comthur hat ſie geleitet gen Ragnit," erwiederte der Hochmeiſter, „wir dürfen des Comthurs Hand nicht brechen."

Das ſey eine Antwort, meinte Witold, „gleich als von Menſchen die nicht Vernunft haben."

„Wir danken dem gütigen Gott," verſezte Küchmeiſter, „daß er uns mit Gnaden in ſolchem Witze enthalten hat." — Der Großfürſt, dieſe Ausdrücke mißverſtehend, klagte bitter, man habe ihm vorgeworfen, er ſey vernunftlos. Trozig beſtand er auf Auslieferung entronnener Diebe. „Warum hegt ihr abtrünnige Brüder?" antwortete man ihm trozig, die wider ihrer Seelen Seligkeit nach Litthauen entwichen, dort ſich vermählt haben.“

Vermählt, aber nicht geſtohlen, verſetzte Witold, und drohte mit einer Klage vor dem Papſte.

Es würde der Geſchichte keinesweges ziemen, ſolche Armſeligkeiten aufzubewahren, wenn nicht ihre Pflicht heiſchte, allen Quellen nachzuſpüren, die, kaum bemerkt, durch Sümpfe ſchleichen, aber nach und nach zum brauſenden Strome ſich ſammeln.

Eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen Jagello 1414. und dem Hochmeiſter verwandelte die Gemüther nicht. Hinterliſtig trieb der König zu gleicher Zeit ein verdecktes Spiel mit dem alten gefangenen Meiſter.

Indeſſen näherte ſich des Waffenſtillſtandes Ablauf. Der Kaiſer ſchrieb aus Welſchland, wünſchte ſeinem Gevatter Küchmeiſter Glück zu der neuen Würde, und erbot ſich freundlich, den Orden abermals mit Polen auszugleichen. Dennoch überraſchte es den Hochmeiſter, als er plözlich eine Ladung empfing. Der 10te April war anberaumt, und nur vier Wochen früher kam das Schreiben ihm zu Handen. Die Zeit war kurz, das fiel ihm auf. Geleite fehlte, das machte ihn mißtrauiſch. Polen hatte faſt zu gleicher Zeit einen Tag mit dem Orden zu halten verſprochen, das konnte er nicht zuſammen reimen. Zwar fertigte er, um Aufſchub bittend, Geſandten ab, doch mit der Warnung, ſich wohl vorzuſehn. „Gedenkt, da wir ſelbſt zu Ofen waren, daß man uns mit ſüßen Worten und Reden Bekümmerniſſe genug machte, und da es zum Ende kam, befanden wir ja wenig in der That. Darum laſſet euch ſüße Reden und Worte der Leute nicht betrügen. Haltet auf den Thorner Frieden. Den Spruch möcht ihr anhören, doch bedünkt es euch zu arg, ſo beruft euch ohne Säumen auf das Concilium.“

Jagello, meinte er, habe alles angeſtiftet. Warum ſein Vertrauen auf Sigismund wankte, nachdem er ſelbſt vor funfzehn Monaten eine Theilung Polens mit ihm verabredet, nachdem er auch in dieſem Jahre dem immer Geldbedürftigen anſehnliche Summen ausgezahlt, iſt unerklärbar, wenn nicht vielleicht die wegen Danzig ausgeſprochene Acht ihm unvergeſſen blieb. Indeſſen gebot Klugheit, den Argwohn zu verhüllen. Freundlich demüthig bat er den Kaiſer um Recht oder Hülfe: „wenn ihr von Gott allein dazu geſezt ſeyd."

Auch war ſein Mißtrauen dießmal grundlos. Des Kaiſers Räthe beſtätigten zu Ofen den Thorner Frieden. Jagello's getäuſchte Hoffnung ging in Trotz über. Zwar wurde noch der verabredete Tag zu Grabau gehalten, aber bittere Vorwürfe, unendliche Anſprüche durchkreuzten die Unterhandlung. Jagello foderte Pommern, Culm, Michelau, Samaiten und Sudauer Land als väterliches Erbe. Was dieſſeits der Drewenz an Polen ſtößt, und jenſeits der Weichſel an Pommern gränzt, mit Neſſau, Moryn, Orlow, Zlotor und ſogar einen Theil der Neumark. Wenn alles dieß vorläufig bewilligt werden, dann wolle man erſt noch berechnen, was an Schadenerſatz den Polen gebühre.

Kaum hätte er am Abend nach der Schlacht bey Tannenberg mehr fodern können: darum des Hochmeiſters ſpöttiſche Antwort nicht befremden durfte: „Liebe Herren, greifet glimpflich in dieſe Sachen." Doch, um Blutvergießen zu vermeiden — (ſo ſprechen Fürſten immer, wenn es an Blut mangelt) — erbot er ſich die Lande Samaiten abzutreten, „die gar gros unſerm Orden haben gekoſt." Vergebens! Man ſchied erbittert.

Ohne Zweifel ſah der König wohl voraus, daß ſeine übermüthigen Foderungen nur würden belächelt werden; alſo war längſt Krieg ſein Beſchluß, und jede

Unterhandlung Gauckeley. Mit einem furchtbaren Heere überfiel er Preußen. Sechs Meilen in die Runde, wo ſeine Heuſchrecken zogen, entſtand eine Wüſte. Noch einmal ſandte Küchmeiſter ihm entgegen, um den Sturm abzuwenden. Statt der Antwort führte man die Boten im unermeßlichen Lager umher, vermeinend den mannhaften Orden zu ſchrecken. Sie aber nuzten die Eitelkeit, um ſeinen deutſchen Söldnern einen offenen Brief zu übergeben, in welchem ſie erinnerten, „wie deren Vorfahren ſtets dem Orden beygeſtanden; den verleumde man jezt, als tödte er gefangene Söldner, mißhandle ſogar die Erſchlagenen. Solche Gräuel verübe der Orden nie. Wohl aber hätten oft die Polen das heilige Sacrament aus der Monſtranz geriſſen, unter die Füße getreten.“

Jagello rächte ſich durch aufhetzende Briefe an die vornehmſten preußiſchen Städte. Schon unter Heinrich Reuß war ein gleicher Verſuch unbeantwortet geblieben. Jezt ſchrieben die Städte höflich, entſchuldigten ihr damaliges Schweigen, erklärend, der alte Meiſter habe die Briefe unterdrückt. Allein der Neue (ſo könne man verſichern) bemühe ſich ernſtlich um Frieden, laſſe keine Bedingung deſſelben unerfüllt.

So tobte nun das Ungewitter fort. Des Ordens Klagen ergoſſen ſich, bald bitter, bald wehmüthig vor dem Papſt und allen chriſtlichen Fürſten. Doch nicht allein in Klagen ſuchte er Heil. Küchmeiſter, mit ungleichen Kräften, vermied den Fehler Ulrichs von Jungingen; er wagte keine offene Feldſchlacht, ſondern warf ſich in die Schlöſſer. Jagello verheerte Oſterrode, Neidenburg, Allenſtein, das Biſthum Heilsberg, die Gebiete Brandenburg, Balga, Elbing, Chriſtburg, das Biſthum Rieſenburg, ja ſelbſt einen Theil von Marienburg. Bey Verbrennung von Mehlſack hieben die Polen den Heiligenbildern die Köpfe ab, durchſtachen Kinder und traten ſie mit Füßen.

Küchmeiſter mußte eilig die Liefländer erſuchen, ihr Getreide nur nach Preußen zu verkaufen, damit man Saat und Brotkorn haben möchte.

Unter allen Gräueln dieſes Krieges verdient ein milder Zug Auszeichnung. Die ſchleſiſchen Fürſten in des Königs Heere ſchlugen vor, daß man hinfort des Jungfrauenraubes ſich enthalten, die ſchon geraubten zurück geben ſolle. Der Hochmeiſter bewilligte es alſobald, nicht ohne bittere Vorwürfe über ſchon verübte Grauſamkeiten.

So gering des Ordens Macht, ſo thätig ſein Widerſtand. Er rückte in Cujawien ein. Danziger Schiffkinder zogen die Weichſel hinauf, überraſchten die Gegend um Thorn. Der Comthur daſelbſt, mit den Culmern, verheerte Dobryn. Auch die Liefländer fielen in Polen ein, „und alſo,“ ſpricht die Chronik, „ging es durcheinander und hatten beyderſeits davon kleinen Frommen.“

Vornehmlich ſuchte Küchmeiſter dem praſſenden Heere die Lebensmittel abzuſchneiden. Es gelang nicht ſelten, und eine Streifparten nahm einſt Witolds Marſchall gefangen. Der König, von Heilsberg ablaſſend auf des Biſchoffs Bitten; von Holland zurück gewieſen durch tapfere Vertheidiger; rüſtete ſich zum Angriff von Culm und Thorn. Aber ein aufgefangener Brief lockte ihn bald von der ſchweren zu der leichteren Eroberung. Straßburg (oder Brodnitz) an der Drewenz und Polens Gränze gelegen, konnte für einen Schlüſſel von Preußen gelten; dennoch war der Ort mit Volk und Brot nur karg verſehn. Das meldete dem Hochmeiſter der beſorgte Comthur: ſein Bote wurde ergriffen, im polniſchen Lager ausgeforſcht. Alſobald eilte das Heer vor Straßburg, wo, unerwartet, ein heftiger Widerſtand es ermüdete, denn Ritter Niclas Redenitz, mit nicht mehr als 30 Eleſſnern, vertheidigte ſich männlich. Ein Monat verſtrich. Endlich ergab ſich die Feſte, aber Mangel entkräftete des Königs Volk. Tauſende wurden von der Ruhr hingerafft. Hunger tödtete die Pferde. Zufuhr hemmte der Feind. Was noch fechten konnte, wurde aufgerieben durch unaufhörliche Scharmützel. Das ſtolze Heer ſchmolz täglich, mit ihm Jagello's Uebermuth.

Willkommen war ihm daher die Ankunft des Biſchoffs von Lauſanne, der, vom Papſt beauftragt, Frieden ſtiften ſollte. Dem Legaten zu Ehren, oder um den Ruhm eines chriſtlichen Fürſten zu behaupten, ließ Jagello einige Kirchenzerſtörer, Frevler an den heiligen Sacramenten, rädern, ſich ſtellend als ſey zuvor, 9 Wochen lang, der Gräuel ihm verborgen geblieben.

Beyder Theile Lage erleichterte dem Friedensſtifter ſein Geſchäft; deſſen Folge: Waffenruhe von zwey Jahren. Außer den Gefangenen und großer Beute, blieb dem Könige von allen Eroberungen nichts, als das Gränzſchloß Jeßnitz, von einem nichtswürdigen Ordensbruder ihm verrathen.

Des ewigen Zwiſtes gänzliche Entſcheidung wurde dem Concilium zu Coſtnitz anheim geſtellt. Bis zu deſſen Spruch ſollte der Orden die Güter Neudorf, Moryn, Orlow, den Polen räumen.

Gern möchten polniſche Geſchichtſchreiber die Nachwelt überreden, nur aus Herzensgüte und Achtung für den Papſt, habe Jagello Frieden bewilligt; allein der bloße Name, den ſie dieſem Kriege beylegen, zeugt dagegen; denn ſie nannten ihn den Hungerkrieg.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Polen und der Orden vor dem Concilium zu Coſtnitz.

Es ſcheint, der Menſch ſey geboren um alles zu mißbrauchen was ihn beglückt; vormals den Glauben, ſpäter die Vernunft. Als noch der Glaube in Europa heimiſch war, da beugte ſich mit Ehrfurcht jeder Chriſt vor einer allgemeinen Kirchenverſammlung, der ſelbſt die Päpſte gehorchen mußten. Dieſes erhabenen Richterſtuhles endlicher Entſcheidung blieb Großes und Kleines vorbehalten: zu ihm floh der Schwache, ihn ſcheute der Starke, wenn nicht aus Ueberzeugung, doch um Erhaltung des chriſtlichen Rufes, an dem das Urtheil und Vertrauen der Mitwelt hing. Was den Griechen der Areopag, das war den Chriſten ein Concilium. Nützlicher Wahn, durch Aufklärung verſchlungen, ohne Erſatz.

Um das Aergerniß von dreyer Päpſte geſpaltener
Herrſchaft endlich zu vertilgen, erſchienen zu Coſtnitz
1414. die Prälaten aller chriſtlichen Völker, an ihrer Spitze
Papſt Johann XXIII, die Geſandten aller Höfe, oder
die Fürſten ſelbſt, an ihrer Spitze Kaiſer Sigismund.
Das erſte Hochamt hielt der Papſt, die erſte Meſſe ſang
der Kaiſer ſelbſt im prieſterlichen Schmuck. Der große
Gegenſtand, der geiſtliche und weltliche Hirten verſammelt
hatte, erſchöpfte weder deren Zeit noch Eifer.
1415. Unter denen, die Gehör ſuchten und fanden, zeichneten
ſich vor Allen durch lebhaften Streit Polen und der
Orden aus. Der Biſchoff von Poſnanien führte das
Wort im Namen Jagello's, rühmte deſſen Unterwürfigkeit,

ſigkeit, als eines gehorſamen Sohnes der Kirche, dem des Papſtes Wunſch alſobald die ſiegreichen Waffen aus der Hand gewunden, und bat um Friedensvermittelung. Doch ſcheuend die förmliche Unterſuchung von des Ordens beurkundeten Anſprüchen, trachtete Polen vielmehr die Grundpfeiler der verhaßten Macht zu ſtürzen, indem es, ſtatt der einfachen, vom Staatsrecht zu entſcheidenden Frage, einen ſpitzfündigen theologiſchen Satz aufſtellte: ob es erlaubt ſey, den chriſtlichen Glauben durch Waffen auszubreiten? — Dieſer, in ſolchen Zeiten, vor einer ſolchen Verſammlung, ſehr gewagte Satz, mußte nothwendig Aufſehen erregen. Die Väter entrückten ihn weislich der Menge, indem ſie Einigen ihrer Glieder deſſen Prüfung übertrugen.

Nun überreichte **Paul Wladimir**, Canonicus und Rector der Univerſität Cracau, eine Schrift: **von päpſtlicher und kaiſerlicher Macht über die Ungläubigen**. Er behauptete kek, „weder jene weder dieſe hätte gegen die Heiden den Orden bewaffnen können, darum deſſen Beſitzthum nicht Eroberung ſondern Raub, deſſen Pflicht Erſatz wäre. Eigenthumsrecht könne beſtehn mit Unglauben, göttliches Recht das natürliche nicht heben. Ketzeriſch nannte er ſolche Freybriefe, ketzeriſch den Orden, wenn er ſeine Stiftung darauf gründe. Mit Gewalt den Glauben zu verbreiten, ſey des Chriſten unwürdig und nur ein Vorwand, fremde Länder ſich anzumaßen.“

Wladimirs kühne Wahrheit würde in Erſtaunen ſetzen, Achtung erzwingen, hätte er nicht durch ſeltſamen Widerſpruch die eignen Behauptungen entkräftet; denn er ſchloß mit dem förmlichen Bekenntniß: dem Papſte ſtehe zu, Länder zu verſchenken und Heiden durch das Schwert zu bekehren.

Es war voraus zu ſehen, daß die Väter jene weitgreifenden Sätze verdammen, oder mindeſtens durch

Schweigen nur beantworten würden. Sie thaten das leztere, und vergaßen Polens kezeriſches Vernünfteln am Scheiterhaufen eines vernünftigen Kezers, Johann Huß. Welthändel ſollten verſchoben werden, bis zur Beendigung der kirchlichen.

Da wandten ſich die Polen an den Kaiſer, verſprachen ihm Hülfe gegen Türken und Böhmen, wenn er hinwiederum ſeinen Beyſtand gegen den Orden verleihen wolle. Dießmal beſchränkte ſich ihre Foderung auf Samayten, Sudauen und Geld. „Da haben wir ihnen eine Antwort gegeben,“ ſchrieb Sigismund an den Hochmeiſter, „darin wir dein und deines Ordens zu Gut nicht vergeſſen haben.“

Küchmeiſter ſuchte des Kaiſers Gunſt durch Unterwürfigkeit und Zuträgerey zu befeſtigen. „Tod und Lebens, Gedeihens und Verderbens, wollte er beym Reiche halten.“ Jagello, ſchrieb er, ſtehe nach Sigismunds Landen; habe laut frohlockt, als der Kaiſer in Welſchland Hinderniſſe gefunden, vermeinend, nun könne er deſto ſicherer ſein Spiel treiben.

Des Ordens Geſchäftsträger zu Coſtnitz war Johann von Wallenrod, Erzbiſchoff zu Riga, dem Verſtand und Schlauheit großen Einfluß bey der Kirchenverſammlung erwarben. Ihm meldete der Hochmeiſter: „es ſteht mißlich mit Polen. Jagello hegt in ſeinen Häuſern und Landen Räuber, die das Ordensgebiet verwüſten, deren einige wir gefangen haben. Das geſchieht alles mit Witolds Wiſſen, und die Herzöge von der Maſau ſehen durch die Finger. Tragt es dem Concilio vor; an deſſen Urtheil ſich aber die Polen wenig kehren wollen, wenn nicht Pommern ihnen zugeſprochen wird. Seht Euch vor, kein Land abzutreten; verſprecht auch kein Geld, denn wir haben keines.“

Aber auch Jagello hatte gerechte Urſach zu klagen; denn die zugeſagte Räumung jener Dörfer, Orlow, Neudorf, Moryn, wurde, unter kahlem Vorwand, bis zum Ausſpruch des Conciliums verſchoben. Umſonſt drohte der Hauptmann zu Leslau dem Burggrafen zu Moryn, deſſen Leuten Hand und Fuß abzuhauen, wenn er nicht binnen drey Tagen den Platz übergäbe. Umſonſt übertrug der römiſche König dem Marggrafen von Brandenburg den Empfang der Dörfer, um ſie den Polen auszuliefern; Marggraf Friedrich erſchien ſogar in Perſon, allein Küchmeiſter ſprach: „davon ſteht nichts in des Kaiſers Briefen; ihm, aber nicht den Polen, wollen wir die Güter zur Bewahrung räumen.“ Trotz dieſer Wortbrüchigkeit, verſuchte er bittend von Jagello das Gränzſchloß Jeßnitz zu erhalten, „um zu vermeiden viel böſe Verräthniß und Zwietracht die davon zwiſchen beyden Landen entſprungen ſeyn.“ Würde das Concilium dem Orden ſolches abſprechen, ſo wolle er es dann willig zurückgeben. Es kann den Polen nicht verargt werden, daß ſie Gewiſſenloſigkeit durch Ungefälligkeit vergalten.

1416. Zu Coſtnitz erneuerten ſie den Angriff mit andern Waffen, ſuchten jezt mehr durch Läſterungen als durch Gründe des geführten Krieges Gerechtigkeit zu erweiſen. Treulich gaben des Ordens Sprecher die Läſterungen zurück, doch begleitet von beſſern Gründen. Sie wählten die einzige rechtliche Art, der Sache Klarheit darzuſtellen, denn ſie begannen der zahlreichen Verſammlung des Ordens Urkunden vorzuleſen. Doch dieſer waren ſo viele, die meiſten ſo lang, daß Leſer und Zuhörer bald ermüdeten. Die Verſammlung wurde aufgehoben, nichts entſchieden.

Jagello wählte ſchlau ein anderes Mittel den Orden zu verkleinern, ein Mittel, das nothwendig wirken mußte, wo Prieſter zu Gericht ſaßen. Sechszig von ihm bekehrte Samayten, lebende Zeugen ſeines Eifers, verließen ihre Wildniß, erſchienen vor dem Concilium und baten um Prediger, des blinden Volkes Erleuchtung zu vollenden. Die Gegenwart dieſer des Satans Klauen entriſſenen Wilden, begeiſterte die Verſammlung; der Cardinal von Raguſa trat auf, und erbot ſich ſelbſt, in Begleitung einiger Gehulfen, das gute Werk zu vollbringen. Daß er des fremden Volkes Sprache unkundig war, hielt ihn ſo wenig als einſt den heiligen Adalbert zurück.

Nicht lange ſo erſchienen die Samayten zum zweyten Male, bittere Klagen führend über die Kreuzherren, welche mehrere dieſes Volkes in Feſſeln gelegt, und, als künftige Eigenthümer von Samayten, begehrt hatten, die neue Kirche dem erzbiſchöflichen Stuhl zu Riga zu unterwerfen. Unwillig befahl die Verſammlung, augenblicklich die Gefangenen zu befreyen. Nur dem Kaiſer und ihrem Biſchoff ſollten hinfort die Samayten, in weltlichen und geiſtlichen Dingen, als oberſten Richtern gehorchen. Durch dieſen Spruch wurde kein Theil befriedigt oder begünſtigt, indem ſowohl Riga als Gneſen der erzbiſchoflichen Gewalt über Samayten verluſtig gingen.

Auch Witold verſuchte einen Kunſtgriff um die Väter zu gewinnen. Er ſandte griechiſche Biſchöffe nach Coſtnitz, die erklären ſollten: nur das Verlangen ſich dem römiſchen Stuhle zu unterwerfen, habe ſie vermocht zu dieſer Reiſe. Doch als man dort ſie verhörte, ergab es ſich, daß der Großfürſt zu dem Gaukelſpiele ſie gezwungen.

Sigismund war nicht gegenwärtig, als Polen und der Orden unermüdet vor den Vätern der chriſtlichen Welt den Zungenkrieg führten; er war in Frankreich, das er vergebens mit England auszuſöhnen trachtete. Beſſer gelang ihm aus der Ferne, unterſtüzt von Frankreichs Könige, den Waffenſtillſtand in Norden auf ein Jahr zu verlängern. Obſchon Jagello ſich vorbehielt, ſeine Anſprüche vor der Kirchenverſammlung, dem römiſchen Könige, oder ſonſt einem ihm beliebigen Richter zu erweiſen, ſo war er doch auch nicht abgeneigt, während der Waffenruhe mit dem Orden ſelbſt, ohne eines Dritten Zwiſchenkunft, die lange Fehde wo möglich zu beendigen. Küchmeiſter fühlte gleiches Bedürfniß; man wurde höflicher gegen einander. Witold beſchenkte den Hochmeiſter mit Seltenheiten ſeines Landes, dieſer hingegen die Großfürſtin mit Rheinwein. Gefangene Maſovier ließ er ledig, weil Witold gebeten, daß es ihm „zu Lipniß" geſchehe. Der Großherzog vergalt die Gefälligkeit augenblicklich, indem er eine doppelte Zahl preußiſcher Gefangenen entfeſſelte. Dem Könige wurde vergönnt, ſicher im Ordensgebiete zu jagen. So rückte man allmählig einander näher. Der Meiſter von Liefland, Siwert Lander von Spanheim, trat ins Mittel, dem Hochmeiſter rathend, er ſolle ſich *demüthigen*. „Gern, erwiederte dieſer, aber es wird fruchtlos bleiben." Unabgeſchreckt wünſchte Siwert Lander eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen den ermüdeten Feinden. Sie waren bereitwillig. Wielun an der Memel wurde beſtimmt zum Sammelplatz. Einen Bogenſchuß vom Ufer entfernt ſchlug der König ſein Lager auf. Der Hochmeiſter kam zu Waſſer, verließ auch ſeine Schiffe nicht. Viel Prunk und wenig Vertrauen hatten beyde mitgebracht. „Herrſcher, die als Menſchen ſich unter die Augen treten, verſöhnen ſich bisweilen leicht, wenn nur Staatsvortheil, nicht perſönliche Abneigung ſie trennte. Auch was etwa mit Unrecht ihnen aufgebürdet worden, mögen ſie wohl verzeihen, nur nicht Vorwürfe in Wahrheit begründet; und eben dieſe hatte man zu oft, zu derb ſich vorgerückt. Es waren nicht mehr Polen und der Orden, es waren Jagello und

Küchmeiſter, die ſich haßten. Daher blieb ſchon der erſte Zweck, Unterredung zwiſchen beyden, unerreicht. Stolz und Widerwille ſchieden die Häupter. Nur die Räthe unterhandelten. Alte Foderungen wurden größtentheils erneuert, der Orden aber wollte bey ſeinen Gränzen bleiben, nur auf Samayten verzichten, wenn Jagello dagegen allen ſonſtigen Anſprüchen auf immer entſagen würde. Als den Polen das nicht gnügte, entfernte ſich der Hochmeiſter haſtig.

Witold, dem Litthauens Königskrone jezt nicht mehr gleichgültig war, hatte treulich vermittelt. „Warum verzogt ihr nicht zwey Wochen?" ſchrieb er bald nachher, „um ſo wichtige Dinge nach Wunſch zu beendigen." —

„Weil eure Räthe," war die Antwort, „beſtimmt erklärten, alles Gerede ſey überflüſſig."

„Warum," fuhr jener fort, „kamt ihr nicht ſelbſt zum Könige da ihr ſo nahe wart? warum verſchmähtet ihr das?"

„Lieber Herr," verſezte der Hochmeiſter, „ihr habt uns vormals in etlichen eurer Schriften Hochmuth zugelegt; aber Gott weiß, wir ſind demüthig und wären gern gekommen, hätte man uns berufen."

„Nein," erwiederte der Großfürſt, „ihr habt weder uns noch den König ſehen wollen. Wir haben es immer gut gemeint, nun aber unſer Thun und Schreiben euch nicht zu Willen geweſen, ſo wollen wirs künftig laſſen."

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, an wem die Schuld der abgebrochenen Unterhandlung lag. Witold ſagte laut: „des Ordens Geizigkeit ſey Urſach des chriſtlichen Blutvergießens." Küchmeiſter wollte zum mindeſten den Schein von ſich wälzen. Er ſchickte noch einmal den Meiſter von Liefland zu Witold, ihm dankend „daß er ſo getreulich ſich bearbeitet" und klagend „daß es nicht zum guten Ende gekommen, da der Orden doch nichts begehre als ſein Land und Gränze.“

Ihr ſcherzt, ſprach Witold. Siwert Lander betheuerte den Ernſt. „Wollt ihr auch vor dem Könige ſo reden?“ fragte jener, und dieſer bejahte ungeſcheut. Da führte ihn der Großfürſt zu Jagello, vor dem er ſein Anbringen muthig wiederholte. „Ihr ſeyd übermüthig,“ ſprach der König, „darum ſeyd ihr ſo ſchnell aufgebrochen, darum kommt es nimmer zum Frieden. Ihr achtetet es gar geringe, daß wir ſo weit heraufgezogen. Wir hatten vormals euren Meiſter in unſern Händen; wir hätten ihn tödten können; nun wollte er uns nicht anſehn. Pommern und Culmerland ſind uns verfallen, weil ihr den ewigen Frieden gebrochen.“

Wodurch? fragte der Geſandte.

„Der Orden, hieß es, nahm das Land Dobryn, das unſerer Krone gehörte; wir mußten es löſen; dann wurde es von Euch verwüſtet.“

Da fuhr der Meiſter von Liefland heraus: „Ihr und Witold habt dem Orden das Land Samayten geſchenkt, mit freyem Willen und Zuſtimmung der Eurigen, alſo daß an den Briefen über 70 oder 80 Inſiegel hängen. Da nun die Samayten vom Chriſtenthum ſich wandten, bat euch der Hochmeiſter ihm zu helfen. Ihr ſpracht, Samayten gehöre dem Orden, der könne damit thun nach Gefallen. Wohl, ſagte unſer Meiſter, wollt ihr euch deſſen nicht annehmen, ſo wollen wir es ſchon mit Gottes Hülfe bezwingen. Aber alſobald ließt ihr euch vernehmen: wenn er in Samayten ziehe, ſo würdet ihr Preußen überfallen; wer hat da den Frieden gebrochen?“

Dieſe Unterredung, die nur alten Zwiſt und alten Groll erneuerte, war dem Großfürſten peinlich, zumal in Gegenwart vieler Polen und Litthauer. Man fertigte den Geſandten mit ſchnöder Antwort ab. Doch um den böſen Eindruck zu mildern, ſchrieb Witold, der jezt wahrhaft Frieden wünſchte: „Zürnet nicht, daß wir uns etwas ernſtlich gegen euch verantwortet haben, weil ihr ſehr hart mit uns geredet vor ſo vielem Volke. Wäre es allein geſchehn, ſo hätten wir es nicht geachtet.“

Als dieſe Friedenshoffnung abermals verſchwunden
1417. den war, ließ Jagello zu Coſtnitz erklären: man dürfe ihm jezt nicht verargen, wenn er aufs neue die Waffen ergreife. Der Orden hingegen berief ſich eben daſelbſt auf Schiedsrichter, die das Concilium ernennen möge. „Dieß Erbieten,“ ſo berichtete der Comthur zu-Balga von Coſtnitz kommend, „hat dem Orden großen Glimpf gemacht vor allen Nationen, und nemlich vor den Kardinälen, die uns gänzlich meinen beyzuſtehn.“ Zwar äuſſerte er dennoch wenig Hoffnung, doch konnte es zum Beweiſe dienen vor Jedermann, „daß dem Orden ungütlich geſchehe.“

Ganz ohne Wirkung blieben deſſen Klagen nicht, denn das Concilium befahl beyden Theilen, unter Androhung ewiger Verdammniß, aller Feindſeligkeiten ſich zu enthalten. Dieſe ernſte Drohung bahnte den Weg zu einem neuen Waffenſtillſtande, (vielleicht erzwang ihn auch die Peſt —) den der Meiſter von Liefland, vereint mit dem Biſchoff zu Dorpat, auf ein Jahr beteidingte, unbeſchadet dem etwanigen Spruche der Kirchenverſammlung. Frankreich und der Kaiſer beſtätigten abermals den erwünſchten Aufſchub.

Vor dem Concilium gerieth der Orden jezt in einen ſchimpflichen Verdacht, als habe er einen feilen Gelehrten beſtochen, um gegen Polen eine bittere Schmähſchrift zu verfertigen. Johann Falkenberg hieß der Verfaſſer, ein Dominicaner und Profeſſor der Theologie, aus einem pommerſchen Kloſter, jezt in Coſtnitz

gegen

gegenwärtig. Kein Grund ſeines Haſſes gegen Polen war bekannt, eines Haſſes, der ſo weit ging, daß er die ewige Seligkeit zum Preiſe für die Vertilgung des polniſchen Namens machte. Der Erzbiſchoff von Gneſen beſchwerte ſich laut. Falkenberg wurde verhaftet, ſein Werk unterſucht, verdammt. Zwar belaſteten ſeine Ausſagen den Orden nicht, den ausdrücklich der Kläger als Anſtifter nannte, doch konnte der Verdacht nicht ausgerottet werden, denn, fragte man ſich, was bewog dieſen Falkenberg ſolcher Gefahr ſich auszuſetzen: Gefängniß, Schimpf im Angeſicht der Väter, Rache der erbitterten Polen? Da mußte wohl ein mächtiger Reiz ihn verſucht, eine ſchimmernde Belohnung ihn geleckt haben.

Jagello war davon ſo überzeugt, daß er es geradezu in einem Briefe an den Papſt behauptete. Die Geſchichtſchreiber Polens haben die gehäſſige Beſchuldigung verewigt. Der Schmähſchriftler, ſo wird erzählt, entſchlüpfte ſeinem Gefängniß, unter Vergünſtigung des Papſtes; er brachte ſein Werk dem Hochmeiſter, empfing zum Lohn nur vier Mark, die er verſchmähte, nun noch weit heftiger gegen den Orden ſchrieb, und dieſe Geburt ſeiner Rache dem Concilium zu Baſel überreichen wollte. Doch in Strasburg plünderten ihn Ordensbrüder oder Freunde, und raubten ihm die Frucht ſeiner gemißbrauchten Fähigkeiten. Strenge Beweiſe mangeln. Hingegen iſt gewiß, daß jenes berüchtigte Werk des feilen Dominicaners, nicht in einer **allgemeinen** Sitzung der Kirchenverſammlung, ſondern nur von wenigen dazu beauftragten, verurtheilt worden. Das erſtere begehrten die beleidigten Polen als Genugthuung. Es wurde verweigert. Da beriefen ſie entrüſtet ſich auf ein künftiges Concilium. Die Franzoſen traten auf ihre Seite, weil Falkenbergs Grundſätze mit denen überein kamen, durch welche damals Jean Petit den Meuchelmord des Herzogs von Orleans rechtfertigen wollte. Auf beyde wurde nicht geachtet. Man war es müde, nach viertehalb bereits verfloſſenen Jahren, wegen ſolcher Armſeligkeiten noch länger in Coſtnitz zu verweilen.

1418. Der neuerwählte Papſt, Martin V, verſammelte die Väter zum leztenMale. Der Kaiſer ſelbſt war gegenwärtig. Nach der Meſſe rief ein Kardinal überlaut: „Gehet hin in Frieden!" Alle Anweſende antworteten „Amen!" Dennoch war dieſer fromme Wunſch nicht das lezte Wort, denn die Polen erhuben ſich noch einmal, um ein Verdammungsurtheil über Falkenberg zu erzwingen, bevor die Verſammlung aufgelöſt würde. Dem widerſezten ſich die Engländer und Spanier, erklärend: Falkenbergs Buch ſey nicht einmüthig als kezeriſch von ihnen verdammt worden. Noch andere wollten reden. Der Papſt ſah ſich genöthigt, unter Androhung des Bannes, Schweigen zu gebieten. Die Verſammlung ging auseinander. Martin V ritt aus der Stadt in einem goldenen Meßgewande, mit weißer Inful auf dem Haupte, auf einem Zelter mit Scharlach bedeckt, den beym Zaum der Kaiſer führte. Ein Churfürſt und zwey Herzoge trugen des Roſſes Decke. Fürſten, Grafen und Herren folgten demüthig. — Erſt ſieben Jahre ſpäter bewirkte Jagello, deſſen rachſüchtiges Gemüth den Schimpf nie verſchmerzen konnte, ein päpſtliches Verdammungsurtheil. Die Schmähſchrift wurde zerriſſen; Falkenberg mußte feyerlich widerrufen, und büßte im Kerker.

Der Orden hatte nichts gewonnen in dieſem jahrelangen Rechtshandel vor dem höchſten Richterſtuhl der chriſtlichen Welt. Leider blieb ſelbſt dieſer von Beſtechung nicht unbeſudelt.

„Des Ordens Freunde und Gönner rathen" berichtete der Comthur zu Balga," daß dem Papſte und

eil

etlichen Kardinälen eine Ehrung geſchehe — (eine Ehrung nannte man es!) — an koſtbarem Pelzwerk oder Silberzeug, 1000 Ducaten an Werth, damit man ſie gutwillig mache zu den Geſchäften." Noch deutlicher ließ der Erzbiſchoff von Riga ſich vernehmen: „Papſt, Kardinäle und Jedermann trachten hier nach Geld und Gaben, daß wir uns wohl beſorgen, mit ledigen Händen wenig Frommens zu erwerben." — „Die Polen haben den Papſt, den König, die Kardinäle, und ſonſt viele andere Fürſten groß begabt, daß ſie vaſte von ihnen gehört werden; verläugnen auch gänzlich, daß ſie den heiligen Leichnam an die Erde geworfen, Frauen beſchämt, Kindlein erſtochen u. ſ. w."

Der Hochmeiſter, dem ohnehin ſeiner Geſandten Zehrung ſauer zu entrichten wurde, ſchrieb: „wir können leider nichts geben, denn wir haben nichts, und wollen Niemand vertröſten auf Gelübde, die wir nicht halten können." Darum ſoll der Erzbiſchoff nur des Ordens Noth vortragen: „will man es nicht zu Herzen nehmen, nun ſo müſſen wir es Gott anheim ſtellen."

Zwar unterhielt er ein geheimes Verſtändniß mit des Kaiſers Schreiber, allein Verſprechungen waren alles, wodurch er deſſen Eifer zu ſpornen vermochte.

Einige glauben, Johann von Wallenrodt, der um dieſe Zeit das Ordenskreuz ablegte und Biſchoff zu Lüttich wurde, habe, ein treuloſer Geſchäftsträger, den Orden ſelber unterdrücken helfen. Wahrſcheinlicher hat Geldmangel der Väter Ohren verſchloſſen; darum wirkten Jagello's Geſchenke ungehindert, und brachten ihn ſehr nahe zum Ziele, denn wirklich war bereits der Bann gegen den Orden ausgeſprochen, und nur der neue Papſt, vom Hochmeiſter angerufen, hemmte deſſen Wirkung.

Mit manchen Gründen mochten die Väter ihre, den Polen bewieſene Vorliebe beſchönigen. Jagello, ein neubekehrter Fürſt, konnte, gereizt, leicht zu ſeinen Götzen, oder zu der Huſſiten Ketzerey ſich wenden. Sein Eifer, Litthauer und Samayten von des Götzendienſtes Gräueln durch die Taufe rein zu waſchen, hatte ihm der Kirche Gunſt erworben. Auch künftig konnte er ein nützliches Werkzeug werden, die, ſeinem Scepter unterworfenen, von der wahren Kirche getrennten Ruſſen, in deren Schoße wieder zu verſammeln. Darum vielleicht erhub der Pabſt, noch ehe er Coſtnitz verließ, den König von Polen und den Großfürſten von Litthauen zu Generalvicarien der Kirche in ihren Staaten, und befahl, vom Kaiſer unterſtüzt, den Waffenſtillſtand abermals auf ein Jahr zu verlängern. Auch ſollte der Orden ohne Widerrede, Orlow, Moryn und Neudorf endlich räumen, bey Strafe von 100000 Gulden, nur mit der Einſchränkung, daß Polen dieſe Oerter nicht befeſtigen dürfe.

So war es Jagello, der ſiegreich aus den Schranken der Kirchenverſammlung hervorging.

* * *

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Vorſichtsmaßregeln des Hochmeiſters.

Während zu Coſtnitz in der Wage der Gerechtigkeit
das Zünglein ſchwankte, verſäumte Küchmeiſter nicht,
auf den ſchlimmſten Fall ſich zu rüſten. Alte Feinde
verſöhnen, alte Freunde erhalten, neue gewinnen,
darauf ging er aus. Zwiſchen Herzog Bogislaus
von Stolpe und dem Orden vermittelte Marggraf Friedrich 1416.
von Brandenburg Beyfrieden, der doch faſt,
kaum erſchienen, wieder zu verſchwinden drohte, weil
der Hochmeiſter durch ſchlaue Zuſätze, bedenkliche Auslaſſungen
den Herzog überliſten wollte; denn ungehinderten
Zug durch ſein Land verweigerte dieſer, und verbotenes
Hegen der Feinde ſchränkte er blos auf Räuber
ein. Auch beſtand er mit drohendem Ernſt darauf,
daß förmliche Erwähnung von Polen geſchehe, weil
des Ordens Staatskunſt ihn ganz von dieſem Reiche
zu trennen vermeinte. Alle Verſuche ſcheiterten. Dem
Orden mußte genügen, einen zweydeutigen Freund unthätig
zu erhalten.

Beſſer gelang es ihm mit den Herzögen von Schleſien.
Die brauchten Geld, und, trotz der Armuth,
die Küchmeiſter oft ſo wehmüthig beklagte, wußte er
dennoch Polens getreuen Verbündeten güldene Feſſeln
anzulegen.

Freylich mußte er ſeine Zuflucht zu dem verhaßten
Pfundzoll nehmen, den die Hanſeſtädte nicht länger 1417.
dulden wollten. Nur bis zum Frieden bat der Hochmeiſter
ihn zu verwilligen, und es gelang ihm nicht

allein, die Hanſe zu beruhigen, ſondern ſogar ein Schutz- und Trutzbündniß auf zehn Jahre mit ihr zu errichten. 2000 Gewappnete zu Roß oder Fuß wollte ſie ſenden auf eigne Koſten, zu Waſſer oder zu Lande, wenn der Orden angegriffen würde und ihre Vermittlung fruchtlos bliebe. Wäre in Liefland Hülfe vonnöthen, ſo wollte ſie 300 ſchicken nach Reval oder Riga; eroberte Städte dem Orden räumen; Schadenerſatz nicht fodern. Nur Auslöſung der Gefangenen nach Ritterrecht behielten die Bundesgenoſſen ſich vor, und eine räthſelhafte Bedingung fügten ſie hinzu, alſo lautend: „Jedoch ſollen wir in dieſer Verbindung nicht verpflichtet ſeyn, Jemanden zu helfen gegen ſeinen rechten Herrn.“

Es wird keine Spur gefunden, daß dieſes Bündniß dem Orden genutzt; vielmehr mußte Küchmeiſter,
1421. einige Jahre ſpäter, den Drohungen der Hanſe weichen, dem Pfundzoll für immer entſagen, und geloben, nicht zu hindern, daß allgemeine Beſchlüſſe jenes alten Bundes in ſeinen Staaten vollzogen würden.

Den Churfürſten ſchmeichelte er mit Hülfe gegen die Ketzer. — Dänemark beobachtete er mißtrauiſch. Dieſes Reiches Verbindung mit Jagello veranlaßte eine Warnung an die preußiſchen Seefahrer, nicht eher zu ſegeln, bis alles näher ſich entwickele.

1417. Mit dem Biſchoff von Leſlau, dieſem grauen Verräther des Ordens, überwand er ſich, in Gneſen perſönlich zu unterhandeln. Harte Vorwürfe machte der Prälat, als maße ſich der Orden über ihn der Vormundſchaft an. Harte Foderungen fügte er hinzu: gänzliche Freyheit ſeines Stiftes; Gränzen, die er ſelbſt beſtimmen wollte; Zehnten in alter, guter Münze; große Geldſummen für entzogene Einkünfte. Die Danziger hatten ſein Schloß, vor ihrer Stadt gelegen, auf Küchmeiſters Anſtiften zerſtört. Aus Furcht, es könne bey Kriegesausbruch von Feinden beſezt werden. Das ſollten ſie nun, begehrte der Biſchoff, wieder bauen. Schon hatte er ein günſtiges Urtheil vom Papſt errungen. Vergebens arbeitete Küchmeiſter in Rom dagegen. Der trübe Zeitlauf heiſchte Nachgiebigkeit. Er verglich ſich mit dem unruhigen Prälaten, verſuchte aber insgeheim den Prinzen Semowit von Maſovien zu reizen, daß er nach dem Biſthum trachten, vom läſtigen Nachbar ihn befreyen ſolle.

Als nun Pommern, Schleſien und die Hanſeſtädte zu ſeinen Gunſten theils entwaffnet, theils bewaffnet ſtanden; ſo durfte er ſchon dem Marggrafen von Brandenburg ſchreiben: „wir ſitzen zwar immer in großer Fährlichkeit mit Polen, doch getrauten wir mit Gottes Hülfe unſern Feinden wohl zu widerſtehen, würden ſie nur nicht geſtärkt durch die mächtige Heidenſchaft, der von den Polen die Pforten der Chriſtenheit geöffnet werden.“ Darum ſandte er einen Bruder nach Flandern, um neue Ritter in den Orden zu kleiden. Darum warb er fleißig Söldner, in Sachſen 50 Spieße; Hauptleute ſtanden in allen befreundeten Ländern gerüſtet mit ihren feilen Scharen. Thüringen, Meiſſen, vergönnten ihrem kriegsluſtigen Volke einen Zug unter des Ordens Panier. Der Biſchoff von Magdeburg verſprach, in eigner Perſon die Seinigen anzuführen. Die Herzöge von Stettin traten in Sold des Ordens. Die Städte Frankfurt, Croſſen, Nürnberg, Breslau, gelobten Hülfe oder freyen Durchzug. Die Seefahrer aus Flandern zwang er zum Dienſt in Preußen, doch bezeugte er ihnen ſchriftlich, daß er wider ihren Willen ſie zurück gehalten. Sogar von England getröſtete er ſich einiger Hülfe, und ſo gerüſtet erwartete er ſtandhaften Muthes die Enthüllung der Zukunft. Nur allein der Deutſchmeiſter, nicht befolgend das rühmliche Beyſpiel der Liefländer, nahm ſeiner Brüder mit Kälte ſich an; mahnte ſehr zur Unzeit alte Schulden ein; wollte kaum mit ſechs oder acht Begleitern nach Preußen kommen, und zwang dem Hochmeiſter die ſcharfe Erinnerung ab: „bedenket was Gerichts euch übergehen möchte, ſo es, da Gott vor ſey, mit uns umſchlüge. Thut was ihr ſchuldig ſeyd und wir an euch thun würden.“

Ein treffliches Mittel Gunſt zu erwerben, die erworbene zu befeſtigen, fehlte ihm ganz: koſtbare Geſchenke; er hatte nichts zu geben, als wohlabgerichtete Falken den jagdluſtigen Fürſten; Paternoſter von weißem Börnſtein den frommen Fürſtinnen.

Durch ein Verbot der Getreideausfuhr beſtrebte er ſich dem Mangel vorzubeugen, durch Verbeſſerung der Münze dem Handel aufzuhelfen. Pferde, Silber, Gewehr und Lebensmittel ſollte niemand über die Gränze bringen. Bewaffneten Zuſammenlauf, Murren oder Läſterworte gegen die Herrſchaft unterſagte er drohend. Wer gerüſtet über Land geritten war, mußte ſeinen Harniſch in der Herberge laſſen. In Städten durfte niemand lange Meſſer tragen. —

Allein das war auch alles, was er, mehr für des Ordens innere Wohlfahrt, als für die des Landes unternahm. Die unglücklichen Ueberreſte der alten Preußen blieben nach wie vor gedrückt. Keiner ſollte in deutſchen Dörfern wohnen oder dienen, keiner das Bürgerrecht von Fremden in ſeinem Vaterlande erhalten. — Mord, Raub, Plünderungen, Grauſamkeiten aller Art fielen täglich vor, beſonders an den Gränzen. Die Unterthanen jammerten; der Hochmeiſter foderte bisweilen Genugthuung; aber wohlbegründete Gegenklagen verſchloſſen ihm gewöhnlich den Mund.

So ſtand es jezt in Preußen. Die Beherrſcher zagten; die Beherrſchten litten; die Pfaffen praßten; der Handel ſchmachtete; der Ackerbau ſtockte. Die Furie der Zwietracht blies grinſend auf ihre glimmende Fackel.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Papſt und Kaiſer treten als Richter auf.

Durch einen Liebestrank, wie die Sage ging, wurde Jagello unthätig. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Anna warf er das lüſterne Auge auf die Wittwe eines polniſchen Großen, Eliſabeth von Piletzki, wollte ſich mit ihr vermählen, trotz geiſtlicher Verwandtſchaft, denn ihre Mutter war ſein Taufzeuge. Witold ſchwieg, allein die Polen widerſprachen kühn und laut, verweigerten die Krönung der neuen Königin. Jagello lud die Vornehmſten in ſein Schlafgemach, verſuchte ſanfte, Bitten ähnliche Vorwürfe; als ſie dennoch halsſtarrig blieben, wurde er zornig und ſprach: „Da ihr lezt bey mir wart zu Korzyn, da bat ich euch, daß ihr mich mit meinem Weibe ließet ziehen auf mein väterliches Erbe, und gäbet dann unſere Tochter wem ihr wolltet, und machtet euch einen König, und darum bitte ich euch noch.“

Sie verſezten: Leib und Gut wollten ſie bey ihm laſſen, aber er möge bedenken, wie ſie vor vier Jahren ſeiner Tochter huldigen müſſen, und ſchwören, nach des Königs Tode, dem Großfürſten Witold, als Vormund der jungen Königin zu gehorchen; ſo wären ja nie zwey Königinnen in Polen geweſen — blieben auf ihrem Sinn und baten, die Krönung zu verſchieben. „Es ſoll nun gleich geſchehn“ fuhr Jagello heraus, „das ſey euch, oder wem es wolle, lieb oder leid.“

Sie erwiederten: „Ihr ſeyd unſer Herr und König, ihr möcht thun was ihr wollt. Auch habt ihr die Kronen alle fünfe in Eurem Schatze, Ihr möcht ihr laſſen aufſetzen eine oder zwey, oder alle fünfe, deß ſeyd ihr mächtig Euch zu einem Weibe, aber nicht zum Reiche.“

1416. So feyerte Jagello, trotz dem Murren der Großen, unter Volksverwünſchungen, ſein drittes Hochzeitfeſt. Für den Orden ſchien dieſe Begebenheit Hoffnung bringend, denn die neue Königin Eliſabeth war ihm hold, wünſchte Friede und Freundſchaft herzuſtellen, den Unterthanen beyder Staaten freyen Hin- und Herzug auszuwirken. Durch hochzeitliche Freuden ſanfter geſtimmt, übertrug Jagello wirklich einem der Gäſte, dem Herzog von Troppau, Unterhandlung mit dem Orden anzuknüpfen. Der Herzog fand in Preußen williges Gehör, doch als er zurück nach Polen kam, war unterdeſſen der frohe Rauſch verflogen. Der König ſprach kalt: er müſſe zuvor mit Witold ſich berathen; und Küchmeiſter ſchrieb: „ſie zögern blos, damit ſie ungewarnt uns überfallen mögen.“

Aber Witold bewies ſich freundlich, obgleich der immer rege Argwohn ihn zum Anſtifter der Nowogoroder gegen Liefland — ja einer nichtswürdigen Verſchwörung in Preußens Hauptſtadt log. Ein Ueberläufer aus Litthauen verführte einige Büchſenſchützen in Marienburg; man wollte das Pulver verderben, das Geſchütz unbrauchbar machen; allein der Anſchlag wurde verrathen, der Verbrecher gerichtet. Keine Spur von Theilnahme haftet auf dem Großfürſten; vielmehr, als bey Memel die Samayten plünderten, bat er ſelbſt den Hochmeiſter, Abgeordnete zu ſenden, um der Frevler ſtrengen Beſtrafung beyzuwohnen. Es geſchah. Dagegen ließ der Orden, als Witolds Gemahlin ſtarb, 1415. auf allen ſeinen Häuſern Vigilien und Meſſen für die Seele der Verſtorbenen halten.

Noch einen ſtärkeren Beweis der Friedensneigung, als dieſe Höflichkeit, gab der Orden durch ſeinen Gehorſam gegen den päpſtlichen Befehl. Er wollte die den Polen zugeſprochenen Dörfer räumen; aber es trat ein ſeltſamer Umſtand dazwiſchen: Niemand meldete ſich ſie zu empfangen. Küchmeiſter ſchrieb treuherzig an den Comthur: „es ſey dem Herrn vielleicht mehr um Verwirkung der Geldbuße, als um Beſitz der Dörfer zu thun.“ Dem vorzubeugen, befahl er, in Beyſeyn von namhaften Männern, unter welchen wo möglich auch Polen ſich befinden ſollten, die Bereitwilligkeit zur Uebergabe förmlich zu erklären, darob die Gegenwärtigen ein Zeugniß ausſtellen, des Ordens Beamte künftig die Dörfer betrachten ſollten, als ob ſie dem Orden nicht mehr zugehörten. In der That ſchien Polen nur ſo lange einen Werth auf dieſe Dörfer zu legen, als ſie ihm verweigert wurden; mit deren Beſitz verlor es einen Kriegsvorwand.

Der Orden hatte noch mächtige Freunde, die ſich treulich mühten ihn wieder aufzurichten. Pfalzgraf Ludwig bey Rhein begehrte die Brüderſchaft; ſie ward, nebſt einem Kleinod, ihm zugeſandt. Dankbar vereinte er ſich mit dem Erzbiſchoff von Mainz, dem Biſchoff von Breslau und der Hanſeſtadt zum Bunde. Dieſer anſehnlichen Friedensmittler achtbare Geſandtſchaft erſchien in Preußen, und bewirkte eine abermalige Zuſammenkunft bey Wielun. Die Polen hielten feſt an ihren alten Foderungen; den Thorner Frieden verwarfen ſie als vom Orden gebrochen. Des Papſtes Richterſtuhl verſchmähten ſie, weil zu Rom die Händel oft zwanzig, auch dreyßig Jahre lange hingezogen würden. Der römiſche König, war ihr Begehren, möge entſcheiden in Recht oder Minne, doch vor Ablauf des Waffenſtillſtandes. — „Sigismund hat ſchon einmal entſchieden," war die Antwort, „den Ausſpruch habt ihr nicht geachtet; ſo wäre zu befürchten, ihr würdet auch dem zweyten nicht Folge leiſten. Habt ihr doch ſelber oft erklärt, ihr wäret nicht dem Reiche, ſondern nur dem Papſte unterworfen. Uns dünkt nicht billig ein neuer Rechtsgang wegen abgeurtheilter und verbriefter Sachen; es ſteht auch nicht in unſerer Macht, dem römiſchen Könige eine Zeit vorzuſchreiben." — Die Beſchuldigung, den Thorner Frieden gebrochen zu haben, ſchob der Orden zurück, und nannte viele Fürſten, deren ſchiedsrichterlichem Ausſpruch er ſich unterwerfen wollte.

Die Polen verwarfen alle Vorſchläge, feſt auf dem Entſchluß beharrend, den römiſchen König allein als Richter zu erkennen. Vergebens mühte ſich der Biſchoff von Dorpat; vergebens erinnerte der Erzbiſchoff von Riga, man werde den ſchwachen Glaubensfunken in den Neubekehrten durch ſolchen Hader wiederum erſticken. Er hatte wahr prophezeiht, denn die Samayten — vor kurzem noch vor dem päpſtlichen Throne als eifrige Chriſten geprieſen — vertrieben plötzlich ihren Biſchoff, verbrannten die Kirchen, und Witold mußte deren 60 enthaupten laſſen.

Klagend über Unverſöhnlichkeit und Verſpottung ſchrieb der König an Land und Städte in Preußen und Pommern, um ſie gegen den Orden zu verhetzen, erhielt jedoch zur Antwort: ſie wüßten recht gut was zu Toſzau und Wielun geſchehn; ihr Hochmeiſter habe mit großer Demuth das Mögliche zu bewilligen ſich erboten. — Zu gleicher Tücke ließ auch Küchmeiſter ſich herab; er ſchrieb an alle polniſche Große, auch in die Maſau, und fügte Abſchriften bey, enthaltend ſeine zu Wielun gethanen Vorſchläge.

Warum der Orden ſeinem alten Gönner Sigismund jezt nicht vertrauen wollte, iſt räthſelhaft. Küchmeiſter geſtand einem Freunde: „wir haben am römiſchen Könige etlichermaßen einen ungnädigen Herrn, wiſſen aber nicht womit verſchuldet.“ Er hätte es dennoch leicht errathen mögen, denn eben das bewieſene Mißtrauen erbitterte Jenen. „Sie haben zwar durch ihre Botſchaft uns die Sache anheim geſtellt“ ſchrieb er an den Biſchoff von Breslau, „doch nicht unbedingt — (lüderlich war ſein Ausdruck) — ſondern mit Clauſeln, davon deine Liebe wohl merken und verſtehen mag, was Glimpfes unſer Bruder, der König von Polen bietet, und wie die Preußen ſich heraus ziehen; auch vormals gemeint haben und noch meinen, daß ſie unter uns und das heilige Reich nicht gehören, als deine Liebe vor Zeiten von ihnen wohl gehöret hat.“ Darum erſuchte er den Biſchoff, überall in ſeinen Landen verkünden und verbieten zu laſſen, daß Niemand dem Orden zu Hülfe ziehe, auch kein Durchzug geſtattet werde.

Wenn es wahr iſt, daß die Kreuzherren, nach ſo oft wiederholten Betheurungen, abermals dem Reiche ſich entziehen wollten, weil die Reichsverbindung ihnen jezt nicht fugte, ſo war des Kaiſers Zorn mehr als zu wohl begründet.

Faſt wäre es, wie man ſagt, dem Comthur von Raſtenburg gelungen, den König von Polen auf der Jagd zu entführen; nur die Tapferkeit der polniſchen Begleiter ſoll ihn gerettet haben. Solche Treuloſigkeit, in unſern Tagen nicht unerhört, ja übertroffen, mag nicht ohne ſtrenge Beweiſe dem Orden aufgebürdet werden. Wollte doch Küchmeiſter nicht einmal mit Swidrigall in ein geheimes Bündniß ſich verwikkeln.

ſeln. Dieſer unglückliche Fürſt, von Witold in Feſſeln geſchmiedet, war endlich ſeiner Haft entwichen, durch die Wallachey nach Oeſtreich zu Herzog Ernſt, von da nach Ungarn geflohen. Der Biſchoff von Breslau ſuchte für ihn des Ordens Beyſtand; aber — obgleich der Hochmeiſter ihm das rühmliche Zeugniß ertheilte: „das wiſſen wir von ihm, daß er tugendhaft, wohlthätig und wahrhaft, anders haben wir ihn nicht erfunden,“ ſo fügte er doch auch hinzu: „er hat wohl groſſe Dinge vor Augen, aber keine Macht, zumal er nun ganz in des römiſchen Königs Händen iſt.“

1419. Des Waffenſtillſtandes Ablauf rückte immer näher: keine Vermittlung ſchien mehr zu erwarten; da legte ſich der Papſt ins Mittel, wehmüthig rufend: ſein Herz klopfe unaufhörlich, wenn er dieſes unchriſtlichen, unvertilgbaren Haders gedenke. Die Biſchöffe von Lucca und Spoleto begaben ſich zuerſt nach Polen, verſehen mit des Papſtes beweglichen Ermahnungsſchreiben, und der Vollmacht, die Widerſpenſtigen in den Bann zu thun. Nach manchem Verſuche, des Königs Gemüth friedlich zu ſtimmen, eröffneten ſie zu Gnebekan in Cujavien eine Sitzung, bey welcher auch polniſche Geſandte, doch ohne ſchriftliche Vollmacht ihres Monarchen, erſchienen. Man iſt gezwungen zu vermuthen, daß Jagello auf dieſe Weiſe dem etwa ihm mißfälligen päpſtlichen Spruche die Zuſtimmung im Voraus verſagte; denn er kam zu gleicher Zeit mit Sigismund in Kaſchau zuſammen. Auch der Hochmeiſter wurde eingeladen, erſchien aber nicht, vorgebend: die Friſt ſey allzukurz — er müſſe dem Papſte gehorchen — eigentlich befürchtend, man werde dort ſeine Rechte kränken. Jagello beſiegelte zu Kaſchau — gleich als wären die päpſtlichen Botſchaf-

ten

ter nicht vorhanden — ſeinen unbedingten, des Kaiſers Spruche zu leiſtenden Gehorſam.

Indeſſen wurden die welſchen Biſchöffe von des Ordens Sprechern nach Thorn geladen, um die dahin geſandten urkundlichen Beweiſe ihrer Rechte ſelbſt zu prüfen. Es geſchah; doch unbegleitet von den polniſchen Geſandten, obſchon ſie es verſprochen hatten. Die Botſchafter laſen, pruften, kehrten befriedigt nach Gnebekau zurück, und brachten des Hochmeiſters Erbieten: durch Abtretung von Samayten, Orlow, Moryn, Neudorf, nebſt 30000 ungariſchen Gulden den Frieden zu erkaufen. Die lockende Verzichtleiſtung auf Samayten hatten gründliche Vorſtellungen des Meiſters von Liefland bewirkt. Allein die Polen ſchützten mangelnde Vollmacht vor; die Unterhandlung zerſchlug ſich. Die gereizten oder überzeugten Biſchöffe ſtellten zu Thorn dem Orden ein rühmliches Zeugniß aus: daß derſelbe, bey ſeinem guten Rechte, dennoch nichts unverſucht gelaſſen, um von dem halsſtarrigen Gegner einen leidlichen Frieden zu erringen. Zwey Monat ſpäter verlängerten ſie zu Graudenz, kraft päpſtlicher Gewalt, ohne Zuſtimmung der Polen, den Waffenſtillſtand auf ein Jahr.

Jagello fühlte wohl, daß jenes Zeugniß, vom Deutſchmeiſter ſorgfältig allen Reichsfürſten mitgetheilt, den chriſtlichen Ruf vernichten werde, mit dem er ſo gerne prunkte; darum drang er heftig in den Papſt, es zu entkräften, und Martin war ſo gefällig zu erklären: da ſeine Botſchafter die Gegenbeweiſe nicht geſehn, die polniſchen Geſandten bey Ausſtellung des Zeugniſſes nicht gegenwärtig geweſen, ſo könne es auch dem Könige oder dem Großfürſten keinen Nachtheil bringen. Daß der heilige Vater hier ſeine eigenen, von ihm zu Urtheil und Bann bevollmächtigten Boten fallen ließ, kann wohl nur denſelben Mitteln zugeſchrieben werden, die ſchon zu Coſtnitz den Polen das Uebergewicht gaben.

Der Orden hatte wirklich durch große Nachgiebigkeit bewieſen, daß ſeine Kraft gelähmt, ſein Mark verzehrt ſey. Aengſtliche Klagen, dem Deutſchmeiſter an das Herz gelegt, ſchilderten deſſen Muthloſigkeit. „Wir bitten Euch,“ ſchrieb der Hochmeiſter, „daß ihr ein ſolches nicht mit leichtfertigem Gemüthe, ſondern mit ganzem Ernſt getreulichen zu Herzen nehmet. Wir ſchreiben euch bey rechter Wahrheit: wir müſſen unſerer Feinde uns gewaltiglich entſetzen, oder wir werden von ihnen grundlichen vernichtet, und entwälzigt dieſer Lande. Der Ernſt hat uns nie ſo klar Gedeihens und Verderbens vor Augen gehalten, als itzund. Wäget, liebe Gebietiger, ſo das an uns und unſern Landen geſchähe, da yo Gott vor ſey! wie es darnächſt fahren würde mit euch da auſſen, und wozu es aufs lezt kommen möchte.“

Der Deutſchmeiſter ſuchte Heil für ſeinen Orden in Bitten und Zurüſtungen. Auf ſein Anliegen ſchrieben die Churfürſten an Papſt und Kaiſer: auf ſein Anliegen der Pfalzgraf bey Rhein und der Erzbiſchoff von Mainz an Witold und Jagello. Alles vergebens. Die Polen ſammelten ſich zu einem mächtigen Heere, die Litthauer nicht minder; das Schwert hing noch an einem Haar.

In dieſer Noth entſchloß Küchmeiſter ſich endlich, auch ſeiner Seits den römiſchen König als Richter zu erkennen; ließ aber zugleich ein Aufgebot in das ganze Land ergehn, die Waffen zu ergreifen, ohne Rückſicht auf etwannige Unterhandlungen, denn man zögere nur wie vormals, um dann ungewarnt zu überfallen. Um Kriegeslustige zu locken, verſprach er ſeinen Kriegern alles, was ſie in Feindes Land erbeuten würden; ſelbſt die Gefangenen wollte er ihnen vergüten. Eilboten bedeckten alle Straßen, um fremde Söldner zu ſchnellem Aufbruch anzufeuern. Aber alle dieſe Maßregeln, die einzigen, deren er jezt mächtig war, vermochten nicht ihn zu beruhigen, denn eigene Kraft war gering, fremde Hülfe noch fern, und er zitterte, daß der Burg- oder Marggraf von Nürnberg oder Brandenburg den Durchzug nicht geſtatten würde: denn vergebens hatte er dem erſtern mit der Ausſicht auf die polniſche Krone geſchmeichelt; ein rieſenhafter Entwurf, der auf eines Ohnmächtigen Lippen verhallte.

Nur noch einen Tagemarſch von Preußens Gränzen ſtand bereits das polniſche Heer, da hielt der Erzbiſchoff von Mailand, Bartholomäus Capra, den Strom plözlich auf, in Sigismunds Namen verkündend: daß endlich auch der Hochmeiſter des römiſchen Königes Richterſtuhl ſich unterwerfe. Jagello, einmal ſo weit vorgerückt, konnte ſich kaum entſchließen, das entblößte Schwert in die Scheide zu ſenken; nur Witolds Ueberredung vermochte ihn dazu. Der Waffenſtillſtand wurde verlängert, das Heer entlaſſen, der Spruch des Kaiſers in den erſten Tagen des folgenden Jahres erwartet. Der mannigfaltige Widerſpruch in Jagello's Benehmen erklärt ſich blos durch einen immer regen Streit in ſeiner Seele zwiſchen Ehrgeiz und Habſucht. Er wollte den Orden vertilgen, deſſen Staaten an ſich reißen; er wußte, daß der Augenblick gekommen ſey, wo die gebeugte Macht der Kreuzherren ihm keinen Widerſtand mehr leiſten konnte. Sigismund gewonnen, vom Papſt geſchmeichelt, mit Dänemark verbündet, Brandenburg gefeſſelt, ein mächtiges Heer bereit, an deſſen Spitze ein ſiegreicher Feldherr, Witold, ſtand — was konnte ihn noch zurückhalten, den lezten Streich zu vollführen, der alle ſeine Wünſche krönen mußte? — nichts als Mangel an Kraft, ſich bis zu jener Höhe der jedes Urtheil der Zeitgenoſſen verachtenden Schamloſigkeit empor zu ſchwingen, die, in eingeflößter Furcht Erſatz für wahren Ruhm findend, eines glücklichen Eroberers ſtete Begleiterin ſeyn muß. Er wollte ſeine Verträge mit Füßen treten, und doch auch in der Reihe gerechter Fürſten glänzen: er wollte rauben und doch mit Mäßigung ſich brüſten. So wurde er gleich untauglich zum Räuber wie zum Helden. Immer ſchwankend, immer Ausflüchte vorräthig haltend, gab er auch jezt eine neue Probe ſeiner Unzuverläſſigkeit; denn ſo wie er zu Grodekau und Kaſchau zugleich mit Papſt und Kaiſer unterhandelte, ſo verſuchte er auch jezt wiederum, den zuvor abgelehnten Papſt hinein zu miſchen, damit er nach Gefallen an dieſen oder jenen Ausſpruch ſich halten könne: ein Kunſtgriff, den Kreuzherren abgelernt. Er ſchrieb an Martin V, daß er deſſen Bothſchafter, als die erſten vornehmſten Vermittler ehrfurchtsvoll aufnehmen werde, und bewog dadurch den heiligen Vater, Bullen über Bullen auszufertigen, bald zu Verlängerung des Beyfriedens, bald zu Beſtimmung einer Friſt, in welcher beyde Theile ihre Beweiſe der Prüfung unterlegen, und, wenn keine Ausſöhnung erfolge, am Oſterfeſt des nächſten Jahres den päpſtlichen Rechtſpruch vernehmen ſollten.

So waren nun zwey Richter aufgerufen, wodurch ſowohl Neigung als Hoffnung zum Frieden nur immer zweifelhafter wurde.

Dreyßigſtes Kapitel.

Des Kaiſers Spruch und deſſen Folgen.

Mit Bewilligung beyder Theile hatte Sigismund den Tag der Entſcheidung verſchoben, denn Türken und Huſſiten verſchlangen ſeine Zeit, und foderten zum kräftigen Widerſtande eines Monarchen ungetheilte Thätigkeit. Böhmen zitterte vor 40000 rachedurſtigen Huſſiten, an deren Spitze der wilde Ziſca ſtand. König Wenzel floh aus Prag, ihn tödtete Schrecken. Sigismund foderte ſein Erbe und nahm das verwüſtete Reich in zweifelhaften Beſitz, wobey der Orden mit 4000 wackern Reitern ihn unterſtüzte. Dann ging er nach Breslau, wohin die Geſandten der Polen und Kreuzherren beſchieden waren. Hier vermaß ſich Jagello's Sprecher, Wladimir, zum Erſtenmale nicht blos durch Worte und Schmähungen, ſondern durch Urkunden, ſeines Herrn Rechte zu erweiſen. Zahlreich waren dieſe Urkunden nicht, beweiſend noch weniger. Der Spruch der päpſtlichen Botſchafter vom Jahr 1339, dem ſich der Orden nie unterworfen, den ſelbſt der Papſt und ſeine Kardinäle für ungerecht erklärt, den ſpätere Verträge längſt entkräftet hatten; ferner, zwey Bullen damaliger Päpſte, zum Frieden vermahnend — das war alles. Dem fügte, nach Gewohnheit, der Sprecher noch eine Verleumdung bey: Uladislaus Loktek habe ſeinen einzigen Sohn damals der Vormundſchaft des Hochmeiſters vertraut, und dieſer, die Umſtände benutzend, Pommern an ſich geriſſen.

Ein Blick auf die Geſchichte jener Zeit widerlegte
1420. die armſelige Erfindung. Der Kaiſer ſprach, in Gegenwart vieler Fürſten und Herren, folgendes Urtheil:

„Der Thorner Friede ſoll in Kraft, des Ordens Gränze unangetaſtet, Samayten im Beſitz des Königes und Großfürſten, doch nur auf Lebenszeit, verbleiben. Schloß Jeſnitz ſoll Jagello räumen; der Orden, um den Lauf der Drewenz nicht zu hemmen, Schloß und Mühle Lübitſch niederreißen, zu Herſtellung der Feſte Slotorie 25000 ungariſche Gulden zahlen. Die Gränzen zwiſchen Preußen und Maſovien ſtehen unverrückt, wie vormals Ludolph König und der Herzog ſie gezogen. Ewige Vergeſſenheit aller Beleidigungen; Schutz dem Handel; Befreyung der Gefangenen; Verbot in beſtimmten Gegenden Feſten zu erbauen; eine Buße von 10000 Mark Silbers für jede Verletzung dieſes Urtheils, deſſen Auslegung in zweifelhaften Fällen der Kaiſer ſich vorbehielt: das war der Inhalt eines Spruches, den ſo günſtig der Orden kaum zu hoffen wagte.

Der Polen getäuſchte Erwartung brach in heftiges Klaggeſchrey aus. Der Kaiſer, ſprachen ſie, hat nicht einmal auf Prüfung unſerer Rechte einige Stunden verwendet. Erſt um Mitternacht zu Breslau angekommen, hat er gleich am andern Morgen das Urtheil gefällt. Aber waren ihm nicht längſt beyder Theile Rechte und Anſprüche zur Genüge bekannt? oder zögerten die Polen bis zu deſſen Ankunft ihn davon zu unterrichten?

Jezt ſchlichen die Geſandten bleich und ſtumm in ihre Herberge, Eilboten wurden abgefertigt in die Heimath. Witold und Jagello ſaßen guter Dinge in Litthauen beyſammen, als um Mitternacht jene eintrafen. Da floh der Schlaf ihre Augen, da ſtöhnten ſie und brüllten gleich Löwen, (nach dem Ausdruck eines polniſchen Geſchichtſchreibers) daß man es weit in die Ferne hören konnte. Gegen Morgen ermannte ſich zuerſt der Großfürſt und beruhigte den ſchwachen König: denn neue Ausflüchte waren ſchon erſonnen. Zwar in der erſten Hitze wurden Geſandte an den Kaiſer abgefertigt, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, die zum Theil ſo beleidigend klangen, daß Sigismund den Sprechern drohte, ſie aus den Fenſtern werfen zu laſſen; in der erſten Hitze wollte man die bevollmächtigten Empfänger des Spruches zu ſtrenger Rechenſchaft ziehen; die Waffen ſollten ergriffen werden. Doch man kam zur Beſinnung. Es gab ja noch ein Mittel des Königs Ruf zu ſchonen, und dennoch die blutige Kriegspforte offen zu halten. Jagello unterwarf ſich dem Ausſpruch, räumte Jeſſnitz; der Orden ſchleifte Lübitſch; alles ſchien zum guten Ende ſich zu neigen. Da trat Witold auf, ſprechend: Er habe den Kaiſer nicht zum Richter erkohren; ſein Siegel hänge nicht an der Urkunde; darum wolle er auch dem Urtheil keinesweges gehorſamen.

Vergebens wandte der Orden ein, Litthauen und Polen ſind Eins. Martin V. ſprach umſonſt aus gleichem Tone. Vergebens ſandte der römiſche König einen Herrn von Weynsberg, der den Großfürſten mit dem Hochmeiſter perſönlich zuſammen brachte, und ſeine ganze Beredſamkeit aufbot, jenen zu beruhigen. Halsſtarrig begehrte Witold andere Gränzen, Samayten und die Wildniſſe jenſeit der Memel. Nur mit Mühe wurde er bewogen, den Waffenſtillſtand zu verlängern.

Was Witold offen, das that Jagello hinterliſtig, ein jeder nach gewohnter Weiſe. Zwey päpſtliche Bullen wirkte er aus, die eine offen, die andere verſchloſſen. In der leztern nannte Martin des römiſchen Königs Urtheil nichtig, ungerecht, Aergerniß gebend, anmaßlich ausgeſprochen, die Gränzen der zugeſtandenen Macht überſchreitend. In der erſten drückte er ſich weit gelinder aus; erwähnte blos: da Friedensſtiftung dem Könige mißlungen ſey, ſo wolle er nun ſelbſt die Sache unterſuchen, weshalb gegen Weihnachten der Orden ſeine Boten nach Rom zu ſenden habe.

Küchmeiſter gehorchte nicht. Ein treflicher Vorwand kam ihm zu ſtatten: die Bulle war ihm erſt kurz vor Weihnachten eingehändigt worden. Er begnügte ſich, Abſchriften der Beweisthümer eilig nach Rom zu fördern.

Unterdeſſen lauerten die Polen, ob ſie den Orden nicht auf irgend einem Fehl ertappen könnten, um ihre Kriegsgier zu bemänteln. Nichts wird von Menſchen ſicherer gefunden, als Beſchönigung ihrer Verbrechen, weil nichts emſiger geſucht wird. Ein ſchnöder Vorwand ergab ſich bald, und wurde ſchnell ergriffen. Dem Ausſpruch zufolge mußte der Orden 25000 Ducaten in Golde erlegen. Die, zum Empfang des Geldes abgeſandten Polen, hatten keine Vollmacht zu quittiren; auch war in ihrem Machtbrief nicht erwähnt, daß ihr Recht zu dieſer Foderung in des Kaiſers Spruch begründet ſey. Das ſchien bedenklich und veranlaßte Zögerung. Auch wollte man der Summe kleinſten Theil in Silber entrichten. Da weigerten die Polen den Empfang, und zogen fröhlich mit der Nachricht heim: der Orden hat dem Urtheil kein Genüge geleiſtet. Sofort ließ der Hochmeiſter das Geld verſiegelt zu Thorn auf dem Rathhauſe niederlegen; da lag es mehrere Wochen. Die Polen ſchämten ſich endlich der armſeligen Ausflucht, und holten es ab. Neue Schwierigkeiten entſtanden, als der zweyte Zahlungstag erſchien, denn mit Recht wandte Küchmeiſter vor: Ihr fodert unſer Geld, während ihr heimlich zu Rom euch müht, den Ausſpruch umzuſtoßen.

ſtoßen. —· Der Papſt vermahnte den Hochmeiſter zur Nachgiebigkeit, ſelbſt wenn ſein Recht gekränkt ſchiene, weil Verzicht auf einige Rechte doch immer beſſer ſey als Krieg. Aehnliche fruchtloſe Verſuche ermüdete er nicht, auch mit Jagello und Witold anzuſtellen, indeſſen er mit Ernſt beyder Theile Rechte prüfte.

Während dieſer Zeit wurde der Waffenſtillſtand, theils auf Befehl des heiligen Vaters, theils durch Vermittelung des Marggrafen Friedrich von Brandenburg, abermals verlängert. Der Sohn dieſes Fürſten ſollte Jagello's Eidam werden, deshalb erzog man ihn am polniſchen Hofe, beſtimmte ihm die polniſche Krone, im Fall der König ohne männliche Erben verſtürbe. Dankbar hatte der Marggraf gegen alle Feinde, beſonders gegen den Orden, Hülfe zugeſagt; doch, wirklich aufgefodert das Wort zu bethätigen, wich er aus, vermittelte Beyfrieden, und fügte, nach der Polen Behauptung, das Verſprechen hinzu, die Kreuzherren bald ſo zu demüthigen, daß ſie in Jagello's Küche die niedrigſten Arbeiten verrichten ſollten Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Sigismunds Freund ſolche armſelige Prahlereyen gegen den Orden ausſtieß. War er doch ſelber unter den Räthen und Zeugen, als der römiſche König das Urtheil ſprach.

Jezt erklärte dieſer ſeine Unzufriedenheit mit dem was vorgegangen. Er meinte, „es könne der Chriſtenheit und der Krone Böhmen zu großem Irrſaal, Schimpf und Schaden gereichen,“ denn Polen gehe damit um die Ketzer zu beſchützen, weshalb er begehrte, der Orden ſolle Krieg beginnen. Aber nur die höchſte Noth konnte dieſen, im Bewußtſeyn geſchwächter Macht, das Schwert zu zücken ermuthigen. Vielleicht nur ihn zu ſchrecken, wurde an Swidrigall geſchrieben, der einen Beſuch in Preußen angekündigt, er ſey willkommen.

Hochmeiſter hoffte noch immer, Jagello's Unwille treffe nur einen Theil des ſchiedsrichterlichen Ausſpruchs. Auf dieſe irrige Vorausſetzung ſtellte er ſeine Vollmacht zu Rom, und erſtaunte bey der Nachricht, man heiſche dort nichts minder, als gänzliche Vernichtung des Urtheils. Die Peſt vertrieb den Papſt aus ſeiner Hauptſtadt. Dieſe Flucht und mancherley Geſchäfte hinderten deſſen eigene Prüfung der nordiſchen Händel. Umſonſt ſtellten ihm die Kreuzherren vor, es bedürfe keiner neuen Unterſuchung, da durch Sigismunds Spruch alles erſchöpft worden. Das polniſche Gold beherrſchte die päpſtliche Kammer; Antonius Zeno wurde zum Botſchafter nach Preußen ernannt. Er ſollte die Streitenden verſöhnen; gelänge ihm das nicht, beyde Theile hören; dem Papſt berichten; zum Endurtheil vor deſſen Stuhl die Parteien laden. Des Ordens Geſandten erklärten alſobald dieſem Zeno ſchriftlich, daß man ihn nicht anerkennen werde. Dennoch reiſte er ab.

Indeſſen war das Königreich Böhmen ein Raub der gräulichſten Verwüſtung. Prag empörte ſich aufs neue. Ziſca ſchlug die kaiſerlichen Heere. Die Krone wankte auf Sigismunds Haupte. Sie wurde dem
1421. Könige von Polen angetragen. Der ſchlug ſie aus, erbot ſich ſogar, durch ſeine Waffen den Kaiſer zu unterſtützen, wenn dieſer nachher, mit ihm vereint, den Orden vertilgen, Preußen theilen wolle. Die Polen behaupten, Sigismund habe zu dieſem Vorſchlag geſchwiegen, hingegen andere glänzende Erbietungen gethan. Jagello, dem kürzlich der Tod auch ſeine dritte Gattin geraubt, ſollte mit des Kaiſers einzigen Tochter ſich vermählen, oder — wenn die zarte Jugend der Prinzeſſin und ſein hohes Alter nicht vereinbar

ſchienen — König Wenzels Wittwe heimführen, die ihm Schleſien und 100000 Gulden zum Brautſchatz bringen würde. Man darf mit Grund dieſe Nachricht bezweifeln. Wäre ſie echt, ſo erſchiene Jagello als ein der Staatskunſt unkundiger Fürſt, weil er der Hoffnung auf die reiche Erbſchaft des Hauſes Luxemburg, oder dem Beſitz des ſchönen Schleſiens entſagte, um Sophien, des ruſſiſchen Herzogs von Kiew Tochter, ohne Mitgift zu ehelichen.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Das Ende von Küchmeiſters Regierung.

So ſchien noch immer der verworrene Knoten einen Alexander zu erwarten, der ihn zerhauen werde. Heinrich von Plauen wäre vielleicht dieſer Alexander geworden. Jenes großen Mannes Regierung wird aufs neue dadurch gerechtfertigt, daß ſein Mitbuhler und Nacheiferer in acht Jahren nicht vermochte, die Geſtalt der Dinge zu wandeln, des Ordens Macht empor zu heben, oder auch nur um einen Schritt dem Ziele eines dauerhaften Friedens näher zu rücken. Nicht allein des alten Feindes Demüthigung oder Verſöhnung war ihm mißglückt, auch neuer Feinde Haß wußte er nicht immer abzuwenden. Mit dem Johannitermeiſter gerieth er in bedenkliche Fehde, durch den Vogt der Neumark angeſponnen. Einzelne Abenteurer wagten ſogar ihn herauszufodern, und der Orden erfuhr den Schimpf, daß er gegen einen bloßen Söldnerhauptmann, Niclas von Rebenitz, Kaiſerliche Vermittlung anrufen mußte.

Und ſelbſt auf dieſer unterſten Staffel der Noth quälte ihn noch ſein angeerbtes Uebel, Habſucht. Nach dem Bisthum Ermeland ſtand deſſen Lüſternheit. Küchmeiſter wagte, als der Biſchoff ſtarb, die Schlöſſer des Stiftes einzunehmen, und bat den römiſchen König um Verwendung, weil der wohl wiſſe, wieviel der Orden in dieſen betrübten Zeiten von dem Bisthum erdulden müſſen. Es gelang nicht, vielmehr gerieth er mit dem neuen, zu Coſtnitz geweihten Biſchoff in bittern Zwiſt über Zehnten und mancherley Anſprüche, die zum Glück nur durch die Feder bekämpft wurden. Aber es war eine giftige Feder, die den Kiel des Ordensſchiffes zu durchboren ſtrebte. In einer langen, nur zu gelehrten Schrift, bemühte ſich der Biſchoff, aus dem Timotheus, die Beſtimmung eines Kriegers dem Pabſte zu erklären; führte Abrahams Beyſpiel an, kam von dieſem auf die Maccabäer, und von den Maccabäern auf Cicero's Buch von den Pflichten; endlich muſſten Sparta und Carthago ihm redneriſche Blumen liefern, und die ganze tiefgelehrte Abhandlung ſchloß mit dem Beweiſe: daß unter dem ſchwarzen Kreuze nur die ſchmutzige Wohnung der Eitelkeit und Habſucht angetroffen werde. 1415.

Er hätte den Heiden Cicero in Ruhe laſſen, und die Beweiſe aus der Nähe holen können, denn noch immer ſtanden das goldne Schiff und güldne Vließ im ärgerlichſten Kampfe einander gegenüber. Beyde Theile hatten ſogar zu Coſtnitz ihre eigenen Geſandten, und ſchimpften hin und her. Dort neigten ſich die fremden Fürſten dem näher verwandten güldenen Vließe zu; in Preuſſen aber herrſchte das goldene Schiff, aus dem der Hochmeiſter zu ſeiner Würde emporgeſtiegen. Dadurch ſank des Landesherrn Anſehn tief. Die Gebietiger thaten ungeſtraft was ſie gelüſteten. Zucht und Sitte geriethen gänzlich in Verfall.

Gerechtigkeit wurde ein Fremdling in Preußen. Harte Auflagen erbitterten die nur zum Empfangen verwöhnten Ordensbrüder. Unleidlicher Druck empörte die Gemüther der Unterthanen. Endlich mußte jeder bekennen, wie viel Silber ſein Haus berge. Viele gaben ihr Geſchmeide her; das wurde aus dem Lande geführt, guten Freunden verehrt. Alle hatten ihr weniges Silber beygeſteuert, in Hoffnung, endlich den polniſchen Frieden damit zu erkaufen, und ſahen betrübt immer neue Anſtalten zum Kriege. Was Auflagen nicht erpreſſen konnten, wurde Kaufleuten betrüglich abgelockt. Doch nur leiſes Murren war vergönnt. Laute Klagen des Bedrückten beſchleunigten deſſen Untergang. In Preußen fand er kein Gehör, und wagte er eine Vorſtellung an Kaiſer oder Papſt, ſo war es um ihn geſchehn.

Lange dulden gemißhandelte Unterthanen, wenn nur ihre heiligſten Rechte verſchont, ihre Weiber und Kinder unangetaſtet bleiben. Aber auch hier ſcheuten die Edelmönche keinen Frevel, keine Gewaltthat. Ungetreue, entlaufene Gattinnen hegten ſie auf ihren Schlöſſern, riefen ſpottend herab: hier iſt eine kaiſerliche Freyſtatt, und wenn die beleidigten Männer, von gerechter Wuth empört, in die Worte ausbrachen: „verderb' euch Gott! ihr habt uns Geld und Gut genommen, nun auch die Weiber!“ ſo wurden ſie ergriffen, heimlich erſäuft, und der ohnmächtige Hochmeiſter verſprach umſonſt, die zuchtloſen Brüder zu bändigen.

Eben ſo fruchtlos hatte er auch verſucht die Ketzer auszurotten. Sie mehrten ſich im Lande. Er durfte nicht wagen, Beyſtand gegen die Huſſiten zu verſprechen, aus Furcht, ſein eignes Heer möchte zu der Fahne mit dem Kelche übergehn.

Aber

Aberglaube berührte ſich mit dem Unglauben. Viele meinten noch immer, jener Abenteurer, der die Rolle eines däniſchen Prinzen ſpielte, ſey wirklich Margarethens Sohn geweſen, unſchuldig hingerichtet worden: dafür ſtrafe Gott Preußen mit ewigem Hader und ſchlechtem Heringsfang.

Die allgemeine Unzufriedenheit erzeugte endlich Küchmeiſters Ueberdruß an der einſt ſo ſehnlich gewünſchten Würde. Der lange Kampf mit Polen, deſſen Ausgang noch immer zweifelhaft blieb, hatte ihn ermüdet, ein hohes Alter ſeine Kraft geſchwächt; er ſeufzte nach Ruhe. Manche wollen auch, ſie ſey ihm aufgedrungen worden, und er habe, nach dem Beyſpiel ſeines durch ihn verdrängten Vorgängers, nur zum Schein freywillig dem Hochmeiſteramt entſagt. In einem Luſthauſe bey Danzig endete er ſein Leben, ohne das Bewußtſeyn, der Unterthanen Segen, der Nachwelt Ruhm verdient zu haben. Nur einige von ihm erbaute Feſtungswerke zu Marienburg gaben ihm ein dauerhaftes Zeugniß, daß er ſeine Staaten beſchützen wollen. Auch dieſe ſind, wie ſeine ſtolzen Entwürfe, untergegangen. Das Städtlein Allenburg allein, ihm das Daſeyn verdankend, erhält noch ſein Andenken.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Paul Bellizer von Rußdorff.

Wahlreiche führen, unter manchen Uebeln, auch dieſes mit ſich, daß Wähler und Wahlfähige ſtets *neue* Regenten wünſchen; dieſe, hoffend empor zu ſteigen; jene, um ihr Recht zu üben; beyde, weil menſchliche Einfalt mit dem *Neuen* auch das *Beſſere* ſtets erwartet. Küchmeiſter, des Amtes müde oder verdrungen, war kaum vom Schauplatz abgetreten, als um die erledigte Würde zwiſchen Parteyen und Landsmannſchaften ein mächtiges Treiben und Kämpfen ſich erhob. Jede begehrte aus ihrem Mittel den neuen Herrn zu kieſen. Hier wurde ein Wiclefite, dort ein frommer Altgläubiger, hier ein Bruder des goldenen Schiffes, dort ein Anhänger des güldenen Vließes vorgeſchlagen. Man erkämpfte, nach langem Streite, blos die Ueberzeugung, daß einmüthige Wahl nicht zu bewirken ſtehe. Folglich ward beſchloſſen, das Wahlrecht ſolchen Rittern zu übertragen, deren Vernunft oder Gemüthskälte ſie bisher gleich weit von allen Parteyen entfernt hatte. Freylich bedachte man nicht, daß dieſe kleine Anzahl ſelbſt wiederum im Stillen eine Partey bildete, wiewohl unverabredet, daher natürlich in Einem aus *ihrer* Mitte die Stimmen ſich vereinigen mußten. Nur wenn Gegner ſchon ermüdet nach Ruhe ſeufzen, iſt es wohl gethan, einen unbefangenen Dritten zwiſchen ſie zu ſchieben, der ſie leicht vereinigen wird; wo aber noch, wie iezt in Preußen, die Kämpfer ihre Kräfte aneinander verſuchen, da ſcheint der beförderte Sieg des Einen nur das kleinere Uebel, denn der unwillkommene Ruheſtifter wird von beyden angefeindet, und die Flamme wütet heftiger als zuvor.

1422. Paul Bellizer von Rußdorff aus Kärnthen wurde erwählt; Frommigkeit und Sanftmuth, ſeine ausgezeichneten Tugenden, erkannten ſelbſt Feinde ſo willig an, daß ihn die Polen, aus Achtung oder Spott — (denn zu allen Zeiten wird Tugend verſpottet) — den heiligen Geiſt zu nennen pflegten. Keiner herrſchenden Partey zugethan, durch keine derſelben erhoben, durfte er keiner Feſſeln tragen. Neider mochte er haben, Feinde hatte er nicht, darum auch keine warmen Freunde. Durch Güte wollte er alle gewinnen; ein Beweis von Regierungsunfähigkeit; denn auch der beſte Regent wird nur von wenigen geliebt, der größte von vielen gehaßt; am glücklichſten herrſcht der Despot, von allen gefürchtet.

Paul gnügte ſeinem Herzen, oder ſchmeichelte den Anhängern Heinrichs von Plauen, indem er jenen alten, kranken Helden anſtändiger behandeln ließ. Er zeigte ſich gerecht, indem er die unglückliche Tochter des ermordeten Lezkau befriedigte. Durch Sanftmuth beruhigte er Hadernde, durch Wohlthaten machte er Undankbare. Jedes glimmende Feuer wußte er zu bedecken, aber nicht zu erſticken. Gern hätte er auf gleiche Weiſe die Flamme gedämpft, die Polen und Preußen verzehrte; ſein guter, frommer Wille reichte nicht hin, oder wurde mißleitet. Aus einer natürlichen Furchtſamkeit entquoll Neigung zum Frieden, aber auch zur Heucheley, die, im Widerſpruch mit ſeinem Herzen, bisweilen Tücken verübte.

Antonius Zeno erſchien, trotz aller Gegenvorſtellungen, die Küchmeiſter zu Rom ſo oft verſchwendet hatte. Ohne Bedenken legte Paul ihm ſämmtliche Urkunden vor, vergönnte ihm ſogar Abſchriften davon zu nehmen, wiederholte jedoch, auf Sigismunds Rath, die förmliche Weigerung, ſeinem Urtheil ſich zu unterwerfen; gehorchte auch der an ihn ergangenen Ladung nicht.

Unbeſtechlich — ſo erzählen die Polen — war dieſer päpſtliche Botſchafter. Nachdem er alle Zeugen verhört, in polniſchen Klöſtern und Archiven alle Beweiſe geſammelt, wollte er, mit Bewilligung beyder Theile, den Waffenſtillſtand verlängern; an den jedoch der Orden ſich nur dann gebunden erklärte, wenn Papſt oder Kaiſer nicht etwa geböten ihn zu brechen. Dieſen Winkelzug hatte Sigismund veranſtaltet, weil Witold und Jagello — zwar die böhmiſche Krone ausgeſchlagen — aber insgeheim ihren rüſtigen Neffen Korybut mit bewaffneter Macht den Böhmen zu Hülfe geſandt. Der Orden — ſo rieth der Kaiſer — ſollte nur immer vom Frieden ſprechen, dann die ſichern Polen plötzlich überfallen. Dieß verrätheriſche Geheimniß wurde ruchtbar. Ein vorgeblicher Bettler — ſo geht die Sage — ſtarb in Polen, bat, ſterbend, ſeine Lumpen dem Comthur von Thorn zu überliefern. Das fiel auf. Man unterſuchte; fand einen Brief des Kaiſers in die Lumpen genäht; zeigte ihn dem päpſtlichen Vermittler; warf den Kreuzherren Treuloſigkeit vor, und rüſtete ſich zum Kriege, deſſen Gerechtigkeit Antonius Zeno durch ein in Breslau zu ſprechendes Urtheil in kurzem bezeugen wollte, als plötzlich eine römiſche Bulle die fernere Einmiſchung ihm unterſagte.

Wahres mit Falſchem iſt hier gemiſcht. Wahr iſt Sigismunds Erbitterung; wohlbegründet durch der Polen heuchleriſche Tücke. Mit erkünſtelter Demuth hatte Jagello die böhmiſche Krone verſchmäht, ſprechend: „ich bin ſchon alt, vermag kaum Chriſten vorzuſtehen, viel weniger Ketzern.“ Dreymal hatte auch Witold ſie zurück gewieſen, doch insgeheim eröffnet: gern wolle er Beyſtand leiſten, wenn es, ohne ſich verhaßt zu machen, unter fremden Namen geſchehen könne. Dieſen Namen lieh ſein Neffe, Polen und Litthauen die Macht. Was Wunder daß der Kaiſer dieſem neuen Feinde durch des Ordens Waffen eine drohende Zwiſchenkunft zu erwecken ſuchte. Allein wozu das Mährchen von dem Briefe in Bettlerlumpen genäht? was hinderte den Kaiſer, der, gleich dem Orden, in keinem offenen Kriege mit Polen begriffen war, ſeine Boten unverlarvt nach Preußen zu ſenden? und würde nicht Jagello in der Folge aus der gehäſſigen Liſt einen gerechten Vorwurf gezogen haben? zu einer Zeit, wo an Bemäntelung ſeines Verfahrens ihm hoch gelegen war? Allein er ſchwieg, er, der ſonſt weder das Wahre noch Falſche verſchwieg.

Daß Antonius Zeno ſich den Polen günſtig bewies, geſchah vielleicht mit Bewilligung des Papſtes, doch ſpäter nicht mit deſſen Billigung. Denn als der Kaiſer deshalb zu Rom eine drohende Klage erhob, ſchrieb Martin freundlich demüthig: „er ſolle ja nicht glauben, als habe er ſeinen Botſchafter nach Preußen geſandt, um des Kaiſers Spruch zu entkräften. Ihm ſey vielmehr aufgetragen, zuerſt zu Sigismund, als dem Haupte des Friedensſtifter, ſich zu begeben, damit ohne deſſen Zuſtimmung nichts unternommen würde; nur das ungeſtüme Meer habe ihn verhindert.“ An Zeno ſelbſt erging ein donnernder Befehl, ſogleich zu widerrufen was er dem römiſchen Könige zuwider gehandelt, und nach Rom zu kommen, da nie des Papſtes Meinung geweſen, daß eines ſolchen Fürſten Ehre durch irgend eine Handlung des Legaten ſolle beſchmuzt werden.“

Betroffen zog der unbeſtechliche Botſchafter wieder ab, und die Po[illegible] wezten ihre Schwerter. Darum konnte der Ord[illegible]t einem päpſtlichen Befehle nicht gehorchen, der ſeine ganze Macht, zu Gunſten des Kaiſers, gegen die böhmiſchen Ketzer aufrief; ja er hinderte ſogar die Kreuzpredigten in ſeinem Lande, und begnügte ſich, zum Huſſitenkriege in allen Kirchen Geld zu ſammeln. Aber ſeine Waffen ſparte er gegen den nahen Feind, welchen mit Glück zu bekämpfen, jezt Hoffnung leuchtete; denn durch Jagello's übereilte Unterſtützung der allgemein verabſcheuten Huſſiten, hatten Polens Feinde, des Ordens Freunde, ſich vermehrt. Sigismund ſchrieb an Paul: „wir wollen Leib, Gut, Land und Leute, was wir vermögen, unſer Blut mit dir daran ſetzen, deß ſollſt du keinen Zweifel haben. In kurzem werden Pfalzgraf Ludwig und der Erzbiſchoff von Cöln, mit vielen Fürſten, Grafen, Herren, Rittern und Knechten, in Perſon nach Preußen ziehen. Wir haben die Hanſeſtädte und niederländiſchen Fürſten zu deinem Beyſtand aufgerufen, ſo auch den Erzbiſchoff von Magdeburg; die Ritter und Knechte aus dem lauſitzer Lande. Mit den ſchleſiſchen Fürſten, Städten und Mannſchaft, mit den Sechsſtädten und unſerm ganzen Königreiche Ungarn, wollen wir mit dir einen Bund ſchließen. Darum enthalte dich, daß du nicht eher ſtreiteſt, bis dir Hülfe gekommen, denn in kleiner Zeit werden bey 2000 Spieße gutes Volkes in dein Land ziehen."

Der verheißene Bund wurde geſchloſſen. Dem Markgrafen von Brandenburg, ſonſt nicht dem Orden hold, nöthigte Sigismund freyen Durchzug ab. Aus Ungarn und Schleſien veranſtaltete er Einfälle in Polen; und jezt war der Augenblick erſchienen, wo ein kriegeriſcher Fürſt, ein Heinrich von Plauen, vielleicht wiederum den Sieg an das Ordenspanier geheftet hätte. Nicht alſo der friedliebende Paul Rußdorff.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Krieg, Friede und deren Folgen.

Mit einem furchtbaren Heere — über 100000 Reiter, das Fußvolk ungerechnet — rückten Witold und Jagello plötzlich in Preußen ein. Dieſer Fluth konnte Paul nur fruchtloſe Ermahnungen des Kaiſers und 30000 Krieger entgegen ſtellen. Er ſelbſt blieb in Marienburg, und überließ dem Ordensmarſchall, mit der geringen Macht die Gränzen zu vertheidigen. Der verſchanzte ſich bey Löbau. Der überlegene Feind zwang ihn zum Rückzug. Er bemannte die Schlöſſer, brach die Brücke über die Drewenz ab; konnte doch den Uebergang nicht ſtreitig machen. Ein zügelloſes Geſindel überſchwemmte das Land, legte Rieſenburg in Aſche, eroberte Golup, ſtreifte bis Marienburg, ſchlug die Kreuzherren in verſchiedenen Gefechten, wurde von Schönſee mit Verluſt zurück getrieben, verbrannte die Vorſtädte von Thorn, zerſtörte die Weinberge, verübte im culmiſchen Gebiet, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, die ſchändlichſten Gräuel. Prieſter wurden bey den Füßen aufgehangen, mit ausgeklügelter Schamloſigkeit zerfleiſcht; Jungfrauen, durch Unzucht, ſelbſt in Kirchen ermordet. Chriſti Leichnam warfen die Tataren aus der Monſtranz, ſchreyend: „da liegt der Chriſten Gott, laßt ſehen ob er zu helfen vermag!“ Mit dem heiligen Oele reinigten ſie ihre Schuhe.

Einen Theil dieſer Grauſamkeiten vergalt der Orden durch ähnliche Verwüſtungen in Cujavien, wo er mit 3000 Mann fünf Städte nahm, und bey beſeſtigte Kloſter Crone ſchleifte. Die Polen durch dieſen Einfall aus Preußen zu locken, hoffte man, allein vergebens. Jagello belagerte Culm, erzwang die Uebergabe, ließ die Beſatzung über die Klinge ſpringen, zerſtörte die Hauptkirche und pflanzte ſein Geſchütz darauf. Da ſammelte der Orden ſeine ganze Macht, führte ſie vor Culm, verſchanzte ſich, und hielt die königlichen gleichſam belagert.

Paul hätte vielleicht, in dieſer vortheilhaften Stellung, die herbeyeilende Hülfe der deutſchen Fürſten erwarten können und ſollen; doch der Seinigen Klagen und Widerſpenſtigkeit, Mangel an Geld und Muth, bewogen ihn, den Frieden zu erbitten, den des Königs Mangel an Brot und Muth gern gewährte. Die Polen lagerten ſich am See Melno, wo der Hochmeiſter den übermüthig vorgeſchriebenen Frieden, und mit ihm ſeine Schande unterzeichnete.

Abgetreten wurden: Samaiten, Sudauen, Neſſaw, Orlow, Neudorff und Moryn; die halbe Weichſel mit ihren Inſeln und Zöllen, vom Zuſammenfluß der Drewenz bis zu den Gränzen des Gebiets von Bromberg. Alle Urkunden, auf welche der Orden ſeine Rechte gründete, mußten ausgeliefert werden; Jagello's eigne Verzichtleiſtung auf jene Länder, ja ſelbſt die Urtheile Sigismunds in Ofen und Breslau geſprochen. Was an ſchriftlichen Beweisthümern dem Orden noch übrig blieb, verlor ſeine Gültigkeit, in ſofern es dieſem Frieden widerſprach. Am demüthigendſten war die unerhörte Bedingung, daß der Orden, im Fall eines Friedensbruches, nicht auf Gehorſam ſeiner eigenen Unterthanen Anſpruch machen dürfe, ſondern ſchriftlich ſie von ihrer Pflicht entbinden müſſe.

Wodurch vergalten die Polen ſo große Opfer? — Sie erlaubten großmüthig, Neſſaw zu ſchleifen. Sie verſprachen in ſchwankenden Ausdrücken, das alte, berüchrüchtigte Urtheil der päpſtlichen Botſchafter, Pommern betreffend, zu überliefern. Abtrünnige des Ordens wollten ſie nicht mehr hegen, auch ihrerſeits die Unterthanen vom Gehorſam entbinden, wenn der König wortbrüchig würde. Das war alles. Die übrigen Artikel betrafen Gränzberichtigungen, Handel, Rechtspflege. Nicht einmal der Same künftiger Zwietracht wurde erſtickt: denn in demſelben Frieden, in welchem Jagello den Beſitz von Pommern dem Orden aufs neue verbürgte, nahm er, gleichſam höhnend, abermals den Titel eines Erbelings von Pommern an. Bis jetzt hatte er ſich begnügt, dieſe Anmaßung nur in ſolchen Schriften zu verlautbaren, die nicht geradezu den Orden betrafen; nunmehr bediente er ſich deſſen dem Hochmeiſter ins Angeſicht, und Paul ließ ſich bereden, ſeine Einwilligung als bloße Gefälligkeit gegen eine königliche Grille zu betrachten, die keinen Nachtheil bringen könne, weil ja in demſelben Augenblicke auf Pommern Verzicht geleiſtet, die einzige, der Polen vermeintes Recht begründende Urkunde ausgeliefert werde. Ja, wäre das letztere in der That geſchehen, ſo möchte des Hochmeiſters Schwäche noch Entſchuldigung finden; doch nur er allein erfüllte ſogleich die Bedingung, von allen Beweiſen ſich zu entblößen; Jagello hatte — ſo wurde vorgegeben — die ſeinigen nach Rom geſandt, und dort verſprach man mit dunkeln Worten, erſt nach einem Jahre, deren Uebergabe. Dieſer tückiſche Kunſtgriff, durch welchen das Recht, dem am See Melno entſagt wurde, an der Tiber kräftig bleiben ſollte, zeigt aufs neue, im Charakter dieſes Fürſten, eine ſchwarze Treuloſigkeit, von der nur unſere Tage ähnliche Beyſpiele aufzuweiſen haben.

Was Heinrich von Planen nimmer zugeſtand, als ſchon der größte Theil von Preußen der Polen Herrſchaft anerkannte, das bewilligte Paul Rußdorff, als nur ein feſter Platz in Feindes Gewalt ſich befand, und zahlreiche Hülfsvölker ſchon die Gränzen berührten. Doch nicht Muthloſigkeit allein war dieſes ſchimpflichen Friedens Quelle. „Wir ſind dermaßen mit Schulden behaftet,“ klagte er wehmüthig, „daß wir unſerer Dürftigkeit nicht Rath wiſſen. Ungeſtüme Gläubiger ſaugen uns das Mark aus. Täglich haben wir vor Augen die peinliche Kümmerniß der Verheerten, die uns alle Stunden überlaufen mit jämmerlichen Klagen um Hülfe flehend.“ Hiezu geſellten ſich noch laute Verwünſchungen der Edlen und Bürger, ja ſelbſt Drohungen, ihm abzufallen. Mehr als genug um ein ſchwaches Haupt zu verwirren. Beruhigung der Gläubiger und Unterthanen erkaufte er für den Augenblick; ſeines Ordens Haß für immer. Die Brüder ſchalten ihn feigherzig. Der Deutſchmeiſter Eberhard von Sansheim tobte laut gegen den Frieden, und damals keimte vielleicht in ihm der unauslöſchliche Groll, der bis an ſeinen Tod ihn zu Pauls unverſöhnlichem Feinde machte.

Nicht er allein, auch die Fürſten und Herren, die zu des Ordens Beyſtand ihre Macht aufgeboten, und deren Fahnen wirklich bald nachher in Preußen wehten, mußten unwillig den Boten empfangen, der mit der überraſchenden Friedensnachricht ihnen entgegen eilte. Am ſtärkſten äußerte Herzog Heinrich von Bayern ſeinen Verdruß, verband ſich mit dem Deutſchmeiſter, foderte ungeſtüm Schadenerſatz, hielt ſich an Ordensſchlöſſer im deutſchen Reiche, und zwang den Hochmeiſter zu demüthigen Bitten um Verſöhnung.

Faſt mehr erſchrocken als entrüſtet, vernahm Sigismund was am See Melno geſchehen. Er ſchrieb in Eile an den Hochmeiſter, ſuchte ihm Muth einzuflößen, meldete, er habe bereits die verbündeten ſchleſiſchen

1423.

ſiſchen Fürſten und Städte aufgerufen, und wenn auch ſie ihrem Worte untreu würden, ſo wolle er doch allein mit ſeinem Königreiche Ungarn treulich bey dem Orden halten. Das bewirkte weiter nichts, als einen zweifelhaften Stillſtand. Die fremden Fürſten blieben noch eine Weile in Preuſſen, die Polen unter den Waffen. Als der Kaiſer ſah, daß er vergebens Macht und Anſehn für einen Bundesgenoſſen verſchwende, dem es ſogar an Kraft gebrach, ſich auf den hingepflanzten Stab zu lehnen; da ließ er ab von ihm und bót Jagello die Hand. Beyde Monarchen kamen perſönlich in Kesmark zuſammen, und erneuerten die alten Verträge, worauf der Orden, ſeines unbenutzten Schildes beraubt, eilte, jede Friedensbedingung zu erfüllen. Neſſau wurde geſchleift, Samayten und Litthauen erhielten beſtimmte Gränzen.

Der einzige Gewinn, der dem beſchämten Orden aus dieſem Handel erwuchs, war Witolds aufrichtige Freundſchaft. Denn nachdem dieſer ehrgeizige Fürſt alle Wünſche und Foderungen befriedigt ſah, blieb nur noch die heiße Begier nach unbeſchränkter Herrſchaft über Litthauen in ſeiner verſchloſſenen Bruſt. Auch dieſe hoffte er einſt mit Ordenshülfe zu ſtillen, darum wandelte ſich am See Melno ſein feindliches Gemüth.

Aber den König nagte noch eine Unbehaglichkeit; das Urtheil der Welt war ſein Gewiſſen. Die gräßlichen, nur allzuruchbar gewordenen Ausſchweifungen ſeines durch ihn ſelbſt ermunterten Heeres, hatten ſeinen Ruf befleckt. Er wandte ſich reumüthig an den Papſt, bekannte die verübten Gräuel, wußte zu deren Entſchuldigung nichts anzuführen, als die Verſicherung: er habe voraus geſehen, daß, ohne dieſes Mittel, der Zwiſt mit dem Orden nie ſeine Endſchaft erreichen werde. Der gefällige Papſt ſprach ihn los vom verdienten Banne. Er ſprach ihn los in einem Augenblicke, wo vor ſeinem eignen Stuhle der wortbrüchige Fürſt, den eben geſchloſſenen Frieden verſpottend, noch immer ſeine Rechte auf Pommern geltend zu machen ſuchte.

Schwer iſt die Pflicht des Richters, ſtreitſüchtigen Parteyen in Labyrinthe von Schikanen zu folgen; ſchwerer noch die des Geſchichtſchreibers, zu gewiſſenloſen Fürſten in Abgründe hinab zu ſteigen, um dort aus jedem finſtern Winkel eine kleine Leidenſchaft an's Licht zu ziehen. Menſchenregierer ſollen, wie die Sonne, ſelbſt ihre Flecken überglänzen, und wenn dieſer Glanz auch Wärme verleiht, ſo achten mit Recht anbetende Nationen der ſeltenen Flecken nicht. Wie anders, wenn Verbrechen auf dem Throne von Verbrechen in der Räuberhöhle ſich nur durch Umfang unterſcheiden; wenn König und Bandit nur darin ungleich handeln, daß dieſer einen geplünderten Pilger, jener ein geplündertes Volk ermordet. Dank der Nemeſis, die nach Jahrhunderten noch eine ſchwache Hand, nicht mit dem Schwerte, ſondern mit der Feder rüſtet, um Altäre zu ſtürzen, die der feigen Zeitgenoſſen Furcht auf beſudelten Boden, auf verſtümmelte Glieder baute. Heil dem ſpäten Enkel, dem die Rache unſerer Leiden vorbehalten worden!

Unerſchöpflich war Jagello in neuen Foderungen, unerſchöpflich des Hochmeiſters Nachgiebigkeit. Unter dem Vorwand, es ſey noch manches vergeſſen worden, oder zweifelhaft geblieben, ſchrieb der König zwey Jahre ſpäter neue Bedingungen vor. 1424. Am Ufer der Weichſel, Thorn gegenüber, beſprach er ſich mit dem zaghaften Feinde. Alte Zölle ſollte der Orden abſchaffen. Paul bequemte ſich, zum mindeſten fürs erſte ſie aufzuheben. Vom ſogenannten Losgeld in Danzig ſollten die Polen befreyt ſeyn. Es wurde bewilligt;

eine ähnliche Beſchwerde in der Neumark abgethan. So bediente ſich der König ſeines Uebergewichts, um den polniſchen Handel zu begünſtigen, und dem Hochmeiſter, in deſſen eigenen Staaten, Geſetze vorzuſchreiben.

Was hingegen dieſer beſcheiden wünſchte, mußte gleichſam erbettelt werden. Schloß und Mühle von Lübitſch waren, Sigismunds Urtheil gemäß, geſchleift worden; allein es lag dem Orden viel daran ſie wieder herzuſtellen. Warum er ſo groſſen Werth auf dieſen kleinen befeſtigten Platz an der Drewenz legte, geht zwar nur aus Muthmaßungen, doch mit ziemlicher Gewißheit hervor. Die Drewenz, obſchon kein anſehnlicher Fluß, hat dennoch nur wenige Furthe, die einen Uebergang verſtatten. Um dieſen zu bewerkſtelligen, mußten vormals die Polen oft bis zu des Stromes Quelle hinauf
1330. ſteigen. Vergebens hatte einſt Uladislaus zehn Tage lang die Wachſamkeit der Kreuzherren zu berücken geſucht, bis er endlich den Furth bey Lübitſchmühl entdeckte, und durch dieſen mit ſeinem ganzen Heere in das culmiſche Gebiet eindrang. Um für die Zukunft ſolchen Ueberfall zu hindern, baute der Orden an dieſe Stelle eine befeſtigte Mühle, ſtaute das Waſſer, und konnte folglich nach Gefallen den Furth ungangbar machen. Den Polen war um offenen Weg in Feindes Land zu thun, dem Orden um Sperrung dieſes Weges; darum beſtanden jene auf Schleifung, dieſer auf Herſtellung der Mühle. Man war, ſeit dem lezten Frieden, in einen kalten Höflichkeitswechſel getreten, der an Höfen für Freundſchaft gilt; Paul hatte
1426. durch Geſandte die Krönung der neuen Königin, die Taufe des Prinzen verherrlichet. Auf dieſes ſogenannte gute Vernehmen bauend, trug er ſeinen Wunſch dem Könige und dem Reichstage vor. Es erhuben ſich große Schwierigkeiten, aber Witold trat zum Er-

ſtenmale als warmer Freund des Ordens auf, erklärend: wenn man dieſem Geſuche nicht willfahre, ſo werde er Polangen dem Hochmeiſter abtreten. Der Beſitz dieſes Ortes in Samanten hätte eine längſt gewünſchte Verbindung zwiſchen Preußen und Liefland bewirkt, darum fand der Reichstag gerathener, die Herſtellung der Mühle zu geſtatten.

Durch ſeine kräftige Vermittelung hatte Witold dem Orden ſo viel Zutrauen eingeflößt, daß man ſogar, bey einer neuen Veranlaſſung, ihn ohne Bedenken zum Schiedsrichter wählte. 1428. Jagello's Anſprüche auf Drieſen und Santock waren im Thorner Frieden gleichgültig behandelt, jezt, am See Melno, mit Stillſchweigen übergangen worden. Damals hätten die Polen, unter ſo vielen Opfern, leicht auch dieſes noch fodern mögen; zum Glück gedachten ſie deſſen nicht. Aber als die Waffenruhe des Königs Händelſucht wieder Spielraum gab, ſuchte er, um den Orden zu necken, das alte Recht hervor. Bevollmächtigte von beyden Theilen fanden keine Auskunft; ſo wurde die Entſcheidung dem Großfürſten anheim geſtellt, der abermals der neuen Freunde Vertrauen rechtfertigte, und Drieſen unwiderruflich dem Orden zuſprach.

Es genoß endlich Preußen einer kurzen Ruhe, indem es den unverſöhnlichen Feind durch den verſöhnten im Zaume hielt. Wohl war es, ſeit einem Vierteljahrhundert, eine kluge Staatskunſt, die alles verſuchte, um Litthauen von Polen zu trennen. Wäre es nur früher gelungen, denn Jagello ohne Witold war ein Arm ohne Schwert.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Verwickelung mit Dänemark und den Hanſeſtädten.

Am Schluß des vierzehnten Jahrhunderts hatte ſich ein Zwiſt entſponnen zwiſchen Dänemark und den Grafen von Holſtein. Jenes behauptete die Lehnsherrſchaft über das Herzogthum Schleswig; dieſe beſtanden auf ihrem Erbrecht. Die Folge war, eine lange, mit abwechſelndem Glücke geführte Fehde, in der, auf Begehren, einigemal der Hochmeiſter als Vermittler auftrat, doch ohne dauerhafte Wirkung. Der Streit wurde heftiger, als die Hanſeſtädte mit den holſteiniſchen Grafen ſich verbanden, um, wie ſie vorgaben, erlittene Kränkungen ihrer Privilegien zu rächen; eigentlich befürchtend, der ohnehin ſchon mächtige König über drey nordiſche Reiche könne, durch Holſteins Eroberung, ein gefährlicher Nachbar werden.

1423. Der Orden hatte durch die pommerſchen Herzoge ſeine freundlichen Verhältniſſe mit Dänemark erneuert; darum gerieth Paul in Verlegenheit, als die Hanſeſtädte Beyſtand von ihm ſelbſt, und Erlaubniß für ihre 1427. preußiſchen Bundesſchweſtern, an dem Kriege Theil zu nehmen, begehrten, hingegen König Erich ihn zum Vermittler aufrief. Er ſuchte Beyden zu genügen, verſprach, die Hanſeaten nicht zu verlaſſen, wenn Dänemark glimpfliche Bedingungen verſchmähe, und, um dieſe zu bewirken, ſandte er den Großmarſchall zu dem Könige, begleitet von den Burgemeiſtern der Städte Danzig und Culm. Sie kehrten unbefriedigt zurück; die Schwerter blinkten aufs neue; Flensburg wurde belagert; Graf Heinrich von Holſtein getödtet. Die Dänen ſiegten, die Verbündeten wankten; ermannten ſich wieder durch den Beytritt der preußiſchen Städte, beſchloſſen aber klüglich, bevor etwas entſcheidendes gewagt werden ſollte, ihre Seemacht zu vereinen. 1428. Zuerſt erſchienen die Flotten der Hamburger und Lübecker auf dem beſtimmten Sammelplatze. Ohne verabredetermaßen die Preußen zu erwarten, griffen ſie getheilt die königliche Flotte an, die aus zwey Geſchwadern der Schweden und Dänen beſtand. Die Lübecker ſiegten, eroberten einige Schiffe, mußten aber, ſelbſt übel zugerichtet, von den Hamburgern weichen, die gänzlich geſchlagen wurden. Kaum hatten die Dänen der hamburgiſchen Flotte Vernichtung vollendet, als ſie von ferne die preußiſchen Segel erblickten. Wenige Kriegsſchiffe geleiteten eine Menge reichbeladener Fahrzeuge. Jene wurden tapfer angegriffen und vertheidigten ſich tapfer. Doch Uebermacht zwang ſie zur Flucht, ihre Rettung allein der Begierde dankend, mit welcher die Kauffahrer von den Dänen verfolgt wurden.

Dieſer ſchimpfliche Verluſt erregte Spaltung zwiſchen den ohnehin nur locker Verbündeten. Schlau wußte Erich, durch aufwiegelnde Briefe, die Bürger noch mehr zu entzweyen. Graf Gerhard von Holſtein führte zwar eine neue Flotte mit glücklicher Rache gegen den Feind, doch nur auf Plünderungen beſchränkten ſich die Thaten ſeiner anſehnlichen Macht. Ermüdet durch die lange, neunjährige Fehde, ſchloſſen einzelne Bundesglieder mit Dänemark Frieden, und die preußiſchen Städte, ihres Handels Vernichtung befürchtend, folgten dieſem Beyſpiel. Des Hochmeiſters Geſandte bewirkten vom Könige Sicherheit für die preußiſchen Seefahrer, unter der Bedingung, daß Erichs Feinden aller Beyſtand entzogen würde. Der

Orden nahm an dieſem Kriege keinen Theil. Die Freundſchaft mit Dänemark blieb ungeſtört. Seine großen Städte wurden gleichſam als eine von ihm abgeſonderte Macht angeſehen; ein widerſprechendes Verhältniß, dem er ſeine Zuſtimmung nimmer — auch nicht wenn es für den Augenblick vortheilhaft ſchien, — hätte bewilligen ſollen, denn darin lag der Keim zu ſeinem Verderben.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Begebenheiten im Innern des Landes.

Wenn es nur darauf ankäme Einmal zu wollen oder zu handeln, ſo würden alle Völker des Erdbodens gerecht und gütig beherrſcht, denn es iſt kein Fürſt ſo verderbt, daß er nicht mit dieſem Vorſatz den Thron beſtiege. Aber täglich muß er wollen, nie ermüden, das fodert Ausdauer; täglich muß er Hinderniſſe bekämpfen, das fodert Kraft. Wo dieſe fehlen, da geſchieht wohl manches Gute, doch kein Ganzes wird erzielt, kein Vertrauen errungen, weil nie der Unterthan mit Sicherheit berechnen kann, ob der gute Menſch, dem er gehorcht, in dieſem oder jenem Falle auch ein guter Fürſt ſeyn werde. Da iſt oft ein kluger Böſewicht des Thrones würdiger, denn auf ihn darf man zählen, er befolgt Grundſätze.

Paul Rußdorf war ein Mann, dem das Gute Vergnügen gewährte, der aber auch oft in ſeinem Vergnügen das Gute zu finden glaubte; ein Baum, der ſeine Früchte ſtets dem zuwarf, der unter den Wind ſich ſtellte. —

Aergerniſſe und Verbrechen ſuchte er lieber zu verheimlichen als zu beſtrafen; wollte ſelbſt Prieſtermördern Verzeihung in Rom auswirken. — Die unglücklichen Preußen, die Urbewohner des Landes, drückte er durch neue Dienſte. Der Biſchoff von Ermeland mußte ihn ermahnen, des armen Volkes zu ſchonen, damit deſſen Glaube nicht geſchwächt würde. — Die Schiffer auf der Weichſel und dem friſchen Haff erhielten Vergünſtigung, das Ufer, an dem ſie weilten, drey Tage lang von Holz zu entblößen; dagegen, im Fall der Noth, der Gebrauch ihrer Fahrzeuge dem Orden vorbehalten wurde. — Fremder Güter ſich anzumaßen, vermied der leicht irre zu leitende nicht immer. Der Papſt beſchämte ihn einſt durch eine drohende Ladung vor den Richterſtuhl des Abts von Stolpe. — Dann buhlte er wieder um des heiligen Vaters Gunſt, indem er ſeine Krieger, ſtatt durch ihre Schwerter am See Melno einen Schimpf zu verhüten — gegen die Huſſiten rüſtete. — Den Seeſtädten bekräftigte er ein landesherrliches Recht: jeden Streit zwiſchen Seefahrern und Kaufleuten als oberſte Richter zu entſcheiden. — Eine neue Landesordnung unterſagte allen Vorkauf. — Die Engländer machten in Preußen Anſpruch auf dieſelben Vorzüge, deren die Preußen in England genoſſen: es wurde verweigert, weil des Ordens Unterthanen nur als Hanſeaten jener theuer erkauften Rechte in England theilhaftig würden. Das widerſprach alten Verträgen, doch der Britten oft erneuerte Klagen blieben fruchtlos. — Die Städte Thorn und Danzig erfreuten ſich zehn Jahre lang des Fürſtenrechtes, Münze zu ſchlagen. — Um endlich alle Unzufriedenen auf einmal zu gewinnen, ſtellte Paul den großen Landesrath 1430. wieder her, den Küchmeiſter nur zu eigennützigen Zwecken benutzte, und der, ſeit vielen Jahren, ſchweigend von aller Theilnahme an Regierungsgeſchäften war ausgeſchloſſen worden. Ihn wünſchten die Biſchöfe, denn ihre Herrſchſucht glich der des Ordens; ihn verlangten die großen Städte, denn ihr Reichthum weckte den Geiſt der Unabhängigkeit; ihn foderten die Edlen, denn ihre Güter bedurften Schutzes gegen unaufhörliche Verwüſtungen; ihn begehrte das Volk, denn es hoffte Erleichterung ſeiner Bürden. Darum wählten Hochmeiſter und Stände aus Gebietigern, Prälaten, Ritterſchaft Städten, vier und zwanzig Beyſitzer, ohne deren Zuſtimmung kein Staatsgeſchäft unternommen oder beendigt werden durfte. In jährlichen Verſammlungen ſollten die Erkohrnen, unter des Hochmeiſters Vorſitz, des Landes Heil erwägen; über die Münze wachen; alte Privilegien anzutaſten nicht geſtatten; ohne Urtheil und Recht keinen Unterthan, er ſey welches Standes er wolle, ſeines Leibes und Gutes berauben laſſen; ſelbſt die gehäſſige Anklage wegen Verrätherey ſollte dieſes Recht keinesweges entkräften; (wehe dem Lande, dem bisher das erſte aller Geſetze fehlte!) endlich ſollte, zu ewigen Zeiten, der Landesherr keine Auflage ohne Bewilligung der Stände ſich erlauben; eine harte Einſchränkung, die der Hochmeiſter durch Vorbehalt der Ordensprivilegien zu entkräften ſtrebte.

So verwandelte ſich Preußens Staatsverfaſſung. Dem bisher unumſchränkten Beherrſcher ſtand nunmehr gleichſam ein Parlament zur Seite, das, wie in England, ſeine beyden Kammern hatte: den Landesrath, die Stände; von beyden abhängig das Mark der Regierung — Geld; zwiſchen beyden getheilt des Staates Nerve — ausübende Gewalt. Was die Stände an Kraft gewannen, mußte nothwendig der Orden verlieren. Der Unterthanen Wohl, bisher in ſo fern mindeſtens von ihm beherzigt, als darauf ſein eignes Wohl ſich gründete, wurde ihm jezt noch fremder, denn ſie ſelber hatten ja die Sorge dafür übernommen, der Orden hielt ſich deren faſt entledigt; eigner Vortheil trat in endloſen Kampf mit dem Vortheil des Landes; beyder Zweck war nicht mehr einfach: beyde ſtrebten nach verſchiedenen Zielen, folglich oft einander entgegen.

Geſunken war zu gleicher Zeit das Anſehen der Regierung. Schon früher hatten manche verſucht, ihren Landesherrn vor fremde Richterſtühle zu ziehen; jetzt wurden Trotz, Ungehorſam, Widerſpruch immer häufiger. Dem Beobachter blieb unverborgen, daß der Untergang des Ordens herannahe.

Zu der böſen Zwietracht geſellten ſich um dieſe Zeit noch ſchwere Landesplagen. Die Weichſel und Nogat traten aus ihren Ufern, riſſen Dämme, Häuſer nieder, begruben Menſchen, Vieh in ihren Wellen. Dann erzeugte lange Dürre Mißwachs, Hungersnoth, unerhörte Theurung. Dann ſchien die Natur, in einem warmen, feuchten Winter, noch der Leidenden zu ſpotten, indem ſie Bäumen im December unfruchtbare Blüten entlockte. Dann raffte eine verheerende Peſt über 80000 Menſchen hinweg; ganze Dörfer wurden zu Einöden. Endlich darf auch wohl eine ſeltſame Geiſtesverwirrung, die ganz Preußen und alle Stände ergriff, mit zu den Landplagen gezählt werden. Ueberall ſah man Geſpenſter, gräßliche Erſcheinungen, vermuthlich Pfaffenwerk; vielen raubte Schrecken die Sinne, daß ſie in Feuer und Waſſer ſich ſtürzten. Täglich rannten Prieſter mit Weihbüſcheln durch alle Straßen, und verkauften der frommen Einfalt theure Waſſertropfen.

Nun einen Blick auf Liefland. Das Erzbisthum zu Riga hatte Martin V. des Ordens Herrſchaft wiederum entzogen. 1423. Die Geiſtlichkeit, den Ordensmantel mit Frohlocken von der Schulter werfend, verſammelte ein Concilium zu Riga, beſchloß daſelbſt, dem Oberhaupt der Kirche ihre mancherley Beſchwerden über den Orden vorzulegen. Einige Thumherren, mit dem Decan der Revalſchen Kirche an ihrer Spitze, begaben ſich auf den Weg nach Rom, begleitet von mehreren jungen Liefländern, die Welſchlands hohe Schulen beſuchen wollten. An der Gränze lauerte auf ſie Goswin von Aſchenberg, Comthur zu Grubyn, nahm die Verräther — ſo ſchalt er ſie — gefangen, raubte ihr Geld, ihre Papiere, ließ die Geiſtlichen, an Händen und Füßen gebunden, in den Strom werfen, wo ſie ertranken. Weit entfernt dieſer Gräuelthat ſich zu ſchämen, bekannte er ſich vielmehr öffentlich dazu; ſchrieb an die liefländiſchen Biſchöfe: „Ihr ſollt wiſſen, ihr Herren, daß ich Euren Decan von Reval, ſammt ſeinen Geſellen, gefangen, geplündert, erſäuft habe, als Verräther unſers Landes. Nur aus eigner Bewegung habe ich ſolches gethan — fügte das Ungeheuer hinzu — ohne Rath meiner Brüder, ohne Befehl meiner Obern, folglich, wenn ihr Rache ſucht, haltet euch allein an mich. Wollte Gott ich hätte euch alle in meiner Gewalt, um Euch wie Jene zu vertilgen.“

Keine Spur wird gefunden, daß dieſer Nichtswürdige zur Rechenſchaft gezogen worden; wohl aber wußte man in Rom zu bewirken, daß der Papſt, ohne Scheu mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, durch eine neue Bulle dem Erzbiſchoff, ja der ganzen liefländiſchen Geiſtlichkeit, die Pflicht, das Ordenskleid zu tragen, 1428. auflegte. Dann folgte eine erzwungene Ausſöhnung, ein Vertrag zu Walk geſchloſſen, in welchem der Erzbiſchoff die Kreuzherren, wegen Abwerfung der Ordenstracht, um Verzeihung bat, auf ſein Gewiſſen erklärend, es ſey nicht aus Verachtung geſchehn. Jährlich ſollte, um das gegebene Aergerniß zu ver-

ſöhnen,

ſchen, für die Seelen der verſtorbenen Ritter ein feyerliches Hochamt gehalten, wegen Ermordung der Geſandten keine Klage erhoben, Schadenerſatz nur von Goswyn Aſchenberg, oder deſſen Mitſchuldigen gefodert werden. Fände man die Verbrecher — (ſie waren bereits in Sicherheit) — ſo wollte der Orden ſie nach Verdienſt richten. Da ferner die Liefländer durch dieſe innere Zwietracht verhindert worden, gegen die Ketzer, befohlnermaſſen, in das Feld zu rücken, ſo ſollten nun auch die Biſchöffe, als Urheber, den Orden deshalb vor Kaiſer und Papſt rechtfertigen. Endlich wurde jedem Theile frey geſtellt, den armſeligen Kleiderzwiſt in Rom auszufechten.

Um dieſelbe Zeit erregte Peter Wichmann, durch Predigten in Thorn, bedenkliche Unruhen; er ſchalt die Prieſter Ketzer, und übergab ſie dem Teufel, weil ſie das Volk von ſeinen Pfarrern abwendig machten. Der kühne Frevel blieb ungeſtraft.

Dieſer Begebenheiten gedrängte Zuſammenſtellung läßt überall in dem Hochmeiſter einen Mann erblicken, der es mit keinem verderben mochte; der jeder lauten Stimme folgte, nicht aus Ueberzeugung des Beſſeren, ſondern um nur alle zu befriedigen; der ſogar Verbrecher ſchützte, oder doch entrinnen ließ, nicht als hätte er ihre Thaten gut geheißen, ſondern um der Ruhe willen.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Witolds letzte Schickſale.

Weder auf Verträge, noch auf befriedigten Eigennutz allein, gründete ſich die neue Freundſchaft des Großfürſten; ſie hatte tiefere Wurzeln geſchlagen, wurde genährt von zwey mächtigen Leidenſchaften, Haß und Ruhmgier. Sein Haß traf die neue Königin von Polen, minder, wie er vorgab, weil ſie den König beherrſchte, als um ihrer faſt verdächtigen Fruchtbarkeit willen. Die Geburt eines Prinzen raubte dem alten Großfürſten alle Hoffnung den polniſchen Thron zu beſteigen, flößte ihm die Furcht ein, daß der königliche Stamm dem ſeinigen Untergang drohe. Darum erwachte lebhaft in ihm der Wunſch, ein ſelbſtſtändiges Reich zu gründen. Nichts konnte dem Orden willkommener ſeyn, als dieſes Verlangen, deſſen Verwirklichung eine ihm furchtbare Macht auf immer trennen mußte. Der Comthur von Ragnit, ein Herr von Mümpelgard, gewann Witolds Vertrauen, und, mit Vorwiſſen des Hochmeiſters, ſchürte er aus allen Kräften die Flamme in des Ehrgeizigen Bruſt. Durch 1429. dieſen klugen Geſchäftsträger wurde die Sache zuerſt dem Kaiſer angebracht, deſſen Groll gegen Polen eine freundliche Zuſtimmung verbürgte. Mit Freuden willigte Sigismund in eine perſönliche Zuſammenkunft, nur um den Vorwand verlegen, der Jagello's Verdacht entfernen ſollte. Eine Ausſöhnung mit Polen, und Schlichtung aller Händel mit dem Orden (die ſchon

lange

längſt geſchlichtet waren), ein Krieg gegen Türken und Huſſiten, mußte den lockern Vorwand leihen.

Luzk, die Hauptſtadt in Volhynien, ſah in ihren Mauern eine ſeltene Verſammlung von fürſtlichen Häuptern, denn außer dem Kaiſer und deſſen Gemahlin, dem Könige von Polen und allen Großen ſeines Reiches, waren gegenwärtig der König von Dänemark, die Großfürſten von Moſcau, Twer und Rjaſan, der Hochmeiſter, die Herzoge von Maſovien, der Tatar-Chan, die Geſandten des griechiſchen Kaiſers. Dieſe Alle bewirthete Witold mit königlicher Pracht funfzig Tage lang.

Sigismund ſtellte ſich hoch erſtaunt ob des Großfürſten Reichthum. „Ihr ſeyd in der That ſchon König,“ ſprach er zu ihm. „Euch mangelt nur der Titel, und er ſoll euch werden.“ Man will wiſſen, daß der Großfürſt 100000 Mann, auf eigne Koſten, gegen die böhmiſchen Rebellen zu führen verſprochen. Der Kaiſer gewann ohnehin ſchon genug, wenn Polen und Litthauen ſich ſpalteten.

Vor Zeugen verſicherte Witold: ohne Wiſſen und Genehmigung des Königs von Polen werde er keinen Schritt um die neue Würde thun. Jagello empfing einen freundlich ſchmeichelnden Beſuch vom Kaiſer und deſſen Gemahlin; da wurde viel geſprochen, nichts beſchloſſen. Schon Mindowe, meinte Sigismund, habe für einen König gegolten, um ſo mehr ſey Witold dieſer Ehre würdig. Anders dachte Jagello, doch in Gegenwart der Kaiſerin wich er blos höflich aus, verſprach, dem Senat die Sache vorzulegen; ſey dieſer willig, dann auch er. Es war voraus zu ſehen, daß die Polen einer Trennung von Litthauen ſich widerſetzen würden. Der Großfürſt ſelbſt trug ſeinen Wunſch im verſammelten Reichsrathe vor, und begehrte, bey dem Umſtimmen anweſend zu bleiben. Vermuthlich hoffte er, durch ſeine Gegenwart einzuſchüchtern. Wirklich hielt der Erzbiſchoff von Gneſen, als Vorſitzer, eine ſchöne Rede, die mit vielen glatten Worten an der Hauptſache vorüber ſchlüpfte. Der Biſchoff von Cracau hingegen, Sbigneus Olesnitzki, des Königs Retter bey Tanneberg, ſprach dreiſt: „Sigismunds Freundſchaft ſey verdächtig; es zieme dem mit Jahren und Ruhm bedeckten Großfürſten, leere Titel zu verachten; des Eides eingedenk zu bleiben, der ihn an Polen knüpfe.“ So ſprachen mehrere. Einmüthig ſtimmte der Senat ihrem Urtheil bey. Da ſtand Witold haſtig auf und ſagte drohend, indem er den Saal verließ: „auch wider euren Willen werde ich thun was mir beliebt.“

Als er fort war, mußte der König bittere Vorwürfe hören, daß er mit Sigismund, dem alten Feinde beyder Staaten, ſich eingelaſſen. Man nöthigte ihn, auf der Stelle, ohne Abſchied vom Kaiſer, Luzk zu verlaſſen. Der alte Großfürſt, durch Widerſtand nur gereizt, verabredete alles mit ſeinem hohen Gaſte und entließ ihn endlich, überhäuft mit koſtbaren Geſchenken. Neuerlich ſchrieb Jagello einen Reichstag aus, wo des Kronenwerbers Geſandten abermals erklärten: ihr Herr ſey entſchloſſen, ſich an den Widerſpruch der Polen nicht zu kehren. Beredte Männer wurden an Witold abgefertigt, um ſeinen Sinn zu wandeln, oder dem Halsſtarrigen Krieg anzukündigen. Die Drohung ſchreckte ihn nicht. „Habe ich doch nimmer die Krone begehrt,“ antwortete er trocken. „Habe ich doch des Kaiſers lockendes Anerbieten vorlängſt zurück gewieſen: nun haben Eures Königs eigner Rath, eigne Bitten mich bewogen; die Sache iſt offenkündig worden; jezt verſtattet meine Ehre nicht, ſie aufzugeben.“

Dieſem Vorſatz getreu, verbündete er ſich mit dem Orden, dem er jezt ein unbeſchränktes Vertrauen ſchenkte; beſtach die vornehmſten Polen; drang in den Kaiſer um Beſchleunigung: war gefaßt auf Krieg. Solche Feſtigkeit verfehlte nimmer, den ſchwankenden Jagello zu beſtürzen, und mit ſich ſelbſt in Widerſprüche zu verwickeln. Gern hätte er den Großfürſten überredet, er wünſche herzlich deſſen Verlangen zu gnügen, nur die Polen könne er nicht bewegen. Seine Briefe waren angefüllt mit ſolchen heuchleriſchen Zuſicherungen, doch den alten klugen Witold täuſchte er nicht. Der ſandte die ſchriftlichen Lockungen dem Hochmeiſter, mit der ſcharfen Bemerkung: „Ihr werdet wohl daraus vernehmen, wie der König viel gütlichere Worte redet und wenig thut.“

Ganz unthätig blieb Jagello dennoch nicht, nur trieb er es heimlich nach ſeiner Weiſe. Den Kaiſer wie den Großfürſten verklagte er in Rom. Der Papſt fertigte an beyde abmahnende Bullen aus, die ohne Wirkung blieben. Die Polen verſuchten einen andern Weg. Sie bedachten, daß Jagello alt, ſein Kronprinz unmündig, Witold unbeerbt ſey. Darum trugen ſie jezt, mit des Königs Zuſtimmung, ihm die polniſche Krone an. So, ſprachen ſie, würde er das Begehrte und Verdiente erlangen, ohne Verletzung alter Verträge. Das überraſchte den Großfürſten einen Augenblick; dennoch blieb er unerſchüttert, und erwiederte höflich: der Himmel verleihe dem Könige langes Leben! ich trachte nicht nach ſeiner Krone, nur ſoll er mir die meine nicht mißgönnen. Mit Eurem Reiche beſtehe die alte Freundſchaft, wenn ihr ſelber wollt; wo nicht, ſo werdet ihr mich auch gerüſtet finden.“

An den Hochmeiſter ſchrieb er: „Jagello will bey ſeinen Lebzeiten die Krone abtreten, darob wir uns höchlich verwundern. Er meint es nicht in Treuen mit uns, wie ſolches ſeine Briefe an den römiſchen König zur Gnüge beweiſen. Zwar ſpricht er, die habe der Kanzler ohne ſeinen Willen geſchrieben; allein warum beſtraft er ihn nicht?“

Die Polen erzählen: als keine Verſtellung gefruchtet, habe man die Gränzen ſcharf bewacht, um des Kaiſers Geſandten aufzufangen. Das ſey gelungen. 1430. Aus deren Briefſchaften habe ſich ergeben, daß die litthauiſchen Reichskleinodien bereits unterweges; da ſey die Wachſamkeit verdoppelt worden. Als die Ueberbringer der Krone ſolches in Frankfurt vernommen, wären ſie wieder umgekehrt, indeſſen Fürſten und Herren, unter andern auch der Hochmeiſter, ſich zur Krönung bereits in Wilna eingefunden. Das ſcheint nicht glaublich, denn von Frankfurt an der Oder hatten die Geſandten nur noch einen Schritt bis in die Neumark; dort waren ſie, auf des Ordens Gränzen, um ſo mehr in Sicherheit, da ſchon ein zahlreicher Haufe bereit ſtand, ſie nach Litthauen zu geleiten. Sicherer iſt hingegen, daß der krankgewordene Großfürſt, muthlos oder ſchlau, abermals verſuchte, den König zu gewinnen. Durch einen Vertrauten ließ er ihm entbieten: er verzichte auf die Krone; alles Vorgefallene ſolle vergeſſen bleiben, nur möchte Jagello in ſeiner Krankheit ihn beſuchen. Die Polen trauten der ſchnellen Sinnesänderung nicht, widerriethen den Beſuch; doch als der König darauf beſtand, gaben ſie ihm beherzte Räthe mit. Er wurde an der Gränze königlich empfangen, und nach Wilna geführt, wo in den erſten Tagen Witold nichts verabſäumte, die Neigung ſeiner Gäſte zu gewinnen. Die Räthe ſuchte er zu entfernen. Dem ſchwachen Vetter — ſeit vielen Jahren ihn als ſeinen Mentor zu betrachten gewöhnt — redete er an's Herz: „Ich ſtehe am Grabe, was habt ihr zu fürchten? Um die Krone iſt mir nicht mehr zu thun; aber ſoll ich zum Mährchen vor ganz Europa werden? Geſezt ich würde geneſen, ſo ſchwöre ich bey allen Heiligen, wenige Tage nachher trete ich euch freywillig das Königreich ab.“ Zu dieſen Schwüren fügte er heiße Bitten. Jagello wankte, zog ſich aus der Schlinge und ſchob die Räthe vor, beſonders den Biſchoff von Cracau, den zu gewinnen am nöthigſten ſey. Nun wandte ſich der Großfürſt an den eiſernen Sbigneus, drohte, bat, beſtach, vergebens. Der ſeinem Vaterlande getreue Prälat antwortete beſcheiden, aber unerſchüttert: „Du biſt vor allen einer Krone würdig; dein Land iſt jedem Königreiche an Umfang und Macht gewachſen; doch nur ein Feind der Polen kann König von Litthauen werden. Beſchworene Verträge haben beyde Kronen für ewig auf Einem Haupte vereint. Die verbrüderten Nationen will der Kaiſer nur entzweyen. Er ſelbſt hat, bey der Tafel, die unanſtändigen Worte ſich entſchlüpfen laſſen: er habe den Königstitel, wie ein Stück Fleiſch, unter die Hunde geworfen. Vereint, ſind unſere Völker unüberwindlich; getrennt, würden ſie, dir ſelbſt zum ſchmerzlichen Vorwurf, der Feinde Beute werden. Meine Stimme muß ich dir verſagen, denn ich kann mein Vaterland nicht verrathen.“ Auch durch Witolds heilige Zuſicherung, die Krone wieder abzutreten, ließ ſich der Biſchoff nicht bethören. So waren vergebens alle übrige Polen gewonnen.

Die fehlgeſchlagene Hoffnung vermehrte vielleicht des alten Mannes Krankheit. Er raffte ſich noch einmal auf, um den König zu begleiten, fiel aber vom Roſſe und war gezwungen, in dem Wagen ſeiner Gemahlin ſich nach Troky führen zu laſſen. Hier ſtarb er als ein Greis von achtzig Jahren, nachdem er ſich zuvor mit Gott und Jagello chriſtlich verſöhnt, ſeine Uljana beyden empfohlen hatte.

So trat ein Held vom Schauplatz, auf dem er ſo lange die erſte Rolle mit Grauſamkeit und Tücke, aber auch mit Kraft und Würde geſpielt. Seine Geſtalt entſprach dem Heldengeiſte nicht. Er war klein und bartlos — Fremde erfuhren ſeine freygebige Pracht, Unterthanen fürchteten ſeine Strenge, entgingen ihr durch blinden Gehorſam. Von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meere, von Polens Gränzen bis tief in den Norden, reichte ſein Scepter. Mehr als einmal gab er den Tatarn Beherrſcher. Vorſicht, Entſchloſſenheit, Verſtellung, raſches Handeln, waren ihm eigen. Immer thätig, hielt er ſelbſt bey Tafel Kriegsrath, oder Gericht, oder gab Geſandten Gehör. In Wolluſt berauſchte er ſich oft, nimmer in ſtarken Getränken. Räuberiſche Statthalter verſetzte er in andere Provinzen, nachdem er, ſtatt Rechenſchaft, den Raub von ihnen gefodert. Ein heller Geiſt belebte ſeine Worte. Auf den Vorwurf, daß er Ländereyen an Tatarhorden verſchenke, erwiederte er: „durch Wohlthaten werden auch wilde Thiere gezähmt.“ Pries man ſchmeichelnd ſeine Gabe der Beredſamkeit, ſo pflegte er zu antworten: „beſſer ſchlecht reden, aber wahr.“

Dieſe kleinen Züge mögen das Gemälde des Fürſten vollenden, der, in einer langen Reihe von Jahren, ſo oft als Freund und Feind des Ordens aufgetreten; der an ſein Vaterland den Ruhm feſſelte; der mit manchem geprieſenen Helden der Vorwelt in die Schranken treten durfte, und — dennoch vergeſſen wurde; bis endlich, nach einem Jahrhundert, eine welſche Prinzeſſin auf dem polniſchen Throne ihm das verdiente Marmordenkmal in der Kirche zu Wilna errichten ließ.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Swidrigall, Großherzog von Litthauen.

Kinderlos ſtarb Witold. Vier Fürſten konnten Rechte auf ſeine erledigte Würde geltend machen. Swidrigall, des Königs Bruder; Alexander, Prinz von Kiew; Sigismund Corybuth, den die Böhmen zu ihrem Könige wählten, beide Jagello's Neffen; endlich Siegmund, Fürſt von Starodub, Witolds Bruder.

Die gegenwärtigen Polen zogen alſobald nach Podolien, beſezten und befeſtigten Camenetz, um auf jeden Fall Podolien ihrem Reiche zu erhalten. Die Litthauer und Ruſſen wählten Swidrigall, der — ſeit kurzem mit Bruder und Vetter verſöhnt — aus Ungarn zurück gekehrt, jezt Witolds Leiche folgte.

Jagello ſah nicht ungern ſeinen Bruder zum Beherrſcher Litthauens erhoben, blieb gegenwärtig bey deſſen Weihe, verſprach, ihm Camenez wieder auszuliefern. Vielleicht bewog ihn Furcht zu ſolcher Nachgiebigkeit, denn er befand ſich in des Großfürſten Gewalt; ſelbſt in Polen ging eine allgemeine Sage, die ſich nachher ſogar in die Geſchichte verirrte, der Großfürſt halte den König gefangen, begegne ihm unanſtändig. Die erſchrockenen Polen foderten des Ordens Beyſtand, um Jagello zu befreyen. Es war unnütz, denn Parteyſucht hatte das Gerücht erfunden. Swidrigall erzeigte ſeinem Bruder alle gebührende Ehre, ließ ihn ungehindert ziehen.

Als der König heim kam, erklärten die Räthe, er habe, ohne ihre Zuſtimmung, weder den neuen Großfürſten anerkennen, noch irgend etwas verſprechen dürfen. Das war ihm zuwider. Auch die Trennung Podoliens von Litthauen ſah er ungern. Ein friedlicher Tag ward anberaumt. Indeſſen beſprachen ſich die Polen fleißig zu Cracau mit den Huſſiten. Es ging die Rede, ſie würden in ein Bündniß mit ihnen treten. Wenigſtens durften die Ketzer nach Gefallen aus und ein reiten, Pferde, Harniſche, allerley Waare kaufen, und viele Polen dienten im ketzeriſchen Heere.

Darob entſezten ſich die Nachbarn. Vor allen fürchtete der Orden einen Ueberfall, weil die Huſſiten geiſtliche Orden auszurotten ſtrebten. Das bahnte den Weg, oder lieh zum mindeſten den Vorwand, zu einem Bündniß mit Litthauen, welches die Königin Sophie, durch ſchmeichelnde Briefe an den Hochmeiſter, vergebens zu hindern ſtrebte. „Lieber Gevatter“ nannte ſie ihn; von hergeſtellter Freundſchaft und deren ewiger Dauer ſprach ſie mit glatten Worten, und foderte im Namen ihres Gemahls, Beyſtand gegen Swidrigall, der mit Tataren, Schismatikern und andern ſolchen Heiden ſich verbinde.

Ihr ſüßes Zureden täuſchte nicht. Litthauen und
1431. der Orden ſchloſſen den Bund zu Chriſtmemel, dem der Ketzer Macht, gegen Rußland gerichtet, zum ſcheinbaren Grunde diente. Polen ſammelte in der That ein Kriegsheer an den ruſſiſchen Gränzen. Der König aber ſchrieb ſeinem Bruder: er möchte zu ihm kommen mit geringer Begleitung, ſie wollten die Händel freundlich abthun. Swidrigall mißtraute den gleißneriſchen Worten, verſprach zu erſcheinen, beſchloß aber, durch ein zahlreiches Gefolge ſich zu decken. Allein noch vor dem angeſezten Tage empfing er den Abſagebrief der Polen, die zugleich in Rußland einfielen, das Städtlein

kein Hrodlo zerſtörten. Die Litthauer klagten es dem Hochmeiſter, der neue Großfürſt bat um Hülfe.

Paul erſtaunte, daß die Polen, troz dem anberaumten friedlichen Tage, den Krieg begonnen. Er rüſtete ſich mit allen den Seinigen, und befahl den Liefländern, ihre ganze Macht aufzubieten. Das konnte nicht lange geheim bleiben. Der Biſchoff von Leslau brachte ein Gewerbe an den Orden: „wir bauen gänzlich auf den ewigen Frieden, darum wir auch keine Macht an euren Gränzen laſſen. Zwar vernehmen wir allerley Gerüchte, als habe ſich der Orden mit Swidrigall verbunden, allein wir mögen es nicht glauben." Aehnlichen Inhalts war ein Brief des Erzbiſchoffs von Gneſen; und als Pauls Antwort nicht unumwunden ſchien, da ſchrieb der König ſelbſt freundlich und höflich, überſandte den zwiſchen ihm und ſeinem Bruder geführten Briefwechſel, um von der Polen Rechten ihn zu überzeugen, und wandte alle Redekünſte an, ihn zu gewinnen. „Wir wollen" waren ſeine Worte, „mit unſerer Macht gen Litthauen ziehen, bittende, daß Eure Liebe und Freundſchaft ſich dieweile laſſe befohlen ſeyn unſern höchſten Schatz den wir haben, unſer Weib und Kind, die jungen Herrlein." — Auch das Concilium zu Baſel ermahnte den Hochmeiſter, Frieden zu halten und zu ſtiften.

Alles umſonſt! Paul hatte beſchloſſen, die Gelegenheit nicht unbenuzt zu laſſen, den am See Melno erlittenen Schimpf abzuwaſchen. Der Großfürſt drang aufs neue in ihn, denn ſchon berannte Jagello die Veſte Luzk.

„Wir ſind bereit," war die Antwort, „doch ſollt ihr, ohne den Orden, keinen Frieden ſchließen, denn wohl vermuthen wir uns, wenn die Polen unſern Ernſt gewahren, ſo werden ſie zurück weichen und gegen unſere Lande ſich kehren." — Nach dieſer getroffenen

Verſucht, ſandte er dem Könige einen förmlichen Abſagebrief. Der ſollte freylich Gründe enthalten, den Friedensbruch zu bemänteln, doch wußte er keinen andern Vorwurf geltend zu machen, als den: der König habe ſeinen Bruder aufgefodert, mit ihm vereint den Orden zu vertilgen. Es war ein unerwieſenes Gerücht. Der Hochmeiſter verſicherte, er habe es mündlich vernommen, und deſſen Wahrheit ergebe ſich „aus manchen bewerlichen Sachen.“ Eine beſſere Rechtfertigung aufzuſtellen, nahm er ſich die Mühe nicht, ſondern ließ alſobald drey mächtige Heere in Polen einrücken, ſengen, brennen. Stets befürchtend daß die ganze Macht des Feindes plötzlich gegen ihn ſich wenden werde, unterrichtete er den Großfürſten, wie er auf dieſen Fall den Polen auf dem Fuße folgen ſolle. „Wir getrauen zu Gott, daß ſie, von allen Seiten angegriffen, wohl ſo irre werden ſollen, daß ſie zu Gleich und Rechte ſich lenken müſſen.“

Als im Lager vor Luzk der feindliche Ueberfall der Kreuzherren ruchtbar wurde, bewirkte dieſe Nachricht den ſchnellen Abſchluß eines Beyfriedens, in welchem Swidrigall den Bundesgenoſſen nicht vergaß. Die Waffen ſollten ein Jahr lang ruhen; jeder Theil ſo lange behalten, was er eben beſaß: zwölf Prälaten und Räthe der kriegführenden Mächte ſich in Lybicz verſammeln, um vollkommenen Frieden herzuſtellen; Jagello und Swidrigall in der Nähe, jener in Parczow, dieſer in Breſtze, die Unterhandlung leiten. Wenn einer von ihnen, etwa durch Krankheit gehindert, nicht perſönlich erſcheinen könne, ſo ſollte dennoch, durch die Bevollmächtigten, der Friede geſchloſſen werden.

Solches alles meldete der Großfürſt durch Eilboten dem Hochmeiſter, ihn bittend, ſein Heer aus Polen zu ziehen. Es geſchah. Der König verſuchte abermals

mals den Bruder ins Garn zu locken. Durch oft wiederholte ſüße Einladungen wollte er ihn bethören. Allein der Großfürſt weigerte ſich beharrlich, und hatte triftige Gründe, die er dem Hochmeiſter vertraute: Es könnte mir geſchehen wie einſt meinem Bruder. Meinen Marſchall Rumpolt hält der König gefangen, will ihn nur auf das Vorwort meiner Unterthanen, der litthauiſchen Herren, befreyen, nicht auf das meinige. Wenn er uns ein ſo kleines nicht trauen will, was ſollen wir ihm denn unſern eignen Leib glauben und vertrauen?"

Dann klagte Jagello, daß, trotz des Beyfriedens, die Kreuzherren noch immer in Polen hauſten, und drohte, ſie mit Gewalt zu vertreiben. Da ließ der Großfürſt, in Gegenwart der Boten, ſein Heer aufs neue zuſammenrufen, erklärend: daß er jeden Angriff auf den Orden alſobald in Polen rächen werde. Der Hochmeiſter ſchwur, Jagello's Klage ſey ungegründet; gleich nach erhaltener Friedensbotſchaft habe man den Rückzug angetreten, das fernere Sengen und Brennen „bey Leib und Gut" verboten; hingegen hätten die Polen den Landmarſchall von Liefland überfallen, mit ſeinem wenigen Volke gefangen, da ſie doch bereits vom Waffenſtillſtand wohl unterrichtet geweſen, nicht aber der Landmarſchall. Er billigte höchlich, daß der Großfürſt weder den König beſuche, noch ſein Heer auseinander gehen laſſe, weil Polen ſich ſtark rüſte. — So war es auch, und heftige, dießmal gegründete Klagen über den Orden, ertönten vor Papſt und Reichsfürſten. Des römiſchen Königes Beyſtand wollte Jagello erkaufen durch Gelobung des ſeinigen gegen den Woywoden von der Moldau. In Rom ſuchte Paul durch Sendeboten, und überall im Reiche durch Vertheidigungsſchriften, der Polen gerechte Vorwürfe zu entkräften; ließ viele Worte ſprechen und ſchreiben, aber die Worte waren hohl. Die eroberte Feſte Neſſaw gab er nicht zurück, und Swidrigall ſelbſt mußte ihn deshalb um einen Vorwand erſuchen, den König abzuſpeiſen. Auch die Neumärker fügten Polen manchen Schaden zu. Der Groll wuchs. Anſtalten zu verdienter Rache mehrten ſich. Paul fand nöthig, durch den Großfürſten die Frage an den König zu bringen: ob er den Beyfrieden redlich halten wölle? — Ja, war die Antwort, wenn ihr ihn haltet.

Jagello wagte noch immer keinen Angriff. Um jeden Preis wollte er zuvor den Bund zwiſchen Litthauen und dem Orden trennen; erbot ſich endlich ſogar, ſeinen Bruder „zum Verweſer und Regierer des ganzen Landes Polen“ zu ernennen. Aber Swidrigall erklärte ſtandhaft: er werde ſich vom Orden nicht ſcheiden, wenn ihm der König auch die ganze Welt verſpräche.

Nun fertigte Jagello einen Geleitsbrief aus für die zwölf Prälaten und Räthe, die den Frieden unterhandeln ſollten; doch erwähnte er in demſelben weder des Ordens noch der Wallachen, die auch für ſeinen Bruder gefochten hatten. Darum verwarf der Großfürſt dies Geleite. Die Räthe gingen auseinander. 1432. — Im Frühling kamen Paul und Swidrigall perſönlich in Chriſtmemel zuſammen, erneuerten das Bündniß, knüpften es noch feſter, indem beyder Theile Land und Städte ihm endlich beitraten. Als der König ſolches vernahm, gab er nach, vergönnte des Ordens Räthen der Unterhandlung beyzuwohnen. Sie brachte karge Früchte. Man beſtätigte den Waffenſtillſtand, beſprach ſich über Schadenerſatz, und beſtimmte einen neuen Tag für den endlichen Friedensſchluß.

Doch einige Wochen vor dieſem Tage verwandelte ſich plötzlich die Geſtalt der Dinge. Jagello tauchte, nach alter Gewohnheit, ſeinen Palmenzweig in Eyl. Ein verrätheriſcher Unterhändler reizte die Litthauer zur Empörung, fand überall offene Ohren, weil Swidrigall, aus Liebe zu ſeiner ruſſiſchen Gemahlin, den Großen ſeines Landes die fremden Ruſſen vorzog; Aemter, Güter an ſie verſchwendete; auch die Sage ging, er ſey dem ruſſiſchen Glauben zugethaner als dem chriſtlichen. Den Aufrührern fehlte nur ein Haupt. Es erhob ſich bald, denn Siegmund, Fürſt von Starodub, trat an ihre Spitze. Sorglos ruhte Swidrigall in einem Hofe, da wurde er bey Nacht plötzlich überfallen, rettete ſich kümmerlich mit 15 Pferden nach Polozk auf die liefländiſche Gränze. Nur die Ruſſen blieben ihm getreu.

Bis auf den heutigen Tag ſteht dieſer Fürſt vor der Nachwelt gebrandmarkt durch polniſche und litthauiſche Geſchichtſchreiber. Bald ſchildern ſie ihn als einen tollen, faſt immer trunkenen Wütrich; bald fabeln ſie, er habe den König am Barte gezauſt, Geſandten mit Ohrfeigen abgefertigt. Lauter Mährchen der Parteyſucht. Schon das unverdächtige Zeugniß Michael Küchmeiſters ſpricht für ihn. Damals wollte ſich der Hochmeiſter nicht mit ihm verbinden, aber die Erklärung ſtellte er ungefodert aus: daß Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Tugend bey ihm gefunden würden. Dieſen Ruhm bekräftigen alle ſeine noch vorhandenen Briefe. Daß er ſeines groſſen Vetters, Witolds, Plan befolgte; daß er unerſchütterlich bey dem verhaßten Orden hielt, war ſein ganzes Verbrechen; daß er die Ruſſen vorzog, ſeine Schwachheit. Ihm fehlte **Glück**, dem leider **Ruhm** nie mangelt.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Siegmund, Großherzog von Litthauen.

Einmüthig huldigten die Litthauer dem neuen Herrn; auch einige ruſſiſche Fürſten erkannten ihn. Alſobald ließ er dem Hochmeiſter entbieten, er gedenke den Bund der Vorfahren zu halten, zu befeſtigen. Hätte Paul dieſen erſten Augenblick benuzt, wo die beſtürzten Polen noch nicht Zeit gefunden, den neuen Lehensmann zu ſtimmen; oder hätte er, dem alten Bundesgenoſſen treu, gegen deſſen Angreifer ſogleich das Schwert gezuckt: ſo möchten ſolche ganze Maßregeln heilbringend geworden ſeyn. Aber Paul, der furchtſam das Gute wie das Böſe immer erſt betaſten wollte, ehe er es ergriff, antwortete ſchwankend, und meinte klug zu handeln, wenn er zuvor einen Ausſpäher nach Litthauen ſendete, der, wie alles ſtünde, ihm berichten und ſeinen Entſchluß beſtimmen ſollte. Dazu wählte er Ludwig Lanze, den Comthur von Mewe, einen ſchlauen, in ſolchen Geſchäften erfahrenen Mann. Indeſſen hatte auch Jagello nicht gezögert; ſeine Boten kündigten einen freundlichen Beſuch des Königs an. Da ſollte zu Grodno um Freundſchaft und Friede geteydingt, der Orden mit einbegriffen werden. Es geſchah, doch ohne den Orden, deſſen Bevollmächtigten die liſtigen Polen zu entfernen wußten. Die beyden Vettern wurden bald einig; Podolien trat Siegmund förmlich ab, wogegen man ihm Hülfe zuſagte, um die ruſſiſchen Provinzen zu erobern, die noch an Swidrigall hingen. Nun beklagte Paul die entſchlüpfte Gelegenheit; nun wollte er in den Frieden aufgenommen ſeyn, nun bat er mindeſtens um Waffenſtillſtand für ſeinen bedrängten Bundesgenoſſen. Die Bitte ſchlug der neue Großfürſt ab, vorwendend, Swidrigall flehe ihm nach Leib und Gute. Daß jedoch der Orden des Friedens theilhaftig werde, dafür wolle er bey dem Könige ſich verwenden.

Hätte Paul nur jezt noch, ſich fügend oder trozzend, Partey ergriffen, ſo möchte dem Orden Macht, Einfluß, Ehre, ſeyn erhalten worden, denn die Polen waren nicht ſchlagfertig, Siegmund allein zu ſchwach, um zwey Feinden zu widerſtehn, daher deſſen fortwährende, ohne Unterlaß von ihm geäußerte Friedensneigung. Dadurch erhielt er den unentſchloſſenen Hochmeiſter in der Schwebe, und konnte ungehindert dem verdrängten Mitbuhler entgegen rücken, der mit Ruſſen und Tatarn ſein geraubtes Erbe wiederum erkämpfen wollte.

Bey Oſchmyany wurde eine Schlacht geliefert, in welcher beyde Theile ſich den Sieg zuſchrieben. Siegmund meldete dem Hochmeiſter vom Schlachtfelde, Swidrigall habe eine vollſtändige Niederlage erlitten, ſey nur im Schutz der Nacht entronnen. Dieſer hingegen verſicherte, er habe nicht zwanzig gute Leute verloren, der Feind möge prahlen wie er wolle; gegen einen gebliebenen Ruſſen zähle man ſechs Litthauer. Indeſſen fügte er doch eine wehmüthige Bitte um Beyſtand hinzu, die er, um ſie noch beweglicher zu machen, an ſeinen lieben Vater, den Hochmeiſter in Preußen richtete. Neuer Grund für dieſen zur Unentſchloſſenheit. Sein Schwanken fiel noch ſtärker auf durch das feſte Benehmen des Meiſters von Liefland, der mit ſeinem Volke, gleich nach der Schlacht bey Oſchmyany, in Swidrigalls Lager eintraf, und den Litthauern drohend gegenüber ſtand. „Wir hoffen, ſchrieb Siegmund an Paul, das geſchehe ohne einen

Willen. Die unſrigen haben kampfdurſtig die Liefländer angreifen wollen, doch wir geſtatteten ſolches nicht, weil wir den ewigen Frieden zu halten gedenken."

Sollten nun die Feindſeligkeiten der Liefländer gebilligt werden oder nicht? Das zu entſcheiden hatte der Hochmeiſter nie den Muth. Treuherzig ſagte ihm Czyſſe von Rutenberg, der Meiſter von Liefland, ſeine unverhohlene Meinung: „Sollten wir nun dem Herzog Swidrigall unſere Hülfe ganz entziehen, das dünkte uns ſehr verkehrt, und würde den römiſchen König, dieſes Bundes Stifter, erzürnen. Denn bliebe Swidrigall überwunden, ſo würden Polen und Litthauen wiederum vereinigt, zu großem Unheil für den Orden, und ſollte er ohne uns die Oberhand behalten, ſo möchten abermals Unglimpf und Verdruß dem Orden daraus erwachſen." — Dieſer vernünftigen Anſicht zufolge, hatte Rutenberg, ohne des Hochmeiſters Antwort abzuwarten, mit der Feder und dem Schwerte dem neuen Großfürſten Krieg erklärt, auch anfangs große Beute errungen, zählend auf Vereinigung mit Swidrigalls Heere, der ſich rühmte, 12000 Feldtatarn, ſeine übrige Macht ungerechnet, herbey zu führen. Allein er kam zu ſpät; der Feind rückte den Liefländern entgegen, die in ihre Gränzen ſich zurück ziehen mußten. Paul fuhr fort zu lauern, eine Rolle ſpielend, die Freunde und Feinde gegen ihn erbitterte. Eine förmliche Geſandtſchaft nach Litthauen hätte vielleicht ein verdächtiges Aufſehn erregt, doch bedurfte ſein Kleinmuth eines Spiones, darum ſchickte er, unter geringem Vorwand, einen ſchlauen Diener, Hans Bala, der ſollte vom Großfürſten die Befreyung eines Boten heiſchen und nebenher die Lage der Dinge ausſpähen. Der Bericht dieſes Mannes ſchilderte lebhaft Siegmunds Stimmung gegen den Orden. „Gern will ich um deines Herrn willen — ſo ſprach der Herzog — das Gebetene und noch weit mehr erfüllen; aber wie ſoll ich das verſtehn? du kommſt zu mir mit freundlichen Worten, indeſſen die von Litthauen ſengen und brennen in meinem Lande. Sieh hier den Fehdebrief, der klingt zumal ſpöttiſch, das klage ich dir. Der Meiſter von Liefland weigert mir den Titel eines Fürſten. Möchte er immerhin ſein Beſtes thun mit den Waffen, doch der ſpöttiſchen Briefe ſich enthalten. Kann ſolches wohl geſchehen ohne des Hochmeiſters Willen? ſind ſie nicht geordnete Leute? und iſt er nicht ihr Obriſter? Ich begehre zu wiſſen, ob er den Frieden mit uns halten will?"

Das betheuerte Hans Balg, allein Siegmund fuhr fort: „Du ſagſt nur was ich gerne höre, um ſicher zu entkommen; aber ich werde dir thun, wie mir die Liefländer gethan, die meine Boten nicht zurück ſenden, alſo daß mir unwiſſend, ob ſie lebendig oder todt."

„Hier bin ich, erwiederte Hans Balg, hier iſt mein Hals, thu mit mir was dir gefällt." Die Anweſenden baten für den Zitternden, Siegmunds Zorn ging über. Nach manchen Fragen hub er wieder an: „ich kenne dich wohl, du warſt hier mit Herrn Ludwig (Lanze), wo iſt der jezt?" „Er iſt in Preußen, war die Antwort." Da fuhr der Großfürſt auf und ſchlug in die Hände, ſprechend: „er iſt bey Swidrigall! wie darfſt du Unredlicher mir anders ſagen?" — Der Bote blieb bey ſeiner Behauptung. „Wird man ihn bald zum Meiſter machen?" fragte Siegmund, und äußerte heftigen Groll gegen dieſen ſchlauen Staatsmann. Doch am heftigſten ſchien er gegen Liefland erbittert. Beſänftigen wollte ihn Hans Balg durch die Verſicherung von des Hochmeiſters Zwiſchenkunft. „Gleichviel, war ſeine Antwort, erſt will ich an ihnen mich rächen, dann gehe es wie es mag. Haben ſie es begonnen ohne des Hochmeiſters Willen, ſo möge er ſich auch jezt nur unverworren damit laſſen, ich will ſie ihm wohl zahm und gehorſam machen."

Kaufleuten hingegen verſprach er Schutz und reichte dem Boten ſeine Hand darauf. „Ich werde keinen Krieg anfangen" waren ſeine lezten Worte, „gern deines Herrn Freund bleiben, wenn er als der meinige ſich zeigen will. Das ſage ihm wieder und bringe mir bald gute Botſchaft."

So wurde Hans Balg entlaſſen, und in der Herberge köſtlich bewirthet. Dort erſpähte er auch noch manches, aber nichts erfreuliches. In verſchiedenen Gefechten waren die Liefländer geſchlagen worden, er ſelbſt ſah gefangene Ordensbrüder noch mit Stricken gebunden, durfte aber nicht mit ihnen reden. Er vernahm, daß Litthauer, Polen und Samayten, von den Anſchlägen der Liefländer unterrichtet, wohl gerüſtet auf ſie lauerten; er vernahm, daß Luzk übergeben und Kauen verrathen worden. Endlich fand er auch der Eingebornen Geſinnungen dem Orden und deſſen Bundesgenoſſen gehäſſig. Sie wollten lieber in ihrem Blute ertrinken, als dem vertriebenen Fürſten eine Hand breit Landes einräumen. Mit Entzücken ſprachen ſie hingegen von ihrem neuen Herrn. Der hatte ſie gewonnen, indem er jedes väterliche Erbe, jedes Lehn von Witold verlichen, durch Handfeſten nach magdeburgiſchem Rechte verbriefte. „Das that Swidrigall nicht," ſprachen die Litthauer, „wie lieb hat uns der neue Fürſt! für den wollen wir ſterben."

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Huſſiten = Krieg.

Des Hochmeiſters Lage wurde bald noch mißlicher. Eine Geſandtſchaft der Huſſiten bot dem rachedurſtigen Jagello Beyſtand gegen den Orden an. Die Ketzer wurden mit hoher Achtung aufgenommen, denn nie verſchmähen kriegführende Monarchen den angebotenen Arm, wenn auch Verbrechen ihn bewaffneten; was ſie an eignen Unterthanen, vor eignen Richterſtühlen verdammen, das üben ſie unbedenklich unter dem weiten Mantel der Staatskunſt. In Gegenwart der Huſſiten wurde Gottesdienſt gehalten mit Bewilligung der Biſchöffe. Nur allein der eiſerne Sbigneus donnerte gegen dieſe ſchändliche Gefälligkeit. Allein Jagello ging noch weiter. Die Stände von Ungarn waren zu Ofen verſammelt, um gegen Türken und Huſſiten kräftige Maßregeln zu ergreifen; da erſchienen polniſche Geſandte, laut klagend über Friedensbruch der Kreuzherren, und erklärend: ihr König, ſammt dem Volke der Polen, habe gegen männiglich mit den Huſſiten ſich verbunden, die Ungarn ausgenommen um alter Verträge willen.

Die Folge dieſer auffallenden Schritte, war eine förmliche Kriegserklärung der Huſſiten gegen den Orden, dieſem den Beyſtand vorwerfend, welchen er dem Kaiſer in Böhmen geleiſtet, und am Schluß den König von Polen als beſondern Gönner rühmend. Damals war zu Baſel ein Concilium verſammelt, um den alten Lieblingswunſch, Vereinigung der griechiſchen mit der römiſchen Kirche, zu befördern, auch die Geiſtlichkeit und deren Oberhaupt zu beſſern. Wie gewöhnlich wurden fremde Staatshändel nebenher betrieben. Der Orden verſäumte nicht, der Polen ketzeriſches Bündniß laut zu rügen. Als deſſen unwiderſprechlichen Beweis, legte Kaiſer Sigismund ſelbſt dem Concilium jene Kriegserklärung vor, empfahl und pries den bedrohten Orden. Der frommen Verſammlung erſter 1433. Schritt war eine väterliche Ermahnung an Swidrigall, mit Polen ſich zu verſöhnen. Ihr Schreiben wurde dem Hochmeiſter zugeſandt, um ſeinem Bundesgenoſſen es einzuhändigen. Das geſchah. Der vertriebene Fürſt war zu allem willig, doch nur gegen Räumung von Litthauen. Dieſen Stein des Anſtoßes konnten die Väter in Baſel nicht auf die Seite wälzen. Swidrigall rüſtete ſich zum Angriff und die Polen harrten ungeduldig auf des Waffenſtillſtandes Ablauf, um, vereint mit den Huſſiten, die Kreuzherren zu überfallen.

Indeſſen wurde zu Thorn noch ein Verſuch gemacht, ob es vielleicht den Biſchöffen von Heilsberg und Cracau gelingen möchte, des Krieges Ausbruch abzuwenden. Mit harten Vorwürfen begann Sbigneus. Derſelben Gräuel an Kirchen, Heiligthümern und Jungfrauen verübt, die der Orden ſo oft den Polen vorrückte, mußte er jezt ſich ſelber anklagen hören. Er wälzte ſie durch Läugnen von ſich ab, jedoch hinzufügend: wäre etwas unrechtes geſchehn, ſo wolle man es gerne beſſern. Nicht gegen Polen, ſondern gegen Angriff jedes Feindes habe man mit Swidrigall ſich verbunden. Es fodre Zeit, ein ſolches Bündniß redlich abzuthun. Als nun gar Sbigneus trotzig Neſſaw und Pomerellen foderte, da gingen die Friedeſtifter unwillig auseinander.

Das Concilium beſchloß, Bullen und Geſandte nach Polen und Preußen abzufertigen. Dalfinus, Biſchoff von Parma, erſchien, von zwey gelehrten Doctoren begleitet. Gegen einen dieſer Legaten hegte der Orden gerechtes Mißtrauen, denn er war ſieben Jahre lang Jagello's Kapellan und Beichtvater geweſen. Indeſſen wurden ſie von beyden Theilen mit Ehrfurcht aufgenommen, und jeder ſtellte ſich zum Frieden geneigt. Was aber heimlich in den Gemüthern gährte, wurde bald offenbar, als man kaum erſt über Beſtimmung des Ortes der Zuſammenkunft rathſchlagte. Der Orden ſchlug eine Inſel in der Weichſel vor, deren eines Ufer ihm, das andere den Polen zugehörte; oder auch ein Schiff mitten im Strome. Polen hingegen beſtand auf einem Werder, der ganz in ſeinem Gebiete lag. So blieben lange beyder Theile Räthe ſieben Meilen auseinander; die Legaten reiſten ab und zu. Aus Achtung für dieſe gab endlich der Hochmeiſter nach, wollte zwey Räthe ſenden; die Polen verweigerten das Geleite, wenn nicht Alle kämen. Das ſchien bedenklich. So ſcheiterte der Verſuch. Die Legaten äußerten laut ihren Unwillen und zogen fort, doch nicht heim; ihr längerer Aufenthalt in Polen machte ſie verdächtig.

Später hatte die Kirchenverſammlung zu Baſel noch einen Camaldulenſer Mönch, Hieronymus von Prag, geſandt, der auch den Polen ergeben war, und dem Orden nahe Vernichtung durch 200000 Ketzer drohte. „Wir ſind längſt gewohnt,“ ſprach der Hochmeiſter, „unſere Feinde in Verbindung mit den Ungläubigen zu ſehen; jezt verſagen dieſe ihren Beyſtand, darum ſucht man Hülfe bey Ketzern, die nicht minder grauſam ſind als jene.“ Dem Concilium und allen Höfen trug er ſolche Klagen vor. Der König von Dänemark, den Jagello's Heucheley faſt gewonnen hatte, wurde ſtutzig, als er das Vorgefallene vernahm, und vermied ſich einzumiſchen. Polen blieb daher beſchränkt auf den Beyſtand der Huſſiten, den es unverzüglich zu benutzen ſich entſchloß, ohne zu beachten, daß der Waffenruhe lezte Stunde erſt am Johannistage eintrat.

Freylich war Jagello ſchwer gereizt worden. Fünf Comthure hatten in Deutſchland die unanſtändigſten Scheltbriefe gegen ihn ausgeſtreut. Alle Fürſten, ſogar den Kaiſer, empörte dieſe Nichtswürdigkeit, die Stände murrten laut, daß man ſo muthwillig Händel ſuchte. Der erſchrockene Hochmeiſter ſagte ſich feyerlich los von aller Mitwiſſenſchaft. Ein päpſtlicher Legat ſollte zu Breslau über die Schuldigen richten. Paul beſtand darauf ſie dort zu ſtellen. Der hohe Adel fluchte, daß man ſolch edel Blut auf die Fleiſchbank liefere. Zwey und achtzig verſchwuren ſich, wenn die Fünfe glücklich heim kamen, den Hochmeiſter abzuſetzen; in allen Kirchen wurde für ſie gebetet, ſo oft man das auch ſonſt verſpottete.

Die kecken fünf Comthure reiſten hin. Cuno von Hyllenſtein, Comthur zu Memel, führte das Wort. „Niemand, ſprach er, hat um unſer Thun gewußt, aber, was wir geſchrieben, iſt wahr. Nie hat Polen Verträge gehalten, (er bewies ſolches durch mitgebrachte Urkunden) folglich darf man ſie treuloſe Schelme nennen. Sie haben das Land überfallen, das Heiligſte mit Füßen getreten, Gewalt mit unſchuldigen Kindlein verübt. folglich darf man ſie heidniſche Hunde nennen. Gern wollten wir etwas Gutes, das adelich, fürſtlich, chriſtlich wäre, von dem Könige ſagen, aber wir finden nichts in unſerm Gewiſſen. Was euch von unſern Worten noch unerwieſen dünkt, das wollen wir bewähren durch ein ritterliches Kämpfen.“

Junker Otto Kettelitz, des Königs Hofmeiſter, trat auf und antwortete in gleichem Tone: „So geht es wenn man Bettler zu Herren macht. Mönchskleider und geiſtliche Namen verbergen Schelme. Die Königin ſelbſt, mit ihren Jungfrauen, war zu Eremitten ihrer Ehre nicht ſicher vor den Brüdern.“ Dann vertheidigte er ſeinen Herrn über manchen böſen Vorwurf. Die Schänder der heiligen Sacramente ſeyn mit dem Tode beſtraft worden. Gefangene habe man nicht ermordet, ſie wären im Gefängniß geſtorben. Beſonders ſuchte er den König zu rechtfertigen, wegen ſeiner Vermählung mit Hedwig, die ihm unaufhörlich hämiſch vorgerückt wurde. Jagello habe ſie nicht eher zur Gemahlin begehrt, bis er verſichert worden, der verlaufene König von Polen, Wilhelm, ſey in der Donau ertrunken. Am Schluß ſeiner Rede warf auch er den Handſchuh hin, und erbot ſich zum Kampfe auf Leben und Tod.

Die Comthure wollten antworten, es wurde ferner nicht geſtattet. Der Legat getraute ſich nicht, den Handel zu entſcheiden, er verwies die Parteyen an das Concilium. Doch ſeine Geſinnung äußerte er, die Kreuzherren alſo anredend; „lieben Brüder, ihr nennt euch deutſches Ordens, und beweiſt es warlich, denn ihr habt wenig Latein geleſen, darum wißt ihr nicht was Jakob ſagt: ein Geiſtlicher, der ſeiner Zunge nicht zu ſteuern weiß, deß Gerechtigkeit iſt eitel.“ Mit ſolchen und mehr dergleichen Strafworten entließ er ſie. Die Fünfe wurden daheim mit großen Ehren empfangen, und Paul mußte noch oft den Vorwurf hören, er habe ſie opfern wollen.

Obgleich der Hochmeiſter den verübten Knabenmuthwillen ſeiner Untergebenen nicht öffentlich in Schutz nahm, ſo hatte doch auch er insgeheim ſich an den Waffenſtillſtand keinesweges gebunden, nur hoher Schnee im Frühjahre ihn gehindert an des Feldzugs Eröffnung. Die lezte mißlungene Verhandlung ſchien endlich dem Hochmeiſter einen Willen aufgedrungen zu haben. „So bald wir zu Graſe kommen,“ ſchrieb er an Swidrigall, „wollen wir mit Macht auszieh'n. Rüſtet euch indeſſen mit Wallachen, Tatarn, Podolern, und was ihr ſonſt zuſammen raffen möget, den Feind von hinten anzugreifen.“

Dem kamen die Polen zuvor, prahleriſch drohend, in kurzem dreyßig Kreuzherren um Einen Gulden zu verkaufen. Ein Huſſitenheer, unter ſeinem Feldherrn Czapko, der ſich einen Hauptmann der Verwaiſten nannte, fiel mit den Polen vereint, in die Neumark ein, verbrannte Städte, Dörfer, Mühlen; nur Königsberg und Landsberg widerſtanden, jenes vertheidigt durch vierzig Ritter, unter welchen der begnadigte von Plauen. Die Einwohner von Arenswald und die Herren von Wedel unterwarfen ſich den Polen, um ihr Eigenthum zu retten. Paul hatte dieſen Einbruch vorausgeſehn und abzuwenden verſucht, indem er den Johannitermeiſter, Balthaſar von Slewen, freund-nachbarlich bat, dem Orden einſtweilen die Feſte Czantoch einzuräumen, die gehörig bemannt, und dadurch die Straße dem Feinde geſperrt werden ſollte. Deſſen weigerten ſich die Johanniter, uneingedenk ihres gleichen Urſprungs. Dann übergaben ſie den Polen freywillig die Feſte, dadurch Schonung für ihr Gebiet erkaufend; ja ſie verbanden ſich ſogar mit ihnen, denn der Stärkere findet überall Bundesgenoſſen.

Ein gleiches that Herzog Bogeslaus von Stolpe, die alte Freundſchaft vergeſſend; auch deſſen Städte und Unterſaßen ſchlugen ſich zu den Ketzern, ſammt ihnen die Neumark verheerend; worauf die angeſchwollene Lawine ſich nach Preußen wälzte, während die Polen von einer andern Seite Feuer und Schwert nach Pomerellen trugen.

Der Orden war nicht ungerüſtet. Eine Menge fremder Gäſte, 5 bis 6000 Pferde, hatte Paul den ganzen Winter hindurch mit ſchweren Koſten unterhalten; aus Deutſchland ſollten noch weit Mehrere ſeinen Fahnen zuziehn: aber theils hielten die Huſſiten die Ufer der Oder beſezt, theils verweigerten benachbarte Fürſten freyen Durchzug; daher des Ordens Macht zu gering, um im offenen Felde mit dem Feinde ſich zu meſſen. Doch um ſo tapferer wurden die Feſten vertheidigt. Von Tauchel vertrieb die Polen das wohlbediente Geſchütz. In Verbindung mit den Huſſiten unternahmen ſie die Belagerung von Conitz, deſſen ſtarke Werke ſie vergebens beſchoſſen, deſſen tiefe Graben ſie vergebens ableiteten. Endlich wollten ſie, durch unterirdiſche Gänge, die Mauern untergraben, und waren bereits weit vorgerückt, als plözlich die Erde zuſammen ſtürzte, nur eine lange, hinterlaſſene Furche den mißglückten Anſchlag verrieth. Um ihr Lager ſchlichen Hunger und Meuterey. Das Land umher war längſt ausgeſogen, der Zuſammenhang mit Polen durch die Kreuzherren unterbrochen; was etwa von Ferne aus Pommern kam, fingen dieſe auf. Die Soldaten begehrten mit Ungeſtüm Brot und Sold. Die Reiter waren ohne Roſſe, denn Futtermangel tödtete die meiſten, ſchwächte die noch übrigen. In dieſer Noth beſchloſſen die Anführer einen allgemeinen Sturm zu wagen. Auch darauf waren die Belagerten gefaßt. Steine, Pfeile, kochendes Waſſer und ſiedendes Pech empfingen die Stürmenden, Weiber und Kinder trugen Waffen herbey. Mehrere Stunden währte der wüthende Kampf. Unermüdet erneuerten die Feinde den verwegenen Angriff, die Ritter ihre verzweifelte Gegenwehr. Endlich ließen die Huſſiten ab, die Polen wurden zurückgeworfen, verloren viel Volkes, und manchen ihrer Hauptleute. Im Schlamm des Grabens blieben viele ſtecken, wurden von den Siegern als Gefangene herausgezogen.

Nachdem der polniſche Feldherr Zeit und Kraft zwey Monden lang umſonſt verſchwendet, hob er die Belagerung auf, den Rückzug antretend. Der Comthur von Tauchel überfiel den Nachtrab der Huſſiten, erbeutete das geraubte Kirchenſilber. Allein der Ordensmarſchall Joſt von Sternberg verließ, aus unerrathenen Urſachen, eine vortheilhafte Stellung. Seinen Fehler büßte Pommern. Die Abtey Pölplin wurde geplündert, verbrannt, die Kirche zum Viehſtalle entweiht; die Vorſtadt von Dirſchau angezündet. Ein ſtarker Wind ſchleuderte das Feuer in die wohlbefeſtigte Stadt. Schnell und wütend griff die Flamme um ſich. Beſatzung und Einwohner, durch die Glut vertrieben, rannten, hier an die Weichſel um ſich einzuſchiffen, dort an die Thore um ſie aufzureißen, und ſich wehrlos in eines Feindes Arme zu werfen, der, nicht minder grauſam als die Flammen, 10000 ermordete, 10000 in Feſſeln ſchlug. Die Polen allein ergözten ſich an dieſer Metzeley. Die Huſſiten kamen zu ſpät; aber auch ſie foderten Befriedigung der Blutgier. Der gefangenen Böhmen Auslieferung begehrte Czapko von dem polniſchen Feldherrn. Der gefällige Bundesgenoſſe übergab die Unglücklichen, die den Flammen von Dirſchau nur entrannen, um Scheiterhaufen, durch die Fauſt ihrer Brüder angezündet, zu beſteigen. Lebendig wurden ſie verbrannt, weil ſie gegen die Polen gefochten, die, ſo ſprach der wilde Hauptmann, gleiches Urſprungs mit uns ſind. Das grauſame Schauſpiel erweckte der Polen rohe Wuth aufs neue. Ein Haufe tapferer Schiffkinder, unter den Gefangenen befindlich, wurde in eine hölzerne Verzäunung geſperrt, dieſe mit brennbaren Dingen umgeben, und die Flamme loderte ſchnell empor. Verzweiflung lieh den brüllenden Opfern Rieſenkräfte, ſie durchbrachen die Verzäunung, wurden aber von feindlichen Piken in die Glut zurück geſtoßen; bis der menſchlichere, oder um ſeines Heeres Ruf beſorgte Feldherr, Caſtellan von Cracau, dem Gräuel ein Ende machte, die etwa noch Verſchonten zu retten befahl. Auch Frauen und Jungfrauen ſandte er frey über die Weichſel, um der zügelloſen Wolluſt ſeiner Truppen ſie zu entrücken. Gern ſchöpft der Geſchichtſchreiber Athem, wenn er mitten in jener Finſterniß einen Strahl der Menſchlichkeit leuchten ſieht.

Von Dirſchau's Trümmern wandten ſich die Feinde gegen Danzig, verwüſteten Gärten und Vorſtädte, fanden aber die Bürger zu entſchloſſener Gegenwehr bereit. Die Mannſchaft aller Schiffe in ihrem Hafen hatten ſie bewaffnet, Geſchütz auf ihren Wällen, Thürmen und hohen Gebäuden aufgepflanzt. Deſſen Feuer trieb den Feind ſo kräftig zurück, daß er kaum noch wagte, außer ſeinen Schanzen ſich blicken zu laſſen. Angefeuert durch dieſen Erfolg, wollten 2000 Bürger einen kühnen Ausfall thun; 800 Schiffkinder, mit langen Beilen bewaffnet, an ihrer Spitze fechten. Allein der Hauscomthur hielt für weiſer, auf Vertheidigung ſich einzuſchränken, hoffend daß auch hier bald genug der Hunger den Feind überwältigen werde. Nur acht beherzte Männer vermochte er nicht zurück zu halten, die zu einem ſeltſamen Wageſtück ſich verſchwuren. Keiner ſollte weichen, keiner die Gefährten verlaſſen, darauf brachen ſie die Hoſtie; dann bewaffnete ſich ein jeder mit Schwert, Lanze und zwey Feuergewehren, nebſt Pulver und Bley ſo viel er tragen konnte. Mit Einbruch der Nacht ſchlichen die Verwegenen nahe an das feindliche Lager, dort einen bequemen Platz erſpähend, den ſie eilig im Schutz der Dunkelheit verſchanzten. Als die polniſchen Reiter mit Tagesanbruch ihrer gewahrten, meinten ſie irrig ein leichtes Spiel zu haben. Einige der Wagehälſe luden unaufhörlich die Gewehre, während die übrigen unaufhörlich ſchoſſen. Die Huſſiten wollten in groſſer Anzahl ſtürmen, doch ihre dickſten Haufen wurden beſtrichen vom Geſchütz der Feſtung, mußten zurück weichen. Alſo kämpften acht entſchloſſene Männer einen ganzen Tag lang gegen das feindliche Heer. Zweyhundert Leichen thürmten ſich um ihre Verſchanzung her, ſelbſt nahmhafte Hauptleute der Polen und Huſſiten fanden hier den Tod, indeſſen auch nicht einer von dem kleinen Häuflein ein Opfer der Tollkühnheit wurde. In der folgenden Nacht verſuchten ſie den Rückzug, allein der Hügel war umgangen, ſie fanden ſich von tauſend Feinden plözlich umringt. Des Untergangs gewiß, doch unbeſtürzt, verkauften ſie ihr Leben theuer, und fielen endlich mit den Waffen in der Hand, oder wurden, wie Andere berichten, von den nach Rache lechzenden Huſſiten bey langſamen Feuer gebraten. Ihre Namen verdienen einen Platz in der Geſchichte: Hans Relau, Ewald Leketuch, Nickel Sorge, Peter Babſt, Peter Rugenwolde, Hans Holand, Werner Seemann, Nickel Jening.

Vier Tage reichten hin den Feind zu überzeugen, daß er an Danzigs Mauern ſich das Haupt zerſchellen werde. Die Belagerung wurde ſchleunig aufgehoben. Polen und Huſſiten trieben das leichtere Handwerk mit Plündern und Verwüſten der Dörfer, ſteckten das Kloſter Oliva in Brand, und eilten dann ſtolz an das Meeresufer, wo der Feldherr Einiger Thaten durch den Ritterſchlag belohnte. Dort trat auch der Huſſitenhauptmann in der Seinigen Mitte übermüthig ſprechend: „bis an das Ende der Welt habe ich Euch geführt, Ihr ſeyd Zeugen daß nur allein das Meer meine Eroberungen zu begränzen vermochte.“ Die jauchzenden Huſſiten füllten ihre Flaſchen mit Seewaſſer, um als Siegeszeichen es nach Böhmen zu tragen.

Auf ihrem Rückzuge belagerten ſie Jeßnitz, einen kleinen Ort, deſſen Beſatzung wegen Uebergabe unterhandeln wollte. Doch während einige Ritter, mit üblichem Geleite verſehn, im Lager ſich beſprachen, und die Vertheidiger von Jeßnitz minder auf ihrer Huth ſtanden, wurde der Platz verrätheriſch überrumpelt, angezündet [illegible]gen Beſatzung ermordet. Selbſt die Freyheit der unterhandelnden Ritter mußte der Hochmeiſter durch ſchweres Löſegeld erkaufen. Es war die lezte Heldenthat der Polen und Huſſiten, denn nachdem bereits der Orden mehrere Male vergebens um Frieden nachgeſucht, erlangte er endlich einen kurzen Waffenſtillſtand. Um dieſen zu verlängern, oder in vollkommenen Frieden zu verwandeln, ſollten beyder Theile Gevollmächtigte am Andreastage ſich zu Breſz verſammeln. Was die Polen in der Neumark erobert, ſollte ihnen verbleiben bis zum Frieden. Den Johanniter Meiſter, auf dem allein das ſchreckliche Loos der Neumark laſtete, ſchloß Paul mit Widerwillen in dieſe Unterhandlung, auf günſtigere Zeiten die gerechte Rache ſparend.

Vierzigſtes Kapitel.

Waffenruhe. Jagello's Tod.

Außer einem Ueberfall von Pommern, wo die Edelmönche, trotz den Huſſiten, unmenſchlich hauſten, wurde vom Orden kein Angriff gewagt. — Woher kam es, daß der Hochmeiſter, trotz ſeiner muthigen Aeußerungen, den Krieg ſo laulich führte? nichts Großes unternahm und den Frieden ängſtlich ſuchte? — Der Gründe waren viele. Obgleich Land und Städte den Bund mit Swidrigall gebilligt, ihn ſelbſt beſchworen hatten; ſo waren ſie doch, als Geld gefodert wurde, zu kräftiger Unterſtützung unluſtig. Nur nach manchem verdrüßlichen Wortwechſel wurden ſie bewogen 2000 Spieße zu beſolden, doch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die Meiſter von Lief- und Deutſchland ein Gleiches zu bewilligen angehalten würden. „Wolt ihr, fügten ſie trotzig hinzu, fremde Söldner, ſo bezahlt ſie aus des Ordens gewöhnlichen Einkünften." Paul ſchlug eine Abgabe von Lebensmitteln vor; ſie wurde verweigert. Er ließ ſich ſogar freywillig zu neuen Beſchränkungen ſeiner Gewalt herab, begehrte ſelbſt einen Geheimenrath aus den Ständen, um, was nicht Verzug leide, mit dieſem ſchnell abzuthun. Der Adel ſtimmte dafür, die Städte verbaten ſich die neue Ehre.

Mit Mühe errang der Hochmeiſter endlich eine Kopfſteuer, von welcher blos Geiſtliche und Minderjährige, nicht einmal fremde Kaufleute, ausgenommen blieben. Dieſe trug zwar, wie man behauptet, unglaublich große Summen ein, doch vermuthlich kam die Hülfe zu ſpät. Der freye Durchzug fremder Söldner war gehemmt; ein großer Theil von Preußen der Lehre Wicleffs oder Huſſens geneigt; die Stimmung der Unterthanen ſo zweydeutig, daß der Hochmeiſter ſich genöthigt ſah, im ganzen Lande zu verkünden: wer in dieſen Zeiten nicht treu und gehorſam ſich beweiſt, der iſt ein Ehrloſer, und ſein Leichnam wird mit den Hunden auf das Feld begraben. Ja, die Brüder ſelbſt, in großer Anzahl, trieben ihre Widerſpenſtigkeit ſo weit, daß endlich zwanzig derſelben, mit Bannfluch belegt, aus dem Orden geſtoßen wurden.

Deſſen Verbündeter, Swidrigall, hatte zwar gegen Siegmund einige Vortheile erfochten, allein die theuer gemietheten Tatarn fielen ihm wieder ab; der neue Großfürſt, der eine Zeit lang in die litthauiſchen Wälder fliehen mußte, zeigte ſich im Herbſt mit geſammelter Macht, und rächte ſeine Schmach in Swidrigalls ruſſiſchem Gebiete. Alſo hielten beyde Nebenbuhler ſich höchſtens nur die Wage; Preußen hatte von des Einen Waffen wenig zu hoffen, wohl aber die des Andern zu fürchten. In Maſovien zwar ſchien man dem Orden geneigt; ein Herzog dieſes Landes bat ſogar um Swidrigalls Hofdienſte; der Hochmeiſter traute dem Scheine nicht. Herzog Conrad der Weiße in Schleſien und deſſen Brüder haßten Ketzerey, und blieben redlich dem Orden zugethan, doch ihre Macht war nicht dem Willen gleich. Kaiſer Sigismund war nur freygebig mit Troſtworten und Verſprechungen. Die Reichsfürſten hörten achſelzuckend Bitten und Klagen. Einige mißvergnügte Polen wagte Paul an ſich zu ziehen; ſie wollten, auf deſſen Verlangen, ihrem Könige entſagen; doch auf einzelne Verräther konnte der Orden wenig bauen. Die Waffen der Liefländer wurden nicht vom Glück begleitet.

Wenn dieſe mißliche, verworrene Lage ſchon Pauls ſchwachen Geiſt nieder drückte, ſo mußte vollends ein Blick auf das verheerte Pomerellen ihn zum Wanken bringen. Nur 14 Dörfer entgingen dem allgemeinen Brande, und auch dieſe wenigen dankten ihre Rettung blos umgebenden Moräſten oder Seen. Eigne, räuberiſche Söldner mehrten die Noth. Dieſe mannigfaltigen Bedrängniſſe erſchöpften Pauls Muth. Gern hätte er freylich ſein Wort von Swidrigall gelöſt, und ehe er ſelbſt einen Frieden unterzeichnete, deſſen erſte Bedingung, wie voraus zu ſehen war, Trennung des Ordens von dieſem unglücklichen Fürſten ſeyn würde, verſuchte er redlich, deſſen gänzliche Vernichtung abzuwenden. Er bat den Herzog Siegmund, ſeinem Vetter wenigſtens „etliche Winkel des Landes einzuräumen, davon er ſich enthalten möchte." Schiene es jedoch dem Großfürſten bedenklich, den beſiegten Feind in ſeinem Lande zu dulden, ſo wolle ihm der Orden in Preußen eine Freyſtatt gönnen, wenn Siegmund nur ihm karge Einkünfte aus Litthauen verwilligen wolle. Dann müſſe Swidrigall ſich begnügen; wo nicht, ſo habe der Orden das Seinige gethan, und dürfe mit Ehren die Hand von ihm abziehn.

Dieſen Vorſchlag würdigte Siegmund keiner Antwort. Da hielt ſich Paul, durch den gemachten Verſuch, vor der Welt und ſeinen Bundesgenoſſen gerechtfertigt, und ſchritt unbedenklich zu der beſchloſſenen Unterhandlung, die ſich zwar zu Brzeſz das erſte Mal zerſchlug, aber bald, durch wechſelſeitiges Bedürfniß, in Lenzig erneuert wurde. Ein zwölfjähriger Waffenſtillſtand war die Frucht derſelben. Deſſen Bedingungen folgende:

Bis zum gänzlichen Frieden, nach dem mit Eifer getrachtet werden ſoll, bleiben Polen und der Orden im Beſitz ihrer Eroberungen: Jenes behält Arenswald und die Güter der Herren von Wedel, dieſer Neſſaw und den Lauf der Weichſel. — Zerſtörte Plätze dürfen nicht befeſtigt werden. — Der Orden entſagt dem Bündniß mit Swidrigall, und entzieht ihm allen Beyſtand. — Jagello verſpricht Siegmunds Beytritt, Paul den des Meiſters von Liefland zu bewirken. — Mißbilligende Stimmen des Papſtes oder Kaiſers, oder einer Kirchenverſammlung, ſollen unbeachtet bleiben. — Beyderſeitigen Unterthanen ward nicht bloß *erlaubt*, ſondern ſogar *befohlen* ſich zu widerſetzen, wenn ihre Herren dieſen Frieden brechen wollten. — Die übrigen Artikel betrafen die Gränzen zwiſchen Preußen, Maſovien und Stolpe; die Rechte der polniſchen Biſchöffe im Ordensgebiete (beyde herzuſtellen wie vor dem Kriege); die Ueberläufer und Verbrecher; die, jedem Aufrührer verſagte Freyſtatt; den jedem Feinde verweigerten Durchzug; Handelsfreyheit, Zölle, Brukken, den freyen Lauf der Drewenz u. ſ. w. — Schon befanden ſich damals unter des Ordens Bevollmächtigten auch Burgemeiſter preußiſcher Städte, ihre neuen Rechte übend.

Sigismund donnerte gegen dieſen Frieden, als kränkend für die Kaiſerliche Majeſtät; im Grunde weil Jagello die aufrühreriſchen Böhmen unterſtützte, und der Orden nun nicht mehr den Polen Schach bieten durfte. Er befahl dem Hochmeiſter durch Briefe und Geſandte, den ſchimpflichen Waffenſtillſtand zu brechen, des vertriebenen Großfürſten nach wie vor mit ganzer Macht ſich anzunehmen, wozu er eignen und mehrerer Fürſten Beyſtand verſprach. Dieſe hohlen Worte hatte Paul ſchon oft vernommen. Er ſchilderte dem Kaiſer die Bedrängniſſe, durch welche der Friede erzwungen worden: auch ſchützte er Gewiſſen und Ehre vor, die den Bruch verböten. Sigismund ließ frucht-

loſe Klagen gegen Polen vor dem Baſelſchen Concilium ertönen. Um dieſe zu entkräften, ernannte Jagello
1434. auf dem Reichstage zu Korczyn, Geſandte nach Baſel, unter ihnen Sbigneus, den Biſchoff von Cracau.

„Ich werde gehn“ ſprach dieſer in voller Rathsverſammlung, „doch wie und was vermag ich zu antworten auf manche peinliche Frage? Der König verſchwelgt die Nächte in Wollüſten, verſäumt den Gottesdienſt, ſtürzt die Klöſter in Armuth durch ſeine Beſuche, durch den ungeheuern Aufwand ſeiner zahlreichen Höflinge. Die Geſetze ſeiner Vorfahren und ſeine eignen verhöhnend, verfälſcht er die Münze; Wittwen und Waiſen finden kein Gehör bey ihm, und wenn ihre Klagen ſein Ohr bisweilen erreichen, ſo bleibt er ſtumm. Unüberwieſene beraubt ſein Geiz ihrer Güter (der Biſchoff deutete auf Einige dieſer Unglücklichen, die gegenwärtig waren); er will das Reich in Knechtſchaft ſtürzen. Alle dieſe Laſter habe ich insgeheim ihm vorgehalten, dann vor Zeugen, jetzt thue ich es öffentlich zum Heil ſeiner Seele, denn ſein hohes Alter raubt mir die Hoffnung, ihn bey meiner Zurückkunft noch am Leben zu finden. Ich beſchwöre ihn, ſich zu beſſern, und dem alten Aberglauben zu entſagen, welchen aufzudecken ich erröthen müßte.“

Beſtürzt durch dieſen männlichen Freymuth weinte Jagello heiße Thränen, verſuchte dann ſich zu erzürnen, und machte dem kühnen Redner das Recht ſtreitig, in Gegenwart des Erzbiſchoffs von Gneſen und anderer Biſchöffe, ſo mit ihm zu ſprechen. Aber ſtaunend und voll Schrecken ſah er plötzlich die ganze Verſammlung ſich erheben, vernahm ihren einſtimmigen Ruf: „Wir Alle denken wie Sbigneus!“ Da verließ Jagello den Saal mit laut ausbrechendem Schmerz. Des ſchwachen Greiſes Gewiſſen war tief erſchüttert worden. Er verzieh dem Biſchoff, gab Unterthanen und Klöſtern geraubte Güter und alte Rechte wieder, beſſerte auch die Münze. Bald nach dieſer Begebenheit unternahm er einige Reiſen, deren Beſchwerden ſein Alter nicht mehr ertragen konnte. In einem Schloſſe, wo er der Ruhe pflegen wollte, ergözte er eines Abends ſich zu lange an dem Flöten einer Nachtigall, wurde krank, fühlte den nahen Tod, verſammelte die Großen um ſein Lager, empfahl ihnen nochmals ſeinen Sohn, verſöhnte ſich mit dem Himmel und ſtarb.

Schmeichelnde Geſchichtſchreiber haben ihm einen Charakter angelogen; er beſaß keinen. Die Natur hatte ihm Schlauheit, das Glück Macht verliehen, er wußte beyde nicht zu verbinden, bediente ſich der lezteren zaghaft, der erſteren unfürſtlich. Sein kleinlicher Geiſt, nie das Ganze überſchauend, zerſtückelte alle Staatsgeſchäfte, riß oft eine Mauer nieder, um einen Zaum damit zu beſſern. Gern prunkte er mit der Litthauer Bekehrung, doch ſeine eigene ruhte nicht auf frommer Ueberzeugung. Den Huſſiten und Sterndeutern war er hold. Aberglaube beherrſchte ihn. Seine Wohnung verließ er nie ohne ſich drey Mal umzudrehen. Wenn der Prieſter die Hoſtie empor hob, nahm er einen Splitter von der Erde und brach ihn entzwey. Aengſtliches Trachten nach gutem Rufe (ſtets ein Beweis der Unwürdigkeit deſſelben) machte ihn freygebig, beſonders gegen Prieſter und Fremde. Das kleinſte Geſchenk nahm er an, keine Bitte ſchlug er *ganz* ab, denn er fürchtete auch den geringſten Feind. Durch die Jagd hatte er ſeinen Körper abgehärtet, durch Mäßigkeit erhielt er ihn geſund bis zu dem ſelten erreichten Ziele von ſechs und achtzig Jahren. Fünf Hochmeiſter hatten, minder gegen ſeine übel benutzte Macht, als unerſchöpfliche Treuloſigkeit gekämpft. Er wurde mit Recht ein

Ham.

Hammer des Ordens genennt; daher die Nachricht von ſeinem Tode eine willkommene Botſchaft in Preußen.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Der ewige Friede.

1434. Prinz Uladislaus beſtieg den polniſchen Thron. Sicher hatte ſeines Vaters hohes Alter den zwölfjährigen Waffenſtillſtand bewirken helfen; des Sohnes Minderjährigkeit führte den Frieden herbey. Doch Jahre verſtrichen noch, ehe man ſich mit aufrichtigem Herzen die Palme reichte. Der Kaiſer hatte endlich verſprochen, eine redliche Verſöhnung ſelbſt zu vermitteln; oft erinnerte Paul ihn an die Zuſage, Furcht äuſſernd, daß die auf ihren Foderungen halsſtarrig beſtehenden
1435. Polen den Orden plötzlich überfallen würden. Es erſchienen auch Geſandte, die jedoch in Polen eine kühle Aufnahme fanden, nicht einmal freyen Durchzug nach Preußen erwirkten; kaum durfte ein Bote nach Thorn von ihnen abgefertigt werden, der dem Orden die Ermahnung brachte, ohne Zuſtimmung des Kaiſers den Frieden nicht zu ſchließen. Unterdeſſen plünderte der Feind überall des Ordens Unterthanen. Vielleicht wuchs der Polen Muth durch die veränderte Geſtalt
1434. der Dinge in Litthauen. Als Sieger hatte Swidrigall ſich eine Zeit lang furchtbar, Siegmund durch Grauſamkeit verhaßt gemacht; der Polen Freundſchaft nicht angebaut. Verſtellt oder aufrichtig wollte Korybut, aus Böhmen kommend, Swidrigalls Partey verſtärken. Neue Rüſtungen in Rußland und Liefland

land drohten Siegmunds Untergang. Noch zu rech-
ter Zeit wandte er dieſen ab, indem er ſich aufs neue
an Polen ſchloß. Des jungen, nach Kriegsruhm lü-
ſternen Königs Gemüth fand er geneigt, 3000 Polen
ſtießen zu ihm; es kam an der Swienta zu einer großen 1435.
Schlacht, in welcher Swidrigalls Heer gänzlich geſchla-
gen, die zuletzt weichenden Liefländer faſt vernichtet
wurden, ſelbſt ihren Meiſter auf der Wahlſtatt ließen.
Durch dieſe entſcheidende Niederlage wurde der Orden
noch geſchmeidiger, denn jede Hoffnung verſchwand,
in dem vertriebenen Großfürſten einen wirkſamen Bun-
desgenoſſen ſich zu erhalten, und auf Beyſtand wider-
ſpenſtiger Unterthanen war nicht mehr zu zählen. Dar-
um harrte Paul nicht länger auf des Kaiſers zweydeu-
tige Vermittlung, ſondern ging zu Breſz einen demü-
thigenden Frieden ein, durch welchen größtentheils der
Friede am See Melno wörtlich erneuert wurde. 1436

Alle Opfer, zu welchen der Orden ſich damals
entſchloß, brachte er auch jetzt, wogegen Polen nur
Arenswald zurück gab, und auf die Lehnsherrſchaft
über die Herren von Wedel und Falkenberg verzichtete.
Swidrigall mußte aufgegeben und feyerlich verſprochen
werden, künftig nur den von Polen geſetzten Großfür-
ſten als ſolchen zu erkennen; auch keine Rache an Sol-
chen zu verüben, die, um Polens willen, dem Orden
entſagt. Zwey Comthure, zwey Woywoden, jene vom
Könige, dieſe vom Hochmeiſter gewählt, ſollten jähr-
lich, bald in Neſſaw bald in Thorn zuſammen kom-
men, alle Irrungen verhüten. Gleiche Maßregeln
beugten jedem Zwiſt mit Litthauen, Maſovien und
Stolpe vor. Alle Beſchwerden der polniſchen Geiſt-
lichkeit gegen den Orden begrub man in ewige Ver-
geſſenheit. Der Biſchoff von Cujavien erhielt 1200
Ducaten zum Erſatz für ſein bey Danzig zerſtörtes
Schloß. Die Polen empfingen 9500 ungariſche Gul-
den,

den, ohne einen Titel für dieſe Foderung nahmhaft zu machen. In Jahresfriſt ſollte der Deutſchmeiſter den Frieden beſiegeln, wo nicht, keiner Hülfe aus Preuſſen oder Liefland gewärtig ſeyn. Alle Gefangene wurden befreyt, mit Ausnahme der in Litthauen ſeit dem Waffenſtillſtande Ergriffenen. Die übrigen Artikel betraſen, wie vormals, Handel und Wandel, Brücken und Zölle, Ueberläufer, Verbrecher und Gerechtigkeitspflege. Jeder neue König, wie jeder neue Hochmeiſter, ſollten dieſen Frieden beſchwören, beyder Unterthanen den Schwur alle zehn Jahre wiederholen. Jede erſinnliche Vorſicht wurde erſchöpft, um der hergeſtellten Ruhe ewige Dauer zu verbürgen. Der König, wie der Hochmeiſter, ſprachen ihre Unterthanen im Fall eines Friedensbruches vom Gehorſam los. Zwey Comthure empfingen den Eid der Polen auf einem Reichstage zu Siradie, und durchreiſten dann die Provinzen, um den Adel des Landes auf gleiche Weiſe zu verpflichten. Daſſelbe geſchah in Preuſſen durch den polniſchen Kanzler. Der junge König beſuchte den Hochmeiſter zu Thorn. Dort zahlte Paul die feſtgeſetzte Summe, wiewohl ſpäter als verabredet worden; damit jedoch aus dieſem Umſtand keine nachtheilige Muthmaßung, oder Grund zu neuer Verhetzung geſchöpft werden könne, erklärte Wladislaus ausdrücklich der Verzögerung ſich ſelber ſchuldig.

So ſchien von beyden Theilen alles zu beweiſen, daß man dießmal ernſtlich den Frieden wolle; die Polen, weil ihnen am Erlangten gnügte; der Orden, weil Erſchöpfung ihn zwang. Zwar ſoll auch jetzt noch die verſprochene Auslieferung des alten berüchtigten Spruches der Legaten vom Jahr 1339 nicht erfolgt ſeyn; doch mag daraus kein Schluß auf weit ausſehende Tücke gezogen werden, denn der König vernichtete förmlich dieſen Spruch in unzweydeutigen Ausdrücken, wo-

wodurch der Beſitz eines entkräfteten Pergaments ihm völlig unnütz wurde.

Der Deutſchmeiſter tobte gegen den Frieden, nannte ihn ſchädlich, unehrlich. Paul ſelbſt ſchrieb an die Kirchenverſammlung zu Baſel: er fürchte, der Kaiſer werde zürnen, weil einige Artikel *faſte ſchwer, hart und grob lauten*; aber er berief ſich auf die eiſerne Noth. Dem Deutſchmeiſter ſetzte er alle Gründe, die ihn zur Eingehung derſelben bewogen, mit Eifer auseinander. „Schon Witold, ſprach er, entdeckte uns, wie hart ihm Polen anliege, die Waffen gegen den Orden zu ergreifen, und bewies ſolches klärlich durch des Königs Briefe. Ein Gleiches wurde mit Swidrigall verſucht, der mündlich und ſchriftlich es dem Orden verrieth. Daher der Bund mit dieſem. Dem zuwider ging der Großfürſt den Frieden von Lazk ein. Man warnte ihn; man machte ihn aufmerkſam auf Polens Verbindung mit den Böhmen; wir unterredeten uns mit ihm in Litthauen, und baten loszubrechen, ehe es zu ſpät ſey. Umſonſt! Verrätherey wurde gegen ihn angeſponnen, man warnte ihn abermals, er glaubte es nicht, *bis ihm der Glaube in die Hände kam*. Er mußte fliehen. Dennoch wollten wir ihn nicht laſſen, ihm wieder zu ſeinem Erbe helfen, das hat Blut und Länder, des Ordens Mark gekoſtet. Uns mangelte Geld; wir wurden von eignen Söldnern beraubt; Gott allein konnte helfen. Da ſchloſſen wir Frieden. Der Kaiſer zürnte, gebot neuen Krieg, *er wolle zu Felde ziehen in eigner Perſon mit großer Macht*. Auf dieſe Zuſage verzogen wir von einem Tage zum andern, nichts geſchah. Die Polen drängten. Swidrigall, mit den Liefländern, beſchloß einen Angriff, wurde geſchlagen. Hätte der Kaiſer Wort gehalten, ſo wären die Polen daheim geblieben. Wohl ließen wir ihm entbieten, es ſey die höchſte Zeit, da hielt er unſere Boten auf, bis die Zeit verſtrichen war. Der Meiſter von Liefland, zwiſtig mit dem Erzbiſchoff von Riga, der mit Siegmund heimlich Unterhandlung pflog, mußte, während er zu Felde lag, dort ſich eines Ueberfalls beſorgen. Wir waren genöthigt, Schiffkinder aus Preußen nach Liefland zu ſenden, um die Schlöſſer zu bemannen. Dieſe Hülfe mußten wir verdoppeln nach der verlornen Schlacht, aus Furcht vor den Litthauern. Swidrigall wurde ganz verlaſſen, auch von den Ruſſen, und wiſſen wir noch jetzt nicht, ob er todt iſt oder lebt. Durch den Frieden von Lnzl hat er ſein eigenes Unglück geſchmiedet, daraus iſt aller Jammer entſproſſen. — Ihr werft uns vor, Pabſt, Kirche und Kaiſer wären in dem Frieden übergeben, ſo weiß Gott daß ſolches nie in unſer Herz gekommen. Auch iſt darin nichts unehrlich oder wider die Vernunft, wie eure böſen Worte lauten, die zuvor nie gehört worden. Daß auch die Lande ſich verſchreiben müſſen, iſt geſchehen, weil es zwiſchen uns und den Polen ſo weit gekommen, daß wir nicht ihnen, ſie nicht uns mehr trauen. Neſſaw mußte übergeben werden, um Arenswald, die Wedel und Falkenberge wieder zu gewinnen.“

So ließ Paul ſich herab, was er gethan, vor ſeinen Untergebenen zu rechtfertigen. Auch den Kaiſer ſuchte er durch Bitten und Geſchenke zu beſänftigen.

Vermuthlich wäre Swidrigall ſeinem Schickſal gänzlich überlaſſen worden, hätte nicht Siegmunds rauher Uebermuth die Litthauer entrüſtet, die Polen empört. „Er iſt ein ſtrenger, heftiger Mann,“ ſchrieb Paul dem Deutſchmeiſter, „durch mancherley Tod läßt er viele vom Leben bringen, und ſtehe zumal fremde und jämmerlich in ſeinen Landen;“ und ſpäter meldete
1437. er dem Herzog von Burgund: „Die Polen und Siegmund

mund ſind etlichermaßen zwieträchtig, als wir vernehmen, wunderlich und ſeltſam, was erfolgen werde, wiſſen wir noch nicht.“ —. Die Folge war eine Botſchaft des Königs an ſeinen Oheim Swidrigall, Verſöhnung heiſchend, vermuthlich um ſich ſeiner im Nothfall gegen Siegmund zu bedienen. Nach zweyjährigem Schweigen wandte der Vertriebene ſich zum erſten Male wieder an den Hochmeiſter, Rath begehrend, welche Antwort er den Polen ertheilen ſolle? Paul rieth zum Frieden: Oheim und Neffe ſöhnten ſich aus, nur Siegmund blieb unerbittlich. Der alte, entkräftete Nebenbuhler entwich in die Wallachey. Erſt fünf Jahre nachher, als verſchworne Mörder, ein Czartoriſki an ihrer Spitze, in Siegmunds Blut Rache gekühlt, und Jagello's zweyter Sohn, Caſimir, das Großfürſtenthum errungen, wurde Swidrigall, der Greis, nach Litthauen zurück berufen, wo er, im Beſitz von Luzk, noch zehn Jahre friedlich lebte.

Einen gefährlichen Freund verlor jezt der Orden durch des Kaiſers Tod. Im Kriege minder glücklich, als erfahren in der Staatskunſt Ränken, liebte Sigismund Gelehrte, war ſelbſt mehrerer Sprachen mächtig, haßte Schmeicheley, und hat das ſchöne Wort uns hinterlaſſen: „Schmeichler ſind ſchlimmer als Raben: dieſe hacken nur Todten, jene den Lebendigen die Augen aus.“ — Immer zeigte er ſich als Ordensgönner, aber nur um das gefürchtete Polen in Furcht zu erhalten. Zu thätiger Hülfe entſchloß er ſich nur einmal; große Summen verſchlang ſeine Gunſt; in gefährliche Verbindungen verwickelte ſie den Orden, ſtets zu neuen Wageſtücken ihn reizend. Darum des Kaiſers Tod kein Verluſt für die Kreuzherren. Er war der lezte aus dem Hauſe Luxemburg, welches den Ungarn einen Beherrſcher, vier Könige den Böhmen, fünf Kaiſer den Deutſchen gegeben hatte. Eine einzige Toch-

ter, Eliſabeth, war ſeine Erbin. Mit ihrer Hand empfing Albrecht von Oeſtreich die Kronen von Ungarn, Deutſchland und Böhmen. Die leztere jedoch nicht einſtimmig, denn die Huſſiten wählten Caſimir, den dreyzehnjährigen Bruder des Königs von Polen, deſſen Rechte Uladislaus durch ein Heer in Böhmen unterſtüzte. Durch Bitten und Drohungen ſuchte Al-
1438. brecht den Orden gegen Polen aufzuwiegeln. Der Friede, meinte er, ſey nichtig, weil Kaiſer und Reich ihn nicht beſtätigt. Würden die Kreuzherren ihm Beyſtand verweigern, ſo möchte ihre Vertreibung aus dem deutſchen Reiche die Folge ſeyn. Aber Paul blieb ſtandhaft. Sein gegebenes Wort, ſeine erſchöpfte Macht, ein durch Mißwachs entſtandener Mangel, dienten ihm zum Vorwand. „Hat doch, ſprach er, kein Reichsfürſt in unſerer höchſten Noth uns Hülfe gewährt. Ohne den geſchloſſenen Frieden wären wir in Knechtſchaft verſunken, die ſchlimmer iſt als Tod.“

Der Kaiſer wiederholte ſein dringendes Geſuch durch den Marggrafen von Brandenburg, der mit Ermahnungsbriefen der Chur- und Reichsfürſten nach Preußen kam. Allein vergebens. Noth befeſtigte ihr eigenes Werk.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Auswärtige Verhältniſſe.

Mit Maſovien und Pommern wurde, durch Gränzberichtigung, der Friede dauerhaft begründet.

Mit den Herzogen von Mecklenburg, Stettin und Wolgaſt beſtand ununterbrochen ein freundliches Verhältniß. Paul vertheidigte mit Wärme dieſe Fürſten vor dem Kaiſer, der ſie irrig für Mitſchuldige der Huſſiten gehalten, und ſeine Ungnade deshalb auf ſie geworfen.

Den Johannitern entriß der Orden Czantoch 1434.
zu einiger Entſchädigung für zugefügte Leiden. Doch
auf des Kaiſers und mehrerer Fürſten dringendes Ver-
wenden, gab man die Feſte zurück: wogegen der Jo- 1435.
hanniter Meiſter gelobte, dem Verräther fleißig nach-
zuſpüren, der ſie den Polen überliefert, und, wenn
man ſeiner habhaft werde, ihn hart zu ſtrafen. —

Den lezten Beweis der Gunſt ertheilte Kaiſer
Sigismund dem Orden, indem er die in Böhmen
durch die Huſſiten entriſſenen Güter ihm zurück gab.
König Erich von Dänemark floh nach Preu- 1437.
ſen und wurde ſeines Reiches entſezt. Mehrere Wo-
chen hielt er ſich in Marienburg und Danzig auf. Am
leztern Orte beſuchten ihn die Herzoge von Mecklenburg,
Wolgaſt, Barthen und Stolpe. Er bat den Hoch-
meiſter um Kriegsvolk, mit dem er nach Gothland,
von dort nach Dänemark ſchiffen wollte, und Paul, der
ſonſt ſo gern und oft ſeine Ohnmacht verſchüzte, gab,
den Widerſpruch nicht ſcheuend, den Comthur von Dan-

zig nebſt einer Anzahl Bewaffneter, ihm zum Geleite. Dem Kaiſer hatte man ſogar berichtet, der vertriebene König werde ſeine Wohnung in Preußen aufſchlagen. Er äußerte lebhaften Unwillen, den Paul zu mildern ſuchte, ſprechend: man wiſſe nicht anders, als daß die Dänen auf ihres Königs Ankunft mit Sehnſucht harrten. Des Comthurs von Danzig Thaten oder Zu-
1433. rückkunft ſind nicht aufgezeichnet. Die Schweden ſuchten Troſt und Hülfe in Preußen, klagend über ihres Königs Tyranney. Als Vergeltung boten ſie unbedingte Zollfreyheit für den preußiſchen Handel. Des Ordens Ohnmacht erlaubte nicht, den vortheilhaften Antrag zu benutzen.

Zwiſchen England und Preußen ſchuf der Handel immer noch manchen Zwiſt. Schon damals erlaubten ſich die Engländer häufigen Uebermuth, im Vertrauen auf das Uebergewicht ihrer Kraft zur See. Als eine ihrer Flotten einſt aus der Düna ſegelte, und eine Windſtille neben einigen Schiffen der Liefländer ſie auf der Rhede hielt, luden ſie, nach freundlicher Begrüßung, die Herren jener Schiffe zum Gaſtmahl, warfen ſie ins Meer, bemächtigten ſich des fremden Eigenthums, und führten es nach England. Solche Beyſpiele, ſäumige Schuldbezahlung, Verſpottung der Privilegien und altes Herkommens, bewogen endlich den Hochmeiſter zu dem Beſchluß, daß binnen ſechs
1434. Monden alle Engländer Preußen und Liefland räumen ſollten. Mit dieſer Erklärung ſandte er den Burgemeiſter von Danzig, Heinrich Vorrath, nach England. Als der König Ernſt ſah, verſprach er Abhülfe aller Beſchwerden, und erbot ſich, Bevollmächtigte nach Flandern zu ſchicken. Auch ſeinem Geſandten erlaubte Paul dorthin ſich zu begeben, doch nur in Handelsangelegenheiten, Preußen und die Hanſeſtädte im Allgemeinen betreffend. Wolle ſich England beſondere

Freyheiten ausbedingen, ſo möge es die in Preußen ſelbſt ſuchen; auch ſolle keinesweges Schade gegen Schade gerechnet werden; indem alle Schuld allein auf den Engländern laſte.

Die Sache zog ſich in die Länge, wurde bald zu Calais, bald zu London verhandelt; am leztern Orte ein Vertrag geſchloſſen; die Quelle ewiger Mißhelligkeiten dennoch nicht verſtopft. Alle Leidenſchaften ruhen bisweilen, Eigennutz nie.

In gleicher Lage befand ſich Preußen gegen Philipp, Herzogen von Burgund, Grafen von Holland. Dieſer, mit den Hanſeſtädten in Krieg verwickelt, begehrte ſelber, daß ſolches dem Handel ſeiner Unterthanen mit Preußen unſchädlich ſeyn möchte. Im Vertrauen auf dieſe Erklärung, im Vertrauen auf geheuchelte Freundlichkeit der Holländer, wollten drey und zwanzig, aus Spanien zurückkehrende, mit Salz beladene Schiffe der Preußen und Liefländer, bey Lübeck durch die holländiſche Flotte ſegeln, wurden geplündert, die Mannſchaft in Feſſeln geſchlagen. Ein gleiches wiederfuhr dem Geſandten Heinrich Vorrath durch den Biſchoff von Münſter. Paul ſchrieb vergebens Briefe über Briefe um ihn zu befreyen. Erſt mehrere Jahre nachher wurde, durch rechtliche Uebereinkunft, eine Treuloſigkeit gebüßt, die um ſo minder Entſchuldigung verdiente, da Preußen, durch Nichttheilnahme an dem Kriege, ſogar ſich einen Fehdebrief 1438. von den Hanſeſtädten zugezogen. Neckereyen gingen voraus. Die Hanſe hatte, ohne der Preußen Mitwiſſen, neue Zölle aufgelegt, der Hochmeiſter hingegen den Hamburgern verboten, fremde Biere in das Land zu führen. Endlich erſchien ein förmlicher Abſagebrief von Lübeck, Wismar, Hamburg, Lüneburg, Roſtock und Sunde. Paul äußerte ſein Erſtaunen, foderte mindeſtens freye Schiffahrt nach

England und Schottland: verweigere man dieſe, ſo werde er die Preußen zu ſchützen wiſſen. Da erwiederten die Hanſeſtädte, es ſey nicht ihre Meinung geweſen, dem Orden zu entſagen, vielmehr zum Beyſtand in ihrem Kriege ihn aufzufodern. Des Hochmeiſters Verwunderung ſtieg, denn die Kriegserklärung war nur allzudeutlich. Indeſſen konnte auch dieß ſeltſame Mittel ihm keine Rüſtung gegen Holland abtrotzen.

Aber als ein frommer Sohn der Kirche, ſtreckte er ſeinen Arm zum Schutz derſelben aus. Ein ruſſiſcher 1438. Metropolit, der nach Baſel ziehen wollte um an Vereinigung der griechiſchen und römiſchen Kirche zu arbeiten, wurde in Samayten aufgehalten, und vergebens foderte Paul den Herzog Sigmund auf, den frommen Mann zu geleiten. Aus unbekannten Gründen ſchlug es der Großfürſt ab. Da machten ſich die Ritter auf in Liefland und Preußen, führten mit gewaffneter Hand, einem neuen Kriege trotzend, den Metropoliten durch Sigmunds Gebiet.

Hätte Paul immer mit ſolcher Feſtigkeit gehandelt, es wäre manche Demüthigung ihm nicht wiederfahren. Durch ſeine bewieſene Ohnmacht wurden nah und fern dem Orden Verräther geweckt. Ein gewiſſer Diſpotto in Romanien bemächtigte ſich dort aller Ordensgüter. Ein gleiches wollte in Sicilien der König von Aragonien ſich erlauben, wenn päpſtliche Bewilligung den Raub heiligen würde. Wachſame Freunde zu Rom wandten das Uebel ab. Um künftigen Verſuchen der Art vorzubeugen, übergab Paul die welſchen Ordensgüter förmlich dem Schutze einer anſehnlichen Geſellſchaft zu Rom. Aber auch in Deutſchland entzogen viele Unterthanen ſich dem Orden, flohen in Städte, deren willig ertheiltes Bürgerrecht ſie ſchützte.

Den höchſten Schimpf erfuhr und ertrug der Orden von Heinrich Maltitz, einem Sächſiſchen von Adel, der, als Söldner-Hauptmann, unbefriedigte Foderungen, erſt bittend, dann mit Ernſt, endlich hart ſchmähend, geltend zu machen ſuchte. Ihm hatte der Hochmeiſter gelobt, dem Ausſpruch eines ehrbaren Rathes zu Frankfurt ſich zu unterwerfen, doch als es dort zur Sprache kam, zog er ſein Wort zurück. Da wandte ſich Maltitz an die Gebietiger, ſie erſuchend, „den ſchalkhaften, ſchnöden, böſen Fürſten“ eines Beſſern zu unterweiſen; und als auch dieſer Schritt unwirkſam blieb, ſchrieb er an den Hochmeiſter: „er handle nicht als ein biederer Fürſt, ſondern 1436. wider Gott, Ehre und Recht; mit ſüßen Worten habe er ihn ſchändlich und verrätheriſch betrogen.“ Zu dieſen harten Ausdrücken geſellte er noch die unanſtändigſten Beſchimpfungen, ſchließend mit einer Kriegserklärung, von ihm und zwey und ſiebenzig Edlen ausgeſtellt.

Von dieſer Fehdebeylegung wird nichts gefunden. Sie ſey verglichen oder ausgefochten worden, ſo dient ſie immer zum Beweis, wie tief des Ordens Macht und Anſehn bereits geſunken waren.

Es geſchieht bisweilen, daß auch geringe Mächte, durch Redlichkeit, Würde, Beſtändigkeit, Ehrfurcht einzuflößen wiſſen (man erinnere ſich Dänemarks in unſern Tagen) *); ja dieſe Tugenden allein vermögen einem Staate, deſſen Waffen nicht mehr ſchrecken, den einſt ertrotzten Rang freywillig zu erhalten. — Den Kreuzherren blieb, nach vernichteter Macht, nur ein Mittel noch, ihr Anſehn zu behaupten: ſie mußten ihres Ordens Stiftung gleichſam erneuern; ſie mußten

---

*) Der Leſer wird leicht errathen, daß dieſe Zeilen vor dem Herbſt des Jahres 1807. geſchrieben wurden.

ten ſchlecht und recht, fromm und keuſch, tapfer und demüthig, wie ihre Vorfahren, die fremden Fürſten durch ungeheuchelte Tugend, die Unterthanen durch Gerechtigkeit und reine Sitten gewinnen; ſo konnte das nächſte halbe Jahrhundert ſie wieder auf den Gipfel der mißbrauchten Macht ſtellen; denn die öffentliche Meinung erobert langſamer, doch ſicherer als das Schwert. Sie verſchmähten dieſen Umweg. Vom Ritter und vom Geiſtlichen trugen ſie nur noch den ehrwürdigen Namen. Jede, dieſen Ständen aufgelegte Pflicht war ihnen fremd geworden. Alle Schranken der Sittlichkeit riſſen ſie ſchamlos nieder, ſich ſelbſt den Untergang bereitend.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Schilderung der Gräuel im Orden während dieſes letzten Zeitraums.

Kein Erdbeben hat das alte gothiſche Gebäude der Ordensregierung plözlich umgeſtürzt; nur Wellen haben nach und nach den Sandberg unterwaſchen, auf dem es prunkte; Wellen der Leidenſchaft, mit Laſtern und Verbrechen aller Art geſchwängert. An heilſamen Verordnungen ließ der Hochmeiſter es nicht fehlen, hätte er nur auch über deren Erfüllung gewacht. „Die Gebietiger,“ ſo hieß es, „ſollen ihre Amtleute zu gnädigem Gericht anhalten; wenn ein Armer auf den Meiſter ſich beruft, ihn deshalb nicht ſtocken oder thürmen. Sie ſollen die Bauern nicht mit ungewöhnlichem Scharwerke belaſten; ihre Fuhren, ihre Bauten mit eignem Gelde beſtreiten; die Wälder zum

Nutzen des Landmanns ſchonen. Kein Bruder ſoll trinken zu vollen oder halben, weder in noch außer dem Hauſe, weil ſich weltliche Leute ſehr daran ärgern. Keiner ſoll den Papſt oder ſonſt einen Fürſten ſchelten. Wer das Vaterunſer nicht beten kann, dem ſoll der Prieſter das Sacrament verſagen.

Auch Weichlichkeit und Prachtluſt verſuchte der Hochmeiſter auszurotten. Keiner ſollte ohne Erlaubniß eine Kammer mit einem Schornſtein bewohnen. Unnützen Kleiderprunk, Ermel mit Runzeln, Taſchen mit Silber beſchlagen, wurden verboten. Aber die verderbten Brüder, des ſchlaffen Zügels ſpottend, kehrten ſich an keine Geſetze.

Durch das überhandnehmende Unweſen empört, ſchrieb ein frommer Carthеuſer, Namens Heinrich Boringer, an den Hochmeiſter: „ſchnöde Verweſer und Richter ſitzen im Lande, die, um Gabe willen, das Recht verkehren, den Armen drücken, denn ihre Obern ſind verſäumlich, ſtrafen nimmer. Solche Fürſten hing Moſes an einen Galgen gegen die Sonne. — Dem Armen nimmt man ſein Arbeitsgeräth, womit er Weib und Kind ernähren ſoll. Des Armen Schweiß wird verzehrt. — Gnädiger Meiſter! wie tugendlich und weislich ſchriebt Ihr vor drey Jahren in das Land: jeder Kläger ſolle vor Euch treten, Ihr wolltet alle Gebrechen wandeln. Da erſchracken die Teufel in der Hölle. Wehe dem, der es gehindert hat! Jezt ſchreyet die Armuth nur zum Himmel: Eure Schafe ſind Wölfen vertraut. Wenn Gott einſt Rechenſchaft von Euch fodert, ſo werde ich nicht ausrufen wie Johannes: weh mir! ich habe geſchwiegen. Offenbar ſind alle Dinge. aber ſie werden bemäntelt, gehen nur wenigen zu Herzen. Wären nicht die ehrbaren Herren, die auf der Eiche zu Thorn ſaßen, eines frömmern Wandels geweſen, Gott hätte nicht geholfen. Heidniſche Könige haben vormals mehr auf Tugend gehalten, denn itzo chriſtliche Fürſten. Geiſtliches Recht verſchmähen die Gebietiger, obſchon ſie ſelber geiſtliche Männer ſind. Auch weltliches Recht der Unterthanen verſpotten ſie, ſprechend: „was Culmiſch Recht? wir ſind Euer Recht.“ Sachwaltern, für Bedrückte auftretend, wird mit dem Thurme gedroht.“

„Sonderlich auf den Dörfern ſind Pfleger, Waldmeiſter und Kompane, mit Vorwiſſen der Gebietiger, bisweilen gar grob. Man ſieht Schulzen, die den Armen drücken müſſen, und dafür an der Herren Tiſche ſitzen. — In der Beichte haben Schöpfen offenbart, daß man zu ungerechten Urtheilen ſie gezwungen. — Wird in Händeln einer verwundet oder getodtet, ſo legen die gierigen Herren dem Thäter ſo hohe Geldbußen auf, daß er dem Beleidigten nichts mehr zu geben vermag. Gütliche Vergleiche dulden ſie nicht; wäre auch der Handel gering, wider Willen muß geklagt werden. — Des Bauers Getreide, auf ſeinem Felde gewachſen, verſchmäht die Herrſchaft; er muß theuer von ihr kaufen, ihr wohlfeil verkaufen, und wird obendrein am Maße verkürzt. Wer bey dem Meiſter klagt, wird in Ketten geworfen, auch wohl von ſeinem Eigenthum verjagt. Laſten und Frohnen wachſen mit jedem Jahre. Im Winter kaufen die Gebietiger das Korn um niedrige Preiſe, im Frühjahr müſſen die Verkäufer es ihnen theuer wieder abnehmen. Das heißt dem Lande geholfen. Sind die Kaſten gefüllt, ſo bittet man ſich ab vom Amte. Sezt ein Gebietiger einen Aufſeher, ſo gibt er ihm von Stund an nichts mehr, ſondern ſpricht: nähre dich von deinem Amte. O Gott wie geht es dann über die armen Leute!“

„Mit Weibern wird geſchwelgt. Jeder thut ſeinen Willen, der Meiſter fragt wenig darnach. Während in den Kirchen die Prieſter ſingen, ſitzen die Ritter im Keller und praſſen. Keiner will in den Conventen bleiben. Jeder ſucht ſich lieber ein Amt, wäre es auch in den Wildniſſen, wenn nur fern von den Conventen, um ſein Weſen ungeſtört zu treiben. — Noch immer hängen die Preußen an ihrer heidniſchen Abgötterey, aber niemand kümmert ſich darum. Man zwingt ſie wohl an heiligen Tagen zu Frohnarbeit, und will, von Gierigkeit verblendet, ſie nur beherrſchen und benutzen, nicht unterrichten oder bekehren. Man beraubt ſie ihrer Freyheit. Sie ſollen Chriſten heißen, aber Chriſtenrecht wird ihnen verſagt. Stirbt einer ohne Sohn, ſo verfällt das Gut der Herrſchaft, darum liegen die Aecker wüſte. Keine Zuſage hält man ihnen, mit dem Eide wird geſpielt. Mancherley gute Verordnungen gelten ein halbes Jahr, denn die Obern treten ſie mit Füßen. Wucher, Meineid, Ehebruch, ſind gemein im Lande, werden nicht mehr für Sünde geachtet, denn die Herren ſtehen ſelber darnach. Handwerksgeſellen betrügen Jungfrauen, geloben die Ehe und entweichen. Hoffarth wird alljährlich größer. Bey Hochzeiten und Faſtnachtsſpielen geſchehen teufliſche Dinge. Ehrbare Weiber ſtecken ſich in Mannskleider. Krämer und Krüger ſtören die ſeltenen Kirchengänger. Todſchlag iſt häufig, denn ein Menſch gilt weniger als ein Pferd. Die Herren achten deſſen nicht, weil ſie Geld dafür bekommen. Daran iſt Schuld das nächtliche Schwelgen in den Krügen, und der Krüge werden immer mehrere, um des verfluchten Zinſes willen. — Doppelſpiel iſt eingeriſſen, ſo bey Hofe als unter Knechten.“

„Geklagt ſey Gott und Euch: auch der Prieſter Leben iſt mehr weltlich als geiſtlich. Die Pfarrherren müſſen ſelber den Acker bauen. Man nimmt ihnen den Zehnten. Quod non tollit Christus, tollit fiscus.

Was den Prieſtern entzogen wird, verſchlingen die Söldner. Was die Herren etwa übrig laſſen, nehmen ihre Kammerdiener, und wäre gut daß es geſchehe nicht alſo grob. Summa, es gibt kein Chriſtenland, da die Gebote Gottes minder gehalten werden, als in Preußen.“

Am Schluß bezeugte der fromme Eiferer, daß er die Wahrheit lauter und rein geſprochen, heimlich dieſen Brief entworfen, deſſen Inhalt Niemanden offenbart.

Was Boringer ſchrieb, das predigte Tauler, ein vom Deutſchmeiſter geſandter Doctor, laut und öffentlich in einem Generalkapitel. Auch Er warf den Kreuzherren Spiel, Trunk, Tanz und Handel vor. „In vielen ſchönen Kirchen, ſprach er, wird kein Gottesdienſt gehalten, aber Jagdhunde zählt man bey zweytauſend. Die Kirchen werden für Geld loſen Männern anvertraut, die mehr Hunde gekoppelt als Bücher geleſen haben. — Wittwen und Waiſen verlieren ihr Gut durch falſche Eide. Verſchreibungen werden nicht gehalten, das doch ſogar die Türken thun, und wenn die armen Preußen drum reden, ſo hält man ſie wie Hunde. Ketzerey geht im Schwange. Selbſt Abgötterey dürfen die Preußen treiben, wenn ſie nur dafür bezahlen. — Kirchen zerſtören, Kinder ermorden, Frauen und Jungfrauen ſchänden, ſind gemeine Dinge.“

Das hörten die Brüder, und konnten den Prediger nicht Lügen ſtrafen. Es gab viele unter ihnen, die ihre Statuten nie geſehen hatten. — Widerſpenſtige Comthure wollten ihre Aemter nicht räumen, keck behauptend, ſie wären für Geld ihnen auf Lebenszeit verliehen. — Schon zu Küchmeiſters Zeiten trieben die Ritter aus Schwaben, Franken, Bayern, Handel zur See und führten ſelber ihre Schiffe. — Gegen Reiche

fanden

ſanden Arme kein Recht. — Das Verbot der Getreideausfuhr in Hungersnoth durften nur die Kreuzherren übertreten. — Der Stadtobrigkeiten freye Wahl, ein altes Recht, wurde gehindert. — Im Dienſt des Hochmeiſters gingen Fremdlinge den Landeskindern vor. — Freymüthig ſprechende Räthe der Unterthanen litten Anfechtung. — Der Geſetze Lauf wurde gehemmt durch willkurliche Einmiſchung. — Was mit Land und Städten reiflich erwogen und beſchloſſen worden, wandelte Eigenmacht.

Ordensfreunde haben vergebens verſucht, alle dieſe ſchweren Anklagen für erdacht, übertrieben, untergeſchoben zu erklären. Doch nicht allein die Chronikenſchreiber, auch beurkundete Thatſachen ſprechen. Ein Comthur von Tauchel ließ durch ſeinen Kammerdiener ein Mägdlein von neun Jahren rauben zu unnatürlicher Wolluſt. Auf der Aeltern Klage wurde das arme Kind geſchändet zurückgegeben. In mannbaren Jahren vermählte ſich die Dirne mit einem Burgemeiſter, gebahr ihm einen Sohn und lebte 16 Jahr in ungekränkter Ehe; bis der Mann ſtarb, da raubte der Orden ihre Güter, unter dem ſchnöden Vorwand: ſie habe in keiner rechtmäßigen Ehe gelebt, da ſie ſchon vormals dem Kammerdiener des Comthurs beygelegt worden. — Selbſt Bäuerinnen im freyen Felde waren ihrer Ehre, ihres Lebens nicht ſicher, wurden in den Wald geſchleppt, und nach vollbrachter Unzucht bey den Füßen aufgehängt. —

Den Freyen und Schulzen wurden ihre Handfeſten abgelockt, vernichtet, die Beraubten obendrein gemißhandelt, von ihren Gütern vertrieben. Anderer Briefe wurden verfälſcht; die armen, gedrückten Preußen gleichſam noch verſpottet, indem man ihrer ſchweren Frohnen, an Straßen, Brücken, Dämmen, als Vorwand ſich bediente, um dem Kaiſer die Verwilligung neuer Zölle zu entlocken. — Drohungen erpreßten Geld von Reichen, die nicht einmal vor ihren Weibern und Kindern darüber ſeufzen, noch weniger dem Hochmeiſter klagen durften. — Wenn zwey Männer haderten, und ein Dritter ſie gütlich vereinen wollte, ſo ſtrafte der Beamte dieſen, weil er dem Gerichte ſeine Sporteln entzogen. — Ungehört, unüberwieſen litten viele an Leib und Gut. — Ließen an der Ordensbrüder Fenſtern Beyſchläferinnen ſich ſchauen, und ein vorübergehender Bauer wagte Spott, ſo büßte er hart. — War es einem Ritter der heiligen Jungfrau gelungen, eine ehrbare Frau zu verführen, ſo rühmte er ſich noch öffentlich ſeines Verbrechens und ihrer Gunſt. Schöne Weiber wurden ihren Männern entriſſen, in Schlöſſer eingeſperrt. Reiche Bürgerstöchter, ſelbſt verlobte Bräute ehrbarer Geſellen, mußten Schützlinge des Ordens heirathen, wider ihrer Aeltern und ihren eignen Willen. Der Aeltern oder des Bräutigams Klagen erſtickten im Gefängniß; oft verſiegelte der Tod ihren Mund. — Kein Bürger konnte ſicher mehr zu einem Jahrmarkt ziehen, ſeitdem die Brüder ſelber Krämer geworden; Waaren, um halbes Geld abgedrungen, verſchifften; theure Bedürfniſſe zurück brachten; dennoch Schiffer und Bootsleute nicht bezahlten; die Mahner in den Thurm warfen.

Oft kam es auf den Straßen zu blutigen Händeln: wurde ein Bürger verwundet, das hieß adelich; blieb er Sieger, ſo mußte er landflüchtig werden. — Auch zwiſchen der Ritterſchaft und dem Orden herrſchte Neid und Zwietracht. Auf einem Turnier zu Marienburg trug ein Edler aus dem Lande den Preis davon, daraus entſprang Hader und Todſchlag. Der Adel ſiegte, aber viele ſeiner Glieder mußten nach Polen flüchten.

Ob die verderbte Geiſtlichkeit den Orden, oder dieſer mit ſeinen Laſtern jene angeſteckt, iſt unentſchieden; daß keiner von dem andern übertroffen wurde, gewiß. Prieſter buhlten um Weiber, achteten nicht der Spottlieder. Im Pfarrhofe ſchwelgten Pfaffen und Ritter, haderten, ſchlugen einander, und hieben ſich die Naſen ab. Umſonſt verſuchte der Biſchoff von Heilsberg dem Unfug durch Interdict zu ſteuern. „Wenn ihr nicht Gottesdienſt haltet,“ ſchrieen endlich die Bürger, „ſo wollen wir mit Hunden euch aus der Stadt hetzen.“ — Ein redlicher Comthur von Oſterrode bat den Hochmeiſter wehmüthig, ihm einen gewiſſen Prieſter nicht zu ſenden, weil er ein ungerathener Mann ſey und nicht rein. Er habe ja bereits einen ſolchen, (auch ſonſt ungerathene Leute genug,) und wenn die beyden zuſammen kämen, ſo möchte groß Unheil daraus entſtehn. — Der Ordensbruder, Graf von Gleichen, mußte Klage führen, daß die Prieſter das Hofgeſinde nur für Geld von Sünden losſprechen wollten. — In einem Dorfe wurde ein Prieſter von einem Fremden erſchlagen, der Thäter entfloh. Der Vicarius legte Interdict auf das Dorf, obſchon die Bauern unſchuldig an dem Morde waren, und beſtand darauf, es nur für Geld zu heben, bis endlich der Papſt ſich ſelbſt ins Mittel legte. Wollte der Orden einen ſolchen Nichtswürdigen abſetzen, ſo mußte er ſäuberlich verfahren, vielleicht im Bewußtſeyn eigner Schuld. Dann lockte der Voigt den Pfarrer zu ſich, und, während er ihn des Nachts bewirthete, ſandte er heimlich in deſſen Haus, ließ die Kaſten erbrechen und plündern.

Dennoch widerſezte ſich Paul, als der Papſt einen Meiſter Peter Wichmann als Beſucher ketzeriſcher Bosheit nach Preußen ſandte; es gäbe dort der frommen Prälaten genug, meinte der Hochmeiſter, die der Ketzerey zu ſteuern wüßten.

Wo ein Land unter ſolchem Jammer ſeufzt; wo geiſtliche Hirten und weltliche Regenten um die Wette Zucht und Recht mit Füßen treten; da müßte Gott Wunder thun, um den Sturz der böſen Herrſchaft abzuwenden.

Zu der Edelmönche Beſchämung hielten zu derſelben Zeit die Bürger ſtreng auf Sittlichkeit und Ordnung. In den Städten blühten Schulen. Jedes Gewerk befolgte Geſetze, die ihm Ruhe, Zucht und Sitte verbürgten. Keiner durfte bewaffnet bey der Morgenſprache erſcheinen, keiner beym Trinkgelag „mit ſeinem Leibe miſſebaren, das ſchmählich wäre zu ſehen oder zu hören“ bey Strafe eines Pfundes Wachs. Keiner ſollte die Alten Lügen ſtrafen, oder ſeinen Mitbürger durch Ekelnamen beſchimpfen. Es gab ſchon damals einen Clubb, die Companye, genannt, deſſen Geſetze verboten jede Mißhandlung in Worten oder Werken, bey Strafe einer Tonne Honig. Gleiche Buße traf den Säufer. Nur nach dem Veſperläuten wurde die Zuſammenkunft geſtattet, um 9 Uhr der Keller verſchloſſen; Spiel und Freymarkt außer Faſtnacht nicht geſtattet; der Frauen Beſuch auf wenige Stunden eingeſchränkt; den Geſellen kein blauer Montag vergönnt.

So wurde in Preußen das ſeltene Schauſpiel erblickt, daß der Befehlenden Verderbtheit die Gehorchenden nicht ergriff, und Rechtlichkeit aus Ritterſchlöſſern in Bürgerhütten floh.

Ende des dritten Theiles.

Hiſtoriſche
Belege und Erläuterungen.

Zum erſten Kapitel.

Conrad von Jungingen.

Jenes, dem Scheine nach, an Uebertreibung gränzende, aber doch nicht unverdiente Lob, ertheilt Lucas David im 9ten Buche p. 2326. Man kann damit verbinden, was Lindenblatt p. 85 von ihm ſagt: „der gar ein guter Herre und ſelig und gottesfürchtig was.“ Der gedruckten Schriftſteller und vieler Chroniken nicht zu erwähnen, die alle in ſein Lob einſtimmen. Daß er ungern die hochmeiſterliche Würde übernommen, ſagen Schütz p. 90 und Duellius p. 38.

Zum zweyten Kapitel.

Litthauen und Samayten.

Mit dieſem Hochmeiſter beginnt eine neue reichhaltige Quelle der preußiſchen Geſchichte zu fließen; ich meine die ſogenannten Regiſtranden, oder Briefcopeybücher, im geheimen Archiv, von welchen vor ſeiner Zeit nichts gefunden wird, die aber, vom Jahr 1393 an, ununterbrochen, (mit der einzigen Ausnahme der wenigen Jahre unter Heinrich Reuß von Plauen) nicht allein Belege zu allen Begebenheiten, ſondern oft ganz neue Anſichten liefern. Urkunden ſtellen bloß nackte Thatſachen auf; Briefe hingegen, oft vertraute Briefe, enthüllen die geheimen Triebfedern, und entreißen manchen merkwürdigen Umſtand der Vergeſſenheit. Die Beweiſe von dieſer Behauptung wird der Geſchichtskenner in der Folge bey Hunderten finden.

Unter den gedruckten Werken, iſt in dieſem Kapitel beſonders Kojalowicz 3tes Buch p. 41 — 72 mein Führer geweſen. Dlugoß, Cromer und Schütz haben vieles Falſche und Halbwahre aufgezeichnet, aus ihnen wiederum die histoire de l' Ordre teutonique und Andre geſchöpft.

Unter den ungedruckten iſt das 9te Buch des Lucas David auch ſchon vom Herrn v. Baczko redlich benutzt worden; hingegen hat er von Lindenblatt bloß den Auszug gekannt, den die Preuſſ. Sammlungen im 2ten Bande p. 208 liefern. Schon vor mir iſt dieſer Lindenblatt als achtungswerth gerühmt worden, und ich kann dieß Zeugniß jetzt mit Zuverſicht beſtätigen, da ſeine leider kurzen Nachrichten überall mit dem reichhaltigen Briefwechſel des Hochmeiſters übereinſtimmen. Zu allem dieſen geſellen ſich mehrere Urkunden des geh. Archivs, und, was ich gefunden, will ich nunmehr als Belege zu meiner Erzählung anführen.

Wenn es wahr iſt, was Lindenblatt p. 37 behauptet: ein einziger Mann vom Ordensvolke ſey im Stande geweſen, zehn Litthauer zu verjagen; ſo wäre Conrads gerechtfriedliche Geſinnung noch rühmlicher zu nennen: allein ich traue *hier* dem ehrlichen Lindenblatt nicht, denn er fügt ein *Wunder* hinzu, das ſich am Ende doch nur in einen *Nebel* auflöſt.

Ein Schreiben an die Churfürſten, 1395, (Regiſtrande derer von Jungingen im geh. Archiv). Am Johannistage habe Witold erklärt, daß der König von Polen ihm verboten, mit dem Orden zu unterhandeln. Ferner: daß der römiſche König mit Jagello ſich verbunden. Der habe wirklich dem Orden geſchrieben, man ſolle Polen nicht angreifen. Das ſey auch nicht geſchehen, und werde nicht geſchehen, des beſtehenden Friedens halber. Begreife man aber darunter auch die heidniſchen Lande Polens, Litthauen u. ſ. w. ſo könne der Orden das nicht verwilligen, denn er ſey geſtiftet, um die Unglaubigen zu bekriegen. —

1396 ein Schreiben an den Procurator zu Rom, welches die Erzählung des mißglückten Verſuchs enthält, Frieden mit Witold zu ſchließen. —

Der Beyfriede zwiſchen Witold und dem Orden, vom Freytage nach St. Jacobstag bis Michaelis, wo die Räthe beyder Theile einen Tag auf der Dobys halten ſollen. —

Schreiben an Witold wegen dieſes fruchtlos abgelaufenen Tages. Weigerung mit Dorpat ſich auszuſöhnen. Klage, daß die Samayten am Orden broch geworden, troz dem Frieden, den Witold für ſie aufgenommen, darum man ihnen nicht ferner trauen könne. —

Schreiben an denſelben, welches die im Text befindlichen Aeußerungen, Samayten betreffend, enthält.

1397. Schreiben an den römiſchen König. Weigerung, den Prinzen Siegmund ihm auszuliefern, den Witold „wegen vielerley Schuld und Gelübde zu getreuer Hand als Geiſſel übergeben.“ Ihn und die Gefangenen wolle man halten zur Sicherheit der Chriſtenheit, aber, ohne Witolds Einwilligung, könne man mit Ehren ſie keinem Andern abtreten. Sollte er ſich fügen in den Teidingen, ſo ſollte er zwar ſeinen Bruder zurück erhalten, doch nur unter der Bedingung die Ordensherren damit zu löſen, die noch bey den Türken gefangen wären. — Dieſe Stelle iſt dunkel. Wie kamen die Ordensherren in türkiſche Gefangenſchaft? und wie konnte Witold ſie befreyen? fochten vielleicht Tatarn unter ſeinem Heere gegen Wallenrod? und hatten dieſe ihre Gefangenen fort geſchleppt? Ich habe dieſes ſonderbaren Umſtandes nachher nicht wieder erwähnt gefunden. —

Das Schreiben, mit welchem Conrad unwillig den Friedebrief zurückſendet, in den Witold, man ſieht nicht ein warum? eine falſche Jahrzahl, 1396 ſtatt 1397, eingeſchoben. Conrad erklärt dabey, er wolle keinen Tag mit ihm halten, bis er wiſſe, was die Churfürſten auf St. Jacobstag in der Sache ſprechen würden. —

Schreiben an den König von Ungarn mit den angeführten Klagen. —

Erbieten dieſes Königs zum Schiedsrichter. —

Anfrage an Witold, ob er darein willige? und ob er den Waffenſtillſtand bis Andreastag verlängern wolle? Nachricht, daß die Churfürſten einen neuen Tag auf Martini feſtgeſezt, weil das Erſtemal der römiſche König ausgeblieben. —

Erbieten an den König von Ungarn, mit demſelben perſönlich in Gneſen zuſammen zu kommen. Polen, und Witold, ſchreibt der Hochmeiſter, hätten keinen Erbeling, man müſſe daher die Chriſtenheit wohl verwahren. Die litthauiſchen Feſtungen wären nicht mit Chriſten, ſondern mit Litthauern und Ruſſen beſezt. —

1398. Eine bittere Beſchwerde gegen Witold, daß er den Frieden nicht halten wolle, den er, ſammt den Gebietigern, zu Garthen entworfen, wie der ausgeſchnittene Brief beweiſe. (Es war alſo wirklich ein Inſtrument darüber abgefaßt worden.) Das Land Dobryn gehe ihn nichts an, denn der Herzog, der es verſezt, habe gegen Polen ſich zu Recht erboten. (Was es damit für eine Bewandtniß hatte, wird weiter unten erläutert werden.) Erbieten zu einem neuen Waffenſtillſtande bis Oſtern oder Pfingſten. —

An Swidrigall, dem der Hochmeiſter ſein Beyleid bezeugt, und ihn an die Ordensgeſandten weiſt, die noch in Ungarn ſich aufhalten. —

Klage an alle deutſche Fürſten, wie ſolche im Text angeführt worden. Die polniſchen Hauptleute, welche gegen die Verbindung mit den Türken und Tatarn geſprochen, ſollen ihrer Stellen entſezt worden ſeyn. —

Schreiben an Swidrigall. Der Comthur zu Rheden, Graf Kyburg, habe keine Vollmacht gehabt, mit ihm etwas abzuſchlieſſen. Guten Rath wiſſe man ihm nicht zu geben. Mit Witold ſey noch kein Friede gemacht, ſondern nur ein Tag aufgenommen.

Ein Schreiben an Witold, deſſen Inhalt mir nicht ganz klar iſt. Conrad bezeugt, es ſey ihm leid, daß der Meiſter von Liefland „auf ſeiner Heimfahrt zu Opiten gefahren hat.“ Er habe ſolches ohne des Hochmeiſters Wiſſen und Willen gethan, ſolle auch nicht wieder geſchehn. Vielleicht habe er gemeint: „wer unter uns und ihm in den Landen den erſten Vorth ſezt, daß dem das Land da bleiben ſolle, und daß das mehr in der Weiſe geſchehen iſt denn andere." —

Die Verhandlung vor dem Kaiſer am Margarethentage 1398 erzählt der Bericht des Ordensbevollmächtigten, welcher in dem Buche F des geh. Archivs p. 125 ſich befindet. Der ganze Titel dieſes Buches iſt: „Des Ordens Handlung wider Polen, Litthauen, Samayten." Dieſer Bericht ſcheint zu beweiſen, daß die ſtreitenden Parteyen wirklich den römiſchen König zum Schiedsrichter gekohren hatten, denn der Bevollmächtigte bedient ſich der Worte: man habe den Kaiſer gebeten, „ſeinen Ausſpruch zu vollziehen." Die Weigerung der Polen, das Reichsoberhaupt auch für das ihrige zu erkennen, ſcheine Alles fruchtlos gemacht zu haben.

Die Foderung der Königin Hedwig an Witold erzählt Lindenblatt p. 46.

Den Frieden zwiſchen Witold und dem Orden 1398 hat Herr von Baczko aus dem Lucas David abdrucken laſſen. Er befindet ſich aber auch dreymal im geh. Archiv, und zwar das Original unter n. 26 und ein Tranſſumpt unter dem Buchſtaben q. Eine Abſchrift davon in dem Buche F p. 83. Hier ſteht zuerſt das vom Hochmeiſter ausgeſtellte Inſtrument; dann das von Witold, mit der Unterſchrift vieler ruſſiſcher Fürſten. Pag. 98 ſteht es noch einmal. Lindenblatt führt p. 49 den Umſtand an, daß, gleich nach geſchloſſenem Frieden, Witold mit vielen Kleinodien nach Garthen gezogen, und dort in ſeiner Kammer ſammt ſeiner Gemahlin faſt verbrannt wäre, wenn nicht ſeine Meerkatze ihn noch zu rechter Zeit geweckt hätte. Der Schrecken ſey dennoch groß geweſen, denn die Herzogin „ſo köſtliche Kleinod hatte als eine Fürſtin die do lebete."

Pag. 51 verſichert Lindenblatt: die Tataren hätten in der Schlacht gegen Witold auch ſehr viel Volks eingebüßt, und fügt den chriſtlichen Wunſch dazu: „Borſcheis (vermuthlich der Teufel) habe ire Seelen." Ich begreife nicht, warum der ſonſt ſo wohl unterrichtete Verfaſſer der Hist. de l'O. T. ſich ſo viele Mühe gibt zu beweiſen, daß Witold unmöglich gegen Tamerlan ſelbſt könne gefochten haben, da dieſer damals in Indien geweſen, ten, weshalb er die polniſchen und litthauiſchen Geſchichtſchreiber eines Irrthums beſchuldigt. (t. IV. p. 166. not. 1.) Kojalowicz ſagt ja ausdrücklich: Witold ſey von Timurs Unterfeldherrn Ediga geſchlagen worden.

1399 aus der Regiſtrande. Der Hochmeiſter danket Witold, daß er ihm ſeine Leute gegen die Samayten leihen wolle. „Wenn Gott ein Wetter gibt, ſo hofft er es wohl ſo mit dieſem Volke zu enden, daß ſie dem Herzog hinfort an ſeinen Geſchäften nicht hinderlich ſeyn ſollen. „Viele Ritter wären angekommen, unter andern die Herzoge von Lothringen und Geldern. Lezterer aber ſey zu Stolpe krank geworden, ſo daß er wieder heim ziehen müſſen. — Irrig iſt alſo bis jezt (unter andern auch vom Herrn v. Baczko) behauptet worden, der Herzog von Geldern habe die Samayten unterjochen helfen. Vom Herzog von Lothringen hingegen wußte man nichts, wenn nicht etwa Lindenblatt ihn meint, da er einen Herzog von Litthauen nennt. Nur allein der Verfaſſer der Hist. de l'O. T. hat in Calmets histoire de Lorraine dieſen Umſtand aufgeſpürt, der aber dort mit vielem romantiſchen Schmuck verbrämt iſt, auch ſonſt manches Unwahre enthält; denn der Feldzug, den dieſer Herzog mitmachte, geſchah nicht gegen die Litthauer, ſondern gegen die Samayten; Witold wird dort Vitausy ein Saracene genannt; die Armeen werden von ungeheurer Stärke angegeben und man läßt bey Wilna den König von Preußen ſchlagen. Ein neuer Beweis, welche unvollkommene Kenntniſſe man im Auslande, ſelbſt noch in dieſer ſpätern Zeit, von Preußen hatte. Die hist. de l'O. T. vermuthet, beſagter Feldzug ſey ſchon einige Jahre früher, und zwar gegen die Samayten ins Werk gerichtet. Das leztere iſt wahr, allein die Jahrzahl hat Calmet richtig angegeben. Daß jederzeit vor einem Zuge gegen die Ungläubigen in Klöſtern und Conventen gebetet wurde, und daß die lezteren, nach ihrem Vermögen, 4, 5, 6 Wochen lang Arme ſpeiſen mußten — (die großen Häuſer 4, die mittlern 2, die kleinſten nur Einen) habe ich in einem Ausſchreiben gefunden, welches die Regiſtrande gleichfalls liefert.

Schreiben an den römiſchen König vom Jahr 1400, worin der glückliche Ausgang der Expedition und Witolds freundſchaftliches Benehmen erzählt wird.

Die Wallfahrt der Herzogin nach Preuſſen berichtet Lindenblatt p. 54. Sie ſey gekommen „wol mit 400 Pferden und mit viel Volks und gar köſtlich, und zog betefahrt zu St. Catharina zu Brunsberg und zu Marienwerder, und zu St. Barbara zum Aldenhuſe, und der Orden tat ir große Erbarkeit von Huſe zu Huſe wohin ſie zog adir quam ward ſie erbarlichen empfangen und erlichen getan.“ — Derſelbe erzählt unter dem Jahr 1401 (p. 66) Witold habe Nowogorod belagert und geſtürmt, da hätten die Ruſſen ein groß Wildgarn über die Mauer heraus gehangen „und zogen die Leute zuſammen und fingen über 60 Mann gleich als Wild.“

Regiſtrande 1401. Klage über Witold: er habe aus Furcht, die Chriſten möchten auf dieſer Seite zu mächtig werden, wohl 4000 Samayten zu ſich geladen und mit großer Gabe an ſich gezogen, wie auch durch das Verſprechen ſie als Freye zu halten. (Hiedurch bekennt der Orden ſelbſt, daß er dieſe menſchenfreundliche Abſicht nicht gehabt.). Andere, die gern zurückgeblieben waren, wurden von den Ausgewanderten zum Theil beraubt und mit Gewalt hinweg geführet. Dann ſein hinterliſtiges Benehmen gegen die Ordensgeſandten u. ſ. w. Vorher, behauptet der Hochmeiſter, waren die Samayten ganz gehorſam, „ließen ſich taufen, vergeiſelten ſich auch mit ihren Kindern, wohl 200 oder mehr, die wir noch haben. Bey der Uebergabe des Landes ſey zwar feſtgeſetzt: daß Bojaren, Freye und Bauern ſollten bleiben was ſie zuvor geweſen, nicht aber daß ſie wegziehen könnten. Die Bojaren möchten es immerhin thun; und wären ihrer 100 und 200, mit ihrem Geſinde die ihre Broteſſer wären, aber nicht die Bauern.

Die Nachricht, daß der Hochmeiſter durch den harten Winter abgehalten worden, bey einer Zuſammenkunft zu erſcheinen, wo Verrätherey gegen ihn im Werke geweſen, hat Lindenblatt p. 56 aufbehalten. In der Regiſtrande finde ich nichts davon. Ebendaſelbſt p. 57 vergleicht Lindenblatt die abgefallenen Samayten mit jungen

Wölfen, die man hegt, und die immer ſchlimmer werden, je ſatter ſie ſind. Das Bild ſcheint weit beſſer auf den Orden zu paſſen. Lindenblatt ſelbſt bezeugt das harte Verfahren gegen die Gebauern, und daß einige derſelben, in Eiſen geſchmiedet, ſich erhingen.

Allein den unwiderſprechlichſten Beweis von des Ordens Tyranney liefert

Ein Originalbericht des Voigts von Samayten an den Hochmeiſter, der ſich im geh. Archiv befindet, in einem Packet, betitelt: „Unterſchiedliche Miſſiven de an. 1400." Ich rücke ihn hier ganz ein, weil dadurch auf einmal alle die partheyiſchen Declamationen der hist. de l'O. T. widerlegt werden.

„Unſern willigen unterthänigen Gehorſam zu allen Gezeiten. Ehrwürdiger lieber Herr Meiſter, als wir nahen bey Ew. Ehrwürdigkeit ſeyn geweſt, da hab wir vergeſſen mit Euch zu reden — (ſolche Dinge wurden vergeſſen!) — alſo von der Gebauern wegen, das ſie zumal unredelich werden gehalten im Lande, und zumal im culmiſchen Lande, ſie treiben ſie dazu **das ſie die Stalle müſſen miſten und des Viehes hüten, und in der Arbeit glychen; und ein Jedermann macht ſie ihm nutze als er beſte mag**, das wir uns beſorgen, wenn es ihre Aeltern und Freunde erfahren, das uns Unglimpff davon entſteht — (alſo nicht aus Menſchlichkeit?) — und ſchwer werden haben, andere Geiſeln auszurichten. Hierum, ehrwürdiger lieber Herr Meiſter, bitten wir Ew. Ehrwürdigkeit, wol zu thuende, und laſſet einen Brief lauffen von Hauſe zu Hauſe, das man ſie halte als man ſie halten ſoll, als Ew. Ehrwürdigkeit wol erkennt. Gegeben zu Labiau am Abende Niclai des Biſchoffs.

Voigt zu Samaythen.

Die höchſt merkwürdige Jammerklage der Samayten, an Kaiſer, Pabſt und alle Fürſten gerichtet, ſteht in dem Buche F. des geh. Archivs, betitelt: „Teutſchen Ordens Handlung wider Polen, Samayten, Litthauen und Witolden." p. 124 und folgende. **Ihr gar klarſten Fürſten**, reden ſie in ihrem landüblichen

Deutſch die Fürſten an; vermuthlich eine Ueberſetzung von clarissimi. Den Kaiſer betiteln ſie: Allerclarſter Fürſte und Allerheiligſter König der Könige!

Ich führe noch einige Stellen wörtlich an: „Sie haben nicht geſucht was Gottes war, nicht Mildikeit und Gerechtigkeit, ſundern viel Bosheit und Gyrigkeit. — Eyn iglicher der arm gemacht wird, der muß werden ein Knecht der Sünden, und ſunderlich dye neulich zum Globen kommen ſind, wenn es iſt nicht möglich, das der welcher unreyn gebohren iſt, moge andere reyn machen, ſintemal es Noth iſt, daß die Hand rein ſey, die Andere rein waſchen ſoll. — Und das ſeyn die Dinge die uns haben abgezogen von der Taufe bis doher, doby wir erkannt haben, das es beſſer iſt den Weg des Heils nicht erkennen, wenn erkannt ſnoderlich geloſſen. Wann hetten wir den Globen genommen, ſo were wir mit den Preuſſen in dieſelbe Erbeit kommen.“

Ebendaſelbſt p. 128 ſteht auch die Antwort des Ordens, in welcher vermuthet wird, daß Witold die Briefe habe ſchmieden laſſen. Ueberhaupt iſt die ganze Verantwortung mehr gegen dieſen und den König von Polen gerichtet, als gegen die Samayten. Daß dieſe getauft zu ſeyn begehren, höre der Orden gern, nur nicht von polniſchen Biſchöffen, ſondern das heilige Concilium möge Biſchöfe dazu ſenden. Daß Conrad an jenen Gräueln unſchuldig war — (wenn anders jemals ein Fürſt an den Miſſethaten ſeiner Beamten unſchuldig kann genannt werden) — erzählt Lucas David im 9ten Buche p. 2355 u. f. Der Hochmeiſter habe oft ermahnt, die Samayten als Brüder in Chriſto zu betrachten. Ebendaſelbſt heißt es: „Als das gemeine Volk ſah, daß die Herren einig waren, fingen ſie auch an friedlich zu leben, und obwohl ſie mit Arbeit ſehr beſchwert wurden, als: Holzführen zum Schlöſſer bauen, Graben ziehen u. ſ. w. ſo litten ſie es doch geduldig um des Friedens willen.“

Von Swidrigalls Schickſalen erzählt Lindenblatt p. 58 folgendes: er ſey von Witold, in Ketten geſchmiedet, dem Könige von Polen als ein Verräther zugeſandt worden, darum habe ihn der König verſtoßen und lange

Zeit nicht geachtet. Dann nahm ihn der Herzog von Teſchen auf eine Weile zu ſich. Dann war er wieder eine Weile in Ungarn. Dann erbarmte ſich ſein Bruder, übergab ihm viel Land in der Wallachey, Podolien und Nowogarden, „und viele Ruſſen und Polen warfen ihn zu einem Herren auf.“ Da das Witold, der Verräther, hörte, machte er eine neue Verbindung mit dem Könige von Polen, der auch Swidrigall wider ſeinen Willen beywohnen mußte. Aber er hing ein falſches Innſegel an den Brief, „damit er nur ſicher fortkäme, und doch den alten Groll gegen Witold auslaſſen könne.“ Pag. 66 erzählt derſelbe: ſtatt zur Hochzeit zu gehen, ſey Swidrigall ſelb dritte entflohen, und als Kaufmann verkleidet nach Marienburg gekommen. Seine Diener waren ihm einzeln gefolgt, und vergebens habe Jagello ihm freundliche Botſchaft geſandt, um ihn zur Rückkehr zu bewegen.

Das förmliche Bündniß mit Swidrigall wurde zu Marienburg 1402 geſchloſſen, und befindet ſich im Original im geh. Archiv n. 81. Es enthält daſſelbe, was Witold 1398 zuſagte. Alle jene Zuſagen will Swidrigall treulich halten, „ußgenommen den Artickel nicht uffzunehmen, do Lüte der oben gewandelt iſt, (nemlich die Auslieferung der Samaiten betreffend) und den andern Artickel, den wir buſſen gelaſſen haben mit rechter Wiſſenſchafft, der ſo luter obir das Land und Herrſchafft der Ruſſen von Pleſkow.“ Hieraus möchte man ſchließen, Swidrigall habe dem Orden das Pleſkower Land nicht zuſichern wollen. Aber es befindet ſich im geh. Archiv noch eine zweyte Urkunde gleiches Inhalts n. 223, welche, dieſen Punct betreffend, alſo lautet: „Die Lande und Herrſchafft der Ruſſen zu Pleſkow, in alle Wyſe wie die gewonnen werden, von uns adir dem Orden, yn der gemeyne adir beſondern, die an uns kommen, ſo ſoll ſie der Orden ewiglich und alleyne behalden, daran wir den Orden in keyner Weiſe hindern wollen.“

Die Ausfoderung Marquards von Salzbach erzählt Lindenblat p. 72. Den Bojaren, ſagt er, ſey der Muth gefallen, als es Ernſt geworden. Die ganze Begebenheit ſcheint mir eine Erfindung, ich habe ſie aber in der Regiſtrande vollkommen beſtätigt gefunden, wie man weiter unten ſehen wird.

Daß Witold eine Bulle vom Papſt erworben, welche dem Orden Friede zu halten gebot, ſagt gleichfalls Lindenblatt p. 75.

(Regiſtrande.) **Die erſte feyerliche Unterhandlung mit Witold, welche fruchtlos ablief, 1403.** Der Hochmeiſter erzählt dieſelbe in einem Schreiben an den römiſchen König. Aber einige ſonderbare Nebenumſtände, die manches aufklären, ſind in einem Schreiben an Witold ſelbſt enthalten. Zuerſt ſchlägt Conrad dem Herzog ab, „daß er keinen aufnehmen wolle, der ſich zu ihm begebe.“ Witold möge gleichfalls aufnehmen wen er wolle, „denn es wäre uns auch nicht ehrlich zu thun, einen Mann von uns zu geben, der mit Treue zu uns käme.“ (Witold hatte, wie es ſcheint, einen Ueberläufer zurück gefodert.) Mit dieſer Botſchaft ſey Herr Dietrich zum Herzog geſandt worden, der habe viel Volks um ſich gehabt, und dem Dietrich befohlen, ſein Gewerbe in Gegenwart aller anzubringen. Es geſchah. „Hättet ihr ihn in eurem Gezelt auf einen Ort zu Euch genommen, ſo hätte er es heimlich an euch geworben.“ So pflege es der Hochmeiſter immer zu machen, ehe er mit den Gebietigern zu Rathe gehe. (Dieſes unſchätzbare Bekenntniß beweiſt, daß, unter einem klugen Hochmeiſter, die Gebietiger nicht viel mehr als fürſtliche Räthe waren, die er befragte wenn er Luſt hatte.)

Witold hat ferner geklagt: daß Marquard von Salzbach „mit böſen Worten geſcholten“ als die Bojaren einen Herold zu ihm geſandt, auch hätten deſſen Diener die Litthauer zu verlocken geſucht. Conrad antwortet: der Comthur habe blos ein Paar alten guten Freunden, Czapurne und Manewide, jedem ein Paar Sporn geſchickt, und dabey habe der Diener geſprächsweiſe gefragt: wie es im Lande ſtünde? „dergleichen haben wir auch wohl viel gehört, allein was nicht ſehr zu Herzen nehmen.“ (Man ſieht hieraus, wie geſpannt die Lage beyder Fürſten gegen einander war.)

Dann Witolds Behauptung, daß Swidrigail ihn habe wollen ermorden laſſen. (Siehe im Text.) Ferner machte Witold dem Hochmeiſter den Vorwurf: „er ſey nicht auf die Statt gekommen, da man Tage pflegt zu halten," da der Herzog ſich daſelbſt eingefunden und es ihm anzeigen laſſen. Antwort: „wir wollten kommen, ſchickten in der Nacht vier ehrbare Ritter zu euch, bittende, daß ihr den Kampf zu der Zeit unterſtehen wollet, und daß er aufgenommen würde in der zweyen Fürſten Hofe einem die da genannt wurden, enbotet ihr uns des Morgens wieder, die Euren wären in den Schranken was wir dazu thun wollten?" (Lindenblatt hat alſo Unrecht zu behaupten, Witold habe den Kampf nicht verloren, und die Bojaren hätten ſich geflüchtet. Sie waren eher in den Schranken als die Ritter.) „Da hießen wir die Unſern auch des ihren warten, und hetten gedacht wenn ein Ding ein Ende hette, ſo wollten wir zu Euch gefaren ſeyn; aber da ſichs verzog, wurden wir ſchwürig hinauf zu ziehen, derweile ſie alſo gegeneinander lagen, denn wir ja nicht um Kampfes willen, ſondern um Freundſchaft zu machen hinauf kommen wären." (Den Ausgang des Kampfes habe ich nirgend aufgezeichnet gefunden.) Endlich ſchließt Conrad mit dem Vorwurf: daß Witold keine Vollmacht von Polen gehabt, und mit dem Verſprechen, nach deſſen Begehren ſeine Boten auf Martini nach Carthen zu ſenden. Wer Luſt hat, noch mehr über den Krieg mit Litthauen zu leſen, der findet eine ganze Abhandlung im geh. Archiv n. 848, unter dem Titel: de bello contra Lithuanos, est appellatio certe mirabilis et docta.

Herr v. Baczko behauptet (t. II. p. 288) Jagello habe ſich mit Swidrigall verſöhnt, und dem Orden die Kriegskoſten bezahlt, um nur den Weg zum Frieden zu ebnen. Er hat dieſe Behauptung aus Schütz entlehnt, dem er bey dieſer Begebenheit wohl minder hätte trauen ſollen, als dem Kojalowicz, welcher erſt unter dem Jahr 1405 (p. 72) erzählt, daß der König dem Swidrigall, der vom Orden verlaſſen worden, verziehen, und ihm auch Witolds Verzeihung verſchaft habe.

Der Friedensſchluß zu Razianz 1404 wurde in mehreren Inſtrumenten abgefaßt, denn in jenen Zeiten geſchah es ſelten, daß beyde Theile in einem und demſelben Documente ihre Verträge kund thaten, ſondern ein Jeder fertigte das ſeinige aus, ohne der Zuſagen des Andern zu erwähnen, und wechſelte es nachher gegen das der Gegenparten aus. Die Urkunde wegen Samayten, welche der Hochmeiſter ausgeſtellt, befindet ſich im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 73. (Siehe auch Lunigii Spicilegium ecclesiae n. 28.) Die, welche er dagegen erhielt, ſoll, nach der Behauptung der Hist. de l'O. T., nicht mehr vorhanden ſeyn; auch Herr v. Baczko kennt ſie nicht; ſie ſteht aber nicht allein abſchriftlich in dem Buche D des geh. Archivs, betitelt: „Handlung zwiſchen Polen, Litthauen, Maſau, dem Orden und Danzigk“ p. 113, ſondern befindet ſich auch wohl erhalten im Original unter n. 14 des geh. Archivs. Da ſie bisher völlig unbekannt war, und ſehr merkwürdige Stellen enthält, (obgleich die Hist. de l'O. T. beweiſen will, ſie könne nichts anders geweſen ſeyn als eine Beſtimmung der Gränzen) ſo liefere ich ſie hier ganz.

Wladislaus Dei gracia Rex Polonie Lithuanieque Princeps supremus et Heres Russie etc. Significamus tenore presencium quibus expedit vniuersis Quomodo anno die et loco infrascriptis in Conuencione per nos Prelatos Nobiles Proceresque nostros et nomine corone nostre cum Venerabili domino Conrado de Iungingen Ordinis Sancte Marie Hospitalis Ierosolimitani de domo Theutonica Magistrum generalem habita in ipsaque Conuencione multis et diuersis tractatibus ab vtraque parcium premissis tandem super restitutione Terre Samagitarum eisdem dominis Magistro et Ordini fienda ad hanc prout infra sequitur deuenimus vnionem videlicet: Quod prefatus princeps Dns Allexander alias Wytowdus dux Lithuanie Illustris frater noster carissimus iam dictam terram Samagitarum prefatis Dominis Magistro et Ordini restituet prout sequitur tali modo quod scilicet omnes et singulos homines suos ab omni conseruacione conuersacione participacione et communione dictorum Samagitarum prohibebit et remouebit et ne dictis Samagitis de Terris Lithuanie

nie et Russie Sal frumenta ferra diffendicula et que vis necessaria pro vsu ipsorum Samagitarum valencia deducantur aut ministrentur totaliter prohibebit incipiens a festo Natiuitatis sancti Iohannis Baptiste proxime nunc venturo. Ipseque Dns Allexander dux modis commodosis (sic) et melioribus quibus poterit absque exercitu aut manu forti debet efficere et ordinare quod ipsi Samagite pro reconciliacione et satisfaccione Magistri et Ordinis dominorum predictorum homagium prestent debitum et in signum homagii seruandi Obsides eisdem dominis Magistro et ordini dent et assignent. Si autem idem dominus Allexander dux iamdictam Terram Samagitarum per hunc premissum modum prefatis dominis Magistro et Ordini restituere et subjicere non valeret, ex tunc ipse dominus Allexander dux aut qui fuerit pro tempore successor suus exercitualiter et per vim potencie ad requisicionem ipsorum dominorum Magistri et ordinis eosdem Samagitas ad prestandum homagium et ad dandos obsides Magistro et ordini debet compellere iuxta posse. Si vero prefatus dominus Allexander dux vel suus successor premissa facere recusauerit aut ipsos dnos Magistrum et ordinem in premissis factis impedierit quoquomodo tunc Magr et ordo in aduertencia ipsius Dni Allexandri ducis vel successoris sui ad nostri noticiam debebunt deducere et ex tunc Nos litteris aut nunceis nostris ipsi Dno Allexandro duci vel successori predicto qui fuerit pro tempore mandare debebimus et precipere quod prefatos Samagitas ad complenda premissa compellat. Verum si idem dux Allexander vel successor suus nobis in hac parte obedire noluerit tunc liceat ipsis dominis Mgro et ordini eundem Dn Allexandrum ducem vel dictum successorem suum legitimum nostro cum subsidio ad faciendum premissa compellere. Hoc tamen expresso verbo et adjecto quod huiusmodi compulsio in nocumentum terrarum limitum graniciarum et quorumvis dominiorum nostrorum alienacionem non vergat nec redundet. A qua quidem compulsione iidem Domini

mini Mgr et ordo cessent et desistere debebunt, dum ipsis prefati Samagite homagium prestiterint et obsides assignabunt. Prefatus tamen Dns Allexander dux aut suus successor prescripta omnia adimplere efficere et ordinare pro toto posse suo debebit fraude et dolo quibuscunque procul motis. Harum quibus sigillum nostrum appensum est testimonio litterarum. Datum in Insula fluminis Wysla prope castrum Ratzans feria' sexta infra Octavas Penthecostes Anno Dni Millesimo quadringentesimo quarto.

Anhangend iſt das Königl. Kabinetsſiegel roth in gelb.

Außerdem verweiſe ich noch auf das Buch O des geh. Archivs, betitelt: Deutſchen Ordens Handlung wider Polen und Witoldum, wo man, von p. 82 an, alle hieher gehörigen Urkunden abſchriftlich beyſammen findet.

Die Hist. de l'O. T. behauptet auch, Witold ſey gar nicht beym Abſchluß des Friedens gegenwärtig geweſen, weil ſein Name in keinem der Inſtrumente vorkomme. Der Verfaſſer hätte leicht vermuthen können, daß auch Witold ſeparate Urkunden werde ausgeſtellt haben; und ſo war es in der That, denn

n. 24 des geh. Archivs enthält die ſchon im Text angeführten Zuſagen, gegeben auf einer Inſel in der Weichſel nahe bey Rezhens (ſo iſt hier das Wort geſchrieben) im leslauiſchen Bisthum, 1404, Donnerstag in der Pfingſtwoche. Der Herzog will binnen einem Jahre die Unterwerfung der Samayten bewirken, oder wo möglich noch früher. Geſchähe es nicht, ſo will er allen ſeinen Litthauern und Ruſſen verbieten, Korn, Salz, Eiſen, oder andere Bedürfniſſe nach Samayten zu führen, auch ſollen die Samayten nicht in ſeinem Lande Handel treiben. Legen ſie alsdann ſich noch nicht zum Ziele, ſo will er dem Orden helfen, „in welcher Maſſe er es begehren wird.“ Thäte Witold das nicht „ſo müßten wir billig von dem Orden Gezwang und Oberlaſt leiden.“

Das Buch D des geh. Arch. p. 111 enthält gleichfalls dieſen Frieden abſchriftlich.

Eben daſelbſt p. 115 ſtellt Witold noch ein Verſprechen aus: daß er keinen Samayten in ſein Land ſetzen will, wenn er nicht zuvor mit des Ordens Amtleuten gütlich deshalb überein gekommen. In dieſem Falle will er 250 nehmen; ſonſt aber mit dem Hochmeiſter ſelbſt gelegentlich zuſammen kommen, und würde er auch mit dem nicht einig, ſo ſolle der römiſche König entſcheiden; eher will er keinen Mann von den 250 nehmen. Alles ohne Gefährde des ewigen Friedens.

Regiſtrande 1404. Conrad dankt dem Herzog, daß er den Samayten nichts zuführen wolle, bis ſie gänzlich unterworfen; bittet, wenn er ſelbſt weg ziehe, Manewiden, ſeinen Hauptmann, daheim zu laſſen, weil der am beſten mit den Samayten umzugehen wiſſe. Am Ende des Jahres kommt noch ein Brief vor, welcher des Hochmeiſters zunehmendes Vertrauen beweiſt. Er klagt darin über das böſe Wetter, welches ihn abhalte, gegen die Samayten zu ziehen, und überläßt deren Bezwingung Witolden allein.

Den Aufſtand der Samayten gegen den harten Landcomthur Martial von Helfenbach, erzählen freylich nur Schriftſteller, welchen dieſes unglückliche Volk gleichgültig oder verhaßt war. Von welcher andern Seite deſſen eigene Geſchichtſchreiber (wenn es deren gehabt hätte) die Sache würden vorgeſtellt haben, erſehen wir genugſam aus ihrer bittern Klage an Kaiſer und Papſt. Mir kommt es ſehr wahrſcheinlich vor, daß der Dolmetſcher nur allzugetreu überſezte, daß man aber nachher dieſen Vorwand ergrif, um ſich rein zu waſchen. Wie Simon Grunau Tr. XIV. c. 11. §. 1. die Begebenheit darſtellt, waren ſie völlig unſchuldig. Helfenbach fragte nemlich die Bojaren: „Saget an, was ſoll ich thun, daß ihr möget geſättiget und geſtillet werden?" Sie antworteten, er möchte ſeine eigenen Brüder nur eben ſo beſtrafen als ſie. Er fuhr auf: „um ungetreuer Hunde willen werde ich kein edel Blut peinigen." Da ſchlugen ſie ihn todt.

Mehrere Briefe, in welchen der Hochmeiſter innig für Witolds Hülfe dankt, auch des Beyſtandes der Polen erwähnt. „Wir danken, ſagt er, ſo höchſt wir vermögen, und können doch nicht voll danken.“ Die Geſchenke, welche Witold ſandte, beſtanden in Pferden, Zobeln, Seidenſtücken, Zeteln (?) Schauben „und noch viel mehr.“

Noch 1407 ſchreibt Conrad: er ſey krank und willens „auf eine Zeit ein Legir (?) zu nehmen, ob es mit uns beſſer mochte werden.“ Bittet um „ein klein Czellenpferd“ welches er ſelbſt reiten wolle, wenn er ſtark genug ſey. Der Ueberbringer ſoll dagegen zwey Hengſte aus ſeinem Stalle ausſuchen.

Alle Geſchichtſchreiber Preußens und Lieflands behaupten, der Meiſter von Liefland, Conrad von Vietinghof, habe die Samayten bezwungen. Ich habe davon nichts gefunden. Es mag ſeyn, daß er einige Hülfe dabey geleiſtet, allein die Hauptſache geſchah ſicher durch Witold, wie aus der Regiſtrande klar hervor geht. Die Proben von Conrads thätiger Dankbarkeit finden ſich gleichfalls daſelbſt, nemlich ſeine Verhandlung mit Herzog Georg von Smolenſk. (Darüber äußert er gegen Witold: die ganze Botſchaft ſcheine nur darauf abgeſehn, des Fürſten Gemahlin in Freyheit zu ſetzen.)

Seine Erklärung nicht ohne Witolds Vorwiſſen Geiſeln aus Samanten zu nehmen, zwey Jungen aus jedem Lande. Das Anvertrauen der Aufbewahrung ſeiner für die neuen Feſten geſammelten Vorräthe.

Die Verwendung bey dem Herzog von Stolpe für das Leibgedinge von Witolds Nichte. Alles das geſchah 1405.

1406 machte er den Großfürſten zum Schiederichter in Streitigkeiten zwiſchen Bürgern von Cracau und Thorn. — Daß im ſelben Jahre der Orden Hülfe gegen Moscau leiſtete, erzählt Lindenblatt p. 83. Derſelbe iſt auch mein Gewährsmann für die Behauptung, daß die Samayten das culmiſche Recht begehrt.

Zum dritten Kapitel.

Polen.

Das Bündniß Jagello's mit Kaiſer Wenzel ſteht im Cod. dipl. Pol. t. 1. p. 6.

Die Beſorgniſſe wegen eines Angrifs auf Ungarn, und die Behauptung, dieſes Reich ſey dem König von Polen von den ungariſchen Herren mit 150 Inſiegeln verſchrieben, enthält die Regiſtrande derer von Jungingen, in einer Botſchaft des Hochmeiſters an die Churfürſten. Die Sendeboten ſollen es aber nicht Klagweiſe, ſondern beſcheidentlich vortragen. (Kojalowicz und Dlugoſſ hingegen verſichern, er habe die angebotenen Königreiche, Böhmen und Ungarn, ausgeſchlagen)

Eben daſelbſt der Brief des Hochmeiſters an Witold, wegen des begehrten Geleites und das Geleite ſelbſt. —

Schreiben an Witold, in welchem Conrad es für ein leeres Gerücht erklärt, daß der Orden polniſche Kirchengüter zu einem Bisthum erheben wolle. Eine weitläuftige Verhandlung über dieſe Sache befindet ſich in dem Buche I. des geh. Archivs p. 177, wo 110 Klagepunkte angeführt werden, welche der Biſchoff dem Kardinal Legaten vorgetragen. Hartknoch, in ſeiner Kirchengeſchichte, weiß hievon nichts, da er doch p. 205 alle Streitigkeiten zwiſchen dem Orden und dem Biſchoff von Leſlau berührt.

Den Vorwurf, welchen die deutſchen Fürſten dem abzuſetzenden Kaiſer Wenzel machten, als habe er durch das Bündniß mit Polen, den Tatarn gegen den Orden beygeſtanden, hat aufgezeichnet Barre hist. d'Allemagne t. 7. p. 74. (Schmidt Geſch. der Deutſchen B. 4. p. 37 zählt gleichfalls die Urſachen der Abſetzung auf, allein dieſe befindet ſich nicht darunter.) Unter den Tatarn ſind wohl keine andere als die Litthauer zu verſtehen, denn

Witold hatte viele Tatarn nach Litthauen verpflanzt, und ſelbſt der Hochmeiſter pflegte ſie jedesmal zu nennen, wenn er das Kriegsvolk ſeines Heeres aufzählte.

Von dem Schmähſchreiben Jagello's und Witolds gegen den Orden, dem neuen Kaiſer Rupert überſandt, redet van der Hardt in concil. const. t. 7. P. 1. p. 8. Daß es bald nach Ruperts Wahl ihm zugeſtellt worden, beweiſt die Zuſchrift, in welcher die Worte vorkommen: novo regi romanorum. Die nenen Privilegien, welche deſſen ungeachtet der Kaiſer in den ehrenvollſten Ausdrücken dem Orden ertheilte, ſtehn in der Ordensdeduction gegen Heſſen n. 19 und 20. Die Chronik des geh. Archivs p. 142 führt ein ſeltſames Privilegium dieſes Kaiſers an. Er verſtattete nemlich dem Orden „ſeine Dörfer zu bewahren mit Graben, Zäunen und Anderm ohne daß Jemand es hindern dürfe." Auch bey dem Könige von Neapel verwandte ſich Rupert für den Orden in Achaja, wie die Hist. de l'O. T. t. 4 p. 174 weitläuftig anführt.

Regiſtrande. Schreiben, in welchem der Hochmeiſter allen deutſchen Fürſten den König von Polen mit den gehäſſigſten Farben ſchildert. — Die Verhaftung der preuſſiſchen Pilgrimme erzählt Leo p. 181.

Die Urkunde, durch welche Jagello den Herzog Bogeslaus von Pommern in ſeinen Sold nahm, ſteht im Cod. dipl. Pol. t. 1 p. 571.

Die Friedensunterhandlungen zu Raziānz liefert derſelbe Codex t. 4. n. 71 und 73. auch das Buch D des geh. Archivs, aus welchem letztern auch erhellt, daß der Hochmeiſter eben ſo wohl als der König den Frieden von 1343 aufs neue beſchwur, wodurch alſo alle die leeren Declamationen wegfallen, womit die Hist. de l'O. T. beweiſen will, Polen habe nicht die geringſte Urſach gehabt, dem Orden zu mißtrauen, weil es nicht einmal auf dieſe gegenſeitige Beſtätigung angetragen. Wie wenig es hingegen traute, beweiſt das Verſprechen, welches man dem Hochmeiſter abnöthigte, keinen Mißvergnügten in ſeinen Staaten zu dulden. Die von Jagello ausgeſtellte Urkunde ſteht auch in den Preuß. Lieferungen t. 1. p. 462.

Welche Anſprüche der Orden auf Rußland hatte, oder vielmehr, durch welches Recht er dieſe Anſprüche begründete, iſt nicht klar. Ich finde darüber blos in der Regiſtrande eine Botſchaft an den König von Ungarn vom Jahr 1397, in welcher es heißt: „Item das Reich der großen Nawgarthen liegt hinter dem Pleſkower und Watland, die dem Orden zu Liefland mit Rechte geboten mogen und ſollen.“

Die entſtandenen Schwierigkeiten wegen des Titels von Pommern erzählt Dlugoſſ p. 182 und Cromer p. 173. Sie erwähnen auch einer, zu Gnewkaw geſchehenen, ferneren Auseinanderſetzung ſtreitiger Puncte im folgenden Jahre, doch ohne den Gegenſtand genau zu kennen. Dieſer betraf vermuthlich die Gränzen der Neumark.

Urkunde des geh. Archivs n. 504, in welcher Jagello erklärt, es ſey vergeſſen worden, die im Text angeführten Puncte dem Friedenstractate beyzufügen.

Von dem Beſuche, den der König zu Thorn abſtattete, ſagt Lindenblatt p. 80. „Als der König Dobryn und Sloterie bezahlte, war er zwey Nächte des Hochmeiſters Gaſt mit 400 Pferden, und geſchah ihm viel Ehre. Die Koſten beliefen ſich auf 800 Mark. Da beſtätigte er auch den Frieden vom vorigen Jahre, und ſchieden gar freundlich von einander.“

Ueber die Händel wegen Drieſen liefern ſowohl Urkunden als die Regiſtrande vollkommen Aufſchluß. Die Urkunde, durch welche Debegaſt von der Oſt und ſeine Brüder, Drieſen und Santok von der Krone Polen zu Lehn nahmen, ſteht im Cod. dipl. Pol. T. 1. p. 593. Sie iſt vom Jahr 1365.

Diejenige, durch welche Ulrich ein Gleiches that, eben daſelbſt p. 594. Aber dieſe letztere beweiſt ſchon Polens ſchwankendes Recht; denn Ulrich erklärt, er thue es unverführt, nach reifer Ueberlegung. Das iſt nicht Vaſallen-Sprache. Nach ſeinem Tode ohne männliche Erben, ſoll Drieſen an Polen fallen. Wozu dieſe Stipulation? das mußte ja ohnhin geſchehn, wenn Polen Oberlehnsherr war? — Ulrichs Widerruf und Bekenntniß ſteht im Cod. Brandenb. T. V. p. 252. — Der

Lehnbrief Woldemars von 1317. Cod. Brandenb. T. V. p. 289. Privilegien Ludwig des Bayern eben daſelbſt, T. III. p. 217 und T. V. p. 292. Sie ſind vom Jahr 1340 und 1347 u. ſ. w. — Einen unbegreiflichen Irrthum begeht Pauli, p. 247, behauptend: Ulrich habe 1408 Drieſen vom Orden eingelöſt, und abermals den Polen überlaſſen. Er beruft ſich dabey auf Werners geſammelte Nachrichten p. 123. Allein da ſteht gerade das Gegentheil, nemlich, daß Ulrich in demſelben Jahre Schloß und Stadt Drieſen dem Hochmeiſter verkauft habe. Den Kaufbrief ſelbſt liefert Lucas David, und aus ihm Baczko T. II. Buch VII. Beylage XXI. Die Polen gaben wohl endlich ihre Anſprüche auf, denn ſelbſt im Frieden von 1411 bedungen ſie ſich blos Schiedsrichter in der Sache, im Fall ſie deren begehren ſollten. — Die Regiſtrande liefert von dieſen Händeln folgende Briefe:

Ein Schreiben des Hochmeiſters 1406 erklärt: ohne Einwilligung des Königs von Ungarn und ſeiner Erben, könne er die vorgeſchlagenen Schiedsrichter nicht annehmen.

Ein anderes widerlegt die polniſchen Anſprüche weitläuftig. Hier ſey nicht von Billigkeit die Rede, [illegible] es darum, ſondern von Gränzen. Daß weder Polen noch der Orden ihre Gränzen überſchreiten, das ſey billig. Daß derjenige, der ſich auf undenkliche Jahre und eine Reihe von Urkunden ſtützen könne, im Beſitz erhalten werde, das ſey billig. In ſolchen zuverläſſigen Dingen könne man es nicht auf ſchwankende, dem Irrthum unterworfene Schiedsrichter ankommen laſſen. Die Netze mache die Gränze zwiſchen Polen und der Neumark, und Drieſen liege dieſſeits derſelben. Es ſey ein Lehn der Neumark, wie zu erweiſen durch den Lehnbrief des Marggrafen Woldemar an Heinrich und Burchard von der Oſt vom Jahr 1317. (Er iſt auch abgedruckt in Werners Nachrichten zur Ergänzung der Preußiſch- Märkiſch- und Polniſchen Geſchichte B. 1. p. 66.) Zehn Jahre ſpäter (1327) habe auch Marggraf Ludwig von Brandenburg dem Rathe und der Gemeine zu Drieſen Freyheiten verliehn. Dann die neuliche Erklärung des Königs Sigismund. Wie man doch ſolche Briefe weg läugnen, ſich dagegen verhärten, und doch nichts beſſeres vorbringen könne? — Hätte Ulrich, oder Ulrichs Vater, dem Könige von Polen homagium geleiſtet, ſo möchte das wohl geſchehen ſeyn von andern Lehnen im polniſchen Reiche, aber nicht von Drieſen. Geſezt aber auch, er hatte es gethan, ſo könnte dadurch Drieſen ſeinem rechten Lehnsherrn nicht entfremdet werden. Conrad ſchließt mit einer ernſtlichen Ermahnung, entweder „zu Recht zu ſtehn" oder beſſere Gründe vorzubringen, welchen man gern, mit Zuziehung des ungariſchen Königs, ſich fügen wolle.

Ein Schreiben Ulrichs von der Oſt (den Lindenblatt fälſchlich Droſt nennt) an den König von Ungarn, wie auch ein Schreiben der Mannen und Städte der Neumark an denſelben. Der Inhalt iſt im Text angeführt worden.

Ein Schreiben des Hochmeiſters, in dem er von der mißlungenen Ueberrumpelung Nachricht gibt, und von dem Tage zu Thorn, wo man den polniſchen Räthen die bündigſten Beweiſe vorlegte.

Ein Schreiben von 1408, in welchem der Hochmeiſter dem Könige höflich meldet, daß er Drieſen habe kaufen müſſen, um die großen, darauf gewandten Koſten nicht zu verlieren. Bitte dieſen Handel nicht übel aufzunehmen.

Polens Anſprüche auf die halbe Drewenz werden gleichfalls durch ein Schreiben Conrads an Jagello gründlich widerlegt. Beyde Ufer, ſagt er, haben ſeit undenklichen Zeiten dem Orden gehört. Er beruft ſich auf einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch, den einſt die Könige von Frankreich und Böhmen wegen Cujavien und Dobrin gefällt, der vom Könige Caſimir beſtätigt worden und in welchem eine Clauſel dem Orden ausdrücklich beyde Ufer der Drewenz vorbehalte. Gleichermaßen verhalte es ſich auch mit der angeſtrittenen Mühle Lubicz. Man ſey im ruhigen Beſitz. Caſimir habe nie Anſprüche darauf gemacht, wie aus einer Gränzberichtigung mit dieſem Monarchen im Jahr 1349 zu erſehen ſey. (Den Anfang derſelben rückt der Hochmeiſter wörtlich ein.) Auch ſchon im Jahr 1292 habe der Orden ſich mit der Herzogin

Salome, wegen jener Mühle, durch eine Summe Geldes abgefunden. Der Anfang des Briefes, den Salome, nebſt ihren Söhnen Leſko, Primislaus und Caſimir, ausgeſtellt, wird gleichfalls wörtlich angeführt, und gezeigt, daß dieſe Fürſtin dem Orden noch zwey Morgen Landes (jugern) am jenſeitigen Ufer verliehen.

Zum vierten Kapitel.

Dobryn.

Die Abweichungen, welche man hier von der gewöhnlichen Darſtellung dieſer Begebenheit findet, ſind bedeutend. Einige Schriftſteller (z. B. die Hist. de l'O. T. t. 4. p. 145) ſetzen die Verpfändung von Dobryn in das Jahr 1396. Dabey beruft man ſich auf eine Urkunde von dieſem Jahre, im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 70, in welcher König Sigismund dem Herzog von Oppeln die Erlaubniß ertheilt, Dobryn und Cujavien zu verkaufen. Aber theils trägt dieſe Urkunde den Stempel der Unechtheit, indem ſie gerade in einem Hauptpuncte ſich widerſpricht; (denn zu Anfang heißt es darin: König Ludwig habe ungariſche Güter gegen Dobryn, Cujavien und Rußland eingetauſcht, und weiter unten wird erklärt: Dobryn und Cujavien ſeyen abgetreten worden für den Beſitz von Rußland;) theils wird darin auch nur von der Erlaubniß zum Verkauf geredet. Die zum Verſatz ertheilte Sigismund ſchon drey Jahre früher, 1393.

Das beweiſt die Originalurkunde im geh. Archiv n. 39, wo Sigismund bezeugt, „daß er ſeine Gunſt und Willen dazu gegeben, daß Herzog Laſſlaw, ſein lieber Ohelm, Dobryn dem Orden verſetze." Daß eine ſolche Erlaubniß überhaupt nöthig war, iſt abermals ein Beweis, daß der Herzog von Oppeln das reine Eigenthum dieſes Landes nicht vom König Ludwig errungen hatte. Hier kommt uns eine böhmiſche, im geh. Archiv aufbewahrte Chronik zu Hülfe, welche nicht blos erzählt, daß Caſimir, Herzog zu Oppeln, ſich zuerſt der Krone Polen als Lehensmann unterworfen, ſondern auch die Urkunde ſelbſt in extenso liefert. Sie iſt ausgeſtellt zu Prag im Jahr 1299 in Beyſeyn vieler Zeugen. Eine zweyte ähnliche Urkunde, eben daſelbſt, iſt 1321 von Herzog Boleslaus von Oppeln ausgeſtellt. (Die Chronik ſelbſt geht nur bis zum Jahr 1329.) — Lindenblatt ſagt p. 71, bey dem Jahre 1392, der Herzog, den er Maderſpan nennt, ſey verſtohlen in einer Kappe durch Polen geſchlichen und habe dem Orden Dobryn verſezt.

Nach Dlugoſſ und Cromers Bericht, ſoll Jagello 1396 Dobryn belagert, und Conrad, an der Spitze eines Heeres, ihn gezwungen haben, die Belagerung aufzuheben. Von allem dem findet ſich in den vollſtändigen archivaliſchen Nachrichten über dieſe Sache kein Wort. Aber im geh. Archiv n. 66 befindet ſich eine Nachricht, auf die ich zwar nicht habe bauen mögen, weil ſie ohne Jahrzahl, nur auf Papier geſchrieben, und ihr Verfaſſer unbekannt iſt, die ich aber doch hier mittheilen will. Sie iſt betitelt: „Erzählung von einem Herzog von Ruſſen, der ein Erbe in ſeim Lande Dobryn und ein gebohrner Fürſt von Oppeln." Der König warf Ungnade auf ihn, jagte ihn fort, wollte ihm auch ſein Land nehmen, und ein polniſcher Hauptmann belagerte ein Schloß. (Vermuthlich Slotterie, Dlugoſſ aber nennt Dobrownik.) Während dieſer Belagerung zogen des Ordens Unterthanen oft vorbey nach Dobryn, Handels wegen. Die fieng und beraubte der Hauptmann. Der Hochmeiſter beſchickte ihn deshalb dreymal, er kehrte ſich aber an nichts. Endlich langten einige Gebietiger an, um mit ihm zu ſprechen. Zu dieſen kam der Hauptmann, der das Schloß vertheidigte, herab, und bat ſie, es zu beſetzen, weil er zu ſeinem Herzog reiten wolle. Deshalb ſind wir nicht gekommen, war ihre Antwort, ſondern blos, um mit den Belagerern uns zu verſtändigen. Hierauf erklärte der Hauptmann, wenn ſie es nicht beſetzen wollten, ſo laſſe er es wüſte liegen, denn er könne es nicht länger halten. Da beſorgten die Gebietiger, wenn ſie auf ihrer Weigerung beharrten, ſo möchten Fremde das Schloß beſetzen, zum Schaden des Ordens und Polens. (?) Sie nahmen es alſo ein, liehen auch dem Herzog eine Summe Geldes darauf u. ſ. w.

Mir ſcheint, dieſe Erzählung ſey, als eine magere Schutzſchrift für den Orden, entworfen, und wenig darauf zu bauen.

Wahrer iſt vielleicht, daß die Königin Hedwig, in einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Hochmeiſter. Dobryn mit Heftigkeit foderte, und bis zu Bitterkeiten ſich vergaß. Daß ſie aber dem Orden ſein Schickſal nach ihrem Tode prophezeiht habe, iſt wohl, gleich ihren Wundern, eines von den Mährchen, mit welchen Dlugoſſ freygebig zu ſeyn pflegt. (Siehe auch Leo p. 182.) Simon Gruner Tr. 14. c. 2. und 7. hat die ganze Sache noch verworrener vorgetragen.

Hier folgen die Belege aus der oft erwähnten Regiſtrande.

Ein Schreiben Conrads an den Herzog von Oppeln 1395. Er will Dobryn nicht kaufen, „um der Verbindung willen, die in dem Hauptbriefe König Ludwigs ausgedrückt ſey.“

Hier möchte es ſcheinen, als habe der Hochmeiſter dieſen Hauptbrief geſehen, den er doch nachher ſo wiederhohlentlich zu ſehn begehrt; allein vermuthlich hatte er nur vom Hörenſagen, daß die Urkunde eine läſtige Einſchränkung enthalte. Welche? das wiſſen wir nicht, denn das Document kam nie zum Vorſchein. Wahrſcheinlich hatte Ludwig den Polen das Naherrecht wie billig vorbehalten. —

Conrads Schreiben an des Herzogs Kanzler, zu gleicher Zeit ausgefertigt, worin es heißt: „Wir wollen an den Kauf und das Leibgedinge nicht, ſondern halten das Land Dobryn in der Verſatzunge, als lange bis er uns das löſen wird nach Ausweiſung ſeiner Briefe.“ (Es iſt daher von Schütz faſt hämiſch, wenn er p. 92. ſagt: die Kreuzherren waren auch wohl nicht ungeneigt, das Pfand zum Eigenthum zu behalten.)

Schrei.

Schreiben Conrads an den Herzog, gleiches Inhalts, gegen Ende deſſelben Jahres; Weigerung, Zinſen zu bezahlen, Bereitwilligkeit, Dobrin zu kaufen, wenn es mit dem Hauptbriefe ſeine Richtigkeit habe.

1396. Schreiben an denſelben, als er ſich berühmt hatte, das Land völlig frey dem Orden übergeben zu haben. Darauf antwortet Conrad unter andern:

„Lieber Herre, wie die Freyheit zu der Zeit was (war) ihr, wir und die Euren wohl erkannten. Sal ein ſemelich Geſchichte heiſſen Freyheit? auch ſo geſtunden die Polen nicht der Freyheit, da ſie auf dem Tage zu Thorn, vor dem ehrbaren Herrn Legato Mallaus anſprachen das obgeſchriebene Land, und wie zu der Zeit die Anſprache der Orden verantwortete von Eurentwegen, das wiſſen wir wohl, und Ew. Herrlichkeit mag es auch haben vernommen.“ Man habe ſich auch bis jetzt zu nichts verbunden, wie der Herzog zu glauben ſcheine, ſondern es ſeyen lauter Vorreden geweſen, und er ſolle nur die ſeit zwey Jahren geſchriebenen Briefe aufzeigen u. ſ. w.

An denſelben 1397. Dem Hochmeiſter ſey nichts bekannt von dem Briefe, den die Mannen des Landes Dobrin beſitzen ſollen.

An denſelben im ſelben Jahre. Der König von Polen habe litteras monitorias et comminatorias geſchickt, und zur Antwort erhalten, man werde das Land nur dem ausliefern, der es verſetzt habe. —

An denſelben im ſelben Jahre, erwähnt der Zuſammenkunft mit Hedwig zu Jungleſlau in den Pfingſtfeyertagen. Sie fodere Dobrin als zu ihrem Reiche gehörig. Könne der Herzog es nicht löſen, und auch ihn nicht vertreten, ſo wolle er es, gegen den Pfandſchilling, ihr einräumen. In einem andern Schreiben, von dem ich eine gleichzeitige Abſchrift beſitze, führt Conrad noch den merkwürdigen Umſtand an, daß der Biſchoff von Pozenan die Abſchrift eines, vom Herzog ausgeſtellten eignen Bekenntniſſes vorgezeigt, „daß Dobryn gehorte zu der crone von Polen, und ewer wille wol were das es unſere Frawe die Konigin löſen mochte.“ (Herr v. Baczko 2r Theil p. 283. ſetzt dieſe Zuſammenkunft in das Jahr 1398. Daß ſie aber wirklich ſchon 1397 erfolgte, beweiſt ferner

Der von der Königin ausgeſtellte Geleitsbrief.

1397. Harte Mahnung der Königin, den Tractat von Thorn wegen Dobryn zu erfüllen. (Von dieſem Tractat iſt eben ſo wenig bekannt, als von dem Legaten, der Mallanus genannt wird, und vermuthlich derſelbe war, der auch die Händel mit dem Biſchoff von Wladislaw ſchlichtete.)

Der Briefwechſel mit der Königin wurde von nun an ſehr häufig.

1398. Meldung an den Herzog, daß Hedwig 23 zu Dobryn gehörige Dörfer gefodert.

1399. Das im Text erwähnte Schreiben an Witold. — Aus einem Schreiben Conrads an einen Polniſchen Hauptmann ſtehe hier folgende Stelle: Innotuit nobis quod Dominus dux Opuliensis Episcopus Culmensis nuper in itinere suo ad eandem suam ecclesiam culmensem in dominio et territorio nostris eandem feliciter gubernaturus, in regno Poloniae prope civitatem Calisiensem detentus sit et captus. Dann folgt die Bitte, den Herzog auf freyen Fuß zu ſtellen. — Die Nachricht iſt auffallend, denn nach dem Verzeichniß der culmiſchen Biſchöffe (Hartknochs Kirchenhiſtorie p. 162.) möchte es ſcheinen, als ſey der Herzog von Opeln erſt ſpäter zu dieſem Bisthum gelangt, da das culmiſche Regiſter den Tod des Grafen von Zeiz in das Jahr 1411 ſetzt. Allein der Herzog ſelbſt ſtarb ſchon 1403. Er hieß auch nicht Johann, ſondern Wladislaus.

1400. An denſelben. Vorſchlag, den Orden in Terminen zu bezahlen.

1403. Die im Text angeführte freymüthige Erklärung Conrads gegen Polen.

1404. Schreiben an den Herzog von Glogau und Sagan, und deſſen Aeltermutter, die Fürſtin von Oppeln. Hier äuſert Conrad die Befürchtung, vor den römiſchen König geladen zu werden. Warum berief er ſich nie auf Sigismunds Erlaubniß? es ſcheint faſt, dieſer habe eben ſo wenig erlauben, als der Herzog verpfänden rpfanden können. Aber freylich hätte Sigismund für Geld Gott weiß was Alles erlaubt.

1401. Mehrere Briefe an den Biſchoff von Plozk wegen des Zehntens und Bannes.

1404. Schreiben an die alte Herzogin **Offka** von Oppeln, welche klagte, daß ihr Enkel, Johann von Sagan, wider ihren, ſeiner Mutter und anderer Freunde Willen, die Verſchreibung, welche der Orden über Dobryn ausgeſtellt, den Polen überliefert habe. Conrad antwortete: er habe ſich bereits mit Polen friedlich vereint. (Der Tractat, durch welchen Dobryn abgetreten wurde, findet ſich im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 73. Er folgte gleich am andern Morgen, als Tages vorher der Friede war geſchloſſen worden.) Die alte Herzogin hatte den Hochmeiſter auch gebeten, ſich zu verwenden, daß der König gegen ſie, wegen dieſes Landes, „ſich etwas wohlthätig erzeigen möge," allein Conrad gibt ihr wenig Troſt.

1405. Schreiben an den Erzbiſchoff von Gneſen. Vorbitte für den Marſchall von Dobryn, weil ja der König verſprochen, die Dobryner es nicht entgelten zu laſſen, daß ſie treu am Orden gehangen. Dieſer Brief erwähnt auch des großen Widerwillens, mit welchem Jagello dieſen Punct bewilligte.

Das wenige, was Lucas David von dieſer Begebenheit erzählt, findet ſich im IX. Buche, und iſt vom Herrn v. Baczko in der Beylage V. zu ſeinem VII. Buche ausgezogen worden.

Zum fünften Kapitel.

Erwerbung der Neumark.

Herr von Baczko B. II. p. 277 liefert dieſe Verhandlung unvollſtändig. Pauli hat ſehr wenig davon. Die hist. de l'O. T. hingegen T. 4. p. 175 läßt ſich faſt allzuweitläuftig darüber heraus; doch fehlten ihr die handſchriftlichen Erläuterungen, welche die Regiſtrande mir geliefert hat. Aus dieſer geht unwiderſprechlich hervor, „daß Conrad viele Jahre lang durchaus die Neumark nicht kaufen wollte, ſo oft er auch darum angeſprochen wurde.“ Pauli irrt daher, wenn er p. 241 ſagt: Conrad von Jungingen bot ſich zum Käufer der Neumark an; und der Verfaſſer der hist. de l'O. T. hatte ſeine Lobſprüche von Conrads Weisheit in *dieſem* Falle ſparen können. Daß Kaiſer Carl IV. jede Veräußerung ſeiner Hinterlaſſenſchaft hoch verpönt hatte, erzählt Schmidt in der Geſchichte der Deutſchen Bd. IV. pag. 2.

Schreiben an den Marggrafen Joſt von Mähren 1394. Der Hochmeiſter bekennt, daß Herzog Hans von Görlitz ihm die Neumark angeboten, da es aber dem Marggrafen zuwider ſey, ſo danke er für die Warnung und werde ſich auf nichts einlaſſen. —

An den Marggrafen von Meißen, 1395, der ihn vergebens überreden wollen, ſich des Landes zu bemächtigen. —

An Ritter und Knechte der Neumark, 1396. Conrad meldet ihnen, daß ihm Sigismund des Landes Schutz übertragen. Er iſt bereit dazu, und ermahnt ſie, dem von Wartenberg, des Königs Hauptmann, darin beyzuſtehn.

An den König von Ungarn, 1397, Weigerung, eine Summe auf die Neumark zu leihen.

An denſelben. 1401, wiederholte Weigerung; dem Orden niemals Geld und er ſey ohnehin in Krieg verwickelt, könne daher jenes Land nicht mehr beſchützen.

An den Herzog von Stolpe 1402, der ihn gebeten, beym Kauf der Neumark ihm nicht hinderlich zu ſeyn. Conrad erzählt, wie oft er ſie ausgeſchlagen, bis zuletzt der Woywode von Siebenbürgen mit mehreren Einwohnern der Neumark gekommen und Alle ihn ſo lange gebeten, bis er, aus Gefälligkeit, es gekauft. Man habe er auch ſchon große Summen darauf bezahlt, die Beſtätigungsbriefe der Erben empfangen, und ihm ſey gehuldigt worden.

Die ſchwere Auflage, durch welche die Kaufſumme erſchwungen wurde, erſtreckte ſich, nach Lucas David im IX. Buche, bis auf die erſten Bedürfniſſe, Bier, Brod u. ſ. w. (Siehe Baczko B. II. Beylage XIII. zum 7. Buche.)

An Markgraf Joſt von Mähren 1402, der, als Erbe, verbeten, noch mehr Geld auf die Neumark zu leihen. Conrad antwortet: Sigismund habe ſich anheiſchig gemacht, das Land frey von Anſprache der Erben zu überliefern.

An denſelben. Höfliche Verſicherung, er würde ſich auf nichts eingelaſſen haben, wenn er gewußt hätte, daß es dem Markgrafen ſo ſehr zuwider ſey. (Das war übrigens eine Unwahrheit, denn er kannte ſchon acht Jahre früher dieſen Widerwillen.)

An den Markgrafen von Meißen 1403, wegen der Anſprache auf Cüſtrin, die er an Sigismund verweiſt.

Ein ähnliches Schreiben an Otto Kittlitz wegen Tankow. —

Das Schreiben an die Neumärker 1404, in Betreff ihrer bey Sigismund angebrachten Klagen. —

An Sigismund 1405; der Beſtätigungsbrief des Markgrafen von Mähren ſey noch immer nicht gekommen. Sigismund halte es zwar für unnöthig; das gebe Conrad zu, ſo lange der König lebe, aber was ſoll werden nach ſeinem Tode? Czantoch habe, nach des Königs Briefen, ſtets zur Neumark gehört, man wolle es daher vom Johanniterorden einlöſen, allein der weigere ſich, unter dem Vorwand, das könne nicht ohne Bewilligung des Marggrafen Joſt geſchehn. Am Schluß das Verlangen, der Neumark nicht mehr Zölle und Beſchwerden aufzulegen, als ſie vormals getragen.

1406. Mehrere Briefe wegen Kittlitz und eines Polen Wirſiband, ihre Anſprüche auf Tankow betreffend. Conrad ſchlägt Mannen und Städte der Neumark zu Schiedsrichtern vor. Das verwirft Otto von Kittlitz.

An den Herzog von Stettin 1406, wegen Gränzſtreitigkeiten mit der Neumark.

An den Erzbiſchoff von Gneſen, der, 1407, Beamte in einige Dörfer geſandt, die, ſeiner Behauptung zufolge, im Reiche Polen liegen, und vom Hochmeiſter verlangt hat, daß er ſeinem Vogte befehlen ſolle, um dieſe Dörfer ſich nicht zu bekümmern. Die Sache hing mit Polens Anſprüchen auf Drieſen zuſammen, denn Conrad antwortete: wenn jene Dörfer von Polen an Drieſen verliehen wären, ſo wolle er des Erzbiſchoffs Begehren erfüllen, nicht aber wenn ſie zur Neumark gehörten.

Klage an den Marggrafen von Mähren über die Herren von Quitzow, die in der Neumark „rauben, ſchänden, nachtpuſchen, und hochmüthiglich jedes Recht ausſchlagen." Drohung, ſie ſelbſt zu züchtigen, wenn der Marggraf es nicht thun wolle, dem Orden aber nicht zuzurechnen, wenn bey dieſem Zuge die Seinigen zu Schaden kämen. —

Mehrere Streitigkeiten mit den Gränznachbarn, viel Raub und Mord von beyden Theilen verübt, denn auch der Ordensvogt ließ ſich viele Gewaltſtreiche zu Schulden kommen. Der Hochmeiſter antwortete auf alle Klagen, er wiſſe nichts davon, und erbot ſich, Tage zu halten, die gewöhnlich ungehalten oder fruchtlos blieben.

Endlich Schreiben an den König von Polen, 1408, (alſo ſchon von Conrads Nachfolger) man habe zwar auf dem Tage zu Kauen verſprochen, mit dem Hauſe Czantoch ſich nicht zu verwirren, nun ſprachen aber die Leute der Neumark, es gehöre zu dieſem Lande, und ſie wollten Gut und Blut dabey laſſen. Auch habe der König von Ungarn ſeinen Rath geſandt, und geſchrieben, man ſolle Czantoch nicht von der Neumark entfremden laſſen, ſonſt müſſe man es vergüten. Folglich könne man jetzt nicht anders. (Hieraus erhellt, daß auch Jagello, unter irgend einem Vorwande, ſich in die Sache wegen Czantoch miſchte.)

Das ſind die ſämmtlichen, auf den Verkauf der Neumark Bezug habenden Erläuterungen in der Regiſtrande. Man ſieht unter andern daraus, daß, gegen die Behauptung der hist. de l'O. T. t. 4. p. 187, Herzog Hans von Görlitz allerdings von der ihm ertheilten Erlaubniß, die Neumark zu veräußern, Gebrauch machen wollte. (Schannati Vindemiae litter. coll. I. pag. 1[illegible].)

Die Hauptnrkunde liefert Baczko in der Beylage XII. zum 7. Buche. Eben daſelbſt Beylage XXV und XXVI ſtehen, welche Summe noch 1409 und 1410 Sigismund ſich nachzahlen ließ.

Der Cod. Brandenb. t. 5. p. 240 enthält eine ausdrückliche Einwilligung des Markgrafen Joſt von Mähren, vom Jahr 1398, die Neumark dem Hochmeiſter zu verkaufen. Ich begreife daher nicht, wie noch 1402 dieſer Markgraf ſich dagegen ſetzen, und der Hochmeiſter noch 1405 ſo beſorgt um den Beſtätigungsbrief ſeyn konnte.

Der, wahrſcheinlich nur illuſoriſche, Verkauf an Polen iſt zu leſen im Cod. dipl. Pol. t. 1. p. 596. Es wird darin verſprochen, 14 Tage nach Oſtern den König in Beſitz der Neumark zu ſetzen, oder, wenn etwas dazwiſchen käme, das empfangene Geld alsdann zurück zu zahlen. Es wird aber nicht einmal beſtimmt, in welchem Termin Polen die übrigen 6000 Mark zahlen ſolle, und die ganze Summe war überhaupt ſo gering, daß wahrſcheinlicher iſt, Sigismund habe ſich nur in dem Augenblick auf eine gute Manier 4000 Mark verſchaffen wollen.

Gercken, in der Einleitung zu dem Cod. dipl. der Neumark, meint, der Orden habe zu wenig geboten, und Sigismund, durch dieſe Gaukeley, ihn nur zu einem höhern Gebot vermögen wollen. Dabey bliebe aber ſtets unbegreiflich, warum Jagello ſich zu dieſem Spiele hergeliehen?

Daß die Gränzen der Neumark ſich damals wirklich ſo weit erſtreckten, als ich angegeben, iſt klar erwieſen in Darſtellung der Rechte des Königs von Preußen auf Pomerellen, und in Gerckens angeführter Einleitung, Cod. Brandenb. t. 5.

Ebendaſelbſt p. 245 befindet ſich die gänzliche Schenkung Sigismunds vom Jahr 1429. Die übrigen Erläuterungen enthält das 9te Buch des Lucas David.

Zum ſechſten Kapitel.

Gothland und die Vitalienbrüder.

Ueber dieſen Gegenſtand haben ſich viele Irrthümer in die preußiſchen Geſchichtsbücher eingeſchlichen. (Siehe Baczko B. II. p. 169 u. f. Hist. de l'O. T. 1. 4. p. 151 u. f.). Meine Berichtigungen ſind ſämmtlich im geh. Archiv aus der Regiſtrande derer von Jungingen geſchöpft, welche eine große Anzahl in dieſer Sache gewechſelter Briefe enthält. Unter Andern ein Schreiben des Hochmeiſters an die Stadt Reval. Die Königin begehre, als Bürgen für den ſchwediſchen Frieden, acht Städte, (Gadebuſch nennt deren neune) worunter drey Preußiſche und Reval. Man ſolle daher das Städteſiegel überſenden, auf daß mit den preußiſchen Städten gemeinſchaftlich könne verfahren werden. (Bekanntlich verbürgten ſich nachher nur ſieben Städte, und es iſt ſchwerlich mehr auszumitteln, welche die achte geweſen ſeyn mag, deren der Hochmeiſter erwähnt.)

Vollmacht für den Grafen von Schaumburg, Comthur zu Schwetz, ausgeſtellt im Namen des Hochmeiſters und der Stadt Reval, wegen Befreyung des gefangenen Königs um eine Summe Geldes zu unterhandeln. 1395.

1395. — Es iſt irrig, wenn Dalin in ſeiner ſchwediſchen Geſchichte B. II. p. 459 ſagt, der Hochmeiſter ſey ſelbſt bey dieſen Unterhandlungen gegenwärtig geweſen. —

Dank an die Königin für Geſchenke und die den Geſandten erwieſene Gnade. 1395. Die Geſchenke beſtanden in einem Ringe, einem Bilde und andern Kleinodien. —

Die Königin wird erſucht, einen Befehl in das Oberland zu erlaſſen, weil von dort die Seeräuber mit Lebensmitteln verſorgt würden. 1395.

Entſchuldigung des Hochmeiſters wegen des Vorfalls mit den däniſchen Schiffen. Die Sache ſey ihm fremd und gehe alle Städte an, die er unterrichten und abmahnen wolle. (In den Preuß. Lieferungen t. 1. p. 124. iſt ein lateiniſcher Brief der Königin abgedruckt, in welchem ſie über dieſe Begebenheit Klage führt; die Jahrzahl 1395 ſtimmt zwar nicht überein, denn Conrads angeführtes Schreiben ſteht unter dem Jahr 1396, doch die Sache iſt erwieſen, auf das Jahr kommt wenig an.)

An den König von Schweden. Ablehnung ſeines Beſuches. Er ſolle nur Räthe ſenden. 1397. (Aus dieſem Schreiben erhellt, daß die Geſchichtſchreiber irren, wenn ſie behaupten, Albrecht ſey in Perſon nach Preuſſen gekommen. Siehe Dalin B. II. p. 466. Mehrere Irrthümer deſſelben Schriftſtellers, welche aus meinen angeführten Urkunden hervorgehen, mag der Leſer ſelbſt berichtigen.

Conrad meldet dem Könige, daß Herzog Ulrich von Meklenburg dem Orden um ſeinetwillen entſagt habe. 1397.

Klagen über die Stadt zum Sunde (alſo eine Hanſeſtadt), daß ſie den Vitalienbrüdern erlaube, den Raub in ihrem Hafen zu verkaufen. 1397. (Dieß iſt um ſo auffallender, da der Hanſeatiſche Bund ſelbſt harte Strafen darauf geſetzt hatte. Siehe Sartorius Geſch. des hanſ. Bundes Th. II. p. 640 u. f.)

Dieſelbe Klage an die Stadt Stettin gerichtet, daß ihr Herr den Kaufmann beſchädige, die Vitalienbrüder geleite und hege. 1397. (Damals gaben Fürſten öfter das Beyſpiel, andere Fürſten bey deren Unterthanen zu verklagen.)

Dieſelbe Beſchwerde, an Herzog Barnim von Stettin ſelbſt gerichtet, mit Benennung des Hafens Pene, in welchem er die Räuber aufnehme. 1398.

An den Rath zu Wisby. Eine Warnung vor den Seeräubern, die noch nicht ganz vertilgt wären. Es ſey nothwendig, bewaffnete Mannſchaft auf Gothland zu halten, darum ſolle der Rath die Bürgerſchaft verſammeln und zu Beyträgen auffordern. 1398.

Beſtätigung der Privilegien von Wisby und Gothland. 1398

An die Königin Margarethe. Bitte, nicht ungnädig zu ſeyn, und Erbieten Gothland abzutreten. 1398.

Der Hochmeiſter wird von Paul Quentin, Burgmann zu Frankfurt, einem Friedensmittler zwiſchen dem Orden und dem Herzog von Stettin vor der Königin gewarnt, und erklärt ſich darauf erzähltermaßen. 1398.

Ernennung der Admirale mit groſſer und kleiner Gerichtsbarkeit durch den Hochmeiſter. Es waren Arnold Hecht, Rathmann zu Danzig, und Arnold Herſerten, Rathmann zu Königsberg. 1398. (Der Orden nahm folglich zwar thätigen Antheil an der Ausrüſtung, hielt aber doch ſeine Ritter für zu gut um gegen Räuber zu fechten.).

Verſprechen, dem Könige von Schweden 9000 Nobeln für Gothland zu zahlen. In einem andern Briefe ſteht 10000. 1398. — Die Geſchichte des Afterprinzen Olaus erzählt Lindenblatt p. 70. Der Auszug aus Lindenblatt, in den Preuß. Samml. T. III. p. 231 ſagt nichts davon, daß er verbrannt worden.

Mehrere gewechſelte Briefe zwiſchen dem Hochmeiſter, Dänemark und Schweden deren Inhalt in den Text verflochten worden. 1399 und 1400. Einmal ſchickt die Königin einen Zelter und einen Schachzabel zum Geſchenk.

Schreiben nach Wisby, wegen einer Schatzung, um das Land zu erhalten. Die Gothländer haben gemeint, ſie würden kaum 500 Mark Silbers zuſammenbringen. Das ſey zu wenig und reiche kaum hin, 20 Weppener zu halten; es ſoll bey 85 bleiben. 1401.

Ernſte Mahnungen an Albrecht und die ſchwediſchen Städte, den Orden zu vertreten. 1401. 1402. 1404. Der Hochmeiſter wiederholt darin mehrere Male: die Königin habe erklärt, ſie wolle nicht um Gothland rechten, ſondern zu den Waffen greifen; er aber wolle keinen Krieg.

Erlaubniß für Wisby, die Söldner zu vermindern auf ihre eigene Gefahr. 1403.

Meldung an die Hanſeſtädte 1404, daß die Königin Gothland belagere, und daß Albrecht nicht helfen wolle, weil er mit Brandenburg in Krieg verwickelt ſey. (Es iſt alſo ſehr irrig, wenn die hist. de l'O. T. dieſe Belagerung in das Jahr 1398 ſetzt.) N. 180 des geh. Archivs enthält den 1404 auf Gothland geſchloſſenen Waffenſtillſtand auf 3 Wochen. Es wird ferner darin verſprochen, das von den Dänen erbaute Haus **Slyt** mit Aufgang der Sonne zu verbrennen und in 3 Tagen die Habſeligkeiten der Beſatzung, auch das Vieh, davon zu führen, alle Blyden, Büchſen und Armbrüſte hingegen darin zu laſſen.

Ein Schreiben des Hochmeiſters (1404) meldet dieſe Begebenheit dem Meiſter von Liefland mit mehreren Umſtänden. Das Ordensvolk war anfangs zu ſchwach und erhielt Verſtarkung durch vier Gebietiger von Balga, Mewe, Straßburg und Tuchel, „wol mit tuſend guter Lute." Nun beſchoſſen ſie die Feſte mit ſieben Büchſen acht Tage lang, und hätten ſie noch zwey Tage länger ſchieſſen müſſen; ſo würde ihnen das Pulver gemangelt haben. Zum Theil aus dieſer Urſach gingen ſie den Waffenſtillſtand ein. Dann folgt die Nachricht: die unſern haben der Königin wohl 200 Schiffe verbrannt und genommen „und haben geheert was ſie mochten abereichen." — Hier iſt der Waffenſtillſtand aus dem Original:

Wi alaut mangnuſſ, mangnuſſener, Otto von Penatel, knut Steſſ, Peter Akeſſp, ridder, Ewenſtuer truchaſſ, Ewenpyk, Claus Bleſſ, Conrad Nypers, knapen,

knapen, duhn withen allen die deſen Brief ſehen oder heren leſen, dat wie mit den erbaren Herren von Pruſſen die nu tur tiet off Gotland ſien, eynen Freden hebben opgenomen vnd gedegedingt, die ſol ſtahen drie Weken ſoll na dem Pingſtdage negeſt kommende, von allen denjenen di wi nu hebbgn op Gotland vnd binnen der tiet noch komen mogen ane allerley argeliſt, Alſo dat wie binnen der tiet botſchaft tu vnſer frawen konyginne tu Dennemarken ſenden ſolen, vnd willen, er tu fragende Wo ſie it halden wille, von des Landes wegen Gotland mit dem Hoemeiſter vnd ſienem Orden, vnd ſolen vnd wellen en bynnen Dren Weken als vorgeſchrewen ſtet ein antwort tu brengen, deſen Freden geloſe Wie ridder vnd knecht vorgeſchr. vor alle die Jene die nu mit Vns op Gotland ſien, vnd noch binnen der tiet komen mogen, von der konyginne wegen tu Dennemarken of dat lant to Gotland ſtete vnd vaſte tu halden, by true vnd eren ane allerley argeliſt, als vorgeſchrewen ſteet. Ok heben wie gedegedingkt mit den vorgeſchrewenen Herren von Pruſſen die nu op Gotland ſien, als von des Hueſſes wegen Slyt, dat wi op Gotland gebuet hebben, alle Vnſe gut dat wi op dem Huſe hebben, bynne deſen nechſte Dreen ader Vier tagen von dem Huſe tu bringen, vtgenomen Blyde, Buſſen, vnd alle Armbroſte die ane ſtegereyen ſien, dat ſoln Wi in den Slote laten. Ok ſolle wi alle leſende Vye, dat in dem Schlote is utdriſen vor dat Hues, den to nute den it tugehoret, vnd nu bed midweke nehſt komende ſolln wi vnd willen dat ehgeſchrewene Hueſſ Slyt mit der Sonnen Opgank vorburnen bed in den Grunt, dat alle Deſe vorgeſchreſen ſaken vnd degedingen by gude truwe ane argeliſt ſtede vnd faſte ſollen geholden werden von Vns vnd den Vnſen als ofengeſchreſen ſteyt, des hebben Wy Ridder vnd knecht ehgeſchrewen Vnſe Ingeſeln an deſen Brief gehangen die geſchrewen vnd gegewen is vor Slyt op Gotland In der Jartal Chriſti Viertienhundert Jar vnd im Vierden Jare am nechſten Sondage vor Pfingſten.

Mit zehn anhängenden Siegeln.

N. 117 des geh. Arch. liefert den Beyfrieden ſelbſt. In die Jahrzahl iſt auch wieder ein Loch gefreſſen, doch iſt die Urkunde ohne Zweifel auch von 1404. Die gegenwärtigen Sendeboten der Hanſeſtädte waren von Lübeck, Sunde und Greifswalde. Es ward bedungen, daß, wenn während des Beyfriedens, die preußiſchen Hanſeſtädte in Gemeinſchaft mit der Hanſe, Feindſeligkeiten ausübten, ſolches nicht als Friedensbruch ſolle angeſehen werden. Zum Abſchluß eines gänzlichen Friedens wolle man einen Tag in Schonen oder Calmar anberaumen. Käme der Friede aber nicht zu Stande, ſo ſoll der Hochmeiſter ſeinen Abſagebrief nach Helſingborg ſchicken, und, von deſſen Ankunft an gerechnet, der Beyfriede noch 6 Wochen dauern.

Wir Bruder Ulrich von Jungingen Kompthur zu Balge, Johann von Schonenfeld Kompthur zur Oſterode, Grave Johann von Sein Kompthur zur Mewe, Frederich von Wallenrode Kompthur tzu Straßburg, Heinrich von Swellenborn Kompthur tzum Tuchel, Wilhelm von Eppingen Hußkomthur tzu Konigsberg, Conrad von der Beſen, Huſkomthur tzu Danczke, Johann von Tyergarten Groſſcheffer zu Marienburg vnd Johann von Techwitz, Fogt zu Gotland deutſchs Ordens, Thun offenbar allen, die deſen Brieff anſehen ader hören leſen, daß die erbaren Sendeboten von den Steten, Herr Jordan von Pleskau Burgmeiſter tzu Lübke, Herr Wulff Wulffſlam Burgmeiſter tzum Sunde, Herr Lodewig mineklaue, ratmann tzum Gripſewalde, Eynen Frede gethedinget vnd begriffen haben, tzwuſche dem Hochgeborne Irluchten Konig Erike von Denmark, Swede und Norwegn ꝛc vnd der Irluchten Frawen Margarethen Koniginne tzu Swede vnd Norwegn, vnd deme Erbaren des riches Denemarken eremannen, Dynern, vnd allen Inwonern der dryer Riche, vnd die durch eren Willen thun vnd laſſen wellen von eyme Theile, vnd vnſm Hoemeiſter ſienen Orden vnd allen die durch ſienen Willen thun vnd laſſen wellen am andern Theile. Der Frede ſall ſich anheben am nehſte Mitwoche vor ſendte Margarethetage der heiligen Juncfrawen nehſt kommende vnd ſall ſtehen baß tzu ſendte Johannis Babtiſtentage ſiener gebort, nehſt zu kommende, off deme Lande vnd off deme Waſſer truliſchen tzu halden, wer aber eyngerley Fürſte Herre, Ritter ader Knecht her were wes gradus der were, der beuſſen der dryen Rychen beſeſſen wer, vnd des vorgeſchreuben Herrn Königs oder der Frawen Koniginne man wer, der Vnſes Homeiſters Orden oder die ſienen mit hanthaſtiger thaet, angegriffen hette vor deßem frede von deme ader von den ſal Vnß Homeiſter vnd der Orden nn nemen, das glych vnd recht iſt, kan Vnßm Hoemeiſter van den glich und recht geſcheben, ſo ſallen ſie des Fredes genieſſen, geſchehe Im aber kein glich vnd recht, thete denn Vnſer Homeiſter vnd ſein Orden etwas darumb, ſo ſol der Frede mete vngebrochen blieben, were auch eyngerley Fürſte, Here Ritter ader knecht welcherley ſtatus der were der Vnßen Homeiſter vnd ſienen Orden etwo mete bynnē dießem Frede angriffe, vnd thete den auch Vnſer Homeiſter vnd ſien Orden etwas darumb of den der den ſchaden thete oder gethan hette, do ſall der Frede auch nicht mete gebrochen werden, auch wer es Sache daß die Stete in der Henſe do Vnße Stete mete verbunden ſind, myt Imanden ſchelunge hetten, vnd ſie etwas darumb theten, do Vnſere Stete odir de eren mete weren, do ſall der Frede auch mete vngebrochen blieben, bynnen deßem vorgeſchriebnen Frede ſal man eynen bequemelichen Tag tzu Schonon ader tzu Calmarn bekomen tzu verſuchende ap Vnſer Homeiſter vnd der Orden mit dem vorgeſchriebenen Herrn Konige vnd der Frawen Konyginne vmb das Lant Gotland vnd die Stadt Wyſbu in gute und Freundſchaft entrichtet konnen werden, konde dis nicht geſcheen, ſo ſal der Frede glichwol ſtehen als vorgeſchrieben iſt, domete Wir Vnſers rechtes beyderſeyte vnnvorkümmert weſen ſollen; Vnd ap Vnſer Hoemeiſter vnd der Orden nach der tziet als deſer vorgeſchreben Freden ſteet dem Herren Konige vnd der Frawen Konyginne den Freden offſagen welde, das ſal he thun mit ſinem vorſegelte Briefe tzu Helſchinburg, vnd nach dem Tage wenne der Brief zu Helſchenburg geantwert wirt, ſol der Freden ſechs Wochen ſteen, auch ſallen alle Geſangenen die von beiden ſeyten gefangen ſien, tag haben bis zu der nechſten tagfart, wurde auch bynnen deßem Freden ichts unwiſſende genommen, das ſell man erſtatten . . . wirt unverworren wieder geben und würde jemands von beiden ſeiten bynnen dem Freden in ſemelicher maſſe gefangen . . . des gefengniß ledig vnd loeſſ ſien, vnd ſien gut vnd habe ſal man Im weder gebn. Deſſen vorgeſchrieben Freden vnd alle Artikeln geloben Wyr obgeſchriebene Komptuire, Huſkompthure, Groſcheff. vnd Fogt von Vnſers Hoemeiſters wegen, vor vn vnd ſienen . . . pruſſen vnd lyfflande by guten Truwe ane allerley argeliſt ſtete und feſte tzu haltende . tzu merer beſeſtunge deſer Dink haben Wyr Vnſe Ingeſegele an deſſen Brief laſſen hengen der gegeben iſt in der Jarzal Chriſti Viertzenhundert Jar vnd im Vierden Jare am Donnerſtage nehſt nach ſendte Peter vnd Paulitage der heiligen Apoſtel.

(Anmerkung. Die offengelaſſenen Stellen ſind im Original vom Moder zerfreſſen.)

Erbieten des Burgemeiſters von Straſſund, Wolf Wolflam, den Frieden zwiſchen Dänemark und dem Orden zu vermitteln. 1404. Des Hochmeiſters Antwort iſt im Text mitgetheilt

Conrad verſpricht der Königin, ſich in Calmar zu Beylegung des Streites einzufinden. Danket zugleich für ihr freundliches Erbieten einer Vermittelung, wenn ſie nöthig ſey, zwiſchen dem Orden, Frankreich, England und Holland. Der Orden ſey mit Allen in Minne und Frieden. 1405. (Man ſieht aus dem ganzen Betragen der Königin, wie viel auch ihr an dem guten Vernehmen mit dem Orden gelegen war.).

Bericht an die Königin, wegen des mit Albrecht gehaltenen Tages. Warnung vor dem Herzog von Meklenburg u. ſ. w. 1405. 1406.

Klage über den Grafen von Delmenhorſt daß er Seeräuber hege. 1406.

Bitten der Gothländer unter des Ordens Herrſchaft zu bleiben und Antwort darauf. 1406. 1407.

An die Königin. Der Tag zu Calmar ſey diesmal fruchtlos abgelaufen, weil König Erich erklärt habe, ohne die Königin könne er ſich der Sache „nicht unterwinden und vollmächtigen." Erbieten einen andern Tag zu halten wo ſie will, und Bitte, die arretirten Güter indeſſen frey zu geben. 1406.

Alle dieſe Schreiben, welche die Sache im klaren Zuſammenhange darſtellen, enthalten nicht ein Wort von dem in Schweden erhobenen Kopfgelde, um Gothland einzulöſen; (Magnus Goth. Sueonumque hist. p. 786.) nicht ein Wort davon, daß der Hochmeiſter die Statthalterſchaft über Gothland einem Vorfahren des Erzbiſchoff Magnus übertragen; (eben daſ. p. 385.) nicht ein Wort von den 20000 Dublonen, für welche die Inſel einſt verpfändet worden; (Conrad fodert nie mehr als die 9000 Nobeln und erhält auch nicht mehr) nicht ein Wort von den Kriegskoſten, die ihm ſollen erſezt worden ſeyn. Wenn alſo — wie ich im zweyten Bande, laut dem Zeugniß angeſehener Schriftſteller, erwahnt — Gothland ſchon an Conrad Zölner für 20000 Roſenobel verſezt worden war, ſo muß es damals wohl ſehr bald wieder eingelöſt worden ſeyn; oder alle jene Schriftſteller haben geirrt.

Die Hist. de l'O. T. zweifelt an dem Vorgeben des Barre, Verfaſſers einer Hist. d'Allemagne, daß Margarethe alle Mittel der Unterhandlung erſchöpft habe, bevor ſie zu kriegeriſchen Maßregeln geſchritten; und ſagt: dieſer Barre ſey der einzige Schriftſteller, der dieſe Behauptung aufſtelle. Er war folglich auch der einzige wohl unterrichtete, wie aus den angeführten Urkunden erhellt. Des Pontanus Erzählungen hingegen ſind größtentheils irrig. Der auffallendſte Irrthum iſt der vorgegebene Tractat von Helſingborg vom Jahr 1398, unter Vermittlung des Kaiſers Wenzel. (Gadebuſch T. I. p. 513 hat 1395, und läßt den Hochmeiſter in Perſon dabey erſcheinen.) So groß auch die in der Hist. de l'O. T. aufgeſtellten Autoritäten des Pontanus und Meursius ſeyn mögen, (Dalin citirt MESS. Anal. p. 216, die mir unbekannt ſind) ſo kann doch nicht wahr ſeyn, daß der Hochmeiſter in dieſem Tractat die Inſel für 9000 Nobeln abgetreten, denn warum hätte ſonſt noch acht Jahre hindurch Margarethe dieſe Zahlung ſtets verweigert? Warum hätte ſie ſechs Jahre nachher Wisby belagert? ein Krieg, der ihr doch wohl mehr koſten mußte als die 9000 Nobeln, welche aufzutreiben ſie nicht im Stande ſoll geweſen ſeyn? Vielmehr wurde eben in dieſem Jahre erſt die Verabredung zwiſchen Conrad und Albrecht getroffen, daß der Erſtere dem Leztern 9000 Nobeln zahlen ſolle. Der ganze Tractat von Helſingborg ſcheint mir ein Mährchen; und für einen andern von Coppenhagen, der gleich darauf gefolgt ſeyn ſoll, gibt es auch keinen beſſern Bürgen als Pontanus. Durch denſelben ſollen die nordiſchen Reiche ſich verpflichtet haben, an keinem Kriege gegen den Orden Theil zu nehmen; er ſoll unterzeichnet ſeyn am 1ſten September 1398, durch König Erich und eine große Zahl von Senatoren. Zur Hälfte iſt die Sache wahr. Ich theile hier die Urkunde vom Jahr 1399, nicht 98, aus dem geh. Archiv mit, woſelbſt ſie noch im Original befindlich iſt, unter n. 363, und in welcher kein Wort von Gothland vorkommt.

Wir Bruder Conrad von Jungingen Homeiſter des Ordens der Brudere des Spitals Sente Marien des dutſchen Huſes von Jeruſalem bekennen vnd betzugen In deſem kegenwertegen Briffe, daß vmb ſunderlicher Gnade Gunſt und Liebe willen alſo Wir vernomen haben dy tzwiſchen den Allerdurchluchtigſten Forſten vnd Herrn . . . Herrn . . . etwan Kunigen der Riche Dennemarken Sweden vnd Norwegen vnd den Iren. — Vns Vnſerm Orden vnd Vnſern Vorfarn von alders bis nu geweſt ſint, vnd wir auch nu, Vnſer Orden vnd die Vnſern von den vorgenandten drien Richen vnd den Iren vinden vnd befunden haben, vnd noch hernachmals vormuten von In vnd den Iren vortan ab Gottwil tzuberwieſende, So habe Wir nach Rathe vnd Willen vnſers Rates vnd vnſer Gebietiger gemacht eine Freundſchaft, Mynne, eyntracht vnd eynen gantzen Frede czu ewegen Czieten, mit dem Allerdurchluchtigſten Forſten vnd Herren Erich Kunige der Riche Denemarken Sweden vnd Norwegen v̄ Irer Lande vnd Stette dorInnen, vnd Synen Nachkomlingen Kunigen vnd den Iren alſo daß Wir, Vnſer Nachkomelinge vnd dy Vnſern der Lande Pruſſen vnd Liefland wider in vnd die Iren In keynerleye Wyeſſe thun wellen aber ader ſollen, weder mit rathe noch mit tate vnd auch keinen krieg oder Orlov mit Jnen czu haben Jr ergeſtes vn Jren ſchaden Jn keynerley Wieſe auch nicht czu thuende, ſonder allerley arge vnd holſſerede, doch alſo daß ſy Vns vnd dy Vnſern vnd Vnſre Frunde kye rechte laſen, vnd vnderlangs eyne den andere rechts pflegen. Vnd ab Jmand ader keyn H're mit den vorbenumten Riechen, nachkommelingen kuntgen ader mit Jren Landen vergeſchreben krieg ader Orley anſlüge do ſollen Wir vnd die Vnſern ſtille zu ſizen vnd darczu keine Holffe thuen mit Ratte noch mit Tatte als vorgeſchrieben ſtet, desgleichen als vorgeſchrieben ſtet Jn aller Maſe ſollen ſy vnd die Jren Vns Vnſern Nachkomlingen Homeiſtern der vorgeſchrieben Lande, vnd deſe vorgeſchrebnen Lande vnd in Vnſern wider thuen vnd pflichtig ſyn, Vnſer vnd der Vnſern vnd dyſer vorgeſchrebñ Lande ergeſte vnd ſchaden in keynerley Wieze auch nicht czu thuende, aber czu wiſſende als hie vorgeſchrieben ſtet. Auch wellen Wir, das dy us Jren Riechen vnſer Lande ſuchen mogen, dorJnne czu kaufſchlagen dar czu varende vnd czu kerende Jre Gut vnd kowfenſchacz czu handelnde Jn allermaſe als von alders Frieſte geweſt iſt, czu ewigen Czieten desglichen ſollen dy Vnſern vnd dy vs deſen vorgeſchrbñ vnſern Landen wyder thuen Jn den vorgeſchrbnen Riechen als Denemarken Sweden vnd Norwegen etc. faren vnd keren Jre Gut vnd kowffeſchaz dorJnne czu handeln in allerley maſe. Vnd nach ſulchen Priwilegien vnd Brieffen vnd in ſulcher Wieſe als der Allerdurchluchtiſte Forſte vnd Here H're Erich Kunig der Riche vorgeſchreben den Steten die nu in den dutſchen Henten ſint nu czu koppenhofen geconfirmiret hat hir nach Vnderlanges czu blivende als vorgeſchreebñ ſtet.

Das alle diſſe vorgeſchriebn ſtüke vnd artikele gancz ſtete vnd veſte von Vns vnd Vnſern Nachkomlingen gehalten werden czu ewegen Czieten Jn allermaſe als vorgeſchrbn ſtet So haben Wir Bruder Conradt von Jungingen Hoemeiſter vorgenant Vnſer Jngeſigel mit deſer nachgeſchrbn Vnſer Gebietiger von Pruſſen vnd von Lifland Brudere Vnſers Ordens Jngeſeilln Wennemar von Brugghenov Gebittigers czu Liffland, Wilhelm von Helffen-

Helfenſtein Groskompturs, Werners von Tettingen Obirſtenmarſchalls, Grafe Conrad von Kyburg oberſten Spitalers vnd Compthurs zum Elbinge, Johann von Beyard oberſtes Trappiers vnd Compturs zu Chriſtburg, Gottard von Webcke Treſlers, Bernard Hevelmann Landmarſchall zu Liffland, Conrad von Vittinghoffe kompthurs czur Velye, Ditherichs von Wilborch komthurs czu Revel, Herman Vinke Foigts czu Jerwen, Graffe Meynhard von Eberſtein kompthurs czu Goldingen an deſen Brief laſſen hengen der gegeben iſt vff Vnſerm Huſe Marienburg an Sent Johannistage des Tewffers nach der gebort Vaters Herrn Jeſu Xſti Tuſend Drithundert im nuen vnd nuenzigſten Jare.

Mit zwölf anhangenden Inſiegeln.

Der eigentliche Friede nach dem Entſatz von Gothland, wurde erſt 1404 geſchloſſen.

Die hist. de l' O. T. findet, daß es gar nicht möglich geweſen, die Sache wegen Gothland vortheilhafter zu beendigen. (Sie hätte ſagen ſollen ehrlicher.) Die Einlöſung ſey ſchon früher geſchehen; jetzt habe man dem Orden auch noch alle Koſten erſetzt, und er habe zugleich Sicherheit von dieſer Seite, beym etwanigen Ausbruch eines Krieges mit Jagello, errungen. Ich habe von alledem nichts gefunden.

Herr v. Baczko hat hier, außer Schütz, (der auch viele Irrthümer vorbringt) bloß das 9te Buch des Lucas David benutzt, welches den Kampf gegen die Seeräuber erzählt. Den Namen derſelben leitet Schütz davon her, daß ſie anfangs bloß von den Schiffen, welche ihnen begegneten, Lebensmittel verlangt oder geraubt hätten. Die Ableitung der hist. de l' O. T., aus Dalins ſchwediſcher Geſchichte B. II. p. 454 entlehnt, ſcheint mir glaublicher; denn Leute, die ſo arm ſind, daß ſie. bloß um Lebensmittel zu kapern, in See ſtechen, würden wohl ſchwerlich die dazu nöthigen Schiffe ausgerüſtet haben. Sartorius in ſeiner Geſch. des hanſ. Bundes behauptet Th. II. p. 646, man habe in Meklenburg verkündigen laſſen, daß Jedem frey ſtehe, Kaper auszurüſten,

rüſten, und auf eigne Gefahr gegen die Dänen zu kreuzen. — Die 15000 Mann, welche Conrad, in Verbindung mit den Hanſeſtädten nach Gothland führte, ſollen die Belagerer, mit Verluſt ihres Lagers, ihrer Waffen, Pferde u. ſ. w. gänzlich geſchlagen haben, wie Pauli p. 241 aus Ludwigs Rel. anführt.

Herr von Baczko ſtellt allerley ſcharfſinnige Muthmaßungen auf, warum der Orden ſich um Gothland ſo viele Mühe gegeben? ſie werden aber ſämmtlich durch Conrads Briefwechſel widerlegt. Der Orden hatte anfangs keinen andern Zweck, als die Seeräuber zu vertilgen; und hernach keinen andern, als ſein Geld wieder zu haben. Alle die feinen Handelsſpeculationen fallen weg.

Zum ſiebenten Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Die Nachrichten, welche ſowohl preußiſche als liefländiſche Geſchichtſchreiber von dieſer Begebenheit liefern, ſind äußerſt dürftig. Von den Anſprüchen des Prinzen Otto von Stettin und allen Folgen derſelben, die dem Orden ſo große Gefahr drohten, wußte Niemand, außer Gadebuſch, und auch dieſer nur wenig. Die Regiſtrande derer von Jungingen iſt hier abermals die reichhaltige Quelle, aus welcher ich ſchöpfte. Folgende dort befindliche Briefe enthalten die Hauptbelege.

Conrads Verantwortung gegen Herzog Steffen in Bayern 1395, die beſonders ſo manche merkwürdige Aeußerung enthält, daß der Orden Riga als ein Reichslehn, und ſich ſelbſt als vom Reiche abhängig betrachte, „ſam dy do von ihm haben ein heilge ſtifftunge, Privilegia, Freyheit, Beſchirmung.“

Erwähnung der päpſtlichen Bulle, welche dem Kaiſer das Stift empfehle, worauf dieſer auch ſogleich erklärt habe, daß Riga dem Reiche angehöre.

An die Herzöge Barnim und Warzlaus von Stettin. Verſicherung, daß der Papſt, dem man gehorchen müſſe, aus eigner Bewegung gehandelt. Gern würde man ſonſt den Prinzen Otto aufgenommen haben. (Hier ließ der ſonſt ſo ehrliche Hochmeiſter ſich eine höfliche Unwahrheit zu Schulden kommen, denn der Orden hatte längſt nach dem Stift getrachtet. Lucas David macht bey dieſer Gelegenheit im IX. Buche p. 2373 die derbe Bemerkung: „man hat die ehrgeizigen und blutdürſtigen Wanſte nicht erſättigen können.“

An dieſelben Herzöge, wie auch an viele andere Fürſten. Der neue Erzbiſchoff, ein Ordensbruder, den man in Schutz nehmen müſſe, ſolle die Kirche halten wie ſeine Vorfahren, dem Reiche werde nichts dadurch entzogen, „wenn wir und der ganze Orden ſind des Reiches.“ (Arndt, der p. 114 noch am meiſten, obwohl auch nur wenig, von dieſen Sachen weiß, macht den vertriebenen Erzbiſchoff zum Patriarchen bald von Antiochien, bald von Alexandrien; Kranz gar zum Patriarchen von Litthauen. In Conrads Briefen ſteht blos Alexandrien. Johann von Wallenrod war zuvor kein Bruder des Ordens wie man gewöhnlich glaubt, ſondern ſein Uebertritt wurde ihm, mit Genehmigung des Papſtes, zur ausdrücklichen Bedingung gemacht. Er ſcheint es ungern gethan zu haben, daher vielleicht ſein nachmaliges zweideutiges Betragen.)

n. 761 des geh. Archivs bewahrt eine lange Bulle Bonifaz IX. vom Jahr 1393, in welcher alles Vorgefallene erzählt, und willfährig geglaubt wird, daß Wennemar von Bruggeney die Güter des Erzſtifts blos beſetzt habe, um ſie vor den Ungläubigen zu ſchützen. Dann mahnt der Papſt um Ablieferung der Einkünfte, da er erſt 5000 Goldgulden empfangen, das ganze jedoch, nach glaubwürdigen Nachrichten, ſich auf 11500 belaufe. So hoch gibt auch Arndt den Ertrag des Erzſtifts an, allein er muß weit höher angenommen werden, denn Bonifaz fügt ausdrücklich hinzu: „nach Abzug der Koſten für Unterhaltung und Beſchützung;“ ſolche Koſten pflegte der Orden nicht geringe zu berechnen. Die Bulle iſt auch befindlich in Hiärne's Collectaneen, ren, wo gleichſalls eine päpſtliche Quittung über die ganze Summe, und ein Verſprechen des Procurators vorkommt, jährlich, außer dieſen 11500 Gulden, auch noch 500 Gulden für die Kanzleybedienten (gentibus ipsius camerae) abzuliefern.

Ein Schreiben, in dem abermals das Bekenntniß vorkommt: „da wir nun mit unſerm ganzen Orden ein Glied ſind des heiligen Reiches, als wir auch von ihm haben unſere heilige Stiftung, wollen alſo nicht das Lehn zu Riga dem Reiche entfremden.“

An den Erzbiſchoff von Hildesheim. Verantwortung: der alte Erzbiſchoff ſammt den Thumherren ſeyen „von eignem Uſſatz“ aus dem Lande gezogen, gerade zu der Zeit, als ſie einen friedlichen Tag mit dem Orden aufgenommen. Bitte, ſich im Hofe zu Rom für den Orden zu verwenden, weil man durch heimliche Freunde erfahren, wie derſelbe dort verleumdet werde.

An Suantibor: Erklärung, daß der vorige Hochmeiſter nicht Macht gehabt, dem Sohne des Herzogs das Stift zu verſprechen. Dazu ſey eine größere Gewalt vonnöthen, als den damaligen Sendeboten mitgegeben worden.

An Herzog Hanſen von Mecklenburg. Man habe erfahren, daß der junge Herzog Albrecht heimlich, nur ſelb dritte, nach Reval gekommen, ſich drey Tage dort aufgehalten, und dann mit den Vitalienbrüdern nach Dorpat gezogen, um den Orden aus Liefland zu vertreiben.

Anfrage, weſſen man ſich zu verſehen habe?

An den Meiſter von Liefland, daß er eine gleiche Anfrage an den Biſchoff von Dorpat erlaſſen, auch Ritter und Knechte des Landes warnen, und für allen Schaden verantwortlich machen ſolle. Schlöſſer und Städte empfiehlt er ihm wohl zu bewahren, und nicht anzuſehen Koſten oder Zehrung, „wenn es beſſer iſt, daß man es ehrlich verzehre, denn daß es von andern genommen werde.“ Die Vitalienbrüder (meint der Hochmeiſter) hätten doch einen weiten Weg zu Lande, er hoffe daher, man könne ihnen wohl wehren. Von den Herzögen von Mecklenburg und Stettin, die der Biſchoff in's Land geladen, ſagt er: „und wir nicht prüfen, daß ſothane Herren nutze ſind dem Lande und dem Orden do zu Liefland.“

An Herzog Suantibor, der ſich für zehn entwichene Thumherren und viele Ritter und Knechte verwendet, die mit ihnen ausgewandert, und deren Güter eingezogen worden, weil ſie dem Prinzen Otto beyſtehn wollen. — Der Hochmeiſter ſagt, man habe ſie oft genug geladen, zurück zu kommen, allein vergebens. Nun wiſſe man nicht, was der neue Erzbiſchoff thun werde. Indeſſen bittet er den Meiſter von Liefland, daß, wenn noch keine Thumherren gekohren werden, man die alten wieder aufnehmen möge; aus Achtung für den römiſchen König, der ſie in Schutz genommen und ſagen möchte, man thue es ihm zum Verdruß. Auch meldet Conrad dem Meiſter, es ſey wohl nur ein bloßes Gerücht, daß Prinz Otto mit großem Volke durch Rußland und Littauen nach Liefland ziehen wolle; indeſſen ſolle er doch auf ſeiner Huth ſeyn, denn der Herzog allein ſey zwar nicht mächtig genug, es durchzuziehen, allein er habe mächtige Freunde.

An Ritter und Knechte von Dorpat. Sie ſollen den Biſchoff überreden, daß er vier Friedensunterhändler aus ſeinem Stifte wähle; daſſelbe werde auch der Meiſter von Liefland thun, und der Hochmeiſter ſelbſt einen Gebietiger dazu ſenden. (Arndt behauptet p. 116, man habe von dem Biſchoff einen jährlichen Tribut, oder Räumung ſeiner Stiftsgüter begehrt; allein davon ſchweigen die urkundlichen Nachrichten. Conrad gibt, als Urſprung der Fehde, mehrere Male blos Dietrichs Freundſchaft für den vertriebenen Erzbiſchoff und deſſen Abſicht an, den pommerſchen Prinzen in das Stift zu bringen.)

An Johann von Wallenrode. Vorwurf, daß er mit den alten Thumherren Heimlichkeiten habe, und ſie höher achte, als die Thumherren des Ordens, da ſie doch ſchwerlich zum Frieden riethen, ihn auch vormals überall ſo ſehr verläſtert hätten. Er ſoll ſie im Zaume halten, und auch einige Mannen ſeines Stiftes, beſonders die von Roſen. Auch habe man vernommen, daß er die Wahlfreyheit des Kapitels hindern, und ſeine Schlöſſer mit Leuten bemannen wolle, die im vorigen Kriege gegen den Orden gedient. Kurz, der Hochmeiſter werde täglich gewarnt, daß Johann damit umgehe, das Biſthum dem Herzog von Stettin zu verrathen.

Ein merkwürdiges Schreiben an den Meiſter von Liefland, in welchem der Hochmeiſter die Einrichtung der Wahlen im Thumkapitel umſtändlich verſchreibt, und zwar folgendermaßen:

Jährlich hält der Biſchoff ein Kapitel. Jeder, der ein Kirchenamt bekleidet, übergibt daſelbſt dem Biſchoff ſein Inſiegel. Dann kieſet man den Propſt, entweder per scrutinium, oder per compromissum. Im erſten Fall nimmt der Biſchoff zu ſich einen oder zwey Erforſcher aus dem Kapitel, und ſammelt von jedem Thumherrn einzeln und heimlich die Stimme. Wer die meiſten Stimmen hat, iſt Propſt. Hierauf ſoll der neugewählte Propſt einen Thumherrn zum Dechanten vorſchlagen (austreiben wird es hier immer genannt); es geſchieht, und der Biſchoff fragt die übrigen, ob ſie etwa einen andern austreiben wollen? Meldet ſich keiner, ſo muß jeder Thumherr durch ein lautes Ja die Wahl des Dechants billigen, der hierauf das Inſiegel ſeiner Würde empfängt. Eben ſo werden die Aemter eines Cuſtos, Scholaſticus, Cantor u. ſ. w beſetzt. Alle dieſe kann auch der Biſchoff nicht abſetzen ohne Zuziehung des Kapitels. Geringe Kirchenämter vergibt allein der Propſt mit dem Kapitel ohne den Biſchoff. Im zweyten Fall (per compromissum). Der Biſchoff und das Kapitel bevollmächtigen drey Thumherren, den Propſt zu wählen u. ſ. w. Der Meiſter von Liefland ſoll ſtrenge auf dieſe Einrichtung halten, zumal, da der meiſte Theil der Thumherren aus Ordensbrüdern beſtehe. (Man ſieht, dem widerſpenſtigen Erzbiſchoff ſollten die Flügel beſchnitten werden.)

An den König von Schweden. Dank für deſſen wohlgemeinte Warnung, und Bitte, den Seinen nicht zu erlauben, ſich mit des Ordens Widerſachern zu vereinen, auch ſeine Häfen dieſen zu ſperren. Hingegen ſolle den Schweden verſtattet werden, dem Orden Hülfe zu leiſten.

An Ritter und Knechte zu Dorpat. Ihr Biſchoff hat, mit Hülfe der Ruſſen und Litthauer, den Prinzen Otto eingelaſſen, und will ihm in das Stift zu Riga helfen. Ernſte Abmahnung.

An den Rath zu Riga, gleiches Inhalts; worin auch erwähnt wird, daß der Kaiſer dem Prinzen gleichfalls das Bisthum verſprochen, wozu er doch keine Macht gehabt.

An den Procurator zu Rom, der ſich bemühen ſoll, auch die Dörptiſche Kirche dem Orden zuzuwenden, ſobald ſie erledigt werde. Alle Klagen gegen Dietrich werden hier wiederholt, und erwähnt, daß der Bund, den er mit Ruſſen und Litthauern gemacht, mit 30 Siegeln verſiegelt ſey, die der Großherzog den Gebietigern gezeigt habe. (Alle obige Briefe ſind vom Jahr 1395.)

An den Landcomthur in Böhmen. Er ſoll den Orden vor Papſt und Kaiſer gegen Dorpat vertheidigen. Alle hätten dem neuen Erzbiſchoff geſchworen, der ſeit zwey Jahren regiere, nur Dietrich nicht. Erzählung aller Feindſeligkeiten, die derſelbe unternommen, und deſſen ſchändliche Verbindung mit den Vitalienbrüdern.

An den Rath zu Riga, welcher in Erfahrung gebracht, daß der Orden auf allen Seiten mit Krieg bedroht werde. Conrad erklärt es für leere Gerüchte, von boshaften Feinden ausgeſprengt. Der römiſche König, der von Schweden, die Churfürſten, die Königin von Dänemark, „ſind Alle unſere gnädige Herren und des Ordens günſtige Föderer." Auch die Seeſtädte Lübeck, Sunde u. ſ. w.

An Herzog Barnim von Stettin, der geklagt hat, daß man die Leute an den Preußiſchen Gränzen anhielte, und zurück ſende, wenn ſie nicht ſchwören wollten, daß ſie kein Gewerbe von Herzog Suantibor hätten. Conrad verſichert, er wiſſe davon nichts.

An Suantibor, auch an den Ritter Conrad von Swerin: er habe einen Brief aus der Hand eines ungläubigen Litthauers empfangen, des Inhalts, daß die Herzöge von Pommern den Verband mit dem Orden als gebrochen anſehen. Der Ritter ſolle dieſe Herzöge doch eines beſſern unterrichten. Sollte es aber ja ſo ſeyn, ſo hoffe er, daß ſie ihre Meinung nicht durch Ungläubige ihm verkünden würden; darum er auf jenen Brief noch kein Vertrauen ſetze.

An Suantibor. Er thue Unrecht, dem Orden zu entſagen. „Daß der alte Erzbiſchoff und das Kapitel Euren Sohn als filium adoptivum aufgenommen, ob das richtig oder möglich ſey ohne den Papſt, darum fraget Eure Weiſen.“ Bitte, ſich noch zu bedenken, wo nicht, zuvor eine alte Geldſchuld abzutragen.

Dieſelbe Mahnung an mehrere Pommerſche Städte, die für 2000 Schock Groſchen Bürge geworden. Zahlen ſie nicht, ſo erklärt der Hochmeiſter ſie für treulos und ehrlos und will ſich an ſie halten.

An den Biſchoff von Ollmütz. Erzählung, daß Dietrich 500 Seeräuber aufgenommen, „die alle in der Acht der Seeſtädte waren.“

(Alle dieſe Briefe ſind vom Jahr 1396.)

An Witold, der gebeten hat, den Biſchoff von Dorpat mit in den Frieden zu ſchließen, der damahls zwiſchen dem Großfürſten und dem Orden unterhandelt wurde. Conrad ſchlägt es ab. Der römiſche König habe ſelbſt den Biſchoff von Braunsberg nach Liefland geſchickt — (Arndt nennt ihn fälſchlich Biſchoff von Heilsberg) — zu unterſuchen und zu ſchlichten. Doch, um Witold gefällig zu ſeyn, wolle der Meiſter von Liefland einen kurzen Waffenſtillſtand mit Dietrich eingehn, und wolle dieſer mit dem Orden vor den Papſt treten, ſo ſolle während dieſer Zeit, der Beyfriede treulich gehalten werden.

An Witold, wegen ſeines zu wählenden Bruders Sohnes, der Cuſtos zu Cracau war, doch nicht namentlich bezeichnet wird.

Schreiben wegen einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Herzog Suantibor, die Conrad anfangs ablehnt, dann aber zuſagt.

An den römiſchen König, der ſich erboten, auf Johannistag in Breslau alles zu ſchlichten. Conrad weicht aus. Er müſſe zuvor die Rückkunft der Sendeboten abwarten, die er an Papſt und König abgefertigt. In

Liefland ſey jetzt der Biſchoff von Ermeland, was der teidinge, das genehmige der Orden.

An den Herzog von Mecklenburg. Die Fehde mit ihm und Stettin wird dem Könige von Ungarn anheim geſtellt. Ob und wie dieſer ſie vertragen habe, davon kommt nichts weiter vor. Wenigſtens iſt es in dieſem Jahre, 1397, noch nicht geſchehen, denn

Ein Schreiben des **Hochmeiſters** vom folgenden Jahre wirft noch dem Herzog von Stettin vor, daß er ſich nicht, verabredetermaßen, perſönlich eingefunden.

Die liefländiſchen Händel wurden 1397 am Johannistage zu Danzig beygelegt, worüber Arndt p. 116 nachzuleſen. Das gute Vernehmen zwiſchen dem Biſchoff von Dorpat und dem Hochmeiſter muß auch gänzlich wieder hergeſtellt worden ſeyn, da der Erſtere 1399 das Vertrauen zu Conrad hatte, Geld von ihm borgen zu wollen.

Ein hartes Schreiben an Johann von Wallenrod 1399, welches jedoch über die Urſachen des neuen Zwiſtes nur dunkle Aufſchlüſſe gibt. Der Hochmeiſter ſagt: „nicht um Land teff" wie der Erzbiſchoff meine, „ſondern um ganze Lande, Städte und Schlöſſer" werde geſtritten, über welche Jener Unterhandlungen außer Landes anſpinnen wolle. Man müſſe darüber in Liefland ſelbſt ſich beſprechen, und da der Biſchoff ſich deſſen weigert, ſo ſtellt Conrad die Sache Gott (und vermuthlich ſeinem Schwerte) anheim. Weitere Aufſchlüſſe finden ſich nicht. Aber 1404 ſchreibt

der Hochmeiſter an den Deutſchmeiſter, zu dem der Erzbiſchoff gezogen, die im Text angeführten Worte.

Die hist. de l'O. T. hat ſich (t. IV.) mehrere Irrthümer in dieſer Sache zu Schulden kommen laſſen, deren manche offenbar, wider beſſeres Wiſſen, aus Parteylichkeit gefloſſen ſind. So, z. B., behauptet ſie, Johann von Sinten ſey entwichen, weil er ſich der päpſtlichen Bulle nicht habe unterwerfen wollen, welche das Stift dem Orden zuſprach. Dem iſt nicht alſo. Das Stift ſtand einige Jahre unbeſetzt. Johann von Sinten floh, weil er ſeine Perſon in Gefahr glaubte bey Leuten, welche nichts ſchonten, wenn es darauf ankam, ihre Habſucht zu befriedigen. Er floh erſt, nachdem ſein Thumprobſt, der Friedensbote, von den Rittern war gefangen worden. Die Bulle, welche das Bisthum dem Orden verlieh, und deren Original nicht mehr vorhanden iſt, kann unmöglich vor der Entweichung des Erzbiſchoffs gegeben ſeyn, ſonſt hätte der Hochmeiſter nicht noch am Schluß des Jahres 1395 an Herzog Suantibor ſchreiben können: „Der alte Erzbiſchoff ſey ja bis in das dritte Jahr aus dem Lande geweſen, warum der Herzog nicht während dieſer Zeit die Erreichung ſeines Wunſches verſucht habe.“ Sonſt hätte ja auch der Papſt die Einkünfte nicht beziehen können.

Kranz in ſeiner Vandalia L. IX. c. 28 ſagt: man habe Johann von Sinten zwingen wollen, ein Bruder des Ordens zu werden, dem ſey er durch die Flucht entgangen. Dieſe, übrigens unverbürgte Nachricht, iſt doch vereinbar mit der, welche Arndt p. 114 ertheilt.

Gadebuſch begeht einen großen Irrthum, indem er den Prinzen Otto für einen Baſtard Kaiſer Wenzels ausgibt. Gebhardi in ſeiner Geſchichte von Liefland thut daſſelbe. Auch der Cod. dipl. Pol., den man, trotz aller ſeiner gerühmten Autoritäten, leider oft auf Unrichtigkeiten ertappt, liefert T. V. n. 68 und 69. p. 118 zwey Urkunden, wo Wenzel dieſen Prinzen illustrem Ottonem Seniorem natum nostrum nennt. Des Hochmeiſters Briefwechſel ſetzt außer allen Zweifel, daß er ein Sohn des Herzogs Suantiber von Stettin war. Vielleicht hat Wenzel geſagt: cognatum nostrum. — Ebendaſelbſt T. V. p. 176 ernennt Wenzel eine Menge Könige und Fürſten zu Schirmherren des Stifts (1395), es ſcheint aber nicht, daß irgend Einer derſelben ſich mit der Schirmherrſchaft habe befaſſen mögen.

Wie ernſtlich der Kaiſer ſich für dieſen Prinzen verwandte, (der, nach Conrads Behauptung, erſt 15 Jahre zählte) iſt aus den angeführten Urkunden des Cod. dipl. Pol. zu erſehen, wo er alle Reichsunterthanen aufſodert, ſeinem Schützling mit gewaffneter Hand beyzuſtehn. Auch die böhmiſchen Ordensgüter zog er ein, die er jedoch, wie Lindenblatt verſichert, bald wieder heraus gab. (Preuß. Samml. III, B. p. 225.). Gadebuſch ſagt T. I. p. 506, Wenzel habe die Güter zwar eingezogen, aber mit 115000 Gulden bezahlt. Lindenblatts 3. pt. p. 40 erzählt: der Erzbiſchoff habe bereits mit Witold alle Schlöſſer getheilt, dieſer aber ſelbſt dem Orden die Sache verrathen, und des Biſchoffs Briefe vorgezeigt. Auf dieſe verrätheriſchen Briefe berief ſich Conrad bey dem Kaiſer, und erhielt dadurch die Ordensgüter in Böhmen und Mähren wieder.

P. 43 nennt Lindenblatt die Schiedsrichter, welche den Streit mit Dorpat und Riga beygelegt. Sie waren, von Seiten des Ordens, der Propſt von Oeſel und der Burgemeiſter von Reval. Von Seiten Dorpats der Burgemeiſter von Lübeck, der Obmann, der vom Kaiſer beauftragte Biſchoff von Ermeland. „Da tat der Biſchoff von Dorpat dem Erzbiſchoff von Riga Gehorſam, was er vor nicht thun wollte." (Siehe auch Arndt p. 117 in der Note.)

Von den ſpätern Händeln mit dem zweydeutigen Johann von Wallenrod, hat kein Schriftſteller etwas gewußt. Nur Leo hist. Pruss. p. 183 ſagt: Sed diuturna pax isto non fuit. Nam finitis quatuor hebdomadibus rursus altercatio coepit. Er weiß oder ſagt aber nicht, worin dieſe neue altercatio beſtanden.

Zum achten Kapitel.

Nachbarliche Verhältniſſe mit kleinern Fürſten.

Ohne die Regiſtrande derer von Jungingen würden wir von dieſen Verhältniſſen faſt nichts mehr wiſſen, daher der Irrthum verzeihlich, den Hr. v. Baczko im 2ten Bande ſeiner Geſchichte p. 370 begeht, indem er, (ſo wie Pauli p. 235) behauptet, der Orden habe mit den Pommerſchen Herzogen im beſten Vernehmen geſtanden.

Ein Schreiben an Warzlaff den Jüngern, Herzog von Stolpe, 1394, in welchem Conrad erſucht, die ge-

ſange

Das höfliche Schreiben an die Herzöge von Stolpe und Stettin wegen Räumung der Güter des Biſthums und Kapitels von Camin, die dem Hochmeiſter ganz unverbindlich vom Pabſte übertragen ſey. 1405. (Wäre der Orden nicht durch die Schlacht bey Tannenberg ſo ſehr geſchwächt worden, ſo iſt wohl kaum zu zweifeln, daß dieſer erſte Schritt, ſich feſten Fuß in jenen Herzogthümern zu verſchaffen, und, mit einer Art von Recht, bewaffnet dort aufzutreten, die Verſchlingung auch dieſer Länder würde nach ſich gezogen haben. -- In der Fortſetzung des Verzeichniſſes der Geheimen Urkunden p. 112 n. 4 lieſt man: der Hochmeiſter macht mit Herzog Wartislaw VIII. einen ewigen Frieden u. ſ. w. dat. Marienb. dominic. Judica.

Von den Verpfändungen Semovits, Herzogs von Maſovien, und deren Einlöſung, iſt Lucas David im 9ten Buche nachzuleſen. (Siehe auch Baczko Th. II. 7tes Buch Beylage XVI.) Doch irrt der wackere Alte in der Summe, für welche Schloß Wize verſetzt worden, nemlich 7000 ungariſche Gulden und 3600 Schock böhmiſche Groſchen; denn eine Urkunde des geh. Archivs n. 16, vom Jahr 1402, enthält die Nachricht, daß Semovit Land und Haus Wize genannt, welches dem Orden für 4545 Schock böhmiſcher Groſchen verpfändet geweſen, wieder eingelöſt, daß der Orden es geräumt, und er gar keine Anſprüche mehr an denſelben habe.

Die Fehde mit dieſem Herzog und deſſen Gefangenſchaft, erzählt Cromer p. 174. Die Kreuzherren ſollen ohne alle Urſach in Maſovien eingefallen ſeyn, und den Herzog nicht allein gefangen, ſondern ſogar ſeine Füße unter dem Bauche ſeines Pferdes feſt gebunden haben, welches grauſame Verfahren Jagello für einen Friedensbruch erklärt. (Leo p. 183.) Im Archiv habe ich nichts darüber gefunden, welches mich faſt mißtrauiſch gegen die ganze Erzählung macht.

Zum neunten Kapitel.

Verhältniſſe mit entlegenen Furſten.

Belege aus der Regiſtrande. Schreiben an Herzog Philipp von Burgund 1394 einen Kriegszug im künftigen Jahre betreffend, der „wegen groſer Wäſſungen und vielen Gewäſſer“ ſehr von der Witterung abhange. Indeſſen ſoll der Herzog als ein beſonderer Gönner des Ordens empfangen werden. Vermuthlich hatte Philipp eine groſe Begierde geäußert, an den frommen Waffenthaten des Ordens Theil zu nehmen, denn Conrad bedient ſich des Ausdrucks: er könne ihm keinen gewiſſen Troſt geben, (certae spei consolationem.). Philipp der Kühne war damals ſchon 53 Jahr alt, als er noch auf ſo ferne Abenteuer ausziehen wollte, vielleicht um Zerſtreuung von den bittern Händeln mit dem Hauſe Orleans zu ſuchen. Ich habe nirgend gefunden, daß dieſe Kreuzfahrt wirklich zu Stande gekommen. Philipp ſtarb 1404.

An Wilhelm von Oeſtreich, angezeigten Inhalts. 1397.

An denſelben 1399. auch an den Comthur zu Wien; beyde Schreiben enthalten die im Text angeführten Umſtände.

An Margeraf Joſt von Mähren 1397. Klage, daß er dem Orden Stadt und Haus Neu-Sedlitz genommen, und Bitte es wieder zu geben. Ob dieß geſchehen hab' ich nicht gefunden; doch vermuthlich, denn ſonſt würde die Regiſtrande in jedem Jahre von dieſer Klage wiederhallen. Auch von Mähren behauptet Hr. v. Baczko irrig, der Orden habe mit deſſen Fürſten in gutem Vernehmen geſtanden.

Dankſagungsſchreiben an den König von Ungarn 1397, der dem Orden Wartland ſchenken will, „denn, ſagt der Hochmeiſter, daſſelbe Land iſt nach Ausweiſung der Bulle des Königs Andreas von Ungarn, dem

Orden gegeben mechtiglich und viele Jahre von ihm beſeſſen.“ (Man ſieht daß von demſelben Lande die Rede iſt, welches Dusburg P. I. c. 5. Warza nennt, und berichtet daß es bereits unter Herrmann von Salza dem Orden verliehen worden.). Die andern zwey Lande (die der König vermuthlich auch zu ſchenken verſprach) kennt Conrad nicht, und bittet um Unterricht und wo ſie liegen? wie ihre Befeſtigung ſey? und in welcher Weiſe man ſie dem Orden verſchreiben wolle?

An den Marggrafen von Meiſſen 1402. Conrad iſt willig, in Verbindung mit dem neuen Nachbar zu treten, und begehrt zu wiſſen, in welcher Art? Es kommt davon nichts weiter vor.

An die ſchwediſchen Pralaten und Gretmannes von Oſtergo und Weſtergo. 1402. Die Urſach der gegenſeitigen Unzufriedenheit iſt nicht ganz klar. Es heißt in dieſem Briefe: „Einem jeglichen Gerechten und Unſchuldigen iſt unſer Land unverboten, und wer uns oder den Unſern keinen Schaden thut noch gethan hat, der bedarf auch nicht unſers Geleites, ſondern er geleitet ſich ſelbſt.“ Mit den ſchwediſchen Hauptleuten aber ſey es ein anderer Fall u. ſ. w. Vermuthlich betraf es Seeräuberey.

König Richard II. Beſtätigung der Wahl eines Oberhauptes für die nach Preußen handelnden Kaufleute, ſteht bey Rymer, t. III. p. 66. Wallenrods Beſchwerden ebendaſelbſt p. 85. Die Regiſtrance enthält ein ſehr hartes Schreiben Conrads an den König vom Jahr 1398, wegen vieler Vexationen und Beraubungen, die ſeinen Unterthanen in England wiederfahren. Es heißt darin: quare de consilio nostrorum dictam compositionem (nemlich die alten Verträge) cum effectu revocamus et retractamus, eidem presentibus pure et simpliciter renunciantes, nolentes nos et nostros dicta compositione teneri quovis modo, sed ex nunc et in antea irrita sit et inanis u. ſ. w.

Vermuthlich iſt dieſes Schreiben daſſelbe, welches, in engliſcher Sprache, in Hackluyts Collection of voyages t. 1. p. 153 enthalten iſt; ein Werk, welches ich mir nicht habe verſchaffen können, ſondern welches ich bloß aus Sartorius Geſch. des hanſ. Bundes kenne. In dieſem ſchätzbaren Werke hat der Verfaſſer mit Recht t. I. p. 797. bey die Jahrzahl 1401 ein ? geſetzt: denn das dort angeführte Schreiben an Conrad Zöllner kann unmöglich von dieſem Jahre ſeyn.

Daß Heinrich IV. dem Hochmeiſter ſeine Thronbeſteigung freundlich gemeldet, und für alle 1390 erwieſene Zucht und Ehrbarkeit gedankt, erzählt Lindenblatt unter dem Jahr 1399. Er nennt Heinrich einen Herzog von Lancaſter, die hist. de l'O. T. einen Herzog von Derby, aber vier Schreiben Richards vom Jahr 1391 einen Herzog von Glouceſter. (Ich habe ſchon deshalb, bey einer andern Gelegenheit, auf Hume verwieſen.) Es heißt daſelbſt: Richardi litterae pro eskippamento ducis gloucestriae in pruciam profecturi: (Rymer t. III. P. 4. p. 71.). Das zweyte ertheilt dem Herzog Erlaubniß zu der Reiſe. Das dritte gibt ihm Vollmacht, mit dem Hochmeiſter zu unterhandeln. Das vierte beſtimmt ſein Geleite.

Die folgenden Verhandlungen, die erſt unter Heinrich Reuß im Jahr 1410 zu einem, von beyden Theilen ratificirten Tractat führten, ſind theils in Rymer nachzuleſen t. IV. p. 7. 57. 67. 80. 104. 108. 118. 150. 159. 160 und 183; theils in Hackluyt's voyages t. I. p. 158—161. 175. 176. 178 und 179. Die letztern beyden ſind Schreiben des Königs und des Hochmeiſters von 1408, worin beyde ihre Zufriedenheit mit den durch ihre Geſandten getroffenen Verabredungen zu erkennen geben. Den endlichen Tractat liefert Rymer t. IV. P. I. p. 183, Hackluyt t. I. p. 180. und Lucas David im 10ten Buche (Siehe Baczko Th II. Buch VII. Beylage XXIII.) Auch die Regiſtrande enthält noch eine Menge Briefe in dieſer Angelegenheit, die ich aber, als meinem Zwecke zu entfernt, auszuziehen unterlaſſen habe. Es wäre jedoch zu wünſchen, daß ein Gelehrter dieſe Epoche des preußiſchen Handels mit England, wozu ſo viele Hülfsmittel ſich ihm darbieten, vollſtändig bearbeitete. — König Wenzels Privilegium liefert die Rieſenkampfſche Chronik in folgenden Worten: „Wat egener Lude in des Ordens ſtede kommen, wonen, Jar und Dach by dem Orden wonaftich bliuen, dat de egen lude na der tidt van numanth anders, wenne dat ock angahn mach ſolen werden wedder geeyſchet noch pflichtig ſeyn." p. 217.

Schreiben an den Ordensprocurator zu Rom, welches des Hochmeiſters faſt trotzige Beſchwerden über den Papſt enthält. Das angeführte ſtarke Beyſpiel päpſtlicher Habgier erzählt Schmidt Geſch. d. Deutſch. B. IV. p. 65. Die päpſtliche Bulle (n. 514 des geh. Arch.) ſchreibt dem Ordensprior zu Marienburg vor: Solenne Meſſen und andern Gottesdienſt (alia divina officia) celebrantis mitra annulo baculo pastorali et aliis pontificalibus insigniis. Gegeben im XI. Jahre von Bonifaz IX. Pontificat. Schon drey Jahre früher hatte er der Kapelle zu Marienburg, am Feſte Philippi und Jacobi, wo die Reliquien gezeigt wurden, denſelben Ablaß verwilligt, deſſen die ermländiſche Kirche am Feſte Mariä Himmelfahrt ſich erfreute. (Geh. Archiv n. 485.)

Ernſtes Schreiben an die Stadt Cöln, 1400. die einen abtrünnigen Bruder hegt, der, zur Schande des ganzen Ordens, im Ordenskleide dort herum geht. Es wird auf Auslieferung gedrungen.

An dieſelbe, wegen des Weinſchenkens.

Zum zehnten Kapitel.

Handel, Wohlſtand, Bevölkerung in Preußen.

Meine Angaben über den preuſſiſchen Handel finden ſich in gedruckten Werken zerſtreut; einiges im Lucas David. Das geheime Archiv hat wenig oder nichts davon aufbewahrt. Am gründlichſten beſchäftigt ſich damit die Hist. de l'O. T. T. IV. p. 244 u. f. Sie iſt es auch, die, in Hanſens Neid über die Handelsvortheile, welche Preußen ihm entzog, einen Hauptgrund des unauslöſchlichen Haſſes findet, der beyde Mächte ſo oft entzweyte.

Holz war ein Hauptartikel der preuſſiſchen Ausfuhr. Das erhellt unter andern aus einem Schreiben Conrads an den Herzog von Holland 1405 (in der Regiſtrande) wo es heißt: es ſey jezt Allen und Jeden unterſagt, Holz aus Preuſſen zu führen, man könne ſolches daher auch des Herzogs Unterthanen nicht verſtatten.

Daß der Orden ſein Getreide nicht eher verkaufte, bis die Bürger das ihrige ausgeſchifft hatten, erzählt Lucas David im 9ten Buche, zugleich aber auch ein Beyſpiel, wie der Hochmeiſter in wohlfeilen Zeiten ſich groſſe Vorräthe verſchafte. Denn 1405 kaufte er auf einmal 78 Laſt Hering, 52 Laſt Honig, 1000 Laſt Roggen, „Gerſte, Haber und Erbeyſen in ſehr mächtiger Anzahl, und gab vor, es geſchehe dem Lande zum Beſten.“

Die Verbannung der Juden, und warum ſie blos auf den Thorner Jahrmarkt beſchränkt waren, erzählt Lucas David im 8ten Buche. Herr von Baczko hat die Stelle in ſeiner 48ſten Beylage zum 7ten Buche ausgeführt.

Daß eine gute Leinwandfabrik in Preuſſen ſich befunden, erſehe ich aus einem Schreiben des Hochmeiſters vom Jahr 1395 an den Herzog von Burgund (in der Regiſtrande). Er begleitete durch daſſelbe ein Geſchenk, ein Zelt mit Zubehör, opere pruthenicali contextum ad campos valde aptum. Daß die Ausfuhr der Wolle verboten war, beweiſt die Erlaubniß, welche Conrads Nachfolger dazu ertheilte.

Wie der Orden mit dem Börnſtein verfuhr, und mit welcher Strenge er den Schleichhandel zu verhüten ſuchte, findet man bey Baczko im 2ten Bande p. 362, wo auch die dahin gehörigen Belege angeführt werden.

Von dem ſchändlichen Strandrechte ſchreibt Lucas David im 9ten Buche, und bedient ſich dabey im gerechten Zorn der Worte: „ſo wider natürlich auch Kaiſer Recht, ja wider alle Billigkeit und geiſtlich Recht iſt.“ Leo erzählt p. 181: wegen ausgeübten Strandrechts ſeyn verbrannt worden: Neuteich, Chriſtburg, Rieſenburg, Kloſter Oliva, die Marienburgiſchen gefüllten Speicher und eine Kirche in Elbing.

Wie die Kreuzherren beym Anbau der Vorſtädte verfuhren, beſchreibt Leo p. 185.

Ueber das Vorgeben, daß der Hochmeiſter die Schutz- und Schirmherrſchaft über den hanſeatiſchen Bund ausgeübt habe, leſe man Sartorius t. II. p. 172, wo es heißt: ſie habe in nichts anderm beſtanden, als in einer Verbindung, wie ſie einzelne Städte im Mittelalter gewöhnlich mit Fürſten eingingen, die in Zeiten der Noth, gegen gute Bezahlung, den Bedrängten Hülfe leiſteten, oder ſie mit ihrem größeren Anſehn vertraten. Selbſt dieſe leztere Allianz ſey nicht lange in Wirkſamkeit geblieben u. ſ. w.

Gewiſſer iſt, daß nicht allein die großen Städte, ſondern auch das Land Preußen, folglich der Orden, Bundesverwandte waren. Man leſe p. 70 am angeführten Orte, wo das gemeinſchaftliche Intereſſe beyder Theile auseinander geſezt, und aus Urkunden erwieſen wird, daß der Orden ſeine Deputirten zu den Hanſetagen ſchickte. (Siehe auch p. 757 eben daſelbſt.) So politiſch auch dieſe Verbindung ſeyn mochte, ſo ſpringt doch in die Augen, daß ſie mit der geiſtlichen Stiftung des Ordens unverträglich war.

P. 755 führt Sartorius eine Urkunde an, aus welcher erhellt, daß, außer Thorn, Elbing, Danzig und Königsberg, ſchon im Jahr 1372 auch Braunsberg und mehrere andere Städte Preußens zum hanſeatiſchen Bunde gehörten. Brunsberg et aliarum ipsis attinentium ſind die Worte. In einem andern Verzeichniß der Hanſeſtädte (p. 775) wird Inowracla als eine preußiſche Stadt genannt. Vermuthlich ein derber Schreibfehler. Welchen Rang ſchon 1356 Thorn unter den Hanſeſtädten behauptete, erhellt aus einer Geſandtſchaft nach Brügge in Flandern, um dort entſtandene Streitigkeiten beyzulegen. Sie beſtand aus einem Rathsherrn von Lübeck (der Hauptbundesſtadt) und einem von Thorn. (Gadebuſch Liefl. Annalen p. 456.)

Lucas David im 9ten Buche erzählt ein Beyſpiel von des Hochmeiſters Unterwerfung unter des Bundes Strafgeſetze. Um die Engländer zu billigem Schadenserſatz zu zwingen, war verboten worden, gewiſſe Waaren durch den Sund zu ſchiffen. Der Hochmeiſter that es dennoch, indem er einem gothländiſchen Schiffer dergleichen verkaufte; allein die Waaren wurden in Flandern confiſcirt.

Vom Urſprung des Pfahlgeldes und Pfundzolles kann vornemlich Sartorius t. I. p. 106 und 175 nachgeleſen werden, wo übrigens kleine Irrthümer, Preußen betreffend, eingeſchlichen ſind. Was der Pfundzoll von 1398 bis 1417 in Preußen abwarf, berichtet derſelbe t. II. p. 176. Ich habe mich bey dieſem Artikel auch vorzüglich einer Handſchrift von Braun bedient, de privilegiis Prussiae cardinalibus eorumque usu moderno. Von jeder Mark preußiſch wurden 4 Pfennige erhoben. Das Pfahlgeld betrug $1\frac{1}{3}$ Procent. (p. 53.) Doch war der Pfundzoll in den Hanſeſtädten überhaupt keine ſtehende Abgabe von dem eidlich angegebenen Werthe der Waaren, ſondern es wurden bald höher bald niedriger angeſezte Procente auf eine Zeitlang verwilligt. (Sartorius II. p. 107.)

Meine Vermuthung, daß nur die Einzdalinge vom Orden glimpflich behandelt worden, iſt, wie mich dünkt, wohl begründet. Die Urbewohner wurden als Sklaven betrachtet, die man durch das Schwert erobert hatte. Aus der oben angeführten Klage der Samayten ergibt ſich, wie der Orden in ſeinen Kriegen ſie benuzte, und Lucas David im 9ten Buche erzählt, daß wohl bey 70000 auf einmal zum Bau der Schlöſſer gebraucht wurden. Er nennt ſie zwar Gefangene, es wird doch aber wohl Niemand glauben, daß der Orden 70000 Gefangene gemacht? Die Heere waren in jenen Zeiten nicht ſo zahlreich, daß ſich ſo etwas vermuthen ließe. — Von des Ordens Willkühr bey Beſtimmung des Erben eines preußiſchen Landmanns, ſiehe Hartknoch Alt und Neu-Preußen p. 563.

Die Einzdalinge hingegen waren völlige Eigenthümer ihres Landes, und entrichteten dem Orden blos beſtimmte

ſtimmte Abgaben oder Dienſte, (Baczko II. p. 368.) und Lucas David ſagt im 10ten Buche: „der Bauer thät dem Herrn von ſeinem Acker was ſeine Briefe ausweiſeten." In dieſen Briefen war ihnen das Erbrecht nach culmiſchem Rechte zugeſichert. Doch fügt der ehrliche Lucas auch gleich hinzu: „Aber jetzo wollen die Herrſchaft und Junkern Mann und Kinder eigen haben u. ſ. w." p. 2470 u. f. Eben daſelbſt erzählt er auch, auf welche kleinliche Weiſe der Orden ſich die Armuth der Bauern zu Nutze machte. Wenn ſie nemlich ſelbſt nicht im Stande waren, ſich Bienen, Schafe, Hüner u. ſ. w. anzuſchaffen, ſo kaufte man ihnen dieſelben, und ſie mußten dafür die Hälfte des Nutzens abliefern. Daraus erſieht man zugleich, daß bey weitem nicht alle Bauern ſo wohlhabend waren, als die zu Lichtenau. Auch der wilde Honig in den Wäldern war ein kleinliches Regal des Ordens.

Von dem reichen Bauer in Niclaswalde erzählen einſtimmig Schütz, Leo, Hartknoch, Pauli u. ſ. w. Selbſt Titius in ſeiner Prussia a tyrannide crucif. liberata. Act. Bor. t. II. p. 172. (Simon Grunau Tr. XIV. c. 8 ſagt: der Bauer habe ſo viel Vieh gehalten, daß er jährlich 5 Laſten Butter nach Marienburg zinſen müſſen. Er ſey aber ein Geizhals geweſen, der ſelbſt Hunger gelitten. Die Preuſſ. Samml. t. I. p. 167 liefern Betrachtungen über die ganze Erzählung.) Auch Lucas David im 9ten Buche p. 2442 der hinzu ſetzt: das Geld ſey nach der Tannenberger Schlacht dem Hochmeiſter Reuß von Plauen wohl zu ſtatten gekommen. Er iſt es auch, der das damalige Preußen für eine Götterwohnung erklärt. Den Muthwillen der lichtenauiſchen Bauern berichtet Schütz mit ekelhafter Weitläuftigkeit.

Preußens damalige Bevölkerung hat die Hist. de l'O. T. t. 4 p. 252 u. f. mühſam berechnet, doch, wie ich glaube, zu hoch angegeben. Es iſt zwar wahr, daß Schütz, Duellius, Leo, Waiſſel, Braun und Runaw 19—21000 ſtark bewohnte Dörfer nennen; allein wenn der Verfaſſer der Hist. de l'O. T. für jedes Dorf 20 Familien, jede Familie zu fünf Perſonen annimmt, ſo irrt er wohl. Ich ſelbſt bewohne ein Land (Ehſtland), welches,

ches, unter einer groſſen Anzahl von Dörfern, nach Verhältniß nur wenige zählt, die aus 20 Familien (Geſinden) beſtehn; hingegen ſehr viele, die nur 3 oder 4 Geſinde aufzuweiſen haben. So mag es damals auch wol in Preußen geweſen ſeyn. Der Umſtand, daß nur 640 Kirchdörfer vorhanden waren, ſcheint das noch mehr zu beſtätigen, denn auf dieſe Weiſe waren in jeder Kirche über 30 Dörfer eingepfarrt. Unmöglich hatte Ein Seelſorger dieſe Alle beſtreiten können, wenn ſie ſo volkreich geweſen wären. Freygebiger hätte der Verfaſſer vielleicht gegen die Städte ſeyn mögen, da für die vier vornehmſten derſelben nur 80000 Einwohner anzunehmen, mir eine zu mäßige Rechnung ſcheint.

Auch Herr v. Baczko berechnet t. II. p. 375 die Bevölkerung auf zwey Millionen, doch aus unſichern Prämiſſen, denn er will, daß in dem Heere von 83000 Mann, welches bey Tannenberg focht, nicht mehr als 33000 Ordensritter, Knechte und ausländiſche Söldner ſich befunden, die übrigen 50000 aber aus Preußen beſtanden haben. Das iſt irrig, wie ich weiter unten erweiſen werde.

Die Regiſtrande liefert eine Vollmacht für Bruder Segemund von Ranungen, in Deutſchland Ordensbrüder anzuwerben. Doch bedingt der Hochmeiſter ausdrücklich: ſie ſollen nicht alt ſeyn, ſondern zum Kriege taugen, nicht krank noch gebrechlich, oder die nicht rittermäßig geboren, vor allen Dingen keine pfechtige, die in Kämpfen nieder gelegen haben, oder die wegen Gefängniß und anderer Noth, durch Feinde geſchatzet ſind. — Meine Vermuthung, daß die Peſt dieſe Werbung veranlaßt, gründet ſich auf Lindenblatts Erzählung p. 96, daß im Jahr 1398 über achtzig Ordensherren an dieſer Seuche geſtorben. Auch unter dem Jahr 1404 erwähnt er p. 77 einer anſteckenden Krankheit, die er Taneewebel nennt. — Nach Lucas David p. 2470 beſtand das Ordensperſonale 1407, außer den Großbeamten und drey Biſchöffen, (den von Ermland ungerechnet) aus 28 Comthuren, 46 Hauscomthuren, 81 Spittlern, 35 Karwsherren, 65 Kellermeiſtern, 40 Küchenmeiſtern, 37 Pflegern, 18 Vögten, 39 Fiſchmeiſtern, 93 Mül-

lenkammeiſtern, 114 invaliden Brüdern, 700 gemeinen Ritterbrüdern, 35 Thumherren, 162 Chorherren, 35 Pfarrherren.

Die Einkünfte des Hochmeiſters gibt Lucas David im 10ten Buche an, und zwar noch einmal ſo hoch als Schütz, dem die Hist. de l'O. T. gefolgt iſt. Troz des großen Vertrauens, welches man dem Lucas David ſchuldig iſt, möchte ich doch faſt vermuthen, Schütz habe hier beſſere Quellen gehabt, denn zu einer Zeit, wo es der Königin Margarethe ſo ſchwer fiel, 9000 Nobeln, und dem Könige von Polen 50000 Gulden zu bezahlen, müſſen über anderthalb Millionen Ducaten wohl ein Feenſchatz geweſen ſeyn. Leo p. 184 hat 800000 rheiniſche Gulden.

Zum eilften Kapitel.

Sitten und Geſetze unter Conrad von Jungingen.

Wie häufig Raub und Mord im Schwange gingen, davon liefert die Regiſtrande Beweiſe zu Dutzenden. Selten verging ein Monat, in dem nicht der Hochmeiſter, bald bey dem König von Polen, bald bey dieſem oder jenem Herzog, Klagen deßhalb anbrachte. Ein Schreiben vom Jahr 1403 macht den Herren von Wedeln Herrmann Lochſteten und Jomken von Stenelitz den Vorwurf: „daß ſie die armen Leute in der Neumark auf freyer Straße beraubet und geſchändet." Der Vogt ſoll die Räuber züchtigen, wenn ſie nicht Alles wieder erſtatten. Hat er die Macht nicht dazu, ſo „will ihm der Hochmeiſter wohl Hülfe thun."

Gleich bittere Beſchwerden brachte Conrad an den Herzog von Stolpe, ſämmtliche Herren von Wedeln und mehrere Ritter, die ſich zum Raube verbunden haben. Er erinnert ſie an ihren geleiſteten Eid, auf offener Straße Niemanden zu berauben.

Im ſelben Jahre klagte Conrad dem Herzog von Stettin „den jämmerlichen und unehrlichen Mord und Raub der im Lande der Oberſwyniſchen Herzoge geſchehen an den Gäſten die nach Preußen ziehen wollten, um gegen die Heiden zu fechten.“ Auch von den Leuten des Herzogs ſeyen mehrere dabey geweſen, „blos um des Geldes willen, halten auch noch viele gefangen.“ Conrad ſodert ihre Beſtrafung ernſtlich, und wären ſie ihm vielleicht zu mächtig, ſo ſolle er nur erlauben, daß Ordensvolk in ſein Land komme, um ſie zu züchtigen. Daß aber leider die Ordensvögte ſelbſt es nicht beſſer machten, beweiſt ein Schreiben vom Jahr 1404. und ein Kreuzherr, Albrecht von der Dube, mißbrauchte ein Ordensſchloß in Böhmen, um durch Ausfälle den Markgrafen von Meißen zu beſchädigen, der doch ein Freund und guter Nachbar des Ordens war.

Die in Preußen herrſchenden Laſter werden am beſten durch die ſtrengen Geſetze bewieſen, welche man dagegen zu machen ſich gemüßigt ſah. Lucas David liefert ſie im 9ten Buche und Herr v. Baczko hat ſie in der 6ten Beylage zum 7ten Buche abdrucken laſſen. (Die Preuß. Samml. t. III. p. 248 liefern die Landesordnung.) Die Landboten, welche Lucas David Packmohre nennt, waren vermuthlich Boten des Hochmeiſters oder der Comthure, welche Befehle brachten. — Wie die Elbinger einen Dieb „um ſeiner ehrlichen Freundſchaft halben“ ungeſtraft ließen, erzählt gleichfalls Lucas David im 9ten Buche. —

Daß, trotz der ſcharfen Geſetze, der Orden es mit den Fleiſcheslüſten nicht ſo gar genau nahm, beweiſt eine ſeltſame Legitimation eines Kindes, welche die Regiſtrande abſchriftlich liefert. Seine Mutter nemlich hatte es geboren, zu einer Zeit, wo ihr Mann ſchon längſt geächtet außer Landes war. Dennoch befiehlt der Hochmeiſter, es ſolle dem Kinde Niemand eine unehrliche Geburt vorwerfen.

Lucas David erzählt auch, es ſey zu Marienburg ein gemein Frauenhaus geweſen. Conrads Hofnarr warf einſt ein Bild der Jungfrau Maria in ein Grab, weil ſie nicht, „wie die andern Jungfrauen aus der Stadt thun müſſen, auf das Schloß zum Tanze kame.“

Von dem ärgerlichen Mißbrauch des Ablaſſes im Hoſpital zu Danzig, erzählt Lindenblatt p. 45 folgendergeſtalt: „Item in dieſem Jahre kam die Gnade dem Spital zu Danzig, ſo iſt da Vergebung aller Sünden. Die Gnade ward ſo gerume (häufig) erworben, daß man furchte, daß viele Sünden darauf geſchehen möchten, und man ließ ſie wieder underlegen.“

Die Geſchichte von dem Graumönch ſteht bey Simon Grunau tract. XII. c. 11 und auch in Hennebergers großer Landtafel. — 1407 ertheilte der Hochmeiſter ein Empfehlungsſchreiben für einen bärtigen Biſchoff aus dem Orient, der viel von den dortigen Secten erzählt habe, (Regiſtrande) „an die Könige von Cypern und Armenien, an den Fürſten Miraucha Amirza's Sohn, Themer Bey, Manuel den griechiſchen Kaiſer“ auch an den regem Abaſſiae (Abyſſinien) oder presbyterum Iohannem.

Von geiſtlichem Unfug enthält die Regiſtrande manche Beweiſe. 1398 klagte der Hochmeiſter über den Biſchoff von Plozk, der Ordensunterthanen verfolgte und in den Bann that, weil ſie einen falſchen Münzer, der noch dazu kein Clericus, ſondern ein Laye geweſen, gerichtlicherweiſe im weltlichen Gericht zum Tode verdammt. — 1401 gab es vielerley Händel mit dem Biſchoff von Leslau, der „die arme Pfaffheit in des Ordens Landen beſchwerte mit allerley Tax, Geſchoß und Schatzung, gegen des Ordens Privilegien. Hingegen billigte und foderte Conrad, daß der Biſchoff den Mönchen das Beichte hören, Taufen u ſ. w. unterſagen und kein gnadenreiches Jahr (Ablaßkram) geſtatten wolle, wodurch ſie die Leute in ihre Kirchen lockten. Der Biſchoff wollte jedoch „als ein Beſchirmer der Pfaffheit“ ſelbſt nach Rom reiſen, um den Mönchen die Erlaubniß, zu Ausſpendung der Sacramente, auszuwirken. Conrad verbat ſich das.

Im Jahr 1401 machte der Hochmeiſter ſeinen Kanzler, Arnold Stopil, zum Biſchoff von Culmſee. (Lindenblatt p. 64.)

Die Hist. de l'O. T. t. 4. p. 263 läugnet geradezu die Angabe, daß man die Zahl der Pferde der Comthure auf 100 habe beſchränken müſſen, welches einen luxe effroyable vorausſetze. Sie beruft ſich auf Hartknoch und Waiſſel, und meint, die ganze Verordnung habe nicht die Kreuzherren, ſondern die Ritterſchaft im Lande betroffen. Sie irrt, denn Lucas David führt im 9ten Buche die Verordnung ausführlich an.

Falken waren in jener Zeit halb ſo hoch geachtet als Pferde, denn man konnte ein gutes Pferd um 4 Mark kaufen, ein Falke koſtete 2.

Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, hier die Preiſe mancher Dinge zu finden, wie ſie in des Treßlers großem Rechnungsbuche im geh. Archiv vom Jahr 1400 und 1401 verzeichnet ſtehen. Für 45 Falken dem Vogte zu Grebyn 90 Mark. Die Falken, welche man in fremde Länder ſandte, wurden von Knechten getragen. Das Tragen koſtete z. B. nach Oeſtreich 4 Mark, und eben ſo viel nach Böhmen. Bey lezterem iſt angemerkt, man müſſe dem Knecht 2 Mark mehr geben „ſintemal der König den Knechten keine Erung (Trinkgeld) giebt." Ein anderesmal koſten 75 Falken nur 75 Mark.

Beſoldung des Arztes, Herrn Johannes, 30 Mark. Dem Abſchreiber David auf ein Buch 4 — 6 Mark. Zu binden und zu illuminiren, 1 Mark. Die Hiſtorien zu ſchreiben, 2 Mark 1 Scoter. Dem Mahler für 8 Fahnen zu mahlen, für eine jede 10 Scoter. Demſelben 9 Fierding, das alte Schützenhaus zu mahlen, als Herzog Witolds Frau hier war. Demſelben für zwey gewappnete (?) Buchſtaben 1 Mark. Ein Techter Pergament 13 Scoter. Ein Buch Briefpapier 4 Schilling.

Was Herzog Swidrigal zu Thorn verzehrt hat 5 Mark. Dem Pferdearzt jährlich 10 Mark. Meiſter Johannes Romann dem Juriſten 27 Mark. Gleich darauf folgen zwey polniſche Pfeifer, jedem 1 Mark. Die Muſe der Tonkunſt behauptete folglich damals nicht den Rang, wie jezt, über die Göttin Themis.

Die Urkunde über das der ehſtländiſchen Ritterſchaft ertheilte Recht, ſteht in dem ſogenannten rothen Buche, welches auf dem Ritterhauſe zu Reval aufbewahrt wird. (1397) Ludwig von Erlichshauſen beſtätigte es in der Folge (eben daſelbſt), und zwar, weil die Ritterſchaft geklagt hatte, daß auch ſolche, die außer Harrien und Wierland wohnhaft waren, ſich deſſen anmaßten, ſo ſchränkte er es ausdrücklich nur auf diejenigen ein, die daſelbſt „in ihrer Wohnung ſitzen und ihr Brot eſſen.“ 1452.

Sehr merkwürdig iſt der Umſtand, der in der Regiſtrande vorkommt, daß Conrad, 1406, in Magdeburg ſich Raths erholte, als er mit dem Verfahren einer ungenannten Stadt unzufrieden war. Die Sache war folgende: der Stadtrath hatte geklagt, daß der Burgemeiſter verbotenes engliſches Tuch in ſeinem Hofe hege. Der Burgemeiſter geſtand das Factum ein, läugnete jedoch ſeine Mitwiſſenſchaft und beeidigte die Ausſage. Dennoch, als das Jahr um war, wählte man an ſeine Stelle einen andern Burgemeiſter. Der Hochmeiſter fragte warum? Sie antworteten keck: es ſey ihr Recht, die Obrigkeit zu wählen, ohne eine Urſach anzugeben. Wohl wahr, meinte der Hochmeiſter, aber „einen frommen Biedermann, der ſich nie verrückt, und in dem Rath geſeſſen hat wohl 17 Jahr,“ ſo abzuſetzen, das ſey doch hart. Die Magdeburger werden befragt, ob ſeine Bürger das wohl thun dürfen? Die Antwort habe ich nicht gefunden.

Die Eydechſengeſellſchaft, von der ich, zu meinem Erſtaunen, in keinem Preuſſiſchen Geſchichtſchreiber etwas gefunden, verdient, beſonders als Vorläufer des 43 Jahre ſpäter errichteten Bundes, Aufmerkſamkeit, weil ſie dem letztern vielleicht zum Muſter diente. Hier iſt ihr Stiftungsbrief, wie die Urkundenſammlung der Schloßbibliothek n. 135 ihn aufbewahrt.

Wiſſintlich ſy allin kegenwortigen vnd czukunftigen dy deſen brief ſehin adir leſen. Das wir vor Niclos vnd Hannus vom Renys Brudere vnd fredrich vnd Niclos vom Reynthenow ouch brudere ſint czu rote wurden vnd eyns dos wir eyne geſelleſchaft dirdocht haben vnd gemacht in ſulchir wyſe das wir vorbenumeten viere, vnd alle gene dy in deſe geſelſchaft komen Sullen eynir deme andirn byſtehen in Nothaſtegin erlichin ſachen mit lybe vnd mit gute ſo maus darf ane alle vntruwe, Valſcheit vnde allirhande argeliſt dy man tun moge offinbar adir heymelich ſelbin adir durch andir lute kegen eynem iczlichin der vns adir eynem der vnſirn in der egenanten geſelſchaft iſt, leide tut, můet, betrubit adir vorvnrecht Is ſy an lybe, eren, adir an gute, doch vzgenomen vor allen dy herſchaft do noch dy moge yn deme andirn gelede ſwertis halben alſo ab der moge keyner wedir vnſen eynen gebreche adir vnrecht tete in den vorbenanten dyngen alz an lyebe, eren adir gute, das nymant von den geſellen dorzcu tun ſal, ſundir ſwygen her zal bis das dy ſache hen gelegit werde, adir eynir deme andirn vndir dem mogen dy di ſache anget in der ſache gerecht werde. Ouch ſy wir czen rate wurden ab wir gote vnſem herez wurden icht tun zcu dyneſt welchir hande das were alz vns got ingebe Wy dy vir aldeſten der geſelſchaft das ſchiktin adir machten das ſullen dy andirn alle ſyn gevolgik. Vnd ab ymandt in der geſelſchaft ven gotis phloge adir von andirn erlichen ſachen vorarmete, was dy vir aldeſten gekornen, by deme gutis tun wurden, das ſullen dy andirn alleſamt lyben. Ouch ſo wir vorgenanten ynre wurden zcu rate, dy vorgeſchrebene artikile czu halden gancz ſtete vnd veſte by truwen vnd by eren, ane alle argliſt vnd wedirrede vnd ob ymant in der geſelſchaft do wedir tete adir queme adir vnſir heymelichkeit meldete adir ſchufe das ſy worde vormeldit wurde her des obir komen ſo ſulde der ſelbe vorwurfen vnd vorſtoſin ſyn vs der geſelſchaft vnd vort gehalden truelos vnd erlos als eyn obirwundenir boſer wicht. Deſe geſelſchaft habe wir gemacht Gote vnſeme heren czu lobe end czu dynſte Vnſirm rechten erbheren czu eren vnd vns ſelbin czu Nuczhe vnd bequemkeit. Das czeichen der vorgeſprochin geſelſchaft zal ſyn eyne Oydechſe. Czu eynir ſtetekeit vnd beveſtunge deſir vorbenanneten geſelſchaft das dy vollkomelich vnd gancz gehalden werde mit den inbeſchrebin artikiln habe wir deſen kegenwortigen brieff laſen ſchriben vndir vnſirn angehangen Ingeſegiln der do gegebin iſt noch Gotes geburt Tuſent dryhundert vnd in deme Sebinden vnd nunczigiſtin Jare an deme tage des heilgen zcwelfboten Synte Mathie Ouch welle wir das alle dy do komen in dy geſelſchaft ſullin ir ingeſegil hangen an deſen brieff.

Aus dem tiefen Schweigen aller Schriftſteller könnte man vermuthen, dieſer Bund ſey etwa nicht zur Reiſe gekommen, oder unwirkſam geblieben; allein ich ſelbſt beſitze eine gleichzeitige Abſchrift von einem Briefe, der alſo lautet:

„Gnediger Herre, Ludwig von Mortangen und ſeyn Vater, han euch vorclageth zum Culmen vor den Geſellen der Geſellſchaft der eydechſer, van der mole wegen, dy er em zcu noch (nahe) geboweth habe ꝛc. Item hath euch vorclageth doſelbeſt Albrecht von Zchippeln von der fiſcherey wegen, unde dy Geſellen der Geſellſchaft meynen, das er ſeyth ungerecht yn den ſachen, unde wellen ſechß Geſellen aus der Geſellſchaft ſenden zcu meynem Herrn Meiſter uff dy Mittwoche czu Oſtern, bitten das her euch underweyſſe, das ſy mogen bleiben bey deme do ſy recht czu hoben als ſy meynen, unde ap meyn Herr Meyſter das nicht thuen werde, ſo wellen ſy ſich bewaren, vor unſerm Herrn Meyſter, unde wellen ſehen, wy ſy ire Geſellen bey Rechte behalden mögen. Wil ewer Gnode meynem Herrn Meiſter von den ſachen ſchreyben das ſteeth czu euch, wen dy ſachen werden ſich alzo haben.“

Der Brief iſt zwar ohne Jahrzahl, man weiß auch nicht an wen gerichtet; doch immer dient er zum Beweiſe, daß man ſchon lange vor dem Bunde von 1440, die Drohung ſich erlaubte, ſich gegen den Meiſter zu bewahren, und im Nothfall zur Selbſthülfe zu ſchreiten.

Zum zwölften Kapitel.

Conrads Tod.

Auf welche Weiſe man oft verſucht, Conrad zum Kriege zu reizen, erzählt Lucas David im 9. Buche an mehreren Stellen umſtändlich, beſonders p. 2326. 2409 u. f. Im 10. Buche p. 2455 ertheilt er ihm das Zeugniß: „er habe mit vieler Mühe und Arbeit wieder aufgerichtet, was ſein Vorfahr Wallenrod ſcheuslich verwüſtet.“ Seiner vertrauten Freundſchaft mit dem Biſchoff von Culm erwähnt Leo p. 181. Seinem Narren ſoll er bisweilen zu viel Willen gelaſſen haben. Einmal beleidigte dieſer ehrbare Frauen, deren Verwandte nicht allein ihn todt ſchlugen, ſondern Jahre lang dem Orden deshalb Schaden zufügten. Simon Grunau tr. XIV. c. 9.

Daß Conrad ſchon ſeit drey Jahren an Steinſchmerzen litt, erzählt Lindenblatt p. 85. Auch dieſer wahrheitliebende Mann ſagt von ihm: „der gar ein guter Herr und ſelig und gottesfürchtig was.“ Sein Tod ſey allgemein beklagt worden.

Daß ihm die Aerzte gerathen, ſich durch Beyſchlaf das Leben zu friſten, wiederholen faſt alle Preußiſche Geſchichtſchreiber, ſelbſt der ehrbare Pauli pag. 24[illegible], der übrigens Conrads Krankheit von Vollblütigkeit herleitet, weil er Lindenblatt nicht kannte. Ich zweifle faſt an der Wahrheit jener Anekdote, denn ich finde ſie z. B. in einem franzöſiſchen Buche: Anecdotes de Medecine t. II. p. 184 einem Spanier untergeſchoben. Sie hat vermuthlich im Mittelalter ſich einmal zugetragen, und iſt, als dem Zeitgeiſte ſehr behaglich, von jedem Volke dem beſten ſeiner Regenten zugeſchrieben worden. Die Preußen fanden dazu mehr Gelegenheit als andere Nationen, da ihre Hochmeiſter unbeweibt und ohnehin ſchon durch ein Gelübde zur Keuſchheit verpflichtet waren. Darum erzählten ſie auch dieſelbe Anekdote 40 Jahre ſpäter noch einmal von Jungingens fünftem Nachfolger.

Zum dreyzehnten Kapitel.

Ulrich von Jungingen.

Wenn gleich Conrad von Jungingen an den lateiniſchen Ausdrücken des Abfaſſers ſeiner Briefe unſchuldig mag geweſen ſeyn, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ſie wohl die Empfindlichkeit aufregen konnten. Es hieß darin (Registrande): qualis ergo est obturatio aurium aut cordium inadvertentia, talia non admittere et tamen probabiliora non exhibere, nostra allegata quasi execrare, et ex adverso motiva fortiora non afferre. — Desiderantes informari a Vestra innata sapientia — nullas scimus difficultates nisi error extortus vel excogitatus velit inducere — Equalitas ergo est, ut Vestra serenitas non transgrediat terminos regni vestri, sicut nec Ordo suos, alias in quacunque parte plus potenti cupiditas se inflexit u. ſ. w. Was Wunder, daß Jagello klagte, man habe ironice und derisive an ihn geſchrieben; obgleich wegen der innata sapientia Conrad ausrief: testis est nobis ipsa creatrix sapientia, daß er es nicht böſe gemeint. Die Regiſtrande enthält auch des Statthalters Entſchuldigung und Bitte, in Zukunft deutſch zu correſpondiren, welches geſchah.

Witold kündigte dem Orden an, Jagello wolle die Weichſel herabfahren, um Danzig zu beſehn. (Regiſtrande) Der Statthalter lehnte die Ehre ab, den angeführten Grund vorſchützend. Uebrigens dankte er für die Feyerlichkeiten, durch welche man in Polen und Litthauen den verſtorbenen Hochmeiſter geehrt.

Ulrich von Jungingen wird von den meiſten Schriftſtellern ein Vetter Conrads genannt, auch vom Herrn von Baczko. Daß er aber ſein Bruder war, erhellt aus einer Urkunde, welche Kehberg in ſeiner Beſchreibung der Neumark p. 265 liefert. Ulrich ſagt darin von den Neumärkern, deren Privilegien er beſtätigt: „die Briefe, die ihnen unſer Vorfahr und lieber Bruder ſeliges Gedächtniſſes gegeben hatte.“

Das gute und böſe Urtheil über Ulrich fällt Lucas David im 9. Buche p. 2427. Es ſind alſo nicht blos polniſche Schriftſteller, wie Herr von Baczko meint, die ihn verunglimpfen.

Seine Geſetze liefert Pauli pag. 247. Lindenblatt pag. 91 u. a. m. Die den Orden betrafen, die Urkundenſammlung der Schloßbibliothek, aus welcher Herr von Baczko in der Beylage XXII zum 7. Buche ſie hat abdrucken laſſen. — Des Treſlers groſſes Rechnungsbuch im geheimen Archiv beweiſt, daß Ulrich vielen Aemtern in Preuſſen und Pommern zu 10 bis 200 Mark „Hülfe gegeben.“ — Das Schreiben, durch welches der Hochmeiſter die Gevatterſchaft ablehnte, beſitze ich ſelbſt in gleichzeitiger Abſchrift. Er entſchuldigte ſich mit Mangel an Zeit, und mit dem Kriege gegen die Pleſkawer.

Zum vierzehnten Kapitel.

Urſachen des Krieges.

Die häßlichen, dem Orden aufgebürdeten Beſchuldigungen, hat Kojalowicz p. 77 u. f. Dlugoſſ p. 191 u. f. Cromer p. 377. Die Schiffe anzuhalten, (Lucas David verſichert, es ſeyn bloſſe Kähne geweſen) geſetzt auch, daß ſie nur Getreide geladen hatten, dazu hatte der Orden ein Recht, wie aus Jagello's Verſprechen von 1404 zu erſehen, und auch ſchon der Verfaſſer von dem Leben Friedrichs von Wallenrod bemerkt. (Erläut. Preuſſen T. II. p. 688.) Der Königs Schmähbrief an die chriſtlichen Fürſten liefert Dlugoſſ p. 200 u. f. Es iſt Cromer, welcher den Hochmeiſter, bey der Zuſammenkunft in Kowno, frech und ſtörriſch nennt. Lucas David läugnet es B. X. p. 2502. Noch kräftiger widerlegt ſolches das angeführte Schreiben Ulrichs (Regiſtrande), in welchem er den König bittet, ſeinen ſtürmiſchen Polen Beſcheidenheit zu empfehlen. Lindenblatt ſagt p. 87, der Tag zu Kauen habe viel gekoſtet und wenig eingebracht. „Jedoch erfuhr man etliche Sachen, die man zuvor nicht wußte." — Wegen der Ueberläufer liefert die Regiſtrande zwey Schreiben des angeführten Inhalts, von 1408. Auch das Schreiben die polniſchen Geſandten betreffend, die, dem Vorgeben nach, ohne Gehör zurückgewieſen worden.

Welches Vertrauen auch Ulrich dem Großherzog von Litthauen geſchenkt, beweiſen gleichfalls zwey Schreiben in der Regiſtrande. Das erſte, den Zug nach Pleſkaw betreffend, den der Hochmeiſter aufgegeben, weil es allzuſchwer ſey, in jenen Gegenden Futter zu ſchaffen. Deshalb danke er dem Großfürſten, daß der an ſeiner Statt den Zug unternehmen wolle. 1408. Das zweyte betrifft Swidrigalles Verrätherey, für welche Ulrich um ſo mehr Abſcheu bezeigt, als er ſich zu Leuten gewandt habe, „wo er leichtlich ganz vom Chriſtenglauben abfallen möchte." Der Kapellan, den Swidrigall geſandt, ſey ein preuſſiſches Landeskind, und wolle auch nicht wieder zu ihm ziehen, weil er ihm ſo wenig traue als der Orden. Herr von Baczko hat alſo Unrecht, Conrad von Jungingen einer Unvorſichtigkeit in Rückſicht Samaytens zu zeihen, denn Witold wußte ſich ſo gut zu verſtellen, daß auch Conrads Nachfolger getäuſcht wurde. — Von Swidrigalls Verrätherey gegen Witold erzählt Lindenblatt p. 88: er habe ein Ländchen und Häuſer (Burgen) an der Gränze des Königs von Moſcau beſeſſen. Da fürchtete Witold, er möchte ſich zu dem Feinde wenden, und wollte ihn laſſen in die Eiſen ſchlagen. Aber Swidrigall erbot ſich, Land und

Häuſer Witold einzuräumen, auch ſelbſt bey ihm zu bleiben. Da ſchickte Witold Bojaren, die Häuſer zu übernehmen, die ſchlug Swidrigall in Eiſen, verbrannte ſeine Schlöſſer und ging mit den Gefangenen nach Moſcau. (Vergleiche Kojalowicz p. 74 und 75.)

Wie hart die unglücklichen Samayten von ihren Pfaffen behandelt wurden, erzählt Lucas David B. 10. p. 2511 mit den angeführten Worten.

Daß Witold mit Jagello einverſtanden war, bekennt Dlugoſſ ſelbſt p. 191. clandestino regis obtento consensu Samogithiae terram auferendam et repetendam duxit. — Ulrichs Geſpräch mit dem Erzbiſchoff von Gneſen, liefert Lucas David B. 10. p. 2519. Lindenblatt p. 98 nennt den Großherzog drollig: des Königs großen Amtmann. Von den Samayten ſagt derſelbe eifrige Ordensvertheidiger, der Orden habe ihnen viele Wohlthaten erwieſen mit Korn, Salz u. ſ. w. Auch etliche in Witinger Kleider gekleidet. p. 100. Hingegen beſchuldigt er Jagello, es habe, während deſſen Regierung, in 23 Jahren, der Chriſtenglaube in Litthauen und Rußland gar wenig zugenommen; denn an einer Kirche wären zwey Biſchöffe, der Chriſten Biſchoff ſey arm, der ruſſiſche Biſchoff reich und habe genug. Gegen Einen, der chriſtlich getauft werde, könne man 100 zählen, welche die ruſſiſche Taufe empfingen. Witold vollends habe in fünf Jahren Niemand taufen laſſen. p. 101.

Zum funfzehnten Kapitel.

Ausbruch des Krieges.

Nicht allein die Urkunde im Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 76 liefert Jagello's unbedingten Compromiß auf König Wenzels ſchiedsrichterlichen Ausſpruch; ſondern ſchon der Waffenſtillſtand, der ſich noch im Original im geh.

Archiv n. 82 befindet und von Jagello und ſieben polniſchen Magnaten beſiegelt iſt, enthält das ausdrückliche Verſprechen, Wenzels Spruch genau zu erfüllen. (Siehe auch Lucas David 10tes Buch.)

Wenzels Vorwurf, den polniſchen Geſandten gemacht, hat Lindenblatt p. 102.

Eine weitläuftige Widerlegung aller polniſchen, von Dlugoſſ, Cromer und Kojalowicz erzählten Mährchen, findet der Leſer in der Hist. de l'O. T. im 4ten Bande p. 296 u. f.

Das mit Sigismund geſchloſſene Bündniß war bisher manchem Zweifel unterworfen; man kannte deſſen Inhalt nicht, man konnte folglich auch das Vorgeben der Polen, als ſey es durch 40000 Goldgulden erkauft worden, nicht widerlegen. Ich liefere es hier aus dem Original im geh. Archiv n. 410. Die ohnehin ſchwer zu entziffernde Urkunde iſt ſchon an manchen Stellen durch Stockflecken ganz unleſerlich geworden; ich habe alſo hie und da einige Worte auslaſſen müſſen. Doch die Hauptſache iſt klar. Lindenblatt ſagt p. 101, die Ordensgeſandten, welche dieſen Vertrag geſchloſſen, hätten damals bey dem Könige zu Gevatter geſtanden.

Nos Sigismundus dei gratia Hungarie Dalmacie Croacie Rame Servie Gallicie Lodomerie Comanie Bulgarieque rex Marchioque Brandenburgensis Sacri Romani Imperii vicarius generalis et Archicamerarius ac Bohemie et Luczemburgensis heres Recognoscimus tenore presentium coram universis quod ad honorem et gloriam dei omnipotentis nec non augmentum et robur totius orthodoxe fidei ac regnorum et subditorum nostrorum cujuscunque status et conditionis existant pacem tranquillitatem comodum et profectum, ob sinceram deuocionem quam ad honorabilem et religiosum ordinem Fratrum domus theutonice semper habuimus et habemus de presenti, animaduertentes etiam quod ipsi et terre ipsorum in confinibus et metis suis ab una nosque et regna nostra parte ab altera ab infidelibus defensio et scutum Christi fidelium existunt.

Pro eo animo deliberato maturoque ac sufficienti super inde pro habito consilio ac decreta nostra sententia cum venerabili Dno fratre Vlrico de Jungingen prefati ordinis domus Theotonice Generali Magistro successoribusque ipsius ac toto ordine ejusdem, per honorabiles ac religiosos viros fratres ordinis predicti videlicet Wernherum de Tettingen, supremum hospitalarium ac Comendatorem in Elbingo nec non Albertum Comitem de Swarczpurg, Comendatorem in Thorun, quos Idem generalis Magister suo ac totius ordinis nominibus tamquam suos ac ordinis ipsius veros et legitimos procuratores et Ambasiatores cum pleno mandato ac omnimoda potestate ad nostram Serenitatem destinavit, veram vnionem ac certas ligas et confederaciones duximus faciendas ac modo infrascripto de certa nostra scientia facimus presentium per vigorem. Primum videlicet et principaliter: quodsi et in quantum ac quotiescunque successu temporis inter Wladislaum regem Polonie uel heredes seu successores suos reges Polonie ac regnum Polonie predictum cum nominato Generali magistro successoribus suis et ordine quocunque modo vel ex quibuscunque causis lites seu gwerre suscitarentur et Idem rex Polonie aut heredes et sucessores sui vel regnum Polonie predictum aut coadjutores eorundem infideles sicut Littwanos Ruthenos Tartaros vel alios quoscunque scismaticos et a sancta Romana ecclesia diuisos quibuscunque nominibus vocitatos sibi in subsidium et auxilium contra et adversus prefatum Generalem magistrum et successores suos ac ordinem recipiunt, habent, aut recipere et habere ipsosque cum eisdem infidelibus dampnificare, molestare aut quovismodo impedire vellent, et nos aut heredes nostri seu successores Reges Hungarie aut Regnum nostrum Hungarie predictum prenominatum generalem magistrum aut successores suos et ordinem vigore presentium requisiti fuerimus, ex tunc statim et incontinenti ac sine omni protractione eosdem Magrm et ordinem contra predictum regem Polonie heredes ac successores suos reges Polonie et regnum Polonie predictum ac coadjutores communiter juxta totum posse nostrum sine quovis dolo et fraude iuuare volumus promittimus ac debemus. Que inque subsidia seu auxilia ipsis juxta metas et confinia ac granicies regni nostri hungarie predicti aut vbi talia melius et utilius . . . . . . in omnem euentum lucri pariter et dampni fideliter sine omni dolo et fraude facere volumus et debemus Et si nos in hujusmodi litibus et gwerris modo suprascripto suscitatis seu exortis aliquas terras aut bona ab . . . alienata ac per dictum regem Polonie aut regnum Polonie occupata et vsurpata reacquirere et reobtinere contigerit ex tunc easdem terras et bona per nos taliter reacquisita et reobtenta prefato ordini . . . . ac sibi de eisdem condescendere volumus et debemus et illa contra prefatum ordinem nullo modo retinere. Ceterum dum et quando et quocienscumque successu temporis inter predictum gnlm Mgrm et successores suos, ac ordinem ab una et prenominatum regem Polonie aut heredes et successores suos reges vel regnum Polonie predictum parte ab altera lites seu gwerre orirentur ex tunc litibus et gwerris durantibus cum prefato rege Polonie, heredibus successoribus suis et regno Polonie predicto nullas treugas pacis nullamue concordiam inire volumus nec tenere sine predictorum gnls mgri successorum suorum ac ordinis scitu et voluntate, quin potius eosdem gnlm mgrm et ordinem contra prefatum regem Polonie heredes et successores ipsius ac regnum Polonie predictos modo superius . . . volumus et debemus fideliter adiuuare. Si autem nos Sigismundum regem Hungarie predictum aut heredes vel successores nostros reges hungarie aut regnum Hungarie predictum cum prefato rege Polonie aut heredibus vel successoribus suis seu regno Polonie predicto pro metis graniciis terris hominibus vel aliis quibuscunque ex causis aliquas dissen-

siones inire contigerit, et ibidem ab ipsis condignam satisfactionem et concordiam . . . . possemus quoticscunque hoc successu temporis contingeret, easdem nobis licebit assumere attamen simpliciter et in toto sine preindicio unionis et ligarum ac confederacionum susceptarum, nam tales per hoc nullo modo debent violari nec infringi sed iuxta omnes ipsarum clausulas et articulos superius expressos perpetuo et inviolabiliter obseruari. Nosque etiam in huiusmodi satisfaccionis concordia siquam modo promisso facere voluerimus expresse excipere et manifestare debemus quam unionem et omnes ligas et confederaciones cum nominato gnli magro et ordine factas et stabilitas per omnia illesas et inviolatas perpetuo volumus obseruare. Et nos prefatus Sigismundus rex Hungarie promittimus bona nostra fide in verbo regio ac sine dolo et fraude pro nobis, heredibus ac successoribus nostris regibus et regno nostro Hungarie predicto suprascriptas unionem ligas et confederaciones quoad omnes ipsarum clausulas et articulos firmas et integras tenere ac perpetuis temporibus inviolabiliter obseruare Harum quibus Sigillum nostre Majestatis appensum est testimonio literarum Datum Bude anno ab incarnacione Dni mllo quadringentesimo nono feria sexta in vigilia scti Thomae apli.

Die Klagen, welche Jagello's Geſandten bey Wenzel vorbrachten, liefert Baczko t. II. p. 316, auch Wenzels Ausſpruch ſelbſt, von dem die Hist. de l'O. T. meint, er ſey nicht bis auf uns gekommen, in der Beylage XXVII zum 7ten Buche, aus Lucas David.

Von den Briefen des Papſtes und der Kardinäle iſt die Hist. de l'O. T. t. 4 p. 307 nachzuleſen. Man machte Johann XXIII bittere Vorwürfe, daß er den Frieden zwiſchen Polen und dem Orden nicht befördert habe, ſo dringend er auch darum gebeten worden.

Des Hochmeiſters Schreiben an die Herzogin Alexandra hat Lucas David, und aus ihm Baczko, Beylage XXX zum 7ten Buche. Wenzels Zeugniß, dem

Orden ausgeſtellt, eben daſelbſt Beylage XXIX. Noch zwey Tage vor der Schlacht bey Tanneberg ſchrieb der Hochmeiſter einen Brief, an den Meiſter von Liefland, der ſeinen Widerwillen zeigt. (Erl. Preuß. t. II. p. 701.) Die Summe, die Wenzel dem Orden vorſchoß, war 8612 ungariſche Gulden, die auf nächſten St. Georgentag wieder bezahlt werden ſollten. Allein im Jahr 1412 waren ſie noch nicht bezahlt, daher Wenzel einen gewiſſen Ludwig Falkenau, dem er ſelbſt ſchuldig war, an den Orden verwies. (Siehe Urk. Samml. der Schloßbibl. t. 13.)

Jagello's Geleitsbrief für Sigismund ſteht im Cod. dipl. Pol. T. I. p. 41.

Wenzels mir unerklärbaren Schenkungsbrief „der Gegenheit und Wuſtung Sawdaw (worunter man nicht das preußiſche Sudauen verſtehen muß (Siehe Hist. de Pol. T. I. L. V. p. 228. not. 1.) die an Garthen ſtößt“ liefere ich aus dem Original des geh. Arch. n. 116.

Wir Wenczlaw von Gottes Gnaden Romiſcher Kunig u. ſ. w. bekennen und thun kund offentlichen mit deſem Briff allen den die In ſehen oder hören leſen, das wir angeſehen und eigentlichen betracht haben, ſulche groſe Mühe Koſt und Arbeit die der erwirdig Ulrich von Jungingen Homeiſter deutſches Ordens und ſeine Vorfaren Homeiſter unſir lieben Andechtigen widder die ungloubigen oft und dicke gehabt und getragen haben, derſelb Ulrich mit ſinem Orden teglichen hat und treit in mancherley Weize chriſtenlichen Glowben zu meren und zu ſterken, und haben darum Im und dem Orden mit wolbedochtem Mute gutem Rathe unſir Furſten Herren Edlen und Getruwen durch aller unſir Vorfahren Romiſcher Keyzer und Kunig, und och Kunige zu Behemen, und nemlichen unſir ſelen ſelikeit wegen dy Gegenheit und Wuſtung genand Sawdaw als die an Garthen ſtoſt und grenizet, die etwan unſir Vorfar Kunig zu Behemen mit Macht und Gewalt an ſich bracht und gewunnen haben, dem allmechtigen Gotte zu Lobe und ſiener lieben Mueter Juncfraw Maria zu Wirden und zu eren gnedigklichen gegeben und geben In die in Krafft deß Briffs von Romiſſcher und Bohemiſcher Kuniglicher Macht Vollkommenheid alſo das der egenannt Ulrich Homeiſter und alle ſiene Nachkomen mit dem Orden die egenannt Gegenheit und Wuſtung Sawdaw mit alle eren Reyneren und Grenitzen als ſie die begriffen hat und dazu gehoren mit Sloſſen Stedten-Dorffern und Lewten beſitzen beſetzen buwen und der geniſſen und gebruchen ſullen und mogen ſo In das allernutzlichſt ſien dunken wirdet und och die ewiglichen in haben und beſitzen glicherwize als ſie ander ere eigene Guter in haben und beſitzen von uns und allen unſern Nachkommen romiſſchen Keyſern und Kunigen und beſunder Kunige zu Behemen und ſuſt allermenniclich ungehindert. Mit Urkund diß Briefs verſegeld mit unſir Königlichen Majeſtad Ingeſigel Gegeben zu Prage nach Chriſtes Geburt 1410 am Sonntag Reminiſcere.

Der Vertrag, durch welchen Sigismund dem Orden erlaubt, ungariſche Goldmünze zu ſchlagen, befindet ſich gleichfalls im geh. Archiv unter dem Zeichen 7. Es heißt darin: — monetam nostram auream totaliter sub quantitate pondere gradibus sculpturis circumscriptionibus effigiebus ac elementis eisdem, sub quibus in regno nostro cudi pro nunc solet, in sua terra et dominiis cudi faciendi quantumcunque maluerit. Dieſer bis jezt völlig unbekannte Umſtand beweiſt noch deutlicher Sigismunds Vertrauen, und würde, wenn es nöthig wäre, das polniſche Mährchen widerlegen helfen, daß Sigismund insgeheim Jagello gegen den Orden angehezt.

Den Umſtand, daß Dobryn dem Könige von Böhmen übergeben worden, berühren die polniſchen Schriftſteller zwar verwirrt, indem ſie einen Artikel ſeines ſchiedsrichterlichen Spruches daraus machen; allein er iſt doch nicht erſonnen, wie folgendes Originalſchreiben Wenzels beweiſt. (n. 96 des geh. Archivs.)

Wir Wenczlaw von gotes gnaden Romiſcher kunig zu allen czeiten merer des Reichs vnd kunig czu Behem enbieten dem Erwirdigen Vlrichen von Jungingen Hohmeiſter dutſches ordens vnſern liben Andechtigen vnſer gnad:

gnade vnd alles gute. Erwirdiger liber Andechtiger Wir werden czu deiner Andacht ſenden den Edeln Beneſſen von Donyn vnſern liben getrewen von wegen des Landes Dobryn vnd vnſere ernſte meynung iſt vnd wollen das von dir gehabt haben, wenn derſelbe Beneſſ dorumb mit vnſern briuen czu dir kumen wirdet, das du Im dan des egenannten Landes Dobryn mit ſeinen zugehorungen, was du des mit deinem orden dem Durchlauchtigſten Furſten Hern Wladiſlaw kunig zu Polen vnſerm liben Bruder in dieſem kriege angewunnen haſt in vnſerm namen vnd czu vnſern handen abtreten vnd Im das entwurten ſolleſt vnd Wir vorheiſſen Dir mit wolbedachtem Mute vnd rechten wiſſen in craft dicz brives das der egenante Beneſſ das egenante Land Dobryn mit ſeinen zugehorungen dem egenanten hern Wladiſlaw kunig zu Polen nicht abtreten ſol, es ſey dan das dir vnd deinem Orden das Land zu Samayten nach vsweiſung vnd vnhalt vnſers vſſpruchs den Wir czwiſchen euch beyderſeyt nehſt getan haben widerkart vnd volkumelich widergegeben werde, vnd wurde dir vnd deinem Orden das egenante Land Samayten mit ſeinen zugehorungen czwiſchen hie vnd ſand Johanstage des heiligen Tewfers nach vsweiſunge des egenanten vſſpruchs nicht widerkart noch eingeantwurttet, So ſol dir der egenante Beneſſ das egenante Land Dobryn mit ſeinen zugehorungen wider abtreten vnd dir das von vnſer wegen gentzlichen widerentwurtten vnd dich vnd deinen Orden des mechtig machen an alles Widerſprechen vnd vorczihen vnd wir wollen euch dich vnd deinen orden doran nicht hindern noch irren, ſunder dobey gnediclichen bleiben laſſen vnd ouch dir vnd deinem orden das mit vnſerm kuniglich Maieſtat briuen confirmiren vnd beveſten. Ouch von der ſcheden wegen dorumb Wir noch czwiſchen dir vnd dem egenanten hern Wladislaw k. zu P. vſſprechen ſollen, wollen wir euch beyderſeyte alſo bedenken, das Ir vns czu dancken habt. Mit vrkunt dicz brives vorſigelt mit vnſer kuniglichen Maieſtat Inſigel. Geben zu Prage noch Criſtes geburt Tawſend virhundert vnd im Czehenden Jar des Sonnabendes vor dem Suntag als man ſinget Reminiſcere in der vaſten vnſere Reiche des Behemiſchen in dem Siben vnd vierczigſten vnd dem Romiſchen in dem vir vnd dreyſſigiſten Jaren.

(Das ſehr groſſe anhangende Siegel iſt noch ganz unverſehrt.)

Man ſieht auch daraus, daß er ſich die Entſcheidung über die Koſten noch vorbehielt.

Bey Gelegenheit der Kriegsrüſtungen erzählt Lindenblatt p. 89, es ſey zu Marienburg eine Kanone gegoſſen worden, „dergleichen nicht war weder in Deutſchland noch Polen noch Ungarn.“ — Das grauſame Verfahren der Kreuzherren zu Dobrin, berichtet Lucas David p. 252a, und das der Polen zu Gilgenburg, Lindenblatt p. 104. Viele Brüder ſollen zum Frieden gerathen haben, unter Andern Albert von Schwarzburg, Comthur zu Chriſtburg, aber ſie ſeyen verhöhnt, und als Verräther aus dem Kapitel getrieben worden. (Simon Grunau Tr. XIV. c. 10. §. 4.)

Zum ſechszehnten Kapitel.

Die Schlacht bey Tanneberg.

Von dieſer Schlacht ſagt Bayer in ſeinen monumentis prussicis: clades tannebergica par romanae ad Trebiam aut ad Trasimenum.

Auſſer den bekannten Schriftſtellern iſt von mir benutzt worden: Dlugossi Banderia Prutenorum contra Jagellonem regem, eine Handſchrift der Schloßbibliothek zu Königsberg, auf welche ich durch ein ſehr günſtiges Urtheil des ſel. Bayer aufmerkſam gemacht wurde; denn er nennt ſie ein köſtliches Monument.

Sie enthält nicht allein gemahlte Abbildungen aller Paniere, welche der Orden in dieſer Schlacht wehen ließ, ſondern auch viele ſonſt unbekannte Anecdoten, in dem unter die Bilder geſchriebenen Texte; bisweilen auch gerade das Gegentheil von dem, was Andere erzählt haben. Von dem wackern Ritter z. B. der, ſein Panier noch einmal umarmend, entſeelt zu Boden ſank, behaupten Andere, er habe in der Schlacht ſich feig bewieſen und ſey nachher deshalb vom Hochmeiſter (der ſelbſt todt war) zum Tode verdammt worden. Schade, daß ſein Name verſtümmelt worden; Dlugoſſ nennt ihn Nikez. Wie zweifelhaft iſt Nachruhm, ſelbſt in der Geſchichte! — Ich darf hier nicht unbemerkt laſſen, daß manche Erzählung des Dlugoſſ zu widerlegen durch den Verfaſſer des Lebens Friedrichs von Wallenrod verſucht wird. (Erläut. Preuſſen t. II. p. 670 u. f.)

Es hat mir nicht überflüſſig geſchienen, einen Theil der Bilder zu nennen, durch welche die Fahnen ſich unterſchieden, nicht um die Wappenkunde zu bereichern, ſondern weil es gleichſam zur Phyſiognomie einer Schlacht gehört, welche im Anfang des XV. Jahrhunderts gefochten worden. Den Büffelkopf von Graudenz und die weißen Roſen der Vogtey Rogozno führt die Banderia als Beweis an, daß dieſe Länder ſtets zu Polen gerechnet werden.

Die Macht der Kreuzherren wird faſt allgemein auf 83000 Mann geſchätzt, nur Herburt de Fulſtin macht 140000 daraus.

Dlugoſſ behauptet, es habe ſich unter dem Ordensheere allzuviel unnützes Geſindel, Marketender und Troßbuben befunden. Sehr möglich. Wo er vom Herzog von Oels, als dem einzigen ſchleſiſchen Herzoge ſpricht, der gegen Polen die Waffen ergriffen habe, fügt er die Aeuſſerung hinzu: licet voluntate et affectione singulos Slesiae duces non dubites interfuisse.

Seines Königs Frömmeley und Feigheit verheelt er nicht und ſagt ausdrücklich: er habe ſich verborgen in loco securo et secreto, non solum ab hostibus sed etiam a suis ignoratus, turba et exercitu notabili custodum et militum vallatus.

Eine Unthätigkeit von drey Stunden wirft Lindenblatt p. 104 den Kreuzherren vor.

Kojalowicz p. 87 bezeichnet die Völker noch näher, die auf dem rechten Flügel wichen. Er nennt die von Wilna, Troky, die Samayten, Nowogoroder und Volhynier, die das Panier des H. Georg im Stiche ließen, und extreme periclitabantur.

Lindenblatt, von den Anfangs erfochtenen Vortheilen des Ordens ſprechend, verſichert in ſeiner naifen Sprache: „und der König was gewichen, alſo das dese jungen Chriſt iſt erſtanden.“ Dann ſeyen aber die Söldner den Polen zu Hülfe geeilt. Der Hochmeiſter habe geſtritten mit ſeinem ganzen Hauffen, Jagello hingegen immer neue Hauffen anrücken laſſen, „und etliche Böſewicht des Landes Culmen unterdrückten das culmiſche Panier, und auch andere flüchtige Paniere, alſo daß gar wenig davon kamen.“

Einen offenbar untergeſchobenen Brief, in welchem die Kreuzherren die Schlacht beſchreiben, hat Lenfant in ſeiner Geſchichte des Conciliums von Piſa eingerückt. T. 2. p. 19 u. f.

Die meiſten Schriftſteller ſagen, der Orden habe nicht mehr als zwey Kanonen gehabt. Es iſt nicht wahrſcheinlich, da er ſchon längſt den Gebrauch des Geſchützes kannte. Auch erzählt Pauli p. 255: der Hochmeiſter habe alles Geſchütz aus Marienburg zum Heere kommen laſſen.

Die Schlacht war ſo mörderiſch und von ſo wichtigen Folgen, daß auch die Chroniken der Ausländer faſt alle davon ſprechen, nur mit großen Abweichungen. Theodorich von Niem, Gobelinus Persona (bey Meibom im Leben Joh. XXIII.), Enguerran de Monstrelet in ſeiner Chronik, ein Ungenannter (bey Oefel. rer. boicar. script.), alle vier gleichzeitig; (Der leztere berichtet den ſeltſamen Umſtand, es hatten auch Juden in Jagello's Heere gefochten.) die magdeburgiſche Chronik, eine öſtreichiſche Chronik, Dusburgs Fortſetzer und viele andere. Sie geben den Verluſt von beyden Theilen bald ſtarker, bald geringer an. Die gemeinſte Meinung iſt die von mir befolgte, die ſich durch die Inſchrift der

Kapelle beſtätigt, welche auf dem Schlachtfeld erbaut wurde. Sie lautete alſo: centum mille occisi. Die Kapelle, ſammt der Inſchrift, waren noch zu Hartknochs Zeiten vorhanden. (Alt und Neu Preußen p. 307) Ohne Zweifel hat ein Schutzgeiſt um die polniſchen Edlen geſchwebt, vielleicht der Geiſt der Vorſicht, denn Dlugoſſ verſichert: duodecim tantum nobiles milites de exercitu regis cecidisse. Hier zwölf, dort ſechs hundert!

Die Art, wie der Hochmeiſter umkam, wird verſchieden erzählt. Hier iſt ſie faſt die nemliche, die vom Mönichau Schinkekop 1370 berichtet wird. Simon Grunau will ſogar wiſſen, er habe mit dem Kopf geſchüttelt, um das Viſir herab fallen zu machen. Es iſt nicht der Mühe werth, tiefere Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Genug, er blieb auf dem Schlachtfelde. Daß Jagello ſeinem Mörder den Kopf abſtoßen ließ, erzählt die Chronik der Wallenrodiſchen Bibliothek, p. 204 u. f. Sie behauptet auch, 70 Comthure hätten vor der Schlacht alle ihre Habe nach Chriſtburg gebracht; und als die dort bleibenden ſie befragt: was ſollen wir mit dem großen Gute machen, wenn ihr nicht zurück kommt? da hätten ſie derb ritterlich geantwortet: kommen wir nicht wieder, ſo müßt ihr fahren mit Schloß und Gütern zu allen Teufeln! — Vermuthlich ein Mährchen, denn ſchon die Frage wäre überflüſſig geweſen, da der Orden jeden Bruder beerbte.

Der beſcheidene Sbigneus, der des Königs Leben rettete, ſoll nach der Schlacht den Ritterſchlag verbeten haben, ſprechend: er habe ſich der Kirche geweiht. Er wurde in der Folge Biſchoff von Cracau und Cardinal, in welcher Würde er noch öfter in dieſer Geſchichte auftreten wird. Die Chronik eines Ungenannten in der Wallenrodiſchen Bibliothek, nennt den Ritter, der auf den König rannte, nicht Kekeritz, ſondern Dreben; ſagt auch, daß ein Fürſt von Inſbruck mit 40 Rittern in dieſer Schlacht geblieben ſey.

Der Necrolog der Comthurey von Maſtricht, nennt unter den Gebliebenen auch Marquard von Salzbach, welches die Erzählung von ſeiner ſchimpflichen Hinrichtung zu widerlegen ſcheint.

Daß Ziſca unter den Polen focht, erzählen Fleury in ſeiner Kirchengeſchichte und Gadebuſch in den liefl. Annalen. Daß er aber derſelbe geweſen, den der Hochmeiſter einen Judas nannte und der ſich nachher ſo grauſam rächte, vermuthet die Hist. de l'O. T. fälſchlich. Simon Grunau nennt ihn ausdrücklich Trautenau, Tract. XIV. c. XI. §. 3. Die Brüder ſollen, nach deſſelben Bericht, ſo müde vom Fechten geweſen ſeyn, daß ſie die Arme nicht mehr rühren können. (c. XII.) Am andern Tage habe man das Schlachtfeld geplündert und erſtochen was noch lebte. Es habe zu der Zeit jeder Bürger einen ſilbernen Gürtel voll Geld um den Leib getragen. Des Hochmeiſters Bart ſey zu Cracau über dem Grabe des heil. Florian aufgehängt worden.

Die Zahl der Gefangenen ſetzen polniſche Geſchichtſchreiber auf 40000. Kojalowicz verwandelt ſie glimpflicher in 14000 (p. 27.).

Zum ſiebenzehnten Kapitel.

Erſte Folgen der Tanneberger Schlacht.

Das Schickſal des flüchtigen Hermelaus erzählt unter andern Pauli p. 253 und 254.

Das erſte Schreiben Jagello's an des Ordens Unterthanen, ſiehe Preuß. Lieferungen T. I. p. 106.

Lindenblatt bricht beſonders in Verwünſchungen gegen die wankelmüthigen Preußen aus, und verſichert, daß diejenigen die meiſte Untreue bewieſen, „die Ehre und Gut hatten von dem Orden allermeiſt empfangen, das Gott an ihnen nimmer laſſe ungerochen." — Bey Gelegenheit des ſchnellen Kleiderwechſels der Preußen beſchreibt Simon Grunau Tr. XIV. c. XIV. §. 3 die alte Bürgertracht. Waren ſie verheirathet, ſo trugen ſie, wie die Herren, Bart, Kogel, kleine Hüte, Mäntel (nur nicht weiß) über dem rechten Arm offen; Röcke eng um Hals und Hände; unter den Ellenbogen lange ſpitzige Säcke, in dem einen das Gebetbuch, in dem andern ein Paternoſter. Jagello's Aufforderung zur Huldigung, ſeine Freygebigkeit gegen Danzig, ſeine glänzenden Verſprechungen, durch die er ganz Preußen an ſich zu locken ſuchte, hat Hr. v. Baczko in der dritten, vierten und fünften Beylage zu ſeinem achten Buche geliefert. (Siehe auch Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 78.) Schütz (in der lateiniſchen Ausgabe p. 223) ſucht zwar die eben angeführte Urkunde verdächtig zu machen, auch enthält das von ihm unbemerkte Datum derſelben offenbar einen Fehler, denn ſie iſt datirt feria tertia ipso die beati Dominici Confessoris. Aber im Jahre 1410 fiel Oſtern auf den 23ſten März, folglich der zwölfte Sonntag nach Pfingſten auf den dritten Auguſt. Das Feſt des heiligen Dominicus feyerte man damals, wie noch heute, am vierten Auguſt, alſo fiel es in dieſem Jahre auf die feria secunda und nicht tertia. Ohne mich weiter auf dieſe Zweifel einzulaſſen, bemerke ich bloß, daß weiter unten die Treuloſigkeit der Danziger urkundlich wird erwieſen werden, und daß folglich auch die dafür zugeſagte Belohnung mehr als wahrſcheinlich iſt. Wie freygebig Jagello mit Schenkungen war, iſt zu erſehen aus dem Cod. dipl. Pol. T. I. p. 571., wo er dem Herzog von Stettin ſchenkte, was er noch gar nicht erobert hatte, und p. 573, wo ſieben Pommerſche Edle ſich für des Herzogs Treue verbürgen. — Seine Begnadigungen in Preußen liefern die Preuß. Samml. t. I. p. 236.

Pauli, und aus ihm die hist. de l'O. T., behaupten auch hier, der Statthalter habe dem König Sigismund noch 10000 Goldgulden auszahlen laſſen, als den Preis für ſeine Hülfe. Der einzige Gewährsmann für dieſe Behauptung iſt Leo p. 200. Die Urkunde hat bereits erwieſen, daß bey dieſem Bündniſſe von keinem Gelde die Rede war.

Hr. v. Baczko ſucht durch allerley nicht überzeugende Gründe darzuthun, daß Jagello nicht früher als nach ſieben Tagen vor Marienburg habe rücken können. Auch die Preuß. Samml. T. III. p. 337. behaupten daſſelbe. Erfahrne Krieger ſtimmen nicht mit ihnen überein.

Eine ſehr umſtändliche Beſchreibung der Ruinen des Marienburger Schloſſes, wie ſie noch im Jahr 1774 waren, findet der Leſer in Wraxall's Reiſe in den Norden von Europa im 28ſten Briefe. Ich ſelbſt habe ſie noch im Jahr 1803 geſehen, allein ſchon ſehr entſtellt. Die Preußiſchen Geſchichtſchreiber pflegen gewöhnlich ein ſehr dunkles Bild von dieſer Feſte zu entwerfen, indem ſie von drey Stockwerken ſprechen, deren jedes von einem beſondern Hauffen vertheidigt worden ſey. Ich hoffe, die Ortsbeſchaffenheit mehr verſinnlicht zu haben. Ein alter Preußiſcher Dichter, Fibler, drückt ſich folgendergeſtalt aus:

> Fundamenta latent domibus camerata pro fundis,
> firmior arctoo nulla sub axe jacet.

Die vortrefflichen, in Kupfer geſtochenen Abbildungen, die vor einigen Jahren von den ſchönſten Ueberreſten Marienburgs erſchienen ſind, kennt jeder Liebhaber der Kunſt und des Alterthums.

Zum achtzehnten Kapitel.

Die Belagerung von Marienburg.

Heinrich von Plauen iſt der einzige Hochmeiſter, (von Conrad von Jungingen an gerechnet) deſſen Briefwechſel das geh. Archiv nicht aufbewahrt. Vielleicht hat ſein neidiſcher Nachfolger ihn vernichtet. Ferner vertrocknet nunmehr eine große Hülfsquelle der preußiſchen Geſchichte, nemlich Lucas David, der nur bis auf die Schlacht bey Tanneberg geht. Ich habe mich alſo, außer ſparſamen

Urkunden, keiner andern Handſchrift bedienen können, als der der [illegible] und einige Chroniken; die letztern enthalten auch nichts neues, wohl aber Manches der Erſtere.

Die Erzählung von dem ſchändlichen Betragen des Biſchofs von Cujavien verdanke ich dem geh. Archiv, wo ſie in einem alten Buche ſteht, welches allerley Formulare, Abſchriften und dergleichen enthält. An wen dieſe Klagen und Vorwürfe eigentlich gerichtet waren, iſt nicht zu erſehen; vielleicht an die übrigen Biſchöfe. Sie ſind hin und wieder ſehr derb ausgedrückt. Der Verräther habe, z. B., Witolds Tataren ſich erbeten, um Pöbym zu verwüſten und dem Abt in die Kogel zu ſch—. Ins Lager führte er Bier, Brot, Fleiſch, Fiſch, dem Großfürſten ſchenkte er 100 Mark und 8 ſilberne Schüſſeln. Unter den Heerden, welche er wegtreiben ließ, befanden ſich unter andern 3000 Schafe, (ein Beweis blühender Schafzucht) von welchen das Ordensvolk ihm 2000 wieder abnahm. Alles Vieh, heißt es, habe er vom Orden zuſammen rauben laſſen. Sein Schloß Razianz liege dem Feinde ſehr nahe und gefährlich, es gingen dort vier Fähren über die Weichſel. Hernach hebt der Erzähler an zu beweiſen, daß ein Biſchoff unter Polens Herrſchaft weit ſchlimmer daran ſey, als unter der des Ordens; (woraus ich eben ſchließe, daß der Aufſatz für die preußiſchen Biſchöfe beſtimmt war.) In Polen müſſe er von jeder Hube dem Könige zwey Scheffel Haber geben und zwey Groſchen. Wäre der König im Biſthum, ſo müßten die Bauern alles liefern, und, wo es fehlte, müſſe der Biſchoff es für ſein Geld herbey ſchaffen. In Preußen hingegen brauche kein Biſchoff die Gränze zu bereiten, noch Jemand zu beköſtigen, wie in Polen oft und dicke geſchehe mit großer Mühe und Koſten. Die polniſchen Hauptleute ließen Zehnten nehmen oder dreſchen, das thue der Orden auch nicht; laſſe auch Niemand in des Biſchoffs Gütern zehren, wie dort Sitte ſey. Es wird ein Beyſpiel von einem Manne angeführt, dem der König ein Dorf des Biſchoffs eingegeben für ſeinen Schaden, und das Dorf bringe mehr als tauſend Schock. Endlich müſſe auch in Polen der Biſchoff dem Könige folgen und an ſeinem Hofe erſcheinen, ſo oft es begehrt werde. —

Wie Elbing ſich betragen, erzählt Leo p. 201. Derſelbe legt dem Statthalter p. 202 eine Rede in den Mund, die offenbar erdichtet worden.

Die Summe, welche der alte Prieſter glücklich durch das polniſche Lager brachte, war 30000 Ducaten. Hr. v. Baczko meint, T. II. p. 21. er habe ſie wohl nur in Wechſeln bey ſich gehabt, und beweiſt durch eine Urkunde, daß der Orden damals ſchon dergleichen Wechſelgeſchäfte trieb.

Die aufbewahrte Kugel, welche den Pfeiler ſtürzen und den Ritter begraben ſollte, erhielt folgende Reime zur Ueberſchrift.:

Als man ſchreibet 1410 Jahr
Das ſag ich Jedermann vor wahr,
Der Stein geworfen ward in die Wand.
Da ſoll er bleiben zum ewigen Pfand.

Hartknoch (Alt- und Neupreußen) ſetzt dieſe Begebenheit fälſchlich in den dreyzehnjährigen Krieg.

Die Geſchichte von dem Büchſenmeiſter, der zum Orden überging, erzählt Lindenblatt p. 109.

Die Vermuthungen über den Inhalt der Unterredung zwiſchen Witold und Vietinghoff, liefern Kojalowicz p. 88, Dlugoſſ und Crómer. Daß wohl damals von der litthauiſchen Königskrone die Rede geweſen, glaubt Pufendorff in der Einleitung zu der allgem. Geſchichte T. 4. Lindenblatt p. 109 ſagt: die Niederlande hätten wieder Herz gefaßt und ſich zu Vietinghoff geſchlagen. Uebrigens drückt er ſich über die Zuſammenkunft mit Witold räthſelhaft aus; nemlich, der Biſchoff von Heilsberg ſey mit Witold gezogen, und habe ihn gewarnt, da ſey er wieder umgekehrt.

Hr. v. Baczko ſagt, T. III. p. 22, Vietinghoff habe es dahin gebracht, daß es von nun an „dem Großfürſten Hauptzweck geworden, die Aufhebung der Belagerung nach allen ſeinen Kräften zu begünſtigen.“ Das iſt wohl irrig, denn wenn er ſich mit den Liefländern ſo gut verſtanden hätte, warum fürchtete er ſich denn, bey ſeinem Abzug von ihnen angegriffen zu werden? — Dlugoſſ

goſſ ſagt ausdrücklich p. 281: non tamen ausus est, ne a Livonitarum gente et aliis Cruciferis eorumque stipendiariis invaderetur, ire sine regio conductu. Das beſtätigt auch Lindenblatt p. 109, ſchreibend: Witold habe nicht durch die Niederlande ziehen können, ſondern den alten Weg durch die Maſau nehmen müſſen. Folglich verlor auch Jagello, durch ſeinen Abgang vom Heere, wenig. Ueber die Ruhr unter Witolds Volke ſpottet Dlugoſſ ſelbſt, erzählend: der Großfürſt habe behauptet, ſie ſey durch die ungewohnten Leckerbiſſen entſtanden, und hinzu fügend: wenn das auch wahr wäre, ſo hätte man ja ein ſehr leichtes Mittel gehabt ſie zu heilen. (p. 281.)

Handgreiflich ſind die Mährchen des Dlugoſſ, wenn er die Siege bey Crone und Tauchel pomphaſt erzählt. Da ſogar Hr. v. Baczko vieles davon als wahr aufgenommen, ſo iſt es wohl der Mühe werth, jene Erzählung etwas näher zu beleuchten. Crone war ein unbefeſtigter Ort, den Küchmeiſter, nach Dlugoſſ Bericht, mit einem großen Heere angriff. Allein die Polen zogen ſich in ein Kloſter, (wie groß war denn ihre Armee, wenn ſie in einem Kloſter Platz hatte?) überrumpelten dann die Deutſchen auf unbekannten Wegen, (wie konnten dieſe Wege den Kreuzherren unbekannt ſeyn, die ſeit Jahrhunderten ſich im Beſitz der Gegend befanden?) die Deutſchen flohen eine Meile weit, verloren auf der Flucht viel Volk, ſetzten ſich endlich auf einer Anhöhe. Nun verwandelt Dlugoſſ auf einmal die Polen, (welchen er zuvor verroſtete Waffen, magere Pferde, verfaulte Kleider gibt, und ſie Alle zuſammen in ein Kloſter ſteckt,) in ein mächtiges, auserleſenes, in der Kriegskunſt wohl erfahrenes Heer. Das Vorſpiel der Schlacht war ein Zweykampf zwiſchen einem Schleſier und einem Polen, worin natürlich der Pole überwand. Dann ſchlugen ſich beyde Theile ſo mörderiſch herum, daß ſie, nach kurzer Friſt, zu gleicher Zeit ſchrieen, man ſolle einen Waffenſtillſtand machen. Es geſchah. Man ruhte aus, man erzählte ſich wechſelſeitig ganz vertraulich allerley vollbrachte Thaten; dann fing man wieder an zu metzeln. Bald ermüdet, wurde ein zweyter Waffenſtillſtand beliebt, um die Todten

ten zu begraben, die Verwundeten zu verbinden, mit einander zu ſchwatzen, und vor allen Dingen ſich zuzutrinken, denn man beſchenkte ſich höflich mit Wein. Dann erneuerte man die Schlacht zum dritten Male, da wurde die Ordensfahne erobert, und der Sieg entſchied ſich für die Polen. Der gefangene Küchmeiſter wurde in ein polniſches Schloß geſandt. (Die hist. de l'O. T. t. 4. p. 397. zweifelt an Küchmeiſters Gefangenſchaft, allein mit dieſer hat es ſeine Richtigkeit; denn in einem Schreiben deſſelben, welches er ſpäter als Hochmeiſter ausfertigte, (Siehe die Regiſtrande deſſelben im geh. Archiv) kommen die Worte vor: „uff die Zeit als wir in den Kriegen zu Preußen gefangen wurden.")

Gleichermaßen ungefähr iſt die Erzählung von der ſogenannten Schlacht bey Tauchel verbrämt. Vermuthlich waren beyde nur unbedeutende Gefechte. Höchſt lächerlich iſt vollends die Art, wie die Kreuzherren den polniſchen Befehlshaber von Tauchel ſollen vermocht haben, ihnen die Feſte zu übergeben. Es habe nemlich in der Schlacht bey Crone ein gewiſſer Powala ſeine Mütze verloren; dieſe Mütze, die Dlugoſſ reich mit Perlen ausſtaffirt, habe man dem Commandanten vorgezeigt, und dadurch ihm bewieſen, daß die Polen geſchlagen worden. Da habe er capitulirt, und ſich hinterdrein die Haare ausgerauft. Solche Mährchen verdienen keine Widerlegung.

Lindenblatt ſagt p. 112: Die Söldner aus Schleſien hätten wenig getaugt, „wollten des Nachts nicht biſen" (?) Auch die aus den deutſchen Balleyen gekommenen Hülfsvölker habe der Orden beſolden müſſen.

Daß die Liefländer ſo grauſam waren, ihre Gefangenen als Sklaven zu verkaufen, beweiſt ein Bericht des Meiſters von Liefland 1411 (Papiere der Schloßbibliothek + 7.) auf die vom Hochmeiſter mitgetheilte Nachricht, daß Witold die Seinigen auslöſen wolle. „Dieſelben Gevangenen," ſagt er, „ſyn vaſte hen und her gar wyte geſtrewet und vorkoffet, ſolde man dy widder hu ſammende lezen ende frygen (befreyen) von den luthen die ſy gekofft haben, das welde uns vill Geldes und arbeites ſtemde werden."

Zum

Zum neunzehnten Kapitel.

Heinrich von Plauen als Hochmeiſter.

Seine Selbſtwahl iſt von Vielen, beſonders von Pauli p. 260, vermeintlich erwieſen worden. Andern (Siehe Preuß. Lieferungen T. I. p. 90. und Preuß. Samml. t. I. p. 241.) und auch mir, ſcheinen ſeine Gründe nicht haltbar. Schon der Umſtand flößt gegen die Sage Mißtrauen ein, daß auf gleiche Weiſe, in demſelben Jahre, Papſt Johann XXIII. ſoll ſeyn erwählt worden. Ja Dubravius in der Geſchichte Böhmens, erzählt daſſelbe ſogar von Kaiſer Sigismund. Hingegen weiß der gleichzeitige Fortſetzer Duisburgs nicht ein Wort davon. Auch die [illegible] gleichzeitige Chronik p. 221 ſagt bloß: „und koren zur Stunde einen neuen Hochmeiſter.“ — Vollends unwiderleglich ſind die Ausdrücke, deren Heinrich ſich ſelbſt in dem Manifeſt bediente, welches er an alle chriſtliche Fürſten richtete (Siehe Preuß. Samml. t. III. p. 734.) Denn da heißt es: „Alſo wir von den Gnaden Gottes eintrachtiglich von unſern Brüdern, die der gewaltig waren, zum Hochmeiſter (dazu wir uns unwürdig und unmächtig achten, erkennen und halten) erkohren und erwählt worden, u. ſ. w. Geſetzt auch, man wolle einwenden, Heinrich habe das Compromiß als eine einträchtige Wahl betrachtet, ſo würde er doch zum mindeſten die Parentheſe ſich nicht erlaubt haben, wenn er kurz zuvor auf ſein Gewiſſen verſichert hätte, er halte in der That ſich ſelbſt für den würdigſten. Endlich würde auch ſicher unter den vielen Klagen, die der Orden ſpäter gegen ihn laut werden ließ, dieſe nicht ſeyn übergangen worden. Da nun aber ſeines ihn haſſenden Nachfolgers Regiſtrande im geh. Archiv gar nichts davon enthält, ſo muß die ganze Erzählung unter jene Volksſagen verwieſen werden, die ſich oft ſo grundlos verbreiten. Sie widerlegt ſich überdieß durch den Umſtand, daß Küchmeiſter gar nicht gegenwärtig, ſondern noch gefangen war.

Jagello's fürwahr unerklärbares Glückwünſchungsſchreiben hat Baczko t. III. p. 27. aus einer Urkunde geliefert.

Zum zwanzigſten Kapitel.

Der Thorner Friede.

Schon Herr v. Baczko hat, durch viele Urkunden der Schloßbibliothek, Licht über die Begebenheiten dieſer Jahre verbreitet, deſſen ſie ſo bedürftig waren. Ich verweiſe daher auf den 3ten Band ſeiner Geſchichte, p. [illegible] u. f. Die Freude zu Rom ſchildert der Ordensprocurator in einem Briefe (Schloßbibl. n. 1712). Als der Friede dort bekannt wurde, „da was ſint der Papſt „und alle Cardinale und der ganze Hoff alſo fro als man „lange in keyner Sache geweſt iſt.“ Das vom Orden ausgeſtellte Friedensinſtrument ſteht im Cod. dipl. Pol. T. 4. n. 80., das von Jagello übergebene in den Preuß. Lieferungen p. 295. Letzteres iſt mit erläuternden Anmerkungen verſehen. Es findet ſich auch im Buche F. p. 109.

Von den Summen, welche der Orden zu zahlen ſich anheiſchig machte, findet man in beyden nicht ein Wort. Darüber muß eine ſpätere Verabredung ſeyn getroffen worden. Ferner nicht ein Wort von den weggenommenen Schiffen mit Getreide. Warum bedung Jagello ſich keine Entſchädigung dafür? — So gut als nicht ein Wort von Drieſen und Santok. Aus alle dem wird klar, daß allein Samayten das Kriegsfeuer entzündete, und alles übrige nur Vorwand war.

Daß Sigismunds Geſandten zu Cracau abermals verſucht, Witold von Jagello abtrünnig zu machen, erzählt Kojalowicz p. 90 und es iſt glaublicher als das Mährchen von Dlugoſſ, die heimlich verabredete Theilung von Preuſſen betreffend. Dennoch iſt dieſes Mährchen von den angeſehenſten Schriftſtellern wiederholt worden, ſelbſt von Fleury in ſeiner Kirchengeſchichte und Barre in der histoire d'Allemagne; und es würde ſchwer zu widerlegen ſeyn, wenn ich nicht ſo glücklich geweſen wäre, eine Urkunde aufzufinden, welche gerade das Gegentheil beſagt, nemlich eine Theilung Polens zwiſchen dem Kaiſer und dem Orden. Sie befindet ſich im geh. Archiv n. 21, und wird billig hier ganz mitgetheilt.

Wir Sigiſmund von Gotes Gnaden Romiſcher Kunig, zu allen zyten Merer des Rychs, und zu Ungern, Dalmatien, Croatien ꝛc. Kunig. Bekennen und tun kunt offentlich mit dieſem Brief Allen die In ſehen oder hören leſen Als wir mit dem erſamen Bruder Michel Kuchenmeiſter des Ordens der Brüder des Hoſpitals Sant Marie des dutſchen Hus von Jheruſalem Obriſten Marſchalk unſerm lieben Andechtigen An ſtat und von wegen des Homeiſters und deſſelben Ordens, eyn teiding begriffen und uberkommen haben nach innhalt unſir und uns briefe dorüber gemacht, Daß wir by unſern kuniglichen Worten gerett und verſprochen haben Ob der Allmechtig Got fugen wurde daß wir das Kunigrych zu Polan gewunnen, daß wir dann die Lande zu Dobrin und zu der Kuya dem vorgenannten Orden ledeclichen geben und volgen laſſen wollen on alle hinderniſſe und widerſprechen. Mit Urkund diß Briefs verſiegelt mit unſerm Romiſchen Kuniglichen anhangenden Inſigel, Geben zu Ofen nach Criſts Geburt vierzenhundert Jare und dornach in dem Czwelften Jare, des nehſten Montags vor dem Obriſten Tage der Wyhennachten, den man in Latin nennet Epifamadiy, unſir Ryche, des ungriſchen ꝛc. in dem vier und zwentzigſten und des Romiſchen in dem Andern Jaren.
(Das Siegel ſo wie die ganze Urkunde ſehr wohl erhalten.)

Daß dieſer Vertrag keine weitern Folgen hatte, daran mogen wohl Sigismunds anderweitige ernſthafte Händel Schuld geweſen ſeyn; denn er wurde in demſelben den Jahre von den Türken bey Semendria geſchlagen; die eiſerne Krone wurde ihm verweigert, und die Venetianer drangen in Dalmatien ein. (Schmidt Geſch. der Deutſchen Th. 4. p. 77 u. f.) Aber unglaublich ſcheint es mir, daß 1411 im November die Theilung Preußens und 1412 im December die Theilung Polens mit ihm ſey verabredet worden. Nur das letztere iſt erwieſen durch die aufgefundene Urkunde; das erſtere bezeugt allein Dlugoſſ, und fällt dabey noch überdieß in einen Widerſpruch mit den zwiſchen Sigismund und Jagello errichteten Verträgen, denn dieſe ſind datirt von Lubowla (Liblio) da hingegen Dlugoſſ behauptet, man habe jene Verabredung zu Kaſchau entworfen.

Dem Verfaſſer der hist. de l'O. T. muß es freylich ſchmerzlich fallen, die Declamationen, welche er, wegen der erſten vergeblichen Theilung, gegen Jagello verſchwendet, nun auf den Orden ſelbſt zurück wälzen zu müſſen.

N. 513 des geh. Arch. enthält eine Vollmacht Heinrichs für den Biſchoff von Pomeſanien und einige Glieder des Ordens, mit Jagello zu unterhandeln, und im Nothfall die Sache an den Papſt zu bringen.

Daß Witold den Orden wirklich aufs neue angegriffen, und 6000 Reiter geſchlagen, iſt ein Umſtand, von dem weder polniſche, noch preußiſche, noch lithauiſche Geſchichtſchreiber etwas wiſſen; dennoch iſt er zur Gnüge verbürgt durch einen gleichzeitigen Schriftſteller, Eberhard Windeck (bey Mencken t. I. p. 1133 u. f.), der Sigismunds Leben geſchrieben, und ſolches wahrhaft zu ſchreiben wohl im Stande war, weil er ihm 40 Jahre diente bis an deſſen Tod. Dieſer Windeck berichtet: Sigismund habe einen Frieden zwiſchen Polen und den Herren in Preußen gemacht, der ſey gebrochen worden. Die Herren in Preußen hätten ſchriftlich darüber geklagt, zu derſelben Zeit, als Witold gegen ſie zu Felde gelegen und 6000 Reiter geſchlagen. Die fernern Klagen des Ordens führt derſelbe Schriftſteller an (histor. Sigism. c. 76.)

Der Brief König Carls von Frankreich, deſſen auch ſchon Baczko erwähnt, befindet ſich unter n. 1924 der Schloßbibliothek. Er bittet Jagello Frieden zu halten, um Gottes und Chriſti willen, et observantia tam privatae quam publicae honestatis. Thut er es nicht, ſo ſoll er wiſſen, quod ad defensionem dicti ordinis opporteret nos una cum aliis bonis fidelibus catholicis eidem praebere opem et favorem equitatis, damit der Orden nicht ganz aufgerieben werde.

Die Verhandlungen zwiſchen Polen und Ungarn ſtehn im Cod. dipl. Pol. t. 1. p. 42 u. f. Die Urkunden wegen des an Sigismund übertragenen Schiedsrichteramts ebendaſelbſt t. 4. n. 81. 82. 88 und 90. Auffallend iſt, daß damals der Hochmeiſter ſelbſt dem Könige von Ungarn nicht recht traute, und troß ſeines ſchriftlichen Compromiſſes, den Geſandten auftrug, keinen Spruch anzunehmen, ohne ihn vorher geſehn zu haben. (Urkunde welche Baczko p. 50 anführt.).

Von den öffentlichen Gebeten während der Geſandtſchaft nach Ungarn erzählt Lindenblatt p. 117, daß vier und vier Mönche Tag und Nacht mit Pſalmleſen abgewechſelt hätten „das nymmer keyn Swengen wart in dem Chore ſo lange die Boten aus waren“ welches von Pfingſten bis Martini währte.

Sigismunds Spruch wegen des Biſchofs von Cujavien Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 93. Den Spruch in den Händeln mit Polen, von welchem die hist. de l'O. T. bedauert, daß er nicht mehr vorhanden ſey, liefert Fritii Coll. (Siehe Baczko p. 54) und wegen Verpfändung der Neumark die Beylage XV. ebendaſelbſt.

Witolds Klage über ſchlechte Behandlung der Gefangenen, Briefſammlung der Schloßbibl. n. 2106. Er ſagt unter andern: man habe die Pferde der Heimziehenden von der Weide getrieben, daß ſie verhungern müſſen; auch den Menſchen ſey menſchlicher Beyſtand verſagt worden „alſo das ſie gar notlich, müde und gehungert ankommen ſind.“ Nicht alſo habe der Großfürſt die Gefangenen gequält, ſondern ſie mit Futter und Speiſe reichlich verſorgt.

Die Proteſtation der Stände ſoll, wie alle Geſchichtſchreiber erzählen, bloß im Namen von Witolds und Jagello's Töchtern geſchehen ſeyn; ich habe aber im geh. Archiv ein altes Buch auf Pergament geſchrieben gefunden, welches, unter mehreren Abſchriften von Urkunden, auch die Vollmacht enthält, welche am 17ten Januar 1413 Anna ducissa Lithwanie, Gemahlin Witolds, für ſich und ihre Tochter Sophie, ducissa Mosque, an einen gewiſſen Franckenberg ausgeſtellt, um ihre Sache vor dem arbitrio des von Sigismund delegirten judicis zu führen.

Die Zeugniſſe Benedicts von Macra, Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 85. 86. und die dem Erzbiſchoff von Gneſen übertragene Proteſtation n. 84. Alle übrigen Belege, die man noch wünſchen möchte, liefert Baczko im 8ten Buche 2ten Kapitel.

Ein altes Buch des geh. Archivs hebt an mit einer, gegen den Orden gerichteten, juriſtiſchen lateiniſchen Abhandlung, worin der subarbiter Benedict de Macra heftig vertheidigt, und dem Orden Alles abgeſtritten wird, weil ſein Fundament gänzlich zerſtört ſey. Die Kreuzherren, heißt es, nennten ſich hospitalarii, wären es aber nicht mehr, denn ſie wohnten nicht in Hoſpitälern, ſondern in Schlöſſern; durch einige Almoſen und Hoſpitäler verdienten ſie noch nicht den Titel der Hoſpitalarier. Auf dieſen Titel wären alle ihre Privilegien gegründet, und folglich nunmehr ungültig. Den Brüdern in Jeruſalem gebühre der Ruhm, aber isti de Prussia et Livonia nec sunt illi nec tales. In ihrem jetzigen Zuſtande könne die Kirche ſie unmöglich billigen. An eine Reformation des Ordens ſey auch nicht zu denken, nisi ex toto tollatur, denn vitia supradicta hingen ſo ſehr ihm an, daß das ganze pestiferum fundamentum müſſe weggeräumt werden. Die Tempelherren wären vertilgt, deren Successores die Kreuzherren in malo sequaces. Sie dürften nicht allein ihr Ordenskleid abwerfen, ſondern ſie müßten es auch thun, um ihrer Seligkeit willen. Dann werden die Bullen der Päpſte Alexander, Clemens u. ſ. w. auch der von Friedrich II. ertheilte Gnadenbrief durchgegangen und zu entkräften verſucht. Die ganze Schrift enthält viel Merkwürdiges, und mehrere Gründe, die ſpäter Luther wieder gebraucht hat.

Des Papſtes Beſtätigung des Friedens ſteht bey Raynaldi n. 6. Daß Heinrich damals Kaiſer Ludwigs

Schenkung von Litthauen durch einen offenen Schreiber bezeugen laſſen, berichtet Pauli p. 271. Ein Wunder, daß er nicht auch König Wenzels neuere Schenkung hervorzog. Man muß bekennen, daß **ſolche** Anſprüche die Polen nur noch mehr erbittern mußten.

Wegen **Wielun** findet ſich unter der Briefſammlung der Schloßbibl. einer unter n. 1663, worin es heißt: Man ſoll die älteſten Leute verſammeln und fragen, ob ſie 40 Jahre zurück denken können? wenn ſie es bejahen, ſo frage man ferner, ob ſie ſich entſinnen, daß das Haus Welun ſchon früher dem Orden gehört? ob der Orden nicht **zwey** Häuſer Welun den Ungläubigen abgewonnen? ob nicht ſeit der Zeit der Orden bis an die Memel und bis an die Gränze von Litthauen das Land ruhig beſeſſen? ob ſie je gehört haben, daß das Land, worauf Welun erbaut iſt, im Lande Samayten gelegen ſey? u. ſ. w.

Wer übrigens alle, auf die gegenſeitigen Anſprüche Bezug habenden Urkunden, keine ausgenommen, beyſammen finden will, der ſehe das Buch O des geh. Archivs, betitelt: **teutſchen Ordens Handlung wider Polen und Witoldum** p. 84 u. f. Sie ſind daſelbſt geſammelt worden, um ſie ſämmtlich dem Papſte vorzulegen. Auch Kaiſer Ludwigs Schenkungsbrief iſt nicht vergeſſen.

Zum ein und zwanzigſten Kapitel.

Heinrichs innere Regierung.

Von Handſchriften habe ich in dieſem und den folgenden Kapiteln beſonders Lindenblatt und Simon Grunau benutzt. Eine Bulle Johann XXIII., welche, auf Heinrichs Bitten, ein Septennium, an welchem die Reliquien verehrt wurden, in ein triennium verwandelt, liefert das geh. Archiv n. 602. Ebendaſelbſt, in dem alten Formularbuch auf Pergament geſchrieben, finden ſich unter andern zwey Schenkungen dieſes Hochmeiſters. Erſtens: Die Einkünfte der Pfarrkirche zu Chriſtburg überläßt er dem Spital daſelbſt und der Firmarie der kranken Brüder; nur ſoll der Comthur, nach des jetzigen Pfarrers Tode, einen andern hinſetzen, und ihn „von zemlicher Nothdurft verſehen." Er hatte alſo ſchon den weiſen Grundſatz, daß die Geiſtlichen nicht Güter, ſondern Beſoldungen haben müſſen. Zweytens ſchenkte er die Pfaarkirche zu dem Schonenberge, auf dem Werder gelegen, dem Hoſpital St. Eliſabeth zu Danzig. — Sein Verfahren gegen den Biſchoff von Ermeland war gerecht. Er mußte wohl weit ſchuldiger ſeyn, als die übrigen Biſchöffe, die ſich gleichfalls den Polen unterworfen hatten, denn ihn nahm ja im Thorner Frieden der Hochmeiſter ausdrücklich von der Amneſtie aus. Dennoch ſandte er ihm Geleitsbriefe, wie eine Urkunde der Schloßbibl. beweiſt, welche Hr. v. Baczko t. III. p. 78 anführt. Allein des Biſchoffs böſes Gewiſſen machte Ausflüchte dagegen. — Simon Grunau ſagt ſpöttiſch: Heinrich ſey ſelbſt Official, Comthur, Marſchall, Treßler und Alles geweſen, was Geld einbrachte. Der ehrliche Grunau fühlte nicht, daß, wenn der Hochmeiſter dieſe Einkünfte zum Beſten des verarmten Staates verwandte, (wie wirklich geſchah) er nur Lob verdiente. — Von ſeinen Bemühungen, der Bevölkerung aufzuhelfen, erzählt Grunau Tr. XV. c. 2. §. 1. Die Wittwen berieſen ſich auf ihr Recht, nicht wieder zu heyrathen, wenn ſie ein Kind hätten, und klagten daß man ſie verachten würde. Aber Heinrich ſprach: Sie könnten zwey und dreymal heyrathen, und wenn ſie nicht wollten, ſollten ſie nehmen was ſie tragen könnten und aus dem Lande ziehen. So habe er die Söldner begabt, die jedoch, gleichfalls unzufrieden, gemurret hätten: Das iſt ein Schalksknecht, der uns mit alten oder böſen Weibern will bezahlen. Denn die meiſten dieſer Ehen waren uneinig, die Frauen gewöhnt an wehrhaftige Männer, die wenig zehrten und Alles in ihrer Weiber Händen ließen. Ihre neuen Männer hingegen waren Trunkenbeide, ſchlemmten und wollten keine Arbeit angreiſen. — Das mag alles wahr ſeyn, aber Heinrichs Gedanke und Wille bleiben doch auch in *dieſer* Sache eines großen Regenten würdig. Von ſeiner großen Beſchatzung des Landes ſehe man Lindenblatt p. 119. Die Dienſtboten mußten von ihrem Lohn 2 Scoter von der Mark geben. Dennoch warf das Ganze nicht mehr als 60000 Mark ab; man brauchte aber 110000. Schon daraus widerlegt ſich die alberne Beſchuldigung, Heinrich habe ſeinen Vettern in Deutſchland über 100000 Mark geſandt, um nicht mehr als 5000 ſchlechte Söldner dafür zu werben. Woher hätte er dieſe Summe wohl nehmen ſollen? da es ihm ſchon ſo ſauer wurde, auch nur die Hälfte derſelben zur Befriedigung Jagello's aufzutreiben.

Zum zwey und zwanzigſten Kapitel.

Leiden und Frevel der Danziger.

Die Begebenheiten in Danzig erzählt Schütz, dem hier, als einem warmen Vertheidiger ſeines Vaterlandes, nicht zu trauen iſt. Eben ſo wenig der parteyiſchen Chronik der Wallenrodiſchen Bibliothek p. 212.

Schon Hr. v. Baczko vermuthet mit Recht t. III. p. 45. es müßten wohl noch einige Umſtände bey der Sache geweſen ſeyn, die, wenn ſie uns bekannt wären, ein minder gehäſſiges Licht darüber verbreiten würden. Dieſe bisher unbekannten Umſtände liefert das Buch D des geh. Archivs, betitelt: *Handlung zwiſchen Polen* u. ſ. w. p. 230. und nun iſt klar, daß Danzig nur *verdiente* Rache litt. Seinem Geſchichtſchreiber verdankt es die ſo lange ihm günſtige Täuſchung und das Mitleid der Nachwelt. Vermuthlich hatte es ſogar ſchon öfter bey Regierungswechſeln Widerſetzlichkeit gezeigt; denn die Erzählung von der ſchnellen, den Polen geleiſteten Huldigung, iſt von dem Vorwurf begleitet:

„als ſie dem Orden huldigen ſollten, das teten ſie gar zwerlich; ob ſie den Eyd gehalten, das ſehe man an.“

Um der Vollſtändigkeit willen füge ich noch einige Klagen hinzu, die zwar minder bedeutend ſind, aber doch Danzigs Trotz beweiſen.

„Sie haben den Herren den Wein abgebrochen, der ſo manches Jahr gegeben worden. Das iſt zwar ein Geringes, aber man ſoll dabey merken, ob das Liebe und Freundſchaft, Treue und Huld bedeuten möge.“

„Sie haben dem Hauſe wohl 15 Mark Zins abgebrochen oder mehr.“

Leo erzählt auch, ein ſeines Amtes entſetzter und Landes verwieſener Großſchäffer von Marienburg ſey von ihnen gehegt und öffentlich köſtlich bewirthet worden.

Bazko, Pauli und andere mehr, ſetzen Conrad Lezkaus Tod erſt nach dem Abſagebrief, der dem Vogte zu Dirſchau geſchickt wurde, und meinen, er ſey eine Folge dieſes Landfriedensbruches geweſen. Allein Schütz erzählt ihn unter dem Jahr 1411, die letztere Begebenheit hingegen 1412. Ich vermuthe, daß er Recht hat; denn unter den Klagen gegen Danzig im geh. Archiv, wird Conrad Lezkau jedesmal genannt, wenn er gegenwärtig geweſen und die Sache geleitet; wo jedoch von jenem Abſagebrief die Rede iſt, wird er nicht genannt.

Pauli, p. 267, und nach ihm die hist. de l'O. T. ſagen, der Hochmeiſter habe ſeine Unzufriedenheit mit des Comthurs Betragen bezeigt; allein ich finde nichts davon, und Pauli nennt keinen Gewährsmann für dieſe Behauptung.

Zum drey und zwanzigſten Kapitel.

Heinrichs unverdientes Schickſal.

Die Klagen gegen den Hochmeiſter liefert Lindenblatt p. 123, doch nicht alle. Leo und Grunau fügen noch mehrere hinzu. Am auffallendſten iſt der Widerſpruch, daß ſeine Feinde ihn der Anzettelung eines neuen Krieges gegen Polen, und zugleich geheimer Unterhandlungen mit Polen beſchuldigten; denn folgendes ſteht in einem Briefe Küchmeiſters an den Marggrafen Wilhelm von Meißen 1414, (geh. Archiv. Regiſtrande des Gezoten Herrn Michel Kuchmeiſters) „daß derſelbige unſer Vorfar und ihr (derer von Plauen) Vetter führte (nicht führt) mit dem Herren Könige zu Polen hinter uns ſunderliche fremde theidinge zu des Landes Verderbniſſe u. ſ. w.“

Die alte Ordenschronik p. 360 wirft ihm kein anderes Unrecht vor, als daß er einige verrätheriſche Bürger zu Danzig enthaupten laſſen.

Das geh. Archiv enthält eine Urkunde, deren Nummer ich zufällig anzumerken vergeſſen habe, wo die Grafen Albrecht und Günther von Schwarzburg, Wenzlaw von Donyn und Hans Kreunsberg bezeugen vor allen Fürſten und Herren, geiſtlichen und weltlichen, daß Heinrich keine Urſach zum Kriege gegeben. „So tun wir euch zu wiſſen, das wir dorby und dorober ſind geweſt, das ihm ungutlichen geſchiht von den die im en ſolches zu legen, und wirt mit groſſer Gewalt und Unrecht dorzu gedrungen, das er ſich und ſeyn Orden kegen den Herren Koninge von Polen mit werhaftig hand müſſen entſehen. (1413) Unter dieſem Jahre erzählt der oft verworfene S. Grunau (Tr. XV. C. 4.), die Polen hatten um eine Mark Goldes gemahnt, Heinrich geantwortet: er habe es in der Noth verſprochen, und wenn in Preußen das Gold auf Bäumen wüchſe, ſo würde er doch nichts hergeben, vielmehr den Polen das geraubte wieder abnehmen, und wenn ſie es Klafter tief in die Erde verborgen hätten. — (Von welcher Mark Goldes hier die Rede ſey, weiß ich nicht.) Von Beten war nicht mehr die Rede, fährt Grunau fort, ſondern nur von Muſtern der Truppen, vermeinend die Geiſtlichkeit beſtehe im Morden der Polen. Seine Verwandten, kaum ins Land gekommen, wurden gleich aus dem Sattel in die Aemter geſtoßen.

Gegen die Beſchuldigung, daß er ſeinen Vettern in Deutſchland ſo viel Geld geſchickt, vertheidigten dieſe ſich ſelber und ihn, in einem Schreiben an die Stadt Thorn (Preuß. Lieferungen t. 1. p. 673.), worin ſie Jeden, der ihnen das nachſagt, für einen Lügner, Schalk und Böſewicht erklären. Dieſes Schreiben iſt aus dem Original entlehnt. Ich beſitze aber eine gleichzeitige Abſchrift von einem offenen Briefe, den die Herren von Plauen in das ganze Reich ſandten, worin ſie auch ihr Schreiben an die preußiſchen Städte wörtlich einrücken, doch nur bis zu den Worten, „dorum ſie erlos truwlos gewurden ſind" und alsdann ſtatt des in den Preuß. Lieferungen befindlichen Schluſſes, noch folgende merkwürdige Umſtände hinzufügen:

„Sunderlich als wir Heinrich Rewiſe von Plauen der Junger, Herr zu Graitz unſerm Omen von Swarzburg, Herr Wenzlaw von Donyn und andern Rittern und Knechten neſt von Jren Dienſt ſchiden und ſie uns Jre Geleitbriue goben zu Jren Amtleuten Steten und Jnnwonern der Nuwen Marke, das ſie dorobir ſtalten das man uns in Jre Stete keynne loſſen ſolden und uns in Jrem Lande und Gebiete mit Wiſſen der Gebietiger do nemlich der Waltmeiſter von Schetbelbein mit ſeynen Dynern bey was bis an den Vünfften tag halden lieſſen und uns gerne hetten laſſen ümme werfen und ſtunden uns nach leibe und guett, des wir doch vor In unbeſorget woren, Alſo als wir in Jrem Dienſte geweſt woren und gutlich mit Jrem Wiſſen davon ſchieden."

Dann folgt der Schluß, wie er in den Preuß. Lieferungen ſteht. Am Ende jedoch iſt abermals etwas dort mangelndes hinzugefügt:

„Ouch ſo haben wir Heinrich Rewſſe von Plauen der Junger Herr zu Graiz Irfaren, wie das uns der Buchoff von Rige bered habe mit ſulcher ſache, das wir in das land ſullen ſeyn komen das wir die Herren des Ordens ermordet ſuldet haben und das land ſelbit Innemen, daran her uns ungütlich getan hat und lugt uff uns als ein geheimder Kotzenſchalck, der an ſeinen rechten Herren erlos gewurden iſt und ſeinen geſworenen und vorbriſten eyd wider gefordert hat u. ſ. w."

Da dieſer Scheltbrief öffentlich angeſchlagen wurde, ſo bitten ſie zuletzt alle „bidderwe leute" ihn nicht abzureiſſen.

„Tete das aber Ymand der tut als ein vorheyter Kotzenſchalck, deme erloſen meyneyde Kotzenſchalcke libe teten. Gegeben am Mittwoche nach Oculi unter unſern Jungeſigeln Anno domini 1415."

Außerdem beſitze ich auch noch das beſiegelte Original eines ähnlichen Briefes, gerichtet an alle Fürſten, Grafen, Freyherren, Herren, Ritter, Knechte, Städte, Amtleute, und alle biderbe Leute, geiſtliche und weltliche. In dieſem Schreiben iſt die derbe Sprache des Mittelalters am ſtärkſten ausgedrückt, denn die Kreuzherren werden darin hinter einander weg geſcholten: „die vorheyten geheyenden meyneyden Vorreters ſelbs wachſen Kotzenkotzen Boſewichte." Der Schluß lautet alſo: „Ouch meynen wir mit dieſem Schelten Nymand anders denn den nuwen Meiſter und die Boſewichter, die an dem Vorretniſſe theil haben. Geben am ſuntage Egidii 1415."

In einer, bey dieſer Gelegenheit in den Preußiſchen Lieferungen enthaltenen Note, will man beweiſen, daß die Preußiſchen Stände ein Recht gehabt, bey der Annahme oder Entſetzung eines Hochmeiſters mit zu wirken, weil die Herren von Plauen unter andern ſchreiben,

ben, man habe in Plauen vernommen: „die Gebietiger ſprechen, daß ſie den Meiſter entſezt haben mit gemeinem Rathe der Ritter, Knechte und Städte." Hatte man das wirklich in Plauen vernommen, ſo beweiſt das nichts weiter, als daß ſich in Plauen ein ſolches Gerücht verbreitet hatte. Mehr daraus ſchließen wollen, iſt ſehr gewagt.

Ich beſitze auch eine gleichzeitige Abſchrift von einem Vertheidigungsbriefe des Ordens, den der Comthur zu Thorn, Johann von Zelbach, an Friedrich, Marggrafen zu Meißen und Landgrafen in Thüringen, geſchrieben hat. Er erwähnt in demſelben, daß ſchon vormals der Erzbiſchoff von Riga und der Comthur zu Chriſtburg Fridrich von Welden, dem Marggrafen die Artikel zugeſchickt haben, welche die von Plauen in Coſtnitz anſchlagen laſſen; daß darauf, den Bitten des Ordens gemäß, der römiſche König die Gegner auf einen Tag vor ſich geladen, um die Sache zu verhören, ſie wären aber nicht erſchienen. Er klagt: „das ſie manches frommen Mannes Mutter eine Kotz nennen, die ſie nie geſehn noch von ihr gehort haben. So wardt ouch ir Vetter nt unſir rechter Herre, ſundern her was unſir Obirſter die wile her das Ampt hatte." — Hier würde ſicher von ſeiner Selbſtwahl die Rede ſeyn, wenn etwas an der Sache wäre. Der Brief iſt zu Coſtnitz geſchrieben, wo der Orden vor dem Concilio ſich gern vertheidigen wollte.

Die bisher unbekannte Verrätherey des Comthurs von Rheden enthüllt theils ein in meinem Beſitz befindliches offenes Schreiben, theils eine Urkunde der Schloßbibl. fasc. fol. III. n. 62. Das Erſtere enthält viele merkwürdige Umſtände, welche mich beſtimmen, es hier ganz mitzutheilen:

> „Man ſal wiſſen das in der Jartzal unſirs Herren xiiij$^{\mathrm{C}}$ und im xj Jar was eyn Compthur zum Reden Jorge Wirßberg gnandt, der hatte angetragen ein Vorretniß mit ſſünff Rittern alſo gnannt Her Nitſche von Renitz, her Hannes von Polkaw, ſeyn Bruder her Fredrich von Kyntenaw, Her Hannes

nes Czippelyn und Her Gunter von der Delaw, odir ſeynen obirſten Meiſter Her Heinrich von Plawen gnandt, den von ſeyner hirſchafft abe zu werffen und zu vortreyben.

Czum erſten daß das Hws zum Reden ſulde ir uwen Hws ſeyn von deme ſie nach andern Hwſern wolden haben geſtanden, und wolden das vorgenannte Hwß ſpeiſen us irem eigenen Hoffen, doven der Orden und das ganze land in großen Schaden kommen.

Item hat her Nitſche von Renitz bekannt mit guten willen, were her nicht gefangen wurden uff die Zeit, ſo wolden ſie haben zu hoffe gereten andirweit, und welden die dozu genomen haben, die dozu nutze weren geweſt, und wolden eyne beruffunge gethan haben mit brieffen, adir mit boten, an andir herren, und wolden das (huws) haben inne gehalden bes en rettunge komen were.

Item hat her Nitzſche bekannt, das ſie dem Homeiſter noch ſeyme leibe geſtanden haben. — Item hat her Nitzſche von Renitz bekannt, das ſie her Jorge von Wirſberg uff die Zeit Compthur zum Reden zu eyme Meiſter wolden haben uffgeworffen und nach ſeyme bekentnuſſe wart der egenannte her Nitzſche gerichtet.

Das wart der vorgnannte Homeiſter gewarnet beyde von Behmen und von Ungern und von eyme Unworere des landes der ſich mit en vorbunden und geſworen hatte, do wart her zu rate mit ſeinen Gebietigern und fieng den egenannten Compthur und her Nitzſchen von Renitz und die andern iiij wichen us dem lande und wurden flüchtig und do bekannte her Nitzſche von Renitz diſſe vorgeſchreben Artikel die ſie mit eyden zuſampne geſworen hatten.

Dornoch ſchrieb der Homeiſter in das land zum Colmen allen ſeynen Rittern und Knechten, die ſeyne Man weren adir welden ſeyn, das ſie bey ein hulden ſeyn uff einen tag zu Grwdenz und wer das byn nicht qweme, den welde her nicht vor ſeynen Man holden, und do qwomen die vorgenanten iiij flüchtige nicht, do wart der Homeiſter zu rate mit ſeynen Gebietigern rittern und knechten und hyſch ſie zum andern male obir xiiij tage zu Marienburg uff die brücke, en aldo eyn Ritter recht zu beſetzen, do die xiiij tage umme qwomen und die Ritterbanck beſatzet wart, und die iiij wurden ingeheiſchen mit rechte do geſtünden ſie nicht, do wart en zugeteilet die dritte inheiſchung obir die tweer nacht, und do die obir gieng und die Ritterbanck widder beſatz wart, do wurden ſie widder ingeheiſchen von irem rechten erpherren, deme ſie geholdiget und geſworen hatten, und do geſtünden ſie abir nicht, und do fragete der landrichter, van des obirſten herren wegen, was die beſtanden weren, die eyn ſulch Vorretniß widder iren rechten erpherren teten, do wart en zugeteilt der leyp in eyne echtunge des landes zu ewigen tagen, und die Gutter in der Herrſchafft Gnade.

Mit diſſen nachgeſchreben was die Ritterbank beſatzt, herr Auſtin von Zegenberge landrichter, her Ywan von Redemyn, her Ditterich von Logendorff, her Cun von Orſechau. her Otte Behme, her Heinrich Bankaw, her Heinrich von Redemyn, her Kuntz Machwitz, her Segemund Czedelitz, her Pauel vom Sonnenberge, her Niklas Witkop von Tegewitz, Clauke von der Linde, Hannes Prewke, Cuntze von Clement, Daniel von Velde. Hannes von Swirketzyn, Hans Palczat von Colmen, Conrad Keſſelhut, ffrederich Watzelrode von Thorun, Aſſwerus landrichter zur Swetze und Jenchen von der Jene.“

Dieſe Urkunde beweiſt, daß Heinrich von Plauen nicht ſo eigenmächtig verfuhr, wie man gewöhnlich vorgibt. Obgleich der von Renitz ſchon alles bekannt hatte, beobachtete er doch getreulich alle Formen, und verurtheilte die Verbrecher nicht ſelbſt. Es iſt alſo irrig, wenn Herr von Baczko t. III. p. 37 dieſen Nickel Renitz zu denjenigen zählt, die ohne Urtheil und Recht enthauptet worden. Man bemerke noch überdieß, daß derſelbe Renitz Stifter der Eydechſengeſellſchaft, und alſo vermuthlich

lich ein ſehr unruhiger Kopf war. Auffallend iſt, daß der Comthur zu Rheden die erſten Verſchworenen nicht aus Ordensbrüdern, ſondern aus der Ritterſchaft gewählt hatte, und daß dieſe ihn zum Hochmeiſter aufwerfen wollte.

In der Urkunde der Schloßbibl. heißt es unter andern von dem geraubten Silberſchatze des verſtorbenen Hochmeiſters: „des ſo vil was das 4 Hengſte genug hatten zu zihen.“

Daß Wirßberg den Hochmeiſter habe wollen vergiften laſſen, wird ausdrücklich geſagt, und daß Heinrich in der That dergleichen befürchtet, beweiſt die Eidesformel für ſeinen Koch (Geh. Archiv altes Formularbuch auf Pergament geſchrieben), worin es heißt: „mit ernſten fleiſſe zuzuſehen, das nicht Jedermann obik Ew. Gnaden Koſte und Speiſe deme es nicht gezeme zu gehn gelaſſen werde, und mit nahmen das ich darober und an ſyn will, wenn man Ew. Gnaden Speiſe anrichtet, das das alſo geſcheh und verwahret werde, das kein Wandel und Ungeborunge daran geſchehn moge u. ſ. w.“

Von Heinrichs Entſetzung ſagt Lindenblatt p. 125, „do vil her in Fuge“ (das heißt, er bequemte ſich,) entſagte ſeinem Amte und huldigte dem neuen Meiſter, und blieb Comthur von Engelsburg. Von den darauf folgenden Begebenheiten berichtet er: des alten Meiſters Freunde hätten es mit dem Könige gehalten, der Heinrichs Bruder verheiſſen: er wolle ſeinem Bruder wieder zur Herrſchaft verhelfen u. ſ. w. (p. 129.) Der Comthur ſey in lodigen Kleidern zum Könige gekommen, der ihn kleidete und als Geleitsmann auf dem Zuge mit nahm. Mehr Auskunft gibt Küchmeiſters Regiſtrande im geh. Archiv. Ein Schreiben an alle Fürſten p. 48 bezüchtigt den alten Meiſter der Verrätherey, ob er gleich dem neuen Meiſter Gehorſam geſchworen habe. Auch hätten beyde Brüder läſterliche Briefe in das Land geſchrieben und die Unterthanen aufwiegeln wollen. (Die Rede iſt hier vielleicht von denſelben Briefen, die Lindenblatt p. 128 dem Könige von Polen zuſchreibt, „und hette gern Zweytracht zwiſchen der Herrſchaft und den lüten gemacht“) Der Danziger Comthur habe ſein Ordenskleid abgelegt. An den Deutſchmeiſter ſchrieb er: der alte Meiſter und ſein Bruder haben ſich an Polen gewandt, da iſt ihnen verſprochen worden, ſie wieder ins Amt zu bringen. „Und das hatten ſie beteidingt auf dem tage, den wir gehalten haben mit dem Könige von Polen 14 tage nach Oſtern, und da wir vor uns teidingten, da teidingten ſie hinter uns.“ Darum habe man den alten Meiſter ſeines Amtes entlaſſen (nemlich als Comthur von Engelsburg) und in den Convent zu Brandenburg geſandt. Dort ſitze er in einem Gemach, da ſolle man ihm halten zwey Diener, einen Jungen, einen Stallknecht und einen Koch. Sein Bruder ſey aus dem Lande geflohen, einen fremden Furth über die Neide gezogen, grün gekleidet, mit einem groſſen „lodichten Kogel“ unter polniſchem Geleit; ſey nur bey Nacht geritten bis in die Maſau, da habe er 40 Polen zu Pferde gefunden, „die ſezten ihn auf einen Wagen und führten ihn zum Könige.“ Vier Kaſten habe er zu Elbing gelaſſen, was drin ſey, wiſſe man nicht. — In einem andern Schreiben macht er dem alten Meiſter den Vorwurf: er habe die Söldner verleiten wollen, das Haus zu Neſſau nicht zu räumen. Aber nirgend finde ich die Verleumdung Simon Grunau's angeführt: er habe das Land von Preuſſen Uladislao überliefern wollen.

In einem dritten Schreiben erzählt er dem Biſchoff von Culmſee des Bruders Flucht, und daß man ihn vergebens zurück gefodert. In einem vierten lieſt man dieſe Zurückfoderung ſelbſt, begleitet von dem Vorwurf: daß der König oft verſprochen, keine abtrünnigen Brüder zu hegen. Vermuthlich ergriffen Mehrere von Heinrichs Partey die Flucht, denn auch an Witold findet ſich ein Schreiben worin der Orden bittet, den abtrünnigen, nach Litthauen geflohenen Bruder von Ragnit auszuliefern.

Die Hist. de l'O. T. t. V. p. 43 in der Note, findet unwahrſcheinlich, daß auf dem Concilio zu Coſtnitz die Sache anhängig zu machen verſucht worden da man den alten Meiſter blos nach Verdienſt beſtraft habe. Allein Pauli, p. 276 und 277 hat ganz Recht es zu behaupten,

ten, denn die Briefe derer von Plauen und die Regiſtrande ſeyen es auſſer Zweifel. Küchmeiſter ſchreibt p. 53 an den Markgraf Wilhelm von Meiſſen: der römiſche König habe die von Plauen vor das Concilium geladen, wohin auch der Orden ſeine Boten ſenden werde. In einem andern Schreiben an denſelben klagt er, daß ſie nicht vor dem Concilio erſchienen wären. In einem dritten beſchwert auch er ſich bitterlich über den Schimpfnamen einer Kotze, den man manches frommen Mannes Mutter beylege. Es ſcheint faſt, man habe Küchmeiſtern ſelbſt ehrenrührige Vorwürfe wegen ſeiner Geburt gemacht.

In einem Schreiben an den Erzbiſchoff zu Prag beſchwert er ſich gleichfalls über die Läſterungen und erzählt, man habe einen Mönch in weltlichen Kleidern aus dem Predigerorden von Lewiza erwiſcht, der das verſteckte Gut, das ſich wohl auf 2000 Mark belaufen, aus dem Lande bringen ſollen.

In den Verhandlungen des Concilii zu Coſtnitz findet ſich freylich nichts dieſen Gegenſtand betreffend. Der Orden muß es zu verhindern gewußt, oder die von Plauen dem römiſchen Könige nicht getraut haben.

Erſt 1420 berühret ein Schreiben dieſe Sache wieder. Es iſt gerichtet an den Herrn zu Gera, der für ſeinen Vetter, den geweſenen Comthur, um Geleit gebeten. Die Antwort liefert der Text. Endlich noch ein Schreiben an den Abtrünnigen ſelbſt; da er ſich unbedingt in die Buſſe gebe, ſo wolle man ihn, um ſeiner Verwandten und anderer Fürſten willen, die für ihn gebeten, wieder aufnehmen; er ſolle ſich einſtellen um eine beſtimmte Zeit. — Wie thätig die Herren von Reuß zu Grätz unter Paul Rußdorfs Regierung den Orden unterſtüzten, beweiſen mehrere Briefe in der Regiſtrande dieſes folgenden Hochmeiſters. Um den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen, habe ich zuvor den Ausgang der Schickſale dieſer Brüder melden wollen. Ich ſage Brüder, denn obgleich die meiſten Schriftſteller behaupten, ſie ſeyen nur Vettern geweſen, ſo wird doch, in allen von mir angeführten Urkunden, der Comthur des Hochmeiſters Bruder genannt.

Der Aufenthaltsort des Abgeſezten wird verſchieden angegeben. Man folgt gemeiniglich dem Lindenblatt, der Brandenburg nennt, und Küchmeiſters Briefe beſtätigen es. Allein wie lange er daſelbſt geſeſſen, iſt unbekannt. Die Rieſenkampfiſche Chronik ſagt p. 222: er ſey ſieben Jahre in Danzig gefangen gehalten, dann wieder los gelaſſen worden, in Lochſtedt geſtorben, und in Marienburg begraben. Sehr naif drückt ſich dieſe Chronik über deſſen Abſetzung aus: „worumme dat he affgeſeth worth und in der ſenckniſſen geholden, dat en wet ick nicht.“ Dann erwähnt ſie der Geſchichte von Conrad Lezkau, und ſchließt mit den Worten: „Wente in allen andern ſaken weth man von eme nicht, denn von eyme dogentlikem frummen Herren.“

Zum vier und zwanzigſten Kapitel.

Michael Kuchmeiſter von Sternberg.

Daß dieſer Mann den Polen ſo furchtbar geweſen, ſagt Henneberger. — Ueber die Parteyen vom goldenen Schiff und goldenen Vließ, ſiehe Preuß. Samml. t. III. p. 195. Dort iſt das Meiſte aus Simon Grunau geſchöpft.

Die Hist. de l'O. T. T. V. p. 7. n. 1. gibt ſich viele Mühe zu beweiſen, daß im Orden nie ein Unterſchied zwiſchen hohem und niederm Adel gemacht worden, und will unter lezterem blos die freres servans (dienenden Brüder) verſtehn. Es iſt wohl überflüßig dieſen groben Irrthum zu widerlegen. — Daß viele Brüder damals eigenmächtig aus dem Orden traten, beweiſt der Umſtand, daß Küchmeiſter eine Bulle Alexander IV. aufs neue geltend machte, und durch den Biſchoff von Pomeſanien tranſſumiren ließ. Dieſer Tranſſumpt befindet ſich wohl erhalten im geh. Archiv n. 849 und die Worte der Bulle lauteten alſo:

Vt ne cui post factam professionem semel assumptam crucem dominicam et habitum ipsius abiicere vel ad alium locum seu etiam monasterium maioris seu minoris religionis obtentu invitis sive inconsultis fratribus, aut eo qui Magister extiterit liceat transmigrare, nullique ecclesiae secularive personae ipsos suscipere liceat vel tenere, cum enim ipsis ad defendendam orientalem ecclesiam et paganorum saevitiam reprimendam relictis pompis secularibus Dei sint servitio mancipati, si transeundi ad alia loca et sumptum habitum relinquendi daretur eis licentia magnum ecclesiae Dei posset exinde contingere detrimentum. Ideoque universitati vestrae per apostolica scripta praecipiendo mandamus vt si quis ex ipsis in parrochiis vestris vel locis vobis commissis id attemptare praesumpserit, tam ipsum, quam qui eum ausu temerario retinere temptaverit omni occasione remota excommunicationis vinculo innodetis. Datum Viterbii XIII Kalend. Sept. Pontif. nostri anno tertio.

Die Beweiſe von der großen Armuth des Ordens, liefert die Regiſtrande des geh. Archivs, unter andern auch eine Vollmacht, dem Ordenstreßler Merheym ertheilt, die Ordensgüter in öſtreichiſchen Balleyen zu veräußern.

Eben daſelbſt finden ſich auch die Belege zu dem liederlichen Leben der Geiſtlichkeit, unter welcher ſich beſonders der Biſchoff von Leslau auszeichnete. Wegen ſeiner Strenge in Beytreibung des Zehnten mußte Küchmeiſter an ihn ſchreiben: „habe lieber Herre etwas Mitleidunge mit den armen Leuten. Ew. Väterlichkeit erkennt ja wohl das ſelber, daß es dieß Jahr den armen Leuten gar herrlich ankommt." — Von dem damaligen Mangel erzählt Lindenblatt p. 139: man habe wenig Heringe gefangen, und was in andern Ländern gefangen worden, ſey nicht nach Preußen gebracht wegen der geringen

ringen Münze. Der Hochmeiſter habe Kelche und Schüſſeln einſchmelzen laſſen, um Schillinge daraus zu prägen, und die Armen hätten die Knoſpen von den Bäumen gegeſſen. Aber an alles dieſes kehrte Seine Väterlichkeit ſich gar nicht. Dem lag nur an Jagd, Falken und Schwänen. Von den lezteren gab es nur zwey Paar in den Gräben von Marienburg, die eben brüteten, darum der Hochmeiſter ſie nicht trennen wollte, zu des Biſchoffs großem Leidweſen. Ein ihm beſtimmter Falke war zu alt, „konnte nicht eſſen und ſtarb vor Leide.“ Neuer biſchöflicher Kummer! Zwar ſchrieb er frohlockend, ſeine Falken hätten wohl zwölf Kraniche gefangen; aber bald kam ein Trauerbrief, welcher, zugleich mit dem Tode ſeines Procurators zu Rom, auch den Verluſt ſeines beſten Falken meldete, um den er hoch bekümmert war, quia valde bonus erat. Von dem Procurator ſagt er weiter nichts, und von den armen Preuſſen, die er drückte, nicht ein Wort. Ich führe dieſe Kleinigkeiten an, weil ſie ein Licht auf die damaligen Sitten und Denkungsart der hohen Geiſtlichkeit werfen.

Auffallend war mir, daß der Hochmeiſter klagt: der Biſchoff wolle die Panen um den Zehnten bannen laſſen. Alſo wurden dieſe vormaligen Herren der Preuſſen noch von ihren geringern Brüdern unterſchieden.

Ein Schreiben an den Biſchoff von Heilsberg verweiſet dieſem das Einmiſchen in weltliche Gerichtsbarkeit. Ein anderes an denſelben beweiſt, daß er auch die peinliche Gerichtsbarkeit zur Ungebühr an ſich zu reiſſen ſtrebte. Es war von einem begangenen Morde die Rede, und der Hochmeiſter meldete ihm, daß er deshalb eine Landbank zu Wormedith geſezt, beſtehend aus zwölf Landſcheppen und noch zwölf andern Beyſitzern aus dem Lande von Rittern, Knechten und Städten. Vielleicht war dieß derſelbe Handel, deſſen in einem Zeugniß (Regiſtrande) erwähnt wird, welches der Hochmeiſter einem Hans von Zeppelyn und mehreren andern ausſtellt, daß ſie vor einer Ritterbank zu Bratchen ſich von allem Verdacht entledigt und aus der Acht geſchworen haben. Die häufigen Spuren, welche ſich von ſolchen Land- und

Ritterbänken finden, beweiſen, daß um dieſe Zeit das Verfahren des Ordens (wenigſtens bey Vorfällen von Wichtigkeit) gar nicht ſo despotiſch war, als man gewöhnlich glaubt.

Auch der Official von Kamin wollte Interdict legen wegen eines verwundeten Prieſters; allein der Hochmeiſter berief ſich auf die Ordensprivilegien, „auch wird gewogen daß der erbare Knecht ſeerlich gewundet iſt und der Prieſter die Urſach geweſen iſt der Geſchichte."

Wegen der leichtfertigen Nonnen von Suckow mußte Küchmeiſter an den Abt des Vincenzier Kloſters zu Breslau ſchreiben, und ihn einladen eilig zu kommen, um dem Unweſen zu ſteuern. Ueber die Lehrſätze der Waldenſer, Wicleſiten und Huſſiten iſt Hartknochs Kirchengeſchichte p. 254 u. f. nachzuleſen.

Die Hist. de l'O. T. t. V. p. 58 u. f. behauptet, gegen das einſtimmige Zeugniß aller Geſchichtſchreiber, man habe nicht gegen Chroniken, ſondern blos gegen huſſitiſche Bücher jene verhaßte Inquiſition angeſtellt. Der Verluſt ſo mancher hiſtoriſchen Denkmäler und Urkunden ſey blos den öftern Einfällen der Polen, und zuletzt dem Umſtand zuzuſchreiben, daß der erſte Herzog in Preußen den Polen vier Wagen voll Urkunden habe abliefern müſſen. Ich habe bereits in der Vorrede gezeigt, daß dadurch nichts weſentliches für die Geſchichte verloren gegangen; und ich geſtehe, daß ich nicht begreife, warum Lucas David ſolche Klage darüber erhebt? er, dem das geheime Archiv offen ſtand, der es aber, zu meinem Erſtaunen, bey weitem nicht ſo benutzte, als er hätte thun können und ſollen. Ich kann mir das nur dadurch erklären, daß bey ſeinen Lebzeiten das Archiv noch in Tapiau war, und ihm daher, der Entfernung wegen, manches verborgen blieb, ſonſt würde er ſicher zum Beyſpiel die Regiſtrande Conrads von Erlichshauſen nicht unbemerkt gelaſſen haben.

Ausführlichen Unterricht von Errichtung des Landesrathes, ertheilt Braun de Privilegiis Prussiae (Mscpt), in dem Kapitel de jure celebrandi conventus provinciales. „Durch den ſüßen Laut der Privilegien lockte der Orden Deutſche nach Preuſſen, deren er höchſt bedürftig war zu Bezwingung der Heiden, Urbarmachung der Ländereyen; Erbauung der Städte, Handel und Wandel. Bis nach der Tannebergiſchen Schlacht, deren Verluſt der Orden den Unterthanen beymaß, hatte er nichts gegen ihre Zuſammenkünfte.“

„Grunau und Henneberger ſetzen die Errichtung des Landesrathes in das Jahr 1416. Schütz 1413. Mit dem leztern ſtimmt überein Gregor. Hesius, Procurator Marieburgensis in einer hinterlaſſenen Handſchrift, excerpta conventuum prutenicorum, wo ſchon 1414 ein Concordat zwiſchen dem Orden und den Städten angeführt wird, kraft deſſen man leztern einräumt: das Recht der freyen Wahl ihrer Obrigkeiten; judicia absque provocatione; culmiſches Maß und Gewicht durch ganz Preußen, p. 140.“

„Nach Lindenblatts Bemerkung war ſchon 1412 Heinrich Reuß der Urheber dieſer Einrichtung, über welche ſein Nachfolger blos ein förmliches Geſetz gab.“

Daß Küchmeiſter, troz Errichtung des Landesrathes, alle Regierungsgeſchäfte, nach wie vor, blos mit ſeinem Kapitel betrieben, und den neugeſchaffenen Rath nur gebraucht habe, wenn neue Auflagen zu machen waren, ſagt Simon Grunau Tract. XV. c. 8.

Wie ſehr, nicht allein in Preuſſen, ſondern auch in andern Ländern, des Ordens Zucht geſunken war, beweiſt unter andern ein Schreiben des Hochmeiſters an den Biſchoff von Prag (in der Regiſtrande), in welchem er ſagt: „ſo vernehmen wir, daß unſers Ordens Brüder verwildern.“

Zum fünf und zwanzigſten Kapitel.

Aufruhr zu Danzig.

In Erzählung dieſer Begebenheit bin ich beſonders Schütz gefolgt p. 110 u. f. Auf Pfaffendorffs Lehrſätze habe ich aus Leo p. 242 u. f. entlehnt; doch nur zum Theil, denn dieſer erbitterte Schriftſteller iſt ſchwerlich der Wahrheit treu geblieben. So z. B. behauptet er, Pfaffendorff habe die Verläugnung Petri, den Mord des Urias u. ſ. w. auf die abſcheulichſte Weiſe vertheidiget; er habe geſchimpft wie der gemeinſte Pöbel und ſich ſelbſt die lächerlichſten Titel beygelegt. Da aber manche ſeiner Lehrſätze ſehr vernünftig ſind, ſo darf man billig zweifeln, daß er dergleichen tolles Zeug ſollte mit darunter gemiſcht haben.

Die Hist. de l'O. T., die ſonſt doch ſelbſt den Leo für ſehr verdächtig hält, erzählt dennoch nur dieſem und dem Mönch Simon Grunau nach, daß Pfaffendorff, nachdem er ſich vorher ſelbſt zum Diſputiren erboten, dieſem nachher durch eine kahle Entſchuldigung ausgewichen, er bekenne ſich kein Doctor [illegible] Mönchen, weshalb ihm nicht geziemte mit ihnen zu ſtreiten. Schütz weiß davon nichts, ſondern ſagt ganz naif: „die Pfaffen hatten einen Theil wenig ſtudirt, zu geſchweigen, daß ſie die Patres leſen oder verſtehen können, wußten ſich auch nicht anders zu behelfen, als daß ſie den gemeinen Mann aufhetzten u. ſ. w.“

Hartknoch in ſeiner Kirchengeſchichte p. 252 u. f. ſetzt dieſe Begebenheit in das Jahr 1431, und iſt darin Leo gefolgt, aber irrig.

In der Regiſtrande befindet ſich nur ein einziges hieher gehöriges Schreiben an die Hanſeſtädte, in welchem der Hochmeiſter dieſen meldet: der Aufruhr ſey gedämpft, allein es hätten ſich einige an den römiſchen König gewandt, und der habe auch die Acht erklärt, wegen des Ordens Privilegien. Nur an den Papſt dürfe ten die Danziger ſich wenden, das habe der König ihnen verboten. Darum erſucht er die Hanſeſtädte, auf des Königs Acht keine Rückſicht zu nehmen. Dieſes Schreiben iſt beſonders als abermaliger Beweis merkwürdig, daß der Orden ſich nur dann dem Reiche unterworfen bekannte, wenn ſein Vortheil es heiſchte. Übrigens weiß Schütz nichts von dieſer Acht.

Zum ſechs und zwanzigſten Kapitel.

Neuer Krieg mit Polen.

Die Regiſtrande des geh. Archivs liefert häufige Belege zu dieſem Kapitel, beſonders die kleinlichen Vorwürfe betreffend, durch welche beyde Theile einander erbitterten. Jagello's erſte ſolche Briefe ſtehn im Buche D des geh. Archivs p. 133, 154 u. f. Die folgenden Klageſchreiben des Ordens in der Regiſtrande. Da hatte ein Hauptmann zu Leslau „einen Boten mit Briefen ins Gefängniß gelegt, und ſchwerlich gehalten, bis Gott ihm half, daß er entwiſchte und die Briefe mit ſich brachte;" — da hinderte der Hauptmann zu Bromberg die Schiffsfarth, und drohte, auf 30 Meilen in die Runde „des Ordens Unterthanen niederzulegen" — Da hatte der Burggraf von Raſtanz zwey Wagen mit Kupfer genommen; — da hatten die Samaiten vor Memel geraubt, und der Hochmeiſter ließ die Worte entfallen: „was ſollen wir weiter hievon ſchreiben, wenn es nach unſerm Bedünken mit rechten Vorſatz und Bedacht geſchehn." — Jagello klagte hinwiederum über Mordbrennereyen in ſeinem Lande, Beraubung polniſcher Kaufleute u. ſ. w. Die Hist. de l'O. T. t. V. p. 23 u. f. erklärt, nach ihrer Gewohnheit, alle, den Polen gemachte Vorwürfe für unbezweifelte Wahrheiten, was aber dem Orden zur Laſt gelegt wurde, für Verleumdungen. Indeſſen ent-

halt

hält das Buch C des geh. Archivs p. 9 das eigne Bekenntniß des Hochmeiſters, daß die vom Danziger Jahrmarkt zurückkehrenden Kaufleute aus Poſmanien wirklich beraubt und ermordet worden, nur, meint er, es geſchehe ja oft auch in anderer Fürſten Landen, daß die Kaufleute niedergelegt würden. — Das Buch D des geh. Archivs p. 268 liefert Jagello's Beſchwerde, daß Conrad Zöllner nicht bey ihm Gevatter ſtehen wollen, und des Ordens hämiſche Antwort; die Regiſtrande, den ſeltſamen Briefwechſel mit Witold über die entlaufenen Diebe und die entlaufene Vernunft. Die Brieſſammlung der Schloßbibliothek n. 1732 bewahrt im Original ein Schreiben Witolds in dieſer Angelegenheit. Er ſagt unter andern: „was bedurften ſie Geleite da ſie auf Eurem Hauſe waren? das vor nie geweſt iſt." Dann rückt er dem Hochmeiſter vor, daß Conrad von Jungingen einſt dem Könige zwey entlaufene Falkeniere unweigerlich ausgeliefert habe. Allerdings ſchien hier das Recht ganz auf Witolds Seite, denn der Orden hatte ja vorlängſt erklärt, daß er keine Verbrecher, ſondern allenfalls nur ſolche Leute hegen wolle, die Schulden halber entflohen wären.

Es kommen noch manche andere Klagen in der Regiſtrande vor, z. B. der Mißbrauch der Jagdbriefe. Witolds Leute hatten des Ordens Leute von der Fiſcherey getrieben, und ſonſt viel Schaden zugefügt. Man ſchickte ihm zwar wieder einen Jagdbrief, doch unter der Bedingung, daß er blos für ihn und ſein Gefolge gelten, und, außer der Jagd, keinen andern Nutzen in des Ordens Gränzen ſuchen ſollte. — Ferner: wegen Auslöſung der Gefangenen, die man auf den beſtimmten Tag an den beſtimmten Ort gebracht, allein vergebens fünf Tage gewartet habe; niemand ſey gekommen, daraus großer Schade erwachſen, denn viele Gefangene wären entſprungen u. ſ. w.

Eben daſelbſt Sigismunds Schreiben, datirt von Serravalle, worin er ſich erbietet, in Perſon Frieden zu ſtiften, oder wenn das nicht möglich ſey, ſo ſollten beyde Theile ihre Boten auf das Concilium ſenden.

Ein Schreiben des Hochmeiſters an den Ordensprocurator nach Rom, ſchildert deſſen Unzufriedenheit mit der empfangenen Ladung nach Ofen, die ihm erſt den 13. März eingehändigt worden. Zu Ofen ſolle geurtheilt werden, „über die nachgebliebenen Artikel und Abänderung des ewigen Friedens.“ Uebrigens wie im Text. Er wünſcht, auch der Papſt möge Aufſchub befehlen. Das ganze Schreiben verräth das größte Mißtrauen gegen ſeinen Herrn Gevatter. — Eben daſelbſt ſeine den Geſandten ertheilte Warnung u. ſ. w.

Hingegen erbietet er ſich ſelbſt, in einem Schreiben an Witold, worin er ihn zugleich um eine Schuld von 1000 Mark mahnt, wegen aller Scheelungen an den römiſchen König zu gehn. Ein anderes Schreiben beweiſt, daß er in dieſem Jahre 12000 Schock böhmiſche Groſchen an Sigismund bezahlt. — Dieſem klagt er: Polen habe erklärt, die Sache könne doch vor dem Concilio nicht abgemacht werden. „Item wie Herzog Witold hat geſprochen, er wolle all ſein Vermögen dazu thun, daß der Orden nicht wieder aufkomme, denn würde der von Polen, und träte das Reich Polen von ihm ab, ſo wüßte er wohl, daß er ſonder Zweifel verderbt würde.“ (Buch D. p. 127. 189.)

Den Ausſpruch von Sigismunds Räthen habe ich nicht auffinden können; doch daß in demſelben der Thorner Friede beſtätigt wurde, erhellt aus des Kaiſers Urtheil von 1420, worin er ſich ausdrücklich darauf beruft. — Von dem gehaltenen Tage zu Grabau, und der Polen unverſchämten Foderungen, wußte man bisher nichts. Dieſer Umſtand findet ſich theils in dem Buche C des geh. Archivs p. 9 u. f., vorzüglich aber in der Regiſtrande. Außer dem ſchon im Text Angeführten, verlangte Polen ausdrücklich: „was dieſſeits der Drewenz u. ſ. w; die Zlotoria wieder zu bauen; zwiſchen Bromberg und der Weichſe die Gränzen bis in die Lodsdaw, von da bis in die Drawbe, und von da bis in die Warte, Dreiſen, Santock, auch im Schlochowiſchen Gebiete bey Ladecke von Fluß zu Fluß bis in die Drawe.“ Ein Denkblatt p. 130 fügt noch hinzu: 60000 Schock für die Söldner, Schadenerſatz für die Prälaten und Herzoge von Maſovien und Stolpe. Der leztere allein habe ſeinen Schaden auf 100000 Schock berechnet. Da habe ſich der Hochmeiſter mit dem gemeinen Lande berathen, „die ihm abe ſagten und nicht geben wollten." — Ein offener Brief, worin der Hochmeiſter Fürſten und Herren erzählt, was ſich zu Grabau begeben, befindet ſich im geh. Archiv n. 102, und iſt geſchrieben zu Kreuzhalb Mittwoch vor Pfingſten. — Die Regiſtrande liefert ein Verzeichniß derer, die dem Orden, zugleich mit Jagello und Witold, ihre Abſagebriefe geſandt hatten. Es waren: „Polcke, Herzog zu Glogau und Teſchen, Awſwezyn und zu Sirrieſon. Schwarze Sawiſch. Henrich, Herzog zu Lobin, Erbeling zu Legnith. Wenzlaw, Herzog zu Glogow. Bernhart Herzog zu Oppeln. Hannos, Herzog zu Troppau und Rotibor. Wenzlaw, Herzog zu Lobin. Herzog Johann aus der Maſau. Herr Lazke, Herr zu Grabern und Herr zu Helſenſtein."

Die Kriegsbegebenheiten erzählt Dlugoſſ; doch die dem Orden günſtigen verſchweigt er. Sie ſind aus Lindenblatt p. 130 u. f. geſchöpft, ſo wie auch die übrigen ſonſt nicht bekannten Umſtände. Dieſer gibt die Ordensmacht nicht ſo gar gering an. Die Kreuzherren hatten, ſchreibt er, in dieſem Kriege über 1000 Spieße gute Ritter und Knechte im Sold gehabt, „die ſie alle gnüglich bezahlten," auch 400 Schüzkinder. — Von den Verheerungen der Polen ſchreibt der Hochmeiſter an den Meiſter von Liefland, „alſo ferne das ihr dergleichen nie gehört noch geſehen habt." — Sein offener Brief an die Söldner in des Königs Heere ſteht auch in der Regiſtrande. Man hatte dem Orden unter Andern nachgeſagt: er ſchneide den erſchlagenen Söldnern die Schamtheile ab, und ſtecke ſie ihnen in den Mund. — Das Schreiben der Städte Culm, Thorn, Elbing, Königsberg und Danzig, an Jagello, eben daſelbſt, wie auch das Verwenden der ſchleſiſchen Fürſten für die Jungfrauen. Dieſe Fürſten waren mit ihrem ganzen Adel den Polen zu Hülfe gezogen. Das Buch D des geh. Archivs p. 250 liefert eine lange Reihe von Namen dieſer Edelleute, woraus man die Geſchlechter kennen lernt, die damals in Schleſien mächtig waren. Sie entſagten

Alle einzeln dem Orden. Es waren die Unterſaſſen, „des Herzogs Andres Kenthener, Herzogs Conrad des Weiſſen, Bernhards von Oppeln, Johann von Troppau und Ratiber, Herzogs Bolcken zu Teſchen u. ſ. w.“

Einen Herold mit offenen Briefen ſandte der Hochmeiſter an alle chriſtliche Fürſten. An den König von England ſchrieb er unter andern: es ſey gar nicht wahrſcheinlich, daß der Orden in tantum chaos improbitatum occidisse, und wirft die Frage auf: wer wohl bey den Atrocitäten der Polen ungerührt bleibe? nemo, iſt die Antwort, sine dubio nemo. Pacem velle reduci victori expedit, victo necesse est, victi sumus. — An Ludwig von Holland ſchrieb er: Preußen ſey ja ſtets ein Friedeſchild geweſen den deutſchen Landen. (Wahr iſts, wer mag errathen, welche Geſtalt Deutſchland jezt haben würde, wenn das zahlreiche, mannhafte Volk der Preuſſen nach und nach ſeine Nachbarn verdrängt hätte?) Dem Biſchoff von Breslau meldet er: der Feind habe ihn mit Ruſſen, Tatarn, Litthauern und Wallachen überfallen. Bey dem Herzog von Stolpe fragt er an: was der zu thun geſonnen ſey? man wiſſe wohl, daß er es immer mit Polen halte.

Nach einmüthigem Zeugniß aller Schriftſteller iſt Straßburg nicht erobert worden; der aufgefangene Brief ſoll nur eine Kriegsliſt des Hochmeiſters geweſen ſeyn, um die Polen von Culm und Thorn wegzulocken. Allein das Buch D des geh. Archivs ſezt außer Zweifel, daß Straßburg wirklich in des Königs Gewalt gerieth; denn da ſteht p. 311: „Folgendes Geräthe haben die Polen bey ihrem Abzug aus Straßburg mitgenommen:“ (Ich theile die ganze Liſte mit, weil ſie in mancher Rückſicht merkwürdig iſt.) „Alles Getreide,“ (deſſen kann wohl nur wenig geweſen ſeyn, da ſie groſſen Mangel litten.) „Alles Geſchoß, 2 Hauptbüchſen, 6 Steinbüchſen, viele Lothbüchſen, Armbruſt und viele Pfeile. Küchengeräth, Braupfanne, Keſſel, alle Tonnen aus dem Keller, alle Storzen aus den Oefen, alle Glasfenſter, Schlöſſer von den Thüren; aus der Kirche 2 große Miſſalien, 2 große gar ſchöne Legenden, ein groß Antiphonarium, ein Graduale, 2 Pſalter, einen Kelch, die ſilberne übergüldete Monſtranz mit dem Sacrament darin; eine Büchſe von feinen Perlen; ein ſchön Vorſpan alles vergüldet mit Edelſteinen nahmen ſie vom Marienbilde vom Hochaltar; ein ſchönes Gemahlde der Mutter Gottes, zu öffnen, darin war trinitas; 2 ſilberne Monſtranzen vergüldet; eine kleine ſilberne Krone vergüldet mit feinen Perlen beſezt; eine ſilberne vergüldete Monſtranz, in der eine ſchöne Brille lag, und wohl 100 Stück Reliquien von den Apoſteln, den 11000 Jungfrauen und den vier Hauptjungfrauen; (?) 4 Stück Seide und ein Goldſtück; 5 kleine Tafeln; 2 ſilberne vergüldete Rumeralia; ein gülden ſtocke Tafel und Geräthe dazu; 5 Paar Röcke obiral (Ueberröcke? ſammtne?) 4 ſeidne Chorkappen." — Wenn die Polen Alles das mitnehmen konnten, ſo mußten ſie wohl im Beſitz der Feſte ſich befinden.

Der Friedbrief, zu Straßburg gegeben, ſteht im Buche D, p. 14, auch im Buche C, p. 22. Das Original befindet ſich im geh. Archiv n. 350 und lautet alſo:

Nos Wladislaus Dei gratia Rex Polonie Litthuanieque Princeps suppremus et heres Russie etc. etc. Alexander alias Vytholldus eadem gratia Magnus dux Lythuanie etc. Significamus tenore presenciarum quibus expedit universis Quomodo ob reverenciam omnipotentis Dei et ad honorem Sanctissimi in Christo patris ac domini domini Ioannis pape XXIII. domini nostri gratiosissimi necnon ad beneplacitum Serenissimi Principis Sigismundi Romanorum Regis semper Augusti et Hungarie Dalmacie, Croatie etc. Regis Illustris fratris nostri carissimi Ex parte Sanctissimi in Christo patris etc. pape predicti per venerabilem in Christo patrem Dominum Gwillermum Episcopum Lausannensem Nuncium ipsius Domini pape, ex parte autem Serenissimi Principis Domini Regis Romanorum predicti per litteras sollicite requisiti cogitantes ea qui pacis sunt et non afflictionis, et hoc specialiter ponderantes quod non potest bene coli — auctor pacis interceptis omnium gwerrarum turbinibus inter nos

Coadjutores, Subditos et Terras nostras et nostrorum ab una, et Religiosum Michaelem Kuchmeister ordinis beate marie Domus Theutonicorum de Prussia Magistrum generalem et ordinem ipsius Coadjutores Subditos et Terras eorum parte ex altera currentibus Treugas pacis sine omni dolo et fraude sub fide et honore inviolabiliter observandas, a die dati presencium usque ad festum Nativitatis beate Marie virginis proxime futurum, et a dicto festo dicte beate Marie Virginis usque ad aliud Festum Nativitatis ejusdem beate Virginis proxime sequuturum inclusive Anno revoluto, statuimus, firmavimus, ordinavimus et firmamus ordinamus et roboramus tenore presencium mediante Quibus quidem Treugis pacis durantibus et stantibus seu pendentibus ut premittitur fide christiana observandis federa unionis perpetue inter nos ex utraque parte per amicabilem compositionem amputatis quibuslibet strepitibus iurgiorum prefatos videlicet Sanctissimum in Christo patrem dominum papam et Excellentissimum principem dominum Sigismundum Regem Romanorum aut alterum ipsorum vel Sacrum Concilium aut eciam per quoscunque alios Principes Spirituales vel Seculares in quem vel in quos partes convenientes ad Concilium in Constantia de mense November in primo celebrandum ... ibidem in Concilio aut preter Concilium querere debent et tractare, Et ut predicte Treuge pacis firmius et stabilius valeant tenere, Nos dei gratia Iohannes Senior et Semovitus duces Mazovie Nicolaus Sancte Gneznensis ecclesie Archiepiscopus Andreas Laskary Iuris Consultus Poznaniensis Grandzwogius de Ostrorog Poznaniensis, Iohannes de Tharnow, Cracoviensis, Nicolaus de Michalow Sandomiriensis Mathias de Wanzosche Kalisiensis Pallatini Iohannes de Tholiscaw Castellanus Kalisiensis et Petrus Schafflanez Subcamerarius Cracoviensis, Principes Praelati et Barones Consiliarii praedictorum dominorum Regis et ducis promittimus bona fide sine dolo et fraude quod ipsas Treugas prefati dominus Rex et Dux ac ipsorum Coadjutores in omnibus articulis clausulis et conditionibus firmiter inviolabiliter et fideliter observabunt ... quibus Sigilla predictorum dominorum nostrorum et nostra presentibus sunt appensa testimonio litterarum. Datum in loco Stationis inter Campestrem ante Castrum Strasberg in Terris Prussie die Septima Mensis Octobris Anno Domini Millesimo quadringentesimo quarto decimo.

Mit zehn anhangenden Siegeln.

Eben daſelbſt im Fol. C. p. 14 eine Verlängerung deſſelben, die ſo viel ihre weſentlichen [illegible], hier mitgetheilt wird.

Deſer nachgeſchreben Briff wiſet uß wie der Fride zwuſchen dem Herrn Konige zu Polen vnd dem Orden iſt verlenget Jn xiiii^{c} vnd xvi^{ten} Jare.

Wladislaus dei gratia Rex Polonie Litthuanieque Princeps supremus et heres Russie etc. et Alexander Magnus dux Litthuanie etc. Significamus tenore presencium quibus expedit universis quod relatione quorundam Iudicante accepimus treuga pacis inter Nos Regnum nostrum Subditos et Coadjutores nostros ab una et venerabilem dominum Michaelem Cuchmeister Magistrum generalem Ordinis Cruciferorum de prusia ... Ordinem et Subditos et Coadjutores ab altera parte intervenient. reverend. in Christo patris domini Gwillerii Episcopi Lausanensis ... Domini pape ad nos legat. ac Serenissimi Principis domini Sigismundi Romanorum Regis et semper Augusti et Vngarie Croacie etc. Regis fratris nostri carissimi .... factas ordinatas dispositas et initas apud Opidum Strasburg alias Brodnicza fore et esse parisius presentati domini Sigismundi Romanorum etc. et Serenissimi Principis domini Caroli francie etc. Regum fratrum nostrorum carissimorum studio et expresse consencientibus nostris et dicti Magistri generalis et ordinis nunciis plenam et ad id nobis a dictis Magistro et ordine habentibus potestatem et mandatum a festo Nativitatis Sancte Marie ad festum beate Margarethe Virginis .... de mense Iulii prorogatas pertractas et dilatas cum .... omnium capitulorum articulorum clausularum punctorum et condicionum que treugas pacis apud Strasburg facte continebant. Quibus quidem Serenissimis principibus Sigismundo Romanorum et Carolo francie Regibus et episcoporum nostrorum.... vocem pacis s uper.... dulcedini .... auctor nisi in pace bene colitur .... prorogacione treugarum si per prefatos dominos Romanorum etc. et francie Reges fratres nostros dilectos acta existere a festo nativitatis Sancte Marie ad festum beate Margarethe volumus firmiter observare et tenere. Et nihilominus sive fuerit per dictos dominos Sigismundum Romanorum etc. et francie etc. Regis etc. treugarum prorogacio facta sive non, Nos ex nunc treugas et prorogacionem earum huiusmodi inter nos, Regnum, Terras et Subditos ac coadjutores nostros et eorum subditos ac prefatum dominum Alexandrum alias Witolldum ducem Lituanie et ipsius Terras coadjutores et subditos et venerabilem dominum Michaelem Magistrum generalem Ordinis cruciferorum et ipsius ordinem et eius subditos et coadjutores a festo nativitatis Sancte Marie ad festum beate Margarethe Virginis de mense Iulii tunc proximo dictamus facimus disponimus et ordinamus firmiter et constanter duratur. — — — firmamus apud Strasburg alias Brodniza factam et confectam in ullo penitus excedendo sed circa omnes ipsius articulos capitula puncta conditiones et clausulas confirmando non intendentes per hanc litteram treugarum novam ordinacionem et earum prorogacionem predictorum dominorum Sigismundi Romanorum etc. et Caroli francie etc. Regum disposicioni ordinacioni treugarum prorogacioni in aliquo derogare permittentes bona fide et sine fraude et dolo — — — treugas et prorogacionem earum huiusmodi in omnibus suis punctis capitulis articulis sentenciis, conditionibus et clausulis iuxta formam a dictis dominis Romanorum etc. et francie etc. Regibus tenus datam traditam et durant. vel — apud Strasburg conceptam et factam tenere attendere custodire etc. usque ad festum beate Margarethe Virginis — inclusive ita tamen quod treugis et prorogacionibus huiusmodi pendentibus licebit nobis prosequi coram Sacro Concilio generali aut coram prefato domino Sigismundo Romanorum etc. Rege etc. vel alio quocunque Iudice et arbitro spirituali vel seculari causas ipsis domino Magistro et Ordini per nos motas et adhuc movendas pro Iniuriis dampnis et infamiis treugarum lesionibus Terrarum et bonorum invasionibus, occupationibus et quibuslibet odiis et offens. nec per hoc treuge predicte et earum prorogacio in aliquo articulo, capitulo, sententia, puncto condicione vel clausula arguentur et fixe stabiles firme et inviolabiles usque ad terminum praefixum et tempus diffinitum remanebunt absque negociorum nostrorum — — — si que coram Sacro Concilio aut coram domino Sigismundo etc. prefato vel quocunque alio judice habebimus disponenda. Nos autem Iohannes Senior et Semouitus duces Mazovie et Albertus Episcopus Cracoviensis et D. sedis apostolice decanus Cracouiensis vicecancellarius Regni Polonie Cristinus de Ostrow Castellanie Cracouiensis et Iohannes de Tharnaw Cracoviens. Sandziwogius de Ostrorog. Poznaniens., Nicolaus de Michelaw, Sandomiriens., Iacobus de Conitzpola Siradiens., Mathias de Wſſe Calisiens., Mathias de Labyschin Bresten., Iohannes de Lesczelecz Wladislavien. palatini Sbigneus de Brzese Marschalcus Regni polonie Iohannes de Scinceini Castellanus Lubinen. majores Polonie Capitaneus et Albertus Malski dobrinen., Capit. Terrarum nostrarum Cracovia Poznania Calis Lobin Brest et Iunivladislavia Civitates Regni Polonie promittimus bona fide sine dolo et fraude quod treugas huiusmodi et prorogacionem earum prefatus Dominus Wladislaus Rex polonie, Dominus noster gratiosus et Alexander alias Witowdus dux Litthuanie in omnibus articulis Capitulis etc. tenebunt ac firmiter

et inviolabiliter obseruabunt harum quibus Sigilla nostra appensa testimonio litterarum. Datum In Iuneniwladislavia feria secunda in festo dominico Ascensionis Anno Dm. Millesimo Quadringentesimo Sextodecimo.

Den päpſtlichen Auftrag an den Biſchoff von Lauſanne, liefert **Raynaldi** ad an. 1414. n. 6.

Verſchiedene noch hieher gehörige Urkunden der Schloßbibliothek hat Hr. v. Baczko im 3ten Kapitel ſeines 8ten Buches angeführt. Dieſer Schriftſteller ſagt auch (vermuthlich nach Pauli), der Orden habe den Marggrafen Wilhelm von Meißen zum Schiedsrichter vorgeſchlagen, wovon ich aber nichts gefunden habe. Er ſagt ferner: Witold habe ſich mit ſeinem Heere vom Könige getrennt, und freylich erzählt Dlugoß ſolches auch; allein Kojalowicz, dem hier doch wohl mehr zu trauen, verſichert ausdrücklich p. 99, er ſey bis zum Frieden vor Straßburg geblieben. Uebrigens hat der Haß gegen den Orden dem Kojalowicz, bey Erzählung der Begebenheiten dieſes Jahres, viele giftige Irrthümer in die Feder geflößt.

Zum ſieben und zwanzigſten Kapitel.

Polen und der Orden vor dem Concilium zu Coſtnitz.

Ich ſchmeichle mir, mit Hülfe der aufgefundenen Urkunden, in dieſe verworrenen Begebenheiten mehr Licht gebracht, und manches bisher zweifelhafte, oder ganz unbekannte, erwieſen zu haben. Meine Hauptquellen ſind Küchmeiſters Regiſtrande und das Buch C. des geh. Archivs. Uebrigens bin ich dem Vander Hardt in ſeinen Act. Conc. gefolgt. (Einen Auszug aus denſelben findet man in den Preuß. Samml. t. I. p. 207.) Die erſte Rede des Biſchoffs von Poſnanien t. IV. in last. conc.

28 et 29 Ian. Wladimirs kühne Sätze ebendaſelbſt T. III. in proleg. Unter andern behauptet er auch, was ſelbſt unſere heutige Aufklärung ſtreng verwirft, ein chriſtlicher Soldat müſſe von der Gerechtigkeit der Sache, für welche er ſtreitet, überzeugt ſeyn.

Die hist. de l'O. T. T. V. p. 52. ſucht den Heidenkrieg durch einen Ausſpruch des heil. Thomas zu beſchönigen: Fideles Christi frequenter contra Infideles bellum movent, non quidem quod eos ad credendum cogant, sed propter hoc ut eos compellant, ne fidem Christi impediant. Der ganze Spruch iſt doch nur eine elende Bemäntelung, obgleich die hist. de l'O. T. hinzufügt: on ne sauroit mieux peindre la situation ou les Teutoniques s'etoient trouvés. Der Verfaſſer vergaß, daß die Kreuzherren noch immer die Heiden **angriffen**, als dieſe ſchon längſt zu ſchwach waren, um den Glauben Chriſti zu hindern.

Wladimirs **ganze** Schrift iſt nicht bekannt. Echard in Scriptor. ord. praed. glaubt, es ſey dieſelbe, die apud Fellerum de Biblioth. Paul. Lips. p. 139. n. 43. recensetur hoc titulo: Tractatus doctoris cujusdam de Prutenis contra Polonos et paganos de potestate papae et imperatoris respectu infidelium.

Wie die Polen den Kaiſer dem Orden abwendig zu machen ſuchten, ſchreibt derſelbe im Buche C. p. 2. Er zeigte ihnen einen Brief des Hochmeiſters wegen Samaiten, damit zogen ſie heim und ſollten Antwort ſchicken, die er ſogleich wieder mittheilen wollte. Sie ließen alſo einen Zettel zurück, wovon er Abſchrift beylegte. Er enthielt die polniſchen Foderungen, nemlich die Zurückgabe von Samayten nach den alten Gränzen, terram Sudorum et Lacuitorum quae idem est, u. ſ. w. Kämmerer antwortete darauf etwas räthſelhaft (Siehe Randrande) „Die polniſchen Hauptleute ſuchen an den Gränzen mit des Ordens Amtleuten eine Berichtung zu machen. Das thun ſie alles um den Orden vom päpſtlichen Stuhle und dem Reiche zu ſcheiden, von dem wir nimmer treten wollen u. ſ. w." Jagello ziehe auch nach des römiſchen Königs Landen, „want er Ew. Gnaden mit großer Untreu meynet." Das war aber bloſſe Anhetzung, vielmehr war es Polen ernſtlich um Sigismunds Freundſchaft zu thun, denn Kojalowicz erzählt p. 100. daß, als im Jahr 1415 Mahomed in Ungarn eingerückt, Jagello und Witold ihn mit Krieg bedrohen laſſen, worauf auch wirklich der Türke einen Waffenſtillſtand mit Ungarn geſchloſſen habe.

Räthſelhaft iſt auch die polniſcher Seits verlangte Räumung der Dörfer Neudorf, Orlow und Moran, da in dem Beyfrieden von Straßburg nichts davon erwähnt wird. Sie iſt aber unbezweifelt um dieſelbe Zeit bedungen worden, das geht klar aus der Regiſtrande hervor, in welcher alle im Text angeführten Umſtände, auch die Reiſe des von Sigismund dazu beauftragten Markgrafen von Brandenburg, enthalten ſind. Der endliche Befehl des Papſtes in dieſer Sache, den ſchon Raynaldi ad ann. 1418 anführt, den aber dennoch die hist. de l' O. T. bezweifelt, ſteht im Buche C des geh. Archivs und hebt vollends jede Bedenklichkeit.

Das Erſcheinen der Samayten vor dem Concilio meldet Van der Hardt; allein die erzwungene Sendung der griechiſchen Biſchöffe durch Witold, nur Lindenblatt. Dagegen verſichert Kojalowicz p. 101, der Metropolit Gregor, ein gelehrter Bulgar, ſey vom Großfürſten abgeſchickt, und habe auch wirklich mit vielem Eifer an Vereinigung beyder Kirchen gearbeitet. Die Acten des Conciliums beſtätigen weder das Eine noch das Andere. Indeſſen kann ſehr wohl Eines von beyden geſchehen ſeyn, denn man wird in dieſem Kapitel noch auf mehrere Dinge ſtoßen, von welchen Van der Hardt nichts wußte.

Die ganze Erzählung von den Unterhandlungen zu Wielun, und von den vorhergegangenen Höflichkeitsbezeugungen, iſt theils aus der Regiſtrande, größtentheils aber aus dem Buche C. p. 26 u. f. geſchöpft. Witold berühmte ſich, er habe den König zu ſolchen Bedingungen bewegt, von denen ſich niemand träumen laſſen, daß ihm daran gnügen werde. Dann folgen die erwähnten Vorwürfe, der Bericht des Reiſers von Lyfland u. ſ. w. An Witolds Gemahlin ſandte der Hochmeiſter 10 Faß rothen Rheinwein, 2 Faß Moſt und eine Tonne Weinbeeren.

bieren. — Die perſönliche Zuſammenkunft auf der Memel fand anfangs viele Hinderniſſe. Der König wandte Geſchäfte vor, da wollte auch Küchmeiſter nicht erſcheinen. Dann ſchob der König die Geſchäfte auf, beſtimmte aber Kowno zum Sammelplatz, dahin wollte der Hochmeiſter nicht. Endlich vereinigte man ſich doch, 14 Tage nach Michaelis.

Der **Umſtand**, deſſen Jagello in ſeiner Antwort an den Meiſter von Liefland erwähnte, er habe den Hochmeiſter in ſeiner Gewalt gehabt und ihn tödten können, beweiſt abermals, daß dieſer wirklich in polniſcher Gefangenſchaft geweſen. Uebrigens iſt merkwürdig, worauf die Polen ihre erneuerten Anſprüche auf Pommern gründeten, nemlich auf den Thorner Friedensbruch. Offenbar ein nichtiger Vorwand. Denn geſetzt, die Kreuzherren hatten dieſen Frieden wirklich gebrochen, ſo berechtigte das die Polen doch nur, nach dem klaren Inhalt deſſelben, Schiedsrichter zu fordern. Dlugoſſ p. 372 u. f. erzählt die Sache etwas unverſtändlich, behauptet auch, der König ſey geneigt geweſen Küchmeiſters Vorſchläge anzunehmen. Er ſagt, eine geheime Verbindung des Ordens mit den Tataren habe den Orden ſo übermüthig gemacht. Kojalowicz und Cromer erwähnen deſſen zwar auch, doch nur als eines bloſſen Gerüchts, und das war es auch, denn ſonſt hätte der König den Kreuzherren ſicher dieſen Vorwurf gemacht. Auch rührten ſie ſich gar nicht, als die Tataren in Rußland einfielen. Schütze's Erzählung von dieſer Sache (p. 111.) iſt ſehr verworren und ganz irrig.

Daß der Orden ſich zu Coſtnitz auf Schiedsrichter berief, findet man im Buche C. p. 47 den Bericht des Comthurs zu Balga in der Regiſtrande. Den Befehl des Concilii, ſich aller Feindſeligkeiten zu enthalten, sub intimatione maledictionis aeternae Buch C. p. 48.

Die hist. de l'O. T. 1 V. p. 77 glaubt, der Kaiſer und der König von Frankreich hätten den Beyfrieden auf zwey Jahre verlängert; die Regiſtrande beweiſt, daß ſolches nur von Margarethentag bis wieder dahin geſchehen, und daß hernach der Meiſter von Liefland und der Biſchoff von Dorpat ihn abermals auf ein Jahr verlängerten.

gerten. Doch wurden Sigismund und Carl von Frankreich wiederum als Vermittler begrüßt. Sigismunds Brief darüber ſteht im Buche C. p. 30 lateiniſch und p. 230 deutſch, und iſt geſchrieben zu Coſtnitz am 14ten May 1417.

Von den Händeln über Falkenbergs Buch iſt Van der Hardt t. 4. p. 1091 und Echard. Script. Ord. praed. t. 1. p. 760 nachzuleſen. Eine Abſchrift von Falkenbergs Schmähſchrift wurde bis jetzt allein in der Bibliothek zu Bern vermuthet, weil Montfaucon in bibl. bibliothecarum mscrum t. 1. p. 613 einer Handſchrift daſelbſt unter dem Titel erwähnt: Iohannis Walkemberg Summa scripturae contra Polonos. Mit Gewißheit kann ich dieſelbe nachweiſen in dem Buche G. des geh. Archivs. Falkenberg erklärt darin den König und ſämmtliche Polen für Ketzer und treuloſe Götzendiener. Hierauf folgt kein förmlicher Widerruf. Ebendaſelbſt ſteht auch die Bulle Papſt Martins vom 4ten Idus Ianuar. im 7ten Jahre ſeines Pontificats. Es heißt darin: der König ſey ein notabile membrum militantis ecclesiae; die Polen wären veri catholici et orthodoxi fidei zelatores.

Des Comthurs zu Balga Ermahnung, den Papſt und die Cardinäle zu beſtechen „mit Rauchwaaren, als Laſſitzen, Hermelin und Zobeln, oder Silberwerk für 1000 Ducaten, Buch C. p. 35. Des Erzbiſchoffs von Riga Schreiben über eben dieſen Gegenſtand, in der Regiſtrande. Ein anderes in Fritzii Collect. Schloßbibl. n. 161. An beyden Orten finden ſich auch Belege über des Hochmeiſters ſchwere Koſten auf dieſem Concilio. Sein Geſchäftsträger, der Erzbiſchoff, empfing jede Woche 100 Gulden, die Gebietiger eben ſo viel; der Biſchoff von Braunsberg und Caſpar Schuwenpflug monatlich 150 fl. Dem Erzbiſchoff ſandte er Wechſel auf Bruck (Brügge), aber noch lange nachher war er ihm einen Theil der Zehrungskoſten ſchuldig. — Der Secretair des römiſchen Königs, mit dem Küchmeiſter ein Verſtändniß unterhielt, hieß Nicolaus Mordlich. Geh. Archiv Allerley Miſſive 1417 — 1419. Er dankt demſelben in einem Schreiben „für die Unterweiſungen die er dem Orden murlichen (ſoll vielleicht heißen

ſen muntlichen, mündlich) und heimlich gethan," bittet fort zu fahren, und verſpricht ihn zu belohnen, wenn das Concilium zu Ende ſey.

Daß Johann von Wallenrod den Orden habe ſtürzen, ſein Erzbisthum unabhängig machen wollen, ſcheint mir nicht erwieſen; eben ſo wenig, als daß der Orden es ſehr übel empfunden habe, als Johann das Ordenskreuz abgelegt und Biſchoff zu Lüttich geworden. Die hiſt. de l' O. T. t. V. p. 87 ſagt: er ſey geweſen fortement brouillé avec les Teutoniques pour avoir quitté la croix et l' habit de l'Ordre; und p. 80 Le Grand Maître et l'Ordre entier furent extrêmement irrités de cette nouveauté: les Ambassadeurs qui étoient à Constance en firent de vives plaintes au Concile. Der Verfaſſer iſt durch Van der Hardt verleitet worden. Küchmeiſters Briefe an den Erzbiſchoff ſind alle freundſchaftlich und voll Vertrauen. Noch 1419 freut er ſich ſogar, „daß Johann zu ſo großen Gnaden und Würden bey uns und unſers Ordens Sachen ſey gefodert" (nemlich Biſchoff von Lüttich worden,) und vorher war ihm die Vogtey Bretchen (vermuthlich deren Einkünfte) auf Lebenszeit verliehen. Nur wegen deſſen hohen Geldfoderungen für die Zehrung in Coſtnitz, die Reiſe nach Ungarn, die Verproviantirung von Bretchen, entſtanden ſpäter Mißhelligkeiten. Der Erzbiſchoff klagte über Undank, weil man ihm die Vogtey Bretchen genommen, (vermuthlich ſeitdem er Biſchoff von Lüttich geworden) und er nun durch alle Mühe und Koſten nichts erworben habe, als Feindſchaft von Fürſten und Herren. (Schloßbibl. Briefſamml. n. 1732) Küchmeiſter warf ihm dagegen vor: „während er im Lande geweſen, habe man doch alles mögliche gethan, um ihn zufrieden zu ſtellen;" und als Johann ihn unredlicher Ausflüchte beſchuldigte, antwortet er: „dieweil wir etliche Zeit untereinander zubracht haben, uff die Zeit als wir noch in einem geringeren Amte unſers Ordens waren, habe ihr unſere Natur, unſer Leben und Mitſamkeit alſo erfunden, daß zu ſemelicher Unthat wir nie geneigt ſeyn geweſt." Hätte Küchmeiſter ihm einen Gegenvorwurf zu machen gehabt, ſo würde ſich gewiß eine Spur davon in dem Briefwechſel finden. Im Gegentheil befahl er dem Landcomthur in Elsaß mehreremale ernſtlich, dem Erzbiſchoff die Coſtnitzer Zehrung, 1000 Gulden, aus dieſem Kammeramte zu entrichten; (Regiſtrande) da der Comthur ohnehin dem Hochmeiſter nie gegeben, wozu er verpflichtet ſey. Treterus de Episcopatu Warmiensi, behauptet, der Biſchoff von Ermeland habe vorzüglich dem Orden bey dem Concilio Dienſte geleiſtet p. 34, ſey aber mit Undank belohnt worden p. 35.

Man muß lächeln, wenn man in der hist. de l'O. T. t. V. p. 70 lieſt: daß der Orden vor dem Concilio triomphoit au moment du succès und p. 97 daß es zu beklagen ſey, daß die Väter keinen Ausſpruch gethan, weil er ſicher gerecht würde geweſen ſeyn. Wenn der Verfaſſer dieſer Ueberzeugung jetzt noch folgen will, ſo muß er ſeine ganze Parteylichkeit für den Orden fahren laſſen, denn die Väter thaten denſelben in den Bann. Dieſe, bisher gänzlich unbekannte Thatſache enthält ein Schreiben des Hochmeiſters von 1418 an den Burgemeiſter Roſenfelde in Breslau, worin er ausdrücklich ſagt: es ſey wahr, daß der Orden zu Coſtnitz in den Bann gethan worden, allein man habe an den neuen Papſt appellirt, und dieſer habe inhibirt.

Auch Lindenblatt ſteht in dem Irrthum, der Orden habe geſiegt. „Vor dem Papſt," ſagt er p. 157, „beſtanden die Polen dieß Jahr mit Lügen, und vor dem ganzen Concilio, und wurden in allen Sachen überwunden. Da beriefen ſie ſich auf einen zukünftigen Papſt, da wurde der Papſt ſehr zornig und wollte ſie alle gefangen halten, nur auf Vorbitte des römiſchen Königes ſey es nicht geſchehen." Man ſieht, er hat etwas von der polniſchen Appellation wegen Falkenbergs Schmähſchrift gehört. Indeſſen kann man doch aus Lindenblatt ſelbſt eine Beſtätigung ſchöpfen, daß Verdammungsurtheile gegen den Orden wirklich ausgeſprochen worden; denn p. 158 erzählt er: der Biſchoff von Poſnanien habe auch manche Sentenzen gegen den Orden, wegen Schadenerſatz und dergl. ausgewirkt, wurden aber alle in dieſem Jahre losgeſprochen."

Arndt ſagt p. 124, der neue Papſt habe den Polen einen harten Text geleſen, und ihnen gerathen, ihre Säbel lieber an Türkenköpfen zu wetzen. Hingegen findet man bey Raynaldi ad. ann. 1418 n. 19 et 20, daß Jagello und Witold zu Generalvicarien der Kirche ernannt worden.

Papſt Martins Verlängerung des Waffenſtillſtandes ſteht auch im Buche C. p. 52 und befindet ſich im Original im geh. Archiv unter dem Buchſtaben b. Die Dörfer Orlow, Moryn und Neudorff, werden darin genannt Orlow, Minzingenew und Novaloß. In die Strafgelder von 100000 Gulden ſollen Papſt, Kaiſer, Jagello und Witold ſich theilen. Die Hauptbeweisſtelle lautet folgendermaßen: praefatas tamen villas volumus taliter assignari, quod ipse Romanorum rex illas possit et debeat assignare prefato regi Poloniae. — dat. Constantie iij Id. Maj. pontif. ao Imo.

Zum acht und zwanzigſten Kapitel.

Vorſichtsmaßregeln des Hochmeiſters.

Den Beyfrieden mit Stolpe bis auf Mariä Geburt, durch den Marggrafen von Brandenburg geſchloſſen am Montag nach Jubilate 1416, liefert die Regiſtrande, wie auch das Buch C. p. 34, ſammt den nachher entſtandenen Schwierigkeiten. Auch der Erzbiſchoff von Riga nahm Theil an dieſer Verhandlung. Der Herzog ſchrieb dem Hochmeiſter geradezu: ſo ſey die Verabredung nicht geweſen; man habe ausgelaſſen und zugeſetzt; wolle man das nicht ändern, ſo werde ſich der Herzog an den Frieden des Königs von Polen halten.

Zwiſchen den Herzogen von Schleſien (deren Einer, Bolke, ſich rühmte, daß er in allen den letzten Kriegen nimmer ein Pferd ſatteln laſſen, Regiſtrande) und dem Orden findet ſich ein förmliches Verſprechen, ein

andere

ander gegenſeitig beyzuſtehn, im Buche C. p. 18 und 19. Die Schuldverſchreibung derſelben über 300 Mark und 100 Schock böhmiſche Groſchen eben daſelbſt p. 23. Burgemeiſter und Rathmänner mehrerer Städte verbürgten ſich dafür. Geſchähe die Bezahlung nicht zu rechter Zeit in Thorn, ſo ſollte, 14 Tage nachher, Jeder derſelben verpflichtet ſeyn, mit 4 Pferden und 10 Knechten zu dienen, bis die Schuld getilgt wäre. Der Biſchoff von Breslau war, als Vermittler hiebey, dem Orden ſo günſtig, daß einige Jahre ſpäter (1421) die Herzoge ſich beklagten, „er habe ſie ohne ihr Wiſſen dem Orden verſchrieben.“ (Buch C. p. 25.) Allein der Herzog von Oppeln brachte ſie zum Bekenntniß der übernommenen Verpflichtung, und ſie erklärten: daß ſie ſelbſt ihr Siegel an die Verſchreibung gehangen, und daß der Biſchoff Alles zum Beſten gethan. Hierauf folgt noch eine Verſchreibung derſelben Herzöge über 750 Mark.

Die Verhandlungen über den Pfundzoll liefert die Regiſtrande. Er wurde in Preuſſen damals folgendergeſtalt entrichtet: (eine Nachricht, die zu gleicher Zeit die Einfuhrartikel anzeigt.)

1 Laſt Hering 2 Scoter neues Geldes oder 4 Scot altes. 1 Laſt Eiſen 6 Schilling oder 12 alte. Butter, Oel, Honig, Zeles (?) von jeder Tonne 1 Schilling. Von der Tonne Fleiſch 4 Schilling, Lachs 6 neue Pfennige, 1 Pferd 1 Scoter, 1 Laſt Salz 2 Schilling. Von dem Pfund Grozen 1 Scot. Alle ausgehende Waare von jeder Mark 1 Firthing. Eiſenmünde aus England und Flandern, Gewand, Salz, Wein, Vieh, Mützen u. ſ. w. von jedem Pfund Grozen 1 Schilling. Was aus den Hanſeſtädten, oder aus Schweden, Gothland, Riga kommt, nach dem Werth von der Mark 1 Fierchen. Schiffe, in England oder Flandern gebaut, nach Pfundgrozen von jedem 1 Schilling. Schiffe, in Frankreich und Holland gebaut, nach Cronenzahl, auch die Waaren darin, die Cronen nach preuſſiſcher Mark berechnet, von jeder Mark 1 Fierchen. Eben ſo die Schiffe im Lande gebaut. (!) Schuwten, die nach Bornholm oder Schonen fahren, wenn ſie Kaufwaaren laden,

den, verpfänden die Hälfte hier, die andere Hälfte dort; allein gänzlich hier, wenn ſie Fiſche laden u. ſ. w.

Des angeführten Bündniſſes mit den Hanſeſtädten erwähnt, außer Arndt p. 126, niemand, und ich habe vergebens in Sartorius Geſchichte darüber geſucht. Derſelbe erwähnt bloß B. II. p. 252 unter dem Jahr 1417 eines Bündniſſes mit König Erich. Meine Quelle iſt die Urkundenſammlung der Schloßbibliothek, wo ſich Vol. 20. n. 2062 eine Abſchrift davon findet, aber leider ohne Jahrzahl. Nur daß der Tractat mit Küchmeiſter geſchloſſen worden, iſt daraus erſichtlich. Außer den im Texte angeführten Bedingungen wird auch verabredet, „ſahende Habe zu theilen, ausgenommen den geſpoldenen Voet, (geſpaltenen Fuß?) der ſoll die Hälfte gehören in die Kokene (Küche?) dem der den Krieg führt." Vermuthlich iſt erbeutetes Vieh darunter zu verſtehen. Wie 1421 der Hochmeiſter genöthigt wurde, dem Pfundzoll gänzlich zu entſagen, kann in Schütze nachgeleſen werden. Ein Schreiben in der Regiſtrande von 1418 zeigt, wie mächtig die preußiſchen Hanſeſtädte waren, denn nach deſſen Angabe mußten im Nothfall dieſe 20 Gewapener und 10 Schützen, Hamburg, Bremen und Lübeck hingegen nur die Hälfte ſtellen. Von Danzig entwarf der Hochmeiſter dem Marggrafen von Brandenburg folgende Schilderung: „Danzk iſt eine ſolche Stat do waſt vil gutter und böſer lute von mancherhande lande komen, und wenn man den boshaftigen Müſſiggengern nicht ſteuerte, der Düberie, Mordrie, und dergleichen Untat würden ſo vil das man ſich vil eines argern beſorgen müßte." Die Churfürſten begehrten Hülfe vom Orden „wider die vertumpte Ketzerey" auf St. Bartholomäusabend (1421) auszurichten. Küchmeiſter antwortete: „was beſchloſſen wird, darin ſoll man mich mit den meinen gehorſam und gutwillig nach allem Vermögen bereit finden zu allen Zeiten." (Regiſtrande.)

Wie wenig Gutes man ſich zu Dänemark verſah, erhellt aus einem Schreiben des Hochmeiſters an den Comthur von Thorn, nach Coſtnitz 1416, worin es heißt: „Ihr ſollt wiſſen, daß der König von Dänemark ſich einigermaßen wunderlich gegen uns ſtellt.“ Er habe einen Krieg mit Lübeck angefangen, und zähle vermuthlich darauf, „daß es ihm eben ſo nach Willen gehen werde, wie dem von England.“ Hierauf die Warnung an die preußiſchen Seefahrer, und der Auftrag an den Comthur, daß er den römiſchen König unterrichten ſolle, wie Dänemark ſich mit Witold und Polen verbunden. Dieſes Bündniß wurde in der That 1419 am 23. Juny geſchloſſen. (Cod. dipl. Pol. t. 1. p. 353. Siehe auch Gebhardi in ſeiner Geſchichte von Dänemark p. 653.) Es war zu befürchten, daß Dänemark ſeine Anſprüche auf Ehſtland erneuern würde, wie auch Gebhardi ganz richtig vermuthet. Ich beſitze ein Originalſchreiben des Meiſters von Liefland vom Jahre 1416, in welchem er erzählt: ein Edelmann aus Harrien, Namens Herrmann Litel, ſey in Dänemark geweſen, und habe eines Tages bey dem Biſchoff zu Roſchild geſpeiſt, der habe bey der Tafel geſagt: „unſer Herre der Konyng hat unwen Rat und volget dem, volgete her ſyme alten rate daz were beſſer, und liße die Zeſtede (Seeſtädte) unvorworren und griffe an Haryen und Wirland da her me recht zcu hot.“

Die Händel mit dem Biſchoff von Leſlau berichtet der Hochmeiſter weitläuftig in einem Schreiben an den Ordensprocurator zu Rom, von welchem ich eine gleichzeitige Abſchrift beſitze. Es heißt darin unter andern von der Zuſammenkunft in Graudenz: „Alſo das under vil reden her uns gap von dem erſten ſeynen Artikel czu vorſtehn, das her ſlechts ſeyne Kirche welde von allen Dinge frey haben und mit keyne Dingen beſweret.‘ Sulche Freyhet ſweer anzugeen mit Jm iſt, durch vil Orſachen willen, die darus entſproſſen, als Jr wol dirkennet, went ſolden ſyne lute ſo frey ſeyn und nicht hülflichen ſeyn czu lantweren und gemeynen reiſen, andere biſchthümer wurde ouch denne bearbeiten umb ſulche freyheit, darzu wurden unßere Dorffer wüſte und Jre huben ſtetes wol beſatzet u. ſ. w.“ Der Biſchoff habe zwar verſprochen, wenn Krieg entſtehe, ſo ſollten ſeine Leute getreulich helfen, aber er wolle es doch nicht ſchriftlich von ſich geben. Seine Geldfoderung beſteht in 6770 Mark. Sein

Schloß bey Danzig betreffend, bekennt der Hochmeiſter: „wir fugten es mit der Stadt, das von unſerm Geheiſſe das wart darnedergelegt." Darum ſoll der Procurator ja verhüten, daß Danzig nicht etwa geſtraft werde, „in keyne Sentencie komme." Auf den Vorwurf wegen angemaßter Vormundſchaft hatte Küchmeiſter ihm geantwortet: „lieber Herre, wer des Andern Vormund geweſt iſt, das ſeyn wir wol gewahr worden und fühlens noch heutiges Tages." Im ganzen Lande, ſetzte er hinzu, würden die Preußen nicht ſo beſchwert, als in ſeinem Stifte. — Die Regiſtrande hat auch die Unterhandlung mit dem Prinzen Semovit von der Maſau, einem Bruder des Herzogs Johann. Der endlich geſchloſſene Tractat mit dem Biſchoff ſteht in dem Buche C. p. 47.

Der Bruder, den Küchmeiſter nach Flandern ſandte, um 16 bis 20 „tüchtige Perſonen in den Orden aufzunehmen," hieß Walleabe. Wie eifrig der Hochmeiſter Söldner warb, und alle chriſtliche Mächte um Hülfe anſprach, davon liefert die Regiſtrande die Belege. Er verſprach den Söldnern 20 rheiniſche Gulden für jeden Spieß. Den Edelingen ſtand er vor Gefängniß, „doch alſo daß ſich keiner höher denn er vermag ſchätzen laſſe." An den Deutſchmeiſter ſchrieb er: „der Krieg ſey gewiß; er ſolle ſich rüſten mit allen ſeinen Gebietigern, nicht aber wieder ſo theure Söldner ſchicken als voriges Jahr." Den Söldnern auch die Koſt zu verreichen, ſey gar zu ſchwer, „went des Dinges würde allzuviel." Nur die Brüder wolle man beköſtigen, und die, die um Gottes willen kämen. Zugleich ermahnte er den Deutſchmeiſter, die Reichsfürſten zu bewegen, daß ſie ſämmtlich bey dem Papſte ſich für den Orden verwenden möchten, doch dahin zu ſehen, daß die Briefe nicht alle gleich lauten, damit man die Verabredung nicht merke. — Die Herzöge von Stettin verſprachen Hülfe, begehrten aber vorläufig 2000 Schock und daß man ihnen für Schaden ſtehe. Das letztere ſchlug der Hochmeiſter ab, weil man es nur ſolchen verwillige, die auf des Ordens Häuſern berennt und belegert würden. — Einen Söldnerhauptmann, Martin von Beberach, bittet er um 30 Spieße, „grade friſche geübte Leute, zum Kriege tüchtig, auch ganz gehorſam, und in keyner Weiſe huwſbackene, die wir ſlechts nicht haben wollen.“ Lindenblatt ſagt p. 166, der Orden habe über 1000 Spieße im Solde gehabt, die man nachher, bey erfolgtem Frieden, mit großem Schaden habe befriedigen müſſen. — Das Zeugniß für die zurückgehaltenen Schiffkinder aus Flandern ſteht in der Regiſtrande, und die Bitte um den Beyſtand der Engländer in dem Buche D des geh. Archivs, p. 218. Sie beweiſt um ſo mehr die Noth des Ordens, da ſie zu einer Zeit geſchah, wo England ſich viele Raubereyen und Ungerechtigkeiten gegen des Ordens Unterthanen erlaubt hatte, wie mehrere, nach England und Schottland geſchriebene Briefe in der Regiſtrande darthun. Auch die Hanſeſtädte führten ähnliche Klagen, und erſuchten den Hochmeiſter, die Engländer nicht mehr in Preußen zu dulden, bis ſie den zugefügten Schaden würden erſetzt haben. Küchmeiſter meinte, ſie führten mit dem Raube ihren Krieg gegen Frankreich. Einen Brief von ihm an den König von England in dieſer Angelegenheit hat Rymer in ſeinen Actis aufbewahrt. Des Deutſchmeiſters Laulichkeit erhellt aus mehrern Briefen der Regiſtrande. Er mahnte um 4000 Gulden. Küchmeiſter ſchrieb: „Gott weiß wir hätten uns nimmer vermuthet, daß ihr uns mit ſolcher Stymikeit (Ungeſtüm) und ſo ſwerlichen ſolltet gemahnt haben, went ihr ja vor allen andern wiſſet, wie gar in Herte wir bedrungen ſeyn. Habt mitleidunge mit uns.“ — In einem andern Schreiben bezeigt er ſich ſehr erſchrocken, daß der Deutſchmeiſter nur mit 6 oder 8 Pferden kommen wolle. Was die Leute davon denken ſollten? und wie es den Feind ſtärken würde? Der Gebietiger von Liefland habe ſich treulich dazu geſchickt. Darum ſoll auch der Deutſchmeiſter mit allen Landcomthuren ſo viel Macht auftreiben, als er kann, und ſpäteſtens auf St. Margarethentag ſich einfinden. Dann ſoll auch ein großes Kapitel gehalten werden.

Bey Gelegenheit der Paternoſter von weißem Börnſtein, die der Hochmeiſter unter andern an die Königin von Ungarn ſendet, klagt er, daß dieſe Gattung von Börnſtein nicht mehr ſo häufig als vormals gefunden werde. (Regiſtrande.) Witolds Geſchenke beſtehen etlichemal in Kropilchen, Kröpelchen. (?) Ich glaubte anfangs, es ſolle Zwerge bedeuten, fand aber einmal den Zuſatz: „die uns friſch und zu Lande wohl ſeyn geantwortet worden.“ Witolds Gemahlin ſendet einmal einen jungen Klabet. (?)

Von Kuchmeiſters Gerichten und Münzverbeſſerungen ſehe man die Beylagen XXIII und XXIV zum 8. Buche der Geſchichte des Herrn von Baczko. T. III. p. 156. Auch die Regiſtrande enthält manches hieher gehörige und von mir im Text angeführte. Unter den Verboten finde ich ein mir unverſtändliches: „daß man keine Merlizzen mit nichte arbeite und Werk davon mache, bey Verluſt des Gutes.“

Von den Räubereyen und Mordthaten der damaligen Zeit liefert die Regiſtrande Beyſpiele zu Hunderten. Ich glaube wohl zu thun, wenn ich, ſtatt aller andern Beweiſe, hier einige Stellen aus einem Schreiben des Hochmeiſters an Herzog Witold mittheile, von welchem ich ſelbſt eine gleichzeitige Abſchrift beſitze. Es iſt vom Jahre 1416:

> „— lieber Herre wir muſten euch ſo irzelen den wedirwillen und gewalt der uns und unſern armen Leuthen iſt wederfaren boben deſem newen vorſchreben frede den der romiſche konig mit ſampt dem heiligen Concilio zu Coſtenitz undir uns vorlenget hat. went korz vor dem Henoſzoge des tages der uff der Memel iſt gehalden, ritten des Herren Koniges von Polen Mannſchaft by man wol weis ſelb dreyſigſte mit geworenter gewaltiger Hand in unſern Kretzem (Krug) Jennaiben der Weiſel ken thorn obir in unſern grenitzen gelegen, und dirſlugen do irre unſern Staroſt den ſy dennoch ſo tot hingen in ſeyne eygene ſtobe, und nomen alda alles das wolden u ſ. w.“
>
> „Went ſedir wir vom tage ſeyn gekommen umbzogen wir unſere Grenitzen und als wir zur Gelaw quomen — alſo enqwam uns entkegen unſer

ſer armer Mann einer mit ſeynem Weibe der im Lande Dobryn was geweſen, der uns mit Lawete ſunge des Pfeils ſwerlich gewunt und ſere blutende anſchreyg mit leidiger Klage das her gerowbit were von des Herren Konigs volker tolichen und vorwunt, der ouch ſeder der heit als wir vornemen iſt geſtorben, dy ihm ſein Geld genommen hatten, und dem Weibe etwas cleider.“

„Als wir nu vortan ritten ken der Swetze quomen unſere Mannſchaft des gerittes vor uns clagende von Birkenhennts Diener Heynak genannt ſelb achte were frevelichen in unſer Land geritten, und da gefangen hette zweene unſer Irbar mannen, den her Pferde Harniſch Gelt und was do was nam und fürte die dozu gebunden und gefangen ken Bromburg, do irſten lis her ſy von Im ſcheiden und leider das unmenſchlich iſt und growſam zu horen des einen erber Mannes Eweip lag in den ſechswochen und was in irer Kranchheit gantz zu tode berichtet, nichts wart do geſchonet ſunder dyſelben cleider dy obir ir waren, nomen ſy von ir mit ſich weg unvorſchamit u. ſ. w.“

Zum neun und zwanzigſten Kapitel.

Papſt und Kaiſer treten als Richter auf.

Die Erzählung von Jagello's Bemühungen, die Polen zur Krönung ſeiner dritten Gemahlin zu bewegen, iſt aus einem Bericht entlehnt, der ſich in der Schloßbibliothek faſc. I. fol. P. I. n. 25 befindet. Sonſt kann auch Kojalowicz p. 103 darüber nachgeleſen werden. Lindenblatt p. 153 u. f. ſagt: der König heyrathete das Weib eines ſeiner Unterthanen zu Cracau, die ſchon drey Männer gehabt und ziemlich alt war. Er bricht bey dieſer

Gelegenheit wieder in Lobſprüche der Königin Hedwig aus: „Frau Hedwig hatte den Orden gar lieb und was ym eine gnedige Frawe — Die zweyte Frau war dem Orden zuwider und ſtifftete nur Unglück an. Nu hat her die dritte, Gott gebe das ſie wohl gerate."

Eliſabeths Geneigtheit für den Orden, und der dem Herzog von Troppau ertheilte Auftrag, erhellen aus der Regiſtrande. Nach der Unterredung mit dem letztern ſchrieb Küchmeiſter: „wir befinden nicht anders, als daß wir einen gewiſſen Krieg vor uns haben, zu dem wir uns auch richten als wir beſte mogen."

Daß Witold die Novegoroder gegen Liefland verhetzt habe, ſchrieb der Meiſter von Liefland an den Hochmeiſter und behauptete, er habe es von den Novogorodern ſelbſt erfahren. Ich beſitze dieſen Brief im Original. Die Verrätherey des Büchſenſchützen erzählt Lindenblatt p. 142.

Die wechſelſeitigen Höflichkeitsbezeugungen liefert die Regiſtrande.

Lindenblatt ſagt: Witolds Gemahlin ſey eine groſſe Zauberin geweſen, die ihm geweiſſagt, es werde nach ihrem Tode ihm nimmer wohl gehn. (p. 159.) Da hat ſie aber keinen Beweis ihrer Kunſt abgelegt, denn es ging ihm wohl bis an's Ende. Der ehrliche Lindenblatt konnte das freylich nicht mehr erfahren, denn er iſt vermuthlich 1419 oder 1420 geſtorben, da ſeine Annalen leider mit dem Jahre 1419 ſchlieſſen. Nach ſeiner Behauptung ſoll Witold ein anderes Weib einem ruſſiſchen Herzog weggenommen, und dieſen haben köpfen laſſen. Kojalowicz p. 105 ſagt blos: ſie ſey zu nahe mit ihm verwandt geweſen.

Die Inſtruction des Hochmeiſters wegen der Dörfer, zu deren Empfang ſich Niemand meldete, ſteht in der Regiſtrande. Es heißt darin: „do leider itzund Jedermann nogriſik iſt und das Geld tamet, alſo das wir uns beſorgen, das man villichte ſirre (mehr) ſteht nach der Buſſe (von 100000 Gulden) denne nach den Dörfern." Der Comthur ſoll den Pfarrer, den Rath und einige Polen von Brzſk zu Zeugen nehmen, daß man den päpſtlichen Befehl zu erfüllen bereit ſey. Uebergibt er die Dörfer wirklich, ſo ſoll er ja nicht vergeſſen, was in der Bulle ausgedrückt iſt, nemlich daß ſie nicht befeſtigt werden ſollen.

Die Aufnahme des Pfalzgrafen Ludwig in die Brüderſchaft bezeugt die Regiſtrande. Deſſen und der übrigen Vermittler Bemühungen, von welchen die polniſchen Schriftſteller nichts wiſſen oder wiſſen wollen, liefert eine wohlerhaltene Urkunde des geh. Archivs n. 27, die ich hier ganz mittheile.

Wir Wilhelm Grofe tzu Ewirſteyn Rath vnd Sendeboie des Durchluchtigen furſten vnd herren Heren Lodwige pfaltzgrofes bey Reyne des heiligen Romiſchen Reiches Erbtrogſeſes ꝛc. vnd hertzoges in Beyern ꝛc. Craffte von Elkerhuwzen Hofemeiſter Halemann von Belderesheym Ritther Rethe vnd Sendeboten des Allirerwirdigſten in gote vaters vnd herren hern Johannis der heiligen kirchen czu Mentz Ertzbiſchoffes des heiligen Romiſchen Reiches Ertzcancellers in dutſchen Landen ꝛc. Thomas Mas Canceller Hannes von Nauwkuche Ritther Rethe vnd Sendeboten des Erwirdigen in gote vaters vnd herren hern Conradts der kirchen tzu Breſlaw Biſchofes vnd hertzoges in Sleſie ꝛc. Conradt Biſchoff der Stadt czum Sunde Burgermeiſter ꝛc. Bekennen mit dieſem vnſerem Briefe, das in der Jarczens vnſers herren vierczenhundert in dem achtzenden vochen tage nach ſente Michels tage eyn freuntlicher tag gehalden iſt vff der Mymel vnder Welun Czwuſchen dem Allerdurchluchtigen furſten vnd herren hern Wladiſlao konige czu Polan ꝛc. vnd dem Irluchten furſten hern Allexander anders Wytowdt Grosfurſten zu Littawen vnd Ruſſen ꝛc Iren helffern vnd beylegern vom eyme vnd dem Erwirdigen geiſtlichen hern Michel Cochmeiſter homeiſter dutſches Ordens ſeyme gantzen Orden helffern vnd beylegern vom andern teile alſo tzu arbeitende vmb eyntracht vnd frede vff welchem fruntlichem tage haben ſich die ſachen alſo verlouffen Nach mancherley vorderungen antworten vnd wederreden So ſchitzten die obengeſchreben hern furſten tzu dem hern homeiſter Ire achtbare Rethe uff das Werder ſeynes legers In der Mymel gelegen alſo werbende Wolde der her Homeiſter geneyget ſeyn zu frede So wolden Jre herren des gleichen ouch thun vnde vmb des willen das der ſelbe ewige frede diſtebas gehalden wurde mit grenetzen ꝛc. So vorderten ſie die landt Samayten ꝛc. Sudawelandt halb ꝛc. das Slos Neſſaw ꝛc. das Land Michelaw vnde die dorffere Moryn, Orlaw ꝛc. mit allen iren tzugehorungen ewiglich abtzutreten den obegenanten herrn konige vnd herczoge Sunder das Jn eyn ſulchs vnd dennoch mee vorczeiten geboten Weer Ouch worden ſie Alze der herre Homeiſter meint deme briefe des ewigen fredes zu Thorun gemacht nach zu geen ꝛc. der were obirfarn von dem Orden vnd wolde den ouch vorbas nicht halden Sunder als Jren herrn dicke (oft) angeboten were, die ſache zu bleiben an vnſerm heilgen vater dem Pabſte nach vzweyſunge desſelben fredebriefes zu Thorun. Wend nu der eben geſchreben vnſer heiliger vater nulich an das Ampt komen weer vnd vil zu ſchaffen hette vnde kunde ſolcher ſachen nicht vorgewarten von ander notlicher geſchefte wegen der heiligen kirchen, Ouch wurden ſachen gar lange vortzogen in ſeyme hofe vnd ewſte bey tzwenczig ader dreysſig Jarn nicht ende nemen vmb des willen ſo wolden Jre heren gerne Jrer ſachen bleiben bey dem Allerdurchluchſten furſten vnd herren hern Sigismundo Romiſchen vnd vngeriſchen ꝛc. konige das der macht hette die zu richten in fruntſchafft ader Jm rechte welchs her welde doch das das eyn ende neme hye zwuſchen deſem neeſtkomenden ſente Margarethen tage als der frede denne vſgeeth ꝛc. Dornff antworte der herre Homeiſter das her die ſeynen ſchicken wolde des andern tages den obengeſchreben herren furſten Jn Jrer kegenwortekeit zu antworten durch vnd mit den ſeynen. Vnde als wir vorgenanten geſandt wurden von deme hern Homeiſter mit vil andern wirdigen Prelaten, Rittern, knechten vnd ouch des Ordens vnd gwomen kein Welun vnd wolden denſelbin herrn furſten geantwort haben von des hern homeiſters wegen do woren die hern furſten hinweg Sunder ſie hatten etzlicher Jrer Rethe do gelaſſen die antwort zu vorhoren den ouch alſo wart geantwortt. Czum Erſten als ſie geſpreiet hetten vil lande vnd lute die der Orden dach vil Jar inne vnd her bracht hat in gutem langen beſitzen,

ſitzen, dorobir ouch der Orden gute beweiſunge hette mit briſſen vnd mit herkomen vſſd ſunderlich der Stattbriff zu Thorun gegeben eygentlich vnwerlegen die obengeſchreben Irluchten furſten vnd herren ſelbens mit Irer majeſtadt Ingeſegele verſegilt hetten vnd ſich vorſchreben vnd glowbt mit truwen vnd eren zu halden mit Iren Prelaten, furſten vnd edelingen vnd Steten der lande Polan vnd Littawen die do mete vorſegilt haben mit ſebinvnddryſig Ingeſegeln denſelbin briff der Alre durchluchtſte vorbenumpte furſte vnd herre ꝛc Romiſcher vnd Vngeriſcher konig ꝛc. vnſer gnediger herre mechtig vnd vnvorbrochlich vſgeſprochen hat vnd geortelt euch vnder ſeiner Majeſtat Ingeſegel vnd wir beten die ſelbin rede (Rechte) an Ire herren zu brengen den Orden dobey laſſen zu bleiben. Ouch ſo were jn ſulch geboth nu andirs geſcheen denne do ſie das arme landt Prewßen zum andern mole mit gewalt angriffen vnd obirhereten beim ſulche recht vnd redliche geboth die jn geboten woren vſſ das ſie von mort vnd brant vnd kirchen verwuſtunge vſſhorten, das ſie ye nicht wolden vſſnemen, Sunder gar vil mee Mordens, Brandes vnd kirchenvorſtorunge meerten. Ouch haben ſie ſelbins bekanth, das das nicht zu der zeit wart vſſgenomen abir als ire hirten meynten irer ſache gentzlich zu bleiben bey vnſerm gnedigen herren dem Romiſchem vnd Vngeriſchem konige in der fruntſchaft adir im rechten welchs her wolde ſunt der vſſgenante vnſer heilger Vater der Pabſt nicht muſte hute vor andern geſcheſſten ꝛc. vnd die ſachen lang vorzogen mochten werden ꝛc. doruff antworten wir von des hern Homeiſters wegen das der vſſgenante vnſer gnediger herre Romiſcher vnd vngeriſcher konig vor vſgeſprochen hette bey deme vſſproche ſie nicht welden bleiben vnd vorſinnen ben als vorbenant iſt Nu were zu vorchten das deſer aber nicht gehalden wurde. Ouch hatten ſie vorczeiten geſprochen, Sie horten nicht vnder das Romiſche Reich, ſunder vnder des Pabſtes gehorſam. So meynten wir ouch das nymandt billichen dunken ſolde vmb heengelegte vorrichte vorſchrebene vnd vorbriffte ſachen von nuwes eynen hindergank thuen vnd were ouch nicht recht So were ouch der Orden des vſſgenanten hern Romiſchen vnd vngeriſchen ꝛc. koniges nicht mechtig ſeynen gnaden eyne genante zeit zu ſetzen zu eyme vſſproche. Wend ſeyne gnade hette vil zu ſchicken von des heiligen reiches wegen ſunder der herre Homeiſter welde aller ſeyner ſachen gerne bleiben im rechten bey dem vffegenanten vnſern heiligen vatere dem Pabſte der beyder Parthye obirſte richter were vnd das ſeyne heilikeit eynen nemelichen tag beiden teilen ſetzte vff den ſie Ire beweiſunge welcherley die weren vorbrengen mochten vnd doruff ſeynen vſſproch tete als der allererſt geſcheen mochte. Ouch ſo hette ſeyne Heilikeit geſprochen das Im deſe ſache vnder andern ſweren ſachen der gantzen Criſtenheit weſte anlege und hette ouch fruntliche tage vff den neeſt vorgangenen Sente Symonis vnd Jude tage dorvmb geſatczt vff den ſeyne Heilikeit die ſeynen wolde dorczugeſchicket haben. Die ſelbin tage die obengenanten hern furſten abeſlugen vnd nicht warten wolden, ſunder der herre Homeiſter hette die gerne gehalden als her Im das ouch geſchreben hatte. Doch vmb groſſers gelimpfes, vnd ouch vmb des willen das beyde teyl der criſtenheit ſulche ſachen richten vnd in ewigen zeiten bleiben mochten vnvorbrochlich, So boten wir von des hern Homeiſters vnd ſeynes Ordens wegen aller ſachen vnd czuſproche die eyn teil wider das ander haben mochte czu bleiben in dem rechten adir in der fruntlichkeit vmb alle vnberichte ſachen bey dem vilgedachten vnſerm heilgen vater dem Pabſte vnd dem Allerdurchluchtſten furſten hern Romiſchem vnd Vngeriſchem ꝛc. konige vnſerm gnedigen herren, adir an vnſern heilgen vater den Pabſt vnd ſeyne Cardinales, adir an den vffegedochten Allirdurchluchſten furſten hern Romiſchem vnd Vngeriſchem ꝛc. konige vnd des heilgen Romiſchen Reiches korfurſten, adir an den obengenanten vnſern hern Romiſchen vnd Vngeriſchen ꝛc. konige vnd an die Aller Erwirdigſten In gote vater vnd hern hern Ertzbiſchofe der heilgen kirchen Mentz, Tryre vnd Colin vnd an den Irluchten furſten vnd hern hertzog Lodwig pfalczgrafe bey Reyne ꝛc des heilgen Romiſchen reiches korfurſten, adir an die vire obengenanten vnſer herren korfurſten alleyne die doczu Wel (wohl) beyenander ſeyn geſeſſen, adir an die Irluchten furſten vnd herren hertzog

Rudolff tzu ſachſen hern Marggraff Friederich tzu Brandinborg vnd hern Marggrafen Frederich vnd Willehelm tzu Meyſen, adir an die Irluchten furſten vnd herren hern Ernſt Willehelm vnd Heynrich hertzogen des achtbaren huwſes von Beyern, die ouch beyenander ſeyn geſeſſen, adir an die Irluchten furſten vnd herren hertog Lodwig von Beyern vnd pfaltzgraffe ꝛc. von frankreich (sic) genandt vnd Marggraffe Bernhardt von Baden vnd an den herren vnd Graffen Ebirhardt von Wirtenberg, die ouch wol beyenander ſeyn geſeſſen, adir an die geiſtlichen furſten vnd Prelaten tzu Wirtzborg Bobenberg vnd Eyſteten der kirchen Biſchoffe die ouch dartzu wol geſeſſen ſeyn Alſampt vnſere gonſtige gnedige herren, adir an die achtbaren Stete die die Henſe genandt ſeyn, do vil Erbarer Achtbarer vnd Weyſe luthe Inne ſeyn. Ouch als die obengeſchriben furſten ſprechen das der herre Homeiſter vnd ſeyn Orden den vorgerurten briff des ewigen fredes tzu Thorun gemacht gebrochen haben vnd meynen den dorvmbe nicht tzu halden, dorvff haben wir geantwort von des hern Homeiſters wegen, das her vnd die ſeynen den gehalden haben vnd noch halden vnd ouch demſelbin briffe nachgeen wellen vnd haben ouch alletzeit das geboten, abir demſelbin briffe vnd ewigen frede haben die furſten kegen dem hern Homeiſter vnd dem Orden nicht genug gethan vnd der herre Homeiſter welde des ouch gerne bleiben bey den vorgeſchreben furſten vnd herren in der obenvorgedochten Weyſe, wurde von den dirkant, das ſie vnmechtig ſullen ſeyn adir weren, der herre Homeiſter welde gern dovon laſſen. Warden ſie abir mechtig geteilt, das ſie ouch dorbey bliebe, dorobir ſo boten wir den Erwirdigen in gote vater vnd herren hern Theodoricum Biſchoff tzu Darpt der denſelbin tag beworben hatte vnd dobey als eyn mitteler was, das ſeyne vaterlichkeit ſulche ſo groſſe irbitungen, die wir von beuelunge des hern Homeiſters vnd des gantzen Ordens gethan hetten geruchte tzu hertzin nemen vnde der gedechtig ſeyn vnd wolde ſeyne vaterlichkeit ander bequemere vnd redelicher Wege tzu frede gnade vnd fruntſchafft, das her die durch gotes wille vorgebe vnd uſſinbarte der Homeiſter vnd ſeyn Orden welden die ouch gerne uſſnemen ꝛc. Vnd als der herren furſten Rethe deſe ſulche antwert von vns jngenomen hetten furbas an jre herren tzu brengen, ſo ſanten dornoch des andern tages die obengenanten hern furſten jrer ſchreiber eynen tzu dem hern Homeiſter mit eyner ſulchen antwort: das die herren furſten ſemelicher des Homeiſters irbitungen keyne uffnemen welden, ſunder jrer ſachen bleiben welden nach jrer erſt vorgegebenen Weiſen, alleyne bey deme uffte genanten herren Romiſchen vnd vngeriſchem ꝛc. konige. Went ſyne herren die vnderſcheit der vorbenumpten furſten vnd herren alſo vs ſlechten worten nicht gedechtig weren ꝛc. vnd dorvmb ſo ſante der herre Homeiſter alle die oben vſgedrukte Dirbitunge denſelben hern furſten vorſloſſen vnde vorſegelt jn ſeynem briffe vnd dirbet ſich dorobir an deſe nochgeſchrebene furſten vnd herren an hertog Hannes vnd hertzog Otthen tzu Beyern vnd pfaltsgraffen ꝛc. vnde an hern hannes Burggrafen tzu Norenberg, adir an die Irluchten furſten vnd herren hern Ernſt Frederich vnd Albrecht hertzoge tzu Oſterrich, adir an die Irluchten furſten vnd herren hern Reynoldum tzu Gelderen vnd tzu Gulich Hertzog vnd hern Alf hertzog tzum Berge vnd den Irluchten furſten hertzogen tzu Cleuen ouch allamyt vnſere gnedige herren vnd der herre Homeiſter hat von dem Herren konige tzu Polan ꝛc. vnd hern hertzoge Wytowdt ꝛc. des eyne briffliche antwort die Im bys uff deſen hutigen Tag nicht iſt wurden. Tzu bekentniſſe deſer obengeſchreben vnd das ſich die alſo irbotten haben, ſo haben wir vorgenanten vnſere Ingeſegele an deſen brif mit rechter Wiſſenſchafft laſen hengen, der gegeben iſt uff dem huwſe Marienborg am Sontage noch allir gotes heiligen tage in der obengenanten Jartzal Gotes des herren.

Noch iſt in der Regiſtrande ein Zeugniß des Erzbiſchofs von Riga über dieſe Sache vorhanden. Er ſagt darin: An dem Tage auf der Memel habe Polen ſich ſehr weit erboten, den römiſchen König zum Schiedsrichter anzunehmen, und als man am andern Tage darauf habe antworten wollen, wären Jagello und Witold ſchon fort geweſen. Dann klagt er: daß Christianitatis scintilla in neophytis wieder verlöſchen werde. Daß auch der Biſchoff von Dorpat ſeine Bemühungen redlich mit denen der Friedensmittler vereinte, beweiſt ein Schreiben des Meiſters von Liefland, deſſen Original ich beſitze.

Den Abfall der Samayten vom Chriſtenthum erzählt Lindenblatt p. 159.

Das Schreiben Jagello's an die Städte in Preuſſen und Pommern und deren Antwort, liefere ich hier ganz. Beyde ſtehen in dem Buche C. p. 66.

Wladislaus dei gratia Rex Poloniae Lithuaniaeque
princeps Supremus et heres Russie etc. etc.

Prudentibus et providis viris magistris civium et civibus civitatum terrae Pomeraniae universis ad quos praesentes pervenerint grate nobis dilectis Gratiam regiam et omne bonum. Prudentes et providi viri nobis grate dilecti Ecce potestis attendere mansuetudinem nostram quam circa pacem perpetuam cum magistro et ordine Cruciferorum servavimus consequendam Nunc literis nunc nunciis nunc aliis viis et modis opportunis ad hanc ipsos invitantes, Et demum quantis instantiis, quantis laboribus Ambasiatores nostri in Sacro Concilio Constantiensi nostro feliciti mandato hanc ab eis voluerunt exquirere potuit nobis patescere nunc autem per magistrum et ordinem precibus commoniti ut ad tractandam pacem hujusmodi quae post tot studia a nobis impensa nequivit consumare terminum poneremus, quem ipsorum annuentes precatibus in Welluna tredecima die mensis octobris praefiximus ubi nobis cum nostris principibus praelatis et baronibus venientibus et ipso Magistro similiter comparente tot modos possibiles tot vias concordiae et pacis accomodas eisdem obtulimus ut nulla praeter eas arbitrio omnium potuisset aptior reperiri. Has tamen totaliter contempnentes et habentes nostram Majestatem et oblationes nostras tam honorabiles in derisum . . . . nos absque spe concordiae dimiserunt. Si quid igitur vobis aliud suggesserit contrarium noveritis haec non aliter se habere, quam ea praesenti vobis scripturi notitia referimus. Datum In Cracowia feria quarta proxima ante festum sanctorum Simonis et Iudae Apostolorum Anno Domini Millesimoquadringentesimo decimo octavo.

Alſo haben Ritterknechte und auch die Stete deſſes Landes dem Konige von Polen ein Antwort geſchreben uff ſienen Klagebreff.

Dem Allerdurchlauchtigſten Fürſten und groſzmechtigen gnedigen Herrn Herrn Wladislao Konige zu Polan, Oberſten Fürſten zu Litthauen und Erbelinge zu Ruwſſen ꝛc. ꝛc. empieten wir Ritterknechte und Stete der Lande zu Pruwſſen, demüthiglichen unſer willige Dirbietunge an ewr Koniglichen Gnaden vorempfangen. Allerdurchlauchtigiſter Fürſte Groſzmechtiger Konig und gütiger Herr euwir hochwirdik Brieff der an der Mitwochen vor der heiligen Apoſtel tage Symonis et Jude zu Trolo gegeben und uns vorbracht iſt haben wir wohl vernommen und als unter andern Reden, berurne irzald wirt mit was Arbeit und Fliſſen euwir Grotmächtige Sendeboten im heiligen Concilio zu Coſtnitz ſich bearbeit haben umb einen ewigen Frede den zu beſolgenden mit unſerm gnedigen Herrn, dem Hochmeiſter und ſienem Orden ꝛc. Groſzmechtiger Herre Konig wir vornemen, wie die Sachen alſo zu Coſtnitz ſich dirfolget und welches ſich des egedachten unſirs gnädigen Herrn des Hochmeiſters Sendebothen aldo tragen haben, das iſt nicht alleyne unſerm Allerheiligſtem Vater dem Papſte und ſienen Cardinalibus ſunder auch den Nationibus und ſuſt faſte vil andirn hochwirdigen Fürſten und Herren beyde geiſtlichen, und weltlichen alſo offenbar und clar, daß uns nicht ſuſt noch noth iſt forder davon zu ſchreiben. Aber als euwir Durchlauchtigkeit auch uns ſchreibet, wie euwir Gnade uff deme neeſtgehalden Tage undir Welung unſirs gnedigen Herren Hochmeiſter und den ſienen mögliche wieſen, und bequemer wege der Eyntracht und des Fredes ꝛc. hette laſſen vorgeben ꝛc. Allerdurchlauchtigſter Fürſte, wie ſien von unnern Elderſten deſes Landes, der nicht wenig iſt vnd nemlich auch Geſten und Fremden der Schrift wir geſehen vnd gehört haben, die uff dem Tage allſamt geweſt ſien beduwtlichen des berichtet, daß vnſer gnediger Herre Hochmeiſter mit ſo groſer Demuth als her immer mochte iß entkegen geen mit Entbietunge uff die Gewerb die von den euwirn allda wurden vorgegeben, vnd ufs lezte den euwern gar mogliche redliche vnd creftige Derbietunge muntlichen hat laſſen thun, die ſiene Gnade ouch in Schriften ſante euwir Königlichen Hochwirdigkeit verſchloſſen in ſienem Briff. Aber ſint wir nicht wiſſen ob euwir Gnaden Imand anders nicht vorbracht hat odir ob vnſers gnedigen Herrn Hochmeiſters Schrifte mit ſiener Derbietunge euwir Königlichen Großmachtigkeit ſien vorkommen, ſo ſenden wir nu die Aberſchrifte des Briffs vnd derſelben Derbietungen vnſers gnedigen Herrn Hochmeiſters vnd der Steten von unwes die deſen Briff euwir Königlichen Gnaden ite wir bitten mit andachtigen fließigen Bethen wil euwir Konigliche Hochwirdigkeit ſemtliche vnſirs gnedigen Herrn Hochmeiſters Derbietunge in der wieſe als die in deſen biegeſanten Schriften iſt uſgedruket huwteſtages (heutiges Tages) uffnehme des geruhet hochwirdiger Herr Konig vnſirn gnedigen Herrn Hochmeiſter noch deruff zu ſchreiben entlichen Euwir Antwert, wir wellen vnſern Herrn Homeiſter ſo getruwlichen anlegen und wiſſen Ihn mit den Stenen zu ſulcher Redlichkeit ſo gewis daß ſiene Gnade der Erbietunge ganz truwlich genug thut, die vmbmer geſchehen iſt mit Rathe der Wirdigen ſienes Landes Prelathen, vnd dorneeſt mit ſienes Rathes Gebietigern, vnd den Eldeſten vom Lande vnd Steten deſſes ganzen Landes ꝛc. die mit Ihm geweſt ſyen, vff dem Tage . . . . hochwirdiger gnediger Herr vns hat der ſtrenge Hannos Birkenhoupt euwir Gnaden Hauptmann zu Bramburg geſand euwir Königlichen Briff mit dem ſienen die entlichen eyne ſulche Klauſula kurzlichen Inhalden, daß durch vns euwir Briff nicht virholen ſunder obwol verkundiget wurden und ob wir die Verruſchen welden ſo mochten ſie doch nicht verſchwegen bleben vnd ſulden vns ouch gedacht werden ꝛc. des ſo haben wir Ritterknechte vnd Steten deſes Landes dieſelben Briff laſſen vorbringen und ouch leſen nach der aller Rathe und Gutdunken ſchreiben wir daruff deſſen Antwert euwir Gnaden vnder vnſer hirnoch geſchreben Hannos von Logendorff Ritthern und Landrichter des colmiſchen Landes mit ſamt der Stete Colmen und Thorun Otto von Machwitz Ritthers vs dem Gebiethe von Elbinge mit ſamt der Stadt zum Elbinge. Niclos Colk Ritthers mit ſamt der Stadt zu Konigesberg Anderen Landrichters im Gebiete zur Schwetz mit ſamt der Stadt zu Danzk angedrückten Ingeſegeln, der wir gebrucht haben zu deſſen Zeith im Namen der andir Ritterknechte und Stete deſer Lande. Gegeben zum Elbinge am Tag Conceptus Mariae der achtbaren Jungfrauwen im xiiij^{c} und xviij^{ten} Jar.

Des Ordens Schreiben in die Maſau und an die polniſchen Großen; des Hochmeiſters vertrauliche Erwahnung von des römiſchen Königs Ungnade, und des letzten Schreiben an den Biſchoff von Breslau ſtehn in der Regiſtrande.

Daß der Comthur zu Raſtenburg den König von der Jagd habe entführen wollen, erzählt Kojalowicz p. 105; daß der Hochmeiſter eine Verbindung mit Swidrigal abgeredet, die Regiſtrande. In ihr findet ſich auch des Prinzen wehmüthiges Schreiben, in welchem er ausruft: cor meum continue pulsat! Auch das Buch C. p. 57 liefert ein Schreiben des Pabſtes, in welchem er ſagt, er wolle Botſchafter nach Jungleslau ſchicken, dahin ſolle Witold mit Jagello kommen, der Hochmeiſter nach Thorn, und ſo ſey in der Nähe bequem zu unterhandeln.

Der Auftrag des Pabſtes an die Biſchöffe von Lucca und Spoleto ſteht im Buche C. p. 82. Er iſt enthalten in einer litera Apostolica data Mantuae vig. oct. Id. Iulii pont. n. an. II. Es heißt darin: — Contradictores inobedientes et rebelles quoscunque etiam si regali aut pontificali aut alia quavis praefulgeant dignitate, per censuras ecclesiasticas et poenas alias de quibus vobis videbitur appellatione postposita compescendi, quibuscunque privilegiis indulgentiis exemtionibus et literis apostolicis generalibus vel specialibus sub quacunque forma vel expressione verborum concessis perque nullum quibuscunque exemtis cujuscunque status, gradus, conditionis vel ordinis existunt, in hac parte volumus afferri suffragium vestrum etc. (Siehe auch Cod. dipl. Pol. t. 4. p. 99.) Die Litera testimonialis dieſer Legaten iſt im Buche F. des geh. Archivs zu finden. In der Regiſtrande ſteht ein Schreiben an den Deutſchmeiſter, in welchem der Hochmeiſter dankt, daß Jener das rühmliche Zeugniß überall bekannt gemacht, und zugleich meldet, Jagello habe ausgeſtreut, Alles ſey beygelegt, damit ſich niemand rüſten ſolle, um dem Orden zuzuziehn.

Daß der Hochmeiſter nach Kaſchau eingeladen worden, bekennt er ſelbſt in der Regiſtrande. Jagello's Compromiß auf Sigismund, Cod. dipl. Pol. t. 4. p. 102. Dlugoſſ p. 400, ſezt das Datum deſſelben auf den 26ſten May, allein irrig. (Siehe auch Preuß. Samml. t. III. p. 184.) Das Datum iſt hier nicht gleichgültig, denn hätte Jagello erſt nach dem Congreß von Gniebekau ſich dem Spruche des römiſchen Königs unterworfen, ſo könnte er keiner Falſchheit beſchuldigt werden; es geſchah aber am 8ten May, wie die Urkunde beweiſt, alſo während jenes Congreſſes. Dlugoſſ behauptet auch, die Ordensgeſandten zu Kaſchau hätten ſich geweigert, einen ähnlichen Compromiß auszuſtellen, und Sigismund ſey dadurch ſo erbittert worden, daß er dem Könige geſchworen, ihm zu Vertilgung des Ordens beyzuſtehen, und dann Preußen mit ihm zu theilen. Das iſt unwahr, denn es befanden ſich von Seiten des Ordens gar keine Geſandten zu Kaſchau.

Die nach Thorn geſchickten Urkunden wären beynahe verunglückt, denn ſcheue Pferde warfen den Wagen, auf welchem ſie geführt wurden, in den See Melno. Zum Glück waren ſie in Behältniſſen mit Wachs überzogen, und das Waſſer konnte ſie daher nicht beſchädigen.

Die Opfer, welche Küchmeiſter zu Gniebekau bringen wollte, waren bis jezt zweifelhaft, denn die päpſtlichen Botſchafter ſagen in ihrem Zeugniſſe blos: er habe terras satis notabiles abtreten wollen, und nur Dlugoſſ erwähnt ihrer p. 419. Das Buch C. p. 86 liefert das ganze Anerbieten. Daß der Meiſter von Liefland dabey gewirket, erhellt aus einem Schreiben deſſelben, welches ich im Original beſitze. Es heiſt darin: „Sunderlichs umme daz Land zu Sameyten iſt unſir aller gut dunken, als were euch daz gut und geroten dunket, mochtez zcu eyme ewigen guten criſtlichen Frede zwiſchen dem Koninge von Polan, Herzog Witoud und unſerm Orden kommen, und daz gute eyndracht und fruntſchaft under uns und unſern Landen were, daz wir dann daz Land zcu Sameyten obirgebin, wante wir doch alrest des Landes nicht en hon (das Land nicht beſitzen) und ſoldin wir in zcukomden Zeiten do umme krigen und mit orloge gewonnen, ſo muſte wir unſir Lande, die licht beſſer ſeyn, dorumme vorterbin und wedir zcu wage ſetzen.“

Das dem Orden ausgeſtellte Zeugniß ſteht auch im Cod. dipl. Vol. I. 4. p. 87, eingeſchaltet in eine Bulle des Papſtes, durch welche er daſſelbe entkräftet. Die, durch die Nuntien geſchehene Verlängerung des Beyfriedens am 15ten July Buch C. p. 94. und Buch D. p. 34. Unter den Zeugen dieſer Urkunde befinden ſich unter andern die engliſchen Geſandten Thomas Walden und Arthur Clur.

Des Hochmeiſters muthloſe Klage an den Deutſchmeiſter gerichtet: Geh. Arch. Allerley Miſſive 1417 — 1419. Die Vorſchreiben der Churfürſten und Fürſten an Papſt und Kaiſer, Regiſtrande und Buch C. p. 76 und 83.

Ein Schreiben des Pfalzgrafen bey Rhein an Jagello, welches der Deutſchmeiſter dem Hochmeiſter ſendet, will dieſer noch zurück behalten, weil der Pfalzgraf mit Cöln in Krieg verwickelt ſey, und daher Jagello jetzt wenig darauf achten werde.

Des Ordens Compromiß auf Sigismund, Cod. dipl. Vol. I. 4. p. 103. (Auch hier ſtehen die engliſchen Geſandten unter den Zeugen.) Sein Aufgebot an Land und Söldner in der Regiſtrande. Eben daſelbſt deſſen Klagen, durch Herolde an alle Fürſten geſandt: „wie ſwerlich man uns boben recht und redlichkeit meyner zu dringen." Witold, heißt es, ſammle Tatarn und viele Ungläubige. Eben daſelbſt die Furcht, daß der Markgraf von Brandenburg und der Burggraf von Nürnberg den Durchzug nicht geſtatten werden. Der ſchimäriſche Anſchlag Küchmeiſters, den leztern zum Könige von Polen zu machen, ſteht im Buch D. p. 284. Der Compthur zu Balga war damit beauftragt, und in ſeiner Inſtruction ſtand: „darnach daß er den Herren erkennet, ſoll er ſich bey ihm entblöſſen."

Das Buch C. enthält noch, hieher gehörig, p. 76, ein Ermahnungſchreiben des Papſtes an den Hochmeiſter, Mantua XVIII kal. febr. an. pontif. II. — eine Vorſtellung des Caſpar Schuwenpflug (der hier plebanus in Danzig heißt) an den Papſt p. 79, worin er bittet, den Frieden wenigſtens auf fünf Jahre zu verlängern, oder zwölf Perſonen von beyden Theilen zu Schiedsrichtern zu wählen. — Ein Schreiben Sigismunds vom 18ten May, wodurch er das Schiedsrichteramt übernimmt, und einen Termin anſezt p. 90. — Die Compromiſſe von Polen und dem Orden, auch gewechſelte Briefe deshalb, p. 90. 93. 97. 98.

Die Urkunde, durch welche des Kaiſers Spruch bis zum heil. Dreykönigstage 1420 verſchoben wurde, ſteht im Cod. dipl. Pol. t. 4. p. 105.

Den Geſchichtskundigen brauche ich nicht aufmerkſam zu machen auf die vielen neuen Anſichten, welche die von mir zum erſtenmale benuzten Urkunden liefern. Bis jezt war die Hist. de l'O. T. hier am vollſtändigſten. Herr v. Baczko iſt beſonders haſtig über dieſen Zeitpunct hinweg geeilt.

Zum dreyßigſten Kapitel.

Des Kaiſers Spruch und deſſen Folgen.

Daß der Orden bey der Einnahme von Prag dem Kaiſer ſo kräftigen Beyſtand leiſtete, iſt eine unbekannte Thatſache, welche aus den Papieren der Schloßbibliothek ✝ 2 hervorgeht. Ein Bericht aus Prag (doch ohne Datum und Namen) meldet dem Hochmeiſter: Hans von Polenz und Heinrich von Iſenburg hatten mit 4000 Pferden guter Leute bey Prag geholfen, dabey 150 guter Leute, unter andern den von Iſenburg mit 100 geſattelten Pferden verloren. Die Belagerten hatten ſchon verſchiedenemale eine Kapitulation vorgeſchlagen, doch von folgenden Bedingungen nicht abgehn wollen: 1) „das ſi alle Tage mogen nemen Gottes Lichnam als der Priſter obir deme Altar tut, eyn ielicher, ouch eyn Kind von eynen Jore. 2) Das man tren glouben ſal predigen obirall di criſtenheit, wer in denn halden wil das leit an im. 3) Das man keyn offenbare ſunden wolle geſtatten als gemeyne weiber, rouber, Pfeyffer, allerley Seytenſpiel vnd dergleichen. 4) Das keyn Priſter ſo wirdig iſt, das her moge Beichte horen, denn Got alleyne, und eyn Priſter nicht beſſer iſt denn ſuſt eyn ander man.

Wladimirs Rede vor dem Kaiſer liefert Dlugoſſ p. 411. Die Verleumdung, daß Uladislaus Loktek ſeinen einzigen Sohn der Vormundſchaft des Ordens anvertraut habe, widerlegt derſelbe Schriftſteller durch ſeine frühern Nachrichten. (L. IX. p. 928.) Denn dieſer Sohn, Caſimir, wurde 1310 geboren, die Kreuzherren eroberten Pommern 1311, als die Neffen des Uladislaus Loktek, Primislaus und Caſimir, daſelbſt regierten. Der Oheim ſtand überdies mit dem Orden in ſehr geſpannten Verhältniſſen.

Sigismunds Ausſpruch ſteht im Cop. dipl. Pol. t. 4. p. 106. Auch im Buche C. p. 114, und Buche F. p. 144. Herr v. Baczko hat ihn in der Beylage XXVI zum 8ten Buche ſeiner Geſchichte abdrucken laſſen. Auch in den Preuß. Samml. t. III. p. 645 iſt er abgedruckt.

Von Jagello's und Witolds Ungeberdigkeit, als ſie erfahren was vorgegangen, ſagt Dlugoſſ: „adeo, ut eorum fletus et rugitus non secus quam duorum leonum frementium a longe exaudirentur.“ (p. 425.)

Dlugoſſ erzählt auch die folgenden, theils offenbar von ihm erdichteten Umſtände. Daß aber Jagello Zeſnitz räumte „wiewohl gar ermelich“ (in einem ſchlechten Zuſtande); daß er die Straße gegen Breslau öffnete, „alleyne doch in ſolchem Getrawen der Kaufmann ſwerlich wart beſchädigt, als das wohl das Schadebuch ausweiſet;“ daß Witold ſich ausſöhnte; daß Sigismund einen Herrn von Weynsberg ſandte; daß Jagello heimlich zwey Bullen bewirkte, in deren einer es hieß: Sententiam nullitatis, inique et scandalose, contra limites attributae potestatis, et ex arrepto prolatam (gegeben im September); daß der Hochmeiſter einen Bullen, die ihn zu Weihnachten gen Rom luden, nicht gehorchte, weil er ſie erſt am 13ten December empfing, welches er durch ein Notariat-Inſtrument bewies; u. ſ. w. — alle dieſe, bis jetzt unbekannten Umſtände berichtet das Buch C. p. 191 u. f. Daſſelbe erzählt auch, daß der Hochmeiſter das ausgeſchlagene Silbergeld (es waren Nobeln, löthiges Silber und Groſchen) auf dem Rathhauſe zu Thorn verſiegelt niedergelegt, wo es gelegen von Georgentag bis Bartholomäi, dann empfingen es die Polen gegen Quittung. Dieſe und ihre Vollmacht p. 191. Es iſt daher irrig, was noch Herr v. Baczko t. III. p. 91 behauptet: daß Jagello den Friedensbruch hiedurch bemäntelt habe. Auch Gadebuſch ad an. 1420, p. 51 ſteht in demſelben Irrthum. Allein daß der König einen ſolchen Vorwand zu finden wünſchte, und deshalb den Machtbrief ſeiner Geſandten ſo mangelhaft ausſtellte, beweiſt das Buch D. p. 177. Ein Schreiben des Hochmeiſters an Sigismund (Regiſtrangiſtrande) verſichert auch, der Comthur von Thorn ſey ſogleich zu Jagello geritten, ſich erbietend, das Gold in acht Tagen zu Cracau zu liefern. Jagello habe ſtets geantwortet, er wolle Boten ſenden; die aber ausgeblieben.

Des Papſtes Bullen und Ermahnungen an beyde Theile p. 197 und 198, gegeben den 8ten Idus Decbr. an. IV. pontif. Eben daſelbſt eine an Witold gerichtete Bulle, worin Martin ausdrücklich ſagt: Der König habe für ihn ſo gut als für ſich ſelbſt compromittirt und de rato gebürgt. Eben daſelbſt die Verhandlung zu Rom p. 200 u. f. Eben daſelbſt ein Verſprechen Witolds, bis Michaelistag ruhig zu bleiben, es wäre denn, daß der Hochmeiſter mit Jagello in Krieg geriethe p. 224. Warnungen vor des Großfürſten feindlichen Geſinnungen kamen dem Hochmeiſter von allen Seiten zu. Man ſehe unter andern: Briefe und Berichte an den Hochmeiſter S. 10. wo der Comthur von Aſcherade meldet, Witold wolle den Frieden nicht halten, da er auch den Spruch nicht mit beſiegelt habe. Ferner den Bericht eines Bruders Heinrich Kloß, Comthur zu Ragnit, der ein Gleiches meldet und hinzufügt: Witold habe geſagt: wolle der Hochmeiſter Frieden, ſo ſolle er ſelbſt zu ihm kommen. Die Gefangenen, die ſich freywillig im Lande angeſiedelt, wolle er nicht herausgeben, das ſey ein altes Recht in Litthauen und Preuſſen. Doch erbiete er ſich, in Gegenwart des Hochmeiſters ſie zu befragen; wer dann ziehen wollte, der ſollte ſeinen Willen haben. (Regiſtrande) — Das Buch C. enthält ferner Marggraf Friedrichs Beyfrieden, und Witolds Beytritt zu demſelben. Des Papſtes Bulle, die Verlängerung betreffend, ſteht bey Raynaldi ad an. 1420. n. 12. Sie iſt früher als die oben angeführten, nemlich vom 1ſten September an. III. pontif.

Des Marggrafen Prahlereyen hat Dlugoß auf ſeinem Gewiſſen p. 435 u. f. Sigismunds Unzufriedenheit mit dem Beyfrieden erhellt aus einem Schreiben deſſelben im Buche C. p. 1 an ſeinen Gevatter Küchmeiſter gerichtet: er habe aus Polen vernommen, heißt es daſelbſt, daß man die Wicleſiten ſchützen wolle, auch daß Marggraf Friedrich zwiſchen dem Orden, Polen, Litthauen und den beyden Herzögen von der Maſau, Johanſen dem Aeltern und Semovit, Frieden geſtiftet auf ein Jahr und 14 Tage, „darin die Chriſtenheit und das Reich nicht ausgenommen und verwahrt worden, woraus dem Reiche und der Krone Böhmen groß Irrſal, Schimpf und Schaden auch Widerwärtigkeit entſtehen mag. Nun weißt du wohl, daß aller Unwille und Fehde, die ſie zu uns haben, ſunderlich daraus geht und entſtanden iſt, von des Ausſpruchs wegen, den wir zwiſchen dir und deinem Orden und ihnen ob Gott will recht geſprochen und gethan haben, ſo weißt du auch wohl, wie des heiligen Reichs Churfürſten, Fürſten, Herren und Städte ſich wider die Wikleffen und Ketzer mit voller Macht ſtellen, und daran Leib und Gut ſetzen wollen u. ſ. w." Darum vermahnt er den Hochmeiſter, wenn Jene den Wikleffen zu Hülfe zögen, „daß er dann ihr Feind werde." Ein ähnliches Schreiben ſandte er an den Meiſter von Liefland.

Eben daſelbſt p. 251 — 253 die Ernennung des Zeno zum Botſchafter in Preußen, die Proteſtation des Ordens, die Credenzbriefe und zwey Bullen. Der Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 143, liefert eine Vorſtellung des Biſchoffs von Oeſel (Bevollmächtigten des Ordens) an den Papſt.

Zum ein und dreyßigſten Kapitel.

Das Ende von Küchmeiſters Regierung.

Ueber die Fehde mit dem Johannitermeiſter liefert die Regiſtrande mehrere Briefe. Eben daſelbſt die Klage an den Hauptmann zu Großpolen, daß, während des Beyfriedens, ein gewiſſer Grvzemale mit ſeiner Geſellſchaft dem Orden entſagt habe.

Ich beſitze eine gleichzeitige Abſchrift von einem Schreiben Sigismunds „an Nickel von Rybnik Ritter und ſine Geſellſchaft" die dem Orden Fehde angekündigt, in welchem der Kaiſer faſt beweglich bittet: „da der Orden der ganzen Criſtenheit veſter Schild wider di Unglaubigen, und aller Ritterſchafft ſunnlicher und nutzlicher Uffenthalt vil Jare geweſt iſt;" da er ferner ſeit kurzem „ſwerlich und herticlich überzogen, angegriffen und beſchedigt iſt, davon wir und alle criſten Lüte billicher Mitlyden mit Im haben und Im zu Hilff kommen ſollen, dann das man Im mee Trübſals zuziehen und ſyn Ungemach meren ſolle" u. ſ. w. Darum begehrt er und vertraut zu des Ritters Mildigkeit, daß er ſeinen Abſagebrief zurücknehmen (abetun) und einem Schiedsrichter ſich unterwerfen werde.

So weit war es alſo mit dem Orden gekommen, daß er ſich einen Söldnerhauptmann nur durch des Kaiſers Vorſprache vom Halſe ſchaffen konnte. Uebrigens iſt man berechtigt zu vermuthen, daß er dieſen Niclas von Rebenitz ſchwer müſſe beleidigt haben, denn es war vermuthlich derſelbe brave Mann, der Straßburg mit 30 Gleſneern gegen das ganze polniſche Heer ſo tapfer vertheidigte.

Daß Küchmeiſter nach dem Bisthum Ermeland getrachtet, beweiſen ſeine Briefe an den Kaiſer in der Regiſtrande. Des Biſchoffs gelehrte, an den Papſt gerichtete Abhandlung ſteht im Buche C. p. 68—71. Dazu ſchwieg der Orden nicht, denn man findet im Buche I. des geh. Archivs eine lange lateiniſche Abhandlung zur Vertheidigung des Standes einer religiöſen Miliz gegen die Heiden, die vermuthlich zur Antwort auf jene gehäſſige Anklage beſtimmt war. Oben drüber ſteht, scribatur aureis litteris. p. 270.

Daß das goldene Schiff und güldene Vließ zu Coſtnitz ihre eigenen Geſandten hatten, ſagt Pauli p. [illegible], und nennt unter denen des erſtern den Comthur zu Balga Ulrich Zenger. Die der leztern nennt er nicht. Vermuthlich war es Fridrich von Plauen, ein Vetter des abgeſezten Hochmeiſters, von dem die Hist. de l'O. T. t. V. p. 45 ſagt: er habe das hochmeiſterliche Wappen über ſeiner Thür aufgehängt, und daraus ſchließt, er habe zu den Bevollmächtigten Küchmeiſters gehört. Ich finde in den Urkunden und Briefen nirgend eine Spur davon; es wäre auch wohl zum wenigſten ſehr unklug von Küchmeiſter geweſen, einen Plauen dazu zu wählen, denn wenn er auch auf deſſen Treue ſich verlaſſen konnte, ſo würde er ihn doch dadurch in die peinliche Verlegenheit geſezt haben, gegen ſeine eigenen Verwandten zu fechten, da es bekannt genug war, daß dieſe beym Concilio ihre Sache führen wollten. Daher dünkt mich weit wahrſcheinlicher, daß dieſer Plauen ein Bevollmächtigter des Abgeſezten war, und daß er das hochmeiſterliche Wappen über ſeine Thür hing, um Jedermann dadurch zu erklären, Heinrich von Plauen ſey eigentlich noch Hochmeiſter. Ueberdies war auch damals kein Fridrich von Plauen Großcomthur, (wie die Hist. de l'O. T. ihn nennt) ſondern Fridrich Graf von Zollern, der 1415 in dieſer Würde als Zeuge einer Verſchreibung beywohnte, die Küchmeiſter den Nonnen zu Thorn gab. (Communirtes gelehrtes Preußen, II. Quartal, p. 189) Und 1416 abermals eine Verbriefung über acht Huben in Glombowen. (Siehe Werners Nachrichten p. 126) Ihm folgte 1418 Henrich von Wickerith oder Rück[illegible].

Wie ſchwer es war, Gerechtigkeit, auch nur einmal Gehör, bey dem Hochmeiſter zu erlangen, beweiſt unter andern ein Schreiben des Ordensanwalds in Rom, Bruder Peters von Wormdith, der ſich bitter beklagt, wie oft er um Geleite und Gehör für einen gewiſſen Johann Lupi gebeten, und jezt dieſe Bitte wiederholt, „umb Gottes und des Ordens Ere willen, tuet so wol und verhoret Ihn, went es einen bozen Lunt (böſen Laut) hat, wo man ſpricht, Ich mag nicht gehort werden, man hat mir das myne genommen, ich mag mich nicht verantworten, und das gibt man denne Ew. Gnaden Schult, wen et Ihr ſint der oberſte Richter im Lande u. ſ. w." Ferner: „daß man Wibe und Kindern das Ire nimpt, ich beſorge mich, das man ein ſulches im rechten lichte nicht wol mochte verentworten."

Zu der Auflage mußten ſämmtliche Gebietiger Jeder 100, die Kleineren wenigſtens 100 Mark, geben (Re-

[illegible]de). Von der Beſchatzung der Unterthanen Simon Grunau Tr. XV. c. 10. §. 2. Er ſagt, man habe, durch die eidliche Ausſage, an Silber 89000 Mark und [illegible] Mark lothig erpreßt. Derſelbe erzählt auch c. XIII. §. 2. die ärgerliche Begebenheit mit den zurückbehaltenen Weibern und erſäuften Männern. Eben daſ. c. XIV. §. 1. das betrügeriſche Verfahren mit den Kaufleuten. Doch klingt dieß leztere ſehr unwahrſcheinlich. Der Orden habe ihnen nemlich weißes, beſiegeltes Papier gegeben, um den Schuldſchein ſelbſt darauf zu ſchreiben, das hätten ſie gethan, beym nachmaligen Einmahnen aber habe der Orden ſeine Regiſter vorgewieſen, da habe nichts davon geſtanden, und die Kaufleute wären noch obendrein beſchuldigt worden, ſie hätten des Ordens Siegel nachgemacht.

Vieles wurde vertuſcht um vornehmer Verwandten willen. Die Regiſtrande liefert einen Brief Küchmeiſters an Siegfried von Schoemberge, Hofmeiſter der Markgräfin von Meißen, deſſen Sohn betreffend, der es zu arg gemacht, und deshalb zurück geſchickt worden. „Die Sachen“ heißt es, „ſind leider ſo offenbar, daß wir nicht anders konnten. Gleichwohl wird es euch zu Dienſte und Liebe gedämpft und gedruckt als man aller heimlichſte mag.“

Die Hist. de l'O. T. meint irrig, es ſey dieſem Hochmeiſter gelungen, die Ketzerey auszurotten. Ein Schreiben Sigismunds von 1421 beweiſt das Gegentheil (Buch C. p. 1.) Er billigt in demſelben, daß der Orden den Churfürſten abgeſchlagen, gegen die böhmiſchen Ketzer zu ziehen, weil „heretici in vestris confinibus multiplicem habent fauorem.“ — Des Aberglaubens erwähnt Lindenblatt p. 154.

Daß Küchmeiſter genöthigt worden ſey abzudanken, behaupten viele; allein der gleichzeitige Fortſetzer Duisburgs bezeugt das Gegentheil c. XI..

Beyläufig bemerke ich noch, daß 1416 viel Wein in Preußen wuchs. (Lindenblatt p. 148.) Hingegen war der Hochmeiſter ſehr übel zufrieden mit dem Comthur von Coblenz, der ihm ſchlechte Rheinweine ſchickte, da man doch ſo oft vornehme Gäſte bewirthen müſſe. [illegible]

Comthur entſchuldigte ſich, der Wein ſey nicht gerathen; allein Küchmeiſter gab ihm einen derben Verweis, da doch Andere ihn beſſer bekommen hätten. — 1417 trat der Arzt des Königs von Ungarn, Meiſter Seyfried, in des Hochmeiſters Dienſte, und bedung ſich aus: Kleidung, guten Tiſch, vier Pferde, und jährlich 200 Gulden. (Regiſtrande.)

Zum zwey und dreyßigſten Kapitel.

Paul Bellizer von Rußdorff.

Ich muß beklagen, daß der erſte Band von der Briefſammlung oder Regiſtrande dieſes Hochmeiſters im geh. Archiv ſich nicht vorgefunden. Der zweyte hebt erſt mit dem Jahre 1433 an. Indeſſen enthält doch das Archiv, beſonders das Buch C, ſo viele Belege zu Pauls Regierungsgeſchichte während dieſer neun Jahre, daß jener Verluſt zu verſchmerzen iſt. Einige hieher gehörige Urkunden der Schloßbibliothek hat Hr. v. Baczko im 4ten Kapitel ſeines 8ten Buches angeführt. Von der Wahl ſagt S. Grunau (tr. XV. C. 18. §. 3.), man habe ſich 10 Tage lang geſtritten; ſchon hätten Liefländer und Deutſche nach Hauſe ziehen wollen; man habe aber in der Nacht ſatyriſche Verſe angeſchlagen, in welchen behauptet worden, nur ein Schwabe oder Franke könne Hochmeiſter ſeyn; die übrigen Nationen hätten ſich immer ſchlecht im Amte gehalten. Daraus ſey faſt Blutvergießen entſtanden. Die Chronik des geh. Archivs entwirft p. 152 eine ſehr vortheilhafte Schilderung von Paul Rußdorff. Er ſey geweſen: „ein Mann klein von Leib, aber eines ſehr hohen, klugen, witzigen Verſtandes. Die Polen hätten ihn hoch geachtet und Schwenta Ducha genannt." Die Rieſenkampfſiſche Chronik ſagt p. 234: „he was ein duchtich herr und tredeſam." Die zwiſchen dem Hochmeiſter und Antonius Zeno gewechſelten Schriften Buch C. p. 265 u. f. Die Ladung des Letzteren p. 273. Daß der Botſchafter des Ordens Urkunden angeſehen ließ, beweiſt ein Zeugniß des Cardinal Antonius Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 42. Die poſſirlichen Mährchen erzählt Dlugoß p. 447 u. f. Jagiello's bedenkliche Antwort, als ihm die Böhmiſche Krone angetragen wurde, hat Simon Grunau tr. XV. C. XIV. §. 5. aufbehalten. Siehe auch Kojalowicz p. 110. Papſt Martins Entſchuldigungsſchreiben an Sigismund, geh. Archiv Zeichen 11. Martin ſagt darin er habe dem Zeno aufgetragen: ut prius proficisceretur ad te, tanquam ad caput hujus concordie procurande, damit nichts ohne des Kaiſers Willen geſchehe tuo honore non leso — auch nicht in tuum dedecus et ignominiam. Zeno habe propter maris incertitudinem nicht zu Sigismund kommen können. Ihm ſey zugleich befohlen alles zu erzählen, worüber der Kaiſer geklagt. Anno V. pontif. Die an Zeno gerichtete Bulle von demſelben Jahre befindet ſich gleichfalls im geh. Archiv n. 739. Der Papſt meldet ihm Sigismunds Beſchwerde: daß er gehandelt habe ad enervandam sententiam suam et in suum dedecus. Sey das wahr, ſo ſolle er revociren und ſich künftig hüten, weil des Papſtes Meinung gar nicht geweſen: quod res tanti ponderis et tanti principis honor ex aliquibus tuis actibus lederetur et propterea mandamus tibi ut ad nos continuo revertaris. — Beyde Schreiben ſtehen auch abſchriftlich im Buch C. p. 276.

Von dem aufmunternden Schreiben des Kaiſers an den Hochmeiſter beſitze ich eine gleichzeitige Abſchrift, die ich wegen vieler merkwürdigen Umſtände, hier mittheile.

„Erwirdiger lieber Andechtiger, wir haben dir etlicher Maße vormals unſere Handlunge die ſich denn allhie uff dieſelbe Zeit verlauffen hatten vorſchreben, Nu laſſen wir dich wiſſen, das wir von Not wegen alhie ſo lange verzogen haben, Czum erſten von der Zweytracht zwiſchen uns und dem Pfalzgrauen und den Burggrauen von Brandenburg ganz verricht und hyngelegt, Item der Krig zwiſchen den

Beyerſchen Fürſten iſt von uns ouch Geſtalt bis off vir Jare, und des iſt Alles gros Not geweſt, das wir dir und dynem Orden deſte bas Hulffe mochten zuſchicken, und wir dancken dir, deynem Orden und allen Gebietigern, Rittern, Knechten und Landelewten, die ſich mit dir in den Krig durch der heiligen Kirchen durch der Römiſſchen Reichs und des Criſtenthums willen, mit dem Konige von Polan und Herzog Witout geſatzt haben, und alle unſere Handelungen, die wir noch hie haben, iſt alles das wir dir und deynem Orden Hülffe czuſchicken und wellen ouch Leib, Gut, Lande und lewte und Alles das was wir vormögen, bis an unſer Blutvorgieſſen mit dir darſetzen, doran ſalt du keynen Zwifel haben, Went wir den Erwirdigen Dieterich Erzbiſſchoff zu Collen und den hochgebornen Ludwig Pfalzgrauen bey Reyne nu ganz von hynnen gericht und geſertiget haben die mit andern vil Furſten, Greſen, Herren, Rittern und Knechten mit Irſſelbes leibe zu dir ken Pruſſen gar kurzlich kommen werden, Dorzu haben wir die henzeſtete und andere nedirlandiſche Furſten alle beſant und irmanet off das hogſte des Chriſtenthums, das ſie dir und dynem Orden zu Hülffe kommen, Dorzu ſo haben wir Johanſen Polenzk den Erzbiſchoff zu Meydeburg und andirſwo, wo wir wiſſen, Rittere und Knechte, ouch us Luſitzer Lande, und andirswo, wo wir mogen nu beſtalt, die dir Alle kurzlich czu ſullen reyten, Ouch haben wir alle Sleſiſche Furſten beſant von eynes Bundes wegen, wie wir mit allen Sleſiſſchen Furſten, Steten und mannſchaft in der Sleſien und den Sechsſteten und dem Lande Luſitz und ouch mit unſerm ganzen Konigreiche zu Ungern, mit dir und dynem Orden eynes Bundes wellen eyns werden, und der Bund ſal des achten Tages noch des heiligen Cruzistag neheſtkonftig angefangen werden, und das geſchiet alles dir und dynen Orden zu Hülffe und zu ſtewre, Iſt unſer getruwer und ernſter rath, das du dich enthaldeſt, und mit nicht noch ſtreyteſt, went dir teglichen troſtliche Hülffe von der Ritterſchafft

vom

von dewtſchen Landen zukommen wirt, So wellen wir ouch von Ungern alſo dorzu tuen, das ſich die ſunde anders werden bedenken, Went ap ichts unrathes die geſchege mit dem ſtreyten, So ſpreche man du hetteſt ubereylet und nicht rathes gefolget, Dorumme bitten wir dich mit allem fleyſſe, das du welleſt Geduld haben und dennoch wol zuſehen, und ouch alle dyne Gebietiger, Landlewte, Rittere, Knechte und Stete troſten und irmanen, das ſie in deme Krige durch des Criſtenthums wille ſamirt dir kommen ſeyn, und das ſie ſich eyne cleyne Zeit nicht laſſen verdrieſſen, Went in cleyner Zeit bey zweentauſent Spiſſen gutes Volckes zu Hulffe kommen wirt, und das ſie ſich getrulich und feſticlich bey dir und dem Orden halden, Als wir der Manſchaft im Lande zum Colmen und ouch den von Thorum ernſtlich dorumme ſchreiben, Ouch begeren wir von dir, das du dem Erſamen Ludwig von Lantzen Komythur zu Brandenburg verzeihen welleſt, das her ſo lange bey uns geweſt iſt, went das unſer ſchuld iſt und nicht die ſyne, So iſt her ouch dem Orden allhie zumall nutze geweſt, und hat vil gutes geſchaffet mit ſtetem irmanen, das her uns und die Korfurſten angelegt hat, das Alles zumall vaſte beweget hat die furſten, das ſie deſte williger ſeyn dynem Orden und dir zu helffen, als her dich denn des alles eygentlicher underweiſen wirt ſo her zu dir kompt. Gegeben zu Nurenberg am Donerſtage noch Sente Egidij Tage, unſer Reiche, des ungeriſchen im XXXVj des Romiſchen im Xij und des Behemiſchen im dritten Jaren." (den 1ſten Sept. 1422)

Für den Geſchichtkundigen iſt überflüſſig anzumerken, daß dieſes Schreiben vieles enthält, was man z. B. in Schmidts Geſch. der Deutſchen, B. IV. p. 137 vergebens ſucht.

Daß der Bund mit den ſchleſiſchen Fürſten und Städten wirklich geſchloſſen wurde, werde ich, (obgleich die Urkunde ſelbſt ſich nicht gefunden) weiter unten aus einem andern Schreiben Sigismunds erweiſen.

Mit wenigem Gelde hätte Paul ſeine Macht noch ſehr vergrößern können, denn der Comthur von Brandenburg, an die Reichsfürſten geſandt, ſchrieb: mit 10000 Gulden wolle er ihm ein großes Heer verſchaffen. (Briefſamml. der Schloßbibl. n. 2139.)

Von den ſchleſiſchen Herzogen war ſogar um dieſe Zeit einer in den Orden getreten, nemlich Conrad der Junge von Oels und Koſel, der durch einen Vertrag mit ſeinen Verwandten (von dem ich eine gleichzeitige Abſchrift beſitze) ſich bloß ein jährliches Einkommen von 300 Gulden aus Schleſien vorbehielt.

Zum drey und dreyßigſten Kapitel.

Krieg, Friede und deren Folgen.

Die Kriegsbegebenheiten ſind zum Theil aus Dlugoſſ p. 455, Cromer p. 428, und Kranz Vandalia l. 10 c. 39., theils aus Herrmann Corner, einem gleichzeitigen, wenig bekannten Schriftſteller, ap. Eccard. t. 2. p. 1255 geſchöpft. Die Gräuelthaten der Polen beſchreibt der Hochmeiſter ſelbſt (Collect. Fritzii n. 79. Schloßbibl.), ſie ſchnitten den Prieſtern die Platten aus dem Kopfe, und die Schamtheile aus dem Leibe. Sie ſchändeten Jungfrauen bis ſie ſtarben, und ſchnitten ihnen dann die Leiber auf. Daß der König ſelbſt zu Mord und Brand ermunterte, geſteht ſelbſt Dlugoſſ p. 464. Der Friede am See Melno Cod. dipl. t. 4. n. 90. und Buch D. des geh. Archivs p. 12. und 24. Hr. v. Baczko hat ihn auch wieder abdrucken laſſen. Unter den ſchwankenden Ausdrücken, durch welche Polen die Rückgabe des Urtheils von 1339 verſprach, verſtehe ich folgende: debetque sententia judicum delegatorum — per Nos Procuratorem vel procuratores nostros legitimos, si haberi poterint — tradi et assignari infra annum. Was wollte man mit dieſem si haberi poterint ſagen? Die hiſt. de l'O. T. t. V. p. 230. überſetzt es: Si on peut la retrouver (nemlich die Sentenz) Das ſcheint mir irrig. Es ſoll wohl heiſſen: wenn man Procuratoren finden könne. Auf jeden Fall war es eine reservatio mentalis. Die Sentenz ſollte erſt dann null ſeyn, wenn ſie dem Orden ausgeliefert würde. Daß ſolches aber nicht geſchah, werde ich weiter unten beweiſen. Dlugoſſ und Duſburgs Fortſetzer (c. 41.) ſagen: gleich nach geſchloſſnem Frieden ſey Jagello mit ſeinem Heere nach Polen aufgebrochen. Hr. v. Baczko t. III. p. 106. behauptet, die Polen ſeyen noch eine Zeit lang unter den Waffen geblieben; welches auch wahrſcheinlicher iſt, da die deutſchen Hülfsvölker in Preuſſen angekommen waren. Pauls Klagen über Dürftigkeit Baczko t. III. p. 104, die Widerſpenſtigkeit der Preuſſen, Dlugoſſ p. 464, den Vorwurf der Feigherzigkeit den Unwillen des Deutſchmeiſters und Herzogs von Bayern, Baczko p. 105 u. f. Sigismunds [illegible] entſprechendes Schreiben befindet ſich im geh. Archiv. n. 13. Der Kaiſer ſagt: Nachdem er vom Pfalzgraf Ludwig bey Rhein erfahren, „was groſſes Gewalts, Unrechts und Schadens dem Orden beſchehen iſt" und daß der Pfalzgraf bereits mit Fürſten und Städten in Schleſien Friede genommen, dieſe auch ſelbſt ihre Boten zu ihm geſandt: ſo habe er einen Zettel an den Marſchall geſchickt, um ihn dem Hochmeiſter einzuhändigen; einen andern an den Biſchoff Conrad von Breslau, der, auf einen beſtimmten Tag, dieſen Zettel vorleſen ſolle, Fürſten, Herren, Städten und Andern, die in den Bund gehören, und dann weiter verfahren nach Ausweiſung der Machtbriefe, die er ihm gegeben. „Nu haben wir dem vorgenannten Marſchalck geſagt, wolle die, die in die Buntniſſe gehören, alle Buntniſſe alſo angeen, ſo wollen wir mit unſerm Kunigreiche zu Ungern dem auch alſo nachgeen. Were es aber das jr das nicht alle und doch Jr eyn teile tun wollten, weliche es dann alſo tuen wollten mit den wollten wir das ouch tuen. Were es ouch, das ſie alle das nicht tuen wollten, ſo wollten wir es doch mit unſerm Kunigreiche zu Ungern tun und ſolich Buntniſſe mit Jn angeen, nach dem, und der vorgenannt Orden, uns und dem heiligen Ryche zugehort u. ſ. w. Geben zu Presburg Dienſtag vor der heil. Dreykönigstag 1423. Aus dieſer Verſchreibung erhellt deutlich, daß der oben erwähnte Bund mit den ſchleſiſchen Fürſten und Städten wirklich war abgeſchloſſen worden. Um ſo unbegreiflicher wird Pauls Zaghaftigkeit.

Der neue Vertrag zwiſchen Sigmund und Jagello Cod. dipl. Pol. t. I. p. 52. Auch das Buch F. p. 17. Uebrigens können noch verglichen werden Anonymus ap. Oefelium Script. rer. boic. t. 1. p. 609 und Eberhard Windeck ap. Mencken.

Jagello's ganze Entſchuldigung der Gräuelthaten ſeines Heeres beſtand in den Worten: dubitans forsan hujusmodi controversiae finem non imponi. Des Papſtes abſolvirende Bulle iſt im Auguſt 1423 gegeben. Cod. dipl. Pol. t. 4. p. 115.

Daß Polen wirklich, auch lange nach dem Frieden am See Melno, ſein Recht auf Pommern noch immer zu Rom geltend zu machen ſuchte, beweiſt das Zeugniß des Cardinals Guillerinus (Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 92.) vom 19ten October 1423, in welchem er bekennt, die von Antonius Zeno in der Sache geſammelten Urkunden empfangen zu haben, um ſie den Procuratoren des Königs von Polen mitzutheilen. Das geſchah ſpäter als ein Jahr nach der abermaligen förmlichen Verzichtleiſtung auf Pommern. Gleich anfangs hatte Jagello es nicht gewagt, denn ich finde in einem Bericht des Ordensanwalds zu Rom (deſſen Original ich beſitze) vom 4ten July 1423: „Der glich ouch wie A. de Zeno zu Rome kommen was und was die Polen dem Pabſte muttende woren, und was Inen Antwort uff die Zeit geſchegen, alſo ſtehit is noch und iſt nichts furder geſcheen in deſen ſachen, das, als ich gloube von nuwen Meren des gemachten ewigen frides zwiſchen dem Polaniſchen Konige und unſiren Orden gehindert iſt und aws der acht gelaſſen. Die Inſtrumenta die Hr. Johannes Doring zu groſſe Glogow wedir A de Zeno awsrichtet hat, han ich in gutter Bewarunge zampt mit andern Briſen und tranſſumpten u. ſ. w.“

Einen neuen Tractat, Handel und Zölle betreffend, liefert der Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 93. unter dem 7ten

Juny 1424. Es befindet ſich aber auch im geh. Archiv n. 117 ein ähnlicher Tractat vom 14ten October 1424 worin man die im ewigen Frieden zweifelhaft gebliebenen Artikel nachhohlen will. Es iſt darin vom **Pfundzoll** die Rede, den der König als eine neue, im Frieden verbotene, der Orden als eine alte Auflage ſchildert; ferner vom **Losgeld** in Danzig und der **Nederloge** in der Neumark.

Wladislaus Dei gratia Rex polonie Lithuanieque princeps Supremus et heres Russiae etc. Significamus tenore presentium universis quomodo inter cetera nostre Sinceritatis et benignitatis Studia que ad Subditos et Subjectos Dominiorum nostrorum quadam humanitate libenter gerimus diebus noctibusque meditantes in animo fatigamus ut ipsis tranquillitatis remedia pacis dulcedinem et requiem procuremus quietam Igitur convenientibus nobis una cum prelatis et Baronibus ac Milicia nostris infrascriptis feria Sexta in crastino Ascensionis Christi et diebus sequentibus in Ripa fluminis Wisla in hereditate Nueschowa Wladislaviensis diocesis Ex opposito oppidi Thorun ex una, et Magnifico ac Religioso fratre Domino Paulo de Russdorff ordinis beate Marie Theutonicorum Ierosolimitani Magro generali suo cum prelatis preceptoribus ceterisque Ordinis predicti fratribus Militibus et Civibus partibus ex altera, certos articulos quodammodo obscuros et dubiosos in littera concordie perpetue ultimo inter nos et Magistrum ordinemque suum prefatos facte et inite contentos ipsis articulis prefate concordie in nullo penitus contravenientes sed magis ac magis approbantes et confirmantes per Capitula distinctiones et clausulas infrascriptas declaravimus et elucidavimus et tenore presentium declaramus et elucidamus In primis siquidem Quod libera est et debet esse omnibus Mercatoribus et incolis Terrarum et dominiorum Ordinis transeuntibus cum eorum Mercantiis et rebus quibuscunque in Vngariam Litthuaniam Russiam et Mazoviamque per

Regnum polonie et alias terras nobis subjectas Antiquis tamen Theloneis et depositis sive modis deponendi miris consvetudinibus et observantiis aliis semper salvis prout in Articulo octavo littere unionis et Concordiae perpetue qui sic incipit Item, omnes Mercatores etc. est expressum Item liber sit transitus et via omnibus mercatoribus et incolis terrarum et dominiorum ordinis cum suis mercantiis frumentis cuiuscunque grani et rebus quibuscunque et cujuscunque . . . . existant sine impedimento vel angaria per terras et maria aquas et flumina quecunque extendendo in et ad regnum polonie terras Litthuanie Samogittarum Mazovie et Russie et descendendo per nostrum regnum atque terras predictas ac per nostra flumina seu aquas usque ad maria et trans mare in navibus magnis sive parvis in perpetuum quocunque et quocienscunque voluerunt Quasquidem Merces frumenta et res ut prescriptum est si prefati mercatores seu Incole Ordinis ducentes vendere aut stare in Aliquo locorum seu civitatum ad portum sive Ripam predictarum aquarum sive maris situatorum vel situatarum voluerint est et debet esse in ipsorum arbitrio et voluntate. Si vero vendere voluerint possunt absque omni impedimento ire seu ascendere vel descendere quo eis placuerit cum rebus predictis ut superius est expressum. Item de dacia Fuathtzol vulgariter dicta Consiliarii nostri proposuerunt quomodo predicta dacia sit nova et deposita fuerat neque eo tempore extitit qua pax et concordia perpetua est facta et firmata neque predicta dacia imposita fuit ad longa tempora sed tantum ad pacificandum mare eo tempore quo Regina dacie Margaretha cum Alberto Rege Swecie tenuit guerram ex adverso Consiliarii Magistri et ordinis dixerunt quod hoc Theloneum Funthtzol fuit ante ipsam pacem et concordiam perpetuam nec unque fuit depositum nec Articulus in littera concordie positus continet quod aliqua Thelonea deberent deponi Sed demo . . quod nulla nova Thelonea sunt instituenda propter quam discrepanciam et dubium sic est conclusum quod de cetero predicta dacia Funtbtzol et eius solutio suspendatur et sit suspensa nec ad ipsius solutionem duntaxat Mercatores et Incole Regni Polonie et terrarum praedictarum teneantur tandiu quousque cognoscatur an secundum tenorem et dispositionem Articuli octavi a capite de quo supra facta est mencio debeat deponi quo ad Mercatores et Incolas Regni Polonie et terrarum praedictarum. Item quod omnes Mercatores et Incole Regni Polonie et terrarum Litowanie Samogittarum Mazouie et Russie a solutione eiusdem Pecunie vulgariter Losgelth nuncupate que a frumento in Gdansk recipiebatur perpetuo sint liberi et exemti nec ad ejus solutionem de cetero teneantur. Item omnes Incole et mercatores terrarum et dominiorum ordinis in terris Regni Polonie duntaxat Dobrinensis Cujaviensis Lanciciensis Siradiensis et in Polonia in Civitate Gnezensi tantum libere possunt pauwoz et pannos vendere et per ulnas . . . . in foris annalibus civitatum seu oppidorum possunt eciam emere et educere frumenta pecudes et pecora et quascunque alias res in foris septimanalibus quibuscunque Item quod Tholoneum et depositum vulgariter Nederlage circa Landsberg et Costrin in nova Marchia que dicuntur de novo imposita suspendantur nec a mercatoribus et incolis Regni nostri Polonie exigantur seu recipiantur sed dentur ad fidejussoriam cautionem tandiu quousque Nos et Magister predictus ad limitandum granicies inter Poloniam et novam Marchiam nostros nuntios transmittemus et ibidem Dominus Magister recepta primitus informatione de imposicione novitatis Thelonei et depositi praedictorum per dictos suos nuntios ad quod novum et inconsuetum fuerit deponet atque tollet. Item de vectura salis de Prussia per terram Dobrinensem suspensum et usque ad responsionem nostram . . . testimonium et evidenciam pleniorem Sigillum nostrum presentibus est appensum presentibus et tractantibus reverendis in Christo patribus dominis

Alberto Sancte Gneznensis ecclesie Archiepiscopo et Iohanne Wladislaviensis Andrea Poznaniensis Iacobo Plocensis Iohanne Chelmensis Ecclesiarum Episcopis magnificisque et strenuis viris Sandziwogio Poznanensi Capitaneo majoris polonie Alberto de Westheradowo kalisiensi Iacobo de Coneczpole Siradiensi Mathia de Gabuschin brestensi Nicolao de Opporowo Lanciciensi Ianussio de Costzelecz Wladislaviensi palatinis Floriano de Koritnicza Wislicensi Iohanne de Sczekoczin Lublinensi Ianussio Brzezoglowensi Capitaneo Bidgostiensi Thoma de Pabosz Redgostensi Castellanis Dobrogostio de Schamotuli kalisiensi Alberto Malski Subcamerariis et Capitaneo Lanciciensi Andrea Grochozski Capitaneo Brestensi Boleslao de Lubnodapifer, Andrea de Ludbrancz Brestensi et Blochone Iudicibus dobrinens. Nicolao Sefenzki Nicolao Czalucha et aliis principibus militibus nostris fidelibus dilectis Actum et datum in Ripa Fluminis Wissla in hereditate Nieschowa Wladislaviensis dioeceseos ex opposito Oppidi Thorun feria quarta infra Octauas Ascensionis Christi Anno Domini Millesimo Quadringentesimo vicesimo quarto.

Die ſinnreiche Conjectur, wegen der Mühle zu Lübiſch, habe ich aus der hist. de l'O. T. t. V. p. 260 u. f. gezogen.

Wegen der neuen Händel über Drieſen und Santok ſiehe Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 95. Witolds Ausſpruch habe ich nicht gefunden. Daß er aber dem Orden günſtig geweſen, erhellt aus einem ſpätern Vertrag von 1436, in welchem Drieſen als eine dem Orden zugehörige Stadt angeführt wird. Cod. dipl. Pol. t. 4. p. 130.

Zum vier und dreyßigſten Kapitel.

Verwickelung mit Dänemark und den Hanſeſtädten.

Schütz erzählt dieſe Begebenheit ziemlich weitläuftig. Man vergleiche damit Gebhardi Geſchichte von Dänemark p. 638. Pontanus lib. 9. p. 578 und vorzüglich Sartorius Th. II. p. 251 u. fg. Eine geſchickte Auseinanderſetzung der Politik der Hanſeſtädte hat auch Mallet in ſeiner histoire de Dannemarc geliefert. Der einzige bisher unbekannte Umſtand in dieſem Kapitel, iſt der mit den Pommerſchen Herzogen und Dänemark im Jahr 1423 geſchloſſene Vertrag. Die Urkunde darüber befindet ſich im geh. Archiv n. 126, und beſteht in einem zu „Nyen Stettin" von König Erich ausgeſtellten Verſprechen, „den Bund und die Zuſage, die er und ſeine Vettern, Herzoge zu Stettin und Pommern mit dem Hochmeiſter Paul Rußdorff und Siſrid Lander Belegern (Gebietiger) zu Liefland und dem Orden gemacht und verbriefet haben, in guten Truwen ſo bynnen one jare unde daghe zu beſtättigen und zu vernyen" geſchähe es aber nicht, "ſo ſollen doch die Briefe bey voller Macht bleiben binnen dieſem Jare und fortan" ſo lange bis neue Verträge abgeſchloſſen würden.

Sartorius ſagt p. 258, die Liefländer hätten Unterſtützung an Geld verſprochen, es ſey aber ungewiß, ob dieſe Zuſage gehalten worden. Nach Gadebuſchs Annalen p. 66. u. f. ſcheint es doch. Sartorius meint auch, die Preußen hätten ſich zu gar nichts verſtehen wollen, welches doch, wie mich dünkt, durch Schütz widerlegt wird.

Zum fünf und dreyßigſten Kapitel.

Begebenheiten im Innern des Landes.

Den Prieſtermord, deſſen auch Hr. v. Baczko, Th. III. p. 98 erwähnt, findet man in der Briefſammlung der Schloßbibl. n. 1009, unter dem Jahre 1422 erzählt. (Bey Baczko ſteht, vermuthlich durch einen Druckfehler n. 109.) Nicht bloß Brandenburger Bürger (wie Hr. v. Baczko ſagt), ſondern auch ein Ordensbruder, der Schmiedemeiſter Niclas Winter, war mitſchuldig, und wohl eigentlich der Mörder, denn er hatte den Prieſter mit einem Dachziegel auf den Kopf geſchlagen, woran er 14 Tage nachher geſtorben war. Die Mörder wurden einige Wochen lang in den Thurm gelegt, und mußten mit der Kappe zur Kirche gehn, aber 1423 verwandte ſich der Hochmeiſter eifrig für ihre Abſolvirung, empfahl jedoch dem Ordensanwald, die Sache bloß mündlich vorzutragen und recht geheim zu halten, damit dem Orden keine üble Nachrede daraus entſtehe. Alſo fühlte er wohl, es ſey nicht recht, die Verbrecher zu ſchützen, und that es dennoch. — Seine Bedrückung der alten Preuſſen bezeugt ein Schreiben des Biſchoffs von Ermeland vom Jahr 1427 (Fritzii Collect. n. 172.) worin es heißt: es ſey dem Biſchoff ſchwer geworden, den Artikel von dem Dienſte der Preuſſen zu bewilligen, weil er befürchte, daß ſie am Glauben würden abnehmen. Doch habe er es gethan, bitte aber dringend, dahin zu trachten, daß der Neubekehrten Glaube nicht geſchwacht werde. — Des Papſtes Vollmacht an den Abt zu Stolpe, die ſich ſogar bis auf den Bann erſtreckte ſiehe Baczko III. p. 107. — Ebendaſelbſt p. 108 des Ordens Bewaffnung gegen die Huſſiten. — Die übrigen Verordnungen berichtet Schütz. Die hiſt. de l'O. T. t. V. p. 278. vermuthet, daß die Vernachläſſigung des Landesrathes

rathes vielleicht die Gährung veranlaßt habe, welche den Hochmeiſter zu einem übereilten Frieden gezwungen. Daß die Unterthanen oft außer Landes, bey fremden Richtern, beſonders bey polniſchen Biſchöffen Recht und Zuflucht ſuchten, beweiſt eine Bulle Papſt Martin V. vom 8ten Jahr ſeines Papſtthums, worin er ſolches ſtreng unterſagt. (Geh. Archiv n. 55.).

Die Landesplagen erzählt gleichfalls Schütz, doch miſcht er ein Mährchen darein. Er behauptet nemlich, die Preußen hätten die Ueberſchwemmungen leicht vermeiden können, aber aus Haß gegen den tyranniſchen Orden hätten ſie lieber Alles verlieren, als ihm einen Theil davon entrichten wollen. Man wird ſich ſchwerlich überreden, daß Menſchen ihr Habe und Gut, Weiber und Kinder, lieber in Gefahr ſetzen, als ihrer Regierung, ſey ſie auch noch ſo hart, Auflagen bezahlen wollen. — Die Peſt ſoll unter andern auch drey Biſchöffe weggeraſſt haben. Aus Hartknochs XIV Diſſertation erhellt aber, daß 1427 nur Ein Biſchoff, Gerhard von Pomeſanien, ſtarb. Kurze Nachricht von den Peſten in Preußen findet man in den Actis Boruss. T. II. p. 250. Von den ſeltſamen Geſpenſtererſcheinungen ſiehe Hartknochs Kirchengeſchichte p. 210, auch andere mehr.

Die Schandthat des Comthurs von Grubyn und deſſen Brief hat beſonders Corner (ap. Eccard. t. 2. p. 1289) aufbehalten. Die hist. de l'O. T. giebt ſich viele Mühe, den Orden ganz frey zu ſprechen, aber wenigſtens kann der Vorwurf nicht entkräftet werden, daß man ſich nicht die geringſte Mühe gab die Verbrecher zur Rechenſchaft zu ziehen. Arndt ſagt ausdrücklich: es krähte kein Hahn darnach. — Es iſt zweifelhaft, in welchem Jahre eigentlich das Concilium zu Riga gehalten worden. Die hist. de l'O. T. t. V. p. 288 u. f. hat eine weitläuftige Unterſuchung darüber angeſtellt, auf welche ich verweiſe, da mir die Entſcheidung dieſer Frage gleichgültig vorkommt. Arndt p. 128 und Gadebuſch P. II. p. 65 ſind nachzuſehen.

Die Unruhen, welche Peter Wichmann, aus dem Predigerkloſter zu Thorn, erregte, findet man erzählt in n. 1466 der Briefſammlung der Schloßbibl. Dieſer Mann wird ſpäter noch einmal auftreten.

Zum ſechs und dreyßigſten Kapitel.

Witolds letzte Schickſale.

Ich brauche wohl kaum zu erinnern, daß hier vorzüglich Kojalowicz und Dlugoſſ meine Führer geweſen.

Daß Witold ſich, mit Vorwiſſen des Hochmeiſters, des Comthurs von Ragnit bey Anlegung ſeines Plans bedient, ſagt **Simon Grunau** tr. XV. c. XIV. §. 2. und nennt dieſen Comthur einen klugen Mann.

Kojalowicz führt an, p. 126, daß bey der Bewirthung in Luzk täglich 700 Ochſen, 1400 Hammel, 100 Stück Wildpret jeder Art, und 700 Fäſſer Meth, außer verſchiedenen Weinen, verzehret worden. — Daß Witold ſich erboten, 100000 Mann ein Jahr lang auf eigne Koſten gegen die Böhmen zu ſtellen, behaupten Corner (ap. Eccard. p. 1299) und Kranz (Vandal. l. 11. c. 22.). — Welches Vertrauen Witold jetzt zu dem Hochmeiſter hegte, beweiſt unter andern (mehr als die, durch Hrn. v. Baczko angeführte Berufung eines preuſſiſchen Arztes zu ſeiner kranken Gemahlin) n. 1738 der Briefſammlung der Schloßbibl., ein Schreiben, in welchem der Großfürſt meldet: er habe, durch den Hochmeiſter, die Briefe des römiſchen Königs empfangen, es thue ihm aber leid, daß Paul ſie nicht erbrochen. Künftig ſolle er *alle* Briefe, von Sigismund, Jagello, und andern, zuvor erbrechen und leſen. Hieraus geht des Ordens Einverſtändniß unwiderſprechlich hervor. — Mit einem andern Schreiben (ebendaſelbſt n. 1604) ſchickte Witold dem Hochmeiſter Jagello's lockende Briefe, und bediente ſich dabey der im Text angeführten Worte.

In einem dritten (Fritzii Collect. n. 185) meldet er das Anerbieten, ihm die polniſche Krone abzutreten, und daß Jagello die Klagebriefe an den römiſchen König auf ſeinen Unterkanzler ſchiebe, der doch ſein oberſter Rath ſey, und ungeſtraft bleibe.

Meine Zweifel gegen die Erzählung, daß man durch Wachſamkeit an der Gränze die Ueberbringer der Krone genöthigt habe umzukehren, erhalten noch gröſſeres Gewicht durch Corner und Kranz (loc. cit.), welche beyde ſagen: die Geſandten wären umgekehrt, weil ſie auf der Reiſe Witolds Tod erfahren. Das iſt auch weit wahrſcheinlicher.

Dlugoſſ behauptet, Witold habe ſein Großherzogthum ſterbend dem Könige übertragen. Corner hingegen, ein gleichzeitiger Schriftſteller, verſichert, er habe die Groſſen ſeines Landes verſammelt, und des Königs Bruder, Swidrigall, zum Erben erklärt, bereuend, daß er ihm ſo lange die Herrſchaft vorenthalten. (p. 1302) — Er ſtarb an einer braunen Blatter zwiſchen den Schultern. (Buch C. p. 288.)

Die Königin, die ihm ein Denkmal errichten ließ, war **Bona Sforzia.**

Zum ſieben und dreyßigſten Kapitel.

Swidrigall, Großherzog von Litthauen.

Gänzlich abweichend von allen bisherigen Erzählungen iſt hier die Meinige, aber ſie iſt auch zugleich die einzig wahre, denn das Buch C. des geh. Archivs hat dieſelbe mit allen Belegen und Urkunden aufbehalten. Um den himmelweiten Unterſchied dem Leſer vor Augen zu ſtellen, will ich kurz zuſammenfaſſen, was Kojalowicz, Dlugoſſ und Cromer davon ſagen. Mit Gewalt ſoll Swidrigall ſich Litthauens bemächtigt haben. Es beliebte den Polen vielleicht, Gewalt zu nennen, was ohne ihre Einwilligung geſchah. Meine Handſchrift ſagt ausdrücklich: „die litthauiſchen und ruſſiſchen Herren wählten Swidrigall." Es geſchah einmüthig, er bedurfte keiner Gewalt. Die Behauptung des Kojalowicz iſt irrig, daß Prinz Alexander von Kiew die meiſten Stimmen gehabt habe. (Corner p. 1302 ſpricht gar von einer Schlacht, in welcher 5000 Polen geblieben.) — Der Adel in Podolien ſoll, bey der Nachricht von Witolds Tode, die litthauiſchen Beſatzungen vertrieben haben. Dem iſt nicht alſo. Die Polen, die ſich bey dem Könige befanden, zogen ſchleunig hin und beſetzten Camenetz (Buch C. p. 288 u. f.).

Swidrigall ſoll die Polen verachtet, beſchimpft, ihre Briefe erbrochen, zerriſſen, den König beym Bart gezauſt, ihm nur die Wahl zwiſchen Gefangenſchaft oder Tod gelaſſen haben. Das Buch C. ſagt aber: „er ließ ſeinen Bruder ziehen und erzeigte ihm viel Ehre." Hätte der Großfürſt ſich wirklich ſo ſehr vergeſſen, ſo würde ſicher der nachfolgende Briefwechſel zwiſchen ihm und Jagello, wie auch der zwiſchen Jagello und dem Hochmeiſter, Spuren davon enthalten, da alle Vorwürfe darin erſchöpft werden. Aber Jagello beklagt ſich nicht ein einzigesmal, daß er von ſeinem Bruder gemißhandelt worden. Des Gerüchtes von ſeiner Gefangenſchaft erwähnt das Buch C. freylich auch, aber als eines bloſſen Gerüchtes, und fügt hinzu: die Polen hätten wirklich ſchon den Orden um Hülfe erſucht, ihren König zu befreyen. Der hatte ſich indeſſen ſchon durch ſeine gewöhnlichen Mittel, Verſtellung und Verrätherey, in Sicherheit geſetzt; denn freundlich verſprach er dem argloſen Bruder, ihm Camenetz wieder einzuräumen, fertigte ſogar Befehle deshalb an die Commendanten der feſten Plätze aus, ließ ſie aber zugleich insgeheim unterrichten, ſie ſollten ſeinen Befehlen nicht gehorchen. — Ein Reichstag zu Sendomir ſoll beſchloſſen haben, den Großfürſten freundlich einzuladen, um die Belehnung mit Litthauen zu empfangen. Das Buch C. ſagt aber: bey Jagello's Zurückkunft hätte der Reichstag erklärt: „daß er nicht mochte ſeinen Willen geben zu der Erwählung des neuen Großfürſten, ſynte das Land Litthauen were dem Reiche

Polen eingeleybet." — Der Papſt ſoll dem Großfürſten ſein unſinniges Betragen verwieſen, ihn mit dem Banne bedroht haben. Wo hat Kojalowicz dieſe Bulle gefunden? und warum berief ſich Jagello in allen ſeinen Briefen nicht ein einzigesmal auf des Papſtes Zorn? Der Brief der Königin Sophie an den Hochmeiſter, worin ſie ihn compater noster carissime nennt, und Hülfe gegen Swidrigall begehrt, enthält zwar Anſchuldigungen von Ketzerey, doch nichts von des Papſtes Unwillen, obgleich hier nothwendig deſſen hätte müſſen erwähnt werden, da ſie alles aufbot, den Orden von Swidrigall abzuziehen. (Briefſammlung der Schloßbiblioth. n. 903.)

Von ihrer gehäſſigen Verbindung mit den Huſſiten hüten ſich die Polen zu ſprechen. Das Buch C. hat viel davon. Das Bündniß zwiſchen Litthauen und dem Orden, dem die Furcht vor den Ketzern zum Vorwand diente, ſteht eben daſelbſt p. 290, und wird billig hier ganz mitgetheilt, da die polniſchen und litthauiſchen Schriftſteller nichts davon wiſſen.

In dem Namen der heiligen Dreyfaltykeyt Amen. Czu ewigem gedechtniſſe dieſer nachgeſchrebn ſtüke zu merunge der gemeyne heiligen Criſtenheit zu frede eyntracht vnd liebe aller rechtfertigen lewthe vnd ſunderlich czu eren dem allermechtigeſten furſten vnd Hrn. Hrn. Remiſchen Konige von der herrunge vnd reyſen Reiches wegen vnd etlicher ſeyner Korfurſten So bekennen Wir Boleslaus anders Swydrigal von Gots gnaden großfürſte zu Litthawen vnd Rewſen 2c. und Wir Mathias czur Wille, Niclos czu Samaytin, Andreas zu Lotzke Byſchof von Gots Gnaden vnd wir Semeon Algerdowicz. Sigiſmundus ken Stuthewitz Wlkrito Blodemirowitz Fedor Korybutowitz Semen Iwanowicz Michalo Iwanowitz, Iwan. Semenowitz Putata Semenowitz Herzogen In Littawiſchen vnd Rewſchen landen vor Uns Unſer erbyn vnd nachkomelinge unſere lande, lewthe, vnd Vnderſaſſen die vhunt ſeyn, vnd zukomen werden, von eyme teile. Und Wir Bruder Pawl von Rußdorf Homeyſter vnd Czyſſe von Ruthenberge Meyſter zu Lyfland dewtſches Ordens ver

Vns vnſern Orden vnd nachkomlinge vnſer lande lewte vnd vnderſaßen dy ißunt ſeyn vnd zu komen werden vom andern teyle des wir alle vorbenumpt vns ſan beyden teylen mitennander yn gantzer eyntracht vff eyne ſunderliche trewe, Steten, feſten vnd ewigen zu ſatz vormittelſt kraft vnd getzewkniſſes deſes kegenwertigen briſes verbunden haben vnd verbunden zu ewigen zeythen In ſulcher Weiſe als hier nachfolget vnd vſgedrukt ſtehet. Sunder allen Vorfang der Vns an beyden Theilen in deſer kegenwertigen Verbindunge vnd frundlicher eynigunge mochte zu ſchaden ader Hyndernyſſe komen In eyngerley Weyſe. Czum erſten geſyle ſich vſ ſo zu welcher zeit daß yr kein fürſte, Herre, Lande, Stete, Lewthe, ader gemeyne welcher Würdikeit ader Weſens dy ſeyn, Imande von Vns an beyden Teilen vorgeſchreben vorweldigen vor vnrechten beſchedigen ader Wedirſtant thun welden adir theten So ſoll eyn Teyl dem das alſo wirt mit krygen angefertiget getrewlich vnd ane alles gefere mit gantzer macht, adir mit ſulcher alſo daß das ander Teil deme is noet iſt, wirt beyſtehen vnd bedorffen zu holffen komen beyſtehen vnd helfen ſo lange biß daß derſelbige krieg wirt geendet, vnde gelegert, Were vs aber daß eyn Teyl von Vns oben benumpten Teylen mit Ymande vmme redeliche ſachen Krygen welde, das ſall mit Rathe, Wiſſen, vnd volwort des andern teyles geſchehen, vnd wenn eyn teyl dem andern alſo als oben berant iſt, holfe vnd beyſtand In ferne land wirt thun, ſo ſal das ander teyl dem die holfe geſchiet das folgen das Im vom andern Teyle czu helfe wird geſandt, myt ſpeyſe vnd futter beſorgen ſo ſye In ſyne land komen. Auch ſo ſoll ſemliche Holffe eyn teyl dem andern thun als vs aller erſte vnd ſicherſte mag gethan in allerley geſar bey gutm getrewen vnd dy holffe ſal an der ſtad vnd vegenheit geſchen do vs allen notz vnd fromlich wirt dyrkant von deme Teyle das dy holffe heyſchet eyn vnd vſ der fynde lande zu ziehn Vnd ab got der almechtige mit ſeynen gnaden helfen worde das man Kryges getzegethe ader ſunſt den fynden lande Stete Sloßer vnd dirgleiche abegewönne das ſoll gleyche geteylet werden. Sunderlich ſo wollen Wir och das die grentzen dy zwuſche den Lotawiſchen

Rewſchen

Ruwſchen vnd Samaytiſchen landen den Prewſchen vnd leyflendiſchen landen die bey den alden irluchten furſten vnd Hrn. Hrn. Alexandro anders Wytawus groſſfurſte zu Lytawen ꝛc dem got gnode, ſeyn gemacht, geſchut vnd beredent, durch Vnß Vnſere Nachkomlinge ſullen gehalden werden zu ewigen zeyten. Geſchehe es och ymer do got vor ſey das Wir ynerley ſchelunge adir myßhaglichkeit keyn ander wurden haben adir zwuſche vns entſtunden ſo ſol man daryne mit nichte krygen, ſonder eyn Teyl ſol das ander vme ſemliche ſchelunge willn beſenden ſo das dy in fruntſchaft vnd gutem nach gote vnd nach rechte werden entſcheyden vnd hyngeleget.

Wir wellen och das Niemand von Vns obenbenumpten beyden teylen als der groſfurſte, der Homeiſter, adir ere Nachkomlinge ſich mit Imande ſal eynen ſolen vnd vorbvnden, ſo ſye denn das das ander Teyl in ſulche eynunge ſolunge vnd bunt mit eyngenomen vnd verſchreben werde, ſo das wir beyde teylen dor ynne gleych ſeynt vnd eyns, ſo welde als das andre eyngeſchreben werde, Vnd wenn nach gotes ſchickunge eyn teyl von Vns beden oben vſgedrukten teylen wirt verſterben ſo ſal das ander teil nach heiſchunge vnd begerunge des verſtorben teyls als des groſfurſten zu Litawen ader Homeiſters deutſches Ordens nachkomelinge alſo geſache das noet wirt ſeyn, alle deſe oben vſgedrukten Sachen ſtuke vnd Artikel von nuwens beſeſten beſtetigen vnd verſchreiben, ſo das dy feſte, ſtete, krefftig, vnd vnverſert werden gehalten von beyden teylen, zu ewigen zeyten.

Alle deſe oben geſchrebene Sachen, ſtuke, vnd artikel vnd yglichen beſunder vor ſich geloben Wir von beiden Teylen vor vnß vnd vnß nachkomelynge feſte ſtete krefftig vnd vnvorbrechlich zu halten zu ewygen zeyten bey guten trewen vnd furſtlichen vnſern eren, des zu groſſir Sicherheit vnd krefftiger ewiger Befeſtunge han Wir Boleſlaus anders Swytrigal groſſfurſte, Mathias zur Wille, Niclos zu Samaytn, Andreas zu Lotzk, Biſchof, Wir Semion Vigerdowicz, Sigismundus Korſtutewicz, Vlcrico Blodemirowicz, Seme Yſanowicz, Michalo Iwanowiz, Iwan, Semenowicz, Herzogen vorgeſchreben, vnd Wir Bruder Pawel von Rußdorff

Homeyſter vnd Czyzo von Ruthenberge yn Leyflande Deutzſches Ordens, Alßo dy vornemſten vnd oberſten Haubt Herren deſer eynunge vnd bundes vnſer eyngeſigel, vnd Wir als Her Aſtäg Caſtellan zur Wille Gedigolda Hauptmann zur Wille Genſegal Hewptmann zu Samayn, Jawnis Woywode Sangal ꝛc. Caſtelan zu Traken, Rombaldes Lantmarſchalk, Thudko Jurjowitz Petraſchniß Montegardowicz Hauptman zu nowegrokty Jwaſchko Gaſtoldus Hoſemarſchalk Rethe vnd gezewgn, von eyme Teyle, Vnd Wir Joannes von Culmenſen Franziſcus zum Brunsberge Johannes vf Pomezan, Michael vf Samland von gots gnaden Byſchofe, vnd Wyr Brovtere großkumpthur Heynrich Holt obirſter Marſchalt Cunrad Baldersheym Obirſter Spitteler vnd kum Elbing Merten Kempnater Oberſter Trappier vnd zu Crizburg Kumptur Heynrich von Planen Treßeler Lodwig von Landzen, Kumptur zu Thorn Werner von Neſſelrode Landmarſchalk, Goswyn von Velyn Kumptur zu Segewald, Symon von ganthyn Kumptur zu Refel yn Leyfland, Joſt Stoppaiger zu Balga Heynrich von Sebenrode zu Brandenburg Wolff von ſanßheim zu Oſterode, Conrad von Erlynges Hwien zu Rangnit, vnd Walter Kyrſchkorp zu Dantzky Kumpture Als Rethe vnd gezewgn vom andern Teyle, Vnſer Jngeſele mit rechter Wiſſenſchaft alle eyntrechtiklichen loſen hangen deſem briſe der gegeben iſt zu kyrſmemel am dynſtage vor ſynte Johannes Baptiſten tage nach Chriſti gebort tawſent fyrhundert vnd dornach in dem eynundreyßigſten Jare.

Jagello's Einladungsbrief an Swidrigall, eben daſ. p. 292. Der Abſagebrief der Polen p. 293. Die alsdann gewechſelten Briefe zwiſchen Litthauen und dem Orden p. 293 u. f. Das Gewerbe des Biſchoffs von Leslau p. 295. Der Brief des Erzbiſchoffs von Gneſen, p. 297. Dabey ſteht bemerket: „uff den andern Artykel von dem Rumor das an den Erzbiſchoff iſt kommen, wie man an den Grenzen hielte Landwehre und Logungen, wart nicht geantwortet.“ — Des Königs Brief pag 299. Das Schreiben der Baſelſchen Kirchenverſammlung befindet ſich in Martene amplissima collectio t. 8. p. 79. Es iſt zwar ohne Datum, doch gehört es offenbar unter diejenigen, welche im Jahr 1431 geſchrieben worden, und iſt gerichtet an die Religioſen in Preußen, welches doch nur die Kreuzherren bedeuten kann. Auch an Jagello, Swidrigail und die polniſchen Prälaten ſchrieb das Concilium, wie aus einem Briefe des Cardinal Julian an Papſt Eugen erhellt. (ap. Raynald. t. 18. p. 93.) — Dlugoſſ erzählt, nach Jagello's Tode habe der Hochmeiſter behauptet, er habe auf deſſen eignes Verlangen Polen angegriffen, weil der König insgeheim ſeines Bruders Abſichten begünſtigt habe. Iſt das wahr, ſo hat ſich Paul einer nichtswürdigen Lüge ſchuldig gemacht, wie der ganze Briefwechſel zwiſchen ihm und Jagello beweiſt. Sein Abſagebrief ſteht im Buche L. p. 305, und wird hier mitgetheilt.

Dem allerdurchluchtigſten vnd grosmechtigen Herren Hern Wladiclawen Konige czu Polan ꝛc. allen ſeynen Landen, Lewthen, helfern, vnd beylegern Wir Bruder Pauwel von Ruſſdorff Homeiſter dewtſches Ordens mit Vnſerm ganzen Orden Landen Lewthen helfern vnd beylegern thun kunt vnd wiſſentlich Wye ſunder zweivel vs euwerem Gedechtniß nicht ſeyn komen das och offentlich allen landen der ganzen gemeinen Criſtenheit iſt lawtbar des wir mit Vnſerm Orden vnd landen mit Euwer grosmechtigen vnd euwren landen ganz mit Vnſerm allerhöchſten Fleyße ſtetis vnd ymwerlde haben geſucht eynen ewigen ſteten frede, vnd darnach mit gar ynniger hytzger liebe geſtanden, das deme der aller herzen warheyt iſt ein erkennen In ſeynen ewil. wol iſt offenbar das och yn aller maſe vnd weyſe ſchon vor ogen iſt, zu beweiſen wann vnſer vorfaren ſeliges gedechtniſſes nach denen vfgenomen gezondingen verbrifeten vnd verſegelten Frede durch mancherley ſwere muhe vnd arbeyt groſer Summe [illegible] gegeben zu Thorn gemacht ſwerlich wurden [illegible] vnd mit mechtiger geweldiger Hant obirzogen vnd darnach abir nach dem Uſſatze Vnſers allergnedigſten Herren Hrn Römiſchen vnd Vngeriſchen koniges von Vns beyden Teylen mechtiklich geton, och ein ſtark gelt wart geben vnd darzu Vnſers Ordens Slos Lewbitz genant nedergebrochen Wir von nuwens obir all gelichs vnd rechts erbittunge weder Got vnd recht mit Vnſern Landen vnd Lewthen vngewarnter dinge fyntlich wurden angegriffen vnd zu mole groblich obirfallen vnd ſo yamerlich geheret vnd gebrand dor Inn weder Got noch des Menſchen wart geſchonet, vnd nach mancherley vnmenſchlicher grauſamlicher tat ꝛc. das doch vnerzlich iſt zu horen dye nach Vnſim globen vnd der heligen ſchrift Inhaldunge rache In den hohen Hymel ſchreyhen das möglich alle menſchliche Heretzen mag bewegen, aber eynen nuwen ewigen freden machten dorynne Wir lant vnd lewte obirgoben vnd eyn Schone Vnſers Orden Slos durchgedrungen widdir recht vmb fredis willen mit groſſer herunge in die grunt brochen, das vns alles nicht hat mogen helfen wye vnd in welcherley Weyſe derſelbe vfgenomene frede iſt gehalden vnd volfürt, das ſtehet nu merklich zu bewyſen, wann dye lutere warheyt in das ende nicht kan noch mag werden verhalten. Ewer großmechtiten ſteet zu gedenken wye Ir an Vns waret begerende das wir Vns zu den zweytrechten zwuſchen Ewer Herlichkeit vnd den Irluchſten vnd grosmechtigen Forſten vnd Herren Allexandrum anders Wytaudi dem got gnade, Vnd Hn. Swidrigalln yzunt grosfürſten zu Littawen ꝛc. gewand zu eyntracht vnd fruntſchaft ſulden beerbeyten das Wir mitſampt Vnſe mitgebitigen in edlicher groſſer mühe vnd Vnkoſt taten nach ganz Vnſe hogſten fleyße vnd das mit ganzen truwen beweiſen das och klerlich iſt offenbar vnd eyne landkundige warheit obir ſulche vnß gute vnd ernſtlicher Meynunge hat ewer Herlichkeit zu velen zeiten hynder Vns handelunge und teydinge mit den oben genanten Vnſe Hrn. Frunden gefurt mit In weder Vns vnd Vnſe Orden eyn Verbund zu machen das och noch erer beyder offenbarunge mündlich vns getan, vnd vß velen andern bewerlichen Sachen ſich ſelbſt hat gemeldet durch welche Miſſehandelunge Wir in ganzer Sicherheit eine unfruntſchaft ſülen, vnd och vorwar wiſſen das Euwr großmechtikt. vnd dy ewirn vrſpringlich domit. haben vmegangen vnd noch teglich heſtiglich vmegehen meynende vns vnd Vnſern Orden der doch von anbegyn iſt geweſt eyn Fredeſchilt der ganzen gemeynen vnd heiligen Criſtenheit an deßen Orte zu vortilgen vnd vnſer arm Lande vnd Lewthe gruntlich vorſtoren vnd zu nichte machen. Nu ſynt dem mole das Ewre großmechtike. den Irluchten vnd großmechtigen furſten vnd Unßern lieben Hrn. vnd Frund Hrn. Swidrigal groſſürſten zu Lithawen vnd Rewſen der mit ſeynen Landen und Lewten In eyme Verbunde vnd ewiger frundtſchaft mit Uns vnd Unßern ganzen Orden Landen vnd Lewten ſtehet och weder got vnd recht mit geweltiger Heres macht ſyndlichen hiwen obirzogen vnd mit euch zu keyme beſtendigen noch genzlichen frieden nye haben mocht noch mogen komen So rufe wir mit Unſerm ganzen Orden an, den barmherzigen got vnd ſeine Werde Muter Marien, in der Hende al Unſer troſt heyl vnd Handelunge ſtehen mit erer gnaden Helfe Wir Uns ſulcher obirgleichen Unrecht, peinlicher gedrenge vnd großer gewelde domit Wir mit Unſern armen Landen ſwerlich vnd gar durſtiglich ſeyn vnvergeben müßen entſetzen vnd als Wyr beſt können vnd mögen erweren, darumb Wir Ew. großmechtigen Herlichkeit allen ewren Landen Lewten helfern vnd Beylegern mit ſamt allen Unſern Mitgebietigen vnd ganzem Orden allen Unſern Landen Lewthen vnd Beylegern entſagen und vns deslegen auch mit deſem Unſerm Briefe vorwaren der gegeben iſt auf Unßerm Huwſe Marienburg Im xxxen Jar am Freytag nach Aſſumpcionis Marie Virginis glorioſe under unſerm angedrukten Ingeſegel.

Pauls Schreiben an Swidrigall, worin er ihm den wirklich angefangenen Krieg meldet, p. 308.

Der Verfaſſer der hist. de l'O. T. t. V. p. 316 bemüht ſich ſehr ſinnreich, zu beweiſen, daß Jagello, wirklich den Orden dazu aufgefodert, weil er wohl fühlt, daß dieſe ſo ſchlecht motivirte Kriegserklärung dem Orden zur Schande gereicht. Jagello, ſagt er, bedachte nicht, als er Litthauen mit Polen vereinigte, daß er die Prinzen ſeines Geblüts, und vielleicht ſeine eigenen Nachkömmlinge, auf den Privatſtand einſchränkte; oder, wenn er es bedachte, ſo überwog ſein Ehrgeiz. Er vergaß, daß Polen ein Wahlreich war. So lange er keine

manns

männlichen Erben hatte, ſchien er wirklich bloß dem Intereſſe der Polen zu fröhnen; als aber ſeine vierte Gemahlin ihm einen Sohn gebar, da erkannte er ſeinen Fehler und fand bald Gelegenheit, ihn zu bereuen. Denn die Polen verſprachen ihm zwar ihre Krone für ſeinen Prinzen, fügten aber trotzig ſo viele Bedingungen hinzu, daß er nun wohl begriff, das Schickſal ſeiner Kinder hänge ganz von ihnen ab. Einen ſchrecklichen Beweis dieſer Wahrheit gaben ſie ihm auf einem ſpäteren Reichstage, wo ſie — weil er ihre Foderungen nicht bewilligt hatte — die Säbel zogen und die Acte, wegen der Nachfolge ſeines Prinzen, in Stücken zerhieben. Es gelang ihm zwar, durch Nachgeben, die Gemüther zu beſänftigen, allein er konnte ſich doch nicht verheelen, daß er einer erblichen Herrſchaft entſagt hatte, die er auf ſeine Kinder hätte übertragen können, um dieſe zu einem Spielwerk von dem Eigenſinn der Polen zu machen. Von dieſem Augenblicke an war er mit Witold einverſtanden, Litthauen von dem polniſchen Joche zu befreyen. Witold hatte keine männliche Erben; wenn alſo Jagello's Sohn einſt das Großfürſtenthum erhielt, ſo mußten entweder die Polen ihn zum Könige wählen, um der gänzlichen Trennung Litthauens vorzubeugen, oder, wenn ſie es nicht thaten, ſo war doch ſein Schickſal unabhängig. Auf jeden Fall mußte der Orden für dieſen Plan gewonnen, ihm neues Vertrauen eingeflößt werden. Dahin zweckte die durch Witold ausgewirkte Einwilligung der Polen zu dem Wiederaufbau der Lubitſcher Mühle. Dahin zweckte der günſtige Ausſpruch wegen Orteſen. Laut konnte ſich der König, ſeiner Polen wegen, für beydes nicht erklären; aber was Witold that, war ſein eigener Wunſch, ſo wie deſſen Erhebung zu der Königswürde, ob er gleich öffentlich dagegen ſprach. Witold ſtarb, doch Jagello gab ſeinen Plan nicht auf. Er begünſtigte Swidrigall insgeheim aus allen Kräften, und als er ſah, der Krieg ſey unvermeidlich, wiegelt er ſelbſt den Orden auf, ſeinem Bruder beyzuſtehn und in Polen einzufallen; wie ihm der Biſchoff von Cracau mit dürren Worten vorwarf. Alles dieß geſchah nicht aus brüderlicher Liebe, von der er nie Beweiſe gab;

auch verdiente Swidrigall ſie nicht; aber er war alt und vermuthlich unbeerbt, konnte daher das Großfürſtenthum bald auf Jagello's Kinder bringen. Erſt als ſpäter die Polen dem Prinzen Wladislaus ihre Krone zuſicherten, ließ er ſeinen Bruder fallen.

Alles das iſt recht ſinnreich entwickelt, nur Schade, daß in dem noch vorhandenen Briefwechſel ſich keine Spur davon findet, vielmehr deutlich daraus erhellt, daß Jagello weder mit Witold noch mit Swidrigall jemals ein Wort von ſolch einem Plane geſprochen; wie der Verfaſſer der hist. de l'O. T. auch ſchon daraus hätte ſchließen ſollen, daß Witold ſich ſo laut und trotzig, ſeine Krönung betreffend, auf des Königs Einwilligung und Bitten berief. Hätte eine geheime Verabredung Statt gefunden, ſo wäre es wohl ſehr unklug geweſen, das zu verlautbaren.

Eben ſo unglücklich iſt die hist. de l'O. T., wenn ſie p. 324 den Friedensbruch des Ordens vertheidigen will. Freylich, meint ſie, wäre es dem Orden beyzumeſſen, si l'on ne pouvoit rompre un traité qu'en commettant des hostilités. Aber da Jagello den Proceß wegen Pommern aufs neue zu Rom betrieben habe, ſo ſey er der erſte Verletzer des Friedens geweſen. Schade nur, daß der Verfaſſer nicht unter den Räthen des Hochmeiſters geweſen, ſo würde Paul vermuthlich mit Freuden dieſen ſcheinbaren Vorwand ergriffen, und nicht allein in dem Abſagebrief, ſondern auch in ſeinen Vertheidigungsſchriften (Buch C. p. 317 und p. 322) ihn geltend gemacht haben. Das Original davon ſandte er durch den Pfarrer Andres von Thorn und den Läufer Tilemann nach Rom, Abſchriften davon in ganz Deutſchland umher; in allen ſteht nicht ein Wort davon.

Vor Luzk ſoll der König abermals die Belagerung mit Willen verzögert, Waffenſtillſtände, zu Ausbeſſerung der Mauern benutzt, zugeſtanden, und vornehme Polen ungeſtraft gelaſſen haben, die Lebensmittel in die Stadt führten. Swidrigall ſoll von Luzk entflohen ſeyn. Von alle dem weiß das Buch C. nichts. Der geſchloſſene Beyfrieden ſteht daſelbſt p. 310 und im Buche D. p. 126.

Wladislaus von Gotis gnaden König czu Polan vnd obirſter Fürſte czu Litthauen vnd erbeling zu Reuſſen ꝛc. Wir thun czu wiſſen allen denen ſo nutze iſt, mit deſſen kegenwertigen Luthe, wie daß wir ſien gedenkende die, die da ſint des Fredes vnd nicht der Leidunge vnd ſien begerende czu ſezen die betrübunge der ſtryte vnd der Kryge vnd zu vermeiden die Niederlagen vnd ſchlachtunge der Lueth vnd die Vergieſſunge des Blutis, vnd die Czweiungen Wederwillen, Neithaglichkeiten, grymekeiten vnd geheſſe, vnder Vns Fürſten, Prelaten, vnd Bannerherren vnd Vnderſaſſen Vnſer Reiche Lande vnd herrlichkeiten, von eyme, vnd dem Irluchten Fürſten Herren Boleslaus — Schwidrigal, groſsfürſten zu Litthauen vnd zu Reußen ꝛc. vnſern Bruder vnd die Fürſten Prelaten Bannerherren, Edelen vnd Vnderſaſſen der Lande des groſsfürſtentums czu Litthauen vnd Reuſſen vnd auch des Homeiſter des Ordens der Deutſchen vnd den ganzen Orden der Lande Pruſſen vnd Lyfland vnd den Woywoden der Walladie vnd eren Vnderſaſſen vnd Beylegern vom andern Theile irwecket vnd entſproſſen, durch eynen Weg eyner freuntlichen Einunge zu entſlichten vnd entrichten vnd czu begraben in ſunigkeit es Fredes einen Beyfrede, Sicherheit vnd einen Ehrlichen vollkomenen ſicheren vnd unverbrüchlichen Frede haben gemacht, beſtetiget, machen ſchon vnd mit diſem kegenwertigen Luthe beveſten vnd machen, vnder Vns, vnd die vorbenumten Theile hin vnd her vnd von dem Tage dieſes Dathumbs bis czu dem Feſte Sente Johannis des Tewfers neſtkomende vnd den von demſelben Feſte bis czu einer tzict, vnd hinlauffen einer ganzen Jare oder czu dem andern Feſte deſſelben ſente Johannis des towfers neſt darnachfolgende tzu werende vnd in ſicher vnd volkomener kraft ane alle verrukunge vnd verſetzunge czu bleibende vnd dieſen vnderſchiedenen gedingen, vnderſcheiden vnd clauſulen alſo, daß werende vnd ſtende ſemliches Beyfredes die Herſchaften der Lande Podolio durch Vns hin vnd wider bekummert entzogen vnd beſeſſen in ſulcher Ordnunge vnd entſitzunge ſullen bleiben, daß ein Yelichtheil das ſel beſitzen halden vnd haben das er von beginn hat bekommert begriffen vnd in ſeine Beſitzunge genommen vnd gebracht,

bracht, alſo Wir vorgeſprochener Konig, die Sloſſer, Stete jegenath hiernach geſchrieben, alſe Camenez, Smoſniz, Skala, Gzyrwangrod, mit eren gegeneten vnd merklich, Holzzudayaw vnd ſalchuſchow, czu dem Camenz gehorende, vnd mit den Dörfern beſizungen die Wir izunt halden, vnd haben in wirtlicher vnd weſender beſizunge mit allen eren Zugengen Nuzen vnd Zugehorungen ſullen halden haben, vnd beſizen, Aber der vorgeſprochene Grosfurſte Swidrigal ſal halden die Sloſſer Stete, hier vndergeſchrieben alſo, Brahlaw, Sakolez, Zwinigrod, Cazubinyow, Daſchau, oc die andern Sloſſir der jegeneth, vnd merklich Lynthichau oc offenſtete Dorfer vnd Güter die er inn helt, bekommert vnd beſizet, mit alle den Güter ader Jegenethen Zugengen vnd Zubehorungen welcher auch die Wiele der vorgeſprochene Beyfrede ſicet, beide theil, alſo Wir vnd der vorbenumpte Vnſer Bruder ein jelicher in ſeinem Theile ſol gebrauchen fryhe fredlich vnd getreulich ane alle wederſprechunge vnd verhinderunge des andern Theiles, Sunder her widerumme das Slos Baretha nicht durch vns noch durch Vnſer Hauptleuthe, Amtluthe vnd Vnderſaſſen vnd Vnſers Reiches, ader etliche durch Vns, ader die Vnſern geſchikten Perſonen, vnd dergleichen herwederum nicht durch den vorgenandten Grosfürſten Swidrigal, noch ſeine Hauptluthe Amptluthe vnd Vnderſaſſen, ackeynerley Perſonen durch en vnd die ſynen geſchiket möge vnd ſullen wiederbuwen vnd wedermachen, In keynerley weiſe werende der vorgeſprochen Beyfrede Sunder die Landluthe vnd knechte der Gegeneth deſſelben Hawſes gehorſam vnd Dienſte ſullen thun, vnd bezalen dem Theile von Vns dem ſie bisher haben beygelegen vnd beylegen, Aber die Gebuwer deſſelben Gebietes Barothen ſich ſollen freyen der Freyheit vnd der Gebruchen bis zum endgange des vorgeſprochenen Beyfredes, Aber das Slos Senoniz vorgenant ſol ſeyn czemlich Vns vnd Vnſern Hauptluthen ader Amptluthen wedereczubuwen vnd machen nach Vnſers Willen behalten, vnd auch dieweile der Beyfrede wert, ſo ſin vnd ſal ſine czemlich den Vnſern Luthen vnd der vorgeſprochne Lande Theile vnd beylegen von beyden Theilen, hin vnd weder her die Lande vnd vorgeſprochene Herrſchaften alſo wohl den Kaufluthen als den andern welcherley Weſens Wirdekeit vnd Vnderſcheit die ſint, mit eren haben guthern Kawſiſchezen vnd allerley andere Handelungen cziehen gehen ſtehen wonen vnd wedirkamen vnd ere Handelungen frye ſicher vnd ane alle Hinderniſſe üben vnd treiben nach gewonheit von alders gehalden. Vnd vf daß dieweile derſelbe Beyfrede henget mit Hülfe des merers des Freden czu einer Frucht, Nutzen, bequemigkeit vnd Fulkomenheit eyns ewigen Fredes der vorgenanten Theile man moge komen, Wir hin vnd her weder ſezen, vnd durch kraft der gegenwertigen ſchrifte beveſtigen vnd geloben das vmbzuhandelen einen ewigen Frede Vnſer Prälaten Fürſten Banneherren Woyeten, vnd rethe zwelfe in der Zacl Jm Keito zu Leichtmeſſe ſente marien neſtkomende in der Stadt ader Dorfe genant Polibicze mit den Prälaten Herzogen, Bayaren vnd rethen des groesfurſten Swidrigal vnd der Lande des grosfürſtentum Litthauen vnd Rewſſen, in gleicher czahl alſo czwelfe zuſamene ſullen komen vnd da ſie vnbetreiglich vnd abegehawen, vor deren Vorzog vnd hingeworfen ſullen geſteben verſammelt, Aber Wir vorgenanter Konig czu Patzow vnd der Grosfürſte Swidrigal zu Boriſze denen vf die geſprochen cziet ſullen vnd wellen ſie perſönlich vf das Vns do denen in eigenheit weſende Vnſer Banneherren vnd rethe vorbenumpt beſundere Vnſern Willen eine ewige eintracht vnd Frede vnder Vns vnd die Herſchafte ſowol Vnſers Richs Polen als des Grosfürſtentumbs Litthauen vnd Reuſſen, vnd auch Prewſſen, Liefland, der Walachie und eren vorbenumpten Beylegern dete bequemlicher werde volbracht vnd geendet, beſunder ab von Geidlichte der krankheit Vnſer beyder ader eynes ankommende vnd vmb welche wir oder Vnſer ein in der Stadt adir Steten vorbenumpt perſönlich nicht möchten ſien alſo czu Parczow vnd Bieſze jedoch ſal das nicht ſyen entkegen die Vnſer Banneherren vnd Rethe der Stat vnd tagen vorgenant ſullen zuſampne komen vnd czu allen ſanz. ab wir in den vorgeſprochenen Steten weren kegenwertig die obenaenanten ſullen handeln, vnd dennoch den geſcheften ein ende ſullen geben, welche Praelaten Herzogen Banneherren vnd rethe von beiden Teilen in der vorgenanten Zacl zu erwelen czu nennende vnd vf den Handlungen des ewigen Fredes nach beidenthalben Verbindunge vor richtern beiden Theilſen in der vorgeſprochen cziet vnd ſtat ſal ſezen So daß ſie zu irkeiner Handelung komen, ſich ſullen vorbinden bey dem Sakramente des eydes vnd vnter der Bürden des glauben vnd der ehren ſullen vorheiſſen vnd geloben daß in Handelunge ſemlichen Freden vnd eyntracht czurüke geleget vnd gewurffen eins yzlichen gunſt, Haß, Furchte, vnd Heffen des gewynnes, vnd alleine gehabt vor Augen got die gerechtigkeit vnd das gemeyne gut beyder Theile die vorgenanten theilen vnd die Herrſchaften des Reiches vnd des Grosfürſtentumbs gerechtlich vnd mit einer Wagen der gerechtigkeit eren Sinnen gedechtniſſen vnd vornemlichkeiten ingedrukt vnd mit den Augen des innern Menſchen fleißig vnd vorſichtiglich erkanten, ſullen richten, urteilen, vnd nach rechte vf allen den gebrechen Vnrechtigkeiten Zweyungen, vnd gebrechlichkeiten alſowohl Vnſer Vnſeres Riches alſo des Grosfürſten vnd auch des Meiſters zu Preuſſen vnd Liefland vnd der Walachie eren Beylegen der vorgenanten Landen ſullen entſcheiden vnd erkennen vnd merklich vf die eygenſchaft vnd dem rechte der Herſchaft der Lande Podolie wem die von rechte zugehören ſullen im ganze vnd Im Namen einer ewigen Beſizunge angehören, vnd vf die ſie ſullen vſſprechen vnd vorkündigen eres Vrtheil welches eyn Idermann von Vns ſal ſyen verbunden zu benetigen beveſtigen, vnd veſte vnd vnverſerlich zu behalten. Sunder op von Geſchichte in der vorgenanten cziet vnd Tagen etzliche Verhinderniſſe quemen, oder von gewiſſen Sachen mit Volbinth beides teiles das vorliebende, die Herzogen Praelaten und rethe vorbenummt zu der vorgeſagten ſtat vnd tagen der Zuſamenekommunge vorſamelt, die egedachten Sachen denen czu ſulle nicht erachten entſcheiden enden vnd mit eynem gewiſſen ende entrichten daß denen en ſie czemlich einen lengere tziet oder lengere zieten vmb zu ſulfurende ſemlich geſchefte czu ſezen vnd czu vorlegen vnd jedoch binnen der cziet des vorgenanten Beyfriedes nicht ſullen laſſen uſ erer Gewalt vnd henden dieſelben Sachen die vorgeſprochene richter die erwelt werden ſullen en eyn ende durch eren Vſſproch vnd Orteil ſien pflichtig vnd ſchuldig czu thun, vnd die noch rechte eines Gerichtes ſollen enden.

(Auch geloubn Wir mit eynem ſuthern vnd guten getrewen, daß Wir die Tathern die Vns zu Hülfe tzihen wellen ſchaffen wederzukehren, vnd wellen das machen nach Vnſer ganzen Macht, vnd die, vnd alle andre Tathern weder die vorgenanten Herren König vnd ſeine güther, dieweile der Beyfriede weret, wir nicht ſullen vnd nicht wellen darzuſchiken, irweken, ader ſonſt in keiner Wieſe zubrengen.

Dieſer Artikel, welcher in dem Beyfrieden fehlt, ſteht in des Großfürſten Briefe vor dem ſogleich folgenden.)

Hierüber ſo gelouben wir creſticlich vnd mit dieſem kegenwertigen Luthe verheiſſen mit Vnſerm Königlichen Worte vor Vns Fürſten Prälaten Banneherren vnd Vnſer Vnderſaaßen, daß Wir den vorgeſprochenen Beyfriede vnd Vnderſcheit, Capittel, Artikel vnd Clauſuln obengeſchrieben vnd inhaltende bey Vnſern Trewen vnd Eren vnd bey Beſchwerunge des Eides vnd bey Bekennunge des Chriſtlichen Gloubens vnd bey Buße des Meynedes vnd Brechunge des Gloubens, vnd bey Vſlatung eines böſen Gerichts vnd bey Valle von der ergeſchaft vnd allerley rechte der Lande vnd der vorgeſprochenen Herrſchaften feſtiklich gedenkende vnd vnvorſerlich vnd vnvorruglichen volkomlich vnd genzlich ane betrygen vnd getrognis vnd allerley andern Synnen vnd warken der Liſtigkeit abgeſundert vnd geſürret, halden vnd zu bewaren vnd en auch nyrgen inne offenbarlich adir heimlich gerichte durch uns adir ein andir vndergeſchikte Perſone In keiner weiſe mit geſuchter beſchönunge wellen wedirkomen. Idoch beſunder das czugeleget vnd vßgeſprochen ap icht durch ezliche Inlendiſchen Vnderſaſſen ader eyn Fremden, Vnſer eyn, von geſelle ader geſchichte dem vorgeſprochen Beyfriede wurde irne czu kurtzgethan vnd dagegen theten als das nehmen vßpuchen, bernen, verwüſten, Roube oder todtſchlagunge ader ander geſchichte der Obelteter in Vnſern Landen vnd herſchaften under einander wurden getan vnd volbracht, daß die vorgeſprochen Beyfreden darinne nicht ſullen werden verſeret vnd czubrochen ſonder in ſeiner kraft vnd befeſtunge doch ſullen bleiben. Aber die vorgenandte Obelteter und Obitreter, vnd ere

Miſſethat durch Unſer beyder Houptluthe und Amtluth nach dem Rechte ſullen werden gepiniget und czu einer ſulkummenen und gerechten Genugthuunge ſullen werden gedrungen und gehalden und welche Unſer Hauptluthe Amtluthe und gewiſſe Bannerheren umb czu ſtropſen ſemtliche Uebertretunge und Miſſetete czu gewiſſen Steten an den Grenzen beider Herſchafte als des Reiches und des Groſfürſtentum alle Jar ſollen cziehen und fragen nach deme als von alders das iſt gehalten, ſemtliche Laſter und Obirtreter ſullen ſtropfen richten und mit rechten bequemen Penen pinigen. Aber beſonder das uſgedrukt und uſgenomen ap ezlicher Unſer Underſaſſen in hitziger und friſcher Obirtretunge und Miſſethat in welcherlei Stat unſer Herrſchaft wirt begriffen, und wirt nach rechtem Gerichte czu der rechten Pien vertamet und zugeſaget das auch umb das keine Verſerunge und gebrechunge des vorgeſprochen Beyfriedes in keiner weiſe ſulle folgen, und uf daß des vorgenandten Beyfriedes, Articuli, Capitel Punkte ader Underſcheit und Clauſuln oben geſchrieben und uſgedrukt und die Innehaltunge in en volkommelich ganz und veſte und unverſerlich durch Uns kenig vorgeſprochen Unſer Fürſten Pralaten, Bannerherren und Underſaſſen werden gehalden und bewaret, ſo haben Wir laſſen diſe kegenwertige Briefe, und das in en wirt gehalten mit Unſers Ingeſigels und der Fürſten und Unſer Bannerherren welcher Nahmen hier under ſien geſchrieben ver Uns ſelben und vor alle und beſunder vor Unſer Underſaſſen daß ſelbe gelobende mit Anhengunge der Ingeſiegel laſſen beſeſtigen und beſtetigen. Geſchehen und gegeben vor Luczike in der Stad uf dem Velde Unſer Herre am Sontage nach dem Feſte des ſeligen Bartholomei des Apoſteln In dem Jare des Herrn MCCCC und xxiii Jare.

Die geczüge hier nachgeſchrieben ſynt, die Irluchten Fürſten Herrn Semouitus Kazimirus und Wladislaus Herzogen uſ der Mazaw und die groſmechtigen edlen und ſtrengen Nicolaus von Michalaw Herren czu Crakau Sandiwagius von Oſtrorog czu Poznaw, Andreas von Domaborz czu Kaliſch, Martinus von Calinowa czu Syradz, Stiborius von Borzislanicze czu Lanczicz, Johannes von Lychin czu Bryßk, Jarandus von Windzawo czu Leslaw Woywoden, Martinus von Schlawſka czu Poſnaw, Petrus von Spraiki czu Kaliſch, Petrus von Gnien czu Gnyſen, Lamentius Zaramba czu Syradz, Albertus Malßk czu Lonſchitz, Criſtinus von Lozegalaw czu Sandemyr, Florianus von Corituicze Wiſlicienſis, Dobeslaus von Senno Woyniczen, Demaratus von Cobilau czu Beczk, Paulus Zladzoy Malogeſtenſis, Nicolaus von Waczinnow czu Crußwicz, Stanislaus Gamrath Polanoecenſis, Vincentius von Somatuli Medzretenſis, Przibislaus Dzik Zarnowienſis, Herrn Caſtellani, Johannes von Clephnicza marſchalk des Reichs Polen, Petrus Schaffrancz czu Crakow, Petrus Cordbok Papianenſis, Andreas Czalck zu Sandemir, Dobrogoſtius von Samotuli zu Kaliſch, Schleliczа zu Syradz vnd Stanislaus Belawſzki czu Lantſchitz. Datum.

Das Schreiben, durch welches Swidrigall dem Hochmeiſter ſolches meldet, und welches beweiſt, daß er ſich wirklich in Luzk befand, p. 309.

Der Adel aus Großpolen ſoll, nach Kojalowicz, den Orden an der Wnicha geſchlagen haben. Davon findet ſich auch keine Spur in den umſtändlichen Berichten; eben ſo wenig von den 24 Städten, und mehr als 1000 Dörfern, die der freygebige Dlugoſſ durch die Kreuzherren verwüſten läßt. Daß ſie Neſſaw nahmen, iſt gewiß. Sie gaben es nicht allein nicht zurück, ſondern ſie „befeſtigen und bemannten“ es auch. Der Großfürſt ſchrieb: er wolle ihnen eben nicht zumuthen, es wieder abzutreten, aber ſie ſollten ihm wenigſtens einen Vorwand angeben, um den König los zu werden. (p. 322) — Die Einladungen Jagello's und Swidrigalls Gründe, nicht zu erſcheinen u. ſ. w., p. 315. Des Hochmeiſters Antwort, p. 316. Bitten wegen des gefangenen Landmarſchalls von Liefland, p. 323. Swidrigall erwiedert: daß nächſtens Herr Adreßko des Königs Lyebhaber zu ihm kommen werde, do wolle er desbalb ſprechen. (p. 325.) Vermuthlich bedeutete Lyebhaber ſo viel als Günſtling. Das Wort kommt bald darauf noch einmal vor, bey Gelegenheit einer Dankſagung des Hochmeiſters

meiſters für ein Geſchenk von Zobeln welche ihm Swidrigall durch ſeinen Diener und Liebhaber geſandt. Die gewechſelten Anfragen wegen Haltung des Beyfriedens p. 325 u. f. Swidrigall meldet endlich: ſeine Briefe würden in Polen gar nicht mehr angenommen, daher ſey es von keinem Nutzen, wenn er auch wegen der Gefangenen ſchreibe. Seine Leute könne er nicht dahin ſchicken um Unſicherheit willen. Wenn alſo der Hochmeiſter ſelbſt die Briefe beſtellen wolle, ſo wolle er ſie ihm zu ſchicken. (p. 328.) —

Jagello's Schreiben an den römiſchen König p. 330. An den Pfalzgrafen bey Rhein p. 331. Auf der folgenden Seite meldet Swidrigall, der König wolle zwar mit ihm Frieden machen, aber nicht mit dem Orden. — Jagello's Klagen über die Neumärker p. 334. Des Unfugs wurde ſo viel, daß der Großfürſt ſelbſt den Hochmeiſter erſuchte, Polen in Ruhe zu laſſen, auf daß der Friede nicht geſtört würde. (p. 336.) Dann meldet er, daß man ihm angeboten „des ganzen Landes Polen Verweſer und Regierer zu werden“ (ein Umſtand, von dem kein Geſchichtſchreiber etwas weiß, und der kräftig für den Großfürſten zeugt, daß er kein ſolcher trunkener Wüterich geweſen, wie man ihn gewöhnlich ſchildert, ſonſt würden die Polen zu einem ſolchen Anerbieten ſich ſchwerlich entſchloſſen haben). Seine Gefangenen, fügt er hinzu, ſeyn nun losgelaſſen, aber nicht der Landmarſchall von Liefland. — Des Königs Geleitsbrief p. 340.

Die Unterredung zwiſchen Paul und Swidrigall geſchah am 17ten May zu Chriſtmemel, wo auch beyder Land und Städte dem Bündniß eidlich beytraten. Deren Verbindungsſchrift deshalb p. 342. Dieſelbe findet man auch im Buche F. des geh. Archivs unter dem Titel: Gelobung der Mannen und Städte in Litthauen und Preuſſen, den Bund zwiſchen dem Orden und dem Großfürſten ewiglich zu halten. Schütz und alle die ihm nachgeſchrieben, haben alſo gröblich geirrt, Schütz vermuthlich wiſſentlich.

Der Tag, an welchem vollkommener Friede geſchloſſen werden ſollte, war acht Tage nach Mariä Geburt zu Neuſchen Brißke angeſetzt. Aber, heißt es, 14 Tage

ver-

vorher „wart der Großfürſt Swidrigall abgeſezt und ein anderer erkohren." Kojalowicz ſagt, Swidrigall ſey nach Smolensk entflohen, das Buch C. nennt ausdrücklich „die liefländiſche Gränze, auf ein Haus genannt Poloſchko." Als Urſachen der Abſetzung führt das Buch C. einzig und allein Swidrigalls Vorliebe für die Ruſſen und den ruſſiſchen Glauben an.

Zum acht und dreyßigſten Kapitel.

Siegmund, Großherzog von Litthauen.

Auch hier hat das Buch C. noch viel bisher unbekanntes geliefert: das Erbieten des neuen Großfürſten, den Bund ſeines Vorfahren zu halten; (welches beweiſt, daß er den Geſinnungen der Polen noch gar nicht traute, und daß Jagello bey der erfolgten Revolution weit weniger die Hand im Spiele hatte, als man gemeiniglich glaubt. Unter den ruſſiſchen Herzogen, die ſich zu ihm ſchlugen, nennt das Buch C. einen Simeon, einen Alexander.) Ferner: die Geſandtſchaft des Comthur Ludwig Lanze; das, durch Jagello's Beſuch bewirkte Ausſchließen des Ordens von den Unterhandlungen; die Abtretung Podoliens u. ſ. w. (p. 341) lauter Dinge von welchen Kojalowicz nichts weiß, denn er ſagt blos, p. 153, Siegmund ſey auf gewiſſe geheime Bedingungen Großfürſt geworden. Dagegen behauptet er, Ludwig Lanze, den er fälſchlich einen Comthur von Thorn nennt, ſey von Obrigkeitswegen aus dem Lande gewieſen worden. Wenn das wahr wäre, ſo würde das Buch C. deſſen ſicherlich erwähnt haben. Es iſt vielmehr, nach eben dieſer Quelle, gewiß, daß Siegmund den Frieden zu erhalten ſuchte, ob er gleich Swidrigall nicht mit einſchließen wollte. (p. 348.)

Kojalowicz irrt ferner, wenn er Swidrigallen zu Oſchmyany überfallen läßt, und behauptet, Siegmund habe dann Litthauen ohne Schwertſtreich eingenommen. Der Ueberfall geſchah auf einem nicht genannten Hofe oder Luſtſchloſſe, eine Schlacht hingegen fiel bey Oſchmyany vor. Die widerſprechenden Berichte beyder Gegner von denſelben an den Hochmeiſter, Buch C. p. 348 und 349. In Swidrigalls Schreiben kommen die Worte vor: „Och ſo bitte ich Euch als meinen lieben Vater, daß ihr mir beyſteht."

Ein Schreiben Pauls an den Deutſchmeiſter (in deſſen Regiſtrande) erzählt gleichfalls, es wären in jener Schlacht von beyden Theilen gleich viele Leute geblieben. Dann habe Swidrigall neue Macht geſammelt, und eine Vereinigung mit den Liefländern verabredet, ſey aber wohl ſieben Tagereiſen zurück geblieben, daher die Liefländer wieder heim gezogen.

Das Schreiben des Meiſters von Liefland beſitze ich im Original und liefere es hier:

Unſern gar demutigen willigen Gehorſam ſtetes zuvor ꝛc. ꝛc. Erwirdiger gnediger lieber Her Meiſter, der Her Herzogh Switrigail Groſſfurſte zcu Littouwen hat by uns gehat ſiene treffliche Botſchafft als enen Ruſſchen Herzogh von Pleſkow geheiſſen, Waſilen Iwanowitz vnd enen Bayoren Lennyde de Patrikowitz geheiſſen, durch die her uns hat laſſen manen vnd bitten das wir Im uß deſſen Landen mit unſir Macht widder ſiene vorreters wolden zcu Hulffe kommen vnd ſunderlichen das wir Im ins Irſte vnſer Gebittiger einen adir zweene mit was Volke zcu Im ſenden wolden by Im zcu weſende umb ens Geruchtes willen, her heffete ſo die by Im weren vnd is die Littouwer vornemen wurden das Im deſſe Lande byſtendigh weren, das ſich der denne vele by Im widder umbwerfen und Im biſtendigh ſien wurden vnd als och der ſint der zceith das her ſienen vorreters entkommen were ſich vele an In geworfen hetten, wir geben In enen Troſt heruff mit ſodanen Antwort nach rathe unſir wegeſten Gebittiger die wir uff deſſe zceith by uns hatten, wie das wir mit euwern Gnaden ene

Bete

Botſchafft alz enen Gebittiger an Herzogh Segemundt uſgericht vnd geſant hetten In zcu underwiſende das der Herzoge Switrigail ſiene Lande dor her recht zcu hette widder gebe, were des nicht ſo wolden wir ſehen was wir mit Im zcu thunde hetten, dorenboben weren ſie noch von uns begerende Jren Herrn die vorbenannte Hulffe zcu ſenden Ins Irſte alz enen adir zcweene unſir Gebittiger mit etczwas Volk ꝛc. Doruff wir In antworten, das vns das nicht er ſtunde zcu thunde wir hetten denne en Antwort von der vorſchrieben unſir Botſchaft, Och gaben wir In wol zcu irkennen weres das die Lande Littouwen In vuller vruntſchafft mit uns ſtunden, ſo en kunden wir doch keyne groſze Macht nu zcur zceith uff ſie geſuren Gebrechens halber des weges vnd och des Broſtes des man ſich nu von Tage zcu Tage mus ſien vormutende, Vort gnediger lieber Herr Meiſter ſulden wir nu unſir Hulffe dem Herzoghe Switrigail ganz entzihen vnde abe ſagen das wolde vns ſere vorkart vnd zcu keynir Truwe noch Wiſſenheit gerechnet werden Zunderlichen von unſirm Allergnedigſten Herrn dem Romiſſchen Konighe der en Orſprongh vnd anbegynn unſir voreynunge vnd vorſchreibunge is geweſen vnd och derglichen von andern Herrn vnd ffurſten — alſo das uns dunket das wir nicht wenynger ins Irſte do by thuen vnd uns by Im bewieſen mogen wir ſenden Im die kleine Hulffe boben berurt, wente gnediger Herre Meiſter, wurde Herzogh Segmundt mit ſiene Bielegers in deſſen Louffen die obirhant behalden ſo weren die Lande. mit dem Königriche zcu Polen ganz ens, was denne vnſerm Orden danon entſteen vnd kommen mochte das mag euwer Gnade betrachten, wir konnen irkennen nichz gut, das ſie och boben alle eide gelobde vnd vorſchriebungen vele vnd vache an unſirm Orden in vullenkommen bewieſet haben das men och derglichen vortan von In zundir allen zwiueln ſich beſorgen vnd ganz vormutende ſien moſte, wente als Herzogh Segmundt Brieff hirinn vorſloſſen uſwieſet vnd beſundern uff dem rucke deſſelben brues is gezeichnet das her mit dem Konighe zcu Polen ens ſie geworden enen fruntlichen Tagh in eigenen Perſonen zcu Tracken zcu haldende xxij Taghe nach Michael das wer bis montagh nehſtkommende, Och gnediger lieber Herr Meiſter, teten wir och Herzogh Switteigail In deſſen ſienen Notſachen kernen Bynall vnd wurde ſich ſien ſachen zeu beſten iruelgen was ungelymp vnd vordriſſes vnßerm Orden von Im uß eine ſulchen och vil lichte entſteen vnd kommen mochte mogh euwer Gnade och betrachten, wente alz uns die vordenannten Boten haben vorgegeben das die Podolne, Luzk, der groſſe Herre von Otuer (Twer) Im mit macht wollen bynallen vnd vele andir Ruſſchen Lande alz euwern gnoden wir die och nehſt beſchriben ſanten vnd deeglichen Im och die Tattern wollen bynallen und das ſich die vnd die Rußen ſich von Tage zeu Tage mit Im vorſammeln diß un all zeu irfarende was do worhaſtig ane iſt ſo ſanten wir enen des Kompthurs von Duneborgh Diener mit den Boten an Herzogh Switrigail vnd derſelbe Diener kan gut ruſch vnd iſt in dem Lande wol bekant, So wollen wir mit Im ſenden unſirn Perſeuant Bertoldt Lieſſlandt och umb en ſulches zeu irfarende vnd zeu beſeende wie is do umb all Dingh gelegen is u. ſ. w. Gegeben zeu Wenden des Dinſtag nehſt noch ſſrancisci Anno xxxij.

Gebittiger
zeu Lieſſlandt.

Als Sigmund dem Hochmeiſter klagte, (Buch C. p. 351) daß die Liefländer ihm nun wirklich entſagt, da zögerte Paul drey Wochen mit der Antwort, um erſt zu ſehen, wo es hinaus wollte. Endlich ſchrieb er: (Regiſtrande) er habe ihnen ſtill zu ſitzen befohlen; was ſie aber thun würden, ſey Siegmunds eigne Schuld, weil er mit den Polen ſich verbunden, und man nicht recht wiſſe, wie man mit ihm daran ſey. Den Bericht, ſeines Spions, **Hans Balg**, beſitze ich im Original, und da er viele merkwürdige Umſtände enthält, ſo theile ich ihn hier ganz mit.

Einen demuthigen Dinſt myt gehorſame in allen zeiten bereit Erſamer gnediger Herre ich bitte Euwer Gnade zu wiſſen zo als ir mich hat geſant zu dem groſſe Vorſten, alzo quam ich zu ym zu Tracken (Troky) an dem Dinrtage vor Egydij off den Myttag myt Euweren Briffe alſo das ich vort bat nach der Leſunge des Briffes das her wol tete und gebe Pakwitzen Geſinde und zein Gereihe wedir durch Euwer Gnade Bethe willen, ir welt es gerne vordinen in eine zemlichen (in gleichen Falle) ader in eine großeren, wante (denn) ir het jn geſant in Botſchafft an den meſter zu yſlande und vorbas an Zwitrigallen zo das her ein rechtfertig man were, do ſprach her woldes is gerne thun und noch en vil groſſeres durch Euwer Gnade willen, Sunder her wuſte nicht wy her das vornemen ſulde, ich queme myt guther Botſchafft und myt gutthen Worten zu ym, und dy von Yſlande herthen und brennthen in ſeyme Lande und das hette Jn groß wunder, do ſprach ich weder, Herre ich en hoffe es nicht, ydoch ſo wuſte ichs wol von gutthen Vrůnden, do ſprach her wedir, woltu mir nicht getruwen, zich (ſieh) do ſind dy unttzage Briffe (Fehdebriefe) dy quamen mir nechten (kürzlich) und ſchribet mir zumele ſpottiſch das clage ich dir, her en ſchreibet mir nicht en vorſten (als an einen Fürſten) und zuſt (ſonſt) ſpöttiſch, mochte her doch wol zin beſte thun und nicht ſpottiſche Briffe ſchreiben, do ſprach ich Herre ich en bin des nicht en richter das ir mirs claget, do ſprach her ich thu is dorum das du is vort zagen (ſagen) zolt, Sunder mich hat groß wunder wy dem Jmmer iſt das her can krygen ane des Homeiſter wiſlen, is en mach ane Zeynen willen mit nychte zeyn, nachdem das ſy geortente Leute zein und her der obriſte iſt, wy can her is thun (nemlich der Meiſter von Liefland) ane ſeynen willen und wißen und heyßen, und ouch welde ich gerne wiſſen ap der Meſter zu Preußen ouch welde Bride myt uns halden, do ſprach ich, Jo, ſy wellen Jn halden als her off genommen iſt, als mein Herre der Meſter ouch Euwern Gnaden zu entpoten hat bey (durch) den alten Tymen und ouch meyn Herre Marſchalk myt dem Biſchoff von der wille gelozen hat, zo haben zy mir ouch befolen zu zagen, do ſprach her wedir, du zageſt nu was ich gerne here off das ich dich allhy nicht behalde, do ſprach ich das ich ungern dorumme ein Wort welde anders zagen dan mir bevolen were, do ſprach her nein ich werde dir thun als die Yſlen-

Vſender mir thun, ich habe mynen Bothen aldo gehat alrethe (bereits) vij wochen und der en kompt nicht wedir, do ſante ich noch enen henne (hin) und lis bezen (beſehn) ap her lebendig adir tot were der en kompt ouch nicht weder, alſo werde ich dir ouch thun, do ſprach ich Herre dyne Gnade iſt weldig, allhi bin ich, allhy iſt myn Hals, du hoſt Thorne und Zee (See?) thu bey mir was du wilt, do ſtanden dy Herren off dy in dem rathe ſaſſen und bathen vor mich, ydoch ich nam is al vor vroude off (ich ſtellte mich beherzt) ſundern Got weis wol was ich gedochte ich were liber doheime geweſen. Item liber Herre do thate ich vort eine Vroge und ſprach wy Ewre Gnade zere Wunder hette wy dem wer das her den Koufman off gehalden hette und ir wuſt nicht man zuthen Vride, do ſprach her das were der Zolner ſchult vnd kylers des vogedes zu Kauwen, vnd der ſtond do bei vnd nam es eber ſich, do lis ichs ouch dobei bleiben. Item ſo hatte her zumole vil Vrogens vnd nicht wenig das ich euweren Gnaden nicht al ſchreiben en kan, Als ich erſt in den rot zu ym qwam do ſprach her ich kene dich wol du wereſt ouch mit her Lodwige alhi, zu alle truwen dir gar vil, do ſprach ich, Jo Herre ich was mit im vnd ouch en bin ich en nicht untruwe, do ſprach her, wer iſt Herr Lodwig; Herre her iſt in Pruſſen vnd iſt Biſcherer, do vor her off und ſlug in die Hende vnd ſprach her iſt in tuſſen by Zwitrigalien, wy tarſs du vneindelicher vns anders zagen, do ſprach ich Herre bei mynne Halze ſo iſt her doheime vnd vil wort nach den anderen, do vrogete her, ab her Kumpthur zu Kerſporg were, do ſprach ich Jo, ſo iſt her der vnde in den rothe, do ſayte ich das en weis ich nicht, do vragethe her ap man In ſchire wolde zu Meiſter machen, do ſayte ich das mir das unwiſſentlich were, alſo das is Im zumole zere off In ervet, do vil von zu ſchriben were, Item als vnme di Zidunge in deſſen Landen zu Lettuwen geruche eurer Gnade zuwiſſen wy das Im der zagebriff (Abſagebrief) qwam zu tralen uff den montag am Obende vor Egidii und di iſlander ſprengeden mit zwen banren (Panieren) in dem Sontage uff den Obent in ein landichen das Vpithen heiſt vnd der Biſchoff von der Wille hot ſeine Guetern dörtinne, und dy Luthe worden gewarnet von den wechteren ſo das ſy den Montag nach mich myttage an jy qwomen vnd drungen vnd ſlugen ſich bis an den Obent do machten ſy von beiden Telen vur (Feuer) uff dy Nacht, do meinten ſich dy Litthouwer myt in zu ſlone off den andern Tag, des zogen dy iſſlender en weg in der Nacht und liſſen ir für (Feuer) legen ſo das der wenig icht gevangen und geſlagen wort ſundern ich ſag (ſah) der Vangenen ein tel aber man en lis mich nicht mit in reden, Item ſo was Jr ouch ein tel geſlagen in Zaymaiten off den mitwochen dornoch wi vil der iſt geweſen das en weis ich nicht, man der Hauptman zu Zamayten hatte vorſpenge (?) dor off und wuſte wy ſtark dy woren, do ſy noch dri meilen in den wolde waren vnd lies ſy noch uff das Pume (?) komen vnd vmme zog ſy vnd behilt ſy myt den anderen, wenne her hatte wol dri wochen off ſy gebeitet (gelauert) do worden dry Herren gevangen vnd ein gut man heiſt Claes Wittekop, enen Herren ſag (ſah) ich in dem ſtricke der Kobelen (Stutenſohlen) noch loſen men ich en mochte nicht myt im reden, Sunder deſſe vorgeſchreben Vangenen zagen das der Meiſter zu Ifflande vnd ſwytrigall zuſammen werden kommen zwiſchen Roſſiten und Duneborg vnd werden in ſloen in eine Lendeken das heiſt Lentmen vnd werden heren (verheeren) nach Wilkenberg das Lant zwiſchen der Wille vnd Zamayten vnd dis weis nu der Vorſte myt den andern wol, vnd richtet ſich ſtark doruff vnd wil in vurſagen vnd al zein lant mues als hute zu Tracken zein bei iren helfen, vnd die Polen brochen uff van der Lide van Nogroiken van Kreiwen uff den mytwochen nach der vntzagunge vnd zogen do hen dor ſy in wellen, vnd der is wol by

vi^{c} ſpiſen myt den Polen di do wonen in ſeyme Lande als drovzig Titkozhin vnd vmme den vogen vnd do wil her myt al ſeyme Lande zukommen vnd mit den beſten von ſamayten, der almechtige Got fuge is zum beſten, Item ap die ifflender nicht en qwemen ſo wil her doch mit den Polen vnd den beſten Luthen by Duneborg in ſlon vnd die Zamayten ſullen in Kurland, wente her zaite ſelber zu mir, ich hatte willen in ruſen (Rußland) nu erret mir der Meiſter von iſſland dor ane, nu her ane anderen das nicht an gaen, nu mus hers ſelber dulden, ſo das ſi zumole ſere vorzornet ſin uſſ di iſſlender, do ſprach ich zum forſten, Herre ich hoſſe mein Herre der Homeiſter wirt euch beſenden vnd wirt is underſten. do ſprach her ich wil mich erſten rechen an Jn ſo ge es henne wy is mag, ſunder ym habe gros wunder das ir Keheren beileget vnd ſuſt zumole vele Dinges das ich alzumole nicht ſchreiben en kan.

Item ſo geruchet zu wiſſen wy das mir ganz vor war iſt geſayt das im Alexander Moſiza Luczke geben hot vnd deſſer hot ym geſant dorch enen ruſchen munch vorzegelte Briſe mit angehangenen Ingeſecle vnd hot ym alle Zern vorgeben vnd hot ym ein Land vorzegelt zu ewigen Tagen vnd her ganzſtout (Herre Kyeſtout) iſt hin gezogen vnd nymet das in, Item Kuwen hot ſich im ouch gegeben dorch vorretherie vnd do iſt Herzog allelike henne vnd ſolde das in nemen zo qwam her Ywaſte mannewisden ſon en tag vor im vnd nam is en, ſundern ſy meinten is were ſo ſere vorroten „das her ſelber obel methe voren moſte, was nu an deſſen Dingen al wores iſt, das kan ich nicht geſage, Item guediger Herre in das Abeſcheden vrogethe ich den Vorſten vnd ſprach Herre nu di iſſlender haben angehaben ſo ſullen di Konſluthe zere vorſchrecken wy ſal ich in zagen ſollen ſy en weg zin, do ſprach her ſage in das ſy bleiben vnd zin uſſ vnd abe als vor, dy myne ſullen ouch zin vnd ich geloube in velig vnd gebe in en gut geloubig criſtenlig geleite vnd gebe dir do myne hant eſſ vnd di nam ich dor oſſ vnd her ſprach das her nicht an heben welde, is en were denne das ir erſten anhuben vnd das ſolde ich euwern Gnaden zagen, her welde gerne euwer Brunt zein welt ir vort ſein Brunt zein vnd zarte ich zolde ſo ſchire wider kommen vnd bringen im guthe Zeitunge von euch, do zarte ich ob Got wil, vnd do methe ſente her mich nyth vnd gap mir dy hant vnd bys euweren Gnaden vnd al euwern Gebitigern guthe Nacht zagen vnd ich dankte Jm her ſante mir Methes genug in dy Herberge vnd ouch zatzte her mich zu ſyme Tiſche, vnd guediger Herre denket wy irs vlien (verlegen) mochtet das is mit den iſlender gevlegen worde ſunder ſy zein zumole unduldig uff ſy vnd her bat mich ewer Gnade zu bitten das ir wol tet ſint dem mole das ſy is weder euweren willen teten das ir euch mit Jn nicht vorworret vnd lyſt ſy tzuzammen, her wolde ſy euch zam vnd gehorſam machen, alſo ſprach ich myn Herre wirt is vnder ſten das is al gut wert vnd weder Brunde werde, do ſprach her das ſal Got nicht wellen ich en habe mich denne gerochen an in, hir vmme Herre were is gut gevlegen, Item gnediger Herre ſo tzatte ich wol wort allene myt Herr Andruſſke Zackwitz vnd myt dem Houptman von Tracken vnd von der Lide vnd myt Herr Namirs ſone, vnd ſprach ap man is nicht gevlien en konde das man dy zwe Herren zu Brunde machte vnd gebe doch Zwitrigallen en Ort von dem Lande off das dy Lant nicht vorterbet en worden wente is were euwern Gnaden getruwelichen leit, do ſprachen ſy dyn Herren haben is loſſen gevache (oft) werben an uns, men unſer Herre en wil nicht und ouch wir alle myt nichte, dorvmme en dorfen dyne Herren dor nicht off denken myt nichte, ſunder willen dyne Herren en andern gank myt uns angeyn das mag geſchen, ſunder dis en ſchir nicht, wir willen alle er (ehe) in unſern Blute vortrinken ee das geſche, hirvmme Herre ſo vornemt das dy vorreter en zu ſulchen ſachen nicht en loſſen, Item ſo gebet her alle den dy ir veterliche erbe beſitzen guthe hantfeſte dor ober zu meideburgeſchem rechte vnd ouch alle den den zein Bruder belent hat dergelichen domethe machet her dy Luthe willig, ich habe ir wol vj in myner hant gehat vnd ſy ſprechen, ſich (ſich) wo lip hot uns unſer Herre das tate ſwitrigalle nicht, vor den wille wir ſterben, Anders nicht zu deſſer zeit dan der almechtige Got halde euwer Gnade geſunt zu langer zit vnd zeyt myn gnediger Herre vnd gedenket ouch an eines armen mannes dinſt in truwen vnd tut wol vnd ſendet myme Herren dem marſchalle deſſen Briff vnd dy Kopie von dem vnthage Brive iſt in dem Brive den her euweren Gnoden hat geſant vnd her hot ſy ouch geſant zu poten zu dem tage, das zayte her mir ſelber, geſchriben zu Labio off den montag vor unſer leſten vrouwen tage.

Hans Balg euwer Diner.

Zum

Zum neun und dreyßigſten Kapitel.

Huſſitenkrieg.

Die Geſandtſchaft der Huſſiten an Jagello erzählt Dlugoſſ p. 605 u. f. Was zu Ofen vorging, berichtete der Kanzler von Ungarn an den Kaiſer. (Martene Amplis. Collect. t. 8. p. 165.). Ebendaſelbſt p. 240 befindet ſich die Kriegserklarung der Huſſiten. Sie ſteht aber auch in dem Buche C. p. 347. Der Hochmeiſter ſchickte eine Abſchrift derſelben an den Kaiſer, der ſie dem Concilium vorlegte. Daß dieſes zuerſt einen Brief an Swidrigall ſchrieb, und ſolchen durch den Hochmeiſter beſtellen ließ, erhellt aus der Antwort des letztern, (Martene ampl. collect. t. 8. p. 582.) in welcher auch erwähnt wird, daß Swidrigall den Ordenspriеſter Andreas Pfaffendorf, nach Baſel ſenden werde, um die Verſammlung von Allem was vorgegangen umſtändlich zu unterrichten. Die Unterhandlung zwiſchen den Biſchöffen von Cracau und Heilsberg findet ſich im Buche D. p. 148. Auf die dem Orden gemachten Vorwürfe, wegen Beſchämung der Jungfrauen, wird unter andern geantwortet: „Liebe Herren, da hätten *wir* zu klagen. Die Frauen kamen zu uns, ließen eine ehrbare und redliche Freundſchaft in Züchten und gutem Willen beweiſen.“ Dann habe man ſie geleiten laſſen, wohin ſie begehrt.

Die Geſandtſchaft des Conciliums und Alles was dabey vorgegangen, ſteht im Buche C. p. 352 u. f. Pauls Mißtrauen gegen dieſelbe, in ſeinem Schreiben an den Kaiſer (geh. Archiv, Briefcopeybuch) dem auch die Klage beygefügt iſt, daß etliche Fürſten nicht allein Hülfe, ſondern auch den Durchzug der Söldner verſagen. Den Credenzbrief des Conciliums für Hieronymus von Prag „in Glaubens- und Friedensangelegenheiten“, bewahrt im Original das geh. Archiv. n. 242. Des Hochmeiſters

meiſters Erzählung, bey Martene t. 8. p. 603 u. f. Auch an den Deutſchmeiſter ſchrieb er ungefähr daſſelbe, (Regiſtrande) erklärend: die Polen ſeyen gar zu hochmüthiglich und wollten keinen Frieden, das merke man wohl. Wie falſch Dlugoſſ dieſe Begebenheit vorträgt, iſt bey demſelben p. 623 u. f. nachzuleſen. Pauls Schreiben an den König von Dänemark ſteht in deſſen Regiſtrande. Die Geſchichte der Scheltbriefe und des Uebermuthes der fünf Comthure berichtet weitläuftig Simon Grunau Tr. XV. C. XVI. §. 2. 3. 4. 5. Die Regiſtrande liefert des Hochmeiſters Nachricht an Swidrigall, daß nur hoher Schnee ihn abgehalten, ins Feld zu rücken. Alſo wurde der Waffenſtillſtand von beyden Theilen nicht gehalten, denn Paul ſagt ausdrücklich in jenem Schreiben: „man könne ſich jetzt nur wechſelsweiſe beſchädigen mit Zwacken und Rauben." Die Legaten, meint er, habe das Concilium auf Polens Anſtiften geſandt. Sie wären auch noch bey dem Feinde.

Bald nachher meldet er den Ueberfall der Neumark, iſt aber noch immer voll Muth, und ſagt unter andern: „wir wollen uns wohl wieder an ihnen erholen." — Die polniſchen Prahlereyen berichtet Simon Grunau Tr. XV. C. 16. §. 1. Wegen Pommern klagte Paul dem Könige von Dänemark und auch den Städten des Herzogs (Regiſtrande) nach damaliger Sitte, wo man noch glaubte, daß die Unterthanen wohl auch ein Wort mit zu ſprechen hätten.

Das Benehmen des Johannitermeiſters Balthaſer von Sliewen, erhellt aus einem ſpätern Schreiben (1435) an den Marggrafen Hans von Brandenburg, in welchem Paul ſagt: der Marggraf würde nicht für Jenen ſchreiben und bitten, wenn er wüßte, wie Alles zugegangen. Denn aller Schade, den die Neumark erlitten, ſey daraus entſprungen, daß die Johanniter das Haus Czantoch den Polen eingegeben. Man habe, bey des Krieges Anfang, ſich erboten, daſſelbe zu bemannen, um dem Feinde keinen Weg in's Land zu laſſen; ſie aber hätten lieber geſehen, daß das Land zu Grunde ginge. Ringsumher ſey Alles verheert worden, nur ihr Gebiet allein verſchont geblieben, ein Beweis ihres Einverſtändniſſes.

Nach dem Frieden gab der Hochmeiſter, laut der Regiſtrande, den Städten in der Neumark viele Freyjahre, z. B. Waldenburg 10, Friedberg 5 u. ſ. w. auch das Recht Holz zu fällen in des Ordens Waldungen, und Befreyung von Arbeit, Kornzins und Geſchoß.

Der Abſagebrief des Herzogs von Stolpe und mehrerer ſeiner Unterſaſſen, Buch C. p. 362 u. f. Die letzteren ſcheinen es jedoch wider Willen gethan zu haben, wie man aus ihrem ſehr höflichen Fehdebriefe ſchließen möchte.

entſage brief

dem Hochwirdigen Herrn Ho^{tr} to pruſen vnd allen ſeynen beelegern vnd allen den jenen, dye in ſeynen Lande beſeton ſyn vnd ſudergen den mann dye im Lande to ſchiuelbyn beſetyn ſyn kome diße Brief.

Vnſyn Grus als dat want iſt wetet leue Here Ho^{tr} to pruhen dat vnſe Here von pomern vns heſt geeſſecht, das wye ſcholen by ſyme rechte bliuen, dar vmb ſo bidde wy jw dat gy vns dat nicht to vnwillen keeen, dat wy by vnſes Herrn rechte bliuen, vnd wy mit allen vnſen mannen vnd Knechten welln jws -und juwes ordens ſynt weſen vnd alle der jenen, dar wie ſcheſte mede hebben in juwen landen hemelig yſte openbar, des to tuge ſo hebben wy von vns alle wegen laten drucken vp deßen op'n brif Olde vlrikes ingeſegel von Dywetze.

Hynrig vnd vlrick bruder von Dywetze
Ekhart vnd vlrick bruder von Dywetze
ſenden alle vt deßen Bref vnd ik Claws
Wittebyn ire knecht.

Die Begebenheiten dieſes Kriegs erzählen Dlugoſſ p. 626 u. f. Corner p. 1317, der Fortſetzer Dusburgs c. 45. Schütz, lateiniſche Ausgabe p. 256 und das Buch C. p. 363 u. f. Die Chronik des geh. Archivs erzählt: der Comthur von Balga, Erasmus Friſchborn, habe

Coniß

Conitz ſo tapfer vertheidigt. Sein Kapellan (!) ſey ein guter Büchſenſchütze geweſen. Die Feinde hätten einen Stein geſchoſſen ſo groß als ein Eymer, der der Länge nach durch eine Gaſſe gelaufen, ohne Schaden zu thun. Dagegen habe der Kapellan mit einer Karrenbüchſe geſchoſſen. Vier Stürme ſeyen abgeſchlagen worden. Die Weiber hätten heiſſen Brey gegoſſen. Die tapfere That der acht Danziger Wagehälſe berichtet Schütz p. 122 (in der lat. Ausgabe p. 257.)

Die Verrätherey von Jeſſnitz erzählt Dlugoſſ mit mildernden Umſtänden, indem er ſie dem Muthwillen junger Leute zuſchreibt, die, ohne Billigung ihrer Obern, die Feſte inſultirt, und hernach das ganze Heer mit in den Sturm derſelben ſollen verwickelt haben.

Den Beyfrieden, am Sonntag vor Kreuzes Erhöhung geſchloſſen, liefert das Buch C. p. 365. Die gefangenen Adlichen ſollten ſich löſen, die Bauern und armen Leute Einer gegen den Andern ausgewechſelt, die übrig bleibenden Jeder mit zwey ungariſchen Gulden bezahlt, Uebelthäter und Geflüchtete vom Orden ausgeliefert werden. Es iſt merkwürdig, daß der Johannitermeiſter hier ausdrücklich, in dem ſpäter erfolgten Frieden aber nicht mit eingeſchloſſen wurde.

Zum vierzigſten Kapitel.

Waffenruhe. Jagello's Tod.

Daß die Kreuzherren mit huſſitiſcher Grauſamkeit in Pommern gehauſt, beweiſt ein Schreiben des Raths zu Stolpe (Fritzii Collect. 317), welcher klagt: mitten im Frieden habe man Kirchen verheert, den heiligen Leichnam aus Monſtranzen genommen, (mit ungewey geten Henden utgeworpen) geplündert, gemordet, „grote unſpreclike unminſlike Ovirfaring getan“ Frauen und Jungfrauen myt ghelouen gheſecht (mit Reſpect zu melden) gheblotet und geſchendet. Der Vorwurf, mitten im Frieden ſey Alles das geſchehen, ſcheint auch zu beweiſen, daß der Orden die Verbindung des Herzogs von Pommern mit den Huſſiten ſelbſt veranlaßte.

Alle Schriftſteller haben bisher behauptet, die Preuſſen wären deshalb ſo widerſpenſtig geweſen, weil ſie den Bund mit Swidrigall nicht gebilligt. Ich habe oben aus Urkunden bewieſen, daß ſie demſelben förmlich beygetreten waren. Folglich iſt auch Simon Grunau übel berichtet worden, wenn er Tr. XV. C. 16. §. 2. erzählt: der Landesrath habe dem Hochmeiſter erklärt: „habt ihr es mit uns erdacht, ſo wollen wir mit euch büſſen; habt ihr es aus eigenem Uebermuth gethan, ſo ſchafft uns Friede, wo wir ferner eure Diener ſeyn ſollen.“

Ueber die Verhandlungen mit den Unterthanen iſt Schütz nachzuleſen. Hr. v Baczko Th. III. p. 120 äußert bey dieſer Gelegenheit einige ſcharfſinnige, doch unerwieſene Vermuthungen. Die drohende Ermahnung, zu welcher der Hochmeiſter ſich genöthigt ſah, ſteht in deſſen Regiſtrande. Hieher gehört auch die Geſchichte des culmiſchen Burgemeiſters Sterz, deſſen Mund der Stände neu errungene Rechte mit Ungeſtüm vertheidigte. Paul ließ ihn in's Gefängniß werfen, allein die Städte nahmen ſeiner ſich ſo kräftig an, daß man für klüger hielt, ihn wieder frey zu laſſen. Pauli p. 291 u. a. m. Die merkwürdige Thatſache, die Ausſöhnung von zwanzig Brüdern, erhellt aus einer Bulle Papſt Eugens (geh. Archiv. n. 863.) Dat. Florentie 1435, welche den Decan der Kirche zu Culm berechtigt, nebſt 20 von ihm zu wählenden Prieſtern, die Ausgeſtoßenen und Gebannten Beichte zu hören, und nach Befinden, von dem Banne zu befreyen. Was unterdeſſen zwiſchen Siegmund und Swidrigail vorgefallen, und daß der Letztere von den Tataren verlaſſen worden, meldet Kojalowicz p. 159-162 u. f.

Daß die Maſuren dem Orden geneigt ſchienen, führt auch Hr. v. Baczko (l. c. p. 128.) an. In der Regiſtrande iſt ein Schreiben befindlich, in welchem Paul dem Meiſter von Liefland meldet, der jüngſte Herzog aus der Maſau wolle des Großfürſten (Swidrigall) Hofgeſinde werden, ſo daß der Herr Großfürſt ihm vor Schaden ſtehe und ein Jahrgeld gebe; aber, fügt er hinzu, „ob der Grund dieſer ſeiner Meinung gut und rechtfertig ſey wiſſen wir nicht.“ Die ſchleſiſchen Herzoge hingegen rühmt er ſehr in einem Briefe an den Kaiſer (Regiſtrande) wegen ihres Ketzerhaſſes und großer bewieſener Treue. — Die Inſtructionen, welche Paul ſeinen Geſandten an die Chur- und Fürſten ertheilte, liefert das Buch D. p. 175. Um Hülfe zu erhalten, ward gebeten, den Orden in den allgemeinen Bund gegen die Ketzer aufzunehmen. Von Polen heißt es: der Orden laufe Gefahr, ganz vertilgt zu werden. Die eine dieſer Inſtructionen ſchließt mit den Worten: „über das Alles ſo wiſſet ihr den gröſten Artikel, gedenket wie ihr den bequemlich möget zu Rede bringen.“ Eine Andere: „Item iſt ſonſt eine treffliche Sache, die ihr ſelber wohl wiſſet von der Ketzer wegen.“ Daß einige mißvergnügte Polen ſich zu ihm ſchlagen wollen, meldet Baczko p. 129.

Die traurige Verwüſtung von Pomerellen erzählt Dlugoſſ p. 638 u. f. Ueber die Raubſucht eigner Soldner klagt der Hochmeiſter in der Regiſtrande gegen den Deutſchmeiſter, hinzufügend: „die wir doch nicht Alle, ſondern etliche beſchuldigen.“ Darum konnte er ſich auf dieſe nicht mehr verlaſſen, ſo groß auch ihre Anzahl ſeyn mochte (denn er ſchrieb an Herzog Ludwig von Brügge: er beſolde täglich 5 bis 6000 Pferde) und ſo hoch er ihnen Anfangs vertraute; (denn er vertröſtete Swidrigall, er habe die Gäſte den ganzen Winter hindurch mit groſſen Koſten gehalten. Regiſtrande.)

Ebendaſelbſt findet ſich das Schreiben an Siegmund, wodurch er ſeinem Bundesgenoſſen wenigſtens etliche Winkel des Landes, oder eine in Preußen zu verzehrende Penſion auszuwirken ſucht.

Der zwölfjährige Beyfriede ſteht im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 96. Daß auch zwey Preußiſche Bürgemeiſter ihn ſchließen halfen, ſagt der Continuator Duſburgs C. XLVII. p. 450. Des Kaiſers Bemühungen ihn zu vernichten, erzählt derſelbe C. XLVIII. Was in Polen vorfiel Dlugoſſ p. 648 u. f.

Das Gemälde von Jagello's Charakter haben mir Dlugoſſ und Kojalowicz geliefert, nicht wie es aus ihren Worten, ſondern wie es aus ſeinen Handlungen hervorgeht. Man verzeiht allenfalls jenen Schriftſtellern ihre Parteylichkeit; aber wenn Hr. v. Solignac in ſeiner histoire générale de Pologne t. 3. p. 251 ſagt: L'honneur et la probité, la candeur et la bonne foi étoient la base et le fond de son caractère, ſo muß man den feilen Schmeichler verachten.

Zum ein und vierzigſten Kapitel.

Der ewige Friede.

Pauls Erinnerungen und oft ängſtliche Mahnungen an den Kaiſer, daß er Wort halten und den Frieden endlich vermitteln ſolle, liefert häufig die Regiſtrande. Einmal heißt es: „mit den Polen wird Ein Tag nach dem Andern gehalten, ſie beſtehen auf ihren vier Artikeln“ ohne jedoch dieſe Artikel namhaft zu machen. Sigiemunds Nachboten in Polen erhalten dort keine Erlaubniß nach Preußen zu ziehen, ebendaſelbſt. Wie ſehr des Ordens Unterthanen während dieſer Zeit durch Plünderungen litten, beweiſt eine Schadenberechnung vom Jahr 1415 im Buche D. p. 162. „Zu Sawin an weggetriebenem Vieh 300 Schock. — Verwüſtete Dörfer 2000 Schock. — Raub in einigen Dörfern 500 Schock. — Armen Leuten Ochſen und Pferde genommen für 23 Schock. — Vorenthaltener Beſitz von Ländereyen 200 Schock. — Erzwungene Abgaben 400 Schock. — Raub und Mord 500 Schock. Verjagte Leute 200 Schock. — Dem Burggrafen von Drieſen Wein und Bier genommen 40 Schock. — Erzwungene Dienſte in der Neumark 5000 Schock. — Verwüſtung von Czantoch 3000 Schock. — Landsberg hat eingebüßt an Vieh, Menſchen, Barken, Weinbergen 775 Schock. —

An Landſtraſſen, Feldern u. ſ. w. In Summa der Schaden 18484 Schock.

Korybuts Uebergang zu Swidrigall, ebendaſelbſt. Der Hochmeiſter traute ihm aber nicht, denn er ſchrieb an ſeinen Verbündeten: Herzog Siegmund, der bisher in Böhmen geweſen, ſey mit des Ordens Geleite zu ihm gekommen. „Er iſt durch das feindliche Polen gezogen, daß alſo die Polen wohl wiſſen, daß er hier im Lande iſt, deshalben wir uns groß beſorgen, daß es nicht ſo recht fertig iſt um ſeine Sachen.“ Indeſſen habe man ihm das Geleite, um zu Swidrigall zu ziehen, nicht verſagen mögen, zugleich aber an den Meiſter von Liefland geſchrieben, ihn ſo lange aufzuhalten, bis er erfahren, ob Swidrigall auch deſſen Beſuch wünſche, oder was man ſonſt mit ihm machen ſolle. – Vermuthlich hat der Verdächtige es ehrlich mit dem Großfürſten gemeint, denn Kojalowicz berichtet p. 168, daß Korybut durch Siegmund vergiftet worden.

Von der großen verlornen Schlacht an der Swienta finde ich im geh. Archiv keine umſtändliche Erzählung, wohl aber Spuren genug. Dem Kaiſer meldete Paul dieſe Begebenheit, und daß er deßhalb Hülfe nach Liefland ſenden müſſen, wenn das Land erhalten werden ſolle. Swidrigall ſey, mit ſeines Bruders Sohn, Herzog Jürge von Rußland, entkommen. Nun aber würden die Polen deſto ſchwieriger werden, und ſchleunige Hülfe ſey vonnöthen.

Lieflands Geſchichte in dieſen Jahren iſt ſehr verworren. Herrmann Corner (ap. Eccard. p. 1314.) erzählt, daß Swidrigall 1432 mit Hülfe der Liefländer einen großen Sieg erfochten. Davon wiſſen die Polen, Litthauer und das geh. Archiv nichts; hingegen iſt wiederum den liefländiſchen Geſchichtſchreibern die Schlacht bey Oſchmyany unbekannt geblieben. Die Polen und Litthauer ſprechen von einer Unternehmung des Meiſters von Liefland 1434, wo ihr ganzes Heer in den Wäldern von den Samayten aufgerieben, ſieben Paniere erobert und in die Cathedralkirche zu Wilna gebracht worden, der Meiſter ſelbſt ſey, verwundet, mit Mühe entronnen. (Dlugoſſ p. 673. Kojalowicz p. 166.). Davon wiſſen die Liefländer und das geh. Archiv nichts, auſſer was etwa Hans Balgs Bericht enthält. Hingegen erzählen Arndt p. 131 und Gadebuſch p. 81 u. f., auch Schurzfleiſch p. 84, daß die Liefländer in demſelben Jahre, mit Gäſten aus Geldern und Weſtphalen, 12 Wochen lang in Litthauen übel gehauſt und nur durch die Ruhr vertrieben worden, die auch den Meiſter Czyſſe von Rutenberg weggerafft habe. Wahrſcheinlich iſt an jeder dieſer Erzählungen etwas wahres, nur daß man gegenſeitig Schlachten aus Gefechten, und wichtige Eroberungen aus Streifereyen und Plünderungen gemacht hat. Daß 1434 die Liefländer eine Niederlage erlitten, erſehe ich aus einem Schreiben des alten Landmarſchalls von Liefland, (deſſen Original in meinen Händen iſt) geſchrieben zu Marienburg am Donnerſtag vor Purificat. Mariae 1434, worin er dem Hochmeiſter meldet, er ſey eben nackt und blos aus der Gefangenſchaft gekommen, in Begleitung ſeines Compans, des Voyts von Grebon, des alten Hauscomthurs von Slochau, und vieler andern, die Alle nicht wiſſen, was ſie anziehen oder eſſen, oder wohin ſie ſich wenden ſollen. Der neue Meiſter Franke von Kersdorff, blieb 1435 in der groſſen Schlacht an der Swienta (oder bey Wilkomiers) auf dem Platze. Sein Tod war lange zweifelhaft. Paul ſchrieb ſogar beſtimmt an den Landmarſchall von Liefland, er lebe noch. Allein dieſer antwortete — (ich beſitze dieſe Antwort im Original) — es ſey ein wahrhaftiger und trefflicher Geſelle aus Litthauen gekommen, der ſich auch unter den Gefangenen dort befunden, und ſelbſt auf der Wahlſtatt geweſen, als die Polen Hans Pakowitz geſucht um ihn zu begraben; da habe er den Meiſter gefunden und ſicher erkannt; der habe zwey Wunden gehabt, die eine im Geſicht, die andere am Leibe. Auf des Hochmeiſters Anfrage: wie viele gute Leute man in Liefland noch miſſe? erwiederte der Landmarſchall: man vermiſſe alle Gebietiger, vernehme auch noch nicht, daß einige Conventsherren zurückgekommen. Ausdrücklich nennt er: Otto Brackell, Reinhold Rutenberg, Albert Lode, Diderich Bark, des Meiſters Bruder Bertold Kersdoff, Diderich Hake, Heinrich Rodenberg,

berg, Ruland, Jürge Wrangell u. a. m. Auch zwey Brüder und einen Schwager hatte der Landmarſchall ſelbſt verloren. Er ſchloß mit der Nachricht: „es kommen Got ſie gelobet noch von Tage zu Tage beide Dutſche und Undutſche di uß dem Gefengniſſe entloſen.“ Sicher war alſo der Verluſt der Liefländer groß, wenn man ihn aber auf 20000 Mann angibt, ſo hat Gadebuſch p. 93 hinlänglich erwieſen, daß dieſe Angabe ſehr übertrieben iſt. Auch noch nach dem Frieden betrieb der Großfürſt immerfort heimliche Unterhandlungen mit dem Erzbiſchoff zu Riga. Beweis deſſen ein Schreiben des Meiſters von Liefland, das ich im Original beſitze und worin er dem Hochmeiſter berichtet, daß Siegmunds Boten heimlich durch die Wildniß auf ein Schloß des Prälaten, Namens Lenneword gezogen, auf dem Heimweg aber in der Wildniß erſchlagen worden.

Der Friede von Brzeſcz ſteht im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 97. Buch C. p. 371 und Buch D. p. 321. Die Entbindung der polniſchen Unterthanen vom Gehorſam, ebendaſelbſt n. 98. dieſelbe Acte von Seiten des Hochmeiſters n. 99. und Buch C. p. 379. Ich übergehe ſtillſchweigend den Streit über das Datum jenes Friedens, den Gadebuſch fälſchlich ſchon in das Jahr 1435, und die hist. de l'O. T. auf den 7ten Januar 1436 ſetzt. Das Buch D. gibt beſtimmt den Tag Pauli Bekehrung, alſo den 25ſten Januar an.

Die gelehrten Benedictiner in ihrem diplomatiſchen Tractat T. 4. p. 414., führen eine Urkunde vom Jahr 1385 deshalb als merkwürdig an, weil ſie mit 42 Siegeln verſehen geweſen. Vermuthlich kannten ſie keine mit mehrern Siegeln. Der Friede am See Melno trug deren 124, und der von Brzeſcz gar 206. Auf welche Weiſe ſie an das Friedensinſtrument befeſtigt geweſen, iſt mir ein Räthſel. Schwerlich wird man in der Geſchichte einen zahlreicher beſiegelten Tractat finden, wenn man die Klagen der Huſſiten vor dem Concilium zu Coſtnitz ausnimmt, (1415) die mit 350 Siegeln verſehen waren.

Daß Comthure nach Polen, und Woywoden nach Preußen reiſten, um Eide zu empfangen, erzählt Dlugoſſ

goſſ p. 688 u. f. Des Königs Quittung über einen Theil der vom Orden verſprochenen Summe ſteht im Lünig vom teutſchen und Johann Orden gleich hinter dem Frieden von Brzeſz. Sie iſt gleichfalls vom 1ſten Auguſt 1436, und es ſcheint daher, daß dieſer Theil der Summe gleich bey Unterzeichnung des Friedens bezahlt worden. Es iſt alſo falſch, wenn Leo vorgibt, es ſey noch 1439 zu Elbing eine Tagefahrt geweſen, wo man Geld geſucht habe, um den im Frieden 1436 eingegangenen Verbindlichkeiten ein Genüge zu leiſten.

Pauls Rechtfertigungen vor dem Concilium, dem Kaiſer und dem Deutſchmeiſter, ſtehn in der Regiſtrande. Die letztere, weitläuftigſte, iſt vom Tage St. Egidii, (den 1ſten September.)

Ebendaſelbſt Schreiben an Caſpar Slick des Kaiſers Kanzler, Bitte ſeinen Herrn zu beſänftigen. Das Geſchenk eines ſchwediſchen Hengſtes und eines Rybers (?) unterſtützte dieſe Bitte. Dem Kaiſer ſandte Paul zwey Roſſe „dazu zwey Jungen di da tummeln können." Seiner Gemahlin „ein weiß Bernſtein Paternoſter, als das allerſchönſte iſt zu dieſen Landen." Aus Gefälligkeit für den Kaiſer nahm er auch die edlen Franz und Siegmund, Burggrafen von Donyn, unter ſein Hofgeſinde, und verſprach einen Jeden mit fünf Pferden zu halten. Den Deutſchmeiſter verwies er, um Alles mündlich zu erfahren, an Herrn Ludwig, Landcomthur zu Elſaß, der gegenwärtig geweſen. Dieſer aber „brannte ſich weiß" in Deutſchland, und wurde deshalb ernſtlich vom Hochmeiſter ermahnt. — Gänzliche Ruhe ſchaffte der Friede dennoch nicht, denn bald nachher mußte Paul dem Könige klagen, daß die Hauptleute zu Dragheim und Crone raubten und mordeten, weshalb er bat, ſie an eine andere Gränze zu verſetzen, wo ſie gegen die Tataren wüthen möchten.

Pauls Schilderung von Siegmunds Charakter und Benehmen ſiehe Regiſtrande. Ebendaſelbſt Swidrigalls Bericht, daß Polen Frieden ſuche, und Bitte um guten Rath. Es iſt alſo irrig, wenn Kojalowicz und Andere behaupten, der Großfürſt ſey von ſelbſt zum Kreuz ge-

gekrochen. Paul [illegible] ſich lebhaft in einem Schreiben, daß er mit ſeines Bruders Kindern ſich verſöhnt habe. 1437 mußte Swidrigall noch immer Angriffspläne gegen Siegmund hegen, denn er bat den Hochmeiſter, ſeinem Feinde nicht beyzuſtehen. Das ſoll nimmer geſchehen, war die Antwort, obgleich man auch ihm nicht helfen könne, da Siegmund in dem Frieden mit Polen einbedungen worden.

Ueber Kaiſer Sigismund iſt Schmidts Geſchichte der Deutſchen im 7ten Buche nachzuleſen. Eberhard Windeck nannte ihn einen Grund biderben Herzmann und Fürſten. Albrechts Anhetzereyen erzählt Schütz, lateiniſche Ausgabe, p. 265 u. f. Deutſche Ausgabe p. 130 u. f.

Zum zwey und vierzigſten Kapitel.

Auswärtige Verhältniſſe.

Die Gränzberichtigung mit Maſovien 1437 hat die Regiſtrande. Unter den Zeugen ſteht Ludwig von Erlichshauſen, socius noster. Werner liefert, p. 59 ſeiner geſammelten Nachrichten, noch ein früheres Schreiben des Herzogs Semouit in dieſer Sache. Eben daſelbſt ein Schreiben an den Kaiſer für die Herzöge von Mecklenburg, Stettin und Wolgaſt. Der Hochmeiſter findet ſich, durch des Kaiſers Zorn gegen dieſelben, ſehr geſchmeichelt, betheuert aber ihre Unſchuld.

Eben daſelbſt die Verhandlungen mit den Johanniter-Rittern, welchen man vormals, auf Bitten Herzog Caſimirs, den Hof (Czantoch) abgetreten, wogegen ſie gelobt, daß nie dem Orden ein Schade daraus entſtehen ſolle. Der Friede ſteht im Cod. Brandenburg. t. 1. p. 103. Das geh. Archiv unter den Buchſtaben qq liefert einen Vertrag mit einigen Hauptleuten vom Jahr 1434, 1434, Czantoch gegen die Polen und Ketzer zu vertheidigen, ein Beweis, daß man ſich dieſes Schloſſes wieder bemächtigt hatte.

Daß Siegmund, nebſt mehreren geiſtlichen Orden, auch die Kreuzherren in Böhmen wieder in ihre Rechte ſetzte, erwähnt Raynaldi n. 20. p. 161.

Die an den Kaiſer gerichtete Erzählung von König Erichs Aufenthalt in Preußen, und der ihm mitgegebenen Hülfe, ſteht in der Regiſtrande, unter dem Jahr 1437. Paul fügte hinzu: er habe das dem Kaiſer ſchon längſt berichten wollen, aber Erich habe es nicht gern geſehn. Den ſchwediſchen Antrag erzählt Herr von Baczko und belegt ihn mit einer Urkunde Beylage XXX zum VIII. Buche.

Eben daſelbſt der Befehl, daß die Engländer binnen ſechs Monaten Preußen räumen ſollen; (ſiehe auch Corner ap. Eccard. p. 1331.) das Schreiben, Vollmacht und Inſtruction an Heinrich Vorrath; häufige Klagen über deſſen Verhaftnehmung; Vorwürfe an den Biſchoff von Münſter: der Krieg der Hanſeſtädte gehe den Orden nichts an; eben ſo wenig als der Biſchoff Theil daran nehme, obgleich auch Münſter eine Hanſeſtadt ſey. — Man wird im vierten Bande finden, daß Heinrich Vorrath doch nicht ganz unſchuldig war, und daß ihm noch andere Dinge aufgebürdet wurden, als die, welche Herr von Baczko t. III. p. 138, aus Schütz p. 126 entlehnt hat. — Rymer hat verſchiedene, hieher gehörige Urkunden, t. V. p. 16. 24. 35. Die begangene Treuloſigkeit im liefländiſchen Meerbuſen erzählt Kranz in ſeiner Vandalia L. II. c. 37. Auch Gadebuſch p. 89 u. f. iſt nachzuleſen.

Die Händel mit Burgund oder Holland erzählt Schütz, lat. Ausgabe p. 264. deutſche p. 129.

Den Zwiſt mit den Hanſeſtädten, und deren Fehdebrief enthält die Regiſtrande. Sartorius im 2. Bande p. 280 hat nichts davon.

Eben daſelbſt (Regiſtrande) die Begebenheit mit dem ruſſiſchen Metropoliten, vermuthlich derſelbe, den

Koja-

Koſalowicz Iſidor nennt, und p. 172 von ihm ſagt: er habe durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit die Eintracht mit der römiſchen Kirche befördert.

Den Raub der Ordensgüter in Romanien und Sicilien hat Herr von Baczko t. III. p. 123 aus Urkunden der Schloßbibliothek erwieſen. Die Urkunde wegen Uebergabe der welſchen Ordensgüter in den Schutz einer geiſtlichen Geſellſchaft zu Rom iſt im geh. Archiv unter den Buchſtaben U. 1432. Wegen Entweichung der Unterthanen in fremde Städte, gab ſchon Sigismund, auf die Klage des Deutſchmeiſters, Conrad von Egloffſtein, einen ſtrengen Befehl. (Geh. Archiv n. 78.) Es heißt darin: quod quidam domini ciuitates et communitates in sacro imperio commorantes et constituti suos et dicte religionis proprietarios ab eis fugitivos in Burgenses recipiunt et assumunt, et quamvis illos ex ipsis repetunt infra anni spatium juxta tenorem auree bulle ipsi nihilominus eosdem detinere presumunt. Darum ertheilt er dem Orden das Recht quod omnes suos et dicte religionis homines proprios qui ab eis fugierunt aut fugient infra anni spatium repetere debeant et possint, illique ipsis restitui debeant sine mora sub poena 50 marcharum puri auri. dat. Constantie 1415. Dennoch war dieſe Drohung unwirkſam geblieben, denn Papſt Martin wiederholte ſie in einer Bulle, dat. Rome VIII Id. Novbr. pontif. anno XII.

Von der ſchimpflichen Begebenheit mit Heinrich Maltiz beſitze ich die Originalbelege, nemlich deſſen Schreiben an den Obermarſchall und Heinrich Reuß von Plauen, Comthur zu Elbing und alle Gebietiger, „meine lieben Herren und beſundern Vorderer" gegeben zu Fürſtenwalde am Sonntage vor Pfingſten 1436. Es enthält die im Text angeführte Bitte. Zweytens den Abſagebrief ſelbſt, der mir in mancher Rückſicht merkwürdig genug ſcheint, um ihn hier ganz zu liefern.

Hoewirdiger vnde Groſsmechtiger Herre Her Hoemeiſter Alſo ich ewerm gnaden vormal dicke geſchriben vnde oſſte gemant vnde gebeten habe mir vnd meynen frunden awſſrichtunge czu thune, des wir denne ewer vnd des Ordens Brieffe vnde Jngeſigil haben vnde ſuſt ander redeliche kuntſchafft vnde denne ouch meine gnedige Herrn die Herzogin von Sachſen vor mich vnde meine frunt dicke vnde vil geſchriben vnde gebeten haben das ir meinen frunden vnde mir awſſrichtunge czu thune alſo vil alſo ir durch ere vnd durch recht vns von des Ordens wegin pflichtig ſeid doruff wir denne awir Gnade tage geleit vnde czugeſchriben had kegin Schibilbein vnde kegin franckinfurt Jr welt die awern da hin ſchicken recht czu gebin vnde czu nemen vor deme Erbarn rathe zcu franckinfurt vff ſulche tage ſo denn die awern dahin geſchigkit had die denne keine macht habin gehad recht zcu gebin nach zcu nemen. Nu konnen meine frund vnde ich anders nicht irkennen wenne das ir mit leckerye boßheit vnde vntruwe mit vns vmbgeet vnde alles das mir awir gnade vor geſchriben had adir awir botin zcu mir durch awre globe brieffe gewurbin haben, das daz alzumale vntruwe boßheit vnde logene geweſt iſt vnde mir vnde meinen frundin vmbe das unſir nicht awſſrichtunge thut vnde vorhalt wedir got ere gliche vnd wedir recht das doch kein bedeber furſte vnd herre nicht pflegit czu thune vnde mus awern gnadin furder nach ſchribin clagin vnde ſagen das ir mich mit awerm vnde des Ordens Jngeſigil vnde mit awern ſuſſin wortin die ir mir denne ſelbir geſait had vnde awir botin zcu mir gewurbin haben ſchemlichen vnde vncherlichen betrogin had vnde da ir des Ordens Jngeſigil denne nicht haldin welt vnde die werbunge die awir botin durch awir brieffe zcu mir getan haben So were is beſſer geweſt Jr hettit des Ordens Jngeſigil eime eſele vor ſeinen ars laſſin druckin So hette her den zcagl (ſchweiff) dar obir gehangen das is die luthe nicht hetten mocht geſehen, vnde vil in aller furſten vnde herrn hoffe ſchribin clagin vnde ſagin das ich weder gots noch meiner gnedigen herrn der herzogin von Sachſen noch keyns bedeber mannes habe mocht geniſſen das mir noch meinen frunden von awern gnaden habe mochte awſſrichtunge geſchehn alſo vil alſo ir uns durch ere vnde durch rechte pflichtig wirt, vnde welde noch teytin in meiner gnedigen herrn hoff der herzogin von ſachßen adir in meynes gnedigen herrn hoff des marggraue von brandenburg, adir vor hauſe von Polenczg voit zcu luſitz, vnde welde da noch von awern gnaden nehmen alſo vil als ir mir vnde meinen frunden durch ere adir durch rechte pflichtig wert vnde wenn mir vnde meinen frunden awßrichtunge geſche hettet ir mich denne wedir in keynes ſcholt ſie were irdacht gelogin adir war So welde ich wedir awßrichtunge thun alſo vil alſo durch ere adir durch rechte irkant werde vnde dorvmb das mir ein ſulchs von awern gnaden nicht wedirfaren kan So wil ich awer vnde des ganzen ordens fint ſin mit allen meinen herrn vnde frunden die ich uff awir vnde uff des ordens ſchaden brengen mag, Sunder ußgezogin (ausgenommen) die herren vnde der güttere die in meiner gnedigen herrn der herzogin von Sachßen Marggrauen von Meiſſen vnde in des lantgrauen in doringen lande legin vnde geborin zcu vorthedigen vnde wil mich des zcu Ern kegin uch vnde alle den awern bewart haben vnde wil awer gnade forder laſſen malen in meinen briſſen vnde ſchelden vnde in aller furſten vnde herrn hoffe awir leb vorkundigen das doch keine meiner von pruſſen nye vor geſchehn iſt, byß an die zeyt das mir vnde meinen frunden awßrichtunge geſchyt. Gegebin zcu Furſtenwalde am nebeſten dornſtage vor pfingſten Anno dni. M.CCCCXXXVI

Heinrich von Maltiz.

Das Buch C. p. 279 enthält ein Verzeichniß aller derer, die um Heinrich Maltiz willen dem Orden entſagt haben, 72 an der Zahl. Es befinden ſich darunter 12 Pflugk, 5 Kekeritze, ein Erdmannsdorf, Polenz, Hermsdorff, Dittmarsdorff, Tannenberg, Schenckenberg, Heyniz, Sliewen, Thümen, u. ſ. w.

Zum drey und vierzigſten Kapitel.

Schilderung der Gräuel im Orden während dieſes letzten Zeitraumes.

Paul Rußdorffs Geſetze ſind enthalten in einem alten Buche des geh. Archivs, betitelt: Rechnungen der Haus Comthure im elbingiſchen und holländiſchen Gebiete. Wie ſie ſich dahin verirrt haben, weiß ich nicht. Die Taſchen mit Silber beſchlagen, werden namentlich ruſſiſche Taſchen genannt. Es ſcheint, daß Rußland damals öfter in der Mode Geſetze gab, denn man wird ſpäter auch das Verbot der ruſſiſchen Hüte finden.

Pauls Verordnungen in Anſehung des Geſindes und der Dienſtboten, ſind ungefähr dieſelben ſeiner Vorfahren und Nachfolger. Auch er verbietet ausdrücklich: „keinem Preuſſen dutze (deutſches) Erbe zu verkaufen nach Uſſianghe.“ Der letztere Ausdruck iſt mir unverſtändlich.

Das Schreiben des Cartheuſers liefern Waiſſel und die Ordenschronik, auch Hartknoch in ſeiner Kirchengeſchichte p. 215, auch die Chronik des geheim. Archivs, p. 153. Deſſen Echtheit wird verſchiedentlich angefochten, unter andern von Leo und der hist. de l'O. T. t. V. p. 479, weil es manche Dinge enthalten ſoll, die auf Pauls Regierungszeit nicht paßten. Es mag ſeyn, daß ſpäter manches hinzugefügt worden; allein daß dieſes Schreiben lauter Wahrheit enthält, beweiſen am kräftigſten Pauls eigene Geſetze, welche gerade mehrere der ſchlimmſten Vorwürfe berühren. Daß Tauler aus gleichem Tone in einem Generalcapitel ſprach, bezeugt

Simon Grunau tr. XV. C. XVIII. §. 2. Derſelbe hat C. XIX. §. 1. 2. C. XX. §. 2. C. XXI. §. 2. 4. 5. noch mehrere der im Text angeführten Umſtände aufgezeichnet.

Daß die ſchwäbiſchen, fränkiſchen, bayerſchen Ritter ſchon zu Küchmeiſters Zeiten Seehandel in Perſon trieben, ſteht in der Chronik der wallenrodiſchen Bibliothek p. 219. Die übrigen Beſchwerden liefert Schütz p. 123.

Doch ich ſehe voraus, daß der Verfaſſer der hist. de l'O. T. alle dieſe Autoritäten verwerfen wird; denn ob er gleich, ſobald von Ordensfeinden die Rede iſt, oft nur aus wahrſcheinlichen Vorausſetzungen die beſchimpfendſten Schlüſſe zieht, ſo fodert er hingegen unerbittlich Urkunden, und allein Urkunden, wenn es den Beweis gilt, daß der Orden ſich alle Arten von Schändlichkeiten erlaubt hat. Nun wohl, verwerfen mögen alle Chroniken, verworfen das Zeugniß der fremden Schriftſteller ſeyn. Die Beſchuldigungen ſind allerdings allzugehäſſig, um ſie Jenen oder Dieſen auf ihr bloſſes Wort zu glauben. Darum wollen wir uns allein an Urkunden halten. Die Erſte aus dem Schütz entlehnte, hat der Gegner ſelber angeführt. Auf einer Tagefahrt zu Elbing 1434 wurde unter andern verordnet: kein Bruder ſoll ſich ſelbſt Recht ſchaffen, gegen wen es auch ſey, ſondern an den Richter ſich wenden. Kein Unterthan ſoll ungehört und unüberwieſen an Leib oder Gut geſtraft werden. Kein Mitglied des Ordens ſoll Handlung treiben. Dieſe drey Artikel, welche die hist. de l'O. T. ganz gelinde abus und désordres nennt, waren alſo nothwendig geworden: ein jeder Kreuzherr ſchaffte ſich ſelber Recht; Beklagte wurden ungehört verdammt, und der Orden raubte, ſeiner Stiftung gänzlich zuwider, durch Handel dem Bürger die Nahrung. — Durch die im Eingang dieſes Kapitels von mir angeführte Urkunde iſt ferner bewieſen, daß die Amtleute kein gnädiges Gericht hielten, daß man die Leute ſtockte und thurmte, wenn ſie beym Hochmeiſter klagen wollten; daß die Gebietiger den Landmann durch ungewöhnliche Frohnen drückten; daß ſie die Wälder verwüſteten; daß ſie dem Trunk ergeben waren; daß ſie loſe Mäuler hatten; daß ſie oft das Vaterunſer nicht beten konnten; daß ſie der Weichlichkeit und dem Luxus fröhnten.

Die dritte **Urkunde** iſt ein Schreiben des Erzbiſchoffs von Gneſen an den Hochmeiſter 1425 (Schloßbibl. n. 835), welches die ſchreckliche Geſchichte des im neunten Jahre genothzüchtigten Mädchens enthält. Der Mann, den ſie nachher heyrathete, hieß Peter Wenz und war Proconſul.

Die vierte **Urkunde** iſt ein in meinen Händen befindlicher Originalbericht eines Beamten, über geſchehene Nothzüchtigung im freyen Felde und darauf erfolgte Ermordung der Unglücklichen.

Die fünfte **Urkunde** iſt eine lange Klage über einige Vögte, die ich gleichfalls im Original beſitze, und welche alle die im Text angeführten Thatſachen enthält. Mich dünkt, gegen ſolche Beweiſe ſey nichts mehr einzuwenden. — 1435 ertheilte Sigismund dem Orden das Recht, zu Unterhaltung der Hauptdämme und Brücken in Preußen Wegzölle anzulegen, damit die armen Bauern nicht beſchwert würden. (Geh. Archiv n. 60 mit dem großen kaiſerlichen Siegel.) Die Zölle wurden eingehoben, allein die Bauern mußten frohnen nach wie vor.

Auch das ſchändliche Leben der Geiſtlichkeit iſt durch vollgültige Zeugniſſe erwieſen. Außer dem, was ſich in Simon Grunau am angeführten Orte findet, beſitze ich ſelbſt das erwähnte Originalſchreiben des Comthurs von Oſterode. — Die Klage des Grafen von Gleichen befindet ſich unter den Briefen der Schloßbibliothek n. 1481. Die darauf folgende eben daſelbſt n. 809. Papſt Martin gab, im 7ten Jahre ſeines Pontificats, eine Bulle, welche verbot, künftig das Ordensgebiet, wegen Todſchläge und anderer Verbrechen, mit Interdict zu belegen. (Geh. Archiv, Transſumpt unter den Buchſtaben u.) Das furchtſame Verfahren des Ordens eben daſelbſt n. 2011.

Pauls Weigerung, Peter Wichmann aufzunehmen, enthält ein Brief von ihm an den Cantor von Gneſen 1437.

1437. (Regiſtrande) Er ſagt: dieſer Wichmann ſey vor Zeiten im Lande geweſen, und habe viel Unheil und Zwietracht geſtiftet, die noch nicht ganz geſtillt ſey. Nun habe er Briefe angeſchlagen, die gleiche Wirkung hervorbringen würden. (Es war alſo derſelbe, der 1430 in Thorn predigte. Hartknochs Kirchengeſchichte weiß nichts von ihm.)

Daß ſchon 1414 die Städte für öffentlichen Unterricht ſorgten, berührt Pauli p. 276. berichtend, daß die Städte ihre Schullehrer dem Hochmeiſter zur Beſtätigung vorſtellen mußten.

Die von mir angeführten Polizeygeſetze der Bürgerſchaft ſtehn in einem alten Buche des geh. Archivs, betitelt: Ellen, Hubenmaaß, Münz u. ſ. w. 1200 1300 1400. Zum Theil auf Pergament geſchrieben. Außer den bereits angeführten Geſetzen der Kompanye, lieſt man dort noch folgende, wahrhaft menſchenfreundliche:

„Einem Kranken aus der Brüderſchaft wird täglich ein Stoof Bier geſandt. — Läßt ſich Einer durch einen Boten, oder ein Kind mit der Laterne abholen, dem ſoll man auch zu trinken geben beym Feuer, aber beſcheidentlich. — Stillt eine Frau ihr Kind beym Brüderbier, ſo ſoll ſie es wieder wegſchicken, wenn es getrunken hat. — Niemand ſoll Kindern zu trinken geben aus dem Gefäße, aus welchem die Alten trinken. — Eine Mahlzeit wird nur am St Thomastage vergönnt.“

Auch die in den Zünften geltenden Geſetze ſtehen hier verzeichnet. Es erhellt unter andern daraus, daß die Bürger damals fürwahr noch keine Luſt verſpürten, ſich mit den Polen zu vermiſchen; denn ſo heißt es in den Statuten der Wollenweber: „Obir alle ding ſo wollen wir keinen polniſchen Meiſter nehmen in unſer Gewerke.“ — Ungekrumpenes Tuch durfte nicht verarbeitet, und zu Manteln oder Röcken kein neues Borten-Gewand gegeben werden. Ein Geſell bekam wöchentlich einen Scoter, bey den Schuhmachern 18 Pfennige Lohn, u. ſ. w.

Auch einige alte, ſonderbare Geſetze hat dieſes Buch aufbewahrt. Wenn eine Frau einen Mann verklagte, daß er ſie bezaubert habe; ſo konnte der Mann durch einen Eid ſich von der Beſchuldigung reinigen — Das Wehrgeld für Todſchlag betrug 18 Pfund. — Eine Wunde, durch welche Einer ſeine Hand vorbort (verwirkt) hatte, mußte ein Glied lang und einen Nagel tief ſeyn, u. ſ. w. Wo dieſe Geſetze nicht zureichten, da ſollte man ſich Raths in Magdeburg erholen.

Ich werde noch einige alte Nachrichten hier zuſammenfaſſen, die ſonſt nirgend einen ſchicklichen Platz finden möchten. Ein Beyſpiel, wie die Kirchenbibliotheken beſchaffen waren. 1436 ließ der Rath zu Culm das Kirchengeräth inventiren. Außer mehreren geiſtlichen Büchern enthielt die Bibliothek nur noch folgende Schriften: zwey Specialia novarum historiarum. Succus estivalis. Succus hyemalis. Summa Gotfridi. Manipulus florum. Distinctio Mauricii. Libri summe casuum (sic). Scolastica historia. Eine Chronik der Päpſte und Kaiſer.

Die Schloßbibliothek n. 2150 bewahrt eine Klage des Deutſchmeiſters, daß Heinrich Reuß, als er Hochmeiſter war, dem Biſchoff von Samland viel köſtliche Bücher zugewandt, welche dieſer mit nach Rom genommen, und, wie des Deutſchmeiſters Kundſchaft beſage, dort verkauft habe — Das iſt alles, was, unter der ungeheuren Menge archivariſcher Nachrichten, über Bücher ſich findet. Kein Wunder da dem Ritter ſogar ſeine Statuten verboten, leſen zu lernen. Um ſo mehr hat es mich befremdet in einem Schreiben des Meiſters von Liefland, deſſen Original ich beſitze, folgende Stelle zu finden: „Auch haben wir unſern Procuratorem (zu Rom) gebeten, zu ſolicitteren unſern herrn von Ozelen (Oeſel) das her uns Impetrere die Diſpenſation, daß unſere Studentes, Broder unſers Ordens mögen leges ſtuderen.“ (1421.) Es war freylich arg genug, wenn man Land und Leute regieren wollte, und doch nicht ohne päpſtliche Diſpenſation die Geſetze ſtudieren durfte.

In großem Anſehen ſtanden die Aerzte, und Preuſſen mußte wohl berühmte Männer dieſer Art aufzuweiſen haben. 1433 war zu Thorn ein Meiſter Kreſſt, von dem viel Rühmens gemacht wird, und den die Herzogin Anna von Maſovien zu ſich berufen ließ. Auch Witolds Gemahlin bediente ſich des hochmeiſterlichen Leibarztes.

Es ſcheint ſogar, daß die Aerzte bisweilen Ordensbrüder waren, wie folgendes Beyſpiel vom Jahr 1457 beweiſt. Die Marggrafen Friedrich und Albrecht von Brandenburg baten für ihren Leibarzt, Anton Muttel, (der irgend ein Vergehen ſich zu Schulden kommen laſſen) daß der Hochmeiſter die ihm auferlegte Buße mäßigen wolle, damit er den Orden wieder annehmen, und das Ordenshabit tragen dürfe, als wenn man ihn am liebſten ſehen wolle. Zugleich aber auch erſuchten ſie um die Erlaubniß, daß Muttel ſich aufhalten dürfe wo er wolle, denn der Marggraf könne ihn nicht entbehren, „weil er alle ſeine Krankheiten und Gebrechen zu beſſern und zu verſtehen faſt kundig." Hierauf abſolvirte ihn der Hochmeiſter, erlaubte ihm, das Ordenskleid wieder anzulegen, ſich aufzuhalten wo er wolle, und verſprach, auf deſſen Erwerb keinen Anſpruch im Namen des Ordens zu machen. (Schloßbibl. n. 1634) Dieſer Muttel war alſo nicht blos ein Halbbruder. Daß in Preuſſen erlaubt war, Caſtraten zu machen, davon liefert das geh. Archiv folgenden Beweis:

Dem Hoden Arzte

Wir Bruder Paul Rußdorff Homeiſter teutſches Ordens thun kunt und offenbar allen den diſe ſchriffte werden vorbracht, wie das Meyſter Niclos deſſer beweiſer (Vorzeiger) der eyn meyſter iſt kinder und juſt lewthe zu ſneyden, nach dem wir ſeyn unterrichtet, dieſelbe kunſt des ſneydens rechtferticlich hie und andirs wo hat geubet und in der tat beweiſet und umb des willen bitten wir mit ſunderlichen begerungen Alle die mit diſſen brife beſucht werden, wenn adir wo derſelbe Meyſter Niclos ſeyne kunſt, mit namen an ſneydung der kinder ader juſt der lewthe ubet, das ir im getruwlich wollet ſeyn behulfig u. ſ. w. 1437.

Ein Formular, wie die Brüderſchaft ertheilt wurde, befindet ſich in dem alten Formularbuch auf Pergament geſchrieben, und lautet alſo:

„Wir Bruder Paul Rußdorff ꝛc. dem wol tüchtigen unſers Ordens liphabern und gonner, Gebruchunge ſemelicher wolfart u. ſ. w. woltüchtiger, edler, liber. Die ſo hitzige Andacht die Eure liebe mit ganzer Eures Herzens Süſſikeit hat zu unſerm Orden, und eure ſo lobeliche Erbietung, das Ir Got zu Lobe, ſeiner werden Mutter Marien zu eren, unſerem Orden zu Beiſtendikeit, wo das not were, ſam eyn williger unerſchrockener Kempe gerne darſtrecken welcher leib gut und leben, neiget uns euch mit zu teilen die Bruderſchafft unſirs Ordens, machen euch teylhafftig aller Meſſen, Gebete, Vigilien u. ſ. w. und ſo eures lebens Verſcheidunge ſol man tun mit Meſſen, Vigilien, Gedechtniſſen, als das gewonlichen iſt zu tun vor unſere beſondere liphaber u. ſ. w."

Ganz dieſem ähnlich befindet ſich auch im geh. Archiv n. 257 ein Zeugniß der Brüderſchaft von Ludwig von Erlichshauſen für einen Nicolas Rauther ausgeſtellt, nur daß darin dem neuen Bruder noch zur Pflicht gemacht wird, alle Sonnabende 5 Paternoſter und 5 Ave Maria zu beten.

Daſſelbe Formularbuch enthält auch ein Formular, wie man unehelichen Kindern die Flecken ihrer Geburt nehme. Dieſer Fall mußte ſich alſo oft zutragen, und der Orden fand gar kein Bedenken, vermuthlich für gute Bezahlung, durch die Finger zu ſehn.

Eben daſelbſt eine Art von Poſtordnung, wie die Boten „von Huſe zu Huſe Tag und Nacht ane alles Sumen" ſollen abgefertigt werden.

Mitten unter dieſen Formularen ſteht auch der „Vorderbrief (Geleitsbrief) eynes landfereres mit eyme Thiere,"

Thiere," in welchem allen Beamten „Hans Schuler myt ſeyme thiere bababyn" (vermuthlich ein Affe) ſehr dringend empfohlen wird, daß man das Thier „an ſeynen Behendykeiten und awentewerlichen Sachen" ja nicht hindern ſolle.

Aus den Rechnungen der Haus-Comthure (altes Buch des geh. Archivs) ergeben ſich manche Data für den damaligen Handel, für die Sitten und Gewohnheiten. Das beſſere Tuch ließ der Orden aus Mecheln und Brügge kommen. Die Diener bekamen Korternſch laken(?). Die Jungen Poppernſch laken(?). Weſtphäliſche und Olſer Leinwand kommt oft vor. — Alle zwey Jahr in der ungraden Zahl, ſollten die Prieſterherren einen ſchönen Rock bekommen. — Ein Kapellan empfing jährlich 3 Mark 2 Scoter Lohn; ein Diaconus 2 Mark, ein Subdiaconus 5 Scoter, ein Glockener eben ſo viel. Der Glockenmeiſter, der 6 Mark bekam, war unter andern gehalten, jedem Herrn ein Stouf reynſchwyns (Stoof Rheinwein) zu liefern. Der Kellerknecht, jeder Schütz, das Viehweib, der Bader hatten 2 Mark Lohn, alſo eben ſo viel als ein Diaconus.

In den Keller wurden jährlich geliefert tauſend Scheffel Hopfen (!), 4 Pfund Talg zu Lichtern, 18 Tonnen Honig zu Meth.

Diaconus und Subdiaconus ſpeiſten an Faſttagen alle Gerichte wie die Herren, an andern Tagen drey Gerichte, Käſe und Weisbrot. Sie ſaßen am Ende des Conventstiſches, aber bey Collatien am Wytinger Tiſche, und da gab man ihnen Krude.

Der Fiſchmeiſter lieferte dem Geſinde Heringe oder Streckfuß (?) und Käſe.

Den meiſten Wein mußte der Comthur von Coblenz ſchicken, aber er erfüllte dieſe Pflicht oft ſehr nachläſſig. Die Regiſtrande liefert ein Schreiben des Hochmeiſters an ihn vom Jahr 1437, in welchem er ſehr ernſtlich ermahnt wird, nicht ſo kleine Fäſſer zu ſchicken, oder

Weine, die die Farbe nicht halten. Für 12 Fuder Wein werden jährlich 400 Gulden vergütet, dafür könne man die beſten Weine fodern, und keine die er ſelbſt gezogen. Beſonders werden ihm die ſechs kleinen Fäſſer empfohlen, die der Hochmeiſter jährlich den Prälaten und Gebietigern ſchenke. Auch ſoll er bedenken, daß viele Herren und ſonſt gute Leute zu Gaſte kommen. Schon Küchmeiſter ſchrieb 1420 an denſelben Comthur, der gemeldet hatte, der Wein ſey dieß Jahr ſauer: „Ihr müſſet uns ſo gleichs ein Jahr als das andere, es gedeyhe oder verderbe." (Regiſtrande)

Im Jahr 1434 wurde falſche Münze in Preußen geſchlagen. Der Obermarſchall konnte nicht dahinter kommen, ob es zu Danzig oder Thorn geſchahe. (Briefe und Berichte an den Hochmeiſter. Geheimes Archiv S. 6)

1433 wollte der Herzog von Geldern durch Preußen, Litthauen u. ſ. w. zum heiligen Grabe ziehen, (ein ſeltſamer Weg; vielleicht in Folge eines Gelübdes) der Hochmeiſter ſchrieb ihm aber, er möchte, bey den jetzigen Unruhen, lieber einen andern Weg nehmen. (Regiſtrande)

Obgleich der Orden alles Geſindel, das ſich ihm anbot, ohne Bedenken als Söldner aufnahm, und es oft bitter büßen mußte, ſo verfuhr er doch ſeltſam vorſichtig mit eigenen, zum Kriege beſtimmten Unterthanen. „Nehmet yo nicht," ſchrieb der Hochmeiſter an den Hauptmann zu Drieſen, als ein Angriff der Polen beſorgt würde, „nehmet yo nicht mit euch beſeſſene habinhaffte Männer, die do Güter daheyme haben, ſundern ſonſt gute getreue Geſellen, die nicht eignes haben in der Mark, auf daß ſolche leute und wir und unſer Orden deshalben nicht zu Schaden kommen dürfen." (Schloßbibl. n. 1309.)

Ich beſchließe dieſe zerſtreuten Notizen mit dem Bericht eines Comthurs zu Schwetz vom Jahr 1431, in welchem er dem Hochmeiſter den Ausgang eines öffentlichen Zweykampfes meldet, mit den Worten: „daß de czwine (zwey) Czirſke und Merten als geſtern den Campff gevochten haben und Czirſke der Polan hoet ober gelegen vnd geſieget vnd hoet Merten unſer liben Vrawen gegeben, Alſo iſt her von den Greiſwarten erloes und rechtes loes geteilet, wen vile ritter und knechte kegenwertig ſeyn geweſt, ſunder nymandt iſt allhi geweſen us Polan." (Papiere der Schloßbibl. + 5)

Es ſcheint, daß der Haß der Nationen gegen einander nicht ſelten auch zwiſchen Einzelnen ausbrach.

Ende des dritten Bandes.

Druckfehler

des dritten Bandes.

Seite	22	letzte Zeile	ſtatt	Bareims lies Barnims.
—	47	Zeile 6	—	Weppmer l. Weppner.
—	49	— 5	—	zuzuſchreiben l. zuzuſchieben.
—	59	— 19	—	Bareim l. Barnim.
—	83	— 12	—	Mitte. l. Richter.
—	103	— 26	—	Spizerus l. Sbiguens.
—	187	— 12	—	Dem l. den.
—	190	— 32	—	befürchten l. befürchtend.
—	243	— 3	—	Lithauen l. Liefland.
—	261	— 18	—	Zaum l. Zaun.
—	462	— 16	—	Belegern l. Betegern.

Etwannige Druckfehler in dem Bogen C hat der Verfaſſer nicht anzeigen können, da ihm dieſer Bogen, vor der Ausgabe des Werkes, nicht zu Geſicht gekommen, und bei deſſen weiter Entfernung vom Druckort, die Ausgabe nicht länger verzögert werden konnte.

Unbedeutende Druckfehler wird der Leſer ſelbſt die Güte haben zu verbeſſern.

Preußens
ältere
Geſchichte

von

August von Kotzebue
Mitgliede der königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

Vierter Band.

Riga,
bey Carl Johann Gottfried Hartmann.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Zwiſt im Innern des Ordens . . . Seite 3

Zweytes Kapitel.

Entſtehung des preußiſchen Bundes . — 11

Drittes Kapitel.

Des Bundes nächſte Folgen . . — 28

Viertes Kapitel.

Conrad von Erlichshauſen . . . Seite 37

Fünftes Kapitel.

Verhältniſſe mit Brandenburg . . . — 46

Sechstes Kapitel.

Verhältniſſe mit Rußland, Litthauen, Polen — 52

Siebentes Kapitel.

Verhältniſſe mit Dänemark . . . — 59

Achtes Kapitel.

Verhältniſſe mit Holland und England . — 64

Neuntes Kapitel.

Verhältniſſe mit kleineren Fürſten und Herren — 66

Zehntes Kapitel.

Verhältniſſe mit dem Kaiſer und dem Könige von Ungarn . . . . . — 68

Eilftes Kapitel.

Benehmen der Geiſtlichkeit in Preußen — 72

Zwölftes Kapitel.

Verſuch den Bund aufzulöſen . . . Seite 77

Dreyzehntes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga . — 81

Vierzehntes Kapitel.

Vom Ablaßgeld und Peterspfennig . . — 82

Funfzehntes Kapitel.

Die Vehmgerichte . . . . . — 86

Sechszehntes Kapitel.

Sitten und Geſetze unter Conrads Regierung — 94

Siebenzehntes Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung — 99

Achtzehntes Kapitel.

Conrads Verhältniſſe mit dem Deutſchmeiſter — 103

Neunzehntes Kapitel.

Conrads Tod . . . . . . — 108

Zwanzigſtes Kapitel.

Ludwig von Erlichshauſen : : : - Seite 111

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Neue Landesanfeindungen : : : : — 116

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Bund beruft ſich auf den Kaiſer : — 122

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Rechtsſtreit vor dem Kaiſer . : . — 130

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Land und Städte reißen ſich vom Orden los — 143

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Preußen unterwerfen ſich dem König Caſimir von Polen : : : : : — 152

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz : : : : — 160

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr : : : : — 167

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr . . . . Seite 176

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig . . . — 183

Dreyßigſtes Kapitel.

Uebergabe von Marienburg . . . — 188

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Lauſicher Krieg und fruchtloſe Friedensunterhandlungen . . . . . . — 196

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Das ſiebente Kriegesjahr . . . . — 203

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Das achte Kriegesjahr . . . . — 208

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz . . . — 213

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Der päpſtliche Legat . . . . . — 216

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Friedensunterhandlungen . . . . Seite 221

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Friede . . . . . . — 228

Hiſtoriſche Belege und Erläuterungen. — 243

Preußens
ältere Geſchichte.

Vierter Band.

Erſtes Kapitel.

Zwiſt im Innern des Ordens.

Friede war von außen, doch innere Zwietracht gährte. 1438.
Der Stände abgetrotzte Mitgewalt ſchöpfte neuen Muth und Wachsthum aus der Ritter ſchwindendem Gemeingeiſt.

Der alte Eberhard von Saunsheim regierte noch in Deutſchland, unzufrieden mit dem Hochmeiſter, deſſen Verwaltung er des Ordens Abnahme zuſchrieb. Ob und wie des Deutſchmeiſters Ehre, Eigenſinn oder Eigennutz durch Paul gekränkt worden, darüber geben vorhandene Briefe nur zweydeutige Winke. Einige glauben, deſſen Wahl ſey angefochten, als ermangelnd hochmeiſterlicher Beſtätigung. Doch ſchon vor Rußdorfs Antritt der Regierung, unterſchrieb Eberhard als Deutſchmeiſter die Unterhandlungen am See Melno. Glaublicher iſt, daß jedes Opfer, welches Noth und Klugheit vom Orden heiſchten, dem alten, eiſernen Manne ſtrafbare Schwäche des Regenten und ſeiner Gebietiger ſchien. Darum war jener einhellig begehrte, beſchworne Friede ein Stachel in ſeiner Bruſt, und, dem Reiche höfelnd, weigerte er ſeine Unterſchrift, gleich dem Meiſter von Liefland. Doch rechtlichen Vorwand zu Klagen mochten Verträge, vom Lande ſelbſt laut gefodert, ihm nicht leihen; den ſcheinbaren zu finden, wird erbitterten Gemüthern nie ſchwer. Nothgedrungen, hatte Paul deutſcher Comthureyen Güter veräußert, ja, zu Wien im Ordenshauſe, nicht geſcheut, das Kirchenſilber anzutaſten; und der Landcomthur mußte dort vom Kanzler die harten Worte hören: „Ihr beraubt Kirchen, wie ſoll es euch wohl gehen hier und in Preußen?“

Solchen Vorwürfen konnte Paul das Schild der päpſtlichen Macht entgegen halten, denn Briefe, vom Papſt Eugen erbeten, berechtigten ihn zum Ergreifen jener Nothhülfe. Der Deutſchmeiſter forderte ihn auf, dieſe Briefe zu vernichten; mahnend zugleich an eine alte Schuld, deren Zins fünf Jahre lang unentrichtet geblieben. War vielleicht die letztere Beſchwerde des Unwillens verſteckte Quelle? Hüllte ſich der Eigennutz, wie oft geſchieht, in der Staatswohlfahrt bequemen Mantel? — Mit jedem Tage wuchs der Groll.

Erinnerungen, Vorwürfe, Mahnungen, Bitterkeiten beläſtigten und reizten den Gegner unaufhörlich, bis endlich Pauls blinder Zorn den alten, unverſöhnlichen Feind des Amtes förmlich entſetzte. Die Folge war vorauszuſehen. Eberhard verſammelte ſein Kapitel, dem die Frage vorlegend: „ob der Hochmeiſter ihn zu verſtoßen befugt ſey?“

Die Antwort entſprach ſeinem Wunſche. Jetzt, der Seinigen gewiß, ſchritt er kühn zum offnen Angriff. Die geheimen Statuten, die einſt Werner von Orſeln dem Ordensbuche beygefügt, zog er zum Erſtenmal ans Licht, bewirkte deren Beſtätigung vom Kaiſer und dem Baſelſchen Concilium. Mit dieſer furchtbaren Waffe gerüſtet, erhub er Klage, des übertretenen Verbots halber: „daß Ordensgüter nicht ohne Zuſtimmung der Meiſter von Lief- und Deutſchland entfremdet werden dürfen.“

Werner ahndete wohl nicht, es könne einſt ein mißvergnügter Deutſchmeiſter dieſe Verordnung zu einer Zeit mißbrauchen, wo Staatsklugheit foderte, ſelbſt eines tadelnswerthen Hochmeiſters Anſehn, gegen mißhellige, widerſpenſtige Ritter, gegen ein murrendes Volk zu ſchützen. Des Ordens Heil der Rachluſt opfernd, ließ Eberhard eine förmliche Ladung an den Hochmeiſter ergehn, zu Mergentheim vor ſeinem Kapitel ſich zu ſtellen; eine Kühnheit, zu welcher jene Statuten ihn berechtigten.

Paul erſchien nicht, ſandte auch keine Boten; und ſelbſt zwey deutſche Landcomthure blieben in der Verſammlung dem Angeklagten treu. Jezt donnerte der Papſt dazwiſchen. Aber auch den Donner des Vaticans ſcheute Sansheim nicht. Er behauptete keck, die Briefe ſeyen erſchlichen, dem Papſte unbewußt. Eugen befahl, wenn Güte nicht fruchte, mit geiſtlicher Strenge, oder durch Bewaffnung des weltlichen Armes, den Widerſpenſtigen zu zähmen; und als unwirkſam auch dieſe Drohung blieb, da ſprach er entrüſtet ein Urtheil: Gehorſam binnen zwanzig Tagen, oder Einziehung der deutſchen Ordensgüter, Kirchenbann und Geldbuße.

Eberhard blieb dennoch unerſchüttert, allein er ſuchte Mitſchuldige an ſeinen Vortheil zu knüpfen, und benutzte ſchlau die Unzufriedenheit der Liefländer. Dieſe mußten nach alter Sitte, bey erledigtem Meiſterthum, zwey Gewählte dem Hochmeiſter vorſtellen, des Einen Beſtätigung von ihm erwarten; aber eigenmächtig fiel ihre ungetheilte Wahl auf Heinrich von Bukenvorde. Noch war des Hochmeiſters Gewalt zu groß, um ſeines Rechtes Kränkung ſtill zu verſchmerzen; doch auch bereits zu klein, um nicht für eine Scheinvergütung die Beſtätigung zu verkaufen. Beherzt gemacht durch ſolche Nachgiebigkeit, wagten die Liefländer, nach Bukenvorde's Tode, zwey Jahre ſpäter, dieſelbe Widerrechtlichkeit. Doch Gemeingeiſt war aus Liefland wie aus Preußen gewichen. In geſpaltener Wahl erkohren die Oberdeutſchen den Vogt von Jerwen, Heinrich Nottleben; die überlegenen Weſtphälinger Heinrich Finke von Overberg. Des Hochmeiſters Machtboten erſchienen, den Erſteren zu beſtätigen. Die ſtärkeren Gegner verwarfen deren Vollmacht, befeſtigten ihre Schlöſſer, und erzwangen den Beſchluß: ihren Schützling, bis zu eines großen Ordenskapitels Entſcheidung, als Statthalter zu erkennen.

Kluge Machthaber kümmern ſich wenig um Titel, wiſſend, daß ein geſchmeidiges Volk den Glauben an gerechte Herrſchaft bald mit jedem Titel verknüpft. Der neue Statthalter bewies ohne Säumen, daß er den Zwiſt, wenn nicht in Worten, doch im Weſentlichen, für entſchieden hielt. Er entſetzte kühn dem Hochmeiſter ergebene curländiſche Gebietiger. Dieß Beyſpiel fruchtete. Auf einer Tagfarth zu Pernau bequemten ſich Alle, und es gingen Abgeordnete an das Concilium zu Baſel, Vollmacht ſich erbittend zu beſtändiger, eigenmächtiger Wahl.

Doch dieſer Ehrenhandel war nicht die einzige Quelle von der Liefländer Unzufriedenheit mit Rußdorf. Alſo lauteten ihre bittern Klagen:

„Seines Eides uneingedenk, hat er, um großer Gift und Gabe willen, ſtets aus zwey Gekohrenen den Untüchtigſten beſtätigt: Parteyen im Orden begünſtigt, die Weſtphälinger zu verdrucken; hat Franke Kerskorp uns zum Meiſter aufgedrungen, obſchon bekannt: er ſey von Geburt kein Edelmann, des Meiſter-Amtes unwürdig. Da ſprach Walter Kerskorp, des Verſchmähten Bruder: „er ſoll dennoch Meiſter in Liefland werden, es ſey lieb oder leid wem es wolle;“ und es geſchah.“

„Gold, Silber, tonnenweis, von Ordensbeamten hinterlaſſen, hat Franke Kerskorp in ſeinen Säckel eingeſtrichen, und Walter, ſein Bruder, hinweg geführt.“

„Als nach der groſen Niederlage in Litthauen es gar übel mit uns ſtand, der Meiſter erſchlagen war, und mit neuer Wahl wir nicht zögern durften; da hat Paul dem Gekohrenen die Beſtätigung verweigert, vorwendend, man wiſſe nicht ob Kersdorp wirklich todt ſey. Daß zur ſelben Zeit wir Einen nur gewählt, war Nothgeſetz, denn die Redlichſten lagen auf dem Schlachtfeld oder in Feſſeln. Dennoch zögerte Paul ein Jahr."

„Vom Meiſter Duerberg begehrte er Hülfe gegen Polen, und als der ihm den Landmarſchall mit vielem Volke ſandte, da ließ er die Unſrigen allein ziehen; im Geleite eines Bruders mit wenigen Knechten. Auch dieſer Wegweiſer entwich, als wir mit dem Feinde zuſammentrafen; ſo wurden wir abermals geſchlagen, und mögen es lange nicht verwinden."

„Die Statuten Werners von Orſelen nennt er untüchtig und erdacht; ſpricht, er wolle ihrer nicht achten; ſendet Briefe zu Waſſer und zu Lande, um Zwietracht unter uns zu ſtiften; 600 Gewaffnete nach Curland mit Büchſen und Büchſenkraut, die uns überfallen und verderben ſollen; ja, wider Gott, Pflicht, Ehre, Seligkeit, will er mit einem Heere uns bekriegen, und hat vom Herzog Siegmund freyen Durchzug begehrt, wiewohl vergebens."

„Treu und Glauben brechend, verließ er Swidrigall; ohne beyder Meiſter Zuſtimmung ſchloß er mit Polen Frieden; warnte den Hauptmann zu Samayten, verrieth ihm ſogar den Tag, an dem wir aufbrechen würden; darum unſer Meiſter erſchlagen worden ſammt den Gebietigern."

„Nun haben, durch ſolch unredlich Regiment, Polen, Litthauen, Rußland und Samayten ſich verbunden, zu großem Unheil für die Chriſtenheit, das alles nicht geſchehen wäre, hätte er Swidrigall'n Eid und Siegel gehalten.“ —

Wenn hier auch manches, oder vieles, vom Haß entſtellt erſcheint, ſo kann doch ſchwerlich Pauls niedrige Abſicht abgeläugnet werden; für einen Regenten das gefährlichſte Laſter, Verachtung einflößend, Furcht vertilgend. Oft zwingen ſelbſt Verbrechen dem Volke Bewunderung ab, denn große Laſter, wie große Tugenden, heiſchen Seelenſtärke, und ſind mit Herrſchertalenten nicht unvereinbar; gemeine Leidenſchaften aber, vom Pöbel für die ſeinigen erkannt, verwehen ſchnell den glänzenden Duft, der einen geehrten Thron umgeben muß.

Saunsheim und Querberg verbanden ſich enger gegen Rußdorf. Die aus dem Staube hervor gezogenen Statuten wurden öffentlich verleſen in der Thumkirche zu Reval. Dem Hochmeiſter ſank der Muth. Friedensmittler, geiſtliche und weltliche, fanden Paul willig, Eberhard unbiegſam. Der Biſchoff von Braunsberg zog nach Mergentheim und entriß dem Alten ein Verſprechen, zum Verſuch der Güte in Frankfurt zu 1439. erſcheinen. Dort mühten ſich vergebens Churfürſten und Erzbiſchöffe den Hader zu ſchlichten. Eberhard ſtellte ſich erſchrocken über die Mehrzahl ſeiner Gegner, ſchien beſorgt um Sicherheit und eilte in ſeine Herberge. Auch dahin folgte man ihm mit freundlicher Einladung nach Preußen. Wer iſt mir Bürge, wandte er ein, daß nicht der Hochmeiſter an mir ſich vergreiſe? — Man bot ihm Geleitsbriefe, man ſprach von Ehre und Treue; die verlachte er höhniſch. Endlich wankend, ſchrieb er ſelbſt den Inhalt des Geleitsbriefes vor. Man fügte ſich darein, obſchon der bitterſte Argwohn ihm die Feder geführt, und begehrte bloß dagegen, daß Markgraf Hans von Nürnberg für ſein Betragen Bürgſchaft leiſten ſolle. Da zerſchlug ſich Alles. Jeder

der zog heim, nur die Hoffnung nährend, daß auf einem neuen, verabredeten Tage zum Sunde, die Vernunft über abgekühlten Zorn ſiegen werde.

Dort erbot ſich Paul, durch ſeine Machtboten, zu einer allgemeinen Ordensprüfung nach alter Sitte, in Preußen, Deutſch- und Liefland; was ſträflich befunden würde, abzuthun, es gehe oder rühre an wen es wolle, er ſey hoch oder niedrig. Eberhard hingegen verlangte Schiedsrichter. Mit einem Untergebenen zu rechten ſchien der hochmeiſterlichen Würde verkleinerlich. Man verſprach ein redlich Regiment. „Das haben wir längſt begehrt,“ erwiederten Sansheims Wortführer, beſtehend auf rechtlicher Entſcheidung, weil ſchon zu Frankfurt bedungen ſey, wenn Güte fruchtlos bliebe, das Recht anzurufen. „Wählt nach Gefallen wen ihr des Vertrauens würdig haltet,“ ſprachen ſie trotzend: „laßt jeden Theil vier Gebietiger und zwey Gelehrte ſenden; oder tretet mit uns vor das Concilium, den Kaiſer, die Reichsfürſten, Biſchöffe; oder befraget die Doktoren geiſtlicher und weltlicher Rechte zu Wien, Erfurt, Leipzig, Cöln, Heidelberg; oder bringt den Zwiſt an die Ritterſchaft, an die Hanſeſtädte; oder, kurz und gut, geht mit uns allhier zum Sunde auf das Rathhaus, wir wollen den Rath bitten, daß er uns fünf, ſieben oder neun Richter beſtelle.“

Dieß Erbieten klang ſo rechtlich, daß nur des Stolzes oder des Gewiſſens Widerſpruch es ablehnen konnte. Abermals ſchieden dieſe Brüder grollend auseinander. Vergebens foderte das Concilium zu Baſel die Streitenden vor ſeinen Richterſtuhl, „um die Söhne der Kirche im Schoße ihrer Mutter zu vereinen.“ Vergebens drohte es mit dem Bannfluch. Sansheim erklärte kühn das Hochmeiſteramt für erledigt, ſich ſelbſt zum Statthalter, und foderte von

olallen Comthuren in kurzer Friſt entſcheidende Antwort: ob ſie ihm oder Paul gehorchen wollten?

Auf dieſes Lärmzeichen bewegte ſich der ganze Orden, wie ein Berg von Glut geſpalten. Der alte Deutſchmeiſter erfuhr den Verdruß, daß viele Balleyen ihm entſagten, vielleicht nur die Gelegenheit benutzend, einem entfernten Oberhaupte mit Gehorſam zu ſchmeicheln, weil das nahe ihnen läſtig war.

1440. Noch einmal verſuchten der Erzbiſchoff von Maynz und der Pfalzgraf in Bayern, die Flamme zu löſchen, allein vergebens. Sie loderte vom Ufer der Narowa bis an die Ufer der Etſch.

Die Erſchütterung der alten Hoheit, ob wohl im fremden Lande begonnen, wurde bald auch in Preußen geſpürt. Der Nachläſſige wiegte ſich tiefer in den ſichern Schlummer; der Herrſchgierige hob ungeſtraft das Haupt höher; der Streitſüchtige durfte kühner ſeine Leidenſchaft entzügeln. Keiner ſcheute den kranken Löwen. Ein Theil der preußiſchen Gebietiger wagte ſogar zur neuen Wahl zu ſchreiten; Conrad von Erlichshauſen wurde als Hochmeiſter begrüßt, und ſelbſt der Biſchoff von Ermland ertheilte ihm dieſen Titel. Allein der edle Conrad blickte tiefer in das durch Leidenſchaften verworrene Gewebe. Nicht dem Steuermanne, nur den Stürmen, maß er des Schiffes Noth bey. Mit dem Ekelnamen der Parteyen war Parteygeiſt nicht verſchwunden. Jeder wollte gebieten, keiner gehorchen. Brüder drückten Unterſaſſen, wurden wiederum von Obern gedrückt. Jede Willkühr regte ſich beherzter, an beyder Meiſter heftigen Groll ſich lehnend. Darum verbat der weiſe Conrad die gefährliche Ehre; benutzte ſeiner Brüder Vertrauen nur um Eintracht herzuſtellen.

Zweytes Kapitel.

Entſtehung des preußiſchen Bundes.

Seufzend fühlte der verarmte Landmann, murrend der reiche Bürger, die Folgen zerrütteter Ordnung. Es war eine Zeit gekommen, wo jeder am Recht gekränkte ſich zur Wehre ſtellen, nicht mehr bitten, ſondern fodern durfte. Wo etwa Furcht die gährenden Gemüther noch im Zaume hielt, da zogen die Landbewohner in die Städte; denn es ging die Rede, der Marſchall ſey befehligt, die Unzufriedenen zu überfallen, und vergebens ließ der Hochmeiſter, in Briefen nach Culm und 1438. Thorn, ſich herab, der Sage als einem Mährchen zu widerſprechen. Selbſt mißvergnügte Ordensbrüder warfen Funken in den Zunder. Immer weiter fraß der Krebs des Argwohns um ſich, immer beherzter trat der Ungehorſam auf. Leiſe prüften ſich Fremde, lauter ſprachen Bekannte unter ſich, ohne Rückhalt murrte der Freund in Gegenwart des Freundes, täglich wuchs die Zahl der Vertrauten. Der eine litt, der andere klagte, dem dritten lieh empörtes Gefühl Beredſamkeit. Der Muthige trat hervor, der Furchtſame hinter ihn; der Kluge wollte Ehre, der Tapfere Ruhm ernten, der Unbedeutende zum Erſtenmale etwas gelten; der Reiche hoffte zu erhalten, der Arme zu gewinnen, jeder von dem Neuen das beſſere. Was lange hinter verſchloſſenen Thüren einzelne ſich in's Ohr geraunt, das wurde nach und nach in Verſammlungen laut.

„Wollt

1439. „Wollt ihr länger dulden?“ ſo ward zu Culm geſprochen. „Klagen erſchallen im ganzen Lande. Wer iſt unter euch, deſſen Aeltern, Brüder, Freunde, der Orden nicht mißhandelt? — Schneeweiß ſind die Mäntel dieſer Ritter, aber nicht ihre Herzen. Geladene Gäſte morden ſie; enthaupten ohne Urtheil und Recht; erſäufen Männer um ſchöner Frauen willen; bethören unſere Weiber, ſchmähen unſere Töchter mit Gewalt; bedrücken den Handel, verkaufen uns zu Waſſer und zu Lande. Ja vor Zeiten, als Duſener, Kniprode und andere fromme Regenten lebten, da meinten ſie das Land mit Treuen, bauten es, beſchirmten Städte, ehrten Gott, und wo ein Armer litt, da halfen ſie, daß er bey Nahrung blieb und nicht verdarb. Jezt aber — Schwaben, Bayern, Franken rühmen keck, wir ſeyn nur ihre Leibeigene mit dem Schwert gewonnen. Wie? hat nicht unſerer Väter Blut dieß Land erobern helfen? — es taugt nicht, daß wir länger ſtill ſitzen, ſondern will vonnöthen ſeyn, daß wir ſolch unleidlich Joch von den Hälſen ſchütteln.“

Alſo ſchloſſen ſich die Stände enger aneinander, und ahndeten bald ihre eigene Wichtigkeit, als ſie gewahrten, daß alle Parteyen um ihre Freundſchaft buhlten. Denn nie berechnet Parteygeiſt, wie hoch ihm ſelbſt künftig der Sieg werde zu ſtehen kommen, indem er alten Wahn zerſtört, oder Feſſeln der Gewohnheit lockert, oder ſolche zu zerreiſſen, Kräfte weckt. Weder die ſtolzen Meiſter und Convente, noch der Hochmeiſter ſelbſt, achteten unter ihrer Würde, was ſie thaten, vor den Ständen, als vor ihren Schutzfreunden, zu rechtfertigen. So wurde das lezte Jahr von Pauls Regierung das erſte der feſteren Gründung ihrer Gewalt.

Zwar, den Hochmeiſter konnte nur die Noth vermögen, zuwider des Ordens Ehre und Geſetzen, um der Stände Gunſt zu werben; denn er mußte fürchten, den Vorwürfen ſeiner widerſpenſtigen Brüder einen ſcheinbaren Grund mehr zu leihen. Darum ſtemmte er ſich, männlicher als ſonſt, gegen ungeſtüme Foderungen.

„Erfülle dein Gelübde,“ riefen hundert Stimmen; „ſchütze unſere Rechte; befreye uns von ungewohnten Bürden; halte das gemeine Gericht; dulde keine Mißbräuche.“

Mit dürrer Weigerung oder geſchraubter Antwort pflegte Paul ſie abzufertigen; ja er ließ die Aeußerung ſich entſchlüpfen: nur den Bürgern in Städten, nicht den Landbewohnern, ſey die culmiſche Handfeſte verliehen. Das erregte lautes Murren.

„Mit nichten,“ ſprachen die Kläger: „denn zu jener Zeit waren Bürger, Lehnleute, Pilgrimme, alleſammt Ein Volk, hegten alle gleichen Muth für euch und den Chriſtenglauben. So lange die Heiden drauſſen verheerten, wohnten jene mit uns in den Städten, folglich haben ſie Ein Recht, auch von Alters her ſich darauf geſtüzt. Denn begehrte man ihrer Dienſte auſſer den beſtimmten Gränzen, ſo haben ſie bisweilen ſolche wohl geleiſtet, bisweilen aber auch nicht, ohne euren Widerſpruch. — Um Beſchatzung habt ihr uns gebeten, und das Gebetene erzwungen. — Das haben wir nicht um euch verdient; wenn ihr, ohne unſern Rath, Krieg begonnen, nimmer unſere Rechte vorgeſchüzt, ſondern unſer Blut mildiglich vergeſſen. Väter, Brüder, Freunde, wurden uns erſchlagen, wir verheert, verbrannt, einmal, dreymal, viermal; unſere Freundinnen geſchmäht und das Armuth. Wir haben unter den Zäunen gelegen mit Weibern und Kindern, und haben uns mit Miſt zudecken müſſen, und haben dennoch treulich bey euch gehalten, unſern Frauen und Jungfrauen das Geſchmeide von den Hälſen geſchnitten, es euch gegeben, davor wir keinen Lohn haben. Nun ſind wir verarmt und können nichts mehr geben. Beherzigt unſere Noth. Haltet das gemeine Gericht, denn ſolches ward erfunden, damit auch der Arme ſich beklagen möge, ſo ihm Gewalt geſchieht; ſonſt geht es daß es Gott erbarme! — Wir haben Euch geſchworen, doch Ihr uns nicht minder; ſo haltet euren Schwur!" —

Wo Armuth und Bewußtſeyn gebeugter Rechte in ſolche Töne der Verzweiflung ausbrechen, da iſt es hohe Zeit das Joch zu lüſten, wenn geſchwächte Macht den Unterjochten nicht mehr erdrücken kann. Allein der Hochmeiſter blieb taub, ja er mehrte noch den Unwillen durch eine Kränkung, die er Danzig wiederfahren ließ. Als nemlich dort die Peſt ausbrach, verſchloß Litthauen klüglich den Danzigern die Handelswege. Doch nun war längſt die Gefahr vorüber; Paul hätte durch ein gutes Wort den Statthalter leicht vermocht, die Maßregel aufzuheben; das verweigerte er ungefällig und Erbitterung war die Folge. Danzig wandte ſich unmittelbar an den jungen Großfürſten, der die Bitte freundlich gewährte, und — wer weiß — dadurch vielleicht ſchon damals den Keim des Vertrauens in die Bruſt der Preußen pflanzte, der ihm köſtliche Frucht einſt tragen ſollte.

Von Stadt zu Stadt murrten immer lauter die Klagen um verſagte Hülfe, bewirkten endlich den Beſchluß, auf einer nahen Tagefahrt zu Elbing das gemeinſchaftliche Heil zu berathen. Mißvergnügter Adel, allein zu ohnmächtig, ſchloß ſich an die Städte. Der Deutſchmeiſter ſchürte den Brand. Von allen Seiten ſtiegen finſtere Wolken um den Fürſtenſtuhl des Hochmeiſters auf.

Die Stände verſammelten ſich am beſtimmten Tage und Orte, faßten ihre Klagen in kurze Sätze und trugen dieſe dem Hochmeiſter vor. 1440.

Seine Antworten, von den Gebietigern eingehaucht, hätten vormals vielleicht den Städten genugt, jezt nicht mehr. Vergebens ſchlug er vor, „dergleichen „(nach ſeiner Meinung) nie zuvor von einem Herrn ge„gen ſeine Unterſaſſen erhört worden,“ nemlich Schiedsrichter zu erkennen, weiſe, gottesfürchtige Leute, Pabſt, Kaiſer, Concilium, ſie ſollten wählen; allein ſie blieben halsſtarrig, und foderten in kurzer Friſt eine Tagefahrt des ganzen Landes. „Vor Oſtern,“ verſetzte Paul, „kann ich keinen Tag verſprechen.“ Da wagten ſie einen neuen unerhörten Schritt, und beſchloſſen, im Nothfall auch früher einen Tag eigenmächtig anzuſetzen.

Alter, Schwäche, Nachgiebigkeit, verringerten des Hochmeiſters Anſehn auch unter ſeinen Brüdern. Sein naher Tod öffnete dem Ehrgeizigen Schranken, dem Habſüchtigen Schätze; darum wiederſtrebten ſie den Ständen auch in zuläſſigen Dingen. Sonſt wurden alte wackere Männer in den Orden gekleidet, jezt Kinder, Jünglinge um Gunſt, Adel oder Freundſchaft willen. Wenige Rechtſchaffene, denen es noch Ernſt war mit dem Guten, wurden durch bittere Vorwürfe von Kleinmuth, Beſtechung, Treuloſigkeit, gekränket, geſchreckt. Schwiegen ſie dennoch nicht, ſo verwies man ſie in Convente, oder machte ſie zu Gebietigern an der Gränze. Brüder aus verſchiedenen Nationen höhnten und verachteten einander, Franken, Schwaben, Bayern, hielten ſich allein für würdig Aemter zu bekleiden. Die übrigen wurden ſelten oder nie ins Regiment gekohren. Es war eine gemeine Sage im Lande: „Rheinländer regieren demüthig und freundlich; darum möge Gott verzeihen denen die zuerſt das Unkraut

kraut in den Orden geſäet." Drohte ein armer Mann, er wolle vor den Hochmeiſter gehn, ſo klopfte der Gebietiger mit den Fingern auf ſeine Stirn, ſprechend: „Siehe ich will dir Hochmeiſters genug ſeyn. Ihr Knechte legt ihn in die Hundesbuſſen." Nirgend wurde Paul geachtet. Der ehſtländiſche Adel unterſtand ſich ihm zu drohen, und — was noch ärger — der Vogt zu Jerwen, Heinrich von Rottleben, obſchon ſelbſt ein Ordensbruder, erklärte frey heraus, wenn der Adel zu den Waffen greife, ſo könne er ſich nicht von ihm trennen, ſondern werde ihm beyſtehen mit ſeiner ganzen Macht. — Sogar in Rathsverſammlungen ſchüttelten Neid und Hader ihre Fackeln; jeder ſprach und tobte für das gemeine Beſte, nur ſich ſelbſt als ſolches betrachtend.

Eines Tages, im Convente zu Marienburg, wurden die Gemüther ſo erbittert, daß die Edelmönche plötzlich wüthend aufſprangen, zu den Schwertern greifend. Paul, um deſſen Rechte ſie ſtritten, ſah beſtürzt, daß er unter ſeinen eigenen Brüdern des Lebens nicht mehr ſicher ſey. Gefahr und Verwirrung erzeugten in ihm den raſchen Entſchluß, ſich in einen Schlitten zu werfen und nach Danzig zu entfliehn.

Mitten in der Nacht kam er vor die Thore dieſer Stadt. Sie öffneten ſich ihm; aber ſtumpfe Beſtürzung ergriff die geweckten Bürger, als von Straße zu Straße, von Haus zu Haus die ſeltſame Nachricht erſcholl: der Hochmeiſter iſt in unſern Mauern! Er, den wir ſonſt mit ſtattlichem Gepränge einzuholen pflegen, iſt ſtill und heimlich bey nächtlicher Weile zu uns gekommen. — Unter mannigfaltigen einander zugeflüſterten Vermuthungen, oder in ſtummer Erwartung verſtrich die Nacht. Kaum war der Morgen angebrochen, da ließ Paul die Bürger zu ſich auf das Schloß entbieten; doch ſie, des von Plauen Tücke gedenkend, weigerten ſich zu erſcheinen, luden hingegen den Hochmeiſter in die Heiligegeiſtkirche, die ringsum von geharniſchten Bürgern beſezt, von dem Mißtrauen aller bewacht wurde. Der Gedemüthigte erſchien, klagte laut was ihm begegnet, bat um Schuz und Hülfe.

Der Anblick eines Greiſes, der in harten Wintertagen auf der Flucht vor eignen Brüdern war; ſeine beweglichen Worte; die heilige Stätte, an der er ſprach; die gewohnte Ehrfurcht vor dem Regenten des Landes; das heimliche Vergnügen, ihn hülfsbedürftig zu ſehn, und das laute, ihm helfen zu können; alles das wirkte mächtig auf die Herzen der Danziger. Sie verſicherten den Tiefgebeugten ihrer Ergebenheit und Treue, ſagten Hülfe zu, ließen aber auch die Gelegenheit nicht entſchlüpfen, eignen Vortheil, wie Menſchen pflegen, aus fremder Noth zu ziehn. Um Beſtimmung eines Tages baten ſie mit Ernſt, an welchem, über gutes Regiment im Lande, Schuz der Privilegien, Mittel gegen Willkühr, gerathſchlagt werden ſollte. Der Bedrängte, dem ohnehin ihr Vorſatz kund geworden, eigenmächtig zu vollbringen, was ſie bittend jezt begehrten, nannte willig einen Tag, an dem zu Elbing die Stände ſich verſammeln möchten. So tilgten ſie den Vorwurf von Widerſezlichkeit, der böſen Schein auf ihr Beginnen warf, und konnten hinfort, mit der Pflicht gegen ihren Herrn, die eignen Anſprüche verbinden oder beſchönigen.

Kurz vor Ablauf der geſezten Friſt, brach in drey Conventen, Königsberg, Balga, Brandenburg. Empörung gegen den Obermarſchall aus, deſſen ſtrenge Zucht, oder beſchränkender Geiz, oder Parteylichkeit, der Brüder Herzen von ihm gewendet hatte. Paul Rußdorf war, nach alter Gewohnheit, um die Faſtenzeit in die Niederlande gezogen, da trugen die Convente ihre Beſchwerden vor. Er verwies ſie zur Geduld, bis er den Marſchall zur Verantwortung gen Königsberg entbieten würde. Doch ihre Erbitterung, jeden Aufſchub verſchmähend, trieb ſie zu voreiliger Selbſthülfe. Sie überfielen den Angeklagten, raubten ihm das Siegel, die Schlüſſel von den Thoren, und entſetzten ihn des Amtes; das doch ein gar unerhört Ding iſt in dieſem Orden! rief der bekümmerte Hochmeiſter aus. Niemand war bey ihm als der Großcomthur, und die Comthure von Brandenburg und Balga, die, kräftig den Empörern das Wort redend, ihn zwangen einen Rechtstag in Elbing zu verheißen. Auf der Heimkehr ſchied der Großcomthur von ihm, Krankheit vorſchützend, eilte aber nach Marienburg, verſammelte dort mehrere Gleichgeſinnte, vertauſchte Comthureyen nach Gefallen; ja er trozte endlich dem Hochmeiſter die Bewilligung ab, die Obermarſchallswürde den Händen des Comthurs von Thorn zu vertrauen.

Zwar büßte der Frevler mit Verluſt ſeines eignen Amtes, doch die neue Wunde, des Ordens Anſehen geſchlagen, heilte nicht, und würde ſtärker noch geblutet haben, wäre nicht zum Glück der neue Obermarſchall eben jener wackere Conrad von Erlichshauſen geweſen, der, immer rechtlich, friedlich, klug, treu, den Hochmeiſter männlich vertrat, den empörten Conventen in deſſen Namen bald drohte, bald ſie geſchickt zu beruhigen wußte. Doch halsſtarrig foderten ſie noch immer den verheißenen Rechtstag.

Unter ſolchen, für den Orden finſtern, für die
1440. Stände heitern Ausſichten, kam die erſeufzte Stunde,
in welcher Land und Städte ſich in großer Zahl verſammelten. Auf allen Straßen wimmelte es von Hineilenden gen Elbing. Dort redeten Alle aus freyer Bruſt. Klagen häuften ſich zu Klagen. Manches war

war längſt abgethan, manches übertrieben, jedoch das Meiſte ſchwer wiegend. Was Heinrich von Plauen durch ſeine Entſetzung vorlängſt gebüßt, wurde wiederum an's Licht gezogen, und dennoch — ſo leicht verwickelt Leidenſchaft in Widerſpruch — dennoch machten ſie dem Orden es zum Vorwurf, daß dieſer Heinrich ohne ihre Zuſtimmung entſezt worden. Einer andern, beyſpielloſen Klage lieh jezt Kraftgefühl eine Stimme; denn es ward gerügt, daß der Orden Bündniſſe ohne Einwilligung der Stände geſchloſſen. Der murrende Adel lehnte ſich auf gegen das harte Geſetz, dem zufolge ſeine Töchter erbelos blieben, die Güter eingezogen wurden, wenn kein Sohn vorhanden war. Die Bürger kämpften für die beſtrittene Freyheit, ſich in Verſammlungen zu berathen, wie von Alters her geſchehn. Verkürztes Maß; geringhaltige Münze; neue Zölle; Mühlenzwang; Rechtloſigkeit, Willkühr, Beſtechung; der Kreuzherren Schwelgerey, Ueppigkeit, Wolluſt, Mordluſt; ihr ungeziemender Handelsgeiſt; ihr An-ſich-reißen bürgerlicher Nahrungszweige; lauter Gegenſtände bitterer Beſchwerden. Es kam zur Sprache, daß der bedrückte Landmann gezwungen werde, von des Ordens Speichern Getreide theuer zu kaufen, um es wohlfeil dem Verkäufer wieder abzuliefern. Es kam zur Sprache, daß die Ritter wuchernd Vorkauf trieben, ſogar die See dem Schiffer ſperrten, bis ſie zuvor die eigne Waare verſendet.

Nicht überzeugend hat in unſern Tagen ein Schriftſteller des Ordens Ein- und Umgriffe zu entſchuldigen verſucht; Polens Verbindung mit Litthauen; Erſchöpfung durch Krieg; Verkauf der Ordensgüter; ein beſoldetes Heer, ſonſt um Gottes Willen fechtend; hoher Preis vormals unbekannter Kriegsbedürfniſſe; veränderte Geſtalt des nordiſchen Handels, ja ſogar der neue Weg nach Oſtindien, Luxus bringend oder mehrend, ſollen vereint jene Tyranney rechtfertigen. Wäre dem Regenten erlaubt, mit jeder neuen Welle, die der Zeiten Strom herabwälzt, auch nur eine Scholle vom Eigenthum der Unterthanen zu bedecken, wie bald würde alles verſchlungen ſeyn, und wie, wenn Unterthanen, mit umgewandtem Spieße, dieſelben Gründe für ſich geltend machten? — Wenn Jahrhunderte Befugniß ertheilen, Verträge nach Belieben zu erweitern, warum nicht auch Stunden? denn jede Stunde wandelt der Dinge Geſtalt.

So urtheilten auch die Stände, und im Gefühl ihres Rechtes, wie ihrer Kraft, beſchloſſen ſie einmüthig, auf einen beſtimmten Tag zu Marienwerder einen *Bund zu beſiegeln*. Ritter und Knechte des culmiſchen Landes ſollten in der Zwiſchenzeit die andern Gebiete, große Städte die kleineren, zum Beytritt auffodern, auch die Gemeinden von der Einladung nicht ausſchließen.

Nimmer hätte, ohne der Städte Anreiz, die Ritterſchaft ſolch einen Schritt gewagt. Kühn war, der den erſten Gedanken faßte, kühner, der ihn ausſprach; alle übrige, des Muthes unbedürftig, folgten blos dem mächtigen Beyſpiel. Doch allgemeine Zuſtimmung war vonnöthen, denn noch immer zählte der Orden Anhänger in kleinen Städten, deren geringer Handel minder durch die Zölle litt; auch unter dem Adel, der nach Gunſt oder Würden ſtrebte. Am thätigſten vor allen, den Bund zu fördern, war Danzig, dem, vom Geiſt der Hanſe belebt, gleich allen ſeinen deutſchen Schweſtern, nach Unabhängigkeit gelüſtete. Feſte Mauern, die einer unvollkommenen Belagerungskunſt trotzen durften; Seltenheit der Feuerſchlünde; Ueberfluß an Geld; Zuverſicht auf mancherley Verbrüderungen, erleichtertes Anhäufen großer

Vorräthe von Kriegs- und Lebensbedürfniſſen um geringe Preiſe; Zulauf von Söldnern, weil kein Fürſt ſo reichlich ſie bezahlen konnte; das waren in jenen Zeiten die Gährungsmittel, die ſo manche Stadt gegen ihren Landesherrn aufblähten und ermuthigten, ihm Rechte oder Freyheit abzutrotzen.

Friede, Völkerglück — dieſe großen Worte, von jedermann mit Ehrfurcht ausgeſprochen, bezeichnen oft nur einen Zuſtand, der — den Körpern Gedeihen und Behagen ſchaffend — die Geiſter tödtet oder gefangen hält. Ein Volk, das nie zum Schwerte greift, wird auch im ewigen Frieden, durch Weisheit oder Kunſt, nie einen Kranz erringen. Kampf um wahre oder eingebildete Freyheit iſt die Flamme, an der edle Keime ſich entfalten, ſo wie am Fuße eines Vulkans edlere Früchte reifen. Oft wähnt der Menſchenbeobachter, eines Volkes geiſtige Kräfte ſeyen geſunken, weil es etwa ſeit Jahrhunderten keine großen Männer zeugte; er befrage nur deſſen Geſchichte: eines langen Friedens ſüßer Schlaftrunk bindet alles Große. Wo aber ein Volk um Eigenthum oder Meinungen — (oft das edelſte Eigenthum) — gefahrvoll kämpfen muß, da erſezt Natur den Untergang träger Geſchlechter, indem ſie einzelne Männer zur Bewunderung der Nachwelt hervorruft. Wenn einſt die Grönländer das Joch abſchütteln, ſo wird auch dieſes, an Körper und Geiſt verkrüppelte Volk, Weiſe und Helden zeugen.

Der gehorchende Stand in Preußen hatte der Geſchichte noch keinen ausgezeichneten Namen überliefert, eben weil er blos gehorchte oder genoß. Jezt aber, da er ſtark genug ſich fühlte, um ein edleres Daſeyn zu ringen, traten plözlich in jeder Stadt, in jedem Gebiete, muthige, geiſtreiche Männer hervor, geſchickt in Wort und That; unter allen der kühnſte und verſtändigſte Hans von Bayſen, Wortführer des Oſterrodiſchen Gebiets. Seine Herkunft, obwohl edel, iſt in Dunkel gehüllt. Man hält ihn für den Sohn eines wackern Ritters vom Harze, Conrads von Zailingen, der, nach der Tannebergiſchen Schlacht, mit einer Anzahl Reiſigen dem Orden zu Hülfe kam, dann in Preußen ſich niederließ, und von einem erkauften Dorfe den Namen Bayſen erhielt.

Große Männer ſind immer ihres Stammbaums eigne Wurzel, und wenn die Nachwelt nach ihren Ahnen fragt, ſo geſchieht es nur um dieſe in den Glanz der Enkel zu ſtellen.

Hans von Bayſen begann ſeine Laufbahn als Höfling, war Vorſchneider Heinrichs von Planen. Doch ſchon in dieſem unbedeutenden Hofamte zeigte er ſich Vertrauens in Staatsgeſchäften würdig, denn er war der Machtboten Einer, die der Hochmeiſter nach England ſandte. Fünf Jahre nach dem Falle ſeines Herrn, dem er treulich anhing, trieb ihn der Zeitgeiſt, Abenteuer in fremden Landen zu beſehn, obſchon die Gunſt der neuen Machthaber, und eine geliebte Braut in der Heimath ihn feſſeln wollten. Mit warmen Empfehlungsſchreiben verſehn, mit jeder Tugend der alten Ritterzeit geſchmückt, das Rauhe derſelben in erworbener Hofgeſchmeidigkeit verhüllend, ging er nach Portugal, kämpfte tapfer und ſiegreich gegen die Mauren, gewann des Infanten Achtung und Vertrauen, der ihn zu ſeinem erſten Waffenträger wählte.

Plötzlich erhielt er Kunde, daß man in Preußen ihn als einen Landesflüchtigen verſchreye, ja die reiche Braut aus des Bruders Wohnung mit Gewalt entführt habe. Alſobald eilt er zurück in die Heimath, wo das Volk einen im Zweykampf von ihm beſiegten Mauren neugierig anſtaunte, der des Ueberwinders Großmuth ſein Leben dankend, bis an deſſen Tod ihn treu begleitete.

gleitete. Hans von Bayſen trat vor den Hochmeiſter und überreichte ihm die wärmſte Schutz und Ehrenſchrift vom fernſten Könige am damaligen Ende der Welt. Nicht blos ritterliche Thaten erzählte der Monarch in dieſem Schreiben; er rühmte auch, wie der Fremdling in des Landes Sitten ſich ſo wohl gefügt, daß jedermann ſein Freund geworden. Darum werde man es ſchmerzlich empfinden, wenn den Ritter, um der Dienſte willen, die er Portugal geleiſtet, irgend ein Verluſt im Vaterlande treffen ſollte.

Des Königs dringende Empfehlung, oder die, durch des Mannes Gegenwart, lebendig gewordene Erinnerung an deſſen Verdienſte, gab ihm ſeine alten Rechte wieder. Schon Michael Küchmeiſter bediente ſich in Staatsgeſchäften ſeiner. Unter Pauls Regierung kohr ihn die Ritterſchaft in den neuerrichteten geheimen Rath des Hochmeiſters.

So hatten früh Geſchäfte, Reiſen, Abenteuer, erlittenes Unrecht, Streben dagegen, den Mann in der Stille zu Rath und That, zum weiſen Vormunde ſeiner Mitbürger gebildet. Jetzt, an der Spitze ſeines Gebietes, dem Bunde beytretend, entſagte er freywillig dem Ehrenplatz im geheimen Rath. Weder Volksaufwiegler noch Schmeichler, belebte, leitete er den Bund mit ſo kluger Mäßigung, daß der Orden ſelbſt dem erklärten Volksfreunde immer noch als dem treueſten Vermittler und Rathgeber vertraute. Weit entfernt, die Gemüther zu erbittern, ging ſein Beſtreben lange nur dahin, beyder Theile grollenden Argwohn zu mildern, und dem Ausbruch einer Flamme vorzubeugen, die, einmal vom Sturm ergriffen, dann durch keine menſchliche Gewalt zu dämpfen ſeyn möchte. Erſt als des Ordens blinde Herrſchſucht ihn der geliebteren Pflicht entband, da weihte er ſich dem gekränkten

Bunde mit Leib und Leben, mit Rath und gewappneter Fauſt.

Von Elbing ſandten die Stände ihre Boten an den Hochmeiſter in ſeinem Rathe ſitzend, die ſprachen mit beſcheidener Dreiſtigkeit: „um Euch, unſern Herrn, zu beſchirmen, des Ordens innere Zwietracht zu dämpfen, (deren Folgen die Polen bereits mit ſpähendem Auge berechnen) wie auch um Leib und Gut zu ſichern, haben wir einen Bund geſchloſſen, und bitten Euch, als unſers rechten Herrn treue Leute, Ihr wollet bey wohlhergebrachten Rechten uns erhalten, Eurer Amtleute Willkühr ſteuern und wehren.“

„Ich will thun, erwiederte Paul, was in meiner Macht ſteht.“

„Herr!“ huben ſie aufs neue an: „Ihr ſollt die „Macht haben, und wo ſie Euch gebräche, da wollen „wir die Macht Euch geben.“

„So habt ihr Euch vereint,“ fragte der Hochmeiſter, „um Recht und Sicherheit?“

„Ja, darum haben wir's angehoben.“ Und der Großcomthur fügte bedenkliche Worte hinzu: „Gebe Gott, daß ihr's zur guten Stunde habt angehoben.“

Man denke ſich nun die haſtige, den Bund belebende Thätigkeit; das eilfertige Hin- und Herreiſen der Abgeordneten von Stadt zu Stadt, von Gebiet zu Gebiet; das Verbotten und Verſammeln auf Rathhäuſern, Junkerhöfen, Gemeindegärten, Ritterſitzen; die Morgenſprachen der Gewerke und Zünfte; das Lauſchen und Murren der geſchreckten Ordensbrüder. Gern hätten ſie, durch Drohung oder Beſtechung, den Bund zu reifen gehindert, aber eine kurze Friſt war klüglich zu deſſen Beſiegelung anberaumt. Schon kamen, mit wetteifernder Eile, Land und Städte zu Marienwerder am Tage Judica zuſammen. Auch der Großcomthur fand ſich unvermuthet ein, wollte, im Namen des Hochmeiſters, die Bundesbeſiegelung auf ſpätere Friſt verſchieben; allein ihm ward zur treffenen Antwort: die Hälfte der Verbündeten habe ſchon geſiegelt, und die andere Hälfte ſey bereit dazu.

Der Bund enthielt:

Wir wollen und geloben, daß jeder Unterthan getreulich thun ſolle, was er ſeinem Herrn ſchuldig; dafür müſſe dieſer unſere Rechte und Freyheiten ungekränkt laſſen, alte Beſchwerden abthun, keine neue begründen. Geſchähe aber dennoch Gewalt, ſo wollen wir es dem Hochmeiſter klagen; hilft der nicht, ſo ſoll der Kläger vor das große Landgericht treten; und bliebe er auch da hülflos, ſo wollen wir feſt zuſammenhalten gegen den Gewaltthäter.

An des Adels Spitze ſiegelten Pannerführer und Landrichter, ein jeder für ſeinen Bezirk. Die Städte drückten ihr großes Innſiegel unter den Bundesbrief. Von entfernten Innſaßen und kleinern Städten ward der Beytritt ſpäter zu Danzig unterzeichnet. Nur aus Samland und Natangen erhielt der Bund geringen Zuwachs. Vielleicht wurden die Bewohner, um ihrer Armuth willen, minder bedrückt; oder ſie fürchteten des Ordens nahe Macht in Liefland.

Warme Freunde dieſer Edelmönche haben falſche Gründe für den Bund ergrübelt, um den Einzigen, der am Tage liegt, wegzuläugnen. Aus den Ketzereyen der Huſſiten ſoll er entſprungen, oder nur geſtiftet ſeyn, um dem, durch Räthe ſchon bevormundeten Hochmeiſter, noch ein zweytes Oberhaupt aufzudringen. Wahr, daß Huſſens Lehre faſt ganz Preußen angeſteckt; auch möglich, daß, zu Stimmung der Gemüther, ſie beygetragen; doch nur in ſo fern ſie deuten lehrte. Der Päpſtler durfte nicht denken, mußte nur glauben, zur Bequemlichkeit für geiſtliche und weltliche Regenten. Der Huſſit hingegen, an die Vernunft gewieſen, beleuchtete mit ihrer Fackel Glauben, Pflichten an und gegen Gott und Menſchen. — Darum mochten wohl die Preußen, durch jene prüfende Lehre, für verwandter Gegenſtände Prüfung empfänglicher geworden ſeyn — doch empören konnte ſie nur ſchwerer Druck. Daß aber Herrſchſucht, (von Macht unzertrennlich) die Stände blähte, mag nicht geläugnet werden; die reine Quelle wurde getrübt durch dieſen Bergſtrom.

Wahr, daß Kaiſer Friedrich dem großen Salza uneingeſchränkte Herrſchaft über Preußen verlieh. Ob ihm das Recht zuſtand, ſolche zu verleihen, gilt hier gleich und hätte nur von des Landes Urbewohnern mögen beſtritten werden; nicht von Einzöglingen, lauter Deutſchen, gewöhnt dem Kaiſer zu gehorchen, und eben durch bedungene Ausnahmen jene unbeſchränkte Gewalt anerkennend. Noth, Klugheit gewährten urſprünglich die culmiſche Handfeſte; Noth: denn das verwüſtete Land mußte bevölkert werden; Klugheit: denn den Heiden wollte man einen behaglichen Zuſtand vorſpiegeln, den auch ſie zu erwarten hätten. Darum iſt zu vermuthen, was freylich, nach verſchwundener Noth, die Ritter gern läugneten, daß jene Handfeſte allen Einzöglingen gleiche Rechte ertheilte: denn ſonſt drängt eine Frage ſich auf: hat der Orden blos das culmiſche Land bevölkern? das übrige Preußen aber Menſchenleer beherrſchen wollen?

Zwiſchen dieſem und jedem andern eroberten Lande ergab ſich darum ein mächtiger Unterſchied. Denn wo der Staat ſchon Einwohner findet, da werden — ſelbſt hart bedrückt — ſie Heimath und Eigengenthum ſchwerlich verlaſſen. Jene Deutſche zogen nur nach Preußen, wenn ſie dort ein beſſeres Vaterland zu finden wußten. Gefahren, nur durch große Freyheiten aufgewogen, umringten täglich wüſter Länder Anbau. Dieſes Urſprungs ihrer Rechte erinnerten ſich die Preußen nur zu oft, die Edelmönche nur zu ſelten.

Indeſſen war es nie der lezteren Meinung, durch eingeräumte Privilegien auch die oberherrliche Gewalt mit den neuen Unterthanen zu theilen; dem widerſpricht der Ordensgeiſt. Folglich gab es anfangs keine Stände. Nur nachdem, von Seiten der Regierung Deſpotie und Noth, von Seiten der Regierten Schutzwehr und Anmaßung, der Stände Urſprung begründet hatten, ſo erfolgte ein halbgeſetzlicher Mittelzuſtand, wo nicht mehr von Rechten ſelbſt, ſondern nur von Erweiterung oder Beſchränkung derſelben die Rede war; wo beyde Theile, unaufhörlich einander entgegen ſtrebend, nicht mehr unbefangen wogen, was gut oder böſe ſey? ſondern nur, ob der Gegner keine Ueberlegenheit gewinne?

Dieſer gefährliche Zuſtand führte ſo augenſcheinlich zu einer Erſchütterung, daß nur zwey Mittel ihr vorbeugen konnten: Gewalt — oder, wenn Schwäche dieſe hinderte — Feſtſetzung der ſtändiſchen Rechte. Das leztere vollzogen, ehe noch Machtgefühl der Städte Muth in Uebermuth verwandelte, ſo hätte der Orden wenig von ſeinem Anſehn eingebüßt; denn nur zweydeutige Rechte ſind gefährlich. Allein auch dieſes Wenige hielt der Stolz feſt, und ſo wurde beſtätigt ein Ausſpruch Machiavell's: „wenn das Glück von ſeinem Liebling ſich wendet, ſo geſchicht es nicht, weil die Zeiten ſich verändert haben, ſondern weil der Glückliche ſtets unverändert bleiben will.“

Drittes Kapitel.

Des Bundes nächſte Folgen.

Paul fühlte wohl, daß ihm ſelbſt in dieſem Bunde eine mächtige Stütze erwachſe, darum beſtätigte er denſelben, und mit ihm unterzeichneten neun und dreyßig Comthure, Gebietiger und Beamte, einige dem Hochmeiſter gefällig, mehrere bloß der erſten Hitze nachgebend und Widerſpruch auf gelegnere Zeit verſchiebend. Die meiſten aber ſchalten die Bundesgenoſſen Rebellen, ſprachen knirſchend von feiger Nachgiebigkeit, und drohten, nicht zu ruhen, bis die Abtrünnigen gebeugt, getrennt, gezüchtigt werden. Auch blieb es nicht bey leeren Drohungen. In einer Nacht wurden ſiebenzehn dem Bunde treu ergebene Edle überfallen, ihre Höfe in Brand geſteckt; und durch verborgene Thäter ſonſt noch mancherley Unfug getrieben. Denn gekränkter Uebermuth verhüllt in Trotz die Furcht oder Schwäche, deren er ſich ſchämt.

Aber das Gefühl von Recht und Kraft, Tyrannen furchtbarer als Waffen, die es reicht, war in den großen Städten längſt ſchon heimiſch, erzeugt durch Verkehr mit fremden Völkern, genährt durch Wohlhabenheit, des Handels Frucht. Ja noch eines mochte in jener alten Zeit die Städte leicht zum Widerſtande reizen: der kriegeriſche Geiſt war nicht mehr allein des Adels Erbe, der Soldaten Eigenthum; auch im Bürger hatte längſt der Bund der Hanſe-Städte ihn geweckt, jener mächtige Bund, der oft Könige beſiegte.

Er war es, deſſen Glück und Macht reicher Städte Bewohner das gefährliche Geheimniß lehrte: auch ihr bewaffneter Arm ſey ſtark gleich der Ritterfauſt; Helden und Wagehälſe gehen auch aus ihren Ehebetten hervor; Waffenübung, wenn gleich nur Nebenbeſchäftigung, ſtärke ſie zu Schutz und Trutz; ja im Nothfall gelte es nur ein Opfer ihres Ueberfluſſes, um feile Söldner überall zu miethen. Dieß Vertrauen wußten bald die großen Städte den kleinern, wie dem Adel einzuflößen; darum blieb es unklug, den Bund noch mehr zu reizen; er knüpfte ſich nur feſter, und dem ertappten Beleidiger ſeiner Genoſſen vergalt er mit gleicher Münze.

Des Bundes Zweck, der oft zugeſagte, nie gehaltene Gerichtstag, wurde jezt ſo dringend gefodert, daß Paul gezwungen ward, ihn anzuordnen. So 1440. entſtand das große Landgericht, zu welchem Biſchöffe, Thumherren, Gebietiger und Ordensritter, aus jedem dieſer Stände zwey Glieder ſandten, dem aber auch Land und Städte ihre Machtboten beyfügten. Die leztern allerdings an Zahl den erſtern weit überlegen; ob aber Stimmen-Mehrheit dadurch bezweckt worden, (wie einige behaupten) iſt zweifelhaft. Sicher hätten die ohnehin entrüſteten Kreuzherren ihre Richterſtühle leer gelaſſen, wenn ohne Rechenkunſt voraus zu ſehen war, daß ſie, mit acht Stimmen gegen achtzehn, nichts durchſetzen konnten. Zum mindeſten wäre das auffallende Mißverhältniß laut beſchrieen worden, und dann hätte irgend ein Zeugniß den Widerſpruch der Nachwelt aufbehalten. Glaublicher, daß keine Zählung der Stimmen gefodert wurde. Der Orden ſchwieg, weil jeder Stadt und jedem Gebiete das Recht zuſtand, Einen Abgeordneten zu ſenden. Die Stände ſchwiegen, durch Billigkeit belehrt, daß ein zufälliges Uebergewicht an Stimmen zu keiner Entſcheiſcheidung ſie berechtige. Ueberhaupt ſchien das Ganze noch ſo neu, daß, ſehr begreiflich, von beyden Theilen nicht alles voraus berechnet war. Nur ein Zweck ſchwebte klar dem Bunde vor — **das Landgericht**.

Es ſollte gehalten werden über Große und Kleine, ohne Anſehn von Perſon oder Stand. Der Kläger traten ſo viele auf, daß, auch bey ungetrennter Sizzung, Aufſchub der meiſten Klagen unvermeidlich geworden wäre.

Der erſten Einer war Hans von Bayſen ſelbſt. Um ein Beyſpiel aufzuſtellen, klagte er kühn gegen einen der vornehmſten Prälaten, den Biſchoff von Ermeland, der ſelbſt mit zu Gerichte ſaß. Einen See, zu Bayſens Gebiete gehörig, hatte ihm dieſer entzogen. Schon war früher die Beſchwerde dem Hochmeiſter vorgetragen, der, um des Prälaten zu ſchonen, dem Kläger anderswo doppelten Erſaz geboten hatte. Doch Bayſen foderte nur Recht, nicht Gewinn; er begehrte ſtreng das Seine, aber auch nur das Seine, und nur von dem, der es zu rauben gewagt. Der See ward ihm zugeſprochen.

Durch dieſes Beyſpiel angefeuert, erhuben jezt ſich tauſend Stimmen, von Klagen wiederhallend, die ſämmtlich des Ordens Ruhm nicht mehrten. Viele ſchrieen um Rache wegen Verführung ihrer Weiber und Töchter. Andere foderten vertriebene Freunde zurück. Ein Verwandter des ermordeten Conrad Lezkau trat auf und heiſchte Blutrache. Ein Sohn jammerte, daß er, ſeines mißhandelten Vaters wegen, vergebens von Meiſter zu Meiſter, von Lande zu Lande, von Rechte zu Rechte Hülfe geſucht. Alte und neue Beſchwerden durchkreuzten einander, die Richter betäubend. Lebendige und Todte wurden vorgeladen, Großes und Kleines mit gleichem Ungeſtüm gefodert. Man be-

ſchließ

ſchloß, und mußte beſchließen, jezt nur die neuſten Klagen zu hören, gegen Lebende gerichtet, oder Mißbräuche der heutigen Regierung rügend. Auch hier war Auswahl ſchwierig, die Stimmen blieben getheilt, und als, nach langem Gezänk, man endlich überein kam, des Ordens mancherley Gebrechen zu beleuchten, da waren die Ritter, umgeben von zahlreichen Knechten, zu ihrer Vertheidigung beſſer mit Waffen als Gründen verſehen. Sämmtliche Kreuzherren, ſowohl Richter als müßige Zuſchauer, deren viele zugegen, hatten ſchon lange, mit kaum verbiſſenem Grimme, den Unterhandlungen zugehört; jezt fuhren ſie plötzlich von ihren Sitzen auf, ſtampften und lärmten, daß der Kläger wie der Richter Stimmen vergebens durchzudringen verſuchten, zwangen die lezteren ihre Stühle zu verlaſſen, und ſchieden mit der Drohung: „Land und Städte ſollen den Tag nicht wieder erleben, an dem ſie über ihre Herren richten!“

Wirklich blieb hinfort jedes Beſtreben fruchtlos, dieſes ehrwürdige Landgericht wieder zu verſammeln, bis man, wie die Chronik ſpricht, „mit den ſtolzen Herren einen andern Gang ging.“

Indeſſen aber der größere Theil der Ordensbrüder dem Bunde trotzig Hohn ſprach, barg der kleinere ſich unter deſſen Flügel. Jene drey empörten Convente, ihrer Vermeſſenheit Strafe ſcheuend, näherten ſich ſchmeichelnd den Städten. „Unſer Zweck, ſprachen ſie, iſt einzig nur, die ſchwer bedrückten Unterthanen, durch ein beſſeres Regiment im Lande, aufzurichten; darum gewährt uns Zuflucht, wenn Hochmeiſter und Gebietiger mit den Waffen drohen; liefert uns nicht aus, bevor Land und Städte förmlich in der Sache geſprochen, an deren Entſcheidung ſoll uns genügen. Bewirkt, durch einhellige Vorbitte, ſolch einen Rechtstag; uns aber ſicheres Gelait zu demſelben. Auch wir haben wohlhergebrachte Freyheiten, die begehren wir zu erhalten, gleich den Ständen. Man berufe die Meiſter von Deutſch und Liefland, man ſchlichte jeden Zwiſt in Güte und ſtelle Eintracht wieder her."

Statt dieß Verlangen, wie es ſich ziemte, höflich abzulehnen, und nicht durch Einmiſchung in fremde Rechte den böſen Schein der Händelſucht auf ſich zu laden; vertrauten es die Königsberger den Elbingern, die wiederum die Danziger um ihre Meinung befragten.

„Es iſt ehrlich und billig," ſagten dieſe: „darum rathen wir, ſobald ihr gewahrt, daß den Conventen Gewalt droht, ſo beſchicket den Hochmeiſter und verbittet euch die Gewalt. Thut es Noth, ſo wollen wir ſelbſt in den Handel uns miſchen. Indeſſen mögt ihr Allen Schutz und Herberge gönnen, die ſich auf der Stände Spruch berufen. Sollte, trotz Abmahnens, der Hochmeiſter dennoch zu Gewalt ſchreiten, ſo werden die Städte gegen ihren Eid nicht handeln, wenn ſie gerüſtete Mannſchaft werben.

Die von Königsberg befolgten Danzigs Rath, füllten ihre Mauern mit Bewaffneten, und trugen das in den Mund gelegte dem Hochmeiſter vor: „Gedenke Gottes, der Gerechtigkeit und deines Ordens Ehre. Betrübe nicht alſo manch Biedermannes Kind, dem Land und Städte ſo gut geſchworen, als dir, dem Hochmeiſter." Drohend ward hinzugefügt: „Geſchähe den Conventen etwas Leides, davon würde ſolche Zwietracht aufſtehn, daß wir und unſere Kinder nicht ſollten verwinden können."

Die kühne Sprache wirkte. „Wir ſind nicht Mörder," ſagte Paul, „und iſt unmöglich, daß wir ſolches an unſern Brüdern thäten." Tagefahrt und Geleite wurden angelobt. Frohlockend meldeten die Sendeboten den drey Conventen ihren leichten Sieg. — So weit war es gekommen, daß Paul die eigenen widerſpenſtigen Brüder im Schutz der Unterthanen ſehen mußte.

Am Himmelfahrtstage eilten die Verbündeten zahlreich gen Elbing, zu der abgetrotzten allgemeinen Verſammlung. Auch die Convente ſchickten ihre alten Gebietiger, die ſich im voraus mit den Städten freundlich beſprachen, und gegenſeitige Hülfe, in allem was rechtlich, zuſagten.

Dann gingen die Stände vor den Hochmeiſter, bittend, in einem Tone, der keine Weigerung duldet, um Abſchaffung der Zölle. „Ihr haltet auf eure Rechte, ſagte Paul, ſo will ich auch die meinigen beweiſen.“

„Laß uns frey von Zöllen, war die Antwort, wie du uns gefunden und wir dir gehuldigt; wir bitten um Ja oder Nein.“ Da ſchlug er ein gemiſchtes Gericht im Lande vor, um beyderſeitige Rechte zu prüfen. „Warum ſollen wir rechten, wo die Sache klar iſt? verſetzten ſie: gib uns nur einen ſchlichten Beſcheid mit Ja oder Nein.“

Die Gebietiger legten ſich ins Mittel. Man laſſe die Abſchaffung des Pfundzolles anſtehen, meinten ſie, bis zur Ankunft beyder Landmeiſter. Einſammeln möge ihn gemeinſchaftlich der Orden mit den Ständen, zu beyder Theile Nutzen. Die Städte ſprachen Nein.

Ohne Zuſtimmung der Landmeiſter, fuhren jene fort, kann und darf der Hochmeiſter dieſes Recht nicht aufgeben. Aber die Städte riefen: „Niemand ſoll unſern Herrn kränken, wenn er das gerechte Begehren erfüllt.“

Selbſt Hans von Bayſen verſuchte, einen Mittelweg aufſchlagend, die Gemüther zu vereinigen. Man nehme, war ſeine Meinung, den Zoll von Fremden, nur nicht von des Landes Einwohnern. Auch dieſer Vorſchlag wurde verworfen. „Von Zöllen, hieß es, ſoll der Orden nichts behalten. Finden Land und Städte, gemeinen Nutzens halber, in Zukunft nöthig Zölle anzulegen, das ſtehe ihnen frey."

Als der Hochmeiſter ſah, daß auch Bayſens Stimme nicht mehr durchdrang, da ließ er durch den Großcomthur die begehrte Zuſage thun, nur ſollten ſie ſeine Getreuen bleiben.

Nicht minder Glück brachte der Städte Vorwort den drey abtrünnigen Conventen: es kam ein Vergleich zu Stande, den ſie, unbeſchützt, nie zu hoffen wagen durften.

Noch ſchmeichelhafter war den Ständen die erlaubte Einmiſchung in den Streit zwiſchen Paul und ſeinen Landmeiſtern. Vergebens hatte ſelbſt der Papſt die deutſchen Gebietiger drohend ermahnt zu Friede und Gehorſam. Ja man erzählt ſogar, durch eine päpſtliche Bulle ſey der alte Eberhard ſeines Amtes entſezt, die Bekanntmachung des Spruches jedoch verhindert worden. Jezt, nach jenen fruchtloſen Unterhandlungen in Frankfurt und zum Sunde, genoß Danzig im Herbſt das ſtolze Vergnügen, beyde Meiſter in ſeinen Mauern zu erblicken, beyde wetteifernd, der Ständiſchen koſtbare Gunſt zu gewinnen. Aber dieſe bedachten klüglich, daß ihr eignes Heil fodere, in keine der ſtreitenden Waage ein Uebergewicht zu legen, am mindeſten den Hochmeiſter unterdrücken zu laſſen. Darum wollten ſie blos vermitteln und gewannen ſchlechten Dank, denn beyde Meiſter verließen Danzig unfreundlich. Was etwa hier die Städte für Paul gethan, oder vielmehr gegen ihn zu thun unterlaſſen hatten, dafür foderte ſogleich ihr Eigennutz Vergeltung, indem ſie abermals auf Abhülfe oft wiederholter Beſchwerden drangen.

Der Hochmeiſter, von allen Seiten gequält, durch Alter geſchwächt, ſein Anſehn von Brüdern verwundet, von Unterthanen beſchränkt, unterlag ſeinem Schickſal, fiel in Schwermuth, aus dieſer in Krankheit, die ihm kaum noch Erholung zu einem feyerlich-traurigen Tage gönnte, an dem er zu Marienburg ſein beſchwerliches Amt niederlegte, und wenige Tage nachher auch des Lebens Bürde abwarf.

Geiz befleckte ſeinen Charakter; ſonſt war er ein ſanfter, ehrlicher Mann, für ruhige Zeiten geboren. Stürmen zu widerſtehen gebrach es ihm an Kraft. Dieſes Mangels Gefühl warf ihn bald dieſem, bald jenem Rathgeber in die Arme. Von jedem nur zu eigenen Zwecken benuzt, erntete Paul keine andere Frucht ſeines gutmüthigen Vertrauens, als Gleichgültigkeit aus mangelnder Achtung entſpringend: oder Haß derer, die durch unerreichte Wünſche ſich dazu berechtigt hielten. So wahr bleibt: daß ſelbſt ein böſer, aber kluger Regent, einem Lande mehr als ein ſchwacher frommt.

Pauls Tod endigte den Streit mit beyden Landmeiſtern, denn im nächſten Ordenskapitel wurde Lieflands Statthalter beſtätigt, und Werners Statuten traten wieder in die alte Kraft.

Polen half in dieſem Jahre ſeinen jungen König auf den ungariſchen Thron erheben. Deſſen Bruder, Caſimir, hatte durch den Tod des Großfürſten die Statthalterſchaft über Litthauen gewonnen. Friedrich der Erſte, Churfürſt zu Brandenburg, ſtarb. Begebenheiten, die des Ordens Aufmerkſamkeit erregten und verdienten.

Zu Coppenhagen bewarben ſich die Städte um Erneuerung alter Privilegien — ſie wurde zugeſtanden;

um Erſatz erlittner Schäden — es blieb unabgemacht; um Genugthuung von den Holländern, für geraubte Schiffe — es ward verglichen.

Ganz im Stillen ſuchten auch die Stände ihres
Bundes Beſtätigung vom römiſchen Könige, und ge-
1441. wannen oder erſchlichen dieſelbe, ohne daß der Orden,
oder, wie ſich ſpäter zeigte, der König ſelbſt darum
wußten. Es ſtanden darin bedenkliche Worte: „daß
keynerley Freyheit, etwa von des Königs Vor-
fahren ertheilt, den Bund irren ſolle, in kain Wege.“
Das hieß, die Axt an alle Wurzeln der Ordensge-
walt legen.

Die Nachricht von Pauls Tode ereilte bald die heimkehrenden Landmeiſter, allein ſie folgten der Einladung zur neuen Wahl nicht eher, bis förmliche Geleitsbriefe ihnen Sicherheit verbürgten; ein ſchimpfliches Bekenntniß von der Brüder fortdauernden Zwietracht. Daß endlich dieſe ſchwinden werde, ließ die aufgehende Sonne hoffen, denn Conrad von Erlichshauſen ward zum Hochmeiſter gekohren.

Viertes Kapitel.

Conrad von Erlichshauſen.

1440 — 1449.

Ein ſchöner, anſichtiger Mann (ſo nennt ihn die Chronik) mit gelbem Flachshaar und kurzem Bart. Ein Friedensfürſt, fügt ſie mit Recht hinzu, denn die biedere Seele entſprach der Meynung. Schon früher hatten Paul Rußdorffs Gegner die hochmeiſterliche Würde ihm aufdringen wollen. Seine damals bewieſene kluge Redlichkeit brachte ihm jezt die Ehre einer freyen, einſtimmigen Wahl; und was er, in jenen ſtürmiſchen Tagen, dem Meiſteramt durch ſein Bemühn an Würde geſchüzt, erhalten hatte, das kam ihm ſelber jezt zu Gute. Dennoch trat er eine bedenkliche Regierung an. Laurender Groll umgab den Stuhl des neuen Fürſten, und Argwohn deutete alles böslich. Von dieſer Stimmung zeigt folgende bekümmerte Rede aus Conrads Munde: 1441.

„Liebe Ritter, Knechte und Getreue," ſprach er zu den Ständen mit jenem unverkennbaren Tone voll güthiger Herzlichkeit: „wir vernehmen, daß zwiſchen uns und euch iſt etlicher Unglaube, darum daß wir unſere Häuſer mit Mundvorrath verſehn, aus Noth und weil das Getreide wohlfeil iſt. Item daß wir zuſammen reiten, iſt geſchehn, weil wir geladen worden von unſerm Herrn römiſchen Könige gen Frankfurt in eigner Perſon. So mußten wir ſchicken an Seine Gnaden Sendeboten, die uns entſchuldigen, daß wir in eigner Perſon nicht kommen könnten, und darum mußten wir zuſammen reiten. Auch kamen zwey Herren aus

Bay-

Herren, die begehrten unſers Ordens, und kamen in ihrem Harniſch geritten nach alter Gewohnheit, und ritten eine lange Weile bey dem von Elbing (dem Comthur), da meinten etliche, man wolle ſie überfallen."

„Liebe Ritter und Knechte, wir bitten euch, ſetzet nicht auf uns ſolchen Unglauben. Weiß Gott, wir haben ein ſolches nie Willens gehabt, und iſt auch nie in unſre Herzen noch Gedanken gekommen. Gott weiß, daß uns nicht lieb iſt Unfriede oder Zwietracht, denn wie mag uns das ſeyn, als daß wir mit euch und ihr mit uns in Eintracht, Liebe und Freundſchaft leben?"

„Kehret euch nicht daran, ob etliche Unwiſſende oder Unverſtändige auf den Häuſern (in den Conventen) etwas reden, das da möchte einen Mißglauben gebähren. Wir wollen ſchreiben und alle Gebietiger ernſtlich ermahnen, daß ſie jedermann warnen, daß er ſein zuſehe was er redet. Geſchähe es dennoch und würden die Gebietiger ſäumlich befunden, ſo wollen wir ſelbſt, nach Klage und Antwort, alſo viel dazu thun, als ſich das von Rechte wird gebühren."

„Darum legt ab allen ſolchen Unglauben und vertraut uns; wir wollen thun als die getreuen Herren; wir wollen wahrlich thun als wir vor Gott und aller Welt verantworten mögen."

Alſo beſtrebte ſich der edle Conrad, jedem Argwohn durch freymüthige Erklärung vorzubeugen, und ſeinen frommen Worten konnten nur verſtockte Herzen den Eingang ſperren. Leider ſchon zu weit hatte der Bund gegriffen; er fürchtete den Mann, der zwar mit weiſer Mäßigung ſeiner ſchonte, aber auch keinen Schritt in Behauptung eigner Rechte wich. Um jetzt mehr zu erobern, blieb kein anderes Mittel, als bewaffnete Selbſthülfe, ein Schritt, zu dem nur höchſte Noth [illegible] konnte. Darum wurde nicht einmal auf das zweite Landgericht gedrungen, deſſen erſte Sitzung der

Kreuzherren Uebermuth zerriß. Von Jahr zu Jahr ließ der Bund durch allerley Vorwand ſich vertröſten, theils aus erzwungener Achtung vor dem neuen Hochmeiſter, theils weil deſſen Geſinnung Bürge war, daß ohnehin jeder Klagende vor ihm Recht finden werde.

Nur um Beſtätigung ihrer Privilegien baten die Stände glückwünſchend, aber Conrad begehrte zuvor die Huldigung. Dieſe ward verzögert durch eine bedenkliche Abänderung in der Eidesformel. Die Stände wollten nur dem Hochmeiſter, nicht dem Orden ſchwören, beriefen ſich auf altes Herkommen und magdeburgiſches Recht. Nach manchem Hin- und Wiederreden gelobten ſie endlich auch Gehorſam dem Orden, doch nur nach des Hochmeiſters Tode, bis zur Wahl ſeines Nachfolgers. Hierauf empfingen ſie die Zuſage ungekränkter Freyheiten; aber was ſie ſonſt noch anzubringen gedachten, wurde verſchoben auf einen Landtag, der in dieſem Jahre nicht erfolgte. Hingegen hörte Conrad, bey der, nach alter Gewohnheit, angeſtellten Huldigungsreiſe, willig einzelne Beſchwerden; verlieh Rittern und Knechten Gerichtsbarkeit in ihren Gränzen; erließ verſäumte Abgaben; verwilligte den Töchtern die väterlichen Güter; verſprach den Handel in der Fremde kräftig zu beſchirmen. Auch dem Ehrgefühl der Verbündeten ſchmeichelnd, ließ er in allen Conventen die Brüder warnen, nichts gegen den Bund zu reden, ſich damit unverworren zu laſſen; und durch ſolche Milde bewog er die Stände bisweilen zu gegenſeitigem, freundlichen Nachgeben. Auf einer Tagefahrt zu Elbing wurden viele Beſchwerden erwogen, manche abgeſtellt, das meiſte verſchoben, das Landgericht verſprochen; allein der ſchwierige Punkt: ob die culmiſche Handfeſte auch auf die Inſaſſen auszudehnen ſey? blieb unberührt; man half ſich durch die allgemeine Formel: ſie ſolle gehalten werden denen es gebühre.

Ein Bauernaufruhr im Stift Ermeland drohte Störung der innern Ruhe. Seit Errichtung des Bundes ſtand der Biſchoff mit dem Orden in engerer Vertraulichkeit, die alte Eiferſucht vergeſſend bey gemeinſchaftlicher Gefahr. Denn nicht minder als den Kreuzherren, war den Prälaten des Bundes Macht bedenklich, indem auch ihre Städte und Landſchaften in gleicher Gährung zu jenen des Ordens ſich geſellten. Jezt hatte ſogar der Geiſt der Widerſpenſtigkeit Menſchen ergriffen, die keinen Theil am Bunde hatten, Bauern eines Kammeramtes, die nun ſchon über Jahr und Tag ihre Zinſen und Frohnen den Thumherren verweigerten. Daß ihres Vogtes Härte, wie es heißt, ſie dazu getrieben, iſt möglich, denn er war ein Kreuzherr; doch möglicher, daß einige Jahre früher ſelbſt ein ſchwererer Druck zu keinem Widerſtande ſie würde gereizt haben; obſchon im Stift keine bewaffnete Macht Gehorſam erzwingen konnte, wie im Ordensgebiete. Allein was jezt rings um ſie her täglich vorging, erzeugte ſchnelles Vertrauen auf wahre oder eingebildete Rechte, und der Bürger muthige Kühnheit verwandelte ſich unter Bauern in verwegenen Troz. Vielleicht nahmen auch manche vom niedern Adel an der Empörung Theil; des Wortführers Name, Benedict von der Sayle, berechtigt zu dieſer Vermuthung.

Nachgeben oder Gewalt ſchienen gleich bedenklich. Die Thumherren wandten ſich zuerſt an ihren Biſchoff, der mehr als eine gütliche Ermahnung an die Bauern verſchwendete. Darauf gedachten ſie vom römiſchen Könige einen Befehl an den Orden auszuwirken, daß er hundert Mark löthiges Geldes von den Bauern erzwingen ſolle; denn um ſo viel ſtrafe die goldene Bulle jeden Frevler, der am Eigenthum der Kirche ſich vergreift.

Der Biſchoff widerrieth ſolche Schritte, der ſchweren Koſten halber, die den armen Landmann nur noch mehr erbittern würden. Hingegen ſchlug er Schiedsrichter vor, welchen ſich die Thumherren murrend, die Bauern willig unterwarfen. Als aber das Urtheil, von Rittern und Städten zu Elbing geſprochen, die lezteren verdammte, da gereute ſie die Unterwürfigkeit. Ein halbes Jahr verſtrich, dem Spruche ward keine Gnüge geleiſtet, vielmehr verbanden ſich die Widerſpenſtigen nur feſter, und ſtrebten auch des Biſchoffs Bauern aufzuwiegeln. Daß ihnen wirklich zu viel geſchehen, iſt nicht erweislich, aber möglich, da keiner ihres gleichen mit zu Gerichte ſaß, und keine günſtige Feder ſich einem Stande weihte, der ſeine Gründe ſelbſt aufzuzeichnen unfähig war. Man darf vermuthen, daß nur Uebermaß der Bürde jochgewöhnte Menſchen zu verzweifelten Schritten aufreizen konnte. Ueberall, wo die Geſchichte auf ſchwächere Bedrückte ſtößt, deren Klaggeſchrey in fernen Jahrhunderten längſt verhallt iſt, da ſcheint Mißtrauen gerecht.

Conrad, von den Thumherren aufgefodert, ſandte Vermittler zu den Bauern, redliche Männer von Anſehn, die, nach ſeinem Ausdruck, ohne Bedenken vor Papſt und Kaiſer treten mochten; auch dieſe ermahnten vergebens; Hohn, Ausflüchte, Ungehorſam, waren die Früchte ihrer Mühe; die Flamme griff um ſich, und Conrad erkannte unzögernde Gewalt für das lezte Mittel dem Unfug zu ſteuern.

Dieſe Meinung, obgleich verhüllt, trug er den Ständen vor, warnend vor gefährlichen Folgen, nach dem Beyſpiel der böhmiſchen Unruhen. Er hoffte, ſie würden ſelbſt um Zwangshülfe ihn anſprechen; allein ſie ſchwiegen, trotz ſeiner ſichtbaren Unzufriedenheit; ergözten ſich vielleicht im Stillen an dieſen Händeln, ſchürten ſie wohl gar, und meinten laut, man müſſe noch einmal die Güte verſuchen. Da ließ endlich der Biſchoff, des Zögerns müde, die Rädelsführer in den Thurm werfen, wo Hunger ſie geſchmeidig machte; 1442. Conrad zeigte Ernſt; der Rath zu Braunsberg vermittelte; die Bauern ergaben ſich in des Biſchoffs Gnade. Einige mußten ihr Vaterland meiden, Geldbuße erlegen, frohnen, zinſen wie zuvor, doch der harte Vogt wurde ſeines Amtes entſetzt, und dieſes in der Folge keinem Ordensbruder mehr verliehen. Zwey Jahre währte dieſer Kampf, merkwürdig für des Bundes Geſchichte, weil deſſen Macht und Geiſt auch hier ſich deutlich offenbarten; der Geiſt — denn jeder Gedrückte wurde gleichſam Bundesgenoſſe, fand Schutz, Aufmunterung, ſeine Klagen ohne Scheu zu verlautbaren, weil dieſes Recht, ſelbſt gemißbraucht, dem Schwächern ſtets offen bleiben müſſe. Die Macht — denn der Hochmeiſter brannte vor Begierde, die Empörer mit dem Schwert zu züchtigen, und wagte dennoch nicht, in einer Sache, die den Bund nichts anging, ohne deſſen Zuſtimmung zu handeln. Furcht war das nicht, nur kluges Weichen vor überlegener Stärke. Auch der Biſchoff gab einen Beweis erzwungener Achtung vor dem gehaßten Bunde, indem er künftige Klagen der Bauern mit Zuziehung der Stände zu entſcheiden verſprach.

Gefühl des Rechts, ohne Gefühl der Macht (die leider nur allein Rechten Kraft verleiht), pflegt ſelten den Ton der Zuverſicht in den Mund des Begehrenden zu legen, doch verſuchte Conrad dieſen Ton Einmal, als er zur Genüge erfahren, daß weder Schmeicheleyen noch Bewilligungen des Bundes Argwohn einzuſchläfern, deſſen Starrſinn zu beugen vermochten. Auf einem Landtage zu Elbing foderte er des Ordens Recht, Zölle nach Bedürfniß anzulegen, mit feſter Stimme zurück, weil Armuth ſeiner Gebiete, Aemter und Zinsleute,

leute, ihm nicht erlaube, weder ſeines Amtes Würde zu behaupten, noch die Ordensſchlöſſer nothdürftig zu unterhalten. (Er hätte auch die Hoſpitäler nennen mögen, in welchen man nicht einmal Betten fand.) Den Ständen wurde zugleich die Urkunde Kaiſer Friedrich des Zweyten vorgelegt, welche dem Orden jenes Recht verlieh, und Conrad ſchloß mit der Ankündigung, daß er hinfort den Pfundzoll wieder heben werde.

Einige wandten nichts dagegen ein; andere zögerten und lauſchten, wie die groſſen Städte ſich erklären würden: deren beſtimmte Weigerung entſchied auch ihren Schluß. Zu Marienburg geriethen der Städte Machtboten mit dem Hochmeiſter in fruchtloſen Wortwechſel, ſie für gelobte Freyheiten, er für landesherrliche Rechte ſtreitend.

Der erſte Verſuch war mißlungen, doch Conrad unabgeſchreckt. Er kannte den ſiegbringenden Satz: trenne und herrſche, darum verſuchte er die Einigkeit der Städte zu untergraben, und befreyte, in Rückſicht der culmiſchen Handfeſte, Culm und Thorn von den Zöllen. Allein die Städte erklärten, ſie würden in gemeiner Landesſache nie ſich trennen. Vergebens ließ Conrad Culm und Thorn allein zur Antwort fodern; Alle gingen mit, und beſtrebten ſich, des Zolles ſchädliche Folgen für den fremden Handel darzulegen.

„Mit den Fremden“ ſprach der Hochmeiſter, „will ich wohl fertig werden; allein ich weiß, worüber euer Argwohn brütet. Ein albernes Mährlein, von Müſſiggängern ausgeheckt, läuft herum, als habe das Kalb, auf deſſen Haut das alte kaiſerliche Privilegium geſchrieben, vor einem Jahre noch geweidet; der Biſchoff von Rieſenburg und der Pfarrer zu Danzig hälhätten mir kunſtreich ihre Feder geliehen: auch ſchmiede der Orden heimliche Anſchläge, Danzig zu überfallen. Ich ſage euch, alles iſt erlogen.

Die Städte glaubten, oder ſtellten ſich zu glauben, was Conrad herablaſſend vortrug, ſprachen ſelber mit Verachtung von jenen lügenhaften Gerüchten, und baten nur, daß er die Danziger Schiffe frey wolle ſegeln laſſen.

„Wir hindern niemand“ ſprach der Hochmeiſter: „will jemand ſegeln, der gebe was uns gebührt, und ſegle in Gottes Namen.“

Gern hätten die Städte eine Abſchrift des Privilegiums beſeſſen, und die Verweigerung derſelben ſchien allerdings verdächtig; daher blieben ſie finſter und mißtrauiſch; auch dann noch, als der Volksfreund Hans von Bayſen, zu einer freundlichen Berathung, vom Hochmeiſter ſelbſt mit abgeordnet wurde. Da nahm endlich Conrad ernſthaft das Wort und ſprach: „Wir haben den Pfundzoll angeſetzt, dabey bleibt es. Unſer Recht dazu wollen wir dem römiſchen Könige vorlegen.“

Die Städte ſtutzten und verbaten ſich den unerhörten Gang. Conrad beharrte trocken auf ſeinem Entſchluß, brach die Unterhandlung ab, und nahm wirklich ſeine Zuflucht an den Hof des Kaiſers.

Warum machte dieſer Schritt die Städte ſo beſtürzt? warum legten ſie ſo großes Gewicht auf die verzögerte Urkunde? die verweigerte Abſchrift derſelben? warum beriefen ſie nicht kurz und gut ſich auf das Recht, dem der Orden entſagt, deſſen der Hochmeiſter bey der Huldigung aufs neue ſich begeben hatte? Sie fürchteten einen Rechtsgang, ſchwere Koſten, üblen Ruf; Acht und Bann, ſie fürchteten einen

nen Richter, der das von ihm ſelbſt ertheilte Privilegium wohl ſchützen werde und müſſe; ſie fürchteten endlich die weſtphäliſchen Vehmgerichte, deren Unfug über jede Gränze ſchweifte; dazu geſellte ſich noch jene Beklemmung, die ſtete Begleiterin eines zweifelhaften, bisher nie gewagten Unternehmens; jene, durch Jahrhunderte fortgepflanzte Scheu vor dem Kaiſer, und der Wahn von deſſen Weltherrſchaft. Völlig fremd zu Wien, blendete ſie der ferne Glanz des Kaiſerhofes, und ſie lernten erſt nach Jahren, daß freygebige Unterthanen auch dort Mittel fanden, ihre Herren zu beſiegen. Dieſen Weg zeigte jetzt der Orden ihnen ſelber, und erkaufte theuer gegenwärtigen Vortheil durch unheilbaren Riß, den er, für künftige Reue, in ſein köſtlich jus de non appellando machte.

Prälaten, Ritter, Knechte, zogen furchtſam ſich zurück. Die kleineren Städte lauſchten. Ihnen brachte der Pfundzoll nur entfernten Nachtheil, darum bewilligten einige ihn geradezu, andere mit Vorbehalt der Zuſtimmung ihrer mächtigern Schweſtern. Wollte Conrad ſie einzeln erforſchen, ſo bezog ſich immer eine auf die andere, je nachdem ihre Nahrung von jener abhängig war, und am Ende blieben immer die groſſen Städte des Ringes Mittelpunkt. Doch auch deren Standhaftigkeit hatten des Hochmeiſters Drohungen erſchüttert; ihre Antworten begehrte er einzeln; ihr Umſtimmen nannte er Aufwiegelung. Nur insgeheim wagten ſie, den Rath des Landes und der Prälaten ſich zu erbitten. „Gebt nach, rieth der Biſchoff von Heilsberg, denn im Vertrauen ſage ich euch: die Kaiſerlichen Ladungen ſind ſchon unterweges. Erbietet euch zu einer Vergütung; ſezt andere Steuern feſt für einige Jahre.“

Der wohlgemeinte Vorſchlag wurde einmüthig verworfen; fruchtloſe Unterhandlungen dauerten fort, bis endlich die Kaiſerlichen Ladungen wirklich eintrafen; da eilten die Städte erſchrocken zum Hochmeiſter, der feſt bey ſeiner Erklärung beharrte: „Wollt ihr die Ladungen heben, ſo räumt nur den Pfundzoll ein.“

Seufzend entſagten ſie nun der erſt vor zwey Jahren mühſam errungenen Freyheit. Nur das Recht, den Zoll mit einzuſammeln, behielten ſie ſich vor, nebſt einem Drittel des Ertrags zu Beſtreitung auswärtiger Botſchaften. Im Grunde blieb der Vortheil doch auf ihrer Seite, denn ſie gewannen Geld zu Durchſetzung ihrer Anſprüche, und hatten nun erfahren, daß der Orden höchſtens wage, ſie vor dem Kaiſer zu befehden, nicht aber unter ihren Mauern.

Fünftes Kapitel.

Verhältniſſe mit Brandenburg.

Des Hochmeiſters vermehrte Einkünfte erleichterten bald nothwendige Ausgleichungen zwiſchen ihm und Churfürſt Friedrich II. von Brandenburg, mit dem, ein Bündniß einzugehn, er abgelehnt. Schon deſſen Vater, nachdem er die Mark von Kaiſer Sigismund erkauft, machte Anſprüche auf die Neumark, als zu jener gehörig; gab ſie aber wieder auf, weil der Kaiſer, durch den Kaufbrief ſelbſt, das Gegentheil erwies, und dieß Land dem Orden zu ewigen Zeiten verlieh. Friedrichs Sohn erneuerte den väterlichen Anſpruch ernſtlicher, des Sinnes, während ſeiner Regierung alle von Brandenburg abgeriſſene oder veräußerte Stücke wieder zu vereinigen; vor allen die

Neumark, der wichtigſten eines. Der Verkauf ſchien ihm ungültig, darum begehrte er ſie einzuloſen, um billigen Erſatz.

Lange ſchon gährte Unmuth zwiſchen beyden Fürſten, wozu von Seiten Friedrichs, Empfindlichkeit über das verſagte Bündniß beytragen mochte. Conrad klagte, daß der Marggraf Ordensfeinde in ſeinem Lande hege; erzählte dem Deutſchmeiſter: Friedrich habe, der Neumark halber, ſein Hofgericht beſucht, ſey auch heimlich ans Concilium gegangen, und drohe, mit Gewalt zu nehmen, was ihm in Güte verſagt werde. Dann warnte er den Vogt jener Provinz, er ſolle fleiſſig acht auf Schlöſſer und Städte haben, „wenn ihr ſehet wohl, wie es jezund in der Welt gelegen iſt, daß die Herren nachgrifflich ſeyn.“ Ein anderes Mal brach er in die Worte aus: „denn die Welt itzunder ſeltſam und fremde iſt, daß man nicht weiß vor wem man ſich hüten ſoll.“ Den Ordensanwald zu Rom ging er dringend an, päpſtliche Briefe über die Neumark auszuwirken, „denn uns täglich vorkommt, daß Marggraf Friedrich mit unſers Ordens Beſten nicht umgehen ſolle.“ Dieſe Beſtätigung hatte der Papſt bisher unter dem ſeltſamen Vorwand verweigert: daß die Erzbiſchöffe von Trier und Cöln ihm noch nicht Gehorſam geleiſtet. Sowohl dieß Hinderniß, als „etwanige Gebrechen an der Mündigkeit des jungen Herrn“ ſollte der Anwald zu heben ſuchen.

Der Marggraf unternahm noch ein Mal den Beweis, daß ſein Vater die Chur- und Neumark zugleich erhandelt und bezahlt. Sigismund, der Schutzredner des Ordens, und ſein eigener in dieſer Sache, war nicht mehr, und Friedrich wähnte, der Zeitpunkt ſey gekommen, ſich nach Belieben mit dem Orden ab-

zuzuzufinden, auch nicht einmal die ganze, von dieſem aufgewandte Summe zu erſtatten. Dieß erhellt aus verſchiedenen Rechtsfragen, welche der Orden, nach zweyjährigen fruchtloſen Unterhandlungen, mehreren Gelehrten, beſonders zu Baſel, vorlegen ließ; denn damals achteten die Gewaltigen es noch bisweilen der Mühe werth, Gründe zu beherzigen, die nicht aus Fäuſten, ſondern aus Köpfen hervor gingen.

„Konnte Sigismund das Land dem Orden übergeben? — gehört es zur alten Mark und folglich zum Churfürſtenthum? — iſt deſſen Trennung der goldenen Bulle zuwider? — wird es geachtet für ein Reichslehn? und durfte ſelbſt in dieſem Falle nicht auch der König ſchalten? — Hat der Orden ſein Pfandrecht verloren, weil er das Pfand in Kauf verwandeln laſſen? — ſind beyde durch die Gabe unkräftig worden? — und ſo dem alſo wäre, darf der Orden nicht zum mindeſten wieder fodern was er aufgewandt? — endlich: wer ſoll entſcheiden? Kaiſerliche Richter oder Geiſtliche?" Alle dieſe Fragen wurden von den Baſelſchen Gelehrten zwar verſchieden, doch zu des Ordens Vortheil beantwortet.

Den förmlichen Rechtsgang ſcheute Friedrich ſelbſt und wünſchte gütlichen Vergleich. Auf Bitten der unterhandelnden Machtboten erſchien er perſönlich zu Frankfurt. Da ward einmüthig beſchloſſen:

„Markgraf Friedrich, ſammt ſeinen Brüdern, begibt ſich aller Anſprüche, wird auch — jedoch auf Koſten des Ordens — die Beſtätigung des Verzichts von Kaiſer und Reich ohne Aufſchub bewirken. Dagegen zahlt der Orden noch 20000 rheiniſche Gulden, und gelobt, weder neue Zölle zu Cüſtrin anzulegen, noch den Handel auf der Oder zu beſchweren."

Von beyden Theilen wurden die Bedingungen getreulich erfüllt, Vertrauen und Einigkeit ſo feſt begründet, daß bey jedem Zwiſt, der etwa in der Folge zwiſchen dem Vogt der Neumark und den benachbarten Fürſten, oder auch den Unterſaſſen ſich erhub, der Markgraf ſtets erkohrner Schiedsrichter war. Eine Klage des lezteren über Ordensbrüder, die ſich ungebührliche Reden über ihn erlaubt, beherzigte der Hochmeiſter alſobald, und ließ in allen Conventen das unnütze Geſchwätz ſcharf unterſagen. Ein zweyter Beweis, wie oft die Edelmönche durch unbedachtes Plaudern ihren Orden in böſe Händel verwickelten.

In der Hauptſache beruhigt, blieben nur noch zwey kleinere, gegenſeitige Beſchwerden zu tilgen übrig. Conrad klagte: daß der Markgraf eine Brücke bey Czantoch (oder Santok) über die Warthe auf des Ordens Ufer habe ſchlagen laſſen; und Friedrich klagte: daß der Orden, für Löſung der Briefe aus der Kaiſerlichen Kanzeley, die Gebühren zu erlegen zögere. Von lezteren erwies der Hochmeiſter das Gegentheil durch Quittungen, und hielt zu ferneren Schenkungen an des Kaiſers Räthe ſich unverbunden.

Den Brückenbau betreffend, ſo hatte allerdings Friedrichs Betragen den Schein von Händelſucht, oder bekam ihn durch den Mund des Dritten; denn auf Conrads Abmahnung erging die kurze Antwort: „wenn die Brücke fertig, könne darüber gehandelt werden.“ Doch bald unterwarfen beyde Theile ſich dem Ausſpruch des biedern Markgrafen Hans von Nürnberg, der auch hier ſeinen Geiſt der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht verläugnete, ſprechend, nach Beſichtigung von des Ordens Urkunden: es ſoll beym Alten bleiben. Friedrich wollte ſogar dem Orden Czantoch überlaſſen, und begehrte nichts dafür, als einen Dienſt zu ziemlichen Zeiten von dem Inhaber.

Nur ein Mal wurde noch das gute Vernehmen durch kurzen Argwohn unterbrochen. Ein Gerücht erſcholl, als ſey der Churfürſt geſonnen, in Verbindung mit benachbarten Fürſten, den Orden anzugreifen, und ſeine Unterſchrift der neulichen Verträge, als die eines damals Unmündigen, für ungültig zu erklären. Conrad ſchrieb deshalb an den Markgrafen Hans, ihm entdeckend, daß eben jene Fürſten (die er niederſächſiſche Herren nennt) den Orden ſelbſt gegen Friedrich aufzuhetzen verſucht. Er bat ihn, als Vermittler im Nothfall aufzutreten; allein es war überflüſſig. Beyde Markgrafen erklärten mit edlem Unwillen: nie ſey in ihren Sinn gekommen, ſolch einen ſchnöden Vorwand zu gebrauchen. Ein Freundſchaftsbündniß befeſtigte das gegenſeitige Vertrauen.

Man glaubt gemeiniglich: bey Zwiſtigkeiten zwiſchen Fürſten, die, fern von einander, ihre Rechte und Anſprüche in fremde Hände legen, ſey die Perſönlichkeit der Streitenden, Privathaß oder Neigung, Achtung oder Geringſchätzung, von unbedeutendem Einfluß, indem ſie bloß ihr Volk darſtellten, keiner Leidenſchaft, wie Einzelne ſie hegen, unterworfen. Allein ſo iſt es nicht, und man darf kühn behaupten, daß, ſeit Länder regiert, Verträge geſchloſſen, Zwiſtigkeiten ausgeglichen werden, noch nie ein Regent ganz ohne perſönliche Rückſichten gehandelt habe. Nichts wäre darum dem Staatsmanne ſchwerer zu verzeihen, als die mit ſeiner Kunſt unverträgliche Schwärmerey: er dürfe den Fürſten ganz vom Menſchen trennen, und ſeine Entwürfe bloß auf des Volkes Heil gründen. Wären Conrad und der Churfürſt minder offen, Markgraf Hans minder redlich geweſen, hätten nicht Alle gegenſeitig perſönliche Achtung für einander gehegt, und als fürſtliche Biedermänner die Händel geſchlichtet, es möchte leicht aus Argwohn, Mißverſtand und Zuträgerey (dieſem Gift für Fürſtenohren) ein ſchwerer Krieg erwachſen ſeyn.

Zwiſchen Hans und Conrad entſpann ſich eine ſtille Vertraulichkeit, die immer wuchs. Der Hochmeiſter, von Dankgefühl beſeelt, war Sinnes, zwiſchen der Dänen Königin, Dorothea, des Marggrafen verwittweten Tochter, und dem polniſchen Caſimir eine Verbindung zu ſtiften. Doch der neue König Chriſtian kam ihm zuvor, und vermählte ſich mit der zwanzigjährigen Wittwe, der edlen Stamm-Mutter aller folgenden Könige aus dem Hauſe Oldenburg. Wäre Conrads Entwurf gelungen; hätte er dem Orden eine treue Freundin auf dem polniſchen Throne erworben, vielleicht herrſchte noch jetzt ein Hochmeiſter in Preußen.

Sechſtes Kapitel.

Verhältniſſe mit Rußland, Litthauen, Polen.

Mit den Ruſſen kam der Orden nur durch Liefland in Berührung. Dort war der Meiſter Sinnes, mit König Chriſtoph von Dänemark ſich zu verbinden. Conrad widerrieth ihm ſolches, erinnernd, wie viel Unheil aus dem Bunde mit Swidrigall entſtanden. Doch fügte er hinzu: wenn der Meiſter die Gelegenheit der Lande Dänemark und Schweden beſſer kenne, ſo ſtelle er es ihm anheim. Auf dieſen Fall entwarf er ſelbſt die Artikel des Bundes gegen Rußland, dem er feindſelig zu ſchaden trachtete, bey großen und kleinen Veranlaſſungen. Bald ſandte er eine Anzahl Weppener zu Schiffe nach Reval, berichtend, daß Walachen und Tataren ſich rüſteten zum Beyſtand der Ruſſen; bald unterſtützte er mit großen Summen, die er ſelbſt erſt leihen mußte; bald warnte er den Landmeiſter vor Einem aus Mähren, der den Feinden 600 Pferde zu Hülfe führe. In einer Hungersnoth, die Rußland traf, foderte er die Lübecker und Dänen auf, kein Korn dahin zu verſchiffen, drohend, man werde es wegnehmen. Pfalzgraf Ludwig bey Rhein, durſtig nach Abenteuern, erbot ſich zu einem Feldzuge gegen die Ruſſen. Conrad meldete ihm: die Liefländer würden zu Johanni über die Narowa ſprengen; wer Ritterſchaft üben wolle, der ſey willkommen, jedoch auf eigne Zehrung und Koſten. Unter gleicher Bedingung erſuchte er auch die Lübecker um bewaffneten Beyſtand. Herzog Georg von Rußland, rückkehrend von einer

Wallfahrt zum heiligen Blute von Wilſnack, wollte durch Preußen heimziehen, aber Conrad verſagte ihm das Geleite, weil er Hauptmann der Nowogoroder ſey. Alſo ließ er keine Gelegenheit entſchlüpfen, den Ruſſen Abbruch zu thun. Aber endlich rieth er doch zum Frieden, denn die Nachricht erſcholl: die Städte in Liefland würden den Hochmeiſter beſchicken, um dieſer Kriege willen, deren ſie müde waren; ja ſie drohten, einen andern Herrn zu ſuchen, oder auch in den Preußiſchen Bund zu treten. „Verhütet das in Zeiten,“ ſchrieb Conrad an den Meiſter: „am gedeihlichſten möchte Friede ſeyn.“ So lähmte der Bund des Ordens Macht ſchon durch den Schrecken ſeines Namens. Darum verdiente ſich der Schweden König Conrads Dank durch das Erbieten, einen Waffenſtillſtand mit den Ruſſen zu beteidingen; der Meiſter in Liefland aber, der indeſſen mit wechſelndem Glücke focht, verwarf dieſen Mittler; ſchlug die von Reval dazu vor, und klagte, daß in Nowogorod die Gefangenen hart gehalten würden.

Mit merklicher Freude meldete Conrad endlich, zwey Jahre vor ſeinem Tode, dem Deutſchmeiſter: der Friede mit Rußland ſey auf 25 Jahre geſchloſſen.

Eingreifend in dieſe Begebenheiten waren öfter die Verhältniſſe mit Litthauen. Großfürſt Caſimir verſprach, den Nowogorodern nicht zu helfen, wenn ſie den Frieden verſchmähen würden; und ſeiner Briefe Ton beweiſt, daß auch ihm der edle Conrad Achtung und Vertrauen einzuflößen gewußt. Im Stillen theilte er, zum Beyſpiel, dem Hochmeiſter die Nachricht mit, daß vier böhmiſche Herren ihn zum Könige machen wollten; und ihr Bote habe geſagt, er ziehe nach Preußen, um dort die ſpitze Frage vorzulegen: warum der Orden das Kreuz trage? ob gegen Heiden oder Chri- 1444.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 08020/067

Chriſten? denn als der König die Heiden bekriegt, habe der Orden ihm nicht geholfen.

Nur über die Liefländer brach der Großfürſt oft in Unwillen aus, und meinte, ſie wären ihm gehäſſig, weil er den Nowogorodern einen Hauptmann gegeben. „Seit Witolds Zeiten,“ fuhr er klagend fort, „iſt ſolches üblich geweſen; und was vermag denn ein Hauptmann mit ſeinem Hofgeſinde? hat doch der Meiſter in Liefland nicht eher Krieg begonnen, bis er gewußt, daß ſich die Ruſſen an uns gewandt um einen Hauptmann. Hingegen mit den Pleſkowern, unſern Feinden, hat er auf zehn Jahre Frieden geſchloſſen. Auch grollt er über manchen Gefangenen und hegt Verlaufene.“ — Conrad entſchuldigte die Liefländer ſo gut er konnte, und verſprach, „ſich zu bearbeiten,“ daß es anders würde.

1436. Aber es wurde nicht anders, denn zwey Jahre ſpäter klagte Caſimir aufs neue, über Gränzverletzung und Mißhandlung ſeiner Boten. Er fügte die zwar lächerliche, aber nicht grundloſe Frage hinzu: „Wir „begehren zu wiſſen, ob der Meiſter in Liefland dem „Hochmeiſter Gehorſam ſchuldig oder nicht?“ — Conrad wich aus, und verſprach, wie gewöhnlich, einen Tag zu halten. Das war nur eine Redensart; die Wirkung ſolcher Tage ſelten bedeutend; das Band zwiſchen Preußen und Liefland ſchon zu locker.

Zwar, die Anklage der Verſpottung wälzten die Liefländer von ſich ab, und was ſie erzählen, iſt abermals ein Beweis, wie oft in jenen Zeiten ein Wort, eine Geberde, Krieg erzeugte, weil ein reges, obſchon falſches Ehrgefühl die Handelnden beſeelte. Wenn in unſern Tagen nur für Länderraub das Schwert gezogen wird, unbekümmert um Urtheil, Spott oder Fluch der Welt; ſo geſchah es damals häufig, um ein

Schmähwort zu rächen oder ein Hohnlächeln zu beſtrafen. Die Liefländer erzählten: „ein Pleſkower ſprach, der Vogt zu Salburg lege Steine in die Luna, ſo ſcheiterten die Ruſſen daran, und verlören ihre Güter.“ Der Landmarſall verſetzte: wie kommen denn unſere Leute durch? — dann, war die Antwort, nähme der Vogt die Steine jedesmal weg. Die Umſtehenden, der Gegend kundig, mußten darüber lachen; das ſey alles.

Im Ganzen mochte den Liefländern wohl nicht zu viel geſchehn, wenn ſie der Händelſucht bezüchtigt wurden, denn ihre Zahl beſtand zum Theil aus des Ordens Auswurf, den, um Strafe, Zucht und Beſſerung willen, der Hochmeiſter in dieß entlegene Land verwies. Ja, auch der Deutſchmeiſter verbannte ſeine lüderlichen Brüder dorthin, wie noch gerade um dieſe Zeit mit mehreren geſchah.

Der ewige Friede mit Polen währte noch. König Uladislaus und der Hochmeiſter bewirtheten einander köſtlich, und dieſer Gaſtmähler ſchönſte Feyerlichkeit war der Schwur, der jenen Frieden aufs neue beſiegelte. Von Polens Vereinigung mit Ungarn hatte der Orden ſo lange nichts zu fürchten, als der König, was er dort an Macht erworben, auch dort verwenden mußte. Allein er fiel in dem unglücklichen Treffen bey Warna; Ungarn trennte ſich wieder von Polen.

Der junge Großfürſt von Litthauen, trotz ſeines Haſſes gegen Liefland dem Hochmeiſter ohne Wanken ergeben, ſchrieb vertraulich, man habe ihn gedrängt, 144
die polniſche Krone anzunehmen; doch ſichere Nachricht ſey ihm zugekommen, daß ſein Bruder noch lebe; darum wolle er „auf deſſen Stuhl nicht ſitzen.“ Zugleich meldete Swidrigall, er ſey des Großfürſten treuer Diener worden.

Bald nachher ſandte Caſimir eine heimliche Botſchaft, um engere „Verbindung und Freundſchaft" zu ſtiften, wie ſie mit ſeinem Vetter zu Rußdorfs Zeiten beſtanden. „Haltet die Werbung geheim," bat er den Hochmeiſter, „theilt ſie nur wenigen Euren Gebietiger mit." Es ſchien auf Polen gemünzt, welches, müde ſeiner Weigerung, zur Wahl eines neuen Königs ſchreiten wollte.

Conrad ging zu Rathe und antwortete klüglich: „die Botſchaft iſt weitgreifend; erklärt euch ſchriftlich, in welcher Weiſe die Verbindung ſeyn ſoll? iſt ſie dem ewigen Frieden unſchädlich, ſo wollen wir ferner unterhandeln." Der Antrag blieb ohne Folgen, dennoch ward des Großfürſten achtungsvolle Geſinnung auch durch die Weigerung nicht geſchmälert, denn, auf Conrads Vorwort, verſöhnte er ſich mit [illegible], und gab ſein väterliches Erbe ihm wieder.

Nur der Liefländer [illegible] konnte und wollte er länger nicht ertragen; das erklärte er, mit dem Zuſatz: „ich habe lange genug gelitten." Conrad vermahnte mit großem Ernſt den Landmeiſter zur Ruhe; und als Caſimir, von ſeines Bruders Tode endlich 1447. überzeugt, den polniſchen Thron beſtieg, da legte der Hochmeiſter ſeine Achtung durch eine glänzende Geſandtſchaft an den Tag, die das Krönungsfeſt verherrlichte.

Die enge Verknüpfung Litthauens mit Polen zeigte dem Orden abermals eine drohende Zukunft. Des letzten Königs Fall, des neuen verzögerte Wahl, hatte müßigen Köpfen Anlaß gegeben auszuklügeln, welche Vortheile der Orden aus der nachbarlichen Verwirrung ziehen konnte? man murmelte von Kriegsrüſtungen, und daß er vom ewigen Frieden, durch das Concilium zu Baſel, ſich habe losſprechen laſſen. Doch Conrad, dem Friede ſo werth als dem Orden heilſam war, widerſprach unwillig dem böſen Gerüchte, vertilgte es gänzlich durch eingeholte Zeugniſſe des Conciliums ſelbſt. An den jungen König ſchrieb er mit gewöhnlicher Treuherzigkeit: „Wir haben doch ein offen Land, man mag die Quere oder Länge dadurch ziehen, das iſt nicht wider uns, ſondern ſehen es gerne, und man mag erfahren, ob wir irgend Verſammlungen haben, oder gehabt haben. Es kann alſo heimlich noch verborgen nicht ſeyn.“

Caſimir glaubte dem Biedermanne und die nachbarliche Ruhe wurde nicht unterbrochen, vielmehr durch erneuten Friedensſchwur befeſtigt. Conrad war ſogar bemüht, ihm eine liebenswürdige Gemahlin zu verſchaffen. Die junge königliche Wittwe von Dänemark täuſchte ſeine Wünſche; allein der Landcomthur in Sachſen, Friedrich von Polenz, ſchrieb: der Herzog von Braunſchweig habe erfahren, daß Caſimir ein Jungherr und noch unvermählt ſey; der Herzog habe eine Tochter, die ſchön und grade von Leibe, und von der Mutter wegen eine Brandenburgerin. Da nun der Hochmeiſter in des Königs Gunſt ſtehe, ſo ſolle er die Verbindung einleiten, doch als von ſich ſelbſt. Conrad ließ ſich willig finden, allein der junge Monarch vermählte ſich erſt lange nachher mit Eliſabeth von Oeſtreich.

Noch einen lezten Beweis liefern die Handſchriften von des Hochmeiſters Achtung und Gefälligkeit für ſeinen Nachbar. Herzog Michael, deſſen Mitbuhler um den Großfürſtenhut von Litthauen, der ihm ſelbſt um einen Meuchelmord nicht zu theuer ſchien, wollte, geächtet, mit wenigen Pferden ſich durch Preußen ſtehlen. Der König meldete es dem Hochmeiſter, und bat, den Feind nicht durchzulaſſen. Conrad verſprach es zu hindern, obgleich der Herzog einen Diener ſandte, mit wehmüthiger Bitte, „ſich in Preußen enthalten zu dürfen, um ſeinen Leib zu retten," oder ihm wenigſtens den Durchzug nach Liefland zu verſtatten. Als ſein Begehren, (ſo wie ſchon ſechs Jahre früher eine Bitte um Geld) ihm abgeſchlagen wurde, drang ihn die Noth zu einem Wageſtück. Er kam mit 14 Pferden durch die Wildniß und ſchlich durch Königsberg, doch nicht unerkannt. Der Obermarſchall ſetzte ihm nach, holte ihn ein unweit der Memel, und führte ihn zurück. Auf dem Wege entrann der geängſtete Flüchtling noch einmal, ritt in die Wälder und Brüche mit nicht mehr als 4 Pferden, ließ endlich auch dieſe laufen und ging zu Fuße. Da fand man ihn im dichten Walde wieder. Er wurde auf einem Wagen nach Königsberg geführt, jedoch nicht ausgeliefert; man zeigte ihm nur, ſammt ſeinen Gefährten, Tages darauf den Weg durch die Wildniß, den er gekommen war, und ließ ihn ziehen. Lange wußte niemand wo er hin gerathen, bis endlich Conrad erfuhr, und ſogleich dem Könige berichtete: Herzog Michael ſey, mit zwey geringen Pferden, zu dem Herzoge von Oelze, dem alten weiſen Fürſten, geflohen, der nun für ihn bitten wolle.

Um die Folge der Begebenheiten richtig zu beurtheilen, bleibt es von großer Wichtigkeit, ſich dieſer mannigfaltigen Verhältniſſe zu erinnern, die, durch Achtung und Freundſchaft geknüpft, bis zu Conrads Tode nie ſich auflöſten. Offenes Entgegenkommen, unverletzte Treue, ungebeugte Geradheit, ſprechen das rühmliche Zeugniß für den Charakter beyder Fürſten.

Siebentes Kapitel.

Verhältniſſe mit Dänemark.

Unvermuthet landete bey Danzig, bald nach Conrads Wahl, der vertriebene König Erich von Dänemark. 1441. Der Hochmeiſter ritt ihm bis an die Weichſel entgegen, und führte ihn ſelbſt in die Stadt. Dort erhub der König laute Klagen über ſeine Abſetzung, und erbot ſich, den Orden als Richter zu erkennen. Es ward ihm Vermittlung zugeſagt; wirklich ergingen um ſeinetwillen mehrere Briefe an König Chriſtoph; allein der vornehme, läſtige Gaſt wurde höflich nach Stolpe zu ſeinem Vetter gewieſen. Von dort aus wiederholte er ſchriftlich ſein Begehren, ſich berufend 1442. auf Conrads Verſprechen, und ſeltſam erinnernd: der Orden ſey geſtiftet, „um Fürſten zu beſchirmen." Conrad verweigerte thätigen Schutz; nur das Richteramt zu übernehmen war er willig. Erich bevollmächtigte ihn dazu durch einen offenen beſiegelten Brief. Sein Gegner wurde eingeladen, nach Danzig Machtboten zu ſenden. Auch die Stände der Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden wünſchten friedliche Unterhandlung, klagten aber, daß Erich indeſſen die übrigen beraube und in Feſſeln ſchmiede. Friedrich von Eppingen, im Namen des Hochmeiſters, ging nach Dänemark, ſich erbietend, gegen Verpfändung von Gothland, den alten König nach Standesgebühr in Preußen zu unterhalten. Man lehnte es ab. Man zögerte Jahre lang.

1445. Bey der Vermählungsfeyer des Dänenkönigs trafen des Ordens Geſandte zu Koppenhagen den biedern Marggrafen Hans von Nürnberg, des Königs Schwiegervater, der ſich mündlich erbot, ſelbſt nach Preuſſen zu kommen, um ein Bündniß zwiſchen Dänemark und dem Orden zu ſtiften. Doch ſollte es geheim bleiben, denn, ſprach er, „ihr wißt wohl, wie ihr mit Euren Städten daran ſeyd, und der König mit den ſeinigen iſt auch nicht gar wohl daran.“

Chriſtoph verſprach, in Perſon nach Danzig zu kommen, um Erichs willen. Das meldete Conrad dem vertriebenen Könige, der jezt auf Gothland hauſte. Die Boten wurden von den Schweden aufgefangen, beraubt und auf der See hin und her geführt. Einen Theil von Gothland beſezten die Schweden, und, mit den Dänen gleichgeſinnt, wollten ſie den König Chriſtoph nicht nach Danzig ziehen laſſen. Dem misfiel ihr feindliches Beginnen; er befreyte die Gefangenen alſobald, ließ Unterhändler nach Gothland ſchiffen, und erſuchte den Hochmeiſter ein gleiches zu thun. Dieſem einſeitigen Begehren, nicht von Erich unterſtüzt, wich Conrad aus, ſchien überhaupt um dieſe Zeit mit Chriſtoph unzufrieden, weil er das Biſthum Oeſel zu beſchirmen ſich unterwand; ein Eingriff in des Ordens Rechte, welchen abzuwenden Marggraf Hans gebeten, auch an die Königin mit ritterlicher Artigkeit geſchrieben wurde; des Briefes Aufſchrift lautete: Der ſchönen jungen Frauen Dorotheen.

1446. Endlich entſchloſſen ſich die beyden Nebenbuhler zu einer perſönlichen Zuſammenkunft auf Gothland. Chriſtoph erſchien, von drey Biſchöffen und vielem bewaffneten Volk umringt, Erich mit allen den Seinen, die er aufzubringen vermochte. „Warum geharniſcht?“ fragte dieſer, „ſind wir doch gekommen zu einem freundlichen Tage; ſolch Mißtrauen aber iſt nicht freundlich." Hierauf entharniſchten ſich die Trabanten, jeder König nahm zwölf Räthe zu ſich, und ließ ſein Volk zurück, ſo weit der Schuß einer Armbruſt reicht. So begegneten ſie einander auf freyem Felde, und Erich ſprach: „Seyd Gott willkommen, lieber Herr, und meiner Schweſter Sohn!" — Chriſtoph erwiederte: „Gott dank' euch, lieber Herr, und meiner Mutter Bruder!" — Die Räthe begannen zu teidingen. Das währte beyden Königen zu lange. Erich zog ſeinen Neffen bey Seite, und ſprach eine geraume Zeit mit ihm. Zurückgekehrt, ward von Beyden insgeheim etwas beſiegelt, und ſie ſchieden freundlich, ja der alte König verſorgte den jüngeren mit aller Nothdurft. Nur übel zu ſprechen war er auf die Reichsräthe, die, ſtatt der gefoderten Schlöſſer, ihm den Rath ertheilt, im Kloſter Gott zu dienen; welchen Beruf er nicht in ſich verſpürte.

Um wieder nach Preußen zu ziehen, ward ihm von Conrad ein Geleit bewilligt. Bald nachher fiel, durch den Tod Herzog Boguslafs, ihm Pommern zu. Da erbot er ſich, dem Orden Gothland abzutreten, wenn man in Pommern ihn entſchädige. „Ich gunnte niemand das Land lieber, denn dem Orden," ſo hatte er geſprochen, „denn ich bin dem Meiſter hold, und bin ein alter Mann." Conrad war entſchloſſen, noch vor Winter hin zu ſenden, und bat ſeinen Freund, den Marggrafen, es in Coppenhagen glimpflich anzubringen. Doch als mit Erich es zur 1448. Sprache kam, läugnete der Launenhafte ſein Erbieten, deſſen Zeuge Graf Albrecht von Naugarten geweſen, und ließ ſich ſpöttiſch vernehmen: „wenn jemand eine ſchöne Tochter habe, ſo pflege er wohl zu warten bis man um ſie werbe, nicht aber ſie auszubieten."

Wohl 300 Seeräuber hatte er damals um ſich verſammelt, beſchädigte alle Küſtenländern täglich, und drohte, daß im nächſten Jahre noch 1000 Pommern zu ihm ſtoßen würden.

Henrich Hattenik klagte, im Namen des Hochmeiſters, über das ſeeräuberiſche Hofgeſindel. Dem antwortete Erich ganz treuherzig: „ſie **hätten** nichts „anders wenn das ſie nähmen; er gäbe ihnen ſonſt „nichts." — Als Henrich warnte: „Gnädiger lieber Herr, ich befare mich, es will die Länge nicht gut Alter nehmen;" da ſprach er: „lieber Henrich, ſage deinem Herrn, daß er die Hände in den Buſen ſtoße, und laſſe mich allhier mein Abenteuer beſtehn."

Der Machtbote trug noch eine andere Beſchwerde vor; denn Erich zwang jedes Schiff, das aus Preußen nach Gothland ſegelte, ihm eine halbe Mark Silbers zu entrichten; „und das iſt recht," gab er zur Antwort: „Lübeck nimmt Acciſe, der Orden einen Pfundzoll, die ungewöhnlicher und größer ſind als dieß. Wir ſind ein armer, vertriebener König, und unſer Königreich iſt klein. Wir müſſen ja etwas haben, davon wir uns ernähren. Wer da kommt der gebe, wer das nicht mag, der bleibe daheim."

Noch einmal warnte ihn der Hochmeiſter, und auf Begehren der Hanſeſtädte verbot er, irgend ein Bedürfniß ihm zuzuführen. Doch ſchon war des langen Unfugs Rächer nicht mehr fern. Chriſtian von Oldenburg beſtieg, nach Chriſtophs Tode, deſſen Thron und Ehebett, führte eine mächtige Flotte gegen Gothland, verjagte den Seeräuberkönig, und zerſtörte Wisby, den vornehmſten [illegible] für ruſſiſche Waaren. Hiedurch erlangte Preußen doppelten Gewinn:

S[illegible]

Sicherheit und Handelswachsthum: denn nach Wisby's Untergang wurde Danzig von der Hanſe zur Hauptſtadt des Viertels in Preußen und Liefland erkohren. Jezt wollte Erich das ihm entriſſene Gothland dem Hochmeiſter abermals verkaufen, aber Conrad lehnte es klüglich ab. Erich floh nach Pommern und ſtarb in Dürftigkeit.

Achtes Kapitel.

Verhältniſſe mit Holland und England.

Zwey und zwanzig Schiffe hatten die Holländer den Preußen genommen. Der Fehdeurſprung war eine Plauderey; denn gewöhnlich ſind es Zungen, welche Schwerter entblößen. Auf einer Geſandtſchaftsreiſe, klagten jene, habe Henrich Vorrath, Burgemeiſter zu Danzig, in Flandern ſie verhöhnt, ſprechend: „Eure Schiffe haben keine Ruder, und wenn wir wollten, ſo müßtet ihr verhungern," ſammt noch mehr dergleichen Worten, „die zu Kriege dienen." Die Holländer antworteten keck: „gebt acht, unſere Schiffe werden Ruder gewinnen, daß man noch über hundert Jahre davon reden ſoll." Und damit hätten ſich „die Kriege angehaben." — O wie oft ſucht der Geſchichtsforſcher eines blutigen Krieges Urſprung in großen Weltbegebenheiten, indeſſen der Hauch eines einzigen unbedachten Wortes die Flamme entzündete. 1441.

Nebenher beſchwerten ſich die Holländer: man habe auch ihnen, mitten im Frieden, zwey Schiffe geraubt, ihre Brüder gefangen, verbotene Waaren bey

Nacht

Macht geladen. So kam es zur Sprache in Coppenhagen unter däniſcher Vermittelung. Conrads Machtboten widerlegten: „der Hohnſprecher, Heinrich Verrath, iſt um Beſtätigung der Privilegien nach England und Flandern geſchickt worden; hat er mehr geworben, als ihm befohlen, das wiſſen wir nicht. Ihn ſelber haben wir vernommen, er läugnet, ſich berufend auf Zeugniſſe der Kaufleute zu Brügge und Antwerpen. Das ſchrieben wir dem Herzog von Burgund, und es blieb Friede, länger denn achtzehn Monat. — Daß man Euch zwey Schiffe geraubt, iſt wahr; doch hat nicht unſer Hochmeiſter ſie alſobald zurück gegeben? und waret ihr nicht zufrieden? — Was ſpäter geſchehen, iſt nur Vergeltungsrecht."

Hierauf wurde gütlich unterhandelt. Der Orden foderte 15000 Pfund Groſchen für 22 Schiffe, die Holländer boten 8000, und foderten noch obendrein allerley Begünſtigungen ihres Handels in Preußen. Als die Sendeboten erklärten, dazu wären ſie nicht bevollmächtigt, ſo ſprachen jene trotzig: „haben wir nicht zuvor gekriegt, ſo wollen wir nun kriegen." Und damit gingen ſie auseinander. Doch gegen Abend beſannen ſich die Holländer eines beſſern; man trat noch einmal zuſammen; ein Vergleich kam zu Stande. Mit Bewilligung des Herzogs von Burgund, ward ein Zoll auf deſſen Unterthanen, zum Erſatz der Schäden gelegt, und freundlich erſuchte Conrad den Herzog, ſelbſt einen Mann nach Preußen zu ſenden, der Zeuge ſey, nicht blos von Einſammlung des Zolles, ſondern auch von deſſen Verwendung zu dem angekündigten Zwecke.

Auch zwiſchen England und Preußen gab es ähnlichen Zwiſt; doch nur die Seefahrer beyder Nationen beſchädigten einander; die Regenten hingegen bezeigten ſich wechſelsweiſe in höflichen Briefen Achtung und Gewogenheit. Engliſche Kaufleute klagten vor dem Parlament über harte Behandlung in Preußen, und das Parlament beſchloß, den Bund der Hanſe aller Freyheiten zu berauben, wenn dieſen Klagen nicht geſteuert werde. Conrad läugnete deren Wahrheit, verfuhr jedoch nicht raſch, wie die Lübecker begehrten, ſondern ſchickte kluge Männer nach England, die Händel zu ſchlichten, und nebenher eine alte, zwanzigjährige Schuld von mehr als zwanzigtauſend Nobeln einzumahnen. Auch der König ernannte Machtboten zu gütlichem Verein, und Tilgung alles deſſen, was gegen die Tractaten bisher geſchehen war. 1449.

Im Ganzen wurde jeder Grund zu Klagen von den Preußen öfter als von fremden Nationen vermieden. Eine Menge von Conrads Briefen an Dänemark, Burgund, die Hanſeſtädte u. ſ. w. heben mit den Worten an: „der oder der hat uns wehmüthiglich geklagt." Der ſtärkſte Beweis von dem geſunkenen Anſehn des Ordens; denn in fremden Ländern iſt eines Fürſten Macht gewöhnlich der Maßſtab für die ſeinen Unterthanen erwieſene Gerechtigkeit.

Neuntes Kapitel.

Verhältniſſe mit kleineren Fürſten und Herren.

Kaum war Conrad Hochmeiſter geworden, als ſchon die niederländiſchen Fürſten ihm durch den Herzog von Stolpe ein heimliches Bündniß gegen Brandenburg antrugen, ihm zuraunend: der Markgraf trachte nach der Neumark. Conrad begehrte, der verſchwiegene Herzog ſolle ihm alle Fürſten dieſes Bundes nennen, auch erklären, ob Angriff oder nur Vertheidigung deſſen Zweck ſey? Da die Antwort ihm nicht genügte, ſo ließ er die Sache fallen.

1443. Aus unbekannten Gründen überzog Herzog Heinrich von Mecklenburg die Neumark mit Raub und Mord, ohne zuvor — was damals ehrlos genannt wurde — durch einen Abſagebrief die Fehde anzukünden. Der Hochmeiſter bat den Markgrafen Friedrich um Hülfe, erinnernd: daß der Orden jederzeit ein Spital für den deutſchen Adel geweſen: die treffendſte Schilderung, die, mit einem einzigen Worte, von dieſer naturwidrigen Verbindung ſich entwerfen ließ. Nach Liefland ſandte Conrad Boten, von dem Meiſter begehrend, daß er zwanzig Gleiſner ſechs Monate lang in der Neumark halten ſolle, mit Verſprechen und Drohung, eine alte Schuld deſſelben zu ſchenken oder einzufodern, je nachdem der Bote ihn willig oder ſäumig finden werde. Ein neuer Beweis, daß in Liefland der Hochmeiſter nicht mehr gebieten konnte, ſondern zu Beſtechungen ſeine Zuflucht nehmen mußte.

Der Markgraf von Brandenburg erklärte: wenn nicht binnen vierzehn Tagen Herzog Heinrich zu Ehre und Recht vermocht werden könne, ſo ſollten die Kreuzherren ungehindert durch ſein Land ziehen. Mecklenburg blieb halsſtarrig und Conrad zeigte Ernſt. Schon waren 3000 Mann zu Roß und zu Fuß, von Heinrich Reuß befehligt, über die Oder gegangen; da ſchien den Markgrafen ſein gegebenes Wort zu reuen; er nannte Mecklenburg ſein geholdetes, anſterbliches Land; er war beſorgt um die Mark, die bey dem Durchzug würde Schaden leiden; er wirkte einen Friedebrief von Herzog Heinrich aus; „doch,“ — fügte er, ſeinem Worte treu, hinzu: „wollt ihr den uffnehmen ſo iſt es uns lieb, wollet ihr dennoch ziehen, das wollen wir euch auch wohl gönnen. Aber uns däucht unbillig, daß ihr Ehre und Recht ausſchlagen ſolltet.“ Nun hatte zwar der Orden theure Zurüſtungen gemacht, ungern zog er ſeine Waffen zurück; allein aus Achtung für den Markgrafen, eignen guten Ruf, und um der böhmiſchen Söldner willen, deren Raub- und Mordluſt, in Freundes Lande, ſelbſt ihre Hauptleute nicht zu bändigen vermochten, ließ er ſich gefallen, daß der Herzog von Stettin, als erkohrner Schiedsrichter, den Zwiſt ausglich.

Geringere Händel gab es mit Herzog [illegible] von Maſovien, welcher klagte: daß Ritter, Knechte, Bauern, ihm aus dem Lande liefen, in des Hochmeiſters Gebiet, wo man ſie freundlich aufnehme. Er foderte deren Auslieferung, wie es Brauch ſey zwiſchen Polen und dem Orden.

Ein Fürſt, dem ſeine Unterthanen entweichen, ſollte zuerſt ſich ſelbſt anklagen, und, um die Flüchtigen zurück zu nöthigen, nie eines andern Mittels ſich bedienen, als: ſein Land ſo wohl zu regieren, daß man es nirgend beſſer finde. Denn welche Gewalt auf Erden kann des Menſchen erſten Trieb, erſte Pflicht, ſein eigenes Glück zu ſuchen, hemmen? — Für Conrads mildes Regiment iſt jene Auswanderung der ſchönſte Lobſpruch. Er war nicht gleichgültig bey den Beweiſen von Vertrauen, welches Fremdlinge auf ihn ſetzten: er zögerte lange, und verſtand ſich blos zu Haltung eines Tages, das hieß gewöhnlich, zu nichts.

Eine blutige Fehde mit einigen Edlen Wandüwel, genannt de Duſenmerke, verglich er friedlich. — Die angebotene Verpfändung der Lauſitz, durch die Herren von Ylenburg, lehnte er behutſam ab.

Zehntes Kapitel.

Verhältniſſe mit dem Kaiſer und dem Könige von Ungarn.

Der Reichsgerichtsbarkeit ſuchte Conrad ſich auf alle Weiſe zu entwinden. Ein langer Rechtshandel mit einem gewiſſen Scholin, zog dem Orden eine Ladung zu. Als Widerſpruch erfolgte, berief der Kaiſer ſich auf die geiſtlichen Churfürſten, die ja ſolchen Ladungen gleichfalls willig unterworfen wären; auch erinnerte er, noch vor kurzem habe der Orden einen vom Reichsoberhaupt ernannten Richter, den Marggrafen von Baden, ſich gefallen laſſen. Allein Conrad wandte ſich nach Rom, werbend um eine Bulle: daß in Preußen, Liefland und der Neumark der Kaiſer nicht Macht habe zu richten. Durch den Papſt Eugen erreichte er ſeinen Wunſch bey jenem ſchwebenden Handel, und achtete nicht des römiſchen Königes Unwillen, den ohnehin um dieſe Zeit ein Comthur zu Botzen, Ludwig von Lamze, durch Einmiſchung in Landeshändel, ſchuldig oder unſchuldig, erregt hatte. Die Begebenheit iſt dunkel. Der Zwiſt betraf einen Herzog Siegmund. Vermuthlich denſelben, der ſpäter auch mit dem Biſchoff von Brixen in Fehde gerieth, und deſſen Vormund Fridrich war. Der Hochmeiſter rieth dem Comthur, ſich krank zu ſtellen, wenn die Landſchaft Tage halten wolle. Der König drang ſogar auf deſſen Abſetzung. Dennoch ging ein Gerücht, er wolle den Abgeſetzten in ſeinen eigenen Rath kieſen, und ein ſpäteres Schreiben Conrads an dieſen Ludwig von Lamze enthält die räthſelhaften Worte: „Nun denn die Sache mit dem römiſchen Könige beygelegt iſt; [illegible] ihr den Herrn in ſein väterlich Erbe zu ſeinen Landen und Leuten gebracht, und gewaltiglich darin geſezt habt, und ihr in ſeinem Rathe ſeyd, ſo hören wir dieß zumal gern, und iſt uns auch ganz wohl zu Willen, daß ihr in ſeinem Rathe bleibet.“

Vielleicht geſchah es mit Hülfe dieſes bedeutenden Mannes, daß Conrad eine Beſtätigung aller Ordensprivilegien vom Kaiſer bewirkte; eine werthe Gunſt in ſolchen mißlichen Zeiten.

Aus dem Erzählten geht klar hervor, der Hochmeiſter habe, als Beherrſcher Preußens, vom Reiche ſich trennen, und dieſem nur das Deutſchmeiſterthum unterwerfen wollen; obgleich der Hunger nach kaiſerlichen Privilegien, und die den Verbündeten zugezogene Ladung, in ſeltſamen Widerſpruche damit ſtehen. Bald genug erzwang die gebieteriſche Noth eine andere Sprache.

Der römiſche König verlangte Beyſtand gegen Ungarn; Conrad entſchuldigte ſich, als mit den Ruſſen im Kriege begriffen. Die Königin von Ungarn begehrte Rath und That gegen Polen; er ſchüzte den ewigen Frieden vor. Auch gegen die Türken wurde vergebens Ordenshülfe aufgeboten, wenn gleich deſſen Stiftung ihm Kampf gegen Ungläubige zur Pflicht machte; doch ſo lange das Bundesgeſpenſt in Preußen erſchien, gebot Klugheit, dieſe Pflicht unerfüllt zu laſſen. War es überhaupt dem Papſt ein Ernſt geweſen, die Kreuzherren unabläſſig gegen Heiden zu bewaffnen, ſo mußte er nie ihr Schwert mit einem Scepter verbinden.

Eugen der Vierte wollte damals durch eine große Flotte den Türken wehren in Europa einzudringen; Preußen half dieſe Seemacht ausrüſten, doch nur mit Gelde.

Dieſe kurze Ueberſicht von Conrads Verhalten gegen Freunde, Feinde, Nachbarn, Fremde, liefert das ſchönſte Zeugniß für ſeine Klugheit, Vorſicht, Redlichkeit und Friedensliebe. Wie manche Bündniſſe, die in Fehden ihn verwickeln konnten, hat er abgelehnt; unſichern Gewinn verſchmäht; wie manchen Zwiſt nachgiebig oder ſtandhaft geſchlichtet; wie klug und herzlich ſeine Freunde bis an den Tod ſich zu erhalten gewußt.

Auch Geſchenke ſparte er nicht zu Erreichung dieſes Zweckes, Geſchenke, damals von großem Werth, ſo gering ſie auch in unſern Tagen ſcheinen mögen, nemlich Preußiſche Falken, die, an gebildetem Raubinſtinkt, alle europäiſche Vögel ihrer Art weit übertrafen. Preußen war die einzige Hoheſchule für Falken, und in manchem Jahre wurden deren faſt zweyhundert an Fürſten und Herren, weit und breit verſendet. Wer da bedenkt, welch' eine Menge

Zeitlücken, jezt bey den Groſſen durch ſchöne Künſte oder kriegeriſche Uebungsſpiele ausgefüllt, damals allein durch die Jagd in genußreiche Stunden verwandelt wurden: und wer da weiß, wie viel geneigter überhaupt die Fürſten Männern ſind, die ihren Zeitvertreib befördern, als ſolchen, deren Verdienſte bisweilen lieb, bisweilen läſtig werden; der wird Conrads Falken nicht zu den Kleinigkeiten zählen, denn wer kann berechnen, wie mancher Tropfen Menſchenblut durch eines Rebhuhns Tod gerettet worden?

Auch die geiſtlichen Herren waren lüſtern nach jenen Raubvögeln, und überhaupt nach allem Vieh, das Kurzweil gewähren konnte. Des Hochmeiſters Bruder, Jörgen von Erlichshauſen, Thumherr zu Würzburg, wurde bey der Falkenſpende nie vergeſſen, und dem Erzbiſchoff von Gneſen ſandte Conrad einſt zwey Affen mit den Worten: „als wir die reinlichſten auf dießmal gehabt haben.“

Auf ſolche Weiſe, nichts verſchmähend, weder Groſſes noch Kleines, um geneigte Gemüther zu feſſeln, gelang es dieſem Hochmeiſter, dem Stamme, deſſen Mark ein Wurm zernagte, die grünen Blätter noch eine Zeitlang zu erhalten, und Fremde, unvertraut mit der innern Zerrüttung, warben nach wie vor um die Ehre das Ordenskreuz zu tragen. Der Graf von Werthheim ſchwur dem Orden Treue, obſchon ihm nur die Brüderſchaft verliehen wurde. Der Burgemeiſter Colmann von Lübeck, bat um ſeines Sohnes Aufnahme, ein neuer Beweis, daß nicht immer der Stammbaum unentbehrlich war. Auch den Ruf gebildeter Sitten hatte der Marienburger Hof zu erringen gewußt. Henrich von Schomburg bekannte: der Hochmeiſter habe auf ſein Bitten ihm vergönnt, ein Viertel- oder halbes Jahr an ſeinem Hoflager zu verweilen „nicht um Geld oder Gut, oder eingerley Be-

Gaanbung zu begehren, ſundir alleyne daß ich mich die berurte Zeit bey ſeinen Gnaden endhaldҽn und etwas deutſch lernen moge."

Eilftes Kapitel.

Benehmen der Geiſtlichkeit in Preußen.

Der Mann, der in ganz Europa Hochachtung zu gewinnen wußte, erzwang ſie auch in ſeinem Lande. Wohl hütete er ſich, durch Antaſtung des Bundes, den innern Frieden zu gefährden, aber ruhig, wachſam und gerüſtet ſtand er feſt auf ſeinem Platze; ein Schwert hielt das andere in der Scheide.

Bedenklicher war die Lage der Prälaten, weil unter geiſtliche Waffen prüfender Freyheitsſinn nimmer ſich ſchmiegt. Darum — die alte Eiferſucht vergeſſend, oder doch verſchiebend, (denn nie vergißt das Prieſterthum) — knüpfte Furcht ſie enger an den Orden.

Beyſpiele mehrten dieſe gerechte Furcht. Nicht immer ſtritt der Bund nur für verweigertes Recht; nur zu oft lockte Machtgefühl ihn über die vorgeſteckte Gränze. So begehrte Hans von Bayſen einſt mit Ungeſtüm: nach ſeinem Gutdünken ſolle der Biſchoff von Ermeland eine erledigte Pfarre beſetzen. Der gekränkte Prälat befragte ſich bey Land und Städten: ob ſie Herrn Hans von Bayſen ſolche heimliche Worte mitgegeben ihn anzufahren?

„Ich habe," ſprach er, „viel hechliche und trozige Worte leiden müſſen." Drohend fügte er hinzu:

„hab ichs helfen gut machen, ſo will ich auch wieder helfen es arg machen.“

Es war ihm Ernſt mit dieſer Drohung. Er begriff und ahndete, daß der Prälaten Demüthigung dem Orden, als ſtillem Zuſchauer, wohl gar ein erwünſchtes Schauſpiel ſey; darum beſchloß er, ein Opfer nicht zu ſcheuen, wenn er dadurch ſeines Stiftes Heil dem Hochmeiſter näher an das Herz legen könne.

Um die Erlangung des Rechtes, ermländiſche Pfründen zu beſetzen, hatte Conrad ſchon längſt zu Rom geworben, ſeinem Anwald gebietend, ihm ſolches auszuwirken, „es koſte auch was es koſte.“ Mit Gelde und Gründen wollte er die Bewilligung erfechten. Ein Bekenntniß vom erſten Biſchoff von Ermeland war in ſeinen Händen: „daß die Kreuzherren das Land von den Ungläubigen gewonnen, der Biſchoff ſein Drittel unverkürzt erhalten, das übrige hingegen *vom Orden zu Lehne trage*. Dieſes Zeugniß ſandte er jezt nach Rom, mit der Bemerkung: daß jener Biſchoff, Anſelmus genannt, ein Ordensbruder, zuerſt die Thumereyen geſtiftet.

Dennoch hatten die Nachfolger dieſes Anſelmus ſtets hartnäckig und mit Glück um ihre Unabhängigkeit gekämpft. In Beſetzung der übrigen Biſthümer und Kapitel durfte der Orden beliebig verfahren, nur in Ermelands Wahlen nie ſich miſchen. Jezt gab der Biſchoff das theuer errungene Vorrecht freywillig auf. Seiner Eingebung und Conrads Bitten gemäß, übertrug der Papſt dem Orden, als oberſtem Schutzherrn der Kirche, das Recht, mehrere Pfründen zu beſetzen. Der Biſchoff erreichte ſeinen Zweck. Die Pflicht des Hochmeiſters, das Stift zu beſchirmen, war unausweichlicher. Wie ſchutzbedürftig es ſey, lehrte tägliche Erfahrung.

Eingriff in Privilegien hatte die Braunsberger empört, und zu ſo kräftigem Widerſtande gereizt, daß der Biſchoff vor das Concilium ſie laden wollte. Aber ſchnell hielten ſie dem geiſtlichen Geſchoß den Bundesſchild entgegen. Kaum hatten die Städte ihre Klagen vernommen, als ſie, zu Rath und Hülfe bereit, den Hochmeiſter erſuchten: „er wolle den Biſchoff bis auf die nächſte Tagefahrt vertröſten, damit die Sache nicht außer Landes käme, und weder Seiner Gnaden noch den Städten fördere Mühe noch Bekümmerniß daraus erwachſen möchte. In den letzten Worten lag verſteckte Drohung.

Conrad warnte den Biſchoff, der ſich fügen mußte. Doch die Wunde, dem geiſtlichen Stolze von Unterſaſſen mit Bundeshülfe geſchlagen, heilte nicht. Der erſte Ausbruch ſeiner innern, nur durch Schlauheit gezügelten Wuth offenbarte ſich in frommer Ver-
1446. hetzung ſämmtlicher Prälaten, die er bewog, auf einer Tagefahrt in Elbing zu verſuchen, ob das einſt furchtbare Phantom der, auf Seelenblödheit berechneten, Prieſtergewalt noch ſchrecken werde. Sie traten auf und ſprachen mit hoher Salbung: „wir erfüllen unſere Pflicht als Seelſorger, indem wir euch eröffnen, daß euer Bund wider die Geſetze Gottes und der Natur, wider päpſtliche und kaiſerliche Rechte ſtreitet. Solches gründlich zu erweiſen ſind wir erbötig, im Hofe zu Rom oder anderswo. Zehrung und Koſten wollen wir tragen, es möge der Ausgang für oder wider uns ſeyn."

Die Abgeordneten ſtutzten, faßten ſich aber ſchnell, und baten um Abſchrift des ſeltſamen Antrags. Dann eilten ſie zum Hochmeiſter, um zu vernehmen, ob das Beginnen der Prälaten ſich auf ſein Vollwort ſtütze? — „Ich weiß darum," verſetzte Conrad, „doch ob und wie ihr die Sache den Eurigen vorbringen wollet, das ſteht bey euch.“

Zufrieden mit dem Beſcheid, und des freyen Geiſtes gewiß, der die Städte beſeelte, theilten ſie jezt ſelber Abſchriften der biſchöflichen Säze aus, damit gleichſam die öffentliche Stimme über ſie richten ſollte. Und dieſe richtete ſtreng. Murrend lief es von Mund zu Mund: „nur gegen Gewalt und Unrecht haben wir uns vereint; darum ſind wir keine Rebellen, wie die Prälaten uns beweiſen wollen; wir könnten es aber werden, wenn man uns länger ſo verunglimpft.“

Dergleichen trozige Aeußerungen wurden bald ſo laut, ſo allgemein, daß Conrad nöthig fand, auf einer haſtig angeſezten Tagefahrt in Elbing mündlich zu verſichern: die Prälaten hätten es ſo böſe nicht gemeint; nur freundlicher Gewiſſensrath, kein ehrenrühriger Vorwurf, ſey in ihren Sinn gekommen. — Mit Galle im Herzen und Honig auf den Lippen, beſtätigte ſolches mündlich der Biſchoff von Ermeland; ja die ſchriftliche Erklärung, die der von Rieſenburg ableſen mußte, enthielt nichts Geringeres, als Widerruf und Abbitte. Man überwand ſich ſogar zu bekennen: „Wenn wir von euch, als frommen, trauwürdigen Leuten, etwas Unbilliges, Unehrliches vernähmen, ſo würde uns geziemen, euch zu verantworten.“

Daſſelbe verſicherte der Hochmeiſter und die Städte dankten ihm. Eine kurze, klare, obſchon ungelehrte Abfertigung des biſchöflichen Anmuthens überreichten ſie bald nachher; ſie ſchloß mit der bedenklichen Frage: „ob die Prälaten auch, gleich dem Hochmeiſter, ihre Unterthanen bey Rechten und Freyheiten erhalten wollten?“ Es wurde bejaht.

Darauf wandte ſich der Städte kühner Wortführer an Conrad, ohne durch der Biſchoffe Gegenwart ſich im mindeſten irren zu laſſen. „Ihr habt gelobt" ſprach er, „gegen Verläumdungen uns zu vertreten; ſo haltet jetzt euer Wort, denn in großen Unehren hat der Biſchoff von Heilsberg des Bundes bey andern gedacht."

„Dem iſt nicht alſo," erwiederte der Biſchoff, „ich fodere Zeugen."

„Es lohnt nicht der Zeugen," entgegnete der Redner, „denn auch vor ihnen würdet ihr läugnen; darum, wenn künftig Land und Städte mit dem Herrn Hochmeiſter zu handeln kommen, ſo ſähen wir lieber, ihr bliebet daheim."

Gern! ſagte der entrüſtete Prälat, und entfernte ſich auf der Stelle.

So ſcheiterte die geiſtliche Tücke an dem Felſen bürgerlicher Eintracht, und der Verſuch ſich aufzuraffen, hatte nichts bewirkt als Offenbarung der Ohnmacht.

Zwölf-

Zwölftes Kapitel.

Verſuch den Bund aufzulöſen.

Eines Tages redete Conrad, mit dem ihm eigenen Tone, die Verbündeten alſo an: „Lieben Ritter und Knechte und lieben Getreuen! wir wellen mit Euch reden, und bitten Euch, daß ihr das zu Gute aufnehmet, wenn Gott weiß, daß wirs zu Eurem Beſten thun. Als Euch allen wohl wiſſentlich, daß in unſerm Orden etliche Zwietracht entſtanden war, ſo habt Ihr unter Euch eine Verſchreibung und Vereinigung getan, darum wir Euch denn nicht verdenken, wenn ihr das um Gefahr willen vielleicht Eures Leibes getan habt in ſolcher Zwietracht als es denn ſtunde in unſerm Orden. Sundern ihm hat Gott der Allmächtige ſeine Gnade gegeben, daß der Hader, Gott ſey gelobt, mit Eurem und vieler andern guten Leute Rath und Hülfe, getilgt und abe iſt, daß wir Euch danken als unſern lieben Getreuen. So vernehmen wir, daß in und außer Landes man faſt Rede darauf habe und ſpreche: daß wir mit Euch und Ihr mit uns nicht Eins ſind um ſolcher Verſchreibung willen. Darum bitten wir Euch mit begehrlichem Fleiße, Ihr wollet die gedachte Vereinung abe thun. Wir wollen Euch wiederum eine erbare billige Verſchreibung tun, als man auch hie davon eine Abſchrift wird leſen, damit wir hoffen, daß Ihr bas verſorgt und verwahrt ſollt ſeyn, und bitten Euch, daß Ihr ſolches in Güte aufnehmet, und uns eine gute Antwort darauf gebet, wenn wir hoffen und getrauen,

trauen, daß davon viel Liebe und Eintracht kommen ſolle.“

Dieſe Rede mußte den Verbündeten willkommen ſeyn, denn ſie enthielt ihres Regenten ausdrückliches Bekenntniß: daß er ſie nicht darum verdenke, und die daraus entſprungene Hülfe ihnen danke. Allein der überraſchende Vorſchlag, den Bund aufzulöſen, wurde dennoch nicht auf der Stelle beantwortet, ſondern, zur allgemeinen Berathung, an die Aelteſten gebracht. Auch hier hatte Conrad klüglich vorgebaut; Hans von Bayſen war von ihm gewonnen und that redlich was er vermochte. Hätten nur die Ordensbrüder ſich ſtill verhalten, ſo möchte es vielleicht nach Wunſch gelungen ſeyn; denn ſcheinbare Gleichgültigkeit, die Gegner ſicher machend, fördert ein Geſchäft oft mehr, als unruhige Thätigkeit. So aber fand man jezt auf allen Straßen die Gebietiger, haſtig eilend von einer kleinen Stadt zur andern, Jede um ihre Meinung vertraulich befragend, und im Ton der Frage lag bereits die vorgeſchriebene Antwort. Doch die kleinen Städte ſchützten kläglich ihre Einfalt in ſolchen hohen Dingen vor, beriefen ſich, wie vormals, eine auf die andere, bis zulezt der Ring in den großen Städten wiederum zuſammen lief. Noch manche Begebenheit weckte das ſchlummernde Mißtrauen aufs neue. Hier war ein Comthur, begleitet von einem gewonnenen Burgemeiſter zu Thorn, umher gezogen, und ſein Gefährte hatte überall reuig erklärt, er habe, nach erkanntem Irrthum, vom Bunde abgelaſſen. Dort war dem Biſchoff von Heilsberg die Drohung entſchlüpft: man werde nun bald mit Ernſt der weltlichen und geiſtlichen Waffen ſich bedienen, man werde „ein Meſſer nehmen, und die Verbündeten abſchneiden vom chriſtlichen Glauben.“ Die Brüder ließen hier und dort, nach alter böſer Gewohnheit, ihren

Zungen freyen Lauf. Hans von Bayſen klagte es dem Hochmeiſter bitterlich: „Die Sache war auf gutem Wege, wollte Gott es wäre dabey geblieben. Ich hab' es Ew. Gnaden oft geſagt und auch geſchrieben: man ſoll betrachten den wilden, ungewiſſen Lauf der Welt, wie gar leichtlich zu verderben, was ſchwerlich oder nimmer wieder kommt. Ich habe getreuen Fleiß mit den Meinen gehabt, das zeuge ich mit Gott, und will das nimmer laſſen, wo ich Ew. Gnaden mag Treue leiſten, da ſoll an mir nicht Gebroch ſeyn. Sunder man mag ſo viel verterben, das ich dazu zu ſchwech wer wedder zu bringen.“ Der Biedermann befand ſich ſelbſt in einer mißlichen Lage, die er am Schluß mit den Worten ausdrückte: „Ueberall muß ich mich vorſichtig halten gegen die Leute, daß ich Glauben behalte.“

So wurde Conrads klug eingeleiteter Plan durch muthwilligen Vorwitz der Kreuzherren zerſtört. Der Tag erſchien, an dem der groſſen Städte verſammelte Boten einander die Vollmachten ihrer Aelteſten, Schoppen, Zünfte und Gemeinden vorlegten; Alle ſtimmten auf Bundes Erhaltung und Vertheidigung. Ritter und Knechte, ſammt den kleinern Städten, traten willig bey; das Gelübde wurde erneuert: wir wollen feſt am Bunde halten, mit Leib und Gut ihn ſchirmen, nicht wider des Ordens Rechte, nur wider Gewalt und Unbill. Solches freymüthig erklärend, traten ſie vor den Hochmeiſter, und der ſprach: „Ich hab es gut gemeint, will Euer Beſtes Euch nicht aufdringen.“

„Der Biſchoff von Ermeland,“ klagten Jene, „fährt fort den Bund zu verleumden.“

„Ich werde ihn abmahnen laſſen,“ verſprach Conrad, „ſowohl durch meine Gebietiger, als durch das

Kapitel zu Frauenburg. Er ſoll berichtet werden, daß es mir leid iſt und ohne mein Wiſſen geſchieht.“ — Befriedigt nahmen die Städte dankbarlich Abſchied.

Der weiſe Hochmeiſter, aus dem Zeitgeiſt die Erfahrung ſchöpfend, daß jede Prüfung den Bund nur enger knüpfte, ließ hinfort ſich nimmer bewegen, ihn anzutaſten, ſondern bediente ſich zu deſſen Schwächung des einzigen wirkſamen Mittels: einer löblichen, gerechten Regierung. Je länger er dem Bunde jeden Anlaß zu Beſchwerden aus dem Wege räumte, je länger ſetzte er deſſen Kräfte außer Uebung. Zeit und Ruhe mußten ihn endlich erſchlaffen, wenn nur die Gebietiger, frey von Leidenſchaften, dieſen ſichern Umweg nicht verſchmähten.

Dreyzehntes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Die alte Eiferſucht zwiſchen dieſem und dem Orden war auch während Conrads Regierung wach. Die Prälaten in Liefland — ſo ging ein Gerücht — wollten das Land unter ſich theilen und einer fremden Herrſchaft unterwerfen. Sie litten nicht einmal, auf eine Bulle ſich berufend, daß die geldbedürftige Ritterſchaft dem Orden ihre Güter verſetzte. Aus ſolchen Gründen begehrte der Hochmeiſter dringend, das Bisthum wieder an den Orden zu bringen.

Faſt lieſen die zwölf Jahre zu Ende, in welchen, einem Vertrag zufolge, Riga von den Kreuzherren durfte beſeſſen werden; ſchon erinnerte der Erzbiſchoff daran, und beſorgt meldete Conrad es dem Landmeiſter. „Es däucht uns nicht Noth ſeyn," antwortete dieſer, „daß Ihr ihm etwas ſonderliches darauf zu antworten bedürftet." Er rieth, die Sache glimpflich hin zu ziehen.

Conrad ließ nicht ab, in Rom an ſeines Ordens geiſtlicher Machtverſtärkung zu arbeiten, und die Ueberredungsgründe, deren er bisweilen ſich bediente, bewieſen ſeine Menſchenkenntniß. „Sagt dem Papſt, wir haben ſeiner Wahl zu Ehren ein te deum geſungen," ſchrieb er dem Ordensanwald, „auch in Liefland ein Gleiches verordnet. Aber dort wird vielleicht der Erzbiſchoff es hindern; das könnte nicht geſchehn, wenn künftig der Orden im Beſitz der Kirche wäre."

Faſt mit gleichem Eifer trachtete Conrad nach der Danziger Pfarrkirche; ja um alle Kirchen bewarb er ſich, bauend auf die Gunſt, deren zu Rom ſein Anwald genoß; den der Papſt zum Kämmerling ernannt, und ihm ſogar die Engelsburg zur Wohnung eingeräumt hatte.

Endlich ſtarb der Erzbiſchoff zu Riga. Alſobald erneuerte der Hochmeiſter ſein Anliegen am päpſtlichen Hofe, betheuernd: längſt ſchon würde der ruſſiſche Krieg eine andere Geſtalt gewonnen haben, hätte nur ein Ordensbruder auf dem biſchöflichen Stuhle geſeſſen. Er ſchlug ſeinen Kapellan Sylveſter vor, und, nachdem er berichtet worden, daß ſolches nur durch klingende Opfer zu erlangen ſey, bewilligte er zu dieſem Zweck drey- bis viertauſend Ducaten. Die Größe der Summe gibt den Maßſtab für Roms Habgier und ſeines Wunſches Heftigkeit.

Der Landmeiſter ließ indeſſen, noch ehe der Erzbiſchoff begraben war, einen Vorbehalt an die Kirchenthüren ſchlagen. Propſt, Dechant, Ritterſchaft, wollten es nicht dulden, nach Rom ſich wenden, zur neuen Wahl ſchreiten. „Papſt Eugen, ſprachen ſie, hat zwar das Biſthum dem Orden verliehen, Papſt Martin jedoch es widerrufen. Auch haben Meiſter und Kapitel ſich verglichen, daß nie ein Ordensbruder der rigiſchen Kirche Haupt ſeyn ſolle, und das Concilium hat den Vergleich beſtätigt.“ Darum hefteten auch ſie ihren Widerſpruch an die Kirchenthür, und wählten dann den Biſchoff zu Lübeck, „wenn ſie meinten, daß der ein groß bekannt Mann im Hofe zu Rom ſey.“

Aber Conrads Ducaten drangen durch.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Ablaßgeld und Peterspfennig.

Die Päpſte ſpielten damals mit einer geliebten Puppe: Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche. 1428 Schon früher wollte man zu Florenz ſogar die Indier und Cophten im Schoß der römiſchen Mutter verſammeln. Zu dieſem ſehnſuchtsvoll gewünſchten Zwecke hatte nun das Baſelſche Concilium einen verkäuflichen Ablaß verordnet. Auch in Preußen war geſammelt worden, aber mit dem Zwecke nahmen es die Herren vom Concilio nicht ſehr genau; denn wo Geld vonnöthen war, das keiner geben mochte, da ſtellten ſie unbedenklich Anweiſungen auf die Summen aus, die der Ablaßkram eingetragen.

Eine ſolche empfing auch **Conrad zu Winsperg**, des Reichs Erbkämmerling und des Conciliums

Protector, zum Erſatz des Aufwandes, in dieſer Eigenſchaft von ihm gemacht. Der hat den Hochmeiſter oft und lange, ſchriftlich und durch Sendeboten, dringend und beweglich, hub endlich an zu drohen: „wenn nicht in kurzer Friſt das Geld erlegt werde, ſo wolle er die Preußen mit ihren Gütern fahen, wo er ſie nur finde, je mehrere je lieber.“ Sogar der Herzog von Burgund ward um Zwangshülfe von ihm angeſprochen, und wenigſtens befragte Philipp ſich bey dem Hochmeiſter um der Sache Bewandtniß. Da ſchrieb Conrad:

Der Orden hat mit dem Ablaßgelde nie zu ſchaffen, und daſſelbe nie in ſeiner Gewalt gehabt. Vor langen Zeiten ſchon foderte ein Gleiches, mit Bullen bewaffnet, ein Cracauiſcher Doctor, dem ward geantwortet: er möge ſich halten an die ſo es anginge, „daran er ein gut Gnügen hatte, und uns unbekümmert ließ.“ Am Schluß des Briefes ſchlug der Hochmeiſter den Marggrafen Hans zum Schiedsrichter vor.

Der Deutſchmeiſter meldete: Winsperg werde ſich wohl mit einer kleinen Summe abſpeiſen laſſen. „Aber wir haben es nun einmal nicht,“ erwiederte Conrad, „auch gebietet ja die Bulle nur, den Winsperg nicht zu hindern. Der römiſche König und die Churfürſten erſuchten, ihm behülflich zu ſeyn. Jenem Befehle und dieſem Geſuche haben wir Folge geleiſtet; die Bulle nach Liefland befördert; Prälaten, Land und Städte in ſeines Dieners Gegenwart verbottet, und ein offenes Bekenntniß der Prälaten ihm dargelegt, daß der Orden mit dem Gelde nichts zu ſchaffen habe.“

Später mochte dem Hochmeiſter doch wohl einleuchten, daß, wenn die Beyträge ſeiner Unterthanen zu dem angekündigten Zwecke nun einmal nicht verwendet werden ſollten, der Orden deren bedürftiger ſey als jener Fremdling; darum hat er zu Rom wenigſtens nur die Hälfte, der ſchweren Kriege mit den Ruſſen halber. Auch gelobte er, den dritten Theil in die päpſtliche Kammer zu liefern, und zwar, (um doch die Beſtechung anſtändig zu verſchleyern) den Ungarn zum Beyſtand gegen die Türken.

Indeſſen verordnete ſeine Rechtlichkeit: die Prälaten ſollen, von einem Gebietiger begleitet, in die Städte ziehen, wo das Ablaßgeld in Verwahrung liegt, es einfodern und nach Marienburg bringen. Dort ſollen die Summen, genau verzeichnet, in Kaſten mit drey Schlüſſeln niedergelegt werden. Den einen Schlüſſel behält der Prälat, in deſſen Stift das Geld gefallen; den andern die Stadt, die es bis jezt verwahrte; den dritten der Hochmeiſter, der bis zu päpſtlicher Entſcheidung ſich dafür verbürgt.

Endlich erſchien eine günſtige Bulle vom Papſt Nicolaus, deren Styl es anzumerken, daß Seine Heiligkeit nicht ungern dem Concilium zuwider handelte. Des Ordens Vorwand, daß er ſelbſt, durch langen Kampf gegen die Ungläubigen geſchwächt, des Geldes zu ſeiner Erholung bedürfe, erklärte der Papſt für gültig, entband ihn jeder Verbindlichkeit, nahm ihn vor üblen Folgen in Schuz, und ſprach von Conrad von Winsperg in zweydeutigen, herabwürdigenden Ausdrücken.

Zu des biedern Hochmeiſters Ehre darf man vermuthen, er habe mehr das ſchamloſe Ausſaugen ſeines Landes hindern, als den Ordensſchaz bereichern wollen, denn ein noch vorhandener Zettel beweiſt, daß der Ertrag der lezten Sammlungen, verſiegelt den Städten wieder zugeſtellt worden.

Auch den Peterspfennig betreffend, hatte Conrad Anfechtungen. Ein päpſtlicher Legat, Varaſia, ſchrieb aus Polen: er werde kommen, den Orden zu viſitiren und jenen Pfennig einzuheben. Eilig meldete Conrad nach Rom, ſolches gebühre nur dem Biſchoff von Oeſel, kraft einer Verwilligung Papſt Eugens. Früher hatte er verſucht, dieß Geſchäft dem Ordensanwald zuzuwenden, um dadurch in den Ordensſchatz eine neue Quelle zu leiten. Man konnte ja nachher, fügte er damals hinzu, dem Papſte jährlich dreyßig bis vierzig Ducaten davon ſchenken.

Es wäre wohl der Aufmerkſamkeit eines der Geſchichte kundigen Rechners würdig, den Augenblick zu beſtimmen, in welchem Deutſchland ſeinen lezten Heller in den bodenloſen Abgrund der päpſtlichen Kammer würde geſchüttet haben, wenn Luther nicht dazwiſchen getreten wäre. Es bedurfte warlich keiner anderen Lockung, um die Fürſten der Reformation geneigt zu machen, als die Befreyung von ſchamloſen Gelderpreſſungen, die, unter tauſend verſchiedenen Namen, tauſend Mal wieder kehrten.

Funfzehntes Kapitel.

Die Vehmgerichte.

Wohlthätiger noch wurde für Preußen die päpſtliche Huld, indem ſie, auf Conrads Verwendung, es gegen die Vehmgerichte ſchützte.

Wenn jemals geheime Inquiſition gerecht genannt zu werden verdient, ſo mögen auch jene Richterſtühle im Anfang ihrer Stiftung wohl vertheidigt werden; denn ihr löblicher Zweck ging dahin, die ſogenannten himmelſchreyenden Sünden zu ſtrafen, die der Rache ſchweigender Geſetze ſich entzogen; dem Unfug der Unſchuldsproben entgegen zu arbeiten, und, mit des Verbrechers Gewiſſen im Bunde, bis in die fernſten Schlupfwinkel ihn zu verfolgen. Doch in ihrer Grundeinrichtung lag auch bereits die Nothwendigkeit, bald ungerecht, und, ſelbſt dem Schuldloſen, ſchrecklich zu werden. Wie und wann ihre Ausartung begonnen, iſt unbekannt; denn ein Gerichtshof, unter kaiſerlicher Belehnung und biſchöfflichem Schutze, durch altes Herkommen berechtigt, ſeine Urtheile und deren Vollſtreckung, gleich dem Schickſal, in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen; unſichtbar allgegenwärtig zu richten; Beklagte unverhört ins Blutbuch zu ſchreiben, wenn nur ſechs Zeugen die Anklage beſchwuren — ein ſolches Gericht, von Menſchen gehegt, konnte lange unentdeckt Werke der Finſterniß häufen.

Vereinte Beſchwerden der Reichsfürſten bewogen Kaiſer Sigismund zum erſten Mal, an Verbeſſerung dieſer furchtbaren peinlichen Rechtspflege zu denken, doch erſt ſeinem zweyten Nachfolger war des heilſamen Gedankens Ausführung vorbehalten.

Von den Kaiſern begünſtigt, hatten, mit der Zahl der Vehmgerichte, auch deren Anmaßungen ſich vermehrt. Allmählig ihre Gerichtsbarkeit über die Gränze von Weſtphalen, in die Gebiete aller Reichsfürſten hinausſchiebend, waren die Ladungen der Freyſchöpfen wirklich ſchon bis Preußen gedrungen, obgleich päpſtliche und kaiſerliche Privilegien dem Orden das Recht verbürgten, keinen ſeiner Unterthanen vor ein fremdes Gericht zu ſtellen. Allein der Zeitraum, in welchem die mißvergnügten Stände des Ordens eigene Gerechtigkeit in üblen Ruf brachten, gebahr die Streitſucht mit ihrem häßlichen Gefolge von Schikanen. Jeder unruhige Kopf eilte vor fremde Richterſtühle, ſelbſt mit mißlichen Anſprüchen, dieſe beſchönigend durch vorgeſchüzten Mangel inländiſcher Rechtspflege. So hatte vor kurzem ein Ordensunterthan zwey von Adel in Wien verklagt; der römiſche König übertrug das Richteramt dem Herzoge von Mecklenburg, der gegen den Hochmeiſter die bittere Bemerkung ſich erlaubte: „er habe gefunden, daß der Kläger nothgedrungen worden, außer Landes Recht zu ſuchen.“ Ja, ſelbſt elende Kleinigkeiten trug Händelſucht nach Wien, denn um dieſelbe Zeit wurde der Vogt zu Leſke dahin geladen, weil er einem Bürger ſein Fenſter verbaut hatte.

Doch wer den Gegner am meiſten bekümmern wollte, der wandte ſich an die Freyſtühle, und zeigte dieſen den Weg nach Preußen. Schon in den erſten Monaten von Conrads Regierung führten die Städte, Schutz heiſchend, Beſchwerden über ſolche Anfechtungen. „Liebe Getreue,“ ſprach damals der Hochmeiſter,

ſter. „Ihr habt uns gebeten Euch davor zu ſchirmen; Gott weiß, wir wollten es gern thun, wüßten wir Mittel und Wege dazu.“

Selbſt kaiſerliche Schutzbriefe fruchteten wenig; denn obgleich der Entwurf zu heilſamer Umſchmelzung der Freyſtühle bereits kund geworden, ſo blieben ſie doch immer noch zu Ladungen berechtigt, wenn nur der Kläger vorgab, ihm werde daheim das Recht verweigert. Ob ſein Vorgeben wahr oder falſch, darnach fragten die Freyſchöpfen nicht, und gerade in den Jahren, wo Kaiſer Friedrich, durch den Erzbiſchoff zu Maynz, die Vehmgerichte zu beſchränken ſuchte, wurde der Orden durch einen Freygrafen Mangolt am meiſten bekümmert. Der Hochmeiſter warnte ihn: „Hüte dich! es ſind im Orden auch viele Biſchoffe, Prieſter und Wiſſende, dennoch unausgeſchloſſen von deiner Ladung, die wollen bittere Klage über dich führen.“

Aber Mangolt ſprach: „Ihr habt Eure Rechte vom Reiche, und ich habe Macht zu richten über Alle die vom Reiche belehnt ſind.“ — Conrad ſah ſich gezwungen, ſeine Beſchwerden vor des Kaiſers Thron zu bringen.

Der unſtäte Menſch, der hierzu Veranlaſſung gab, verdient zwar keinen Plaz in der Geſchichte; auch geſchieht es überall, daß dann und wann Thoren oder Betrüger auftreten, die durch eingebildete Anſprüche, Halsſtarrigkeit oder Schelmerey, Richter und Gegner ermüden: allein die folgende Erzählung ſtellt ein ungewöhnliches Beyſpiel auf, wie ein einzelner Bürger ſich erlauben durfte, ſeinen Fürſten ungeſtraft Jahre lang zu necken: und mag daher, als Beweis der mangelhaften Rechtspflege jener Zeiten, hier eine Stelle finden.

Ein Mann aus Liebſtadt trieb daſelbſt einen Kramhandel, und, ſo lange er lebte, wußte er ſich Vertrauen zu erhalten. Doch bey ſeinem Tode blieb er den beyden Ordensſchäffern, deren Amt mit ſich brachte, die kleinen Städte mit Kaufmannswaaren zu verſorgen, eine ziemliche Summe ſchuldig, weshalb ſie beyde Beſchlag auf ſeine nachgelaſſenen Güter legten. Dieſe reichten aber nicht hin, die Schuld zu tilgen; nur Einer wurde zum Theil befriedigt, der Andere ging leer aus.

Um ſo befremdender ſchien, als, nicht lange nachher, des Mannes Sohn, Hans David, mit einer Foderung an den Orden hervortrat, die ſo anſehnlich war, daß, wenn man alle Häuſer in ſeiner kleinen Vaterſtadt verkauft und alle Bürger beſchazt hätte, doch kaum die Hälfte derſelben wäre zu erſchwingen geweſen. Durch Briefe wollte er ſie begründen, die Michael Küchmeiſter vor langen Jahren an ſeinen Vater ſollte ausgeſtellt haben. Er wurde abgewieſen, doch ihm vergönnt ſein Recht vor Papſt oder Kaiſer zu ſuchen. Er, damals unter polniſchem Schutze lebend, fand für gut, ſich zuerſt an den König von Polen zu wenden, der ſeinen Erwartungen zwar nicht genügte, indem er keine Gerichtsbarkeit ſich anmaßte; doch bat er für ihn um ſicheres Geleit zu einer neuen Unterſuchung.

Der Hochmeiſter ſchwur auf ſeine Ehre, daß er dem Kläger nichts ſchuldig ſey. Der Brief wäre falſch; dem ganzen Lande wohl bewußt, wie viel dem Orden ſelbſt noch zu fodern übrig bleibe; man habe ihn aber nicht gemahnt, ſeiner bekannten Armuth wegen. Seine Foderung ſey ſchon oft treulich erwogen, ihm auch gern erlaubt worden, überall zu klagen, wo der Orden zu Recht ſtehen möge. Wolle er in Preußen noch ein Mal ſein Heil verſuchen, ſo ſolle er dort ſo ſicher ſeyn als noch vor kurzem.

Ob Hans David wirklich dieſe Erlaubniß zu benutzen gewagt, davon finden ſich keine Spuren. Erſt neun Jahre nachher verließ er Weib und Vaterland, um, nicht etwa vor Kaiſer oder Papſt, wie ſichs geziemte, den Orden zu belangen, ſondern vor den unbefugten Freyſtühlen; wo er doch auch lange am Rhein herum zog, von vielen wackern Männern abgewieſen wurde, ehe *Reinhart von Dalwig*, im Vehmgericht 1431. zu Freyenhagen, ſich ſeiner annahm. Hierauf ließ Freygraf Mangolt dreiſte Ladungen ergehn, ſich der harten Worte bedienend: „weil der Orden mit dem Schwert und ſachtem Mord und Brand richte."

Beleidigt an Ehre und Gerechtſamen, ſchien es dem Hochmeiſter nicht genug, daß eilf andere Freygrafen, auf ſein Begehren verſammelt, ihren Mitbruder Mangolt für ſtraffällig erklärten; er wandte ſich auch an den Kaiſer, der unverzüglich durch ein Mandat an alle Reichsſtände dem Orden Genugthuung gab, indem er des Freygrafen Anmaßung nichtigen Frevel nannte. Hans David, als er nach Cöln mit heſſiſchem Geleite kam, ward verhaftet, oder — wie die Sprache jener Zeit bedeutender ſich ausdrückt — *in Kummer gelegt*, mußte auch, trotz Dalwigs Einſpruch, über zwey Jahre darin verharren. Doch unerſchöpflich an Ränken war dieſer Mann; denn daß der Kaiſer, nach jenem Mandat, dennoch dem Erzbiſchoff von Cöln die Unterſuchung aufgetragen, und bald darauf wiederum dem Marggrafen von Baden, und endlich, erſt drey Jahre ſpäter, Befehl ertheilt, die Acten der kaiſerlichen Kammer einzuſenden, auch den Kläger, gegen Bürgſchaft oder Eid, der Haft zu entledigen, damit er ſich zu Nürnberg ſtellen könne —

Alles das erhellt aus Urkunden; doch wie es damit zugegangen, bleibt unbegreiflich.

Zwey Jahre wurde nun die Sache zu Wien herumgezogen, und endlich klar bewieſen, daß der Schuldbrief von dem Kläger ſelbſt, mit Hülfe eines elbingſchen Schülers, geſchmiedet worden. Da verwies der Kaiſer, ſtatt den Unverſchämten zu züchtigen — die Parteyen an den Papſt, weil — Hans David, um das Maß zu füllen, einen Comthur, Eberhard Dyn, perſönlich angetaſtet hatte, und dieſer, als eine geiſtliche Perſon, keine Genugthuung am Kaiſerhofe ſuchen wollte.

Alſo auch nach Rom mußte der Orden folgen, und, wenn gleich überall Sieger, ſo war es doch verdrießlich, koſtſpielig, unrühmlich, zwanzig Jahre lang die Schikanen eines Landſtreichers dulden zu müſſen; und dennoch blieb das Ziel noch immer unerreicht. Selbſt nachdem man ſchon zu Wien den Abenteurer in Bann gethan, wußte er das Endurtheil zu Rom noch drey Jahre zu verzögern, und erſt nach Conrads Tode ſprach ſolches der Cardinal Nicolaus Joſſi kraft päpſtlicher Vollmacht. Hans David und ſein Spießgeſell, Paul Frankleuen, nebſt dem Freygrafen Mangolt, wurden zu ewigem Schweigen und einem Schadenerſatz von 6000 rheiniſchen Gulden verdammt; im Fall der Widerſpenſtigkeit in Bann gethan, für vogelfrey erklärt. Dennoch mußte derſelbe Cardinal, zwey Jahre ſpäter, abermals den Kaiſer um Beyſtand des weltlichen Armes zu Vollſtreckung des Urtheils erſuchen.

Indeſſen verſank der Kläger in Elend, ſchlich zu Wien herum, hatte bey den Meiſten allen Glauben verloren, wußte aber auch noch manchen zu täuſchen. Das erfuhr der Ordenskapellan, als er daſelbſt, nach vielem Widerſpruch und Erduldung öffentlichen Unwillens,

lens, des Streites Ausgang und des Betrügers Entlarvung an die Kirchenthüren ſchlagen ließ.

Des Schuldbriefs Unechtheit erwies der Orden klärlich, denn da war ein zerkratztes und wiederum beſchriebenes Pergament; da waren unter den Zeugen Ordensbrüder als Comthure genannt, die nie Comthure geweſen; Andere, die den Schuldbrief nie mit Augen geſehen; da war eine Beglaubigung und eine Vollmacht vom Schöppengericht zu Paßnaw, in deſſen Protocollen nichts davon zu finden; da mangelte ſogar das Hochmeiſterliche Siegel, was bey ſo wichtigen Urkunden nie zu fehlen pflegte.

Sollte man für möglich halten, daß, trotz alle dem, der Verbannte, Abgewieſene, Beſchimpfte, doch noch einen Verſuch bey dem Freyenſtuhle des Grafen Walrabe von Waldeck wagen durfte, den der Orden abermals mühſam hintertreiben mußte?

Theils konnte das wohl nur zu einer Zeit geſchehen, wo Buchdruckerkunſt und Poſten die ſchnelle Bekanntmachung ſolcher Händel noch nicht erleichterten; größtentheils aber kam dem durchtriebenen Kläger die Kunſt zu Hülfe, überall, wo er zum Erſtenmal erſchien, Mitleiden zu erregen. Jeder beſſere Menſch iſt ohnehin geneigt, den Schwächeren in Schutz zu nehmen und deſſen Vorgeben zu vertrauen. Seltenheit der Schickſale verſchafft leicht Gehör, und mehr bedarf es nicht für einen liſtigen Betrüger, dem Stimme, Thränen und Geberden zu Gebote ſtehn. Zu ſchlauen Lügen unerſchöpflich, ließ er, in den ausgewirkten Schriften, ſich Laicus Varmienſis nennen, ja der Cardinal Joſſi gab ihm ſogar den Titel nobilis. Dem Grafen von Waldeck erzählte er, daß ihm der Orden 15000 Gulden und ein Leibgeding geboten, wenn er die Klage wolle ruhen laſſen; man hätte gern geſehn, wenn er zu Cöln aus dem Gefängniſſe entwichen wäre, aber ſeiner Freyheit habe er Recht und Wahrheit vorgezogen. Seine Ausſage zu prüfen hatte der Graf keinen andern Maßſtab, als des Klägers Zuverſicht. Was Wunder daß er hintergangen wurde, wie er ſolches treuherzig mit den Worten bekannte: „Hans David habe ſich ſo ehrlich und kläglich zu ſtellen gewußt.“ — Wie ſchwer und koſtbar für den Orden! alle jene bald geſchriebenen, bald geſprochenen Lügen immer gründlich zu widerlegen, vor ſo vielen von einander unabhängigen Richterſtühlen, in ſo weiten Entfernungen, nach ſo langen Zwiſchenräumen; durch Geſandten, Zeugen, Boten, die, alle vom Orden beköſtigt, bald nach Weſten, bald nach Süden reiſen mußten. Auch an Geſchenken durfte der Orden nicht ſparen in jener feilen Zeit.

Zwar verſchlang endlich der Krieg die lezten Hoffnungen des Landſtreichers, und, ſeinem Charakter getreu, von erprobten Talenten unterſtüzt, nährte er ſich zulezt als *Wahrſager* und *Zeichendeuter*; aber es war ihm doch gelungen, drey Hochmeiſter hinter einander, länger als zwanzig Jahre, vor Kaiſern, Päpſten, Freygerichten, herumzuziehen, und ein Gleiches konnte jeder thun, der feindſelige Schlauheit mit hartnäckiger Unverſchämtheit verband.

Um vor ſolchen nichtswürdigen Befehdungen, zu welchen dreiſte Abenteurer beſonders durch die Vehmgerichte beherzt gemacht wurden, ſich in Zukunft ſicher zu ſtellen, wandte ſich der Hochmeiſter an den Papſt, und, während er deſſen Schutzbriefe erwartete, (die, zu allgemeiner Freude, bald wirklich ankamen) beſtätigte er gern den Beſchluß der Stände, alſo lautend: 1448.

„Wer den Gegner vor die Vehmgerichte ladet, ohne glaubwürdigen Beweis, daß ihm Gerechtigkeit daheim verweigert worden; oder wer, nach bereits im Lande rechtlich abgethaner Sache, den Gegner dennoch wieder mit den Freyſtühlen bekümmern wollte: der ſoll dieſes Landes entbehren zu ewigen Tagen, und deſſen Gränzen nicht wieder betreten, bey Verluſt der Güter und des Lebens.“

Sechzehntes Kapitel.

Sitten und Geſetze unter Conrads Regierung

Viel Böſes war eingeriſſen, dem der Hochmeiſter nicht immer ſteuern konnte, weil, außer ihm, nur wenige ſteuern *wollten*. Wenn ein ehrlicher Mann mit ſeinem Weibe — ſo klagten die Handwerker von Marienburg — Abends von einem fröhlichen Gelage heim kehrt, ſo rauben und ſchänden Trunkenbolde die Frau mit Gewalt. — Unzucht, Kindermord, Abtreiben der Frucht, gewaltſame Entführungen, waren keine ſeltene Verbrechen. — Blutrache griff zuweilen dem Schwert der Gerechtigkeit vor. Ein Hofjunker Conrads ermordete ein Fräulein von Tanthlow um eines ſpitzigen Einfalls willen, und wurde wiederum ermordet. Preußiſche Edelleute erſchlugen in der Herberge einen Ritter mit ſechs Knechten. Sie büßten durch Verbannung. Bisweilen aber empfing ein Mörder auch Geleitsbriefe, und erſchien ungeſtraft wochenlang auf dem Schauplatz ſeiner That.

Huſſen's Lehre war allgemein verbreitet, und dennoch herrſchte dicker Aberglaube. Böſe Geiſter trieben Beſeſſene in Waſſer und Feuer. Am Oſtſeeſtrande neckten reitende Geſpenſter die Bernſteinfiſcher. Zauberer trieben ihr Weſen. Heidniſche Gebräuche ſchlichen noch im Finſtern, Die Kirchen ſtanden öde. Bierſäufer zogen im Lande umher, und trieben es ſo arg, daß man ſie brandmarken mußte. Durch Arbeit oder Krämerey wurden Feyertage entweiht. — Gierige Prieſter verkauften das Himmelreich für Erbſchaften, thaten, um eines unbezahlten Pferdes willen, Bauern in den Bann. — Unter keinem Stande war ſo tief das Verderben eingewurzelt; denn was zu jener Zeit verboten werden mußte, war ohne Zweifel oft geſchehn. „Kein Prieſter ſoll ſich üppig kleiden," gebot der Biſchoff von Culm, „Waffen tragen, Krüge beſuchen, ſpielen, tanzen, Weiber verführen, in das Baderhandwerk pfuſchen, Wucher treiben, Proceſſe führen, ſein Amt erkaufen, ſeine Kirche verlaſſen, um nach Belieben im Lande herum zu reiſen; keiner ſoll Aberglaube verbreiten, Sporteln erpreſſen, aus der Beichte ſchwatzen, künftige Sünden vergeben, Blutgerichte hegen, das Heiligthum entweihen durch Blut oder Samen. — Wenn der Prieſter Lebenswandel ſolche Geſetze nothwendig machte, was durfte man von Layen erwarten?

Reichthum minderte ſich zugleich mit dem Handel. Vormals tauſchten Antwerpen, Brügge, Gent, die Waaren des Nordens hier gegen die des Südens ein; jezt brachte des Hanſebundes Verfall und die Entdekkung eines neuen Weges nach Oſtindien, dem nordiſchen Handel empfindlichen Nachtheil. Dennoch verarmten viele durch Luxus, und Spielwuth riß ein. — Handwerksunfug trieben die Geſellen. — Vorkauf drückte Arme. — Fremde Krämer entzogen Bürgern die Nahrung. — Verſchuldeten Bauern wurde von ſtrengen Herrſchaften das Ackergeräth abgepfändet. — Das Gemählde enthält der dunkeln Züge ſchon mehr als zu viele.

Conrad verſuchte redlich, durch ſtrenge Geſetze alle dieſe Uebel auszurotten. Sein Ohr ſtand jedem Bedrückten offen, Einzelnen wie Ständen, und ſein Auge wachte über die Beamten. Die ſchlaue, mittelbare Weiſe, wie er manchem Unfug vorzubeugen ſtrebte, wäre empfehlungswerth für jeden Geſetzgeber. Heimliche Zauberey verwies er an die Biſchöffe. Wer zu berüchtigten Geiſterbannern fuhr, dem durfte jedermann Wagen und Pferde nehmen. —

Arbeit an Feyertagen blieb allein vergönnt, um Wittwen oder Waiſen zu helfen, und auch dieſen nur um Gotteswillen, nicht einmal Speiſ' und Trank durfte man zum Lohne erwarten.

Kein Preuße ſollte in deutſchen Dörfern oder Städten dienen. Nicht abſondern wollte Conrad die Preußen von den Deutſchen durch dieſes Geſetz, das beweiſt die Ausnahme, welche er hinzu fügte: es möge doch geſchehen, wenn die Preußen daheim im Chriſtenthum verabſäumt würden. Es ſollten alſo nur dem Ackerbau der Preußen keine Arme entzogen werden; denn Deutſche waren wohl zu ſtolz, ſich bey den Preußen zu vermiethen, und ſo das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. — Der Entführer einer Jungfrau, ſammt Gehülfen, gingen aller ihrer Güter und jedes Erbrechts verluſtig. Gleiche Strafe drohte der Jungfrau. Hatte jedoch der Jüngling redlich um ſie geworben, und ſie vor ehrbaren Leuten ihren Willen offenbart, ſo waren beyde ſchuldlos. —

Ein Kind, das ſeine Aeltern verließ, ſollte nicht erben, nur gehorſamen Kindern das Erbe zufallen; ein Geſetz, das dem Herzen des kinderloſen Hochmeiſters Ehre bringt. —

Wenn ein Bauer ſeinem Herrn nichts ſchuldig war, ſo mochte er ſein Erbe verkaufen, (in werende Hand bringen) und ziehen wohin er wollte. Damals alſo drückte Leibeigenſchaft den Landmann noch nicht; aber das Beſtreben, den Bauer zum Leibeigenen herab zu würdigen, muſte häufig ſichtbar werden, weil Conrad nöthig fand, es durch ein Geſetz zu hemmen. Nur den arbeitsfähigen Bettler nahm er davon aus, mit den Worten: „wenn dy rechte wollen, das man dy eigen machen ſal.“ — Dje Ehen der Knechte und Mägde durften nicht mehr gehindert werden; alſo auch dieſen Frevel an der Natur erlaubten ſich die Herrſchaften. —

Kein Kauf oder Tauſch, am Abend geſchloſſen, ſollte gültig ſeyn. Conrad kannte und fürchtete ſeiner Unterthanen Hang zum Trunke. —

Niemand durfte auf geiſtliches Recht oder die Herrſchaft ſich berufen, bevor er ſeinen Streit vor dem gebührenden Richter geendigt hatte. Dieß Geſetz verhütete nicht allein Schikanen, ſondern auch despotiſches Einmiſchen in ſchwebende Händel. —

Dem Luxus zu ſteuern, verbot Conrad den eitlen Frauen köſtliche Borten, Gebräme und Gold, auf Mänteln, Rocken, Hauben. Nicht mehr als drey Unzen Perlen durften ſie an ſich tragen. Koſtliches Pelzwerk blieb Handwerkersfrauen gänzlich unterſagt. Um auch den Anreiz zu unnützen Ausgaben zu vermindern, ſollten die Krämer ihre Waaren nicht auf die Fenſter ſtellen oder ſonſt auslegen; ein nachahmungswürdiges Geſetz in unſern Tagen. — Bey Hochzeiten und Kindtaufen ſchrieb er die Zahl der Schüſſeln, das Maß der Getränke vor. — Alle Spiele verbot er, nur das Bretſpiel ausgenommen. — Sogar bis auf

Verbrecher, die zum Tode verurtheilt worden, erſtreckte ſich des Hochmeiſters milde Vorſorge; ſie ſollten nicht ſterben unverſöhnt mit ihrem Gott.

Noch manche andere heilſame Geſetze floſſen aus Conrads Feder und Herzen. Viele ſchloſſen mit der Drohung: der Uebertreter ſoll ſeine Buße nicht wiſſen. Dadurch wurde freylich die Strafe in des Hochmeiſters Willkühr geſtellt; auch das Begnadigungsrecht behielt er allein ſich vor.

Mitten unter alle dieſe Geſetze hatte ſich auch eines verirrt, welches der Stände nie einzuſchläfernde Wachſamkeit bewies, und alſo lautete: „Item daß unſer Herr Homeiſter keinen Krieg anhebe adir Bunde mit Herren adir Furſten ſulle machen, adir Frede, ane der Herren Prelaten, Gebietiger, Lande und Stete wille und wiſſen.“ Dieſe Bewahrung ſtand nicht in der geringſten Verbindung mit dem übrigen. Wem fällt nicht Cato's caeterum puto Carthaginem eſſe delendam dabey ein?

Siebenzehntes Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung.

Gern beſprach ſich Conrad mit Land und Städten, die eignen Vortheil oder Schaden am beſten kennen mußten, über Sittengebrechen oder Wirthſchaftsmängel, ließ ſich gern belehren, erwog ihre Vorſchläge unpartheyiſch und erhob ſie zu Geſezen. Aber des Landes Verfall war nur Folge von dem des Ordens; darum richtete er ſein Augenmerk unausgeſezt auf beyde, rieth, befahl, drohte, bat. Eine ernſte Warnung vor Partheyſucht ließ er in allen Conventen verleſen, erinnernd, daß er im lezten großen Kapitel zu Marienburg einen theuren Eid geſchworen, ſolches nicht zu dulden. Zugleich ſchärfte er das Verbot ein, Ordensheimlichkeiten vor weltlichen Leuten auszuplaudern.

Den großen Entwurf, den er vielleicht ſchon lange in redlicher Bruſt nährte, die verwilderten Brüder zur alten Regel, beſonders zu Gehorſam und Entſagung des Eigenthums zurück zu führen, brachte er endlich, mit Rath der Gebietiger, zu einer Sazung, und verordnete jährliche, ſtrenge Beſuche, um ihr ewige Kraft und Gültigkeit zu verleihen. Aus dieſer Sazung, die auf Sittenzucht und Lebensweiſe der gemeinen Brüder wie der Beamten gerichtet war, werden die herrſchenden Mißbräuche kund, und, was verboten wurde, beweiſt hier abermals unwiderſprechlich was geſchah. —

„Unkeuſchheit, Ungehorſam, ſoll man ſtrafen.“

„Kein Bruder ſoll ſich in Partheyen, Bündniſſe, Verſchreibungen einlaſſen wider ſeinen Obern oder den Orden, weder mit Fremden noch unter einander; bey allerſchwereſter Buße, Verluſt aller Aemter und Würden.“

„Des Ordens Geheimniſſe ſoll kein Bruder vor weltlichen Leuten, oder gar dem Geſinde offenbaren.“

„Brüder, welche Amt, Häuſer, Zimmer oder Nutzung von Früchten auf Lebenszeit durch Verbrieſung des Hochmeiſters beſitzen, ſollen dieſe Briefe ausliefern, damit man ſie vertilge, und kein Schein des Eigenthums daraus entſpringe. Kein Hochmeiſter ſoll hinfort dergleichen Vergünſtigungen zugeſtehn.“

„Kein Beamter ſoll, aus gleichen Gründen, Haus oder Gut des Ordens verpachten.“

„Der Gebietiger ſoll im Convent nicht auf ſeinem Gemach ſpeiſen, es wäre denn, daß er achtbare Gäſte hätte.“

„Der Pferdemarſchall ſoll der Brüder Pferde bezeichnen, damit ſie nicht, ohne der Obern Wiſſen, verkauft, verliehen, vertauſcht werden.“

„Niemand ſoll, außer dem Convent, Gemach und Kammern haben, es ſey denn mit des Hochmeiſters Bewilligung.“

„Bürgern und Bauern ſoll man nicht auf Zinſen leihen, bey Verluſt des Geldes.“

„Kein Bruder ſoll im Convent Federſpiel (Falkenjagd) oder Hunde halten, ausgenommen der Comthur und Hauscomthur, doch mäßig, und ſollen ihre Jagd nicht mit in die Kirche nehmen.“ (!)

„Nur auf zwey Nächte darf ein Bruder über Land reiten, und nicht weiter als bis auf das nächſte Haus. Bey Gevatterſchaften, Hochzeiten und andern Quaaſen ſoll er nie ſich einfinden.“

„Im Remter (Speiſeſaal) darf kein Würfel- oder Spiel um Geld, ſondern nur Schachzabel und

Tſchakunenſpiel verſtattet werden. Die Glocke ſoll Spiel- und Trinkgelag ſcheiden."

„Die Brüder ſollen nicht zu halben oder zu fullen (vollen) trinken, auch nicht Bier meſſen (ausſchenken), weil ſich weltliche Leute ſehr daran ärgern."

„Nachtcollation und Frühworte ſollen abgeſtellt, den Brüdern die Nothdurft gereicht, ſtatt deren kein Geld gezahlt, kein Almoſen vom Tiſch gegeben werden."

„Knechte oder Jungen zu halten, wird unterſagt."

„Kein ungewöhnlicher Kleiderſchnitt, keine ruſſiſche Hüte, keine Verbrämung an den Taſchen. Bey Tiſche ſollen die Brüder nicht in kurzen Kleidern, ſondern in zulaſſenen Mänteln erſcheinen, wohlgezogen ſeyn, das Schweigen halten, dem Verleſer zuhören."

„Frühmetten darf niemand verſäumen. Die Prieſter ſollen ihre Zeit und Meſſe nach der Ordensregel halten; alle drey Wochen das Abendmahl austheilen; beym Leſen der Vigilien die Sylben fein abſezen, nicht eilen (plappern); Ordensbuch und Notteln wohl inne haben, weil ſich die andern nach ihnen richten; die Sünder in der Beichte getreulich und herzlich ſtrafen um Unkeuſchheit, Ungehorſam und Eigenſchaft" (Eigenthum).

„Eines Zwiſtes, der ſchon vertragen worden, ſoll Niemand förder erwähnen."

„Dem Widerſezlichen verbiete man die vier Wände bis zu des Hochmeiſters Zukunft."

„Wenn ein kranker Bruder in der Firmarie (Krankenzimmer) die lezte Oelung empfangen hat, ſo ſoll man ſeinen Nachlaß verſiegeln, und, wenn er ſtirbt, dem Treßler uberſenden. Keiner darf ein Teſtament ma-

machen, oder etwas auf dem Todtenbette verſchenken, ohne Wiſſen und Bewilligung des Hochmeiſters.“

Dieſe Punkte und Conrads bittere Klagen über ſäumigen Gottesdienſt, beweiſen zur Gnüge, daß die Kreuzherren damaliger Zeit, nicht viel mehr thaten, als ſchwelgen, jagen, ſpazieren reiten, wuchern, Geld zuſammen ſcharren, Pferde handeln, ſpielen, ſich putzen, und daß ſie überhaupt jeder Art von klöſterlichem Zwange ſo viel möglich auswichen. Zwar berühren die Extreme ſich überall: wo unter einem Volke Ausſchweifungen, Körper entnervend, im Schwange gehn, da finden ſich gewiß auch finſtere, Seelen zerrüttende Schwärmereyen. Achtzehn Brüder bekannten ſich öffentlich zu der ſtrengen Lehre eines gewiſſen Tauler, eines Dominicanermönchs, und verlangten vier Dörfer, um, einem alten päpſtlichen Verbot zuwider, ſich abzuſondern, um frommer Kaſteyungen willen.

Aber Conrad dachte blos darauf, die alte Zucht und Sitte wieder herzuſtellen, denn nur das vermochte der Unterthanen eingebüßte Ehrfurcht aufs neue zu erwecken. Gern ſezte er auch ſeiner eigenen Macht Gränzen, verordnend, daß ein Hochmeiſter, ſeinem Eid gemäß, der Gebietiger Rath befolgen ſolle. Gelang es ihm, den Eigennutz zu bekämpfen, das gefährliche Trachten nach Selbſtbereicherung auszurotten, ſo verſtopfte er dadurch die meiſten Quellen übler Amtsverwaltung, Verwahrloſung der Güter und anderer Ungerechtigkeiten; denn es leben auf Erden nur wenige Ungeheuer, denen Böſes thun Vergnügen macht, auch wenn es keinen Vortheil bringt: und es würde leicht ſeyn, das ganze Menſchengeſchlecht zur Tugend zu führen, wenn das Laſter nichts mehr eintrüge.

Um des Ordens Eigenthum kennen und bewachen zu lernen, ließ Conrad jährlich Verzeichniſſe machen, von beſezten oder unbeſezten Huben, der Zinsleute Zahl, den Einkünften ſeiner Aemter; und wenn gleich dieſe Berichte das Verdienſt gewiſſenhafter Treue nicht haben mochten, ſo erfuhr er doch genug um einzuſehn, daß er tauſend Mißbräuchen kräftig ſteuern müſſe. Ein ernſter Geiſt der Ordnung, Vorſicht und Gerechtigkeit lebt in den Satzungen, welche dahin zielen. Die Gebietiger, ſo war ſein Wille, ſollten Getreide aufſchütten in Gränzhäuſern auf zwey Jahr. Es geſchah ſäumig, und das ſchon vorhandene wurde veruntreut. Da verordnete der Hochmeiſter: „Die Beamten ſollen das Fehlende alſobald erſetzen, müßten ſie auch Hengſt und Harniſch drum verkaufen. Nicht in fremden, ſondern in des Ordens Speichern, ſollen ſie das Korn verwahren, denn nur von ihnen wird man Rechnung fodern.“

Schärfer noch verfuhr Conrad mit einem Vogt, den er ehrlos machte, indem er allen Conventen laut verkünden ließ, der Unwürdige habe viel Gold und Kleinodien, aus dem Nachlaß des verſtorbenen Hochmeiſters, verheimlicht, unterſchlagen.

Um die Wälder zu ſchonen, „die man ganz austhut, verkauft und durch Pechöfen wüſte macht,“ ſollten die Gebietiger nur nach Nothdurft ihrer Aemter Bauholz fällen, nur Bruchholz verkaufen, und alle Pechöfen gänzlich abſchaffen, außer in einigen ſehr waldigten Gegenden. — Sogar bis auf die *Bücher*, die ein ſterbender Bruder hinterließ, erſtreckte Conrad ſeine Sorge; ſie ſollten nicht verkauft, ſondern zu einem Bücherſchatz geſammelt werden.

Keine Bedrückung der Unterthanen wollte er dulden. „Niemand, hieß es, ſoll an Gerichtsgebühren mehr nehmen und fodern, als ihm von Rechtswegen gebührt, *und dem Armen ſoll man darin Gnade thun*.“

„Mit ungewöhnlichen Scharwerken (Frohndienſten) ſoll man die armen Leute unbekümmert laſſen. Wer Fuhren braucht, oder ſeinen eignen Hof baut, der ſoll es auch mit eignem Gelde thun.“

„Nicht mehr als drey ausgeſtorbene Haken ſoll der Gebietiger vergeben; keinerley Recht verſchreiben; keine Güter zuſammenſchlagen; kein bäuriſch Erbe zu Dienſte machen; keiner Kirchenlehen ſich anmaßen; keines Bruders Verlaſſenſchaft antaſten.“ —

Um dieſe heilſamen Verordnungen bey Kraft zu erhalten, ſollten jährlich ſtrenge Beſucher durch alle Ordenshäuſer gehn, welchen kein Bruder, bey ſeinem Gelübde, verſchweigen durfte, woran er des Ordens Schaden erkenne.

Solches alles wurde befolgt im erſten Jahre, und Conrad länger lebend, hätte gewißlich Früchte ſeiner klugen Maßregeln geerntet; oder, wenn ſein Geiſt auf ſeinem Nachfolger ruhte, ſo wäre des Ordens kranker Körper bey ſo ſtrenger Lebensordnung ſicher geneſen. Freylich trug der Brüder größte Zahl die ungewohnte Strenge murrend, und man könnte jene Stimmung, welche unter ihnen herrſchte, wohl mit der der prätorianiſchen Leibwache vergleichen, als Pertinax die Kriegszucht wieder herſtellen wollte. So wie dort, mußten hier des Regenten Gemeinſinn, der Gehorchenden Mißbräuche in die Augen leuchten; ſo wie dort, wagten die lezteren auch hier nur heimlichen Spott, und wenn ſie nicht, wie dort, mit Gewaltthaten ſich beſudelten; ſo war es minder Ehrfurcht vor Religionsgelübden, als ritterliche Scheu vor Beſchimpfung, die den gezuckten Dolch zurück hielt.

Achtzehntes Kapitel.

Conrads Verhältniſſe mit dem Deutſchmeiſter.

Faſt mehr Schlauheit als einem Biedermanne ziemte, bewies Conrad, indem er die Hochmeiſterlichen Rechte gegen den Deutſchmeiſter nicht männlich behauptete, ſondern zu erſchleichen ſuchte. Durch Nachgiebigkeit räumte er den härteſten Stein des Anſtoßes aus dem Wege, als er beym Antritt ſeiner Regierung, im großen Kapitel zu Marienburg, die Statuten Werners von Orſelen förmlich bekräftigte. Allein er that es ungern, und wandte ſich heimlich an den Papſt, um ſeinen eignen Schwur zu vernichten. Dieſe Verhandlung mag leicht in Conrads redlichem Character als ein Flecken erſcheinen, den der Geſchichtſchreiber nicht zudecken ſoll.

„Ihr wißt," — ſchrieb er an den Ordensanwald zu Rom, — „Ihr wißt, was Eberhard von Sansheim vormals gethan, auch daß er die Statuten, wie man ſpricht, vom Kaiſer beſtätigen laſſen. So iſt euch wohl noch inndächtig, da wir zum erſten Meiſter wurden, was Anfechtungen wir von demſelben Eberhard von wegen der Statuten hatten, und wollten wir Eintracht und Frieden haben in unſerm Orden, drang er uns dazu, nach ſeinem Willen, ein ſonderlich Statut zu verſiegeln." Weil nun aber die Beſtätigung weder dem Kaiſer noch dem Concilio gebühre; ſo ſoll der Anwald ſich bemühen, daß, trotz der Verliebungen und Verſiegelung, die Statuten widerrufen werden, auch erinnern, daß ſchon Papſt Eugen die Beſtätigung verweigert habe. Er ſoll es aber heimlich betreiben, „damit die in Deutſchland nichts davon erfahren.“

Der Anwald gehorchte. Sein Bemühen war nicht fruchtlos: Papſt Nicolaus gab den preußiſchen Biſchöffen Vollmacht, Werners Statuten aufzuheben: weil nicht ſelten das heilſam Geglaubte zum Schaden gereiche; ja er trieb die Gefälligkeit ſo weit, zu erklären: daß er dieſen Schritt, nicht erbeten, ſondern aus eigner Bewegung thue. Zugleich vernichtete er alle Eide, alle Beſtätigungen, welche bindend ſcheinen möchten.

Gewalt ohne Rechenſchaft muß wohl unwiderſtehlich reizen, weil ſelbſt der offenſte Mann ſeines Zeitalters durch ihren Zauber zum Heuchler wurde. Freylich war der Orden in Deutſchland widerſpenſtig; was Paul Rußdorf nachſichtsvoll überſehen hatte, wollte man nunmehr zur Regel machen.

Unter Conrad von Junningen geſchah es zum Erſtenmale, ſo viel man weiß, daß die Gebietiger in Deutſchland, nach dem Tode ihres Meiſters, den fränkiſchen Landcomthur Egloffſtein, und zwar nur dieſen Einen wählten, deſſen Beſtätigung ſie gradezu vom Hochmeiſter heiſchten; dießmal um ſo minder Widerſpruch erwartend, da dieſer Egloffſtein ein Bruder des Biſchoffs von Würzburg, eines bekannten und geehrten Ordensfreundes war. Sie täuſchten ſich in ihrer Hoffnung nicht. Auf gleiche Weiſe war, in den lezten unruhigen Jahren Michael Küchmeiſters, Eberhard von Sansheim Meiſter geworden; denn darauf gründete ſich der Vorwurf, den Paul über ſeine Wahl ihm machte.

Als nun der alte ſtörriſche Mauſt ſtarb, wählten die Deutſchen abermals nur Einem, er hieß Eberhard von Steten, und Conrad, ſeinem Geiſt der Mäßigung getreu, verweigerte die Beſtätigung zwar nicht, doch mit Vorbehalt, daß man künftig die alte Regel nicht verletzen ſollte. Dennoch übten ſie, kaum ein Jahr nachher, bey der Wahl des Joſt von Venningen, das angemaßte Recht von neuem aus, ſprechend: wir wollen keineswegs der Macht und Würde des Hochmeiſters Eintrag thun, ſondern nur Zwieſpalt verhüten. Conrad, in die Zeit ſich fügend, ließ die kahle Entſchuldigung gelten; erinnerte blos den neuen Meiſter, gegen ſeine Brüder und Beamten mit gleicher Strenge als in Preußen zu verfahren: doch der redlichſte Fürſt müht ſich vergebens, wenn er den Vollſtreckern ſeines Willens nicht Gemeingeiſt einzuhauchen vermag.

Neunzehntes Kapitel.

Conrads Tod.

Damit die gehäſſige Mönchsariſtocratie ſich ſelbſt zerſtören möchte, beſchloß das Schickſal, den weiſen Conrad ihr zu entrücken. Schon lange hatte ſeine ſtarke Seele gegen den ſchwachen Körper gekämpft; ſchon lange mußte er in Rom um die Vergünſtigung bitten, Fleiſch und Milch eſſen zu dürfen, weil ihm Fiſch und Faſtenſpeiſe „Gott weiß ſehr zuwider ſey.“

Dann begehrte er vom Papſt, für klingende Gebühr, Losſprechung von allen Sünden, „darauf wir „ein Gewiſſen haben würden, wie die auch wären, groß „oder klein.“ Doch der redliche Mann fügte ſogleich hinzu (in ſeinem Schreiben an den Ordensanwald), „Ihr durft Euch nicht befahren, daß wir turſtig oder „mit Verſatz darauf ſündigen wollten, denn wir uns ſelbſt ungern vorleiten mögen.“ Das Geſuch entſprang nur aus dem Gefühl zunehmender Schwäche. Schon Einmal hatte ihn der Schlag gerührt; dennoch wollte er ſeiner nicht ſchonen, die jährliche Umreiſe in eigner Perſon vollbringen; da traf ihn zu Graudenz der Schlag zum zweyten Mal. Er ließ eine Strecke weit ſich fahren, ritt dann wieder, „wiewohl gar übel,“ bis nach Thorn und Stuhm, nicht achtend ſeines Hofgeſindes Warnung. Jezt verließen ihn die Kräfte, man fuhr ihn vollends nach Marienburg.

Sogleich traten die Gebietiger haufenweis zuſammen, um ſich zu berathen, nicht wie etwa, nach Conrads Tode, des Ordens Gebrechen mit gleicher Klugheit möchten zu heilen ſeyn; ſondern nur wie man den verhaßten Bund zerſtören könne. Zwar gab es auch noch manche rechtlich denkende, welche meinten: man könne den Bund wohl ungeprüft laſſen; ſey er doch keine Verſchwörung, nur eine Schutzwehr, durch mancherley Unfug den Unterthanen abgenöthigt, und keinem zu verargen, ſo lange die Natur jedes Thier mit Waffen rüſte, um gegen ſeinen Unterdrücker ſich zu ſträuben. Eigenmacht werde, ſelbſt durch verjährten Beſitz, nie zu Recht geſtempelt. Man ſolle nur verhüten was den Bund geſtiftet, Verträge halten, und jährlich zu Gerichte ſitzen über groß und klein, keinem zu Liebe noch zu Leide, ſo werde der gefürchtete Bund allmählig von ſelber ſchwinden.

So dachten die weiſeſten. Andere hingegen murrten: Conrads Nachſicht ſey dem Orden ſchimpflich geweſen; Eigenmacht, in die der Bund geriſſen, der Oberherrſchaft erſtes Recht, das zu beprüfen dürfe ſich kein Unterthan herausnehmen. Gelindigkeit habe den Bund beherzter gemacht. Nur durchgedrungen, die Häupter gefaßt, Strenge gehandhabt, ſo würden die übrigen bald kleinlaut ſich zum Ziele legen.

So waren die geſinnt, die zu Mewe ſich verſammelten und beſchwuren, daß der künftig gewählte Meiſter den Bund vernichten ſollte, es möge daraus entſtehen was da wolle.

Darauf gingen ſie, dem alten Herkommen gemäß, zu dem ſiechen Hochmeiſter, um ſeinen Rath zu vernehmen, wegen eines würdigen Nachfolgers. Sie huben das Geſpräch mit hoflicher Klage über ſeine Krankheit an, ihn vertröſtend auf die Macht Gottes, die alles noch zum Beſten wenden könne. Da ſprach

Conrad die ſtrafenden Worte: „Ich habe in meinem Amte von Euch und Andern ſo wenig Freude erfahren, daß ich wohl krank werden müßte, wenn ich es noch nicht wäre. Mir iſt ſo wohl, ich begehre nur zu ſterben. Gott vergebe mir meine Sünde!“

Als ſie ferner einen Rath von ihm heiſchten, wem man, im Fall ſeines Hinſcheidens, zum Verweſer des armen betrübten Landes erkieſen ſolle? da antwortete der Hochmeiſter:

„Unter Euch ſind zwey, die vor andern darnach trachten. Nehmt ihr Heinrich Reuß von Plauen, ſo habt ihr Krieg und Aufſtand. Daſſelbe möchte erfolgen, wenn ihr meinen Vetter Ludwig wählt, der ſich ſelber nicht zu rathen weiß, und immer thun wird, was die Meiſten begehren, oder die am lauteſten ſchreyen. Ich dürfte Euch wohl rathen zu Herrn Wilhelm von Eppingen, Comthur zu Oſterode, der iſt ein ſanftmüthiger, friedliebender Mann, der das Land mit Treuen meinet. Aber was nuzt mein Rath? es iſt doch umſonſt, denn ich weiß was ihr beſchloſſen habt. Uns ſteht groß Unheil bevor um unſerer Sünden willen. Wir achten nicht des Gottesdienſtes, leben in Uebermuth, und jeder thut was ihn gelüſtet. Wollte Gott ich wäre in ein Kartheuſerkloſter gezogen, mir wäre nun viel beſſer. Gott erbarme ſich des armen Landes! Er hat es uns gegeben, ſo ſehet zu, daß er es nicht wieder nehme.“ —

Nach dieſer beweglichen Rede kehrte er ſich gegen die Wand, jammerte und ſeufzte. Da geſegneten ihn die Gebietiger und gingen davon, einige ihn kleinmüthig ſcheltend, andere mit niedergeſchlagenen, bethränten Augen, und den Seufzer auf der Lippe: Jeſus Maria ſteh uns bey!

Der edle Conrad ſtarb, und nahm nur das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, ach! nicht die Hoffnung ſegenreicher Folgen mit aus der Welt. Er iſt der lezte Hochmeiſter, deſſen Gebeine in der Gruft zu Marienburg ruhen. Feſter, unbeſtochener Sinn in jeder Lage ſeines Lebens; ſtrenge Gerechtigkeit im Lande; ein ſtilles verſtändiges Wirken außer Landes; ununterbrochene, väterliche Sorgfalt für die Geringſten wie die Erſten ſeiner Unterthanen; ein milder Ernſt, ein thätiger Wille, um alle Mißbräuche auszurotten; das ſind die Blumen, die — ſchöner und freudiger als blutiger Lorbeer — ſeine Gruft umgrünen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Ludwig von Erlichshauſen.

1450 — 1467.

Uneingedenk der Warnung des Sterbenden, wählten die Gebietiger ſeinen Bruderſohn Ludwig von Erlichshauſen. Anfangs war die Wahl zwieſpaltig, denn viele gaben ihre Stimmen dem Heinrich Reuß von Plauen; aber dieſer hinterſtellige Mann begab ſich aller Anſprüche zu Gunſten ſeines ſchwachen Neffen, den zu beherrſchen, wenn auch minder rühmlich, doch ſicherer ſchien.

Die Stände beſchloſſen, dem neuen Meiſter zu huldigen, aber mit denſelben Worten wie ſeinem Vorfahren; dabey auf Bundesbeſtätigung, und was dem anhing, ernſtlich zu dringen. Im Orden riethen manche kluges Nachgeben, wenigſtens zum Scheine, bis auf gelegenere Zeit. Andere tobten, vor allen der Deutſchmeiſter Joſt von Venningen, der jede freundliche Maßregel trotzig verwarf, zu offener Gewalt rieth, kräftigen Beyſtand verſprach, ſich vermeſſend, er wolle vor Papſt und Kaiſer des Ordens Rechte vertreten. Die Stände erfuhren bald des ungeſtümen Mannes Aeußerungen. Sie beſchwerten ſich darüber bey dem Hochmeiſter, der ſie ungütig empfing, ja die Worte ſich entfallen ließ: „Ich will es Euch gedenken, ſollte ich auch noch zehn Jahr und länger leben.“

Solche Drohworte ſtärkten nur des Bundes Einigkeit und mehrten Erbitterung, die ohnehin durch den Biſchoff von Heilsberg neuen Zunder empfangen hatte. Dieſer hochfahrende Prälat erlaubte ſich viel Unrecht gegen ſeine Städte, wollte aber vor keinem andern Richter ſtehen als dem Papſte. Auch machte er ſeinem Mitbruder, dem Biſchoff von Leslau, bittere Vorwurfe, daß er nicht mit Ernſt die Aufrührer ſtrafe. „Hart aber wahrhaft,“ ſo rief er ihm zu, „iſt der „Ausſpruch des heiligen Auguſtin: ein Prälat, der „nicht der Unterthanen Laſter züchtigt, iſt mehr einem „ſchamloſen Hunde als einem Biſchoff zu vergleichen. „Wer zu bekannten Verbrechen ſchweigt, der hat darein gewilligt. Unwiſſenheit entſchuldigt den Hirten „nicht, deſſen Schafe der Wolf verzehrt; denn er ſoll „wachen!“

Durch verſagtes Recht und ſolche Schmähungen erbittert, ſprachen die Stände kühn zu dem Hochmeiſter: „könnt Ihr nicht des Biſchoffs Richter ſeyn, ſo erkennen wir Euch auch nicht für ſeinen Beſchirmer, und wollen fortan ſelbſt mit ihm zu thun haben, ſollte es auch Hälſe koſten.“

Ein drohender Wink, denn ſo dreiſt hatten ſie noch nie von bewaffneter Selbſthülfe geſprochen. Wirklich unterhandelte der Bund auch ſchon in dieſem Jahre mit einem böhmiſchen Herrn, um auf jeden Fall 800 Reiter zu ſeinem Dienſt bereit zu halten. Die Kreuzherren

herren hingegen neckten und reizten unaufhörlich, bald durch ſchnöde Worte, bald indem ſie ihre Reiter in die Nachbarſchaft der Städte verlegten, zu unleidlicher Bedrückung.

So ſtand es in Preußen, als eines Tages der Hochmeiſter zu Elbing erklärte: es ſey ein päpſtlicher Legat unterweges, um merkliche Sachen zu verhören, die dem heiligen Vater angebracht worden, beſonders etliche Artikel wider die Kirche und den chriſtlichen Glauben. Die Stände fragten: welche? Ludwig ſchützte Unwiſſenheit vor. Der Papſt ſey erzürnt, weil die Rede gehe, man wehrt den Leuten nach Rom zu ziehen. Aber er wußte es beſſer, denn Nicolaus der Fünfte hatte ihm geſchrieben: „Ich ſende dir meinen Boten um dieſe Peſt auszurotten.“ Er meinte den Bund, deſſen Urſprung und Rechtlichkeit ihm doch mehr als zu bekannt war, denn in einem Schreiben an den Erzbiſchoff zu Riga geſtand er ſelbſt: „der Orden habe nachläſſig regiert und treibe es ferner ſo. Statt die Unterthanen durch väterliche Milde zu gewinnen, habe er, jezt wie vormals, ſie gedrückt: aus ſolcher üblen Herrſchaft ſey der Bund erwachſen.“ Welch' ein Triumph für die Bundesgenoſſen, wäre dieß päpſtliche Bekenntniß ihnen kund geworden.

Bald erſchien der Legat wirklich, ein portugieſiſcher Biſchoff, der wollte richten mit Kraft und Macht über ſaumſeligen Gottesdienſt, Schmählerung der Kirchenfreyheiten, übles Regiment, Verſchwörungen, heimliche Bündniſſe; ſchon vor angehabener Unterſuchung drohend mit Bann und Kirchenzucht. Ludwig trug es Land und Städten vor, und ſtellte ſich verwundert, als habe er nichts von alle dem gewußt. Doch hatte er ſelbſt dem Papſte vorgeſpiegelt: durch den Bund würden Layen Richter über Geiſtliche.

„Wir haben Euch gehuldigt,“ war die Antwort, „ſo iſt Eure Pflicht uns zu vertreten gegen Achter-Reden. Nennt uns die Verleumder.“ — Ludwig erklärte: dem Papſte zu widerſprechen, ſey Todſünde.

„Iſt unſer Bund gemeint,“ fuhren jene fort, „ſo wiſſet Ihr wohl, daß wir ihn geſchloſſen mit Wiſſen und Willen Paul Rußdorfs, auch hat Euer Vetter Conrad ihn beſtätigt; ja Ihr ſelbſt habt unſere Privilegien erneuert, ohne Klagen über den Bund. Was uns dazu gedrungen, iſt männiglich bekannt, darum wir keine Verſchwörer ſind. Der Biſchoff von Heilsberg will das Land in Unglück bringen. Wir bitten mit Ernſt: vertretet uns gegen Gewalt oder Bann; ſonſt müſſen wir ſelbſt vor Papſt und Fürſten unſere gerechte Sache führen, woraus dem Orden wenig Ehre erwachſen möchte.“

Da fuhr Ludwig zornig heraus: „kein ehrlicher Mann hat jemals Euren Bund gebilligt, und ich will ihn nimmermehr gut heißen. Wollt ihr Bannfluch vermeiden, ſo gehorcht!“

Durch ſeine Heftigkeit geſchreckt, entſagten auf der Stelle Marienburg, Thorn und Conitz dem Bunde, erſuchten, ihre Unterſchrift zu löſchen, ihre Siegel abzunehmen. Aber die Bürger jener Städte bezüchtigten ihre Geſandten des Kleinmuths, gaben ihr Vollwort nicht zu der Entſagung, und die Bundesglieder gelobten ſich aufs neue Beharrlichkeit: ſie wollten, trotz Acht und Bann, Alle für Einen ſtehen.

Ludwig rieth dem Legaten, Hans von Bayſen die Ehre zu geben, und ſich zuerſt mit dem allein zu beſprechen, damit er vielleicht, als von ſich ſelbſt, den Halsſtarrigen vorſtelle: „es ſey doch billiger und redlicher, wenn der Legat nichts zu ſtrafen fände.“ Ob der ſtolze Biſchoff von Silva dieſen Rath befolgte, iſt unbekannt; wenn es geſchah, ſo blieb es fruchtlos.

Land und Städte, von ihrem Herrn verlaſſen, traten dem Phantom der päpſtlichen Allmacht keck unter die Augen, und gaben die beherzte Antwort:

„Wir ſind keine Antaſter von Kirchenfreyheiten, wir haben mit nichten den Gottesdienſt geſchmälert, vielmehr bey heidniſchen Völkern, unſern Nachbarn, über hundert Meilen weit denſelben ausgebreitet. Wir haben Kirchen, Klöſter, Almoſen geſtiftet, und was der Krieg zerſtörte, neu erbaut. Viel Volks aus Preußen iſt zum Jubeljahr nach Rom gewallfahrtet, aus Danzig allein zweytauſend Menſchen, die haben dort viel Geld gelaſſen. —— Wir ſind auch keine Verſchwörer, wagten oft Leib, Gut und Blut für unſere Herrſchaft, darum wir billiger zu loben wären, als zu ſchelten.“

Das gefiel dem Legaten übel. „Habt ihr Gutes gethan, ſprach er, ſo war das Eure Schuldigkeit. Doch daß ihr Geiſtliche an Euer Geſetz und Ordnung knüpfen wollt, iſt gegen Gottes Gebot! Darum ſtellet mir unbedingt das Erkenntniß über Euren Bund anheim.“

Da redete Hans von Bayſen mit geſchwollenem Herzen: „Hütet Euch! es möchten Dinge auf die Bahn kommen, dem Papſte ſelbſt unlieb zu hören, dem Orden aber zu keiner Ehre und Glimpf. Beſſer wir ſchweigen. Iſt jedoch ein Artikel unſers Bundes, der den Orden zu rechtlicher Beſchwerde veranlaſſen möchte, ſo nenne er den, daß wir gütlich darüber handeln.“

Die lezten friedlichen Worte vernahm jezt der Orden nicht ungern, denn der hochfahrende Legat miſchte ſich auch in weltliche Händel, und ließ verlauten, es gebühre nur dem Papſte, Preußen zu regieren, denn der habe die Kreuzherren damit belehnt. Darum ſie gern mit Ehren ſich ſeiner entledigt hätten. Auch zog er bald unwillig ab, vermerkend daß die mannhaften Preußen nicht, wie die knechtiſchen Römer, vor den geſchliffenen Waffen zitterten. — So war abermals durch dieſe Anzettelung nichts errungen worden, als allein der Stände feſtere Verkittung.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Neue Bundesanfechtungen.

1451. Wohlan, gedachten Ludwigs Rathgeber, wir wollen den verhaßten Bund mit Liſt angreifen; wir wollen ſeine Hauptbeſchwerde aus dem Wege räumen, doch alſo daß es ihm nicht fromme. Und ſofort ſchrieb der Hochmeiſter den oft begehrten Gerichtstag aus, der ſollte binnen vierzehn Tagen über jeden Zwiſt, jede Klage, ſeit Anbeginn ſeiner Regierung erhoben, zu Elbing gehalten werden.

Die Stände erſchienen zwar, widerſprachen aber: „Die Richter ſind nicht ſo erkoren wie bedungen worden; die beſtimmte Friſt war zu kurz; wir bitten um vier Wochen, damit ein jeder ſeine Klagen aufſetzen, vorbringen, begründen möge; auch müſſen *alle* ſeit Jahren eingeriſſene Uebel zur Sprache kommen.“

Finſter und kurz erwiederte Ludwig: „Wir ſitzen allhier zu Gericht, wie ihr oft begehrt; ſo rede nun wer reden mag.“ Die Stände wiederholten ihre Einwendungen; da ſtanden die Gebietiger ſämtlich auf, erklärten, es ſey niemand erſchienen, der über ſie klagen könne oder wolle, und gingen davon.

Hatte man durch dieſes Gaukelſpiel die Herzen der Unterthanen nur noch mehr entfremdet, ſo könnte man doch nun an auswärtigen Höfen dreiſt behaupten: Wir haben alles gethan, um die Zwietracht zu tilgen. Dieſer Vorſpiegelung verdankte der Orden vielleicht mehrere Schreiben der Churfürſten an die Städte, in welchen ihr Bund als Aufruhr geſchildert, ſie unter harten Drohungen ermahnt wurden, davon abzulaſſen. Selbſt Kaiſer Friedrich, uneingedenk ſeiner Beſtätigung, ſprach von Geld- und Leibesſtrafen. Endlich rollte auch der Donner des Vaticans. Sehr ſtreng verwies Nicolaus dem Hochmeiſter ſeine Gelindigkeit. „Die Ungehorſamen, rief er, ſind ärger als Heiden! willſt du nicht mit dem Schwert drein ſchlagen, ſo biſt du ein Feind der heiligen Kirche, machſt dich verdächtig, gleich deinen Vorfahren, der gottloſen Verſchwörung beyzuſtimmen.“

An den Biſchoff von Samland ſchrieb er: „ſein Gemüth ſey ſehr bewegt; der Biſchoff ſolle die Bundesgenoſſen vor ſich laden, ihnen die Kirchengeſetze ſammt der Carolina erklären, ſie abmahnen und vom Bundeseide entbinden, di do nicht Eyde ſundern Leichtfertigkeit ſeyn unmächtig und eitel. Den Beſſerunggelobenden ſolle er heilſame Bußen auflegen, die Widerſpenſtigen mit dem Bann bedrohen, zum abſchreckenden Beyſpiel für andere, wenn ſie ſehen werden, das nicht alleyne wir, ſundern alle Chriſtenfürſten und Volk ſo ſwerlich widder ſie ſeyn werden.“

Die Folgen dieſer Drohungen ſind mit wenigen aber kräftigen Worten alſo verzeichnet: deshalb viele wilde Rede uffm Rathhaus geſchehn, und viele Herzen wurden erbittert.

So ſtanden nunmehr eine geringe Zahl von Städten, deren Namen zum Theil in fremden Landen kaum gehört werden, gegen Papſt, Kaiſer, Churfürſten und

Landesherren; einzeln unvermögend, vereint unbezwinglich durch Muth, Beharrlichkeit und das erquickende Gefühl einer gerechten Sache. „Vertheidige uns gegen kränkende Bezüchtigungen," foderten ſie vom Hochmeiſter, „oder gib uns Rath, wie wir es wenden mögen; wir wollen gern dir folgen."

„Kaiſer und Fürſten," antwortete Ludwig, „begehren nichts unbilliges. Thut Euren Bund ab, ſo wollen wir Euch eine kräftige Verſchreibung geben. Alles ſey vergeſſen. Jedem werde ſein Recht, und ein Oberrichter, über den wir künftig uns vereinen wollen, entſcheide, wo an unſerm Urtheil Euch nicht genügt."

Dieſe Worte ſchienen gut gemeint, und überraſchten um ſo mehr, da Ludwig auf der Stelle den Entwurf der angebotenen Verſchreibung vorlegte. Es muß in einer guten Stunde ihm Ernſt damit geweſen ſeyn, denn er that es wider den Rath und ſchriftliche Verwarnung mehrerer Gebietiger, die, in einem langen Bedenken, zu allerley zweyzüngiger Falſchheit ihn verleiten wollten.

Die Stände fuhren fort den Bund zu vertheidigen, beriefen ſich auf das Beyſpiel Schwedens, äußerten auch wenig Vertrauen zu oft geſchehenen Erbietungen; allein ſie fühlten doch, der Vorſchlag laſſe nicht geradezu von der Hand ſich weiſen; darum prüften ſie den Entwurf, vielleicht nur um Zeit zu gewinnen, denn ſie gaben ihn zurück, mit der nichtig klingenden Bemerkung: er ſey zu kurz gefaßt. Bereitwillig ſetzte Ludwig eine längere Schrift auf, hinzufügend: wenn auch dieſe noch nicht lang genug ſie bedünke, ſo möchten ſie ſelber eine entwerfen. Das geſchah. Allein der jährlich bedungene Gerichtstag, den ſie am Schluß hinzuſetzten, verdarb alles. Ludwig weigerte ſich deſſen unter dem neuerſonnenen Vorwand: nur Einmal ihn zu hegen ſey zugeſagt worden.

Er begehrte, die Abgeordneten ſollten ſein redliches Erbieten auch redlich an die Stände bringen. Es ward verſprochen. Doch ihrem Worte wenig vertrauend, ſandte er ſelbſt Gebietiger in alle Städte, um ſeinen Entwurf den Bürgern auf dem Rathhaus vorzuleſen. Dennoch blieb der Antrag ohne Erfolg, obgleich ſelbſt Hans von Bayſen dem Orden beytrat, denn er meldete dem Hochmeiſter: der Zeitpunkt ſey bequem den Bund abzuthun, und gelobte Hülfe. War es ihm Ernſt? — Viele zweifelten, und der Comthur zu Thorn warnte vor dem gefährlichen Manne.

Der Unterthanen verlornes Vertrauen gleicht dem ausgeriſſenen Baume: das Wankende mag man wohl ſtützen, und langſam neu befeſtigen, das Entwurzelte nimmer. Wie wenn ein Kohlenbergwerk in Brand geräth, und Jahre lang um ſich greifend fortglimmt, ſo Zwietracht im Volke.

1452. Markgraf Friedrich von Brandenburg erbot ſich zu gütlicher Vermittlung, ein Gleiches that Friedrich von Sachſen. Jener ſandte den Biſchoff von Lebus, dieſer die Herren von Einſiedel und Schönberg. Es war umſonſt. Ludwig nahm ſie gern auf, die Stände ſpeiſten ſie mit höflichen Worten ab.

Des Bundes Sprecher traten aufs neue vor den Hochmeiſter mit bitterer Klage: „durch Beſtechung, Verheiſſung, Gewalt und Drohung trennt man viele von unſerm redlichen Bunde. Fürſten und Herren nennen uns Aufrührer. Pfaffen und Mönche ſchelten uns von den Kanzeln untreu und meineidig. Wir haben viel erlitten von Tatarn, Huſſiten und andern grauſamen Feinden, doch ſind wir nimmer ſo hart bedrängt geweſen, als leider jetzund von dem Orden ſelbſt. Als Ihr in verfloſſenen Jahren eignen Zwiſt

Land und Städten anheim geſtellt, und wir uns deſſen freundlich unterwunden, da war unſer Bund rechtlich und löblich, nun aber ſollen wir Verräther ſeyn. Darum bitten wir Euch mit Herzenswemuth, uns vor Läſterungen zu ſchützen. Wollt Ihr uns abermals ohne Troſt entlaſſen, ſo müſſen wir ſelber zu kräftigen Mitteln ſchreiten.“

Aber Ludwig gab keine Antwort, ſchüzte eine Reiſe nach Pommern vor, und daß er eben ſeine Räthe nicht bey ſich habe. Kaiſer Friedrich drohte aufs neue. „Der Pabſt befahl, die Widerſpenſtigen in den Bann zu thun, wenn nicht binnen ſechszig Tagen Gehorſam erfolge. Dennoch blieben die Stände feſtes Sinnes, und gaben faſt die Hoffnung auf, von einem Hochmeiſter Frieden zu erringen, der, jedem frommen Manne zum Gräuel, in unverſöhnlichem Hader mit ſeinem leiblichen Bruder lebte.

Ja, zu wem ſollte der Bund Vertrauen faſſen? Dem Meiſter glaubten die Brüder. Beyſpiele mögen reden. Der Comthur zu Balga geſtand dem Hochmeiſter, er habe keinen in ſeinem Convent, der zu einem Amte tauglich wäre; keinen, der mochte ſere notze ſeyn eyn Haws zu halden adder davor zu rathen.“ Dieſelbe Klage führte der Comthur zu Oſterrode, obwohl er acht und zwanzig Brüder in ſeinem Convente zählte. Ein anderesmal bat er um Beſtrafung eines Widerſpenſtigen, weil der ſonſt wohl in ſeinem tummen turſtigen Sinne glauben möchte, es werde ihm auch ſo geringlich ausgehn als einem gewiſſen Trogſeß. Alſo wurde nicht jeder Frevler beſtraft. Zügelloſigkeit, ſtolze Dummheit, Trunk und Wolluſt fanden in der Regel bey den Kreuzherren ſich vereinigt, und ſelbſt der, deſſen Kreuz ſie als Ehrenzeichen trugen, mußte Schmach von ihnen erdulden.

Zu Rheden verfolgte ein trunkener Ordensbruder ſeinen Feind bis in die Kirche, ja bis zum Hochaltar, wo eben Gottesdienſt gehalten wurde, und ſchimpfte weidlich als die Prieſter ſeinem Frevel Einhalt thaten. Auch zu Stargard klagten viele Edle über Raub, Gewalt und Unrecht der Beamten. Wo eine Stimme ſich erhub, da fluchte ſie dem Orden; wo eine Wehklage laut wurde, da jammerte ſie über den Orden. Der gab den Fluch zurück und ſpottete des Jammers. War es folglich den Ständen zu verargen, wenn Ludwigs Verſprechungen, für deren Erfüllung niemand bürgte, keinen Eindruck auf ſie machten? — Seinen glatten Worten widerſprach laut ſo manche ſeiner Handlungen. In fremden Ländern, England, Brabant, wo er Schadenerſatz für erlittenen Seeraub foderte, ſprach er allein für Ordensdiener, nicht für den bedrängten preußiſchen Kaufmann; ja er bat ſogar den König von Dänemark, dieſen im Sunde zu berauben, weil er die Unterthanen nicht bezwingen könne.

So wuchs die Erbitterung zu einer furchtbaren Höhe, und keine damals kundgewordene, mährchenhafte Prophezeiung eines Eremiten, oder der heiligen Brigitte, war vonnöthen, um den Ausgang einem klugen Manne zu verrathen.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Bund beruft ſich auf den Kaiſer.

Ludwig, blos ein Werkzeug ſeines Mutter-Bruders, Heinrich Reuß von Plauen, ſah nur mit deſſen Augen, ſprach nur durch deſſen Mund. Erſt zwey Monat nach jener lezten männlichen Vorſtellung erfolgte die ſchlaue Antwort:

„Seit Jahren haben wir mit einander gezwiſtert, mündlich, ſchriftlich. Was uns recht und billig dünkte, hat euch mißfallen: was ihr uns angemuthet, war uns zuwider. So iſt der Welt Lauf. Niemand mag unparteyiſch in eigener Sache richten. Nun heißt es ja in eurem Bunde ausdrücklich: ſo Jemand vergewaltigt würde, der ſoll ſich zu Recht berufen, und am Rechte genügen laſſen? Wohlan! ſeyd ihr noch des Sinnes, ſo laßt uns einen Schiedsrichter wählen, Papſt, Kaiſer oder ſonſt einen chriſtlichen Fürſten, oder die Prälaten dieſes Landes, oder gottesfürchtige, unparteyiſche Männer, die wir zuvor von ihrem Unterthaneneid entbinden wollen. Könnt ihr ſolches mit Ehren verſagen, ohne ſelbſt einer ſchlimmen Sache euch ſchuldig zu geben?“

Das klang in der That ſo friedlich und billig, daß die Weigerung der Stände ein ungünſtiges Licht auf ihre Redlichkeit werfen mußte. Allein ſie hatten doch triftige Gründe, es abzulehnen. „Wir ſcheuen keineswegs das Recht,“ ſo ſprachen ſie, „aber wo ſollen wir unverdächtige Richter finden? Von Allen, die Ihr genannt, ſind wir bereits gehaßt, von Allen verurtheilt, Dank ſey es Euren öffentlichen Ausſchreiben und heimlichen Werbungen. Einheimiſche redliche Männer dürften leicht in Furcht gerathen, wegen Gefahr ihres Leibes und Gutes. Iſt euch jedoch ein herzlicher Ernſt um Frieden, ſo wählen wir zum Richter den König von Polen und deſſen Räthe, und wollen gern das Recht walten laſſen."

Gegen dieſen Vorſchlag äußerte Ludwig entſchiedene Abneigung. „Nun ſo werden wir unſere Boten an den Kaiſer abfertigen." war der Stände leztes Wort, und mag Ew. Gnaden uns nicht verargen, wenn wir vor des Kaiſers Throne unſere Unſchuld darlegen."

Es ſcheint ſeltſam, daß der Bund jezt ſo raſch auf den Kaiſer ſich berief, der ihn ſelbſt vor kurzem noch rebelliſch nannte, und deſſen Richterſtuhl vor wenig Jahren er ſo ängſtlich ſcheute; allein Erfahrung hatte ſeitdem gelehrt, daß die kaiſerlichen Räthe, nicht unempfindlich gegen reiche Gaben, ihren Schutz auch Unterthanen gegen Fürſten angedeihen ließen. Dreiſt ernannten ſie daher Geſandten an Friedrichs Hoflager.

Ludwig, obgleich er ſelbſt in ſeiner Rede auch den Kaiſer zum Schiedsrichter vorgeſchlagen hatte, ſuchte jezt die Abreiſe der Machtboten bald zu hindern, bald zu verzögern. Sie blieb jedoch beſchloſſen und erfolgte wirklich, auf Koſten der Stände, die nach Kräften dazu beyſteuerten.

So wurde die Gährung im ganzen Lande von Tage zu Tage heftiger. Naher Ausbruch drohte. Klagen, Schmähungen, ließ der Orden im ganzen Reich erſchallen, ſchrie und warb um bewaffnete Hülfe, verſah die Schlöſſer mit Wehr und Mundvorrath. Ein gleiches thaten die Stände. Von beyden Theilen wurden ſeltſame Reden geführt. Die Kreuzherren ſprachen

chen unverhohlen: die Preußen ſind unſere leibeigenen Knechte, die wir mit dem Schwerte gewonnen, oder im Kriege gefangen haben. Jene erwiederten: die Kreuzherren ſind geizige Tyrannen, die man aus dem Lande jagen muß. Dem Hochmeiſter war nicht wohl dabey zu Muthe; er hätte gern den böſen Zungen gewehrt. Zu Danzig hatte man ausgeſprengt, er wolle die Stadt mit böhmiſchen Söldnern überfallen. Dem widerſprach er heftig, befahl auch dem Comthur, die Gemeine zu vermahnen, daß ſie ſolchen boshaften Mährchen keinen Glauben beymeſſe. An die großen Städte ſchrieb er freundlich: man ſolle von beyden Theilen feindliche Worte und Anſtalten unterdrücken.

Indeſſen kamen die Geſandten glücklich nach Wien, überreichten köſtliche Geſchenke, vertheidigten den Bund, und baten um des Kaiſers richterliche Entſcheidung. Auch der Orden hatte ſeine Boten eilig abgefertigt, um der Stände Anſchläge zu hintertreiben. „Es bedarf keines Rechtsganges,“ ſprachen dieſe, „denn des Bundes Urſach iſt todt, ſo ſoll auch der Bund todt ſeyn.“

Mit nichten, erwiederten Jene und beharrten auf ihrer Bitte. Da lud der Kaiſer die Parteyen auf Johanni des künftigen Jahres.

Für ein Geſchenk von 5400 Gulden beſtätigte er den Ständen ihre Privilegien, verlieh Schutz gegen Vehmgerichte, gab ihnen das Verſammlungs- und Beſteurungs-Recht, ſammt der Befugniß, Machtboten auszuſenden. Große Vergünſtigungen, gleich landesherrlichen Rechten, vom Bunde ohne Verzug zu einer Geldſammlung benutzt, welche ihm ein merkliches Uebergewicht verſchaffte, es möchte mit der Feder oder mit dem Schwert gefochten werden; denn ſelbſt Arme, die von ihrer Handarbeit ſich näheten, mußten beyſteuern und thaten es willig, indeſſen der Hochmeiſter gezwungen war, des Ordens Beſitzungen anzu-

grei

greifen, da ſeine Einkünfte größtentheils nur von Bewilligung der Stände abhingen. Der Deutſchmeiſter ſollte Geld ſchaffen; der hatte aber ſelber zu eigner Nothdurft borgen müſſen. Der Meiſter von Liefland ſchützte Peſt und Mißwachs vor. Der Obermarſchall ſuchte vergebens überall zu leihen, und ſchrieb: ſelbſt der Biſchoff habe nicht mehr als 40 Gulden und 50 geringer Münze bynnen addir buiſſen hawſes. Goldmacher boten ihre Dienſte an, und entſchädigten den Orden ſchwerlich für den Verluſt der ermländiſchen Pfründen, die, vom feſten Conrad mühſam erkämpft, vom ſchwachen Ludwig wieder aufgegeben wurden.

Triumphirend kehrten die Bundesgeſandten zurück und überbrachten dem Hochmeiſter die kaiſerliche Ladung, ſammt ſtrengem Verbot, bis zur Entſcheidung nichts wider den Bund zu unternehmen. 1453

Ludwig begehrte die Beſtätigung der Privilegien zu ſehn. Da erklärten ſie in bittern Worten: „Eure Gebietiger haben faſt in allen Städten Bürger und Landſchaft verſammelt, öffentlich vorgebend, was wir zu Wien gehandelt ſey lauter Lug und Trug. So bedünkt uns nicht vonnöthen, Ew. Gnaden die Briefe vorzuweiſen, ſondern möchte beſſer ſeyn, auf dem angeſetzten Rechtstage ſie darzulegen. — Uns thut auch ſchmerzlich weh, daß Ihr den Städten verbieten wollen, zu den Koſten der Geſandtſchaft beyzuſteuern, bey Verluſt ihrer Privilegien, Leibes und Gutes. Wie mag man ſolches Leuten wehren, denen es an Ehre und Glimpf geht? Auch ſind wir nicht ſo unverſtändig, daß wir nicht wiſſen ſollten, man könne mit lediger Hand in fremden Landen keinen Rechtsſtreit führen. Sind wir doch Niemandes Pachtbauern, daß wir mit dem Unſrigen nicht ſchalten dürften; haben wir doch auch dem Orden, nicht ſelten gegen uns ſelbſt, Hülfe leiſten müſſen."

„Ferner iſt uns faſt beſchwerlich, daß wir in allen Zuſammenkunften an unſere Eid und Pflicht gemahnt werden, gleich als hätten wir die gefälſcht und gebrochen. Ihr ſollt aber bedenken, daß auch Ihr uns geſchworen habe. Dennoch ergeht es von Tage zu Tage ärger. Eurer Beamten Uebermuth iſt unleidlich. Darum wir Euch mit allem Fleiße bitten: habt ein Einſehen, ſteuert den Verleumdern, ſonſt möchten wir gezwungen werden, ſelbſt zu ſteuern, woraus viel Unrath erwachſen dürfte."

Der Hochmeiſter antwortete dießmal glimpflich: er habe die Briefe nur zu ſehen begehrt, weil Abſchriften ungleiches Lautes vorhanden wären, darum auch mancherley davon geredet würde, wie ein Jeder es verſtünde oder deutete, welches doch ohne ſein Wiſſen geſchehe. Zum Verbot der Beyſteuer meinte er wohl Fug und Recht zu haben, indem es nur der Obrigkeit gebühre, Steuern aufzulegen. Doch möge immerhin auch über dieſen Punkt der Richter entſcheiden. „Iſt aber der Geringſte unter Euch," ſo fügte er am Schluß hinzu, „von Einem der unſrigen geſchmäht worden, ſo beweiſe er das unzüglich, und wir wollen ſolchen Ernſt darin gebrauchen, daß ihr wohl erfahren ſollt, es ſey uns leid."

Noch ein Mal ſchlug er Schiedsrichter im Lande vor, drey oder vier redliche unverdächtige Männer, die ſollten ſchwören, im Fall unbewirkter Sühne, was ſie vernommen mit ins Grab zu nehmen. Aber die Stände wollten ſich darein nicht fügen, befürchtend, man werde ſich zu bloß geben. Vermuthlich flößten die zu Wien erkauften Gönner ihnen Troz, dem Hochmeiſter Mäßigung ein.

Ueberall gab es lauernde Kundſchafter des Ordens, beſtochene Verräther des Bundes. Selbſt ein Schwager Gabriels von Bayſen ſtand in des Ordens Solde, und ſuchte kleine, in ſolcher ausgedehnter Verbrüderung unvermeidliche Händel zu allgemeiner Zwietracht anzufachen. Darum faßten jezt die Stände den Beſchluß: weil, wegen groſſer Menge derer, die den Rathſchlägen beywohnen, Verſchwiegenheit ſchwer zu erlangen, ſo ſoll ein heimlicher Rath verordnet werden, zehn aus den Städten, zehn aus dem Lande, denen wollen wir mit Leib und Gut gänzlich vertrauen.

Es geſchah, und zwar ſo heimlich, daß ſelbſt die Bundesgenoſſen nicht erfuhren, wo die gewählten Räthe zuſammen kamen, noch was ſie handelten; ja ihre Namen wurden verſchwiegen, um vor des Ordens Nachſtellungen ſie zu ſchützen. Nur dem Beglaubigungsſchreiben ihrer Sendeboten fügten ſie ſämmtlich ihre Unterſchriften bey, und daher iſt kundig, daß Hans von Bayſen abermals an ihrer Spitze ſtand.

Neue Geſandten nach Wien wurden von beyden Theilen ernannt. Alle fürſtlichen Höfe beläſtigte der Orden durch Klagen, der Bund durch Verantwortungen. Auch in Polen ließ der Hochmeiſter die Stände ſchwerlich verunglimpfen, ja dort ging die Rede, der Orden wolle ſeine eignen Unterthanen vertilgen, ausrotten. Darum traten die Stände vor den König, vertheidigten ſich, und baten um Hülfe gegen Gewalt. Einige polniſche Herren ließen Beyſtand hoffen, allein der biedere Caſimir ſchrieb an den Hochmeiſter, ermahnte ihn gütlich zu Haltung deſſen, was er ſeinen Unterthanen zugeſagt. Sie haben uns um Beyſtand angerufen, erklärte er freymüthig, doch, obwohl ihre Sache gerecht iſt, ſo wollen wir doch lieber nur Vermittler ſeyn, den Zwiſt nicht ſtärken, ſondern dämpfen.

Ludwig achtete der Vorſprache wenig, ob ſie gleich ſogar mündlich wiederholt wurde; denn zu Thorn und

Neſſaw bewirtheten ſich beyde Fürſten herrlich, beſchenkten einander mit köſtlichem Pelzwerk, und beſchwuren den ewigen Frieden aufs neue. Um aber doch die läſtigen Polen ganz zu beſeitigen, bewog Ludwig den Kaiſer, eine Friedenserinnerung an den König auszufertigen.

Es wird dem Orden aufgebürdet, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, doch unerwieſen, daß auf deſſen Anſtiften die Bundesgeſandten unweit Brünn durch einen von Miltitz überfallen, ſie und ihre Diener erſchlagen oder gefangen wurden. Nur Gabriel von Bayſen ſchlug ſich tapfer durch, ihn rettete ſein ſchnelles Roß. Schwer verwundet kam er nach Wien und ſchrie dort laut: dieß Bubenſtück ſey ein Werk des Ordens. So ſchien es wirklich, weil der Biſchoff von Ermeland zweymal verſuchte, dem von Miltitz die Gefangenen, oder wenigſtens ihre Briefe abzukaufen. Aber Georg Podiebrad von Böhmen legte ſich mit Ernſt ins Mittel, befreyte die Geſandten, gab ihnen ſicheres Geleit, und ſchrieb ſogar den Bundesgenoſſen: er ſey von Allem unterrichtet, ſie dürften auf ſeinen Beyſtand zählen.

Wie gewaltig nun in Preußen die Flamme um ſich griff, wurde täglich mehr und mehr offenbar. Der Hochmeiſter ſchrieb nach Danzig: „Uns ſind wunderliche Dinge zu Ohren gekommen, Land und Städte wollen zu Graudenz gewappnet erſcheinen, welches nie zuvor geſchehn. Darum verargt uns nicht, wenn wir unſere Häuſer bemannen, und in guter Obhut halten.“

Die Stände läugneten die Anſchuldigung, verbaten ſich des Ordens Zumuthungen, als zu großem Mißtrauen gereichend; klagten auch, wenn Einer Recht ſuche in eigner Sache, ſo werde er ſpöttiſch an den Kaiſer und die Bundesherren verwieſen. Alles das geſchehe zu Schmach und Hohn. Des Ordens Anſchlag

[illegible]

ritten muthwillig mit Armbrüſten in das Getreide, blos um zu beſchädigen. Der Münzmeiſter zu Thorn, Hans von Lichtenſtein, erdenke neue Münze, um die Leute auszuwuchern. Habe auch gedroht, er wolle ihre Abgeordneten in Stücke zerhauen, in Säcken heimtragen laſſen und den Thornern das Aergſte zufügen. Sie ſchloſſen mit der Warnung: man müſſe ſolches aufnehmen, als habe der Orden abgeſagt (Krieg erklärt).

Solche und noch viel mehr dergleichen Reden, Schreiben, Drohen, Wiederdrohen, wörtliche und thätliche Verunglimpfung, Beſtreben beyder Theile, bey Fürſten und Herren ſich gegenſeitig zu verkleinern, oder Hülfe gegen einander zu werben, verkündeten genugſam, daß nun bald der Kampf blutig beginnen werde, des Kaiſers Urtheil möge fallen wie es wolle. Denn wo erbitterte Gemüther verſchloſſen brüten, jedes ungewogene Wort gern mißdeuten, jedes Lächeln in Spott, jeden Spott in Schmach verkehren; wo Gefühl wachſender Stärke Rechte zu Anmaßungen ausdehnt, und wiederum verjährte Anmaßungen unbeugſamen Uebermuth erzeugen; da kann den hart verwickelten Knoten nur das Schwert zerhauen, und Blut muß fließen, um ſiedendes Blut abzukühlen.

Dieſe gewaltſame Entwickelung führte nunmehr das kaiſerliche Urtheil herbey.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Rechtsſtreit vor dem Kaiſer.

Es iſt der Kaiſer ſelbſt, der dieſen Streit, vor ſeinem Throne geführt, der Nachwelt in einer merkwürdigen Urkunde erzählt.

1453. Am beſtimmten Tage treten auf und bitten, Heinrich Reuß von Plauen und der Biſchoff von Heilsberg, in des Ordens Namen, den Bund in Rechten abzuthun.

Gabriel von Bayſen und Reinſchel von Kriſchin, im Namen des Bundes, klagen: „Wir ſind zeitig und mit rechter Vollmacht ausgezogen, um der Ladung zu gehorſamen, uns ſicher glaubend im Schutz von kaiſerlichem und königlich polniſchem Geleite; dennoch ſind wir meuchlings überfallen, erſchoſſen, erſchlagen, gefangen, unſerer Briefſchaften beraubt worden. Vergebens haben wir uns höchlich bemüht, die Gefangenen zu erledigen, bitten deshalb um Verlängerung der Friſt.“

Die Bitte wird zugeſtanden. Noch zwey Mal wiederholen ſie dieſelbe Klage, indeſſen der Orden viel Rühmens von ſeinem Gehorſam macht; noch zwey Mal ſchiebt der Kaiſer den Rechtstag weiter hinaus, doch unwillig. Endlich tritt, als Sprecher für den Bund, Meiſter Merten Mayer auf. Ihm will der Orden zu ſprechen wehren; er kann keinen Gewaltsbrief zeigen, darum ſoll er zu Rechte nicht gehört werden. Allein der Kaiſer ſpricht: wir wollen ihn von Gnade wegen hören. Da erzählt

Meiſter Merten: die Sendeboten haben auch dieſen Tag verſäumen müſſen, weil ſie unterweges in Breslau gewarnt worden, nicht durch das Land Merhern (Mähren) zu ziehen. Der Kaiſer zürnt, doch verwilligt er noch eine Woche Aufſchub. Nachdem auf ſolche Weiſe vier Monden ungenuzt verſtrichen, hebt der Rechtsgang förmlich an. Der Orden läßt den Bundesbrief verleſen und ſpricht: „dieſer Brief hat viel verdeckte Worte. Von Recht wird breit und lang darin geſprochen, aber nicht kaiſerliches oder geiſtliches Recht iſt gemeint, ſondern nur Landrecht. Die Verbündeten kleben am Buchſtaben ihrer Privilegien und meinen wohl daran zu thun. Was aber die Herrſchaft für Privilegien von Papſt und Kaiſer hat, darnach fragen ſie keinesweges, achten auch nicht ehrbare Gewohnheiten und altes Herkommen. Sie ſchreyen über Bedrückung. So heiſſen ſie nämlich Zölle von kaiſerlicher Macht geſezt. Sie fodern ein gemeines Gericht, uneingedenk daß Layen über geiſtliche Perſonen nicht richten ſollen. Unterſaſſen und Prälaten müſten auf ſolche Weiſe in der Städte Gehorſam ſich begeben. Darf das geſchehen, warum nicht endlich gar in den eines fremden Fürſten? — Sie fodern angeſtorbene Lehengüter, die dem Orden mit Fug und Recht gebühren. — Ihre Klagen über Biſchoffe ſoll der Hochmeiſter richten. Das kann und darf er nicht. Da wollen ſie ſich halten an des Biſchoffs Leib und Güter, das doch unmenſchlich iſt zu hören.“

„Der Bund iſt gegen göttlich Recht, das wird klar aus Petri Epiſteln durch das Beyſpiel Sauls. Der Bund iſt gegen natürlich Recht: was du dir nit willt geſcheen, das ſollt du einem andern nit tun. Der Bund iſt gegen kaiſerlich Recht: ſchon Friedrich II. hat Conſpirationen ſchwer verpönt, ſo auch Carl der Vierte in der goldenen Bulle. Endlich iſt der Bund auch gegen geiſtlich Recht, Kirchenfreyheit, Ausſprüche der Päpſte; gegen Landesgewohnheit, gute Sitten, geſchwornen Eid. Die Leute waren zuvor ein erbar Volk, aber nun verachten ſie ſeit dreyzehn Jahren der Prälaten Ermahnungen. Darauf ſollte Interdict folgen. Auf ihre klägliche Bitte that der Hochmeiſter Fürſprache. Sie gelobten ſich gütlich zu einen, hielten nicht Wort. Nur Marienburg, Neuthorn und das ganze Gebiet Schlochau kehrten zu ihrer Pflicht zurück. Die übrigen trotzten. Papſt und Kaiſer erklärten den Bundeseid für nichtig; das achteten ſie nicht. Ein Legat erſchien. Sie ſprachen ihm Hohn. Eine merkliche Zahl trat wieder zum Gehorſam; die ſchalten ſie ehrlos: kein Handwerker ſollte für ſie arbeiten; ihre Zeugniſſe wurden vor Gericht verworfen. Hochmeiſter und Prälaten wollten lieber 200000 Gulden verloren haben, als ſolche Schmach von ihren Mannen erlitten. Sie berühmen ſich kaiſerlicher Beſtätigung ihres verdammten Bundes, haben dadurch viel Volks an ſich gelockt, auch Steuern aufgelegt, unſer Verderben damit zu erkaufen. Männiglich iſt bewußt, wie der Papſt den Bund geſchmäht; ſie kümmerts nicht.“

Hierauf wird die päpſtliche Bulle verleſen. Täglich ſitzt nunmehr der Kaiſer zu Gericht. Des Bundes Sprecher beginnt deſſen Rechtfertigung, alſo klagend:

„Neue, ſchwere Zölle hat der Orden widerrechtlich aufgelegt; mit Königen und Fürſten ſich verbunden, ohne unſer Wiſſen und Rath, woraus dem Lande großer Schaden erwachſen. Um der Litthauer willen mußten wir den Polen ins Land fallen; die vertrugen ſich und nahmen, ſammt den Böhmen, blutige Rache an uns. — Heinrich Reuß von Plauen wurde abgeſezt, was hatten *wir* damit zu ſchaffen? aber um ſeinetwillen überzogen uns Polen und Litthauer, Chriſten und Heiden. — Als Zwietracht im Orden entſtand, wünſchte der Hochmeiſter ſelbſt, die Städte möchten ſich verbinden, um *Alle zum Guten zu bringen*. Darauf haben wir uns verbunden, ihm die Einung leſen laſſen, die war ihm nicht zuwider, ſondern gefiel ihm wohl. Gebietiger ſind erſchienen auf dem Rathhaus zu Elbing, freywillig bekennend, daß unſer Bund ihre Verſöhnung bewirkt. Von ſich und ihren Conventen haben ſie groß Lob und Dank gebracht, ſprechend: *wir und unſere Nachkommen werden deß nimmer vergeſſen.*"

„Nach culmiſchem Rechte gebührt uns Silbermünze und flämiſch Maß. Nun iſt das Silber in Kupfer verwandelt. Wir erboten uns zu einer Steuer, um die Münze zu beſſern; die Steuer wurde genommen, aber nichts gebeſſert. Das flämiſche Maß hat der Orden verkürzt, aus vier Huben fünfe gemacht, daher vermehrter Zins. — Mit *Wartgeld* hat er uns belaſtet. Den Schalauern waren die Warten gegen Litthauen anbefohlen, aber der Krieg iſt aus und das Wartgeld dauert fort. — Mahlfreyheit hat er uns entriſſen, und das *kleine Gezeug* bey der Fiſcherey in ein großes verwandelt. — Lehngüter, nach magdeburgiſchem Rechte beſeſſen, zieht der Orden ein, wenn der Beſitzer ohne Söhne ſtirbt, wiewohl er Brüder oder Vettern hinterläßt. Der Kinderloſe darf ſein Gut nicht verkaufen, ſondern wird *gleicher Weiſe als eygen Leut gehalten.* Belehnt man Ordensdiener mit Gütern, die ſie verkaufen *mit des Ordens Bewilligung*, ſo wird nach ihrem Tode dennoch den rechten Erben das Geld genommen."

„Wider unſere Freyheit ſind zu Thorn durch Heinrich Reuß die Räthe abgeſezt, den Elbingern ein Thurm und ein Theil ihrer Stadtmauer genommen, ihre Fiſcherey behindert, ihre Zollfreyheit in Pommern angetaſtet worden, weil Pommern jezt dem Orden gehört. — Den Ritter Nicolaus Kennis, den Eberhard von Kunigseck und den Ritter Johann von Delen hat Heinrich Reuß ohne Urtheil enthaupten laſſen. Ein Edelmann Swelend mußte in einem Thurme verfaulen. Einen freyen Mann, Rüdiger, ließ der Comthur zu Elbing erſäufen, weil er Etliche nach Rom geladen hatte. Goswin Aſchenberg, Voigt zu Grebin in Curland, ermordete vier und zwanzig wackere Leute, weil ſie bey dem päpſte Recht zu ſuchen vermeinten. Kaufleute mit Weibern und Kindern, vom Danziger Jahrmarkt heimziehend, hat der Hauscomthur zu Mewe getödtet und geplündert. Die Gräuelthat, an Conrad Lezkau und den Seinen zu Danzig verübt, nachdem ſie tückiſch zu Gaſt geladen worden, iſt weltkundig, und das vergoſſene Blut ſchreyt noch heute zu Gott um Rache. Wilhelm von Stain, Comthur zu Thorn, hat einen frommen Mann ermordet, um mit deſſen Ehefrau böſen Willen zu vollbringen.“

„So haben die Kreuzherren gehauſt, und all das iſt geſchehen vor Errichtung des Bundes. Ein königlicher Freybrief gibt uns Macht uns zu verwahren. Wir haben keines Rechte angetaſtet, ſondern freundlich uns erboten, unſern Herren nach wie vor die gebührende Pflicht zu leiſten; auch haben wir unſer Wort als redliche Männer gehalten.“

Hierauf laſſen ſie verleſen die kaiſerliche Beſtätigung des Bundes von 1441, und die der Privilegien vom abgewichenen Jahre.

Dann fähet der Sprecher fort: „Durch Korngülten, Zins, Ausmeſſung der Aecker und Güter, ſind wir auf mancherley Weiſe bedruckt. Der Pfundzoll ward bewilligt, um Räuberey zu hindern. Das iſt geſchehen, der Zoll blieb. Endlich hat der Hochmeiſter, auf unſere demüthige Bitte, nicht um Furcht noch Drohung willen, ihn abgethan. — Das gemeine Gericht fodern wir zu Erkenntniß der Obrigkeit und Förderung des Rechtes, nicht um andere Gerichte zu beeinträchtigen. Auch iſt Jenes ſchon vor Jahren vom Orden ſelbſt, mit der Prälaten Zuziehung, förmlich eingeſezt. — Von der Anſchuldigung, den Legaten betreffend, wiſſen wir nichts. Ihm war blos Gewalt verliehen zu unterſuchen, nicht abzuthun.“

„Wer ſich einem Oberherrn verpflichtet, entſagt denn nicht dem Rechte, auch andere Verbindungen einzugehn, unbeſchadet ſeiner erſten Verpflichtung. Geſchicht es denn nicht oft, daß man drey oder vier Herren von Lehns- oder Raths wegen pflichtig iſt? — Bey jeder Klage über die Unſern haben wir zu fünferley Recht uns erboten, auch den Papſt, als oberſten Richter, gern erkennen wollen; aber eben darum hat der Orden viele getödtet. Wenn nun alle Güte fruchtlos bleibt, warum ſollte der Vergeweltigte denn nit Macht haben, kommt ſeinen gutten Freunden und Gonnern, ſich gegen ſolchen Gewalt zu ſetzen und dem nach Vermogen zu begegnen? angeſehn daß all naturlich und beſchrieben Recht erlauben, daß man ſich Gewalts, bevoran ſo man darumb des Rechtens nit könnt bekommen, mög entſetzen und mit Gewalt aufhalten. Doch wellen wir uns nimmer dieſes Artikels gebrauchen, ſo wir von den Gewaltigen Recht bekommen,

men, ſonſt aber zur Nothwehr greifen; denn der Ochs hat Hörner zum Stoßen, und das Kindlein in der Wiege hat Nägel zum Kratzen."

„Prälaten und Gebietiger haben zeitig genug von der Einung gewußt, und ihren Unterthanen ſelbſt geheißen zuzutreten. Der Bund iſt nicht gegen den Kaiſer, denn der hat ihn beſtätigt; nicht gegen die goldene Bulle, denn die verbietet nur Einungen ohne obrigkeitliche Erlaubniß. Freylich hat der Papſt den Bund für unkräftig erklärt, aber wir ſind nicht gehört, auch zu dieſem Spruche nicht geladen worden, alſo bleibt er ungültig. Der Papſt kannte weder des Kaiſers Billigung, noch des Hochmeiſters Mitwiſſenſchaft. — Wir ſollen uns berühmt haben kaiſerlicher Beſtätigung. Von ſolchem Rühmen wiſſen wir nichts. Haben Einzelne dergleichen geredet, ſo iſt das nicht unſere Schuld. Dennoch haben ſie nicht gelogen, wie der Brief wohl ausgewieſen, der ſo eben verleſen worden."

„Daß wir uns beſteuert, um nothdürftige Zehrung und Koſt, iſt wohl billig, da wir an Ehre und Glimpf ſo hoch angetaſtet werden."

Schließlich erbieten ſich die Stände zum Beweis alles deſſen was ſie vorgetragen.

Darauf läßt der Orden ſich vernehmen: „Der Bund iſt älter als des Königs Brief, und die Beſtätigung unkräftig; denn zu einer jeden Sache, die beſtätigt werden ſoll, müſſen die berufen werden, die es angeht. Ein jeglicher römiſcher Kaiſer hat alle Rechte beſchrieben in ſeinem Herzen, will er aber Eines Freyheit abthun, ſo thut er es mit rechtem Wiſſen durch redlich Urſach. Hier nicht alſo. Denn was von Anfang unrecht war, kann auch des Kaiſers Wort nicht

nicht beſſern. Schon durch ihren Huldigungseid wurden die Lande unfähig, eine ſolche Billigung zu erwerben. In das kaiſerliche Schreiben iſt der Bundesbrief nicht wörtlich eingerückt, wie ſich doch gebührt hätte. Die Stadt iſt nicht genannt, wo es gegeben worden, gegen herkommliche Ordnung der kaiſerlichen Kanzeley; und das Secret (Siegel) möge auch das Secret ſeyn, deſſen ſich der Kaiſer zu derſelben Zeit gebraucht habe oder nicht. Allein geſezt, die Beſtätigung ſey gültig, ſo kommt doch der Bund mit des Briefes Worten nicht überein; denn da ſteht ausdrücklich: „doch daß ſie dem Hochmeiſter und andern iren Herren tun was ſie ſchuldig ſind laut irer Freyheit.“ Das Wort irer bezieht ſich auf die Herren. Auch ſind die Bundesgenoſſen durch Acht und Bann längſt aller Freyheiten verluſtig.“

„Wir ſchlagen Silbermünze – – (ſie wird vorgezeigt) — Daß ſie geringen Gehalts, iſt unſer eigner Schade. Es mußte geſchehen wegen unſerer Nachbarn, die gar ſchlechte Münze ausgehen laſſen. Wollten wir uns weigern, es ihnen gleich zu thun, ſo würde unſere Münze aus dem Lande geführt. Wollen die Städte ſelber münzen, eitel Silber, in des Herrn Namen, das wollen wir ihnen wohl vergönnen. Auch haben ſie ja ſechszehn Jahre lang dieſelbe Münze geſchlagen.“

„Das flämiſche Maß wurde verkürzt ſchon vor achtzig Jahren, ohne Schuld des Ordens, mit Verwilligung der Land' und Städte. Kern und Wartgeld iſt nicht minder ſeit achtzig Jahren entrichtet worden, denn die Warten ſind nicht eingegangen; wir müſſen an der Gränze eine Menge Volks halten. — Zölle aufzulegen ſteht uns frey, alſo auch den Pfundzoll. Man hat den Herrn gedrungen ihn aufzugeben.

ben. — Mit den Leben handeln wir nach Lebens Recht und Pflicht. — Die Abſetzung des Thorner Rathes geſchah nicht ohne Urſach, die wir verſchweigen, um Schonung willen derer von Thorn."

„Bündniſſe halber Land und Städte befragen, iſt nicht Herkommens, und dieß ſeltſame Begehren zeigt zur Gnüge, daß ſie ihren Herren nach Herrlichkeit und Regiment ſtehn."

„Alle Hingerichtete hatten das Leben verwirkt. Etliche haben auch noch fromme, redliche Söhne hinterlaſſen, die doch nicht über den Orden klagen; warum der Bund ohne Auftrag? Die Verwandten werden es fürwahr ungern hören, daß ihre Vettern und Freunde vor kaiſerlicher Majeſtät alſo geſchmäht werden. Rudiger hat zuerſt einen Unterſaſſen, dann den Comthur zu Elbing, dann den Rath zu Elbing, endlich gar den Hochmeiſter nach Rom geladen. Wir haben ſtets gehorcht, zuletzt drey Urtheile gegen ihn ausgewirkt. Das hat alles nichts geholfen, da iſt er letzt in ein Waſſer geworfen."

„Die vier und zwanzig Getödteten durch den Vogt zu Grebin, waren nicht Preuſſen, ſondern Liefländer, und iſt vielleicht geſchehn in der Widerwärtigkeit mit dem Biſchoff zu Riga. Uebrigens ſind das alles lauter alte Sachen, und, die ſie gethan, längſt im Grabe. — Conrad Leſſau iſt mit nichten zu Gaſte geladen, ſondern auf das Haus verbotten worden, weil er, ohne Wiſſen des Raths und der Gemeine, das Stadtſiegel mißbraucht, dem Vogt zu Dirſchau Fehde angekündigt. Darum hat man ihn mit Recht des Lebens beraubt. — Aber den Comthur zu Thorn, Wilhelm von Stain, hat der Hochmeiſter geſtraft, nach Ausweiſung des Ordens, alſo daß er in ewiger Strafe bleiben und darin tod ſeyn muß."

„Alles Vorgebrachte iſt verjährt, zu unſern Zeiten nicht geſchehn, die Theilhaber ſämmtlich vor dreyßig und vierzig Jahren geſtorben. Doch wäre auch alles wahr und jezt geſchehen, warum ſollen die Prälaten drunter leiden? was haben die verbrochen?“

„Wider das Regiment Pauls von Rußdorff iſt manches von Feinden geſchrieben, die einem gar wenig Guts nachſagen, es ſey halt wahre oder nicht was ſie ſchreiben. Paul hat den Bund nicht verlieben können, ohne Zuſtimmung des ganzen Ordens, dem an der Sache gelegen. Wäre es aber auch geſchehn, ſo haben doch die Prälaten ihn nicht gebilligt und nicht billigen können, ſintemal der Bundesbrief einen Gerichtshof über ſie beſtimmt, die nur dem Papſte unterworfen.“

„Wir bitten kaiſerliche Majeſtät, keine weitere Friſt zu geſtatten, denn wenn auch alles könnte bewieſen werden, ſo gäbe das noch immer kein Recht zu dieſem Bunde, aus dem gar widernatürliche Dinge fließen. Wenn der Hochmeiſter einen Mann, der ihm gehuldigt, zu ſeiner Nothdurft heiſcht, die von Culm und Thorn aber heiſchen ihn zum Bunde, wem ſoll er gehorchen? und wenn einer eine Sache wider den Hochmeiſter hätte, und foderte die andern auf ihm beyzuſtehn, welchen Schwur ſollen die Gefoderten erfüllen? den Huldigungseid oder den Bundeseid? Darauf mögen ſie uns antworten.“

„Sie wollen Richter und Kläger in eigner Sache ſeyn. Wird einer unſchuldig vom Leben zum Tode gebracht, ſo wollen ſie es dem Hochmeiſter klagen, daß er unverzogen richte; thäte er das nicht, ſo wollen ſie Rache nehmen. Wer ſoll denn erkennen über des Gerichteten Schuld oder Unſchuld? — Sie ſelbſt.“

„Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, iſt dem Unterthan mit nichten gegen ſeinen Herrn vergönnt. Ob ſie ſchon den Bundesbrief mit gleisneriſchen Worten auslegen, ſo iſt doch klar, er ſey allein gegen den Orden geſtiftet. Es mag wahr ſeyn, daß, auf ihr Anſuchen, der Hochmeiſter ſelbſt das gemeine Gericht beſtellt; als er aber geſehn, daß es nicht frommte, hat er ſolches ferner nicht gehegt."

„Daß ſie vor wie nach ihre Pflichten treulich erfüllt, iſt ein eitles Vorgeben, denn ſie haben den Pfundzoll eine Zeitlang gar abgelegt, und dann ein Drittel davon für ſich erzwungen; ſie haben das Pflugkorn verweigert, den Huldigungseid verändert."

(Beide Eide werden verleſen.)

„Sie berühmen ſich einer Vermittlung zwiſchen dem Hochmeiſter und ſeinen Gebietigern. Wären dieſe einig geweſen, nimmer hätte ein ſolcher Bund ſich hervor thun mögen. Wir bitten die goldene Bulle zu verleſen, wie auch die des Papſtes, woraus zu erſehen, wie der heilige Vater gar wohl unterrichtet geweſen."

(Die Bullen werden vorgetragen.)

Des Bundes Sprecher nimmt noch einmal das Wort. Er beruft ſich auf die Ausdrücke des kaiſerlichen Briefes: wenn die Städte ſich vereint haben oder künftig vereinen werden. „Gibt ein Kaiſer Freyheit wider das gemeine Kaiſerrecht, ſo wird dafür gehalten, daß ihm das leztere wohl wiſſend, und er ſolches abſtellen wollen. Das iſt geſchehn, den Unterthanen zu Nutz nicht zu Schaden, darum das Wortlein oder allein auf dieſe zu beziehen. Der Ort der Ausfertigung iſt nicht benannt. Es wäre freylich wohl gebührlich, iſt aber nicht nothwendig, maßen über tauſend ſolcher Briefe vorhanden. Wir berufen uns auf des Kaiſers Räthe und Kanzler. Das Siegel iſt vollkommen. Des Hochmeiſters Zuſtimmung unbezweifelt. Daß die Gebietiger ihrem Meiſter gehorhorchen würden, mußten doch wohl die Städte glauben? Es fragen ja auch nie die Unterthanen in Bisthümern, wenn der Biſchoff zuſagt, ob das Kapitel eingewilligt habe? — Wir ſind erbotig alles zu beweiſen, deſſen wir den Orden bezüchtigt. Wer mogt denn ſolch Regiment der Herren loben? — Wir haben gern gehört das eigene Bekenntniß, das gemeine Gericht ſey vom Hochmeiſter geſtiftet, darum iſt klar, daß wir nichts neues fodern“

Des Ordens Machtboten begehren: Auslieferung des Bundesbriefes; 200000 Gulden für die Schmehe, 400000 Gulden für Coſtung und Zerung; Widerruf und Bekenntniß, daß die, ſo aus dem Bunde getreten, recht daran gethan. Dem allen wird vom Gegner förmlich, feyerlich widerſprochen.

Der Kaiſer mit ſeinen Räthen müht ſich einige Tage treulich, die Sache gütlich beyzulegen, allein vergebens. Es erfolgt ein Zwiſchenſpruch: dem Bunde keine weitere Friſt zu geſtatten. Als die Sendeboten merken, daß es ſich zum Schlimmen neige, erklären ſie, ihr Anwald habe nur bedingte Vollmacht, und meinten nicht billig zu ſeyn, daß wir verwillkürter Richter furer (ferner) in der Sache procediren ſollten. Man ſtellt ihnen vor, ſie ſelber hätten unbedingt ſich auf den Kaiſer berufen; aber ſie begehren nur einen Spruch über die Widerklage und gehn von dannen. Da ruft der Orden das Recht an. Umſonſt verſucht der Bund auf allerley Weiſe noch ein Zögern zu bewirken. Der Kaiſer beſtimmt den Tag der Entſcheidung. Von Bundes wegen erſcheint niemand um das Urtheil anzuhören. Der Kaiſer ſendet in die Herberge, entbietend: nun werde er ſprechen. Die Sendeboten antworten: ihr Anwald habe ſeine Vollmacht aufgegeben;

die andern wären nicht genugſam unterrichtet. Darauf tritt der geſchworne Thürhüter an die Pforte des Pallaſtes, und ruft ſie dreymal mit lauter Stimme. Sie hören es nicht. Da ſpricht der Kaiſer:

Ritterſchaft, Mannſchaft und Städte des Bundes in Preußen haben nicht billig den Bund gethan, noch den zu tuen Macht gehabt, darum derſelbe Bund von Unwurden, Unkreften, ab und vernichtet iſt.

Auf des Ordens Bitte wird das Urtheil ausgefertigt, dann das Gericht verſchoben, in der Meinung ob etwa Güte noch fruchten möge. So weit erzählt jene Urkunde.

Nach dem Spruche ließ der Kaiſer den Orden freundlich erſuchen, ſeinen Unterthanen zu verzeihen und ſie gütig zu behandeln. Es wurde zugeſagt. Den Machtboten des Bundes gab man ihre Briefe unverſehrt zurück, und einem Schreiber, der die Siegel davon reißen wollte, weil ſie ohnehin vernichtet wären, verbot der Kaiſer ſolches mit den Worten: „das wolle Gott nicht, daß unſere Briefe ſollten machtlos werden.“ Dennoch hatte ſein Urtheil ſie für machtlos erklärt. Dergleichen Folgeloſigkeit erlaubte ſich das Reichsoberhaupt. Durch ſeine Räthe ließ er die Verbündeten zum Gehorſam ermahnen; ſie antworteten höflich, aber zugleich empfing ein Notarius ihren förmlichen Widerſpruch.

Unläugbar erſcheint ihr Betragen im ungünſtigen Lichte. Hatten ſie doch ſelber auf den Kaiſer ſich berufen, mit den Worten: „was auf beyder Partheyen Vorbringen durch Ew. kaiſerliche Majeſtät zu Rechte geſprochen und erkannt wird, daß es ungeweigert haben ſtehe und bleibe.“ Hatten ſie doch ſelber den Ladungsbrief alſo ausgewirkt: das Urtheil ſolle geſprochen werden, der Hochmeiſter möge erſcheinen oder nicht. Wie konnten ſie jezt von ſich ablehnen, was ſie dem Gegner aufgebürdet? — Freylich klagten ſie nachher: warum hat der Kaiſer andere Fürſten mit zu Gericht gezogen? Haben wir doch nur auf ihn allein uns berufen. Freylich waren Bayern, Bamberg, Brandenburg des Ordens erklärte Freunde; aber dieſe Einwendung, in der erſten Sitzung verſäumt, blieb nach geſprochenem Urtheil unſtatthaft. — Warum beriefen ſie ſich nicht auf Kaiſer Ruprechts Erklärung, die einſt der marbachiſche Bund und die Rheinſtädte ihm abtrotzten: „auch ohne Reichs-Erlaubniß habe man das Recht, um Friedens willen, Bündniſſe untereinander zu machen, wie er ſelbſt vormals gethan." — Sie beſchuldigten den Orden, er habe das Urtheil mit 80000 Gulden erkauft, das ſey landrüchtig; aber hatten ſie nicht ähnlicher Mittel ſich bedient? nicht ſelbſt erklärt, man könne mit lediger Hand in der Fremde keinen Rechtsſtreit führen? — Sie hätten früher bedenken ſollen, daß dem Orden noch nicht jede Hülfsquelle vertrocknet war, um mit gleichem Vortheil gegen ſie zu fechten. Sie hätten ahnden ſollen, daß ein Kaiſer, daß die Räthe ſo vieler Fürſten, auch den gerechteſten Unterthanenbund nicht laut billigen, gleichſam ſelbſt beſiegeln, und dadurch eignen Unterthanen einſt vielleicht gefährliche Waffen in die Hände liefern konnten. Entſchuldigen mag ſie nur die Noth, denn allerdings war nunmehr der Bund in einer peinlichen Lage. Widerſpruch konnte ſeine Genoſſen nur verhaßt, Nachgiebigkeit nur elend machen. Daß die Kreuzherren durch ihren Sieg nur noch übermüthiger werden, jede Rache ſich erlauben, die Unterthanen zu Sclaven herabwürdigen, oder ſie zwingen würden, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren, das ſchien unvermeidlich. Was blieb daher übrig, als, ohne Rückſicht auf moraliſches Gefühl oder Urtheil der Welt, ſein Heil in dem zu ſuchen, was zu allen Zeiten Unrecht in Recht und Tadel in Ruhm verwandelt — in der Gewalt.

Der kluge Aeneas Sylvius (ſpäter Papſt Pius der Zweyte, hatte das wohl vorausgeſehn. Auch er war damals einer von des Kaiſers Räthen, deren vierzehn den Bund verdammten, ſprechend: „ſollte dieß in Brauch kommen, daß Unterthanen, wie gerecht ſie wären, dürften Bündniſſe gegen die Herrſchaft machen, wer wäre künftig der Seinen mächtig? Denn immer fänden ſie Mittel und Wege, Erlaubniß und Beſtätigung zu erlangen."

Dagegen erklärte Aeneas Sylvius: „der Orden will die Preußen behandeln gleich gefangenen Knechten, das nicht chriſtlich iſt. Der Kaiſer hüte ſich, daß man nicht Gunſt oder Beſtechung ihm vorwerfe. Der Ritter Uebermuth iſt kundig. Von Anbeginn haben ſie der Unterthanen Rechte nach Muthwillen gebrochen, und ihnen nie vergönnt, was die Kirche zugeſagt. — Alles kann doch nicht unwahr ſeyn, was einträchtig vom ganzen Lande geklagt wird. — Polen gränzt mit Preußen. Die Polen verfolgen den Orden mit Haß und Anſprüchen; wie, wenn die Preußen ſich zu ihnen wenden? darum gebe man dem Bunde eine gute Antwort, damit nicht Krieg und Jammer entſtehe; oder man verweiſe die Sache an den Papſt."

Das gefiel dem Kaiſer wohl, allein der Orden verwarf es trotzig, ſprechend: „bey dem Papſte könne man mit Gelds Recht aus Unrecht machen."

„Was wird mein Spruch euch nutzen?" fragte der Kaiſer, „wenn Niemand ihn halten will?" Die Ritter erwiederten: „Wir wollen Thürme, Städte, Mauern zerſtören, und ſie durch Krieg wohl zum Gehorſam zwingen."

„Wohl

„Wohlan, beſchloß der Kaiſer, nachdem Euch mehr geliebt Krieg denn Friede, Euch geſchehe nach Eurem Begehren.“

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Land und Städte reißen ſich vom Orden los.

Hoch und laut triumphirte jezt der Orden. Das ſcharfe Urtheil ſchärfte jeder Kreuzherr, nach dem Grade ſeines Uebermuthes oder Racheburſtes. Eure Ehre, ſprach der Eine, habt ihr Bürger, Wappen, Schild und Helm ihr vom Adel verwirkt. Aller Privilegien ſeyd ihr verluſtig, drohte ein Anderer. Dreyhundert eurer Köpfe müſſen fallen, ſchnaubte ein Dritter; uneingedenk daß Klugheit ſelbſt dem Ungroßmüthigen gebietet, Beſiegte zu ſchonen, oder gegen ihre Verzweiflung ſich zu rüſten. Des Ordens ſchlaue Geſandte zu Wien vergaßen das nicht. „Wir haben den Proceß gewonnen,“ ſchrieb Heinrich Reuß. „doch ſeht euch vor! denn die vom Bunde werben viele Söldner, zwar nur als Geleite, wie ſie ſprechen, bis gen Breslau; doch uns will faſt bedünken, ſie werden ſolche nach Preußen ziehen.“ Der Biſchoff von Heilsberg fügte hinzu: „ſendet Gebietiger an die kleinen Städte, um ſie durch Glimpf von den großen zu trennen.“ Aber die Kreuziger (wie der Bund ſie nannte) mochten im Siegestaumel von Glimpf nichts hören, wollten nur Rebellen züchtigen, denen ſie nun keck jede Miſſethat, ſogar Giftmiſcherey und widernatürliche Laſter aufzubürden ſuchten.

Als dieſer unverſtändige Jubel den Verbündeten das harte Loos ihrer Zukunft verrieth, da traten ſie aufs neue zuſammen, dießmal nicht ohne Bangigkeit, denn das Vertrauen auf eigne Brüder wankte, von Verleumdern untergraben. Einigen der großen Städte, beſonders Danzig, wurde böslich nachgeſagt, ſie gingen damit um abtrünnig zu werden, und wären insgeheim befliſſen, des Ordens Gnade zu gewinnen. Das Gerücht fand um ſo leichter Glauben, da um dieſelbe Zeit auch der Adel des Gebietes Chriſtburg erklärte: „er wolle mit dem verächtlichen, von Papſt und Kaiſer für gottlos erklärten Bunde, ferner nichts zu ſchaffen haben.“ Aber Danzigs Wortführer widerſprachen laut der lügenhaften Sage; alle wiederholten den Schwur: wenn das Schlimmſte zum Schlimmen käme, lieber den Tod zu wählen, als unleidliches Joch.

1454. Hans von Bayſen benutzte die Stimmung der entflammten Gemüther. Faſt hämiſch ließ er den Hochmeiſter erſuchen, ein Kapitel in Marienburg zu verſammeln, um dort allen Zwiſt freundlich zu ſchlichten. Gern und froh bewilligte Ludwig ſein Begehren, die vornehmſten Gebietiger fanden ſich ein; aber ſtatt demüthiger Unterwerfung, der ſie aufgeblöht entgegen ſahen, erſchien unter Bayſens Siegel ein förmlicher Abſagebrief. Ein junger „erbeloſer“ Edelmann wagte, verzichtend auf jede Belohnung, dieſen Fehdebrief, an einen weißen Stab gebunden, dem Hochmeiſter zu überreichen. Weder Ludwig, noch ſeine ſtolzen Gebietiger, konnten ihr Schrecken verhehlen. Conrads Geiſt ſtand vor ihnen und ſchien mit drohendem Finger ſeine Prophezeiung zu wiederholen.

Das blutige Loos war nun geworfen. Die wohlberathenen Städte beſchloſſen, durch keine halbe Maßregeln, die ſtets Verderben bringen, den erſten Vortheil zu verſcherzen. Mit einem Faſtnachtsſpiele be-

begannen ſie den erſten Kampf um ihre Freyheit. An demſelben Tage, an welchem der Hochmeiſter den Fehdebrief empfing, begehrten die Bürger zu Thorn, in Frauenkleider vermummt, Einlaß in das Schloß, der ohne Bedenken dem luſtigen Haufen geſtattet wurde. Kaum hatten ſie die offene Pforte in ihrer Gewalt, als unter jedem Weiberrocke ein Schwert hervorblitzte, und des Ordens überraſchte Knechte, faſt ohne Gegenwehr, ſich ergaben. Gefangen wurden die Comthure zu Thorn und Graudenz, ja ſelbſt der Obermarſchall. Alſobald loderte von des höchſten Thurmes Spitze ein Feuer auf, die Loſung des gelungenen Anſchlags: und ſchnell wie dieſe Flammen, von Thurm zu Thurm, verbreitete ſich über das Land von Stadt zu Stadt die mutherhebende Botſchaft. Dem raſchen Beyſpiel folgten raſch in wenigen Tagen die bewaffneten Bürger mehrerer Städte und Gebiete, in welchen ſich der Feinde Trotz an feſte Schlöſſer lehnte. Jede hereinbrechende Nacht ſah neue, Sieg verkündende Flammen emporſteigen, und kaum ein Monat war verſtrichen, als ſchon von ſechs und funfzig Ordensſchlöſſern das Panier des Bundes wehte.

Die Kreuzherren zitterten. Ihre Anhänger wankten. Geſchreckte, bisher treue Unterthanen fielen ab. Der Comthur zu Danzig, Conrad Pfersfelder, durch Furcht und Gold geblendet, übergab ſein Schloß freywillig. Die Danziger ſchleiſten es. Er aber kaufte mit ſeiner Schande Losſprechung vom Ordensgelübde und ein Weib. Auch Königsberg fiel ohne Schwertſtreich. Elbing ward erſtürmt, trotz der Feuerpfeile, die vom Schloſſe in die Stadt geſchleudert wurden. Den ſtolzen Heinrich Reuß entrückte man der Volkswuth, in ein Kloſter ihn verbergend. Kurz zuvor waren die Mönche dieſes Kloſters ſchnöde von ihm behandelt worden, weil ſie einem Bürger die

Freyſtatt nicht verſagten, der, ſein Leben vertheidigend, einen Pferdeknecht des Ordens verſtümmelt hatte. Jezt begrüßte der Gedemüthigte die Mönche höflich, und ſie, das Unglück ehrend, nahmen ihn gütig auf. Am andern Tage wurde er nach Marienburg geleitet. Das Schloß zerſtörten die Bürger, ausgenommen die Kornſpeicher, die ſie, zum Dank für die erfüllte Prophezeiung der heiligen Brigitte, in ein Nonnenkloſter ihres Ordens verwandelten. Die Ermländer entſagten ihrem Biſchoff. Die Braunsberger plünderten der Thumherren Höfe und zerſtörten Balga.

Doch nicht allein der Ritter ſchwache Gegenwehr machte, des Krieges unkundigen Bürgern, ſchnelle Eroberungen ſo leicht, auch Verrätherey beſudelte die Bundeswaffen; denn auf allen Schlöſſern dienten bey den Comthuren der erſten Edelleute Kinder, auch reiche Bürgerſöhne aus den Städten, „und wurden ehrlich gehalten.“ Die gaben dem lauernden Feinde Zeichen, wenn ihre Herren ſorglos beyſammen ſaßen; die öffneten alle Pforten, ſchlugen die Ritter in Feſſeln, ſtürzten manche aus den Fenſtern, raubten Silber, Waffen und alles Geräthe. „Dieſe erbare Diener,“ ſagt die Chronik, hatten das Ordensbrot im Leibe und das Ordenskleid am Halſe.“

Ueberall flohen die Kreuzherren nach Marienburg, Sthum, Conitz, die lezten noch ſichern Zufluchtsorte; doch nicht von allen erreicht, denn viele, ſelbſt der Großcomthur, wurden aufgefangen, entrückt, heimlich ermordet. Manche entkamen über die Gränze, auch wohl ſolche, denen der Weg zum Hochmeiſter noch nicht verſchloſſen war, gingen nach Deutſchland, und trieben es dort nicht beſſer.

Faſt hätte des Bundes ſchnelles Glück ihn ſelbſt entzweyt. Der Adel wollte die eroberten Schlöſſer unverſehrt erhalten, ſelbſt bemannen, beſchirmen. Das gefiel dem Landmann übel, vermeinend, auf dieſe Weiſe nur Herren gegen Herren zu vertauſchen. Jene mußten ſich fügen. Wo es immer thunlich war, da zerſtörte man die verhaßten Schlöſſer.

Die Stände ließen durch Waffenglück zu keinem Uebermuthe ſich verleiten; maßen und wogen, nicht allein des Gegners Kräfte, ſondern auch die der Fürſten und Herren, die, dem Orden geneigt, vermuthlich zu Hülfe eilen würden. Des Kampfes Ausgang war zweifelhaft, beſiegt ihr Elend gewiß; darum vielleicht verwarfen ſie den lockenden Gedanken, ein gemeines Weſen unter ſich zu ſtiften, des Landes Regierer aus eigner Mitte zu wählen. Von einem Fremden, freywillig erkornen Herrn durfte man, wenigſtens für einige Geſchlechtsfolgen, Haltung ſchon vorhandener und noch zu bedingender Freyheiten erwarten. Aber welchen Herrn ſollte man kieſen? — Darüber gab es geſpaltene Meinungen.

„Polen iſt unſer nächſter Nachbar,“ ſprachen die aus Pomerellen, Culm und Michelau: „ſchon waren wir einſt Jahrhunderte lang mit Polen vereinigt, haben noch jetzt unſere meiſte Nahrung aus dem Lande.“

„Muß aber Polen nicht den ewigen Frieden halten?“ wurde eingewandt. „Ihr wißt, beyde Theile haben gelobt, die Unterthanen wechſelſeitig nie an ſich zu ziehen.“

„Laßt uns den König von Dänemark wählen,“ meinten die von Elbing, Braunsberg, Königsberg: „das wird unſerm Seehandel Schutz und fröliches Gedeihen ſchaffen.“

„Der iſt mit Schweden in Krieg verwickelt,“ ſo wurde widerſprochen, „auch haben ihn die Kreuziger ſchon gewonnen. Lieber möchten wir," ſo ließ die Ritterſchaft ſich vernehmen, „auf Wladislaus, den König von Ungarn und Böhmen, ſtimmen."

„Er iſt zu jung," war die Bedenklichkeit, „wird noch ſelbſt regiert."

Nach mancher Hin- und Widerrede kamen ſie doch endlich zu dem einmüthigen Beſchluß, dem König Caſimir von Polen ſich zu unterwerfen, deſſen Perſönlichkeit ſchon Vertrauen einflößte. Zwölf nahmhafte Männer, Hans von Bayſen der Erſte unter ihnen, wurden abgefertigt, dem polniſchen Monarchen das Erbieten zu hinterbringen, mit dem Auftrag: wenn ſie, wider Verhoffen, kein geneigtes Gehör zu Cracau fänden, ſich alſobald mit gleicher Werbung vor den Thron des jungen Böhmenkönigs zu verfügen.

Eilig ſchrieb der Bund zu gleicher Zeit nach England und Brabant, um die Schiffer zu warnen, und — weil ein drohendes Gerücht beſonders Dänemark zum Feind des Bundes machte — ſo erging ein Bittſchreiben an den Dänenkönig, um Schutz für den preußiſchen Handel.

Manche vermuthen, die großen Städte hätten ſich zu Republiken umſchaffen, dem Könige zwar huldigen, Tribut zahlen, Hülfe leiſten, auch einen Statthalter preußiſcher Herkunft annehmen, doch ſich ſelbſt regieren wollen. Der Hochmeiſter, von dieſem geheimen Anſchlag unterrichtet, habe von Polen eine Erklärung verlangt, und die Antwort erhalten: der Friede ſey unverlezlich.

Es iſt allerdings nicht unwahrſcheinlich, daß eine Stadt wie Danzig, durch Reichthum mächtig, übermüthig, eine Bundesſchweſter der Hanſe, ſolch' einen

Plan entworfen, ja es wäre faſt ſeltſam, wenn es *nicht* geſchehen; allein der Ausführung ſtemmten ſich groſſe Hinderniſſe in den Weg. Danzig allein konnte ſich ſelber ſchützen, und vielleicht mit der einſt furchtbaren Macht von Lübeck wetteifern. Nicht ſo die übrigen Städte. Von dieſen hätte es ſich trennen, den Bundeseid brechen, Haß der Freunde wie der Feinde auf ſich laden, und vor Allen einen Hans von Bayſen, des Landes Seele, bekämpfen müſſen: denn ihm, wie dem ganzen Adel, bot eine monarchiſche Regierung mehr Befriedigung des Ehrgeizes. Bayſen ein Danziger, ein Bürger, würde ſeiner Vaterſtadt, wie jezt dem *Vaterlande*, des Geiſtes überlegene Kraft gewidmet, und das Burgemeiſteramt rühmlicher noch, als die polniſche Statthalterwürde verwaltet haben; doch Bayſen, der Ritter, der Pannerführer des oſterrodiſchen Gebietes, konnte nicht für jene Maßregel ſtimmen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Preußen unterwerfen ſich dem König Caſimir von Polen.

Die Bundesgeſandten traten vor den polniſchen Thron, erzählten viel von ihrer Voreltern Tapferkeit und Treue, von allem was ſie ſelbſt für und durch den Orden gelitten, und wie ſie endlich „aus der Noth eine Tugend machen müſſen.“

„Weil aber Unterthanen einer Obrigkeit ſo wenig entbehren können, als die Erde der Sonne, ſo unterwerfen wir uns Ew. Majeſtät, mit Vorbehalt unſerer Rechte und Freyheiten. Jeder müſſe behalten, was er auf eigene Koſten gewonnen, und kein zerſtörtes Schloß werde wieder aufgebaut.“

Einwürfen vorbeugend fuhren ſie fort: „Möchte jemand ſprechen, man ſoll nicht löſchen was einen nicht brennt; darauf erwiedern wir: wenn es bey dem Nachbar brennt, ſo iſt die rechte Zeit zu löſchen. Den ewigen Frieden brach der Orden längſt, als er die Bürger zu Arenswaldt enthaupten ließ, die während des Krieges an Polen gehangen. Mit den Litthauern ſchloß er neue Bündniſſe gegen Polen gerichtet. Doch hat Ew. Majeſtät ſich unſerer Lande Beſitz nicht angemaßt, obſchon er Euch durch Liſt und Gewalt entfremdet worden: nein, wir ſelbſt ſind die Eroberer, und bieten Euch die Herrſchaft freywillig. Wollt Ihr uns nicht in Gnaden annehmen, ſo gewährt zum mindeſten die Bitte, unſern Widerſachern keinen Beyſtand zu leiſten, denn wir uns nimmer dem Orden untergeben, und lieber Einmal ehrlich ſterben, als täglich Schimpf und Schande erdulden wollen.“

Die Geſandten wurden freundlich empfangen, vom Könige und des Landes Edlen durch Gaſtgebote geehrt. Der Kanzler, zwey Biſchoffe und fünf Woywoden erhielten den Auftrag, mit Prüfung ihrer Schriften die Unterhandlung zu beginnen.

Caſimir hatte kurz zuvor mit Eliſabeth, der Kaiſertochter, ſich vermählt. Zu der Hochzeitfeyer war des Ordens Treßler vom Hochmeiſter abgeordnet; der lauerte jezt in Cracau, und mühte ſich 3000 Söldner zu werben. Aber die Sendeboten kamen ihm zuvor, nahmen ſie auf in des Bundes Dienſt mit Billigung des Königs und ſeiner Räthe. „Darum liebe Herzen,“ ſchrieb der Geſandten Einer heim, „ſeyd vorſichtig um Geld zu bekommen, denn es merklich den Beutel treffen will.“ Er klagte, daß man die Kreuzherren mit ihrer Habe von den Häuſern frey ziehen laſſen; er rieth, die vollen Speicher der Gebietiger in Beſchlag zu nehmen, und jeden, der Eigenthum des Ordens verwahre, zu deſſen Auslieferung ſtreng anzuhalten; denn, ſo ſchloß er, „Geld iſt es, das man haben muß.“

Man befolgte ſeinen Rath, bemächtigte ſich aller Ordenseinkünfte, und das Silbergeräth ſeiner Kirchen wanderte in die Münze; ja man legte ſogar in fremden Handelsſtädten Beſchlag auf deſſen Schiffe und Güter. Aber ein Verſuch der Danziger, Marienburg zu erobern, mißlang. Sie wurden hart geſchlagen und zogen heim, ihre eigene Stadt zu bewahren, denn das Gerücht erſcholl, der Deutſchmeiſter ſey im Anzuge.

Alles war indeſſen zu Cracau in Bewegung. Der wachſame Ordenstreßler redete vor dem König, nicht als wolle er ihn zum Richter aufrufen, ſondern gleichſam nur ihn warnend, in keinen ſchlimmen Handel ſich zu miſchen. Wenn auch der Orden, ſo meinte er, an ſeinen Unterthanen ſich vergriffen habe, ſo müßten dieſe ihm „als einer Obrigkeit etwas zu gute halten," aber ſie wären ſtolz, hoffärtig, auf Reichthum trotzend." Er bat den König, ſtille zu ſitzen, oder dem Orden zu helfen, erinnernd an den ewigen Frieden, der mit zweyhundert Siegeln bekräftigt ſey. Werde Caſimir ſich der Preußen annehmen, ſo gebe er eignen Unterthanen ein böſes Beyſpiel, die dann auch Recht und Macht hätten, ſich dem Orden zu unterwerfen. Treuloſe Leute würden auch ihm nicht Treue halten. Ob er, um ſolches Geſindels willen, ſeinen Eid brechen wolle?

Caſimir, der rechtliche Mann, erwog die Gründe, und ermahnte die Bundesgeſandten ernſtlich, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren; ihr Antrag bedürfe einer langen Berathung. „Die können wir nicht abwarten," erwiederten Jene, „wir haben es ſchon vierzehn Jahre unter uns berathen und wohl bedacht. Nun es angehaben worden, muß es durchgeführt werden, es gehe wie es Gott gefällt. Wollen Ew. Majeſtät uns nicht aufnehmen, ſo müſſen wir davon ziehen und anderswo Rath ſuchen, wo man mit beyden Händen nach uns greifen wird."

Da zögerte Caſimir noch funfzehn Tage. In ſeinem Rathe ging es ſtürmiſch her. Freylich hatten die Polen, gleich ihrem Könige, den ewigen Frieden beſchworen, von zehn zu zehn Jahren den Schwur zu erneuern verſprochen; ja der König hatte, im Fall er ſeinen Eid bräche, die Unterthanen ihrer Pflicht entlaſſen. Dennoch erhuben ſich nur wenige Stimmen; die Nation theilte des Königs Haß und Mitleid. Der Biſchoff von Cracau allein, Cardinal Sbigneus, erregte Gewiſſenszweifel, die bey ihm ſelbſt von keiner Dauer waren.

Durch Geld und Gabe hatte der Treßler manchen gewonnen; ſo feyerten die Bundesgeſandten auch nicht.

Ihr Recht, ihre Beredſamkeit, ihr Geld, drangen endlich durch. Vergebens predigte dagegen der heilige Johann von Capiſtran, ein Calabreſe und Huſſitenbekehrer. Wenn die Fürſten Krieg beſchließen, ſo fragen ſie die Heiligen nicht um Rath. Am ſechsten März erklärte Caſimir die Preußen für ſeine Unterthanen, unter treflichen Bedingungen zu Ehre und Nutzen gereichend. Alle Freyheiten wurden beſtätigt — die Zölle vernichtet — Aemter, Würden, Schlöſſer im Lande, ſollten nur Eingebornen verliehen — nichts für Preußen wichtiges ohne deſſen eigne Räthe beſchloſſen — die alten Gränzen beybehalten — der Geſetze Wahl Jedes Willkür anheim geſtellt — zu Thorn und Danzig Münzen errichtet — Handel und Straßen frey gegeben — der Schiffbrüchigen Güter nicht angetaſtet — die Preußen aller Vorzüge des polniſchen Adels theilhaftig gemacht — ſie auch zur Königswahl berufen werden. Nur einen Statthalter, doch mit Genehmigung der Stände, zu ernennen, behielt Caſimir ſich vor.

Dieſe wichtige Urkunde unterzeichneten auch Biſchöffe, ja ſelbſt der Cardinal Sbigneus, (der nemliche, der in der Schlacht bey Tanneberg des Königs Leben rettete,) zum Beweiſe, daß des Bundes gerechte Klagen tiefer eindrangen, als päpſtliche Drohungen.

Dagegen ſtellten nun die Preußen eine feyerliche Unterwerfungsakte aus, und erboten ſich zum Huldigungseide.

Hierauf ſandte der König dem Hochmeiſter einen Fehdebrief. Grund oder Vorwand gab es mancherley. Kränkung polniſcher Unterthanen — Einführung neuer Zölle — Gränzverletzungen — die von beyden Landmeiſtern dem ewigen Frieden verſagte Unterſchrift — Wortbrüchigkeit gegen die Bürger zu Arenswaldt — Weigerung den König als Schiedsrichter zu erkennen

nen — alle dieſe Gründe, weitläuftig erörtert, ſollten den Friedensbruch auf des Ordens Rechnung ſchieben.

Konnten ſie beſtehen vor dem Richterſtuhl der Sittlichkeit? — Wann hat jemals Politik darnach gefragt? — Immer waren ſie ſo beſchaffen, daß neuern Weltbeherrſchern Stoff genug übrig bleibt, Caſimirs Rechtlichkeit zu bewundern. Seine redliche Vermittlung hatte er fruchtlos angeboten; die Geſandten drohten fort zu ziehen. Sollte er es darauf wagen, ſtatt des durch Zwietracht geſchwächten Ordens, einen mächtigen fremden König zum Nachbar aufzunehmen? Seines Reiches Sicherheit kam in Gefahr.

Nie bot ſich ihm ein zweyter Augenblick wie dieſer, in dem alles vereinigt, glücklichen Erfolg verſprach. In Ungarn und Böhmen herrſchte ſein Schwager — der Kaiſer, ſelbſt hülfsbedürftig, ſah das deutſche Reich zu einer Mördergrube werden — Dänemark und Schweden haderten mit einander — Rußland ſeufzte unter tatariſcher Geißel — die Türken brauchten Zeit, um des griechiſchen Kaiſerthums Eroberung zu befeſtigen — des Papſtes Hülfe wär nur beſchriebenes Pergament — der Orden ſtand verlaſſen von ſeinen Unterthanen; zwieträchtig mit ſich ſelbſt — die Brüder in Liefland verzehrten bereits ihre Kräfte im Kampfe gegen die Anſprüche des rigiſchen Erzbiſchoffs — deutſche Söldner waren koſtbar, und das zerrüttete Reich ſchien nur wenige ſeiner Miethlinge mehr entbehren zu können. Der polniſche Monarch hingegen beherrſchte Litthauen ſamt einigen ruſſiſchen Provinzen, und — was mehr als alles — er konnte auf die Verzweiflung derer zählen, die um ihre Freyheit den Kampf auf Leben und Tod begannen.

Soll nicht zu allen dieſen Gründen auch Regung der Menſchlichkeit gezählt werden dürfen? Waren es doch Unterdrückte, deren er ſich annahm; war der Kreuzherren übles Regiment doch weltkundig, von ihrem unerſchütterlichen Freunde, dem Papſte ſelbſt, alſo genannt. Sollte ein König taub vorüber gehen, als der Schwache um Hülfe zu ihm ſchrie? — Caſimir erſcheint gerechtfertigt. Auch die wichtigen, den Preußen zugeſtandenen Vortheile drücken deutlich den Wunſch aus, ihr Glück zu gründen, nicht ſeinem Ehrgeiz zu ſchmeicheln, oder nur die Gränzen ſeiner Herrſchaft zu erweitern.

Alſobald verließ der Ordenstreßler Cracau, eilte nach Schleſien und Sachſen um Söldner zu werben. Der wohlverdiente Hans von Bayſen wurde zum Statthalter ernannt, und gelobte, die preußiſchen Biſchöffe feindlich zu behandeln, wenn ſie den Huldigungseid dem Könige weigern würden. Auch ſeine Brüder nahmen Theil an den ſpäten Früchten ſeiner muthigen Beharrlichkeit: Stibor und Gabriel von Bayſen erhob der König zu Woywoden von Königsberg und Elbing.

Der Kanzler, von einem Biſchoff begleitet, empfing zu Thorn die Huldigung. Als vollends bald nachher der liebenswürdige Monarch ſamt ſeiner jungen Gemahlin nach Preußen kam; als er, auf ſeinem Throne ſitzend, mehr durch Freundlichkeit als durch königlichen Schmuck glänzte, da ſtrömte alles herbey, mit Herz und Mund den Eid zu ſchwören. Selbſt die Biſchöffe von Culm, Rieſenburg und Samland gelobten Treue. Der von Ermeland war nach Breslau geflüchtet, wo er ſtarb. Die Prieſter deutſches Ordens wurden genöthigt, ihre Kleidung gegen das Gewand des heiligen Auguſtin zu vertauſchen.

In Elbing berieth ſie Caſimir mit Land und Städten: wie man Geld aufbringen, Conitz erobern, den Deutſchmeiſter hindern ſolle, dem Orden Hülfe zuzuführen. Geld ward herbeygeſchaft. Der König verſprach

ſprach Soldaten. Die Preußen warben Söldner. Der Orden that ein Gleiches. Im ganzen Lande Kriegsgeſchrey. Auf allen Straßen zogen Gewappnete; in allen Herzen kochte Rache. — Der Orden hatte eilig vier gelehrte Doctoren nach Rom geſandt, mit Geſchenken, deren der Papſt wenig achtete, unfreundlich ſprechend zu dem Wortführer: „Warlich, mein lieber Sohn, das Weſen und Leben der Brüder iſt wider deine Klage. Uns iſt kund geworden durch die Sendboten des Landes Preußen, die Bedrückung des armen Volkes.“ Dem fügte er noch bittere Vorwürfe wegen gottloſer Sitten bey. Indeſſen hielt er doch für nöthig, ſeiner ungerathenen Söhne ſich anzunehmen.

Zu Thorn empfing der König, heimziehend, Geſandte vom Papſt, Kaiſer und mehreren deutſchen Fürſten. Ihr Wortführer empfahl Gerechtigkeit, Gnade, Tapferkeit. Die erſte dieſer Tugenden verbinde den Monarchen, das Genommene zu erſtatten; die zweyte, dem Orden zu verzeihen; die dritte, gegen die Türken ſich zu waffnen. Hiezu fodere man ihn auf, im Namen des Kaiſers, der zu Nürnberg einen Reichstag halten werde.

Natürlich mußte jeder Fürſt, dem dieſer Türkenkrieg am Herzen lag, das Schwert der Polen von Weſten nach Süden zu wenden ſich beſtreben; allein mit Recht erinnerte der Kardinal Sbigneus, der Orden werde Rache ſuchen, ſo bald er die Polen mit den Muſelmännern im Kampf begriffen ſehe. Den Geſandten mangelten Beglaubigungsſchreiben. Dieſen Vorwand ergreifend, entließ ſie Caſimir mit höflichen Worten, koſtbarem Pelzwerk, und dem Verſprechen, durch Abgeordnete ſein gutes Recht zu erweiſen. Darauf wollten ſie nach Marienburg, aber es wurde ihnen nicht verſtattet.

Auf dem Reichstag ſuchte der Orden Hülfe. Geſandte und Ermahnungen war alles was man zugeſtand; obgleich Aeneas Sylvius vorſchlug, ein Heer aus Sachſen und Böhmen nach Preußen zu ſenden. Da des Pabſtes eigener Mund der Kreuzherren böſes Regiment bezeugte, ſo mochten auch wohl viele Fürſten, davon zur Gnüge unterrichtet, unluſtig ſeyn das Schwert zu ziehn: trotz der bangen Klagen, welche Ludwig an ihren Höfen erſchallen ließ. „Wellet Euch erbarmen,“ ſo ſchrieb er an Herzog Wilhelm von Sachſen, „wellet Euch, gütiger gnädiger Herr, erbarmen laſſen der edlen Pflanzung Eurer ſeligen Aeltern und des gemeinen deutſchen Adels, das iſt unſer Orden, der itzund leider alſo jemmerlich in aller Unſchuld wird genöthigt.“

Der König von Ungarn verſprach mächtige Hülfe — es war ihm kein rechter Ernſt. Mit einem großen Heere ließ ein Gerücht den Marggrafen von Brandenburg herbey eilen — es blieb ein bloßes Gerücht. Der Dänenkönig rüſtete Schiffe bey Bornholm, gegen die preuſſiſchen Seefahrer — das konnte wenig fruchten. Der König von Schweden ließ Beyſtand hoffen zu Waſſer und zu Lande — die Hoffnung täuſchte. Den Herzog von Maſovien ſuchte Ludwig bittend von feindlicher Theilnahme abzuhalten.

Noch Einmal wollte der Papſt, durch verſüßte Drohungen, die Abtrünnigen ſchrecken. Er nannte ſie geliebte Söhne, ob er gleich geſtand, als Verächter ſeiner Befehle, dürfe er ſie nicht ſo begrüſſen; doch väterliche Liebe bewege ihn dazu. Wie anders klangen dieſe Worte, als jene harten Schmähungen in älteren Briefen. Was er väterliche Liebe nannte, war vermuthlich eine Wirkung der überraſchenden Botſchaft, daß die Stände wirklich zu den Waffen gegriffen; denn immer donnerte Rom nur gegen Schwache

che und wußte der Gewalt zu ſchmeicheln. Des Papſtes ſüße Worte blieben fruchtlos wie vormals ſeine Drohungen. Der Preußen ganze Antwort war die Wahl von ſieben Edlen, ſieben Bürgern, in den Rath des neuen Oberherrn.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz.

Die Art Krieg zu führen, in jenen Zeiten, glich der heutigen ſo wenig als die Denkart. Eine geringe Zahl von Trabanten, in des Herrn beſtändigem Dienſt, mochte deſſen Schlöſſer allenfalls bewahren, doch keine ernſtliche Fehde ausfechten. Zu großen Rüſtungen bedurfte es fremder Söldner, überall für Geld zu finden, beſonders in Böhmen, deſſen Bewohner damals zu hören verdienten, was einſt Philipp von Macedonien zu den Aetoliern ſprach: „Ihr ſchämt euch nicht, dem Einen wie dem Andern Soldaten zu liefern, und Eure Fahnen wehen in beyden Heeren.“ Jedes Land hat ſeinen Handelszweig; der böhmiſche war damals Menſchenkraft. Aber auch Teutſchland lieferte ungerathene Söhne genug, die gern den heimiſchen Herd und Pflug gegen ein Leben vertauſchten, wie es Schiller in Wallenſteins Lager ſchildert.

Wo ein adelicher Abenteurer, etwa der jüngere Sohn eines erlauchten Hauſes, ſein Panier aufpflanzte, da lief allerley Geſindel hinzu, auch wohl mancher Redliche, durch Kampfluſt oder Mangel getrieben. Einen ſolchen Haufen zu nähren, vermochte der Hauptmann ſelten; der ward ihn nur in guter Hoffnung,

nung, ſelbſt von einem Reichern geworben zu werden, gleichviel ob dieſer Reichere Fürſt oder Unterthan, Bedrücker oder bedrückt, in gerechter oder ungerechter Fehde begriffen. Geld war die Loſung! Für Geld konnte jedes Städtlein, jedes Dorf ein Heer ins Feld ſtellen. Ritter mit berühmten Namen, aus alten Geſchlechtern, ſchämten ſich keinesweges, Söldnerhauptleute, auch in Bürgerdienſten, genannt zu werden. Doch wehe dem, der ſie nicht pünktlich bezahlen konnte! Alſobald kehrten ſie die Waffen gegen ihn ſelbſt, und handelten gerecht nach ihrer Weiſe, denn gewöhnlich ward ausdrücklich dieſe Freyheit feſt geſtellt.

So begaben ſich in des Ordens Dienſte die Grafen von Gleichen und Montfort, Heinrich Reuß von Plauen der Junker, und viele andere, ausbedingend, bey ermangelndem Solde Schlöſſer, Städte, pfandweis inne zu behalten, bey Gelegenheit ſie zu verkaufen, oder nach Gefallen auf irgend eine Weiſe zu benutzen. So rieth Caſimir den Ständen, Geld zu ſchaffen, um die läſtigen Böhmen, ihre Söldner, vor Conitz los zu werden, oder ihnen gleichfalls Schlöſſer pfandweis einzuräumen. Das leztere ſchien zu gefährlich. Man unterwarf ſich lieber einer außerordentlichen Steuer, wogegen Caſimir den Städten des Landes Einkünfte verſezte.

Freunde des Ordens werfen den Verbündeten vor: ſie hätten ohne Murren zu größeren Auflagen ſich verſtanden, als der Orden je von ihnen gefodert, alſo habe nur ein Geiſt des Aufruhrs ſie beſeelt. Menſchenkenner erwiedern: Schwärmerey (gleichviel wofür) beraubt ſich gern auch des Nothigſten, denn ſie ſchwelgt im Vorgenuß deſſen, was die Einbildungskraft ihr reizend mahlt. Der Sklave hingegen reicht zuckend jeden Groſchen, weil er, mit Recht oder Unrecht, wähnt, er füttere Tagediebe, oder ſchmiede ſeine eigenen

nen Ketten feſter. Ein Regent, der von den Unterthanen frölich entrichtete Gaben begehrt, muß ein Nationalgefühl zu erregen wiſſen, ſey es für Ruhm, Ehre, Freyheit, Rache oder Frömmigkeit; denn nur wenn das Volk ſich ſelbſt als Zweck der Abgaben betrachtet, wird es ohne Murren ſich erſchöpfen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Verbündeten der Zukunft vorgegriffen, als ſie dem Könige mit der Unterwerfung von ganz Preußen ſchmeichelten; nur etwa die Hälfte der dem Orden unterworfenen Städte ſchüttelte deſſen Herrſchaft ab. Aber dieſe Hälfte war der Kern, das Mark des Landes, und konnte füglich für das Ganze gelten. Der öſtliche Theil von Preußen, durch die Kriege mit Litthauen verarmt, blieb treu, wie Arme pflegen, wurde auch vielleicht, der Dürftigkeit halber, minder bedruckt.

In den großen Städten gebar der Reichthum — nicht Freyheitsgefühl, (jenem Götzen ewig fremd) — nein, Trotz, Hochmuth, Geiz. Danzig, die reichſte Bundesſtadt, darum ſtets am ſtärkſten beſchazt, klagte oft vergebens: „Manche achten Geld höher als Freyheit. Wir allein tragen des Krieges Bürde.“ Bisweilen wußten ſie dieſelbe auf Kriegsmanier ſich zu erleichtern, denn Stibor von Bayſen, ihr Söldner-Hauptmann vor Marienburg, bezahlte ſeine Böhmen mit dem Gelde der Pfarrherren in den Gebieten Elbing und Balga. Schlimmer noch ging es den geiſtlichen Freunden der Kreuzherren, in deren Dörfern von böhmiſchen Ordenstrabanten geſengt, gebrennt, gemordet wurde.

Ehe Caſimir das Schwert zog, ging er nach Litthauen, wo gährender Unwille herrſchte, wegen unbefriedigter Anſprüche auf Podolien. Des Königs Freundlichkeit bewirkte Ruhe, ein Hülfsvolk von 3000 Reitern, und Gränzwache gegen die Liefländer.* Auch der

Chan der crimmiſchen Tatarn, Azgerei — von welchem Geiſt getrieben, iſt unbekannt — bot ihm dort willkommenen Beyſtand gegen den Orden an.

Der Preußen erſte Schritte auf der ungewohnten Kriegesbahn bezeichnete nur Blut, nicht Sieg. Eine zweyte Niederlage vor Marienburg ſchlug den Danzigern neue Wunden; tiefere noch die Verrätherey ihres Söldnerhauptmanns, Grafen Loenſtein, „der in ihrem Rathe ſaß, ihre Briefe las, um alle ihre Heimlichkeiten wußte,“ aber dennoch plötzlich zu dem Feinde überging.

Des Königs Hülfe an Geld und Mannſchaft ſäumte; Hans von Bayſen klagte laut darüber. Eine Seuche raffte viele hinweg, die Verſchonten ergriff Aberglaube. Preußen, Polen, in einem Lager ſtehend, vertrugen ſich übel. Die lezteren plünderten, gleich als in Feindes Lande. Unter ſolchen trüben Ausſichten erſchlaffte Vieler Muth, indeſſen ihrer bald noch eine ſchwerere Prüfung harrte.

Zwar hatte Caſimir ſich aufgerafft, Sthum erobert und ein großes Heer vor Conitz geführt, aber welch ein Geiſt dieß Volk beſeelte, wurde ſchon in deſſen Heimath kund, wo es jeden Schritt durch Raub oder Unzucht beſudelte. Dagegen hatte mit ganzer Kraft der Deutſchmeiſter Hülfe aufgeboten. Schon rückte er an; mit ihm Herzog Rudolph von Sagan und viele wackere Ritter. Sie führten 6000 Mann herbey, um das, von Hunger und Flammen geängſtete, dennoch tapfer vertheidigte Conitz zu entſetzen. Heinrich Reuß von Plauen warf ſich mit dem Vortrabe glücklich in die Feſte.

Der Deutſchen Ankunft wurde dem Könige verkundſchaftet. Er eilte ihnen entgegen; doch ſie erſchienen nicht da, wo er allein ihren Durchzug möglich glaubte. Zu leicht der Vermuthung trauend, ſie wäten abgeſchreckt, heimgekehrt, zog er ruhig zurück vor Conitz. Da lag er, vom Reiten ermüdet, ungerüſtet in ſeinem Zelte, als die Deutſchen plötzlich auf einer bisher unverſuchten Straße ihr Ziel erreichten, und ihre Trompeten den überraſchten König zur Schlacht riefen.

Vergebens warnte man ihn, dem ungeübten, frechen Volke ſeiner Polen nicht zu vertrauen; vergebens riethen kluge Männer, den Feind ungehindert in die Stadt zu laſſen, durch Hunger dann die Uebergabe zu erzwingen. Die Polen, auf ihre Menge trotzend, prahlten: es bedürfe nur des Peitſchenknalles ihrer Fuhrleute, um den geringen feindlichen Haufen zu verjagen. An ihrer Spitze ſtanden unwiſſende vornehme Herren, die ſich bedünken ließen, ſchon die Geburt verleihe, ſammt der Feldherrnwürde, auch die nöthigen Verdienſte. Den Beweis ihrer Tüchtigkeit lieferten dieſe Helden, indem ſie einen Moraſt der Reiterey zum Kampf anwieſen.

Die Schlacht begann. Der Polen Menge und erſter Ungeſtüm erfochten anfangs einige Vortheile. Die Ordensvölker wankten. Herzog Rudolph drohte, jeden Flüchtling mit eigener Hand zu durchbohren. Er ſelbſt that Wunder der Tapferkeit. Doch den Allzukühnen traf ein Kolbenſtreich; er fiel. Ihren Helden rächend, drangen die Deutſchen wütend über ſeinen Leichnam vorwärts, trennten des Feindes Schlachtordnung. Zu rechter Zeit öffneten ſich die Thore von Conitz, und Heinrich Reuß fiel mit der Beſatzung den Polen in den Rücken. Sie geriethen in Verwirrung. Der König, vom Pferde geſtürzt, mitten im Gedränge, mahnte ſie laut an Ehre und Pflicht. Umſonſt, ſie flohen. Die Reiter blieben in den Sümpfen ſtecken. Der Verfolger Schwert wüthete. 3000 Polen bedeckten die Wahlſtatt, unter ihnen viele Edle, ſelbſt der

Kanzler mit dem königlichen Siegel. Die Reichsfahnen verſchwunden — das Geſchütz verlaſſen — des Königs Zelt, Waffen, Leibroß, Tiſchgeſchirr, ja dieſelbe Krone, die ſein Haupt ſchmückte, als er die Huldigung zu Thorn empfing — ſogar die Unterwerfungsacte der Verbündeten ſiel in Feindes Hände. Caſimir ſelbſt in Gefahr — die Treue ſeiner Gefährten erkämpfte ihm Raum zur Flucht. Auf dieſer, hart bedrängt, das ermüdete Roß ihm den Dienſt verſagend, hoffte er vergebens zu entrinnen, hätte nicht Georg Wol, berühmt durch edle Abkunft und Rieſenſtärke, ſein eignes, friſches Pferd ihm aufgedrungen, einen Fußſteig durch den Sumpf ihm zeigend. Hier ſtellte ſich der tapfere Georg, unberitten, ganz allein; Pfeil um Pfeil ſchwirrte von ſeinem Bogen, die Nachſetzenden verſcheuchend.

Endlich brach die Nacht herein, den Flüchtlingen zum Schutz, in deren Wirbel Caſimir gezogen mühſelig nach Thorn entkam. Viele, ſchon in Sicherheit, ſchämten ſich nachher der Flucht, ſchlichen zurück und ergaben ſich freywillig.

Die Lebensmittel, im polniſchen Lager auf 4000 Rüſtwagen erbeutet, reichten hin, Conitz für zwey Jahre zu verſorgen. Ueber 300 Gefangene ſchleppten die Kreuzherren nach Marienburg in ſchmähliche Kerker, verſagten tödtlich Verwundeten Hülfe, Geſtorbenen ein ehrliches Begräbniß. Die Leichen wurden in die Nogat geſchleudert.

Fromme Polen ſahen in dieſer ſchweren Niederlage Gottes Strafe wegen verübter Gräuel; andere warfen dem Feldherrn ungeſchickte Wahl des Schlachtfeldes vor.

Jezt huldigten, nach Weltlauf und Windeshauch, die Muthloſen dem Glücke. Von Marienburg entwichen die Belagerer bey nächtlicher Weile, durch Seuchen und Zwiſt geſchwächt, Lager und Geſchütz preisgebend.

gebend. Der lezte Haufe floh, als Glocken und Pauken von den Thürmen der Stadt den Sieg des Ordens feyerten. Die Thore des nur kürzlich theuer erkauften Sthum öffnete freywillig, ohne Noth, Remſel von Brixen, dem es auf adeliche Treue befohlen war. Ein Bürger von Braunsberg verrieth Preußiſch Mark. Neun andere Schlöſſer und Gebiete fielen erſchrocken, doch ungezwungen, dem Orden zu. Dirſchau und Mewe ergaben ſich nach kurzer Belagerung. Der Biſchoff von Samland erkaufte Verſöhnung durch ſein Kirchengeräth und Silbergeſchirr.

Doch der großen Städte Muth blieb ungebeugt. Sie ſandten eine Botſchaft an den König, ihn beſchwörend, nicht zu verzagen; ſie wollten bey ihm bis auf den lezten Mann, Leib, Gut und Blut daran ſetzen. Der König lobte ihr ſtandhaftes Gemüth und zeigte ſich ſelber unerſchüttert.

Die frohlockenden Kreuzherren blieſen Victoria an allen deutſchen Höfen, ſich berühmend: durch eine einzige Schlacht die widerſpenſtigen Lande wieder gewonnen zu haben. Ein Gerücht ward ausgeſprengt, und gewiſſentlich unterhalten: Caſimir ſey todt. Der Hochmeiſter ſandte von Stadt zu Stadt, ließ Verzeihung, Gnade, vermehrte Freyheit anbieten. Doch weder glatte Worte im Lande, noch Prahlereyen außer Landes, ſchafften ihm gehofften Nutzen. An befreundeten Höfen erkaltete der Eifer, weil ſie ſchnelle Hülfe nun für überflüſſig hielten. Danzig ſah ohne Zagen die Feinde unter ſeinen Mauern, die mehr als Einmal ihm den wichtigen Mühlendamm durchſtachen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr.

Caſimir lebte zu des Ordens Schrecken, und zeigte bald nicht blos in Worten ſeinen ungeſchwächten Muth; denn kaum zwey Monden nach der Schlacht bey Conitz erſchien er aufs neue mit einem Heere, deſſen Zahl die Preußen in freudiges Erſtaunen ſezte, ging über die Weichſel und ſchlug ſein Lager bey Thorn auf. Hier traten vor ihn Geſandte aus Ungarn, ihn auffodernd, ſich ihres Königs ſchiedsrichterlichem Ausſpruch, gleich dem Hochmeiſter, zu unterwerfen. Ein Feldherr, mitten in ſeinem Lager, bedarf kaum einer Ausflucht. Doch erwiederte Caſimir: „Gern, wenn mein Schwager die deutſchen Räthe entfernen, und nur die Böhmen hören will.“ Dann zog er mit dem Heere fort, eroberte Rieſenburg, Biſchoffswerder, belagerte Leſſen. Hans von Bayſen ließ ein dringendes Aufgebot in das Land ergehen; zehn Huben ſtellten einen Mann.

Die Danziger riſſen, mit des Königs erſchlichener 1455. Bewilligung, die ſogenannte junge Stadt vor ihren Thoren nieder, deren gedeihlichen Wachsthum von 1400 Häuſern ſie ſchon längſt mit ſchelen Augen ſahen, jezt den ſcheinbaren Vorwand benutzend, daß der Feind ſich da verſchanzen werde, und jenen Bürgern, vom Orden ſtets begünſtigt, wenig zu trauen ſey. Dieſe Gewaltthat iſt ein ſchwarzer Flecken in Danzigs Geſchichte. Der Vortheil, den etwa die jüngern Bürger den älteren entzogen, war ſicher unbeträchtlich, denn ungehindert hatte Danzig zum Range der reichſten

Handelsſtädte von Europa ſich empor geſchwungen. Man iſt daher berechtigt anzunehmen, daß allein kaufmänniſche Habſucht jene grauſame Maßregel erzeugte. Der Staat gewinnt bey getheiltem Handel und Wohlſtand, aber Danzig ſchien nur ſich ſelbſt der Staat. Caſimir hatte geſchworen, das Eigenthum jedes Einzelnen zu ſchützen. Man ſchreckte ihn durch das Gerücht, der Orden wolle, durch flammende Vorſtädte, das Feuer in die Städte ſelbſt verbreiten. Darum ließ er den Danzigern ihren ſträflichen Willen, und gierig rannten ſie mit brennenden Fackeln hinaus, die Wohnungen ſchuldloſer Mitbürger zu zerſtören.

Ein Verſuch des Hochmeiſters, den König zu bewegen, aufrühreriſchen Unterthanen ſeine Hülfe zu entziehen, blieb fruchtlos. Obgleich er ihn beſchwor: „bey dem harten Winter, in dem die armen Leute verderben müßten, bey den Türken, die einſt mächtig in Polen geweſen.“ Allein er hatte zugleich ſeinem Geſandten ſtreng unterſagt, Frieden oder Waffenſtillſtand einzugehen, bevor nicht Caſimir alles Eroberte wieder abgetreten; dann erſt wolle er ſich einem Schiedsrichter unterwerfen.

Auch der Dänen König vermahnte die Polen abzulaſſen, weil doch Gott gebiete, ſelbſt einer böſen wunderlichen Herrſchaft zu gehorchen. Erichs Beyſpiel, ohne welches er ſelbſt die däniſche Krone vielleicht nie getragen hätte, ſchien vergeſſen. Doch jene Ermahnung ausgenommen, that er wenig fur den Orden, dem er thätigern Beyſtand allzu theuer verkaufen wollte.

Eben ſo täuſchend blieb die Hoffnung auf ſchwediſche oder ungariſche Hülfe. Nur mit dem Markgrafen von Brandenburg ſchloß der Hochmeiſter ein in der Geſchichte faſt unerhörtes Bündniß, gegen beyderſeitige Unterthanen auf künftige, mögliche

liche Fälle errichtet, denn es wurde ausdrücklich bedungen, daß, ehe daſſelbe in Kraft trete, der Krieg mit Polen beendigt ſeyn müſſe.

Dem verlaſſenen, ſeiner Einkünfte beraubten Orden blieben alſo nur Söldner übrig, die zu befriedigen er Schlöſſer, Städte, Kleinodien veräußerte; Anweiſungen auf deutſche Balleyen gab; ſogar den Ablaßkram nicht verſchmähte; endlich doch Marienburg, den Siz des Hochmeiſters, Hauptleuten verpfänden, ja die Bürger ihres Eides entlaſſen mußte, denn die übermüthigen Söldner begehrten, daß man ihnen förmlich huldigen ſolle. Nur der Burgemeiſter Blum wandte es ab durch die kühne Antwort: man hat den Hochmeiſter gezwungen; nicht er allein, der ganze Orden iſt unſer Herr.

Caſimir ſuchte Geld in Litthauen und Rußland. Die Großen ſeines Reiches unterſtüzten ihn. Die Biſchöffe von Gneſen und Wladislaw brachten ihr Kirchenſilber troz des Volkes Murren.

Das Kriegsglück war abwechſelnd, des Landes Elend gränzenlos. Im culmiſchen Gebiete ſuchte man vergebens ein unzerſtörtes Haus, oder Vieh auf dem Felde. Kaum zeigte das Ufer der Weichſel noch einige Fiſcherhütten. Sowohl die Kreuzherren als die Preußen mußten ihren Unterhalt aus der Fremde ziehen, denn ihre eigenen Felder blieben unbeſtellt. Faſt unerſchwinglich waren die Koſten ſolcher Zufuhr, beſonders für den Orden, denn er hatte nie zuvor unternommen, eine Seemacht ſich zu bilden, und nur ein großer Gewinn konnte Schiffer locken, den Gefahren zu trotzen, mit welchen auf der Oſtſee die überlegene Macht der Danziger drohte.

Mit den Verbündeten trieben die Söldner kein beſſeres Spiel als mit dem Orden, Freunde, Feinde, Heiligthümer wurden geplündert. Die Kornſpeicher mit Brand bedroht. So zwangen ſie endlich die Städte zu ungeheuern Auflagen; wer vom Eigenthum des Ordens ſich etwas zugeeignet hatte — (und deren waren viele) — mußte es wieder bringen in den gemeinen Schatz, oder den Werth erſetzen. Ja ſelbſt dem verhaßten Pfundzoll, durch Trotz und Blut abgekauft, mußte man ſich wieder unterwerfen. Das erregte großen Unwillen. Hans von Bayſen ſchrieb den Danzigern: es ſey in den preußiſchen Niederlanden keinem mehr zu trauen.

Zwey von den drey Städten, aus welchen Königsberg beſteht, traten auf des Ordens Seite, die dritte ward belagert. Bürger fochten gegen Bürger, Blutsverwandte vergoſſen ihrer Geſchlechter Blut. Heinrich von Plauen ſchleuderte Briefe in die Stadt, Zwietracht ſchürend. Man ſtürmte aus verbollwerkten Schiffen. Hartnäckig war der Widerſtand vierzehn Wochen lang. Aus dem Schiffe des Herzogs von Sagan floß das Blut herab in den Pregel. Die Danziger ausgenommen eilte niemand zu Hülfe. Auch dieſe dritte Stadt mußte ſich ergeben. Um andere zu locken, wurde ſie milde behandelt. Nicht einmal die zerſtörten Kirchen wieder zu erbauen, ward ihr vom Sieger auferlegt. Doch ſeine Rache vergaß er nicht, ſobald nur ein ſcheinbarer Vorwand ſich erlauern ließ. Denn als die Gegend um Königsberg von Danzigern verheert wurde, mußten zwölf Rathsherren und mancher ehrliche Bürger Weib, Kind und Vaterland verlaſſen, wegen eines unbewieſenen Verſtändniſſes mit dem Feinde.

Ein Anſchlag auf Thorn mißlang. Verräther im Rathe ſelbſt wurden enthauptet, geviertheilt. Das Kapitel zu Frauenburg fiel dem Orden wieder zu. Durch Seeräuberey ſuchte man die Quelle von des Feindes Reichthümern, den Handel abzuſchneiden. Danzig rächte ſich, indem es den Schiffen der Holländer wehrte, ihre Waaren in das Ordensgebiet zu führen; die verrätheriſchen Thumherren zu Frauenburg wurden gezüchtigt, endlich das Tief zu Balga verſenkt, und dadurch ſowohl Dänen als Liefländern der Seeweg verſperrt. Der Herzog von Burgund vergalt gleiches mit Gleichem, dem Könige erklärend: Papſt und Kaiſer liegen mir an, dem Orden beyzuſtehen, ich aber will unfeindlich bleiben, auf daß der Handel meiner Niederländer mit allen Preuſſen, gleich viel weſſen Unterthanen, ungeſtörten Fortgang habe. Den bewieſenen Ernſt haben die Danziger mir abgezwungen.

So ſchwang die Zwietracht ihre Fackel über Land und Meer. Alle führten Krieg mit Allen. Der Freund ſah im Freunde nur den Mann, der morgen ihn vielleicht verrathen werde; der Bürger traute dem Bürger nicht; der Bruder hütete ſich vor dem Bruder; der Vater zitterte für des Sohnes Leben, der Tochter Unſchuld. Feige Söldner, der Kriegszucht ſpottend, bedrohten eigne Anführer mit dem Tode. Niemand konnte ſich rühmen, er werde Morgen noch ein Eigenthum beſitzen.

Bey dem Kaiſer drang der Orden auf Achtserklärung. Fridrich, ſtatt die Acht raſch auszuſprechen, als ſeines eigenen verhöhnten Urtheils nothwendige Folge, verfuhr auch jezt noch mit jenem zweydeutigen Glimpf, den er von Anbeginn bey dieſen Händeln walten ließ. Er lud die Verbündeten zur Verantwortung auf einen ſpätern Gerichtstag, und erſt dann, als dreymal gerufen, Niemand erſchien, verkündete er die Reichsacht. Ihm kam der neue Papſt Calixtus mit dem Bannſtrahl zu Hülfe, geſchleudert gegen jeden, der nicht binnen ſechszig Tagen zu ſeiner Pflicht zurückkehren werde. Die Edelleute, ſprach er, ſollen verluſtig ſeyn ihres Adels, aller Güter und Rechte, ehrlos, ſchutzlos; ihre Urtheile vernichtet; jeder ihnen geſchworne Eid gelöſt; ihre Räthe entehrt, deren Güter dem Orden anheim gefallen. Sogar die Erben traf der Fluch. Verführte Geiſtliche, deren Hand, die heiligen Sacramente entweihend, ſolche den Empörern gereicht, erklärte der päpſtliche Zorn ihrer Aemter verluſtig, unfähig der Chriſtenheit je wieder zu dienen, ja ihre Klöſter verloren alle Gerechtſame und Freyheiten.

Der Hochmeiſter ſelbſt fürchtete Erbitterung von der zu weit getriebenen Strenge. Er bat den heiligen Vater, alle zu abſolviren, die jezt oder künftig dem Orden ſich ergeben würden; und es geſchah, mit Ausnahme von Prieſtermördern oder Kirchenzerſtörern.

Auch bey den Bürgern ſelbſt verſuchte Ludwig Milde, lockte durch Verheiſſungen, wollte ſie untereinander zwiſtig machen. Aber die gaben ihm eine ſchnöde Antwort: „Gott hat uns erlöſt aus der ägyptiſchen Gefangenſchaft, und das abgehauene Glied mit dem rechten Haupte wiederum vereinigt; davon wollen wir nicht ſcheiden bis in den Tod.“

Marggraf Fridrich von Brandenburg, vom Kaiſer beauftragt, erbot ſich zum Vermittler. Caſimir ſagte weder Ja noch Nein, warnte die Danziger vor des Friedensſtifters Schmeichelworten, gelobte Beharrlichkeit, und erinnerte an die groſſe Zahl der Söldner, die er, zu Preuſſens Schutz, auf eigne Köſten unterhalte. Aber eben dieſe Söldner, ſie mochten dienen wem ſie wollten, brachten alles in Verzweiflung. Bürger, Bauern, Prieſter, Layen, alle ſchrien Ach und Weh! Der König erklärte: es ſey ihm getreulich leid, er könne aber nicht helfen bis auf gelegnere Zeit.

Solche Bedrängniß konnte für den Frieden wohl eine günſtige Stimmung erzwingen, und der Marggraf hoffte, die Gemüther vorbereitet zu finden, als er perſönlich in Preußen erſchien, eben zu der Zeit, da Caſimir mit 150000 Mann über die Weichſel ging. Zu Bromberg trafen beyde Fürſten zuſammen. „Mein Vater," ſprach der Marggraf, „hat Eures Vaters Brot gegeſſen; ich ſelbſt bin in Polen erzogen, aufgewachſen, mir iſt dort viel Ehre und Gutes erwieſen; ſo will ich nun freundnachbarlich den Frieden zu vermitteln ſuchen."

Sein Vorſchlag war: daß von den kriegführenden Theilen einer auf das Land verzichten, der andere durch Geld und Güter den Verzichtenden entſchädigen ſolle. Zugleich erbot der Orden ſich zum Rechte. Caſimir verſchmähte es nicht: allein jener wollte zu Richtern, den Papſt, Kaiſer oder König von Ungarn, dieſer das Concilium; ſo geſchah keines.

Der Hochmeiſter bot Geld. Caſimir antwortete: „das wolle Gott nimmermehr, daß wir chriſtlich Blut verkaufen ſollten."

„Gedenket des Ordens Stiftung," ſprach der Marggraf, „er iſt eingeſezt um gegen die Heiden zu fechten."

„Wir wiſſen es wohl," verſezte der König, „doch binnen zweyhundert Jahren iſt wenig davon kund geworden; ja, wenn die Krone Polen gegen Türken und Heiden focht, hat der Orden, durch Einbruch in ihre chriſtlichen Länder, ſie wohl gar daran verhindert. Unſere Vorfahren ſind des Ordens rechte Stifter, die haben ihn in dieſes Land geſezt. Nun er aber zu allen Zeiten undankbar, ſein Gelübde mannigfach gebrochen, ſo haben wir endlich das verſchenkte Land unſerer Krone wiederum einverleibt, und wollen es nimmermehr übergeben."

Der Marggraf ſchwieg und zog heim. Ihn zu bewirthen hatte der verarmte Hochmeiſter das Silbergeſchirr vom Abte zu Pölplin und hundert Mark von dem zu Oliva borgen müſſen. Als ſeinem treuſten

Freunde vertraute er ihm, bey der Heimkehr, das Ordensarchiv. Um welcher dringenden Gefahr willen? iſt ſchwer zu errathen, denn ſchon im folgenden Jahre wurde es zurück geliefert.

Jezt belagerte der König zum zweyten Male Leſſen an der Oſſa. Hunger und Kälte hatten ihn das Erſtemal verſcheucht. Grobes Geſchütz führten ihm die Städte zu, aber es war untüchtig. Mangel riß abermals im Lager ein, denn zwölf Meilen in die Runde erblickte das Auge nur eine Wüſte. Seuchen rafften die Pferde weg. Ueberdruß jagte die polniſchen Großen heim. Caſimir zog ſich zurück. Die Söldner foderten Geld, empfingen ſtatt deſſen allerley Waaren. Die Danziger, am meiſten belaſtet, murrten. Verrätherey, im Finſtern ſchleichend, ward entdeckt, beſtraft. Doch des Unkrauts Same hatte Wurzel geſchlagen. Laut regte ſich Unwille, als der König die Bürger ihrem harten Schickſale und eigner Beſchirmung überließ; ſtatt erbetener Hülfe an Geld und Volk, nur Briefe ſandte, zur Treue ſie vermahnend. Da drohte Ausbruch der Empörung.

„Was thut ihr!“ warnte Caſimir, „gedenket der Städte Königsberg! hat Verrätherey ihnen Frucht getragen? — was vermag der Orden? verlaſſen ihn die Söldner, ſo ſchwindet ſeine Macht und Zuverſicht. Wir aber ſind um keinen Lohn gemiethet, beſchirmen euch mit unſerm eigenen Blute, haben auch ſchon mehr als zwölfmalhundert tauſend Gulden daran gewagt. Seht euch vor! übergebt ihr das Land, ſo wollen wir es jährlich alſo verwüſten, daß ihr zu ewigen Zeiten verderben ſollt.“

Durch ſolchen Ernſt, mehr noch vielleicht durch Abtretung der Comthurey zu Danzig und anderer Ordensgüter zum Erſatz der ſchweren Koſten, ward die Gährung dießmal geſtillt. Mit dem neuen Zuwachs an Beſitzungen wuchs auch der Bürger Muth; ſie vergaßen, daß der Krieg bereits von ihrem Gelde eine Viertelmillion verſchlungen hatte, verdoppelten willig ihre Anſtrengungen.

Mehrere der kleinen Städte hingegen fielen ab, durch glänzende Verſprechungen des Ordens gelockt, denen freylich, von feindlicher Seite, noch keine glänzende Thaten das Gegengewicht hielten. Denn — Marienburg vergebens berannt — die Schlacht bey Conitz verloren — ein ſtolzes Heer von einer Hand voll Deutſcher geſchlagen — die Belagerung von Leſſen zweymal aufgehoben — die Städte Königsberg verrathen und erobert — die Söldner ausgelaſſen — die Danziger zwieträchtig — der König fern — der Kaiſer ächtend — der Papſt fluchend — warlich! Begebenheiten, die den muthigſten Trotz wohl beugen konnten.

Caſimir ſelbſt, nicht einverſtanden mit den von ſeinen Räthen ihm eingehauchten Aeußerungen, bereute ſtill und laut, daß er in dieſes Labyrinth ſich verirren müſſen. Minder ehrgeizig als Ruhe liebend, hing er mehr an ſeinem Fürſtenthume Litthauen, wo er die glücklichen Jugendtage verlebte, und von treuen Freunden umgeben war, als an einem Königreiche, wo die Großen ihn bevormundeten, er keines getreuen Mannes ſich rühmen mochte. Dort wünſchte man nichts eifriger, als den geliebten Fürſten im Lande zu behalten; mit Caſimir, dem Könige von Polen, war man oft unzufrieden, mit Caſimir dem Großherzog nie. Hier mußte er, gegen ſeine Neigung, einen ſchweren Krieg führen, bald den Uebermuth der Großen, bald den der unbezahlten Söldner, bald der Preußen bittere Klagen, und über dieſes alles noch ſolche Armuth erdulden, daß er ſeine Handwerker nicht bezahlen konnte. Was Wunder daß er einſt bey Nacht und Nebel die

Flucht aus Thorn nach Litthauen ergriff, und von den nacheilenden Räthen faſt mit Gewalt mußte zurück geführt werden.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr.

1436. Ein neues blutiges Jahr begann mit unblutigem Federkrieg, der beweiſen mag, daß beym Kampf der Schwerter auch die Zungen nicht ruhten. Heinrich Reuß ſchrieb den Danzigern: es ſey ein Mährlein, daß die Kreuzherren öffentlich bekannt, es ſtehe nicht in ihrer Macht, den Königsbergern Wort zu halten, wäre es auch auf Pergament von ihrer Haut, mit Dinte von ihrem Blute geſchrieben und mit ihrem Herzen beſiegelt.“ Lockend fügte er, zu eignen glatten Worten, rühmliche Zeugniſſe jener Bürger. Statthalter nannte er ſich in dieſem Briefe; eine Würde, die ſonſt nur in des Hochmeiſters Abweſenheit oder mit deſſen Tode einzutreten pflegte. Der ſchwache Ludwig bekannte ſich lebendig todt.

Die Danziger antworteten: „wäret ihr doch ganz anderes Sinnes, als ihr vor dem Kaiſer ſpracht: Ihr wolltet lieber ein wüſtes Land beherrſchen, denn ein blühendes von Widerſpenſtigen bewohnt. Es ſollte noch manchem ſein Haupt koſten, denn wir wären eigener als gekaufte Knechte.“

So hatte der Ritter Uebermuth jeden Weg zur Annäherung verſperrt, und keine ſanfte Schmeichelrede konnte jezt verwiſchen, was ihr Hohn vor Jahren tief in die Gemüther grub. Oft begeiſterte giftiger Argwohn ſchuldloſe Handlungen. So, zum Beyſpiel, als der Orden Schillinge ſchlagen ließ, die, von dem darauf geprägten Bilde, **Keulenſchillinge** genannt wurden, da hörte man alſobald die gehäſſige Deutung: der Orden wolle die Polen mit Knitteln aus Preußen jagen.

Indeſſen wurden jezt von beyden Theilen die Waffen lau geführt. Das, in manchem Kampfe, vor mancher Feſte vergoſſene Blut erkaufte weder Sieg noch Frieden. Der König kam in dieſem Jahre gar nicht ins Land. Er zitterte ſtets für den Verluſt von Litthauen. Das jüngere, angenommene Kind mochte ihm das ältere, geliebte nicht erſetzen. In Petrikau ſprachen die Geſandten der Litthauer dreiſte Worte zu ihm: „Erfülle deinen Eid wegen Podolien, ſonſt müſſen wir zur Wahl eines neuen Großfürſten ſchreiten“ — Gern hätte Caſimir nachgegeben, aber die Polen ließen Podolien nur noch ſorgfältiger bewachen. Da wählten die erbitterten Litthauer wirklich den Großfürſten Simon zu ihrem Herrn. Der König erfuhr es durch ſeine Getreuen. Die Polen wollten ihn nicht ziehen laſſen, bevor der Krieg in Preußen geendigt ſey, aber dießmal gab die dringende Gefahr ihm Entſchloſſenheit; er entriß ſich ihrer Vormundſchaft, floh nach Litthauen, und ſeiner Mäßigung, ſeiner Freundlichkeit, verdankte er abermals Beſänftigung der Gemüther.

Doch furchtbar wuchs die Geldnoth. Er beſchazte Geiſtlichkeit und Adel, am ſtärkſten die Erſtern; ſie ſtemmte ſich umſonſt dagegen, Noth überſchrie den Eigennutz. Die Hälfte des Ertrags aller Hauptkirchen, aller königlichen und adelichen Güter wurde zugeſtanden; der ſprechendſte Beweis von Seltenheit baarer Münze.

Noch bedrängter war der Hochmeiſter. Auf den Reichstägen zu Nürnberg und Frankfurt bat er um

Geld, wurde vertröſtet, erhielt nichts. Deutſchlands Zerrüttung erſchwerte des Ordens Schickſal. Ludwig verſetzte dem Herzog von Sagan ein ſilbernes Marienbild, ein güldenes Kreuz do das Holz vom hilligen Krewze nun vermacht iſt, die Reliquien der heiligen Barbara und ein Stück von unſers Herrgotts Rock ſammt der güldenen Bulle darüber; ſogar mit der Berechtigung, alle dieſe frommen Koſtbarkeiten weiter zu verpfänden. Den König von Dänemark bat er dringend um 30000 Gulden und 2000 Reiſige. Graf Hans von Gleichen erhielt Vollmacht, das Silbergeräth der Balleyen zu verhandeln. Der Ordensanwald am päpſtlichen Hofe mußte Schulden halber Rom verlaſſen; Ludwig konnte ihn nicht auslöſen. Städte und Schlöſſer wollte er veräußern, wo ſie auch gelegen, aber die Gebietiger in fremden Landen verſagten ihre Einwilligung.

Das Härteſte, wozu die Noth ihn zwang, war: Aufopferung der Neumark, die er, beym Ausbruch der Fehde, für 40000 Gulden, ein Jahr ſpäter für 100000 an Brandenburg abtrat. Markgraf Friedrich hatte dieſes Kleinod ſeit Anbeginn des Krieges in Schutz genommen; der Söldner freyen Durchzug verſtattet; dem eignen Adel vergönnt, unter des Hochmeiſters Fahnen zu kämpfen. Er eilte, den Handel abzuſchließen, da des Ordens Söldner ein Pfandrecht in der Neumark ſich bedungen hatten, und ſchon Verdacht flüſterte, ſie würden das Land den Polen verkaufen. Wenn nun gleich der Orden das Wiedereinlöſungsrecht nach Ludwigs Tode ſich vorbehielt, ſo blieb für jetzt doch keine Hoffnung zu deſſen Ausübung vorhanden.

Alſo fiel auch dieſer koſtbare Stein aus dem Fürſtendiadem des Hochmeiſters, und dennoch war es nicht genug, um die alles verſchlingende Söldnergie-

rig

rigkeit zu ſättigen, oder ihren gerechten Foderungen zu genügen; denn gerecht waren ſie allerdings, wenn gleich hart.

Faſt alle Geſchichtſchreiber Preuſſens haben einmüthig und erbittert die folgende Begebenheit in ſo gehäſſigem Lichte darzuſtellen verſucht, daß Noth thut, um der Klarheit willen, noch einmal ihren Urſprung zu beleuchten, und dann den Richter — den Moraliſten nicht — entſcheiden zu laſſen.

Der Orden brauchte Soldaten. Er warb. Nicht Unterthanen, dem Fürſten perſönlich verpflichtet, nur Abenteurer, die auf beſtimmte Zeit, für beſtimmten Sold, ihre Kräfte vermietheten. War die Zeit um, erfolgte die Bezahlung nicht, ſo blieben auch ihre Kräfte nach wie vor ihr Eigenthum. Weder Zukunft noch Vergangenheit knüpften ſie an den Fürſten, ſie hatten ihm nichts zu danken, nichts von ihm zu erwarten. Sie waren Soldaten, nicht Bürger. Im fernen Vaterlande harrten ihre Familien auf Unterhalt, den ihr Blut in der Fremde erwerben mußte. Darum ſahen ſie ſich vor, ließen bündige Verſchreibungen ſich ausliefern, ehe ſie ins Feld rückten. Ob der Herr, dem ſie ſich verdungen, in der Noth vielleicht mehr verſprach, als er zu halten vermochte? das zu unterſuchen war nicht ihre Sache. Genug, ſie bogen ihrem Schaden dadurch vor, daß ſie, im Fall ermangelnder Bezahlung, des Säumigen Güter als Unterpfand ſich ausbedungen. Ob dadurch des Schuldners Lage ſich verſchlimmerte? darum blieben ſie unbekümmert; ſie hatten ja nur für Geld, nicht für die Sache gefochten. Sie hielten Wort und foderten ein Gleiches; ihre Foderung war gerecht. Bernhard von Schomberg, zum Beyſpiel, verſezte alle ſeine Güter, um dem Orden Hülfe zuzuführen. Sollte er jezt die Waffen niederlegen, und mit dem weißen Stabe ſich zurück in ſeine

Heimath betteln? — Freylich, wehe dem Fürſten, deſſen Glück und Macht allein auf Söldner gebaut war. Man leſe nur die Schilderung, die Machiavelli von ihnen entwirft. Sie glichen ſich überall in allen Zeiten.

Der Orden hatte, wie ſchon berichtet, ſeine beſten Schlöſſer, ſelbſt Marienburg, mehreren Hauptleuten pfandweiſe übergeben. Sie ſollten damit ſchalten nach Gefallen, verkaufen, verpfänden, beteidingen, bis ſie vollkömmlich bezahlt ſeyn würden. Dennoch zögerten ſie lange, Gebrauch von dieſem Recht zu machen, ja als früher ſchon ein Leumund ging, daß ſie die Schlöſſer dem Könige zu verkaufen gedächten, widerſprachen ſie dem, als lügenhaft und Ehre kränkend. Nun aber mußten ſie täglich befürchten, der König werde mit großer Macht ſie überziehen, den Pfandbeſitz gewaltſam ihnen entreißen. Wenn das geſchah, an wen ſollten ſie ſich halten? an den Orden, der bisweilen nicht hundert Mark auftreiben, und eben ſo wenig mit Gewalt ſie wieder einſetzen konnte? — Ihnen blieb keine Wahl, als entweder nackt und blos Preußen zu verlaſſen, oder ihr hartes Recht geltend zu machen. Nur mit großem Widerwillen entſchloſſen ſie ſich zu dem lezten. Sehr oft wiederholten ſie dem Hochmeiſter mündlich und ſchriftlich: der König habe ihnen Geld geboten; allein ſie wollten es lieber vom Orden nehmen, wenn es nur herbey geſchafft würde. Aber es wurde nicht herbeygeſchafft, und ſo geſchah endlich, was der Hochmeiſter längſt voraus ſehen mußte, worüber er nicht klagen durfte: die Söldner traten für 436000 Gulden dem Könige die Schlöſſer ab. Um vor der Welt und ihrem eigenen Heere die That zu rechtfertigen, liehen ſie zuvor vom Hochmeiſter ihre Verſchreibungen, verlaſen ſie öfentlich auf dem Kirchhofe.

Je größer der Verluſt, je lauter ſchrie der Orden. Aus dreyen Gründen erklärte er den Verkauf für höchſt verdammlich. Erſtens, weil die Schlöſſer allen Rottmeiſtern verſchrieben worden, und nur einer der geringſten, ein Böhme, Czerwonka, ſie verkauft habe, „wider aller andern Willen, die aufs höchſte dawider geweſen.“ — Dieß Vorgeben iſt eitel, denn einer der geringſten hätte ſicher nichts vermocht, ohne Zuſtimmung der übrigen. Zweytens habe das Löſegeld bereit gelegen, die Soldner wären zu Sthum mit eignen Füßen darauf herumgegangen, hätten aber das noch fehlende aus Liefland nicht eine Stunde erwarten wollen. Es mag wahr ſeyn, daß oft wiederholte, leere Vertröſtungen ſie nicht mehr abzuſpeiſen vermochten. Denn woher nahm der Orden das viele Geld — (er hütete ſich wohl die Summe zu nennen) — das er, nach ſeiner Behauptung, zu Sthum niederlegte? Es läßt ſich nicht befriedigend darauf antworten. Mehrere Fürſten ſollen ſich als Bürgen angeboten haben. Allein, außer dem Herzog von Sagan, gab es damals keine Fürſten in Preußen, und anzunehmen, (wie einige verſucht) daß fürſtliche Geſandte ſich verbürgen wollen, iſt ein Nothbehelf.

Drittens endlich ſey es widerrechtlich, daß ſie die Schlöſſer an des Ordens Feinde verkauft. Aber hatte man dieſe etwa in der Verbindungsſchrift ausgenommen? und wer anders konnte auf einen ſolchen Kauf ſich einlaſſen, als des Ordens Feinde? Wenn im Augenblicke der Verpfändung der Hochmeiſter ſich die Möglichkeit dachte, (und das muſte er doch) daß die Soldner jemals von dem ihnen zugeſtandenen Rechte Gebrauch machen würden; wen anders, als einen ſeiner Feinde, konnte er ſich als Käufer denken? würde nicht ein Freund ihm lieber das Geld vorgeſchoſſen haben, um die Auslöſung ſelber zu bewirken?

Der König von Böhmen ſoll, nach des Ordens Behauptung, einige der Verkäufer für ehr- und wappenlos erklärt, und zu ewigem Kerker verurtheilt haben. Iſt das geſchehen, ſo war es tyranniſch, oder der Abſchluß des Pfandcontracts ſelbſt eine ehrenrührige Handlung. Wer das leztere läugnet, darf auch nicht behaupten, daß die Ausübung eines auf deſſen klare Worte gegründeten Rechtes, die Söldner habe ehrlos machen können. Unmoraliſch mochten ſie handeln, weil ſie Vortheil aus der Noth eines Unglücklichen zogen, (vorausgeſezt daß ihre eigene Noth ſie nicht dazu drängte) aber Unmoralität zieht, in unſern Staatsvereinen, keine Ehrloſigkeit nach ſich, wie leider alte und neue Beyſpiele zur Gnüge beweiſen. Sie hatten alſo keineswegs die ſchimpflichen Titel verdient, welche Ludwig ſogar in einer beſiegelten Urkunde ihnen beylegte, und es iſt ihm nicht gelungen, ihre Namen vor der Nachwelt zu brandmarken. Es waren deutſche Namen, weit mehr als böhmiſche, die den Schimpf tragen mußten, wenn es einer wäre; obgleich die meiſten Schriftſteller, aus übel verſtandener Vaterlandsliebe, die Deutſchen hier, als unwillig getrennt von den Böhmen, darſtellen.

Auch der Waffenſtillſtand, mit dem Feinde geſchloſſen, war blos Folge ihres Rechtes, nur für Geld zu fechten. Wer Gehorſam fodern wollte, mußte ſie bezahlen oder bekämpfen. Beydes thaten die Danziger.

Caſimir verſprach, mit der Hälfte jener großen, den Söldnern zugeſagten Summe, den Städten auszuhelfen. „Nicht der König uns," verſezten dieſe kühn, „ſondern wir dem Könige, denn für ihn werden die Schlöſſer eingenommen."

Indeſſen trat der wirklichen Uebergabe plötzlich ein Hinderniß in den Weg.

Neun

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig.

Pfarrer und Mönche, der alten Herrſchaft wie dem Papſte ergeben, ſtreuten Samen der Zwietracht im Beichtſtuhl aus; ermunterten zum Aufruhr; fanden offene Ohren. Denn harte Auflagen drückten; des Königs Lauhigkeit erregte Unwillen; des Ordens glänzende Zuſagen blendeten. Schon erloſch die eifrige Liebe für den Statthalter; kaum achtete man noch ſeiner Geleitsbriefe. Das Volk murrte, bald über Getreidetheurung und unerſchwingliche Steuern; bald über den neuen Herrn, der, ſeiner Zuſage uneingedenk, preußiſche Güter ohne Zuſtimmung der Stände vergab, und mit verſprochener Geldhülfe zögerte. Schon verlautete: wie auf Einen Tag alle Schlöſſer geſtürmt worden, ſo ſollten auch auf Einen Tag in allen großen Städten die Rathsherren gefangen, erſchlagen, die Kreuzherren eingelaſſen werden. Wachſam gebot die Obrigkeit, jeden Brief des Feindes unerbrochen einzuliefern, auch nicht einmal im Beichtſtuhl etwas davon zu offenbaren.

Ein verdächtiger Bote von Thorn wurde zu Danzig ergriffen, da brach in Thorn Empörung aus. „Sollen wir des Königs Unterthanen heißen,“ ſprachen die Bürger, „ſo möge er uns mit Waffen erfechten, oder mit Gelde erkaufen, nicht aber uns verderben laſſen.“ Mit Gewalt entriſſen ſie dem Rathe die Schlüſſel zu den Stadtthoren, hieben die Steuerkammer auf, zerriſſen die Bücher, ſchlugen die Kaſten von einander, und trieben ſonſt viel Arges. Doch ihnen gebrach ein kluges Haupt. Eilig entbot der Rath Hülfe aus Danzig und Culm. Es kam zu einem Treffen. Blut floß von beyden Theilen. Die Empörer wurden geſchlagen, 150 von ihnen gefangen, 72 Bürger mit dem Schwerte gerichtet, andere heimlich entrückt oder verbannt, den übrigen ein neuer Bürgereid abgezwungen.

Faſt zu gleicher Zeit, als dieſer Brand in Thorn wüthete, loderte auch zu Danzig die verhaltene Flamme empor. Des Aufruhrs Stifter und Haupt war Martin Kogge, ein angeſehener Bürger, Wortführer der Gemeine, verſchlagen, unruhig, ehrgeizig, vom Orden überredet, man werde ihn zum großen Herrn erheben. Lange trieb er es heimlich. Bald zogen ſeine Rottgeſellen hinüber zu den Kreuzherren, bald ſchlich Ordensvolk in der Stadt herum. Der ſchwarzen Mönche Kloſter diente zum Sammelplatz der Verſchwornen. Dorthin entbot er die Aelterleute der Gewerke, wohl wiſſend, welch' ein blutiges Spiel ſchon zu Thorn begonnen, und ſprach alſo: „Liebe Brüder, gute Freunde, man hat uns einem fremden Herrn verrathen, in ſchweren Krieg verflochten, neue Laſten täglich auf die Schultern gewälzt, und wiſſen noch kein Ende davon. Wollt ihr aber mir beyſtehn, ſo bringe ich es zu einem guten Ende, nicht in einem Jahre oder halben Jahre, ſondern in acht Tagen.“

Da ſchrieen ſie allzumal, wie der Pöbel pflegt: Ja! ja! ja! Sie ſchwuren in ſeine Hände, er in die ihrigen. Dann trat er auf den Markt mit einer Schrift, zu deren Anhörung er den Rath berief. Burgemeiſter und Rathsherren erſchienen, vernahmen ſchwere Vorwürfe, als hätten ſie der Stadt Güter veruntreut, ſich ſelber gemäſtet, während die ſeufzenden Bürger unter der Laſt erlägen. Endlich ſtieß

Martin ſogar die harte Beſchuldigung aus: man habe den Soldnern verwilligt, die Bürger zu fangen und in Bande zu legen, wo ſie die finden würden. Dreiſt berief er ſich auf drey Männer, als Zeugen bey jenem verrätheriſchen Handel. Der Erſte, ein Rathmann, verbürgte ſeinen Hals, dem ſey nicht alſo. Der Zweyte, ein Schöppe, ſtellte ſich halb unwiſſend. Der Dritte, ein Bürger, ſagte: Ja, ich habe die Briefe geſehn, wir ſind darin verſezt.

Da erklärte Martin Kogge den Rathmann für einen Gefangenen der Gemeine, obgleich der Burgemeiſter ſelbſt bey ſeinem Halſe ſich vermaß, jener habe wahr geredet.

„Wir hatten vormals eine freye Stadt," fuhr der verwegene Kogge fort, „jezt ſind wir hoch beſchwert. Darum, Herr Burgemeiſter, wir wollen die Zieſe nicht länger haben, ſie ſoll ab ſeyn, und auch das Fenſtergeld."

Ja! ja! ſchrie der Pöbel.

„Euer Wille geſchehe," verſezte der Burgemeiſter, „nur ſchafft Rath zu anderm Gelde, auf daß wir bey Ehren bleiben."

Statt der Antwort nahm der Unverſchämte auch den Burgemeiſter gefangen, und ſchlug den Seinigen vor, den Rath abzuſetzen. Dieß Wort verwirrte die Gemüther, die von alter Gewohnheit, ihre Obrigkeit mit Ehrfurcht zu betrachten, ſich ſo ſchnell nicht loswickeln konnten. „Dünkt Euch das ſo ſchwer?" höhnte ſie Martin, „däuchte es doch dem Rath nicht ſchwer, Land und Stadt zu übergeben ohne unſer Wiſſen und Willen."

Er befahl die Gefangenen vorzuführen, entließ ſie der Haft, aber auch zugleich ihrer Amtseide, und ſie mußten angeloben, ihre Häuſer nicht zu verlaſſen. Als die noch Uebrigen vom Rathe vernahmen was ſich zutrug, wollten ſie freywillig ihre Aemter niederlegen; aber Martin zwang ſie zu bleiben, foderte Rechnung von den Schulden, und meinte ſcherzhaft: um die Verſchreibungen ohne Geld zu tilgen, gäbe es noch Feuer und Schornſteine genug. Der Pöbel lachte, das Volk murrte.

Eilboten, an die Söldner abgefertigt, kamen zurück, und brachten Abſchriften der Verbriefungen. Da wurde es klar, daß nichts verfängliches darin zu finden. Man warnte die Bürger vor der Thorner Schickſal; die Polen, hieß es, ſeyen ſchon im Anzug um die Stadt zu züchtigen.

Martin Rogge kehrte ſich an nichts. Es iſt fürwahr nicht gut, ſprach er, eine Stadt lange ohne Obrigkeit zu laſſen, darum wählet flugs den neuen Rath. Es geſchah trotz vielen Widerſpruchs. Allein zugleich verſchwuren Alle ſich aufs neue, die Kreuzherren nimmer wieder aufzunehmen, ſondern getreulich bey dem Könige zu halten. Das gefiel dem Rädelsführer übel. Gleich in der folgenden Nacht brütete er mit ſeinen Rottgeſellen über verderblichen Anſchlägen, wollte das Rathhaus mit 400 Mann beſetzen; alle Gefängniſſe ſprengen; die gefüllten Zollkiſten erbrechen; mit dem geraubten Gelde den Pöbel erkaufen; den Söldnern die Thore öffnen; die abgeſezten Rathsherren ihnen als Geißeln überantworten. So von Gräuel zu Gräuel fortſchreitend, wagte er endlich auch den Vorſchlag, ſich dem Orden zu ergeben; und als viele mit Entſetzen riefen: Nein! Nein! da winkte er Söldnern, für den Orden geworben, die umgaben ihn drohend.

Sein kecker Uebermuth mit blinder Hitze gepaart, machte Wohlgeſinnte ſtutzig, daß ſie in ſich gingen, und ſeine Anſchläge dem Rathe heimlich vertrauten. Der alte Burgemeiſter feyerte nicht. Redliche Bürger geſellten ſich zu ihm, bewachten das Rathhaus, zerſtreuten den Pöbel vor dem Kloſter der ſchwarzen Mönche, und Danzig, deſſen Schickſal an einer Stunde hing, wurde gerettet. Als Martin ſich verrathen ſah, läugnete er alles. Mit verbiſſener Wuth mußte er hören, wie der von ihm gekorne Rath ſammt der Bürgerſchaft, dem Könige den Schwur der Treue, dem Orden den des Haſſes erneuerten. Wie tief mußte dieſer Haß gewurzelt ſeyn, da auch noch jezt, nach zwey ſchweren Kriegesjahren, kein Rechtlicher in ſeinem Entſchluſſe wankte.

Martin Kogge hielt ſich eine Zeit lang friedlich, wurde ſogar gebraucht in allerley Geſchäften; aber an ſeinem Herzen nagte getäuſchte Erwartung, denn er hatte feſt vertraut, man werde in den neuen Rath ihn wohl gar als Burgemeiſter wählen. Bald pflog er heimlich Unterhandlung mit dem Orden wie zuvor. Eine zweyte Empörung reifte. Wachſamkeit verhütete auch dieſe. Einige Rädelsführer wurden ergriffen, enthauptet. Martin floh, man holte ihn ein, und des Henkers Beil war endlich ſein Lohn. Kurz vor der Hinrichtung bekannte er noch, daß er dem Marggrafen von Brandenburg die Stadt verrathen, und ſo in die Gewalt des Ordens bringen wollen. Die eingedrungenen Rathsherren entwichen geächtet. Die Abgeſezten nahmen ihre Stellen wieder ein.

Dreyßigſtes Kapitel.

Uebergabe von Marienburg.

So erwuchs dem Orden aus dieſem Aufruhr kein anderer Nutzen, als daß die Söldner zu Marienburg ſtutzig wurden, ihr Wort zurück zogen, weil ſie meinten, es ſey um die Städte geſchehn, der Orden werde ſchnell die verlorne Gewalt wiederum erlangen. Doch als ſie vernahmen, die innere Zwietracht ſey geſtillt, und weder kaiſerliche Acht noch päpſtlicher Bann vermöge, der Städte feſten Sinn zu erſchüttern, da knüpften ſie die Unterhandlung wieder an.

Um dieſe Zeit wurde König Carl aus Schweden vertrieben, in Danzig ehrenvoll empfangen, von Caſimir in Schutz genommen. Daß, mitten im Kampf um Erlöſung, die Danziger dennoch mit großer Wärme eines unglücklichen Königs ſich annahmen, könnte, wo nicht ihrer Klugheit, doch ihrem Gefühl Ehre bringen, wenn nicht Eigennutz oder Rache ſie geleitet hätte; denn der königliche Flüchtling lieh den Danzigern ſein mitgebrachtes Geld, und ſie hätten gern das feindlich geſinnte Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt, um dem Orden eine Stütze zu rauben. Darum ließen ſie Ermahnungen nach Schweden, und eine Art von Aufgebot an die Hanſeſtädte ergehen, den leztern vertrauend: daß Liefland ſich den Dänen unterwerfen, den ruſſiſchen Handel in fremde Hände ſpielen werde; da hingegen der Schwedenkönig die alten Freyheiten bekräftigen und vermehren wolle.

Die Gefährten des Vertriebenen wurden Freybeuter zur See, brachten das Erjagte in preußiſche Häfen und theilten es dort. Man ſtellte ſich unwiſſend; allein die Folge war, daß die Schweden bitter klagten, ernſtlich drohten, und daß Dänemarks bewaffnete Fahrzeuge den preußiſchen Handel zu vernichten ſtrebten. „Das iſt nicht königlich,“ rückte man dem Dänenkönige vor. „Ihr habt uns nicht förmlich entſagt.“ — Eine tiefgreifende Beſchuldigung in jenen Zeiten des noch unerloſchenen Rittergeiſtes, wo man auch den Todfeind nicht ungewarnt überfiel.

Chriſtian, der ohne Bedenken Carls Krone angenommen — abermals vergeſſend ſeinen eignen Grundſatz: daß Unterthanen auch einer böſen, wunderlichen Obrigkeit gehorchen müßten — berief ſich auf einen Abſagebrief an Caſimir, den niemand geſehen hatte. „Es iſt Sitte unter Königen,“ ſprachen die Preußen,“ daß ein Herold, ſchriftlich und mündlich, die Fehde förmlich verkunde.“

Dieſem geringen Zwiſchenhandel gebührt ein Platz in der Geſchichte, um den Geiſt der Zeiten darzuſtellen, wo man zwar des Feindes Blut vergießen, aber ſeine Achtung nicht verwirken durfte.

Die Danziger, mit großem Ernſt auf Schadenerſatz dringend, läugneten, aus Carls Händen den ſchwediſchen Reichsſchatz empfangen zu haben. Geld ſey von ihm geliehen worden, doch nicht mehr als auch wohl ein nahmhafter Bürger vermöge. Sie hatten Recht, denn 15000 Mark war die ganze Summe, durch welche der Flüchtling einen ſichern Aufenthalt erkaufte.

Dieſe karge Beyſteuer konnte die Noth des Augenblicks nicht mindern. Um die Soloner endlich los zu werden, die, ohne baare Zahlung, Marienburg nicht räumten, beſchazten die Verbündeten ſich abermals, ſammelten Geld von Haus zu Haus, ſelbſt die Frauen opferten ihr Geſchmeide, und man lud den König dringend ein, ſeine Ankunft zu beſchleunigen. Er kam nach Danzig, wurde ſtattlich empfangen; aus allen Thoren wallte ihm das Volk entgegen; auch Carl Canutſon, der vertriebene Schwede, ging zu Fuß hinaus, den Beſchützer willkommen zu heißen.

Um den Danzigern die ſchwere Zahlung zu erleichtern und vergüten, verſprach Caſimir, die köſtlichen Ebenen von Marienburg, die noch nicht in ſeiner Gewalt waren, für 30000 Ducaten ihnen zu verſetzen. Dann zog er triumphirend in Marienburg ein, wo er die zu Coniz verlorenen Fahnen wieder fand. Ludwig, bisher gleichſam ein Gefangener, kehrte mit ſchwerem Herzen, bitterlich weinend, ſeiner alten Reſidenz den Rücken.

Wenn zuvor Gerechtigkeit heiſchte, die Söldner, wegen des Verkaufs der Schlöſſer, in Schutz zu nehmen, ſo kann hingegen die rohe Grauſamkeit, am unglücklichen Hochmeiſter bewieſen, durch nichts entſchuldigt werden. So groß der Unwille ſeyn mag, der bisher gegen dieſen ſchwachen Mann geſchöpft worden, ſo muß doch, bey Vernehmung ſeiner Klagen, jede Bruſt von Mitleid für ihn, von Abſcheu gegen die Söldner glühen.

Sie haben gelobt: — ſo ſprach er öffentlich und wahr — uns mit aller Nothdurft ehrlich zu verſorgen, aber ſie jagten unſere Getreuen von den Schlöſſern, beraubten ſie zuvor. Ordensbrüder, zur Mette gehend, zogen ſie nackend aus, ſtäupten ſie mit Ruthen; manche mußten, um ſich zu retten, aus den

Fenſtern ſpringen. Andern brachen ſie die Kammern auf, nahmen was ihnen gefiel. Niemand ließen ſie bey uns, außer einem Diener, Koch und Kammerjungen. Wir durften aus dem Schloſſe weder reiten noch fahren, mit keinem Fremden reden, an Niemand ſchreiben. Ja, in einer Nacht verſuchten ſie ſogar unſere Kammer aufzuſtoßen, um uns zu ermorden. Beſtrafung dieſes Frevels ward verſprochen, aber nicht vollführt."

„Als wir ſpürten, daß die Uebergabe der Schlöſſer nicht fern mehr ſey, begehrten wir nach Sthum abzuziehen. Da gelobten ſie mit Hand und Mund, uns fünfzehn Tage vorher davon zu unterrichten, auch zu verſtatten, daß wir die Heiligthümer mit uns nehmen dürften unter ſicherem Geleite. Kein Pole oder Bundesgenoſſe ſollte in die Stadt gelaſſen werden, ſo lange wir darin befindlich. Aber nichts von Allem wurde gehalten. 600 Feinden öffnete man die Thore, und ließ geſchehen, daß ſie die Wagen plünderten, auf welche wir die Kirchenſchätze geladen hatten."

„Statt nunmehr zu den Unſrigen uns zu geleiten, ſollten wir ihnen in fremde Lande folgen; aber ehe hätte man uns in Stücke hauen, oder gebunden auf einen Wagen werfen müſſen. Nachdem ſie uns lange von Ort zu Ort geſchleppt, immer aufs neue durch Verſprechungen täuſchend, gaben ſie uns endlich, ſtatt einiger hundert zugeſagter Reiſigen, Einen Böhmen mit drey Pferden, (der auch wieder umkehrte) und ſechs polniſche Knechte, in deren Geleite wir endlich unter Angſt und Gefahr das nackte Leben nach Conitz retteten."

„Wohl haben wir den Söldnern Briefe ausſtellen müſſen, als hätten wir keine Klage über ſie; wir verhoffen aber, es werde ſich niemand daran kehren. Denn in ſolcher Noth hätten wir wohl Briefe über Briefe geſchrieben, ſintemal dieſes Volk unſern Herrn Chriſtum, ſammt ſeiner lieben Mutter, vom Kreuze weg verkaufen würde.“

In dieſem Gemälde mögen hin und wieder die Farben zu grell aufgetragen ſeyn, auch hat wahrſcheinlich der Hochmeiſter in ſeiner Gefangenſchaft verſucht, heimliche Verſtändniſſe anzuſpinnen, wodurch die Söldner bewogen worden, ihn genauer zu bewachen. Aber daß ſie ihn, an deſſen Perſon ſie kein Recht hatten, nicht früher entließen; ihn unfürſtlich, die Seinigen unritterlich behandelten; iſt eine Schmach, die auf den Söldnern ruht, und die, ſelbſt in Deutſchland, wohin ſie wohlgemuth zogen, durch den Glanz ihrer Beute nicht vertilgt wurde.

Um wieder in den Mittelpunkt von Preußen zu gelangen, ging Ludwig von Conitz nach Mewe, vertraute ſich dort einem Fiſcher, der ihn auf ſeinem Kahn die Weichſel hinab führte, durchſchnitt dann das friſche Haff, mit Gefahr den Danzigern zu begegnen, und erreichte endlich Königsberg, den nunmehrigen Hochmeiſterlichen Sitz. In demſelben Jahre verlor der Unglückliche, in einem Scharmützel, ſeinen geheimen Freund (wie ihn die Chronik nennt) Jakuſch von Kenneren.

In Marienburg fand, oder erdichtete man vielleicht, um die Erbitterung zu vermehren, einen ſchriftlichen Entwurf der Kreuzherren, wie ſie, nach dem kaiſerlichen Urtheil, mit den Bundesgenoſſen zu verfahren gedachten. Alle Stadtmauern ſollte man niederreißen, alle Thürme brechen; die nächſten Häuſer um die Ordensſchlöſſer zerſtören; dieſe mit Graben und Mauern durch die Bauern ſelbſt befeſtigen laſſen; Erbſchaft nur geſtatten bis in das dritte oder vierte Glied; dann für den Orden einziehen; die Bürger gänzlich entwaffnen; neue ſchwere Auflagen erdenken; den Pfundzoll, ja den rückſtändigen ſogar, von Danzig fodern; Getreidehandel zur See dem Orden allein vorbehalten; die Stadträthe ein- und abſetzen; die Obrigkeit zwingen, jährlich einmal barfuß auf dem Schloſſe ſich zu ſtellen, ihre Thorſchlüſſel überreichend; — und was triumphirender Uebermuth noch mehr dergleichen ausgeſonnen hatte.

Man darf vermuthen, daß dieſe Schrift wirklich vorhanden geweſen. Sie drückt zum Theil nur des Ordens bekannte Geſinnungen aus; zum Theil würde ſie, untergeſchoben, weit ſchärfer gelautet haben; denn alsdann hätte ihr Verfaſſer ohne Zweifel das allgemeine Gerücht benuzt, welches dreyhundert Bürgern die Köpfe abſprach. Jezt waren die Verbündeten um ſo höher erfreut, allen dieſen ſchrecklichen Folgen des kaiſerlichen Urtheils entgangen zu ſeyn.

Die Reichsacht ſchadete wenig, denn des Kaiſers Recht, ſie über Preußen auszuſprechen, wurde bezweifelt, Er ſelbſt gehaßt. Die Hanſeſtädte erklärten, man könne des Handels mit Preußen nicht wohl entbehren. Fridrich ſchwieg dazu, im Gefühl ſeiner Ohnmacht, und weil er ſtets an dieſer Zerrüttung im fernen Oſten nur laulichen Theil nahm.

Minder noch wirkten auf die Verbündeten Ludwigs glatte Worte, obgleich er ihnen zu bedenken gab: wie in ſchöner Wolluſt und ſüßem Frieden wir, Ihr und alle die Unſrigen, haben geſeſſen; denn von dieſer ſchönen Wolluſt war ihnen nichts erinnerlich. Caſimir hingegen befeſtigte ihre Treue durch wohlfeile Freygebigkeit, indem er Privilegien und Ordensgüter mit vollen Händen ſpendete. Ein gefährliches Beyſpiel, vor dem die benachhatten Fürſten erſchracken, weil ihre Städte leicht in den Wirbel konnten gezogen werden. Die Gefahr ſchien ſo dringend, daß Mecklenburg und Pommern ein förmliches Bündniß gegen ihre eignen Unterthanen ſchloſſen.

Entſcheidende Waffenthaten ſind von dieſen Jahren nicht zu erzählen. Die Danziger ſchlugen ſich zur See herum, nahmen und zerſtörten alle Schiffe, die den Feinden Bedürfniſſe zuführten, ſelbſt Lübecker und Holländer, auf die Gefahr, ihrer Feinde Zahl zu mehren. Hier fiel ein Städtlein ab; dort wurde ein anderes vergebens belagert, unbezahlte Söldner verwüſteten Polen. Der Orden verheerte das Land Dobryn. Empörung in des Königs Lager befreyte Mewe. Lauter Begebenheiten, wichtig für den Augenblick, in dem ſie geſchahen, doch ohne Folgen für das Ganze.

Am ſchmerzhafteſten traf die Verbündeten der Verluſt jener kaum erſt eingelöſten Stadt Marienburg, die von dem Burgemeiſter Blum bey Nacht dem Ordensvolk verrathen wurde. Das Schloß hingegen ſuchte man vergebens zu überrumpeln. Von da herab ward unaufhörlich in die Stadt gehagelt. Niemand durfte auf den Straßen ſich blicken laſſen. Wollten die Feinde ſichere Gemeinſchaft miteinander pflegen, ſo mußten ſie die Häuſer inwendig durchbrechen.

Auch die älteſte Bundesſtadt, Culm, ging durch Verrätherey an den Orden über, wofür ſie in der Folge ſo ſtrenge büßte, daß ihr Wohlſtand auf immer vernichtet wurde.

Aus Deutſchland hatten Fürſten und Herren dem Orden große Dinge zugeſagt. Es hieß: ſchon die Hälfte der nach Preußen beſtimmten Kriegsvölker würde hinreichen Polen zu beſiegen; man ſprach bereits von einem Muſterplatz, von einer Hauptmannswahl; dennoch wurde aus Allem nichts. Dänemark begnügte ſich, Vermittelung anzubieten, und mit Krieg zu drohen, höchſtens der Danziger Schiffahrt zu ſtören. Der Hochmeiſter bekannte laut: „Alle unſers „Gottes Hülfe, Troſt und Rettung, jezt allein an Gott und an dem von Liefland liegt.“ Wirklich rüſteten ſich die Liefländer, mit großer Macht den Orden zu entſetzen; aber es unterblieb, denn ihr Meiſter hatte ſelber eine bedenkliche Fehde mit dem Erzbiſchoff von Riga auszufechten. Ritterſchaft und Städte jenes Landes ſchienen mehr den Verbündeten geneigt; und erboten ſich, deren Sache zu vermitteln, als ſey ſie ihre eigene. Dieſelben freundlichen Worte ſchrieb der Rath zu Riga an den von Elbing und Thorn. Doch es blieb fruchtlos.

Alſo endete das vierte Kriegesjahr, wie eine Schlacht, in welcher Dunkelheit die Kämpfer trennt.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Lähmender Krieg und fruchtloſe Friedensunterhandlungen.

1458. Nicht lebhafter Kampf, nur entnervter Groll, bezeichnet auch das fünfte Kriegsjahr. Man that einander Abbruch nach Vermögen, aber man vermochte wenig; obgleich Litthauen, eignen Zwiſt vergeſſend, dieſesmal 8000 Streiter zu Caſimirs Heer ſtellte, und aus dem öffentlichen Schatze 80000 Goldgulden bewilligte. Aber Ludwigs Blicke ſuchten nah und fern vergebens Hülfe. Deutſchland war geſpalten in zwey große Hälften. Die Eine, mit dem Kaiſer an der Spitze, ſtand gegen das pfälziſche Haus, die Andere für dasſelbe. Bayern, Franken und der Rheinſtrom düngten Ufer und Gefilde mit Blut. Der Deutſchmeiſter befand ſich unter den Vermittlern. Wer konnte in dieſem Gewühl das Auge nach Preußen wenden? — Ludwig heftete das ſeinige auf den Herzog von Burgund, erinnerte ihn beweglich, wie Preußen jederzeit ein Segen bringendes Land für deſſen Unterthanen geweſen, und wie der Orden ſelbſt, zu Waſſer und zu Lande, dem einſt bedrängten Herzog beygeſtanden. Höfliche Vertröſtung war die ganze Antwort. Unglückliche machen ſich nur verhaßt, durch läſtige Erinnerung an geleiſtete Dienſte.

Der Bannfluch, den Papſt Calixtus in dieſem Jahre aufs neue gegen alle Verächter ſeiner Gebote ſchleuderte, blieb eben ſo unwirkſam, als die ältern Ausbrüche ſeines Zornes.

Ludwig muſſte ſchon die lezten Quellen erſchöpfen, indem er ſeine Beſitzungen des Ordens jedem Käufer Preis gab.

Der König belagerte Marienburg, die Stadt, mit 40000 Mann; doch ſo groß die Macht, ſo gering der Ernſt; denn ſein Auge heftete ſich damals auf die ungariſche Krone, mit deren Erlangung ein vornehmer Ungar ihn ſchmeichelte.

Uladislaus der Nachgeborne war plötzlich geſtorben. Sein reiches Erbe ſprach Oeſtreich an aus Familienverträgen. Polen und Sachſen gründeten ein Recht auf die Verſchwägerung. Allein in Böhmen beſiegte alle Nebenbuhler Georg Podiebrad, in Ungarn Matthias Corvinus. Zu Herrſchſucht ungeneigt, und zu beſchäftigt mit Litthauen und Preuſſen, hatte Caſimir wenig Ernſt gezeigt. Da kam der Ungar Giſkra, ihn zu reizen, und ſprach von feſten Schlöſſern, die nur auf ſein Erſcheinen warteten, um ihre Thore ihm zu öffnen. Wie aber ſollte zuvor der Krieg mit Preuſſen endigen? — Der Ungar fand nichts leichter, als Frieden zu ſtiften, da die meiſten Ordensſöldner Böhmen und von ihm gekannt wären. Mit vieler Zuverſicht unternahm er den Verſuch, der, wie leicht voraus zu ſehen, fehl ſchlug.

Der Herbſt brachte Mangel und Seuchen in des Königs Lager. 800 Krieger, 7000 Roſſe wurden hingerafft. Das übrige Volk, um Caſimirs Zelt ſich rottend, begehrte zu ſtürmen, allein umſonſt, und entwich nach verrauchter Kampfluſt. Der König hob die Belagerung auf, den Danzigern zu großem Unmuth, die vergebens 4000 Söldner zu beköſtigen ſich erboten.

Daß beym Rückzug ſeine Truppen faſt ungeheißen Papau erſtürmten, wäre kaum erzählenswerth, hätte nicht Caſimir die Begebenheit durch Großmuth ausgezeichzeichnet. Denn als die Tataren, von den erkletterten Mauern herab, in die Straßen ſich ſtürzten, keiner Stimme mehr gehorchend, nichts Lebendiges verſchonend: da vergaß der edle Monarch jene Grauſamkeit, welche, nach der Schlacht bey Conitz, die Ritter an den Gefangenen bewieſen: raſch ließ er die Kreuzherren durch ein entferntes Thor entſchlüpfen, wodurch ſein eigener Feldherr, Samotuli, in Lebensgefahr gerieth, und vor des getäuſchten Volkes Wuth ſich verbergen mußte.

Unvermuthet wurde mit dem Orden ein Waffenſtillſtand auf neun Monden geſchloſſen, und Herzog Albrecht von Oeſtreich zum Friedensmittler erkoren. Mangel und Erſchlaffung beyder Theile, der Söldner Trotz und Ungehorſam, erweckten dieſe ſchnelle Friedensneigung. Mit ſolchen Truppen, erklärte der König, wolle er nie wieder zu Felde ziehen. Sie hingegen vermaßen ſich keck, hinfort nicht unbezahlt unter ihm zu fechten. Vielleicht wurde auch Caſimirs friedliche Stimmung durch die frohe Botſchaft bewirkt, daß ſeine Gemahlin ihm einen Sohn geboren. Er drängte nach Hauſe und räumte gern aus dem Wege, was an der ſüßern Pflicht ihn hindern konnte. Wer vertraut mit der Fürſten häuslichen Verhältniſſen wäre, dem bliebe der Begebenheiten Urſprung ſelten verborgen.

Der Adel von Schweden und Dänemark benutzte Preußens Zerrüttung zu ungeſtrafter Freybeuterey, bis Danzig einſt, nach Eroberung ihrer Schiffe, ein und ſechzig ſolcher Edlen als Seeräuber enthaupten ließ. Aber zwiſchen Dänemark und Polen ſuchte Lübeck, des bedrohten Handels wegen, Frieden zu ſtiften; mit glücklichem Erfolg um ſo mehr ſich ſchmeichelnd, da beyde Theile zum Kriege unluſtig ſchienen: denn hätte Chriſtian ernſtlich gewollt, warum ſchloß er nicht Danzig ein? Dieſe Stolze gebeugt, und Alle wurden demüthig. Sie allein entzog ſich keiner Sorge, lieh den Polen Geld, ſchoß den Städten vor, hielt die meiſten Truppen, zahlte die größten Beyträge, hemmte dem Orden die Zufuhr, trotzte den Lübeckern, höhnte die Niederländer, erklärte dem mächtigſten nordiſchen Monarchen Krieg, und gab dieſer Erklärung Gewicht durch eine Flotte von drey und dreyßig Segeln; daſſelbe Danzig, welches noch ein Jahr zuvor durch den Kauf von Marienburg ſo ganz erſchöpft ſchien.

Der Burgemeiſter dieſer mächtigen Stadt, Reinhold Niederhof, als polniſcher und preußiſcher Geſandter, vereinte ſich zu Stockholm mit der Lübecker Machtboten. Drey Tage mußte er harren auf ſicheres Geleite. Vielleicht hierdurch gekränkt, ließ er zur Unzeit Vorwürfe ſich entfallen, wegen jenes ſchon gerügten, unverwarnten Angriffs. Da übereilte den König die Hitze und es entfuhren ihm die Worte: „Habe ich Euch denn noch nicht entſagt, ſo entſage ich jezt dem Könige von Polen und Euch, ſo lange bis ihr Euch dem Orden unterwerft.“

„Und ich, erwiederte der Burgemeiſter keck, entſage Euch im Namen meines Königs und aller ſeiner Lande. Ihr ſollt, ſo Gott will, den Tag nimmer ſchauen, an dem wir das alte Joch unſerer Tyrannen wieder auf uns laden.“ Mit dieſen Worten ſtand er trotzig auf und ging zu Schiffe. Könige ſollten nie perſönlich unterhandeln, weil, des Widerſpruchs ungewohnt, ſie der Leidenſchaften ſelten Meiſter ſind.

Die kühleren Schweden und Lübecker folgten dem heimkehrenden Burgemeiſter, und knüpften zu Danzig die Unterhandlung wieder an. Ein Waffenſtillſtand auf Jahr und Tag, nebſt der Uebereinkunft, nach vollkommenem Frieden durch Schiedsrichter zu trachten, war die Frucht derſelben.

1459. Man verſuchte es zu Lübeck im folgenden Jahre. Als Obmann wurde erkoren Herzog Adolph von Schleſien, Chriſtians Oheim, Caſimirs Verwandter. Beyde Theile führten bittere Klagen wegen verübten Unfugs während der Waffenruhe. König Chriſtian insbeſondere warf den Danzigern vor, daß ſie ſeinen Feind, den vertriebenen Karl, nicht blos hegten, ſondern auch wohl deſſen Aufwiegelungen in Schweden unterſtüzten. Das leztere läugneten ſie beharrlich, ließen auch ein Schreiben ihres unglücklichen Gaſtes verleſen, das (wie die Chronik mit drolliger Natur ſich ausdrückt) etwas ſchwechlich auf den Herren König zu Dänemark lautete. Dennoch überwand der allgemeine Friedenswunſch, die Noth, den fortwährenden Groll; man verlängerte den Waffenſtillſtand auf vier Jahre; wobey die Danziger ausdrücklich bedungen: daß man ihnen nicht zurechnen ſolle, was etwa König Carl in Schweden aufnehmen möchte; denn lieber wollten ſie in offener Fehde begriffen bleiben.

Ein harter Winter öffnete in dieſem Jahre gleichſam neue Schlachtgefilde, indem er ſeine Herrſchaft über die ganze Fläche der Oſtſee ausdehnte, und, ihre Wellen in Eis kerkernd, aus Lief- und Deutſchland ſichere Fußpfade nach Dänemark und Schweden bahnte.

Selten wird ein Volk ohne Murren Jahre lang Blut und Geld für die Eroberung eines fremden Landes opfern, deſſen Einverleibung wohl des Herrſchers Ruhm, aber nicht der Unterthanen heimiſches Glück vermehren kann. Auch die Polen waren es überdrüßig, für Preußen zu fechten und zu bezahlen. Der Orden ſparte keine Wortbeſchönung, die Luſt höher zu treiben; „darum ging alles ſchläfrig zu und langſam von der Hand." Ja, hatten nicht auf einem Landtage zu [illegible] die Verbündeten ſich erklärt: ſie würden ſich den Tyrannen nie wieder unterwerfen, und hätten

ten nicht des Königs Räthe ſich geſchämt, Unterdrückte, die vertrauensvoll den Polen in die Arme ſich geworfen, ſchnöde zu verkaufen: man würde jezt, unter zwar harten, doch den Umſtänden nach leidlichen Bedingungen, das ganze Land wiederum geräumt haben; denn ſchon hatte die Noth dem Orden Anträge abgezwungen, deren bloße Vorſtellung, wenige Jahre früher, nur eine höhniſche Wuth bey ihm erregen konnte. Er wollte nemlich Preußen als polniſches Lehen regieren; hunderttauſend Gulden Kriegskoſten bezahlen; einen jährlichen Tribut von zwanzigtauſend Gulden entrichten, und in allen polniſchen Kriegen mit zwey Fahnen Reiterey in des Königs Heere fechten.

Auch dieſe Demüthigung ſchien dem Verweſer des Biſthums Ermland noch zu gering, denn er rieth dem Papſte, den Orden ganz aufzuheben, oder ihn nach Conſtantinopel gegen die Türken zu ſchicken.

Damals regten ſich in Thorn, einer der erſten Bundesſtädte, Zweifel an der Gerechtigkeit ihrer eigenen Sache: denn Meinungen ändern oder theilen, dazu bedarf es keiner Kunſt, nur Zeitgewinns, weil jede Stunde neue Verkettungen perſönlicher Vortheile, und mit dieſen, Sinnesänderung herbey führt. Um die ſchlaffen Saiten wieder zu ſpannen, trat auf dem Thorner Rathhauſe der Biſchoff von Cracau als Redner auf; ein ehrwürdiger Greis, der ſich bereit erklärte, für die gerechte Sache zu ſterben. Solch ein bemächtigendes Schauſpiel befeſtigte das wankende Volk im Glauben und in Zuverſicht.

Gleich unluſtig zu Krieg und Frieden, zerſchlug ſich eine Unterhandlung zu Culm. Herzog Albrecht von Oeſtreich, der erbetene Mittler, blieb aus. An ſeiner Statt waren Sachſen, Brandenburg und der Pfalzgraf bey Rhein den Orden zu vertreten willig. Aber das Geleite nach Culm ſchien nicht ſicher: es mangelte dort an Unterhalt für Menſchen und Pferde; man weigerte ſich der Zuſammenkunft an einem dritten Orte: kurz, es war kein Ernſt vorhanden; man erbitterte ſich nur durch Vorwürfe. Alſo griffen beyde Theile wieder zu den Waffen. Doch geſchah in dieſem Jahre nichts Bedeutendes, obſchon es für die Einwohner des unglücklichen Landes nur allzu bedeutend ſeyn mochte, daß, wo der Städte Mauern dem Feinde trotzten, die Felder rings umher verwüſtet wurden. In einem ziemlich ernſten Scharmützel wäre Ludwig ſelbſt beynah gefangen worden.

Caſimir brach in ſeiner Geldnoth das dem Lande gegebene Wort, indem er einem Stiber von Penitz Marienburg verpfändete. Faſt hätte er es theuer gebüßt, da auch dieſer Penitz, durch der Söldner Beyſpiel ermuthigt, das Schloß, gleich jenen, verkaufen wollte. Es wurde noch zu rechter Zeit gehindert; doch die Stadt blieb nach wie vor in des Ordens Gewalt, dem hier die Bürger ſo treulich anhingen, daß ſie auch ihr leztes Silbergeſchirr ihm nicht verweigerten.

Eines geringeren Feindes hoffte der Hochmeiſter ſich zu entledigen, indem er mit den Herzögen Conrad und Semovit von Maſovien einen Frieden auf ſechs Jahre ſchloß, den alſobald wiederum zu brechen Polen dieſe verwandten Fürſten zwang.

Der Liefländer Treue belohnte Ludwig durch eine förmliche Abtretung von Ehſtland.

Noch eine kurze Waffenruhe von zwey Monden bewilligte der Statthalter, um eigner, nöthiger Zufuhr willen. Land und Städte murrten darüber; zumal da ſie der Orden treulos brach, indem er ſechzig Wagen plünderte. Hans von Bayſen hatte, wie es ſcheint, der Verbündeten Vertrauen zum Theil verloren; vielleicht nur, weil er jezt, wie die Chronik ſagt, ein alter, kranker Mann war. Sicher belebte noch ſein

Geiſt das Ganze, doch Volksbewunderung wird nur glänzenden Thaten gezollt; Befreyung einer Nation, die ein Weiſer im Stillen bewirkt, gilt dem Volke weniger, als ein im Zweykampf beſiegter Maure. Die lezten Tage ſeines thätigen Lebens hat keine dankbare Feder aufgezeichnet. Schon im folgenden Jahre erſcheint Stibor von Bayſen als königlicher Statthalter, ohne daß die Nachwelt erfährt, ob ſein größerer Bruder freywillig oder durch den Tod gezwungen, dieſe Würde niedergelegt. So verliert der herrliche Rheinſtrom ſich im Sande.

Der donnernde Calixtus war nun geſtorben. Aeneas Sylvius beſtieg den päpſtlichen Stuhl, weil er den Fürſten und Herren in hohem Anſehn ſtand. Sein Biſthum Ermeland hatte er nie ſelbſt verwaltet, und, nachdem er den Biſchoffsſtab mit der dreyfachen Krone vertauſcht, übergab er jenen ſeinem Freunde Paul Legendorf einem preußiſchen Edelmanne, mit der Vorſchrift, unfeindlich zu bleiben gegen beyde Theile. Pius dem zweyten lag, wie ſeinem Vorgänger, am Herzen, die Macht der Chriſtenheit gegen die Türken zu vereinigen; vielleicht aus wahrem Eifer für den Glauben; vielleicht auch nur aus Klugheit, um die in den chriſtlichen Staaten lodernden Zwietrachtsfackeln zu einem einzigen Brande gegen Muhameds Reich zuſammen zu ſchüren. Darum berief er die europäiſchen Machthaber nach Mantua, wo Jacob von Siena, apoſtoliſcher Protonotar, als Caſimirs Bevollmächtigter erſchien, und mit großem Aufwand von Beredſamkeit den Papſt zu bewegen trachtete, den Orden, ſeiner Stiftung gemäß, zum Kampf gegen die Türken auf die Inſel Tenedos zu verſetzen, aus deren Häfen einſt die Griechen Troja überraſchen wollten. Die Geſandten aller Fürſten, des glücklich gefundenen Vorwandes erfreut, um den läſtigen Türkenkrieg von ih-

rem

ren Herren abzuwälzen, gaben ſämmtlich dem Vorſchlag leeren Beyfall; nur nicht Pius ſelbſt, der einen alten Groll gegen Caſimir hegte, weil ihm dieſer einſt den Beſitz des Bisthums Ermeland erſchwerte. Pius ſchrieb an Caſimir, zum Frieden ermahnend, gleichviel durch wen das gute Werk geſtiftet werde, ob durch einen päpſtlichen Legaten oder den Erzherzog von Oeſtreich. Er ſchloß mit einer frommen Aufoderung gegen den Chriſtenfeind.

Aber die Polen mochten berechnen, daß, Krieg um Krieg, doch immer beſſer ſey, den in Preußen fortzuführen, wo mehr zu gewinnen war, als eine Anweiſung auf das ewige Leben. Als die Geſandten Albrechts von Oeſtreich wirklich zu Cracau im Namen ihres Herren ſprachen: „Vertraue uns, wir wollen, ein treuer Freund, dir und deinen Nachkömmlingen Ruhm ſchaffen;“ da wich Caſimir aus, vorwendend: „eine ähnliche Schiedsrichterwahl hat meinen Vater Jagello mit dem Kaiſer Sigismund auf immer entzweyt. Soll ich jetzt ein Gleiches wagen?“ —

Kaum hatten Jene ſich entfernt, ſo traten ſchon wieder neue Vermittler auf, vom Bayriſchen Herzog Ludwig geſendet. Da entſchuldigte ſich Caſimir, er ſey bereits mit dem Erzherzog in Unterhandlung begriffen. Zu derſelben Zeit ſchrieb ein Legat aus Breslau um Geleitsbriefe. Der König ſchützte eine Reiſe vor. So ſcheiterten alle Hoffnungen der Friedensfreunde. Vermitteln wollten Alle, (denn das koſtete nur Worte oder Briefe) dem Orden Beyſtand leiſten Keiner. Ja, der Bayern Herzog ſchloß ſogar ein Bündniß „mit Polen und deſſen Inhabern,“ und daſſelbe that, zwey Jahre ſpäter, Albrecht von Oeſtreich.

Zwey-

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Das ſiebente Kriegesjahr.

Die wichtigſte Begebenheit deſſelben war eine neue Belagerung von Marienburg. Hunger macht grauſam: die Belagerten trieben Weiber und Kinder aus der Stadt, wohin der Feind, mit vorgehaltenen Speeren, ſie zurück jagte. 1460.

Dem Hochmeiſter gelang es nicht, ſein Haupthaus zu entſetzen; faſt wäre er bey dem Unternehmen ſelbſt gefangen worden. Die Bürger hielten ſich noch eine Zeit lang wacker; als aber die Schloßbeſatzung, durch Hülfe eines unterirdiſchen Grabens, der Stadt mit einem unverſehenen Angriff drohte: da ergaben jene ſich, huldigten dem Könige, und opferten treulos ihren Burgemeiſter Blum der Verbündeten Rache. Er ward geviertheilt. Männliche Beharrlichkeit, ausdauernde Treue bey unglücklichen Freunden wird ſo ſelten gefunden, daß es dem Feinde rühmlich geweſen wäre, dieſen Mann zu ſchonen; denn er hatte von Anbeginn pflichtmäßig nach Ueberzeugung gehandelt, weder die durch Noth erzwungenen Maßregeln des Hochmeiſters, noch den Verkauf ſeiner Vaterſtadt gebilligt.

Treue hätten die Verbündeten um ſo höher achten ſollen, da ſie ſelbſt ſchon oft und noch in dieſem Jahre erfahren, wie ſchwach der Bundeseid ihre eigenen Genoſſen feſſelte; denn bald hier, bald dort, fiel eine Stadt dem Orden wieder zu. Die Eroberung von Wehlau erſezte ihm zum Theil den Verluſt von Marienburg. Nur einer ſchlimmen Folge dieſes lezteren konnte nicht vorgebeugt werden. Berndt von Schomberg nämlich, durch den Hochmeiſter nach Deutſchland geſandt um Kriegsvolk zu werben, kehrte wirklich mit 3000 Mann zurück, und war bereits in Frankfurt angekommen, als das Gerücht von Marienburgs Uebergabe ſich verbreitete. Da meinten die Söldner, nun ſey des Ordens lezte Stütze geſunken, und zerſtreuten ſich unaufhaltſam. Nicht mehr als 300 brachte Schomberg mit.

Aber hätte es dem Orden nicht an Gelde gemangelt, ſo ſehr, daß Armuth ihn zwang, der Armuth Beichtpfennige mit den Prieſtern zu theilen, jezt wäre der Augenblick erſchienen, wo er die Schlöſſer der Verbündeten auf gleiche Weiſe hätte gewinnen mögen, wie einſt ſie die ſeinigen; denn zwanzig Hauptleute zu Holland, Liebenſtadt und Wormeditt, ſchloſſen förmlich Frieden mit dem Orden, weil die Preußen nicht im Stande waren, 38000 ungariſche Gulden zu bezahlen. Das konnte freylich auch der Hochmeiſter nicht, aber wenigſtens entledigte er ſich dieſer zahlreichen Feinde durch das wohlfeile Verſprechen, für deren Befriedigung zu haften, im Fall das Land ihm wieder zufiele.

Der Söldner Abtrünnigkeit war nicht der einzige Unfall, der die Verbündeten traf. Danzig gerieth in eine bedrängte Lage, durch Herzog Erichs von Pommern Uebergabe der nahe gelegenen, ihm anvertrauten Stadt Lauenburg ſamt dem Schloſſe Bütow. Um dieſen harten Streich abzuwenden, klagten die Danziger vergebens bey der tugendſamen Herzogin Sophie, denn ihr Gemahl erklärte halsſtarrig: er wolle ſein Land nicht länger verwüſten laſſen, und wiſſe kein anderes Mittel, dreyzehn edle Pommern zu befreyen, die einſt vor Conitz gefangen worden. Umſonſt erboten ſich die Lauenburger, das Löſegeld herbey zu ſchaffen;

ſie mußten ihre Thore öffnen. Aber des Königs Rache ereilte den Herzog im folgenden Jahre: die Polen verheerten das Pommerland. Es war um ihn geſchehn, wenn nicht Sophie ſein Schutzengel wurde. Dieſe hochgeprieſene Fürſtin begab ſich ſelbſt zu Caſimir ins Lager, wo ihre Schönheit, und adelichen Geberden ihr, wie die Chronik ſich ausdruckt, ſonderliche Gunſt beym Könige erwarben. Es gelang ihr, dem Gemahl Verzeihung auszuwirken. Man will ſogar, den König habe es gereut, daß er vormals ihre Hand ausgeſchlagen.

Neue Gefahren bedrohten Danzig, denn ſchon wieder hatte der Orden eine Verſchwörung angezettelt und abermals boten Pfaffen hülfreiche Hand; vor allen der Kartheuſer-Prior, in deſſen Kloſter die Verſchwornen brüteten, und auch da, wie einſt zu Marienburg, vorläufig ſchon beriethen und beſtimmten, wie man, nach gelungenem Anſchlag, mit den Danzigern verfahren wolle. Ein Bürger, zum Verrath gedungen, täuſchte die Verräther, und offenbarte treulich alles. Der lauſchende Prior, ein Zögling der Stadt, büßte im Kerker, und des Ordens gewarnte Söldner zogen klüglich heim.

Mit des Krieges Dauer mußte nothwendig immer tiefer das Anſehn eines Hochmeiſters ſinken, welcher Blick und Kraft allein auf den Kampf um Herrſchaft des Landes, nicht auf des Ordens innere Regierung richten konnte. Wie viel man jezt ſchon wagen durfte, beweiſt die That eines Kreuzherren, Namens Freyberger, der den von Rom zurückkehrenden Ordensanwald, einen Biſchoff, aus altem Groll bey Nürnberg gefangen nahm. Es blieb ſtraflos.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Das achte Kriegesjahr.

1461. Nicht minder verderblich als jenes Plündern und Verwüſten, damals Krieg genannt, wurde für Preußen die gehemmte Freyheit der Oſtſee; denn, gleich den Engländern in unſern Tagen, maßten die Danziger das Recht ſich an, Schiffe aller Nationen, nach feindlichen Häfen beſtimmt, aufzubringen; und der Kaufmann — damals wie heute, oft nur auf Gewinn, wenn auch mit Blut befleckt, erpicht — befriedigte die Habgier auf Um- und Nebenwegen. Bald führten die Lübecker, bald die Pommern, Kriegebedürfniſſe aller Art nach Stockholm, von da nach Reval oder Riga, und ſo endlich nach Königsberg. Wurden ihre Schiffe von den Danzigern aufgefangen, ſo klagten ſie wohl bitterlich: was haben wir mit euren Kriegen zu ſchaffen? vergalten auch Gleiches mit Gleichem. Dänemark ſperrte die Fahrt durch den Sund, obſchon der jüngſt geſchloſſene Beyfriede ſie ausdrücklich frey ließ. Manche Schiffe wurden für gute Beute erklärt, unter dem Vorwand, ſie ſeyen mit engliſchen Waaren beladen, die nicht gleiche Rechte mit denen der Hanſeſtädte genießen. Durch dieſes Beyſpiel keck gemacht, erlaubte ſich der Hauptmann auf Gothland Neckereyen. Die Amſterdammer, abgeſagte Feinde, rüſteten ungeſehen ganze Flotten aus, und erſt als ſie an einem Tage dreyzehn reiche Schiffe verloren, ſchwand ihre Kriegesluſt. Auch die Städte in Liefland mußten an ihr gebrochenes Wort, aller Zufuhr ſich zu enthalten,

feind

feindlich erinnert werden; allein wie konnte man getreuen Unterthanen wehren, ihre Herren zu unterſtützen? —

Zu Lande drückte ſchamloſe Freybeuterey jede Gattung der Unterthanen, ſelbſt das zartere Geſchlecht. Frauen und Jungfrauen, in Kirchen vor den Thoren gelegen wallfahrtend, wurden von laurenden Reiſigen überfallen, ihres Schmuckes, ihrer Mäntel beraubt, wohl gar gezwungen, der Räuber Roſſe zu beſteigen, und mit weinenden Augen die Thürme der Vaterſtadt verſchwinden zu ſehn. Dieſe Schmach, ihren Schweſtern zu Danzig wiederfahren, rächten die Braunsbergerinnen an polniſchen Soldnern, welche die Stadt, aus der ſie Bürgerwuth vertrieben, zu überrumpeln gedachten; bewaffnete Weiber erzwangen ihre Flucht. Aber aus Reden, vom Orden erobert, wurden zweyhundert Frauen getrieben, um den oft wiederholten Vorwurf zu entkräften, als ſpotteten die Kreuzherren ihres Keuſchheitsgelübdes. Wirkſamer hätte das geſchehen mögen, wenn die Frauen, unausgetrieben, unangetaſtet geblieben wären.

Es reifte auch in dieſem Jahre eine neue Verſchwörung gegen Danzig, die, abermals entdeckt, nur wenig Blut koſtete, aber Bürgerblut von Henkers Hand vergoſſen.

Einige wankelmüthige Städte fielen dem Orden wieder zu, wie jährlich geſchah. Andere wurden von Polen überwältigt.

Die Thorner fingen eine Zufuhr auf, deren Geleit von hundert Reitern ſich ohne Widerſtand ergab. Der brave Schomberg erklärte laut: im ganzen Kriege ſey dem Orden nichts ſo Schimpfliches wiederfahren; und es war ihm Ernſt mit dieſer Erklärung, denn ſo oft nachher von jenen Reitern ihm einer in die Hände fiel, ließ er ihn aufhängen.

Faſt hätte die Belagerung von Raſtenburg Ludwigs Freyheit gekoſtet. Der von den Polen gewonnene Burgermeiſter wollte ihn trüglich in die Stadt locken, und kaum noch zu rechter Zeit wurde der Anſchlag verrathen.

Unthätig lag Caſimir vor Conitz, weniger mit den Feinden, als mit Schnee und kaltem Regen kämpfend. Viele ſtarben. Die Lebenden murrten. Selbſt Kinder ſchrieen dazwiſchen, auf des Königs Räthe ſchimpfend. Es entſpann ſich Meuterey gegen den Feldherrn Samotuli. Das Lager wurde aufgehoben.

Hunger zwang die Ordenskrieger, ſelbſt die Edlen unter ihnen, zu [illegible]traßenraub. „Wir können das genommene Vieh [illegible] wiedergeben," ſchrieb Jürgen von Kittlitz an den H[illegible]er im Namen aller Hofleute zu Heiligenbeil, „wir leiden nichts als Hunger und Kummer, und müſſen uns helfen wie wir vermögen. Warum habt Ihr Eure Zuſage nicht gehalten? wir können unſere Hände nicht als Brot eſſen."

Das Biſthum Ermeland entzog ſich dem Bunde. Bürger und Bauern verjagten, erſchlugen ihre unleidlichen polniſchen Gäſte, belagerten ſogar Frauenburg. Hier aber fielen 600 Bauern unter des Siegers Racheſchwert, und weit über hundert Flüchtlinge, die Schutz in einer Kirche ſuchten, wurden mit derſelben verbrannt. Dennoch, als auf einer Tagefahrt zu Elbing man dem Biſchoff die entſcheidende Frage vorlegte: ob er dem Könige oder dem Orden zugethan bleiben wolle? gab er nur zweydeutige Antworten.

Auf einem Landtage zu Korczin, am Ende des Jahres, fanden ſich ſchon wieder Geſandte von verſchiedenen Mächten ein. Die des Tatarchan erneuerten die alte Freundſchaft mit alten Worten, und zogen reich beſchenkt heim. Der Böhmenkönig wollte Friedensmittler werden, und berief ſich auf den Hochmeiſter,

ſter, der ſchon als Solchen ihn anerkannt. Das will auch ich, verſezte Caſimir, wenn ihr vorläufig mir Culm, Michelau und Pomerellen zuſprecht. Den brandenburgiſchen Sendeboten, in gleicher Abſicht eingetroffen, wich er durch die Antwort aus, daß er bereits mit Böhmen ſich eingelaſſen.

Kindliche Pflichten riefen dießmal den König früher aus Preußen, denn ſeine Mutter war geſtorben. Aber die Verbündeten murrten, denn nur ſelten wird ein Fürſt beurlaubt, menſchlichen Gefühlen nachzuhängen. Geſandte folgten ihm auf dem Fuße, ſchilderten des Volkes Schrecken über ſeinen unverhofften Aufbruch, wagten kühne Vorwürfe, ja Drohungen:

„Wir ſind viel mit Worten vertröſtet, aber die Werke haben ſich alſo nicht erfolget. Gutlos ſind wir ſchon, ſollen wir auch Leiblos werden? Marienburg wird ſo gering geachtet, als ſey es mit Würfeln gewonnen. Steht ihr uns nicht bey, ſo müſſen wir Euch verklagen bey Euren Räthen und der Ritterſchaft, wie gar jämmerlich wir von Euch verleitet worden.“

Caſimir verſchmerzte die bittern Worte, gab freundlichen Beſcheid, verſprechend, alle Leiden mit Gottes Hulfe in Freude und Ueberfluß zu verwandeln: er habe ja noch keinen Pfennig aus Preußen gezogen, ſondern eignes Gut und Blut zu ihrer Rettung daran gewagt, welches ihm doch von vielen durch Treuloſigkeit vergolten worden. Er vertröſtete ſie endlich auf einen beſchloſſenen Landtag, wo er kräftige Mittel zur Fortſetzung des Krieges aufbieten werde. „Nimmer wollen wir Euch übergeben,“ war ſeiner Rede Schluß, „und „würde es von Gottes Willen an Uns gebrechen, ſo „haben wir Kinder und Nachkömmlinge, die werden „Euch nie verlaſſen.“

Die Geſandten ſchlugen vor, die Tatarn herbey zu rufen, und den Verbündeten Marienburg einzuräumen, als Zufluchtsort für alle Bedrängten; allein der König lehnte beydes ab, ſich ſtets berufend auf den nahen Landtag.

Die Preußen hatten Soldaten nöthiger als dieſen. Ihre arme Feſtung Strasburg, ſchon ſeit Monaten belagert, hielt ſich kümmerlich. Sie baten dringend um Kriegsvolk und des Königs perſönliche Gegenwart; ja die Hälfte aller Einkünfte wollten ſie liefern zu Beſtreitung des Zuges; aber warnend fügten ſie auch hinzu: wenn er dennoch zögere, ſo möge er ſich hüten, nicht wiederum mit Schimpf zu verlieren, was er ſo mühſam errungen.

Da ſandte der König, zum Entſatz von Strasburg, ein zahlreiches Heer, welches doch nur herbey zu eilen ſchien, um die Uebergabe zu bezeugen: denn der Feldherr, **Peter Dunin**, wagte nicht die Ordensvölker anzugreifen, und die Feſte, bald aufs äußerſte gebracht, öffnete dem Feinde ihre Thore. Für die Preußen ein empfindlicher Verluſt.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz.

Geld- und Menſchenmangel nöthigten den Orden, 1462.
Kohler und Bauern in Krieger umzuſchaffen, ein ungeſchicktes Volk, dem er wenig vertrauen durfte. Darum hob Ludwig, bey Annäherung der Polen, die Belagerung von Frauenburg auf. Uebrigens plünderten beyde Theile wie bisher, verwüſteten des Landmanns Ernten, raubten deſſen Vieh, ſteckten Dorfer in Brand, beſudelten ihre Waffen und Seelen durch mancherley räuberiſchen Unfug. Die Polen, Fiſchhauſen zerſtörend, verſchonten auch die Kirchen nicht. Als die frömmern Deutſchen ſahen, daß ihre gottloſen Beſchützer das heilige Silbergeräth ſtahlen, da wollten ſie, empört durch ſolche Gräuel, ihre Schwerter gegen die Räuber kehren. Raſch zündeten die Hauptleute das unglückliche Städtlein an, um den Blutdurſt gleichſam in Flammen zu löſchen.

Seit dem ernſten Kampf vor Conitz war eine Reihe von Jahren verfloſſen, ohne daß die Streitenden wiederum gewagt hätten, in offener Feldſchlacht ihre Kräfte zu meſſen. Jezt hatte ſich der polniſche Feldherr, nachdem er die Gegend um Lauenburg gräulich verwüſtet, bey dem Kloſter Zarnowitz mit einem Heere gelagert, und, um ſich zu verſtärken, ſogar die Köhler aus den Wäldern an ſich gezogen. Jener Landſtrich bildet faſt eine Halbinſel, wo zwiſchen See und Sumpf die Polen gefahrvoll eingezwängt ſtanden. Plötzlich brach des Ordens Volk aus dem nahen Walde hervor, und umringte ſie gleich einem halben Monde. Der Kern ſeiner Macht beſtand aus ſchwerer Reiterey, doch waren ihm auch 1300 Bauern und viel Geſindel aus Pommern und Caſſuben zugelaufen. Des Sieges ſchon gewiß, hieben die Ordensſoldner alle Bäume zu Verhacken nieder, auf daß kein Feind entrinnen möchte; und Caſpar Noſtitz, Einer ihrer Hauptleute, verſchwur ſich keck: wer einen Fußbreit weiche, der ſolle ſich dem Könige von Polen als leibeigner Knecht darſtellen.

Als die Preußen ſich dergeſtalt umzingelt ſahen, brachen ſie zuerſt ihre Wagenburg, dem Feinde ein Treffen bietend. Da blitzten alle Schwerter, und mit gleicher Wuth ſtießen die Kämpfer aufeinander. Stunden lang blieb der Sieg unentſchieden, bis endlich der kühne Pole Jaſſiensky, (gleich dem Schweizerhelden Winkelried,) von ſeinem Schilde bedeckt, allein in den Feind ſprengte, und deſſen Lanzen in Verwirrung brachte. Fritz von Runeck, des Ordens tapferer Hauptmann, fiel. Die Seinigen flohen; der erſten Flüchtlinge Einer, Noſtitz der Zungenheld. Die Reiterey gerieth in Sümpfe, hatte durch den Baumverhack ſich ſelbſt die Flucht gehindert. So erlitt der Orden eine ſchwere Niederlage. 2000 Deutſche wurden erſchlagen, 600 gefangen, Geſchütz und Kriegsbedürfniſſe fielen in der Sieger Hände, die wenige Todte, doch viele Verwundete, unter dieſen ſelbſt ihren Feldherrn zählten. Am tapferſten hatten die litthauiſchen Tatarn gefochten, die nemlichen, die auch den kühnen Schomberg in dieſem Jahre zurückſchlugen, als er das Wageſtück unternahm, die Königin ſelbſt zu Rieſchow aufzuheben. Mit Beute beladen zogen die Königlichen triumphirend in Danzig ein.

Man hat die Schlacht bey Zarnowitz mit der vor Conitz verglichen, und ihre Folgen waren allerdings nicht minder wichtig. Zwar, daß die Polen jetzt ungeſtört Pomerellen verwüſten konnten, entſchied nichts; allein des Ordens Verluſt war jetzt ſchwer, ja faſt unmöglich zu erſetzen, und ſein Freund, der Herzog von Stolpe, der ſo eben mit 600 Lanzen ihm zu Hülfe eilte, kehrte, nach erhaltener Trauerbotſchaft, ſchnell wieder um.

Sehr ungleich war ſich auch das Betragen der Sieger bey Conitz und bey Zarnowitz. Denn wenn dort die Kreuzherren ihrer Feinde Leichname in die Rogat ſtürzten, ſo führten hier die Danziger den tapfern Fritz von Runeck in eine Kloſterkirche und begruben ihn ſtattlich.

Auf einem Tage zu Glogau ſuchte der Papſt durch Georg Podiebrad von Böhmen Frieden zu vermitteln, allein vergebens; denn Ludwig, unter dem abgenutzten Vorwand, er habe ſeine Räthe nicht bey ſich, ſchickte keinen Geſandten, ſondern begehrte Aufſchub. Den verweigerte Caſimir und ſchloß mit Böhmen ein Bündniß gegen die Türken, in welchem des Ordens mit keiner Sylbe erwähnt wurde.

Schwer zu enträthſeln iſt die lauliche Friedensneigung des bedrängten Hochmeiſters, zu einer gährenden Zeit, wo die Wiener Bürger ſelbſt ihrem Kaiſer die Thore ſperrten. Ein polniſcher Geſchichtſchreiber ſucht den Grund in der Einnahme von Strasburg, die deſſen Hoffnungen neu belebte. Vielleicht wollte der Papſt auch dießmal die Kreuzherren nur als ſeine Lehnsträger, das Land als Eigenthum der Apoſtel Peter und Paul in Schutz nehmen, ein Recht das ihm der Orden nimmer zugeſtehen mochte. Aber beſſer wäre doch geweſen, mit Umgehung kleinlicher Punkte, ſich aus naher Gefahr zu retten. Der Orden hatte ja ſchon oft genug bewieſen, daß er, je nachdem der Zeitlauf es heiſchte, bald dem Kaiſer, bald dem Papſte, mit dem unfruchtbaren Titel der Oberherrſchaft ſchmeicheln konnte.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Der päpſtliche Legat.

1463. So ging auch mit der erſten Sonne des zehnten Kriegsjahres noch immer keine Friedenshoffnung auf. Nur zwiſchen Dänemark und Preußen war der Waffenſtillſtand abermals verlängert worden. Doch des Dänenkönigs Groll achtete kein Pergament. Nie konnte er den Danzigern verzeihen, daß ſie ſeinen Mitbuhler um die ſchwediſche Krone hegten. Bald warf er das erlogene Gerücht ihnen vor, Carl habe auf öffentlichen Plätzen Schmähſchriften gegen ihn verleſen; bald erregte es ſeinen Zorn, daß ſie ihr Eigenthum gegen ſeine Freybeuter vertheidigten, oder mit gewaffneter Hand den klaren Inhalt des Beyfriedens aufrecht erhielten. Endlich wurden der Preußen bittere Klagen von den ſchwediſchen Räthen beherzigt; die Dänen ſelbſt verſagten dem Könige Beyſtand; die Schweden neigten ſich wieder zu dem vertriebenen Carl; Furcht und Ohnmacht hielten Chriſtians Schwert in der Scheide.

Jezt erſchien, als Ruheſtifter in Preußen, Hieronymus Erzbiſchoff von Creta, der päpſtliche Legat; ein Mann, dem die Natur jede, dem Friedensmittler unentbehrliche Gabe verſagt hatte. Nachdem er einſt zu Breslau vergebens auf Geleitsbriefe geharrt, zog er in Deutſchland umher, fruchtloſe Verſuche beginnend, den Kaiſer mit Matthias von Ungarn und andern deutſchen Fürſten zu verſöhnen. Jezt aber nahm der Orden ihn mit freudiger Hoffnung auf. Das Volk, im höchſten Elend, umringte den vermeinten Friedensengel wo er ging und ſtand, beſchwur ihn mit heißen Thränen um Mitleid und Hülfe. Beydes gelobte er den Flehenden, zur Treue gegen ihren rechten Herrn ſie vermahnend.

Eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen Caſimir und dem Hochmeiſter blieb des Legaten unerfüllter Wunſch. Den König nannte er ſeinen geliebten Sohn, aber um deſſen Neigung zu gewinnen, hub er mit dem Begehren an, einen geächteten Biſchoff von Cracau wieder einzuſetzen; und als der König erklärte: lieber wolle er ſeine Krone verlieren, als einen Biſchoff ſich aufdringen laſſen; da entfuhren dem frommen Manne die Worte: es ſey beſſer, drey ſolche Kronen gingen zu Grunde, als daß nur Einmal des römiſchen Stuhles Anſehn geſchmölert werde.

Caſimir entließ ihn unwillig und er zog zum Hochmeiſter, dort verweilend, bis er, vom Orden gänzlich gewonnen, auf einem angeſezten Tage zu Brzeſt, ſich wieder einfand, mehr um Geſeze vorzuſchreiben, als gütliche Unterhandlung mit kluger Mäßigung einzuleiten. Pius der Zweyte ſelbſt hatte wohl vorausgeſehn, daß ſeiner Vorfahren unaufgehobene Bannflüche die Annaherung hindern möchten, und darum ausdrücklich ihre Wirkung gehemmt; allein dem Biſchoff lag die Kirche mehr am Herzen als der Friede. Seine Geſinnung offenbarte er alſobald durch das Verlangen, die Sendeboten des Bundes gar nicht zuzulaſſen, weil ſie mit dem Kirchenbanne noch belaſtet wären. Als ſie aber, troz ſeines heftigen Widerſpruches, dennoch erſchienen, befahl er, alle Kirchen zu verſchließen. Die Polen ſpotteten ſeiner frommen Wuth. Unter dem

Vorwand, einen Sieg zu feyern, läuteten ſie muthwillig mit allen Glocken und ſtrömten in die Kirchen.

Hierauf verweigerte er, als ſeiner Würde unanſtändig, in der Verſammlung auf dem Rathhauſe zu erſcheinen. Zu ihm in's Kloſter ſollten die Parteyen ſich verfügen, und zwar einzeln, denn er wollte die Polen und Preußen nicht zuſammen hören. Da wurde ihm freymüthig angekündigt: man verſpüre wohl, daß er, ſtatt den Frieden zu beherzigen, ſelbſt die Kriegsposaune blaſe. Zugleich beſchämte man ihn durch aufgefangne Briefe, die den Ordensfreund entlarvten.

Erbittert wollte er zum Könige nach Cracau ziehen, allein es wurde ihm nicht verwilligt, denn man befürchtete mit Recht, er werde dort nur Oel in Flammen gießen. So mußte er endlich nach Breslau wandern, wo er, um ſeinen frommen Rachedurſt zu löſchen, Polen und Preußen, die zum Jubelfeſt dahin zogen, durch Drohungen für den Orden zu gewinnen verſuchte, ja ſogar ſich nicht entblödete, den Weibern die Erfüllung ehelicher Pflichten zu unterſagen, bis ihre Männer, von unbefriedigten Begierden gepeinigt, den Nacken unter das Joch beugen würden. Der König ſtellte ihm vor, das ſey nicht der Weg, die Gemüther zu beſänftigen; er ſolle lieber den ungerechten Bannfluch widerrufen. Allein nur für die Zeit der Friedensunterhandlung wollte er ſich dazu verſtehen. Da verwarfen die Preußen ſeine Vermittlung gänzlich. Ihre Biſchöffe ſelbſt beruhigten die etwa Zaghaften durch Verpfändung ihrer eigenen Seelen. Der König wurde erſucht, ſtatt jenes donnernden Friedensboten, das freundliche Erbieten der Lübecker anzunehmen. Es geſchah, und Caſimir ſagte aufs neue den Verbündeten mächtige Hülfe zu, wobey er tröſtend und vertraulich ihnen mittheilte, daß nunmehr, zwiſchen ihm und den polniſchen *Herren*, alle Bitterkeit und Unwille gänzlich vertragen ſey. Ein Beweis, wie ſelten die oft gerügte Saumſeligkeit *ihm* zum Vorwurf gereichen mochte.

Vergebens bat jezt der Biſchoff von Ermeland um Waffenruhe, denn gegen ihn waren die Gemüther, ſeines Abfalls wegen, am heftigſten erbittert.

Danzig entrann abermals in dieſem Jahre der Gefahr eines blutigen Aufruhrs. Als Bootsknechte und Laſtträger verkleidet, hatten des Ordens Knechte ſich in die Stadt geſchlichen, um, vereint mit einem gewonnenen Pöbelhaufen, dem Hochmeiſter die Thore zu öffnen. Ein Rechtsgelehrter, kürzlich von der hohen Schule aus Welſchland zurück gekehrt, vermeinte hier, nach Studenten Weiſe, mit jugendlicher Keckheit eine glänzende Rolle zu ſpielen. Aus dem Rathe und der Bürgerſchaft war eine große Zahl zu blutigen Opfern beſtimmt. Allein Gewiſſensbiſſe eines Verſchwornen entdeckten den Anſchlag am Abend vor der Ausführung. Drey und zwanzig Bürger mußten die Verrätherey mit ihrem Leben büßen. Die ertappten Ordensknechte wurden im Fluſſe ertränkt oder verſchmachteten im Kerker.

Unter den Kriegsbegebenheiten dieſes Jahres zeichnet ſich die Niederlage aus, welche der Orden an Volk und Schiffen auf dem Haff erlitt, als er das belagerte Mewe entſetzen wollte. Seine ganze Flotte, Tauſende von Kriegern und zahlreiches Geſchütz büßte der Hochmeiſter ein. Die Liefländer eilten herbey den Verluſt zu erſetzen, mehrten ihn aber nur, von den Elbingern geſchlagen.

Die wankelmüthigen Bürger von Holland benuzten einen Augenblick der Abweſenheit ihrer Beſatzung, um Heinrich Reuß von Planen die Thore zu öffnen. Er, *zum Dank*, zündete die Stadt an allen vier Ecken an, weil er nicht hoffen durfte, ihrer mächtig zu bleiben.

Faſt wäre Ludwig ſelbſt, auf einer frommen Wallfahrt zur Kirche des heiligen Adalbert begriffen, in des Feindes Hände gerathen, und hätte nicht der Burgemeiſter von Königsberg ihm eilig auf ein Roß geholfen, ſo würde er mehr als ſein Gepäck verloren haben.

Ihm blieb ohnehin, außer ſeiner Freyheit, wenig zu verlieren übrig; denn auch das herbe Schickſal mußte er noch erleben, daß Berndt von Schomberg, ſein treuſter Freund, dem er Culm, Strasburg und Althaus verpfändet hatte, jezt ihm abfiel. Der einfache Söldnerhauptmann ſchloß formlich Frieden mit drey unumſchränkten Fürſten, Maſovien, Stolpe und dem Könige, der ihm den ruhigen Beſitz jener Pfänder auch dann noch zuſicherte, wenn Polen Herr im Lande bleiben wurde. Dagegen gelobte Schomberg, nicht allein dem Orden keine Hulfe zu leiſten, ſondern auch die Schlöſſer ihm ſelbſt dann nicht auszuliefern, wenn er ſeine Schuld bezahlen könne und wolle. So weit waren die berüchtigten Verkäufer von Marienburg nicht gegangen; die wollten doch am liebſten Geld vom Orden nehmen, und nur nach mancher Täuſchung machte Noth ſie endlich hart. Dennoch zeigte Ludwig den ſeltſamen Folgemangel, dieſem Schomberg nach wie vor, ſeine Freundſchaft, ſein Vertrauen zu erhalten.

Faſt ſcheint es, minder drückend ſey der Kreuzherren Regiment für die Bauern geweſen, oder ſie haben treuherziger glänzenden Verſprechungen vertraut, denn noch immer verließen ſie den Pflug, um mit ungeübter Fauſt für den Orden zu kämpfen, und ſo verwandelten ſich die vormals blühenden Gefilde immer mehr und mehr in eine Wüſte von hungrigen Räuberſcharen durchzogen.

Sechs

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Friedensunterhandlungen.

Auch das eilfte Kriegesjahr brachte dem Orden weder 14 Lorbeerkronen noch Palmenzweige. Mewe mußte ſich ergeben. Schrecklich mordeten und plünderten die Polen in der Stadt, trotz heiliger Zuſage. Der König, nur zu gelinde, entſezte ihren Befehlshaber. — Aus Friedland zogen des Ordens unbezahlte Söldner, nachdem ſie zuvor die Stadt geplündert und in Brand geſteckt. — Der Biſchoff von Ermeland unterwarf ſich dem Könige. — Alle Anſchläge des thätigen Reuß von Plauen mißlangen.

Jn dieſer mißlichen Lage fuhren dennoch die Ordensbeamten fort, die wenigen noch getreuen Unterthanen zu drücken. · Der Hauscomthur zu Ragnit ſchrieb an den Hochmeiſter: „die Schalauer wollen nicht ſcharwerken (frohnen), ſondern halten mir Ew. Gnaden Verſchreibung vor Augen.“ Da er jedoch ihrer Frohndienſte nicht entbehren könne, ſo bitte er, die Verſchreibung ihnen wieder abzunehmen. Es findet ſich zwar nicht, daß Ludwig in dieß unkluge, boshafte Begehren gewilligt, aber ſchon die bloße Zumuthung zeigt genugſam, daß eilf kummervolle Jahre den Geiſt dieſer Regierung noch nicht gedämpft hatten.

Damals brach am Rhein eine fürchterliche Peſt aus, verbreitete ſich ſchnell, wütete in Lübeck, überzog Dänemark, Schweden, Liefland, Litthauen, Preußen, Pommern. Das Geld- und Menſchenreiche Danzig konnte dieſer ſchweren Plage zwanzig tauſend Einwohner nur opfern, und dennoch unentvölkert zu Waſſer und zu Lande dem Feinde merklichen Abbruch thun; ja es heißt ſogar, Carl Canutſon ſey mit Kriegsvolk der Danziger und Polen in ſein Reich zurückgekehrt.

Nicht allein durch ihre mähende Sichel wurde die Peſt für Preußen verderblich; auch der Schrecken in ihrem Gefolge hinderte manche friedliche Zuſammenkunft. Auf einer Ebene bey Marienburg wollte man den Frieden unter Zelte laden, aber Niemand getraute ſich den erwünſchten Gaſt zu empfangen.

Der Orden litt ſo großen Mangel, daß er ſeine eigenen hungrigen Flüchtlinge zurückweiſen mußte. In Danzig hingegen herrſchte Ueberfluß an polniſchem Getreide, man überließ es fremden Seefahrern gegen Salz.

Der im vorigen Jahre getroffenen Uebereinkunft gemäß, wurde zu Thorn wirklich von den Lübeckern, in Gemeinſchaft mit Dänemark und mehrern Hanſeſtädten, eine Friedensunterhandlung eröffnet, von beyden Theilen durch ſtattliche Geſandten beſchickt. Nicht mehr als ſechzig Pferde durften des Ordens Machtboten in ihrem Gefolge führen, und wurden ſtreng verwarnt, Aeckern und Gärten keinen Schaden zuzufügen. War ein ſolches Mißtrauen gerecht, ſo brachte es dem Orden wenig Ehre.

In des Königs Namen empfing man die Vermittler herrlich und mit großem Dank für die weite beſchwerliche Reiſe. „Wir haben ſie gern unternommen,“ ſprach der Biſchoff von Lübeck, „weil der Orden eine Stiftung unſerer Vorfahren, und der Jammer dieſes Landes ſo gar kläglich iſt; denn wir ſind daher gezogen manche Meile, und haben kein Dorf, Menſchen noch Thier geſehn.“

Die Volksverbitterung äußerte ſich durch Verhöhnung der Ordensgeſandten, indem ein Narr ſich erdreiſtete, im weißen Mantel mit ſchwarzem Kreuz, von ſechs Buben mit Fliegenwedeln begleitet, das Rathhaus zu umkreiſen. Aber laut wurde dieſer Pöbelwitz von den Polen mißbilligt.

Caſimir nahm, in ſeiner ausgeſtellten Vollmacht, bereits den Titel eines Erbelings von Preußen an. Das machte die Feinde ſtutzig; man ſchob jedoch vor der Hand dieſe Beſchwerde ſtill aus dem Wege.

Um gegenſeitige Rechte zu begründen, huben die Polen ihre Rede mit Lechus, die Kreuzherren ſogar von Adam an. Unſere Vorfahren, ſprachen jene, haben Culm und Michelau bevölkert; das beweiſen die polniſchen Namen der Städte und Dörfer, die noch heute üblich ſind; darum ſtehen ſie unter dem Kirchſprengel polniſcher Biſchoffe; darum entrichten ſie Zehnten und Peterspfennig gleich andern Polen.

Bloße Namen, erwiederten die Kreuzherren, Kirchſprengel und Zehnten beweiſen keine Herrſchaft. Wie manche Länder entrichten den Peterspfennig, die nimmer zu Polen gehörten.

Viel Altes, wenig Neues wurde vorgetragen, aber nichts dem Ziele näher bringendes, denn beyde Theile ſpannten ihre Foderungen noch zu hoch. Die Polen ließen ſich verlauten: „ihr König ſey ein gütiger Herr, der dem Orden wohl eine Strecke Landes an der Heidenſchaft gelegen räumen würde; da möchte er hinziehen und fechten als ihm gebühre.“

Heinrich Reuß von Plauen erwiederte: „wir wollen lieber Alle ſterben, ehe denn wir ein Solches gedenken anzugehn.“

Der ſtolze Mann, erbittert durch ſolche Zumuthungen, mehr noch vielleicht durch die von den Thornern erlittene Schmach, zog von dannen und weigerte ſich umzukehren. Seine Gefährten wurden noch durch Bitten zurück gehalten, ihnen das hintere Land als Friedenspreis geboten; aber ſie beſtanden auf Marienburg,

burg, Dirſchau, Mewe, aus welchen ſie künftig die Städte Danzig, Elbing, Thorn, leicht bedrohen konnten. Darum mußten die Vermittler abermals vom Schauplatz treten, um den Schwertern Raum zu machen.

105. Doch beyde Kämpfer waren ſchon ermüdet, am meiſten der Orden; und als Marienburg fiel, Stargard belagert wurde, der bleiche Hunger durch das wüſte Land ſchritt, Verzweiflung den ſamländiſchen Adel ſammt den Königsbergern zur Empörung trieb, und Bürgerblut vergoſſen werden mußte: da baten die Kreuzherren ſelber, den abgeriſſenen Faden wieder anzuknüpfen. Sie ſuchten nur Zeit zu gewinnen, behaupten des Ordens Feinde, doch daß es ihnen Ernſt war, beweiſen ihre Vorſchläge.

In drey Zuſammenkünften äußerte Stibor von Bayſen der Statthalter: es mag der Orden in Preußen, wie in andern Ländern, Güter beſitzen, doch dem Könige huldigen und nur Eingeborne in den Orden kleiden, damit nicht alles Geld wie vormals aus dem Lande geführt würde.

Das ſchien der Ritter Ehre unzuläſſig. Ihre Antwort war: ohne Zuſtimmung der beyden Landmeiſter ſtehe nicht in ihrer Macht ſolches zu bewilligen.

Man bot ihnen Samland, das noch unverwüſtet ſey.

Iſt nicht Samland ohnehin in unſerer Gewalt? erwiederten ſie.

Manchen bittern Vorwurf ſollte die Entſchuldigung entkräften: der Hochmeiſter habe gehandelt als ein beklommener Fürſt und vertriebener Herr.

Aus Hochmuth ſeyd ihr von Thorn weggezogen, meinten jene.

Mit nichten, behaupteten dieſe, ſondern um des Schimpfes willen, uns vom Pöbel zugefügt, und hat der Burgemeiſter nicht ſogar erklärt: wenn auch nur eine Kuh ihm wegkäme, ſo wolle er uns alle verhaften?

Stibor von Bayſen verſicherte, dem ungeſtümen Manne ſey die trotzige Rede ſtreng verwieſen worden. „Laßt uns," ſprach er einlenkend, „laßt uns alle Einem Herrn huldigen, ſo wird der König dem Orden etliche Dörfer und Höfe, oder ein Stück Land in der Heidenſchaft verleihen, ihn auch in ſeinen Rath nehmen, wie das in Spanien üblich, wo ein Meiſter in des Königs Rathe ſizt. Dann werden nicht, wie ſonſt geſchehn, die Gebietiger ihn überwältigen können."

„Welches Land wollt ihr uns geben?" fragten die Kreuzherren, „wie weit? wie breit? wie lang? wie viel?" und faſt beweglich fügten ſie hinzu: Liebe Herren, wir ſind allzumal Landsleute und Einzöglinge, ſo bitten wir Euch, daß Ihr unſern Ehren nicht zu nahe greift. Gern wollen wir Frieden ſchließen, ſo fern es etwas der Vernunft ähnlich iſt. Was Ihr begehrt, das können wir mit Ehren nimmer eingehn,' wollen lieber gutlos und leiblos werden. Bietet Ihr doch Samland mit Ausſchluß der Städte, Schlöſſer, Mannſchaft, gleich als ein Brot zur Hälfte durchgeſchnitten. Ihr wollt den Orden ganz vertreiben, aber gedenkt, das Glück iſt wandelbar. Ihr meint Euch gut berathen zu haben, ſo ſteht zu wiſſen, ob es Euch und Eure Kinder nicht gereuen werde. Schon hat ſich Königsberg dem Orden unterworfen, weil die Polen Undeutſche zu Regenten ſezten. Wir wollen uns nicht miſchen mit Windiſchen Nationen, denn es in dem Lande nimmer wohl ſteht, wo der Undeutſche das Regiment führt. Doch damit ihr unſern Ernſt gewahrt, ſo bieten wir Euch Kulm, Michelau und Pomerellen, obwohl wir noch vierzehn Städte und Schlöſſer darin beſitzen."

„Die ſind in der Söldner Gewalt," erwiederte Torſen, „die werden es machen wie Berndt von Zinnenberg."

„Wir wollen ferner," ſo fuhr des Ordens Sprecher fort, „den König für unſern Beſchirmer aufnehmen; doch daß wir künftig keine neue Glieder dem Orden einverleiben ſollen, das zu geloben ſteht nicht in unſerer Macht, ſintemal der Orden beſtätigt iſt von der heiligen Kirche."

Aus Unwiſſenheit oder Jähzorn wurde dieſe leztere Behauptung von den Verbündeten geläugnet. „Ich ſage Euch fürwahr," rief Otto Machwitz, „daß der deutſche Orden nie iſt beſtätiget, Ihr mögt vorgeben was ihr wollt."

„Papſt und Kaiſer," fügte ein Anderer hinzu, „nehmen immer Geld und laſſen uns zanken."

Jezt erbot der hart bedrängte Orden ſich zu einem Opfer, deſſen Größe Niemand läugnen wird, den die Geſchichte mit dem Geiſt des Ordens vertraut gemacht. „Gebt uns das Entzogene wieder, ſo ſollt ihr mächtig ſeyn, Einzöglinge dieſes Landes, die es begehren und tüchtig dazu ſind, in den Orden zu kleiden, die dann vollkommene Macht haben ſollen, gleich deutſchen Herren, alle dieſe Lande zu regieren. Einmal um das Andere ſoll künftig der Hochmeiſter aus Einzöglingen gewählt, der König als Schutzherr anerkannt werden."

Dieſer Vorſchlag, dem Stolze peinlich, der Macht gefährlich, hätte vielleicht, zwölf Jahre früher, den Frieden herbey geführt. Jezt war es zu ſpät.

Als man zum Drittenmal in einer Kirche ſich verſammelte, geſchah es mit frommer Feyerlichkeit, um den feindlichen Gemüthern Verſöhnlichkeit einzuflößen. Vor dem Altare in der Mitte ſaß der Biſchoff von Ermeland, ihm zu beyden Seiten die Geſandten. Da wurde mit großem Ernſt noch Einmal verſucht, den Frieden in die geheiligten Ringmauern zu rufen. Die Verbündeten fügten älteren Anerbietungen noch ein Stück vom Elbingſchen, Chriſtburgiſchen und Oſterrodiſchen bey, erklärten aber auch zugleich, daß ſie lieber Leib und Leben als Marienburg laſſen wollten.

So zerſchlug ſich Alles. Ein Waffenſtillſtand auf mehrere Jahre, vom Orden begehrt, wurde kläglich abgelehnt; denn blieb ihm keine Zeit ſich zu erholen, ſo mußte bald der blutige Kampf ſich zum Ende neigen.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Friede.

1466. Die Verbündeten irrten nicht. Nach zwölf bangen Jahren errang endlich im dreyzehnten ihre Beharrlichkeit den Oelzweig; doch nur erſt dann, als neue Unglücksfälle des erſchöpften Ordens lezte Hoffnungen vernichtet hatten.

Der Biſchoff von Ermeland, ein zweydeutiger Freund, der wenigſtens lange durch Unthätigkeit nüzte, verband ſich jezt mit Polen zu offenem Angriff. — Ein Söldnerhauptmann ſchloß eigenmächtig Waffenſtillſtand mit dem Feinde. — Vierzig Schiffe der Liefländer ſtrandeten. — Siebenhundert ihrer Reiter eilten landwärts herbey; die Samaiten ſperrten ihnen den Weg durch Verhacke in den Wäldern. Flugs zogen ſie hinab an's Meeresufer. Da geriethen ſie in tiefe Gruben mit Zweigen und Erde bedeckt. Die meiſten wurden erſchlagen. Was in die Wälder floh, tödteten Hunger und Kälte. Andere ſuchten Rettung auf einem ſchwach gefrornen See, der ſie verſchlang. Nur zwey entrannen, ihres Unglücks Boten.

Stargard ging verloren; Königsberg wurde bedroht; Conitz belagert und erobert, troz vergifteter Pfeile, mit welchen ehrloſe Verzweiflung aus der Feſte ſchoß.

Jenſeit der Weichſel blieb dem Orden nichts mehr übrig. Von Deutſchland war er abgeſchnitten, keiner Hülfe mehr gewärtig. Da demüthigte ſich endlich der ſtolze Hochmeiſter, bat ſchriftlich den König um Frieden, die Litthauer um Verwendung, und foderte ſogar ſeinen Feind, den gehaßten Biſchoff von Ermeland, dazu auf.

Caſimirs lezte, mit Erfolg gekrönte Anſtrengungen, wurden durch eine männliche Vorſtellung der Verbündeten bewirkt. „Wir ſind ſo verarmt," ſprachen ſie, „daß wir nur noch die rothen Mauern um uns haben. Wollt Ihr uns eine gute Antwort geben, ſo haltet auch was Ihr verheißt; denn wir werden daheim von den Unſrigen verſpottet, weil ſelten erfolgt, was wir in Eurem Namen zugeſagt. Marienburg habt Ihr einem Fremdling übergeben, gleich als dürftet Ihr uns, Euren geſchwornen Mannen, nicht vertrauen. Schon gleicht das Schloß einem Stalle, kein Ziegel auf den Dächern, die Brücken ungebeſſert. Das Volk murrt: „Thut unſer Herr König alſo im Kriege, da er unſer noch bedarf, was wird geſchehn im Frieden?" — Unſere Rechte habt Ihr zu mehren gelobt, nicht zu mindern. Nun aber müſſen wir von Knechtes Knechten mancherley Uebermuth dulden. Polen und Preußen ſollen Brüder ſeyn. Um der Sklaverey zu entrinnen, haben wir den ſchweren Krieg begonnen, und ſind nun Sklaven mehr als je zuvor. Der Gaſt verzehrt was dem Wirthe gebührt. Jener iſt Herr, dieſer Knecht. Der Burggraf achtet nicht einmal des Statthalters Geleite. Der Unſern Armuth iſt ſo groß, daß ſie keine Klage an Euch bringen können, weil es ihnen gebricht an Reiſezehrung. — — Wir fodern Gerechtigkeit, denn wo die mangelt, da werden Könige und Fürſten aus ihren Ländern vertrieben. —

Nicht ohne Bewilligung der preußiſchen Räthe Güter zu verleihen, hat Eure Gnade uns zugeſagt, doch ſeyd Ihr ſo leichtfertig, fremden Gäſten Städte und Schlöſſer einzuräumen, davon zu beſorgen, daß ewige Raubſchlöſſer im Lande bleiben werden. — Die armen Leute im Werder gehn zu Grunde, durch ungebührliche Frohndienſte gedrückt, und weil die Dämme, gegen Eure Verheißung, ungebeſſert liegen. Wollt Ihr alles das nicht wandeln, ſo müſſen wir ſelber helfen.“

Auf dieſe harten, von Verzweiflung ausgepreßten Vorwürfe, antwortete Caſimir perſönlich mit großer Milde; verſprach ſeine Gegenwart in Preußen, Endigung des Krieges, Abhülfe aller Beſchwerden. Die bitterſten [illegible] — das Regiment der Fremdlinge und Schlöſſern mit preußiſchem Blut und Geld erkauft — hatte er ſchon früher zu beſeitigen verſucht, indem er zu Thorn feyerlich erklärte: nur Kriegesnoth habe ihn dazu vermocht, und es ſolle für die Zukunft ohne Folgen bleiben.

Dem Papſte mochte ſeines Cretenſer Biſchoffs unkluger Eifer zu Ohren gekommen ſeyn, denn Hieronymus wurde abgelöſt von einem andern Legaten, der ſeinen Beruf zu dieſem Geſchäft durch parteyloſe Unterhandlung zwiſchen Ungarn und dem Kaiſer ſchon beurkundet hatte, jezt aber ſeine Ankunft zu Breslau dem Könige meldete.

„Wollt Ihr als Mittler ihn zulaſſen?“ befragte Caſimir die Verbündeten.

„Will er, verſezten ſie, gleich ſeinem Vorgänger in der Sache handeln, ſo däucht uns nicht gerather, daß man ihn zulaſſe. Wollte jener doch ſogar von dem Euch geſchwornen Eide uns entbinden. Will aber dieſer billigen Frieden ſtiften," ſo ſey er willkommen."

Rudolph Biſchoff von Lavante kam, und zeigte alſobald, daß ihn ein anderer Geiſt beſeelte, oder eine andere Vorſchrift leitete. Pius II, Caſimirs Feind, war nicht mehr. Paul II. wollte Georg Podiebrad, als einen huſſitiſchen Ketzer, des Thrones berauben. Er bot die behmiſche Krone faſt allen Nachbarn an, und ſtellte ſeine Hoffnung beſonders auf Polen, wenn nur Preußen erſt beruhigt wäre. Darum vielleicht verſprach der Legat ſogleich, uneingedenk des Bannes, in Gegenwart der Preußen Gottesdienſt zu halten, und hub zu Thorn damit an, daß er den König bat: „er wolle dem Orden Frieden ſchenken, ſich gnädiglich und handelig finden laſſen, nicht anſehn Macht oder Glück; und zwar allein um Ehre willen des päpſtlichen Stuhles und fleißiger Bitte ſeiner einfältigen Perſon. Er, der Legat, ein wahrer Friedensbote, wollte mit lauterem Herzen, keinem Theile zu Liebe oder Gunſt, das fromme Werk betreiben."

Das gute Wort fand Eingang. Caſimir bezeigte ſich freundlich und willig, wartete, trotz der herrſchenden Peſt, auf den zögernden Hochmeiſter, und als Ludwig vorſchlug, die Friedensunterhandlung von Thorn nach einem andern Orte zu verlegen, gab er augenblicklich nach. Berndt von Schomberg, der abgefallene Söldner, war Ludwigs Machtbote bey dieſem Zwiſchenhandel.

Zu Neſſau verſammelten ſich nunmehr die Bevollmächtigten. „Es iſt unſere Meinung nicht," ſprach der König, „den Orden gänzlich aus dem Lande zu vertreiben. Er möge Samland behalten, ſo fern er ſich in unſere Gnade fügen will."

„Habt Ihr doch,“ entgegnete der Legat, „vormals ſchon ein [illegible] heeres geboten; ſo vertraue ich, daß Ihr, um des heiligen Vaters willen, deſſen Perſon ich vorſtelle, den Kreuzherren laſſen werdet, was ſie nun beſitzen, auch dem Hochmeiſter vergönnen, daß er ſich perſönlich vor Euch demüthige.“

Da fügte der König, aus Achtung für den Papſt, noch die drey Städte Königsberg und mehrere Gebiete hinzu, doch bedingend, daß der Orden ihm huldigen ſolle. Im Verfolg der Unterhandlung mehrte er abermals die Zahl der Ländereyen, nur die Uebergabe von Marienburg ſchlug er beharrlich ab.

Der fromme Orden beſtand wenigſtens auf die Zurückgabe der köſtlichen Reliquien von St. Barbara und des heiligen Kreuzes, — allem was jezt dem Sieger römiſche und griechiſche Kunſtwerke, das waren ihm damals heilige Ueberreſte modernder Gebeine. Des Königs erſchöpfte Geduld drohte den Handel abzubrechen. Nur vergönnte er dem Legaten noch, ſelbſt zum Hochmeiſter zu ziehen, damit nichts unverſucht bliebe.

Der Orden wandte ein: er ſey unmittelbar dem Papſte unterworfen, folglich nicht befugt, dem Könige zu huldigen. Dieſe Bedenklichkeit hob der Mittler durch Beyſpiele anderer, die auf ähnliche Weiſe dem Papſt ſowohl als einem weltlichen Oberherrn pflichtig waren. Seufzend gaben die Ritter nach.

Der Legat kehrte zurück. Von der heiligen Barbara war nicht mehr die Rede; nur hatte ſich Ludwig noch einige zeitliche Vortheile ausbedungen. Gleichſam knieend bat der Hochmeiſter jezt, dem Blutvergießen ein Ende zu machen; nicht länger noch, um eines Schloſſes oder Gebietes willen den Frieden zu verzögern;

gern; dafür zum Lohn den ewigen Frieden zu erwerben. Caſimir gab nach.

Der Hochmeiſter kam nun ſelbſt nach Thorn. Die Preußen muſten den Verarmten zu dieſem Zuge nothdürftig ausrüſten, denn, nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftſtellers, konnte er nur mit Lumpen ſich noch bedecken, und die Chronik fügt die drollige Bemerkung hinzu: er habe nicht einmal einen Narren mehr beſolden können, da doch zuvor jeder Comthur ſeinen eigenen Narren gehalten. — Vornehme Polen ritten ihm entgegen, wollten ihm den ſauren Gang durch einen ſtattlichen Empfang verſüßen.

So wurde endlich, nach dreyzehn blutigen Jahren, der erſeufzte Friede geſchloſſen am 19ten October 1466. Die Preußen murrten dagegen, denn ſie hätten gern den Orden ganz vertrieben. Auch der Biſchoff von Ermeland und einige von des Königs Räthen murrten, denn nach ihrer Meinung würde Caſimir, nach der Einnahme von Conitz, mit leichter Mühe ganz Preußen erobert haben; allein die Polen erklärten ihre Zufriedenheit, denn ihr alter, gefährlicher Feind war vernichtet; ſie erhielten das culmiſche Land, Michelau und Pomerellen, ſammt den vornehmſten Städten, Thorn, Danzig, Elbing, Marienburg, die Biſthümer Culm und Ermeland. Der Orden muſte huldigen. Dagegen verblieb ihm der übrige Theil von Preußen. Der Hochmeiſter wurde polniſcher Fürſt und Reichsrath, mit Beſtimmung eines Ehrenplatzes dem Könige zur Linken. Auch die Gebietiger, von ihm empfohlen, ſollten aufgenommen werden in den Rath. Unterhandlungen mit fremden Fürſten, ohne Zuſtimmung des Oberherrn, blieben dem Orden unterſagt. Die Hälfte der Kreuzherren und

Ordensbeamten ſollte künftig aus Polen beſtehn. Das Recht den Hochmeiſter abzuſetzen ging verloren. Der Neuerwählte ſollte den Huldigungseid nach ſechs Wochen leiſten; in jedem Kriege des Ordens Fahne unter dem polniſchen Heere wehn. Allen Ungehorſamen ward verziehen; alle Flüchtlinge und Verbannte durften zurückkehren in ihr Eigenthum.

„Was die Kreuzherren beſitzen," hieß es unter andern, „oder künftig erobern mögen, alles ſoll mit unſerm Reiche Einen Körper bilden, Ein Geſchlecht, Ein Volk, durch enge Bande verknüpft, keinen andern Herrn über ſich erkennend, als nur den Papſt in geiſtlichen Dingen. Wir wollen keine Bündniſſe ſchließen, ohne des Hochmeiſters Rath und Willen; er aber ſoll, uns unbewußt, keinen Krieg gegen Rechtgläubige beginnen. Neuer Zölle oder Auflagen ſoll er ſich enthalten, ſo wie wir ein Gleiches geloben. Dieſen Frieden zu vernichten, ſoll keine Macht auf Erden vermögen, weder Papſt, Kaiſer noch Concilium."

So lauteten die wichtigſten Puncte eines harten Friedens, der, ohne des Legaten ſanfte Vermittlung, vermuthlich dem Orden ein kraftloſes Daſeyn würde gefriſtet haben. Auch Wilhelm von Eppingen, jener wackere Mann, den Conrad von Erlichshauſen ſterbend zu ſeinem Nachfolger empfahl, befand ſich unter den Ordensgeſandten, und unterzeichnete eine ſchimpfliche Urkunde, die er, das Ruder führend, wohl nie veranlaßt haben würde.

Auf dem Wege nach Thorn mußte der gebeugte Hochmeiſter noch den Schimpf ertragen, daß die Bramberger, auf ihres [illegible] [illegible], ihm die Thore verſchloſſen. Kaum ſeine Wagen ließ man durch die Stadt, er ſelbſt mußte durch den Fluß reiten. Bey ſeiner Ankunft zu Thorn reichten ihm der König und alle Hofleute die Hand; daſſelbe that auch jener Biſchoff, doch Ludwig zog die ſeinige unwillig zurück, bis der König beyder Hände ſelbſt vereinigte. „Aber,“ ſezt die Chronik hinzu, „wie ihre Herzen geſinnt waren, das weiß Gott!“

Nach unterzeichnetem Frieden nahte ſich der Hochmeiſter dem Könige das Knie beugend. Caſimir hob ihn ſchnell auf und weinte.

Der Friede wurde in deutſcher und polniſcher Sprache verleſen. Der König wie der Hochmeiſter wiederholten mit lauten Worten ihre Zuſtimmung. Dann knieten beyde vor dem Legaten, und ſchwuren auf das Kreuz ihn unverbrüchlich zu halten. Daſſelbe thaten die gegenwärtigen Biſchöffe, Räthe, Woywoden und Comthure. Dann umarmte der gerührte König den Hochmeiſter zu mehreren Malen, und ging mit ihm in die Kirche unſerer lieben Frauen. Der Legat hielt das Hochamt. Der ambroſianiſche Lobgeſang ward angeſtimmt. Ein Gaſtmahl auf dem Rathhaus beſchloß die Feyerlichkeit.

Bewegt durch Ludwigs Armuth, ſchenkte ihm der König, Roſſe, Marderpelze, Silbergeräth, auch 15000 Gulden, war aber ſelbſt ſo dürftig, daß er von dieſer Summe nicht mehr als 150 baar entrichten konnte.

Wohl mochten Thränen die Urkunde benetzen, denn ſie war theuer erkauft. Bey des Krieges Anfang zählte Preußen 21000 Dörfer, jezt nur noch 3000, und auch dieſe Menſchenleer. Viele Städte lagen in der Aſche, die Felder wüſt, 119 Kirchen in Trümmern, die übrigen verödet. Die erſchlagenen Polen wurden nicht aufgezeichnet, aber 85000 Söldner bluteten für den König. Das Ordensheer, in ſeiner größten Stärke, betrug 71000 Mann, jezt nur noch 1700. Die Tauſende der geopferten Bauern wurden nicht einmal gezählt. Von 15000 durch die Danziger beſoldeten Kriegern waren noch 161 übrig. Faſt 2000 Bürger oder Bauern aus dem Stadtgebiet wurden von ihren Familien beweint. Der Elbinger Söldner, 5000 an der Zahl, waren geſchmolzen bis auf 700. Die übrigen Städte und Dörfer zählten 90000 Erſchlagene. Doch blieb der Peſt, wie dem Hunger, noch viel zu morden übrig, und ungezählt flohen Tauſende über die rauchende Gränze. Alle Hausthiere waren verſchwunden; Bären, Wölfe, hatten ſich furchtbar vermehrt.

Faſt eine Million Ducaten wandte der König auf; der Orden mehr als 700000. Die Danziger erlegten über 700000 Mark; ihre minder mächtigen Bundesgenoſſen zuſammen gegen anderthalb Millionen.

„Ach Gott!“ rief Caſimir, als man dieß Alles ihm vorſagte, „iſt auch das Land ſo viel Chriſtenblutes und Geldes werth zu achten?“ — Durch reiche Zufuhr von polniſchem Getreide verſchaffte er ſeinem neuen Staaten wohlfeile Zeit, aber Menſchen konnte er nicht erwecken. Feldarbeiter, Handwerker, waren ſelbſt um hohe Preiſe nicht zu finden.

Geſandte von beyden Theilen erhuben ſich nach Rom, die päpſtliche Beſtätigung und einen Cardinalshut für den Friedensmittler auszuwirken. Auch ſollte der Orden erklären: freywillig ſey Alles geſchehn, und was etwa den Ordensgeſetzen zuwider möchte befunden werden, das ſollte ein päpſtliches Machtwort ausgleichen. Paul II. gewährte das Erbetene.

Der klaren Friedensbedingung zum Troz, weigerten ſich die übermüthigen Danziger, ihren Verbannten die Thore der Vaterſtadt wiederum zu öffnen. Nicht der Krieg, gaben ſie vor, ſondern Verbrechen gegen die Geſetze und den hanſeatiſchen Bund, zog ihnen die gerechte Strafe der Verbannung zu. Zwey und zwanzig Unglückliche mußten der Hoffnung entſagen, ihr Vaterland wieder zu ſehn. Weit edler betrug ſich der König. Manche Polen flüſterten ihm zu, er ſolle ſchreckliche Rache an Conitz nehmen, um der Treue willen, die es dem Orden bewieſen; aber Caſimir verwarf die niedrige Eingebung, denn Treue wußte er auch am Feinde zu ſchätzen.

Wie ſehr der ſchimpfliche Friede den Rittern am Herzen nagte, bewies eine Unbeſonnenheit des klugen Heinrich Reuß, der kurz darauf, durch Elbing ziehend, daſelbſt ein Nachtlager hielt. Das Volk lief zuſammen, um ſeinen alten Comthur zu ſehn, denn es ging ein Gerücht, er habe im Kriege ein Auge eingebüßt. Da trat er unter die Thür der Herberge, mit lauter Stimme rufend: „Seht mich nur an, ihr Ungetreuen unſerer lieben Frauen! Hier ſtehe ich, manchem guten Herzen zur Freude, manchem Böſewicht zum Stachel, daß ſie uns nicht vertreiben können. Warlich! wenn einſt Chriſtus wird zu Gericht kommen, da werden Hans und Gabriel von Bayſen das Feldpanier der Verräther tragen.“

Dieſe eben ſo unkluge als ohnmächtige Rache veranlaßte einen Volksauflauf, der vom Biſchoff und dem Rathe nur mit Mühe geſtillt wurde.

Der bekümmerte Hochmeiſter überlebte den Frieden nur kurze Zeit. Zum Regenten war er nicht geboren, wie ſein wackerer Vetter wohl voraus ſah. Druck und Wolluſt hatten ihn entnervt, und als ein blindes Werkzeug in ſeines Oheims Hand gegeben. Was man in jenen Zeiten ſorgfältige Erziehung nannte, hatte er genoſſen, denn er verſtand ein wenig Latein, und ſeine Höflichkeit wird gerühmt. In ruhigen Zeiten, in beſſeren Händen, würde er vielleicht in die Reihe der ungeprieſenen, doch ungetadelten Regenten getreten ſeyn, denen weder Fluch noch Segen folgt, weil ihr günſtiges Schickſal ſie ungeprüft vorüber führte. Dann würde die Geſchichte von ihm nichts weiter melden, als daß er, löblich fromm, ein Feſt vom heiligen Speer und Nagel eingeführt.

Preußen hatte nun ſeine Selbſtſtändigkeit verloren, wurde polniſche, dann brandenburgiſche Provinz, und — um jenes großen Verluſtes gleichſam zu ſpotten — ward ihm von des Glückes Eigenſinn die Ehre zugetheilt, allen Beſitzungen des Hauſes Brandenburg ſeinen Namen zu leihen, ja ſogar die Königswürde an ihn zu knüpfen.

Vor dieſem vernichtenden Frieden behauptete Preußen einen hohen Rang unter den europäiſchen Staaten, errungen durch langes Zuſammenwirken phyſiſcher und moraliſcher Kräfte. Papſt und Kaiſer zeigten Achtung für den Orden, deſſen Kreuz die edelſten Geſchlechter ſchmückte; deſſen Tapferkeit, wie ſein romantiſcher Urſprung, die Gemüther mit Ehrfurcht, die Phantaſie mit wunderbaren Bildern füllte; deſſen Beſitzungen von der Narova bis zum atlantiſchen Meere in allen Ländern Europens zerſtreut lagen; der die Frommen durch ſeiner Stiftung Zweck, die Tapferen durch ſeinen Ruhm beſtach. Preußen war das Land, wo, Jahrhunderte hindurch, jeder Ritter Ehre, jeder Abenteurer Glück ſuchte; wo das Erworbene durch kein Fauſtrecht verkümmert wurde, während Deutſchland unter der Herrſchaft adlicher Raubſchlöſſer ſeufzte. Auch unter den Handelsſtaaten behauptete Preußen einen Ehrenplatz. Reichthümer gewährte ihm der nordiſche Handel, Schutz die mächtige Hanſe. Daher der Strom von Einzöglingen, der nach Preußen immerwährend ſich ergoß, als in ein gelobtes Land.

Und was wurde nun aus dieſem ſchönen Lande? — eine Wüſte, mit zerſtörten oder entvölkerten Wohnungen beſäet; eine Wüſte, wo noch Jahrhunderte ſpäter, in dicken Wäldern, auf unfruchtbaren Haiden, das Auge Spuren der geſegneten Fluren fand, deren Früchte einſt des Landmanns Scheuren füllten.

Wahr iſt freylich, des Ordens Uebermuth und Zügelloſigkeit hatten dem Bunde gerechten Vorwand gegeben; doch im Gefühl ſeiner Stärke, überſchritt er bald mit gleichem Uebermuth die zarten Gränzen der Selbſtvertheidigung; kannte kein Maß mehr für ſeine Foderungen; trachtete die Herrſchaft zu theilen; würde auch dann noch, unbefriedigt, nach Alleinherrſchaft geſtrebt haben; und wäre ihm das gelungen, ſo läßt der Geiſt, der ihn beſeelte, wohl mit Recht vermuthen, daß die Regenten nur zu bald an verhaßter Willkür ſelbſt die Kreuzherren würden übertroffen haben.

Große Lehre für die Nachwelt! Was der Unglückliche tugendhaft anhebt, das endigt der Glückliche mit Frevel; denn jede Stunde wandelt des Menſchen Gemüth. Darum ſoll ein rechtliches Volk zögern ſo lange es vermag, ehe es zu Gewalt ſchreitet. Die Frucht ſchimmert, der Geſchmack iſt bitter, die Wirkung Gift.

Was errangen die Preuſſen?

Dreyzehnjährigen Jammer — kurzen Siegestaumel — das Joch einer fremden Nation — Zerrüttung ihres Vaterlandes — den Fluch ihrer Nachkommen! denn die Geiſſel, dem Orden entriſſen, wurde in der Hand der Polen zu Skorpionen!

Ende des vierten Theiles.

Historiſche
Belege und Erläuterungen.

Zum erſten Kapitel.

Zwiſt im Innern des Ordens.

Zahlreiche Urkunden ſind die Quellen dieſes Kapitels. Ich übergehe die der Schloßbibliothek, vom Profeſſor Kreuzfeld aufgefunden, und vom Herrn v. Baczko in ſeiner Geſchichte benuzt. Hieher gehören vorzüglich die Nummern 1003, 1663, 1683, 1789 der Briefſammlung, wie auch Fasc. Fol. II. Pars III. n. 34.

Die Urkunde, durch welche Paul den Deutſchmeiſter förmlich ſeines Amtes entſezte, befindet ſich im geheimen Archiv, n. 163. Die angeführten Gründe: er ſey ungehorſam auf des Hochmeiſters Ladung nicht erſchienen, obgleich der leztere kein Mittel unverſucht gelaſſen, die Schelung beyzulegen. Darum erklärt er ihn, kraft päpſtlicher Macht und erſter Einſetzung des Ordens, ſeines Amtes verluſtig; befiehlt allen Brüdern, Pfarrern u. ſ. w. ihm nicht mehr zu gehorchen; ſchickt den Comthur von Graudenz und den Pfarrer zu Thorn, ſie ihres Eides zu entbinden, gleichwie er und ſein Kapitel ſie deſſen ſchon entbunden haben. Er gebietet, zur neuen Wahl zu ſchreiten, worauf er, aus zwey Gekohrnen, Einen beſtätigen wolle. Die Urkunde iſt im Jahr 1438 ausgeſtellt, doch ſehr von Moder angegriffen.

Beſonders wichtig und von keinem Schriftſteller gekannt, ſind zwey römiſche Urkunden in dieſer Sache, von welchen hier ein Auszug folgt. Die Erſte (n. 1080 des geh. Archivs) hebt alſo an:

Eugenius etc. Dudum siquidem ad notitiam nostram deducto, quod dilectus filius Eberhardus de Saunsheim preceptor Alemannie dicti ordinis, quibusdam exquisitis coloribus et litteris a centum annis et ultra anno habentibus potestate editis nec umquam quod in memoria hominum extet effectum sortitis jurisdicionem habere pretendens in dilectum filium Paulum generalem magistrum dicti ordinis, ipsum citari fecisset ut infra tres menses nonnulla ad salutem et pacem dicti ordinis per dictum magistrum cum suis preceptoribus prelatis nobilibus et communitatibus (alſo die drey Landſtände erkennt der Papſt hier an) edita revocaret ceteraque alia faceret, que in litteris hujusmodi citationis possunt clarius apparere; que paterno considerantes affectu et ex hujusmodi controversia multa mala, dissensiones et scandala in ipso ordine provenire posse formidantes, scripsimus prefato Eberhardo omni cum caritate ipsum exhortantes ac monentes, ut ab hujusmodi novitatibus, que possunt multorum et gravium malorum et discordiarum materiam et originem preparare, prorsus abstinere vellet, et si qua in parte se gravatum putaret, ad nos et sedem apostolicam, cui omnis anima subesse dinoscitur, pro justitia recursum haberet, prout in litteris nostris, quas ad ipsum destinavimus, et quarum tibi (dem Hochmeiſter) copiam presentibus mittimus alligatam, latius continetur. Quibus litteris prefatus Eberhardus minime obtemperandi occasionem querens, dixit litteras hujusmodi preter scientiam et intentionem nostram emanasse, quod cum ad nostram notitiam evenisset, eidem alias litteras dedimus etc.

Nun kommt er auf die Liefländer, die ſich erdreiſtet, den Heinrich Nottleben zu verwerfen, in ipsius religionis non parvum scandalum ac Constitutionum vilipendium et contemptum. Das ſey gefährlich nimia severitate animadversione prefatas rebelliones comprimere cure nobis sit. Noch Einmal ſoll der Hochmeiſter die Güte verſuchen. Im Fall ſie fruchtlos bliebe, trägt der Papſt ihm auf, ut omni solemnitate juris omissa ac sola facti veritate inspecta, diebus feriatis et non feriatis, mit größter Strenge verfahre, und den Liefländern einen Termin vorſchreibe, binnen welchem ſie den Heinrich Notleben (den er immer Natleben nennt) als ihren rechten Meiſter anerkennen ſollen. Wer ſich dagegen ſezt, etiam si archiepiscopali episcopali uel alia quacunque prefulgeat dignitate, (man ſieht hieraus auf welche Seite die liefländiſchen Prälaten ſich neigten) der ſoll per censuram ecclesiasticam u. ſ. w. gezwungen werden, und kein privilegirtes forum ihm zu ſtatten kommen. Alle Verbindungen zwiſchen Eberhard und dem Meiſter von Liefland, die auf Ungehorſam und Schmälerung des hochmeiſterlichen Anſehens abzwecken, ſoll Paul vernichten, ſelbſt wenn ſie eidlich eingegangen wären, indem ein ſolcher Eid nur in detrimentum religionis predicte geleiſtet worden ſey. Zulezt macht der Papſt ſich anheiſchig, Alles zu genehmigen, was der Hochmeiſter in der Sache thun und beſchlieſſen werde. Gegeben zu Florenz 1438 den 17ten Kal. Aprilis, ſeines Papſtthums im 9ten Jahr.

Die zweyte Urkunde befindet ſich im geh. Archiv n. 992 und enthält den richterlichen Ausſpruch, den Antonius Biſchoff von Oſtia, und Nicolaus presbyter cardinalis, kraft päpſtlicher Vollmacht in der Sache gefällt. Wenn Sancheim nicht binnen zwanzig Tagen zu ſeiner Pflicht zurückkehrt; ſo ſollen die deutſchen Ordensgüter eingezogen und 1000 Mark reines Silbers an die päpſtliche Kammer erlegt werden, von welcher Geldbuße auch dem Höchmeiſter ein Theil zugeſprochen wird. Allen Anhängern des Empörers wird mit Excommunication und Confiſcirung ihrer Güter gedroht. Datum et actum Florencie in conuentu omnium sanctorum ord. humiliatorum. (Das Datum iſt unleſerlich, die Jahrzahl vermuthlich 1438.)

Die merkwürdigen Klagen der Liefländer enthält der Anhang einer handſchriftlichen plattdeutſchen Chronik, welche mir vom Herrn Secretair Juſtus Rieſenkampf zu Reval mitgetheilt, und ſchon verſchiedenemal von mir angeführt worden. Ich liefere daraus noch folgendes zur Erläuterung:

Zugleich mit Cyſſo von Rutenberg ſey **Goswyn von Welmede**, ein Weſtphälinger, gekohren worden, der auch der tüchtigſte und weiſeſte geweſen; allein man habe aus des verſtorbenen Meiſters Kammern ein Käſtchen mit Geld, und aus ſeinem Stalle zwey der ſchönſten Hengſte genommen, um ſie dem Hochmeiſter zu bringen, worauf dieſer den Cyſſo beſtätigt. Arndts liefländiſche Chronik weiß nichts von dieſer zwieſpältigen Wahl. Nur Einmal (p. 129) nennt er einen Goswyn von Veldmede als Revaliſchen Comthur, doch nur als Zeuge bey einem Vertrage mit dem Erzbiſchoff.

Höchſt auffallend iſt die Behauptung der Rieſenkampſchen Chronik, Franke Kersdorp ſey von Geburt kein Edelmann geweſen. Vergleiche Arndt p. 131. not. a. — Deſſen Habſucht wird mit folgenden Thatſachen belegt: Es ſtarb ein Comthur zu Velon, der hinterließ 30000 Mark an Golde, 600 löthige Mark Silbers, und Tafelgeſchmeide, dat all in des Meiſters Kammer quam to Koge. Daſſelbe geſchah mit dem Nachlaß eines Vogts zu Jerwen, eine Tonne voll Geld und mehr als 100000 Mark. Solche Reichthümer konnten die Edelmänner trotz ihres Armuthgelübdes erwerben. Arndt meint (p. 132. not. c.), Paul habe ſich nicht getraut, die fette Erbſchaft den rechten Erben zu entziehen. Arndt vergaß, daß eines der ſtrengſten Ordensgelübde den Rittern alles Eigenthum unterſagte. Die Liefländer hatten ganz Recht, dieſen Schatz als der Ordenscaſſe gehörig zu betrachten. Aber freylich ſagt ſchon der naive Ruſſow: „mancher ließ ſeinen Finken nach Hauſe fliegen.“

Ueber den Tod des Franke Kersdorff ſind die Geſchichtſchreiber getheilter Meinung. Dieſe Chronik entſcheidet, indem ſie, bey Erwähnung des Vorwandes, deſſen Paul ſich bedient, nemlich der Unſicherheit von ihres Meiſters Tode, alſo ſpricht: wowoll dat apenbar waß dat he todt bleff.

Pauls Antwort wegen der Statuten iſt alſo ausgedrückt: ſe weren undochtig und erdacht, und he en welde der nicht achten. Von der Zwietracht, die Paul in Liefland ſtiften wollen, heißt es:

dat doch mit der Hulpe Gades wedderſtanden warth. Darauf habe er beſchloſſen die Liefländer zu bekriegen wedder Godt, ſyne ere, ſyner ſelen ſalicheit und wedder unſirn Orden. Den Hauptmann zu Samayten ſoll Paul haben warnen laſſen durch den Comthur zu Memel, Johann Reibnitz, dat he ſie darna wyſte to richten.

Am Schluß jener harten Klagen foderten die Liefländer von Paul 150000 Gulden und 3000 Mark Silbers, wodurch zwey Beſtätigungen von ihm erkauft worden; ferner eine geliehene Summe von 27000 Mark und Schloß Memel, wofür ſie dem Biſchoff von Curland Schloß Nyggehuß (Neuhaus) mit vielen Dörfern abgetreten. Endlich noch 20000 rigiſche Mark. Unkoſten in allerley Händeln, die, ohne ihr Verſchulden, er ihnen zugezogen.

Die Ladung des Deutſchmeiſters nahmen die Liefländer für eine Suſpenſion vom Amte, denn ſie erklärten, ſie wollten des Hochmeiſters Beſtätigung nicht upnehmen derwyle dat he ſtunde in Ladinge des Meiſters von duzſchen Landen.

N. 156 des geh. Archivs iſt ein Tranſſumpt des Biſchoffs von Pomeſan, einer, im Kloſter Oliva 1439 ausgeſtellten Urkunde, welche die friedlichen Bemühungen der Sendeboten zu Mergentheim und Frankfurt erzählt. An der Spitze der Friedensſtifter, von Seiten des Ordens, ſtand Heinrich Reuß von Plauen, und unter den übrigen ragt Conrad von Erlichshauſen hervor, damals noch Comthur zu Thorn. Der Gebietiger waren überhaupt ſechs, ſammt dem Pfarrer Ruperti aus Danzig. Ueber dieſe groſe Anzahl, heißt es, ſey Eberhard erſchrocken. In dem Geleitsbrief, von ihm ſelbſt entworfen, verlangte er: daß man ihm ſeine Würdigkeit nicht abbrechen ſollte, wie bisher geſchehn. Der Hochmeiſter müſſe erklären, wofern das Geleite gebrochen werde, aller Würden und Ehren verluſtig zu gehn, und nie wieder dazu gelangen zu können. So beleidigend dieſes Mißtrauen eines Bruders gegen Brüder war, ſo ſezten doch die Abgeordneten den Brief nach ſeinem Willen auf, (ich beſitze davon eine gleichzeitige Abſchrift)

Abſchrift) der unter andern enthielt: „Wir geloben, daß wir in gütlich wellen uffnemen, halden und fruntlich handeln, als einen oberſten Gebietiger tzu deutſchen Landen“ und wenn das Geleite gebrochen würde „und wir das ungeſtrafft lieſſen, ſo wollen wir, mit ſammt unſern Gebietigern als Uebertreter von ere und treue verwirkt und gehalten werden.“ Am Ende war noch die Verſicherung angehängt, ein groſſes Capitel zu halten, und eine gemeine Viſitation anzuordnen. Den lezten Punct ſtrich Eberhard durch.

N. 518 des geh. Archivs begreift die Verhandlung zum Sunde, wo Pauls Machtboten mit den Worten ſchieden: „Das ir uns ein regiment alleyne zu Prewſſen ſehen weldet, das deuchte uns gar unbillich, ſindemale wir alleſampts ir mit uns eynes ordens under eyner regel eyn Kreuze tragen, und vielleichte ſemliche (manche) andere wol ſo ader mer gebrechlich und ſtrefflich ſien, als euch bedeucht das wir ſien.“

Von Sanſheims Vorſchlägen beſize ich ſelbſt eine gleichzeitige Abſchrift. Sie ſind merkwürdig wegen verſchiedener Ausdrücke, die Verhältniſſe des Ordens zu Papſt und Kaiſer betreffend, welchen die Hochmeiſter ſelbſt ſo gern und oft eine ſchwankende, beliebige Deutung gaben. Hier ladet Sanſheim vor das Concilium zu Baſel, „das die heilige Kirche bedeutet von der unſers Ordens Beſtetigung hergeht, und da wir und unſer Mitteparth incorporirt ſind, und bekannt von beyden Theilen geſchworen haben.“ Oder vor den römiſchen König Albrecht „dieweil denn unſer Orden dem heiligen römiſchen Reich mannichfaltig gewidemet begabt gefreyt und ausgeſezt iſt, und ſunderlich dazu gehört.“ — Sonſt ſchlägt er noch als Schiedsrichter folgende vor: Maynz, Trier, Cöln, Pfalzgraf bey Rhein, Herzog von Sachſen, Markgraf von Brandenburg, Biſchöffe von Bamberg, Worms, Eichſtadt, Augsburg, Speyer, Straßburg, Doctoren der Rechte, Städte Lübeck, Sunde, Wismar, Hamburg, Lüneburg.

N. 160 und 162 des geh. Archivs enthalten die Citationen des Conciliums zu Baſel. In der erſten heißt es: decentissimum erat ut vos filii ecclesie in gremio matris vestre que per hanc sanctam synodum representatur, gratissimos pacis amplexus subeatis. Rußdorff wird ermahnt, ſich dieſer mütterlichen Einladung willig zu fügen. Gegeben zu Baſel am VII Idus Augusti 1439 apostolica sede vacante. Die zweyte Citation iſt vom Moder zerfreſſen, und die Jahrzahl unleſerlich. Sie ladet die Streitenden gen Nürnberg sub poena excommunicationis.

Eberhards kühne Auffoderung an die Comthure iſt zu finden in n. 484 des geh. Archivs.

Daß mehrere Balleyen, und welche, ihm abtrünnig wurden, ſoll in der Geſchichte der folgenden Regierung durch Urkunden bewieſen werden.

Den lezten Vermittlungsverſuch erzählen die Schiedsrichter ſelbſt, zu welchen Paul ſich endlich doch bequemt haben muß, in n. 207 des geh. Archivs. Die Urkunde iſt vom Jahr 1440, allein das Datum unleſerlich geworden.

Auf der Schloßbibliothek befindet ſich unter den Briefen und Berichten an den Hochmeiſter ☉ 3 ein Schreiben des Großcomthurs von 1440, welches von des Ordens Zwietracht in Preußen ſelbſt, ein Beyſpiel liefert. Der Comthur zu Chriſtburg war auf dem Hauſe Tauchel vom Kellermeiſter verrathen worden, an den Comthur zu Slochau, der Jenen am frühen Morgen überfallen, ihm alles Geld und Silberwerk geraubt, ſo daß er nichts davon brachte, als einige Pferde. Doch bittet der Großcomthur den Hochmeiſter, ſich nicht zu ſehr darum zu bekümmern, denn Gott werde Alles zum Beſten fügen.

Es iſt ſeltſam, daß die Histoire de l'Ordre Teutonique von allen dieſen, ſo laut gewordenen Zwiſtigkeiten, gar nichts weiß, oder wiſſen will. Nur wenn es darauf ankommt, die Preußen zu verleumden, dann weiß ſie Alles. T. V. p. 444 nennt ſie Schützens Behauptung unrichtig, daß die Liefländer ſich geweigert, in den ewigen Frieden [illegible]geſchloſſen zu werden, und ſagt: [illegible] [illegible]. Der Beweis: die Polen würden ſonſt nicht ermangelt haben, in ihrer Kriegserklärung 1454, wo ſie alle nur erdenklichen Beſchwerden zuſammenrafften, auch dieſe mit aufzuſtellen. Dennoch hat Schütz ſich nicht geirrt. Denn unter den Klagen der Liefländer in der Rieſenkampfiſchen Chronik iſt auch folgende, ſchon zum Theil erwähnte: Auf die Vorwürfe beyder Landmeiſter, wegen des Friedens mit Polen, habe Paul verſprochen, troß dieſes Friedens, Volk gegen die Polen zu ſchicken, damit ſie daheim blieben, während der Meiſter von Liefland ſich zur Heerfarth rüſtete, um Swidrigallen Hülfe zu leiſten. Er habe aber nicht Wort gehalten, ſondern es dem Hauptmann von Samayten verrathen u. ſ. w. Darum, fügen ſie hinzu, iſt unſer Meiſter erſchlagen worden. Jene Schlacht iſt alſo nicht am 1ſten September 1435, ſondern erſt nach dem ewigen Frieden geliefert worden, und die Liefländer, die ſo großes Aergerniß an Pauls Wortbrüchigkeit gegen Swidrigall nahmen, fuhren fort, dieſem unglücklichen Fürſten beyzuſtehn, ſo lange ſie ſelbſt vermochten.

Ihre Foderung, das Schloß Ruggebuß oder Neuhaus betreffend, findet ſich auch in einer Urkunde im Verzeichniß der von Dregerſchen Urkunden zur Fortſetzung des Cod. Pom. p. 109. n. 7. wo der Biſchoff von Curland dem Hochmeiſter Wallenrod einen anſehnlichen Theil ſeiner Diöces gegen dieſes Neuhaus abtritt.

Zum zweyten Kapitel.

Entſtehung des Preußiſchen Bundes.

Mancherley noch unbekanntes, was auch hier der mit Preußens Geſchichte Vertraute finden wird, iſt aus Urkunden und Regiſtranden des geheimen Archivs, der Schloßbibliothek, und mehreren Handſchriften geſchöpft.

In dem Briefcopeybuche des geh. Archivs, welches anhebt 1433, aber, ſo wie die meiſten übrigen, keine Seitenzahlen hat, ſteht ein Schreiben des Hochmeiſters an den Großcomthur, worin er dieſem meldet: die Bauern verkauften ihre Pflugpferde an die Roßtäuſcher, woraus leider zu erkennen ſey die merkliche Verterbung und Abnahme der armen Leute.

Ebendaſelbſt das ängſtliche Schreiben an die Städte Culm und Thorn um der böſen Gerüchte willen. — S. Grunau erzählt (tr. XV. c. 19. §. 1.): die Brüder aus Thüringen und Oeſtreich, unzufrieden mit ihren geringen Aemtern, hätten, beym Einſammeln des Schoſſes, der Preußen Klagen alſo beantwortet: „wir haben es dem Comthur auch geſagt, er will uns nicht hören; wollt ihr es länger leiden, das ſteht zu euch.“

Die erſte muthige Auffoderung, nicht länger zu dulden, 1439 in Culm geſprochen, hat Dionys Runaw in der Vorrede zu ſeiner Beſchreibung des dreyzehnjährigen Krieges, (einem ſelten gewordenen Büchlein) aufbehalten.

Der Band A des geh. Archivs enthält faſt wörtlich die angeführte glühende Rede der Stande vor dem Hochmeiſter, wie auch ſein fruchtloſes Erbieten, ſich Schiedsrichtern zu unterwerfen.

Die Schilderung der Gräuel im Innern des Ordens, liefert die Chronik des geh. Archivs p. 173 u. folg. An alle dem, heißt es daſelbſt, waren die böſen Zungen

Schuld. (Nemlich Schwaben, Franken, Bayern.) Durch dieſe erwuchs dem Lande ſo viel Spilles, (Unkraut) p. 130. Rheinländer hießen allſammt Thüringer, Heſſen, Sachſen, Meißner, die aus Geldern und Brabant, die Holländer, Fläminger, Lothringer, Lauenburger, Mecklenburger, auch aus andern Landen. Dieſe Stelle ſcheint zu beweiſen, daß der Orden ſich eben nicht ſtrenge an Eines ſeiner Grundgeſetze band: nur edle Deutſche aufzunehmen. Die Erbitterung ging ſo weit, daß man auf den Häuſern ſchlechte Verſe an die Wand geſchrieben las:

Hier mag Niemand Gebietiger ſeyn,
Er ſey denn Schwab, Beyer oder Franklein.

Man ſagt, nach vollendeter Staatsumwälzung ſey noch folgendes hinzugefügt worden:

Wir haben einander wol gebeit,
Und ſind eines guten Landes queit,
Haben's Niemand zu danken,
Dann Beyer, Schwab und Franken.

Von dem Wüten der Edelmönche zu Marienburg erzählt S. Grunau (tr. XV. c. 19. §. 3.), es ſey daher entſtanden, daß Paul für die gerechte Sache der Unterthanen geſprochen, und die vom niedern Adel ihm Beyfall gegeben. Man habe nicht allein die Schwerter gezogen, ſondern ſich auch der verſchiedenen Abtheilungen der Feſtung bemächtigt, um ſich gleichſam unter einander zu belagern. Paul ſey auf einem Jagdſchlitten zu dem alten Hochmeiſter (Küchmeiſter) geflohen. — Ich habe nicht gefunden, warum der Adel von Harrien und Wierland (in Ehſtland) damals gegen Paul aufgebracht war. Allein daß ſie ihm wirklich drohten, beweiſt ein Originalbrief des Vogts Heinrich Notleben (Notkeue) worin er meldet, Ritter und Knechte wären zu ihm gekommen, ſich verbittend allen Schaden und Verdruß von Seiten des Hochmeiſters und der Seinigen, ſonſt wollten ſie ſich dagegen ſetzen, und wären dazu im ganzen Lande überein gekommen. Käme es zu etwas, ſage Notleben, da Gott vor ſey, ſo könne er ſich nicht von ihnen abſondern, ſondern müſſe ihnen beyſtehen mit aller Macht und Vermögen. Deshalb bittet er um eine gute Antwort, und hat den Brief zweymal, zu Waſſer und zu Lande abgeſchickt. Am Tage Lamberti 1438. Schütz und Andere erzählen, der Hochmeiſter ſey zu Danzig in der Kirche ſelbſt erſchienen. Allein die Chronik des geh. Archivs, Waiſſel, und mehrere behaupten, er habe bloß den Hauscomthur geſandt, und „nach vielen ſcharfen Worten“ ſeyen etliche aus dem Rath und der Gemeine mit dieſem auf das Haus gegangen. Bey Begebenheiten, in Danzig vorgefallen, iſt wohl Schütz der ſicherſte Führer. S. Grunau ſagt: der Comthur habe die Bürger grobe Eſel genannt, weil ſie ihm nicht auf das Haus folgen wollen, ihm ſey aber im gleichen Tone geantwortet, und er gezwungen worden, für jeden Rathsherrn zwey Ritter als Bürgen zu ſtellen.

Herr v. Baczko meint, Hans von Bayſen habe, nach ſeines Gönners Fall, entweder geglaubt, die Bahn der Ehre ſey für ihn im Vaterlande verſchloſſen, oder für klug gehalten, dem Sturm eine Zeitlang auszuweichen. Er wußte nicht, daß Bayſen erſt fünf Jahre ſpäter nach Portugal ging, und daß er nach wie vor in der Gunſt des Ordens ſtand, wie das Empfehlungsſchreiben beweiſt, welches der Hochmeiſter 1419 an den König von Portugal für ihn ausfertigen ließ. (Geh. Archiv. Buch welches anhebt 1419) Darin wird er unter andern mit folgenden Worten gerühmt: sincera fidelitate, eleganti moralitate et strenuitate, ex utraque parentela de militari prosapia procreatum; welche zugleich ein Zeugniß für ſeine alte ritterliche Herkunft ablegen. Ob aber Conrad von Zaltingen ſein Ahnherr war, iſt zweifelhaft, denn ſchon 1412 führte er den Namen Bayſen, (Briefſammlung der Schloßbibl. n. 2004) ja bereits im Jahr 1399, unter Conrad von Jungingen, war Feſtus von Bayſen ein einſäſſiger Ritter im Lande. (Siehe Lucas David.)

Daß Abenteuer, in ſo weiter Ferne gegen ein Volk beſtanden, welches wohl kaum ein Preuße dem Namen nach kannte, Stoff zu Mährchen gaben, iſt begreiflich. Treterus de episcopatu Varmiensi, p. 41 et 42, und ſein Ausſchreiber Leo, hist. Pruss. L. V. p. 260, erzählen: die Portugieſen wären mit den Mauren über-

eine

eingekommen, (ungefähr wie einſt die Römer mit den Albanern) daß man die Fehde durch einen Zweykampf ſchlichten, und der Beſiegte dem Ueberwinder zinsbar werden ſolle. Da ſey Herr von Bayſen gegen einen gewaltigen Mohren aufgetreten, habe den bekämpft, und deſſen ganzes Volk durch dieſen Sieg dem Könige von Aragonien unterworfen. Herr v. Baczko rühmt deſſen Tapferkeit beym Sturm von Ceuta in Africa, und in einer Schlacht bey **Abaul.** Die Quelle dieſer Nachrichten iſt nicht angegeben.

Daß, nach ſeiner Zurückkunft, Michael Küchmeiſter ſich in Staatsgeſchäften ſeiner bediente, beweiſt Baczko durch des Ritters Unterſchrift unter einem mit dem Biſchoff von Cujavien geſchloſſenen Vertrage. Daß er auch ſpäter daſſelbe Vertrauen genoß, erhellt aus einem von ihm mit unterzeichneten Beyfrieden 1433 (geh. Archiv Regiſtrande welche 1433 anhebt). Paul Rußdorff wählte ihn ſogar zu einem der Geſandten, die 1439 zwiſchen ihm und Land einen Frieden vermitteln ſollten. (Geh. Archiv n. 220.) Auch das warme Zeugniß des Königs von Portugal iſt noch im Original vorhanden in der Briefſamml. der Schloßbibl. n. 2310.

Das Geſchlecht von Bayſen verdiente nicht bloß um dieſes Einen Zweiges willen des Geſchichtforſchers Aufmerkſamkeit; denn Mehrere dieſes Namens, Stibor, Gabriel, Sander, Nicolas, Alle gleichzeitig mit Hans, thaten ſich als Bundesſtützen, und noch ihre ſpäteren Nachkommen als wackere Patrioten in Weſtpreußen hervor.

Es iſt die hist. de l'O. T., welche an mehreren Stellen des 5ten, 6ten und 7ten Bandes, den Leſer zu überreden ſucht, aus der böſen Hußiten Ketzerey ſey der böſe Bund entſprungen. Der Verfaſſer (ſelbſt deutſcher Herr) iſt ein eben ſo eifriger Katholik als Ordensfreund. Auch die Zwietracht im Orden ſelbſt leitet er aus eben dieſer Quelle. Nach der Tannenberger Schlacht wären Unordnungen eingeriſſen, als Folge der neuen Lehre, welche Heinrich Reuß von Plauen beſchützt.

Ich würde vielleicht dem Verfaſſer beypflichten, wenn es nöthig wäre, ſo weit zu ſuchen was ſo nahe liegt. Die Beweiſe von des Ordens Tyranney ſind unwiderſprechlich, ſogar von deſſen Freunden geliefert, wie ich in der Folge zeigen werde. Das Kreuz, welches ſie zum Ruhme Chriſti tragen ſollten, ſchien ihnen nur gegeben, um Allen ein Kreuz zu werden, ſagt Titius in Prussia a tyrannide Cruciferorum liberata. Act. Bor. t. II. p. 176 sq. und ſchließt ſeine Schilderung mit den Worten: et ne quid impietati deesset, debellabant amicos si hostem non haberent. Ja er wendet ſogar den Vers des Dichters auf ſie an, wo es vom Cyclopen heißt:

Visceribus miserorum et sanguine pascitur atro.

Mit eben ſo dunkeln Farben iſt das Gemälde von Strubicz entworfen (Arndt p. 151.). Ex opum et otii abundantia deciderunt hae familiae, et ordo equestris militiae sacrae a pietate, integritate, virtute et fortitudine in Epicuream securitatem, luxum, mollitiem et ignaviam; et nimio studio suarum voluptatum prorsus abjecerunt curam ecclesiae, religionis et disciplinae etc. Daher ſagt auch Titius am angeführten Orte p. 175: Non nos illos, sed illi nos, et fas omne deseruerunt. Non a fide nos defecimus, sed illi ab omni, quod est inter homines, jure.

Pauli erklärt (p. 302) „dieſes Bündniß, über deſſen Rechtmäßigkeit ich nicht urtheilen mag, welches „aber der Orden den Unterthanen faſt abgedrungen" u. ſ. w. Wurde es ihnen wirklich abgedrungen, ſo iſt die Rechtmäßigkeit entſchieden. Aber nur die Nothwehr darf man gelten laſſen; denn was Manche von uralten Rechten Preußiſcher Stände träumen, iſt unerweislich. (Preuß. Samml. t. III. p. 539.) Wenn hier und dort die Edlen des Landes als Geiſſeln ausgehoben, oder von einem Caſtellan ein Vertrag mit beſchworen worden u. ſ. w., ſo ſetzt das immer noch keine eigentlichen Stände voraus, das iſt: Stellvertreter der Nation, mit welchen der Fürſt in Landesangelegenheiten ſich zu berathen verbunden ſey. Man beruft ſich auf Beyſpiele, daß ſchon in den Jahren 1307, 1309, 1383 u. ſ. w. allerley Polizeygegenſtände mit den Unterthanen berathen worden; allein das geſchah nicht, weil es hätte geſchehen müſſen; ſondern weil ein Fürſt ſehr natürlich, wenn er eine Bäckerordnung, oder etwas dergleichen machen will, gern Leute um Rath fragt, die Beſcheid wiſſen, und dadurch den Gehorchenden Vertrauen einflößt. Bey dem Bündniß mit Pommern, 1386, haben zwar Ritter und Städte mit unterſchrieben und beſiegelt, ſagen auch, es ſey mit ihrem Rath und Vollwort geſchehn; allein der Hochmeiſter ſagt nicht ein Wort davon, ſondern vielmehr ausdrücklich: **Mit reifem Rath meiner Mitgebietiger**, ohne irgend eines andern Rathes zu erwähnen. Wo bliebe denn auch die Geiſtlichkeit, die ja überall unter den Ständen der Erſte iſt? in Preußen war ſie überdieß ſehr mächtig, beſaß feſte Schlöſſer und zahlreiche Vaſallen, die unter des Hochmeiſters Fahnen fochten; dennoch werden immer nur **Land** und **Städte** genannt.

Aus einer Stelle der culmiſchen Handfeſte: „Wir befreyen die Bürger ab omnibus collectis injustis et hospitationibus coactivis aliisque exactionibus indebitis" will man ſchließen, daß ſie das Recht gehabt, Auflagen zu billigen oder zu verwerfen, weil ſonſt dieſer Punkt leeres Geſchwätz enthalten würde, indem ja ſtets der Orden ſagen könne: dieſe Auflagen ſind gerecht, obgleich ihr Preußen ſie nicht dafür haltet. Die Auslegung iſt ſinnreich aber unbefriedigend. Ein Recht zu Gegenvorſtellungen mag allenfalls aus jenen Worten gedeutet werden; ſonſt nichts. Hingegen zu **Tagefahrten** — zu Verſammlungen, wo über gemeinſchaftliche Noth oder Vortheil gerathſchlagt wird — wäre ihr Urſprung auch nicht ſo alt, als Ammelung de Prussorum Comitiis in Act. Boruss. t. II. p 566 zu erweiſen ſucht — haben die Unterthanen ein natürliches Recht; und dieſes Recht iſt auch erſt dann von den Kreuzherren angefochten worden, als es in Mißbrauch überging.

Lächerlich ſcheint vollends, wenn man ſogar Spuren ſucht und zu finden vermeint, daß die Preußiſchen Stände ſich in die Hochmeiſterwahlen gemiſcht. Die Beſchwerde über des von Plauen Entſetzung war eine bloße Anmaßung.

Mit Einem Worte: unwiderſprechlich hatte der Orden die Befugniß, alle Souveränitätsrechte uneingeſchränkt auszuüben, wenn ſie nur nicht der culmiſchen Handfeſte, oder andern verwilligten Ausnahmen zuwider liefen. Hierüber iſt noch nachzuleſen Hartknoch diss. XIX. de rep. vet. Pruss. §. 18. 19. Hist. de l'O. T. T. V. p. 463 sq. T. VI. p. 259 sq. In Pommern hingegen haben ſchon in frühern Zeiten die Stände viel gegolten, wie aus einer Urkunde bey Dreger zu erſehen, (Verzeichniß der von Dregerſchen Urkunden als Fortſetzung des Cod. Pom. p. 17.) wo im Jahr 1287 Universitas Pomeranorum oder ſämmtliche Stände der Lande Herzog Meſtwins II. geloben, den Frieden, den er mit dem Biſchoff von Camin gemacht, nicht allein zu halten, ſondern ſich auch, nach Meſtwins Tode, keinem neuen Fürſten zu unterwerfen, bevor er dieſen Frieden nicht beſtätigt habe.

Faſt unzählig ſind die Tagefahrten, welche, von dieſem und den folgenden Jahren, in den Büchern des geh. Archivs höchſt weitſchweifig verzeichnet ſtehn, doch ſie enthalten größtentheils nur langweilige Wiederholungen alter Klagen. Unter den gedruckten, hier benutzten Büchern war Schütz die Hauptquelle. Allein dankbar muß ich noch der ungedruckten Papiere des ſel. Profeſſor Kreuzfeld erwähnen, eines klugen, fleißigen Mannes, der, bey dieſem und einigen der folgenden Kapitel, mir treulich vorgearbeitet, und ſicher mehr noch geleiſtet haben würde, wäre ihm der Zutritt zu dem geheimen Archiv verſtattet geweſen. Man wird bisweilen auf Wendungen ſtoßen, die dem Hrn. v. Baczko abgeborgt zu ſeyn ſcheinen, wo aber nur wir beyde aus einerley Quelle ſchöpften, nemlich aus den Kreuzfeldiſchen Papieren.

Zum dritten Kapitel.

Des Bundes nächſte Folgen.

Die hist. de l'O. T. t. V. p. 523. läugnet ſogar, daß Paul mit 39 Comthuren den Bund gebilliget habe, doch ohne einen andern Grund anzuführen, als dieſen: on ne se persuadera jamais, que le Grandmaitre ni aucun des Chevaliers ait été assez borné pour approuver une pareille ligue. Der Verfaſſer gibt zwar zu, daß mehrere Urkunden im Cod. dipl. Pol. dieſen Umſtand enthalten; allein dieſe wären theils von Preußen, theils von Polen aufgeſetzt, folglich unbeweiſend. Man könnte antworten: mit jenen Urkunden ſtimmen alle Schriftſteller überein. Auch die Chronik des geh. Arch. ſagt: „Viele billigten den Bund und hätten es gern gut geſehn.“ (p. 174.) Allein vollkommen wird jener bedeutende Umſtand bewieſen, durch den vor dem Kaiſer geführten und vom Kaiſer ſelbſt urkundlich erzählten Rechtsſtreit, wo die Verbündeten, unwiderſprochen, ſich auf die Zuſtimmung des Hochmeiſters ausdrücklich berieſen. Von dieſer wichtigen Urkunde ein Mehreres unter dem Jahr 1453.

Leo L. V. p. 265. erzählt noch weitläuftiger die Unthat der ergrimmten Ritter, als ſie in einer Nacht 17 Edle ermordeten. Die übrigen, ſagt er, flohen in die Städte. Da berief der Orden die Ritterſchaft unter dem Vorwand einer Heerſchau, eigentlich um ſie zu fangen. Als ſie aber klüglich ausblieb, wurden ihre Dörfer eingezogen, doch nicht die Höfe, um ſie dort zu ergreifen, wenn ſie etwa dahin zurückkehren möchte. Allein der Adel zündete in Einer Nacht ſeine eigenen Beſitzungen an, und floh aus Preußen. Dieſer Nachricht ſcheint nicht zu trauen, da Leo kurz zuvor p. 264 (ob zwar übereinſtimmend mit Treterus) noch eine andere liefert, die offenbar falſch iſt: Hans von Bayſen ſey als Rebell aller Güter beraubt, bey ſeinen Brüdern eine Zeitlang herum geritten, und endlich, in äußerſter Noth, mit zwölf Reitern zum König von Polen geflohen, dem er einen Plan entworfen, Preußen an ſich zu bringen.

Die hist. de l'O. T., wie gewöhnlich alle Gräuel des Ordens ſehr glimpflich vortragend, erwähnt jener Miſſethat, als von Privatperſonen verübt (par des particuliers).

Wahr iſt, die Namen der Thäter blieben verborgen: aber daß ein ſolcher Ueberfall von ſiebenzehn Höfen in Einer Nacht, nicht von wenigen Privatperſonen geſchehen konnte, liegt klar vor Augen. Die Edlen waren auf ihren Höfen doch ſicher nicht ohne allen Schutz? auch ſie hatten bewehrte Knechte, und vermuthlich, in einer ſolchen ſtürmiſchen Zeit, deren nicht wenige. Mich dünkt, man müſſe, gering gerechnet, annehmen, daß jeder Edelhof von 25 Mann überfallen worden. Das gibt eine Zahl von mehr als 400; folglich konnte dieſe ſchimpfliche Expedition nicht ohne Mitwiſſen vieler Gebietiger vollbracht ſeyn. Wenn man ſich nun erinnert, daß nicht der Hochmeiſter, ſondern der ganze Orden Landesherr war; ſo iſt die Beſchuldigung gewiß nicht ungegründet: daß der Landesherr ſelbſt dieſe That an ſeinen Unterthanen verübte.

Ein bloßer Irrthum iſt es wohl, wenn in dem nemlichen Werke, p. 528, geſagt wird: die Richter bey dem großen Landgericht hätten diejenigen Klagen nicht unterſuchen wollen, die während der Regierung des jetzigen Hochmeiſters begründet worden. Es verhielt ſich gerade umgekehrt.

Bey Gelegenheit des Handels über den See, den Hans von Bayſen trotzig foderte und gewann, ſagt Leo: palamque dicebatur, Episcopum propter differentiam, quae ei occasione cujusdam lacus cum Ioanne Baseno equite intercesserat, praecipuam causam huic bello dedisse. L. V. p. 260. Die Erbitterung mag dadurch vermehrt worden ſeyn, allein praecipua causa war ſie ſchwerlich.

Welche Gründe eigentlich die drey Convente zur Empörung bewogen, geht nirgend aus der Geſchichte hervor. Selbſt die Hist. de l'O. T., wohin dieſe Erörterung doch vorzüglich gehörte, ſchlüpft darüber hinweg, wie über Alles, was dem Orden keine Ehre bringt. In ihrem Schreiben an die Städte ſagen die Convente blos: auch ſie würden an ihren wohlhergebrachten Freyheiten gekränkt. Es iſt auffallend, daß das geheime Archiv gar nichts davon enthält. Vielleicht hat man das Andenken an eine ſo gehäßige Begebenheit ganz vertilgen wollen.

Paul war geſonnen, in Raſtenburg ſeine Tage ruhig zu beſchließen, auch waren bereits mehrere Wagen mit ſeinen Habſeligkeiten dahin vorausgegangen; allein der Kummer hatte ſeine Geſundheit ganz zerrüttet, und ein Schlagfluß war die Folge.

Daß die Beſtätigung des Bundes durch den römiſchen König, welche die meiſten Schriftſteller, (doch Pauli ausgenommen) in das Jahr 1452 ſetzen, wirklich ſchon 1441 erfolgte, wird weiter unten erwieſen werden.

Alle Geſchichtſchreiber Preußens ſtimmen darin überein, daß die Nachricht von Pauls Tode die beyden Landmeiſter noch auf der Heimreiſe ereilt, worauf ſie alſobald zurückgekehrt wären. Doch dem iſt nicht alſo. Die Schloßbibliothek bewahrt, n. 957, ein Schreiben von Heydenreich Vincke an den Obermarſchall Conrad von Erlichshauſen, der ihn zur neuen Wahl gen Marienburg geladen hatte, des Inhalts: er könne ſo gradezu nicht kommen, zweifle auch, daß der Deutſchmeiſter erſcheinen werde, wenn die Sachen nicht anders ſtünden, und ihnen kein gutes Geleit zugeſichert werde. In dieſem Schreiben erwähnt er auch der Städte in Liefland, die einen Tag unter ſich angenommen hatten. Was ſie da handeln wollen, wiſſe er nicht, aber mit Gottes und der Gebietiger Hülfe wolle er wohl ſteuern.

Daraus iſt zu erſehen, daß derſelbe Geiſt, der den Preußiſchen Bund belebte, auch ſchon in Liefland ſich zu regen begann. Arndt weiß davon nichts.

Zum

Zum vierten Kapitel.

Conrad von Erlichshauſen.

Ueber den eigentlichen Wahltag dieſes Hochmeiſters hat man viel geſtritten, aber es verlohnt nicht der Mühe, zu unterſuchen, ob er ein paar Tage früher oder ſpäter gewählt worden. Seine treuherzige Rede, dieſer Abglanz ſeines biedern Characters, findet ſich in dem Buche A des geh. Archivs; die Beſchreibung ſeiner Geſtalt, in der Chronik daſelbſt.

Durch welche Wohlthaten er auf ſeiner Huldigungsreiſe die Herzen zu gewinnen ſuchte, mag unter andern folgende Urkunde der Schloßbibliothek n. 1660 beweiſen:

> „Wir B. C. von Erlichshuwſen, Homeiſter deutſches Ordens, thun kunt und offenbar, bekennen Allen den deiſe ſchrifft werden vorbracht, das vor uns und unſer Gebitiger gekommen ſyn unſer lieben getruwen Ritter und Knechte der Gebiete Elbing und Chriſtburg, demuticlich bittende, das wir ſie nach dem wir en czugeſagt und gelobet hetten, bey iren Brieffen laſſen geruchten, konden wir en die nicht beſſern, das wir en die ouch nicht ergerten, und das wir en ouch, als wir en czugeſagt hetten, die Pommerſche Bank als man die von Alders gehalden hette, vordann halden ließen. Des ſo haben wir angeſehen ir fleiſſige bete und getruwe Dienſte, die ſie uns und unſerm Orden manch ſtund gethan haben und noch thun ſullen in zukunftigen czeiten und haben en czugeſagt und czuſagen en in crafft diſſes Briffes, ſie bey iren Brieffen czu halden in der maaße und weiſe, als wir das unſern landen und ſtedten vor der Holdung czugeſagt haben. Darczu gonnen wir en nach rathe unſer Gebitiger, die Pommerſche Bank als man die von alders gehalden

hat, vordann czu halden, doch alſo beſcheidentlich, das ſie nach aldhergekommener Gewonheith, ſo das keine newkeite oder einigerley newfunde dorin getragen oder gemacht werden, werde gehalden. Von ſunderlicher gonſt uff den artikel irer beger, ab ymand in erbrechte ſeſſe und dorinne verſtoerbe, was her gehabt hette, das her das ſeinen ſoenen und tochtern erben möchte. Wenn der Kynder nynne were, das wir denn mit den gutern teten was wir welden. Thun wir en ſulche gnade, ab eynigerley Gutter czu erbrechte von den berurten rittern und knechten der egenannten Gebiete an uns vorſtürbe, dorynne alleyne Juncfrawen bleben, ſo das eyne davon manbar were, welchen erbaren Knecht von unſern Dienern wir denn die gutter mit der manbaren Juncfrauen geben wollen, dowider ſulle nymand ſprechen und dobey ſal es bleiben. Derſelbe denn die andern Juncfrawen nach vormögen der Gutter und nach irkenntniſſe der Herrſchafft und der neiſten eldilen Frunde eyme uſzrichten ſulle. Weren aber ſulche Juncfrawen alle noch unmanbar, ſo ſulle der Herre des Gebiets dorunder ſolche Gutter gelegen ſeyn, der neiſten frunde eynen dorczu nemen, em die Gutter beuelen, der mit wiſſen der Herrſchafft vor ſemliche Gutter raſhen und doron alle jar vor dem Herrn des Gebiets rechnunge thun ſulle, ſo lange das die Juncfrawen manbar werden, ſo man ſie denn in obengeſchrebener weiſe mit eynen manne beſorgen ſulle. Were ymande hy aber in ſeynen Brieffen, die czu erbrechte luwten ſunderliche begnadunge geſcheen, der ſulle her genyſſen. Und damit ſulle allerley czweytracht, Unwille, czuſproche und ſchelungen, wie ſich die bisher zwiſchen uns, unſerm Orden von eyme, und den berurten unſern lieben und getruwen vom andern teyle irleuffen und gemacht haben, guttlich und fruntlich ſeyn hengeleget und endſcheiden, der forder und ewiclich nicht nich zugedenken. Diſſe hie oben geſchrebene Artikel haben wir mit unſern Gebietigern, die wir uff dismal bey uns haben gehat, uffgenommen, ganz vorwillet und vorliebet, desgleichen die oben geſchreben unſer lieben getruwen ouch getan haben. Geſcheen zum Prewſchmarkt am Sonnabend nach Nativitatis Marie virg. Im xiiij C und xlj Jare.

N. 2198 enthält ähnliche Verwilligungen. Vorher wurden alle, vom Orden ſchlechtweg auf Erbrecht verſchriebene Lehne, eingezogen, wenn männliche Erben fehlten, obgleich die Beſitzer, außer Ritterdienſten, auch Zehnten von Wachs, Korn und Waizen liefern mußten. Diß drückende Recht hatte längſt ſchon dem Lande fruchtloſe Klagen abgenöthigt, indem Ritter und Knechte entweder Befreyung von jenen Abgaben, oder billigere Erbfolge begehrten. Das leztere bewilligte Conrad jezt den Gebieten Elbing und Chriſtburg, auch den pomerelliſchen Knechten, ſammt der Befugniß, ihren Frauen einfache Leibgedinge zu verſchreiben. Ein gleiches wurde Samland verſprochen, wiewohl ſpäter gehalten. Von der verwilligten Gerichtsbarkeit nahm der Hochmeiſter blos die Straßengerichte aus. — Die Zuſage, den Handel zu ſchützen, gründete ſich auf eine bittere Klage der Kaufmannſchaft, (Buch A des geh. Archiv) worin es unter andern hieß: „In allen Landen wird der Kaufmann dieſes Landes beſchädiget und betrübet.“

Die Geſchichte des Baurenaufruhrs erzählen Treterus (p. 40) und ſein Abſchreiber Leo (p. 259). Bemerkenswerth iſt beyder Ausdruck, daß die Bauern aliquamdiu fame macerati se mitius gerere coeperunt. Die nähern Umſtände hat Baczko (B. III. p. 120) aus Handſchriften angeführt.

In Anſehung der Zölle gelang es dem Hochmeiſter, den Papſt Eugen ganz für den Orden zu ſtimmen, wie ein merkwürdiges Schreiben dieſes Papſtes an die Preußiſchen Biſchöffe beweiſt. (Geh. Arch. n. 59.) Eugen erzählt darin: vor Zeiten habe zwar der Orden das culmiſche Land von Zöllen befreyt, damals ſey jedoch das Herzogthum Pommern für ſich beſtehend geweſen, und ſpäter erſt mit Preußen vereinigt worden. Dennoch berieſen ſich die Einwohner von Pommern auf das culmiſche

Privilegium, und hätten es durch Laici von Magdeburg zu ihrem Vortheil auslegen laſſen. Darum ſollen die Biſchöfe ſie verſammeln und ihnen andeuten: jenes Privilegium könne nicht auf ſie bezogen werden, und die Auslegung der Magdeburger ſey kraftlos. Gegeben 1447 im 15ten Jahre ſeines Pontificats.

Wie Geld bedürftig der Orden war, erhellt unter andern aus dem Zuſtand der Hoſpitäler, (ſiehe geh. Archiv, ein Buch in Pergament gebunden, mit 21 bezeichnet, welches Verzeichniſſe der verſchiedenen Geräthſchaften auf den Häuſern enthält.) Das Hoſpital zu St. Eliſabeth in Danzig beſaß damals nicht mehr als zwey Federbetten und Eine engliſche Decke.

Zum fünften Kapitel.

Verhältniſſe mit Brandenburg.

Das meiſte, bis jezt unbekannte, iſt hier aus der Regiſtrande Conrads von Erlichshauſen im geh. Archiv geſchöpft, die aus einer Sammlung von mehreren tauſend Briefen beſteht. Wo es irgend lehrreich oder bezeichnend ſchien, habe ich die eigenen Worte beybehalten. Gegen den Vogt der Neumark äuſerte der Marggraf zuerſt den Wunſch eines Bündniſſes mit dem Hochmeiſter (1441). Allein dieſer ſchrieb dem Vogt ausdrücklich: er ſolle zwar Gränzhändel und dergleichen freundlich abthun, jedoch in keinen Bund ſich einlaſſen.

Nach beygelegtem Zwiſt (1443) kam dennoch ein Freundſchaftsbund zu Stande, den Pauli nicht gekannt, und deſſen Baczko nicht erwähnt. Er ſteht im Cod. Brand. t. 5. p. 314. Es wird darin, unter andern, wiederholt, was ſchon in dem Vertrage über die Neumark ſtand, daß nemlich der Orden keinem Feinde des Churfürſten den Durchzug verſtatten ſolle. Allein der Hochmeiſter nahm hier ausdrücklich davon aus: Papſt, Kaiſer, das Reich, Polen, Litthauen und Pommern, denen er ſich nicht widerſetzen wolle. Das klingt ſeltſam. Weſſen Durchzug wollte er denn hindern?

Noch im Jahr 1448 liefert ein Schreiben Conrads an den Marggrafen ein Zeugniß von ihrem freundſchaftlichen Verhältniß. Er äußert in demſelben eine herzliche Freude, daß Friedrich die Ungehorſamen zu Berlin und Cöln zu Paaren getrieben, „denn wäre ſolches nicht geſchehn, möchte viel Arges daraus entſtanden ſeyn.“

Zum ſechsten Kapitel.

Verhältniſſe mit Rußland, Litthauen, Polen.

Dieſes Kapitel enthält, aus der ſchon angeführter Regiſtrande des geh. Archivs, faſt lauter bisher unbekannte Dinge, die um ſo willkommner ſeyn müſſen, da ſie den oft verleumdeten Charakter Caſimirs, der nun bald eine ſo große Rolle in der Preußiſchen Geſchichte ſpielt, in ein helles Licht ſetzen.

Arndts liefländiſche Chronik (p. 135) erhält hier mehrere Berichtigungen. Das Bündniß mit Dänemark führt ſie richtig an, weiß aber nicht, daß alle Puncte deſſelben von dem Hochmeiſter entworfen und vorgeſchrieben worden. Der König ſollte helfen mit ſeiner ganzen Macht, kein Theil ohne den Andern Frieden ſchließen u. ſ. w.

Der Landmeiſter ließ die Litthauer nicht in Ruhe, wie Arndt fälſchlich meint. Häufige Ermahnungen des Hochmeiſters, Vorwürfe von Gränzverletzungen, Mordthaten und Bruch des ewigen Friedens, beweiſen das. Bisweilen ſchob Liefland die Schuld auf ſeine Abenteurer, unter andern Einmal auf den Junker von Cleve, der, ohne des Meiſters Wiſſen, im Nowogorodiſchen geheert und gebrannt habe. — Daß lüderliche Ordensbrüder, um Zucht und Beſſerung willen, häufig nach

Liefland geſandt wurden, erzählen viele Briefe der Regimande, und ich könnte mehrere Namen aus jezt noch blühenden Geſchlechtern nennen. Von den Kriegsbegebenheiten mit den Ruſſen weiß Arndt wenig oder nichts. Sie waren für die Liefländer ſelten erfreulich. 1447 nahmen die Ruſſen drey Schiffe mit Gütern, Volk und Ordensbrüdern, erſchlugen alle Mannſchaft. In demſelben Jahre fuhren des Ordens Schiffe die Narowa hinauf bis Narva, wo ſie, von den Feinden angegriffen, nach tapferer Gegenwehr auf den Sand geriethen und viele Ordensbrüder getödtet und gefangen wurden. Raum und Zweck erlauben mir nicht, die Berichtigungen und Zuſätze zu vermehren, welche Lieflands Geſchichte faſt auf allen Seiten aus dem Archiv zu Königsberg erhalten könnte.

In dem Archiv des Kapitels zu Löwen befindet ſich noch ein Leihbrief über 20000 Gulden, welche Conrad mit der Erklärung borgte, daß er die bedrängten Liefländer damit unterſtützen wolle.

Das Zeugniß des Conciliums, wegen der ausgeſprengten Verleumdungen, und der erneuerte Friedensſchwur, finden ſich im Cod. dipl. Pol. T. IV. p. 139. 141.

Die Nachrichten von den Abenteuern des geächteten Herzog Michael, ſtehn mit denen des Kojalowicz in ſeltſamen Widerſpruch. Dieſer meldet: (p. 201) Michael ſey im Jahr 1447 zu den Wallachen, und von dieſen zu den crimmiſchen Tataren geflohen, die er zu Einfällen in Podolien gereizt habe. Meine Urkunden ſind echt, und weiteres Nachforſchen über dieſe Begebenheit iſt meinem Zwecke fremd.

Zum ſiebenten Kapitel.

Verhältniſſe mit Dänemark.

Dieſelbe Quelle, wie im vorigen Kapitel. Die perſönliche Zuſammenkunft des Oheims und des Neffen auf Gothland, erzählt der Hochmeiſter ſeinem Freunde, dem Marggrafen Hans, in einem langen Schreiben. Erich beſchenkte ſeinen Nebenbuhler mit „dreyßig fetten Ochſen und Fiſch genug.“

Den damaligen Ertrag der Inſel Gothland erfährt man aus Erichs Erbieten, es dem Orden abzutreten für ein Stück in Pommern, welches eine gleiche Summe jährlich abwarf, nemlich 15000 Gulden.

Den Bericht des Henrich Hattenik an den Hochmeiſter, beſitze ich ſelbſt in einer gleichzeitigen Abſchrift.

Zum achten Kapitel.

Verhältniſſe mit Holland und England.

Hier ſind meine Bürgen: das Buch A des geh. Archivs, Conrads Regiſtrande eben daſelbſt, und der Bericht der Ordensgeſandten aus Copenhagen, den ich ſelbſt in einer gleichzeitigen Abſchrift beſitze.

Herr v. Baczko ſagt in ſeiner Geſchichte (B. III. p. 234) Conrad habe durch angedrohte Zwangsmittel und Reichsacht die Genugthuung erlangt. Seine Quelle iſt Schütz (p. 155), ſonſt finde ich nirgend etwas davon. Vielmehr beweiſt der Briefwechſel zwiſchen Conrad und dem Herzog von Burgund, daß Alles freundlich und anſtändig abgethan wurde.

Eine herzliche Höflichkeit leuchtet beſonders hervor aus dem Schreiben, in welchem er den Herzog um Sendung eines Mannes bittet, der bey Einhebung des Zolles gegenwärtig ſeyn ſolle.

Der Friedenstractat wurde geſchloſſen zu Copenhagen am 6ten September 1441 und iſt abgedruckt bey Lünig T. XIV. auch in Dumont Corps dipl. T. III. P. I. p. 106. u. a. m. O.

Ueber die Händel mit England iſt die Hist. de l'O. T. T. VI. p. 73 nachzuſehn, die auf verſchiedene gewährleiſtende Schriftſteller ſich bezieht. Rymer T. V. P. I. p. 72 führt eine lange Reihe von Beſchwerden an, die König Heinrich VI. im Jahr 1440 über Mißhandlungen ſeiner Unterthanen in Preußen laut werden laſſen. Siehe auch Sartorius Geſch. des hanſ. Bundes Th. II. p. 307. Das gute Vernehmen zwiſchen den Häuptern beyder Nationen beweiſt ein Empfehlungsſchreiben, welches um dieſelbe Zeit der König von England einem Kaufmann aus Briſtol an den Hochmeiſter mitgab. (Rymer T. V. P. 2. p. 8. Auch p. 4 und 24 finden ſich hieher gehörige Urkunden.) Aus Conrads Regiſtrande erhellt, daß, nach dem drohenden Beſchluß des Parlaments, die Lübecker foderten, der Hochmeiſter ſolle die Schiffe der Engländer mit Arreſt belegen. Es waren der Pfarrer zu Thorn und der Burgemeiſter von Danzig, die er nach England ſchickte. Was ſie ausgerichtet, wird nicht gemeldet, doch iſt zu vermuthen, daß ſie die anſehnliche Schuld von 20000 Nobeln mögen beygetrieben haben, da ſonſt Conrads Nachfolger, in ſeiner großen Geldnoth, gewiß auf dieſe Zahlung gedrungen hätte. (Um nicht den Lauf der Erzählung künftig unterbrechen zu müſſen, erinnere ich jezt, daß auch nach Conrads Tode dieſe Art von Händeln mit England immer fortdauerten, wie aus Briefen und Vollmachten zu erſehen, welche Rymer T. V. P. 2. p. 26. 29. 30. 39. 41. 131 geliefert hat.)

Auch an den König von Schottland ergieng zugleich ein Mahnungsbrief, wegen unbezahlten Eichenholzes, von Danziger Bürgern geliefert. Preußen hatte alſo damals noch ſo viele Eichenwälder, daß es im Stande war, fremde Länder mit dieſem Holze zu verſorgen. Vielleicht wurde es ihm auch zum Theil aus Polen geliefert.

Zum neunten Kapitel.

Verhältniſſe mit kleineren Fürſten und Herren.

Außer jener oft erwähnten Regiſtrande, habe ich, den Zwiſt mit Meklenburg betreffend, einen Bericht des Comthurs von Elbing an den Hochmeiſter benuzt, deſſen Original in meinen Händen iſt. Heinrich Reuß ſchreibt aus Königsberg in der Neumark, Sonnabend vor Martini 1443. Der Markgraf hatte ihm durch ſeinen Kämmerer Jürgen Woldenfelder ſagen laſſen, er könne Herzog Heinrich zu Ehre und Recht nicht vermögen, darum möge der Orden thun, was ihm gut dünke. Alsobald ließ der Comthur eine Brücke über die Oder ſchlagen, ging mit 5000 Mann und einer Wagenburg hinüber und rückte ſchnell vor. Da beſchickte der Markgraf ihn zum zweytenmal, durch ſeinen Rath, Graf Adolph von Anhalt, und ſeinen Marſchall, Bernhard von der Schulenburg, zum Frieden ermahnend. Der Comthur ſchlug es rund ab, und ſezte ſeinen Zug fort. Auf dringendes Verlangen der Abgeordneten entſchloß er ſich endlich, einen Tag ſtill zu liegen, und ſelbſt zum Markgrafen zu reiten, den er in Prenzlow fand. Hier ſagte Fridrich unter andern: „Was wir darin getan haben, das haben wir nicht getan umb des Ordens denn umb Herzog Henrichs willen, wenn wir haben Herzog Henrich nicht alſo lieb, daß wir des Ordens Schade dorinne begehrt haben.“ Dann äußerte er die angeführten Beſorgniſſe und bot den Friedebrief. Der war nur auf Papier geſchrieben und alſo nicht gewerlichen. Pergament und Inſiegel heiſchte der Comthur. Doch weil der Markgraf ſchriftlich gelobte, binnen ſechs Tagen einen ſolchen zu ſchaffen, ſo verſtand ſich Heinrich Reuß dazu, den papiernen Brief einſtweilen dem Heere vorzulegen; würde das ihn billigen, gut; wo nicht, ſo wolle er ihn zurück ſenden.

Der Brief wurde vorgetragen, dem Vogt der Neumark, deſſen Räthen, Mannſchaft und Städten, ja auch den Hauptleuten der Gäſte (Söldner). Sie überlegten: Der Markgraf habe freylich verſprochen, im Fall kein Friede zu Stande käme, möchte der Orden, mit Schlöſſern, Städten, Höfen und Leuten, die er in Meklenburg gewönne, nach Belieben ſchalten. Nun aber hätte er geſagt: Meklenburg wäre ſein gehuldetes Land und ihm anerblich. Ferner ſey zu bedenken: der Markgraf habe zwar gelobt, den Feind nicht durch ſein Land zu laſſen, um den Orden zu beſchädigen; doch wohl nur auf den Fall, daß Herzog Heinrich den Frieden weigere. Jetzt, da dieſer ſich dazu verſtehe, werde der Markgraf ſich an jenes Wort nicht mehr gebunden achten; ein langer, koſtſpieliger Krieg könne daraus entſpringen. Ferner wären die Gäſte, beſonders die Böhmen, unbändig, „daß ihre Hauptleute noch wir keine Macht nicht hätten." Sie nahmen nicht blos Futter, ſondern Alles was ſie fanden, verwundeten und ermordeten die Eigenthümer obendrein, ſowohl im Herzogthum Stettin als in der Churmark. Daher würde, wenn man weiter zöge, in Freundes Lande mehr zu bezahlen ſeyn, als man in Feindes Lande wieder gewönne. Endlich, möchten die Leute ſagen: „wir treiben nur unſern Hochmuth, daß wir Ehre und Recht ausſchlügen." — Aus allen dieſen Gründen erfolgte der Rückzug. — Auffallend iſt hiebey, daß der Orden ſich verpflichtet glaubte, auch ſeinen Söldnern die Sache vorzulegen und auf deren Einwilligung Rückſicht zu nehmen.

Daß Heinrich von Meklenburg in der Neumark ohne Fehdebrief geraubt und gemordet, bezeugt förmlich der Rath zu Arnswalde, auf Verlangen des Vogts Egloffſtein. (Siehe im geh. Archiv n. 250.) Den Friedesbrief mit denen von Manduwel hat das geh. Archiv n. 161 aufbewahrt. Sie erklären: man wolle nichts weiter davon erwähnen, daß Engerd gefangen im Thurme zu Schievelbein geſeſſen, und künftig dem Orden helfen wo es Noth thue.

Zum

Zum zehnten Kapitel.

Verhältniſſe mit dem Kaiſer und dem Könige von Ungarn.

Die Begebenheit mit dem Landcomthur zu Botzen genügend aufzuklären, vermag ich nicht. Dieſe Thatſache, ſo wie die meiſten folgenden, gehn aus Conrads handſchriftlichem Briefwechſel hervor. Der Ordensprocurator zu Rom war damals Jacob Pfeifer, von dem noch zahlreiche Berichte vorhanden ſind.

Des römiſchen Königes Beſtätigung der Ordensprivilegien geſchah zu Frankfurt am Mayn 1441, alſo kaum ein Jahr nach Gutheißung des Bundes. Ein Transſumpt derſelben iſt im geheimen Archiv unter dem Zeichen ⁊ befindlich.

Schon Pauli vermuthet, nur des Ordens Beſitzungen in Deutſchland ſeyn dem Kaiſer unterworfen geweſen; die hist. de l'O. T. hingegen (T. VI. p. 99) erkennt auch Preußen dem Reiche als unterthänig. Der angeführte Grund iſt allerdings beweiſend. Auf dem Reichstage zu Nürnberg nemlich, 1431, wurde der Hochmeiſter angewieſen, gegen die Huſſiten 400 Gleſſner zu ſtellen, der Deutſchmeiſter aber 50. Aus dieſen Widerſprüchen geht am Ende abermals das Reſultat hervor: daß zwar der Kaiſer den Orden jederzeit als Reichsvaſallen betrachtete, dieſer aber nur, je nachdem ſeine Lage beſchaffen war, ſich als ſolchen erkannte, und insgeheim ſtets den Wunſch und Vorſatz nährte, ſich dem läſtigen Reichsverbande gänzlich zu entziehen.

Es iſt Dlugoſſ, welcher dem Orden bitter vorwirft, daß er der Auffoderung gegen die Türken kein Genüge geleiſtet. Daß Preußen zur Ausrüſtung der päpſtlichen Flotte beytrug, erhellt aus einem Breve an die Hauptpfarrkirche zu Danzig, (Raynald. annal. ad ann. 1444. n. 1. p. 290) worin Eugen befiehlt, das zu dieſem

Zwecke geſammelte Geld zu überſenden, und auch dasjenige beyzutreiben, welches vormals vom Concilium zu Baſel, zur Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche, gefodert worden.

Welche Rolle die verſchenkten Falken in der Geſchichte Preußens ſpielten, davon gibt der Hochmeiſter ſelbſt Zeugniß in einem Briefe an den Comthur zu Memel (geh. Archiv altes Formularbuch auf Pergament geſchrieben) „Als ir denne wiſſet, wie wir jerlich etlicher fürſten, herrn und andere gute Gönner unſers Ordens mit etzlichen falcken und federſpiel pflegen zu begoben, uff das wir ſie damit zihen und halden an guter Gunſt unſers Ordens u. ſ. w.“ Die jährlichen Namensverzeichniſſe der Beſchenkten ſind noch im geh. Archiv vorhanden; es fehlt darin kein bedeutender Fürſt. Auch des römiſchen Königs Räthe befinden ſich darunter. Beſonders ſuchte man des Kanzlers Freundſchaft zu erhalten. Auch Baczko führet davon das Beyſpiel an, daß dem Kanzler Schlick ein vollwachſener Hengſt überſandt wurde.

Zum eilften Kapitel.

Benehmen der Geiſtlichkeit in Preußen.

Des Biſchoffs von Ermeland Klage über Hans von Baiſen's ungebührliche Worte und Anmaßungen, findet ſich in der Briefſammlung der Schloßbibliothek n. 324.

Die Erlangung des Rechtes, ermländiſche Pfründen zu beſetzen, ſtellen die preußiſchen Geſchichtſchreiber, und ſelbſt Herr von Baczko, gewöhnlich ſo dar, als habe ſie der Orden blos der Politik des Biſchoffs verdankt. Allein Conrads Briefwechſel mit ſeinem Anwald zu Rom beweiſt, daß er vermuthlich mehr dabey gewirkt hat, als der Biſchoff.

Ueberhaupt ließ der Orden keine Gelegenheit entſchlüpfen, ſeine geiſtliche Macht auszubreiten; Schutz und Hülfe durften nur *unterworfene* Klöſter hoffen; darum wurden Manche, durch Armuth getrieben, dem Orden einverleibt. Ein Beyſpiel liefert das geh. Archiv n. 863; die Prämonſtratenſer Nonnen des Kloſters Suckow klagten 1445 dem Papſte, ihr Kloſter, auf 60 Nonnen decenter gegründet, ſey durch die Huſſiten ſo gräulich verwüſtet, daß Regen und Schnee in die Zellen liefen, und man in der Kirche kaum Gottesdienſt halten könne. Schon hätten ſie Kelche, goldene Kreuze und andere Kleinodien verſetzen müſſen, und ihr Untergang ſey nahe, wenn ihnen nicht der Papſt erlaube, zu der Regel des deutſchen Ordens überzutreten, (unter welcher auch bereits andere Nonnenklöſter löblich exiſtirten,) denn nur das werde den Orden bewegen, ihr Kloſter auszubeſſern und zu beſchirmen. Der Papſt gewährte ihre Bitte, übertrug die Gerichtsbarkeit dem Orden, verbot dem Abt alle Viſitationen; und die Prämonſtratenſerinnen wurden Deutſch-Ordensſchweſtern.

So freywillig ergaben die ermländiſchen Thumherren ſich in ihr Schickſal nicht. Sie hatten den Papſt erſucht, ihnen freye Wahl und Nachfolge in den Pfründen, mit Verzichtleiſtung auf ſeine Rechte, zu verwilligen. Sie waren dem Ziele ihrer Wünſche nahe, der Papſt entſagte wirklich ſeinem Rechte; allein er übertrug es dem Orden. Die Thumherren appellirten (Treterus de episcopatu Varmiensi p. 39) und erlangten wirklich im Jahr 1453 einen Widerruf. (Preußiſche Sammlungen t. III. p. 34.)

Zum zwölften Kapitel.

Verſuch, den Bund aufzulöſen.

Ich habe geglaubt, des Hochmeiſters Rede aus dem Buche A. des geh. Archivs vollſtändig anführen zu müſſen, da Schütz (p. 154) ſie nur auszugsweiſe mittheilt, und gerade die wichtigſten Stellen nicht gekannt hat. Dieſe betreffen nemlich die freywillige, damals von Niemand gefoderte Billigung vom Urſprung des Bundes, das Erkennen ſeiner Nothwendigkeit aus des Hochmeiſters eigenem Munde; ein Umſtand, den die hist. de l'O. T. ſo gern abſtreiten möchte, und der auf Beurtheilung der folgenden Begebenheiten ſo großen Einfluß hat.

Hans von Bayſen's Schreiben an den Hochmeiſter beſitze ich im Original. Es iſt datirt Hezel am Tage Visit. Virg. 1446. Es heißt darin: „die Sache die Ew. Gnaden mir zu Elbing befohlen.“ Alſo hatte Conrad Verabredung mit ihm getroffen. In welchem freundſchaftlichen Verhältniſſe er mit dieſem Volksfreunde ſtand, beweiſt auch des letztern Dank für Wein und ein überſandtes Kleinod.

Der Burgemeiſter der Neuſtadt Thorn, deſſen Hans von Bayſen erwähnt, hieß Andreä, und den Comthur, der mit dieſem herum zog, nennt er von der Golow. Des unnützen Geſchwätzes halber klagt er einen Wilhelm von der Kemnat an, berührt auch, daß Marienburg ſich aus dem Bunde gezogen, trotz des Hochmeiſters eigner Erklärung: er habe ihnen den Bund nicht verdacht. Ueber alles dieſes bezeigt er ſich ſehr erſchrocken.

Zum dreyzehnten Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Arndt weiß von allen dieſen Händeln nichts. Aus ſeinem Berichte ſollte man ſchlieſſen, das Kapitel habe den Kapellan Sylveſter freywillig erwählt. Auch weder die Rieſenkampfiſche plattdeutſche, noch Fabricii lateiniſche Chronik, (beyde handſchriftlich) erwähnen etwas davon. Conrads Briefwechſel gibt Aufſchluß über alles.

In der Appellation, welche Kapitel und Ritterſchaft an die Kirchenthüren ſchlagen lieſſen, wurde Eugen nicht Papſt genannt, ſondern blos der Ausdruck gebraucht: quondam Eugenio defuncto; welches Conrad in Rom ſehr gehäſſig darſtellte und zu ſeinem Vortheil geltend machte.

Zum vierzehnten Kapitel.

Vom Ablaßgeld und Peterspfennig.

Den cracauiſchen Doktor nennt der Hochmeiſter Nicolaus Pitzmeier. Aus Conrads Briefwechſel ſind alle die näheren, bisher unbekannten Einzelheiten, dieſen Gegenſtand betreffend, geſchöpft.

Aber es befindet ſich auch im geheimen Archiv noch ein Verzeichniß, aus welchem man die Summen kennen lernt, die der Ablaßkram aus einzelnen preußiſchen Städten ſaugte. Es läßt daraus ein Ueberſchlag ſich machen, wie viel ungefähr das ganze Land durch dieſes unverſchämte Beutelſegen einbüßte.

In Marienburg wurden geſammelt 740 Mark 7 Schock Groſchen 2 Nobeln 5 Kronen 10 Arlamiſche Gulden 11 Ducaten 10 rheiniſche Gulden. In Deutſch Eylau 48½ Mark 4 Schilling. In Preußiſch Holland 103 Mark. In Soldau 15 Mark 3 Schilling. In Königsberg 96 gute Mark 7 Mark klein Geld, 26 alte preußiſche Schillinge Lemnder und Winricher, 3 halbe Scoter 6 Fierchen 6 holländiſche Placken 3 liefländiſche Schillinge, 4 Schock und 19 böhmiſche Groſchen, 4 ungariſche Gulden, 2 halbe Nobeln, 3 Ducaten, 2 holländiſche Schilde, 17 leichte Gulden, 4 Poſtulat-Gulden, 7 rheiniſche Gulden 1 bayriſcher Gulden, 1 Katzengulden, 4 Biſchoffsgulden, 1 Arlamiſch Gulden, 3 Scoter, an Silber in Knöſeln (Knöpfen) 100 Mark, und 18 Pfennige gutes Geldes. In Marienwerder 107½ Mark. In Rieſenburg 77 Mark. — Was mag im reichen Danzig eingekommen ſeyn?

Aus dieſem Verzeichniß erhellt zugleich, welch' eine große Verſchiedenheit von Münzſorten damals in Preußen gefunden wurde. Der Handel mit den Hanſeſtädten und die vielen Söldner, brachten Münzen aus allen europäiſchen Ländern dahin. Auffallend iſt, bey der ſichtbaren Genauigkeit dieſes Verzeichniſſes, daß Ungariſche Gulden von Ducaten unterſchieden werden, da man ſonſt gewöhnlich dieſe Benennung für gleichbedeutend hält.

Auch auf andern frommen Wegen wußte Rom die armen Preußen auszuſaugen, beſonders in Eheſachen. Zum Beweiſe diene ein Schreiben des Hochmeiſters, durch welches er einem jungen Paare Diſpenſation zu bewirken ſucht, weil — die Mutter des Bräutigams die Braut aus der Taufe gehoben.

Zum funfzehnten Kapitel.

Die Vehmgerichte.

Hans Parenbeck hieß der Mann, der zwey Edelleute, Dietrich Fuckes und Hans Treyden, am kaiſerlichen Hofe verklagte. Die Geſchichte nennt ihn zwar einen Preußen, allein er ſocht ſeine Händel in Ehſtland aus; denn ein Schreiber Conrads 1436 ermahnt ſehr ernſtlich die Räthe in Harrien und Wierland, ſich wegen eines ungerechten Urtheils mit Hans Parenbeck zu vergleichen. Der Vorwurf des Herzogs von Mecklenburg war alſo doch nicht ungegründet, in ſofern er den Orden und nicht den Hochmeiſter traf; denn Ehſtland lag zu fern, um auch dort jede Ungerechtigkeit verhüten zu können. Indeſſen beweiſt Conrads hartes Schreiben, wie ſchnell er half, ſobald die Klage nur zu ſeinen Ohren gelangte.

Man muß aber auch bekennen, daß, beſonders die Criminaljuſtiz, noch ſehr mangelhaft war. Ein Bürger von Königsberg, Breydebeke, ein überwieſener Mörder, empfing vom Hochmeiſter einen Geleitsbrief, der ihm in Preußen auf vier Wochen Sicherheit verſchaffte, um zu verſuchen, ob er mit ſeinen Widerſachern ſich vertragen könne. (Urkundenſamml. der Schloßbibl. Membran. sign. F. S. K. fasc. I. n. 87.)

Das geheime Archiv enthält eine große Menge Urkunden in Hans Davids Sache, unter andern n. 317 eine Copie des Schuldbrieſes von Paul Rußdorff (nicht von Küchmeiſter) unterzeichnet, welchen dieſer abgefeimte Gauner geſchmiedet hatte. n. 50 und 216 ein Zeugenverhör zu Elbing aufgenommen 1440, welches beweiſt, daß ein Elbingſcher Schüler, Namens Rothhoſe, auf Davids Verlangen, in ein altes Pergament voll zerkratzter Stellen, vieles eingeſchrieben. n. 793

Abhörung eines Zeugen, Helfricus de Tra, der den Schuldbrief 1422 als Comthur zu Balga ſoll unterſchrieben haben, allein betheuert, daß er ihn nie mit Augen geſehen. n. 318, der Kaiſer verweiſt die Parteyen 1449 an den Papſt u. ſ. w. Wer die Sache erſchöpfen will, den verweiſe ich auf die Nummern 230. 245. 269. 293. 298. 307. 585. 933. 1060. 1104. Nur den Ausſpruch der Freygrafen, (deſſen Original ſich im geh. Archiv n. 39 und ein Tranſſumpt deſſelben eben daſelbſt n. 381 befindet) durch welchen der Orden von Mangolts Gerichtsbarkeit freygeſprochen wird, liefere ich hier ganz, weil er Licht verbreitet, und auch als ein Denkmal jener längſt vernichteten Gerichtsform merkwürdig iſt.

Wor Conradt von Lyndenhorſt Erffgreue zo Dortmunde vnd Hinrich van wymelhuſen beyde frygreuen des hilghen Rychs der keyſerlichen kameren zo dortmunde Heyncke van voirde vnd herman Hakenbergh frygreuen des Hogebornen furſten vnd herren herren Adolphs herczogen zo Cleve vnd Greue zo der marcke zo volmenſteyne Coirt Hake Wonemar vnd Woncke paſkendaill vnd arndt Keynſimnt Frygreuen des Hogheboren Junckhern Junckhern Gerharts van Cleue Greue zo der marcke der frygengraſchopen Hãme Buna Loen vnd Wenckhem Johan Gardenuech frygreue des Edeln Junckhern Junckhern Wilhelms Greue zo lymburgh vnd herre zo Retbur der frygengraſchopp zo lymburgh Diderich ploigher frygreue der kruiſſengraſchoft vnd des fryenſtoils zu Brunnykhuſen vnd hinrich van lynne frygreue der frygengraſchopp zo Bodelſwinghe vnd weſthuſen, Doin kunt vnd bekennen dem allerdurchluchtigiſten furſten vnd hern dem Romiſchen rc. kunige vnſem allergnedigiſten lieuen herren vnd vort allen furſten Greuen, herren, vryen, Rittern, knechten, vnd ſus allen anderen echten rechten frygenſchepen vnd guden mannen den deiſſe breiff vurkomende vnd den ſehen vnd leſende werden, dat wir upp dagh datum dyſſ brieffs den vurgenanten frygenſtoill zo Brunnynchuſen van des hilghen Rychs vnd des Romiſchen konigs frygengerichts vnd vnſer ampte wegen myt rechten ordelen myt ghegendem gherichte vnd geſpannender banck becledt vnd beſetten hebben zu dem offenbaren fryengerichte aldar zo richten na fryenſtouls rechte. Dar vor vnſſ quam die Erber vnd geiſtliche mann Her Euerhart Thyn van Slenderhaen Commentuyr deſſ dudeſchen ordens des huyſſ bynnen Colne vnd toghede vnſſ dar durch ſynen gewunnen vorſprechen ſo recht is eynen laide vnd verboitzbreiff van Mangolde dem frygreuen tom fryenhaghen vntfant, innehoilden dat her van Claghe wegen Johan Damitz vnd pawel frenckelins den Erwurden herren hern Pawell von Rocſtorff homeiſtern deſſ dudeſchen ordens zo Pruyſzen ſeligher gedechtniſſe vnd ſus vort alle dey gene dey deſſ dudeſchen ordens vurgenant ſyn vnd ouch die Burgermeiſtere Rad vnd gemeynde der Stadt Dantzke Thorne Elbynge vnd Colmen verbott hedde an den fryenſtoill zom fryenhaghen gelegen vnder der lynden vnd aſdan dey vorſcreuen verboitzbreiff alſo vur vnd in gerichte vurſchreuen, geleſen vnd gehoirt waſſ doe beclagede ſich dey ergnante Her Euerhart durch ſynen vurſprechen vurſcreuen dat dem ergnanten orden vnd Steden an ſulicher verbodinghe vngutlichen vnd vnrecht geſcheyn were vnd geſchee Want ſey to ſulichem wertlichen gerichte nicht gehorich noch dyngplychtig en ſyn vnd bat darvmb eynes rechten ordels durch ſynen vorſprechen vurſcreuenn Na dem dey herren des vurſcreuen dudeſchen ordens van paeſer (päpſtlicher) vnd keyſerlicher gewalt vnd macht vur geiſtliche geordende lude geweyet geconfirmiret vnd beſtediget ſynt vnd erem Orden vnd ouerſten professio gedaen hauen Offinen ſey dan alſo yñe rechten. ſoile oder moghe laden verboden adir eiſchen vor den vurſcreuen fryenſtoill, adir eñyghen andern fryenſtoill, wat darvmb recht ſy dat ordell ſatten wy frygreuen vurſcreuen An eynen echten rechten fryenſcheppen to dem wapen geboren die ſich darupp bereit mit vill Erſamer Ritterſchopp fryenſcheppen vnd Dingkplichtigen vnd vmſtendern deſſ gerichtes vnd quam wedir in gerichte vurſcreuenen vnd wyſede dar vpp vor recht Na dem dey herren deſſ vorſcreuenen dudeſchen ordens alſo van paeſer vnd keiſerlicher gewalt geweyet confirmiret vnd beſtediget ſynt vur geiſtliche geordende lude vnd ire professio erem ouerſten gedaen hebben So en ſolle noch en moighe men yme rechten dey vurſcreuenen herren des Dudeſchen Ordens vurſcreuen vor den vurſcreuen fryenſtoil zom fryenhagen noch vor geynen andern fryenſtoil nicht eyſchen, laden noch verboden, id en were ſache dat dey vorſchreuen herren er eyme eff mer myt rechte veruolget vnd verwunnen weren myt geiſtlichem gerichte vnd rechte als ſich dat na rechte geburde vnd darinne dem geiſtlichen rechte freuelden vnd vngehorſam weren ouer Jaer vnd dagh vnd den dat werltliche gerichte darvmb van dem geiſtlichen gerichte angeroyen wurde ſo dar to recht is, So ſolde vnd mochte dat werltliche gerichte vnd ſwert dem geiſtlichen rechten to hulpe vnd to bote komen alsdan dar to recht were. Doch hirinne utgenomen Off ſich der vurſcreuen heren willich to der heymlichen acht ergeuen vnd verbunden hette vnd des gebruchen wolde, den ſolde men to ſulchem gerichte wynnen vnd verlieſen als eynen echten rechten fryenſcheppen na yme ſulche punte vnd ouueldait als der hemelichen achte vurſcreuen geborent. Dar na ſo vragede alsdan dey vurſcreuen her Euerhart durch ſynen vurſprechen vurſcreuen eyns rechten Ordels Want die ergnante verbodbrieff alſo Jnt gmeyne ſtonde vnd darinne neymand mit ſyme Criſtiligem namen oder tonamen genoempt enwere off dan dey vurſcreuen verbodinghen Jme rechten acht vmbundich vnd van geynen werde ſyn enſolle off wat dar recht yme ſy dar wart in vurſchreuenen matte vur recht upp ghewyſet Dat men jm rechten nummanke verbeden enſolle dan by ſyme Criſtlighen namen vnd tonamen, vnd dat darvmb dey vorgeſcreuen verbodinghe van Mangolde vurſchreuen alſo an dey dudeſche herren vurſchreuen geſcheen van geynen werde ſunder vmbundich vnd machtloiſſ ſy. Darna ſo vraghe dey vorſchreuenen Her Euerhart durch ſynen vorſprecken vurſchreuenen eyns rechten ordels Nadem dat mit rechten ordeln gewyſet vnd erkant ſy dat dey vurſchreuenen herren deſſ dudeſchen ordens vurſchreuenen to ſulichen gerichten nicht ghehorich nach Dynckplichtich enſyn vnd ok ſulichen verbodinghe van Mangolde frygrewen vurſchreuen an ſey gedan vnrecht vnd machtloiſſ gewyſet ſy, Off dan van der ſache wegen vurſchreuenen enich gerichte vor Mangolt frygreuen vurſcreuen oder vor enigen andern frygreuen oeuer dey vurſchreuenen herren des dudeſchen ordens vurſchreuenen geſcheen ſy oder noch geſchee oeuer ſie all oder oeuer er eyn deel Off dat icht vme rechten eyn vngerichte machtloiſſ vnd ane ſoile ſyn Id were in offenbaren ader heymlichen gerichten geſcheyn wat dar recht vme ſy. Dat ordeill ſcalte wy frigreuen vurſcreuenen oeuer an eynem echten rechten fryenſcheppen vnd Rittermetigen man die ſich in vurſcreuenen maten darvpp bereit mit der Ritterſchopp vnd vmſtendigern deſſ gerichts qwam wie der in gerichte vorſchreuen vnd wyſede darupp vor recht Na vor Ordelen vnd gelegenheit der ſache vurſchreuenen. Wer dan enich gerichte geſcheyn oeuer dey vurſchreuenen heren deſſ dudeſchens ordens vurſchreuenen oeuer ſie all ader oeuer ſie eyndels vor mangolte frygreuen dem fryenſtoile tom fryenhaghen vurſcreuenen ader vor enygen andern frygreuen adir fryenſtoile in offenbaren adir heymlichen gerichten dat were eyn vngerichte, vnd ſoile jm rechten gentzlich ane vnd machtlois ſyn vnd bliuen. Wort ſo fragede dey vorſcreuen her Euerhart durch ſynen vurſprechen vurſcreuen Eyns rechten ordeils Nadem dat deſſ vurſcreuen Johans Dauits vnd pawel frenckelins claghe vnd ſache ſich treffe an ſchult, houe, weſe, erſtall vnd liggende grunde na Inhalte eyns ſchultbriffs den ſey darouer meynen zo hauen, off dan ſulichen ſache vnd clage ſich jm rechten gebore zo richten vor den fryenſtoilen anders dan men ſoile ſy richten zu den gerichten dar die Eruen vnd gude vorſcreuen gelegen vnd ouch dey ſchult gehandelt ſy, want ſich der cleger vurſcreuen vermetten jn erem ſchultbriff vorſcreuen dat dat aldar richtlich geſcheyn ſoile ſyn, Wat dar recht vme ſy. Dar wart in vurſcreuen maiſſe vor recht upp gewyſet Na dem ſich dey ſache vnd clage treffe an erue, weſe, acker, liggende grunde vnd ſchult as dan vorgeroirt is na inneholt eyn ſchultbrieffe vorſchreuen ſo enſoile men die ſache anders nirgent richten dan in den gerichten vnd ſteden dar dey erue vnd gude gelegen vnd dynckplichtich ſyn vnd dey ſchult alſo verhandelt iſt, dey cleger vorgeſcreuen enbrochten dan by ſo recht iſt dat en dar rechts geweygert vnd den beſlageden en des aldar vtgegangen weren Off dat den vorſcreuen herren dudeſchen ordens vort darvmb mit rechte ervolgt vnd verwunnen ſyn up den ſteden dar in dat mit rechte geberet. Darna vraghede aſdo dey vorſcreuen her Euerhart durch ſynen vurſprechen vurſcreuen eyns rechten vnd gemeynen ordels. Na deme dan den vorſcreuen herren des dudeſchen ordens zo pruvhen alſo to vnrechte van dem vorſcreuen hanns danitz pawel ſtenckelyn Mangolde dem frygreuen vorſcreuen vnd anderen eren mytholderen vnd helpern an dem frygenſtoile vorſcreuen angelanget ſyn, deſſ ſoe dey orden vurſcreuen vnd ſey zo gwiſſen koſten vnd ſchaden komen ſyn off ſin in die icht vme rechten darvmb ſchuldig ſeyn wedir zurichten vnd zo bezalen vnd bote vnd wandel darvmb zo doen na irre wirdicheit ers ordens wat dar recht vme ſy dar wart in vurſcreuen maſſen vur recht upp gewyſet want dey vurſcreuen herren alſo to vnrechte van den vurſcreuen clegeren dem frygreuen vnd andern vorſcreuen beſweret vnd angelanget ſint wurden als dat mit ordele vnd rechte gewiſet vnd ouen geſcreuen is, So ſyn en dey vorſcreuen Johanns pawel Cleghere (Kläger) partyen vurſcreuen vme rechten ſchuldich to richtene vnd to betalene ire koſte vnd ſchaden den dey vurſcreuen Orden vnd dudeſchen herren vurſcreuen deſſ gehalt vnd geleden hauen vnd moghen en den wal myt rechte affmanen in den gerichten vnd dar en dat mit recht gebuert mit dem wandel vnd bote vurſcreuen ers ordens vurſcreuen. Alle deſſe vorſcreuen ordeln ſynt ſementliche vnd yder beſunder ouer gerichte vorſcreuen gefraiget geuolget beorkundet ſo recht is deſſ gerichtes vurſcreuen vnd waat ſich alle deſſe vurſcreuen ſachen vnd Ordeln alſus vor vnſſ frygreuen ouen geſcreuen In gerichte vurſcreuen ergangen hauen So hebben wie Conrat von lyndenhorſt Hinrich von Wymelhuſen Heyncke van voirde Herman Hakenbergh Cort Hake Weinemar vnd Wyneke paſſendaile Arndt Cleynſmyt Johan Gardenwech Diderich ploigher vnd Hinrich van Lynne Erffgreue vnd frygreuen vurſcreuen des to Orkunde vnd gethuge der warheit vm deſſ heilghen Rychs deſſ gerichts vnd rechten wegen vorſcreuen vnſe Ingeſegeln an deſſen brieff gehangen vnd wy wilhelm van lymberg weihafftich to Stirhem Diderich van Wickede als eyn mit ſoilcher des fryen ſtoiles to Bruninckhuſen vurſcreuen Diderich vnd Rotgher van dem vptinckhoue genaũt Nortkerken gebroider frederich van Laere Euert vnd Hinrich van wickede gebroider Johan von Slenderhaen Otto van hetterſcheit Wilhelm van Wele genant van heze knapen to dem wapen geboren vnd Heinrich Akenſchorke Burgermeiſter to kamen als echte rechte fryeſcheppen deſſ hilghen richs mit ouer vnd an deſem gerichte vnd ſachen vuerſcreuen geweſet hebn Soe hebn wie deſſ to noch noch meren getughe der warheit vnſe Ingeſiegele by der frygreue Ingeſiegele vurſcreuen mede an deſſen briff gehangen. Hir waren vortmer ouer vnd ane Erſame fryeſcheppen vnd konirfryen deſſ gerichtes mit namen Bernt vnd Hinrich Ouelacker Ernſt vnd Johan van nie Oeſthoue gebroider Hanns vryman dey olde Hanns vryman dey Junghe Hinrich pothoff Bertolt vnd Diderich Greuelen Hinrich ter Oeſten vryvrone (Freyfrohn) deſſ gerichts vurſcreuen Hinrich von Ludynckhuſen, Tydeman van brakele Johan mellynckhuſſ Arndt lemborgh vnd anderer fryerſcheppen genoich Gegeuen in den Jaren vnſſ Herren duſent vierhundert vnd twe vnd vertich Jare up den Neſten Gudenſdagh Na ſent philipps vnd ſente Jacobs daghe der hilghen Apoſteln.

(Am Original hängen 21 Siegel.)

Was man in jener Zeit zu Rom durch Beſtechungen ausrichten konnte, davon enthält das geh. Archiv Beyſpiele zu Hunderten. 1447 ſchrieb der Geſchäfftsträger des Ordens in Wien, Bartholomäus Liebenwaldt, es werde ein Legat nach Wien kommen: „Hätte ich 60 Gulden, ich wollte mir damit bey dem Legaten und ſeinen doctoribus Kundſchaft, Gunſt und Freundſchaft machen, und verhindern daß Hans David aus dem Banne käme.“ Die 60 Gulden wurden ihm geſchickt. Doch das war nur wenig. Folgendes Verzeichniß der Unkoſten, welche der Orden in dieſer Sache aufgewandt, beweiſt, daß die ihm zuerkannte Schadloshaltung von 6000 Gulden noch viel zu geringe war.

Bſges

Vßgegeben in Hans Davids Sache.

Item zum erſten als Hans David unſere Verfahren hatte geladen ins heimliche Gerichte, do brachte der Comptur zu Coueleng zuſampne XXIII Freygrafen, und ſprachen uns los, fry und quit von ſolchem Gerichte, want wir weren gemliche Lewte, und gaben uns ober ſolchen Uſſproch eynen Brief, der koſtet mit ſampt der Zerung	v^{c} Rhein. Gulden (500)
Item den Herrn von Cöln ſeyn auch von derſelben ſachen wegen gegeben	xi^{c} Gulden (1100)
Item ſo hoben wir geſandt dem Herrn zu Cöln iii Hengſte die achten wir ſo gut als	iii^{c} — — (300)
und dazu auch einen obirguldten Kop, geachtet	xxx — — (30)
Item hat der Comptur zu Coueleng in derſelben ſachen verzert und uns berechnet	xviii^{c} — — (1800)
Item von denſelben xviii^{c} Gulden geben noch tauſent Gulden uff ſchaden zu Mecheln, daruff iſt ſtund gelauſen ſchadegeldt (Zins)	iii^{c} — — (300)
Item dem Werner Overſtolz auch in Hans Davids Sache gegeben	iiii^{c} — — (400)
Item der Landcomthur zum Brieſen hat auch in derſelben ſache uſſgegeben	x^{c} — — (1000)
Item uſſgegeben zu Wien in derſelben ſache	v^{c} — — (500)
Item dem Bartholomäus Liebenwalde	xii^{c} ung. Guld. (1200 Ducaten)
und am Hofe zu Rom uff ij Jahr Zehrung	ij^{c} ung. Guld. (200 Ducaten)
und dazu ij Pferde geachtet uff	xxx — — (30 Ducaten)

(Dieſe bekam der Cardinal Firmanus, denn der Procurator ſchrieb an den Hochmeiſter: er möchte dieſem Ordens-Protector, der es wohl verdient, ein Paar ſchöne, wo möglich graue Pferde ſenden.)

Item dem Nicolas Weiſſenberg uff zwey Jahr Zerung uffs Jahr lx Gulden cxx — — (120 Ducaten)
und dazu ij Pferde grachtet uff xxx — — (30 Ducaten)

Alſo 1580 Ducaten und über 7000 Gulden hatte der Orden aufwenden müſſen, um einen Betrüger los zu werden. Dieß Verzeichniß iſt aus einer Handſchrift der Schloßbibliothek entlehnt.

Ich ſelbſt beſitze noch einen Originalbericht des Obermarſchalls an den Hochmeiſter vom Jahr 1445 aus Königsberg, aus welchem zu erſehen, daß Conrad befohlen hatte, die alten Bücher durchzuſehn, und Alles, was Hans David betraf, auszuziehen. Der Obermarſchall ſendet auch Einiges, allein die Bücher müſſen wohl in ſchlechter Ordnung ſeyn gehalten worden, denn er klagt, man könne nicht einmal finden, wer zu der Zeit Großſcheffer geweſen. Und es waren doch nicht viel über zwanzig Jahre verfloſſen.

Daß Hans David ſeine abenteuerliche Laufbahn als Wahrſager geendigt, ſcheint ein Zettel vom Jahr 1417 Monat Juny zu beweiſen, wo derſelbe ſich Meiſter von Dolete nennt, und prophezeyt: „In dem nächſten Monden September wird die Sonne ausſehn wie ein ſchwarzer Drache, es werden grauſame Winde wehen, das Meer wird brauſen, und vom Winde werden die Menſchen zubrochen werden. Die Sonne wird ſich hernach in Blut verwandeln, das bedeutet Krieg in Orient und Occident. Ein mächtiger Kaiſer wird ſterben, das Erdreich wird erbeben, und wenig Menſchen werden leben bleiben. Darum verſichert Eure Häuſer und Kammern, men, verwahrt Speiſe auf 30 Tage in Höhlen u.ſ.w. — Darum wir und unſere Geſellen von Delete Euch das zu wiſſen thun durch den applaß und derleſunge ewer Selen." (Ablaß und Erlöſung eurer Seelen.) —

Man ſieht, es lief wieder auf Beutelſchneiderey hinaus, und man muß zum wenigſten dieſem Abenteurer nachrühmen, daß er ſeinem Character treu blieb bis an's Ende. Folgende Nummern im geh. Archiv beweiſen ihn ſämmtlich: 39. 79. 216. 230. 245. 269. 293. 298. 307. 317 318. 381. 551. 569. 573. 574. 585. 587. 597. 683. 750. 793. 827. 933. 1060. 1104.

Es ſcheint, daß Conrad im lezten Jahre ſeines Lebens den männlichen Vorſatz gefaßt hatte, den Vehmgerichten zu trotzen, denn er ließ einen Freyſchöppen, Tidemann Hille genannt, der vermuthlich gekommen war, um Ladungen zu überbringen, beym Kopf nehmen und zu Schlochow ins Gefängniß werfen. Ich beſitze noch zwey Originalbriefe eines Freygrafen Dieberich Plonaber und eines Freygrafen Johann Kruſe, (der leztere bey dem Herzog von Cleve) beyde vom Jahr 1449 in welchen ſie, im Namen des Reichs, für dieſen Hille ſich verwenden, weil er ein Freyſchöppe und frommer Geſell ſey.

Die Bulle, welche den Orden gegen die Vehmgerichte in Schutz nahm, iſt vom 2ten September 1448. (Siehe Gadebuſch liefl. Annalen p. 127.) Im Jahr 1452 befahl auch der Kaiſer dem Biſchoff zu Kamin, daß er Land und Städte in Preußen wider das heimliche Gericht ſchützen ſolle. (Preuſ. Samml. Th. 2. p. 373.)

Ich kann mich nicht enthalten hier aus Vitriarii inſtitut. jur. publ. von Pfeffinger illuſtrirt, noch ein beluſtigendes Beyſpiel zum Beweiſe anzuführen, welch' eine verworrene Rechtspflege dieſe Vehmgerichte gewährten. 1429 wurden einem osnabrückiſchen Bürger, Gerhard Blom, Nachts drey Kühe von der Weide geſtohlen. Er erfährt, daß ſie bey dem Freyſchöppen Conrad von Langen ſind, und klagt bey dem Gogreven von Osnabrück. Ein Tag wird angeſezt; Lange entflieht. Das Gericht wird darauf vor dem Hauſe des Beklagten gehalten, deſſen Frau vernommen, und, da ſie nichts von ihrem Manne wiſſen will, ſo werden die Kühe dem Blom zugeſprochen, ſammt dem Beſcheid, er habe weitere Klage bey den Vehmgerichten anzubringen. Da er die Kühe wieder hatte, ſo ſchwieg er. Aber nun citirte ihn Lange vor das limburgiſche Vehmgericht. Nach den osnabrückſchen Privilegien brauchte ſich Blom dort nicht zu ſtellen, citirte hingegen den Lange vor das Freygericht zu Müddendorf. Als der Beklagte, auf dreymalige Ladung, nicht erſcheint, wird er für ehrlos erklärt und verſämet, (verfehmt).

Lange appellirt an den Kaiſer, der eine Commiſſion auf die Stadt Dortmund ertheilt. Der Freygraf von Dortmund mit 24 Beyſitzern beſtätigt das Urtheil des Freygrafen von Müddendorf. Lange appellirt wieder an den Kaiſer, und erhält (immer wegen der drey geſtohlenen Kühe) eine Commiſſion auf den Marggrafen von Brandenburg, Pfalzgrafen am Rhein und Herzogen zu Bayern, die ſich aber in den Handel nicht finden können. Der Kaiſer erkennt eine andere Commiſſion auf Churcöln. Darauf nimmt der Freyſtuhl zu Soeſt, im Beyſeyn des Churfürſten, die Sache nochmals vor, und beſtätigt das Urtheil abermals. Nun appellirt Lange an das Concilium zu Baſel. Kaiſer Sigismund nimmt ihn unterdeſſen zu ſeinem Diener an, damit er in Weſtphalen nicht aufgeknüpft werde. Wie die Sache geendigt, iſt unbekannt. (L. c. L. IV. Tit. IV. p. 436.)

Ich erinnere nochmals daß überall, wo es ſcheinen möchte, als hätte ich dem Herrn v. Baczko Wendungen abgeborgt, wir beyde blos aus Einer Quelle, nemlich aus den Kreuzfeldiſchen Papieren geſchöpft haben.

Zum ſechszehnten Kapitel.

Sitten und Geſetze unter Conrads Regierung.

Ich verweiſe hier auf des Herrn v. Baczko Geſchichte 3ter Band, 9tes Buch, Beylage XX und XXI. Auch das geh. Archiv und die Schloßbibliothek enthalten noch vieles über dieſen Gegenſtand. Die Chronik der Wallenrodiſchen Bibliothek, und die Chronik eines Ungenannten, eben daſelbſt, erzählen von einer ſonderbaren Geſellſchaft, die man Bierſchöppen genannt, weil ſie, viel Unfug treibend, im Lande umher gezogen, und allen Bieren eigne Namen gegeben, worunter ſich freylich manche leichtfertige befanden, als z. B. das eylaniſche Bier hieß: wo iſt der Magd Bett? Indeſſen müſſen doch noch andere ſchlimme Dinge dabey vorgefallen ſeyn, ſonſt wäre wohl die Strafe, da man ihnen ein Kreuz mit glühendem Eiſen auf die Stirn brannte, allzuhart geweſen. Kleinhandel der Ausländer duldete Conrad nicht. Die Litthauer klagten, daß ihnen nicht mehr, wie zu Witolds Zeiten, vergönnt werde, im Kleinen zu kaufen und zu verkaufen. Sie brachten Pelzwerk, Salz, Mützen, Hoſen, Spitzerey, (Specerey?) Keſſel, und holten dagegen lebendiges Vieh, Ochſenhäute, Aſche, Wachs. (Geh. Archiv. Buch ohne Titel, welches anhebt mit der Wahl Conrads von Erlichshauſen) — Samland muß damals arm an Vieh geweſen ſeyn, denn den Fleiſchern wurde verſtattet, Vieh zu kaufen ſo weit das Land iſt, ausgenommen Samland. (Geh. Arch. Buch A.)

1447 verbot, aus Furcht vor Theurung, Conrad die Ausſchiffung des Getreides, doch freylich auch nicht eher bis ſchon die meiſten Bürger in Königsberg den Winter hindurch nur Gerſtenbrot gebacken hatten. (Schloßbibl. Briefe und Berichte an den Hochmeiſter S. 2.).

Schon 1442 erſuchten die Städte, den Nürnbergern zu verbieten, daß ſie Spezereyen in's Land brächten, als Pfeffer, Saffran und dergl. „denn durch ſolche Waare verderbten ſie die Handwerker in den Städten, die ſchwerlich darüber klagten.“ Auch ſollte man kein weiß Gewand im Lande färben, wie beſonders zu Danzig geſchehe, wodurch das gemeine Volk betrogen werde. Der Hochmeiſter willigte in ihr Begehren. (Buch A. des geh. Arch.)

Wie ſehr der Geſchmack an Gewürzen überhand nahm, beweiſt ein Vorrath, den des Hochmeiſters Koch ſeinem Nachfolger übergab: 3 Stein und 8 Pfund Pfeffer, 8 Pfund Saffran, 12 Pfund Ingwer, 1 Pfund Zimmt, 2 Pfund Nelken, und, außer andern Leckereyen jenes Zeitalters, 3 Körbe Roſinen, 5 Körbe Feigen, 6 Tonnen Mandeln, 12 Tonnen Reiß. (Siehe Baczko 3ter Band p. 276.)

Ein altes Buch des geh. Archivs, betitelt Zinsregiſter aus dem XV. Jahrhundert, enthält vieles hieher gehörige.

Der Hochmeiſter brauchte jährlich, blos für ſeine Tafel, 31 Hut Zucker, 3 Stein Ingwer, 1 Pfund Nelken, 1 Pf. Muſcatenblumen, 1 Pf. Pfeyfencanel, 200 Laden Crude, 2 Steine Muſcaten, 1 Stein Datteln 1 Pf. Parvskörner. In der Küche 3 Tonnen Mandeln, 2 Tonnen Reiß, 3 Körbe Feigen, 6 Pf. Negleien (Nägelein), 3 Pf Pfeyfencanel, 300 Stockfiſch, 2 Körbe Roſinen, 1 Stein Ingwer, 100 Ellen gebleichte Leinwand. „Dieß iſt die Nothdurft des Hauſes zu Marienburg.“

In die Conventsküche wurde geliefert: 4 Tonnen Mandeln, 3 Tonnen Reis, 1 Tonne Kümmel, 6 Körbe Feigen, 4 Körbe Roſinen, 500 Stockfiſch, 11 Laſt Salz, jede Laſt zu 16 Tonnen.

Zur Bekleidung war vonnöthen: 6 mechliſche weiße Laken und 2 grobe Laken den Herren, 4 mechliſche Laken den Herren zu Kogeln (Mützen) 6 dito Dienerbekleidung, 1 dito zu Beinkleidern für die Knechte, 16 halbengliſch Laken vor die Eiſteliſchen (?) 2 Harras den Prieſterherren um das andere Jahr, 3 Huntſchob (?) 6 Comtiſche Laken den Halbbrüdern, 18 Perperiſche den Jungen und Weringern, 6 Huttenczihen (?) 2 Banir-Tücher (zu Fahnen), 2 Ballen Erich (?) 6 Parchum, 1000 Ellen weſtphäliſche Leinwand, 2500 Ellen Dzerleinwand, 1500 Sackleinwand, 600 Smoſchin (?) 4 Kuvlinge (?)

Die Schmiede verbrauchte jährlich 6 Laſt ungariſch Eiſen, 60 Stein lübiſch Stoll (?) 2 Faß Oſemundt (?)

Das Schnitzhaus: 800 Bockshörner, 180 Schock Odern (?) 2500 Levenleder (?)

Die Glockneren: 3 Faß Tranys (Thran?) 6 Pfund Weyhrauch.

Die Firmarie (Krankenzimmer) 30 Stockfiſch, 1 Pf. Saffran, 8 Pf. Pfeffer (muß wohl Arzeney geweſen ſeyn), 1 Korb Feigen, 1 Korb Roſinen, 2 Stein Mandeln, 2 Stein Reiß.

Ich bekenne, daß hier viele Ausdrücke mir unerklärbar ſind. Theils habe ich aber geglaubt, Sprachkundigern einen Dienſt zu leiſten; theils wollte ich zeigen, wie mancherley Waaren der Orden aus fremden Landern muſte kommen laſſen. Nicht einmal die Leinwand ließ er ſelbſt verfertigen, obgleich Preuſſen für Flachs und Hanf einen erträglichen Boden hatte.

Die Zinsregiſter, welche Conrad ſich jährlich überreichen ließ, geben einen Begriff von des Ordens Einkünften. Das Hauptamt Elbing, die Comthurey, trug jährlich ein an deutſchen preußiſchen Mühlzinſen, Wartgeld, Dienſtgut und ſonſt allerley Zins 5009 Mark. An Getreide, Pflugkorn u. ſ. w. 3116 Scheffel Weizen, 72 Laſt Roggen, 1845 Scheffel Gerſte, 4909 Scheffel Haber. Es waren daſelbſt 28 cölmiſche Dienſte, 231 Freydienſte, 626 preußiſche Bauerdienſte, 110 Schulzendienſte, die magdeburgiſchen Dienſte ungerechnet.

Unter Königsberg finde ich: 2 Haken geben auf das meiſte Zehnten 2 Scheffel Weizen, 2 Scheffel Haber, auf das mindeſte 1 Scheffel Korn, 1 Scheffel Gerſte, „und das verwandelt ſich alle Jar, ein Jar giebt man das meiſte, das andere das wenigſte.“

Wartgeld gab ein Freyer 4 Schilling, von jeder Zinshube 1 Scoter, von jeder preuſſiſchen Hube 3 Scoter, von jedem Korczem (Kruge) 1 Firding, von einer guten Mühle 1 Firding, von einer geringen Mühle mit Einem Rade 2 Scoter.

Von der Pfaffen Gierigkeit liefert ein Bericht des Comthurs zu Elbing, den ich im Original beſitze, 1448 ein auffallendes Beyſpiel. Der Prior des Kloſters zu Elbing nahm einen kranken Ordensbruder, der lange Nickel genannt, zu ſich ins Kloſter mit all ſeiner Habe. Der Hauscomthur war wachſam. Der Prior läugnete, Geld empfangen zu haben, allein des Kranken Knecht verrieth es. Noch immer ſtellte der Mönch ſich unwiſſend; da drohte man, ihm das Terminiren im ganzen Lande zu verbieten. Jezt bekannte er, anfangs nur 10 Mark, endlich 50. Wenn die Mönche ſolche Schelmerey ſogar gegen den Orden wagten, wie mögen ſie mit dem Volke umgeſprungen ſeyn? Die Urkundenſammlung der Schloßbibliothek ſtellt eine Probe davon auf die von mir mit † 9 bezeichnet worden. Johann, Biſchoff von Pomeſan, meldet dem Hochmeiſter, er habe den Schulzen von Peſilin in den Bann gethan, weil er einem Pfarrer zu Tyſenau vier Mark wegen eines Pferdes ſchuldig verblieben! — Die Geſetze des Biſchoffs von Culm liefert Hartknoch in ſeiner Kirchengeſchichte p. 210. Sonſt kann vom üppigen Leben der Mönche auch Henneberger nachgeleſen werden.

Zum ſiebenzehnten Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung.

Das Unbekannte in dieſem Kapitel iſt aus Conrads Regiſtrande im geh. Archiv und aus den Ordensſtatuten geſchöpft. Das übrige enthalten die Kreuzfeldiſchen Papiere, und, aus ihnen, Baczko's Geſchichte.

Limnäus in jur. publ. L. VI. c. 2. §. 59 führt folgendes Sprüchlein von den damaligen Sitten des deutſchen Ordens an:

> Kleider aus, Kleider an,
> Eſſen, trinken, ſchlafen gahn,
> Iſt die Arbeit ſo die deutſchen Herren han.

und Wolff in lection. memorabil. Centenar. XII ſagt:

Wer ein ſchön Weib hat, wo deutſche Herren ſind, eine Metze Korn und eine Hinterthür, der hat ein Jahr daran zu eſſen.

Das Gelübde, kein Eigenthum zu hegen, oder darüber zu ſchalten, wurde beſonders von Sterbenden übertreten, die, dem Geſetz zuwider, Teſtamente machten. Wie ſehr dieſer Mißbrauch eingeriſſen, beweiſt ein Brief des Hochmeiſters an den kranken Vogt zu Schievelbein, der um Verwilligung dazu gebeten hatte. Der gutmüthige Conrad verſpricht, ihm ſeinen Arzt zu ſenden, obgleich er ſelbſt ſchwach ſey, und ſchon lange an der Hutzen (?) leide. Das Teſtament betreffend fügt er hinzu: „ſolche Teſtament in unſerm Orden gar groblichen irſtanden und gepflogen werden" doch will er es ihm vergönnen, nur heimlich.

Wegen des obenerwähnten langen Nickels, der ſein Geld den Mönchen zu Elbing vermachen wollte, fragte der Comthur bey dem Hochmeiſter an: wohin man den

Ungehorſamen begraben ſolle wenn er ſterbe? ob auf das Feld? wie das Strafgeſetz mit ſich brachte.

Die Tauleriſten gedachten nicht einer Bulle Papſt Honorius III. (geh. Archiv. n. 1111), welche verbietet, daß kein Bruder mehr Abſtinenz oder Obſervanz halten ſolle, als die Regeln des Hauſes gewöhnlich vorſchreiben. Gegeben im fünften Jahre des Pontificats.

Von der Unzufriedenheit der des Zwanges ungewohnten Brüder, iſt ein Beyſpiel in einem Schreiben des Obermarſchalls enthalten, deſſen Original ich beſitze. Ein Bruder Feylſcher zu Ragnit, wird darin gemeldet, habe ſchon zweymal ein Kapitel begehrt, weil er aus dem Orden treten wolle, und wenn man ihm ſolches nicht bald verwillige, ſo wolle er „den Mantel über die Ohren werfen“ und ſehn, was der Hochmeiſter dabey thun könne?

N. 316 des geh. Archivs enthält eine Inſtruction, welche Conrad den Viſitatoren ertheilt, in welcher es unter andern heißt: „man ſolle Phileſchetiern halten auf Häuſern wo ſie ſonſt gehalten worden.“ Ich kenne die Bedeutung dieſes Wortes nicht.

Zum achtzehnten Kapitel.

Conrads Verhältniſſe mit dem Deutſchmeiſter.

Ob Conrad wirklich, gleich beym Antritt ſeiner Regierung, Werners Statuten beſtätigen müſſen, war bis jezt zweifelhaft, erhellt aber klar aus einer Urkunde des geh. Archivs n. 190. Daſelbſt erklärt er feyerlich ſammt allen Gebietigern: ſie ſeyen mit dem Deutſchmeiſter auf dem Haupthauſe zu Marienburg zuſammen gekommen, und haben erwogen

> „was Schadens, Verterbung und Unraths unſerm Orden in vergangnen Zeiten bis hieher erſtanden

> ſeyn und in künftigen Zeiten entſtehen möchten, von etlicher Spänne und Zwietracht wegen, die ſich gemacht und verlaufen haben von einer verſiegelten Statut wegen u. ſ. w.“

Das Statut ſelbſt iſt wörtlich eingerückt. Sie haben, um ſolches zu vermeiden,

> „verliebet, verwilliget und gutlichen uffgenommen, verheiſſen und geloben vor uns und unſere Nachkommen, die Statuten fürbas zu unſerm Orden zuzulaſſen, zu halten und zu hanthaben und dem gänzlich nachzukommen zu ewigen Zeiten.“

Es wäre denn, daß ſämmtliche Meiſter und Gebietiger, (nicht die Mehrzahl derſelben) einſtimmig beſchlöſſen:

> „ſolche zu mindern, zu mehren, oder anders damit zu beſtellen und zu halten.“ Gegeben am Montag nach Viſitationis Mariä 1441.

Da dieſer Tag auf den 3ten Julii fällt, ſo läßt ſich faſt zweifeln, daß Conrad ſchon am 12ten April erwählt worden, (Siehe Bachems Verſuch einer Chronologie der Hochmeiſter p. 44. und Hist. de l'O. T. T. VI. p. 1.) denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Deutſchmeiſter ſich ſo lange in Preußen ſollte aufgehalten haben. Doch ich übergehe dieſen, und mehrere dergleichen chronologiſche Zweifel, deren Löſung nur dann von Werth ſeyn kann, wenn ſie auf die Seele der Geſchichte Einfluß haben.

Ich beſitze die Original-Entwürfe von drey Urkunden, welche Conrads aufrichtige Verſöhnung oder ungewöhnliche Verſtellung noch auffallender beweiſen. In der erſten erzählt er: ſchon ehe er zum Hochmeiſter gekohren worden, habe man ſechs Gebietiger aus Preußen, Deutſchland und Liefland bevollmächtigt, allen Zwiſt beyzulegen; dieſen Vertrag habe er damals ſelbſt, als oberſter Marſchall, unterzeichnet, und verſpreche nun als Hochmeiſter, ſich gänzlich darein zu fügen, bey Verluſt von Ehren, Würden und ſeines Amtes. Gegeben Aſſerade am Sonntage Cantate 1441. (Alſo auf einer Reiſe in Liefland.)

Conrad mag wohl gefühlt haben, daß jeder heimliche Schritt gegen eine ſolche Zuſicherung mit Ehre

Redlichkeit nicht beſtehen könne, denn über dem Entwurfe ſteht von anderer Hand geſchrieben: Dieſer Brief iſt nicht geregiſtrirt.

Die zweyte Urkunde iſt eine Erklärung des Hochmeiſters, daß die Balleyen Marpurg, Gieſſen, Utrecht, Weſtphalen, welche ſich dem Gehorſam Eberhards entzogen und zu Paul gewendet hatten, künftig dem Deutſchmeiſter wieder unterworfen, und alle ihre, in dieſer Sache erhaltenen Briefe und Vollmachten unkräftig ſeyn ſollen. — Die dritte Urkunde iſt ein Formular gleiches Inhalts, wie an jede dieſer Balleyen insbeſondere geſchrieben werden ſolle.

Man hatte ferner beſchloſſen: (geh. Archiv n. 190.)

> „Nachdem die Ordensbücher ungleich befunden werden, daß man der drey rechtfertige mit allen Geſetzen ſchreiben und verſiegeln ſolle.“

Eines dieſer Bücher ſollte zu Marienburg aufbewahrt werden, das andere zu Horneck in Deutſchland, das dritte zu Riga. Das Original des zu Marienburg verwahrten Exemplars iſt im geheimen Archiv von mir aufgefunden, und vor kurzem, durch den Herrn Archivarius zu Königsberg dem Druck übergeben worden. Ob die andern beyden Bücher noch vorhanden, iſt mir unbekannt.

Trotz aller dieſer feyerlichen Beſtätigungen, bewies mir ſchon Conrads Briefwechſel, daß er alles verſucht hatte, um die läſtigen Statuten zu vernichten. Ich forſchte nach, ob es ihm gelungen. Die erſte Spur fand ich in der Urkunde des geh. Archivs n. 204, auf welcher, von einer alten Hand, von außen geſchrieben ſteht: citatio super revocatione Constitut. Werneri de Ursula. Sie iſt zu Elbing ausgefertigt, aber leider ſo ſehr von Moder zerfreſſen, daß wenig mehr davon zu leſen; auch die Jahrzahl iſt verlöſcht. Nur ſo viel iſt noch deutlich, daß die Biſchöfe von Pomeſanien und Ermeland specialiter deputati zu dieſem Geſchäfte geweſen; und das war genug um alles aufzuklären, da ich die folgende Urkunde entdeckte, welche ſich im geh. Archiv unter der gleichen Nummer befindet:

Nicolaus Episcopus servus servorum dei Venerabilibus fratribus Pomezanien. et Varmien. Episcopis salutem et apostolicam benedictionem. Pro singulorum fidelium potissime sub religionis habitu militantium nostre cure divina providentia commissorum statu salubriter dirigendo prout ex injuncti nobis pastoralis officii debito tenemur sollicite considerationem intuitum extendentes ad ea per que illorum commodis et quieti consuli ac scandalis et dissidiis occurri valeat nostre sollicitudinis partes favorabiliter adhibemus. Cum itaque sicut accepimus in statutis et ordinationibus fratrum hospitalis beate Marie Theotonicorum Ierosolymitani a primeva ipsius hospitalis fundatione editis ac diutius observatis in quodam volumine libro ordinis nuncupato nunc redactis inter alia caveri dicatur expresse quod fratres dicti hospitalis secundum constitutiones et statuta in illo descripta vivere debeant et se juxta illorum dispositionem regere ac pariter gubernare et si quid extra ea que in dicto libro continentur quodlibet statuta reperirentur illa nullius essent roboris vel momenti nec eorum aliquem obligarent et ab ipsorum statutorum et ordinationum editione et publicatione ac deinde per multa tempora Magistri ac Commendatores ac fratres hospitalis ejusdem pro tempore existentes Secundum illa laudabiliter vixerint temporibus retractis nihilominus postquam bone memorie Vernerus de Urssella ipsius hospitalis generalis Magister in generali capitulo secundum morem fratrum dicti hospitalis celebrato nova quedam statuta et ordinationes que salubrem dicti hospitalis ac Magistri et fratrum eorundem statum et reformationem ut ex ipsorum inspectione prima facie apparebat continere videbantur ediderat et proprio ac duorum aliorum sigillis ad certum futurum tempus publicanda signaverat illaque ex post publicata et intimata fuerunt plurima ex statutis et ordinationibus hujusmodi que insperatos et contrarios parturiere effectus damna dissensiones et scandala evenerunt et in futurum nisi eis penitus abrogetur aut in melius reformentur grauiora quod absit accidere formidantur Nos igitur qui ex nostre servitutis officio cunctis fidelibus presertim voto religionis astrictis pacis et quietis commoda procurare ac pervigilis more pastoris comminatis scandalis et dissidiis quantum nobis ex alto permittitur obviare tenemur attendentes quod interdum sic fallitur incertitudo judicii ut quod utile verisimilis conjectura immo etiam attenta consideratio pollicetur non solum dampnosum sed inutile reperiri contingat ac volentes hujusmodi scandalis dissidiis et damnis occurrere nec non Magistri et fratrum universorum dicti hospitalis commodis et tranquillitati utiliter providere motu proprio non ad alicujus nobis super hoc oblate petitionis instantiam sed de nostra mera deliberatione et voluntate fraternitati vestre per apostolica scripta committimus et mandamus quatinus de premissis omnibus et singulis autoritate nostra vos diligenter informetis et si per informationem hujusmodi ita esse ac que ante centum annos edita nunquam in usu nisi a pauco tempore citra fuerunt statuta et ordinationes predicta Magistro fratribus seu hospitali predictis minus utilia quin immo periculosa aut damnosa esse sive effectus contrarios in futurum producere posse noveritis super quo vestras conscientias oneramus illa etiam si per sedem apostolicam seu Concilium generale approbata ac Magistrum et fratres predictos etiam juramento firmata et approbata fuerint et quecunque inde secuta auctoritate apostolica tenore presentium cassare et annullare sive alias prout vobis secundum deum pro utilitate et quiete Magistri fratrum et hospitalis predictorum visum fuerit opportunum reformare emendare et modificare cunctis statuentes ac etiam decernentes quod Magister et fratres predicti tam presentes quam etiam futuri secundum instituta libri predicti ac alia que ut prefertur duxeritis moderanda vel que ipsi imposterum docerent statuenda duntaxat perpetuis futuris temporibus vivere debeant seque illis per omnia conformare.

more. Contradictores per censuram ecclesiasticam appellatione postposita compescendo. Non obstantibus constitutionibus apostolicis ac statutis et consuetudinibus hospitalis predicti juramento confirmatione apostolica vel quavis alia firmitate roboratis contrariis quibuscunque aut si Magistro et fratribus prefatis vel quibusvis aliis communiter vel divisim a sede apostolica sit indultum quod interdici suspendi vel excommunicari non possint per litteras apostolicas non facientes plenam et expressam vel verbo ad verbum de indulto hujusmodi mentionem et quibuslibet aliis privilegiis indulgentiis et litteris apostolicis generalibus vel specialibus quorumcunque tenorum existant per que presentibus non expressa vel totaliter non inserta effectus earum impediri valeat quomodolibet vel differri et de quibus quorumque totis tenoribus habenda sit in nostris litteris mentio specialis. Dat. Rome apud Sanctum Petrum Anno Incarnationis dominice Millesimo Quadringentesimo Quadragesimo nono Pridie kal. May. Pontificatus nostri Anno tertio.

Hieraus läßt ſich wohl mit Gewißheit ſchließen, daß jene vermoderte Urkunde den Widerruf der Statuten ſelbſt enthält, zu welchem die Biſchöfe bevollmächtigt waren.

Zum neunzehnten Kapitel.

Conrads Tod.

Ich habe die Erzählungen mehrerer gedruckten und handſchriftlichen Chroniken zuſammen geſtellt.

Einige behaupten, auch dieſem Conrad hätten die Aerzte vergebens gerathen, das Gelübde der Keuſchheit zu brechen, um ſich Linderung in Steinſchmerzen zu verſchaffen. Auch Schütz und Pauli erwähnen dieſes Umſtandes, verwechſeln jedoch wahrſcheinlich Conrad von Jungingen mit Conrad von Erlichshauſen. Dieſer leztere hatte eine Fiſtel zuheilen laſſen, welches ihm ſehr übel bekam.

Zum

Zum zwanzigſten Kapitel.

Ludwig von Erlichshauſen.

Wenn man ſich ſehr neuer Beyſpiele von fremder Einquartierung vor den Thoren einer Stadt erinnert, und weiß welch Murren dadurch veranlaßt worden; ſo gewinnt der, von Andern überſehene, Umſtand Wichtigkeit: daß der Orden ſeine Reiter, den Städten zu großer Beſchwerde, in deren Nachbarſchaft verlegt. Leo erzählt ſolches p. 265 mit den Worten: ac etiam ut Crucigeri magis ac magis ciuitates Prussiae ad relinquendam confoederationem compellerent, equitatus vel potius latrones in earum vicinia immiserunt. Er nennt Danzig, Thorn und Culm, beſonders aber Elbing, als ſchwer beläſtigt, denn auf das leztere ſey der Orden am höchſten erbittert geweſen, weil dort der Bund ausgedacht worden, und weil der gemißhandelte Adel dort eine Zuflucht gefunden.

Der Schmähbrief des Biſchoffs von Ermeland an den von Leslau befindet ſich auf der Schloßbibl. n. 817.

Das Creditiv des Papſtes für den episcopum silvensem, den er nuntium et oratorem nennt, qui omnia quae circa hanc pestem extirpandam pertinere poterunt, tecum communicabit. Geh. Arch n. 802.

Curike p. 23 nennt dieſen Legaten einen portugieſiſchen Biſchoff, alſo vermuthlich aus Algarbien, wo Silva oder Silves, eine kleine biſchöffliche Stadt lag. Waiſſel nennt ihn p. 72 auch Portugalensis.

Nicht weniger als ſechzehn Bullen gab nach und nach der Papſt in dieſer Sache, welche, laut Bericht des Ordensprocurators zu Rom, 135 Ducaten koſteten. (Schloßbibl. + 14) Das waren aber blos Kanzleygebühren. An Geſchenken wandte der Orden weit mehr auf. In einer Rechnung des Procurators ſind allein tauſend Ducaten angeführt, vor Er geben unſerm heiligen Vater. (Eben daſelbſt + 20.)

Des Papſtes merkwürdiges Schreiben an den Erzbiſchoff zu Riga, wodurch die hist. de l'O. T. an unzähligen Stellen widerlegt wird, befindet ſich im geh. Archiv n. 114. Seine die Kreuzherren betreffenden Worte ſind: negligentiores hactenus extiterunt et adhuc in eadem negligentia persistunt, eorumque subditos, quos paterna caritate complecti deberent, diversis oneribus atque molestiis afficerunt, ac modernis temporibus afficere non verentur. Das nennt er mit Recht ein malum regimen. Er ſchickt zugleich dem Erzbiſchoff die Inſtruction des Legaten, der Macht habe zu bannen oder loszuſprechen, und fodert Jenen auf, ihm Beyſtand zu leiſten. Auch gegen die Geiſtlichkeit in Preuſſen iſt dieſe Bulle gerichtet.

Des Hochmeiſters wohlgemeinter Rath, der Biſchoff ſolle Hans von Bayſen die Ehre geben, befindet ſich in dem Buche A. des geh. Archivs.

Zum ein und zwanzigſten Kapitel.

Neue Bundesanfechtungen.

Des Papſtes chriſtliche Ermahnungen, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, ſeine Drohungen, ſeine Wehklagen, befinden ſich in dem Buche A. des geh. Archivs, ferner n. 644 und 668 der Urkundenſammlung daſelbſt. Auch ein Schreiben ähnlichen Inhalts an den Erzbiſchoff von Culm n. 803.

Die Verhandlungen wegen Ludwigs angebotener Verſicherungsſchrift, die hier mit merkwürdigen neuen Umſtänden erzählt werden, hat gleichfalls das Buch A. des geh. Archivs aufbewahrt. Allein das auffallendſte Actenſtück iſt das ſchriftliche Bedenken der Gebietiger, von welchem ich ſelbſt eine gleichzeitige Abſchrift beſitze.

Aus dieſer Bewegung wider den Bund und des Hochmeiſters Verſchreibung (wie ſie ihr Gutachten nannten) ſchaut der Geiſt des Ordens klar hervor. „In dem Privilegio Friedrich II. (ſprachen ſie) iſt dem Hochmeiſter, den Gebietigern und Brüdern vollkommene Macht verliehen, daß ſie ſelbſt in eignen Perſonen mögen allerley Sachen, die an Leib und Gut gehn, verhören und richten und bedürfen nicht Scheppen und Schulzen oder andere weltliche Richter dazu heiſchen, wiewohl das der Orden unter Zeiten getan hat von guten Willen, als da die Ritterbank zu Madenburg ward beſeſſen, und die Leute enthauptet u. ſ. w.“

Lieber ſoll der Hochmeiſter, wie vormals geſchehn, Willkühr und Satzungen machen, um den Beſchwerden abzuhelfen; allenfalls auch in der Willkühr alles daſſelbe verſprechen, nur keine Verſchreibung von ſich ſtellen; denn wenn man nachher gewahr würde, daß ſolche Willkühr Schaden thate, ſo könnte man ſie leichter abſchaffen als eine Verſchreibung.

(„ap hernach als der Herr Homeiſter mit den Herren Prälaten und Gebietigern irkennten, das ſulche Wilkor ſchaden wolde gebrengen, ſo hetten ſi di bas zu wandeln denn ap ſie verſchreben weren.“)

Es ſolle auch in ſelbiger des Bundes gar nicht gedacht werden, damit die Nachkommen nicht etwa ſprechen möchten: ſeht lieben Freunde, unſere Voreltern haben durch einen Bund groſe Freyheiten erworben, warum wollen wir uns nicht auch verbinden? — Darum müſſe man die Willkühr ſo abfaſſen, daß nichts daraus zu merken ſey, „daß der Bund ihnen gut gethan.“

Die Art Recht zu ſprechen, die der Hochmeiſter zuſagen wolle, ſey noch ärger als die, welche Land und Stadte vormals begehrt; denn da hätten ſie doch nur eine beſtimmte Zahl von Richtern, unter denſelben auch Prälaten, geheiſcht; aber auf dieſe Weiſe würden Richter ohne Zahl hervorgehn, unter ihnen Schuſter und Pelzer, die etwa Burgemeiſter in kleinen Städten wären. Ob das wohl dem Orden füglich ſey, daß, zum

Beyſpiel, ein Fiſcher, Burgemeiſter zu Tolkemite, einen Comthur zu Elbing verhöre?

Verſchreibungen würden bald ſehr willkührlich ausgedehnt, wie es mit der culmiſchen Handfeſte ergangen, die man blos den Städten Culm und Thorn und den Pilgern verliehen. Nun meinten alle Einwohner, ſie wären die Pilger; man habe jedoch blos die Kreuzfahrer darunter verſtanden. Den Polanſchen Rittern und Knechten im culmiſchen Lande habe man, wohl funfzig Jahr nachher, ein anderes Privilegium ertheilt; dieſe Polanſche Handfeſte werde von Land und Städten der Herrſchaft verſchwiegen, um alle in die culmiſche zu ziehen „und gloſſiren das Wort Pilgrim."

Der Hochmeiſter werde beſſer thun, in wichtigen Sachen, außer Gebietigern und Prälaten, noch einige Richter aus Land und Städten beyzuziehen, und zwar bald aus dieſem Gebiete, bald aus jenem. Würde dann ein ſolches Urtheil angefochten, ſo möchte man es nach Magdeburg oder Lübeck ſenden, je nachdem das Recht wäre.

Zuletzt ſchlugen ſie vor: die Meiſter von Lief- und Deutſchland ſollten in's Land kommen, ohne Beyſeyn des Hochmeiſters den Leuten die Sache glimpflich vorſtellen, auch ſie zu bewegen ſuchen, daß ſie nicht blos dem Hochmeiſter, ſondern dem ganzen Orden huldigten, weil das Land dieſem zugehöre. —

Mit welchen bittern Klagen der Orden die deutſchen Fürſten beſtürmte, davon beſitze ich gleichfalls Originalbeweiſe; nemlich ein Schreiben Hartungs von Egloffſtein aus Nürnberg, worin er dem Hochmeiſter die Abſchriften dieſer, an Kaiſer und Churfürſten ergangenen Klagen ſendet, auch den Brief des Marggrafen von Brandenburg an die Danziger, als Hauptleute des Bundes. Der Marggraf erſucht den Hochmeiſter, dieſen Brief nur aufzubrechen, und, nachdem er ihn geleſen, wieder zu verſiegeln.

Die wahren oder verſtellten Geſinnungen Hanns von Bayſen's enthält unter andern auch einer ſeiner Briefe an den Hochmeiſter, den ich im Original beſitze. Er iſt geſchrieben Montags nach Oculi 1452. Bayſen verſpricht darin nach Marienwerder zu kommen, und dort „nach ſeinem höchſten Vermögen und Fleiſſe mit guter Freunde Hülfe und Rath ſich zu bearbeiten,“ um die Eintracht wieder herzuſtellen.

Die verſuchte Vermittelung der beyden Fridriche von Brandenburg und Sachſen ſteht im Buche A. des geh. Archivs.

Die Feindſchaft zwiſchen Ludwig und ſeinem Bruder erhellt aus einer ernſten Abmahnung des Biſchoffs von Braunsberg (Schloßbibl. + 15), worin er alſo zu dem Hochmeiſter redet: „Allen wirdigen Perſonen dieſes Landes ſeyn die vorgedachten Kryge und Unwillen zwiſſchen Ewern Gnaden und Ewren irluchten bruder Fridrich eyn unendlich betrüpniß und peyn.“

Wie es damals im Orden zuging, nachdem des redlichen Conrad wachſame Augen ſich geſchloſſen hatten, mögen folgende Beyſpiele beweiſen, die, zwar nicht in der Geſchichte, doch in der Reihe dieſer Belege, wohl einen Platz verdienen.

Urkundenſamml. der Schloßbibl. fasc. VIII. sig. K. n. 9. Der Comthur von Oſterrode klagt, daß ihm der Hochmeiſter einen gewiſſen von der Heyde zugeſchickt: „Ew. würdigen Gnaden weiß wohl das er gar ein unendlich Menſch iſt.“ Er habe ohnehin ſchon ſo vile unreddeliche Brüder, und bittet, ihm keine ſolche mehr zu ſchicken.

Eben daſelbſt Briefſammlung n. 303. Der Comthur zu Reden beſchwert ſich über Unruhſtifter und erzählt die Geſchichte des Trunkenbolds, dem nicht einmal der Hochaltar in der Kirche heilig war.

Eben daſelbſt n. 300. Der Comthur zu Balga bekennt keinen tauglichen Bruder in ſeinem Convente zu haben.

Eben daſelbſt Vol. I. L. 5. n. 14. Ein gewiſſer Borghardt meldet dem Hochmeiſter: „der Hauscomthur und Schenke ſind als eyne Coppel, eſſen und trinken alleyne und leben wol ſunderlich.“ Der Comthur ſey ein Comthur wie alle Comthure. Dann erzählt er eine lange ärgerliche Geſchichte. Ein Ordensbruder hat geſagt: „klage nur beym Hochmeiſter über mich, da hebene ich mich um. Wiſſe das ich das Krewtze ſo breit und tief und langk trage als ir adder der Comthur.“

Eben daſelbſt n. 38. Eine Beſchwerde des Comthurs zu Oſterrode über einen Dietrich von Oerz, der dem Sander von Bayſen, nach einem höchſt unanſtändigen Wortwechſel, offene Fehde angekündigt.

Briefe und Berichte an den Hochmeiſter S. 5. Deſſelben Comthurs angeführte Klage über Widerſpenſtigkeit.

Geh. Archiv Buch A. Häufige Beſchwerden zu Stargard über die Ordensbeamten. Zum Beyſpiel: „Ich Dietrich von Koſſen klage, daß der Hauscomthur zu Schwetz meinem Weibe ihr väterliches Gut genommen, das ihr Vater warlich nicht um den Orden verdient hat, da er in ſchweren Gefängniſſen um des Ordens willen gelegen.“

„Ich Nittus von Droſdau klage über Beeinträchtigung meiner Handfeſte.“

„Ich Jacob Stolin klage daß etliche verwandte Dienern ihres väterlichen Gutes beraubt worden“ u. ſ. w. Am angezeigten Orte iſt eine ganze Litaney ſolcher Klagen nachzuleſen. Troz aller dieſer Bereicherungen ließ man die dürftigen Brüder Noth leiden; denn unter den Wehklagen eines Kranken im Spital zu Straßburg befindet ſich unter andern folgendes: „Item vom Huſe wird mir nichts nicht, wedder Spelle noch Nothdurft, beſunder ſo verſagt man mir ein paar leinen Hoſen auf die öſterliche Zeit.“

Ich hoffe, der Verfaſſer der hist. de l'O. T. werde bekennen, daß ich der von ihm verlangte Gegner ſey, der nicht mit leeren Declamationen, ſondern nur mit Urkunden in der Hand gegen ihn auftritt. Eine derſelben war ihm ſelbſt bekannt genug, wenn er darauf hätte achten mögen, ich meine die angebotene Verſicherungsſchrift des Hochmeiſters, in der unter andern verſprochen wird: daß Niemand an Hals oder Hand ſolle gerichtet werden, ohne Urtheil und Recht. Wo eine ſolche erſte, natürliche Pflicht noch zum Geſetz erhoben werden mußte, da war doch wohl das Regiment tyranniſch?

Daß in fremden Landen zwar des Ordens Diener, nicht aber die preußiſchen Kaufleute geſchützt wurden, wirft die Chronik des geh. Archivs p. 213 dem Hochmeiſter vor, und liefert zugleich dadurch einen Beweis, daß der Orden auf eigne Rechnung Handel trieb, und ſeiner Bürger Nahrung ſchmälerte.

Es iſt hier der Ort, noch einen Vorwurf von dem biedern Conrad von Erlichshauſen abzuwalzen, den ihm Leo hist. Pruss. p. 261 macht. Er habe nemlich ſchon 1446 den König von Dänemark erſucht, die preußiſchen Schiffe aufzufangen, und dadurch die Preußen zur Entſagung des Bundes zu zwingen. Der König habe ſein Begehren erfüllt, aber ohne Wirkung, denn der Hochmeiſter ſey nicht einmal um Vermittlung von den Städten erſucht worden. Leo verwechſelt offenbar Conrad (dem dergleichen gewiß nie in den Sinn gekommen) mit Ludwig, dem der Hauscomthur zu Danzig am Tage Petri Pauli 1453 ſchrieb: der König von Dänemark habe Danziger Schiffe weggenommen, die nach England ſegeln wollen, und es gebe in Danzig ein gemeines Gerücht „und iſt auch ſtadkundig worden, daß Ew. Ehrwürdige Gnaden dem Könige zu Dänemark geſchrieben und befohlen habe, daß er alle die, die do von hinnen kommen und durch den Sund wollen, uffhalden und nehmen ſoll“ und der König habe etlichen geſagt, „die do nach ihren Gütern die er ihnen genommen hat, geweſt ſeyn, daß ihm Ew. Gnaden geſchrieben hat, und ihnen die Briefe geweiſt habe, daß Ew. Gnaden ſie nicht bezwingen könnte, er ſollte ſie bezwingen.“ Der gemeine Mann werde dadurch ſehr erbittert. Ich beſitze das Original dieſes Schreibens.

Das Mährchen von dem prophezeyenden Eremiten erzählt Leo p. 261, Schütz u. a. m. Auch die hist. de l'O. T. t. V. p. 502 hat es aufzunehmen nicht verſchmäht, meint aber, es ſey von den Preußen erfunden worden, um dem Pöbel Muth einzuflößen. Ein Eremit an Frankreichs Gränzen ſagte zwey Ordensbrüdern, der Teufel ſey mit der böhmiſchen Gans (Huſſens Lehre, denn der Name Huß bedeutet bekanntlich eine Gans) nach Preußen geflogen, wo die Ritter groß Behagen an den weißen Federn fanden, und ſich einbildeten, die Unterthanen leichter bedrücken zu können: aber dieſe nemlichen Federn würden ſie in die Hände ihrer Feinde liefern. Warum könnte dieſes Mährchen nicht auch von einem Ordensbruder, etwa von einem Tauleriſten, erfunden worden ſeyn? die ohnehin, nach Hartknochs Bericht (in ſeiner Kirchengeſchichte), über den Fall des Ordens frohlockten.

Es gab auch ſonſt noch abergläubiſche Kreuzherren genug, wovon ich hier ein auffallendes Beyſpiel aus der nemlichen Zeit liefern will.

Der Viſitirer in deutſchen und welſchen Landen ſchrieb 1451 aus Neuſtadt bey Wien an den Hochmeiſter: es ſey gekommen „ein frumm ſelig Menſch mit ſiebenzehn Brüdern Barfüßer Ordens aus Welſchland nach Wien,“ der große Wunder thue. Der Briefſteller habe dabey geſtanden, als der Heilige Blinde ſehend, Taube hörend gemacht u. ſ. w. Ein Knecht habe ſich vorwitzig verlauten laſſen, er wolle das nicht eher glauben, bis ſein blinder Hund ſehend würde. Alſobald habe der Hund ſein Geſicht wieder erhalten, allein der Knecht ſey blind geworden. Der Wunderthäter nehme kein Geld, ſondern nur ein wenig Eſſen und Trinken, predige alle Tage lateiniſch, ein Anderer ſtehe neben ihm und überſetze es deutſch. Am Frohnleichnamstage habe er wohl 3000 Zuhörer gehabt. Der Viſitirer gibt ſich große Mühe, den Hochmeiſter zu überreden, dieſen „frumm ſelig Menſch“ nach Preußen zu verſchreiben, hat auch ſchon vorläufig mit dem Heiligen deshalb geſprochen, der nicht abgeneigt ſcheine. Ich beſitze das Original dieſes Schreibens.

Die Offenbarungen der heil. Brigitte, die 1373 ſtarb, und ihre fürchterlichen Drohungen gegen den deutſchen Orden, um ſeiner Grauſamkeit gegen die Neubekehrten, ſeiner ſchwarzen Ehrſucht und Habſucht willen, ſind bekannt.

Zum zwey und zwanzigſten Kapitel.

Der Bund berufſt ſich auf den Kaiſer.

Den **Einfluß** von Ludwigs Oheim berührt Radewalds handſchriftliche Chronik mit den Worten: Ludwig habe viel verſprochen, auch es wollen halten, „aber ſeiner Mutter Bruder, Herr Heinrich Reuß von Plauen, und andere Comthure ihn dazu brachten, daß er viel Dings nicht hielte."

Die Schiedsrichter, welche der Hochmeiſter den Ständen vorſchlug, waren, auſſer Papſt, Kaiſer und Churfürſten, die Erzbiſchöffe von Cöln, Magdeburg, Augsburg, Salzburg, Breslau; die Biſchöffe von Worms, Speyer, Paſſau; der Herzog Albrecht, des Kaiſers Bruder; die Marggrafen Hans und Albrecht zu Brandenburg; Herzog Wilhelm von Sachſen; der Marggraf von Baden, Herzog Ludwig in Bayern, der Graf von Würtemberg, der Erzbiſchoff von Riga. (Geheimes Archiv. Buch A.)

Schon lange vor gefälltem kaiſerlichen Urtheil ward der Orden Kriegesgenoſſen. Ich beſitze ein Originalſchreiben der Herzöge Balthaſar und Rudolph in Schleſien und Sagan, datirt Johannes Baptiſta 1453, (alſo an dem Tage, auf welchen der Kaiſer die Parteyen geladen hatte) worin ſie verſprechen, „durch unſer eyns ſelbs Perſona einen rüſtigen Gezug dem Orden zuzuführen."

Die Stände ſuchten ſich auf alle Weiſe zu decken. So hatten ſie auch 1452 einen kaiſerlichen Machtbrief an den Biſchoff von Leslau ausgewirkt, ihre Privilegien zu vidimiren; der Biſchoff ſollte die Widerparteу dazu laden, und, „ob ſie icht drein reden würden," dem Kaiſer ſelbſt die Schriften ſenden. (Preuß. Sammlungen Th. III. p. 172.)

Auſſer jener Ladung in der Bundesſache, (Preuß. Samml. Th II. p. 683.) überbrachten die Sendbothen dem Hochmeiſter auch noch eine andere in einer Privatangelegenheit mit einem gewiſſen Kaſchauben. Lauter Beweiſe, daß ſie damals am kaiſerlichen Hofe mächtige Gönner ſich erworben hatten. (Preuß. Lieferungen. t. I. p. 768.) Das kaiſerliche Verbot, ſich, während des Proceſſes, aller Neuerungen und Beleidigungen zu enthalten, ſteht in den Preuß. Samml. Th. II. p. 680.)

Die Steuer, mit welcher die Bundesgenoſſen ſich belegten, war ſo allgemein, daß ſie ſogar den Befehl enthielt: „das ſollen nun reich und arm als ſpinnerynne und niemands ungenommen." (Schloßbiblioth. + 23.) Die Erlaubniß des Kaiſers dazu (Preuß. Sammlungen. Th. II. p. 686).

Die vergeblichen Bemühungen des Hochmeiſters, Geld aufzutreiben, beurkundet das Buch A. des geh. Archivs, wo der Deutſchmeiſter klagt: „Item dazu han ich und meine Gebietiger uns mit allem Fleis und Arbeit, hetten gerne, wiewol es uns verterfflich were, etlich Geld entlehnt, wir haben aber ganz nicht mögen bekümmen. Es ſteht leyder übel in diſſen landen, wer Geld hat, der flücht ſich und verbirgt es. Die Fürſten ſin nottiat (?) und weiß Nymandt wie es hinfüro mit den Krigen ſich ergeben werde." Ein Graf Hans von Honſtein hatte ihn befehdet, darum mußte er ſelber borgen und ſchwer verzinſen.

Ferner des Meiſters in Liefland Klage über Peſt und Mißwachs. (Schloßbibl. + 12.)

Des Obermarſchalls trübſeliger Bericht (Briefe und Berichte an den Hochmeiſter S. 11.) Endlich die Unterhandlung mit einem Büchſenſchützen zu Danzig, der ſich der Kunſt Gold zu machen ſo ſicher berühmt, „alſo er den Willen habe zu empfahen, der ihm lyb und ſele hat gegeben." (Schloßbibl. Briefſammlung n. 406.) Herr von Baczko läugnet, daß die Berechtigung ermländiſche Pfründen zu beſetzen, dem Orden wirklich wieder entriſſen worden, und ſpricht blos von Verſuchen des Thumkapitels. (Th. III. p. 231.) Er hat aber die päpſtliche Bulle überſehen, welche in den Preuß. Samml.

t. III. p. 34 abgedruckt ſteht, und in welcher es heißt: — hodie in manibus sponte et libenter renuntiant. Die Sache hatte, wie Treterus und Leo berichten, beyden Theilen große Summen gekoſtet.

Die Muthmaßung des Herrn von Baczko, daß nur ein Theil der Verbündeten, vielleicht nur die Ritterſchaft allein, die zwanzig Bundesherren gewählt habe, (ſiehe deſſen Geſchichte 3 B. p. 257) ſcheint irrig, denn Schütz, der hier faſt immer ein ſicherer Geleitsmann iſt, ſagt ausdrücklich (p. 1, 5), Land und Städte hätten ſolches auf der Tagefahrt zu Elbing im April verordnet.

Caſimirs Friedensermahnung an den Hochmeiſter, ſammt dem Bekenntniß, daß er des Bundes Sache für gerecht halte, liefert eine Urkunde der Schloßbibliothek, deren nähere Bezeichnung mir zufällig verloren gegangen. Die perſönliche Zuſammenkunft beyder Fürſten erzählt das Buch A. des geh. Archivs, und auch Dlugoſſ l. 13. p. 92. Der letztere fügt hinzu, die polniſchen Räthe hatten dem Könige widerrathen nach Thorn zu ziehen.

Die hist. de l'O. T. widerſpricht ſehr lebhaft der Beſchuldigung als habe der Orden durch den von Miltiz die Bundesgeſandten überfallen laſſen; allein, ſtatt aller Gründe, macht ſie blos die Bemerkung: was hätte der Orden dabey gewinnen können? es lag ihm ja ſelbſt daran, den Proceß zu entſcheiden. (T. VI. p. 87.) Freylich hatte der Hochmeiſter ſelbſt Schiedsrichter vorgeſchlagen, aber es ſcheint ihm doch kein rechter Ernſt geweſen zu ſeyn; denn warum ſuchten die Ordensgeſandten des Kaiſers Ladung zu hintertreiben? — Dieſer Umſtand beweiſt zwar noch nicht, daß die Kreuzherren jener böſen That ſich wirklich ſchuldig gemacht, allein er vermehrt die Wahrſcheinlichkeit. Der kaiſerliche Geleitsbrief iſt in den Preuß. Sammlung. Th. 2. p. 494 abgedruckt.

Zum drey und zwanzigſten Kapitel.

Rechtsſtreit vor dem Kaiſer.

Die ganze in dieſem Kapitel mitgetheilte Erzählung, iſt ein Auszug aus einer in vielen Rückſichten ſehr merkwürdigen Urkunde des geheimen Archivs n. 80. Auf des Kaiſers Befehl und in deſſen eigenen Namen iſt ſie geſchrieben auf vierzig Folioblätter von Pergament; eine ſeidene Schnur iſt durchgezogen, an welcher das große kaiſerliche Inſiegel hängt. Die ganze Urkunde iſt vollkommen wohl erhalten. In den Preußiſchen Sammlungen t. II. p. 464 wird ihrer erwähnt, doch die Beſchreibung trifft nicht zu, denn ſie ſoll, wie es dort heißt, nur auf 17 Bogen Pergament geſchrieben ſeyn.

Ich habe dieſem Auszug um ſo weniger einen Platz in der Geſchichte verſagen mögen, da ſämmtliche Beſchwerden beyder Theile, zur bequemen Ueberſicht, hier noch einmal kurz zuſammengefaßt worden, und ich, eben aus dieſer Urſach, zuvor manches übergangen habe, was hier im Zuſammenhange dargeſtellt iſt. Wo es irgend intereſſant ſchien, ſind die eigenen Worte beybehalten.

Durch dieſe Urkunde wird zuförderſt ein alter Zweifel gelöſt, der die kaiſerliche Beſtätigung des Bundes betraf. Herr von Baczko und vor ihm viele andere irren, wenn ſie dieſelbe in das Jahr 1451 ſetzen; ſie erfolgte 1441, wie man ſchon aus den Preuß. Samml. t. II. p. 348 hatte erſehen können, wo aus dem zu Thorn noch befindlichen Original eine Abſchrift geliefert worden, mit der ausdrücklichen Bemerkung: die Jahrzahl ſey mit Worten ausgeſchrieben. Schütz (p. 165) führt mehrere, in der That ſehr ſcheinbare Gründe an, aus welchen er vermuthet, daß die Leſeart 1451 die richtige ſey; nemlich: es ſey nicht wahrſcheinlich, daß der Bund, ſo bald nach ſeiner Entſtehung, die Beſtätigung geſucht habe; denn damals kämpfte er noch gegen minder harte Anfechtungen, und der Hochmeiſter hatte ihn verwilligt. Wäre die Beſtätigung ſchon 1441 erfolgt, warum hätten die Stände nie gegen den Hochmeiſter, nicht einmal gegen den donnernden Legaten ihrer erwähnt? ſich auf ſie berufen? — Dieſer letztere Grund iſt ſo ſtark, daß man verſucht wird, zu glauben, die ſchlauen, und mit Gelde wohl verſehenen Bundesgeſandten haben wirklich erſt 1451 oder 1452 durch Beſtechung, ohne des Kaiſers Wiſſen ſie bewirkt, allein mit gutem Vorbedacht das Datum 10 Jahr zurückſchieben laſſen. Ein feiler Rath, der ſeines Herrn Unterſchrift und Siegel erſchlich, konnte auch dieſe Verfälſchung leicht noch hinzufügen. Mehrere, auf Urkunden geſtützte Gründe, erheben dieſe Vermuthung beynahe zur Gewißheit. Erſtens: der Ordensanwald zu Rom, Jodocus Hönſtein, meldet dem Hochmeiſter erſt 1452, er habe in Erfahrung gebracht, daß der Kaiſer den Bund beſtätigt, mit dem Zuſatz: es ſey heimlich geſchehn, „um das Land Preußen in ſeine Gewalt zu bringen," auch ſey er gegen die Bundesgeſandten ſo herablaſſend geweſen als gegen Niemand. (Schloßbibl. + 18.) Wäre die Beſtätigung zehn Jahre früher erworben, ſo würde wohl 1452 in Rom nicht mehr die Rede davon geweſen ſeyn. Zweytens: aber der Kaiſer wußte nichts davon. Das beweiſt unwiderſprechlich eine Urkunde des geh. Archivs n. 91, ausgeſtellt von mehreren Räthen deutſcher Fürſten, in welcher ſie bezeugen: daß ſie gegenwärtig geweſen, als der Orden vor dem Kaiſer geklagt, es habe ſich der Bund kaiſerlicher Beſtätigung mit den Worten berühmt: „wer den Brief ſehen wolle, möge nur gen Thorn auf das Rathhaus kommen." Darauf der Kaiſer geantwortet: er wiſſe davon nichts, habe auch vergebens ſeine Räthe befragt, und in den Regiſtern der Kanzley nachſchlagen laſſen. „Sein kayſerliche Gnade wollt gar ungern etwas geben, erlauben oder ausgehn laſſen, dadurch der Orden ſollte oder mochte beſwert, beſchadigt oder verkürzt werden." — Des Bundes Sendboten aber hätten ſtandhaft geläugnet, daß ſie jemals dergleichen Berühmen ſich zu Schulden kommen laſſen. Unterzeichnet haben Clas von Gich, Rath des Biſchoffs zu Bamberg, Hans von Seybelsdorff und Jacob Buttrich, Räthe der Herzöge Ludwig und Albrecht Pfalzgrafen bey Rhein und Herzogen in Bayern. Heinrich von Egloffſtein und Ludewig von der Eybe, Räthe der Marggrafen Johann und Albrecht von Brandenburg und Nürnberg, „in irer Gnoden Geſcheffiten uff dieſesmal in den kayſerlichen Hof geſchickt.“ Gegeben zu Grenze 1453.

Drittens, ein Schuldbrief von 5400 Gulden (nicht 54000, wie Herr von Baczko t. III. pag. 256 vielleicht durch einen Druckfehler angibt), der erſt 1453 für die Beſtätigung vom Bunde ausgeſtellt wurde. (Preuß. Samml. t. III. p. 242.) Dieſe, heißt es zwar darin, ſey ſchon vorlängſt geſchehn, allein warum denn jetzt erſt dieſer Schuldbrief?

Viertens laſſen die Geſandten des Ordens vor dem Kaiſer ſich mehr als zu deutlich merken, daß ſie an der Echtheit der Urkunde, des Siegels u. ſ. w. zweifeln. Sie waren, wie es ſcheint, recht wohl unterrichtet, wagten aber nur nicht, ganz mit der Sprache heraus zu gehn, weil der Kaiſer ſelber ſchwieg. Vielleicht ſuchte eben darum der Orden durch den von Miltitz ſich der Bundespapiere zu bemächtigen, weil er, mit dieſer Beſtätigung, die nirgend regiſtrirt war, dem Bunde eine Hauptſtütze würde geraubt haben.

Aber wie ging es denn nun zu, daß der Kaiſer in ſeinem Urtheil nirgend widerſprach? Herr von Baczko behauptet irrig (T. III. p. 255), des Bundes Anwald habe nicht gewagt, ſich darauf einzulaſſen. Er war vielmehr dreiſt genug, die Beſtätigung in Gegenwart des Kaiſers laut zu verleſen. Fridrichs Schweigen iſt erklärbar. Es mußte ihm ſchwer ankommen, zu bekennen, daß man ſeinen Namen bisweilen unter Schriften ſehe, die er zuvor nicht geleſen. Er wollte das Anſehen ſeiner Räthe und ſein eignes ſchonen. So glaube ich dieſes Räthſel gelöſt zu haben.

Schon vor Ankunft der ſtreitenden Parteyen ſollen, wie die hist. de l'O. T. behauptet, die Anwälde den

Proceß eingeleitet haben, weil die Preußen in der Unterwerfungsurkunde ſagen: anno prope uno exacto cum personarum nostrarum amplissimo discrimine in querelis propositionibusque versati. Wie man dieſes faſt verlaufene Jahr zu berechnen habe, erhellt aus der Urkunde. Des Kaiſers Ladung erging am 21. December 1452. Am Tage nach Johanni 1453 ſollten die Parteyen ſich einfinden. Er verlängerte den Termin, wegen Gefangennehmung der Bundesgeſandten, das Erſtemal auf drey Wochen, dann wiederum auf 12 Wochen und 6 Tage. Der letzte dieſer Tage war der 22. October, und an dieſem wurde eigentlich der Rechtsſtreit erſt in Gang gebracht. Nun aber wurden die Sitzungen täglich gehalten, und zwar ſtets in Beyſeyn des Kaiſers, (der nicht, wie die hist. de l'O. T. meint, blos in der letzten Sitzung gegenwärtig war) bis zum 7. November, an welchem der Bund die Ordensklage weitläuftig beantwortete, auch ſeine Documente, unter andern die Beſtätigung von 1441, verleſen ließ. Am 8. widerlegte der Orden, und bat, dem Gegentheil keinen weitern Schub (Termin) zu verſtatten. Am 10. ſprach der Wortführer des Bundes noch einmal. Dann verſuchte der Kaiſer, ſammt ſeinen Räthen, einige Tage lang die Güte. Als er ſeinen Zweck nicht erreichte, ſetzte er noch einen Tag auf den 26. November, an dieſem erfolgte ſein Interlocut, „das billig auf des Ordens vorgemelten Rechtſätze des Bundes Recht ergee, und darnach baider ſeyt verrer in den Sachen beſchee was recht iſt," wogegen der Bund proteſtirte und ſich die Wiederklage vorbehielt. Der Orden behauptete, des Bundes Anwald habe verſprochen, die Wiederklage fallen zu laſſen, um weitere Händel zu vermeiden, und berief ſich auf die Richter, die ſolches gehört. Der Bund läugnete das nicht, meinte aber, er habe ſich deshalb der Wiederklage nicht ganz verziehen. Darauf erfolgte, am 29. November, des Kaiſers Beſtätigung ſeines Zwiſchenſpruchs, und, da es ſchon ſpat war, ſetzte er den 1. December zu fernerer Unterhandlung an. Da erſchienen die Verbündeten, aber ohne ihren Anwald Meyer, und wollten etwas geſchriebenes leſen, wogeggn der Orden proteſtirte, ſprechend: nur Meyer habe Vollmacht, und es ſey nicht kund geworden, daß er ſeine Partey verſäumt habe. Der Kaiſer entſchied, die neuen Anwälde ſollten genügliche Vollmacht aufweiſen, wenn ſie gehört werden wollen. Am 5. December erfolgte endlich das Urtheil. So war der Gang dieſes durch Inhalt und Form ſo merkwürdigen Rechtsſtreites.

Wenn alſo die Preuſſen in ihrer Unterwerfungsacte klagen, der Proceß habe faſt ein Jahr gewährt, ſo rechnen ſie von dem Tage der kaiſerlichen Ladung an; denn ſonſt hat die eigentliche Verhandlung nur 6 Wochen und drey Tage gedauert, nemlich vom 22. October bis zum 5. December.

Die Vollmachten beyder Theile ſtehn in den Preuſſ. Samml. Th. 2. p. 519 und 527. Bey der der Verbündeten iſt zu bemerken, daß ſie erſt am 9. September ausgeſtellt iſt. Folglich muß wohl der von Miltitz die Papiere nicht zurück gegeben haben, und man dadurch genöthigt worden ſeyn, eine neue Vollmacht aus Preuſſen kommen zu laſſen. Die hist. de l'O. T. zweifelt, daß der Sprecher des Bundes wirklich eine ſo nachdrückliche Sprache geführt, welches man nicht würde geduldet haben. Er hat ſie aber nicht allein wirklich geführt, ſondern der Kaiſer ſelbſt trug auch kein Bedenken, ſie zu wiederholen. Jener Zeitgeiſt war nicht der unſrige. Eben ſo ungegründet iſt die Vermuthung, daß der Orden, durch ſeine treffenden Antworten, den Bund beſtürzt gemacht, oder daß überhaupt die Geſchichtſchreiber die näheren Umſtände dieſes Rechtsſtreites blos erfunden hätten, weil die Ordenschronik nichts davon erwähne. Sogar daß der Bund in eine Geldbuße von 600000 Gulden verurtheilt worden, wagt jener Verfaſſer keck zu läugnen, denn, ſagt er, die Politik eines Souverains ſoll ſeyn, die Unterthanen nicht auszuſaugen, und, ſobald der Bund caſſirt war, ſtand es ja ohnehin dem Hochmeiſter frey, was er brauchte von ihnen zu ziehen. Hier hat der Verfaſſer ſelbſt ſeinem Orden das Urtheil geſprochen, denn, laut der Urkunde, wurde der Bund allerdings zu jener ausſchweifenden Summe verdammt; und daß der Orden ſich noch außerdem harte Drohungen, in

Gegenwart des Kaiſers, unbeſonnen entſchlüpfen laſſen, erhellt aus der Unterwerfungsacte an Polen, (Schloßbibl. n. 2051) wo die Verbündeten ausdrücklich ſagen: in consistorio imperiali et sua presentia nobis minati, wie ſie es künftig halten wollten. Auch das war keine geſunde Politik. Jener Schriftſteller findet auch viel wahrſcheinlicher, daß der Kaiſer nicht erwählter Schiedsrichter, ſondern natürlicher Richter in der Sache geweſen, und daß die Verbündeten, auf Anſuchen des Ordens, geladen worden. Abermals ein grober Irrthum. Der Kaiſer ſelbſt ſagt ausdrücklich: wir verwillkurter Richter. Die Hist. de l'O. T. rechtfertigt ihre Meinung durch die Behauptung: die Ritter hätten, nach Eroberung von Preußen, das Land dem deutſchen Reiche unterworfen. Wie zweydeutig der Orden ſtets in dieſer Rückſicht gehandelt, iſt ſchon an mehreren Stellen erwieſen worden. Man vergleiche bey dieſem ganzen Kapitel das angeführte Werk t. V. p. 487 u. f. wo man finden wird, wie viele Abweichungen von der Wahrheit ſich der deutſche Herr erlaubte.

Faſt alle Schriftſteller (Schütz, Runaw, Waiſſel, Baczko u. a. m.) bekräftigen den ſonderbaren Umſtand, daß der Kaiſer die dem Bunde ertheilte Beſtätigung unverſehrt wieder auszuliefern befohlen, weil ſie keineswegs vernichtet wäre. Herr v. Baczko nimmt an, der Kaiſer habe nicht gewußt, was darin enthalten. Das iſt irrig, wie ſchon erwieſen. Die Hist. de l'O. T. erklärt es, wie gewöhnlich, gradezu für ein Mährchen. — Wie manches die Verbündeten zu ihrem Vortheil aus der Reichsgeſchichte für ſich hätten anführen können, davon ſehe man Schmidts Geſch. der Deutſchen, B. IV. p. 60 und 61.

Den Vorwurf, daß das Urtheil mit 80000 Gulden erkauft worden, macht dem Orden die Chronik des geh. Archivs p. 214. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, wenn man erwägt, was der gleichzeitige Aeneas Sylvius ſelbſt vom Gelde bekennt: haec domina curiarum est, haec aures omnium aperit, huic omnia serviunt. Aen. Sylv. hist. Frider. III. in Kollarii Anelectis T. II. p. 120.

Mehrere behaupten, des Bundes Sendeboten hätten, auf Ermahnung der kaiſerlichen Räthe, dem Orden für die Zukunft Gehorſam zugeſagt, (unter andern die Rieſenkampfiſche Chronik mit den Worten: „ſe ſaden ſe wolden gerne doen“). Allein dem widerſpricht ihre feyerliche Bewahrung, die ſie anfangs im Gerichte ſelbſt niederlegen wollten, und, als ſie da nicht angenommen wurde, vor einem Notario verlautbarten. Sie wiederholen darin ausdrücklich, daß ſie den Bund gemacht, „durch Erlaubniß und Gunſt Ew. kaiſerlichen Gnaden, alsdann (damals) in königlichen Würden.“ (Preuß. Samml. T. III. p. 245.)

Die merkwürdige Verhandlung vor gefälltem Urtheil (Simon Grunau tr. XVI. c. 7. und aus ihm die Preuß. Samml. T. I. p. 165) iſt aus einem Büchlein des Aeneas Sylvius entlehnt, betitelt: de miseria vitae pruthenicae, welches Grunau 1517 gedruckt will geleſen haben, und deſſen auch Leo p. 288 erwähnt. Ob es wirklich exiſtirt, habe ich eben ſo wenig als Andere vor mir erfahren können. (Siehe Erläut. Preußen T. II. p. 398.) Auch dieſem zu Folge, erklärten die Verbündeten: „ſie geben ihren Bund in des Kaiſers Hand, iſt er leidlich und ehrbar, ſo begehren ſie ihn auf ein neues zu beſtätigen; iſt er aber ungebührlich, Ew. Kaiſerl. Majeſtät möge ihn vernichten, doch ihren wohlerworbenen Freyheiten unbeſchadet.“ Sie mußten wohl glauben, ihrer Sache ſehr gewiß zu ſeyn.

Aeneas Sylvius dachte nicht immer ſo günſtig von dem Bunde, denn ſo ſchreibt er (in ſeinen gedruckten Epiſteln n. 151.) Res prutenicas arbitror te non ignorare in nostro Consistorio pendentes esse. Ciuitates tamen, quae contra religionem foedus iniere, non putantur judicium subiturae. Nam regis Poloniae vires sibi accedere sperant, et armis plus quam juribus fidunt. In einem Briefe an den Pabſt nennt er den Bund unlöblich (non laudandum foedus) n. 162, erzählt aber auch mit großem Unwillen, was den Bundesgeſandten in Mähren wiederfahren. Fuit iter per Moraviam, latronibus inhabitatam, ubi tanto quisque nobilior ducitur, quanto spolia majora commisit.

ſit. So ſchimpflich dieß für den mähriſchen Adel klingt, ſo beweiſt es doch auch, daß Aeneas Sylvius den Orden nicht für mitſchuldig hielt.

Ich merke hier noch an, daß Danzig 1453 durch den Abt zu Oliva einen einzigen Punct ſeiner von Winrich von Kniprode erhaltenen Handfeſte vidimiren ließ, welcher enthielt: „daß aller Nutz, Frommen und Zins vom Kaufhauſe, von den Brotbänken u. ſ. w. allein der Stadt ewiglich zugehören ſolle." (Preuß. Samml. T. 1. p. 98.) Vielleicht wollte Danzig vor dem Kaiſer durch dieſen Punct beweiſen, daß es von ſeinen Einkünften dem Orden nichts abzugeben verbunden ſey.

Zum vier und zwanzigſten Kapitel.

Land und Städte reißen ſich vom Orden los.

Der Warnungsbrief des Heinrich Reuß und des Biſchoffs von Heilsberg, findet ſich auf der Schloßbibl. Fasc. 1. Fol. P. 1. n. 10.

Daß man die Bundesgenoſſen auch der Giftmiſcherey fähig hielt, beweiſen zwey eben daſelbſt aufbewahrte Briefe, n. 733 und ⊙ 8. In dem Einen ſchreibt der Biſchoff von Braunsberg an den Hochmeiſter: mehr gegen ihn als gegen den Orden ſey der Bund erbittert, denn ihn halte man für den Urheber alles Unheils: „das iſt durch die Räthe Eurs Vorfahren auskommen, darum ich jezt Alles auf meinem Nacken tragen muß." Dann danke er für die Warnung der Vorgift halber. Gleiche Warnung ſey ihm ſchon aus Schleſien und Danzig zugekommen, allein mit Gottes Hülfe wolle er ſich wohl hüten.

Der andere Brief iſt vom Comthur zu Thorn, der einer von des Bundes thätigſten Feinden war. Die Thorner hätten ſich laut berühmt, ſo klagt er dem Hochmeiſter,

meiſter, „ihm gegeben zu haben“ (nemlich Gift) und haben gewünſcht, daß der Biſchoff von Heilsberg und „der von Elbing (Heinrich Reuß) auch ſo viel hätten.“ Er, der Comthur, ſey wirklich krank: „Gott weiß wo es her kommt! Doch traue ich zum allmechtigen Gotte, ſie habens nicht rechte troffen, haben ſys getan, ſo muß ich das ſehen zum allmechtigen Gotte und darneeſt zu Ew. ehrwirdigen Gnaden.“

Eine Handſchrift der Schloßbibliothek, Chronicon Prussiae latinum, nennt Renſel von Briren, einen der Bundesgeſandten, einen verfluchten Verräther, und bezüchtigt ihn eines unnatürlichen Laſters.

Die Erklärung des Adels von Chriſtburg, geh. Archiv n. 42.

Die Ordenschronik (c. 370) erzählt: man habe, ſelbſt nach verlornem Rechtsſtreit, dem Hochmeiſter die Verſicherungen treuer Anhänglichkeit oft wiederholt, und ihn — deſſen Vorſicht Kriegsvolk aus Deutſchland verſchreiben wollte — bewogen davon abzulaſſen, weil man keinesweges damit umgehe, die Polen anzurufen. Auch die Rieſenkampfiſche Chronik berichtet p. 253, der Hochmeiſter habe, kurz vor Ausbruch der Empörung, bey Land und Städten angefragt, was ſie im Schilde führten? Beyde hätten erwiedert, ſie wollten bey dem Orden leben und ſterben. Die Hist. de l'O. T. fügt hinzu: das ſey geſchehen um Zeit zu gewinnen für eigne Zurüſtungen. Ich habe dennoch Bedenken getragen, dieſe Sage in die Geſchichte aufzunehmen; denn Erſtens würde, unter den vielen Klagen, von welchen das Archiv wimmelt, dieſe gewiß nicht vergeſſen worden ſeyn. Zweytens kann der, von der Hist. de l'O. T. untergeſchobene Zweck jener Hinterliſt unmöglich als der wahre angenommen werden, weil der dadurch errungene Zeitgewinn für eigne Zurüſtungen allzu unbedeutend geweſen wäre; denn das am 5ten December gefällte Urtheil konnte wohl nicht lange vor Anfang des neuen Jahres in Preußen bekannt werden. Im Januar zogen die Geſandten ſchon zum Könige von Polen. Am 4ten Februar empfing der Hochmeiſter bereits den Abſagebrief. Alſo waren die Verbündeten ja ſchon gerüſtet, und unmöglich konnte deutſches Kriegsvolk früh genug eintreffen, um den blutigen Streich zu hindern, der am 6ten Februar den Orden traf.

Die Hist. de l'O. T. behauptet gleichfalls oft und ſchneidend: der König von Polen habe längſt um Alles gewußt, les chefs de la conjuration avoient concerté avec lui les moyens de faire reussir leur complot.

Daß die Preußen früher ſchon dem Könige ihre Leiden geklagt, und daß dieſer zum Vermittler ſich erboten, iſt bekannt, aber auch wohl Alles. Denn wozu ſonſt die ernſte, faſt ſtürmiſche Berathung der Verbündeten, wen ſie zum Herrn aufnehmen wollten? warum hatte denn der Bund erſt einen Rechtsgang vor dem Kaiſer verſucht? verlor er den, wie geſchah, ſo wurde ſeine Sache ja dadurch nur ſchlimmer? Darum dünkt mich ſehr viel wahrſcheinlicher, daß er den Proceß in guter Hoffnung auf erworbene Freunde am kayſerlichen Hofe angefangen, und daß nicht eher, als bis dieſe Hoffnung ihn täuſchte, (alſo zu Ende Novembers) der Vorſatz reifte, die Ketten mit fremder Hülfe zu zerbrechen.

Auch Pauli nimmt für gewiß an (p. 322), daß man mit Polen längſt einig geweſen, und nur Wohlſtands halber noch einige Förmlichkeiten beobachtet habe, denn — ſonſt würde man die Feindſeligkeiten nicht am Tage der Kriegserklärung begonnen haben. Dieſer Grund iſt ſchwach. Pauli hat vielleicht ſagen wollen: man würde, ohne Zuverſicht auf polniſche Hülfe, die Kriegserklärung nicht gewagt haben. War aber dieſe Einmal ausgeſprochen, ſo wäre es unklug geweſen, mit dem Angrif zu zögern, bis der beſtürzte Feind ſich erholt und Vertheidigungsmaßregeln getroffen hätte.

Die Hist. de l'O. T. äußert hier abermals die Vermuthung, (T. VI. p. 145) daß die um ſich greifenden Ketzereyen eine Hauptquelle der Empörung geweſen, ja ſie leitet eben daher die nachmalige Willfährigkeit der drey Biſchöffe, ſich unter das polniſche Joch zu ſchmiegen. Beydes ſcheint mir irrig. Der Orden ſelbſt, der ſo gern alle Laſter auf das Haupt der Verbündeten häufte, hat ihnen doch nie Ketzereyen vorgeworfen. Geduldete Ketzer empören ſich auch nicht. Und warum in der Ferne ſuchen, was ſo nahe liegt? Die Biſchöffe waren ohnehin nie warme Anhänger des Ordens, und hatten auch fürwahr keinen Grund dazu.

Hartknoch in ſeiner Kirchengeſchichte p. 261 glaubt: die Lehre der Huſſiten habe ſich im dreyzehnjährigen Kriege deshalb nicht fortgepflanzt, weil man ſie durch Inquiſitores haereticae pravitatis eingeſchreckt habe. Eher möchte man vermuthen, dieſe Inquiſitoren ſeyen verſtummt, da alles Kriegsvolk, Freund oder Feind, größtentheils aus Huſſiten beſtand, welchen es auf einen Prieſtermord mehr oder weniger nicht ankam. Gerade das Aufhören aller Inquiſition, verbunden mit den Gräuelthaten der Huſſiten, (die Hartknoch ſehr gelinde Muthwillen nennt) mußte ohnehin die Lehre vertilgen. In ſeiner Diss. XIV. p. 244 ſagt er nichts von den Inquiſitoren, ſondern meint richtiger: immanitatem Bohemorum multos a secta haeretica abduxisse, alſo, daß nach dem Kriege faſt keine Spur mehr davon gefunden worden.

Die Verrätherey der jungen Edelknechte erzählt die Chronik des geh. Archivs p. 190 u. a. m. Der Kreuzherren feiges Schrecken eben daſelbſt. Auffallend iſt, daß die Rieſenkampfſche Chronik das Datum des Abſagebriefs zweymal ſehr beſtimmt auf St. Valentins Tag ſetzt, (alſo den 14ten Februar) da alle übrige Schriftſteller den Tag purificationis Mariae (den 4ten Februar) angeben. Die Abweichung iſt nicht ſo unbedeutend als ſie ſcheint; denn hätte dieſe Chronik Recht, ſo ließe ſich allerdings vermuthen, daß mit Caſimir bereits Rückſprache genommen worden. Allein ſie hat Unrecht, denn die Originalurkunde befindet ſich noch im geh. Archiv, und ſtimmt mit der Angabe der übrigen zuſammen. Warum Herr v. Baczko (B. III. p. 306) den Abſagebrief am Dorotheen Tage den 6ten Februar unterzeichnen, und doch zugleich unter ſeinen Beylagen die Urkunde ſelbſt mit dem richtigen Datum abdrucken laſſen, weiß ich nicht zu erklären.

Pauli behauptet, das Schloß zu Thorn ſey nicht durch Liſt, ſondern mit Gewalt genommen worden

(p. 322) und beruft ſich auf eine Schröterſche Handſchrift, deren Verfaſſer ein Thorner geweſen, und die mir unbekannt geblieben. Vermuthlich hat der Thorner die Tapferkeit ſeiner Vorfahren nur heraus ſtreichen wollen, denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß eines der feſteſten Ordensſchlöſſer in wenigen Stunden ſich ſollte ergeben haben, wenn nicht Liſt und Gewalt vereint die Uebergabe bewirkt hätten.

Herr v. Baczko meint (T. III. p. 309) der Adel habe den Plan gehabt, ſich zum Oberherren des Landes aufzuwerfen. Von einem ſolchen Plane findet ſich nirgend eine Spur; auch iſt ſchwer zu vermuthen, daß der Adel in einem Augenblicke ihn ſollte gefaßt haben, wo das warnende Beyſpiel des Ordens und des Landes Abſcheu vor ſolcher Herrſchaft noch ſo neu waren. Der Adel hätte alſobald drey Feinde bekämpfen müſſen: den Landmann, die Städte, den Orden. Welche Hülfsmittel konnte er dazu haben? — Schütz (p. 197) ſagt nichts weiter, als: „ſie wollten ſich ſelbſt, zu Beſchirmung der Land und Städte, in die Schlöſſer ſetzen.“ Das war ein ſehr vernünftiger und natürlicher Gedanke; denn durch Zerſtörung aller Schlöſſer das offene Land Preis zu geben, blieb eine ſehr unweiſe Maßregel, die nur von der erſten Volkswuth gefaßt und gebilligt werden konnte, und die auch großentheils von den kühleren und vernünftigeren Patrioten hintertrieben wurde. Hätte man jenes Erbieten des Adels angenommen, ſo möchte freylich mit der Zeit neue Bedrückung daraus erwachſen ſeyn, aber ein Plan war dazu ſicher nicht entworfen. Der Adel bewies vielmehr bald nachher, durch Aufopferung der ihm verliehenen landesherrlichen Einkünfte, welcher Gemeingeiſt ihn belebte.

Was ſich mit Heinrich Reuß nach Erſtürmung des Schloſſes zu Elbing zugetragen, erzählt Leo p. 263. Daß man ihn am andern Tage nach Marienburg entließ, ſcheint doch zu beweiſen, daß er noch zu rechter Zeit eine Capitulation geſchloſſen, und daß folglich von dem Muthe der ſtürmenden Elbinger auch etwas abzurechnen wäre. — Leo ſagt auch p. 271, ſelbſt den Polen habe die Zerſtörung der Schlöſſer nicht gefallen, ſed neque innovandi, neque factum reprehendendi, tempus tunc erat.

Es iſt die Ordenschronik (c. 357 sq.), welche den groſſen Städten vorwirft, ſie wären damit umgegangen Republiken zu errichten, und hätten auch wirklich deshalb mit Polen Unterhandlung gepflogen. Eben dahin deutet eine Stelle der Riezenkampfſchen Chronik, welche in ihrer naifen Sprache alſo lautet: „Wenn ere Meninge und Vornehmen waſ nit hemelik anders nicht, dan das ſe de regiment von den ſteden und von den landen ſülven hebben wolden, glik das in velen landen und ſteden umme ere grote rikheit (Reichthum) willen und kundige welicheit (Behaglichkeit) van eren rechten Landesherrn affgetreden ſyun und hebben mit rykedem und kopenſchep und andere und mit Machten von weltheit des Volkes umme rechte Hern ere ſteden entweldigt und regeren ſe ſülven. Sommige (einige) ſynde dem Kaiſer entweldigt, ſommige den Königen, ſommige den Hertogen und ſommige den Grauen, und diſſ waſ der Pruſchen ſtede ock ere meninge alſo tho doen." (p. 243.)

Da dieſe Chronik gleichzeitig, doch höchſt parteyiſch für den Orden iſt, ſo mag entweder Groll, oder auch ein bloſſes Gerücht, jene Behauptung veranlaßt haben, von der ſich im Archiv keine Spur findet. Sonſt wäre es eben nicht zu verwundern, wenn die preuſſiſchen Hanſeſtädte mit ſolchen Entwürfen ſchwanger gegangen wären, denn ſie durften ſich derſelben Vortheile rühmen, deren ihre deutſchen Schweſtern genoſſen, und aus welchen Sartorius in ſeiner Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes Th. II. p. 195 u. f. die Leichtigkeit herleitet, ſich dem Landesherrn zu widerſetzen.

Zum fünf und zwanzigſten Kapitel.

Die Preußen unterwerfen ſich dem König Caſimir von Polen.

Der König habe blos Comödie geſpielt, behauptet die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 118 u. f. als er Verſöhnung ſtiften wollen, und ſich zu bedenken geſchienen, ob er den Antrag der Verbündeten annehmen ſolle oder nicht? Denn — heißt es dort — die Sendeboten kamen nach Cracau Montags vor Petri Stuhlfeyer, den 18ten Februar, und hatten, nach Schütz, Audienz am 23ſten. Das ſey falſch. Dlugoſſ bezeuge, die Rede der Geſandten ſey am Mittwoch vor Petri Stuhlfeyer, alſo am 20ſten gehalten worden. Der Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 104 ſetze den 21ſten. — Der ſeltene Fall tritt hier ein, daß die Beſtimmung eines Tages wirklich von großer Wichtigkeit iſt. Nemlich: die Kriegserklärung des Königs iſt am Tage Petri Stuhlfeyer, Cracoviae feria sexta die Sancti Petri ad Cathedram, alſo am 22ſten Februar datirt. (Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 105.) Alſo verſtrich ja nur eine einzige Nacht zwiſchen dem Antrag der Verbündeten und der Kriegserklärung? wo bleiben denn nun die vielen Berathſchlagungen? Caſimirs Zögern? der Aufſchub von funfzehn Tagen? die Drohung der Sendeboten, weiter zu ziehen? — Alles erſcheint als leere, nichtswürdige Gaukeley.

Der Schein iſt in der That ganz wider den König und wirft ein häßliches Licht auf ſeinen Character. Allein es gibt auch viele Gründe, die das Gegentheil beweiſen, und mich bewogen haben, bey Schütze's Erzählung zu verharren.

Erſtens: Dlugoſſ ſagt, Caſimir habe die Berathſchlagung wegen Preußens Unterwerfung bis nach dem Feſte der Reinigung Mariä verſchoben, alſo bis nach dem zweyten Februar. Dagegen wird eingewandt: der Abſagebrief des Bundes an den Hochmeiſter ſey ja erſt vom 4ten Februar? — Allein die Geſandtſchaft des Bundes war ſchon früher an den König abgegangen, und eben deswegen wurde vielleicht mit dem entſcheidenden Schritte bis zum 4ten Februar gezögert, weil das gerade der Zeitpunct war, in welchem man Caſimirs Antwort erwartete. Leo Hist. Pruss. L. VI. p. 269 berichtet: die Sendeboten hätten den König zu Sendomir angetroffen, auf ſeiner Rückkehr aus Litthauen, und da habe er ihnen befohlen, im Februar zu Cracau zu erſcheinen. (Sendomiriae ea legatio regem e Lituania revertentem reperit, sed Cracoviae februario mense adesse jussa est.) Dieſer Umſtand iſt ſehr wichtig, und löſt vielleicht das ganze Räthſel. Man wußte alſo ſchon im Januar was der Bund begehrte. Die im Senat gehaltene Rede (am 21ſten Februar) war eine bloße Formalität, denn zwiſchen dieſer und dem erſten Antrag zu Sendomir waren wenigſtens drey volle Wochen verſtrichen, alſo Zeit genug, daß Alles das geſchehen konnte, was Schütz erzählt. Freylich vermiſcht er die Zeiten, wenn es bey ihm heißt (p. 196): während der Hochmeiſter ſich der Entſagung halber bekümmerte, hätten Land und Städte ſich berathen, und den Entſchluß gefaßt, Polen zum Herrn aufzunehmen; denn dieſe Berathung mußte nothwendig ſchon früher geſchehen ſeyn, ſonſt hätten die Sendeboten nicht bereits im Januar den König zu Sendomir treffen können. Das leztere übergeht Schütz mit Stillſchweigen, oder weiß es nicht, ſondern berichtet blos, ſie wären am 18ten Februar nach Cracau gekommen. Da aber Leo und Dlugoſſ hier übereinſtimmen, ſo ſcheint die Sache außer Zweifel.

Ferner läßt ſich zweytens mit Grund vermuthen, daß der Cod. dipl. ein unrichtiges Datum der Kriegserklärung angegeben. Aus dem Original kann er ſie nicht genommen haben, denn das hatte ja der Orden empfangen. Alſo aus einem Entwurf derſelben, der etwa am 22ſten Februar gemacht worden, weil eben um dieſe Zeit der Handel ſich der Reiſe näherte. Die Ausfertigung muß erſt ſpäter erfolgt ſeyn, denn das Schreiben der Sendeboten, welches Schütz aus den Archiven gezogen, iſt datirt Montags nach Matthiä (den 25ſten Februar). In dieſem Schreiben melden die Geſandten, es ſey noch nichts entſchieden. Man müßte alſo entweder annehmen, Caſimir habe ſeine Kriegserklärung ſchon drey Tage früher ausgeſtellt, ſo heimlich, daß die Sendeboten nichts davon erfahren, und ſelbſt ehe er noch den Antrag der Preuſſen förmlich angenommen, (welches zu denken unvernünftig wäre) oder die Sendeboten hätten die Comödie aus unbegreiflichen Urſachen fortgeſezt, und gegen wen? gegen ihre eigenen Committenten, für die ſie doch wohl nicht geſpielt wurde. Da nun Caſimir erſt am 6ten März die Preuſſen für ſeine Unterthanen erklärte, ſo kann auch ſein Abſagebrief nicht früher datirt ſeyn.

Wo bliebe drittens wohl Zeit genug übrig, zwiſchen dem 21ſten und 22ſten Februar, für die Rede der Verbündeten im Senat — für die Unterſuchung ihrer Papiere — für die Berathſchlagung — für die Proteſtation des Kardinal Sbigneus — für die Einmiſchung des Ordenstreßlers? — Warlich, da hätte nothwendig ein neuer Joſua der Sonne gebieten müſſen ſtill zu ſtehen.

Viertens würde ja der Orden die Gelegenheit nicht haben entſchlüpfen laſſen, das Benehmen ſeines Feindes in dunkeln Schatten zu ſtellen? Aber mit ſo bittern Vorwürfen er den König auch überhäuft, ſo findet ſich doch der, einer ſo unwürdigen Gaukeley, nicht darunter.

Wäre fünftens Caſimir ſchon längſt mit dem Bunde einverſtanden geweſen, ſo würde folgen, daß die Verbündeten ſelbſt, Gott weiß warum? eine Comödie geſpielt, als ſie zu Rathe gingen, ob ſie an Polen, Dänemark oder Ungarn ſich wenden ſollten.

Ich hoffe keiner Verzeihung zu bedürfen, daß ich ſo viel Zeit auf dieſe Unterſuchung verwendet; denn es kam hier darauf an, den Character eines Mannes zu retten, der, wenn auch nicht immer ein Weiſer oder Held, doch ſtets ſich redlich bewieſen; obſchon der Verfaſſer der Hist. de l'O. T. (t. VI. p. 131) gleichſam ſchaudert, und es eine Läſterung nennt, daß Caſimir der Preuſen Unterwerfung im Namen Gottes angenommen. Il faut de pareils exemples pour croire que la cupidité puisse aveugler les hommes, au point d'oser commettre les plus grandes injustices, au nom du Toutpuissant. Wohl liefert die Geſchichte des Ordens auf jeder Seite Belege zu dieſer Wahrheit. Doch jenen Schriftſteller überzeugen zu wollen, wäre vergebliche Mühe, denn bey ihm iſt die Idee von Caſimirs längſt angelegtem Plane ſo feſt gewurzelt, und ſo herrſchend geworden, daß er ſogar in einem Tractat, den Polen 1453 (alſo ein Jahr zuvor) mit Bayern ſchloß, keinen andern Beweggrund ſieht, als den, Bayern abzuhalten dem Orden 1454 beyzuſtehen.

Von dem Benehmen des Cardinal Sbigneus iſt Dlugoſſ p. 131 nachzuleſen. Leo will, auch der Woywode von Cracau habe ſich widerſezt, und darauf beſtanden, man ſolle den Antrag der Preuſen in den comitiis verhandeln. (p. 270) Vielleicht verwechſelt er den Woywoden mit dem Biſchoff. Derſelbe Schriftſteller beſchuldigt den Ordenstreßler, er habe durch Beſtechung, bevor er Cracau verließ, innere Unruhen in Polen angezettelt, durch einen gewiſſen Peter Saſſranceius, den Leo einen hominem callidum, audacem et factiosum, et latronum, furum atque sicariorum socium et fautorem nennt, (p. 271) aber nicht hinzuſezt, woher er dieſe ehrenrührige Beſchuldigung genommen. Eben daſelbſt behauptet er, der Treßler habe 500000 Gulden mitgebracht, um die Polen zu beſtechen. Wo hätte wohl der verarmte Orden eine ſo ungeheure Summe aufgetrieben? — Waiſſel erzählt p. 176, der König habe die preuſſiſchen Sendeboten mit Marderpelzen beſchenkt; womit der Orden ein Geſpött getrieben, ſprechend: das Land Preuſen ſey für zwölf Pelze verkauft worden.

Die Einmiſchung des heiligen Johann von Capiſtran — (dem die unverdiente Ehre wiederfahren, daß ſogar der byzantiniſche Geſchichtſchreiber Chalcondyles ſeiner erwähnt; ſiehe Schlözers Anhang zum dritten Buche der Geſchichte Litthauens p. 183) — findet ſich bey Wadding Ann. minor. T. 22. p. 297. n. 7 in einem Briefe des Heiligen an Papſt Nicolaus V. Seine Feinde (denn Heilige ermangeln deren ſelten) hatten ausgeſprengt: er habe den König zu dieſem Kriege gereizt. Er widerlegte die Verleumdung, betheuernd, daß er in Gegenwart des Cardinals, der Biſchöffe und Räthe, darauf angetragen, den Zwiſt päpſtlicher Entſcheidung zu überlaſſen. Aus einem andern Schreiben (eben daſelbſt n. 4) lernen wir, daß der Geſchichtſchreiber Dlugoſſ damals Secretair bey dem Cardinal Sbigneus geweſen.

Pauli p. 337, die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 190, und Herr v. Baczko t. III. p. 313, behaupten, ſchon 1452 habe der Papſt den Bund in den Bann gethan, der leztere ſich berufend auf eine Urkunde der Schloßbibliothek. Auch erwähnen dieſes Bannes die Ordensgeſandten vor dem Kaiſer, doch ſich ſelbſt widerſprechend, da ſie zu gleicher Zeit rühmen, der Hochmeiſter habe durch ſeine Vorbitte ihn abgewandt. Vermuthlich meinten ſie alſo nur, der Bann ſey für ausgeſprochen zu halten, weil die Verbündeten die Gnadenfriſt von ſechzig Tagen verſtreichen laſſen, ohne ſich zu fügen. Doch wirklich ausgeſprochen wurde dieſer Bann gewiß damals noch nicht, ſondern der Papſt ließ es immer noch bey Drohungen bewenden. Solches beweiſt das päpſtliche Schreiben an die Stände, im Juny 1454 ausgefertigt, (geh. Archiv n. 870) welches zwar ſehr ernſtliche Abmahnungen, auch Drohungen enthält, doch keinen Bannfluch. Es kann auch nicht angenommen werden, daß ſie bereits im Banne ſich befunden hätten, denn ſonſt würde Nicolaus ſie nicht dilecti filii genannt, und mit dem Bannſtrahl gedroht haben. Das Schreiben iſt in vieler Rückſicht merkwürdig, und lautet wie folgt:

Nicolaus (V) Episcopus seruus seruorum dei dilectis filiis Communitatum Uniuersitatibus ac militaribus ceterisque colligatis terre Prusie ordini beate Marie Teutonicorum Ierosolymit. subjectis salutem et apostolicam benedictionem. Mirari cogimur et dolere que ita vel ambitio seu dominandi

cupiditas vos impulerit ut tantum et tam seuissimum bellum aduersus dilectos filios Magistrum et fratres ordinis beate Marie Teutonicorum suscitaueritis cum tot interpositionibus et Nuntiis nostris curauerimus uos inuicem concordare et ad obedientiam uestrorum superiorum reducere Accedit etiam ad hoc quod auget admirationem et displicentiam nostram quia cum per prefatum Magistrum uobis pluries fuerit oblatum ut controuersia in judicio per sententiam terminaretur aut coram quocunque Germanie principe uobis grato et accepto recusastis id facere et cum decisioni Carissimi in Christo filii nostri Friderici Imperatoris acquiescere promiseritis lata postmodum per eum sententia obedientes minime extitistis sed quod magis nos angit est ut in hoc tempore in quo Theucri noua victoria potiuntur tot scandala fuerint per uos suscitata deberetis quippe inuicem vires unitas habere et parendo vestro capiti in robore persistere cum ipsa religio a sede apostolica tanquam propugnaculum fidei constituta sit et sepe illorum audaciam furoresque represserit et propterea est a uobis omni studio colenda. Nos igitur qui ex officio summi apostolatus nobis injuncto tenemur quantum possumus saluti animarum prouidere et pacem fidelium procurare tantam et tam publicam transgressionem nobis et ecclesie pudendam tolerare nolumus nec etiam debemus uobis itaque in virtute sancte obedientie districte precipiendo mandamus sub excommunicationis et aliis grauioribus penis ut ab offensionibus penitus abstineatis nec moueatis posthac bellum sed sententiam prefati imperatoris libere amplectamini ad quam ferendam mature et uti justus arbiter cum approbatione plurimorum Oratorum principum alamanie processit deseratis itaque conjurationes et in obedientia sedis apostolice ac Magistri et fratrum predictorum permanere studeatis. Alioquin si id efficere neglexeritis iustam dei iram formidare poteritis et nos omnes fauores adhibere dispositi sumus et auxilia principum conuocabimus ne dictus

ordo et persone hujusmodi cum dei maxima offensa et detrimento fidei et uestrarum animarum periculo ita pessundentur. Ceterum quamuis nostrorum mandatorum contemptores fueritis vosque dilectos filios minime appellare deberemus tamen nostra paterna caritas superans errores uestros effecit ut uos dilectos filios nominemus confidentes tandem ut propere quidem nostrorum mandatorum obseruatores efficiamini et nostram ac sedis apostolice auctoritatem debito honore prosequamini, quod si fortassis nostra opinione frustraremur utemur hys remedys que iustitia suadebit et honor ipsius sedis apostolice postulabit. Dat. Rome apud sanctum Petrum Anno Incarnationis dominice Millesimo Quadringentesimo Quinquagesimo Quarto, Duodecimo Kal. Iuny Pontificatus nostri anno octauo.

Auch Aeneas Sylvius hatte dem Papſte widerrathen, die Preußen in den Bann zu thun, nicht als unverdient, ſondern weil zu fürchten ſey, ſie würden es nicht achten, gleich den Oeſtreichern und den Einwohnern von Padua. (Bzovius T. 17. p. 103.) Die Homeiſter-Chronik p. 517 u. f. berichtet des Papſtes ſcharfe Worte an die vier gelehrten Doctoren, die der Orden 1454 nach Rom geſandt. Klöſter, ſagte er unter andern, ſind geworden Verſammlungen der Huren und Buben.

Schütz läugnet (p. 202), daß der Danziger Niederlage vor Marienburg erheblich geweſen. Etwa 300 Mann Erſchlagene und Gefangene gibt er zu, allein Geſchütz ſey nicht verloren worden. Dem widerſpricht ein Brief des Hochmeiſters (Schloßbibl. n. 1216) an den Deutſchmeiſter, worin er dieſem meldet: „wir ſind zwar in Marienburg belagert, aber wohl gerüſtet, und können uns halten bis Hülfe kommt; dann werden ſich viele wieder zu uns wenden. Wir haben von dem Heere im Werder 700 erſchlagen, auch Etliche gefangen, ihr Zeug und Büchſen nach Marienburg geführt. Alſo iſt das Schloß von der Seite befreyt, und mit den übrigen wird ſcharmuzirt zu großem Schaden, wir aber haben nur drey Trabanten eingebüßt. Doch ſind wir beſorgt um Conitz, damit die Pforte gen Deutſchland offen bleibe.“

Wie hoch dem Bunde ſeine Söldner zu ſtehen kamen, zeigt eine Urkunde von 1454 (geh. Archiv n. 378), in welcher Hans von Bayſen als Gubernator, mit vorgeſetzten Namen König Caſimirs, Gabriel von Bayſen, Palatinus zu Elbing, (der hier auch Hauptmann zu Chriſtburg genannt wird) und noch einige Andere, einen gewiſſen **Marcus** nebſt ſeinen Geſellen aufnehmen, 40 Pferde und 303 Fußknechte. Jedem Reiter werden wöchentlich zwey ungariſche Gulden verſprochen, jedem Fußknecht Einer. Ferner, Schadenerſatz und volle Zahlung, wenn ſie früher als in ſechs Monaten ſollten entlaſſen werden. (Alſo ſchmeichelte der Bund ſich mit der Hoffnung, den Krieg ſehr ſchnell zu beendigen?) Dieſe wenige Mannſchaft koſtete folglich binnen ſechs Monaten gegen 10000 Ducaten, ohne Nachrechnung und Schadenerſatz. In unſern Tagen iſt **Alles** theurer geworden, nur nicht Menſchenblut, welches ſogar die reichen Engländer wohlfeiler kaufen.

Eine andere Urkunde des geh. Archivs n. 258 liefert einen ähnlichen Vertrag des Ordens mit Thiele von Thümen und ſeiner Geſellſchaft 189 Reiſige Pferde. Sie ſollen erhalten monatlich 24 ungariſche Gulden für drey Reiſige Pferde, eben ſo viel für 6 Fußtrabanten, oder 4 Pferde mit einem Wagen und 4 Mann zu Fuß dabey, „und was wir andern guten Leuten von Gefangenen pflegen zu thun, und dergleichen, das wollen wir ihnen auch thun.“ Uebrigens will der Orden haften für allen Schaden, beydes, Sold und Schadenerſatz, ſoll den Söldnern „in ire Behawſunge in und uſgehen.“ Im Fall ermangelnder Bezahlung erhalten ſie das Recht, ſich an des Ordens Güter zu halten „wo ſie die finden.“

Das Erſcheinen der fremden Geſandten zu Thorn, und ihre wohlgeſetzten Reden, finden ſich in einem Schreiben des Cardinal Sbigneus an den heiligen Johann von Capiſtran (Wadding Ann. minor. t. 12. p. 199.) Dlugoſſ meint (p. 152) der König habe, durch dieß ausweichende Verfahren, die deutſchen Fürſten, die mit Krieg drohten, in der Schwebe erhalten wollen. Venator verſichert (p. 292), auch die Könige von Frankreich und Böhmen, ja faſt ganz Europa haben verſucht, das Ungewitter vom Orden abzuwenden. Auf dem Reichstage geſchah doch nichts, wie überhaupt auf Reichstägen ſelten etwas geſchah. Ein gleichzeitiger Schriftſteller drückt das ſehr naiv alſo aus: „wo ſie nichts mit ſchuſſen, als daß ſie da einander ſchelten, und eine Parthie der andern übel redete. (Siehe Schmidt Geſch. der Deutſchen. B. IV. p. 243)

Das Schreiben Ludwigs an Wilhelm von Sachſen, Briefſamml. der Schloßbibliothek n. 817. Ebendaſelbſt n. 1228 danket Ludwig dem Deutſchmeiſter, daß er den König von Ungarn bewogen, zu Jacobi perſönlich, oder durch ſeinen Gubernator, 4000 Reiſige und 20000 Mann nach Preußen zu führen. Dieſe Zuſage von Caſimirs Schwager, iſt ſchwer zu enträthſeln. Daß ſie nicht ernſtlich gemeint war, beweiſen zwey Originalbriefe in meinem Beſitz, beyde in den erſten Tagen des Jahres 1454 geſchrieben, der Eine von Ulrich Eizinger von Eizingen an Heinrich Reuß von Plauen, welcher berichtet: Georg Podiebrad ſey, ihm zu Gefallen, ſammt ihm vor den König getreten, man habe für den Orden geſprochen, und „es ſey beſtellt worden, daß Niemand von hinnen aus dem Königreich zu den Mannen und Städten gen Preußen geritten iſt, wiewohl ſich viele dazu geſchickt hatten, und ein merklich Volk von hinnen zu ihnen geritten wollte ſeyn." Vermuthlich hatten die Sendeboten an des Kaiſers Hofe, gleich nach empfangenem Urtheil, in Böhmen Hülfe geſucht. Das andere Schreiben iſt von Georg Podiebrad ſelbſt, an den Hochmeiſter gerichtet, Dienſtag nach Neujahr, unterzeichnet Gurik von der Cunſtat und von Podiebrad, Gubernator vnd Hofmeiſter des Kunigreichs zu Behem. Er verſpricht, Geſandten nach Preußen zu ſchikken, um die Händel gütlich beyzulegen; aber in beyden Briefen kein Wort von thätiger Hülfe.

Daß ein allgemein verbreitetes Gerücht den Marggrafen von Brandenburg mit einem mächtigen Heere erwarten

warten ließ, erzählt der Cardinal Sbigneus in einem Schreiben p. 193 am angeführten Orte, und zugleich, daß faſt alle Kriegsvölker aus Großpolen den ganzen Sommer hindurch an den Gränzen geſtanden, um die aus Deutſchland erwartete Hülfe, ſo zahlreich ſie auch immer ſeyn möchte, aufzuhalten.

N. 1172 der Schloßbibl. ein Schreiben des Hochmeiſters an den Ritter Olef Axelſon, dem er für die erfreuliche Nachricht dankt, daß der König von Schweden zu Waſſer und zu Lande dem Orden beyſtehen wolle.

Ein Credenzſchreiben für Fridrich von Polenz, Landcomthur zu Sachſen, an alle Churfürſten, Fürſten, Biſchöfe u. ſ. w. 1454, um des Ordens Noth vorzutragen, hat aufbehalten Werner in ſeinen Nachrichten zu Ergänzung der preußiſchen, märkiſchen und polniſchen Geſchichte, 2tes Stück p. 176. Ebendaſelbſt 5tes Stück p. 171 ſteht eine Vollmacht des Hochmeiſters für Hans von Gleichen, Pfleger zu Lochſtedt, und Hans von Köckeritz, Söldner anzuwerben. Aber ein Gemälde damaliger Zerrüttung in Deutſchland, (woher alſo wenig Hülfe zu erwarten war) entwirft Aeneas Sylvius de mor. germ. p. 706 und in einem Schreiben an Lenardo von Siena. Raynald. annal. ecclesiast. ad ann. 1454. n. 5. Die Acte der Vereinigung von Land und Städten wegen Gleichheit der Stimmen, Preuß. Samml. t. III. p. 386.

Zum ſechs und zwanzigſten Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz.

N. 517 des geh. Archivs enthält den Vertrag mit den Grafen von Gleichen und Monfort, wodurch die letztern jedoch ſich anheiſchig machen, im Fall ſie Städte und Schlöſſer pfandweis inne behielten, die Ordensherren daſelbſt mit aller Nothdurft zu verſorgen, und nichts ſich zuzueignen, ausgenommen „Futterung und eſſende Ding.“

Als die Bundesſtädte, zu Befriedigung der Söldner, ſich taxirten, waren ihrer nicht mehr als ſechs und ſiebenzig. Auch der heil. Johann von Capiſtran wünſcht dem Könige Glück in einem zärtlichen Schreiben, in dem er ſich deſſen Servulus nennt, daß ſeine Herrſchaft mit mehr als ſiebenzig Städten vermehrt worden. (Wadding ann. min. t. 12. p. 296. n. 6.). Dionys Runaw nennt nur 55 Städte und Flecken „die zuſammen geſchworen“ (Siehe deſſen Geſchichte des dreyzehnjährigen Krieges.) Im Friedensſchluß von 1466 finden ſich die Namen von fünf und ſechzig Städten, die in jener Taxation nicht aufgenommen, alſo vermuthlich nicht im Bunde waren. Auch die mit beſchatzten Städte des Stiftes Ermeland können nicht eigentlich zu den Ordensbeſitzungen gezählt werden. Ueber dieſe Bemerkungen frohlocket die hist. de l'O. T. t. VI. p. 157. als über einen Beweis der Milde der Ordensregierung, weil doch nur die Hälfte ihrer Unterthanen ſich empört habe.

Stibors von Bayſen Foderung an die Pfarrherren, Schloßbibl. n. 817. Des Biſchoffs von Pomeſanien Klage über des Ordens böhmiſche Trabanten, ebendaſelbſt + 16

Die hist. de l' O. T., dem Dlugoſſ folgend, ſpricht von einem Vertrage des Ordens mit Litthauen. Letzteres hatte gelobt, den Polen nicht zu helfen; der Orden dagegen, Litthauen beyzuſtehn, im Fall es von den Polen angegriffen würde. Es iſt wahr, daß Dlugoſſ, p. 190, von dieſem Vertrage, als von einer unbezweifelten Sache redet; aber theils weiß Kojalowicz kein Wort davon, theils widerſprechen Thatſachen. Wenigſtens war der Litthauer Geſinnung nur von kurzer Dauer, denn ſchon 1456 dankte der Statthalter von Samayten den Danzigern für geleiſtete Dienſte, warnend vor den Holländern und Liefländern, die nach Memel und Samland Bedürfniſſe führten.

Ueber die Litthauiſchen Händel in dieſem und dem folgenden Jahre ſind nachzuleſen Kojalowicz p. 221 u. f. Dlugoſſ p. 190. Schlözer am angezeigten Orte.

Die Verrätherey des Grafen Honſtein erzählt, mit den angeführten Worten, die Chronik des geh. Archivs p. 218 hinzufügend: er habe ſich mit den Danzigern entzweyt um Schaden willen, den er vor Marienburg an Pferden und Harniſch erlitten. Wenn er ihr beſeſſenes Vertrauen nicht mißbrauchte, ihre Heimlichkeiten nicht verrieth, (wovon keine Spur zu finden) ſo konnte übrigens ihm nicht verargt werden, daß er bey ermangelnder Bezahlung ſie verließ, denn ſolches war und blieb ein Recht aller Miethlinge.

Die Ausſchweifungen der Polen in ihrem eignen Lande ſchildert ſelbſt Dlugoſſ p. 152 folgendergeſtalt: sed gentes illae, etsi regio mandato parendo procederent, in transeundo tamen in bona ecclesiarum et monasteriorum, villarum et decimarum, crudelitatem exponebant, ut ne hostes quidem, etiam scythae aut barbari, simili uterentur conditione. Spoliis complebant omnia et singula redigebant in desolationem, et vastitatem rapientes, etiam, nec temperantes se a violatione et spoliis foeminarum.

Auch Leo mahlt ſie mit ähnlichen Farben: per suorum agros, non secus quam per hostiles, rapinis, incendiis, stupris et sacrilegiis debacchantes p. 276. Von den polniſchen Feldherren ſagt er: nobiles quidem et potentes, verum in arte militari non magnum usum habentes.

Die näheren Umſtände der Schlacht bey Conitz werden ſo verſchieden erzählt, daß nur wenige derſelben ſich ſtreng verbürgen laſſen. Ich habe die zuverläſſigſten, einheimiſchen und fremden Schriftſteller zu verſchmelzen geſucht. Außer Dionys Runaw, Schütz, Dlugoſſ, Kojalowicz u. ſ. w. ſind auch nachzuleſen: Aen. Sylv. status Europ. ap. Freher. t. 2. p. 67. Chronicon Misniae ap. Mencken t. 3. p. 167. Chron. Magdeb. ap. Meibom. t. 2. p. 361. Schedelii Chron. ap. Oefel. rerum boicarum script. t. 8. p. 394. Die gleichzeitige Rieſenkampfiſche Chronik p. 258 beſtätigt, daß der König den deutſchen Hülfsvölkern entgegen gezogen, aber „Gott gab daß ſie den Weg nicht kamen den der König meinte, ſondern einen andern Weg, den ſie ſonſt nicht gekommen waren. De Kunig lach in ſynen telten und hedde ſik uſgedan.“ Dieſelbe Chronik verſichert, Caſimir habe wohl ſechs Mann gegen Einen gehabt. Die Zahl der erſchlagenen Polen gibt ſie auf 3000 an, die der Gefangenen, 136 Herren, Ritter und Freye. Sonſt ſtimmt ſie mit den übrigen Berichten, (auch mit der Chronik des geh. Archivs) ziemlich überein, nur im Datum weicht ſie ab, da die meiſten den 17ten September als den Tag der Schlacht angeben, ſie hingegen nennt den Freytag nach Michaelis. Der Städte und Schlöſſer, die dem Orden wieder zufielen, ſollen, nach dieſer Chronik, über 80 geweſen ſeyn, das heißt: mehr als abgefallen waren.

Eine andere Berechnung der hist. de l' O. T. iſt wahrſcheinlicher, da ſie auf die Liſten der Beſchatzung von 1454 und 1456 ſich gründet. In der erſteren werden, wie ſchon oben erwähnt worden, 76 empörte Städte nahmhaft gemacht, in der letzteren nur noch 28, woraus ſie den Schluß zieht, daß faſt zwey Drittel derſelben dem Orden wieder zugefallen. Ganz ſicher iſt dieſe Angabe doch wohl nicht, denn viele Städte wurden vom Orden belagert, oder abgeſchnitten, konnten alſo, während dieſer Zeit, nicht beſteuert werden. Andere waren vielleicht zu ſehr verarmt. Die wieder gewonnenen Städte (meint die hist. de l' O T. t. VI. p. 360.) hätten zwar auch zum Kriege dem Orden ſteuern müſſen, doch nur wenig, weil man ihren Zuſtand habe wünſchenswerther machen wollen, als den der Rebellen. Bloße Vermuthung ohne Beweis.

Noch ein gleichzeitiger Schriftſteller, (Zanſliet ap. Mart. ampl. collect. t. 5. p. 487) verſichert, 8000 Polen ſeyen geblieben, und eben ſo viele auf der Flucht erſchlagen oder ertrunken. Das verlorne Geſchütz, Steenbuſen, gibt er auf 16 Stück an, unter welchen Eins mit 14 oder 18 Pferden beſpannt. Von den Rittern ſollen, nach der Meißner- und Rieſenkampfiſchen Chronik, nur zwey gefallen ſeyn. Man weiß, wie wenig

nig Schlachtberichten zu trauen, nicht einmal ſolchen, die geſtern geſchrieben worden.

Die hist. de l' O. T. loc. cit. läugnet, im Widerſpruch mit den meiſten Schriftſtellern, die, nach erfochtenem Siege, verübte Grauſamkeit gegen Verwundete und Todte, doch aus keinem andern Grunde, als, weil ſie Alles läugnet, was dem Orden keine Ehre bringt.

Gegen die Troſtgeſandtſchaft an den König wird der Zweifel erregt, daß andere Sendeboten drey Monat ſpäter erſt berichteten: der König lebe wirklich noch. Allein dieſer letzte Bericht enthält gleichſam nur eine frohlockende Wiederholung, da die Kreuzherren noch immer das falſche Gerücht von Caſimirs Tode zu unterhalten ſtrebten.

Zum ſieben und zwanzigſten Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr.

Schütz gibt das ſchnell geſammelte neue Heer des Königs auf 60000 Mann an. Dlugoſſ (p. 162) ſchildert bloß die frohe Ueberraſchung der Preußen, beym unvermutheten Anblick einer ſo großen Macht.

Die Verhandlung der ungariſchen Geſandten erzählt Dlugoſſ ebendaſelbſt.

Das ſchwarze Verfahren der Danziger bey Zerſtörung der Neuſtadt, muß jeden Leſer empören. Wenn aber die hist. de l' O. T. t. VI. p. 203 ſogar in dem Gedeihen dieſer Neuſtadt eine entfernte Urſach der Revolution ſucht, weil die Danziger geglaubt, ſich ihrer nie entledigen zu können, ſo lange des Ordens Herrſchaft währe; ſo geht ſie, wie gewöhnlich, wohl zu weit. Unglücklicherweiſe rechtfertigte ſogar der Erfolg den ſchwachen Vorwand, deſſen Danzig ſich bedient hatte, denn wirklich verſuchte der Hochmeiſter bald nachher, ſich in den Ruinen der Neuſtadt feſtzuſetzen.

Des Hochmeiſters bewegliche Botſchaft an Caſimir, von welcher Schütz p. 211 ſagt: „ſie werde in den Receſſen nicht ganz gefunden" ſteht in dem Buche A. des geh. Archivs. Ueber die Verhandlungen mit Dänemark iſt, außer den von Herrn v. Baczko angeführten Urkunden, noch nachzuſehen Schloßbibl. n. 1213.

Arndt in der Liefländiſchen Chronik, p. 144 behauptet: der Hochmeiſter habe durch ſeinen Geſandten, Walter von Köleritz, dem Könige 60000 ungariſche Gulden überreichen laſſen, und dagegen das ſchriftliche Verſprechen erhalten, ihm mit allem Vermögen beyzuſtehen, und den Ungehorſamen in Preußen, zu Waſſer und zu Lande, allen erſinnlichen Abbruch zu thun. Gewiſſer iſt, daß Ludwig bald nachher 50000 Gulden vom Könige leihen wollte, womit ſich die Nachricht von jenem anſehnlichen Geſchenke übel reimt. Warum ließ er ſich nicht lieber die 60000 Ducaten zurückzahlen, da Dänemark die Zuſage ja nicht erfüllt hatte? Die ganze Begebenheit ſcheint verdächtig. Auch führt Arndt die Urkunde ſelbſt nicht an, obgleich er ſagt, ſie ſey zu Copenhagen am St. Brigittentage ausgefertigt, und mit dem königl. Petſchaft verſiegelt worden.

Das Original des Bündniſſes mit dem Marggrafen von Brandenburg gegen beyderſeitige etwa widerſpenſtige Unterthanen, befindet ſich ſehr wohl erhalten im geheim. Archiv n. 420. Der Cod. Brandenb. liefert dieſe Urkunde gleichfalls t. 5. p. 271. Es iſt eine der merkwürdigſten, zeither überſehenen Thatſachen, indem ſich wohl nicht leicht ein zweytes Beyſpiel nachweiſen läßt wo Regenten ſich gegenſeitig gegen ihre Unterthanen verbinden; weshalb der Abdruck der Urkunde, nach dem Original, hier nicht unwillkommen ſeyn wird.

Wir Friderich von Gottes Gnaden Marggrave zu Brandenburg u. ſ. w. und wir Bruder Ludwig von Erlichshauſen Hoemeiſter Deutzſches Ordens u. ſ. w. bekennen und thun kunt — das wir — um vnnſer und vnnſer Lande und Luthe beſtes und umb Frides Hanthabung und eynickeit, und ſunnderlich umb deswillen ab unſere obgenannte teyl, eynem ſein land adir leuthe widerſeiſig adir ungehorſam würden, das wir uns dann dyer nachgeſchrieben Artickel und Punkte die zwiſchen uns beteidingt und beſprochen ſeyn mit eynander vertragen und geeynt haben, eynen und vertragen uns auch der mit krafft und macht diß Brieves. Zum erſten iſt beteidingt, ab nach diſſen Krigen und Uneynikeiten, die ſtunt mit dem König von Polen und den launden zu Prewſſen vorhanden ſeyn die genzlich hirinn usgeſloſſen ſeyn ſallen, ein Hoemeiſter und ſein Orden wenn ſie ſulch Lande Prewſſen wider zu iren Henden brechten, mit iren Underſaſſen und Landen zu Prewſſen vorgenannt, da Gott lang vor ſie wider zu Krige und Uneynikeit komen, oder im miſt unghorſam würden und eins Marggrauen zu Brandenburg zur Zeit wurden begern in ſeiner eigen Perſon zu im in die land zu Prewſſen zu komen, ſo er das thun würde, ſo ſall im der Hoemeiſter und Orden vor allen billichen redlichen ſchaden ſteen, und darzu mit futter mit male und aller ander notdorfft nach ſeinen fürſtlichen Stat beſorgen und usrichten. Were es auch das ein Homeiſter und ſein Orden was Marggrauen obengenannt Rethe würde bedurffen, ins Land zu Prewſſen, ſo ſal in der Homeiſter und Orden, weñ ſie us des genannten Marggrauen Hoff reyten, den Manden uff drey Reyſige Pferde Zwei und Zwentzik Reyniſch Gulden geben, und darzu vor redlichen billichen Schaden ſteen. Item wurde abir der Homeiſter und Orden wider ir Underſaſſen in Prewſſen von eym Marggrauen zu Brandenburg vorgenannt Hilff begern, ſo ſal Im der Herr Marggraff ſechs adir achthundert Reyſige Pferde gein Prewſſen zu Hulff ſchicken, denſelben ſol der Homeiſter und Orden den Manden uff ein talich Gleſſner, das iſt eyn Weppner, eyn Gewapender Schutz, und ein Junge, oder drey gewapent Schutzen der yder zum mynſten eyn Panzer und eyſenhut haben ſoll, Zweintzig Rheiniſch Gulden geben, und vor billichen redlichen Schaden ſteen. Sulchen Schaden ſullen alleweg billichen und erkeñen zweene die von eym Marggrauen darzu geſchickt, und zween die von dem Orden dazu gegeben werden, was die erkeñen, das ſoll der Orden behalen, und weñ ſulch

Hofflüthe kein (gegen) der Kunitz komen ſoll In der Homeiſter und Orden einen halben Manden Solt zu Affraſchung geben und furdan alle Manden ſullen Solt uſſrichten, Inmaßen oben berurt iſt, dieſelben Hofflüthe mögen ye uff zweintzig Reyſige Pferde eynen Wagen mit vier Pferden haben, und uff iglichem Wagen mit vier Pferden ſoll der Homeiſter und Orden den Manden geben Zweif Reyniſch Gulden. Item furder iſt beteydingt ab ein Marggraue zu Brandenburg eynes Homeiſters und Ordens Hulff wu den bedürffen, und begern wider ſein Underſaſſen adir Lannden ſo ſullen Im der Homeiſter und Orden vorgenannt auch Sechs oder Achthundert Reyſige Pferde in ſein land die Margk zu Hilff ſchicken, denſelben Hofflüthen ſoll er ye uff eyn Gleſſner, das iſt eyn Wepener eyn gewapender Schutz und ein Jung, adir drey gewapent Schutzen, der Ider zum mynſten eyn Panzer und eyſenhut haben ſoll, den Manden Sechtzehn Reyniſch Gulden geben, und Jn auch vor gewenlichen redlichen Schaden ſteen, auch nach erkentniß zweyer die ein Marggraff und zweyer die ein Homeiſter adir Orden darzu ſchicken werden. Alle ſulche obgeſchrieben Artickel, was unter yder teyl des belangt, ſullen und wollen wir obgenannten Marggrauen Friderich, unnſer erben und Nachkomen Marggrauen, und wir Bruder Ludwig von Erlichßhauſen Homeiſter unſer Nachkomen, gebitiger und Orden, an eynander, wenn des not thut, veſtiglich und unvorbrochen halten und zu ſicherheit und veſter Urkund haben wir diſſer Briff zweene In gleichen lauth machen laſſen, und iglichen mit unſern anhangenden Inſigel verſigelt: die geben ſein und geſcheen iſt zu Marienburg am Mittwochen nach ſant Michels Tag des heiligen Ertz Engels nach Chriſti unſers Herren Geburdt Thuſendt virhundert vnd darnach In dem fünff und funffzigſten Jare.

Herr von Baczko ſpricht von einem Bündniß mit Brandenburg unter dem Jahr 1452, gleichfalls auf eine Urkunde der Schloßbibliothek ſich beziehend. Allein der Inhalt kommt nicht mit dem hier erwähnten überein, und die Jahrzahl iſt auch nicht dieſelbe.

Wie empörend ſich die Söldner zu Marienburg betrugen, erzählt Henneberger mit den Worten: ſie nahmen dort ein Zimmer nach dem andern ein, und thaten dem Hochmeiſter viel Uebermuthes in ſeinem eigenen Schloſſe.

Die ehrenvolle Capitulation der Königsberger ſteht im Erläuterten Preußen t. III. p. 445. Die Frage dringt ſich auf: warum hatten ſie die Kirchen zerſtört? Waren ſie vielleicht der Hußitenketzerey ergeben, welche in dieſem Kriege in Gräuelthaten ihrer Anhänger den Untergang fand? oder hatten ſie die Gotteshäuſer als Verſchanzungen benutzt? Der Briefwechſel zwiſchen Caſimir und dem Herzog von Burgund: Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 226. 227. Wahrſcheinlich zog der Orden aus den Niederlanden einen großen Theil ſeiner Bedürfniſſe.

Die Achtserklärung Kaiſer Fridrichs, n. 908 des geh. Archivs, iſt ein merkwürdiges Actenſtück.

Wir Fridrich von gots gnode Romiſcher keyſer czu allen czeyten merer des reichs Herczog czu Oſterreich czu Stew (sic) czu kernthyn vnd czu Crayn Graue czu tyrol bekennen vnd thun kunth allermeniclich mit deſem brieffe das vor vnß keyſerliche Camergerichte das der hochgeborne bernhart Marggraue czu baden vnſer lieber oheym vnd furſte des ſebenvndczwenczigſten tage des mondes Januarij vor dato deſes brieffs neſt vorgangen an vnſir ſtad hath beſiſſen komen ſint der Erſame vnſer liebir andechtiger Johannes van Pomherheym lantkompthur czu Steyn ꝛc. vnd lewreit Haller als volmechtig anwald vnd procuratores an ſtad vnd yn namen des Erwirdigen ludwigs von Erlichſhauſen Homeyſter dewtczens ordens in prewſen auch ſeyner prelaten gebittiger vnd gebrudere des ſelben ſeyns ordens da ſelbes yn prewſſen, vnd prachten yn anedinge rechten fur des czu rechte genug was das die von der lantſchafft vnd von den Stetten yn dem ſelben lande czu prewſen ere vndirſoſen dorumb das ſie ſich obir ſulchs ortteil vnd recht ſo die vorgemelten homeyſter ſeyne prelaten, gebittiger vnd prudir vor unſir keyſirliche maieſtat als wir yn eygner perſone czu gericht geſeſſen ſeyn mit recht widdir irlanget vnd behapt haben alſo das der pont ſo ſye vorgenomen vnd gethan gehapt hetten abe vnd vornichtig ſeyn ſulde mit men worten der ſelben vnſer keyſerlichen orteil widdir die ſelben homeiſtir prelaten gebietiger vnd bruder vnd gemeniclichen den ganczen dewtczen orden Im lande czu prewſen off geworffen vnd ſie mit vientſchafft, krige, name vnd totſlege von eren ſtetten ſloſſen hewſern vnd gebitten gedrungen, jnen die nebir gebrochen Ir habe vnd gut daraws entwent etzliche eres ordens vnd die eren gefangen vom leben czum tode geprecht vnd ſuß an eren lewten vnd guttern mercklichen vnd vorterplichen ſchaden czugefuget vnd gethan haben ꝛc. alles frewelich vnirvolget alles rechten vnd mit erem eigenen gewalt widdir dye guldenen bulle die karlyn vnd vnſir koniclichen reformacion czu frangfart boſloſſen vnd wir jn do bey ernſtlichen geboten haben ſulch In ir vintſchafft krig vnd tathe gegen dem vorgenanten Homeiſtir vnd ſeinem orden in prewſen abe czu thunde die gefangenen ir gefengniſſe ledig zo ſagen, vnd vmb die ſchoden Ine dadurch zugefuget kerung vnd wandel zu thunde odir wo ſye des alſo intheten czu ſehen vnd czu horen off ſulch vorgemelte des bonanten homeiſters vnd ſeyns ordens jm prewſſen anwalts vnd procurators vorgemelt clag vnd ir vngehorſam mit vnſir vnd des heiligen reichs achte czu jnen czu richten vnd czu volfaren Si auch jn die pene der guldenen bulle der Carlyn vnd in vnſir vorgemelten reformacion bogriffen vorfallen czu ſeyn mit rechte czwertelen (zu ertheilen) vnd czuercleren, adir abir dawiddir reddelich vrſach als dan rechtlich vorczubrengen vnd czuſagen, worumb das nicht ſeyn ſulte vnd ſye kemen addir ſenten alsdann alſo adir nicht niczdeſtemynner (nichts deſtoweniger) worde off des vorgenants Homeiſters vnd ſeyns ordens jm prewſen adir eres anwalts irfurdrung jm rechten volfaren als ſich gepurt czu geſaczten tagen czu recht vor vns geheiſchen vnd geladen waren vnd irgeſacztir gerichtstag alsdann darvmb irſchenen was vnd retthen doroff durch den vorgenanten Halln iren angedingeten redener wan die vorgenanten von der lantſchafft vnd den ſtetten des landes jm prewſen widdir die obgemelt vnſir keſerlich orteil vnd des vorgemelten Homeiſters vnd ſeyns ordens jm prewſen behapt recht auch obir vnſer keſerliche gepotte Inen ſulch vorgemelt fientſchafft kriege vnd ſchaden beyde an lewte vnd an guttern vnirlobet vnd vnirvolget alles rechten mit der ſelbis gewalt auch widdir die guldenen bullen die Karlyn vnd vnſer gemeyn reformacien czu gefuget vnd gethan hetten das dann off vns keyſerliche ladung dem vorgenanten homeiſter ſeynen prelaten gepittigern vnd brudern von ir vnd des ganczen ordens wegen im lande czu preuſſen czu den von der lantſchafft vnd denen von ſtetten deſ landes da ſelbis im prewſen mit vnſ vnd heiligen reichs achte geerclert vnd yn die pene der guldenen bullen der Carlyn vnd vnſer gemeyn reformacion vorfallen czu ſeyn auch mit recht orteilt vnde irclaret werden ſulten vnd batten dorvmb rechtens. Wann abir die von der egenanten lantſchaft vnd von den ſtetten des landes im prewſen doczumole nit gegenwertig woren noch nymants von eren wegen mit gewalt der czu ſulcher vorgemelten clage hetten antwerten wollen, wart einhelliclich czu recht erkant das ſy von gerichts wegen vnd nach gewonheit vnſers keyſerlichen camerechts czu drey molen ſult gerufft werden vnd die vorgenanten anwalt ſulten warten bis off den neeſten richttag nach vnſer lieben frawen tage der lichtmeſſen dornoch ſchirſtkonftigen (nachſtkommenden) Were dann das von der egenanten lantſchafft vnd ſtette wegen do czwuſſchen ymandes keine vnd redelich erſchene mit gewalt, (Vollmacht) der widdir ſulch vorgemelte anruffen vnd bogerung czum rechte reden vnd antworten wolde, der ſulte gehort werden, adir ab nymant keme dornoch beſcheen was recht were. Alſo wart Ine gerufft vnd die vorgenanten anwalt vnd procurator haben nicht alleyne bis off den vorgenanten vnſer liben frawen lichtmeſſen tag ſunder auch bis off den vierczenden tag des mondes marcij dornoch gewartet abir von der vorgenanten lantſchafft vnd der ſtette wegen iſt nymant komen adir irſcheynnen vnd ſint die leczſtgemelten anwalt widdir vor vnſir keyſerlich camergericht das abir der vorgenante vnſir liber ohem vnd furſte Marggraue Bernharth mit vnſern vnd des reichs furſten Grauen Edlen vnd getrawen an vnſir ſtad beſeſſen hath komen vnd haben do angeruffen vnd bogert, ſint den molen den von der lantſchafft vnd den von ſtetten des landes yn prewſen geruffit vnd ſie alſo gewartet hetten vnd die ſelben von der lantſchafft vnd ſtetten noch ymants von eren wegen nit komen noch rechtlich irſchenen were, das dann vmb ire vngehorſam mit vnſir vnd des heiligen reichs achte czu ine geruchtet vor in vorkondigt vnd usgeſprochen vnd doreczu auch in die vorgemelten pene vorfallen czu ſeyn mit rechte orteilt vnd irklert werden ſulden vnd ſatteczten das czu rechte. Vor off iſt einhelliclich czu recht irkant das zu der vorgemelten lantſchafft vnd den von ſtetten als vngehorſam mit des reichs echte gerichtet werde vnd das ſie auch vmb ſulch ir vngehorſam in die vorgemelten pene in vnſir keyſerliche ladung beſtimmet gefallen ſeyn, Alſo nach ſulcher rechtlichir irkentniſſe vnd nach rathe vnſſer vnd des reichs furſten Grauen Edlen vnd getruwen ſo haben wir off heute dato diſſes brieffs die von der lantſchafft vnd von den ſtetten im lande czu preuſen alle die manne vnd vierczen ior alt ſeyn in vnſir vnd des heiligen romiſchen reiches achte geſprochen irkannet vnd vorkundiget, ſprechen, irkennen vnd vorkundigen ſie dor in, nemen ſie vnd ir gut aus den frieden vnd ſetzen ſie in den vnfrieden vnd ire leben die allirmeniclich vnd dorvmb ſo gebieten wir allen vnd iglichen furſten geiſtlichen vnd wertlichen Grauen freyen Herrn Dinſtleuten Rittern knechten Burggrauen Schultheiſſen, Scheffen Reten Burgern vnd gemeinden allir vnd iglichir ſtete merckte dorffern vnd gebiethe vnd ſuſt allen andern vnſern vnd des reichs vndirtanen vnd getrauen von Romiſchir keyſerlichir macht ernſtlich vnd feſticlich mit dieſem brieffe das ſie die vorgenanten die von der lantſchafft vnd von ſtetten im lande czu prewſen alle die manne vnd vierczen Jor alt ſeyn vnſir vnd des Reichs offenbar achtir gemeinlich noch ſundirlich vorbas inen nicht meir hauſen noch hofen eczen noch trincken nach gantcz keynerley gemeinſchafft mit Jne haben nach die iren haben loſſen widdir mit kauffen addir vorkauffen nach mit keynen andern dingen heimlich nach offenlich nach ſuſt in dheynerley weyſe Sunder den obgemelten Clegern vnd allen den iren widdir die ſelben echtir vnd ir iglichem alle ir habe vnd gut warann vnd an welchen enden [illegible] das haben is ſie renthe gulte czinſer geltſcholt korn kawffmanſchatcz welchnley die iſt getreulich vnd ernſtlich behulfen ſeyn vnd ſie vnd ir gut jn allen ſtetten ſloſſen Gerichten Gebieten vnd an allen enden wo ſie die czu komen vnd betreten mogen zu waſſir vnd zu lande beide zu vnſern vnd des heiligen reichs vnd der obgenanten cleger vnd der Jren henden off halten vnd als vnſir vnd des reichs offenbar vnd vngehorſam achter vorbas meir bekomen antaſten angreiffen voyn vnd mit jnen thun vnd gefaren ſullen als mann mit des h. reichs offenbarn achtern billich vnd von rechts wegen thun vnd gefaren ſol als vil vnd als lange bis das ſie in vnſir vnd des reichs gnode vnd gehorſam widdir komen und deme benanten clegern vmb ir offtgemelte clage genug gethan haben als recht iſt. Wann was alſo an denſelben achtern vnd allem erem gut geſchicht vnd gethan wird do mit ſol noch mag von rechts wegen nymant miſſe thun nach frewein widdir vns vnd das itczgenante reich nach ſuſt widdir nymant anders nach widdir keinerley gerichte geiſtlichs noch werntlichs lantfride lantgerichte ſtettegerichte freiheith gewonheit nach gebote nach widdir dheyn andir ding jn dheiner weyſe. Wer auch dis vnſir keyſerlich geboth frewelich obirfure die nicht hilte dowiddir tette addir alſo nicht volfurte der vnd die worden jn ſulchs vnſir vnd des reichs achte vnd pene vorfallen gleicherweiſe als die obgemelten achtir vorfallen ſint man werde auch dorumb zu dem addir den richten als vnſir vnd des h. reichs recht iſt. Mit orkunde dieſſes brieffs verſiegelt mit vnſerm keyſerlichen maieſtat anhangendem enigeſegil. Geben zur newenſtad am vierundezwentzigiſten tage des mondes Marcij nach criſti gepurde vierczenhundert vnd Jm funfondfunfczigiſten vnſers reichs im funfczenden vnd des keiſerthums jn dem vierden Jar.

Aus des Papſtes Bannbuch, im geheimen Archiv n. 758 liefere ich folgenden Auszug:

— — quod nisi nobiles, proconsules, consules et Gubernatores locorum, vniversitatum et Communitatum colligatorum et omnes alii in quorum potestate et assistentia rebellio et colligatio dirigitur,

tur, infra sexaginta dies, post publicationem hujusmodi cum dictis Magistro et fratribus se amicabiliter composuerint, ex tunc eo ipso omnia incolatus ipsorum loca strictissimo sint supposita ecclesiastico interdicto et si dictis 60 diebus elapsis, nihilominus in eorum pertinacia insorduerint, omni honore nobilitatis titulis et insigniis nec non iure patronatus, dignitatibus officiis et beneficiis ecclesiasticis sive ratione personarum, sive consolatus ipsorum officii aut ratione castrorum dominiorum et locorum que tenent vel possident, ac etiam feudis, que ab ecclesiis, ac omnibus privilegiis, gratiis, concessionibus, libertatibus et indultis que a nostra sede vel alias similiter ab ecclesia seu ecclesiasticis et spiritualibus personis obtinere noscuntur sint eo ipso perpetuo privati et ad quoscunque actus legitimos inabiles nec ad huiusmodi actus quomodolibet admittantur, sed ab omnibus infames et omni honore privati reputentur, ipsorum bona mobilia quecunque et immobilia ita vt ab omnibus libere et licite apprehendi et retineri valeant, sint similiter eo ipso publicata, nullusque salvus conductus eis per quoscunque cuiusvis etiam Excellentie nobilitatis status gradus preeminentie fuerint, et quibusvis potestatibus, vel officiis fungantur concessis ipsis quod hoc debeat in aliquo suffragari, per eos quoque indicata non teneant, ac eorum sententie vel ordinationis. Juramenta quoque et homagia per eorum subditos dictorumque locorum habitatores et incolas, cum iniquitatis fomenta esse non debent, ipsis nobilibus, proconsulibus, consulibus et directoribus praestita minime obligent vel coarceant. Teneantur etiam ex tunc communitates et universitates civitatum opidorum et locorum huiusmodi ipsos proconsules consules et directores ab eorum consulatibus et aliis quibusvis fungantur officiis veluti infames et iustitie censura damnatos, abiicere et alios dicte malitie fermento non respersos, in eorum loca surrogare, ipsorumque bona apprehendere ac in Magistri et fratrum

usus in satisfactionem damnorum eis irrogatorum convertere etc. Preterea universi ex Clero, sive seculares, sive regulares, qui colligatis adheserunt, coram ipsis colligatis postquam excommunicationis et interdicti huiusmodi sententias incidisse declarati fuerint, Missas seu alia divina celebraverint seu verius prophanaverint aut eis ecclesiastica sacramenta ministrarint, si seculares, omnibus dignitatibus, personatibus, officiis et beneficiis ecclesiasticis, et si regulares fuerint, omnibus eorum prelaturis et officiis etiam claustralibus ac provincialibus, Prioratus, Ministratus etc. similiter ipso facto, perpetuo privati et inabiles nunc et imposterum sunt.

Das Schreiben, wodurch der Hochmeiſter um Abſolution der Reuigen bat, verwahrt die Schloßbibliothek n. 1270. Er verſprach ſich große Wirkung von dieſer Maßregel.

Die päpſtliche, bedingungsweiſe ertheilte Abſolution findet ſich im geheimen Archiv n. 29.

Einen Originalbrief des Ordensprocurators zu Rom beſitze ich ſelbſt, in welchem er ſchreibt: er habe die Vollmacht zu abſolviren für die Biſchöffe von Pomeſanien und Samland nicht erlangen können, denn es gehe ein Gerücht, daß ſie abtrünnig vom Orden, und, wie der Cardinal Firmanus ſpreche, der Abſolution ſelber bedürftig wären. An ihrer Stelle ſollen der Biſchoff von Curland, der von Heilsberg und Dominus Andreas, des Hochmeiſters Kapellan, die Vollmacht empfangen.

Die hist. de l'O. T. t. VI. p. 245 ſchiebt ohne allen Grund dem Marggrafen von Brandenburg, als Vermittler auftretend, die hämiſche Abſicht unter, den Krieg nur zu verlängern, um im Beſitz der Neumark ſich zu befeſtigen. Leo ſagt freylich daſſelbe: id vero non ex animo faciebat, sed ut aptum bello gerendo tempus eximeret p. 182, aber Leo's Autorität iſt oft zweydeutig. Wahrer iſt, was die hist. de l'O. T. hinzufügt, nemlich der Orden hätte froh ſeyn müſſen, wenn der Marggraf die Neumark, ſelbſt ohne Bezahlung,

lung, übernommen, um ſie zu vertheidigen und für den Durchzug der Söldner offen zu halten. Nach Leo's Bericht ſoll er 500 ſchwere Ritter (equites cataphracti) dem Hochmeiſter zurück gelaſſen haben. Auch die Rieſenkampfiſche Chronik p. 260 rühmt den Beyſtand, welchen der Herzog von Sachſen und der Marggraf von Brandenburg dem Orden geleiſtet.

Die räthſelhafte Thatſache der Hinwegführung des Ordensarchivs hat Gerken aufbehalten in ſeinen vermiſchten Abhandlungen P. 3. p. 373. Die Zurückgabe im folgenden Jahre erfolgte, laut eines Zeugniſſes des Grafen Georg von Henneberg.

Des Königs Unluſt und Flucht aus Thorn iſt keinem Schriftſteller bekannt geweſen. Der nachfolgende Bericht an den Hochmeiſter, den ich aus einer gleichzeitigen, in meinem Beſitz befindlichen Abſchrift entlehne, erzählt beydes, wirft ein ſo helles Licht auf Caſimirs Lage und Charakter, und enthält ſo ſonderbare Einzelheiten, daß ich recht zu thun glaube, wenn ich ihn hier ganz mittheile, jedoch mit Weglaſſung der alten Orthographie.

Meinen Dienſt zuvor, beſonderer lieber Herr, ich thu euch zu wiſſen, wie daß ein Herr von Polen, des Königs Liebhaber, zu mir geſagt hat, wie da wären etliche Herren, des Königs Räthe, gezogen gen Graudenz zum Tage, mit des Ordens Gäſten um Ablöſung des Landes, und ſagte mir, daß der König uneins ware mit ſeinen Räthen, und hätten geworret (geſtritten) miteinander, alſo daß ſeine Räthe vermeinten, das Land wohl zu erkriegen von den Gäſten. Er wollte es wiſſen und hatte geſprochen: die Krone hätte kein Geld nicht, ihm könnte auch aus Litthauen kein Geld werden, und er brächte von allem Geſchoß kaum ſo viel auf als er verzehrte und verehrte oder verſchenkte und der Sold wüchſe von Tage zu Tage, und er wüßte keinen Herrn, der ihm ſolchen Sold könnte vorſchießen (uſſtehen add' beholen). Des Königs Räthe hatten geſprochen zum Könige: König wir habens itzund beteydingt mit Etlichen der Kreuzherren (Krowtziger) Gäſte, daß es wohl wird zu

Vorgang krigen, König, dir werden von deinem Schwager König Laſla hunderttauſend Gulden, ſo wollen wir auch wohl ſo viel zuwege bringen mit Geſchoß aus beyden Landen, und ſo uns denn die Gäſte das Land entworten (überliefern) ſo wollen wir die Verräther richten als ſie verdient haben und wollen die Gäſte wohl vorrichten, denn König du krigſt zu Danzig allein ſo viel daß du das Land bezaleſt. Der König hatte geſprochen zu ſeinen Räthen: Ihr Herren ihr gebet mirs gut vor, ſo habe ichs nicht erfunden. Ich glaube wohl, ehe daß die Gäſte das thäten, ehe würden ſie das Land unter ſich theilen, wenn ſie ſelbſt merken, daß wirs ihnen nicht vermögen abzulöſen. Auch ſagte mir derſelbe Herr, wie die Räthe vermeinten, wenn es dazu käme, daß ſie den Gäſten eine Summe Geldes geben, das würden die Rottmeiſter unter ſich treiben, und würden die Gemeinen wohl ſtillen mit einem kleinen; ſo würden die Rottmeiſter aus dem Lande ziehen, dem käme man wohl vor und legerte die darnieder (man wollte ſie alſo erſt bezahlen und dann wieder berauben) und dem gemeinen Pöbel wäre wohl zu rathen. Und ſagte mir, daß ſie mit mancherley Liſt und Betrüglichkeit umgehen, daß ſie auch den König bey ſich behalten, denn der König wollte gern von Thorn gen Litthauen und käme nimmer wieder, und dem Könige iſt bange zu Muthe. Auch ſpricht derſelbige Herr, daß alſo nun ein Jahr der König aus dem Lande zog (vor einem Jahre) kam gen Brſzke (Brzeſk) mit ſeinen Rathen und Herren, hatte Händel von dieſem Kriege, und hielt ſeinen Räthen vor, wie ſie ihn zu dieſem Kriege gebracht hätten, und er es ungern gethan hätte, und hätte verloren Ehre und Gut und Mannſchaft und mache mein eygen Land zu nichte, ich bin geweſen zu Preuſſen und wollte es gewinnen, und habe mehr verloren denn ich gewonnen habe. Ehe ich eine Stadt oder Schloß gewinne, ſo habe ich das ganze Land verheert und meines damit zu nichte gemacht. Was wäre mir nütze ein wüſtes Land. Alſo daß er hatte mit ſeinen Rathen gewertet Dieſelbige Nacht ſaß er auf mit XX Pferden und ſtahl ſich von ihnen und ritt gen Litthauen, ſie wurdens des Morgens gewahr, ſie machten

ten ſich auf zu Roß und jagten ihm nach wohl XC Meilen ehe ſie den König erreichten, alſo daß ſie den König kaum wiederbrachten gen Petrikau mit guten Worten, da ſie ſich da wieder vereinigten, und zog gen Litthauen und war dort bis nach Pfingſten. Da kamen zu ihm Gabriel von Bayſen und die von Thorn und etliche Polen, die ihn denn abermals wiederbrachten mit lügen wieder aus Litthauen gen Petrikau zum Tage und von Petrikau mit lügen brachten gen Brißke und brachten dem Könige vor, wie ſich Königsberg die alte Stadt gegeben hätte, und käme er nicht ins Land, ſo würden ſich alle niederländiſche Städte geben, und baten den König durch Gott, daß er auch gen Thorn käme, und doch da liege, ob er ſonſt nicht wollte kommen mit dem Heere, daß nur ein Geſchrey würde, der König käme, ſo würden ſich die Städte halten. Alſo daß der König nun ein Feld (Feldzug) machte ihnen zu Willen, kam mit 800 Pferden geringe Waare, Bauern, die lagen da wohl bey 6 Wochen, nur daß es einen Namen hatte der König lage zu Felde und käme in das Land. Da kam nun zu ihm Herzog Przymko, Böhmen und Gäſte, die wollten ihren Sold von ihm haben, er gab ihnen nichts, und hatte ihnen auch nichts zu geben und bat nur ſeine Gäſte, daß ſie litten, er wollte ihnen Zehrung geben, und bat ſie daß ſie mit ihm zögen zu Felde. wenn er in das Feld käme, er wollte ihnen ihren Sold halb geben, wenn er wieder aus dem Felde käme, er wollte ihnen den Sold voll geben, ſo daß die Gäſte zu ihm ſprachen: König du willſt nun zu Felde, wärſt du im Felde du ſollteſt heraus ziehen. So daß der König aber groß uneins ward mit den Gäſten und mit ſeinen Räthen, und zum Leſke und zum Brißke lange Zeit lag, bis die von Danzig zu ihm kamen, die brachten ihn in das Land, alſo daß er ihnen auch die Straße frey machte von Thorn bis gen Danzig. Sie wollten ſich gegen den König beweiſen mit Geld und Gut als gegen ihren Herrn. Da er gen Thorn kam, da baten die Thorner daß er ſich vor den Leiſſen ſollte legen, der thäte ihnen Schaden, den würde er in 4 Tagen gewinnen, ſo würde ſich der Neue Markt und ander Städte geben, und gaben dem Könige vor, ſie wollten den Neuenmarkt verdämmen, daß er ſich ſelber verſaufen würde. Alſo haben ſie dem Könige abermals vorgelogen. Der König erkannte es wohl, er hatte ſich verheert und verzehrt, und hat nichts nicht und alles was er bedarf, das borgt er. Den Goldſchmieden, Schneidern, Schmieden, Schuhmachern bleibt er ſchuldig. Derſelbige gute Freund hat mir geſagt, daß der König nur vertröſtet wird, daß der Orden nicht Geld habe, und die Gaſte des Ordens hätten es ihm geſchrieben, er ſollte mit ihnen tagen, er käme wohl bey das Land darauf liegt der König zu Thorn auf ſolche Troſt, und hat mir geſagt, wenn nur der Tag geſchloſſen iſt, ſo wird der König weg, und wird die Polen und Preußen laſſen ſitzen, und wird gen Litthauen und iſt in der Meinung nimmer wieder zu kommen. Auch bringt er kein Heer mehr auf. Daß er ſie nu aufbrachte, ward den Polen vorgegeben, er wollte nur herein und einen Frieden beteydingen, alſo wurden ſie aufbracht daß ſie mit ihm zogen, und der Marggraf zu Brandenburg würde zu ihm kommen und dazwiſchen teydingen. Und in das Land zu Preußen kommt er nicht mehr. Der König hat auch geſprochen, die Polen haben ihm ſeinen Bruder verrathen, ſie wollten ihn auch verrathen, und ſpricht, er habe keinen getreuen Mann an keinem Polen, die Litthauer meinen ihn mit treuen. Auch ſpricht derſelbige Herr von Polen Alle das Geſchoß das ihm Land und Städte haben gegeben binnen der Zeit daß er vom Leſſen gezogen iſt, hat er nur zur Zehrung von Litthauen. Der König, Land und Städte haben allen ihren Gäſten nicht 1000 Gulden gegeben ſeit Sanct Michel und alle Tage findet der König Scheltbriefe kleben am Rathhauſe und am Kake (Pranger) daß die Böhmen ſchelten und fluchen um ihren Sold und andere Gaſte. Es hänget nur alſo am Haare, wird man hören, daß der Orden ſeinen Gaſten Geld giebt, oder ſich mit ihnen verträgt, ſo will ſich die Mannſchaft wenden und reiten zu dem Orden. Auch wird man erfahren, alſobald als ſich nu eine Stadt giebt, werden ſich alle Städte geben, und wenn der König von Thorn kommt und die Gäſte, ſo wird die Gemeine ein Spiel treiben, daß alle Ding ein gut Ende werden haben. Alſo derſelbige Herre von Polen ſpricht: wird ſich der Orden nu mit den Gäſten vertragen, als man nu zu uns ſpricht, der Orden liege zum Letzten und der Meiſter habe keine Macht und ſey vom Hauſe gejagt und mancherley Rede die ich hoffe gelogen iſt; wird das nicht ſeyn, und der Meiſter zu Felde zöge ſo er erſte kann (ſobald er kann) und rennt auf Dobryn und das verheerte, ſo werden alle Mannſchaft wieder zu ihm treten, und die Dobriner haben Eide geſprochen, ſie wollen ſich nicht laſſen verheeren, ſie wollen ſich dem Orden geben, ſo ſie ſehen, daß der Meiſter ſie verheeren wollte. Der König iſt von Thorn gezogen gen Briſke, fortan will er ziehen gen Petrikau zum Tage, und in der Wahrheit kommt er nimmer wieder gen Thorn. Gegeben zu Thorn am Tage Luciä (den 13. December) 1455.

Obgleich die Prophezeiung nicht eintraf, mit welcher dieſer Bericht ſchließt, ſo trägt die Erzählung der Thatſachen doch ganz das Gepräge der Wahrheit. Unbekannt iſt der Verfaſſer, die Copie ohne Unterſchrift, vermuthlich auch das Original; denn ein Freund des Ordens, im feindlichen Thorn ſeßhaft, konnte wohl nur ein Spion ſeyn, der, ſeinen Namen einem Zufall Preis zu geben, ſich wohl hütete. Vielleicht iſt auch das Blatt ſelbſt das Original, obwohl ihm die Zuſchrift an den Hochmeiſter mangelt; wenigſtens trägt es alle Spuren der Gleichzeitigkeit und verdient wohl denſelben Glauben, den die Berichte der Bundesgeſandten bey Schütz mit Recht gefunden haben. Daß Dlugoſſ von dieſen unrühmlichen Begebenheiten nichts erwähnt, iſt natürlich.

Zum acht und zwanzigſten Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr.

Die Fälle, in welchen ein Statthalter erwählt wurde, zählt Hartknoch auf diss. XIX. de Republ. veter. Prussor. §. 9. auch Sayler in diss. de Gubernatore in Prussia. Act. bor. t. 2. p. 242. Es iſt keiner darunter, aus welchem ſich erklären ließe, warum Heinrich Reuß jetzt ſchon dieſe Würde bekleidete.

Ueber des Ordens dringende Geldnoth liefern Belege die Nummern der Schieblbibl. 1247. 1257. 1278. Den Procurator, der Schulden halber aus Rom entweichen mußte, bat der Hochmeiſter, ſo lange in der Balley an der Etſch zu verweilen, um wenigſtens Rom ſo nahe als möglich zu bleiben. Von dem Verſatzbrief der Reliquien beſitze ich ſelbſt eine gleichzeitige Abſchrift. Das Kreuz war vermuthlich daſſelbe, welches Herrmann Salza von Kaiſer Fridrich II. zum Geſchenk erhielt, und deſſen Wunderkraft Peter von Dusburg rühmt P. I. c. 5.

Den Verkauf der Neumark ſetzt Pauli fälſchlich in das Jahr 1444 und Baczko irrig in das Jahr 1456. Er geſchah 1454, zuerſt für 40000 Gulden, und 1455 für 100000, auf Lebzeiten des Hochmeiſters, nach deſſen Tode der Orden ſie wieder einlöſen könne. Cod. Brandenb. t. 5. p. 314. Leo, Dlugoſſ und Cromer erzählen, der Marggraf habe zuvor bey Caſimir angefragt: ob es auch mit ſeiner Bewilligung geſchehe? — Eine höfliche Begrüßung von Seiten Brandenburgs, um ſich etwa gegen künftige Anſprüche ſicher zu ſtellen, mag wohl geſchehen ſeyn; aber Leo fährt fort: der Marggraf habe Hülfe gegen den Orden angeboten, und der König ſich darauf nicht eingelaſſen, weil die Herzöge von Pommern

mern die Neumark zu beſitzen gewünſcht, und in jedem Kriege 2000 Reiter zu ſtellen verſprochen. Den zweydeutigen Werth dieſer Nachricht laſſe ich dahin geſtellt. Man findet ſie auch in der Chronik des Sebaſtian Möler (Preuß. Lieferungen t. I. p. 660), allein dieſe hat den Dlugoſſ und Cromer ausgeſchrieben, obgleich ſie ihre Quellen nicht nennt. Eine andere Behauptung, die Neumark habe ſich, aus Haß gegen den Orden, an Brandenburg ergeben, hat wohl dem Dlugoſſ nur allein der Haß gegen den Orden eingeflößt. (Siehe Cod. Brandenb. t. 5. p. 261.)

Wie oft die Söldner den Hochmeiſter dringend gebeten, ſie zu befriedigen, und ihm zugleich unverholen des Königs Anerbietungen kund gethan, erhellt aus n. 1127 der Schloßbibl. Daß Bernhard von Schomberg zum Exempel (der ſpäter dem Beyſpiel ſeiner Kriegsgenoſſen folgte) alle ſeine Güter verſetzt hatte, um dem Orden zu helfen, bekannte Ludwig ſelbſt in einem Schreiben an den Meiſter von Liefland n. 1122, worin er dieſen bittet, das Geld herbey zu ſchaffen. Um ſo auffallender wird ſeine bittere Klage (geh. Archiv. Buch A.), welche zum Theil alſo lautet: „die Ungetreuen und Ehrvergeſſenen, die in des Ordens Dienſte waren, haben des Ordens Haupthaus Marienburg ſammt der Stadt, auch Dirſchau und Deutſch Eylau den Feinden übergeben. (Andere Orte nennt er nicht.) Als ſie damit umgingen, ſandten ſie zu uns, baten um ihre Verſchreibungen, verſprachen, ſie unverſehrt zurück zu bringen. Sie wurden ihnen ausgeliefert. Da laſen ſie dieſelben auf dem Kirchhof vor vielen Reiſigen und Trabanten, brachten ſie dann zurück, hielten aber nichts davon, ſundern ſi taten an uns als ungetrewe und unerlige böſe lewte, den weder Gott, ere noch recht lieb ſind. Deß zu Bekenntniſſe haben wir unſer Siegel anhangen laſſen u. ſ. w.“

Hatte Ludwig denn ganz vergeſſen, was er, ſammt ſeinen Gebietigern, ein Jahr vorher förmlich verſprochen? (Schütz p. 214) „Mit ſolchen Schlöſſern und Städten, Gütern, Land und Leut und den Gefangenen, ſollen die Herren Hauptleute und ihre Geſellſchaft thun und laſſen nach ihrem Willen, die verkeuffen und die verpfenden, oder an ihren frommen und beſten zu wenden, ſich damit beteidingen, oder wie ſie das erdenken können und mögen, dadurch ſie jedes Soldes und Schaden vollkömmlich nach ihrem Willen vergnügt und bezahlt ſeyn. Darinne wir uns oder die Unſeren unſers Ordens nichts rede, noch ſie zu ewigen Zeiten beteidingen oder anlangen ſollen oder wollen, noch niemand von unſertwegen, geiſtlich oder weltlich.“

Das war doch deutlich genug? und ſcheint nach allem dieſen mir kaum verzeihlich anzunehmen, daß der Böhme Czerwonka mit 6000 Gulden vom Könige beſtochen worden. Hätten die Deutſchen alleſammt, wie man fälſchlich vorgibt, dennoch des Handels ſich geſchämt, ſo würde das ihrem Zartgefühl Ehre bringen, allein ihr Recht war unwiderſprechlich. Dlugoſſ geſteht indeſſen, daß ſelbſt viele Polen einen Widerwillen gegen dieſen Kauf geäußert.

Noch durch einen letzten Grund vermeint die hiſt. de l'O. T. darzuthun, daß die Veräußerung an Feinde widerrechtlich geweſen. Es ſey nemlich in dem Vertrage mit dem Orden ausdrücklich bedungen, daß die Uebergabe der Pfänder die Kreuzherren nicht hindern ſolle in den Schlöſſern zu bleiben, folglich habe auch keiner ihrer Feinde Beſitzer werden dürfen. Wäre jene Clauſel wirklich dem Vertrage eingeſchaltet, ſo ließe ſich noch über den Sinn derſelben ſtreiten; (denn man durfte ja nur bey der Uebergabe den Kreuzherren, die da bleiben wollten, eine ſichere Verſorgung vorbehalten, wie auch wirklich in Anſehung der Alten und Kranken geſchah;) allein es findet ſich kein Wort davon. Nur in der von mir berührten Urkunde aus dem geh. Archiv, verſprechen die Grafen von Montfort und Gleichen, im Fall ſie Schlöſſer pfandweis inne haben würden, (denn noch hatten ſie keine) die Ritter mit aller Nothdurft zu verſorgen. Das verſtand ſich aber doch nur ſo lange, als ſie ſelbſt im Beſitz derſelben verblieben? — Auch wurde in der Urkunde, welche Marienburg den Söldnern wirklich einraumte, nicht einmal jene Bedingung ihnen auferlegt.

erlegt. In derjenigen hingegen, welche Marienburg an den König verkauft, bedingt ſich der letztere zwar aus, daß, gleich nach der erſten Zahlung, die Kreuzherren wegziehen ſollen; beſteht aber doch nicht darauf, ſondern verlangt blos, die Söldner ſollen dafür bürgen, daß ihm durch die bleibenden Ordensherren kein Schade zugefügt werde.

Einer ſonderbaren Abweichung muß ich hier noch erwähnen, die ſich zwiſchen Schütz und Waiſſel in der von beyden gelieferten Urkunde findet. Bey Schütz nemlich heißt es: (p. 214) Wenn die Söldner mehr bekamen für die Schlöſſer und Gefangenen, als ihre Foderung betrage, „ſolcher Ueberlauf der Summe uns und unſern Erben zu gutem Nutz und Frommen gereichet und gegeben werde.“ Darauf beruft ſich auch die hist. de l'O. T. Allein bey Waiſſel heißt es: (p. 136) „ſolcher Ueberlauf der Summe ſoll ihnen auch gegeben werden.“ Uebrigens ſtimmen beyde ziemlich überein. Beyde haben ſicherlich ihr Einſchiebſel nicht erfunden; es iſt daher klar, daß dieſer Punct zwiſchen den contrahirenden Theilen ſtreitig geweſen, und daß er abgeändert worden; aber wie? das kann nur das Original entſcheiden. Ob dieſes von Schütz oder Waiſſel corrigirt worden, oder ob, wie es wahrſcheinlicher iſt, beyde nur Abſchriften beſeſſen, wird wohl unentſchieden bleiben. Ueberflüßig ſcheint auf jeden Fall der Punct, ſo wie Schütz ihn anführt. Denn von den Söldnern ſtand wohl nicht zu erwarten, daß ſie, ohne eignen Vortheil, ſich bemühen ſollten, die Schlöſſer höher zu verkaufen, da eine ſolche höhere Foderung ihrem Handel nur Hinderniſſe in den Weg legen konnte.

Warum endlich beharrt man ſo eigenſinnig auf der Behauptung: nur allein die Böhmen hätten die Schlöſſer verkauft? Es waren viele Deutſche unter den Verkäufern, mehrere vielleicht als Böhmen; wenigſtens nennt der Hochmeiſter, in der von mir angeführten Urkunde aus dem Buche A. des geh. Archivs, unter denen, welche den Vertrag von ihm geholt, um ihn auf dem Kirchhofe vorzuleſen, nur einen Böhmen Jon Wyhenenzky, hingegen drey Deutſche, Nickel von Wolffersdorff, Ludwig Schönfelt, Fridmann Panzer. Auch ein gleichzeitiger fremder Schriftſteller, Matth. Doeringius in cont. Chr. Theod. Engelhus. ap. Mencken t. III. p. 25. nennt, außer den Böhmen, Meißner und Schleſier.

Warum beſteht man ferner darauf, uns zu überreden, Czerwonka ſey nur der Geringſten Einer geweſen? Erſtens läßt ſich gar nicht denken, daß die Vornehmſten in den Willen des Geringſten ſich gefügt hätten; zweytens beſitze ich einen Geleitsbrief, welchen die Söldner-Hauptleute dem Marggrafen von Brandenburg 1455 ausgeſtellt: unter Zwanzig dort genannten, iſt er nicht allein der Vierte, ſondern unter denen, welche ihre Siegel angehängt, wird er gar als der Erſte genannt. Er hatte Kopf und Muth. Bey dem Aufruhr zu Danzig ſoll er, von Marienburg dahin geſprengt, durch eine kluge Rede zu Wiederherſtellung der Ruhe mitgewirkt haben. (Leo p. 283.)

Außer vielen Ordensfreunden, ſpricht auch Kranz in ſeiner Vandalia (l. 12. c. 20.) von Verachtung, welche die Verkäufer betreffen, und will uns ſogar bereden, ſie ſeyen faſt alle eines erbärmlichen Todes geſtorben. Das letztere iſt eine Fabel; iſt aber das erſtere wahr, ſo beweiſt es blos, daß in jenen Zeiten das moraliſche Gefühl noch nicht ſo erſtorben war als jetzt. Czerwonka wurde in Böhmen eine Zeitlang in Feſſeln gelegt, doch auf Caſimirs Vorwort befreyt, hatte die Schlöſſer Schwetz und Golup pfandweis inne, und bekleidete den Poſten eines Gouverneurs von Marienburg. Dem Hauptanſtifter ging es alſo doch ſo übel nicht.

Welche wichtige Feſtung übrigens Marienburg war, berührt unter andern Kranz in Vandalia t. 4. p. 360 mit den Worten: inexpugnabilis illa fuit, triplici muro, magnis fossatis, et ipso flumine circumfluente.

Schütz irrt, wenn er erzählt: auch Mewe, Conitz, Hammerſtein, ſeyen von den Söldnern übergeben, das erſte eigentlich verlaſſen worden, worauf die Einwohner ſogleich den Orden herbey gerufen. Mewe befand ſich gar nicht in der Gewalt der Böhmen. Nicht allein

Dlugoſſ (p. 208), ſondern auch der Hochmeiſter, in ſeiner aus dem Archiv entlehnten Klage, nennen blos Marienburg, Dirſchau und Deutſch Eylau. Die Chronik des geh. Archivs p. 229 nennt die Waaren, mit welchen die Söldner zum Theil bezahlt wurden. Sie beſtanden in Sammt, Damaſt, Koffir (?), Atlas, Taft, Pelzwerk. Daß ſich dergleichen Waaren in Preußen ſchon ſo häufig fanden, gibt einen Begriff vom damaligen Luxus. Auch mit poſuletſchen Gulden wurden die Söldner bezahlt. Ich kenne dieſe Münze nicht, ſo wenig als den oben erwähnten Koffir.

Zum neun und zwanzigſten Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig.

Die Erzählung dieſer Begebenheit iſt gänzlich aus Schütz entlehnt.

Zum dreyßigſten Kapitel.

Uebergabe von Marienburg.

Die hiſt. de l'O. T. vermuthet, Danzig habe das Geld von Carl Canutſon zur Einlöſung von Marienburg geliehen. Die kleine Summe von 15000 Mark konnte ſchwerlich dazu beytragen. Sehr grob irrt Pufendorff in ſeiner Geſchichte Schwedens, t. I. p. 224 in der Behauptung, Carl habe ſeine Schätze dem Orden zugeführt.

Man muß lächeln, wenn man in der hiſt. de l'O. T. t. VI. p. 318 lieſt: der Hochmeiſter habe den Verluſt der Reliquien aufrichtig bedauert; nicht um des Goldes und Silbers willen; denn hätte er ſich deſſen bedienen wollen, ſo würde er die Böhmen damit bezahlt haben; vermuthlich ſey aber jenes Kreuz ein Stück des wahren Kreuzes geweſen, (p. 312) welches Herrmann von Salza einſt vom Kaiſer Friedrich dem Zweyten empfing. Der fromme Verfaſſer wußte nicht, daß Ludwig es ſchon längſt dem Herzog von Sagan verſezt hatte, und darum blos auf der Zurückgabe ſo ängſtlich beſtand.

Der einzige Zweifel, der ſich gegen das Daſeyn der Schrift erregen läßt, welche man zu Marienburg wollte gefunden haben, iſt das Stillſchweigen des Dlugoſſ, von dem ſich allerdings erwarten ließ, daß er einen ſo gehäſſigen Umſtand nicht übergehen würde.

Im Dregerſchen Verzeichniß der pommerſchen Urkunden, Fortſetzung des Cod. dipl. Pom. kommt S. 119 unter dem Jahr 1457 diejenige Urkunde vor, welche das Bündniß der pommerſchen und meklenburgiſchen Herzöge, Heinrich des Aeltern, Heinrich des Jüngern, Ulrich, Albrecht, Wartislaff X., und Erich II., gegen ihre eigenen Städte enthält. Es müſſen alſo doch ſchon verdächtige Bewegungen ſich haben ſpüren laſſen, die wohl keine andere Quelle hatten, als das gefährliche Beyſpiel in Preuſſen.

Die aufgehobene Belagerung von Mewe ſchreibt Dlugoſſ der Beſtechung zu, vergißt aber, daß der Orden kein Geld zu Beſtechungen hatte.

Die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 337 gibt dem Könige von Dänemark Schuld, er habe des Ordens Unglück blos benutzen wollen, um Ehſtland wieder zu gewinnen. Dieß ſey der Preis geweſen, den er auf ſeine Hülfe geſezt. Vermuthlich habe auch Ludwig darein gewilligt, daher Chriſtian bereits den Titel Herzog von Ehſtland angenommen, und, kraft dieſer Würde, die alten Privilegien jenes Landes beſtätigt habe; allein die Gegenvorſtellungen der Ritter in Liefland hätten den Kauf gebrochen. Mallet hingegen, in ſeiner Histoire de Dannemarc T. 5. p. 98, läßt den König des liefländiſchen Meiſters Anſprüche für eine Summe Geldes erkaufen.

Das iſt irrig, denn die Herrſchaft über Ehſtland verblieb dem Hochmeiſter, der ſie ſpäter freywillig dem Meiſter von Liefland übertrug. Arndt führt die Urkunde nicht ſelbſt an, in welcher Chriſtian, als Herzog von Ehſtland, die Privilegien beſtätigt haben ſoll. Iſt die Vermuthung der Hist. de l'O. T. richtig, ſo muß ſie wohl vom Jahr 1456 ſeyn, weil damals der Hochmeiſter, um Marienburg zu retten, am geldbedürftigſten war. Carl Canutſon, zu jener Zeit noch König von Schweden, ſchrieb an den Rath zu Reval drohend: Reval, wie einſt Wisby, zu zerſtören, wenn er den Verkauf nicht hindern werde. Seine bald darauf erfolgte Abſetzung befreyte Reval von dieſer Furcht. Ohnehin waren die Ehſtländer völlig unſchuldig an Dänemarks Plänen, denn ſie blieben ſtets dem Orden mit Treue zugethan, wurden dafür mit großen Privilegien belohnt, und waren ſo weit entfernt ſich einen andern Herrn zu wünſchen, daß ſie vielmehr in dieſem Jahre freywillig anſehnliche Beyträge zum Kriege wider Polen ſandten.

Die Liefländer ſchloſſen 1457 eine Vereinung auf zehn Jahr, gegen alle Fremdlinge, die den Frieden ſtören würden. Ihr Meiſter begab ſich unter däniſchen Schutz auf funfzehn Jahr, (unbeſchadet der Ordensrechte) gegen eine jährlich zu erlegende Summe von 1000 rheiniſchen Ducaten. Vorhandene Quittungen beweiſen, daß der Vertrag wirklich von beyden Theilen erfüllt wurde. (Arndt p. 144.)

Das Anerbieten von Dänemarks Vermittlung und deſſen Kriegsbedrohung findet ſich bey Pontanus ap. Westphalen monum. inedit. rer. germ. T. 2. p. 758.

Die herzlichen Freundſchaftsverſicherungen der Ritterſchaft und Städte in Liefland, gegen die preußiſchen Verbündeten, beſitze ich im Original. Den Beſchluß, ihre Vermittlung anzutragen, faßten ſie auf einem Landtage zu Walk, der blos um dieſer Urſache willen gehalten wurde, und von dem Arndt nichts weiß.

Zum

Zum ein und dreyßigſten Kapitel.

Laulicher Krieg und fruchtloſe Friedensunterhandlungen.

Die Willfährigkeit der Litthauer erzählt Kojalowicz p. 225; weil aber Dlugoſſ davon ſchweigt, ſo ſchließt daraus die Hist. de l'O. T. es ſey nicht wahr, ſo heftig ſie auch ſonſt gegen Dlugoſſ declamirt. — Bey welcher Gelegenheit der deutſche Orden dem Herzog von Burgund beygeſtanden, (wie Ludwig behauptet) habe ich nirgend finden können. Vielleicht geſchah es früher in dem Kriege, den Philipp wegen der Erbſchaft ſeiner entlaufenen Frau führte.

Eine Urkunde bey Duellius P. III. C. V. n. XVIII. p. 102 enthält ein Zeugniß des Kaiſers, daß der Hochmeiſter 1458 das Haus zum Suntag für 1657 Ducaten an einen gewiſſen Achatz Bohunko verpfändet habe, den der Kaiſer ſeinen lieben Getreuen nennt. Alſo grif Ludwig ſchon die entlegenen Ordensbeſitzungen an. Waiſſels Chronik p. 195 nennt einen Achatius Bohinko, und macht ihn zum Hauptmann von Marienwerder.

Daß damals der Deutſchmeiſter zu den Friedensvermittlern in Deutſchland gehörte, erwähnt Schmidt, Geſch. der Deutſchen. B. IV. p. 241.

Des Hochmeiſters bewegliches Schreiben an den Herzog von Burgund, Schloßbibl. n. 1067. Er beruft ſich darin unter andern auf den Beyſtand, den der Herzog vormals den Johannitern geleiſtet.

In Deutſchland wußte man ſchon recht gut, daß der Orden kein Geld mehr hatte. Graf Hans von Gleichen erzählt in einem Schreiben (Schloßbibl. n. 1109) er habe mit 3800 Pferden nach Preuſſen kommen wollen, allein troz aller Mühe, die er und Hans Keteritz angewandt, habe man die Leute nicht bewegen können.

Sie ſprächen: das Geld, das man ihnen zur Uffraſchung (Equipirung) gäbe, würden ſie verzehren ehe ſie hinkämen, und dort ſey nichts zu holen, denn bey dem Zuge ſey kein Fürſt, an den man ſich halten könne.

Der widerholte Bannfluch des Papſtes findet ſich abſchriftlich in dem Buche A des geh. Archivs, zugleich mit einer andern Bulle, welche derſelbe Papſt gegen alle Heiden und Ketzer geſchleudert, deren er nicht weniger als acht Gattungen namhaft macht. Am 3ten Kal. April. im dritten Jahre ſeines Pontificats. Die leztere ſteht auch bey Duellius P. II. n. LV. p. 28.

Warum der Orden in dieſem Jahre eine Bulle bewirkte, welche ihn von allen weltlichen Gerichten frey ſprach, weiß ich mir nicht zu erklären; allein ein Transſumpt dieſer Bulle befindet ſich im geh. Archiv unter dem Zeichen 11.

Auch Marienburg ſoll durch Beſtechung gerettet worden ſeyn. So will es Dlugoſſ p. 231 und fügt hinzu: die Ritter hätten ſpottend von den Wällen gerufen: wir haben Euch durch Gold verjagt. Es iſt bereits erinnert worden, daß die Kreuzherren kein Gold zu Beſtechungen übrig hatten. Noch minder glaublich iſt die Albernheit des Geſchreys vom Walle, das ja dem Könige hätte zu Ohren kommen und folglich die Wirkung der Beſtechung vernichten müſſen. Leo erzählt daſſelbe noch mit mehreren Umſtänden. Man habe, ſagt er, bey Nacht Einige ergriffen, die mit Botſchaften vornehmer Polen ſich in die Stadt geſchlichen. Vor Allen ſey der Vicekanzler Brezius in Verdacht gerathen und entflohen, um der Mißhandlung des Volkes zu entgehen. (p. 290.) Derſelbe Schriftſteller drückt Caſimirs Heimweh mit den Worten aus: sed uxoris desiderium ei fuit antiquius.

Den Waffenſtillſtand ſetzen Schütz und Cromer auf zwanzig Monate. Ihnen iſt auch Herr v. Baczko gefolgt, ohne den Widerſpruch zu bemerken, deſſen Schütz ſich ſchuldig macht; denn dieſer ſagt: am Margarethentage des *folgenden* Jahres, das iſt am 13ten July, ſey er abgelaufen. Nun ſoll er, nach ſeiner Angabe, am 9ten October geſchloſſen worden ſeyn, folglich kann er nur neun Monden gedauert haben. Ueberhaupt wuſte man bis jezt, weder die Bedingungen dieſes Waffenſtillſtandes, noch den Ort, wo er abgeſchloſſen worden, noch die eigentliche Zeit, wann es geſchehen. Schüz nennt Thorn als den Ort, Dlugoſſ hingegen verſichert, er ſey ſchon vor Marienburg verabredet und in der Gegend von Stuhm durch Reuß von Plauen und Berndt von Schönberg beſchworen worden. Eben ſo zweifelhaft ſchien die angegebene Bedingung: Marienburg dem Giſkra einzuräumen, um es künftig dem zu überliefern, dem der Schiedsrichter es zuerkennen werde, oder es, im Fall keine Vereinigung zu Stande käme, dem Orden wieder abzutreten; denn warum iſt dieſe Bedingung nicht erfüllt worden?

Die Urkunde unter n. 66. des geh. Archivs, welche ſehr wohl erhalten iſt, gibt Licht über alles.

Caſimirs Unmuth über ſeine Truppen erzählt Dlugoſſ p. 232.

Die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 356. not. 1. behauptet: der König von Dänemark habe très-réellement declaré la guerre. Allein der angeführte Brief enthält eine bloſe Drohung, im Fall die angebotene Vermittlung ausgeſchlagen würde. Uebrigens wird dort mit Recht erinnert: was hätte Danzig vermocht ohne ſeinen blühenden Handel? was die Verbündeten ohne Danzig? und wem verdankte es dieſen groſen Wohlſtand? — Dem Orden! ſpricht der Verfaſſer, ohne zu bedenken, daß Danzig eine Bundesſchweſter der mächtigen Hanſe war. Allerdings hätte es nie ſo hoch ſich ſchwingen mögen, ohne des Ordens mildere Regierung in vergangenen Zeiten; aber ein Regent, der ſich blos auf Wohlthaten ſeiner Vorfahren beruft, iſt eben ſo verächtlich, als ein Edelmann, der keine andere Verdienſte aufzuzählen weiß, als die ſeiner Ahnen.

Schütz und Cromer führen es als ein Gerücht, Dlugoſſ hingegen ſehr beſtimmt an, daß der Orden 1459 zu den im Text erwähnten Friedensbedingungen ſich erboten. Dlugoſſ fügt hinzu, viele Polen hätten für die Annahme derſelben geſtimmt, allein die Verbündeten es gehindert.

Den hinterliſtigen Rath, welchen der Biſchoff von Ermeland dem Papſte ertheilte, den Orden in die Türkey zu verbannen, meldet Jodocus, Biſchoff von Oeſel, Ordensprocurator zu Rom, in einem Schreiben von 1459. (Schloßbibl. n. 307.) Dieſer Rath hatte vermuthlich auch Caſimirs Inſtruction an ſeinen Bevollmächtigten zu Mantua bewirkt, und wer weiß was geſchehen wäre, wenn nicht Pius der Zweyte den König gehaßt hätte, wie Treterus de episcopatu Varmiensi p. 47 mit folgenden Worten berichtet: grave jam dudum odium in Casimirum regem Pius II. P. M. conceperat, ob eam causam, quod ab eo, ne possessionem Episcopatus Varmiensis, quem ardenter concupierat, adiret, impeditus et exclusus fuerat, in tantumque illa offensione excreverat, ut in historia, quam de Bohemis scripsit, temperare sibi non potuerit, quin Polonum et Litthuanum nomen omnibus notaverit probris. Aeneas Sylvius war gekrönter Poet, und folglich ſehr reizbar.

Des alten Biſchoffs von Cracau Rednerübung zu Thorn erzählt Dlugoſſ p. 239.

Von dem Scharmützel, in welchem Ludwigs Freyheit in Gefahr kam, ſagt Schütz nichts. Dlugoſſ p. 245 läßt 200 Reiter von den Polen gefangen nehmen, und 20000 Ducaten erbeuten. Dieſe große Summe, bey des Ordens Armuth, macht die Nachricht verdächtig.

Der Friede mit den Herzogen von Mazovien, deſſen kein Geſchichtſchreiber erwähnt, und von welchem die Hist. de l'O. T. vermuthet, es ſey ein bloßes Gerücht von den Danzigern ausgeſtreut, findet ſich im Original im geh. Archiv n. 165.

Pauli allein (p. 338) erwähnt einer Erlaubniß Caſimirs, den Herzogen von Maſovien zu einem Waffenſtillſtand ertheilt, doch ein Jahr ſpäter und ohne ſeine Quelle anzuführen.

Die Schenkung von Ehſtland bewahrt die Schloßbibl. n. 2206 und das rothe Buch der Ritterſchaft zu Reval, in einem vom Erzbiſchoff zu Riga beglaubigten Tranſſumpt. Sie findet ſich auch bey Arndt p. 149. Vielleicht geſchah ſie mehr aus Armuth als aus Dankbarkeit,

barkeit, denn Eſthland war mit lieſländiſchem Gelde erkauft worden, unter der Bedingung, daß die Lieſländer ſo lange den Genuß davon haben ſollten, bis ihr Vorſchuß erſtattet wäre. (Verzeichniß der Dregerſchen Urkunden, Fortſetzung des Cod. Pom. p. 86) Von dieſer Erſtattung findet ſich nichts, es könnte daher leicht ſeyn, daß der Hochmeiſter blos ihre alten, gerechten Anſprüche habe befriedigen wollen; denn zahlen konnte der Orden jezt weniger als jemals.

Hartknoch de rep. vet. Pruss. diss. XIX. §. 20 begeht den Irrthum, Hans von Bayſen auch noch nach dem Jahre 1459 als Statthalter zu nennen.

Dlugoſſ weiß nichts von dem Waffenſtillſtand, welchen Hans von Bayſen geſchloſſen, erwähnt aber eines andern im Sommer deſſelben Jahres, von dem wiederum Schütz nichts weiß. Vielleicht ſprechen beyde von einem und demſelben.

Dlugoſſ p. 252 verſichert, Jacob von Siena habe zu Mantua die Aufhebung des Bannes bewirkt. Von der Klugheit des Aeneas Sylvius ließe ſich vermuthen, daß er nicht ſchwürig geweſen, eine Maßregel fahren zu laſſen, die, durch ihre bewieſene Unkraft, dem päpſtlichen Stuhle nur Spott zuziehen konnte; allein die Folge hat beſtätigt, daß Dlugoſſ ſich irrte oder irren wollte. Noch gewagter iſt ſeine Behauptung: der Papſt habe ſelber eine Rede für den Ordensanwald verfertigt, um die des Jacob von Siena zu widerlegen. Das päpſtliche Schreiben an Caſimir ſteht bey Raynaldi ad ann. 1459. n. 74.

Die fruchtlos angebotene Vermittelung verſchiedener Fürſten erzählt Dlugoſſ p. 257. Der Legat, der ſchon damals aus Breslau ſich meldete, und ſpäter eine gehäſſige Rolle ſpielte, war der Erzbiſchoff von Creta, von dem Dlugoſſ, doch ohne Beweis, behauptet: er ſey noch kurz zuvor ein venetianiſcher Kaufmann geweſen, und habe ſich durch ein Verbrechen, welches er aber nicht nennt, in ſeinem Vaterlande entehrt. Leo will, der Orden habe ihn durch einen güldenen Kelch beſtochen, und es ſey daher ein Sprichwort entſtanden: cretizauisset. Waiſſel macht aus dieſem Legaten einen Erzbiſchoff von Aretin. Allein keiner berichtet, daß er eine Bulle mitbrachte, durch welche der Bann vor der Hand aufgehoben wurde, um das Friedensgeſchäfte zu erleichtern. Suspendimus, ſagt der Papſt, et ad cautelam tollimus. Preuſ. Samml. T. III. p. 174. Zwar iſt daſelbſt in der Ueberſchrift die Jahrzahl 1450 angegeben, und auch in der, am Schluß der Bulle, mit Worten ausgedrückten Jahrzahl das nono weggelaſſen; allein da Pius II. erſt 1458 zum Papſt erwählt wurde, ſo kann auch die Bulle, da ſie in den funfziger Jahren gegeben worden, nur von 1459 ſeyn. Sie beweiſt übrigens auch, daß Dlugoſſ Unrecht hatte, die Auflöſung des Bannes ſchon als in Mantua geſchehen zu berichten.

Die geſchloſſenen Verträge mit Bayern und Oeſtreich ſind zu finden im Cod. dipl. Pol. T. 1. p. 161. 162. 383.

Ich ſchließe die Anmerkungen zu dieſem Kapitel mit einem Schwank, den die Chronik des geh. Archivs aus Ferbers Chronik liefert. Ein alter Biſchoff von Samland, Schlotterkopf zubenamt, weil er immer mit dem Kopfe wackelte, ſonſt ſchlau und ſtets guter Dinge, erhielt einſt unvermuthet Beſuch von Danzigern. (Leo nennt 300 equites praesidiarii des Hochmeiſters impotentes et insolentes p. 263.) Er merkte ihre Abſicht, in ſeinem Schloſſe ſich einzuniſten, empfing ſie höflich, gab aber flugs ſeinen Jägern einen Wink, die meldeten: ein großes Rudel wilder Schweine habe ſich im Forſte blicken laſſen, und wenn nur gleich Menſchen genug vorhanden wären, ſo könne keines entwiſchen. Wolle man die Bauern aufbieten, ſo gehe zu viel Zeit verloren. Da ſchlug der Biſchoff unbefangen ſeinen Gäſten vor, ob ſie, zu ihrer Luſt, die reiche Küchenbeute ihm erjagen wollten? — Sie waren bereit dazu, doch äußerten ſie Mißtrauen, ob er, bey ihrer Zurückkunft, ſie auch wieder einlaſſen werde?

„Bey meinem Eid und Orden!“ ſchwur Schlotterkopf, „das Schloß ſoll Euch bey Tag und Nacht offen ſtehen.“

Sie zogen hin, ſahen nichts, kehrten heim und fanden die Thore verſchloſſen. Lachend rief der Biſchoff von der Mauer ihnen zu: „Hela! liebe Freunde! ich halte Wort. Offen ſoll mein Schloß Euch ſtehen nach dem Himmel zu aber nicht feldwärts." — Ein Beweis, daß die Pfaffen ihre reservationes mentales aus der Theologie auch in das gemeine Leben überzutragen wußten.

Zum zwey und dreyßigſten Kapitel.

Das ſiebente Kriegsjahr.

Den Umſtand, daß der Orden jezt ſogar die Beichtpfennige mit den Pfarrern theilte, hat mir ein Schreiben des oberſten Kompan geliefert, datirt Bartenſtein am Tage Catharina 1460, (welches ich ſelbſt im Original beſitze). Es berichtet dem Hochmeiſter: der Pfarrer habe das halbe Beichtgeld nach Rom abliefern wollen, allein auf ſein (des Kompans) Verbot es unterlaſſen, ſey auch willig, es dem Hochmeiſter einzuhändigen.

Eine bisher gänzlich unbekannte Thatſache iſt der Friede, den der Orden in dieſem Jahre mit zwanzig feindlichen Hauptleuten ſchloß, und in welchem auch der Biſchoff von Pomeſanien und der von Culmenſee mit eingeſchloſſen wurden. Er befindet ſich im geh. Archiv unter n. 6, und enthält ſo manchen merkwürdigen Umſtand, daß der Abdruck deſſelben nicht überflüſſig ſcheint. Die Urkunde iſt ſchon etwas vom Moder zerfreſſen, doch nur an wenigen und nicht eben bedeutenden Stellen.

Wir Peter Roſſal, Gäſtigk Sykora van Laczini Howptleute Peter Gnovenſky Peter Wilhelm von Boschue, Bindeczich Beda van Thüſchitz Jan von Marſchaltowa, Bindeczich Sticha van Czechczin, Jan Krasheſſzky van Lubianczi, Alexander van Bözoniczaw, Peter van Süchorobye, Hincke van Oſtrawa, Jan Huckowitz, Peter Dobrogußt von Drobitzſchen, Sack von Wilhorsky, Awcolaſch von Schymünowitz Jan Schuba, Jan von Lethonvx, Jan von Drzonzna, Segewundt von Rußdorff Stenzel van Skezinky Dorczu mit allen vnſern geſelleſchafften die bey vnde neben vns ſein vff Hollandt, Liebenſtadt vnde Wormedyth dorczu mit allen Rittern, freyhen, Borgern, die bey vnde neben vns ſein vff den itzunde genanten Sloſſen vnde Steten Geiſtlich vnde weldtlich Thuen kundt vnde bekennen in deſſem vnnſern offenen Brieffe vor allen die en ſehen horen adder leſen daz wie mit den Erwirdigen Groſmechtigen vnde Geyſtlichen Hern Hern Bruder Ludewigk von Erlichßhuſzen Homeiſter dewtſches ordens Bruder Caſpar von Gotes Gnaden Biſchoff der kirchen czu pomezan Bruder Bartholomeo Electo vnde confirmato der kirchen Colmenſee den wirdigen vnde Erſamen Bruder Vlrich von Eyſenhoffen Groſzkompthur Bruder Henrich Rewſſe von Piauwen Oberſter Spyteler vnde kompthur czu Elbing Dewtſches Ordens den Edlen vnde wolgebornen Hern Borghardt vom Querfeldt Howptman czu Orthelßbergh Jan von Warthenbergk Herre czu Blanckenſtein oberſter Howpthmann ober die drey Stete koningßberg Bernhart von Czynnenberg vnde czu Schonenbergk czum kolmen, vnde Bolaw oberſter Howpthman, Boeth van Wezenberg Bruder Wilhelm von Eppingen, Kompthur czu Oſterode Bruder Wilhelm von Helffenſtein kompthur czu Grawdenczk dewtſches ordens den Edlen Geſtrengen veſten vnde woltuchtigen Jorge von Slowen Howptman czu Allenſteyne vnde Newenborgk Caſpar Noſitz Howptman czu Conitz, Valke Roder Howptman czu Thappiaw, Merten frodnacher Howptman czu Reſſel Piritzſche van Rawenick Howptman czur Mewe Nwle Blocßdorff Howpthman czu Heiligen Beyle, Niclaß Retzeſchitz Howpthman czu Melſacke, Contcze Egloffſteyner Howpthman czu Crewtczborgk, Marem, Bruder Ulrich van kinßbergk Howpthman zu der dewtſchen Plaw, Bruder Seyffert vbach Howpthman czu Balge Bruder Eckart van Creſſen Howpthman czum Biſchoffsteyne dewtſches Ordens, Jorge von Cabelie Howpthman czu Warthenbergk, Meeſtzk van Swynaw Howpthman czu Hoenſteine vnde Soldaw, Hancke Schonaiche Howpthman czur Libemole vnde Oſterode, Jngeram Howpthman czu Jlgenbergk, Hentze Seydelitz Howpthman czu Newenmarckte, Leinbacher Howpthman czu Leſſen Writzſche Hoemeſt Howpthman czu Newenborgk, Hans Merſſener Howpthman czu Reſinborgk, Maldener Howpthman czu Marienwerder Doreczu mit allen iren geſelleſchafften die bey vnde neben en ſein vff den itzundt genanten Sloſſen vnde Steten Vnde mit allen Rittern freyhen Vorgeten, Underſoßen Helffers vnde Helffern Geiſtlich vnde weldtlich Einen worhafftigen Criſtlichen frede vffgenomen vnde betherdinget haben vnde in crafft deſſes briffes vffnemen welcher Frede intreten iſt in dato deſſes briffes mit der ſonnen vffgangk vnde in macht czu weren bis czu vnſer volkomener beczalunge vnſers Dinſtes vnde Schadens, welchen Dinſt vnde Schaden vns vnſer Hern alſe Lande vnd Stete die vff dem teyle des koniges von polan ſein pflichtig ſein czu beczalen. Vnde derſelbige frede ſal werden gehalden Jm lawthe deſſer nochgeſchrebn Artickulen van beyden teylen Czum erſten worden ſich lande vnd Stete groß adder cleyne die vff dem teyle des königs ſein bynnen deſſem frede czu dem orden geben, ſo daz der orden des landes vnde der Stete mechtig worden Adder wie es en worde czu geſprochen vnde wie daz nw geſcheen So ſollen die obengeſchriebenen Homeiſter Biſſchoffe Großkompthur Kompthur czum Elbing Howptlewte etc. vns behulffen czu ſein ober die ſelbige lande vnde Stete daz ſie vns vnſern Dinſt mit ſampt dem ſchaden volkommen ſollen beczalen noch Jnhaldunge vnſer briffe vnd ſigel vnde vorſchrebungen die wir dann ober vnde van vnſern Hern haben Nemlichen 38 M. (38000) Vngeriſchen golden vor vnſern ſolt vnde ſchaden czugeben vnde die bezalunge der genanten Sumen ſal vns in eynem viertel Jare geſcheen vnvorczoglich, doreczu ane alle vorteyl vnde die Warle vns vnſſer dinſt vnde ſchaden nicht bezalt wirt van vnſern obengenannten Hern czu der ſelbigen czeit mogen wir ſie manen in allen ſachen alſe wir den vormals gethan haben Vnde worden wir in der ſelbigen manunge vff die Dorffer vnde Heſſe reichen die denſelben vnſern Hern angehoren vnd ſuſt wo wir jre guter mogen derfaren ſaren die ſelbigen czu Holdigen vnde welche wir mit der Holdunge derreichen die ſolle wir vorbaz halden vnde der czu genyſſen daz czu vnſern entlichen ende volkomenen beczalunge vnſers Dinſtes vnde ſchadens dorjnne vns die obengeſchriebene Hoemeiſter Biſſchoſſe Großkumpthur, kompthur czu Elbinge Howptlewte etc. in keyner weiſe ſallen verhindern noch dakegen czu ſeyn in keinen ſachen. Item worde ir kein Sloß adder Stadt bynnen deſſem frede van des koniges teile czu dem orden mit willen toeten vnde ſich dergeben daz ſelbige Sloß adder Stadt ſollen die vffgenannte Hoemeiſter, Biſchoſſe, Großkumpthur, kompthur czu Elbinge Howptlewthe etc. dorzu czuhalten, daz ſie vns eine ſume geldes vff vnſere vorgenompte ſume der 38 M. vngriſcher golden geben ſollen, nach der kentniſſe czu welchem derkentniſſe die obengeſchrieben Hoemeiſter B. Gr. und K. zu E. H. etc. vom yrem teyle iiij Perſonen vnde wir von vnſerm teyle ouch iiij Perſonen geben ſollen Vnde waz die acht perſonen van beyden teylen noch Irem derkentniſſe vßſprechen werden Solche ſuma ſollen ſie vns geben vnde vßrichten, Nemliche in acht wochen vnuorczoglichen Vnde die ſelbige ſuma ſol vns gerechnet vnde verkorczt werden An der obengeſchriebenen ſumen der XXXVIII M. vngriſch Golden Item ob ſichs dergeben worde daz die obengeſchriebenen Hoemeiſter B. Gr. K. zu E. H. etc. irkeyn Sloß adder Stadt in deſſem genannten frede von des koniges teyle oberhowpth worden gewonnen vnde die Borger bey Iren helſen werden dorczu ire gutter bewihen Solch Sloß adder Stadt ſollen ſie behalden mit allen czubehorungen in der weyſe alſe ſie iczundt anderer Sloſſe vnde Stete halden. Deßgleichen ob wir obingenante howptlewte vnde hoffelewte vpp hollandt Liebenſtadt vnde Wormedyth ꝛc. in deſſen genannten czeit irkein Sloß adder Stadt von des koniges teyle oberhoupt gewinnen worden vnde die Borger bey jren nemen daz gutter berathen dan ſolle halden (an dieſen fehlenden Stellen war die Urkunde durchlöchert) mit allen czubehorungen alſe wir itzundt halden Hollandt Liebenſtadt vnde Wormedyth biß czu vnſerer entlichen Beczalung vnſers Dinſtes vnd Schadens Item ein icklich teyl ſal ſeine holdunge beholden alſe — (Loch) — derreichet hat vnde ſal nicht forder nach weyther volgen Vnde welche Gebawer die Holdunge nicht geben wellen ſo ſall der dem die Holdunge gefallen ſal dem Howptmanne vnter welchem die gebawer geſeſſen ſein ſchreiben daz her die lewte in acht Tagen ſal da czu halden daz ſie die Holdunge geben. worden ſie aber ihre Holdunge nicht geben in den genannten acht Tagen dornoch mag eyn itzlich die Lewte ſelbiſt dorczu halden von beyden teylen mit dem Brande adder wie er kann Item eyn iglich teil ſal ſeine ſiſſherige Jagthwelder weren, halden vnde der genyſſen die czu ſeynem Sloſſe vnde Stete gehoren Außengenomen die czwene ſehen Lochſtdorff vnde Samerath (jezt Samroth) In welchen die czu preuſchenmarcke vnde Hollandth fiſchen ſollen mit groſſen vnde mit cleynen geczewen In welchem keyn teyl das andere vorhindern ſal Item ob es geſchege daz ickman van uns obengenannten Howptlewten vnde voſſeleuten vff Hollandth Liebenſtadt vnde Wormedyth bynnen der ingeſteſſenen czeit des fredes ymande ſeynen Dinſt vorkewffen addir geben worde ſo daz derſelbige vorbaz niee keyn anteyl czu Hollandth Liebeſtadt noch czu Wormedyth hette ſo daz derſelbige weg reythen wolde ſo ſollen wir obgeſchrieben Howptlewthe Peter Noſſal vnde Gerſigk Sykora etc. ſolchenyns an den Homeyſter vnde an den kompthur czu Elbinge bringen, vnde ſo derſelbige von dannen reythen worde, ſo ſal er iiij Wochen lang dem orden in keyner weyſe czu ſchaden ſein Vnde ſo die iiij Wochen vmbekommen dornach mag her Reythen vff des ordens adder vff des koniges ſeyte dem frede vnſchedelich Item ab ickeiner vnſer feindt auß deſſen adder auß andern landen addir ſuſt boethen mit adder ane briffe czu en Reythen vnde komen worden ane des ordens ſchaden dieſelbigen ſollen auch in dem frede ſeyn desgleichen Ab ickein frundt des ordens auß deſſen adder aus andern Landen adder ſuſt boethen mit adder ane briffe czu en Reythen vnde komen worden ane vnſern ſchaden dieſelbigen ſollen auch In deſſem frede ſeyn Item ſo wir obengenannte Howptleute Peter noſſal Gerſigk Sicora etc. von dem Orden worden begeren ymandes czu vns czu geleyten von des koniges teyle czu vnſer notdorfft ane des ordens ſchaden Solch geleyte ſal der Hoemeiſter vnde der orden vns nicht vorſagen Sunder es vns czu geben vff dreyßigk pferde vnde vff ſo vil menſchlicher perſonen vnde desgleichen ſollen wir obgenannte Howptlewthe vnd Hoffelewthe vff Hollandth etc. ein ſolch geleyte nicht vorſagen dem Hoemeiſter ꝛc. ſo ſie es von vns worden begeren in der yczundt berürten weyſe Item geſchegen irkeyne oberfarungen van eyme teyle dem andern vngeferlich daz ſal deſſem vnſern frede vnſchedelich ſeyn Sunder czu ſolchen ſachen ſollen wir von beyden teylen gute leúthe geben Solcheyns czu derkennen vnde dem vorſerthen teyle helffen genug thun vor ſeynen ſchaden nach deme alſo daz die genen leuthe derkennen worden vnde waz die vßſprechen werden, ſolchen iren vßſproch wir von beyden teilen mechticlichen vnd veſte halden ſollen vnde der ſelbige vßſproch ſol in acht tagen geſcheen unvorczoglich daz eyne mal czur Liebenſtadt vnde daz andere czu Melſacke Item ſo deſſer frede czum beſliſſe kompt vnde vorſigelt wirt dornoch czu handes alle gefangene von beyden teylen ſollen loß vnde ledig ſein Ires gefengkniß Item der Orden ſal keine wuſte Sloß noch Stadt Im Hollandtſchen Liebſtedtſchen noch in den Wormedittiſchen Gebiethen beſetzen den ſelbigen Howptleuthen vnde hoffelewthen vff Hollandt Liebſtadt vnde Wormedyth czu ſchaden Deßgleichen wir iczundt genante Howptlewthe auch kein wuſte ſloß noch ſtadt in des ordens gebiethen beſetzen ſollen dem orden czu ſchaden Item daz keyn teil des andern teyles ſinde Hwßen noch hoffen ſollen czu ſchaden dem andern teyle Item daz kein teyl vff andere Sloſſe noch Stete rythen ſollen doraus es dem andern teyle ſchaden wircken moge Item welcherley gutt adder ware die Elbing adder aus den andern ſtetten die vff des koniges ſeythe ſeyn vnd ken Hollandth liebeſtadth vnde Wormedith czu füren worden czu waſſer vnde czu lande dorane ſal ſie der orden vnde der vff des ordens ſeyn nicht vorhindern in keiner weyſe deſgleichen welcherley gutter oder ware von den ſteten von des koniges teyle vff des ordens ſeythe worden czu füren czu waſſer adder czu lande doran ſo ſollen wir obbenante auch in keiner weyſe vorhindern Item daz wir Howptlewte vnde Hoffeleute vnde Vnſer Borger von Hollandth Liebeſtadt vnde Wormedyth mit vnſern kouffmanſchatzen vff daz Ordens Sloiſſe vnde Stete faren vnde wanken mogen desgleichen auch die aus den Stetten von des Ordens leute mit jren kouffmanſchatzen ken Hollandt Liebenſtadt vnde Wormdith faren vnd cziehen ſollen vnde mogen ein teyl vor dem andern czu wege vnde ſtege freyenlich ſicher vnde ane alle hyndernuſſe Item alle gebrechen vnde ſchelungen de wir van beiden teylen vndereinander gehatt haben wie vnde in welcher weyſe dis geſcheen iſt daz ſol eyn teil dem andern Jn deſſen noch in andern landern in keynem argen czu ewiger czeit in keyner weyſe nicht czu gedenken Item ſo wir obengeſchriebene Houptlewthe am vnſerm Dinſte vnd ſchaden volkommen vnd genczlichen nach vnſerm willen beczalt werden vnde vornuget ſo ſollen de obengeſchriebene Hoemeiſter Biſchoffe Groſkompthur, Kompthur vnde Houptlewthe etc. vns mit Irem warhafftigen criſtlichen vnde vffrichtigen geleythe vorſorgen vor allem irem teyle ſo daz wir mit aller vnſer habe aus dem lande czihen mogen freyenlich ſicher vnd vnvorhindert Dy polan daz ken Pozenaw die Behmen daz ken Breſlaw vnde ſo wir hinaus komen wird ykeiner van vns ins Landt willen komen der do czu orden adder vff des koniges ſeithe reythen vnde czihen wolde daz ſichet czu ſeynem willen. Solchen frede gelowben wir obingeſchriebene Howptlewthe vnde Hofflewthe vff Hollandth Liebeſtadt vnde Wormedyth dorczu mit allen vnſern beylegern helffers vnde helffern in allen ſeinen geſehen vnde puncten ane alle argeliſt alſe gute lewthe Stete veſte vnde vnverbrochlichen In crafft deſſes Brieffes czu holden des czu merer ſicherheit vnde geczewakniſſ haben wir vnſere ſiegel laſſen anhangen an diſſen Brieff der gegeben iſt vff Hollandth am Freytage neheſt vor Nativitatis in der Jarczal criſti tauſent vie hundert vnde im ſechczigeſten Jare.

Ein Schreiben des Biſchoffs von Pomeſanien Schloßbibl. + 19, erzählt die Begebenheit von dem bey Nürnberg gefangenen Ordensanwald.

Zum drey und dreyßigſten Kapitel.

Das achte Kriegesjahr.

Das Schreiben des Jürgen von Kittlitz befindet ſich auf der Schloßbibl. n. 1481.

Die übrigen Quellen ſind bekannt, Schütz und Dlugoſſ die vornehmſten unter ihnen.

Zu der Bitte der Bundesgenoſſen um Herbeyrufung der Tatarn, mache ich blos die Bemerkung, daß, bey Erwähnung dieſes Volkes, wohl nicht immer die eigentlichen Tatarn darunter dürfen verſtanden werden, denn Henneberger in ſeiner großen Landtafel p. 398 berichtet, daß ſchon vor dem Kriege viele mit dem Orden unzufriedene Deutſche ſich zu den Tatarn geſellt, und darum Deutſche Tatarn genannt worden.

Zum vier und dreyßigſten Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz.

Daß den kriegführenden Räuberhorden nichts mehr heilig war, beweiſt unter andern eine Begebenheit, die Simon Grunau tr. 17. c. 17 erzählt. Die Nonnen zu Suckow wurden von Streifparteyen geſchwängert, alſo daß mehrere derſelben aus dem Lande zogen.

Natürlich muſte in ſolcher Verwirrung auch die Rechtspflege ganz danieder liegen. Mehrere Beyſpiele davon finden ſich in dem Buche II des geh. Archivs, betitelt: alte gerichtliche Hendel. Um nur Eines anzuführen: ein Schuldner ſchrieb an Peter Fleiſchmann ſeinen Creditor, er habe vernommen, daß er, um der unbezahlten Schuld willen, ihn tod ſchlagen wolle, aber er vertraue Gott und ſeiner Fauſt. Alſo völlige Geſetzloſigkeit. Daſſelbe Buch erwähnt auch der Geſchenke, die man den Sachwaltern machen mußte, und die beſonders in Malvoiſir (zu 32 Pfennigen das Maß) beſtanden, damit ſie Fleiß thäten.

Die Heldenthat des Polen Zaſſiensky erzählt Dlugoſſ p. 299, und die Hist. de l'O. T., welche nicht ermangelt haben würde, ſie hoch zu preiſen, wäre ſie einem Kreuzherrn zugeſchrieben worden, erklärt ſie ohne Bedenken für ein romantiſches Mährchen (T. VII. p. 15), ja für unmöglich; gleich als hätte Arnold von Winkelried weniger gethan. (Müllers Geſchichte der Schweiz B. II. S. 438.) Man kann nicht genug bedauren, daß der fleißige und ſcharfſinnige Verfaſſer der Hist. de l'O. T. ſein Ordenskreuz am Schreibtiſch ſo gar nicht vergeſſen konnte.

Zum fünf und dreyßigſten Kapitel.

Der päpſtliche Legat.

In der That iſt unbegreiflich, warum die Handlung Berndts von Schomberg milder beurtheilt wird, als die der Verkäufer von Marienburg. Beyde entwältigten dem Orden ſeine Schlöſſer. Ob polniſche, ob böhmiſche Beſatzung darin lag, darauf kam wenig an. Im Gegentheil dem *kämpfenden* Orden mußte das Erſtere lieber ſeyn, denn ſo lange er noch die Waffen trug, blieb ihm ja die Hoffnung, die Schlöſſer von den Polen wieder zu erobern, wie auch wirklich zum Theil geſchah. Blieben ſie aber in Schombergs Beſitz, ſo durfte der Orden ſie nicht einmal angreifen, ohne einen neuen Feind ſich auf den Hals zu laden; Geld und Waffen wurden unnütz.

Die hist. de l'O. T. t. VII. p. 106. ſucht dieſen Schomberg zu entſchuldigen, durch den Grund: er habe bloß für ſeine Sicherheit geſorgt, nicht, wie Czerwonka, die Waffen gegen den Orden getragen. Das iſt ſeltſam. Auch die Söldner ſorgten nur für ihre Sicherheit. Ob ſie nachher in Polens Dienſte traten, das gehört gar nicht mehr zur Sache; das konnten ſie, nach aufgehobenem Miethcontract, täglich thun. Wenn ſie des Ordens Dienſte einmal verlaſſen hatten, ſo iſt auch keine Urſach erdenklich, die ſie hätte hindern ſollen, einen andern Brotherrn zu ſuchen. Davon lebten ſie ja.

Die hist. de l'O. T. meint zwar (ebendaſelbſt p. 127), Schomberg habe vermuthlich dem Orden die Schlöſſer dennoch wieder eingeräumt, weil ſie nachher im Friedensſchluß namentlich abgetreten worden; allein das beweiſt nichts, denn immer wird in Friedensſchlüſſen auch dasjenige namentlich abgetreten, worauf man noch *Anſprüche* macht, obgleich es ſchon in Feindes Gewalt ſich befindet. Sicher war das auch hier der Fall; denn hätte Schomberg den Frieden mit Polen gebrochen, ſo würden die Geſchichtſchreiber, die ſo manche Kleinigkeit aufgezeichnet, dieſen wichtigen Umſtand nicht verſchwiegen haben. Die von ſeiner Seite ausgeſtellte Urkunde befindet ſich im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 121. Die von polniſcher Seite, von welcher die hist. de l' O. T. ſagt, ſie ſey nicht bis auf uns gekommen, iſt abſchriftlich zu leſen im Buche R. des geh. Archivs.

Unter den Rittern, welche Mewe übergaben, erſcheint auch unvermuthet Conrad Pferefelder, jener verrätheriſche Comthur von Danzig, der, nach andern Berichten, aus dem Orden getreten war, und ſich beweibt hatte. Weder dieſen Widerſpruch, noch warum der Orden ihm dennoch wieder vertraute, weiß ich zu erklären.

Zum ſechs und dreyßigſten Kapitel.

Friedensunterhandlungen.

Das auffallende Schreiben des Hauscomthurs zu Ragnit, worin er die den Schalauern ſchriftlich gethane Zuſage ohne allen Grund zurück zu nehmen bittet, liegt im geh. Archiv n. 888.

Es iſt Puſendorf, welcher den vertriebenen Schwedenkönig durch Polen und Danziger in ſein Reich zurückführen läßt. Die polniſchen und preußiſchen Geſchichtſchreiber wiſſen nichts davon; auch iſt nicht wahrſcheinlich, daß, ſelbſt in ſchweren Krieg verwickelt, der König oder Danzig viel Volks entbehren konnten.

Auf dem Friedenscongreß zu Thorn, 1464, befand ſich auch Dlugoſſ, der Geſchichtſchreiber, als Abgeordneter des Königs. Er, der damals Gegenwärtige, behauptet: der Churfürſt von Brandenburg und mehrere deutſche Fürſten, hatten den Orden abgehalten, die vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehn, vorwendend, er würde ſich dadurch mit Deutſchland überwerfen, und alle

Com

Comthureyen daſelbſt verlieren. Schütz erwähnt nichts davon.

Ueber die vermeinten Rechtsgründe der Polen iſt nachzuleſen Preuſſ. Samml. 2ter Th. p. 305, wo die Vermuthung geäuſſert wird, daß die Verwandtſchaft der polniſchen und wendiſchen Sprache die erſte Veranlaſſung gegeben, Pomerellen unter polniſche Biſchöfe zu vertheilen. — S. Grunau ſagt (tr. XVI. c. 17. §. 7.) der Meiſter von Liefland habe geſprochen: „Ihr Preuſſen begehrt etwas als unverſtändige Leute das wider die Vernunft iſt, daß unſer Hochmeiſter, ein freyer Fürſt deutſcher Nation, ſoll einem Herrn dienen der blutdürſtigen wendiſchen Nation.“ Darauf habe man ihm geantwortet: „Als Iſrael ſich von Gott kehrte, wurde es den Philiſtern unterthan. Die Polen ſind beſſere Chriſten als ihr und euer Blutdurſt gröſſer als der ihrige.“ Hieher gehört vermuthlich eine Schrift, die Bayer in ſeinen Monumentis prussicis aufbehalten hat, und welche den Titel führt: Clerici anonymi Memoriale de justitia Remotae litis Magistro et Ordini Cruciferorum per Regem Poloniae. Hier ſind folgende, zum Theil wahre, zum Theil ſpitzfündige Behauptungen aufgeſtellt:

1) Daß Culm, Pomerellen, Michelau, in Polens Gränzen gelegen, iſt durch mehr als hundert der vornehmſten geiſtlichen und weltlichen Zeugen aus Polen und Preuſſen erwieſen, die alle ihr Zeugniß beſchworen haben. Der gewaltſamen Einnahme dieſer Länder hat Polen ſich nicht widerſetzen können, weil es eben von Tatarn und Litthauern hart bedrängt wurde.

2) Für Polens Recht ſtreitet auch der günſtige Spruch Papſt Johann XXII. von 1301. Der ungehorſame Orden wurde in den Bann gethan.

3) Benedict XII. 1339 hat ihn abermals condemnirt und er hat wiederum nicht gehorcht.

4) Der Landmeiſter Heinrich Polotz hat 1309 in einem eignen Briefe bekannt, daß Pommern dem Herzog von Cracau Uladislaus gehöre. Der Brief liegt im königlichen Schatze. Das Culmiſche hat Herzog Conrad dem Orden nur geſchenkt, mit der Bedingung es wieder zu geben. Michelau iſt für eine geringe Summe gepfändet.

det. Der Brief von Conrad Sack, 1304, liegt im königlichen Schatze.

5) Die Privilegien, welche **polniſche** Fürſten den Kirchen, Klöſtern und Städten in den angefochtenen Ländern ertheilt, beweiſen, daß ſelbige zu Polen gehörten. Conrad gab 100 Dörfer der culmiſchen Kirche; Przmiſlaus beſtätigte das Kloſter Oliva 1291 und 1295. Lecko beſtätigte deſſen Privilegien 1296. Uladislaus 1298 und 1299. Wenceſlaus 1300 ꝛc. und ſo noch mehrere dergleichen von Königen und Fürſten in Polen, die zugleich Herzoge von Pommern waren. Alle Richter und Beamte wurden von ihnen eingeſetzt: Städte und Dörfer hatten polniſche Namen. Die Namen aller Fürſten und Zeugen unter den Privilegien ſind polniſch. (Dann widerlegt der Anonymus weitläuftig alle juriſtiſchen Einwendungen gegen die Gültigkeit der für Polen vortheilhaften Sentenzen, und geht darauf des Ordens Anſprüche durch.)

1) Conrads Schenkung. Da ſtehe nicht pro dono donamus ſondern nur dedi et contuli. Es ſey nur Concessio nicht Donatio u. ſ. w. Conrad habe, als bloßer Lehnsherr, nichts ohne Einwilligung des **Volkes** verſchenken können, de cujus servitute et status mutatione agitur. (Sehr wahr! aber beſonders heutzutage ganz unanwendbar, da jetzt das Volk übergeben wird, wie man beym Verkauf eines Landgutes eine Heerde Vieh übergibt.) Caſimirs Beſtätigung ſey ungültig, weil ſie bey des Vaters Lebzeiten geſchehen. Auch nachher habe er nichts in praejudicium ſeiner Brüder thun können. Die päpſtlichen Beſtätigungen helfen auch nichts, denn iſt die Schenkung ſelbſt ungültig, ſo ſind es auch die Beſtätigungen. Auch ſey der Papſt hintergangen. (Der ſel. Bayer hat dabey an den Rand geſchrieben: quid fiet donationi Constantini?)

2) Kaiſer Friedrichs Beſtätigung gilt nicht, weil ſie 1226 der Schenkung Conrads von 1230 vorher gegangen, auch er, wegen ſeiner Laſter und Kirchenverfolgung, abgeſetzt und in den Bann gethan worden.

3) Woldemars Verkauf von Pommern war nur ein Scheinkauf, denn der Kaufpreis war ſo gering, daß die Ein-

künfte eines Jahres doppelt ſo viel betragen. Es iſt auch nicht wahr, daß der Kauf 1311 geſchehen, da noch 1319 der Orden bekannt hat, die Herrſchaft über Pommern gebühre dem Herzog von Cracau.

4) Die kaiſerliche Inveſtitur war ungültig, denn nur der König von Polen konnte ein innerhalb ſeiner Gränzen liegendes Land verleihen.

5) Die Beſtätigung Kaiſer Heinrichs aus eben dem Grunde ungültig, auch iſt durch die ſpätere Sentenz alles aufgehoben.

6) Die Schenkung Johanns, anmaßlichen Königs von Polen, ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes, iſt ſehr verdächtig, als ohne Rath ſeiner Prälaten und Baronen geſchehen. Unter den Zeugen ſind keine polniſchen Rathe, ſondern Deutſche. Auch dürfen (wie durch viele Geſetzſtellen bewieſen wird) Könige nur mäßig ſchenken, nicht zum Schaden ihres Reichs u. ſ. w.

7) Der ſchiedsrichterliche Spruch der Könige von Ungarn und Böhmen iſt nicht rechtlich erwieſen (legitime non constat) und wäre es auch, ſo gilt doch kein ſolcher Spruch, in dem nicht ausdrücklich das Compromissum beyder Theile eingerückt iſt. Die Könige ſagen zwar, es ſey auf ſie compromittirt worden, allein das Compromiß ſteht doch nicht da; daher iſt ihnen nicht zu glauben, weder als Schiedsrichtern noch als Zeugen noch als Königen. Wäre aber auch Alles wahr, ſo hat doch Caſimir nichts verſchenken können; und hätte er auch verſchenken können, ſo hat doch der ſpätere Spruch des Papſtes Alles wieder aufgehoben. (Dieſer Spruch iſt immer des Anonymi letzte Zuflucht.) Auch hat der Orden nicht einmal, ohne päpſtliche Erlaubniß, compromittiren können.

8) Der Friede von Kaliſch non constat; man zeigt nur Copien. Seinen Eid durfte Caſimir brechen, denn er lief gegen ſeinen Krönungseid, durch den er ſich verbunden, Krongüter nicht zu veräußern.

9) Die Prälaten und Barone bezeugen nicht, daß ſie in die Schenkung gewilligt, ſondern bloß daß ſie gegenwärtig geweſen. Auch durften ſie, eben ſo wenig als der König, dergleichen bewilligen, denn der Unver-

trag der Monarchie iſt nicht bloß für die Lebenden, ſondern auch für die Nachwelt geſchloſſen. (Die letzte Zuflucht des Anonymi iſt hier immer der Mangel der Einwilligung des Volkes, worüber man freylich heutzutage lächeln muß.)

10) (Eben ſo werden der Friede mit Uladislaus, die Verträge mit den Herzogen von Gnewkow, Lanzig, Dobrin, Maſau, abgefertigt.)

11) Die Verpfändung von Michelau war geſetzwidrig, weil die Einkünfte mehr betragen als der Pfandſchilling.

12) Der Gränzbrief Caſimirs iſt ein ungültiges Acceſſorium, da das Principale nichtig iſt.

13) Aus obigen Gründen iſt auch die Beſtätigung des Friedens durch Uladislaus zu verwerfen. — Oft wendet der Anonymus auch ein, die Schenkungen und Friedenszuſagen wären deshalb ungültig, weil ſie dem abweſenden Orden gemacht worden.

Endlich ſchlägt ihm doch das Gewiſſen, und er macht ſich ſelbſt den Einwurf: Was denn nun aber von Kaiſer Conſtantins Schenkung zu halten ſey? (Bayer hat dabey geſchrieben: hic Rhodus hic ſalta.) Dieſe Schenkung, antwortet er, ſey keine Veräußerung geweſen, ſondern gleichſam nur eine Erleichterung oder Lockerung (relaxatio) der Verwaltung, welche der Kaiſer in jenen Ländern hatte. Von dem Papſte habe ja der Kaiſer erſt ſeine Macht erhalten (!) und alſo ſey das gar nicht zu vergleichen. Auch hat Conſtantin dem Reiche dadurch nicht geſchadet.

14) Den Thorner Frieden durfte Uladislaus nicht ſo zugeſtehn, auch habe der Orden ihn ſelbſt gebrochen.

15) Sigismunds Urtheil in Ofen gilt nicht, weil der Hochmeiſter ohne Einwilligung des Papſtes und ſeines Kapitels nicht compromittiren können.

16) Der Ausſpruch zu Breslau entſcheidet etwas, worüber gar nicht compromittirt worden. (Hier verliert er ſich in juriſtiſche Spitzfündigkeiten.)

Eide über nichtige Dinge gelten nicht, z. B. wenn ein Sohn mit ſeiner Mutter einen Ehecontract abſchließt und beſchwört. (!) Der Orden habe den Frieden gebrochen,

brochen, indem er die Einwohner der Stadt Choſino ermorden laſſen. (Weder dieſe Stadt noch das Factum ſind bekannt.)

Endlich wird dem Orden ſeine tyranniſche Regierung vorgeworfen, welche die Unterthanen gezwungen, ihm den Gehorſam aufzuſagen, und zu ihrem alten Herrn ſich zu wenden. Cicero wird angeführt: Tyranni jugum juste excutitur. Gegen Tyrannen werde ein gerechter Krieg geführt, ein Beyſpiel wird in den Maccabaeern aufgeſtellt. Dann kommt Ariſtoteles an die Reihe. Eine Oligarchie ſey, wo wenige ſchlecht regieren. Das Volk dürfe, nach Ariſtoteles, aus folgenden Urſachen den Tyrannen ſtürzen: 1) Aus Furcht von ihm unterdrückt zu werden. 2) Aus Rache wegen des, was es ſchon gelitten, weshalb auch Homer ſage: Der Zorn ſey ſüßer als Honig. 3) Aus Verachtung ſeiner Schlechtigkeit. 4) Um Ehre oder Gewinns willen (!) 5) Um ſich auszuzeichnen (!) 6) Zu Befreyung des Vaterlandes. (Der gute Anonymus bedachte nicht, daß er viel zu viel bewies.)

Hieher möchte auch noch eine andere Schrift gehören, in dem Buche G. des geh. Archivs befindlich, unter dem Titel: Tractatus de erroribus Cruciferorum in Prussia, deren man ſich ſchon auf dem Concilium zu Coſtnitz bediente, und welcher eine ſehr weitläuftige Widerlegung ebendaſelbſt folgt.

Die ſchimpfliche, dem Ordensvolk ertheilte Vorſchrift, keine Unruhen in Thorn anzuzetteln, Aecker und Gärten nicht zu plündern (es werden ausdrücklich auch Weingärten genannt) ſteht in den Preuß. Samml. t. III. p. 717.

Der Pater Barre, in ſeiner hist. d' Allemagne t. 7. p. 621, theilt die ſeltſame Nachricht mit: der Orden habe 1464 mit dem Könige von Ungarn ſich verbunden, und ihm thätigen Beyſtand geleiſtet. Umgekehrt wäre glaublicher. Der Orden war jetzt unfähig, weder ſich ſelbſt noch Andern zu helfen.

Der ſamländiſche Adel hatte, nach Dlugoſſ, mit den Königsbergern ſich verſchworen, den Hochmeiſter und ſeine Ritter gefangen zu nehmen. Es ward verrathen.

Heinrich Reuß legte ſechs und zwanzig Edle in Feſſeln. Von ſiebenzig Bürgern wurden ſechs enthauptet, die übrigen in Kerker geworfen.

Die wichtige Verhandlung auf der Nehrung 1465, liefert die Chronik des geh. Archivs aus den Protocollen derſelben p. 325 — 361, und ſie wird dadurch beſonders merkwürdig, daß ſie keine einſeitige Erzählung, keine partheyiſche Declamation, ſondern bloß die Worte ſelbſt enthält, die von beyden Theilen geſprochen worden. Herr von Baczko hat, wo er von dieſer Unterhandlung ſpricht (B. III. p. 362.), irrige Vermuthungen auf irrige Thatſachen gebaut. Daß die Verbündeten die Rolle des Uebermuthes mit dem Orden vertauſcht hatten, erhellt am klarſten aus der unverſchämten Behauptung jenes Otto Machwitz, der jetzt ſogar dem Orden ſeine päpſtliche Beſtätigung abzuſprechen wagte.

Zum ſieben und dreyßigſten Kapitel.

Friede.

Die von den Samayten und Litthauern erſchlagenen 700 Liefländer, führten nicht bloß Waffen, ſondern auch Gold dem Orden zu. Sie hatten (ſo erzählt die Chronik des geh. Archivs p. 365) viele gute rheiniſche Gulden bey ſich, welche die Litthauer, der Münze unkundig, das Stück um 4 Groſchen weggaben. Das ſtimmt mit Dlugoſſ Bericht überein, welcher ſagt: das Kriegsvolk der Liefländer ſey am Rhein geworben worden.

Ludwigs vergebliche Bitten um Frieden und Verwendung erzählt Dlugoſſ p. 360. Die mehreſten Schriftſteller ſprechen von nicht weniger als tauſend zerſtörten Kirchen. Ich bin hier Pauli gefolgt, der (p. 335 Not. 2) aus einer Thorner Handſchrift die glaublichere Zahl 119 entlehnte.

p. 661.) ſetzt hinzu, der König habe ihn dafür zu ſeinem Rath erhoben, mit einem Jahrgehalt von 200 Ducaten.

Bzovius t. 17. p. 562. liefert die ganze, vor dem Papſte gehaltene Rede der Polen, die aber unecht ſcheint, denn ſie ſtimmt nicht überein mit den verabredeten Puncten.

Ich beſitze eine gleichzeitige Abſchrift von Ludwigs Befehl, das Feſt vom heiligen Speer und Nagel am Sonntag nach Quaſimodogeniti zu feyern. Zugleich verordnete er: eines kranken Hochmeiſters Gold- und Silber in eine Kammer zu verſchließen, und nach deſſen Tode dem erwählten Nachfolger Alles zu übergeben. Ein gleiches ſoll mit den Meiſtern in Lief- und Deutſchland geſchehen. Die Jahrzahl fehlt.

Ich ſchließe mit einer Erzählung, aus Leo's hist. Pruss. p. 269. entlehnt. Bey Zerſtörung des Danziger Schloſſes ſoll ein Greis geſagt haben: „zerſtört nur das Buhlerneſt, Eure Enkel werden es bejammern (diruite hoc lupanar, sed id factum nati natorum deflebunt). Ob die Weiſſagung eintreffen werde, fügt Leo hinzu, habe noch kein Oedip enträthſelt. — Sie traf ein. Die Zeit war dieſer Oedip.

Ende des vierten Bandes.

Druckfehler

des vierten Bandes.

Seite 16 Zeile 25 ſtatt ſtumpfe lies dumpfe.
— 134 — 6 — Kepnis l. Repnis.
— 157 — 32 — ſie l. ſich.
— 365 — 19 — aus l. auch.

Die p. 362 erwähnte Urkunde, unter No. 66 des geheimen Archivs, ſollte mit abgedruckt werden, iſt aber durch einen Zufall verloren gegangen. Der Verfaſſer muß daher auf das Archiv ſelbſt verweiſen.

Philibert

oder

die Verhältniſſe.

Ein Roman

von

A. von Kotzebue.

Königsberg,
bey Friedrich Nicolovius.
1820.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

„Ihr Herr Vater hat den großen Falkenorden bekommen," ſagte der alte Wolff zu dem dreyzehnjährigen Philibert, „da ſteht es in den Zeitungen."

„So?" erwiederte der Jüngling, der eben die Raupen von einem Roſenſtocke abſuchte. „Sehn Sie nur die häßlichen Raupen, ſie freſſen mir alle Blätter von meiner ſchönen Centifolie."

Der Hofmeiſter ſchüttelte den Kopf. „Sie nehmen das ſehr gleichgültig auf, mein junger Freund?"

„Lieber Herr Wolff," ſagte Philibert, „ziehen Sie die Stirn nicht kraus. Was „kümmert's mich, ob mein Vater einen Orden mehr oder weniger trägt? ich kenne „ja meinen Vater nicht, hab' ihn nie geſehn, auch nie einen Brief von ihm erhalten. Wiſſen Sie noch, als ich vor „ein paar Jahren ihm zum Erſtenmale in „franzöſiſcher Sprache zum neuen Jahre „Glück wünſchte, da meinten Sie, er werde mir gewiß ſchreiben; aber er ſchickte „mir zehn Dukaten, und das war Alles. „Ach! es that mir recht weh."

„Er iſt Miniſter," antwortete der ehrliche Wolff etwas verlegen, „das Glück vieler Tauſende wurde ſeiner Sorge anvertraut."

„Ja doch," lächelte Philibert ſchmerzhaft, „alle Unterthanen ſind ſeine Kinder, „damit haben Sie mich ſchon öfter getröſtet. „Nun hat er den großen Falkenorden bekommen, vermuthlich weil er allen dieſen

„Kindern ein liebender Vater war.“ Es ſchoß ihm eine Thräne ins Auge, er verſchluckte ſie. „Ich habe ihm nichts zu geben,“ fügte er leiſe hinzu, „mir iſt er „nichts.“

Wolff ſchwieg, denn was er etwa antworten konnte, war wenig und abgenutzt. Kein Troſt iſt beſſer als ein matter Troſt. Dem klagenden Knaben Recht geben wollt' er nicht, ihm Unrecht geben konnt' er nicht. Philiberts Vater, ein ehrgeiziger Höfling, galt für einen ſchlauen Staatsmann, denn der Fürſt liebte dieſe Eigenſchaft; er galt für wohlthätig, denn die Fürſtin that den Armen Gutes; er ſchien fromm, denn der Erbprinz ging oft in die Kirche; er ſpöttelte über häusliche Glückſeligkeit, denn der Fürſt liebte ſeine Gemahlin nicht; er beſchützte die Gelehrten, denn die Fürſtin las gern; er hatte Kenntniſſe in der Mineralogie, denn der Erbprinz ſammelte Steine. Er verſtand ſich aber auch auf Brillanten, Pferde und

Paſteten, denn die Frau Oberhofmeiſterin putzte täglich ihren Schmuck; der Günſtling verſchrieb edle Roſſe aus Perſien und Arabien, und der Oberkammerherr rühmte ſich der leckerſten Tafel. Ja er ſtieg ohne Bedenken noch tiefer herab, war freygebig mit ſeinem Golde, um den Geiz der erſten Kammerfrau zu ſättigen, und verſchwenderiſch mit Aemtern und Titeln, um die Vettern des erſten Kammerdieners zu befriedigen. Dabey beſaß er die ſchöne Gabe, welche Moſer am Höfling rühmt, einen Käfer allenfalls zu dem einen Naſenloche hinein, zu dem andern wieder heraus kriechen zu laſſen, ohne die Naſe zu rümpfen. Was Wunder, daß ein ſolcher Miniſter vom ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben wurde.

Es war nicht immer ſo geweſen. Er hatte in ſeiner Jugend, als Kammerjunker, einen dummen Streich gemacht, indem er die unſchuldige Tochter eines armen, rechtſchaffenen Officiers verführte, und von dem beleidigten Vater mit vorgehaltener Piſtole zu einer Art von Mésalliance gezwungen wurde. Da ſah er ſich genöthigt den Hof zu meiden, und quälte eine Zeitlang auf ſeinen Gütern ſein braves Weib durch Launen und Vorwürfe, ſeine Bauern durch Härte, ſich ſelbſt durch Langeweile. Die duldende Gattin gebahr ihm einen Sohn und ſtarb. Da eilte er zurück in die Welt, vermählte ſich mit einer vornehmen Dame von zweydeutigem Rufe, ſtieg durch ſie ſchnell empor wie ein Kürbis, rankte ſich an jedem grünen Bäumchen, an jeder glatten Stange hinauf, trieb breite Blätter und dicke Früchte.

An die Verirrungen ſeiner Jugend, folglich auch an den einzigen Sohn, dachte er mit Widerwillen, ſtets berechnend, um wie viele Jahre früher der große Falkenorden ihm zu Theil geworden wäre, wenn er ſich klüger benommen, und keine Herzensliebſchaft angeſponnen hätte, wie ein gemeiner Sekretair. Darum ließ er das Kind auf dem Lande, begehrte auch den Jüngling nicht zu ſehen; denn zu einer Reiſe auf ſeine Güter gebrach es ihm an Zeit, und in der Reſidenz den Sohn einer armen Officierstochter auftreten zu laſſen, deren Verwandte noch irgendwo in der Vorſtadt lebten, deſſen Gegenwart in allerley vornehme Verlegenheiten ihn ſtürzen konnte, der Gedanke war ihm unerträglich.

Philibert blieb daher in Salmbach und befand ſich wohl dabey, denn ein glücklicher Zufall führte ihm den biedern Wolff als Freund und Lehrer zu. Dieſer Mann hatte ſeine beſten Jahre in dem Hauſe des Oberkammerherrn an die Erziehung einer plattköpfigen Brut verſchwendet, und war von ſeinem hohen Principal, um die Penſion zu erſparen, dem Miniſter empfohlen worden, der ihn zu nichts anderm tauglich fand, als höchſtens zum Hofmeiſter ſeines einzigen Sohnes. „Aber Sie müſſen ſich „aufs Land begraben,“ ſagte er mit Achſelzucken.

„Ich denke,“ verſetzte Wolff lächelnd, „es wird ein fröhliches Auferſtehen werden.“ Und in der That, es ſtrömte nach langen Jahren zum Erſtenmale wieder Luft in ſeine ganze Bruſt, als er, vom Hügel herab, das freundliche Salmbach im grünen Thale erblickte. Sein erſtes behagliches Gefühl erhob ſich zu einer dauernden, ſtillen Heiterkeit, als der holde Knabe ihm entgegenhüpfte, den, nach eigenen Grundſätzen zu bilden, Seine Excellenz ihm ganz zu überlaſſen geruhten. Das Kind gewann den freundlichen Mann lieb, der Mann hing mit ganzer Seele an dem freundlichen Kinde. Mein Vater, mein Sohn, waren die ſüßen Namen, die ſie gegen einander austauſchten, und nur ſelten, wenn Wolff nicht ganz zufrieden mit ſeinem Zögling war, nannte er ihn junger Herr. Nie bedurfte es einer härtern Strafe. Der betrübte Knabe ruhte nicht eher, bis er den jungen Herrn wieder abgeſchüttelt hatte.

Von der Natur mit einem Herzen begabt, in dem jeder gute Keim ſchnell Wurzel ſchlug, mit einem Kopfe, in dem eine rege Denkkraft ſich entwickelte, wuchs Philibert heran zu ſeines Lehrers Freude. Einen Hang zur Schwärmerey hatte er von ſeiner Mutter geerbt, und der einzige Fehler, den Wolff beging, war, daß er dieſen liebenswürdigen, aber gefährlichen, Hang nicht unterdrückte. Vielmehr rührte ihn das ſtille Landleben. Philibert ſah nirgend Böſes, und glaubte bald, es gebe kein Böſes auf der Welt. Bisweilen fühlte ſein Lehrer wohl, daß er mit dieſem roſenrothen Glauben in der düſtern Welt nicht durchkommen werde, und meinte, durch fleißiges Leſen der Geſchichte dem entgegen zu würken. Allein er bedachte nicht, daß nur eigene Erfahrung, nicht fremde, den Menſchen klug macht, oft nicht einmal die eigene.

Man lieſt die Geſchichte, bloß um ſie zu wiſſen, nimmer um ſie anzuwenden. Höchſtens lernt hier und da ein Feldherr einen taktiſchen Kunſtgriff aus ihr, den er gelegentlich zu Vertilgung ſeiner Brüder benutzt. Als Philibert nun vollends erfuhr, daß keiner Geſchichte auf der Welt ganz zu trauen ſey, auch nicht einmal der von heute und geſtern, aus viel bekannten Urſachen; da fing er an, zwiſchen Geſchichte und Roman wenig Unterſchied zu machen; beyde las er gern, wenn ſie gut geſchrieben waren, freute ſich edler Züge, grämte ſich mit der leidenden Tugend, knirſchte über glückliche Bosheit; doch nimmer fiel ihm ein, es könne ihm auch dergleichen wiederfahren. Er liebte ja Alles, was ihn umgab, mit einer Innigkeit, die ihn weder an Gegenliebe zweifeln, noch ahnden ließ, es könne jemals anders werden. Er pflegte Hunde und Katzen, Tauben und Kaninchen, Bäume und Blumen. Dem Lebendigen lieh er ſeine Empfindungen, auch das Lebloſe war ihm lebendig.

Gern hätte er auch die Bauerknaben an ſich gezogen, allein ſie waren und blieben, zu ſeinem Verdruß, ſcheu gegen ihn. Das klagte er ſeinem Lehrer oft, wenn er eine unbekannte Sehnſucht fühlte, ſich an Menſchen zu ſchmiegen, an Knaben ſeines Alters; denn Wolff wurde von ihm höher als ein Menſch geachtet; im Geſpräch mit ihm fühlte er etwas ähnliches wie beym Gebet.

Zweytes Kapitel.

„Es mögte gut ſeyn,“ ſchrieb Wolff an den Miniſter, „wenn man dem jungen Herrn „wenigſtens noch Einen Knaben zugeſellte, „damit ſein Wille ſich an einem fremden „Willen bisweilen riebe, und er früh mit „ſeines Gleichen umgehen lernte.“ — Das Wort ſeines Gleichen verſtand Wolff nur vom Alter, Seine Excellenz bezogen es aber auf Geburt und Rang, und meynten, es werde ſchwer halten, einen Knaben von guter Familie zu finden, deſſen Eltern ſich entſchließen mögten, ihn ſo weit zu entfernen. Se. Excellenz wollten ſich Mühe darum geben, indeſſen ſey auch nicht gerade vonnöthen, daß Philiberts Geſpiele adelicher Herkunft ſey; die enge Vertraulichkeit, die etwa zwiſchen ſolchen Kindern ſich bilde, werde ja doch in der Folge durch Verhältniſſe aufgelöſt. Daher mögte Wolff ohne Bedenken irgend ein bürgerliches, gutgeartetes Geſchöpf bey ſich aufnehmen, und nur bisweilen zu rechter Zeit an den Unterſchied der Stände erinnern.

Wolff lächelte über den Mißverſtand, den er aufzuklären ſich die Mühe nicht nahm. Herzlich froh über die erhaltene Vollmacht, warf er ſein Auge auf einen Prediger in einer nahen Landſtadt, der, bey kargen Einkünften, vier Söhne zu erziehen hatte. Einen derſelben, Ludwig, mit Philibert in gleichem Alter, gab der Vater ihm mit Freuden, denn nicht allein eine treffliche Erziehung, ſondern auch wohl eine künftige Verſorgung, konnte ja dem Knaben nicht fehlen, der mit dem Sohne des Miniſters aufwuchs.

Seine Excellenz würden ſich um die Sache nicht weiter bekümmert haben, wenn nicht zufällig die Frau Oberhofmeiſterin einen armen Verwandten empfohlen hätte, der nichts beſaß als Ahnen, Schulden und Kinder. Um die Schulden zu tilgen, ſetzte der Miniſter den Herrn von Schlangenbring in das Finanzdepartement, und um die Kinderlaſt ihm zu erleichtern, ſchickte er zwey von deſſen Söhnen nach Salmbach. Folglich ſah Philibert ſich plötzlich von drey Geſpielen umgeben, verliebte ſich in alle drey, und war dabey ſehr glücklich.

Paul und Otto Schlangenbring, ein Paar artige, ſteif erzogene Knaben, verbeugten ſich ſchon nach allen Regeln der Kunſt, nannten ſich mon frère, foderten nichts, zerbrachen nichts, und ſagten jedesmal, wenn ſie etwas empfingen, ich bedanke mich gehorſamſt. Ludwig war ein munterer Springinsfeld, neckte gern, ſtahl gern die Äpfel von den Bäumen und machte den Katzen Klammern an die Schwänze. Dem alten Wolff war es eben recht, daß die Knaben ſo verſchiedene Temperamente und Anlagen zeigten; das, meynte er, werde ſeinem Philibert ſchon früh die Menſchen kennen und beurtheilen lehren. Er ſah nicht, daß dem holden Knaben ein gewiſſes Selbſtvertrauen mangelte. Dieſer Mangel, mit dem heftigen Bedürfniß zu lieben verbunden, ließ ihn an ſeinen Geſpielen nur Vollkommenheiten entdecken, die ihm fehlten. Er achtete ſich ſelbſt für den Geringſten unter ihnen, beneidete ſie aber nicht, ſondern liebte ſie darum nur noch inniger.

Von den Erziehungsrathſchlägen, welche der Miniſter jährlich ein Paarmal zu überſenden geruhte, befolgte Wolff gewöhnlich keinen Einzigen. Doch in der letzten Depeſche hatten Seine Excellenz erwähnt, es werde nicht undienlich ſeyn, wenn man die Knaben bisweilen in guten Häuſern in der

Nachbarſchaft geziemende Beſuche abſtatten laſſe. Der Lehrer billigte dieſen Rath, obgleich ihm alles Viſitenweſen in den Tod zuwider war. Allein er glich nicht den meiſten Hofmeiſtern, die gewöhnlich, ohne es zu wiſſen, ihre Zöglinge nur für die Lage bilden, in der ſie ſich ſelbſt befinden. Der Miniſter hat Recht, ſprach er zu ſich ſelbſt: ſie ſollen ſich einſt in der Welt, und zwar in der großen Welt herumtreiben, folglich müſſen ſie den glatten Schlendrian kennen und üben lernen.

Unter manchen nahen und fernen Nachbarn wohnte, eine halbe Meile von Salmbach, der Herr von Schilff, oder vielmehr die Frau von Schilff mit ihrer Familie, zu welcher man bisweilen auch den Herrn von Schilff zu rechnen ihm die Ehre anthat. Er war zum Pantoffelmann geboren, denn was ein eigner Wille ſey, begriff er nicht, und wenn ſein Kammerdiener ihn fragte, welches Kleid er anziehen wolle — die einzige Sache, in der man ihm freye Wahl ließ — ſo befand er ſich in großer Verlegenheit. Was im Hauſe vorging, erfuhr er von den Domeſtiken, denen er es heimlich abfragte, und wenn er irgend einen Wunſch hatte, ſo ſteckte er ſich hinter ſeine jüngſte Tochter, Blandinen, den Liebling der Mutter, die ihm bisweilen zu deſſen Erreichung behülflich war, öfter auch ihn ſchnippiſch zurückwieß.

Er verehrte in ſeiner jetzigen Gebieterin ſchon ſeine zweyte Gemahlin. Die Erſte hatte ihm das Leben nicht minder ſauer gemacht, doch als ſie ſtarb, fühlte er ſich noch weit unglücklicher; denn die Monarchie ſeines Hauſes verwandelte ſich plötzlich in eine Demokratie, wo jeder Knecht nach Gutdünken herrſchte, und die einzige Tochter, Ottilie, welche die Verſtorbene ihm hinterließ, war noch zu klein, um die Zügel der Regierung zu faſſen.

Zum Glück ſagte ihm eine alte Tante, noch vor Ablauf des Trauerjahres, er müſſe nothwendig wieder heyrathen, und zwar die und die. Da lief er ſchnell hin und heyrathete die und die. Frau von Schilff — vormals ein armes, ſehr beſcheidenes Fräulein — fand ſich ſchon als Braut in ihre neue Lage, fuhr wie ein Zugwind im Hauſe herum, und ließ nichts auf ſeiner alten Stelle; nicht einmal die Bilder ihrer ſeligen Schwiegereltern, deren ſich der Gärtner erbarmte, ſie mit in ſeine Wohnung nahm und Sämereyen darauf trocknete.

„Das iſt noch eine Frau," dachte Herr von Schilff, indem er gemüthlich ſeine Pfeife dampfte, „die greift Alles raſch beym rechten Ende an, da kann man aller Sorgen ſich entſchlagen."

Ihm blieb in der That nur Eine Sorge, aber eine ſchwere, nämlich die, daß ſeine Jagdhunde keine junge Gans zerriſſen oder mit ſchmutzigen Beinen in das Zimmer ſich verirrten; denn ſo oft ein ſolcher Hundegreuel ſich zutrug, blitzte und donnerte es gewaltig im ganzen Hauſe. Indeſſen würde Frau von Schilff doch lieber die Hundefußtapfen in ihrem Zimmer geſehn, und jährlich noch ein Dutzend Gänſe obendrein geopfert haben, wenn ſie dagegen die Stieftochter hätte los werden können. Dieß arme gutmüthige Geſchöpf brachte ſeine erſten Jahre in der Bedientenſtube zu, wurde in Lumpen gekleidet, unreinlich gehalten, mit grober Koſt kaum geſättigt, aus einem Winkel in den andern geſtoßen, oder hinaus an die Feldpforte geſetzt, um die Gerſte vor den Enten zu behüten. Wenn der Vater bisweilen fragte: wo iſt denn mein Töchterlein? ſo hieß es: dein Töchterlein iſt ein wilder Range, der nicht zu bändigen iſt. Dann lächelte Herr von Schilff und antwortete: ich war auch ſo. Oft bekam er das Mädchen in mehreren Wochen nicht zu ſehen, vermißte es aber auch nicht. Ein einzigesmal wurde ſein Vaterherz bewegt, als er im Spätherbſt auf die Jagd ritt, und das Kind weinend am Bache bey den Gänſen fand. „Warum weinſt du?“ fragte er ſehr gelaſſen. Ich friere, wimmerte das Kind, und würklich war ſeine Blöße kaum bedeckt. Da reichte er ihm einen Schluck Branntewein aus ſeiner Jagdtaſche, ſtreichelte ihm die kalten Wangen, und nahm ſich vor, wenn er heim käme, ein ernſtes Wort mit ſeiner Frau zu ſprechen. Allein unglücklicherweiſe ſchoß er an dieſem Tage eilf Haſen, fehlte hingegen den zwölften, und beſchäftigte ſich heimkehrend ſo ganz mit der tiefen Unterſuchung, warum er gerade den zwölften nicht habe treffen können, daß er ſein Töchterlein drüber vergaß.

So gänzlich verwahrloſt würde die kleine Ottilie bald den Gänſen geglichen haben, welche ſie hüten mußte, wäre ſie nicht zum Glück ſehr häßlich geweſen. Frau von Schilff hatte nämlich auch eine Tochter, Blandinen, zwey Jahre jünger als Ottilie, ſchön wie Raphaels Engelsköpfchen, und täglich herausgepuzt, als ob ſie eine Rolle am Frohnleichnamsfeſte ſpielen ſollte. Die Mutter war noch verliebter in das Kind als in ſich ſelbſt, und man konnte ſie nicht ſicherer gewinnen, als wenn man die kleine Blandine bewunderte. Eines Tages wurde Beſuch erwartet; da fiel ihr plötzlich ein, daß jede Schönheit noch mehr durch Kontraſte erhoben wird. Alſobald ließ ſie Ottilien rufen, ſie waſchen, und ihr ein abgelegtes Kleid ihrer Stiefſchweſter anziehen, welches viel zu kurz für ſie war. Sie nahm ſich drollig häßlich aus, wußte in den neuen Staat ſich nicht zu ſchicken, ſtand immer mit ängſtlicher Verlegenheit an der Thür, bald die rechte, bald die linke Hand im ſtruppigten Haar, indeſſen Blandinchen wie ein ſchöner Schmetterling herumgaukelte, und keine Antwort ſchuldig blieb. Kurz, Frau von Schilff erreichte ihren Zweck vollkommen; die Gäſte ſtellten Vergleichungen zwiſchen beyden Schweſtern an, und mußten um ſo mehr die plumpe Albernheit der älteren mit Achſelzucken bemerken, da die freundliche Wirthin mitleidig verſicherte: nicht ſie, ſondern die Natur habe das Kind ſo ſtiefmütterlich behandelt; es genieße ganz gleiche Erziehung mit ihrer eigenen Tochter; aber leider ſey eine gewiſſe Stupidität dem Mädchen angeboren, und durch Liebe nicht zu überwinden. Man rieth ihr Strenge, allein dazu konnte ihr ſanftes Herz ſich nicht entſchließen.

Da dieſer erſte Verſuch ſo gut gelungen war, ſo beſchloß Frau von Schilff, daß künftig Ottilie ihrer ſchönen Schweſter ſtets zur Folie dienen ſolle. Sie ging noch weiter, als ſie bemerkte, daß Ottilie in der That nur geringe Geiſtesfähigkeiten beſaß, oder zu beſitzen ſchien, denn ſie begriff die leichteſten Dinge ſchwer. Das bereitete ihrer jüngern Schweſter einen neuen Triumph.

Frau von Schilff ließ beyde zugleich unterrichten, und theils die ſchnellere Faſſungskraft Blandinens, theils die geringere Mühe, welche ſich die Lehrer mit Ottilien gaben, gewährten der Erſtern einen weiten Vorſprung. Blandine konnte ſchon flüchtig leſen, als Ottilie noch nicht zu buchſtabiren verſtand, und jene deklamirte ſchon mit vieler Grazie eine Fabel, als dieſe noch kaum das Tiſchgebet herzuſagen wußte.

Drittes Kapitel.

In dieſes Haus führte Wolff ſeine Zöglinge bisweilen, und alle vier verliebten ſich in die hübſche Blandine; keiner bekümmerte ſich um die häßliche Ottilie, die ſich auch nicht herzudrängte, ſondern ſtill von weitem ihren Spielen zuſah, bis ſie etwa gerufen wurde, um eine Rolle dabey zu übernehmen, die Niemand ſonſt mochte. Das that ſie denn auch ungeweigert, und erwarb ſich dadurch nach und nach eine Art von Wohlwollen bey den vier Knaben, ſo daß Ludwig aufhörte, ſie mit ihrer Häßlichkeit zu necken; Paul ihr nicht mehr die Daumen drückte, bis ſie ſchrie; Otto ihr keinen Schnurrbart mehr malte, wenn ſie ſchlief, und Philibert ſogar nicht ſelten ſeine Aepfel mit ihr theilte.

Eines Tages hatte man den Kindern Thee und Kuchen in eine Gartenlaube geſchickt; ſie aßen, tranken und ſpielten dann Verſteckens. Ein Jeder hatte ſich verkrochen, Blandine ſollte ſuchen. Sie that es mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, ſtrich durch die Laube, und zerbrach im Vorbeyrennen eine der ſtehen gebliebenen Taſſen. Erſchrocken ſammelte ſie die Scherben, legte ſie in ein Körbchen, welches der Schweſter zugehörte, und entfernte ſich ſchnell. Aber Philibert, der hinter einem Stachelbeerbuſche ſaß, hatte alles mit angeſehn. Die Mutter kam, vermißte eine ihrer ſchönen Taſſen, fragte, erhielt keine Antwort, fand die Scherben in Ottiliens Körbchen und drohte ihr mit einer Züchtigung.

„Ich hab' es nicht gethan,“ ſtammelte das zitternde Kind. — „Wer ſonſt?“ rief Frau von Schilff mit grimmiger Geberde:

„meynſt du, es werde Eins von dieſen gutgearteten Kindern ſo boshaft ſeyn, die „eigne Schuld dir aufzubürden?“ — Jetzt, dachte Philibert, jetzt wird Blandine reden. Aber Alle ſchwiegen, und Blandine ſchwieg, und Ottilie ergab ſich ſchweigend in ihr Schickſal.

Da fuhr Philibert heraus: „Fräulein „Blandine hat es gethan, ich habe es ſelbſt „geſehn.“ — Die Mutter warf ihm einen großen Blick zu, dann einen zweyten, mildern auf das Töchterlein, entſchuldigte dieſes als das jüngſte in der Geſellſchaft, und entfernte ſich mit verbiſſenem Grimme.

Es war zum Erſtenmale, ſeit Ottilie lebte, daß irgend Jemand auf der Welt ſich ihrer angenommen hatte. Sie ſah Philibert mit funkelnden, in Thränen ſchwimmenden Augen an, und wäre ihm gern um den Hals gefallen. Er aber bemerkte und verlangte ihre Dankbarkeit nicht, denn er war ſich keiner verdienſtlichen Handlung bewußt. Faſt empfand er ſogar eine Art von Unwillen gegen ſie, weil ſein Herz ſich ſträubte, dieſen Unwillen auf Blandinen zu werfen, deren niedliche Geſtalt, deren allerliebſtes Lächeln ihm ſo wohl behagten. Sie war nicht immer gut, das ſah er wohl ein, aber ſie war immer ſchön, das feſſelte ihn wider Willen.

Indeſſen hatte Ottilie ſo viel Vertrauen zu ihm gewonnen, daß ſie näher ſich ihm anzuſchmiegen wagte, und als ſeine Gutmüthigkeit ſie wenigſtens nicht zurückſtieß, bat ſie ihn eines Tages ganz verſtohlen, mit glühend rother Wange, er ſolle ſie doch ein wenig franzöſiſch leſen lehren; ſie könne es bey der Gouvernante nicht begreifen, denn die gehe allzuhart mit ihr um, und doch ſchäme ſie ſich, daß ihre Schweſter ihr ſo weit voraus ſey. Philiberts Eitelkeit fand durch dieß Vertrauen ſich geſchmeichelt und zugleich erwachte ſein Mitleid. Er that, was ſie begehrte, verſchwieg es auch ſeinen

Geſpielen, weil ſie darum gebeten. Oft ſtahlen beyde ſich halbe Stunden lang ins Gebüſch, Philibert unterrichtete, Ottilie hörte ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, durfte fragen, wenn ſie nicht begriff, wiederholte in des jungen Lehrers Abweſenheit deſſen Unterricht von Wort zu Wort, und machte bald, zwar mühſame, aber doch ſo merkliche Fortſchritte, daß die Gouvernante erſtaunte und die Stiefmutter ſcheel dazu ſah.

Dankbarkeit und der Wunſch, ihrem freundlichen Lehrer wenigſtens nicht zu mißfallen, bewürkten für Ottilien noch manchen andern Vortheil. Sie entwöhnte ſich von der Nachläſſigkeit und Unreinlichkeit, die vormals in ihrer Kleidung hervorſtachen, und die man, aus guten Gründen, ihr nie verwieſen hatte. Sie lernte auch mit Eifer, und faſt ohne allen Unterricht, kleine Handarbeiten, um für Philibert einen Beutel zu ſtricken, oder ſonſt durch eine Kleinigkeit ihm ſeine Mühe zu vergelten.

Glücklicherweiſe ahndete Frau von Schilff von alle dem nichts, ſonſt würde ſie ſchnell einige ſtiefmütterliche Maaßregeln getroffen haben. Sie war ſeit kurzem mit einem Entwurf beſchäftigt, der ihre ganze Seele füllte. Der Sohn des Miniſters ſollte einſt ihr Eidam werden. Dieſe Hoffnung wuchs in ihrer ſtolzen Bruſt, ſo wie die Reize der Tochter ſich mehr und mehr entfalteten, und Philibert zum Jüngling heranreifte. Sie ſah mit Entzücken, daß ſeine Blicke nicht mehr wie ſonſt, mit Knabenruhe auf Blandinens holder Geſtalt hafteten. Sie that Alles, um dieſe aufkeimende Neigung zu befördern. Sie ſchmeichelte dem alten Wolff, prunkte und täuſchte mit ſchönen Grundſätzen, zog den Jüngling an ſich durch erheuchelte Herzlichkeit; unterrichtete ſogar das dreyzehnjährige Mädchen in allerley kleinen Künſten, um Philibert zu feſſeln, und ſchwatzte ihr täglich vor, daß ſie durch ihn eine große, reiche Dame werden könne. Blandine, nur zu empfänglich für ſolche Lehren, war bereits erfahren in den Gaukeleyen der Koketterie, faſt ehe ſie das Wort noch kannte. Sie wußte ihre großen blauen Augen ſchwimmend auf Philibert zu richten, und ſchnell ſie niederzuſchlagen, wenn er es bemerkte; ſie wußte einen halblauten Seufzer zu unterdrücken, ein ängſtliches Steigen und Fallen des Buſens, eine Beklemmung des Athems nachzumachen; ſie konnte ſchon halbe Bekenntniſſe entſchlüpfen laſſen, und erröthend ſie zu verſchlucken ſtreben; ſie konnte zerſtreut mit einer Blume ſpielen, einſam im Parke wandeln, erſchrecken, wenn er ihr folgte; und was dergleichen mehr die mütterliche Erfahrung, durch eigene Talente unterſtützt, ihr einhauchte.

Mehr als zu viel für einen ſchwärmeriſchen Jüngling, deſſen ganzes Herz ein Aushauch der Liebe war, und den ſchon längſt eine unbekannte Sehnſucht quälte, mit einem gleichgeſtimmten Weſen in Liebe zu verſchmelzen. Wolff bemerkte bald ſeines Zöglings erwachte Sinnlichkeit, die um ſo gefährlicher ihm ſchien, da ihr der Schwärmer einen Schleyer von angeblicher Seelenharmonie und Sympathie umhing. Er nahm ſich zwar wohl in Acht, Philibert zu warnen oder ſich beſorgt zu ſtellen; denn die erſte Liebe iſt eine Nachtwandlerin, ruft man ſie bey Namen, ſo fällt ſie; allein er wußte auf eine ungeſuchte Weiſe die allzuhäufigen Spaziergänge nach Gründorf ſo oft als möglich zu vereiteln; und konnt' er einem Beſuche daſelbſt nicht ausweichen, ſo blieb er ſeinem Zögling wenigſtens zur Seite, und ließ ihn nie mit Blandinen allein.

Das ſcharfe Mutterauge gewahrte dieſe Vorſicht, das Herz kochte Rache gegen Wolff, der Mund ſprach Honigworte mit ihm. Heimlich genoß ſie dennoch manchen Triumph, denn es war nicht möglich, das Pärchen ſo zu hüten, daß es nicht bisweilen Wolff's wachſamen Blicken entſchlüpft wäre, und nicht ſelten beichtete Blandine Abends in dem Verhör, welches, nach jedem Beſuche, unter vier Augen mit ihr angeſtellt wurde, Symptome, die auf des Jünglings feurigſte Liebe deuteten, und Fortſchritte, die geradesweges zu dem vorgeſteckten Ziele führten. Dann klatſchte Frau von Schilff mit freundlicher Bosheit in die Hände, und machte ſich luſtig über den weiſen Mentor, der ſeinen Telemach einem Weibe entrücken wolle, das, an Reizen wie an Klugheit, die Zauberin Calypſo weit übertreffe. Ihren ganzen Plan der Tochter mitzutheilen, hielt zwar ein Reſt von Schaam ſie noch zurück, oder man möge, zur Ehre der Weiblichkeit, glauben, daß ſie ſelbſt nur verworren ſich dachte, was etwa geſchehen könnte. Die Jugendgeſchichte von Philiberts Vater war ihr bekannt, wie leicht konnte der Sohn ein Seitenſtück dazu liefern. Die wackere

Mutter wußte nicht, daß Philibert, von ganz andern Empfindungen beſeelt, ſeinem Lehrer daſſelbe Vertrauen freywillig bewies, welches ſie von Blandinen erpreßte.

Ja, Wolff war von den Herzensangelegenheiten ſeines Zöglings fürwahr genauer unterrichtet, als der Liebende ſelbſt, dem er zu jeder Stunde freundlich das Ohr lieh, tauſendmal daſſelbe hörte, und tauſendmal ein Lächeln verbiß, wenn Philibert, wie man in ſeinen Jahren pflegt, mit erhabener Zuverſicht von der ewigen Liebe zu Blandinen ſprach. Nie wandte Wolff etwas gegen dieſe Liebe ein; er würde den Offenherzigen nur ſcheu gemacht, und den Schwärmer doch nicht überredet haben. Darum ergriff er ein ganz entgegengeſetztes Mittel, er ſchraubte deſſen Gefühl immer höher hinauf, ließ die glückliche Liebe auf Wolken ſchwimmen, lieh ihr zwar Blandinens Geſtalt, zierte ſie aber mit dem Strahlenkranz der Tugend, zeigte ihm einen ſteilen Pfad, auf dem er emporklimmen

klimmen müſſe, wenn er eines ſolchen Glückes würdig ſeyn wolle, zeigte ihm ſchaudernd einen Abgrund, in den er unvermeidlich ſtürzen werde, wenn der Genius der Unſchuld ihn einen Augenblick verließe; wurde mit Vergnügen gewahr, wie bey ſolchen Gemälden Philiberts Wange ſich höher färbte, ſein naſſes Auge glühte und er ſprachlos mit beyden Händen des Lehrers Hand krampfhaft drückte. — Du biſt gewaffnet gegen die Verführung, dachte Wolff bey ſich ſelbſt; dich umgiebt das Licht der Unſchuld, ewig vergebens umwandelt ein unreiner Geiſt ihren ſchönen Zauberkreis.

Viertes Kapitel.

Philibert hatte nun faſt ſein achtzehntes Jahr erreicht, Blandine zählte funfzehn. Er, ein ſtarkes, geſundes Bäumchen, ſie, die ſchönſte Roſenknospe; Er, ſtatt des Blutes, Feuer in den Adern wälzend, ſie, durch die Glut des jungen Buſens jeden Athemzug erwärmend; ſein braunes, brennendes Auge feſt auf ſie, ihr blaues, ſchwimmendes Auge ſchüchtern auf ihn geheftet.

Daneben ſtand unbemerkt die faſt ſiebenzehnjährige Ottilie, ſtill und in ſich geſchmiegt, ſtets bemüht, durch freundliche Güte die Menſchen mit ihrer Häßlichkeit auszuſöhnen; duldend jede ſtiefmütterliche Laune, ohne Murren ihrer Schweſter zur Folie dienend. Zwar hatte ihr Körper auch manchen Reiz von der Natur empfangen; ein voller Buſen, eine ſchöne Hand, ein niedlicher Fuß, verbunden mit Geſichtszügen, aus denen das reinſte Wohlwollen ſtrahlte, hätten wohl die Augen der Männer feſſeln mögen; allein ſie verhüllte ſorgfältig den Buſen bis an den Hals; ſie zog nie ihre Handſchuh aus und ihr Gewand bedeckte die Füße.

Mit eben dieſer eigenſinnigen Beſcheidenheit verbarg ſie die Vorzüge ihres Geiſtes, die ſie im Stillen, mit Philiberts Hülfe, ſich zu eigen gemacht, ohne daß er ſelbſt einmal darum wußte; denn immer hatte ſie Blandinen erſucht, Bücher von Wolff zu leihen, und ſo ungefällig ſonſt die Stiefſchweſter gegen ſie handelte, ſo erfüllte ſie doch dieſe Bitte immer gern, weil es ihr bey Philibert das Anſehen gab, als ſtrebe ſie nach Kenntniſſen. Die Bücher lagen ſtets auf ihrem Tiſche, doch nur Ottilie hatte ſie geleſen; aber nie entſchlüpfte deren

Lippen auch nur ein Wort, das den Betrug verrieth. Am wenigſten ſprach ſie, wenn Philibert zugegen war. Sie liebte den ſchönen, edeln Jüngling ſo ſtill und heimlich, daß ſie ſogar dem Tageslichte ihre Empfindungen verbarg, und höchſtens nur in der Dämmerung, wenn ſie einſam im Garten wandelte, ſich weinend mit ihrem Herzen beſprach.

Die Angſt, daß Philibert ſie dennoch errathen mögte, gab ihr in ſeiner Gegenwart nicht bloß eine faſt alberne Schüchternheit, ſondern verleitete ſie auch, ſeine Neigung zu ihrer Schweſter oft auf eine Weiſe zu begünſtigen, die von ihrer eigenen Sittſamkeit mißbilligt wurde; ja, aus lauter Zartgefühl wurde ſie eine Art von Gelegenheitsmacherin, begleitete die Liebenden, wenn fremde Blicke dieſe beobachteten, und verſchwand plötzlich, wenn Wolff, im Vertrauen auf die dritte Perſon, den Zögling aus den Augen ließ.

Wahrlich! das Verlangen, tadellos zu erſcheinen, verwickelt oft den beſten Menſchen in tadelnswerthe Handlungen. Zum Glück hatte Ottiliens Sophiſterey der Liebe und Tugend keine böſen Folgen. Das hingeworfene Kleinod von Blandinens Unſchuld lag ſicher zwiſchen ihren Roſen, die des Jünglings Hand nie zu berühren wagte, und ſtets hörte Frau von Schilff mit ſauerſüßer Mine am Abend die Verſicherung, er habe der ſchönen Tochter nicht einmal einen Kuß geraubt.

So war nun die Zeit herbeygerückt, in welcher Philibert, von ſeinen jungen Freunden begleitet, die Univerſität beziehen ſollte. Der Tag vor der Abreiſe wurde zu einem letzten Beſuch in Gründorf beſtimmt. Philibert trat den Weg dahin mit klopfendem Herzen an, denn er hatte beſchloſſen, ſeine Schüchternheit zu überwinden und in dieſen letzten Stunden Blandinen zu erklären, warum ſein Herz ſo bange klopfte. Frau von

Schilff erwartete den Beſuch mit mütterlicher Angſt, denn ſchon ſeit einigen Wochen hatte ſie gewiſſe Veranſtaltungen getroffen, die, wenn in Philiberts Adern kein Eis ſchlich, ihn nach Wunſch verſtricken ſollten. In einem Birkenwäldchen ließ ſie ganz heimlich von Moos und Baumrinde einen *Tempel der Erinnerung* bauen. Das einzige Licht in dieſem Tempel fiel von oben durch rothes, mit Oel getränktes Papier, welches eine Art von Zauberſchein verbreitete. Der Gott des Schweigens, mit dem Finger auf dem Munde, ſtand in einer Niſche von Moos und eine ſchwellende Moosbank lud ein zu ſüßen Träumereyen. Das Wäldchen war ſo abgelegen und der Tempel wiederum im Wäldchen ſo verſteckt, daß die Einſamkeit wohl auch den blödeſten Jüngling beherzt machen konnte. Blandine allein wußte um das Geheimniß, wenn auch nicht um alle Gedanken ihrer ſchlauen Mutter. „Was ihr euch etwa noch zu ſagen

„habt, mögt ihr euch hier ſagen;“ das war Alles, was ihr Mund verrieth; ihr grelles Auge ſprach deutlicher, doch unverſtändlich für Blandinen.

Es mögte ſcheinen, als ſtehe die Erzählung hier nicht im Einklange mit der Natur; denn was iſt einer Mutter heiliger, als der Tochter Unſchuld? Allein wer weiß nicht, daß auch die beſte Mutter ſich Nebenwege erlaubt, wenn es darauf ankömmt, einen Mann zu körnen, von dem ſie wahr oder irrig vorausſetzt, daß er ihr Kind beglücken und auch wohl nebenher zur Verſchönerung ihres eigenen Daſeyns beytragen werde. Oft iſt auch dieß nebenher der Hauptbeweggrund. Ob nun ſolche Nebenwege bloß zu Unbeſonnenheiten, kleinen Verletzungen der Moralität, oder ob ſie auch zu Fehltritten, wohl gar zu Verbrechen führen werden, das iſt nicht von der Liebe der Mutter, ſondern von den Leidenſchaften des Weibes abhängig, die in ſolchen Fällen um ſo freyer ſchalten, weil ſie hinter Mutterliebe ſich verbergen dürfen.

Alles ſchien nach Wunſch zu gelingen. Schweigend wandelte Blandine mit Philibert nach dem Wäldchen, nur beredte Seufzer entquollen ihrem ſchönen Buſen und das Echo in des Jünglings Bruſt hallte ſie verdoppelt wieder. Ihnen zur Seite ging Ottilie; auf ihr lag die Welt. Sie glaubte zu erſticken, wenn ſie länger noch Thränen und Seufzer hinabwürgte; allein ihr Auge blieb trocken, ihr Buſen verſchloſſen; lieber wollte ſie ſterben, als ihr Herz verrathen. Sie verſuchte ſogar einigemal, ein unbedeutendes Geſpräch anzuknüpfen, und erkünſtelte einen böſen Huſten, ſo oft ſie merkte, daß es ihrer Stimme an Feſtigkeit gebrach. Bis zum Eingang des Wäldchens ertrug ſie dieſen gewaltſamen Zuſtand; dann gab ſie vor, es ſey ihr im Schatten zu kühl und feucht und bog in einen offenen Gang, zu großer Erleichterung der Liebenden und ihrer eigenen Bruſt.

Die hohen Birken mit den hängenden Zweigen zogen einen immer dichtern Schleier um Philibert und Blandinen. Schon wagte der Jüngling, ihre Hand zu faſſen, ſchon drängten ſich einzelne Sylben hervor und ſuchten auf der bebenden Lippe ſich in Worte zu vereinigen, als ſie plötzlich, aus einem dicken Gebüſch hervortretend, vor dem romantiſchen Gebäude ſtanden und Philibert die Worte: Tempel der Erinnerung, las. Willkommen! ſtand über der Pforte und Stille! war in einen Baum geſchnitten, der ſie beſchattete.

„Erinnerung!“ ſagte Blandine ſeufzend und hob ihr blaues Auge zum blauen Himmel auf. „Erinnerung!“ wiederholte Philibert wehmüthig. „Willkommen!“ liſpelte ſie, „Stille!“ flüſterte Er. Die Pforte ſprang auf, der Gott des Schweigens winkte, ſie traten in den Tempel; die Pforte ſchloß ſich hinter ihnen, das Roſenlicht umfloß Blandinen, ſie war nie ſo ſchön geweſen. Dem verzückten Jüngling ſchwand die Welt, er ſtürzte zu ihren Füßen, ſie ſank auf die Moosbank — er umfaßte ihre Kniee, drückte feurige Küſſe auf ihre herabhängende Hand, und als ſie ſchmachtend ſich zu ihm herunterbog, da berührte ſein glühender Mund zum Erſtenmal ihre warme Lippe. Aber plötzlich zog er ſich erſchrocken zurück, und wie ein Trunkener, dem auf der Straße das Allerheiligſte begegnet, kniete er taumelnd in den Staub und wagte kaum, zu ihr hinauf zu blicken. „Ich liebe dich, Blandine!“ ſagte er leiſe — „mein Herz iſt dein!“ ſtammelte ſie. — „Ewige Treue!“ rief er lauter und hob ſeine Rechte empor. „Treue bis in den Tod!“ ſprach ſie beherzt ihm nach.

„Gedenke meiner oft in dieſem Tempel,“ bat er wehmüthig. „Ach!“ ſeufzte ſie, „wo „wird Philibert mein Bild ſuchen, was wird „ihn an mich erinnern?“ —

„Alles Gute! alles Schöne!“ rief er haſtig: „die Morgenröthe, die bethaute „Blume, das Flöten der Nachtigall, das „Girren der Taube, die Wolke, die von dir „herüber zieht, jede Sylbe, die deinem Na„men angehört.“

So ſtieg und drängte es ſich immer fort aus ſeinem Herzen herauf und ſtrömte von ſeinen Lippen, wie die Perlen, die aus einem Geſundbrunnen emporſteigen und auf die üppige Wieſe unter Blumen fließen. Blandine, von ſeinem ſchönen Gefühl mit fortgeriſſen, vergaß alle Koketterie, ſchwieg, um nur zu hören, hörte mit den Augen und redete durch ſanfte Thränen. Mehr noch als der Roſenſchein, der ſie umgab, verſchönerte ſie das Bewußtſeyn, den Geliebten durch Liebe zu beglücken. Kein Schmuck des Himmels und der Erde leiht einem Mädchen höhere Reize, als dieſer Gedanke, dieſes Gefühl.

Sie ſtreckte die warme Hand nach dem Ueberglücklichen aus, ſie hob ihn zu ſich herauf, beyde ſaßen gleichſam ſchwebend auf der Moosbank und zerdrückten keinen Halm; beyde waren in einer weichen, wolluſtreichen Stimmung; ihre Hände, ihre Augen ruhten feſt in einander; die Lippen ſuchten und fanden ſich und ſchienen ſich nie wieder trennen zu wollen. Dieſen Augenblick hatte Frau von Schilff in einem mit Epheu umzogenen Winkel abgelauert; denn ſie war, auf einem kürzern Wege, den Liebenden voraus geeilt, und trat nun hervor, Befremdung und Ernſt in ihren Geberden erkünſtelnd.

Blandine wollte ſich loswinden. Philibert, durch der Mutter Gegenwart keinesweges geſchreckt, hielt ſie feſt, ſah die Kommende freundlich an und ſprach: „Ich liebe „ſie, ſie liebt mich.“

Frau von Schilff verſuchte zu zürnen. Nach ihren Begriffen und Erwartungen mußte Philibert in höchſter Verlegenheit ihr zu Füßen ſinken, um Verzeihung flehen, Hoffnung ſich erbitten. Er that von alle dem nichts; denn Blandinen zu lieben, ſchien ihm ſo natürlich, konnte unmöglich den Zorn der Mutter verdienen. An die Zukunft dachte er nicht, die Gegenwart war ja ſo ſchön. Frau von Schilff ſah ſich daher gezwungen, ihre Gedanken in Worte zu überſetzen. „Junger Herr," ſagte ſie, „ich „hätte nicht geglaubt, daß Sie fähig wären, die Gaſtfreundſchaft zu verletzen." — Philibert begriff den Vorwurf nicht.

„Sie lieben meine Tochter; aber was „ſoll daraus werden?" — Philibert ſah ſie befremdet an. Es kam ihm ſeltſam vor, daß aus der Liebe, wenn ſie einmal da iſt, noch *etwas werden* ſollte.

„Sie ſind noch ſehr jung, darf man auf „Ihre Beſtändigkeit zählen?" — Philibert lächelte faſt mitleidig und warf einen Blick auf Blandinen, der zu ſagen ſchien: Da ſteht ſie ja, wie wär' es möglich —

„Ich verſtehe," fuhr die Mutter fort, „Sie glauben in dieſem Augenblicke Ihr Herz keines Wandels fähig, und vermuthlich glaubt meine Tochter daſſelbe. Ich aber, der das Glück und die Ruhe ihres Kindes am Mutterherzen liegen, ich muß wachen und für die Zukunft ſorgen. Hegen Sie wirklich ernſthafte Abſichten?"

Das verſtand Philibert ſchon wieder nicht. „Ich liebe," ſagte er, „was hat die Liebe mit Abſichten gemein?"

„Mit Einem Worte," fuhr die Mutter faſt ungeduldig heraus, „wollen Sie Blandinen heyrathen?"

„Mein Gott! auf der Stelle!" antwortete Philibert.

„Das geht nicht ſo ſchnell," ſagte Frau von Schilff mit verbiſſenem Lächeln; „es müſſen noch einige Jahre verſtreichen; Ihr Herr Vater muß davon benachrichtiget werden —"

„— und mein guter Wolff,“ fiel der Jüngling ihr haſtig ins Wort.

„Auch der, wenn es beliebt,“ erwiederte ſie kalt; „doch vor der Hand muß ich „bitten, die ganze Begebenheit zu verſchweigen, denn meiner Tochter Ruf ſteht auf „dem Spiele.“

Ohne Bedenken machte Philibert ſich anheiſchig, ſeinem Vater nichts davon zu ſchreiben, denn ihm ſchrieb er ohnehin ſehr ſelten und war an keine kindliche Vertraulichkeit gegen ihn gewöhnt; aber auch ſeinem biedern Lehrer die wichtigſte Begebenheit ſeines Lebens zu verheimlichen, das hätte nicht einmal Blandine von ihm begehren dürfen, viel weniger ihre Mutter, die er bloß für eine Nebenperſon hielt. Die vorſichtige Dame mußte von dieſer Bedingung abſtehen und foderte nur noch einen feyerlichen Schwur, daß er Blandinen nie verlaſſen und aller etwanigen Hinderniſſe zum Trotz, mit ihr ſich einſt vermählen wolle. Philbert fand einen ſolchen Schwur faſt lächerlich, zum mindeſten ganz überflüßig; da aber Blandine in dieſem Augenblicke ihn zärtlich bittend anſah, ſo ſchwur er haſtig bey dem Grabe ſeiner Mutter! daß keine Gewalt auf Erden ihn von der Geliebten trennen ſolle.

Jetzt erkünſtelte Frau von Schilff eine ſanfte Wehmuth, drückte den Jüngling an ihre Bruſt, führte ihn ſelbſt in Blandinens Arme und ſprach einen theatraliſchen Segen über beyde aus. Hierauf wollte ſie dem künftigen Eydam noch einen Schatz von mütterlichen Lehren mit auf den Weg geben und hatte ſo eben ihren Spruch mit großer Feyerlichkeit angehoben; als plötzlich die Hunde ihres Gemahls, der im Forſte jagte, ganz in der Nähe des Tempels ein lautes Geheul begannen und das Geſpräch unterbrachen. Aergerlich ſtand ſie auf und zog das trunkene Paar mit ſich fort, welches eben ſo wenig für den Sermon der Mutter, als für die bellenden Hunde des Vaters, Ohren zu haben ſchien.

Fünftes Kapitel.

Als Philibert und Blandine, im mütterlichen Geleite, mit der übrigen Geſellſchaft ſich wiederum vereinigten, ſahen beyde ſo verklärt aus, daß wenigſtens zwey Perſonen augenblicklich erriethen, was vorgegangen: Wolff durch Freundſchaft, Ottilie durch Liebe ſcharfſichtig gemacht. Was die Letztere empfand, konnte man nicht Eiferſucht nennen; es war das Gefühl eines Armen, der ſeinem geliebteſten Freunde von einem Reichen Wohlthaten erzeigen ſieht. Er freut ſich darüber, ohne den Reichen zu beneiden. Es wandelt ihn nur eine gewiſſe Wehmuth an, ein edler Schmerz, daß er nicht ſelbſt im Stande war, den Freund zu beglücken. Dieſes ſchöne, ſeltene Gefühl überzog ihr Geſicht mit einem ſo magiſchen Schleier, daß ſie wirklich faſt reizend erſchien; aber Niemand bemerkte es. In Wolffs Blicken hingegen lag eine Art von forſchendem Mißtrauen, welches Frau von Schilff ſehr wohl bemerkte. Sie wurde dadurch beunruhigt und wünſchte vor allen Dingen, den alten Grießgram zu ſtimmen, ehe ſein Zögling mit ihm geſprochen. Das Letztere zu verhüten, war nicht ſchwer, denn Philibert bezeigte nicht die mindeſte Luſt, mit irgend Jemand zu ſprechen, nicht einmal mit Blandinen, die er bloß zu ſehen begehrte.

Die Mutter fand daher bald Gelegenheit, den Lehrer auf die Seite zu ziehen. Hier vertrauete ſie ihm, daß ſie mit großem Erſtaunen eine zärtliche Verbindung zwiſchen Philibert und ihrer Tochter entdeckt habe; daß die jungen Leute ſich ewige Liebe und

Treue geſchworen; daß ſie, wohl wiſſend, wie gefährlich es ſey, den Strom einer jugendlichen Leidenſchaft hemmen zu wollen, ein ſanfteres Mittel verſucht, die Liebenden auf die Zukunft vertröſtet habe. Nach und nach ließ ſie merken, die Verbindung ſey ihr eben nicht zuwider, und fügte ſchlau hinzu, auch für Wolff könne ſie nicht anders als vortheilhaft ſeyn, da man in dieſem Falle ihn ſtets als ein Glied der Familie betrachten und bis an ſeinen Tod ihn pflegen werde. Der Miniſter, meynte ſie, brauche vor der Hand von alle dem nichts zu erfahren, bis es Ernſt mit der Verbindung werde. Allenfalls möge Wolff dann und wann in ſeinen Briefen der Familie von Schilff vortheilhaft erwähnen, um Se. Excellenz vorzubereiten. Sie hoffe übrigens, der Miniſter werde ſich erinnern, daß das Geſchlecht der Schilffe eins der älteſten im Lande und eine Verbindung mit demſelben Ehre-bringend ſey.

Wolff hatte alles dieß ſchweigend angehört und nur bisweilen mit dem Kopfe weder genickt noch geſchüttelt, ſondern bloß eine wiegende Bewegung gemacht, und als am Ende Frau von Schilff in ihn drang, ſeine runde Meynung zu ſagen, da meynte er lächelnd: ſowohl der junge Herr als das Fräulein wären ja noch Kinder, und folglich wenig darauf zu antworten. Dann zog er die Uhr heraus, fand, daß es ſchon ſpät ſey, und beurlaubte ſich unter dem Vorwand, daß zu der morgenden Abreiſe der vier Jünglinge daheim noch ſo manches zu beſorgen ſey. Die Dame biß ſich in die Lippen, rümpfte die Naſe und ſchwieg.

Blaß und ſtumm nahm Philibert von Einem nach dem Andern Abſchied. Frau von Schilff küßte ihn auf die Stirn und ſagte: „Mein Segen begleitet Sie.“ Herr von Schilff ſchüttelte ihm die Hand und empfahl ihm ein Städtchen an der Poſtſtraße, wo gute Bretzeln gebacken würden. Ottilie machte ihm eine ſchwankende Verbeugung und ſagte gar nichts. Blandine reichte ihm die Hand und flüſterte: „Gedenke des Tempels „der Erinnerung.“

Wolff und ſeine übrigen Zöglinge ſaßen bereits im Wagen, als Philibert noch immer ſtand und zweifelhaft um ſich ſchaute, als ob er etwas vergeſſen hätte. Endlich ermannte er ſich, ſprang haſtig in den Wagen und bat den Kutſcher um Gotteswillen, raſch zu fahren. Die Peitſche knallte, die Roſſe trabten, noch ſah der Jüngling Blandinens Schnupftuch flattern — jetzt bogen ſie um die Gartenmauer — verſchwunden war die liebliche Geſtalt! — noch ragte das rothe Dach hervor, unter dem ſie hauſte — bald nur noch die Kirche, in der ſie betete — immer noch blieb des Liebenden ſtarrer Blick dahin geheftet, und als endlich auch die Kirchthurmſpitze hinter einem Hügel ſich barg, da ſchlug er den Mantel um ſein Geſicht und weinte ſtill.

Es ſind des Lebens feyerlichſte Augenblicke, in welchen man einen geliebten Ort verläßt. Die ſchöne Wirklichkeit, deren man oft genoß, ohne dieſen Genuß dankbar zu würdigen, verwandelt ſich ſo plötzlich in einen Traum — das Herz wird auf Einmal ſo eng — die Seele ſo weit — die Welt ſo öde — man ſtaunt die fremden Umgebungen gedankenlos an — man wird betäubt durch das Rütteln des Wagens, man erſchrickt, wenn er hält — und wenn, nach der erſten, in zuckendem Schlummer hingeſtöhnten Nacht, nun die Stunden zum Erſtenmale wiederkehren, in welchen man, nach alter, ſüßer Gewohnheit, ſeine Lieben heimſuchte; wenn man ſich jeden Augenblick erinnert: jetzt thun ſie das; jetzt ſind ſie da oder dort; jetzt reden ſie von dir und vermiſſen dich — o dann ſteigt das Herz hoch in der Bruſt herauf und verſchließt den Athem — man wird ergriffen von dem ängſtlichen Gedanken: es kann nun einmal nicht anders ſeyn! ich *kann* es nicht ändern und *darf* es nicht ändern! mit jeder Minute erweitert ſich der Raum, der mich von den Geliebten trennt. Schon der Baum, an dem ich jetzt vorüberfahre, ſcheint mir ſo *fern* von ihrer Wohnung, und morgen um dieſe Zeit werde ich zurück an dieſen Platz mich wünſchen, weil er ſo *nahe* ihrer Wohnung mich bedünken wird. — Gott! dann mögte man aus dem Wagen ſpringen und im tiefen Sande mit den Poſtpferden um die Wette rennen, um ſich ſelber zu entfliehen! —

Sechſtes Kapitel.

In ſolcher Stimmung kam Philibert nach Hauſe und hatte kein Ohr für die wahre, doch zur Unzeit von väterlicher Angſt ausgepreßte Bemerkung ſeines Lehrers, daß man ſelten oder nie mit denſelben Gefühlen an einen geliebten Ort zurückkehrt, und daß man oft ſich ſchnell tröſten würde, wenn man in einem magiſchen Spiegel die ruhige Geſtalt des nach einigen Jahren Wiederkehrenden erblicken könnte. „So iſt der Menſch," ſagte Wolff: „die Empfindung ſeines Herzens hat keine Dauer, ſie wäre denn im „Einklang mit ſeinen Verhältniſſen. „Denn das wärmſte Gefühl, das der Menſch

„aus einem vernichteten Verhältniß in ein „neues mit hinüber nimmt, erkaltet nach und „nach ohne jene Nahrung; gleichwie der „Stein, der das Licht der Sonne einſchluckt, „im Dunkeln zwar noch eine Weile fortleuchtet, aber, ſtets ſchwächer blinkend, endlich „ſeinen Glanz verliert.“

Es widerfuhr dem ehrlichen Wolff bisweilen, daß er ſeine Zeit übel wählte, um Sentenzen auszuſprechen, oder daß er Erfahrungen mittheilte, für welche nur das reifere Alter Empfänglichkeit beſitzt. Philibert, der glühende Jüngling, hatte jetzt keinen Sinn für ſeine Worte; ihm ſchien die gegenwärtige Empfindung Beſtimmung für ſein ganzes Leben, und Jeden, der daran zu zweifeln wagte, konnte er nur bemitleiden. Zum Glück bemerkte Wolff noch zeitig den Mißgriff, der ihm entſchlüpft war, und eilte, ihn zu verbeſſern.

Er hatte für den letzten Abend ein kleines ländliches Feſt veranſtaltet. Fröhliche

Bauern tanzten auf dem grünen Schloßhofe und wurden bewirthet. Ihre lärmende Freude, unterbrochen von herzigen Klagen und Wünſchen bey der Abreiſe der jungen Herrſchaft, gewährte allerdings dem liebeſiechen Jüngling eine lindernde Zerſtreuung. Wolff rief auch noch den Freudengeber Bacchus zu Hülfe, die Tafel wurde mit Wein beſetzt, ein für ſeine Zöglinge ungewohntes Getränk, deſſen Wirkung ſich bald durch verſcheuchten Trübſinn, nach und nach durch jugendliche Munterkeit und endlich, bey der letzten Flaſche, durch empfindſame Schwärmerey äußerte. Ludwig verſtand recht artig auf der Guitarre zu klimpern; Otto hatte ein Freundſchaftslied gedichtet; es wurde geſungen, und wenn es gleich nur aus alltäglichen poetiſchen Redensarten zuſammengeleimt war, ſo ergriff es doch in dieſem Augenblicke die Jünglinge ſo heftig, daß ſie alle vier plötzlich aufſprangen, einander über den Tiſch die Hände reichten und ſich ſchluchzend ewige Freundſchaft ſchwuren.

„Verflucht ſey, wer dieſen Schwur je„mals bricht!“ rief Ludwig und die Thränen rollten ihm heiß über die Wangen.

„Verflucht!“ wiederholte Otto. „Ver„achtet!“ ſagte Paul.

„Was bedarf es der Schwüre!“ entgegnete Philibert; „es iſt ja doch unmög„lich; unſere Herzen ſind feſt verſchlun„gen, wir verlaſſen einander nie!“ — „Nie! nie!“ hallte es wieder aus Einem Munde.

„Kein Verhältniß kann uns trennen.“ — „Keines! keines!“ riefen Alle, und verließen ihre Plätze, und drückten einander in die Arme und weinten vor Entzücken.

O ſüße Täuſchung! — ſo dachte Wolff, der nicht ungerührt dieſer Scene beywohnte. O ihr ſchönen Jugendtage! wo man ſo gern an alles Gute glaubt und alles Gute für ewig hält; wo man ſich voll Vertrauen hingiebt und die Bruſt zerreißen mögte, um das Herz nur ganz zu entblößen; wo man die Blume, die heute blüht, durchaus zu einem Baume erziehen will, der ſpät noch Schatten geben ſoll; und wo die Phantaſie das Bäumchen, das der Wind zur Erde beugt, in eine ſtolze Linde verwandelt, die jedem Sturme trotzen wird. O glückliche Jugend! du gleichſt dem ſanften Bache, der, fröhlich murmelnd, jede Uferblume wäſſert, bis er das Meer erreicht, das ihn verſchlingt und mit ſeinem Salze ihn ſchwängert. So wenig als der Strom je wieder in die verlaſſenen Ufer zurückzuziehen vermag, ſo wenig das reine Jugendgefühl in den Buſen des welterfahrnen Mannes.

Dieſe trüben Gedanken verſchloß der Alte weislich in ſeiner Bruſt, um die ſchöne, ſchwärmeriſche Freude der Jünglinge nicht zu ſtören; er gab vielmehr dem Ausbruch derſelben gerührten Beyfall, ermahnte ſie, dieſer feyerlichen Stunde oft zu gedenken, und erbot ſich zum Bewahrer ihrer gegenſeitigen Gelübde. „Keinen,“ ſagte er, „will ich je davon entbinden. Bald vielleicht nehme ich ſie mit ins Grab; und „wenn ihr einſt als Männer über meinem „Grabe euch, wie heute, die Hände zu reichen vermögt, dann werd' ich mit himmliſcher Wonne auf meine Zöglinge herabblicken.“

Alle ſchluchzten — Alle reichten ihre Hände mit einer ſolchen Innigkeit dem geliebten Lehrer — es war wahrhaftig ihr ganzer Ernſt! Dieſe Gefühle — daß ſie jemals abſterben könnten, ſchien ihnen ſo unmöglich, als das Verlöſchen der Sonne.

Siebentes Kapitel.

So zogen ſie nach Göttingen, zum Erſtenmal ſich ſelbſt überlaſſen; denn ihren guten Wolff feſſelte eine bedenkliche Krankheit; die Vorboten der Bruſtwaſſerſucht hatten ſich eingeſtellt; er verbarg die Gewißheit ſeines nahen Todes, beſonders vor Philibert, wohl vorausſehend, daß der Jüngling nicht von ihm weichen würde, wenn er die Gefahr ahnete. In Philiberts Jahren hält man nur die für krank, die in ihren Betten ſtöhnen, und meynt: ſo lange Einer noch herumgehen, eſſen, trinken, oft wohl bisweilen lachen könne, ſo lange ſey keine Gefahr vorhanden. Darum fühlte er zwar den Schmerz der erſten Trennung von ſeinem Lehrer tief, allein er tröſtete ſich mit der Hoffnung, vielleicht ſchon in den nächſten Ferien ihn wieder zu ſehen, und dann, laut deſſen Zuſage, ihn mit nach Göttingen zu führen. Bis dahin ſollte ein täglicher Briefwechſel die Abweſenheit erträglich machen.

Kaum zwanzig Meilen war Göttingen von Salmbach entfernt, und dennoch erlebten die Jünglinge bey ihrem erſten Ausflug einige Abentheuer. Dem Otto Schlangenbring wurde in einem Wirthshauſe Uhr und Börſe geſtohlen; gleich erſetzten die Uebrigen den Verluſt. Sein Bruder verſtauchte den Fuß, den er, um ihn zu ſchonen, auf den Rückſitz legen mußte, wodurch ein Platz im Wagen verloren ging. Alle wollten zu Fuße gehen und ſtritten lange über den Vorzug, ehe ſie den einfachen Ausweg fanden, neben dem Wagen herzutraben. Ludwig fiel in einen Strom, der zum Glück nicht tief war, doch ohne das zu wiſſen,

ſeranſprangen alle drey hinein, um den Freund zu retten.

Philibert äußerte an einer Wirthstafel Begriffe vom Soldatenſtande, die einem jungen Officier mißfielen; er bekam Händel und Jeder wollte ſich ſchlagen. Kurz, es war nur Eine Seele, welche vier Körper belebte, die Seele der Freundſchaft. So kamen ſie nach Göttingen, wo ihr Cirkel ſich bald vergrößerte. Es fanden ſich, wie gewöhnlich, die Landsleute zuſammen. Da war ein Theodor Lenz, ein braver Junge, zum Grübeln geneigt; ein Caſimir von Weichbild, der nie zufriedener war, als wenn Andere ihm ſagten, was er thun oder empfinden ſollte; da war ein Eduard Flau, deſſen fröhlicher Leichtſinn überall nach Lebensgenuß haſchte; ein Woldemar Hagebuſch, der in Empfindſamkeit ſchwamm, und, ſtatt der alten, kräftigen Studentenlieder, neue, zarte Geſänge dichtete.

Alle dieſe wurden in den Freundſchaftsbund aufgenommen. Die acht Jünglinge ſtifteten einen Orden und nannten ſich die Unzertrennlichen. Ihr Sinnbild war: acht junge Bäume auf einem Felſen im Meere, mit der Umſchrift: Trotz den Stürmen! — Alle ſtanden für Einen Mann, Alle hatten nur Eine Kaſſe und es mogte Keiner etwas lernen oder genießen, das er nicht mit ſieben Andern theilte.

„Ich bin ſehr glücklich!" ſchrieb Philibert an ſeinen Lehrer; „denn ich wurde von „Menſchen unter Menſchen geboren. Oft „haben Sie mir wohl geſagt, es ſey ſchwer, „auch nur Einen zuverläßigen Freund zu „finden, der in jeder Lage des Lebens treu „aushalte bis ans Ende. Ich bedaure Sie, „wenn Erfahrung aus Ihnen ſprach. Gott „ſey Dank! ich habe ſieben Freunde, alle „ſieben bereit, ihr Leben für mich zu laſſen, „ſo wie ich das meinige für einen Jeden „unter ihnen. Unſere Herzen, unſere Gei-

„ſter ſind ſo innig in einander verſchmol-
„zen, daß keine irdiſche Gewalt ſie tren-
„nen kann. Wir Alle blicken in die heiter-
„ſte Zukunft, wie ſchon als Männer unſere
„Familien zu Einer ſich bilden; wie ſchon
„als Greiſe unſere Enkel den ſüßen Freund-
„ſchaftsbund erneuern. Wir ſtehen, acht
„Bäumchen auf dem Felſen, und decken
„einander vor allen Stürmen. Wir wach-
„ſen freudig empor und ſchlingen unſere
„Wurzeln, unſere Zweige in einander.“

„Glück zu!“ erwiederte Wolff; „mögte es nur immer ſo bleiben. Aber Ihr Sinnbild gefällt mir nicht; Ihr Fels hat zu wenig Raum und Erde; Ihre Bäumchen werden einander die Sonnenſtrahlen wegfangen, die Wurzeln ſich drängen und verdrängen. Doch, Sie werden jetzt nur lächeln über den ſtumpf gewordenen Graukopf, und, bey'm Lichte beſehen, warum ſollt' ich in der ſüßen Täuſchung Sie ſtören? — So gern ich jeden, für Ihren Lebensbach beſtimmten, bittern Tropfen mit meinen eigenen Lippen auffangen mögte; ſo giebt es doch nun einmal Erfahrungen in der Welt, die man durchaus ſelbſt machen muß, die man nie einem Andern glaubt. Gebe der Himmel, mein guter Philibert, daß Sie ſo ſelten und ſo ſpät als möglich durch das eiskalte Wort: Verhältniß, aus ſchönen Träumen geweckt werden mögen.“

„Ganz Unrecht haben Sie freylich „nicht,“ ſchrieb Philibert einige Monate ſpäter; „auch ich habe bereits eine traurige „Erfahrung gemacht. Doch ſie iſt die Einzige und gewiß die letzte. Wir zählten einen wackern Jüngling zu den Unzertrennlichen. Er heißt Theodor Lenz. Wir „Alle wurden von ihm geliebt, wie er von „uns, und noch jetzt wiſſen wir, daß nur „ſein verdrehter Kopf uns ſein gerades Herz „entriſſen hat. Er hörte Kants Philoſophie, „die das mit unſerer Religion gemein zu „haben ſcheint, daß ſie keinen andern Glau-

„den neben ſich duldet. Er fing an, in „dunkeln Worten uns Meynungen aufzudringen, die wir nicht verſtanden, die er „vielleicht ſelbſt nicht verſtand. Doch wer „dieß offen bekannte, den bemitleidete er; „den Widerſprechenden verachtete er; und wer „etwa gar mit überlegener Geiſteskraft in „die Enge ihn trieb, ach! den haßte er von „ganzem Herzen! Der ſanfte Eduard konnte wüthen, konnte bis zum Schimpfen ſich „vergeſſen, wenn einer ſeiner geprüften „Freunde auf einer andern Meynung beharrte. Ach! er iſt ein Philoſoph geworden!“

„Ich habe mir erzählen laſſen, daß „zwey der berühmteſten unſerer heutigen „Philoſophen es eben ſo machen und höchſtens nur die Unwiſſenheit, aber keine „andere Weisheit, als die ihrige, dulden. Darum ſcheint es leider wohl, daß „die Meynung, wie der Glaube, „im Schooß der Intoleranz geboren wird.

„Darum zürnen wir auch nicht auf den armen Theodor, allein wir ſind gezwungen worden, ſeiner Freundſchaft zu entſagen. Die böſe Fichten-Raupe hat Eins der acht Bäumchen ſeines natürlichen Schmucks beraubt, die übrigen trauern. — Wir haben ein neues Sinnbild gewählt, das Siebengeſtirn mit der Umſchrift: Ewig! denn wir Nachgebliebenen fühlen innig, daß die Kraft der Freundſchaft uns ewig beyſammen halten wird, wie die anziehende Kraft jenes liebliche Geſtirn.“

Wolff lächelte und antwortete dießmal nichts. Ach! nur zu bald wurden die Unzertrennlichen genöthigt, ihr Sinnbild noch einmal zu verändern. Woldemar Hagebuſch hatte wirklich Anlage zur Dichtkunſt und im erſten Jahre ſeiner akademiſchen Laufbahn ſie ſchon ziemlich ausgebildet. Die Lieder, welche er für das Siebengeſtirn dichtete, waren natürlich und gefühlvoll, gingen zum Herzen, erfreuten ſeine

Brüder und auch Andere liebten ihn um dieſer ſchönen Gabe willen. Ach! da gerieth er in eine Schule der hohen poetiſchen Dunkelheit und Myſtik; wo man im Finſtern mit Schellen klingelt und den Leuten weiß macht, ſie hörten die große Erfurter Glocke tönen; wo man die Dichtkunſt zu einer elenden Künſteley herabwürdigt, die allenfalls ein Jeder *lernen* kann, und wo man dieſem ſchönen *Lichte* unſers Lebens alle *Wärme* raubt. Es iſt bekannt, welche Abgeſchmacktheiten aus jener Schule hervorgegangen ſind; (*Alarcos*, *Lacrymas* u. ſ. w.) ſie haben viele Jünger gelockt, weil es leicht iſt, auf ihren Stelzen durch den Nebel zu ſchreiten, und weil man, um ſolch' eine Art von Dichter zu werden, nicht eines Funkens von Genie bedarf. Sie hat aber auch viele gute Köpfe in ihren Strudel gezogen, die nur recht bald, recht ſchnell vom Publikum bemerkt zu werden wünſchten, und durch die große Leichtigkeit, auf dieſe Weiſe zu ſchimmern, geblendet wurden; denn man hält die ſchreyende Parthey gewöhnlich für die herrſchende.

So war denn nun auch Woldemar Hagebuſch aus einem mittelmäßigen Dichter ein hoher Unſinnkrämer geworden, machte Sonnette an die Jungfrau Maria, verehrte Jakob Böhm und trieb es, mit Einem Worte, wie ſeine Meiſter. Das that den Freunden weh; dennoch hätten ſie darum ihn nicht minder geliebt, denn ſie lehrten und übten den Grundſatz: Freundes Schwächen muß man liebreich tragen. Aber es geht der heutigen Dichtkunſt, wie der heutigen Philoſophie; ſie hat alle Feſſeln zerbrochen, nur nicht die der Intoleranz. Wer keinen Geſchmack für ihre Werke, keinen Sinn für ihre Redensarten hat, der iſt ein gemeiner Menſch, den ſie tief verachtet.

Lange verſuchte Hagebuſch vergebens, das Siebengeſtirn zu ſich heraufzuziehen; da es ihm aber nicht gelang und er auch nicht vermochte, aus dem neunten Himmel zu ihm herabzuſteigen; da man ihn ſogar bisweilen mit gutmüthigem Spott abfertigte; ſo wurde die ſonſt ſo klare Quelle ſeines Gefühls vom Sumpfe der beleidigten Eitelkeit verſchlungen; er wandte ſich mit kaltem Mitleid von den Freunden und bewies noch Einmal die Trennbarkeit der Unzertrennlichen.

Achtes Kapitel.

Das Siebengeſtirn verwandelte ſich nunmehr in ein einfaches Sechseck, in deſſen Mitte ein Auge wachte. „Dieſes Auge,“ ſchrieb Philibert an Wolff, „iſt der Genius der Freundſchaft. Er wird wachen, daß keine Seite von unſerm heiligen Sechseck jemals losgeriſſen werde. Eine jede iſt der andern völlig gleich, und alle umfaſſen den Raum, den ſein Auge beleuchtet und behütet. Jetzt erſt ſind wir wahrhaft unzertrennlich!“

So dachten und fühlten Alle, die den Bund geſchloſſen hatten; ſo glaubten ſie wenigſtens zu denken und zu fühlen. Vor Allen Philibert, der, dem Orden am treueſten ergeben, aus ihm die reinſten Freuden ſog, und dem es nie in den Sinn kam, daß wohl Mancher nur, um dem Sohne des Miniſters zu höfeln, ſich an ihn ſchlieſſen könnte. Auch war in der That keiner der fünf Uebrigen eines ſolchen unedeln Beweggrundes ſich bewußt. Freylich behagte es ihnen, des Freundes Ueberfluß fröhlich verzehren zu helfen und in jeder Noth deſſen Beutel offen zu finden; aber ſie nahmen das mit jugendlicher Leichtigkeit hin, gaben ſo wenig Dank dafür, als Philibert ihn foderte, und hielten ſich um ſo minder zum Dank verpflichtet, als ſie das Bewußtſeyn zu nähren vermeynten, daß ſie, im umgekehrten Verhältniſſe, ihm, mit gleicher Anſpruchloſigkeit, gleiche Rechte einräumen würden.

Beſonders hing Ludwig immer feſter an Philibert, denn ihm war gelungen, dem reichen Freunde gewiſſermaßen zu vergelten. So lange ſeines Vaters Briefe ihn oft erinnerten, er müſſe im Freunde den

Wohlthäter verehren, ſo lange bekämpfte er vergebens eine gewiſſe Scheu, die in ſeinen Umgang mit Philibert ſich eingeſchlichen hatte. Aber eines Tages hörte er auf einem Kaffeehauſe ungebührlich von ihm reden. Der Sprecher war ein reiches Mutterſöhnchen, das eine Subſcription zu einem Luftballon eröffnet und vergebens den Sohn des Miniſters um eine Beyſteuer erſucht hatte. Darüber machte nun der junge Herr ſich luſtig und nannte ihn ſogar einen Filz. Ludwig, ſeiner nicht mächtig, ſchlug den Scheltenden mit der Fauſt ins Geſicht. Man rannte nach Degen, man eilte in ein nahes Gebüſch; der Urheber des Zwiſtes war dem Vertheidiger des Freundes in der Fechtkunſt überlegen; Ludwig empfing einen Stich in die Bruſt und wurde für todt, nach Hauſe getragen.

Philibert, in Verzweiflung beym Anblick ſeines blutenden Freundes, verließ weder bey Tage noch bey Nacht ſein Bett, bis er ihn außer Gefahr ſah, und dann erſt forſchte er nach der Urſach eines Streites, der ſeinem Ludwig beynahe das Leben gekoſtet hatte. Allein der Geneſende ſchwieg. „Du ſollſt ſie nie von mir erfahren,“ ſagte er, „und wenn ein Plauderer dich jemals „davon unterrichtet, ſo gieb mir dein Eh„renwort, daß du nie mit mir davon ſpre„chen werdeſt.“ Philibert gelobte es ihm, ſo ſchmerzlich auch des Freundes Zurückhaltung ihn bewegte. Er hat vielleicht eine Unbeſonnenheit begangen, dachte er bey ſich ſelbſt, vielleicht einen dummen, aber doch gewiß keinen ſchlechten Streich gemacht, warum verhehlt er es mir? Warum hat falſche Schaam mehr Gewalt über ihn, als Freundſchaft? — Er blieb nicht lange in ſeinem Irrthum; denn geſchäftige Zwiſchenträger hätten gern auch ihn in Händel verwickelt. Er erfuhr Alles, ſtand tief gerührt, konnte eine Weile nicht reden und große Tropfen rollten ihm über die Wangen.

Dann rannte er heim zu dem geliebten Verwundeten, der noch immer das Bett hütete, warf ſich weinend über ihn und drückte ihn ſo ungeſtüm an ſein Herz, daß er die kaum verharrſchte Wunde faſt wieder aufgeriſſen hätte.

Ludwig errieth, was vorgegangen war, ſtieß ihn ſanft zurück und ſagte weiter nichts, als: „Ich habe dein Ehrenwort." — „Nun „ja, das haſt du," ſchluchzte Philibert, „und ich will ſchweigen, weil du grauſam „genug biſt, darauf zu beharren; aber —" (hier hob er die Augen funkelnd, die rechte Hand ausgeſtreckt, zum Himmel empor) — „wenn ich dieſe Wunde dir jemals vergeſſe, „ſo möge mein Herz aus tauſend Wunden „bluten!"

Seit dieſem Augenblicke ſchien das Band der edelſten Freundſchaft zwiſchen beyden Jünglingen unauflöslich geknüpft, denn alle Ungleichheit war verſchwunden. Wenn Philibert des Zufalls Geſchenke mit Ludwig theilte, ſo hatte dieſer ſie mit ſeinem Blute erkauft und wurde nicht mehr von dem Gefühl gedrückt, immer nur zu empfangen, nie zu geben; ein Gefühl, welches im zarten Herzen die Unbefangenheit ſtets erſticken wird.

Die Freundſchaft nicht allein verſchönerte Philiberts Tage, auch die Liebe überſchüttete ſie mit Roſen und Vergißmeinnicht. Ein Briefwechſel mit Blandinen wurde ſchon im Tempel der Erinnerung verabredet und ohne die mindeſte Unterbrechung drey Jahre lang fortgeſetzt. Am Dienſtag in jeder Woche ſchrieb Philibert; am Freytag in jeder Woche erhielt er eine Antwort. Für ihn war es ausgemacht, daß die Benennung Freytag von der Göttin der Liebe, Freya, herrühre, denn ihm offenbarte ſie ſich ſtets an dieſem Tage. Oft ging oder ritt er Stundenweit der Poſt entgegen, ob er gleich ſeinen Brief dadurch um keine Minute früher bekam. Aber es gewährte ihm ein wunderbares Vergnügen, hinter dem Poſtwagen herzuſchreiten und gleichſam ſeinen Schatz zu eſkortiren.

Was er Blandinen ſchrieb? — Alles, was er dachte, fühlte und ſogar was er lernte. Denn wenn eine Lehrſtunde ihn beſonders intereſſirte, ſo mußte ſicher Blandine den Inhalt erfahren, und hätte er auch die Mathematik betroffen. Daß ſeine Briefe auf dieſe Weiſe zu Paketen anwuchſen, iſt begreiflich. Blandine hingegen ſchrieb immer nur ein Blättchen voll, und oft war ſogar das vollgeſchriebene Blättchen ganz leer; aber das bemerkte der liebende Jüngling nicht; in ihre Worte legte er Gedanken, und war ſie mit dem Gefühl ſparſam geweſen, ſo half Er mit ſeinem Ueberfluß aus. Er machte es mit den Briefen, wie man es mit den Menſchen zu machen pflegt, für die man eingenommen iſt, er lieh ihnen alle Vorzüge, die er zu finden wünſchte.

Längſt wäre er ſelbſt einmal nach Salmbach und Gründorf geflogen, hätte nicht Wolff, unter der Hand, einen Brief des Miniſters ausgewirkt, der ihm, unter dem Vorwand, ſeine Studien nicht zu unterbrechen, ausdrücklich verbot, die Univerſität zu verlaſſen. Zwar hätte es nur eines Winkes von Blandinen oder von ſeinem alten Lehrer bedurft, ſo würde er das harte Verbot unbedenklich übertreten haben; allein Frau von Schilff hielt dieſen Wink für überflüßig, ſo lange ſeine Briefe glühten, und Wolff hütete ſich aus guten Gründen dafür. Des Zöglings hingeworfene Wünſche wollte er nicht verſtehen, und wenn ſie allzu deutlich ausbrachen, ſo ſchrieb er trocken: „Was man dem Vater verheimlichen muß, iſt ſchlecht.“ — Den Gedanken, ſeinen treuen Lehrer nach Göttingen abzuholen, hatte er ohnehin längſt aufgeben müſſen, denn Wolffs Geſundheit wurde immer ſchwankender.

In dieſer Lage näherte ſich das Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn. Noch ſchöner, als die heitere Gegenwart, lächelte ihm die Zukunft. Jetzt hatte er Freunde, von denen er ſich trennen mußte, die aber künftig im Vaterlande ſich mit ihm vereinigen und wenigſtens bis zum Grabe mit ihm wandeln ſollten. Jetzt hatte er eine Geliebte, die er — da ſein Vater ihn auf Reiſen zu gehen beſtimmte — ſo bald nicht wieder zu ſehen hoffen durfte, die aber künftig, als ſein treues Weib, wenigſtens bis zum Grabe, ihn geleiten ſollte. Dieſe erquickenden Vorſtellungen erleichterten ihm das Scheiden von dem Sechseck. Caſimir von Weichbild zog heim, um ſeine väterlichen Güter anzutreten, die glücklicherweiſe von Salmbach nur wenige Meilen entfernt lagen. Eduard Flau ging in die Reſidenz, um ſeine Fröhlichkeit im Aktenſtaube zu begraben. Otto von Schlangenbring eilte eben dahin, um als Kammerjunker in die Hofs-Schranken zu treten; und ſein Bruder Paul folgte ihm, um ſich dem Forſtweſen zu widmen.

Ludwig hatte ſehr zeitig dem Studieren ganz entſagt und ſein Talent für die Tonkunſt angebaut. Er konnte jetzt ſchon für einen Virtuoſen gelten und ſpielte nebenher die Guitarre mit großer Lieblichkeit. Jedermann rieth ihm, eine Reiſe nach Italien zu machen, um ſich noch mehr zu vervollkommnen, oder auch nur, um im Vaterlande zu gelten. Sein Beutel allein widerſprach dem guten Rathe; doch dieſen Widerſpruch wußte Philibert zu heben, und er reiſte fröhlich ab.

Gern hätte ſein Jugendfreund ihn nach Welſchland begleitet, doch der ſtreng väterliche Befehl des Miniſters ſandte ihn nach Paris, als die einzige Bildungsſchule; und Philibert gehorchte.

Neuntes Kapitel.

Zwey Jahre waren ihm beſtimmt, um ſeine reinen Ideale in dem weſtlichen Babylon unter allen Gräueln des ſchmutzigſten Egoismus herum zu tragen. Er betrachtete dieſe Zeit faſt als verloren oder ſeinem Glücke geraubt; denn was konnte — außer einigen Kenntniſſen und Befriedigung der Neubegier — Paris ihm geben, was er nicht ſchon beſaß? — Menſchenkenntniß freylich war hier zu erwerben; allein gerade dieſen Schatz ſuchte er nicht, weil er ihn ſchon zu verwahren glaubte; oder er brauchte ihn nicht, weil die einzigen Menſchen, auf die er ſein ganzes künftiges Glück gebauet hatte, ihm ſchon hinreichend bekannt waren.

Der Briefwechſel mit Blandinen ging ſeinen alten Gang; der mit dem Sechseck wurde angeknüpft, doch ſehr häufig unterbrochen, wenn gleich nie von Philiberts Seite. Der Kammerjunker ſchwieg ein halbes Jahr lang, weil er ſeinen gnädigſten Fürſten auf einer Reiſe hatte begleiten müſſen. Der Waidmann ſchwieg mehrere Monate, weil er mit Ausmeſſung eines Forſtes beſchäftigt war. Der luſtige Advokat ſchwieg eine ſächſiſche Friſt hindurch, weil er über ſeinen Akten des Teufels werden wollte. Der empfindſame Weichbild ſchwieg faſt immer, weil er auf Freyersfüßen ging. Nur Ludwig ſchrieb; aber unter zehen Briefen, die er geſchrieben haben wollte, kam höchſtens Einer an, welches er denn auf Rechnung der italieniſchen Straßenräuber ſchrieb, die bald hier, bald dort ein Felleiſen geplündert hatten.

Dem guten Philibert kam nie in den Sinn, daß irgend eine Seite des Sechsecks nur einen Vorwand ſuche, um ſich dem Auge des Genius in deſſen Mitte zu entziehen; er bedauerte ſeine Freunde herzlich, daß ihre Lage ſie ſo oft des ſüßen Vergnügens beraube, an ihn, den Unzertrennlichen, zu ſchreiben; er tröſtete ſich mit der Zukunft und ſchrieb immer drauf los.

Schon war die Prüfungszeit beynahe verfloſſen, als ihn das erſte große Unglück traf: ſein redlicher Wolff ſtarb. Blandine meldete es ihm zuerſt mit einigen bedauernden Redensarten. Er trauerte innig um den unerſetzlichen Verluſt. „Was würde jetzt „aus mir werden!“ rief er, die Hände ringend, „wenn ich nicht eine ſolche Geliebte „und fünf ſolche Freunde beſäße; wenn ich „nicht der ewigen Dauer dieſer Liebe, dieſer „Freundſchaft gewiß wäre!“ — Mit großer Wehmuth empfing er ein Schreiben, welches der ſterbende Lehrer an ihn zurückgelaſſen hatte. Es lautete, wie folgt:

„Mein theurer Philibert! Am Rande des Grabes halte ich es für meine letzte Pflicht, Ihnen eine Warnung zuzurufen, die ich vielleicht ſchon früher in das Herz des Jünglings hätte prägen ſollen, wenn es nicht ſo ſchmerzlich wäre, die reinen Jugendgefühle mit dem Wermuth der Erfahrung zu miſchen. Aber nun ſind Sie ein Mann geworden, ſind in die Welt getreten mit einer Offenheit, vor der ich zittere; mit einem Glauben an die Menſchen, vor dem ich bebe; mit einer Zuverſicht auf Tugend, Liebe und Freundſchaft, die ich, ſo ſchön ſie iſt, Ihnen entreißen muß, wie ich eine bunte Schlange aus Ihren Händen reißen würde. Ja, Philibert, Sie ſtehen jetzt mitten in einem Maſkeradenſaale und Keiner von denen, die Sie umgeben, iſt, was er ſcheint. Ein Jeder hat ſich verkleidet und trägt eine Larve vor dem Geſicht. Hier bietet eine allerliebſte Gärtnerin Ihnen ein Körbchen mit reizenden, aber vergifteten

Früchten dar; dort ſchreibt Ihnen neckend eine Fledermaus Ihren Nahmen in die Hand und verſchwindet, wenn Sie ihr folgen. Hier entdecken Sie im Mönchsgewand einen Juden, dort im Götz von Berlichingen einen Spieler, oder im Diogenes einen Wollüſtling. So ſind die Menſchen, wenn ſie im Publikum ſich präſentiren wollen, das Schlimmſte geben ſie für gut, das Beſte für beſſer. Keiner iſt heute ganz, was er geſtern war, Keiner wird morgen ganz das ſeyn, was er heute geweſen iſt. Die Vernunſt hat keine Herrſchaft über ihn; das Herz gängelt ihn bisweilen, doch nur ſo lange, als der Eigennutz die Zügel ſchlaff hält. Ja, der Eigennutz allein, er gebe ſich welchen Nahmen er wolle, iſt der Deſpot dieſes verworfenen Geſchlechts. Liebe ſelbſt und Freundſchaft ſind bloß auf Eigennutz gegründet, wenn gleich im beſſern Menſchen auf eine edlere Gattung deſſelben. Wohl dem, dem Liebe und Freundſchaft ein eigennützigers Bedürfniß geworden! wohl ihm, wenn er Menſchen von gleichem Eigennutz beſeelt findet! Solche werden ſich treu ergeben bleiben, das Leben einander verſchönern und erheitern, ſo lange ihre gegenſeitige Liebe Bedingung ihrer Glückſeligkeit iſt, mit andern Worten: ſo lange ihre Verhältniſſe in einander greifen und ſie, zu Aufrechthaltung derſelben, Einer des Andern bedürfen. Doch wehe, wenn irgend ein Zufall dieſe Verhältniſſe trennt; wenn irgend ein fremder Vortheil mit dieſer Liebe in Kampf tritt; wenn irgend eine oft unbedeutende Begebenheit die bisherige Lage verſchiebt; vielleicht gar nur ein elendes Urtheil des Publikums um offene Ohren ſchwirrt; alſobald trennen ſich die feſt verkütteten Fugen; Entfernung macht die Liebenden gegen einander fremd, oder Gewohnheit lau, oder ein winkender Vortheil verlegen, oder ein Vorurtheil kalt; oder der Eine ſchwimmt mit einem Strome immer weiter und wei ter und ſchämt ſich, einen Blick nach dem zurückzuwerfen, der vergebens am Ufer die Arme nach ihm ausbreitet."

„Wer mag alle die Fälle nennen, die ein altes heiliges Bündniß oft zerreißen, als wären es dünne Fäden! Genug, jedes neue Verhältniß ſchadet gewöhnlich dem ältern, und wird, wenn das Schickſal es nicht ausgezeichnet begünſtigt, wiederum von einem andern verdrängt werden. Zwar bin ich weit entfernt, Ihnen den abſcheulichen Grundſatz zu predigen: Gehe mit deinem vertrauteſten Freunde ſo um, als ob er einſt dein Feind werden könnte; doch verändern Sie den Nachſatz in die Worte: als ob er einſt aufhören könnte, dein Freund zu ſeyn, ſo haben Sie das traurige Reſultat der Erfahrungen jedes Menſchenbeobachters."

„Es giebt wahrlich nur einige wenige, privilegirte Seelen, die unter allen Verhältniſſen, oder vielmehr auch dann, wenn ſie in keinem Verhältniß mehr mit dem Freunde ſtehen, ihm unerſchüttert ergeben bleiben, und ſelbſt Solche können dieß edle, für die Menſchheit faſt zu erhabene Gefühl nur für wenige hegen. Für die ganze übrige Welt treten ſie zurück unter den gewöhnlichen Menſchentroß. Wenn alſo auch das Glück Sie einem ſo ſeltenen Menſchen in die Arme führte, was verbürgt Ihnen, daß Sie gerade zu der Zahl der Wenigen gehören, die jenes erhabene Gefühl in ihm zu nähren vermögen?“

„Ach! darum muß ich Ihnen zurufen: Trauen Sie keinem Freunde bloß um der Freundſchaft willen! Kein Menſch macht ſich eine Definition von der Freundſchaft, um ſie ächt und unzerſtörbar in ſeinen Buſen niederzulegen. Jeder wählt ſeine Freunde, wie der Zufall ihn leitet. Ein angenehmer, lehrreicher Umgang, das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, Gleichheit der Beſchäftigungen oder Vergnügungen, das ſind gewöhnlich die Quellen, aus welchen auch die edelſten Freundſchaften entſpringen. Man verſtopfe ſie und der Bach verſiegt.“

„Mein geliebter Philibert! ich ſpreche aus Erfahrung. Einſt hatte ich viele Freunde, ſie leben noch Alle; jetzt hab' ich keinen mehr. Sie mögten glauben, ich hätte ſie meiner Freundſchaft unwürdig erkannt? mich ſelbſt zurückgezogen? mich freywillig von ihnen getrennt? Keinesweges. Ich ſchätze ſie Alle noch und bin gewiß, daß auch ich von ihnen geſchätzt werde; allein unſere ehemaligen Verhältniſſe haben ſich aufgelöſt; Andere ſind dazwiſchen getreten, ſpätere, die mit den früheren unvereinbar ſchienen, und ſo iſt die Freundſchaft nach und nach zu einer bloß angenehmen, oft wehmüthigen Erinnerung geworden. Wir hören und wiſſen nichts von einander, wünſchen wohl bisweilen, es mögte anders ſeyn, freuen oder betrüben uns auch wohl, wenn wir zufällig vernehmen, daß Einem von uns ein Glück oder Unglück widerfahren iſt; allein das iſt auch alles. Das ehemalige Verlangen, die Sehnſucht, das Bedürfniß ſind verſchwunden; wir leben zufrieden ohne einander, und ſelbſt wenn uns das Schickſal auf einige Tage wieder zuſammen führt, ſo finden wir den alten Ton kaum wieder. Es war nicht die Gegenwart, ſondern die Vergangenheit, die uns vergnügte, und weil wir die Jahre der Vergangenheit in wenigen Stunden wieder durchlaufen konnten, ſo war auch dieſes Vergnügen bald erſchöpft. Beſchämt geſtehe ich es: wir ermüdeten im erneuerten Umgang, ſo vieles Glück wir uns auch davon geträumt hatten; wir trennten uns gern wieder, denn Jeder hatte jetzt andere Wünſche und Gegenſtände, die ihn feſſelten und für die er bey dem alten Freunde bloß darum offene Ohren fand, damit er durch gleiche Gefälligkeit bezahlen mögte: denn überhaupt erhalten ſehr viele Freundſchaften ſich bloß durch ein wechſelſeitiges, gefälliges Zuhören, weil faſt Jedermann von nichts lieber ſpricht, als von ſich ſelbſt.“

„Darum, mein guter Philibert, zählen Sie nie länger auf den Freund, als Ihnen möglich iſt, Ihr Verhältniß mit ihm zu erhalten; und weil das für die Dauer Ihres Lebens unmöglich iſt, ſo entſagen Sie ganz dem ſchönen Glauben an eine ewige Verbindung, für welche das Geſchöpf eines Tages, der Menſch, nicht geſchaffen wurde. Ihre acht Bäumchen fanden nicht Raum auf dem Felſen; Ihr Siebengeſtirn wurde von einer Wolke bedeckt; Ihr Sechseck wird ſich trennen, und wohl Ihnen, wenn es nicht zerſchnitten wird.“

„Aber — höre ich Sie wehmüthig ausrufen — warum raubſt du mir einen Schatz, beſäße ich ihn auch nur in der Einbildung, und giebſt mir nichts dafür? Warum vernichteſt du, gleich dem Freygeiſt, den tröſtenden Glauben des frommen Chriſten?

Warum ſtößeſt du Sterbender mich in eine öde Welt ohne Freundſchaft? und läſſeſt mir keinen Stab zurück, an dem ich durch die Wüſte wandeln könnte?"

„Doch, mein theurer Zögling! Sie haben und behalten einen Freund; er wird Sie nie verlaſſen, wenn Sie ſelbſt ihn nicht von ſich ſtoßen; er wird Sie nie täuſchen, wenn Sie ihn nur erſt kennen. Dieſer Freund ſind Sie ſelbſt. Wer ſtets die eigenen Kräfte übt, mit ſich ſelbſt einig iſt und weiß, warum er es ſeyn darf; wer ſich ſelbſt vertraut und achtet, der hat den treuſten Freund gefunden, der ihm in jede Einſamkeit, auch in den Kerker, folgt. Dieſen erhalten Sie ſich, denn Sie erhalten ſich zugleich die Tugend. So lange Sie dieſen Umgang nicht ſcheuen, ſo lange ſteht es wohl mit Ihnen. Käme eine Zeit, wo Sie vor ſich ſelber fliehen müßten, dann würden auch Ihre Dutzend Freunde Sie nicht mehr beglücken. Gott verhüte es!"

„Mit dieſem Wunſche und Gebet reiche ich Ihnen zum letztenmale die Hand. Auch uns verband ein zartes Verhältniß; ich danke Gott, daß nur der Tod es löſte! Ich ſegne Sie! Leben Sie wohl!“

Zehntes Kapitel.

Philibert ſtand erſchüttert. Große Tropfen fielen auf das Papier und friſchten da die Spuren der vertrockneten Thränen des ſterbenden Lehrers wieder auf.

„Armer Greis!“ rief er, „warum mußte ein feindliches Schickſal eben dir den „ächten Freund verſagen! Nein, du wirſt „meinen Glauben nicht wankend machen, „ſelbſt nicht durch dieſes furchtbare Teſtament. Ich fühle es, und mein Herz „ſchwillt von dem Gefühl, es giebt eine „Freundſchaft, wie es eine Tugend giebt. „Mögte immerhin die Welt ausſterben, dennoch könnte der letzte, verlaſſene Menſch

„ſie beyde bewahren in der ausgeſtorbenen „Welt, denn ſie bedürfen keines Gegenſtandes; und wenn nach einer Ewigkeit die Erde „ſich aufs neue bevölkerte, ſo würden beyde „ungealtert, mit ungeſchwächter Kraft hervortreten, das neue Geſchlecht willkommen „heißen. — Sollte dieſe Ueberzeugung nur „in meiner Bruſt leben? Habe ich ſie „nicht in den Herzen meiner Unzertrennlichen wieder gefunden? — Möge ächte „Freundſchaft ſelten ſeyn, mir wurde das „Seltene in reichem Maaße zu Theil."

Durch ſolche hochfliegende Empfindungen ſuchte der Jüngling den Eindruck zu verlöſchen, den Wolffs Brief wider ſeinen Willen auf ihn gemacht hatte. „Es wird ſich zeigen," ſagte er am Ende ruhig lächelnd. „Gott Lob! die Zeit iſt bald vorüber, die „mich von jenen Freunden trennte. Ueber „ſeinem Grabe — ſo wünſchte einſt der Unvergeßliche — ſollten wir uns die Hände „reichen, wie am Abend vor unſerer Ab-

„reiſe. Es wird geſchehen, es wird bald „geſchehen. Wir werden ſeinen Schatten „mit der Welt verſöhnen.“

An einem Dienſtag hatte Philibert das düſtre Lebewohl des Entſchlafenen empfangen und die nächſten beyden Tage, trotz aller Herzensvernünfteleyen, in einer trüben Stimmung hingebracht. Jetzt aber kam der ſchöne Freytag, mit ihm ein Brief aus Gründorf, der die letzten Spuren des in ſeiner Bruſt erregten Sturmes vertilgen ſollte. Haſtig erbrach er ihn — es war dießmal nicht Blandinens Hand. Frau von Schilff ſelbſt hatte geſchrieben. Er zitterte, die Geliebte ſey krank. Mit brennenden Augen überlief er die Zeilen — ſie war nicht krank — doch, als er nun bis zu Ende geleſen, wußte er auch nichts weiter, als das; denn es flimmerte vor ſeinen Augen, ſein Blut und ſein Gehirn waren in zitternder Bewegung — er mußte ſich ſetzen — Athem ſchöpfen — die Augen reiben — er mußte ins

Freye laufen und den Regen einſaugen und gegen einen Stein rennen, daß der Fuß ihm blutete — ehe er den Inhalt dieſes Briefes begriff.

Frau von Schilff meldete ihm mit höflicher Kälte: Da ſie überzeugt ſey, daß er an den Begebenheiten in ihrer Familie freundſchaftlichen Antheil nehme, ſo könne ſie nicht umhin, ihm die nahe Vermählung ihrer Tochter Blandine mit dem Herrn Major von Baumberg zu notificiren, und verbleibe übrigens mit vieler Hochachtung ſeine ergebene Dienerin. — Wie dem Gärtner — dem ein liebes Bäumchen zum Erſtenmale Frucht trägt, der dieſe Frucht ſorgſam pflegte, jeden Morgen ſich an ihr ergötzte, und nun, da er ſie pflücken will, findet, daß ſie in der Nacht ihm geſtohlen worden — ſo war dem armen Philibert zu Muthe. Lange konnt' er nicht ſprechen, und wiederum lange konnt' er nur lallen. Seine erſten vernehmlichen Worte waren: „Es

„iſt eine Lüge, man will mich prüfen.“ Aber auch eine ſolche Prüfung ſchien ihm grauſam, ſeiner und Blandinens unwürdig. Er wollte ſie der Geliebten nie verzeihen. — Doch ſie war vielleicht unſchuldig — vielleicht nur? Nein, ganz gewiß! Welch ein Verbrechen, zu zweifeln an der ewigen Liebe der ewig Geliebten! Kein Wort wußte ſie davon! Die Mutter hatte ihr verboten zu ſchreiben, oder den Brief unterſchlagen. Nur Geduld bis auf den nächſten Poſttag, dann wird ſicher Alles widerrufen, Blandine gerechtfertigt. — Und wäre es wohl anders möglich? Iſt der Tempel der Erinnerung eingeſtürzt? Würde nicht Blandine auf deſſen Schwelle vor Schaam niederſinken, wenn ſie einer ſolchen ungeheuern Treuloſigkeit fähig wäre?

Alle dieſe Troſtſprüche ſagte er ſich ſo lange vor, bis er ſteif und feſt daran glaubte, und mit vieler Ruhe — ſo bildete er ſich ein — den nächſten Poſttag abwartete.

Mehrere Stunden ſchon vor Ankunft der Briefe ſtand er vor dem Poſthauſe, wo ihn ein Fieber ſchüttelte und er von Allem, was um ihn her vorging, nichts hörte noch ſah, bis das Horn des Kouriers ihn zum Leben weckte. Nun drängte er ſich zum Büreau, forderte mit Ungeſtüm ſeine Briefe, wollte raſend werden, daß Niemand ſeiner achtete, daß Alles den gewohnten Gang ſchlich, daß alle Geſichter gleichgültig ausſahen, und daß endlich ein Sekretair, mit der ruhigſten Miene von der Welt, ihn nach einigen Stunden wiederkommen hieß. Da ſtampfte er mit den Füßen. „Um Gotteswillen!" rief er, „gleich! jetzt gleich!"

„Der Sekretair maaß ihn mit einem befremdeten Blicke, lächelte mitleidig und wandte ſich um. Schon ſchwebte ein bitteres Scheltwort auf Philiberts Lippe, als zum Glücke ein ältlicher Mann, der neben ihm ſtand, ihn beym Aermel zupfte, flüſternd: „Mein Herr, Sie ſind ein Fremder, Sie kennen die hieſigen Verhältniſſe nicht.“

„Schon wieder Verhältniſſe!“ murmelte Philibert zwiſchen den Zähnen.

„Stecken Sie dem Officianten ein „Trinkgeld in die Hand,“ fuhr der Mann fort, „ſo haben Sie Ihre Briefe den Au„genblick.“

Blitzſchnell fuhr Philibert in die Taſche, zog ein Goldſtück hervor und ſchob es dem Sekretair zwiſchen die Finger. Ein heller Schimmer von Höflichkeit umfloß plötzlich das Haupt des Officianten; in wenigen Minuten hatte Philibert ſeinen Brief und rannte fort, um an der nächſten Straßenecke ihn zu leſen. Ach! er war von unbekannter Hand; nur das Poſtzeichen verrieth, daß er aus der Heymath komme. Faſt mangelte dem Getäuſchten die Kraft, ihn zu entſiegeln — er warf einen haſtigen Blick auf die Unterſchrift — Ottilie! — und nun las er mit Begierde:

„Ich folge meinem Herzen, indem ich dem Geſpielen meiner Kindheit ein freundliches Wort zurufe, damit er mich nicht vermenge mit denen, die im Unglück ihm den Rücken wenden. Das Schickſal Ihres Vaters hat mich betrübt um Ihretwillen. Sie ſind verwöhnt, guter Philibert, an Ueberfluß, an Zuvorkommen der Menſchen. Von beydem werden Sie leider ſich nun entwöhnen müſſen; vom Letztern gewiß noch ſchwerer, als vom Erſtern. Es macht mich unruhig, Sie in einem fremden Lande vielleicht irgend einer augenblicklichen Noth ausgeſetzt zu wiſſen. Lebte Ihr guter Wolff noch, ſo würde ich zu ihm eilen, mit ihm mich beſprechen; jetzt, da ich Niemanden habe, kann ich nur meiner Empfindung folgen, die mich vielleicht irre führt oder etwas Unſchickliches thun heißt. Ich muß es darauf wagen, denn Gott weiß, daß ich es gut meyne. — Ich habe von meiner Mutter einen Solitair geerbt, viel iſt er nicht werth.

Ich habe ihn aus dem Ringe gebrochen, werde ihn ſorgfältig einwickeln und mit Siegellack unter dieſen Brief befeſtigen. Hoffentlich kommt er ſicher in Ihre Hände. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen den Stein ſchenken wolle! O nein, ich habe nichts zu verſchenken; aber er iſt mir unnütz. Ich bin ein armes Mädchen und werde doch nie Brillanten tragen. In Paris, meyne ich, kann man dergleichen Dinge vortheilhafter verkaufen, als hier; darum ſchicke ich Ihnen denſelben mit der Bitte, ihn ſo gut als möglich anzubringen. Das dafür gelöſte Geld mögen Sie vor der Hand nach Ihrem Gefallen benutzen. Wenn Sie einſt zurück in Ihre Heymath kehren und es dann gerade übrig haben, ſo empfange ich es von Ihnen mit Zinſen allenfalls — wenn ich es nämlich brauche. O wenn ich es brauche, will ich Sie ſchon mahnen. Bis dahin ſeyn Sie außer Sorgen. — O wenn es nur viel, recht viel wäre! — Aber es bleibt unter uns. Niemand darf ein Wörtchen davon erfahren, ja nicht, lieber Philibert! ſonſt kündige ich Ihnen meine Freundſchaft auf, und das thäte ich doch fürwahr nicht gern. — Leben Sie wohl! Faſſen Sie Muth! es wird — es kann Ihnen nicht übel in der Welt gehen!"

„In vier Wochen iſt die Hochzeit meiner Schweſter. Das hat ſich ſo gemacht durch allerlei Verhältniſſe. Zürnen Sie nicht. Ich fürchte, Blandine wird nicht glücklich werden. Leben Sie wohl!"

„Nachſchrift: Ich verbiete Ihnen, mir zu antworten."

Eilftes Kapitel.

Dieſer ganze Brief war ein unbegreifliches Räthſel für Philibert; es betäubte ſeinen Kopf, es bewegte ſein Herz. Er ſah ſtarr nach dem Ende der Straße, als ob er dort die Entwickelung ſuchen müſſe. Einige Bekannte grüßten ihn, er aber ſchien befremdet und erwiederte den Gruß nicht. Der Körper wandelte mechaniſch vorwärts, die Seele zog ſich zurück in das Innere ihrer Werkſtatt, wo man ihr plötzlich alle ihre Werkzeuge durch einander geworfen hatte. Sie brauchte Zeit, das wieder in Ordnung zu bringen, und auch dann noch wußte ſie nicht, wornach ſie greifen, welches Organ ſie in Bewegung ſetzen ſollte, um alle die räthſelhaften Dinge, die der Brief enthielt, in Zuſammenhang zu bringen. Am meiſten waren Philibert die letzten Worte aufgefallen: „Ich fürchte, Blandine wird „nicht glücklich werden.“ Alſo wurde ſie zu einer Verbindung gezwungen? alſo liebte ſie ihn noch? —

Dieſen tröſtlichen Gedanken ſtellte er feſt in den Vorgrund und ließ ihn von der Sonne hell beſcheinen. Alles übrige ſtand im Hintergrunde, in einem, für den Augenblick wohlthätigen Schatten. Das Unglück ſeines Vaters rührte ihn nicht, denn die bloße Pflicht kann nur ſchöne Handlungen, nicht ſchöne Gefühle hervorbringen. Er hatte ſeinen Vater nie geſehen, nie ein Zeichen der Liebe von ihm empfangen, folglich ſchwieg ſein Herz und nur ſein Kopf beſchloß, auf der Stelle dem unglücklichen Vater jedes Opfer zu bringen, was ſein Schickſal ihm erleichtern könne. — Aber welches Schickſal hatte ihn betroffen? —

Darüber glaubte er nachzudenken, indem er ſchon längſt wieder im Vorgrunde bey der bedrängten Liebe ſtand.

Noch Einmal zog er den Brief hervor; noch Einmal überlief er die letzte Zeile; da fiel ſein Auge auf das eingewickelte Steinchen, welches noch feſt an Ottiliens Nahmen hing. Wunderbare Falte des menſchlichen Herzens! er ſchlug das Blatt unwillig wieder zuſammen, ſein Blick wurde finſter. Nicht ſeine Delikateſſe ſträubte ſich gegen das angebotene Geſchenk, ſondern er fühlte eine Art von Groll, daß Ottilie Blandinen zuvorgekommen war; Blandinen, die ſicher vor Begierde brannte, Alles, was ſie beſaß, ihm hinzugeben; der es gewiß nur an Gelegenheit mangelte, weil ſie von der grauſamen Mutter ſcharf bewacht wurde. Aber Ottilie — hatte ſie der Schweſter vertraut, was ſie thun wollte? Nein, gewiß nicht; ſonſt würde Blandine mit Entzücken die Gelegenheit ergriffen haben, Opfer zu bringen, die nur der Liebe, nicht der Eitelkeit geziemen. Ja, Eitelkeit! welche andere Triebfeder konnte Ottilien bewegen? Warum hätte ſie ſonſt in die Rechte der Liebe gegriffen? — Sie hat es gut gemeynt, ſagt ſie, und täuſcht ſich ſelbſt, denn ihr Herz wollte ſich nur brüſten vor der unglücklichen Schweſter.

Und bedarf ich denn einer ſolchen Hülſe? Geſetzt, mein Vater ſey verarmt, hab' ich nicht Freunde? bin ich nicht ein Theil von dem unzertrennlichen Sechseck? —

Unter ſolchen Gedanken, die in ſeinem Gehirn, gleich den Schlangen in einem Tropfen Eſſig, unaufhörlich hin und her ſich bewegten, kam er in ſeine Wohnung, wo bereits ein Kommis ſeines Banquiers auf ihn wartete, der ihm ſchonend beybringen ſollte, daß ſein Vater in Ungnade gefallen, auf die Feſtung gebracht und ſein ganzes Vermögen confiſcirt worden ſey. Zu ſeinem Erſtaunen fand der Pariſer den Fremden ſchon vorbereitet und in einer Stimmung, die der Ruhe glich. Philibert dankte ihm, erklärte, daß er noch in dieſer Nacht abreiſen werde, und bat bloß um Auszahlung von einigen hundert Livres, die von ſeinem zuletzt empfangenen Wechſel ihm noch zukamen. Allein der Kommis zuckte die Achſeln und äußerte, im Nahmen ſeines Principals, daß, bey ſo bewandten Umſtänden, an keine Zahlung mehr zu denken ſey, indem der Korreſpondent aus Philiberts Heymath geſchrieben: er werde für nichts weiter haften. Mit dieſer Erklärung empfahl er ſich höflich und Philibert ſah ihm verwundert nach.

„Kaufmanns-Seele!“ ſagte er lächelnd, „ahneſt du denn nicht, daß ich Freunde habe?“ — Er rüttelte ſich zuſammen, um Liebe, Vernunft und Pflicht in ſeinen Rath zu berufen, und ehe der nächſte Morgen anbrach, hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt. Fort wollt' er, und fort mußt' er, das bedurfte keiner weitern Ueberlegung. Seine Kaſſe fand er zwar noch nicht erſchöpft; bis Strasburg konnte er die Diligence bezahlen; aber dann bedurft' er freilich Geld. Ottiliens Diamant wollt' er auf keinen Fall veräußern; er wurde roth, ſo oft ſich dieſes Mittel ihm darbot. Hingegen ſchrieb er auf der Stelle an das Sechseck, ſtellte jeder Linie deſſelben mit wenigen Worten ſeine Lage dar, bat, mit umgehender Poſt Wechſel nach Strasburg zu ſenden, wo er ſie erwarten wolle, ſiegelte die Briefe ruhig zu und reiſte mit der feſten Ueberzeugung ab, daß in wenigen Wochen aus Norden und Oſten das Geld ihm zuſtrömen werde. Dann wollte er auf den Flügeln der Liebe nach Gründorf eilen und Blandinen retten, dann dem Fürſten ſich zu Füßen werfen, ſeines Vaters Begnadigung erflehen, und, gelänge ihm das nicht, ſo hoffte er doch auf irgend eine Weiſe, durch ſeine erworbenen Kenntniſſe, dem verarmten Vater nützlich zu werden.

Es ging nicht ganz ſo, wie er ſich träumte. Mehrere Wochen brachte er in Strasburg zu, ohne von ſeinen Freunden eine Sylbe zu erfahren, obgleich, nach ſeiner ängſtlichen Berechnung, die Zeit, in welcher ihre Antworten eintreffen konnten, ſchon verſtrichen war. Er lebte im Wirthshauſe, wo man ihn ſcheel anſah, weil ſeine Schuld ſich täglich mehrte, und man kein Geld bey ihm gewahr wurde. Endlich kamen drey Briefe an Einem Tage. Caſimir von Weichbild ſchrieb, er ſey Bräutigam, und durch die nothwendigen Brautgeſchenke habe er ſich dermaßen ausgegeben, daß ihm vor der Hand unmöglich ſey, dem Herrn Bruder zu helfen. Doch werde er, gleich nach der Hochzeit, die in drey Monaten gefeyert werden ſollte, Alles zuſammenraffen, was er nur irgend entbehren könnte; denn er erinnere ſich noch immer mit Entzücken der ſchönen Zeit, wo ſie mit einander am Ufer der Leine gewandelt und Plutarchs Traktat von der Freundſchaft geleſen hätten.

Der Kammerjunker — jetzt Kammerherr — von Schlangenbring ſchrieb: er ſey zerſchmettert von der Kataſtrophe, welche den Miniſter, und folglich auch deſſen Sohn, ſeinen Herzensfreund, betroffen; allein da die Ungnade ſeines allergnädigſten Fürſten ſo ſchwer auf dem Vater laſte, ſo dürfe er nicht wagen, ohne ſich ſelbſt zu compromittiren, dieſer hohen Ungnade gleichſam zum Trotz, dem Sohne unter die Arme zu greifen. Uebrigens ſey er noch immer von der wärmſten Freundſchaft durchdrungen, und wenn er ihm bey Hofe in irgend etwas nützlich ſeyn könne, ſo möge er ſein Attachement nur auf die Probe ſtellen.

Paul, der Forſtmann, ſchrieb: „Hohl mich der Teufel, Herr Bruder! ich habe jetzt ſelbſt nicht viel. Um Oberforſtmeiſter zu werden, habe ich eine Kuppel Windhunde verſchenken müſſen, die mich funfzig Dukaten gekoſtet hatten. Schöne Beeſter, Soloſänger, auf Ehre! Indeſſen ſchicke ich dir beyliegend fünf Louisd'ors, mehr hat der verdammte Jude mir nicht leihen wollen. Gedenke dabey unſerer Freundſchaft, deren Wurzeln ſo ſtark ſind, als die Eichen in meinem Forſt."

So ließ das halbe Sechseck ſich vernehmen. Eduard Flau antwortete gar nicht.

„Wolff! Wolff!" rief Philibert mit bitterer Wehmuth: „wenn du Recht hätteſt! — Nein, ich kann es nicht glauben! „ich will es nicht glauben! Die Freunde „ſind unſchuldig. Paul gab, was er hatte. „Den übrigen hat das Herz geblutet, daß „ſie mir nicht helfen konnten. Und Eduard „— der iſt krank, ſehr krank, darum hat „er nicht geſchrieben."

So fuhr der gutmüthige Schwärmer fort, nur ſeine Freunde, nicht ſich ſelbſt zu bedauern, und vollends verſchwand die letzte

Spur von Mißtrauen, als die nächſte Poſt einen Brief aus Rom von Ludwig, mit einem Wechſel auf tauſend Livres brachte. „Hätte ich ahnen können,“ ſo ſchrieb der Künſtler, „daß du in Noth gerathen würdeſt, ſo hätte ich weniger locker gelebt und nun ſchon längſt ſo viel geſammelt, daß ich dir ſchicken könnte, was du bedarfſt. Aber ich habe gut gelebt, viel getrunken, viel geliebt, darum habe ich eben nichts, als dieſe elenden tauſend Livres. Nimm vorlieb und glaube mir, es bleiben nicht zehen in meiner Taſche. Doch darum kümmere dich nicht; meine Geige und meine Guitarre verdienen mir täglich mehr Geld, als ich brauche. Von nun an will ich ſparen, damit ich dir in kurzem nachdrücklicher beweiſen könne, daß ich unſeres ewigen Bundes nie vergeſſen werde.“

Dieſe herzlichen Worte erquickten Philibert und richteten den Gebeugten wieder auf. „Nun, Wolff?“ ſprach er mit einem triumphirenden Blick gen Himmel, „wo ſind nun deine Verhältniſſe? Haben ſie nur ein einziges Blatt von der ſchönen Blumenkette geriſſen, die mit meinen Freunden mich verbindet? Mir, dem zum Bettler gewordenen Sohne eines in Ungnade gefallenen Miniſters, ſchickt Ludwig Alles, was er hat; Paul theilt ſeine letzten Goldſtücke mit mir; Otto bietet mir ſeine Dienſte bey Hofe an; Caſimir verſpricht, trotz ſeiner erſchöpften Kaſſe, baldige Hülfe. Und was würde der kranke Eduard nicht gethan haben? Alle gedenken der Jugendfreundſchaft mit rührender Wärme; Alle breiten ihre Arme nach mir aus, wie vormals. Wahrlich! für Herzen, wie die unſrigen, giebt es nur Ein Verhältniß: das der Freundſchaft; was außer dem Sechseck liegt, iſt ihr fremd, und unwillig kommt ſie damit in Berührung.

Zwölftes Kapitel.

Heiter würde Philibert den Poſtwagen beſtiegen haben, unbekümmert um die Zukunft, hätte nicht Blandine, die gezwungene Braut, mit abgehärmten Wangen und flehenden Blicken vor ihm geſtanden. Sie zu retten, nahm er jetzt mit haſtiger Eile den Weg nach ſeiner Heymath; denn der von ihrer Schweſter angegebene Zeitpunkt ihrer Vermählung war ſehr nahe.

Nur noch zehn Meilen von Gründorf entfernt, traf er eines Abends in einem Städtchen mit einem ruhenden Poſtwagen zuſammen, auf dem ſich, wie gewöhnlich, ein ſehr gemiſchter Haufe von Reiſenden befand, die, jetzt im Wirthshauſe zerſtreut, zechten oder ſchlieſen. Philibert, immer haſtiger, je näher er ſeinem Ziele kam, war bloß ausgeſtiegen, um die Pferde zu wechſeln, und nahm keine Notiz von den Alltagsgeſichtern. Aber ein junges Frauenzimmer, das, mit einem Kinde an der Bruſt, in einem Winkel ſaß und verſtohlen weinte, zog wider ſeinen Willen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er beobachtete ſie eine Zeitlang von ferne, und endlich konnte er dem Drange nicht widerſtehen, ihr ſeine Hülfe anzubieten. Er that es mit jener gutmüthigen Art, welche die feineren Seelen auszeichnet und dem Bedürftigen die Schaamröthe erſpart.

Die Fremde ſchien erſchrocken, ihre Thränen verſiegten ſchnell; ſie dankte ihm freundlich und verſicherte, ihr mangele nichts. Eben blies der Poſtillion. Philibert hatte nicht Zeit, weder in ſie zu dringen, noch über das Abentheuer weiter nachzudenken. Er ſah mit ſtarrem Blick dem ſchnellen Umſchwung ſeiner Räder zu und bewegte ſich bloß ungeduldig, um dem Wagen gleichſam nachzuhelfen, wenn etwa ein Sandberg den ſchnellen Lauf hemmte.

Am folgenden Tage erreichte er die Gegend um Gründorf, ſtieg in einem wohlbekannten Dörfchen ab, wo er bisweilen mit Blandinen friſche Milch gegeſſen hatte, ließ den Wagen ſtehn und wanderte zu Fuße dem Wäldchen zu, über deſſen Wipfeln im Abendroth das Dach des Tempels der Erinnerung ſchimmerte. Auf welche Weiſe er eigentlich ſeinen Zweck erreichen wollte, das wußte er ſelbſt noch nicht. Muth und Liebe waren ſeine Begleiter; das übrige, meynte er, werde ſich wohl finden. Eine große Aengſtlichkeit ergriff ihn doch, als er auf der Landſtraße an dem Saume des Wäldchens herging. Um ſein Herz zu ſtärken, bog er ab auf einen Fußpfad, der ihn nach dem Tempel führte. Dort, auf der Moosbank, wollte er einen Augenblick ruhen und aus der lebhaften Erinnerung an die ſüße Vergangenheit Muth für die Gegenwart ſchöpfen.

Da ſtand er nun an des Tempels angelehnter Pforte. Das Ganze ſchien ein wenig verfallen, das Wort Willkommen war vom Regen verlöſcht. Unter dem Stille! im nächſten Baume ſtanden friſch eingeſchnittene Buchſtaben. Leiſe, leiſe betrat Philibert kaum mit den Fußſpitzen die Raſentreppe, und hielt den Athem an ſich, um gleichſam auch die kleinſte Erinnerung, die in der Luft um dieſes Heiligthum ſchwamm, nicht wegzuhauchen. Jetzt faßte er mit zwey Fingern die Thür und zog ſie noch um eine Spanne weiter auf und ſchob den brennenden Kopf voraus. — Ha! was erblickte er!

Blandinen auf der Moosbank in den Armen eines fremden Officiers! Blandinen, Küſſe gebend und empfangend, ein ſüßes Spiel, das ihr kaum Zeit ließ, in einer, dem Genuß abgeſtohlenen Sekunde, die

Worte: mein Geliebter! mit einem zärtlichen Seufzer zu liſpeln.

Philiberts Augen verſteinerten ſich, die Luft gerann zu Eis vor ſeinem Munde; nur das Zittern ſeiner Knie verrieth noch Bewegung in dieſem entſeelten Körper. Doch eben dieſes Zittern war ſo heftig, daß die leichte Thür von Baumrinde, ſeinen Fingern entſchlüpfend, von ſeinen Knieen zurückgeſtoßen, noch weiter ſich aufthat. Zwar geſchah dieß ohne das mindeſte Geräuſch, und die Liebetrunkenen wären es kaum gewahr geworden, hätte nicht das Tageslicht, indem es plötzlich mit dem Roſenlicht des Tempels ſich miſchte, Blandinen aufgeſchreckt. Sie wandte das Geſicht nach der Pforte, erblickte das Geſpenſt, welches von dorther ſie anſtarrte, und verbarg mit einem lauten Schrey ihr Haupt an dem Buſen des Bräutigams. Erſchrocken richtete nun auch der Officier ſeine Blicke auf den Gegenſtand, welcher Blandinen ſo heftig erſchüttert hatte; er ſah nichts, als die Bildſäule eines jungen Mannes, der aus hohlen Augen Blitze auf ihn ſchoß.

„Wer ſind Sie? was wollen Sie hier?“ rief er dem Störer ſeiner Luſt unfreundlich zu, und harrte vergebens auf Antwort, denn Philibert hörte ihn nicht. Er wiederholte ſeine Frage mehreremal und endlich mit Ungeſtüm, doch ſtets ohne Erfolg. „Was iſt „Ihnen, liebe Blandine?“ fragte er endlich das zitternde Mädchen in ſeinen Armen. „Warum ſind Sie ſo erſchrocken?“

Auch ſie antwortete nicht. Er faßte ſie unter dem Kinn und hob ihr das Haupt empor. Ihr ſcheuer Blick fiel noch einmal auf die fürchterliche Erſcheinung, und noch einmal bebte ſie zurück, wie Macbeth, als er den ermordeten Banquo an dem leeren Platze der Tafel erblickte. Der Officier, der weder von Philibert, noch von den Verhältniſſen ſeiner Braut zu dieſem Jüngling je ein Wort hatte reden hören, kam auf die

Vermuthung, der Fremde ſey ein Wahnſinniger aus der Gegend, der etwa ſeinen Wächtern entſprungen ſey, und von dem man wiſſe, daß er Unheil zu ſtiften pflege. Philiberts Geſtalt, die wirklich in dieſem Augenblicke ein Gemälde des Wahnſinns darſtellte, beſtärkte ihn in dieſer Vermuthung. Was konnte auch ſonſt Blandinen ſo außerordentlich erſchüttern? Die Ueberraſchung in den Armen eines Mannes, der morgen ihr Gemahl werden ſollte? — Sie hatte ja ſchon das Recht, ihn vor aller Welt an den Buſen zu drücken, ein Recht, deſſen ſie ſich bereits öfter ohne Scheu bedient hatte. Daher natürlich ſeine nächſte Frage an ſie: „Iſt der Menſch vielleicht wahnſinnig?“

Dieſe Frage belebte gleichſam die Vernichtete aufs neue. Sie ſah auf der Stelle, welchen Vortheil ſie aus dem Irrthum ſchöpfen könne, und beantwortete ſie durch ein ſchnelles, lebhaftes Kopfnicken.

„Seyn Sie außer Sorgen,“ fuhr der Officier fort, „er iſt unbewaffnet, und im Nothfall hab’ ich meinen Degen. [illegible] werden wir wohl thun, uns zu entfernen.“

„Ja — ja —,“ liſpelte Blandine und klammerte ſich feſt an ſeinen Arm. Beyde ſtanden auf, der Officier that einen Schritt nach der Thür — Blandine wankte neben ihm, ihr Geſicht auf ſeine Schulter gedrückt. Aber wie konnten ſie den Tempel verlaſſen, ſo lange die unbewegliche Bildſäule den Ausgang ſperrte?

„Machen Sie Platz, mein Herr!“ ſo rief der Officier vergebens mehreremal; und als er endlich ſah, daß Philibert weder hörte, noch wich, und auch ſonſt nicht die mindeſte feindſelige Bewegung machte, ſo faßte er Muth, ihm näher zu treten, und verſuchte, ihn ſanft auf die Seite zu ſchieben, wobey er auch nicht den geringſten Widerſtand fand. Philibert taumelte ſeitwärts bey der erſten Berührung, und würde gefallen ſeyn, wenn ein Pfeiler des Tempels ihn nicht aufgehalten hätte. Da ſtand er nun wieder eben ſo leblos, wie zuvor. Die Liebenden hatten Raum gewonnen und entſchwanden ſchnell ſeinen Blicken.

Ihm war zu Muthe, wie einem Scheintodten, der ſich zwar nicht rühren kann, doch Alles um ſich her vernimmt, und, ohne es hindern zu können, die Anſtalten zu ſeinem Begräbniß machen hört. Wie lange dieſer ängſtliche Zuſtand gedauert hatte, wußte er nicht, als er mitten in der Nacht ſeine Beſinnung wieder fand; aber Alles, was vorgegangen war, ſtand mit lebhaften Farben vor ſeinem Gedächtniß. Blandinens Schrey, ihr Kopfnicken bey der Frage, ob er ein Wahnſinniger ſey; ihr ängſtliches Ja, ja, als der Officier ſie wegzuführen vorſchlug; das Verſtecken ihres Geſichts — ach! und mehr noch ihre zärtliche Umarmung, ihr liebevolles Geflüſter, als er hereintrat — Alles, Alles hörte und ſah er wieder, hörte und ſah nichts anders, wälzte ſich auf der Moosbank und wimmerte bis zum anbrechenden Tage. Schon zwitſcherten die erwachten Vögel im Birkenwäldchen; ſchon zauberte die Morgenſonne das Roſenlicht aufs neue, welches einſt auf Blandinens Wangen für das Erröthen der Unſchuld galt; als Philibert aufſprang, ſich die Augen rieb, als habe er geſchlafen, und mit hohlen, ihm fremden Tönen ausrief: „Ich bin betrogen! Wolff hat Recht!“

Er wankte aus dem Tempel, ſchweifte noch eine Stunde im Gehege umher, ſtreifte überall mit ſeinen Haaren die Thautropfen von den Zweigen, fühlte ſich durch Thau und Morgenluft erfriſcht, und faßte muthig den Entſchluß, dieſe unglückliche Gegend auf ewig zu verlaſſen. Zwar zuckte es einigemal in ihm, es ballte ihm die Fauſt, es zog ihn fort, um Blandinen mit Vorwürfen zu überhäufen, ihrem Buhler ſeinen Degen durch den Leib zu rennen; aber das

Gefühl ſeines eigenen Werthes erhob ihn über die Rache. „Sie ſoll nie wieder von „mir hören,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „nur meine Geſtalt möge ſie am „Brautaltare umſchweben, ſo wie ſie geſtern „ihr zum Letztenmal erſchien.“

Er lenkte ſeine Schritte haſtig nach der Landſtraße. Nur Eines hielt ihn noch zurück: Ottiliens Diamant. Er wollte ihn ſelbſt der Jugendfreundin überliefern, ihr danken, Abſchied von ihr nehmen. Aber wie konnte das geſchehen, ohne jenes Haus, das Grab ſeiner Hoffnungen, zu betreten? ohne vielleicht Blandinen ſelbſt zu begegnen, wenigſtens von ihr zu hören? ohne auf den Räuber ſeines Glücks zu ſtoßen, und vielleicht die mühſam errungene Faſſung zu verlieren? — Er beſann ſich, daß der alte Jäger Martin an der Ecke des Birkenwäldchens eine Hütte bewohne. Der Mann hatte ihn ſchon als Knaben geliebt, ihm Krammetsvögel in Schlingen fangen gelehrt, und bisweilen von ſeiner kindlichen Dankbarkeit ein kleines Geſchenk erhalten. Zu ſeiner Hütte ſchleppte ſich der Unglückliche und klopfte leiſe an. Der alte Mann trat heraus, erkannte den Jüngling nicht, und weinte, halb vor Freuden, halb vor Wehmuth, als Philibert ſich zu erkennen gab.

„Mein Gott! junger, gnädiger Herr, „wie ſehen Sie aus? was iſt Ihnen widerfahren?“

Philibert wäre faſt in Thränen ausgebrochen. Er ermannte ſich. „Guter Martin,“ ſagte er, „ich habe nicht Zeit, deine Fragen zu beantworten. Ich muß Fräulein Ottilien ſprechen. Thue mir den Gefallen, lade ſie hieher, doch verſchweige ihr, „wen ſie hier finden wird.“

„Fräulein Ottilie?“ verſetzte Martin: „ach lieber Gott! die iſt ſchon ſeit vielen „Wochen nicht mehr hier.“

Wo iſt ſie?

„In der Reſidenz. Sie ſoll dort —
„ich mag es kaum nachſagen — ſo eine Art
„von Kammerjungfer oder Kinderwärterin
„geworden ſeyn. Nun, Sie wiſſen ja, wie
„es der frommen Seele hier erging. Sie
„war überall im Wege, und wurde überall
„aus dem Wege geſtoßen; da mag ſie ſich
„wohl endlich entſchloſſen haben, lieber frem-
„den Leuten zu dienen, als ein ſo bitteres
„Gnadenbrot zu eſſen. Sie ſoll bey einer
„gewaltig vornehmen Dame in Dienſte ge-
„treten ſeyn, mehr weiß ich Ihnen nicht zu
„ſagen. Ich ſtand mit an der Thür, als ſie
„abreiſte. Sie weinte heftig, aber bey der
„gnädigen Mamma und Fräulein Blandinen
„blieben die Augen trocken, und ich glaube
„auch die Herzen. Der gnädige Herr war
„auf einen Pferdemarkt ſechs Meilen von
„hier geſchickt worden. Nur das Hofgeſinde
„und die Bauern im Dorfe weinten und
„ſegneten ſie laut, als ſie davon fuhr. Mit
„ihr iſt denn auch meine letzte Freude aus

„dem Schloſſe gewichen, denn ſie war ſo „gut, ſo ſtill-freundlich, und nimmer hab' „ich ſie froh geſehen, als wenn ſie Einem „unter uns irgend etwas Gutes erzeigt hatte. Ja, die Leute ſprechen wohl, ſie wäre „häßlich, aber weiß Gott, mir iſt ſie wunderſchön vorgekommen.“

Beklemmt drückte Philibert dem Alten die Hend und entwich haſtig, ohne auf ſeinen freundlichen Nachruf zu hören.

Dreyzehntes Kapitel.

Nun feſſelte den Jüngling nur noch eine Erinnerung an dieſe Gegend, ſeines Lehrers Grab. Dieſe Ruheſtätte zu beſuchen, ehe er auf immer von dem Wohnplatz ſeiner frohen Jugend ſich trennte, ſchien ihm eine heilige Pflicht. Nur eine Stunde wollte er dort noch verweilen, dann ſich in die Reſidenz begeben, ſeines Vaters Kerker öffnen, oder theilen.

Als er eben aus dem Wäldchen heraus auf die Landſtraße trat, begegnete ihm daſſelbe junge Weib mit dem Kinde an der Bruſt, welches auf dem Poſthauſe ſeine mitleidige Aufmerkſamkeit erregt hatte. Ihre

Augen waren auch jetzt voll Thränen; ſie ſchien zu erſchrecken, als ſie ihn erblickte, wich ihm aus und ſchlüpfte ſchnell an ihm vorüber. Er blieb einen Augenblick ſtehen, um ihr nachzuſehen; er hätte ihr gern zum zweytenmale ſeine Hülfe angeboten; da ſie aber, ohne umzuſchauen, ihre Schritte verdoppelte, auch ſeine eigene Stimmung ihn hinderte, das Bild fremder Leiden lange feſt zu halten, ſo wandte er ihr den Rücken und ging, um ſeinen Wagen zu erreichen, den Weg, den er gekommen war.

Unter allen wehmüthigen Empfindungen iſt keine ſo ſüß und bitter, keine ſo beklemmend und wohlthuend, als die, mit welcher man den Ort wiederſieht, wo man die Jahre der Kindheit zugebracht hat. Da iſt kein Plätzchen, das nicht in der Camera obſcura des Herzens mit den ſchönſten Farben ſich ſpiegelte. Bey jedem Schritt erwacht eine freundliche Erinnerung, und jede Erinnerung zieht an einem Goldfaden eine jüngere Schweſter nach ſich. Alle gaukeln um den Glücklichen her, der ſein ſchönſtes Leben zum zweytenmale lebt; jede reicht ihm ein Blümchen und nickt ihm lächelnd zu. Vieles vergißt der Mann, vieles wichtige ſogar, was ihm vor wenigen Monden widerfahren iſt; doch was vor vielen Jahren in ſeiner Heymath der Knabe erlebte, war es gleich das Unbedeutendſte, deſſen entſinnt ſich der Mann und verweilt dabey mit Vergnügen. — Vergnügen blitzt aus ſeinen Augen, wenn er den Baum wieder findet, auf den er kletterte; wenn er die Straße wieder wandelt, die er zur Schule ging; wenn er alt gewordene Geſichter, die ihm begegnen, wieder erkennt.

Dieſen lieblichen Genuß, dieſes Hervorzaubern jener Tage, wo die körperliche Hülle noch ſo leicht auf der Seele lag, wie ein Blüthenſtäubchen auf einem Kolibri, ſtört nur Eines: — die Gewalt der Zeit hat ſo Manches verändert! Hier iſt das Alte weggeriſſen, das Neue mag beſſer ſeyn, aber wir vermiſſen das Alte. Dort iſt eine Baumgruppe ausgerottet; die Ausſicht hat ſich verſchönert, aber nicht für uns. An dieſer Straßenecke ſaß eine alte Obſtverkäuferin, ſie ſitzt nun nicht mehr da, das iſt uns leid. Und wenn wir vollends bey jedem Schritt uns ſagen müſſen: in dieſem und in jenem Hauſe war ich oft herzlich froh, aber die Bewohner ſind todt! — wenn wir in der wohlbekannten Stadt herumgehen, ohne die bekannten Menſchen wieder anzutreffen, — ach! dann ergreift uns eine Wehmuth, wie ſie den Einwohner von Pompeji ergreifen würde, wenn er in ſeine verödete Heymath zurückkehrte — und begegnen wir endlich bekannten Zügen, gehörten ſie auch einem Bettler an, ſo mögten wir an ſeinen Hals ſtürzen und an ſeinem Buſen weinen.

Von ſolchen wechſelnden Gefühlen wurde Philibert beſtürmt, als er ſich dem Dörfchen näherte, welches einſt ſeine Welt war. So Manches fand er wieder, ſo Manches verändert oder zerſtört. Seines Vaters Güter, alſo auch Salmbach, ſtanden unter Sequeſter; ein fürſtlicher Verwalter hauſte nach Gefallen. Der ſchöne, dichte Buſch, in dem die Knaben Vogelneſter ſuchten, war in ein Feld verwandelt. Der Teich, auf dem ſie ihre Flotten ſchwimmen ließen, war ausgetrocknet und Weizen darein geſäet. „Ach!“ ſeufzte Philibert, „es mag wohl „Alles beſſer ſeyn; ein verſtändiger Landwirth mag ſich deſſen freuen; aber ich — „wo find' ich meine Neſter? wo laſſ' ich „meine Schiffe?“ Es war ihm faſt ſchmerzlicher, dieſe Plätze verändert zu ſehen, als nicht mehr Erbe von Salmbach zu ſeyn. Doch dieſer Verdrüß verwandelte ſich bald in die tiefſte Wehmuth, als er an dem Hauſe vorüberfuhr, in welchem er mit ſeinem Lehrer wohnte; als er die Fenſter erblickte, vor welchen Wolff Blumen zu ziehen pflegte. Die

Blumentöpfe waren verſchwunden. Er verhüllte ſein Geſicht und ſchluchzte.

Am Kirchhof ſtieg er aus. Jedes alte Grab war ihm bekannt, bey jedem neuen verweilte er zitternd und wußte nicht, wo er den Staub ſeines Freundes ſuchen ſollte. Der alte Küſter hatte aus ſeiner Hütte den Fremdling erblickt, kam herab, erkannte ſeinen jungen Herrn, küßte ihm weinend die Hand und deutete mit dem Finger auf das geſuchte Grab. Philibert eilte dahin und warf ſich auf den noch nicht begrasten Hügel. Der Alte folgte ihm und ſtand neben ihm mit gefalteten Händen. Er ehrte des Jünglings Schmerz, verſuchte es nicht, ihn zu tröſten. Es war eine ſtille, feyerliche Stunde.

„Du Unglücklicher!“ dachte Philibert: „der du an Liebe und Freundſchaft nicht geglaubt, mögte meines Herzens Wärme zu dir hinab ſtrömen! mögteſt du fühlen, daß ein Freund über deinem Grabe liegt, den ſelbſt der Tod nicht von dir trennte! Ihm wurde die Geliebte entriſſen, doch ihm blieben ſeine Freunde, und er wird ſie einſt um dieſes Grab verſammeln, möge der Boden, in dem du ſchlummerſt, gehören, wem er wolle; wahrlich! er wird ſie verſammeln, wie du einſt begehrteſt, um ſich die Hände zu reichen über deiner Gruft!"

Leiſe ſchwur er, dieß Wort zu erfüllen, leiſe drückte er ſeinen heißen Mund auf den kalten Hügel, ſtand auf und trocknete ſeine Thränen.

„Guter Alter," ſagte er zu dem Küſter, „ich bin jetzt nicht im Stande, dieſem Ehrenmanne ein Denkmal zu ſetzen; aber wenn ich „einſt wiederkäme und ſein Grab nicht mehr „fände — es würde mir die Ruhe rauben. Ver„ſprich mir, ein Bäumchen darauf zu pflan„zen, an dem ich es erkennen möge."

„Lieber junger Herr," verſetzte der Alte, „das ſchönſte Bäumchen aus meinem Garten, „verlaſſen Sie ſich darauf."

Vierzehntes Kapitel.

Wenige Tage nach der ſchweren Trennung von der Heymath fuhr Philibert durch die Thore der Reſidenz, und ſtand plötzlich da, wie ein Unkundiger in einer Uhrenfabrik. „Was ſchadet's?“ dachte er bey ſich ſelbſt; „Otto und Paul und Eduard ſind hier, ich „bin in dem Hauſe meiner Brüder.“

„Kaum im nächſten Wirthshauſe abgeſtiegen, ſchrieb er flüchtige Billets an die drey Freunde und lud ſie auf den Abend zu ſich ein. Der Kammerherr ſandte flugs einen Kammerdiener, ihn zu ſeiner glücklichen Ankunft zu komplimentiren. Er ſey entzückt, hieß es, er brenne vor Begierde, ihn an ſein Herz zu drücken; aber unglücklicherweiſe müſſe er gerade an dieſem Abend die Parthie der Frau Oberhofmeiſterin machen, von der er ſich unmöglich loswinden könne. Doch werde es ihn ganz unendlich erfreuen, wenn Philibert am andern Morgen bey ſeinem Lever ſich einfinden wolle.

„Armer Otto!“ dachte Philibert, „wie „ſauer muß es dir werden, ſo nahe deinem „längſt entbehrten Freunde, den Abend am „Kartentiſche zuzubringen. — Ich werde „kommen,“ ſagte er zu dem Bedienten und flog in Eduards Arme, der eben die Thür öffnete und mit einiger Verlegenheit ſeine Umarmung erwiederte.

„Sicher biſt du krank geweſen?“ fragte Philibert mit Innigkeit, „denn du haſt mir „nicht geſchrieben.“

„Geſchrieben?“ antwortete Eduard mit unſichern Blicken, „wohin ſollt' ich dir ſchreiben? wußte ich doch deinen Aufenthalt nicht.“

„Haſt du meinen Brief aus Strasburg
„nicht empfangen?"

Nein.

„Den Brief, in dem ich dich um eine
„Unterſtützung bat?"

O mein Gott, nein! Wie kannſt du zweifeln, daß ich Alles würde aufgeboten haben —

Philibert zweifelte auch nicht. Ein verlohren gegangener Brief, ein Zufall, der ſich oft ereignet. Der Freund war gerechtfertigt.

„Allein erfuhrſt du es denn nicht durch
„Paul und Otto? Beyden ſchrieb ich ja
„daſſelbe, und da ihr euch täglich ſeht —"

„Wir uns täglich ſehn? Mit nichten. Es iſt wohl ſchon ein halbes Jahr verfloſſen, ſeit ich keinem von Beyden begegnet bin."

„Ein halbes Jahr! begegnet!
„Ihr wohnt in Einer Stadt, und könnt leben,
„ohne euch täglich einander mitzutheilen?
„Ihr begegnet einander nie?" —

„Ach mein Freund! andere Zeiten, andere Verhältniſſe. Otto iſt Kammerherr und Günſtling, Paul Oberforſtmeiſter. Ich bin ein Bürgerlicher und komme nicht in ihre Cirkel. Sie ſind an ihre Aemter, ich bin an meine Akten gefeſſelt.“

„Aber das Sechseck?“ murmelte Philibert.

„Ja, das Sechseck beſteht, ſo gut es kann. Wenn wir uns irgendwo antreffen, ſo ſchütteln wir einander die Hände, wenn es, ohne Aufſehen zu erregen, geſchehen kann. Wir erinnern uns im Vorbeygehen mit Vergnügen der herrlichen Jugendjahre und ſcheiden gelaſſen von einander bis auf Wiederſehen.“

In dieſem Augenblicke trat Paul in das Zimmer und drückte ſeinen Geſpielen ungeſtüm an die Bruſt.

„Sey willkommen, Herzens-Philibert! „Hohl mich der Teufel, du biſt mager ge- „worden! — Du auch hier, Eduard? Nun,

„das ſoll einmal ein luſtiger Abend werden. „Laß den Wirth von ſeinem beſten Wein geben. Der beſte hier im Hauſe iſt leider „ſchlecht genug.“ — Mit dieſen Worten zog er eine gewaltige meerſchaumene Pfeife aus der Taſche und ſtopfte ſie aus einem Beutel von Dachsfell. Man ſetzte ſich um die Flaſche, man ſuchte den alten traulichen Ton hervor. Er ließ ſich ſuchen, aber nicht finden. Paul, ein Jäger mit Leib und Seele, ſprach viel von ſeinen Hunden, deren Bekanntſchaft Philibert machen ſollte, und verſprach, ihn nächſter Tage mit auf den Anſtand zu nehmen. Eduard erzählte bey der erſten Flaſche von einer Kindermörderin, deren Sachwalter er ex officio ſey, und bey der zweyten ließ er die hübſchen Dirnen in der Reſidenz die Muſterung paſſiren. Nebenher gedachte Paul des alten Wolff, der, nach ſeiner Meynung, zwar ein ehrlicher Mann, aber eine Art von Kopfhänger geweſen ſey. Nach des Freundes Schickſalen fragten Beyde obenhin, hörten ſie mit Achſelzucken, und ſtimmten ſo bald als möglich ihr eignes Lied wieder an.

Dem guten Philibert waren Kopf und Herz ganz wüſt geworden, als er ſich um Mitternacht allein befand. Er fühlte wohl deutlich, daß ihm unter den alten Freunden nicht ſo wohl geweſen ſey, wie vormals, allein er ſchob die Schuld auf ſein eigenes, verſtimmtes Gemüth. Paul war ihm ja ſo treuherzig entgegen geeilt; Eduard hatte ſo rührend über den verlornen Brief gejammert; beyde ſchienen freilich andere Sitten, andere Gewohnheiten angenommen zu haben; doch was kümmern Sitten und Gewohnheiten die ächte Freundſchaft? Sie hat es ja nicht mit der Form zu thun, ſie hält ſich an das Weſen, und das iſt ewig unveränderlich. Noch einige Tage, und Alles findet ſich wieder im alten Gleiſe.

Mit dieſen Gedanken ſchlief er ein, und erwachte nicht eher, bis Eduard vor ſeinem Bette ſtand, der ihm verſprochen hatte, ihn zu dem Kammerherrn zu begleiten. Otto von Schlangenbring hatte ſich in einigen Jahren glatt und behende durch manchen Dornenſtrauch bis zu der Gunſt ſeines Herrn hinauf gewunden. Er bewohnte ſchon ein Hotel und hatte einen Schweizer, der, in dem Augenblicke, da Philibert die Pforte erreichte, einen armen Schullehrer ungeſtüm abwies, hingegen für Philibert und deſſen Begleiter mit Unterthänigkeit Platz machte.

Sie ſchritten durch eine Reihe von Gemächern, die mit Statuen, Büſten und Gemälden prangten, denn der Fürſt war ein Kunſtkenner und folglich ſein Günſtling auch. So erreichten ſie die Thür des Schlafzimmers, vor dem ein Bedienter in koſtbarer Livree Wache ſtand. Philibert wollte geradezu gehen; allein der Bediente ſtreckte ihm das Inwendige der flachen Hand entgegen und bat höflich um ſeinen Nahmen. Er nannte ſich.

„Werde ſogleich die Ehre haben, Sie zu melden,“ ſagte der ſchimmernde Burſche, ſchlüpfte hinein, blieb wohl eine Minute und riß dann mit dienſtfertiger Haſtigkeit die Flügelthüren auf. Da wollte ſich Philibert in Otto's Arme ſtürzen, aber der ſaß eben und ließ ſich raſiren, konnte folglich mit dem eingeſeiften Bart die dargebotene Lippe des Freundes nicht küſſen, ſondern begnügte ſich, die Hand nach ihm auszuſtrecken, die ſeinige zu ſchütteln und ihm, auf die Gefahr, in die Backe geſchnitten zu werden, ein Willkommen zuzuliſpeln. Dieſes Wort und das Wort: Stühle! welches er dem Bedienten zuherrſchte, ſetzten fürs erſte der Unterredung ein Ziel.

Es entſtand eine ſeltſame Pauſe, die den Ankömmling in große Unbehaglichkeit verſetzte. Er ſah freylich wohl ein, daß

Otto unter dem Meſſer nicht reden könne, aber warum mußte er ſich denn eben raſiren laſſen, da er den erſten Beſuch eines alten Freundes erwartete? — Philibert warf ſich in den Seſſel und ließ, mit einigem Unmuth, ſeine Augen umherſchweifen. Da ſtanden im Hintergrunde noch einige Perſonen; ein demüthiger Mann, mit einer Rolle Papier unter dem Arm; ein hübſches Mädchen mit einem ſchnippiſchen Geſicht; ein blaſſes Frauenzimmer in Trauer, und ein junger Menſch, auf deſſen Naſe der Uebermuth thronte. Alle waren mäuschenſtille, nur der Uebermüthige flüſterte bisweilen dem Demüthigen ein paar Worte in das Ohr, welche dieſer bloß durch beyfälliges Lächeln und Nicken zu erwiedern wagte.

Philibert, ungeduldig, hub ein lautes Geſpräch mit ſeinem Begleiter an über ein Gemälde, das an der Wand hing, deſſen Original er in Paris geſehen hatte und von dem er die gegenwärtige Kopie ſchlecht nannte. Eduard antwortete nur mit leiſer Stimme; in den Mienen der übrigen Zuhörer war ein ſchüchternes Erſtaunen ob des Fremdlings Verwegenheit zu leſen.

Endlich hatte der Kammerdiener die unbequeme Zierde des Mannes, den Bart, vertilgt; der Kammerherr wuſch ſich noch das Kinn mit Eau de Cologne, und breitete dann die atlaſſenen Arme nach dem harrenden Freunde aus. „Sey mir herzlich willkommen! ich bin entzückt, dich zu ſehen! „— Herr Morelli, zeigen Sie mir den „Riß.“ — Der Demüthige rollte ſein Papier auf, welches einen niedlichen bunten Riß zu einem niedlichen bunten Landhauſe enthielt. Der Gönner beſah ihn flüchtig.

„Kommſt du geradesweges von Paris? „— Nein, Herr Morelli, hier ſind der „Säulen zu wenig und dort zu viel. — „Haſt du den erſten Conſul geſehen? Biſt „du ihm vorgeſtellt worden? — Herr

„Sekretair, zeigen Sie dem Baumeiſter den „von mir ſelbſt entworfenen Plan."

Der Uebermüthige ging mit dem Demüthigen hinaus.

„Ich will hoffen, daß du das Muſeum „Napoleon täglich beſucht und ſtudirt haſt? „Ich beneide dich darum. — Was wollen „Sie, Madam?" (zu der Dame in Trauer, die eine Bittſchrift zitternd überreichte.) „Ich „kann Ihnen nicht helfen, die Penſion iſt „ſchon vergeben. — Verzeih, lieber Philibert, du findeſt mich hier ſo beſchäftigt, ſo „überhäuft — Ah, ſieh da, Mamſell Tienchen? Gewiß wegen der Domainenpachtung Ihres Vaters?"

Mamſell Tienchen machte einen Knix und lächelte den Gönner ſehr freundlich an.

„Kind, Kind, der Mann hat ſchlecht „gewirthſchaftet, iſt verdammt zu kurz gekommen."

„Ein Hagelſchaden," ſagte das Mädchen und lächelte wieder.

„Nein, nein, die Kammer hat berichtet, der Hagel war kaum ſo groß, als die Zuckerkörner, mit welchen man ſich auf dem römiſchen Karneval zu werfen pflegt. Dein Vater kann ſich Glück wünſchen, daß er eine ſo hübſche Tochter im Dienſt der Gräfin Sternheim hat. Geh nur, man wird durch die Finger ſehen."

Das Mädchen hüpfte hinaus. Die Dame in Trauer ſchlich ihr ſeufzend nach.

„Endlich, mein Herzensfreund, gehöre ich ganz dir! wenn auch nur auf eine Viertelſtunde, denn ich muß gleich zum Fürſten. Nun, wie geht es dir? Der alte Wolff iſt todt? Das thut mir leid, ich bin in Verzweiflung darüber geweſen. — Ey ſieh da, Herr Advokat! Sie auch hier? Wir haben uns lange nicht geſehen. Man muß ſeine alten Freunde nicht vergeſſen." — Eduard verbeugte ſich demüthig.

„Das höre ich gern von dir, Otto," ſagte Philibert, der endlich einmal zum

Worte kam, „man muß ſeine alten Freunde nicht vergeſſen; man muß ſie aber auch wieder duzen, wenn man ſie vormals geduzt hat.“

„O ich bitte,“ murmelte Eduard entſchuldigend.

„Ach mein guter Philibert!“ ſagte der Kammerherr ohne alle Verlegenheit, „die „Verhältniſſe hier am Hofe — du weißt „nicht, welche Feſſeln mein Herz oft drücken. „Unſer Eduard iſt mir wahrlich noch ſo lieb, „als vormals; aber wenn ich in gewiſſen „Cirkeln mit ihm erſchiene — wenn ich ihn „gar duzen wollte —“

„Nun?“ fragte Philibert und ſeine Wange glühte.

„Man würde lachen, man würde ſpötteln.“

„Nun? und dann?“ wiederholte Philibert noch haſtiger.

„Der Fürſt könnte es ſogar ungnädig „aufnehmen.“

„Nun? und dann?" fuhr Jener mit einem faſt bittern Lachen heraus.

„Wie du auch fragen kannſt. Eine ſolche Ungnade —"

„Aber eine ſolche Freundſchaft?"

„Du biſt noch immer der Alte."

„Ja Gottlob!"

„Du lebſt, wie vormals, in deiner innern Welt, ohne dich darum zu kümmern, ob die äußere damit harmonirt."

„So iſt's."

„Du wirſt bald anders denken."

„Nimmermehr!"

„Du gleichſt einem Schwärmer, der ins Waſſer fällt, da ziſcht er noch eine Weile und verliſcht."

„Muß ich denn ins Waſſer fallen?"

„Ja, du mußt. In der Luft erhälteſt du dich nicht lange."

„Otto, du gefällſt mir nicht."

„Das würde mich zur Verzweiflung „bringen, denn ich meyne es gut mit „dir."

„Du biſt fürwahr ein ganzer Höfling geworden."

„Wäre ich das, würde ich deinen Beſuch „angenommen haben? den Beſuch des „Sohnes eines in Ungnade gefallenen Miniſters? Wage ich nicht ſelbſt dabey? Kann „der Fürſt das nicht übel deuten? Aber ich „trotze den Folgen, die Freundſchaft hat ihre „Rechte." —

Philibert, durch jede Phraſe leicht gerührt, weil er nie in Phraſen redete, fiel dem Kammerherrn um den Hals. „Erkennſt du wirklich dieſe Rechte noch? — Vergieb mir! Gehörſt du noch zu unſerm heiligen Sechseck? Waltet noch das Auge in deſſen Mittelpunkte über dir?"

„Ja, Philibert, ich erinnere mich gern „der fröhlichen Zeiten, wo wir durch jugendliche „Gefühle uns täuſchten."

„Täuſchten? O geſchwind, gieb deine armſelige Wirklichkeit für eine ſolche Täuſchung. Sey wieder ganz mein alter Otto!“

„Ich bin es.“

„Gieb mir ſchnell einen Beweis davon. Dutze Eduard.“

„Unter uns, warum nicht?“

„Nur unter uns? Nun ſo bleib unter uns! Laß den Hof fahren, ſonſt verwelkt dein Herz.“

„Du bedenkſt nicht, Philibert — ich „ſtehe in der Gunſt des Fürſten, ich kann „viel Gutes ſtiften.“

„Kannſt du das? Freylich, dann mußt du bleiben. Nun, ſo ſtifte Gutes; würke meinem Vater Verzeihung aus.“

„Da foderſt du zu viel. Seine Durch„laucht ſind dermaßen erbittert — Auch „muß man bekennen, dein Vater iſt ſehr „ſtrafbar.“

„Immerhin, ich weiß es nicht. Aber ich meyne, du ſollteſt ihn nicht ſtrafbar finden, wenigſtens nicht laut es ſagen.“

„Ich? warum nicht?“

„Er war dein Wohlthäter.“

„Freylich — ja — das war Er — er „hat ſich für meine Erziehung intereſſirt — „Nun, ich rede auch nichts Böſes von ihm, „nur vertheidigen kann ich ihn nicht, darf „ich ihn nicht.“

„So möge er immerhin dienſtlos bleiben. Für einen Miniſter, pflegte Wolff zu ſagen, iſt das die härteſte Strafe. Aber ſein Gefängniß? das könnte doch zum mindeſten in eine Verbannung auf ſeine Güter verwandelt werden? So viel könnteſt du doch bewirken?“

„Seine Güter?“ — ſagte der Kammerherr mit einiger Verlegenheit, „ſeine Güter ſind konfiſcirt, zum Theil ſchon verſchenkt.“

„Gut, ſo laſſe man ihn nur frey; er ſoll nicht betteln, ſo lange ich lebe.“

„Beruhige dich nur fürs Erſte. Die „Sache iſt noch zu neu. Laß ſie ein wenig „verbluten und baue ganz auf meine Freund„ſchaft, die den rechten Augenblick zu ergrei„fen wiſſen wird.“

„Indeſſen ſtirbt der alte Mann. Nein, ich muß noch heute ſein Schickſal beſſern, oder es mit ihm theilen. Noch heute will ich an den Fürſten mich drängen —“

„Thu das ums Himmelswillen nicht! „Seine Durchlaucht laſſen nicht ſo geradezu „mit ſich ſprechen: du würdeſt Alles verder„ben. Habe nur Geduld. Ich will deinet„wegen mit der Gräfin Sternheim reden, „vielleicht gar dich ihr vorſtellen.“

„Die Gräfin Sternheim? Wer iſt die? Was ſoll die? Was kann die?“

„Wie? du kennſt die Gräfin Sternheim „nicht?“

„Ich habe nie ein Wort von ihr reden hören."

„Iſt es möglich? Sie, die Alles vermag? die an den Fürſten durch die ſüßeſten „Bande geknüpft iſt? die ſogar ein Pfand „ſeiner Liebe erzieht?"

„Alſo wohl gar ſeine Maitreſſe?"

„Ein ungeziemendes Wort, wenn du „es deutſch denkſt."

„Ich denke immer deutſch."

„Apropos! du haſt ja ohne mich einen „vortrefflichen Kanal an die Gräfin: Ottilie von Schilff, die Geſpielin unſerer „Jugend; ſie iſt Gouvernante des jungen „Grafen, folglich vermag ſie viel, wenn ſie „will. Freylich hat ſie bis jetzt ihren Einfluß wenig benutzt; ein paar Wittwen und „ein paar Waiſen ſind Alle, die davon zu „rühmen wiſſen. Man ſagt, ſie wolle nicht „gelten, und ich traue ihr dieſe Thorheit „wohl zu."

„Ottilie," ſagte Philibert, „iſt ein treffliches Mädchen, oder war es wenigſtens." (Er erzählte die Geſchichte von dem Diamant, welche der Kammerherr begierig anzuhören ſchien.) „Es thut mir leid, ſie in einem ſolchen Hauſe zu wiſſen. Mein Gott, wie iſt ſie dahin gerathen?"

„Durch den glücklichſten Zufall von der „Welt," erwiederte der Höfling. „Die „Härte der Stiefmutter und, wie man ſagt, „Blandinens Uebermuth konnte ſie im väterlichen Hauſe nicht länger ertragen. Eine „alte wunderliche Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, die hier in der Vorſtadt eingezogen lebt, bot ihr eine Freyſtatt an. „Sie ergriff den Vorſchlag mit Begierde, „ſie kam, fand aber bald, daß ſie aus dem „Regen unter die Traufe gerathen war; „denn die alte geizige Betſchweſter peinigte „ſie noch mehr. — An einem ſchönen Morgen wandelt ſie einſam im fürſtlichen Park, „ſetzt ſich in eine Laube, denkt über ihr trau-

„riges Schickſal nach, beſeufzt es und weint.
„Die Gräfin Sternheim, die bisweilen die
„Grille hat, incognito ganz allein ſpazieren
„zu gehen, erblickt ſie von ferne, beobachtet
„ſie eine Weile, wird gerührt, (denn ſie hat
„ein vortreffliches Herz) geſellt ſich zu ihr
„und fragt, mit der ihr eigenen, unwiderſtehlichen
„Freundlichkeit, um die Urſach ihrer
„Thränen. Anfangs iſt Ottilie ſcheu,
„aber die Gräfin, der die Kunſt, Herzen zu
„gewinnen, zu Gebote ſteht, weiß ihr bald
„Vertrauen einzuflößen; wenigſtens erräth
„ſie, was Jene nur halb geſteht. Ohne ſich
„zu erkennen zu geben, verſpricht ihr die
„Gräfin Hülfe, und Ottilie erſtaunt nicht
„wenig, als ſie am folgenden Tage den Ruf
„als Gouvernante des jungen Grafen erhält;
„ein Platz, um den die erſten Familien
„im Lande für ihre Töchter gebuhlt
„hatten, denn das Kind, obſchon kaum ein
„Jahr alt, wird von ſeinem durchlauchtigen
„Vater angebetet. Welche Ausſichten,

„welchen Einfluß ein ſolcher Poſten gewährt, „kannſt du dir leicht denken. Aber unbe„greiflich wirſt du finden, daß Ottilie eine „Zeitlang ſchwankte, ob ſie ihn auch anneh„men ſolle? — So bald ich die Sache er„fuhr, eilte ich zu ihr, um die alte Be„kanntſchaft zu erneuern, und beſchwur ſie, „ihr Glück nicht wahnſinniger Weiſe zu ver„ſcherzen. Sollteſt du glauben, daß es mich „Mühe koſtete, ſie zu überreden? und daß „die alte Tante ſie gleichſam aus Barmher„zigkeit aus dem Hauſe ſtoßen mußte, um „ihren Entſchluß zu beſtimmen?"

„Das freut mich," ſagte Philibert, „ich will doch zu ihr gehen. Ich wäre ohnehin —"

„Eile zu ihr," unterbrach ihn der Kammerherr, „du beſitzeſt ja ein Pfand ihrer „Zuneigung, den Diamant. Sie wird ſich „— wenn auch nicht für deinen Vater, doch „für dich intereſſiren, und vielleicht, mein „theurer Freund, kannſt du ſogar mir ei„nen wichtigen Dienſt leiſten."

„Weder mir, noch dir,“ antwortete Philibert trocken. „Mein Vater denkt gewiß zu groß, als daß er es billigen könnte, wenn ich ſeine Befreiung auf einem ſolchen Wege ſuchte.“

„O du irrſt —“

„Wenn ich irre,“ unterbrach ihn Philibert haſtig, „ſo irre ich wenigſtens nicht in mir. Den Diamant will ich dem Fräulein von Schilff wieder einhändigen, meinen gerührten Dank hinzufügen, ihr Zufriedenheit wünſchen und dann auf ewig von ihr ſcheiden.“

Der Höfling zuckte die Achſeln. Man trennte ſich mit einiger Kälte. Eduard hatte nicht ein Wort geſprochen, ſondern nur durch Verbeugungen die Ehre erkannt, eine ganze halbe Stunde in dem Kabinet des fürſtlichen Günſtlings verweilt zu haben. Otto begleitete höflich beyde bis in das nächſte Zimmer, ſchnarrte noch eine Menge Redensarten, und rief dem Kammerdiener, ihn ſchnell anzukleiden, weil Seine Durchlaucht auf die Jagd fahren wolle.

Funfzehntes Kapitel.

Philibert wandelte ſtumm an Eduards Seite die Straße hinab. Verſtand und Herz kämpften in ihm. Das Sechseck iſt getrennt, meynte Jener. Es iſt nicht möglich, behauptete Dieſer. Mag immerhin die Blüthe der Freundſchaft in der phlogiſtiſchen Hofluft welken, ihre Wurzel bleibt geſund. Man verpflanze ſie nur auf friſchen Boden und ſchnell wird ſie neue Knoſpen treiben.

Es giebt einen gewiſſen Eigenſinn in den günſtigen Meynungen der Menſchen von Menſchen, den man gewöhnlich Herzensgüte zu nennen pflegt, (um ſich ſelbſt ein

Kompliment zu machen) wo man, trotz der ſprechendſten Gegenbeweiſe, denjenigen, zu dem man Einmal Zuneigung gefaßt hat, keiner ſchlechten Geſinnungen fähig hält, oder vielmehr durchaus nicht halten *will*; wo man ſich von ihm vernachläſſigen, überſehen, auch allenfalls mißhandeln läßt und doch immer dabey bleibt, man werde von ihm geliebt. Dieſer Eigenſinn iſt im Grunde nur Eitelkeit oder Bequemlichkeit. Man will ſich nicht geirrt haben; man will Andern keine Blöße geben; oder man ſcheut ſich vor der Leere, die im Herzen, mannichmal auch nur im *Hauſe*, entſtehen würde, wenn man den Unwürdigen aus beyden verſtieße. Man hat ſich an deſſen Umgang gewöhnt, wie an ein ſchädliches Getränk, von dem die Aerzte ſagen mögen, was ſie wollen, man bleibt dabey, es ſchadet nicht. „Wenigſtens *mir* nicht," ſo meynt ein Jeder. Widerſpruch reizt nur noch mehr.

Dieſer, bisweilen recht alberne Eigenſinn, den man täglich auch an ſolchen Menſchen wahrnehmen kann, die ſich ſonſt durch Geiſt und Herz auszeichnen, war jetzt Philiberts Seelenkrankheit. Was ſollte er mit ſich ſelbſt anfangen, wenn er gezwungen wurde, ihn fahren zu laſſen? — Das Vertrauen auf eigenen Werth hing mit dem Vertrauen auf den Werth ſeiner Freunde ſo feſt zuſammen, daß er zu fühlen glaubte, er könne nur beyde zugleich aus ſeiner Bruſt reißen. Mußte er die Menſchheit verachten, ſo war ihm auch der Menſch in ſeiner eigenen Perſönlichkeit zuwider. Darum klammerte er ſich lieber feſt an ſeinen alten Glauben und war erfinderiſch, ihn aufzuſtutzen.

Eduard und Paul fand er gänzlich unverändert. Denn daß der Klubb, auf welchem Jener bey Taback und Punſch täglich Karten ſpielte, ihm eben ſo wenig Vergnügen gewährte, als die Dachsjagd, zu welcher Paul ihn überredete, das ſchob er bloß auf ſeinen einſeitigen Geſchmack und auf die Vergnügens-Unempfänglichkeit in ſeiner jetzigen Lage. „Wäre Blandine mir treu und „mein Vater frey geblieben, ſo würde es mir „an Theilnahme für jede Luſt meiner Freunde „nicht fehlen.“

Es koſtete ihm einige Ueberwindung, Ottilien aufzuſuchen; er fürchtete, ſie werde ihn mit einer Protektionsmiene empfangen; eine der verhaßteſten unter allen Mienen, weil ſie, den, für den ſie geſchnitten wird, verkleinert. Er fürchtete auch wohl, ſie werde ſich bereits als ſeine Wohlthäterin betrachten; ein Rang, den man kaum geliebten Menſchen gern zugeſteht. Das Wohlwollen, welches er vormals für ſie empfand, gründete ſich ja nur auf Mitleid; deſſen bedurfte ſie nicht mehr, und die Art ihrer jetzigen Exiſtenz, von der er keinen rechten Begriff hatte, ſchien ihm unverträglich mit jenem Wohlwollen.

Indeſſen fühlte er doch, es ſey mehr als unartig, wenn er eine Jugendfreundin ganz vernachläſſige, die in dem Augenblicke, wo ſie ſelbſt hinaus in eine fremde Welt geſtoßen wurde, ſich ihm zu Liebe des einzigen Kleinods beraubte, welches im Nothfall ſie auf eine Zeitlang vor Mangel ſchützen konnte. Auch war es ja ſeine Pflicht, den Diamant zurück zu geben, von dem er, unter keiner Bedingung, jemals Gebrauch machen wollte. Er konnte ihn freylich, von einem höflichen Billet begleitet, ihr zuſenden, und er würde in der That — theils aus Verlegenheit, theils aus Bequemlichkeit — ſo unfreundlich gehandelt haben, (denn aus dieſen beyden Quellen fließt viel Albernes und auch viel Schlechtes) hätte nicht eine leiſe Hoffnung ihm geſchmeichelt, durch ſie Blandinen rechtfertigen zu hören. Ja, noch immer war ſein Herz bereit, das Unglaubliche zu glauben, wenn ſeine Liebe dadurch gerettet werden konnte.

Er begab ſich alſo am dritten Tage in das Hotel der Gräfin Sternheim, und ließ ſich bey Ottilien melden. Daß ſie faſt eine Viertelſtunde im Vorzimmer ihn warten ließ, würde ihm keine widrige Empfindung verurſacht haben, wenn er gewußt hätte, welchen Kampf in dieſen wenigen Minuten das arme Mädchen mit ſich ſelbſt beſtand. Sie hatte von ſeiner Ankunft nichts erfahren, und vernahm nun plötzlich, er ſtehe vor ihrer Thür. Sie liebte ihn noch ſo innig, als am Tage der Trennung; das ihm zu verbergen, ſchien ihr jetzt noch weit nothwendiger, als damals, um ſo mehr, da ſie, durch den gewagten Brief, ihr Herz verrathen zu haben fürchtete. Ja, ohne jenen Brief würde ſie minder Zeit gebraucht haben, ſich zu faſſen; denn edle Seelen ſchämen ſich gleichſam ihrer Wohlthaten in Gegenwart deſſen, der ſie empfing, und das ſchönſte Bewußtſeyn wird für ſie eine Art von Marter, wenn ſie glauben, der Gegenſtand deſſelben ahne etwas davon.

Ottilie brannte vor Begierde, den Geliebten zu empfangen, und zitterte dennoch vor jedem Geräuſch an ihrer Thür. Philibert trat herein. Der Prunk der Vorgemächer, das Melden, der Aufſchub ließen ihn erwarten, in Fräulein Schilff eine Dame zu finden, die mit der kalten Freundlichkeit des Hofes ſchnell vertraut geworden ſey. Er ſtutzte, als er nur Ottilien wiederfand. Ein wenig feiner, doch eben ſo häuslich gekleidet, als vormals, trat ſie ihm entgegen. Liebe, ſagt man, verſchönert auch die Häßlichen, vielleicht noch mehr, wenn ſie den Mantel der Freundſchaft um ſich ſchlägt und nur die Augen hervorblicken läßt. Eine liebliche Verwirrung war in Ottiliens Haltung ſichtbar. Sie fühlte es ſelbſt, wollte es verbergen, wußte den rechten Ton nicht gleich zu treffen, und nahm ihn faſt ein wenig zu herzlich.

„Lieber Philibert! Sie überraſchen mich „ſehr angenehm,“ ſagte ſie mit Thränen in den Augen. „Sie ſehen, ich bin gerührt, „und ſchäme mich deſſen nicht. Alle die „ſchönen Erinnerungen meiner Jugend er„wachen. Seyn Sie mir willkommen! tau„ſendmal willkommen! Wie geht es Ih„nen? — Sie haben, ſeit wir uns trenn„ten, viel verloren; doch, wenn ich Sie „recht kannte, weder die Tugend, noch den „Muth. Mit dieſen Gefährten darf man „hoffen, Erſatz für das Verlorne zu fin„den.“

Ottiliens freundliche Anſprache trieb ſchnell die förmlichen Falten aus Philiberts Antlitz. Er faßte ihre Hand und drückte ſie mit Wärme an die Lippen. „Ja, mein Fräulein, Tugend und Muth ſind nicht von mir gewichen. Sie ſelbſt haben großmüthig, in meinen bängſten Stunden, im Glauben an die Freundſchaft mich geſtärkt. Ich komme, Ihnen dafür zu danken.“

„Mir?“ verſetzte Ottilie mit erheuchelter Verwunderung.

„Den ganzen Werth Ihres Opfers,“ fuhr Philibert fort, „habe ich erſt ſpäter kennen und fühlen lernen, als ich erfuhr, daß Sie ſelbſt, in der peinlichſten Lage, einer ungewiſſen Zukunft entgegen gehend, dennoch dem nothleidenden Freunde Alles gaben, was Sie beſaßen.“

„Fürwahr, ich verſtehe Sie nicht.“

„Daß Sie, um meinetwillen, von einem Kleinod ſich trennten, mit welchem die Erinnerung an eine gute Mutter verbunden war —“

„Hören Sie auf, in Räthſeln mit mir „zu ſprechen.“

„Ihre Befremdung iſt hier das einzige Räthſel. Empfangen Sie den Diamant zurück, der ſo rein iſt, als Ihre Seele. Sie wußten nicht, daß ich noch viele Freunde hatte, die alle bereit ſtanden, mir zu helfen. Aber auch in der höchſten

Noth würde ich Ihre Großmuth nicht mißbraucht haben. Nehmen Sie.“

Aber zu ſeinem und vielleicht auch des Leſers nicht geringem Erſtaunen, fuhr Ottilie fort, zum Erſtenmal in ihrem Leben, die Rolle der Verſtellung zu ſpielen. Sie verwünſchte es ſelbſt im Innern ihrer Seele. Sie hatte einen falſchen Ton angeſtimmt, das fühlte ſie, und kam ſich ſelbſt ſehr albern vor; aber es war nun einmal geſchehen. Das Einlenken iſt eine ſchwere Kunſt, beſonders in Gegenwart eines Mannes, auf deſſen Hochachtung man eiferſüchtig iſt. Faſt wäre ſie in Thränen ausgebrochen, ſo unzufrieden war ſie mit ſich ſelbſt. Und dennoch blieb ſie dabey, ſie wiſſe nichts von dem Diamant. „Vermuthlich,“ ſagte ſie, „hat Einer von den Freunden, die Sie „mir eben rühmten, Ihnen den Dank er„ſparen wollen, und darum meines Na„mens ſich bedient. Ich könnte mit ihm „darüber grollen, denn er hat mir, für ei-

„ne Zeitlang, in Ihren Augen ein fremdes Verdienſt geliehen; doch ich verzeihe ihm, weil er mir bloß eine Handlung „andichtete, zu der ich mich gern bekennen „würde.“

Sie ſagte das Alles nicht ohne Verwirrung, nicht ohne ein merkliches Zittern der Stimme.

„Ich verſtehe Sie, mein Fräulein,“ ſagte Philibert ein wenig ernſt: „Sie haben dieſen Diamant nun einmal zur Unterſtützung irgend eines Nothleidenden beſtimmt, deſſen Dank Sie ſo wenig begehren, als den meinigen. Sie erzeigen mir die Ehre, mich zum Vollſtrecker Ihres frommen Willens zu ernennen. Ich gehorche und verſpreche, dieß Pfand Ihrer Menſchenliebe in keine unwürdigen Hände zu liefern.“ Er drückte ihre Hand — nicht an die Lippe — ſondern an die Bruſt und ſchwieg.

Ottilie ſchöpfte Athem und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das Geſpräch zu verändern. „Warum ſind Sie hier? Wer„den Sie bey uns bleiben?“

„Ich bin hier um meines Vaters willen,“ verſetzte Philibert. „Ich will Gerechtigkeit fodern, wenn er unſchuldig leidet; will mich dem Fürſten zu Füßen werfen und Gnade erflehen, wenn er ſtrafbar iſt. Man hat ihn unverhört in eine Feſtung geſperrt, das ſpricht für ſeine Unſchuld. Kann man das Gegentheil ihm nicht erweiſen, ſo fodre ich einen Spruch, der ſeine Ehre, ſeine Güter ihm zurückgiebt.“

„Guter Philibert,“ ſagte Ottilie, „Sie „betreten zum Erſtenmal den ſchlüpfrigen „Boden der Reſidenz. Auch ich kenne ihn „erſt ſeit wenigen Monden, aber ich ſtehe „dem Schimmer ſo nahe, daß er mich nicht „mehr blendet. Sie fodern? nur die Ge„walt darf hier fodern. Sie verlangen „Gerechtigkeit? Ach, die ſteht im Sold des „Hofes, wie jede andere Tugend; aber ſie „wird karg beſoldet und geht nach Brod.

„wie die Kunſt. Verhältniſſe beſtimmen
„hier Alles. Das Gute geſchieht bisweilen,
„auch wohl oft, aber immer nur aus Rück-
„ſichten; und eben dieſe Verhältniſſe, eben
„dieſe Rückſichten ſtehen Ihrem Vater im
„Wege. Ob er ſchuldig oder unſchuldig ſey,
„wage ich nicht zu entſcheiden, denn ich hatte
„nur Gelegenheit, ſeine Ankläger zu hören.
„Iſt er unſchuldig, deſto ſchlimmer für ihn,
„denn man müßte Jene beſtrafen. Seine
„Ehre kann nicht wieder hergeſtellt werden,
„ohne mächtige Widerſacher zu beſchimpfen.
„Seine Güter müßte der Fürſt Höflingen
„wieder entreißen, die ſich bereits darein ge-
„theilt haben. Fragen Sie Ihren Freund,
„Otto von Schlangenbring, ob er Luſt hat,
„den Theil herauszugeben, der ihm zugefal-
„len iſt?"

„Wie, mein Fräulein? Otto beſäße ein Gut meines Vaters?"

„Eins der ſchönſten."

„Nein, es iſt unmöglich!"

„Es ſchmerzt mich, guter Philibert, eine Täuſchung zu zerſtören, deren Sie in „Ihrer Lage mehr als ſonſt bedürfen. Otto „iſt ein Höfling geworden. Trauen Sie meinem Urtheile nicht, ſo prüfen Sie ihn „ſelbſt.“

„O Gott!“ rief Philibert und ſchlug beyde Hände vor die Augen, als wollte er den Schimpf des Freundes vor ſich ſelbſt verbergen. „Ja, ich will noch einmal mit ihm reden. Mein Vater war ſein Wohlthäter. Hat er den berauben können, ſo iſt er ein Nichtswürdiger! Das heilige Sechseck iſt geſprengt, das wachende Auge des Genius erloſchen!“

Sechszehntes Kapitel.

Er verließ Ottilien in ungeſtümer Bewegung. Sie ſah ihm ſeufzend nach, wandte ſich zum Fenſter, ſah ihn die Straße mit haſtigen Schritten hinab eilen, und zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge.

Philibert ging geradeswegs zu dem Kammerherrn. Er fand ihn nicht zu Hauſe. Noch einmal ſuchte er ihn an demſelben Tage, immer hieß es, er ſey bey Hofe. Philibert rannte zu Paul. „Hat dein Bruder ſo gehandelt?“ — Der Waidmann zuckte die Achſeln. „Herr Bruder, bey Hofe denkt „Jeder nur an ſich, darum lebe ich am liebſten unter meinen Hunden.“

Philibert raunte zu Eduard. „Iſt Otto im Beſitz von meines Vaters Gütern?“

„Herr Bruder, ich rathe dir, einen Proceß beym Reichskammergericht anhängig zu machen. Schade, daß ich ihn nicht führen kann, der Verhältniſſe wegen.“

Eine ſchreckliche Nacht durchwachte Philibert. Kaum war die Sonne aufgegangen, als er ſchon wieder vor dem Hotel des Günſtlings ſtand. „Seine Gnaden ſchlafen noch,“ ſagte der Schweizer. Philibert befahl, ihn zu wecken. Der Schweizer lächelte. Jener wiederholte ſeinen Befehl mit Ungeſtüm. Der Schweizer hielt ihn für wahnſinnig und wollte brummend die Thür verſchließen. Allein der ſtärkere Jüngling ſtieß den unbehülflichen Coloß auf die Seite, daß er taumelte, drang hinein, und ſtolperte die Treppe hinauf, ohne daß der erſchrockne Pförtner es hindern konnte. Mit gleichem Ungeſtüm riß er alle Thüren auf, flog durch alle Zimmer, ſchleuderte vor dem letzten den Kammerdiener in einen Seſſel, und ſtand plötzlich vor dem erſtaunten Höfling, der, durch den Lärm geweckt, ſich die Augen rieb, und den unerwarteten Freund mit dummen Blicken anſtarrte.

„Iſt es wahr?“ fuhr Philibert ihn an.

„Was denn?“ ſagte Otto, und wurde blaß, als er auf des Fragenden Wange die hohe Glut des Zorns erblickte.

„Haſt du meines Vaters Güter an dich geriſſen?“

„Wie denn? was denn? — ich finde es ein wenig ſonderbar, mein Freund, daß du zu ungelegener Zeit ſo herein ſtürmſt.“

Er verſuchte, ſich in die Bruſt zu werfen.

„Gieb Antwort!“

„Ich bitte dich, geh hinaus. Laß mich doch wenigſtens einen Schlafrock überwerfen. Wir ſind alte Freunde, ſehr wohl. Aber in ſpätern Jahren giebt es Verhältniſſe, die ein vernünftiger Freund ſtets ehren ſollte.“

„Geh zum Teufel mit deinen Verhältniſſen! Antworten ſollſt du mir. Ich weiche nicht von der Stelle."

„Biſt du raſend?" verſetzte der Kammerherr mit zitternder Stimme. „Du wirſt mich zwingen meine Leute zu rufen."

„Wirklich?" ſagte Philibert bitter lächelnd. „Fürs Erſte wirſt du mir erlauben, dein Kammerdiener zu ſeyn." Er verriegelte die Thür.

„Was haſt du vor? willſt du mir Gewalt anthun?"

„Sprich, iſt es wahr? Ja oder nein?"

„Und wenn es wahr wäre, konnte ich denn die Gnade meines Fürſten von mir ablehnen? durft' ich ein Geſchenk Seiner Durchlaucht verſchmähen?"

„Alſo iſt es wahr? Gott! wie tief biſt „du geſunken! Wolff! Wolff! daß du Recht „haben mußt! — Doch ich werde gelaſſen „bleiben. Du kennſt mich Otto, du weißt, „daß ich den Zweykampf verabſcheue, ſo wie

„er gewöhnlich um Ehrenpunkte getrieben „wird, die bisweilen noch kleiner ſind als die „mathematiſchen Punkte. Aber in Einem „Falle läßt er ſich doch vertheidigen.“

Der Höfling erblaßte und horchte, wo es hinaus wolle.

„In Einem Falle,“ fuhr Philibert fort, „iſt mir der Zweykampf ſo ehrwürdig, „als urſprünglich die Vehmgerichte waren. „Wenn der Arm der Gerechtigkeit einen be„günſtigten Böſewicht nicht erreichen kann; „wenn die Sache bloß vor den Richterſtuhl „der Sittlichkeit gehört, vor welchem ſich der „Frevler nicht ſtellt; wer mag dann die „Selbſthülfe verdammen? — Steh auf, „Otto, nimm deinen Degen, denn wir müſ„ſen uns ſchlagen.“

„Philibert! wo denkſt du hin!“

„Ich denke an meinen Vater.“

„Ich ſollte mich mit meinem beſten Freunde ſchlagen?“

„Bin ich dein beſter Freund? Gott! „wie magſt du deine Feinde behandeln? — „Spare die glatten Worte, du biſt entlarvt.“ Mit rauher Stimme ſetzte er hinzu: „Steh „auf, oder ich zerre dich mit Gewalt aus dem „Bette.“

„Gewalt? in meinem eignen Hauſe?“

„Verſuch es nicht, zu rufen oder zu klingeln. Die Thür iſt verſchloſſen, und würde ſie zerſprengt, ſo beſchimpfe ich dich in „Gegenwart deiner Bedienten, es entſtehe „daraus, was da wolle.“

Der Kammerherr, Angſtſchweiß vergieſſend, rief jetzt mit wehmüthiger Stimme: „Iſt das mein Lohn für die allzugroße Delicateſſe, die ich gegen meinen Freund beobachtet?“

„Du gegen mich? Erkläre dich deutlicher.“

„Wohlan, du zwingſt mich dazu. Wäre auch dein Vater nie mein Wohlthäter geweſen, wie konnteſt du dem Gedanken Raum geben, daß Eins der acht Bäumchen auf dem Felſen, ein Stern des Siebengeſtirns, eine Seite des heiligen Sechsecks, jemals an der Freundſchaft ſich ſo ſchwer verſündigen werde?“

„Was fabelſt du? haſt du nicht ſelbſt „eben erklärt —?“

„Daß der Fürſt mir ein Gut deines Vaters geſchenkt habe. Ja, das iſt wahr, und eben ſo wahr iſt auch, daß ich dieſem Geſchenk nicht ausweichen konnte. Ich ſandte auf der Stelle einen treuen Verwalter dahin, um über jeden Groſchen, den das Gut abwirft, pünktliche Rechnung zu führen. Die Einkünfte ſollten geſammelt, auf Zinſen gelegt, zum Kapital geſchlagen werden, um — wenn einſt dein Vater ſeine Freyheit wieder erhielte, oder du, als Erbe, an ſeine Stelle träteſt — ihm oder dir das anvertraute Gut zu überliefern.“

„Wie Otto?“ Philibert ſah ihn mit funkelnden Augen an.

„Ich durfte das Niemanden offenbaren,“ fuhr der Höfling immer beherzter fort: „ich kenne den Fürſten; wäre es ihm zu Ohren gekommen, er würde das Gut einem Fremden verliehen haben, den ſein Herz nicht an deinen Vater knüpfte. Meine ſcheinbare Unterwerfung war das einzige Mittel, ihm einen Theil ſeines Vermögens zu erhalten.“

„Otto! Otto! — aber verſchwiegſt du „mir? dem Sohne? dem Freunde? —“

„Weil ich befürchtete, es würde unſer ſchönes Verhältniß ſtören, wenn du zur Dankbarkeit gegen mich dich verpflichtet glaubteſt. Ich wollte das Gute im Stillen thun. Du ſollteſt nichts davon erfahren, bis es vollbracht wäre.“

Philiberts Augen füllten ſich mit Thränen. Er zitterte, er ſchämte ſich. Der Kammerherr gewahrte mit heimlicher Freude die Wirkung ſeines Kunſtgriffs. „Ich weiß recht gut,“ ſeufzte er, „daß mein Ruf darunter gelitten, allein ich dachte: immerhin, ich will es dulden, wenn nur Philibert an mir nicht irre wird; wenn nur Er dem böſen Schein nicht traut. Und das wird er nicht. Er, mit ſeinen hohen Begriffen von Freundſchaft, wird eher an ein Wunder, als an die Treuloſigkeit des Freundes glauben. Ach! meine Zuverſicht hat mich getäuſcht!“

Er weinte. Philibert ſtürzte in ſeine Arme, weinte bitterlich an ſeinem Buſen, nannte ſich unwürdig ſeiner Liebe, bat mit heißer Inbrunſt um ſeine Verzeihung — ſprang dann plötzlich auf — triumphirte — ging mit erhabenem Haupte im Zimmer auf und nieder, blickte gen Himmel, und rief: „Nun Wolff? nun? — Verzeihe dir Gott „das Mißtrauen, welches deine Lehren in „meine Bruſt gepflanzt! Ich will es heraus „reißen, auf ewig! Nie ſoll das kleinſte Samenkorn wieder darin wurzeln! Das ſchwöre ich, in Gegenwart dieſes edlen, beleidigten Menſchen! Leb wohl Otto! noch kann „ich die Augen nicht zu dir aufſchlagen.

„Siehe mein reuiges Herz und vergieb
„mir!“

So ſtürzte er hinaus, und der Höfling
biß ſich in die Lippen, um nicht laut aufzulachen.

Siebenzehntes Kapitel.

Es war eine ſelige Empfindung, mit welcher Philibert die Straße betrat. Er hatte ſeinen verlornen Schatz, den Glauben an die Freundſchaft wieder gefunden. Er athmete leicht und frey; er fühlte einen Muth in ſich, ſein Schickſal heraus zu fordern, wäre es auch mit jedem Unglück im Bunde. In dieſer Stimmung trug ſein Weg ihn über einen Platz, auf dem er die Equipage des Fürſten erblickte. Der Fürſt war ausgeſtiegen, um den Bau eines neuen Exercierhauſes zu beſchauen. Plötzlich ergriff den glücklichen Philibert die willkommene Erinnerung an ſeine kindliche Pflicht. Er warf ſich dem

Fürſten zu Füßen, nannte ſeinen Namen, überließ ſich ganz ſeinem Gefühl, ſprach mit tiefer Rührung, mit ergreifender Innigkeit. Der Fürſt, ein gutmüthiger Menſch, der gern ein Vater ſeines Volkes geweſen wäre, wenn man ſeine Kinder nur zu ihm gelaſſen hätte, und der, wenn dann und wann ein Zufall die Mauer niederriß, die ihn vom Volke trennte, gewöhnlich väterlich handelte — der Fürſt wurde bewegt. Die ſchöne Geſtalt des Jünglings, die beſcheidene Freymüthigkeit, die edle Herzenswärme, machten einen angenehmen Eindruck auf ihn.

„Stehen Sie auf,“ ſagte er wohlwollend, „Ihr Vater hat ſich ſchwer vergangen; „doch — um Ihres kindlichen Vertrauens „willen — ich werde ſehen, was ſich für „ihn thun läßt.“ •

Philibert ſtammelte ſeinen Dank und taumelte fort zu Ottilien, um ihr die Begebenheiten dieſes glücklichen Morgens mitzutheilen, und vor allen Dingen die häßliche

Idee zu vernichten, die ſie von Otto's Charakter gefaßt hatte.

Ottilie wiegte zweifelnd ihr Haupt. Das verdroß ihn. „Hat der Kammerherr ſchriftlich auf Ihres Vaters Gut Verzicht geleiſtet?“ — Philibert mußte an ſich halten, um nicht in Bitterkeiten auszubrechen.

„Schriftlich? wir ſind ja keine Advokaten. Wozu eine Schrift zwiſchen Freunden?“

Der Unwille trieb ihn, den Beſuch abzukürzen. Er ging; unzufrieden mit Ottilien aus mehr als Einer Urſache; denn — ſie hatte ihn im Freunde gekränkt, und — noch kein Wort von Blandinen geſprochen. In ſeinem Herzen flog ein Schatten über Ottiliens Bild, er wollte ſie nicht wiederſehen, ihr nichts verdanken. Er fuhr mit der Hand in die Taſche. Es war ihm, als müßte er ihren Diamant auf die Straße werfen. Er ging zu Paul, und erzählte überfließend von Otto's Freundſchaft, die er faſt verſucht wurde, Großmuth zu nennen; allein es gebe, nach ſeinen Begriffen, keine Großmuth in der Freundſchaft.

„Es freut mich, Herr Bruder,“ ſagte Paul, „wenn Otto ein ehrlicher Kerl iſt. „Hohl mich der Teufel! ich habe ſelbſt bisweilen daran gezweifelt. Für mich thut „er nichts.“

Daß der Fürſt ſo gnädig gegen Philibert geweſen, ſchien ganz beſondern Eindruck auf den Oberforſtmeiſter zu machen. „Deſto „beſſer,“ ſagte er, „ſo braucht man ſich keinen Zwang mehr anzuthun. Nun ſollſt du „auch dieſen Mittag bey mir ſpeiſen, und „alle Mittage, wenn es dir beliebt.“

Philibert ſtutzte. „Haſt du meinetwegen dir Zwang angethan?“

„I nu, man̄ muß denn doch mit dem „Strome ſchwimmen. Ich denke einmal „Oberjägermeiſter zu werden, da heißt es, „aufgepaßt! damit der Haſe nicht hinter „dem Rücken vorbey ſchlüpft. Seine Durch-

„laucht vermerken es ungnädig, wenn man „anderer Meynung iſt als Hochdieſelben. — „He Franz! eine Flaſche Madera! und ein „Rebhuhn zum Innbiß.“

Philibert ging finſter auf und nieder, und bewegte des Freundes Worte in ſeinem Herzen. Schon wieder kam es ihm vor, als ob die Wellen der Verhältniſſe an den Felſen ſeines Glückes ſchlügen. Aber er beſann ſich ſchnell: „der Freund ſoll ſich nie an die Form des Freundes ſtoßen. Rauher iſt die Rinde eines Baumes gegen Norden, als gegen Süden, aber Schatten giebt er auf beyden Seiten. Paul ſteht in der kalten Hofluft, was kümmert mich ſeine Rinde?“

Bey einem Glaſe Wein vergaß er bald die hingeworfenen Worte, die ſein Herz beklemmt hatten. Es öffnete ſich brüderlich, es ergoß ſich in Klagen über Blandinen. Der Jäger hörte ihm ſchmauchend zu.

Da wurde plötzlich, nach einem ſtarken Klopfen, die Thür aufgeriſſen. Ein Gardeofficier trat herein. Hinter ihnen ſah man einige Schnurrbärte mit blinkenden Bajonetten. Paul erblaßte. Philibert ſaß ruhig.

„Es thut mir leid," ſagte der Officier zu dem letztern, „daß ich Ueberbringer unangenehmer Befehle ſeyn muß."

An mich? fragte Philibert.

„An Sie. Seine Durchlaucht haben „höchſt ungern vernommen, daß Sie über „die Maaßregeln, welche gegen Ihren Herrn „Vater getroffen worden, eine laute, ungeziemende Sprache führen. Seine Durchlaucht wiſſen kindliche Liebe zu ſchätzen, aber „Sie verlangen, daß dieſelbe ſtets mit der „gebührenden Ehrfurcht für den Fürſten vereinigt werde. Um Ihnen, ſo lautet mein „Auftrag, dieſe Lehre einzuprägen, ſollen Sie „derſelben eine Zeitlang in der Einſamkeit „nachdenken. Um aber auch zugleich Ihnen „zu beweiſen, daß die Gefühle der Natur „das fürſtliche Herz bewegt haben, ſo geruhen Allerhöchſtdieſelben Ihnen vor der Hand,

„zu Ihrem Aufenthaltsort, dieſelbe Feſtung „anzuweiſen, in welcher Ihr Herr Vater „ſich befindet.“

Philibert ſaß unbeweglich. Er brauchte Zeit, um aus den Trümmern ſeiner Hoffnungen ſich hervor zu winden.

Paul fragte ängſtlich, ob der Fürſt erfahren werde, daß der Arreſtant in ſeinem Hauſe angetroffen worden? Der Officier beruhigte ihn. Das Wort Arreſtant weckte Philibert aus ſeiner Betäubung. „Ich bin alſo Ihr Gefangener?“ fragte er ziemlich ruhig. Der Officier zuckte die Achſeln.

„Wenn werden wir abreiſen?“

„In dieſer Stunde. Der Wagen ſteht „ſchon vor der Thür.“

„Zu meinem Vater?“

„Zu ihm.“

„Ich bin bereit. Der Fürſt erfüllt Einen meiner Wünſche, wenn gleich nicht den, den er zu erfüllen verſprach. Iſt mir erlaubt, noch ein Billet zu ſchreiben?“

„An wen?“

„An meinen Freund, den Kammerherrn von Schlangenbring.“

„O ja,“ erwiederte der Officier mit einem mitleidigen Lächeln, welches Philibert nicht bemerkte. Er ſchrieb und meldete dem Günſtling ſein Schickſal, weil er unbezweifelt vorausſetzte, daß Jener nicht davon unterrichtet ſey.

„Ich empfehle Dir weder den Vortheil „meines Vaters, noch die Rettung Deines „Freundes. Ich will nicht zum zweytenmal „mich an Dir verſündigen. Du wirſt thun, „was du kannſt.“ — Eben als er, um zu ſiegeln, nach ſeinem Petſchaft griff, fühlte er den Diamant in ſeiner Uhrtaſche. Ohne recht zu wiſſen, was er that, oder warum er es that, zog er ihn hervor, legte ihn in das Billet und erſuchte Otto in einer Nachſchrift, ihn dem Fräulein von Schilff einzuhändigen.

„Zwar hat ihre Großmuth,“ ſo ſchrieb er, „ſich nicht zu dem Geſchenk bekannt, „allein ihr Brief hebt jeden Zweifel, und ich „mag keine Wohlthaten mit in mein Gefängniß nehmen; denn nur aus den Händen „der Freundſchaft, aus Deinen Händen, „mein guter Otto, ſind ſie mir nicht drückend. „Ich hatte verſprochen, in ihrem Nahmen „irgend einem ehrlichen Manne damit aus „der Noth zu helfen; jetzt raubt mein Schickſal mir die Gelegenheit, und ſo möge ſie „ſelbſt die ſchöne Sorge übernehmen. Bringe ihr dieſe Botſchaft nebſt meinem „Danke.“ —

„Jetzt ſtehe ich zu Ihrem und des Fürſten Befehl,“ ſagte er gelaſſen zu dem Officier, indem er ſich feſt in ſeinen Ueberrock knöpfte und dann die ängſtlich dargereichte Hand des Oberforſtmeiſters ſchüttelte. Er ſtieg mit ſeinem Begleiter in den Reiſewagen, zwey Schnurrbärte ſetzten ſich auf den Bock.

Nahe am Thore mußten ſie eine Weile halten, weil ihnen einige Heufuder begegneten. Da ging Eduard vorüber, ſchnell, mit weggebogenem Kopfe. Philibert rief ihn ziemlich laut. Er wollte ihm auftragen, ſeinen Wirth zu bezahlen, dem er noch eine Kleinigkeit ſchuldig war. Doch Eduard hatte ſchon von fern nicht bloß ihn, ſondern auch die Schnurrbärte erkannt, und da er wohl wußte, was eine ſolche Geſellſchaft bedeutet, ſo hielt er für rathſam, dießmal taub zu ſeyn, und ſchlüpfte in ein nahes Haus. Der argloſe Philibert bedauerte das harte Gehör ſeines Freundes und fuhr heiter zum Thore hinaus. Ja, *heiter*! denn wurde er nicht, *um* ſeines *Vaters* willen, als Gefangener *zu* ſeinem *Vater* geführt? und hinterließ er nicht drey ewige Freunde? und trug er nicht einen beſeligenden Glauben in ſeiner Bruſt? — Wahrlich! hätte er dieſen Glauben bis auf Blandinen ausdehnen dürfen, ſo wäre wohl nie ein Gefangener mit fröhlicherm Muthe ſeinem Kerker entgegen gereiſt.

Welche wohlthätige Täuſchung der Natur! Der Menſch bedarf nun einmal zu ſeinem Glücke anderer Menſchen; aber nicht, wie ſie wirklich ſind, ſondern nur, wie Er ſie ſich träumt.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Als Philibert der Feſtung ſich näherte, ergriff ihn ein ſeltſames Gefühl, eine unbekannte Sehnſucht, eine Beklommenheit. Er ſollte ſeinen Vater zum Erſtenmale ſehen; nicht den gewaltigen Miniſter, dem im Gewühl der Geſchäfte keine Zeit blieb, an ſein einziges Kind zu denken, nein, den Gefangenen, deſſen Herz, durch Unglück erweicht und geöffnet, ihm ſicher liebevoll entgegenſchlug. Er dachte ſich deſſen Geſtalt, und immer ſchob ihm die Einbildungskraft die ehrwürdige Geſtalt ſeines Lehrers unter. Er wünſchte und glaubte, daß ſein Vater Jenem ähnlich ſey, denn ſo nur, meynte er, könne ein wahrer Vater ausſehen. Er lieh ihm Wolffs freundlichen Ernſt, deſſen Vertrauen erweckende Züge, und voll von dieſem Bilde fuhr er über die raſſelnde Zugbrücke, durch das lange, gewölbte Thor.

Der Kommandant empfing ihn höflich, und gab ihm ſogleich einen Wegweiſer zu ſeines Vaters Wohnung. Denn nur die Ringmauern der Stadt, nicht die Citadelle, waren dem verungnadeten Miniſter zum Gefängniß angewieſen. Er lebte übrigens, wie er wollte und ſo gut er es bezahlen konnte. Von ſeiner zahlreichen Dienerſchaft war ihm nur ein Einziger geblieben, jetzt Koch und Kammerdiener, Kutſcher und Thürſteher; aus ehrlicher Dummheit hatte er das Beyſpiel ſeiner Kameraden nicht nachgeahmt. Jene plünderten das Hotel, als ihr Herr plötzlich arretirt und weggeführt wurde; nur

Peter folgte ihm, weil er in ſeiner Einfalt — troz mancher glänzenden Beyſpiele in neuern Zeiten — einen unglücklichen Herrn nicht verlaſſen wollte; ja er hielt auch dann noch bey ihm aus, als Mangel und Grillen faſt unleidlich wurden. Vom Hofe empfing der Miniſter ſehr kargen Unterhalt. Indeſſen hatte er einige Koſtbarkeiten gerettet, die er zu Gelde machte, und die, in einer kleinen, wohlfeilen Stadt, ihm auf mehrere Jahre ein bequemes Auskommen würden verſchafft haben, wenn er nur das Nöthige und Nützliche dafür gekauft hätte. Aber es wurde ihm leichter, den täglichen Bedürfniſſen des Lebens, als einem gewiſſen Prunke zu entſagen, dem Element ſeiner Seele. Eine Waſſerſuppe auf der Tafel genügte ihm, wenn ſie nur in einer ſilbernen Schaale aufgetragen wurde. Sein Ofen blieb im Winter manchen Tag ungeheizt, aber zwey magere Roſſe ſtanden im Stalle, um ihn durch die engen Straßen der kleinen

Stadt zu ziehen, oder Sonntags in die Kirche zu fahren, die hundert Schritte von ſeiner Wohnung lag. Auch die alte Lebensweiſe hatte er gänzlich beybehalten. In den Frühſtunden that er die Regierungsgeſchäfte ab, oder beſtimmte vielmehr, wie ſie, nach ſeiner Meynung, abgethan werden müßten. Dann trat er aus dem Schlafzimmer und gab den Bildern an der Wand Audienz. Mittag ſpeiſte er von der Serviette. Nachmittags las er die Zeitungen.

So weit ging noch Alles gut. Doch wenn der Abend hereinbrach; wenn die Stunde kam, wo er nach Hofe zu fahren pflegte, dann wußte er ſich nicht mehr zu helfen, dann folterten ihn Unmuth und Langeweile bis ſpät in die Nacht, denn nie konnte er ſich überwinden, vor zwey Uhr ſchlafen zu gehen, wenn ihm auch vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Es war Morgens um neun Uhr, als Philibert mit klopfendem Herzen des Vaters

Wohnung betrat. Peter kam ihm entgegen in einer glänzenden Livree. Philibert erſuchte, ihn eilig zu melden, aber Peter beſtellte ihn in zwey Stunden wieder, weil Seine Excellenz ſo früh nicht zu ſprechen wären.

„Ich bin ſein Sohn,“ ſagte Philibert haſtig. Der ehrliche Bediente ſtutzte.

„Der Sohn des Herrn Miniſters? Ey, ey! ſo belieben der gnädige Herr einſtweilen hier in das Audienzzimmer zu treten; da werden Seine Excellenz wohl eine Ausnahme machen.“

Peter ging hinein und meldete. Philibert ſtand faſt ohne Athem, jeden Augenblick erwartend, die Thüre auffliegen und ſeinen Vater herausſtürzen zu ſehen. Allein die Thür flog nicht auf, ſondern öffnete ſich ganz langſam. Peter kam zurück und erſuchte den jungen Herrn, zu warten.

„Warten? Iſt es möglich? Freut „mein Vater ſich denn nicht über meine An„kunft?“

„Ich vermuthe allerdings, daß Seine Excellenz hoch erfreuet ſind, allein Sie haben nichts davon geäußert.“

Mit dieſen Worten verließ ihn Peter, kehrte aber bald, mit einer Puderſchürze angethan, zurück, um nun ſein Amt als Kammerdiener zu verwalten. Philibert bat um Gotteswillen, bey ſeines Vaters Toilette gegenwärtig ſeyn zu dürfen. „Der Herr Miniſter,“ hieß es, „läßt ſich von Niemandem ſehen und ſprechen, bis er friſirt und angekleidet iſt.“

Eine peinliche Sekunde kroch vorüber; der arme Jüngling kämpfte gegen bittere Empfindungen. Er trat an's Fenſter. In einem Hauſe gegenüber trug ein Vater ſein Kind auf dem Arme und liebkoſte ihm. „Hätte mein Vater,“ dachte Philibert, „mich jemals ſo auf dem Arme getragen, er würde mich jetzt der Wehmuth nicht Preiß geben, die mir das Herz abdrückt.“

Endlich riß Peter die Flügelthüren auf. Ein langer, hagerer Mann mit großen, brennenden Augen und einem Stern auf der Bruſt, trat ſo ſteif hervor, als ſey er eingeſchnürt. „Mein Vater!“ ſchluchzte Philibert und flog ihm zitternd entgegen. Der Miniſter reichte ihm die Wange und betrachtete ihn mit einem großen, ernſten Blicke.

„Ich weiß nicht, mein Sohn, ob ich „über deine Ankunft mich freuen oder bekümmern ſoll.“

Philibert erzählte. Der Miniſter hörte ihm aufmerkſam zu, ohne eine Miene zu verziehen. Als er geendigt hatte, hub ſein Vater feyerlich an: „Wolff, wie ich ſehe „und höre, hat Alles verdorben. Ich ſandte dich nach Paris in die Schule der Welt, „aber du kennſt die Welt nicht, viel weniger den Hof. Wie konnteſt du dem Kam-

„merherrn von Schlangenbring, meinem
„Todfeinde, trauen?"

„Er? den Sie ſelbſt erziehen laſſen?"

„Ich habe mehr gethan; ich ſelbſt habe
„ihn bey Hofe eingeführt, ihm die Bahn zu
„den höchſten Ehrenſtellen geöffnet. Deſto
„ſchlimmer! Es giebt keine unverſöhnlichern
„Feinde, als die, welche Wohlthaten von
„uns empfingen."

„Sie irren, mein Vater —"

„Ich irren?" ſagte der Miniſter mit
einem mitleidigen Lächeln. „Wäre es ſo
„weit mit mir gekommen, daß mein Sohn
„mich Irrenden zurückweiſen müßte?"

„Der Schein iſt gegen ihn —"

„Schweig und höre mich reden. Ich
„habe einen Fehler begangen, den Einzigen
„während meiner vieljährigen Verwaltung.
„Ich habe dem Günſtling Seiner Durch-
„laucht eine Penſion für einen Menſchen ab-
„geſchlagen, der, als erfahrner Kuppler,
„ihm wichtige Dienſte geleiſtet hatte —"

„O mein edler Vater —"

„Das hätte ich freilich nicht thun ſollen."

„Wie?"

„Du ſiehſt, ich verhehle dir auch meine Schwachheit nicht. Es kam bloß darauf an, die Penſion einem alten, verdienten Officier zu entziehen, der, in einer „Provinz, mit ſeinen Klagen das Ohr des „Fürſten nie erreicht haben würde. Ich weiß „noch heute nicht, warum ich Anſtand nahm, „den Verhältniſſen ein nothwendiges Opfer „zu bringen. Seit dieſem Augenblicke war „mein Fall beſchloſſen. Der Kammerherr „beſtach meinen Geſchäftsmann, ihm gewiſſe „Papiere auszuliefern, die einer zweydeutigen Auslegung fähig waren. Um ſie dem „Fürſten vorzutragen, wählte er eine Stunde, in welcher die Truppen Seiner Durchlaucht ſchlecht manoeuvrirt und dadurch Allerhöchſte üble Laune bewirkt hatten. So „war es plötzlich um mich geſchehen. —

„Indeſſen kenne ich das Terrain.“ — (Er nahm eine Priſe Taback.) „Man iſt an „mich gewöhnt; man weiß, daß man Alles „auf meine Schultern bürden konnte, daß „ich keiner Arbeit mich entzog und es dem „Allergnädigſten ſo bequem als möglich „machte. Meine Stelle iſt nicht ſo leicht „wieder zu beſetzen. Darum darf ich noch „immer hoffen, daß in kurzem die Noth „mir das Ruder wieder in die Hände liefern „werde. Seine Durchlaucht haben mir Ders „Hochachtung entzogen, aber Sie werden „mich brauchen, gleichviel, ob mit oder „ohne Hochachtung.“

Philibert hörte ſeinem Vater wie im Traume zu. Der Miniſter, dem es lange nicht ſo wohl geworden war, ſich ganz auszuſprechen, verbreitete ſich nunmehr über die politiſche Lage ſeines Vaterlandes und äußerte die Hoffnung, es bald in Krieg verwickelt zu ſehen. „Dann,“ ſagte er, indem er das Haupt empor hob, „dann wird

„man ſich in Inkonſequenzen verwirren und „mich wird man herbeyrufen müſſen, um „den Staatswagen im alten Gleiſe zu erhalten.“ — Er ging lange auf und nieder, an dieſem Gedanken ſich weidend. Philibert verſtummte.

Zweytes Kapitel.

Endlich fiel es dem Miniſter ein, daß um ſeinetwillen der Sohn ein Mitgefangener auf der Feſtung ſey. „Biſt du nicht ein „Thor?“ hub er an; „ſtanden dir keine „andern Wege offen, mir zu nützen? — „Mit deiner Jugend, deiner Figur — warum ließeſt du dich nicht der Gräfin Sternheim vorſtellen? Sie iſt eine Kennerin „männlicher Schönheit, eine Schwärmerin „obendrein. Hätteſt du von ihren Reizen „dich entzückt geſtellt, ſo würdeſt du vielleicht „das doppelte Vergnügen genoſſen haben, „deinen Vater zu befreyen, und die geheimen Freuden des Fürſten zu theilen.“

„Sie ſcherzen,“ ſtammelte Philibert.

„Keinesweges. Es war der ſicherſte „Pfad zu deinem und meinem Glücke.“

„Ich weiß,“ ſo wagte Philibert zu entgegnen, „daß mein Vater dieſen Weg verſchmäht haben würde.“

„Thörichte Skrupel! Biſt du ganz „ein Fremdling in dieſer Welt? Sprich, „welchen Weg verſchmähen die Gewaltigen „der Erde, um zu ihren Zwecken zu gelangen? — Keinen! durchaus keinen! — „Blicke um dich. Ueberall findeſt du die „Moral nur in Büchern, oder in Maniſeſten, wenn ſie einen Vorwand leihen muß. „Herrſchaft iſt das große Ziel, nach dem „ein Jeder ſtrebt, die zu erlangen, jedes „Mittel gut, der ſicherſte Weg auch immer „der beſte iſt. Was kümmerts den, der einen Felſen zu erklimmen ſich vorgeſetzt hat, „ob er etwa am Fuße des Berges durch einen Moraſt waten muß? — Der Moraſt „bleibt hinter ihm liegen, und ſteht er nur

„erſt auf dem Gipfel, wer wird in der Ferne
„noch gewahr, daß er ſich die Füße beſchmuzte?
„— Die Menſchen, mein Sohn, ſind
„ein gefälliges, bequemes Geſchlecht. Wenn
„ſie nur das Gelungene ſehen, ſo bewundern
„ſie in Demuth, gleichviel wodurch
„es gelang. Den Schüchternen, Tugendhaften,
„der ſeine Schritte zählt und mißt,
„bekritteln ſie bey jedem dieſer Schritte.
„Aber den Kühnen, nichts Verſchonenden,
„der über ihre Felder ſpringt, ihre Saaten
„zertritt und plötzlich hoch über ihnen ein
„Hohngelächter aufſchlägt, dem jauchzen ſie
„zu, den verſetzen ſie unter die Sterne!"

„Die Menſchen," entgegnete Philibert,
„werden durch Tyranney herabgewürdigt."

„Glaube das ja nicht," fiel der Miniſter ihm ins Wort. „Die Erfahrung widerlegt
„dich. Gieb einem Volke den beſten
„Fürſten; befreye es von jedem Geiſtesdruck;
„gieb ihm berühmte Schriftſteller, Dichter
„und Moraliſten; laß es eine hohe Stufe

„der Sittlichkeit erklimmen — freylich wirſt „du dann ſchöne Phraſen hören, ſchöne Ab„handlungen leſen; du wirſt den Fürſten „angebetet, in Verſen und in Proſa hoch„gerühmt ſehen; man wird viel vom Va„terlande und von dem Blute ſchwatzen, „welches man ohne Bedenken für daſſelbe „vergießen würde; ferner von der Ehre der „Nation, von ihrer Rechtlichkeit u. ſ. w. — „Nun laß aber dieſen guten Fürſten un„glücklich werden; laß ihn von ſeinem Thro„ne verjagen; was geſchieht? Die hochge„bildeten, ſchön redenden Unterthanen kau„fen eilig Lampen zur Illumination beym „Empfang des neuen Regenten, dem ſie zu„ſchreyen: daß nun erſt die Sonne aufgehe, „da Er zu erſcheinen beliebt. Die Dichter, „deren Oefen vielleicht noch von dem Holze „warm ſind, welches der vertriebene Fürſt „ihnen ſchenkte, ſetzen ſich flugs nieder und „preiſen den Helden, der, noch vom Blute „triefend, ſelbſt nicht wenig erſtaunt, ſich

„Vater des Vaterlandes rufen zu hören. „Die Moraliſten verkleiſtern emſig Alles, „was verkleiſtert werden muß, durch die Zu„ſicherung der allgemeinen Wohlfahrt, wel„che zwar jetzt verſchwunden ſey, aber nach „kaum hundert Jahren gewiß in einem hö„hern Grade, als bisher, exiſtiren werde. „Die Skribler aller Art, die noch vor we„nigen Monden den Staub unter den Fü„ßen des Fürſten leckten, ihn Titus und „Trajan nannten, die haſchen jetzt überall „nach verkleinernden Anekdoten, um ſie „ſchnell zum Druck zu befördern. Kurz, „der vertriebene Fürſt und alles Gute, wel„ches er gethan hat, ſind in Einem Augen„blick aus dem Gedächtniß des Volkes ver„wiſcht; ja es ſpannt wohl gar die Pferde „von dem Wagen des neuen Beherrſchers, „um ihn ſelbſt durch die Ehrenpforten zu „ziehen.

„Das nennſt du doch ein herabge„würdigtes Volk? — Entſprang dieſe

„Niederträchtigkeit etwa aus Tyranney? Umgekehrt, vielleicht gerade aus dem Mangel der Strenge. Selbſt der Hund, der dich nicht fürchtet, wird dich auch nicht lieben. Der Menſchenpöbel — und faſt alle Vornehmen gehören darunter — hat nichts vor dem Hunde voraus; wer ihn füttert, dem ſchmeichelt er. Verhältniſſe, mein Sohn, Verhältniſſe allein regieren die Welt, beſtimmen den Kopf, lenken das Herz."

Philibert ſchwieg. Seine Seele krümmte ſich wie eine Sinnpflanze, wenn eine Spinne darüber kriecht. Der furchtbare, hagere Mann ſchlug die Hände auf den Rücken und ging mit großen Schritten auf und nieder. Nach einer Pauſe fuhr er fort:

„Man begehrt von den Fürſten Achtung für die Menſchheit. Wo ſollen ſie die hernehmen? Wie ſollen ſie einen Haufen achten, der ihre Wohlthaten ſchon vergißt, indem er noch die Hände

„darnach ausſtreckt? der mit demſelben Jubel, der aus tauſend Kehlen dem, ſeit vielen Jahren gekannten und geliebten Fürſten entgegen hallte, morgen auch ſeinen Feind empfangen wird? — Man fodert von den Großen Achtung für Gelehrte und Schriftſteller. Welchen Anſpruch dürfen feile Menſchen auf dieſen freywilligen Tribut der Seele machen? ſie, die ſtets bereit ſind, auch der ungerechteſten Gewalt zu huldigen? die ſich immer zuerſt herzudrängen mit dem Rauchfaß, ſo oft ein neuer Götze aufgeſtellt wird? — Ich habe einen Bettelpoeten gekannt, der ein Lobgedicht verfertigt hatte, und eine Menge Abſchriften davon beſaß. In allen war ein leerer Raum für den Nahmen des zu Lobenden gelaſſen, den er ausfüllte, ſo oft es nöthig war, und ſo bald Dieſem, bald Jenem daſſelbe Gedicht überreichte. Dieſem Bettelpoeten gleichen manche unſerer berühmten Schriftſteller. In ihren be-

„wandernden Seelen iſt immer ein leerer „Raum für den Nahmen jedes Gewaltigen. „Sie wechſeln die Herren, wie die Verleger ihrer Schriften; wer ihnen das Meiſte „zahlt, für den ſchreiben ſie."

„Aber, mein Vater," entgegnete Philibert, „was vermögten ſie auch gegen die Gewalt? Sollen ſie einem Strome ſich entgegenſtemmen, der, in einer einzigen Welle, ſie verſchlingen kann?"

„Sie ſollen zum mindeſten ſchweigen. Sie ſollen dem Volke nicht den „elenden Ueberreſt von Treue entreißen helfen, den es vielleicht noch bewahrte. Wenn „ein unglücklicher Fürſt ſähe, daß ſein verlaſſenes Volk, zwar gebückt, aber mit ernſtem Schweigen ſeinem Unterjocher entgegenträte; ſo würde er in dieſem Schweigen eine dankbare Erinnerung an ſeine „Wohlthaten leſen, und dieſes fürſtliche „Vergnügen könnte ihm Niemand rauben. „Aber wenn er hinter ſich, indem er noch

„die Grenze mit ſeinem Fuße berührt, ſchon
„den Jubel der feilen Menge hört; wenn
„er in allen Zeitungen leſen muß, wie ſie
„ſich glücklich preiſen, die Sklavenpeitſche
„zu küſſen; noch Einmal, womit ſoll er
„das Gefühl der Achtung für die Menſch-
„heit nähren? — Es iſt ein egoiſtiſches
„Geſchlecht; der Egoismus iſt ſein ſumpfi-
„ges Element. Es gab nur Einen Damm
„gegen dieſen Sumpf, die Religion, ja,
„wenn du willſt, ſogar den Aberglau-
„ben, der die Menſchen bisweilen zwang,
„nicht immer nur zu handeln um ihres
„zeitlichen Wohlbehagens willen. Seitdem
„dieſer Damm durchbrochen worden iſt,
„ſeitdem ſind ſie nichts mehr werth,
„ein Spiel jedes glücklichen Böſewichts, der
„ihre Furcht und ihren Eigennutz in
„Bewegung zu ſetzen weiß. Den Teufel
„fürchten ſie nicht mehr, empfangen auch
„keine Schätze mehr von ihm; allein der
„Hang zu fürchten und zu ſammeln

„blieb ſtets derſelbe. Darum findet jeder „Gewalthaber ſie zu ſeinem Willen be„reit.“

„Gott!“ rief Philibert und rang die Hände ſchmerzlich, „iſt dieſe Schilderung wahr, warum bin ich ein Menſch geboren!“

„Du biſt ein Kind,“ ſagte der Miniſter, „für dich iſt mein Unglück das höchſte „Glück, denn es gewährt mir Muße, dich „zu unterrichten. Ich werde dir ein Zim„mer in meinem Hauſe zubereiten laſſen; „ich werde dir meine Abendſtunden ſchenken; „und wenn einſt die Verhältniſſe ſich än„dern, ſo hoffe ich, dich gebildet, wie es „meinem Sohne geziemt, in die Welt zurück „zu führen.“

Er hielt Wort. Philibert brachte, in der Geſellſchaft ſeines Vaters, die unglücklichſten Tage ſeines Lebens zu, denn an jedem Abend hörte er die Menſchheit herabwürdigen, die Freundſchaft verſpotten, den

Egoismus predigen, die Tugend zu deſſen Magd erniedrigen, und — was ihm am ſchmerzlichſten war — jede dieſer Lehren wußte der Miniſter mit glänzenden Beyſpielen aus der Zeitgeſchichte zu belegen, die ſeinem Sohne wider Willen das Geſtändniß abdrangen: er habe die Menſchen nicht gekannt. — O dann floh er um Mitternacht in ſein einſames Zimmer und verſchloß ſich in das Sechseck und dankte Gott, daß er in dieſer Wüſte Freunde gefunden, Freunde, auf die er ſich ſtützen dürfe, wenn die ganze, ſchöne, zertrümmerte Erde unter ihm verſinken wolle. Denn immer nahm ſein Herz die Glieder des ewigen Bundes aus und ſtellte ſie fern von allen den Menſchen, für welche ſein Vater ihm Verachtung eingeflößt hatte. Auch der Miniſter würde anders denken, (ſo entſchuldigte der Sohn) wenn in ſeinen frühern Jahren der Genius der Freundſchaft, in der Geſtalt eines Ludwig, eines Otto, ihm erſchienen wäre.

Ja, auch ſeinen Glauben an dieſen Otto erſchütterte des Vaters Anklage nicht. „Alles wird ſich einſt entwickeln,“ dachte er im Stillen; „mir ſagt mein Herz, Otto ſey beſtimmt, ſelbſt meinen irrenden Vater mit der Menſchheit auszuſöhnen.“

Drittes Kapitel.

Es verſtrichen einige Monden, in welchen der Miniſter bemüht war, ſeinen Sohn in die Myſterien der großen, gemeinen Welt einzuweihen. Aber ein gutgearteter Jüngling, ſo lange ihm Erfahrung mangelt, wird ſolchen Lehren nimmer unbedingten Glauben beymeſſen. Sein Gedächtniß wird ſie aufnehmen, doch ungenutzt zurücklegen, wie man mit der arabiſchen Sprache thun würde, wenn man ſie in der Schule lernen müßte. Nur dann, wenn das Schickſal ihn unter die Araber führte, würde er ſie hervorſuchen und — vergeſſen haben.

Philibert war jetzt ſo unglücklich — wer mogte es ihm verargen, wenn er den einzigen tröſtenden Gefährten, die Einbildungskraft des Herzens, (wenn man ſich ſo ausdrücken darf) ſich nicht entreißen ließ. Wenn ein Dichter gegen Mangel und Sorgen kämpſt, ſo findet er Erholung in einer neuen Welt, die er in einen Roman um ſich her ſchafft. Das war jetzt Philiberts Fall, nur mit dem wohlthätigen Unterſchiede, daß er in ſeinem verſchloſſenen Herzen nicht den Roman der Freundſchaft, ſondern die Geſchichte derſelben zu ſchreiben wähnte.

Sein Vater litt oft am Podagra. Der kindliche Sohn wich nicht von ſeinem Seſſel. Ihm war nicht wohl bey dem Vater, allein ihm that es wohl, eine Pflicht zu erfüllen; und er erfüllte ſie mit ſo vieler Geduld und Sanftmuth, daß der Miniſter ſogar ihn liebgewann, das heißt, ihn als ein Werkzeug betrachtete, ſeinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern. Eine andere Liebe kennt der herrſchſüchtige Egoismus nicht.

Eines Abends beym Schachſpiel meldete man einen Kourier aus der Reſidenz. Er mußte warten, bis das Spiel ausgeſpielt war, obgleich der Miniſter ſelbſt vor Begierde brannte, ihn vorzulaſſen. Er brachte ein Schreiben aus dem fürſtlichen Kabinet, welches den Verbannten in Ehren, Würden und Güter wieder einſetzte, und ihn augenblicklich nach Hofe berief. Der Miniſter las den Brief ſchweigend und verzog keine Miene. Eben ſo kalt las er ihn ſeinem Sohne vor. Als Philibert ſeine Verwunderung über dieſe Kälte bezeigte, ſagte er lächelnd: „Einem Kurfürſten von Sachſen „wurde ſein Todesurtheil beym Schachſpiel „angekündigt, und er ließ ſich nicht einmal „im Spiel unterbrechen. Wie ſollte es mir „geziemen, bey einer fröhlichen Botſchaft „den Gleichmuth zu verlieren, der auch im „Kerker nie von mir gewichen iſt. Die Verhältniſſe haben ſich geändert, das iſt es Alles. Der Menſch iſt ihr alltägliches Spiel.

„Wer ſieht mir dafür, daß, ehe ich die
„Thore der Reſidenz erreiche, nicht abermals
„die Karten anders fallen? Auch darauf
„bin ich gefaßt.“

Mit großer Gelaſſenheit befahl er einzupacken. Nichts beunruhigte ihn, als die Dunkelheit, in der er über dieſen Vorgang ſchwebte. Die Gräfin Sternheim hatte ſich für ihn verwendet; ſo hieß es, ſagte der Kourier. Allein eben dieſe Gräfin war ihm nie hold geweſen, folglich mußten andere Perſonen auf ſie gewirkt haben. Wer? und wie? das zu erfahren, war äußerſt wichtig, das mußte ſein Benehmen bey dem erſten Wiederauftreten am Hofe beſtimmen; davon hing es ab, an wem er ſich rächen, an wem er Großmuth üben ſollte. Darüber ſann er nach während der ganzen Reiſe, ohne zu ahnen, daß ſein Befreyer im Wagen neben ihm ſaß; denn die Gräfin war das Werkzeug Ottiliens, und Ottilie ſelbſt nur ein Werkzeug der Liebe.

Ein Gemälde jener oft erwähnten fürſtlichen Favorite iſt hier einzuſchalten. Sie war die ſchöne Tochter eines armen Edelmanns, ein fröhliches, aber ſittſames Landmädchen, mit lebhaftem Gefühl für alles Gute, nicht ſelten bis zur Schwärmerey. Als der Fürſt, im erſten Winter, den ſie in der Reſidenz zubrachte, ſie auszeichnete, ihr nachging, ihr bald förmlich den Hof machte; da ſchmeichelte ſeine Huldigung ihrer Eitelkeit; ſie ließ es geſchehen, war freundlich gegen ihn, und lachte ihn nicht ſelten hinter ſeinem Rücken aus. Als er aber endlich mit einem Antrag hervor rückte, der freylich nur in den geringern Ständen entehrend genannt wird, da loderte ſie auf, hielt ſich für ſchwer beleidigt, ließ ihr empörtes Gefühl laut ſprechen, und verlangte augenblicklich zurück in ihr einſames Dorf. Doch ihre zahlreichen Verwandten betrachteten die Sache aus einem andern Geſichtspunkt, und waren entſchloſſen, die Gelegenheit, ihre Familie zu erheben, nicht entſchlüpfen zu laſſen. Alle belagerten das tugendhafte Mädchen, beſtürmten täglich ihr Gefühl, (denn Grundſätze hatte ſie nicht) benutzten ihren Hang zum Wohlthun; ließen die ärmſten Verwandten aus fernen Provinzen kommen, um ihr das Vergnügen zu verſchaffen, durch ein einziges Wort Mangel in Ueberfluß zu verwandeln; erzählten täglich von dem Glücke, deſſen ihre Brüder, ihre Vettern durch ſie theilhaftig werden könnten; und als auch dieſe Vorſtellung ſie nicht erſchütterte, miſchten ſie ſogar das Wohl des ganzen Landes ins Spiel; zeigten ihr, wie viele Thränen ſie trocknen, wie viele Seufzer ſie erſticken könne; und endlich — nach langem Kampfe — gelang es ihnen, ein Lamm, am Bande der Wohlthätigkeit, zum Opferaltar zu führen.

So wenig es auch den habgierigen Menſchen Ernſt geweſen ſeyn mochte, ihre ſchöne Muhme als Schutzgöttin des Landes geſegnet zu ſehen, ſo ernſtlich hingegen meynte es damit das, nun zur Gräfin erhobene, Fräulein, weil ſie ihre Ruhe, ihr Bewußtſeyn, die Achtung der Welt und ihre eigene, nur auf dieſe Weiſe retten zu können glaubte. Sie fing es aber zu haſtig an, und machte ſich das Wohlthun zu leicht. Wenn ſie nur geben konnte, ſo meynte ſie ſchon genug gethan zu haben. Wer ſie zu rühren verſtand, der war ihrer Hülfe gewiß und konnte jedes andere Verdienſt entbehren. Darnach zu forſchen hatte ſie keine Geduld, und fiel es ihr ja einmal ein, ſo galten Thränen für Beweiſe. Jede Gabe, ihr ſo leicht zu verſchleudern, rechnete ſie heimlich zum Verdienſt ſich an, ohne zu ahnen, daß nicht die Größe der Summe, welche der Dürftige empfängt, ſondern die Größe des Opfers von Seiten des Gebers, den Werth der Gabe im himmliſchen Contobuche beſtimmt. Sie entzog ſich aber nichts; ihrer Diamanten wurden darum nicht weniger; kurz, die Wohlthätigkeit war ihr bloß ein angenehmes Bedürfniß, welches der Fürſt bezahlen mußte, ſo gut wie alle übrigen. In keinem andern Punkte war ſie verſchwenderiſch.

Natürlich erkaufte ſie dadurch nicht ſelten rührende Scenen, von dankbaren Familien aufgeführt; es regnete Oden auf ſie herab; ſie wurde als eine gute Fee geprieſen. Zufrieden mit ſich ſelbſt, glaubte ſie ihren Stand veredelt, und den ſtrengſten Moraliſten mit ſich ausgeſöhnt zu haben.

Doch mehr noch als durch ihre hülfreiche Gutmüthigkeit, gewann ſie in der That die Achtung der beſſern Menſchen, durch die zarte Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie die Fürſtin behandelte. So oft der Fürſt ſeine Gemahlin vernachläſſigte, ertrug es dieſe mit wahrer Seelengröße; allein die Favorite ſchmollte, und Seine Durchlaucht mußten ſich bequemen, ein aufmerkſamer Gatte zu ſeyn, wenn Sie eine freundliche Geliebte beſitzen wollten.

So verſtrichen mehrere Jahre. Der Fürſt blieb der Gräfin getreu, denn ſie war das reizendſte Weib in ſeinen Staaten, und da ſie ihn nicht liebte, ſo lernte ſie leicht die Kunſt, durch ſeine Kokketterie, durch ſparſam verwilligte Gunſtbezeugungen, dem abgeſtumpften Sultan ſtets neu zu bleiben. Ihr Einfluß vermehrte ſich noch, als ſie ihm einen Sohn gebahr, der mit den holden Zügen der Mutter ihn anlächelte, und den der entzückte Vater ſchon in der Wiege mit Titeln und Gütern überhäufte. Kaum war der junge Graf den Windeln entwachſen, als man darauf dachte, ihm, für die nächſten Jahre, eine verſtändige Hofmeiſterin zu ſuchen. Von gutem Adel ſollte ſie ſeyn, das war die erſte Eigenſchaft, welche der Fürſt foderte. Außer dem, meynte er, müſſe man keine Bejahrte dazu wählen, damit es ihr nicht an Kraft und Luſt gebräche, ein munteres Kind ſtets zu bewachen. Die Gräfin fügte im Stillen noch eine andere Eigenſchaft hinzu. Eine junge Hofmeiſterin, dachte ſie, ſoll wenigſtens nicht ſchön ſeyn; denn durch ihren Poſten wird ſie ſehr oft Gelegenheit finden, den Fürſten zu ſehen und zu ſprechen. Seiner Durchlaucht Reizbarkeit war ihr bekannt. Ferner ſollte ſie ſo wenige Verwandte als möglich haben; denn die eigne, nimmerſatte Familie der Gräſin hatte endlich ihre Geduld ermüdet.

Natürlich wurden, zufolge dieſer mannichfaltigen Foderungen, eine Menge Competentinnen abgewieſen. Die Eine war zu alt, die andere zu ſchön, die dritte zu reich an Verwandten. Der Zufall führte Ottilien der Gräſin in den Weg. Bey ihr fand ſie Alles, was ſie ſuchte und wünſchte, und das gute Mädchen beſaß wirklich noch mehr Verdienſte, als die Gräſin zu würdigen verſtand. Die raſche Wahl gereute ſie nicht, denn die ſittſame, beſcheidne Ottilie lebte ganz ihrem Berufe, miſchte ſich in nichts, ſuchte nie Vortheil für ſich aus ihrer Lage zu ſchöpfen, und geſchah es bisweilen für Andere, ſo waren es ſicher ſolche, die ihr Mitleid rechtfertigten.

Freylich hatte Frau von Schilff, ſobald ſie das beneidete Glück der verhaßten Stieftochter vernommen, einen ganz andern Ton gegen ſie angeſtimmt. Zahlreiche Briefe, von mütterlicher Liebe ſtrotzend, gingen voraus, die ſeltſamſten, ungeneſſenſten Foderungen folgten. Bald war es eine Stelle in einem reichen Stifft für Blandinen, bald ein Orden für den Herrn von Schilff, endlich gar ein ſchönes Domainengut, in der Nachbarſchaft von Gründorf gelegen, was ſie durch Ottiliens Einfluß zu erhalten wünſchte. Allein Ottilie verweigerte ſtandhaft jede Verwendung dieſer Art; ſie that es mit der zarteſten Schonung, denn nicht Rachſucht, ſondern Ueberzeugung, daß ihre Familie keine verdienten Anſprüche auf Belohnungen des Staats machen könne, beſtimmte ihre Weigerung. Frau von Schilf, die keinen Sinn für einen ſolchen Grund hatte, nahm es freylich anders, und zwang den Herrn Gemahl zu bekennen, daß Ottilie eine böſe Tochter ſey.

Jetzt erſchien Philibert. Ottiliens Liebe zu ihm war von Kindheit auf mit jeder Faſer ihres Herzens verwachſen. Ihn jemals zu beſitzen — das hoffte ſie nicht, ſelbſt dann nicht, als ſchon das Band zwiſchen ihm und Blandinen zerriſſen war. Allein ihm Gutes zu thun, im Stillen, ohne daß er es wußte, oder jemals erfuhr; dieſer Gedanke hatte unendlichen Reiz für ſie. Die Gelegenheit bot ſich dar, ſie durfte nur ſeines Vaters Befreyung bewirken.

Zwar erſchrack ſie vor der eignen Anmaßung, daß ſie, ein armes, unbedeutendes Geſchöpf, den Verſuch wagen ſollte, einen Miniſter aus ſeiner Verbannung zurück zu rufen; allein ſie ſah ja täglich Menſchen, die ſie, bey aller Beſcheidenheit, für weit unbedeutender als ſich ſelbſt halten mußte, die wichtigſten Dinge unternehmen und erreichen. Sie ſah, wie oft das große Triebrad des Hofes durch den Wind, den ein Schmetterling mit ſeinem Flügel macht, in Gang geſetzt wird; warum ſollte es nicht auch ihr gelingen? der zu Gebote ſtand, was bey Hofe ſtets zum Ziele führt: die Gelegenheit.

Nur Ein Gedanke hielt ſie noch zurück. Den Geliebten wollte ſie beglücken, und daß Er die Gunſt des erſten Monarchen der Welt verdiente, davon war ſie überzeugt. Aber auch ſein Vater? litt der nicht durch eigene Schuld? würde ſie nicht durch deſſen Befreyung tauſend vergeſſene Uebel erneuern? — Um dieſen Skrupel aus dem Wege zu räumen, ſuchte ſie zum Erſtenmal in Erfahrung zu bringen, warum eigentlich der Miniſter in Ungnade gefallen? und ſie gelobte ſich ſelbſt, im Fall ſie ihn ſtrafbar fände, ihren Lieblingswunſch zu unterdrücken. Allein ſie täuſchte ſich bey dieſer Unterſuchung, mit ſo reinem Herzen ſie dieſelbe auch anzuſtellen bemüht war.

Es iſt überhaupt ſehr ſchwer, ſolchen Dingen nachzuſpüren, wo keine Akten ſprechen; denn der Sturz eines Miniſters ſey noch ſo reichlich verſchuldet, ſo gibt doch ſelten ſeine wirkliche Schuld Gelegenheit dazu, höchſtens leiht ſie den Vorwand. Ottilie wandte ſich an ehrliche Männer, die ſie nicht hintergingen, von welchen aber keiner ſie zu belehren wußte. Sie wandte ſich an Andere, die des Miniſters Freunde waren, und ſeinen Fall gradezu auf eine Hofkabale ſchoben. Sie ſuchte die Gräfin auszuforſchen, aber es geſchah in einem Augenblicke, wo dieſe vor dem Spiegel einen neuen Schmuck in die Haare flocht, und, ganz damit beſchäftigt, nachläſſig erwiederte: „Mein Kind, der Fürſt mochte ihn nicht mehr leiden.“

Nun glaubte ſie, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und hielt den Verbannten für gerechtfertigt, eigentlich nur weil ſie wünſchte ihn ſo zu finden. Ohne weiteres Bedenken unternahm ſie jetzt den Verſuch. Das erſte Werkzeug, welches ſie dazu wählte, war der Kammerherr von Schlangenbring. Man möchte glauben, ſie habe es thöricht angefangen, da ihr nicht verborgen geblieben, welchen Theil dieſer Höfling an des Miniſters Sturz genommen, und wie er mit deſſen Gütern ſich bereichert hatte. Allein ſie wußte auch noch etwas, das dem Leſer noch nicht verrathen worden: Otto nämlich machte ihr förmlich den Hof, und hatte ihr ſchon nicht undeutlich ſeine Hand angetragen. Daß er dabey bloß Rückſicht auf ihren jetzigen Einfluß nahm; daß er durch ſie auf die Gräfin wirken, und durch die Gräfin zum Premierminiſter ſich emporſchwingen wollte, das ahnete ſie nicht. Ein wenig Eitelkeit iſt, nachdem man es nimmt, Erbgut oder Erbſünde auch der beſſern Seelen. Ottilie wußte, daß ſie nicht ſchön war, doch für häßlich hält ſich auch die Häßlichſte nicht. Hiezu rechnete ſie noch die alte

Anhänglichkeit aus den Kinderjahren, und fand es folglich ſehr natürlich, daß Otto den Gedanken faßte, ſich mit ihr zu verbinden, ohne daß man eben unlautere Beweggründe ihm unterzuſchieben brauchte. Sie war zwar keinesweges geſonnen, ihm ihre Hand zu reichen; doch meynte ſie, es ſey nicht unrecht, ſeine Neigung zu benutzen, um ihn zu einer guten Handlung zu beſtimmen.

Otto ſtutzte bey dem Antrag. Des Miniſters Begnadigung und ſein eigner Fall ſchienen unausbleiblich mit einander verbunden. Indeſſen ſtellte er ſich, als ob Ottilie nur ſeinen eignen Wunſch ausgeſprochen hätte, und verſprach, ſeinen ganzen Einfluß auf den Fürſten geltend zu machen. Zu Hauſe dachte er über die Triebfedern nach, welche ſie zu dieſem Schritt beſtimmt haben möchten, und errieth die Wahrheit. Um ſich ganz davon zu überzeugen, holte er jetzt den Diamant hervor, den Philibert ihm anvertraute. Den damit verbundenen Auftrag hatte er unerfüllt gelaſſen, weil ein Ueberreſt von Schaam ihn zurückhielt, von dem verrathenen Freunde mit Ottilien zu ſprechen. Jetzt aber ſtand mehr auf dem Spiele, als nöthig war, um dieſe Schaam zu beſiegen. „Denn,“ ſo raiſonnirte der Höfling, „ich kann freylich mit leeren Worten des Miniſters Gönnerin eine Zeitlang hinhalten; ich kann auch wohl am Ende vorgeben, meine ganze Kraft erſchöpft, und den Fürſten unbeweglich gefunden zu haben: doch wie, wenn ſie dann ſich an die Gräfin wendet, die der zweyten Mutter ihres Kindes nichts verſagen wird? — Folglich kommt Alles darauf an, ihr die Luſt zu benehmen, ſich ferner in die Sache zu miſchen; und dazu hat der alberne Philibert mir ſelbſt das Mittel in die Hände geliefert.“

Er ließ den Diamant ſchnell in einen Ring faſſen, und mit dieſem Ringe am Finger beſuchte er nach einigen Tagen das Fräulein von Schilff. Er verſicherte, daß er die

Begnadigung des Miniſters, ihren Wünſchen gemäß, eingeleitet, und ſich mit der Hoffnung ſchmeichle, ſie nächſtens zu bewirken. „Aber,“ fügte er ſeufzend hinzu: „fodern „Sie auch Philiberts Befreyung?“

„Mich dünkt,“ erwiederte Ottilie mit Erröthen, „die müſſe dann von ſelbſt erfolgen?“

„Freylich wohl,“ fuhr Er fort, ſich ſtellend, als habe er das Erröthen nicht bemerkt: „allein Sie zwingen mir eine Warnung ab, „die ich, aus alter Neigung für meinen Jugendgefährten, gern verſchwiegen hätte. Er „iſt Ihrer Freundſchaft unwürdig.“

„Ich hoffe, Herr von Schlangenbring,“ ſagte Ottilie, „Sie fühlen ſelbſt, in welchem Lichte ſie mir erſcheinen würden, wenn Sie das Geſagte nicht beweiſen könnten.“

„Das kann ich,“ antwortete der Kammerherr mit einem noch tiefern Seufzer, „und leider muß ich es auch. Ich war „vor einiger Zeit ſo glücklich, als Philibert

„auf ſeiner letzten Reiſe ſich in Verlegenheit „befand, ihn durch meinen Ueberfluß zu un„terſtützen. Alles, was die, mir vom Für„ſten aufgedrungenen Güter ſeines Vaters „eingetragen haben, und noch etwas mehr, „ſchickte ich ihm."

„Das thaten Sie? das thaten Sie wirklich?"

„Ihr Blick, Ihr Ton, mein Fräulein, „verrathen Mißtrauen. Das ſchmerzt mich."

„Nur weiter."

„Er kam, mir dafür zu danken, und „erzählte obenhin, daß auch Ihr vortreff„liches Herz ihm Beyſtand angeboten; daß „Sie ihm einen Edelſtein von Werth zuge„ſendet —"

„Ich?" ſtammelte Ottilie ſehr verwirrt.

„Ja, daß Sie ihm einen Brief dabey „geſchrieben, der ein zärtliches Intereſſe für „ihn zu verrathen ſcheine."

„Sie träumen, Herr Kammerherr."

„Nicht ich, mein Fräulein, ſondern Phi-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE, A.F.F.VON FN. 08021/068

„liebt. Der Glückliche fand es beſchwerlich, „daß Sie ſich geweigert, den Diamant zurück zu nehmen, und es entſchlüpften ihm „einige Worte, die mich nöthigten, ihn zu „erinnern, daß ſeine Eitelkeit vermuthlich einen Streich ihm ſpiele. Da zog er Ihren „Brief hervor — ich las — beneidete ihn — „und ſchwieg.“

Hier machte der Kammerherr eine Pauſe, um die Wirkung ſeines Kunſtgriffs zu erlauſchen. Die gewagte Behauptung, daß er Ottiliens Brief geleſen, trug er noch mit einiger Bangigkeit vor; ſobald er aber die Verwirrung bemerkte, welche ihr die Sprache raubte, ſo fuhr er weit zuverſichtlicher fort:

„Er durchſchaute meine ſchmerzlichen „Empfindungen. Ich bekannte ihm, daß ich „von den zärtlichſten Gefühlen für Sie durchdrungen ſey, und bat ihn, mich mit fernern Vertraulichkeiten, die nur mein Herz „zerriſſen, zu verſchonen. Er lächelte, mein „Fräulein. Ich mag das widerliche Lächeln

„nicht beſchreiben, welches mich empörte.
„Unter dieſen Umſtänden, ſagte
„er, iſt ja wohl der Diamant nirgend
„beſſer aufgehoben, als in deinen Händen.
„Mit Vergnügen trete ich dir
„ihn ab. — Sie können ſich leicht
„vorſtellen, mein Fräulein, mit welchem
„Entzücken ich dieſes Kleinod empfing.
„Hier trage ich es an meinem
„Finger, von dem nur der Tod es trennen ſoll.
„Ach! daß ich hoffen dürfte, es
„einſt mit Ihrer Bewilligung zu tragen!"

„Halten Sie ein, Herr Kammerherr," ſagte Ottilie mit brennenden Augen: „ich weiß nichts von Ihrem Ringe, nichts von dem Briefe, den ich ſoll geſchrieben haben; ich weiß auch nichts von Philibert, als daß er ein edler Menſch iſt, unfähig einer Niederträchtigkeit; und eben darum iſt er auch ein Spielwerk nichtswürdiger Scheinfreunde geworden.“ — Haſtig ſtand ſie auf, machte dem Höfling eine faſt höhniſche Verbeugung, und verſchwand.

Viertes Kapitel.

Der Kammerherr ſtand eine Zeitlang eingewurzelt, und als er von ungefähr einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel warf, kam es ihm faſt vor, als ſähe er ein wenig dumm aus. Er fuhr nach Hauſe, um eine neue Rolle einzuſtudiren, die er im Nothfall ſpielen wollte.

Ottilie hatte ſich in ihr Kabinet verſchloſſen, und ging in großer Bewegung auf und nieder. Der Argwohn, den man gegen Philiberts Charakter ihr einzuhauchen verſucht hatte, faßte keine Wurzel; aber eines unbegreiflichen Leichtſinns, eines Mangels an Delikateſſe, mußte ſie ihn doch anklagen; denn hatte er nicht ihren Brief, den nur für ihn geſchriebenen Brief, einem Dritten mitgetheilt? — Freylich hielt er dieſen Dritten für einen redlichen Freund, und darum mogte die Indiskretion dem Verblendeten verziehen werden; aber daß er im Stande war, ihr Geſchenk ſo geringſchätzig zu behandeln; daß er es weder zu benutzen, noch zu bewahren der Mühe werth hielt; ach! das verwundete ſie tief. Erſchrocken fühlte ſie eine Thräne auf ihre Hand fallen, die, ihr unbewußt, ſich aus den Augen geſtohlen hatte. „Bin ich nicht ein Kind?" ſagte ſie wehmüthig lächelnd: „was will ich denn? Hat „er mir je eingebildet, von ihm geliebt zu „zu werden? Habe ich mit irgend einer „Hoffnung mir geſchmeichelt? Sollte er je „mir mehr werden, als der Geliebte meines „verſchwiegenen Herzens? — Ihm Gutes „thun, wenn ich es kann, und mich im „Stillen freuen, daß ich es konnte, mehr „will ich nicht. Daß er es verdient, weiß

„ich gewiß, und gewiſſer als jemals, da ein „Schlangenbring ihn verleumdet. — Jeder „Menſch bedarf zu ſeinem Glücke irgend ei„nes freundlichen Gedankens, an dem er, „in einſamen Stunden, ſich ergötzen kann. „Mein Gedanke iſt Philiberts durch „mich bewirktes Glück! den ſoll mir „keine Verleumdung entreißen. Ich habe „mich an ihn gewöhnt; er iſt mir lieb, un„ausſprechlich lieb geworden.“ — Sie verſank in Träume — ſie rüttelte ſich wieder auf.

„Und iſt Philibert deſſen unwürdig, „weil er meinen Ring verſchmähte? — Er „hat doch nur der Liebe eines Freundes ihn „geopfert, eines Liſtigen, der vielleicht gar „von Gegenliebe ihm vorgefabelt. — Oder „meine Weigerung, mich zu dem Ringe zu be„kennen, machte ihn vielleicht wirklich irre — „oder wie das ſonſt zuſammenhängen mag. „Genug, er iſt keiner unedeln Handlung und „ich bin keines Wankelmuthes fähig.“

Sie erholte ſich und feſter als jemals ſtand der Entſchluß, Alles aufzubieten, um die Thore der Feſtung ihm und ſeinem Vater zu öffnen. Daß ſie auf den Kammerherrn nicht zählen dürfe, begriff ſie, nach der letzten Unterredung, wohl, und warf ſich ihre eigene, kindiſche Gutmüthigkeit vor, ihm auch nur einen Augenblick vertraut zu haben. Warum hatte ſie nicht lieber gleich an die allmächtige Gräfin ſich gewendet, von der ſie geliebt wurde, und die ſchon mehr als einmal im Scherz und Ernſt ihr vorgeworfen hatte, daß ſie zu ſtolz ſey, um Etwas von ihr zu bitten? Aber Stolz war es nicht, was ſie zurückgehalten hatte, wenigſtens dießmal nicht; es war vielmehr eine jungfräuliche Scheu, das erfahrne, verſchlagene Weib in ihr Herz blicken zu laſſen. Denn würde nicht die Gräfin gefragt haben, warum ſie für den Miniſter, den ſie nie gekannt, nie geſehen hatte, ſich ſo warm intereſſire? — Ottilie erröthete ſchon, wenn ſie ganz allein war und dieſe Frage zu hören glaubte.

Sie konnte freylich erzählen, wie ſie mit Philibert gleichſam erzogen worden, allein ſie fühlte, daß ſie es nicht unbefangen erzählen würde. Kurz, eine jener leiſen Empfindungen, von denen wir oft ſelbſt uns keine Rechenſchaft geben können oder wollen, und die doch ſo oft unſere wichtigſten Schritte leiten, hatte Ottilien beſtimmt, ſich früher an den Kammerherrn zu wenden, der ihr Jugendverhältniß zu Philibert kannte, und bey dem es keiner weitern Erklärung bedurfte. Auch meynte ſie wohl, er ſey zu ſehr Höfling, zu platt und flach in eigenen Beobachtungen, um tiefer einzudringen.

Sie erſchrak, als ſie ihren Irrthum gewahr wurde; ſie erſchrak noch heftiger bey dem Gedanken, daß Schlangenbring wohl gar die Symptome ihrer Liebe, die bey der ganzen Verhandlung ihr entwiſchen könnten, dem Gegenſtand derſelben verrathen mögte;

eine Vorſtellung, bey der ſie zitterte und glühte. Eine ſolche Unzartheit hatte ſie wenigſtens von der Gräfin nicht zu befürchten, ſonſt würde ſie die Feſſeln der Gefangenen lieber nie zerbrochen haben. Was der Kammerherr etwa jetzt ſchon ſchwatzen mögte, das hoffte ſie durch ſtrengen Anſtand und trocknen Ernſt bey Philibert zu widerlegen.

Nachdem Liebe und Schaam dieſe Verabredung mit einander getroffen hatten, ergriff ſie die erſte Gelegenheit, die Geſinnungen der Gräfin zu erforſchen. Sie überzeugte ſich bald, daß der Sturz des Miniſters nicht das Werk der Mutter ihres Zöglings geweſen ſey, die zwar nie mit Theilnahme, doch auch nie mit Erbitterung von dem Verbannten ſprach. Ottilie hatte offenbar ſchon viel gewonnen, wenn kein Widerwille zu bekämpfen war. Der Gräfin Sternheim war im Grunde jeder Miniſter gleichgültig, denn Alle krochen vor ihr, und der leiſeſte Wunſch, den ſie liſpelte, war für Jeden ein Befehl.

Der vierte Geburtstag ihres Kindes erſchien. Ottilie hatte ein artiges Kinderfeſt veranſtaltet, ein Larvenſpiel, wobey ihr Zögling, als ein junger Bacchus, auf einer Tonne ſitzend, von Satyrn und Bacchantinnen an Weinreben gezogen wurde. Die Verkleidung ſtand dem Knaben ſo allerliebſt und er ſpielte ſeine Götterrolle mit ſo liebenswürdigem Anſtande, daß der Fürſt ihn entzückt in ſeine Arme ſchloß, mit einigen Diamanten ſeinen Epheukranz ſchmückte, ſich ſehr freundlich mit der beſcheidenen Gouvernante unterhielt, von ihrem Verſtande wie von ihrer Sittſamkeit bezaubert wurde, die Gräfin in ein Fenſter zog und zu wiſſen verlangte, was er für Ottilien thun könne?

„Ach!“ erwiederte ſie, „ich fürchte, wenig oder nichts; denn Fräulein Schilff gehört zu den ſeltſamen Leuten, die lieber Dank verdienen, als ihn abtragen laſſen; die immer in Auslage und nie bezahlt ſeyn wollen. Solche Leute“ (ſetzte ſie lächelnd hinzu) „ſind eine Art von edlen Geizhälſen, die ſtets nur ſammeln, ohne zu verzehren, und bloß an dem Bewußtſeyn ſich ergötzen, überall ſichere Kapitale niedergelegt zu haben."

Solche Menſchen waren dem Fürſten bey Hofe noch nicht vorgekommen. Er wiederholte mit Wärme den Auftrag, Ottilien zu erforſchen, wodurch er ihr eine Freude machen könne? — Mit Vergnügen unterrichtete die Gräfin ſie ſogleich von der günſtigen Stimmung des Fürſten und rieth ſogar ernſtlich, durch zu weit getriebene Delikateſſe ihn nicht zu erzürnen; denn wenn Fürſten einmal beſchloſſen haben, Jemandem Gutes zu erzeigen, ſo werden ſie empfindlich, wenn man deſſen nicht bedarf.

„Ich fürchte nur," ſagte Ottilie, „der einzige Wunſch, der mir am Herzen liegt, werde Seiner Durchlaucht allzukühn ſcheinen."

„Ich bin bevollmächtigt," erwiederte die Gräfin, „Ihnen des Fürſten Wort zu ver„pfänden."

„Wohlan, ſo bitte ich um Begnadigung des Miniſters.“

Die Gräfin ſtutzte. „Das iſt freylich „viel. Und wie kommen Sie zu dieſer „Bitte? In welchen Verhältniſſen ſtehen „Sie mit dem Verbannten?“

„In keinen.“

„Wer hat für ihn geſprochen?“

„Niemand.“ — Sie faßte ein Herz, fortzufahren. Die Lippen gehorchten, nur die Augen blieben widerſpenſtig an den Boden geheftet. „Ich halte ihn für unſchuldig — könnte er ſonſt der Vater eines ſo edlen Sohnes ſeyn?“

„Eines Sohnes?“

„Der der Gefährte meiner Kindheit war; eines trefflichen Jünglings, den ich ſchweſterlich liebe.“

Die ſchlaue Gräfin ſah ihr forſchend und lächelnd ins Geſicht. „Ihnen zu Liebe „will ich es verſuchen; doch ſtehe ich nicht „für den Erfolg.“

Sie ging und trug dem Fürſten mit einiger Schüchternheit Ottiliens Begehren vor. Wider ihre Erwartung ſchien Seiner Durchlaucht dieſe Bitte ſehr willkommen. Nicht bloß lange Gewohnheit hatte den alten Miniſter ihm unentbehrlich gemacht, ſondern vorzüglich die dem Fürſten ſo werthe Kunſt, die Ausführung des fürſtlichen Willens immer leicht zu finden; ihm nie Bedenklichkeiten in den Weg zu werfen und ſeinem allergnädigſten Herrn, außer dem Wollen, jedes Geſchäft zu erſparen.

Dieſe Kunſt, in welcher Philiberts Vater Meiſter war, verſtand der neue Miniſter nicht, fand oft Schwierigkeiten; fragte an, wie man ſie wegräumen ſolle? und war ſogar bisweilen ſo unverſchämt, zu erklären: es gehe nicht; der fürſtliche Wunſch ſey unverträglich mit dem Wohl des Landes. Das ging eine Weile und Seine Durchlaucht fanden ſogar anfangs einen neuen, ungewohnten Zeitvertreib darin, Dero Unterthanen

Opfer zu bringen. Aber dieſer Reiz der Neuheit verſchwand ſehr bald; Ungeduld trat an deſſen Stelle; die Bedenklichkeiten machten ihn verdrüßlich, zumal wenn er ſie nicht widerlegen konnte. Und was gewann er auch durch ſeine Aufopferungen? Alle, die ihn umgaben, hatten ihn ſchon längſt als den beſten Landesvater geprieſen; in hundert Zueignungsſchriften ſtand es gedruckt; warum ſollte er jetzt theuer erkaufen, was er ſchon längſt beſaß? — Der Kammerherr, ſein Günſtling, hatte dieſe Stimmung ihm bald abgelauert und aus allen Kräften ſich beſtrebt, den Funken ſeines Unwillens anzublaſen; freylich nur, um ſich ſelbſt an die beneidete Stelle zu ſchieben. Es würde ihm auch ſchon früher gelungen ſeyn, den ungefälligen Miniſter zu verdrängen, wenn der Fürſt nur gewußt hätte, wem er ſich in die Arme werfen ſollte? Denn trotz ſeiner Vorliebe für den geſchmeidigen Kammerherrn, ſah er doch wohl ein, daß dieſer platte Höfling den Geſchäften nicht gewachſen war. Vielleicht hätte er ſogar aus höchſt eigener Bewegung Philiberts Vater zurückgerufen, hätte nicht die Schaam, ſich ein Dementi zu geben, ihn davon zurückgehalten.

Aber haſtig ergriff er jetzt die Veranlaſſung, durch die Genehmigung von Ottiliens Bitte, ſein eigenes Bedürfniß zu befriedigen. Noch an demſelben Abend wurde der Kourier nach der Feſtung abgefertigt.

Ottilie küßte dem Fürſten gerührt die Hand und entwich in ihr Schlafgemach, um des gelungenen Werkes im Stillen ſich zu freuen. Daß ein wackerer Mann dadurch einen Poſten verlor, den er, zum Heil des Landes, mit Feſtigkeit und Treue verwaltet hatte, daran dachten weder ſie, noch die Gräfin, und am wenigſten der Fürſt. Denn auch gute Menſchen gehen an den gerechteſten Hinderniſſen ihrer Wünſche mit leichtem Sinn vorüber und drücken die Augen zu.

Fünftes Kapitel.

Der Kammerherr mußte vier Gläſer Waſſer trinken, als er erfuhr, was vorging. Gern hätte er ſein ganzes Anſehen bey dem Fürſten geltend gemacht, um den Streich zu hintertreiben; aber theils hatte er ſelbſt ſo viel Bedauern geäußert, als Philiberts Vater verbannt wurde, und eben dadurch den feſten Glauben an ſein gutes Herz in dem Fürſten begründet, theils blieb ihm auch nicht unbekannt, daß die Favorite ſich der Sache angenommen habe und er folglich nicht wagen dürfe, etwas dagegen zu unternehmen. Gute Miene zum böſen Spiel war ſeine letzte Zuflucht.

Er ſtellte ſich entzückt, erhob des Fürſten Gnade, rühmte ſeine alte Anhänglichkeit an den Miniſter, und bat um Erlaubniß, das Geſchenk zurückzugeben, welches er nur aus Gehorſam angenommen, allein mit Herzenswehmuth beſeſſen habe.

Der Fürſt, hoch erfreut über dieſen Edelmuth ſeines Günſtlings, umarmte ihn gerührt, verſprach, ihn zu entſchädigen, und erwartete nun mit Ungeduld die Ankunft des Begnadigten. Der Kammerherr fuhr ihm mehrere Meilen weit entgegen, wurde von dem Vater mit Höflichkeit, von dem Sohne mit Innigkeit empfangen; erzählte, was ſein Herz gelitten habe, den verehrungswürdigſten Mann im Staate ſo lange verkannt zu ſehen; wie oft er jede Gelegenheit ergriffen habe, ihn bey Seiner Durchlaucht zu rechtfertigen; wie es ihm endlich gelungen ſey, einen günſtigen Augenblick zu benutzen, und welches Entzücken er fühle, der Erſte zu ſeyn, der, unaufgefordert, ihm ſein entzogenes Eigenthum wieder abtrete.

„Ja,“ ſagte er mit Thränen in den Augen: „Gott und mein Freund Philibert „wiſſen, wie viel es mich gekoſtet hat, in „den Augen der Welt für den Beſitzer Ihres Gutes zu gelten. Nur für Ew. Excellenz habe ich es verwaltet, das wird „Philibert mir bezeugen, dem ich meinen „Entſchluß ſchon zu einer Zeit vertraute, „als ich noch mit keiner nahen Hoffnung, „meinem Herzen das heutige Feſt zu bereiten, mir ſchmeicheln durfte.“

„So iſt es!“ rief Philibert und drückte ihn an die Bruſt.

Der Miniſter glaubte nicht ein Wort davon, aber er ſtellte ſich, es zu glauben, und täuſchte den erfahrnen Höfling durch die ungezwungenſte Freundlichkeit; denn er war feſt entſchloſſen, ihn zu ſtürzen.

Philibert ſetzte ſich zu dem Kammerherrn in den Wagen, um den Triumph der

Freundſchaft unter vier Augen zu feyern. Er hatte ja doch Recht gehabt; ſein Otto war noch ganz der Alte, ſprach ſchwärmeriſch von dem Sechseck; von dem höhern Glücke, welches er im Kreiſe der Jugendfreunde genoſſen und jetzt am Hofe, trotz der Gunſt des Fürſten, entbehren müſſe. Er weinte ſogar darüber. Freilich hatte ihn das Vergnügen, ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte zu leiſten, für jenes Entbehren bis jetzt entſchädigt, und beſonders ſeit es ihm gelungen war, ſeinen Wohlthäter, den Vater ſeines liebſten Freundes, in Rang, Würden und Güter wieder einzuſetzen; aber eben dadurch glaubte er nun auch, dem Vaterlande jede Schuld abgetragen zu haben; das Gute, was er etwa noch ſtiften könnte, kam ihm, gegen das bereits Gelungene, ſo unbedeutend vor, daß er entſchloſſen war, ſich nächſtens ganz in die Einſamkeit zurückzuziehen, der Natur und Freundſchaft zu leben. Freylich hatte der Unbeſtechliche am Hofe nichts erworben, das einzige

Geſchenk des Fürſten gern zurückgegeben; freylich trat er nun arm aus jener glänzenden Welt, wo die fürſtliche Gunſt ihm ſo manche Gelegenheit darbot, ſich zu bereichern — aber ſein Herz und Philiberts Freundſchaft, die nahm er mit in die ſtille Wohnung und dünkte ſich reich.

Philibert hörte ihm mit naſſen Augen, mit ſeligen Gefühlen zu, und erſchöpfte ſich in Ueberredungen und Bitten, die Ausführung ſeines Vorſatzes noch zu verſchieben; denn auch Er müſſe, weil ſein Vater es ſo wolle, vor der Hand noch in der Reſidenz bleiben, wo man, wider ſeinen Willen, eine ſchimmernde Laufbahn ihm eröffnen werde. Auf dieſer ſollte Otto ihn leiten, nach dem ſchönen Ziele, Menſchenglück zu befördern, welches Jener bereits errungen habe; bis ſie Beyde einſt Arm in Arm, vom Segen der Zeitgenoſſen begleitet, von der Bühne abtreten würden, um zu Wolffs Grabe zu wallfahrten.

Otto ſchien ſehr ungern die Feſſeln des Hofes noch länger tragen zu wollen; doch der Freund bedurfte ſeiner, und er gab endlich nach.

Unter ſolchen Herzensergießungen kamen ſie in die Reſidenz, für Philibert noch immer eine neue Welt. Das erſte Geſchäft ſeines Vaters war, der Quelle nachzuſpüren, aus welcher ſeine Begnadigung gefloſſen war. Er fand ſie bald in dem Hauſe der Gräfin, nannte ſich demüthig ihre Creatur, und befahl dem Sohne, ihr den Hof zu machen.

Philibert gehorchte und zwar ohne Widerwillen, denn er hatte ſie in einem Schillerſchen Trauerſpiel ſüße Thränen vergießen ſehen, und war dadurch zu ihrem Vortheil eingenommen worden. Als Urheberin von ſeines Vaters Freyheit betrachtete er ſie zwar nicht, doch hatte Otto ſelbſt ihm geſtanden, ſie habe, auf ſein Verwenden, freundlich mitgewirkt, und dafür dankte er ihr mit warmer Beredſamkeit.

„Mir ſind Sie keinen Dank ſchuldig,“ erwiederte die Gräfin, „Fräulein Schilff allein hat für Sie geſprochen; zu ihr gehen Sie, eine Pflicht zu erfüllen, von der ich wünſchte, daß Ihr Herz ſie Ihnen vorſchriebe.“

Philibert flog zu Ottilien, aber auch ſie leugnete, ſogar mit einiger Kälte, jede Mitwirkung zu ſeinem jetzigen Glücke, deſſen ſie übrigens von Herzen ſich erfreue. Das beſtärkte den Jüngling in dem ſo gern gehegten Glauben, daß er allein ſeinem Freunde Alles verdanke, und er verbarg ſeinen Unmuth nicht, als der Miniſter ihm trocken erklärte, er ſey ein Kind, dem man weiß machen könne, was man wolle.

„Bloß die jetzigen Verhältniſſe knüpfen den Kammerherrn an dich. Trau ihm nicht! er wird deine Albernheit mißbrauchen.“

Philibert ſeufzte, den redlichen Otto ſo verkannt zu ſehen. und beſtrebte ſich, durch verdoppelte Liebe des Vaters Ungerechtigkeit zu bedecken. Als Mitglied im Departement des Miniſters und als deſſen Sohn, ſpielte er jetzt eine große Rolle am Hofe. Der Fürſt zeichnete ihn aus und Jedermann bewarb ſich um ſeine Gunſt. Allein er behandelte Alles nach ſeiner gewohnten Weiſe, ſchuf Ideale um ſich her, beurtheilte die Menſchen immer nach ſich ſelbſt, wurde bald ihr Spielwerk, baute das Glück manches Heuchlers und ließ oft den Redlichen hülflos, weil er nicht zu ſchwatzen verſtand. Der Miniſter vermahnte ihn: „Hüte dich! Alle Menſchen ſind doppelt. Ob ſie zwey Seelen haben, wie ein Alter träumte, weiß ich nicht; aber zwey Zungen haben ſie gewiß. Wie Einer mit ſich ſelber ſpricht, ſo ſpricht er nie mit Andern. Die Geſellſchaft, mehr noch der Hof (dieſe Quinteſſenz der Geſellſchaft), zwingen ihn, ſeinen Egoismus zu verhüllen, und darin beſteht die ganze

Kunſt der Höflinge. Wer dieſe nicht durchſchaut, der iſt unter ihnen verloren. Du biſt auf dem beſten Wege, der Narr des ganzen Hofes zu werden.“

Sechſtes Kapitel.

Philibert, dem jetzt, nach eigener Beobachtung, die Menſchheit ganz anders erſchien, als ſein Vater im Kerker ſie ihm geſchildert hatte, bemitleidete ihn um der traurigen Verkehrtheit willen, und ſchien, vor den Thoren der Feſtung, alle die widerlichen Eindrücke von des Vaters Lehren, wie böſe Träume, abgeſchüttelt zu haben. Im engen Kreiſe ſeiner Jugendfreunde, den er wöchentlich Einmal um ſich verſammelte, wurde er des Lebens recht froh, oder glaubte es wenigſtens; denn man liebte ihn ja wie vormals; der Kammerherr duzte den Advokaten wieder; der Advokat gewöhnte ſich die Demuth ab und fand ſeine Fröhlichkeit wieder, der Oberforſtmeiſter die alte Treuherzigkeit.

„Jetzt iſt die Zeit gekommen," rief Philibert begeiſtert aus, „wo wir über Wolffs Grabe uns die Hände reichen und trotzig ſeinen Schatten herausfodern können, daß er Zeugniß ablege für unſere treu bewahrten Gelübde!"

Er ſprang auf und ſeine Augen flammten. „Freunde! morgen reiſen wir nach Salmbach. Wir haben es unſerm Lehrer gelobt, als Männer an ſeinem Grabe zu erſcheinen; laßt uns Wort halten! Laßt uns den herrlichen Triumph der Freundſchaft feyern. Morgen reiſen wir!" — Alle hinkten ſeiner fliegenden Empfindung nach, ſo gut ſie konnten; Alle wollten mitreiſen; aber morgen ſchon? Das war unmöglich! Die vermaledeyten Verhältniſſe! Der Kammerherr hatte morgen den Dienſt und Eduard einen Termin. Uebermorgen ſollte der Fürſt auf die Hetzjagd reiten, da konnte der Oberforſtmei ſter nicht abkommen; und den folgenden Tag wurde ein Kourier erwartet, da war Philibert gebunden. Es fand ſich, daß ſie, vereint, kaum zwey Tage ſich würden entfernen können. Allein Philiberts Einbildungskraft war von der herrlichen Scene an Wolffs Grabe ſo ſtark ergriffen worden, daß er alle Einwürfe widerlegte, alle Hinderniſſe beſiegte.

„Zwey Tage reichen hin,“ ſprach er haſtig, „ich ſorge für Alles. Kourierpferde auf jeder Station — ein Kourier an unſern Caſimir, daß er zur feſtgeſetzten Stunde ſich einfinde. — O daß wir nicht auch Ludwig in unſerer Mitte haben werden! nur er wird uns fehlen bey dieſem Schauſpiel für die Seligen!“

Otto drückte eine Freudenthräne hervor; Eduard klatſchte in die Hände; Paul ſpitzte den Mund, als wollte er ſeinen Hunden pfeifen. Alles wurde veranſtaltet; Caſimir von der Ankunft der Karavane benachrichtigt, und der alte Küſter aufgefodert, Fackeln bereit zu halten; denn ſo früh man auch die Reiſe antreten wollte, ſo konnte man doch vor Abends den Kirchhof in Salmbach nicht erreichen. Mit Tagesanbruch verſammelte ſich das Sechseck in Philiberts Wohnung; Otto gähnte, Eduard fror, Paul foderte Liqueur. Nur Philibert, der die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, war munter, wie ein erwachender Vogel.

Zwey leichte Wagen ſtanden bereit. Paul und Eduard beſtiegen den Einen, um zu ſchlafen bis nach Salmbach; Philibert und Otto den andern. Der arme Höfling lag auf der Folterbank. Gern hätte auch er den verſäumten Morgenſchlaf nachgeholt; die Augen fielen ihm vor Müdigkeit zu; aber Philibert, deſſen Seele alle Nerven ſtraff angezogen hatte, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe. Er mußte ſchwärmen und weinen und entzückt ſeyn; er mußte ſich mit Wolffs Schatten unterhalten; er mußte jeden Tag der

Knabenjahre noch einmal durchleben. Nie hatte er, ſelbſt am Hofe, einen ſolchen Zwang erduldet. Dazu kam noch die Beſchwerde der ſchnellen Reiſe. Ein jeder Poſthalter beeiferte ſich, den Sohn des Miniſters mit ſeinen beſten Pferden über Hals und Kopf weiter zu ſchaffen, und Alle meynten, es ſey wenigſtens von einer wichtigen Friedensnegociation die Rede. Dennoch war es ſchon dunkel, als ſie Salmbach erreichten, vor dem Kirchhofe hielten, Philibert haſtig aus dem Wagen ſprang, und Otto mit geräderten Gliedern ſich ihm nachſchob.

Philiberts Freude war vollkommen, als Caſimir von Weichbild in ſeine Arme flog. Fackelſchein in der Ferne bezeichnete Wolffs Grab. „Dort! dort!“ rief Philibert, von heiligem Schauer ſanft ergriffen. Er faßte Otto's Hand und zog ihn nach ſich durch das bethaute Gras. Die Uebrigen folgten in ſtummer Erwartung.

Der alte Käſter war unlängſt geſtorben, aber er hatte Wort gehalten. Ein blühendes Kirſchbäumchen ſtand auf Wolffs Grabe, die weißen Blüthen ſchimmerten ſanft im Fackelſchein. Der große Augenblick war gekommen, Philiberts Buſen faſt zu eng für ſein Gefühl. Da ſtand er an der Gruft, die Freunde rings umher; ein Jeder mußte ſeine Hand ihm reichen; er faßte ſie Alle mit der Rechten, hielt mit der Linken eine Fackel gen Himmel ſo hoch er vermochte, und beſchwur des Lehrers Schatten, herab zu ſchweben, um den ewigen Bund zu ſegnen und die himmliſche Wonne zu genießen, die er an jenem Abende, wiewohl zweifelnd, ſich verſprach, als die Jünglinge zum Erſtenmale das ungebrochene Gelübde der Freundſchaft ablegten.

Ein ſeltſamer Kontraſt herrſchte in dieſer nächtlichen Gruppe. Philiberts Geſtalt glich der eines jungen oſſianiſchen Helden; ſeine Locken flatterten im Abendwinde, ſein

Geſicht, gegen die Sterne gekehrt, vom Fackelſchein geröthet, ſchien ein überirdiſcher Glanz zu umfließen. Neben ihm der bleiche, ganz erſchöpfte Otto, der vor Kälte ſchauderte, und den die gebrochenen Kniee kaum noch trugen. Sein Nachbar Caſimir, mehr erſtaunt, als gerührt, verſuchte von ganzem Herzen, in Philiberts Empfindung ſich hinein zu arbeiten. Paul und Eduard gegenüber, hatten unterwegs dem Flaſchenkeller des Oberforſtmeiſters ein wenig zu ſtark zugeſprochen, und verdrehten, mit wankenden Füßen, die Augen. Alle fühlten ſich mächtig erleichtert, als Philibert endlich aus ſeiner erſten himmliſchen Extaſe zurückkam, ihre Hände losließ und ſich auf den Grabhügel warf; ein Signal für Alle, im bethauten Graſe ſich ſo bequem als möglich zu lagern.

Jeder hoffte im Stillen, es werde nun ein Diener mit Erfriſchungen erſcheinen; aber Philibert hatte an Alles gedacht, nur nicht an Erfriſchungen, deren er ſelbſt ſo wenig bedurfte. „Jetzt, meine Freunde,“ rief er aus, „jetzt laßt uns die ſchöne Vergangenheit noch einmal hervorzaubern, jeder Lehre des väterlichen Freundes uns erinnern, der hier unter unſern Füßen „ſchlummert!“ — Alle ſchwiegen, und mit unerſchöpflicher Beredſamkeit des Herzens ſprach Philibert in hoher Begeiſterung, bis die Fackeln nach und nach verlöſchten und die Morgenröthe am Horizonte ſchimmerte.

Er war entzückt über die ſtille Aufmerkſamkeit, mit der die Freunde ihm zugehört hatten. „Es wird Zeit, aufzubrechen,“ ſagte er, „pflücke noch ein Jeder einen Blüthenzweig von dieſem heiligen Baume, und dann zurück in die Welt.“

Niemand antwortete, Niemand rührte ſich. Philibert ergriff den Stumpf einer im Graſe noch glimmenden Fackel, leuchtete um ſich und ſah beſchämt, daß ſie Alle ſchliefen.

So endete das erhabene Schauſpiel. Die Schläfer wurden aufgerüttelt, taumelten in die Wagen, um fort zu ſchlafen, und Philibert kam mit etwas abgekühlter Empfindung in die Reſidenz zurück.

Siebentes Kapitel.

Wenn es erlaubt iſt, ein unedles, aber paſſendes Bild zu gebrauchen, ſo darf man wohl ſagen, daß Männer in ſpätern Jahren mit eben dem Verlangen die Gefühle der Jugend wieder aufſuchen, mit denen ſie etwa eine Speiſe zu genießen wünſchen, die ſie als Knaben liebten und ſeitdem nicht genoſſen. Sie ſprechen oft von einem Lieblingsgericht, ſie können es kaum erwarten, bis es ihnen vorgeſetzt wird, und wenn es nun endlich auf der Tafel erſcheint, ſo ſchmeckt es ihnen nicht mehr; ſie behaupten, es ſey nicht ſo zugerichtet, wie vormals, und vergeſſen, daß ſie nicht dieſelbe jugendliche Eßluſt mit zu Tiſche bringen. — So ſehnt ſich der Mann auch nach Gefühlen, die einſt ſeine ganze Bruſt ausdehnten und entflammten, und nun — wenn es ihnen auch gelingt, ſie wieder hervorzurufen — die Bruſt leer und kalt laſſen.

Die regelmäßigen Zuſammenkünfte der Ordensbrüder dauerten noch eine Weile fort, weil Philibert darauf beſtand, und Alle ſchienen mit Ungeduld die Stunde derſelben zu erwarten; allein Jeder fühlte ſich gedrückt; der Kammerherr fand ſie abgeſchmackt, der Oberforſtmeiſter kindiſch, der Advokat empfindſam. Hätte nicht Otto einer neuen Stütze bey Hofe bedurft; hätten nicht Paul und Eduard Beförderungen zu erſchleichen gehofft, Alle würden die läſtige Verbindung längſt zerriſſen haben. Selbſt Philibert empfand eine gewiſſe Leere in der Geſellſchaft ſeiner Jugendfreunde; er fühlte, daß nicht mehr derſelbe Geſchmack, nicht mehr dieſelben Neigungen ſie verbanden, kurz, daß andere Verhältniſſe eingetreten waren, und daß auch Er ihre Feſſeln trug. Es waren bloß noch Erinnerungen, die in jeder Verſammlung die Koſten herleihen und den Tag feſtlich machen mußten. Doch Erinnerungen nutzen ſich leicht ab und ſollten nur Schaumünzen bleiben, die man ſelten hervorzieht. Bedient man ſich ihrer zu täglichen Ausgaben, ſo erliſcht das Gepräge.

Ottilien ſah Philibert nur dann und wann, faſt nur ſo oft, als der Wohlſtand heiſchte, denn was ihn vormals wohl noch zu ihr hinzog, ihre ſchweſterliche Herzlichkeit war verſchwunden, eine gewiſſe ſcheue Freundlichkeit an deren Stelle getreten. Ueberdieß hatte es ihm eine Art von Widerwillen eingeflößt, daß er von allen Seiten hören mußte, Fräulein Schilff habe ſeinen Vater durch ihre Vorbitten befreyt. Zwar überzeugte er ſich, Ottilie ſey unſchuldig an der Verbreitung dieſes Gerüchts, allein das Verdienſt ſeines Otto wurde doch dadurch geſchmälert; das machte ihn verdrüßlich. Bisweilen, wenn er mit Hitze die Verwendung des Kammerherrn rühmte, hatte Mancher ſogar fein gelächelt und die Achſeln gezuckt. „Unerträglich!“ rief er dann — und — „Laß es gut ſeyn,“ pflegte der ſchlaue Höfling zu ſagen: „genug, daß du und ich die Wahrheit wiſſen. Deine Liebe, mein Bewußtſeyn, was verlang' ich mehr?“

Aber Philibert meynte, der Welt nach und nach ſeinen Glauben beyzubringen, wenn er Fräulein Schilff vernachläſſigte und dadurch bewieſe, daß er ihr nichts ſchuldig ſey. — Was konnte ihn auch noch zu ihr locken? ſie ſprach ja nicht einmal von Blandinen, deren ſchönes Bild aus dem Herzen zu verbannen, ihm noch immer nicht gelingen wollte. Er nannte ihren Nahmen nie, miſchte ſich auch nie in ein Geſpräch von ihr; doch die drey Freunde hatten ihm wohl abgemerkt, wie gern er von ihr reden hörte, und gewährten ihm öfter dieſes Vergnügen, ſprachen gleichſam unter ſich, als ob ſie ſeine

Gegenwart vergäßen oder nicht bemerkten. Dann ſaß er ſtill und lauſchte, wie man einem Flötenkoncert zuhört, welches man durch ein lautes Athemholen zu unterbrechen ſich hütet. Daß ſie vermählt ſey, wußte er; ob aber glücklich? darnach ſcheute er ſich zu fragen, ſo wie nach ihrem jetzigen Aufenthalt; auch gab es in der ganzen Reſidenz, Ottilien ausgenommen, keinen Menſchen, der dieſe Fragen ihm hätte beantworten können.

Sechs Wochen waren nun verſtrichen, ſeit der alte Miniſter das Ruder wiederum ergriffen hatte. Sein ſchwärmeriſcher Sohn war ihm bereits ſehr läſtig. Auf der Feſtung, wo ſonſt Niemand ihm zuhörte, wenn er Prophezeyungen oder Weisheit von ſich gab, ſchien Philibert ihm ſo nothwendig geworden, daß er wirklich einmal glaubte, die Natur rege ſich in ſeinem Herzen und er liebe ſein einziges Kind. Aber in den jetzigen Verhältniſſen, da der Sohn den

Vater nicht begriff, ſtets die Moral in die Politik miſchen wollte, ſeinen kindiſchen Glauben an die Menſchen noch immer nicht aufgab und bisweilen ſogar die feinſten Ränke Seiner Excellenz durch plumpe Gutmüthigkeit vereitelte, jetzt, da ihn ein Todtfeind des Miniſters in ſeinen Stricken hielt, wünſchten Seine Excellenz von Herzen, er mögte wieder auf Salmbach jagen oder botaniſiren. Der kluge Vater ſah voraus, daß es ärgerliche Scenen mit dem Sohne geben würde, wenn er, wie feſt beſchloſſen war, deſſen Buſenfreund ſtürzte.

Der Kammerherr bemerkte bald die wachſende Kälte des Miniſters gegen Philibert und zitterte bey dem Gedanken, dieſen Vermittler zu verlieren; denn ſchon hatten allerley Symptome ihm verrathen, daß die fürſtliche Gunſt zu wanken beginne. Darum dünkte es ihm nöthiger, als jemals, einen neuen, mächtigen Rückenhalt zu erwerben, der ihn vor dem höchſten Unglück auf Erden, Verbannung vom Hofe, ſchätzen könne. Er fing an, den Zerſtreuten, Niedergeſchlagenen zu ſpielen; er ließ ſtumme Seufzer reden; er wandte ſich oft plötzlich um und fuhr mit dem Zeigefinger nach den Augen, als ob er eine Thräne zerdrückte.

Philibert bemerkte bald, was er bemerken ſollte, und drang mit freundſchaftlichem Ungeſtüm in ſeinen Otto, den geheimen Kummer mit ihm zu theilen. Der Höfling ſank in ſeine Arme, verbarg das Geſicht an ſeinem Buſen und ſtammelte: „Ach! ſchon „längſt würde ich meine Leiden dir vertraut „haben, wenn ich nicht mit dem Bekennt„niß eines an dir ſelbſt begangenen Verbre„chens den Anfang machen müßte. Der „Diamant — den du mir ſchickteſt, um ihn „Ottilien einzuhändigen — er iſt noch in „meinem Beſitz — ich habe ihn dir und ihr „vorenthalten — denn ich kann mich nicht „von ihm trennen.“

„Wie, Otto? welchen Werth hat dieſer Stein für dich?“

„Den höchſten! denn ich liebe Ottilien, „ich bete ſie an!“

Philibert erſtaunte. Aber zwey Thränen, die ſeinem Otto von der gefurchten Wange lieſen, verſtatteten keinen Zweifel. „Wenn es ſo iſt, warum eilſt du nicht, deine Hand ihr anzubieten?“

„Ach! ſie liebt mich nicht!“

„Unmöglich! deine Eigenſchaften, dein Herz, deine Geſtalt, dein Rang, (der bey Weibern viel gilt) ſollte Alles das Ottilien nicht bewegen? ſollte ſie nicht wünſchen, einer Abhängigkeit zu entrinnen, die, ſo ſchimmernd ſie auch ſeyn mag, doch ſtets drückend bleibt?“

„Die Liebe macht ſchüchtern,“ verſetzte Otto; „ich war nie im Stande, ihr Vortheile aufzuzählen, die ſie vielleicht in einer „Verbindung mit mir finden würde. Ja, „wenn ein Freund — wenn du für mich

„ſprechen wollteſt — dich ſchätzt ſie hoch — „zu deinem Urtheil hat ſie Vertrauen — du „allein könnteſt mein Glück bewirken und „Alles, was ich für dich gethan habe, mir in „Einem Augenblicke tauſendfach vergelten.“

„Ob ich es will!“ rief Philibert und ſchloß ihn haſtig in ſeine Arme. „Wo iſt mein Hut? auf der Stelle geh' ich zu ihr!“

Und wirklich eilte der Freywerber zu Ottilien, ſie bittend um eine geheime Unterredung.

Achtes Kapitel.

Bey dem Worte geheim erröthete Fräulein Schilff. Sie ſchlug ſchüchtern die Augen zu ihm auf und wurde in den ſeinigen eine Art von bittender Zärtlichkeit gewahr, die ſie faſt ganz aus der Faſſung brachte. Kaum hatte ſie die Kraft, auf die Thür ihres Kabinets zu deuten; er führte ſie hinein, und mit zitternden Knien ließ ſie auf dem Sofa ſich neben ihm nieder, ſeine Anrede erwartend.

„Laſſen Sie uns vergeſſen," hub er an, „daß wir beyde am Hofe leben. Erlauben „Sie mir, mich in die ſchönen Zeiten zu „verſetzen, wo ich Sie Ottilie und Schwe-

„ker nennen durfte; wo Sie nicht mit dem „feyerlichen Ernſt, der mich hier zurückſtößt, „mir entgegen traten, ſondern mir freundlich die Hand reichten. Darf ich das? antworten Sie mir."

Ottilie hatte kaum noch Athem. Sie konnte nicht antworten, allein ſie neigte das Haupt ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand, die er mit Wärme an ſeine Lippen drückte.

„Ja ich darf," fuhr er fort mit ungewöhnlichem Feuer: „dieſe holde Bewegung „verbürgt mir, daß Fräulein Schilff Ottilien erlaubt, den Bruder Philibert anzuhören. Ich komme, das Glück eines guten, redlichen Menſchen von Ihnen zu erbitten, dem Sie ſchon als Jüngling wohl „wollten, und der an Ihrer Hand den Gipfel ſeiner Wünſche erklimmen würde."

Ottilie ſah ihn mit großen Augen an. Er ſprach ſo feurig, ſo innig; er hatte ihre Hand ſo feſt in ſeine beyden gedrückt und war ſo außerordentlich bewegt, daß ſie nothwendig ahnen mußte, er ſpreche von ſich ſelbſt. Dieſer Gedanke — bisher ein Fremdling, den die beſcheidene Seele ſtets zurückgewieſen hatte — drang jetzt ſo ſchnell, mit ſo ſüßer Gewalt in ihr Herz und dehnte es ſo mächtig aus, daß es zerſpringen wollte.

„Iſt es möglich!“ ſtammelte ſie.

„Warum zweifeln Sie?“ ſagte Philibert. „Konnte Ihre ſtille Sanftmuth und Ergebung, mit der Sie ein hartes Schickſal trugen, nicht ſchon in unſern Kinderjahren den Grund zu einer Neigung legen, die durch Ihr muſterhaftes Betragen an dieſem Hofe immer ſtärker wurde? Hätten Sie die Thränen der Liebe geſehen, die im Stillen um Sie vergoſſen worden ſind, jeder Zweifel wäre längſt verſchwunden.“

„Ach, Philibert!“ — ſchluchzte Ottilie, und verbarg ihr Geſicht in der linken, frey gebliebenen Hand: „ich bin ein armes, ſchwaches Mädchen — haben

Sie Mitleid mit mir — täuſchen Sie mich nicht."

„Ich Sie täuſchen? Fanden Sie je„mals Grund, an meiner Wahrhaftigkeit zu „zweifeln? Ich ſchwöre bey Gott und bey „dem Andenken an Ihre gute Mutter, von „der Sie mir ſo oft erzählten, ich rede ernſt „und wahr! und mein Glück; ja mein „eignes Glück hängt mit an Ihrer Er„klärung."

„Wenn es ſo iſt — ach! und wie gern glaube ich es! —" ſtammelte Ottilie, „ſo ſoll keine alberne Schüchternheit, keine mädchenhafte Ziererey den Ernſt dieſer Stunde entweihen. Meine Lippen ſollen bekennen, was ſeit Jahren ſchon mein Herz verſchloß, daß ich — ſeit ich fühlen kann — den edelſten Mann liebe."

Philibert ſprang auf. „Haben Sie „Dank, theuerſte Ottilie! in einigen Minu„ten liegt der Glückliche zu Ihren Füßen." — Mit dieſen Worten ſtürzte er fort und hinterließ die arme Getäuſchte in der fürchterlichſten Beklemmung. Seine letzten Ausdrücke verriethen ihr nur zu deutlich, daß er nicht von ſich ſelbſt geſprochen habe. Der Kammerherr trat wie ein Geſpenſt zwiſchen ſie und den Geliebten. Ja, von dieſem war die Rede, das wurde ihr plötzlich klar. Doch in dieſem erſten Augenblicke fand der Unwille gegen den niedrigen Höfling keinen Raum, denn die Schaam, die tiefſte Schaam, hatte ſich ihrer ganzen Seele bemächtigt. Nur der Schmerz zuckte noch bisweilen hindurch, wie ein Blitz durch eine ſchwarze Wolke. Der Mann, der der Abgott ihres Herzens war, hatte als Freywerber für einen Andern vor ihr geſtanden; hatte ihr den ſprechendſten Beweis von ſeiner Gleichgültigkeit abgelegt. Nicht als ob ſie jemals ſich geſchmeichelt hätte, ſein Herz zu gewinnen — aber das ihrige auf dieſe Weiſe verſchmäht zu ſehen — ach! das erregte ein bitteres Gefühl! — es war, als habe er ihre ſtille Liebe gleichſam verſpottet — und gegen dieſen Spötter hatte ſie ſich verrathen — ihren ſonſt ſo dicht verſchleyerten Buſen ihm geöffnet — er wußte nun ihr Geheimniß — und war er gleich noch jetzt im Irrthum, ſo mußte doch die eigentliche Bedeutung ihres Geſtändniſſes ihm aus den Folgen klar werden.

Wenn ſein unwürdiger Freund erſchien — wenn er abgewieſen wurde — wie ſollte er dann ihre Worte auslegen? „Daß ich ihn liebe! wird er ſich ſagen und mitleidig die Achſeln zucken und über die Thörin lächeln.“

Sie hüllte ſich in ein Kiſſen ein, ihre Schaam vor ſich ſelbſt zu verbergen. Faſt hätte ſie in dieſem Tumult ihrer Seele beſchloſſen, den Kammerherrn wirklich zu heyrathen, damit nur Philibert nicht aus ſeinem Irrthum geriſſen würde. Ihn wieder zu ſehen und in ſeinen Augen zu leſen: ich weiß nun Alles; den Gedanken ertrug ſie nicht.

Noch lag ſie betäubt auf dem Sofa, als man ihr den Kammerherrn meldete, den Philibert haſtig von ſeinem Glücke unterrichtet und ihn fortgetrieben hatte, um aus Ottiliens eignem Munde die Beſtätigung zu hören. Zu ſeinem Erſtaunen wurde er abgewieſen. Er meynte, die jungfräuliche Sittſamkeit ziere ſich nur noch ein wenig, fand ſich nach einigen Stunden wieder ein, kam an dieſem Tage noch dreymal wieder, und erhielt ſtets die Antwort: das Fräulein befinde ſich nicht wohl. Betroffen eilte er zu Philibert, der nun vergebens den Verſuch wiederholte, Ottilien zu ſprechen.

Für **ihn** würde ſtets die Thür verſchloſſen geblieben ſeyn, wenn ſie auch nicht wirklich krank geweſen wäre. Aber es war kein leerer Vorwand. Die widrigen Empfindungen, die ihr Herz beſtürmten und zerriſſen, wirkten ſo heftig auf ihren Körper, daß ſchon am Abend ein Fieber ausbrach. Mit jeder Minute wurde ihr Zuſtand bedenklicher;

doch begehrte ſie keinen Arzt, er mußte ihr aufgedrungen werden.

Ihr kleiner Zögling lief zu der Mutter, weinte und verlangte ſchluchzend, ſie ſolle ſeiner guten Freundin helfen; denn ſo pflegte er Ottilien zu nennen. Die Gräfin wollte ihn mit der Verſicherung tröſten, es werde bald vorüber gehen; aber der Kleine ruhte nicht; ſie ſollte mit ihm kommen und ſeine gute Freundin gleich, gleich geſund machen. Sie dürfe ja nur den Fürſten darum bitten, meynte er, denn der müſſe doch Alles thun, was ſie wünſche.

Die Gräfin erröthete über die beißende Einfalt des Kindes. Sie war ſchon angekleidet, um nach Hofe zu fahren, allein ſie ließ ſich von dem Knaben die Treppe hinauf ziehen und fand Ottilien in der That weit kränker, als ſie ſich vorgeſtellt hatte. Das beunruhigte ſie. Die Krankheit konnte anſteckend werden. Noch gab der Arzt ihr keinen Nahmen. Sie wollte das Kind aus dem

Krankenzimmer entfernen, um es keiner Gefahr auszuſetzen; doch es kreiſchte jämmerlich und würde Krämpfe bekommen haben, wenn ſie darauf beſtanden hätte. Sie fuhr nicht nach Hofe, ſie kleidete ſich ſchnell wieder aus und blieb bey der Kranken bis tief in die Nacht.

Sie liebte Ottilien wirklich, aus hundert Urſachen, unter welchen die verborgenen nicht die ſchwächſten waren. Daß der kleine Fürſtenſohn einer vortrefflichen Erziehung genoß; daß ſie alle die beſchwerlichen Mutterpflichten mit Zuverſicht einer Fremden aufbürden durfte, und dennoch der ſüße Lohn, die Liebe ihres Kindes, ihr nicht entzogen wurde; das und mehr dergleichen rühmte ſie laut. Aber daß Ottilie mit der zarteſten Behutſamkeit und Schonung ſie behandelte; mit ihrer Unſchuld vor der Schuldigen nicht prunkte; deren oft verſtimmte Laune ſanftmüthig trug; daß ſie nicht ſchön war, und auch nicht, wie Häßliche ſonſt wohl pflegen, Anſpruch auf Schönheit machte; daß ſie ihrer Gebieterin nicht gefährlich wurde, und den Fürſten täglich ſah, ohne dieſen Vorzug auf irgend eine Weiſe benuzen zu wollen; dieſe Eigenſchaften wirkten vielleicht im Stillen mehr noch auf die Gräfin, die, als dankbares Weib, Ottilien ergeben war, indeſſen ſie nur eine dankbare Mutter zu ſeyn glaubte. Darum wich ſie ſelten von dem Lager der Kranken und pflegte ſie wahrhaft ſchweſterlich, zum Erſtaunen des ganzen Hofes, der nun um die Wette ſeine Läufer und Lakayen ſandte, um an jedem Morgen auf einen groſſen Bogen Papier im Vorzimmer die Nahmen der Anfragenden zu kritzeln.

Neuntes Kapitel.

Philibert und Otto begnügten ſich nicht mit jener Förmlichkeit. Sie erſchienen täglich in Perſon, und die auffallende Bewegung, welche dieſe Nachricht jedesmal bey der Kranken hervorbrachte, erneuerte bey der Gräfin die Vermuthung, daß Philibert ihr nicht gleichgültig ſey. Dieſe Vermuthung wurde zur Gewißheit, als Ottilie in Fieberträumen ſich verrieth, zwar nur durch unzuſammenhängende Worte, doch deutlich genug für ein erfahrnes Weib. Die Krankheit verſchlimmerte ſich; der Arzt zuckte die Achſeln. Ottilie ſelbſt ſchien den Tod zu wünſchen. Die Gräfin ſchwamm in Thränen; das Kind wollte weder eſſen, noch trinken.

„Nur Ein Mittel kann ſie retten,“ ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt, nachdem ſie, aus einer langen Unterredung mit dem Arzte, viel Gelehrtes über die Nerven, aber wenig Troſt geſchöpft hatte: „nur Ein Mittel: Vertrauen zu mir. Gelingt es mir, Vertrauen ihr einzuflößen und ihr Herz von ſeiner erdrückenden Bürde zu befreyen, ſo wird ſie in der Freundſchaft den heilenden Balſam für ihre Wunden finden.“

Von dieſem Gedanken begeiſtert, entfernte die Gräfin Jedermann aus dem Krankenzimmer, ſetzte ſich an das Bett, faßte Ottiliens heiße Hand, und bat ſie, mit eben ſo vieler Innigkeit, als Schonung, ihr zu entdecken, was ſie doch ſchon halb und halb errathen habe. Ein Thränenſtrom war die erſte Antwort, und ſchon durch dieſen fühlte ſich Ottilie erleichtert. Die Gräfin fuhr fort, ſchweſterlich in ſie zu dringen; ſie nannte endlich Philibert — und alſobald hing Ottilie ſchluchzend an ihrem Halſe und bekannte ihre geheimſten Gefühle.

Sie mußte nun von den Tagen ihrer Kindheit anheben, ach! und das that ſie ſo gern! ſie mußte jede Kleinigkeit erzählen, wiederholen, ausmalen, ſo lange, bis die Vertraute Erſchöpfung befürchtete. Dann entwich ſie ſchnell, um die Wirkung der Seelenarzeney abzuwarten, und erlauſchte mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit eine zweyte Stunde, um den Verſuch zu erneuern. Ihre liebevolle Sorge blieb nicht unbelohnt. Die Arzeneyen wirkten auf den Körper, ſo bald die Seele ihre Wirkung nicht mehr hemmte. Ottilie fing an, ſich zu erholen — nach einigen Wochen war ſie außer Gefahr. Ihr Antlitz erheiterte ſich, ſo oft die Gräfin hereintrat, denn mit *ihr* durfte ſie von dem Geliebten ſprechen, in ihren Buſen ohne Erröthen das hoffnungsloſe Herz ausſchütten. Feſt vertraute ſie der Verſchwiegenen, daß nimmer eine unbeſcheidene Dienſtfertigkeit ihr Geheimniß verrathen und ſie vernichten werde.

Einmal nur wagte die Gräfin, ihr leiſe in der Ferne eine Hoffnung aufzuſtellen. Wenn auch Philibert, ſo meynte ſie, Ottilien noch nicht liebte, ſo müßte er doch die innigſte Hochachtung für ſie empfinden; mit dieſer laſſe ſich die Dankbarkeit verknüpfen, da ſie, im Fall einer Vermählung, ihm die Gunſt des Fürſten zum Brautſchatz bringen könnte. Mit dem Miniſter, der gewiß die Hände dazu bieten würde, ließe ſich das im Stillen abthun. Die Gräfin ſelbſt wollte es übernehmen, ihn zu ſtimmen. Dann ſollte der Vater, gleichſam aus eigenem Antriebe, dem Sohne die Verbindung vorſchlagen, ihn überreden —

Bey dem Ausdruck ſchauderte Ottilie, und ihre Freundin fühlte, daß ſie das Wort übel gewählt hatte. Sie erinnerte, daß Philibert ſelbſt — ſobald er mit dem Herzen ſeiner Gemahlin nur erſt ganz vertraut geworden ſey — die Veranlaſſung zu ſeinem Glücke ſegnen und nie erfahren würde, daß eine fremde Hand mit im Spiele geweſen ſey. Doch Ottilie verwarf Alles dieß mit Abſcheu. Eine Liebe, die aus Hochachtung, aus Dankbarkeit entſpringen ſollte, ſchien ihrem Herzen eine traurige Befriedigung. Dachte ſie vollends die Ueberredung ſich hinzu, ſo fühlte ſie ſich glücklicher im Schooß des Kummers, als in Philiberts Armen.

Aehnliche Begriffe hegt jedes junge Mädchen von der Liebe. Sie ſoll ein, ich weiß nicht was, ſeyn; ſoll entſpringen, ich weiß nicht woher, und leben, ich weiß nicht wovon. Jede andere Quelle, ſie ſey ſo rein und klar ſie wolle, iſt der Eitelkeit ihrer Herzen zuwider. Ottilie ließ ſich von der Gräfin ſchwören, daß ſie nie auch nicht den kleinſten Schritt thun wolle, um Philibert ihr näher zu bringen, oder ihn wohl gar mit ihren Geſinnungen bekannt zu machen. „Wenn er ſie nicht ſchon kennt!“ ſetzte ſie ſeufzend und vor Schaam glühend hinzu. Das einzige, was ſie gern hörte, war das Anerbieten der Gräfin, dem argloſen Jüngling über ſeinen Freund, den Kammerherrn, die Augen zu öffnen, und ihr zugleich dadurch jede Erklärung über das letzte räthſelhafte Geſpräch mit dem Freywerber, zu erſparen. Wie die Gräfin das anſtellen wolle, überließ ſie voll Vertrauen ihrer Klugheit.

Die Geneſene mußte noch einige Wochen das Zimmer hüten und durfte Niemanden vor ſich laſſen. So wollten es die Aerzte, oder vielmehr die Gräfin, welche dieſe Zeit dazu anwandte, dem Kammerherrn bey Hofe einige verbindliche Dinge zu ſagen, und dieſe mit gewiſſen ſchüchternen Blicken zu begleiten, deren Auslegung ſie ſeiner Eitelkeit überließ. — Sein Scharfſinn übte ſich an dieſem Räthſel. Sie hatte ihn bisher ſo oft überſehen; ſie hatte kein Geheimniß daraus gemacht, daß ſie ihn nicht leiden könne, und eine ihrer bedenklichſten Aeußerungen war ihm ſogar zu Ohren gekommen: es ſey ſein Glück, daß ſie Niemanden ſtürzen möge, auch nicht einmal einen ſchlechten Menſchen. Dieſe Worte vorzüglich hatten den Erſchrockenen ſchon damals beſtimmt, als ſie ausgeſprochen wurden, ſich an Ottilien zu ſchmiegen, weil die Favorite doch einmal die Laune anwandeln konnte, den Günſtling zu ſtürzen. Wenn ſie alſo jetzt ganz unvermuthet ihn ſelbſt anredete, ihm Artigkeiten ſagte, und ſogar den Geſchmack in der Stickerey ſeines Kleides rühmte, ſo hielt er das im Erſten Augenblick für eine Wirkung von Ottiliens Jawort, deſſen er ſich zu erfreuen glaubte. Wenn er aber die ſeltſamen Blicke der Gräfin erwog, die ihn zu ſuchen, mit ihm zu ſprechen und dennoch ängſtlich ihn zu vermeiden ſchienen; ſo blähten ſich ſein Herz und ſeine Naſe plötzlich auf, und er wagte, einen Gedanken zu faſſen, der ihn ſchnell um einige Zolle wachſen ließ, gleichwie ein Taſchenſpieler Peterſilie und Kreſſe ſchnell hervortreibt.

Wie wurde ihm vollends, als er eines Tages die Gräfin aus der Loge an den Wagen führte und ſie ihm zuliſpelte: „Ich erwarte Sie morgen Abend Punkt ſechs Uhr.“ — Er ſchwebte auf den Zehen nach Hauſe und ſtand die halbe Nacht vor dem Spiegel.

Am andern Morgen ſehr früh ſchickte er nach dem Hof-Uhrmacher, der auch die Gräfin bediente, um alle ſeine Uhren nach der ihrigen zu ſtellen, damit er ja keinen der glücklichen Augenblicke verlieren mögte.

Zehntes Kapitel.

Der betrogene Betrüger wußte nicht, daß ſchon um fünf Uhr Philibert zu der Gräfin war berufen worden, die ihm eine Vorleſung über ſeine Leichtgläubigkeit hielt und am Schluſſe derſelben verſicherte: ſein Freund Otto ſey ein Böſewicht. Kaum vermogte Philibert, bey dieſen harten Worten, ſich in den Schranken der Höflichkeit zu erhalten. Er vertheidigte den Kammerherrn mit ſolcher Hitze, und wurde einigemal ſo bitter, daß die Gräfin ihn zur Ordnung rufen mußte.

„Nur Ihren eigenen Ohren ſollen Sie „trauen,“ ſagte ſie lächelnd, als um dreyviertel auf ſechs der Kammerdiener hereintrat und den Herrn von Schlangenbring meldete. „Gehen Sie hinter dieſen Vor„hang und rühren Sie ſich nicht, bis „ich Sie rufe.“ — Philibert machte Einwendungen. Er ſeinen Freund behorchen? — „Um ihn oder mich zu beſchämen,“ ſagte die Gräfin und ſchob ihn hinter den Vorhang.

Der Kammerherr wurde vorgelaſſen. Er trat herein mit einer ſtudirten Haltung, auf jede Rolle vorbereitet. Die Gräfin empfing ihn mit liebenswürdiger Verlegenheit, klingelte und ſagte halb laut: ſie ſey für Niemand zu Hauſe. Dieſer Befehl und das reizende Negligee, welches ſie gewählt hatte, ſchwellten ihm den Buſen noch höher auf, und er erwartete mit forſchendem Blick ihre erſte Anrede.

„Ich höre, Sie wollen mir Fräulein „Schilff entführen?“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen.

„Wenn Sie, meine Gnädigſte, Ihre Einwilligung zu meinem Glücke nicht verſagen.“

Die Gräſin ſprach mit einem unterdrückten Seufzer: „Zu Ihrem Glücke? wie „dürft' ich das? — Sie lieben alſo Fräu„lein Schilff?“ — Bey dieſer Frage ſah ſie ihn ſchüchtern an; ein Blick, der ſeine Antwort beſtimmte.

„Fräulein Schilff erſcheint gewöhnlich an Ihrer Seite; wie wär' es möglich, ſie zu lieben?“

„Keine Komplimente, lieber Schlan„genbring. Wenn Sie meine Freundin nicht „liebten, wie kämen Sie wohl auf den Ge„danken, ſie zu heyrathen?“

„Das errathen Sie nicht? — Eben weil Sie, meine Gnädigſte, ſie Ihre Freundin nennen; weil ich ſchon längſt mit bitterm Schmerz habe bemerken müſſen, daß ich das Unglück habe, von Ihnen verkannt zu werden, und weil ich auf dieſem Wege die Gelegenheit zu finden hoffte, Sie nach und nach von meiner hohen Achtung, von meiner treueſten Ergebenheit zu überzeugen.“

„Ich Sie verkennen?“ ſagte die Gräfin, indem ſie den Zipfel ihres Shwals faltete: „wenn das Ihr einziger Beweggrund iſt —“

„Der Einzige!“ rief der Höfling mit ſteigender Verwegenheit: „ich ſchwör' es bey Ihren himmliſchen Reizen!“

„Aber Ottilie glaubt doch von Ihnen, „geliebt zu werden?“

„Freylich ſollte ſie das glauben.“

„Sie ſelbſt haben es Ihrem Freunde „Philibert vertraut?“

„Ich habe ihm geſagt, was ich ſagen mußte, um einen Schwärmer für mich zu gewinnen.“

„Schwärmer ſind bisweilen gefährliche „Vertraute.“

„Ich kenn' ihn ganz.“

„Aber auch Ottilien?“

„Auch dieſe. Ich errathe Ihre Gedanken. Schon längſt wußte ich, daß Ottilie meinen Freund liebt, ſehr zärtlich liebt."

„Das wußten Sie?"

„War es nicht Fräulein Schilff, die ſchüchterne Fräulein Schilff, die ſich mit auffallender Innigkeit für die Begnadigung des Miniſters verwandte? Hab' ich es nicht aus dem Munde Seiner Durchlaucht, daß Allerhöchſt Dieſelben bloß in Rückſicht auf die Freundin der Gräfin Sternheim Dero gerechten Zorn entwaffnet haben? Das iſt nicht die einzige Veranlaſſung, bey der ihr Herz ſich mir verrathen hat."

„Geſetzt, es wäre ſo, um ſo mehr muß „ich erſtaunen —"

„Daß ich Fräulein Schilff meine Hand angetragen habe? Ach, gnädigſte Gräfin, iſt es denn die Liebe, welche am Hofe Ehen knüpft? muß man dieſe gefährliche Leidenſchaft nicht fliehen? und wenn man das Unglück hat, ihr zu unterliegen, darf man in gewiſſen

ſen Fällen mehr wünſchen, als eine Verbindung, die dem geliebten Gegenſtande uns wenigſtens näher bringt?"

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Kam„merherr; allein ich dächte, ein zartfühlen„des Herz würde vielmehr durch dieſes ſelt„ſame Mittel ſich auf ewig von Ihnen ge„trennt glauben."

„O wie haſtig würde ich dann das lockere Band zerreißen, welches ein Irrthum mich knüpfen hieß!"

„Und was würden Sie Ihrem Freun„de ſagen?"

„Das erſte Beſte, wenn es nur ſubtil genug wäre."

„Iſt er ſo genügſam?"

„Er glaubt nur, was ſein Herz, nie was ſeine Augen ihm ſagen."

„So iſt er kein Mann für den Hof „und kein Freund für den Höfling, und „kein Sohn für den Miniſter. Man ſollte „ihn zu entfernen ſuchen."

„Das war längſt mein Wunſch.“

„Im Vertrauen, Herr Kammerherr, „ich liebe weder ihn, noch ſeinen Vater.“

„Ich haſſe Dieſen und ertrage Jenen, weil ich muß.“

„Darf ich auf Sie zählen?“

„Sie erheben mich zum Gott, wenn Sie mir vergönnen, Ihre Feſſeln bis in den Tod zu tragen.“

„Der Miniſter muß fallen.“

„Ich bin zu Allem bereit.“

„Es bleibt noch unter uns.“

„Verſchwiegen wie das Grab.“

„Iſt der Vater erſt einmal aus dem „Wege —“

„O dann haben wir gegen den Sohn keine Schonung weiter zu beobachten.“

„Noch brauch' ich einige Wochen, um „den Fürſten vorzubereiten.“

„Sie werden mir zu Jahren werden!“

„Sie Ihres Wortes gegen Fräulein „Schilff zu entledigen, nehme ich auf mich.“

„Reizende Gräfin!“ — Er wollte ſich auf die Kniee werfen.

„Gemach, Herr Kammerherr! Sie „haben eine Prüfung überſtanden; allein den „Lohn behalte ich Ihnen noch vor.“

„Ich ſchwelge in dieſem Vorgenuß!“

„Gehen Sie. Ich werde Ihnen einen „Wink geben, ſo bald ich es wagen darf, „Sie wieder zu ſehen.“

Sie reichte ihm die Fingerſpitzen zum Kuß, und der Selige ſchwebte durch das Vorzimmer, indem er lächelnd jeden Bedienten grüßte.

Eilftes Kapitel.

Die Gräfin zog den Vorhang weg. Philibert ſtand leichenblaß mit bebenden Gliedern. „Kennen Sie nun Ihren Jugendfreund?“ Seine Lippen zuckten, er konnte nicht reden. — „Vielleicht zweifeln Sie noch? vielleicht halten Sie mich für die Betrogene, und Alles, was er geſprochen hat, bloß für eine höfiſche Form? — Gehen Sie, prüfen Sie ihn ſelbſt. Ich fodere nichts von Ihnen, als Ihr Wort, ihm nicht zu verrathen, daß Sie ein verborgener Zeuge unſers Geſprächs geweſen ſind.“

Philibert reichte der Gräfin die Hand. Sprechen konnt' er nicht. Sie entließ ihn durch eine geheime Treppe, damit ſein zerſtörtes Geſicht kein Aufſehen im Vorzimmer erregen ſollte.

Er brachte einen fürchterlichen Abend hinter verſchloſſenen Thüren zu. Er rüttelte ſich, um den böſen Traum abzuſchütteln, und dann murmelte er wieder knirſchend: nein, ich war wach! — Es gab Augenblicke, wo die leidende Geſtalt Ottiliens vor das Zerrbild des entlarvten Freundes trat und es bedeckte; dann ruhte der Blick wehmüthig auf dieſem. Zum erſtenmale gab er dem Gedanken Raum, von ihr geliebt zu werden. Er wiederholte ſich ihr letztes Geſpräch, und errieth nun die Bedeutung jedes Wortes, welches ihrer beklommnen Bruſt entſchlüpfte.

„Ja, ſie liebt dich,“ ſagte er ſanft, und die Kinderjahre gaukelten an ihm vorüber: „Sie war es, die in deiner Noth ihr ganzes kleines Erbe dir brachte — die vor dem falſchen Freunde dich warnte — im Stillen deines Vaters Befreyung und die deinige bewirkte — ſich aber ſittſam in ſich ſelbſt zurückſchmiegte, den Dank einem Unwürdigen gönnend.“ — Ottilie ſtand groß vor ihm. Er bewunderte ſie. Dankbarkeit geſellte ſich zu der ſüßen Ueberzeugung, geliebt zu werden, die ſchon oft allein Gegenliebe bewirkte. Es regte ſich an dieſem Abend etwas dergleichen in ſeinem Herzen, und gewährte ihm lindernden Balſam für die, von Freundes Hand geſchlagene, tiefe Wunde. Wohl dem Unglücklichen, der, wenn er ein geliebtes Bild aus ſeiner Bruſt verſtoßen muß, am Eingang ſchon ein anderes harrend findet, um wenigſtens den leeren Platz zu füllen; denn Herzensleere iſt für den Betrogenen faſt noch ſchrecklicher als der Verluſt.

Der folgende Tag war zu der gewöhnlichen Zuſammenkunft der Ordensbrüder beſtimmt. Noch nährte Philibert eine leiſe Hoffnung, daß Alles nur ein Gauckelſpiel geweſen. „Es mag ſeyn,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „daß Otto zu ſchwach war, die ganze Reinheit ſeines Herzens am Hofe zu erhalten; daß er für nöthig hielt, die Gräfin zu täuſchen und ſich herabließ, es wirklich zu thun. Aber wie? wenn er jetzt herein tritt, mir Alles offen bekennt? mir ſagt, warum er ſolcher nichtswürdigen Hülfsmittel ſich bediente? darf ich dann ihn nicht entſchuldigen? — der Höfling verdient Bedauern, der aufrichtige Freund Verzeihung. Wer darf ſich ſelbſt, oder irgend Einem ſeiner Freunde nachrühmen, daß er in jeder Lage des Lebens, im Kleinen wie im Großen, in fremden wie in eignen Geſchäften, immer und immer ſtreng redlich gehandelt habe? — Der Eigennutz iſt es ja nicht allein, der von der Bahn der Pflicht freylich nur gemeine Seelen ableitet. Menſchenfurcht, Verlegenheit, Mangel an Geiſtesgegenwart, ſogar Gefälligkeit — eine ſonſt ſo liebenswürdige Tugend — beſtimmen bisweilen auch den Rechtſchaffenſten, einen Nebenweg zu betreten, weil er hofft, er werde ſich dennoch nicht verirren. Nur **Hinterliſt** kann dem Freunde nicht verziehen werden, und hinterliſtig darf ich Otto nicht eher nennen, bis ich ihn geſehen, geſprochen.“

Mit banger Ungeduld erwartete der Gutmüthige das Erſcheinen des Nichtswürdigen. Er dachte ſich ihn beym Eintritt ſchüchtern, das Herz mit dem Geheimniß ſchwer belaſtet; die Lippe halb geöffnet, um es ſchnell in Freundes Buſen niederzulegen; er war entſchloſſen, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen, und allenfalls — ſo ſehr ihm das auch ſonſt zuwider war — Paul und Eduard von der Herzensergießung auszuſchließen, um dem Reuigen die Schaam zu erſparen. Aber ſiehe da, Schlangenbring erſchien mit einem ſtrahlenden Antlitz, in welchem die Erwartung eines nahen Glückes, vermiſcht mit übel verſtecktem Hohn, leſerlich geſchrieben ſtand.

Es war wohl gut, daß die ſchlaue Gräſin den Triumph der Rache verſchob, und nicht in Gegenwart des Entlarvten den verborgnen Zeugen hervorrief. Denn hätte der Höfling geahndet, Philibert ſey von Allem unterrichtet, ſo wäre es ihm fürwahr auch jetzt noch leicht geworden, einen Mann zu täuſchen, der mit gänzlicher Unempfänglichkeit für den Glauben an das Böſe, einen faſt unüberwindlichen Eigenſinn des Herzens vereinigte. So aber hatte die unvermuthete Ausſicht, der Liebling der Gräfin, und durch ſie Beherrſcher des Landes zu werden, den Schwachkopf ſchwindeln gemacht. Es war ihm ſogar unmöglich, ſeine Hoffnungen ganz zu verſchweigen, ſo heilig er es auch der Gräfin zugeſagt hatte. Zufällig beſuchte ihn ſein Bruder, als er eben von ihr kam, und ſo kühl auch ſonſt die Brüder mit einander umzugehen pflegten, ſo konnte doch dießmal Otto dem Reiz nicht widerſtehen, ſich vor Paul zu brüſten. Er ſagte ihm Alles, und wünſchte ihm Glück zum Oberjägermeiſter, eine Stelle, die dem Bruder des allmächtigen Miniſters nunmehro nicht entgehen konnte. Der ſchwache Paul, deſſen kühnſte Wünſche ſo plötzlich in Erfüllung gehen ſollten, wurde betäubt und geblendet; er ging in ſeiner Freude auf einen Clubb, betrank ſich, wie er wohl öfters zu thun pflegte, ſtieß auf Eduard, klopfte ihn auf die Schulter, faßte ihn unter den Arm, taumelte mit ihm fort, und machte auch dieſem, im engſten Vertrauen, zum Mitwiſſer des großen Geheimniſſes.

Der nüchterne Eduard faßte ſogleich eine glänzende Hoffnung, ſich ſelbſt empor zu ſchwingen. Er war in der That kein ſchlechter, aber ein mittelmäßiger Menſch, wie ſie zu Tauſenden herumlaufen. Er handelte gewöhnlich rechtlich, nur mußte er Geld haben, keinen Mangel leiden; denn in dieſem Falle ſchmiegten ſeine Grundſätze ſich unter den Fußtritt der Noth. Er meldete ſich in aller Frühe bey dem Kammerherrn, wurde vorgelaſſen, trat tief unterthänig her ein, hütete ſich wohl, den hohen Gönner zu duzen, ließ ein Wörtchen von der frohen Nachricht fallen, die er durch den künftigen Oberjägermeiſter erfahren, ſchien hoch entzückt über das Heil, welches ſeinem Vaterlande bevorſtehe, und bat demüthig um den Poſten eines Privatſecretairs in Dienſten Seiner künftigen Excellenz.

Der Kammerherr ſtellte ſich zwar entrüſtet über die Schwatzhaftigkeit ſeines Bruders, allein es war leicht bemerkbar, daß dieſe erſte Huldigung von einem Menſchen, den er noch vor kurzem als ſeines Gleichen behandeln müſſen, ihm wohl that. Er holte die Protektionsmine wieder hervor, die er, ſeit der Rückkunft des alten Miniſters, bey Seite gelegt hatte, verſicherte den Advokaten, man werde an ihn denken, und empfahl ihm vor der Hand ein ſtrenges Schweigen.

Alles dieß war vorgegangen, ehe das Sechseck ſich verſammelte. Jeder war unterrichtet, und Jeder ſchwieg aus andern Gründen. Man ſetzte ſich, man trank; Philibert beklommen, Otto vornehm lächelnd, Paul gähnend, Eduard ſchüchtern verlegen. Die Unterhaltung war ſehr einſylbig; dem Wirthe ſchlug das gebrochene Herz.

„Freunde!“ rief er plötzlich aus: „werden wir noch oft ſo beyſammen ſitzen? des heiligen Bundes Erinnerung feyern? — ich weiß nicht, welche Bangigkeit mich ergreift. Wird unſer drittes Sinnbild nie zertrümmert werden, wie die beyden erſten? wird unter uns nie ein Verräther an der Freundſchaft die Lippe zum Judaskuß bieten? — O laßt uns hier noch Einmal, umſchwebt von Wolffs Schatten, einander die Hände reichen, und den Schwur erneuern: Verflucht ſey, wer den Freund hintergeht! und ſollte jemals Einer von uns, verſtrickt in das Labyrinth der Leidenſchaften, durch böſe Worte oder Gedanken — (denn böſer Handlungen ſind wir unfäbig) — dieſen ewigen Bund entweihen; ſo unterliege er nicht der falſchen Schaam, ein irrender Menſch geweſen zu ſeyn; er werfe ſich muthig dem Freunde an die Bruſt und finde da Troſt und Verzeihung!" —

Philibert war aufgeſtanden und ſtreckte zitternd ſeine Arme über die Tafel aus. Paul und Eduard machten Miene ihm zu folgen, doch mit einem verlegenen Blicke auf Otto, der ſich nachläſſig auf ſeinem Stuhle wiegte und alſo anhub:

„Guter Philibert, du biſt auf meine Ehre ein äußerſt liebenswürdiger Schwärmer; allein die Zeiten ſind vorbey, wo unſere kindlichen Gemüther an ſolchen Schattenſpielen ſich ergötzten. Was ſoll das nun? Aus Liebe zu dir habe ich dieſen empfindſamen Verſammlungen beygewohnt, aber ich bekenne dir, ſie fangen an mir läſtig zu werden. Was meynt ihr Andern?" — „Freylich," ſagte Paul, und griff nach ſeiner Pfeife, „kommt nicht viel dabey heraus."

Eduard zuckte zweydeutig die Achſeln. Philibert ſtand unbeweglich.

„Wenn Männer, die zuſammen ſtudierten,“ ſo fuhr der Kammerherr fort, „ſich nach vielen Jahren einmal wieder verſammeln, um etwa einen Landesvater zu feyern, und ihre Hüte jubelnd auf den Degen zu ſchwingen, ſo habe ich nichts dagegen; es iſt eine frohe Stunde, in der die luſtige Vergangenheit einen Beſuch bey der trocknen Gegenwart abſtattet. Aber wenn Männer ſich quälen, gewiſſe Jugendgefühle, für die ſie ſelbſt keine Empfänglichkeit mehr haben, in ihr ernſtes Geſchäftsleben zu flechten; ſo kommt mir das gerade ſo vor, als wenn ein Greis den Verliebten bey einem ſechzehnjährigen Mädchen ſpielt, er macht ſich lächerlich. Darum meyne ich, wir heben dieſe Zuſammenkünfte auf, und ſind froh, daß im Publikum noch nichts davon laut geworden.“

„Mein Bruder iſt ein geſcheiter Kerl,“ ſagte Paul und rauchte ſeine Pfeife an.

„Ein Welt- und Menſchenkenner,“ ſetzte Eduard hinzu.

Philibert ließ die ausgeſtreckten Arme langſam ſinken, und heftete ein ſtarres Auge bald auf dieſen, bald auf Jenen.

Otto unterbrach die Pauſe. „Was bedeutet dieſes düſtre Schweigen? — Laß uns nicht länger Komödie ſpielen. Laß uns freymüthig mit einander ſprechen: Du lebſt jetzt ſchon Monate lang am Hofe. Muß ich dir noch ſagen, daß hier und überall die Freundſchaft bloß eine Tochter der Verhältniſſe iſt? — Du ſchauderſt. Allein warum ſollte der Menſch ſich dieſer Unvollkommenheit in ſeine Natur ſchämen? — Betrachte, ich bitte dich, ſein erſtes und regſtes Verhältniß, das Band, welches ſeine Seele an den Körper knüpft; auch dieß ſogar iſt dem Wechſel unterworfen, und der Menſch trennt es ſelbſt, wenn es ihm läſtig wird. Aber die Seele genießt, ſo lange der geſunde Körper mit ihr harmonirt. Machen wir es eben ſo. Du Philibert, wir bekennen es gern, biſt die Seele unſers Körpers; wir ſind nur die Glieder, wir können deinem hohen Schwunge nicht folgen: deine Genüſſe ſind nicht die unſrigen; und wären wir deren auch fähig, ſo ſtehen wir hinwiederum in ſo mancherley Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, die unſere Empfindungen abkühlen, unſere Zeit rauben, unſere Kräfte erſchöpfen. — Aber ich bemerke eben, daß ich die meinigen erſchöpfe, ohne von dir einer Antwort gewürdigt zu werden. Zwar — deine hohnſprechenden Blicke ſind auch eine Antwort. Weißt du auch, Philibert, daß du mich beleidigſt?“

Er ſchwieg. Alle ſchwiegen. Auch Philibert, der ihn bloß mit ſeinen Augen durchbohrte. Der Kammerherr wurde unruhig; er nahm ſich zuſammen: „ich warne dich, mein Freund, du ahndeſt nicht, was geſchehen könnte. Ich liebe dich ſehr, und habe es dir bewieſen. —" Philibert brach in ein lautes Gelächter aus.

„Das iſt zu arg!" rief Otto, und ſprang von ſeinem Seſſel auf: „Ihr Andern ſeyd Zeugen, wie brüderlich mit ihm geredet worden; tritt er aber alle Verhältniſſe mit Füßen, ſo möge er es zu ſpät bereuen." Mit dieſen Worten eilte er zur Thür hinaus, nicht ohne Beſorgniß, von Philibert ergriffen und hinabgeſchleudert zu werden; denn er hörte den verſpotteten Wirth dicht hinter ſich und konnte ihm nicht entrinnen. Aber Philibert faßte bloß mit gräßlicher Kälte ſeinen Arm und ſagte weiter nichts, als: Ottiliens Ring. Der Höfling las in ſeinen funkelnden Augen, daß hier zu Frage und Antwort keine Zeit mehr ſey; er ſtreifte mit zitternder Hand den Ring vom Finger, gab ihn dem Drohenden, fühlte ſeinen Arm frey, und ſprang auf die Straße, wo er Athem ſchöpfte.

Ihm war teufliſch wohl, durch die eben geſpielte Scene, den Freundſchaftsbruch bemänteln zu können, der nun bald ruchtbar werden ſollte.

Zwölftes Kapitel.

Philibert trat mit ſchwerem Herzen wieder in ſein Zimmer. Paul und Eduard ſtanden noch eine Weile und ſahen einander an. Philibert rührte ſich nicht. Nur ſeine wilden Blicke ruhten jetzt auf ihnen, und heiſchten noch eine letzte Erklärung.

Paul faßte endlich ein Herz: „Leb wohl, Herr Bruder,“ ſagte er trocken, „nimm mirs nicht übel, du biſt nicht wohl geſcheit. Mein Bruder hat Recht. Kinder fangen Schmetterlinge und haben ihre Freude daran. So kann es aber nicht bleiben. Denn es kommt eine Zeit, wo man Hirſche mit ſechzehn Enden ſchießt.“ — Mit dieſem Waidſpruch verließ er das Zimmer.

„Ach mein Freund!“ ſagte Eduard mit ſüßlicher Zärtlichkeit, „ich liebe dich von ganzer Seele, und dieſe Liebe preßt mir die Warnung aus: ſuche Otto zu verſöhnen, denn es mögten bald Verhältniſſe eintreten, wo ſeine Freundſchaft dir ſehr wichtig werden könnte.“

Auch Er ging, und Philibert blieb zurück, wie ein Schiffbrüchiger, den die Wilden, nackend entkleidet, am unwirthbaren Ufer ſtehen laſſen. Noch Stunden lang kochte und tobte es in ſeiner Bruſt, und er fühlte, ſie werde ihm zerſpringen, wenn er nicht irgend einem menſchlichen Weſen ſeine Leiden klagen dürfe. Er ſetzte ſich und ſchrieb, an Ludwig und an Caſimir: „Kennt ihr das Wort Verhältniſſe? es iſt ein furchtbares Zauberwort, um Tempel zu zertrümmern und Herzen zu zerquetſchen. Das Sechseck iſt nicht mehr! Der Genius der Freundſchaft hat ſein Auge geſchloſſen.“

Nun erzählte er beyden, was vorgegangen war. „Ich würde in eine Wüſte fliehen,“

ſo ſchloß er, „und mir einen Pudel abrichten, um mir einzubilden, er ſey mein Freund, wenn ich nicht Euch noch hätte. Werdet auch Ihr mich täuſchen? — Mein Herz ſpricht nein, und ich glaube meinem Herzen. Wohlan, laßt uns die Elenden vergeſſen, oder bemitleiden. Laßt uns ein anderes Sinnbild wählen: das Kleeblatt. Möge es im Verborgenen grünen und wachſen, bis einſt des Todes Sichel es mäht!“

Nachdem er dieſe Briefe geſchrieben hatte, fühlte er ſich erleichtert; mehr noch, als er die Antworten empfing; denn Caſimir ſowohl als Ludwig bezeugten den heftigſten Abſcheu gegen die Nichtswürdigkeit der getrennten Bundesbrüder, und ſchwuren dem Verlaſſenen aufs Neue unerſchütterliche Freundſchaft, die keinem Verhältniſſe jemals unterliegen könne.

Indeſſen hatte die Gräfin die ſchwachen Wurzeln, an welchen die fürſtliche Gunſt für den Kammerherrn noch hing, vollends ausbegraben, und gerade an dem Tage, an welchem er frohlockend erwachte, weil er als Miniſter wieder zu entſchlummern hoffte, wurde er in dieſelbe Feſtung verbannt, in welcher er ſeinen Freund auf ewig begraben wollte.

Der ſchwache Höfling konnte dieſen Wechſel nicht ertragen. Er zitterte und weinte, umarmte weinend jeden Bedienten und bat, ſich für ihn zu verwenden — begehrte bald die Gräfin, bald Ottilien, bald Philibert zu ſprechen; und als ihm jede Bitte verſagt wurde, ergriff er verzweifelnd eine Piſtole, ſpannte den Hahn, ſah ſich um, ob Niemand ihn zurückhalten werde, legte ſie wieder hin, und wurde ohnmächtig in den Reiſewagen geſchleppt.

Paul vernahm das Schickſal ſeines Bruders und reiſte ſchnell in einen entfernten Forſt, um dort, in die Wälder verſteckt, einem gleichen Unglück zu entrinnen. Die Gläubiger des Kammerherrn erwachten.

Eduard erbot ſich, ihre Prozeſſe zu führen, meynte auf dieſe Weiſe den gekränkten Philibert wieder zu gewinnen, und vernichtete eben dadurch den letzten Funken, der noch in deſſen Bruſt für ihn geglimmt hatte.

Der Fürſt erhob jetzt Philibert an die Stelle des Verbannten; zwar nicht zum Höfling oder Günſtling, wozu er ungeſchickt war und blieb; allein er wurde Kammerherr, und man ſprach ſchon von einem Geſandtſchaftspoſten, der ihm beſtimmt ſey. Lauter Wirkungen der Gunſt der Gräfin, denn ſein Vater that wenig oder nichts für ihn. Er konnt' ihn einmal nicht zu ſeinen Zwecken brauchen, darum wurde er ihm, als Mitarbeiter in ſeinem Departement, läſtig, und er wäre ſeiner gern auf gute Art los geworden. Die Idee, an einen fremden Hof ihn zu ſenden, hatte der Miniſter hingeworfen, und die Gräfin fand ſie gut; nur wünſchte ſie, daß Philibert zuvor ſich für Ottilien erklären mögte, und hoffte, es werde bald geſchehen. Wußte er doch nun, daß ſie ihn liebte, und wußte es nicht von der Gräfin, die ihr Wort treulich, obſchon jeſuitiſch, gehalten hatte. War es ihm doch auf den erſten Blick anzuſehen, daß dieſe Entdeckung einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Zwar hatte er, ſeit der Kataſtrophe, Ottilien nur ein einzigesmal beſucht, und dabey ſogar die Zeit wahrgenommen, wo er ſie nicht allein wußte; doch das geſchah zufolge dem Inſtinkt der Delikateſſe; er wollte ihr und ſich ſelbſt eine Verwirrung erſparen. Hingegen, ſeit das Haus der Gräfin ihm täglich offen ſtand, fand er ſich auch faſt täglich ein, und zwar immer in den Stunden, wo er Ottilien zu finden vermuthen durfte. Er ſpielte nicht, Ottilie auch nicht. Sobald die Anweſenden ihre Seelen mit den Karten miſchten, trug er die ſeinige in ein Fenſter, oder vor den Kamin zu der Jugendfreundin; und obgleich kein Wörtchen von Liebe ihm entſchlüpfte, ſo malte ſich doch ein beſonderes Wohlgefallen in ſeinen Blicken; ja Einmal — als die rothe Flamme des Kamins gerade ſehr lebhaft von Ottiliens Geſicht widerſtrahlte und es verſchönerte — ſchienen ſeine Augen ſogar in Zärtlichkeit zu ſchwimmen.

Alles das bemerkte die Gräfin an ihrem Kartentiſch ſehr wohl, denn ſie verſtand die Kunſt vollkommen, zu ſpielen, ohne an das Spiel zu denken. Bisweilen pflegte ſie, wenn die Gäſte ſich empfohlen hatten, ein kleines Examen mit Ottilien anzuſtellen, wodurch ſie jedoch um nichts belehrter wurde; denn die Beſcheidene beſaß eine verſtockte Hoffnungsloſigkeit, und blieb dabey, Philibert unterhalte ſie zwar angenehm, auch nicht von gleichgültigen Dingen, aber das Herz miſche er nie darein. Von zärtlichen Blicken und dergleichen wollte ſie vollends nichts bemerkt haben.

Die Gräfin ließ ſich aber auch nicht irre machen. Sie meynte, der Zeitpunkt ſey gekommen, wo Achtung und Dankbarkeit, ſelbſt mit Ottiliens körperlichen Reizen verbunden, (denn nur ihr Geſicht war nicht ſchön) ihn leicht bewegen würden, ſich in das ſanfte Joch zu ſchmiegen, wenn nur noch ein kleiner Anſtoß von außen hinzukäme. Dieſen ſollte der Miniſter geben; und ſie ſelbſt bildete ſich ein, ihrem Worte getreu zu bleiben, wenn ſie nur nicht unmittelbar in die Sache ſich miſchte. Ein dem Vater gegebener Wink, meynte ſie — nur ein leiſer Wink — könne nicht für Verrath an der Freundin gelten. In dieſer Abſicht gab ſie dem Miniſter zu verſtehen — ohne ſeines Sohnes nur im mindeſten zu erwähnen — daß ſie Fräulein Schilff außerordentlich liebe, daß ſie deren Verdienſte um das Fürſtenkind, welches nun bald der weiblichen Erziehung entrückt werden ſollte, glänzend zu belohnen wünſche, und daß ſie einen wackern Mann für ihre Freundin ſuche, den ſie ſodann mit ihrem ganzen Kredit unterſtützen, von Stufe zu Stufe erheben wolle. Mehr ſagte ſie dem grauen Hofmann nicht, allein es war genug.

Dreyzehntes Kapitel.

Er ließ eines Abends Philibert in ſein Kabinet rufen, und redete ihn feyerlich alſo an:

„Mein Sohn, die Schranken der Ehre ſtehen vor dir geöffnet, Dank ſey es den Verhältniſſen, die, Troß deiner wenigen Anſtelligkeit, zu deinem Vortheil wirken. Es iſt Zeit, daß du ſie betreteſt, und mit Rieſenſchritten darauf fortwandelſt. Du biſt freylich ſchon Kammerherr, ein Ziel, bey dem gemeine Höflinge gern ſtehen bleiben; allein du haſt Kopf und biſt mein Sohn. Du mußt dich zu den höchſten Staatswürden emporſchwingen, damit ich einſt vielleicht, im höhern Alter, das Ruder in deine Hände legen könne.“

„Mein Vater,“ antwortete Philibert, „ſeit ich, unter Ihrer Leitung, mich den „Geſchäften widme, fühle ich, wie unendlich „viel mir noch mangelt, um einen ſolchen „Poſten würdig zu behaupten.“

Der Miniſter. Vor allen Dingen, mein Sohn, mangelt dir Weltkenntniß, und wirſt du dieſe nicht erwerben, ſo wird noch mancher Dummkopf an dir vorbeyklettern, Trotz deinem überlegenen Geiſte.

Philibert. Immerhin, ob ich gleich bekenne, daß ich dieſe Prophezeyung ein wenig paradox finde. Iſt nicht der Geiſt überall und zu allen Dingen nütze?

Der Miniſter. O ja, wenn nur der geiſtreiche Mann nicht gewöhnlich ſo vielen Widerwillen empfände, ſich in den Lauf der Welt zu ſchmiegen. Er weiß den Weg recht gut zu finden, allein er geht nicht lange darauf, und was er in einem Augenblicke gut macht, das verdirbt er im andern wieder; gleich dem klugen Ariſtipp, der dem

Tyrannen Dionys die Füße küßte, um eine Gnade von ihm zu erlangen, dann aber thörichterweiſe zu den Umſtehenden ſagte: Dionys hat die Ohren an den Füßen. So verlieren die meiſten guten Köpfe die Früchte ihrer wohlberechneteſten Schritte, oft nur, weil ſie ein Bonmot nicht verſchlucken können; weil ſie den kleinen Genuß der Eitelkeit höhern Zwecken nicht zu opfern wiſſen.

Philibert. Das iſt nicht mein Fall.

Der Miniſter. Ich weiß es, du biſt, Gott ſey Dank! nicht witzig, aber du biſt ein Wahrheitskrämer, und das iſt faſt noch ſchlimmer. Betrachte mich als einen alten Schiffer, der alle Klippen kennt, und dir von fern die ausgelegten Tonnen zeigt.

Der geiſtreiche Mann gewöhnt ſich ſchwer daran, Unwürdige ſich vorgezogen zu ſehen; ſeine Verdienſte zu verbergen, um keine Eiferſucht zu wecken. Er duldet nicht gern, daß ein Chef da ärntet, wo der Untergebene ſäete, und daß Jener für fremdes Talent oder fremden Fleiß Belohnung und Ehre ſich zueignet. Er kann ſich nie darein finden, dem Glücke gleiche Ehre, wie dem Verdienſte, zu zollen. — Wer hoch ſteigen will, muß Zudringlichkeit und Beharrlichkeit mit ein wenig Frechheit verbinden. Ohne dieſe Eigenſchaften ſind Weisheit und Tugend nur eitle Zierrathen ſeines Geiſtes.

Das hat dein alter Wolff dich freylich nicht gelehrt. Der hat dir wohl oft eingeprägt, je vollkommner du den Geiſt auszubilden ſuchteſt, je leichter würde es dir werden, dein Glück zu machen? — Er hätte dich lehren ſollen, daß die liebenswürdigſten Eigenſchaften öfter ſchaden, als nützen; daß ſie höchſtens eine kalte Achtung erzwingen; daß ſie nie beytragen, um einen Mann zu erheben; und daß, wenn auch ein Solcher bisweilen ſich emporſchwingt, er es gewöhnlich ganz andern, geringern Talenten verdankt, ſeine eigentlichen Verdienſte hingegen nur den Vorwand dazu leihen.

„Ich dächte doch,“ ſagte Philibert, „daß dem ausgezeichneten Manne auch noch „andere Wege zum Glücke offen ſtünden, auf „welchen er jede Erniedrigung vermeiden „könnte.“

„Du irreſt,“ fuhr der Miniſter fort: „ein ſolcher Menſch iſt gleichſam ein Feind Aller, und Alle finden ihren Vortheil darin, ihm zu ſchaden. Er tyranniſirt die Geiſter durch den unleidlichen Zwang, ihn hochachten zu müſſen. Er iſt Schuld daran, daß man Andere überſieht, die ihm nachſtehen. Er allein verzehrt gleichſam eine große Anzahl günſtiger Urtheile, an der zwanzig Andere ſich würden geſättigt haben. Dieſe Zwanzig müſſen ihn folglich haſſen.“

„Dieß Gefühl iſt ganzen Völkern, wie einzelnen Menſchen eigen. Du weißt, gegen welche Gattung von Männern der Oſtraciſmus zu Athen eingeführt wurde? Du kennſt die Antwort des Bauern, der ſeine Stimme zu des Ariſtides Verbannung bloß deshalb gab, weil es ihn ärgerte, den Mann ſtets den Gerechten nennen zu hören? — So verjagten die Epheſer einſt den Tugendhafteſten ihrer Mitbürger, ohne andern Grund, als den: „wir wollen nicht, daß irgend Jemand unter uns den Andern übertreffe, und „giebt es hier einen Solchen, ſo möge er „gehen, wohin es ihm beliebt, um an andern „Orten der Vollkommenſte zu ſeyn.“

„So verdammten die Ephoren den Ageſilas zu einer Geldbuße, weil er allein die Herzen aller Athenienſer gefeſſelt hatte, und der Ueberwinder Hannibals verbannte ſich ſelbſt aus Rom, damit in ſeiner Abweſenheit auch geringere Talente Raum finden möchten, hervorzutreten.“

„Wenn nun ſchon in Republiken große Verdienſte ſolche Gefahr brachten, meynſt du, es werde an Höfen anders ſeyn? — O da werden ſie noch ſeltener hervorgezogen, denn die Machthaber beſitzen ſelten ſo viel eigenes Verdienſt, um es an Andern nicht fürchten zu müſſen. Wer dem ausgezeichneten Manne volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihn gern Andern vorſtellt, gern zu deſſen Erhebung beyträgt; der iſt gewiß ſelbſt ein ausgezeichneter Mann und folglich kein Höfling. Alexander der Große beſaß dieſe Tugend nicht, ſo wie ſie überhaupt keinem Eroberer eigen iſt. Deswegen ſagte Parmenio, der ihn am beſten kannte, zu ſeinem Sohne: Mein Kind, mache dich klein."

„Wie ſoll denn nun der Mann von Verdienſt bey Hofe ſich bemerkbar machen? — Wohlwollen und Achtung des Fürſten findet er bereits vertheilt. Er ſey ſo liebenswürdig er wolle, der Fürſt weiß es nicht, erfährt es nicht. — Ja, wenn er dem Fremdling ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo würde er ihn vielleicht durchſchauen; aber warum ſollte er ſich die Mühe geben? — Um etwas zu ſuchen, muß man dieſes Etwas eben brauchen. Ein Fürſt braucht aber nichts.

Lange zuvor, ehe Jener erſchien, hatte er Miniſter und Günſtlinge, die ſein Herz füllten, mit deren Augen er ſah, durch deren Ohren er hörte. Was nicht durch dieſe und von dieſen kommt, reizt ihn nicht. Nur mit dieſen geht er vertraulich um, und hat keine Ahnung davon, daß es auch wohl noch beſſere Menſchen geben könne. Er iſt eben ſo zu entſchuldigen, wie jene treue Ehegattin, die da ſteif und feſt glaubte, alle Männer hätten einen übel riechenden Athem, weil ihr Mann damit behaftet war. — Außerdem — ich rede freymüthig mit dir, mein Sohn — fürchten Miniſter und Günſtlinge ſtets, ihr koſtbarſtes Gut, die Hofgunſt, zu verlieren; ſind immer wachſam; wiſſen am beſten zu beurtheilen, welchen Eindruck dieſer oder jener Neuauftretende auf den Fürſten machen wird, und können leicht deſſen Fehler herausheben, deſſen Verdienſten hingegen die Gelegenheit verſperren, ſich zu zeigen. Unverabredet wird jeder gemeine Höfling dazu mitwirken. Laß nur Einen eine Lächerlichkeit von einem ſolchen Manne erzählen, die vielleicht ganz falſch iſt, oder doch ſo gedreht wird, daß der beſſer Unterrichtete ſie kaum wieder erkennt; gleich werden Andere einſtimmen, und der Erzähler ſelbſt wird erſtaunen, daß ein Dritter, der noch weniger davon weiß, als Er, die Sache noch unverſchämter ausſchmückt. Nur ein paar ſolche Liebesdienſte, ja nur Einer, und der Fürſt iſt auf immer gegen den Verleumdeten geſtimmt."

„Ich danke Ihnen, mein Vater," ſagte Philibert, „daß Sie mir die häßliche Seite „des Hofes ſo grell beleuchtet haben. Dem „Fürſten und dem Vaterlande nützlich zu „werden, wäre wohl auch für mich ein rei„zender Gedanke; allein mein ganzes Leben „damit hinzubringen, einen Menſchen anzu„ſehen, um zu errathen, was er denkt, oder „die Gelegenheit abzulauern, um von ihm „geſehen zu werden, der Preis iſt mir zu

„hoch für eine glänzende Sklaverey. Ich
„habe keine ausgezeichneten Verdienſte, aber
„hätte ich deren, ſo würde ich verlangen,
„daß ihnen ihr Recht widerfahre; ich würde
„haſtig vorwärts ſchreiten, die kriechende
„Mittelmäßigkeit überall zwiſchen meinen
„Füßen finden, über ſie ſtolpern und fallen.
„Darum wäre mir beſſer, mich ganz vom
„Hofe zu entfernen.“

„Allerdings,“ entgegnete der Miniſter, „wenn nicht die glücklichſten Verhältniſſe zuſammenträten, um, trotz deiner Ungelehrigkeit, faſt ohne dein Zuthun, dich zu erheben. Ich habe einen Plan für dich entworfen. Keine Art, am Hofe emporzuklimmen, iſt ſchneller und ſicherer, als eine Heyrath. Miniſter und Generale werden oft, von ſchönen oder häßlichen Damen, in das Kabinet geführt oder an die Spitze der Armeen geſtellt. Es giebt keinen Hof, an dem nicht Weiber herrſchen, wenn auch unmerklich für die Meiſten. Wie es an dem unſrigen ſteht, iſt dir bekannt. Die Gräfin Sternheim will dir wohl; ſie liebt das Fräulein Schilff, und Fräulein Schilff iſt deine Jugendfreundin. Sie wünſcht, der bisherigen Erzieherin des fürſtlichen Kindes ein Sort zu machen. Ich vermuthe faſt, ſie habe ihr Auge deshalb auf dich geworfen; und wäre das auch nicht, ſo würdeſt du wohl thun, ſie zu gewinnen, denn der Gemahl der Fräulein Schilff iſt zu großen Dingen beſtimmt. Das ſage ich dir im Vertrauen. Man wird alle gewöhnlichen Formen überhüpfen, alle Nebenwege verachten dürfen. Folglich wäre das gerade eine treffliche und einzige Gelegenheit für einen ſolchen Schwärmer, wie du biſt. Du brauchſt dich in nichts zu fügen, als in das Band der Ehe, mit einem Mädchen, das den beſten Ruf beſitzt, dem es freylich an der nöthigen Zuverſicht bey Hofe mangelt, das aber, von der Gräfin gehalten und vorwärts geſchoben, dieſes Talent entbehren kann. Kurz, mein Sohn, das Glück ſteht neben dir, aber es ſteht auf den Zehen, und ſeine Kugel rollt. Faſſe es ſchnell beym Schopf, ich will es dir halten helfen.“

Vierzehntes Kapitel.

Philibert war überraſcht. Er empfand keinen Widerwillen gegen den Antrag, vielmehr ein geheimes Vergnügen. Nur der Grund, warum er Ottilien heyrathen ſollte, war ihm in ſeiner innerſten Seele zuwider. Hätte ſein Vater ihn beſſer gekannt, er würde nichts weiter zu ihm geſagt haben, als: Mein Sohn, Fräulein Schilff iſt ein treffliches Mädchen, das durch Geiſt und Herz und Liebe dich beglücken wird. Dann hätte vielleicht das Flämmchen des Wohlwollens um ſich gegriffen, und endlich das Herz in Brand geſteckt; aber ſeiner Frau die Hofgunſt zu verdanken, durch ſeine Frau ein geehrter Mann zu werden; das konnte

Wolffs Zögling nie wollen, und faſt hätte bloß dieſer Gedanke ihn weiter als jemals von Ottilien entfernt.

Zum Glück war doch ſein Herz ein wenig mit im Spiele, ohne daß er ſelbſt es wußte, und gab ſeiner Vernunft einen Wink, das Wort zu nehmen. „Was kann Ottilie dafür,“ ſo ließ dieſe ſich vernehmen, „daß die Gräfin oder dein Vater durch ſolche Gründe dich blenden wollen? Haben ſie beyde dich verkannt, warum willſt du Ottilien verkennen? Sie trachtet gewiß nicht nach einem ſogenannten Sort, und mögte es noch weniger ihrem künftigen Gatten zum Brautſchatz bringen, den ſie weder achten noch lieben könnte, wenn die Pforten ihm nur geöffnet würden, weil er ihre Schleppe trüge. Sie iſt, gleich dir, geboren für ein ſtilles, häusliches Glück, und haſt du ſonſt nichts gegen ſie einzuwenden, ſo lächle über die weitausſehenden Pläne deines Vaters, ſchweige vor der Hand dazu, nimm Ottilien zum Weibe, und erkläre dann, von ihr unterſtützt, du fühleſt deine Schultern zu ſchwach, um hohe Staatswürden zu tragen, zieh mit ihr aufs Land, und vergiß in ihren Armen alle Täuſchungen deiner Jugend.“

Dieſe ſtillen Betrachtungen, welche, wie geſagt, der Vernunft eigentlich vom Herzen zugeflüſtert wurden, gewannen die Oberhand. Er verſprach dem Miniſter, die Sache ernſtlich zu überlegen, der ihn hinwiederum verſicherte, daß hier nichts mehr zu überlegen ſey, und mit der feyerlichen Erklärung ihn entließ: er werde ihn auf ſeine Güter verbannen, um Thautropfen zu beſingen und die Abendröthe zu bewundern, wenn er jenes Glück verſchmähe.

Eine ſchlafloſe, aber nicht langweilige Nacht folgte auf dieſe Unterredung. Philibert hatte noch Manches mit ſeinem Herzen abzuthun. Die ſchöne Blandine lauerte noch in einem Winkel deſſelben, oft ſehr zur Unzeit hervorſchielend. Allein er ſchämte ſich ſeiner Schwäche, und als es Morgen wurde, ſtand er mit dem feſten Vorſatz auf, noch an dieſem Tage um Ottilien zu werben.

Er ließ ſein Pferd ſatteln und ritt vor das Thor, eigentlich weil er nicht wußte, was er mit ſeiner Zeit anfangen ſollte, bis der Wohlſtand ihm erlauben würde, bey Fräulein Schiiff ſich melden zu laſſen. In angenehme Träume verſunken, mit dem lockern Zügel auf des Pferdes Nacken ſpielend, ließ er ſein Roß auf der Landſtraße gemächlich dahin ſchreiten, und bemerkte kaum einen Reiſewagen, der ihm begegnete. Aber plötzlich weckte ihn ein lautes Geſchrei, welches aus dieſem Wagen erſcholl und dem Poſtillon zu halten befahl. Zwey Stimmen hatte er vernommen, eine weibliche und eine männliche; jene hatte bloß gekreiſcht, dieſe auch ſeinen Nahmen genannt. Er hielt ſtill und blickte neugierig zurück, denn der Wagen war ſchon vorüber. Da ſah er einen dicken, grünen Herrn herausſteigen, der nachdem er ſich von einigen Halstüchern und Schlafmützen losgewickelt hatte, von Philibert ſogleich für den Herrn von Schilff erkannt wurde.

Es fuhr ihm durch Mark und Bein, er ſprang vom Pferde, der alte Waidmann wackelte auf ihn zu, und drückte ihn ganz unterthänig in ſeine Arme. Philibert konnte nicht ſprechen, er blickte nur ängſtlich nach dem Wagen.

„Ja ſehen Sie,“ ſagte Schilff, „da bin ich auch. Hätte wohl nie geglaubt, noch ſo ein Treibjagen nach der Reſidenz vornehmen zu müſſen, noch obendrein im Herbſt, nachdem die Jagd ſchon aufgegangen iſt. Aber was thut man nicht aus väterlicher Zärtlichkeit! Da müſſen Hunde und Alles nachſtehen.“

„Vermuthlich,“ ſtammelte Philibert, „wollen Sie nebſt Ihrer Frau Gemahlin „Ihre Fräulein Tochter beſuchen?“

„Ja, ja," verſetzte Schilff, „nebenher auch das. Aber meine Frau hab' ich nicht bey mir, die liegt zu Hauſe im Lager."

„Aber mich dünkt, ich hörte doch eine „weibliche Stimme?"

„Nu freylich, ſie hat ja laut genug gekreiſcht. Das iſt meine arme Blandine — (Philibert fuhr zuſammen) — die wird den Kuckuk wohl nicht mehr rufen hören."

„Iſt die Frau Majorin krank?"

„Was Frau Majorin! Davon paſſirt nichts. Den Herrn Major haben wir längſt zum Teufel gejagt. Wer wird denn ſein Kind unglücklich machen? Lieber meine ganze Jagd abſchaffen. Treten Sie nur her an den Wagen. Das arme Mädchen! Sie werden ſie kaum erkennen, ſie ſieht aus wie ein Dompfaff, der ſich mauſtert. Nun, bey Ihrem Anblick wird ſie doch einmal wieder pfeifen."

Mit dieſen Worten zog er den bebenden, faſt bewußtloſen Jüngling nach ſich

Blandine lag ohnmächtig im Wagen. Sie hatte die mahleriſchſte Stellung gewählt und richtig berechnet, theils daß ſie ſo am ſicherſten rühren, theils daß eine Ohnmacht ihr die Verlegenheit bey der erſten Zuſammenkunft erſparen würde. Philibert ſtarrte ſie an. „Da haben wirs!“ ſchrie der Vater, „da liegt ſie wie ein geſchoſſenes Huhn.“

Er bewegte ſich nach dem nächſten Graben, um mit ſeiner Reiſemütze Waſſer zu ſchöpfen und es ihr ins Geſicht zu ſprützen; als er ſich aber bückte, verlohr er das Gleichgewicht, und fiel in den Graben, ohne daß Jemand es bemerkte; denn Philibert — in dem die entzückende Vorſtellung: Blandine iſt nicht vermählt! die ſchlummernde Liebe plötzlich wieder weckte, war in den Wagen geſprungen, hatte ihre Hand ergriffen, ſeinen Arm um ſie gewunden, mit dem zärtlichſten Ton ihren Nahmen genannt, und ſie hatte für gut befunden, zu erwachen.

Schüchtern ſchlug ſie die ſchönen blauen Augen zu ihm auf, und ſie füllten ſich ſogleich mit Thränen. „Philibert!“ ſchluchzte ſie, „iſt es möglich!“ — und mit dieſem Ausruf ſchloſſen ſich fürs Erſte die ſchönen blauen Augen wieder. Sie ließ das Haupt an ſeine Bruſt ſinken und athmete ſchwer. Der Vater hatte ſich indeſſen wieder aufgerafft. „Sehen Sie, wie ich ausſehe,“ brummte er, „wie ein Hirſch, der durch den Moraſt forcirt worden iſt.“

Philibert deutete mit dem Finger auf ein nahes Wirthshaus, der Poſtillon verſtand ihn und fuhr zu. Herr von Schilff blieb verwundert auf der Landſtraße ſtehen, denn Niemand hatte daran gedacht, ihn mitzunehmen. Er wollte ſich auf Philiberts Gaul ſetzen, aber der Reitknecht litte es nicht, um den ſchönen Sattel nicht beſchmutzen zu laſſen. Er mußte ſich entſchließen, die tauſend Schritte zu Fuß zu wandern; wer ihm begegnete, gaffte ihn an und lachte.

Indeſſen hatte Philibert die ſchöne Ohnmächtige bereits aus dem Wagen gehoben und auf ein Ruhebette getragen. Hier erholte ſie ſich nach und nach, und als der Vater hereinkeuchte, fand er die Tochter mit ihrem alten Liebhaber in einem ſtummen, aber ſehr intereſſanten Geſpräch, denn Augen und Hände ruhten in einander. Die Augen fragten und antworteten, und was etwa noch räthſelhaft blieb, das erklärte ein ſanfter Händedruck. Philibert wußte indeſſen noch ſo wenig, als der Leſer, wie Alles zuſammenhing; er glaubte es aber zu wiſſen, und ihm ſchien die Erklärung überflüßig, die der unberauſchte Leſer mit Recht erwartet.

Fünfzehntes Kapitel.

Nicht bloß Philiberts unerwartete Erſcheinung war es, die kurz vor der anberaumten Hochzeit Blandinen erſchreckte; ihr ſtand noch eine härtere Prüfung bevor. Die Betrügerin wurde betrogen. Das junge betrübte Weib mit einem Kinde an der Bruſt, dem Philibert einigemal begegnete, war eine ſittſame, von dem Major in ſeiner Garniſon verführte Bürgerstochter, von guter Herkunft, guter Erziehung, um die er geworben, mit der er bereits eine feyerliche Verlobung vollzogen hatte. In dieſer Lage, wo ſie gleichſam ſchon als ſeine Gattin ſich betrachtete, wurde ſie ein Opfer ihres Vertrauens und von ihm verlaſſen. Verzweifelnd ſah ſie dem Augenblicke entgegen, der ihre Schande offenbaren würde, und hatte keine andere Hoffnung, als ihn nicht zu überleben. Nun wimmerte aber das Kind an ihrem Buſen, nun regte ſich das Mutterherz, nun wurde ihr das Leben wieder lieb. Sie erfuhr durch ein Ungefähr, daß der Treuloſe mit einem andern Mädchen ſich zu verbinden im Begriff ſtehe. Sie glaubte, wenn er nur das Kind ſähe, ſo würde die erloſchene Zärtlichkeit für die Mutter ſich wieder entzünden, wenigſtens das Vaterherz erwachen. Der Weg zu ihm war weit, ſie arm und allein, aber nichts ſchreckte ſie ab. Mit ihrem Säugling an der Bruſt beſtieg ſie den Poſtwagen, und als ſie auch den nicht mehr bezahlen konnte, ging ſie zu Fuße, und erreichte unter heftigem Herzklopfen das Haus, in welches, wenige Minuten zuvor, Blandine mit ihrem Bräutigam in großer Verwirrung ſich geflüchtet hatte.

Zitternd klopfte ſie an; mit zitternder Stimme begehrte ſie vorgelaſſen zu werden. Die ganze Familie ſaß beym Theetiſch. Der Major erblaßte, als ſie hereintrat — ſie ſchluchzte und konnte nicht reden — ſie hielt ihm das Kind hin — er taumelte vom Stuhle und ſtürzte hinaus.

Die Fremde mußte erzählen. Frau von Schilff war höchſt indignirt, wie ſie es nannte; Herr von Schilff ſagte: „Ey alle Teufel!“ und Blandine ſchwamm in Thränen. Das Bitterſte für Mutter und Tochter ſchien, daß alle Hochzeitgäſte ſchon geladen waren, und man ihnen zum Geſpötte dienen würde. Hätte die Fremde nicht ihren Verlobungsſchein und die unzweydeutigſten Briefe von dem Bräutigam aufzeigen können, man würde ſie fortgejagt und über die ganze Garniſonsgeſchichte ſich hinweggeſetzt haben. Man verſuchte ſogar, ihre Anſprüche ihr abzuhandeln; als aber die hungernde Mutter den Antrag ſtolz verwarf, da ſandte

Frau von Schilff den Herrn Gemahl hinaus, um den Major zu ſuchen, und ihn zu bitten, ſich auf der Stelle aus einem Hauſe zu entfernen, in welchem er eine ſo unwürdige Rolle geſpielt habe. Dem Herrn von Schilff kam dieſer Antrag ſehr ungelegen, denn der Major war ein guter Schütze und täglich mit ihm auf die Jagd gegangen.

„Ey, ey, Herr Sohn,“ ſagte er, als er ihn im Garten in heftiger Bewegung fand: „Sie haben einen verdammten Pudel geſchoſſen. Meine Frau meynt, es wäre aus zwiſchen uns. Da hatten wir nun auf Uebermorgen die ſchöne Hetzjagd verabredet, daraus ſoll nichts werden, meynt meine Frau; denn kurz und gut, nehmen Sie mirs nicht übel —“

„Ich verſtehe Sie ſchon,“ erwiederte der Major, der, trotz ſeines rohen Leichtſinns, durch den Anblick der blaſſen Mutter und des blühenden Kindes tief erſchüttert worden war: „Ich verlaſſe Ihr Haus, werde

„meine Pflicht erfüllen, und habe vielleicht „nicht minder Grund, als Ihre Fräulein „Tochter, mir zu der aufgelöſten Verbindung „Glück zu wünſchen; denn was ich vor einer „Stunde geſehn —“

Er hielt inne, und Herr von Schilff fragte auch nicht weiter, ſondern dachte an die verlorne Hetzjagd und an des Majors trefflichen Windhund, der nun auch ſein Haus verlaſſen mußte. Zu ſeiner großen Freude ſchenkte ihm der Major den Windhund, nahm ſeine Verlobte unter den Arm, begab ſich auf der Stelle mit ihr zum Pfarrer, ließ ſich trauen und reiſte ab. — Dieſer raſche und rechtliche Entſchluß empörte Frau von Schilff noch heftiger. Sie hatte ſich ein artiges Schauſpiel ausgeſonnen, mit dem ſie die Hochzeitgäſte zu unterhalten gedachte. Sie wollte die Fremde großmüthig beſchützen, ſie wenigſtens in Gegenwart der Gäſte mütterlich behandeln, mit Wärme ihre Rechte vertreten. So hoffte ſie der Schaderfreude einen Streich zu ſpielen, und ſich wohl gar Bewunderung zu erwerben. Den ſchönen Plan vereitelte ihr die ſchnelle Abreiſe des Majors. Die Kutſchen kamen aus der Nachbarſchaft gerollt, die Herren und Damen ſtiegen wohlgeputzt heraus, traten mit zierlichen Gratulationen hervor. Der Pfarrer erſchien im Ornat, aus ſeiner Taſche ragte ein dickes Heft, die Trauungsrede enthaltend. Man denke ſich die krampfhafte Anſtrengung der Mutter und Tochter, um eine gute Miene zu erkünſteln; man denke ſich das Flüſtern, das Bedauern und die lächelnden Naſenſpitzen der Gäſte, ſo wird man bekennen müſſen, daß dieſe bittere Stunde den betrogenen Philibert an Mutter und Tochter rächte.

Dieſe Begebenheit hatte noch eine andere ſchlimme Folge: Blandinens zweydeutigen Ruf. Ein Mädchen, das — wie Jedermann wußte — bis zum Hochzeittage mit einem unternehmenden Bräutigam im

Tempel der Erinnerung ſo oft allein geweſen war — um ein ſolches Mädchen ſich zu bewerben, fand Mancher bedenklich, und Blandine, mit allen ihren Reizen, ſah ſich verlaſſen. Das war ein freſſender Wurm an dem Herzen der eitlen Mutter, aber ſie hatte Niemanden, an dem ſie ihre Wuth auslaſſen konnte, als ihren Gemahl, den ſie, durch Vergiftung ſeines Windhundes, in die tiefſte Betrübniß verſetzte. Das glänzende Glück, welches Ottilie am Hofe gemacht hatte, miſchte noch mehr Galle in die Leiden der Stiefmutter, doch gab es ihr auch den erſten Troſt wieder.

„Hat dieſes häßliche Geſchöpf, dieſe Gänſehüterin,“ ſo dachte ſie, „in der Reſidenz Beyfall gefunden, um wie viel mehr Blandine — Blandine, meine ſchöne Tochter!“ — Sogleich bot ſie Alles auf, um dieſe in der Hauptſtadt irgendwo unterzubringen, denn ſelbſt dahin zu ziehen, das verſtatteten leider ihre Einkünfte nicht. Sie ſchrieb an Ottilien die ſüßeſten Briefe, an nahe und entfernte Verwandte die zudringlichſten, aber Alles vergebens! Ottilie konnte und wollte ihre ausſchweifenden Wünſche nicht unterſtützen, und die Uebrigen vertröſteten ſie mit leeren Hoffnungen.

Plötzlich ſtiegen ihre Quaalen auf den höchſten Gipfel, als ſie erfuhr, der Miniſter ſey zurückberufen, und der verſchmähte Philibert durch die Gunſt des Hofes auf dem Wege, eine groſe Rolle zu ſpielen. Sie wurde krank vor Aerger. Blandine verblühte vor Verdruß; und erſt, nachdem die Mutter ein Gallenfieber, die Tochter eine Nervenkrankheit überſtanden hatte, erlangten beyde wieder ſo viel Geiſteskraft, um einen neuen Plan zu ſchmieden. Blandine ſollte, als eine ſchmachtende Kranke, eine Reiſe nach der Reſidenz antreten, unter dem Vorwand, einen dortigen berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Sie ſollte, auf irgend eine Weiſe, dem alten Liebhaber ſich zu nähern ſuchen, vielleicht gelänge es ihr, von ihrer Unſchuld ihn zu überreden. Wie ſie das anſtellen wolle, das überließ die Mutter ihrer eigenen Schlauheit, ſie vertröſtend, daß es einem ſchönen Mädchen wenig Mühe koſte, zu überreden, was und wozu es wolle. Sollte jedoch wider Vermuthen dieſer Plan mißlingen, ſo flogen die Wünſche der elenden Thörin noch höher. Blandine ſollte ſich dem Fürſten in den Weg ſtellen. Seine Durchlaucht waren im ganzen Lande für einen Schönheitskenner bekannt, und es ließ ſich hoffen, was freylich eine Mutter nie hoffen ſollte.

Dem Fürſten vorgeſtellt zu werden, dazu mußte ja wohl Ottilie die Hand bieten. Und weil Frau von Schilff fühlte, daß ihre Gegenwart weder bey Philibert, noch bey der Stieftochter einen erwünſchten Eindruck machen würde, ſo beſchloß ſie großmüthig, für ihre Perſon dem Vergnügen der Reiſe zu entſagen. Hingegen wurde der Vater, an den Ottilie noch oft die kindlichſten Briefe ſchrieb, in mancher Abendſitzung umſtändlich unterrichtet, wie er ſich zu verhalten habe, und er, nachdem man ſeine Rolle ihn unzähligemal wiederholen laſſen, der ſchönen Kranken zum Begleiter mitgegeben.

Der Zufall begünſtigte gleich anfangs den wohlerſonnenen Plan. Blandine hatte noch nicht das Thor der Reſidenz erreicht, als ſie ſchon wieder an Philiberts glühendem Herzen lag, und deutlich ſah, wie heiß er ſelber wünſchte, ſie unſchuldig zu finden. Ihn zu überreden, daß ſie wider ihren Willen zu einer Verbindung mit dem Major gezwungen worden ſey, war nicht ſchwer; die Mutter hatte ihr uneingeſchränkte Vollmacht ertheilt, alle Schuld auf ſie zu wälzen; doch weit ſchwerer, das belauſchte Götterſchauſpiel im Tempel der Erinnerung wegzuleugnen.

Zwar fehlte es ihr nicht an Unverſchämtheit, um, gleich jener von ihrem Manne ertappten Frau, zu Philibert ſagen zu können: „Du liebſt mich nicht, du glaubſt deinen Augen mehr, als mir;“ allein da ſie doch befürchten mußte, keinen ſo gutmüthigen Gläubigen zu finden, als Jene fand, ſo hielt ſie für beſſer, die Begebenheit ſelbſt nicht anzufechten, ſondern ihr bloß eine andere Deutung zu geben. In den Armen eines Officiers hatte Philibert ſie erblickt — richtig — der Schein war wider ſie, aber nur der Schein; ſo verſicherte ſie mit einem klaren Blicke in das forſchende Auge des Geliebten.

Sie hatte — alſo lautete ihre Erzählung — den Bitten und Drohungen der Mutter nicht länger widerſtehen können; ſie hatte ihr Jawort geben müſſen, und in erfüllter Kindespflicht Beruhigung zu finden gehofft. Allein je näher der fürchterliche Tag rückte, an dem ſie, durch Ein verhaßtes Wort, auf ewig von dem Geliebten ihrer Seele ſich trennen ſollte, je tiefer fühlte ſie, daß es ihr unmöglich ſey, ihr Herz von ihm loszureißen; daß ſie ſich ſelbſt und den ehrlichen Major unglücklich machen würde. Dieſes

Gefühl wagte ſie der Mutter zu erklären, und wurde als eine Romanenheldin zurückgewieſen. Sie wendete ſich an ihren Vater, der aber nur die Achſeln zucken durfte. Welche Hoffnung der Rettung blieb ihr übrig? Keine andere, als dem Bräutigam ſelbſt ohne alle Zurückhaltung ſich zu entdecken, und von ſeiner Großmuth Schonung zu erflehen. Um dieß beherzt und ungeſtört zu thun, führte ſie ihn unvermerkt in den Tempel der Erinnerung, warf ſich dort zu ſeinen Füßen, ſchilderte unter tauſend Thränen die Lage ihres Herzens, foderte von ſeinem Edelmuth ihre Befreyung, und daß er, um der Mutter Zorn von ihr abzuwenden, ſelbſt, unter irgend einem Vorwande, der Verbindung mit ihr entſagen ſollte. — Der Major, ein rauher, aber edler Mann, liebte ſie wahrhaft; er wurde durch ihren Schmerz tief bewegt, hob ſie auf, verſprach Alles. Von dankbarem Entzücken überwältigt, ſank ſie in ſeine Arme, und —

in dieſem Augenblicke öffnete Philibert die Thür.

„Aber hörte ich nicht die Worte: mein „Geliebter?“

„Sie galten dir! Iſt wieder mein! ſetzte ich mit einer von Freude erſtickten Stimme hinzu. Das vernahmſt du nicht.“

„Aber dein Schrecken, als du mich gewahr wurdeſt?“

„Schrecken? — nein, freudige Ueberraſchung, welche mir die Sprache raubte.“

„Aber dein ängſtliches Hinwegeilen am „Arme des Fremden?“

„Geſchah aus Furcht. So eben hatte der Major mir Alles zugeſagt, doch dabey erklärt, ich möge verhüten, daß er nicht mit dir zuſammenträfe, er würde nicht Herr über ſich bleiben, und ſeine Großmuth könnte ihn gereuen. Darum zog ich ihn ſchnell mit mir fort, vermied deinen Blick und ſprach kein Wort zu dir. Darum ſuchte ich in dem Irrthum ihn zu beſtärken, du ſeyſt ein

Wahnſinniger. Dennoch errieth er bald, wer du ſeyſt. Ich hatte Mühe, den kränkenden Verdacht bey ihm auszulöſchen, als habe ich um deine nahe Gegenwart gewußt. Es koſtete mich noch manche Thräne, manche Bitte, um den Aufſprudelnden zu beſänftigen, und bey dem gegebenen Wort ihn feſt zu halten. Die nächſten Stunden gehörten nicht mir, ſie gehörten dir, den ich in meiner Nähe wußte, und bald ganz den Meinigen zu nennen hoffte. Alles ging nach Wunſch. Meine Mutter zürnte aber nicht auf mich. Der Major entfernte ſich ſchnell, und nun eilte ich, frey athmend, hinab in das Wäldchen, in den Tempel, auf die Straßen, ſuchte dich, rief dich, ſuchte und rief dich bis zum ſpäten Abend."

„Trauernd mußte ich endlich heimkehren, zagend begann ich am andern Morgen meine Nachforſchungen von Neuem. Hoffnungslos kam ich nach Hauſe, und mit jedem Tage wurde es mir gewiſſer, du ſeyſt für mich verloren. Als ich vollends erfuhr, du habeſt kürzlich eine Nacht in Salmbach zugebracht und mich nicht zu ſehen begehrt, ach! da rief ich voll Verzweiflung: er liebt mich nicht mehr! da ergriff mich eine tiefe Schwermuth, die meine Geſundheit zerrüttete. Oft wollte ich dir ſchreiben, aber ich durfte nicht. Gern hätte ich es heimlich gethan, allein ich wußte nicht, wohin. So wurde es täglich ſchlimmer mit mir. Ich fühlte es wohl und freute mich darüber. Geſegnet ſey die Angſt meiner Mutter, die mich endlich zwang, bey einem berühmten Arzt in der Reſidenz Hülfe zu ſuchen. Nun bedarf ich keines Arztes mehr. Ich habe dich wieder, du liebſt mich noch — die Seele wird den Körper heilen."

Sechszehntes Kapitel.

Es iſt bewundernswürdig, welche Glaubenskraft auch der entſchiedenſte Zweifler beſitzt, wenn eine geliebte Perſon zu ihm redet; wie da die dunkelſten Farben ſich erhellen, und die ſchärfſten Umriſſe von wohlbekannten Dingen ſich in Nebel verlieren. Die eigenen Augen hält man lieber für Verleumder, die eigenen Ohren für Betrüger, ehe man dem Erwünſchten ſeinen Glauben verſagt. Das iſt das Werk der immer geſchäftigen Eitelkeit, die nie geirrt haben will, und den Werth des eigenen Herzens immer ſo hoch anſchlägt, daß jeder Betrug des Geliebten ſchon darinnen als unglaublich erſcheint.

Bey Philibert hatte dieſe Eitelkeit noch einen Bundesgenoſſen, ſeine Schwärmerey. Es gab alſo doch eine Jugendliebe, die allen Stürmen widerſtand, durch kein Verhältniß geſchwächt wurde. Um dieſe ſchöne Zuverſicht zu retten, würde er Blandinen jedes Feenmährchen geglaubt haben. Kein Zweifel ſtieg in ſeiner Bruſt auf. Die ſüſſeſte Verſöhnung folgte auf die zärtliche Rechtfertigung, und trunken von den ſchönſten Hoffnungen fuhren beyde nach der Stadt.

Jeder Gedanke an Ottilien verſchwand. Nur als ſeine Freundin, als Blandinens Schweſter war ſie ihm noch werth. Allein er faßte auch insgeheim eine Art von Groll gegen ſie, denn Blandine ließ ihm nicht undeutlich merken, ihre Stiefſchweſter habe um alles gewußt; und doch hatte ſie ihm nie mit einer Sylbe verrathen, daß Blandine noch unvermählt und ihm treu geblieben ſey. Warum ſchwieg ſie? Geſchah es abſichtlich? (und es ließ ſich wohl nicht anders vermuthen) wie gehäſſig erſchien dann eine Liebe, deren Befriedigung auf Täuſchung des Geliebten berechnet war. — Dergleichen unzarte Gedanken wurden dem beſtrickten Jüngling eingehaucht.

Ottilie empfing ihren Vater mit kindlicher Freude, ihre Stiefſchweſter mit freundlicher Sanftmuth. Sie ahndete ſehr bald, was in Philiberts Herzen vorging; es betrübte ſie, noch mehr um ſeinet- als um ihretwillen, denn ſie wußte ja Blandinens Geſchichte, und warum ſie nun wieder das Netz nach ihm auswarf. Allein ſie ſchwieg, und mußte wohl in ihrer Lage ſchweigen. Sie konnte ihn nicht warnen, und wie würde er eine Warnung aus ihrem Munde gedeutet haben?

Er hatte jetzt nichts angelegentlicheres zu thun, als ſeinen Vater um eine geheime Unterredung zu bitten. In dieſer erklärte er, des Miniſters Worte reiflich erwogen zu haben; doch könne er ſich nicht verheelen, daß die Natur ihm jedes Talent verſagt habe, am Hofe ein ſogenanntes Glück zu machen. Selbſt wenn man, ohne ſeine Mitwirkung, ihn plötzlich auf die höchſte Stufe ſtellen könnte, ſo fühle er, daß, mitten in dieſem Glanze, Zufriedenheit ihm mangeln werde. Nun bat er ſeinen Vater, das einzige Glück, für welches er ſich geſchaffen glaube, das häusliche Glück, ihm zu gönnen; ihm Eins ſeiner Güter, wenn auch das kleinſte, abzutreten, damit er dort in Blandinens Armen der Liebe, der Natur und den Wiſſenſchaften leben könne.

„Du biſt ein unheilbarer Thor," ſagte der Miniſter, kehrte ihm kalt den Rücken und verſchloß ſich in ſein Kabinet. Philibert trug ihm ſeine Gründe, oder vielmehr ſeine Empfindungen, nochmals ſchriftlich vor, und wagte ſogar beſcheiden, ihn an deſſen eigene erſte Verbindung mit ſeiner Mutter zu erinnern, die auch die Liebe ihm zugeführt, und deren Beſitz ihm vielleicht die glücklichſten Tage ſeines Lebens in ländlicher Abgeſchiedenheit gewährt habe. Allein der arme Jüngling erfuhr die doppelte Kränkung einer beſtimmt verſagten Einwilligung, und einer hinzugefügten ſehr trocknen Erklärung, daß die Verbindung mit Philiberts Mutter der albernſte Streich geweſen, den er in ſeinem Leben gemacht, und daß er eben darum für ſeine Pflicht halte, eine ähnliche Unbeſonnenheit zu hindern.

Philiberts Leiden wurden durch Blandinens wohl angebrachte Seufzer fürwahr nicht gemildert. Er philoſophirte bitter über die Grenzen der väterlichen Gewalt; er hielt ſich überzeugt, daß der Miniſter ſie überſchreite, allein er konnte doch nicht über ſich gewinnen, deſſen Willen zu trotzen, und Blandine — ja Blandine ſelbſt, beſtärkte ihn in dieſer kindlichen Geſinnung. Durch ſolche, dem Scheine nach edle Ergebung feſſelte ſie ihn nur noch mehr, denn den

Grund derſelben ahndete er nicht. Den reichen, angeſehenen, nicht den armen, verſtoßenen Sohn des Miniſters wollte ſie heyrathen. Die kleine Hütte, von der er bisweilen ſchwatzte, und in der er durch ſeinen Fleiß ſie ernähren wollte, behagte ihr keinesweges. Darum heuchelte ſie jene fromme Ergebung, und prunkte mit dem Entſchluß, lieber ihren heißeſten Wünſchen zu entſagen, als einen Sohn mit ſeinem Vater zu entzweyen.

Ottilie erfuhr Alles und ſah den tiefen Schmerz des Geliebten. Sie wurde ſogar durch den in Schmerz verlarvten Grimm der Stiefſchweſter getäuſcht. Auch jammerten ſie ihres ſchwachen Vaters Klagen über das Schickſal, welches ihn zu Hauſe erwarte. Mit dem Heldenmuth der Liebe wandte ſie ſich an die Gräfin, und beſchwor ſie, ihren Einfluß auf den Miniſter geltend zu machen, um deſſen Einwilligung zu erhalten. Die Gräfin ſchüttelte gerührt den Kopf:

„Du willſt dir ſelbſt jede Hoffnung „rauben!“

„Ich hatte keine Hoffnungen, nur Wünſche, Wünſche für Philiberts Glück. Er glaubt es in den Armen meiner Schweſter zu finden; Ihre Güte für mich gewährt mir ein Mittel, es zu befördern; und ich könnte nur einen Augenblick anſtehen, dieſes Mittel zu ergreifen? Welch ein nichtswürdiges Gefühl, aus Eigennutz und Eitelkeit zuſammen geſetzt, wäre denn meine Liebe!“ — Sie wiederhohlte die rührendſten Bitten: ſie beſchwur die Gräfin, wenn ſie irgend ein Verdienſt um ihr Kind ſich erworben, ihr dieſen einzigen Lohn nicht zu verſagen. — Umſonſt! es war eine Lieblingsidee der Gräfin geworden, Ottilien mit Philibert zu verbinden. Des Widerſtandes ungewohnt, nahm ſie es dem letztern ſehr übel, daß er andre Begriffe vom Glück ſeiner Zukunft hegte, und nicht mit Entzücken ſich in ihre guten Abſichten fügte.

So ſind die Großen Alle. Wenn ſie bisweilen ſich die Mühe geben, Theil am Schickſal eines Menſchen zu nehmen, ſo muß dieſer Menſch auch nothwendig jede Veranſtaltung zu ſeinem Glücke, als die beſte, dankbar erkennen, und zur bloßen Maſchine werden, die ſich regieren läßt. Wo nicht, ſo hat er die Gunſt verſcherzt.

Die Gräfin bewunderte Ottilien, aber ſie fing an, den Jüngling ein wenig zu haſſen, der jetzt nicht mehr allein für den Werth ihrer Freundin, ſondern auch für den Werth ihrer eignen Protection blind war. Von dieſem Haſſe fiel ein Theil auf die Urheberin ſeiner Blindheit zurück. Sie konnte Blandinen nicht leiden, ehe ſie ſie noch geſehen hatte. Mit vieler Mühe erbat Ottilie die Erlaubniß, ihr die Stiefſchweſter vorzuſtellen. Es geſchah endlich und Blandinens Schönheit verminderte freylich die Abneigung der Gräfin nicht; ja in derſelben Stunde verwandelte ſich dieſe Abneigung in den herzlichſten Haß; denn der Fürſt trat unvermuthet herein, ſtutzte beym Anblick der ſchönen Fremden, hatte eine ganze Stunde lang nur Augen für Blandinen, unterhielt ſich mit ihr ſehr freundlich, lud ſie nach Hofe, und brachte durch ſein ganzes Benehmen die Favorite faſt aus aller Faſſung; zumal da Blandine ihr geheimes Entzücken über dieſen Zufall nicht verbergen konnte, den Fürſten gar nicht mit der Schüchternheit eines Landmädchens anhörte, ſondern vielmehr aus ihren Blicken eine ſchlaue Koketterie hervorleuchtete.

Von dieſem Augenblick an beſchloß die geängſtete Gräfin — ſo groß iſt die Macht der Verhältniſſe — den Miniſter, es koſte, was es wolle, zu überreden, ſeine Einwilligung zu Philiberts Vermählung mit Blandinen nicht länger zu verweigern. Noch am ſelbigen Abend ließ ſie ihn zu ſich bitten; denn ſie kannte den Fürſten, die gefährliche Fremde mußte ſchnell deſſen Augen entrückt werden. Als der Miniſter, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, die unbegreifliche Hitze ſah, mit welcher die Favorite der Sache ſich annahm; als ſie endlich gar den Preiß ihrer Freundſchaft auf ſeine Einwilligung ſetzte, ſo ergab er ſich mit guter Art darein, und verſprach, ſeinem Sohne Salmbach abzutreten, wo er dann in Gottes Nahmen ein Arcadien finden mögte.

Die argloſe Ottilie, unbekannt mit der Quelle, aus welcher die Handlung der Gräfin floß, meynte, ſie habe nur darum anfangs gezaudert und widerſtrebt, weil ſie am Gelingen gezweifelt, und die Freundin durch keine ungewiſſe Hoffnung hätte täuſchen wollen. Sie rechnete ihr jetzt dieſe Delicateſſe um ſo höher an, und dankte ihr um ſo inniger für die ſchöne Ueberraſchung. Dann faßte ſie den Muth, dem nun auf ewig für ſie verlohrenen Geliebten ſein Glück ſelbſt anzukündigen. Philibert zerfloß in Dankbarkeit. Nur Blandinens Freude ſchien ein wenig erzwungen, (wenn gleich nicht in den Augen des trunkenen Bräutigams) denn ihre Zuſammenkunft mit dem Fürſten hatte noch glänzendere Hoffnungen in ihr geweckt, und ſie dachte nun mit einigem Widerwillen daran, als Erb- Lehn- und Gerichtsfrau auf Salmbach keinen andern Hofſtaat um ſich zu ſehen, als den, welchen die Frau Paſtorin und die Frau Amtmännin bilden würden.

„Wer weiß, wie ſich noch Alles fügt,“ ſprach ſie leiſe zu ſich ſelbſt: „meine Vorſtellung bey Hofe muß entſcheiden.“

Aber dieſe Vorſtellung wußte die ſchlaue Gräfin wohl zu hindern. Sie hatte den Fürſten ſogleich davon benachrichtigt, daß Blandine Braut, und in ihren Bräutigam entſetzlich verliebt ſey; daß die Vermählung in wenigen Tagen ganz im Stillen vollzogen werde und das junge Paar wünſche, ſogleich ohne weitere Hinderniſſe abreiſen zu dürfen. Man ſah es dem Fürſten wohl an, wie unangenehm dieſe Nachricht ihn überraſchte, allein da er, ſeit der Verbannung des Kammerherrn, keinen Marinelli bey der Hand hatte, ſo blieb ihm nichts anders übrig, als Gleichgültigkeit zu erkünſteln. Die Gräfin war alſo ſicher, das ſchöne, gefährliche Mädchen in kurzem entfernt zu wiſſen. Aber faſt hätte der kluge Miniſter ihre Hoffnung vereitelt. Denn kaum hatte er ſeine ſchöne künftige Schwiegertochter geſehn, kaum die warmen Lobſprüche gehört, welche der Fürſt ihr ertheilte, als er ſogleich errieth, warum die Gräfin ſo ſehr auf Beſchleunigung dieſer Verbindung drang.

Lächelnd verweilte er bey der Ausſicht, ſeine eigene Schwiegertochter zur Favorite zu erheben. Darum wurde er jetzt auf einmal ein zärtlicher Vater, bedauerte, daß Philibert auf dem Lande ſich begraben wolle, und ſuchte ihn zu überreden, ſeinen Entſchluß zu ändern. Aber Philibert, der, gleich Ottilien, durch dieſen Sumpf von Hofesintriguen unbefleckt ging, beharrte laut bey ſeiner Ueberzeugung: er paſſe nicht für den Hof, und vergebens wandte ſelbſt Blandine eine Menge kleiner Künſte an, um ihm unvermerkt andere Gedanken einzuhauchen. Als ſie endlich ſah, er hänge zu feſt an ſeinem Ideal von Glückſeligkeit, und als die Hoffnung, ſich dem Fürſten zu nähern, mit jedem Tage geringer wurde, ergab ſie ſich in ihr Schickſal, und trat bräutlich geſchmückt vor den Altar.

Siebenzehntes Kapitel.

Auch Ottilie hatte der Vermählungsfeyer beywohnen, ihr edles Werk durch dieſes letzte Opfer krönen wollen; allein die Gräfin, den harten Kampf gewahrend, den ſie mit ihrem Herzen beſtand, hinderte ſie daran durch freundſchaftliche Gewalt, indem ſie ihr, die bereits hochzeitlich gekleidet in den Wagen ſteigen wollte, plötzlich einen Befehl des Fürſten ſandte, an dieſem Abend mit ihrem Zögling bey Hofe zu erſcheinen. Sie gehorchte ungern, obſchon ihr dadurch eine Laſt von der Bruſt gewälzt wurde, und ſie ſchwerlich, ohne die heftigſte, zerſtörendſte Anſtrengung ihrer Nerven, die Feyerlichkeit ertragen hätte. Auch von dem undankbaren Philibert, der gern vermied, an ſie zu denken, weil doch ſtets ein geheimer Vorwurf mit dieſem Gedanken ſich miſchte, wurde ſie kaum vermißt, noch weniger von der Braut.

Die entzückten Neuvermählten fuhren am andern Morgen zu ihr, um ihren Glückwunſch zu empfangen. Ein wenig blaß, ein wenig zitternd, trat Ottilie ihnen entgegen; doch was ihr Kraft für dieſe erſchütternde Scene gab, war das ſüße Gefühl, daß ſie zum Erſtenmal ohne Scheu Philibert umarmen und ihn Bruder nennen durfte. Sie that es mit herzlicher Rührung, ſie verbarg ihre Thränen nicht. „Es ſind Freudenthränen," ſagte ſie, „die Ihrem Glücke fließen." — Kaum eine Woche noch verweilte das junge Paar in der Reſidenz, dann ging die Reiſe auf wenige Tage nach Gründorf zu der hochbeglückten Mutter, die ihren Liebling endlich als eine reiche, geehrte Frau umarmte, und den Eydam mit den ſchmeichelhafteſten

Liebkoſungen überhäufte. Von ihrem vormaligen Betragen war nicht mehr die Rede, auch hatte Philibert es wirklich ſchon vergeſſen, denn er fühlte ſich ja ſo überſchwenglich glücklich! — Mit fröhlicher Wehmuth zog er in Salmbach ein, wo er nun ſeiner geliebten Frau jeden Wunſch aus den Augen ſtahl, und die wenigen Stunden, die er der Liebe entzog, der Natur und den Muſen widmete. — Auch Blandine fühlte ſich behaglich in ihrer neuen Lage. Sie hatte in den erſten beyden Jahren das ganze Haus umzukehren und geſchmackvoll einzurichten, einen Park anzulegen, ein Roſenfeſt zu ſtiften, und dergleichen. Auch war ſie ſchlau genug, dann und wann mit dem Manne, der noch immer ihren Liebhaber ſpielte, zu ſchwärmen. Sie beſtellte ganz insgeheim ein ſchönes marmornes Denkmal, ließ es auf Wolffs Grab ſetzen, und entzückte Philibert durch dieſe feine Aufmerkſamkeit für das Andenken ſeines geliebten Lehrers.

Sein häusliches Glück erreichte den höchſten Gipfel, als ſie, im erſten Jahr, ihm einen Sohn, im zweyten eine Tochter gebahr. Nur Einmal wurde es bedroht durch den Tod der Frau von Schilff, indem er befürchtete, Blandinens Heiterkeit dadurch getrübt zu ſehen. Allein aus Liebe zu dem Gemahl — ſo überredete ſie ihn — fand ſie ſich ſehr bald in dieſen Verluſt; noch ſchneller freylich ihr Vater, der gleichſam Athem ſchöpfte, und das Glück nicht gnug zu preiſen wußte, ſein etwas beſchränktes Jagdrevier durch das benachbarte Gut ſeines Schwiegerſohnes ſo anſehnlich erweitert zu ſehen.

Auch die Freundſchaft wand, doch nur für kurze Zeit, ihre Blumen in Philiberts blühenden Kranz; denn Caſimir wohnte ja nur wenige Meilen von Salmbach, und da, bey deſſen einfacher ländlicher Lebensweiſe, der Strom der großen Welt das Blümchen der Erinnerung nie zerknickt hatte, ſo fand Philibert jetzt in ihm ſein Ideal der

Jugendfreundſchaft wieder. Was in der That ihm dazu mangelte, das erſetzte Philiberts, an Selbſttäuſchungen ſo reiches und freygebiges Herz. Dieſe Freude war aber nur von kurzer Dauer. Caſimir fing an, ſeltener zu kommen, auch die Gegenbeſuche ſeines Freundes kühler aufzunehmen. Es währte Monate, ehe Philibert das bemerkte, denn er ſchob, wie gewöhnlich, alle andere, nur erdenkbare Urſachen vor, ehe er ſich entſchließen konnte, an eine abzehrende Freundſchaft zu glauben; bis er doch endlich für Caſimirs immer auffallender werdendes Zurückziehen gar keinen Grund mehr zu erſinnen wußte. Da ſetzte er ſich nieder und ſchrieb ihm einen freundlichen Brief, mit der herzlichen Bitte, ihm die Veränderung ſeines Betragens freymüthig zu enträthſeln.

„Ja das will ich,“ antwortete Caſimir, „denn es drückt mich ſchon lange auf der „Bruſt. Ich liebe Dich wie vormals, ich „werde Dich immer lieben, aber — uns tren-

„nen Verhältniſſe. Unſere Frauen ver„tragen ſich nicht. Um des Hausfriedens „willen muß ich nachgeben, und einem Um„gange entſagen, der das Glück meines Le„bens um ein Großes erhöhte.“ —

Philibert fiel aus den Wolken. Schon wieder Verhältniſſe! und welche! — die zarteſten, die der Freundſchaft am nächſten verwandten. Es war kein bloßer Vorwand, das leuchtete ihm ein. Er erinnerte ſich deutlich, daß auch Blandine ſchon oft verkleinerlich von Frau von Weichbild geſprochen, daß ſie deren Beſuch ſtets ungern empfangen, ungern erwiedert hatte. Er erinnerte ſich eines Scherzes, den Blandine übel aufgenommen hatte, als er einſt behauptete, ſie und Frau von Weichbild wären beyde zu ſchön, um jemals wahre Freundinnen zu werden. Er hatte die empfindliche Stelle in der That getroffen, denn jede dieſer Damen wollte in der ganzen Nachbarſchaft für die Erſte und Schönſte gelten; beyde waren herrſchſüchtig, beyde bewachten einander mit neidiſchen Blicken; eine Jede wurde krank oder ſchmollte, wenn der Andern ein Vorzug widerfuhr.

Aber Philibert hatte wirklich nur geſcherzt. Ihm ſchien es ſo natürlich, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, den Freund des Mannes und die Gattin des Freundes gern ſehen, auch allenfalls ihren eigenen Geſchmack dabey opfern müſſe. Er blieb auch jetzt noch weit entfernt, Blandinen die geringſte Schuld beyzumeſſen, beſeufzte nur die Sklaverey ſeines Freundes, und verfluchte alle Verhältniſſe.

Achtzehntes Kapitel.

So war nun auch das Kleeblatt zerriſſen. Ihm blieb von allen Jugendfreunden keiner, als Ludwig, den er nun ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte, und der endlich zurückkam, um alles Verlorne ihm zu erſetzen.

Ludwig hatte ganz Europa durchſtrichen, war, als ein vollendeter Virtuos, überall bewundert und gehätſchelt worden; hatte jenen leichten, zuverſichtlichen Ton angenommen, durch den man ſich in der großen Welt nach Belieben auf jeden Platz ſtellt, war ein ſchöner Mann, wußte nichts von Künſtler-Eigenſinn, unterhielt eine frohe Geſellſchaft gern durch ſeine Talente, gab oft Beweiſe eines ſogenannten guten Herzens und feſſelte, durch alle dieſe Eigenſchaften, die Menſchen ſo ſchnell an ſich, daß er, wohin er nur kam, die Seele aller Cirkel wurde. Beſonders liebten ihn die Weiber, denn ein ſchöner, kühner Jüngling, der mit ihnen ſingt, ſpielt und gelegentlich auch ſchwärmt, erobert alle Herzen.

Er hatte mit Philibert einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhalten, war von dieſem ſehr oft auf das zärtlichſte nach Salmbach eingeladen worden, beſonders dringend, nachdem ein Drittel des Kleeblatts verwelkt war. Auch zog ihn ſein eignes Herz zu Philibert, denn er hätte auf allen ſeinen Reiſen nie einen ſo liebenswürdigen Schwärmer angetroffen, und die ſtets aufgefriſchten Erinnerungen an die frohen Jugendjahre ſtrömten oft in ſeinen Briefen, wie in ſeinen Liedern aus. Dennoch würde er vielleicht noch lange nicht von der ſchönen Welt, in der er ſo fröhlich herumtaumelte, ſich haben losreißen können, wäre ihm nicht, von einer der erſten Bühnen Deutſchlands, der Auftrag geworden, eine große Oper zu komponiren. Bey dieſem Geſchäfte der Phantaſie waren die ewigen Zerſtreuungen ihm hinderlich, und er beſchloß daher, zu Philiberts großer Freude, wenigſtens ein halbes Jahr in Salmbach zuzubringen.

Er kam. Die Freunde hielten ſich feſt umarmt. Thränen des Entzückens floſſen über ihre Wangen. Sie eilten zu Wolffs Grabe, ſie erneuerten dort den ungebrochenen Schwur ewiger Freundſchaft. Philibert dankte dem Himmel, daß von Sieben wenigſtens Einer ihm übrig geblieben war, aber Einer, der ſie alle ſieben aufwog; Einer, der das ſchöne Ideal, an dem Philibert ſich ſonnte, wo möglich noch zu übertreffen ſchien.

Ein herrliches Leben begann nunmehr. Ludwig komponirte in den Morgenſtunden, und widmete ſeine übrige Zeit ganz dem Freunde. Das Kleeblatt wurde durch Blandinen wieder ausgefüllt, welche, bald durch die heiterſte Laune, bald durch die ſüßeſten Liebkoſungen ihren Gatten entzückte, der oft jubelnd ausrief: er beneide die Seligen nicht um ihr Paradies, er habe es auf Erden gefunden — ein holdes Weib — einen treuen Freund — muntere Kinder — Geſundheit — offenen Sinn für die Freuden der Natur — Wohlhabenheit, ja Ueberfluß, durch ihn der Armuth Segen — was kann der Menſch auf Erden mehr begehren? nur noch die ſeltene Gabe, das Glück der Gegenwart zu fühlen, es nicht mehr, wie der Menſchen Unart zu thun pflegt, immer nur in der Zukunft zu ſuchen. Auch dieſes Glück war ihm geworden. Er forderte nichts vom morgenden Tage, als das, was er heute beſaß.

Durch Thätigkeit in der Landwirthſchaft, durch mannichfaltige Beſchäftigungen außer dem Hauſe, wußte er den Freuden, die ihn daheim erwarteten, täglich neuen Reiz zu geben. Wenn er ſo vom Felde gegen Ab nach Hauſe ſchlenderte, und ſchon von ferne aus dem offenen Fenſter Blandinens Stimme, Ludwigs Guitarre ihm entgegen tönten; wenn an der Thür die freundlichen Kinder ihn empfingen und hüpfend zu der ſchönen Mutter führten; o dann füllten ſich oft ſeine Augen mit Thränen der wollüſtigſten Rührung! er vergaß die Reſidenz, den Fürſten, den Miniſter — Salmbach war ſeine Welt!

Nur die Furcht, ſeinen Ludwig wieder zu verlieren, trübte dann und wann eine einſame Stunde; aber auch dieſe Furcht verſchwand nach und nach, als Ludwig ſelbſt erklärte, er habe ſich noch nie ſo glücklich gefühlt; als die Oper längſt vollendet war und er noch immer kein Wort von ſeiner Abreiſe ſprach.

So führte der lachende Sommer den freundlichen Herbſt, dieſer den gemächlichen Winter herbey. Die Art der Unterhaltung wechſelte mit der Jahreszeit, und nie meldete ſich unter Schneegeſtöber die kalte Langeweile vor der ländlichen Wohnung.

Eines Abends hatte Ludwig, der den Wein liebte, Philibert verleitet, ein wenig zu zechen. Er ſchlief länger, als gewöhnlich. Beym Erwachen fand er Blandinen ſchon nicht mehr im Schlafzimmer, ſchalt auf ſeine eigne Faulheit, ſprang ſchnell aus dem Bette, warf den Schlafrock über und eilte hinaus. Aber auch im Salon, wo man das Frühſtück einzunehmen pflegte, fand er Niemand. Er durchſtreifte alle Zimmer, ſie waren leer. Er kam vor Ludwigs Thür, ſie war verſchloſſen. Er klingelte dem Kammerdiener, allein vergebens. Er rief das Kammermädchen, und erhielt keine Antwort. Endlich erſchien ein Bedienter. „Wo iſt meine Frau?" rief Philibert ihm entgegen.

„Die gnädige Frau iſt ſchon vor Tagesanbruch weggefahren."

„Weggefahren? Wohin?"

„Das weiß ich nicht. Der Kutſcher „empfing um Mitternacht den Befehl, den „vierſitzigen Reiſewagen anzuſpannen. Sie

„hat die Jungfer und den Kammerdiener mit-
„genommen, und auch den fremden Herrn.“

„Du träumſt.“

„Keineswegs. Mir befahl ſie, Ew. Gna-
„den dieſen Morgen nicht im Schlaf zu ſtö-
„ren, Sie befänden ſich nicht wohl.“

Philibert wollte noch etwas ſagen, aber ſeine Lippen zuckten ſo wunderlich, daß durch ihre Bewegung bloß die Zähne ſichtbar wurden. Die Zunge erſtarrte.

„Mein Gott,“ ſagte der Bediente,
„Ew. Gnaden werden auf einmal ſo blaß —“

Philibert winkte ihm mit der Hand, zu gehen, und wankte zurück in das Schlafzimmer, wo ihm jetzt erſt, auf Blandinens Toilette, ein offener Brief in die Augen fiel. Er ſtreckte ſeine bebende Hand darnach aus. Der Brief war von Ludwig, die Buchſtaben ſchienen ihm alle doppelt. Er las mit Mühe Folgendes:

„Mein theurer Philibert! nimmer hät-
„te ich geglaubt, daß ein Verhältniß eintre-

„ten könnte, welches mir das Recht rauben würde, mich Deinen Freund zu nennen. Bedaure mich, und vergieb mir, „wenn Du kannſt. Ich liebe Deine Frau „zum Raſendwerden, ſie liebt mich unausſprechlich. Wir haben beyde lange gegen dieſe „Leidenſchaft gekämpft, allein vergebens. „Ohne einander zu beſitzen, iſt für uns „kein Glück auf der Welt. Ich erkaufe „dieſes Glück theuer, weil es mich von Dir „trennt. Doch glaube mir, ich wäre lieber entflohen, oder hätte mir ſelbſt den „Tod gegeben, wäre ich nicht überzeugt, „daß Blandine Dich nie geliebt hat. Sie „war noch ein Kind, als ſie Dich deſſen „zum erſtenmal verſicherte. In der Folge „haben bloß Verhältniſſe ſie vermogt, durch „erkünſtelte Liebe Dich zu täuſchen. Das „iſt ihr eignes Bekenntniß. Erſpare ihr die „Verlegenheit, es ſelbſt nieder zu ſchreiben. „Du verlierſt alſo nur ein eingebildetes „Glück. Dieſer Gedanke wird — nach

„Ueberwältigung des erſten Schmerzes —
„Dir hoffentlich bald die Ruhe wieder geben,
„welche Dir mit innigem Bedauern
„wünſcht

Dein Ludwig.

„Nachſchrift: Die Equipage ſend' ich
„Dir von der erſten Station zurück.“

Neunzehntes Kapitel.

Es wäre kühn, Philiberts gänzliche Auflöſung ſchildern zu wollen. Die Bewegung jeder Muſkel war gehemmt, jeder Nerve unempfindlich. Er ſah ſtarr in die Sonne, ohne daß ihm die Augen ſchmerzten; er wühlte mit der Hand in dem Buſen, ohne zu fühlen, daß er ſich die Bruſt zerkratzte. Alle ſeine Züge waren verändert. Sein Auge fiel zufällig auf den Spiegel. „Was wollen Sie?“ rief er, denn er glaubte einen Fremden zu erblicken. Jetzt fror ihn, daß Kamin und Pelz ihn nicht zu erwärmen vermogten, jetzt wieder ſtieg ihm das ſiedende Blut zum Herzen, und um nicht zu erſticken, ſchlug er haſtig mit geballter Fauſt eine Fenſterſcheibe ein. Wie wenn ein Wirbelwind, alles Bewegliche ergreifend, zu einer Säule ſich geſtaltet, ſchnell über Fluren und Dörfer ſich fortbewegt, und Alles mit ſich hinaufreißt, daß man im furchtbaren Gemiſch, Dächer und Balken, Garben und Bäume, in der Säule vorüber wirbeln ſieht, ſo wälzten ſich in Philiberts Kopfe die Hoffnungstrümmer und die ausgeriſſenen Saaten ſeines Glückes durch einander. Das Lebensflämmchen kämpfte nur noch ſchwach gegen den innern Sturm, und hätte er nicht auf Wolffs Grabe Thränen gefunden, er würde der Gewalt unterlegen haben, die ſo plötzlich alle Wurzeln ſeines Herzens zerſchnitt.

„Ja du hatteſt Recht,“ rief er, als er endlich am dritten Tage die Sprache wieder fand: „es iſt nichts Dauerhaftes im Gemüth des Menſchen, nichts als ſeine Sklaverey in den Feſſeln der Verhältniſſe. Kei-

„ner vermag ſie abzuſchütteln. Wir reißen „heute nieder, was wir geſtern bauten, um „es morgen zu bereuen. Freundſchaft und „Liebe ſind keine himmliſchen Weſen, die, „frey von den Banden der Geſellſchaft, in „ſich und durch ſich ſelbſt beſtehen; es ſind „elende Verhältniſſe, Lichter, die nur in einem Dunſtkreis brennen, hell oder trübe, „je nachdem die Atmoſphäre es verſtattet. „Warum verlieh der Himmel mir die unſelige Gabe, ein Ideal zu erträumen? „Warum? wenn es mir ewig ein Wolkenbild bleiben mußte! — O wie viel glücklicher iſt der Hund, der, ungetäuſcht von „den Ahnungen einer Geiſterwelt, jetzt mit „dem Gefährten freundlich ſpielt, jetzt um „den Knochen ſich mit ihm beißt!“

Solche Ergüſſe ſeiner bitterſten Herzensgalle erleichterten bisweilen die umkrallte Bruſt, daß ſie zum mindeſten ſich nicht verblutete; aber alle ſeine Kraft war gelähmt; er wankte umher wie das Geſpenſt eines Ermordeten, blieb unbewegt beym Anblick ſeiner verlaſſenen Kinder, mogte ſie lieber gar nicht ſehen, fand nirgend Beſchäftigung, nirgend Zerſtreuung; verſchloß oft Tage lang Thüren und Fenſterladen, zündete eine Menge Lichter an, ging raſtlos auf und nieder, und klagte, daß es ſo dunkel ſey. Die Bedienten hielten ihn für wahnſinnig. Er war nahe dabey.

Sein Schutzengel wachte — Ottilie. Sie erfuhr durch ihren Vater, was vorgegangen war, und durch den Prediger des Orts Philiberts verzweifelten Zuſtand. Ihr Herz blutete, ihre ganze Zärtlichkeit erwachte. Oft hatte es in den letzten Jahren ihr weh gethan, von Schweſter und Bruder ſo ganz vernachläſſigt zu werden, daß — außer einem höflichen Gevatterbrief — auch nicht das kleinſte Zeichen der Liebe ihr geworden war. „Sie ſind glücklich,“ ſeufzte ſie bisweilen: „mir ſoll gnügen an dem Bewußtſeyn, dieſes Glück gegründet zu haben.“

Sie bekleidete jetzt die Stelle einer Hofdame, genoß überdieß einer anſehnlichen Penſion als Belohnung der vollbrachten weiblichen Erziehung des Fürſtenknaben; wurde geehrt um ihres Einfluſſes willen und geliebt, weil ſie ihn nie mißbrauchte, Niemandem in den Weg trat. Mancher Höfling bewarb ſich um ihre Hand, allein ſie erklärte beharrlich, daß ſie ſich nie vermählen werde. Jetzt, nachdem ſie Philiberts Umſtände, ihrer Schweſter Strafbarkeit vernommen hatte, ging ſie kaum einige Minuten mit ihrem Herzen zu Rathe, und ſchrieb dann folgenden Brief:

„Mein theurer Bruder! Erlauben Sie mir immer, Sie noch ſo zu nennen, denn ich liebe Sie ſchweſterlich, wenn gleich das Band zerriſſen worden iſt, welches mir ein Recht dazu verlieh. Wir haben lange nichts von einander gehört. Ich ſchwieg, weil Sie glücklich waren; ich rede jetzt, weil Sie unglücklich ſind. Verzeihen Sie einer Irrenden

den und laſſen mindeſtens den gerechten Zorn die armen Kinder nicht entgelten. Ach! ich höre, daß ſie zugleich vater- und mutterloſe Waiſen geworden. Die Mutter floh und der Vater meidet ihren Anblick, läßt ſie unter den Bedienten, gibt ſie jedem Eindruck Preiß, der ihre jungen Herzen ſo leicht vergiften kann. Das iſt nicht recht, mein Freund; das war nur verzeihlich im erſten Schmerz. Dieſen zu bekämpfen, wird Philibert ſich ermannen, er wird die Stimme, den Rath, die Warnung der Freundin hören; er wird fühlen, daß ein Aufenthalt in Salmbach ſeine Wunden nur täglich wieder aufreißt."

„Kommen Sie eilig hierher in die Reſidenz. Ich habe Alles vorbereitet, der Fürſt erwartet Sie. Ihr Vater wird Sie mit Geſchäften überhäufen, die größte Wohlthat, die er Ihnen jetzt erweiſen kann. Man wird Ihnen das Oberdirectorium des Armenweſens anvertrauen; Sie werden Menſchen glücklich machen, und folglich nicht ganz unglücklich ſeyn.“

„Um aber Ihren Kindern den zwiefachen Verluſt, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zu erſetzen, bin ich entſchloſſen, von der Fürſtin meinen Abſchied zu erbitten, und an demſelben Tage, an welchem Sie hier eintreffen, werde ich abreiſen, um Mutterſtelle bey den Kindern meiner Schweſter zu vertreten. Glauben Sie nicht, daß ich ein Opfer bringe. Sie kennen mich und wiſſen, daß ich an den Hof nicht tauge. Der Zufall hatte mich hierher geſchleudert. Schon längſt war es mein Wunſch und Plan, mich in die Einſamkeit zu meinem Vater zu begeben. Jetzt fühle ich, daß eine höhere Pflicht mir winkt. Setzen Sie mich in den Stand, dieſem Winke zu folgen. Kommen Sie hierher, und räumen *mir* Ihre Wohnung in Salmbach. Sind Sie aber nicht im Stande, ſich von dieſem jetzt ſo düſtern Aufenthalte zu trennen, ſo ſchicken Sie mir die Kinder, und vertrauen meiner ſchweſterlichen Freundſchaft, daß ich mit der zärtlichſten Liebe für ſie ſorgen, und mich glücklich preiſen werde, ſie nach einigen Jahren, ihres Vaters würdig, in deſſen Arme zu liefern.“

Als Philibert dieſen Brief las, ergriff ihn zum Erſtenmale wieder das wohlthätige Gefühl der Wehmuth. Er ließ ſeine Kinder rufen, umarmte ſie und weinte bitterlich. Ottiliens Großmuth rührte ihn tief. Ihr Rath zog die Vernunft aus dem düſtern Kerker, in welchem die Verzweiflung ſie gefangen hielt. Nach wenigen Tagen faßte er den Entſchluß, dem Rufe der Freundſchaft zu folgen, und mit ganz andern Anſichten, ganz andern Erwartungen wieder in die große Welt zu treten. Von allen ſchönen Träumen ſeiner Jugend hatte er ſich losgeriſſen, und ſah mit bitterm Lachen auf ſie herab, als auf ein zerbrochenes Spielwerk. Der Gedanke, Armen Vater zu werden, hatte noch einigen Reiz für ihn; nicht als hätte er gehofft, Menſchendank dabey zu gewinnen — er war nun überzeugt, daß auch der dankbarſte Arme, bey veränderten Verhältniſſen, nur einen läſtigen Mahner in dem Wohlthäter erblickt; aber er gedachte des Spruches jenes orientaliſchen Weiſen: gieb dem Hunde einen Biſſen, ſollt' er auch dich anbellen.

„Und mit welchem Rechte,“ ſo warf er ſich vor: „dürft' ich Vergeltung fodern? — Geſetzt, es gelänge mir, die Armen des ganzen Fürſtenthums zu beglücken, wem würden ſie meine Vorſorge verdanken? etwa meinem Wunſche? meinem Beſtreben, den Poſten zu erhalten, der mir jene zur Pflicht macht? Würde ich ihn geſucht, würde ich ihn angenommen haben, wenn Ludwig und Blandine noch lebten? — Alſo abermals Verhältniſſe! nur von dieſen werde ich in die Reſidenz getrieben und hingeſchoben, wo ich verdienſtlos Gutes wirken ſoll.“

Er ſchrieb Ottilien, er werde kommen. Er kam — fand ſie reiſefertig, ſah ſie, bedauert vom ganzen Hofe, mit ſanfter Heiterkeit eine glänzende Laufbahn verlaſſen, und nach einem Dörfchen abreiſen, um ſeine Kinder zu erziehen. Es wirkte tief auf ſein Herz, allein dieſe Wirkung blieb noch in des Herzens Tiefe und er ſchien ſie faſt mit Gewalt zu mäßigen, um nicht durch abgezwungene Bewunderung ſeine jetzige Geringſchätzung des ganzen Menſchengeſchlechts mildern zu müſſen. Lieber wollte er glauben, daß Ottilie wirklich einen beſondern Hang zur Einſamkeit ſpüre; daß ſie wirklich zu ihrem Vater gezogen ſeyn würde, wenn auch Philiberts Schickſal unverändert geblieben wäre; daß ſie mit den Kindern ſich nur angenehm beſchäftigen wolle, und was dergleichen mehr war, wodurch er das aufdringende Gefühl ihrer Erhabenheit zurückſchieben wollte.

Ottilie beſtärkte ihn großmüthig in ſeinem Irrwahn, um den Dank ihm zu erſparen. Sie nahm nichts mit ſich, als ihr Bewußtſeyn. Ihre ſchöne freye Seele bedurfte keines fremden Lichtes, war gleichſam in ſich ſelbſt begrenzt wie eine glückliche Inſel, die Alles hervorbringt, was ihre Einwohner bedürfen, und die kein fremdes Land beneidet, weil es mit allen Welttheilen Handel treiben muß, um ſeine Bedürfniſſe herbey zu ſchaffen. Mit dem hohen Muth der Tugend trat ſie in ihren neuen Stand; mit der Beharrlichkeit der Tugend erfüllte ſie deſſen Pflichten; indeſſen Philibert nur mit einem ſtörriſchen, zurückſtoßenden Eigenſinn der Tugend den ſeinigen oblag.

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Erſte, wofür der alte Miniſter ſorgte, nachdem ſein Sohn den ehrenvollen Poſten angetreten hatte, war eine gerichtliche Trennung von Blandinen, die jetzt mit Ludwig in der Welt herumzog, und verſchwendete, was ſie mitgenommen hatte, und dann, um Brod zu gewinnen — gleich der berufenen Madam B** — in allen Städten Deutſchlands Declamatorien gab, wo ſie ſich nicht ſchämte, ſogar bisweilen Verſe vorzutragen, die ihr eigener, gemißhandelter Gatte gedichtet hatte.

Philibert fand nach und nach zwar nicht ſeine Ruhe wieder, aber doch eine Art von erträglichem Daſeyn, gegründet auf das Vergnügen, Gutes zu ſtiften, ein Hang, der nun einmal mit ſeinem Weſen ſo innig verwebt war, daß auch ſeine eigenen menſchenfeindlichen Epigramme ihn nicht wegzuſchütteln vermogten. Er erlebte ſogar bisweilen Augenblicke, in welchen die Menſchen ihm wieder lieber wurden. Er fand eine Tochter, welche die Hand eines redlichen, wohlhabenden Fremden ausſchlug, um ihren armen alten Vater nicht zu verlaſſen, den ſie mit ihrer Hände Arbeit ernährte. Er fand einen Bruder, der für ſeinen Bruder zu Felde ging, um deſſen Weibe und Kindern den Verſorger zu erhalten. Er fand ſogar einen Freund, der ſeine Braut dem Freunde abtrat, als er vernahm, daß dieſer ſchon lange ſie im Stillen liebe.

Freylich wandte er vernünftelnd ſich ſelber ein: die Tochter würde ihren Vater doch verlaſſen haben, wenn ſie nur den Mann, der ſich um ſie bewarb, zärtlich geliebt hätte. Der Bruder würde für den Bruder *nicht* zu Felde gezogen ſeyn, wenn er zum Soldatenleben weder Luſt, noch Muth empfunden hätte; und der Freund würde eine von ihm ſelbſt *geliebte* Braut nimmer abgetreten haben. Alſo abermals *Verhältniſſe* und weiter nichts. Aber ſein Herz ließ dergleichen Grübeleyen doch ungern laut werden, und er konnte ſich ſelbſt dabey einer gewiſſen Schaam nicht erwehren, daß er fähig ſey, die ſchönſten menſchlichen Handlungen herab zu würdigen. Nur vorſichtiger, mißtrauiſcher war er geworden, folglich geſchickter zum Höfling, und eben dadurch gewann er einen nicht geſuchten Vortheil: die vermehrte Gunſt ſeines Vaters, welcher anfing, ſich zu ſchmeicheln, der Sohn könne in der That noch ein brauchbarer Hofmann werden. In dieſer Hoffnung beförderte er ihn von Stufe zu Stufe, verlangte auch, daß Philibert ſich wieder vermählen ſolle, verſteht ſich mit einem vornehm gebohrnen oder wenigſtens reichen Mädchen.

Anfangs nahm Philibert dieſen Rath leicht hin, ſagte weder Ja, noch Nein und blieb weit entfernt, ihn zu befolgen. Als aber der Vater dringender wurde, und ihm wirklich einige große Parthieen vorſchlug, bat er blos um Erlaubniß, die Gewählten zu prüfen. Eine nach der Andern gab ihm mit holden Geberden zu verſtehen, daß ſie ihn unausſprechlich liebe; daß ſie nur ſeine Perſon, ſeine Vorzüge, nicht ſeinen Rang, ſeine Reichthümer achte, und auch in Armuth und Dürftigkeit mit ihm glücklich ſeyn werde. Allein die Erſte zog ſich ſchon zurück, als er erklärte, daß er, vermählt, ſeine Lebenszeit auf dem Lande zubringen wolle: die Zweyte verließ ihn, als er die erſonnene Nachricht ihr vertraute, er ſey bey dem Fürſten in Ungnade gefallen; die Dritte entſagte ihm, weil der Geſandte eines fremden Hofes ihr die Hand bot, und ſie dadurch den Rang über die Hofdamen erwarb.

Mit einem bittern, triumphirenden Gelächter hinterbrachte Philibert ſeinem Vater den Erfolg der Prüfungen, und wurde abermals ein unverbeſſerlicher Thor geſcholten, der nie das Weſen eines Verhältniſſes begreifen lerne, und noch immer, trotz eigner Erfahrung, das Herz darein miſchen wolle. Philibert ſchwieg und beharrte auf dem Vorſatz, die vergoldeten, gemeinen Eheſtandsketten nie zu tragen.

Aber wenn ſein Herz auch der Liebe verſchloſſen blieb, ſo ſtrebte es doch mit Gewalt, ſich der Freundſchaft wiederum zu öffnen, die ein unentbehrliches Seelenbedürfniß für ihn geworden war. In ſeiner glänzenden Lage konnte es nicht fehlen, daß bald ein Schwarm von Menſchen ſich um ihn verſammelte, die ſämmtlich das ſchöne Wort im Munde führten, und ſämmtlich ſchwuren, daß ſie nur ſeiner Perſon anhingen

„Ach!“ ſeufzte er, „mögte ich doch nur Einen unter dieſem Haufen finden, dem der heilige Schwur aus reinem Herzen käme!“ — Auch hier beſchloß er zu prüfen, mit der ſtrengſten Vorſicht zu prüfen, und ſiehe da, er fand nicht Einen, ſondern Viele, bey welchen er wirklich Erſatz für ſo manchen Verluſt zu erreichen wähnte; denn immer brachte er zu jeder Prüfung den heißen Wunſch, es ſo zu finden, mit.

„Darf ich es glauben?“ ſprach er ſanft bewegt eines Abends zu ſich ſelbſt. „Hat nur meine Jugend in der Wahl geirrt? war es nur meinem reifern Alter vorbehalten, wahre Freunde zu gewinnen? warum ſollte ich länger noch dieſen tröſtenden Glauben zurückſtoßen? — etwa weil Einige derſelben meinen Einfluß oder mein Geld benutzen? Aber gibt es nicht auch mehrere darunter, die keines von beyden brauchen? keines von beyden zu brauchen begehren? die ohne den mindeſten Eigennutz mit unverkennbarer Herzlichkeit ſich zu mir drängen?“

Eingewiegt in dieſe ſchöne Zuverſicht, gab er ſich den Menſchen noch einmal hin, und begann ein neues behagliches Herzensleben, an deſſen Dauer er bald nicht mehr zweifelte. Mit manchem klugen, gefälligen, feinfühlenden Manne eng verbunden, verſchönerte er ſeine Exiſtenz noch mehr durch den Muth und Erfolg, mit welchem er oft Mißbräuche bekämpfte, und ungerechter Gewalt im Namen des Wehrloſen widerſtand, unbekümmert um die heimlichen und offenbaren Feinde, die er ſich auf ſolche Weiſe zuzog.

Plötzlich ſtarb ſein Vater. Schon einige Zeit vorher war ſeine Gönnerin, die Gräfin Sternheim, vom Hofe entfernt worden, weil ihre Reize verblüht waren. Philibert ſtand nun ganz allein. Der Fürſt behandelte ihn kühl, ſein Fall war nahe, und er ſelbſt ſah ihn voraus. „Immerhin,“

ſagte er lächelnd, „nun wird ſich's zeigen. Mir bleibt vieles, was der Fürſt mir nicht rauben kann." — Ach! er ſah ſich abermals betrogen!

Der Eine ſeiner neuen Freunde ließ ſich nicht mehr ſehen, weil er eine Geldſchuld ihm nicht bezahlen konnte; denn leider iſt das Borgen eins der wirkſamſten abkühlenden Mittel in der Freundſchaft. Ein Andrer zog ſich zurück, weil Philibert nicht mehr bey Hofe galt, und kein Plan mit ſeiner Hülfe mehr durchzuſetzen war. Ein Dritter, bisher ſehr geſchmeidig, wenn Philibert ihm gutgemeynte Wahrheiten ſagte, ertrug ſie jetzt nicht länger; denn jede Wahrheit bedarf eines fremden Anſehns, ihr eignes achtet niemand. Ein Vierter, den Philibert auszeichnete, weil er in Sachen des Geſchmacks und der Politik ſtets einerley Meynung mit ihm war, hegte, zu ſeinem Erſtaunen, ſeit kurzem andere Geſinnungen, widerſprach heftig, und vermied bald ganz ſeine Geſellſchaft.

Nur noch Einer blieb ihm übrig, ein wackerer Mann, frey von Vorurtheilen, frey von Eigennutz; „in ihm,“ ſo tröſtete ſich Philibert, „in ihm hab' ich mich nicht geirrt. Er iſt, was er ſcheint, er bleibt, was er war.“ — Ach! eben, als er dieſe Worte mit großem Nachdruck ausſprach, empfing er ein Billet von ihm, des Inhalts:

„Es ſchmerzt mich in der Seele, daß „ich Sie bitten muß, unſern Umgang vor „der Hand aufzuheben. Sie haben, durch „den unſeligen Hang, Mißbräuche anzutaſten, ſich ſo viele Feinde zugezogen, die „ſich Alle zu Ihrem Verderben verſchworen „haben. Sie zweifeln nicht, daß ich weit „entfernt bin, mich zu dieſen zu geſellen; „aber unſer freundſchaftlicher Umgang würde mich unendlichen Verlegenheiten und „Unannehmlichkeiten ausſetzen. Ich kann

„nicht gegen den Strom ſchwimmen, und
„muß mit beklemmtem Herzen abwarten,
„bis das Gewitter Ihrem Haupte vorüber
„gezogen iſt. Dann aber werde ich nach
„wie vor ſeyn und bleiben Ihr treuer
„N. N.“

Das war die bitterſte Erfahrung, die Philibert in ſeiner jüngſten Lebensepoche gemacht hatte. Alſo auch an dieſer elenden Klippe ſcheitert die Freundſchaft! das Urtheil anderer Menſchen, von dem Freunde *nicht* unterſchrieben, ſondern blos gefürchtet — das Urtheil von Menſchen, deren Jeden, *einzeln* genommen, der beſſer Unterrichtete verachtet, das aber, im *Chor* ausgeſprochen, ihn dennoch betäubt, ihn ſo weit bringt, *daß er ſeines Freundes ſich ſchämt!* — O wehe! wehe! das war unausſprechlich bitter! Die Menſchheit wurde noch einmal ſehr klein in ſeinen Augen. Er warf ſich an den Schreibtiſch, ihm zu antworten. Er vermogt' es nicht.

Da trat ſein Kammerdiener herein, ein Menſch, dem er ſehr gewogen war, weil er ſich von ihm geliebt glaubte. Jetzt bat er ſtammelnd um ſeinen Abſchied. „Warum willſt du mich verlaſſen?“

Der Menſch erzählte, daß der Sohn des neuen Miniſters ihn in ſeine Dienſte nehmen wolle, daß er ihm glänzende Ausſichten eröffnet habe, und meynte, der gnädige Herr werde ihm an ſeinem Glücke nicht hinderlich ſeyn.

„O nein! nein!“ erwiederte Philibert. „Geh, aber laß mir deinen Pudel, „ich will ihn abrichten, ich habe das Thier „gern.“ Der Kammerdiener war ſehr willig, den Pudel zurück zu laſſen, allein der Pudel ſelbſt wollte nicht, denn er hing ſehr treu an ſeinem Herrn, ſo karg ihn dieſer auch fütterte. „Bravo!“ ſagte Philibert mit einem ſchauderhaften Gelächter: „Bravo!

„nimm den Pudel mit, es iſt ein ſelte-
„nes Thier, es hat mit den Menſchen
„nichts gemein. Ich will allein bleiben,
„jedes lebende Weſen aus meiner Gegen-
„wart verbannen, die Pudel ausgenom-
„men.“

Dieſe düſtre Stimmung artete bald in die gefährlichſte Hypochondrie aus, als der Fürſt, von Philiberts Feinden verleitet, ihm nicht bloß den Abſchied gab, ſondern auch von ſeiner Verwaltung des Armenweſens, bey der ſein Herz die Rechnung geführt hatte, eine ſtrenge Rechenſchaft forderte. Philibert konnte nicht alle Ausgaben durch gehörige Belege rechtfertigen; er hatte den Armen ſeine Wohlthaten oft reichlicher, als vorgeſchrieben war, zugemeſſen; er hatte bisweilen vernachläſſigt, die fürſtliche Genehmigung darüber einzuholen, und büßte es jetzt mit ſeinem halben Vermögen.

Nicht dieſer Verluſt, ſo anſehnlich er auch war, ſondern das ſchneidende Gefühl, daß er von Allen verkannt, gehaßt, beſpöttelt werde; noch mehr, die tiefe Verachtung für die Menſchen, die ſich nagend in ſein Herz grub; die bittere Ueberzeugung, daß er nicht unter ſie tauge, verbunden mit körperlicher Zerrüttung, gebahren endlich den Entſchluß, ein Selbſtmörder zu werden.

Mehrere Wochen lang hing er einſam dieſem Gedanken nach. Er wurde bey ihm zur fixen Idee, und nun beſchäftigte er ſich ernſtlich mit den Vorbereitungen zu dieſem Schritt. Er brachte alle ſeine Geſchäfte in Ordnung und verbrannte alle ſeine Papiere.

Bey dieſer traurigen Beſchäftigung geſchah es, daß er ein verborgenes Schubfach ſeines Schreibtiſches aufzog, welches er ſeit Jahren nicht gebraucht hatte. Siehe, da ſchimmerte Ottiliens Diamant ihm in die Augen. Er erſchrak und blickte ſtarr darauf — und immer ſtarrer — bis ſich plötzlich Thränen in ſeine Augen drängten — Thränen! — O willkommene Wohlthat! — „Thränen!“ ſagte er erweicht, als er den nach dem Auge geführten Finger naß zurückzog — und ſiehe, die einzelnen Tropfen rannen milde in einen Strom zuſammen; er warf ſich nieder und weinte ſeinen Mord-Entſchluß weg. Alle ſeine verkrampften Nerven wurden plötzlich wieder frey, dehnten ſich mit ſchmerzlicher Wolluſt und ſetzten die erſtarrten Lebensgeiſter in Bewegung.

„Was wollt' ich thun!“ rief er aufſpringend, „und was hab' ich unſtät in der „weiten Welt geſucht, was neben mir „unter den Blumen lag? — eine Liebe, „die immer aus ſich ſelbſt die unerſchöpf-

„liche Nahrung geſogen — eine Freundſchaft,
„die allen Verhältniſſen trotzte.
„Nur Männer — ſo wähnt' ich — vermögen
„ihre Herzen, ihre Seelen ſo hoch
„aufzuſchwingen, und gerade die Männer
„vermögen es nicht. Des Lebens mannichfaltige
„Wickelbänder ſchnüren ſie immer
„feſter ein, je weiter ſie auf ihrer
„Bahn fortſchreiten. Das Weib allein beſitzt
„und erhält einen freyen Geiſt, den
„nur Liebe bindet. Ottilie hat es bewieſen,
„meine kühnſten Träume hat ſie erfüllt.
„Ich Elender! warum fallen ſo ſpät
„die Schuppen von meinen Augen! —
„Schon in früher Jugend wich ihre ſchöne,
„ſchüchterne Seele den körperlichen Reizen
„der Schweſter — nur Einmal erlaubte
„ſie ihrem Herzen einen leiſen Verrath, als
„ſie mich in Noth glaubte — Dieſen Edelſtein,
„ihren ganzen Reichthum, ſandte ſie
„mir — meines Vaters Kerker ſprengte

„ſie, und ſah ruhig, daß ein Heuchler
„mit ihrem Verdienſt ſich ſchmückte. —
„Tief gekränkt zog ſie ſchweigend ſich zurück,
„als, bey meiner Anwerbung für
„Otto, ein Mißverſtändniß grauſam ſie
„täuſchte — aber haſtig trat ſie wiederum
„hervor, als ſie mein Glück in den Armen
„einer Nebenbuhlerin befördern konnte —
„dann blieb ſie wieder ſtill und anſpruchslos,
„ſo lange ſie mich glücklich wußte,
„um alle Kraft der Liebe für den Augenblick
„zu ſammeln, wo das Luftſchloß zuſammenſtürzte,
„in dem ich ſo ſicher zu
„wohnen glaubte. — Fern von Hoffnungen,
„die ſie eitel nannte, verließ ſie
„die Welt, in der ſie angebetet wurde, um
„durch eine, vom Vater verſchmähte, Liebe
„deſſen Kinder zu beglücken. Wehe mir!
„daß mir ſo ſpät die Schuppen von den
„Augen fallen!“

So jammerte er die ganze Nacht. „Warum zu ſpät?“ flüſterte endlich mit dem Erſten Morgenſtrahl eine freundliche Hoffnung ihm zu: „warum zu ſpät? — „ein ſolches Herz kann auch verzei„hen.“

Neugeboren raffte er ſich auf, warf ſich in eine Poſtchaiſe und eilte nach Salmbach. Zitternd betrat er ſeine Wohnung, in welcher jetzt eine Ordnung und Reinlichkeit herrſchte, die den hier wehenden Geiſt verriethen. Aber Ottilien fand er nicht. Sie war mit den Kindern auf einen Beſuch zu ihrem Vater gefahren.

Er ſchwang ſich auf einen Gaul und ſprengte hinüber. Der Alte, hieß es, ſey auf der Jagd, das Fräulein im Birkenwäldchen. Athemlos betrat er dieſes Wäldchen, mit einem ſchmerzhaften Seufzer erblickte er den Tempel der Erinne rung. Die Thür ſtand offen. Er ſah ſchon von weitem Ottilien auf der Moosbank, ſeine beyden Kinder ihr liebkoſend und in ihren Armen ſpielend. Er nahte leiſe — er hörte die Stimme des älteſten Kindes — warum weinſt du, Mutter? — Er ſtürzte zu Ottiliens Füßen.

„Ja," rief er, „ja, meine Kinder! kniet neben mich und bittet dieſen „Engel, daß er wirklich eure Mutter ſeyn, „Euren Vater beglücken wolle!" —

Die Kinder ſchrieen bey der ſtürmiſchen Ueberraſchung und ſchmiegten ſich an Ottilien, die einer Ohnmacht nahe war. Sein Haupt lag auf ihren Knien — er ſchluchzte laut — ſein Schluchzen gab ihr die Beſinnung wieder — ihre Thränen floſſen — die Kinder weinten, ohne zu wiſſen, warum. — Als endlich die bewegten Herzen wieder einzelne Worte auf die Lippen ſandten, da waren es Worte der Liebe, ſanfte Töne des Gefühls. — Ottilie ſträubte ſich in Philiberts Armen — dann wieder ſank ſie willig an ſeine Bruſt, um den ſchönen Traum nicht zu verſcheuchen.

Noch am Altare, als der Geliebte ihr den Ring an den Finger ſteckte, den erſten Verräther ihrer Zärtlichkeit, ſchien ihr Alles ein täuſchendes Spiel der Einbildungskraft; ſie zitterte, plötzlich auf der Moosbank zu erwachen, und ſich allein zu finden.

Aber im hohen Alter ſprach Philibert zu ſeinem Sohne: „Gott gebe dir „ein Glück, wie ich es noch heute „genieße! Nimmer ſuche ächte „Freundſchaft, wahre Liebe in „der großen Welt, nimmer ſuche „ſie bey Männern! Eine Zeit „lang werden ſie von Jünglingen „nachgeäfft, bey Männern über

„kurz oder lang durch Verhält-„niſſe verdrängt. Nur in der „Bruſt des edeln Weibes fin-„deſt du ihre Freyſtatt, ihren „Thron.“

Bey Friedrich Nicolovius ſind folgende neue Bücher erſchienen.

Jubilate-Meſſe 1809.

Dion, ein Trauerſpiel in Jamben, in 5 Akten. 8. 16 gr.

Graff, C. G., Preußens Flora, oder ſyſtematiſches Verzeichniß der in Preußen wild wachſenden Pflanzen. 8. 1 Rthlr.

Klinger's, Fr. Max., ſämmtliche Werke, 1ſte Lieferung, oder 8r, 9r, 11r und 12r Band, enthaltend: die Betrachtungen, Geſchichte eines Deutſchen, Weltmann und Dichter, gr. 8. auf Velinpap.

Pränumerationspreis 13 Rthlr. 8 gr.
Ladenpreis 16 Rthlr. 16 gr.
auf Schreibpapier Pränum. Preis 6 Rthlr. 16 gr.
Ladenpreis 8 Rthlr. 8 gr.
auf Druckpapier Pränum. Preis 5 Rthlr. 8 gr.
Ladenpreis 6 Rthlr. 16 gr.

Klubb, der, oder die verwitzigen Weiber. Ein Luſtſpiel in 4 Akten, nach Goldoni. 8. 14 gr.

Können Gutsbeſitzer die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit wünſchen? 8. 5 gr.

Kotzebue, Aug. von, die Biene, 1809. 1s — 3s Heft. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. geheftet 8 Rthlr.

Kraus, Chr. Jac., vermiſchte Schriften über ſtaatswirthſchaftliche, philoſophiſche und andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Nach deſſen Tode herausgegeben von H. von Auerswald. 1r und 2r Band. Aufſätze über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände. 1r und 2r Band. 3 Rthlr. 8 gr.

la Roche Aymon, Grafen von, über den Dienſt der leichten Truppen. 8. 14 gr.

Porträt von Fr. Max. Klinger, baar 2 Rthlr. Conv. Münze.

In der Michaelis-Meſſe 1808. iſt erſchienen:

Familien-Neckereyen, die, ein Luſtſpiel in 3 Akten. Nach Goldoni bearbeitet. 8. 16 gr.

Johanna die Erſte. Ein Trauerſpiel in 5 Akten. 8. 18 gr.

Klein, E. F., Zwey Vorleſungen, gehalten in der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin. 8. 5 gr.

Kotzebue, Aug. von, die Biene, 1808. 2s, 3s und 4s Quartal. 8. geheftet. Jedes Heft 1 Rthlr. 4 gr.

Kraus, Chriſt. Jac., Staatswirthſchaft. Nach deſſen Tode herausgegeben von H. v. Auerswald. 3r und 4r Band. 8. 3 Rthlr.

Clio's

Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

I

*

Darmſtadt
bey Carl Wilhelm Leske.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Gewöhnlich denket man ſich die Muſe der Geſchichte — die Erſte der Muſen — allzuernſt; immer mit der Tuba in der rechten und einem Quartanten in der linken Hand. Aber Clio war ja auch die Erfinderin der Guitarre, und, was noch mehr iſt, ſie war verliebt. Denn als ſie einſt der Venus, wegen ihres etwas anſtößigen Umganges mit dem Adonis, Vorwürfe machte, beſtrafte die gereizte Göttin ſie durch Erweckung ſüßer Gefühle, und Clio vergaß ſich ſo ſehr, daß ſie Mutter wurde. Nach ſolchen kleinen Abentheuern in ihrem ernſten Leben, darf man es ſchen wagen, ihr ein Blumenkörbchen an den Arm zu hängen.

Der Käufer findet hier einzelne Züge aus der Geſchichte — oder Skizzen — oder intereſſante Bruchſtücke aus größern Werken, aus vergeſſenen Schriften; lauter Dinge, von welchen es mir geſchienen, daß ſie eine gewiſſe Klaſſe von vernünftigen Leſern (zu der ich freilich die bloßen Romanen-Leſer nicht zähle) wohl angenehm unterhalten könnten.

Schwarzen den 30ſten May 1810.

Kotzebue.

Inhalt.

	Seite
Geſchichte und Theorie der Sündfluth.	285
Die Einwohner der Inſel Formoſa.	291
Das Schickſal.	296
Ueber den Begriff von Zeitgeiſt.	298
Bagdad.	307
Frankreichs alte Fahnen.	316
Geſchichte der engliſchen Seemacht.	323
Die Ausbreitung des Chriſtenthums ohne Wunder (nach Gibbon.)	344
Quodlibet.	383

Clio's
Blumenkörbchen.

1.

Eine ſchändliche Bulle Pabſt Clemens des Sechsten.

Mit welchem Uebermuth die Päbſte viele Jahrhunderte hindurch die weltliche Macht mit Füßen getreten, das iſt Jedem zur Genüge bekannt, wie auch daß viele derſelben, in Laſtern ſich wälzend, der Lehren ihres großen Meiſters ſpotteten; aber was ſie ſchriftlich von ſich gaben, das pflegte doch gewöhnlich den Geiſt des Chriſtenthums zu athmen, wenigſtens mit dieſem Firniß überzogen zu ſeyn. Alle Lehren des Evangeliums und alle Moral ſchriftlich ins Geſicht zu verhöhnen, ohne ſich einmal die Mühe zu nehmen, durch irgend eine Sophiſterey die

Sache zu beſchönigen, das wagte keiner. Darum iſt die Bulle, von der hier geredet werden ſoll, in der That eine große Merkwürdigkeit. Derjenige, der ſie gab, Clemens VI., ein Franzoſe, war der Sohn eines Edelmanns aus Limoſin, und nannte ſich Peter Roger. Er wurde Mönch in einem Kloſter in Auvergne, ſtudirte zu Paris, galt für einen Gelehrten, und Petrarch, ſein Zeitgenoſſe, ſchildert ihn als einen ſehr unterrichteten Mann. Deſto ſchlimmer, daß er im Stande war, eine ſolche Bulle auszuſpeien. Hier iſt ihr Inhalt: Clemens bevollmächtigte im Jahr 1351 den Beichtvater des Königs Johann und der Königin Johanna von Frankreich, dieſe ſeine königlichen Beichtkinder von allen eingegangenen Verbindlichkeiten, Tractaten, Verſprechen u. ſ. w., ſelbſt von eidlich beſchworenen, los zu ſprechen, wenn es ihnen etwa beſchwerlich fiele, ſie zu halten. Dieſe Gnade dehnt der heilige Vater auch auf deren Nachkommen in alle Ewigkeit aus, unter der einzigen Bedingung, daß der Beichtvater ihnen in ſolchen Fällen irgend ein gutes Werk oder eine fromme Stiftung auferlegen ſolle. — (Für die Gelehrten, die etwa dies Büchlein durchblättern, füge ich hinzu, daß der Benedictiner Dom Lud'Acheri dieſe Bulle in ſeinem Spicilegium T. IV. pag. 275. in extenso aufbewahrt hat und daß die Worte im Original folgender Geſtalt lauten: Juramento per vos praestito, et per vos et eos praestando in posterum, quae vos et illi servare *commode* non possetis). Weiter konnte wohl die päbſtliche Unverſchämtheit nie getrieben werden, als durch eine Bulle, die nicht allein geradezu gegen die göttlichen Gebote läuft, ſondern auch denienigen, der es wagen würde, ſich einem ſolchen Meineid zu widerſetzen, mit der göttlichen Rache bedroht; denn alle Bullen, alſo auch dieſe, endigen mit den Worten: „Keinem ſoll es erlaubt ſeyn, unſerm hier ausgedrückten Willen es wagen zu widerſtreben (Nulli ergo hominum etc. etc.), und wenn es Einer wagen würde, ſo ſolle er den Zorn Gottes und der Apoſtel Peter und Paul zu fürchten haben.“ Wenn alſo der König Johann ſich dieſer ſchändlichen Erlaubniß hätte bedienen wollen, und der Redlichſte, Gewiſſenhafteſte unter ſeinen Räthen hätte dagegen geſprochen, ſo wäre der Zorn Gottes, durch den Statthalter Gottes ausgeſprochen, über dieſen Biedermann gekommen! — Man könnte einwenden, dieſer Schluß aller Bullen ſey nur eine Formel? Dadurch könnte ſich aber auch jener Cenſor in Padua entſchuldigen, von dem man erzählt, er habe die Erlaubniß zum Druck eines Koran mit den Worten gegeben: „Da in dieſer Handſchrift nichts gegen die katholiſche Religion befindlich iſt, u. ſ. w.“ Dieſer Cenſor wurde blos ausgelacht, Pabſt Clemens muß verabſcheuet werden. Ohnehin ſind die Fürſten bisweilen geneigt, ihre beſchwornen Tractaten nicht zu erfüllen, wenn es ihnen unbequem fällt und ſie mächtig genug ſind; nur Ehre und Religion können für einen Mächtigern bürgen; den einen dieſer

Pfeiler ſtürzt Clemens um, und durch deſſen Sturz muß auch der andere wanken: denn was nicht gegen das Gewiſſen ſtreitet, kann auch nicht ehrlos ſeyn. Es hat doch Leute gegeben, die den Pabſt vertheidigt, wenigſtens entſchuldigt haben. Er war ein Franzoſe, ſagen ſie, er reſidirte zu Avignon und befand ſich folglich in der Gewalt des Königs, der ihm wahrſcheinlich dieſe Bulle abgepreßt hat. Eine ſchlechte Entſchuldigung für eine ſchlechte Sache. Und was man hier voraus ſezte, iſt nicht einmal wahr; der König hat die ſchändliche Diſpenſation nicht ertrozt, das ließe ſich wohl beweiſen. In dem Buche, in welchem ſie ſteht, folgte auf dieſelbe ſogleich eine andere, die dem Könige und der Königin erlaubt, an Faſttagen Fleiſch zu eſſen, aber unter großen Einſchränkungen. Da ſollen, nicht Ein Arzt, ſondern Mehrere, ein Zeugniß ausſtellen, daß das ſtrenge Faſten der Geſundheit Ihrer Majeſtäten nachtheilig ſeyn würde; da ſoll der Beichtvater mit der Facultät übereinſtimmen und erklären, daß die

Diſpenſation wirklich nothwendig ſey; wären aber die Aerzte und der Beichtvater bey dieſer Unterſuchung leichtſinnig verfahren, ſo ſolle die Sünde ihr Gewiſſen, nicht das Gewiſſen des Pabſtes belaſten. (Spicilegium pag. 277.) Alſo um Eide zu brechen, war nichts weiter nöthig, als daß es dem Könige unbequem ſey, ſie zu halten, hingegen um Fleiſch zu eſſen, müſſen die ſtrengſten Bedingungen beobachtet werden, Daraus folgt doch wohl, daß der Pabſt nicht aus bloßer Gefälligkeit für den König, oder aus Zwang, ſeine Pflicht vergeſſen würde?

Der Eingang der Bulle wirſt noch ein grelleres Licht auf ſie. „Gern wollen wir Eure Wünſche befriedigen, ſagte der Pabſt, beſonders den, Euch Mittel an die Hand zu geben, wie Ihr die Gnade Gottes, den Frieden der Kirche und die ewige Seligkeit erwerben könnt,“ und hierauf folgt die Erlaubniß, meineidig zu werden, ſobald es ihm bequem ſey!!! Eine vortreffliche Manier, ſich den Frieden der Seele zu verſchaffen.

Nein, der König hat dieſe Bulle nicht erbeten, nicht ertrozt, dafür bürgt uns ſein bekannter Charakter. Er verlohr die Schlacht bey Poitiers gegen die Engländer und wurde zum Gefangenen gemacht. Der Sieger führte ihn nach England. Einige Zeit nachher wurde der Tractat von Bretigni geſchloſſen, den beide Könige beſchworen, und durch welchen Johann mehrere Provinzen und anſehnliche Länder an Eduard abtreten mußte. Welch' eine ſchöne Gelegenheit, die päbſtliche Gnade zu benutzen! Der Tractat von Bretigni enthielt die härteſten Bedingungen, welche zu erfüllen dem Könige durchaus ſehr unbequem ſeyn mußte; aber es kam ihm nicht in den Sinn, jene Bulle in Kraft zu ſetzen, die ihm ſchon zehn Jahre früher war ausgefertigt worden. Im Gegentheil, ſtatt den Tractat zu brechen, kehrte er 1362 in die Gefangenſchaft nach England zurück. Die Geſchichtſchreiber haben ſich ſehr bemüht, den Beweggrund dieſes Schrittes zu ergrübeln; er lag wahrſcheinlich in des Königs Begriffen von Redlichkeit und Treue. Er hatte, unter andern harten Bedingungen, auch ſeinen zweiten Sohn, den Herzog von Anjou, als Geiſel ausliefern müſſen; dieſer junge Prinz wurde zu Calais bewahrt, gieng auf ſein Ehrenwort frey herum, mißbrauchte dieſes Zutrauen und entfloh. Da begab ſich der edle Vater wieder in die Gewalt ſeines Feindes, zum Theil auch deswegen, weil der Tractat von Bretigni noch nicht erfüllt war und weil er ſeine Freiheit nur mit der Bedingung, ihn getreulich zu erfüllen, erhalten hatte. Er ſoll bey dieſer Gelegenheit ein ſchönes Wort geſagt haben, welches alle Fürſten in ihren Kabinetten auf die Wand ſollten ſchreiben laſſen: „Wenn Treu und Glaube aus der ganzen Welt verbannt würden, ſo müßte man ſie wenigſtens auf den Lippen der Könige wieder finden.“ (Man ſchreibt dieſen Spruch auch Carl dem Fünften zu; es iſt möglich, daß beide ihn geſagt haben, doch ſicherlich hat Johann ihn treuer befolgt als Carl.) Er ſtarb in England, drey

Monate nach ſeiner Ankunft, vielleicht mit keiner andern Gewiſſensunruhe belaſtet, als mit der, daß ſeine Kinder und Nachkommen, minder redlich als Er, die gefährliche Gabe des Pabſtes nicht verſchmähen mögten.

Von einzelnen Schwüren haben die Päbſte freilich oft entbunden, und ſelbſt die Biſchöfe thaten es zu manchen Zeiten, aber nie hatte man noch gewagt, von allen ſchon geſchworenen und noch künftig zu ſchwörenden Eiden auf ewige Zeiten auch die Nachkommen los zu ſprechen. Es wäre alſo möglich geweſen, daß dieſe Bulle, 334 Jahre ſpäter, den Widerruf des Edicts von Nantes bewirket hätte. Obgleich man, um dieſen Clemens VI. zu kennen, nichts weiter von ihm zu wiſſen braucht, als dieſe einzige Bulle, ſo mögen doch, um ſein Bild zu vollenden, noch einige Züge von ihm hier ſtehen. Ein Gelehrter wollt' er ſeyn und war er auch, ſobald er aber auf den päbſtlichen Thron gelangte, wurde er Prunkgierig, führte einen königlichen Staat, die leckerſte Tafel, beſoldete eine große Zahl von Rittern und Knappen, hielt eine Menge Pferde, auf welchen er ſelber ſich fleißig tummelte, uneingedenk der demüthigen Eſelin ſeines Meiſters; wer ihm begegnete, würde ihn nie für das Oberhaupt der Kirche gehalten haben; nur darin glich er faſt allen ſeinen Vorgängern und Nachfolgern, daß er ſich alle Mühe gab, ſeine Nepoten zu bereichern. Dieſer nämliche prunkende Fürſt ſchrieb, bey Gelegenheit eines von ihm beabſichteten Kreuzzuges, einen ſehr ſtrengen Brief an die Rhodiſer, nachmals Maltheſer-Ritter, in welchem er ihnen gerade ſeine eigenen Fehler vorrücket, nämlich ihre Leidenſchaft für ſchöne Pferde und überhaupt ihre Prachtliebe. Er fragt ſie mit großem Ernſt, ob das der Gebrauch ſey, den man von den geiſtlichen Einkünften machen dürfe? Matthias Villani hat uns, in ſeiner florentiniſchen Geſchichte, den Character dieſes Pabſtes geſchildert. Er fügt hinzu, daß er, noch als Erzbiſchoff, den Weibern ſehr ergeben war, und ſich in Krankheiten von Frauenzimmern bedienen ließ. Der alte Erzbiſchoff von Salisbury pflegte eine Anecdote zu erzählen, die hier wohl an ihrem rechten Platze ſteht; er hatte ſie aus dem eigenen Munde König Wilhelm des Dritten. Als dieſer König mit dem Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine Zuſammenkunft hatte, um über die europäiſchen Angelegenheiten zu berathſchlagen, ſeufzten beide über das wenige Vertrauen, welches man auf Tractaten ſetzen dürfe, beſonders auf die der katholiſchen Fürſten. Da meynte der Churfürſt, weil er älter ſey als der König und folglich mehr Erfahrung habe, ſo wolle er ihm eine Bemerkung mittheilen: daß es nämlich ſicherer ſey, in Unterhandlungen mit katholiſchen Fürſten ſich auf ihr bloßes *Wort* als auf ihren *Eid* zu verlaſſen: denn im erſten Falle wollten ſie bisweilen für ehrliche Leute gelten und ſcheueten ſich, es zu brechen, im leztern Falle aber fänden ſich immer Geiſtliche, welche ſie davon losſprächen.

Die gänzliche Zertrümmerung der päbſtlichen Macht iſt ſonder Zweifel eine Wohlthat unſrer Zeit. Wenn doch die Gewaltigen der Erde bedächten, daß gewiß eine Zeit kommt, wo man ihre Handlungen beurtheilen darf, und daß alsdann auch gewiß ein ehrlicher Mann auftritt, der ſie beurtheilt.

Die Memoiren des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien.

Sie wurden gefunden in dem Cabinet der verſtorbenen Fürſtin von Anhalt-Deſſau, einer gebohrnen Prinzeſſin von Oranien, Friedrich Heinrichs des Dritten Tochter, welche ſtets eine tiefe Verehrung für ihre Eltern hegte (ihre Mutter war eine Gräfin Solms), und jeden Brief, den ſie von ihnen erhielt, als ein Heiligthum aufbewahrte. Sie beſaß eine anſehnliche Sammlung ſolcher Briefe, aber leider verordnete ſie in ihrem lezten Willen, daß man das ganze

Packet ihr im Sarge unter den Kopf legen ſollte. Es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß dieſe Briefe eine Menge Anecdoten von der Geſchichte jener Zeit enthielten, und ihr Verluſt daher ſehr zu bedauren iſt. Aber wären ſie nicht noch zu retten? ſollte der aufgeklärte Fürſt von Deſſau, wenn ein Freund der Geſchichte ihn darum bäte, wohl Anſtand nehmen, dieſen Schatz aus der Gruft hervorholen zu laſſen? würde ſelbſt die Verſtorbene, wenn ſie noch lebte, in unſern Tagen etwas dagegen einwenden? ſollte ſie nicht vielleicht ſelbſt dieſe Briefe in ihrer Gruft nur deshalb ſo ſorgfältig bewahrt haben, damit man ſie zu einer Zeit wieder finden mögte, wo ihr Innhalt unbedenklich bekannt gemacht werden konnte? Die Memoiren hinterließ ſie ihrem Sohne, der den Druck derſelben erlaubte. Sie ſind zwar nicht von dem Prinzen von Oranien ſelbſt geſchrieben, (obgleich er ſehr wohl dazu im Stande war; denn er ſtudirte oft in ſeinem Cabinet und führte Cäſars Commentarien in der Urſprache ſtets bey ſich,) aber nicht allein gewiß von einem ſeiner vertrauteſten Officiere und Begleiter auf ſeinen Feldzügen, ſondern auch gewiß von ihm ſelbſt durchgeſehen und verbeſſert; folglich haben ſie einen hohen Werth. Sie beginnen mit dem Jahre 1621 und enden 1645, zwey Jahre vor dem Tode des Prinzen.

Staatsgeheimniſſe findet man da nicht. Der Prinz erzählt blos ſeine militairiſchen Expeditionen, und berührt er auch hie und da Regierungsangelegenheiten, ſo ſpricht er mit auſſerordentlicher Vorſicht davon. Zum Beiſpiel: Die glänzenden Fortſchritte ſeiner Waffen im Jahr 1632 nöthigten die Infantin Iſabelle, Statthalterin der Niederlande, Friedensvorſchläge zu thun. Der Prinz wollte die Unterhandlungen in Maſtricht betreiben, theils um den Spaniern keine Zeit zu laſſen, von der erſten Beſtürzung ſich zu erholen, theils, weil bey einem Friedensſchluß die Gegenwart einer ſiegreichen Armee die Geſandten des beſiegten Fürſten geſchmeidiger zu machen pflegt. Allein man zog das ganze Geſchäft in den Haag, weil —

wie der Geſchichtſchreiber hinzufügte — es dort gewiſſe Leute gab, „die auch eine Rolle dabey ſpielen wollten,“ alſo aus Privat-Intereſſe des Prinzen klügern Rath verwarfen. — Dieſe Zeilen, obgleich Niemand darin genannt iſt, hat der Prinz ausgeſtrichen, doch waren ſie noch lesbar. Hingegen hat er, bey einer andern Gelegenheit, wo von der Vermählung ſeines Sohnes mit der engliſchen Prinzeſſin die Rede iſt und wo der Geſchichtſchreiber von den Hinderniſſen ſpricht, welche gewiſſe Perſonen zu machen bemüht geweſen, mehrere Perioden ſo dick und ſorgfältig durchſtrichen, daß es dem Herausgeber ſeiner Memoiren unmöglich wurde, ſie zu entziffern. Jungen Kriegern ſind dieſe Memoiren vorzüglich zu empfehlen, (auch alten, wenn ſie ſie noch nicht geleſen haben). Der Herausgeber ſagt, indem er von dem Nutzen ſpricht, den man noch jezt aus den Commentarien des Julius Cäſar ſchöpft: „unſere „Waffen ſind nicht mehr dieſelben, unſere Art „zu befeſtigen iſt verſchieden, allein im Grunde

„verändert die Kriegskunſt ſich nie, und man bedarf immer der nämlichen Eigenſchaften, um ein großer General zu werden. Es gab fürwahr nur wenige, die ſo viele der erhabenſten in ſich vereinigten, als der Prinz von Oranien. Der Fürſt, der Feldherr und der ehrliche Mann trafen in ihm zuſammen, und das iſt ſelten.“ (Ja wohl ſelten!) Friedrich Heinrich hielt ſtreng auf Kriegszucht; er vermied Schlachten; er zog die Sicherheit dem eitlen Ruhme der Verwegenheit vor; unvermuthete Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, und mit allen dieſen militairiſchen Tugenden verband er eine große Beſcheidenheit

In der That iſt es ſehr merkwürdig, daß Friedrich Heinrich als Feldherr nie eine Schlacht geliefert hat, und er iſt vielleicht der einzige große Feldherr, von dem man das rühmen kann. Er wußte, daß auch bey den vortrefflichſten Maaßregeln, das Schickſal der Schlachten in der Hand des Zufalls ſteht, darum ſezte er die Macht der Republik nie ohne Noth einer

Gefahr aus. Das Glück hatte keinen, oder ſehr geringen Antheil an ſeinen Siegen; ſie waren das Werk ſeiner Klugheit, Wachſamkeit und Tapferkeit. Wie der Zufall mit Waffen und Lorbeerkronen ſpielt, mag folgendes Bruchſtück der Memoiren beweiſen: „In dem Feld„zuge von 1626 erfuhr der Graf von Berg „durch Landleute, daß der Canal, der ſich von „Calcar bis in den Rhein zieht, an einer ge„wiſſen Stelle zu durchwaten ſey. Hierauf be„ſchloß er, unſere Cavallerie auf dieſem Puncte „zu attakiren, der, wie er wußte, nicht ſon„derlich bewacht wurde, obgleich der Prinz in „Perſon dort geweſen, und dem Grafen von „Stirum befohlen hatte, jederzeit eine Com„pagnie daſelbſt zu halten; auch hatte er eine „Schanze ganz in der Nähe aufwerfen laſſen, „die mit 50 Mann beſezt war. Mit Tages „Anbruch erſchien der Graf von Berg mit ſei„ner ganzen Cavallerie und einigen Schützen „am Canal, und fand da blos 6 oder 7 Rei„ter, die, als ſie ihn anrücken ſahen, ſtatt

„Lärm zu machen oder den Grafen von Stirum zu benachrichtigen, fortſprengten. So paſſirte alſo der Graf von Berg mit 12 oder 15 Schwadronen unbemerkt den Canal, überfiel unſere Reiterey, und nahm den Grafen Stirum gefangen. Daß er aber nur 6 oder 7 Reiter auf dem wichtigen Poſten fand, rührte bloß von einem Mißverſtand her. Der Prinz hatte nämlich geſagt: man muß jederzeit (toujours) eine Schwadron Cavallerie an dieſem Orte auf die Wache ſtellen (au dit lieu en garde); und der Graf hatte verſtanden: man ſolle täglich (tous les jours) dieſen Ort der Wache (ce lieu de garde) mit einer Schwadron verſehen." (Die Schwadron war alſo auch wirklich in der Gegend, aber nur einige Mann derſelben waren auf der Wache). Hier noch ein Beiſpiel, wie der Zufall bisweilen Armeen ſchlägt. „Das ſpaniſche Heer, von dem Admiral von Caſtilien commandirt, ſtand auf einem Hügel, nahe dem Quartier des Marquis de la Force, der die Avantgarde befeh-

„ligte. Er hatte zwey Schwadronen Cavallerie
„auſſer ſeinen Verſchanzungen poſtirt, und
„ſie beordert, ſich ganz gemächlich zurück zu
„ziehn, wenn der ſcharmuzirende Feind auf ſie
„anrücke. Allein als dieſe die Spanier auf ſich
„los gehen ſahen, wurden ſie ſo beſtürzt, daß
„ſie ſich auf einige Infanterie warfen, die zu
„ihrer Unterſtützung hinter ihnen ſtand. Dieſe
„gerieth gleichfalls in Verwirrung und der
„ganze Haufe ſtürzte ſich auf die Avantgarde,
„die, von demſelben Schrecken ergriffen, ihre
„Waffen wegwarf und floh. Vergebens ſprengte
„der Prinz von Condé mit mehreren Freiwilligen
„herbey, um die Ordnung wieder herzuſtellen,
„es war unmöglich, und er ſelbſt
„mußte ſich in einer Schaluppe retten. Die
„ganze Armee gerieth dermaßen in Allarm, daß
„ſie ſich zerſtreute, ohne auch nur einen Feind
„geſehn zu haben. Fontarabien, welches
„im Begriff ſtand zu capituliren, wurde durch
„dieſen paniſchen Schrecken befreyt.“

Unter die politiſchen Bemerkungen, deren wenige ſind, gehört, was die Memoiren bey Gelegenheit der militairiſchen Zurüſtungen erwähnen, welche im Jahr 1645 im Haag vorgeſchlagen wurden. „Während man darüber
„nicht einig werden konnte, geriethen die Staaten
„von Holland in Zwiſtigkeiten mit dem Könige
„von Dänemark wegen des Sundzolles,
„und fanden für gut, gegen die Meynung Vieler
„und ſelbſt des Prinzen, der Königin von
„Schweden mit einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit
„beizuſtehen, daß alle übrigen Zurüſtungen
„darüber vergeſſen wurden. Die Staaten von
„Holland erklärten, daß, wenn die übrigen
„nicht einwilligten, der Königin von Schweden
„30 Kriegsſchiffe und 5000 Mann Fußvolk zu
„ſchicken, ſie ſich jeder andern Zurüſtung, gegen
„wen es auch ſey, widerſetzen würden.
„Der Streit wurde ſehr lebhaft und währte
„bis zum Monat April. Woraus man ſieht,
„wie bisweilen um Privat-Leidenſchaften die
„Wohlfahrt des Staats hintangeſezt wird.“

Von der Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzeſſin Maria von England erzählen die Memoiren: der Prinz ſey 15 Jahre alt geweſen, die Prinzeſſin 10 bis 11. Demohngeachtet wurde die Vermählungs-Feierlichkeit zu London vollzogen, und um 10 Uhr Abends die Prinzeſſin, in Gegenwart des ganzen Hofes, zu Bett gebracht. Der Prinz befand ſich in einem Nebenzimmer ganz ausgekleidet. Der König ſelbſt holte ihn ab und führte ihn bis an das Bett, wo er ſich zu der Prinzeſſin legte, zwey Stunden bey ihr blieb, und dann wieder zurück in ſein Zimmer geführt wurde. Dann reiſte er nach Holland ab, mit dem Verſprechen, die Prinzeſſin baldigſt nachzuholen.

Teſtamente.

Ueberreſte der alten Geſchichte, ſagt Baco von Verulam, ſind gleichſam aus dem Schiffbruch gerettete Wracke; aus Urkunden, Münzen, Geſchlechtsregiſtern u. ſ. w., die der Sündfluth der Zeit entgangen ſind, entwirft der kluge Sammler die Geſchichte. Ein Engländer, Nichols, hat einen Beitrag zu ſolchen Denkmälern geliefert, indem er alle Teſtamente der Könige und Königinnen von England und mehrerer Prinzen, von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Heinrich VII. zum Druck befördert hat. Ein glücklicher Gedanke. Der witzige Samuel Johnſon ſagt in ſeinem Abentheurer, ein guter Alterthumsforſcher müſſe darin dem tugendhaften Manne gleichen, daß er immer den Tod vor Augen habe. Wenn es ihm Vergnügen macht, in der Aſche der Todten zu wühlen, ſo genießt er dabey auch das Vorrecht, aus der Glut dieſer Aſche heilige Ueberreſte zu retten. Dahin gehören ohne Zweifel die Teſtamente. Gleich Homers Helden, die in ihren lezten Augenblicken Propheten wurden, verrathen die Großen dieſer Erde in ihrem lezten Willen die Geheimniſſe ihrer Seele, enthüllen der fernſten Nachwelt die Geſchichte ihres Lebens und die

Leidenſchaften, von welchen ſie beherrſcht wurden. — In der Vorrede ſagt der Herausgeber:

„Als der große Sobiesky, deſſen Tapferkeit Wien und ganz Deutſchland von den Türken errettete, in ſeinen lezten Stunden gebeten wurde, ein Teſtament zu machen, da lachte er dem Biſchoff ins Geſicht. Nur zu oft, ſagte er, gehorcht man den Königen nicht bey ihren Lebzeiten, wie mögen ſie ſich ſchmeicheln, daß man nach ihrem Tode ihnen gehorchen werde?" Wahlkönige hatten nicht die Macht, zu Gunſten ihrer Erben Verfügungen zu treffen, obſchon wiſſend, daß dieſe nun in den Privatſtand zurücktreten würden. Die Könige von England bedurften keines ſolchen Erinnerns; aber aus Gerechtigkeit, Reue oder Eifer, ihre Seele durch eine fromme Stiftung zu retten, waren ſie doch jederzeit bereit, die ſogenannte wichtigſte Handlung in dem Leben des Weiſen zu vollbringen. Allein ihre Macht erſtreckte ſich nicht weiter, als auf die Befugniß, ihre Schätze unter Verwandte, Geiſtliche und treue Diener zu vertheilen. Wilhelm der Eroberer vermachte Königreiche. Heinrich der Zweite gab ſein Geld Mönchen und Nonnen; einige Andere ihre Kleinodien und das Geräthe ihrer Palläſte. Der unglückliche Richard II., unter deſſen Regierung das Parlament den Königen erlaubte, Teſtamente zu machen, ſchrieb das Seinige im Geiſt des Zeitalters, und kurz vor dem Ausbruch jener Revolution, die er wenig fürchtete; indeſſen der Uſurpator ſeine Verbrechen mit großer Gewiſſensangſt beichtete. Heinrich V. drückt in ſeinem Teſtamente die ganze Unruhe eines reichen Landjunkers aus, ſeines Sohnes lezter Wille hingegen ſtiftet blos zwey Collegien. Der tapfere Prinz von Wallis läßt ſich weitläuftig über den Pomp ſeines Leichenbegängniſſes aus, ſein Bruder über ſeinen Kleidervorrath, und der reiche Cardinal von England über ſein Silberzeug. Der Graf Arundel liefert ein grelles Beiſpiel der menſchlichen Eitelkeit und die Gemahlin Eduard des Vierten das Bild einer Königin im tiefſten Elend.“ Dieſe Sammlung enthält ſehr viele merkwürdige Anecdoten und Beiträge zu der Sittengeſchichte jener Zeiten; aber ihr größter Werth beſteht darin, daß ſie treue Charactergemälde liefert und die Falten des menſchlichen Herzens entwickelt. Man gieng damals mit Verbrechen beladen zum Tode und glaubte genug zu thun, wenn man in der letzten Stunde ein halbes Dutzend Heilige anrief, und eine fromme Stiftung machte; dann überließ ein Jeder ſeine Zukunft ruhig dem Fegefeuer und den Seelenmeſſen. Der Erzbiſchoff von Canterbury übte damals ein ſeltſames Vorrecht, nämlich, Teſtamente zu beſtätigen oder zu vernichten, wenn der Erblaſſer bona notabilia beſeſſen hatte, und dieſe ſogenannten *anſehnlichen Güter* beſtanden in den Provinzen aus *fünf Pfund*, in London aus *zehn Pfund*.